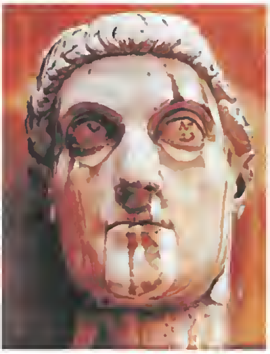
KARLHEINZ DESCHNER

Kriminalgeschichte des Christentums

BAND 1
DIE FRÜHZEIT



ro ro ro

Zu diesem Buch

«Es geht mir also um eine Geschichte der Handlungs- und Verhaltensformen der Christenheit, jenseits aller institutionellen und konfessionellen Schranken. Ich schreibe die Geschichte der unentwegten Verschränkung von sogenannter weltlicher und geistlicher Politik, samt den säkularisierten Folgen dieser Religion: die Kriminalität in der Außenpolitik, in der Agrar-, Handels- und Finanzpolitik, in der Bildungspolitik, in der Kultur, der Zensur, bei der fortgesetzten Verbreitung von Unwissenheit und Aberglauben der skrupellosen Ausnutzung der Sexualmoral, des Eherechts, des Strafrechts. Ich schreibe die Geschichte der klerikalen Kriminalität bei privater Bereicherung, beim Ämterschacher, beim frommen Betrug, im Wunder- und Reliquienkult, bei den verschiedensten Arten der Fälschungen etc., etc. Kurzum: Ich schreibe eine Geschichte des Verbrechens in der ganzen Breite des staatlichen, kirchlichen und gesellschaftlichen Lebens der Christenheit.» *Karlheinz Deschner*

Der Autor

Karlheinz Deschner, geboren 1924 in Bamberg. Im Krieg Soldat; studierte Jura, Theologie, Philosophie, Literaturwissenschaft und Geschichte. Seit 1958 veröffentlicht Deschner seine entlarvenden und provozierenden Geschichtswerke zur Religions- und Kirchenkritik. Für sein aufklärerisches Engagement und für sein literarisches Werk wurde Deschner 1988 mit dem Arno-Schmidt-Preis ausgezeichnet, im Juni 1993 mit dem Alternativen Büchnerpreis und im Juli 1993 mit dem International Humanist Award.

Weitere im Rowohlt Taschenbuch Verlag erschienene Bände der «Kriminalgeschichte des Christentums»: Band 2 «Die Spätantike» (rosach 60142), Band 3 «Die Alte Kirche» (rosach 60244), Band 4 «Frühmittelalter» (rosach 60344), Band 5 «9. und 10. Jahrhundert» (rosach 60556), Band 6 «11. und 12. Jahrhundert» (rosach 61131), Band 7 «13. und 14. Jahrhundert» (rosach 61511).

KARLHEINZ DESCHNER

Kriminalgeschichte des Christentums

Erster Band

DIE FRÜHZEIT

Von den Ursprüngen im Alten Testament
bis zum Tod des hl. Augustinus (430)

ROWOHLT TASCHENBUCH VERLAG

9. Auflage Januar 2016

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Februar 1996
Unveränderter, fotomechanischer Nachdruck
Copyright © 1986 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Umschlaggestaltung: any.way, Wiebke Jakobs
(Kopf des römischen Kaisers Konstantin I.,
genannt «der Große»,
Fragment einer Monumentalstatue
im Palazzo degli Conservatori in Rom)
Gesamtherstellung
CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 19969 1

Gewidmet besonders meinem Freund Alfred Schwarz und allen, deren selbstlosen Beistand ich, nach dem steten meiner Eltern, dankbar erfuhr:

Wilhelm Adler
Prof. Dr. Hans Albert
Lore Albert
Klaus Antes
Else Arnold
Josef Becker
Karl Beerscht
Dr. Wolfgang Beutin
Dr. Otto Bickel
Dr. Dieter Birnbacher
Dr. Eleonore Kottje-Birnbacher
Kurt Birr
Dr. Otmar Einwag
Dr. Karl Finke
Franz Fischer
Kläre Fischer-Vogel
Henry Gelhausen
Dr. Helmut Häußler
Prof. Dr. Dr. Norbert Hoerster
Prof. Dr. Walter Hofmann
Dr. Stefan Kager und Frau Lena
Hans Kalveram
Karl Kaminski und Frau
Dr. Hedwig Katzenberger
Dr. Klaus Katzenberger
Hilde und Lothar Kayser
Prof. Dr. Christof Kellmann
Dr. Hartmut Kliemt
Dr. Fritz Köble
Hans Koch
Hans Kreil
Ine und Ernst Kreuder
Eduard Küsters
Robert Mächler
Jürgen Mack
Volker Mack
Dr. Jörg Mager
Prof. Dr. H. M.
Nelly Moia
Fritz Moser
Regine Paulus
Hildegunde Rehle
M. Renard
German Rüdel
Dr. K. Rügheimer u. Frau Johanna
Heinz Ruppel und Frau Renate
Martha Sachse
Hedwig und Willy Schaaf
Friedrich Scheibe
Else und Sepp Schmidt
Dr. Werner Schmitz
Norbert Schneider
Dr. Gustav Seehuber
Dr. Michael Stahl-Baumeister
Prof. Dr. Dr. Wolfgang Stegmüller
Almut und Walter Stumpf
Artur Uecker
Dr. Bernd Umlauf
Helmut Weiland
Klaus Wessely
Richard Wild
Lothar Willius
Dr. Elsbeth Wolffheim
Prof. Dr. Hans Wolffheim
Franz Zitzlsperger
Dr. Ludwig Zollitsch

INHALT

EINLEITUNG ZUM GESAMTWERK: Über den Themenkreis, die Methode, das Objektivitätsproblem und die Problematik aller Geschichtsschreibung 11

1. KAPITEL: Der Auftakt im Alten Testament 71

Israel 72 · Die Landnahme und der «liebe Gott» 73 · Todesstrafe und «Heiliger Krieg» 78 · Die Greuel Davids und der modernen Bibelübersetzer 85 Juda, Israel und «der Schrecken des HERRN» 89 · Klerikale Reaktion und beginnende Priesterherrschaft 96 · Viel Geld für «Gott» – «hl. Geld» 100 · Das makkabäische Sakralkriegertum 104 · Der Jüdische Krieg (66–70 n. Chr.) 112 «Gottes Endkrieg» unter Bar Kochba (131–136) 115

2. KAPITEL: Der zweitausendjährige Kampf gegen die Juden wird eröffnet 117

Duldung der jüdischen Religion durch den heidnischen Staat 119 · Interpretatio Christiana 121 · Die Judenfeindschaft des Neuen Testaments 124 · Kirchlicher Antijudaismus vom 2. bis ins 4. Jahrhundert 126 · Kirchenlehrer und Antisemit Ephräm 131 · Kirchenlehrer und Antisemit Johannes Chrysostomos 133 · Die hl. Judenfeinde Hieronymus und Hilarius von Poitiers 137 Antijüdische Lügen der Kirche und ihr Einfluß auf das staatliche Recht 139

3. KAPITEL: Die Verteufelung von Christen durch Christen beginnt 143

Am Anfang des Christentums stand keine «Rechtgläubigkeit» 144 · «Verketzerung» im Neuen Testament 147 · Mißachtung von Eltern, Kindern, «falschen Märtyrern» um Gottes willen 152 · Das hohe Lied der Liebe und die «Bestien» des 2. Jahrhunderts (Ignatius, Irenäus, Clemens Alexandrinus) 155 Die «Tiere in Menschengestalt» des 3. Jahrhunderts (Tertullian, Hippolyt, Cyprian) 159 · Der «Gott des Friedens» und die «Söhne des Teufels» im 4. Jahrhundert (Pachomius, Epiphanius, Basilius, Euseb, Johannes Chrysostomos, Ephräm, Hilarius) 163 · Der hl. Hieronymus und sein «Schlachtvieh für die Hölle» 169

4. Kapitel: Der Angriff auf das Heidentum erfolgt 183

Die antiheidnische Thematik im frühen Christentum 186 · Kompromisse und Heidenhaß im Neuen Testament 191 · Die Diffamierung des Kosmos, der heidnischen Religion und Kultur (Aristides, Athenagoras, Tatian, Tertullian, Clemens u. a.) 192 · Die Christenverfolgungen im Spiegel kirchlicher Geschichtsschreibung 199 · Die heidnischen Kaiser – retrospektiv 203 · Celsus und Porphyrios – die ersten bedeutenden Gegner des Christentums 207

5. Kapitel: Der hl. Konstantin, der erste christliche Kaiser. «Signatur von siebzehn Jahrhunderten Kirchengeschichte» 213

Die edlen Ahnen und der Schrecken am Rhein 214 · Krieg gegen Maxentius 218 Erste Privilegierung des christlichen Klerus 224 · Krieg gegen Maximinus Daia 225 · Krieg gegen Licinius 230 · Wachsende Begünstigung des katholischen Klerus 235 · Konstantin als Heiland, Erlöser und Stellvertreter Gottes 241 · Von der Kirche der Pazifisten zur Kirche der Feldpfaffen 247 · Ein christliches Familienleben und die Verschärfung des Strafrechts 263 · Konstantins Kampf gegen Juden, «Ketzer», Heiden 272

6. Kapitel: Persien, Armenien und das Christentum 287

Der hl. Gregor vernichtet das armenische Heidentum und begründet ein vererbbares Patriarchat 290 · Der erste christliche Staat der Welt – Krieg über Krieg «für Christus» 292 · Konstantinische Offensivpläne und Kirchenvater Afrahats «Unterweisungen von den Kriegen» 296

7. Kapitel: Konstantins christliche Söhne und ihre Nachfolger 305

Etablierung der ersten christlichen Dynastie durch Verwandtenmassaker 306 Erste Kriege zwischen frommen Christen 308 · Christlicher Regierungsstil des Konstantius 311 · Ein Kirchenvater predigt Raub und Mord 316 · Erste Tempelstürme, Folter und Justizterror unter Konstantius 319 · Abschlachtungen unter dem rechtgläubigen Gallus 324 · Heidnische Reaktion unter Julian 325 · Christliche Schauermärchen 334 · Jovian, Valentinian I. und Valens 340 · Ströme von Blut unter dem Katholiken Valentinian I. 342 Furcht und Zittern unter dem Arianer Valens 347

8. Kapitel: Kirchenlehrer Athanasius (ca. 295–373) 351

Das komplizierte Wesen Gottes und die Domäne der Finsternis 352 · Nicht Kampf um den Glauben: um die Macht, um Alexandrien 357 · Das Konzil von Nicaea und das «Konstantinische» Glaubensbekenntnis 362 · Charakter

und Taktik eines Kirchenlehrers 366 · Weitere Diffamierungen durch Athanasius, Fälschungen und der Tod des Arius 370 · «Schlachtfeld» Alexandrien unter den Patriarchen Athanasius und Gregorios 376 · Antiochien und das meletianische Schisma 379 · Bürgerkriegsähnliche Zustände in Konstantinopel und Kriegsdrohung aus dem katholischen Westen 382 · Rückkehr des Athanasius (346), neue Flucht (356) und sechsjähriger Unterschlupf bei einer zwanzigjährigen Schönheit 385 · Die Synoden von Arles, Mailand, Rimini, Seleukia und das tragikomische Schauspiel der Bischöfe Lucifer von Cagliari und Liberius von Rom 388 · Gewissenlose Konzilsväter und Patriarch Georg, ein arianischer «Wolf», Monopolherr und Märtyrer 393

9. KAPITEL: Kirchenlehrer Ambrosius (um 333 oder 339–397) 399

Ambrosianische Politik – Vorbild für die Kirche bis heute 400 · Der hl. Ambrosius treibt zur Vernichtung der Goten – und erlebt «den Untergang der Welt . . .» 405 · Kaiser Theodosius «der Große»: Kampf für den Katholizismus und «Blut vergießen wie Wasser» 415 · Die Bekämpfung des Heidentums durch Ambrosius 421 · Ambrosius vernichtet das arianische Christentum des Westens 425 · Funde eines Kirchenlehrers oder «l'elemento soprannaturale» 431 · Das Kesseltreiben gegen Priscillian – die ersten Hinrichtungen von Christen durch Christen 435 · Kirchenlehrer Ambrosius: ein fanatischer Judenfeind. Erstes Niederbrennen von Synagogen mit Billigung und auf Befehl christlicher Bischöfe 438 · Eine zwielichtige diplomatische Mission des Ambrosius und ein Krieg zwischen katholischen Herrschern 442 · Zwei Massaker eines «notorisch christlichen» Kaisers und die Verklärung des Blutbads durch Augustin 445 · Theodosius «des Großen» Kampf gegen die «Ketzer» 449 · Mit Gesetzgebung und Krieg gegen das Heidentum 453

10. KAPITEL: Kirchenlehrer Augustinus (354–430) 461

«Genie auf allen Gebieten der christlichen Lehre» und Kampf «bis zum letzten Augenblick» 464 · Augustins Feldzug gegen die Donatisten 469 · Die Niederringung des Pelagius 492 · Augustins Angriff auf das Heidentum 503 Der Bischof von Hippo und die Juden 511 · Augustinus sanktioniert den «gerechten Krieg», den «heiligen Krieg» und gewisse Angriffskriege 514

NACHBEMERKUNG 531

Über den Autor 535

Die Anmerkungen, Literaturhinweise und Register wird der Leser am Ende des zweiten Bandes finden, der die Darstellung der Antike abschließt.

EINLEITUNG ZUM GESAMTWERK

ÜBER DEN THEMENKREIS, DIE METHODE, DAS OBJEKTIVITÄTSPROBLEM UND DIE PROBLEMATIK ALLER GESCHICHTSSCHREIBUNG

«Wer Weltgeschichte nicht als Kriminalgeschichte schreibt, ist ihr Komplize.» K. D.[1]

«Ich *verurteile* das Christentum, ich erhebe gegen die christliche Kirche die furchtbarste aller Anklagen, die je ein Ankläger in den Mund genommen hat. Sie ist mir die höchste aller denkbaren Korruptionen . . . sie hat aus jedem Wert einen Unwert, aus jeder Wahrheit eine Lüge, aus jeder Rechtschaffenheit eine Seelen-Niedertracht gemacht . . . Ich heiße das Christentum den *einen* großen Fluch, die *eine* große innerlichste Verdorbenheit, den *einen* großen Instinkt der Rache, dem kein Mittel giftig, heimlich, unterirdisch, *klein* genug ist – ich heiße es den *einen* unsterblichen Schandfleck der Menschheit . . .» Friedrich Nietzsche[2]

«Im Namen des Herrn sengen, im Namen des Herrn brennen, morden und dem Teufel übergeben, alles im Namen des Herrn.» Georg Chrisroph Lichtenberg[3]

«Den Historikern sind die Kriege wie heilig, diese brechen, heilsame oder unvermeidliche Gewitter, aus der Sphäre des Übernatürlichen in den selbstverständlichen und erklärten Lauf der Welt ein. Ich hasse den Respekt der Historiker vor irgendwas, bloß weil es geschehen ist, ihre gefälschten, nachträglichen Maßstäbe, ihre Ohnmacht, die vor jeder Form von Macht auf dem Bauche liegt.» Elias Canetti[4]

Die hochgestellten Ziffern verweisen auf die Anmerkungen am Ende des zweiten Bandes, der die Darstellung der Antike abschließt. K.D.

Ich sage zunächst, was der Leser nicht erwarten kann.

Wie in allen meinen Kritiken des Christentums, fehlt hier vieles, was zwar *auch* zu dessen Geschichte gehört, aber nicht zur Verbrechensgeschichte des Christentums, die der Titel verspricht. Was *auch* dazu gehört, füllt Millionen Schriften in Bibliotheken, Archiven, Buchhandlungen, Akademien, auf den Dachböden der Pfarrhäuser, und jeder kann da lesen, solang sein Leben ausreicht, seine Geduld und sein Glaube.

Nein, mich reizt es nicht, etwa über die Menschheit als «brennbare Masse» für Christus zu sprechen (Dieringer) oder über die «Heizkraft» des Katholizismus (v. Balthasar) – außer bei Gelegenheit der Inquisition. Ebensowenig treibt's mich, die Gemütlichkeit zu rühmen, die in «den katholischen Ländern herrschte ... bis in die jüngste Gegenwart» oder die «Offenbarungswahrheiten mit dem größten Fröhlichkeitscharakter», mag sie Katholik Rost auch zum «Wesen des Katholizismus» zählen.

Ich kann mich auch nicht entschließen, den «gregorianischen Choral» herauszustellen, «Landschaften mit Wegkreuzen» oder «die barocke Dorfkirche», die Walter Dirks so liebte. Noch weniger lockt es mich, den annus ecclesiasticus zu würdigen – zum Beispiel den «Weißen Sonntag», trotz des napoleonischen Diktums, natürlich kurz vor dem Tod geäußert: «Der schönste und glücklichste Tag meines Lebens war der Tag meiner ersten heiligen Kommunion» (mit «Imprimatur»). Oder soll ich sagen, daß das vierte Konzil von Toledo (633) das Singen des Alleluja nicht nur für die Karwoche, sondern für die ganze Fastenzeit verbot? Daß es befahl, die trinitarische Doxologie am Ende der Psalmen

müsse «Gloria et honor patri» lauten und nicht bloß «Gloria patri»?[5]

Und auch über gloria et honor ecclesiae wird wenig verlauten, nichts über vermeintliche oder, ausnahmsweise, wirklich positive Folgen des Christentums. Ich beantworte nicht die Frage: Wozu ist das Christentum gut? – den Titel gibt es schon. Es gibt Tausende, Hunderttausende, die diese Religion verteidigen, bejubeln, Bücher, in denen man mit der – bei allen «Flecken», «Fehlern», «Schwächen», bei aller «menschlichen Unzulänglichkeit» – ach, so ehrwürdigen, ruhmreichen Vergangenheit, dem so «lichtvollen Gang der Kirche durch die Zeiten» protzt (Andresen), mit «*der* Kirche» auch, wie hier, im folgenden Zitat und meist, ist sie doch «*Eine*», «der fortlebende Christus» und «*heilig*», denn «ihr Wesen ist Heiligkeit, ihr Zweck ist die Heiligung» (Benediktiner von Rudloff); während alle anderen, voran die «Ketzer», immer im Unrecht stecken, unsittlich, verbrecherisch, total korrupt sind, zugrunde gehen, bereits gegangen sind, oder die, erkennen ihnen «fortgeschrittene», doch Licht und Schatten noch immer vorteilhaft verteilende Kirchenhistoriker eine gewisse Verdienstlichkeit zu, eben auch den ewigen Heilsprozeß und -progreß mitgefördert haben.[6]

Es versteht sich von selbst, daß all das Bedauerliche dabei – Glaubenskampf, Verfolgung, Pest, Krieg, Hungersnot – gottgewollt ist, unerforschlich oft, gewiß, doch nur allzu berechtigt, voller Sinn und Heilskraft wieder, aber voller Heimzahlung auch: «Die Rache dafür, daß die katholische Kirche, daß das Papsttum bekämpft, anstatt als Führungsprinzip anerkannt wurde» (Rost).[7]

Ist es bei dem gigantischen Übergewicht all der verdummenden, täuschenden, lügenden Glorifikationen nicht notwendig, auch das Gegenteil zu zeigen, zu lesen? Zumal dafür so viel mehr spricht? Ist eine negative Christentumsgeschichte nicht geradezu das Desiderat, nach dem alle Lobhudeleien schreien oder doch schreien machen sollten? Zumindest jeden, der auch die schlimme Seite sehen will, die eigentliche Seite der Sache?

Der Grundsatz «audiatur et altera pars» gehört in eine Anklage

kaum. Dennoch erscheinen Preisredner häufig – zugegeben, meist kurz, sarkastisch, wie ich überhaupt ihr Studium hier, in Hunderten von Diskussionen und sooft es möglich ist, ausdrücklich empfehle, gar nicht genug empfehlen kann: vorausgesetzt man vergleicht sie wenigstens mit einigen fundierten Gegenschriften.

Den Leser erwartet eine «Kriminalgeschichte des *Christentums*», also nicht nur eine *Kirchen*geschichte. (Die Unterscheidung von Kirche und Christentum ist relativ jung, allgemein bekannt sogar erst seit der Aufklärung, und gewöhnlich mit einer Abwertung der Kirche als überholter Glaubensvermittlerin verbunden.) Gewiß ist dieses Unternehmen in weiten Teilen Kirchengeschichte, eine Darstellung von institutionellen Kirchentümern, Kirchenvätern, Kirchenführern, von rein kirchlichen Machtambitionen und Gewaltunternehmen, rein kirchlicher Ausbeutung, rein kirchlichem Betrug, rein kirchlicher Verdummung.

Gewiß werden die sogenannten christlichen Großkirchen eingehend betrachtet, besonders das Papsttum, «das künstlichste aller Gebäude», das Schiller «nur durch eine fortgesetzte Verleugnung der Wahrheit erhalten» sieht, das Goethe «Babel» und «Babylon» schimpft, «Mutter so vieles Betrugs und Irrtums». Doch noch die außerkirchlichen Formen des Christentums werden ausführlich einbezogen, die Häresiarchen neben den Häresiologen, die Sekten, Sonderbünde, und alle gemessen nicht nur an den generellen Begriffen des Kriminellen, Humanen, sondern auch an den zentralen ethischen Gedanken der Synoptiker, am christlichen Selbstverständnis als Religion der Frohen Botschaft, der Liebe, des Friedens, als «Heilsgeschichte» auch; ein freilich erst im 19. Jahrhundert entstandener, im 20. von evangelischen Theologen wie Barth und Bultmann bekämpfter, inzwischen aber selbst von Protestanten gern gebrauchter Begriff, der den Zeitraum von der «Erschaffung» der Welt (oder der ersten «Ankunft Christi») bis zum «Jüngsten Gericht» umschließt – «alles Sichereignen von Heil (und Unheil)»: Darlapp[8].

Gemessen wird das Christentum aber auch an den mißachteten Forderungen der späteren Kirche, wie Verbot des Kriegsdienstes zunächst für alle Christen, dann für den Klerus, Verbot der

Simonie, des Zinses, des Wuchers und anderer Dinge mehr. «Das Christentum ist die Frohbotschaft der Freude», schrieb der hl. Franz von Sales, «und wenn es keine Freude bringt, ist es kein Christentum.» Und für Papst Leo XIII. «wird auch das übernatürliche Prinzip der Kirche daran erkennbar, daß man sieht, was durch sie geschieht und getan wird»[9].

Nun besteht bekanntlich ein schreiender Widerspruch zwischen dem Leben der Christen und ihrer Lehre, ein Widerspruch, den man seit je durch den ewigen Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit zu entschärfen, zu bagatellisieren sucht – vergeblich. Verdammt doch keiner das Christentum, weil es seine Ideale nicht ganz, nicht halb oder noch weniger realisiert. Aber es faßt, so sagte ich 1969 in einer Rede, die mich vor den Richter brachte, «den Begriff des Menschlichen und selbst des Allzumenschlichen doch etwas weit, wenn man von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Jahrtausend zu Jahrtausend genau das Gegenteil realisiert, kurz, wenn man durch seine ganze Geschichte als Inbegriff und leibhaftige Verkörperung und absoluter Gipfel welthistorischen Verbrechertums ausgewiesen ist»[10].

Darum also geht es. Man verfehlt das Ideal nicht nur partiell, nur gradweise, nein, man schlägt ihm sozusagen ständig ins Gesicht und spielt sich zugleich mit aller Prätention als Verfechter seines Ideals auf, ja, als erste Moralinstanz der Welt. Der Erkenntnis solcher Heuchelei, Ausdruck nicht «menschlicher Schwäche», sondern geistlicher Niedertracht ohnegleichen, entsprang diese Kriminalgeschichte: *Gott geht in den Schuhen des Teufels* (s. Nachbemerkung).

Dabei ist meine Arbeit aber nicht nur Kirchengeschichte, sondern eben, wie der Titel sagt, eine Historie des *Christentums*, eine Geschichte christlicher Dynastien, christlicher Fürsten, christlicher Kriege und Scheußlichkeiten, eine Geschichte jenseits aller institutionellen oder konfessionellen Schranken, eine Geschichte vieler Handlungs- und Verhaltensformen der Christenheit, einschließlich der säkularisierten Folgen, die sich, gelöst vom Ausgangspunkt, innerhalb der Kultur, Wirtschaft, Politik, in der ganzen Breite des gesellschaftlichen Lebens, entwickelt haben.

Sind doch die christlichen Kirchengeschichtler selbst darin einig, ihre Disziplin umspanne «den weitestmöglichen Radius christlicher Lebensäußerungen» (K. Bornkamm), integriere alle «nur denkbaren Dimensionen geschichtlicher Wirklichkeit» (Ebeling), sogar «mit allen Veränderungen inhaltlicher, sachlicher Art» (Rendtorff).[11]

Die Geschichtsschreibung unterscheidet zwar zwischen sogenannter Profangeschichte (ein von Theologen wie Historikern gebrauchter Begriff: der Gegensatz zu Heil, zu heilig) und Kirchengeschichte, freilich erst seit dem 16. Jahrhundert eine eigene Disziplin. Doch wie sehr sich beide – nicht zufällig! – auch auseinanderschrieben, tatsächlich ist Kirchengeschichte nichts als ein Teilgebiet der Gesamtgeschichte, versteckt sie sich auch, im Unterschied zu dieser, als «Heilsgeschichte» gern hinter «Gottes Heilshandeln», dem «Miteinander von göttlicher Huld und menschlicher Schuld» (Bläser), hinter der providentia, metaphysischer Tiefgründigkeit – dem Mysterium.[12]

Katholische Theologen leisten dabei oft Stupendes. Für Hans Urs von Balthasar etwa, einst Jesuit und nach seinem Ordensbruder Karl Rahner als bedeutendster katholischer Theologe des Jahrhunderts eingeschätzt, ist der innerste Vorgang der Geschichte die «Ergießung» des «Samen Gottes ... in den Schoß der Welt hinein ... Zeugung und Empfängnis aber vollziehen sich in einer Haltung äußerster Preisgegebenheit und Übersichtslosigkeit ... Die Kirche und die Seele, die den Namen des Wortes und des Sinnes empfangen, können ihn nur in einer fraulichen Öffnung und Bereitschaft entgegennehmen, die sich nicht sträubt, nicht krampft, keine männliche Gegenleistung versucht, vielmehr im Dunkeln sich gibt.»[13]

In Wirklichkeit hängt diese so mysteriös – und hier so peinlich – vernebelte, angeblich historisch-kritisch getriebene, tatsächlich unter Verzicht auf (rationale) Erkenntnis fabulierte «Heilsgeschichte» untrennbar mit der Geschichte überhaupt zusammen, ja, ist einer ihrer ordinärsten, übelsten Bereiche. Zwar sollte Christi Reich nicht von dieser Welt sein, zwar rühmt man, zumal gegenüber marxistischer Geschichtsauffassung, Geschichte als

Spiritualität, «transzendente Entelechie», als «Fortsetzung der Sendung des Gottmenschen» (Jedin), betonen gerade Katholiken den Geheimnischarakter der «wahren» Geschichte, «Le mystère de l'histoire» (de Senarclens), lassen sie «das Jenseits allen Fortschritts» in Christus «bereits gegenwärtig» sein (Daniélou), zwar geht es dessen «Stellvertretern» und ihren Predigern stets um das eine nur, das nottut. In Wirklichkeit aber scheuten besonders Päpste und Bischöfe buchstäblich nichts, um sich den Mächtigen dienstbar, gefällig zu machen, um mit ihnen konkurrieren, sie bespitzeln, begaunern, beherrschen zu können. Tatsächlich faßten sie so Fuß auf dieser Welt, als wollten sie in Ewigkeit nicht weichen.[14]

Dies beginnt drastisch im frühen 4. Jahrhundert mit Kaiser Konstantin, dem nicht zufällig das längste Kapitel des I. Bandes gilt, und führt über das theokratische mittelalterliche Abendland bis heute. Die Imperien Chlodwigs, Karls, Olafs, Alfreds und anderer, erst recht die mittelalterlichen deutschen Kaiserreiche konnten sich so nur auf christlicher Grundlage konstituieren. Viele Herrscher haben – aus Überzeugung oder zum Schein – ihre Politik durch Hinweis auf ihren Glauben motiviert, wie überhaupt die mittelalterliche Christenheit nahezu alles auf Gott und Christus bezog. Ist doch noch im 16. Jahrhundert Kirchengeschichte weitgehend allgemeine Geschichte und bis heute die vielfältige Einwirkung der Kirche auf den Staat und umgekehrt nicht zu verkennen; in welchem Umfang, mit welcher Intensität, auf welche Weise, dies eben, im Rahmen des Themas, durch die verschiedenen Epochen zu erhellen, ist eine meiner Hauptintentionen.

Die ganze Geschichte des Christentums war in ihren hervorstechendsten Zügen eine Geschichte des Krieges, eines einzigen Krieges nach außen und innen, des Angriffskriegs, des Bürgerkriegs, der Unterdrückung der eigenen Untertanen und Gläubigen. Daß man dabei – vom Geraubten, Geplünderten – Almosen gab (um die Volkswut zu dämpfen) oder Künstler bezahlte (um sich selber und seine Geschichte verewigen zu lassen) oder Straßen baute (um darauf weiter Kriege führen, Geschäfte machen, töten und ausbeuten zu können), interessiert hier nicht.

Dagegen interessiert die Verstrickung des hohen Klerus, besonders des Papsttums, in die Politik, Ausmaß und Relevanz seines Einflusses auf die Herrscher, die Regierung, Verfassung: die Geschichte eines parasitären Hochstrebens mit nachfolgender Emanzipation, erst vom oströmischen, dann weströmischen Kaisertum, mit dem Ziel, durch religiöse Parolen auch die weltliche Gewalt zu gewinnen. Viele Historiker halten es für unbestreitbar, daß das Gedeihen der Kirche Folge sowohl als auch Ursache des römischen Staatszusammenbruchs war. Die Botschaft «Mein Reich ist nicht von dieser Welt» wurde abgelöst durch die Zweigewaltenlehre (wonach auctoritas sacrata pontificum und regalis potestas einander ergänzen), dann sogar der Kaiser, der König nur zum ausführenden Organ der Kirche erklärt; eine in der Bulle «Unam Sanctam» durch Bonifaz VIII. formulierte Prätention, von der sich erst Leo XIII. (gest. 1903) offiziell distanzierte, was aber nichts heißen will. Die abendländische Christenheit jedenfalls «war wesentlich die Schöpfung der katholischen Kirche»; «die unter der päpstlichen Hierokratie bis ins letzte organisierte Kirche die Hauptinstitution der mittelalterlichen Ordnung» (Toynbee).[15]

In diesen Zusammenhang gehören die Kriege, die auf Drängen, mit Beteiligung oder unter dem Kommando der Kirche geführt worden sind: die Vernichtung ganzer Völker, der Wandalen, der Goten, im Osten die unentwegte Niedermetzelung der Slawen – für die christlichen Chronisten der Karolinger und Ottonen bloß in heidnischer Finsternis befangene Verbrecher, die mit allen Mitteln, des Verrats, Betrugs, der Grausamkeit bekehrt werden mußten. Im Hochmittelalter ist jede Glaubensbelehrung vor allem auf Streit und Kampf für Christus ausgerichtet, die Schwertmission, der «Heilige Krieg», die «nova religio», die Garantie für alles Gute, Große, Ewige. Christus, schon in den frühmittelalterlichen Hymnen als Kämpfer besungen, wird nun Heerführer, der König, der Sieger überhaupt. Wer für ihn, für Jerusalem, sein «altes Erbeland», das «Heilige Land», sich schlägt, mit dem fechten die Engel, die Heiligen, er erträgt jederlei Drangsal, Verzweiflung, Hunger, Not, Tod. Denn fällt er, harrt höchster Lohn

auf ihn, durch die Priester tausendfach verbürgt. Er gelangt, ohne Fegfeuer und Höllenqualen, vom Schlachtfeld gleich ins Paradies, geradeswegs an Christi Herz, gewinnt der «ewigen saelde heil», «die liechte Himmelskrone», requies aeterna, vita aeterna, salus perpetua ... Diese Verführten wähnen sich – wie noch die Millionen von Feldpfaffen Mißbrauchten der Weltkriegszeit – gefeit gegen alles; offnen Augs und blind zugleich taumeln sie ins Verderben.[16]

Hierher gehören natürlich die Kreuzzüge, im Mittelalter rein römisch-katholische Kriege, Großverbrechen des Papsttums, wobei man predigt: «Selbst wenn nur Waisen, kleine Kinder, Witwen und Verfolgte streiten, werden wir über die Teufelsmenschen den Sieg gewinnen.» Doch schon den ersten christlichen Kaiser hindert nur sein Tod an einem Kreuzzug gegen die Perser (S. 284). Und bald reißen diese «bewaffneten Wallfahrten» kaum mehr ab. Sie werden ein Verhalten «von langer Dauer», eine Idee, ein Thema, «das in endloser Wiederholung durch die Gesellschaften geht, durch die Menschheit und die verschiedenen psychischen Strukturen» (Braudel). Denn die ganze Welt will der Christ mit seinen «höheren Werten» beglücken, seiner «alleinseligmachenden Wahrheit», seiner «Erlösung», die oft zu einer Art Endlösung führt: eineinhalb Jahrtausende vor Hitler schon zum erstenmal gegenüber den Juden im großen christkatholischen Stil durch den hl. Kyrill von Alexandrien. Fast überall, in Europa, Afrika, Asien, in Mittel- und Südamerika, zieht der Europäer als «Kreuzfahrer» ins Feld – «auch wenn es dabei nur um Baumwolle und Erdöl geht» (Friedrich Heer). Noch den Vietnamkrieg erklärten US-Bischöfe zum Kreuzzug und forderten während des Zweiten Vatikanum sogar den Abwurf der Atombombe auf Vietnam zur Verteidigung der katholischen Schule! Denn: «Selbst Atombomben können in den Dienst der Nächstenliebe treten» (Protestant Künneth, 13 Jahre nach Hiroshima).[17]

Die Kreuzzugspsychose: ein Phänomen, das noch im Ost-West-Konflikt der Gegenwart virulent ist – indes man da und dort Minikreuzzüge probt; 1971 etwa in Bolivien. «Als nächstes Objekt wurde die Universität gestürmt», renommiert der *Antonius*,

die Monatsschrift der Franziskaner in Bayern. «Man kämpfte unter dem Schlachtruf: Für Gott, Vaterland und Ehre gegen den Kommunismus ... Held des Tages war der Chef des Regiments ... Cl. Celich ...: Ich bin gekommen in meinem eigenen Namen, um in Bolivien den Kommunismus auszurotten. Er legte alle Bürschchen um, die er mit Waffen antraf ... Celich ist jetzt Innenminister und wird sicher durchgreifen. Es ist zu erwarten, daß es nun etwas besser wird, nachdem die Muttergottes wirklich hier dem Kommunismus den Garaus gemacht hat.»[18]

Neben ungezählten Verwicklungen der Kirchen in weitere «weltliche» Greuel werden spezifisch klerikale Aktivitäten des Terrors erfaßt, Heidenbekämpfung, Inquisition, Judenpogrome, Hexen- und Indianerausrottung et cetera, bis hin zu den Fehden der Kirchenfürsten, der Klöster, untereinander. Selbst die Päpste erscheinen schließlich mit Helm, Panzer und Schwert. Sie haben ihr eigenes Heer, ihre eigene Marine, ihre Waffenschmieden – zählte doch noch 1935 bei Mussolinis Überfall auf Abessinien, von den italienischen Prälaten frenetisch gepriesen, zu den wichtigsten Kriegslieferanten eine vatikanische Munitionsfabrik! Zur Ottonenzeit ist die Reichskirche völlig militarisiert, ihr Kampfpotential manchmal doppelt so groß wie das der «weltlichen» Herren. In allen Himmelsrichtungen kommandieren Kardinäle und Bischöfe ganze Armeen, sie fallen auf dem Schlachtfeld, treten an die Spitze großer Parteien, sind Hofgeistliche, Staatsmänner, und kein Bistum, in dem nicht der Bischof zuweilen jahrzehntelang Fehden führt; wobei mit dem Machthunger die Grausamkeit wächst, noch im Hochmittelalter manches unmöglich ist, was man später praktiziert.[19]

Eingehende Erörterungen gelten dem Entstehen und der Vermehrung des Kirchenbesitzes (offiziell, zumindest seit Pelagius I., das «Gut der Armen») durch Kauf, Tausch, Zehnten, Doppelzehnten, durch Erpressung, Betrug, Raub, durch Umfunktionierung des germanischen Totenkults und der Totengabe zum Seelenkult, Durchbrechung des germanischen Verwandtenerbrechts («Der Erbe wird geboren, nicht gekoren»), durch Ausnutzung der Naivität, des Jenseitsglaubens, Ausmalen von Höllenqualen,

Himmelsseligkeit, woraus nicht zuletzt die Dotationen der Fürsten, des Adels, aber auch, besonders im Frühmittelalter, kleiner Grundbesitzer, Zinsbauern, pro salute animae resultierten.

Alles in der Kirche besaß riesige Mengen an Boden, die Männerklöster, die Frauenklöster, die Ordensritter, die Kathedralen, die Dorfkirchen. Weithin sah vieles mehr nach Gutshof als nach Gotteshaus aus und wurde durch Halbfreie, Hörige, Sklaven bewirtschaftet. Allein der Abtei Tegernsee gehörten in ihrer Glanzzeit 11 860 Bauernhöfe, dem Kloster St. Germain des Prés bei Paris etwa 430 000 Hektar, dem Abt von St. Martin in Tours zeitweise 20 000 Knechte. Und während Laienbrüder, unfreie Bauern, die Arbeit verrichten, während die Klöster durch Stiftungen und Erbfälle immer reicher werden, korrumpiert der Reichtum regelmäßig die Mönche. «Die Religion erzeugte den Reichtum», hieß ein mittelalterliches Sprichwort, «der Reichtum aber zehrte die Religion auf.» Damals besitzt die christliche Kirche ein Drittel von Europa. Im Osten gehört der orthodoxen Kirche ein Drittel des riesigen russischen Reiches bis 1917. Und noch heute ist die Kirche Christi der größte private Grundeigentümer der Welt. «Wo die Kirche zu finden sei? Natürlich da, wo sich Freiheit ereignet ...» (Theologe Jan Hoekendijk).[20]

Im Mittelalter förderte die grundherrlich bestimmte Arbeitsverfassung sowie das territoriale Ausgreifen weltlicher und geistlicher Herren die Unterdrückung großer Bevölkerungsteile, die Ruinierung der pauperes liberi homines und minus potentes durch Eroberungspolitik, Kriegsdienst, Steuern, ideologisch-religiösen Zwang, rigorose Gerichtsstrafen. All dies rief den individuellen und allgemeinen Widerstand der Bauern hervor, deren Schwurbünde und Erhebungen, deren «conjurationes» und «conspirationes» die abendländische Geschichte von Karl «dem Großen» bis tief in die Neuzeit durchziehen.

Besondere Untersuchungsobjekte in diesem Zusammenhang: Das Sühnerecht, das brachium saeculare, die weltlichen Maßnahmen für Verfehlungen gegen Gebote und Anordnungen der Kirche, wobei die Kapitalstrafe (durch Enthaupten, Strang, Feuer, Vierteilung, Säckung, Pfählung und anderes) zunahm. Von den

vierzehn die Todesstrafe verhängenden Bestimmungen Karls nach der blutigen Unterwerfung der Sachsen betreffen zehn allein Vergehen gegen das Christentum. Mit einem stereotypen «morte moriatur» wird alles bedroht, was die Verkünder der Frohen Botschaft ausmerzen wollen: Kirchendiebstahl, Leichenverbrennung, Verweigerung der Taufe, Fleischessen während des «heiligen vierzehntägigen Fastens» et cetera. Nach dem alten polnischen Strafrecht riß man beim großen Fasten vor Ostern jedem des Fleischessens Überführten die Zähne aus.[21]

Ferner werden die kirchlichen Strafen für Mißachtung staatlicher Gesetze erörtert. Die geistlichen Gerichte wurden immer verhaßter. Ausgiebige Präsentation finden: die Bußpraxen (entwendetes Kirchenvermögen mußte im Mittelalter vierfach, nach dem alemannischen Recht siebenundzwanzigfach zurückerstattet werden); die Kirchen- und Klostergefängnisse, bezeichnend ergastula genannt (ergastula hießen auch die Särge), die «Sünder», Ungehorsame und Geisteskranke in gleicher Weise festhielten, manchmal in unterirdischen Räumen ohne Türen und Fenster, stets wohlversehen aber mit Fesseln aller Art, mit Schließböcken, Handschellen, Ketten. Das Exilieren wird ebenso dokumentiert wie die Sippenhaft, bei Tötung eines Kardinals ausdehnbar bis ins dritte Glied der männlichen Erbfolge. Die Folter hatte eine große Zukunft. Häuften sich doch die Leibesstrafen, zumal im Osten, das Abschlagen von Gliedern, Augenausstechen, Nasen-, Ohrenabschneiden. Und besonders beliebt, wie meist in theokratischen Kreisen, wurde die körperliche Züchtigung, was schon eine schwelgerische Fülle von Namen signalisiert (corporis castigatio, flagellum, flagelli disciplina, flagellorum poena, percussio, plagae, plagarum virgae, verbera, verberatio, verberum vindicta usw.). Die Prügelstrafe, bereits bei den kleinsten Verfehlungen angewandt, war hauptsächlich in Klöstern für Mönche, Nonnen, am meisten aber für Knaben im Schwang, doch auch für Priester, vor allem für niedere Kleriker, die man alle zumindest vom 5. bis ins 19. Jahrhundert verhaute; wobei Bischöfe und Äbte mit Ruten, Riemen, Geißeln zuschlugen, zeitweise auch Bischöfe Äbte malträtierten und man die Zahl der Streiche über das Maximum

des mosaischen Gesetzes von 40 beziehungsweise 39 Streichen ansteigen ließ, auf 72, 100, 200 Schläge, die Bestimmung dieser Anzahl jedoch der «Discretion des Abtes» überließ und ihm nur im Ausnahmefall gestattete, «bis zum Totpeitschen vorzugehen» (Katholik Kober mit Bezug auf Reg. Magistri c. 13). Vermutlich gingen nicht alle Oberen so weit, und wahrscheinlich war auch nicht jeder so grausam wie Abt Transmund, der im Kloster Tremiti Mönchen die Augen ausriß, die Zunge abschnitt – und den der berühmt-berüchtigte Papst Gregor VII. auch noch beschützt hat. Schloß doch kein Geringerer als Petrus Damiani, Kardinal, Heiliger und Kirchenlehrer: wenn eine Disziplin von 50 Schlägen erlaubt und gut sei, müsse dies mit einer Disziplin von 60, 100 bis 200, ja 1000 und 2000 Schlägen erst recht der Fall sein. So kam es während des ganzen Mittelalters immer wieder zu Klosterrevolten infolge rabiater Äbte, die von ihren Mönchen blutig gestäupt, verstümmelt, geblendet, vergiftet, erdolcht wurden. Selbst vor dem Altar stach man Vorgesetzte zusammen oder ließ sie von bezahlten Banditen ermorden. Die Prügelstrafe aber war im Früh- und Hochmittelalter für die Unterschichten derart regulär, daß der visitierende Bischof geradezu fragen mußte, ob da jemand seine Sklaven oder Kolonen nicht schlage.[22]

Ausführlich erfaßt wird ferner: die Stellung der Kirche zur Sklaverei, zur Arbeit. – Die Agrar-, Handels-, Finanzpolitik der Mönche, der Bankiers im frühen Mittelalter, deren Klöster (in Lothringen) schon im 10. und 11. Jahrhundert als Leihinstitute, Banken, fungierten, überhaupt wirtschaftliche Größen ersten Ranges waren. Doch geht die Agitation der Mönche in der Welt der Politik, des Geldes, stetig weiter, besonders während der deutschen Offensiven im Osten, bei der Beteiligung der Orden an der Siedlungs- und Kolonialgeschichte, der blutigen Unterjochung ganzer Völker. Noch im frühen 20. Jahrhundert kontrollieren allein die Jesuiten ein Drittel des gesamten spanischen Kapitals; im späten 20. Jahrhundert besitzen sie die größte Privatbank der Welt, die Bank von Amerika, mit 51 Prozent. Und das Papsttum ist heute eine finanzpolitische Weltmacht, die engste Kontakte mit der Unterwelt pflegt, unter anderem über die als

«Mafiabank» bekannte Bank von Sizilien, ein finanzielles Instrument der Kurie.

Der Jesuitenzögling Michele Sindona, «der erfolgreichste Italiener nach Mussoloni» (*Time*) und Starbankier der Mafia (Schwerpunkte seiner Finanzpiraterie: Italien, Schweiz, USA, Vatikan), ein Sizilianer, der mehr Banken als andre Männer Hemden besessen und einen beträchtlichen Teil seines Geldes dem Handel mit Heroin verdankt haben soll, war ein sehr guter Freund des Erzbischofs von Messina, ferner des Erzbischofs Marcinkus, des Leiters der Vatikanbank «Institut für Religiöse Werke» («meine Stellung innerhalb des Vatikans ist außergewöhnlich», «einzigartig»), ein guter Freund auch Pauls VI. sowie Finanzberater und enger Geschäftspartner des «Heiligen Stuhls», dessen Banken noch mit den schwarzen Geldern des italienischen Großgangstertums spekulierten. Mafioso Sindona, «der wahrscheinlich reichste Mann Italiens» (Lo Bello), der «von Papst Paul VI. den Auftrag erhalten, die Kirchenfinanzen neu zu ordnen» (*Süddeutsche Zeitung*), wurde 1980 als Verantwortlicher für den größten Bankenzusammenbruch in der Geschichte der USA zu 25 Jahren Haft verurteilt, dann an Italien ausgeliefert, dort aber 1986 zwei Tage nach seiner Verurteilung (wegen Anstiftung zum Mord) zu lebenslanger Haft im Gefängnis, trotz aller nur denkbaren Absicherungen, durch Zyankali vergiftet. Vielsagend meinte der zwölf Jahre Sindonas Finanzaktionen (allein in Italien eineinhalb Milliarden Mark Verluste) verfolgende Mailänder Staatsanwalt Guido Viola: «Wir haben den Dreck, der in diesem Topf kocht, auch mit dem Prozeß nicht ausgeräumt.» Ebenso gehörte Roberto Calvi, ein weiterer Mafia-Bankier, der 1982 erhängt unter einer Themsebrücke in London endete, unter Paul VI. zum exklusiven Zirkel der kurialen «uomini di fiducia» und verbreitete als «Bankier Gottes», wie er in Italien hieß, «das Krebsgeschwür vatikanisch inspirierter Wirtschaftskriminalität über die ganze Welt». (Zum Beispiel präsentierte der Leiter der Abteilung für Organisiertes Verbrechen und Korruption beim amerikanischen Justizministerium, Lynch, begleitet von Polizei- und FBI-Beamten, am 25. und 26. April 1973 im vatikanischen

Staatssekretariat «das Originalschreiben, in dem der Vatikan» bei der New Yorker Mafia, «gefälschte Wertpapiere im fiktiven Gegenwert von nahezu einer Milliarde Dollar bestellte», «eine der größten Betrügereien aller Zeiten», die anscheinend kein anderer als Erzbischof Marcinkus, der «sehr gute Freund» Sindonas, «eingefädelt hatte» [Yallop].) Der Vorgänger Pauls, Papst Pius XII., starb 1958 mit einem *Privat*vermögen – das er angeblich ganz zur Rettung von Juden unter Hitler verwendet hatte! – von 80 Millionen DM in Gold und Valuten. Der Nepotismus unter ihm hatte renaissancehafte Ausmaße. Sicher an der Erlösung ist nur der Erlös daraus.[23]

Die Habgier der Prälaten wird durch alle Jahrhunderte belegt, die private Bereicherung von Päpsten, Bischöfen, Äbten dokumentiert, ihr meist ungeheurer Luxus, die Verschleuderung von Kirchengütern an Verwandte, Simonie, Pfründenerwerb, Verdrängung der Pfründeninhaber, der Schacher von der Papstwahl bis zum Einsetzen der Landpfarrer, vom Stimmenkauf auf Synoden bis zum Verkauf von Wein, Bier, Salböl, Hostien, Antibabypillen (!) namens «Luteolas», bis zu Bestechungsgeldern noch der berühmtesten Kirchenlehrer, Papst Gregor I., des hl. Kyrill, der mit Hilfe riesiger Summen ein Mariendogma durchsetzte und anderes mehr – Zinsgeschäfte, Handel, Wucher, Peterspfennig, Ablaß, Kollekte, Erbschleicherei durch zwei Jahrtausende, riesige Rüstungsgewinne. Die Folgen der Überhäufung des hohen Klerus mit Privilegien, mit Immunitätsrechten, mit Grafenrechten, Marktrechten, Zollrechten, Steuervorteilen, mit strafrechtlichen Ausnahmestellungen, milderen Strafen natürlich statt schärferen! Ganz zu schweigen von der Selbstherrlichkeit des römischen Pontifex: sic volo, sic jubeo (so will ich's, also befehl ich's). – Die ökonomische Seite der Heiden-, Juden-, «Ketzer»-, Hexen-, Indianer-, Negerausmerzung. – Der wirtschaftliche Faktor des Wunderkults, der Heiligenviten, Mirakelbücher, Wallfahrtsorte und anderer Dinge mehr.[24]

Die «pia fraus» mit ihren verschiedenen Fälschungstypen (Apostolisation, Pilgerkonkurrenz, Besitzsicherung, Rechtssicherung) wird in eigenen größeren Komplexen untersucht, zumal in

Europa bis ins hohe Mittelalter hinein die Fälscher fast durchweg Geistliche waren. Überall in Klöstern und an Bischofssitzen suchten sie aus kirchenpolitischen Gründen ihre rivalisierenden Ansprüche durchzusetzen mittels Fabrikation falscher Diplome oder der Interpolation originaler. Die Behauptung, es habe im Mittelalter fast ebenso viele unechte Urkunden, Annalen, Chroniken gegeben wie echte, ist kaum übertrieben; der «fromme» Betrug wurde zu einem politischen Faktor, «die Fälscherwerkstatt zur Ordnungsinstanz von Kirche und Recht» (Schreiner).[25]

Die skrupellose Ausnutzung von Unwissenheit und Aberglauben, wobei der Reliquien-, Heiltumsbüchlein-, der Wunder- und Legendenschwindel (wissenschaftlich gesagt: die «Umdeutung der historischen Ereignisse im Sinne einer hagiologischen Kausalität»: Lotter) Triumphe feiert, lenkt den Blick auf das kulturelle, vor allem erziehungspolitische Gebiet.

Gewiß entstanden durch die Kirchen, zumal die römische Kirche, bedeutende Kulturwerte, besonders Bauten, was gewöhnlich höchst eigensüchtige Gründe hatte (Repräsentation der Macht), sowie auf dem Gebiet der Malerei, was gleichfalls ideologisch bedingt war (nicht endende Illustrationen von Bibelszenen und Heiligenlegenden). Doch beiseite, daß die vielgerühmte Kulturfreudigkeit im Gegensatz zum kulturellen Desinteresse des gesamten Urchristentums steht, das «nicht von dieser Welt», das voller eschatologischer Geringschätzung derselben war und ihr unmittelbares Ende erwartete, eine fundamentale Täuschung, auch Jesu: die meisten Kulturleistungen der Kirche wurden durch rücksichtsloses Schröpfen der Massen ermöglicht, durch ihr Versklaven und Auspowern von Jahrhundert zu Jahrhundert. Und dieser Kulturförderung steht viel mehr Kulturhemmendes, Kulturvergiftendes und -vernichtendes gegenüber. Fast überall werden die herrlichsten Adoratorien des Heidentums zerstört, kostbare Bauwerke eingeäschert, geschleift, nicht zuletzt in Rom, wo man die Tempelreste als Steinbrüche benutzt, noch im 10. Jahrhundert haufenweis herumliegende Bildsäulen, Architrave, Gemälde zertrümmert, schöne Sarkophage als Waschwannen oder Schweinetröge gebraucht. Auch die grandiose maurische Kultur

Spaniens wurde niedergetreten – «ich sage nicht von was für Füßen» (Nietzsche). Und erst recht ruinierte der Katholizismus in Südamerika – neben vielen Millionen Menschenleben! – weit mehr an größten Kulturschätzen, als er je dort, trotz aller Ausbeutung, schuf.[26]

Kaum vorstellbar verheerend: sein Schaden im Bereich der Erziehung. Die alte Allgemeinbildung wird immer mehr aus den Schulen verbannt, der theologische Unterricht zum Unterricht schlechthin. Noch während des ganzen Mittelalters ist jede Wissenschaft nur nützlich, soweit sie die kirchliche Predigt stützt. Auf dem Konzil von Chalcedon tagen 40 Bischöfe, die Analphabeten sind. Päpste der folgenden Jahrhunderte rühmen sich ihrer Unwissenheit, können nicht Griechisch, sprechen schlecht Latein. Gregor I., «der Große», neben Leo I. der einzige päpstliche Kirchenlehrer, brennt nach der Überlieferung eine reichhaltige Bibliothek auf dem Palatin nieder. Nicht einmal alle Päpste des 9. und 10. Jahrhunderts konnten wahrscheinlich lesen und schreiben.

Die artes waren im Mittelalter bloß instrumentum theologiae, ja, wurden von vielen zeitweise als «Torheit und Possen» verdammt. («Meine Grammatik ist Christus.») Auch in den Orden sind die «illiterati et idiotae» zahlreich. Vom blühenden Buchhandel der Antike ist nichts mehr vorhanden, die Tätigkeit in den Klöstern rein rezeptiv. Noch 300 Jahre nach dem Tod Alkuins und Rhabans unterweist man Schüler aus denselben Lehrbüchern, die jene schrieben. Und noch laut Thomas von Aquin, dem offiziellen Kirchenphilosophen, ist das Streben nach Erkenntnis «Sünde», wenn es nicht «die Erkenntnis Gottes» bezweckt![27]

Unterricht erhält überhaupt nur eine verschwindende Schicht. Besteht ja noch heute der größte Teil der Klugheit des Klerus in der Dummheit der Laien. Selbst die meisten christlichen Fürsten sind bis in die Stauferzeit nicht schreibkundig – eine bestimmte Strichführung gilt auf kaiserlichen Urkunden als Vollziehungserklärung. Der mittelalterliche Adel ist lange Zeit «thumb» und kann so leicht vom Klerus übers Ohr gehauen werden. Und die

Volksmassen vegetieren im Zustand völligen Analphabetentums bis tief in die Neuzeit hinein. Bekennt doch noch nach dem Ersten Weltkrieg, da zwei Drittel aller Spanier endemisch unterernährt und noch 1930 selbst in Madrid 80 000 Kinder ohne Unterricht sind, der katholische Erziehungsminister Bravo Murillo, als er eine Schule für 600 Arbeiter genehmigen soll: «Wir brauchen keine Menschen, die denken, sondern Ochsen, die arbeiten können.»[28]

An den Universitäten unterband der hypertrophe Aristotelismus die Möglichkeit selbständiger Erkenntnisse beträchtlich. Nicht nur Philosophie und Literatur standen weitgehend unter dem Diktat der Theologie, auch Geschichte als Wissenschaft war unbekannt. Experiment und induktive Forschung wurden verbannt, die Erfahrungswissenschaften durch Bibel und Dogma erstickt, Naturwissenschaftler in Gefängnisse und auf Scheiterhaufen getrieben. 1163 verbietet Papst Alexander III. – er hat, um einmal auch daran zu erinnern, vier Gegenpäpste! – allen Klerikern das Studium der Physik. 1380 untersagt ein französischer Parlamentsbeschluß jede Beschäftigung mit Chemie unter Berufung auf ein Dekret von Papst Johann XXII. Und während in der arabischen Hemisphäre – gemäß Mohammeds Wort: «Die Tinte des Schülers ist heiliger als das Blut der Märtyrer» – die Wissenschaft, zumal die Medizin, blüht, änderten sich deren Grundlagen in der katholischen Welt nicht wesentlich durch mehr als ein Jahrtausend, bis ins 16. Jahrhundert. Die Kranken sollten lieber zum Gebet als zu Ärzten Zuflucht nehmen. Das Sezieren von Leichen war durch die Kirche verboten. Der Gebrauch natürlicher Heilmittel galt oft als strafwürdiger Eingriff in den Bezirk des Göttlichen. Selbst große Abteien hatten im Mittelalter keine Ärzte. 1564 verurteilte die Inquisition den Arzt Andreas Vesalius, den Begründer der neueren Anatomie, zum Tod, weil er eine Leiche zerlegt und festgestellt hatte, daß dem Mann die Rippe, aus der Eva stamme, gar nicht fehle.[29]

Mit der bildungspolitischen Bevormundung kohäriert die kirchliche Zensur, die häufig – seit dem Wirken des Paulus in Ephesus – bis zum Verbrennen gegnerischer Bücher ging, heidni-

scher, jüdischer, sarazenischer Schriften, der Vernichtung (oder dem Verbot) christlicher Konkurrenzliteratur, des Arius, des Nestorius, bis hin zu der Luthers. Doch stellten auch die Protestanten zeitweise alles unter Zensur, selbst viele Leichenpredigten, ja, alle nichttheologischen Werke, sofern sie kirchliche, religiöse oder sittliche Fragen berührten.

Dies sind nur einige wichtigere Themen, um die es mir in dieser Kriminalgeschichte geht. Und doch ist meine Geschichte hier nur ein winziger Ausschnitt aus der ganzen Geschichte.

Geschichte!

Napoleon nannte sie eine Fabel, Henry Ford Geschwätz, Carlyle ein Destillat von Gerüchten, Seume – so lesenswert, so selten gelesen! – meistens die Schande des Menschengeschlechts. Und ich ergänze: der sicherste Beweis für dessen falsche Erziehung. Unbestreitbar: das komplexeste und komplizierteste, weil alles umgreifende und integrierende Phänomen der menschlichen Welt, die Geschichte von Individuen und Völkern, in jedem Augenblick ein gigantischer Schwall, Zeitgenossen wie Nachwelt meist unbekannter Momente, Gefühle, Gedanken, Ereignisse, Voraussetzungen der Ereignisse, Wiedergabe der Ereignisse, ein nicht einmal zu erahnendes Tohuwabohu verflossener Vorgänge, ein verwirrendes Geflecht von Gesellschafts- und Rechtsformen, Normvorstellungen, Rollenerwartungen, Bewußtseins- und Verhaltensweisen, von vielerlei heterogenen oder antagonistischen Lebensrhythmen, von denkerischen Einflüssen, geopolitischen Faktoren, ökonomischen Prozessen, Klassenstrukturen, das Klima und seine Schwankungen gehören ebenso dazu wie die Statistik der Geburten, die Sklaverei ebenso wie Bach-Konzerte, die Bartholomäusnacht, das Glücksspiel ebenso wie Preisstürze, ekklesiogene Neurosen, die Prostitution, Parlamentsdebatten und Vivisektion, päpstliche Enzykliken und Strafvollzug, der Verkehr, die Mode und noch die durch die Psychoanalyse aufgezeigten unbewußten Motivierungsströme, die analytische Sozialpsychologie oder die Geschichtsschreibung sowie die Geschichte der Geschichtswissenschaft, kurz, mit Max Weber: ein «ungeheuer chaotischer Strom von Geschehnissen, der sich durch die

Zeit dahinwälzt»; mit Droysen: *die* Geschichte über allen Geschichten.[30]

Gibt es in diesem unheimlich fortbrodelnden Menschheitswirrwarr etwas Beständiges? Irgendeinen ruhenden Punkt in der Erscheinungen Flucht? Gibt es etwas, das immer wiederkehrt, unverändert bleibt?

Nun, sicher ist dies nicht die Rolle, die schon Cicero der historia zuweist als magistra vitae. Doch ist es das Gegenteil? Ist das einzige, das Erfahrung und Geschichte lehren, «dies, daß Völker und Regierungen niemals etwas aus der Geschichte gelernt und nach Lehren, die aus derselben zu ziehen gewesen wären, gehandelt haben»? Fast jedes gewichtigere Wort Hegels reizt mich zum Widerspruch, und auch dieses stimmt nur von den Völkern. Denn die Regierungen *haben* aus der Geschichte gelernt, und das so erfolgreich, daß die einzige Kunst, der bis heute nichts Neues einzufallen braucht, die Staatskunst ist – soweit wir zurückschauen können.

Gehen wir einmal von der Gegenwart aus.

Jeder Mensch kann ja Geschichte nicht nur nachlesen, sondern auch miterleben durch den Augenschein – gewiß weniger direkt wieder mittels der «Wirklichkeit» als der Texte der Medien etwa, durch Nachrichten, Reden, Predigten, er kann sie «mit hundert Gesichtern» erfahren (Braudel). Doch wie unentwirrbar der wilde Knäuel historischer Ereignisse, Interessenlagen, Einflußnahmen, wie kompliziert der Organismus der Gesellschaft ist, eines zum Beispiel kann jeder feststellen, scheint nicht nur unbestritten, sondern unbestreitbar: in aller Welt gab und gibt es eine kleine Minderheit, die herrscht, und eine große Mehrheit, die beherrscht wird, gab und gibt es einen winzigen Klüngel perfider Profiteure und ein gigantisches Heer Erniedrigter, Beleidigter. «Wie wir auch Staat und Gesellschaft definieren mögen, so bleibt immer ein Gegensatz zwischen der Masse der Regierten und der kleinen Zahl der Regierenden» (Ranke). Dies gilt für das Zeitalter der Raumfahrt und industriellen Revolution ebenso wie für die Epoche des Kolonialismus oder den ganzen abendländischen Handelskapitalismus und die antike Sklavenhaltergesellschaft.

So ist es jedenfalls in den 2000 Jahren, die uns beschäftigen, immer gewesen, vielleicht nicht als Gesetz-, doch als Regelmäßigkeit. Niemals herrschte das «Volk»! Immer herrschte ein sogenanntes Macht- und Sicherheitsstreben, herrschte eine Minorität, die die Majorität unterdrückte, verbrauchte, sie abschlachten ließ und mit ihrer Hilfe abschlachtete, mehr oder weniger, zugegeben, gewöhnlich aber eher mehr. Die Geschichte, mit der wir es zu tun haben, konstituiert sich in allen Jahrhunderten aus Herrschaft und Erniedrigung, ausbeutender Ober- und ausgebeuteter Unterschicht – heute «Regierungsverantwortung» genannt, auch noch immer Geschichte der menschlichen Zivilisation, ja der menschlichen Kultur, und sogar mit Recht, sind darin die «Kulturvölker» doch führend.[31]

«Die Geschichte wiederholt sich nicht»; das wiederholt sich dauernd – wie die Geschichte: in sozialen Spannungen, Aufständen, wirtschaftlichen Krisen, Kriegen, also in ihren Haupt- und Staatsaktionen, die freilich noch im kleinsten, privatesten Rahmen sich spiegeln, im Herr-und-Knecht-, im Freund-und-Feind-Verhältnis. So gesehen «passiert» *grundsätzlich* überhaupt nichts Neues, denn es bleibt sich *qualitativ* gleich, ob man Macht mit Pfeil und Bogen, mit Vorderladern, Maschinengewehren oder atomar ausübt. Geschichte ist ein Schauspiel aus ungezählten Akten – vor allem der Gewalt; ein steter Fortschritt auch vom Kopfjäger etwa zum Gehirnwäscher, vom Blasrohr zur Rakete, vom Faustrecht zum Recht, dem Faustrecht in Paragraphen, der Maske der Gewalt, von Friedensschluß zu Friedensschluß, von Metastase auch zu Metastase, von Fall zu Fall.

Dies ist das Kontinuum im Wandel der Geschichte, die sie in ihrer Tiefe prägende Struktur. Dies ist das Sichere im Wechsel, die eigentliche «histoire de longue durée» (Braudel), länger jedoch als die Zeitspannen, die dieser Begriff umfaßt, ein Jahrtausende überdeckendes «Modell», ein mehr oder weniger gleich bleibender Rhythmus, eine Art «histoire biologique». Es ist fast wie der Wellenschlag des Meeres, das Wachstum der Natur, die sich auf ihre Weise wiederholt, mag dies vielleicht auch absichtslos geschehen (durch Kausalgesetze von nur noch statistischem Wahr-

scheinlichkeitscharakter) und die Geschichte mit Absicht und Willen, durch menschlich intendiertes Handeln.[32]

Gewiß besteht alle Geschichte auch aus einmaligem, unwiederholbarem menschlichen Tun. Gewiß hat die vom Historismus herausgestellte anthropologische Dimension, die Kategorie der Individualität, wie überall, so auch hier ihr Recht: die Bedeutung der Eigenart einer bestimmten historischen Person, die Relevanz der Einzigartigkeit der Phänomene. Aber es gibt auch das Allgemeine, Durchgehende, Konstante, tausendfach empirisch belegbar; ohne daß man freilich zu glauben brauchte, wie Hobbes etwa, Gobineau, Buckle, die Geschichte mit der Perfektion und Präzision der Naturwissenschaften betreiben zu können, eine Geschichte, von der Edmund Burke in seinen ‹*Reflections on the Revolution in France*› 1790 schrieb, sie bestehe «zum größeren Teil aus dem Elend, das über die Welt gebracht ist durch Stolz, Ehrgeiz, Habsucht, Rache, Wollust, Aufruhr, Heuchelei, unbeherrschten Eifer und die ganze Reihe zügelloser Triebe ... Diese Laster sind die Ursachen dieser Stürme. Religion, Moral, Gesetze, Vorrechte, Privilegien, Freiheiten, Menschenrechte sind die Vorwände». Konnte doch auch Kant «bei Menschen und ihrem Spiele im großen gar keine vernünftige *eigene* Absicht voraussetzen», konnte er vom «widersinnigen Gange menschlicher Dinge» sprechen und sich «eines gewissen Unwillens nicht erwehren, wenn man ihr Tun und Lassen auf der großen Weltbühne aufgestellt sieht; und, bei hin und wieder anscheinender Weisheit im einzelnen, doch endlich alles im großen aus Torheit, kindischer Eitelkeit, oft auch aus kindischer Bosheit und Zerstörungssucht zusammengewebt findet: wobei man am Ende nicht weiß, was man sich von unserer auf ihre Vorzüge so eingebildeten Gattung für einen Begriff machen soll»[33].

Für Burkes und Kants Sicht spricht viel, zumal nach zwei weiteren Jahrhunderten. Ja, übersteigt es nicht jedes Vermögen der Menschheit, sich so zu erheben, daß sie moralisch auch nur auf den Hund kommt? In der Tat: die Hölle, das ist das Historische, die Geschichte die Auferstehung dessen, das nie hätte auferstehen dürfen, jedenfalls nie so; ein elendes Schauspiel, darin

die Völker – Kettenhunde, die von Freiheit träumen – schneller unter den Schlagwörtern sterben als die Schlagwörter unter den Völkern; wobei regieren gewöhnlich nichts heißt als Gerechtigkeit verhindern, für viele möglichst wenig, für wenige möglichst viel tun; wobei auch das Recht keine Vorstufe der Gerechtigkeit ist, sondern ihr vorbeugt. Summa summarum: Man kann «Realpolitikern» nicht mit Ethik kommen. Der Schlachter denkt an Schweine, sagen die Chinesen, wenn du zu ihm von Ideen sprichst. Ideen sind bloß Kulissen auf der Bühne der Welt; vorn stirbt man dafür, dahinter lacht man darüber. Militär ist die Mystik des Mordes, Geschichte nichts als Geschäft, Reichtum selten mehr als der Rest von Verbrechen, und während die einen verhungern, sind die andern schon satt, bevor sie zu essen beginnen. Und daß wir, wie Voltaire klagt, bei unsrem Ausgang die Welt genauso dumm und erbärmlich zurücklassen, wie wir sie bei unserem Eintritt fanden, wäre noch erträglicher, als sie auch nach 2000 Jahren genauso dumm und erbärmlich vermuten zu müssen, wie sie schon vor 2000 Jahren war. Man muß die Geschichte kennen, um sie verachten zu können. Das Beste an ihr ist, daß sie vorübergeht.

Man wird dies verschieden beurteilen, ja, man würde es sogar, könnten wir die Geschichte, das Ganze der Menschenwelt, total erfassen; obwohl dann, meine ich, alles nur noch schrecklicher wäre. Doch jede Ereignisvollständigkeit ist utopisch, unser historisches Wissen begrenzt, vieles und wertvolles Informationsmaterial zufällig verloren oder absichtlich vernichtet worden, und vom weitaus meisten hat es nie Material gegeben. Alles aber, was wir kennen – die Stein gewordenen, noch herumstehenden oder durch Archäologen ausgegrabenen Zeugen beiseite –, kennen wir nur aus der Historiographie. Und so gering ihr Anteil an, ihre Kunde von der Geschichte ist, wir wissen davon nichts sonst – quod non est in actis, non est in mundo.

Wie jeder Historiker, betrachte auch ich nur eine Geschichte unter ungezählten Geschichten, eine partikulare, mehr oder minder abgrenzbare Geschichte, und auch sie selbstverständlich weder in ihrem gesamten «Handlungskomplex», eine absurde Vor-

stellung, noch mit der Summe der Daten darüber – theoretisch zwar denkbar, praktisch unmöglich, nicht einmal wünschenswert.

Nein, das Thema ‹*Kriminalgeschichte des Christentums*› verpflichtet den Verfasser zur Beschreibung bloß der schlimmen Seiten dieser Religion. Doch gibt er auch davon natürlich kein lückenloses Kontinuum, das ebenfalls nicht möglich wäre, sondern nur ein seiner Absicht gemäßes «Realitätskonstrukt», nur die herausragenden, symptomatischen Ereignisse im Lauf der Zeit, nur die wesentlichen, die historisch relevanten Züge, die schwerwiegende Folgen hatten, negative, fürchterliche Folgen, die vermeintliche oder sogar wirklich positive unendlich überwiegen. Ich zeige also die Geschichte machende Tendenz, jene entscheidende Tendenz, die das Schicksal all der in den letzten 2000 Jahren lebenden, vom Christentum berührten, beherrschten, bekämpften Generationen und Nationen beeinflußt oder geprägt hat, zeige die leitenden Ideen und Köpfe dieser christlichen Politik, ihre Erklärungen, Aktionen, viele Tausende von Fakten, typischen Fakten, die nicht böswillig, verleumderisch in einen bestimmten Zusammenhang gerückt worden sind, sondern die tatsächlich in einem solchen stehen.

Wer andre Seiten sehen will, lese andre Bücher. – ‹*Froher Glaube*› etwa, ‹*Das Evangelium als Inspiration*›, ‹*Ist es wahr, daß die Katholiken nicht besser sind als die anderen?*› ‹*Warum liebe ich meine Kirche?*›, ‹*Der mystische Leib Christi*›, ‹*Die Schönheit der katholischen Kirche*›, ‹*Geborgenheit in der katholischen Kirche*›, ‹*Die Fröhlichkeit in der katholischen Kirche*›, ‹*Gott existiert. Ich bin ihm begegnet*›, ‹*Frohes Gehen zu Gott*›, ‹*Katholisch ist gut sterben*›, ‹*Mit dem Rosenkranz in den Himmel*›, ‹*SOS aus dem Fegfeuer*›, ‹*Heldentum in der christlichen Ehe*›.[34]

Oder, falls diese Auswahl, fast stets mit «Imprimatur», zu einseitig ist – es gibt nicht nur Heldentum in der christlichen Ehe: ‹*Der Held in Wunden*›, ‹*Das Kreuz im Kriegslazarett*›, ‹*Kriegs-Pfingst-Predigt*›, ‹*Unser Krieg. Ethische Betrachtungen*›, ‹*Das religiös-sittliche Bewußtsein im Weltkriege*›, ‹*Der Weltkrieg im*

Lichte der deutsch-protestantischen Kriegspredigt›, ‹Kampf und Sieg. Karfreitags- und Ostergedanken als Gruß aus der Heimat für Heer und Marine›, ‹Feldgesangbuch für die evangelischen Mannschaften des Heeres›, ‹Segensworte an die Front›, ‹Die Seelsorge als Kriegsdienst›, ‹Priester im Heere Hitlers›, ‹An die Gewehre!›, ‹Getreu bis in den Tod›, ‹Im Herrn sterben›, ‹Jung, aber gut gestorben›, ‹Selig die Toten›, ‹Maria rettet das Abendland. Fatima und die ‹Siegerin in allen Schlachten Gottes› in der Entscheidung um Rußland›.[34a]

Prochristliche Literatur: wie Sand am Meer! Und auf 10 000 solcher Titel trifft kaum einer von der Art dieser «Kriminalgeschichte»! Es gibt weiter viele Millionen Auflagen ungezählter christlicher Zeitungen und Zeitschriften. Wenigstens die halbe Welt wimmelt auch von Einpeitschern des Christentums, von Kirchen, Klöstern, ja, die Mattscheiben der westlichen Hemisphäre flimmern derart von Kreuz und Christ, daß Goethe heute noch eher Grund hätte zu höhnen, daß «man vor lauter Kreuz und Christ / Ihn eben und sein Kreuz vergißt» – vom ingeniösen ‹*Wort zum Sonntag*› hierzulande über Infiltrationen in allen möglichen Sendungen des Kulturbereichs bis zum Papstsegen urbi et orbi in ich weiß nicht wie vielen Sprachen. Es gibt sogar wirklich gute Menschen unter den Christen, wie in allen Religionen, allen Parteien, was nicht für diese Religionen und Parteien spricht, sonst müßte es für alle sprechen – und wieviel Halunken sprächen dann noch dagegen! Es gibt sogar «Hirten», die sich auf humane Weise opfern für die Schäfchen – während Oberhirten gern die Schäfchen opfern. Doch jede Religion lebt auch davon, daß ein Teil ihrer Diener mehr taugt als sie. Und die guten Christen sind am gefährlichsten – man verwechselt sie mit dem Christentum. Oder mit Lichtenberg: «Es gibt viele rechtschaffene Christlichen, das ist gar keine Frage, so wie es überall und in allen Ständen gute Menschen gibt, allein so viel ist gewiß, in corpore und was sie als solche unternommen haben, ist nie viel wert gewesen.»[35]

Viel schärfer sagen Analoges so unterschiedliche Genies wie Giordano Bruno, Bayle, Voltaire, wie Diderot, Helvetius, Goe-

the, Schiller, Schopenhauer, wie Heine und Feuerbach, Shelley und Bakunin, wie Marx, Mark Twain, Nietzsche. Oder Hebbel, der durch «das Christentum wenig Segen und viel Unheil über die Welt gebracht» und darin «die edelsten und ersten Männer» übereinstimmen sieht; wobei er den Grund nicht, wie die meisten, «in der christlichen *Kirche*» findet, sondern «in der christlichen *Religion*», diesem «Blatterngift der Menschheit», der «Wurzel alles Zwiespalts»; «ich hasse und verabscheue das Christentum, und nichts mit größerem Recht»; legt er «dem christlichen Hochmut» ja «nur *eine* Frage» vor: «Woher kommt's doch wohl, daß alles, was auf Erden jemals ***bedeutend*** war, über das Christentum dachte wie ich?»[36]

Daß die Christen, um auf Lichtenberg zurückzukommen, in corpore und was sie als solche unternommen nie viel wert gewesen, daß man mit Hebbel allen Grund hat, das Christentum zu verachten, diesen historischen Nachweis zu liefern ist die Aufgabe meiner «Kriminalgeschichte».

Worauf beruht meine Arbeit?

Sie beruht, wie die meisten Geschichtsstudien, auf den Quellen, der «Tradition», der zeitgenössischen Historiographie, also vor allem auf Texten. Sie beruht auf der historischen Sekundärliteratur und ihren Hilfswissenschaften, der Numismatik, Heraldik, Sphragistik und anderem. Sie beruht nicht zuletzt auf Untersuchungen in Teildisziplinen und Nachbargebieten der Geschichte, besonders naturgemäß der Kirchengeschichte mit ihren sich häufig überschneidenden Sachgebieten der Missions-, Glaubens-, Theologie- und Dogmengeschichte, der Märtyrer- und Mönchsgeschichte, der Papstgeschichte, sogar der Geschichte der «Frömmigkeit». Berücksichtigt wird ferner die Archäologie, die Wirtschafts- und Sozialgeschichte, die Rechts-, Verfassungs-, Kriegs- und Militärgeschichte, die Geographie und Statistik. Ein breites Spektrum bereits jeweils so entwickelter Forschungsrichtungen, daß sie auch der Fachmann kaum noch überschauen, jedenfalls nur partiell, wahlweise, verwerten kann.

Wichtiger indes als die Grundlagen meiner Arbeit, die sich eigentlich von selbst verstehen: Wie sehe ich die Geschichte? Und wie stelle ich sie dar? Impliziert der Unterschied im methodischen Ansatz doch nicht selten schon die Differenzen im Betrachten, Bewerten. Der Wissenschaftstheoretiker Wolfgang Stegmüller schreibt geradezu: «Welche Methode gewählt wird, bestimmt maßgebend die theoretische Anschauung, welche aus den Untersuchungen resultiert.»[37]

Niemand wird erwarten, daß der Autor einer ‹*Kriminalgeschichte des Christentums*› die Prinzipien seiner Historiographie von der Offenbarung, von Rom her, übernimmt oder auch von irgendwelchen spiritualisierten protestantischen Kirchenbegriffen, irgendeinem noch so «progressiven» theologischen Geschichtsverständnis. Mystifizierende Grenzüberschreitungen, Kategorien übernatürlicher Perspektive, der Weg aus der Geschichte in die «Übergeschichte», vom irdischen zum himmlischen Äon, all dies bleibt den Aposteln eines heilsgestifteten Geschichtswahns überlassen, jenen allzu vielen Kirchendienern, die meist schon durch Taufwasser, Mutterbrust, Familie, im Grunde durch eine geographische Zufälligkeit, später durch Würden, Ehren, Stühle, Pfründen zusätzlich gefesselt und nach meiner Erfahrung gewöhnlich desto ungläubigere «Gläubige» sind, je intelligenter sie sind.

Wie steht es aber mit meiner Objektivität? Bin nicht auch ich einseitig? Voreingenommen?

Selbstverständlich! Wie jeder Mensch! Denn jeder ist subjektiv, jeder vielfältig geprägt, individuell und gesellschaftlich, durch Herkunft, Erziehung, soziale Umwelt, durch seine Zeit, seine Lebenserfahrung, Erkenntnisinteressen, seine Religion oder Nichtreligion, kurz, durch eine Fülle verschiedener Einflüsse, ein ganzes Netz von Gebundenheiten.

Ist aber jeder vorgeprägt, so auch der Historiker, was wohl als erster (für die Geschichtswissenschaft) Chladenius reflektiert. Also habe auch ich, mit Chladenius' etwas obsoleter Wendung, meinen «Sehepunkt» oder mit Karl Mannheims in der Wissenssoziologie etabliertem Terminus, meinen «Standort», bin auch ich

zweifellos mitbestimmt durch ein gewisses Klima der Meinungsbildung um mich, durch meine Studien, mein Vorwissen. Natürlich traf ich Entscheidungen, längst ehe ich hier an die Niederschrift ging. Nur ein ganz Ahnungsloser könnte unparteiisch dies Pensum beginnen. Doch beiseite, daß das kaum denkbar, daß man auf solche Forschung kaum neugierig wäre: nach einiger Zeit wäre selbst der größte Ignorant kein ganzer Ignorant mehr – und er hätte auch schon «vorgefaßte Meinungen»[38].

Ein Rezensent nannte mich «voreingenommen», weil ich im Vorwort einer Schrift Thesen verfocht, die allenfalls an ihrem Schluß hätten stehen dürfen. Doch abgesehen davon, daß ich Vorworte, wie wohl die meisten Verfasser, erst zuletzt zu schreiben pflege – ich weiß selbstverständlich, wie wohl wieder jeder Autor, bereits zu Beginn eines Buches, was ungefähr darin stehn wird – das weiß ja schon jeder Schreiber eines Briefs. Erst recht lebt historische Forschung und Darstellung nicht von Zufälligkeiten, wie Droysen sagt, sondern sucht. Sie müsse aber «wissen, was sie suchen will; erst dann findet sie etwas. Man muß die Dinge richtig fragen, dann geben sie Antwort.»[39]

Jahrzehnte mit dem Studium der Geschichte, besonders der des Christentums, befaßt, habe ich mir, bei immer größerem Vertrautwerden damit, eine bestimmte Geschichtsphilosophie (ein erstmals von Voltaire geprägtes Wort) gebildet, eine Meinung vom Christentum, die nur deshalb nicht schlechter wird, weil sie gar nicht schlechter werden kann, womit ich mich allerdings in bester Gesellschaft befinde. Doch indem ich meine Subjektivität, meinen «Sehepunkt» und «Standort» klipp und klar darlege, sieht sich der Leser durch mich nicht düpiert wie durch jene skrupellosen Schreiberlinge, die ihr Bekenntnis zum Glauben an Wunder und Weissagungen, Transubstantiation und Totenauferweckung, an Höllen- und Himmelfahrten und sonstige Mirakel mehr schamlos mit dem Bekenntnis zur Objektivität verbinden, zur Wahrheit und Wissenschaft.

Bin ich, der erklärt Voreingenommene, verglichen mit ihnen, nicht immer noch weniger voreingenommen? Bin ich, durch mein Leben, meine Entwicklung, nicht zu einer unabhängigeren Beur-

teilung des Christentums fähig? Immerhin gab ich, trotz der engen Bindung an eine sehr christliche Mutter, den christlichen Glauben auf, sobald ich ihn als unwahr erkannte. Immerhin sägte ich zeitlebens an dem Ast, auf dem ich hätte sitzen können. Und immer wieder auch staune ich, wie wenig ernst man auf christlicher Seite Darbietungen sowjetischer Geschichte von sowjetischen Gelehrten nimmt – und wie ernst christliche von christlichen Theologen!

Geben wir doch zu: wir alle sind «einseitig»! Wer es bestreitet, lügt von vornherein. Nicht unsere Einseitigkeit ist wichtig. Wichtig ist, daß wir sie eingestehen; nicht verlogene «Objektivität» heucheln, gar «alleinseligmachende Wahrheit»! Entscheidend ist, wie viele und wie gute Gründe unsere «Einseitigkeit» untermauern, welche Relevanz der Quellenbasis, des Methodeninstrumentars, welches Argumentationsniveau und kritisches Potential überhaupt, kurz, entscheidend ist die eklatante Überlegenheit der einen «Einseitigkeit» über die andere.

Denn jeder ist einseitig! Jeder Historiker hat seine eigenen lebensgeschichtlichen und psychischen Determinanten, seine vorgefaßten Meinungen. Jeder ist gesellschaftlich festgelegt, ist klassen- und gruppenbedingt. Jeder unterliegt Neigungen, Abneigungen, kennt seine Lieblingshypothesen, seine Wertsysteme. Jeder urteilt persönlich, spekulativ, ist schon durch seinen Fragehorizont konditioniert, und hinter jeder seiner Arbeiten stehen «stets, ausgesprochen oder, wie dies der Regelfall ist, unausgesprochen ... geschichtsphilosophische Grundüberzeugungen weitreichender Natur» (W. J. Mommsen).[40]

Ganz besonders gilt dies von jenen Geschichtsschreibern, die dies meist am meisten leugnen, weil sie meist am meisten lügen – und sich dann noch gegenseitig in die christliche Parade fahren. Wie lächerlich, wenn ein Katholik einem Protestanten, ein Protestant einem Katholiken, wenn Tausende von Theologen verschiedener Konfession einander immer wieder, durch Jahrzehnte und Jahrhunderte, mit gemessenem Ernst Einseitigkeit unterstellen. Wenn etwa Jesuit Heinrich Bacht bei dem Protestanten Friedrich Loofs «zuviel vom reformatorischen Affekt gegen das Mönchtum

als solches» mitschwingen sieht; «deshalb bleiben seine Urteile zu einseitig». Ja, sollte Bacht gegenüber dem reformatorischen keinen jesuitischen Affekt kennen? Er, der Angehörige eines Ordens, dessen Mitglieder glauben *müssen*, daß wéiß schwarz und schwarz weiß sei, wenn es die Kirche befiehlt?![41]

Und wie Bacht sind alle katholischen Theologen durch Taufe, Dogma, Lehramt, Druckerlaubnis sowie weitere Verpflichtungen und Zwänge zu extremer Hörigkeit genötigt und jahraus, jahrein in sicherem Sold dafür, daß sie eine bestimmte Meinung, bestimmte Lehre, eine wie auch immer massiv theologisch imprägnierte Deutung der Geschichte vertreten, was bekanntlich sehr viele abhält abzuspringen; es hätte oft terrible Konsequenzen. In Italien konnte nach dem 1929 mit Mussolini geschlossenem Konkordat kein Kleriker, der die Kirche verließ, irgendwo unterrichten, ja, auch bloß ein öffentliches Amt bekleiden. Jeder dieser Priester wurde jahrzehntelang behandelt, «als ob er jemand ermordet hätte. Das Ziel all dessen ist, die Treubrüchigen auf die Straße zu werfen und erbarmungslos in den Hungertod zu treiben» (Tondi S. J.). Bezeichnenderweise hat Kardinal Faulhaber, München, diesen Artikel 5 des italienischen Konkordats schon am 24. April 1933 Adolf Hitler empfohlen. Statt auszutreten, treibt es aber auch sonst die meisten Kirchenknechte mehr oder weniger, doch eher mehr, zumal je intelligenter, geschichtskundiger sie sind, weiter zu heucheln – im Glauben sind Priester auch nicht erfahrener, aber im Unglauben –, weniger der Selbsttäuschung zu frönen als der Täuschung anderer, konfessionellen Gegnern etwa anzukreiden, einseitig zu sein und selber so zu tun, als könne man das, ausgerechnet, als Katholik nicht: als gäbe es seit fast 2000 Jahren eine perfidere Parteilichkeit als auf katholischer Seite, gerade auf der, die eben deshalb stets die entschiedensten Bekenntnisse (sich) leistet zu Wahrheit, Wissenschaft, Objektivität.[42]

Doch der Status der Geschichte als Wissenschaft, als objektivierende Wissenschaft, und die Möglichkeit geschichtlicher Objektivität (eine Problematik der «Geschichtstheorie» oder «Historik») wird inzwischen von vielen Historikern selber in Frage

gestellt oder rundheraus bestritten – ich ergänze: von vielen «Fachhistorikern». Denn wer zumindest hierzulande nicht zum eingespielten, stets auf den neuesten Forschungsstand, den neuesten Machtwechsel rekurrierenden Wissenschaftsbetrieb, zur erlauchten Zunft universitär abgesegneter Vergangenheitsdeutung gehört, ist gar nicht vorhanden; jedenfalls zunächst – später ist es manchmal umgekehrt. Ich las zu viele Historiker, um vor vielen Respekt zu haben – vor einigen habe ich desto mehr! Doch das Lesen der meisten Geschichtsbücher ist so nützlich wie einst das Lesen der Auguren im Flug der Vögel, das immerhin noch schöner war. Ein so bemerkenswerter Mann seines Fachs wie der Franzose Fernand Braudel warnt nicht zufällig vor dem «l'art pour l'art» in der Historikerbranche. Und nach William O. Aydelotte, einem englischen Experten, führt das Kriterium des Konsenses innerhalb eines gelehrten Fachpublikums «häufig», so schreibt er, «zu einer Verschlechterung des geschichtswissenschaftlichen Handwerks», weil der Historiker «außen-geleitet» werden könne und dann nicht sage, «was seiner Überzeugung oder Ansicht nach am wichtigsten ist, sondern das, was seiner Meinung nach seinem Publikum zusagt»[43].

Wie sprechend schon die Tatsache, daß jede Historikergeneration dieselbe Geschichte noch einmal schreibt, daß sie immer wieder dieselben alten Geschichtsintervalle und Geschichtsfiguren von neuem bearbeitet, wie sie schon die vorhergehende Gelehrtengeneration gegenüber ihren Vorgängern von neuem bearbeitet hat – offenbar doch jeweils zur Unzufriedenheit der Späteren? Denn erörterten sie Dinge, wären diese bereits gültig gelöst? Und bedeutet Umschreiben an sich schon reichere Forschungserträge? Wissenserweiterung und -vertiefung? Erkenntnisfortschritt? Sehr vieles fand ich bei älteren Historikern besser, oft bedeutend besser, als bei jüngeren.

Natürlich haben die Historiker für diese «Reinterpretation der Geschichte» (Acham), für ihre «historiographischen Innovationen» (Rüsen), Erklärungen gefunden, die durchaus einleuchten, aber nichts daran ändern, daß die Historikergeneration nach ihnen die Geschichte wieder umschreiben wird. Von Mal zu Mal

neue Kriterien, Prädominanzen, Artikulationsweisen, Methoden und «Modelle», neue modische Auf- und Abwertungen auch, zeitadäquate Entschlüsselungen und Verschlüsselungen. Im 19. Jahrhundert beherrschte die «Ereignisgeschichte» weithin das Feld, heute wendet sich das Interesse mehr der «quantitativen Geschichte» zu. Einst waren die klassischen Paradigmata Diplomatie und Staatspolitik, heute sind es eher sozialökonomische Untersuchungen. Es gibt auch vermittelnde Positionen. Und dann und wann greift man auf ältere Techniken zurück, soweit man sie nicht überhaupt beibehalten hat, wie die narrative «histoire événementielle», die Geschichte, in Anlehnung an eine bis in die Antike reichende Tradition, als vornehmlich literarische Disziplin betrachtet, doch, mit Ausnahme etwa von England, fast überall der «histoire structurelle», der analytischen Reflexion, dem kritischen Diskurs, der möglichst genauen begrifflichen Fixierung den Vorrang einräumen mußte; bis es jüngst zu einer weltweiten Renaissance der alten erzählenden Geschichtsbetrachtung kam und zu einer Art Ausgleich. Die folgenden Jahrhunderte werden neue Betrachtungsarten, Plausibilitätskriterien, Methodenstreite, neue Mischformen und neue Vermittler bringen und so fort.[44]

Man fragt sich nur, mit welcher Selbstsicherheit die Historiker über gewisse «historisch naive ... Aussagen» des 19. Jahrhunderts «heute lächeln» (Koselleck), wenn doch viele Historiker des 21. Jahrhunderts wieder über einen gewissen Stand der Kenntnisse und Erkenntnisse vieler Historiker des 20. Jahrhunderts lächeln werden und viele des 22. Jahrhunderts über viele des 21. Jahrhunderts – immer vorausgesetzt, daß es zu diesen Jahrhunderten noch kommt. Wird so nicht ein ewiges Lächeln von Historikern über Historiker sein? Ein ewiger Wahn, so etwas wie die wahren oder doch wahrscheinlicheren Grundsätze der Geschichtswissenschaft entdeckt zu haben oder wenigstens ihnen nahe gekommen zu sein?[45]

Man könnte entgegnen, dies ständige Umschreiben, Neuschreiben, Anderssehen der Geschichte resultiere nur aus ihrem eignen Wissenschafts- und Wahrheitsanspruch, aus dem Streben

gerade nach mehr Objektivität, größerer Genauigkeit, zumal verbesserte Arbeitsbedingungen, ein funktionstüchtigeres Instrumentarium, veränderte Forschungstechniken und Interpretationsverfahren, tieferdringende Sonden, bessere Verifikationsmöglichkeiten, neue Theorie- und Methodenkonzeptionen, begrenztere oder erweiterte oder exakter konstruierte Problemstellungen hinzukommen, zu schweigen vom Auffinden neuer Quellen.

Doch in Wirklichkeit zeigt die Geschichtsschreibung, daß der Schwerpunkt ihrer Interessen sich gewöhnlich erst verlagert, wenn die Zeitgeschichte ihre Interessen verlagert, ihre Ideologien, ihre Begriffe; daß die Geschichtsschreibung unter einem gewissen Zwang außerszientifischer Maßgaben, des metawissenschaftlichen Umfelds, der jeweils herrschenden Mächte, der politischen Praxis steht, daß sie dem Einfluß staatlicher Willensbestimmung unterliegt, daß sie den Dispositionen und Intentionen von Diktatoren folgt und somit – wie besonders der vorwiegend von amerikanischen Historikern (gegen den Positivismus) entwickelte Präsentismus lehrt – bloß eine Projektion von Gegenwartsinteressen auf die Vergangenheit ist; gerade das 20. Jahrhundert zeigt dies rundum auf der Welt. Und im 19. Jahrhundert sowie in den vorhergehenden Epochen ist es mutatis mutandis kaum anders gewesen. Was helfen die schönsten Theorien über Objektivität der Geschichtswissenschaft, wenn die Realität dieser Geschichtsschreibung ihre eignen Theorien widerlegt! Das erinnert fast an den Gegensatz zwischen der Predigt des Christentums und seiner Praxis.

Auch bei Methodenkontroversen geht es – wie beim sogenannten Methodenstreit Ende des 19. Jahrhunderts – viel weniger um sachliche als um politische Auseinandersetzungen, gesellschaftliche Umwertungsprozesse. Was scheinbar um der Wissenschaft, Forschung, theoretischen Besinnung willen geschieht, ist in Wirklichkeit mehr durch vor- und außerwissenschaftliche Realitäten bedingt, durch Tagespolitik, den sozialen Lebensbereich, Subjektivität, Egoismen.[46]

Nun kommt zum allgemeinen Objektivitätsproblem noch ein

spezielleres, heikleres Phänomen, das damit zusammenhängt. Die Schwierigkeiten resultieren dabei weniger aus der Tatsache, daß die Quellen oft lückenhaft, die Datierungen unsicher sind – zu schweigen von beträchtlichen Differenzen ganzer Wissenschaftszweige, etwa zwischen Archäologie und Linguistik oder Geschichte. Vielmehr geht es hier, da Geschichte meistens Texte betrifft, da alle Geschichtsschreibung Sprache ist, um die Sprache des Historikers.

Noch Louis Halphen (1946) genügte es, «sich in einer gewissen Weise von Dokumenten tragen zu lassen, die man eins nach dem anderen gelesen hat, wie sie sich uns anbieten, um die Kette der Fakten sich fast automatisch herstellen zu sehen». Aber leider sind «historiographische» Tatsachen noch keine «historischen» Tatsachen, sind Begriffe nicht die Wirklichkeit, nicht faits bruts. Leider gibt es «keinen scharfen Bruch zwischen Geschichte und Mythologie ... keine scharfe Grenzlinie zwischen ‹Fakten› und Theorien» (Sir Isaiah Berlin), sind beide vielmehr «so sehr miteinander verwoben, daß man vergeblich versuchen würde, sie streng und genau zu trennen» (Aron). Leider auch können historische Tatsachen sehr verschieden gesehen und bewertet, können sie einseitig beleuchtet oder verdunkelt, entstellt, verdreht, verfälscht werden, können sie an sich schon vielschichtig, selbst bereits «wissenschaftliche Konstruktionen» sein (Bobińska), «eine Konstruktion des Geschichtswissenschaftlers» (Schaff). Kurz, geschichtliches Leben ist nicht adäquat durch Reproduktion zu erfassen, sondern nur annäherungsweise, jede Geschichtsschreibung ist ein untrennbares Geflecht von Fakten, Hypothesen, Theorien. «Jede Tatsache ist schon Theorie», wie bereits Goethe pointiert behauptet.[47]

Niemals sind wir, sofern Geschichte vergangen ist, mit einem geschichtlichen Ereignis unmittelbar, niemals mit der nackten Tatsache als solcher konfrontiert, mit Rankes «wie es eigentlich gewesen»; was übrigens bescheidner klingt, als es gemeint war. Der konservative Historiker, dem das Amt des Geschichtsschreibers – peinlich genug – nur mit dem des Priesters vergleichbar schien, der auch Grund hatte, sich häufig Unparteilichkeit, äußer-

ste Unparteilichkeit, zu attestieren, wünschte sein «Selbst gleichsam auszulöschen», «nur die Dinge reden, die mächtigen Kräfte erscheinen zu lassen» und schrieb der «wahren» Historie die Aufgabe zu, über «parteiisches Für und Wider» hinaus, «nur zu sehen, zu durchdringen ... um dann zu berichten, was sie erblickt»[48].

Dieser selbstsichere Objektivismusglaube, von dem Grafen Paul York Wartenburg als «Okularismus», von Droysen («Objektiv ist nur der Gedankenlose!») als Ausdruck «eunuchischer Objektivität» verhöhnt, ist illusorisch. Denn es gibt keine objektive Wahrheit in der Geschichtsschreibung, keine Geschichte, wie sie sich wirklich ereignet hat; «es kann nur historische Interpretationen geben, und von diesen ist keine endgültig» (Popper). Haben wir es doch bei der Geschichtsschreibung – im Grunde aber schon bei der «Quelle», dem (primären) Informationsträger, den Inschriften, Urkunden – immer bloß mit der *Beschreibung* von «Ereignissen», «Tatsachen» zu tun.[49]

Diese Beschreibungen stammen jedoch sämtlich von Autoren, die nur mittels rhetorischer und narrativer Hilfsmittel arbeiten konnten, die – zu allen Zeiten – ausgewählt haben, auswählen mußten, auch die Fakten in irgendeine Anordnung bringen mußten, weniger ein wissenschaftlicher als ein literarischer Akt. Die Beschreibungen stammen von Verfassern, die guten oder schlechten Glaubens fortgelassen, die unterschlagen haben, die selbstverständlich alle mehr oder weniger Interessen gelenkt, die selbstverständlich alle mehr oder weniger einseitig berichtet, die ihre durchaus korrekten Quellenbelege (wobei jede Übersetzung freilich mehr oder weniger schon Deutung ist) in bestimmter Weise geprägt, in bestimmte Kontexte gestellt, die ihre Weltanschauung, mehr oder weniger bewußt, zum Leitmotiv ihrer Interpretation gemacht haben, wobei zur Problematik dieser Texte noch die der Überlieferung kommt, das nicht seltene Phänomen der Fälschung, der Interpolation. Und moderne Historiker verfahren natürlich kein Jota anders mit den Dokumenten, wählen aus, lassen fort, beleuchten, erläutern, erklären im Sinne ihrer Weltanschauung.

Gerade Koryphäen stärken so nicht unser Vertrauen in die Objektivität ihres Fachs. Theodor Mommsen (Nobelpreis 1902) nannte ausgerechnet die Phantasie «wie aller Poesie so auch aller Historie Mutter». Bertrand Russell schrieb den Titel ‹*History as an Art*›. A. L. Rowse, ein führender englischer Historiker des 20. Jahrhunderts, sieht Geschichte der Dichtung viel näher als man meist meine; «in truth, I think, it is in essence the same». Nach Geoffrey Elton ist sie (1970) vor allem «Erzählung», «a story, a story of the changing fortunes of men, and political history therefore comes first because, above all the forms of historical study, it wants to, even needs to, tell a story». Auch Hayden White hieß jüngst historische Texte nichts anderes als «schriftstellerische Kunstprodukte» (literary artefacts). Kenner wie Koselleck und Jauss betonten um dieselbe Zeit die Verwobenheit von Faktizität und Fiktion. Vielleicht aber fand H. Strasburger 1966 die treffendste, von F. G. Maier 1984 ausdrücklich bejahte Formel für Geschichte: «Ein Mischwesen aus Wissenschaft und Kunst», «bis auf den heutigen Tag» – nachdem freilich schon Ranke 1824 die Aufgabe des Historikers «zugleich literarisch und gelehrt» genannt hatte und die Historie selbst «zugleich Kunst und Wissenschaft»[50].

Macht man sich bewußt, daß all das nicht-objektive, «nicht-naturalistische» Vorgehen späterer Historiker auf den Darlegungen, Deutungsmustern, Typisierungen früherer Historiker beruht, die schon ganz genau so verfuhren, mehr oder weniger eben verfahren mußten, daß selbst unsere «Quellen» schon so ähnlich zustande kamen, schon vermittelt, schon durch andere Auffassungen hindurchgegangen, schon Selektion sind, eine Mischung bestenfalls aus historischer Tatsache und Text, das heißt «Literatur», das heißt einfließender Deutung, kurz, nur «Überrest», «Tradition», macht man sich all dies klar, so ist evident, jede Geschichtsschreibung wird vom Hintergrund der eignen Weltanschauung her geschrieben.[51]

Manche Gelehrte zwar haben gar keine solche Weltanschauung und kommen sich deshalb wenn nicht besonders fortschrittlich, so doch besonders unparteiisch, rechtschaffen, redlich vor.

Sie sind Vertreter der «reinen Wissenschaft», Vertreter einer angeblich wertneutralen, angeblich indifferenten Haltung. Sie verwerfen jede Standortbezogenheit, jede subjektive Anteilnahme als unszientifisch, als nahezu blasphemischen Verstoß gegen das angebetete Objektivitätspostulat, das ihnen heilige «sine ira et studio», das, wie Heinrich von Treitschke höhnt, «niemand weniger befolgt hat als sein Urheber». Ist ja alles, «was man reine Wissenschaft nennt, nämlich das Register von Systemen und Hypothesen, von Erklärungen und Anschauungen, all das ist ausgefüllt, ist ausgestopft, ist vollgepfropft mit den ältesten, sinnlichen und übersinnlichen Mythologemen», was, eher ausnahmsweise treffend, Charles Péguy notiert, selbstverständlich von seiner katholischen Position aus.[52]

Nun kann das Vortäuschen wissenschaftstheoretischer Unschuld, das Unterschlagen weltanschaulicher Prämissen historischer Präsentationen, manches verdecken, fachbedingte Trägheit etwa, Blickverengung, vor allem aber eine gerade in Gelehrtenkreisen, im «kleinen Museum der Auserwählten» (von Sybel), grassierende Timidität, einen ethischen Relativismus und Eskapismus, die feige Flucht vor klarer weltanschaulicher Entscheidung – die ja doch Entscheidung ist, aber eine der Verantwortungslosigkeit im Namen wissenschaftlicher Verantwortung! Denn eine Wissenschaft, die nicht wertet, unterstützt, ob sie will oder nicht, den Status quo, sie stützt die Herrschenden und schadet den Beherrschten. Sie ist nur Scheinobjektivismus und praktisch gewöhnlich nichts als eine Rücksichtnahme auf die eigne Ruhe, Sicherheit, die eigne Karriere. Ich bestreite keinesfalls, daß eine wertende Geschichtsbetrachtung auch aus wissenschaftlicher Überzeugung abgelehnt, verworfen werden kann. Doch ist gerade der Widerwille des Historikers, die Geschichte zu deuten, seine Angst, zu bekennen, was tatsächlich vor sich geht, nur «ein weiteres Beispiel des allbekannten ‹trahison des clercs›, der Weigerung der Spezialisten, ihrem Handeln entsprechend zu leben» (Barraclough).[53]

Gewiß, es gibt nicht nur eine oder zwei Methoden, Geschichte zu treiben. Es gibt eine große Methodenvielfalt, wie besonders die

amerikanische Geschichtsschreibung zeigt, wobei keine Methode das Recht hat auf einen Alleinvertretungsanspruch. Doch wenn es auch viele diverse Formen von Wissen und Wissenschaft gibt, hier geht es nur um zwei, um die Wissenschaft, die Wissenschaft um ihrer selbst willen betreibt, für die Wissenschaft das Letzte, Höchste, eine Art Religion ist, und die auch, wie diese, über Leichen gehen kann und geht; und um jene Wissenschaft, für die sie selbst nichts Letztes, Höchstes ist, die als Dienerin fungiert, im Dienst des Menschen steht, der Welt, des Lebens, die insbesondere mit der Geschichtsschreibung die «Pflicht politischer Pädagogik» verbindet, ein Wort Theodor Mommsens, der Geschichte geradezu «ein Totengericht» nennt und, ihre «nackte Gemeinheit» im Blick, ihre «entsetzlichen Barbareien», warnt «vor dem kindischen Glauben, als vermöge die Zivilisation aus der Menschennatur die Bestialität auszuwurzeln»[54].

Ihre bekanntesten Ausprägungen fanden diese beiden Wissenschaftsbegriffe im 19. Jahrhundert, im Wissenschaftsoptimismus der Natur- wie der Geschichtswissenschaft, im Positivismus und Objektivismus, und im radikalen Wissenschaftspessimismus Nietzsches. Er erkannte die Naturwissenschaft seiner Zeit als «etwas Furchtbares und Gefährliches», als einen Ausdruck jener «verhängnisvollsten Dummheit», woran wir vielleicht «einst zugrunde gehen». Ähnlich bewertet er die herrschende Geschichtswissenschaft und fordert eine Historie «zum Zwecke des Lebens», eine Historie, die «Vorbilder» bietet, «Lehrer, Tröster», besonders aber eine «kritische Historie», die das Vergangene «vor Gericht zieht, peinlich inquiriert und endlich verurteilt», denn «jede Vergangenheit ... ist wert, verurteilt zu werden»[55].

Auf der andren Seite steht etwa Max Weber, der Vertreter einer generellen Trennung von Wissenschaft und Werturteil, für den Wissenschaft lediglich empirische Forschung, analytische Bestandsaufnahme ist und grundsätzlich nichts mit Wert, Sinn, Sollen zu tun hat; auch wenn Weber, zwischen Werturteil und (dem neukantianischen Wort) Wertbeziehung unterscheidend, letztere in der Wissenschaft akzeptiert und wissenschaftliche Er-

kenntnisse in den Dienst wertbezogener Entscheidungen stellen will, was nicht ohne krasse Widersprüche geschieht.[56]

Unser Leben aber ist nicht wertfrei, sondern werterfüllt, und die Wissenschaft, als Teil desselben, kann Wertfreiheit nur heucheln. Wir müssen von Tag zu Tag vergleichen, prüfen, entscheiden, warum sollten wir es ausgerechnet in der Wissenschaft nicht, einem Bereich, der nicht neben unserem Leben steht oder gar darüber, sondern der dazu gehört, der uns, die Menschheit und die Welt, gefährden oder fördern kann? Ich hielt Werke von Historikern in Händen, einer im Bombenkrieg umgekommenen Frau, manchmal zwei oder drei gefallenen Söhnen gewidmet, und manchmal schrieben diese Leute «reine Wissenschaft» weiter wie zuvor. Das ist ihre Sache. Ich denke anders. Denn selbst wenn es eine apolitische, werturteilsfreie Geschichtsforschung gäbe, was ich bestreite, wäre sie doch nicht wünschenswert, weil sie das ethische Denken untergräbt, der Inhumanität Vorschub leistet. Auch wäre eine solche «Forschung» eigentlich gar keine Forschung, kein Aufdecken von Zusammenhängen, sondern, wie Friedrich Meinecke betont, bloße Vorarbeit, reines Sammeln von Material.[57]

Inwieweit stimmt nun die Wirklichkeit der Geschichte mit meiner Darstellung überein?

Ich lasse hier das erkenntnistheoretische Problem (samt der Struktur unsres Perzeptionsapparats) beiseite. Ich frage: inwieweit! Ich frage nicht: stimmt die Wirklichkeit der Geschichte mit ihrer Darstellung durch mich überein! Denn sagt Wittgenstein selbst von einem mathematischen Satz: «Nicht, daß er uns als wahr einleuchtet, sondern daß wir das Einleuchten gelten lassen, macht ihn zum mathematischen Satz»; sagt auch Einstein: «Soweit die Gesetze der Mathematik sich auf die Wirklichkeit beziehen, sind sie nicht gesichert; und soweit sie gesichert sind, beziehen sie sich nicht auf die Wirklichkeit» – wieviel mißtrauischer müssen wir die Geschichtsschreibung betrachten.[58]

Jeder Historiker nämlich schreibt in einem bestimmten politisch-gesellschaftlichen Bezugssystem, was sich unverkennbar in seiner Sicht niederschlägt, schon in seinen Auswahlmechanis-

men, seiner Selektion. Denn jeder «reißt aus dem Zusammenhang», keiner kann das reale Objekt der Vergangenheit mit ihren niemals direkt faßbaren hochkomplizierten Ereignisketten, diesem gigantischen Geflecht aus Denken und Tun, aus den vielfältigsten ähnlichen und gegensätzlichen Vorgängen, Beziehungen, Prozessen, objektiv widerspiegeln, gleichsam naturgetreu abbilden. Jeder selektiert aber nicht bloß, jeder interpretiert auch, weshalb es nicht nur darauf ankommt, was einer aus der Historie thematisiert, sondern wie er es tut, wobei ich die formale Seite der Sache hier ignoriere – nicht als unwesentlich, sondern zu weitschweifig, verwirrend: die Art und Weise, wie der Historiker sprachlich die Geschichte offeriert, das jeweilige Modell seines Berichts, die gewählte literarische Gattung, den «Repräsentationstypus», salopp: wie er «verformt», «verfremdet», «vergewaltigt», nicht nur in bösem, auch in bestem Glauben.

Wie jeder also, der Geschichte schreibt, habe ich grundsätzlich ausgewählt, «aus dem Zusammenhang gerissen» – der dümmste aller Vorwürfe, denn anders geht es nicht. Wie jeder habe ich auch innerhalb der Thematik noch einmal selektiert. Wie jeder habe ich die Träger des Geschehens, all die gekrönten, ungekrönten, selbstgekrönten Kriminellen, die Bischöfe und Päpste, die Heiligen, Feldherrn und sonstigen Geschäfte- und Geschichtemacher (denn aus Geschäften wird Geschichte), natürlich nicht mit allen Einzelheiten ihrer Vita erfaßt, all den Individualvorgängen, persönlichen Problemen, mit all ihren Amouren etwa (die freilich zuweilen nicht ohne Einfluß sind) oder mit allen Verdauungsbeschwerden – wiewohl auch sie manchmal auf die politischen Makroereignisse mehr wirken, als man glaubt. Doch wir kennen diese Beschwerden gewöhnlich nicht, und schon gar nicht wäre ihr Einfluß auf die Weltgeschichte eruierbar, nicht leicht jedenfalls – hier gibt es, wie auch sonst, noch wahrhaft tolle Chancen für Doktoranden und Habilitanden, ja, ein ganz neuer Wissenschaftszweig könnte sich auftun, könnte uns, neben der schon bestehenden Gerichtsmedizin, noch eine Geschichtsmedizin (nicht zu verwechseln mit der ebenfalls bereits etablierten, sehr lehrreichen Medizingeschichte) bescheren samt einer Fülle von

Unterabteilungen und Themen wie: «Systematische Historie der Digestion gekrönter und gesalbter Häupter nebst ihrer Wirkung auf das christliche Abendland vom Beginn des Investiturstreits bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges. Mit einem Anhang über Digestionen, Digestiva und Digestoria sämtlicher hl. Päpste und Gegenpäpste dieses Zeitraums.»

Vielleicht klang das Vorstehende manchmal für manchen nicht nur etwas theoretisch – doch Geschichtsschreibung steckt nun einmal voller Theorie, jede! –, sondern auch arg skeptisch. Doch zur Skepsis besteht Grund, allergrößter sogar – wenn sie freilich nicht so weit führen sollte, jetzt zu resignieren und gar nichts mehr zu glauben.

Auch muß der – zu Recht – schwindende Glaube an die Möglichkeit historischer Objektivität keinesfalls «das wissenschaftliche Ethos des Historikers» unterminieren und zum «Denkverfall» führen (Junker/Reisinger).[59] Viel eher untergräbt gerade das Bestehen auf Objektivität dieses Ethos, weil solch Insistieren unlauter, einzig nämlich dadurch motiviert ist, «das Fundament der Geschichtswissenschaft» zu retten, das heißt ihren nicht zufällig immer wieder angefochtenen Wissenschaftscharakter, was mich kaum interessiert. Mir ist Wahrheit oder, vorsichtiger gesagt, Wahrscheinlichkeit wichtiger als jede Wissenschaft, die im Namen der Wissenschaft sich gegen die Wahrheit vergeht. Und grundsätzlich ziehe ich auch das Leben, jedes Leben, der Wissenschaft vor, zumal einer Wissenschaft, die das Leben bedroht, vielleicht alles Leben überhaupt. Der Einwand, das sei nicht «die Wissenschaft», seien einzelne Wissenschaftler (immerhin sehr viele, wenn nicht die meisten), trifft so wenig wie etwa die Feststellung, die Verfehlungen der Christenheit seien nicht solche des Christentums.

Natürlich verfechte ich keinen reinen Subjektivismus, den es gar nicht gibt, so wenig wie reine Objektivität. Natürlich leugne ich nicht nutzreiche Wertskalen, kontrollierbare Tatsachenbezüge, mitteilbare und überprüfbare Erfahrungen, intersubjektives Wissen und intersubjektive Verbindlichkeiten. Aber ich bestreite die intersubjektive Interpretation! Und der Geschichtsphilosoph

Benedetto Croce wußte, warum er die subjektiven Urteile in der Geschichtsbetrachtung zuließ, aus «sehr triftigem Grunde», weil man sie nämlich «auf keinerlei Weise auszuschließen vermag»[60].

Kann man somit in der Geschichte auch nicht mit der Stringenz logischer Schlüsse schließen, heißt das weder, daß man gar nicht schließen soll, noch, daß man falsch schließen muß. Mag auch vieles oder, nach Meinung der radikalsten Skeptiker, alles problematisch sein, kann man doch einem historischen Sachverhalt näher kommen oder nicht, lassen sich doch für eine bestimmte Sehweise unbezweifelbar bessere und schlechtere Gründe vorbringen, solche, die mehr, weniger, gar nicht zutreffen. Oder mit William O. Aydelotte negativ formuliert: «Die Feststellung, alle Aussagen seien unsicher, bedeutet nicht, daß sie alle gleich unsicher sind.»[61]

Davon gehe ich ebenso aus wie von der Überzeugung, daß man, bei aller Komplexität, allem Chaos und Wirrwarr der Geschichte, allgemeine Aussagen treffen, daß man das Wesentliche, Typische, Entscheidende, herausstellen, kurz, daß man historisch generalisieren kann; was man, als angeblich zu spekulativ, nicht beweisbar, noch häufig negiert oder bagatellisiert, obwohl Historiker, die die Geschichte nicht bloß mit musealem Pläsier betrachten, ohne Generalisierung nicht auskommen können, wollen sie überhaupt etwas sagen, was der Mitteilung wert ist. Selbstverständlich dürfen sie nicht weiter gehen, als es ihre Unterlagen erlauben.[62]

Um diese Verallgemeinerungen aber möglichst schlüssig zu machen, ist eine meiner Hauptmethoden die der Quantifizierung, der Zusammenstellung vergleichbarer Fälle, Varianten, Daten, soweit sie relevant, repräsentativ sind. Geschichte schreiben heißt die Hauptzüge herausstellen. Ich betreibe also die Summierung des Informationsmaterials. Beides, Generalisierung und Quantifizierung, gehört zusammen.

Würde ich die ja durchaus nicht neue These vom Verbrechenscharakter des Christentums bloß mit einigen Stichproben stützen, wäre sie ohne Überzeugungskraft. Bei einem mehrbändigen Werk

aber läßt sich nicht mehr von vereinzelten, nicht beweiskräftigen Beispielen sprechen. Dabei ist für mich, mit Cicero, «das erste Gesetz der Geschichtsschreibung: daß man nicht wage, etwas Falsches zu sagen». Fährt Cicero freilich fort: «sodann: daß man wage, nichts Wahres nicht zu sagen, damit kein Verdacht aufkomme, man schreibe aus Gunst oder Feindschaft»[63], so braucht dieser Verdacht bei mir gar nicht erst aufzukommen. Ich schreibe «aus Feindschaft»! Denn die Geschichte derer, die ich beschreibe, hat mich zu ihrem Feind gemacht. *Und nicht, weil ich nicht, was auch wahr ist, geschrieben habe, bin ich widerlegt. Widerlegt bin ich nur, wenn falsch ist, was ich schrieb.*

Da ich das Ganze aber – um auch ein Wort über seine Struktur einzuflechten – in der begründeten Hoffnung verfaßte, zahlreichen Menschen nützlich zu sein, die wenig oder keine Zeit haben, sich mit der Erforschung des Christentums zu befassen, gebe ich all die Fakten, Vorkommnisse, die Parallelitäten und Kausalbezüge, die ich zeige, die Schlüsse, die ich daraus ziehe, möglichst klar in den folgenden Kapiteln und Bänden wieder: oft chronologisch, nicht selten systematisch, mit besonderer Herausarbeitung wichtiger Aspekte, mit Zäsuren, bewußter Trennung der Stoffgebiete, der zeitlichen Abläufe, mit ihrer Zusammenziehung, mit weiten Vorausblicken manchmal, Rückverweisen, Exkursen –, einzig von dem Wunsch bestimmt, dem Leser die Lektüre zu erleichtern, die Übersicht, den Zusammenhang.

Nun gibt es nicht wenig Leute, die meinen, kritisieren sei leicht. Vor allem meinen dies solche, die es nie oder nie ernsthaft versucht haben, aus Opportunismus, Indolenz oder Unfähigkeit. Ja, es gibt Leute, die nichts häßlicher finden als Kritik – wenn sie ihnen gilt. Sie würden das nie zugeben. Sie würden und werden immer sagen: Wir haben gar nichts gegen Kritik, wir sind sehr für Kritik. Doch für eine förderliche, aufbauende, konstruktive Kritik. Nicht für eine zersetzende, niederreißende Kritik. Wobei aufbauend immer die ist, die sie schlimmstenfalls bloß beiläufig, wenn nicht gar nur scheinbar kritisiert, um sie dann desto besser bejahen und bejubeln zu können. «Zerstörerisch» aber, «unfruchtbar», «verdammenswert», ist natürlich jede Attacke, die

ihre Fundamente angreift und ruiniert. Je überzeugender sie ist, desto mehr wird sie verteufelt – oder totgeschwiegen.

Am meisten kritikempfindlich sind klerikale Kreise. Gerade jene, die zwar rufen: Richtet nicht!, doch selber alles, was ihnen nicht paßt, in die Hölle schicken, gerade jene, deren Kirche sich als erste Moralinstanz der Welt aufspielt, seit Jahrhunderten aufgespielt hat und weiter aufspielen wird, gerade jene sind hell empört, beginnt da einmal einer sie selber zu messen, zu richten, und je schärfer, je vernichtender dies geschieht, desto zorniger sind sie, wütender – wobei ihr Zorn und ihre Wut (im Unterschied zu unseren Affekten) heiliger Zorn sind, heilige Wut oder auch Zornmut, «geordnete Zornmut» natürlich, laut Bernhard Häring, dem Moralexperten, «eine überaus wertvolle Kraft zur Überwindung der Widerstände gegen das Gute, zur Erstrebung des hochgespannten, aber schwer erreichbaren Zieles. Wer nicht zürnen kann, dessen Liebe ist nicht blutvoll[!]. Denn wenn wir blutvoll, mit allen leibseelischen Energien das Gute lieben, werden wir mit den gleichen Energien dem Bösen widerstehen. Christlich ist nicht die träge Gelassenheit gegenüber dem Bösen, sondern mutiger Einsatz gegen dasselbe unter Anspannung aller Kräfte; und dazu gehört auch die Kraft des Zornmutes.»[64]

Mit flammender Entrüstung tritt man ausgerechnet in diesen Kreisen gegen die «Manie des Zu-Gericht-sitzen-Wollens» auf (Altmeyer), zeigt man sich «wissenschaftlich» indigniert, wenn ein Autor, wie schrecklich, «ans Werten geht», «der Historiker, vom Moralisten entmündigt, ins Rollenfach des öffentlichen Anklägers überwechselt», wenn er «der Versuchung» erliegt, «den Erwartungshorizont rigoristisch zu überspannen», wenn er in den «Schatten idealistischer Maximalforderungen» sinkt, «das forensische Pathos» in den Mund nimmt, und dies alles auch noch unbekümmert um «die alte Historikerfrage nach der konkreten Realisierbarkeit ethischer Forderungen» (Volk S. J.).[65]

Ist es nicht grotesk, wenn Vertreter eines antiquierten Mythenzaubers, des Glaubens an die Trinität, an Engel, Teufel, Hölle, Jungfrauengeburt, die leibliche Himmelfahrt Mariens, die Verwandlung von Wasser in Wein, von Wein in Blut, mit (ihrer)

«Wissenschaft» imponieren wollen? Wenn ein Jesuit Volk (dem die dreizehnte Regel seines Ordens befiehlt, «daß das, was ich für weiß halte, statt dessen schwarz ist, wenn es die hierarchische Kirche so bestimmt») mit dem «Geiste unvoreingenommener Nüchternheit und Objektivität» renommiert?! Und ist es nicht der Gipfel des Grotesken, solche Figuren selbst von der Wissenschaft noch weithin gewürdigt zu sehen?![66]

Gerade sie aber verbinden dann am liebsten mit ihrer Verwerfung des Wertens, des Zu-Gericht-sitzen-Wollens (anderer!), die pharisäisch vorgebrachte Floskel, die allerdings die meisten Geschichtsbücher ziert, man müsse das und das «aus der Situation der Zeit» verstehen (Dempf) – das spätantike Reichsgesetz zum Beispiel, das verurteilte «Häretiker» als Aufständische behandelt, überhaupt die damalige Kirchenpolitik der Kaiser gegen die «Ketzer» oder «genauso», wie Dempf hilfreich gleich hinzufügt, «wie die entsprechende Periode unserer abendländischen Kultur [!], die Zeit von etwa 1560–1648, der Dauer der Religionskriege»[67]. All dies und sehr viel mehr, auch die ganze Zeit dazwischen muß «aus dem Geist der Zeit heraus» verstanden und erklärt werden! Besonders theologische Kirchenhistoriker kommen um diese Beschwichtigungs-, Verharmlosungs-, Bagatellisierungsgeste, die keinesfalls grundsätzlich verworfen werden soll, nie herum. Man müsse es verstehen, das heißt, man macht es verständlich, es wird verständlich und ist dann, hat man es erst einmal «aus dem Geist der Zeit heraus» verstanden, gar nicht mehr so schlimm, es hat sozusagen so sein müssen, ist ja die ganze Geschichte gottgewollt.

Der Theologe Bernhard Kötting erklärte 1977 vor der Rheinisch-Westfälischen Akademie der Wissenschaften, man könne heute nicht von den Bischöfen der konstantinischen Zeit verlangen, «daß sie dem Kaiser etwa aus dem Geist der christlichen Liebe heraus die Gleichstellung aller religiösen Kultgruppen hätten nahelegen müssen. Das würde bedeuten, den geistigen Horizont, in dem die Menschen der Antike lebten, willkürlich von uns aus zu bestimmen und unsere Vorstellung von der Herleitung der staatlichen Macht in das 4. Jh. hineinzuprojizieren.»[68]

Diese im Namen historischen Denkens vorgebrachte Argu-

mentation ist gerade diesem Denken selbst gegenüber unwürdig, ist mehrfach absurd. Erstens nämlich war die heidnische Antike religiös im allgemeinen tolerant. Zweitens haben gerade die christlichen Schriftsteller des 2., 3. und frühen 4. Jahrhunderts immer wieder und leidenschaftlich aus dem «Geist der christlichen Liebe» Religionsfreiheit gefordert! Drittens, was ist denn der «Geist der christlichen Liebe» überhaupt wert, wenn man ihn ständig mißachtet – im 4. Jahrhundert genauso wie in allen Jahrhunderten seitdem, nicht zuletzt auch im 20. (im Ersten Weltkrieg, im Zweiten, im Vietnam-Krieg), in dem die Christen doch kaum noch im geistigen Horizont der Antike leben, aber sicher noch immer genauso wenig im «Geist der christlichen Liebe». Das alles ist doch kein Hineinprojizieren anachronistischer Vorstellungen! Der «Geist der christlichen Liebe» war für die Mächtigen – in Staat und Kirche – zu keiner Zeit brauchbar, daher stets bloß auf dem Papier beschworen, in Wirklichkeit aber stets abscheulich verraten worden. Dies ist der wahre Zeitgeist gewesen, und er blieb sich zu allen Zeiten gleich – das andere ist nichts als Augenwischerei.

Der «Geist der Zeit» jedoch, apologetisch so nützlich, wird immer wieder in die Köpfe gezaubert, entschuldigend, beschuldigend, gleichviel. Als habe nicht schon Goethe im ‹*Faust*› gehöhnt:

«Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist.»

Doch falls man dem geziemend antichristlichen, sehr antiklerikalen Dichter mißtraut, so mag noch der hl. Augustin hier stehen. «Schlechte Zeiten, mühsame Zeiten, so sagen die Menschen», schreibt er. «Laßt uns gut leben, und gut sind die Zeiten. *Wir sind die Zeiten; wie wir sind, so sind die Zeiten.*»[69] Und auch an anderer Stelle bezichtigt Augustin predigend nicht Zeit und «Zeitgeist», sondern die Menschen, die alle Schuld – wie viele Historiker noch heute – auf die Zeiten schöben, auf lästige Zeiten, schwere Zeiten, elende Zeiten. Doch: «Die Zeit verletzt niemand. Die verletzt werden, sind Menschen, und Menschen sind es, von denen sie verletzt werden. O großer Schmerz: Men-

schen werden verletzt, Menschen werden beraubt, Menschen werden unterdrückt! Von wem? Nicht von Löwen, nicht von Schlangen, nicht von Skorpionen, sondern von Menschen. In Schmerzen sind, die verletzt werden. Und tun sie nicht selber, wenn sie können, was sie schelten?»[70]

Augustin wußte, was er sagte; gerade der letzte Satz trifft voll und ganz ihn selbst (vgl. 10. Kap.). Dabei glaube ich durchaus nicht so fest wie Voltaire an eine zeitlose raison universelle. Noch weniger übertrage ich in entfernte Vergangenheiten alle Ideen und Wertmaßstäbe der Gegenwart, was Montesquieu mit Recht, wenn auch übertreibend, «die furchtbarste unter den Quellen des Irrtums» nennt.[71] Doch hat man stets, wenigstens in den letzten 2000 Jahren, Raub, Mord, Ausbeutung, Krieg für das gehalten, was sie waren und sind. Gerade die Christen mußten dies wissen. Gerade sie hatten die stark pazifistisch und sozial geprägte Verkündigung des synoptischen Jesus; sie hatten eine fast dreihundertjährige pazifistische frühchristliche und frühkirchliche Predigt; sie hatten auch die leidenschaftlichen «liebes»kommunistischen Appelle der Kirchenväter und -lehrer noch des 4. Jahrhunderts. Kurz, es gab eine immer christlichere Welt – und in vieler Hinsicht eine immer schlimmere. Denn das Christentum beruht auf verschiedenen Geboten, wie dem Gebot der Nächstenliebe, der Feindesliebe, dem Gebot, nicht zu stehlen, nicht zu töten und auf der Klugheit, keines dieser Gebote zu halten.

Oft belehren uns die Apologeten, die dies im Grund nicht leugnen können, daß da und dann – immer da und immer dann, wo und wann es gerade paßt, welchen Geschichtsabschnitt man gerade bemäntelt – die Menschen eben «noch keine wirklichen Christen» waren! Doch wann waren sie es? Zu Zeiten der greulichen Merowinger, der fränkischen Raubkriege, des lateranischen Weiberregiments? Bei den großen christlichen Offensiven, den Kreuzzügen? Bei der Ketzer- und Hexenverbrennung, der Indianerausrottung, der (fast zweitausendjährigen) Judenverfolgung? Oder im Dreißigjährigen Krieg? Im Ersten Weltkrieg? Im Zweiten? Im Vietnam-Krieg? Einmal müssen sie doch Christen gewesen sein!?

Der Geist der Zeit jedenfalls war durchaus nicht überall derselbe zur selben Zeit.

Als die Christen ihre Evangelien kolportierten, ihren Glauben, ihre Dogmen, als sie immer weitere Teile der Welt infizierten, gab es sehr wohl Menschen, wie die großen ersten Bestreiter des Christentums, Celsus im 2. und Porphyrios im 3. Jahrhundert, die das Christentum, alles in allem, vernichtend kritisiert und im wesentlichen bis heute recht behalten haben, was immerhin christliche Theologen des 20. Jahrhunderts erklären (S. 212).

Doch begehrten nicht nur Heiden gegen die Christenlehre auf. Zur selben Zeit, als man weithin im Glauben an das Trinitätsdogma lebte und starb, verwarfen es Juden wie Moslems als Provokation ohnegleichen; war für sie auch das Paradoxon von der Menschwerdung Gottes absurd, dies «Unrecht», diese «Schmach»; sah der islamische Philosoph und Mystiker Al Ghazali (1059–1110) die einander widersprechenden Zweinaturenlehren von Monophysiten, Nestorianern, Orthodoxen nur als Ausdruck von «Unverständlichkeit, ja Dummheit und Geistesschwäche»[72].

Wie im Denken, so differierten die Menschen derselben Zeit auch im Tun.

Während das Christentum seine monströsen Greuel verbrach, war der Buddhismus, der in Indien keine organisierte Kirche nach Art der abendländischen, auch keine Zentralinstanz schuf, die über den rechten Glauben entschied, sehr viel toleranter. Er forderte von seinen Laienanhängern weder ausschließliche Verpflichtung auf das buddhistische Bekenntnis noch den Austritt aus anderen Religionen, noch nahm er gewaltsame Bekehrungen vor. Vielmehr war für ihn Duldsamkeit gegenüber fremden Konfessionen in anderen Ländern geradezu «charakteristisch» (Mensching).[73]

Sein pazifistisches Wirken beweist beispielsweise die Geschichte Tibets, dessen Volk, eine der gefürchtetsten und kriegerischsten Nationen Asiens, unter buddhistischem Einfluß eine der friedlichsten wurde, wobei trotz tiefer Frömmigkeit und einer gutorganisierten geistlichen Hierarchie völlige Toleranz zwischen

allen Arten von Glaubensformen und Sekten bestand. Richtig schreibt der Buddhist Lama Anagarika Govinda: «Religionen, die der Individualität des Menschen ihre volle Berechtigung zugestehen, werden automatisch zu Förderern der Humanität. Solche aber, die den Anspruch erheben, im alleinigen Besitze der Wahrheit zu sein, oder die den Wert des Individuums und individueller Überzeugungen geringschätzen, können zu Feinden der Humanität werden, und dies um so mehr, wenn Religion zu einer politischen oder gesellschaftlichen Machtfrage wird.»[74]

Selbst unter den Christen war nicht jeder geschlagen durch den Zeitgeist! Nicht jeder blind! So spottet Peire Cardinal, der große Troubadour, über Hugo von Montfort und dessen Grabsteinspruch: «. . . wenn jemand dafür, daß er Menschen hinmordete, Blut vergoß, Seelen verlorengehen ließ, daß er in Mordtaten einwilligte, verderbten Ratschlägen folgte, Feuersbrünste entfachte, vernichtete, schändete, Ländereien gewaltsam wegnahm, Frauen tötete, Kinder erwürgte: dann soll er die Krone tragen und im Himmel glänzen.»[75] Ja, im 13. Jahrhundert gibt es eine ganze satirisch-ironische Kreuzzugsliteratur. So höhnt der Franzose Rutebeuf:

«Wein trinkt man erst mal ungeheuer
Und streckt berauscht sich aus am Feuer,
Dann greift zum Kreuz man mit Hurra –
Und sieh, schon ist der Kreuzzug da,
Der dann beim ersten Morgenlicht
In wilder Flucht zusammenbricht.»[76]

Nicht jeder also war vom Zeitgeist besessen, nicht jeder kritiklos und außerstande zu vergleichen, zu prüfen, zu richten. Durch alle Jahrhunderte auch gab es ethisches Denken, nicht zuletzt in christlichen Kreisen, unter «Ketzern». Und warum das Christentum nicht auch an seinen eignen biblischen, mitunter sogar an kirchlichen Maßstäben messen? Warum ausgerechnet das Christentum nicht an seinen Früchten erkennen wollen?

Ich bekenne mich, wie jeder Gesellschaftskritiker, zur wertenden Geschichtsschreibung. Ich betrachte die Geschichte, wie mir

das nützlich, weil notwendig scheint, ethisch engagiert unter dem Anspruch eines «humanisme historique». *Für mich ist ein Unrecht, ein Verbrechen, vor 500, 1000, 1500 Jahren genauso lebendig und empörend wie ein Unrecht, ein Verbrechen, das heute geschieht oder erst in 1000, in 5000 Jahren.*

Ich schreibe also politisch motiviert, das heißt in aufklärerisch-emanzipativer Absicht. Die «histoire existentielle» steht mir allemal näher als die «histoire scientifique». Und die neuerdings vielverhandelte Frage, ob Geschichte überhaupt eine Wissenschaft sei – schon von Schopenhauer und Buckle bestritten –, kümmert mich wenig; ja, die argumentativen Anstrengungen (und Verrenkungen) so vieler Berufshistoriker, den Wissenschaftscharakter ihrer Disziplin (und ihr Ansehen) zu wahren, erscheint mir suspekt, weniger «wissenschaftlich» oft als «allzumenschlich». Solang es unsresgleichen gibt, wird man Geschichte treiben, mag man ihr das Prädikat Wissenschaft zuerkennen oder nicht. Wozu die Aufregung! Die Theologie ist auch keine Wissenschaft, allenfalls die einzige, deren Vertreter – und das läßt sich den Historikern nicht nachsagen – keine Ahnung von ihrem Forschungsobjekt haben; und doch verfügt sie über verhältnismäßig weit mehr Lehrstühle als jede andre. Zumindest hierzulande gab es in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts in Würzburg für 1149 Studenten der wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultät 10 Lehrstühle, für 238 Theologen 16! Ja, in Bamberg finanzierte damals der christlich-sozial regierte Freistaat Bayern für 30 Theologiestudenten 11 Professuren! Für 30 künftige Gottesgelehrte, sofern sie nicht trotz allem absprangen, immer noch mehr Ordinarien als für 1149 Studenten einer weniger jenseitsbezogenen Wissenschaftsrichtung![77]

Ich kann Geschichte – schon dies Beispiel, ein Tröpfchen nur aus einem Meer von Ungerechtigkeit, müßte es verständlich machen – nicht sine ira et studio erforschen. Es widerstrebt meinem Gerechtigkeitssinn; auch meinem Mitleid. Wer nicht Feind vieler Menschen ist, ist der Feind aller. Und wer Geschichte ohne Haß und Gunst betrachtet oder gar beschreibt, gleicht er nicht jenem, der die Opfer eines Großbrands ersticken, verbrennen, zu Tode

stürzen sieht und all dies teilnahmslos registriert? Historiker, die sich an «reine» Wertmaßstäbe klammern, an «reine» Wissenschaft, sind unehrlich. Sie betrügen die andern oder sich selbst, ja, sie sind, da es kein schlimmeres Verbrechen gibt als Gleichgültigkeit, kriminell. Gleichgültigsein heißt unablässig morden.

Dies klingt vielleicht ungewohnt, hart, folgt aber aus der Doppelbedeutung unseres Geschichtsbegriffs, der das Geschehen sowohl wie dessen Darstellung bezeichnet – res gestae und rerum gestarum memoriae. Ist Geschichtsschreibung doch nicht bloß Geschichts*schreibung*, sondern stets auch *Geschichte*, ein Teil derselben, indem sie diese nicht nur, auf welche Art immer, spiegelt, sondern auch bewirkt, nicht bloß beschreibt, sondern auch macht. Entscheidend ist, daß diese Reflexion zur Aktion wird, daß sie das Denken und Tun der Menschen, auch ihrer Führer und Verführer, beeinflußt, mitbestimmt, vielleicht sogar maßgeblich, daß alle Historiographie somit «einen dreifachen Aspekt» hat: «Sie erzählt, ist und bewirkt Geschichte» (Beumann).[78]

Historiker hatten niemals eine geringe Meinung von sich. Sie wuchs noch im Lauf der Zeit und war wohl nie so herausgefüttert wie gestern und heute – trotz aller Theoriedefizite, methodologischen Skrupel, Selbstzweifel und Selbstbezichtigungen und aller rivalisierenden Richtungen in der Historiographie, von Außenattacken zu schweigen. «Der Ort der entrealisiert-vergangenen Geschichte ist der Kopf des Historikers. Was sich dort von der Realgeschichte aufbewahren kann, ist ihr *Inhalt*» (Junker/Reisinger). Sehen sich doch viele Geschichtsschreiber gerade des 20. Jahrhunderts so sehr als Akteure der Geschichte, daß Edward Hallet Carr tadelt: «Geschichte ist, was der Historiker macht.»[79]

Dies ist nur ein Teil der Wahrheit. Wichtiger und die Regel, daß man Geschichte für und gegen Menschen macht, daß eine Minderheit für die Minderheit und gegen die Mehrheit regiert, gegen die duldenden, leidenden Massen; die Regel, daß politische Geschichte auf Macht, Gewalt, Verbrechen beruht; die Regel leider auch, daß dies das Gros der Historiker noch immer nicht beim Namen nennt, vielmehr rühmt – nach wie vor Potentaten und

Zeitgeist zu Diensten. Die Regel somit weiter, daß Geschichtsschreibung die Politik nicht verbessert, sondern «gewöhnlich von ihr verderbt wird» (Ranke) – und diese selber wieder verdirbt! Denn wie man Politik zwar für die (Masse der) Menschen machen könnte, gewöhnlich aber gegen sie macht, so wird gegen sie gewöhnlich auch die Geschichtsschreibung geschrieben. Es geht uns jedoch, mit Voltaire zu sprechen, um das Schicksal der Menschen, nicht um die Revolution des Thrones. Jeder Geschichtsschreiber hätte sagen müssen *homo sum*, doch die meisten haben nur Schlachten beschrieben. So ist es lange noch nach Voltaire, ist es grosso modo häufig noch heute. Und besteht zumindest prinzipiell der Satz des Johannes Chrysostomos zu Recht: «Wer die Sünde lobt, ist viel schlechter als der, welcher sie begeht», dann ist auch jeder, der Geschichtsverbrechen und -verbrecher preist, schlechter noch als diese selbst.[80]

Die Frage erhebt sich, was ist ein Verbrechen? Wer ist Verbrecher?

Ich werde dazu nicht das Strafgesetzbuch bemühen, weil jedes solche Gesetzbuch sozusagen gesellschaftskonservierend, Ausdruck der Ideologie des Establishments, weil es unter dem Einfluß einer herrschenden Minderheit und deshalb gegen die beherrschte Mehrheit geschrieben ist. Ich gehe von der communis opinio, übrigens auch der Rechtswissenschaft, aus, daß Mörder der ist, der einen anderen Menschen absichtlich tötet, zumal wenn er dies aus «niederen» Motiven tut, etwa um ihn zu berauben oder sich an seine Stelle zu setzen. Nun ist es ein großer Unterschied für Justitia, ob man *einen* ermordet oder *Millionen*, nur jenes gilt als kriminell; ein großer Unterschied auch, ob Millionen *ermordet* werden oder Millionen *gestohlen* – bloß dies ist justiziabel. Für mich verdient solche «Gerechtigkeit» nicht den Namen.

So klar aber das allgemeine Bewußtsein zu wissen glaubt, wer Verbrecher, so klar auch, wer Held ist. Und wer, außer Staat und Kirche, hätte mehr dazu beigetragen als die Geschichtsschreibung selbst? Durch den weitaus größten Teil unseres Zeitraums hofiert die Quellentradition die unterdrückenden und ignoriert die unterdrückten Schichten, präsentiert sie meist glanzvoll die Akteure

der Historie, die kleine Despotenmeute derer, die sie machte, und selten oder nie den Buckel derer, die sie ausgetragen. Derart aber wirkte die Historiographie, besonders in den letzten Jahrhunderten, buchstäblich katastrophal. Erst 1984 zeigte Michael Naumann in seiner Schrift ‹*Strukturwandel des Heroismus*›, daß man seit dem Absolutismus «politische Macht, gesellschaftliche Institutionen, Geschichte und nationale Identität gleichsam bildhaft im Nationalheros ‹zusammengefügt› und verkörpert», daß auch die Masse die Handlungen solcher «Heroen» als «existentiell repräsentativ» rezipiert hat, als «nachahmenswert», und «daß unter diesen Männern *stets von den Historikern selbst ‹Helden› verstanden wurden*»[81].

Heroismus, politischer Heroismus, aber ist immer viel weniger der gute Wille zum Selbstuntergang als der böse zum Untergang des andern. Und warum Jean Paul Geschichte nicht nur den wahrsten Roman nennt, den er je gelesen, sondern auch den schönsten, wird wohl für immer sein Geheimnis bleiben. Ebenso warum Goethe – «in einem seiner bekanntesten Worte» (Meinecke) – als das Beste, was wir von der Geschichte haben, ausgerechnet den Enthusiasmus preist, den sie erregt. Die Geistesgeschichte vielleicht, die Kunstgeschichte sicher. Aber die Politik? Das garstige Lied?![82]

Wie auch immer, Thomas Carlyle, «Statthalter Goethes in England», stellte 1840 in dem programmatisch betitelten ‹*Heroes and Hero Worship*› die Weltgeschichte als Geschichte großer Männer dar: Macht gleich Recht. Und in ihrer überwältigenden Mehrheit sahen und sehen es die Berufshistoriker, die eigentlich Staatshistoriker heißen sollten, gewöhnlich ja auch Staatsbeamte sind, nicht anders, sehen viele jeden dieser «großen» Männer reich begabt zur Sünde wie zum Segen, wie Treitschke, der sächsische Generalssohn, rühmt, nicht ohne die moralisierende Nüchternheit zu rügen, «welche Menschengröße nur als das Gegenteil des Frevels zu begreifen vermag»[83].

Auch ein so verheerender Kopf wie Hegel denkt nicht anders. Kein Wunder bei einem Geist, der sich einerseits fest im Besitz der absoluten Wahrheit wähnt (die seinem eignen Entwicklungssy-

stem widerstreitet), sich auch für einen gläubigen «lutherischen Christen» und die Weltgeschichte, in seiner Geschichtsphilosophie, für die Verwirklichung der Offenbarung Gottes hält, andererseits als scharfer Verfechter höchst intoleranter Staatsautorität alles Außenseiterische, Abweichende bekämpft, wie gelegentlich den «Wahnsinn der jüdischen Nation», «dieser mit anderen ... unvereinbaren Nation», ebenso aber auch alles Aufbegehrende und Schwache haßt, «brandige Glieder», der «Verwesung nahes Leben»; wobei er kein Vorgehen «mit Lavendelwasser» gutheißt, «keine sanften Gegenversuche», vielmehr immer wieder die Gewalt glorifiziert, «das *gewaltsamste Verfahren*», und dem Staat selbst empfiehlt, sich «durch die Gewalt» zu rechtfertigen, denn «*dann unterwirft sich ihm der Mensch*». Auch der «gemeine Haufe des deutschen Volkes ... müßte durch die *Gewalt* eines *Eroberers* in eine Masse versammelt», müßte «gezwungen werden, sich zu Deutschland gehörig zu betrachten». «So sind alle Staaten gestiftet worden durch die erhabne Gewalt großer Menschen.» Entsprechend ist für Hegel der Friede, gar Kants Idee vom ewigen Frieden, ein Alptraum, «auf die Länge ein Versumpfen der Menschen», ja, «der Tod». Dagegen hat der Krieg «die höhere Bedeutung», daß durch ihn «die sittliche Gesundheit der Völker ... erhalten wird, wie die Bewegung der Winde die See vor der Fäulniß bewahrt». Vom «Militairstand» sagt Hegel klipp und klar, «daß er die Pflicht hat ... sich aufzuopfern». Doch ist «die Aufopferung» – gern feiner mit «Entäußerung» umschrieben – «für die Individualität des Staates» auch «*allgemeine Pflicht*», Gehorsam überhaupt, wie schon für Augustin, der Anfang aller Weisheit – tatsächlich, zumal diesbezüglich, oft nur der Anfang des «Helden»todes. «Die wahre Tapferkeit gebildeter [!] Völker ist das Bereitseyn zur Aufopferung im Dienste des Staates.» Und da die Staaten sich sogar im Krieg anerkennen, sogar «im Kriege selbst der Krieg als ein Vorübergehensollendes bestimmt ist» und «die Möglichkeit des Friedens erhalten», schließt Hegel auch: «Die neueren Kriege werden daher menschlich geführt, und die Person ist nicht» – übrigens typisch christlich, geradezu feldpfaffenhaft gedacht – «in Haß, der Person gegenüber.» Hätte Hegel

die Möglichkeit eines ABC-Krieges schon gekannt, hätte er sich sicher einmal mehr bestätigt gesehen. Alles schickt ja Gott zur rechten Zeit. «Die Menschheit bedurfte des Schießpulvers, und alsbald war es da.» Die Menschheit bedurfte des Hegel, und alsbald war er da. Die Menschheit bedurfte menschlicher Kriege, und schon kamen sie. Es geht nichts über einen unerschrockenen Denker, der denn auch rundheraus von den Akteuren der Geschichte schreibt, was sie getan, wirklich getan haben, sei «ihr Ruhm. Solch einem Heros könne man nichts Schlimmeres nachsagen, als daß er unschuldig gehandelt habe. Es ist die Ehre der großen Charaktere, schuldig zu sein.» Bei den «kleinen» ist dies ihre Schmach. Auf sie wartet, sind sie schuldig, nicht selten sogar, sind sie unschuldig, der Kerker, der Strang, der elektrische Stuhl – auf die großen Verbrecher warten die Elogen der Historiker und Geschichtsphilosophen.[84]

Es ist klar, haben ganze Generationen solche Präzeptoren, werden sie auch von jedem welthistorischen Schandkerl mißbraucht. Stünde es nicht anders um Menschheit und Geschichte, würden diese von der Geschichtsschreibung – und Schule! – *ethisch* durchleuchtet und geformt? Würden die Verbrechen der Herrschenden nicht gefeiert, sondern verdammt? Die meisten Historiker aber breiten den Dreck der Vergangenheit aus, als wäre er der Humus für künftige Paradiese. Und gerade die deutsche Geschichtswissenschaft hat die tradierte Form der Geschichte, der Gesellschaft, die überlieferte «Ordnung» – in Wirklichkeit ein soziales Chaos, ein fortgesetzter innerer und äußerer Krieg – gestützt statt zu ihrem Sturz beizutragen. Gerade die deutsche Geschichtsschreibung war besonders an das nationale Apriori gebunden. Sie geriet im 19. Jahrhundert immer mehr in den Sog der nationalstaatlichen Idee, eines patriotischen Optimismus und Aufstiegsglaubens. Sie wurde dadurch stärker beeinflußt als die Geschichtswissenschaft anderer Länder, aber sie beeinflußte diese Tendenz auch wieder ihrerseits stark. Dagegen hat sie die Verschränkung politischer und gesellschaftlicher Vorgänge, also die Sozialgeschichte – die hier eine beträchtliche Rolle spielen wird –, zumal mit ihren großen Ansätzen Ende des 19.

Jahrhunderts wenig beachtet, fast geächtet, diente selbst für den später zur liberalen Linken wechselnden Friedrich Meinecke noch im Ersten Weltkrieg «unser Staat, unsere Machtpolitik, unser Krieg den höchsten Gütern unserer nationalen Kultur»; vertrat Deutschland «die nationale Idee in ihrer höchsten Form», der Feind «den rohen Nationalismus». Und noch nach Hitler, als man doch da und dort aufzuwachen begann, tendiert die große Mehrheit der Historiker, auch jenseits unserer (durch Großmachtpolitik stets kleineren) Grenzen, wenn nicht zur falschen Idealisierung, zur Vergötzung des Staates, so doch weiter zu seiner Rechtfertigung, Verteidigung, ist die deutsche Historiographie auch der jüngsten Zeit weniger von sogenannten wissenschaftlichen Gesichtspunkten als von der Projektion gewisser Tagesinteressen in die Vergangenheit bestimmt, von «der deutschen Nachkriegsgeschichte mit ihren deutlich restaurativen Tendenzen» (Groh).[85]

Noch übler aber als das nationalpolitische oder «europäische» Denken – meist nichts als ein größerer, schlimmerer Nationalismus – steckt in den Köpfen, leider nicht nur der Historiker, das machtpolitische, das imperialistische Denken an sich, und es ist ekelhaft, dazu immer wieder, bei kirchlichen wie nichtkirchlichen, sogar antikirchlichen Gelehrten, dieselben Beschönigungen zu lesen.

Ich bringe hierzu nur wenige Hinweise auf Karl «den Großen», einen nahezu allseits in den Himmel gehobenen Helden, der in sechsundvierzigjähriger Regierung fast unentwegt Krieg, beinah 50 Feldzüge, geführt und in seinem «imperium Christianum» (Alkuin), dem «regnum sanctae ecclesiae» (Libri Carolini) so gut wie alles im Nordosten und Süden, Hunderttausende von Quadratkilometern, zusammengeraubt hat – worauf er 1165 von Paschalis III., Gegenpapst Alexanders III., heiliggesprochen, diese Kanonisation durch Gregor IX. bestätigt und durch spätere Päpste nicht für ungültig erklärt worden ist: noch ich feierte als Kind meinen Namenstag am Tag des hl. Karl «d. Gr.».

Die Historiker unterstellen einem solchen Mann natürlich nicht Raubkriege größten Stils, Brand, Mord, Totschlag, grauen-

hafte Versklavung – wer so formuliert, ist von vornherein unseriös.[86] Echte Forscher, aus Fachkreisen, verfügen über ganz andere Beurteilungskategorien, sprechen bei den schlimmsten Raubzügen und Massenabschlachtungen der Geschichte allenfalls von Expansionen, Ausgriffen, Ausstrahlungen, Schwerpunktverlagerungen, Umlagerungsprozessen, Eingliederungen in den Herrschaftsbereich, Christianisierung und Befriedung von Grenzvölkern.

Wenn Karl «der Große» ringsum alles unterjocht, ausbeutet, abmurkst, dann ist dies «Zentralismus», «Friedensbewahrung in einem Großreich». Rauben und töten die andern, dann sind dies «Raub- und Plünderungszüge der äußeren Feinde (Sarazenen, Normannen, Slawen, Awaren)» (Kämpf). Wenn Karl, den Sattel voller heiligster Reliquien, brandschatzt und mordet im Weltmaßstab, wenn er zum erhabenen Schöpfer des großfränkischen Reiches wird, dann spricht Katholik Fleckenstein von einer «politischen Integration» und kann auch gleich noch betonen, es sei dies «kein einmaliges Ereignis . . . sondern ein Vorgang, der eine Daueraufgabe einschließt». Sehr wahr. Ist das «Abendland» doch, so Fleckenstein (aber fast alle Historiker schreiben so) «schon bald über die deutsche Ostgrenze hinausgewachsen»; was an einen ganz harmonischen Wachstumsprozeß in der Natur erinnert, im Menschenleben, an die Entfaltung eines Baumes, das Entwachsen aus den Kinderjahren . . . Manche Fachleute formulieren sogar freundlicher, unschuldiger noch, scheinheiliger, wie Camill Wampach, weiland Professor an der Universität Bonn: «Das Land lud zur Einwanderung ein, und das anstoßende fränkische Gebiet hatte Bewohner für das freigewordene Neuland abzugeben.»[87]

Man kann indes das, worum es ging, deutlicher durchblicken und doch die «Größe» darunter nicht leiden, eher gar größer erscheinen lassen: «Groß war Karl als Eroberer gewesen. Noch Größeres verlangte von ihm die Aufgabe, eine neue Ordnung der Dinge da aufzubauen, wo er seither als Zerstörer erschienen.» Erst erobert man also, zerstört. Dann baut man eine «neue Ordnung» auf. Von dieser «neuen Ordnung» aus zerstört man jenseits

der Grenzen weiter, baut entweder, wo man erneut «als Zerstörer erschienen», wieder eine «neue Ordnung» auf oder führt abermals Grenzkriege, wenn man keine «neue Ordnung» aufbauen kann – und wird derart immer größer.[88]

Zitiert wurde aus einer älteren «Geschichte des Bisthums Hildesheim» (1899), die einen nicht unbekannten Kleriker zum Verfasser hat, den damaligen Domkapitular Adolf Bertram, einen «nüchternen Niedersachsen» (Volk S. J.). Dieser Nüchterne konnte natürlich nicht nur den hl. Karl feiern, sondern, als Kardinal und Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz, auch einen weiteren Eroberer und Neuordner im Süden, Westen, Osten, den zwar nicht heiliggesprochenen, doch auch nie exkommunizierten Hitler, bei dessen Annexion Österreichs beispielsweise Primas Bertram nicht versäumte, «Glückwünsche und Dank ... ehrerbietigst auszusprechen und feierliches Glockengeläute am Sonntag anzuordnen». Versicherte er ja noch am 10. April 1942 «dem hochgebietenden Herrn Führer und Reichskanzler», daß die deutschen Bischöfe beten «um weitere siegreiche Erfolge des brennenden Krieges ...»

Denn Kirchenfürsten stehen, nüchtern oder nicht, wenn irgend möglich, immer bei den Star-Banditen der Geschichte, wie sich hier fort und fort zeigen wird, weil diese stets (vorerst) die erfolgreichsten sind, und nichts beeindruckt Kirchenfürsten mehr als Erfolg, besonders der Waffenerfolg (post festum werden sie gern Widerstandskämpfer). So erklärte ein frenetischer Unterstützer des Ersten und Zweiten Weltkriegs wie der Kardinal-Erzbischof von München-Freising, «Widerstandskämpfer» Faulhaber: «Wenn die Welt aus 1000 Wunden blutet und die Sprachen der Völker verwirrt sind wie in Babylon, dann schlägt die Stunde der katholischen Kirche!» Bekannte doch schon im 5. Jahrhundert – wo sich auch Augustinus bereits sehr für den Krieg, selbst für Angriffskriege, erwärmte – Kirchenvater Theodoret: «Die geschichtlichen Tatsachen lehren, daß uns der Krieg größeren Nutzen bringt als der Friede.»[89]

Aber noch ein so kirchenkritischer und bedeutender Historiker wie Johannes Haller schwärmt – nebenbei: 1935 – von «den

Verdiensten des großen Königs» Karl und schreibt lapidar, daß die Unterwerfung der Sachsen für das fränkische Reich «eine gebieterische Forderung der eigenen Sicherheit und daß sie nur mit rücksichtsloser Gewalt durchzuführen, daß also das Recht nicht ausschließlich auf seiten der Sachsen war. Auch darf man nicht vergessen, daß es sich um die Einverleibung eines Naturvolks in einen geordneten Staat, also um die Ausbreitung des Reiches menschlicher Gesittung handelte ...»[90]

Doch wo Geschichte «mit rücksichtsloser Gewalt» geschieht, vollzieht sich da «die Ausbreitung des Reiches menschlicher Gesittung»? Offensichtlich – und entsprechend geht diese immer weiter, in Europa, Amerika, darüber hinaus, vor allem unter christlichem Vorzeichen: fortgesetzte schreiende Ausbeutung und ein Krieg nach dem andern – doch keine Übertreibung! –, bis schließlich der Untergang Europas oder gar der Menschheit droht, der Jesuit Hirschmann aufruft, den «Mut, unter Aussicht auf millionenfache Zerstörung menschlichen Lebens in der heutigen Situation das Opfer atomarer Rüstung zu bejahen», der Jesuit Gundlach sogar den Untergang der ganzen Welt in Kauf nimmt: «Denn wir haben erstens sichere Gewißheit, daß die Welt nicht ewig dauert, und zweitens haben wir nicht die Verantwortung für das Ende der Welt»; natürlich mit Billigung von Papst Pius XII., der selbst den ABC-Krieg gegen «gewissenlose Verbrecher» erlaubte. Und all dies nach «Ausbreitung des Reiches menschlicher Gesittung»! Also gestehe man, daß es nicht um den Kampf geordneter Staaten gegen Naturvölker ging und hier, seit mindestens 1000 Jahren, geht, sondern um die rücksichtslose Durchsetzung des Stärkeren gegen das Schwächere, des Korrupteren gegen das – vielleicht! – weniger Korrupte, kurz um das Gesetz des Dschungels. Es hat bis zu diesem Augenblick die Menschheitsgeschichte beherrscht, sobald ein Staat wollte (oder nicht wollte wie ein anderer), gewiß nicht nur in der christlichen Welt.[91]

Denn selbstverständlich wird nicht behauptet, an allem Elend sei bloß das Christentum schuld. Es geht eines Tages vielleicht genauso elend ohne Christentum weiter. Dies wissen wir nicht.

Wir wissen nur: mit ihm wird und muß es so weitergehn. Nicht zuletzt deshalb mache ich seine Schuld sichtbar in allen wesentlichen Fällen, auf die ich gestoßen bin, möglichst umfassend zwar, doch nie überzeichnet, nie übertrieben, wie es nur jenen scheinen kann, die von christlicher Geschichte keine Ahnung haben oder die darüber getäuscht worden sind.

Daß es neben aller Gewaltpolitik eine theologische Diskussion gab, daß etwa im Arianischen Streit «die theologische Arbeit weitergegangen», daß «nicht alles kirchliche Leben im Machtkampf der Parteien untergegangen ist» (Schneemelcher), wurde wohl nie geleugnet und gilt für die ganze Geschichte des Christentums. Doch hält der Verfasser, der von Weihnachten bis Himmelfahrt lauter Plagiate sieht, weder von der theologischen Arbeit etwas noch vom kirchlichen Leben. Im Gegenteil: denn gerade sie dienen – mit dogmatischen Lügen, homiletischem Zuspruch, liturgischen Betäubungen: was die Predigt offenläßt, übertönt die Orgel – dem nackten Kampf um die Macht, der gerade ihretwegen so erfolgreich geführt werden konnte und noch geführt wird.[92]

1. KAPITEL

DER AUFTAKT IM ALTEN TESTAMENT

«Und was geschieht? . . . ‹der Engel des Herrn›, heißt es, ‹zog aus und schlug aus dem Lager der Assyrer 185 000 Mann; und als man sich am andern Morgen früh aufmachte, fand man lauter Leichen.› *Das sind die Früchte der Frömmigkeit gegen Gott . . .*».
Der hl. Kirchenlehrer Kyrill von Alexandrien[1]

«. . . wird deutlich, daß Geistesgeschichte und politische Geschichte nicht getrennt werden können. Das gilt allgemein, jedoch besonders für Israel, in dessen Geschichte kaum eine Schlacht erwähnt wird, bei der nicht ein religiöses Motiv im Hintergrunde steht.» Martinus Adrianus Beek[2]

«Aber gefährlicher als der Straßenunfug und die Räuberpatrioten der Gebirge waren die Fortschritte der jüdischen Theologie.»
Theodor Mommsen[3]

«Es ist hier überall leicht zu sehen, daß die befremdendsten Strafdrohungen immer die sind, wo die Theologie ins Spiel kommt . . .»; «daß zur Ausrottung der Heiden die gründliche Vernichtung ihrer Kulte und Kultgegenstände hinzukommt . . . Das Ermorden der andersgläubigen Priester samt Weibern und Kindern wird als typisch israelitische Verfahrensweise angesehen.» Erich Brock[4]

«Durch den Kampf gegen die Kananiter wurde das Heidentum überwunden und das von Gott den Vätern verheißene Land als Bühne der Offenbarung vollends erobert. Der Kampf gegen die Kananiter war also *ein Religionskrieg*, so *gut wie die nachchristlichen Kämpfe der Kreuzfahrer* auf dem gleichen Boden, und deshalb mit den gleichen religiösen Waffen des Gottvertrauens ‹Gott will es› zu führen.»
Kardinal Michael Faulhaber[5]

Israel

Das Land, in dem das Christentum entstand, ein schmales Küstenstück, am Ostrand des Mittelmeers, am Westrand Asiens, bildet die Brücke zwischen Kleinasien und Nordafrika, besonders Ägypten. Im «Wetterwinkel» beider Kontinente umtobten es die ältesten Großmächte der Welt. In vorisraelitischer Zeit nannte man es Kanaan (so steht es achtundneunzigmal in der Bibel), seine Bewohner Kanaanäer (wahrscheinlich nach dem akkadischen «kinahhu», dem roten Purpur, einem wichtigen Handelsobjekt jener Zeit). Seit der Eroberung Israels im zweiten jüdischen Krieg (S. 115 f) unter Kaiser Hadrian trägt es den Namen Palästina, der jede Erinnerung an die Juden auslöschen sollte. Die Bibel kennt das Wort nicht. Nur die Vulgata, ihre lateinische Übersetzung, spricht von «Palaestini», meint damit aber die Philister (S. 74). Zeitweise bezeichneten die Römer, oft auch biblische Autoren, ganz Palästina nach dem Südteil des Gebietes als Judäa, wovon der Name Juden kommt, den zunächst nur die Nichtjuden gebrauchten; die Juden selber nannten sich Volk Israel.[6]

Verhältnismäßig selten dagegen sprach man vom «Land Israel», während die Formulierung «Land Juda» üblich wurde, wie gesagt für ganz Palästina, selbst zur Zeit seiner größten Ausdehnung nicht größer als Hessen oder Sizilien. Doch hieß auch alles, was man auf göttlichen Befehl als «Erbteil» raubte, «Verheißenes Land», wie noch im Hebräerbrief, oder «Heiliges Land»; verleiht der Begriff «heilig» ja gerade finstersten Gegenden, Fakten, Figuren wahrhaft blendenden Glanz. Der Talmud schrieb einfach

auch: das Land – «das Land schlechthin», jubelt Daniel-Rops, ungewollt ironisch, «das Land Gottes»[7].

Die Landnahme und der «liebe Gott»

Die Israeliten, nach manchen Forschern Kleinviehnomaden, besetzten, vielleicht im 14., wahrscheinlich aber im 13. Jahrhundert v. Chr., Teile Kanaans und verschmolzen rasch mit den schon früher vorgestoßenen Hebräern – möglicherweise ein halbwegs friedlicher, sicher langwieriger Prozeß: die Landnahme genannt, ein noch immer umstrittenes Problem. Sein historischer Hintergrund jedoch ist unbestritten die Lockerung der ägyptischen Herrschaft gewesen. Die bisher getrennt operierenden zwölf Stämme bildeten nun eine stark religiös geprägte «Amphiktyonie», eine Art Sakralstaat, mit den Heiligtümern, zugleich Wallfahrtsstätten, als Mittelpunkt. Im Lauf der Zeit konzentrierten sich diese Stämme auf die Verehrung Jahwes, war ihre Einheit doch weder blutsmäßig noch natürlich, sondern eben auf dem Bund mit ihm begründet. Freilich verehrten sie noch andere Gottheiten und Geister: den semitischen El, einen Herrn mit besonders großem Glied, der später mit Jahwe verschmolz. Auch kannten sie den Kult der Gestirne, den Kult von Naturgottheiten, Hausgöttern (Teraphim), von Tieren (Kalb, Schlange), von heiligen Bäumen, Quellen, Steinen.

Allmählich vernichteten die Israeliten das enge Netz der kanaanäischen Stadtstaaten der Spätbronzezeit von Palästina und Syrien, seine kleinen, teilweise aus Berufskriegern bestehenden Armeen, seine beträchtlich höhere Kultur, ein Land, in dem bekanntlich Milch und Honig floß – «große und schöne Städte, die du nicht gebaut hast, und Häuser voller Güter, die du nicht gefüllt hast, und ausgehauene Brunnen, die du nicht ausgehauen hast, und Weinberge und Ölbäume, die du nicht gepflanzt hast». All dies gab Jahwe in ihre Hand. Und neben der anhaltenden Niedermetzelung der Kanaanäer (im Alten Testament auch

«Amoriter» und «Hethiter» geheißen und als völlig verkommen charakterisiert) fochten die Israeliten gegen Ammoniter, Moabiter, von diesen einmal, laut Bibel, «etwa 10 000 Mann» erlegend, «alles starke und streitbare Männer». Sie bekämpften immer wieder die Philister, von denen allein Samgar angeblich 600 «mit einem Ochsenstecken» erschlug; «und erlöset auch Israel», übersetzt Luther. Gerade die Feindschaft gegen die Philister, die fünf Städte der Küstenzone beherrschten (Gaza, Astod, Ekron, Askalon, Gath) und wohl von den ägäischen Inseln kamen, diente dazu, den jüdischen Nationalwahn zu züchten und die vorher gespaltenen Stämme zusammenzuschweißen. Die Israeliten bekriegten die Tsikal, Midianiter, die Aramäer und natürlich sich selber, so daß beispielsweise Bethel (= Haus Gottes) zwischen 1200 und 1000 v. Chr. viermal zerstört worden ist.[8]

Nun geschah dies Schlachten nicht «profan», durch blutrünstige Strauchritter, Steppenbanden, durch Räuber, Halsabschneider, wie sie ein damaliger Bericht nach Tell-el-Amarna nennt, sondern durch «ein Königreich von Priestern und ein heiliges Volk» (2. Mos. 19,6), durch reine, vom «Gottesgeist getriebene» Hirtennaturen (Noth), auf Befehl «charismatischer Führer» (Würthwein). Allen voran kämpft Jahwe, der «niemand ungestraft» läßt, dessen Nase Rauch, dessen Mund «verzehrendes Feuer» entfährt, der «Flammen sprüht», Schwefel regnen läßt, glühende Schlangen schickt und die Pest, der «Gott der Heerscharen», «der Schlachtreihen Israels», «der rechte Kriegsmann», ein «schrecklicher Held», «schrecklicher Gott», «ein eifernder Gott, der die Missetat der Väter heimsucht bis ins dritte und vierte Glied an den Kindern». Gewiß erscheint Jahwe auch «barmherzig», wirkt «Heilstaten». Doch kümmert er sich überhaupt um Heiden, so nur insofern «as the Gentile was a potential Jew» (Fairweather). Meist aber geht «Unheil» von ihm aus, «Vernichtung, jähes Verderben», und gleich für «alle Bewohner der Erde». Bei seinem Kommen bebt die Welt, die Berge schwanken, und die Gegner krepieren wie Fliegen. Goldne Regel, für den Umgang mit Feindstädten: «Wenn sie Jahwe, dein Gott, in deine Gewalt gegeben, sollst du alles, was an Männern darin ist, mit dem Schwert

töten, dagegen die Weiber und Kinder, das Vieh und alles, was sich in der Stadt befindet ... genießen.» Solche Milde wird freilich nur fernlebenden Feinden zuteil. Für die nahewohnenden gilt: «Du sollst keine Seele am Leben lassen.»[9]

Dieser Gott aber, von Absolutheit besessen wie keine Ausgeburt der Religionsgeschichte zuvor und von einer Grausamkeit, die auch keine danach übertrifft, *steht hinter der ganzen Geschichte des Christentums*! Mutet man doch heute noch der Menschheit zu, an ihn zu glauben, ihn anzubeten, dafür zu sterben. Es ist ein Gott von so singulärem Blutdurst, daß er «alles Dämonische aufsaugte». Denn weil er selbst «der gewaltigste Dämon war, brauchte man in Israel keine Dämonen mehr» (Volz). Es ist ein Gott, der vor Eifersucht schäumt und Rache, der keinerlei Toleranz zuläßt, Andersgläubigkeit, vielmehr jede Gemeinschaft mit Heiden, den goyim, die schlechthin rasha', gottlos, sind, strikt untersagt, der «scharfe Schwerter» fordert, um an ihnen «Vergeltung» zu vollziehen – «für Irrtum ... Halleluja!» «Wenn dich der HERR, dein Gott, ins Land bringt ... und er ausrottet viele Völker vor dir her ... daß du sie schlägst, so sollst du an ihnen den Bann vollstrecken. Du sollst keinen Bund mit ihnen schließen und keine Gnade gegen sie üben ...; eure Töchter sollt ihr nicht geben ihren Söhnen, und ihre Töchter sollt ihr nicht nehmen für eure Söhne ... Du wirst alle Völker vertilgen, die der HERR, dein Gott, dir geben wird. Du sollst sie nicht schonen.»[10]

Dieser Gott genießt nichts so wie Rache und Ruin. Er geht auf im Blutrausch. Seit der «Landnahme» sind die geschichtlichen Bücher des Alten Testaments «auf lange die Chronik eines immer erneuten Gemetzels ohne Grund und Schonung» (Brock). «Sehet nun, daß ich's allein bin und kein Gott neben mir! ... So wahr ich ewig lebe: wenn ich mein blitzendes Schwert schärfe und meine Hand zur Strafe greift, so will ich mich rächen an meinen Feinden ... will meine Pfeile mit Blut trunken machen, und mein Schwert soll Fleisch fressen, mit Blut von Erschlagenen und Gefangenen, von den Köpfen streitbarer Feinde.»[11]

Am 7. Februar 1980 eröffnete in der Münchner Universität bei

einer Veranstaltung der «Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit» der jüdische Theologe Pinchas Lapide einen Vortrag über «Das Besondere des Judentums» mit der Äußerung: müßte er den Glauben Israels im Telegrammstil auf ein einziges Wort reduzieren, würde er ihn «Einheitsdurst» nennen. Beiseite einmal, daß Einheitsdurst, wie die Geschichte lehrt, meist verheerende Folgen zeitigt – wäre Blutdurst nicht treffender? Lapide jedoch, der nicht biblische *Geschichte* im Auge hatte, sondern, wie fast alle Theologen, *Theologie*, folgerte gleich als «erste Konsequenz des jüdischen Monotheismus» eine «Mono-Ethik» und behauptete, der höchste Wert dieses Glaubens sei Bewahrung des Menschenlebens! «Denn um ein Leben zu retten, auch das eigene, dürfen nicht nur, sondern sollen so gut wie alle Gebote zeitweilig gebrochen werden . . .» Zeigt aber nicht die biblische Geschichte Israels (und einiges in seiner heutigen), daß es zwar oft alle Gebote bricht, doch nicht um Leben zu retten, sondern zu vernichten? Lapide freilich folgert zweitens aus dem jüdischen Eingottglauben «die Ebenbürtigkeit aller Gotteskinder», und drittens «das gleiche Recht auf Heil aller Sterblichen» – «die Frohbotschaft vom Berge Sinai, die jede Art von Erwählungsdünkel im Keime erstickt . . .»[12]

Nun, in der Bibel, mit der wir es zu tun haben, dominiert ein andrer Ton, in der Bibel ist dieser Gott schlimmer noch als sein Volk. Nicht Bewahrung des Lebens heischt er, nicht Ebenbürtigkeit aller Menschen, nicht gleiches Recht auf Heil, sondern das Gegenteil. Stets stöhnt er von neuem über die Mißachtung seiner Ausrottungsbefehle, die Verbrüderung mit den Heiden. «Auch vertilgten sie die Völker nicht, wie ihnen der HERR doch geboten hatte, sondern sie ließen sich ein mit den Heiden und lernten ihre Werke und dienten ihren Götzen . . .» Denn dieser Gott will allein Gott sein, nichts neben sich dulden, ist ein Gott «always at war with other gods» (Dewick). Jede Konkurrenz muß verschwinden. Totaler Religionskrieg kündigt sich an – tabula rasa! «Zerstört alle heiligen Stätten, wo die Heiden, die ihr vertreiben werdet, ihren Göttern gedient haben . . . und reißt um ihre Altäre und zerbrecht ihre Steinmale und verbrennt mit Feuer ihre heiligen

Pfähle, zerschlagt die Bilder ihrer Götzen und vertilgt ihren Namen . . .» – Befehle, die der «liebe Gott» im Alten Testament stets von neuem ausstößt. Und wer immer sich weigert, wer gar rät, andern Göttern zu dienen, sei's der Bruder nun, der Sohn, die eigne Tochter, «deine Frau in deinen Armen oder dein Freund, der dir so lieb ist wie dein Leben», ein jeder muß sterben. «Deine Hand soll die erste wider ihn sein, ihn zu töten . . .»[13]

Ein Abfall von Jahwe, der auch als «Ehemann» figuriert (nicht von Göttinnen, gewiß, oder einer einzigen Göttin, sondern von Israel), wird häufig «Weghuren» genannt und ist buchstäblich gemeint: die Mutter eine «Hure», die Kinder «Hurenkinder», die Töchter «Huren», die Bräute «Ehebrecherinnen», die Männer gehen «mit den Huren», «den Tempeldirnen», das «Land läuft vom HERRN weg der Hurerei nach», nimmt «Hurenlohn auf allen Tennen» – das «Wort Gottes» wird zeitweise nicht müde, uns das «Verheißene Land», das «Heilige Land», als eine Art Nuttenparadies vorzumalen. Bahnbrechend: Hosea, der Prophet, den die eigne Frau bei den Fruchtbarkeitsriten der Kanaanäer betrog, was ihn beträchtlich inspiriert haben mag. Doch auch Jeremia vergleicht Israels Abfall zu den Götzen mit dem Treiben geiler Tiere – «Du läufst umher wie eine Kamelstute in der Brunst, wie eine Wildeselin in der Wüste, wenn sie vor großer Brunst lechzt . . .»[14]

Gehorcht aber dies Volk nicht, kündigt Gott ihm ungezählte Greuel an, Heimsuchungen «mit Schrecken, mit Auszehrung und Fieber, daß euch die Augen erlöschen und das Leben hinschwindet . . . Und ich will wilde Tiere unter euch senden, die sollen eure Kinder fressen und euer Vieh zerreißen.» Ja, er will dann, tobt er immer wieder, «siebenfältig mehr strafen um eurer Sünden willen, daß ihr sollt eurer Söhne und Töchter Fleisch essen . . . Und ich will eure Städte wüst machen und eure Heiligtümer verheeren . . . und mit gezücktem Schwert hinter euch her sein . . .» Nie erlahmt dieser Gott, seine Rache für jeden Ungehorsam anzudrohen: «Verflucht wirst du sein in der Stadt, verflucht wirst du sein auf dem Acker . . . Verflucht wird sein die Frucht deines Leibes . . . Verflucht . . . Der HERR wird dir die Pest anhängen . . .

Der HERR wird dich schlagen mit ägyptischem Geschwür, mit Pocken, mit Grind und Grätze, daß du nicht geheilt werden kannst ... Der HERR wird dich schlagen mit bösen Geschwüren ... von den Fußsohlen bis zum Scheitel ... dazu wird der HERR alle Krankheiten und Plagen ... über dich kommen lassen»[15] und so weiter.

Todesstrafe und «Heiliger Krieg»

Neben dem Massenmord im Krieg war selbstverständlich die Todesstrafe in Schwang, ihre Verhängung aber – gewöhnlich Steinigung, ausnahmsweise Verbrennen bei lebendigem Leib – keiner besonderen Instanz vorbehalten.[16]

Durch das mosaische Gesetz legalisiert und religiös begründet, wird diese Strafe auf vielerlei angewandt. Nicht bloß ein Mörder muß sterben, auch wer einen Menschen raubt, wer Vater oder Mutter schlägt, schon ihnen flucht. Ebenso belegt man Ehebruch mit Todesstrafe (natürlich den der Frau nur samt ihres Liebhabers), Geschlechtsverkehr während der Menstruation, Hurerei einer Priestertochter, Nichtschreien einer Verlobten bei Vergewaltigung; weiter: Inzest, Homosexualität, Verkehr mit Tieren, wobei selbst die lasterhaften Tiere nicht mehr weiterleben durften. Ein Weib war sogar zu töten, wenn es «irgendeinem Tier» nur unkeusch nahte – «und das Tier auch» (3. Mos. 10,16). Wurden doch die Frauen, die als unbelehrbar und leichtfertig galten, bei den Juden wenig geachtet, wie schon die Zusammenstellung «Frauen, Sklaven, Kinder» ausdrückt. Man hat sie vielfach diffamiert, verhöhnt, zurückgesetzt, aus dem öffentlichen Leben verdrängt und ihren Lebenssinn in der Mutterschaft erschöpft gesehn; all dies kehrt später im Christentum wieder. Selbstverständlich stand auf jeder Verehrung eines anderen Gottes die Todesstrafe, ebenso auf jeder Lästerung des eigenen, ferner auf Unterlassung der Beschneidung, auf Zauberei, Wahrsagerei, Anrühren des Berges Sinai. Auch Annähern an die Stiftshütte zog

den Tod nach sich, unkorrekte Kleidung des Hohenpriesters im Tempel, Arbeit am Sabbat, Genuß ungesäuerter Brote am Passah, verspätete Darbringung des Passahopfers, Essen von Opferfleisch nach drei Tagen, absichtliche Verletzung der Opferordnung, Ungehorsam gegen Priester oder Richter und anderes mehr.[17]

Die Todesstrafe, oft für Lappalien oder pure Lust auferlegt, hatte religiöses Gepräge. Denn wie man im Geist Jahwes belog und betrog – Thamar den Juda, Rebekka den Esau, die hebräischen Wehmütter den Pharao, Laban den Jakob, und wie Jakob (das heißt: der Hinterlistige), «ein gesitteter Mann», seinerseits wieder betrog, so tötete man auch im Geist Jahwes. Ja, Jahwe selber verschlingt, speit Feuer, schickt Meeresfluten, mordet ohne Ende, einzelne nicht nur, ganze Gruppen: alle Erstgeburten der Ägypter, die Rebellen und Unkeuschen in der Wüste, dreitausend Verehrer des Goldenen Kalbs – «So spricht der HERR, der Gott Israels: Ein jeder gürte sein Schwert ... und erschlage seinen Bruder, Freund und Nächsten». Jahwe tötet «das ganze Heer des Pharao ... so daß nicht einer von ihnen übrigbleibt ... eine herrliche Tat». Jahwe tötet die Familie des Hohenpriesters Eli, die Häuser der Könige Jeroboam, Baësa, Achab, er vernichtet Städte wie Sodoma und Gmorrha durch «Schwefel und Feuer vom Himmel herab», die gesamte Menschheit durch die Sintflut. «Die Bibel enthält die Geschichte der Großtaten, der *mirabilia*, die Gott im Kosmos und in der Geschichte getan hat» (Katholik Daniélou).[18]

Da all dies aber der HERR tut, da er immer wieder Israel ermuntert: «Von heute an will ich Furcht und Schrecken vor dir auf alle Völker unter dem ganzen Himmel legen», da er donnert: «Ihr sollt eure Feinde jagen, und sie sollen vor euch her dem Schwert verfallen. Fünf von euch sollen hundert jagen, und hundert von euch sollen zehntausend jagen», so ist all das auch nicht im geringsten kriminell, sondern gut, wesenhaft religiös, der Krieg selbst ein frommer Akt, etwas Heiliges (qiddes milhama = zum Kampf weihen), das Kriegslager geradezu das älteste Heiligtum. «Die Kriege werden vorwiegend als *Heilige* Kriege geführt ... Der Krieg wird zur Sache Jahwes selbst» (Groß). Alle

Schlachterfolge werden allein seiner Macht zugeschrieben. Die Siege sind Jahwes Siege, die Kriege sind Jahwes Kriege, die Feinde Jahwes Feinde, die eigenen Totschläger «Jahwes Volk», und die Beute gehört ihm natürlich auch. Alle Haudegen müssen kultisch rein sein und Gott vertrauen, alle werden «geweiht», gleichfalls die Waffen. Vor den Gemetzeln bringt man Opfer dar. Es gibt einen organisierten, einflußreichen Klerus. Besonders wichtig ist die Befragung Gottes vor dem Kampf. Die Bundeslade garantiert seine Gegenwart, begleitet die Streiter. Ein Priester feuert sie an, treibt ihnen Angst aus, Mut ein: «Denn der HERR, euer Gott, geht mit euch ...» «Der HERR, mein Feldzeichen.»[19]

Wie vieles davon kehrt im Christentum wieder! So fehlt es an nichts, müssen Jahwes Widersacher fallen, damit das «Bundesvolk» lebe, das auserwählte Werkzeug zur Errettung der Welt. Noch zu Moses' Lebzeiten vernichteten die Israeliten die bedeutenden Reiche des Sihon und Og nördlich von Moab. Sie liquidierten Sihon, den König der Amoriter, «vollstreckten den Bann an allen Städten, an Männern, Frauen und Kindern, und ließen niemand übrig. Nur das Vieh raubten wir für uns und die Beute aus den Städten.» Nicht anders schlugen sie Og, den König von Basan, «und seine Söhne und sein ganzes Kriegsvolk, bis keiner mehr übrigblieb»; «und es gab keine Stadt, die wir ihnen nicht nahmen: sechzig Städte ... Und wir vollstreckten den Bann an ihnen ... an Männern, Frauen und Kindern. Aber alles Vieh und die Beute aus den Städten raubten wir für uns.» Auch vom Sieg über die Midianiter meldet die «Heilige Schrift»: «Und sie zogen aus zum Kampf ... wie der Herr es Mose geboten hatte, und töteten alles, was männlich war. Samt diesen Erschlagenen töteten sie auch die Könige der Midianiter ... Und die Kinder Israel nahmen gefangen die Frauen der Midianiter und ihre Kinder; all ihr Vieh, alle ihre Habe und alle ihre Güter raubten sie und verbrannten mit Feuer alle ihre Städte, wo sie wohnten, und alle ihre Zeltdörfer.»

Doch selbst das genügte Moses nicht, dem schon die Schrift *‹Von den drei Betrügern›* 1598 «größte und schwerste Verbrechen» (summa et gravissima Mosis crimina) anlastet. Er «wurde

zornig», weil die Frauen noch lebten, die Knaben, und schrie: «Warum habt ihr alle Frauen leben lassen? ... So tötet nun alles, was männlich ist unter den Kindern, und alle Frauen, die nicht mehr Jungfrauen sind; alle Mädchen, die unberührt sind, die laßt für euch leben ... Und es betrug die Beute ... 675 000 Schafe, 72 000 Rinder, 61 000 Esel; an Menschen aber 32 000 Mädchen, die nicht von Männern berührt waren» – Mord und gewalttätige Räubereien, die übrigens alle gegen Moses' eigenes 5. und 7. Gebot verstießen.[20]

Derart verwüstet das »Volk Gottes» etwa zwischen 1250 und 1225 v. Chr. den größten Teil Kanaans, mordet es – meist unter religiösen Schreien (wie: «Schwert für den Herrn und Gideon») – «kühnlich» alle Bösen, schleppt, bestenfalls, Frauen und Kinder, stets aber die Herden fort; kurz, man begeht die abscheulichsten Greueltaten und preist sie, verbrennt oft Dörfer und Städte bis auf den Grund. Bei Ausgrabungen kanaanäischer Orte bezeugt häufig noch eine dicke Aschenschicht die Vernichtung durch Feuer. So wurde Asdod, der tell-isdūd, an der internationalen «Straße am Meer» (Via maris), nach palästinensischem Maßstab eine der größten Städte der Eisenzeit, später Hauptstadt des Fünfstädtebundes der Philister, im 13. Jahrhundert niedergebrannt. Gleichfalls wahrscheinlich das benachbarte tell mōr. Auch Hazor, einer der bedeutendsten bewehrten Plätze Kanaans, zwischen Hule-See und See Genezareth, ging so in Flammen auf. Zerstört wurden weiter das strategisch wichtige Lachis, heute tell ed-duwēr, eine der bestbefestigten Städte Palästinas, ferner Debir (tell bēt mirsim), Eglon (tell el hesi) und andere. Sichere Beweise, daß all diese Brandschatzungen auf die eindringenden Israeliten zurückgehen, gibt es freilich nicht. Aber: «It is true that there is ethnic intolerance all through Israel's history» (Parkes).[21]

Manchmal rottete man selbst ganze Stämme aus. Brachte man Feinde doch häufig, die strengste Form des vom HERRN geforderten Krieges, die Negation des Lebens überhaupt, durch den Bann (hebr. heräm) – mit einer Wurzel zusammenhängend, die bei den Westsemiten «heilig» bedeutet – dem Jahwe als eine Art «Weihegeschenk» dar, als ungeheures «Brandopfer». Nicht von

ungefähr verglich man die biblische Darstellung dieser «Landnahme» mit dem viel späteren, doch weniger blutrünstigen Siegeszug des Islam und betonte, die Eroberer müßten sich tatsächlich als «Träger des Wortes Gottes» gefühlt und einen «Heiligen Krieg» geführt haben. «Nur ‹Heilige Kriege›, nicht die profanen, endeten mit Bannung» und bedeuteten «immer Austilgen alles Lebens unter dem Geheiß Jahwes» (Gamm). Gestattete es ja gerade «die unerbittliche Gründlichkeit der Zerstörungen ... sie mit dem religiösen Fanatismus der Israeliten zu erklären». Die «Revolte» war «primär religiös-sozial bestimmt» (Cornfeld/Botterweck). Ausdrücklich befiehlt der HERR in diesen Fällen: «Du sollst nichts leben lassen, was Odem hat, sondern sollst an ihnen den Bann vollstrecken, nämlich an den Hethitern, Amoritern, Kanaanitern, Perisitern, Hewitern und Jebusitern, wie dir der HERR, dein Gott, geboten hat, damit sie euch nicht lehren, all die Greuel zu tun, die sie im Dienst ihrer Götter getan, und ihr euch so versündigt an dem HERRN, eurem Gott.»[22]

Voraussetzung solcher Glaubensinbrunst war einmal der unstreitig extremste Nationalismus der Antike, verbunden mit der ringsum fremden Exklusivität des jüdischen Monotheismus. Beide steigerten sich gegenseitig – ein unduldsamer, schon früh als odium generis humani, als Haß gegen die übrige Menschheit empfundener, von dem «Gottesvolk» aber nie, auch in der Katastrophe des Exils nicht, preisgegebener Auserwähltheitsdünkel: «adversus omnes alios hostile odium», wie Tacitus schreibt, der den Juden die «Hartnäckigkeit ihres Aberglaubens» (pervicacia superstitionis) nachrühmt und sie im Judenexkurs seiner «Historien» als «eine den Göttern verhaßte Menschenart» geißelt (genus hominum ... invisum deis), «ein abscheuliches Volk» (taeterrima gens), ihre Lebensgewohnheiten «übel und schmutzig», «absurd und schäbig» nennend. Die zweite Voraussetzung des jüdischen Religionsfanatismus war die vermeintliche Lasterhaftigkeit aller «Ungläubigen», die eben aus dem «Unglauben» hervorging: angebliche Sexualverbrechen, langatmig von der Bibel aufgezählt, furchtbare «Greuel», durch die das Land «unrein» wurde, ja, so «schändliche Sitten» der Heiden, «daß das Land seine Bewohner

ausspie». «Denn alle, die solche Greuel tun, werden ausgerottet werden ... ich bin der HERR, euer Gott.»[23]

Obwohl aber die Heiden immer bereit waren, den Gott der Juden anzuerkennen, obwohl oder weil sie ihre Kriege durchschnittlich deutlich weniger grausam führten, begingen die Israeliten noch in vordavidischer Zeit die furchtbarsten Verbrechen, zelebrierten sie die Totalzerstörung als Gottesdienst, gleichsam als Glaubensbekenntnis. Und dieser «Heilige Krieg» – hier und später stets mit besonderer Vehemenz unternommen, wobei es keine Verhandlung geben sollte, keinen Friedensschluß, nur Vertilgung, Ausrottung: des Unbeschnittenen, Ungetauften, des «Ketzers», des «Bösen» – ist «eine typisch israelitische Erscheinung» (Ringgren). Das Alte Testament, das die eineinhalb Jahrhunderte nach der «Landnahme», die Zeit zwischen 1200 und 1050, im Buch der Richter schildert, nach den meisten Experten eine zwar nicht immer zuverlässige, doch gültige Informationsquelle, erzählt beinah ausnahmslos von «Heiligen Kriegen». Sie begannen mit religiösen Weihen nebst geschlechtlicher Enthaltsamkeit und endeten meist mit der totalen Liquidierung des Feindes, der Tötung von Mensch und Tier. «Die Ruinen vieler wiederholt zerstörter Dörfer und Städte des 12. und 11. Jhdts. liefern einen lebendigen archäologischen Kommentar» (Cornfeld/Botterweck).[24]

Aber auch das Buch Josua – mit demselben historischen Hintergrund und überhaupt eng dem Richterbuch verbunden – schildert die «Landnahme» als einen «Heiligen Krieg Jahwes», den man mit kaum zu übertreffender Brutalität bestreitet. Die Bundeslade, Bürgschaft für Gottes Gegenwart, begleitet die Metzeleien. Mit Hilfe der Bundeslade überquert man den Jordan. Sieben Tage trägt man sie um das belagerte Jericho, wozu sieben Priester «immerfort» die Posaunen blasen, bis man «an allem» den Bann vollstreckt «mit der Schärfe des Schwerts, an Mann und Weib, jung und alt, Rindern, Schafen und Eseln». Ebenso verfahren Josua und die «Kinder Israel» mit all den anderen Städten, die sie in Schutt und Asche legten, mit Ai, mit Makkeda, Libna, Laschis, Eglon, Hebron, Debir, Hazor, mit Gibeon, wo die Sonne

während des Kampfes «fast einen ganzen Tag mitten am Himmel stehenblieb». (Heute besagt «die unglaubliche Geschichte der Bibel» nach katholischer Auslegung nichts anderes «als dies: Die Sonne wurde von schweren Wolken überdeckt»: Msgr. Rathgeber.) Mit ermüdender Monotonie verkündet das «Wort Gottes» jedesmal: «... und ließ niemand übrig», «... und ließ niemand übrig», «... und ließ niemand übrig», «... und vollstreckte den Bann an allem, was Odem hatte», «die ganze Beute dieser Städte und das Vieh teilten die Kinder Israel unter sich; aber alle Menschen erschlugen sie mit der Schärfe des Schwerts, bis sie vertilgt waren, und ließen nichts übrig, was Odem hatte»[25].

Die definitive Seßhaftwerdung der Israeliten vollzog sich vielleicht nicht nur durch vernichtende Feldzüge. Auch langsame Infiltration, allmähliche Vermischung mit den Ansässigen ist denkbar. Denn selbst Jahwe war grundsätzlich friedlich gesinnt. «Wenn du vor einer Stadt stehst, so sollst du ihr zuerst den Frieden anbieten. Antwortet sie dir friedlich und tut dir ihre Tore auf, so soll das ganze Volk, das darin gefunden wird, dir fronpflichtig sein und dir dienen.» Andernfalls freilich, befiehlt die «Heilige Schrift», «sollst du alles, was Mannes darin ist, mit der Schärfe des Schwertes erschlagen». So gab es in Palästina kaum Frieden, und man wandte sämtliche Methoden damaliger Kriegführung an: Spionage, Überrumpelungen, Nachtmärsche, Nachtangriffe, Unterminierung der Mauern, Eindringen durch Schächte, ballistische Maschinen und anderes. (Doch hatten die Israeliten lange weder Streitwagen noch Kavallerie. Als einstige Nomaden wußten sie mit Pferden – erst Absalom zeigte sich damit in Jerusalem – lange nichts anzufangen. Josua ließ ihnen deshalb die Sehnen durchschneiden und die Streitwagen verbrennen. Aber noch David, der gleichfalls die Pferde seiner Gegner zu lähmen befahl, verwandte ausschließlich Esel und Maultiere.[26])

Die Greuel Davids und der modernen Bibelübersetzer

In der Königszeit dauern die Kriege, Raubzüge, Überfälle unentwegt fort.

Samuel, Israels letzter Richter und erster Prophet, hatte die Philister bekriegt und besiegt, dann jedoch, zu alt geworden, Saul zum Heerführer gesalbt. Ihm befahl er in Gottes Namen: «So zieh nun hin und schlag Amalek und vollstrecke den Bann an ihm und an allem, was es hat; verschone sie nicht, sondern töte Mann und Frau, Kinder und Säuglinge, Rinder und Schafe, Kamele und Esel ...» – und noch heute attestiert das bändereiche katholische ‹*Lexikon für Theologie und Kirche*› diesem Propheten schlicht «Unbescholtenheit», ja rühmt: «Lauterer Eifer für die Theokratie, für Recht und Gesetz, steter Gehorsam gegen Gottes Willen zieren Sauls Charakter.» Und der von Samuel gesalbte Saul (1020–1000), der erste König Israels, eine typisch «charismatische» Figur, über die zwar «Gottes Geist» geriet, die aber doch «eindeutig ... an Depressionen und Verfolgungswahn» litt (Beek), knüpfte kräftig an die Tradition vom «Heiligen Krieg» an. Laut Bibel kämpfte Saul «gegen alle seine Feinde ringsumher», gegen Moabiter, Ammoniter, Edomiter, gegen die Könige Zobas, die Philister und Amalekiter. Als er freilich, auf höchsten Befehl, alle Amalekiter, einschließlich der Kinder und Säuglinge, ermorden ließ, das beste Vieh aber schonte, erregte er den Zorn des HERRN samt seines Propheten Samuel, wurde von den Philistern vernichtend geschlagen und beging Selbstmord – der erste in der Bibel erwähnte Freitod.[27]

Sein Nachfolger David, das heißt Liebling (Gottes), der durch hundert Philistern abgeschnittene Vorhäute sich Sauls Tochter Michal zur Frau erkauft, führt um die Jahrtausendwende, unter Verzicht auf das nationalstaatliche Prinzip, Israel zu seiner größten Machtentfaltung. Es reicht jetzt von Mittelsyrien bis an die Grenze Ägyptens und ist das stärkste Land zwischen den Großreichen Mesopotamien, Hamath und Ägypten.

Wie schon über Saul, so geriet auch über David (1000–961)

«der Geist des Herrn» und er selbst auf einen Kriegszug nach dem andern – «gegen lauter Unterdrücker»: gegen die letzten Enklaven der Kanaanäer im Norden, gegen Ammoniter, Moabiter, Edomiter, Aramäer, Hadadeser. «Meinen Feinden jagte ich nach und vertilgte sie, und ich kehre nie um, bis ich sie umgebracht habe», bekennt Davids Danklied. «Ich will sie zerstoßen zu Staub der Erde, wie Dreck auf der Gasse will ich sie zerstäuben und zertreten.» Doch «fing er nie einen Krieg an», lobt Kirchenlehrer Ambrosius, «ohne den Herrn zu Rate gezogen zu haben. Deshalb ging er aus allen Schlachten als Sieger hervor, die Hand bis ins höchste Greisenalter am Schwerte ...» Als erprobter einstiger Bandenhauptmann – dessen diesbezügliches Wirken das «Who's Who in the Old Testament» unter dem attraktiven Titel «The Guerrilla Years» schildert – ging der «hochgemute Kriegsheld» (Kirchenlehrer Basilius) besonders gründlich vor und wird dennoch (im Grunde deshalb!) nicht nur von der jüdischen, sondern auch von der ganzen christlichen und islamischen Theologie als Mann von überragender religiöser Bedeutung verehrt! «So oft David das Land überfiel, ließ er weder Mann noch Frau am Leben», rühmt die «Heilige Schrift». «So tat David, und das war seine Art, solange er im Philisterland wohnte.» Sechzehn Monate genoß er dort den Schutz des Königs Achis von Gath vor Saul. Später schlug gerade David die Philister so entscheidend, daß sie die Bibel kaum noch erwähnt. Auch läßt der Auserwählte Gottes – der erstmals den Kern eines stehenden Berufsheeres geschaffen, den Jahweglauben, betonter als früher schon, zur offiziellen Staatsreligion gemacht sowie die führenden Priester zu königlichen Beamten und Mitgliedern des Hofstaates – gelegentlich alle Pferde seiner Feinde lähmen oder diesen selbst Hände und Füße abhacken. Und gern legte «der göttliche David, dieser so sanftmütige und große Prophet» (Kirchengeschichtsschreiber Bischof Theodoret), das gefangene Volk – damit an Methoden Hitlers erinnernd – «unter eiserne Sägen und Zacken und eiserne Keile und verbrannte sie in Ziegelöfen. So tat er allen Städten der Kinder Ammon.»[28]

Nicht ganz nebenbei: Dies Zitat gibt die vom Rat der Evange-

lischen Kirche in Deutschland im Einvernehmen mit dem Verband der Evangelischen Bibelgesellschaften in Deutschland 1956 und 1964 genehmigte, 1971 gedruckte Bibel «Nach der deutschen Übersetzung Martin Luthers» so wieder: «Aber das Volk darin führte er heraus und stellte sie als Fronarbeiter an die Sägen, die eisernen Pickel und an die eisernen Äxte und ließ sie *an den Ziegelöfen arbeiten.*» Luther selbst freilich hatte übersetzt: «Aber das Volck drinnen füret er eraus / und legt sie unter eisern segen und zacken / und eisern keile / und *verbrand sie in Zigelöfen.*»[29]

Die entsprechende Stelle des Ersten Buches der Chronik 20,3 lautet in der vom Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland autorisierten Bibel «Nach der deutschen Übersetzung Martin Luthers»: «Aber das Volk darin führte er heraus und ließ sie mit Sägen und eisernen Hacken und Äxten *Frondienste leisten.*» Luther selbst freilich hatte wieder übersetzt: «Aber das volck drinnen füret er er aus / und *teilet sie* mit Segen / und eisern Hacken und Keilen.»[30]

Und ist's auch Fälschung, hat es doch Methode.

Die Evangelische Kirche legte innerhalb der letzten 100 Jahre drei Lutherbibel-Revisionen vor. In der revidierten Fassung von 1975 gehen kaum noch zwei Drittel des Textes direkt auf Luther zurück. Mindestens jedes dritte Wort wurde geändert, teils nur geringfügig, teils schwerwiegend – von 181 170 hochgerechneten Wörtern des Neuen Testaments etwa 63 420 Wörter! (Notwendige Änderungen zum Textverständnis, nach Auskunft der kritischen Forschung: etwa 1000, großzügig gerechnet allenfalls 2000 bis 3000 Wörter!) Das hat sich Luther, für dessen zeitgemäße Erfüllerin sozusagen sich diese Bibelrevision hält, kaum träumen lassen, zumal es sein Übersetzungsprinzip war, «daß die Worte den Sachen dienen müssen, nicht die Sachen den Worten», daß «nicht der Sinn den Worten, sondern die Worte dem Sinn dienen und folgen sollen»[31].

Gewiß kann man die erwähnten Stellen «abschwächend» übersetzen – ändert man den Urtext. Die Evangelische Kirche aber bietet eine Bibel «nach der deutschen *Übersetzung Martin Luthers*» an und fälscht dann diese kraß. Im übrigen hätte jene

heidnischen «Fronarbeiter» (keine Kriegsteilnehmer!) gleichfalls ein ruinöses Schicksal erwartet. Der Archäologe Glueck, Ausgräber von Eilath, sagt von dort ähnlich tätigen Staatssklaven: «The rate of mortality must have been terrific.»[32]

In der Bibel wirft ein gewisser Simei mit Steinen nach David, dem «Bluthund» – so wiederholt tituliert. Und nicht nur für Erich Brock hat es damit «seine Richtigkeit». Selbst der HERR bestätigt: «Du hast viel Blut vergossen und große Kriege geführt.» Doch eben: MIT GOTT! Immer: MIT GOTT! Weshalb es häufig heißt: «Der HERR half David, wo er auch hinzog»: So nachdem David «zweiundzwanzigtausend» Aramäer schlug. So wörtlich gleich, nachdem David «achtzehntausend» Edomiter schlug. «Alles, was in deinem Herzen ist, das tu; denn Gott ist mit dir», steht an andrer Stelle; «ich bin mit dir gewesen, wo du hingegangen bist, und habe deine Feinde ausgerottet vor dir her und dir einen Namen gemacht, wie die Großen auf Erden Namen haben»[33]. Doch die Namen der «Großen auf Erden» sind oft nichts als die Namen großer Verbrecher.

«Bluthund» David freilich – die Art aller frommen Bluthunde – bezeugt sich selbst «Gerechtigkeit», «Reinheit». «Ich handle umsichtig und redlich.» «Ich nehme mir keine bösen Sachen vor», «ich halte die Wege des HERRN», «ich bin ohne Tadel vor ihm». Noch in seinen letzten Worten erscheint David sich rein «wie das Licht des Morgens, wenn die Sonne aufgeht, am Morgen ohne Wolken». Und der Gott des Alten Testaments – in schöner Kontinuität doch auch der Gott der christlichen Jahrtausende – ist ja gleichfalls einerseits, wie David, «ohne Tadel», andererseits ein unvergleich größerer «Bluthund», der, beispielsweise, nur weil sie die Bundeslade angeschaut, 50 700 Menschen umbringt – aus diesen «funffzig tausend und siebenzig Man» Luthers macht die Bibel der EKD bescheiden «siebzig Mann»![34]

Wie aber Gott «Bluthund» David preist, weil er «meine Gebote hielt und mir von ganzem Herzen nachwandelte, *daß er nur tat, was mir wohlgefiel*», und wie David sich selber preist, so preist ihn, fort und fort, der christliche Klerus. Hält es doch auch er – dieser Nachweis ist eine Hauptabsicht meiner Arbeit –

mit allen großen Geschichtsverbrechern, *wenn und solange sie ihm nützen.* Denn schon David, der «Bluthund», nützte natürlich den Gottesdienern – und so machten sie ihn zum Vorbild für Jahrtausende: weil er treu zu Gott stand, für den HERRN Kriege führte, seine Kriegsbeute gern «heiligte», sie für den Tempelbau bestimmte (auf Veruntreuung gerade dabei wird *Ausrottung der ganzen Sippe* nebst dem Vieh angedroht), «auch das Silber und Gold, das er den Heiden genommen hatte, den Edomitern, Moabitern, Ammonitern, Philistern und Amalekitern», und weil er alles, was gegen Gott und seine Diener war, zum Verstummen brachte. «Den Bösen kann ich nicht leiden ... Jeden Morgen bring ich zum Schweigen alle Gottlosen im Lande, daß ich alle Übeltäter ausrotte aus der Stadt des HERRN.» So paßt es dem Klerus. «Die Größe Davids und seiner Erfolge», schreibt 1959 das *‹Lexikon für Theologie und Kirche›*, «begründete die Wertschätzung, die ihm später zuteil wurde», und attestiert ihm auch «menschliche Vorzüge», «außergewöhnliche Vorzüge».[35]

Juda, Israel und «der Schrecken des HERRN»

Nach dem Zusammenbruch des um 1000 v. Chr. durch David gegründeten, ganz Palästina umfassenden Großreiches und dessen Teilung 926 in das Südreich Juda (unter der Dynastie Davids) mit Jerusalem, das Nordreich Israel (unter wechselnden Königen) mit Samaria als Hauptstadt, reißt die Kette der Machtkämpfe, Aufstände, Staatsstreiche und Kriege der beiden unabhängigen Länder nicht ab. Generationenlang befehden sich ihre Fürsten gegenseitig und stürzen im Schlachtgebrüll beim Schall der Kriegstrompeten aufeinander los, lag Jerusalem doch nur 16 Kilometer von der Nordgrenze entfernt. Im südlichen Rumpfreich Juda, bloß aus den Stämmen Juda und Benjamin bestehend, regierte zunächst Salomos Sohn Rehabeam, im Zehnstämme-

reich Israel Salomos alter Widersacher Jerobeam. «Es war aber Krieg zwischen Rehabeam und Jerobeam ihr Leben lang», berichtet die Bibel. «Und es war Krieg zwischen Asa und Baësa, dem König von Israel, ihr Leben lang.» Könnte man dem «Wort Gottes» glauben, floß dabei Blut wie Wasser. So bleiben einmal «von Israel erschlagen liegen fünfhunderttausend auserlesene Leute.» Denn «die Kinder Juda ... verließen sich auf den HERRN, den Gott ihrer Väter. Und Abia jagte Jerobeam ... Und der HERR schlug ihn, daß er starb. Abia aber wurde mächtig. Und er nahm vierzehn Frauen und zeugte einundzwanzig Söhne und sechzehn Töchter.»

(Freilich: Salomo, 961–922, ein Inbegriff der Weisheit, hatte 700 Haupt- und 300 Nebenfrauen; und nur weil sie ihn schließlich fremden Göttern zuneigten, war «sein Herz nicht ungeteilt bei dem HERRN»[36].)

Beim Kampf der Juden gegen Juden sollten immerhin, woran man sich indes nicht strikt gehalten, Kriegsgefangene freigelassen werden, während man sie sonst kurzerhand niedergemacht oder als Sklaven verkauft hat, wie das Alte Testament bezeugt, das sie im übrigen der göttlichen Hilfe besonders bedürftig erklärt und ihnen Erlösung verheißt – allerdings erst für die messianische Zeit.[37]

Gelegentlich aber pflegt man wieder Kontakte, streitet sogar gemeinsam, wie Israels König Joram (852–841) und Judas König Josaphat (870–849), gegen die Moabiter, enge Verbündete der Hebräer. Weite Landstriche Moabs werden furchtbar verwüstet, ja, man übt bereits eine Art Taktik der verbrannten Erde. «Die Städte zerstörten sie, und jeder warf einen Stein auf alle guten Äcker, und sie machten sie voll davon und verstopften alle Wasserbrunnen und fällten alle guten Bäume.» Doch führt man auch wieder neue Bruderkriege, plündert, verheert, hetzt andere Staaten gegeneinander, kämpft mit ihnen und wider sie – 150 Jahre fast ununterbrochen Krieg –, wobei die Bibel, wie gewöhnlich übertreibend, einmal prahlt: «... und Israel schlug von den Aramäern hunderttausend Mann Fußvolk an einem Tag. Und die übrigen flohen nach Aphek in die Stadt, und die Mauer fiel auf die Übriggebliebenen, siebenundzwanzigtausend Mann.» «Wie ist

sie nun verlassen, die berühmte und fröhliche Stadt», höhnt Jeremia von Aram (Damaskus) und prophezeit, daß «ihre junge Mannschaft auf ihren Gassen fallen und all ihr Kriegsvolk umkommen» werde. «Und ich will an die Mauern von Damaskus Feuer legen, daß es die Paläste Banhadads verzehren soll.» So «der persönlichste, innerlichste unter allen Propheten», den man zu den «größten religiösen Geistern aller Zeiten» zählt, «in die Nähe des Dulders von Gethsemani» rückt (Nötscher).[38]

Dabei insistieren gerade die Propheten wieder auf den «Heiligen Krieg», betrachtet besonders Jesaia die ganze Geschichte Israels als solchen. Werden doch dessen Schlachten überhaupt zum «Gotteskampf im Endgericht» umgefälscht.[39]

Wie alle Siege aber MIT GOTT erfolgen, sind Niederlagen die Strafe für den Ungehorsam gegen ihn – eine «Geschichtsphilosophie», die nicht nur die beiden Bücher der Könige durchgehend beherrscht.

Noch der hl. Kyrill von Alexandrien, ein gar lohnendes Objekt unsrer Kriminalgeschichte, formuliert von den Königen «im Judenlande»: «Die einen haben frevelhafterweise die Gottesfurcht geringgeschätzt ... und diese Elenden sind elend zugrunde gegangen ... Andere hingegen waren sorgsame Hüter der Frömmigkeit gegen Gott ... und diese haben ohne Mühe ihre Feinde besiegt und ihre Widersacher zu Boden geschlagen.»[40]

Als Israel «von den Aramäern hunderttausend Mann Fußvolk an einem Tag» erledigte, hatte Jahwe «diese große Menge» in Israels «Hand gegeben, damit ihr erkennt: Ich bin der HERR». Im Bruderkrieg zwischen Juda unter König Abia (914 – 912) und Israel unter König Jerobeam (931 – 910) siegt Juda mit Gottes Hilfe in einer Schlacht zwischen angeblich 1 200 000 Männern. «Siehe, mit uns ist an der Spitze Gott und seine Priester ...» Beim Sieg über die Kuschiter schlägt man «alle Städte um Gerar her; denn der Schrecken des HERRN kam über sie. Und sie plünderten alle Städte ...» Angesichts der anrückenden Ammoniter und Moabiter animiert der HERR: «Ihr sollt euch nicht fürchten und nicht verzagen vor diesem großen Heer; denn nicht ihr kämpft, sondern Gott.» Stets kommt derart «der Schrecken des HERRN

über alle Königreiche der Länder, die um Juda herum lagen». Seine Herrscher müssen «feste Städte zerstören zu Steinhaufen», und ihre Einwohner sollen «sich fürchten und zuschanden werden und wie Feldgras werden und wie grünes Kraut, wie Gras auf den Dächern, das verdorrt, ehe es reif wird»[41].

Nicht selten aber fährt «der Schrecken des HERRN» auch in die eignen Reihen.

Fast die Hälfte aller israelitischen Könige wird ermordet. Die «Heilige Schrift», die den Lebenslauf beinah eines jeden dieser Fürsten in dem Satz zusammenfaßt: «er tat, was dem HERRN mißfiel», schildert das so: «Im achtunddreißigsten Jahr Asarjas, des Königs von Juda, wurde Sacharja, der Sohn Jerobeams, König über Israel.» Doch regierte er nur sechs Monate zu Samaria. Denn: «Schallum, der Sohn des Jabesch, machte eine Verschwörung gegen ihn und schlug ihn tot und wurde König an seiner Statt.» Aber Schallum regierte nur einen Monat. «Denn Menahem . . . schlug Schallum, den Sohn des Jabesch, in Samaria tot und wurde König an seiner Statt.» Und Menahem, der bei der Eroberung Tiphsachs «alle ihre Schwangeren aufschlitzen ließ», hält sich immerhin mit Gottes Hilfe ein Jahrzehnt und stirbt friedlich. Sein Sohn Pekachja freilich herrscht wieder bloß zwei Jahre. Dann «machte Pekach . . . eine Verschwörung gegen ihn . . . und schlug ihn tot in Samaria im Burgturm des Königshauses samt Argob und Arje und wurde König an seiner Statt.» Und gebot Pekach auch zwanzig Jahre, rebellierte doch nun Hosea gegen Pekach, «und schlug ihn tot und wurde König an seiner Statt»[42].

Gewiß kam es, mit Gottes sichtbarem Beistand stets, zu dynastischen Blutbädern noch weit größeren Ausmaßes. Als beispielsweise Baësa den israelitischen König Nadab (910 – 909), einen Sohn Jerobeams, ermordet hatte und «König an seiner Statt» wurde, so berichtet die Bibel, «erschlug er das ganze Haus Jerobeam; er ließ auch nicht einen übrig vom Hause Jerobeam, bis er es ganz vertilgt hatte nach dem Wort des HERRN». Hatte Jerobeam doch «den HERRN, den Gott Israels, zum Zorn» gereizt. So konnte Baësa (909 – 886) auch gleich 24 Jahre regieren, bis sein

Sohn Ela das Staatsruder ergriff; er allerdings zwei Jahre nur. Denn «sein Knecht Simri, der Oberste über die Hälfte der Kriegswagen, ... schlug ihn tot ... und wurde König an seiner Statt». Und wie einst Baësa, «nach dem Wort des HERRN», das ganze Haus des sündigen Jerobeam ausgerottet, so liquidierte nun Simri, «nach dem Wort des HERRN» wieder, in Luthers plastischem Deutsch, «das gantze haus Baesa / und lies nicht uber auch der an die wand pisset»[43].

Doch Simri saß anno 885 nur sieben Tage auf dem Thron in Tirza, dann verbrannte er sich im Burgturm des Palastes, da «ganz Israel» Omri, den Feldhauptmann, zum König erhob. Obwohl aber Omri (885–874) unblutig an die Macht kam und Israel im Innern festigte, obwohl er, einer der fähigsten Könige des Nordreichs, eine Dynastie begründete, die 40 Jahre herrschte (wobei er und sein Sohn Ahab politisch, wirtschaftlich, nicht zuletzt kulturell so erfolgreich wirkten, daß assyrische Inschriften noch später das Königreich Israel «Bit Humri» nennen, das «Haus Omris»), berichtet das Alte Testament erstaunlich wenig über ihn. Förderte Omri doch den religiösen Synkretismus, tat also wieder, «was dem HERRN mißfiel, und trieb es ärger als alle, die vor ihm gewesen»[44].

Auch sein Sohn Ahab (874–853), im Lichte neuerer Forschung ein kluger Verwalter seines Landes (vor allem zum Vorteil der Oberschicht freilich) und großer Städtebauer, wird von der Bibel als Inbegriff der Bosheit gezeichnet und der Abkehr von Gott, als übler Despot schlechthin. Denn obwohl er, offiziell dem Jahweglauben treu, vor allen wichtigen Entscheidungen Jahwes Propheten zu befragen pflegte, auch seinen Söhnen jahwistische Namen gab, tolerierte er doch noch andere Kulte. Und seine Gattin, die phönizische Prinzessin Isebel aus Tyrus (Vulgata: Jezabel; in Offenb. 2,20 als abgöttisches Weib für alle Zeiten verketzert), war eine eifrige Verehrerin des Baal von Tyrus und führte die Fruchtbarkeitskulte der Atirat jam, der Ašera vom Meer, wieder ein. Ahab selbst erbaute dem beliebten Baal einen Altar samt Tempel, machte auch ein Bild der Ašera und vermochte derart wieder mehr «den HERRN, den Gott Israels, zu

erzürnen als alle Könige von Israel, die vor ihm gewesen waren»[45].

So folgt im Kreuzzug gegen die fremde Religion die Strafe auf dem Fuß. Initiator: Prophet Elisa, Schüler und Gefährte des berüchtigten Elia, eines fanatischen Baalsbekämpfers, dessen Hauptattacken dem Königspaar Ahab und Isebel galten. Elisa operierte dabei vorsichtig und ohne sich selbst die Hände schmutzig zu machen durch einen «Prophetenjünger». So nannte man Leute, die – an christliche Priester erinnernd – Prophetendienste für Geld verrichteten, die liberale Religionspolitik der Regierung bekämpften, doch als eifrige Patrioten dem Heer auf die Schlachtfelder folgten und den «Heiligen Krieg» propagierten. Durch einen solchen Mann hatte Elisa den Armeegeneral Jehu zur Revolte treiben und zum König salben lassen, was er, Elisa, selber vermied, weil er wußte, «der Mörder» Jehu werde erst nach vielem Blutvergießen König. Der «Prophetenjünger» aber gebot im Namen des HERRN: «Du sollst das Haus Ahabs, deines Herrn, schlagen . . . Und ich will von Ahab ausrotten, was männlich ist, bis auf den letzten Mann in Israel . . . Und die Hunde sollen Isebel fressen, auf dem Acker in Jesreel . . .»[46]

Darauf liquidierte Jehu (841–814) die gesamte Dynastie Omris. Erst tötete er Joram (852–841), den Sohn Ahabs. Dann ließ er in Jesreel Königin Isebel umbringen, bald danach auch Jorams Sohn Ahasja, den König von Juda, ebenso in Samaria 70 weitere Söhne König Ahabs, deren Köpfe man Jehu in Körben übersandte, worauf er erkannte, «daß kein Wort des HERRN auf die Erde gefallen ist, das der HERR geredet hat gegen das Haus Ahab». Doch um die göttliche Rechnung noch besser zu begleichen, «erschlug Jehu alle Übriggebliebenen vom Hause Ahab in Jesreel, alle seine Großen, seine Verwandten und seine Priester, bis kein einziger übrigblieb». Nicht genug: Als dem Jehu auf seinem Weg nach Samaria die Brüder Ahasjas, des bereits durch ihn ermordeten Königs von Juda, begegneten, befahl er, sie gleichfalls zu massakrieren. «Ergreift sie lebendig! Und sie ergriffen sie lebendig und töteten sie bei dem Brunnen von Beth-Eked, zweiundvierzig Mann, und er ließ nicht einen einzigen von ihnen übrig.»[47]

So geschah's gemäß dem «Wort des HERRN» vom Jünger des Elisa dem Jehu überbracht. Und vielleicht regte Elisa bei dieser Gelegenheit auch die Beseitigung der Baalspriester an, zumal schon sein Herr und Meister, der Prophet Elia – von den Katholiken als «Hersteller der Herzensreinheit in den Familien» (!) verehrt (Hamp) –, einst am Bach Kison sämtliche Baalspriester des Königreichs abgeschlachtet hatte, «vierhundertfünfzig Mann», laut Bibel, einer der «Höhepunkte seiner Lebensbahn»; wozu die christliche Forschung ausdrücklich anmerkt: «Die Baalspropheten waren nicht aggressiv geworden» (Caspari). Doch «der Prophet», rühmt Kirchenlehrer Hilarius, «ist immer Gottes Geistes erfüllt». Zumal ein Elia (das heißt: Jahwe ist mein Gott), dessen Name «schon ein theologisches Programm» war (Preuss). König Jehu setzt jetzt drastisch die fromme Tradition fort. Er lädt Baals sämtliche Anhänger und Priester zu einem «heiligen Fest» – «denn ich habe ein großes Opfer dem Baal zu bringen» – und befiehlt: «Geht hinein und erschlagt jedermann; laßt niemand entkommen! Und sie schlugen sie mit der Schärfe des Schwerts.» Persönlich lobt darauf Gott König Jehu: «Weil du willig gewesen bist, zu tun, was mir gefallen ... sollen dir auf dem Thron Israels sitzen deine Söhne bis ins vierte Glied.» Und Jehu selber, wiewohl auch er nicht abließ «von den Sünden Jerobeams», drückte diesen Thron 28 Jahre.[48]

Damit ist die Kette der Massaker aber nicht beendet. Ahasjas Mutter Athalja (841–835), nach Ermordung ihres Sohnes Alleinherrscherin in Juda, tötet bei Regierungsantritt, ihre erste Amtshandlung, alle Mitglieder des Hauses David, die ihr hätten gefährlich werden können, eine Vorbeugungsmaßnahme gleichsam, bis Königin Athalja, auf Befehl des Hohenpriesters Jojada, selber umgebracht wird. Hatte sie doch als Tochter Ahabs und der Isebel den Baalskult verbreitet und sich so der Priesterschaft besonders verhaßt gemacht. «Der Geist Elias und Elisas triumphierte im Norden wie im Süden» (Beek).

Ein Jahrhundert später, 722, kassieren die Assyrer im ersten Ansturm das Nordreich Israel – ein Gottesgericht wegen seiner steten Versündigung am wahren Glauben! 597/587 erobern die

Babylonier unter Nebukadnezar allerdings auch das Südreich Juda. Jerusalem wird 586 erstürmt und völlig zerstört, das Land verheert, eine Anzahl des Adels, darunter der Hohepriester Seraja, hingerichtet, die Oberschicht deportiert, nur vom «niederen Volk» ein Teil zurückgelassen, «Weingärtner und Ackerleute». Und auch der Untergang Judas ist die Strafe vor allem für den Abfall Salomos – er führte keinen einzigen Krieg! – und einiger anderer Könige. Nichts als die Folge des «großen Zorns», mit dem der HERR «über Juda erzürnt war um all der Ärgernisse willen»[49].

Babylon, ein Weltreich und zur Zeit Nebukadnezars ungefährdet, beinah unangreifbar, fiel bereits ein halbes Jahrhundert danach durch Kyros II., Begründer der persischen Supermacht, wobei er Babylon, die Stadt selbst, 539 ohne einen Pfeilschuß gewann. Doch 200 Jahre später existierte auch das persische Imperium, bis dahin das größte der Welt, nicht mehr. Es wurde die Beute der Makedonier unter Alexander d. Gr., der in Babylon residierte (331–323). Noch unter seinen Nachfolgern, im Seleukidenreich (312–64) spielte es eine beträchtliche Rolle. Dann drangen die Römer vor, und schon 100 Jahre nach Christus war Babylon nur noch ein berühmter Ruinenhaufen.

Klerikale Reaktion und beginnende Priesterherrschaft

Der in Babylon exilierte König Jojachin (597) von Juda hatte offenbar eine ehrenvolle Haft genossen. Und als Perserkönig Kyros II. das babylonische Reich eroberte, gewährte der Mann – der bereits Prinzipien praktisch befolgte, die erst die Theorie des heutigen Völkerrechts verbindlich macht: Schonung des unterlegenen, doch ebenbürtigen Gegners sowie Tolerierung fremder Religionen – allen Juden, die es wünschten, 538/37 die Heimkehr nach Palästina; ja, er befahl den Aufbau des Tempels zu Lasten des königlichen Schatzes und gab den Juden das von Nebukad-

nezar in Jerusalem geraubte Gold- und Silbergerät zurück. Selbst das Alte Testament spricht deshalb wohlwollend von dem Heidenkönig; bei Deuterojesaja: «Gottes Hirte» und «Gesalbter». Und seinen «Geist» hatte natürlich «der HERR» erweckt – dessen Geist doch so ganz anders war und ist.[50]

Der kleinere Teil der Verbannten kehrte nun heim und begann 520 v. Chr. mit dem Wiederaufbau des Tempels, des sogenannten zweiten Tempels; 515 war er größer als zuvor vollendet – vor allem dank persischer Subsidien. Jerusalem, jetzt Hauptstadt der persischen Provinz Jehud, doch mit beträchtlicher innerer Selbständigkeit, erstand allmählich wieder. Auch andere Städte wurden neu besiedelt und durch Beauftragte der Perser kontrolliert; zunächst durch den Davididen Serubabel, dem freilich der Klerus rasch die Macht entriß: der Beginn einer Entwicklung, die in hellenistischer Zeit den Hohenpriester zum Führer Judäas macht; er regierte wie in anderen Ländern der König. Schon jetzt aber war er das eigentliche geistige wie weltliche Haupt und die jüdische Gemeinde Judäas eine Theokratie, in der die Priesterschaft, als mächtigste und reichste Klasse Jerusalems, das wieder wachsende Volk auch politisch und wirtschaftlich, kurz, in jeder Hinsicht anführte. Der «Bund» mit Jahwe wurde erneuert, wobei der «Neue Bund» (berit hadašah) etwas ganz anderes sein sollte als der alte Sinaibund, im Entscheidenden jedoch bloß dessen Aufguß war – «die Heiden sollen erfahren, daß ich der HERR bin». Man predigte praktisch weiter die Exklusivität, die religiöse Unduldsamkeit, den nationalen Ungeist, und schob nur die eschatologischen Schwärmereien hinaus, den totalen Sieg Jahwes, die Errichtung des «Gottesreiches». Jedes kosmopolitische Gedankengut aber wurde für die jüdischen Propheten schlechthin «Götzendienst»[51].

Hervorragend wirkte in diesem Sinn der Priester Esra, der amtliche Vertreter (sofer, «Sekretär») des Jahwekultes am persischen Hof (offizieller Titel: «Schriftgelehrter im Gesetz des Gottes des Himmels»). Er war Mitglied der führenden Priesterfamilie der Zadokiden, die seit der Restauration, der angeblichen religiösen und völkischen Erneuerung, drei Jahrhunderte hindurch den

Hohenpriester stellte, und kam im Auftrag des Perserkönigs Artaxerxes (entweder I. oder II.) vermutlich 458, vielleicht aber erst 398 v. Chr. oder irgendwann sonst, «von Babel herauf». Natürlich hatte er «die Hand des HERRN» über sich und nur das eine Ziel, den orthodoxen Glauben wieder einzuschärfen, das mosaische Gesetz. Alle fremden Frauen und ihre Kinder sollten aus den Häusern der Juden verstoßen, ausländische Einflüsse unterbunden werden. «Haupthaar und Bart» raufte sich Esra, der als bedeutendster jüdischer Gesetzeslehrer und Reformer des 5. und 4. Jahrhunderts gilt, wegen der Mischehen, warf sich auf die Knie, weinte, betete, beschwor die Juden: «Ihr habt dem HERRN die Treue gebrochen ... scheidet euch von den Völkern des Landes und von den fremden Frauen.» Esra war radikal und ließ diesen Frauen nicht einmal die Möglichkeit, zur jüdischen Religion überzutreten. Anscheinend kämpfte er für Rassenreinheit. Und selbstverständlich hatte Esra die Erklärung aller Pfaffen für Katastrophen schon parat: «Um unserer Missetat willen sind wir und unsere Könige und Priester in die Hand der Könige der Länder gegeben worden, ins Schwert, ins Gefängnis, zum Raub und zur Schmach, so wie es heute ist» – worin auch allerlei Chauvinistisches mitschwang. Verpflichtete er doch zu ewigem Hassen und Ruinieren der Heiden. «Und laßt sie nicht zu Frieden und Wohlstand kommen ewiglich, damit ihr mächtig werdet und das Gut des Landes eßt und es euren Kindern vererbt auf ewige Zeiten.»[52]

Auch Nehemia (= Jahwe tröstet), der in das hohe Amt eines Mundschenks des Artaxerxes aufgestiegen und zum Gouverneur (tiršātā) ernannt worden war, blies bei seiner Rückkehr von Persien nach Jerusalem (wie jetzt gesichert ist: 445–444) leidenschaftlich in das gleiche Horn. Auch er zeterte wegen der fremden Frauen – obwohl doch schon Abraham, der «Stammvater» und in Gottes Gunst stehend «trotz seiner Vorhaut» (der hl. Justin), die Ägypterin Hagar als Nebenfrau hatte, und auch seine Frau Sara zuerst eine Götzenanbeterin war; obwohl ihrer beider Sohn Isaak eine Vollblutheidin heiratete, Rebekka, und ihrer beider Sohn Jakob die fremdstämmige Bilha und die Heidin Silpa. Wie ja auch

Moses, trotz der Proteste Mirjams und Aarons, eine Äthioperin nahm: mit Billigung Jahwes. Doch als Nehemia von «Babel» nach Jerusalem kam, verteufelte auch er die herrschende Liberalität. «Und ich schalt sie und fluchte ihnen und schlug einige Männer und packte sie bei den Haaren und beschwor sie bei Gott ... So reinigte ich sie von allem Ausländischen ...» – zur Reinerhaltung zwar auch der Rasse, besonders aber zur Bildung eben des Gottesvolkes, zur Festigung des Glaubens an die Auserwähltheit vor allen anderen Völkern – der eigentliche Grund der Absonderungsvorschrift. Tatsächlich hatten die Fanatiker Esra und Nehemia, welchen Aufruhr, welches Elend sie immer bewirkten, Erfolg. Nicht nur mußten Priester – durch Ahnenprobe, ein Überprüfen der Geschlechtsregister – ihre jüdische Abstammung nachweisen. Auch die Mischehen wurden gelöst, die fremden Frauen samt Kindern verstoßen. Dabei hatte einst Gott selbst die Ehe mit kriegsgefangenen Ausländerinnen gestattet, ja, geraten, «ein schönes Mädchen», dessen Vater und Mutter man just erschlagen, zu heiraten, wenigstens so lang, bis man «kein Gefallen mehr» hatte an ihr. Doch jetzt wurde die Thora zur normativen Richtschnur, und die Mischehe blieb bis heute im orthodoxen Judentum verpönt; nur bei Übertritt des nichtjüdischen Partners sind Ausnahmen erlaubt.[53]

Auch Nehemia, der später hochverehrte Patriot, stachelte den jüdischen Nationalismus an, eindrucksvoll an die triumphale Vergangenheit der frommen Vorfahren erinnernd: «Und du gabst ihnen Königreiche und Völker ... Und du demütigtest vor ihnen die Bewohner des Landes ...» Aber nun «in dem Lande, das du unsern Vätern gegeben hast ... siehe, in ihm sind wir Knechte»[54].

Nicht von ungefähr hatte sich Nehemia schon drei Tage nach seiner Ankunft bei Nacht und Nebel aufgemacht zu «a secret moonlight inspection tour» (Comay) und «keinem Menschen gesagt, was mir mein Gott eingegeben hatte», nämlich «genau» den Zustand der Stadtmauern zu inspizieren – der eigentliche Zweck seiner Reise –, worauf er rief: «Kommt, laßt uns die Mauern Jerusalems wieder aufbauen, damit wir nicht weiter Gespött seien!»[55] Betraf doch die von ihm beschworene «große

Not» fast nur die politische Ohnmacht, wie schon bei Esra. Denn der herrschenden Klasse, den Priestern – zu allen Zeiten die Profiteure in Katastrophen –, ging es glänzend; ein so wichtiger, in der christlichen Geschichte, wie alles bisher Gestreifte, wiederkehrender Sachverhalt, daß er noch belegt werden soll.

VIEL GELD FÜR «GOTT» – «HL. GELD»

Die griechischen Historiker Hekataios und Aristeas, die zur Zeit der Restauration um 300 v. Chr. Palästina bereisten, bestaunten den Pomp, mit dem der Hohepriester auftrat, und die immerhin 700 Priester, die im Tempel zelebrierten. Doch auch der Verfasser des Jesus Sirach, wahrscheinlich Jerusalemit und Schriftgelehrter, preist um 170 v. Chr. den Eindruck des Priesterfürsten auf die Menge: «Wie herrlich war er ... wie der Morgenstern zwischen den Wolken ... wie die Pflanzenpracht des Libanon ... rings um ihn der Kranz seiner Söhne wie Zedernschößlinge ... Dann beeilte sich das ganze Volk allzumal und fiel auf sein Angesicht ... Dann stieg er herab und erhob seine Hände ... und der Segen des Herrn war auf seinen Lippen.»[56] Fast wie das Vorspiel für einen Papstauftritt von heute – nur, trotz allem, wie bescheiden noch!

Doch auch sonst verbindet die Priester Roms viel mit ihrem Vorbild.

Der Klerus der Juden hatte von Anfang an und immer wieder feierlich für sich gesorgt – durch «göttliche» Befehle, versteht sich. «Das Beste von den Erstlingen deines Feldes sollst du in das Haus der HERRN, deines Gottes bringen.» – «Desgleichen sollen alle Abgaben von allen heiligen Gaben der Kinder Israel, die sie dem Priester bringen, dem Priester gehören. Und was jemand heiligt, das soll auch dem Priester gehören.» – «Alles Beste vom Öl und alles Beste vom Wein und Korn, die Erstlingsgabe, die sie dem HERRN bringen ... Alles Gebannte in Israel ... Alles, was zuerst den Mutterschoß durchbricht bei allem Fleisch, es sei Mensch oder Vieh ...» – «Und daß niemand vor mir mit leeren

Händen erscheine!» – «Bringt aber den Zehnten in voller Höhe in mein Vorratshaus».[57]

Opfern mußte jeder, gemeinschaftlich wie privat. Und offenbar hatte sich die Anzahl der Abgaben allmählich verdoppelt, wenn nicht verdreifacht. Außer dem Viehzehnt kam ein «zweiter» Zehnt dazu, den man, war der Weg zu weit, die Last zu schwer, auch ablösen konnte – «so mache es zu Geld und nimm das Geld in deine Hand und geh an die Stätte, die der HERR, dein Gott, erwählt hat ...» Ja, ein dritter oder Armenzehnt – von Armen wimmelte es in Palästina, und im 1. vor- sowie im 1. nachchristlichen Jahrhundert wuchs das Elend noch – mußte erbracht werden; freilich «nur» alle drei Jahre. Die Priester kassierten also ein Zehntel «vom Ertrag des Landes und von den Früchten der Bäume», ebenso «von Rindern und Schafen, alles, was unter dem Hirtenstab durchgeht». Lieferte man nicht in natura, wurde «der fünfte Teil darüber hinaus» fällig. Der Tempel in Jerusalem bezog bedeutende Einnahmen aus Steuern. Schon die erste im Alten Testament erwähnte feststehende Steuer, das «Sühnegeld», war religiös begründet und für die «Stiftshütte». Jeder männliche Jude über zwanzig hatte, «damit ihm nicht eine Plage widerfahre», «einen halben Taler» zu entrichten «nach dem Münzgewicht des Heiligtums; ein Taler wiegt zwanzig Gramm». Enthüllend: «Der Reiche soll nicht mehr geben und der Arme nicht weniger als den halben Taler!» Der Tempel bezog Einnahmen aus Verbindlichkeiten von Gelübden, aus allen möglichen Darbringungen in jedem Augenblick. Auch die israelitischen Könige, deren Palast eine Tür mit dem Haus Jahwes, dem Tempel Salomons, verband – er bestand fast vier Jahrhunderte und beinah unverändert –, machten dem Tempel Schenkungen, beschenkten sich aber auch selbst aus seiner Schatzkammer. Auch Eroberer lockte sein Reichtum. Unter Roboam plünderte ihn Sisak, unter Amasias König Joas von Israel, Nebukadnezar vergriff sich an ihm und andere mehr. Doch bekam er gelegentlich auch Gaben fremder Fürsten. Im 1. nachchristlichen Jahrhundert konvertierte Königin Helena von Adiabene (Assyrien) nebst ihren Söhnen Izates und Monobazos sogar zum Judentum. Die Dynastie, deren grandiose Grabstätte

in Jerusalem noch heute wohlerhalten ist, begünstigte fortan den Tempel stark, ja, adiabenische Prinzen beteiligten sich mit Heeresmacht am Jüdischen Krieg gegen die Römer. Vor allem aber brachten ungeheure Pilgerscharen die vorgeschriebenen Spenden. In der Königszeit mußte jeder männliche Israelit dreimal jährlich zum Jerusalemer Heiligtum. Und nach dem Exil konnte man überhaupt nur dort opfern, wo auch besondere Vorratshäuser zur Einlagerung von Abgaben und Sonderbeiträgen standen. Allein zum Passahfest strömten weit über doppelt so viele Pilger nach Jerusalem, als die Stadt Einwohner hatte, und die Lizenzgebühren für das Aufstellen der Gewerbestände auf dem großen Passahjahrmarkt im äußeren Tempelvorhof flossen dem Hohenpriester zu. Doch gab es weitere Märkte zu Jerusalem, einen Obst-, Getreide-, Holz- und Viehmarkt, sogar einen Auktionsstein, auf dem man in der «Heiligen Stadt» Sklaven und Sklavinnen verhökert hat. Auch manche Opfer, wie das Friedopfer, das Schuld- und Sühneopfer, fielen teilweise oder ganz den Priestern zu, galten als besonders heilig, und einige mußten in barer Münze beglichen werden. Die Diasporajuden schickten während der ganzen Zeit des Zweiten Tempels, als über eine Million Juden fern von Palästina lebten, Geld. Fast jede Stadt hatte eine Kasse für das «hl. Geld». Aus manchen Ländern, aus Babylonien, Kleinasien, kam so viel, daß es nicht nur die Räuber anzog, sondern selbst römische Gouverneure. Und natürlich empfahlen «die Weisen» auch nach der Zerstörung des Zweiten Tempels Wallfahrten, weil sie enorme Einkünfte brachten.[58]

Sogar als Banken fungierten die israelitischen Heiligtümer, da sie aus ihren Schätzen Darlehen gegen Zinsen gewährten, wobei der Zinssatz vermutlich dem der Nachbarländer entsprach, der zwischen 12 Prozent (im ptolemäischen Ägypten) und 33 bis 50 Prozent (Mesopotamien) lag. Die Bibel selber schweigt freilich darüber; gebot sie doch, «keinerlei Zinsen» zu erheben![59]

Priester aber können Geld und Gaben locker machen wie niemand sonst – ging und geht es doch um «Gott»! Gerade in finanzieller Hinsicht wurde der christliche Klerus ein gelehriger Schüler des jüdischen, der das Nationalvermögen «auf tausender-

lei Arten» (Alfaric) anzuzapfen verstand. Und selbstverständlich rissen der Hohepriester und seine nächsten Untergebenen den Löwenanteil an sich. Josephus, der jüdische Historiker, belegt mit typischen Einzelheiten die Raffgier des hohen Klerus, der die anderen Jahwetempel natürlich nicht anerkannte, weder den Jerobeams in Bethel, einen Staatstempel wie der Jerusalems, noch die beiden Jahwetempel außerhalb Palästinas, in Elephantine und Leontopolis, noch gar den der Samaritaner – alle übrigens kaum eine ernsthafte Konkurrenz, zumindest was die Anziehungskraft auf die Diasporajuden betraf. Der niedere Klerus aber lebte dürftig, mußte vom Zehnten noch ein Zehntel abgeben und bekam auch den Rest nicht sicher. Schnappten ihn doch häufig gewalttätige Diebe, die jeden niederschlugen, der sich zu wehren wagte. «Zuweilen waren es Priester von hohem Rang, sogar Hohepriester, die den Raubüberfall organisierten» (Alfaric).[60] Gerade die führende Geistlichkeit wurde von den Fürsten häufig beschenkt. So bescheinigte Artaxerxes dem Esra, «hinzubringen Silber und Gold, das der König und seine Räte freiwillig geben dem Gott Israels ... und was du sonst an Silber und Gold erhältst in der ganzen Landschaft Babel samt dem, was das Volk und die Priester freiwillig geben für das Haus ihres Gottes zu Jerusalem. Alles das nimm und kaufe ... Auch was du sonst noch brauchst für das Haus deines Gottes ... das bekommst du aus den Schatzhäusern des Königs.» Artaxerxes verbot ferner in seiner Vollmacht für Esra, «Steuern, Abgaben und Zoll zu legen auf irgendeinen Priester ... auf alle, die im Hause dieses Gottes Dienst tun»[61].

Zur Zeit des Nehemia, als es 4289 Priester gab, in 24 Klassen eingeteilt, waren die Einnahmen des Tempels so groß, daß man weitere Vorratsspeicher in anderen Städten erbaute. Forderte doch auch Nehemia «jährlich den dritten Teil eines Silberstücks zum Dienst im Haus unseres Gottes», «Brennholz für das Haus unseres Gottes», «die Erstlinge unseres Landes und die Erstlinge aller Früchte von allen Bäumen ... die Erstgeburt unserer Söhne und unseres Viehs» et cetera. Kurz, er sorgte nachdrücklich «für die Abgaben, Erstlinge und Zehnten ... die nach dem Gesetz für

die Priester und Leviten bestimmt waren; denn Juda hatte seine Freude an den Priestern und Leviten.» Dem reichen Klerus freilich, der seine Vorrechte seit den Tagen der Monarchie bis ins kleinste regelte, erwuchsen jährlich immer mehr Feinde. Und selbst die Leviten – Sänger, Torhüter, Verwalter im Tempel, Diener also der Priester, in gewissen Fällen deren Stellvertreter – standen zu jenen zeitweise in einem gespannten Verhältnis. Sie hatten Anspruch auf die Zehnten von Korn und Wein, die das ausgebeutete Volk aber nicht bezahlte. Und in hellenistischer Zeit kassierten die Priester einen Teil auch der levitischen Zehnten zur Vermehrung ihres schon sprichwörtlich gewordenen Reichtums.[62]

Die Klassenunterschiede sind kraß, doch auch und gerade die führenden Kreise gespalten gewesen in eine streng konservative Gruppe und mehr oder weniger hellenisierte Orientalen oder orientalisierte Hellenen – ein religiös-kultureller Gegensatz, der allmählich zum Ausbruch einer Katastrophe führte.

Das makkabäische Sakralkriegertum

Seit nach der Eroberung Palästinas durch Alexander (332 v. Chr.) die makedonische Dynastie der (eher judenfreundlichen) Ptolemäer herrschte, denen 198 die gleichfalls makedonische Dynastie der (zunehmend judenfeindlichen) Seleukiden folgte, spielte der Hellenismus in Judäa eine immer größere Rolle.

Zumal die oberen Schichten, der Priester- und Landadel, reiche Kaufleute, die die weit überlegene griechische Kultur, der viel freiere, großzügigere Lebensstil, anzog, fühlten sich als «Weltbürger» und überließen es den Massen sowie traditionsbewußten Zirkeln, stolz auf ihre Abgeschlossenheit und den «heiligen Samen» der Vorfahren zu sein. Den Griechen galt dies als «Barbarismus», und im 2. vorchristlichen Jahrhundert hatte der Hellenisierungsprozeß bereits einen beträchtlichen Teil der fortschrittlicheren Bevölkerung erfaßt. Das zweite Makkabäerbuch

beklagt die «Blüte des Hellenismus» und den «Zulauf zur Fremdtümelei». Zwar wehrte sich der Hohepriester Onias III. Doch sein eigener Bruder Jason erreichte seine Absetzung durch eine Bestechung des Königs, wurde selbst Hoherpriester, baute in Jerusalem ein gymnásion, ein ephēbeîon, und man konnte daran denken, die hier herrschenden politisch-religiösen Zustände den zahlreichen hellenistischen Städten im Land anzugleichen und Jerusalem zu einer griechischen pólis zu machen. Dagegen aber begehrten die Traditionalisten auf. Sie sahen das alte jüdische Brauchtum samt ihren Gesetzen und Glaubensansichten gefährdet. Es kam zu immer größerer Erbitterung, zu Krawallen, Straßenschlachten. Schließlich erfolgten harte Vergeltungsmaßnahmen des energischen Seleukidenkönigs Antiochos IV. Epiphanes (des sichtbar gewordenen Gottes) – «der syrische Nero» (Kardinal Faulhaber) –, der sein arg angeschlagenes Reich durch eine gemeinsame synkretistische Religion zu einigen suchte. So hat er in Jerusalem (168 v. Chr.) den Tempel (durch die Errichtung eines Altars für Zeus Olympios über dem umgebauten großen Brandopferaltar) entweiht, die jüdische Religion untersagt, die Stadt niedergebrannt – nicht ohne zuvor den Tempelschatz zu plündern, immerhin 1800 Talente, etwa 15 Millionen DM. (Ein früherer Griff danach von Seleukos IV. wurde durch Priester vereitelt, die sich als Engel zu Pferd verkleidet und die unter Heliodor eindringenden Heiden aus dem Heiligtum geprügelt hatten. Papst Leo X. beauftragte Raffael, dies vorbildliche Ereignis auf einer Wand des Vatikans zu verewigen.[63])

Möglicherweise starben noch im Sommer 168 die sieben «Makkabäischen Brüder» samt ihrer Mutter bei Antiochien am Orontes. Falls ihre Hinrichtung historisch ist, kein «Greuelmärchen», keine «Märtyrerlegende», fielen sie selbstverständlich als jüdische Rebellen, nicht als Glaubenszeugen, «Vorkämpfer des Monotheismus» (Benediktiner Bévenot), als welche sie die jüdische wie christliche Heldensage verherrlicht – die einzigen «Märtyrer», die Juden und Christen gemeinsam verehren. Doch die Christen nahmen im 4. Jahrhundert die Synagoge in Antiochien, die angeblich die begehrten Knochen barg, machten aus dem

Gebäude eine Kirche, aus den Rebellen die «Heiligen Makkabäer», christliche Helden gleichsam vor Christus, und schickten deren Reste zur weiteren Verehrung in die Welt.[64]

Nach Elias Bickermann hätte ein Erfolg der rigorosen Maßnahmen von Antiochos IV. gegen die Juden nicht nur deren Ende bedeutet, sondern eben dadurch auch «die Entstehung von Christentum und Islam unmöglich gemacht»[65].

Kaum vorzustellen, wie anders die Welt aussähe. Doch vorstellbar auch, daß sie vielleicht gar nicht viel anders aussehen würde. Wie auch immer: nicht die Maßnahmen des Königs führten zum Aufstand, was nach alter Tradition bis heute meist behauptet wird, sondern umgekehrt: die bereits begonnene offene Rebellion führte zu den schlimmen königlichen Sanktionen. Die Ereignisse (deren Chronologie durch die kärgliche Quellenlage und ihre Fragwürdigkeit wie so oft lebhaft umstritten ist) eskalierten. Die jüdische Nationalpartei erstarkte, es begann der «Glaubenskrieg» (Bringmann), «eine Ruhmestat des Judenvolkes» (Bévenot) und der Chasidäer, der aus Priestern und Laien bestehenden, fanatisch gesetzestreuen Sekte, Elitetruppe der Rebellen. Zwar widerrief Antiochos IV. im Spätherbst 165 v. Chr. das Religionsverbot; ja, er und sein Nachfolger Antiochos V. leiteten eine Politik der Beschwichtigung ein, der Friedensbemühung, Amnestie. Doch die Aufständischen weiteten den Schauplatz der Kämpfe noch über Judäa hinaus aus. Und obwohl oder weil sich damit von Anfang an soziale und politische Motive verbanden und immer mehr Bedeutung gewannen, erscheint dieser «Heilige Krieg» gegen die seleukidische Herrschaft fast wie eine Fortsetzung der glorreichen Greuel während der «Landnahme» und danach, eine Wiedergeburt des vorexilischen Israel. Unter Jahwes Führung bricht eine Art neuer Heilszeit an, geht es um die kostbarsten Güter wieder der Nation, wird das mosaische Gesetz «mit dem Schwert in der Hand notfalls bis zum Tode» verteidigt (Nelis). «Der Sammelpunkt jener Freiheitskämpfer war der Altar des Herrn, und ihre Losung: ‹Jahwe mein Panier›» (Kardinal Faulhaber). Kurz, alle Mordlust und Rachsucht resultieren «aus der Frömmigkeit» (Wellhausen).[66]

Erstes Rebellenhaupt der Makkabäer – deren Auflehnung zu einem neuen Staat und eigenen Königtum führte, der Hasmonäerdynastie – wurde der Priester und Mörder Mattathias (= Geschenk Jahwes) aus dem Geschlecht Hasmon. Er erschlug – nach biblischem Vorbild, «im Glaubenseifer» – einen Israeliten, der auf Befehl des königlichen Abgesandten opfern wollte, sowie den Abgesandten selbst, und begann einen Kleinkrieg gegen die syrische Besatzung. Dies war gewiß noch unbedeutend. Doch nach dem Tod des Mattathias, 166 v. Chr., kommandierte einer seiner fünf Söhne die Empörer, Judas Makkabäus (wohl vom hebr. maqqaebaet, der Hammer), «ein Karl ‹Martell› des Alten Bundes», «der Held mit dem gesalbten Schwert», «die eigentliche Seele des Kampfes» (Kardinal Faulhaber). Spezialitäten: Blitzattacken, nächtliche Überfälle, Brandschatzungen im Schutz der Dunkelheit – «glückl. Feldzüge» (Benediktiner Bévenot). Judas, der Hämmerer, weitete den Guerillakrieg aus, überging sogar das kampfhindernde Sabbatgebot; und da die Syrer gerade in einen Konflikt mit den Parthern verwickelt waren, schlug er die gegnerischen Generale bei Beth-Horon, Emmaus, Bethsura, eroberte Jerusalem, reinigte zuerst den Tempel des HERRN vom «Greuel der Verwüstung» (Dan. 12,11) des Antiochos Epiphanes und ließ den Kopf des feindlichen Feldherrn Nikanor am Burgtor aufhängen (Nikanortag und -fest bis heute). Wieder einmal hatte Gott sein Volk wunderbar gerettet. Doch als 163 Antiochos IV. auf einem Feldzug gegen die Parther starb und Reichsverweser Lysias Frieden anbot, Religionsfreiheit, nahmen dies zwar der Hohepriester Alkimus und die Anhänger der Umkehrbewegung an, die Chassidim, die Frommen. Die Makkabäer aber widersetzten sich, erstrebten jetzt nicht nur religiöse, sondern auch politische Unabhängigkeit, die Ausrottung der «Gottlosen» in ganz Israel. Und mit diesen Kämpfen begründeten sie, scheinbar paradox, doch bezeichnend genug, «gerade diejenige hellenistische Dynastie, gegen die die Orthodoxen zu Felde gezogen waren: spätestens im Vertragsgesuch an Rom *akzeptiert* Judas, der auch am Sabbat kämpft, die heidnische Umwelt mit ihren Religionen, Lebensweisen und Umgangsformen» (Fischer). Und nachdem Judas ge-

waltige Mengen paganen Blutes vergossen, fiel er selber 161/60 in einem verzweifelten Kampf gegen Bakchides, wurde zum Prototyp des jüdischen Heroen, ja, bekam einen Ehrenplatz auch in der Galerie christlicher Schlächter als vorbildlicher Glaubenskämpfer und Soldat.[67]

Judas' jüngster Bruder Jonathan, wegen innerer Wirren im Seleudkidenstaat schließlich mit Zustimmung des syrischen Königs Hoherpriester und Militärgouverneur Judäas, zwei sich glänzend ergänzende Ämter, wird 143, sein Bruder und Nachfolger Simon, offiziell «großer Hohepriester, Feldherr und Fürst der Juden» genannt, wird 135 ermordet – er durch seinen eigenen Schwiegersohn Ptolemäus. Immerhin war sein Hohepriesteramt nun erblich. Zwar sterben seine Söhne Mattathias und Judas mit ihm; doch sein dritter, dem Anschlag entgangener Sohn, Johannes Hyrkanos I. (135–103) avanciert zu einem weiteren Star makkabäischen Sakralkriegertums und beherrscht faktisch einen unabhängigen Staat. Erst mit den Pharisäern, dann mit den Sadduzäern, Jerusalems Priesteradel, verbündet, unternahm Hyrkan, begünstigt durch immer stärkere Rivalenkämpfe um den syrischen Thron, große Eroberungszüge, wie man sie seit Salomon nicht mehr kannte. Er betrieb die gewaltsame Judaisierung Idumäas und Galiläas, nicht gewöhnliche Expansionen etwa oder Machtkämpfe, sondern «religiös-partikulare sog. heilige Kriege» (R. Meyer). Denn «was in Wirklichkeit Länderraub war», wurde «als bloße Wiedererlangung von Gebieten hingestellt, die ein von Gott geschenktes Erbteil der Väter seien» (Beek). Dabei praktizierte der Hohepriester den Pomp und das Zeremoniell hellenistisch-orientalischer Fürsten an seinem Hof und zögerte nicht, der immens reichen israelitischen Königsnekropole, nach Josephus zur Auffüllung der Kriegskasse, 3000 Talente zu rauben, viele Millionen Mark.[68]

Johannes Hyrkan zerstörte auch Samaria, das in christlicher Zeit ganz aus der politischen Geschichte verschwinden wird.

Samaria, Hauptstadt einst des Königreichs Israel, unter König Omri (S. 93) kunstreich erbaut, galt stets als Rivalin Jerusalems, und die Samariter, ein jüdisch-heidnisches Mischvolk inmitten

von Palästina, waren den Juden verhaßter denn irgendwer sonst. Als der Assyrer Sargon II. das stark befestigte Samaria nach dreijähriger Belagerung 722 v. Chr. ruinierte (S. 95), kümmerte dies Jerusalem so wenig wie die Zerstörung der Stadt um 296 in den Diadochenkämpfen durch Demetrios Poliorketes. Die Samariter, denen wenige Jahrzehnte früher Alexander d. Gr. auf dem Berg Garizim den Bau eines Tempels erlaubt hatte, eine evidente Konkurrenz zum Tempel von Jerusalem, behielten zwar den jüdischen Glauben bei, doch reduziert. Sie erkannten von der «Heiligen Schrift» nur den Pentateuch, die fünf Bücher Mose, an, galten den Juden als «unrein» und waren von diesen bereits bei der Wiedererrichtung ihres Tempels zurückgewiesen worden. Johannes Hyrkan schleifte 128 den Tempel auf dem Garizim, wo die Samariter aber weiter eine «aufsässige Geistlichkeit» unterhielten. «Sie hatten sogar die Anmaßung, selbst die wahre Religion Israels besitzen zu wollen» (Daniel-Rops). Welche Religion der Welt behauptet schon, die falsche zu sein! Und 107 v. Chr. vernichtete der Hohepriester Hyrkan auch Samaria. (Ein halbes Jahrhundert später baut es allerdings der Statthalter Roms, Aulus Gabinius, wieder auf, und bald danach stattet es Herodes prächtig aus.[69])

Hyrkans Sohn Jonathan, gräzisiert Alexandros Jannaios (103–76), setzt – nach der nur einjährigen Regierung seines Bruders Aristobulos, der mehrere seiner Brüder einkerkern und die eigene Mutter im Gefängnis verhungern ließ – dieselbe Politik fort. Als König und Hoherpriester führt er fromme, doch oft «unglückliche» Feldzüge (was alle Feldzüge sind!) gegen Ptolemäer, Seleukiden, Nabatäer, ja, gegen die Pharisäer einen sechsjährigen Bürgerkrieg mit fremdländischen Söldnern, angeblich aus dem Abschaum der Gesellschaft. In diesem Krieg blieb er siegreich und rächte sich grausam. 800 seiner Gegner, die «mit der ganzen rücksichtslosen Unversöhnlichkeit» stritten, «womit die Frommen für den Besitz irdischer Güter zu streiten gewohnt sind» (Mommsen), sollen dabei gekreuzigt worden und, nach Josephus, insgesamt 50 000 Menschen umgekommen sein. Doch zuletzt beherrschte Alexander Jannai, ein leidenschaftlicher Seeräu-

ber auch und häufig mit dem «Frevelpriester» der Qumran-Texte identifiziert, fast ganz Palästina, ein Reich, beinah so groß wie das Davids – wenige Jahre, bevor es die Römer 64 v. Chr. unter Pompeius eroberten, den Hasmonäerstaat zerschlugen und Jerusalem, weitgehend zerstört, abermals zur Provinzstadt herabsank. Zahlreiche Juden waren wieder getötet, vermutlich noch mehr in Gefangenschaft und Sklaverei nach Rom geschleppt worden.[70]

Ein hundertjähriger «Heiliger Krieg» ist zu Ende. Die wenigsten Makkabäer starben eines natürlichen Todes. Judas Makkabaios fiel beim Aufstand, sein Bruder Jonathan wurde ermordet, Simon wurde ermordet, Hyrkanos II., Enkel von Johannes Hyrkanos I., durch Herodes, den Bundesgenossen der Römer, hingerichtet, Aristobulos II. vergiftet, sein Sohn Alexander hingerichtet, dessen Bruder Antigonos Mattathias, der letzte Hasmonäerfürst, gleichfalls hingerichtet. Auch Alexanders Tochter Mariamne, seit 37 mit Herodes verheiratet, endete durch Palastintrigen, ebenso ihre Mutter Alexandra sowie ihre Kinder Alexander und Aristobulos. «Die Regierungszeit des Herodes ist weitgehend eine Zeit des Friedens für Palästina gewesen ...» (Grundmann).[71]

An der Spitze all dieser Kriege, imperialistischer Kriege, Bürgerkriege sowie sonstiger Greuel aber leuchten – ob historisch oder nicht – die sieben «Makkabäischen Brüder», sieben «heilige Krieger». Und so verdienen diese Makkabäer nicht nur, «von allen geehrt zu werden», laut Kirchenlehrer Gregor von Nazianz. «Vielmehr sollen jene, die ihr Lob singen, Herrlichkeit finden, und jene, die ihr Lob hören, ihre Tugenden nachahmen und, durch die Erinnerung an sie angetrieben, es ihnen gleichtun.»[72]

Die Stimme ist typisch. Die bekanntesten Kirchenlehrer überbieten einander im Lob der zu Beginn des Aufstands (vielleicht) sterbenden Rebellen, der «makkabäischen Brüder», die «noch vor der Ankunft Christi im Fleische», wie Augustinus rühmt, «für das Gesetz Gottes bis zur Hingabe ihres Lebens stritten», die so «herrliche Siegeszeichen» aufgerichtet, wie Chrysostomos jubelt. Sie wurden zu Symbolen der ecclesia militans, ihre angeblichen Gräber in Antiochien aus einer Synagoge zu einer christlichen

Kirche gemacht (S. 121 f), ihre hochverehrten «Reliquien» nach Konstantinopel, nach Rom in die Kirche S. Pietro in Vincoli, in die Kölner Makkabäerkirche gebracht, sie selber in Deutschland und Frankreich, vor allem im Rhein- und Rhônetal, gefeiert, nachdem ihr Andenken schon in den drei ältesten Martyrologien stand. Und noch im 20. Jahrhundert (wo sich mehrere jüdische Organisationen, besonders Jugendvereine und Zionisten, «Makkabäer» oder «Makkabi» nennen) preist sie das katholische *‹Lexikon für Theologie und Kirche›* als «Vorkämpfer des Monotheismus», begeht die Kirche das Fest der «Heiligen» am 1. August.[73]

Nur dem mit katholischem Denken Unvertrauten mag die Existenz von christlichen Heiligen vor Christus absurd erscheinen; dem, der so heillos nüchtern ist, die Logik zur Grundlage seiner Schlüsse zu machen.

Der Theologe Jean Daniélou aber schrieb noch 1955 ein ganzes Buch über *‹Die heiligen Heiden des Alten Testaments›* – zwar keine «rein wissenschaftliche Studie», doch auch keine «erbauliche Hagiographie», sondern «eine Theologie der Mission». Wir können solches Zungenverdrehen um so eher übergehen, als man auch sonst mit vernünftigen Unterscheidungen nicht weiter käme bei einem Mann, der sanft dafür eifert, daß «es heilige ‹Heiden›» gebe, «Menschen, die Christus nicht gekannt», doch «der Kirche bereits angehört haben»; und dies mit der verblüffenden Folgerung, «denn außerhalb der Kirche gibt es kein Heil». Freilich kann der Katholik auf Schrift und Tradition sich berufen, auf den hl. Augustinus, die ganze alte Kirche, bei der zumindest die Heiligen des Alten Testaments «einen wichtigen Platz einnahmen», während sie ihn heute, leider, «nicht mehr besitzen», oh, wie begreiflich, nur nicht für Daniélou, «arg in Vergessenheit geraten sind», zum Beispiel die hl. Abel, Henoch, Danel, Noe, Job, Melchisedech. Sogar der hl. Lot ist darunter, der immerhin, wenn auch vielleicht angetrunken, mit seinen beiden Töchtern «Blutschande» trieb, und dies derart erfolgreich, daß beide schwanger wurden (1. Mos. 19, 30 ff.) – «ein einfacher Mann, ein Repräsentant des gewöhnlichen Lebens», schreibt Daniélou,

doch «auch ein Vorbild der Reinheit. Sein Beispiel hat hier exemplarischen Wert . . .»[74]

Heilige Heiden – und Heilige Kriege.

Noch in den zwei großen Aufständen des 1. und 2. Jahrhunderts wird der «Heilige Krieg» mit aller Wildheit und Grausamkeit, allem apokalyptischen Wahnsinn praktiziert und im «Kampf der letzten Tage» gegen das heidnische Rom «Gottes messianisches Königstum» erstrebt.

Der Jüdische Krieg (66–70 n. Chr.)

Führend dabei: die Zeloten, eine nationaljüdische, ursprünglich wohl nur aus Jerusalemer Priestern bestehende, 6 n. Chr. gegründete Partei – eine Reaktion auf die Macht- und Besitzergreifung Roms. Trotz wesentlicher Unterschiede zwischen Zeloten und Christen gibt es gemeinsame Züge. Und kaum ist es Zufall, daß einer der Apostel Jesu, ein gewisser Simon, im Lukasevangelium auch «der Zelot», bei Matthäus «der Kanaanäer» heißt, die einfache Umschrift von aramäisch qanna'i, «der Eiferer». Die Zeloten, denen die heutige Forschung auf die Geschichte Jesu größere Bedeutung beimißt, wurden beflügelt durch allerlei apokalyptisches Geraune, darunter der Orakelspruch, zu dieser Zeit werde «einer der Ihrigen die Weltherrschaft ergreifen». So kämpften sie schon zwei Jahrzehnte vor Ausbruch des eigentlichen Krieges gegen gewisse unpatriotische Juden wie gegen die Römer. Von ihren Feinden «Sikarier» genannt, die «Messermänner» (nach ihrer Waffe, einer kurzen, gekrümmten Klinge, der «sica», die sie ihnen Unliebsamen in den Rücken rannten), räumten sie zunächst vor allem unter reichen Juden auf, die um ihres Vermögens willen mit Rom paktierten – ihr erstes Opfer war angeblich «der Hohepriester Jonathan» (Kirchenhistoriker Euseb). «Sie begingen am hellen Tage und mitten in der Stadt Mordtaten, mischten sich besonders an Festtagen unter das Volk und erstachen ihre Gegner mit kleinen Dolchen, die sie unter ihrer Kleidung versteckt tru-

gen. Stürzten ihre Opfer zu Boden, so beteiligten sich die Mörder an den Kundgebungen des Unwillens und waren ihres unbefangenen Benehmens wegen gar nicht zu fassen.» Josephus, mitten im Krieg selber zu den Römern übergegangen, schimpft die Zeloten Räuber und Meuchelmörder, schreibt aber auch, daß sie «viele Anhänger» hatten und die «Zuneigung der Jugend»[75].

In den Kreisen dieser Extremisten predigte man öffentlich den Krieg gegen Rom, las mit Vorliebe die beiden Bücher der Makkabäer, die endgültig erst das Konzil von Trient (im 16. Jahrhundert) zur «Heiligen Schrift» zählt[76], berauschte sich an deren «Heldentaten» und hoffte, was gegen die Griechen gelungen, mit Hilfe des HERRN gegen die Römer wiederholen zu können. So kam es zum «Bellum Iudaicum» (66–70), zu einem so blutigen Abenteuer, daß es selbst die Römer militärisch stark strapaziert hat.

Das gottgefällige Werk, unter Führung erst des Hohenpriestersohnes Eleazar ben Simon und des Zacharias ben Phalek, dann des Johannes von Gischalla, wurde zu einem günstigen Zeitpunkt begonnen: an einem Sabbat mit der Abschlachtung der wenigen Römer in der Burg Antonia von Jerusalem und dem stark befestigten Königspalast. Vor der Übergabe hatte man der Besatzung das Leben versprochen, dann nur einen einzigen Offizier, der sich beschneiden lassen wollte, begnadigt. (Später brachten auch die Christen Juden, die konvertierten, nicht um!) In den benachbarten Griechenstädten, in Damaskus, Caesarea, Askalon, in Skytopolis, Hippos, Gadara, massakrierten darauf die Hellenen die Juden, in Damaskus angeblich 10 500 oder 18 000 Juden, während die jüdischen Rebellen, befeuert durch ihren Glauben und die grandiose Erinnerung an die makkabäische Zeit, ganz Judäa mehr oder minder von Minoritäten säuberten.

Die Römer begannen zu marschieren. Erst unter dem Statthalter Syriens, Gaius Cestius Gallus, dann unter einem ihrer besten, von Nero beauftragten Feldherrn, dem einstigen Maultierhändler Titus Flavius Vespasianus, der militärisch sehr vorsichtig operierte, überdies politisch, durch Neros Tod, den Sturz Galbas, sich behindert sah. Doch im Sommer 68 hatte er fast ganz Palä-

stina bezwungen, dabei unter anderem die Mönchssiedlung Qumran am Toten Meer niedergebrannt, deren bedeutende Bibliothek, kurz zuvor in Höhlen des Gebirgs versteckt, erst Mitte des 20. Jahrhunderts entdeckt worden ist. Auch die am Jüdischen Krieg beteiligten Samaritaner wurden dezimiert. Cerealis metzelte 11 600 von ihnen auf dem Garizim (S. 109) nieder. In Jerusalem aber, von Vespasian schon in die Zange genommen, geraten die Gottessöhne sich selber in die Haare, bekriegen sich zwei jüdische Parteien in der «berüchtigten Stadt» (Tacitus). Ja, eine dritte Gruppe kämpft gegen beide noch im Tempel – mit seiner nächsten Umgebung eine Festung, Hauptstützpunkt der Zeloten – und zelebriert sogar während des Gefechts das Tempelritual! Indes die Massen allmählich hungerten und verhungerten, stachen die Juden einander täglich in Straßenkämpfen ab und die Gefangenen in den Kerkern, standen aber Schulter an Schulter gegen die Römer, die Gefangene gleichfalls über die Klinge springen oder kreuzigen ließen. Vespasian, von seinen Truppen zum Kaiser ausgerufen, ging nach Rom. Doch zwei Jahre später, Anfang September 70, setzte sein Sohn Titus – der bereits im palästinensischen Caesarea, in Berytus (Beirut) und anderswo Tausende gefangener Juden von wilden Tieren, in Zweikämpfen, durch Verbrennen bei lebendigen Leib hatte umbringen lassen – dem Spuk mit einem Blutbad ein Ende. Wer in Jerusalem, jetzt ein einziger Ruinenhaufen, noch lebte, wurde abgestochen oder in die Sklaverei verkauft. Bis auf den Grund ging der Tempel samt allen, seit sechs Jahrhunderten gehorteten Schätzen in Flammen auf, am gleichen Tag wie der erste. Nur um die Festungen Herodeion, Machairos und Masada kämpfte man noch einige Jahre; dann gaben die Verteidiger mit ihren Frauen und Kindern sich selber den Tod.[77]

Triumphierend zog im Jahr 71 der Sieger in Rom ein, wo noch heute der Titusbogen daran erinnert ...

Hunderttausende von Opfern hatte das Massaker gekostet. Jerusalem lag, wie einst Karthago und Korinth, in Trümmern, das Umland wurde kaiserliche Domäne. Schwerste Steuern – bis zu einem Fünftel des Erstertrages – belasteten die Besiegten,

Räuberbanden drangsalierten ihr Land. Das religiöse Leben freilich blühte. Ein Rat von 72 Schriftgelehrten stand an der Spitze der Juden; sein Vorsitzender führte den Titel «Fürst». Und das täglich zu betende Schemone esre, das Achtzehnbittengebet, ein Vorbild des christlichen Vaterunsers, wurde durch eine Bitte gegen die Minnim, die Christen, bereichert, die ihre Verfluchung und Ausrottung betraf. Denn weder in Palästina noch sonstwo behinderte man die Juden in der Ausübung ihrer Religion. «Man scheute davor zurück, dem jüdischen Glauben als solchem den Krieg zu erklären» (Mommsen).[78] Wenige Jahrzehnte später aber, im zweiten Versuch zu «Gottes Endkrieg», war das Fiasko noch größer.

«Gottes Endkrieg» unter Bar-Kochba (131–136)

Schon 115 n. Chr. gingen dem Aufstand verschiedene Erhebungen in der Diaspora voraus, wo rund um das Mittelmeer sehr viele Juden lebten, nach Philo allein in Alexandrien eine Million. Unter ihnen hatte man den messianischen Traum längst nicht ausgeträumt. Und als während des trajanischen Krieges gegen die Parther (114–117) das Gerücht einer Niederlage das Imperium durcheilte, auch ein schweres Erdbeben Antiochien und viele andere Orte Kleinasiens zertrümmerte, rebellierten die Zeloten. In der Kyrenaika, wo man angeblich 200 000 Nichtjuden umbrachte, zerstörte der «König» und «Messias» Lukuas-Andreas die Hauptstadt Kyrene. Auf Zypern schleiften die Insurgenten Salamis; ja, sie sollen 240 000 Nichtjuden ermordet haben, ohne Zweifel eine Übertreibung. Kein Jude aber durfte die Insel mehr betreten; selbst schiffbrüchige Israeliten traf der Tod. In Ägypten, wo die Römer zur Vergeltung alle Juden Alexandriens ermordeten, dauerten die Kämpfe sogar Jahre. Doch hier und überall schlug man die jüdische Diaspora schwer aufs Haupt.[79]

In Palästina selbst hatte Trajans Nachfolger, Kaiser Hadrian (117–138), ein besonderer Verehrer der Götter, auf Jerusalems

Ruinen eine neue Stadt, Aelia Capitolina, errichtet und an Stelle des Tempels ein Jupiterheiligtum sowie einen Tempel der Venus. Nun eröffnet Simon ben Kosiba (Bar-Kochba) 131 einen dermaßen ausgedehnten und mörderischen Guerilla-Krieg, daß der Kaiser selber auf dem Kriegsschauplatz erscheint. Bar-Kochba (aramäisch: Sternensohn, so nach erfolgreichem Aufstand genannt, während der Besiegte in talmudischen Quellen Ben Kozeba, Lügensohn, heißt) reißt in Jerusalem die Herrschaft an sich. Er wird beraten durch Rabbi Akiba, der ihn – mit einem klassischen messianischen Wort – als den «Stern aus Jakob» begrüßt, als Retter Israels. Auch unterstützt ihn der Hohepriester Eleasar, den Bar-Kochba allerdings, als Eleasar später zur Übergabe rät, eigenhändig erschlägt. Einstweilen aber war man zwei Jahre guten Mutes im Judenland, begann wieder mit dem Tempelkult in Jerusalem und proklamierte eine neue Ära der Freiheit – bis Kaiser Hadrian vier Legionen unter seinem besten General, Julius Severus, eine Menge Hilfstruppen nebst großer Flotte schickte und die Römer Zug um Zug an Boden gewannen. Nach Dio Cassius, der jedoch gern übertreibt, wurden 580 000 jüdische Krieger getötet, 50 Festungen, 985 Dörfer zerstört, Zehntausende von Menschen versklavt. Mommsen nennt diese Zahlen «nicht unglaublich», da man unerbittlich gekämpft und die männliche Bevölkerung wohl überall niedergemacht habe. Frauen und Kinder überschwemmten die Sklavenmärkte, drückten die Preise. Zuletzt fiel Beth-Ter (das heutige Bittir), ein Dorf westlich von Jerusalem, wobei Bar-Kochba selbst auf unbekannte Weise ums Leben kam. Ochsengespanne pflügten den Tempelplatz samt Umgebung um. Die Zeloten aber rotteten die Römer völlig aus, erst jetzt als eigentlichen Grund jüdischer Aufsässigkeit den Religionswahn erkennend. «50 Jahre lang», schreibt der Talmud, habe man danach «in Palästina keinen Vogel fliegen sehen». Kein Israelit durfte bei Todesstrafe Jerusalem betreten, die Besatzung wurde verdoppelt. Erst im 4. Jahrhundert konnten dort die Juden, jährlich am 9. Aw, den Untergang der «Heiligen Stadt» beweinen. Und erst im 20. Jahrhundert, am 14. Mai 1948, bildeten sie wieder einen jüdischen Staat: Erez Israel.[80]

2. KAPITEL

DER ZWEITAUSENDJÄHRIGE KAMPF GEGEN DIE JUDEN WIRD ERÖFFNET

«Denn was kannst du, mein lieber Jude, sagen?»
Der hl. Kirchenlehrer Johannes Chrysostomos[1]

«Zu Schanden werde der Jude.»
Der hl. Kirchenlehrer Basilius[2]

«Ihre Führer sind Verbrecher, ihre Richter
Schurken ... sie sind 99mal so schlecht wie die
Nichtjuden.» Der hl. Kirchenlehrer Ephräm[3]

«... noch ärger als der Teufel.»
Der hl. Kirchenlehrer Athanasius[4]

«Zwei Arten von Menschen, Christen und Juden»,
«Licht und Finsternis», «Sünder», «Mörder»,
«aufgerührter Schmutz».
Der hl. Kirchenlehrer Augustinus[5]

«Verfolgung der Andersdenkenden ist überall das
Monopol der Geistlichkeit.» Heinrich Heine[6]

VON PALÄSTINA ABGESEHEN, ging es den Juden in heidnischer Zeit jedoch eher gut.

Gewiß hatte es längst Antisemitismus gegeben. Ältester urkundlicher Beleg: die aramäischen Elephantine-Papyri. 410 v. Chr. wurde in Elephantine (vgl. S. 103) ein Jahwe-Heiligtum zerstört, vermutlich weil die Juden Gegner der ägyptischen Selbständigkeit und Sympathisanten der persischen Fremdherrschaft waren. Um 300 v. Chr. ist der Antijudaismus anscheinend schon weit verbreitet, kursiert zum Beispiel bald das Gerücht, die Juden stammten von Aussätzigen ab. Für solche Feindschaft gab es hauptsächlich religiöse, auch politische, weniger wirtschaftliche und kaum rassemäßig bedingte Gründe.[7]

Nach den Aufständen unter Nero, Trajan, Hadrian erschienen die Juden – immerhin 7 bis 8 Prozent der Gesamtbevölkerung des Reiches – zwar häufig als gemeingefährlich. Sie galten weiterhin als suspekt. Man empfand ihr hochmütiges Herabsehen auf alle sonstigen Kulturen, Religionen, Nationen, ihre gesellschaftliche Absonderung (amixia) als störend. Der maßvolle Tacitus, der ihnen Verachtung der Götter und des Vaterlands nachsagt, spricht von ihrem Fremd-, ihrem Anderssein (diversitas morum). Und wie bei ihm, so erklären sich wohl die – gewiß nicht folgenlosen – judenfeindlichen Äußerungen weiterer Heiden, des älteren Plinius, des Juvenal, im Mittelalter «Schulautor», des Quintilian, der im Unterricht der frühen Neuzeit eine Rolle spielt, besonders aus Eindrücken, die der Jüdische Krieg (S. 112 ff) hinterließ. Doch schreibt auch Seneca, schon 65, ein Jahr vor Beginn dieses Kriegs, zum Selbstmord gezwungen: «Solche Macht haben die Bräuche des höchst verruchten Volkes bereits

gewonnen, daß sie in allen Ländern eingeführt sind; sie, die Besiegten, haben ihren Siegern Gesetze gegeben.»[8]

Duldung der jüdischen Religion durch den heidnischen Staat

Aber selbst die Herren Roms übten gegen die Juden – meist Bauern, Handwerker, Arbeiter, nie noch als Händler charakterisiert – gewöhnlich Toleranz, bezeigten ihnen manchmal Sympathie. Sie genossen, zumal im Osten, Sonderrechte, wie das Sabbatprivilegium. Sie mußten nicht vor römische Gerichte gehen, bevorzugten sie eigene Richter. Caesar förderte sie sehr. Reich beschenkte Augustus den Tempel in Jerusalem. Täglich wurden hier, nach kaiserlicher Stiftung, dem «höchsten Gott» ein Stier und zwei Lämmer geschlachtet. Augustus' engster Freund, Agrippa, begünstigte gleichfalls die Juden. Der etwas exzentrische Caligula (37–41) allerdings, der einen eignen Tempel beanspruchte, öffentlich in Gestalt verschiedener Gottheiten, auch weiblicher, erschien, mit seiner Schwester Drusilla eine Geschwisterehe führen und sein Bild sogar im Allerheiligsten Jerusalems aufstellen lassen wollte, vertrieb die Juden aus den größeren parthischen Städten, wo sie besonders zahlreich waren. Doch hatte selbst Kaiser Claudius, bevor er die Juden Roms angriff, im Jahr 42 noch ein Edikt zu ihren Gunsten verfügt und ihnen freie Beobachtung ihrer Gepflogenheiten im ganzen Reich erlaubt. Freilich warnte er zugleich vor Mißbrauch seiner freundlichen Gesinnung und Verachtung der Sitten andrer Völker. Hingegen war Neros Frau, Poppaea Sabina, wieder eine eifrige Beschützerin des Judentums. Bewies doch überhaupt die römische Regierung gewöhnlich «fortwährend den Willen, allen billigen und unbilligen Ansprüchen der Juden so weit wie möglich entgegenzukommen» (Mommsen).[9]

Auch nach der Eroberung Jerusalems bekämpften die Kaiser nirgends den jüdischen Glauben; er war religio licita. Vespasian

und seine Nachfolger gestanden den Juden die schon von Caesar und Augustus erlassenen Privilegien zu. Wie jeder römische Bürger konnten Juden Ehen, Verträge schließen, Eigentum erwerben, öffentliche Ämter innehaben, Sklaven halten und anderes mehr. Ihre Gemeinden hatten auch das Recht auf eigene Vermögensverwaltung und, begrenzt, auf eigene Gerichtsbarkeit. Noch nach dem Bar-Kochba-Aufstand (S. 115 ff) gewährten ihnen Hadrian und die folgenden Herrscher freie Kultausübung sowie Dispens von jenen allgemeinen Bürgerpflichten, die sich mit ihrem Bekenntnis nicht vertrugen. Selbst in den lateinischen Provinzen ergriff man kaum Restriktionen gegen sie, erlaubte ihnen, Synagogen zu bauen, Vorsteher zu bestellen, und befreite sie mit Rücksicht auf ihre Religion weiterhin vom Kriegsdienst.[10]

Denn wie noch heute der Glaube der Naturvölker keinen Absolutheitsanspruch eines «höchsten» Wesens kennt, so herrschte auch im antiken Hellenismus Toleranz. Exklusivität widersprach dem Polytheismus prinzipiell. Vaterländische Kulte konnten sich mit fremden verbinden. Man war großzügig, freundschaftlich-kollegial, ließ zu allen möglichen Göttern beten, glaubte, in andren die eignen wiederzufinden, und «Bekehrung» betrieb man überhaupt nicht. Intoleranz, sagt Schopenhauer, ist nur dem Monotheismus wesentlich, ein alleiniger Gott, «seiner Natur nach, ein eifersüchtiger Gott, der keinem andern das Leben gönnt. Hingegen sind polytheistische Götter, ihrer Natur nach, tolerant: sie leben und lassen leben: zunächst dulden sie gern ihre Kollegen, die Götter derselben Religion, und nachher erstreckt diese Toleranz sich auch auf fremde Götter.» Der Glaube an einen Gott aber erschien den Heiden wie öde Gleichmacherei, Entgötterung des Weltalls, Atheismus. Nichts war ihnen fremder als der Gedanke, «alle Götter der Völker sind Götzen», als das jüdische «Du sollst keine fremden Götter neben mir haben», als eine Gottheit, die nie ermüdet zu schreien: «Ich bin der Herr», «ich bin der Herr», «ich bin der Herr, euer Gott» – so allein im kurzen 19. Kapitel des 3. Buches Mose sechzehnmal! Zu dem mit «Bundesblut» besiegelten Pakt zwischen Jahwe und seinem «auserwählten Volk» gibt es im Heidentum keine Parallele. Und nichts an den

Juden erregte so Unwillen wie das Verhalten, das ihnen ihr Glaube aufzwang. Léon Poliakov behauptet sogar: «Nichts außer ihrem Gottesdienst!»[11]

INTERPRETATIO CHRISTIANA

Die Christen aber, für die Juden selbstverständlich Irrlehrer, münzten den Glauben an die «Auserwähltheit» Israels zum Absolutheitsanspruch des Christentums, den jüdischen Messianismus zur Botschaft von der Wiederkunft Christi um – der erste große Schritt innerhalb der frühkirchlichen Entwicklung: die Lösung des Christentums von seiner jüdischen Mutterreligion.

Nicht die Juden, die Christen waren jetzt «Israel Gottes»; nicht die Christen, die Juden jetzt abgefallen. So entriß man ihnen das Alte Testament und gebrauchte es als Waffe gegen sie: ein ungeheueres Betrugsverfahren, interpretatio Christiana genannt; ein beispielloser, in der gesamten Religionsgeschichte singulärer Vorgang und nahezu der einzige originelle Zug christlicher Glaubenshistorie überhaupt. «Eure Schriften», sagt im 2. Jahrhundert der hl. Justin, «oder vielmehr nicht eure, sondern unsere!» Zumal die Juden, wie Justin weiß, «wenn sie darin lesen, ihren Sinn nicht verstehen». Denn gegen den tatsächlichen spielte man, in haarsträubender Exegese, ihren angeblich geistlichen Sinn aus und unterstellte, die Juden verstünden «nichts von der Schrift». Die Kirche bezog auf sich nur, was günstig war, Lobpreis, Verheißung, alle edlen Helden oder was sie dafür hielt, zumal die Erzväter und Propheten, während sie die sinistren Figuren, die Gangster, mit den Juden identifiziert und demgemäß auch alle Drohreden gedeutet hat. Noch das «Märtyrer-Gebein» der Makkabäerzeit (S. 105 f, 110 f), seit dem 2. vorchristlichen Jahrhundert in der Hauptsynagoge Antiochiens verwahrt, gab man als christlich aus und machte, im späteren 4. Jahrhundert, durch Wegnahme der Gräber, den Juden jede weitere Verehrung unmöglich. Statt dessen feierten die Chri-

sten, besonders pompös, nun selber das Fest, das noch heute zum Kirchenjahr gehört.[12]

Diese ganze antijüdische Polemik nahm den Juden, was die Christen brauchen konnten. Ja, das Christentum, höhnt Gabriel Laub, hätte gar nicht entstehen können, hätte es «schon in den alttestamentarischen Zeiten eine internationale Urheberrechtskonvention gegeben». Bereits im 1. Jahrhundert nennen die Christen Abraham «unseren Vater» und behaupten: «Moses, auf den ihr eure Hoffnung setzt, ist in Wirklichkeit euer Ankläger.» Im 2. Jahrhundert beweisen sie mit Moses schon Alter und Ansehen der Christenheit. Und schließlich sind «die Führer der Hebräer» ganz einfach «unsere Stammväter»[13].

Die christliche Theologie hat dies alles – und mehr – schönstens systematisiert. Das Alte Testament war der «Vorläufer», das kleinere Frühere für das größere Spätere: die christliche Theologie spricht vom «Folienmotiv». Das Alte Testament galt bloß relativ, das Neue absolut: die christliche Theologie spricht vom «Absolutheitsmotiv». Das Alte Testament gab es, damit im Neuen «die Schrift erfüllt werde»: «Erfüllungsmotiv». Natürlich erschien alles «besser» jetzt, «größer», «vollkommener», «mehr»: «Überbietungsmotiv». Was nicht so recht paßte, änderte man: «Änderungsmotiv». Was gar nicht paßte, wurde abgeschafft: «Abschaffungsmotiv». Nicht paßten vor allem die Juden selber wegen ihres Unglaubens: «Abfallmotiv»[14].

Wie gesagt: «interpretatio Christiana»! Eine Religion raubt – und schmäht, bekämpft, verfolgt dann die beraubte Religion durch zwei Jahrtausende.

Dies aber mußte man tun, da alles im Christentum, was nicht heidnisch war, restlos von den Juden stammte: ihr Gott, ihr Monotheismus, die kirchliche Liturgie, soweit nicht hellenistisch, der Ausschluß der Frau vom Dienst am Wort, der Wortgottesdienst selbst, das Vaterunser samt vielen anderen Gebeten, die Verfluchungs- und Exkommunikationsformeln des Klerus, trotz Nächsten- und Feindesliebe schon früh und oft gebraucht; ferner die (von der Kirche im 4. Jahrhundert noch verdammten!) Engelheere, Ausgeburten eines alten Polytheismus, mit den Erzengeln

an der Spitze; zahlreiche Zeremonien, wie Handauflegen bei Ordination oder Taufe; die Fasttage und Feste, Ostern, Pfingsten ... Ist ja noch das Wort Christus (vom griech. «Christos») eine Übersetzung des hebräischen «maschiach» oder «Messias»[15].

Doch auch die Hierarchie des Judentums, die Einteilung in Hohepriester, Priester, Leviten, Laien, wurde das genaue Vorbild beim Aufbau der christlichen Gemeinden. Die Parallelen sind so frappierend, daß man im spätjüdischen Kirchenwesen geradezu das Modell für den vollentwickelten römischen Katholizismus sah. Den Begriff des heilsnotwendigen Dogmas übernahm man ebenso wie die Betonung der bischöflichen Überlieferung. Die kirchliche Kassenverwaltung war ähnlich organisiert wie die Verwaltung des jüdischen Sakralfonds. Selbst die christlichen Katakomben besaßen ihr Vorbild in den unterirdischen Friedhöfen der Juden. Ebenso hat die katholische Moraltheologie ihren Vorläufer in der Kasuistik der rabbinischen Morallehre. Ist ja überhaupt die christliche Moral weitgehend jüdisch. «90 Prozent» davon findet Michael Grant «bereits im Judentum ... einschließlich der Nächstenliebe; die Aufforderung, seinen Feind zu lieben, war die augenfälligste Neuerung» – doch in Wirklichkeit auch sie längst bekannt: im Buddhismus, bei Platon, der Stoa, selbst Jeremia und Jesaja erschien es «ein köstlich Ding», sich auf die Backe schlagen und viel Schmach antun zu lassen.[16]

Gerade als Bastard aber schämte das Christentum sich seiner Herkunft, seiner mangelnden Originalität. Und weil, wie begreiflich, die Juden den plötzlich christlichen Charakter ihres Glaubens nicht einsehen, vielmehr weiter Gottes «auserwähltes Volk» sein wollten, attackierten die Christen nun die Juden und schlossen sich dabei deren Mission an – die wilde Intoleranz ihres Nomadengötzen vor Augen, eines der rachsüchtigsten Religionsidole der Welt. Sie agitierten besonders in den bisher von den Juden bearbeiteten Kreisen und erzielten «einen beträchtlichen Teil» ihres Erfolgs «auf Kosten des Judentums» (Brox).[17]

DIE JUDENFEINDSCHAFT DES NEUEN TESTAMENTS

Tonangebend wurde bereits Paulus, der eigentliche Gründer des Christentums. Denn so hinreißend der Apostel, der «Mitarbeiter Gottes», wie er sich bescheiden selber nennt, die Liebe besingt, weit mehr förderte er, von Porphyrios über Voltaire bis zu Nietzsche und Spengler erkannt, den ungeheuerlichsten Haß. Er wurde ein Klassiker der Intoleranz, der Prototyp des Proselytenmachers; genialer Ausbilder auch jenes zwischen schwammiger Anpassung und rücksichtsloser Schroffheit schamlos lavierenden Stils, der dann vor allem in der Großkirche Schule macht; ein so engstirnig-rechthaberischer Agitator, daß christliche Theologen der Nazizeit von seinen Gemeinden Parallelen zogen zu den «Standarten der braunen Hitler-Armee» und von einer «SA Jesu Christi» schwärmten. (Goethe meinte: «Hätte man Sanct Paulen ein Bistum geben, / Poltrer wär' worden ein fauler Bauch / Wie ceteri confratres auch.»[18])

Paulus also (auch im Judentum übrigens weithin als Schöpfer des Christentums geltend) eröffnet dessen Kampf gegen die Juden und setzt ihn zeitlebens fort. Dabei predigt er mit Vorliebe in den Synagogen, geradezu «Ausgangs- und Stützpunkt» (Hruby) seiner Mission. Sonst aber sind die Christen, die Heidenchristen zumal, nun das wahre Israel – ältester Beleg: Gal. 6, 16. Ergo wirbt er gern um die Heiden und läßt durch den «Fall» der Juden «den Heiden das Heil widerfahren». Vor den Juden schüttelt er die Kleider aus: «Euer Blut komme über euer Haupt», worauf er fortfährt: «Rein gehe ich von nun an zu den Heiden.» «Die Heiden ... haben die Gerechtigkeit erlangt», die Juden jedoch «das Gesetz der Gerechtigkeit nicht erreicht.» Zwar opfern sie «um Gott, aber mit Unverstand». Und «an den meisten von ihnen hatte Gott kein Wohlgefallen, denn sie wurden niedergeschlagen in der Wüste»[19].

Natürlich schlugen auch die Juden zu. Deutsche Katholiken betonten dies besonders unter Hitler, etwa in dem Buch ‹*Heilige deutsche Heimat*› (mit kirchlicher Druckerlaubnis), wo immer-

fort die Juden Paulus, dies «Wunder des Geistes und der Gnade», «verleumden, verwünschen und verfolgen», die Juden sich verschworen gegen «den verhaßten ‹Heidenfreund›», die Juden planen, «ihn zu töten», die «Juden bald wieder auf Mordanschläge sannen» und Paulus «wie ein Aussätziger oder Pestbehafteter aus den Synagogen» fliegt, hinausgefeuert «in alles Ungemach des Himmels, in Wälder und Wüsteneien zu dem reißenden Getier» et cetera.[20]

Tatsächlich geißelten die Juden den Apostel wiederholt. Und diese Strafe, die im Christentum noch eine große Zukunft haben sollte, war so grausam, daß die Hiebe gelegentlich die «nackten Knochen» trafen und man der Tortur manchmal erlag. Völlig sinnwidrig aber spielt Paulus das Alte Testament gegen die Juden aus. Er wirft ihnen auch schon die Verfolgung der Propheten und den Tod Jesu vor – später eines der wirkungsvollsten stereotypen Schlagwörter der Kirche. In Wirklichkeit war dieser Prozeß in den Evangelien «offenkundig nur ein Kniff», ein ungeschickter obendrein, «um die hauptsächliche Verantwortung» für Jesu Hinrichtung «auf die Juden abzuwälzen» (Guignebert). Paulus beschuldigt die Juden *generell*, daß sie ehebrechen, stehlen, Tempel plündern. Er erklärt einen Rückfall ins Judentum für gerade so schlimm wie einen Rückfall ins Heidentum. Er läßt die Juden im ältesten Zeugnis des Neuen Testaments verdammt sein «bis ans Ende der Welt». Ja, «der liebreichste Verkünder des Evangeliums» (Katholik Walterscheid) gebraucht dieselben stereotypen Wendungen wie die antiken Antisemiten und nennt den ganzen geistigen und religiösen Besitz der Juden «Dreck»[21].

Die Apostelgeschichte brandmarkt sie immer wieder als «Verräter und Mörder», der Hebräerbrief als Leute, die «gesteinigt, gefoltert, zersägt, durchs Schwert getötet» haben. Das Johannesevangelium, der judenfeindlichste Bibeltext, präsentiert die Juden über fünfzigmal als Jesu Gegner. Fast unausgesetzt trachten sie ihm nach dem Leben. Sie erscheinen als Inbegriff der Schlechtigkeit, Sprößlinge des Teufels. Der Antijudaismus war ein Leitmotiv dieses Evangelisten, eine krasse Schwarzweiß-Zeichnung die Folge: da die Kinder Gottes, Licht, Wahrheit, Glaube, dort die

Söhne Satans, Nacht, Lüge, «Ketzerei». «Schärfer», schreibt Theologe Weinel (1928), «ist nie über das Judentum als Ganzes geurteilt worden.» Die Apokalypse schmäht die Juden «Synagoge Satans»[22].

Von Paulus aber, Johannes und den übrigen Inspirierten der Bibel nehmen die Kirchenväter, was sie brauchen. Seit 70 sind in der Diaspora Judentum und Christentum überall geschieden; die antijüdische Polemik wächst.[23]

Kirchlicher Antijudaismus vom 2. bis ins 4. Jahrhundert

Die zunehmende Judenfeindschaft der Frühzeit beweisen die Schriften der Patres aevi apostolici, der Apostolischen Väter; eine von der Patristik des 17. Jahrhunderts zuerst gebrauchte Bezeichnung für einige Leute, die bald nach den Aposteln lebten – als «die Erde noch warm war vom Blute Christi» (Hieronymus).

Der einzige von ihnen, den wir näher kennen, Ignatius, Bischof von Antiochien in Syrien, schreibt im frühen 2. Jahrhundert in mehreren Episteln gegen die Juden. «Wenn euch nun jemand Judentum vorreden sollte», predigt Ignatius, «den höret nicht.» Judaistische Lehren nämlich sind «falsche Lehren», «Arglist», «alte Sagen, die nichts nützen», «schlimme Kunstgriffe», sind «wie Grabsäulen und Totenkammern». Die Juden haben «die Gnade nicht empfangen», vielmehr «die gotterleuchteten Propheten» verfolgt. «Schaffet also weg den schlechten Sauerteig . . .»[24]

Derart schmäht bald, wie schon das Neue Testament, die ganze christliche Literatur die Juden Mörder der Propheten – als habe man diese am laufenden Band massakriert. Das Alte Testament aber, das zahlreiche Propheten aus vielen Jahrhunderten nennt, berichtet insgesamt zwei Prophetenmorde[25] – dagegen hatte allein der Prophet Elia, laut Bibel, 450 Baalspriester geschlachtet (S. 95).

Der Barnabasbrief, um 130 in Syrien entstanden, von der alten

Kirche hochgeehrt und zeitweise zu ihren Vorlesebüchern gezählt, spricht den Juden ihre «Heilige Schrift» ab. Sie verstanden sie gar nicht, «weil ein böser Engel sie beschwatzte». Dafür bietet der Schreiber des Briefes, ein heidenchristlicher Lehrer, sichtlich erleuchtet, Proben weit besseren Verstehens. Zum Beispiel bedeute das Verbot, Hasenbraten zu essen, man dürfe kein Knabenschänder sein oder dergleichen, da der Hase jährlich seinen After vervielfältige. «Denn so viele Jahre er lebt, so viele Öffnungen hat er.» Der unbekannte Verfasser erkennt den Juden auch keinerlei Bund mit Gott mehr zu. Sie waren «wegen ihrer Sünden ... nicht würdig». Kam Christus doch nicht zuletzt deshalb, «damit er das Sündenmaß für diejenigen voll mache, die schon seine Propheten bis zum Tode verfolgt». So werden Jerusalem und Israel «dem Untergang anheimgegeben»[26].

Der hl. Justin, führender Apologet des 2. Jahrhunderts, ist – wie Tertullian, Athanasius und andere – entzückt über die grauenhafte Verwüstung Palästinas durch die Römer (S. 116), die Zerstörung seiner Städte, die Verbannung der Bewohner. All dies hält der Heilige für ein himmlisches Strafgericht, für «recht und gut, daß euch das zugestoßen ... ihr verkommenen Söhne, ehebrecherisches Gezücht, Dirnenkinder». So überhäuft der «milde Justin» (Harnack), dessen Fest seit Leo XIII. (gest. 1903) das römische Brevier und Missale am 14. April verzeichnet, die Juden mit einer Flut unverschämter Invektiven. Er nennt sie seelisch krank, verkommen, blind, lahm, Götzendiener, Hurenkinder, voll jeder Schlechtigkeit. Er eifert, alle Wasser des Meeres könnten sie nicht reinigen. Ja, der Mann, der, so Kirchenschriftsteller Euseb, «ganz im Dienst der Wahrheit» steht, für die «Verkündigung der Wahrheit» stirbt, behauptet, die Juden seien schuld am Unrecht, «das alle anderen Menschen überhaupt begehen» – eine Verleumdung, die nicht einmal Streicher unter Hitler überbot. Gleichwohl verliert Benediktiner-Prior Groß im *‹Lexikon für Theologie und Kirche›*, 1960, keine Silbe über Justins wütende Judenfeindschaft. Vielmehr glänzt dieser noch 1970 in einer «Geschichte der Alten Kirche im Unterricht» als «exemplarische Gestalt»![27]

Im späten 2. Jahrhundert hält Melito von Sardes – bald darauf von seinem Kollegen Polykrates von Ephesus zu den großen Sternen der kleinasiatischen Kirche gezählt – eine erschreckende Rede. Denn Bischof Melito geißelt immer wieder die «Undankbarkeit» der Juden und bürdet ihnen auch das «furchtbare Wort vom Gottesmord ... wie eine Erbschuld» auf (Katholik Frank).

> «Undankbares Israel ...
> Unschätzbar sind seine Wohltaten an dir!
> Du aber hast schändlich
> ihm nur mit Undank vergolten
> und vergaltest ihm Gutes mit Bösem
> und Freude mit Trübsal
> und Leben mit Tod!
> Du hättest für ihn sterben müssen.»

Doch nein, droht die Stimme dieses «noch von einem Abglanz der urchristlichen Zeit beschienenen und als Prophet verehrten Mannes» (Quasten) aus seiner erst 1940 aus einer Papyrushandschrift edierten Predigt:

> «Getötet hast du den Herrn
> inmitten Jerusalems!
> Höret es, alle Geschlechter
> und sehet:
> Unerhörter Mord geschah ...»[28]

Im frühen 3. Jahrhundert richtet der römische Bischof Hippolyt, Schüler des hl. Irenäus und einer der «altkatholischen Väter», ein giftiges Pamphlet «Gegen die Juden», die «Sklaven der Völker». Doch nicht 70 Jahre sollen sie verknechtet sein, wie in Babylonien, nicht 430, wie in Ägypten, sondern «immer»! Der hl. Cyprian, der, sehr reich, erst Rhetor war, dann, von seiner Frau geschieden, 248 Bischof von Karthago wurde, sammelt emsig judenfeindliche Bibelsprüche – Munition für die christlichen Antisemiten bis ins Mittelalter. Ja, der berühmte Märtyrer, ausge-

zeichnet durch «Milde, warmherzige Menschenfreundlichkeit» (Ehrhard), lehrt: die Juden haben «den Teufel zum Vater» – was noch in der Nazizeit über den Schaukästen des «Stürmer» stand! Kirchenschriftsteller Tertullian nennt die Synagogen «die Quellen der Verfolgung» (fontes persecutionum), obwohl sich die Juden an den Christenverfolgungen des zweiten, dritten und vierten Jahrhunderts überhaupt nicht beteiligten. Freilich gehören solche Vorwürfe zum Repertoire interreligiöser Kommunikation beziehungsweise Lüge. Tertullian weiß auch, daß Juden nicht in den Himmel kommen, daß sie nicht einmal Gott mit den Christen gemeinsam haben, und behauptet gar: «Wenn sich Israel auch jeden Tag an allen Gliedern wüsche, so würde es doch niemals rein.» Selbst der edle, bald indes verketzerte Origines hält alle Lehren zeitgenössischer Juden für Gefabel, leeres Geschwätz, und wirft ihren Vorfahren wieder «das abscheulichste Verbrechen» vor «gegen den Retter des ganzen Menschengeschlechts ... Deshalb war es notwendig, daß die Stadt, in der Jesus so litt, von Grund aus zerstört wurde, daß das jüdische Volk aus seiner Heimat vertrieben wurde ...» Und der Diognetbrief, dem noch die heutige Theologie hohes gedankliches wie sprachliches Niveau attestiert, verhöhnt die Bräuche der Juden und schimpft sie selber dumm, abergläubisch, heuchlerisch, lächerlich, gottlos, kurz, er bietet einen «ganzen Lasterkatalog der Juden» (C. Schneider).[29]

Im 4. Jahrhundert nimmt mit der Macht des Klerus auch seine Judenfeindschaft ständig zu. «Der Antijudaismus», so Theologe Harnack, «ist in der Kirche immer heftiger geworden.» Mehr und mehr «Väter» schreiben durch Jahrhunderte Kampfschriften «Gegen die Juden». Das beginnt, nach einigen verschwundenen Pamphleten, mit dem (später abgesprungenen) Tertullian, dem römischen Gegenbischof Hippolyt (S. 128), und führt über den hl. Kirchenlehrer Augustin (S. 511 ff) zu dem hl. Kirchenlehrer Isidor von Sevilla im 7. Jahrhundert. Der antijüdische Traktat wird in der Kirche «Literaturgattung» (Oepke).[30]

Gregor von Nyssa, noch heute als großer Theologe gefeiert, verdammte die Juden – gebetsweise – in einer einzigen Suada als:

Mörder des Herrn und Mörder der Propheten, Feinde Gottes, Menschen, die Gott hassen, die Gesetze verachten, Fürsprecher des Teufels, Lästerrasse, Verleumder, Pharisäergezücht, Sünder, Steiniger, Feinde der Redlichkeit, Satansversammlung et cetera. Hat doch, rühmen noch während des Zweiten Vatikanums «strenggläubige Katholiken» in einer vielhundertseitigen Hetzschrift, «nicht einmal Hitler in so wenigen Worten so viele Anschuldigungen gegen die Juden ausgesprochen, wie vor 1600 Jahren dieser heilige Bischof»[31].

Der hl. Athanasius (vgl. 8. Kap.), eine der «bedeutendsten Erscheinungen der Kirchengeschichte» und «von der göttlichen Vorsehung» gesandt (Lippl), greift nicht nur lebenslang unflätig Heiden wie «Ketzer» an, sondern auch die Juden, deren «Verkehrtheit», «Wahnsinn», einen «Wahnwitz», der «als solcher vom Verräter Judas stammt». «Die Juden nämlich irren von der Wahrheit ab», die Juden «rasen ... noch ärger als der Teufel». «Die Juden haben nun die gerechte Strafe für ihre Leugnung; denn sie haben mit ihrer Stadt auch ihren Verstand verloren.»[32]

Häufig und nicht ohne Genugtuung spricht Kirchengeschichtsschreiber Euseb, Bischof von Caesarea, vom Schicksal der Juden, fast unaufhörlich beteuernd, «daß mit den Zeiten des Pilatus und den Verbrechen an dem Erlöser das Unglück des ganzen Volkes begonnen habe»; daß seitdem «in der Stadt und in ganz Judäa Aufstände und Kriege und Anschläge über Anschläge kein Ende nehmen wollten». Und als «nach der Himmelfahrt unseres Erlösers die Juden zu dem Verbrechen an dem Erlöser auch noch die höchst zahlreichen Vergehen an seinen Aposteln begangen hatten» – Steinigung des Stephanus, Enthauptung des Jakobus, die «unzähligen Todesgefahren» der «übrigen Apostel» –, «da brach zuletzt das Strafgericht Gottes über die Juden wegen der vielen Freveltaten ... herein und vertilgte gänzlich dieses Geschlecht der Gottlosen aus der Menschheitsgeschichte»[33].

Diese antijüdische Geschichtstheologie, der Triumph über die «Verbrechen» der Juden, wie es immer wieder heißt, ihr «unbeschreibliches Unglück», «stets neue Unglücksfälle», «immer größere Not», wobei die Juden «schonungslos niedergemacht», wo-

bei «30 000 Juden zu Tode getreten wurden», «durch Hunger und Schwert ... im ganzen eine Million und hunderttausend» Juden zugrunde gingen, die Genugtuung also, wie «über alle Maßen furchtbar die Erlebnisse» der Gottesmörder waren, dies alles wirkte wohl schon auf den ersten christlichen Kaiser, dessen Gunst Bischof Euseb sehr früh gewann und auf den er auch großen Einfluß bekam. Kaum zufällig hat sich die antijüdische Gesetzgebung bereits unter Konstantin verschärft (S. 272 f).[34]

Kirchenlehrer und Antisemit Ephräm

Der hl. Ephräm (306–373), durch den höchsten Titel der Catholica geehrt, «Zither des Heiligen Geistes» genannt, «Sanftmut», «Gottes Friedensmann», wurde einer der wildesten Judenfeinde nicht nur seiner Zeit. Denn wie er, aus christlicher Familie stammend, als Junge schon schmähsüchtig war, roh, die Kuh eines Armen einmal stundenlang zu Tode steinigte, so geißelte er später die Juden. Als Professor der christlichen Hochschule von Nisibis (vgl. S. 301, 335 ff) im Zweistromland des Euphrat und Tigris, schimpfte er sie Schurken und Sklavennaturen, Wahnsinnige, Teufelsdiener, Verbrecher, von unersättlichem Blutdurst, «99mal so schlecht wie die Nichtjuden». Werden die «Gottesmörder» für den Kirchenlehrer doch jetzt «Mörder» überhaupt! Freilich schuf der hl. Antisemit auch die ältesten Kirchenlieder, wurde er «der erste Weihnachtssänger der Christenheit». «Ein Jungfrauenchor, den er bildete, trug seine Lieder in den Kirchen vor. Von dort nahmen sie ihren Weg, vom Volk begeistert aufgenommen, durch ganz Kleinasien ... ein gesungenes Evangelium, das keiner Erklärung bedurfte» (Katholik Hümmeler).[35]

Keiner Erklärung bedurfte auch Ephräms Antijudaismus. Unermüdlich konfrontierte der Heilige, dessen die Kirche infolge seiner Verdienste jährlich gleich zweimal gedenkt (die orientalische am 28. Januar, die des Westens am 18. Juni), die strahlende Reinheit des Katholizismus und der Propheten mit der «Tollheit»,

dem «Gestank» und dem «Morden» des jüdischen Volkes. «Heil dir, hehre Kirche, aus jedem Mund, die du frei bist . . . von dem Gestank der stinkenden Juden!» Das jüdische Volk, behauptet Ephräm, erst 1920 zum Doctor ecclesiae erhoben, «will seine frühre Krankheit den Gesunden verschaffen; durch Schneiden, Brennen und Arzneien, die gegen seine eigenen Krankheiten bestimmt waren, sucht es die gesunden Glieder zu zerfleischen . . . Der rohe Sklave bemüht sich, den Freien seine eigenen Fesseln anzulegen.»[36]

Eindringlich suggeriert «der bewunderungswürdige Ephräm» (Theodoret), «der große Klassiker der syrischen Kirche» (Katholik Altaner): das jüdische Volk hat die Propheten, hat selbst Gott gemordet, massakriert es da nicht erst recht jeden andern? «Es hat zuviel Blut gekostet, daher konnte es das Morden nicht mehr lassen. Damals mordete es offen, jetzt mordet es heimlich . . . Armseliger, fliehe vor ihm (dem Judenvolk); denn nichts gilt ihm dein Tod und dein Blut! Es hat das Blut Gottes auf sich genommen, sollte es da vor deinem Blute zurückschrecken? . . . Gott hing es am Kreuze auf . . . Sie (die Juden) schlachteten die Propheten wie fehlerlose Lämmer ab. Ärzte kamen zu ihnen, sie aber wurden denselben zu Schlächtern. Fliehe und rette dich vor dem rasenden Volke, nimm eilends deine Zuflucht zu Christus! . . . (Gottes Sohn) kam zum Samen Abrahams, aber die Erben wurden zu Mördern.»[37]

Der verhältnismäßig lange Artikel über Ephräm im ‹*Lexikon für Theologie und Kirche*›, 1959 von dem Benediktiner und Theologen Edmund Beck (Rom) verfaßt, erwähnt den wilden Antijudaismus dieses Heiligen mit keinem Wort.[38]

Kirchenlehrer und Antisemit Johannes Chrysostomos

Rabiater noch als Ephräm attackierte Johannes Chrysostomos (354–407) die «elenden, nichtnutzigen» Juden und wird, wenn nicht deshalb, so doch trotzdem, seit dem 6. Jahrhundert Chrysostomos, «Goldmund», seit dem 7. «(abschließendes) Siegel der Väter» gerühmt.[39]

In vielen Schriften und acht langen Brandreden, die der äußerlich unscheinbare, oft kränkelnde, schwachstimmige, aber populäre Kanzeltäter («Das Predigen macht mich gesund») 386/87 in seiner Geburtsstadt Antiochien hielt, gibt es wenig Laster und Verbrechen, die er den Juden nicht unterstellt. (In einer Predigt, worin er gleich eingangs renommiert, er habe das Ziel erreicht, den Sieg errungen, den Juden den Mund gestopft, sprach er so lange, daß er heiser wurde – und setzte am nächsten Tag seinen Kampf fort: es war das Versöhnungsfest.[40])

Der Sohn eines hohen Offiziers und ehemalige Rechtsanwalt, der die Aufgabe des Predigers vornehmlich im «Zuspruch», in der «Tröstung» sieht, da doch «die ganze Schrift» nur Tröstliches enthalte, geißelt den «von jeher mordlustigen Sinn» der Juden, «ihre Mordlust und Blutgier». Wie gewisse «Tiere schädliches Gift besitzen», weiß Chrysostomos, «ebenso seid ihr wie eure Väter voll von Mordlust». Besonders die Juden der Zeit Jesu «begingen die größten Sünden», waren «blind», «ohne Gewissensbedenken», «Lehrer der Bosheit», «von einer ganz besonderen Verderbtheit der Seele», «Väter- und Muttermörder». Sie haben «ihre Lehrer mit eigener Hand getötet», wie sie ja auch Christus getötet, ein «Kapitalverbrechen», das «alle Untaten in den Schatten» stelle; wofür sie «fürchterlich würden gestraft», «würden verworfen werden» – «nicht einfach nach dem gewöhnlichen Lauf der Weltgeschichte», nein, «Rache des Himmels» werde es sein, eine «so unerträgliche Rache», daß sie «alles bisher Dagewesene, sei es unter den Juden oder sonstwo auf der Welt, an Grauenhaftigkeit überragt»[41].

Der Patron der Prediger, dessen Schriften (achtzehn Bände in

Mignes Patrologia Graeca) im 20. Jahrhundert Benediktiner Chrysostomos Baur als «unerschöpfliche Fundgrube» feiert, «ein Abbild inniger Vermählung christlichen Geistes und hellenischer Formschönheit», schimpft die Juden in einem fort teuflisch, schlechter als die Sodomiter, grausamer als Bestien. Er wirft ihnen, deren Kult und Kultur gerade die antiochenischen Christen stark anzog, immer wieder Götzendienst vor, Betrug, Raub, Diebstahl, Völlerei, Geilheit. Juden leben nur ihrem Bauch, ihren Trieben, verstehen nichts als Fressen, Saufen und sich den Kopf blutig zu schlagen. «In ihrer Schamlosigkeit übertreffen sie sogar Schweine und Ziegen.» – «Die Predigten bewegen sich meist in edlem, gehobenem Konversationston» (Baur). Chrysostomos, dessen Schriften mehr verbreitet und gelesen wurden als die eines anderen Kirchenvaters, diffamiert die Juden gemeiner als irgend jemand zuvor. Der «größte Mann der alten Kirche» (Theiner), der seinerseits klagt: «Es gibt ja wahrlich nichts Unerträglicheres als Beschimpfungen», lehrt: mit Juden darf man so wenig verkehren wie mit dem Teufel, sie seien «nicht besser als Schweine und Böcke», «schlimmer als alle Wölfe zusammen», ja, mordeten ihre Kinder mit eigener Hand – was er später freilich widerrufen muß: Auch wenn sie nicht mehr länger(!) ihre eigenen Kinder töten, so haben sie doch Christus getötet, was ärger sei. «Die Juden sammeln die Chöre der Lüstlinge, das Gesindel der unzüchtigen Weiber und ziehen das ganze Theater samt den Schauspielern in die Synagoge. Denn zwischen Synagoge und Theater ist kein Unterschied. Die Synagoge ist nicht bloß ein Theater, sie ist ein Hurenhaus, eine Räuberhöhle und Zufluchtsstätte unreiner Tiere, eine Wohnstätte der Teufel. Und nicht bloß die Synagogen sind Wohnstätten von Räubern, Händlern und Teufeln, sondern auch die Seelen der Juden selbst.» Christen sollen keine jüdischen Ärzte konsultieren, sondern «lieber sterben», von allen Juden sich abwenden «wie von der Pest und von einer Seuche des Menschengeschlechts». Und weil die Juden «gegen Gott selber gesündigt», wird ihre Knechtschaft «kein Ende haben», sich im Gegenteil «mit jedem Tag verschlimmern»[42].

Streicher verblaßt fast neben diesem «Prediger von Gottes

Gnaden» (Baur). Doch attestiert man ihm noch nach dem Zweiten Weltkrieg «Größe», «Menschlichkeit», «einen rosenzart duftenden Humor» (Anwander); eine «lebendige, zu Herzen gehende Sprache», die «auch den heutigen Menschen noch unmittelbar anzureden» vermöge (Kraft); können Johannes' Homilien doch «wohl als einzige aus dem ganzen griechischen Altertum zum Teil noch heute als christliche Predigten gelesen werden» (v. Campenhausen); während Hümmeler ausgerechnet unter Hitler, «in einer Zeit des Umbruchs», des Kirchenlehrers «hinreißende Beredsamkeit» und unerhörte «Macht über die Seelen» preist.[43]

Oft und eindringlich kommt Johannes Chrysostomos auf die immerwährende Knechtschaft der Juden zurück und droht mit Paulus und den Propheten für ihren Unglauben «die schwerste Strafe» an. Selbst wenn Paulus vielleicht nach Gründen sucht, die alles «in einem milderen Licht erscheinen lassen», stellt Johannes befriedigt fest: «aber er findet, wie die Sache einmal steht, keine. Ja, aus dem, was er gesagt hat, ergibt sich eigentlich nur eine noch schwerere Anklage gegen sie», ergibt sich «wieder eine Verurteilung der Juden», ein «Hieb». Und der Prophetenfluch: «Finster werden sollen ihre Augen, damit sie nicht sehen und ihren Rücken krampfe ganz und gar zusammen», bedarf für den Heiligen gar keines Kommentars. Denn: «Wann waren die Juden so leicht zu ergreifen wie jetzt? Wann so leicht zu fangen? Wann hat Gott ihren Rücken so zusammengekrampft? Und was noch mehr ist, es gibt auch keine Erlösung von diesen Übeln.»[44]

Wann waren die Juden so leicht zu greifen, zu fangen – heißt das nicht Aufhetzen zur Judenjagd? Juden sind für «Johannes, das große Licht des Erdkreises» (Theodoret), «wie die unvernünftigen Tiere», voller «Trunkenheit und Fettleibigkeit ... äußerster Bosheit ... nehmen das Joch Christi nicht an und ziehen nicht den Pflug der Lehre ... Solche Tiere aber, die zur Arbeit unnütz sind, sind reif zur Schlachtung. So geht es auch ihnen: sie haben sich für die Arbeit als unnütz erwiesen und sind deshalb reif zur Schlachtung geworden. Deshalb sagt auch Christus: ‹Meine Feinde, die mich als König über sich nicht haben wollten, führet herbei und haut sie nieder (wörtl.: schlachtet sie ab) (Luk. 19, 27)›.»[45]

Mit Recht fällt es Franz Tinnefeld schwer, «hier keine konkrete Aufforderung zum Judenmord zu sehen». Und der Zusammenhang zwischen solchen Hetzreden und antijüdischen Aktionen im Osten des Reiches «ist sehr wahrscheinlich, wenn auch nicht beweisbar.» Dabei legt Johannes – methodisch besonders perfid – in seinen Judenpredigten systematisch «Christus» in den Mund, was bloß metaphorisch gemeint ist und aus Gleichnissen stammt, wie hier aus dem Gleichnis von den anvertrauten Pfunden. Nicht «Christus» sagt das Wort; Jesus zitiert nur den König, der zu seinen Knechten spricht![46]

Bezeichnenderweise freilich insistiert Chrysostomos häufig auf dem «früheren Lasterleben» der Juden – denn seine Schäfchen kannten die zeitgenössischen. Ihnen aber konnte er moralisch nicht mehr anhängen als den Christen. Die einstige Judenschaft dagegen hatte «gottlos gelebt und Unzucht, ja Unzucht schwerster Art getrieben ... das goldene Kalb angebetet ... den Tempel entweiht», hatte «Propheten gemordet, Altäre geschleift», kurz, das Judentum war «zu jeder Art von Schlechtigkeit herabgesunken», und dies «bis zum Übermaß»[47].

Jetzt zwar sah es oft anders aus. Und in Antiochien, der östlichen Reichshauptstadt mit einer großen Judengemeinde, fand man sie gar nicht so unattraktiv: man konsultierte ihre Ärzte, feierte ihre Feste, tanzte nacktfüßig mit Juden auf dem Markt, machte ihre Fasten mit, schwor bei den heiligen Büchern der Synagoge, erbat den Segen des Rabbi, was gerade Johannes Chrysostomos stark provoziert haben mag. Doch, schreibt er, «ganz merkwürdig – das Laster hat aufgehört, die Strafe aber hat sich gehäuft, und es ist auch gar keine Hoffnung, daß es anders werde. Nicht 70 Jahre geht es so fort, nicht 100 oder 200, sondern 300 und viel darüber, und noch immer ist auch nicht ein Schatten von Hoffnung zu erspähen. Und dabei treibt ihr nicht Abgötterei noch etwas dergleichen, was ihr euch früher erkühnt hattet. Woran liegt es nun? ... Das weissagt der Prophet, wenn er spricht: ‹Krampfe ihren Rücken ganz und gar zusammen.›» Denn eben dies bedeutet nach dem «Goldmund» «die endlose Dauer der Züchtigung», «endloses Elend»[48].

DIE HL. JUDENFEINDE HIERONYMUS UND HILARIUS VON POITIERS

Nicht geringen Judenhaß versprüht auch die ohnehin giftige Feder des Kirchenlehrers Hieronymus – übrigens am leidvollen Untergang seines Kollegen Chrysostomos durch seine «Schergendienste» (Grützmacher) für dessen Hauptgegner beteiligt.

Hieronymus' Antijudaismus steckt vor allem in seiner Bibelerklärung, besonders im Kommentar zu Jesaia, wo etwa die Polemik und der grelle Hohn gegen die sinnlichen Zukunftshoffnungen der Juden das ganze Buch durchziehn – nebenbei: auch gegen die christlichen Chiliasten («halbe Juden» für ihn, «die erbärmlichsten der Menschen»), die ein tausendjähriges Reich Christi schon auf Erden, schon hier Gerechtigkeit und Glück erwarteten, ein weitverbreiteter, auch von Irenäus, Tertullian, Victorinus von Poetavium und Laktanz geteilter Glaube der alten Christenheit. Die Juden aber haben nach Hieronymus die «Heilige Schrift» wieder einmal gar nicht verstanden. Er macht sie lächerlich, verhöhnt sie, erklärt ihre ganze Eschatologie als Betrug. Er preist beredt den Triumph der Christenheit über die Juden, die freilich noch immer in ihren Synagogen dreimal täglich die Christen unter dem Namen der Nazarener verfluchen dürfen. Er geißelt ihren Hochmut, besonders ihre Geldgier, und will, so groß ist sein Haß, nicht einmal, wie einst doch selbst Paulus, von Israels Bekehrung am Ende der Zeiten wissen.[49]

Sogar noch Hieronymus' Briefe an Augustin, selber ein entschiedener Judenfeind, bekunden seine scharfe Aversion. Er sagt den Juden «Unkenntnis» nach, «Bosheit». Er nennt sie «Gotteslästerer».

Er belehrt Augustin: «Bei Jesus Christus gilt weder die Beschneidung etwas noch die Vorhaut . . .» Oder er behauptet: «Die jüdischen Gebräuche bergen für die Christen Verderben und Tod in sich. Wer sie beobachtet, mag er Juden- oder Heidenchrist sein, ist ein dem Teufel verfallener Bösewicht.» Gehe es doch hier um Dinge, aus «den Synagogen des Satans»[50].

Im Westen weigert sich der gallischem Adel entstammende hl.

Hilarius von Poitiers (um 315–367), «der Kämpfer mit der glühenden Christusliebe und dem leidenschaftlichen Christusglauben» (Antweiler), mit Juden zu essen, ja, bloß ihren Gruß zu erwidern. Und jener reiche Gewaltmensch der Bibel, der verruchte Tyrann und Betrüger, dessen Untergang Psalm 52 prophezeit, symbolisiert selbstverständlich, nach Hilarius, das jüdische Volk, das, von Satanas bessen, immerfort nur Schlechtes tue. «Sie sind weder Kinder Abrahams noch Kinder Gottes, sondern ein Schlangengezücht und Knechte der Sünde ..., die Söhne eines teuflischen Willens.» Und weil ausgeschlossen von der Möglichkeit, gerechtfertigt zu werden, «ist es notwendig, sie aus dem Buch des Lebens zu streichen». Bloß die Arianer, so Hilarius, wüten noch ärger wider Christus. Denn der hl. Bischof, nur allzu treffend «Athanasius des Abendlandes» genannt, errang weit größere Meriten noch als «Ketzer»-Bekämpfer (S. 160 f) und wurde 1851 zum Kirchenlehrer erhoben, zu der höchsten Ehre bekanntlich für Katholiken; von allen Päpsten genießen sie nur zwei.[51]

Der Antijudaismus weiterer Kirchenführer des Westens, des Ambrosius und Augustinus, wird später belegt (S. 438 ff, 511 ff).

Die Intensität der altchristlichen Judenfeindschaft läßt sich kaum groß genug denken. Selbst unter Hitler, im Jahr 1940, kennt Carl Schneider «selten in der Geschichte einen so grundsätzlichen und kompromißlosen Antisemitismus ... wie im Frühchristentum». Dies aber war vor allem das Werk des Klerus, dem das Volk, und bald nicht nur das Volk, weit mehr Gehör schenkte als heute, dessen Ansprachen man noch nicht in chronischer Verdöstheit hinnahm.[52]

Schon Paul von Samosata, seit 260 sexfreudiger Oberhirte Antiochiens, rügte alle, die sich bei Predigten ruhig verhielten. Man klatschte wie im Zirkus und Theater. Tücherwehen, Schreien, Stampfen, Aufspringen waren üblich, Zwischenrufe durchgellten die Kathedralen: Rechtgläubiger! Dreizehnter Apostel! Anathema dem, der anders lehrt! Gerade bei den Auftritten des Chrysostomos, dessen beifallumbrauste Haßtiraden mehrere Stenographen mitschrieben, soll die Gemeinde sich toll benom-

men, er selbst zwar häufig Ruhe erbeten und erklärt haben, das Gotteshaus sei kein Theater, der Prediger kein Komödiant. Doch genossen die geistlichen Demagogen den Beifall, forderten geradezu Lob, wie Bischof Paul, oder dankten durch Komplimente, wie der Mönch Hesychius von Jerusalem. War ja auch Augustin für Applaus empfänglich und verabscheute nur den der falschen Seite – der Sünder.[53]

Antijüdische Lügen der Kirche und ihr Einfluss auf das staatliche Recht

Die Forschung hat die judenfeindlichen Ungeheuerlichkeiten der alten Kirche zusammengestellt. Anderwärts von mir schon auszugsweise genannt, seien sie, ihrer Wichtigkeit wegen, hier wörtlich wiederholt: «Die Juden sind gar nicht Gottes Volk, sondern stammen von aussätzigen Ägyptern ab. Gott haßt sie, und sie hassen Gott. Er nimmt ihr Opfer nicht an, sie verunehren ihn mehr als die Heiden. Sie verstehen nichts vom Alten Testament, sie haben es verfälscht, nur die Christen vermögen es wieder zu reinigen. Die Juden wollen keine Geistigkeit, keine Kultur, sie sind der Inbegriff des Bösen, Kinder des Satans, sie sind unsittlich, stellen jeder Frau nach, heucheln, lügen, sie hassen und verachten die Nichtjuden. Mit Vorliebe demonstrieren die Christen auch, wie antijüdisch gelegentlich die Propheten selbst über die Juden urteilen.» Weiter: «*Nur* die Juden haben Christus gekreuzigt. Schon die Evangelien entlasten den römischen Statthalter und belasten die Juden, das wird später gesteigert. Nicht die römischen Soldaten, sondern die Juden quälen und verhöhnen Jesus, die Heiden bekehren sich am Kreuz zu ihm, die Juden schmähen ihn noch im Tod. Wie sie aber den Herrn getötet haben, so würden sie am liebsten alle Christen töten, denn ‹der Jude bleibt sich zu allen Zeiten gleich›. Solche Sätze schreiben nicht etwa christliche Fanatiker, sondern ruhige und vornehme Menschen wie Clemens von Alexandria, Origines und Chrysostomos neben

radikalen ... Es kann *keinen·Kompromiß* zwischen Juden und Christen geben. Die Juden dürfen aber den Christen Sklavendienste leisten.»[54]

Nach den antiken Kirchenlehrern, deren antijüdische Traktate Mittelalter noch und Neuzeit prägen, müssen die Juden ständig zerstreut bleiben, heimatlos die Welt durchtaumeln, Sklaven der Völker sein. Sie dürfen nie wieder, so Kirchenlehrer Hieronymus, ihren Tempel in Jerusalem errichten; nie wieder, so Kirchenlehrer Chrysostomos, ein Volk sein in einem Land; sollen aber, lebendiger Beweis gleichsam für die «Wahrheit» des Christentums, so Augustin, nicht ganz vernichtet werden. Vielmehr habe das Wort der Christusmörder «Sein Blut komme über uns und unsere Kinder» an ihnen sich zu erfüllen bis ans Ende der Zeiten.[55]

Die im ältesten Christentum nur literarische Judenfeindschaft wirkt seit dem frühen 4. Jahrhundert auch auf die kirchliche Gesetzgebung ein. Die Juden werden für die Christen «ein kriminell schuldiges Volk» (Poliakov).[56]

Systematisch zerstört der hohe Klerus das meist gute Verhältnis von Christen und Juden und erschwert zwischen ihnen jeden gesellschaftlichen Verkehr. Das christliche Volk, betont Katholik Kühner, wurde «erst durch seine Kirchenführer verhetzt und verhärtet»! Die Synode von Elvira (Südspanien) untersagt 306, bei strengen Strafen, das Essen mit Juden, das Segnenlassen der Felder durch sie, Mischehen zwischen ihnen und Christen, ja, sie verpönt bereits den Umgang mit Juden unter Androhung des Ausschlusses von der Kommunion. Die Synode von Antiochien verbietet 341 die gemeinsame Osterfeier. Kleriker sollten deswegen abgesetzt und verstoßen, sogar nach Synagogenbesuch schon depositiert werden. Und bald wimmelt es von antisemitischen Synodaldekreten.[57]

Unter kirchlichem Einfluß aber wurde auch die weltliche Gesetzgebung ausgesprochen judenfeindlich.

War die jüdische Religion früher selbstverständlich erlaubt (S. 119 ff), engte man sie nun immer mehr ein und drückte sie nieder. Die christlichen Kaisererlasse schimpften sie «verruchte Sekte», «secta nefaria, iudaica perversitas, nefanda superstitia».

Man unterstellte ihren Kult der Zensur und verbot jede Mission. Gewiß hatte es schon unter einzelnen heidnischen Herrschern antijüdische Gesetze gegeben; doch die christlichen Kaiser nahmen sie verschärft wieder auf. Bereits 315 erklärte Konstantin die Bekehrung zum Judentum als Kapitalverbrechen: der bekehrende Jude und der bekehrte Christ sollten durch den Tod büßen (vgl. S. 272). Derart bedrohte der christliche Staat auch die Ehe zwischen Juden und Christen, und zwar seit 339 den jüdischen, seit 388 beide Ehepartner. Konstantins Söhne ahndeten den Übertritt eines Christen zum Judentum mit Konfiskation des gesamten Besitzes und die Heirat eines Juden mit einer Christin sowie die Beschneidung von Sklaven mit der Todesstrafe (S. 315 f). Bald entzog man den Juden die bürgerliche Gleichberechtigung. Man verwehrte ihnen christliche Rechte, schränkte ihre testamentarischen Befugnisse ein, warf sie aus vielen Berufen, den Hofämtern, der Advokatur (der militia palatina und togata), auch aus dem Heer (404) – ein Gesetz, das bis ins 19. Jahrhundert in Kraft blieb und bei Hitler wieder auftauchte. 438 nannte man sie unfähig zur Bekleidung irgendeines Amtes. Nur das allgemein gemiedene kostspielige Decurionat, die Stadtratssitze, zwang man ihnen mehrmals auf, «damit wir diesen verabscheuungswürdigen Menschen nicht eine Wohltat erweisen, wo wir sie doch verdammen wollen» (Theodosius II.). Geringfügige Übertretungen kosteten bereits Hab und Gut oder das Leben.[58]

Nach einer kürzlich erfolgten systematischen Zusammenstellung bekämpften die christlichen Kaiser schon des 4. Jahrhunderts die Juden gesetzlich durch: unbestimmte Strafe, Begrenzung des Sklavenverkaufs, Enteignen bestimmter Sklaven, Geldbuße, Testamentsbeschränkung, Heiratsbeschränkung, Vermögensentzug und Todesstrafe. Letztere verhängten bereits Konstantin I., Konstantin II. und Theodosius I. Nach dem Codex Theodosianus leben Juden als Irrgläubige verkehrt. Sie sind frech, sittlich minderwertig, abscheulich, schmutzig, ihre Lebenanschauung steckt an wie tödliche Krankheit. «Dieses ganze Vokabular persönlicher Diffamierung ist, wie ein Vergleich mit dem aus den ersten drei Jh. n. Chr. erhaltenen Material beweist, erst seit Konstan-

tin in die Sprache der römischen Gesetze eingedrungen» (Lengenfeld).[59]

Kaiser des späten 4. und frühen 5. Jahrhunderts tolerierten die Juden mitunter noch juristisch, waren freilich oft zu schwach, sich gegen die stets häufiger die Synagogen stürmenden, demolierenden, verbrennenden und enteignenden Christen durchzusetzen (S. 438 ff). Die immer heftigere Verfolgung beeinflußten zwar auch wirtschaftliche, weniger rassische Motive, entscheidend aber waren religiöse. Wurde in der Antike und frühem Mittelalter die antijüdische Gesetzgebung doch stets rein religiös begründet. Als übereinstimmende Ansicht der christlichen Autoren nachapostolischer Zeit nennt Harnack, daß «Israel eigentlich zu allen Zeiten die After- bzw. die Teufelskirche gewesen»[60].

Vom Teufel besessen, ja, Teufel selber, sind freilich längst auch alle andersgläubigen Christen.

3. KAPITEL

DIE VERTEUFELUNG VON CHRISTEN DURCH CHRISTEN BEGINNT

«Wollte Gott, daß sie ausgerottet würden, die euch verstören!»
Der hl. Paulus[1]

«Ich warne euch aber vor den Tieren in Menschengestalt.»
Der hl. Ignatius[2]

«Nicht nur aufzeigen, sondern von allen Seiten verwunden wollen wir die Bestie.» Der hl. Irenäus[3]

«Denn jeder, der nicht bekennt, daß Christus im Fleische erschienen ist, ist ein Antichrist ... ist aus dem Teufel ... ist der Erstgeborene Satans. Der hl. Polykarp[4]

«Alle Ketzer sind keine Christen. Sind sie aber keine Christen, sind sie Teufel»; «Schlachtvieh für die Hölle.»
Der hl. Kirchenlehrer Hieronymus[5]

«Wenn wir aber gegeneinander die Waffen ergreifen, dann braucht es keinen Teufel mehr zu unserem Verderben. Jeder Krieg ist verderblich, am meisten aber der Bürgerkrieg. Unser Krieg ist aber noch verderblicher als der Bürgerkrieg.»
Der hl. Kirchenlehrer Johannes Chrysostomos[6]

«Sie sprechen für ihre Religion nicht mit der Mäßigung und Verträglichkeit, die ihnen ihr großer Lehrer mit Tat und Worten predigte, sondern ... mit einer Hitze, als wenn sie unrecht hätten.» Lichtenberg[7]

«Kaum haben sie Christus gepredigt, beschuldigen sie sich gegenseitig, Antichristen zu sein ... und natürlich gab es unter diesen theologischen Gezänken kein einziges, das nicht auf Absurditäten und Betrügereien aufgebaut gewesen wäre.»
Voltaire[8]

Wie die Christen sogleich – verbal – die Juden anfielen, bevor sie a verbis ad verbera, vom Beschimpfen zum Schlagen, schritten, zu Raub, Vertreibung im großen, vieltausendfachen Mord, stritten sie auch, sofort und mit aller Heftigkeit, untereinander, bis sie sich bald gegenseitig umbrachten, was früher anfängt, als man gewöhnlich glaubt.

Am Anfang des Christentums stand keine «Rechtgläubigkeit»

Nach kirchlicher Lehre beginnt das Christentum mit «Orthodoxie», mit «Rechtgläubigkeit», der dann die «Häresie» (aíresis = die erwählte Meinung) als Abweichung gleichsam vom Ursprünglichen, seine Verfälschung, folgte. Der Begriff «Häresie», bereits im Neuen Testament vorhanden, erscheint erstmals eindeutig negativ bei Bischof Ignatius im frühen 2. Jahrhundert, der auch als erster den Begriff «katholisch» bringt – Jahrzehnte noch bevor es eine katholische Kirche gibt. Doch das Wort «Häresie» hatte ursprünglich keinesfalls die Bedeutung, die es bekam. Biblische wie jüdische Autoren gebrauchten es anfangs nicht als Gegensatz zu dem – ja erst entstehenden – Phänomen der Orthodoxie. Vielmehr bezeichnete «Häresie» auch in der klassischen Literatur zunächst nur irgendeine wissenschaftliche, politische oder religiöse Ansicht, Gruppierung, Partei. Allmählich jedoch bekam der Begriff den Beigeschmack der Absonderung, wurde er diskreditiert, wurde der «Häretiker» zum «Ketzer», wenn dieser

Ausdruck selbst auch erst seit dem 12. Jahrhundert in Deutschland üblich wird.[9]

Das Schema aber: erst «Rechtgläubigkeit» dann «Ketzerei», das die Kirche schon zur Aufrechterhaltung ihrer Fiktion einer angeblich ununterbrochenen apostolischen Überlieferung braucht, ist nichts als eine nachträgliche Konstruktion und offenkundig falsch – so falsch wie die Lehre von dieser Tradition selbst. Das Geschichtsbild, das an den Ursprung des Christentums die reine, unverdorbene Lehre stellt, die im Lauf der Zeit durch Häretiker und Schismatiker beschmutzt worden sei – «diese beliebte Abfalltheorie», schreibt heute selbst der katholische Theologe Stockmeier, «entspricht nicht der historischen Wirklichkeit». Vielmehr konnte es eine solche Entwicklung gar nicht geben, weil nirgends anfangs ein homogenes Christentum bestand. Es gab nur locker gefügte Glaubensanschauungen und -sätze. Aber es gab «sicher» weder ein «maßgebliches christliches Glaubensbekenntnis (authoritative Christian creed) noch irgendeinen bestimmten Kanon der christlichen Heiligen Schrift» (E. R. Dodds).[10] Selbst der Rekurs auf Jesus nützt da nichts, weil die ältesten christlichen Schriften nicht die Evangelien, sondern die Briefe des Paulus sind, die den Evangelien in Wesentlichem widersprechen, von weiteren großen Problemen hier zu schweigen.

Nicht an gleiche, sondern an sehr verschiedene Überlieferungsströme und -formen also knüpfen die frühen Christen an. Schon in der Urgemeinde rivalisierten mindestens zwei Fraktionen, «Hellenisten» und «Hebräer». Auch zwischen Paulus und den Uraposteln kam es zu heftigem Streit. Und was später verteufelt, verfolgt worden ist, war den Ursprüngen oft durchaus näher als die «Rechtgläubigkeit», die es dann verketzerte. Zum Beispiel aus machtpolitischen Gründen, wobei man immer wieder die Theologie, den angeblich «rechten» Glauben, vorschob, um kirchenpolitische Konkurrenten besser bekämpfen zu können (vgl. bes. 8. Kap.). Oder aus Gründen der Opportunität, weil ein solcher Glaube dem vorherrschenden Glauben einer Gegend entsprach. In gewissen Gebieten Kleinasiens, Griechenlands, Makedoniens, besonders aber in Edessa, Ägypten, somit in einem großen Teil

der alten Welt, wurde das Christentum von Anfang an (!) in einer Form gepredigt, die nicht dem entsprach, was man nachmals «orthodox» nannte! Doch galt sie natürlich in all diesen Gebieten als das Christentum schlechthin. Auch sah ihr Anhang gerade so hochmütig und borniert auf andere Gläubige, etwa orthodoxe Christen, herab wie diese auf sie. Denn jede Richtung, Kirche, Sekte hielt sich für das «eigentliche», das «wahre» Christentum.[11]

Somit stand weder eine «reine Lehre» im protestantischen Sinn am Beginn des neuen Glaubens, noch eine katholische Kirche. Vielmehr erfolgte nach der Trennung einer judaistischen Sekte von ihrer jüdischen Mutterreligion als zweiter großer Schritt die Entstehung der heidenchristlichen Gemeinden unter Führung des Paulus – häufig in scharfer Auseinandersetzung mit den Judenchristen, den Uraposteln in Jerusalem. Dann konstituierte sich in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts die Kirche Markions, die das ganze römische Reich umspannte und wahrscheinlich internationaler war als die in der zweiten Jahrhunderthälfte sich bildende altkatholische Kirche, die mit Ausnahme des religiösen Grundgedankens fast alles von Markion übernahm, dem Schöpfer auch des ersten Neuen Testaments.

Nach der communis opinio entstand die altkatholische Kirche zwischen 160 und 180. Die bisher rechtlich voneinander unabhängigen Gemeinden schlossen sich nun zusammen, suchten eine Einigung über die christliche Lehre und entschieden, wer als «rechtgläubig» zu gelten habe und wer nicht. Auch diese Kirchen aber waren kein fertiger, unveränderlicher Hort der «Orthodoxie», sondern eigentümlich flexibel. Und die bald immer zahlreicher auftauchenden «Häretiker» und «Häresien» brachen nicht von außen in die Kirche ein – dies «ist nachweislich ungeschichtlich» (v. Soden). Vielmehr kamen diese «Ketzer» gewöhnlich von innen heraus. Doch da man ihre meisten Schriften vernichtet hat, sind wie nur sehr einseitig, entstellend, oft völlig falsch über sie unterrichtet.[12]

Im späteren 2. Jahrhundert, als sich die katholische Kirche konstituierte, höhnt der heidnische Philosoph Celsus (S. 207 ff), seit die Christen zu einer Menge angewachsen seien, entstünden

unter ihnen Spaltungen und Parteien, und jeder wolle sich – «denn danach trachteten sie von Anfang an» – einen eignen Anhang schaffen. «Und infolge der Menge trennen sie sich wieder voneinander und verdammen sich dann gegenseitig; so daß sie sozusagen nur noch eins gemeinsam haben, nämlich den bloßen Namen ... im übrigen aber hält es von den Parteien diese so und jene anders!» Im frühen 3. Jahrhundert kennt Bischof Hippolyt von Rom 32, Ende des 4. Jahrhunderts Bischof Philaster von Brescia 128 konkurrierende christliche Sekten (und 28 vorchristliche «Häresien»!). Doch da politisch machtlos, tobt die vorkonstantinische Kirche, wie gegenüber den Juden, sich auch im «Ketzer»-Kampf vorerst bloß verbaliter aus, kommt zu dem stets schwerer werdenden Zerwürfnis mit der Synagoge die gleichfalls immer gehässigere Konfrontation mit allen andersgläubigen Christen. Ist ja gerade für die Kirchenväter jede Abweichung vom Glauben die schlimmste Sünde. Das nämlich brachte Spaltung, Anhängerschwund, Machteinbußen. So suchte man bei der Polemik weder den anderen Standpunkt wirklich kennenzulernen noch klärte man, weil oft unmöglich oder gefährlich, ganz über den eigenen auf. Vielmehr war es das einzige Ziel, «den Gegner mit allen verfügbaren Mitteln zu schlagen» (Gigon). «Die antike Gesellschaft hatte wegen ihres sehr anderen, undogmatischen Religionsverständnisses solche Glaubensstreitigkeiten vorher nicht gekannt» (Brox).[13]

«Verketzerung» im Neuen Testament

Wieder ging Paulus, «der *erste Christ*, der Erfinder der Christlichkeit» (Nietzsche), voran. Als Jude hatte er mit «Wohlgefallen» der Steinigung des Stephanos zugesehen, ja, vom Hohenpriester eine Vollmacht erbeten, Jesu Anhang auch außerhalb Jerusalems jagen zu können. Er «wütete gegen die Gemeinde», «schnaubte mit Drohen und Morden wider die Jünger des Herrn». Paulus selber bekennt, er habe sie «über die Maßen» verfolgt; «bis auf den

Tod», sagt die Apostelgeschichte – vielleicht alles tendenziöse Übertreibung, gar Legende, um seine Bekehrung desto grandioser erscheinen zu lassen, aber zu seinem fanatischen Wesen auch wieder passend.[14]

Schildert der «edelste unter den Kämpfern» (Gregor von Nazianz), der «Athlet Christi» (Chrysostomos und Augustin), sich doch selber als Fechter, der «keine Streiche in die Luft macht». Auch weiß man längst, daß sich ihm die Verhältnisse leicht «zu strategischen Aufgaben» formen, daß es bei ihm wimmelt von Wendungen aus dem militärischen Bereich, daß er seine ganze Existenz als «militia Christi» auffaßt und schon viele Mechanismen frappierend ausbildet, mittels derer dann die Päpste die Weltherrschaft erstreben. Nicht zuletzt gilt das für seine Elastizität, sein opportunistisches Paktieren, wenn keine andre Möglichkeit besteht; für die gelenkige Anpassung dessen, der «die Heiden Miterben» nennt und sein Amt preist, «weil ich der Heiden Apostel bin», bei Bedarf freilich durchaus predigt: «Ich bin auch ein Israelit», «Wir sind von Natur Juden und nicht als Heiden geborene Sünder.» So daß er schließlich rundheraus erklärt: «Für alle bin ich alles geworden . . .», ja: «Wenn aber die Wahrheit Gottes durch meine Lüge (!) herrlicher wird zu seinem Preis, warum sollte ich dann noch als ein Sünder gerichtet werden?»[15]

Ein besonderes Vorbild aber für das alle Andersgläubigen verteufelnde Rom wurde der Fanatiker Paulus, der Klassiker der Intoleranz; hat er doch geradezu «eine Schlüsselrolle für die Anfänge solcher Auseinandersetzungen» (Paulsen).[16]

Dies zeigt sein Verhältnis zu den Uraposteln, auch zu Petrus. Denn ehe die kirchliche Legende das ideale Paar der Apostelfürsten Peter und Paul fabrizierte – noch 1647 verurteilt Papst Innozenz X. die Gleichstellung beider als häretisch: heute feiert Rom ihr Doppelfest am 29. Juni –, befehdeten ihre Parteien und sie selber einander mit aller Leidenschaft. «Aufruhr», «heftigen Streit», gibt selbst die Apostelgeschichte zu. Paulus, dem Christus doch «das Amt verliehen, das die Versöhnung predigt», widersteht Petrus «ins Gesicht», bezichtigt ihn der «Heuchelei», und

mit ihm, berichtet Paulus, «heuchelten auch die anderen Judenchristen». Er verspottet die Jerusalemer Führer als «Erz-» oder «Überapostel», deren Ansehen ihm gleichgültig sei, kanzelt sie als «Verstümmelte» ab, «Hunde», «Lügenapostel». Er klagt über «eingedrungene falsche Brüder», über Spaltungen, Parteien, die nach ihm, Petrus und anderen firmieren. Er wirft seinen Gegnern Neid, Haß, Zank vor, Verwirrung, Verhetzung, Verhexung, Verfälschung des Glaubens und verflucht sie wiederholt. Andererseits bezichtigt die Urgemeinde ihn selber alles dessen, der Habsucht auch, des Finanzbetrugs, schmäht ihn feig, anormal, verrückt, und will ihm die eigenen Sprengel entreißen. Agitatoren aus Jerusalem brechen in seine Gebiete ein, selbst Petrus, der «Heuchler», tritt in Korinth «der Irrlehre des Paulus entgegen». Der Streit verschärft sich sogar bis zu beider Tod und geht danach weiter. Der (paulinische) Brief an Titus schimpft die Judenchristen «Schwätzer und Schwindler», denen man «den Mund stopfen» müsse, während das (judenchristliche) Matthäusevangelium die Nichtjuden Hunde und Schweine heißt.[17]

Gott spendet, jauchzt Origines, seine Weisheit in der Bibel «in jedem Buchstaben».[18]

Die Hauptbriefe des Paulus, der sein Werk mit einem Boxkampf vergleicht, der «Kriegsdienst» leistet für Christus, sind durchweg Streitschriften. Eigenwillige wie Apollos oder Barnabas hält es nicht lange in seiner Nähe; junge Leute bleiben bei ihm, wie Timotheus, Neulinge wie Titus, Anpassungsfähige wie Lukas.[19]

Denn Pauli Liebe gilt – anders als die des synoptischen Jesus – nur den Gesinnungsgenossen! Und Theologe und Nietzschefreund Overbeck (der bekannte: «Das Christentum hat mich mein Leben gekostet. Sofern ich ... mein Leben gebraucht habe, um es los zu werden») wußte, warum er schrieb: «Alle schönen Seiten des Christentums knüpfen sich an Jesus, alle unschönen an Paulus. Gerade dem Paulus war Jesus unbegreiflich.» Verdammte übergibt der Fanatiker schon förmlich «dem Satan», das heißt: sie sollen tatsächlich sterben! Die gegen den Korinther Blutschänder verhängte Strafsanktion – mit einer typisch heidnischen Devo-

tionsformel – soll dessen physischen Tod bewirken. Hat doch auch der Fluch des Petrus für Ananias und Sapphira tödliche Wirkung. Peter und Paul und die christliche Liebe! Ja, wer immer ihm, Paulus, nicht folgt, den «soll das Schwert fressen»! Jeder, der anders lehrt – und wär's «ein Engel aus dem Himmel» –, wird verflucht. «Fluch über ihn!» donnert er. «Wollte Gott, daß sie ausgerottet würden, die euch verstören!» – «Wer den Herrn nicht liebt, der sei verflucht.» Ein Anathema sit, das zum Urbild katholischer Bannbullen wurde. Doch noch ein flammendes Fanal für einen später beliebten Kirchen- (und Nazi-)Brauch setzt der Apostel (der ja auch warnt vor «Philosophie und leerem Trug, gegründet auf der Menschen Lehre»): in Ephesus – wo man «in Zungen» sprach, wo selbst die verschwitzte apostolische Unterwäsche Krankheiten ausfahren ließ, Teufel – schleppten viele Christen (alter Zauberkünste, angesichts der neuen, leid) «Bücher zusammen und verbrannten sie vor aller Augen. Man berechnete den Wert auf 50 000 Drachmen. So wuchs das Wort durch die Kraft des Herrn ...»[20]

Auch sonst werden schon im Neuen Testament, Spiegel bereits einer großen Vielfalt rivalisierender Richtungen, «Irrgeister und Teufelslehren» verketzert, «die mit Scheinheiligkeit Lügen verbreiten», ihre «ungeistlichen, losen Geschwätze und das Gezänke der fälschlich so genannten Erkenntnis»; werden alle Andersdenkenden bereits verunglimpft, «frißt ihr Wort um sich wie der Krebs», wandeln sie nur «nach ihren Lüsten», stecken sie tief «im Taumel fleischlicher Begierden», im «Schlamm der Liederlichkeit». Schon im Neuen Testament ist «Ketzerei» gleich Gotteslästerung, der Christ anderen Glaubens «Gottesfeind» schlechthin, titulieren Christen Christen «gottlose Leute», «Sklaven des Verderbens», «Schmutz- und Schandflecken», «Kinder des Fluches», «Kinder des Teufels», «vernunftlose Tiere, die ihrer Natur entsprechend nur dazu geschaffen sind, daß man sie fängt und abtut». Da bereits «bestätigt sich an ihnen die Wahrheit des Sprichworts: ‹Ein Hund kehrt zu seinem eigenen Gespei zurück› und ‹Ein Schwein wälzt sich nach der Schwemme wieder im Kot›.» Da schon droht man, daß Gott die «umbrachte, die nicht

glaubten»; da schon zitiert man: «Mein ist die Rache, ich will vergelten.»[21]

«Es ist ungemein nützlich, die Heilige Schrift zu lesen», animiert Johannes Chrysostomos, «das richtet den Geist himmelwärts.»[22]

In Wirklichkeit herrscht bereits im Neuen Testament die äußerste Intoleranz, verpönt es jeden Umgang mit dem Nichtorthodoxen, weil er «ein Sünder» ist. «Nehmt ihn nicht ins Haus und bietet ihm auch keinen Gruß.» Denn wer ihn auch bloß «begrüßt, macht sich an seinem bösen Tun mitschuldig.» Das bedeutet Abbruch jeglichen Verkehrs; eine hier schon wiederholt – und später sehr häufig – erhobene Forderung. Weiter lehrt die «göttliche Schrift»: «Einen ketzerischen Menschen meide, wenn er einmal und abermals ermahnt ist, und wisse, daß ein solcher ganz verkehrt ist.» Angeblich war dies bereits Praxis der Apostel, die schon «über große Verbrecher unter den Christen» klagten (J. A. und A. Theiner). Zumindest überliefert Polykarp von Smyrna, einer der «Apostolischen Väter», der in seiner Jugend noch den Apostel Johannes gehört und «viele Häretiker» bekehrt haben soll: Johannes, der Jünger des Herrn, sei, als er in Ephesus ein Bad nehmen wollte, aber den Cerinth dort sah, augenblicklich wieder fortgestürzt mit dem Ruf: «Lasset uns fliehen! Denn es ist zu fürchten, daß die Badeanstalt einstürze, da Cerinth, der Feind der Wahrheit, darin ist.»[23]

Die Geschichte geht auf Kirchenvater Irenäus zurück. Doch wer Cerinth wirklich war, ist noch heute kontrovers. In katholischer Überlieferung erscheint er als Gnostiker, als Chiliast und Judaist. Eine seiner greulichen «Ketzereien» jedenfalls bestand in der Erklärung, Jesus sei «nicht aus der Jungfrau geboren», denn das schien Cerinth unmöglich, sondern «der Sohn Josephs und Marias» und von daher allen übrigen Menschen gleich, habe er auch «mehr als alle vermocht an Gerechtigkeit, Klugheit und Weisheit».[24]

Weniges eingeschränkt, klingt dies nicht dumm. Und so klang es offenbar schon für viele der Antike. Ein «Rechtgläubiger» aber konnte bereits seinerzeit mit einem «Ketzer» zusammen

nicht baden, ohne den Tod fürchten zu müssen – nach der Legende, der «Fabel», die erst der hl. Irenäus, schreibt Eduard Schwartz, in Kurs gesetzt, «mit raffinierter Unwahrhaftigkeit, um sich selbst die Gloriole eines indirekten Apostelschülers ums Haupt zu legen ...» Kirchenschriftsteller Euseb, Mitteiler des Irenäus-Histörchens, ergänzt: «Die Apostel und ihre Schüler hielten sich gegenüber denen, welche die Wahrheit fälschten, so sehr zurück, daß sie sich nicht einmal in ein Gespräch mit ihnen einließen.»[25]

Missachtung von Eltern, Kindern, «falschen Märtyrern» um Gottes willen

Ein *solches* Verhalten hat die Kirche stets respektiert, besonders die «communio in sacris» immer wieder verboten, das Gebet mit Christen anderer Konfession, den Besuch ihrer Kirchen, Gottesdienste, den amtlichen Verkehr mit ihren Klerikern, selbstverständlich auch jede kirchliche Gemeinschaf mit Exkommunizierten. Dabei gestand schon Paulus von seinen *eigenen* Gemeinden, daß sie «einander beißen und auffressen». Grassierten doch, laut Neuem Testament, «bittere Eifersucht und Zank» selbst unter den «Rechtgläubigen», «Unfrieden und alle Arten bösen Tuns», «Streit und Krieg». «Ihr mordet und seid neidisch», «ihr lebt in Kampf und Streitigkeiten ...»[26]

Wie oft schlug jenes Schwert auch zu, das schon Jesus schärfte, indem er den Sohn wider den Vater, die Tochter wider die Mutter trieb – «und des Menschen Feinde werden seine Hausgenossen sein». Welche Szenen, Zwiste, Entzweiungen zumal in den untersten, unwissenden Schichten – Tragödien bis heute! Wie haben Engstirnige, verpfaffte Bigotte, die Familien vergiftet, gegen Eltern, Ehemänner, Ehefrauen gehetzt, zur Unmenschlichkeit verleitet, zur Preisgabe fast aller sozialen Beziehungen, zum Verlassen, Verstoßen, Fortgang ins Kloster – Chrysostomos verdammte jeden, der seine Kinder abhielt davon. Noch christliche Sklaven

stimulierten die Jugend zum Glaubenswechsel, zur Widersetzlichkeit auch gegenüber Vätern und Lehrern.[27]

Besonders aber drangen, ging es um ihre Sache, die Kirchenführer auf Undank, Ungehorsam, jede Rücksichtslosigkeit. Clemens von Alexandrien: «Wenn einer einen gottlosen Vater oder Bruder oder Sohn hat ... mit diesem soll er nicht zusammenstimmen und *eines* Sinnes sein, sondern er soll die fleischliche Hausgenossenschaft der geistigen Feindschaft wegen auflösen ... Christus sei in dir Sieger.» Kirchenlehrer Ambrosius: «Die Eltern widersetzen sich, doch sie wollen überwunden werden ... Überwinde, Jungfrau, erst die kindliche Dankbarkeit. Überwindest du die Familie, überwindest du auch die Welt.» Nach Kirchenlehrer Chrysostomos darf man seine Eltern gar nicht erkennen, behindern sie ein asketisches Leben. Kirchenlehrer Kyrill von Alexandrien verbietet «die Ehrfurcht vor den Eltern als unangebracht und gefährlich», wenn «der Glaube Schaden leidet». Auch muß «das Gesetz der Liebe zu Kindern und Geschwistern zurücktreten und schließlich für die Frommen der Tod den Vorzug verdienen vor dem Leben».

Kirchenlehrer Hieronymus treibt den Mönch Heliodor (später Bischof von Altinum bei Aquileja), den die Liebe zur Heimat, zu seinem Neffen Nepotian, schon bald vom Orient wieder heimkehren ließ, zum Bruch mit den Seinen: «Mag dir auch dein kleiner Neffe am Halse hängen, mag auch deine Mutter mit aufgelösten Haaren und zerrissenen Kleidern die Brüste zeigen, an denen sie dich genährt, mag sogar dein Vater auf der Schwelle liegend dich beschwören: schreite mutig über den Vater weg, und fliehe trockenen Auges zum Panier Christi!» (Dabei charakterisiert es Hieronymus, daß für ihn selber beim Verlassen der Eltern und Schwestern das größte Opfer der Verzicht auf die Freuden einer reich besetzten Tafel war, eines üppigen Lebens – sein eigenes Bekenntnis!) Kirchenlehrer Papst Gregor I.: «Denn wer nach den ewigen Gütern gierig verlangt, soll ... auf keinen Vater, auf keine Mutter, auf keine Gattin, auf keine Kinder ... achten.» Der hl. Kolumban d. J., der Apostel Alemanniens, schritt über seine Mutter, die weinend auf der Erde lag, hinweg und rief, in

diesem Leben werde sie ihn nicht wiedersehn. Und Jahrhunderte später schrieb, mit starkem Anklang an Hieronymus, der selber so viele literarisch bestahl, Kirchenlehrer Bernhard: «Wenn dein Vater sich über die Schwelle geworfen hätte, wenn deine Mutter mit entblößten Busen dir die Brüste zeigte, an denen sie dich nährte ... tritt mit Füßen über deinen Vater! tritt mit Füßen über deine Mutter! und trockenen Auges enteile zum Panier des Kreuzes!»[28]

Trockenen Auges, ja, mit Haß und Hohn mustert man sogar Blutzeugen anderen christlichen Glaubens.

Gemäß dem augustinischen Axiom «Martyrem non facit poena sed causa»: Märtyrer wird man nicht durch die Strafe (die man erleidet), sondern durch die Sache (die man vertritt), verbot die Großkirche strikt die Verehrung nichtkatholischer Märtyrer. Waren sie doch, so im 4. Jahrhundert die Synode von Laodicea (Phrygien), «falsche Märtyrer» und «fern von Gott». Sie vergossen, nach Cyprian, Chrysostomos, Augustinus, sinnlos ihr Blut (nur zu wahr freilich) und blieben Verbrecher. Augustins Fanatismus bezeugt sein Diktum: Auch wer sich für Christus lebendig verbrennen ließe, wäre ewiger Höllenpein sicher, gehört er nicht der katholischen Kirche an. Und ganz ähnlich lehrt, ein knappes Jahrhundert später, Fulgentius, Bischof von Ruspe – in einer Schrift, die, im Mittelalter als augustinisch geltend, viele Leser fand –, mit unerschütterlichem Glauben festzuhalten, «daß kein Häretiker oder Schismatiker ... gerettet werden kann, auch wenn er noch so reichlich Almosen gespendet oder sogar sein Blut für den Namen Christi vergossen hätte!»[29]

Katholiken, die in Märtyrerkapellen von «Häretikern» beteten, wurden gebannt, zumindest exkommuniziert, bis sie gebüßt hatten und die Glaubenshelden der jeweils anderen Partei oft mit den ungeheuersten Verleumdungen überschüttet. Cyprian, Tertullian, Hippolyt, Apollonius und weitere leisteten da Staunenswertes. Letzterer, zum Beispiel, behauptet von dem Montanisten Alexander, er sei «Räuber» gewesen und «nicht wegen seines Glaubens» verurteilt worden, sondern wegen seiner «Räubereien», die er, versteht sich, «als bereits Abtrünniger verübt». Und

mitunter mag man nicht einmal verleumdet haben! Während jedenfalls die eigne Seite stets hoch und heilig glaubt, bekennt, für die Wahrheit leidet, stirbt, steckt jede andere Seite zutiefst in Unglauben, Neid, in Bosheit, Starrsinn, Fälschung, Wahn, Verrat – das Jahrhunderte durchgellende antihäretische Geschrei. Statt sachlicher Widerlegung – wie auch! – meist nur Demagogie und Verteufelung. «Die Verunglimpfung des Gegners spielt in diesen Kreisen eine größere Rolle als etwa der Schriftbeweis» (Walter Bauer).[30]

Das zeigt die frühchristliche Literatur auch außerhalb des Neuen Testaments.

Das hohe Lied der Liebe und die «Bestien» des 2. Jahrhunderts (Ignatius, Irenäus, Clemens alexandrinus)

Schon der um 96 in Rom – vom angeblich dritten Nachfolger Petri – verfaßte 1. Clemensbrief, die älteste Schrift der «apostolischen Väter», verruft die Führer der korinthischen Opposition, die sich nun nach dem Osten richten, vom Westen trennen wollen, als «hitzige und verwegene Leute», als «Führer zu verruchter Eifersucht», zu «Streit und Zwist». Sie «reißen und zerren . . . die Glieder Christi auseinander, sie essen, trinken, sind dick, fett, frech, eitel, Streit- und Prahlhälse, Heuchler und Dummköpfe», «eine große Schande . . .» – – «ein hohes Lied auf die alles verzeihende, alles ertragende Liebe, die ein Abglanz der göttlichen Liebe ist. Schöner hat auch Paulus nicht gesprochen» (Hümmeler).[31]

Im 2. Jahrhundert sprang Ignatius von Antiochien in die Arena – ein Heiliger, der den «monarchischen Episkopat» begründet, somit für die ganze katholische Kirche schließlich die Anschauung durchgesetzt hat, daß jeder Gemeinde oder Kirchenprovinz nur ein Bischof vorstehen könne; wobei man, nach Bischof Ignatius, «den Bischof wie den Herrn selbst ansehen muß!» Ignatius –

eine «charismatisch begabte ... einzigartige Persönlichkeit» (Perler), die «von Paulus gelernt» hat, «den christlichen Glauben wirklich als eine existentielle Haltung zu verstehen» (Bultmann) – schimpft alle andersgläubigen Christen «Wortführer des Todes», «Verseuchte», «wilde Tiere», «tolle Hunde», «Bestien», ihre Dogmen «stinkenden Unrat», ihren Gottesdienst «Teufelsdienst». Irrlehrern, ruft Ignatius – dessen «Hingabe an Christus ... sich seiner Sprache» überträgt (Zeller), dessen «stärkste Eigenschaft» die «Sanftmut» ist (Meinhold) –, Irrlehrern «müßt ihr ausweichen wie wilden Tieren. Das sind nämlich wütende Hunde, die heimlich beißen», sind «Wölfe, die vertrauenswürdig scheinen» – «tödliches Gift».[32]

Die metaphorische Anwendung dieses Wortes ist häufig in der patristischen Literatur, die «Ketzer» und «Ketzerei» gern mit Zauberern vergleicht – selbst Petrus figuriert als «maleficus», ähnlich Paulus, Zauberer Simon als «magus maleficus» –, die ihr Gift in Büchsen bei sich tragen, im Herzen, auf der Zunge, unter den Lippen, das Gift todbringender Tiere, das Gift von Vipern, auch immer wieder, um so gefährlicher, im süßen Honig verabreichtes Gift. Seine tatsächliche Anwendung ist zumindest seit dem 4. Jahrhundert für Christen bezeugt, zum Beispiel für Kaiser Konstantin, der seinen Sohn Krispus wahrscheinlich vergiftet (S. 264) oder, bald darauf, für einen bestochenen Priester, der mittels vergifteten Abendmahlweins mordet (S. 307). Dann sind es vor allem hochgestellte Christinnen, Königinnen, Königstöchter, die mit vergiftetem heiligen und weniger heiligen Wein töten – «In Gottes Milch wird übel Gips gemischt», wie ein unbenannter Autor formuliert ...[33]

«Ketzer» leben «nach Judenart», sagt Ignatius, kolportieren «falsche Lehren», «alte Fabeln, die nichts taugen». «Wer sich dadurch befleckt hat, wird in das unauslöschliche Feuer wandern», «wird sogleich sterben». Auch die Irrlehrer «sterben in ihrer Streitsucht». «Ich warne euch vor den Bestien in Menschengestalt.» Dieser hl. Bischof, der sich selbst als «Weizen Gottes» versteht, dem man noch im 20. Jahrhundert «herzgewinnende Milde» nachrühmt (Hümmeler) und eine «altehrwürdige ...

Sprache» (Kardinal Willebrands), bringt als erster das Wort «katholisch», die Konfession heute von 700 Millionen Christen – obwohl schon Pierre Bayle (1647–1706), einer der redlichsten Denker nicht nur seiner Zeit, schreibt und begründet, «daß jeder anständige Mensch es *als Beleidigung ansehen sollte, katholisch genannt zu werden*».[34]

Um 180 wettert der hl. Irenäus, Bischof von Lyon, «Gegen die Häresien». Er ist der «erste Kirchenvater», weil er als erster die katholische Kirche als Begriff voraussetzt und theologisch erörtert; der erste aber auch, der mit der «Verteufelung des Irrlehrers als Person» beginnt, der «die andere Überzeugung zur bewußten Bosheit erklärt» (Kühner).[35]

Wie bald viele großkirchliche Autoren attackiert Irenäus vor allem den Gnostizismus, einen der gefährlichsten Gegner des Christentums. Er vertrat einen noch schrofferen, noch pessimistischeren Dualismus, war sicher älter, wenn auch sein Ursprung dunkel und vieles bis heute umstritten ist. Seine Ausbreitung aber erfolgte ungeheuer schnell, in verwirrend vielen Spielarten. Und da man dabei allerlei auch aus christlicher Tradition entlehnte, hielt die Kirche die Gnosis insgesamt für eine christliche Häresie und bekämpfte sie, ohne freilich auch nur ein einziges gnostisches Schul- oder Sektenhaupt «bekehren» zu können. Wirkten doch manche Gnostiker, konzediert Katholik Erhard, vermöge persönlicher Vorzüge «auf Mitglieder der Kirchengemeinden ... faszinierend». Der Katholizismus aber hat seit etwa 400 das außerordentlich reiche Schrifttum dieser Religion systematisch vernichtet. Und noch im 20. Jahrhundert (in dem man, 1945/46 bei Nag-Hamadi in Oberägypten, eine ganze gnostische Bibliothek entdeckte) diffamierte man auf klerikaler Seite die Gnosis – dies «eingedrungene Gift», die «Giftherde», die «auszumerzen» waren (Baus).[36]

Irenäus geißelt die «Hirngespinste» der Gnostiker, «die Hinterlist ihres Betruges und die Bosheit ihres Irrtums». Er schimpft sie «Possenreißer und leere Sophisten», Leute, die «der Verrücktheit die Zügel schießen» lassen, «notwendigerweise überschnappen». Ja, dieser Heilige, in seiner Bedeutung für Theologie und Kirche

«kaum hoch genug» einzuschätzen (Camelot), schreit in seinem Hauptwerk «Au, au und o weh» über die Krankheit der «Ketzer». Oder: «Dies geht noch über das Au und Weh und über jeglichen Jammerruf und Schmerzensschrei.» Besonders brandmarkt der Kirchenvater den Hedonismus seiner Gegner. Die Markosianer, die bis ins Rhônetal vordrangen, wo Irenäus sie kennenlernte, sollen gern vornehme und reiche Frauen umgarnt haben, die den Katholiken allerdings auch stets lieber waren als arme. Gewiß sind manche Gnostiker Libertinisten gewesen, andere aber rigorose Asketen. Doch immer wieder insistiert Irenäus auf ihrer Unkeuschheit. Die «Vollkommensten», behauptet er, tun «alles Verbotene ohne Scheu ... dienen maßlos den Lüsten des Fleisches ... schänden heimlich die Weiber, die sie in ihrer Lehre unterrichten». Der Gnostiker Markus, der in Asien lehrte, wo er die Frau eines Diakons beschlafen haben soll, hat «einen kleinen Dämon als Beistand», ist «Vorläufer des Antichrist», ein Kerl, der «viele Männer und nicht wenige Weiber verführte». «Auch manche ihrer Wanderprediger haben viele Weiblein verführt.» Die Priester von Simon und Menander dienen gleichfalls «der Sinnenlust», «gebrauchen Beschwörungen und Zaubersprüche, üben sich in Liebestränken». Ebenso die Anhänger des Karpokrates. Und selbst den ethisch so einwandfreien Markion schimpft Irenäus «schamlos und gotteslästerlich». «Nicht nur aufzeigen, sondern von allen Seiten verwunden wollen wir die Bestie».[37]

Um die Wende zum 3. Jahrhundert sind für Clemens von Alexandrien «Ketzer» Menschen, «die alle täuschen», «ganz schlechte Leute», unfähig, «zwischen Wahrem und Falschem zu unterscheiden», unbekannt natürlich auch mit dem «wahren Gott», und wieder schrecklich geil. Sie «geben sich den Lüsten hin und vergewaltigen die Deutung der Schrift im Sinne ihrer eigenen Begierden». Sie «verdrehen», «mißbrauchen», «vergewaltigen» sie, kurz, Clemens, noch heute katholischerseits wegen seiner «geistigen Weite und verstehenden Milde» gerühmt, nennt andersgläubige Christen einfach jene, die weder die «göttlichen Ratschlüsse» noch die «Überlieferungen Christi» kennen, «die zum Schein den Herrn fürchten, aber sündigen und dadurch dem

Schwein ähnlich werden». «Gerade also, wie wenn jemand aus einem Menschen zu einem Tier würde ... geht es denen, die der kirchlichen Überlieferung verächtlich einen Fußtritt gegeben.»[38]

Die «Tiere in Menschengestalt» des 3. Jahrhunderts (Tertullian, Hippolyt, Cyprian)

Zu Beginn des 3. Jahrhunderts schreibt Tertullian, aus Karthago, ein Unteroffizierssohn und zeitweilig Rechtsanwalt in Rom (wo er den Becher der Lust, wie er selbst sagt, bis zur Neige geleert), «Prozeßeinreden gegen die Häretiker» – und wird gleich darauf, für die letzten zwei Jahrzehnte seines Lebens, selber «Ketzer», Montanist und scharfzüngiges Haupt einer eigenen Partei, der Tertullianisten. In seiner «Praescriptio» aber «beweist» der spöttisch-schlagfertige, alle Register der Rhetorik beherrschende Tunesier noch, daß die katholische Lehre ursprünglich und darum wahr, jede Häresie jedoch eine Neuerung sei, der «Ketzer» kein Christ, sein Glaube vielmehr Irrtum, ohne Würde, Autorität, Zucht. (Später brandmarkt der Polemiker aus Leidenschaft mit derselben witzig-wütenden Zungenfertigkeit die Katholiken, deren institutionellen Kirchenbegriff er doch schuf, deren Sünden- und Gnaden-, Tauf- und Bußlehre, deren Christologie und Trinitätsdogma – selbst der Begriff Trinität stammt von ihm – er vorgebildet hat.) Der noch Kirchenhörige freilich, geradezu Begründer des Katholizismus genannt, warnt eindringlich vor jedem Streit mit «Ketzern». Bringe er doch nichts als «eine Erschütterung des Magens oder des Gehirns». Er spricht «Häretikern» sogar rundweg die Schrift ab. Sie werfen «Heiliges den Hunden und Perlen, wenn auch unechte, den Säuen hin». Sie selber sind «verkehrten Sinnes», «Verfälscher der Wahrheit», «reißende Wölfe». Tertullian «kennt nur den Kampf; der Gegner muß erschlagen werden» (Kötting).[39]

Um dieselbe Zeit behandelt Hippolyt, der erste Gegenbischof

Roms, in seiner «Refutatio» 32 Häresien, davon 20 gnostische. Teilt er doch unter allen Häresiologen der vorkonstantinischen Zeit am meisten über die Gnostiker mit – und hatte überhaupt keine eigene Kenntnis von ihnen! Er benützte diese «Häresien» nur, um sich auf seinen eigentlichen Gegner, den römischen Bischof Kallist und die «Ketzerei» der «Kallistianer» einzuschießen.[40]

Nach Hippolyt, der einmal meint, er wolle den Anschein der «Schmähsucht» vermeiden, sind viele «Ketzer» wieder nichts als «Schwindler, voller Narrheiten», «kecke Nichtswisser», Spezialisten für «Zauberei und Beschwörungen, Liebestränke und Verführungsmittel». «Simon deutet das Gesetz Mosis sinnlos und böswillig um.» Die Noetianer bilden den «Unheilsherd für alle». Die Enkratiten «sind und bleiben aufgeblasen». Die peratische Sekte ist «widersinnig», «töricht». Die Montanisten lassen sich «von Weibern einnehmen»; ihre «vielen dummen Bücher» sind «unhaltbar und keines Wortes wert». Die Doketen vertreten eine «wirre unwissenschaftliche Häresie». Und sogar der selbstlose, ethisch hochachtbare Markion ist nur ein «Plagiator», «Streithans», «noch viel verrückter» als andere, von «noch größerer Schamlosigkeit», seine «Schule voll Widersinn und hündischen Lebens», «eine gottlose Ketzerei». «Markion oder einer seiner Hunde», schreibt Gegenbischof, Heiliger und Pferdepatron Hippolyt und behauptet schließlich, «das Labyrinth der Häresien nicht mit Gewalt durchbrochen» zu haben, sondern «durch die Kraft der Wahrheit.»[41]

Einen gnadenlosen Kampf gegen Andersgläubige führt um die Mitte des 3. Jahrhunderts auch der hl. Bischof Cyprian, der Urheber des Nazischlagworts: Der Teufel ist des Juden Vater (S. 129) und bereits ein typisch arroganter Vertreter seiner Zunft. Fordert doch schon er, daß man vor dem Bischof «wie einst vor den heidnischen Götterbildern aufstehe» – obwohl ja der johanneische Christus sagt: «Wie könnt ihr glauben, die ihr Ehre voneinander nehmt?»[42]

Gleich Juden und Heiden, sind für Cyprian auch seine christlichen Widersacher des Teufels, bezeugen sie «alle ... durch ihre

wütende Stimme täglich ihre giftige Raserei». Denn während jede katholische Schrift «fromme Unschuld atmet», strotzen die Auslassungen der «Verräter des Glaubens und Bekämpfer der katholischen Kirche», der «ruchlosen Anhänger der häretischen Verkommenheit» von «irgendwelchen bellenden Schmähungen und Beschimpfungen», stecken sie selbst «in auflodernder und immer schlimmer ausartender Zwietracht», in «Räubereien und Verbrechen»[43].

Eindringlich insistiert Cyprian, etwa in seinem 69. Brief, darauf, daß ein «Ketzer» ein «Feind des Friedens unseres Herrn» sei: «daß Ketzer sowohl wie Abtrünnige allesamt den Heiligen Geist nicht haben»; «daß sich alle der Schuld und Strafe aussetzen, die sich in ruchloser Verwegenheit mit Abtrünnigen gegen die Vorsteher und Bischöfe vereinigen»; daß sie «alle ohne Ausnahme bestraft», daß sie «aller Hoffnung verlustig» werden, alle «in das größte Verderben stürzen», daß jeder dieser Teufel «zugrunde geht». Mit «Ketzern», erweist der Heilige aus dem häufig bemühten Alten Testament, darf man «nicht einmal Brot essen und Wasser trinken», «nicht einmal irdische Speise und weltlichen Trank teilen», geschweige «das heilbringende Wasser der Taufe und die himmlische Gnade». Und mit dem Neuen Testament hetzt er, «einen Ketzer müsse man meiden wie einen ‹verkehrten, von sich selbst verurteilten Sünder›»[44].

Bischof Cyprian duldet keinerlei Kontakt mit andersgläubigen Christen. «Die Trennung erstreckt sich auf alle Lebensbereiche» (Girardet). Für Cyprian, der wiederholt «regelrechte Ketzerlisten» aufstellt (Kirchner), ist die katholische Kirche alles und alles andere im Grunde nichts. Die Kirche rühmt er als versiegelte Quelle, verschlossenen Garten, wasserreiches Paradies, als «Mutter» immer wieder, von der nur «der hartnäckige Parteigeist und die ketzerische Versuchung» die Rechtgläubigen losreißen wollen, die bald als «blökende und herumirrende Schafe» erscheinen, bald als «ruhmbedeckte, wackere Krieger», als «Christi Heerlager», Leute jedenfalls, denen er zur Erhöhung himmlischer Lust, durch alle Ewigkeit die Schau der Qualen ihrer Verfolger verheißt! Jeder aber, der nicht in der Kirche ist, muß verdursten,

denn er steht (ein fast unaufhörlich wiederholtes Wort) «draußen» (foris): ein fürchterlicher Ort, wo alles leer erscheint, falsch, ist doch, wer «draußen» steht, soviel wie tot. «Draußen» weicht «das Licht der Finsternis, der Glaube dem Unglauben, die Hoffnung der Verzweiflung, die Vernunft dem Irrtum, die Unsterblichkeit dem Tode, die Liebe dem Haß, die Wahrheit der Lüge, Christus dem Antichrist». «Draußen» darbt und verdirbt jeder, «draußen» ist man samt und sonders nicht getauft, mit Wasser bloß begossen, besudelt, nicht besser als Heiden. Nichts hat Cyprian mit «Ketzern» gemein, mit Schismatikern, zwischen denen er gar nicht unterscheidet, weder Gott noch Christus, den Heiligen Geist, weder Glauben noch Kirche. Alle sind sie Feinde für ihn – alieni, profani, haeretici, schismatici, adversarii, blasphemantes, inimici, hostes, rebelles; kurz, sie sämtlich sind: antichristi.[45]

Das aber bleibt die übliche Tonart im interkonfessionellen Verkehr. Während man die eigne Kirche als «Lazarett» anpreist, «wasserreiches Paradies», sind die Lehren der Gegner stets «Unsinniges, Wirres», «infame Lüge», «Zauberei», «Krankheit», «Tollheit», «Schlamm», «Pest», «Geblök», «wildes Heulen» und «Gekläff», «Traumgebilde und Altweibergeschwätz», «die größte Gottlosigkeit». Stets sind christliche Konkurrenten «aufgeblasen», «verblendet», der «Meinung, mehr als die anderen zu sein», sind sie «Atheisten», «Narren», «Lügenpropheten», «Erstgeborene des Satans», «Sprachrohr des Teufels», «Tiere in Menschengestalt», «giftspeiende Drachen», «verrückt»; geht man gelegentlich doch sogar exorzistisch gegen sie vor. Immer auch sind «Ketzer» sittlich suspekt, verkommen, «Schlemmer», in ihren «Leib verliebt und ganz fleischlich gesinnt», bloß auf «Befriedigung des Magens und der noch tiefer gelegenen Organe» bedacht. Sie treiben «in schamloser Weise Unzucht», sie sind wie Böcke, die viele Ziegen an sich ziehen, wie Rosse, die nach Stuten wiehern, grunzende trächtige Sauen. Für den Katholiken Irenäus macht der Gnostiker Markus die Seinen sich durch «Liebestränke und Zaubermittel» willig, «um ihren Leibern Schmach anzutun». Nach dem Montanisten Tertullian saufen und koitieren die Ka-

tholiken bei ihren Abendmahlsfeiern. Katholik Kyrill verschreit die Montanisten als Kinderschlächter und -fresser. Christen unter sich! Dabei rief sogar Augustin: «Glaubt doch nicht, daß Ketzereien durch ein paar hergelaufene kleine Seelen entstehen könnten. Nur große Menschen haben Ketzereien hervorgebracht.»[46] Auch er selber freilich jagte sie zeitlebens. Und schon mit Hilfe des «weltlichen Arms» (S. 469 ff, 492 ff)!

«Wenn es eine Zeit gegeben hat», behauptet Katholik Antweiler, «die sich der Sachlichkeit hätte rühmen können, so war es die der Kirchenväter.» Und fügt hinzu: «Es ist hier vor allem an das vierte Jahrhundert gedacht.»[47]

Der «Gott des Friedens» und die «Söhne des Teufels» im 4. Jahrhundert (Pachomius, Epiphanius, Basilius, Euseb, Johannes Chrysostomos, Ephräm, Hilarius)

Im 4. Jahrhundert aber, als immer neue Spaltungen erfolgen, als Sekten, Schismen, Häresien sich immer selbstbewußter, eigenständiger entfalten, wird das antihäretische Geschrei noch schroffer, aggressiver, wird der Kampf gegen alles Nichtkatholische auch immer mehr juristisch untermauert, kommt es zu geradezu pathologischen Agitationen und Aktionen, einer förmlichen «Verkrankung» (Kaphan).[48]

Im 4. Jahrhundert haßt der hl. Pachomius, der erste christliche Klostergründer (etwa seit 320) und früheste Verfasser einer – koptischen – Mönchsregel, «Ketzer» wie die Pest. Der «Generalabt», der seine Briefe teilweise in Geheimsprache schreibt, erkennt «Häretiker» schon am Geruch und erklärt: «Jeder Mensch, der den Origenes liest, fährt in die unterste Hölle.» Alle Opera dieses größten vorkonstantinischen Theologen (selbst von Fanatiker Athanasius noch als höchstgelehrt und fleißig verteidigt) wirft Pachomius in den Nil.[49]

Im 4. Jahrhundert warnt Bischof Epiphanius von Salamis – ein

jüdischer Apostat und gehässig-phantastischer Antisemit – in seinem «Arzneikasten» (Panarion) vor 80 «Ketzereien», selbst schon vor 20 vorchristlichen! Dabei irritiert jede «Häresie» den Heiligen so gewaltig, daß das geringe Quantum klaren Denkens, das ihm die Natur geschenkt, vor Abscheu noch mehr schrumpft. Steht doch sein Feuereifer für den Glauben im umgekehrten Verhältnis zu seinem Verstand – was heute unbestritten ist, einst den hl. Hieronymus, seinen Mitkämpfer, aber nicht abhielt, ihn als «patrem paene omnium episcoporum et antiquae reliquias sanctitatis» zu preisen; wie denn noch das Zweite Konzil von Nicaea (787) Epiphanius den Titel eines «Patriarchen der Orthodoxie» verleiht. In seinem «Arzneikasten», ebenso konfus wie umständlich weitschweifig, die Geduld des Lesers strapazierend, will der fanatisch-bigotte Bischof alle von giftigen Schlangen, eben den «Ketzern», Gebissenen durch viel «Gegengift» heilen. Der «Patriarch der Orthodoxie» vermag in der bis dahin umfangreichsten «Ketzerbestreitung» selbst «die wildesten und unwahrscheinlichsten Nachrichten als Fakten mitzuteilen und notfalls sogar eigene Zeugenschaft zu behaupten» (Kraft). Ja, der Oberhirte Cyperns denkt sich aus erfundenen «Ketzer»-Namen auch völlig neue «Ketzereien» aus.[50]

Christliche Geschichtsschreibung!

Im 4. Jahrhundert findet Kirchenlehrer Basilius «der Große» sogenannte Häretiker voll von «Tücke», «Schmähung», «Verleumdung», «nackter und schamloser Lästerung». «Ketzer» fassen «alles gern von der schlechten Seite auf», führen «teuflischen Krieg», haben «weinschwere Köpfe», sind vom «Rausche» benebelt, «wahnwitzig», ein «Abgrund der Heuchelei», der «Gottlosigkeit». Glaubt der Heilige doch, «daß ein Mensch, der mit verkehrten Lehren aufgezogen wurde, das Laster der Häresie ebensowenig aufgeben kann wie ein Mohr je seine Hautfarbe ändern oder ein Panther seine Flecken» – weshalb man Häresien «brandmarken», «ausrotten» müsse.[51]

Eusebius von Caesarea, der zwischen 260 und 264 geborene «Vater der Kirchengeschichte», der später immer mehr die Gunst Kaiser Konstantins gewinnt, nennt eine greuliche «Ketzerei» nach

der andern. Der berühmte Bischof, für heutige Theologen nur «wenig gedankenreich» (Ricken S. J.), «theologisch unfähig» (Larrimore), geißelt «falsche, verführerische Männer» in Mengen: Simon den Magier, Saturninus aus Antiochien, Basilides aus Alexandrien, Karpokrates – «gottfeindliche Ketzerschulen», die mit «Betrug» arbeiten und «die häßlichsten Schandtaten» begehn.[52]

Doch «stets neue Häresien» erheben ihr Haupt. Da wird Cerdo «schlechter Lehren überführt», macht Markion, wie es mit Irenäus heißt, «durch seine schamlosen Lästerungen noch mehr Schule», schüttelt Bardesanes «den Schmutz des alten Irrtums nicht vollständig ab»; da erscheint Novatus mit seiner «ganz unmenschlichen Anschauung», kommt Mani, «der Wahnsinnige, benannt nach seiner vom Teufel besessenen Häresie», ein «Barbar», gerüstet «mit der Waffe der Geistesverwirrung», seinen «falschen und gottlosen Lehrsätzen» – «ein tödliches Gift».[53]

Auch Johannes Chrysostomos, der große Judenfeind (S. 133 ff), sieht in «Häretikern» bloß «Söhne des Teufels», «bellende Hunde» – Tiervergleiche sind im «Ketzer»-Kampf besonders beliebt.

In seinem Kommentar zum Römerbrief bekämpft Chrysostomos mit Paulus, «dieser geistigen Posaune», alle nichtkatholischen Christen und zitiert befriedigt: «Der Gott des Friedens (!) wird den Satan zermalmen unter euren Füßen.» Chrysostomos warnt vor der «Arglist der Schlechtgesinnten», ihrem «sündhaften Wesen», ihrer «Krankheit», komme davon doch so «recht das Verderben der Kirche», «das Ärgernis», «die Spaltung», und Spaltung komme von «der Bauchdienerei und den anderen Leidenschaften». «Ketzer» nämlich haben «Diener des Bauches zu Lehrern» und dienen, mit Paulus wieder, «nicht unserm Herrn Christus, sondern ihrem Bauche». Dasselbe sage er im Brief an die Philipper: «Deren Gott der Bauch ist». Und im Brief an Titus: «Schlimme Bestien, faule Bäuche!» Aber: «Er, der seine Freude hat am Frieden, wird die Friedensvernichter schon kaltstellen. Er sagt nicht: ‹er wird sie unterwerfen›, sondern: ‹Er wird sie zermalmen›, und ... nicht bloß zermalmen, sondern: ‹unter euren Fü-

ßen›.» So appelliert Chrysostomos in einer Predigt an die Christen, öffentliche Gotteslästerer – und als solche galten seinerzeit längst Juden, Heiden, «Ketzer»; Häresiarchen hießen geradezu «Antichristi» – zur Rede zu stellen und notfalls zu verprügeln.[54]

Bei Kirchenlehrer Ephräm, dem Judenhasser (S. 131 f), figurieren seine christlichen Gegner als «der greuliche Frevler», «der reißende Wolf», «das schmutzige Schwein».

Markion, dem ersten christlichen Kirchengründer (Schöpfer auch des ersten Neuen Testaments und radikaler Verdammer des Alten), der Jesu Evangelium «tiefer erfaßt als alle seine Zeitgenossen» (Wagemann), erkennt Ephräm schlichtweg die Vernunft ab, doch die «Lästerung» als Waffe zu. Er ist «verblendet», «der Rasende», «eine Buhlerin, die sich schamlos aufführt», und seine «Apostel» sind nichts als «Wölfe».

Auch in Bardesanes, syrisch Bar Daisan (154–222), dem Vater der syrischen Poesie, einem am Hof Abgars IX. von Edessa lebenden gebildeten Theologen, Astronomen und Philosophen, dessen Lehre für Edessa und die Osrhoëne bis ins 4. Jahrhundert die vorherrschende Form des Christentums war, erblickt Ephräm nur «einen Speicher voll Unkraut», das «Urbild der Gotteslästerung; ein Weib ist er, das heimlich hurt im Schlafgemach», «eine Legion Dämonen im Herzen und Unseren Herrn auf den Lippen». Jahrhundert um Jahrhundert hat die Kirche Bardesanes als Gnostiker verketzert. Heute weiß man, daß Bardesanes kaum Gnostiker genannt werden darf, «ein sehr persönlicher und unabhängiger Kopf» war (Cerfaux), Vertreter eines nicht unoriginellen Synkretismus aus christlichen Gedanken, griechischer Philosophie und babylonischer Astrologie, der unterging, auch wenn es Bardesaniten noch im frühen 8. Jahrhundert gab.

Übel diffamiert Ephräm auch Mani, einen Perser vornehmer Abkunft, dessen Religion Militärdienst verbot, Verehrung der Kaiserbilder und jede Zugehörigkeit zu fremden Kulten. 216 nahe der parthischen Residenz Seleukeia-Ktesiphon geboren, wurde Mani von der Täufersekte der Mandäer erzogen, von Bardesanes beeinflußt, bis er schließlich, in die Religionspolitik der sassanidischen Könige hineingezogen, für seine aus buddhistischen (In-

dienreise!), babylonischen, iranischen und christlichen Vorstellungen bestehende Lehre unter König Bahram I. um 276 in Ketten starb: «Der bedeutendste religiöse Führer der Zeit», Stifter «einer Weltreligion, ja nahezu ... *der* Weltreligion» (Grant). Indes sind Manis Apostel für Ephräm nur «Hunde». «Kranke Hunde sind sie ... ganz irrsinnig, und sie müßten niedergeschlagen werden.» Mani selbst, «der so oft den Speichel des Drachens aufleckte, speit das Bittere für seine Anhänger (wieder) aus und das Scharfe für seine Schüler», durch ihn wühlt der Teufel «wie durch Schweine immerdar seinen Kot empor». Und so schließt Kirchenlehrer Ephräm seinen 56. Hymnus gegen «die Kinder der Schlange auf Erden»: «Heil dir, hehre Kirche, aus jedem Mund, die du frei bist von Schmutz und Unrat des Anhanges Markions, des Rasenden, die du rein bist von der Hefe und dem Frevel des Anhanges Manis, die du losgelöst bist von der Unreinheit des Truges des Bardaisan und auch von dem Gestank der stinkenden Juden.»[55]

Kann man irgendwo Haß lernen, schänden lernen, schamlos lästern, lügen, verleumden, dann bei den Heiligen, den größten Heiligen des Christentums! Alles, wirklich, was nicht denkt wie sie, zerren sie in die Gosse – Christen ebenso wie Juden (S. 131 f) oder «rücksichtslos allen heidnischen Unrat» (Ephräm), da dieser natürlich auch Heiden für nichts als «einsichtslose Toren» hält, «in jeder Beziehung Betrüger», für Leute, die «alle gelogen haben», die «Leichen verzehren» und selber «Schweine» sind, «eine Herde, welche die Welt beschmutzt ...»[56]

Das Buch *‹Helden und Heilige›* freilich malt Ephräm – unter Hitler kirchlich genehmigt und in Massenauflage –, wie ihm «vor innerer Ergriffenheit die Tränen über das Antlitz» laufen, und erklärt seine Schärfe «nur aus der Hitze jener Kampfjahre und aus der heiligen Empörung eines gottliebenden Gemütes ...; denn sein ganzes Wesen ist friedvoll und beschaulich. Erhob er sich nach durchwachter Nacht zur Morgenandacht, so kam sofort der Geist Gottes über ihn ...»[57]

Dies aber ist immer eine schlimme Sache, wie man auch an Kirchenlehrer Hilarius sieht, der zwar gleichfalls Juden herabreißt (S. 137 f) und Heiden, diese «Schamlosen», «Blutgieri-

gen», dies vernunftlose «Joch- und Herdenvieh», das seine Nachkommen «gezeugt und geboren fast wie die Jungen von Raben»[58], dessen Hauptfeinde aber die «Ketzer» sind.

Im frühen 4. Jahrhundert in Gallien aufgewachsen, tritt er vor allem gegen die Arianer an und bekämpft, so Katholik Hümmeler noch nach 1500 Jahren, «diese Pest bis zum letzten Atemzug». Dazu allerdings mag sich Hilarius, der vorerst seinem Gegenspieler, Bischof Saturninus von Arles, unterliegt und bereits klagt, «daß es jetzt so vielerlei Glauben» gebe «wie Lebensweisen», um so mehr berechtigt fühlen, als man ihm nur «mit ausdrücklichem Falschglauben widersprechen kann», weil er doch «die gesunde Lehre» predigt, «Verkünder des gesunden Glaubens» ist, und eben darum, 356 durch die Synode von Biterrae (Béziers) abgesetzt, zeitweilig im phrygischen Exil hockt, denn «das Hören unserer gesunden Lehre erträgt man nicht»[59].

Vermutlich hatte Konstantius II. Hilarius freilich kaum aus Glaubensgründen verbannt, sondern wegen politischer «crimina». Gerade aber sein Exil im Osten (356–359) – für die Arianer zuletzt derart lästig, daß sie den «Störenfried des Orients» wieder in die Heimat schicken ließen – gab ihm Muße, komplett sein Hauptwerk gegen sie zu vollenden: zwölf Bücher ‹*Über die Trinität*›. Zwischen anödender Einfallslosigkeit füllen Beschimpfungen die Seiten. Denn: «So verderblich hat nicht die plötzliche wüste Vernichtung von Städten samt ihrer ganzen Bewohnerschaft gewütet [!] ... wie zum Verderben des Herrschergeschlechtes diese unheilvolle Irrlehre», eine «Kirche, die ... des Antichristes Gemeinde ist»[60].

Von Hieronymus dermaßen bestaunt, daß dieser in Trier eigenhändig ein Hilarius-Opus abschrieb, von Augustin als gewaltiger Verteidiger der Kirche gerühmt und von Pius IX. 1851 zum Kirchenlehrer erhoben, zieht der Heilige mit Ergüssen auf Taufe, Dreieinigkeit, den Kampf Satans gegen Christus nun vom Leder gegen «Bosheit und Torheit», «die schlüpfrigen Windungen des Schlangenweges», «das Gift der Falschheit», «das verborgene Gift», «ganze Gift», den «Irrwahn der Irrlehrer», ihre «Fieberhitze», «Seuche», «Krankheit», «tödlichen Erfindungen», ihre

«Fallgruben», «Fangschlingen», ihren «gewalttätigen Wahnwitz», den «Lügenaufwand ihrer Worte» et cetera, et cetera.[61]

Derart betörend füllt Hilarius – «jeglicher Phrase abhold», «der erste Dogmatiker und namhafte Exeget des Abendlandes» (Altaner), bei dem die «rechtgläubige» Forschung einen «geradezu auffällige[n] Fortschritt des Gesichtskreises» feststellt, «Begabung und Begnadung», wie übrigens «bei jeder kraftvollen und eigenständigen Persönlichkeit der katholischen Kirche» (Antweiler) – derart füllt Hilarius zwölf Bücher *‹De trinitate›*, «die beste antiarianische Schrift» (Anwander). Unterbrochen wird die monotone Haßflut nur durch noch ermüdendere Erhellungen, besser: Verdunkelungen der «Dreieinigkeit», einer gewiß schwierigen Materie, steht doch selbst der hl. Kirchenlehrer nicht auf dem Boden des Dogmas. Vielmehr wirbt er in einer weiteren Hauptschrift, *‹De synodis›*, für die eusebianische Theologie, für eine Verbindung also des östlichen «homoiusios», der gemäßigten Arianer, mit dem «homousios» des Westens! (Vgl. S. 356). Bei seiner eignen Kirche (381) so ohne Gegenliebe bleibend, schreit der Suspekte gleichwohl fortgesetzt: «Welch irrlehrerische Unklarheit und törichte Weltweisheit!» «O verwerflicher Wahn hoffnungsloser Geistesart! O törichte Verwegenheit blinder Gottlosigkeit!» «Du unvermögende Torheit irrlehrerischer Gottlosigkeit, was an Lügen bringst du wahnwitzigen Geistes dagegen vor?» – und hat noch «gemäß dem Geschenk des Heiligen Geistes die Darstellung des gesamten Glaubens maßvoll dargelegt!»[62]

DER HL. HIERONYMUS UND SEIN «SCHLACHTVIEH FÜR DIE HÖLLE»

Dem Kirchenlehrer Hieronymus dagegen, wohlhabend und aus gut katholischem Haus, glaubt man gern sein Bekenntnis, «daß ich niemals die Irrlehrer geschont habe, daß es mir ein Herzensbedürfnis war, die Feinde der Kirche möchten auch meine Feinde werden». Tatsächlich bestritt Hieronymus den «Ketzer»-Kampf

derart hitzig, daß sich die Heiden bei ihm mit Munition eindeckten, selbst, zum Beispiel, aus einem Büchlein über die von ihm verherrlichte Virginität. Der Heilige, offensichtlich noch lüstern wie in geilsten Jugendtagen, hatte es an Eustochium gerichtet, eine blutjunge Römerin aus altem Adel, siebzehnjährig, seine Schülerin, «Jüngerin», eine veritable Heilige auch (ihr Fest: 28. September), die Hieronymus, so sein moderner Biograph, Theologe Georg Grützmacher, «mit allem Schmutz und allen Lastern bekannt macht» – «widerlich»[63].

Während Hieronymus aber bis zur Weißglut sich gegen die «Ketzer» erhitzt, gelegentlich auch selber «Ketzer» genannt wird, klaut er literarisch, wo er kann, und sucht zugleich durch ungeheuere Belesenheit zu imponieren. So schreibt er beinah wörtlich Tertullian ab, ohne ihn zu nennen. Oder er bezieht sein ganzes medizinisches Wissen von dem großen Heiden Porphyrios (vgl. S. 210 ff), wieder ohne jeden Hinweis auf ihn. Oft enthüllt sich die «abscheuliche Verlogenheit des Hieronymus» (Grützmacher).[64]

Es klingt noch zahm aus seinem heiligen Mund, wenn er Origines, den er gleichfalls «in unverschämter Weise ausschreibt», «seitenweise bestiehlt» (Schneider), einmal bloß «Gotteslästerungen» unterstellt; wenn er Basilides den «ältesten, durch seine Unwissenheit hervorragenden Irrlehrer», Palladius einen «Mann von niedriger Gesinnung» schimpft. Schon deutlicher schlägt die gewöhnliche Tonart dieses Menschen durch, wenn er «Ketzer» als «zweibeinige, distelfressende Esel» diffamiert (auch das Gebet der Juden, nur Untermenschen für ihn, nennt er Eselsgeschrei); wenn er andersgläubige Christen mit «Schweinen» vergleicht und «Schlachtvieh für die Hölle», wenn er sie überhaupt nicht Christen heißt, sondern «Teufel». «Omnes haeretici christiani non sunt. Si Christi non sunt, diaboli sunt.»[65]

Dieser hochheilige Kirchenlehrer, der hier etwas näher betrachtet sei (weil dem rein theologischen Schriftsteller nicht, wie den Kirchenpolitikern Athanasius, Ambrosius und Augustin, ein eigenes Kapitel gilt), verfeindete sich, zeitweise oder für immer, sogar heftig mit Leuten der eigenen Partei. Zum Beispiel mit dem

Patriarchen Johannes von Jerusalem, der Hieronymus und seine Mönche in Bethlehem jahrelang schikanierte. Oder, mehr noch, mit Rufinus von Aquileja, wobei es jedesmal, zumindest vordergründig, um Origenes ging.[66]

Origenes, dessen Vater Leonidas 202 den Martertod fand, wie er auch selber, unter Decius, ohne zu widerrufen, gefoltert wurde, war bereits um 254 (etwa im 70. Lebensjahr) gestorben. Es ist unsicher, ob an den Folgen der Tortur. Sicher aber zählt Origenes zu den edelsten Christen überhaupt.[67]

Der Schüler des Clemens von Alexandrien repräsentierte zu seiner Zeit die christliche Theologie im gesamten Orient. Und noch lang nach seinem Tod schätzten ihn viele, wohl die meisten namhaften Bischöfe des Ostens hoch, darunter die Kirchenlehrer Basilius und Gregor von Nazianz, die gemeinsam eine Blütenlese aus seinen Schriften verfaßten, die «Philokalia». Sogar Kirchenlehrer Athanasius schützte Origenes und berief sich auf ihn. Überhäufen ihn doch auch heute katholische Theologen wieder mit Lob, und vermutlich bedauert die Kirche längst seine einstige pauschale Verketzerung.[68]

In der Antike gab es wegen Origenes fast ständig Streit, wobei man allerdings, wie üblich, den Glauben oft nur vorschob; zumal um 300, 400 und Mitte des 6. Jahrhunderts, als Kaiser Justinian 553 in einem Edikt neun Sätze des Origenes verdammte unter Zustimmung bald aller Bischöfe des Reiches, besonders des Patriarchen Mennas von Konstantinopel und des Papstes Vigilius. Motiviert hatte den Herrscher ein (kirchen-)politischer Grund: der Versuch, die theologisch gespaltenen Griechen und Syrer im gemeinsamen Haß auf Origenes wieder zu einen. Doch gab es auch dogmatische Gründe – die indes stets *gleichfalls politische Gründe sind* –, nämlich einige «Irrtümer» des Origenes, wie seine subordinatianische Christologie, wonach der Sohn geringer als der Vater, der Geist geringer als der Sohn ist, urchristlichem Glauben zweifellos gemäßer als das spätere Dogma. Oder seine Lehre von der Apokatastasis, der Allversöhnung: die Bestreitung einer *ewigen* Hölle, ein Greuel, der für Origenes weder vorstellbar noch mit Gottes Barmherzigkeit zu vereinbaren und (freilich

auch neben der gegenteiligen Lehre) im Neuen Testament begründet war.[69]

Der Origenismusstreit um 400 geht auf eine peinliche Predigtaffäre zwischen den Bischöfen Epiphanius von Salamis und Johannes von Jerusalem in der dortigen Grabkirche 394 zurück und brachte Hieronymus in einen heftigen Konflikt mit Kirchenschriftsteller Rufinus von Aquileja.[70]

Rufin, ein Mönchspriester, der sechs Jahre, bis 377, in Ägypten, dann als Eremit in der Nähe von Jerusalem lebte, bevor er, 397 nach Italien zurückgekehrt, auf der Flucht vor Alarichs Westgoten, 410 in Messina starb, war seit seiner Studienzeit mit Hieronymus befreundet und, wie dieser, ein begeisterter Übersetzer des Origenes. Bei dem neuen Streit aber rückte Rufin, trotz kläglichen Lavierens und eines orthodoxen Glaubensbekenntnisses vor Papst Anastasius, weniger von Origenes ab als Hieronymus, der einst, vom hl. Gregor von Nazianz für Origenes entflammt, diesen hochgefeiert hatte. Doch als man ihn zu verketzern begann, wechselte Hieronymus, stets ängstlich auf die neueste Rechtgläubigkeit bedacht, sofort die Front. Er brandmarkte Origenes jetzt, ja, geißelte dessen spiritualistische Lehre von der Vernichtung der Leiber als «die schrecklichste aller Ketzereien», wobei er, das Übelste, gewöhnlich so tat, als habe er Origenes schon immer verdammt.[71]

Rufin aber holte zur selben Zeit, als er sich vor dem mißtrauischen Papst Anastasius rechtfertigte, in zwei Büchern zu einem drastischen Schlag gegen Hieronymus aus: meist übertreibende, entstellende, teilweise unwahrhaftige Invektiven, die oft gar nicht mehr Origenes galten, nur noch Hieronymus treffen sollten, ihn freilich manchmal auch trafen. So stimmten Rufins Vorwürfe, daß Hieronymus sein eidliches Gelöbnis gebrochen, keine Klassiker mehr zu lesen; daß er in einer Epistel an seine sehr junge Freundin Eustochium deren Mutter Paula die Schwiegermutter Gottes genannt; daß er Origenes erst als «größten Lehrer der Kirche seit den Aposteln» verherrlicht, dann als Patron der Lüge und des Meineids hingestellt; daß er den hl. Ambrosius anonym als «Krähe» angefallen habe und «pechschwarzen Vogel». «Wenn

du aber alle jene, die du einst gelobt, wie Origenes, Didymus, Ambrosius, später verdammt hast, was beklage ich mich, der ich im Vergleich mit jenen ein Floh bin, wenn du mich jetzt zerreißest, den du vorher in deinen Briefen gelobt...».[72]

Kirchenvater Rufin, fleißig, doch unoriginell, trotz einiger Heterodoxien – was heißt das schon seinerzeit! – durchaus orthodox, charakterlich eine Mixtur aus Mut und Memmentum, Perfidie und Heuchelei, hatte den ganzen Schwall seiner Pfeile zwischen einem erbaulichen Auftakt und erbaulichen Schluß plaziert, wie es frommem christlichen Brauch entsprach und entspricht. Zunächst habe er gemäß den Worten des Evangeliums, Selig seid ihr, wenn ihr verfolgt werdet, wie sein Herr Jesus, der himmlische Arzt, auf die Anklagen des Hieronymus schweigen wollen, äußerte er anfangs. Und zuletzt, nachdem er Gift und Galle verspritzt, schrieb er: «Laßt uns nicht antworten auf seine Schmähungen und Verleumdungen; denn darauf zu schweigen, lehrte uns unser Lehrer Jesus.»[73]

Hieronymus war wütend. Und obwohl er Rufins Attacke gleichsam nur vom Hörensagen, aus Briefen andrer, kannte, setzte er sogleich seine gefürchtete Feder in Bewegung. Dem Gegner an Kenntnissen, Scharfsinn und stilistischer Kraft überlegen, an Schmähsucht und Skrupellosigkeit aber ebenbürtig, stürzte sich der Heilige auf allzu Ungeschütztes oder Falsches, griff triumphierend Rufins pure Bosheit auf, um die eigene desto besser bemänteln zu können, ignorierte dessen wahre Bezichtigungen und setzte seinerseits halbwahre oder unwahre in die Welt, ja, unterstellte Rufin versteckt, mit seinen Gönnern durch Geld sich des Römischen Stuhls bemächtigen zu wollen und dem antiorigenistischen Papst Anastasius insgeheim den Tod zu wünschen.[74]

Jetzt schäumte Rufin. Es kam zu einer angeregten Korrespondenz beider Kirchenväter. Sie warfen sich gegenseitig Diebstahl vor, Meineid, Fälschung. Rufin drohte Hieronymus, falls er nicht schweige, mit einer Anzeige nicht vor dem geistlichen, sondern dem weltlichen Gericht sowie weiteren intimsten Enthüllungen aus seinem Leben. Hieronymus replizierte: «Du rühmst dich,

Verbrechen zu kennen, welche ich dir als meinem einstigen besten Freund bekannt habe. Du willst sie in die Öffentlichkeit zerren und mich mit meinen Farben malen. Ich kann dich auch mit deinen Farben malen.» Und inmitten all des Hämischen, Höhnischen, der Flut des Wahren und Verlogenen, appelliert auch Hieronymus an den «Mittler Jesus» und beklagt, daß «zwei Greise der Ketzer wegen zum Schwert greifen, besonders da sie beide als Katholiken gelten wollen. Mit demselben Eifer, mit dem wir Origenes gelobt haben, laßt uns jetzt den vom ganzen Erdkreis Verdammten verdammen. Laßt uns einander die Hände reichen, die Herzen vereinigen ...»[75]

Doch daraus wurde nichts. Hieronymus, er müßte kein Heiliger und Kirchenlehrer sein, jubelte noch bei der Nachricht von Rufins Tod 410: «Der Skorpion ist auf dem Boden Siziliens gestorben, und die Hydra mit den vielen Köpfen hat endlich aufgehört, gegen uns zu zischen.» Und kurz darauf: «Im Schildkrötengang ging der Grunzende einher ... Innerlich ein Nero, äußerlich ein Kato, durch und durch eine Zwittergestalt, daß man sagen möchte, er sei ein aus verschiedenen und entgegengesetzten Naturen zusammengesetztes Monstrum, eine neue Bestie nach dem Wort des Dichters: Von vorn ein Löwe, von hinten ein Drache, und in der Mitte selbst eine Chimäre.»[76]

Kirchenlehrer Hieronymus, der Rufin, wann immer er auf ihn, den lebenden, den toten, zu sprechen kam, unflätig begeiferte, stritt sogar mit Kirchenlehrer Augustinus, wobei allerdings der – weit weniger heftige – Konflikt von dem jüngeren Augustin ausging.

Erstmals hatte sich Augustin 394, noch als einfacher Priester, an Hieronymus gewandt, als der bereits einer der meistgefeierten christlichen Gelehrten war. Diesen Brief bekam Hieronymus damals freilich nicht. Und auch ein zweiter Brief Augustins, 397 geschrieben, erreichte ihn erst im Jahr 402 und überdies nur als Kopie ohne Unterschrift. Eigenarten, die Hieronymus' Mißtrauen von vornherein wecken mußten. «Schicke mir diesen Brief unterzeichnet mit Deinem Namen oder höre auf, einen Greis zu reizen, der einsam und still in seiner Zelle lebt!» Und noch saurer

mußte es Hieronymus machen, daß Augustin in seinen Episteln den berühmten Bibelexegeten, zwar höflich, doch entschieden, manchmal nicht ohne maliziöse Spitzen kritisiert, sogar «mit einer Lanze von der Schwere einer Falarica», eines mächtigen Wurfspeers also. «Aber wenn Du meine Worte scharf tadelst und Rechenschaft über meine Schriften forderst, wenn Du auf Änderungen bestehst, Widerruf verlangst und mir böse Augen zudrehst...» schreibt Hieronymus, der Augustin – zwei Heilige, zwei Kirchenlehrer unter sich – allenfalls nur «einen Nadelstich» verpaßte, nein, etwas, das «noch geringfügiger ist». Nicht zuletzt mochte es den Gefeierten verärgern, daß ihn Augustin ahnungslos ersucht hatte, seine Übertragung griechischer Bibelausleger ins Lateinische fortzusetzen, besonders des einen, den er in seinen Schriften am liebsten (!) zitiere, des Origenes, der inzwischen ja längst als «Ketzer» auf seiner schwarzen Liste stand.[77]

Freilich erkannte der Mann in Bethlehem, daß ihm dieser Afrikaner, der ihm eine weitere und verschärfte Kritik an seiner Bibelübersetzung schickte, gewachsen, daß er kein Rufin war, demgegenüber er als «vir trilinguis» (hebraeus, graecus, latinus) auftrumpfen konnte: «Ich, der Philosoph, Rhetor, Grammatiker, Dialektiker, Hebräer, Grieche, Lateiner, der Dreisprachige, du der Zweisprachige, der du eine solche Kenntnis des Griechischen und Lateinischen hast, daß dich die Griechen für einen Lateiner und die Lateiner für einen Griechen halten.» Nein, das ging hier nicht, und so kaschierte Hieronymus bei dem nun folgenden Schlagabtausch mehr oder minder seinen Zorn. Er sei gelaufen, schrieb er, habe seine Zeit gehabt, und da Augustin nun laufe und große Schritte tue, könne er sich Ruhe gönnen. Er bat den Bischof, ihn nicht zu belästigen, nicht einen Alten herauszufordern, der schweigen möchte, nicht mit seinem Wissen zu prunken und ihn selber nicht für einen «Anwalt der Lüge» zu halten, einen «Herold der Lüge». Es sei die bekannte «kindische Prahlsucht», berühmte Männer anzuklagen, um selber berühmt zu werden. «Reize auf dem Gebiet der Heiligen Schrift als Jüngling nicht den Greis, damit sich nicht an dir das Sprichwort erfülle: Der müde Ochse tritt schwerer auf.»[78]

Hieronymus, der es auch ablehnte, übersandte Augustin-Schriften zu kritisieren (er habe genug mit den eignen zu tun), ersuchte immer wieder Augustin, sich zu zähmen. Wolle er mit Gelehrsamkeit brillieren, sein «Licht leuchten lassen», gebe es versierte junge Leute genug in Rom, die bei einem Bibelstreit mit einem Bischof durchaus anzubinden wagen. Hieronymus, selber ohne Rang in der Hierarchie, was ihn noch mehr kränken mochte als Augustins aufkommender Ruhm, erinnerte auch an das seltsame Schicksal seiner ersten Briefe. Die so verspätete Zustellung sei (nach Meinung seiner Vertrauten, «wahre Diener Christi») Absicht, «Suche nach Ruhm und dem Beifall des Volkes ... Viele sollten sehen, wie Du mich angreifst, während ich mich furchtsam verkrieche, wie Du, der Gelehrte, aus dem Vollen schöpfest, während ich, der Unwissende, nichts zu sagen wisse. Du solltest als der erscheinen, der meiner Geschwätzigkeit Schweigen gebot und die nötigen Zügel anlegte.» Augustins Schmeicheleien dagegen, äußert Hieronymus, sollten nur den Tadel seiner Person mildern. Dabei hatte er ihn nicht für fähig gehalten, «um ein bekanntes Wort zu gebrauchen, mich mit einem mit Honig bestrichenen Schwerte anzugreifen». Schließlich erklärte er ihn sogar für einen Anhänger der ebionitischen «Ketzerei». Augustin reagierte, wie von Anfang an, im allgemeinen beherrscht, doch ohne nachzugeben, und Hieronymus beantwortete seinen letzten Brief nicht mehr, focht aber gleichwohl Seite an Seite mit ihm gegen die «Ketzer».[79]

Was dabei ein Heiliger leistet, der selbst gegen Kirchenväter mehr oder minder rüd um sich schlägt, zeigt Hieronymus' kurze, nach eignem Bekenntnis in einer Nacht verfaßte Schrift ‹*Gegen Vigilantius*›, einen gallischen Priester, der zu Beginn des 5. Jahrhunderts ebenso klar wie leidenschaftlich den greulichen Reliquien- und Heiligenkult bekämpfte, alle Askese, das Mönchtum, Zölibat, wobei ihn auch Bischöfe unterstützten.

«Der Erdkreis hat vielerlei Ungeheuer hervorgebracht», eröffnet Hieronymus seinen Ausfall. «Nur Gallien nannte noch kein Ungeheuer sein eigen ... Da erschien plötzlich Vigilantius, oder besser gesagt, Dormitantius, um mit seinem unreinen Geiste den

Geist Christi zu bekämpfen.» Und nun schimpft er Vigilantius, einen Abkömmling «von Räubern und zusammengelaufenem Volk», einen «verkommenen Geist», «Mann mit verdrehtem Kopf, würdig der Hippokratischen Zwangsjacke», «Schlafmütze», «Kneipwirt», «Schlangenzunge», «Lästermaul». Er attestiert ihm «teuflische Schliche», «treuloses Gift», «Gotteslästerung», «zügellose Schmähreden», «Geldsucht», «Trunkenheit», daß er «der Vater Bacchus» sei, «in den Kot ziehe», «statt des Kreuzbanners des Teufels Feldzeichen» führe. Er schreibt: «der lebende Hund Vigilantius». «O du Ungeheuer, das man an das Ende der Welt bringen sollte!» «O Schande! Er soll Bischöfe zu Genossen seiner Freveltat haben...». Er witzelt: «Du aber schläfst wachend und schreibst schlafend.» Er geifert, Vigilantius habe seine Bücher «im Weinrausch schnarchend gebrochen», speie «aus dem Abgrund seines Innern seinen kotigen Unflat heraus». Er zeigt sich entsetzt über Vigilantius' Schamlosigkeit. Hatte der doch bei einem plötzlichen Erdbeben um Mitternacht nackt seine Klosterzelle verlassen! Auch weiß der Freund der Eustochium, daß die «Schlafmütze ihren Lüsten die Zügel schießen läßt und den natürlichen Brand des Fleisches ... durch ihre Ratschläge verdoppelt oder besser gesagt, zum Erlöschen bringt durch den Beischlaf mit Frauen. Schließlich unterscheiden wir uns durch nichts mehr von den Schweinen, es bleibt kein Abstand zwischen uns und den unvernünftigen Tieren, zwischen uns und den Pferden ...» und immer so fort.[80]

Ähnlich rüd polemisiert Hieronymus auch gegen den in Rom tätigen Mönch Jovinian.

Jovinian hatte sich von radikaler Askese bei Wasser und Brot zu einer etwas weltfreundlicheren Lebensweise hin entwickelt und die Anklang findende, von ihm auch biblisch begründete Meinung vertreten, Fasten und Virginität seien keine besonderen Verdienste, Jungfrauen nicht besser als Ehefrauen, wiederholte Ehen erlaubt und die himmlischen Genüsse dereinst für alle gleich. Hieronymus dagegen folgerte aus dem Neuen Testament, die Ehe der Christen, die er freilich, wie die Dinge standen, nicht ganz verwerfen konnte, müsse eine Scheinehe sein. «Wenn wir

uns vom Beischlaf enthalten, so halten wir die Weiber in Ehren. Wenn wir uns davon nicht enthalten, so tun wir offenbar ihnen an Stelle der Ehrenerweisung das Gegenteil, die Beschimpfung, an.» Er selbst aber, der frenetische Verherrlicher der Mönchsideale, beschimpfte Jovinian derart, daß ihm einer seiner römischen Freunde, Domnio, eine Liste der anstößigen Stellen der Schmähschrift zur Verbesserung oder doch Erklärung schickte, ja, daß selbst der Initiator seiner beiden Bücher ‹*Gegen Jovinianus*›, Pammachius, Schwiegersohn der Hieronymus-Freundin Paula, die Exemplare in Rom aufkaufte und einziehen ließ. Bezeichnend dabei wieder: Hieronymus wagte seine Traktate gegen Jovinian erst zu schleudern, nachdem diesen zu Beginn der neunziger Jahre des 4. Jahrhunderts zwei Synoden verdammt hatten; eine Synode in Rom unter Bischof Siricius, eine in Mailand unter Ambrosius, dem seinerseits Jovinians vernünftige Ansichten nur als «wildes Heulen» und «Gekläff» erschienen. Roch doch auch Augustin gleich «Ketzerei», appellierte an den Staat, ließ zur größeren Beweiskraft seiner Thesen den Mönch mit Bleiknuten auspeitschen und samt Genossen auf eine dalmatinische Insel stecken. «Nicht Grausamkeit ist, was man vor Gott mit frommem Herzen tut», schrieb Hieronymus.[81]

Hieronymus' «Hauptkunst» bestand tatsächlich darin, «seine Gegner samt und sonders als niederträchtige Lumpen erscheinen zu lassen» (Grützmacher).

Dies war der typische Polemikstil eines Heiligen, der etwa auch den Priester seiner Vaterstadt Stridon, Lupicinus, dessen Feind er geworden, beschimpft und dann mit dem Sprichwort verhöhnt: «Für ein Eselsmaul sind Disteln ein passender Salat.» Oder der den sittenstrengen, wirklich ethisch denkenden und hochgebildeten Pelagius, mit dem er einst befreundet war, einen von Haferbrei fetten Dummkopf nennt, einen Teufel, korpulenten Hund, «ein Riesentier und wohlgenährt und fähig, mehr noch mit den Pfoten als mit den Zähnen zu schaden. Dieser Hund stammt von der berühmten irländischen Rasse, nicht weit von Britannien, wie jeder weiß. Diesen Hund muß man mit einem Schlag des geistlichen Schwertes vernichten wie den Zerberus der Fabel, um ihn

mit Pluto, seinem Meister, ewig zum Schweigen zu bringen.» Und derselbe Polemiker bezichtigt seine Gegner, «alle Irrlehrer»: «Wenn sie uns auch mit dem Schwerte nicht umbringen können, am Willen dazu fehlt es ihnen keineswegs.»[82]

Während der Gottesmann aber so mit dem weithin geachteten Asketen Pelagius umspringt, kann er Asketismus und Mönchtum, denen seine meisten Opera gelten, kraft unglaublicher Lügengeschichten derart verherrlichen, daß noch Luther in seinen Tischreden stöhnt: «Ich weiß keinen Lehrer, dem ich so feind bin als Hieronymo . . .» Kann er – sein literarisches Debüt – die Geschichte einer zeitgenössischen Christin berichten, die, angeblich zu Unrecht des Ehebruchs geziehen, von einem bösen, versteckt als Heide gezeichneten Richter, zum Tod verurteilt und, nach grausigen, mit allem Raffinement erfundenen Folterqualen, von zwei Scharfrichtern siebenmal vergeblich mit dem Schwert getroffen wird. Kann Hieronymus – «zu seiner Zeit der größte Gelehrte, den die christliche Kirche aufzuweisen hatte» (J. A. und A. Theiner) – einen Mönch schildern, der, in einer Grube liegend, nie mehr als täglich fünf Feigen ißt, oder einen, der seit 30 Jahren bloß von etwas Brot und schmutzigem Wasser lebt, oder er kann den sagenhaften Paulus aus der Thebais, an dessen Existenz er selber zweifelt, durch haarsträubende Histörchen in der Welt berühmt machen, zum Beispiel behaupten (während er die unverschämten Lügen andrer über Paulus verhöhnt), ein Rabe habe ihm 60 Jahre lang täglich ein halbes Brot gebracht – «bester Romancier seiner Zeit» (Kühner).[83]

Mit untrüglichem Instinkt erhob man diesen teils kaltblütig ehrabschneidenden, teils verlogen preisenden Hieronymus, der zeitweilig Berater und Sekretär von Papst Damasus, dann Klostervorsteher in Bethlehem, im Mittelalter sehr volkstümlich war, schließlich zum Patron gelehrter Schulen beziehungsweise theologischer Fakultäten und des Asketentums. Ja, leicht hätte auch Hieronymus Papst werden können. Zumindest bezeugt er selber, daß er nach dem Urteil fast aller für die höchste Priesterwürde bestimmt schien. «Ich wurde heilig genannt, demütig, beredt.» Doch seine innigen Beziehungen zu diversen Damen des römi-

schen Hochadels erregten die Eifersucht des Klerus. Auch machte ihm der Tod eines jungen Mädchens, den das erzürnte Volk wohl kaum zu Unrecht durch das «detestabile genus monachorum» verursacht sah, unmöglich in Rom. Und so floh er, gefolgt bald von den Freundinnen, die Stadt seiner ehrgeizigen Träume.[84]

Noch im 20. Jahrhundert aber «glänzt» Hieronymus in dem großen ‹*Lexikon für Theologie und Kirche*›, von dem Regensburger Bischof Buchberger ediert, trotz gewisser «Schattenseiten», «durch Lauterkeit und Hoheit des Strebens, durch Ernst der Buße und unerbittliche Strenge gegen sich, durch aufrichtige Frömmigkeit und warme Liebe zur Kirche». «Bei den Besten seiner Zeit genoß er Hochachtung» (Schade). Ein so renommierter Theologe jedoch wie Carl Schneider, einer der hervorragenden Kenner des antiken Christentums, wirft heute dem zur höchsten Würde der Catholica aufgestiegenen Kirchenlehrer und Patron ihrer theologischen Fakultäten die «dümmsten Albernheiten» vor, die «gewissenlosesten Verleumdungen und Fälschungen», «verlogene Intrigensucht und krankhafte Eitelkeit, Triebhaftigkeit und Treulosigkeit», «Dokumentenfälschungen, geistige Diebstähle, Haßausbrüche, Denunziationen . . .»[85]

Gelegentlich bekennen die Kirchenführer des späten 4. Jahrhunderts selber den «inneren Krieg», in rhetorischen Aufschreien oder echten Klagen.

«Ich habe unsere Väter sagen hören», schreibt Johannes Chrysostomos, «früher, während der Verfolgungen, ja, da habe es wahre Christen gegeben.» Doch jetzt, fragt er, wie soll man da noch Heiden bekehren? «Durch Hinweis auf Wunder? Die geschehen nicht mehr. Durch das Vorbild unseres Wandels? Der ist durch und durch verderbt. Durch Liebe? Davon ist nirgends eine Spur zu entdecken.» Alles sei zerstört und vernichtet. «Wir, die von Gott gesetzt sind, die anderen zu heilen, bedürfen selbst der Heilung.»[86]

Ähnlich ruft Kirchenlehrer Gregor von Nazianz, der seinen geistlichen Ämtern sich immer wieder durch Flucht entzog: «Welch ein Unheil! Wir fallen übereinander her und verschlingen einander . . . Überall wird da der Glaube vorgeschoben; bei per-

sönlichen Streitigkeiten muß dieser ehrwürdige Name herhalten. So kommt es natürlich, daß die Heiden uns hassen. Und, was das Schlimmere ist, wir können nicht einmal behaupten, daß sie unrecht haben ... Dies hat uns der innere Krieg beschert.»[87]

Und im Jahr 372 bekundet auch Kirchenlehrer Basilius sein Leid – verzweifelnd, eine Klage zu finden «so groß wie das Unglück»: «Die Ehrfurcht von Leuten, die den Herrn nicht fürchten, sucht den Weg zu den Kirchenämtern: schon winkt sichtlich der Vorsitz als Preis der Gottlosigkeit, so daß der größte Lästerer für das bischöfliche Amt als der Berufenste erscheint ... die Herrschsüchtigen das Geld der Armen nur zu eigenem Gebrauch und zu Geschenken vergeuden ... Unter dem Vorwande, als kämpften sie für die Religion, kämpfen sie verhohlen persönliche Feindschaften aus. Andere aber stacheln, um nicht wegen ihrer größten Schändlichkeiten zur Verantwortung gezogen zu werden, die Völker zu gegenseitigem Hader auf, damit bei der allgemeinen Schlechtigkeit ihre Schandtaten nicht auffallen.»[88]

Gewiß brandmarkt Basilius hier vor allem «das Übel der Häresie», das von den Grenzen Illyriens bis zur Thebais grassiere, schon «die Hälfte des Erdkreises» verschlungen habe. Doch *auch «Häretiker» sind Christen*! Und ausdrücklich nennt der Bischof «das Allerbeklagenswerteste, daß auch der Teil, der gesund zu sein scheint, in sich selbst gespalten ist», daß neben dem «Krieg von außen» noch der «innere Aufruhr» tobe, neben «dem offenen Kampf der Ketzer» auch der «unter den anscheinend Rechtgläubigen».[89]

Zum «Krieg von außen» aber, zum Streit gegen Juden und «Ketzer» und dem untereinander kam noch der gegen die Heiden.

4. KAPITEL

DER ANGRIFF AUF DAS HEIDENTUM ERFOLGT

«Die Heiligen sollen fröhlich sein ... Ihr Mund soll Gott erheben; sie sollen scharfe Schwerter in ihren Händen halten, daß sie Vergeltung üben unter den Heiden, Strafe unter den Völkern, ihre Könige zu binden mit Ketten und ihre Edlen mit eisernen Fesseln, daß sie an ihnen vollziehen das Gericht ... Halleluja!» Psalm 149,5 ff.

«Und wer da überwindet und hält meine Werke bis ans Ende, dem will ich Macht geben über die Heiden; und er soll sie weiden mit einem eisernen Stabe, und wie eines Töpfers Gefäß soll er sie zerschmeißen.»
Die Offenbarung des Johannes 2,26 f.

«Doch auch euch, allerheiligste Kaiser, wird der Zwang zu züchtigen und zu strafen aufgenötigt, und es wird euch durch das Gesetz des höchsten Gottes geboten, daß eure Strenge die Untat des Götzendienstes in jeder Weise verfolge.»
Kirchenvater Firmicus Maternus[1]

«Zwei Maßnahmen lagen Firmicus besonders am Herzen: die Zerstörung der Kultstätten und die Verfolgung der Andersgläubigen bis zum Tode.»
Karl Hoheisel[2]

Bekämpfte das Christentum Juden und «Ketzer» von Anfang an mit allem «heiligen» Zorn, so hielt es sich zunächst etwas zurück gegenüber den Heiden, von den christlichen Schriftstellern des 4. Jahrhunderts «Héllēnes» und «éthnē» genannt. Der sehr komplexe, sowohl den religiösen Kult wie die Intelligenz umfassende Begriff «Heidentum» schloß nur Christen, Juden und später Mohammedaner aus. Er entstammt natürlich nicht der Wissenschaft, sondern der Theologie, geht auf spätjüdisch-neutestamentliche Zeit zurück und ist entsprechend negativ abgestempelt. Im Lateinischen übertrug man ihn zunächst mit «gentes» (nach dem hl. Ambrosius: die «arma diaboli»), dann, als die Anhänger der alten Religion meist nur noch auf dem Land lebten, mit «pagani», «paganus». Das Wort zur Bezeichnung des Nichtchristen, erstmals in zwei lateinischen Inschriften des beginnenden 4. Jahrhunderts erscheinend, bedeutete im weltlichen Sprachgebrauch «ländlich», aber auch «zivil» im Gegensatz zu «militärisch». «Pagani», Menschen also, die nicht Soldaten Christi waren, wurde im Gothischen mit «thiudos», «haithns», übersetzt, im Althochdeutschen mit «heidan», «haidano», vermutlich: Wilder![3]

Mit diesen «Wilden» ging das Christentum anfangs ziemlich sanft um. Ein bemerkenswertes Faktum. Kündigt es doch die jahrtausendelange Taktik der Großkirche an, Majoritäten möglichst zu schonen, um, von ihnen geduldet, erst selbst überleben, dann sie, falls möglich, vernichten zu können. Bei Mehrheit: gegen Toleranz, ohne sie: dafür – der klassische Katholizismus bis heute! Freilich erklärte noch in unseren Tagen auch Karl Barth, der reformierte Theologe und religiöse Sozialist, die Religionen

enthielten nichts als Abgötterei und müßten «vollkommen ausgerottet werden, um der Offenbarung Platz zu machen»[4].

Die Christen erschienen den Heiden zunächst nur als judaistische Sekte, jüdische Dissidenten, auf die man um so mehr die Abneigung gegen die Juden übertrug, als sie auch deren Intoleranz und religiösen Dünkel teilten, doch nicht einmal, wie diese, eine einheitliche Nation repräsentierten. Bald in ungezählte Gruppen zersplittert, galten sie den Altgläubigen überdies als «gottlos». Auch mieden sie das öffentliche Leben, was sie moralisch anrüchig machte. Kurz, man verachtete sie weithin, legte ihnen Pest und Hungersnot zur Last und schrie gelegentlich wohl auch: «Die Christen vor die Löwen!» – (für einen jüdischen Autoren, notiert Léon Poliakov: ein seltsam bekannter Ton). So schrieben die Kirchenväter der vorkonstantinischen Zeit religiöse Toleranz groß, so machten sie aus ihrer Not eine strahlende Tugend, verlangten fortgesetzt Kultfreiheit, Rücksicht, beteuerten ihre Langmut, Güte, behaupteten, noch auf Erden zu sein, doch schon im Himmel zu wandeln, alle zu lieben, keinen zu hassen, nichts Böses mit Bösem zu vergelten, Unrecht lieber zu ertragen als hervorzurufen, nicht zu prozessieren, zu rauben, zu schlagen, zu töten.[5]

War bei den Heiden auch beinah alles «schändlich», fanden die Christen sich selber «rechtschaffen und heilig». «Und weil sie wissen, daß jene im Irrtum sind, lassen sie sich von ihnen schlagen . . .» Athenagoras belehrt um 177 die heidnischen Kaiser, «daß man einem jeden die Götter seiner Wahl lassen muß». Um 200 plädiert auch Tertullian für Religionsfreiheit; der eine möge zum Himmel, der andere zum Altar der Fides beten, der eine Gott verehren, der andere den Jupiter; es sei «ein Menschenrecht und eine Sache natürlicher Freiheit für jeden, das zu verehren, was er für gut hält, und die Gottesverehrung des einen bringt dem anderen weder Schaden noch Nutzen . . .» Origenes nennt noch eine lange Reihe von Gemeinsamkeiten heidnischer und christlicher Religion, um deren eignes Renommee zu heben, duldet auch keinerlei Schmähung der Götter, selbst nicht bei eklatantem Unrecht.[6]

Manche Kirchenväter mögen so aus Überzeugung, manche aus Kalkül nur und Opportunismus gesprochen haben.

Die antiheidnische Thematik im frühen Christentum

Doch wie sehr auch immer sie Freiheit der Religion postulierten – wie sie Juden und «Ketzer» angriffen, so auch die Heiden. Die Polemik dagegen, sporadisch, fast zufällig erst, nimmt bald einen breiten Raum ein, und seit Ende des 2. Jahrhunderts, als man sich schon stärker fühlt, geht man entschiedener vor. Bereits aus der Regierungszeit Marc Aurels (161–180) kennt man die Namen von sechs christlichen Apologeten sowie drei Apologien (von Athenagoras, Tatian, Theophilos).[7]

Die antiheidnischen Themen sind zahlreich, doch (auch später noch) meist arg zerstreut. Sie betreffen die pagane Theogonie und Mythologie, den Polytheismus, das Wesen der Götter, die Beschaffenheit ihrer Bilder, ihre Manufaktur, den teuflischen Ursprung des «Götzendienstes». Er galt als schwerstes Verbrechen für Christen und führte in den ersten drei Jahrhunderten zum Ausschluß.[8]

Die Argumentation im frühchristlichen Schrifttum – und darüber hinaus – ist wahrlich nicht überwältigend, auch literarisch «erfolglos» (Wlosok). Sie hat kaum Einfluß auf die öffentliche Meinung oder gar die Politik, und sie gleicht sich – ein trüber, öder, geistarmer Strom – meist zum Verwechseln durch die Jahrhunderte. Dabei stehen viele Einwände der Christen bei den Heiden selbst, gewisse Vorwürfe, von Kirchengeschichtler Euseb, von Kirchenlehrer Athanasius, oft bereits bei den Vorsokratikern! Nicht zuletzt waren die Skandalchroniken des Götterhimmels, allzu obszöne Züge der Mythologie, schon in vorchristlicher Zeit immer wieder aufs Korn genommen worden, doch auch die bildlichen Darstellungen der Kultgötter längst und heftig umstritten.[9]

Die antiken Mythen empfanden die Christen als anstößig, schreiendes Ärgernis, weil «unmoralisch»; übervoll von «amores», «cupiditas», Lastern.

Arnobius von Sicca, der Lehrer des Laktanz, wirft in sieben pathetisch weitschweifigen Büchern ‹*Gegen die Heiden*› deren Göttern ein Geschlecht «wie an Hunden und Schweinen» vor, «schamwürdige Glieder, die auch nur mit Namen zu nennen der schamhafte Mund verabscheut«. Er tadelt, daß sie «nach Art des zuchtlosen Viehs» sich der Leidenschaft ergeben, «mit rasender Begier dem wechselseitigen Verkehr», dem «Unflat der Begattung». Arnobius präsentiert, gleich andren «Vätern», ganze Listen allerhöchster Amouren, Jupiter entbrenne für Ceres, er begatte Leda, Danae, Alkmene, Elektra, tausend sonstige Jungfrauen und Frauen, den Knaben Catamitus – «überall muß Jupiter dran . . ., so daß es den Anschein hat, als wäre der Unglückselige nur dazu geboren, die Saat der Verbrechen, der Stoff zu Beschimpfungen und der Gemeinplatz zu sein, in welchen sich aller Unflat aus den Theater-Cloaken ergieße», aus Theatern, die so Arnobius, eigentlich niedergerissen, zerstört werden müßten, wie auch viele Schriften und Bücher verbrannt.[10]

Denn bricht ein Gott die Ehe, ist das tausendmal schlimmer als schickt einer die Sintflut! Die Göttergeschichten Homers oder Hesiods erschienen den Christen sagenhaft lächerlich. Schwängerte jedoch der Heilige Geist eine Jungfrau ohne Verletzung ihrer Jungfrauschaft, so bewies dies todernst einer der berühmtesten Katholiken der Antike, Ambrosius (dessen «Größe» freilich «nicht in der Originalität der Gedanken liegt»: Wytzes), durch die Geier, die gleichfalls ohne Geschlechtsverkehr zu ihren Jungen kommen. «Für unmöglich will man bei der Gottesmutter halten, dessen Möglichkeit man bei den Geiern nicht in Abrede stellt? Ein Vogel gebiert ohne Männchen, und niemand widerspricht dem: und weil Maria als Verlobte geboren hat, stellt man die Keuschheit in Frage.» Daß Heiden ein Götterbild begraben, beklagen und umjubelt wieder auferstehen lassen, war erneut zum Lachen für die Christen – ihre eigene Karfreitags- und Osterliturgie aber hochheilig. Kein Jota weniger seriös als der Auferstehungsbeweis

wieder des hl. Ambrosius: die Metamorphose der Seidenraupe, der Farbwechsel des Chamäleons und des Hasen sowie die Wiederauferstehung des Vogels Phönix![11]

Die Christen verdachten den Altgläubigen, daß sie das Geschöpf statt des Schöpfers anbeten, und eine stets wiederkehrende «Enthüllung» war die Beschaffenheit der Götterbilder: «Vor dem Machwerk seiner Hände fällt man nieder», jammert schon Jesaia. «Sie haben Mäuler und reden nicht», höhnt Psalm 115, «sie haben Augen und sehen nicht, sie haben Ohren und hören nicht, sie haben Nasen und riechen nicht ...» In Wirklichkeit identifizierte die antike Religion diese Bilder gar nicht mit den Göttern. Sie waren nur «symbolhafte Repräsentationen, aber nicht die Gottheiten selbst» (Mensching). Doch für die Christen waren die Götter «tot und nutzlos» (Aristides), konnten sie «weder sehen noch hören noch wandeln» (Offenbarung des Johannes). Und nach Gregor von Nyssa, einem katholischen Startheologen jener Zeit, übertrug sich die Bewegungslosigkeit der Götterstatuen sogar auf ihre Verehrer! Ja, diese Götzen, ein «leeres Nichts», wie Kirchengeschichtler Euseb erkannte, verbargen «viel Schändlichkeit». Sie waren mit Knochen, Abfall, Stroh ausgestopft, eine Zuflucht von Insekten, lichtscheuen Schaben, von Mäusen, nistenden Vögeln. Minucius Felix, Clemens von Alexandrien, Arnobius und andere malen die Verunreingung der heiligen Bildnisse mehr oder weniger aus – «wie unter dem Gewölbe der Tempel die Schwalben umherfliegen, den Kot fallen lassen, und bald die Köpfe, bald das Antlitz der Gottheit besudeln, den Bart, die Augen, die Nase ... Errötet also vor Scham ...» Die Götter, spottet Arianerbischof Maximin, werden von Spinnen und Würmern ruiniert. Und das «Martyrium Polycarpi» sieht sie gedüngt mit Hundedreck.[12]

Furchtbar wie ihre Verehrung, Beschaffenheit: ihre Produktion. Tertullian stellt sie, mit Ehebruch und Hurerei, an die Spitze aller Todsünden. Denn scharfsichtig bemerkten die Christen: die Götter waren gehauen, geschnitzt, gehobelt, geleimt – «in Töpferofen brannte man sie, mit Dreheisen und Feilen glättete man sie, mit Säge, Bohrern und Äxten schnitt, behaute, mit dem Hobel

ebnete man sie. Ist das also kein Irrwahn?» Und manchmal stammten sie «vielleicht» gar «aus dem Schmuck der Huren, dem Putz der Weiber, aus Kamelknochen ...» (Arnobius). Athenagoras behauptet, man kenne noch den Produzenten eines jeden Gottes; ganz verkommene Künstler, nach Origenes, dieselbe Sorte wie Gaukler und Giftmischer. Sie steckten voll jeder Schlechtigkeit, wußte Justin, der hl. Judenfeind (S. 127), verführten auch ihre jungen Sklavinnen, die Helfershelfer beim teuflischen Werk.[13]

Viele antiheidnische Vorwürfe, wenn nicht die meisten, ließen sich natürlich genauso gegen die Christen wenden.

Wie Clemens von Alexandrien oder Arnobius berichten, schuf mancher Künstler Götter nach menschlichen Modellen, selbst nach «ehrlosen Dirnen»; Praxiteles etwa die knidische Aphrodite nach seiner Geliebten Cratina. Aber entstanden Madonnen- und Heiligenbilder, Figuren der biblischen Geschichte, nicht analog? Malte Fra Filippo Lippi die Nonne Lucrezia Buti (seine spätere Frau, von ihm 1456 entführt) nebst Kind nicht wiederholt als Maria mit dem Jesusknaben? Verewigte Dürer die Kebsweiber des Mainzer Kardinals Albrecht II. (1514–1545), Käthe Stolzenfels und Ernestine Mehandel, nicht als Töchter Loths, Lukas Cranach die Ernestine als «hl. Ursula», Grünewald die Käthe als «hl. Katharina in der mystischen Ehe»? Minucius Felix, ein in Rom tätiger Anwalt aus Afrika, kritisiert das Mitführen von Götterbildern in heidnischen Prozessionen. Doch trug man bei christlichen Umzügen schließlich ganze Scharen von Heiligen mit – Erzbischof Albrecht von Magdeburg im Reliquienschrein als «lebendige Heilige» gar eine Kurtisane. Und sieht Bischof Euseb im Aufstellen der Götter Betrug an Kindern, an unreifen Erwachsenen, was dürfen wir in millionenfach präsentierten heiligen Gipsköpfen sehn?[14]

Weiter: Die antiheidnische Polemik verabscheut das Verneigen vor Werken von Menschenhand – die Christen selber aber verneigen sich vor Christus und den Heiligen. Sie verhöhnen das Küssen von «Götzen» – und küssen selber Heiligenbilder, Reliquien. Sie erklären, das Erscheinen der Götter beweise nicht ihre Existenz –

beweist das Erscheinen Christi die seine? Augustin trumpft auf: die «Götzenbilder» schützen Menschen nicht im Krieg – die Heiligenbilder? Clemens, Arnobius und andere verhöhnen Tempelbrände, die Zerstörung von Tempeln – allein dem Zweiten Weltkrieg fielen Tausende von Kirchen zum Opfer. (Und ihren Blitzableiter belächelte schon Lichtenberg.) Die Christen meinen, das Material der Götter könnte Besserem dienen; die Götter müssen vor Dieben gesichert werden «unter mächtigen Schlössern und ungeheuren Riegeln, unter Schranken, Schrauben» (Arnobius) – die christlichen Kirchenschätze auch. Kein Gottvertrauen! Die Christen kritisieren, die römische Religion, das römische Reich seien durch Verbrechen entstanden – ja, die christlichen Kirchen, die christlichen Reiche nicht?[15]

Was hinter der Idolatrie stand, war natürlich der Teufel, ein ganzes Heer unreiner Wesen. Von Anfang an geistergläubig und magieverseucht, nicht anders als die Heiden, glaubten die Christen den Götterkult geradezu von Dämonen verursacht; manche, wie Tertullian, sahen damit auch den Zirkus verbunden, das Theater, Amphitheater, Stadion. Nur die Dämonen, behaupten die Kirchenväter, seien es, die den Trug der Götter erzeugen, die Heiden täuschen, sie abhalten von der Anbetung des Christengottes, die das hl. Kreuz im Götterbild parodieren, die Orakel zu ihren Werkzeugen, die Idole zu ihren Schlupfwinkeln machen, die heidnischen Wunder bewirken, die Dichter mit Lügengeschichten füttern – und sich selber mit dem Blut- und Fettdampf der kultischen Opfer.[16]

Bezeichnend aber eben, daß all dies Abtun, Anklagen, Verspotten erst allmählich zunimmt, schärfer wird, daß man anfangs, als verschwindende Minderheit, noch leidlich gute Miene macht zum bösen Spiel. Beinah die ganze Welt war heidnisch, und gegen die Übermacht tritt der Christ meist kleinlaut auf, ja, mit ihr, muß es sein, arrangiert er sich, aber nur um sie eines Tages liquidieren zu können.

Auch dies zeigt bereits wieder der älteste christliche Autor.

Kompromisse und Heidenhass im Neuen Testament

Die Predigt des Paulus gegen Heiden ist meist maßvoller als die gegen «Ketzer» und Juden. Nicht nur einmal spielt er die Heiden gegen die Juden aus (S. 124). Wiederholt wendet er sich ostentativ «den Heiden zu». Wie er denn selbst «der Heiden Apostel» sein will, die Heiden «Miterben» nennt, «den Heiden das Heil» verheißt, auch die (heidnische!) Obrigkeit preist, die «von Gott» sei, «Gottes Ordnung» repräsentiere und «das Schwert nicht umsonst» trage (das seinen eignen Kopf doch abschlug – und immerhin dreimal traf ihn, trotz seines Bürgerrechts, die römische Strafe des Peitschens. Und siebenmal sperrte man ihn ein).[17]

Freilich kann auch Paulus schon kein gutes Haar an den Heiden lassen; sieht er sie «wandeln in der Eitelkeit ihres Sinnes, verfinstert im Verstande», in «Unwissenheit», «Stumpfheit», «Verstockung», in «Ausübung jeglicher Unlauterkeit», «jeder Ungerechtigkeit, Bosheit, Habsucht, Schlechtigkeit, voll Neid und Mord», sie sind, sagt Paulus, «nach Gottes Recht des Todes würdig»! Auch hat «Götzendienst» – ganz in der Tradition des ihm so verhaßten Judentums – Unzucht und Habgier zur Folge, «Götzendiener» nennt er wiederholt in einem Atemzug mit Räubern. Doch schimpft er sie auch Lästerer, Unzüchtige, Trunkenbolde, Ohrenbläser, Verleumder, Gottesverächter. Und so warnt er vor ihren Festen, untersagt die Teilnahme am Kult ihrer «Götzen», ihrer sakramentalen Mähler, an «der Teufel Gemeinschaft», «der Teufel Kelch», dem «Tisch der Teufel» – starke Worte. Und ihre Philosophen? «Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden.»[18]

Doch auch sonst lodert im Neuen Testament schon der Haß auf das Heidentum.

Ohne Zögern setzt der 1. Petrusbrief den altgläubigen Lebenswandel gleich mit «Trunkenheit, Fresserei, Sauferei und greulichem Götzendienst». Die Offenbarung des Johannes schmäht Babylon – ein Name, der für Rom und römische Herrschaft steht – «Behausung der Teufel», «Gefängnis aller unreinen Geister».

Sie stellt die «Götzendiener» sogar neben die Mörder, neben «die Ungläubigen und Frevler und Totschläger», die «Unzüchtigen und Zauberer . . . und alle Lügner, deren Teil wird sein in dem Pfuhl, der mit Feuer und Schwefel brennt». Denn Heidentum, «das Tier», gehört dorthin, «wo der Satan wohnt», des «Satans Thron ist». Also soll der Christ die Heiden weiden «mit einem eisernen Stabe, und wie eines Töpfers Gefäß soll er sie zerschmeißen». Alle frühchristlichen Schriftsteller, selbst, betont E. C. Dewick, die liberalsten, übernehmen «diese kompromißlose Feindschaft»[19].

Die Diffamierung des Kosmos, der paganen Religion und Kultur (Aristides, Athenagoras, Tatian, Tertulilian, Clemens u. a.)

Etwa Mitte des 2. Jahrhunderts brandmarkt einer der frühesten Apologeten, Aristides (in einer erst 1889 im Katharinen-Kloster auf dem Sinai entdeckten Apologie) die Vergöttlichung des Wassers, des Feuers, der Winde, der Sonne, nicht zuletzt die Verehrung der Erde – ein Ort für «den kotigen Unflat von Menschen, wilden und zahmen Tieren . . . die blutige Unreinigkeit Ermordeter», ein «Leichenbehälter». Doch trifft der besondere Zorn dieses Christen – wie noch vieler unserer Zeit, die «the obscure and tortuous cloak of Egyptian mythological language» (McKenzie) verspotten – die Ägypter. Denn sie, weil «einfältiger und unvernünftiger als alle Völker der Erde», haben selbst das Tier geheiligt (wobei religionsgeschichtlich fraglich ist, ob man je Tiere als solche für Götter hielt und nicht nur für deren Erscheinungsformen). Den Kirchenmännern aber schien dies der Skandal schlechthin und jedes Tadels wert. Immer aufs neue entrüsteten sie sich über die Anbetung theriomorpher Götter, die Verehrung von Fisch, Taube, Hund, Esel, von Rinds- und Widderköpfen, aber auch von Knoblauch und Zwiebeln. «Und nicht merken die Elenden bei all diesen Dingen, daß dieselben nichts (!) sind . . .»[20]

Das ganze Tierreich – nichts! Die Pflanzenwelt: nichts! Die Lust: nichts! Und die Götterwelt: «Irrwahn», «gottloses, lächerliches und albernes Gerede» – «alles Böse, Häßliche und Scheußliche» herbeiführend: «eine große Lasterhaftigkeit», «langwierige Kriege, große Hungersnöte, bittere Gefangenschaft und vollständige Entblößung», all das bricht wegen des Heidentums, «einzig aus diesem Grunde», über die Menschen herein.[21]

Im späteren 2. Jahrhundert sieht auch Athenagoras aus Athen Gott, den Vater der Vernunft, in vernunftlosen Geschöpfen, das Göttliche in Bildern von Menschen, sogar von Vögeln und Kriechtieren, verehrt. Doch ist der Christ vorsichtig, erklärt, «daß man einem jeden die Götter seiner Wahl lassen muß»; versichert, ihre Bilder nicht vorsätzlich anzugreifen, leugnet nicht einmal deren wundertätige Wirkung – ähnlich übrigens selbst Augustin! Und wie demütig noch, fast devot, ersucht Athenagoras in seiner «Bittschrift für die Christen» die Heiden Marc Aurel und Commodus «um Nachsicht», preist ihre «weise Regierung», «Güte und Milde», «unbegrenzte Friedsamkeit und Menschenliebe», ihren «Wissensdrang», ihre «Wahrheitsliebe», «Wohltaten», ja, gibt ihnen Ehrentitel, die ihnen gar nicht zukommen.[22]

Zur selben Zeit aber, um 172, richtet im Orient Tatian, der Syrer, bereits eine aufreizende Philippika an das Heidentum. Denn für den (in Rom Christ gewordenen) Schüler des hl. Justin und nachmaligen Führer der «ketzerischen» Enkratiten, für den «Barbarenphilosophen Tatian», wie er sich selber nennt, sind Heiden Angeber, Nichtwisser, Streithähne und Speichellecker. Sie sind voll von «Dünkel» und «prunkenden Phrasen», sind geil und lügen. Ihre Einrichtungen, ihre Sitten, ihre Religion und Wissenschaft, alles ist «albern», «vielfältige Torheit», «wahnwitzig». In seiner «Rede an die Bekenner des Griechentums» verunglimpft Tatian die «Großsprecherei der Römer», die «Windbeutelei der Athener», die «zahllose Menge eurer nichtsnutzigen Dichterinnen, Buhldirnen und Taugenichtse». Der einstige Sophistenschüler wirft dem Diogenes «Unmäßigkeit» vor, dem Platon «Völlerei», Aristoteles «Unwissenheit», Pherekydes und Pythagoras «Altweibergeschwätz», Empedokles

«Prahlerei». Die Sappho ist «ein unzüchtiges, liebestolles Frauenzimmer», Aristippos «ein scheinheiliger Lüstling», Heraklit «ein hoffärtiger Autodidakt», kurz: «Lärmer sind sie, keine Lehrer», höhnt der Christ, «in Worten großmäulig, aber im Erkennen schwachsinnig», und sie «gehen mit Nägeln umher wie die wilden Tiere»[23].

Tatian verdonnert die antike Rhetorik, die Schule, das Theater, «diese Hörsäle, die ... mit Vorträgen von Schweinereien ergötzen»; er reißt selbst die Plastik herunter (wegen ihrer Thematik, ihrer Modelle), und stets von neuem, was heute noch die Welt bewundert, griechische Dichtkunst und Philosophie; wobei er immer wieder der heidnischen «Windbeutelei», «Torheit», «Krankheit» die christliche «Weltweisheit» konfrontiert, den «Kampf- und Truglehren verblendeter Dämonen» die «Lehren unserer Wissenschaft».

Jeder, der Philosophie schätze, behauptet Tatian, der gehe in die Kirche. «Wir sind ja keine Narren, ihr Anhänger der Griechenlehre, und wir reden keine Possen», «und *wir* lügen nicht», «albern ist *euer* Geschwätz ...» Zu «der Wahrheit, deren Herold ich bin», gehörte auch Tatians Greuelmärchen, die Heiden äßen Fleisch von Christen, um deren Auferstehung zu verhindern![24]

Mit dieser Rede – «eine einzige vernichtende Anklage gegen die gesamten Leistungen des hellenischen Geistes auf sämtlichen Gebieten» (Krause) – beginnt jene unflätige Herabsetzung der ganzen heidnischen Kultur, der dann deren Verfemung, fast Vergessenheit im Abendland durch mehr als ein Jahrtausend folgt. Doch während ein kritischer Forscher wie Johannes Geffcken den Syrer Tatian einen «orientalischen Bildungsfeind», «affektierten Heuchler», «prahlenden Aftergelehrten» nennt, einen «seichten Denker» und «verlogenen Menschen von äußerst geringer Ehrlichkeit gegen andere und sich selbst», verteidigt man auf katholischer Seite, gleichfalls noch im 20. Jahrhundert, die «Schönheit und Nützlichkeit» des Hauptinhalts der zitierten Schrift, von der schon im 4. Jahrhundert Kirchengeschichtsschreiber Euseb berichtet, daß sie bei vielen «den größten Ruhm genießt». Scheint sie

doch auch diesem Bischof «das schönste und nützlichste von allen Werken Tatians zu sein»[25].

Tatian aber steht nur in jener Front der antiken Kirche, die von dem hl. Ignatius (der jeden Kontakt mit heidnischer Literatur, auch beinah den ganzen Schulunterricht verwirft) und dem genauso denkenden Bischof Polykarp von Smyrna zu Kirchenschriftsteller Hermias führt und seiner ebenso rüden wie dürftigen, «Verspottung der heidnischen Philosophen», zu Kirchenvater Irenäus, dem antiochenischen Bischof Theophilus und anderen, die die gesamte antike Philosophie hassen, verdammen als «lügenhafte Flunkerei», als «Abenteuerlichkeit, Unsinn oder Wahnwitz oder Absonderlichkeit oder alles zugleich». Sämtliche Repräsentanten der griechischen Kultur verbreiten, laut dem hl. Theophilus, einem sehr bescheidnen Geist, doch auf einem der angesehensten Bischofssitze, nur «Wortschwall», «nutzloses Gerede», sie haben «nicht einmal den geringsten Funken der Wahrheit», «auch nicht das kleinste Körnlein davon gefunden»[26].

Tertullian bläst ins gleiche Horn. Zwar kann er, doppelzüngig, wie es Christen zusteht, auch für Toleranz eintreten, zu Jupiter und zum Altar der Fides beten lassen, kann er dagegen protestieren, daß man «jemand die Freiheit der Religion nimmt und ihm die freie Wahl seiner Gottheit verbietet». Doch höhnt er auch: was haben ein Philosoph und ein Christ, der Schüler Griechenlands und der des Himmels, der Verfälscher der Wahrheit und ihr Erneuerer, ein Dieb und der Wächter der Wahrheit gemeinsam? So lehnt er im allgemeinen, wiewohl selbst davon lebend, rigoros Philosophie ab, ja, bricht den Stab über die griechische Kultur insgesamt. Mit Christentum habe sie nichts zu tun, wohl aber mit Ohrenkitzel, Torheit, Dämonentum, und nähere sie sich einmal der Wahrheit, sei es Zufall oder Diebstahl![27]

Als Inbegriff der Sünde aber, als Gipfel von sieben Kapitalverbrechen, die Tertullian den Heiden generell unterstellt, erscheint ihm der Kult der Götter – im wesentlichen ja nicht mehr, aber auch nicht weniger meist als personifizierte und eben divinisierte Kräfte der Natur oder sexueller Potenz. Doch wie kaum ein andrer früher Christ bekämpft Tertullian gerade diesen Kult fast

systematisch. Befriedigt konstatiert er den geringen Respekt der Heiden vor ihren eigenen Idolen, eignen Religionsgebräuchen. Er nimmt die Leblosigkeit der Götter aufs Korn, die Unwürdigkeit ihrer Mythen, er spottet, macht lächerlich, er empört sich darüber, daß ein Christ nirgendwo hingehen könne, ohne auf Götter zu stoßen. Er verbietet Christen jede Tätigkeit, die mit dem «Götzendienst» auch nur zu tun hat, das Anfertigen von Götterbildern und deren Verkauf ebenso wie alle Berufe, die dem Heidentum dienen, einschließlich des Militärdienstes.[28]

Selbst ein Freund griechischer Philosophie aber wie Clemens Alexandrinus verunglimpft um die Wende zum 3. Jahrhundert in seiner «Mahnrede an die Heiden» all die «hochgeehrten Mythen», «die gottlosen Heiligtümer», «auch des sonstigen Wahrsagens, vielmehr Wahnsinns wertlose Orakelstätten», alles «wahrlich wahnwitzige Sophistenschulen für ungläubige Menschen und Spielhöllen voll von vollendetem Irrwahn». Auch was die «Mysterien der Gottlosen» betrifft, will Clemens den in ihnen «verborgenen Schwindel aufdecken», «ihren heiligen Wahnsinn». Sind doch auch diese «Orgien voll von Betrug», «völlig unmenschlich», «Samen des Unheils und des Verderbens», gottlose Kulte, die offenbar nur wirken «auf die ärgsten Barbaren unter den Thrakern, auf die größten Dummköpfe unter den Phrygern, auf die Abergläubischen unter den Griechen»[29].

Alles, was wirklich schön ist, voller Sinn, die Heiligung der Gestirne, der Sonne, zu der besonders die Perser beteten, die Heiligung der Erde, ihrer Pflanzen, Früchte, des Wassers, das vor allem bei den Ägyptern (lange dort nur das Nilwasser) Verehrung fand, nicht weniger als Erotik und Sexualität, verabscheut dieser Kirchenvater wie schon vor ihm Aristides (S. 192 f) und nach ihm etwa Firmicus Maternus oder Kirchenlehrer Athanasius in seiner «Oratio contra gentes», worin dieser Bischof nicht nur die Vergöttlichung von Bildern, Menschen, Tieren verteufelt, sondern auch die der Sterne und Elemente, dabei die Grundlage aller paganen Frömmigkeit in nichts anderem sehend als in sexueller Ausschweifung, in Amoral.[30]

Die antiken Christen hatten meist wenig Verständnis für den

faszinierenden, vom Heidentum gefeierten Kreislauf der Vegetation, seine naturmythologische, auf uralte Fruchtbarkeitssymboliken zurückgehende Ausdeutung, die Teilnahme am tellurischen, kosmischen Geschehen, den zutiefst frommen Widerhall, den Schönheit und Fülle des Daseins in jenen Menschen bewirkten. «Alles was diese Götter betrifft», schreibt Plutarch von der ägyptischen Religion, «wird mit dem Pflügen, Säen und dem Aufsprießen der Feldfrüchte in Beziehung gesetzt.» Sie waren, wie viele andre, Symbolfiguren für Werden und Vergehen.[31]

Doch auch Clemens von Alexandrien erkennt in den Verehrungsformen für Sonne, Mond und Sterne, für die Erde mit ihrer Fruchtbarkeit, ihren Freuden, nichts als «Höhepunkte der Torheit», «Gottesleugnung und Aberglauben», «die schlüpfrigen und gefährlichen Abwege von der Wahrheit, die den Menschen vom Himmel herabführen und in den Abgrund stürzen lassen». «Wehe über solche Gottlosigkeit!» ruft Clemens. «Warum habt ihr den Himmel verlassen und die Erde geehrt? ... Habt ihr (denn ich will es noch einmal wiederholen) ... die Frömmigkeit auf den Erdboden herabgezogen ... Ich bin aber gewohnt, die Erde mit meinen Füßen zu treten, nicht sie anzubeten.»[32]

Hier, wo die Erde getreten, mit Füßen getreten wird, dröhnt geradezu – deutlicher noch als bei Aristides – das Echo des alttestamentlichen «Machet sie euch untertan!» Hier bricht etwas mehr und mehr Verheerendes, in seinen Folgen kaum zu Überschätzendes ein. Hier tritt an die Stelle des «natürlichen Kosmos» ein «kirchlicher Kosmos», ein radikal religiöser Anthropozentrismus, dessen vielfältige Fortwirkungen und «Fortschritte» die mittelalterliche Kirchenherrschaft überdauern und hinführen, wie A. Hilary Armstrong anschaulich schreibt, zu «a wholly man-centred technocratic paradise, which is beginning to look to more and more of us more and more like hell»[33].

Der protestantische Theologe Albrecht Peters aber rühmt vielsagend noch 1968 mit ausdrücklichem Bezug auf den erwähnten Bibelauftrag: «Indem der Mensch in der Gottesbegegnung zugleich befreit wurde von den kosmischen Elementarmächten, vom Zwang zur Vergötzung des Welthaft-Zuhandenen, indem

ihm im Gegenüber zu dem *einen* Gott die *eine* Welt zur Einheit zusammenwuchs ... gewann der Mensch die Möglichkeit zur *Säkularisation*, erhielt er die innere Freiheit ..., sich der so entzauberten (!) Welt auch technisch zu bemächtigen ... Diese Säkularisation im Raume des Christentums übertrifft alle früheren Säkularisierungserscheinungen an innerer Stoßkraft und reißt in ihrer technischen Weltbewältigung alle Kulturen in ihren Strudel hinein.»[34]

Wie die Verherrlichung des Kosmos, so wird durch Clemens Alexandrinus auch die der Sexualität verteufelt, zumal sie mit dem paganen Kult, systematisch im «Protreptikos» bekämpft, eng zusammenhängt, «mit euren Dämonen und Göttern und Halbgöttern, wenn welche so heißen, so wie man von Halbeseln (Mauleseln) spricht». In ihren Häusern, empört sich Clemens, der die Götter mit Teufeln gleichsetzt, stellen die Heiden «die unreinen Gelüste der Dämonen in Bildern dar», weihen sie «Denkmäler der Schamlosigkeit den Göttern», «kleine Panfiguren und nackte Mädchen und trunkene Satyrn und aufgerichtete Zeugungsglieder» – «bei der Tugend seid ihr Zuschauer, bei der Schlechtigkeit aber Wettkämpfer geworden». «O wie offenbar ist die Schamlosigkeit!»[35]

Konnte schon Clemens so erklären, «jede Handlung eines Heiden ist sündhaft», konnte er jenen, «die Götzen anbeten», schon unterstellen, was bald, Wort für Wort, ungezählte christliche Mönche auszeichnen wird: «schmutziges Haar, dreckige, zerlumpte Kleider, sie haben noch nie etwas von einem Bad gehört, ihre langen Nägel gleichen den Krallen der wilden Tiere», konnte schon Clemens die alten Heiligtümer «nur Gräber und Gefängnisse» schimpfen, konnte schon er vom Götterbild der Ägypter sagen, es sei ein Tier, das in eine Höhle passen würde oder auf einen Misthaufen, so wird man sich kaum wundern, fällt das Christentum nach seinem Sieg die Heiden in bisher unerhörter Weise an.[36]

Auch die Synode von Elvira zwar hatte schon zu Beginn des 4. Jahrhunderts eine lange Reihe antipaganer Bestimmungen erlassen – Verfügungen gegen «Götzenkult», heidnische Magie,

heidnische Bräuche, gegen die Verheiratung von Christinnen mit Heiden, mit deren Priestern – und dafür hohe und höchste Kirchenstrafen verhängt. (Für heidnischen Kult – wie für Totschlag und Unzucht – Verweigerung der Kommunion selbst in articulo mortis.) Doch ungeachtet solcher Verbote dämmte das Konzil allzu krasse Bekundungen der Frömmigkeit wenigstens insofern ein, als Kanon 60 keinen als Märtyrer anerkannte, der beim Zertrümmern von «Götzenbildern» umgekommen war.[37] Schließlich galt das Christentum noch immer nicht als erlaubte Religion.

Nach dem Umsturz aber schlägt man ganz andere Töne an. Im Konflikt mit den Altgläubigen beginnt nun die große Wende, markiert durch das Jahr 311, als Kaiser Galerius das Christentum, wenn auch widerwillig, akzeptiert (S. 205), und durch das Jahr 313, seitdem Kaiser Konstantin dieser Religion immer mehr seine Sympathie samt einer Fülle von Vorrechten schenkt (S. 224 f, 235 ff). Verbündet mit der stärksten Macht der Welt, ändert sich jetzt nicht nur der Ton der christlichen Traktate, sondern zum Teil auch ihre Sehweise beträchtlich und fast wie über Nacht.[38]

Die Christenverfolgungen im Spiegel kirchlicher Geschichtsschreibung

Vor allem werden den Heiden nun, kurz nach der letzten Christenverfolgung, eben diese Verfolgungen vorgehalten und sogleich gigantisch übertrieben – bis tief ins 20. Jahrhundert hinein, wo man noch in dessen zweiter Hälfte das Christentum schon vom Ende des 1. Jahrhunderts an «in seinem eigenen Blute waten» sieht, mit der «ungeheuren Schar heroischer Gestalten» prahlt, «die, die Stirnen von Martyrerblut gezeichnet, das ganze zweite Jahrhundert durchziehen» (Daniel-Rops); wobei man gerade noch, 1956 (!), zugibt, es seien «nicht Millionen» gewesen (Ziegler). Seriösere Forscher schätzten die Zahl der christlichen Opfer gelegentlich, nicht unwidersprochen, auf 3000, auf 1500 –

in allen drei Jahrhunderten! Wie problematisch diese Zahl sein mag: die Christen erschlugen in Mittelalter und Neuzeit mehr Juden häufig *in einem einzigen Jahr*, manchmal *an einem einzigen Tag!*[39]

Ein so achtunggebietender Christ wie der 254 gestorbene Origenes (vgl. S. 171) – dessen eigener Vater Märtyrer war und der auch selbst gefoltert wurde – nannte die Zahl der christlichen Blutzeugen «klein und leicht zu zählen». Tatsächlich sind die meisten «Märtyrerakten» gefälscht, sind viele heidnische Kaiser gar keine Christenverfolger gewesen, hat der Staat die Christen gar nicht wegen ihrer Religion behelligt. In Wirklichkeit begegneten viele altgläubige Beamte den Christen so nachsichtig wie möglich. Sie gaben ihnen Bedenkzeit, übergingen Verordnungen, gestatteten Betrug, entließen sie aus der Haft oder verrieten Christen juristische Tricks, wie sie, ohne ihren Glauben zu verleugnen, freigesprochen werden konnten. Sie schickten sich selber Denunzierende wieder nach Hause und quittierten nicht selten noch ihre Provokationen gelassen.

Schon Bischof Euseb aber, der «Vater der Kirchengeschichte», wird in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts nicht müde, uns wahre Schauermärchen über die bösen Heiden aufzutischen, die schlimmen Christenverfolger. Er verwendet dafür das ganze achte Buch seiner ‹*Kirchengeschichte*›, von dem gewiß auch gilt, was ein Kenner vor allem vom 9. und 10. Buch dieses Werkes sagt (unsere fast einzige Quelle für die ältere Kirchengeschichte!): «Emphase, Umschreibung, Auslassung, Halbwahrheit und sogar Urkundenfälschung ersetzen die wissenschaftliche Interpretation sicherer Dokumente» (Morreau)[40].

Immer wieder werden da durch die verruchten Heiden – tatsächlich durch Bischof Euseb – die Christen, die «wahrhaft wunderbaren Streiter», gemartert, mit Geißelhieben, mit Folter und Schabmesser zerfleischt, der Bauch, die Waden, Wangen, Beine zerbrochen, die Nasen abgeschnitten, Ohren, Hände, die restlichen Glieder zerstümmelt. Euseb rührt Essig und Salz in die Wunden, treibt scharfes Schilfrohr durch die Nägel, die Finger, verbrennt die Rücken durch kochendes Blei, brät die Dulder auf

einem Rost «zwecks langer Peinigungen». Und bei all dem und vielem mehr sind diese Helden standhaft, guten Mutes, in bester Verfassung. «Ja, sie jubelten und sangen dem Gott des Alls Lob- und Danklieder bis zum letzten Atemzug.»[41]

Andere Christgläubige, weiß Euseb, wurden «auf Befehl der Dämonendiener» in die Tiefen des Meeres versenkt, wurden gekreuzigt, geköpft – «bisweilen sogar hundert Männer nebst kleinen Kindern (!) und Weibern an einem einzigen Tag ... Das Richtschwert wurde stumpf ... die Henkersknechte mußten sich vor Erschöpfung gegenseitig ablösen.» Wieder andere warf man «menschenfressenden Bestien» vor, wilden Ebern, Bären, Panthern. «Wir selbst waren bei diesen Kämpfen zugegen (!) und sahen, wie die göttliche Kraft unseres Erlösers Jesus Christus, dem das Zeugnis galt, erschien ... Und wenn die Bestien je zum Sprunge ansetzten, wichen sie, wie von einer göttlichen Kraft angehalten, immer wieder zurück.» Von Christen – «fünf waren es im ganzen» –, die ein «wütender Stier» zerfetzen sollte, berichtet der Bischof: «So sehr er mit den Füßen stampfte und mit dem Gehörn hierhin und dorthin stieß und, durch glühendes Eisen gereizt, Wut und Verderben schnaubte, er wurde von der heiligen Vorsehung zurückgedrängt.»[42]

Christliche Geschichtsschreibung!

Einmal erwähnt Euseb «ein ganzes von Christen bewohntes Städtchen in Phrygien», dessen Bewohner man «samt Frauen und Kindern» verbrannte – unterschlägt aber leider den Namen des Ortes. Überhaupt weicht er, obwohl ja wiederholt Augenzeuge, genaueren Angaben in der Regel geflissentlich aus, renommiert jedoch unentwegt mit «zahllosen Scharen», kennt «große Massen», teils durchs Schwert hingerichtet, teils verbrannt, «unzählige Männer mit Weibern und Kindern» (!), die «um der Lehre unseres Erlösers willen ... auf verschiedene Weise» starben. «Ihre Heldentaten sind über jede Beschreibung erhaben.»[43]

Es sei nicht unerwähnt, daß 335 auf dem Konzil von Tyrus (S. 373) der ägyptische Bischof Potamon von Herkleia Bischof Euseb des Abfalls während der Verfolgung bezichtigt hat. Freilich

ist dies unbewiesen und kann auch, wie so oft, Verleumdung eines Amtsbruders durch einen Amtsbruder sein.[44]

Der Verfolgung in Gallien im Jahr 177 unter Mark Aurel (161–180), dem Philosophen auf dem Kaiserthron (dessen «Selbstbetrachtungen» noch Friedrich II. von Preußen bewundert), rühmt Euseb «Zehntausende von Märtyrern» nach. Die Martyrologien zu der Verfolgung in Gallien unter Mark Aurel aber nennen – 48 Märtyrer. Und davon bleiben selbst im ‹*Lexikon für Theologie und Kirche*› noch acht Märtyrer übrig; die hl. Blandina «mit dem hl. Bischof Potinus und sechs anderen Genossen». Dagegen ist später die Zahl der *heidnischen* Märtyrer in Gallien «besonders . . . groß» (C. Schneider).[45]

Von der Christenverfolgung Diokletians, wider Willen des bedeutenden Herrschers die härteste überhaupt, konnte Euseb, da den Zeitgenossen noch bekannt, nicht mehr Zehntausende von Opfern (mehr bewundern als) beklagen. (Verfolgungen sind Kirchenführern häufig willkommen. Auch bei Päpsten des 20. Jahrhunderts kann man dies lesen.[46] Verfolgungen pulvern auf, treiben zu engerem Zusammenschluß – die beste Propaganda durch die Zeiten!) Euseb, der «über die Märtyrer in Palästina» eine gesonderte Schrift publizierte und in seiner Kirchengeschichte schreibt: «Wir kennen diejenigen aus ihnen, die in Palästina . . . sich hervorgetan», Euseb nennt nun nicht mehr «Zehntausende», sondern eine Gesamtzahl von 91 Märtyrern. 1954 überprüfte de Ste Croix in ‹*Harvard Theological Review*› die Angaben des «Vaters der Kirchengeschichte», wobei noch sechzehn Märtyrer übrigblieben – in der schlimmsten und zehnjährigen antiken Christenverfolgung in Palästina nicht einmal zwei pro Jahr. Trotz allem hielte einer seiner heutigen Verteidiger den Schluß für verfehlt, Euseb «habe keinerlei wissenschaftliches Gewissen gehabt» (Wallace-Hadrill).[47]

Selbst die heidnischen Kaiser aber, von «Gott» gesandt doch, Repräsentanten seiner «Ordnung» (S. 191), wurden jetzt durch den ärgsten kirchenväterlichen Dreck gezogen. Waren sie für Athenagoras im späten 2. Jahrhundert noch gütig und mild, weise und wahrheitsliebend, friedfertig, wohltätig, wissensdurstig

(S. 193), geißelt man sie schon im frühen 4. Jahrhundert als Monstra ohnegleichen.

DIE HEIDNISCHEN KAISER – RETROSPEKTIV

Das christliche Triumphgeheul eröffnet um 314, also gleich nach dem Umsturz, Laktantius mit der Hetzschrift *‹Von den Todesarten der Verfolger›* – derart gemein nach Thema, Stil, Niveau, daß sie viele dem «Cicero christianus» lange nicht zuerkennen wollten, während die Echtheit heute (fast) unbestritten ist. Es gibt wenig, was Laktanz in dieser Schrift – in Gallien publiziert, als er Konstantins Sohn Krispus erzog – den römischen Kaisern erspart: den «Widersachern Gottes», den «Tyrannen», die er Wölfen gleichsetzt, als Raubtiere beschreibt, «Bestien». Der Umschwung war kaum vollendet, und schon, kommentiert von Campenhausen, «ist die alte Märtyrer- und Verfolgungsideologie der Kirche wie weggeblasen und fast in ihr Gegenteil verkehrt»[48].

Kaiser Decius (249–251), ein Christenverfolger, der nach Ausweis von Münzen («pax provinciae») ein friedliches Regime führen wollte, nach den Geschichtsquellen ein vorzüglicher Mann war, bis er bei Abrittus in der Dobrudscha dem Gotenführer Kniva unterlag und fiel, Decius ist für Laktanz ein «Feind Gottes», «ein verabscheuungswürdiges Ungeheuer», der Fraß schließlich von «Raubtieren und Vögeln». Von Valerian (253–260), der gleichfalls die Christen verfolgte, dann in persischer Gefangenschaft starb, behauptet Laktanz, man habe ihm «die Haut abgezogen und mit roter Farbe getüncht, um im Tempel der barbarischen Götter zum Andenken an den herrlichen Triumph aufbewahrt zu werden». Diokletian (284–305), der den armen Laktanz als «rhetor Latinus» nach Nikomedien berufen und auch während der Verfolgung, von Laktanz in der kaiserlichen Hauptstadt verbracht, nicht angetastet hatte, nennt der Kirchenvater «groß in Erfindung von Verbrechen». Und Maximian (285–305), Diokletians Mitkaiser, so erzählt Laktanz, versagte «seiner bösen

Lust nicht das Geringste». «Wohin er immer den Weg nahm, da wurden die Jungfrauen aus den Armen der Eltern gerissen, um sogleich zur Verfügung zu sein.»[49]

Doch «die Bösen alle, die je gelebt», übertraf Diokletians Schwiegersohn, Kaiser Galerius (305–311), den Laktanz für den eigentlichen Urheber der 303 einsetzenden Pogrome hielt. Folglich richtete er sein Augenmerk «auf die Mißhandlung des Erdkreises». So oft «der Ruchlose» sich «ergötzen wollte», rief er einen seiner Bären, «ihm an Wildheit und Größe ganz ähnlich», und fütterte ihn mit Menschen. «Und wenn ihnen die Gliedmaßen auseinandergerissen wurden, so konnte er aufs Vergnüglichste lachen, und nie speiste er am Abend ohne Menschenblut»; «nur Feuer, Kreuz und wilde Tiere waren alltägliche und geläufige Dinge», nur «allgemeine Willkür» herrschte. Bei der Eintreibung der Steuern starben Menschen und Haustiere weg. «Nur die Bettler waren noch übrig ... Doch siehe, der mildherzige Mann erbarmte sich auch dieser, um ihrer Not ein Ende zu machen. Er ließ sie alle zusammenbringen, auf Booten hinausschaffen und ins Meer versenken.»[50]

Christliche Geschichtsschreibung!

Wobei Laktanz in diesem «ersten christlichen Beitrag zur Philosophie und Theologie der Geschichte» (Pichon) nicht zu beteuern vergißt, er habe «all diese Vorgänge ... mit gewissenhafter Treue» gesammelt, «damit nicht etwa das Andenken an so große Ereignisse sich verliere oder ein künftiger Geschichtsschreiber die Wahrheit entstelle»![51]

Als Strafe Gottes erteilt Galerius der Krebs, «ein bösartiges Geschwür am unteren Teil der Genitalien» – Euseb spricht dezenter von jenen Partien, «die man nicht nennen mag». Die Kirchenschriftsteller Rufinus und Orosius fabeln später von Selbstmord. Laktanz aber, seit dem Galerius in der Historiographie als «wilder Barbar» gilt (Altendorf), schildert genußvoll über Seiten hinweg den Krankheitsverlauf (versüßt er doch auch, an andrer Stelle, wie schon Bischof Cyprian [S. 161], den Gläubigen durch alle Ewigkeit den Blick auf das Elend der Verdammten): «Es bilden sich Würmer im Leibe. Der Geruch dringt nicht bloß durch

den Palast, sondern verbreitet sich über die ganze Stadt»! ... «Er wird von Würmern zerfressen und unter unerträglichen Schmerzen löst sich der Leib in Fäulnis auf ...» Bischof Euseb ergänzt: «Von den Ärzten wurden die einen, die den über alle Maßen abscheulichen Gestank schlechthin nicht zu ertragen vermochten, niedergemacht, die anderen, die ... kein Heilmittel finden konnten, erbarmungslos hingerichtet.»[52]

Christliche Geschichtsschreibung!

Dabei hatte der todkranke Galerius, dessen Ende die Kirchenväter in allen Farben antiker Topik malten, am 30. April 311 das «Toleranzedikt von Nikomedien» verfügt. Der Erlaß beendete die Christenverfolgung – hier noch einmal gerechtfertigt durch die diokletianische Staatsideologie – und machte das Christentum zur religio licita, indem er den Christen erlaubte, ja gebot, ihre Kirchen wiederherzustellen, «jedoch unter der Bedingung, daß sie in keiner Weise gegen die Ordnung handeln». Kraft dieser gewiß nicht sehr freundlich formulierten «Magna charta» der neuen Religion aber stellte der wenige Tage darauf in Serdica sterbende Galerius «seiner persönlichen Lauterkeit ein rühmendes Zeugnis» aus (Hönn); wurden so doch «zum erstenmal in der Geschichte Christen in gewisser Weise gesetzlich anerkannt» (Grant).[53]

Galerius, der über die Donauprovinzen und den Balkan regierte, mit Sirmium als bevorzugter Residenz, hatte das Reich nach den Vorstellungen am diokletianischen Hof erneuern wollen, politisch und religiös. Er war nicht das Scheusal, das den Federn von Laktanz und andren Kirchenvätern entsprang, sondern, zuverlässigeren Quellen zufolge, zwar reichlich ungehobelt, doch wohlmeinend und gerecht. Aurelius Victor, 389 Stadtpräfekt von Rom und Autor einer römischen Kaisergeschichte, attestiert dem früheren Viehhirten neben «Ungeschliffenheit» und «Ungezogenheit» auch «Fähigkeiten, mit denen die Natur ihn ausgezeichnet hatte». Er rühmt unter anderem seine Gewinnung fruchtbaren Landes in Pannonien (der nach seiner dem Christentum geneigten Frau Valeria benannten Provinz Valeria), die Ausrottung ungeheurer Wälder, den Abfluß, den er dem See Pelso, vielleicht dem Plattensee, in die Donau gab.[54]

Laktanz freilich, der erst vor kurzem, als man das Christentum noch unterdrückt, gerufen: «Es bedarf nicht der Gewalt und des Unrechts; denn Religion kann nicht erzwungen werden»; «mit Worten, nicht mit Prügeln muß man die Sache vertreten», «durch Geduld, nicht durch Grausamkeit, durch Glauben, nicht durch Verbrechen»; Laktanz, der eben noch als «Wurzel der Gerechtigkeit und die gesamte Grundlage der Billigkeit» den Satz genannt, «daß man dem Nächsten nichts zufüge, was man selbst nicht erleiden will; daß man nach sich selbst bemesse, wie es dem Nebenmenschen zumute ist», dieser Laktanz schimpft nun die heidnischen Herrscher Verbrecher gegen Gott und jauchzt, daß von ihnen «weder Sproß noch Wurzel übrigblieb». «Am Boden liegen sie, die da Gott widerstrebten; die den heiligen Tempel umstürzten, sind in noch mächtigerem Sturze gefallen – spät, aber tief und nach Verdienst». Dagegen bejubelt der Kirchenvater Konstantins Massenmorde an kriegsgefangenen Franken im Trierer Amphitheater. Und überströmend dankt er am Schluß seiner «Todesarten der Verfolger» der «ewigen Erbarmung Gottes» dafür, daß er «endlich auf die Erde herabblickt ..., daß er sich gewürdigt hat, seine Herde, die von reißenden Wölfen teils verwüstet, teils zerstreut war, wiederherzustellen und zu sammeln und die bösen Untiere auszurotten ... Der Herr hat sie ausgetilgt und weggefegt von der Erde. So laßt uns also den Triumph Gottes mit Frohlocken feiern, den Sieg des Herrn mit Lobliedern begehen! Laßt uns ...» et cetera.[55]

Und auch ein weiterer Günstling Konstantins, Kirchenhistoriker Euseb, gebärdete sich entsprechend und verleumdete die heidnischen Kaiser nicht weniger. Er ließ Valerian «unglückliche Kinder schlachten, Kinder bedauernswerter Eltern opfern, die Eingeweide Neugeborener durchforschen, die Gebilde Gottes zerschneiden und zerhacken». Ähnliches hing Euseb Kaiser Maxentius an, bei dem noch die Schlachtung von Löwen und schwangeren Frauen dazukam (neben dem angeblichen Massenmord an Senatoren; vgl. S. 220). Doch derartiges hat man Heiden häufig nachgesagt, es war geradezu ein Topos kirchlicher Geschichtsschreibung und wurde durch Galerius, Maximian, Seve-

rus und natürlich Kaiser Julian, dem «Apostaten», unterstellt. Es konnte Euseb nicht schwerfallen, einem Mann, der in seiner «Praeparatio evangelica» Schmutz und Schlechtigkeit des Heidentums sowie Hoheit und Tugendglanz der eignen Seite in fünfzehn Büchern demonstiert, Euseb, dem sich der gesamte Hellenismus in Gestalt eines Teufels verkörperte, eines «heidnischen Dämons, der das Gute haßt und das Böse liebt», der «nach Art eines wütenden Hundes» die ach so edlen Christen angefallen, im «tierischen Wahnsinn», «mit unheilvollen und seelenverderbenden Giften», der «jedes wilde Tier und jedes Ungeheuer in Menschengestalt gegen uns» gehetzt. Also ist auch Euseb jetzt überglücklich, daß Konstantin, «gerade diejenigen verfolgte, die dieses getan hatten, und züchtigte sie mit der gebührenden göttlichen Strafe»; daß die Herrscher nun «den toten Götzen ins Gesicht speien», «die Gesetze der Dämonen mit Füßen treten», den heidnischen «Wahn» verlachen; «verschwunden die ganze Gottlosenbrut ... aus dem Gesichtskreis der Menschen», «die wilden Tiere, die Wölfe und jegliche Art grausamer und reißender Bestien ...»[56]

Bevor wir aber die neuen, die christlichen Majestäten betrachten, sei kurz noch zurückgeblickt auf die zwei ersten großen Gegner des Christentums, weil ihre Attacken zeigen, wie schon früh Heiden die Ausführungen der Kirchenväter scharfsinnig in Frage gestellt, nicht selten überzeugend widerlegt, ja, ad absurdum geführt haben.

Celsus und Porphyrios – die ersten bedeutenden Gegner des Cristentums

Zwar wurden die antichristlichen Schriften dieser Philosophen, es versteht sich fast von selbst, bereits durch die ersten christlichen Kaiser vernichtet, doch konnte man sie aus Traktaten ihrer Widersacher teilweise rekonstruieren; das Werk des Celsus vor

allem aus Origenes, der 248 eine Erwiderung von acht Büchern verfaßte, worin der einflußreichste christliche Theologe der Frühzeit sich sichtlich schwertut, Celsus zu widerlegen, um so schwerer, als ihm dessen Argumente oft selber einleuchten. Origenes, doch einer der achtbarsten Christen überhaupt (S. 171), versucht dabei allerlei Ausflüchte, kürzt Wesentliches, unterschlägt es ganz – trotz wiederholter gegenteiliger Versicherung! Er unterschiebt Celsus, der zweifellos tendenziös schreibt, immer aber auf Tatsachen fußt, auch eigene Erfindungen und nennt ihn so oft wie möglich einen Wirrkopf ersten Ranges, obwohl gerade seine eigne Replik den «besten Gegenbeweis» liefert (Geffcken).[57]

Das «Wahre Wort» (Alethés Logos) des Celsus, im späteren 2. Jahrhundert entstanden, war die erste Streitschrift gegen das Christentum. Als Diatribe eines platonischen Philosophen ist sie meist verhältnismäßig gewandt, nuanciert, bald nüchtern beweisend, bald ironisch, nicht gänzlich unkonziliant. Ihr Verfasser zeigt sich im Alten Testament bewandert, in den Evangelien, auch mit der Entwicklung der christlichen Gemeinden vertraut, ein Autor, von dem wir persönlich wenig wissen, dessen Werk ihn aber nicht als leichtfertig erweist.[58]

Scharfsinnig erkannte Celsus die prekärsten Punkte. Etwa die Mixtur der christlichen Lehren einerseits aus Judentum, andererseits aus stoischen, platonischen, ägyptischen, persischen Elementen, aus dem Mysterienglauben. Fand er doch «diese Dinge besser bei den Griechen ausgedrückt ... und ohne hochfahrendes Wesen und Ankündigungen, wie wenn sie von Gott oder dem Sohne Gottes kämen». Celsus mokiert sich über die Anmaßung der Juden und Christen, ihren lächerlichen Auserwähltheitsdünkel: «Zuerst ist Gott da, und dann gleich wir, von ihm geschaffen und ihm in allem ähnlich; uns ist alles untertan, die Erde, das Wasser, die Luft und die Gestirne, um unseretwillen ist dies alles da und uns hat es zu dienen.» Demgegenüber vergleicht Celsus «das Geschlecht der Juden und Christen» mit «einem Schwarm von Fledermäusen oder mit Ameisen, die aus ihrem Bau hervorkommen, oder mit Fröschen, die um einen Sumpf herum Sitzung halten, oder mit Regenwürmern ...» und meint, der Mensch

habe keine so wesentlichen Vorzüge gegenüber dem Tier und sei nur ein Teil des Kosmos, dessen Schöpfer es ums Ganze gehe.[59]

Celsus fragt sich auch bereits, weshalb Gott eigentlich herabgekommen sei. «Etwa damit er die Zustände bei den Menschen kennen lerne? Weiß er denn nicht alles? Er weiß es also, bessert's aber nicht ...» Und wenn Gott kam, warum so spät? Und weshalb sollte nur ein Teil gerettet, doch «das ganze übrige Menschengeschlecht ausgebrannt werden»? Wie auch könne ein völlig zerstörter Leib wieder auferstehen und seinen ersten Zustand erlangen? «Da sie hierauf nichts zu antworten wissen, so behelfen sie sich mit der höchst abgeschmackten Ausflucht, daß für Gott alles möglich sei.»[60]

Auch an Jesu sittlicher Lehre bemerkt Celsus, ein Meister bereits des religionsgeschichtlichen Vergleichs, nichts Neues. Er behauptet – zu Recht – von der christlichen Ethik, «sie sei dieselbe wie die der anderen Philosophen und keine ehrwürdige noch neue Wissenschaft». Selbst das Gebot der Feindesliebe findet er «sehr alt und gar trefflich schon früher ausgesprochen», nur nicht in so «bäuerischer Form». Zum Beweis zitiert er länger die berühmte Stelle aus Platons Kriton 49 B–E, den Dialog von Sokrates und Kriton, der eindringlich darlegt, daß man «unter keinen Umständen Unrecht» tun darf, «auch nicht, wenn uns ein Unrecht zugefügt ist», «selbst wenn man noch so viel Böses» erfahre; «daß es niemals Recht sei, Unrecht zu tun oder mit Unrecht zu erwidern, oder wenn man selbst Böses erleidet, sich dadurch zu wehren, daß man seinerseits Böses tut ...» Celsus deutet sogar an, daß schon vor Platon göttliche Männer dieselbe Ansicht vertraten; vermutlich eine Anspielung auf pythagoreische Lehren.[61]

Mit allem religionshistorischen Recht insistiert der Heide darauf, daß Christus keinesfalls ungewöhnlich wirke neben Herakles, Asklepios, Dionysos und so manchen sonst, deren Leben nicht weniger hilfreich war und wunderbar als das seine. «Oder meint ihr, was von den andern erzählt wird, das sei Fabel und gelte auch dafür, von euch dagegen sei der Ausgang des Schauspiels schicklich oder glaubwürdig erfunden worden, nämlich sein Ausruf am Pfahl, als er verschied, und das Erdbeben und die

Finsternis?» Sterbende und wiederauferstehende Gottheiten, mythische und historische, gab es vor Jesus, und auch dessen Wunder wurden sozusagen schon vor ihm bezeugt samt einer Menge weiterer «Kunststücke» und «Taten der Gaukler». «Da jene Leute solche Dinge vollbringen können, müssen wir sie dann für Gottes Söhne halten?» Freilich, denen, «die betrogen werden wollen, hätten auch viele andere von der Art, wie Jesus war, erscheinen können»[62].

Immer wieder betont Celsus, daß die Christen aus den ungebildetsten, wundersüchtigsten Kreisen kommen, daß ihre Lehre nur die «einfältigsten Leute» gewinne, «da sie selbst einfältig sei und wissenschaftlichen Charakters entbehre». Vor Gebildeten aber, die sie nicht betrügen können, sagt Celsus, ergriffen die Christen «eiligst die Flucht». Dafür lockten sie Ungebildetere, indem sie ihnen «großartige Dinge» erzählten und erklärten, «man brauche weder auf den Vater noch auf die Lehrer zu achten, sondern nur ihnen allein zu glauben. Jene würden nur dummes und hirnverbranntes Zeug reden ... Sie allein wüßten, wie man leben müsse, und wenn die Kinder ihnen folgten, so würden sie glückselig werden ... So reden sie. Wenn sie aber bemerken, daß ein Lehrer der Bildung und ein kluger Mensch oder gar der Vater selbst in die Nähe kommt, dann laufen die vorsichtigeren unter ihnen schleunigst davon; die frecheren aber hetzen die Kinder zum Ungehorsam auf, indem sie ihnen zuflüstern, in Anwesenheit des Vaters und der Lehrer wollten und könnten sie den Kindern nichts Wertvolles mitteilen; mit so unfähigen und verdrehten Menschen, die ganz verdorben, tief in die Schlechtigkeit hinein geraten seien und sie nur züchtigen würden, wollten sie nichts zu schaffen haben. Falls die Kinder wollten, sollten sie den Vater und die Lehrer fahren lassen ...»[63]

Man wird den Inhalt solcher Sätze im wesentlichen kaum bezweifeln können, bedenkt man, wie fanatisch die Kirchenväter noch sehr viel später zur gröbsten Mißachtung der Eltern treiben, sobald diese ihren Zwecken widerstreben (S. 152 ff).

Ein Jahrhundert nach Celsus setzte Porphyrios den literarischen Kampf wider die neue Religion fort. Um 233 wohl in Tyrus

(Phönizien) geboren, lebte Porphyrios seit 263 jahrzehntelang in Rom, wo er der bedeutendste Schüler Plotins wurde, eines Denkers, den trotz aller Tugendhaftigkeit, so Kirchenvater Firmicus, sein elendes Zugrundegehn am Aussatz gebührend widerlegt. Von Porphyrios' fünfzehn Büchern ‹*Gegen die Christen*›, Frucht einer Rekonvaleszenz auf Sizilien, blieb nur einiges durch Zitate und Auszüge erhalten. Das Werk selbst fiel den Vernichtungsbefehlen der christlichen Herrscher, zunächst Konstantins, dann, 448, der Kaiser Theodosius II. und Valentinian III., zum Opfer: das erste Bücherverbot im Interesse der Kirche.[64]

Leider wissen wir von dieser Kampfschrift viel weniger als von der des Celsus. Daß Porphyrios das «Wahre Wort» kannte, läßt sich allenfalls vermuten. Naturgemäß kehrt manches, mehr oder weniger gleichklingend, wieder. So fragt auch Porphyrios, was haben denn die Völker so vieler Jahrhunderte vor Christus getan? «Weshalb war es notwendig, daß er erst in jüngster Zeit gekommen ist und nicht, bevor eine zahllose Menge von Menschen zugrunde ging?» Porphyrios arbeitet systematischer als Celsus, ist gelehrter, ihm als Historiker und Philologe überlegen, kennt die Geschichte noch genauer, ebenso die christlichen Schriften. Er dringt mehr ins Detail, übt scharfe Kritik am Alten Testament, an den Evangelien, und indem er beharrlich deren Widersprüche aufdeckt, wird er geradezu ein Vorläufer rationalistischer Bibelkritik. Entschieden leugnet er die Göttlichkeit Jesu. «Selbst wenn unter den Griechen einer stumpfsinnig genug wäre, anzunehmen, daß die Götter in den Standbildern hausen, so hätte er eine viel weniger trübe Vorstellung als derjenige, der glaubt, daß die Gottheit in den Leib der Jungfrau Maria eingegangen, daß sie zum Fötus geworden und nach der Geburt in Windeln gelegt worden sei.»[65]

Porphyrios kritisiert auch Petrus und vor allem Paulus, den er anscheinend – wie so mancher bis heute (S. 124) – besonders widerlich fand. Er hält ihn für vulgär, einen Dunkelmann, Zauberkünstler, und unterstellt ihm, nach dem Vorgang freilich schon von Christen (S. 149), Habsucht, erkläre Paulus doch selber: «Wer zieht jemals in den Krieg auf seinen eignen Sold? Wer

weidet eine Herde und nährt sich nicht von der Milch der Herde?» Auch berufe der Apostel sich auf Moses: «Du sollst dem Ochsen nicht das Maul verbinden, der drischt.» Porphyrios behauptet sogar, da Paulus arm gewesen, wollte er – Hauptzweck geradezu seiner Propagandareisen – leichtgläubige reiche Frauen schröpfen. Hat ja selbst der hl. Hieronymus die Bezichtigung, die christlichen Gemeinden würden von Frauen regiert, die Gunst der Damen entscheide über die Zulassung zum Priesteramt, nicht leicht genommen.[66]

Ferner rügt der Heide die Lehre von der Erlösung, die christliche Eschatologie, die Sakramente, Taufe, Abendmahl; steht doch überhaupt der Vorwurf der Unvernunft, der Irrationalität, im Mittelpunkt seines Angriffs, wobei Beschimpfungen keinesfalls fehlen. Immerhin urteilt Frederik Poulsen 1949: «Das Werk des Porphyrios war mit einem solchen Aufgebot an Gelehrsamkeit, verfeinertem Intellektualismus und religiösem Verständnis geschrieben, wie es keine antikirchliche Abhandlung vorher oder nachher je erreicht hat. Der gesamten Bibelkritik der Neuzeit wird hier vorgegriffen, so daß der moderne Forscher einmal über das andere wiedererkennend nickt.» Und der Theologe Harnack schrieb, «auch heute noch ist Porphyrius nicht widerlegt». «In dem meisten, was er grundsätzlich behauptet, hat er recht.»[67]

Selbstverständlich steht, neben kritisch Aufklärerischem, auch manch Zeitgebundenes bei Porphyrios, etwa ein blühender Orakel- und Dämonenglaube. Ebenso mutet im Werk seines Vorgängers nunmehr vieles naiv an. Doch auch dem Celsus attestiert Theologe Ahlheim 1969 eine «vernichtende Kritik am Jesusbild der Evangelien». Und wenn Celsus «nicht unversöhnlich» schließe, sondern mit dem Appell an die Christen, am Staatsleben teilzunehmen, am Militärdienst, so seien sie später, meint der Theologe, einer Forderung, wie sie Celsus stelle, nur allzugern nachgekommen. «Von heute auf morgen schlugen sie sich unter Konstantin auf die Seite der Mächtigen, der Unterdrücker. Die unselige Allianz von Thron und Altar hatte begonnen.»[68]

Den Auftakt dieser Allianz, die folgenschwer fortwirkt bis heute, zeigt das nächste Kapitel.

5. KAPITEL

DER HL. KONSTANTIN, DER ERSTE CHRISTLICHE KAISER. «SIGNATUR VON SIEBZEHN JAHRHUNDERTEN KIRCHENGESCHICHTE»

«In allen Kriegen, die er unternahm und leitete, siegte er glänzend ...» Kirchenlehrer Augustinus[1]

«Er allein hatte ja unter den römischen Kaisern Gott, den höchsten Herrn, mit unglaublicher [!] Frömmigkeit verehrt, er allein mit Freimut die Lehre Christi verkündet, er allein seine Kirche verherrlicht wie nie einer seit Menschengedenken, er allein jeden Irrtum der Vielgötterei ausgerottet und alle Arten von Götzendienst abgeschafft.» Bischof Eusebius von Caesarea[2]

«Konstantin war Christ. Wer so handelt und vor allen Dingen so handelt in einer Welt, die überwiegend heidnisch ist, ist Christ, und zwar Christ dem Herzen, nicht nur der äußeren Handlung nach.» Der Theologe Kurt Aland[3]

«Als leuchtendes Vorbild stand der Christenheit Kaiser Konstantin d. Gr. vor Augen.» Der Theologe Peter Stockmeier[4]

«Auch seine seelische Haltung war die eines wirklichen Gläubigen ...» Der Theologe Karl Baus[5]

«... dieses Ungeheuer Konstantin ... Dieser kaltblütige und scheinheilige Rohling durchschnitt seinem Sohn die Kehle, erdrosselte seine Frau, ermordete seinen Schwiegervater und seinen Schwager und unterhielt an seinem Hofe eine Clique blutdürstiger und bigotter christlicher Priester, von denen ein einziger genügt hätte, die eine Hälfte der Menschheit zur Abschlachtung der anderen aufzureizen.» Percy Bysshe Shelley[6]

Die edlen Ahnen und der Schrecken am Rhein

Konstantin, um 285 in Naissus (Niš), der Gegend des heutigen Sofia, geboren, fälschte schon früh seine Familiengeschichte, die Religion des Vaters und seine Herkunft.

Konstantius I. Chlorus hatte seine Karriere als protector, kaiserlicher Leibwächter, begonnen, wurde Militärtribun, Prätorianerpräfekt, 293 Caesar und 305 Kaiser über den westlichen Reichsteil. Er war Heide, wenn auch, vermutlich, unfanatisch. Konstantin aber präsentierte ihn später als Christen, als «dem göttlichen Worte sehr gewogen» (Euseb). Nun beachtete Konstantius zwar als einziger seiner Mitherrscher Diokletians Edikte gegen die Christen bloß lax. Doch befahl auch er – nach Euseb «in keiner Weise an dem Krieg gegen uns» beteiligt – die Entlassung von Christen aus dem Heer; fühlte er sich ja überhaupt mehr zu Mars hingezogen, dem Kriegsgott also, dem zweiten in der alten Trinität Jupiter–Mars–Quirinus. Und selbst Laktanz berichtete die Zerstörung von Kirchen durch Konstantius. Sogar Märtyrerakten gibt es aus Gallien, seinem Herrschaftsgebiet, was freilich nicht viel heißen muß (S. 199 ff).

Wie Konstantin die Religion des Vaters kompromittierend fand, so auch seine Vorfahren. Konstantius war Illyrier niederer Abstammung. Heidnische Kaiser hatten solche nicht selten offen bekannt. Vespasian beispielsweise, der «Mulio» (Maultiertreiber), «von dunkler Herkunft und ohne irgendwelchen Glanz der Ahnen» (Sueton), besuchte oft seinen Geburtsort, ließ sein Vaterhaus im ursprünglichen Zustand und trank sein Leben lang an

Fest- und Feiertagen aus dem kleinen silbernen Mundbecher seiner Großmutter Tertulla. Konstantin dagegen dichtete seinem Vater – damit die eignen Mitherrscher zu Usurpatoren stempelnd – die Abkunft von Kaiser Claudius II. Gothicus an, dem berühmten Gotenbesieger; bereits 314, zur Legitimierung der eignen Diktatur, auf Münzen bezeugt. Auch Kirchenhistoriker Euseb rühmt «angestammten Adel». Und Konstantins Mutter, die hl. Helena, bald als britische Prinzessin ausgegeben, war eine heidnische Schankwirtin (stabularia) vom Balkan. Mit dieser Heiligen lebte Konstantius Chlorus vor seiner ersten Ehe (mit Kaiserin Theodora) längere Zeit im Konkubinat, dann in Bigamie. Die griechisch-römische Oberschicht nannte Konstantin den «Konkubinensproß». Selbst Kirchenlehrer Ambrosius schreibt von Helena, Christus habe sie «von der Miste auf den Thron erhoben». (Als aber 326, bei ihrer «Pilgerfahrt» ins «Heilige Land», Bischof Eustathius von Antiochien sich entsprechend über sie äußerte, schickte ihn Konstantin ins Exil, aus dem er nie wiederkam.) Die führenden heidnischen Familien verachteten Helena wegen ihrer Herkunft, und die künftige Heilige, «intrigant, autoritär und völlig bedenkenlos» (Benoist-Méchin), tat nun, unterstützt durch Christen, alles, um Theodora von Konstantius zu trennen, sie samt Familie in einen Seitenflügel des Palastes zu verdrängen und ihrem eignen Sohn den Thron zu sichern.[7]

Der christlichen Propaganda zum Trotz war Konstantin ungewöhnlich kriegerisch und scheute, schien es erfolgversprechend, kein Verbrechen und keine Grausamkeit. Schon sein Vater, als westlichster von Diokletians Mitregenten in Augusta Treverorum (Trier) residierend, wo sein Palast den ganzen nordöstlichen Teil der damaligen Weltstadt einnahm, führte fast unentwegt Krieg. Er soll Tausende von Franken getötet, gefangen, fortgeschleppt und versklavt haben, figuriert auf katholischer Seite aber noch im 20. Jahrhundert als der «milde und rechtliche Fürst» (Bihlmeyer). Und obwohl «sein ganzes Leben lang», wie bereits Euseb beteuert, «voll Milde und Wohlwollen», «überaus freundlich und gütig gegen jedermann», schlug er an der Rheinfront schwere Schlachten, zog gegen Picten und Scoten, errang zwischen 293 und 297

zahlreiche Siege über die Usurpatoren Carausius und Allectus, denen er Britannien entriß. Und auch Sohn Konstantin, lange als eine Art Geisel bei Diokletian, hatte diesen schon auf Feldzügen in Ägypten begleitet, unter Galerius wider die Perser, die Sarmaten, gefochten, auch bereits im Zweikampf gegen «Barbaren» und wilde Tiere brilliert – nicht immer freiwillig wohl, doch «die Hand Gottes beschützte den jungen Krieger» (Laktanz)[8].

Als Konstantius I. Chlorus am 25. Juli 306 in Eboracum, dem heutigen York in England, nach einem Sieg über die Picten starb, erhoben die Truppen sofort den jungen Konstantin zum Kaiser. Galerius jedoch, faktisch und formell erster Augustus jetzt innerhalb des tetrarchischen Systems, erkannte Konstantin nur als Cäsar an. Seine Erhebung war ein illegaler Akt, die Ordnung der zweiten Tetrarchie durchbrochen, ja, gefährlich gestört; gewollt freilich, weiß Bischof Euseb, «lange zuvor schon von Gott selbst, dem König der Könige». Wurde es doch Konstantins «erste und wichtigste Angelegenheit», so Kirchenvater Laktanz, «den Christen die Ausübung ihrer Religion wieder zu gestatten. Das war seine erste Verordnung, die Wiederherstellung der heiligen Religion.» Herr nun über Britannien und Gallien, raubte er 310 Spanien, nicht zuletzt wohl, um Rom von der spanischen Getreidezufuhr abzuschneiden und durch Aushungern gegen Maxentius zu erbittern. Vor allem aber führte Konstantin zahlreiche Grenzkriege, die ihn zum Schrecken am ganzen Rhein werden ließen – obwohl, wie schon der Vater, «von Natur», sagt Euseb, «milde, gütig und menschenfreundlich wie nur einer», weshalb ihm Gott auch «alle möglichen Barbarenstämme zu Füßen legte». Bereits «von Anfang an» wurde in seiner Außenpolitik «ein aggressiver Zug sichtbar», trug er doch Kriege gewöhnlich «im Gegenschlag in das feindliche Gebiet hinein» (Stallknecht). 306 und 310 dezimierte er die Brukterer, raubte ihr Vieh, verbrannte ihre Dörfer und warf die Gefangenen massenweise in der Arena den Bestien vor. «Auch die Brukterer hast Du unverhofft angegriffen; unzählige wurden getötet», jauchzt ein Festredner in Trier, seit 293 offiziell Kaiserresidenz. «Wer von den gefangenen Männern sich wegen seiner Unzuverlässigkeit nicht zum Soldaten

und wegen der Wildheit nicht zum Sklaven eignete, kam zur Strafe in den Circus; durch ihre Menge haben sie selbst die wilden Tiere ermüdet.» Sogar für die damalige Zeit war dies ungewohnt und furchtbar. Der junge Kaiser erstickte Aufstände in Blut, schlug 311 und 313 die (schon von seinem Vater schwer getroffenen) Alemannen, die Franken und ließ deren Könige Ascaricus und Merogaisus zur allgemeinen Augenweide von hungrigen Bären zerfleischen. (Die heidnischen Franken haben Kriegsgefangene geschont – und der Alemannenkönig Erocus hatte 306 in Eboracum die Erhebung Konstantins zum Kaiser angeregt.[9])

Konstantin aber, der seine Opfer in der Trierer Arena – unter den 71 bekannten Amphitheatern der Antike mit mindestens 20 000 Sitzplätzen das zehntgrößte – dem Raubzeug vorwerfen ließ, fand damit soviel Anklang, daß er diese Darbietung zur Dauereinrichtung erhob. Als «Fränkische Spiele» bildeten sie vom 14. bis 20. Juli den jährlichen Höhepunkt der Saison. (Möglicherweise waren die «fränkischen» Könige Ascaricus und Merogaisus in Wirklichkeit Brukterer oder Tubanten.[10])

Während der junge Regent mit solchen Genüssen Trier verwöhnte, hatte er noch drei Mitkaiser im Römischen Reich: im Westen Maxentius, der von Rom aus über Italien und Afrika gebot; im Osten Maximinus Daia, der den nichteuropäischen Teil des Imperiums (alle Provinzen südlich des Taurus nebst Äypten), sowie Licinius, der die Donaugebiete (Pannonien und Rätien) beherrschte. Drei weitere Kaiser aber empfand Konstantin als unerträglich und schickte sich an, Diokletians System der Tetrarchie, geschaffen zur Festigung des riesigen Reiches, zu zerschlagen. Er begann, die bestehende «Ordnung» durch einen Krieg nach dem andern und die Beseitigung eines Mitregenten nach dem andern zu zerstören und dabei das Reich mit der christlichen Kirche zu verbinden. Diese «Revolution» Konstantins führte zwar zur größten Umwälzung in der Geschichte des Christentums, sie brachte eine neue Herrenschicht, den christlichen Klerus, behielt jedoch die alten, auf Krieg und Ausbeutung beruhenden Verhältnisses bei. Man nannte es: das beginnende «metaphysische Weltzeitalter» (Thieß)[11].

Krieg gegen Maxentius

Zur Sicherung seiner Flanke verbündete sich Konstantin zunächst mit dem einen Herrn des Ostens, Licinius, wartete den Tod von Kaiser Galerius ab und überfiel dann, gegen den Rat seiner Umgebung – aus purem «Mitleid mit den bedrückten Einwohnern Roms» (Euseb) –, plötzlich seinen Mitherrscher im Westen, Maxentius, dessen Lage der «eines umstellten Wildes» glich (Groag).[12]

Es gibt freilich viele Historiker, die Konstantin hier, wie so oft, zu entlasten suchen. Seeck beispielsweise, der den Aggressor gern verteidigt, behauptet nicht nur grundsätzlich, «der unbezwingliche Kriegsheld» habe «sogar alle Kriege vermieden, die ihm nicht aufgedrungen wurden», sondern formuliert im Hinblick auf Maxentius im besonderen, so sehr Konstantin auch bemüht gewesen sei, den Kampf zu vermeiden, «hat er ihn doch schon lang kommen sehn und auf das sorgfältigste vorbereitet». Von Maxentius schreibt Seeck: «Obgleich er einen Angriffskrieg zu führen gedachte, hatte er doch das Gros seines Heeres zum Schutze seiner werten Person in Rom behalten und die Stadt mit Kornvorräten auf ungemessene Zeit ausgestattet.» Tatsächlich nämlich gebot Maxentius über eine geringe Streitmacht, war unzureichend auf den Krieg vorbereitet und machte wohl gerade deshalb auch keinen Hehl aus seiner friedliche Gesinnung. Dagegen kannte Konstantin «nur dieses Ziel einer größeren Herrschaft» (Vogt), eben das der Universalmonarchie – «principatum totius orbis adfectans» (Eutrop). Seit langem gerüstet, entfesselte er einen wahren Propagandahagel gegen die «Tyrannis» des Römers. Und die Kirche stieß bald ins gleiche Horn und verteufelte Maxentius über die Maßen.[13]

In Wirklichkeit hatte Maxentius (römischer Kaiser 306–312), die Christenverfolgung einstellen lassen, das Edikt des Galerius (S. 205), das den Christen 311 bedingte Religionsfreiheit gewährte, übernommen, peinlich genau beachtet, in Rom und Afrika noch überboten. Bischof Optatus von Mileve nennt ihn korrekt den Befreier der Kirche. Zwar verbannte er Roms Ober-

hirten Eusebius und dessen Nachfolger Marcellus, aber nur wegen blutigem Streit nach unklaren Wahlen: «eine reine Polizeimaßnahme» (Ziegler). Die römische Christengemeinde bekam durch ihn – dies war mehr, als das Edikt vorschrieb und ist um so bemerkenswerter, als sich Maxentius am Tempelgut vergriffen haben soll – die konfiszierten Kirchengüter (einschließlich der Grundstücke) zurück, sie erhielt neue Begräbnisstätten, die Möglichkeit ungestörter Ausübung des Gottesdienstes und freier Bischofswahl. Dieselbe tolerante Religionspolitik befolgte Maxentius gegenüber den afrikanischen Christen. Manche seiner Wohltaten für den Klerus wurden später geradezu auf Konstantin übertragen. Maxentius war auch nicht untüchtiger als andre Herrscher und sorgte zumal für die Hauptstadt. Von Anfang an als «conservator urbis suae» gefeiert, hat er Rom nie verlassen und wie kein Kaiser sonst die stadtrömische Überlieferung gepflegt. Trotz seiner kurzen Regierung und einer in jeder Hinsicht schwierigen Situation schuf er riesige Bauwerke, darunter, zum Gedächtnis seines Sohnes, den Circus an der Via Appia, den (durch Brand zerstörten) großen Doppeltempel der Venus und Dea Roma sowie das «größte gedeckte Bauwerk» des klassischen Altertums, die «Basilica Constantiniana», die Konstantin nur vollendet hat. Wie kein anderer Imperator der Spätzeit kümmerte er sich um den Ausbau des Straßennetzes vor allem um Rom, aber auch in ganz Italien, ja, bis zum Rand der afrikanischen Wüste. Und sicher war er nicht der abscheuliche Tyrann, zu dem die klerikale Haßpropaganda ihn gestempelt. Zwar verlangte er von den Großgrundbesitzern, einer gerade der Kirche bald sehr genehmen Klasse, gewaltige Steuerleistungen, war aber, nicht zuletzt dadurch, lange beim Volk beliebt. Dies änderte sich erst infolge mangelnder Getreidezufuhr und einer Hungersnot, die der längere Verlust von Afrika (durch einen Gegenkaiser) und der Verlust von Spanien hervorrief, das ihm Konstantin schon 310 genommen hatte.[14]

Gewiß fügte Maxentius, der das hauptstädtische Volk weitgehend schonte, doch die Landbewohner schröpfte, den bisherigen Steuerlasten neue hinzu, holte sich aber sein Geld in erster Linie

eben dort, wo es fast unbegrenzt vorhanden war. Dabei soll er gegenüber den unermeßlich reichen, doch bisher geschonten senatorischen Großgrundbesitzern, die ihre Leistungen in Gold entrichten mußten, zur Gewalt gegriffen und viele von ihnen verbannt, eingekerkert und ohne rechtmäßiges Urteil beseitigt haben. In Wirklichkeit ist kein einziger von Maxentius getöteter Senator bekannt. Vielmehr sehen wir die führenden römischen Aristokraten, die «das Schwert des Henkers furchtbar» traf (Seeck), unter Konstantin wieder in Amt und Würden. Und wie sie vordem, trotz allem, Kaiser Maxentius würdelos huldigten, huldigten sie bald darauf Kaiser Konstantin.[15]

Obwohl es also unhistorisch ist, Konstantins Krieg gegen Maxentius als Kreuzzug hinzustellen, als Befreiung der Kirche vom Joch eines fanatischen Tyrannen, obwohl selbst Konstantin dem Gegner keine Christenfeindschaft ankreiden kann, obwohl sogar christliche Quellen Maxentius tolerante Haltung bezeugen, machte der Klerus aus einem Raubüberfall bald eine Art Religionskrieg und aus Maxentius ein wahres Untier.[16]

Damit beginnt schon Euseb, der gar nicht zu sagen vermag, «durch welche Untaten dieser Mann während seiner Gewaltherrschaft in Rom die Untertanen knechtete». «Er verfiel in jeden Frevel, ließ keine gottlose und freche Tat unverübt und beging Ehebrüche und Schändungen aller Art ... Alle, Bürger und Beamte, hoch und nieder, fürchteten ihn und litten schwer unter ... der blutigen Roheit des Tyrannen ... Die Zahl der Senatoren, die er hinrichten ließ, weil er nach ihrem Vermögen strebte, kann gar nicht berechnet werden. In Massen ließ er sie bald unter diesem, bald unter jenem Vorwand ermorden ... bald schwangere Frauen öffnen, bald die Eingeweide neugeborener Kinder durchforschen ... um Dämonen zu beschwören und *den Krieg abzuwenden* (!).»[17]

Christliche Geschichtsschreibung!

Das verleumderische Bild von dem «gottlosen Tyrannen» verbreiteten die Christen sogleich nach dem Untergang des Kaisers; sie verfälschten völlig seine Biographie. Sie malten die Lüste eines Herrschers aus, der in Wirklichkeit ein inniges Familienleben

führte. Sie melden die Schändung von Frauen und Mädchen durch ihn, die Einkerkerung ihrer Ehemänner und Väter, blutrünstige Zerfleischungen. Sie phantasieren sogar von seinem Wüten wider die Christen. Kurz, man entwirft, auch durch alle folgenden Jahrhunderte, das Zerrbild eines allgemein verhaßten, ebenso feigen wie fürchterlichen Despoten. Selbst kritische Forscher, wie Schwartz oder Ernst Stein, sind davon beeinflußt. Und lapidar meldet noch das durch den Regensburger Bischof Buchberger edierte ‹*Lexikon für Theologie und Kirche*› über den in nur wenigen Zeilen erwähnten Maxentius: «Ein grausamer und zügelloser Tyrann.»[18]

Dagegen hat Groag in einer eingehenden Würdigung des Kaisers gezeigt, daß Maxentius, rings von Feinden umstellt und dauernd in furchtbaren Zwangslagen, friedlich gesinnt, ohne jede kriegerische Ader war, daß er den Kampf nicht als Selbstzweck ansah, nicht militärische Übungen besuchte, freilich vorzügliche Heerführer wählte, daß sein Verhalten gegenüber der römischen und karthagischen Kirche keineswegs Tyrannenallüren, sondern Toleranz bekundet, «eine anerkennenswerte Verbindung von Wohlwollen und Nachsicht mit Festigkeit». Energie verrate auch eine Bauleidenschaft von «bewundernswerter Großartigkeit» und die Leitung eines streng geregelten Verwaltungsapparates. «Für seine angebliche Grausamkeit weiß die Überlieferung keinen einzigen konkreten Beleg vorzubringen.»[19]

Erst als Maxentius Afrika und bald darauf Spanien verlor, so daß in Rom eine furchtbare Hungersnot ausbrach (S. 219), verlor er auch die Beliebtheit beim römischen Volk, für das er zuvor reichlich gesorgt hatte.[20]

Bei Konstantins Überfall aber geschah alles sozusagen «mit Gott», ja mit «göttlichen Heerscharen».

Der Aggressor, der den Krieg lang vorbereitet, auch erklärt hatte, überschritt, ohne auf Widerstand zu stoßen, im Frühjahr 312 in Eilmärschen die Westalpen mit nur rund einem Viertel seiner Streitmacht, vielleicht 25 000 bis 30 000 Fußsoldaten und Reitern – «weniger als Alexander der Große ins Feld führte», rühmt ein Festredner. Ein Teil des Expeditionskorps, das bereits

Bischöfe begleiteten, bestand aus Germanen, und das rasche Vorrücken der in Oberitalien auch numerisch überlegenen Invasoren erschreckte sogar Konstantins Offiziere. Er kassierte, «im Vertrauen auf den göttlichen Beistand» (Euseb), in einer seiner beliebten Blitzoffensiven die Grenzfeste Segusio (Susa), gewann, mit demselben Gottvertrauen und neuer Taktik gegen die Panzerreiter des Feindes, eine offene Feldschlacht bei Turin und eine weitere, besonders blutige, vor Verona, wo man bis tief in die Nacht einander abstach und Maxentius seinen besten Feldherrn, den Praetorianerpräfekten Pompeianus Ruricus, verlor. Konstantin legte die Besatzung in Ketten, nahm noch das wichtige Grenzkastell Aquileia und stürmte gegen Rom. Am 28. Oktober stand er am Pons Milvius, dem heutigen Ponte Molle. Maxentius aber – ein vielerörtertes Problem – hatte die Mauern verlassen und in offener Feldschlacht mit dem Tiber im Rücken gekämpft, wobei die Hauptmasse seines Heeres freilich nicht ernstlich focht, die Prätorianer jedoch, ohne zu weichen, bis auf den letzten Mann fielen. Samt einer Menge seiner Soldaten ertrank er im Fluß – «entsprechend der göttlichen Prophezeiung: ‹Sie gingen im tiefen Wasser unter wie Blei›» (Euseb). Oder wie Laktanz weiß: «die Hand Gottes waltete über dem Schlachtfeld».[21]

Mit zum Sieg, in der ganzen Kirchengeschichte als Wende zum christlichen Reich gepriesen, verhalfen Konstantin germanische Truppen, vor allem das auxilium (Söldnerkontingent) der cornuti (Horngeschmückten), das von entscheidender Bedeutung war; aus Erkenntlichkeit führte er anscheinend ihr Schildzeichen im römischen Heer ein.[22]

Die Kirchenväter ziehn – mit der antiken christlichen Kunst – Parallelen vom Untergang der Ägypter im Roten Meer, sogar von der Damaskusvision des Paulus zu der welthistorischen Schlächterei (durch Raffaels Fresco gleichsam verewigt) und deuten sie als unmittelbare göttliche Berufung des «neuen Moses». Ein Silbermedaillon von Ticinum (315) stellt seinen Triumph am Pons Milvius als Fügung des Christengottes dar: «der früheste weltlich-offizielle Beleg für die Verchristlichung des weltherrschaftlichen Gedankens durch Konstantin» (Alföldi). Und Euseb und

Laktanz machen – mit Hilfe einander widersprechenden Legenden (das heißt: «frommer» Lügen) – diesen Sieg über Maxentius zu einem Sieg ihrer Religion über die alte. Sie begründen damit eine im Christentum völlig neue, über Karolinger, Ottonen, bis in den Ersten und Zweiten Weltkrieg buchstäblich verheerend fortwirkende politisch-militante Religiosität, die sogenannte Kaisertheologie. In Wirklichkeit hatte der unterlegene Maxentius, dessen Vater Konstantin schon zwei Jahre zuvor umgebracht, von Anfang an die Christen toleriert, begünstigt, andrerseits sein Gegner aber auch den gallischen Apoll verehrt, bis 310 Herkules. Seitdem und noch lange erschien der unbesiegte Sonnengott auf Konstantins Münzen, ferner Juppiter Conservator und Mars, wenn sich auch der Sol Invictus offiziell am längsten behauptet und noch bei der Einführung des Sonntags, des dies Solis (321), eine Rolle spielt, womit der judenfeindliche Kaiser offenkundig den Sabbat durch den christlichen Herrentag ablöste. Doch noch in seinen letzten Lebensjahren läßt Konstantin sich in einer Porphyrstatue wie Helios abbilden, ja, noch einen Tag vor seinem Tod schärft ein Gesetz ein, «daß die heidnischen Priester für immer von allen niederen Lasten frei sein sollen». Wie er denn selber der Meinung war, den Gott, zu dem er betete, nie gewechselt zu haben.

In Rom wird Maxentius aus dem Schlamm gefischt, der abgeschlagene Kopf beim Triumphmarsch mit Steinen beworfen, mit Kot, dann bis Afrika getragen, schließlich auch der Sohn des Besiegten samt seinen politischen Anhängern über die Klinge gejagt, das ganze Haus des Maxentius ausgerottet. «Du hast Milde mehr angeboten als erbitten lassen», feiert Konstantin ein Festredner. «Welch ein Glück herrscht in Rom über einen so gütigen Sieg.» War Konstantin aber auch mit der Parole der Befreiung gekommen, figurierte er auch bald, in Stein und auf Münzen, als «Befreier der Stadt» (Liberatori urbis), als «Wiederhersteller der öffentlichen Freiheit» und «bester Kaiser» (restitutor publicae libertatis, optimus princeps), brachte er faktisch die «Befreiten» bald um jede politische Macht.[23]

Erste Privilegierung des christlichen Klerus

Das heidnische Opfer für den Juppiter Capitolinus unterließ der Sieger am 29. Oktober, den christlichen Klerus förderte er sofort nach der Schlacht; gab es in Italien und Afrika doch mehr Christen als in Gallien. Und in Rom, wo ihm der Senat den noch heute beim Kolosseum stehenden Triumphbogen baute, schenkte er vielleicht schon damals Bischof Miltiades die domus Faustae nebst ihren Ländereien, den Kaiserpalast, einst der Familie Laterani, dann, als Erbe ihres Vaters Maximian, seiner zweiten Frau Fausta gehörend. Da Fausta aber keine Christin war, übereignete Konstantin den Lateran wohl erst nach ihrer Ermordung der Kirche. Der römische Pontifex verbesserte jedenfalls dadurch seine Residenz beträchtlich. Bis 1308 bleibt das Gebäude päpstlicher Wohnsitz. Ferner weist der Herrscher schon jetzt die Bischöfe zur Erweiterung ihrer Kirchen an oder zum Bau neuer, wobei er «reiche Unterstützung aus seinen Mitteln» gewährt (Euseb). In Afrika, ihm nun durch seinen Sieg unterstellt, restituiert er um die Jahreswende 312/13 den Kirchen ihr beschlagnahmtes Eigentum, selbst wenn es inzwischen Privatleuten gehört. Ausdrücklich befiehlt er Anylinus, dem Prokonsul, dafür zu sorgen, daß auch dieser Besitz «von Bürgern oder anderen Personen ... Gärten und Häuser und alles» der Kirche «samt und sonders so schnell wie möglich zurückerstattet wird»[24].

Außerdem unterstützt Konstantin den hohen Klerus mit Geld. Karthago bekommt für die «rechtmäßige und hochheilige katholische Kirche» sogleich mehrere hunderttausend Mark. Der Kaiser selbst teilt dem Bischof Caecilian nach der Einnahme Roms mit, er habe Ursus, «den hochangesehenen Finanzverwalter Afrikas», beauftragt, «daß er an deine Strenge die Auszahlung von 3000 Folles verfüge». Die Summe – ein «follis» war ein Beutel von etwa 100 Mark – mußte, nach einer von Hofbischof Hosius von Cordoba, Konstantins kirchenpolitischem und ihm persönlich befreundeten Berater, aufgestellten Empfängerliste, an die Bischöfe verteilt werden. Bei Bedarf konnten weitere (die Staats-

kasse schwer belastende) Beträge folgen. Denn, lockt der Kaiser den Oberhirten Karthagos (der den schismatischen Donatisten nur standhalten konnte, weil ihn Konstantin massiv unterstützte, ebenso Rom – unter der Bedingung freilich, daß er die Sakramentstheologie des hl. Cyprian preisgab!): «Solltest du aber merken, daß die Summe ... ihnen allen nicht genüge, dann magst du den Betrag, den du noch für notwendig erachtest, unbedenklich von Heraklid, unserem Domänenverwalter, anfordern.» Und bereits 313 tagt eine Synode in Rom – allerdings nicht im «Papst»-, sondern im Kaiserpalast![25]

Den Prokonsul von Afrika, Anylinus, aber wies der Herrscher nachdrücklich darauf hin, daß «dem Staat große Gefahren» bevorstünden, würde «die höchste Ehrfurcht vor der heiligsten, himmlischen Macht» vernachlässigt, weshalb es auch nötig sei, daß jene, «die ihre Dienste dieser heiligen Religion widmen und die sie Kleriker zu nennen pflegen, von allen staatlichen Dienstleistungen ein für allemal völlig frei bleiben». Der christliche Klerus war damit als privilegierter Stand anerkannt.[26]

Der spendable Eroberer, der sich seitdem als «Schützling (famulus) Gottes» mit besonderer Mission betraut fühlte, hatte nun noch die beiden Potentaten des Ostens vor sich, Maximinus Daia, der in Antiochien, und Licinius, der in Serdica residierte.[27]

Krieg gegen Maximinus Daia

Maximinus Daia (römischer Kaiser 309–313), Nachfolger des Galerius, war unter Diokletian in seinem Herrschaftsbereich, den Dioecesen Oriens und Ägypten, ein rigoroser Christenverfolger gewesen. Nach dem Toleranzedikt des Galerius, am 30. April 311 in Nikomedien publiziert (S. 205), aber hatte Maximinus Konzessionen gemacht, reserviert, gewiß, widerwillig. Doch die entscheidende Wendung zur Duldung der Christen ist auch bei ihm «uneingeschränkt vorhanden» (Castritius) und erwiesenermaßen Eusebs Behauptung unwahr, Maximinus Daia habe das Tole-

ranzedikt des Galerius geheimgehalten und dafür gesorgt, «daß es in den ihm unterstellten Gebieten nicht bekannt werde». Wahr dagegen ist, daß Bischof Euseb den Namen des Maximinus in seiner Abschrift des Edikts unterschlug! Gewiß ließ es Maximinus – formal keineswegs ungewöhnlich – nicht im Wortlaut veröffentlichen und wohl nur unter dem Druck seiner Mitherrscher, vielleicht auch dem des Armenienkrieges, in den er verwickelt war. Hatte dieser Kaiser doch überhaupt das Heidentum durch ein einheitliches Kirchensystem wieder gefestigt und antichristliche Propaganda getrieben, etwa die gefälschten «Pilatusakten» zur Pflichtlektüre in den Schulen gemacht. Auch der Bitte der Behörden von Nikomedien, Tyrus und anderen Orten, die Christen aus den Städten auszuweisen, entsprach Maximin, «falls sie in ihrem verfluchten Wahnsinn verharren», und verhieß zum Lohn für das «gottgefällige Streben» der Antragsteller «jedwedes Entgegenkommen . . .» Nach Euseb und Laktanz hatte der Herrscher die christenfeindlichen Petitionen der Städte selbst stimuliert, was aber, obschon in seinem Sinn, offenbar nicht stimmt. Doch überbot, so Euseb, «der allergottloseste Mensch und grimmigste Feind der Frömmigkeit» an Schlechtigkeit noch Kaiser Maxentius. Er war «ein Feind des Edlen und Widersacher alles Guten», erpreßte «unsägliche Summen Geldes», steigerte «seinen Hochmut bis zum Wahnsinn», verfiel dem Suff bis zur Besinnungslosigkeit, wurde auch «an Völlerei und Ausschweifung von niemand übertroffen», «konnte durch keine Stadt ziehen, ohne Frauen zu entehren und Jungfrauen zu entführen» und weiter so im bekannten Sinne.[28]

Natürlich verging Maximinus Daia sich nicht ungestraft. Der «Vater der Kirchengeschichte», ja, «Vater der Weltgeschichte» (Erhard), wird nicht müde, die Racheakte des lieben Gottes zu berichten: «Die gewöhnlichen Regen und Wolkengüsse fielen zur Winterszeit nicht mehr in gewohnter Menge . . . Unerwartete Hungersnot . . . dazu die Pest und als Beigabe noch eine andere Krankheit . . . so daß unzählige Männer, Weiber und Kinder erblindeten.» Nicht genug – wir kennen Gottes «Fürsorge» für die Seinen schon aus der jüdischen Geschichte (1. Kap.), es kam noch

der Krieg mit den Armeniern dazu. Kurz, Schlachten, Hunger, Pest, Krankheit, Wolkenbrüche, die Menschen taumelten «wie Gespenster dahin», ihre Leichen füllten Gassen und Plätze, «wurden sogar Hunden zum Fraße». Und all dies: nichts als die Antwort des Himmels auf «den verwegenen Übermut des Tyrannen wider die Gottheit», «und für die Beschlüsse der Städte gegen uns»[29].

Wie so viele Apologeten ist Bischof Euseb besessen von der Tendenz, alles Christenfeindliche nach Strich und Faden zu diffamieren, durch «fromme» Übertreibungen oder Lügen. Zum Beispiel: Maximinus Daia habe die Antiochener bewogen, «sich als besondere Gnade von ihm zu erbitten, in keiner Weise zu erlauben, daß ein Christ ihre Stadt bewohne». Oder: der Kaiser habe das Galeriusedikt nicht anschlagen lassen. Oder: der Kontrolleur der städtischen Finanzen, Theoteknos, habe «Zahllose in den Tod getrieben». Tatsächlich wurden damals nur wenige Christen Märtyrer, Euseb selbst kennt namentlich bloß drei – und Jacob Burckhardt wußte schon, warum er den «Vater der Kirchengeschichte» nicht nur den «widerlichsten aller Lobredner» nannte, sondern auch «den ersten durch und durch unredlichen Geschichtsschreiber des Altertums»[30].

Laktanz freilich ist kein Jota redlicher. Auch nach ihm nämlich war Kaiser Maximin, der zeitweilig die Christenverfolgung – aus Abneigung gegen Galerius – in seinem Herrschaftsbereich sogar aussetzen ließ (zwischen Juli und November 309), ein «ruchloses Ungeheuer», seine Verschwendung «ohne Maß», seine Ausschweifung derart, daß ihm «kein Früherer gleichkam». «Verschnittene und Kuppler durchspürten alles. Wo sich immer ein edleres Angesicht fand, mußten Vater und Gatte zurücktreten . . .» Und fiel ihm «ein Christ in die Hände . . . so ließ er ihn insgeheim ins Meer versenken». Auch diese Tonart wurde beispielgebend für die Diffamierung des Kaisers bis heute, so daß, vereinzelte Rehabilitationsversuche (durch Stein, A. Piganiol) beiseite, auch die modernen Historiker den «zélote du paganisme» (Grégoire) fast einhellig verdammen.[31]

In Wirklichkeit war Maximinus Daia keineswegs ein unfähiger

Regent. Weder fehlte ihm der Sinn für Verwaltung noch für Literatur und Wissenschaft, die er, trotz geringer Herkunft und Bildung, gefördert hat. Seine Verfolgung aber der Christen 311/312, recht «maßvoll» übrigens, so resümiert die jüngste und gründlichste Studie über diesen Herrscher, «hatte ihre Ursache in Forderungen lokaler Instanzen, die wirtschaftlich bedingt waren und denen sich der Kaiser aus einsichtigen Gründen nicht verschließen konnte» (Castritius). Denn die Ausübung des Christentums bedrohte ernsthaft besonders die wirtschaftliche Wohlfahrt der Städte, von denen der Monarch stark abhing.[32]

Gewisse religiöse Gedanken waren Maximinus nicht fremd, wie selbst das Reskript zeigt, mit dem er die städtischen Bittgesuche beantwortet: «Sie (die Heiden) mögen die Staaten der weiten Ebenen sehn, wie sie blühn, wie ihre Ähren wogen, und die Wiesen, die wohltuender Regen mit Kräutern und Blumen schmückt, die Luft, die wieder mild geworden und ganz ruhig. Alle sollen sich freuen, daß durch unsre Frömmigkeit und Ehrfurcht, unser Opfern, die Macht des gar gewaltigen und starken Mars besänftigt ist und beglückt sein durch den heiteren Frieden, den sie in Sicherheit so genießen und Ruhe.»[33]

Der Frieden war freilich nicht geheuer. Dafür sorgten Konstantin und Licinius, eigens «vom König der Könige, dem Gott des Alls und Erlöser, erweckt, zwei gottgeliebte Männer gegen die zwei gottlosesten Tyrannen». Nach der Beseitigung des einen, Maxentius, erneuerte Konstantin im Februar 313 in Mailand den Pakt mit Licinius und gab diesem, zur Festigung der Bindung, seine Schwester Konstantia zur Frau. Beide Kaiser anerkannten in einer Konstitution, dem sogenannten Mailänder Edikt, das Christentum als Rechtssubjekt und verkündeten die volle Religionsfreiheit im römischen Reich mit besonderem Bezug auf die Christen. Nach der Besiegung des Maximinus sollten sie auch im Orient Toleranz genießen; doch galt jeder Kult nun rechtlich soviel wie der andere. Maximin, der in allen Städten Tempel bauen, zerstörte wieder herstellen ließ, den eifrigsten heidnischen Priestern sogar eine Leibwache stellte, sah unschwer, was auf ihn zukam. Im harten Winter 312/13 fiel er während der Abwesenheit

des Licinius von Syrien her in dessen Gebiet ein, nahm Byzanz und Heraklea und prallte am 30. April 313 auf dem «Campus Serenus» bei Tzirallum mit dem Gegner zusammen, der den Feldzug schon mit christlichen Devisen unternommen hatte; für Kirchenvater Laktanz bereits ein richtiger Religionskrieg, doch auch für Johannes Geffcken «der erste wirkliche Religionskrieg der Welt». Licinius, dem in der Nacht zuvor «ein Engel Gottes» erschien, kommandierte anderntags Helm ab zum Gebet, seine Schlächter hoben «die Hände zum Himmel», riefen dreimal zu Gott – «und nunmehr, das Herz voll Mut, setzen sie die Helme wieder auf und erheben die Schilde . . .» Kein Wunder, daß jetzt «eine solche Masse Soldaten von geringer Mannschaft niedergemäht», «eine ungeheure Menge niedergemacht» wurde. Die Religion der Liebe mit der Kriegsbemalung! Zwar konnte Maximin selbst, als Sklave verkleidet, in rasender Flucht nach Nikomedien entkommen und von dort mit den Seinen über das Taurische Gebirge nach Cilicien. Doch starb er, im gleichen Jahr noch, in Tarsos, angeblich durch Selbstmord oder Krankheit, als die Truppen des Licinius zu Wasser und zu Land bereits auf die Stadt vorrückten.

Euseb liefert dazu zwei einander widersprechende Berichte, malt aber auch das Ende des Maximinus, der «von unsichtbarem, von Gott gesandten Feuer verzehrt wurde», wieder des längeren genußvoll aus. Laktanz behauptet sogar, daß Maximin «vier Tage lang in der Aufregung des Wahnsinns Erde mit den Händen aufraffte und wie im Heißhunger verschlang. Als er dann nach langen und schrecklichen Qualen mit dem Kopf gegen die Wände rannte, sprangen ihm die Augen aus den Höhlen. Jetzt erst, nachdem er das Augenlicht eingebüßt, begann er Gott zu sehen, wie er mit Diakonen in weißen Gewändern über ihn zu Gerichte saß . . . bekannte er Christus, indem er immer wieder bat und flehte, er möchte sich seiner erbarmen.»[34]

Christliche Geschichtsschreibung!

Doch die «Frohe Botschaft» hatte nun erstmals im ganzen Römischen Reich gesiegt, und «die übrigen Feinde der Gottesfrucht», so Euseb, die Anhänger des Maximinus Daia, «wurden

sämtlich getötet . . . nach einer langen Kette von Peinigungen»; «vor allem jene», jubelt der Bischof, «die, um ihm zu schmeicheln, in hochfahrendem Wahne gegen unsere Religion gewütet». Tatsächlich dokumentierte Licinius, schreibt Eduard Schwartz, «seine Sympathie für die Kirche wesentlich damit, daß er unter der heidnischen Umgebung Maximins ein schauderhaftes, von den Christen mit Triumphgeschrei begrüßtes Blutbad anrichtete». Was an Frauen und Kindern anderer Kaiser oder Cäsaren noch lebte, starb jetzt. Ermordet wurden unter anderem der Sohn des selbst schon 307 ermordeten Kaisers Severus, Severianus; ermordet der Sohn des Kaisers Galerius, Kandidian – sterbend hatte ihn einst der Vater dem Licinius empfohlen; ermordet aber sogar – und aufs brutalste – Prisca und Valeria, Gattin und Tochter Diokletians, nebst Kindern, trotz der Bitten des greisen, längst freiwillig abgedankten und noch im selben Jahr sterbenden Herrschers. Ermordet wurden die Frau des Maximinus Daia und seine Kinder, ein achtjähriger Sohn, eine siebenjährige Tochter, die Verlobte Kandidians. Und «auch jene, die ehedem der Verwandtschaft mit dem Tyrannen sich rühmten . . . erlitten unter äußerster Schmach dasselbe Schicksal», kurz, ganze Familien wurden beseitigt, «die Gottlosen ausgetilgt» (Euseb). Ja, «alle Gottlosen», jauchzt auch Laktanz, hatten nun «in wahrem und gerechtem Gerichte Gottes den gebührenden Lohn für ihre Taten empfangen», gestürzt sah sie die Welt, so «daß von ihnen weder Stamm noch Wurzel übrig blieb»[35].

Krieg gegen Licinius

Zwei Kaiser waren verschwunden; «zwei gottgeliebte Männer», laut Euseb, noch da. «Eingedenk der ihnen von Gott gespendeten Wohltaten, säuberten (!) sie vor allem die Welt von der Feindschaft gegen Gott». Immer das wichtigste Geschäft auf Erden. Und wahrscheinlich 316 (nicht schon 314) bekriegte Konstantin Licinius auf dem Balkan, hatte ihm doch, so er selbst, «die

höchste Gottheit durch ihr himmlisches Walten die Lenkung aller irdischen Dinge anvertraut». Am 8. Oktober kam es bei Cibalae an der Save zur Schlacht, wo Konstantin, ein «leuchtendes Vorbild ... der Christenheit» (Katholik Stockmeier), mehr als 20 000 seiner Feinde vernichtet haben soll. Danach folgte bei Philippopolis eines der schlimmsten Gemetzel jener Zeit, das indes unentschieden blieb. Immerhin nahm Konstantin dem Schwager fast alle europäischen Provinzen (das heutige Ungarn, Bulgarien, Rumänien, Dalmatien, Mazedonien und Griechenland), verständigte sich wieder mit ihm, der nicht mehr «gottgeliebt» jetzt war, sondern «der böse Feind» (Euseb), rüstete ein Jahrzehnt, trommelte zugleich für das Christentum, gab es doch im Osten, etwa in Kleinasien, schon Gebiete, wo die Christen beinah die Hälfte der Bevölkerung ausmachten, und erreichte zehn Jahre später eine Endlösung.[36]

Der «Heiland und Wohltäter» hatte den Entscheidungskampf mit religionspolitischen Aktionen vorbereitet, auch im Land des Teufels, wo viele Christen für Konstantin Partei ergriffen, hatte Licinius als «den allgemeinen Feind der zivilisierten Welt» verrufen, hatte ihn eingekreist durch ein Bündnis mit den Armeniern, die schon Christen waren (6. Kap.), und hatte den Krieg auch als Kreuzzug, als «einen Religionskrieg» (Katholik Franzen) geführt, «certainly ... as a war of religion» (C. T. H. R. Ehrhardt): mit Militärpfaffen, dem Labarum, den Initialen Christi, Feldzeichen der Leibgarde, und überhaupt «voll höherer Begeisterung» (Euseb). Auf der anderen Seite – wo Licinius das Heidentum wiederbelebt und die Kirche bekämpft hatte durch Verbot von Synoden, Entlassung von Christen aus Heer und Beamtenschaft, Erschweren des Gottesdienstes, durch Strafen und Zerstörungsakte – sicherte man sich mittels Orakelsprüchen und Opfer, marschierten jetzt Götterbilder gegen das Kreuzpanier, gegen den «fremden Gott» und sein «schmachvolles Zeichen». In Wirklichkeit ging es um die Alleinherrschaft, die Universalmonarchie. Ungewöhnlich große Heeresmassen – sogar die Grenzen hatte man entblößt – rückten im Sommer 324 gegeneinander: 130 000 Mann angeblich und 200 Kriegsschiffe sowie mehr als 2000 Transporter auf Seite

Konstantins, 165 000 Mann (darunter, von Fürst Alica geführt, auch ein starkes gotisches Kontingent) und 350 Kriegsschiffe auf der des Licinius, was eine gewaltige Ausplünderung des gesamten Imperiums voraussetzte. Am 3. Juli wurde bei Adrianopel Licinius' Heer, am Hellespont seine Flotte geschlagen, und am 18. September verlor er auch die letzte und schwerste Runde bei Chrysopolis (Skutari), gerade gegenüber dem Goldenen Horn, bereits auf dem asiatischen Ufer des Bosporus.[37]

Ganz offensichtlich: Eine Entscheidung des Himmels. Hatte doch nicht nur Konstantin wieder gebetet, «heilig und rein», sondern auch seine Truppe, dreimal hintereinander, wie ausdrücklich befohlen, und mit lauter Stimme: «Alleiniger Gott, dich erkennen wir! König der Herrscher, dich bekennen wir! Helfer in Not, dich flehen wir an! Von deiner Hilfe erhoffen wir Sieg und schlagen den Feind mit göttlicher Kraft ...» 40 000 Leichen bedeckten kurz darauf das Feld. Dann rammte man, unter dem siebzehnjährigen Krispus, in den Dardanellen die gegnerische Flotte, deren Rest, wunderbarerweise, ein Orkan an den Steilküsten von Gallipoli zertrümmerte; 130 Schiffe und 5000 Matrosen gingen zugrunde. (Doch noch 1959 kommentiert der katholische Theologe Stockmeier die konstantinischen Abschlachtungen: «Diesem großen Vorbild nachzueifern bemühte sich jeder christliche Kaiser; beliebig ließ sich auch darauf verweisen, um ein Ideal [!] vor die Augen der Fürsten zu stellen.») Licinius verblieben nach Chrysopolis noch etwa 30 000 Mann. Auf Fürbitte Konstantias versprach ihm Konstantin eidlich das Leben, ein Jahr später ließ er ihn in Thessalonike (Saloniki), wo er, hieß es, mit den Goten konspiriert haben soll, erwürgen; ebenso seinen Generalissimus Martinianus. Überhaupt wurden in allen Städten des Ostens nun viele prominente Parteigänger des Licinius getötet, durch Gerichte und ohne sie. Nach über zehnjährigem Bürgerkrieg, lauter Angriffskriegen Konstantins, war dieser «aller Völker siegreicher Feldherr», wie er sich titulieren ließ, «Leiter des gesamten Erdkreises» – und das Christentum endgültig Sieger im römischen Reich.[38]

Als Konstantins Haltung noch unklar, Licinius Schirmherr der

Christen schien, wurde natürlich Licinius von Euseb hofiert. Der berühmte Bischof, der die späteren Fassungen seines Werkes nicht nur nach «seiner jeweiligen Kenntnis» änderte, sondern auch nach seiner «politischen Berechnung» (Vogt), überschüttete damals Licinius mit Schmeicheleien. Nachdem dann beide Kaiser sich verbündet, priesen Euseb und Laktanz auch beide als Auserwählte Gottes, waren «beide ausgezeichnet durch Klugheit und Gottesfurcht», waren es «zwei gottgeliebte Männer», durch die nun Gott «den ganzen Erdkreis» reinigte «von allen Gottlosen und verderbten Menschen». Gibt Euseb doch auch von Licinius zu, daß er «fortgesetzt» zugunsten der Christen gearbeitet habe durch Gesetze, Ehrungen der Bischöfe, Geldgeschenke. Folglich erschien auch sein Kopf, wie der Konstantins, auf Münzen mit einem «nimbus», einem Heiligenschein: Symbol ihrer inneren göttlichen Erleuchtung. Als Licinius aber Gegner Konstantins wird, korrigieren die «Väter» ihre Texte und verteufeln den Licinius. Ja, Euseb tilgt in späteren Ausgaben seiner Kirchengeschichte ganze Stellen über ihn. Noch eben «a paragon of virtue and piety», wird Licinius jetzt «a monster of depravity and lust» (Barnes), der «Ruchlose», «Gottlose», «der gottgehaßte Mann», «der gesetzloseste Mensch», «der Menschenhasser». Er ist durch «angeborene Bosheit mit furchtbarer Blindheit geschlagen», einem «Übermaß von Grausamkeit», «dem Wahnsinn verfallen». Jeden, der wieder in seinen Dienst treten würde, bedroht das Konzil von Nicaea (S. 362 ff) mit Exkommunikation.[39]

Wie brutal Licinius sein konnte, zeigte schon die Abschlachtung der kaiserlichen Familien, worüber die Kirchenväter freilich noch gejubelt hatten (S. 229 f). Auch gänzlich unschuldige Philosophen sollen sein Opfer geworden sein. War er doch überhaupt ein Feind höherer Bildung, besonders der Rechtswissenschaft, «dieser giftigen Pest des Staates», wie er sagte. Andererseits kam Licinius dem Christentum, trotz dessen größerer Verbreitung im Osten, nie so weit entgegen wie Konstantin. Schon gar nicht dachte er daran, der Kirche staatliche Funktionen einzuräumen. Ferner bewährte er sich besser auf dem Gebiet der Verwaltung und Wirtschaftspolitik. Er schränkte die Hofhaltung ein, den

Aufwand, die Ausgaben und attackierte hart die Besitzer großer Vermögen. Gleichzeitig suchte er, durch seine Herkunft den Bauern verbunden, diesem schwer geschundenen Stand zu helfen.[40]

Der allerchristlichste Kaiser aber und die bald immer reichere Ecclesia verfuhren ganz anders, und ihre Sprachrohre schieden dabei die Menschheit in Gute und Böse – ein schon dem Alten, dem Neuen Testament und auch nichtchristlichen Erdteilen wohlbekanntes Schema, das der Geschichtstheologie Konstantins selbst entsprach. Es blieb, besonders gegenüber aufzuputschenden Kollektiven, eine nie abreißende Kirchenpraxis bis heute, wo die Welt, wiederum in Ost und West gespalten, wieder so manches aus dem Mund ihrer Anführer hört, gar nicht so unähnlich der damaligen Verdummungsstrategie. Jeder wurde seinerzeit zum Teufel, der Kirche und Christenheit bekämpfte, viele Kaiser der vorkonstantinischen Ära, dann auch Maxentius, Maximinus Daia, endlich Licinius – während auf der eigenen Seite «der allweise und gottgeliebte Führer» figuriert, «ein allgütiger Kaiser», der dem Teufel auch noch «Zeichen aufrichtigen Wohlwollens» gab, ihn «der höchsten Verschwägerung» würdigte, einer Teilhabe «an dem angestammten Adel und kaiserlichem Blute» (vgl. S. 214 f)[41].

Doch der Finsterling vergalt dies böse; durch die Schlechtigkeit der gottlosen Tyrannen», durch «einen gottlosen und schrecklichen Krieg», «ohne Rücksicht auf Eide, Blut und Verträge». Vergeblich natürlich, war Gott selbst ja «Konstantins Freund und Hort und Beschützer», so daß er «den hinterlistigen Anschlägen des Verruchten» entkam, daß er auf dem Schau- und Schlachtplatz der Geschichte erschien «wie aus tiefer Finsternis und dunkelster Nacht ein großes Licht und ein Erlöser zugleich», daß er, der «Wohltäter», «Beschützer der Guten», der «überlegene Fürst», der «Heiland», «als verdienten Lohn für seine Frömmigkeit Triumph und Sieg über die Gottlosen errang» und nur «durch Beseitigung einiger (!) Bösewichte so rasch den größten Teil der Menschheit retten (!)» konnte. Licinius lag «niedergeschmettert am Boden. Konstantin aber, der mächtigste Sieger, ausgezeichnet durch jegliche Tugend der Gottesfurcht, nahm mit seinem Sohne

Krispus, dem gottgeliebtesten Kaiser, der dem Vater in allem ähnlich war, den ihm zugehörenden Osten in Besitz ... Genommen war nun von den Menschen jede Furcht vor denen, die sie einst bedrängt. In Glanz und Prunk begingen sie festliche Tage. Alles war von Licht erfüllt.»[42]

Wachsende Begünstigung des katholischen Klerus

Das Paradies begann nun offenbar auf Erden; jedenfalls für Konstantins «Hofbischof» und die katholische Hierarchie, die sich gegenüber dem Kaiser genauso unterwürfig verhielt, wie Euseb schreibt – «im Ton des Psalmisten, wenn er von Gott spricht» (Kühner). Freilich jubelten dann noch ganz andre mit, die Kirchenlehrer Ambrosius, Chrysostomos, Hieronymus, Kyrill von Alexandrien. Grund genug hatten sie. Nicht nur war das Christentum aus einer unterdrückten zu einer anerkannten, geförderten Religion geworden, sondern gerade die katholische Kirche und ihre Prälaten genossen bald immer mehr, immer größere Privilegien, wurden mächtig und reich.[43]

Konstantins Gunsterweise beschränkten sich nämlich nicht nur auf jene nach dem Sieg 312 an der Milvischen Brücke (S. 224 f) und nicht auf Rom, wo der Liber pontificalis, das offizielle Papstbuch, ein «imposantes Bild von dem rasch emporblühenden Reichtum der römischen Kirchen» vermittelt (Caspar). Denn diese Kirchen, die Lateranbasilika, St. Peter, St. Paul, haben nun Grundbesitz nicht bloß im Stadtgebiet, in der nächsten Umgebung, sondern auch in Süditalien und Sizilien. Der Kaiser vermachte dem Klerus Güter in Syrien, Ägypten, in Tarsos, Antiochien, Alexandrien und anderen Städten, wobei die Schenkungen im Orient außer Geld auch kostbare Importwaren eintrugen, seltene Spezereien, Gewürze, die in Rom gewinnbringend abgesetzt wurden. Kurz, es entstand der Grundstock des berüchtigten «Patrimonium Petri», mit dem wir es noch oft zu tun haben werden.[44]

Konstantin ließ auch «die von Gott eingegebenen Bücher ... in prachtvoller Ausstattung verfielfältigen und verbreiten». Vor allem aber erbaute er, und zwar wieder «aufs prächtigste, sogar auf Kosten des kaiserlichen Schatzes», monumentale Basiliken; allein in Rom sieben. Er schmückte sie großzügig mit Gold und Silber und stiftete, oft noch großzügiger, Grundbesitz dazu, in Italien, Afrika, Kreta, Gallien, der für eine einzige Kirche jährlich mehr als 14 000 Solidi abwarf, über 200 Pfund Gold. Weiter schenkte Konstantin allein der römischen Kirche über eine Tonne Gold und fast zehn Tonnen Silber. Das größte und finanziell am besten dotierte «Gotteshaus» Roms, die Basilica Constantiniana, verdankte ihren Standort den militärischen Erfordernissen und wurde sinnigerweise auf dem Unterbau einer Kaserne errichtet, der früheren Unterkunft der equites singulares imperatoris, der Reitergarden. Kein anderer als Maxentius hatte diese «Konstantin-Basilika» (S. 219) bereits zu bauen begonnen.[45]

Konstantin – zu dessen Zeit sich die Gleichsetzung (im Griechischen wie Lateinischen) des Wortes «Kirche» auf Kirchengemeinde und Kirchengebäude vollzog, doch nannte man letzteres häufig auch «Tempel» (templum), aedes und anders – Konstantin stiftete weiter Kirchen in Ostia, Alba, Neapel, auch in Kleinasien und Palästina, und sie sollten, schreibt er an Euseb, «unserer Prachtliebe würdig» sein, Dankesmale für den Sieg. Viele von ihnen wurden nach der Zerstörung bestehender heidnischer Tempel erbaut und, auf Antrag, durch Zivil- und Militärbehörden finanziert. «Den Statthaltern der östlichen Provinzen gab er die Weisung, reichlich und im Überfluß zu spenden», berichtet Euseb. Den Bischof Macarius von Jerusalem animiert er, «daß nicht nur eine Basilika erstehe, herrlicher als alle, die irgendwo sich finden, sondern auch das übrige so werde, daß dieser Bau die schönsten Werke in jeder Stadt samt und sonders überstrahle». Nach Niederringung des Licinius verfügt er gesetzlich für das geraubte Gebiet, «die Bethäuser höher zu bauen und die Kirchen Gottes breiter und länger ..., mit Gaben und Geld nicht zu sparen, sondern selbst aus dem kaiserlichen Schatze die Baukosten zu bestreiten». Er befiehlt, darauf zu achten, daß man «alle Sorgfalt

verwende», daß man bestehende Kirchen wiederherstelle, größer mache oder neue schaffe. «Was hierzu notwendig ist, sollst du selber und durch deine Vermittlung auch der übrige Episkopat von den Befehlshabern und von der Provinzstatthalterschaft verlangen.»[46]

All diese Kirchen aber – in Rom die Petersbasilika und andere mehr, in Jerusalem die Heiliggrabkirche, die, in Konstantins Anwesenheit (335) eingeweiht, alle Kirchen der Welt an Pomp übertreffen sollte, in Bethlehem die Geburtskirche, in Konstantinopel die den Aposteln und dem Frieden (Irene) gewidmeten Kirchen, die «Große Kirche» in Antiochien, die Kirchen in Tyrus, Nikomedien – all diese Kirchen, errichtet «mit reicher und wahrhaft kaiserlicher Pracht», geschmückt «mit sehr vielen, unbeschreiblich schönen Weihegeschenken ... aus Gold, Silber, Edelgestein», verschlangen gigantische Summen. Um so mehr, als der Herrscher sie mit «immer noch reicherem und vornehmeren Material» ausstatten ließ, «in verschwenderischer Freigebigkeit der Kosten nicht achtend». Um so mehr, als andere Mitglieder seines Hauses im Kirchenbau förmlich mit ihm wetteiferten, besonders seine Mutter Helena. Hofhistoriker Euseb wird nicht müde, das schier unerschöpfliche Füllhorn kaiserlicher Gaben zu preisen. «Sahen wir doch ..., wie die Kirchen wieder von Grund aus zu unermeßlicher Höhe erstanden und viel herrlicher wurden als die zerstörten gewesen»; «wie wenn der Wahn der Vielgötterei schon aus dem Weg geschafft wäre». Freilich bildete sich dabei im ganzen 4. Jahrhundert weder ein christlicher Kunststil heraus noch gab es auch nur eine durch die Christen bevorzugte Stilform.[47]

Doch warum überhaupt der ungeheure, das Volk gewaltig ausbeutende Aufwand für monumentale Kirchenbauten? Ein Aufwand, den in der ausgehenden Antike allenfalls Kaiser Justinian übertraf? Hier gibt es bloß eine zutreffende Antwort: Konstantin demonstrierte damit, «wo er den Rückhalt seines Reiches suchte» (Doerries).[48]

Doch dies war längst nicht alles.

Euseb selbst berichtet immer wieder von «reichen Spenden»,

manchmal sogar «zur Unterstützung der Armen, um auf solche Weise zur schleunigen Annahme der Heilslehre anzutreiben» – ja auch wieder der Vorteil des Klerus! «Der Kirche Gottes ließ er aber in ganz besonderem Maße zahlreiche Gaben zukommen.» Und vor allem würdigte er «jene Männer einer größeren Auszeichnung, die ihr Leben der göttlichen Weisheit geweiht hatten». Auf manchen Synoden oder Kirchweihen ehrte sie der Herrscher «durch glänzende Festmahle und Trinkgelage» oder «jeden seinem Rang und seiner Würde entsprechend mit Gastgeschenken». «Bischöfe empfingen kaiserliche Schreiben und Ehrungen und Geldzuweisungen», was sich hier auch auf Licinius bezieht.[49]

Besonders Konstantin aber würdigte den Klerus «der höchsten Ehren und Auszeichnung und gab den Männern als seinem Gott geweihten Personen in Wort und Tat Zeichen seiner wohlwollenden Gesinnung». Immer wieder liest man, «er machte sie geehrt und beneidenswert in aller Augen», «verschaffte ihnen durch seine Befehle und Gesetze noch mehr Ansehen», «öffnete mit kaiserlicher Großherzigkeit alle Schatzkammern und teilte seine Gaben mit reichlich spendender, großmütiger Hand aus». Nicht wenige Bischöfe konnten an ihren Amtssitzen schon das Gepräge und Zeremoniell des kaiserlichen Hofs nachahmen. Sie haben Anspruch auf besondere Titel, auf Weihrauch, werden kniefällig begrüßt und sitzen auf einem Thron, der Abbild des göttlichen Thrones ist.[50]

Andern predigen sie Demut!

Konstantin aber «spendete dazu noch sehr viele Gunstbezeigungen», wodurch Einfluß und wirtschaftliche Macht der Priester rasch wuchsen. So ließ er ihnen Getreide zuteilen, hob für sie die Gesetze auf, die Ledige und Kinderlose benachteiligten. Er gab den Bischöfen den gleichen Rang wie den hohen Beamten, doch mußten sie den Kaiser nicht kniefällig verehren wie alle andren. Er befreite sie schließlich von Eidesleistungen und Zeugnisabgabe. Er erlaubte ihnen auch die Benutzung der Staatspost, die sie bereits unter seinem Sohn Konstantius II. derart strapazierten, daß sie in vielen Provinzen fast zugrunde ging. (Zur Staatspost gehörte der «cursus clabularis», ein Ochsengespann,

das den Bischöfen zustand, und der «cursus velox», ein schnellerer Depeschendienst.) Bereits 313 befreite Konstantin den Klerus von allen persönlichen munera, den Dienstleistungen für Stadt und Staat, und in einem späteren Gesetz – da Geistliche meist noch einen Nebenberuf haben – von den Gewerbetaxen. Begründung: «Es ist ja sicher, daß die Gewinne, die sie aus ihrem Handwerk ziehen, den Armen zugute kommen werden»! Die Bischöfe genossen bald so große Privilegien, nicht zuletzt durch ihre Steuerbefreiung, daß der Kaiser schon 320 Reichen die Aufnahme in den Klerus verbot, da sie sich derart dem Steuerdruck zu entziehen suchten. 321 wurde die Kirche auch allgemein zur Annahme von Erbschaften berechtigt. Heidnischen Tempeln hatte man Erbfähigkeit nur gelegentlich und durch Sonderrechte zugestanden. Der Kirche aber trug sie jetzt soviel ein, daß der Staat kaum zwei Generationen später Gesetze erließ «gegen eine Ausbeutung frommer Gläubigkeit, besonders der Frauen durch den Klerus» (Caspar). Gleichwohl wuchs dessen Besitz schon im nächsten Jahrhundert ins Riesenhafte, da immer mehr Christen um ihres «Seelenheiles» willen der Kirche ein Legat oder ihr ganzes Vermögen hinterließen, ein Brauch, der im Mittelalter epidemische Ausmaße annahm: die Kirche besaß ein Drittel Europas.[51]

Natürlich war das im Prinzip nicht neu. Auch die heidnischen Priester hatten sich schon aus Profitgründen hinter den Staat gesteckt, mit ihm gerungen, mit ihm kollaboriert, hatten um Steuerfreiheit ersucht, Freistellung von Dienstleistungen – und alles mit ihrem Nutzen für den Staat begründet, für die Fürsten. Als Diodorus Siculus 59 v. Chr. Ägypten bereiste, besaßen die Priester, die er intelligenter fand als andere Leute, ein Drittel des Landes und zahlten «keine Steuern irgendwelcher Art». Ein Jahrhundert später bewilligte der Präfekt von Ägypten – anscheinend jedoch eine seltene Ausnahme – den Priestern des Krokodilgottes von Arsinoë die Freistellung von Arbeiten in der Landwirtschaft. Und wieder fast ein Jahrhundert danach, als eine römische Verwaltungsstelle aus Ägypten Gesuche von «vielen Priestern und vielen Erbpropheten» bekam mit der Bitte um Dispens von Dien-

sten in der Landwirtschaft, beriefen sich diese Bittsteller auf «die heiligen Gesetze» und die vom Präfekten von Ägypten schon getroffenen Entscheidungen. Manche Priester begründeten ihre Petitionen mit der Zeit, die sie brauchten für die Erziehung ihrer Söhne zu Priestern – notwendig «für das Anschwellen des allerheiligsten Nil und für die Fortdauer der ewigen Herrschaft des Herrn und Kaisers».[52]

Zu den allgemeinen Privilegien des Klerus aber kamen noch private Wünsche, die man zusätzlich vorbrachte. So betrieb der katholische Bischof von Oxyrhynchos um 336 bei einem Staatsbeamten dieser Stadt die Befreiung von der Verwaltung eines Landgutes und von der Vormundschaft über mehrere Kinder. (Derselbe Beamte bekam eine Bittschrift von einem örtlichen «Priester vom Tempel des Zeus, der Hera und ihnen verbundener großer Götter, Diener der Götterstatuen und ihrer siegreichen Ausbreitung».[53])

Selbst gewöhnlichen Christen räumte Konstantin Vergünstigungen ein. So belohnte er die Bürger von Maiuma, dem Hafen von Gaza in Palästina, nach einer Massenbekehrung mit dem Stadtrecht, das sie bis zur Zeit Kaiser Julians von Gaza unabhängig machte. Begreiflich, wenn im Jahr 325 eine phrygische Stadt um besondere Steuerprivilegien nur deshalb ersuchte, weil ihre Einwohner bis zum letzten Mann Christen seien.[54]

Auf die Prälaten aber baute Konstantin derart, daß er ihnen sogar staatliche Macht abtrat. Nicht nur stand die Zeugenaussage eines Bischofs noch über der von «Angesehenen» (honoratiores) und war unangreifbar, sondern das bischöfliche Gericht wurde jetzt auch in allen Zivilsachen zuständig («audientia episcopalis» genannt). Jeder konnte nun bei einem Rechtsstreit zum Bischofsgericht gehen, dessen Spruch, so bestimmte Konstantin, als «heilig und ehrwürdig» galt. Ja, der Bischof durfte Recht sprechen auch gegen den ausdrücklichen Willen einer Prozeßpartei; wobei es überdies keinerlei Appellation gab, der Staat vielmehr die bischöfliche Sentenz mit seinen Machtmitteln vollstreckte – nicht nebenbei: *das Gegenteil der Lehre Jesu*, der jedes Prozessieren und Schwören verwirft; der erklärt: «Mensch, wer

hat mich zum Richter und Erbschlichter über euch gesetzt?»; der gebietet, dem, der einen Rechtsstreit beginnen und den Rock nehmen wolle, auch noch den Mantel zu lassen. Und außer der richterlichen Befugnis gestand Konstantin den Bischöfen – vermutlich auf Bitte des Bischofs Hosius von Cordoba, der sich, als sein wichtigster christlicher Berater, von 312 bis 326 dauernd am Hof befand – auch die Freilassung von Sklaven zu, die sogenannte manumissio in ecclesia. Kleriker konnten ihnen auf dem Sterbebett, sogar ohne Zeugen und Schriftsatz, die Freiheit schenken. «So wuchs die Kirche früh zum Staate im Staate empor» (Kornemann).[55]

Die Vergünstigungen des Kaisers für den christlichen Klerus waren so beträchtlich, daß viele Stadträte in dessen Reihen drängten und Konstantin 326 dies «Schutzsuchen hinter dem Namen und Amt der Geistlichkeit» verbieten, auch bereits drei Jahre später erneut befehlen mußte: «Es soll die Anzahl der Geistlichen nicht unbesonnen und maßlos vergrößert werden, vielmehr soll, wenn ein Geistlicher stirbt, ein neuer ausgewählt werden, der keine Verwandtschaftsbeziehungen zu einer Dekurionenfamilie (Stadtratsfamilie) hat.» Und das uneingeschränkte Recht, letztwillige Verfügungen, Vermächtnisse, anzunehmen, trug der Kirche bald, wie erwähnt, so viel ein, daß es ihr 370 wieder entzogen wurde, während, klagt Hieronymus (394), «Götzenpriester, Schauspieler, Wagenlenker und Prostituierte Vermächtnisse erhalten dürfen».[56]

KONSTANTIN ALS HEILAND, ERLÖSER UND STELLVERTRETER GOTTES

Nun gibt niemand, schon gar kein homo politicus wie Konstantin, all diese Macht und Herrlichkeit, all die Ehren, Würden, Gelder, Rechte umsonst. Er gibt sie auch nicht – wie das verdummte Volk sein Wohl und Wehe – um «Gottes Lohn». Wobei es kaum sehr erheblich ist, inwieweit der Kaiser, der den Sonnenkult

mehr als alle seine Vorgänger betont hatte, sich schließlich als Christ verstand, ein unter modernen Historikern stark umstrittenes Problem, ob er in einer Epoche, in der es nach Meinung der Forschung den Typ des Freidenkers nicht gab, gläubig war und wie sehr. Als er über Gallien herrschte, wo das Christentum zahlenmäßig noch keine Rolle spielte, spielte es auch noch keine für ihn. Dies änderte sich, als er Italien und Nordafrika eroberte, wo wesentlich mehr Christen lebten als in Gallien. Und es änderte sich noch einmal mit der Eroberung des da und dort schon bald christlichen Ostens. Entscheidend ist, daß Konstantin, der Mann der «Wende», der «Revolutionär», als Christ galt und gilt, als großartiges Beispiel sogar eines christlichen Fürsten. Entscheidend vor allem sind die Folgen dieser *im Namen des Christentums und mit dessen ganzer Hilfe* getriebenen Politik, Folgen, die – über Merowinger, Karolinger, Ottonen, das «Heilige Römische Reich» – bis heute dauern. Denn mit seinem Bekenntnis und seinen Kriegen begründete Konstantin das christliche Abendland. Ja, Rudolf Hernegger kennt kaum eine zweite Persönlichkeit, «deren Ausstrahlungskraft so ungebrochen über siebzehn Jahrhunderte reicht», und betont mit Recht: «konstantinisch» wurde geradezu die «Signatur von siebzehn Jahrhunderten Kirchengeschichte».[57]

Konstantin, von früh an viel gereist, war gut informiert, auch religionspolitisch, zumal über die straffen, fast militärisch disziplinierten, das ganze Imperium umfassenden Kader der Catholica, die geschlossenste Organisation der spätantiken Welt. Und in dieser Kirche sah er wohl so etwas wie das Modell seines eignen Reiches präfiguriert. Die Bekehrung des Kaisers war nicht nur religiös, wahrscheinlich weit mehr politisch motiviert, was für das zeitgenössische Bewußtsein eng zusammenhing, war nicht zuletzt «eine militärische Angelegenheit» (Chadwick) – vermutlich zuerst!

Konstantins Vorgänger hatten das Christentum gefürchtet, teilweise bekämpft. Er spannte es durch die Fülle seiner Gunsterweise und Vorrechte für sich ein und konnte sich selbst einen «Bischof für die äußeren Belange» (episkopos tōn ektós) der

Kirche nennen – «c'est-à-dire», spottet Grégoire, «le gendarme de l'Église». Tatsächlich nahm er den Klerus in Dienst und zwang ihm seinen Willen auf. «Schon sehr bald beherrschte er den Episkopat wie seine Beamtenschaft und verlangte unbedingten Gehorsam gegenüber den staatlichen Anordnungen, auch wenn diese in rein innerkirchliche Dinge eingriffen» (Katholik Franzen). Die Kirche wurde zwar mächtig, verlor aber jede Freiheit, sie wurde – schon im 4. Jahrhundert erkannt – ein Teil des Reiches, nicht das Reich ein Teil der Kirche. Der Staat war ihr übergeordnet. Die Bischöfe blickten sogar dankbar zum Kaiser auf, ihrem Gönner, Freund, Beschützer, und gehorchten ihm. Er war ihr Herr, er berief die Konzilien und er entschied, so verworren seine eigene Christologie erscheint – wie freilich jede! – auch in Fragen des Glaubens, dessen Formeln er und seine Nachfolger erzwangen. Er und sie machten die Kirche «zur *Staatskirche*, in welcher das Wort des Kaisers, wenn nicht oberstes Gebot, so doch aber maßgebende Instanz ist, und zwar nicht nur in Dingen der äußeren Ordnung, sondern auch in den Fragen der Lehre» (Aland). Und mochte Konstantin bei schlimmen Himmelszeichen oder Blitzschlägen auch gesetzlich noch die Befragung der Eingeweideschauer befehlen und ihre Einblicke bedenken, so hat er doch die eigene Familie zu Christen gemacht, auch selber zuletzt die Taufe empfangen, sich immer wieder den von Gott erwählten Heilsbringer genannt, das «Bollwerk des Heils», «Diener Gottes», «Mensch Gottes». Er hat erklärt, alles, was er sei und vermöge, dem «größten Gott» zu schulden, er hat sich als «Stellvertreter Christi» (vicarius Christi) feiern und als «dreizehnter Apostel» bestatten lassen.[58]

Zwar durfte man Konstantin nicht mehr, wie noch Diokletian samt Mitregenten, Divus nennen – auch frühere große römische Herrscher hießen so, im Unterschied zu den dei des Olymp –, aber doch nah an Gott rücken, ihm «Gottähnlichkeit» attestieren, in Superlativen der Verehrung ihn verherrlichen. Seine Person blieb sacer und sanctus, Heiden wie Christen mußten ihn als sacra maiestas, mußten ihn kniefällig verehren, mit Ausnahme wohl der Bischöfe. Noch was mit ihm in Berührung stand, galt als

geheiligt. (Begriffe wie sanctus oder sanctitas, im Heidentum längst üblich, waren seit der Kaiserzeit auch Teil der kaiserlichen Titel.)

Den Mittelpunkt von Konstantins neuer, nach ihm benannter Hauptstadt bildete er selbst und sein äußerst prunkvoller, in orientalischer Pracht erbaute Hof – auf einem Territorium viermal so groß wie das alte Byzanz «iubente Deo» (auf Befehl Gottes) und mit Hilfe von 40 000 gotischen Arbeitern gegründet; wodurch übrigens Rom, dessen Nachbildung das «neue Rom» war, endgültig auf den zweiten Platz verdrängt, der griechische Osten immer deutlicher führend und der Gegensatz zwischen östlicher und westlicher Kirche größer wurde. Dabei übertraf Konstantin das seit alters vergottete Kaisertum dadurch, daß er seinen Palast, Vorbild der früheren Basilika, des «Hauses des Königs», nicht mehr Lager (castra), sondern Tempel (domus divina) nennen ließ – ein Abbild des himmlischen Thronsaales. Wie er denn, lange vor dem Papst, auch als Stellvertreter Gottes fungierte und sich nicht nur «Mit-Bischof», sondern nostrum numen, «Unsere Gottheit», nannte. Auch das Prädikat «sacratissimus» ist für Konstantin bezeugt, ebenso für die christlichen Kaiser der nächsten Jahrhunderte, sogar für Bischöfe. Dementsprechend gewann das «sacrum cubiculum», der private Haushalt des Herrschers, wie alles, was seine Person betraf, in christlicher Zeit noch «erhöhte Bedeutung» (Ostrogorsky). Auch wurde der Thronsaal in Basilikaform wie ein Heiligtum eingerichtet und ein Zeremoniell geschaffen, das göttlicher Verehrung fast gleichkam, ja, dessen religiöser Charakter am christlichen Hof in Byzanz seit Konstantin eher eine Steigerung erfuhr.[59]

In der Ära, die Vergöttlichungen selbst von Privatpersonen kannte, galten die Kaiser längst (beinah) als göttlich, als dominus et deus, und wurden auch – durch Niederwerfen aufs Gesicht – mit göttlichen Ehren gefeiert. Das begann lange vor Nero, der den Titel Caesar, Divus, Soter führte, der Kaiser, der Herrgott, der Heiland; oder vor Augustus, dem Messias, Heiland, Sohn Gottes; oder vor Caesar und Octavian, den Weltheilanden – ein Herrscherkult, der tief auf das Neue Testament und die Ausgestaltung

des Christusbildes, die Vergottung Jesu, gewirkt hat. Die Kirche verbot zwar das Opfer für den Herrscher, übernahm sonst aber den gesamten Kaiserkult, einschließlich des Kniefalls der Adoration; auch die Bekränzung der Kaiserbilder (laureata), denen das Volk, wie in heidnischer Zeit, mit Kerzen und Weihrauch entgegeneilte.[60]

Freilich galt diese Andacht jetzt nicht mehr dem Kaiser, sondern Gott, dem sie, in der Verehrung des Kaisers, dargebracht wurde; ein theologischer Trick, der zwar verbal das Devotionsmoment stark betont, ja, gewöhnlich apologetisch übersteigert hat, praktisch aber alles beim alten beließ, in Byzanz bis ins 15. Jahrhundert. Auch die christlichen Monarchen setzen somit das hellenische Hofzeremoniell und den Kaiserkult fort. Auch sie werden göttlich verehrt, als Gottheit angesprochen, und sie nennen sich auch selber so, selbst wenn sie, seit Konstantin, theoretisch eben nicht mehr Gott, sondern seine Stellvertreter sind. Gott wirkt und spricht durch sie, er inspiriert sie. Der Kaiser, dies ist entscheidend, handelt gleichsam in Gottes Auftrag, untersteht deshalb auch keiner Kritik, schuldet niemand Rechenschaft. Sein Wille ist Gesetz, der Staat «ein regelrechter Zwangsstaat» (Grant), die Verfassung die orientalische Autokratie, der Dominat, das absolute Kaisertum. Die Senatoren sind entmachtet, aus der Regierung, der Gesetzgebung, ausgeschaltet, die alten Provinzlandtage nahezu verschwunden. Es gibt im Grunde keine Untertanen – schon gar keine Menschenrechte. Recht hat immer nur der Kaiser, der Staat, deren Gewalt schon die alte Kirche einmütig zurückführt auf Gott. So wird im Bewußtsein der byzantischen Christen das ganze Reich ein corpus politicum mysticum, wird auch Konstantin nach seinem Tod zum divus erhoben. Auf Münzen aus den Prägstätten seiner christlichen Söhne fährt er zum Himmel auf, wie schon sein Vater. Lampen und Kerzen brennen vor seiner Statue. Andachten finden dort statt zur Heilung von Krankheiten. Und vor seinem Standbild im Hippodrom, das in der Hand eine goldene Tyche der Stadt hielt, sollte der jeweilige Regent samt Volk sich erheben und verneigen.[61]

Nach Erringung der Alleinherrschaft frönte Konstantin immer

größerem Pomp in seiner neuen Residenz, wo die Bauarbeiten unmittelbar nach dem Sieg über Licinius (324) begonnen hatten. Er machte Anleihen beim persischen und indischen Hofzeremoniell. Im goldnen Panzer und edelsteingeschmückt trat er vor das Heer, im juwelenbeladenen Galakostüm vor den Senat. Nur seinen Gewändern sollte die Purpurseide, nur seinen Bildnissen der ägyptische Marmor vorbehalten bleiben, nur er durfte auf bestimmten porphyrnen Kreisen seiner Empfangsräume stehn. Auch dachte er sich neue glanzvolle Titel für seine Würdenträger aus; kurz, das ganze Hofleben wurde immer üppiger.[62]

Gleichzeitig aber begründete Konstantin in diesem prachtstrotzenden Palast eine christliche Gemeinde und versammelte sie zu Bibelbetrachtungen und gemeinsamem Gebet. Wie er denn auch selbst angeblich zu Gott betete, vor der Schlacht ein Gebetszelt aufzusuchen pflegte und sogar theologische Reden über fundamentale Glaubensfragen verfaßte.[63]

Zeitgenössische Bischöfe und «Väter» attestieren ihm jetzt eine charismatische Sonderstellung, vergleichen ihn mit Abraham und Moses, preisen ihn als «fromm», den «gottgeliebten Führer», den «von Gott eingesetzten allgemeinen Bischof» (koinós epískopos), den «einzigen von allen römischen Kaisern, der ein Freund Gottes gewesen ist», ein «Liebling Gottes», titulieren ihn unwidersprochen, «Heiland», «Erlöser», nennen ihn «für alle Menschen ein leuchtendes Beispiel gottesfürchtigen Lebens», machen ihn zum Idealtyp des christlichen Regenten. Bis tief in die Neuzeit wird diese Vergötterung oder doch die Formel Gott-Christus-Kaiser (und die Bevorzugung der Monarchie vor allen anderen Verfassungen!) die Welt beeinflussen. Und nicht die «profane» Geschichte, die Kirchengeschichte gibt Konstantin den Beinamen «der Große», und zwar «mit vollem Recht» (Katholik Ehrhard). Noch im mittelalterlichen England werden ihm zahlreiche Gotteshäuser errichtet. Und noch im 20. Jahrhundert bestätigt man ihm «eine eindeutig christliche Glaubenshaltung», «missionarischen Eifer» (Katholik Baus), «ein allmählich tieferes Hineinwachsen in das Christentum und eine gesteigerte Freude an der Religion» (Katholik Bihlmeyer), feiert man ihn als «leuchtendes

Vorbild ... der Christenheit», *«princeps christianus»* (Katholik Stockmeier), als «Christ dem Herzen, nicht nur der äußeren Haltung nach» (Protestant Aland). Ja, im Osten, der ihn als «apostelgleich», auch als «13. Apostel», samt seiner Mutter in die Zahl der Heiligen aufnahm, hängen seine Konterfeis noch heute in den griechischen Kirchen, wo man sein Fest noch immer am 21. Mai pompös und überschwenglich begeht. Konnte Konstantin, geradezu «religiösester aller Kaiser» (religiosissimus Augustus) genannt, doch zur «Idealfigur nicht mehr nur des *einen* christlichen Kaisers, sondern christlichen Herrschertums überhaupt werden» (Löwe).[64]

Von der Kirche der Pazifisten zur Kirche der Feldpfaffen

Doch dieser Fürst, inmitten der Grabstelen der Apostel beigesetzt und von der Ostkirche heiliggesprochen – wie freilich so mancher seines Schlages auch im Westen, Karl etwa, der (wahrlich nicht nur) *Sachsen*schlächter, Heinrich II.: «tausend heiliggesprochene Verbrecher» (Helvétius) –, doch dieser hl. Konstantin, der nie eine Schlacht verlor, der «Mann des Krieges» (Prete), «die vollkommenste Verkörperung des Soldatentums» (Seeck), führte einen Krieg und Großkrieg nach dem andern, die, zumindest teilweise, «furchtbare Härte» charakterisiert (Kornemann): Noch im Sommer oder Herbst 306 gegen die Brukterer, erst auf römischem, dann auf ihrem eignen Gebiet. 310 erneut gegen die Brukterer, deren Dörfer er verbrennt, deren Gefangene er lebendig zerfleischen läßt. 313 gegen die Franken, die Stammesführer büßen mit dem Leben. 314 gegen die Sarmaten, die er bereits unter Galerius bezwang; er wird nun «Der Sarmatensieger größter» (Sarmaticus Maximus). 315 gegen die Goten (Gothicus maximus). 320 schlägt Sohn Krispus die Alemannen, 322 er selber nochmals die Sarmaten. Er heimst reiche Beute ein und verschleppt zahlreiche Gefangene als Leibeigene auf römischen Boden. 323 besiegt er

die Goten, wobei er jeden, der ihnen beisteht, lebendig zu verbrennen befiehlt. Was überlebt, wandert wieder in Gefangenschaft. Neuer Titel: «Gothorum Victor Triumphator». Neue Stiftung: die alljährlich vom 4. bis 9. Februar gefeierten «ludi Gothici» (vgl. die «fränkischen Spiele» S. 217). In seinen letzten Jahrzehnten kämpft Konstantin häufig in den Donauländern, versucht schon, sie «zu missionieren» (Kraft), verursacht den Germanen Niederlagen, die sich auswirken «bis in ihre religiöse Geschichte hinein» (Doerries). 328 unterwirft er die Goten im Banat. 329 vernichtet Konstantin II. ein Alemannenheer fast ganz. 332 überwältigen Vater und Sohn bei Marcianopolis abermals die Goten, deren Tote, Opfer auch von Hunger und Frost («fame et frigore»: Anonymus Valesianus), man auf hunderttausend berechnete, anscheinend auch viele Frauen und Kinder darunter: «Gotensieger der Große». Noch in seinem Todesjahr rüstet der «Schöpfer des *christlichen* Weltreiches» (Dölger), besonders vom Klerus Armeniens gedrängt (S. 296 ff), intensiv gegen die Perser, die er ausdrücklich durch einen Kreuzzug besiegen will, mit vielen Militärbischöfen, einem tragbaren Kultzelt, liturgischen Geräten.[65]

Grundsätzlich neu war auch dies nicht, Religion vielmehr von früh an mit dem Krieg verknüpft. Überall hatte man Kriegsgötter und focht auf ihr Geheiß, mit ihrer Billigung. In Indien begleitete der Priester den Feldherrn. Das germanische Heer sammelte sich häufig im heiligen Hain und trug Kultsymbole im Kampf; kannten die Germanen doch sogar bewaffnete Geistliche in der Heerfolge und fanden «auch in christlichen Zeiten daran nichts Befremdliches» (Andresen/Denzler). Stark beachteten die Religion im Krieg die Römer. Ihr Kriegsgott Mars hatte Tempel auf dem Marsfeld, an der Via Appia, im Circus Flaminius, einen als Ultor («Rächer») auf dem Forum des Augustus. Im März und Oktober, offenbar zu Beginn und Ende der Feldzüge, wurden dem Mars Feste gefeiert, die Kriegshörner (am 23. März und 23. Mai) gereinigt, auch die Pferde geweiht. Die Salier, die Tanzpriester, führten sakrale Tänze auf, einer ihrer Schilde war direkt vom Himmel gefallen, mit dem Carmen Saliare riefen sie die Götter an

– wie der Feldherr mit dem Ruf «Wache, Mars» vor dem Kriegszug die «Marslanzen» schütteln mußte. Eine noch größere Rolle spielte die Religion im Krieg bei den Juden, deren «Testament» das Christentum eben übernahm (S. 121 ff), ohne freilich *zunächst* dessen Kriegsgebrüll zu übernehmen.[66]

So glaubt Origenes, der bedeutendste Theologe frühchristlicher Zeit, ein Christ, der das Alte Testament wörtlich verstehe, müsse «erröten» angesichts der so viel «feiner und vernünftiger wirkenden Menschengesetze, etwa der Römer oder Athener»! Nur in geistlicher Weise schienen Origenes die kriegerischen Bibelpartien erklärbar. Sonst, meint er, hätten nie die Apostel «diese Bücher der Hebräer zur Lesung in den Kirchen den Jüngern des Christus übergeben». «Wir sind gekommen, den Ermahnungen Jesu gehorsam die Schwerter zu zerbrechen ... und verwandeln in Pflugscharen die Speere ... Wir ziehen nicht mehr das Schwert gegen irgendein Volk und lernen nicht mehr zu kriegen ...»[67]

Schließlich tritt der synoptische Jesus als Nichtkrieger auf, als Pazifist; ist er frei von chauvinistischen Instinkten, von Machtambitionen. Nie erlaubt er, die «Frohe Botschaft» mit Feuer und Schwert durchzusetzen. Vielmehr verwirft er jede Gewalt, gebietet Verzicht auf Gegenwehr, den Heroismus des Duldens, nicht den der Selbstbehauptung. Ja, er verlangt, das Böse mit Güte zu belohnen.[68]

Im Neuen Testament sollen die Christen nur «den Schild des Glaubens» ergreifen, «den Helm des Heils und das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes». Und in Übereinstimmung mit den neutestamentlichen Tötungsverboten *wird im Christentum der ersten drei Jahrhunderte nirgends der Kriegsdienst erlaubt*! Justin, Tatian, Athenagoras, Tertullian, Origenes, Cyprian, Arnobius, Laktanz, wie unterschiedlich auch immer menschlich und theologisch, ob sie «Ketzer» geworden, «verketzert» worden, «rechtgläubig» geblieben sind, sie alle ermüden nicht, der Welt Gewaltlosigkeit zu verkünden. Sie alle versichern, wie Athenagoras, daß Christen «ihre Feinde nicht hassen, sondern sogar lieben ... sie sogar segnen und für die, welche ihnen

nach dem Leben streben, sogar beten», daß sie «geschlagen nicht wieder schlagen, ausgeraubt nicht prozessieren». «Wir dürfen so nicht Widerstand leisten», kommentiert der hl. Justin die Bergpredigt. Der Kaiser könne kein Christ, ein Christ niemals Kaiser sein. Scharf konfrontiert Tertullian Christenpflicht und Kriegsdienst, göttlichen und menschlichen Fahneneid, «das Feldzeichen Christi und das Feldzeichen des Teufels, das Lager des Lichts und das Lager der Finsternis». Er nennt sie «unverträglich» und erklärt jede Uniform «bei uns verboten, weil sie das Abzeichen eines unerlaubten Berufs ist». «Wie kann man Krieg führen, ja selbst im Frieden Soldat sein ohne das Schwert, das der Herr fortnahm?» Er nämlich habe «Petrus entwaffnet und damit jedem Soldaten das Schwert genommen». Clemens Alexandrinus geht bis zur Ablehnung von Militärmusik (– wie, aus andren Gründen, noch Albert Einstein, nach dem jeder, der im Gleichschritt gern nach Musik marschiert, «sein Gehirn aus Versehen» bekommen hat). Verwarfen die Theologen doch auch jede Notwehr und die Todesstrafe – die das Alte Testament sogar für Ehebrecher fordert, für Homosexuelle, «unkeusche» Tiere (S. 78)![69]

Selbst die Jäger müssen nach der Kirchenordnung des römischen Bischofs und Heiligen Hippolyt (aus dem 3. Jahrhundert, der zweitältesten, die wir kennen) das Jagen aufgeben oder die Konversion. Das Tötungsverbot galt für Christen eben unbedingt. Die Kirchenväter vor Konstantin haben Jesu Bergpredigt stets wörtlich verstanden. «Einem Soldaten, der seinen Dienst bei einem Statthalter verrichtet, sage man, daß er keine Hinrichtung vollziehe», lehrt Hippolyt in seiner «Apostolischen Überlieferung». «Wer die Schwertgewalt oder die Verwaltung einer Stadt innehat, wer den Purpur trägt, trete ab, oder man weise ihn zurück. Wenn ein Taufbewerber oder ein Gläubiger Soldat werden will, dann weise man ihn zurück; denn er hat Gott verachtet.» Man war also konsequent gegen das Töten eines Menschen, gleich aus welchem Grund und mit welchem Recht: auf dem Schlachtfeld, bei Notwehr, im Zirkus oder Strafprozeß.[70]

Man kann nicht Gott und den Menschen zugleich sich verdingen, führt Tertullian aus, «kann nicht beiden dienen, Gott und

dem Kaiser». Freilich, höhnt er von einem Christen im Staatsdienst: gesetzt, er könne irgendein hohes Amt bekleiden, ohne zu opfern und Opfer zu ermöglichen, ohne Tempelverwaltungen zu vergeben, ohne Tempelsteuern zu verbuchen, ohne Schauspiele zu veranstalten oder ihnen zu präsidieren, gesetzt, daß er keine feierliche Verkündung vornehme, kein Edikt erlasse, nicht bei den Göttern schwöre, «daß er als Inhaber richterlicher Gewalt niemand zum Tode oder zum Ehrverlust verurteilt (neque iudicet de capite alicuius vel pudore) – Geldstrafen mögen hingehen –, daß er weder (in letzter Instanz) verurteilt noch vorläufig (neque damnet neque praedamnet), daß er niemand fesseln, niemand einsperren noch foltern läßt – wenn es glaubwürdig ist, so etwas könne geschehen ...» Tertullian verzichtet auf die Pointe, sie versteht sich von selbst.[71]

Athenagoras berichtet, daß die Christen «es nicht einmal über sich bringen, bei einer gerechten Tötung zuzusehen». Mache es doch nach ihrer Auffassung «keinen großen Unterscheid, ob man bei einer Tötung zuschaut oder sie selbst vollzieht, und deshalb haben wir den Anblick solcher Szenen verboten. Wie sollten also wir, die nicht einmal zusehen, damit uns nicht Blutschuld und Frevel beflecke, jemand töten können?»[72]

Das galt, wie gesagt, in jedem Fall. Galt erst recht, wo stets in Massen getötet wird, wo Hekatomben verbluten. Deshalb verurteilt die frühe Kirche «streng den Krieg» (Cadoux); hält sie «Liebe und töten für unvereinbar». «Von allen hervorragenden Schriftstellern in Ost und West wird die Teilnahme von Christen am Kriegsdienst verworfen» (Bainton). Jene absurde Unterscheidung des nachkonstantinischen Klerus, der, nach Entartung zu einer Staats- und Heeres-Kirche, den Mord im kleinen Maßstab zwar weiterhin verdammt, den tausendfachen auf dem Schlachtfeld aber plötzlich preist, kannte die alte Christenheit nicht. An den Straßen lauern Räuber, schreibt Märtyrer Cyprian, «zweifellos der bedeutendste afrikanische Bischof des 3. Jahrhunderts, vielleicht sogar bis Augustinus» (Marschall), und Piraten gefährden die Meere, überall triefe die Erde von Blut, doch: «Wird es einzeln vergossen, redet man von Untat, wenn öffentlich, von Tapferkeit.

Die Größe des Wütens ist es, die das Verbrechen straflos macht . . .»[73]

Genau dies aber, *die Größe des Wütens, die das Verbrechen straflos macht, wurde die Moral der Kirche und blieb es.* In den ersten drei Jahrhunderten war sie es nicht! So wanderten die Mitglieder der Urgemeinde im Jahr 66/67, kurz vor der Belagerung Jerusalems durch die Römer (S. 112 ff), geschlossen nach dem Ostjordanland in das Städtchen Pella aus (wo heute die Ruinen von Chirbet Fahil stehen), weil sie, betont Theologe Erhard, «nicht zum Schwert greifen wollten». Deshalb auch ließ im Jüdischen Aufstand Barkochba (S. 115 f), überliefert der hl. Justin, «die Christen allein zu schrecklichen Martern hinschleppen, wenn sie Jesus Christus nicht verleugneten und lästerten». Das heißt, wenn sie nicht von ihrem Glauben abfielen und die Römer bekriegten. Die Römer andererseits fackelten ebenfalls nicht, weigerten sich christliche Soldaten zu töten. «Ich kann nicht Soldat sein; ich kann nicht Unrecht tun; ich bin Christ» (non possum militare, non possum malefacere – Christianus sum). So widersteht in Afrika der Soldatensohn Maximilian dem Eintritt in die Armee. «Ich leiste nicht der Welt, sondern meinem Gott Kriegsdienst.» Der Prokonsul läßt ihn hinrichten. Es gab seinerzeit also schon Christen im Heer (etwa seit Ende des 2. Jahrhunderts) – doch sie waren bereits Soldaten, als sie Christen wurden und blieben dann, gemäß der paulinischen Weisung, in ihrem Stand, durften aber nicht kämpfen! Es ist kaum Zufall, daß die letzte Christenverfolgung unter Diokletian, wie Euseb mitteilt, «mit den Brüdern» begann, «die im Heere standen». Und wir wissen auch, daß sie (303–311) «das Gros der Martyrer» stellten (Andresen/Denzler).[74] Und sicher nicht nur, weil strenge Christen dem Kaiser das Opfer verweigerten.

Aber: «Nichts ist so schnell in Vergessenheit geraten», klagt Katholik Kühner, «wie die ersten drei Jahrhunderte.» Noch im frühen 4. Jahrhundert zwar versagt die Synode von Elvira jedem Gläubigen, der auch *nur durch Anzeige* (rechtmäßig oder nicht!) zu einer Hinrichtung oder Ächtung beitrug, zeitlebens, selbst in der Todesstunde, die Kommunion. Dann aber erlassen 313 Kon-

stantin und Licinius ihr Toleranzedikt, wird das Christentum aus einer unerlaubten Religion eine erlaubte (um nun bald alle andren erlaubten unerlaubt zu machen). Und über Nacht vollzieht sich die wunderbare Metamorphose dieser Pazifisten in Feldpfaffen! Taten sie vordem alles, um den Kriegsdienst der Ihren zu unterbinden, wurde mancher deshalb sogar Märtyrer, erschien ihnen Töten plötzlich notwendig. Kaum vom Staat anerkannt, beschließt 314 die Synode von Arelate (Arles), «mit dem Heiligen Geist und seinen Engeln im Verein», die Exkommunikation desertierender Christen. Wer die Waffen wegwarf, wurde ausgeschlossen. Vordem schloß man aus, wer sie nicht wegwarf. War früher «militia Christi» ein – freilich schon verdächtig oft strapaziertes – Bild, hatte man sie nun in Wirklichkeit. (Bereits Paulus scheint verliebt ins Militärvokabular: er spricht von den «Waffen Gottes», dem «Panzer der Gerechtigkeit», «Schild des Glaubens», «Helm des Heils», den «Feuerpfeilen des Bösen». Was wäre ein Mann wie er zur Zeit Augustins geworden!) Die Namen der Soldatenmärtyrer flogen jetzt schleunigst aus den kirchlichen Kalendern; Soldatengötter, Christus selber, Maria, diverse Heilige, kamen hinein und übernahmen genau die Funktion der heidnischen Kriegsidole. Der Soldateneid hieß: sacramentum![75]

Interessant auch, daß unter den spätantiken Heermeistern und Feldherren der östlichen Reichshälfte, die Raban von Haehling von der Mitte des 4. bis zur Mitte des 5. Jahrhunderts anführt, soweit ihre Religionszugehörigkeit sich noch sicher ausmachen läßt, bereits zwanzig (orthodoxe) Christen sind, fünf Arianer und nur noch sieben Heiden. Außerdem vermutet von Haehling unter den führenden Militärs dieser Zeit fünf (orthodoxe) Christen, einen Arianer und zwei Heiden. Bei nicht wenigen der höchsten Offiziere ist ihre Religion nicht mehr feststellbar.[76] Unter den militärischen Amtsträgern der westlichen Reichshälfte nennt von Haehling mit Sicherheit dreizehn (orthodoxe) Christen, drei Arianer und acht Heiden. Ferner vermutet er unter den Militärbefehlshabern des Westens noch fünf (orthodoxe) Christen. Vermutete Arianer oder Heiden fehlen hier. Doch steht wieder bei einer Reihe von führenden Genera-

len ihr Bekenntnis nicht fest. Immerhin sind damals weitaus die meisten maßgebenden Militärs, deren Glaube noch bekannt ist, schon Christen.[77]

Ein Jahrhundert nach der Synode von Arles – 102 Jahre später – schließt ein christlicher Kaisererlaß alle Nichtchristen vom Heer aus: Massenmord ist jetzt endgültig Sache von Christen.[78]

Und seit eineinhalb Jahrtausenden finden die christlichen Gottesgelehrten sich nicht nur damit ab – sie finden es gut.

Hans von Campenhausen, einer von Tausenden, mokiert sich in seiner Studie «Der Kriegsdienst der Christen in der Kirche des Altertums» über die «naive Selbstverständlichkeit», mit der jene den Pazifismus, «das Ausnahmerecht», proklamierten und praktizierten. Der freiherrliche Theologe erklärt dies durch «kleine, mehr oder weniger kleinbürgerliche Enklaven in den friedlichen Binnengebieten», ja, im Grunde durch fehlendes frühchristliches Verantwortungsgefühl, durch Oberflächlichkeit. «Die Christen stehen noch außerhalb der politischen Verantwortung [!], und die staatsphilosophische Reflexion der Antike hat sie noch nicht in der Tiefe [!] berührt. Aber dabei kann es nicht bleiben.» «Die Entwicklung schreitet fort, und mit dem Wachstum der Kirche muß ihre Verantwortung [!] über den innersten geistlichen Bereich hinauswachsen.»[79]

Mit «Tiefe» und «Verantwortung» umschreibt von Campenhausen, daß die Kirche nun mit den Wölfen heult; daß sie von jetzt an, direkt und indirekt, durch die Jahrtausende mitschuldig wird an millionenfachem Mord. Doch müßte der Mann nicht Theologe sein, um das ungeschminkt zuzugeben. Vielmehr spricht er, wie die meisten seinesgleichen, mit gespaltener Zunge, möchte er nicht sagen, «die Kirche habe seit dem vermeintlichen [!] ‹Abfall› unter Konstantin den ursprünglichen christlichen Ausnahmegedanken [!] einfach preisgegeben». Nein, «die Kirche hat vor der Welt und ihrem weltlichen Kriegsrecht darum nicht einfach kapituliert», sie hat, behauptet er, den «Kriegsdienst doch nicht einfach zum absoluten Gesetz erhoben». Denn: «Ausnahmen sind möglich», wird ja «vor den Toren der Kirche und des Klosters dem Krieg und der Blutjustiz grundsätzlich Halt gebo-

ten», das heißt – wie wichtig! – wenigstens die Haut des Klerus («blutig» ist nur der Laie) gerettet – und etwas Schein! «Mönche, Kleriker und ‹Geistliche› aller Art brauchen nicht zu kämpfen». Und überhaupt: «Die Christen ordnen sich den politischen und militärischen Fronten darum niemals so ein, als ob der Krieg eine letzte Wahrheit und Wirklichkeit bestätigte, die keine Durchbrechung duldet... Kriegsdienst und Kriegsverzicht der Christen gehören in gewisser Weise also zusammen. Die recht verstandene ‹Ausnahme› ist in diesem Falle die notwendige Auslegung und die Bestätigung einer richtig verstandenen ‹Regel›.»[80]

Von Campenhausen ist auch die Regel unter Theologen.

Typisch für diesen, in seinen Folgen kaum zu überschätzenden Umschwung, für diese radikale (Sophismen à la Campenhausen können wir vergessen) Preisgabe einer jahrhundertealten, streng pazifistischen Religiosität zugunsten einer jahrtausendelangen militaristischen, typisch für das heute als «Sündenfall» verniedlichte aggiornamento ohnegleichen, ist Kirchenvater Laktanz. Denn er genießt «als kaiserlicher Günstling zuerst die Vorteile des beginnenden Bundes von Staat und Kirche» (v. Campenhausen) – und er verliert auch zuerst sein Gesicht.[81]

In seinen »Divinae Institutiones», der größten christlichen Apologie vorkonstantinischer Zeit, kurz vor 313 (!) verfaßt, tritt Laktanz leidenschaftlich für Humanität, Toleranz ein, brüderliche Liebe. Zwar kennt er nichts Wichtigeres auf Erden als die Religion. Doch müsse sie geschützt werden, «indem man stirbt, nicht indem man tötet – durch Geduld, nicht durch Grausamkeit, durch Glauben, nicht durch Verbrechen. Wollt ihr die Religion durch Blutvergießen und Qualen verteidigen, dann verteidigt ihr sie nicht, sondern besudelt und entehrt sie.» Konsequent bekämpft Laktanz in seinem Traktat Nationalismus und Krieg. «Denn wie könnte gerecht sein, wer schadet, wer haßt, wer raubt, wer tötet. Das alles aber tun die, welche ihrem Vaterland zu nützen streben.» Doch nicht Kriegsdienst nur mißbilligt der Kirchenvater, sondern jede Menschentötung, auch wenn sie «das weltliche Recht sehr wohl erlaubt». Verdammt er ja selbst die Denunzierung eines Verbrechens, auf dem die Todesstrafe steht.

In einem «Auszug» (Epitomé) aber dieser Schrift etwa anno 314 (!) streicht der Verfasser alle pazifistischen Partien und feiert den Tod fürs Vaterland – «eine besonders gelungene Leistung» (v. Campenhausen).[82]

Laktanz demonstriert damit die Haltung seiner Kirche überhaupt. Verfemt einst und bitterarm oft, machte ihn Konstantin, bald nach 313, zum Erzieher seines Sohnes Krispus, auch zum Berater mitunter seiner selbst. Die jähe Karriere, der Glanz des Hofes, die Villen des Moseltals, die Paläste Triers (seit Augustus Stadt, seit einigen Jahrzehnten Kaiserresidenz, wo Konstantin weilte, die hl. Helena, wohin später die Kirchenlehrer Athanasius, Ambrosius, Hieronymus kamen), kurz, der Umgang mit der «ersten» Gesellschaft des Reichs, all dies ließ den greisen Laktanz rasch vergessen, was er vordem ein Leben lang geglaubt. So widmet er sein Hauptwerk nachträglich dem Herrscher, brandmarkt er Kriegs- und Justizdienst nicht mehr, sondern preist sie. Das ganze Christentum wird für ihn jetzt «ein blutiger Kampf zwischen Gut und Böse» (Prete), womit er «schon auf der Schwelle zur neuen Zeit» steht (v. Campenhausen).[83]

Derart verriet Laktanz die eigene Glaubensüberzeugung und eine fast dreihundertjährige pazifistische Tradition. Und wie er, so im Grund die ganze Kirche. Gierig folgt sie den Lockungen des Kaisers, der sie anerkennt, einflußreich macht, reich, der jedoch keinen passiven, pazifistischen Klerus brauchen kann, sondern einen, der die Waffen segnet. Und er segnete sie fort und fort ... Denn, schreibt Heine: «Nicht bloß die römischen, sondern auch die englischen, die preußischen, kurz, alle privilegierten Priester haben sich verbündet mit Cäsar und Konsorten zur Unterdrückung der Völker.»[84]

Moderne Theologen, die diesen Bankrott der Jesuslehre nicht rundweg leugnen, reden da vom «Sündenfall» des Christentums. Ein abwiegelndes Wort, verharmlosend, an das alte Apfelmärlein erinnernd, paradiesische «Seitensprünge» ... In Wahrheit geht es hier um Mord, ein jahrtausendlanges Schlachten, das nun, da im Namen der «Frohen Botschaft», der «Religion der Liebe», Gottes selbst, getätigt, auch noch als gerecht, gut, erklärt, das verklärt,

ja, das «heilig» wird – Gipfelpunkt des Kriminellen: «heiliger Krieg»! Er war, neben Inquisition und Hexenverbrennung, das einzig halbwegs Neue im Christentum. Hatte man doch vorher von dem «schauderhaften Aberwitz der Religionskriege» (Voltaire), diesem «blutigen Wahnsinn, ... keinen Begriff» (Schopenhauer).[85]

Eine neue Theologie folgte – im Schein des alten Vokabulars. Nicht nur eine politische, eine militaristische, die der Ecclesia triumphans, der Ecclesia militans, die Theologie des Kaisers – die aller Kaiser. Zumindest die altrömische, heidnische, die bis auf Cäsar zurückreicht, doch im Grunde viel weiter. Zwar, der Geruch von Götzenopfer, der «schändliche Irrtum», der so «viele Völker ins Verderben gebracht», war Konstantin, so schien es, sollte es scheinen, fast so fatal wie einst Jahwe. «Ich fliehe alles zu verabscheuende Blut, allen widrigen und unheilbringenden Geruch.»[86] Blut und Gestank der Schlachtfelder aber stieg diesem Herrn so angenehm wie dem HERRN in die Nase...

Der Monarch, der einmal äußern konnte, «daß ich als der Mensch Gottes alles schon längst von Grund auf weiß», eine Hybris, zu der kein heidnischer Fürst sich hatte hinreißen lassen, wußte freilich, was er wollte: Festigung des Reiches durch religiöse Einheit. Dasselbe zwar hatte schon sein Vorgänger Diokletian erstrebt, doch mit Hilfe des Heidentums. Konstantin erstrebte es – seine «Revolution» – mit Hilfe der Christen. Einerseits beschwört er so, in Briefen an Bischöfe, Synoden, Gemeinden, unermüdlich die Einigkeit, Concordia, «Frieden und Einklang», «Zusammenklang und Einheit». Immer wieder postuliert er «eine einheitliche Ordnung», nennt er es sein «Ziel vor allem, daß bei den glücklichen Völkern der katholischen Kirche ein einziger Glaube, reine Liebe und einträchtige Frömmigkeit bewahrt bleibe»; «daß die allgemeine Kirche *eine* sei». Andererseits steht dem Despoten nichts näher als die Armee, war er durch und durch Soldatenkaiser und blieb es bis zuletzt. Er reorganisierte entscheidend die Truppe. Er unterteilte sie in Fußvolk und Reiterei. Er verwandte für die Sicherung der Grenzen Milizen, deren Kern Veteranen bildeten, schuf mobile Feldheere, zu denen auch

die palatini, die Kaisergarde, gehörte, und begann auch bereits mit der Rekrutierung von Germanen.[87]

Gewiß, dieser Mann wußte, was er wollte: einen schlagkräftigen Glauben und eine schlagkräftige Armee. Wer die Gottheit pflichtschuldigst verehre, erklärte er, nütze auch dem Staat am besten. Hatte er doch selbst den christlichen Gottesdienst im Heer eingeführt. «Erstens war es mein Streben, die Gesinnung aller Völker, das Göttliche betreffend, zu vereinen und zu verbinden zu einer Haltung; zweitens den Leib der ganzen Welt, welcher gleichsam an einer schweren Verwundung litt, zu heilen und zusammenzufügen. Bei meinen Bemühungen um dieses Ziel habe ich das eine in der Verborgenheit meines Herzens ins Auge gefaßt, das andere mit meiner militärischen Macht auszuführen getrachtet.» Machtpolitik also zur Abwechslung nicht mehr mit Hilfe der heidnischen Götter, sondern mit dem Kreuz. «Dein Siegel allenthalben voranstellend», heißt es in einem Edikt des Kaisers, «führte ich ein ruhmvoll siegendes Heer an, und wenn irgendwo eine Not des Staates es verlangen sollte, ziehe ich demselben geoffenbarten Zeichen deiner Macht folgend gegen die Feinde aus.»[88]

Auch die Bischöfe wußten, was sie wollten. Nur hatte es wenig noch mit den Geboten ihres Herrn Jesus zu tun, um so mehr aber mit den Befehlen ihres Herrn Konstantin und nicht zuletzt mit ihren eignen Intentionen. Thron und Altar! Der Klerus, zumindest der hohe, gehörte jetzt zu den Großen des Reichs. Er heimste Geld, Besitz ein, Ehren, und dies durch einen christlichen Fürsten, durch seine Schlachten und Siege. Mußte man ihm nicht gefällig, nicht hörig sein? Wie er den Episkopat aufwertete, so privilegierte dieser seine öffentlichen Beamten in der Kirche. Man konzedierte ihnen – durch Kanon 7 der Synode von Arles (314) – bei Begehen einer sonst mit Ausschluß bedrohten Tat, daß sie nicht, wie die übrigen Gläubigen, ipso facto der Exkommunikation verfallen! Breite Teile der Großkirche neigten schon im 4. Jahrhundert zur Identifizierung von Kirche und Staat. Und hatten vordem mit den Heeren die Götter, Dämonen, der Teufel gefochten, ist es nun «die Hand Gottes», die «über dem Schlachtfeld» waltet, ist es

Gott persönlich, der Konstantin «zum Herrn und Herrscher» werden ließ, zu einem Sieger, «allein von allen Gewalthabern, die je gelebt haben, unbezwinglich und unüberwindbar», ist es Gott, der diesen Potentaten «furchtbar» macht, der selber «auf seiner Seite mitkämpft». Ja, so jubelt sein Hoftheologe, die erste christliche Majestät habe «mit aller Leichtigkeit» mehr Völker bekriegt und unterjocht als alle früheren Kaiser – «so gottgeliebt und dreimal selig ward Konstantin».[89]

Welche Verkehrung! Weil das Christentum durch Kriege gesiegt, erblickte man in ihm die «wahre» Religion. Ein Glaube der Liebe legitimierte sich durch Schlachtenglück, vieltausendfachen Mord! Welche Perversion! Und kein Bischof, Papst, kein Kirchenvater hat diese Perversion gegeißelt!

Freilich war es eine alte Sache wieder (vgl. S. 248 f). Götter als Schlachtenhelfer – davon wimmelt gerade die römische Geschichte. So griffen die Dioskuren, die «Söhne des Zeus», die als Nothelfer galten, in das Gemetzel am See Regillus ein, Neptun half Scipio bei der Einnahme Neu-Karthagos, Apoll half Octavian gegen Antonius, der Sonnengott half Aurelian gegen Zenobia und so weiter. Und nun wird die ganze heidnische Siegestheologie in der Kirche des Pazifismus heimisch; Dike, die schlagende und würgende, die Schlüssel des Krieges führende Rachegöttin, deren Attribut das Schwert, zwei Schwerter, deren Helferinnen die Erinnyen sind, zieht ein.[90]

Die meisten von Konstantins Höflingen waren natürlich Christen. Und alle Beamten trugen Uniform – «Erinnerungsstücke», nach Peter Brown, «an ihre lebhaften militärischen Anfänge ...; selbst die Kaiser hatten auf die Toga verzichtet und ließen sich in ihren Statuen mit militärischem Gewande darstellen». Die Forschung betont, die weltgeschichtliche Wende habe im Heer begonnen. «Die Christen waren sich nie im Zweifel darüber, daß Konstantin ... über den politischen und militärischen Erfolg zu ihnen gestoßen war» (Straub). Der Kaiser hatte die neue Religion immer mehr zur Militärreligion gemacht, Rom den Soldatenberuf wahrscheinlich früher erlaubt als andere Kirchengemeinden. Schon nach dem Sieg über Maxentius entschloß sich der Aggres-

sor zu einer Kreuzesfahne (Labarum) und dem Christusmonogramm. Vor jedem Gefecht soll er gebetet haben. Die Niederringung des Licinius, nichts als ein Kampf um die Alleinherrschaft, führte er als Religionskrieg, mit Feldbischöfen auch und einem Gebetszelt, aus dem er hervorzustürzen und den Angriff zu befehlen pflegte, worauf seine Schlächter, renommiert Oberhirte Euseb, «Mann für Mann niederschlugen.»[91]

Noch moderne Historiker kommentieren rühmend diese Praxis. «Das ist nicht das Bild eines frömmelnden Heuchlers» (Straub), sondern eines «rechten Soldaten, der sich im Heiligtum seiner Kreuzesstandarte Rat von seinem Christus holte» (Weber).[92]

Der Hofbischof zögerte nicht eimal festzustellen, daß Konstantin «immer siegte und sich allezeit der Denkmale seiner Siege über die Feinde freuen konnte», weil er «sich offen als Knecht und Diener des höchsten Herrschers bezeichnete und bekannte». Und Theodoret – Fortsetzer von Eusebs Kirchengeschichte (von 323 bis 428), Verfasser auch des denkwürdigen Satzes: «Die geschichtlichen Tatsachen lehren, daß uns der Krieg größeren Nutzen bringt als der Friede» –, auch dieser Bischof fand Konstantin natürlich «alles Lobes würdig» und scheute sich nicht, ihn mit paulinischem Zungenschlag anzusingen: «Nicht von Menschen, auch nicht durch Menschen (Gal. 1,1), sondern vom Himmel habe er seinen Beruf.» Wie denn Konstantin selber rundheraus prahlte, «daß Gott der Urheber meiner Heldentaten ist»[93].

«Jesus Christus siegt», dies ist von nun an die christliche Formel für die Siege des Kaisers – «Der Kaiser siegt, wie Christus siegt und wie das Kreuz siegt» (Hernegger). Aber dahinter stand nichts als die alte heidnische Vorstellung von der Siegeskraft des Herrschers. Nur siegte er nicht mehr mit Hilfe der heidnischen Priester, sondern der christlichen, focht er nicht mehr mit dem Beistand der Götter, sondern des Kreuzes. Gerade dadurch, «daß er in allem das Gegenteil [!] von dem tat, was kurz vorher die grausamen Tyrannen sich erlaubt hatten, behielt er über jeden Gegner und Feind die Oberhand» (Euseb). Die Religion des Friedens entstand, *die nie Frieden bringt.*[94]

Überall aber pflanzte der erste christliche Kaiser nun das Kreuz auf; nicht nur in den Kirchen! Nicht nur wurde ihre Grundrißform selber das Kreuz, von St. Paul in Rom, von St. Peter. Nicht nur sah man es im 4. Jahrhundert schon als Ehren- und Siegeszeichen auf kaiserlichen Münzen, am Zepter. Nein, das Kreuz erschien auch auf dem Schlachtfeld. Es wurde Kriegszeichen. Und der Klerus billigte es, pries es. «Mit dem Kreuz Christi und im Namen Jesu geht man in den Kampf, durch dieses Zeichen stark, dank dieses Banners standhaft», predigt kein geringerer als Ambrosius, nach dem auch «die Tapferkeit im Kriege» viel «Ehrenhaftes und Schickliches an sich hat, insofern sie den Tod der Knechtschaft und Schande vorzieht». (Modern: Lieber tot als rot!) Und auch der hl. Augustinus lehrt: «Glaube nicht, daß jemand, der mit den Waffen Kriegsdienst verrichten will, Gott nicht gefallen könnte.» Erst als christliches Heer gegen christliches stritt, begann man zumindest das Kreuz dabei fatal zu finden – und schließlich wollte Luther, sähe er als Kriegsmann «zu Felde ein Kreuzpanier ... davon laufen, als jagte mich der Teufel. Wenn aber Kaiser Karolus Panier oder eines Fürsten zu Felde ist, da laufe ein jeglicher frisch und fröhlich unter sein Panier, da er unter geschworen ist.»[95]

Soviel gilt im Christentum, in der klassischen Religion der Heuchelei, der Schein – der Heiligenschein! Auch für Protestanten.

Während der Völkerwanderung organisieren oft Bischöfe schon den bewaffneten Kampf. Der arianische Klerus tritt geradezu als Militärgeistlichkeit auf, ist eingegliedert in die Heeresformationen. Die Volkspriester sind zugleich Feldgeistliche. Eine Hundertschaft erhielt einen Priester, eine Tausendschaft einen Bischof. Unter Theoderich entsprechen die Bischofskirchen in und um Ravenna offenbar den Tausendschaften der hauptstädtischen Garnison. Und ähnlich sind die arianischen Kirchen in Rom und Byzanz «Garnisionskirchen in den Soldatenquartieren» (von Schubert).[96]

Mit schwersten Strafen ahndet der christliche Staat die Fahnenflucht: Enthauptung für den Deserteur, Feuertod für jeden,

der ihn verbirgt. Ja, schon Unzuverlässige büßen in Afrika durch Händeabhauen und Lebendigverbrennen! Siebzehn Gesetze gegen Fahnenflucht sind allein aus der Zeit zwischen 365 und 412 überliefert. Und 416 läßt Theodosius II. nur noch Christen Soldaten sein! – Freilich, paßt es den hohen Hirten, verteufeln sie den Krieg und predigen die Fahnenflucht (damals und durch alle Zeiten). So verweigern unter König Šāpūr II. (310–379) die persischen Christen den Wehrdienst und ergreifen offen für die christlichen Römer Partei (S. 300). So droht 362 Kirchenlehrer Athanasius allen mit dem Bann, die in der Armee des wieder heidnischen Julian dienen und verlangt von den Christen die Desertion.[97]

Restposten des biblischen Pazifismus zwar werden noch lange verschlissen.

Der hl. Martin von Tours, kurz vor Konstantins Tod Christ geworden, bleibt als solcher zwei Jahre im Heer, verweigert aber, als es zur Schlacht kommt, den Kriegsdienst. Auch müht sich sein Biograph Sulpicius Severus noch, den Lesern seiner vita Martini Turonensis zu verbergen, daß der Heilige einst Offizier gewesen. Ein Konzil in Rom schließt im Jahr 386 jeden vom Klerusstand aus, der nach Empfang der Taufe Kriegsdienst leistet. Chrysostomos behauptet gar, zu seiner Zeit seien nur Freiwillige Soldaten, zwinge keiner die Gläubigen zum Kampf. Sind Sieger für ihn doch sämtlicher Laster teilhaftig, bloß auf Gewalt aus und Raub, wie Wölfe. Ähnlich denkt etwas später Kirchenvater Salvian, etwas früher der hl. Basilius, seinerseits lizenzierte Totschläger für weit schlimmer als Raubmörder haltend. Darum müssen Soldaten «mit ihrer unreinen Hand drei Jahre wenigstens» der Kommunion fernbleiben. (Homosexualität freilich, Verwandtenehe, Ehebruch bedroht Basilius mit fünfzehn Jahren Buße!) Analog erlegten durch das ganze Jahrtausend kirchliche Pönitentialien tötenden Soldaten (auch in Verteidigungskämpfen) meist vierzigtägige Strafen auf. Noch Bischof Fulbert von Chartres (gest. 1029), ein Schüler des Gerbert von Reims (Papst Silvesters II.), bestimmt: «Tötet jemand in offenem Krieg einen Menschen, dann soll er ein Jahr lang büßen.»[98]

Doch was war das neben dem Rigorismus der Frühzeit! Prak-

tisch ist es ohnehin bedeutungslos, oft auch kaum sehr ernst gemeint. Feierte die christliche Doppelzüngigkeit ja auch und gerade hier ihre Triumphe. Ein so straßenkampferprobter Kirchenfürst wie Athanasius verbreitet ganz ungeniert, die Christen wendeten sich «unverzüglich anstatt des Kampfes häuslichen Beschäftigungen zu, und anstatt sich ihrer Hände zum Waffentragen zu bedienen, erheben sie dieselben zum Gebet». Bei anderer Gelegenheit hält dieser Heilige Mord zwar für nicht erlaubt, im Krieg aber sei es «sowohl gesetzlich als lobenswert, Gegner zu töten». Kirchenlehrer Johannes Chrysostomos, dem einmal Krieger «wie Wölfe» erscheinen, der einmal erklärt, die christliche Art, Krieg zu führen, sei es, als Schaf unter die Wölfe zu gehen und zu siegen, indem man die Wölfe in Schafe verwandle, nennt es ein andres Mal «bewunderungswürdig», erhebe sich ein Schwerverletzter wieder, um «mitten im Gewühl der Schlachtreihe fest zu stehen». Und Kirchenlehrer Ambrosius rühmt schon ganz selbstverständlich die soldatische Tapferkeit, die das Vaterland gegen die «Barbaren» schütze (S. 409 ff) – von Augustin hier zu schweigen (vgl. S. 514 ff).[99]

Man predigte zwar, *wie heute noch*, den Frieden, zumal im Frieden, trieb jedoch bei Bedarf – das wird hier fort und fort verifiziert werden – stets ungehemmt zum Krieg. Man predigte zwar noch das Evangelium, mißbrauchte es aber stets um der eignen Macht und Herrlichkeit willen, wie schon seit Konstantin, zu dem wir damit zurückkehren.

EIN CHRISTLICHES FAMILIENLEBEN UND DIE VERSCHÄRFUNG DES STRAFRECHTS

Der erste christliche Kaiser war nicht nur als Krieger groß, sondern auch, ganz konsequent, im Verhängen der Todesstrafe, die besonders katholische Theologen, gleichfalls konsequent, noch heute nachdrücklich fordern. Ja, der Kaiser, der nach seinen Siegen die «Süßigkeit des Zusammenlebens» propagiert und in

dessen Familie «das Christentum sich zunehmend ausbreitet» (Aland), gibt mit umfassenden Verwandtenmorden bereits den Auftakt zu ungezählten dynastischen Massakern an christlichen Höfen.[100]

Der Sohn der hl. Helena, von dem noch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts katholische Kirchenhistoriker behaupten, daß «nur sehr wenige» seiner Nachfolge «an die herrscherliche und menschliche Größe dieses Vorbildes heranreichten» (Baus); «auch in seinem Privatleben machte er aus seiner christlichen Überzeugung keinen Hehl ... und führte ein christliches Familienleben» (Franzen), dieser Heilige ließ seinen Schwiegervater, Kaiser Maximian, 310 in Massilia (Marseille) erhängen (und danach alle Statuen und Bilder, die ihn darstellten, vernichten); er ließ seine Schwäger Licinius und Bassianus, Gatten seiner Schwestern Konstantia und Anastasia, erwürgen; den Prinzen Licinianus, Sohn des Licinius, 336 zum fiskalischen Sklaven degradieren, auspeitschen und in Karthago totschlagen; 326 seinen eignen (mit Konkubine Minervina kurz vor seiner Hochzeit mit Fausta gezeugten) Sohn Krispus umbringen, wohl vergiften, dazu «zahlreiche Freunde» (Eutrop) – wenige Monate, nebenbei, nach dem Konzil von Nicaea, auf dem er der Christenheit das Nicaenische Glaubensbekenntnis vermittelt hatte (S. 362 ff). Und schließlich ließ das nur selten erreichte Vorbild auch an menschlicher Größe seine Gattin Fausta, Mutter von drei Söhnen und zwei Töchtern, gerade noch auf Münzen als «spes rei publicae» (Hoffnung des Staates) gefeiert, nun des Ehebruchs mit Krispus verdächtigt, doch kaum überführt (Konstantins eigne Seitensprünge waren notorisch) im Bad ersticken, wonach ihren ganzen Besitz auf dem einstigen Gebiet der Laterani endgültig der «Papst» bekam (S. 224).[101]

Ein «christliches Familienleben» (Franzen)!

«Kurz: von welcher Seite aus man auch mit den Maßstäben des Historikers an die Frage der religiösen Überzeugung Konstantins herangeht, es bestätigt sich immer wieder die Feststellung der überzeugt christlichen Haltung des Kaisers»; eine Feststellung, die Aland zwar direkt im Zusammenhang mit Konstantins Ver-

wandtschaft trifft, aber natürlich nicht mit seinen Verwandtenmorden. Der byzantinische Historiker Zosimus, ein entschiedner Heide, dessen auf guten Quellen fußende Kaisergeschichte, neben Ammians ‹*Rerum gestarum libri XXXI*›, unsere Hauptquelle für die Geschichte des 4. Jahrhunderts ist, meint, in Rom habe man Konstantin nach der Liquidierung seines Sohnes und seiner Gattin so allgemein abgelehnt, daß er darum eine andre Residenz errichten wollte. Und selbst Seeck, der seinem vergötterten Kriegshelden doch die «Gewissenhaftigkeit des Christen und Regenten» attestiert, attestiert ihm, im selben Satz und Atemzug, auch «die kühle Grausamkeit des Landknechts»[102].

Das Recht erfuhr bereits unter den christlichen Kaisern des 4. und 5. Jahrhunderts einen Niedergang. Den klassischen Denkstil der heidnischen Zeit löste das spätrömische Vulgarrecht ab, die Gesetzgebung sank «auf ein primitives, unwissenschaftliches Niveau» (Kaser). Und Kirchenlehrer Hieronymus konnte dann (kaum, wie so oft, ohne Zynismus) schreiben: «aliae sunt leges Caesarum, aliae Christi ...»[103]

Die Todesstrafe war in republikanischer Zeit zwar nicht formal beseitigt, aber stark eingeschränkt worden. Unter den Kaisern verfuhr man eher noch großzügiger, allerdings bloß gegenüber den gehobeneren Klassen, Senatoren, Offizieren; gegenüber den «kleinen Leuten» (humiliores, tenuiores) kamen schwerere Strafen in Schwang.[104]

Diese Tendenz setzt sich in christlicher Zeit fort, wo die Todesstrafe immer häufiger angewandt und von der Kirche, wie der Kriegsdienst, eifrig gerechtfertigt wird. Überhaupt verschärfen die christlichen Kaiser seit Konstantin «die Strafen gegenüber Freien und Sklaven erheblich» (Nehlsen). Im Wortlaut freilich klang da jetzt vieles – wie auch in der Kirche: ihre größte Stärke – sehr edel, hochtrabend pompös, um den Eindruck großzügiger Menschlichkeit zu erwecken. Scheinbar wurde so das bis zu Beginn der christlichen Ära geachtete «ius strictum» durch die «Philanthropie» des Herrschers abgelöst, wurde dessen «Milde» und «Güte» entscheidend für das «Gemeinwohl»; wurde beispielsweise von Konstantin, ausgerechnet durch einen so brutalen

Machthaber wie Justinian, der Satz kolportiert: «In allen Dingen sollen Gerechtigkeit und Billigkeit vor dem Gesetzesbuchstaben den Vorrang haben.» Doch gibt selbst der sehr konstantin- und christenfreundliche Doerries zu, daß, wie bezeichnend, gerade «um diese Zeit die Rhetorik ihren Einzug in die Gesetzgebung hält und mit ‹humanen› Wendungen auch harten Bestimmungen einen wohlklingenden Ausdruck zu geben weiß»; daß gerade unter Konstantin «das Eindringen der Volksrechte die altrömische Klarheit zu trüben beginnt . . ., die Sprache verwildert, die Rechtsbegriffe gröber werden. Alles das aber ist nicht nur Ausdruck eines Verfalls der Rechtskultur, sondern es entspricht den unüberhörbaren Bedürfnissen der Zeit . . .»[105]

Diese Zeit aber war die christliche, und Konstantin, «der alles Lobes überaus würdige Herrscher» (Theodoret), ging auch da beispielhaft voran. Als erster Kaiser stellte der unumschränkte Autokrat seinen persönlichen Willen als «unmittelbare Rechtsquelle» auf (Schwartz) und trug mit seinen Gesetzen beträchtlich zu der «immer größer werdenden Barbarei des spätrömischen Strafrechtes» bei (Stein), einer Justiz, von der Ernst Kornemann sagt, «es gibt nichts Grausameres»[106].

Gewiß war auch die heidnische Rechtsprechung hart, obwohl ihr humanitäre Züge keineswegs fehlten. Und gewiß hat auch Konstantin manche Strafbestimmung gemildert, vielleicht sogar, im einzelnen oft schwer zu ermitteln, unter christlichem Einfluß. So wurde die einseitige Ehescheidung erschwert (nicht abgeschafft!), der Schuldner besser vor seinen Gläubigern geschützt, die Todesstrafe durch Kreuzigung und Beinbrechen (320 gesetzlich noch bezeugt) durch Erdrosseln am Galgen ersetzt. Auch verbot Konstantin 316 das Brandmarken im Gesicht (der zu Gladiatorenkampf und Bergwerksarbeit Verurteilten), «weil der Mensch nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen ist» und man ja auch Hände und Waden brandmarken könne! Doch abgesehen davon, daß die Rechtsentwicklung oft humanisierenden Tendenzen des älteren (heidnischen) Rechts oder der (heidnischen) Philosophie folgte, sie manchmal, zugegeben, unter christlichem Einfluß verstärkte – häufig verhängte Konstantin viel schlimmere Strafen.[107]

So verschärfte der Kaiser, dem es nicht bloß gleich war, «ob der Henker oder der Meuchelmörder das Urteil vollzog», sondern für den auch Menschenleben «keinen Wert» hatten (Seeck), eine ganze Reihe von Kriminalstrafen, zum Beispiel für Münzfälscher. Auch setzte die erste christliche Majestät – Wahlspruch: «Gerechtigkeit und Frieden haben sich geküßt» (iustitia et pax osculatae sunt) – auf Publikation anonymer Schmähschriften, statt der üblichen Verbannung, die Todesstrafe. Denunzianten mußte – für dies «größte Übel des menschlichen Lebens» – vor ihrer Hinrichtung die Zunge ausgerissen werden. Verwandtenmörder, also seinesgleichen, ließ der Tyrann, dessen Gesetzgebung noch heute das ‹*Handbuch der Kirchengeschichte*› «eine steigende Achtung vor der Würde der menschlichen Person» bescheinigt, die «christliche Achtung vor dem Menschenleben» (Baus), durch das längst abgeschaffte schreckliche Säcken (poena cullei) töten. «Ein Sack, angefüllt mit Schlangen, sei die letzte Wohnung des ausgestoßenen Verbrechers, das Gewürm seine letzte Begleitung und der Abgrund sein letzter Weg.»

Horrend verfolgte dieser Herrscher, der «die Christianisierung des öffentlichen Lebens einleitete» (Franzen) und die Humanisierung des Rechts «unter dem Einfluß christlicher Vorstellungen» (Baus), Sittlichkeitsvergehen, wobei etwa Entführung, bis dahin ein Privatdelikt, ein Kriminalverbrechen wurde. So mußten bei Brautraub nicht nur der Entführer auf furchtbare Weise sterben und die (zustimmend) Entführte, sondern noch das kupplerische Hauspersonal durch flüssiges Blei in den Mund (Ammen) oder Verbrennung (Sklaven). Nach Geschlechtsverkehr zwischen einem Sklaven und seiner Herrin wurde diese geköpft, jener verbrannt. Eine entsprechende Bestimmung für Herren und Sklavinnen freilich fehlt! Ehebruch stellte Konstantin, offenbar unter christlichem Einfluß, den schwersten Verbrechen gleich und erweiterte auch den Kreis der Frauen, auf die das Ehebruchsgesetz Anwendung fand. Zwar stand auf Ehebruch anscheinend schon seit dem 2. Jahrhundert die Todesstrafe, aber durch Konstantin wurde sie «in grausamerer Weise vollstreckt». «Seine Strafbestimmungen sind oft sehr hoch» (Vogt). Schrieb doch Shelley (der sich

selbst «Philantrop, Demokrat und Atheist» nennt, den Byron rühmt: «Er denkt gigantisch . . .»): «Die Strafen, die dieses Ungeheuer Konstantin, der erste christliche Kaiser, über die Freuden unerlaubter Liebe verhängte, sind so unvergleichlich schwer, daß kein moderner Gesetzgeber sie für die grausamsten Verbrechen hätte festsetzen können.» Und während Konstantin, der ja «keine Dämonen anrief, sondern den wahren Gott» (Augustinus), einerseits den Haruspices die private Praktizierung ihrer Kunst verbot, die öffentliche aber erlaubte, während er bei Blitzschlag in kaiserliche Paläste anno 320 die Eingeweidenschauer zu befragen befahl, auch der Astrologie ergeben war, gesetzlich Heil- und Wetterzauber, Sympathiekuren, Magie zugunsten der Gesundheit erlaubte oder zum Schutz des Weinbaus gegen Regen und Hagel, zog andererseits schon das Verabreichen von «Liebesbechern» Exil und Güterkonfiskation nach sich; bei tödlichem Ausgang Zerreißen durch wilde Tiere oder Kreuzigung. (Auch Calocaerus, Kommandant der kaiserlichen Kamelherden, wurde nach einem mißglückten Staatsstreich auf der Insel Cypern gefoltert und gekreuzigt.[108])

Die Folter, die noch großen (christlichen) Zeiten entgegenging, spielte schon eine beträchtliche Rolle, vor allem gegenüber Sklaven, die Staat und Kirche zur Bewirtschaftung ihrer riesigen Güter (ge)brauchten, weshalb man auch die Sklaverei beibehielt und durch besonders strenge Bestimmungen flüchtige Sklaven bedrohte. Auch ließ Konstantin die Folter vor Gericht zu – «und die dafür vorgesehenen Methoden waren grausam» (Grant).[109]

Wir sahen eben, daß das konstantinische Recht Sexualverkehr zwischen Herrin und Sklaven durch Enthauptung und Verbrennen rächte. Sexualverkehr zwischen Herrn und Sklavin nicht! Wie schon in heidnischer Ära, konnte auch jetzt jeder Ehemann seine Sklavinnen nach Lust und Liebe benutzen, jedenfalls mit Billigung des Gesetzgebers – «aliae sunt leges Caesarum, aliae Christi» (Hieronymus, S. 265). Hat Konstantin doch oft, zumal in grundsätzlichen Fragen, das heidnische Recht, wo es ihm brauchbar schien, bewahrt, selbst wenn es christlichem Glauben widersprach! Kinderaussetzung beispielsweise, vom Christentum ja

radikal verdammt, erschien ihm offenkundig «lebensfähig». Sogar die Kirche verhielt sich mitunter seltsam kleinlaut. Noch Harnack behauptet: «Die Tatsache, daß m. W. niemals die christlichen Herren ermahnt werden, ihre Sklavinnen nicht zu berühren, gibt doch zu denken.»

Zwar entdeckte man inzwischen ein paar Ausnahmen, Laktanz etwa, Augustin. Aber noch 1978 fällt es Alfred Stuiber auf, «daß christliche Prediger und Schriftsteller trotz ihrer vielen Warnungen vor Unzucht und Ehebruch grade diese nächstliegenden Gefahren im häuslichen Bereich recht selten ausdrücklich nennen»[110].

Das konstantinische Recht erschwerte, hier ziemlich sicher christlichen Vorstellungen folgend, die Ehescheidung enorm, duldete auch seit 326 nicht mehr, wie das klassische römische Recht, das Konkubinat – ein bis dahin juristisch gar nicht erfaßtes Verhältnis! – neben einer bestehenden Ehe. Und später trafen das Konkubinat noch erschwerende Erlasse. So konnten Konkubinen und ihre Kinder vom Mann oder Vater weder durch Schenkung, Kauf noch letzte Verfügung etwas erwerben. Ferner verfielen Männer der oberen Klasse, die mit nicht Standesgemäßen im Konkubinat lebten, der Infamie und verloren das Bürgerrecht. Auch verbot es Konstantin, das Kind einer Sklavin zu legitimieren; was als «unziemliche Freigebigkeit» galt. Und hatte Heidenkaiser Diokletian einem Vater untersagt, seine Kinder als Sklaven zu verkaufen, erlaubte dies Konstantin in schwerer Notzeit unter Vorbehalt des Rückkaufs. Wollte ein Sklave frei sein und floh zu den «barbari» (!), sollte er einen Fuß verlieren oder (und) Bergwerksarbeiter werden, oft, wenn nicht meistens, ein Todesurteil. Jeden Sklaven aber und Dienstboten, der seinen Herrn anklagte (ausgenommen nur, vielsagend genug: Fälle von Ehebruch, Hochverrat und Steuerbetrug), befahl Konstantin – und nach ihm manch ebenso streng gläubige Majestät wie Arkadius oder Justinian –, ohne Untersuchung oder Zulassung von Zeugen sofort zu exekutieren.[111]

Immer wieder rühmt man den ersten christlichen Kaiser als Verbesserer des Sklavenloses; erklärt man zum Beispiel, er habe

«in Fortführung alter Tendenzen [!] des römischen Rechts in mehreren Gesetzen auf die Begünstigung der Freilassung und auf humane Behandlung der Sklaven hingewirkt» (Vogt). Oder – so Meinhold noch 1982: «Die Sklavengesetze werden gemildert ...»[112] Wie steht es damit?

Zwei Edikte Konstantins betreffen die «Besserung der Sklaven».

Der erste Erlaß – Rom, 11. Mai 319 datiert (der Ort stimmt allerdings nicht, der Kaiser war damals in Sirmium, weshalb auch das Jahr unsicher ist) – wurde offenbar an den römischen Stadtpräfekten Bassus gerichtet und lautet: «Imperator Augustus an Bassus: Wenn ein Herr seinen Sklaven mit Ruten oder Riemen (virgis aut loris) gestraft oder zur Bewachung in Fesseln gelegt hat, soll er beim Tod des Sklaven keine Furcht haben, ein Verbrechen begangen zu haben; dabei soll eine Unterscheidung von Tagen oder eine Interpretation abgelehnt werden.» Konstantin verlangt vom Herrn nur «sein Recht nicht maßlos (inmoderate)» zu gebrauchen. Bloß wenn der Tod des Sklaven nicht infolge der üblichen (straffreien) Züchtigung durch Schläge oder Gefängnis und Fesselung, sondern auf besonders brutale Weise eintrete, sei der Herr «des Mordes schuldig». Ebenso langatmig wie schwülstig zählt Konstantin dann eine Reihe solch entsetzlicher, von ihm verdammter Todesarten auf, um den Fortschritt gegenüber den barbarischen Heiden zu demonstrieren. Doch seine Einschränkungen und der Hinweis auf Mäßigung waren nichts Neues, sondern nur eine Bekräftigung des alten Rechts.[113]

Besonders Hadrian (117–138) hatte die Lage der Sklaven schon zu mildern gesucht. Er ließ die furchtbaren Zuchthäuser (ergastula) für Sklaven aufheben, unterband verhältnismäßig weitgehend ihre Tortur vor Gericht, untersagte ihren Verkauf zu Gladiatorenkämpfen ohne gerichtliche Erlaubnis und verbot den Herren, sie zu töten oder töten zu lassen. Eine Römerin, die ihre Sklavin aus geringem Anlaß geschunden hatte, schickte Hadrian fünf Jahre in Verbannung. Überhaupt begründete dieser Herrscher, der als erster römischer Kaiser den Philosophenbart trug

und die kulturell führende Schicht (Philosophen, Lehrer, Ärzte) von staatlichen Dienstleistungen befreite, ganz allgemein eine (relativ) humane Gesetzgebung.[114]

Konstantin aber begnügte sich nicht mit dem genannten ersten Sklavenerlaß. Er traf später eine ähnliche, doch noch verschärfte Verfügung: «Derselbe Augustus an Maximilianus Marcrobius. Wann immer ein solcher Zufall bei den Sklaven die Schläge der Herren begleitet, daß sie sterben, so sind sie von Schuld frei (culpa nudi sunt), da sie Schlimmstes verbessern, ihren Sklaven Besseres beibringen wollten. Wir wollen nicht, daß bei einer derartigen Sache, bei der es das Anliegen des Herrn ist, die unversehrte Herrschaft eigenen Rechts zu haben, untersucht werde, ob die Züchtigung mit dem Willen, einen Menschen zu töten, oder nur einfach geschehen ist. Denn immer dann soll der Herr beim Tod des Sklaven des Mordes nicht schuldig erklärt werden, wenn er mit einfachen Maßnahmen eine häusliche Gewalt ausübt. Wenn also Sklaven durch die Züchtigung mit Schlägen durch eine drohende schicksalhafte Notwendigkeit (inminente fatali necessitate) aus dem menschlichen Leben scheiden, mögen die Herren keine Untersuchung befürchten (nullam metuant domini quaestionem). Sirmium, 18. April 326.»[115]

Weiter als in diesem zweiten Dekret (dessen Datierung wieder fragwürdig ist) konnte der christliche Kaiser, den doch «alle als einen gütigen Vater kennengelernt» (Bischof Theodoret), den Sklavenhaltern kaum entgegenkommen. Er verbietet jetzt sogar ausdrücklich nachzuforschen, ob absichtlich oder nicht getötet worden ist. Die Sklavenbesitzer können zufrieden sein. Eigentlich geschieht alles, was sie tun, zum Wohl ihrer Sklaven, gleichsam aus pädagogischen Gründen. Und schließlich handelt es sich, sterben die Opfer, immer um «eine drohende schicksalhafte Notwendigkeit». Es gab somit keine Änderung im altüberkommenen Recht, kommentiert Stuiber. «Trotz rhetorischen Wortschwalls mit humanitärmoralischem Anstrich ist mit Bedacht die grausame Härte der alten Sklavenbehandlung aufrechterhalten worden . . . In beiden Erlassen spricht ein ungeduldiger, grausamharter Kaiser, der von feineren juristischen Unterscheidungen

nicht viel wissen will. Mit voller kaiserlicher Autorität werden unsicher gewordene Herren beruhigt.»[116]

Zugegeben: die Synode von Elvira urteilte humaner. Prügelte eine Herrin ihre Sklavin tot, erlegte sie jener, laut Kanon 5, eine Kirchenbuße auf – allerdings nur, wenn die Sklavin innerhalb von drei Tagen starb, oder, wie die Synode formuliert, «innerhalb des dritten Tages ihre Seele unter schrecklichen Schmerzen ausgießt» (intra tertium diem animam cum cruciatu effundat). Krepierte die Sklavin erst am vierten Tag, später oder erholte sie sich wann immer, so sahen die seinerzeit in Südspanien versammelten Bischöfe von einer Buße ganz ab. Man kann also kaum sagen, Synoden waren kleinlich – ging es um die «Rechte» der Oberschicht. Kanon 5 von Elvira gelangte über das Decretum Gratiani im 12. Jahrhundert sogar noch in das Corpus iuris canonici.[117]

Konstantins Kampf gegen Juden, «Ketzer», Heiden

Nicht eben philosemitisch verfuhr der Kaiser mit den Juden; offenbar gleichfalls unter klerikalem Einfluß. Ist es doch schwer vorstellbar, daß die dauernden Attacken der Kirchenväter (2. Kap.) ihn nicht berührt haben. Und erst wenige Jahre zuvor hatte das Konzil von Elvira auch schwerste Kirchenstrafen über Kontakte mit Juden verhängt und Gläubige schon für das Segnen ihrer Ernte durch Juden oder wegen gemeinsamer Mahlzeiten mit ihnen exkommuniziert.[118]

Von den römischen Kaisern (vgl. S. 119 ff) war das Judentum weiterhin geduldet und nicht einmal durch Diokletian zum heidnischen Opfer gezwungen worden. Auch Konstantin erkannte es zwar als «religio licita» an, hat aber dennoch die Mission der Juden behindert und ihre Glaubensposition «massiv negativ akzentuiert» (Anton). Schon sein erstes judenfeindliches Gesetz aus dem Herbst 315 droht mit Verbrennung. Noch anno 313 hatte er umfassende Toleranz verkündet und in seinem Erlaß, zusammen

mit Licinius, erklärt, «den Christen und allen Menschen freie Wahl zu geben, der Religion zu folgen, welcher immer sie wollten»; hatte er, gemeinsam mit Licinius, «in gesunder und durchaus richtiger Erwägung» beschlossen, «daß jedem die Freiheit gegeben werde, sein Herz jener Religion zuzuwenden, die er selbst für die ihm entsprechende erachtet». Nach dem Konzil von Nicaea freilich sah Konstantin in einem Brief an alle Kirchen die Juden «durch gottloses Verbrechen befleckt», «mit Blindheit des Geistes geschlagen», «von Sinnen gekommen», schimpfte er sie ein «verhaßtes Volk» und bescheinigte ihnen «angeborenen Wahnsinn». Das Betreten Jerusalems, das er und seine Mutter mit Kirchen füllten, gestattete er Juden bloß an *einem* Tag im Jahr. Christliche Sklavenhaltung verbot er ihnen ganz, womit ihre folgenschwere Verdrängung aus der Landwirtschaft beginnt. Die Judaisierung eines Christen kostete das Leben. Auch erneuerte Konstantin ein Gesetz Trajans, vor 200 Jahren erlassen, das die Konversion eines Heiden zum Judentum mit dem Feuertod bedroht. Dabei dehnte der christliche Kaiser diese Strafe auf jede jüdische Gemeinde aus, die einen bekehrten Heiden aufnahm sowie auf alle, die den Übertritt eines Juden zum Christentum verhinderten. Konstantins ältester Sohn, Konstantin II., setzte die antijüdische Gesetzgebung seines Vaters noch rigoroser fort; wie überhaupt dessen Judenfeindschaft auch die Politik seiner Nachfolger prägt.[119]

Es wäre verständlich, hätte es schon unter Konstantin eine Judenrevolte gegeben. Eine solche Nachricht wurde überliefert, aber auch bezweifelt. Die Rebellion kleineren Ausmaßes soll noch in den Anfängen erstickt und angeblich durch Ohrenabschneiden bestraft worden sein.[120]

Schärfer als die Juden griff der Regent bereits die «Ketzer» an. Zuerst in Afrika, wo 311 – besonders wegen der Abgefallenen in der Verfolgung und ihrer Wiedertaufe – eine Spaltung der Kirche entstand, mit jahrhundertelangen Kämpfen im Gefolge. Und im selben Jahr taucht erstmals der Begriff «katholisch» (vgl. S. 156 f) im Gegensatz zu «häretisch» in einem kaiserlichen Schriftstück auf.[121]

In einem Brief, der für August 314 Chrestus, den Bischof von Syrakus, zu einer Synode nach Arles einlud, beklagt der Kaiser, daß in Afrika «einige in schlimmer und verkehrter Weise» Spaltungen hervorriefen innerhalb «der katholischen Religion». Er rügt einen «recht häßlichen Bruderstreit», «sich gegenseitig scharf und ständig bekämpfende Parteien» und schreibt dem sizilianischen Bischof, «daß sich eben jene, die brüderliche und einträchtige Gesinnung haben sollten, in schmählicher, ja abscheulicher Weise voneinander trennen ...»[122]

Worum ging es?

In Karthago war 311, nach dem Tod des Bischofs Mensurius, der Archidiakon Cäcilian, anscheinend inkorrekt, sein Nachfolger geworden. Seit langem mißachteten ihn alle fanatischen Anhänger des Märtyrerkults, da einer der Konsekratoren bei seiner Weihe, Bischof Felix von Abthungi, traditor gewesen sein soll, Auslieferer heiliger Schriften in der Verfolgung. Die Weihe galt darum als ungültig, nicht nur in Karthago, sondern weithin in Afrika. Auch behauptete man, Caecilian habe die Lebensmittellieferung an die eingekerkerten Märtyrer von Abitina sabotiert. 70 tunesische Oberhirten protestierten, erklärten Caecilian für abgesetzt und stellten ihm den Lektor Majorinus entgegen; nicht ohne Bestechnung, nebenbei. (Die reiche Karthagerin Lucilla, zu deren Haushalt Majorinus gehörte, ließ sich die Sache 400 Folles kosten, rund 40 000 Mark; hatte sie doch Caecilian einst kritisiert, weil sie jedesmal vor der Kommunion auffällig einen Knochen küßte, den sie für hl. Märtyrergebein hielt, ohne daß er als solches anerkannt war.)

Seit dem Tod des Majorinus (315) verschärfte sich das Schisma noch unter Donatus dem Großen, einem energischen und führungsfähigen, von der überwiegenden Mehrheit der afrikanischen Christen unterstützten Mann, dessen Hauptanhänger aber (auch) traditores gewesen sein sollen. Nach ihm benannten sich die Donatisten, die pars Donati, und kaum zwei Jahrzehnte später tagen in Karthago auf dem ersten donatistischen Konzil, das wir kennen, 270 donatistische Bischöfe. Lehrdifferenzen zwar gab es nicht. «Sie haben dasselbe kirchliche Leben, dieselben

Lesungen, denselben Glauben, dieselben Sakramente, dieselben Mysterien», schreibt Optatus von Milewe, der sie als erster bekämpfte, da er sie «durch die Sichel des Neides von der Wurzel der Mutter Kirche abgeschnitten» sah. Doch verwarfen die Donatisten jede Verbindung mit dem Staat, das konstantinische Bündnis von Thron und Altar. Sie hielten sich für die wahre «Ecclesia sanctorum», die römische Kirche für die «civitas diaboli» und stellten, in der Nachfolge frühchristlichen Glaubens, strenge Forderungen an den Klerus. Moralisch qualifiziert sollte er sein, also frei von schweren Sünden, und die Gültigkeit der Sakramente – eine Tradition der afrikanischen Kirche, die besonders der hl. Cyprian vertrat – abhängen von der Reinheit ihrer Spender. Nicht zuletzt weigerten sich die Donatisten, Leute als Christen anzuerkennen, die während der Verfolgung versagt, die Bibeln, sonstige «heilige» Schriften ausgeliefert oder Schlimmeres verbrochen hatten, wie unter Ungezählten anscheinend auch Diakon Caecilian und sicher der römische Bischof Marcellinus (296 bis 304), der sogar den Göttern opferte. Die Opportunisten galten als lapsi und traditores, als Abgefallene und Verräter. Und Katholiken, die zum Donatismus übertraten, wurden (wieder) getauft, nach donatischem Glauben erstmals getauft. Die Donatisten, so erzählte man, wischten die Stelle ab, wo ein Katholik gestanden hatte.[123]

All dies war nicht im Sinne Roms. Ist doch nach seiner Lehre, aus nur allzu begreiflichen Gründen, die Kirche eine objektiv wirkende Gnaden- und Heilsanstalt, also immer heilig, wie korrupt auch ihre Glieder (subjektiv) sind: die köstliche Frucht des sogenannten Ordinationssakramentes samt seinem «character indelebilis», einer an der Person des Priesters dauernd haftenden Fähigkeit, die die älteste Catholica noch gar nicht kannte, die ihrer Lehre widerspricht.[124]

Gegen die Donatisten freilich war die neue Ansicht nützlich. «Ist der Diener am evangelischen Wort gut», opponiert Augustin, «so wird er ein Genosse des Evangeliums; ist er aber böse, so hört er darum nicht auf, ein Haushalter des Evangeliums zu sein.» Die Donatisten klagten beim Kaiser, unterlagen jedoch – «in Anwe-

senheit des Heiligen Geistes und seiner Engel» – in Rom 313, in Arles, von Konstantin zur Hauptstadt Galliens erhoben, 314; hier war es auch, wo die Synode den christlichen Antimilitarismus verwarf (S. 253). Und kaum hatte Konstantin erstmals Licinius leidlich erfolgreich bekriegt, attackierte er, auf Wunsch Bischof Caecilians, jahrelang die Donatisten, nicht bereit, «auch nur eine Spur von Spaltung oder Uneinigkeit an irgendwelchem Ort» zu dulden, ja, Anfang 316 in einem Schreiben an Celsus, den Vikar von Afrika, drohend, «daß ich die Irrtümer beseitige und alle Torheiten unterbinde und es dahin bringe, daß alle Menschen die wahre Religion und die einträchtige Unschuld und die würdige Verehrung dem allmächtigen Gott darbieten». Er nahm den Donatisten die Gotteshäuser, das Vermögen, exilierte ihre Führer und setzte, unter den Duces Leontius und Ursacius, Soldaten ein, die Männer und Frauen umbrachten. Noch ehe man die Heiden massakrierte, kam es zur ersten, im Namen der Kirche geführten Christenverfolgung, zu Martyrien von Christen durch Christen; zu einem blutigen Bauernkrieg auch, verbanden sich doch mit den Donatisten die schwer ausgebeuteten Landsklaven Nordafrikas (S. 474 ff). Verschiedene Basiliken wurden gestürmt und alle, die der Truppe entgegentraten, getötet, darunter zwei donatistische Bischöfe. Die Donatisten führten von jetzt an einen eigenen Märtyrerkalender, und die Martyrien heizten das Schisma erst recht an. Da aber der nächste Krieg mit Licinius bevorstand, entließ der Kaiser 321 die verbannten Priester, gab ihre Kirchen zurück, gestand sein Scheitern ein und ermahnte die Katholiken, die Rache Gott anheimzustellen.[125]

Konstantin und – mehr noch – seine Nachfolger erfüllten zwar Gewaltforderungen der Großkirche gegenüber Abweichlern nur allzu oft; denn ein einiges Reich war ihnen nützlicher als ein zerrissenes. Doch vermittelten sie, eben darum, kaum zur Freude der Kirchenführer, auch zwischen rivalisierenden Gruppen, zumal zwischen den streitsüchtigen Christen selbst. Viele Herrscher mühten sich, Fanatiker im Zaum zu halten, Glaubensunterschiede einzuebnen, Kompromisse zu erzielen, besonders unter den einflußreichsten und darum für sie wichtigsten Sekten. Aber,

schreibt Johannes Haller: «Wohin man blickte, Uneinigkeit, Streit und Zwist.»[126]

Denn hatte ihr Einigungsstreben keinen Erfolg, griffen sie doch wieder zu Zwang und Gewalt. So erließ Konstantin 326 und 330 Edikte zugunsten des katholischen Klerus, während er «Häretiker» und «Schismatiker» ausdrücklich benachteiligte. Und noch in seiner letzten Lebenszeit 336/337 kam es zu einer schweren Verfolgung der Donatisten durch den Präfekten Gregorius, den Donatistenbischof Donatus als «Schandfleck des Senates und Schmach der Präfekten» in einem Brief angriff, der als «Heldentat» gefeiert und in Abschriften herumgereicht wurde.[127]

Bekämpft hat Konstantin auch die markionitische Kirche, die älter und zunächst wahrscheinlich auch größer als die katholische war. Er verbot ihre Gottesdienste selbst in Privathäusern, ließ ihre Bilder, ihre Grundstücke beschlagnahmen, ihre Kirchen zerstören. Und künftige Herrscher verfolgten, aufgestachelt von den Bischöfen, noch viel brutaler ein Christentum, das der Katholizismus schon im 2. und 3. Jahrhundert mit allen Mitteln diffamiert hatte, auch durch eine Reihe von Fälschungen.[128]

326, kurz nach dem Konzil von Nicaea (S. 362 ff), wandte sich Konstantin mit einem scharfen «Ketzer»-Edikt (falls es echt und keine Fälschung Eusebs, des Überlieferers, ist), Grundlage analoger christlicher Kaisererlasse, gegen «alle Häretiker überhaupt». Sie sind voller «Lügen», «Torheit», eine «Seuche», «Feinde der Wahrheit, die Gegner des Lebens», «Verführer zum Untergang». Der Diktator verbietet ihre Gottesdienste, spricht ihre «sogenannten Bethäuser» den Katholiken zu und konfisziert den übrigen «Ketzer»-Besitz. «Wer sich religiös betätigen will, kann dies mindestens ebensogut in katholischen Kirchen.» Begeistert meldet Bischof Euseb die Säuberung der «Schlupfwinkel der Andersgläubigen» und die Vertreibung der «wilden Tiere». – «So leuchtet allein die katholische Kirche . . .»[129]

Konstantins Vorgehen gegen die «Ketzer» machte bald Schule. Doch schonte er meist noch ihr Leben. Ging es ihm ja weniger um Religion, als um die Einheit der Kirche auf der Grundlage des Nicaenums und damit um die Einheit des Reiches. Religion

kannte er wohl nur in Form von politischer Religiosität. Religiöse Probleme waren von Anfang an stets mit politischen und sozialen Problemen verknüpft, und zur Stärkung des Staates erstrebte der Herrscher die Einheit der Kirche, haßte er den «Brand der Zwietracht». «Ich wußte, daß, wenn ich meinem Wunsche entsprechend unter allen Dienern Gottes Einigkeit stiften könnte, auch das Interesse des Staates von deren Früchten genießen könnte», schreibt der Imperator an Arius und Bischof Alexander.[130]

Gegen die Heiden wahrte der Regent, der staatliche Einheit suchte wie nichts sonst, zunächst deutlich Reserve. Schließlich bildeten sie noch die große Majorität, besonders im Westen. Auch die Armee war weitgehend heidnisch. So bekleidete der künftige Heilige der Ostkirche lebenslang die Stellung des Pontifex maximus; ja, der Oberpontifikat, der die alte Verbundenheit des Staates mit der paganen Religion manifestierte, stand in den offiziellen Schreiben des Kaisers stets an der Spitze seiner Ämter. Der hl. Konstantin präsidierte aber nicht nur lebenslang dem heidnischen Priesterkollegium, was ihm unter anderem das Recht der Priestereinsetzung gab, sondern er behielt auch den Brauch bei, zu seinen Ehren, wie etwa im umbrischen Städtchen Hispellum, Tempel zu errichten, vermied man dabei «abergläubische Riten»[131].

Im Jahr 330 erfolgte allerdings die Verurteilung des Neuplatonismus. Den Philosophen Sopatros, seit Jamblichs Tod Haupt der neuplatonischen Schule, ließ der Monarch sogar töten. Er fiel einer Hofintrige zum Opfer, die der ausdrücklich als Christ bezeugte praefectus praetorio des Ostens, Ablabius, inszeniert hatte, um Sopatros aus dem Weg zu schaffen. Christ Ablabius war zeitweilig Konstantins einflußreichster Berater und auch für die Leitung seines Sohnes Konstantius zuständig – der dann als Kaiser, bereits 338, seinen Mentor liquidieren ließ. Schon unter Konstantin aber konnten Christen am Hof und in andren Zentren des Staates wahrscheinlich leichter aufsteigen als Heiden. Und als das Christentum weiter ausuferte, der heidnische Einfluß allmählich schwand, ging der Herrscher in seinen letzten Regierungsjahren, zum Entzücken natürlich der Christen, auch gegen die Heiden vor.[132]

Im Mailänder Edikt von 313 zwar fand er es noch «der Ruhe unserer Zeit» angemessen, «daß jeder Freiheit habe, gemäß seinem Willen eine Gottheit zu erwählen und sie zu verehren. Dies haben wir verfügt, damit es nicht den Anschein erwecke, als würde irgendein Kult oder irgendeine Religion durch uns Hintansetzung erfahren.» Doch dann infizierten Konstantin zwei Jahrzehnte lang christliche Hierarchen, und so sind auch die Heiden – man erinnere sich seiner Beschimpfung der Juden (S. 273), der «Ketzer» (S. 277) – nun «Irrende» für ihn, «ruchlose Menschen», ihre Religion ist «Aufruhr», «schlimmer Frevel», «verderblicher Irrtum», «die Gewalt der Finsternis», ein «schändlicher Wahn», durch den «Völker, ja ganze Nationen zu Grunde gegangen». Ergo hält er es für seine von Gott ihm auferlegte Bestimmung, den «verabscheuungswürdigen Götzendienst» zu zerstören.[133]

Die Geschichtsschreibung betont zwar oft: «Die Politik dieses Kaisers überschreitet nur ganz selten die Linie einer partitätischen Behandlung von Heidentum und Christentum» (von Walter) oder sieht diese Politik gar, wie 1982 Theologe Meinhold, «im Zeichen der Toleranz, die eine Entrechtung der bestehenden Religionen nicht vornimmt»[134].

In Wirklichkeit aber wich die 311 und 313 proklamierte Koexistenz und grundsätzliche Glaubensfreiheit allmählich einem Unterdrückungstrend. Je erfolgreicher Konstantin wurde, je mehr seine Macht und Bewegungsfreiheit wuchsen, desto rücksichtsloser attackierte er auch die Heiden, am deutlichsten in seinen letzten Regierungsjahren. Gewiß hatte er schon 319 die heidnische Zukunftsdeutung, nicht zuletzt die Haruspices, bekämpft – bereits Cato wunderte sich, daß sie einander ohne zu lachen begegnen konnten –, sie freilich selber ein Jahr darauf wieder befragen lassen (S. 268). (Analoge Verfügungen gegen Magie übrigens schon bei Augustus, Tiberius und anderen Kaisern.) Noch unmittelbar nach seinem Sieg über Licinius garantierte Konstantin in einem Schreiben an die östlichen Provinzen auch den Altgläubigen Gewissensfreiheit: «Wie sein Herz es will, so soll es jeder halten» – eine antike Antizipation von Friedrichs II.

Wort, jeder müsse «nach Seiner Fasson Selich werden», wozu es freilich eine genauere Entsprechung schon bei Josephus gibt. So ernst aber hatte der Regent das kaum gemeint, vielmehr auch gewünscht, alle Menschen möchten zum «wahren Gott» sich bekehren und die «Tempel der Lüge» verlassen.[135]

Während man die Heiden des Westens noch schonte, setzte die Verfolgung im Osten bereits nach der Besiegung des Licinius (324) ein. Konstantin verbot die Errichtung neuer Götterstatuen, die Verehrung bestehender, Befragung der Orakel und jeden paganen Gottesdienst. 326 befahl er die Vernichtung sämtlicher Götterbilder, da sie der Zeit nicht mehr angemessen seien. Auch beschlagnahmte er im Osten schon Tempelgüter und wertvolle Statuen. Im neugegründeten, nach sechsjährigem Bauen am 11. Mai 330 eingeweihten Konstantinopel, dessen Kosten der Monarch zum Teil aus eingezogenen Tempelschätzen bestritt, wurden heidnische Opfer und Feste untersagt sowie drei Tempeln, den Burgtempeln des Helios, der Artemis Selene, der Aphrodite, die Einkünfte entzogen. Konstantin, für Kaiser Julian, den «Abtrünnigen», ein «Neuerer und Verstörer altehrwürdiger Satzungen», von vielen modernen Historikern aber wegen seiner klugen Zurückhaltung gerühmt, verbot bereits die Wiederherstellung baufälliger Tempel und befahl auch schon Schließung und Vernichtung; «er zerstörte von Grund aus gerade diejenigen, die bei den Götzendienern in höchster Ehre standen» (Euseb). Und gerade dort, wo ihn sogenannte sittliche Motive bestimmten, war er christlich beeinflußt. So ordnete er die Schließung des Serapeions in Alexandrien an, des Sonnengott-Tempels in Heliopolis, die Verwüstung des Opferaltars im Mambre (erschien doch Gott hier, in Begleitung zweier Engel, einst Abraham!). Der Kaiser befahl den Abbruch des Äskulap-Heiligtums in Aegae, was so gründlich geschah, daß «nicht einmal eine Spur vom früheren Wahn zurückgeblieben» (Euseb). Auch die Niederreißung der Aphrodite-Tempel von Golgatha, ein schlimmes Ärgernis für die Frommen, wurde verfügt; von Aphaka am Libanon, dessen Heiligtum, ein «gefährliches Fangnetz der Seelen», dem Kaiser nicht wert «von der Sonne beschienen zu werden», man dem Erdboden gleichmachte; von

Heliopolis, wo ein Militärkommando das berühmte Bauwerk in Schutt und Asche legte. Nach Katholik Ehrhard aber enthielt sich Konstantin «jeder herausfordernden Maßnahme gegen die Anhänger der heidnischen Kulte». Tatsächlich legitimierte das Beispiel des Elias, der die Baalspfaffen schlachtete (S. 95), bereits «jede Gewalt» (Schultze). Konstantin ließ die Kampfschrift des Porphyrios verbrennen (S. 211). Und seit 330, dem Jahr der Verurteilung des Neuplatonismus, kam es zu Tempelplünderungen auch durch Christen und zur Vernichtung von Götterbildern, was die Synode von Elvira noch indirekt verboten hatte, die christlichen Chronisten jedoch bald bejauchzten. Der hl. Theophanes meldet später in seiner im Mittelalter sehr bekannten Chronographie, «Konstantin der Fromme» habe es unternommen, «die Götzenbilder und die Tempel zu zerstören, und an verschiedenen Orten verschwanden sie ganz; ihre Einnahmen wurden den Kirchen Gottes gegeben»[136].

Auch Kleriker halfen schon mit. Der Diakon Kyrill, der durch fanatische Vertilgungswut –«von heiligem Eifer entflammt» (Theodoret) – besonders brillierte, wurde allerdings unter Julian, «dem Abtrünnigen», ermordet und seine Leiche geschändet, worauf die Mörder, die angeblich sogar seine Leber verzehrten, die Hand Gottes traf. Entgingen sie doch nicht «dem Auge, das alles sieht ... Alle nämlich, die sich an jener Greueltat beteiligt hatten, verloren ihre Zähne, die ihnen alle gleichzeitig ausfielen; sie verloren ferner ihre Zungen, die von fauligen Geschwüren bedeckt und zerfressen wurden; sie verloren endlich auch die Sehkraft und verkündigten so durch die erlittenen Strafen die Macht der christlichen Wahrheit» (Theodoret).[137]

Christliche Geschichtsschreibung!

Es lag freilich nicht im kaiserlichen Interesse, das noch starke Heidentum, die große Mehrheit des Reiches, frontal anzugehn, wie christliche Autoren glauben machen möchten; aber «kleinere Materialbeschaffungen» (Voelkl), nicht zuletzt für Kirchen, doch auch für den Kaiser und seine Günstlinge, waren natürlich erwünscht: kostbare Ziegel, Tore, Erzfiguren, Gold- und Silbergefäße, Reliefs – «prachtvolle und kunstreiche eherne Weihege-

schenke aus allen Provinzen», registriert Euseb, «Götterbilder aus Gold und Silber ... Statuen aus Erz», ringsum wurde schon gestohlen, konfisziert, zusammengeschleppt, «rücksichtslos ausgeplündert» (Tinnefeld). Nicht einmal vor den berühmten Dreifüßen der Pythia im Apolloheiligtum Delphis machte Konstantin halt. Kornemann konstatiert «einen Kunstraub noch nie dagewesener Art aus ganz Hellas». Klagte doch selbst der hl. Hieronymus, Konstantinopel werde gebaut mit dem Raub fast aller anderen Städte! «Auf einen Wink», triumphiert Bischof Euseb, lagen ganze Tempel «am Boden». Der gesamte Olymp versammelte sich rasch im «neuen Rom», wo der Kaiser zwar die Tempel meist unangetastet ließ, die Statuen aber daraus entfernte. In Bädern, Basiliken, auf öffentlichen Plätzen standen nun berühmte Götterbilder, die samische Hera, die Athena Lindia, die Aphrodite von Knidos. Freilich erhielt die neue Stadt am Bosporus (die auch sieben Hügel hatte, die ihr Herr überhaupt der Tiberstadt anglich, die 14 Regionen bekam, einen Senat et cetera) keine heidnischen Kulte, keinen Vestakult, keinen kapitolinischen Tempel. Vielmehr gab ihr Konstantin «ein eindeutig christliches Gesicht», «den Charakter eines christlichen Gegen-Rom» (Vogt), demonstrierte doch all dies nur den Triumph über das Heidentum. An einem Götterbild der Rhea, die zwei Löwen trug, änderte man die Armhaltung derart, daß sie einer Betenden glich. Eine Tyche erhielt ein Kreuz auf die Stirn. Der delphische Apoll, das ehrwürdigste Denkmal der griechischen Welt – «Konstantin ist der eigentliche Zerstörer des Orakels», schreibt Nietzsche –, wurde zu Konstantin «dem Großen»: die Statue bekam einen goldnen kreuzgeschmückten Reichsapfel in die Hand und eine die neue Identität bekräftigende Inschrift. Einen kleinen Dieb – und nur diese Klasse zählt zu den Kriminellen –, den Centurio Balmasa, der sich an einem Bild der Pallas vergriff, ließ Konstantin köpfen. Die von ihm selbst entwendeten Edelmetalle aber kamen schon 333 den Reichs- und Kirchenfinanzen zugute, wurden nach längerem doch gerade jetzt wieder die Münzstätten geöffnet. «Summen von schwindelnden Höhen wanderten in die Bauhütten des Staates und versickerten in den leeren Kassen der Kirche» (Voelkl).[138]

Auch mit der bewußten Profanation der Götter begann Konstantin, zumindest wenn man Bischof Euseb glauben darf. Ließ doch demnach der Kaiser die Bilder, «deren sich der Trug der Alten so lange Zeit gerühmt hatte, auf allen Plätzen der Hauptstadt offen ausstellen, damit sie allen, die sie sahen, einen häßlichen Anblick böten ... damit sie lernten, zur Einsicht zu kommen, da der Kaiser aus den Götterbildern, für alle, die sie sehen wollten, ein Spielzeug machte, das dem Gelächter und Spott diente». Auch in Rom ließ der Herrscher die Statuen aus den Tempeln auf öffentliche Plätze schaffen – manche Gelehrte sehen darin eine Schutz- und Verschönerungsmaßnahme. In den Provinzen befahlen Konstantins Suchkommandos den heidnischen Priestern, «selbst ihre Götter aus den dunklen Winkeln ans Licht zu bringen; darauf entblößten sie die Götter ihres Schmuckes und ließen vor aller Augen sehen, welche Häßlichkeiten das Innere der bemalten Gestalten barg ... die Götter der altersgrauen Mythen wurden, mit härenen Stricken gebunden, herbeigeschleppt»[139].

Für die Christen war das Beispiel des Kaisers fast schon Befehl; aber auch für anpassungswillige Heiden. So berichtet Euseb, daß Einwohner der phönikischen Provinz «unzählige Götzenbilder dem Feuer übergeben und das Gesetz des Heiles dafür eingetauscht hatten. Auch in anderen Provinzen kamen die Einwohner scharenweise von selber zur Erkenntnis des Heiles, und sie vernichteten in Stadt und Land das leere Nichts ...; ihre Tempel und Heiligtümer, die sich stolz erhoben, zerstörten sie, ohne daß es ihnen jemand befohlen hätte, erbauten dafür von Grund auf Kirchen und tauschten diese gegen ihren früheren Wahn ein.»[140]

Einen Wahn gegen den andern.

Alles in allem setzen schon die ersten Jahrzehnte der Ecclesia triumphans unter dem ersten christlichen Kaiser den französischen Philosophen Helvétius (1715–1771) kaum ins Unrecht: «Der Katholizismus verteidigte stets den Diebstahl, den Raub, die Gewalttat und den Mord ...» Und eher noch mehr gemahnt diese mit panegyrischen Girlanden unwundene Ära an das weitere Wort des großen Aufklärers: «Was kümmert die Kirche die Tyrannei mißratener Könige, sofern sie an deren Macht teilhat!»

Betont doch schon der hl. Polykarp (S. 151) – der «greise Fürst von Asien» (Euseb), der Patron gegen Ohrenweh –, den Christen sei gelehrt worden, «Fürsten und Obrigkeiten, die von Gott eingesetzt sind, *wenn es uns nicht schadet*», zu ehren.[141]

337 wollte Konstantin einen Kreuzzug gegen den Perserkönig Šāpūr II., den «Barbaren des Ostens», beginnen – nach Otto Seeck nicht freiwillig wieder, doch mußte Konstantin «hierin eine Fügung Gottes sehn, der ihn zum Werkzeug auserwählt habe, um das Reich Alexanders wieder aufzurichten und das Christentum, wie es verkündet war, bis an die letzten Enden der Erde zu verbreiten». Einer Gesandtschaft des Perserkönigs freilich, noch Anfang 337 geschickt, verweigerte Konstantin (Seeck notiert es eine Seite später selbst) den Frieden. Der «nie bezwungene Kriegsheld» wollte also den Krieg, den Kreuzzug – und natürlich gehörte dazu «der nötige Gottesdienst», wie Euseb sagt, der auch meldet, daß die Bischöfe dem Kaiser «versicherten, ihn voll Freude auf seinen Wunsch hin begleiten und nicht von ihm weichen zu wollen; im Gegenteil, sie würden mit ihm den Krieg mitmachen und durch inständige Gebete zu Gott am Kampfe teilnehmen»[142].

Doch da erkrankte der Kaiser an Ostern. Zuerst suchte er Hilfe in den warmen Bädern Konstantinopels; dann bei den Reliquien Lucians, des arianischen Schutzpatrons, eines Lehrers von Arius. Zuletzt empfing er in seiner Villa Achyrona bei Nikomedien die Taufe, die er doch, wie der Erlöser selbst, in den Fluten des Jordans hatte nehmen wollen. Es war damals nicht ungewöhnlich, vielmehr ein besonders von den (über Todesstrafen und Schlachtentod gebietenden) Großen des Reiches (bis um 400) gepflegter Brauch, dies hl. Wunderbad bis zum Schluß aufzuschieben. «Man glaubte», meint Voltaire, «das Geheimnis gefunden zu haben, verrucht zu leben und tugendhaft zu sterben.» Nach der Taufe, durch einen weiteren Schüler des Lucian, den Arianer Euseb, starb Konstantin am 22. Mai 337. Zwar schied so der erste princeps christianus fatalerweise als «Ketzer» aus dem Leben, was für «rechtgläubige» Historiker mancherlei Probleme schuf. Doch erlangte er selbst nach dem wildesten Arianerbe-

kämpfer im Westen, dem hl. Ambrosius (S. 425 ff), «durch den Umstand, daß er der erste Kaiser war, welcher den Glauben annahm, und daß er den Herrschern nach ihm das Glaubenserbe hinterließ, eine hohe Verdienstesstufe» (magni meriti).[143]

Während aber die Christen vor Begeisterung über Konstantin fast die Fassung verloren, blieb von der Kritik seiner Gegner, der Kaiser Julians oder der des Historikers Zosimus, eines nicht minder entschiedenen Heiden, kaum zufällig nur wenig übrig.[144]

Konstantins geplanter Kreuzzug gegen die Perser galt einem Reich, das christliche Herrscher bald fortgesetzt bekriegten, lenkt unser Augenmerk indes auch auf Armenien, jenes Land, das als erstes der Welt das Christentum zur Staatsreligion machte.

6. KAPITEL

PERSIEN, ARMENIEN UND DAS CHRISTENTUM

«Aufbau und Gründung dieser Kirche sind typisch armenisch. Gewaltsam, mit Truppen, zieht Gregor [der Apostel Armeniens] durch das Land, zerstört die Tempel und christianisiert das Volk. Das war in jener Zeit gegenüber der griechischen Welt neu.»
G. Klinge[1]

«Die Armenier ließen alle persischen Truppen insgesamt über die Klinge ihres Schwertes springen», ließen «auch nicht einen von ihnen entgehen», ließen «nichts Weibliches und nichts Männliches am Leben». «Sie sahen das Blutbad der geschlagenen Truppen. Das Land stank von dem Geruche der Leichen ... So war Rache für den hl. Gregor ... genommen worden.»
Faustus von Byzanz[2]

«Tröstet euch in Christo; denn die, welche gestorben, sind zunächst für das Vaterland, die Kirchen und das Geschenk der göttlichen Religion gestorben ...»
Patriarch Wrthanes von Armenien[3]

Seit Jahrhunderten rivalisierten im Vorderen Orient zwei Großmächte, im Westen das Römische Reich, im Osten das Reich der Parther, die freilich beide lange – unter Augustus, seinen Nachfolgern, unter Hadrian, den antoninischen Kaisern – auch friedliche, teilweise ausgesprochen freundschaftliche Beziehungen pflegten. Unter den Severern (im frühen 3. Jahrhundert) erkannten sich diese Staaten uneingeschränkt an, stand der parthische Großkönig ebenbürtig neben dem römischen Kaiser.[4]

Diese Entwicklung unterbrach jedoch 227 der Untergang der parthischen und der Aufstieg der persischen Dynastie (der Sassaniden) – ein viel gefährlicherer Gegner Roms. Beide Machtblöcke, der neupersische und der römische, hatten starke imperiale Ambitionen. Beide führten Angriffs- und Verteidigungskriege, weit größere Kriege, als man gewöhnlich meint, und das Christentum spielte dabei eine immer gewichtigere Rolle.

Durch angesiedelte römische Kriegsgefangene, verschleppte Westsyrer und andere hatte sich die neue Religion im 3. und 4. Jahrhundert über ganz Persien verbreitet. Bereits 224 residierten dort achtzehn Bischöfe. Doch während die Römer das Christentum verfolgten, gab es offenbar weder unter den Arsakiden noch zunächst unter den Sassaniden Christenpogrome. Allenfalls kam es zu lokal begrenzten Nachstellungen durch irgendwelche Magier, nicht aber durch die Fürsten. Vielmehr flohen im 3. Jahrhundert Christen nach Persien.[5]

Die liberale Haltung blieb auch bestehen, als die Sassaniden mit der politischen Neuordnung die Restauration der altiranischen Religion betrieben, die kultische Erneuerung des Mazdaismus, der Glaubensstiftung Zarathustras, die allerdings dann, fast wider-

standslos, dem Islam erlag. Oder als sie, gewiß nur kurz, unter Šāpūr I. und seinem Sohn, auch Mani (S. 166 f) förderten. Zwar ließ der Großkönig eine seiner Frauen, Estassa, die Christin geworden war, hinrichten sowie seine Schwester, Königin Šīrarān, nach ihrer Konversion verbannen. Doch befahl er auch, «daß jeder seinen eigenen Glauben in Sicherheit und Eifer halten könne: die Magier, Zandiken, Juden, Christen und all die anderen Sekten ... in den verschiedenen Provinzen des persischen Landes»[6].

Großkönig Bahrām I. (274–277) freilich, aufgestachelt besonders durch den Magus-Meister Kartīr, bekämpfte scharf alle nichtmazdaistischen Bekenntnisse und warf Mani wegen Verbrechens gegen die zoroastrische Religion ins Gefängnis der Königsstadt Bēt-Lāpāt (Gundi-Šāpūr), wo er 276 starb. (Sein Nachfolger Sisinnios wurde ein Jahrhundert später auf königlichen Befehl gekreuzigt.) Auch Bahrām II. (277–293) ließ seine Frau Quandīrā, eine Christin, töten und durch die Magier Christen wie Manichäer verfolgen; bald jedoch nur noch diese, während die Christen seit etwa 290, als Pāpā der erste Bischof der Hauptstadt Ktesiphon wird, für lange Zeit Ruhe haben. Das änderte sich auch nicht, nachdem Bahrāms II. Nachfolger Nersēs (293–303) durch einen vernichtenden Vorstoß von Diokletians Schwiegersohn Galerius (297) – das wichtigste außenpolitische Ereignis jener Jahre – im Friedensvertrag 298 fünf mesopotamische Provinzen samt Nisibis verlor und zudem das römische Protektorat über Armenien anerkennen mußte, das als Pufferstaat zwischen den beiden Großmächten strategische Bedeutung hatte.[7]

Armenierkönig Trdat (Tiridates) III., zweimal von den Persern vertrieben, zweimal mit römischer Hilfe zurückgeführt, stellte während der diokletianischen Verfolgung auch in Armenien den Christen nach, die es dort anscheinend schon sehr früh gab. In einem langen Brief hatte Diokletian den Armenier gedrängt und dieser mit unterwürfiger Willfährigkeit versichert, der Forderung nachzukommen, wisse er doch, daß er dem Kaiser den Thron verdanke. Dann aber konvertierte der König und wurde, ein Jahrzehnt vor Konstantin, zum «Konstantin Armeniens», das als erstes Land der Welt geschlossen das Christentum annahm.[8]

Der hl. Gregor vernichtet das armenische Heidentum und begründet ein vererbbares Patriarchat

Diese Bekehrung war das Werk von Gregor dem Erleuchter, dem Apostel Armeniens. In Caesarea Christ geworden, begann Gregor nach Trdats Wiedereroberung Armeniens um 280 die neue Religion zu predigen. Dabei gewann er Einfluß auf König Trdats Schwester Chosroviducht und zuletzt auch auf den König[9] – ein typischer Vorgang, steckten sich Kirchenmänner doch immer wieder hinter Frauen, hinter die Schwestern, Gattinnen, Mätressen von Fürsten, um diese selber in die Hand zu bekommen; ganze Völker wurden so «bekehrt».

Veranlaßt von seiner Schwester, schickte König Trdat schließlich Gregor an der Spitze einer Gesandtschaft nach Caesarea, wo ihn Ortsbischof Leontius zum Bischof und geistlichen Oberhaupt Armeniens machte. Nun wurde auch Trdat samt Gattin Arschken Christ und befahl allen Untertanen «durch eine einzige Anordnung» (Kirchengeschichtsschreiber Sozomenos), die gleiche Religion anzunehmen wie er selbst: – die erste offizielle Einführung des Christentums in einem Staat; wobei der Zeitpunkt zu Beginn des 4. Jahrhunderts bis heute umstritten ist, nicht zuletzt deshalb, weil das herausragende Ereignis von fast allen Kirchenhistorikern des Römischen Reiches gänzlich übergangen wird.[10]

So befremdlich dies sein mag, so kontrovers das Datum vorerst bleibt, fest steht, daß die Erhebung des Christentums zur Staatsreligion im Königreich Armenien gleich mit gewaltigen Verfolgungen der Heiden begann.

Zerstörte Gregor, geschützt und gestützt durch den König, mit seinen Mönchshorden doch systematisch die Tempel und ersetzte sie durch christliche, mit großen Besitztümern ausgestattete Kirchen. In Aschtischat (früher Artaxata), einem hervorragenden Zentrum des Götterkultes, vernichtete der «wunderbare Gregor» (Faustus von Byzanz) die Tempel des Wahagn (Herkules), der Astlik (Venus), der Anahit und erbaute eine prachtvolle Christuskirche, Armeniens neues «Nationalheiligtum». Und daneben er-

richtete Gregor sich selber einen Palast. Er wurde Oberbischof, der Erste nach dem König, wurde «Katholikos», ein Titel, den auch die Oberbischöfe von Persien, Äthiopien, Iberien, Albanien annahmen – und ein sinnvolles Wort, da es (ursprünglich) den Inhaber eines höheren Finanzamts bezeichnet. Gregor der Erleuchter, in der armenischen Kirche als Märtyrer verehrt, doch auch durch Papst Gregor XVI. ins römische Martyrologium aufgenommen (Fest 30. September), sorgte aber darüber hinaus für sich und die Seinen: der Besitz, der dem Katholikat zufiel, galt als Privat-, ja, als Familienbesitz. Sein (jüngerer) Sohn Aristakes (325–333), später Teilnehmer am Konzil von Nicaea, wurde von ihm, dem Vater, zum Bischof geweiht und sein unmittelbarer Nachfolger als Katholikos. Und diese hohe Würde, die den armenischen Katholikos zum Leiter von zwölf Bistümern und geistigen Oberhaupt des Landes machte, blieb so lange in Gregors Familie erblich, bis sie mit dem Katholikos Sahak (390–438) ausstarb und in die Hände der nächsten Verwandten, des Mamikonierhauses, überging.[11]

Anfangs faßte das Christentum bezeichnenderweise nur beim Adel Fuß, offenbar in völlig veräußerlichter Form; am Hof spielte die Ethik der neuen Religion gar keine Rolle. Das Motiv für den Übertritt des Königs und damit für die Christianisierung des Volkes war nichts andres als der Argwohn, die Feindschaft gegen Persien. Hier trafen sich armenische und römische Interessen. Denn die Römer mußten die strategisch bedeutsame Lage des Landes berücksichtigen und sein ständiges Lavieren zwischen den Großreichen. So verbündete man sich, und wie das christliche Rom, führte auch das christliche Armenien einen Krieg nach dem andern.[12]

Der erste christliche Staat der Welt – Krieg über Krieg «für Christus»

Der byzantinische Schriftsteller Faustus, der um 400 eine weitschweifige Geschichte Armeniens verfaßte, berichtet in Dutzenden von Kapiteln über diese Gemetzel, wobei er in 34 Jahren 29 Siege meldet. Könnte man dem christlichen Autor glauben – man kann es nicht –, so kamen die Perser wiederholt mit 180 000, mit 400 000 Soldaten, nicht selten mit 800 000 und 900 000, sogar mit vier und fünf Millionen. Und obwohl die Christen manchmal im Verhältnis 1 zu 10, ja, 1 zu 100 kämpfen, schlagen sie die persische Übermacht von Mal zu Mal vernichtend, wobei sie auch Frauen und Kinder rauben oder töten ... «Auf jeden Fall», rühmt 1978 Mesrob Krikorian, ein führender Geistlicher der Armenisch-Apostolischen Kirche, «kam der christlichen Religion in Armenien und für alle Armenier in der Welt eine hohe Bedeutung zu, denn sie verlieh nicht nur damals der armenischen Kultur ein neues und schönes Antlitz ...» Faustus freilich betont immer von neuem: «Die Armenier ließen alle persischen Truppen insgesamt über die Klinge ihres Schwertes springen», ließen «auch nicht einen von ihnen entgehen», ließen «nichts Weibliches und nichts Männliches am Leben», «töteten die ganze persische Truppenmasse», «richteten ein allgemeines Blutbad an»[13].

Ein neues und schönes Antlitz ...!

Man fühlt sich lebhaft ans Alte Testament erinnert, an die Massaker und Raubzüge der Israeliten (S. 73 ff). «Die Armenier machten einen Einfall ins Gebiet von Persien.» – «Sie beluden sich mit vielen Schätzen, Waffen, Schmucksachen und großer Beute, bedeckten sich mit unermeßlichem Ruhme und wurden über die Maßen reich.» Sie verwandelten das Land «in Feuer und Wüste». Gelegentlich aber operierten sie auch (allein oder gemeinsam mit den heidnischen Persern) gegen das christliche Rom – nicht minder erfolgreich, versteht sich –, verheerten sie, meldet Faustus, «sechs Jahre nacheinander das Land des griechisches Gebietes», «ließen alle Griechen über die Klinge springen und mordeten derart, daß sie auch nicht einen von ihnen entgehen ließen», daß

«es Maß und Zahl dafür nicht gab, wie sie sich mit Schätzen bereicherten ...»[14]

Dabei kämpft man selbstverständlich stets mit Gott, vertraut auf Gott, siegt mit Gott, kommt «das große Siegesglück» von Gott, berennt man das persische Lager «auf Gott vertrauend». Mit dem König begibt sich der Katholikos, «der große Oberbischof von Armenien», aufs Schlachtfeld. «Sie sahen das Blutbad der geschlagenen Truppen. Das Land stank vom dem Geruche der Leichen ... So war Rache für den hl. Gregor an dem König Sanesan und seiner Armee genommen worden; denn es war von ihnen auch nicht einer übriggeblieben.»[15]

Freilich verlor man im Dienst Gottes auch die eignen Helden. Und die katholische Kirche war es dann, die beruhigte, abwiegelte, aufputschte, etwa «der große Oberpriester Wrthanes», ein Sohn wieder «des großen Oberpriesters Gregor». Nach einem besonders schmerzlichen Verlust, vor allem «aus dem hohen Adel», tröstete Patriarch Wrthanes alle, den König und seine Truppen, wie es anschaulich umständlich heißt, «welche mit großer niederschlagender Traurigkeit, tränenreichem Weinen, niedergebeugtem Geiste, großer Wehmut, übermäßigen Klagen den Verlust der Weggegangenen mit den Übriggebliebenen vergleichend sich abhärmten»[16].

Da schlug die Stunde des Kirchenfürsten, erschollen dieselben Phrasen schon, die dann durch alle Jahrhunderte rauschen: «Tröstet euch in Christo; denn die, welche gestorben, sind zunächst für das Vaterland, die Kirchen und das Geschenk der göttlichen Religion gestorben, dafür, daß das Vaterland nicht erobert und verheert, die Kirchen nicht entweiht, die Märtyrer nicht verachtet würden, daß die heiligen Diener nicht in die Hände der Verfluchten und Gottlosen gerieten, der heilige Glaube nicht geändert würde, die Söhne der Taufe durch die Gefangenschaft nicht in allerlei Flucht des Götzendienstes fielen ... Beweinen wir sie nicht, sondern ehren wir sie nach Verdienst, erlassen wir bezüglich der Helden ewige Gesetze durch das Land, daß jeder das Andenken an die Tugend derselben als der Helden Christi unaufhörlich bewahre, veranstalten wir Feste und seien wir fröhlich ...»[17]

Katholikos Wrthanes verordnete nun, das Andenken der Gefallenen, der «Zeugen Christi», der «Helden Christi», jedes Jahr zu begehen, was ja nur zur Nacheiferung der toten Krieger dienen konnte; verfügte, künftig auch all derer, die für das Vaterland «wie jene stürben, am heiligen Altare Gottes zur Zeit des Opfers zu gedenken und dann, wenn man die Namen der Heiligen verlese, nach diesen die ihren zu verlesen ...» Heilige und Helden auf einer Ebene fast; auf der sogenannten Ehre der Altäre. Denn, sagte er, «sie sind wie Judas und der Makkabäer Mathathias und deren Brüder im Kriege gefallen»[18].

Und da auch der Heerführer selber fiel, befahlen Patriarch und König, den Sohn des Toten (ein Kind noch), «den jungen Artavasd zu erziehen, damit er in den Rechten seiner Ahnen und seines Vaters bleibe, *für Christum den Herrn vor allem ... Werke der Tapferkeit verrichte*, für die Witwen und Waisen sorge und sein Amt als das eines tapferen Generals und berühmten Heerführers alle Tage seines Lebens fortführe»[19].

Klerus und Krieg – schon im ersten christlichen Staat der Welt. Werke der Tapferkeit «für Christum den Herrn». Gewiß hätten die Armenier auch ohne kirchlichen Segen gekämpft und gemordet. Doch nun geschah es eben mit ihm, wurde das Schlachten metaphysisch begründet, biblisch gerechtfertigt, evangelisch ... Und so stritt man weiter, siegte, verlor, blutete. Sie stürmten, rühmt Faustus, «wie wilde Tiere, wie Löwen». Jahr für Jahr Feldzüge, Jahrzehnt um Jahrzehnt. Dann wurden sie müde, ersehnten Frieden, erhofften den Beistand ihres geistlichen Oberhirten. 30 Jahre hätten sie nun gefochten, wie er selber wisse, klagten sie, 30 Jahre keine Waffenruhe, 30 Jahre Krieg, mit Schwert und Dolch, unter Lanzen und Speeren, in Schweiß. «Nun können wir das nicht mehr aushalten und nicht mehr weiter kämpfen; es ist besser für uns, dem Perserkönig uns zu unterwerfen ...»[20]

Doch jetzt war es Katholikos Nerses I. (364–372/73), auch er ein Jünger dessen, der lehrte: «Selig sind die Friedfertigen ...», der heftig widersprach. Wiewohl dem König keinesfalls gewogen, predigte er weiter für ihn den Kampf. Stolz bescheinigt Faustus

dem aus Militär- und Hofdienst aufgestiegenen Oberbischof «das Aussehen eines Kriegers» und «beneidenswerte Manneskraft bei den Waffenübungen», freilich auch und immer wieder seine Förderung des Christentums. «Das Licht der Ordnung der Kirche trat glänzend in ganzer Fülle zutage, die Verhältnisse der katholischen Kirchen wurden in aller Schönheit geordnet, und es vermehrten sich die Reihen der heiligen Zeremonien und die Zahl der Kirchendiener. Er vermehrte die Reihen der Kirchen an bebauten und unbebauten Orten. Ebenso auch entstanden Mengen von Mönchen ... – kein anderer im armenischen Lande war je ihm gleich.»[21]

Ein echter Sohn seiner Kirche somit. Und als die Armenier nun endlich Frieden wünschten, dachte er nicht daran, sie zu unterstützen. König Arsakes wollte «noch Krieg» (Faustus). Und mochte der Fürst auch kein geringer Sünder sein, erklärte der Patriarch doch (noch vom ‹*Lexikon für Theologie und Kirche*› als «Erneuerer des religiösen Lebens in Armenien» gerühmt): «Ihr nun wollt in die Sklaverei der Heiden euch stürzen, euer Leben in Gott vernichten, eure angestammten Herren preisgeben, die euch von Gott gegeben sind, fremden Herren dienen und deren gottloser Religion euch zuwenden ... Wenn auch Arschak tausendmal so schlecht ist, so ist er doch ein Anbeter Gottes, wenn er auch ein Sünder ist, so ist er doch euer König, wie ihr ja in meiner Gegenwart gesagt habt, daß es so viele Jahre seien, daß ihr für euch und euer Leben, für das Land, für eure Weiber und Kinder und, *was mehr als alles ist, für eure Kirchen und für das Gelübde eures Glaubens an unsern Herrn Jesum Christum gekämpft habet.* Und immer hat Gott euch den Sieg seines Namens gegeben! Und nun wollt ihr anstatt Christo eurem Schöpfer der gottlosen Religion der Magier und den Dienern derselben euch unterwerfen ... Vielleicht wird der Herr euer Gott im Zorne euch aus der Wurzel ausreißen, euch in die drückende Sklaverei der Heiden bis in Ewigkeit führen und das Joch der Sklaverei nicht mehr von euch wegnehmen ...»[22]

Doch die Armenier mochten nicht mehr kämpfen. Faustus meldet großes Geschrei nach der Kriegshetze des Patriarchen,

Spektakel, Tumult. Man strebte weg, «jeder nach Hause, denn diese Worte wollen wir nicht mehr hören»[23].

Katholikos Nerses I., wegen seiner Sympathien für das oströmische Caesarea durch den Gegenkatholikos Čunak abgelöst, wurde unter dem Armenierkönig Pap wieder eingesetzt, 373 aber von diesem bei der Versöhnungsfeier vergiftet. Schon im folgenden Jahr freilich ermordeten Soldaten des oströmischen Feldherrn Trajanus König Pap beim Mahl, da er die Loslösung der armenischen Kirche von Caesarea und die Anlehnung an Persien betrieb.[24]

Konstantinische Offensivpläne und Kirchenvater Afrahats «Unterweisungen von den Kriegen»

Natürlich hätte man längst auch die persische Christenheit am liebsten dem Imperium Romanum einverleibt. Schon auf dem Konzil von Nicaea sieht Kirchenhistoriker Euseb – für den «Reich» und «Oikumene», imperium und orbis terrarum, identische Begriffe sind – mit besonderer Genugtuung einen gotischen und einen persischen Bischof, «wie wenn beide Völker der Reichskirche eingegliedert seien» (von Stauffenberg).[25]

Noch ein Jahrzehnt früher aber, wahrscheinlich bereits 314, hatte der armenische König ein feierliches, eidlich bekräftigtes Bündnis mit Konstantin und Licinius geschlossen – wohl kaum etwas anderes als ein Militärpakt gegen Persien, den die gemeinsame Religion nur festigen konnte. Auch die Mission der armenischen Bischöfe unter Chosrau II., dem gleichfalls romfreundlichen Sohn und Nachfolger Trdats, in den kaukasischen Königreichen bedeutete eine Ausdehnung des römischen Machtbereichs. Und als 334 die Perser Armenien bedrängten und sassanidische Reiterverbände Trdats Nachfolger verschleppten, schickte Konstantin Truppen unter seinem Sohn Konstantius, der nach anfänglichen Niederlagen das Invasionsheer schlug, wobei

dessen Führer, der persische Prinz Narseh, ein Bruder Šāpūrs II., das Leben verlor.[26]

Wie weit Konstantins Pläne gingen, zeigt die Tatsache, daß er seinen Neffen Hannibalianus, den Sohn seines Bruders Dalmatius, 335 zum «König von Armenien und der umwohnenden Völkerschaften» ernannte mit der Aufgabe, nicht nur Armenien, dessen Thron gerade vakant war, sondern auch die östlichen Randgebiete des Reiches zu sichern und wenn möglich zu erweitern.[27]

Das verrät Offensivambitionen im Orient. Und als Konstantin sich «aus freien Stücken», wie Bischof Theodoret mitteilt, «der Jünger der christlichen Wahrheit in Persien annahm», als er erfuhr, «daß sie von den Heiden vertrieben würden und daß ihnen ihr König, ein Sklave des Irrtums, vielerlei Nachstellungen bereite»[28], da richtete er ein Schreiben an den Perser, das recht bedrohlich klang. Weniger ein Brief war es als eine Predigt, ein pathetisches Gottesbekenntnis, was bei christlichen Potentaten selten Gutes verheißt.

Freimütig gestand Konstantin in seiner Epistel, «daß ich diesem Dienste Gottes ergeben bin. Im Kampfe gestützt auf die Macht dieses Gottes, habe ich, von den äußersten Grenzen des Ozeans angefangen, der Reihe nach den ganzen Erdkreis durch sichere Hoffnung auf Rettung aufgerichtet, so daß alle Länder, welche unter der Knechtung so furchtbarer Tyrannen schmachteten und, täglichem Unheil preisgegeben, dahinsiechten, durch ihre Teilnahme an der allgemeinen Besserung der staatlichen Verhältnisse gleichsam wie durch eine ärztliche Behandlung zu neuem Leben erweckt wurden. Diesen Gott verehre ich, sein Zeichen trägt mein gottgeweihtes Heer auf den Schultern, und wohin immer die Sache des Rechtes ruft, dahin zieht es, und sofort erhalte ich auch in den herrlichsten Siegen desselben den Dank dafür.»

Nachdem Konstantin dem Großkönig erklärt hatte, daß Gott die Werke der Güte und Milde, daß er die Sanftmütigen liebe, die Menschen reinen Herzens und makelloser Seele (an deren Spitze er sich offensichtlich selber sieht), verschwieg er nicht, daß Gott

es mit den Bösen anders halte, daß er den Unglauben strafe, die Übermütigen, Dünkelhaften, daß er viele Völker, ganze Geschlechter hinwegraffe und der Unterwelt überliefere. «Ich glaube mich nicht zu irren, mein Bruder ...», schreibt Konstantin. Und erst zuletzt bekundet er – doch wieder nicht ohne drohenden Unterton – noch seine Freude darüber, daß «auch in Persien die herrlichsten Landschaften weithin» mit Christen «geziert» seien. «Möge es denn Dir aufs allerbeste ergehen und ebenso aufs beste auch diesen! Wie Dir, so auch ihnen! Denn so wirst Du den Herrn der Welt Dir milde, gnädig und geneigt machen.»[29]

Für Kirchengeschichtler Euseb beweist dieser Appell an den Perserkönig, daß alle Völker der Oikumene von Konstantin, dem einen Steuermann, geleitet werden, dem von Gott bestellten Lehrer aller Völker. Bildet doch eine «universale ‹katholisch› bestimmte Reichsidee» geradezu das Hauptthema von Bischof Eusebs panegyrischer Konstantin-Biographie, «und alles bereitet darauf vor, in dem geplanten Perserkrieg ... den krönenden Abschluß zu sehen» (von Stauffenberg)[30].

In seinen religionspolitischen Manifesten sieht sich der Kaiser immer wieder dazu berufen, die Menschheit von der Pest antichristlicher Tyrannei zu befreien, um sie zu einigen in der Verehrung des «wahren Gottes», in einem neuen universalen christlichen Reich. Und ausgerechnet 337, als Konstantin – nach großen Rüstungen – nur der Tod vom Krieg gegen Persien abhielt, schrieb Afrahat, der älteste syrische Kirchenvater, ein Mönch, wahrscheinlich Bischof, und, wie sein Landsmann Ephräm (S. 131 f), sicher ein eifriger Judenfeind, seine «Unterweisungen von den Kriegen», ein Opus, das «ganz unter dem Eindruck der im Westen beginnenden Kampfhandlungen steht» (Blum). Kirchenvater Afrahat, eine «ehrwürdige Persönlichkeit von großem sittlichen Ernste» (Schühlein), stimuliert in seiner Kriegsschrift die Christen zum Krieg. Er feiert die «Bewegung, die geschehen soll in dieser Zeit», das «Heer, das sich versammelt zur Schlacht». Er sieht «Heere heraufkommen und siegen», «Heere, die sich aufgemacht haben zum Gericht». Er weiß das Römische Reich in der Rolle des Bocks, der dem Widder aus dem Osten die Hörner

zerbricht; es wird Statthalter der kommenden Herrschaft Christi, wird unüberwindbar sein, «weil der starke Mann, dessen Name Jesus ist, kommt im Heere, und seine Waffe trägt das ganze Heer des Reiches»[31].

Jesus im Heer, Jesus als Feldherr, als Schlächter – im 4. Jahrhundert wie noch im 20., im Ersten Weltkrieg, im Zweiten, in Vietnam ...

Šāpūr II. (310–379), zunächst dem Christentum gegenüber duldsam wie seine Vorgänger Nerses (293–303) und Hormizd II. (303–309), sah in den Christen jetzt römische Spione und suchte offenbar die Auseinandersetzung. Doch wollte er zuerst sein Reich im Innern festigen, womit er das gleiche tat wie Konstantin. Und wie dieser innenpolitische Stärke durch das Christentum erstrebte, so Šāpūr durch den weiteren Ausbau des Mazdaismus als Staatsreligion. Ja, wie Konstantin zum Zweck der Stabilisierung das Konzil von Nicaea berief (S. 362), so berief Šāpūr seine Religionskonferenz, auf der sein Obermōbed Aturpāt den offiziellen Staatskult gegen Dissidenten abgrenzte und bestimmte: «Nun, da wir die (wahre) Religion auf der Erde gesehen haben, werden wir niemand seiner falschen Religion überlassen, und wir werden sehr eifrig sein.»[32]

Gegen wen immer dies persische Konzil primär gerichtet war, der Großkönig stand einer stets stärker werdenden christlichen Front gegenüber. Denn nicht nur außen drohten unübersehbare Gefahren; auch die persischen Christen selbst ermutigte der Triumph ihrer Religion im Römerreich.

Gerade in der Hauptstadt Seleukeia-Ktesiphon hatte schon im späten 3. Jahrhundert Bischof Šabtā derart leidenschaftlich über den «Sieg unseres Herrn», die Prahlerei der Könige und die Vergänglichkeit irdischer Macht gepredigt, daß er danach fliehen mußte. Doch auch der ehrgeizige Bischof Pāpā Bar ʿAggai trieb zur Sammlung, indem er den Vorrang über seine Mitbischöfe, die zentrale Leitung der persischen Christen begehrte, also eine Art persisches Patriarchat. Dies hätte eine Konsolidierung, eine (noch) stärker westlich orientierte Kirche bedeutet, und eben deshalb fand Pāpā auch den Beistand westlicher Prälaten, beson-

ders des Bischofs von Edessa, dem heutigen türkischen Urfa, einst ein wichtiger Stützpunkt christlicher Mission. Allerdings hatte Pāpā, der erste in der Reihe der Katholikoi (später Patriarchen) von Seleukeia-Ktesiphon, auch Feinde im eigenen Klerus, darunter sogar sein Archidiakon Simeon. Der persische Hof förderte diese Opposition und siegte insofern, als die persische Kirche, freilich erst 423/24, unter Dādīšōʿ sich endgültig autokephal erklärte, jedes Appellationsrecht an westliche Patriarchen annullierte und der «Katholikos des Orients» nur noch «Christus» verantwortlich war – eine Selbständigkeit, die das jeweilige Oberhaupt der Perserkirche bewahrte, bis hin zu dem heute in San Francisco, USA, residierenden Stuhlinhaber.[33]

Obwohl aber Šāpūr II. sich vorerst bedrängt sah, obwohl an den Grenzen ein immer mächtigerer Konstantin stand, obwohl die persische Kirche, kaum zu Unrecht, in Verdacht geriet, mit dem römischen Erbfeind zu konspirieren und im Innern «Juden und Manichäer, die Feinde des christlichen Namens», so die Chronik von Arbela, den Magiern einbliesen, «daß die Christen alle Spione der Römer seien», kam es zu keiner staatlichen Christenverfolgung. Allenfalls gab es zwei lokal begrenzte Pogrome (318 und 327), die aber nicht einmal feststehen und nur legendär sein können. Doch als Konstantin 337 statt zu marschieren starb, hielt der Perserkönig die Zeit zur Rückgewinnung der einst verlorenen fünf mesopotamischen Provinzen samt Nisibis (S. 336) für gekommen, scheiterte aber gerade an dieser stark befestigten Stadt, die sich unter Führung ihres Bischofs erfolgreich verteidigte.[34]

Nach der Chronik von Arbela brachte gerade die vergebliche Belagerung Šāpūr zum rücksichtslosen Vorgehen gegen die Kirche. «Drohend zog der König ab und schwor, daß er das Bekenntnis der Römer aus seinen Ländern ausrotten werde.»

Die Verfolgung begann 340. Ein Erlaß zwang Simon Bar Sabbāʿē, den Bischof der Hauptstadt, und «das ganze Volk der Nazarener» zu doppeltem Kopfgeld und zweifacher Steuer als Entschädigung für den verweigerten Kriegsdienst (S. 262)! «Sie wohnen in unserem Lande, sind aber Gesinnungsgenossen des Kaisers,

unseres Feindes.» Auch Verachtung der zoroastrischen Staatsreligion und des persischen Königskultes warf man den Christen vor. Ferner wirkte sich – mit Hilfe der Westkirche – der feste Zusammenschluß ihrer vordem selbständigen Gemeinden aus sowie die alte Feindschaft zwischen Christen und Juden, zu deren Glauben die Mutter Šāpūrs II., Königin I'phrā Hōrmīz, übergetreten war, während andrerseits Kaiser Konstantin eine eher antijüdische Politik trieb (S. 272 f). Schon Šāpūrs erster Verfolgung fielen der Katholikos Simon Bar Sabbā'ē (344), fünf Bischöfe sowie 97 Presbyter und Diakone zum Opfer. Doch hatte die Jahrzehnte sich hinziehende Ausrottungskampagne «hauptsächlich politische Gründe, obgleich natürlich auch religiöse Motive eine wichtige Rolle im Hintergrund spielten» (Blum) und «der christliche Klerus ein gerütteltes Maß an Schuld» trug (Rubin).[35]

Die Kriege mit den Persern gingen weiter.

Nach ihrem Mißerfolg vor Nisibis setzte zunächst Konstantins Sohn Konstantius 338 Arsakes, den Sohn des geblendeten Königs Tiran, auf den armenischen Thron und stieß in den folgenden Jahren wiederholt über den Tigris nach Persien vor. 344 aber brachte eine große Schlacht bei Singara vor allem den Römern schwere Verluste. Doch auch das persische Heer, bis ins 6. Jahrhundert hauptsächlich aus Rittern und Haufen leibeigener Bauern bestehend, wurde erheblich geschwächt und der gefangene Thronfolger von römischer Soldateska erschlagen. 346 und 350 suchten die Perser Nisibis erneut zu erobern, wobei Šāpūr bei dieser letzten und längsten, über drei Monate dauernden Belagerung sogar den an der Stadt vorbeifließenden Mygdonius ableiten und gegen die teilweise einstürzenden Mauern brausen ließ.[36]

Der hl. Ephräm, selbst aus Nisibis stammend, hat den Widerstand des Bischofs Jakob, seines Lehrers, sowie den anderer Bischöfe während der wiederholten Einschließungen durch die Perser in einer ganzen Liedersammlung verherrlicht. Und auch Theodoret, seit 423 gegen seinen Willen Oberhirte von Cyrus, pries Jakob, den «Schützer und Feldherrn», den «göttlichen Mann». Hatte der doch, nachdem die Fluten des Flusses «wie eine

Maschine» gegen die Stadtmauer geprallt, diese über Nacht ausgebessert «und die Kriegsmaschinen auf derselben aufgestellt, mit denen er die Angreifer zurücktrieb; und solches bewirkte er, ohne der Mauer nahe zu kommen, dadurch, daß er drinnen, im Tempel Gottes, den Herrn des Weltalls um seine Hilfe anflehte». Schon im 4. Jahrhundert also konnten Bischöfe mit Kriegsmaschinen kämpfen, «Feldherrn» sein, ohne sich die Hände blutig zu machen! «Er strahlte im Glanze apostolischer Gnadenfülle.»[37]

Später lieferte kein andrer als Kaiser Jovian, der vom Klerus so Geschätzte (S. 340 f), das starke Nisibis, eine Schlüsselstellung, an die Perser aus – und Kirchenlehrer Ephräm, ungeheuer enttäuscht, zog nun nach Edessa und behauptete, der heidnische Kaiser Julian habe Nisibis preisgegeben (S. 336)! Ja, Jovian, der christliche Regent, verpflichtete sich vertraglich, Arsakes II. von Armenien, den treuen christlichen Klienten und Verbündeten, gegen Persien nicht mehr zu unterstützen.[38]

Als 371 ein römisches Heer unter Kaiser Valens und ein persisches unter Šāpūr II. in Armenien wieder gegeneinander marschierten, einigte man sich friedlich, und beide rückten ab. Auch als Theodosius I. in den achtziger Jahren erneut römische Truppen nach Armenien schickte, verzichtete man auf eine Auseinandersetzung mit den Waffen und leitete die Teilung des Landes ein. Denn sowohl Šāpūr III. (383–388) als auch Bahrām IV. (388–399) waren auf Ausgleich mit dem westlichen Nachbarn bedacht.[39]

Geradezu Morgenluft aber witterten die persischen Christen, über die seinerzeit 40 Bischöfe geboten, unter Jezdegerd I. (399 bis 420). Offen trat er in Gegensatz zum Mazdaismus und zur zoroastrischen Priesterschaft und gilt darum in ihrer Tradition schlechthin als der «Sünder», in der christlichen Literatur Syriens dagegen als «der Christliche, der Gesegnete der Könige». Jezdegerd ließ sich öfter durch den Bischof Maruta von Maiphkerat (Martyropolis), den Reorganisator der persischen Kirche, beraten und erlaubte auch zwei Synoden. Noch 420 setzte eine von Bischof Akakios von 'Amīd (am oberen Tigris) geführte Delegation, die im Auftrag von Kaiser Theodosius II. am persischen Hof erschien, alle für die Westkirche gültigen Canones auch für den

Osten durch und festigte so noch einmal die Einheit des Christentums über die Grenzen hinweg. Doch als die persischen Christen, übermütig durch den Beistand des Staates, den Feuerkult attackierten und ein fanatischer Bischof, der hl. Abdas, einen Feuertempel in Susiana sogar zerstörte, entzog ihnen Jezdegerd in seinem letzten Regierungsjahr die Gunst. Bischof Abdas, «geschmückt mit vielen und mannigfaltigen Tugenden», wurde «in ruhiger Weise» vom König zur Rede gestellt und nach seiner Weigerung, das Pyreum wieder aufzubauen, hingerichtet (Fest am 5. September). Angeblich folgte der Befehl zur «Zerstörung aller Kirchen» (Theodoret). Und als Ostrom etliche geflüchtete Christen nicht auslieferte, kam es zwischen beiden Reichen 421 zum Krieg und im nächsten Jahr zu einem Friedensvertrag, der 100 Jahre halten sollte, aber keine zwanzig hielt.[40]

Die armenische Kirche löste sich schließlich völlig von Ostrom und ihrer «Mutterkirche» in Caesarea. Bereits Gregor der Erleuchter, dort christlich erzogen und geweiht, weihte seine beiden Söhne selber. Wohl empfingen ihre Nachfolger im Katholikat bis zu Nerses ihre Weihe wieder in Caesarea. Doch seit dessen Sohn, dem Patriarchen Sahak (390–438), wurde kein Katholikos mehr in Caesarea geweiht. Die armenische Kirche entwickelte sich, organisatorisch und dogmatisch, zu einer selbständigen Nationalkirche, unabhängig sowohl von den syrischen Monophysiten wie von Rom. Noch heute betont sie ihre Gleichgeordnetheit gegenüber dem Papsttum. Wie die römische Kirche behauptet sie apostolischen Ursprung (durch die Apostel Thaddäus und Bartholomäus), ja, wie die römische Kirche führt sie ihre Gründung auf Jesus Christus selbst zurück – hier wie dort «fromme» Lüge.[41]

7. KAPITEL

KONSTANTINS CHRISTLICHE SÖHNE UND IHRE NACHFOLGER

«Die Kaiser sind seit Constantin viel eifrigere Christen geworden, als sie vordem Heiden waren.» Frank Thieß[1]

«Der allerchristlichste Kaiser ist also der Schutzherr aller Christen, er nimmt ihre Interessen wahr, wo immer sie wohnen. Diese Überzeugung und Verpflichtung übernehmen Constantins Nachfolger als konstituierenden Teil der Staatsräson. Und sie hielten sich daran.» K. K. Klein[2]

«Das Bündnis zwischen Christentum und Imperium Romanum ... vermittelte den Bürgern des Römischen Reiches im 4. und 5. Jahrhundert eine Vorstellung von den letzten Dingen, vom Sinn und Zweck ihres eigenen Daseins – ein ganz neues Weltbild also, dem eine lange Lebensdauer prophezeit werden konnte. Das Imperium konnte als christliche Institution betrachtet werden, und wenn das Christentum das Ziel verfolgte, allen Menschen den Frieden Gottes zu bringen, so verfolgte das Reich seinerseits Ziele, die ebenfalls den Frieden bezweckten.» Denys Hay[3]

Das klingt vielversprechend: ein ganz neues Weltbild, das Imperium eine christliche Institution mit dem Ziel des Friedens und die Kaiser noch viel eifrigere Christen ... Tatsächlich waren Konstantins Söhne – Konstantin II., Konstantius II. und Konstans, in ihrer Dreiheit, samt dem Vater, von Bischof Euseb sogar als irdisches Abbild der heiligen Dreifaltigkeit bezeichnet – alle durch das «Glaubenserbe», die «Gotteskindschaft», die «qualitas christiana», veredelt. Einerseits hatte Konstantin I. ihre religiöse Erziehung besonders gefördert, traten sie «geradezu als fanatische Anhänger des neuen Glaubens auf» (Browning); andrerseits standen sie, fast von Kindesbeinen an, geleitet von erfahrenen Präfekten, den Truppen ständig im Purpur vor Augen und kämpften auch, fünfzehn-, zwölf-, elfjährig erst, an weit entfernten Fronten. Gute Christen – stramme Soldaten! Ein Ideal, das die Religion des Friedens, die nie Frieden bringt, durch Jahrtausende trägt.[4]

Etablierung der ersten christlichen Dynastie durch Verwandtenmassaker

Überhaupt machte das Beispiel des kaiserlichen Vaters große Schule. Denn kaum war dieser tot, ließ Kontantius II. – der sich als besonders gottgesandter Herrscher, als «Bischof der Bischöfe» fühlte, auch oft geschlechtliche Askese übte – im August 337 die meisten männlichen Verwandten des Kaiserhauses in Konstantinopel über die Klinge springen: seine beiden, vordem lange von

Spionen umgebenen Onkel, Kaiser Konstantins Halbbrüder Dalmatius und den vom Haß der hl. Helena verfolgten Julius Konstantius, Kaiser Julians Vater. Ferner nicht weniger als sechs Vettern sowie zahlreiche mißliebige Persönlichkeiten des Hofes; darunter der fast allmächtige Prätorianerpräfekt Ablabius, dessen Tochter Olympias als Kind mit Konstans verlobt war. (Später verheiratete sie Konstantius mit dem Armenierkönig Arsakes III., worauf sie durch Gift starb, das ihr die frühere Frau des Fürsten von einem bestochenen Priester in den Abendmahlswein mischen ließ.) Geschont wurden nur, in christlicher Barmherzigkeit, der fünfjährige Julian (er wird auf einem Perserfeldzug ermordet: S. 333 f) und sein zwölfjähriger Stiefbruder Gallus, damals so sterbenskrank, daß er ohnedies verloren schien (sein Kopf fällt 354 in Istrien: S. 325). Wie aber Konstantius Christ war, so auch die Mehrzahl seiner gehorsamen Schlächter, Soldaten der Garde, woraus Julian schloß, «daß es für die Menschen keine gefährlicheren wilden Tiere gibt, als es die Christen für ihre Religionsgenossen sind». Und wie kein Kirchenmann Konstantins Verwandtenmorde tadelt, so auch keiner die des frommen Konstantius, eines der «notorisch christlichen Herrscher» des Jahrhunderts (Aland). Vielmehr erschien Euseb das Massaker durch «höhere Eingebung» gerechtfertigt. In Konstantius, schreibt der Bischof treffend, lebe Konstantin weiter. Preist er den vielfachen Verwandtenmörder und Dauerkrieger Konstantius doch ebenso wie den Schlachtheroen und Familienschlächter Konstantin.[5]

Kaiser Konstantius, nach Ammian ein Ausbund an Grausamkeit, befahl alsbald Bischof Euseb von Nikomedien, Julians erstem Erzieher, nie mit ihm über das Ende seiner Familie zu sprechen. Und als später Julian und Gallus sechs Jahre in Macellum, einer einsam finstren Bergfeste steckten – «ohne daß irgend jemand die Erlaubnis erhielt, sich uns zu nähern», erinnert sich Julian, «ohne ernsthafte Studien, ohne freies Gespräch, mitten zwischen einer glänzenden Dienerschaft ...» –, da suggerierte ein kaiserlicher Geheimagent dem älteren Gallus, Konstantius sei schuldlos am Tod seines Vaters, die Ausrottung seiner Familie Tat

einer betrunkenen Soldateska, über die er keine Macht mehr hatte.[6]

ERSTE KRIEGE ZWISCHEN FROMMEN CHRISTEN

Nach dem Gemetzel teilten die Konstantinsöhne die Beute unter sich. Der Älteste, Konstantin II. (337–340), erhielt den Westen, Gallien, Spanien, Britannien (mit der Residenz in Trier), der Jüngste, Konstans (337–350), die Mitte: Italien, Afrika, Griechenland (mit der Residenz in Sirmium, heute Mitrovicz/Serbien) und Konstantius II. (337–361), der alle überleben und beerben sollte, bekam den Orient, wobei er bis 350 in Antiochien residierte, soweit er nicht gerade auf einem Feldzug war.

Schon bald kam es zwischen dem Ältesten und Jüngsten infolge eines Grenzstreits zum Krieg. Konstantin II. stieß Anfang 340 aus Gallien überraschend nach Italien vor, geriet jedoch bei Aquileja, beim Sturm auf einen Alpenpaß, in einen Hinterhalt. Generale des Konstans töteten ihn und warfen seine Leiche in die Alsa. Da Konstantius II., was das folgende Kapitel zeigen wird, die streitenden Christen am Halse hatte, vor allem aber im Osten die Perser, nahm Konstans unbehelligt den gesamten Westen in Besitz.[7]

Der sechzehnjährige Jüngling, Herr über zwei Drittel des riesigen Reiches, war als einziger Konstantinsohn getauft und von klein auf zur Keuschheit, Gipfel bekanntlich christlicher Tugend, besonders erzogen worden. Wirklich mied er Frauen, genoß aber gern blondlockige Germanenknaben, Geiseln oder Sklaven, mit denen er zur Jagd und Liebe oft in menschenferne Wälder zog – und bekämpfte zugleich gesetzlich die Päderastie. Auch bekriegte er Franken und Alemannen, führte Feldzüge in Pannonien, in Britannien, füllte katholische Kirchen mit Weihegeschenken und knauserte nicht gegenüber den ringsum gunsterbettelnden Prälaten. Das Imperium plünderte er noch mehr als der Vater aus. Seine ständige Geldnot suchte er durch Ämterschacher, erhöhte

Steuern zu beheben, durch eine Inflation, die nur die Armen traf. Und während ihn diese Finanzpolitik, rigorose Disziplinarmaßnahmen im Heer und sein Hochmut stets verhaßter machten, mühte er sich, den arianisch gesinnten Bruder Konstantius den Katholiken willfährig zu machen, wiederholt sogar durch Kriegsdrohungen.[8]

Im Reich des Konstans kam es erstmals, noch glimpflich, zu Tempelzerstörungen bei Rom sowie zu einer verschärften Heimsuchung der Donatisten. Da das Geld des Kaisers sie nicht bestochen, der greise Donatus es vielmehr brüsk zurückgewiesen, kassierte Konstans das Vermögen halsstarriger Kleriker und übergab, mit Waffengewalt, donatistische Kirchen den Katholiken. 347 wurde ein Aufstand in Bagai blutig zerschlagen, Ortsbischof Donatus hingerichtet, ebenfalls Bischof Marculus, Hauptheiliger der Donatisten. Andere Oberhirten ließ Makarius, der kaiserliche Kommissar, von den Katholiken als «Anwalt einer heiligen Sache» gerühmt, an Säulen fesseln und auspeitschen. Man sprach bereits von einer «makarianischen Verfolgung». Mehrere Donatisten erlagen im August den Folterungen im Kerker. Viele flohen, andere wurden exiliert. Donatus selber starb anscheinend bei seiner Verschleppung zur See. Das Vermögen der Verbannten sequestrierte der Staat. Erst nach schweren, bis 362 dauernden Pogromen brach der Widerstand in Numidien zusammen, und die Katholiken, die das kaiserliche Heer gerufen, priesen Gott für die neuerstandene Einheit.[9]

Inzwischen hatte sich am 18. Januar 350 der aus Amiens gebürtige General Magnentius, Sohn einer Fränkin und eines Briten, in Autun (Lyon) über das Westreich erhoben. Angeblich war er Heide, wie spätere literarische Quellen suggerieren, wahrscheinlich aber Christ, wie sich auf Grund der von Magnentius geprägten Münzen ergibt. Franken und Sachsen unterstützten ihn, alle rheinischen Städte und Kastelle fielen in seine Hand. Britannien, Gallien, Italien und Afrika erkannten ihn rasch als Kaiser an. Noch bis nach Libyen stieß er vor, und Bischof Athanasius, der sich «mehr anmaßte, als sein Stand erlaubte, und sich auch in auswärtige Angelegenheiten mischte» (Ammian), schrieb damals

dem Usurpator, dessen Truppen schon in seinem Sprengel standen, eigenhändig einen Brief, den er, als ihn Konstantius bekam, bei Gott und seinem eingebornen Sohn wortreich abgeleugnet und als Fälschung der «Arianer» bezeichnet hat. Der Heilige tat alles, um sich reinzuwaschen. Er bezichtigte Magnentius der Untreue, Eidbrüchigkeit, Zauberei, des Mordes – aber später nannte er den Empörer, den «Satan», doch wieder, verdächtig genug, einen König, den Konstantius umgebracht. Weithin verhaßt, suchte Konstans nach Spanien zu entkommen, wo er nie gewesen, wurde aber in Magnentius' Auftrag von Gaiso verfolgt, unter Verletzung des Asylrechts aus der Kirche eines gallischen Pyrenäennestes gezerrt und getötet.[10]

Magnentius freilich, der erste germanische Gegenkaiser und der gefährlichste unter allen Konstantius bedrohenden Usurpatoren – insgesamt sechs –, konnte sich seines Sieges nicht lang erfreuen. Mit mehr als doppelt so starker Streitmacht zog der Kaiser vom Balkan zur Donau zum «Heiligen Krieg». Nach Theodoret befahl Konstantius sogar den Heiden in seinem Heer, sich taufen zu lassen. Und Philostorgios, Fortsetzer von Eusebs Kirchengeschichte, faßt die Schlacht am 28. September 351 bei Mursa (Esseg, heute Sisak in Jugoslawien), die wohl verlustreichste des Jahrhunderts, eines der großen Völkergemetzel der Geschichte, geradezu als Religionskampf auf. Vielleicht verlor sie Magnentius, weil sein Reiterführer, der Franke und Christ Silvanus, mit der Elite der Reiterei zu Konstantius überging, allerdings noch vor dem Treffen. Von 116 000 Soldaten sollen 54 000 gefallen oder in der Drau ertrunken sein, 24 000 des Magnentius, 30 000 des Konstantius, der jedoch selbst den Kampfplatz vorsichtig mied. Nachdem er geschickt die «religiöse» Begeisterung seiner Krieger geweckt, betete er weit vom Schuß in einer Märtyrerkapelle gemeinsam mit Bischof Valens von Mursa, dem nachts ein Engel den Sieg verhieß. (Die Sache brachte dem Prälaten, einem cleveren Opportunisten, der theologisch mehrmals die Fronten wechselte, arianisch, katholisch, wieder arianisch wurde, großen Einfluß auf den frommen, geistergläubigen Monarchen.) Erst anderntags betrat die Majestät das Schlachtfeld

und zerdrückte angesichts der Leichenhaufen ein paar Tränen – vermutlich der Freude über den Triumph. Magnentius aber wurde 352 auch aus Italien vertrieben, erlitt noch eine Schlappe in Gallien und stürzte sich am 10. August 353 in Lyon, als sein Schloß bereits umzingelt war, ins eigne Schwert, zuvor selbst nächste Freunde, den Bruder Desiderius sogar und seine Mutter, tötend. Konstantius ließ das Haupt des Feindes durch die Lande tragen und ungezählte Menschen köpfen. In allen Provinzen des Westens fahndeten seine Büttel und schickten Schuldige wie Unschuldige in Eisen zur Aburteilung an den Hof.[11]

Christlicher Regierungsstil des Konstantius

Kaiser Konstantius II., zäh zwar, energisch, doch hinterhältig auch und voller Argwohn, beging nicht nur mehrere hundert Justizmorde an angeblichen Anhängern vernichteter Rivalen, an suspekt erscheinenden Feldherren, Unterführern, deren Freunden und Helfern. Nein, der «religiosissimus imperator», der perfide Todesarten vorzog, führte auch unentwegt Krieg: gegen die Perser, die Alemannen, Sarmaten, Quaden; höchst umständlich stets, langsam, doch auch gewissenhaft, gründlich, von Mesopotamien bis an den Rhein, oft nichts als verbrannte Erde hinterlassend.[12]

Neuerdings freilich betonen Stallknechts «Untersuchungen zur römischen Außenpolitik in der Spätantike» die Befriedungsabsicht des Kaisers, die bloße Demonstration militärischer Stärke zur Sicherung der Grenzen, seine Bevorzugung der Strategie, die am wenigsten Soldaten koste. «Sobald die Barbaren um Frieden baten, ließ er sich auf Verhandlungen ein und schloß den Vertrag ab, wenn sie auf seine Bedingungen eingingen.» Doch wer schließt nicht Frieden, wenn der Gegner seine Forderungen akzeptiert! Auch muß Stallknecht zugeben, Konstantius habe «schon mangelnde Bereitschaft, auf seine Bedingungen einzugehen, als offene Widersetzlichkeit» betrachtet, «die er blutig ahn-

den ließ»; habe zwar gezögert, wenn die Sache fraglich, zugeschlagen aber, wenn sie sicher war. Schließlich sind diese Untersuchungen zur römischen «Außenpolitik» zwischen 306 und 395, also im ersten christlichen Jahrhundert, durchwegs *nichts anderes* als Studien zu einer einzigen Kette von Kriegen! Dabei liebte Konstantius die Begleitung von Feldgeistlichen, die im Geruch der Heiligkeit standen – machte er doch «in seiner Weise Ernst mit den Geboten der christlichen Kirche» (Lietzmann)[13].

Überhaupt hatte der leisetreterische Kabinettspolitiker, um dessen Hof sich ein Schwarm von Bischöfen scharte, das innigste Verhältnis zur Religion. Ja, der «erste Vertreter des Gottesgnadentums» (Seeck) auf dem römischen Thron, der offiziell sich gern den Herrn der ganzen Erde nannte und «Meine Ewigkeit» (aeternitatem meam), glaubte auch, des Allerhöchsten erwähltes Werkzeug zu sein und unter dem Schutz eines Engels zu stehn, dessen luftig verschwimmende Konturen er mitunter selbst zu sehn vermeinte. Mehr noch als sein Knaben begehrender Bruder insistierte er auf Keuschheit. Gleich nach dem blutigen Regierungsdebüt trennte er in den Kerkern Frauen und Männer. Und die vom Klerus verdammten Verwandtenehen bedrohte er in näheren Graden mit dem Tod. Einer seiner Erlasse bekannte: «Immer wollen wir im Glauben uns rühmen und fröhlich sein, da wir wissen, daß unser Reich mehr durch die Religion, als durch Leistungen und Arbeit oder Schweiß des Leibes zusammengehalten wird.»[14]

Verständlich, daß dieser Kaiser die christlichen Priester noch mehr begünstigt als sein Vater, daß er immer wieder ihre Privilegien bestätigt, erweitert, vermehrt.

Konstantin befreite den Klerus von der Gewerbesteuer, Konstantius auch von der Grundsteuer und den Leistungen für die staatliche Post. 355 verbietet er, Bischöfe vor öffentliche Gerichte zu stellen, «da sich sonst fanatischen Geistern uneingeschränkt die Möglichkeit böte, sie anzuklagen». Auch dispensiert er nicht nur Kleriker von den niederen öffentlichen Diensten, sondern befiehlt: «Die Frauen von Geistlichen und auch ihre Kinder und ihre Dienerschaft, Männer ebenso wie Frauen, und deren Kinder

sollen weiterhin und für immer von Steuerzahlungen befreit sein und freigestellt von solchen öffentlichen Leistungen.» Dies Entgegenkommen aber trieb den Klerus – typisch für die ganze christliche Geschichte – nur zu weitren Wünschen. So verlangte das Konzil von Rimini, «daß steuerpflichtiger Grundbesitz, der der Kirche zu gehören scheint, von jeglicher Art öffentlicher Leistungen entlastet werden soll und daß alle Forderungen aufhören sollten»; was anscheinend für kurze Zeit auch durchgesetzt wurde.[15]

Konstantius, der sich, wie sein Vater, erst am Ende seines Lebens taufen ließ (und ebenfalls durch einen Arianer, Euzoius von Antiochien), war arianischer Christ. Folglich verunglimpften ihn die Kirchenväter, hinter deren Ausfällen freilich oft nur Politik stand, sogar Hochverrat. Lucifer von Calaris zetert: «Wir, die wir vom Heiligen Geist zu Bischöfen eingesetzt sind, sollen dich schonen, der du ein Wolf bist? ... Wer ist törichter als du ...» Kirchenlehrer Hilarius vergleicht den Kaiser mit Nero, Decius und Maximian; veröffentlicht freilich sein Buch ‹*Gegen Konstantius*› erst nach dem Tod des Beschimpften. Kirchenlehrer Athanasius, sein Hauptgegenspieler, stellt ihn zahlreichen biblischen Schandtätern an die Seite, schmäht ihn einen Mann, der sein Wort bricht, das Recht beugt, nicht mehr zurechnungsfähig, ärger als die heidnischen Kaiser. Er kanzelt ihn als Führer der Gottlosigkeit ab, Spießgeselle von Verbrechern, Antichrist. «Schlimmere Titel, als sie ihm Athanasius gibt, sind kaum auszudenken» (Hagel)[16].

Nun suchte kürzlich Richard Klein dies von dem Kirchenlehrer «mit persönlicher Gehässigkeit und politischem Raffinement gezeichnete und von vielen anderen übernommene Bild des princeps Arianorum Constantius als plumpe Verfälschung der Wahrheit» zu erweisen. Das Bild des *Arianers* Konstantius sei zwar noch weithin verbreitet, aber bloß Klischee. Und daran mag manches, zumal soviel richtig sein, daß auch diesen Kaiser primär nie Religion, sondern Politik bewegt, Macht, wie seinen Vater – und die Priester.[17]

Das verdeutlicht auch die «Missionsreise» des Inders Theophilus zu den Arabern um 340.

Denn Theophilus, als Geisel ins Römerreich gelangt, von Euseb von Nikomedien erzogen und, wahrscheinlich auch durch ihn, kurz vor seiner Reise zum Bischof gemacht, trieb als Leiter der kaiserlichen Gesandtschaft weniger Mission als Politik (freilich, im Grunde, dasselbe). Das Imperium hatte in der umworbenen «Arabia Felix» (Südarabien), wo man die östlichen Schiffsladungen mit ihren teuren Importen für den Landweg umschlug, große handelspolitische Interessen, die Bischof Theophilus, der mit einer ganzen Transportflotte reiste, durch Bestechung der Scheiche förderte. Von Bekehrung, Bistumsgründungen, Priesterweihen ist nirgends die Rede. Und wo er «Gotteshäuser» errichten ließ, standen handfeste politische oder wirtschaftliche Ambitionen dahinter. So erbaute er eine Kirche in Tapharon am Roten Meer, weil es die Hauptstadt des Landes, eine zweite Kirche in Adane am Indischen Ozean, weil dies ein bedeutender Umschlagplatz war, wichtig für den römischen Indienhandel, eine dritte Kirche an der Mündung des persischen Golfes, wo man besonders die Bevölkerung gewinnen wollte. Ging es Konstantius doch um eine Beeinflussung der Araber und ihrer Fürsten, die sich bloß gezwungen persischer Waffengewalt beugten. Sie sollten künftig nicht mehr die römischen Grenzgebiete, sondern das benachbarte Territorium überfallen; sollten im bevorstehenden Krieg gegen die Perser, Roms Hauptgegner im Orient, vielleicht Verbündete der Römer, zumindest nicht ihre Feinde sein. So führt der Missionsbischof auch nicht etwa 200 Bibeln als Gastgeschenke mit, sondern, auf dafür eigens hergerichteten Schiffen, 200 ausgewählte kappadokische Rassepferde.[18]

Wie selbstverständlich die Staatsräson bei Konstantius den Ausschlag gab, zeigte sich auch in Armenien, wo er ja schon als Caesar Erfahrungen gesammelt (S. 301).

Als der Katholikos Nerses die Angleichung der armenischen Kirche an die griechische erstrebte und sich prorömisch verhielt, bedeutete dies natürlich eine stärkere Bindung Armeniens an den Westen. Somit war es ganz im Sinn des Kaisers. Als aber der Patriarch seine Machtstellung immer mehr ausbaute, sich auch mit starkem militärischen Gefolge umgab und offenbar auf die

Seite der Feudalherren schlug, ja, als er Arsakes, den Armenierkönig, wegen der Ermordung seines Neffen Knel und der Heirat von dessen Frau Pharantzem scharf rügte, worauf ihn der König durch den (Gegen-)Patriarchen Tsunak abgelöst hat, da, in diesem heftigen Zwist, hielt Konstantius keineswegs zum gemaßregelten rechtmäßigen Bischof. Vielmehr ließ er Nerses, den er vordem gestützt, fallen und stand zu Arsakes, seinem wichtigsten östlichen Partner. Galt ihm der König als Bundesgenosse gegen die Perser doch mehr als der Katholikos, den Arsakes nun in die Verbannung schickte, aus der er erst neun Jahre später wiederkam.[19]

Wie schon dem Vater, diente auch Konstantius das Christentum als Instrument der Politik, nicht umgekehrt. Seit Beginn seiner Alleinherrschaft erstrebte er deshalb die kirchliche Einheit; allerdings, anders als Konstantin, mit Hilfe der Arianer. So schickte er allmählich nicht wenige katholische Prälaten ins Exil, darunter Athanasius, Paulus von Konstantinopel, Hilarius von Poitiers. Andre hielt er lange fest, wie Papst Liberius und Hosius von Cordoba. «Was ich will, das hat als kirchliches Gesetz zu gelten», erklärte er 355 in Mailand. «Entweder ihr gehorcht, oder ihr geht in die Verbannung.» Und 359 unterwarf er sich in Rimini fast alle Bischöfe des Westens (S. 393 f). Auch setzte er die schon von Konstantin (S. 273 ff) eröffnete Verfolgung der Donatisten in Afrika fort und ging zeitweise sogar gegen eine arianische Gruppe, die Eunomianer, vor, wobei er 70 Bischöfe exiliert haben soll.[20]

Die Juden straft Konstantius bereits brutaler als sein Vater. Ein Gesetz aus dem Jahr 339, das sie eine «verderbliche Sekte», ihre Versammlungsorte «Marktplätze» (conciliabula) nennt, verbietet jede Behinderung eines Juden, der Christ werden wolle und verhängt für Zuwiderhandlung den Feuertod. Konnte und sollte aber ein Jude zum Christentum konvertieren, untersagte der Kaiser den Übertritt eines Christen zum Judentum und belegte ihn mit der «verdienten» Strafe, der Konfiskation des Vermögens. Die Heirat zwischen Juden und Christen wurde streng verpönt, überhaupt jede Überführung von Frauen in die jüdische «Schand-

gemeinschaft». Juden dürfen «nicht christliche Frauen ihren Lastern vereinen. Wenn sie es aber tun, sollen sie die Todesstrafe erleiden.» Der Kauf heidnischer Sklaven wird ihnen verweigert; Erwerben oder Halten christlicher Sklaven durch Entzug des gesamten Vermögens, ihre Beschneidung mit dem Tod gerächt. So nahm man jedem jüdischen Betrieb, der Sklaven brauchte, die Existenzgrundlage – der wohl früheste Ansatz, der die Juden allmählich ins Geldgeschäft treibt, was sie noch verhaßter macht. Besonders unterdrückt hat man die Juden Palästinas, einen Aufstand dort blutig niedergeschlagen.[21]

Hart bekämpfte Konstantius auch die Heiden – offenkundig aufgestachelt von christlicher Seite.

Ein Kirchenvater predigt Raub und Mord

Es war ja die Zeit, in der Firmicus Maternus jauchzte, daß, «obwohl noch in *einigen* Gegenden die sterbenden Glieder des Götzendienstes zucken, dennoch die völlige Ausrottung des verderblichen Übels aus allen christlichen Ländern in naher Aussicht steht». Es war die Zeit, in der Firmicus rief: «Weg, ihr allerheiligsten Kaiser, weg getrost mit dem Tempelschmuck. In die Münze und die Schmelze mit jenen Göttern, daß sie das Feuer zerhacke!» Es war die Zeit, in der dieser Mann den Herrschern den «Zwang zu züchtigen und zu strafen» einschärfte, die Verfolgung der «Untat des Götzendienstes in jeder Weise», wofür er immer wieder Gottes «Lohn» versprach, «Zuwachs von gar großem Umfang. Tut daher, was er befiehlt, erfüllt, was er vorschreibt . . .» Mit Recht sagt Schultze, der staatliche Kampf gegen das Heidentum «war von seinen ersten Anfängen an unter Konstantin bis zu seiner vollen Entfaltung unter Konstantius begleitet von dem Beifall und der Mithilfe der Kirche». Und sie hat auch «die Gesetzgebung tatkräftig beeinflußt» (Gottlieb).[22]

Kirchenvater Julius Firmicus Maternus, ein Sizilianer aus dem Senatorenstand, dessen Familie in Syrakus saß, trat vermutlich

erst offen zum Christentum über, seit Konstantins Söhne sich entschiedener dazu bekannten als der Vater. In der Hetzschrift *‹Vom Irrtum der heidnischen Religionen›*, um 347 verfaßt, treibt Firmicus die Kaiser Konstantius und Konstans, die «sacratissimi imperatores», die «sacrosancti», zur Ausrottung vor allem der Mysterienkulte, der gefährlichsten Konkurrenten des Christentums: des Kultes von Isis, Osiris, Serapis, von Kybele und Attis, Dionysos-Bakchos und Aphrodite, des Sonnen- und Mithraskultes, des wichtigsten Kultes in frühchristlicher Zeit, mit besonders vielen und frappanten Parallelen zum Christentum. Da der Renegat gut erzogen und gebildet war, vor allem aber als Heide noch ein kultiviertes Buch von mildem «weihevollen Ernst» (Weyman) über Astrologie, *‹Matheseos libri VIII›*, das umfangreichste derartige Handbuch der Antike, geschrieben hatte, als Christ aber die Verehrung der Elemente, die Vergottung von Wasser, Erde, Luft und Feuer, in den orientalischen Religionen beschimpfte, wollte man wieder, zumal auf katholischer Seite, lange seine (seit 1897 endgültig erwiesene) Identität mit dem Autor jener blutrünstigen Tiraden leugnen, die schon ihr überhitzter, von Pleonasmen wimmelnder Stil diskreditiert – katholische Kraftmeierrhetorik.[23]

Christus, jubelt der Kirchenvater, «zerschmettert die Bildsäule des Teufels». Er sei schon fast «überwunden», «in Asche und Flamme verwandelt». «Nur wenig fehlt noch, daß der Teufel durch eure Gesetze vollständig zu Boden gestreckt daliege, daß die verhängnisvolle Ansteckung nach Ausrottung des Götzendienstes aufhöre. Dieser Giftsaft ist geschwunden ... In Frohlocken über die Vernichtung des Heidentums, jauchzet stärker, jauchzet getrost ... ihr habt unter dem Kampfführer Christus gesiegt.»[24]

Doch ganz soweit war es noch nicht. Die «religiones profanae» existierten, die weitaus meisten Tempel standen, die Priester lebten noch, die Heiden kamen eifrig in die Heiligtümer. Weshalb der Agitator auch zur Konfiskation der Tempelgüter, Ausrottung der Adoratorien, der Irrenden, ruft wie kein Christ zuvor. «Tollite, tollite, securi ... Nehmet weg, nehmet weg ohne Zagen,

allerheiligste Kaiser, den Schmuck der Tempel. Diese Götter mögen das Feuer der Münzstätte oder die Flamme des Metallbergwerks schmelzen, alle Weihegeschenke verwendet zu eurem Nutzen und macht sie zu eurem Eigentum. Nach Vernichtung der Tempel seid ihr vermöge der Kraft Gottes zu Höherem fortgeschritten.»[25]

Das Höhere war das Christentum, das Falsche, Verwerfliche jede heidnische Lehre. Die Heiden freilich sahen es umgekehrt. «Je länger desto mehr gewann die Ansicht Boden, daß mit dem Eintritt des Christentums in die Welt ein allgemeiner Verfall des Menschengeschlechts begonnen habe» (Friedländer). Doch abgesehen vom viel freizügigeren Leben und Denken im Heidentum – es gab da auch, so Karl Hoheisel in einer umfangreichen Studie über den Traktat des Firmicus, «neben dem Schwülen, Orgiastisch-Erregten stets strengste Askese, eine Pflege der Keuschheit, die Christen nur bewundern konnten. Ebenso waren obszöne Züge der Mythologien längst dem Purismus zum Opfer gefallen oder wirken lediglich in säkularem Gewande weiter ... Die antiken Religionen boten ihren Anhängern Heimat und Geborgenheit. Sie halfen das Dasein zu bewältigen, ordneten das menschliche Miteinander und stellten die existentiellen Fragen in ein sinnerfülltes Ganzes ... Die meisten religiösen Heilslehren, die Firmicus behandelt, erscheinen als lebendige geistige Mächte.»[26]

Doch gerade darum sein Fanatismus, seine frenetische Wut, der Schrei nach dem Pogrom. Gerade darum ist jegliches Heidentum «irrig», «ruchlos», «verpestet», müssen «von Grund aus solche Dinge, allerheiligster Kaiser, ausgemerzt und vernichtet werden». Gerade darum empfiehlt der Kirchenvater «schärfste Gesetze», Plünderung der Tempel, Anwendung von «Feuer und Eisen», Verfolgung «in jeder Weise»! Selbstverständlich mit Berufung auf Jahwe wieder und das durch alle Jahrhunderte verheerend wirkende Alte Testament. Doch hatte kein Christ bisher derart massiv die biblischen Vernichtungsorgien beschworen, keiner sich ihrer so systematisch zur Rechtfertigung von Brutalität und Terror bedient. Selbst der Familie drohe Gott und den Nachkommen, «damit kein Teil des verruchten Samens ... keine Spur des

heidnischen Geschlechtes verbleibe». «Weder den Sohn befiehlt er zu schonen noch den Bruder, und sogar durch die Glieder der geliebten Gattin stößt er das Racheschwert. Auch den Freund verfolgt er mit erhabner Strenge, und das ganze Volk wird bewaffnet, um die Leiber der Ruchlosen zu zerfleischen.»[27]

Kaum bekam die Kirche Macht, lehnte sie Zwang nicht mehr ab, sondern übte ihn aus; und dies, so der Theologe Carl Schneider, «mit Anwendung aller Gewalt». An Stelle der einstigen Apologetik, dem unentwegten Ruf nach Religionsfreiheit, trat jetzt die Droh- und Spottrede, an Stelle von Märtyrerideologie und Märtyrerromanen der Verfolgerfanatismus – hier «das gewaltige Kreuzzugsgetöse» des Firmicus, «die bis zum äußersten getriebene Verteufelung der nichtchristlichen Religionen» (Hoheisel). Zwar kamen Gesetze und Zwangsmittel von den Kaisern. Doch auch sie waren Christen. Und selbst ohne ausdrückliche Bezeugung darf man annehmen, daß das von Firmicus Maternus den Kaisern Konstantius und Konstans gewidmete Buch deren antipagane Religionspolitik, ihre Opferverbote und Strafandrohungen, beeinfluß hat – wie umgekehrt diese wieder den Verfasser des christlichen Pamphlets.[28]

Erste Tempelstürme, Folter und Justizterror unter Konstantius

So ist der Feuereifer gegen das Heidentum verständlich, das sich am längsten bei den Bauern hielt, bei vielen Rhetoren, Philosophen, in der gebildeten Oberschicht, besonders in den alten römischen Senatsfamilien, aber teilweise selbst im oströmischen Senat.[29]

Begann schon 341 ein Erlaß, der auf Konstans zurückgeht, nicht im üblichen Kanzleiton, sondern mit dem Aufschrei: «Der Aberglaube hat zu verschwinden! Der Unsinn der Opfer soll zum Teufel gehen!» (Cesset superstitio sacrificiorum aboleatur insania), so befahl der Herrscher 346 das sofortige Schließen der

Tempel in den Städten, 356 das Schließen sämtlicher Tempel. Könnten doch alle schlechten Menschen (perditi) dann nicht mehr Böses tun; worauf anscheinend ein christlicher Tempelsturm begann. Auch verhängte Konstantius schon über das Betreten der Tempel und den «Wahnsinn» der Opfer, ja, bereits über die Verehrung eines Kultbilds Vermögensentzug und Tod. «Wenn einer etwas derartiges tut, soll er mit dem rächenden Schwert niedergestreckt werden.» Als erster christlicher Kaiser belegt damit Konstantius die Ausübung des heidnischen Kultes mit der Todesstrafe. Der Besitz der Hingerichteten fiel dem Fiskus zu. Nachsichtigen Provinzgouverneuren drohte die Konfiskation. Und ein Jahr später, 357, setzte der Regent die Todesstrafe auch auf Wahrsagerei und Astrologie. Sie sollten «bei allen für immer zum Schweigen kommen». Gewiß gab es auch jetzt noch sehr viele Heiden, unter der Beamtenshaft in höchsten Positionen, im Heer noch mehr, das vornehme und gebildete Rom hielt fast ganz am alten Glauben fest. Somit stand vieles einstweilen nur auf dem Papier. Doch signalisieren die Gesetze die wachsende Intoleranz. Und den christlichen Hirten trieben sie massenweise neue Schafe zu.[30]

Aber freilich steht auch nicht alles bloß auf dem Papier. Zumindest berichtet Libanios, der heidnische Rhetor aus Antiochien, Konstantius habe von seinem Vater «den Funken der bösen Taten überkommen und daraus eine große Flamme werden lassen. Denn er hat den Reichtum der Götter geplündert, die Tempel zerstört, jede heilige Vorschrift ausgelöscht.» Libanios fügt hinzu, Konstantius habe «die Mißachtung vom heidnischen Kult auf die Rhetorik (lógoi) ausgedehnt. Kein Wunder: beides, Kult und Rhetorik, sind zusammengehörig und verwandt» – was wohl heißt, der Kaiser gefährde Kult und Kultur des Heidentums zugleich.[31]

Christliche Fanatiker vergriffen sich schon an Altären und Tempeln. In Heliopolis erwarb sich dabei der Diakon Kyrill einen Namen. Im syrischen Arethusa riß der Priester Markus ein altes Heiligtum ein (und wurde dafür als Bischof, unter der heidnischen Reaktion Julians, schwer mißhandelt). Im kappadokischen

Caesarea machte die christliche Gemeinde einen Tempel des Stadtgottes Zeus und des Apollo dem Erdboden gleich. In Alexandrien fiel unter dem Arianer Georgios (S. 395 f) eine ganze Reihe heidnischer Heiligtümer. Kurz, es begannen bereits «in jener Zeit der Glaubenswut, die auch die Christen mit Mordwaffen gegeneinander trieb», wie Johannes Geffcken schreibt, wilde Tempelattacken. Es wurde «schlimm genug gefrevelt, namentlich durch die heftige Aufstachelung der Habgier . . .»[32]

Nachdem Konstantius allerdings im Mai 357 erstmals Rom besucht hatte, das Pantheon, den Jupitertempel auf dem Kapitol, das Haus der Tyche Romana, tolerierte, ja, schützte er, überwältigt von den Traditionen der Stadt, zumindest deren Heidentum. Er bestätigte den Vestalinnen ihre Privilegien und gewährte für pagane Feste Geldbeträge. Wohl mag hier die Rücksicht auf Roms mächtige altgläubige Aristokratie mitgewirkt haben. Doch lebte nach solchen Gunstbeweisen das Heidentum in ganz Italien auf, ausgenommen wahrscheinlich nur Sizilien. Und Rom blieb weiter eine Hochburg der alten Religion.[33]

Eine Generation später aber hatte sich das längst wieder geändert. Beim Besuch von Kaiser Theodosius' oberstem Befehlshaber für den Westen in Rom sah seine Frau im palatinischen Tempel eine Halskette an der Statue der Großen Mutter. Sie ließ den Schmuck abnehmen und trug ihn selbst. Ein altes Weib, die letzte Vestalin, kritisierte dies und sprach, aus dem Tempel gewiesen, einen Fluch über die vornehme Räuberin aus, der sich nach Zosimus sogar erfüllte.[34]

Schärfer noch als Juden und Heiden verfolgte Konstantius, ein antiker Hexenjäger, der jede Art von Teufelsdienst abgründig fürchtete, die Zauberei; wobei freilich religiöse Motive, also antiheidnische Affekte, gleichfalls eine große Rolle spielten.

357 setzte der Kaiser auf das Befragen von Wahrsagern, Zauberern, Hellsehern, Haruspices die Todesstrafe. Astrologen und Traumdeuter durfte man vor Gericht zur Erpressung eines Geständnisses auch foltern. Schon das Gehen zwischen nächtlichen Gräbern war Beweis für Schwarzkunst (magicae artes). Man verlor bereits den Kopf, trug man ein Amulett. Selbst bedenkliche

Träume zogen angeblich Hochverratsprozesse nach sich. «Wer einen Wahrsager (hariolus) über das Quieken einer Feldmaus befragte oder über das Erscheinen eines Wiesels auf seinem Weg oder ein ähnliches Vorzeichen», behauptet der Zeitgenosse Ammianus Marcellinus, «wurde vor Gericht gebracht und erlitt dafür die Todesstrafe.» Doch ist Ammian kein unverdächtiger Berichterstatter; er bauscht auf und geißelt gern das Vorgehen des ihm verhaßten Despoten als Terrorjustiz.[35]

358 drohte der Kaiser auch den bisher Privilegierten seiner Umgebung und dem Gefolge des Caesars für Zauberei und Wahrsagen die Tortur an. Er verschärfte sie sogar bei Leugnen eines «Schuldigen», der dann dem hölzernen Folterpferd übergeben werden mußte, das mit eisernen Krallen seine Seiten zerfleischte. Mit dem Glauben des Herrschers harmonierte das Peinigen und Schinden – wie mit dem Glauben so vieler christlicher Generationen – aufs schönste. «Die Aufrichtigkeit seiner christlichen Überzeugung steht über jeden Zweifel ... Das christliche Bekenntnis war ihm nicht eine Formel, sondern das Regulativ seines sittlich-religiösen Handelns, seiner ganzen Persönlichkeit» (Schultze).[36]

Voller Angst und Verfolgungswahn, von der «Zaghaftigkeit eines alten Weibes» erfüllt (Funke), unterhielt Konstantius II. eine riesige Geheimpolizei. Als es im Herbst 359 in Skythopolis (heute Beth Shean) im Westjordanland wegen Orakelbefragung, Opfer, Amuletttragen, dem abendlichen Spaziergang über einem Grabmal, zu einem Prozeß kam, betraute der Kaiser mit den Voruntersuchungen einen gewissen Paulus – Spitzname «Tartareus» (Höllenfeuer-Paul) –, «der wie ein Vermieter von Gladiatoren aus Folterbank und Schlächterei noch ein Geschäft zu machen wußte» und, nach Ammian, in Palästina ein wahres Schreckensregiment begann.[37]

Paulus, auch «Catena» (Kette, Zwang) genannt, war in Spanien geboren und vermutlich Arianer. Am Kaiserhof wirkte er als notarius in einem Amt, das ihn mit Spezialaufträgen durch das ganze Reich führte, vor allem zum Aufspüren von Hochverratsdelikten. Es ist möglich, daß Paulus bereits um 345 unter Kaiser Konstans die Donatisten in Afrika jagte. 353 fahndete er nach

Parteigängern des Usurpators Magnentius in Britannien; zwei Jahre später nach Gefolgsleuten des Usurpators Silvanus. Silvanus, Franke und Christ, Konstantius' Kombattant in der Schlacht bei Mursa (S. 310), wurde zur Bekämpfung germanischer Invasoren nach Gallien entsandt. Durch Feinde am Hof in die Enge getrieben, durch gefälschte Briefe des Hochverrats verdächtigt, ließ er sich wirklich von seinen gallisch-germanischen Truppen am 11. August 355 in Köln zum Kaiser ausrufen. Doch töteten ihn schon wenige Wochen darauf, bei der Flucht in eine Kapelle, die (zum Teil germanischen) in Konstantius' Auftrag bestochenen bracchati und cornuti. Alle Freunde und Mitarbeiter des Silvanus befahl der Herrscher zu foltern. Im Sommer 359 ermittelte Paulus in Alexandrien gegen Anhänger des Athanasius, wurde aber Ende 361, nach dem von Kaiser Julian in Chalcedon gegen die Kreaturen seines Vorgängers angestrengten Prozeß, bei lebendigem Leib verbrannt.[38]

Wie schon beim Einschreiten gegen den Anhang des Magnentius und Silvanus Notar Paulus vom Gerichtsverfahren selber ausgeschlossen war, so auch beim Skythopolis-Prozeß, wobei nur Heiden, meist dezidierte Heiden, mit der Staatsmacht in Konflikt gerieten. Man überging deshalb auch den zuständigen Hermogenes, 358/59 orientalischer Präfekt, als Richter, weil er altgläubig war, einst am Hof des Licinius in dessen Auftrag die Orakel befragt und noch zwischen 353 und 358 als proconsul Archaiae in Korinth häufig ganze Tage im Tempel der Dike zugebracht hatte. Statt seiner wurde der Christ Modestus mit der Prozeßführung betraut, der die angesehenen Hauptangeklagten mit dem Leben davonkommen, mehrere unbekannte Personen aber schon für harmlose Praktiken, wie das Tragen eines Amulettes gegen Wechselfieber, hinrichten ließ.[39]

Domitius Modestus, der comes Orientis, eine kaum mehr erfreuliche Figur aus dem Umkreis des Kaisers als Paulus, war, wie dieser, unter Konstantius II. Christ. Unter Heidenkaiser Julian wird er Heide und dafür Stadtpräfekt Konstantinopels. Nach Julians Tod läßt er sich durch einen Arianer taufen und steigt 370 zum Reichspräfekten auf, zum einflußreichsten Mann des Aria-

nerkaisers Valens, unter dem er unbarmherzig die Katholiken verfolgt, selbst Kirchenlehrer Basilius mächtig unter Druck setzt, dann aber mit ihm korrespondiert. Der wiederholte Glaubenswechsel des Modestus förderte nicht nur seine Karriere. Als comes Orientis noch «arm», konnte er sich vor allem in der Ära Valentinians und Valens' durch große Ländereien gewaltig bereichern.[40]

ABSCHLACHTUNGEN UNTER DEM RECHTGLÄUBIGEN GALLUS

In Palästina, dem Schauplatz des Skythopolis-Prozesses, hatte kurz zuvor schon Gallus gewütet, der dem dynastischen Mord 337 entgangene Vetter des Konstantius. Auch er ein guter Christ, von Kindheit an Kirchgänger, Vorleser aus der Bibel und angeblich ein treuer Gatte der beträchtlich älteren Konstantia, der verwitweten Schwester des Kaisers, einer Megäre in Weibsgestalt: eine «wilde Furie», schreibt Ammian, «nach Menschenblut ebenso gierig wie ihr Mann». Wiederholt mahnte Gallus den Halbbruder Julian zur Rechtgläubigkeit und schockierte 351, im Jahr seiner Ernennung zum Caesar, die Heiden durch Überführung der Knochen des hl. Babylas – die erste gut bezeugte Translation, die wir kennen – in das berühmte Apolloheiligtum in Daphne, um es so außer Kraft zu setzen.

Christ Gallus, der von früh an Faustkämpfer liebte, die einander die Knochen zerbrachen, leistete sich in Antiochien, seiner Residenzstadt, krasse Tyrannenallüren: Willkürakte, Hochverrats- und Zaubereiprozesse, die oft aller Rechtsnorm Hohn sprachen, zu Konfiskationen, Verbannungen, zu grausigen Torturen und Abschlachtungen führten. Hinzu kam ein fanatischer Kampf gegen die Heiden. Ein ganzes Spionagesystem umstrickte die Stadt. Caesar Gallus, von dem Theodoret betont, «er war rechtgläubig und blieb es bis an sein Ende», hetzte gelegentlich sogar das Volk zur Lynchjustiz mißliebiger Untertanen auf. Und als die

Juden 352, anscheinend wieder einmal messianisch erregt, gegen das Verbot, nichtjüdische Sklaven zu halten, rebellierten, eine römische Garnison zwecks Waffenbeschaffung überfielen und einen gewissen Patricius zum König machten – der erste große Aufstand unter einem christlichen Kaiser –, ließ der rechtgläubige Gallus in Palästina ganze Städte niederbrennen und ausmorden bis auf die Kinder. Doch auch hohe Beamte fielen seinem Terrorregiment zum Opfer. So der beim Kaiser intervenierende Präfekt des Ostens, Thalassius. Dessen Nachfolger Domitianus schleifte die Soldateska bald nach seiner Ankunft in Antiochien mit gefesselten Beinen durch die Stadt und warf ihn in den Orontes. Sein Quästor Montius endete ebenso. Weitere Morde folgten. Im Frühsommer 354 erhob sich die Bevölkerung «aus vielerlei komplizierten Gründen» (Ammian), vor allem wegen einer Hungersnot und allgemeinem Elend. Gouverneur Theophilos wurde erschlagen und zerrissen. Schließlich lockte Konstantius den Vetter, dem er bei seiner Erhebung jede Schonung zugeschworen, in den Westen, bat ihn, auch seine Frau, «die reizende Konstantia», mitzubringen, die er so gern wiedersähe. Gallus witterte Verrat, baute jedoch auf Fürsprache der Konstantia, der Kaiser-Schwester, die indes unterwegs einem Fieber erlag. Ihn selbst aber ließ der Monarch an einem Spätherbstmorgen 354 in Flanona (bei Pola in Istrien) enthaupten. Und mit Folter, Henkerbeil oder Verbannung tobte er auch gegen Gallus' Freunde, dessen Offiziere, Hofbeamte, sogar gegen einige Priester.[41]

Nur der Tod des (erst 44 Jahre alten) Herrschers am 3. November 361 in Mopsukrene verhinderte einen Zusammenstoß auch mit seinem Vetter Julian.

Heidnische Reaktion unter Julian

Wie sein Bruder Gallus, war auch Julian einst bei dem Verwandtengemetzel geschont, dann als Mitglied der kaiserlichen Dynastie argwöhnisch überwacht worden; zunächst in einem ver-

schwenderisch ausgestatteten Landhaus der (wenige Monate nach seiner Geburt verstorbenen) Mutter bei Nikomedien, dann in der einsamen Bergfeste Macellum im Herzen Anatoliens, wo bereits der ältere Gallus weilte. Der mißtrauische Kaiser zog hier ein ganzes Netz von Spionen um die beiden Prinzen und ließ sich täglich ihre Äußerungen melden. Sie lebten «wie Gefangene in einer persischen Festung» (Julian), standen praktisch unter Arrest, vermutlich auch oft unter Todesfurcht. In Nikomedien indoktrinierte Julian der Ortsbischof Euseb, ein Verwandter von Julians Mutter Basilina, ein weltgewandter, uns bereits bekannter Kirchenmann (S. 307), der sich, wie viele orientalische Prälaten, die Fingernägel mit Zinnober, das Haar mit Henna färbte und Weisung hatte, das Kind streng in der christlichen Religion zu erziehen, jeden Kontakt mit der Bevölkerung zu unterbinden und «niemals vom tragischen Ende seiner Familie zu sprechen». In Erinnerung daran schreckte der Siebenjährige, der oft in Weinkrämpfe fiel, noch nachts mit schrillen Schreien aus dem Schlaf. In Macellum, wo Julian, fast nur von Sklaven umgeben, von 344 bis 350 steckte, sollte ihn der Arianer Georg von Kappadokien (S. 395 f) zum Geistlichen machen. Doch dann wurde er nach Konstantinopel entlassen, in den Streit der Arianer und der Orthodoxen, in die Welt wilder Tumulte und rauschender Bannflüche. Ende 351, zwanzigjährig, rief ihn Konstantius zum Studium wieder nach Nikomedien. Julian kam nach Pergamon, nach Ephesus, Athen, und hervorragende Lehrer gewannen ihn dem Heidentum. Von Konstantius 355 zum Caesar ernannt, 360 in Paris von der Armee zum Augustus ausgerufen, wurde er durch den kinderlosen Herrscher – während beide Armeen schon gegeneinander marschierten – sterbend zum Nachfolger designiert, worauf es zu einer flüchtigen Wiederherstellung polytheistischer Überlieferungen kam, einer hellenistischen «Staatskirche» nach teils christlichem Muster.[42]

Julian suchte an Stelle des Kreuzes und eines heillosen Dualismus wieder gewisse Strömungen hellenistischer Philosophie und den «Sonnenpantheismus» zu setzen. Er schuf dem – wohl mit Mithras identifizierten – Sonnengott, ohne Vernachlässigung der

übrigen Götter, im Kaiserpalast ein Heiligtum und bekannte auch sonst seine Verehrung für den basileus Helios, den Sonnenkaiser, damals bereits eine über zweitausendjährige Tradition. «Seit meiner Jugend drang ein heftiges Sehnen nach den Strahlen des Gottes in meine Seele, und seit meinen frühesten Jahren war mein Inneres so verzückt von ihm, daß ich nicht nur ihn ständig anzuschauen wünschte, sondern auch, wenn ich in sternklarer Nacht im Freien weilte, alles um mich her vergaß und die Schönheiten des Himmels bewunderte...»[43]

Die Welt hat sich daran gewöhnt, in Julians Reaktion eine nostalgische Sehnsucht zu sehen, einen romantischen Anachronismus, den unsinnigen Versuch, die Uhren zurückzustellen. Aber warum eigentlich? Weil er widerlegt worden ist? Widerlegt? Abgewürgt. Und was kam, hätte es schlimmer sein können? Vielleicht, wer weiß, wäre eine nichtchristliche Welt in genauso viele Kriege gestürzt – obwohl die nichtchristliche seit siebzehn Jahrhunderten weniger Kriege führt als die christliche! Und meist weniger grauenhafte auch. Vielleicht, wer weiß, wäre selbst ohne das fürchterliche «Machet sie euch untertan!» jener verheerende Naturverschleiß gekommen, dessen Folgen wir erfahren. Schwer vorstellbar aber in einer heidnischen Welt: die ganze Heuchelei der christlichen. Und noch schwerer denkbar deren religiöse Intoleranz.

Nicht ernsthaft bestreiten läßt sich, daß Kaiser Julian (361 bis 363), von den Christen «Apostata» geschimpft – seine christlichen Vorgänger samt und sonders überragt: charakterlich, ethisch, geistig.

Philosophisch gebildet, literarisch vielseitig tätig, persönlich sensibel und ernst, fand Julian, der das Christentum zuweilen mit Hohn übergoß, daß die «hohe Theologie», in der man ihn selbst so sorgfältig erzog, eigentlich bloß aus zwei Bräuchen bestehe: die bösen Geister durch Pfeifen zu erschrecken und das Kreuz zu schlagen. Er war nicht nur «der erste Kaiser mit echter Bildung seit mehr als einem Jahrhundert» (Brown), sondern er erwarb auch «einen Platz unter den ersten griechischen Schriftstellern der Epoche» (Stein). Ausgezeichnete Sachverständige unterstützten

ihn. Tief pflichtbewußt begann der Kaiser, der jeden Luxus mied, bescheiden war, weder Mätressen noch Lustknaben hatte, sich nie betrank, schon bald nach Mitternacht zu arbeiten. Er versuchte, die Bürokratie zu rationalisieren und hohe Regierungs- und Verwaltungsstellen mit Intellektuellen zu besetzen. Er schaffte sofort das Hofschranzentum ab, die ganze Eunuchengesellschaft, das Schmeichler-, Schmarotzer-, Denunzianten-, Spitzelwesen. Tausende wurden entlassen. Er verringerte beträchtlich die Dienerschaft, verminderte die Steuern im Reich um ein Fünftel, ging scharf gegen betrügerische Eintreiber vor, sanierte die Staatspost. Er beseitigte im Heer das Labarum, die Kaiserstandarte mit dem Christusmonogramm, belebte offensiv alte Kulte, Feste, paideia, die klassische Bildung. Er verfügte Rückgabe und Wiederaufbau geschleifter heidnischer Heiligtümer, auch Rückgabe zahlreicher Götterbilder, die als Schmuck in den Gärten von Privatleuten prangten. Doch verbot er nicht das Christentum, erlaubte vielmehr den verbannten Klerikern die Heimkehr, was aber nur zu neuem Aufruhr führte. Die Donatisten, die den Kaiser als Hort der Gerechtigkeit rühmten, schrubbten in Afrika ihre wiedererlangten «Gotteshäuser» von oben bis unten mit Salzwasser, schabten das Holz der Altäre und den Kalk von den Mauern, gewannen rasch ihre seit Konstans und Konstantius II. verlorene starke Position zurück und genossen die Rache. Sie eröffneten die Zwangsbekehrung der Katholiken, raubten nun ihrerseits deren Kirchen, verbrannten ihre Bücher, Altäre, warfen Kelche und Ölampullen aus den Fenstern und die Hostien den Hunden vor, mißhandelten sogar gegnerische Kleriker derart, daß einige starben. Bis 391 behielten sie, zumal in Numidien und Mauretanien, die Oberhand.[44]

Den Juden steht Julian freundlich gegenüber, was freilich den Haß der christlichen Prediger auf sie noch schürt. «Die Juden erfaßte rasendes Entzücken», höhnt Ephräm, der die «Beschnittenen» auf Julians Münzen «mit Pauken und Trompeten» einen Stier umtanzen sieht; «denn sie erkannten in ihm ihr ehemaliges Kalb». Zwar kritisiert Julian, der Anhänger des Polytheismus, das Alte Testament, seine streng monotheistische Lehre, seinen

arroganten Auserwähltheitsdünkel, stellt aber Jahwe mit den Göttern auf eine Stufe, ja, konzedierte den Juden gelegentlich, daß sie den «mächtigsten und besten» Gott verehrten. Einer jüdischen Delegation, die im Juli 362 Antiochien aufsuchte, gestattete er nicht nur den Wiederaufbau des Jerusalemer Tempels, sondern sicherte auch seine Unterstützung zu, anscheinend sogar – eine Art Antizipation des «Zionismus» – ein eignes Territorium. Die jüdische Diaspora reagierte begeistert. Im nächsten Frühjahr, als Julian nach Persien zog, begann man energisch den Wiederaufbau des Tempels, den allerdings ein Brand Ende Mai, von den Christen als «Wunder» gepriesen, und Julians Tod im Juli für immer beendeten.[45]

Julian bekannte sich stets von neuem zur Toleranz, auch gegenüber den Christen. Seine Anordnungen hinsichtlich der «Galiläer», sagte er einmal, seien ausnahmslos so mild und menschenfreundlich, daß niemand irgendwie drangsaliert oder zum Tempel geschleppt werde oder irgendeine andere Kränkung erfahre wider seinen Willen. Und an die Einwohner von Bostra schrieb er: «Um die Menschen zu überzeugen und zu belehren, muß man die Vernunft gebrauchen und nicht etwa Schläge, Beleidigungen und körperliche Züchtigungen anwenden. Ich kann es nicht oft genug wiederholen: Wer wirklich vom Eifer für die wahre Religion durchdrungen ist, wird die Menge der Galiläer nicht belästigen, angreifen oder beleidigen. Man muß eher Mitleid als Haß für sie empfinden, weil sie das Unglück haben, sich in so ernsten Angelegenheiten zu irren.»[46]

Wiederholt sahen wir, welch große Vorrechte der Klerus unter den christlichen Kaisern gewann. Die von Konstantin gewährten Gunsterweise hatte Konstantius noch ausgedehnt, bei gleichzeitigem Druck allerdings auf widersetzliche Priester. Julian zögerte nicht, die Verbannten zurückzurufen, ihr beschlagnahmtes Eigentum zu restituieren. Doch verbot er den Geistlichen, Richter zu spielen oder als Notare Testamente aufzusetzen «und sich das Erbe anderer anzueignen und sich selbst alles zu überschreiben».[47] Nicht nur ein Mann wie Patriarch Georg hate es darin weit gebracht (S. 395 f).

Wie sehr aber Julian auch für Toleranz eintrat, wie er bei Urteilsfindungen sich nicht durch die Konfession der Streitenden beeinflussen ließ, wie er ein hohes Ethos von seinen Priestern forderte, philanthrōpía, Unparteilichkeit, Gerechtigkeit, Güte, sogar Feindesliebe – von Fanatikern angefeuert, forderte er, «trotz seiner Irrtümer einer der edelsten und begabtesten Menschen der Weltgeschichte und vielleicht der liebenswerteste» (Stein), zuweilen selber Gewalt gegen das gewalttätige Christentum, dessen Verfechter in Syrien und Kleinasien neu errichtete Tempel und Götterbilder schändeten, ja, zerstörten. Sein Haß erregendes Unterrichtsgesetz verbot Christen das Lehren griechischer Literatur (statt dessen sollten sie in die Kirchen gehen, «um den Matthäus und Lukas auszulegen»). Er verlangte auch die Rückgabe geraubter Tempelsäulen und Kapitelle, die viele christliche «Gotteshäuser» schmückten. «Wenn sich die Galiläer Plätze zum Beten schaffen wollen, mögen sie es tun, aber nicht mit dem Material, das anderen Kultstätten gehört.» Nach Libanios konnte man sehen, «wie mit Schiff und Wagen Pfeiler zu den ausgeplünderten Göttern zurückgebracht wurden». Und als in Edessa eine arianische Attacke gegen letzte Reste valentinianischer Gnostiker einen Aufruhr bewirkte, schritt Julian gegen die Arianer ein mit der höhnischen Begründung, ihnen den Weg ins Himmelreich zu erleichtern. «Da ihnen von einem höchst bewundernswerten Gesetz vorgeschrieben wird, ihren Besitz zu verkaufen und den Armen zu geben, auf daß sie leichter Eintritt erhalten in das Reich über den Wolken, haben wir, um diesen Leuten behilflich zu sein, befohlen, daß alles Geld der Kirche von Edessa den Soldaten gegeben werden soll.» Ihr übriges Eigentum konfiszierte er zugunsten der kaiserlichen Privatschatulle – anscheinend der einzige derartige Erlaß.[48]

Als Christen am 22. Oktober 362 den vom Kaiser restaurierten Tempel Apollons zu Daphne in Brand setzten und die berühmte Apollostatue zertrümmerten, ließ Julian in Antiochien die große Kirche schleifen und einige Märtyrerkirchen dazu. (Die Christen erzählten allerdings, ein Blitz habe den Tempel getroffen, obwohl in der Brandnacht, berichtet Libanios, kein Wölkchen am Him-

mel stand.) In Damaskus, Gaza, Askalon, Alexandrien und andren Orten wurden, zum Teil mit jüdischem Beistand, christliche Basiliken niedergebrannt, da und dort auch Christen gefoltert, getötet, darunter Bischof Markus von Arethusa (S. 320), und als unschuldige Märtyrer erklärt, wobei jedoch «in vielen Fällen das verletzte Recht auf der Seite des Heidentums war» (Schultze) – und in jedem Fall ein Pogrom die Reaktion auf die Tempelstürme der Christen, ihre grenzenlose Verhöhnung des Heidentums. Die wirklichen christlichen Märtyrer – neben etlichen, die offensichtlich unhistorisch sind – lassen sich an einer Hand herzählen: kaum Juventinos und Maximos, zwei Rebellen, die hingerichtet wurden, aber eher die beiden Presbyter Eugenios und Makarios, die, nach Ägypten verbannt, dort 40 Tage später starben. Christliche Widersetzlichkeiten erledigte der Herrscher bisweilen mit dem Wort: «Meine Vernunft hat die Unvernunft vernommen.» Bischof Meletius konnte unter Julian sogar in Antiochien bleiben. Und den Bischof Maris von Chalcedon, der den Kaiser öffentlich angriff, in einer Audienz ihn Verräter und Atheist schalt, bespöttelte er bloß, wollte er doch erst nach seinem Perserkrieg die «Galiläer» umfassend bekämpfen.[49]

Im ganzen Reich, von Arabien und Syrien bis nach Numidien, Norditalien, in die Alpen hinein, feierte man Julian als «zum Wohle des Staates geboren», «Beseitiger der Verbrechen der Vergangenheit», «Wiederhersteller der Tempel und der Herrschaft der Freiheit», «den großherzigen Stifter der Toleranzedikte». Eine lateinische Inschrift aus Pergamon nennt ihn: «Herr der Welt, Lehrer der Philosophie, verehrungswürdiger Herrscher, gottesfürchtiger Kaiser, stets siegreicher Augustus, Verbreiter republikanischer Freiheit». Eine arabische Inschrift besagt, es gebe nur einen Gott und nur einen Kaiser Julian. Der sehr sozial denkende Regent hob unbegründete Vorrechte auf, schuf Steuererleichterungen und verbesserte mehrere Wirtschaftszweige. «Ihr unglücklichen Bauern», rief nach dem Ableben des Kaisers der edle Libanios, «wie werdet ihr wieder die Beute des Fiskus werden! Ihr Armseligen und ewig Unterdrückten, was wird es euch jetzt nützen, den Himmel um Hilfe anzuflehen?» Gestand ja selbst

einer der größten geistlichen Schmäher Julians, Gregor von Nazianz (S. 335), daß ihm vom Lob über diese liberale Regierung die Ohren surrten – «eine der heilsamsten», urteilt Ernst Stein, «die das römische Reich jemals erlebt hat».[50]

Doch nicht alles war glücklich, am wenigsten die Christenheit, sonderlich die Antiochiens. An Pracht und Luxus, an Feste, Spiele, Ausschweifungen gewöhnt (vgl. S. 379 ff), irritierte und enttäuschte sie Julians Ernst, sein Verzicht auf Prunk, seine nachlässige Kleidung, kargen Mahlzeiten, langen Nachtwachen, sein langer Bart sogar, es tauchten Spottlieder über ihn auf, Flugschriften, und Julian, der Kaiser, der seine Verleumder durch einen Wink hätte vernichten können, reagierte endlich – mit einer Replik, dem «Misopogon», dem «Feind des Bartes»: ein «Grollen des Löwen gegen die Mücken der Fabel», ein «in der Geschichte der Völker und Könige einzigartiges Beispiel». (Chateaubriand)[51]

«Es stimmt ja», entgegnete Julian in dieser erstaunlichen, zumal von Literaten vielbewunderten Schöpfung, reich an Ironie, Trauer, Bitterkeit, auch, am überraschendsten, an Selbstverspottung. «Es stimmt ja, ich habe einen Bart, der meinen Feinden mißfällt. Sie behaupten, ich könnte nichts in den Mund bringen, ohne ein paar Haare zu verschlucken. Aber ich will ihnen verraten, was sie noch gar nicht wissen: Ich kämme ihn niemals, ich lasse ihn absichtlich so struppig, und die Flöhe spazieren frei herum wie das Wild im Dickicht. Was meine Brust anbetrifft – die ist bepelzt wie die eines Affen. Es ist auch wahr, daß ich niemals in Rosenwasser oder parfümierter Milch bade und daß ich einen brechreizerregenden Geruch um mich verbreite. Es ist richtig, daß ich absichtlich noch schmutziger als ein Kyniker oder Galiläer aussehe. Es stimmt, daß ich mich nachlässig kleide und daß meine Mahlzeiten ärmlich sind ...

Es ist wahr, daß ich meistens mit der Suppe für meine Soldaten zufrieden bin, daß ich auf einer einfachen Matte schlafe, die dazu noch auf den Boden gelegt wird, und daß ich Tage und Nächte mit Meditation und Arbeit verbringe ...

Als ich hierherkam, habt ihr mich wie einen Gott empfangen. So viel verlangte ich nicht. Euer Senat hat mir seine Sorgen

vorgetragen, und ich war einverstanden mit einer beträchtlichen Steuersenkung. Ich habe große Summen in Gold und Silber vorgestreckt. Ich habe jedem von euch ein Fünftel seiner künftigen Abgaben erlassen. Mehr hätte ich nicht tun können, wenn ich nicht anderen das wegnehmen wollte, was mir nicht gehörte.

Da es so schlecht um eure Versorgung bestellt war, habe ich auf meine Kosten Weizen aus Tyros und Ägypten kommen lassen. Doch der Weizen ist nicht an die Armen verteilt worden, denn die Mächtigen unter euch haben ihn für sich behalten und zum dreifachen Preis verkauft, damit sie weiterhin ihre Feste lustig feiern können. Das alles vergeßt ihr.

Ob es mir etwas ausmacht? Fahrt ruhig fort, mich mit euren Beschimpfungen zu überschütten, an denen sich eure Undankbarkeit nährt. Ich gebe euch das Recht dazu, wie ich mich ja jetzt selbst beschuldigt habe. Noch mehr: Ich werde die Kritik, die ihr Tag für Tag an mir übt, noch überbieten, denn in meiner Dummheit habe ich die Sitten eurer Stadt nicht gleich begriffen. Lacht nur ... Nur los! Lacht, spottet über mich, behandelt mich grob, zerreißt mich mit blanken Zähnen! Ich werde euch nur auf eine Weise bestrafen, nicht durch Hinrichtungen, Geißelung, Eisen, Gefängnis. Wozu wäre das auch gut? Es würde euch nicht besser machen ... Ich habe beschlossen, Antiochia zu verlassen und nie wieder hierherzukommen. Ich werde mich nach Tarsos begeben ...»[52]

Doch wie schon einmal der Umsturz vom Heidentum zum Christentum durch die Armee gefördert wurde (S. 259 f), so auch jetzt. Julian hatte befohlen, Christen von ihr auszuschließen, war aber auf Widerstand gestoßen. Soldaten schlugen vor, den «Apostaten» bei einer Truppenschau zu erdolchen. Und zwei christliche Gardeoffiziere, Juventinos und Maximos, die erwähnten «Märtyrer», die zur Rebellion getrieben haben sollen, ließ er hinrichten.[53]

Im Perserfeldzug, zu dem der Kaiser am 5. März 363 von Antiochien aufbrach (Roms wichtigster Militärbasis, seit Konstantius von hier aus gegen die Perser operierte), war die Lage günstiger. Julian, ohne Panzer, fiel nördlich von Ktesiphon am

Tigris. Warum war er ungeschützt? Traf ihn doch eine feindliche Lanze? Die wirklich verirrte eines eigenen Soldaten? Niemand wußte es. Sogar das Gerücht kursierte, man habe ihm den Speer auf eigenen Wunsch in die Seite gestoßen, nachdem er die vermeintlich hoffnungslose Lage des Heeres erkannt. Libanios, mit Julian eng befreundet, versichert, es sei ein Mann gewesen, «der sich weigerte, die Götter zu ehren». Und selbst ein antiker Kirchenautor hält Julian, der am 26. Juni 363 um Mitternacht, im 32. Lebensjahr, im 20. Monat seiner Regierung einem Lanzenstich in seine Leber erlag, für das Opfer eines gedungenen christlichen Mörders – eines tadellosen Helden natürlich, da er «um Gottes und der Religion willen eine so kühne Tat vollbracht». (Auch die Perser schlossen einen der Ihren als Täter aus, waren sie doch weit vom Schuß, als der Kaiser, inmitten seiner Truppen, verwundet und getötet wurde.) «Nur eines ist sicher», behauptet Benoist-Méchin, «ein Perser war es nicht.» Doch beweiskräftig ist auch dies nicht. «Aber wie dem auch sei», schreibt Kirchenvater Theodoret, «mag ein Mensch oder ein Engel das Schwert gezückt haben, sicher ist, daß er hierbei als Diener des göttlichen Willens gehandelt hat.»[54]

Christliche Schauermärchen

Die Christen aber, die Prediger der Feindesliebe, der Lehre auch, alle Obrigkeit stamme von Gott, feierten den Tod des Kaisers mit öffentlichen Gastmählern, mit Tanzveranstaltungen in den Kirchen, den Märtyrerkapellen, den Theatern von Antiochien – einer Stadt, nach Ernest Renan, «von Gauklern, Scharlatanen, Schauspielern, Magiern, Thaumaturgen, Hexern, betrügerischen Priestern ...» Sie vernichteten alsbald Julians noch kurz vor seinem Tod hier geschaffene Streitschrift ‹*Gegen die Galiläer*›, drei Bücher, wider die noch über 50 Jahre später Kirchenlehrer Kyrill lang und breit zu Felde zog: «Pro sancta Christianorum religione adversus libros athei Juliani», 30 Bücher, wovon nur die

ersten zehn im griechischen Wortlaut erhalten sind, zehn weitere in griechischen und syrischen Fragmenten. Natürlich gab sich ein Bischof wie Kyrill (S. 25, 513 f), der Philosophie weitgehend ablehnte, vielleicht ihren Unterricht in Alexandrien sogar verbieten wollte, keinerlei Mühe, in Julians Gedanken einzudringen. Ging es ihm doch «nur darum, ihn mit Energie zu erledigen» (Jouassard). Die Christen vernichteten auch alle Bilder, die Julian zeigten, ebenso alle knappen Inschriften, die an seine Siege erinnerten. Jedes Mittel schien recht, ihn aus dem Gedächtnis der Menschen zu streichen.[55]

Zu Julians Lebzeiten hatten die gefeierten Kirchenlehrer geschwiegen, keinen offenen Widerstand gewagt. Gleich nach seinem Tod aber und lang danach noch fielen sie über ihn her. Und während ihm selbst Augustin, neben Perfidien freilich, zumindest «ungewöhnliche Begabungen» zugestand, behauptete Johannes Chrysostomos, daß «wir alle in Lebensgefahr schwebten», ja, daß Julian Knaben schlachten und opfern ließ, was dieser Heilige doch mutatis mutandis auch von den Juden sagte (S. 134). Auch Gregor von Nazianz schleuderte dem Kaiser zwei wilde Reden nach ins Grab, grotesk verzerrte Karikaturen, in denen er den Toten als durch und durch schlecht, als Werkzeug des Teufels diffamierte, «ein Schwein, das sich im Schmutze wälzt». «Alle Laster waren in ihm vereinigt, der Abfall Jerobeams, der Götzendienst Ahabs, die Härte Pharaos, die tempelschänderische Gesinnung des Nebukadnezar. Alle diese Laster waren zu einer einzigartigen Gottlosigkeit verbunden.»[56]

Der hl. Ephräm aber, dessen haßstrotzende Triumphtiraden man nun in der Kirche von Edessa sang, schmetterte eine ganze Schrift gegen «Julian den Apostaten», «den heidnischen Kaiser», für ihn «der Rasende», «der Tyrann», «der Frevler», «Verfluchte», «Götzenpriester». «Sein Ehrgeiz lockte ihn zu dem todbringenden Speer», dem «Speer der Gerechtigkeit», der den von «Orakeln seiner Zauberer schwangeren Leib» aufriß, um ihn «in die Hölle» zu schicken. Und zerfetzt werden auch alle Anhänger des Heidentums: «Der Galiläer rädert die Herde des Zauberers und überliefert sie den Wölfen in der Wüste, aber die galiläische Herde

erstarkt und erfüllt die Welt.» Kirchenlehrer Ephräm lügt sogar, Julian habe Nisibis den Persern ausgeliefert, «damit seine Schande eine fortdauernde sei . . .»[57]

In Wirklichkeit hatte Jovian, Julians christlicher Nachfolger, die Festung Nisibis (Nusaybin) den Persern überlassen. Ebenso die Festung Singara (Sinjar), beide römische Schlüsselstellungen. Preis gab Jovian damals auch fünf Grenzprovinzen jenseits des Tigris, die Maximian und Diokletian 297 erobert hatten, und wagte, aus Scham über den Verrat an Nisibis, auf seinem Rückzug nicht in der Stadt zu nächtigen. Er schlug sein Lager vor ihren Toren auf und sah am nächsten Tag samt seiner Armee, wie ein hoher feindlicher Offizier Nisibis betrat und die persische Fahne über der Festung hißte. Kirchenlehrer Ephräm aber kam aus einem Tor, um sich an Kaiser Julians Leiche zu ergötzen (die einbalsamiert von den Truppen mitgeführt und dann etwas außerhalb von Tarsos, wo Julian nach einem Sieg über die Perser hatte residieren wollen, an der Römerstraße zu den Pässen über den Taurus beerdigt worden ist, gegenüber dem Grab des Kaisers Maximinus Daia: S. 225 ff). Der hl. Ephräm besah sich den toten Herrscher und schrieb:

> «Ich ging, meine Brüder, und nahte
> mich der Leiche des Unreinen.
> Ich stand über ihm
> und verhöhnte sein Heidentum . . .»[58]

Zur Antijuliana Ephräms gehören vier vielstrophige Lieder: «Gegen den Kaiser Julian, der Heide wurde, gegen die Irrlehren und gegen die Juden. Nach der Melodie: ‹Haltet euch an die Wahrheit!› »[59]

Julian wird in diesen Produkten – mit dem Kehrvers für den Chor: «Heil dem, der ihn vernichtet und alle Söhne des Irrtums in Trauer versetzt hat!» – als scheußlicher Lüstling verteufelt, obwohl Ammian mit Recht seine Sittenreinheit rühmt. Er wird Magier, Zauberer, Lügner geschimpft, der Schwarze, Böse, der Tyrann, der Wolf, der Bock. Schon im Auftakt des ersten Liedes

singt der Heilige: «Bei seinem Anblick frohlockten die Bestien, die Wölfe traten auf seine Seite . . ., ja sogar die Schakale erhoben ein Freudengeheul.» Die fünfte Strophe beginnt: «Damals geriet der Kot in Gärung und brachte Schlangen jeder Größe und Gewürm jeglicher Art hervor . . .» Die fünfzehnte Strophe veranschaulicht die peinlich verengte Optik und Schwarzweiß-Zeichnung nicht nur dieses Kirchenlehrers, sondern, alles in allem, seiner Kirche: «Denn nur die Kirche war ganz gegen ihn, wie auch umgekehrt er und alle seine Anhänger gegen sie waren. Dies genügt zweifellos zum Beweise, daß es nur zwei Parteien gibt, die der Kirche und die ihrer Widersacher.»[60]

Die klerikalen Historiker des 5. Jahrhunderts, teilweise Rechtsanwälte, Rufinus, Sokrates, Philostorgios, Sozomenos, Theodoret, lästerten Julian oft noch mehr.

Kirchenvater Theodoret behauptet allen Ernstes, Julian habe im Tempel von Karrhä (einer Stadt in Mesopotamien, südöstlich von Edessa; das biblische Haran) vor seinem letzten Feldzug ein Weib mit ausgespannten Armen aufgehängt, «dessen Unterleib hatte der Frevler aufgeschnitten und aus der Leber natürlich seinen Sieg über die Perser herausgelesen . . . Zu Antiochia aber soll man im kaiserlichen Palast viele Kisten voll von Köpfen und zahlreiche Brunnen angefüllt mit Leichen vorgefunden haben. Solche Dinge lernt man nämlich in der Schule der verabscheuungswürdigen Götter.»[61]

Im 5. Jahrhundert verbreiteten die Christen schon tollste Schauergeschichten, bezeichnenderweise oft mit sexuellem Unterton. So sollte man unter Julian im libanesischen Heliopolis Nonnen zur Entkleidung gezwungen, ihnen das Haar abrasiert, sie umgebracht und mit ihren Eingeweiden die Schweine gefüttert haben. Kein Zeitgenosse des Kaisers kennt natürlich die Geschichte. Und kam es zu Ausschreitungen der Massen oder Gewaltanwendung durch Behörden, so nicht auf seinen Befehl. Er hatte, schreibt sein Biograph Robert Browning, «weder den Wunsch noch die Absicht, irgend jemanden zur Änderung seiner Ansichten zu zwingen». Gleichwohl machten ihn seine Gegner zum «stinkenden Bock», «Abtrünnigen», «Antichrist», schimpf-

ten ihn christliche Mönche «verfluchter Hund», «Handlanger des Teufels». Ganze von Wut und Haß pralle Legenden ranken sich um den hl. Merkur, Julians angeblichen Mörder. Auch im Orontes wollte man, wie in den Kellern des kaiserlichen Palastes, Leichen von Kindern gefunden haben, die Julian den Göttern geopfert. In altsyrischen Geschichten tritt er als Monstrum auf, das Kindern das Herz aus dem Leib reißt, um magische Beschwörungen zu zelebrieren. Das katholische Mittelalter und Jesuitendramen setzen diese Tendenz fort. Die christliche Literatur wird durch Szenen bereichert, in denen der Kaiser die Gebeine der Märtyrer und Heiligen schändet, schwangeren Müttern den Leib aufschlitzt, sich der Höllenkönigin Hecate verpfändet, mit «Saublut» neu taufen und Christen «dem Jupiter schlachten» läßt. In allen christlichen Ländern waren gefälschte Berichte über Märtyrer unter Julian entstanden – obwohl es unter ihm so gut wie keine christlichen Märtyrer gab (S. 331).[62]

Nachdem die christliche Welt «den Abtrünnigen» heruntergerissen hatte, wie freilich ähnlich alle großen Christengegner, korrigierte erst die Aufklärung entscheidend das Bild.

1699 würdigte der protestantische Theologe Gottfried Arnold in seiner «Unparteiischen Kirchen- und Ketzerhistorie» Julian. Wenige Jahrzehnte später bedachte Montesquieu den Staatsmann und Gesetzgeber mit höchstem Lob. Voltaire schrieb: «So ist dieser Mann, den man so abscheulich geschildert hat, vielleicht der erhabenste Mensch oder steht wenigstens an zweiter Stelle.» Montaigne und Chateaubriand zählten ihn zu den Großen und Größten der Geschichte. Goethe rühmte sich, Julians Haß gegen das Christentum zu verstehen und zu teilen. Schiller wollte ihn zum Helden eines Dramas machen. Shaftesbury und Fielding schätzten ihn, Edward Gibbon äußerte, er verdiente, die Welt zu regieren. Ibsen schrieb ‹*Kaiser und Galiläer*›, Nikos Kazantzakis seine Tragödie ‹*Julian Apostata*› (1948 in Paris uraufgeführt), der Amerikaner Gore Vidal noch 1962/64 einen Julian-Roman. Der französische Historiker André Piganiol sieht Julians wahre Größe mit Recht im ethischen Bereich, verkennt jedoch, wie üblich, das Phänomen der Heiligkeit, wenn ihm der Herrscher

mehr als die meisten Theologen seiner Zeit, «als Heiliger» erscheint – recht betrachtet: der schlimmste Schimpf. Historiker Rubin preist den Kaiser als verkanntes religiöses Genie und erklärt: «Obwohl ein großer Schriftsteller und größerer Feldherr, war er am größten als Persönlichkeit.» Und auch der Julian oft streng beurteilende Robert Browning spricht von einem brillanten Autor und stellt fest: «Sein Charakter besaß einen Adel, der fast wie ein Leuchtfeuer die vielen Opportunisten seiner Umgebung übertrahlte.»[63]

Der Benediktiner Baur aber – der hier für viele moderne Katholiken steht – diffamiert Julian noch im 20. Jahrhundert, schmäht ihn einen «wirklichkeitsfremden Phantasten», «diese merkwürdige ‹Majestät›», immer wieder «Fanatiker», «der jugendliche Fanatiker», «der verärgerte Fanatiker». Er vermißt «Takt und Würde», findet dafür «Besessenheit», «maßlose Eitelkeit», «Lächerlichkeit». Er attestiert ihm «die Wahnsinnstat eines Fanatikers», die «Gehässigkeit des Ideologen», «einen ganz ungewöhnlichen Fehlbetrag an politischer Einsicht und Verständigkeit». Er nennt ihn einen Mann, der «persönliche Liebhabereien von den Pflichten und Aufgaben eines Regenten nicht zu unterscheiden verstand», der «Philosophen und Scharlatane jeder Art» zu Ämtern und Würden gebracht. Doch obwohl er Julian schlimme «Verfolgung» nachsagt, Schändung und Mord von Christinnen und Christen, «oft unter ausgesuchten Martern», sagt er auf derselben Seite auch: fühlte sich Julian nur stark genug, würde er «zum offenen blutigen Verfolger werden», oder, an anderer Stelle, ließe «die blutige Verfolgung ... nicht mehr lange auf sich warten ...»[64]

Da der sogleich zum Nachfolger gewählte Secundus Salutius, ein toleranter heidnischer Philosoph, Prätorianerpräfekt des Ostens und Freund Julians, verzichtete, gelangte der Gardegeneral Jovian (363–364), ein Illyrer, im Juli auf den Thron.

Jovian, Valentinian I. und Valens

Wiewohl «überzeugter Christ» (Bigelmair), «Christ und Katholik» (Baur), «an earnest Catholic» (The Oxford Classical Dictionary), der sich einst dem Opferzwang des Heeres nicht unterworfen haben soll, zögerte Jovian nicht, gleich nach seiner Thronbesteigung noch ein Opfer darbringen und die Eingeweideschauer befragen zu lassen. Auch schloß er alsbald einen vielbeschimpften Frieden mit den Persern (S. 336), wobei er große territoriale Zugeständnisse machte, auf alles römische Land jenseits des Tigris vertraglich verzichtete sowie auf einen breiten Streifen diesseits, mit mehreren wichtigen Städten, darunter Nisibis, dessen Einwohner ihn vergeblich anflehten, ihre Mauern auch ohne römisches Heer verteidigen zu dürfen. Und während die Perser ihre Fahne auf der Burg hißten und die Bürger Nisibis verlassen mußten, jagten schon Jovians Boten in den Westen mit der Behauptung, er komme als Sieger.[65]

Grundverschieden von dem Asketen Julian, liebte der mäßig gebildete, doch gern den Mäzen spielende katholische Kaiser, den die Kirche als «Gefährten der Heiligen» feierte, Wein, Weiber, Ausgelassenheit. Er machte das Labarum wieder zur Kaiserstandarte und ließ nicht nur einen Notar gleichen Namens, den er als Thronkandidaten fürchtete, ermorden, sondern auch zahlreiche zivile und militärische Beamte Julians absetzen, ihres Vermögens berauben, verbannen oder hinrichten – nach Theodoret freilich nur Personen, die sich gegen Christen oder die christliche Kirche vergangen. Auch soll er den Vindaonius Magnus, Zerstörer eines «Gotteshauses» in Berytus, zwar zum Tod verurteilt, doch begnadigt haben mit der Auflage, es aus eignen Mitteln wieder aufzubauen. Das Heidentum wurde anscheinend nicht stark benachteiligt, immerhin mancher Tempel geschlossen oder geschleift (so auf Korfu) und das Opfer verboten, in Antiochien eine Bibliothek, vielleicht meist antichristlicher Werke, die Julian im Tempel Trajans eingerichtet, niedergebrannt. Etwas unfähig, doch klerushörig, gab Jovian, sobald er römischen Boden betreten, den jubelnden Priestern ihre Privilegien wieder – nebst neuen,

die sie noch nie besessen. Und im Lauf der Zeit gewannen sie immer mehr. Verbannte Geistliche kehrten zurück, haufenweis strömten die Prälaten zum Hof, auch im Osten lebte jetzt der nicaenische Glaube wieder auf. Der hl. Athanasius, vom Kaiser durch eine Epistel geehrt und in Hierapolis empfangen, prophezeite Jovian schwarz auf weiß «eine langjährige Regierung im Frieden» – acht Monate später, am 17. Februar 364, starb er, in Dadastana (Bithynien), erst dreiunddreißigjährig, «mit der besten und schönsten Vorbereitung auf den Tod» (Theodoret), im Rausch am Rauch eines Kohlenfeuers und wurde in der Apostelkirche von Konstantinopel bestattet.[66]

Nachdem noch einmal Secundus Salutius den Purpur abgelehnt, einigten sich die Reichswürdenträger in harten Auseinandersetzungen Ende Februar 364 in Bithynien auf Valentinian, einen pannonischen Bauernabkömmling und Sohn des ehemaligen Befehlshabers Gratianus, als Kaiser. Am 28. März erhob er seinen Bruder Valens auf dem Marsfeld vor Konstantinopel zum Mitregenten für den Osten – «unter Zustimmung aller», wie Ammian höhnt, «denn es wagte niemand zu widersprechen». Auch behielt Valentinian die potior auctoritas sich selber vor.[67]

Von Valentinian und Valens, in deren Ära der Name pagani (vgl. S. 184) für die Heiden aufkommt, heißt es meist, sie hätten den alten Glauben «im allgemeinen» geduldet. Und gewiß trugen selbst noch sie, wie Konstantin und seine Nachfolger, den Titel Pontifex Maximus. Auch sind in den höchsten Führungsstellen von Staat und Heer unter Valentinian Heiden in der Mehrheit (allerdings zum letztenmal und nur geringfügig, 12 : 10). Doch bei Valens sieht es schon anders aus, stehen unter den noch bekannten hohen Funktionären neun Göttergläubige einem Manichäer, drei Arianern und zehn Orthodoxen gegenüber. Und gleich zu Beginn der Regierung dieser Kaiser verlieren immerhin viele angesehene Senatoren aus den Tagen Julians und vorher ihre Stellung, offensichtlich wegen ihres Götterglaubens. Auch erließen die Herrscher gemeinsam Gesetze, die das Beschlagnahmen heidnischen Tempellandes (für den kaiserlichen Privatbesitz), die Bestrafung von Astrologen verfügten, ja,

die Androhung des Todes für jeden, der nachts Beschwörungsriten praktiziere.[68]

Beide Kaiser waren wieder dezidierte Christen. Valentinian soll deshalb unter Julian gemaßregelt worden sein, während von einer Behelligung des Valens nichts verlautet. Beide verkündeten sogleich durch ein Dekret (falls es echt ist!), «daß die Trinität Vater, Sohn und Heiliger Geist eines Wesens ist. Wir befehlen diesen Glauben . . .» Beide vertraten aber bald verschiedene Konfessionen und begünstigten natürlich ihre Kirchen. Valentinian I. im Westen die nicaenische, Valens, anfangs «noch rechtgläubig» (Theodoret), im Osten die arianische Richtung, wie schon Konstantius, wobei der Glaubensgegensatz wieder den Gegensatz zwischen Ost und West ausdrückt. Beide sind ziemlich ungebildet, besonders Valens; beide brutal, besonders Valentinian; beide heillos angstbesessen vor jeder Art Zauberei. Beide waren auch Soldatenkaiser, auf den Thron gebrachte Offiziere, die mächtig den Militarismus förderten, Krieg im Innern führten, an den Grenzen, draußen, ganze Provinzen schröpften und verheerten. Und beide christliche Regenten scheuten weder Eidbruch noch Meuchelmord, bekundeten vielmehr bei ihren politischen Methoden «eine große Bedenkenlosigkeit» (Stallknecht).[69]

Valentinian und Valens zogen nach ihrer Erhebung gemeinsam durch Thrakien und Dakien und trennten sich in Sirmium.[70]

Ströme von Blut unter dem Katholiken Valentinian I.

Der häufig in Mailand und Trier residierende Katholik Valentinian I. (364–375), im Jahr 321 zu Cibalae, einer wichtigen Militärstation Pannoniens, geboren, blond und blauäugig, fleißig, draufgängerisch, verschlagen, vordem Offizier in Julians Leibwache, bei seiner Thronbesteigung 43, kümmerte sich zwar weder sehr um das Dogma noch um den Streit des Klerus, trat dessen Erbschleicherei sogar gesetzlich entgegen, ja, erklärte in dem bereits

erwähnten umstrittenen Dekret: «Bischöfe, laßt davon ab, die Autorität des Kaisers als Vorwand zu benutzen, und verfolgt nicht die echten Diener Gottes . . .» Da Valentinian jedoch stark abergläubisch war (eher hätte er auf sein Kaisertum verzichtet, als es an einem Schalttag zu beginnen, weshalb er seine Ausrufung zum Augustus einen Tag verzögerte), so achtete er, wie bei allem Hokuspokus, genau auf Einhaltung christlicher Riten. Seine Gesetzgebung auf kirchlichem Gebiet umfaßt etwa 30 Konstitutionen. Schon unter Konstantin verfügte Privilegien des Klerus stellte er wieder her und verbot die Verurteilung von Christen (!) zu Gladiatorenkämpfen. Ehebruch strafte er, puritanischer Katholik, mit dem Tod, wahrte auch selber die eheliche Treue – zumindest gegenüber Justina, seiner zweiten, jüngeren Frau, die in erster Ehe mit dem Usurpator Magnentius (S. 309 ff) verbunden war. Valentinian hatte als Tribun um 357 eine gewisse Marina Severa geheiratet, eine Katholikin, die Mutter des späteren Kaisers Gratian (S. 402 ff), schob diese jedoch 369 nach Gallien ab, um die bildschöne, hochadelige Justina zur Frau zu nehmen. Erst *nach* dem Tod des Kaisers 375 protestierten die Bischöfe gegen diese Scheidung! In einem Gesetz vom 17. November 364 drohte der Imperator immerhin für christenfeindliche Maßnahmen den verantwortlichen Richtern und Beamten Vermögensentzug und Todesstrafe an. Und 368 befahl er, daß Geistliche in Sachen des Glaubens und der Disziplin nur von Geistlichen gerichtet werden dürfen! Doch auch den Juden stand Valentinian, wie sein Bruder Valens, wohlwollend gegenüber und privilegierte ihre Theologen.[71]

Überhaupt suchte der im Heer aufgestiegene, stark vom Primat seiner Militärpolitik bestimmte und daher des inneren Friedens besonders bedürftige Potentat religiöse Konflikte zu vermeiden, wie schon seine paritätische Besetzung der höchsten Regierungsstellen zeigt. So duldete er fast alle Sekten und war auffallend tolerant gegenüber Auxentius, dem arianischen Bischof Mailands. Freilich verfolgte Valentinian auch als erster christlicher Kaiser 372 die Manichäer durch Verbannung und Konfiskation ihrer Kultgebäude sowie 373 die aufständischen Donatisten unter Strömen von Blut.[72]

Provoziert hauptsächlich durch das Schreckensregiment des comes Africae, Romanus (364–373), warf sich 372 der von Valentinian zum dux Mauretaniae ernannte Klientelfürst Firmus, ein romanisierter Katholik, zum Kaiser auf. Sogar römische Truppenteile fochten mit ihm. Mauren und vor allem die Donatisten – noch zur Zeit Augustins Firmiani geschimpft –, deren Wiedertaufe Valentinian gerade gesetzlich bekämpfte, ergriffen begeistert für Firmus Partei. In Rusicade öffnete ihm ihr Bischof die Tore und jubelte, als die wilden Mauren die Katholiken ausplünderten. Doch nicht nur in Mauretanien und Numidien setzte Firmus seine Herrschaft durch. Noch in Africa proconsularis erkannten ihn einzelne Städte an. Dann aber marschierte der magister militum, Theodosius, ein spanischer Katholik, der Vater des späteren Kaisers (S. 415 ff), gegen Firmus. Er sicherte ihm, vermittelt von Bischöfen, zweimal Frieden zu und brach zweimal sein Versprechen. Die aufrührerischen Truppen, die sich bereits ergeben hatten, wurden niedergemetzelt oder hingerichtet. Nur wenige Bevorzugte kamen mit dem Abhacken beider Hände davon. So blieb den Betrogenen bloß ein Verzweiflungskampf übrig, ein ganz Nordafrika aufwühlender, ungewöhnlich grausamer Krieg, wobei Heermeister Theodosius nicht nur eigene kampfmüde Soldaten lebendig verbrennen oder zumindest verstümmeln, sondern auch ausgedehnte Gebiete zur Wüste machen und ganze maurische Stämme abschlachten ließ, insgesamt Hunderttausende von Menschen. «Die starke Regierung des Kaisers Valentinian I.... brachte ruhige Verhältnisse» (Neuß/Oediger). Der in die Enge getriebene Firmus erhängte sich 374/75, Theodosius selber fiel einer Hofintrige zum Opfer und wurde, eben noch getauft, Anfang 376 in Karthago geköpft, sein Sohn Theodosius in seinen Sturz hineingezogen. Romanus dagegen, der räuberische comes Africae, der vermutlich Firmus zur Rebellion getrieben, das ganze Gemetzel ausgelöst hatte und 373 durch Theodosius gefangengesetzt worden war, wurde nach einem alsbald eingeleiteten Prozeß 376 freigesprochen. – Der Papst aber verbot nach Niederwerfung des Aufstands den donatistischen Gottesdienst. Und der hl. Optatus von Milewe, der die Donatisten

damals, vermutlich nicht ohne Urkundenfälschung, in einem siebenbändigen Opus (Titel nicht überliefert) attackierte, forderte für sie, unter Heranziehung alttestamentlicher Beispiele, die Todesstrafe. «Optatus schreibt in irenischer Tendenz» (Katholik Martin), das heißt in friedlicher.[73]

Mit Justizmorden wütete Valentinian, ein «überzeugter Christ» (Bigelmair; ebenso Joannou), gegen Magier, Weissager, «Sexualverbrecher». Seine Devise dabei: äußerste Strenge stützt die Gerechtigkeit. Er liebte hartes Durchgreifen der Richter – einige Milderungen im Strafrecht wirkten sich wegen der Gewissenlosigkeit jener nicht aus –, und keine Berufung an ihn hatte Erfolg. «Die elementarsten Grundsätze der Justiz wurden durch Todesurteile ohne Beweise oder auf Grund von auf der Folter gewonnenen Indizien umgangen» (Nagl). Auch beim stadtrömischen Hochadel, dem Bauernsprößling besonders verhaßt, ließ Valentinian nach Zauber- und Beschwörungsbüchern, nach Liebestränken fahnden und Männer wie Frauen höchster Kreise verbannen oder töten, ihr Vermögen konfiszieren. In Wutanfällen befahl er wahllos Exekutionen. Ohne zu fackeln strafte er selbst kleine Vergehen oft durch Enthaupten oder Verbrennen, schwere zuvor noch durch Foltern. Ein Page, der auf der Jagd einen Hund zu früh freigab, wurde totgepeitscht; kein Ausnahmefall. Humane Richter setzte er ab; nie gebrauchte er sein Begnadigungsrecht.[74]

Verbrecher warf er manchmal zwei Bärinnen vor, «Goldchen» (Mica aurea) genannt und «Unschuld» (Innocentia), deren Käfige vor seinem Schlafzimmer standen. Unlängst schien allerdings Reinhold Weijenborg diese Bärengeschichte Ammians in «ihrem vordergründigen Sinn» nicht sehr glaubhaft. So erfand er einen hintergründigen, eine «tiefere Bedeutung», indem er in den zwei Käfigen die Schlafzimmer beider Kaiserinnen, in den zwei «menschenfressenden Bärinnen» niemand anders erkannte – als die zwei Kaiser-Gattinnen selbst, Marina Severa und Justina. Der antike Historiker, vermutet der Gelehrte, habe einen «gehässigen Humor» und aus Rache für Demütigungen durch Valentinian sowie eine gewisse Aversion gegen Justina seinem großen Publi-

kum «einen Bären, ja zwei Bärinnen, aufgebunden». Wenn nicht, bindet uns Weijenborg einen Bären auf, der sich dann immerhin wissenschaftlich gewaschen hätte. Nur am Sonntag verbot Valentinian I. Hinrichtungen. Und den Nonnen gewährte er Steuerfreiheit. «Dankbar gab man seinen Namen gern den Kindern» (Neuß/Oediger).[75]

Des Kaisers Hauptinteresse galt der Armee. Während er brutal die Steuern eingetrieben, durch Strafurteile große Vermögen konfisziert und eine krasse Verwaltungskorruption geduldet hat, wobei seine hohen Beamten sich unermeßlich bereicherten – nur gegen die niederen schritt er ein –, erwies der Militär Valentinian sich als «ein Naturgenie» (Pörtner). Seine elfjährige Regierung fast ganz an Rhein und Mosel verbringend, legte er, teilweise unter persönlicher Leitung, durch Ammian hochgepriesene Ketten von Kastellen, Brückenköpfen, Wachtürmen an, stampfte zwischen Andernach und Basel seine Festungen aus dem Boden, sicherte Boppard, Alzey, Kreuznach, Worms, Horburg, Kaiseraugst, schuf Brückenköpfe bei Wiesbaden, Altrip (Alta Ripa), Alt-Breisach, dehnte den Limes, den er als letzter gründlich erneuerte, an Rhein und Donau aus, stieß zu den Donauquellen, zum Neckar, ins Kinzigtal vor. Als «Saxoniens großer Schreck» ließ er 368/69 (durch comes Theodosius, den späteren Firmus-Besieger) Britannien bis zum Hadrianswall unterjochen. Und häufig machte er Einfälle jenseits des Rheins. Er bekriegte zweimal die Alemannen, mit schweren Verlusten im zweiten Feldzug. Ihr König Vithicabius – sein Vater Vadomar war im römischen Dienst unter Julian aufgestiegen – erlag dem Mörder, den Valentinian geschickt. Er verwüstete aber auch die Länder der Franken und Quaden mit Feuer und Schwert und bewog 370 die Sachsen durch Verhandlungen zum Rückzug, um sie dann heimtückisch überfallen und vernichten zu lassen.[76]

Kaiser Valentinian, der sich – eine unter seinesgleichen verbreitete Selbsteinschätzung – für sehr milde hielt, erlag schließlich einem Wutanfall. Mit armseligen Quaden konferierend, deren Land er verwüsten, deren König Gabinius sein dux Valeriae, Marcellianus, 374 zu einem Tafelgelage laden und dann (s. die

Ermordung des Alemannenkönigs) hinterrücks erstechen ließ, lief Valentinian plötzlich vor Erregung blaurot an und sank wie vom Blitz getroffen um. Er bekam einen Blutsturz, starb gleich darauf, am 17. November 375, in der Grenzstadt Brigetio (gegenüber Komorn) und wurde in Konstantinopel beigesetzt.[77]

Furcht und Zittern unter dem Arianer Valens

Sein Bruder Valens (364–378), der letzte Kaiser, der den Arianismus offen unterstützte, war ursprünglich orthodox, wurde jedoch bekehrt, wahrscheinlich durch seine Frau Albia Domenica. Schon «früher eine Beute des arianischen Irrtums», soll sie Valens überredet haben, «sich mit ihr in den Abgrund der Gotteslästerung zu stürzen», zunächst zugunsten des Patriarchen Eudoxius, «der noch das Ruder von Konstantinopel in Händen hielt, aber das Schiff nicht lenkte, sondern in die Tiefe versenkte» (Theodoret), seit 370 zugunsten seines gemäßigteren Nachfolgers Demophilus. Von Eudoxius, erst Anhomöer, später Homöer, bestimmt, verfolgte Valens Sekten und sonstige Außenseiter, sogar die Semiarianer, die dann, nur um sich behaupten zu können, in Rom zu Kreuze krochen.

Die Katholiken aber drangsalierte dieser Herrscher in seiner letzten Regierungszeit besonders hart, was ihren Widerstand noch steigerte, zumal schon ihre Verbannten als Märtyrer galten. Die Bischöfe Athanasius von Alexandrien, Meletius von Antiochien, Pelagius von Laodicea, Eusebius von Samosata, Barses von Edessa und viele andere wurden exiliert, in Antiochien einige Katholiken ertränkt. Auch in Konstantinopel kam es zu Martyrien. Ja, anno domini 370 soll dort Valens durch einen Geheimbefehl an seinen Präfekten Modestus 80 katholische Bischöfe und Priester auf ein Schiff gelockt und dies samt Insassen auf offener See verbrannt, auch angeblich ganze Scharen von «Rechtgläubigen» in den Orontes geworfen haben. Selbst als der hl. Afrahat,

der militante Syrer (S. 298), des Kaisers krankes Pferd mit Weihwasser heilte – auch Heuschrecken hielt der Wundertäter so von einem Acker ab und mit geweihtem Öl einen Ehemann von Seitensprüngen –, ließ Valens nicht von seiner «Ketzerei»[78].

«Eine Verfolgung ist über uns hereingebrochen, ehrwürdigste Brüder, und zwar die heftigste der Verfolgungen», klagt 376 Kirchenlehrer Basilius, seinerseits allerdings unbehelligt bleibend, den Bischöfen Italiens und Galliens. Bethäuser wurden geschlossen, Altäre ohne Dienst gelassen, Bischöfe auf pure Verleumdung hin eingekerkert, in der Nacht fortgeschleppt, über die Grenze und in den Tod geschickt. «Allbekannt» nennt Basilius – «wenn wir sie auch verschwiegen haben»! – die Flucht der Priester und Diakone, die Verheerung des ganzen Klerus, kurz, «der Mund der Frommen» sei geschlossen, «aber jede freche Lästerzunge ... losgelassen»[79].

Nach Faustus von Byzanz, der so gern übertreibt, schickte Valens «gottlose Hirten» und «arianische Nicht-Bischöfe» in alle Städte. «Alle wahrhaftigen rechtgläubigen Lehrer wurden von ihren Anhängern getrennt, und ihre Stellen nahmen die Arbeiter Satans ein.»[80]

Zauberei, von dem ängstlichen Valens gefürchtet, bedrohte er bereits im ersten Regierungsjahr mit dem Tod. So nahm er auch die – von Konstantius eröffnete (S. 321 ff) – Verfolgung der Schwarzkünstler, Hellseher, Traumdeuter im Winter 371/72 für fast zwei Jahre wieder auf «wie ein wildes Tier im Amphitheater». Ja, er legte nun «eine solch wilde Wut an den Tag, daß er zu bedauern schien, seine Strafen nicht noch über den Tod seiner Opfer hinaus verlängern zu können» (Ammian). Verlor schon 368 der Senator Abienus den Kopf, weil eine Dame, zu der er in Beziehung stand, sich umgarnt von Zauberblendwerk spürte, so wurde jetzt der Rechtsanwalt Marinus getötet, weil er die Ehe einer gewissen Hispanilla mittels Magie erstrebt, oder der Wagenlenker Athanasius verbrannt, da er sich ebenfalls schwarzer Künste bedient haben sollte. Furcht und Zittern erfüllten den Orient. Tausende wurden verhaftet, gefoltert, liquidiert, angesehene Staatsbeamte, Gelehrte, Philosophen, bereits Teilnehmer oder bloße Mitwisser

erdrosselt, lebendig verbrannt, geköpft, wie in Ephesos der schwerkranke Philosoph Maximos, der Lehrer und nahe Freund Julians, ihre Güter eingezogen, große Gelder erpreßt – angeblich schon wegen eines Scherzworts oder der Herstellung eines Mittels gegen Haarausfall. Zur Besänftigung des Volkes flogen auch ganze Bibliotheken als «Zauberbücher» ins Feuer. Und da Valens die Justizmaschine noch zu langsam lief, ließ er, ohne sich erst um Beweise zu kümmern, kurzweg köpfen und verbrennen, hielt sich aber, wie Bruder Valentinian, für einen gleichfalls milden Herrn. War ja auch er ein gläubiger Christ, ein guter Gatte und gar keusch. Keine Seite bestreitet die «Sittenreinheit» an seinem Hof. Ein Henker, der eine Ehebrecherin nackt zum Richtplatz trieb, wurde ob solcher Schamlosigkeit selber lebendig verbrannt.[81]

Einen Verwandten Julians, den vierzigjährigen Prokop, der in Konstantinopel, gefördert vor allem von Heiden, als Usurpator auftrat, ließ Valens, kaum seiner habhaft, am 27. Mai 366 unverzüglich enthaupten. Dabei hätte der Kaiser, beim Aufstand so nervös wie Prokop selbst, fast abgedankt, hätte ihn seine Umgebung nicht gehindert. Auch alle Putschenden traf ein blutiges Strafgericht; und durch Vermögenseinzug füllte Valens seine Taschen und die seiner Beamten. Ein Verwandter Prokops, Marcellus, der nun Kaiser werden wollte, wurde samt allen Rebellen nach schweren Martern beseitigt, auch die Verschwörung des Theodoros 371/72 grausam geahndet. Valens kannte «kein Maß» mehr (Nagl), ließ noch die Frauen der Empörer jagen, ungezählte Bücher verbrennen und bereicherte sich erneut nebst seinen Bütteln. Fast ein Jahrzehnt lang gab es immer wieder Konflikte mit den Persern. Armeniens unzuverlässigen König mußten römische Offiziere bei einem Bankett ermorden (vgl. S. 296). Der armenische Adel hielt trotzdem zu Rom – «vor allem bewogen durch den gemeinsamen christlichen Glauben» (Stallknecht). 367 begann der Kaiser auch einen dreijährigen Krieg gegen die Westgoten, die Prokop geholfen hatten. Er operierte mehr aus Sümpfen heraus, den Wäldern, und zahlte für jeden Goten einen Kopfpreis. Der Krieg endete 369 ohne Erfolg. Doch bei Adrianopel, am 9. August 378 (S. 413), verlor Valens Schlacht und Leben.[82]

Dies also die ersten christlichen Majestäten: Konstantin, seine Söhne, die Kaiser Jovian, Valentinian I., Valens. Waren sie, die eifrigen Christen, die ein riesiges Reich regierten, eine «christliche Institution», freundlicher, friedlicher, humaner als die Herrscher vorher? Oder als Julian «der Abtrünnige»?

Mit all den fortgesetzten Gemetzeln im Reich, an den Grenzen, im Feindesland, mit der kolossalen Ausbeutung, vermengten sich aber noch die klerikalen Querelen. Beherrscht die Innenpolitik des 4. Jahrhunderts doch geradezu der Kampf der beiden Hauptkonfessionen – zwei sind es, die da boxen, die Arianer und die Orthodoxen (Goethe). Dabei stand im Mittelpunkt Athanasius von Alexandrien, wichtigster Bischof zwischen Konstantin und Valens, einer der fatalsten, weil folgenschwersten Kirchenführer aller Zeiten.

8. KAPITEL

KIRCHENLEHRER ATHANASIUS
(CA. 295–373)

«Der hl. Athanasius ... war der größte Mann seiner Zeit, und vielleicht hat die Kirche, wenn wir alles genau erwägen, nie einen größeren aufzuweisen gehabt.» Abbé de Bletterinni[1]

«Die dankbare Nachwelt hat dem kraftvollen alexandrinischen Bischof den verdienten Beinamen des ‹Großen› gegeben; die morgen- und abendländischen Kirchen verehren ihn als Heiligen.» Joseph Lippl[2]

«Jede politische Frage wird auf das theologische Geleise geführt: seine Gegner sind Ketzer, er der Verfechter des reinen Glaubens. Die Gegner lernen die Verbindung von Theologie und Politik von ihm.» «Als eine Art Gegenkaiser nahm er den Typ der großen römischen Päpste vorweg, der erste der eigenwilligen ägyptischen Patriarchen, die Ägypten zum Schluß aus dem Reichsverband lösten.» G. Gentz[3]

«Die Akteure der Kirchengeschichte waren weithin dieselben wie die der allgemeinen byzantinischen Geschichte.» Friedhelm Winkelmann[4]

«Um des Vaters, des Sohnes und des Geistes willen befehdeten sich vom 4. bis zum 7. Jahrhundert theologische Hochschulen, Päpste und Patriarchen mit allen Mitteln; wird verurteilt, degradiert, verbannt; treten Geheimdienste und Propagandamaschinerien in Tätigkeit; geraten kontroverse Richtungen in wilde Ekstasen; gibt es Volksaufläufe und Straßenschlachten; wird gemordet; schlägt das Militär Revolten nieder; hetzen Wüstenanachoreten mit Unterstützung des Hofes von Byzanz die Mengen auf; verflechten sich die Intrigen um die Gunst von Kaisern und Kaiserinnen; wütet der staatliche Terror; stehen Pattiarchen gegeneinander auf, werden erhoben und wieder von ihren Thronen gestoßen, sobald eine andere trinitarische Ansicht siegreich ist ...» Hans Kühner[5]

KÜHNER FÄHRT FORT: «. . . erscheinen die ersten großen Kirchenlehrer und Heiligen, leisten, gegen alle menschlichen Leidenschaften, eine bewundernswerte Denkarbeit, die ebenso der Glaubensgeschichte wie der Geistesgeschichte zugehört . . .» Doch beiseite, daß dies nicht gegen alle menschlichen Leidenschaften geschah, sondern nur zu sehr damit – wer den Geist ernst nimmt, kann nicht eins für zwei halten oder drei, und drei nicht für eins. Die christliche Theologie nennt dies übervernünftig, nicht wider- oder unvernünftig. Sie nennt es Mysterium, nicht Absurdität. Und gibt es auch vieles zwischen Himmel und Erde, wovon unserer Schulweisheit nichts träumt, braucht man längst nicht alles, wovon sie schon geträumt hat, für wirklich, braucht man nicht noch den haarsträubendsten Unsinn für wahr und ein großes Geheimnis zu halten. «Wenn Gott», sagt Diderot, «von dem wir die Vernunft haben, das Opfer der Vernunft verlangt, so ist er ein Taschenspieler, der das, was er gegeben hat, wieder verschwinden läßt.»[6]

DAS KOMPLIZIERTE WESEN GOTTES UND DIE DOMÄNE DER FINSTERNIS

Alle Wissenschaft, die den Namen verdient, beruht auf Erfahrung. Was aber hat man von Gott erfahren – vorausgesetzt, er existiert? Im ältesten Christentum wogte über die himmlischen Geister eine «Masse von Vorstellungen» durcheinander (Theologe Weinel). Im 2. und frühen 3. Jahrhundert dachte auch und

gerade an den «Heiligen Geist» noch «kaum einer» (Theologe Harnack). Im 4. Jahrhundert kennt niemand, klagt Kirchenlehrer Hilarius, das Glaubensbekenntnis des nächsten Jahres. Doch dann ergründeten die Theologen im Lauf der Zeiten immer mehr. Sie eruierten etwa, daß Gott ein Wesen (ousia, substantia) in drei Personen (hypóstaseis, personae) sei. Daß diese Dreipersönlichkeit aus zwei «Hervorgängen» (processiones) stamme: des Sohnes Zeugung (generatio) aus dem Vater und aus des Geistes «Hauchung» (spiratio) zwischen Vater und Sohn. Daß den zwei «Hervorgängen» noch vier «Wechselbeziehungen» (relationes) entsprechen: Vaterschaft, Sohnschaft, Hauchung, Gehauchtwerden, und den vier «Wechselbeziehungen» wieder fünf «Eigentümlichkeiten» (proprietates, notiones). Daß endlich all dies in gegenseitiger «Durchdringung» (perichóresis, circuminsessio) nur einen Gott ergebe – actus purissimus! Wiewohl aus vielem Gehirnschweiß in Jahrhunderten erzeugt, wissen die Theologen, «daß alle Geistesarbeit am Dreifaltigkeitsdogma ‹unvollendete Sinfonie› bleibt» (Anwander) oder, obwohl doch schön durchdrungen schon, «ein undurchdringliches Glaubensgeheimnis», wie Benediktiner von Rudloff bescheiden schreibt, ernsthaft beteuernd, nichts davon spreche «gegen die Vernunft. Wir sagen ja nicht: Drei ist gleich eins . . . sondern drei Personen sind ein Wesen»! Zu schweigen davon, daß all dies noch vielmals vertieft, weiterentwickelt wurde und werden kann. Erscheint es doch 1977 Karl Rahner ganz «selbstverständlich, daß die Dogmengeschichte (im weitesten Sinn des Wortes) weitergeht und weitergehen muß . . . die Dogmengeschichte geht also weiter . . .»[7]

Nun können die Theologen viel sagen – ein processus in infinitum oft nebulosester Begriffe, zumal in der Dogmengeschichte, deren Glaubensformeln man mit allen Mitteln, auch allen Mitteln der Gewalt, durchgesetzt hat. Doch weil derartige Dispute nie etwas andres als ein Streit um Wörter sind, weil sie nie die geringste Erfahrungsgrundlage besaßen und besitzen, eben deshalb wurde, mit Helvetius zu sprechen, «das Reich der Theologie stets als eine Domäne der Finsternis betrachtet»[8].

In diese Finsternis suchte man im 4. Jahrhundert Licht zu

bringen, wobei alles noch finstrer wurde. «Jeder hat seinen Nächsten in Verdacht», gesteht Kirchenlehrer Basilius, «losgelassen ist jede Lästerzunge.» Die Konzilien aber, auf denen man, erleuchtet vom Heiligen Geist, die Mysterien zu klären strebte, brachten nur weitere Verwirrung. Selbst Gregor von Nazianz, der hl. Kirchenlehrer, übergießt die klerikalen Konferenzen mit Spott und bekennt, daß sie selten ein gutes Ende nähmen, den Streit mehr schürten als entschärften; «daß ich jede Versammlung von Bischöfen meide, weil ich noch bei keiner Synode einen günstigen Ausgang erlebte; sie beseitigen keine Übel, sondern schaffen bloß neue . . . Es gibt auf ihnen nur Rivalität und Machtkämpfe.»[9]

Die Orientierung ist durch verschiedene Umstände erschwert. Einerseits blieb von dem bedeutsamen Konzil von Nicaea (325) nebst einigen sonstigen Synoden fast nichts erhalten. Andererseits haben die Sieger oppositionelle Schriften unterdrückt, wenn nicht vernichtet. Nur geringe Fragmente des Arius oder des Asterios von Kappadokien, eines gemäßigten Arianers, kamen durch Zitate in Gegenschriften auf uns. Katholische Traktate wurden zwar häufig überliefert, vor allem zahlreiche der Kirchenlehrer Hilarius von Poitiers (gest. 367) und Athanasius von Alexandrien (gest. 373). Aber dies sind einseitige Propagandaprodukte. Und die kaum weniger tendenziösen Geschichtsschreiber des 5. Jahrhunderts, Sokrates, Sozomenos, Theodoret sowie der streng arianisch (genauer: eunomianisch) gesinnte Philostorgios, gehören überdies späteren Generationen an.[10]

Eine gute Vorstellung von der geistlichen Historiographie dieser Ära und ihrer rücksichtslos verfälschenden Tendenz vermittelt die erste umfassende Kirchengeschichte nach Euseb, die des Gelasios von Caesarea (gest. zwischen 394 und 400). Bis vor kurzem noch unbekannt, wurde sie zu beträchtlichen Teilen rekonstruiert und ist um so wichtiger, weil sie Kirchenhistoriker des 5. Jahrhunderts (Rufinus, der älteste Kirchengeschichtler des Abendlands, Sokrates und Gelasios von Kyzikos) zur Hauptquelle ihrer Darstellungen machten. Auch war Gelasios, der (zweite) Nachfolger des Euseb, ein hoher Würdenträger, der Erzbischof von Caesarea mit Jurisdiktionsgewalt über ganz Palästina.[11]

Friedhelm Winkelmann hat die Methode dieser einzigen größeren zeitgenössischen Kirchengeschichte während des trinitarischen Streites prägnant aufgezeigt: die völlig klischeehafte Verketzerung des Gegners. Der erzbischöfliche Autor kümmert sich dabei kaum um Entwicklungen oder Differenzierungen. Von den Arianern meldet er nur Hinterhältigkeiten, Intrigen; sie selber sind nichts als unbekehrbare Störenfriede, «Puppen des Teufels, der durch ihren Mund redet». Dem Arius hängt Gelasios einen Meineid an. Auch lügt er, nicht Konstantin, sondern erst dessen Sohn, Kaiser Konstantius, wollte Arius rehabilitieren. Andrerseits habe Konstantin – eine neue Lüge – den Athanasius, Arius' Gegner, nicht verbannt, ihn vielmehr in Ehren nach Alexandrien zurückgesendet. Gelasios bietet als erster auch die Unwahrheit, Konstantin habe testamentarisch Konstantin II., den Katholiken, zum Erben seiner Herrschaft eingesetzt, ein arianischer Presbyter jedoch Konstantius das Testament gegeben gegen sein Versprechen, den Arianismus zu stützen. Derart wird durch den Bischof von Caesarea nicht nur alles Negative verschleiert, das meiste Geschehen gänzlich übergangen, sondern auch einfach phantasiert, der Wahrheit strikt zuwider; kurz, «ein großer Komplex grober Geschichtsfälschung» wird manifest.[12]

Aber war Kirchenlehrer Athanasius weniger skrupellos, weniger agitatorisch und apologetisch? In Bausch und Bogen verdammt er die Arianer: «Wen haben sie nicht ... nach Laune und Willkür mißhandelt? Wen haben sie nicht ... so übel zugerichtet, daß er entweder elend sterben oder doch an allen Gliedern Schaden nehmen mußte? ... Wo ist ein Ort, der nicht irgendein Erinnerungszeichen ihrer Bosheit aufzuweisen hätte? Welche Andersgesinnten haben sie nicht zugrunde gerichtet, und zwar unter erlogenen Vorwänden nach Art der Jezabel?»[13]

Selbst Benediktiner Baur spricht von einem «Bürgerkrieg zwischen Katholiken und Arianern», wobei natürlich, wie bei allen echten katholischen Apologeten, die Arianer – bald eines der schlimmsten Schimpfworte der Kirchengeschichte – allein des Teufels waren und den christlichen Namen vor der noch halbheidnischen Welt schändeten «durch abscheuliche Intriguen, Ver-

folgungswut, Lügen und Gemeinheiten jeder Art, sogar durch Massenmorde»; hohe Zeit also, «daß diese Giftpflanze endlich aus der Welt verschwand»[14].

Im Zentrum der Theologenschlacht stand die Frage, ob Christus wahrer Gott sei, gleichen Wesens wie Gott selbst. Die Orthodoxen, wiewohl mitunter uneins, bejahten dies, die Arianer, die Mehrzahl aller orientalischen Bischöfe auf der Höhe ihrer Macht (nach dem Konzil von Mailand, 355), verneinten es. Als sie fast gesiegt zu haben schienen, spalteten sie sich in Radikale, Anomöer, die «Sohn» und «Vater» durchaus ungleich, unähnlich (anhomoios) nannten, in Semiarianer, Homöer, die sich, aus ihrer Sicht, mehr oder weniger für Homöusianer hielten, und in eine Partei, die diese beiden verwarf und den Homöismus vertrat, die (absichtlich vage belassene) Ähnlichkeit beziehungsweise Gleichheit von «Vater» und «Sohn», die aber nicht die «Wesensidentität», das nicaenische «homousios», besagte. Arianer und Orthodoxe hielten am Monotheismus fest. Doch für die Arianer, urchristlichem Glauben zweifellos näher, war der «Sohn» gänzlich verschieden vom «Vater», ein Geschöpf Gottes, wenn auch ein vollkommenes, turmhoch über allen anderen Geschöpfen stehend. Arius spricht mit höchster Verehrung von ihm. Für die Orthodoxen war Jesus, mit Athanasius zu reden, «Gott, der Fleisch trägt» (theos sarkophoros), aber nicht ein «Mensch, der Gott trägt» (anthropos theophoros), bildeten «Vater» und «Sohn» ein einziges Wesen, eine absolute Einheit; sie waren «homoúsios», wesenseins. Denn nur so konnte man die offenkundige Zwei-, ja Drei-Götterlehre kaschieren und zum «Sohn», das Neue doch, genauso beten wie zum «Vater», den schon die Juden hatten. Den Arianern warf man «Vielgötterei» vor, «ein großer Gott ist bei ihnen und ein kleiner Gott».[15]

Doch auch die Orthodoxen taten sich, damals und später noch, sichtlich schwer, dogmatisch einwandfrei zu denken, was selbst Theologe Grillmeier S. J. durchblicken läßt: «Manchmal wirkt die Betonung der menschlichen Seele Jesu Christi noch ziemlich unlebendig.» Sogar in der Christologie des hl. Kirchenlehrers Kyrill, jedenfalls in dessen vorephesinischer Phase, findet der

Jesuit «die Idee der ‹vollständigen Menschheit› des Herrn oft [!] recht wenig durchdacht»; so daß er, überrascht von der schwachen Leistung des Heiligen Geistes, staunt, «wie schwer es den kirchlichen Kreisen gefallen» sei, eine «Synthese zu erarbeiten»[16].

Für die Volksmassen Konstantinopels, die nun dort, wie überall, in die bevorrechtete «Staatskirche» strömten, war die Glaubensfrage angeblich fesselnd, faszinierend, der christologische Krach wurde höchst populär, auf Straßen, Plätzen, in Theatern, wie ironisch ein Zeitgenosse aus dem späten 4. Jahrhundert zeigt: «Diese Stadt ist voll von Handwerkern und Sklaven, die alle tiefgründige Theologen sind und in den Läden und auf den Straßen predigen. Wenn du von einem Manne ein Geldstück gewechselt haben willst, wird er zunächst dich darüber belehren, worin der Unterschied zwischen Gott-Vater und Gott-Sohn besteht; und wenn du nach dem Preis von einem Laib Brot fragst, wird man dir an Stelle einer Antwort erklären, daß der Sohn dem Vater untergeordnet ist; und wenn du wissen willst, ob dein Bad fertig ist, wird der Bademeister dir antworten, der Sohn sei aus dem Nichts geschaffen worden . . .»[17]

NICHT KAMPF UM DEN GLAUBEN: UM DIE MACHT, UM ALEXANDRIEN

Das aufgeputschte Glaubensinteresse war freilich nur die Vorderseite der Sache.

Hinter dem Jahrhundertstreit standen von Anfang an weniger dogmatische Gegensätze als Brennpunkte typischer Priesterpolitik. «Den Vorwand bildete das Seelenheil», konzediert selbst Gregor von Nazianz, der hl. Bischofssohn und Bischof, der Einmischung in weltliche Belange mied und seinen geistlichen Ämtern sich immer wieder durch Flucht entzog, «doch Herrschsucht war der Grund – daß ich nicht sage: Zins und Steuergeld.» Die hierarchischen Machtansprüche, das Gefecht um Bischofsstühle, worüber man die theologische Kontroverse oft vergaß, verliehen

dem Zwist auch Dauer und Vehemenz. Nicht nur die Kirche wühlte er auf, sondern, zumindest im Osten, ebenso den Staat. Nicht nur die Konzilsväter schlugen gelegentlich aufeinander ein, bis endlich der Heilige Geist sprach, sondern auch die Laien prügelten sich in aller Öffentlichkeit blutig. Jeder große Kleruskrawall dort, der arianische, monophysitische, der Bilderstreit, geht weit über bloße Pfaffenfehden hinaus und erschüttert jahrhundertelang das gesamte politische und gesellschaftliche Leben. Denn: so Helvetius lapidar: «Was folgt aus der religiösen Intoleranz? Das Verderben der Nationen.» Und Voltaire behauptet gar: «Wenn man die Morde zählte, die der Fanatismus seit den Zänkereien zwischen Athanasius und Arius bis heute begangen hat, wird man sehen, daß diese Wortgefechte mehr dazu beigetragen haben, die Erde zu entvölkern, als die kriegerischen Auseinandersetzungen . . .» – freilich nur allzuoft gleichfalls Folgen der Kumpanei von Thron und Altar.[18]

Wie aber Staats- und Kirchenpolitik unlösbar verknäuelt waren, so auch Kirchenpolitik und Theologie. Dabei gab es selbstverständlich noch gar keine offizielle Lehre von der Trinität, sondern nur konkurrierende Traditionen (vgl. S. 144 ff). Verbindliche Entscheidungen wurden «erst im Verlauf des Konflikts getroffen» (Brox). Doch jede Seite, besonders der hl. Athanasius, deklarierte Prestige- und Machtstreben gern als Glaubensfrage, weil Anklagen da ständig sich finden und begründen ließen. Jeder politische Impetus wird von Athanasius gleichsam theologisiert, jeder Rivale verketzert. Aus Politik wird Theologie, aus Theologie Politik. «Seine Terminologie ist nie erschöpfend klar, die Sache stets dieselbe» (Loofs). «Nie geht es dem Athanasius um Formeln» (Gentz). Vielmehr charakterisiert es den «Vater der Rechtgläubigkeit», daß er seine dogmatische Position lange reichlich unklar läßt, ja, alle später als Kennzeichen arianischer oder halbarianischer «Häresie» gegeißelten Schlagworte bis in die fünfziger Jahre zur Kennzeichnung des «wahren Glaubens» selbst gebraucht! Daß er, der Streiter für Nicaea und «homousios», die Hypostasenlehre lange Zeit abgelehnt und damit die Einigung hinausgeschoben, daß er, der Hort der Orthodoxie, sogar einer

«Irrlehre», dem Monophysitismus, den Weg gebahnt hat! Die Katholiken mußten darum im 5. und 6. Jahrhundert die dogmatischen Traktate ihres Kirchenlehrers «überarbeiten»! Die Arianer aber schlugen lang eine Bekenntnisformel vor, die mit der von Athanasius häufig gebrauchten wörtlich übereinstimmte, dann jedoch als «arianische Ketzerei» erschien. Denn was immer der Gegner sagte, war schlecht von vornherein, böse, teuflisch, jeder persönliche Feind: «Arianer».[19]

All dies freilich fiel um so leichter, als längst eine totale theologische Begriffsverwirrung grassierte, die Arianer auch noch einmal sich spalteten (S. 356). Bereits Konstantius II., der sie allmählich immer radikaler favorisierte – «alle korrumpierten Bischöfe des Reiches» (Katholik Stratmann), «Karikaturen des christlichen Bischofs» (Katholik Ehrhard) –, hatte das Disputieren über Christi «Wesen» so satt, daß er es schließlich verbot. Theologen der nachkonstantinischen Zeit verglichen den immer undurchsichtigeren Glaubenskrieg mit einer Seeschlacht im Nebel, einem Nachtgefecht, wobei man Freund und Feind kaum noch auseinanderhält, doch wild um sich haut, oft davon- oder überläuft, am liebsten zur stärkeren Seite natürlich, wobei man alle Mittel erlaubt, infernalisch haßt, intrigiert, neidet.[20]

Selbst Kirchenlehrer Hieronymus behauptete seinerzeit, nicht einmal einen kleinen Winkel der Wüste gönne man ihm in Ruhe und Frieden, täglich verlangten die Mönche Rechenschaft von seinem Glauben. «Ich bekenne, wie sie es wollen, und es genügt ihnen nicht. Ich unterschreibe, was sie mir vorlegen, und sie glauben es nicht ... es ist leichter, unter wilden Tieren zu leben als unter solchen Christen!»[21]

Vieles in der Chronologie des arianischen Streits ist bis heute umstritten, auch die Echtheit mancher Urkunden. Seinen unmittelbaren Ausgang aber nahm der Aufruhr von einer Trinitätsdebatte um 318 in Alexandrien, jener Stadt, um die man weit mehr rang als um den Glauben.[22]

Alexandrien, von Alexander d. Gr. im Winter 332/31 gegründet, die Stadt des Dichters Kallimachos, des Geographen Eratosthenes, der Grammatiker Aristophanes von Byzanz und Aristar-

chos von Samothrake, die Stadt Plotins und später der Hypatia, war die hervorragendste Metropole des Ostens, eine Weltstadt mit fast einer Million Einwohnern, deren Luxus nur dem Roms nachstand. Alexandrien war großzügig angelegt, reich, ein wichtiger Handelsplatz, nicht unbeträchtlich der Fischfang, und hochbedeutend sein Monopol für die Papyrusindustrie, die die ganze Welt beliefert hat. Alexandrien, wo man das Alte Testament ins Griechische (die Septuaginta) übertrug, war aber auch Sitz eines Patriarchats – die Gründung durch den hl. Markus ist erlogen; der erste historisch nachweisbare Bischof Demetrios I. –, war innerhalb der gesamten Kirche, einschließlich der westlichen, der größte und mächtigste Bischofssitz überhaupt. Ihm unterstanden die beiden Ägypten, die Thebais, Pentapolis und Libyen. Diese Position sollte gewahrt, gefestigt, erweitert werden. Die alexandrinischen Hierarchen, mit «Pápa» (Papst) angesprochen, bald auch immens reich, erstrebten auf Biegen und Brechen die Herrschaft über alle orientalischen Diözesen im ganzen 4. und 5. Jahrhundert. Dabei stand ihre Theologie im Gegensatz zur antiochenischen, womit sich eng der Rangstreit zwischen den beiden Patriarchaten verband, den immer der gewann, den der Kaiser und der reichskirchliche Stuhl von Konstantinopel stützten. Im ständigen Kampf mit geistlichen Konkurrenten und dem Staat, entstand hier erstmals ein kirchenpolitischer Apparat ähnlich dem späteren römischen. Und auf ihre Weise operierten entsprechend die kleineren Episkopen, die jeden Kurswechsel mit dem Verlust ihrer Stühle bezahlten oder sie eben gewannen. – Keine der ungezählten altchristlichen Kirchen Alexandriens blieb erhalten.[23]

Um 318 hätte Patriarch Alexander die aufglimmende Affäre um die ousia, das Wesen des «Sohnes», vielleicht am liebsten vertuscht. Einmal war er dem – von Meletianern denunzierten – Wortführer Arius (um 260–336), seit 313 Pfarrer der Kirche Baukalis, der angesehensten Kirche der Stadt und Mittelpunkt einer großen Anhängerschaft von jungen Frauen und Dockarbeitern, persönlich verbunden. Hatte doch Arius, ein liebenswürdigkonzilianter, vermutlich die ersten, völlig verschollenen Volkslie-

der der christlichen Zeit dichtender Gelehrter, zugunsten Alexanders auf den Bischofssitz verzichtet; ja, er war überhaupt weniger als Einzelpersönlichkeit in den Zusammenstoß verwickelt, denn als Exponent der antiochenischen Theologenschule, weder gegründet freilich von ihm noch geführt. Zum anderen verfocht Bischof Alexander, was ihm die Arianer auch vorhielten, früher ähnliche Gedanken, Lehren, die er nun verfluchte; behauptete er, Arius ergehe sich «Tag und Nacht in Schmähungen gegen Christus und gegen uns» und schrieb von ihm nebst Gefolge: «Bald setzen sie nämlich die Gerichte in Bewegung durch die Anklagen zügelloser Weibspersonen, welche sie in ihre Irrtümer verstrickt haben, bald bringen sie das Christentum in schlechten Ruf durch die ihnen anhängenden jüngeren Frauenzimmer, welche ohne Zucht und Sitte in allen Straßen herumschwärmen.» «O diese unselige Verblendung, dieser maßlose Wahnsinn, diese eitle Ruhmsucht und satanische Gesinnung, die in ihren unheiligen Seelen wie eine verhärtete Geschwulst sich festgesetzt hat!» Nach zwei öffentlichen Disputationen exkommunizierte und exilierte der hl. Alexander auf einer Synode von rund 100 Bischöfen Arius samt Genossen – stark mitbestimmt allerdings durch den Kampf des hohen Stuhls gegen die Privilegien seiner Presbyter – und warnte allseits vor den Ränken des «Irrlehrers». Er unterrichtete auch den römischen Bischof Silvester (314–335), appellierte in zwei Enzykliken, 319 vermutlich und 324, an «die geliebten und ehrwürdigen Mitliturgen überall», «an alle gottgeliebten Bischöfe allerorts». Es kam zu Aktionen und Gegenaktionen. Kirchenfürsten verdammten Arius und anerkannten ihn. Unter letzteren prominente Fürsprecher am Hof, der einflußreiche Bischof Euseb, Oberhirte der Residenzstadt Nikomedien, der seinen verbannten Freund bei sich aufnahm, und Bischof Euseb von Caesarea, bereits als Bibelexeget und Historiker berühmt. Zwei zugunsten des Arius entscheidende Synoden ermöglichten seine Rehabilitation und Rückkehr. Die arianische Partei in Alexandrien wurde immer stärker, es kam zur Aufstellung eines Gegenbischofs. Alexander wehrte sich vergeblich, lamentierte über die «Räuberhöhlen» der Arianer und war seines Lebens nicht mehr

sicher. Krawall folgte auf Krawall, ganz Ägypten wurde davon erfaßt und schließlich die gesamte Ostkirche entzweit.[24]

Weitere Bischofskonferenzen, so eine Synode in Antiochien 324, verdammten Arius erneut, wobei man auch «an die Bischöfe Italiens» schrieb, «die dem Thronos des großen Rom unterstehen», doch ohne daß der Römer als Oberherr gegolten oder überhaupt eine sonderliche Rolle gespielt hätte. Und 325 kam es zum Konzil in der Sommerresidenz des Kaisers.[25]

Das Konzil von Nicaea und das «Konstantinische» Glaubensbekenntnis

Konstantin hatte den Ort als klimatisch günstig empfohlen und einen angenehmen Aufenthalt versprochen. Er hatte das Konzil einberufen, nicht etwa der «Papst». Er hatte es am 20. Mai auch eröffnet und den Vorsitz geführt. Die Teilnehmer – die Angaben schwanken zwischen 220 und 318 (nach den 318 Knechten Abrahams!) – waren auf Kosten des Kaisers und per kaiserlicher Staatspost angereist (wie übrigens schon zur Synode nach Arles: S. 253), mit einem Mehrfachen an Personal; aus dem Westen freilich nur fünf Prälaten. Silvester, der römische Oberhirte, fehlte. Er ließ sich durch zwei Presbyter, Victor und Vincentius, vertreten und nahm – nicht nur deshalb – «keine führende Stellung ein» (Wojtowytsch). Der Kaiser aber erschien den Bischöfen «wie ein Engel Gottes vom Himmel her leuchtend in seinem glänzenden Gewande wie von Lichtglanz strahlend in der feurigen Glut des Purpurs und geschmückt mit dem hellen Schimmer von Gold und kostbarem Edelgestein» (Euseb). Die geistlichen Herren selber bewachten Leibwächter und Trabanten, «die scharfen Schwerter gezückt». Auf allerhöchste Verordnung wurde ihnen «Tag für Tag der Lebensunterhalt in reicher Fülle geboten». Bei einem Festbankett, berichtet Euseb, lagen die einen «auf demselben Polster zu Tisch wie der Kaiser, während die anderen auf Polstern zu beiden Seiten ruhten. Leicht hätte man

dies für ein Bild vom Reiche Christi halten oder wähnen können, es sei alles nur ein Traum und nicht Wirklichkeit.» Für den dogmatischen Aspekt – Akten wurden überhaupt nicht geführt – hatten die weitaus meisten Diener Gottes bedeutend weniger oder gar kein Verständnis. Und der Hausherr selbst war ohne eigentliches Intersse daran. Teilte er ja schon ein Jahr zuvor, im Oktober 324, durch Bischof Hosius von Cordoba den Exponenten des Kampfes, Arius und Alexander, in einem langen Schreiben mit, «daß es sich hierbei doch nur um eine Lappalie handelt», um «Streitsucht unnützen Nichtstuns». «Auf keinen Fall berechtigt eure Sache ein solch Lamento!»[26]

Keine sehr rühmliche Rolle spielte in Nicaea Bischof Euseb, der «Vater der Kirchengeschichte». Als Angeklagter erschienen, beugte er sich schließlich der Gegenpartei des Alexander und Athanasius. Allerdings gewann Euseb, durch seine Diplomatie, Beredsamkeit, seine Servilität, die Gunst des Kaisers, den er von nun an theologisch und kirchenpolitisch beriet.[27]

Leitete Konstantin vielleicht auch nicht die Sitzungen – ein vielumstrittenes Problem –, bestimmte und entschied er sie doch; wobei er es mit der Mehrheit hielt, freilich sogar ihr die entscheidende Formel oktroyierte, das heißt sowohl vorschlug als auch durchsetzte; eine Formel, die sie nicht vertreten, ja, die noch 268 die östliche Kirche auf der Synode von Antiochien ausdrücklich als «ketzerisch» verurteilt hatte! Es war der etwas schillernde (gleich, identisch, aber auch ähnlich – vom griechischen homos – bedeutende) Begriff des «homoúsios», der Homousie, der Wesensgleichheit von «Vater» und «Sohn», – «ein Zeichen der Feindschaft gegenüber der Wissenschaft, die in den Bahnen des Origenes dachte» (Gentz). Nicht das geringste davon stand in der Bibel. Auch widersprach das – erweislich vom Kaiser selbst eingeführte – Schlagwort dem Glauben der Mehrheit des östlichen Episkopats, stammte es doch aus gnostischer Theologie. Auch die Monarchianer, weitere (antitrinitarische) «Häretiker», hatten es schon gebraucht. Der den Bischof Alexander als Diakon begleitende junge Athanasius allerdings hat es «in seinen frühen Schriften noch nicht als Schlagwort seiner Theologie benutzt» (Schnee-

melcher), «hat 25 Jahre gebraucht, bis er sich mit ihm anfreunden konnte» (Kraft). Zwar will er auf dem Konzil «offen gegen den Arianismus» gewesen sein, was er aber erst ein Vierteljahrhundert später schreibt. Die Glaubensentscheidung wurde nicht näher erklärt und begründet. Der Kaiser, dem es, kaum verkennbar, um Einheit ging, der im Streit der Priester nur Starrsinn sah, verbat sich jede theologische Diskussion und forderte bloß Anerkennung der Formel selbst; die «seligen Väter» (Athanasius), deren Gegenwart dem Diktator angeblich ein Glück bescherte, «das jedes andere übersteigt», die er ein Vierteljahr lang im Palast verwöhnt, hofiert, mit Ehren überschüttet hatte, gehorchten: – und noch heute glauben Millionen Christen an die fides Nicaena, das Nicaenische Glaubensbekenntnis, das richtiger, höhnt Johannes Haller, das Konstantinische heißen sollte – das Werk eines Laien, der noch nicht einmal getauft war. «Wir glauben an einen Gott, den allmächtigen Vater ... und an einen Herrn, Jesus Christus ... wahrer Gott aus dem wahren Gott, gezeugt, nicht geschaffen, wesensgleich (homousios) mit dem Vater ... Und an den Heiligen Geist ...»[28]

Im Westen war der Nicaenische Glaube noch Jahrzehnte später wenig bekannt und selbst in rechtgläubigen Kreisen nicht unumstritten. Sogar Kirchenlehrer Hilarius (S. 169) spielte dagegen zunächst den Taufglauben aus, wenn er auch dann zum Nicaenischen Bekenntnis zurückkehrte. Wohl aber amüsierte sich der hl. Bischof Zeno von Verona, ein eifriger Heiden- und Arianerfeind, über ein Credo, das mit Formeln arbeite, das «tractatus» und Gesetz sei. Noch um die Wende zum 5. Jahrhundert erwähnen die Predigten des Gaudentius von Brescia oder des Maximus von Turin «Nicaea an keiner Stelle» (Jesuit Sieben). Noch Luther bekennt 1521, daß er «das Wort ‹homousion› haßt», aber 1539, in seiner Schrift *‹Von den Konziliis und Kirchen›*, akzeptiert er es. Recht behält Goethe, nach dem die «Lehre von der Gottheit Christi, dekretiert durch das Konzilium von Nicäa ... dem Despotismus sehr förderlich, ja Bedürfnis gewesen».[29]

Konstantins Verhalten war alles andere als singulär. Die Kaiser entschieden nun über die Kirche – nicht etwa Päpste. Noch

während des ganzen 4. Jahrhunderts spielten Roms Bischöfe keine maßgebliche Rolle auf den Synoden, waren sie nicht bestimmende Instanz. Vielmehr besteht seit Konstantin die «kaiserliche Synodalgewalt». Nüchtern schreibt Kirchengeschichtler Sokrates um die Mitte des 5. Jahrhunderts: «Seit die Kaiser begannen, Christen zu sein, hingen von ihnen die Angelegenheiten der Kirche ab, und die größten Konzile wurden und werden nach ihrem Gutdünken abgehalten.» Knapp kommentiert Myron Wojtowytsch 1981: «Es war eine Feststellung, die keinerlei Übertreibung enthielt.» Der Papsthistoriker ergänzt: «Selbst der Inhalt der Beschlüsse entsprach in den meisten Fällen dem Willen des jeweiligen Herrschers.» Und: «Von kirchlicher Seite wurde die Einschaltung der weltlichen Gewalt ins Synodalwesen im allgemeinen grundsätzlich als rechtens anerkannt.»[30]

Das Glaubensbekenntnis der Arianer, die dem homousios dann homoiusios (wesensähnlich) entgegenstellten, war in Nicaea ihrem Sprecher entrissen und zerfetzt worden, ehe er zu Ende gelesen. Wurde es doch «sofort von allen verworfen und als unecht und gefälscht bezeichnet. Es entstand ein sehr großer Lärm ...» (Theodoret) Überhaupt herrschte in der heiligen Versammlung, mit dem teilnehmenden Euseb zu sprechen, «allenthalben erbittertes Wortgezänk» – wie noch oft auf Konzilien. Beschwerde- und Streitschriften der Bischöfe übergab der Kaiser ungeöffnet dem Feuer. Alle, die «willig der besseren Ansicht» beistimmten, erhielten «sein höchstes Lob ... Die Unfügsamen hingegen wies er mit Abscheu zurück.» Arius wurde wiederum verurteilt und (nach dem Abfall all seiner Anhänger bis auf zwei, den Bischöfen Secundus von Ptolemais und Theonas von Marmarika) samt diesen nach Gallien verbannt, auch Verbrennung seiner Bücher befohlen, ihr Besitz mit der Todesstrafe bedroht. Und da wenige Monate darauf Euseb von Nikomedien, Arius' bedeutendster Parteigänger, und Theognis von Nicaea ihre Unterschriften widerriefen und Arianer bei sich aufnahmen, traf auch sie der «göttliche Zorn», die Festnahme und das gallische Exil. Nach zwei Jahren aber konnten die Verbannten auf ihre Bischofssitze zurück. Auch Arius, den «Mann mit dem eisernen

Herzen» (Konstantin), rehabilitierte offenbar eine weitere Synode in Nicaea, Spätherbst 327; eine zweideutige Erklärung des «Ketzers» genügte Konstantin. Doch wartete der Priester vergeblich auf seine Wiedereinsetzung. Alexandriens neuer Patriarch widerstand der Forderung des Kaisers, seine erste Amtstat.[31]

Charakter und Taktik eines Kirchenlehrers

Bischof Alexander war im April 328 gestorben. Athanasius, sein Geheimsekretär, weilte nicht am Sterbebett. Wie so viele, wenn nicht die meisten Kirchenfürsten – eine ihrer Standardlügen –, erstrebte er keine hohe Würde, keine Macht, demonstrierte er, gleich Papstkandidaten noch des 20. Jahrhunderts, Demut. So unterschob man auch seinem sterbenden Vorgänger das Wort: «Athanasius, du meinst davongekommen zu sein, aber du wirst nicht entfliehen.»[32]

Athanasius, um 295, vermutlich zu Alexandrien, von christlichen Eltern geboren, bestieg, etwa dreiunddreißigjährig, am 8. Juni 328 den dortigen Patriarchenstuhl, von dem er fünfmal, insgesamt siebzehneinhalb Jahre, verbannt worden ist. Er war somit der einflußreichste Bischof im Orient und Beherrscher des größten Kirchenapparates der Zeit (vgl. S. 359 f). Allerdings wurde er, wie Augustinus und so mancher Papst, inkorrekt, nicht ohne Wirren und Gewaltsamkeit, erhoben. Angeblich «einstimmig von der Geistlichkeit und dem Volke erwählt» (Katholik Donin), hatten ihn tatsächlich von 54 ägyptischen Oberhirten nur sieben, überdies eidbrüchige, ernannt und geweiht – ein peinliches Faktum, über das der oft arg Geschwätzige dezent hinweggeht. «Unangenehme Ereignisse pflegt unser Bischof kurz zu behandeln oder gar totzuschweigen, so zum Beispiel die Vorgänge bei seiner Wahl» (Hagel).[33]

Wie weithin im Römischen Reich, waren auch in Alexandrien die kirchlichen Verhältnisse irritierend, und dies nicht erst damals.

Schon während der Diokletianischen Verfolgung kam es in Ägypten, ähnlich wie in Nordafrika beim Donatistenstreit, zum Schisma. Patriarch Petrus verschwand vorsichtigerweise von der Bildfläche, worauf der rigoristische Melitius, Bischof von Lykopolis, sich die Rechte des flüchtigen Alexandriners anmaßte, der das Schisma nicht einmal durch sein Martyrium (311) beseitigen konnte. Es bestand als «Kirche der Märtyrer» fort, trotz der schon 306 erfolgten Exkommunikation des Melitius, der immerhin, schließlich selber in die berüchtigten Bergwerke von Phaino (Palästina) verbannt, rund ein Drittel des ägyptischen Episkopats, 34 Prälaten, hinter sich hatte. Auf dem Konzil von Nicaea weder exkommuniziert noch voll anerkannt, versuchte nun offenbar sein Anhang beim Tod des Patriarchen Alexander, einen eignen Kandidaten zu erheben. Denn nur so erklärt es sich, daß von 54 in Alexandrien versammelten Bischöfen bloß sieben, eine peinliche Minderheit, den Athanasius wählten, der es gleichwohl verstand, Konstantin Einigkeit vorzuspiegeln und von ihm ein Glückwunschschreiben zu erhalten.[34]

Wie Paulus vermutlich und Gregor VII. war Athanasius – einer der umstrittensten Menschen der Geschichte (auch einige seiner Lebensdaten sind heute noch kontrovers) – klein und schwächlich; «homunculus» nennt ihn Julian. Doch wie Paulus und Gregor, jeder ein Genie des Hasses, kompensierte wohl auch dieser starrsinnigste Gottesmann des Säkulums sein unscheinbares Äußere durch eine unheimliche Aktivität. Er wurde einer der zähesten und skrupellosesten geistlichen Verführer. Die Katholiken freilich erklärten ihn zum Kirchenlehrer – höchste Ehre für einen ihresgleichen; wozu denn auch die Fakten passen: «brutale Gewalt gegen Gegner, an die er herankam, Mißhandlungen, Prügel, Verbrennung der Kirchen, Mord» (Dannenbauer). Fehlen Bestechung noch und Fälschung; «imposant», wenn man mit Erich Caspar so will, aber «menschlich gewinnender Züge gänzlich bar». Ähnlich spricht Eduard Schwartz von «dieser menschlich abstoßenden, geschichtlich großartigen Natur», der er «die Unfähigkeit» bescheinigt, «zwischen Moral und Politik einen Unterschied zu machen, das Fehlen jeglichen Zweifels an der eignen

Selbstgerechtigkeit». Theologe Schneemelcher dagegen trennt feinsinnig Athanasius' «kirchenpolitische Pamphlete ... mit ihrer gehässigen Polemik und ihrer Unwahrhaftigkeit» von seinen «dogmatischen Schriften, die das Herz der Rechtgläubigkeit erfreuen», und versteht Athanasius als einen Mann, «der ganz Theologe und Christ sein will und doch immer ganz Mensch bleibt» – was offensichtlich heißt, daß der Theologe und Christ, wie so viele seines Schlags, herzerfreuende Rechtgläubigkeit mit Haß und Lüge verbindet. Schneemelcher selbst erwähnt die «Intrigen» und «das gewalttätige Treiben des Hierarchen» und findet mit Recht das Bild nicht verschönt «durch die genau auf derselben Ebene liegenden Aktionen der Gegenseite». (Wobei der wichtige Satz fällt: «Kirchenpolitik hat im letzten Grund immer unrecht.») Athanasius aber, der «mit allen Mitteln der Diffamierung» gearbeitet und «mehr als einmal die Grenze des Hochverrats gestreift» hat, was sein Bewunderer v. Campenhausen schreibt, scheute nach Aussagen von Zeitgenossen auch die Liquidierung der Gegner nicht. Ein «Blutmensch», so 355 der da sehr kompetente Konstantius in Mailand, der «der ganzen Welt hämisch ins Gesicht» lacht. Oder, wie sein heidnischer Nachfolger Kaiser Julian sagt: ein Wicht, der sich groß vorkomme, wenn er seinen Kopf riskiere. Oder, wie Katholik Lippl resümiert: «Sein Leben und Wirken ist ein bedeutungsvolles Stück Kirchengeschichte.»[35]

Nun stimmte der alexandrinische «Papst» vielleicht als erster zwar den Kampfruf an: Freiheit der Kirche vom Staat – wenn man davon absieht, daß vorher schon die Donatisten fragten: Was hat denn der Kaiser mit der Kirche zu tun? Aber wie sie, so rief auch Athanasius bloß, weil er den Staat, den Herrscher, gegen sich hatte. Denn an sich schätzte der Heilige natürlich Druck und Macht, war er «oft so hemmungslos wie seine Gegner» (Vogt). Auch der als «Patriarch der Orthodoxie» geehrte hl. Epiphanius (desen Glaubenseifer anerkanntermaßen arg mit seinem Verstand kontrastierte; vgl. S. 163 f), bezeugt von Athanasius: «Wenn man Widerstand leistete, brauchte er Gewalt.» Traf Gewalt ihn aber selbst, wie 339 beim Einzug des Arianers Gregor in Alexandrien

(S. 378), erklärte er: «Niemals hätte ein Bischof sich eindrängen dürfen mit Hilfe des Schutzes und der Gewalt der weltlichen Statthalter.» Traf Gewalt ihn selbst, predigte er, wie 357/58, auf der Flucht vor den Beamten des Konstantius, pathetisch Toleranz und verdammte Zwang geradezu als Zeichen der Irrlehre.[36]

Dies aber blieb immer die Politik einer Kirche, die bei eigener Unterlegenheit Duldung propagiert, Freiheit von jeder Bedrängnis, im Besitz der Majorität, der Macht, freilich vor keiner Nötigung und Schurkerei zurückscheut (vgl. S. 478 f). Denn *nie* erstrebt die christliche Kirche, zumal die katholische, Freiheit, *grundsätzliche Freiheit*, sondern stets nur *Freiheit für sich*. Nie erstrebt sie die Freiheit der andern! Angeblich des Glaubens, tatsächlich ihrer Herrschsucht wegen, zerstört sie vielmehr jedes Freiheitsbewußtsein und -bedürfnis, sobald immer sie kann, drängt sie jeden Staat, ihre «Rechte» zu schützen, die Menschenrechte zu ruinieren, und dies durch alle Jahrhunderte.

Als die Catholica Staatskirche war, billigte, 366/67, Optatus von Milewe die Bekämpfung der «Ketzer», auch ihr Abschlachten durch Militär. «Warum», fragt der Heilige, «sollte es verboten sein, Gott [!] durch den Tod der Schuldigen zu rächen? Will man Beweise? Das Alte Testament wimmelt davon. Wie soll man nicht an die schrecklichen Exempel denken . . .» – und ist nun gewiß nicht um Schriftstellen verlegen (vgl. S. 74 ff)! Als aber die Arianer herrschten, traten die Katholiken als Verteidiger der religiösen Freiheit auf. «Die Kirche droht mit Exil und Kerker», jammerte der hl. Hilarius, »sie will durch Zwang zum Glauben führen, sie, an die man früher im Exil und Kerker geglaubt. Sie verjagt die Priester, sie, die einst ausgebreitet wurde durch Priester, die man jagte. Der Vergleich zwischen der heute verlorenen Kirche von einst und dem, was wir vor Augen haben, ist himmelschreiend.» Ebenso berief sich Athanasius auf Kaiser Konstantin, der zu den Katholiken stand. Als freilich Konstantius die Arianer stützte, verfocht Athanasius die libertas ecclesiae, war die Politik des Kaisers plötzlich «unerhört», wurde er der «Patron der Gottlosigkeit und Ketzerei», Vorläufer des Antichrist, ein Teufel gleichsam auf Erden. Athanasius zögerte keinen Moment, ihn auch persön-

lich schwer zu beleidigen, ihn einen Mann bar jeder Vernunft und Begabung zu schimpfen, einen Freund von Verbrechern – und Juden. «Mit Schwertern, Speeren und Soldaten verkündet man nicht die Wahrheit», predigt er. «Der Herr hat niemandem Gewalt angetan.» Selbst Jesuit Sieben gibt zu, «daß Bekenntnisse dieser Art Athanasius durch die Not der Verfolgung abgepreßt werden. Solange die nicaenische Partei die Oberhand und das Ohr des Kaisers hatte, werden solche Töne nicht laut.» Doch konnte derselbe Athanasius demselben Kaiser, etwa wenn er hoffte, durch ihn seinen Bischofssitz wiederzugewinnen, geradezu panegyrische Girlanden winden, mit immer neuen Attributen seine Menschlichkeit und Milde preisen, ja, ihn als Christen feiern, seit eh und je erfüllt von Gottesliebe. In seiner ‹*Apologia ad Constantium*›, 357 veröffentlicht, hofiert er den Herrscher in widerlicher Weise. Schon 358, in seiner ‹*Historia Arianorum ad monachos*›, überschüttet er ihn mit Hohn und Haß. Athanasius wandelt von Mal zu Mal seine Ansicht über Kaiser und Kaisertum, er paßt sich an, er opponiert – je nach Lage, nach Bedarf. Während seiner dritten Verbannung erwog er sogar die offene Empörung gegen seinen (christlichen) Herrn. Doch der frühe Tod des Konstantius ersparte es ihm, Konsequenzen aus solchen Überlegungen zu ziehen.[37]

Weitere Diffamierungen durch Athanasius, Fälschungen und der Tod des Arius

Wie den Kaiser, attackiert und schmäht Athanasius natürlich auch Arius.

Immer wieder spricht er vom «Wahnsinn des Arius», seiner «Verirrung», seinen «erbärmlichen, gottlosen Reden», seinen «abstoßenden und von Gottlosigkeit strotzenden Possen». Arius ist «der Betrüger», «der Gottlose», der Vorläufer des «Antichrist». Und ebenso wütet er gegen alle anderen «Heuchler des

arianischen Wahnsinns», «die Übelgesinnten», «Streitlustigen», «die Christusfeinde», «die Gottlosen, die ganz dem Unverstand anheimgefallen sind», «dem Fallstrick des Teufels». Alles, was Arianer sagen, ist «albernes Geschwätz», «Blendwerk», «bloßes Wahngebilde und Hirngespinst». Er hängt ihnen «Heuchelei und Prahlerei» an, «unsinniges und törichtes Zeug», einen «Abgrund von Unverstand» und immer wieder «Gottlosigkeit». «Denn die göttlichen Schriften sind ihnen verschlossen, und nach allen Seiten wurden sie aus ihnen überführt als Toren und Christusfeinde.» Ja, er behauptet, «daß die Arianer mit ihrer Häresie nur scheinbar gegen uns ankämpfen, in der Tat aber gegen die Gottheit selbst den Kampf führen». «Sie wissen», schreibt 1737 Friedrich II. von Preußen dem sächsischen Gesandten v. Suhm, «daß die Anklage auf Gottlosigkeit die letzte Zuflucht aller Verleumder ist.»[38]

Als «Arianer» aber verunglimpft Athanasius rücksichtslos auch jeden persönlichen Gegner, sogar, geschichtlich völlig falsch, die gesamte antiochenische Theologie. Wer immer sich gegen ihn stellt, «den erklärt er im Tone höchster Entrüstung erbarmungslos für einen notorischen Ketzer» (Dörries). Der heilige Kirchenlehrer, der prahlt: «Christen sind wir und wissen die Frohbotschaft vom Heiland zu würdigen», äußert von Christen anderen Glaubens: «Das ist das Erbrechen und der Auswurf der Häretiker»; hetzt, «daß ihre Lehre alles zum Erbrechen reizt», daß sie diese Lehre «wie Schmutz in der Tasche mit sich herumtragen und speien es aus wie eine Schlange ihr Gift». Überboten die Arianer doch noch «mit ihrer Verleumdung Christi den Verrat der Juden». Schlimmeres ließ sich kaum sagen. Und «so gehen die Unglücklichen wie Käfer [!] herum und suchen mit ihrem Vater, dem Teufel [!], Vorwände für ihre Gottlosigkeit», den Juden dabei «die Lästerungen» entlehnend, «den Heiden die Gottlosigkeit»[39].

Denn Athanasius «ist nicht bloß der mutige Verteidiger der Orthodoxie ... der erfolgreichste literarische Anwalt des nicaenischen Glaubens», nein, «Athanasius rechtfertigt das Christentum» auch «gegenüber dem Heidentum und Judentum ... in

tiefgründender und glücklicher Weise». Das heißt, der Verfechter der vera fides, die «geistige Großmacht im kirchlichen Leben seiner Zeit» (Lippl), bewirft auch Juden und Heiden mit Dreck wie alles, was ihm nicht paßt. Der «Wahnwitz» der Arianer nämlich ist «jüdisch», «Judaismus unter dem Namen des Christentums», «Verkehrtheit der jetzigen Juden». Arianer tun dasselbe wie «die Juden», die «den Herrn zu töten suchten», die «ihren Verstand verloren», «noch ärger als der Teufel» sind. Und die Heiden sprechen gleichfalls «mit verleumderischer Zunge», sind «verfinstert», «Toren», «Trunkene und Blinde», voller «Unwissenheit», «Stumpfsinn», «Götzenwahn», «Abgötterei», «Gottverlassenheit», «Gottlosigkeit», «Lügen», sie müssen «zuschanden werden» et cetera, et cetera.[40]

Wir kennen dies christliche Eifern und Geifern gegen jeden andren Glauben schon, und es bleibt sich durch die Zeiten gleich. Daß Athanasius dabei nicht nur skrupellos ist, sondern möglicherweise sogar vieles glaubt, was er predigt, macht alles eher schlimmer, gefährlicher, fördert den Fanatismus noch, die Intoleranz, Halstarrigkeit, Selbstgerechtigkeit dessen, der niemals an sich, vielleicht nicht einmal an seiner Sache zweifelt, seinem «Recht».

Die skandalöse Wahl des Heiligen hatte zur Aufstellung eines Gegenbischofs geführt und vielerorts zu solchen Straßenschlachten, daß Kaiser Konstantin 332 brieflich den Katholiken Alexandriens bewegt das jämmerliche Schauspiel der Kinder Gottes klagte, die um kein Haar besser seien als die Heiden! Ein Abgesandter des Athanasius, der Presbyter Makarios, zertrümmerte in der meletianischen Kirche der Mareotis den Bischofsstuhl und stürzte den Altar um, wobei ein Abendmahlskelch in Stücke ging. Und Athanasius selber setzte die «ihm eigene Befriedigungspolitik» (Voelkl) mit Verprügeln, Einkerkern und Vertreiben der Meletianer fort. (Erst kürzlich entdeckte Papyrusbriefe erweisen diese Beschuldigungen als begründet.) Doch Joannes Archaph, Nachfolger des Meletios, behauptete sogar, Bischof Arsenius sei im Auftrag des Athanasius an eine Säule gebunden und lebendig verbrannt worden. So mußte der Heilige sich am Hof sowie vor

zwei Synoden verantworten. Beim Kaiser gelang ihm das noch. Vor einer in Caesarea, Palästina, im Frühjahr 334 anberaumten Synode aber erschien er nicht. Und vor der Reichssynode im Sommer 335 in Tyrus, wo man die Vorgänge bei seiner Wahl inkriminierte, ungerechte Besteuerung seiner riesigen Kirchenprovinz, Mißachtung der Synode von Caesarea, vielfältige Gewalttätigkeit, Unzucht und anderes, sogar eine abgeschlagene Hand des «ermordeten» Arsenius vorwies, tauchte er zwar, nach einem kaiserlichen Drohbrief, mit vielen Prälaten samt dem Totgesagten selber auf (der auch seine unversehrte Hand vorzeigen konnte). Doch die gegnerischen Bischöfe schimpften ihn nur einen «Zauberer», sprachen von «Blendwerk» und schickten sich an, «ihn zu zerreißen und hinzuschlachten» (Theodoret).

In Wahrheit war die synodale Untersuchungsmission – die der kaiserliche comes Dionysius nicht etwa, wie Athanasius behauptet, geleitet, sondern, um wenigstens das Schlimmste zu verhindern, befehlsgemäß überwacht hat, ohne, höchstwahrscheinlich, teilzunehmen – «wirklich bemüht», so ein heutiger Theologe, Licht in die dunkle Angelegenheit zu bringen. Man habe auch Aussagen protokolliert, die nicht mit der Anklageschrift übereinstimmten. «Dadurch wurde zwar die Legende von der Gewalttat während des Gottesdienstes zerstört, die Tatsache des Eindringens, des Umwerfens des Altars durch Makarius und das Zerbrechen des Kelches aber nur bestätigt» (Schneemelcher). Athanasius verließ denn auch heimlich die Stadt, um einer Unterwerfung zu entgehen. Doch die Arianer oder (und) Eusebianer haben seine um den 10. September erfolgte und von Konstantin bestätigte Absetzung in Tyrus stets als rechtmäßig verteidigt; bis zum Tod des Konstantius bildet sie die Rechtsgrundlage für das Vorgehen gegen den Hierarchen. Hofbischof Euseb aber, einer von Athanasius' Todfeinden, gewann nun immer mehr Einfluß auf den Kaiser, besonders über dessen Halbschwester Konstantia, einer überzeugten Christin und Anhängerin des Arius. Systematisch hob Euseb jetzt seine Gegner aus den Sätteln, so daß die Arianer (von denen viele, zumal die einflußreichsten, zwar nicht mehr die ursprüngliche Lehre des Arius vertraten, doch auch nicht die

Formel von Nicaea), immer mehr das Feld beherrschen und die Bischöfe der Katholiken in die Verbannung wandern, auch Athanasius, der zuletzt noch mit einem Dockarbeiterstreik, einer Sperrung der ägyptischen Kornlieferungen, gedroht haben soll. Konstantin, dessen Sympathie für die Katholiken allmählich erkaltet war, relegierte ihn ohne Verhör, selbst ohne die Bitten des hochheiligen Antonius zu beachten, am 7. November, eine Woche nach seiner Ankunft in Konstantinopel, ans andere Ende des Römerreichs, nach Trier (stets reinste Lustsitze als Verbannungsorte für Kleriker wählend).[41]

Dem Bischof der Hauptstadt aber befahl er, mit Arius in Kommunion zu treten. Doch in Konstantinopel saß seit 336 Paulus, ein enger und kaum minder brutaler Freund des Athanasius, im Patriarchensessel. Und eben in Konstantinopel starb 336, unmittelbar vor seiner Wiederaufnahme in die Kirche, Arius ganz plötzlich eines mysteriösen Todes auf der Straße; angeblich beim Gang zur Kommunion, vielleicht aber erst auf dem Heimweg davon: für die Katholiken ein Gottesurteil, für die Arianer Mord. Athanasius behauptet zwanzig Jahre später in einer unwahrscheinlich detaillierten Story, Arius sei durch Erhörung der Gebete des Ortsbischofs verschieden: auf einem öffentlichen Abort mitten auseinandergeborsten und in der Jauche verschwunden – eine «häßliche Legende» (Kühner), eine «Lügengeschichte» (Kraft), «die seitdem zum eisernen Bestand der populären Polemik gehört, dem kritischen Leser aber höchstens als Bericht über einen Giftmord erscheint» (Lietzmann).[42]

Wer derart einen toten Feind buchstäblich in den Kot zieht, ist zu allem fähig, nicht nur als Kirchenpolitiker, auch als Kirchenschriftsteller. Zwar attestiert gerade diesem ein Experte wie Schwartz «stilistische Unfähigkeit», und Duchesne notiert trocken: «Es genügte ihm, schreiben zu können ...» Doch ein quasi-literarisches Talent besaß der «Vater der Rechtgläubigkeit», auch «Vater der wissenschaftlichen Theologie» (Dittrich), der mit dem Attribut «der Große» geehrte Kirchenlehrer: er war ein großer Fälscher vor dem Herrn. Nicht bloß schmückte er seine Vita Antonii (die bei Augustins Bekehrung eine Rolle spielte,

Vorbild wurde sämtlicher griechischen und lateinischen Heiligenviten und jahrhundertelang Morgen- und Abendland für das Mönchtum begeistert hat!) mit immer dümmeren Mirakeln aus, sondern fälschte auch Urkunden im sozusagen schlechtesten Stil. Erstaunt es, daß man ausgerechnet unter dem Namen des berühmten Fälschers wiederum «ungezählte» Schriften gefälscht hat? (Der Theologe v. Campenhausen zieht vor zu sagen: «unter den Schutz seines Namens gestellt» . . .[43])

«Hinterlasse den Lebenden ein Gedenken, das deines Wandels ganz würdig ist, ehrwürdigster Vater!» spornte einmal der hl. Basilius den hl. Athanasius an.[44] Und er hinterließ . . . Fälschungen einerseits zur Diffamierung des Arius, andererseits zur eigenen Rechtfertigung.

Eine lange Epistel, als Brief Kaiser Konstantins an Arius und die Arianer deklariert, stammt zumindest großenteils von unsrem Kirchenlehrer. Er überschüttet darin den – ihm auch geistig überlegenen – Arius mit einer Flut unverschämter Invektiven: «Galgenstrick», «Jammergestalt», «Gottloser, Boshafter, Hinterlistiger», «Bösewicht», «Lügenmaul», «Narr» und weiter so. Und in einem anderen Brief, von Athanasius, fünfzehn Jahre nach Konstantins Ende, ganz unter dessen Namen verfaßt, wollte er alle sofort mit dem Tod bestraft sehen, die auch nur eine Schrift des Arius aufbewahren – ohne Appellation und Gnadenakt![45]

Ein Schreiben Konstantins an das Konzil von Tyrus (335), das Athanasius rechtmäßig abgesetzt, fälschte der Kirchenlehrer gleich zweimal.

Die Tatsache nämlich, daß der von jedem Christen hochverehrte erste christliche Regent sein Gegner gewesen, mußte dem Patriarchen verdacht und als schwerer Makel empfunden werden. So milderte er in Konstantins angeblichem Brief an das Konzil das harte Urteil des Herrschers erst einmal vorsichtig ab und gab es vor allem als Folge politischer Verleumdung aus. Weiter durfte er in dieser ersten Version, enthalten in seiner ‹*Apologia contra Arianos*›, einer umfangreichen Dokumentensammlung nebst Erläuterungen, kaum gehen: etwa ein Jahrzehnt nach Konstantins Tod war dessen kirchenpolitische Stellung

noch allgemein bekannt. In dem späteren «Synodicum» aber, als keine Augenzeugen mehr Athanasius der Lüge zeihen konnten, teilt er den Brief ganz anders mit, erklärt der Kaiser geradezu: «Wir sahen den Mann so erniedrigt und gedemütigt, daß wir von unaussprechlichem Mitleid für ihn ergriffen wurden, da wir wußten, daß dies jener Athanasius war, dessen heiliger Anblick [!] imstande ist, selbst die Heiden zur Ehrfurcht vor dem Weltgotte hinzuziehen.» Der hl. Fälscher läßt den Kaiser weiter beteuern, daß schlechte Männer ihn, Athanasius, verleumdet, die ganze Lügerei aber widerlegt worden sei, «und nachdem er in allen jenen Sachen als unschuldig erfunden worden war, wurde er mit möglichst großer Ehre von uns in seine eigene Heimat geschickt und in Frieden dem orthodoxen Volke zurückgegeben, das er lenkt»[46].

Tatsächlich gelangte Athanasius, der auch sonst «vor keiner Verfälschung» zurückscheut (Klein), erst durch den Thronwechsel nach Konstantins Tod am 23. November 337 nach Alexandrien.[47]

«Schlachtfeld» Alexandrien unter den Patriarchen Athanasius und Gregorios

Athanasius' Entlassung im Juni aus der westlichen Hauptstadt Trier, die ihn triumphal empfangen und entsprechend verwöhnt hatte, war die erste Regierungshandlung Konstantins II. – «ein arger Rechtsbruch und eine schwere Beleidigung nicht nur für Konstantius, sondern auch für die Bischöfe, die in Tyrus das Urteil gefällt» (Schwartz). (Über Synoden dachte Athanasius natürlich wie über Gewalt. Synoden waren immer gut, sprachen sie für ihn, die causa Athanasii, wobei er stets mit der Majorität renommiert. «Wenn man nämlich Zahl mit Zahl vergleicht, dann sind die Synodalen von Nicaea in der Mehrzahl gegenüber den Partikularsynoden ...» Oder: «Dem Urteil zu unseren Gunsten

stimmten [in Serdika] mehr als 300 Bischöfe zu ...» Und während es für Nicaea «einen vernünftigen Anlaß» gab, werden die Synoden der Arianer nur «aus Haß und Streitsucht gewaltsam zusammengetrommelt».) Die lange Rückreise nutzte der Heimkehrer gleich, um in Kleinasien und Syrien auf seine Weise Frieden zu stiften, den Katholiken also wieder zur Macht zu verhelfen. Allerwärts deshalb nach seiner Werbetour Gegenbischöfe, Zwietracht, neue Spaltungen. Denn: «Wo Gegenbischöfe vorhanden waren, da kam es regelmäßig zu Tumulten und Straßenkämpfen, nach denen mitunter Hunderte von Leichen das Pflaster bedeckten» (Seeck).[48]

Da auch die übrigen Verbannten zu den heimatlichen Herden eilten, blühte ringsum die Rechtgläubigkeit auf. Zuerst reinigte man oft gründlich die durch «Häretiker» befleckten Kirchen – nicht partout, wie bei den Donatisten, mit Salzwasser (S. 328). Diese katholischen Bischöfe praktizierten drastischere Bräuche. In Gaza ließ Oberhirte Asklepas den «entweihten» Altar zertrümmern. In Akyra riß Bischof Markellus seinen Gegnern das Priestergewand vom Leib, hängte ihnen die «geschändeten» Hostien um den Hals und jagte sie aus der Kirche. In Adrianopel fütterte Bischof Lucius die Hunde mit Abendmahlsbrot – und verweigerte später den aus Serdica zurückreisenden orientalischen Synodalen die Kommunion, ja, hetzte anscheinend auch das Volk der Stadt gegen sie auf; weshalb Konstantius zur Wiederherstellung der Ruhe zehn Arbeiter aus den kaiserlichen Waffenarsenalen hinrichten ließ. Natürlich wanderten die «Vorkämper der nicaenischen Orthodoxie» (Joannou) erneut in Verbannung. Und Athanasius feierte all diese und weitere Helden seiner Partei. «Ankyra trauert um Markellus», schreibt er, «Gaza um Asklepas», und Lucius sei «oftmals» von den Arianern «in Ketten gelegt und so zu Tode gemartert worden»[49].

In seiner eignen Bischofsstadt, der ägyptischen Metropole, «einem wirklichen Schlachtfelde» (Schultze), amtierten nun zwei Patriarchen, Pistos, der Bischof der Arianer, dem Athanasius wieder einmal «Gottlosigkeit» attestiert, und eben er selbst. Polizei- und Militäreinsätze, Verbannungen, Brandstiftungen, Exe-

kutionen nehmen kaum ein Ende, wobei Athanasius nicht die ständige Behauptung scheut, das Volk Alexandriens stehe einmütig hinter ihm, obwohl eher das Gegenteil galt.[50]

Erste Amtshandlung sozusagen des Ende November 337 Heimgekehrten: er entzog die vom Kaiser zur Armenernährung bestimmten Kornlieferungen allen Parteigängern seiner Gegner, um mit dem Überschuß offenbar neue Streiter für seine Knüttelgarde anzukirren. Auch unterstützte ihn ein Auftritt seines aus der Wüste herbeizitierten Lehrers, des hl. Antonius, mit jeder Menge Wundertaten und antiarianischen Aktionen. Im Winter 338/39 stellten die Arianer, die ihren Bischof Pistos für zu lau hielten, in einem höchst unkanonischen Verfahren den Presbyter Gregorios aus Kappadokien als Gegenbischof auf, nachdem Euseb von Emesa dankend verzichtet hatte. Bischof Pistos verschwindet spurlos. Patriarch Gregorios, ein gelehrter Herr, dessen große Bibliothek der spätere Kaiser Julian schätzt (und nach Gregors Tod in Antiochien unterbringen läßt), zieht in der Fastenzeit, im März 339, in Alexandrien ein. Er wird begleitet von Militär und Philagrios, dem Gouverneur von Ägypten, einem bewährten, in Alexandrien sehr beliebten Mann, den der Kaiser auf die Bitte einer städtischen Gesandtschaft ernannt hatte. Vereint stürmen Arianer, Meletianer, Heiden und Juden katholische Kirchen. Die Dionysos-Kirche geht in Flammen auf (die Synode von Serdica beschuldigt Athanasius der Brandstiftung). Die Katholiken werden hart verfolgt, Vermögen konfisziert, Mönche und hl. Jungfrauen verprügelt, eingelocht, Kerzen vor Götterbildern aufgestellt, das Baptisterium dient als Bad. Athanasius, der an alt- und neutestamentliche Leiden erinnert, auch an die Passion Christi, hatte schon zuvor in der Kirche des Theonas seine Schäflein zur Stärkung für die kommende Schlacht getauft und zur Erhebung aufgerufen. Dann brachte er sich selbst in Sicherheit und organisierte offenbar von seinem Versteck aus zum heiligen Osterfest neue Tumulte. Mitte März 339 aber floh er nach Rom, am Hals gleichsam eine Kriminalklage, an alle drei Kaiser gerichtet, mit der Beschuldigung neuer «mörderischer Verbrechen». (Nur in diesem einzigen Fall konnte er übrigens nicht, wie sonst bei seinen

Verbannungen und Reisen, die kaiserliche Post benutzen! Er nahm den Seeweg.) Die Seinen verbrennen noch die Kirche des Dionysios, Alexandriens zweites großes «Gotteshaus», das so wenigstens jeder «ketzerischen» Profanierung entgeht.[51]

Während Bischof Gregor mit Hilfe des Staates ein strenges Regiment führt, sitzt Athanasius, mit anderen gestürzten Kirchenfürsten, bei Bischof Julius I. in Rom, das fast mit dem ganzen Westen dem Nicaenum anhängt. Und zum erstenmal in der Kirchengeschichte betreiben jetzt von östlichen Synoden exkommunizierte Prälaten ihre Rehabilitierung durch ein westliches Bischofsgericht. Namentlich sicher kennen wir von ihnen nur Athanasius und Markellus von Ankyra, den bereits erwähnten Priester- und Hostienschänder (S. 377). Nach Erweis seiner «Rechtgläubigkeit» nahm ihn und die anderen Flüchtlinge Julius I. in aller Form in die Communio seiner Kirche auf. Und hier in Rom und dem Westen, der entscheidende Bedeutung für Athanasius' Machtpolitik bekommt, arbeitet er «auf ein Schisma der Reichshälften hin» (Gentz), das 343 die Synode von Serdica auch bringt. Die Arianer, wütend über Roms Einmischung, «im höchsten Grad verwundert», so ihr in Serdica verabschiedetes Manifest, schleudern gegen Bischof Julius I., «den Urheber und Anführer des Übels», den Kirchenbann. Und indes Athanasius im Sinne seiner «causa» die eine Hälfte des Reichs gegen die andere aufwiegelt und ausspielt, so daß der Streit um die Macht des alexandrinischen Bischofs zu einem Streit um die Vormacht des römischen wird, steigert sich die Frömmigkeit im Orient zu immer neuen Höhepunkten.[52]

Antiochien und das meletianische Schisma

Seit langem zerrissen Spaltungen den großen Patriarchensitz Antiochien – heute das türkische Antakya (28 000 Einwohner, darunter 4000 Christen), nicht zu ahnen mehr, was es einst war: die Hauptstadt Syriens, nach Rom und Alexandrien mit vielleicht

800 000 Einwohnern die drittgrößte Stadt des Römischen Reichs, «Metropolis und Auge» des christlichen Orients.

Unweit der Mündung des Orontes ins Mittelmeer entzückend gelegen, von den prunkliebenden syrischen Königen herrlich erbaut, berühmt durch prachtvolle Tempel, Kirchen, Säulenstraßen, den Kaiserpalast, Theater, Bäder, Stadion, ein bedeutendes Zentrum auch für das Militär, hatte Antiochien in der Geschichte der neuen Religion von Anfang an eine große Rolle gespielt. Es war die Stadt, in der die Christen ihren Namen erhielten (von Heiden – von denen sie alles bezogen, was nicht von den Juden war), die Stadt, wo Paulus predigte und schon mit Petrus stritt (S. 147 ff), wo Ignatius agitierte (S. 155 ff), wo die durch Lukian, den Märtyrer, geschaffene Theologenschule lehrte, im christologischen Konflikt gleichsam der «linke Flügel» und weithin die Kirchenhistorie des Jahrhunderts mitprägend, auch wenn die meisten dieser Schule (selbst Johannes Chrysostomos gehörte ihr an) zeitweilig oder ganz verketzert worden sind, Arius vor allem ... Antiochien, wo viele Synoden, meist arianische, tagen, über 30 Konzile der alten Kirche, wo 362/63 Julian residiert und seine Streitschrift ‹*Gegen die Galiläer*› schreibt (S. 334), Johannes Chrysostomos das Licht der Welt erblickt und verdunkelt. Antiochien wurde eine der wichtigsten Bastionen für die Ausbreitung des Christentums, «das Haupt der Kirche des Ostens» (Basilius) und Sitz eines Patriarchen, dem im 4. Jahrhundert die Kirchen der politischen Diözese Oriens, fünfzehn Kirchenprovinzen mit etwa 220 Bistümern, unterstanden. So lohnte es sich schon, für «Gott» zu streiten, ging es drunter und drüber in den Christentempeln der Stadt, war Antiochien mit seiner sehr suggestiblen, wankelmütigen Einwohnerschaft voller Intrigen, Tumulte; vor allem seit die Arianer 330 den hl. Patriarchen Eustathius, einen der eifrigsten Apostel des Nicaenums, wegen «Ketzerei» abgesetzt hatten, wegen Unsittlichkeit und Aufmüpfigkeit gegen Kaiser Konstantin, der ihn bis zu seinem Tod verbannte. Gab es doch hier zur Zeit des meletianischen Schismas, das immerhin 55 Jahre dauert, von 360 bis 415, gelegentlich drei, vier Prätendenten, die einander bekämpften und östliche wie westliche Kirche in ihre Fehden

rissen, die Paulinianer (Integral-Nicaener), die Nicaener, die Halb- und die Ganz-Arianer.[53]

Selbst «der gesunde Leib der Kirche» (Theodoret) war da lang geteilt, wirkten doch zeitweise nicht nur zwei katholische Parteien, sondern auch zwei katholische Bischöfe. «Was sie voneinander trennte», meint Theodoret, «war einzig und allein die Streitsucht und die Liebe zu ihren Bischöfen. Ja nicht einmal der Tod des einen Bischofs machte der Spaltung ein Ende.»[54]

Beim meletianischen Schisma entschieden sich Athanasius samt dem ägyptischen Episkopat, der arabische Episkopat, Rom und das Abendland früher oder später für den (nicht einwandfrei geweihten) Paulinos von Antiochien – den Lucifer von Cagliari zum Bischof gemacht hatte, jener Lucifer, der dann, gegen die katholische Kirche, seine eigenen Konventikel schuf (S. 389 f). Dagegen stand fast der ganze Orient, darunter die «drei großen Kappadokier», die Kirchenlehrer Basilius, Gregor von Nazianz und der hl. Gregor von Nyssa, zu dem durch den arianischen Kaiser Valens wiederholt jahrelang verbannten hl. Bischof Meletios von Antiochien – der Kirchenlehrer Johannes Chrysostomos als begeisterten Schüler hatte. (Er verließ nach dem Tod des Meletios dessen Partei, schloß sich aber nicht dem Paulinos an.) Auch Kirchenlehrer Hieronymus war in Verlegenheit: «Ich kenne den Vitalis nicht, den Meletius weise ich ab, ich weiß nichts von Paulin.» Selbst Basilius, der die Verhandlungen mit Rom angebahnt hatte, bereute zuletzt, sich mit dem «hochthronenden» Römer überhaupt eingelassen zu haben. Und noch bei Meletios' pompöser Bestattung im Mai 381 hetzte der hl. Gregor in Gegenwart des Kaisers: «Ein Ehebrecher» (Paulinos) «drang zum Hochzeitsbett der Braut Christi» (das ist die schon mit Meletios vermählte antiochenische Kirche), «doch die Braut blieb unversehrt». (Für Paulinos waren «Vater», «Sohn» und «Geist» eine einzige Hypostase, für Meletios drei; wie für die drei Kappadokier.) Noch auf dem Konzil von Konstantinopel (381) brachen wegen der Nachfolge des Meletios wilde Kräche unter den «Vätern» aus. Paulinos wäre jetzt der einzige Bischof in Antiochien gewesen. Man wählte aber Flavian. Ambrosius protestierte.

Außer den beiden Orthodoxen, Meletios und Paulinos, samt dem «gesunden Teil des Volkes», gab es in Antiochien aber noch den «kranken» (Theodoret) unter dem radikalen arianischen Bischof Euzoios, der über fast alle Kirchen der Stadt gebot, sowie eine ganze Reihe konkurrierender Sekten, Massalianer, Novatianer, Apollinaristen, Paulinianer (der Anhang des Bischofs Paul von Samosata – nicht zu verwechseln mit den Paulinianern des Paulinus!) und noch weitere. Bis ins 5. Jahrhundert dauerte das «Antiochenische Schisma», wobei die Stadt von Aufständen infolge sozialer Konflikte geschüttelt wurde: allein in den achtziger Jahren erhob sich die hungernde und ausgebeutete Bevölkerung 382/83, 384/85 und 387. Schließlich schloß sich das syrische Volk größtenteils den «Ketzern», den Jakobiten, an: im 6. Jahrhundert (in dem Antiochien 526 ein Erdbeben heimsuchte, das angeblich eine Viertelmillion Menschenleben verschlang) gründete der Mönch und Priester Jakob Baradai die syrisch-monophysitische Kirche. Und am Vorabend der Kreuzzüge gehörten zum Patriarchat Antiochien noch 152 Bischofssitze. Doch die christlichen Kirchen und Bauten der Stadt sind so spurlos verschwunden wie in Alexandrien.[55]

Bürgerkriegsähnliche Zustände in Konstantinopel und Kriegsdrohung aus dem katholischen Westen

In Konstantinopel schickt man den rabiaten Nicaener, den schon von Konstantin nach Pontus verbannten Erzbischof Paul – Arius' Mörder für die Arianer –, Ende 338 in Ketten erneut ins Exil. (Freilich widersprechen sich die Berichte über sein Leben und Schicksal arg.) Sein Nachfolger, Euseb von Nikomedien, der prominente Gönner des Arius, stirbt etwa drei Jahre später. Mit kaiserlicher Billigung reist Paulus, inzwischen als Flüchtling beim Bischof von Rom, 341 wieder heim. Der Fanatiker Asklepas von Gaza (S. 377), selbst gerade, mit Erlaubnis des Konstantius, aus

der Verbannung zurück, bereitet den Einzug des Patriarchen vor, mit Mord und Totschlag, auch in den Kirchen. Es herrschen «bürgerkriegsähnliche Zustände» (von Haehling). Hunderte von Menschen werden umgebracht, noch ehe Paulus triumphierend die Hauptstadt betritt und die Massen aufputscht. Makedonios, der Semiarianer, sein alter Feind, wird Gegenbischof. Doch trägt, nach Quellenlage, an den blutigen, sich immer mehr steigernden Wirren Paulus die Hauptschuld. Der 342 vom Kaiser mit der Wiederherstellung der Ordnung beauftragte Reitergeneral Hermogenes – es ist das erste Eingreifen eines Heermeisters in einen innerkirchlichen Konflikt – wird vom Anhang des katholischen Oberhaupts in die Irene-, die Friedenskirche, gedrängt, diese angezündet, Hermogenes erschlagen und seine Leiche an den Füßen durch die Straßen geschleift. Direkt beteiligt: zwei Hausgenossen des Patriarchen, Subdiakon Martyrius und Lektor Marcianus, jedenfalls nach Auskunft der Kirchengeschichtsschreiber Sokrates und Sozomenos. Prokonsul Alexander rettet sich durch Flucht. Auch in Konstantinopel reißen die Religionskrawalle kaum ab, wobei einmal 3150 Menschen das Leben verlieren. Patriarch Paulus aber, durch den Kaiser selbst entfernt, wird von einem Verbannungsort zum andern geschleppt, bis er in Kukusus, Kleinarmenien, stirbt, vermutlich von Arianern erwürgt, und Makedonios für lange alleiniger Oberhirte der Hauptstadt ist.[56]

Nach dem Sieg der Orthodoxie wurde die Leiche des Paulus 381 nach Konstantinopel gebracht und in einer Kirche, die man den Makedonianern wegnahm, beigesetzt. Seitdem trug diese Kirche seinen Namen.[57]

Vermutlich hatte der brutale Auftritt des katholischen Seelenretters auch einen außenpolitischen Hintergrund. Die Diözese Thrakien soll samt Konstantinopel bei der Aufteilung des Reichs (S. 308) zunächst zum Territorium des Konstans gehört, dieser sie aber im Winter 339/40 an Konstantius abgetreten haben für dessen Hilfe gegen Konstantin II. Der freilich war inzwischen ausgeschaltet, und es erscheint nicht unwahrscheinlich – eine erst von jungen Historikern wieder aufgegriffene These –, daß Pa-

triarch Paulus in Konstantinopel den Wiederanschluß der Stadt an das Westreich vorbereiten sollte.[58]

Jedenfalls suchte Kaiser Konstans, der im Westen die Nicaener fördert, politischen Einfluß auch im Osten. Und nicht zufällig drängte ihn Bischof Julius I. von Rom Anfang der vierziger Jahre zu Interventionen. Er sollte bei Konstantius für Athanasius, Paulus und andere Verfolgte eintreten und eine allgemeine Synode berufen, wofür weitere einflußreiche Katholiken warben. Ein Jahr nachdem sich zwei Konzilien, Orientalen und Abendländer samt Athanasius, in Serdica (Sofia) gegenseitig verfluchten (von hier führt der Weg zu der bis heute bestehenden Kirchenspaltung von 1054), protestiert Konstans in Antiochien, der derzeitigen Residenz, durch die Bischöfe Vincentius von Capua und Euphrates von Köln. (Dabei gibt es im Schlafzimmer des bejahrten Kölner Oberhirten ein peinliches Nuttenintermezzo, das dem Initiator, dem arianischen Ortsbischof Stephanus, sogar den Stuhl kostet; freilich war sein Nachfolger Leontius ebenfalls «heimtückisch wie die verborgenen Klippen des Meeres».) Hinter diesen Umtrieben aber des Westens gegen den Osten stand offenbar Athanasius. Er ist der Schützling und Mitstreiter des römischen Bischofs. Er taucht auch wiederholt am Kaiserhof auf. Er gewinnt die Palastbeamten, besonders den bei Konstans hochangesehenen Eustathius, durch überreiche Geschenke. Und er spricht schließlich auch in Trier mit dem Herrscher selbst, der die Rückkehr der Verbannten bei Konstantius sogar durch Kriegsdrohung erzwingen will. Ebenso knapp wie unverschämt schreibt er dem Bruder: «Meldest du mir nun, daß du ihnen ihre Throne wiedergibst und diejenigen abwehren willst, welche sie mit Unrecht belästigen, so werde ich die Männer zu dir schicken; weigerst du dich aber, es so zu machen, so mögest du wissen, daß ich selbst dorthin kommen und auch gegen deinen Willen jenen die ihnen gehörigen Throne wiedergeben werde.»[59]

Entweder ihre Bischofsstühle oder Krieg. Die Verlockung schien nicht gering, dem ewig mit den Persern kämpfenden Bruder in den Rücken zu fallen, zumal Perserkönig Šāpūr sich zu einer neuen Attacke auf Nisibis anschickte. Doch im Frühsommer 345

erreichte Athanasius in Aquileja, wo er ein ganzes Jahr verbracht hatte, seine Rückberufung durch Konstantius. Gleichwohl ging er erst nach Trier an den Hof, «beschwerte» sich dort, erhob «Klagen und Vorstellungen», kurz, rief «im Kaiser den Eifer seines Vaters wach» (Theodoret). Aber auch Konstantius beklagte in einem weiteren Schreiben – dem sogar ein drittes folgte – das Ausbleiben des Bischofs und lud «Hochwürden» ein, «ohne alles Mißtrauen und ohne Furcht die staatlichen Postwagen zu besteigen und zu uns zu eilen ...» Endlich reiste Athanasius, eindringlich von Konstantius zu versöhnlichem Verhalten in der Heimat gemahnt, im Sommer 346 von Trier nach Rom, wo er wieder mit Bischof Julius, und von dort weiter in den Osten, wo er in Antiochien auch mit Konstantius zusammentraf, der ihn huldvoll empfing und alle alten Akten gegen ihn vernichten ließ. Das hinderte den Patriarchen jedoch nicht, wie schon bei seiner Rückkehr 337 (S. 376 f), wieder allerlei Umwege zu machen, Intrigen zu spinnen, ihm genehme Oberhirten einsetzen, andere vertreiben, in Jerusalem durch Ortsbischof Maximus eine kleine Synode veranstalten zu lassen, die den in Serdica von den Orientalen Verdammten mit Mehrheit erneut in die kirchliche Gemeinschaft aufnahm und ihm noch eine überschwengliche Empfehlung an den ägyptischen Klerus mitgab zur Erleichterung seiner Heimkehr.[60]

Rückkehr des Athanasius (346), neue Flucht (356) und sechsjähriger Unterschlupf bei einer zwanzigjährigen Schönheit

Am 21. Oktober 346 zog Athanasius, nach siebeneinhalbjährigem Exil, wieder einmal in Alexandrien ein, wo im Vorjahr der arianische Bischof Gregor verstorben war, nachdem er «sechs Jahre lang grausamer als ein wildes Tier» gewütet (Theodoret). Um so segensreicher wirkte nun der Heilige – und bis zur Beseitigung von Kaiser Konstans (350) sogar ganz unbestritten. Doch weil um

Gottes willen alles erlaubt, geradezu geboten ist, schrieb Athanasius nach der Ermordung seines westlichen Wohltäters heimlich an dessen Mörder Magnentius. Seine Truppen standen bereits in Libyen, auf dem Gebiet des ägyptischen Patriarchats. Also suchte der Patriarch den Usurpator für sich einzunehmen – und behauptete später, seine Briefe an Magnentius habe man gefälscht! (Und von Fälschungen verstand nicht nur dieser Heilige einiges.) Zwar stürzten ihn wieder einmal – nachdem die Eusebianer schon 351 durch die erste sirmische Glaubensformel das Nicaenum zu verdrängen strebten (357, 358, 359 kamen drei weitere sirmische Formeln hinzu: S. 391 ff) – die Konzilien in Arles und Mailand, wovon gleich noch zu sprechen ist. Denn jetzt wurde Athanasius von keinem westlichen Herrscher mehr geschützt. Doch mißlang es Konstantius immer noch, den Alexandriner zu vertreiben. Nicht dieser, sondern der Gesandte des Kaisers, der Notar Diogenes, wich nach vier Monaten, am 23. Dezember 355, aus der Stadt. Erst nachdem der Notar Hilarius und der arianische Dux Syrianos erschienen und in der Nacht vom 8. auf 9. Februar 356, «mit mehr als 5000 Soldaten, welche Waffen, entblößte Schwerter, Bogen, Pfeile und Keulen mit sich führten» (Athanasius), die Kathedrale des Patriarchen umzingeln ließen, wobei es – nicht durch seine Schuld, wie Syrianos betonte – einige Verwundete und Tote gab, suchte Athanasius das rettende Weite. Während im Nahkampf mit den Truppen mehrere seiner Anhänger fielen, soll er zu Mönchen in die Wüste geflohen sein.[61]

Doch gibt es auch eine delikatere Version, sogar von gut kirchlicher Seite.

Nach den mondänen Städten Trier und Rom nahm Athanasius jetzt etwas Intimeres auf – eine Jungfrau, etwa zwanzigjährig und «von so außerordentlicher Schönheit», wie der «ganze Klerus bezeugte», «daß man ihr um ihrer Schönheit willen aus dem Wege gegangen sei, um niemandem Anlaß zu Verdacht und Tadel zu geben».[62]

Die Geschichte erzählt uns kein böser Heide, sondern der Mönch und Bischof von Helenopolis in Bithynien, Palladius, ein

guter Freund auch des hl. Johannes Chrysostomos. In seiner berühmten ‹*Historia Lausiaca*›, einer wichtigen Quelle für das ältere Mönchtum, die insgesamt «der wirklichen Geschichte sehr nahe» kommt (Kraft), berichtet Bischof Palladius von dem jungen Mädchen, dem der ganze Klerus auswich, um nicht böse Zungen zu provozieren. Anders Athanasius. Plötzlich in seinem Palast von den Häschern gestört, ergriff er «Gewand und Mantel und floh mitten in der Nacht zu dieser Jungfrau». Freundlich nahm sie ihn auf, wenn auch ängstlich – «angesichts des Tatbestandes». Der Heilige aber beruhigte sie. Nur wegen «angeblicher Verbrechen» sei er flüchtig, um nicht als unvernünftig zu gelten «und um nicht diejenigen, die mich zur Strafe ziehen wollen, in Sünde zu stürzen»[63].

So rücksichtsvoll! Und da die Erstürmung seiner Kathedrale Verwundete und Tote gekostet, die erneute Flucht diesmal sogar die Freunde gerügt, die Feinde verhöhnt hatten, verwahrte er sich durch Verweise auf lauter gotterleuchtete Bibelgrößen, die alle, gleich ihm, schon entsprungen waren: Jakob dem Esau, Moses dem Pharao, David dem Saul et ceteri. «Denn es ist das gleiche, sich selber zu töten oder sich seinen Feinden zur Ermordung auszuliefern». Lang und breit verstand Athanasius stets, sein Davonlaufen zu rechtfertigen. Fliehen, wußte er, war das Gebot der Stunde – «für die Verfolger sorgen, damit sie nicht bis aufs Blut wüten und dabei schuldig werden». An das eigene Leben dachte der Mann überhaupt nicht, wenn er die Seinen ihrem Schicksal überließ – gleich so manchem tapfren General in der Schlacht. Dies tadeln, sei geradezu Undank gegen Gott, Mißachtung seines Gebotes. Auch konnte man die Flucht nützen und noch fliehend das Evangelium verkünden. Selbst der Herr, schreibt Athanasius, «verbarg sich und floh». «Wem muß man nun gehorchen? Den Worten des Herrn oder ihrem Geschwätz?»[64]

Nicht jeder freilich findet fliehend Unterschlupf bei einer zwanzigjährigen Schönen. Athanasius hatte das Glück oder die Gnade. «Gott offenbarte mir in dieser Nacht: ‹Nur bei jener kannst du gerettet werden.› Voller Freude ließ sie da alle Bedenklichkeit fallen und wurde ganz dem Herrn zu eigen.» (Gut gesagt.)

«Sie verbarg demnach jenen sehr heiligen Mann sechs Jahre lang, so lange noch Konstantius lebte. Sie wusch seine Füße, beseitigte seine Abfälle, sorgte für alles, was er brauchte ...» Auffällt: die große Heiligkeit des Athanasius wird in einem Atemzug mit seinem langen Unterschlupf bei der jungen Attraktion betont – ein Zeitraum übrigens, den man auch anderweitig bestätigt. Dennoch nimmt man heute (zugunsten des Heiligen) an, er habe bei der Augenweide «nur vorübergehend» gehaust (Tetz) – ein dehnbarer Begriff. Ganz beiseite, daß das Zusammenleben eines Klerikers mit einer Gottgeweihten Jungfrau, einer gynä syneisaktos, einer «geistlichen Ehefrau», im 3. und 4. Jahrhundert weit verbreitet war und selbst die engste Gemeinschaft, die des Bettes, einschloß. Aber Athanasius war natürlich über jeden Verdacht erhaben. «Ich floh zu ihr», verteidigt er sich, «weil [!] sie sehr schön und jung ist. So habe ich zweierlei gewonnen: ihr Heil, denn ich habe ihr dazu verholfen, und [die Wahrung] meines Rufes». Manche bleiben allzeit makellos. (In unserem Jahrhundert machte der spätere Papst Pius XII. mit 41 Jahren eine dreiundzwanzigjährige Nonne zu seiner Lebensgefährtin – bis er starb.[65])

Die Synoden von Arles, Mailand, Rimini, Seleukia und das tragikomische Schauspiel der Bischöfe Lucifer von Cagliari und Liberius von Rom

Der Sturz des Athanasius auf den zwei großen Synoden in der Kaiserresidenz Arles (353) und Mailand (355) war unter starkem kaiserlichen Druck erfolgt. Vergeblich versuchte der verschwindend geringe Anhang des Athanasius dessen politischen Fall auf theologisches Terrain zu verlagern und eine Religionsdebatte zu beginnen – getreu der Praxis des Meisters, bloßes Machtstreben, die causa Athanasii, hinter der Sache des Glaubens zu verstecken. Der wiederholt entthronte «Vater der Rechtgläubigkeit» wurde

von fast allen Synodalen, an ihrer Spitze die Bischöfe Ursacius und Valens, abermals abgesetzt und förmlich verflucht. «Gegen alle hat Athanasius gesündigt», sagte der Kaiser, «doch gegen niemanden so viel wie gegen mich.» Nur Bischof Paulinus von Trier, seit Jahren Athanasius' engster Vertrauter im Westen, hatte (in Arles, wo auch die päpstlichen Legaten, Bischof Vincentius von Capua, seit fast drei Jahrzehnten mit Athanasius befreundet, und Marcellus, unterzeichneten) die Unterschrift verweigert und wanderte sofort in die Verbannung nach Phrygien; hier blieb er bis zu seinem Tod. In Mailand aber war auf Wunsch des römischen Bischofs Liberius, nach dem Verrat seiner Legaten in Arles, eine neue Synode zusammengetreten, und als sich dort das Volk, offensichtlich aufgestachelt von seinem Bischof Dionysius, zu erregen begann, verlegte der Kaiser den Ort der heiligen Handlung aus der Kirche in seinen Palast und verfolgte hinter einem Vorhang die Sitzungen – «Mein Wille ist Kanon»! Von 300 Konzilsvätern widerstanden ihm ganze fünf, drei Bischöfe und zwei Priester, die gleichfalls mit sofortiger Verbannung büßten, die höheren Würdenträger von Bischof Liberius durch einen Gratulationsbrief geehrt, in dem er den Kaiser einen «Feind des Menschengeschlechts» nannte. Auch der Priester Eutropius, einer der römischen Legaten, soll verbannt, der andere Legat, Diakon Hilarius, ausgepeitscht worden sein, falls Athanasius nicht lügt, wie so oft.[66]

Einer der fünf Standhaften – ein tragikomisches Kuriosum der Heilsgeschichte – war Bischof Lucifer von Cagliari (Calaris), ein wenig gebildeter fanatischer Antiarianer, der fast allein in Syrien und Palästina ein langjähriges Exil für den nicaenischen Glauben auf sich nahm. Da ein Priester einem «ketzerischen» Kaiser keine Ehrfurcht schulde, überhäufte er diesen publizistisch, zwischen reichlich eingestreuten Bibelzitaten, mit primitiven Schmähungen im Vulgärlatein als leibhaftigen Antichristen und des Höllenfeuers sicher. Lucifer überwarf sich aber auch mit Liberius von Rom, mit Hilarius von Poitiers, und erkannte auch die opportunistischen Maßnahmen des Athanasius auf der «Friedenssynode» (362) nicht an. Vielmehr kehrte er den Katholiken, über deren

Reichtum, Laxheit, Anpassung entsetzt, den Rücken und organisierte von Sardinien aus seinen eigenen, bis ins 5. Jahrhundert bestehenden Heilsverein; kleine, doch aktive, weitverzweigte, von Trier bis Afrika, Ägypten und Palästina missionierende Konventikel. Selbst im römischen Klerus hatte Lucifer Anhänger. Nach seinem Tod (370/71) wurde Gregor, Bischof von Elvira, das Haupt der Bewegung; auch er ursprünglich ein radikaler Vorkämpfer der Orthodoxie. Die Luciferaner, «die wahren Bekenner», lehnten die Katholiken als Schismatiker ab, geißelten deren Staatshörigkeit, die Gier ihrer Prälaten nach Ehre, Reichtum, Macht, die «prachtvollen Basiliken», die «von Gold strotzenden, mit kostbarem Marmorprunk bekleideten, auf ragender Säulen Pomp ruhenden Basiliken», «die weithin sich erstreckenden Liegenschaften der Herrschenden» – und wurden noch von dem streng katholischen Theodosius I. als rechtgläubig anerkannt. Sogar in Rom hatten sie einen Bischof, Ephesius, den Papst Damasus vergeblich der dortigen Kriminaljustiz auszuliefern suchte. Stadtpräfekt Bassus weigerte sich entschieden, «katholische Männer untadeligen Charakters zu verfolgen»[67].

Doch das besorgten die Herren schon selbst.

In Oxyrhynchos, Ägypten, schlugen katholische Priester den Altar des Luciferanerbischofs Heraclides mit Beilen in Stücken. In Trier wurde der Luciferanerpresbyter Bonosus verfolgt. In Rom mißhandelten päpstliche Kleriker und Polizei den Luciferaner Macarius derart, daß er, verbannt nach Ostia, dort seinen Wunden erlag. (Ortsbischof Florentinus wollte allerdings mit dem «Verbrechen des Damasus» nichts zu tun haben und transferierte die Gebeine in ein Ehrengrab.) In Spanien erbrachen die Katholiken die Kirche des Presbyters Vincentius, schleppten den Altar in einen Tempel unter ein Götterbild, erschlugen die Ministranten des Priesters mit Knütteln, legten ihn selber in Ketten und ließen ihn verhungern. Einen viel kürzeren heilsgeschichtlichen Prozeß demonstrierte Bischof Epictet von Civitavecchia. Er spannte den Luciferaner Rufinian an seinen Wagen und hetzte ihn zu Tode. Bischof Lucifer von Cagliari aber wurde auf Sardinien, das zeitweilig geschlossen gegen die Großkirche stand,

als Heiliger verehrt und als solcher 1803 von Papst Pius VII. anerkannt.[68]

Daß es gerade der Papstgeschichte an Kuriosa nicht mangelt, zeigt auch Bischof Liberius.

Vergeblich suchte der Gesandte des Kaisers, der praepositus sacri cubiculi, Eusebios, ein berüchtigter, unter Julian hingerichteter Eunuch, Liberius zur Verurteilung des Athanasius zu bewegen. Weder Geschenke noch Drohungen sollen geholfen haben, so daß Konstantius den Römer nachts entführen und nach Mailand bringen ließ. Dort hielt er ihm vor, wie sehr Athanasius allen geschadet, am meisten aber ihm. «Er hat sich mit dem Tod meines ältesten Bruders nicht zufriedengegeben und nicht aufgehört, den inzwischen verstorbenen Konstans zur Feindschaft gegen uns aufzuhetzen». Selbst seine Erfolge gegen die Usurpatoren Magnentius und Silvanus, erklärte der Regent, bedeuteten ihm nicht soviel «wie das Verschwinden dieses Gottesverächters von der kirchlichen Bühne». Hat Konstantius doch anscheinend einen hohen Preis auf die Ergreifung des flüchtigen Alexandriners gesetzt und noch die Könige von Äthiopien um Mithilfe gebeten.[69]

Anders als seine Legaten (S. 389) aber wollte der römische Bischof dem «Ketzer»-Kaiser bis aufs äußerste widerstehen, ja, «für Gott den Tod erleiden». So brach Konstantius die Unterredung ab: «Der wievielte Teil der bewohnten Erde bist Du, daß Du allein einem gottlosen Manne beistehst und den Frieden des Erdkreises und der ganzen Welt störst?» «Du allein bist es, der an der Freundschaft jenes ruchlosen Menschen noch festhält.» Liberius bekam drei Tage Bedenkzeit, blieb aber standhaft. «Die Gesetze der Kirche gehen mir über alles», sagte er. «Schicke mich wohin du willst.» Und dies, obwohl er, nach Ammian, von Athanasius' Schuld überzeugt war. Doch nach zweijährigem Exil zu Beröa (Thrakien), mit Gehirnwäsche durch den Ortsbischof, Demophilus, und den Bischof Fortunatian von Aquileja, kapitulierte Liberius. Der in Mailand so bewundernswerte Römer, der «siegreiche Kämpfer für die Wahrheit» (Theodoret), schloß nun, ein Schauspiel besonderer Art, den «Vater der Rechtgläubigkeit», Kirchenlehrer Athanasius, aus der Kirche aus und unterzeichnete

ein semiarianisches Glaubensbekenntnis (die sog. 3. sirmische Formel, wonach der «Sohn» dem «Vater» nur ähnlich ist), ausdrücklich seinen freien Willen betonend. In Wirklichkeit erkaufte er sich die Heimkehr, strebte er bloß «aus dieser Trübsal» zurück nach Rom. «Sehet Ihr zu, wenn Ihr mich im Exil verkommen lassen wollt», klagte er 357 dem Vincentius von Capua – und prangt im Martyrologium von Nikomedien und im Martyrologium Hieronymianum gleich zweimal. Doch gegenüber den Orientalen nannte der Märtyrer-Papst noch seine wildesten Feinde, die Bischöfe Valens und Ursacius, vom hl. Athanasius bei jeder sich bietenden Gelegenheit aufs schlimmste beschimpft, «Söhne des Friedens», verhieß ihnen Lohn im Himmelreich, beteuerte, er habe «Athanasius nicht verteidigt», Athanasius sei «von unser aller Gemeinschaft, auch des Briefverkehrs, geschieden», «mit Recht verurteilt». Und schrieb von seinem halbarianischen Glaubensbekenntnis: «Ich habe es bereiten Sinnes angenommen, in keinem Punkte widersprochen, ihm zugestimmt. Das befolge ich, das wird von mir gehalten.» Er gebarte sich so, daß man die – gänzlich gesicherte – Echtheit seiner ihn schwer kompromittierenden Exilsbriefe wieder einmal lange und heiß bestritt, obwohl sie heute (!) selbst im katholischen Lager überwiegend eingeräumt wird. Erklärte seinerzeit doch sogar Kirchenlehrer Hieronymus, Liberius, im Exil gebrochen, habe eine «ketzerische» Unterschrift gegeben.[70]

Im übrigen wird man – mit Richard Klein – die Haltung des römischen Bischofs als Ausdruck menschlicher Schwäche nachsichtiger beurteilen als das Verhalten sowohl des hl. Athanasius (der den Fall des Liberius ausführlich schildert, um die eigene Standhaftigkeit desto heroischer aufleuchten zu lassen), wie des hl. Hilarius, die beide, je nach Bedarf, dem Herrscher widerlich schmeicheln oder ihn unflätig begeifern, wenn freilich auch Liberius – er müßte kein Papst gewesen sein – mutig genug war, wenigstens dem toten Konstantius eine Verwünschung nachzurufen.[71]

(Noch in unsren Tagen aber gibt Perikles-Petros Joannou die Briefe des Liberius als arianische Falsifikate aus. «Was die Aria-

ner durch Gewalttaten nicht erreichen konnten», behauptet Joannou, «stellten sie in den vier Fälschungen, die sie unter dem Namen des Liberius in Umlauf setzten, als erreicht hin.» Allerdings erfährt man: «Die Anregung zum vorliegenden Werk gab Kurienkardinal Amleto Giovanni Cicognani [Rom].» Der Prälat hatte erst «in einem persönlichen Gespräch» Joannous Ansichten geprüft, darauf ihn ersucht, «den genannten Begriff des Primats in den byzantinischen Kirchenquellen näher zu erforschen und ihm die Ergebnisse vorzulegen». Erst danach erfolgte die Zustimmung des «unterdessen zum Staatssekretär des Papstes ernannten Kardinal Cicognani».)[72]

Konstantius erlaubte 358 Liberius die Heimkehr. Freilich – dies war Bedingung – sollte er mit seinem Nachfolger Felix in Rom gemeinsam das Bischofsamt verwalten. Sogar eine Synode in Sirmium wirkte in diesem Sinn auf Felix und den römischen Klerus ein. Doch kam es dann zu solchen Tumulten in der «Heiligen Stadt», daß man Hilarius' Äußerung begreift, er wisse nicht, womit der Kaiser den größeren Frevel begangen, mit der Verbannung des Liberius oder mit der Erlaubnis zu seiner Rückkehr.[73]

Gewissenlose Konzilsväter und Patriarch Georg, ein arianischer «Wolf», Monopolherr und Märtyrer

Instruktiv ist das große Doppelkonzil 359. Im Mai tagten in Rimini die Abendländer, rund 400 Bischöfe, etwa 80 Arianer darunter, und im September in Seleukia (Silifke), nahe der Südküste Kleinasiens, die Orientalen, etwa 160 Bischöfe, Anhomöer, Semiarianer und Nicaener.

In Rimini verwarfen zunächst Hunderte von Konzilsvätern unter Berufung auf das Nicaenum das von Konstantius geforderte arianische Credo, die am Hof beschlossene, von Kirchenführern beider Parteien vereinbarte sogenannte vierte sirmische Formel, in der es hieß: «Daß aber der Sohn dem Vater in allem

ähnlich (homoios) ist, das behaupten wir, wie die Heilige Schrift es sagt und lehrt»! Die Glaubenszeugen verweigerten sogar die Annahme unentgeltlicher Verpflegung durch den Kaiser. Als dieser jedoch erst nach Zustimmung aller die Rückreise zu erlauben schien, fielen Hunderte wieder um und bekannten sich zu der vom Herrscher diktierten homöischen Formel. (Die Worte «nach dem Wesen» und «in allem» wurden dabei fortgelassen; die Ausdrücke homousios und homoiusios fehlen ganz.) «Auf deinen Befehl» (te imperante), versicherte die Kirchenversammlung, «haben wir das Bekenntnis unterschrieben, beglückt, durch dich über den Glauben belehrt worden zu sein.»[74]

Auf der Synode von Seleukia, die erst im September zusammentrat, standen sich die Vertreter des Homousianismus, des Anhomöismus, Homöusianismus und Homöismus gegenüber. Und auch hier drückte schließlich der Kaiser seine Formel durch, die den «Sohn» nur «ähnlich» (homoios), also nicht einmal «wesensähnlich» (homoiusios), dem «Vater» nennt. Wie auch eine Anfang 360 tagende Synode der Akazianer, die den Homöismus zur Glaubenslehre erhob, sowohl den Führer der Anhomöer wie den der Semiarianer absetzte, mit allem Konstantius' Zustimmung bekam. «Die ganze römische Welt schrie seufzend auf und wunderte sich, arianisch zu sein», schrieb schaudernd der hl. Hieronymus.[75]

Man sieht, daß die Bischöfe, hundertweise, von Mal zu Mal abspringen, ihre «heiligste» Überzeugung verraten, daß es ihnen, schon oft belegt, weit weniger um ihren Glauben geht als um ihren Stuhl. Wie sie sich in Arles (353) und Mailand (355) so gut wie alle dem kaiserlichen Willen beugten, so unterzeichneten sie auch 359 in Rimini und Seleukia ein arianisches Bekenntnis. Kaum aber war Konstantius gestorben, proklamierten die in Rimini abgefallenen Prälaten von Illyricum und Italien wieder die nicaenische Konfession, während die gallischen Bischöfe schon 360 in Paris ihre Unterschriften widerrufen hatten. Und als Athanasius am 21. Februar 362 erneut Alexandrien heimsucht, bald darauf seine «Friedenssynode» hält und den Arianern, falls sie der «Ketzerei» abschwören, zum Nicaenum sich bekennen, den Ver-

bleib auf ihren Sitzen garantiert, da werden Hunderte von Bischöfen wieder katholisch; die Anführer freilich, «die mit List», so Bischof Liberius, «das Licht zur Finsternis und die Finsternis zum Licht zu machen suchten», verlieren ihre Stühle. Auch der wendige Akazius, der eben noch 360 mit dem Beifall des Kaisers Konstantius zu den Arianern überging, sprang sofort wieder ab, als Kaiser Jovian die nicaenische Lehre zu bevorzugen begann.[76]

Inzwischen hatte der Kampf um die Kirchen weiter getobt. Es kam zu wilden Szenen, Polizei- und Truppenaufgeboten. Dutzende von Bischöfen wurden verbannt oder flohen. Vielerorts regierten zwei gleichzeitig, in Antiochien zeitweise drei (S. 379 ff).

Der Sieg der Antinicaener aber schien sicher, als Konstantius 356 seine gefährlichsten klerikalen Widersacher ausgeschaltet hatte, Athanasius und Hilarius – zumindest letzterer von Setton nicht zu Unrecht beherzter genannt «behind the emperor's back than in his presence». Verunglimpfte er ihn doch nur aus sicherer Entfernung als arianischen «Ketzer», leibhaftige Verkörperung des Antichristen, «teuflischen Charakter», «reißenden Wolf»; während er im Exil, dem Kaiser näher und in Erwartung einer Audienz, ihn «piissime imperator» apostrophieren konnte, «optime ac religiosissime imperator», heilsbegieriger Christ – obwohl sein Glaube genau der gleiche war![77]

In Alexandrien ergriff seinerzeit Georg von Kappadokien, ein arianischer Ultra, das Regiment, einer jener jetzt immer häufiger auftauchenden Jünger des Herrn, die mit ihrem geistlichen Amt einen stupenden Finanzsinn verbinden.

Patriarch Georg errang ein Bestattungs-Monopol, soll sich aber auch in den Besitz des Natriumkarbonat-Monopols gebracht und versucht haben, die Papyrus-Sümpfe aufzukaufen samt den ägyptischen Salzseen. Zu seinen religiösen Lieblingsprojekten gehörten ferner Erbschaften – durch alle Jahrhunderte ein Spezialgebiet christlicher Seelenretter. Bischof Georg brachte freilich nicht nur die Erben um das, was ihnen die Verwandten hinterlassen hatten, sondern erklärte selbst dem Kaiser, alle Gebäude Alexandriens seien öffentlicher Besitz. Kurz, der ägyptische Primas zog «aus dem Ruin vieler Leute Nutzen» und folglich,

schreibt Ammian, «haßten alle Menschen ohne Unterschied Georg glühend»[78].

Obwohl schon 356 für Alexandrien ordiniert, kommt er dort erst Ende Februar 357 zum Zug, grausamer wütend wieder «als ein Wolf oder Bär oder Panther» (Theodoret). Katholische Witwen läßt er auf die Fußsohlen und Jungfrauen in der City, angeblich splitternackt, vor einem lodernden Scheiterhaufen mit Palmruten peitschen oder bei schwachem Feuer rösten; 40 Männer auch «auf eine ganz neue Art und Weise prügeln» (Athanasius); mehrere segnen das Zeitliche. Athanasius meldet Raubzüge und Überfälle, Abführung gefesselter Oberhirten, Einkerkerungen, Exilierung von über 30 Bischöfen «mit solcher Rücksichtslosigkeit, daß einige von ihnen auf dem Wege, andere in der Verbannung selbst den Tod erlitten». Im Herbst 358 geht Athanasius zur Gewalt über. Patriarch Georg entkommt einem Mordversuch in der Kirche und muß fliehen. Am 26. November 361 kehrt er zu seinem Unheil (und höherem Heil jedoch) zurück, ohne Ahnung vom Ableben seines Beschützers Konstantius. Er wird rasch eingesperrt, am 24. Dezember aber, von Katholiken und Heiden gemeinsam, herausgeholt und, zusammen mit zwei unbeliebten kaiserlichen Beamten, unter dauernden Hieben durch die Straßen zu Tod gezerrt. Hatte Bischof Georg doch erst kürzlich den Strategen Artemius, Militärgouverneur von Ägypten, gerufen und mit seiner Hilfe auch die Heiden gejagt, den Tempel des Mithras gestürmt, Statuen gestürzt, pagane Heiligtümer geplündert, natürlich zum Vorteil christlicher Kirchen, die man bauen wollte. (Den Tempelstürmer Artemius ließ Julian 362 köpfen, worauf er als arianischer Märtyrer verehrt worden ist.) Bischof Georgs Leiche führen Katholiken und «Götzendiener» auf einem Kamel herum. Stundenlang kühlen sie ihr Mütchen an dem Toten. Dann verbrennen sie ihn und streuen seine Asche, mit der von Tieren vermischt, ins Meer. Und während so der wilde arianische Wolf, ausgerechnet an Weihnachten, noch Blutzeuge wird, kehrt Athanasius abermals heim und entschläft endlich – nachdem ihn der Heide Julian 362 wieder ausgewiesen, Katholik Jovian 363 erneut zurückgerufen und Arianer Valens noch ein-

mal, zum letztenmal, 365/66 verbannt hatte – am 2. Mai 373 hochbetagt und hochgeehrt im Herrn.[79]

Seinen Thron hatte Athanasius offenbar einem gewissen Petros II. zugedacht, die Rechnung jedoch ohne die Arianer gemacht. Sie steckten sich hinter Valens und ließen Lukios zum Bischof weihen. Der «bewundernswürdige Petros», überrascht durch den «unerwarteten Krieg», fliegt ins Gefängnis, entkommt aber und eilt 375 nach Rom. In Alexandrien werden die Katholiken inzwischen durch Bischof Lukios, der sich «seine Leibwächter unter den Götzendienern» gesucht und, wie so viele wieder, «die schlimme Tätigkeit eines Wolfes» nachgeahmt haben soll, in bewährter Weise eingesperrt, verjagt, manche ihrer Häuser zerstört, auch erneut «gegen Christo geweihte Jungfrauen unaussprechliche Schandtaten» verübt. Sie werden in der Kirche ergriffen, entkleidet und nackt «wie die Natur sie geschaffen» durch die Stadt getrieben. Viele, denen «die Tugendübung das Gepräge von heiligen Engeln aufgedrückt», hat man vergewaltigt, viele «mit Keulen auf den Kopf geschlagen, bis sie entseelt liegen blieben». Aufsässige Mönche sind entfernt, widersetzliche Prälaten exiliert, ihre Schäfchen mißhandelt worden. «Wer für den wahren Glauben gekämpft, wurde nicht einmal den Mördern gleichgestellt, da ihre Leichen unbestattet blieben; wer tapfer gefochten, dient wilden Tieren und Vögeln zum Fraß ...» (Theodoret). Nach dem Toleranzedikt des Valens aber vom 2. November 377 reist Petros zurück, und Lukios wird aus der Hauptkirche vertrieben.[80]

Doch hat die Catholica, seit Athanasius, ihr «starker Mann» im Osten, tot ist, bereits einen neuen, nicht minder «starken Mann» im Westen. Und er prägt nicht nur ihre Geschichte mit, sondern, mehr als Athanasius, auch die «große» Politik.

9. KAPITEL

KIRCHENLEHRER AMBROSIUS
(UM 333 ODER 339–397)

«... eine überragende Persönlichkeit, in der sich die Tugend des Römers mit dem Geiste Christi zu vollendeter Einheit verband: jeder Zoll ein Mann, ein Bischof, ein Heiliger; neben Theodosius d. Gr. die bedeutendste Erscheinung seiner Zeit, der Berater dreier Kaiser, die Seele ihrer Religionspolitik und die Stütze ihres Thrones; ein gewaltiger Vorkämpfer der Kirche.»
Der katholische Theologe Johannes Niederhuber[1]

«Ambrosius, der Freund und Berater dreier Kaiser, war der erste Bischof, den die Fürsten anriefen, ihren wankenden Thron zu stützen ... Eine unmittelbare große Wirkung ging von seiner überragenden Persönlichkeit aus, die von reinster Gesinnung und vollkommenster Selbstlosigkeit getragen war ... neben Theodosius I. die glänzendste Erscheinung seiner Zeit.»
Der katholische Theologe Berthold Altaner[2]

«Ambrosius ist ein Bischof, welcher in der Bedeutung und Reichweite seiner Wirksamkeit alles vor ihm in den Schatten stellt ... er übertrifft nicht nur alle Päpste der Frühzeit ... sondern auch alle uns sonst bekannten abendländischen Kirchenführer.» Der protestantische Theologe Kurt Aland[3]

«Alle Menschen, die unter römischer Gewalt (ditione Romana) stehen, dienen euch, ihr Herrscher und Imperatoren der Welt. Ihr selbst aber streitet für den Allherrscher und den heiligen Glauben.» Ambrosius[4]

Ambrosianische Politik – Vorbild für die Kirche bis heute

Wie Athanasius war Ambrosius (im Amt 374–397) – nach Augustins Zeugnis der «best- und weltbekannte Bischof von Mailand» – weniger Theologe als Kirchenpolitiker: ähnlich unnachgiebig und intolerant, doch nicht so direkt; versierter, geschmeidiger; herrschkundig gleichsam von Geburt. Und seine Taktik wird, weit mehr als die des Athanasius, exemplarisch für Prälatenpolitik bis heute.[5]

Die Spitzel des Heiligen sitzen in den höchsten Reichsbehörden. Gewandt wirkt er aus dem Hintergrund, läßt lieber «die Gemeinde» handeln, die er so virtuos fanatisiert, daß gegen sie selbst Truppenaufgebote scheitern. Geschickter als Athanasius schützt er Gott, das Religiöse vor, den «Glauben Christi», obwohl es ihm kein Jota weniger um Einfluß geht, um Macht. Doch operiert er unter anderen Bedingungen; unter gutgläubigen katholischen Kaisern, erklärten Nicaenern. Und je mehr er sie bestimmt, desto weniger gibt er es zu; betont vielmehr gerade dann, nicht in staatliche Geschäfte einzugreifen, versteht er sich doch, typisch fast für den pastor politicus bis in die Gegenwart, vornehmlich als Theologe, als Seelsorger. Bei äußerster Entschlossenheit tritt er demütig auf bis zum letzten, erweckt er Mitgefühl, Rührung, demonstriert Blutzeugen-Posen und deutet das Apostelwort: «Wenn ich schwach bin, bin ich stark»: «Habemus tyrannidem nostram: Die Tyrannei des Priesters ist seine Schwäche.» In schweren Krisen streut er großzügig Gold unters Volk und zaubert aus den Erdentiefen wunderkräftiges Märtyrerge-

bein. Vier Herrscher im Westen stürzen zu seiner Zeit; er überlebt. «Wir sind der Welt abgestorben: was kümmern wir uns noch um sie?» (Ambrosius).[6]

Als Sohn des Präfekten von Gallien um 333 oder 339 in Trier geboren, wuchs der früh Vaterlose mit zwei Geschwistern unter Roms Aristokraten auf. Rhetorisch und juristisch ausgebildet, wurde er um 370 Statthalter (consularis Liguriae et Aemiliae) mit dem Amtssitz Mailand. Dort hatte 355 der Arianer Maxentius den verbannten Ortsbischof Dionysius abgelöst und die Mailänder mit seiner «geistigen Krankheit» angesteckt (Theodoret). Nach Maxentius' Tod 374 rief bei der turbulenten Bischofswahl plötzlich dreimal eine Kinderstimme: «Ambrosius Bischof!» Worauf angeblich alles einmütig respondierte: «Ambrosius Bischof!» Doch bescheiden, wie er war, lehnte der noch nicht einmal Getaufte das hohe Amt, viel bedeutender als sein bisheriges, selbstredend ab. Heftiger noch, als es ohnedies zum guten Ton gehörte, sträubte er sich, in der (nach Rom) zweiten Stadt des Abendlandes Oberhirte zu werden. Sogar Dirnen soll er zur Ruinierung seines Rufes sich ins Haus geschleust haben. Auch entfloh er, heißt es, nachts in Richtung Pavia. Doch verirrte er sich, ein wahrlich folgenschweres Fehlverhalten, und stand bei Tagesanbruch wieder da, wo er nun eben, wahrscheinlich am 7. Dezember 374, zum Bischof geweiht worden ist – bloß acht Tage nach seiner Taufe und ohne die Kenntnisse auch nur eines gebildeten Laien vom Christentum![7]

Andererseits freilich gingen im Elternhaus des Ambrosius Bischöfe aus und ein, zählte er eine Märtyrerin oder gar mehrere Blutzeugen zu seinen blaublütigen Ahnen. Auch hatte seine einzige Schwester Marcellina bereits in jungen Jahren ewige Jungfräulichkeit gelobt, wobei Papst Liberius, der Unterzeichner des arianischen Credo (S. 391 ff), an Weihnachten 353 die Festpredigt hielt. Und den Bruder Satyrus, ihm zum Verwechseln ähnlich, machte Ambrosius gleich zu seinem intimsten Mitarbeiter, zum Verwalter der kirchlichen Güter. Er selbst aber wurde der Hauptniederringer des abendländischen Arianismus, der erste auch, der im Westen den Gedanken vom katholischen Staat verfocht, ein

Bischof, der nicht nur die Kirche, sondern, als geistlicher Chefsouffleur dreier Kaiser, den Staat beherrschte, ein maßgeblicher Politiker somit, nach Erich Caspar: «Die führende Gestalt dieses Zeitalters.»[8]

Mailand (Mediolanum), eine gallische Gründung, ein bedeutender Verkehrsknotenpunkt, besonders mit wichtigen Straßen zu den Alpenpässen, war im 4. Jahrhundert Hauptstadt Italiens, ja, wurde mehr und mehr kaiserliche Residenz. Valentinian II. weilte hier nahezu ständig, Gratian des öfteren, Theodosius I. von 388 bis 391 sowie nach seinem Sieg über Eugenius (394). Bischof Ambrosius sah die Herren zeitweise fast täglich. Und da Valentinian II. bei seiner Ausrufung zum Augustus (375) kaum fünf, sein Vormund und Stiefbruder Gratian erst sechzehn Jahre alt, der Spanier Theodosius zumindest ein sehr beherzter Katholik war, bekam der hochadelige Jesusjünger die Majestäten gut in den Griff. Und er billigte deren antihäretische und antiheidnische Religionspolitik nicht nur, sondern drängte dazu, auch gegen die Juden, sogar unter Androhung der Exkommunikation. Es kam vor, daß die kaiserliche Kanzlei den Text eines Anti-«Ketzer»-Gesetzes (vom 3. August 379) eng, teils sinngemäß, teils wörtlich, nach einem römischen Synodalschreiben (des Jahres 378) formulierte – «ohne Zweifel ein Einfluß der persönlichen Einwirkung des hl. Ambrosius auf den Kaiser» (Rauschen). Geht die verschärfte staatliche «Ketzer»-Bekämpfung doch eindeutig auf den Bischof zurück, wobei er weder Diskriminierung noch Verfälschung scheute noch Aufputschung des Volks, der Truppen, der kaiserlichen Offiziere. Denn das Unrecht der andern bestand in ihrer Religion. Und selbst da, wo Katholiken nur allzu offenkundig Unrecht taten (indem sie, aus Glaubensgründen, verfolgten, verbrannten, zerstörten), war es für Ambrosius «Recht».[9]

Diesen Rechtsbegriff pflanzte «der väterliche Freund und Berater des Kaisers», «die festeste Stütze des Thrones» (Niederhuber), den hohen Herren ein.[10]

Valentinian I. (S. 342 ff) war einige Jahre nach Ambrosius' Amtsantritt gestorben. Der erst sechzehnjährige Sohn Gratian (375–383) folgte ihm in der Herrschaft.

Der Kaiser, blond, hübsch, betont sportlich, hatte an Politik kein Interesse, «hatte nie gelernt, was es heißt zu herrschen und beherrscht zu werden» (Eunapius). Er war passionierter Läufer, Speerwerfer, Ringer, Reiter, killte jedoch am liebsten Tiere. Tag für Tag soll er, ohne Rücksicht auf Staatsgeschäfte, ungezählte mit fast «übernatürlichem» Geschick getötet haben, selbst Löwen mit einem einzigen Pfeil. Tag für Tag freilich betete er auch, war er «fromm und rein im Herzen», wie zumindest Ambrosius behauptet, so daß man schon bald recht anzüglich stichelte: «Seine Tugenden wären vollkommen gewesen, hätte er auch die Kunst der Politik gelernt» (Epit. de Caes.).[11]

Diese Kunst aber trieb Ambrosius für ihn. Er lenkte den jungen Machthaber – wohl seit 378 – nicht nur persönlich, sondern beeinflußte auch seine Regierungsmaßnahmen. Gerade damals hatte der Herrscher durch ein Edikt allen Glaubensrichtungen im Reich, wenige extreme Sekten ausgenommen, Toleranz verkündet. Doch flink fabrizierte Ambrosius, der vor vier Jahren noch Ungetaufte, eine Aufklärungsschrift: *‹Über den Glauben fünf Bücher an Kaiser Gratian›*, der schnell kapierte. «Beeile dich, frommer Bischof, zu mir zu kommen», rief er vom Trierer Hof aus, ersehnte er doch «die göttlichen Offenbarungen tiefer ins Herz». Nach der Belehrung über die Divinität Christi wünschte er nähere Information auch über die dritte göttliche Person. *‹Drei Bücher über den Heiligen Geist an Kaiser Gratian›* folgten 381. Ambrosius aber wollte auf das allerhöchste Handschreiben hin nichts dringender als den Worten des Kaisers lauschen. Denn nicht der Bischof habe den Kaiser, sondern der Kaiser den Bischof belehrt. Nie habe er etwas derartig Vollkommenes gelesen! Und kaum war Gratian selber Ende Juli 379 nach Mailand gekommen – im gleichen Monat hatte er, am 5. Juli, gesetzlich die Handel treibenden Kleriker durch Erlaß des vectigal (auch lustralis auri collatio genannt) begünstigt –, annullierte er, bisher religionspolitisch, wie Valentinian I., neutral, nach einer Unterredung mit Ambrosius, schon am 3. August das erst im Vorjahr erlassene Toleranzedikt. Bloß das, entschied er nun, dürfe als «katholisch» fortdauern, was sein Vater und er in vielen Verordnungen als

ewig während befohlen haben, doch «alle Häresien» sollten «in Ewigkeit verstummen». Er verbot jeden Gottesdienst sonstiger Bekenntnisse. Jahr für Jahr, ausgenommen 380, erließ er antihäretische Verfügungen, verhängte Konfiskation von Versammlungsplätzen, Häusern und Kirchen, Verbannung sowie, ein noch ziemlich neues Mittel religiöser Unterdrückung, Entzug des Testierrechts. Er legte auch als erster von allen christlichen Kaisern den Titel Pontifex Maximus ab (den die römischen Herrscher seit Augustus getragen) oder besser: verweigerte die Annahme, wenn auch das Jahr noch immer umstritten ist. Der Militär Sapor erhielt Befehl, «die Prediger der arianischen Gotteslästerung wie wilde Tiere aus den gottesdienstlichen Gebäuden zu vertreiben und diese den so edlen Hirten und den Herden Gottes zurückzugeben» (Theodoret). Auch die unter seinen Vorgängern übliche Duldung des Heidentums – sein Vater ließ noch zerfallende Tempel auf Regierungskosten restaurieren – hörte bald auf. 381 übersiedelte Gratian nach Oberitalien. 382 attackierte er die heidnischen Kulte Roms, sehr wahrscheinlich von Ambrosius beraten; zusätzlich mag die Sanierung der Staatskasse eine Rolle gespielt haben. Auch ließ er die Markioniten jagen und, wie freilich schon der Vater (S. 349), die Manichäer und Donatisten, deren Gemeinde man in Rom, angestachelt durch Papst Siricius (383–399), mit staatlicher Hilfe kurzerhand auflöste.[12]

Den noch viel jüngeren Valentinian II. (375–392) beeinflußte der Heilige am stärksten. Routiniert spielte er ihn gegen den überwiegend heidnischen Senat Roms und wider den gesamten Kronrat aus. Und der letzte Abendländer auf dem östlichen Thron, der selbständigere Theodosius (379–395), erließ fast in jedem Jahr seiner Regierung Gesetze gegen Heiden oder «Ketzer»; war aber, sogar nach Pater Stratmann, noch toleranter als sein Hofbischof, der ihn zum scharfen Vorgehen nach allen Seiten trieb, gegen Heiden, «Ketzer», Juden und äußere Reichsfeinde. Denn –: «Nicht mehr unser altes Leben ist es, das wir ferner noch leben, sondern das Leben Christi, das Leben lauterster Unschuld, das Leben himmlischer Einfalt, das Leben aller Tugenden» (Ambrosius).[13]

Wie Bischof Ambrosius das Leben Christi lebte, das Leben lauterster Unschuld, himmlischer Einfalt und aller Tugenden, zeigt sich in vieler Hinsicht. Zum Beispiel in seinem Verhalten gegenüber den Goten. Mit ihnen haben wir es noch oft zu tun, spielen sie doch in der Geschichte Europas, besonders vom 5. bis 8. Jahrhundert, eine bedeutende Rolle. Die Quellenlage ist hier günstiger als bei jedem andren Ostgermanenstamm, und der Beitrag der Historiographie reicher, wenn auch, wie üblich, nicht wenig kontrovers.[14]

Der hl. Ambrosius treibt zur Vernichtung der Goten – und erlebt «den Untergang der Welt ...»

Die Goten – in ihrer Sprache Gutans oder Gutôs genannt – waren das Hauptvolk der Ostgermanen. Wohl von Schweden, von Gotland oder Öster- und Västergotland gekommen, saßen sie zur «Zeitenwende» an der unteren Weichsel, um 150 am Schwarzen Meer. Sie spalteten sich, etwa um die Mitte des 3. Jahrhunderts, in Ost- und Westgoten (Ostrogoten, vom germ. austra = glänzend, und Wisi- oder Wesegoten, vom germ. wisi = gut), fühlten sich jedoch seit je als ein einziges Volk und hießen auch meist nur Goten. Die Ostgoten hausten damals zwischen Don und Dnjestr (in der heutigen Ukraine), die Westgoten zwischen Dnjestr und Donau, von wo sie in den Balkan drangen, nach Kleinasien – meist nennt man hier das Jahr 264. Dakien und Mösien (etwa das heutige Rumänien, Bulgarien, Serbien) standen dauernd unter ihrem Druck. 269 schlug sie Kaiser Claudius II., häufig bekriegte sie Konstantin (S. 247 f), und 375 wurden beide Völker (ausgenommen die abgelegenen – katholischen – Krimgoten, die sich bis ins 16. Jahrhundert erhielten) von den westwärts stürmenden Hunnen überrannt. Unwiderstehlich wirbelte dieser innerasiatische, selber schon wiederholt von den Chinesen geschlagene und vertriebene, nur zu Pferd lebende Nomadenstamm – «zweibei-

nige Tiere», schreibt Ammian – vom Nordrand des Kaspischen Meeres über die südrussischen Ebenen und eroberte ein riesiges Reich. (Um 360 hatten sie den Don überquert, um 430 Ungarn erreicht. Doch 451 schlug sie, im Bund mit den Westgoten, der Reichsfeldherr Aetius – der einst bei den Hunnen Schutz und Hilfe gesucht wie gefunden – in Gallien in der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern. Schon wenige Jahre später starb ihr König Attila, und schneller noch als sie gekommen stoben sie mit ihrer Hauptmasse nach Asien zurück, in die pontischen Steppen, den nördlichen Kaukasus, zum Asowschen Meer. Sie lösten sich in mehrere Stämme auf und wurden unter dem neuen Namen der Bulgaren wieder bekannt.[15])

Die Goten auf dem Balkan, an der unteren Donau, der Schwarzmeerküste, waren früh «bekehrt» worden, als erste Germanen überhaupt. Dies begann im 3. Jahrhundert durch Kontakte mit den Römern, mit Gefangenen. Im 4. Jahrhundert nehmen die Christen bei den Westgoten stark zu. 325 besteht schon ein Bistum Gothia unter dem orthodoxen Bischof Theophilus, einem Teilnehmer des Konzils von Nicaea (S. 362 ff). 348 kommt es zu einer Christenverfolgung, 369 zu einer zweiten, die drei Jahre dauert. Doch bald darauf ist die Mehrzahl der Westgoten christlich. Die Ostgoten dagegen waren, wenn wir Augustin glauben können, 405 bei ihrem Aufbruch unter Radageis nach Italien noch Heiden, sind aber, als sie 488 mit Theoderich Italien heimsuchen, gleichfalls Christen.[16]

Die Verfolgung 348 durch einen «religionslosen und gottesschänderischen Richter der Goten», einen Heiden also, führte zur Vertreibung Wulfilas, des um 341 durch Euseb von Nikomedien zum «Bischof der Christen im Gotenland» geweihten Schöpfers der gotischen Bibel. Mit ihm floh eine Gruppe Gleichgesinnter, die später so genannten Kleingoten. Kaiser Konstantius II. siedelte sie südlich der Donau, in der Provinz Moesia inferior, in den Mösischen Bergen an, wo ihre Nachkommen noch nach zwei Jahrhunderten lebten.[17]

Die zweite Christenverfolgung unter den Westgoten (369–372) erfolgte durch ihren Fürsten Athanarich. Daß er schon antike

Autoren faszinierte, ist begreiflich bei einem Mann, der beispielsweise Kaiser Valens die Anrede als Basileus verweigerte mit der Begründung, er bevorzuge die Bezeichnung Richter, da ein solcher Weisheit verkörpere, ein König aber nur Macht. Zu der zweiten Verfolgung führten keinesfalls bloß Glaubensfragen. Sie war vor allem eine antirömische Reaktion und hing zusammen mit dem gotisch-römischen Krieg zwischen 367 und 369, offensichtlich aber auch mit einem Machtkampf zwischen den Fürsten Athanarich und Fritigern, dem Vertreter einer rom- und christenfreundlichen Politik.[18]

Nach gründlicher Vorbereitung überquerte Valens 367 die Donau und setzte einen Kampf gegen die Goten fort, den schon Konstantin gekämpft und 332 durch einen formellen Friedensschluß mit den Westgoten beendet hatte (S. 248). Valens, ohne das kriegerische Format des «großen Kaisers», verwüstete das Land, machte Kopfjagd auf versprengte Feinde, bekam indes nie ihre Hauptmasse zu fassen, da Athanarich immer wieder geschickt in die Karpaten entwich. Als er sich 369 doch mit einem Teil seiner Leute stellte, wurde er zwar geschlagen, offenbar aber so wenig entscheidend, daß Valens seine Weigerung, römischen Boden zu betreten, akzeptieren und im September einen ganzen Tag auf einem im Fluß verankerten Boot mit ihm verhandeln mußte. Anschließend hatte der Gotenfürst freie Hand zur Zähmung seiner eignen Stammesgegner, was zu der dreijährigen Verfolgung führte.[19]

Athanarichs Herrschaft wurde erst erschüttert, als die Hunnen Ost- wie Westgoten überrannten, wobei Athanarich und Fritigern, ungeachtet ihrer Feindschaft, Seite an Seite die übermächtigen Invasoren bekriegten und Ostgotenkönig Ermanarich sich aus Verzweiflung selbst getötet haben soll. Ein Teil seines Volks wurde unterjocht, der andere floh über den Dnjestr zu den Westgoten. Doch auch deren Verteidigung zerriß im hunnischen Orkan. Mit Athanarich entwichen sie wieder in die unwegsamen Karpaten. (1857 fanden dort Straßenarbeiter, nahe einer verfallenen Festung bei Pietrosa, den westgotischen «Kronschatz»; Runeninschrift eines Halsrings: Gutani othal ik im hailag, Hort der

Goten, ich bin unverletzlich.) Noch einmal geschlagen, flüchteten etwa 40 000 bis 70 000 Westgoten südwärts und baten 376 Kaiser Valens um Aufnahme ins Römische Reich.[20]

Während Athanarich zwar auch die Gutthiuda, das Land des Gotenvolks, verließ, doch nicht die Donau überschritt, sondern mit einem gleichgesinnten kleineren Stammesverband die Sarmaten aus ihrer Heimat, dem Caucaland, gejagt und im Gebiet des späteren Siebenbürgen gesiedelt hat, erlaubte Valens der Masse der Goten unter Fritigern die Einwanderung als foederati, als «Bundesgenossen», das heißt zur Heeresfolge verpflichtete Siedler – ein altes Mittel, um Bauern und vor allem Soldaten zu bekommen. Im Herbst 376, ein Ereignis von großer historischer Tragweite, überschritten sie, vielleicht bei Durostorum (Silistria), den Strom: eine lange Reihe von Wagen, oft noch die alten heidnischen Heiligtümer darauf, oft aber auch ein Bischof dazwischen, ein christlicher Priester. Und Fritigern, mit vielen der Seinen 369 Arianer geworden, hatte Valens die «Bekehrung» seines noch heidnischen Volksteils versprochen, was der fanatische «Ketzer» nicht ungern gehört haben, bei den Goten aber mehr Opportunismus gewesen sein mag: Not und Hunnen auf der einen Seite, das lockende Römische Reich auf der andern. Seine ausbeuterischen Offiziere und Beamten jedoch, Lebensmittelwucher und Hunger, der nicht wenige Goten, selbst Häuptlinge, die eignen Frauen und Kinder im Tauschhandel (sogar gegen Hundefleisch) versklaven ließ – ein freilich an der Donau fast übliches Geschäft –, das Nachdrängen auch stets neuer «Barbaren», Ostgoten, Taifalen, Alanen, Hunnen, über die offene Grenze, all dies trieb die Ankömmlinge, die ganz Thrakien überschwemmten, bald zum Aufstand und Marsch auf Konstantinopel, wobei sie Hunnenscharen und Alanen, ja, einheimische Sklaven, Bauern und Bergarbeiter verstärkten.[21]

Die Goten sahen in ihrem um 311 von gotisch-kappadokischen Eltern geborenen Oberhirten Ulfila einen «hochheiligen Mann». Noch auf dem Sterbebett schrieb er: «Ich Ulfila, Bischof und Bekenner», ein Ehrentitel, der mit der Verfolgung der gotischen Christen, wahrscheinlich 348, zusammenhängt. Aber wie er –

ein enger Kollaborateur Fritigerns, doch Christ, der, gleich der vorkonstantinischen Kirche, «mit vollem Bewußtsein eine kriegsabgewandte Haltung bei seinen Anhängern gepflegt» (K.-D. Schmidt) – nur im Arianismus die «una sancta» sah, in allen anderen Christen Antichristen, in ihren Kirchen samt und sonders «Synagogen des Teufels» und speziell im Katholizismus eine «Irrlehre böser Geister», so empfand, auf der andern Seite, eben Bischof Ambrosius gegenüber den gotischen Arianern, die keine Erlösung durch das Kreuz, sondern allein, was immer sie darunter verstehen mochten, die Nachfolge Jesu kannten: «das hervorstechendste Merkmal des gotischen Arianismus» (Giesecke).[22]

Zwar, wenn Ambrosius das Evangelium kommentierte, da konnte er rühmend das Wort des Paulus, eines noch größeren Hassers, zitieren: «Die Liebe ist geduldig, ist gütig, eifert nicht, bläht sich nicht auf.» Da konnte er schwärmen: «Was aber wäre so wunderbar, als ‹dem, der dich schlägt, auch die andere Wange darzureichen›?» Doch tatsächlich hielt Ambrosius weder die eine noch andre Wange hin, animierte er dazu auch durch die besonders christliche (und schon paulinische) Überlegung: «Erreicht man nicht durch Geduld, daß man dem Schlagenden in Form des eigenen Reueschmerzes die Schläge doppelt [!] zurückgibt?»[23]

Es ist bezeichnend für unsren Heiligen, daß er oft von Nächstenliebe spricht, sie in einer eigenen Monographie, seiner «Pflichtenlehre», sogar geschlossen behandelt, die Feindesliebe aber etwas ausführlicher anscheinend nur ein einziges Mal! Sie war für ihn – wie bald für Augustinus (S. 514 ff) und die ganze Kirche – nicht brauchbar; war für ihn nur Zeichen der höheren Vollkommenheit des Neuen Testaments gegenüber dem Alten – das sie freilich auch schon hatte! Doch ergibt sich daraus für Ambrosius nirgendwo eine bindende Forderung. Vielmehr lehnt er «auffälligerweise an keiner einzigen Stelle den Krieg unmißverständlich als unerlaubt ab» (K.-P. Schneider). Im Gegenteil! Immer wieder tritt «indirekt» der Gedanke eines «gerechten Krieges» bei ihm hervor.[24]

Und nicht nur indirekt. Denn während etwa im Osten der mehreren Kaisern nahestehende Philosoph und Prinzenerzieher

Themistios, der nie zum Christentum übertrat, sowohl zwischen kirchenpolitischen Parteien wie zwischen Heiden und Christen zu vermitteln suchte, während er kraftvoll auch die Politik eines friedlichen Ausgleichs mit den Goten unterstützte und Valens beschwor, daß er für die gesamte Menschheit verantwortlich sei, also auch für die «Barbaren», die er wie seltene Tiere hegen und erhalten müsse, trieb der hl. Ambrosius genau zum Gegenteil! Jagte er alsbald seinen neunzehnjährigen Schützling Gratian im Namen des Herrn Jesus gegen die Goten, die Heiden, die «Ketzer», «Barbaren».[25]

Der Bischof ließ es nicht an Pathos fehlen. «Es gibt keine Sicherheit, wo der Glaube angetastet ist», eifert er auf den Kaiser ein. «Erhebe dich darum, o Herr, und entfalte dein Banner! Dieses Mal sind es nicht die militärischen Adler, die die Streitmacht führen, und ist es nicht der Flug der Vögel, der sie leitet; es ist dein Name, Herr Jesus, den sie anrufen, und dein Kreuz, das vor ihnen herzieht ... Du hast es stets gegen den barbarischen Feind verteidigt; räche es nun!» Rächen sollte man sich ja gerade nach dem Herrn Jesus nicht! Doch Ambrosius verwies jetzt – wie der Klerus in allen Kriegen bis heute – aufs Alte Testament (vgl. 1. Kap.), wo Abraham mit geringer Mannschaft viele Feinde vernichtet, wo Josua über Jericho triumphiert. Die Goten sind nun für den Heiligen das Volk Gog («Gog iste Gothus est»), dessen Vertilgung der Prophet verheißen, de quo promittitur nobis futura victoria; ein Volk, das Jahwe, in seiner markigen Art, Raubvögeln und sonstigem Vieh «zum Fraß geben» will und nicht zuletzt den Seinen: «Und ihr sollt Fett fressen, bis ihr satt werdet, und Blut saufen, bis ihr trunken seid von dem Schlachtopfer, das ich euch schlachte.» Zum Sieg über die Goten bedarf es, nach Ambrosius, der «germanisch» und «arianisch», «römisch» und «katholisch» schon fast für gleichwertig hält, nur eines: des wahren Glaubens! Obwohl ja das Imperium noch immer eher heidnisch war und der Kaiser des Ostens, Valens, Arianer! Doch der Bischof ignoriert dies. Gottesglaube und Reichstreue könnten nicht getrennt werden. «Wo man Gott die Treue bricht, da bricht man sie auch dem römischen Staat.» Wo «Ketzer» seien, da folgten die «Barbaren» nach.[26]

Gewiß kam zum militärischen Aspekt ein kirchenpolitischer. Tobte doch im besetzten Illyrien, also nahe bei Oberitalien und Mailand, neben dem Krieg mit dem äußeren Gegner der mit dem inneren, die Auseinandersetzung mit den Arianern. Secundianus residierte in Singidunum als Bischof, Palladius in Ratiaria, Iulianus Valens in Poetovio, Auxentius in Durostorum; aber auch Wulfila, besonders in den östlichen Donauprovinzen tätig, lebte noch. Und nicht zuletzt gegen diese einflußreichen Christen will Ambrosius den Kaiser aufstacheln, zumal illyrische Arianer auch in Mailand und anderen Städten Oberitaliens agitierten und überhaupt durch den Zustrom der Goten die «Ketzerei» neuen Auftrieb erhielte. So versäumte der Katholik nicht, die religiöse Situation, das Wirken der Arianer, als eine Gefahr für das Reich, für die militärische Sicherheit zu beschwören, böten «häretische» Untertanen ja viel geringeren Schutz vor den Goten, ihren Glaubensgenossen, als die Rechtgläubigen.[27]

Doch der militärische Aspekt war jetzt für Ambrosius offenbar wichtiger als der religiöse, den er betont. Denn der Gote stand seinem Sprengel nicht sehr fern mehr, und in der römischen Christenheit machte man damals, nach alter Tradition, zwischen Römern und «Barbaren» denselben Unterschied wie zwischen Mensch und Tier. Die Gefahr ging vom Landesfeind aus. So kommt dem religiösen Eifer des Bischofs jetzt sein vaterländischer zuvor – als hätten wir das nicht ungezählte Male noch im Ersten und Zweiten Weltkrieg erlebt! Und wie da die deutschen Feldpfaffen die Franzosen Sittenstrolche sondersgleichen schimpften, vom «Babylon des Westens» sprachen, «Giftgarten des Seinebabels, des modernen Sodom und Gomorrha», so stellte schon Ambrosius die Lasterhaftigkeit der «Barbaren» besonders heraus, sind ihre Schändlichkeiten «schlimmer als der Tod». Der Feind ist für ihn, den unbestrittenen Patrioten, auch sonst der «Fremde»; der «Ausländer» (alienigena) fast gleichbedeutend mit ungläubig. Die Goten und ihresgleichen (Gothi et diversarum nationum viri) nennt er «Leute, die früher auf Karren hausten», Wesen, weit furchtbarer als Heiden (gentes). Somit bekämpft er jetzt nicht die ungläubigen Römer; vielmehr unterschlägt er das

Heer der Heiden auf der eignen Seite und hetzt gegen die «Barbaren», schiebt er, um den Kaiser einzunehmen, religiöse Gründe vor, während er die Vormacht der «römischen Kultur» erstrebt, die ihm selber Schutz verbürgt. Und ein sehr angesehenes Leben.[28]

Immer wieder treibt so der hl. Bischof gegen die Goten, beschwört er die Welt, darin nicht nachzulassen, sind dabei für ihn «nicht nur fast alle Mittel erlaubt, sondern nahezu gefordert» – die Haltung aller Pfaffen im Krieg, auch noch und gerade im 20. Jahrhundert –, «ja der Heermeister wird für seine Schläue gelobt, daß er Barbaren gegen Barbaren kämpfen lasse und so die römischen Waffen schone, und dieser Heermeister ist selbst Nichtchrist. Enthüllender konnte Ambrosius kaum zeigen, daß seine Abneigung gegenüber den Barbaren nur vordergründig von religiösen Beweggründen getragen wird» (K.-P. Schneider). Nicht einmal im Traum wäre ihm der Gedanke des Basilius gekommen, Bischof, Heiliger und Kirchenlehrer wie er: «Wir sind so weit davon entfernt, die Barbaren mit der Kraft des Geistes und der Wirksamkeit seiner Gaben bezähmen zu können, daß wir vielmehr die Gezähmten durch das Übermaß unserer Sünden wieder wild machen».[29]

Ambrosius hatte dem «heiligen Kaiser» seine seelsorgerischen Bemühungen ‹*De fide*›, während des Gotenkonflikts entstanden, auf den illyrischen Kriegsschauplatz geschickt, wußte er doch, ein Sieg werde «mehr durch den Glauben des Kaisers als durch die Tapferkeit der Soldaten» errungen (fide magis imperatoris quam virtute militum), wobei er noch gegen die Arianer hetzt, die eigentlich gar keine Menschen, die nur äußerlich Menschen seien, inwendig aber reißende Tiere! Obwohl er jedoch Triumph prophezeit, der Sieg für ihn sicher ist, «zum Zeugnis für den wahren Glauben», wich Gratian, der bereits Kriegsvolk aus Pannonien und Gallien mobilisiert hatte, aber nur bis in die Gegend von Castra Martis in Moesia superior kam, zurück, um gegen die Alemannen zu ziehen. Sie waren, die Stunde nutzend, über den Rhein gegangen und verheerten römisches Gebiet. Gratian schlug sie in der Schlacht bei Argentaria, wo ihr König Priarius fiel, überquerte seinerseits den Strom und erzwang ihre Unterjo-

chung. Doch war es das letzte Mal, daß ein römischer Kaiser den Rhein überschritt.[30]

Und dieser Sieg im Westen, die Abwesenheit von Gratians Streitmacht im Osten, führte dort zu einer Katastrophe. Denn als die Goten 377 gegen Konstantinopel marschierten, weit und breit sengend, brennend, plündernd, von römischen Truppen geschlagen und sie selber schlagend, leitete Valens, der zwar die Niederlassung der Fremden erlaubt, aber die Verträge nicht gehalten hatte, persönlich die Gegenoffensive ein. Vom persischen Kriegsschauplatz über Konstantinopel herbeigeeilt, stand er am 9. August 378 bei Adrianopel mit etwa 30 000 Soldaten vor den vereinigten Ost- und Westgoten. Und während er mehrere Friedensangebote des um Zeitgewinn bemühten Fritigern verwarf, traf gerade noch die erwartete ostgotische und alanische Kavallerie ein, infolge ihrer langen Streifzüge durch Rußland und Mitteleuropa hervorragende, schon mit Steigbügel und Sporen ausgestattete Reiter. Unter den alanischen Königen Alatheus und Saphrax fielen sie, mitten aus dem Ritt, den bereits angreifenden römischen Legionen in Flanke und Rücken und zerrieben sie förmlich. Zwei Drittel des Heeres lagen auf dem Schlachtfeld; darunter, zur Genugtuung vieler Katholiken, der Kaiser, der «gottgehaßte Ketzer», «sicherlich ein Gericht Gottes» (Jordanes). Valens hatte sich zuletzt selbst ins Getümmel gestürzt, mit vier seiner höchsten Truppenführer, indes seine meisten Generale, nach alter Generalsart, flohen. Es war die erste blutige Abfuhr des Imperiums durch ein Nomadenvolk und der erste große Sieg schwerer germanischer Reiter – die seitdem die christlichen Schlachtfelder für die nächsten 1000 Jahre, bis ins 14. Jahrhundert, beherrschten – über römische Infanterie; nach Ammian seit Cannae die schlimmste Niederlage in der römischen Geschichte, nach Stein der «Anfang vom Ende des römischen Weltreiches». Die byzantinischen Kaiser lösten nach diesem Debakel, das den Untergang des Imperium romanum einleitete, ihre Infanterielegionen auf.[31]

Ammianus Marcellinus, ein aus Antiochien stammender Grieche und Soldat, der letzte bedeutende, hier schon öfter genannte antike Historiker, hat die Schlacht, die für ein Jahrtausend den

Krieg zugunsten der Kavallerie «revolutionierte», selbst miterlebt. Am Schluß seines 31 Bücher umfassenden Werkes, das vom Ende der Historien des Tacitus bis zur Katastrophe von Adrianopel führt, schildert er, wie die Goten den Angriff absichtlich hinauszögerten, die römischen Truppen unter der Sonnenglut und ringsum entzündeten Bränden sozusagen in ihrem Saft schmoren ließen, bis dann die gotische Reiterei «wie ein Blitz, der auf hohem Berggipfel einschlägt, unter unsere Leute» fuhr und alles «in wildem Gemetzel über den Haufen» ritt. Das Fiasko hat die Zeitgenosen ungeheuer beeindruckt. Und der kriegshetzerische hl. Ambrosius entsetzte sich jetzt: «Wir erleben den Untergang der Welt».[32]

«Die Folgen der Katastrophe waren unermeßlich» (Ostrogorsky). Ein Jahrhundert lang ringt das römische Ostreich mit dem Germanenproblem, das römische Westreich geht daran zugrunde, und Valens' Untergang führt den endgültigen Untergang des Arianismus herbei.[33]

In Asien ließ nach diesem Treffen, wodurch ganz Mösien und Thrakien verlorenging, der magister militum per Orientem, Julius, alle seinem Kommando unterstellten gotischen Soldaten an einem Tag meuchlings niedermachen. Für sie ging die Welt unter; wie für die Gefallenen bei Adrianopel – und für jene Goten, die im folgenden Jahr, 379, einer verheerenden Seuche erlagen: Ergebnis der Gebete des hl. Bischofs Acholius von Thessalonike, wie Ambrosius weiß, für den die Welt, offensichtlich zur Ausrottung alles Nichtkatholischen prädestiniert, zumal alles Arianischen, nicht unterging. Denn die Arianer, die sich «den Namen von Christen anmaßen», doch die Katholiken «mit mörderischen Waffen zu verwunden suchen», glichen, laut Ambrosius, dem Antisemiten (S. 438 ff), den Juden, waren aber schlechter. Sie glichen den Heiden, waren freilich noch schlechter als sie, schlimmer als der Antichrist und Teufel selber. Sie hatten «das Gift jeder Ketzerei gesammelt», «nur äußerlich Menschen, im Innern aber voll von der Tollwut der Tiere».[34]

Deshalb erregte den Ambrosius auch der Arianer Julianus Valens, bis zu seiner Vertreibung Bischof von Poetovio (Pettau,

heute Ptuj in Jugoslawien), weil er, «von gotischer Gottlosigkeit besudelt und wie ein Heide gekleidet, im Angesicht des römischen Heeres» erschien. Die «Ketzer», im Abendland auf Mailand und einige illyrische Bistümer beschränkt, mußten verschwinden; «der Wahnsinn des arianischen Leidens», «die Krankheit des Volks», wie auch Kirchenlehrer Basilius den Kollegen ermuntert. «Wohlan, du Mann Gottes, kämpfe den guten Kampf.» Nun, Ambrosius, der einfach den Klerus seines Vorgängers übernommen, konnte bald jubeln, im ganzen Westen seien nur noch zwei Arianer zu finden. Hier nämlich wie im Osten hingen die Hirten weniger am Glauben als am Stuhl.

Schrieben doch damals katholische Eiferer dem Kaiser Theodosius: «Diese hohen Herren Bischöfe, die einst unter Konstantius den makellosen Glauben erst verteidigten, dann mit häretischer Unterschrift verdammten, haben sich jetzt wieder zum Bekenntnis des katholischen Glaubens bekehrt, kaum daß sie sahen, daß auch der Kaiser wieder auf seiten der katholischen Bischöfe stand!»[35]

Kaiser Theodosius «der Grosse»: Kampf für den Katholizismus und «Blut vergiessen wie Wasser»

In Theodosius I. (379–395) bekam Kirchenlehrer Ambrosius einen energischen Mitstreiter. «Kaum ein Jahr seiner Regierung verläuft», so der protestantische Theologe v. Campenhausen, «ohne ein neues Gesetz oder sonstige Maßnahmen zur Bekämpfung des Heidentums, zur Unterdrückung der Ketzerei und zur Förderung der katholischen Kirche.» «Vollständige Vernichtung aller Andersgläubigen war von Anfang an das Ziel seiner Regierung, und die kirchliche Überlieferung, die Theodosius als einen unermüdlichen Förderer des Katholizismus und Feind alles Irr- und Unglaubens schildert, hat ihn im wesentlichen durchaus richtig gezeichnet.»[36]

Theodosius, dessen gleichnamiger Vater, ein «rechtgläubiger» Christ bereits, den hohen Posten eines magister equitum praesentalis einnahm, ehe er ihn und seinen Kopf auf Befehl des Katholiken Valentinian unterm Henkerbeil verlor (S. 344), war in Kriegslagern groß geworden. Seit 367 hatte er in Britannien und gegen Alemannen gekämpft. In den siebziger Jahren glänzt er als dux, Militärsbefehlshaber, der Provinz Moesia I (heute serbisches Gebiet) gegen Quaden und Sarmaten. Der hochgewachsene, auffallend schöne und, wenn er wollte, ungewöhnlich freundliche Katholik konnte «Blut vergießen wie Wasser» (Seeck). «Leider», rühmt ihm Benediktiner Baur nach, «war er das letzte militärische Talent, das den kriegerischen Ruhm des alten Römerreiches noch einmal neu aufleuchten ließ».[37]

Am 19. Januar 379 erhob Gratian den dreiunddreißigjährigen Theodosius nach dem Heldentod des Valens zum Mitregenten, zu einem Kaiser, dem es nebenbei dringlich schien, die hauptstädtischen Stände mittels strenger Kleiderordnung voneinander zu scheiden sowie Valentinians Gesetze über Rang, Vortritt, Titel detaillierter einzuschärfen, etwa auch den Ehefrauen der Senatoren senatorische Titel zuzubilligen. Theodosius I. tendierte zu Verschwendung, höfischer Pracht, starker Verwandtenbegünstigung, nicht zuletzt zu enormer finanzieller Ausbeutung, besonders der Bauern und Kolonen. Noch nach Konfiskation des ganzen Eigentums zwang er Schuldner unter Anwendung der Folter zum weiteren Zahlen, indem er wohl hoffte, Verwandte sprängen für die Mittellosen ein. Mit der Keuschheit freilich hielt er es genau. Selbst einer der vielen treuen kaiserlichen Gatten wieder, schloß er Ehebruch von seinen Amnestien aus und bestrafte streng die zweite Heirat einer Witwe vor Ablauf des Trauerjahrs. Sogar des Ehebruchs Angeklagte, die freigesprochen worden waren, einander jedoch heirateten, wurden hingerichtet. Und Päderasten mußten öffentlich vor dem Volk verbrannt werden – eine erschwerende Todesstrafe gegenüber dem Alten Testament und einem Erlaß des Konstantius. Kurz, ein Kaiser, «der mehr an das Heil seiner Seele als an das Heil des Staates dachte» (Cartellieri). Grund genug, daß ihm die Kirche, schon bald nach seinem Tod,

den raren Beinamen «der Große» verlieh, hier, wie meist, eine Art historischer Steckbrief in nuce.[38]

Seine Liebe zu Christus und zum Militär entwickelte Theodosius als Kaiser erst recht.

Wie Konstantin, der Arianer Konstantius II. und der Katholik Valentinian I., wurde auch Theodosius ein immer gewaltigerer Kriegsheros. Das bei Adrianopel schwer getroffene Heer machte er wieder schlagkräftig. Seine Feldarmee umfaßte rund 240 Infanterieeinheiten und 88 Kavallerieregimenter, seine «Grenzschutztruppe» 317 Infanterie- und 258 Kavallerieverbände, dazu zehn Flußflottillen, alles in allem eine halbe Million Soldaten. Sie mußten, nach einem wohl unter ihm kreierten Eid, bei der hl. Dreifaltigkeit und dem Kaiser schwören, diesen gleich nach Gott zu lieben und zu ehren. Denn: «Wenn der Kaiser den Namen Augustus empfangen hat, schuldet man ihm wie einem gegenwärtigen und leibhaftigen Gott Treue und Gehorsam und rastlosen Dienst.» So der Christ Vegetius, damals Militärschriftsteller schon und Verfasser einer Kriegskunde.[39]

Die spezielle Leistung des katholischen Herrschers aber bestand in einer neuen Germanenpolitik. Bei seiner Reorganisierung der stark gelichteten Armee durchsetzte er sie (eine freilich seit Konstantin vorhandene Tendenz) bis in die höchsten Führungsstellen mit «Barbaren»: Franken, Alemannen, Sachsen, besonders aber Goten – und «säuberte» nun mit diesem gleichsam «gotisierten» Heer den Balkan von den Goten, offiziell zwar Angehörige des Reichs, doch nicht Reichsbürger, eher Reichsknechte. Noch in seinem ersten Regierungsjahr erfocht er so Siege über Goten, Alanen und Hunnen.[40]

Ob zu den vielen Opfern des «großen» Theodosius auch Gotenfürst Athanarich gehört? Von den caucaländischen Goten, vielleicht sogar von seinen eignen Verwandten, vertrieben, kam er auf der Flucht nach Konstantinopel, wurde am 11. Januar 381 von Theodosius glanzvoll empfangen und starb überraschend und noch nicht besonders alt zwei Wochen darauf, am 25. Januar «– wohl eines natürlichen Todes» (Wolfram). Man kann nicht das Gegenteil behaupten. Doch läßt es sich bei einem Mann wie Theodosius aus-

schließen? Spricht der königliche Empfang, der Athanarich zuteil wurde, das königliche Begräbnis, zweifelsfrei dagegen?[41]

Theodosius, angeblich stets voller «Großmut gegen den Besiegten» (Thieß), ja, «der letzte große Schutzherr der Germanen auf dem römischen Kaiserthron» (von Stauffenberg), schlug keine regelrechten Schlachten. Vielmehr führte er, in Fortsetzung gleichsam von Valens' gotischer Kopfjägerei (S. 349), eine Art Guerillakrieg, wobei er auch die eigenen gotischen Truppen «bedenkenlos oder absichtsvoll» opferte (Aubin). Er – ebenso Gratian – suchte die einzelnen «Barbaren»-Gruppen nacheinander aufzureiben. So überfiel er abgesonderte Gotenkontingente, wo immer es günstig schien, etwa 386 einen Ostgotenschwarm unter dem Fürsten Odotheus. Er hatte im Herbst an der Donaumündung die Erlaubnis zu ihrer Überschreitung erbeten, der in Thrakien kommandierende magister militum, Promotus, sie zunächst aber verweigert. Dann jedoch lockte dieser die Goten in einer dunklen Nacht über den Strom, um ihnen das römische Heer in die Hand zu spielen. In 3000 Einbäumen setzten sie über und wurden – der Fluß schwamm voller Leichen – sofort niedergemacht, die jenseits zurückgebliebenen Haufen der Weiber und Kinder in Gefangenschaft geschleppt. Und dementsprechend wäre sicher auch sonst die Gotenpolitik des Kaisers gewesen, hätte er über ausreichende Machtmittel verfügt. Theodosius eilte selber herbei, die Großtat zu besichtigen, und zog am 12. Oktober mit Elefanten (Geschenk des Perserkönigs), die seinen Wagen zogen, triumphierend in Konstantinopel ein, wo er zur Erinnerung an diese und andere glorreiche «Barbaren»-Massaker eine 140 Fuß hohe Prunksäule errichten ließ. Einige Jahre später traf sein Heermeister Stilicho einen weiteren Gotenhaufen schwer. Jubelnd meldet Bischof Theodoret «Gemetzel» mit «vielen Tausenden» erschlagener «Barbaren». Die Gefangenen aber aus solchen Operationen überschwemmten die Sklavenmärkte des ganzen Orients. Und von jetzt an kämpften durch die «Leistung» des Theodosius in allen Völkerwanderungskriegen auf beiden Seiten Germanen.[42]

Freilich, was war dies neben seinen religiösen Werken! «Du magst in Schlachten unerhört glücklich und auch sonst lobens-

wert gewesen sein», wie ihn Ambrosius preist, «der Gipfel Deiner Taten war immer Deine Frömmigkeit.»[43]

Bestand die erste bedeutende Regierungsmaßnahme des Kaisers doch gleich in seinem berüchtigten Religionsedikt «Cunctos populos», am 28. Februar 380 in Thessalonike erlassen, ein Jahr nach seiner Thronbesteigung, kaum nachdem er die Goten durch geschicktes Verhandeln wieder beruhigt und selber eine lebensgefährliche Krankheit hinter sich hatte.

Anscheinend ohne jedwede bischöfliche Assistenz proklamierte der damals noch gar nicht Getaufte den Glaubenszwang, indem er, kurz und bündig, in der Sprache eines «fast irrsinnigen Glaubensfanatismus auf dem Throne» (Richter), den Katholizismus zur einzig legalen Religion im Reich erklärte, alle andern Christen aber «für toll und wahnsinnig». «Sie müssen zuerst von der göttlichen Rache getroffen werden, sodann auch von der Strafe unseres Zornes», die Theodosius in Übereinstimmung mit dem göttlichen Ratschluß verhing (ex caelesti arbitrio). Der Kaiser hatte gesprochen, nicht nur die Körper sich unterjocht, sondern jetzt auch die Seelen, beeinflußt vielleicht doch von dem fanatischen Ortsbischof Ascholios, nachdem er von diesem, in seiner schweren Krankheit und in Erwartung des Todes, die Taufe begehrt. Der Codex Iustinianus stellt das Edikt an den Anfang aller Gesetze. Weitere Religionsverfügungen des Herrschers folgten noch im selben Jahr, erneute und sehr scharfe antihäretische Erlasse im nächsten, wo das von ihm berufene Konzil von Konstantinopel – auf dem weder Papst Damasus anwesend war noch ein römischer Legat – das staatliche Gesetz besiegelte: das «große» oder nicaeno-konstantinopolitanische Glaubensbekenntnis, das bis heute geltende christliche Credo, das einzige, das alle christlichen Kirchen akzeptierten. Es übernahm fast wörtlich die Formeln von Nicaea, brachte aber als Novität die volle Gottheit des Geistes zur Geltung, von dem man in Nicaea noch nichts Näheres gewußt oder doch ausgesagt, wenn man ihn auch schon nominell einbezogen hatte. Der Katholizismus gewann als Staatsreligion eine Monopolstellung, allen anderen Bekenntnissen ging es an den Kragen, zumal dem Arianismus – von

den Goten noch einige Jahrzehnte unterstützt – und allem, was man darunter verstehen wollte. Eigens beauftragte Truppen schlugen ringsum Unruhen und Erhebungen nieder, die arianischen Bischöfe wurden vertrieben, ihre Kirchen den Katholiken überstellt.[44]

In Konstantinopel, damals fast ganz arianisch, stürmen die Arianer noch 380 während der Osternachtsfeier die Kirche der Katholiken, wobei Mönche, ja Frauen, schwere Ausschreitungen begehen. Ende November setzt der Kaiser den bejahrten Homöer Demophilus, der nicht nicaenisch werden will, als Bischof ab und verbannt ihn. Unter Waffenschutz zieht nun ein Athanasianer ein, Kirchenlehrer Gregor von Nazianz. Ein Sturm entsteht, «als ob ich», erzählt er selber, «statt eines Gottes mehrere Götter einführen wollte». Auf allen Straßen und Plätzen demonstrieren die Anhänger des Demophilus. Selbst während des Gottesdienstes wird Gregors Kirche überfallen, besonders von Mönchen. Ein Steinhagel prasselt an ihm vorbei auf den Altar; man erwägt ernstlich seine Ermordung, sind ihm doch auch viele Katholiken feind. 381 macht Theodosius den Juristen Nektarios zum Patriarchen der Hauptstadt, einen noch nicht einmal getauften (!) Laien, der kirchlichen Kreisen sogar ziemlich unbekannt, eben darum freilich noch nicht unbeliebt war. Gleich nach der Taufe wird er zum Bischof geweiht. Kein Nicaener, früher so laute Rufer oft nach der «libertas ecclesiae», protestiert gegen die Willkür des Kaisers. Im Gegenteil: auch die Synode von Rom (382) stimmt der Wahl zu. Zwar brennt man Nektarios 388 das Palais ab, doch baut er es, außerordentlich groß und luxuriös, wieder auf, drückt seinen Thron bis 397 und wird noch heute in der byzantinischen Kirche als Heiliger verehrt.[45]

Als Heiligen aber verehrt man im Katholizismus auch Ambrosius – nicht obwohl, sondern weil er ebenso rücksichtslos wie erfolgreich alles unterjochte: Heiden, «Ketzer», Juden, der Urheber ungezählter Tragödien.

Die Bekämpfung des Heidentums durch Ambrosius

Zwar war er selbst, gleich vielen Kirchenvätern, beeinflußt von heidnischer Philosophie, besonders von Plotin. Doch spricht er höchst abfällig darüber, verknüpft sie mit «Götzendienst», einer Spezialerfindung Satans, auch mit «Ketzern», vor allem den Arianern. Hat diese Philosophie überhaupt etwas Gutes, dann – aus der «Heiligen Schrift», aus Esra, David, Moses, Abraham und anderen! Auch die ganze Naturwissenschaft verwirft er als Angriff auf «Deus maiestatis». Das Heidentum insgesamt ist für ihn die «arma diaboli», der Kampf dagegen «ein Kampf gegen das Reich des Teufels» (Wytzes).[46]

Der junge Gratian hatte die Heiden zunächst offenkundig geschont (S. 403), doch von seinem geistlichen Mentor gelernt, «das christliche Kaisertum als eine Verpflichtung zur Unterdrückung der alten Staatsreligion zu empfinden» (Caspar). Dies war nicht mehr schwer, das Christentum bereits etabliert, das Heidentum weithin angeschlagen. Und nach dem Besuch Gratians und seines Mitregenten 376 in Rom erlebte die noch immer stark altgläubige Stadt die Zerstörung eines Mithrasheiligtums durch den Stadtpräfekten Gracchus, der damit, vor seiner Taufe stehend, wohl seine Würdigkeit bewies. Im Sommer 382 weilte Ambrosius in Rom, entsetzt gewiß über die zahlreichen Heiden, die «tollen Hunde», wie sie der damalige Papst, Damasus I., ein Spanier, nannte, während Ambrosius schlicht von Verfolgung sprach, mußten die christlichen Mitglieder des Senats ihren Diensteid vor dem Götterbild der Victoria leisten. Und noch Ende desselben Jahres verfügte der (bald darauf umgebrachte) Fürst «wohl auf Anraten des Ambrosius» (Thraede), «sicherlich nicht ohne Einwirkung seines väterlichen Beraters Ambrosius» (Niederhuber), eine Reihe einschneidender antiheidnischer Erlasse für die Stadt, indem er verschiedenen Kulten und Priesterschaften, wie den populären Vestalinnen, die Staatszuschüsse entzog, die Steuerfreiheit nahm, den Landbesitz der Tempel.[47]

Ferner ließ der Monarch die Statue der Victoria, ein erbeutetes

tarentinisches Meisterwerk und hochverehrtes Symbol römischer Weltherrschaft, aus dem Senatssaal entfernen. Da Victoria eine der ältesten Nationalgottheiten war, auch ihr Kultbild seit Augustus im Sitzungssaal stand (nur Konstantius II. hatte es kurz beseitigt), sahen sich die meisten Senatoren und Roms heidnische Bürger um ihr Heiligstes gebracht. Rasch schickten sie Gesandte an den Hof, die man aber nicht einmal empfing, obschon sie Aurelius Symmachus führte, seinerzeit Roms prominentester, überdies mit Ambrosius verwandter Literat, der zudem gute Beziehungen zu Gratian hatte.[48]

Zwei Jahre später, 384, pilgerte Symmachus erneut mit einer Delegation nach Norden, nun an den Hof Valentinians II. Die Lage schien günstig. Symmachus selbst war inzwischen Präfekt, Inhaber des höchsten kaiserlichen Amtes der Stadt. Weiter amtierte als Praetorianerpräfekt Vettius Agorius Praetextatus, ein eifriger Verteidiger der Altgläubigen und aus sehr vornehmen Geschlecht. Und auch andere einflußreiche Männer waren keine Christen: der hochgebildete, schriftstellerisch tätige Virius Nicomachus Flavianus, zeitweilig praefectus praetorio per Italiam, von Symmachus in allen Briefen als «Bruder» apostrophiert; die beiden magistri praesentales, der Heermeister Rumoridus und der von Valentinian II. stark geförderte und von Augustinus 385, als Augustin noch Heide war, panegyrisch besungene Bauto (beide schlugen sich dann freilich auf die Seite des christlichen Kaisers). So trug Symmachus mit berechtigter Hoffnung seine berühmt gewordene Bitte um Wiederaufstellung des Altars vor, gemäß dem klassischen Rechtsverständnis: ius suum cuique. Maßvoll, ebenso diplomatisch klug wie literarisch ergreifend, bat der – noch in unserer Zeit als «borné, hypocrite et égoiste» (Paschoud) – Diffamierte um Toleranz. «Wir schauen zu denselben Sternen auf, ein Himmel wölbt sich über uns, eine Welt umschließt uns. Was macht es aus, daß jeder mit anderer Einsicht nach der Wahrheit sucht?»[49]

Man war tief beeindruckt, schon zum Nachgeben bereit. Heiden und Christen stimmten im Kronrat dafür. Doch wie zwei Jahre zuvor intervenierte Ambrosius, steckte sich als «Seelsorger»

hinter den dreizehnjährigen Herrscher, erklärte die zustimmenden Heiden für inkompetent, die jasagenden Christen für schlechte Christen. Die Rechtsverhältnisse interessierten ihn ebensowenig wie die ethische Integrität des Symmachus, von dem er selbst einmal schrieb, er könne durchaus einem Christen als Vorbild dienen. Nein, die Macht des Klerus interessierte. «Nichts ist wichtiger als die Religion, nichts wichtiger als der Glauben!» Ambrosius erinnerte an den sehr antipaganen (gerade von Mailand wieder abgereisten) älteren Mitkaiser. Er drohte dem jungen Regenten schroff mit der Verstoßung im Jenseits. «Entschuldige dich nicht mit deiner Jugend – auch Kinder haben sich tapfer zu Christus bekannt, und für den Glauben gibt es kein Knabenalter.» Er kündigte ihm unverhohlen die Exkommunikation an. Bei einer ungünstigen Entscheidung sei für ihn kein Platz mehr in der Kirche. Erstmals drohte damit ein Bischof einem Kaiser mit Ausschluß. Ja, Ambrosius behauptete, die Wiederherstellung des Altars wäre ein Religionsverbrechen und käme einer Christenverfolgung gleich! So hatte der Eiferer die Genugtuung, daß sich der kaiserliche Knabe «wie ein Daniel» erhob und die Heiden abwies. «Denn keinen andern Weg» kannte der Heilige «zur Wohlfahrt des Staates, als daß ein jeder den wahren Gott, das aber ist der Gott der Christen ... anbetet.» (Dabei replizierte er selber auf Symmachus' Einwand, Gratians Ermordung, letzte Mißernte und Hungersnot seien Folgen des Götterzorns: politischer Erfolg und Mißerfolg habe keinerlei Zusammenhang mit Religion!)[50]

Bezeichnend auch, daß der Kirchenfürst bedenkenlos Fakten fälschte, schien es ihm opportun. (Freilich: wie viele Bischöfe werden im Mittelalter noch Akten fälschen und, zugegeben, ungleich schlimmer!) Ambrosius nämlich log, die Christen bildeten bereits die Mehrheit im Reich und auch der römische Senat sei in seiner Mehrheit christlich (cum maiore iam curia Christianorum numero sit referta). Beides entsprach nicht den Tatsachen, was Ambrosius gelegentlich selbst durchblicken läßt. Wie denn noch Augustin das heidnische Übergewicht erwähnt. Seit Gibbon ist es deshalb, ungeachtet seltener Ausnahmen, fast

einhellige Ansicht der Forschung: Ambrosius sagt hier bewußt die Unwahrheit.[51]

Überzeugend zeigt Albrecht Dihle, daß Symmachus nicht an das Wohlwollen des Kaisers appelliert, nicht eine Gunstbezeugung erbeten, sondern ein Recht reklamiert, daß er vor allem juristisch argumentiert hat, während bei Ambrosius Recht und Unrecht keine große Rolle spielen. Vielmehr kehrt er sich deutlich von der überlieferten Rechtsprechung und Gesetzgebung ab – «den gewiß eindrucksvollsten Zivilisationsleistungen des Römischen Staates». Nach Ambrosius geht es viel weniger um die öffentliche Wohlfahrt (salus publica) als um das Seelenheil des Kaisers (salus apud Deum); steht dieser über dem Recht, hat aber, als «miles Christi», Christus, das heißt der Kirche, zu dienen und deren Gebote in Regierung und Gesetzgebung durchzudrücken. «Es gibt denn auch aus der Feder des Ambrosius erschütternde Bekundungen mangelnden Rechtsgefühls ...» Wenn etwa Katholiken eine Kirche der Valentinianer niederbrennen, wenn sie eine Synagoge zerstören – in den Augen des Heiligen ist dies nicht im geringsten ein Unrecht.[52]

Vielleicht wegen seiner Aktivitäten beim Versuch der Restituierung des Victoria-Altars denunzierten Symmachus christliche Kreise beim Kaiser. Der Stadtpräfekt sollte Gläubige aus den Kirchen schleppen, ja, sie foltern haben lassen. Obgleich Symmachus sich eindrucksvoll rechtfertigen, sogar ein Entlastungsschreiben des römischen Bischofs Damasus vorlegen konnte, resignierte er und reichte seine Entlassung ein.[53]

Wie die Heiden, bekämpfte Ambrosius auch die «Ketzer», besonders die Arianer oder was er dafür hielt.

Ambrosius vernichtet das arianische Christentum des Westens

«Ketzer» waren für Ambrosius «nichts anderes als die Brüder der Juden» (non aliud quam fratres sunt Judaeorum). Gewiß ein furchtbarer Vorwurf in seinen Augen. Manchmal zwar schienen ihm die Juden schlimmer noch als «Ketzer», meistens aber diese schlimmer als die Juden, da sie viel unmittelbarer die «Kirche Gottes» bedrohten, sie spalteten. Und Häresien schossen wie Pilze aus dem Boden. Jeder Tag, behauptet Ambrosius, bringe eine neue «Ketzerei», und je mehr man sie bekämpfe, desto mehr entstünden. Ein einziger Tag reichte gar nicht, um alle «nomina haereticorum diversarumque sectarum» aufzuzählen. Der hl. Bischof klagt über das ewig gleiche Thema, diesen unentwegten Krieg. Doch läßt er nicht ab davon. Wußte er ja, ein wahrer «apostolicus» gewinne einen «Schatz mit Zinsen», attackiere er «Ketzer», die verschlagen und unbezähmbar wie Füchse seien, die «Christen» anfielen wie Wölfe in der Nacht.[54]

Wenn Ambrosius auch mancherlei «Irrlehren» bestritt – allein zwei Bücher *‹De paenitentia›* richtete er gegen die Novatianer –, sein Hauptkampf galt den Arianern, gegen die er fünf Bücher *‹De fide ad Gratianum›* schrieb, drei Bücher *‹De Spiritu Sancto›* sowie ein weiteres Opus. Arianer waren für ihn das Übelste, zumal sie in seiner eigenen Bischofsstadt saßen! Und besonders im nahen Illyrien! Aus allen «Ketzereien», wußte er, sammelten sie ihr Gift und spritzten es dann umher, völlig bedenkenlos in ihren Mitteln, die *‹Heilige Schrift›* fälschend, raffiniert, je nach Bedarf, Partien herausnehmend, hineindichtend, «Antichristen», schlimmer als Satan. Habe dieser doch die wahre Gottheit Christi anerkannt, Arius aber nicht (verum filium dei fatebatur, Arrius negat).[55]

Solchen Teufeln mußte man den Garaus machen, und Ambrosius tat das am 3. September 381 auf einer Synode in Aquileja, die ihm, «die Seele der Verhandlungen» (Rauschen), im Abendland mit einem Schlag zum Ruhm verhalf.[56]

Angeregt bei Gratian hatte die Zusammenkunft Ambrosius'

alter Gegner Palladius von Ratiaria. Freilich wünschte dieser ein Generalkonzil, das der Kaiser auch versprach. Doch Ambrosius, der seit Jahren den westlichen Arianismus bekämpfte, besonders dessen Hochburgen in Norditalien, im Illyrikum, fürchtete eine Versammlung mit vielen Orientalen. Auch wollte er alles andere als eine Diskussion, sondern eine Verurteilung der «Ketzer». So vereitelte er das große Konzil, indem er dessen Schwierigkeiten und Kosten dem Kaiser darstellte, die Anreisen aus dem ganzen Reich, die Belastung für die fern Wohnenden, noch dazu für eine simple Affäre. Er schlug vor, bloß Italiener herzubefehlen, fühlte er sich in seiner Petition an Gratian doch schon mit einigen norditalienischen Amtsbrüdern «überreichlich» befugt, den wahren Glauben festzustellen. Der junge Regent gab nach, und so kam, statt des vereinbarten Generalkonzils, bloß eine kleine Provinzialsynode zustande, auf der auch der Römer weder anwesend noch durch Legaten vertreten war. Mit Ausnahme der aus Illyrien angereisten, wenn nicht arianisch, so doch auch nicht nicaenisch gesinnten (homöanischen) Bischöfe Palladius von Ratiaria und Secundianus von Singidunum tagten nur etwa drei Dutzend orthodoxe Katholiken; zehn, zwölf Oberitaliener darunter als harter Kern, als «Verschworene» (Palladius) des Ambrosius, die sich nachher mokierten über die zwei «Ketzer», «die es wagten, dem Konzil mit frechen und gottlosen Reden entgegenzutreten». Kurz, nur Feinde der beiden waren da, arianische Laien selbst als Zuhörer ausgeschlossen. Ambrosius hatte genau das von ihm gewünschte «Konzil» und das Heft in der Hand.[57]

Die Illyrer kamen nicht ohne Mißtrauen nach Aquileja. Kaiser Gratian, gerade in Sirmium, mußte bei einer Audienz ihre Bedenken zerstreuen. Er behauptete, zu Unrecht, auch die übrigen Morgenländer seien geladen. Entweder belog er die Bischöfe oder, wahrscheinlicher, der hl. Ambrosius hatte ihn hintergangen. Erst in Italien sahen sich die beiden ohne ihre orientalischen Kollegen und düpiert.[58]

Der greise Palladius erklärte zu Beginn: «Wir kommen als Christen zu Christen», und darin irrte er nicht. Sonst aber war er in allem betrogen worden, über die Aussperrung der Orientalen

ebenso wie über die eigentliche Absicht der Synode. Denn obwohl man den Illyrern freie Aussprache zugesichert, verwandelte der Heilige die Szenerie im Handumdrehen in ein regelrechtes Verhör. Es half nicht, daß ihm Palladius vorhielt: «Deine Bitte hat es bewirkt, daß [die Morgenländer] nicht gekommen sind. Du hast [dem Kaiser] Absichten vorgetäuscht, die du in Wirklichkeit gar nicht hegtest, und das [sc. allgemeine] Konzil damit auseinandergerissen.» Es half nichts, daß Palladius das ihm versprochene Allgemeine Konzil verlangte, daß er unausgesetzt die Befugnis der Versammlung bestritt, daß er mehr als einmal bekannte, nicht Arius zu folgen, von Arius nichts zu wissen; daß sich Secundianus auf die Bibel berief. Es half nichts, daß die beiden auch von ihnen gewählte Protokollschreiber begehrten. Denn ins Protokoll kamen fast nur die Attacken ihrer Gegner. Man verhandelte so unehrlich, wie man begonnen. Man blieb ungerührt durch alle Proteste. Fand Ambrosius doch überhaupt, Argumentieren und Diskutieren sei keine angemessene Art, heilige Dinge zu erörtern, weil, wie er einmal formulierte, «der philosophische Streit mit üppigen Worten prunkt, die Frömmigkeit aber die Furcht Gottes beobachtet». Ambrosius leitete die Sache, und sein Anhang fiel an den entscheidenden Stellen ein wie ein Chor. Bischof Palladius, dem man sogar Gewalt antat, den man umklammerte, am Fortgehen hinderte, brüllte schließlich, nannte Ambrosius, schon in einer Kampfschrift als Übeltäter, Phrasenheld, «Ketzer» und Bibelfeind herausgestellt, jetzt einen «gottlosen Menschen», ja Verbrecher. Die «Rechtgläubigen» schleuderten immer wieder ihr «Anathema» dazwischen. Und zuletzt verdammten sie einstimmig und in aller Form die «Arianer», die sich klar von Arius distanzierten, als Christuslästerer, Arianer und sorgten für ihr Verschwinden. Auch Bischof Julianus Valens verfluchte man in absentia, diffamierte ihn als Landesverräter, gotischen Götzenpriester und forderte die Verbannung des abscheulichen Frevlers. Ambrosius aber, der in der turbulenten Sitzung, deren Akten ohne erkennbaren Grund plötzlich abbrechen, «das einfachste Gefühl der Wahrhaftigkeit und des sittlichen Anstands» mißachtet hatte, suggerierte nun auch dem Kaiser, den er sofort brieflich

um Bestätigung der Beschlüsse bat, «ein völlig verkehrtes Bild» (v. Campenhausen).[59]

Auf einer eintägigen Synode hatte der Heilige die beiden Bischöfe verhören, verurteilen und absetzen lassen. Allerdings hätten die Illyrer gewarnt sein können. Befahl doch nur drei Jahre zuvor eine römische Synode unter Damasus, mit erheblicher Beihilfe wieder des Ambrosius, «daß jeder, der durch des römischen Bischofs Spruch verurteilt wurde und widerrechtlich seine Kirche behalten wollte, ... von den Präfekten Italiens oder dem kaiserlichen Vikar von Rom herbeigeschafft werde oder aber sich Richtern stelle, die der römische Bischof bestellt». Expressis verbis bestand man auf «staatlichem Zwang» und ersuchte die Herrscher, abgesetzte, doch unfügsame Episkopen aus ihren Sprengeln zu verbannen, was beinah regelmäßig geschah, wie jetzt auch mit den verketzerten Illyrern. Noch ein letzter Versuch von Palladius und Secundian, gemeinsam mit Gotenbischof Wulfila, auf einer Bittreise nach Konstantinopel scheiterte trotz ihres verhältnismäßig freundlichen Empfangs beim Kaiser. Der Arianismus war damit in Westrom erledigt.[60]

Bezeichnende Nachspiele aber gab es noch; vor allem den Streit mit der Kaiserinmutter Justina, die den Arianismus in der gemäßigteren Form der Semiarianer verfocht.

Nach dem Tod von Justinas Stiefsohn Gratian war durch die faktische Vormundschaft über ihren eignen Sohn Valentinian II. ihr Einfluß gewachsen. Doch als sie an Ostern 385 für sich und ihren Bischof Mercurinus Auxentius, einen Schüler des Goten Wulfila (S. 408 f), die kleine ältere basilica Portiana extramurana (San Vittore al Corpo) vor der Stadtmauer erbat, lehnte Ambrosius sofort und brüsk ab. Dabei verfügte er in Mailand über mindestens neun Kirchen. Auch hatte er, als dort erst vor kurzem Kaiser Gratian eine Kirche der Katholiken den Arianern gab, nicht im geringsten protestiert. Jetzt aber fragte er, wie könne er, ein Priester Gottes, dessen Tempel «ketzerischen» Wölfen ausliefern? Ganz ungeniert schimpfte er Bischof Mercurinus einen Wolf im Schafspelz (Vestitum ovis habet ... intus lupus est), der blutgierig und maßlos suche, wen er verschlingen könne. In Wirklich-

keit war er, Ambrosius, maßlos, denn der Arianer wollte nur eine Kirche, Ambrosius alle. In Wirklichkeit verschlang *er*! Und da ein Tumult entstand, seine verhetzten Horden an den Wachen vorbei schon in den Palast des Staatsrats drangen, alle bereit, sagt Ambrosius, «sich für den Glauben Christi töten zu lassen», gab der junge Kaiser erschreckt nach.[61]

Als jedoch Justina die Torbasilika kurzerhand kassierte und darum, zum Zeichen der Konfiskation, die kaiserlichen Wimpelschnüre spannen ließ, stürzten Ambrosius' Scharen von neuem herbei, verprügelten einen arianischen Priester und besetzten das Haus. Die Regierung befahl ungezählte Verhaftungen und erlegte die Riesenbuße von 200 Pfund Gold der Kaufmannschaft auf; doch die protzte, auch das Doppelte zahlen zu wollen, «wenn sie nur ihren Glauben rettete» (Ambrosius). Der Heilige aber, der überall als Anstifter der Erhebung galt, beteuerte, nicht er habe das Volk aufgeputscht. Nicht seine Sache sei es, sondern die Gottes, es wieder zu beruhigen. Tatsächlich hatte er die Agitation «bis zum Äußersten» verschärft (Diesner). Und mit äußerster Entschiedenheit weigerte er sich auch, die Menge zu befrieden. Die gegnerischen Kleriker nannte er «Götzendiener» und die arianische Kirche «Hure». Zynisch gestand er, auch seine Tyrannei zu haben, «die Tyrannei des Priesters ist seine Schwäche». Gleichzeitig predigte er gegen böse Weiber, verwies in immer durchsichtigeren Anspielungen auf Eva, Jezabel, Herodias. Hatte er es doch zu tun, sagt Augustin, «mit der Raserei eines Weibes – aber einer Königin». Als die Regierung eine weitere Kirche zernieren ließ, drohte der Bischof, jeden gehorchenden Soldaten zu exkommunizieren, worauf ein Teil die Front wechselte, freilich «zum Beten und nicht zum Gefecht» (Ambrosius). Auch Justina kapitulierte jetzt. Und selbst der Kaiser, von Offizieren zu einem Versöhnungsdienst gedrängt, resignierte zornig: «Ihr würdet mich ihm gebunden ausliefern, wenn Ambrosius es euch befähle».[62]

Nachdem jedoch Valentinian, arianisch gesinnt wie die Mutter, am 23. Januar 386 durch ein regelrechtes Toleranzedikt nichtorthodoxe Gottesdienste erlaubt und jede Störung unter strenge

Strafe gestellt hatte, wiederholte die Kaiserin an Ostern ihren Versuch, nun bereits mit einer Stadtbasilika. Doch abermals bot ihr Ambrosius Paroli. Erst vergewisserte er sich des Beistands seiner Nachbarkollegen, dann hielt er die bedrohten Kirchen Tag und Nacht durch eine Art «ewiger Anbetung» besetzt, ließ «in dieser heiligen Gefangenschaft» (Augustinus) predigen, Hymnen singen, verteilte Goldstücke unter die rasenden Katholiken, die entschlossen waren «zu sterben mit ihrem Bischof» (Augustinus); «eher zu sterben, als ihren Bischof zu lassen» (Sozomenos); wie auch Ambrosius seinerseits unentwegt zum Martyrium sich bereit erklärte, «alles» erdulden wollte «um Christi willen.»[63]

Nicht nur ein weiterer Truppeneinsatz scheiterte so, sondern, zuvor schon, auch eine vom Kaiser erstrebte Konfrontation Ambrosius – Mercurinus vor einem Schiedsgericht. Bischöfe, behauptete Ambrosius da in einem Brief an Valentinian, «Bischöfe können nur von Bischöfen gerichtet werden»! Denn der Kaiser stehe «in der Kirche, nicht über der Kirche» (imperator enim intra ecclesiam non supra ecclesiam est), könne also nicht über Bischöfe, wohl aber der Bischof, als solcher, über den Kaiser urteilen! Das hatte sich noch kein Hierarch gegenüber einem Herrscher erlaubt. (Mitte des 9. Jahrhunderts aber verlangten berüchtigte christliche Fälschungen bereits, die Pseudo-Isidorischen Dekretalen, «daß alle Fürsten der Erde und alle Menschen den Bischöfen gehorchen». Und schließlich verlangten es auch die Päpste ...)[64]

Gewiß begehrten die Prälaten schon im 4. Jahrhundert ein privilegium fori – hatten sie doch längst allen Grund, sich der Kriminalgerichtsbarkeit des Staates zu entziehen; was ihnen freilich nur eine Konstitution Konstantius' II., des Arianers, anno 355 gewährte, und kurz genug. Ambrosius selber berief sich auf ein Präzept aus dem Jahr 367. Nicht nur in Glaubensfragen sollten demnach «über Priester die Priester richten», sondern auch «in anderen Dingen, wenn ein Bischof belangt würde und eine causa morum zu untersuchen sei». Doch das Präzept ist nirgends erhalten. Hat es je existiert?[65]

Sicher ist, Ambrosius besaß einen wahrhaft gottbegnadeten

Spürsinn für alles, was er brauchte. Drastisch zeigt dies seine Entdeckung zweier Märtyrer, just im richtigen Moment: auf dem Höhepunkt des Mailänder Kulturkampfes im Sommer 386 – «zur Bändigung der Wut jenes Weibes», wie Augustin, der Augenzeuge, treffend sagt. Die Forschung spricht von den «ambrosianischen Märtyrern» (Ewig) und von Ambrosius selber als dem «Wegbereiter und Förderer der Märtyrerverehrung im Abendland» und zwar, gleichfalls gut bemerkt, «in besonderer Weise» (Dassmann).[66]

Funde eines Kirchenlehrers oder «l'elemento soprannaturale»

Ambrosius hatte damals ein «bestimmtes brennendes Gefühl», die Gebeine irgendwelcher Märtyrer zu finden, zumal die Mailänder für die von ihm erbaute und erst eingeweihte basilica Ambrosiana stürmisch einen Reliquienschatz wünschten. Und wirklich, die hl. «Gervasius» und «Protasius», bisher aller Welt unbekannt, meldeten Ambrosius im Traum, sie ruhten in einer Kirche und wollten ans Licht gebracht werden. Kraft seiner «glühenden Ahnung» (ardor praesagii) geht er der Sache nach und hebt in der Tat in der basilica Felicis et Naboris, umringt von seiner Herde, vor Ergriffenheit kaum mehr der Sprache mächtig, «i corpi venerati dei Santi Martiri Gervaso e Protaso» (Zulli), die kostbaren Blutzeugen, «unverwest» (Augustinus), aus der Tiefe. Die Erde war sogar noch gerötet vom Blut der Helden, enthaupteter Riesen, wußte Ambrosius, «wie sie die alten Zeiten hervorbrachten». (Und die Theologen!) Kein Wunder, daß die Gelehrten grübeln, welch teuflischem Christenverfolger sie diese ebenso furchtbare wie fruchtbare Blutschuld in die kaiserlichen Schuhe schieben sollen, und ein Experte wie Gabriele Zulli gestehen muß: «Ancora oggi la questione non è definita . . .» Ein gottgefälliger Akt, den «der schwer geprüfte Bekennerbischof» (Niederhuber) offensichtlich zur Entfachung der Glaubensinbrunst seiner – hei-

lige Knochen heischenden! – Kämpen inszenierte, was seinen Sieg entschied. Letzteres schreiben zumindest sein Biograph Paulinus und der hl. Augustin, der damals in Mailand wohnte. Der kaiserliche Hof hielt das Ganze allerdings für ein abgekartetes Spiel. Und auch neueren Datums schwört nicht jeder darauf, gibt es nicht bloß Schwachköpfe und Opportunisten. Previté-Orton spricht von «frommem Betrug», Stein von einem «großangelegten Betrug». Während Protestant von Campenhausen in all dem «nichts» findet, «was einen Verdacht gegen die Ehrlichkeit des Ambrosius begründen müßte» – und der italienische Salesianer Gabriele Zulli mit der Verteidigung des ambrosianischen Märtyrerspürsinns sogar einen gleichsam dreifach abgesegneten (Vidimus et approbamus) Doktorhut erwarb – verdientermaßen, kann man nur sagen, bedenkt man allein, wie scharfsinnig er immer wieder auf «l'elemento soprannaturale» rekurriert.[67]

Die Forschung betont: die näheren Umstände der martyrologischen Aktivität, die Gebeinauffindung, das Bergen, Identifizieren, alles werde von Ambrosius «bemerkenswert nüchtern», «äußerst knapp beschrieben» und lasse «manche Frage offen»; er habe von der Entdeckung der beiden Heiligen «wenig Aufhebens» gemacht. Und auch seine sonstigen «Märtyrerinventionen», die andere ihm nachrühmen – wir kommen bald dazu –, «werden von ihm selbst nur zurückhaltend erwähnt oder ganz verschwiegen» (Dassmann). Mit dieser für einen Kirchenfürsten erstaunlichen Bescheidenheit stimmt überein, daß in seinem großen Schrifttum Homilien zu Märtyrerfesten und -gedächtnistagen gänzlich fehlen. Daß er überhaupt auf Mirakel überraschend wortkarg reagiert. Und ist nicht auch erwähnenswert, daß er ursprünglich selber unter dem Altar der neuen Basilika Ambrosiana bestattet sein wollte, doch nach der dortigen Beisetzung von «Gervasius» und «Protasius» nicht mehr? Er gab Ehrfurcht vor. Vielleicht aber war es bloß ein Rest von «Geschmack» nach all der martyrologischen Geschmacklosigkeit? Einfach der Wunsch, nicht zusammen mit den Knochen von irgendwem zu verfaulen?[68]

Interessant auch, wie schnell Bischof Ambrosius die kaum entdeckten ehrwürdigen Leichen wieder verschwinden ließ. Die

meisten Kommentatoren übergehen das stillschweigend; kaum zufällig. Und Ernst Dassmann, der 1975 über diese Eile nachsann, erklärt sie – nicht sehr einleuchtend – durch das angebliche Bemühen, «den Frieden nicht erneut zu gefährden» und durch ein – auch nur vermutetes – «Mißbehagen gegenüber der Zurschaustellung unbestatteter Gebeine». Fest steht bloß das große Drängen des Bischofs auf schnelle Bestattung – und das nicht minder große Drängen des Volkes auf das Gegenteil. Ambrosius entdeckte die beiden Mäyrtyrer am 17. Juni 386. Bereits nach zwei Tagen wurden sie endgültig begraben. Doch die zahlreich versammelte Menge hatte erregt das Aufschieben der Beisetzung bis zum nächsten Sonntag gefordert und der Heilige dies nur mit aller Anstrengung verhindert. Warum? Nun, es war Sommer, wahrscheinlich warm, wenn nicht heiß – hätten die seit so vielen Jahrzehnten «unverwesten» Bekenner nun beginnen sollen, in zwei Tagen zu stinken? – Wie sagt Lichtenberg? «Erst die natürlichen Betrachtungen gemacht ehe die subtilen kommen, und immer vor allen Dingen erst versucht ob etwas ganz simpel und natürlich erklärt werden könne.»[69]

Der Triumph war beträchtlich. Prompt folgten die erwarteten Wunder, von keinem Geringeren wieder als Augustin bezeugt: ein Blinder, der den Reliquienschrein mit seinem Schweißtuch berührt, der Schlachter Severus, wird sehend, Besessene und andere Kranke finden Heilung. Ambrosius hatte endlich seinen Reliquienschatz. In zwei Festpredigten feierte er «Gervasius» und «Protasius» als Verteidiger der Orthodoxie und gab dem Ganzen die authentische Deutung: «Seht nur alle, das sind die Bundesgenossen, die ich mir aussuche.» (Die Tyrannei des Priesters ist seine Schwäche.) Und betete: «Herr Jesus, Dir sei Dank, daß Du uns in solcher Zeit den starken Geist der heiligen Märtyrer wiedererweckt hast ...» Schon bald weihte denn auch die reiche römische Matrone Vestina den hl. Mailänder Duldern eine umfangreiche Stiftung, Liegenschaften in Rom, Chiusi, Fondi, Cassino, samt Zinseinkünften von rund 1000 Golsolidi: titulus Vestinae! (Später ließ man Vestina beiseite und benannte den titulus nach einem Märtyrer.) Rasch verbreitete sich der von Ambrosius gewaltig

geförderte Kult über Westeuropa und, durch Augustin, in Afrika. Allein im merowingischen Gallien gibt es dann sechs den «Märtyrern Gervasius und Protasius» geweihte Kathedralen sowie viele weitere «Gervasius»- und «Protasius»-Kirchen, bis nach Trier und Andernach. Ja, schließlich hatte man Reliquien der beiden Blutzeugen ringsum in solcher Zahl, daß es zur Erklärung neuer Wunderberichte bedurfte.[70]

Angeregt durch den Erfolg und gottbegnadet, wie er war, legte der Bischof sieben Jahre nach der ersten «sacra invenzione» in Mailand, im Sommer 393, bei einem Besuch in Bologna, abermals zwei ganz unbekannte hl. Helden frei: «Agricola» und «Vitalis» – ausgerechnet im jüdischen Friedhof. Unter Scharen von Juden und Christen sammelte Ambrosius mit eigener Hand diverse Kostbarkeiten und brachte sie nach Florenz zur Bereicherung einer neu errichteten, von der Witwe Juliana gestifteten Basilika. Sogar das Kreuz fand man, woran «Agricola» gelitten, dazu solche Mengen Nägel, «daß die Wunden des Märtyrers zahlreicher gewesen sein müssen als seine Glieder» (Ambrosius). Zwei Jahre später endlich, 395, am Ende von «un periodo caratteristico del culto delle reliquie» (Zulli), stieß der begabte Entdecker noch einmal auf zwei Blutopfer, die hl. «Nazarius» und «Celsus», nun in einem Garten außerhalb Mailands – schweigt davon aber bescheiden in all seinen Werken, wo er indes auch seine anderen «Märtyrerinventionen» nur zurückhaltend erwähnt; während v. Campenhausen in den immer neuen Funden des Ambrosius nur immer neue Beweise von dessen «Ehrlichkeit» zu erkennen scheint. Biograph Paulinus freilich, der dabeigewesen, erblickte «das Blut des Märtyrers» «Nazarius» – wieder umhüllt tiefes Dunkel das Martyrium – »so frisch, als wäre es am selben Tag vergossen worden, und sein von den verruchten Verfolgern abgeschlagenes Haupt so vollständig und unversehrt mit Haar und Bart, daß es aussah, als hätte man es gerade gewaschen und hergerichtet . . .»! In der gallischen Provinz Embrun aber verehrt man bereits im 5. Jahrhundert «Nazarius» und «Celsus» als Landesapostel, und noch in der Pariser Heiligkreuzbasilika St. Germain des Prés hütete man ihre Reliquien.[71]

War Ambrosius bei der Vernichtung des Arianismus im weströmischen Reich, wo ihm sein ingeniöser Märtyrerspürsinn so zustatten kam, ohne Zweifel der führende Mann seiner Zeit, spielte er beim blutigen Niederringen der spanischen Priszillianisten nur eine (traurige) Nebenrolle.

Das Kesseltreiben gegen Priscillian – die ersten Hinrichtungen von Christen durch Christen

Priscillian, ein gelehrter Laienchrist, um 345 geboren, aus vornehmer, reicher Familie, war weder habgierig noch anspruchsvoll. Vielmehr verzichtete er, wie Sulpicius Severus, der Biograph des hl. Martin von Tours, mitteilt, auf Geld und Einkommen. Gebildet, fleißig, beredt und charakterlich tadellos, doch entsetzt über die Laxheit des Klerus, debütierte Priscillian um 375 in Lusitanien als Haupt einer ethisch-rigoristischen Bewegung. Sie vertrat strenge Askese (einschließlich vegetarischer Diät, weil sie Fleischnahrung für widernatürlich hielt), Hochschätzung der Prophetie sowie ein gewisses dualistisches Denken und breitete sich rasch über Spanien aus. Auch Bischöfe hingen ihr an, besonders Instantius und Salvian. Von ihnen wurde Priscillian selber 381 zum Bischof von Avila geweiht. Die Mehrheit des Episkopats aber stand gegen sie, obwohl Priscillian und sein Anhang Wert darauf legten, mit den Lehren der Kirche voll übereinzustimmen. Unter Führung des Hyginus von Córdoba (der Priscillian denunzierte, dann jedoch zu ihm überging), des Hydatius von Mérida und Ithacius von Ossonoba (Faro), eines großen Fressers, dem jede Askese von vornherein zuwider war, hetzte man gegen die Priscillianisten. Eine Synode von zwölf Bischöfen in Zaragoza verurteilte am 4. Oktober 380 unter Hydatius von Merida einige ihrer Ansichten und Praktiken, aber noch nicht sie selbst. Als sie sich wehrten, gestanden ihnen die spanischen Bischöfe ein neues Konzil zu. Doch Hydatius vereitelte es. Er zeigte Priscillian und

seinen Anhang wegen manichäischer «Ketzerei» bei Kaiser Gratian an, der nun, beraten vielleicht von Ambrosius, die Verfolgung der «Manichäer und Pseudobischöfe» durch den Staat befahl.[72]

Als darauf Priscillian, Instantius und Salvianus im Winter 381/82 in Mailand und Rom vorsprachen, lehnte Ambrosius seine Einmischung ab, Papst Damasus sogar einen Empfang. Vergeblich baten sie den Römer in einer Bittschrift: «Gib uns Gehör ... gib uns, so bitten wir flehentlich, Briefe an Deine Brüder, die spanischen Bischöfe mit ...» Erst auf der Heimreise widerfuhr Priscillian und Instantius (Salvianus war in Rom gestorben) in Mailand bei Hof Gerechtigkeit, wenn auch nur durch Bestechung des magister officiorum (= Hofmarschall) Macedonius. Das kaiserliche Edikt wurde aufgehoben, die Beschuldigten durften auf ihre Stühle zurück. Gegen ihre speziellen Widersacher aber erging Haftbefehl. Priscillian und seine Todfeinde, die Bischöfe Ithacius und Hydatius, wandten sich an den Hof in Trier. Dort regierte inzwischen der Usurpator Maximus (S. 442 f), ein orthodoxer Spanier, der sich beim spanischen Episkopat beliebt machen wollte, doch Grund genug hatte, auch in den Bischöfen Italiens Anti-Priscillianisten zu sehen. So belangte er im Frühjahr 385 Priscillian nebst seinen reichsten Anhängern. Ithacius und Hydatius fungierten als Ankläger. Ihre Opfer wurden durch Folterqualen «geständig» gemacht, dann die ersten Christen durch Christen offiziell zum Tod verurteilt und sofort geköpft – wegen angeblicher Sittenverderbnis und «magischer Künste» (maleficium): sieben Menschen, Priscillian, die Kleriker Felicissimus und Armenius, der Diakon Aurelius, ein gewisser Latronianus, ein Asarivus sowie die reiche Witwe Euchrotia. Auch Bischof Britto von Trier und sein Nachfolger Felix haben das Verbrechen gebilligt, ebenso weitaus die meisten gallischen Prälaten. In Bordeaux starb im selben Jahr eine Priscillianistin durch den katholischen Pöbel. Eine Reihe von «Häretikern» wurde verbannt. Die Inquisition griff auf Spanien über. Thronräuber Maximus aber, ein eifriger Orthodoxer, der erst kurz vor seiner Usurpation getauft worden war und sich darauf berief, durch «göttliche Eingebung»

(divino nutu) zu regieren, mit dem hl. Martin von Tours an der kaiserlichen Tafel saß, auch mit anderen Bischöfen an seinem Hof verkehrte, schickte, vom hohen Klerus um Ithacius bestimmt, «tribuni cum iure gladii» nach Spanien, um die «Ketzer» aufzuspüren, ihnen Leben und Besitz zu nehmen, und schmückte sich in einer Epistel an Papst Siricius mit seinen Verdiensten um den Katholizismus durch Liquidierung der «Manichäer».[73]

Das Entsetzen über die Bluttat von Trier, wo ja schon Athanasius als Verbannter «Ketzer»-Kampf und Glaubenstyrannei gefördert, war damals noch gewaltig. Auf dem Konzil von Toledo (400) akklamierten Kleriker, unterstützt durch Bischof Herenas, Priscillian als Katholiken und heiligen Märtyrer. Sie wurden sämtlich abgesetzt. Und Bischof Symposius von Astorga mußte dem hl. Ambrosius zugestehn, daß er Priscillian und seine getöteten Genossen nicht als Blutzeugen feiern, auch seine «Lehrneuerungen» meiden werde.[74]

Im übrigen log man, wie schon früher, kräftig weiter. Priscillian sollte obszönen Gedanken gehuldigt, nachts nackt mit geilen Weibern gebetet, ja, Euchrotias Tochter Procula ein Kind von ihm mit Kräutern abgetrieben haben. Tatsächlich zog es vor allem die Frauen zu den Asketen, denen man Bestechung vorwarf, Gewalttat, Verfolgung der Orthodoxen, besonders aber, durch eineinhalb Jahrtausende, eine Art manichäischer «Ketzerei» – bis man 1886 Priscillians Schriften fand. Denn nun erwies sich, daß er weder Magier noch Manichäer gewesen, vielmehr umfassend ihre Prinzipien verdammt und mehrere gnostische Sekten, am schärfsten die Manichäer, bekämpft hatte. (Freilich auch rigoros, in fast an Firmicus Maternus [S. 316 ff] erinnerndem Ton, die Heiden: «Zugrunde gehen mögen sie samt ihren Göttern.» «Gleich ihren Göttern wird das Schwert des Herrn sie schlagen.») Trotzdem verleumdeten ihn auch die Kirchenlehrer Hieronymus, Augustinus, Isidor von Sevilla – er erwähnt sogar einen Mann, der Priscillian in der Zauberei unterrichtet habe – und, wilder als alle, Papst Leo I., «der Große», der ausdrücklich die Hinrichtung des «Ketzers» samt seiner Gefährten rechtfertigt. Bezichtigen sie doch im 20. Jahrhundert noch Katholiken der «absoluten Zügel-

losigkeit» (Ries) und legen die Tragödie von Trier «allein» dem Staat zur Last (Stratmann).[75]

In Spanien lebte der Priscillianismus durch mehrere Jahrhunderte fort. Noch das 1. Konzil von Braga (561) mußte sich hauptsächlich mit ihm befassen und einen ganzen Katalog von Anathematismen dagegen schleudern. Verdammt wird darin, wer glaubt, daß der Teufel nie ein guter Engel gewesen, daß der Mensch dem Einfluß der Gestirne unterworfen sei, wer am Sonntag oder an Weihnachten fastet oder jede fleischliche Nahrung für unrein hält und so weiter. Das Konzil entblödet sich nicht, die Abstinenz der Geistlichen von Fleischspeisen anzuprangern, da dies den Verdacht auf Priscillianismus nähre. Der ebenso komische wie beschämende Kanon 14 zwang den katholischen Klerus, gekochtes Gemüse zusammen mit Fleisch zu essen. Wer sich weigerte, wurde exkommuniziert und seines Amtes enthoben! (Und anscheinend ohne ein Spur von Ironie glaubt Domingo Ramos-Lissón noch 1981, «daß sich dieser Kanon nicht auf die von der Kirche vorgeschriebenen Abstinenztage bezog . . .»[76])

Stand Ambrosius bei der Tragödie Priscillians und seines Anhangs nur im Hintergrund, sehen wir ihn im Kampf gegen die Juden wieder in vorderster Front.

Kirchenlehrer Ambrosius: ein fanatischer Judenfeind. Erstes Niederbrennen von Synagogen mit Billigung und auf Befehl christlicher Bischöfe

Ambrosius teilt selbstverständlich den obligatorischen Antijudaismus der Kirche. Jahrelang und detailliert beschimpft er die Juden. Wie die Heiden gehören sie zu den «gentes peccatores», für ihn «mystice» durch die mit Jesus gekreuzigten Räuber symbolisiert. Er wirft den Juden, manchmal recht höhnisch, Dummheit und Hochmut vor, «Verschlagenheit» (versutia), «Frechheit» (procax), «Treulosigkeit» (perfidia), wobei hinter dieser beson-

ders typischen Eigenschaft ihres Volkes nicht bloß gewöhnliche Unzuverlässigkeit, Untreue, stehe, sondern eine grundsätzliche Feindschaft gegenüber der Wahrheit, der Kirche, Gott. Er unterstellt den Juden «Unruhestiftung» und «Mord». Ganz zu schweigen davon, daß sie nicht nur den Herrn umbrachten, sondern sich auch weiterhin gegen ihn, nämlich gegen die Kirche, versündigen. Kurz: «Seine Ablehnung der Juden ist eindeutig» (K.-P. Schneider).[77]

Wie weit Ambrosius dabei geht, wie der literarische Antijudaismus des Klerus nun in den tätlichen umschlägt, zeigt die Affäre von Kallinikon (jetzt Raqqa) am syrischen Euphrat.

In dieser wichtigen Militär- und Handelsstadt hatten randalierende Mönchshaufen 388 auf Geheiß des zuständigen Bischofs eine Synagoge überfallen, geplündert und niedergebrannt – ebenso eine nahegelegene Kirche (fanum, lucus) valentinianischer Gnostiker, damals schon «fast alltäglich» (Kupisch): doch mehr als eineinhalb Jahrtausende vor der «Kristallnacht»! Dabei garantierte das christliche Reichsgesetz den Juden freie Kultausübung und schützte Synagogen als «aedificia publica»! Anlaß zu den Attacken in Kallinikon waren vermutlich: die kirchenväterliche Haßpropaganda, Neid auf den jüdischen Reichtum und gewisse Übergriffe der Gnostiker, nicht der Juden.[78]

Selbst Kaiser Theodosius, der entschiedene Katholik, trat seinerzeit für die Juden ein. Verfocht er doch überhaupt, ähnlich wie Valentinian I. und Valens, einen eher projüdischen Kurs. Gewiß schloß Theodosius die Juden vom Erwerb christlicher Sklaven aus, ja, auch er bestrafte Ehen zwischen Juden und Christen mit dem Tod. Andererseits aber befreite er Juden und Samaritaner von der Zwangseingliederung in die Korporation der Reeder oder Frachtschiffer (naúklēroi), die mit beträchtlichen Auflagen verbunden war, und untersagte den Gerichten die Einmischung in religiöse Streitigkeiten der Juden. 393 dekretierte er, «daß die Sekte der Juden durch kein Gesetz verboten ist», zeigte sich «sehr besorgt, daß an einigen Orten ihre Zusammenkünfte verboten werden», verlangte besonderen Schutz des Patriarchen, des Oberhaupts aller jüdischen Gemeinden, einschließlich seiner Aposto-

loi, seiner Religionssteuereintreiber, und forderte die strenge Bestrafung jener, die aus Gründen des christlichen Glaubens Synagogen plündern oder zerstören.[79]

Auch nach dem Vorfall in Kallinikon gelobte der Kaiser mit einem Eid, die Brandstiftung hart zu bestrafen. Er befahl Übergabe des Raubs und Wiederaufbau durch die Schuldigen. Doch abermals trat Ambrosius dazwischen, um «Gottes Gebot zu gehorchen»; zumal Juden für den hl. Antisemiten prinzipiell «eigentlich des Todes schuldig» waren (Judaei digni sint morte), mindestens jedoch durch die «befreiende Geißel» Christi vertrieben werden müssen «in ein unbegrenztes und endloses Exil, so daß in der Welt kein Platz mehr bleibt für die Synagoge». Er betonte sogar, selber die Synagoge in Brand gesteckt, den Auftrag dazu gegeben zu haben (certe quod ego illis mandaverim), «damit es keinen Ort gebe, wo Christus geleugnet wird». Nach bewährtem Muster nannte der Falschmünzer das kaiserliche Vorhaben Christenverfolgung und den Bischof von Kallinikon einen Märtyrer. Er erklärte sich flammend solidarisch mit ihm, versicherte, die Mailänder Synagoge selbst verbrannt zu haben, wäre sie nicht schon einem Blitz zum Opfer gefallen. Er schimpfte das Heiligtum seiner Gegner «eine Heimstätte des Irrsinns», behauptete, die Juden würden darauf schreiben: «Mit Christengeld errichtet!» Er appellierte an den Herrscher (der ihm vorhielt: «Und die Mönche begehen so viele Verbrechen»), ein Anwalt des Katholizismus zu sein, ja, drohte auch ihm offen mit Exkommunikation. Höre er «im Palast» nicht, müsse er es «in der Kirche» tun. Wirklich erpreßte er zuletzt dem lange Zögernden vor versammelter Gemeinde, durch Verweigerung der Messe, für die Gangster von Kallinikon die Amnestie und übermittelte gleich danach der eignen Schwester brieflich seinen Triumph (durch wörtliche Wiedergabe seiner Rede und seines Gesprächs mit dem Kaiser). Denn, unterwies er ihn: «Was steht höher: der Begriff der Ordnung oder das Interesse der Religion?» Mit Recht schreibt Gert Haendler: «Der erste Bischof, der die Macht hatte, klerikale Ansprüche gegenüber dem Staat durchzusetzen, war nicht davor gesichert, diese Macht zu mißbrauchen.»[80]

Fast bedauert man, daß dem hl. Ambrosius bei Mailands Judentempel der Blitz zuvorkam ... Oder war sein Ausfall bloße Phrase? Doch seit die Christen herrschten, setzten sie die anfangs rein theologische Kontroverse – im Gegensatz zum Philosemitismus der übrigen spätantiken Welt – durch einen sehr handfesten Antijudaismus fort. Er führte, über nicht abreißende mittelalterliche Judenpogrome, bis in die Gaskammern Hitlers. Sein Antisemitismus wäre «unmöglich gewesen», so selbst Katholik Küng, «ohne die fast zweitausendjährige Vorgeschichte des ‹christlichen›» – wobei die ‹christlichen› Gänsefüßchen pure Täuschung sind. Denn eine Judenfeindschaft, die auch die größten christlichen Heiligen flammend vertreten haben und geschürt, Athanasius, Ephräm, Chrysostomos, Hieronymus, Hilarius, Ambrosius, Augustinus et ceteri (s. 2. Kap. u. S. 511 ff), lauter Kirchenlehrer, war selbstverständlich eine *christliche* Judenfeindschaft und bleibt es.[81]

Die in vorkonstantinischer Zeit zahlreichen Streitreden mit Juden werden allmählich seltener und im 4. und 5. Jahrhundert kaum mehr erwähnt. Auch zum einst häufigen Gebet für sie animierten Päpste und Bischöfe immer weniger (geschweige daß sie, wie nach Hitler, deshalb förmliche «Gebetsfeldzüge» forderten). Man hatte nun die Möglichkeit ganz anderer Feldzüge – und führte sie.

Schon Mitte des 4. Jahrhunderts ließ in Norditalien Bischof Innocentius von Dertona eine Synagoge zerstören, wobei offenbar auch der ganze Besitz der Juden – ein heilsgeschichtlich noch oft notwendiges Werk – beschlagnahmt worden ist. Etwa um dieselbe Zeit raubte man in Nordafrika die Synagoge von Tipasa und machte eine Kirche daraus. Bereits vor dem Verbrechen von Kallinikon steckten auch die Christen Roms eine Synagoge in Brand. Drängten die Bischöfe doch, nach Julians Judenfreundlichkeit (S. 328 f), auf schärfere antijüdische Attacken. Und so rauchen von Italien bis Palästina schon damals die Synagogen ... Denn, wie Ambrosius sagte: «Was steht höher: der Begriff der Ordnung oder das Interesse der Religion?»[82]

Doch noch nach Hitlers Judenvergasung lobt Katholik Strat-

mann: «Am meisten zu Recht besteht der Protest des Heiligen gegen den Wiederaufbau der Synagoge durch einen Bischof ...»[83]

Wie Ambrosius auch sonst das Interesse der Religion über den Begriff der Ordnung stellen, fast eine ganze Galerie mehr oder minder legitimer Kaiser überleben und schlechthin alle Wechselfälle des Lebens und der Weltgeschichte meistern konnte, hatte sich auch bei der Katastrophe Gratians, seines geistlichen Ziehkinds, gezeigt.

Eine zwielichtige diplomatische Mission des Ambrosius und ein Krieg zwischen katholischen Herrschern

Im Jahr 383, als in Italien, Gallien und Spanien eine Hungersnot grassierte, war der Heerführer Quintus Aurelius Maximus (S. 436), ein Katholik, durch britannische Soldaten Augustus geworden. Beim Versuch, den Usurpator niederzuringen, wurde Kaiser Gratian, nach einer Reihe kleinerer Gefechte, von seinen unzufriedenen Truppen verlassen, durch den Magister equitum Andragathius, den Reitergeneral und Freund des Maximus, verfolgt, in Lyon gefangen und dort am 25. August, vierundzwanzigjährig, bei einem Gastmahl verräterisch erschlagen. Doch noch während er, an der Spitze von 300 Reitern, von Paris den Alpen zufloh, jede Stadt ihre Tore vor ihm schloß, all seine Freunde ihn mieden, fand er, wußte wieder einmal Ambrosius, Hilfe und Trost in der Religion, in manchem Psalm, im Glauben an die Unsterblichkeit seiner Seele. Und sein letztes Wort, berichtet Ambrosius, war: «Ambrosius».[84]

Tatsache ist, daß mit Gratian, dem Ambrosius, vor allem in der letzten Zeit, am nächsten stand, im Grunde niemand mehr zufrieden, Kaiser Theodosius wohl selber an seiner Beseitigung beteiligt war. Einerseits hatte er mit ihm große kirchenpolitische Differenzen, andererseits früher Seite an Seite mit Maximus ge-

kämpft, einem Verwandten seiner Familie, was den Abfall von Gratians Herr nur fördern konnte.[85]

Daß die Heiden um den Ambrosiuszögling nicht trauerten, ist klar. Auch die Katholiken aber weinten ihm kaum nach, war er doch ihren Führern eher mißliebig geworden: durch sein Streichen aller Steuerbefreiungen und Privilegien zugunsten weniger, wobei die Gesetze (vom 19. Januar und 5. März 383) selbst die Kirche schädigten. Und durch seine Priscillianisten-Politik, die den Sektierern, entgegen dem Wunsch auch der Bischöfe von Mailand und Rom, ihre «Gotteshäuser» wiedergab. Maximus aber, der Waffengefährte und Verwandte des Theodosius, rückte als rigoroser Katholik den «Ketzern» fanatisch auf den Leib (S. 436 f). Konnte er also nicht brauchbarer sein?[86]

Jedenfalls reiste jetzt Ambrosius gleich zweimal zu dem Thronräuber, dem Mörder seines Schützlings – natürlich nur im Auftrag der Kaiserinmutter Justina, seiner persönlichen Feindin und politischen Rivalin, der «Ketzerin». Mit dem kleinen Valentinian an der Hand, habe sie ihn selbst darum ersucht. Und wen, fragt der klerikale Diplomat, freilich bloß ausnahmsweise die zwielichtige Mission berührend, wen sollen die Bischöfe mehr schützen als Witwen und Waisen? Doch auch in Gallien umgab schon die «schmutzige Schmeichelei» der Bischöfe (foeda adulatio: Sulpicius Severus) den Sieger Maximus. Selbst der bedeutendste gallische Kirchenfürst der Zeit, Martin von Tours, erschien an der kaiserlichen Tafel und ließ sich am Hof des Usurpators durch diesen und die Kaiserin besonders verehren. So wird der Mörder des frommen Gratian, der katholische Eiferer, schließlich als Herr über Britannien, Gallien und Spanien anerkannt und der Stiefbruder des ermordeten Gratian, Valentinian II., mit dem mittleren Reichsteil, Italien, Afrika, Illyrien, abgefunden.[87]

Valentinian II. aber, christlich erzogen, doch nie getauft, stand unter dem Einfluß seiner offen arianischen Mutter; er war «Häretiker». Und während Ambrosius, der Witwen- und Waisen-Beschützer, sich immer mehr mit den beiden überwarf, beschwor Maximus, zwar Usurpator, doch rechtgläubig, Valentinian, den «Ketzer», aber legitimen Kaiser (eine paradoxe Situation), «den

Kampf gegen den wahren Glauben aufzugeben» und «von der frommen Rechtgläubigkeit des Vaters nicht abzulassen». Maximus verlangte Umkehr, schnelle Besserung, drohte auch bereis mit Krieg, den er 387 begann, allerdings nur, wie er öffentlich beteuert, zur Verteidigung des nicaenischen Glaubens. Ohne Widerstand zu finden, rückt er auf Mailand vor, wo Bischof Ambrosius getrost bleiben kann, Valentinian jedoch mit Mutter, Schwester, Hofstaat zu Theodosius flieht, der sein Elend prompt als Strafe für den Glaubensabfall erklärt und ihren Übertritt zur Orthodoxie erreicht. Auch verliebt sich der Witwer, dessen Frau Aelia Flavia Flaccilla gerade erst gestorben war, in Valentinians junge Schwester Galla, heiratet sie alsbald, freilich wohl mehr aus dynastischen Gründen und im Hinblick auf «einen notwendigen, aber schmutzigen Krieg» (Holum). Er rüstet, holt noch die günstige Prophezeiung des ägyptischen Einsiedlers Johannes ein und zieht dann gegen den rechtgläubigen Maximus. (Die heikle Situation hoher Kleriker erhellt das Pech des alexandrinischen Patriarchen Theophilus. Als erster wollte er dem Sieger gratulieren, zujubeln lassen und schickte, zur Demonstration seiner Sehergabe, Geschenke nebst Briefe an Theodosius und Maximus zugleich nach Italien. Dort sollte sein Bote, der Presbyter Isidorus, je nach Ausgang, die Post übergeben. Doch wurde diesem alles von seinem Lector geklaut und die Sache ruchbar, worauf er schleunigst nach Alexandrien zurückkehrte.[88])

Theodosius siegte im Sommer 388 durch zwei Schlachten bei Siscia (Esseg) und Poetovio (Pettau). Maximus, der Landsmann, Verwandte und gute Katholik, der keine Gelegenheit verstreichen ließ, ohne sich als Schützer der rechtgläubigen Christenheit auszugeben und die Gottgewolltheit seiner Regierung mit seinen Siegen zu begründen, wurde gefangen und getötet. So gedenkt Ambrosius jetzt des Psalms 37,35: «Ich sah den Gottlosen übermütig und hochaufgerichtet wie die Cedern des Libanon. Und dann ging ich vorüber, und er war nicht mehr.» Auch die maurische Leibwache des Maximus wird liquidiert. Ferner werden viele der zu ihm übergelaufenen «Barbaren» im römischen Heer, die in die Sumpfgegenden und Gebirgswälder Makedoniens geflohen,

auf kaiserlichen Befehl gejagt und niedergemacht. Der Feldherr Andragathius, der Mörder Gratians, ertränkte sich. Auch Maximus' in Gallien zurückgelassener Sohn Flavius Victor, ein Kind noch, springt über die Klinge. Und die mit dem Usurpator kollaborierenden gallischen und spanischen Prälaten wandern unnachsichtig in Verbannung.[89]

Der junge Valentinian aber gerät nach dem Sieg über Maximus und dem Tod seiner arianischen Mutter immer mehr unter den Einfluß von Theodosius und Ambrosius. Er nimmt deren Glauben an und erläßt entsprechende Religionsgesetze.

Am 14. Juni 388 verbietet er «Ketzern» Versammlungen und Predigten, das Errichten von Altären sowie jeden Gottesdienst. Am 17. Juni 389 geht er (gemeinsam mit Theodosius) gegen die Manichäer vor. Man untersagt ihnen den Aufenthalt auf dem ganzen Erdkreis, speziell aber in Rom, bei Todesstrafe; ihre Güter sollen dem Volk anheimfallen. 391 bedroht Valentinian mit hohen Geldstrafen (bis zu 15 Pfund Gold für die höchsten Beamten) Tempel betretende und dort Götter anbetende Heiden, ferner «Ketzer» durch Versammlungsverbot in Städten und Dörfern, endlich, besonders hart, Apostaten: sie dürfen nicht nur, wie schon früher festgesetzt, nicht erben und vererben, sondern auch weder Zeugnis ablegen noch Buße tun oder Absolution erlangen. Sie sollen alle Würden verlieren und für immer ehrlos sein. 392 wird Valentinian II. selber ermordet, vermutlich wieder nicht ohne Beihilfe des Theodosius.[90]

Zwei Massaker eines «notorisch christlichen» Kaisers und die Verklärung des Blutbads durch Augustin

Wozu gerade Theodosius «der Große» fähig war, zeigte sich auch 387 in Antiochien nach einem (besonders reich dokumentierten) Volksaufruhr wegen einer erhöhten Steuerforderung vom Februar.

Die Quellen stimmen überein, daß es um eine Zahlung in Gold ging; Theodosius brauchte es zur Finanzierung seiner Söldner. Nach Verlesung des kaiserlichen Briefes durch den Gouverneur sind die Honoratioren wie vernichtet. Sie erklären die Steuer als unerschwinglich; manche flehen zu Gott, was dann schon als unrechtmäßig gilt. Die Menge, durch Hungersnöte in den letzten Jahren mitgenommen, beginnt zu randalieren, setzt zum Sturm auf das Gouverneursgebäude an, stürzt die Standbilder der kaiserlichen Familie, legt Feuer an einen Palast, droht mit weiteren Brandstiftungen, auch an der Kaiserresidenz. Indes gehen bereits Bogenschützen gegen das Volk vor, die Stadt wird degradiert und verliert ihren militärischen Status; Zirkus, Theater, Bäder werden geschlossen, Todesurteile gefällt, Menschen, darunter sogar Kinder, geköpft, verbrannt, sogenannten Bestien vorgeworfen. Und doch: alles eine Bagatelle fast, verglichen mit dem Blutbad in Thessalonike.

Dort nämlich hatte man im Frühjahr 390 den gotischen Militärkommandanten Butherich umgebracht – wegen Verhaftung eines populären Wagenlenkers, der Butherichs hübschen Mundschenk verehrte. Der fromme Theodosius, einer der «notorisch christlichen Herrscher» des Jahrhunderts (Aland), befahl darauf, die Bevölkerung zu einem Schauspiel in den Zirkus zu locken und zusammenzuschlagen. Sie wurden, schreibt Bischof Theodoret mit poetischer Bildhaftigkeit, «wie bei einer Ernte die Ähren, alle zumal hinweggemäht». Zwar widerrief Theodosius später, doch hatten seine Schlächter schon mehrere Stunden lang 7000 Frauen, Männer, Kinder, Greise abgestochen; nach Theophanes, Kedrenos, Moses von Chorene sogar 15 000; eines der scheußlichsten Massaker der Antike – – was den hl. Augustin nicht hindert, Theodosius als Idealbild eines christlichen Fürsten zu glorifizieren! Bekam der Regent ja durch die Kirche den Beinamen «der Große» und ging als «der vorbildliche katholische Monarch» (Brown) in die Geschichte ein.[91]

Infolge der allgemeinen Erregung konnte Bischof Ambrosius jetzt zwar nicht schweigen. Wenig wohl hätte er lieber getan. So jedoch schrieb er dem Kaiser – und ein großer Teil der Welt, auch

der gelehrten, bewundert das noch heute! – im Mai 390 einen Brief, ausdrücklich nur zur persönlichen Lektüre. Nicht ohne Verständnis erinnert er an Theodosius' «heftiges Temperament», wäre aber bekümmert, würde ihn, «ein Muster erlesener Frömmigkeit», «die höchste Milde», «der Untergang so vieler Unschuldiger nicht schmerzen». Dabei beteuert Ambrosius freilich: «Dies schreibe ich nicht, um Euch zu beschämen.» «Zur Beschimpfung habe ich keinen Grund.» «Ich liebe Euch, ich verehre Euch.» Nein, bloß den Schein wollte der Kirchenmann wahren, den blassesten Schimmer wenigstens geistlicher Autorität.[92]

Die «Bußdisziplin» betraf nun einmal alle. Eine Frau – zum Vergleich – mußte damals für eine Abtreibung lebenslänglich büßen. Lebenslänglich büßten mancherorts auch Priesterwitwen, die wieder heirateten; oder Gläubige, die den Bruder oder die Schwester ihres verstorbenen Mannes ehelichten. Von Mördern zu schweigen! Buße jedoch bedeutete: Tragen eines härenen Sacks, Fahr- und Reitverbot, dauerndes Fasten, ausgenommen Sonn- und Feiertage, fast immer auch ständige Enthaltung vom Sexualverkehr und anderes – *lebenslänglich* also schon für eine Abtreibung oder gewisse Verwandtenehen! Dem *Mörder Tausender* aber erlegte Ambrosius jetzt auf, *einmal* in der Kirche unter den Büßenden zu sitzen![93]

Bei einem Kaiser geht es eben bloß um die Geste, das Prinzip. Daß freilich die grundsätzliche Fügsamkeit gegenüber dem Klerus diesem *alles* bedeutet, ein Mord an Tausenden im Grunde *nichts*, beweist auch Augustins Kommentar, dem sich das Blutbad zu einem herrlichen Exempel evangelischer humilitas verklärt – eingeflochten auch noch in Theodosius' generelle Glorifizierung als ideale christliche Herrschergestalt: «*Doch das Erstaunlichste von allem war seine fromme Demut.* Er hatte sich nämlich durch das stürmische Drängen einiger Männer seiner Umgebung hinreißen lassen, *den schweren Frevel der Thessalonicher*, obwohl er ihn auf bischöfliche Fürsprache bereits verziehen hatte, doch noch zu bestrafen, und leistete nun, in kirchliche Zucht genommen, in einer Weise Buße, *daß das für ihn bittende Volk beim Anblick seiner in den Staub gebeugten kaiserlichen*

Hoheit bitterlicher weinte, als wenn es seinen Zorn wegen eines Vergehens gefürchtet hätte. Diese und ähnliche gute Werke, die aufzuzählen zu weitläufig wäre, nahm er mit sich hinauf *aus dem irdischen Nebel, der alle menschlichen Gipfel und Hoheiten umhüllt. Ihr Lohn ist die ewige Seligkeit, die Gott nur dem wahrhaft Frommen verleiht.*»[94]

Ein entlarvender Text. Dient die Ermordung Tausender, um einen einzigen zu rächen – das befahl selbst Hitler nie –, für Kirchenlehrer Augustin doch nur zum Demonstrieren der «frommen Demut» eines Kaisers! Und während der Heilige das ungeheuere Gemetzel diskret übergeht, betont er «den schweren Frevel der Thessalonicher»! Während er kein Wort verliert über die Schlachtung so vieler Unschuldiger, läßt er den Mörder wegen seiner Pseudobuße beweinen; «bitterlicher» sogar, als wäre man selber zum Opfer seines Zorns geworden! Präsentiert er die allerhöchste Sühnegeste – Traumfrucht gleichsam eines Massenmords – unter dem Stichwort «gute Werke»! Zählt er den Bluthund zu den «wahrhaft Frommen» und verheißt ihm «ewige Seligkeit»!

Kaum wahrnehmbar aber die Untat: raffiniert verdreht im *Bestrafungs*hinweis auf das *Verbrechen der Bevölkerung*; und, rhetorisch bestrickend, in jenem «irdischen Nebel, der alle menschlichen Gipfel und Hoheiten umhüllt». Wirklich gut gesagt. Denn was zählt, ist allein die Unterwerfung unter den Klerus; das größte Geschichtsverbrechen daneben bloß ein bißchen Nebel, Wasserdampf, nichts!

Wir haben hier den ersten «Fürstenspiegel» eines christlichen Herrschers vor uns, ein Fürstenideal, das besonders die Gestalt Christi, des Königs, zum Vorbild des Kaisers macht und entscheidend fortwirken sollte in die germanische Welt! Der Augustinuskenner Peter Brown zählt dies augustinische «Porträt» von Theodosius, ebenso wie das von Kaiser Konstantin, zu «den größten Kitschpartien (the most shoddy passages) des ‹Gottesstaates›».[95]

Kam es damals zu Reibungen, gab Theodosius meist freiwillig nach. Zumal seit seiner «Buße» für Thessalonike ist er offenbar «vollkommen dem Ambrosius hörig geworden» (Stein). Ein-

trächtig bekämpften Kaiser und Bischof, die «beiden großen, ja größten Männer ihrer Zeit» (Niederhuber), «Ketzer» und Heiden. Und wie gegen jene schon Theodosius' Vorgänger Konstantius schärfer eingeschritten war als Konstantin, so attackierte sie jetzt Theodosius bereits wieder härter als Konstantius. Doch während dieser und sein Vater der Kirche noch geboten, ordnet sich ihr Theodosius – lange vor seinem Tod getauft – gelegentlich schon unter.[96]

THEODOSIUS «DES GROSSEN» KAMPF GEGEN DIE «KETZER»

Der Kaiser jagte die andersgläubigen Christen seit 381, als er, durch Erlaß vom 10. Januar, alle Kirchen ausnahmslos den Orthodoxen zu übergeben und «ketzerische» Kulte nicht mehr zu dulden befahl. Seinen General Sapor schickte er gleich in den Orient, um die arianischen Bischöfe aus den Kirchen zu treiben. Überall wurden sie nun streng verfolgt, noch einige Jahrzehnte aber durch die Goten unterstützt. Weitere Religionsdekrete zugunsten der Katholiken und zur Bekämpfung ihrer Gegner folgten im selben Jahr. Auch setzte Theodosius, wie Gratian, die schon von Konstantin begonnene Verfolgung der Markioniten (S. 277) mit verstärkter Brutalität fort. Die Eingaben «häretischer» Bischöfe zerriß er vor deren Augen. Die nichtkatholischen Christen erhielten Versammlungsverbot, Lehrverbot, Diskussionsverbot, Verbot der Priesterweihe. Ihre Kirchen und Tagungsräume wurden zugunsten katholischer Bischöfe oder des Staates konfisziert, ihre bürgerlichen Rechte eingeschränkt. Man schloß sie von der Beamtenlaufbahn aus, erklärte sie zeitweise für unfähig zu erben und zu vererben, bedrohte sie gelegentlich mit Vermögenseinziehung, Ausweisung, Deportation. Immer wieder ging man unter anderem besonders gegen die Eunomianer vor, die ein Gesetz vom 5. Mai 389 als «spadones» (Kastrierte) verspottet. Man nahm ihnen das ius militandi und testandi, das heißt das

Recht, am Hof und im Heer Beamte zu sein, sowie Testamente zu machen oder in Testamenten berücksichtigt zu werden. Sämtliche Güter von ihnen sollen nach ihrem Tod dem Fiskus zufallen. (Ihr Geschichtsschreiber wird Philostorgios.) Auf Zugehörigkeit zum Manichäismus, im Codex Theodosius unter allen Sekten am häufigsten genannt und durch zwanzig Gesetze bekämpft, setzt der Kaiser am 31. März 382 die Todesstrafe. Doch galt sie auch für Enkratiten, die Fleisch, Wein und Ehe verschmähten, Sakkophoren, die grobe Kleidung als Zeichen ihres Asketentums trugen, Hydroparastaten, die die Eucharistie mit Wasser statt mit Wein feierten. Staatsbüttel sollten alle «Ketzer» aufspüren und vor Gericht bringen. Für Denunzianten entfielen dabei die üblichen Bußen. Selbst gefoltert wurde manchmal schon. Ja, es erscheint – im Jahr 382 – das Wort: Inquisition![97]

Allein fünf Gesetze erließ Theodosius gegen Apostaten, ein Gesetz 381, zwei Gesetze 383, zwei 391. Diese Erlasse, immer detaillierter, schärfer gehalten, bestrafen Apostaten durch Ausstoßung aus der Gesellschaft, Testier- und Erbunfähigkeit. Sie können somit weder ein gültiges Testament hinterlassen noch Erben sein. Nach dem dritten Gesetz sind Apostaten nicht nur Christen, die Heiden, sondern die auch Juden, Manichäer werden oder valentinianische Gnostiker. Das vierte Gesetz bemerkt zum Ausschluß aus der Gesellschaft: «Wir hätten sogar befohlen, sie in die Ferne zu stoßen und weiter weg zu verbannen, wäre es nicht offensichtlich eine größere Strafe, unter den Menschen zu leben, aber ihre Unterstützung zu entbehren. Sie sollen also als Ausgestoßene in ihrer Umgebung wohnen bleiben. Die Möglichkeit, in ihren früheren Status zurückzukehren, ist ihnen verwehrt. Für sie gibt es keine Buße; sie sind keine ‹Gefallenen›, sondern ‹Verlorene›.» Das letzte Gesetz attestiert hochgestellten Apostaten einen «unsagbar verworfenen Charakter» und bestimmt, sie sofort ständiger Ächtung (infamia) auszusetzen und nicht einmal zur niedrigsten Klasse zu zählen. Die gesellschaftliche Existenz dieser Menschen ist damit vernichtet.[98]

Die kaiserliche Kanzlei gebraucht bei ihrer antihäretischen Gesetzgebung regelmäßig das von den katholischen Bischöfen des

Westens entwickelte Anti-«Ketzer»-Vokabular. Es beeinflußte «nicht nur die Abfassung, sondern auch den Inhalt der Texte» (Gottlieb). Denn hinter Theodosius stand natürlich die katholische Kirche – «Die göttliche Vorsehung half dabei nach» (Benediktiner Baur). Vor allem durch Ambrosius – der in seiner Leichenrede auf den Kaiser jubelte, den «verruchten Irrwahn» tat er ab – wurde Theodosius «bestimmt, die Einigung der Kirche auf der katholischen statt auf der arianischen Basis zu versuchen» (Dempf). Auch Kirchenschriftsteller Rufinus von Aquileia betont, daß Theodosius nach seiner Rückkehr aus dem Osten besonders eifrig die Austreibung der «Ketzer» aus den Kirchen und deren Übergabe an die Katholiken betrieb.[99]

Ambrosius hörte nie auf, gegen andersgläubige Christen zu hetzen, die alle «die gleiche Gottlosigkeit» (!) kennzeichne, alle blind seien, in der Nacht der Unwahrheit steckten, die Gemeinden verwirrten. Ja, mit der ihm oft eignen Logik und Geistesschärfe (vgl. S. 187 f) bezichtigte er «Häretiker» einerseits, «nach Judenart» ihre Ohren vor dem Glauben zu verstopfen, und kreidete ihnen andererseits ihr Interesse am Glauben an, ihre Vorliebe, Fragen zu stellen, ihre Frechheit, in der Sache des Glaubens, der doch feststehe, auch noch zu diskutieren.[100]

Aber nicht nur Ambrosius, auch andere Kirchenführer, der hl. Gregor von Nazianz etwa, trieben Theodosius wiederholt zu vehementeren Ketzerattacken. Oder «der bewundernswürdige Amphilochius», Bischof von Ikonium, verwandt mit Gregor von Nazianz und heilig wie er. (Noch heute feiert die Catholica des Amphilochius Fest am 23. November.) Einst kam er zu Theodosius und bat ihn, wie Theodoret berichtet, «die Konventikel der Arianer aus den Städten vertreiben zu lassen. Der Kaiser hielt jedoch diese Forderung für zu rücksichtslos [!] und ging nicht darauf ein. Der weise Amphilochius schwieg für einen Augenblick, ersann aber eine merkwürdige List.» Bei einer neuerlichen Audienz grüßte er nämlich nur Theodosius, doch nicht den vor kurzem zum Mitkaiser ernannten Arkadius, seinen Sohn, der daneben stand. Von dem Monarchen schließlich zur Rede gestellt, erklärte der Bischof «mit erhobener Stimme: ‹Du siehst, o

Kaiser, wie du die Mißachtung deines Sohnes nicht ertragen kannst, sondern denen, die sich gegen ihn unanständig betragen, heftig zürnest. So glaube denn, daß auch der Gott des Weltalls diejenigen verabscheut, welche seinen eingeborenen Sohn lästern, und daß er sie haßt als Undankbare gegen ihren Erlöser und Wohltäter.› So kam der Kaiser zur Einsicht, bewunderte die Tat und die Worte des Bischofs und erließ sofort ein Gesetz, das die Zusammenkünfte der Häretiker verbot.»[101]

Die Priester wußten zu allen Zeiten, mochten sich auch ihre Mittel ändern, mit gekrönten Häuptern umzuspringen.

Karl-Leo Noethlichs, der erst unlängst «Die gesetzgeberischen Maßnahmen der christlichen Kaiser des vierten Jahrhunderts gegen Häretiker, Heiden und Juden» umfassend untersucht hat, stellt als Strafen gegen «Ketzer» zusammen: Bücherverbrennung, Verbot des Kirchenbaus, der Priesterweihen, Begräbnismysterien, Diskutier-, Unterrichts-, Versammlungsverbot, Entzug der Kirchen und Kulträume, Testamentsbeschränkungen, unbestimmte Strafen, Intestabilität, Infamie, Verbannung, Geldbußen beziehungsweise (für Ärmere) Stockschläge, Vermögensentzug, Todesstrafe. Im 20. Jahrhundert aber behauptet der Jesuit Lecler speziell vom späten 4.: «Stellen wir zunächst fest, daß die Kirche in den Perioden des Friedens wie in den Perioden des Kampfes die Grundsätze des Evangeliums über die Achtung des Gewissens und der Glaubensfreiheit nicht vergißt.»[102]

Sie «vergißt» sie nicht (ein jesuitisches Wort!) – doch sie mißachtet sie wann und wo immer möglich, wenn es ihr nützt.

Mit Gesetzgebung und Krieg gegen das Heidentum

Heftig wie die «Ketzer» griff Theodosius auch das Heidentum an. Betrieb er doch «die bisher schärfste antiheidnische Politik» (Noethlichs), angeregt «oft von Bischöfen und Mönchen» (Kornemann).[103]

Zum Heidentum übertretenden Christen sprach Theodosius 381 und 383 Zeugnis und Erbfähigkeit ab, 382 verfügte er die Abschaffung des Titels Pontifex Maximus, auch die erneute Entfernung der Victoria aus dem Senat. Zwischen 385 und 388 erzwang er das Schließen vieler Tempel in Syrien und Ägypten. Und gerade in Mailand (388–391), wo Ambrosius beinah täglich im Kaiserpalast war, sowie unmittelbar danach, zeigte sich der katholische Herrscher aktiv: durch strenges Verpönen von Tempelbesuch, Statuenverehrung und Opfer, auch durch Verschärfung früherer Erlasse gegen Apostaten. Als 388/89 der römische Senat ein drittes Mal die Siegesgöttin in seinen Sitzungssaal stellen wollte, verweigerte es der schwankende Monarch, sagte ihm doch Bischof Ambrosius seine Meinung «unbedenklich ins Gesicht». 391 erließ Theodosius ein generelles Verbot, Götterbilder anzubeten und ihnen zu opfern, das wiederholt eingeschärft werden mußte. Ein Befehl vom 24. Februar 391 an den römischen Stadtpräfekten, Opferpraxis und Tempelbesuch, also jede heidnische Zeremonie, zu unterbinden, wurde am 16. Juni auf Ägypten ausgedehnt, im selben Jahr auch den Apostaten bürgerliche und politische Rechte entzogen.

Besonders rief man jetzt Richter, die sich gegen die Gesetze vergingen, zur Kasse. Betrat ein hoher Beamter (iudices) einen Tempel zur Götterverehrung, mußte nicht nur er 15 Pfund Gold als Strafe zahlen, sondern auch seine Behörde, falls sie sich nicht sofort von ihm distanzierte. Provinzgouverneure im Rang von consulares hatten 6 Pfund Gold zu geben, ebenso wieder ihre Behörde. Ein antiheidnisches Gesetz des nächsten Jahres erklärte das Opfern als Majestätsverbrechen. Bei Weihrauchspenden konfiszierte der Kaiser «alle Örtlichkeiten, die erwiesenermaßen von

Weihrauchqualm gedampft haben» (turis vapore fumasse). Waren sie nicht im Besitz des Weihrauchspenders, mußte dieser 25 Pfund Gold entrichten, ebensoviel der Besitzer. Nachsichtige Behördenchefs wurden mit 30 Pfund Gold Strafe belangt, ihr Personal büßte mit derselben Summe. Geffcken fand dies Gesetz «fast im Tone einer rhetorischen Missionspredigt gehalten», Gerhard Rauschen sprach vom «Grabgesang des Heidentums». Es erfolgte das reichsweite Verbot für jeden Götterkult.[104]

So mancher Tempel fiel jetzt der christlichen Wut zum Opfer: der Tempel der Juno Caelestis in Karthago, der des Sarapis in Alexandrien; den Aphroditetempel Konstantinopels machte Theodosius, der «die gotteslästerlichen Irrtümer beseitigte», wie Ambrosius in seiner Grabrede rühmt, zu einem Wagenschuppen. Jeden Dienst des «heidnischen Aberglaubens» (gentilicia superstitio) bedrohte er mit Verbannung oder Tod; jedes Weihrauchopfer, Lichteranzünden, Anbringen von Kränzen, selbst jede Kulthandlung im eigenen Haus wurde verboten. Auch Augustinus aber preist den Fanatiker, weil er «von Anbeginn seiner Regierung an unermüdlich» gewesen sei, «der bedrängten [!] Kirche durch höchst gerechte und barmherzige Gesetze wider die Gottlosen beizustehen», weil er «die heidnischen Götzenbilder allenthalben zerstören ließ»[105].

Bezwang Theodosius das Heidentum doch sogar durch einen gewaltigen Krieg; wobei das Verhalten des Ambrosius wieder bezeichnend ist.

Valentinian II., seit seiner Mutter Tod ganz dem Bischof, seinem «väterlichen» Freund jetzt, ausgeliefert, hing am 15. Mai 392 an einem Strick in seinem Palast in Vienne. Dorthin hatte Theodosius ihn versetzt, um seinem eignen Sohn Honorius Italien zu sichern. Und dort in Vienne war Valentinian, vielleicht auf Geheiß des fränkischen Heiden und Heermeisters Arbogast, seines ersten Ministers, ermordet worden. Die Quellen weichen stark voneinander ab. Nach Zosimus, Sokrates, Philostorgios, Orosius erwürgte man den Kaiser, nach Prosper brachte er sich selber um. (In Mailand, wohin er überführt wurde, meinte Ambrosius bei der Leichenrede etwas zweideutig mit der Bibel: «Welcher Tod

auch den Gerechten dahinrafft, seine Seele wird in Frieden ruhen».) Arbogast aber, den viele Valentinians Mörder nennen, galt als engster theodosianischer Vertrauensmann im Westen. Stand Theodosius also hinter der Liquidierung seines Mitregenten? Billigte er sie wenigstens? Arbogast versicherte seine Unschuld – dem Theodosius; der schwieg. Auch als Arbogast am 22. August 392 in Lyon den ehemaligen römischen Grammatik- und Rhetorikprofessor Eugenius zum Kaiser krönte und dieser gleich darauf Theodosius durch eine Gesandtschaft von Bischöfen Arbogasts Unschuld erklärte, blieb Theodosius passiv. So wuchs in Mailand die Unsicherheit.[106]

Eugenius war, nach vorherrschender Ansicht, ein religiös lauer, doch seit seiner Erhebung immer mehr mit der paganen Reaktion verbundener Christ. Zwar förderte er sie nicht sonderlich, billigte sie aber von Anfang an. Er erließ weder Gesetze gegen «Ketzer» noch Juden, wollte jedoch auch auf gutem Fuß mit der Kirche stehn. Kurz, er erstrebte eindeutig religionspolitische Toleranz. Es ist mehrfach erwiesen, «daß die heidnische Reaktion mit Eugenius in dem Bemühen um eine loyale politische Verständigung übereinstimmte, allerdings unter der Bedingung, daß die heidnische Religiosität toleriert wurde» (Straub). Doch das wollte weder Theodosius noch gar Ambrosius. Und hatte dieser auch früher kein schlechtes Verhältnis zu Eugenius – er berief sich sogar auf eine persönliche Bekanntschaft –, hielt er sich nun zurück, wie Theodosius. Würde der einschreiten, gegen Arbogast in Italien erscheinen? Oder regierte hier Eugenius, der zwar weiter Bereitschaft zur Verständigung mit Theodosius bekundete, aber auch ein Bündnis mit fränkischen und alemannischen Königen schloß, die sich zur Truppengestellung verpflichteten?

Ambrosius war in Verlegenheit. Zwei Briefe des Eugenius, der noch als Kaiser den Kontakt mit dem mächtigen Kirchenfürsten suchte, ließ er unbeantwortet. Schließlich wußte er, so sagt er in anderem Zusammenhang, daß «es sich mit Schweigen sicherer leben läßt . . . Der Weise überlegt erst viel, wenn er reden soll: was er sprechen soll, zu wem er sprechen soll, an welchem Ort, zu

welcher Zeit . . .» Erst als Theodosius nach Monaten den Schwestern des Toten kondolierte, seines Schutzes sie versicherte, brach auch Ambrosius sein Schweigen, beeilte er sich, dem Herrscher zu schreiben. Bisher, hören wir, hatte übergroßer Schmerz ihn gehindert. Lang und breit beklagt er Valentinians trauriges Geschick, spart aber ganz die Politik aus, um die es ihm allein gehen konnte, und deutet nur zum Schluß, in einem Segenswunsch, verklausuliert und dunkel, sein Einverständnis mit den kaiserlichen Plänen an. Doch 393, als Eugenius' Einfall in Italien droht, wendet Ambrosius sich auch an ihn, bezeugt seine Loyalität, nennt ihn «clementia tua», gesteht ihm vorbehaltlos die «imperatoria potestas» zu und rechtfertigt sein Verhalten mit dem bekannten Paulusspruch über die Obrigkeit. Schließlich hatte auch der gallische Episkopat wieder (vgl. S. 443) sofort kollaboriert! Später flieht der Bischof zwar über Bologna nach Florenz, wo er unreine Geister austreibt und einen Toten erweckt (!), bedroht den inzwischen auf Mailand vorgerückten, dort residierenden Eugenius brieflich sogar mit Exkommunikation, aber beteuert, ihm auch jetzt den schuldigen Gehorsam zu erweisen (sedulitatem potestati debitam). Seinen Klerus, nun in Bedrängnis, mahnt er, das Priesteramt nicht aufzugeben, kehrt selber, sobald Eugenius die Stadt verlassen hat, am 1. August 394 dorthin zurück und gewinnt «wie die kirchlichen Strategen aller Zeiten . . . aus der Flucht neue Stärke» (Davidsohn). Ja, der zwischen beiden Kaisern ausbrechende Konflikt erscheint ihm schon wieder wie ein Ringen zwischen Gott und Teufel . . .[107]

Der Kampf, zum wenigsten um Religion geführt – wenn auch Theodoret die feindlichen Heere im Zeichen des Kreuzes sowie im Gottesbild des Herakles verkörpert sah und Ambrosius dazu beitrug, den Krieg als Religionskrieg hinzustellen –, wurde auf jeder Seite mit religiösen Parolen und Zeremonien vorbereitet. Da im Vertrauen auf die heidnische Opferschau und Prophetie. Dort im Glauben an «die Kraft der wahren Religion» (verae religionis fretus auxilio: Rufin); somit, wie 388 gegen Maximus, durch abermaliges Befragen des bewährten Johannes von Scythopolis in der thebaischen Wüste (der Erfolg «nach reichlichem Blutvergie-

ßen» verheißt); ferner durch Gebete, Fasten, auch durch eine feierliche Prozession zu den Kirchen der Apostel und Märtyrer. Beim Auszug betet Theodosius nochmals (am 7. Meilenstein) in der erst kürzlich von ihm gebauten Kirche des Johannes Baptista, auf dem Paradeplatz der Armee, wo die Kaiser ihre Reden an die ausrückenden Truppen hielten und wo erst im Vorjahr der angebliche Kopf Johannes des Täufers deponiert worden war. Eusebius und Arbogast hatten den Birnbaumerwald besetzt, den Ausgang der Julischen-Alpen-Paßstraße, und dort Jupiterstatuen aufgestellt. Theodosius warf sich nach Ankunft auf der Paßhöhe zu Boden, flehte unter Tränen zum Himmel, verbrachte die ganze Nacht betend in einer Kapelle. Und gegen Morgen, als er einschläft, erscheinen ihm vor der Entscheidungsschlacht am Frigidus (heute Wippach), an einem Nebenfluß der Isonzo, der Evangelist Johannes und der Apostel Philippus, «in weißen Gewändern und auf weißen Pferden sitzend», mit der frohen Botschaft, «guten Mutes zu sein» (Theodoret). Auch vor dem Gemetzel kniet «der tiefgläubige Kaiser», allen sichtbar, betend nieder, gibt dann, dies berichtet Orosius, mit dem Kreuzzeichen das Signal zum Angriff (signo crucis signum proelio dedit), und auch seine Soldaten tragen «das Kreuz des Erlösers» voran. «Folgt den Heiligen», schrie der Schlächter von Thessalonike, «unseren Kämpfern und Führern ...»[108]

So haut man denn am 5. und 6. September 394, im Verein mit dem Erlöser, vielen Heiligen, dem Verrat eines Unterführers und einem schlachtentscheidenden, gegen den Feind jagenden Wirbelsturm, der die Eugenianer kampfunfähig machte, «die Feinde unerschrocken nieder» (Theodoret) – «mehr mit Gebet als mit Waffengewalt», behauptet Augustin. Schon für den ersten, für Eugenius günstig verlaufenden Schlachttag meldet der spanische Priester Orosius – mit großer Genugtuung und wohl Übertreibung – 10 000 gefallene Goten. Auf Seite des Theodosius kämpfte nämlich auch ein Kontingent von mehr als 20 000 Westgoten unter Alarich, das besonders schwere Verluste erlitt. Die Goten glaubten deshalb, vielleicht nicht zu Unrecht, der Kaiser habe es auf ihre Schwächung abgesehen. Jedenfalls zogen sich Theodo-

sius' Krieger fluchtartig zurück, und Eugenius verteilte bereits Geschenke an seine Truppen. Doch nach dem zweiten Kampftag, den die Bora entschied, der den Eugenianern frontal entgegenpeitschende Wirbelsturm, natürlich ein «Gottesurteil», wurde Eugenius gefesselt vorgeführt und sogleich geköpft, sein Haupt auf einer Stange durch Italien getragen. Arbogast durchirrte noch zwei Tage das Gebirge und erstach sich dann selbst. Die Kirchenväter aber tröstet es, daß das Gemetzel im Heer des Theodosius vor allem «barbarische» Soldaten verschlang. Und Ambrosius, der den Usurpator, als er noch regierte, eindeutig als Christ und «clementissimus imperator«apostrophiert hatte, nennt ihn jetzt erstmals «indignus usurpator», seine Truppen «infideles et sacrilegi», vergleicht den Triumph seines Gegners mit den Siegen eines Moses, Josua, David, und ist glücklich über die Reinigung des Reichs «vom Schmutz des unwürdigen Usurpators», der «Unmenschlichkeit des barbarischen Räubers», wie er Theodosius in einem Brief beteuerte, dem er jedoch gleich noch einen zweiten, stärkeren folgen ließ, ehe er selber herbeieilte, persönlich gratulierte und Dankgottesdienste hielt, die Siegesnachricht bei der Messe in der Hand. Allerdings bat er auch, begreiflich genug, um Schonung der Eugenianer. (Analog prozedierten die deutschen Bischöfe noch 1551 Jahre später, 1945.) Und Theodosius glaubte sogar, durch die Gebete des Ambrosius gesiegt zu haben, der seinerseits Theodosius' Frömmigkeit und Kriegführung in einem Atemzug nennt. Immerhin enthielt sich der Kaiser wegen des vergossenen Blutes eine Zeitlang der Eucharistie – erst schlachtet man, dann büßt man sozusagen, dann schlachtet man weiter ...[109]

Auch Augustin erfreute es, daß der Sieger die in den Alpen aufgestellten Jupiterstatuen stürzte und ihre goldnen Blitze «heiter und gütig» seinen Meldegängern schenkte. «Die heidnischen Götterbilder ließ er allenhalben zerstören, denn er hatte klar erkannt, daß auch die Verleihung irdischer Gaben in der Macht des wahren Gottes und nicht der Dämonen steht.»[110]

«So war also der Kaiser im Frieden und im Krieg», kommentiert fröhlich gottergeben Bischof Theodoret, «immer bat er um

die Hilfe Gottes, und immer wurde sie ihm zuteil.» Freilich starb er bald, am 17. Januar 395, mit 48 Jahren, an der Wassersucht. (Und Ambrosius' andere kaiserliche Schützlinge wurden kaum halb so alt.) Doch auf dem Sterbebett noch «dachte er mehr an das Wohl der Kirche als an seine Krankheit», berichtet Ambrosius, der in einer Totenfeier und -rede in Mailand – selbstverständlich vor dem Heer – des Herrschers Demut und Barmherzigkeit pries, ihn das Idealbild eines christlichen Regenten nannte, und als seine Lebenssumme das angeblich letzte Wort: «Ich habe geliebt . . .», im Sinn des Paulus natürlich, wonach die Liebe die Erfüllung des Gesetzes ist. Während nach Theodoret der Kaiser sterbend «vollkommene Frömmigkeit» empfohlen haben soll. « ‹Denn durch diese›, so sagte er, ‹wird der Friede bewahrt und der Krieg beendigt, werden die Feinde in die Flucht geschlagen› . . .» Auf Logik darf man bei kirchlichen Geschichtsschreibern kaum hoffen. Im 12. Jahrhundert behauptet der hochadelige Bischof Otto von Freising, dessen «Chronica» als Gipfel hochmittelalterlicher Weltchronistik gilt, nach 388 herrschte unter Kaiser Theodosius «eine Zeit vollkommener Freude und ungetrübten Friedens».[111]

Und als Ambrosius selber am 4. April 397, wohlversehen mit den hl. Sterbesakramenten, verschied – seine Reste ruhen heute, was er wohl kaum sich träumen ließ, in einem Schrein mit denen der hll. «Gervasius» und «Protasius» –, setzte seinen Kampf ein neuer Heros fort.[112]

10. KAPITEL

KIRCHENLEHRER AUGUSTINUS

(354–430)

«Augustinus ist der größte Philosoph der Väterzeit und der genialste, einflußreichste Theologe der Kirche ... voll glühender Gottes- und selbstloser Nächstenliebe, umflossen vom milden Glanze unbegrenzter Güte und anziehendster Liebenswürdigkeit.» Martin Grabmann[1]

«Als genialer Denker, scharfer Dialektiker, begabter Psychologe, von einer seltenen religiösen Glut, zugleich ein liebenswürdiger Mensch, war Augustinus schon während seines Lebens der große Wegweiser der lateinischen Kirche. Für die spätere Zeit kann seine Bedeutung kaum überschätzt werden.» E. Hendrikx[2]

«Gott selbst tut es an euch durch uns, wenn wir bitten, drohen, zurechtweisen, wenn euch Verluste oder Leiden treffen, wenn die Gesetze der weltlichen Obrigkeit sich auf euch beziehen.» Augustinus[3]

«Was aber liegt daran, mit welcher Todesart dies Leben endet?» «Es ist ja, das weiß ich, noch niemand gestorben, der nicht irgendwann einmal hätte sterben müssen.» «Was hat man denn gegen den Krieg? Etwa daß Menschen, die doch einmal sterben müssen, dabei umkommen?» Augustinus[4]

«Die mich bewegende Kraft ist die Liebe.» Augustinus[5]

«Die versteckte Rachsucht, der kleine Neid *Herr* geworden! Alles Erbärmliche, An-sich-Leidende, Von-schlechten-Gefühlen-Heimgesuchte, die ganze *Ghetto*-Welt der Seele mit einem Male *obenauf*. – Man lese nur irgendeinen christlichen Agitator, den heiligen Augustin zum Beispiel, um zu begreifen, um zu *riechen*, was für unsaubere Gesellen damit obenauf gekommen sind. Man würde sich ganz und gar betrügen, wenn man irgendwelchen Mangel an Verstand bei den Führern der christlichen Bewegung voraussetzte – o sie sind klug, klug bis zur Heiligkeit, diese Herren Kirchenväter! Was ihnen abgeht, ist etwas ganz anderes. Die Natur hat sie vernachlässigt – sie vergaß, ihnen eine bescheidene Mitgift von achtbaren, von anständigen, von *reinlichen* Instinkten mitzugeben ... Unter uns, es sind nicht einmal Männer.» Friedrich Nietzsche (Der Antichrist 59)

AUGUSTINUS, DER GEISTIGE FÜHRER der abendländischen Kirche, wurde am 13. November 354 in Thagaste (heute Souk-Ahras, Algerien) als Sohn kleinbürgerlicher Eltern geboren. Seine Mutter Monika, streng christlich erzogen, erzog auch den Sohn in christlichem Sinn, doch blieb er ungetauft. Sein Vater Patricius, ein Heide, dem Frau Monika «wie ihrem Herrn diente», wurde erst «gegen Ende seines zeitlichen Lebens ... gläubig» (Augustin) und wird vom Sohn fast in dessen ganzem Werk übergangen, sogar sein Tod nur beiläufig erwähnt. Augustin hatte wenigstens einen Bruder, Navigius, und vielleicht zwei Schwestern. (Eine Schwester, verwitwet, beschloß als Vorsteherin eines Frauenklosters ihr Leben.) Als Kind, ein sympathischer Zug, lernte Augustin nicht gern. Seine Ausbildung begann spät, endete früh und war zunächst überschattet von Zwang, Schlägen, vergeblichem Beten dagegen und dem Gelächter der Erwachsenen darüber, auch der ihn hart antreibenden Eltern.[6]

Siebzehnjährig ging der Jüngling nach Karthago, das unter Augustus wieder aufgebaut worden war. Ein reicher Mitbürger, Romanianus, hatte Augustins Vater, der damals starb, unterstützt und dem Sohn das Studium ermöglicht. Freilich betrieb er es nicht gründlich. «Was war es», gesteht er in seinen «Bekenntnissen», «was mich ergötzte, als zu lieben und geliebt zu werden.» So lockte ihn «ein wilder Wirrwarr wüster Liebeshändel», streunte er «auf den Straßen Babels umher», wälzte sich «in ihrem Kot, wie in köstlichen Spezereien und Salben», während ihn die Bibel weder inhaltlich noch formal anzog, ihm zu simpel schien. Zwar besuchte er die Kirche, doch auch deshalb, um eine Freundin zu finden. Und wenn er betete, so unter anderem: «Gib mir

Keuschheit, aber noch nicht gleich ...» Fürchtete er ja, Gott werde ihn alsbald erhören und «von der Krankheit der Fleischeslust heilen, welche ich eher gestillt als getilgt haben wollte». Als Achtzehnjähriger wurde er Vater. Eine Konkubine, fast eineinhalb Jahrzehnte mit ihm liiert, gebar ihm 372 einen Sohn, Adeodatus (Gottesgabe), der 389 starb.[7]

Schon früh von Ehrsucht besessen, begehrte Augustinus Reichtum, Ruhm als Redner und eine attraktive Frau. Er wurde Lehrer der Rhetorik in Thagaste und Karthago (374), in Rom (383), dessen heidnischer Stadtpräfekt Symmachus ihn begünstigte, und in Mailand (384). Hier hoffte er durch Vermittlung einflußreicher Freunde eine Posten als Provinzgouverneur zu gewinnen; «an der Kirche verzweifelte ich ganz und gar». Da kam ein Brustleiden und veränderte sein Leben. Der «Berufsredner» – «übergroß war mein Lebensüberdruß und übergroß auch die Furcht vor dem Tod» – machte aus seinen «niederen» Wünschen «höhere», aus seiner Not eine Tugend und setzte alles allein auf die Liebe zu Gott: «Verachte alles [!], ihn aber achte!» Doch scheute er nicht die Erklärung, daß in der Gottesliebe auch die *Selbstliebe* am besten befriedigt werde! (Stark kann sein Gottvertrauen kaum gewesen sein: niemals wagte er, aus Angst vor der See, an der Felsküste entlang nach Karthago zu segeln.)[8]

Wie auch immer, Augustin, von Ambrosius, den er zunächst für keinen «Lehrer der Wahrheit» hielt, in der Osternacht zum 25. April 387, nebst Sohn und Freund Alypius, in Mailand getauft, wurde 391, trotz verzweifelten Sträubens, Priester in Hippo Rhegius, einer seit 1000 Jahren schon bestehenden Hafenstadt, dem zweitgrößten Seehafen Afrikas. Und 395 machte ihn der alte, schlecht Latein sprechende griechische Ortsbischof Valerius, so gesteht Augustin, widerrechtlich zum «Mitbischof» (Koadjutor), nämlich gegen die Vorschriften des Konzils von Nicaea (S. 362 ff), dessen achter Kanon zwei Bischöfe in einer Stadt verbot. Auch gab es noch einen Skandal bei seiner Bischofsweihe, wollte sie doch erst Megalius von Calama, Numidiens Primas, an dem «Krypto-Manichäer» nicht vollziehen, zumal dieser auch einer hochgestellten Verheirateten Liebeszaubermittel geschickt habe

(offenbar der Gattin des Bischofs Paulinus von Nola, des neben Prudentius größten christlichen Dichters der Antike, der danach anscheinend den Kontakt zu Augustin abbrach).[9]

Obwohl der Heilige fast sein Leben lang kränkelte, wurde er 76 Jahre alt. Augustinusbiograph von der Meer beschreibt, in enger Anlehnung an seinen Vorgänger Possidius von Calama, den Schüler und Freund Augustins, dessen Tod am 28. August 430: «Zehn Tage lag er allein, die Augen unaufhörlich auf die Pergamentbogen mit den Bußpsalmen gerichtet, die er an der Wand hatte festnageln lassen, und die Worte unter ständigem Weinen wiederholend. So starb er.» Doch warum weinte er – angesichts des Paradieses . . .? Denn: «Wer sich danach sehnt, wie der Apostel sagt, ‹aufgelöst zu werden, um bei Christus zu sein›», schrieb Augustin – natürlich in gesunden Tagen –, «lebt geduldig und stirbt freudig.» Augustinus aber starb nicht freudig. Und er lebte nicht geduldig.[10]

«Genie auf allen Gebieten der christlichen Lehre» und Kampf «bis zum letzten Augenblick»

Der Bischof von Hippo, künftiger Patron der Theologen, Buchdrucker, Bierbrauer (und Helfer bei Augenkrankheiten), war hochbegabt, vielseitig, doch nicht gründlich. «An Gelehrsamkeit haben ihn viele übertroffen» (Jülicher). Er war enorm ruhmsüchtig und zerrissen. Seine Ausbildung blieb unvollständig, selbst gemessen an der oberflächlichen und absinkenden Bildung jener Zeit. Lebenslang fehlte es ihm an methodischer Schulung. Und nicht bloß was das Technische, sondern auch die gedankliche Präzision betrifft, ist er «immer ein Stümper geblieben» (J. Guitton). Dabei zersplitterte er sich. Oft diskutierte er mehrere Schriften nebeneinander dem Stenographen. 93 Opera oder 232 «Bücher» nennt er 427 in den «Retractationes» (die seine Arbeit in chronologischer Folge sozusagen kritisch betrachten), wozu noch

die Produktionen aus den letzten Lebensjahren sowie Hunderte seiner Briefe kommen und die Predigten, mit denen er «fast immer» selber unzufrieden war. Vieles verrät darin kaum mehr als «einen durchschnittlichen Provinzbewohner des späten Kaiserreiches» (Brown).[11]

Augustins intellektuelle Leistung wurde seit je überschätzt, zumal auf katholischer Seite. «Ein Geistesriese wie er, wird der Welt nur alle tausend Jahre einmal geschenkt» (Görlich). Vielleicht der katholischen Welt! Doch was sie Geist nennt, ist das, was ihr nützt. Was ihr aber nützt, schadet der Welt. Gerade Augustins Existenz bekundet dies drastisch. Gleichwohl rühmt ihn Palanque «ein Genie auf allen Gebieten der christlichen Lehre». Und Daniel-Rops behauptet gar: «Wenn das Wort Genie einen Sinn hat, so ist es hier am Platze ... Von allen Geistesgaben, die sich analytisch festlegen lassen, fehlte ihm keine; er besaß alle auf einmal, selbst diejenigen, von denen man gewöhnlich meint, sie schlössen einander aus.» Wer an solchem Unsinn rüttelt, gilt als übelwollend, bösartig – «eine niedere Seele» (Marrou). Doch nannte selbst Kirchenlehrer Hieronymus den Kollegen, allerdings aus Neid, einen «kleinen Emporkömmling» (vgl. S. 174 ff). Und im 20. Jahrhundert spricht ihm auch Katholik Schmaus Genialität als Denker rundweg ab; es ist zu offensichtlich.[12]

Augustins Denken? Es wird vom Gottesgedanken völlig beherrscht, teils euphorisch narkotisiert, teils terrorisiert. Seine Philosophie ist im Grunde bloß Theologie. Sie hat, ontologisch, bodenlose Voraussetzungen. Und eine Fülle peinlicher Ausfälle. Nichts als Fiktionen oft, Begriffsgeklapper. «Höchster, Bester, Mächtigster, Allmächtiger, Barmherzigster und Gerechtester, Verborgenster und Allgegenwärtigster, Schönster und Gewaltigster, du Beständiger und Unfaßbarer, du Unwandelbarer ...» Wie sagt Augustin? «Befreie mich, Herr, von der Vielrederei ...» Oft predigte er fünf Tage hintereinander, an manchen Tagen zweimal.[13]

Er hörte sich gern. Er las sich gern. Und gern auch verfiel er in Wortklaubereien anderer Art, in seitenlangen Leerlauf. «Der Hei-

lige Geist seufzt in uns, weil er unser Seufzen bewirkt. Und es ist nichts Geringes, daß uns der Heilige Geist seufzen lehrt, denn er erinnert uns daran, daß wir Pilger sind, und lehrt uns nach dem Vaterland verlangen, und eben dieses Verlangen ist es, in dem wir seufzen. Wem es in dieser Welt wohl ist, oder vielmehr, wer glaubt, es sei ihm wohl ... hat die Stimme eines Raben; denn die Stimme des Raben ist krächzend, nicht seufzend. Wer aber weiß, daß er sich in Bedrängnis dieses sterblichen Lebens befindet und fern vom Herrn pilgert ... wer das weiß, seufzt. Und solange er deswegen seufzt, seufzt er gut; der Geist hat ihn seufzen gelehrt, von der Taube hat er seufzen gelehrt.» Allmächtiger! Sollen wir nun seufzen? Krächzen? Oder homerisch lachen über den Geistesriesen, der nur alle tausend Jahre einmal der Welt geschenkt wird, der zwar bis heute die Theologie tief beeinflußt, bis heute ihr «Jungbrunnen» ist (Grabmann), dessen Schrifttum aber von Analogem strotzt?[14]

Es wimmelt von Lächerlichem, wie zum Beispiel der Behauptung, Gott habe «die schädlichen Arten der Tiere» geschaffen, damit sich der Mensch, von ihnen gebissen, in der Tugend der Geduld übe, um «jenes immerwährende Heil, das auf so schimpfliche Weise verscherzt wurde, mit Kühnheit durch den Schmerz wiederzuerlangen». Doch sei auch «Unkenntnis des Nutzens heilsam als Übung der Demut».[15] – Ein Theologe wird nie verlegen! Deshalb kennt er auch keine Scham.

Augustinus, dem Palanque nachrühmt: «Mit einem Flügelschlag setzt er sich über oberflächliche Einwände ... hinweg», ist oft selber ein Ausbund an Oberflächlichkeit. Auch täuscht der «Berufsredner» von einst (und jetzt!) durch rhetorische Tricks. Er widerspricht sich: besonders häufig in dem stark von Arnobius bestimmten, zwischen 413 und 426 entstandenen *‹De civitate dei›*, seinem, so er selbst, «magnum opus», worin er sogar mit Fälschungen arbeitet und noch die eigenen Fundamentalbegriffe, «Römisches Reich» und «Teufelsstaat» oder «Kirche» und «Gottesstaat», teils gleichsetzt, teils scharf trennt. Oder es erfolgt die Bekehrung Israels einmal in apostolischer Zeit, ein anderes Mal erst in nachheidnischer, ein drittes Mal behauptet er die ewige

Verstoßung der Juden. Als junger Christ glaubt er, es geschehen nicht mehr Wunder, daher «steht kein Toter mehr auf»; als alter Christ glaubt er das Gegenteil. Schon 412 hatte er den Gedanken, «alles, was mir mit Recht in all meinen Büchern mißfällt, sammeln und aufzeigen» zu wollen. Und so beginnt er, da weithin allerlei «verkehrt war», drei Jahre vor seinem Tod ein ganzes Buch mit «Richtigstellungen», die «Retractationes», ohne freilich alles «berichtigen» zu können. Immerhin bringt er es auf 220 Korrekturen.[16]

Wie Augustin jedoch häufig etwas «richtigstellte», so bestritt er, der schon an die Spitze so vieler Schriften ein «Contra ...» setzt, dauernd etwas.

Im ausgehenden 4. Jahrhundert griff er die Manichäer an: Fortunatus, Adimantus, Faustus, Felix, Secundinus sowie, in einer Reihe weiterer Bücher, den Manichäismus überhaupt, den er zäh fast ein Jahrzehnt, von 373 bis 382, selbst förmlich vertreten, wenn auch nur als «Hörer» (auditor), nicht als «Auserwählter» (electus). «Was immer sie sagten, es mochte noch so unwahrscheinlich sein, ich hielt es für wahr, nicht weil ich es wußte, sondern weil ich wünschte, daß es wahr sei.» Ob es Augustin, dem Christen, den Christen gegenüber insgeheim anders erging? Und obwohl er bis um 400 den Manichäismus anfocht, konnte er ihn selber nie ganz überwinden, blieb er ihm verhaftet «mit wesentlichen Denkantrieben» (Alfred Adam), ja, nahm ihn «in die Christenlehre auf» (Windelband). In drei Büchern *‹Wider die Akademiker›* (386) machte er gegen den Skeptizismus Front. Seit 400 stürzte er sich auf den Donatismus, seit 412 auf den Pelagianismus, seit 426 auf den Semipelagianismus. Doch neben diesen Hauptangriffszielen attackiert er mehr oder weniger auch Heiden, Juden, Arianer, die Astrologen, Priszillianisten, Apollinaristen – «alle Häretiker verabscheuen Dich», rühmt ihn nicht grundlos sein ehemaliger Gegner, Kirchenlehrer Hieronymus, «wie sie auch mich mit gleichem Haß verfolgen».

Mehr als die Hälfte von Augustins Schriften sind Streitschriften oder doch polemischen Charakters. Und während er als Bischof in 30 Jahren nur ein einziges Mal Mauretanien aufsucht,

die wenig zivilisierte Provinz, reist er dreiundreißigmal in das unglaublich reiche Karthago, wo er, anscheinend zur Kompensation seiner bescheidenen Klosterdiät, üppige «Arbeitsessen» (zum Beispiel Pfauenbraten) liebt, bei wichtigen Leuten vorspricht und mit seinen Amtsbrüdern ganze Monate in hektischer Betriebsamkeit verbringt. Waren die Bischöfe doch jetzt häufig bei Behörden und am Hof und selber Hofleute – Augustins Freund, Bischof Alypius, verhandelte bis zum Tod des Heiligen in Rom. Also nichts als Kampf, mit «wilder Energie ... bis zu seinem letzten Atemzug» (Daniel-Rops), «bis zum letzten Augenblick ... das Schwert des Geistes» schwingend (Hümmeler) – das freilich recht blutige Spuren hinterließ: vor allem mit Hilfe des «weltlichen Arms», durch den Hof in Ravenna, Provinzgouverneure, Generale, mit denen der Bischof eng kontaktierte. Und gegen alles, was er bekämpfte, forderte er – ikonographisch gern mit Buch und flammendem Herzen gezeigt, Symbolen der Weisheit, der Liebe – Gewalt! Zumal im Alter wurde er, in dessen Leben und Lehre angeblich die Liebe «einen besonderen Platz eingenommen» (*‹Lexikon für Theologie und Kirche›*), immer kälter, härter, unbarmherziger, das grandiose Beispiel eines christlichen Verfolgers. Denn: «Böse ist die Welt, ja böse ist sie ... die bösen Menschen machen die böse Welt» (Augustin).[17]

Peter Brown, einer der neuesten Biographen des Startheologen, schreibt: «Augustinus war der Sohn eines ungestümen Vaters und einer unnachgiebigen Mutter. Was er für objektive Wahrheit hielt, darauf konnte er mit bemerkenswerter Einfalt seiner eigenen Streitsucht bestehen. So quälte er beispielsweise den begabten und eminenten Hieronymus auf einmalig humorlose und taktlose Weise.»[18]

Es sei dahingestellt, ob Augustins immer heftigere Aggression, wie sie nun sein Streit mit den Donatisten bekundet, nicht auch Folge seiner immer länger währenden Askese war. Er hatte früher bemerkenswert vitale Bedürfnisse, hatte, ein Selbstbekenntnis, «in Unzucht und Hurerei» seine «Kraft verspritzt» und später noch sehr eindringlich «das Jucken der Lust» beschworen. Er lebte lang im Konkubinat, nahm dann ein Kind zur Braut (dem

beinah zwei Jahre fehlten bis zur legalen Heiratsfähigkeit: bei Mädchen zwölf Jahre) und gleichzeitig eine neue Mätresse. Für den Kleriker aber ist sexueller Genuß «scheußlich», «höllisch», «Krankheit», «Wahnsinn», «Fäulnis», «ekler Eiter» et cetera, kurz, ist «das Geschlechtliche ... etwas bleibend Unreines» (Thomas). Rühmt er doch stets von neuem die Keuschheit, und zwar, beteuert Augustiner Zumkeller, «um so mehr, je weiter er in seinen Jugendjahren von ihr abgeirrt». Der Kampf wider die «Ketzer», die Heiden, die Juden dagegen wird für ihn eine gute Sache, ein unbezähmbar geistiges Bedürfnis. Und wirkten sich verschärfend nicht auch Schuldgefühle aus, gegenüber der langjährigen Lebensgefährtin, die er zur Trennung zwang von ihm und ihrem Kind!?[19]

Augustins Feldzug gegen die Donatisten

Die Donatisten, früher von dem Afrikaner nie erwähnt, beachtete er erst als Priester. Dann aber befehdete er sie Jahr für Jahr, hitziger als alle andern «Ketzer», schleuderte er ihnen seine Verachtung ins Gesicht und trieb sie aus Hippo, seiner Bischofsstadt, aus. Denn die Donatisten hatten «das Verbrechen des Schismas» begangen, waren nichts als «Unkraut», Tiere: «diese Frösche sitzen in ihrem Sumpf und quaken: ‹Wir sind die einzigen Christen!›» Doch: «Mit offenen Augen fahren sie zur Hölle hinab.»[20]

Was gälte Augustin als Donatist? Eine Alternative, die sich ihm schon deshalb nicht stellte, weil das Schisma, bei seiner Bischofswahl bereits 85 Jahre alt, vergleichsweise klein, eine afrikanische Lokalangelegenheit war, wenn auch nicht gerade, wie er behauptet, zerrissen in «so viele Krümel». Der Katholizismus hingegen sog Völker an, hatte die Kaiser für sich, die Masse, ja, so renommiert Augustin, «die Einheit des ganzes Erdkreises». Häufig und ohne Zaudern insistiert der Berühmte auf solchen Mehrheitsbeweis, unfähig jener nachmals formulierten Schiller-Einsicht:

«Was ist Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn; Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen.» Und selbst wenn man irrte, so denkt der «Geistesriese», wie er «der Welt nur alle 1000 Jahre einmal geschenkt» wird, wirklich, irrte man doch mit den meisten! (Natürlich kennt er weitere «Beweise» für die «veritas catholica», betont er nachdrücklicher noch: die Mirakel seiner Kirche, der Evangelien; glaubt aber dem Evangelium nur «wegen der Autorität der katholischen Kirche» – die ihre Autorität durch das Evangelium begründet![21])

Wir sind den Donatisten, deren Hauptverbreitungsgebiet Mauretanien und Numidien war, bereits mehrfach begegnet. Unter Konstantin und seinen Söhnen kam es zu schweren Zusammenstößen mit ihnen, zu Einkerkerung, Auspeitschung, Verbannung, zur Liquidierung selbst donatistischer Prälaten, wie des Bischofs Donatus von Bagai, eines resoluten Widerstandskämpfers, oder des Bischofs Marculus, die beide Märtyrer wurden (S. 309); die Hinrichtungsstätte des letzteren zog bald Ströme frommer Pilger an. Dann führte das kaiserliche Unionsdekret vom 15. August 347 zu einer (formell vierzehn Jahre bestehenden) Vereinigung von Donatisten und Katholiken, unter deren Oberhaupt Gratus von Karthago, führte erneut zur Vertreibung und Flucht der Gegner sowie zum Tod des Donatisten Maximian, der ein Exemplar des Unionsdekretes bei dessen Bekanntmachung zerfetzt hatte. Der Rückkehr der Verbannten unter Julian aber folgten deren Vergeltungsaktionen. Jetzt kam es zu Verjagung, Mißhandlung, vereinzelt zur Tötung von Katholiken (S. 328) – und, durch den vom Exil heimgekehrten Bischof Parmenian, zur Blütezeit der donatistischen Kirche.[22]

Denn obwohl man diese auch nach dem Firmus-Aufstand (S. 344 ff) verfolgte, ihre Wiedertaufe und Gottesdienste verbot, mehrere ihrer Führer exilierte – darunter Bischof Claudian, der an die Spitze der römischen Donatistengemeinde trat (die sich, einst von dem Afrikaner Victor von Garba, ihrem ersten Bischof, gegründet, bloß vor der Stadt versammeln durfte) –, ja, obwohl ein freilich nur lasch gehandhabtes Kaiseredikt 377 alle schon früher erlassenen antidonatistischen Gesetze erneuerte, überflü-

gelte der Donatismus die afrikanische Catholica beträchtlich. Er wurde zur stärksten Konfession, vor allem durch seinen rund 30 Jahre tätigen Primas Parmenian, einen charakterlich wie geistig hochqualifizierten, auch literarisch befähigten Mann, der nicht Afrikaner war, sondern vielleicht aus Spanien oder Gallien stammte. Selbst auf katholischer Seite schreibt man heute von ihm und seiner Amtszeit: «daß er in seinen Entschlüssen sicher war, seinen Überzeugungen treu blieb, der Intrige und Brutalität abhold». «Die Kontakte zwischen den Mitgliedern der beiden Konfessionen im Alltag normalisierten sich, Donatisten warben zuweilen in einer geradezu friedfertigen Form um den Übertritt der Katholiken zu ihrer Gemeinschaft» (Baus).[23]

Die Vorherrschaft des Donatismus – laut Hieronymus in einer Generation die Religion von «fast ganz Afrika» – wurde erst nach Parmenians Tod allmählich gebrochen, teils durch innerkirchliche Gründe, eine Spaltung der «Spalter», teils durch äußere, einen verlorenen Krieg.

Parmenians Nachfolger Primian, autoritär, starr, ohne kluge Besonnenheit, brachte seinen eignen Diakon, den späteren gemäßigten Bischof Maximian (einen Nachkommen des etwa 355 gestorbenen Donatus des Gr.), gegen sich auf und wurde im Jahr 393 durch 55 Bischöfe abgesetzt. Primian aber nahm das nicht hin. Nachdem er Maximian mit allen Mitteln bedrängt hatte, durch Intrige ebenso wie durch Gewalt, scharte er seinerseits am 24. April 394 in Bagai ein Konzil von 310 Bischöfen um sich und ließ seinen Gegner exkommunizieren. Maximians Kathedrale wurde in Schutt und Asche gelegt, sein Haus von Primian geraubt, und der greise Bischof Salvius von Membressa, so klatscht zumindest Augustin, mußte auf seinem eigenen Altartisch tanzen mit toten Hunden um den Hals.[24]

Folgenreicher war eine vernichtende Niederlage auf dem Schlachtfeld.

Berberfürst Gildo, Bruder des Usurpators Firmus (S. 344), römischer General, comes Africae seit 386, schließlich auch magister utriusque militiae für Afrika, suchte sich von Ravenna unabhängig zu machen und wurde als Staatsfeind, als hostis

publicus, geächtet. Gestützt auf breite Kreise von Eigentumslosen, auf Sklaven, Kolonen, Circumcellionen (= Wanderarbeitern), revolutionär Gesinnte, erstrebte er wohl eine Neuverteilung des Besitzes, wobei er sich an Stelle des Kaisers setzen und zum größten Grundherrn Nordafrikas machen wollte. Mit Konstantiopel konspirierend, hatte Gildo bereits im Winter 394/95 Rom wiederholt die Zufuhr aus Afrika gesperrt, was die Verpflegung der Hauptstadt erschwerte. Im Sommer 397 schloß er ein Übereinkommen mit dem Eunuchen Eutrop, dem einflußreichsten Minister im Osten, der durch eine Gesandtschaft in Rom Afrika für seinen Kaiser Arcadius (383–408) beanspruchte, Theodosius' I. ältesten Sohn. Gildo erklärte seinen Anschluß an das Ostreich, konfiszierte kaiserliche wie private Güter und verband sich mit der Donatistenkirche, die betont als Gemeinschaft der Armen und Gerechten auftrat, mehr zum Separatismus neigte und schon bei der Firmus-Rebellion 372 gegen die römischen Behörden gekämpft hatte. Bischof Optatus von Thamugadi (heute Timgad), Numidiens einflußreichster donatistischer Prälat, war Gildos rechte Hand und soll ihn verehrt haben wie einen Gott. Optatus, dessen Stadt im frühen 5. Jahrhundert, zusammen mit Bagai, zu den «heiligen Städten» der Donatisten zählte, betrieb eine Art kommunistischer Politik. Er verteilte Land sowie als Erbschaft anfallenden Besitz und terrorisierte an Gildos Seite ein Jahrzehnt lang die Großagrarier Südnumidiens samt Katholiken.

Der Kaiser verhängte gegen die Kirchenplünderer die Todesstrafe. Und Reichsfeldherr Stilicho, von Eutrop in Konstantinopel zum Reichsfeind erklärt (was zur Beschlagnahme seiner Besitzungen in Ostrom führte), schickte gegen Gildo dessen eigenen Bruder Mascezel vor, einen fanatischen, mit Gildo wegen einer Familienfehde verfeindeten Orthodoxen. Von Pisa auslaufend, nahm er an der Insel Capraria noch Mönche an Bord, um sich durch ihren Beistand den Sieg zu sichern. Tag und Nacht, behauptet Orosius, der katholische Priester, soll Mascezel mit diesen Mönchen gebetet und psalmodiert haben. Und im Frühjahr 398, bereits vor dem Feind, so berichtet Orosius, erschien dem Mas-

cezel zur Nacht der hl. Ambrosius und zeigte mit einem Stab auf die Erde: hic, hic, hic. Mascezel kapierte, rief den feindlichen Soldaten «sanfte Friedensworte» zu, durchstach einem ihrer Fahnenträger den Arm und schlug nun überraschend bei Ammaedara (Haidra) das angeblich 70 000 Mann starke Heer des Bruders, dessen Truppen teilweise während der Schlacht überliefen, nicht zuletzt wohl, weil viele seiner Offiziere mit den katholischen Grundbesitzern sympathisierten. Gildo und ein Teil seiner Beamten endeten noch im gleichen Sommer durch den Henker oder töteten sich selbst. Ihre Güter und Vermögen – besonders die Gildos waren groß – wurden für den Staatsschatz eingezogen, konfisziertes Kircheneigentum zurückerstattet, antikatholische Erlasse aufgehoben. Bischof Optatus von Thamugadi, durch Augustin schärfstens verdammt, familiarissimus amicus des Gildo genannt, auch Gildonis satelles, «ein ganz gewöhnlicher Bandit» (van der Meer), krepierte, vom donatistischen Volk als Märtyrer verehrt, im Kerker, während sich seine Mitbischöfe – das übliche Verhalten des hohen Klerus in solchen Fällen – eilfertig von ihm distanzierten. Augustin aber feierte überschwenglich die Vernichtung, und der Maure Mascezel, dem man sie verdankte, starb bald auf Befehl Stilichos, angeblich aus Mißgunst. «Die afrikanischen Christen sind die besten»: Augustinus.[25]

Gildos Fiasko ermutigte zwar die Katholiken zum entschlosseneren Angriff auf die Donatisten, die nun keine höheren Beamten mehr deckten. Doch da in Afrika Donatisten selten Katholiken, Katholiken häufig Donatisten wurden, hatten diese bis in die neunziger Jahre die Mehrheit. Noch damals herrschten 400 Bischöfe über sie. Auch Hippo Rhegius und der ganze Sprengel Augustins waren überwiegend donatistisch – der einzige Grund offenbar, warum der Heilige zunächst durch Argumente siegen wollte, warum er Diplomatie und Diskussion noch der Gewalt vorzog. Jahrelang umwarb er die Gegner. Kaum einer ihrer Führer, den er, der «Berufsredner», nicht zu überreden suchte. Doch die «Söhne der Märtyrer» mochten mit den Katholiken, der «Brut der Verräter» (Bischof Primian) nicht zusammengehn, mit einer Kirche, die «sich am Fleisch und Blut der Heiligen mästete»

(Bischof Optatus), die jedenfalls auf Seite des Staates, der Wohlhabenden stand. Dagegen war der Donatismus mehr Volkskirche und der Donatist überzeugt, Glied einer Bruderschaft zu sein, «die im dauernden Krieg mit dem Teufel liege; sein Los in dieser Welt sei Verfolgung, so wie eben alle Gerechten seit Abel verfolgt worden seien» (*‹Reallexikon für Antike und Christentum›*).

Auf ihrem Leidensweg kollaborierten die Donatisten mit einer religiös-revolutionären, die Gutsbesitzer drangsalierenden Bauernbewegung, den schon durch Donatus von Bagai, dann durch Gildo geförderten Circumcellionen – wandernde Erntearbeiter und gleichsam die Linksaußen dieser Kirche. Nach ihrem Gegner Augustin, der sie charakterisierte durch den Psalm «Schnell sind ihre Füße zum Blutvergießen», stahlen, plünderten sie, steckten Basiliken in Brand, warfen Katholiken Kalk und Essig in die Augen, forderten Schuldscheine zurück und erpreßten ihre Freilassung. Häufig von Geistlichen, auch Bischöfen, geführt, «Kapitänen der Heiligen», schlugen diese «agonistici» oder «milites Christi» (Märtyrerfans, Wallfahrer aus Leidenschaft, Terroristen) mit «Israeles» genannten Keulen, unter dem Schlachtruf «Gelobt sei Gott» (laus deo) – die «Drommete des Blutbads» (Augustinus) – auf katholische Kleriker und Großagrarier ein. Zweifellos erkannten sie hier bei aller ihnen nachgesagten «Verworrenheit» einen Zusammenhang. Waren die Katholiken doch «stark auf eine Unterstützung durch das römische Reich und die Großgrundbesitzer angewiesen . . . die ihnen finanzielle Privilegien und materiellen Schutz gewährten» (*‹Reallexikon für Antike und Christentum›*). Auch töteten die Ausgebeuteten nicht selten sich selbst, um derart gleich ins Paradies zu kommen. Sie sprangen, wie die Donatisten sagten, bedingt durch die Verfolgung, von Felsen, etwa den Klippen bei Ain Mlila, oder in reißende Flüsse, für Augustin nur «ein Teil ihres gewohnten Verhaltens».[26]

Die Pflicht zum Martyrium, typisch für die Donatistenkirche, formuliert schon um 225 Tertullian. Und Cyprian, der hl. Bischof, der Tertullian persönlich bewundert und, unterstützt vom ganzen afrikanischen Episkopat, gegen den römischen Bischof Stephan behauptet hatte, kein Priester dürfe im Stand der Sünde den

Altardienst verrichten, wurde gleichsam zu einem Kronzeugen der Schismatiker (S. 274 f). Auch hat Cyprians Märtyrertod am 14. September 258 seine – von Augustin heftig bestrittene – Lehre, seinen sowie Tertullians Kirchen- und Sakramentsbegriff, für viele Afrikaner besonders beglaubigt und die donatistische Martyriumsfreudigkeit vermutlich forciert. Jedenfalls bildete das Zentrum ihres Gottesdienstes der Märtyrerkult. Ausgrabungen in Zentralalgerien, einer Hochburg einst des Donatismus, haben zahlreiche, der Verehrung der Märtyrer geweihte Kapellen zutage gefördert, die offenbar den Schismatikern gehörten. Mehrere enthielten bei ihnen beliebte Bibelsprüche oder ihre Devise «Deo laudes».[27]

Es versteht sich (vgl. S. 154), daß der Hang der Circumcellionen zum Martyrium, mit dem katholischen Bischof Optatus von Milewe zu sprechen, nichts war als «cupiditas falsi martyrii».[28]

Die Circumcellionen erschienen ihren Gegnern als Umstürzler. Sie holten sich, was ihnen zum Leben unentbehrlich war, wobei häufig Kleriker an ihrer Spitze standen, wie der berüchtigte Bischof Donatus von Bagai. Sie erpreßten also, raubten, plünderten, mordeten. Sie kochten mit Holz zertrümmerter Altäre ihre Speisen, machten Sklaven zu Herren, Herren zu Sklaven. Sie banden sie an Mühlräder und verbreiteten solchen Schrecken, daß die Gläubiger selber ihre Schuldurkunden beseitigten und froh waren, mit dem Leben davonzukommen. Allerdings informieren uns über diesen linken Donatistenflügel, der anscheinend wieder in verschiedene «Flügel» (Romanelli) zerfiel, von wenigen juristischen Quellen abgesehen, fast nur ihre Rivalen: katholische Schriftsteller und Kleriker, wie etwa Optatus, der Bischof von Milewe, der sie im späteren 4. Jahrhundert «in friedlichem Ton» beschreibt (Kraft), ihnen aber immerhin «Verrücktheit» (dementia) bescheinigt, sie «Wahnsinnige» schimpft, ihre Bischöfe mit «Räubern» (latrones) vergleicht und höhnt, sie möchten auch noch als «Heilige und Unschuldige» (sancti et innocentes) gelten. Die von solchen Kreaturen kommandierte Gefolgschaft wird als geistig minderwertig erklärt, als «insana multitudo» und aller Verbrechen fähig. Nicht zuletzt war es jedoch Augustin, der stets

von neuem den «furor», die Übergriffe der «turbae (agmina, multitudines) circumcellionum» gegeißelt, gleichfalls kaum mehr als Räuber, Psychopathen, Dummköpfe in ihnen gesehen, auch behauptet hat, daß «Kleriker immer ihre Anführer waren». Seine Urteile indes prägen «Haß» und «Übertreibungen» (Büttner), während der Kampf der Circumcellionen, bei allen abstoßenden oder gar kriminellen Zügen, «objektiv gerecht war» (Diesner).[29]

Die Donatisten blieben ihrer Konkurrenz nichts schuldig. Es kam zu heftigem Widerstand, ganzen Selbstmordserien, aber auch blutigen Racheakten. Im Bund mit den Circumcellionen plünderten und massakrierten sie, machten nächtliche Überfälle, steckten die Häuser, die Kirchen der Katholiken in Brand, warfen deren «heilige» Bücher ins Feuer und zerschmetterten oder zerschmolzen deren Kelche, um ihre eigenen Kirchen, wenn nicht gar sich selber, zu bereichern. Konvertierten donatistische Führer, wie der Bischof von Siniti, Maximinus, bedrohte man ihren Anhang. Zumindest erzählt Augustin, ein Herold der Donatisten sollte zu Siniti, wo Maximinus weiter amtierte, ausrufen: «Wer mit Maximinus Kirchengemeinschaft hält, dessen Haus wird angezündet.» Ferner meldet der empörte Kirchenvater nur an «jüngsten Taten»: «Der Priester Markus von Casphalia ist aus freiem Willen, ohne von jemand gezwungen zu sein, katholisch geworden. Deshalb haben ihn eure Anhänger verfolgt: sie hätten ihn auch beinahe getötet ... Restitutus von Victoriana ist ohne Zwang von irgendeiner Seite zur katholischen Kirche übergetreten. Deshalb wurde er aus seinem Hause geschleift, geschlagen, im Wasser herumgewälzt, mit einem Spottgewand bekleidet ... Marcianus von Urga hat aus freiem Willen sich für die katholische Einheit entschieden; deshalb haben eure Kleriker, da er selbst geflohen war, seinen Subdiakon bis auf den Tod geschlagen und mit Steinen überschüttet, weshalb ihre Häuser verdientermaßen niedergerissen worden sind.»[30]

Auge um Auge, Zahn um Zahn ...

Die numidischen Oberhirten Urbanus von Forma und Felix von Idicra galten als besonders grausam. Ein donatistischer Bischof brüstete sich, eigenhändig vier Kirchen in Asche gelegt zu

haben. Geistliche mißhandelte, blendete man und verstümmelte auch gegnerische Prälaten. Den hl. Possidius von Calama schlug man bewußtlos. «Einigen», sagt Augustin, «stachen sie die Augen aus, einem Bischof wurden Hände und Zunge abgeschnitten.» Verschiedene, behauptet er, habe man sogar getötet; obwohl die Donatisten sich hüteten, Bischöfe umzubringen, wenn auch bloß aus Angst vor Strafe. Dem Bischof Maximian von Bagai, Räuber einer Donatistenkirche, blieb der Tod als Märtyrer im letzten Augenblick versagt. Zwar wurde er verprügelt, mit Messern traktiert, auch ein Altar, unter dem er Schutz gesucht, zertümmert, wobei man ihn noch mit dem Altarfuß verdrosch. Doch schließlich, bereits für tot gehalten, schmiß man ihn blutüberströmt vom Turm, und da verwehrte ein Wunder, ein Misthaufen, das vollendete Martyrium.[31]

Die Donatisten dagegen, wie oft betont wird, auch durch Augustin, konnten gar keine Blutzeugen werden, «weil sie das Leben von Christen nicht gelebt». Die eignen Martyrien aber – waren sie dem Heiligen nicht ganz willkommen? Dienten sie nicht der Fanatisierung der Massen? Zur Mehrung des Ruhmes der Catholica? Dünkten ihm nicht bloß deshalb die «Helden» der Gegner so fatal? Beschwörend fast schrieb er dem kaiserlichen Donatistenjäger, Kommissar Marcellinus: «Wenn Sie nicht auf die Bitten des Freundes hören wollen, dann hören Sie wenigstens auf den Rat des Bischofs ... Nehmen Sie dem Leiden der Diener Gottes aus der katholischen Kirche, das den Schwachen zur geistlichen Erbauung dienen muß, nicht seinen Glanz, indem Sie ihre Feinde und Peiniger zur gleichen Strafe verurteilen»![32]

Den eigentlichen Hintergrund des donatistischen Problems, das nicht nur zum Religionskrieg der Jahre um 340, 347, 361 bis 363 führte, sondern auch zu den großen Aufständen 372 und 397/98, hat Augustinus weitgehend verkannt oder verkennen wollen. Er hat geglaubt, durch eine theologische Diskussion klären zu können, was weniger ein konfessionelles als ein soziales Problem war, der krasse gesellschaftliche Gegensatz innerhalb des nordafrikanischen Christentums, die Kluft zwischen einer reichen Oberschicht und den Habenichtsen – keinesfalls nur den

«Circumcellionenbanden», auch den die Herrschenden hassenden freien Massen und den Sklaven. Bestand nämlich die führende kirchliche Kaste besonders aus katholischen Griechen und Römern, rekrutierten sich die Donatisten, wiewohl über ganz Nordafrika verbreitet, vor allem aus dem karthagischen, mehr noch dem berberisch-punischen Landvolk. Doch der Grund und Boden von Numidien und Maretania Sitifensis, einem der wichtigsten Olivenanbaugebiete des Mittelmeerraumes, gehörte hauptsächlich dem Staat sowie privaten Großgrundbesitzern. Die Bauern aber, durch kaiserliche Beamte unterdrückt, waren chronisch verschuldet, was zum Aufkommen umherwandernder Erntearbeiter führte, zu den aktivsten Propagandisten des Donatismus. Und das große soziale Gefälle zwischen beiden christlichen Gruppen, die Feindseligkeit der Berber und Punier gegen die Römer, trug viel mehr zur Kirchenspaltung bei als die an sich so belanglose religiöse Divergenz.[33]

Augustinus konnte oder wollte dies nicht sehen. Er vertrat mit aller Entschiedenheit die Interessen der besitzenden und herrschenden Klasse. Auch waren Donatisten nach ihm stets im Unrecht, sie verleumdeten bloß und logen. Er behauptet, daß sie die Lüge suchten, ihre Lüge «ganz Afrika erfüllt», «daß die Partei des Donatus sich immer auf die Lüge stützt». Und wohl nur die Ausdehnung des Donatismus ließ den Heiligen zunächst Zurückhaltung wahren, eine «Kriegführung mit Küssen» praktizieren, wie Donatistenbischof Petilian von Cirta die katholische Taktik charakterisiert, weshalb man Augustin noch heute loben kann: möge er «auch gelegentlich [!] von dem Grundsatz der Gewaltlosigkeit abgewichen sein, so gibt er uns doch an anderen Stellen Beweise dafür, wie er sich für das Verhalten gegenüber Häretikern an der Botschaft des Evangeliums bewußt orientiert» (Thomas; der allerdings bloß einen einzigen Beleg anführt).[34]

Nun wandte man Strafen nie unterschiedslos auf alle «Ketzer» an. Waren diese zahlreich, weit verbreitet, gab man sich gern mild, um nicht offen Widerstand zu riskieren. Ergo war dies nur eine abgenötigte Toleranz, Schonung gleichsam wider Willen, ein Nachgeben gegen, wie Augustin die Donatisten nennt, «unver-

mischtes Unkraut». «Wir dulden sie also so in dieser Welt, die der Herr seinen Acker nennt und auf der die katholische Kirche bei allen Völkern verbreitet ist, wie man etwa das Unkraut unter dem Weizen ... bis zur Zeit der Ernte, der Säuberung der Tenne ... duldet.»[35]

Hatte eine «Häresie» aber nur wenig Verfechter, ging man hart gegen sie vor. So bekannte 411 der Bischof von Abora in der Proconsularis, wo die Katholiken die Mehrheit bildeten: «Wer sich bei uns als Donatist zeigt, wird gesteinigt.» Doch behandelte man selbst ein und dieselbe Sekte, je nach den Umständen, verschieden, wozu nicht allzuviel Klugheit gehörte und noch weniger Scham.[36]

Ähnlich vielsagend differenzierte man bei der Rückkehr «häretischer» oder schismatischer Priester. Hatten sie Buße geleistet, öffentlich abgeschworen, hob man selbstverständlich ihre Exkommunikation auf, doch nicht ihre Absetzung. Ging es allerdings um große Gruppen, schonte man die Geistlichen, ließ ihnen die Stelle oder wenigstens den Rang, um durch Wohlverhalten zu den Hirten auch die Herde (wieder) zu gewinnen.[37]

Die Schismatiker Afrikas hätte man bei dem Priestermangel, den die Synoden immer wieder beklagten, ohne ihren Klerus gar nicht genügend gängeln können. Als darum Papst Anastasius 401 vor den «Fallstricken und Tücken» der Donatisten warnte, dankte zwar im Herbst eine afrikanische Synode dem «Bruder und Mitbischof Anastasius von Rom» für die «mit väterlicher und brüderlicher liebender Fürsorge» erteilten Ratschläge. Doch wollte man, angesichts aller Umstände, lieber «gelind und friedlich» (leniter et pacifice) verfahren und es, wie schon früher, den einzelnen Bischöfen überlassen, bekehrte donatistische Kleriker mit ihrem Rang wieder aufzunehmen oder nicht.[38]

Auch Augustinus war ursprünglich keinesfalls für Zwang. Feierlich bestritt er jede Absicht, je wieder, wie zur «Zeit des Macarius» (S. 309), zum Gebrauch der Gewalt zurückzukehren; vermutlich die Folge seines Studiums neutestamentlicher und altkirchlicher Schriften. So vertrat er zunächst die Überzeugung, christliche Mission, Bekehrung Andersgläubiger, schließe jedwe-

des Mittel weltlicher Nötigung aus, verwarf er 393, als er noch «Mitbischof» war, in einem Brief an einen Donatisten scharf jeden Druck im religiösen Bereich, weigerte er sich, ein kirchliches Schreiben zu verlesen, «solange Militär anwesend ist, damit niemand von Euch meine, ich hätte wegen der Sache mehr Lärm schlagen wollen, als mit friedlichen Absichten verträglich ist. Vielmehr soll die Verlesung erst nach dem Abmarsch der Soldaten geschehen, damit alle meine Zuhörer erkennen, es sei nicht meine Absicht, daß die Leute wider ihren Willen zur Kirchengemeinschaft mit irgend jemand gezwungen werden ... Auf unserer Seite wird aufhören der Schrecken der weltlichen Gewalt; möge auf Eurer Seite der Schrecken der herumziehenden Scharen aufhören. Wir wollen rein sachlich kämpfen ...»[39]

Nein, «mit den Behörden», wollte Augustin, wie er in einer Predigt rief, «nichts zu tun haben». Verspürte er, der häufig mit afrikanischen Gouverneuren und hohen Militärs kontaktierte, mit Marcellinus, Bonifatius, Apringius, Darius, angeblich doch sogar eine natürliche Abneigung gegen Politik. Nur die Bösen, so predigte er seinerzeit oft, zögen gegen Böse mit Gewalt. Er dagegen bot sich seinen Widersachern zu persönlichem Gespräch an, zu sachlicher Diskussion, immer wieder. Freilich, als er die Schlechtigkeit der «Ketzer» kennengelernt und gesehen habe, wie man sie durch etwas Nachdruck, wofür die Regierung seit 405 zunehmend sorgte, zum Bessern bringen könne, sei er andrer Ansicht geworden. Nun, als er, zumal bei den Bischöfen der Gegenseite, das Aussichtslose seiner Überredungskünste erkannte, spitzte sich seine Feder gefährlich zu und seine Zunge auch. Jetzt hielt er es für sinnvoll, «Ketzer» auch gegen ihren Willen zu ihrem eignen Heil zu bekehren – «sehen es doch viele gerne, wenn man sie zwingt!» Erdulde allerdings ein Katholik Zwang, sei dies «Unrecht» und ein solcher Katholik «ein Märtyrer». Werde aber ein Andersgläubiger gezüchtigt, «dem geschieht kein Unrecht». Die Donatisten erhoben sich ja «mit Gewalt gegen den Frieden Christi», und so leiden sie «nicht für ihn», sondern lediglich um ihrer «Missetaten» willen. «Wie groß ist doch eure Verblendung, daß ihr trotz eures schlechten Lebens, trotzdem ihr

Räubertaten vollführt und mit Recht bestraft werdet, doch den Ruhm des Martyriums in Anspruch nehmt!»[40]

Der tolerante Bischof, der mit Behörden nichts zu tun haben wollte, steckte sich nun bald ganz hinter sie, stachelte sie auf, sah seine Widersacher «mit Recht bestraft». Bestand ja schon Kaiser Konstantins Gesetz gegen sie, «ein sehr strenges Gesetz», wie Augustin zugibt, «zu Recht». Nein, «nicht jede Verfolgung war unrecht». Und da die Donatisten weder seiner religiösen Belehrung erlagen noch seiner Taktik, ihre diversen Parteien gegeneinander zu treiben oder auch ihren Klerus gegen die Laien, erinnerte er oft jetzt und eindringlich an die bekannte Römerbriefstelle über die von Gott eingesetzte Obrigkeit. Nicht ohne Grund, betonte der Verfasser eines Traktats *‹Über die Geduld›*, trage die Obrigkeit das Schwert, und wer ihr widerstehe, widerstehe Gott. Auf der andern Seite freilich meinte Petilianus, Bischof von Cirta, einer seiner Hauptgegner, der die Katholiken «unzüchtige Seelen» schimpfte, «schmutziger denn aller Dreck», Christus habe niemanden verfolgt. Denn die «Liebe» verfolge nicht, peitsche den Staat nicht gegen Andersdenkende auf, raube und töte nicht. Augustin allerdings wußte in puncto Liebe zu differenzieren: «Liebet die irrenden Menschen; doch bekämpft mit tödlichem Haß ihren Irrtum!» Oder: «Unbedenklich aber dürfen wir in den Bösen die Bosheit hassen und uns zur Liebe das Geschöpf wählen.» Oder: «Betet für euere Gegner, deren Auffassung ihr zurückweist und schlagend widerlegt.»[41]

«Wenn die Kaiser etwas Gutes befehlen, so befiehlt kein andrer durch sie als Christus», wußte der hl. Bischof jetzt. Und wenn «die Kaiser zur wahren Lehre halten, so erlassen sie Verordnungen zugunsten der Wahrheit und gegen den Irrglauben, und jeder, der sie verachtet, der zieht sich selbst die Verdammnis zu. Er zieht sich Strafe bei den Menschen zu . . .» Dies schreibt derselbe Mann, der nur wenige Sätze zuvor beteuert: «Wir setzen indessen kein Vertrauen auf irgendeine menschliche Gewalt . . .» Und der im selben Brief doch wieder den Donatisten droht: «Wenn also ihr aus eigenmächtiger Verwegenheit so gewaltsam den Menschen Zwang antut, sich entweder dem Irrtum zuzuwenden oder in ihm

zu verharren, wieviel mehr müssen dann wir durch die ganz rechtmäßige Obrigkeit, die Gott gemäß seiner Verkündigung Christo untertan gemacht hat, eurer Raserei Widerstand leisten, damit bedauernswürdige Seelen von eurer Gewaltherrschaft befreit, von uralter Verblendung geheilt und an das Licht der offenbarsten Wahrheit gewöhnt werden!»[42]

Der Glaube der Donatisten, so ähnlich dem seinen doch, ja, wesentlich mit ihm identisch, war nichts als Irrtum und Gewalt! Die Katholiken dagegen handelten aus purer Barmherzigkeit, aus Liebe. Und traf die Donatisten Strafe, so nicht durch ihre Feinde, sondern durch Gott selbst. «Wir lieben euch», erklärt der große Liebende, «und wünschen euch, was wir uns wünschen. Wenn ihr deshalb einen so großen Haß gegen uns tragt, weil wir nicht ruhig zusehen können, wie ihr irrt und zugrunde geht, so sagt dies Gott ... Gott selbst tut es an euch durch uns, wenn wir bitten, drohen, zurechtweisen, wenn euch Verluste oder Leiden treffen, wenn die Gesetze der weltlichen Obrigkeit sich auf euch beziehen. Begreift, was an euch geschieht! Gott will nicht, daß ihr in frevelhafter Spaltung, losgetrennt von eurer Mutter, der katholischen Kirche, zugrunde geht.»[43]

Ja, begreift! – Und vergessen wir auch nicht, so das *‹Handbuch der Kirchengeschichte›*, genauer: Katholik Baus, «daß hier die Stimme eines Mannes spricht, der von der religiösen Verantwortung, die in die Irre gegangenen Brüder wieder in die eine *ecclesia* zurückzuführen, so getrieben und gehetzt war, daß ihr gegenüber alle anderen Erwägungen in den Hintergrund traten». Wie typisch doch! Es soll Augustin entlasten, sein Denken, sein Handeln verständlich machen. Denn so hat man schon immer, durch zwei Jahrtausende, große Geschichtsverbrechen entschuldigt, gepriesen, verklärt. So, im Namen der Religion, im Namen Gottes, hat man sie durch die Zeiten gerechtfertigt, hat man stets aus religiöser «Verantwortung» alle humanen Erwägungen «in den Hintergrund» treten lassen, zum Teufel gejagt, durch das ganze christliche Mittelalter, die ganze Neuzeit, noch im Ersten Weltkrieg, im Zweiten, wo etwa Hanns Lilje, der spätere Landesbischof und stellvertretende Vorsitzende des Rates der Evangelischen Kirche

Deutschlands, in einer Schrift mit dem sprechenden Titel *‹Der Krieg als geistige Leistung›* schrieb: «Es muß nicht nur auf den Koppelschlössern der Soldaten, sondern in Herz und Gewissen stehen: *Mit Gott!* Nur im Namen Gottes kann man dies Opfer legitimieren.»[44]

Jawohl, nur im Namen Gottes hat man gewisse Verbrechen, gerade die größten, stets erlaubt und begangen, was die folgenden Bände dieser Kriminalgeschichte immer eindringlicher belegen werden.

Mit einer langen Reihe verschlagener Sentenzen und nicht ohne Einschlägiges aus dem Alten, dem Neuen Testament fordert der große Liebende nun Zwangsmaßnahmen gegen alle zu «Heilenden» (corrigendi atque sanandi). Zwang, lehrt Augustin jetzt, sei manchmal unvermeidlich; denn werden auch die Besten durch die Liebe gezogen, müßten doch die meisten, leider, durch Furcht gezwungen werden. Des Freundes Wunden nämlich seien besser als des Feindes Küsse. Besser sei es, in Strenge zu lieben, als in Sanftmut zu betrügen. Ja, wer härter strafe, zeige größere Liebe! Nötigten doch auch Eltern ihre Kinder, Lehrer die Schüler zu Zucht und Fleiß. «Wer den Stock schont, haßt seinen Sohn», zitiert er die Bibel. «Ein böser Knecht wird nicht durch Worte gebessert.» Und hatte nicht schon Sarah die Hagar verfolgt? Und was tat Elias mit den Baalspfaffen? Bereits vor Jahren rechtfertigte Augustin die Gewalttätigkeiten des Alten Testaments gegenüber den Manichäern, nach denen dies Buch vom Fürsten der Finsternis stammte. Doch selbst das Neue Testament ließ sich gebrauchen. Denn übergab nicht auch Paulus schon einige Satan? «Meinst Du», verdeutlicht er Bischof Vincentius die «Frohe Botschaft», «niemand dürfe zur Gerechtigkeit gezwungen werden, wenn du liest, wie der Hausvater zu seinen Dienern sprach: ‹Wen ihr findet, nötigt sie hereinzukommen!›?» Was er effektvoller noch mit «zwingt sie» überträgt (cogite intrare). Widerstand zeuge nur von Unvernunft. Wehren sich nicht auch die Fieberkranken im Delirium gegen ihre Ärzte? «Duldung» (toleratio) nennt Augustin nun «unergiebig und nichtig» (infructuosa et vana) und ist entzückt über die Bekehrung vieler «durch heilsa-

men Zwang» (terrore perculsi). Es war nichts anderes als das Programm des Firmicus Maternus (S. 316 ff), «das Programm einer allgemeinen Kriegserklärung» (Hoheisel), mochte ihn Augustin gelesen haben oder nicht.[45]

Das Problem der Ehrlichkeit kümmerte ihn kaum noch. Hatte er früher die erzwungene Konversion von «ficti Christiani» gefürchtet, überließ er diese Sorge jetzt Gott. Der Kaiser war, nach Augustin, ermächtigt, Gesetze in Angelegenheiten der Kirche zu erlassen, geschah es in deren Interesse. Zwang für das Gute schien ihm nun einfach gut. Er suchte seinen Gegnern nur eine Wohltat zu erweisen, wollte, was sie im Grunde selber wollten. «Unter dem äußeren Zwang», so predigt der trickreiche «Berufsredner», «kommt der innere Wille zustande», wobei er sich auf Apg. 9,4, Jh. 6,44 und schließlich, seit 416/17, auf Lk. 14,23 zu berufen verstand, auf das Evangelium der Liebe! Denn wirkte er beim Vorgehen gegen seine Feinde auch «gelegentlich fast ein wenig nervös» (Thomas), war doch das, was wie Verfolgung aussah, in Wirklichkeit nur Liebe, ging es ihm «immer nur um Liebe und nochmals um Liebe» Marrou).[46]

Ungezählte seiner Sprüche bezeugen dies! «Liebe – ein köstliches Wort, ein noch köstlicheres Tun ... von nichts Besserem können wir ja reden.» «Laß die Liebe in deinem Herzen wurzeln, und es kann nur Gutes daraus hervorgehen!» «Das ist die kostbare Perle, die Liebe, ohne die dir nichts nützt, soviel du auch hast.» «Liebe ist Kraft und Blüte und Frucht; Liebe ist Pracht und Schönheit, Trank und Speise; Liebe ist ...» natürlich auch das «Heimholen» der Donatisten: «Die Kirche preßt sie an ihr Herz und umgibt sie mit mütterlicher Zärtlichkeit, um sie zu heilen» – durch Zwangsarbeit, Auspeitschen, Konfiskation des Vermögens, Streichung des Erbrechts. Doch bloß «die Vorteile des Friedens, der Einheit und der Liebe» wieder möchte Augustin den Donatisten «aufdrängen, darum bin ich euch als Feind hingestellt worden. Ihr erklärt, mich töten zu wollen, obwohl ich euch nur die Wahrheit sage und, so viel an mir liegt, nicht gestatten will, daß ihr zugrunde geht. Gott räche uns an euch und töte in euch den Irrtum ...»[47]

Gott räche uns an euch! Nicht im geringsten hielt sich der Bischof für einen Scharfmacher. Unterließ er doch, erschien es opportun, zuweilen eine Anzeige; verlangte freilich auch, Widerspenstige mit der ganzen Schärfe des Gesetzes zu treffen, gewährte ihnen «weder Gunst noch Schonung». Vielmehr erlaubte er schon die Tortur! Ja, der berühmteste Heilige der alten Kirche, vielleicht der Kirche überhaupt, ein so «liebenswürdiger Mensch» (Hendrikx), der Vater «unbegrenzter Güte» (Grabmann) «und Weitherzigkeit» (Kötting), der gegen die Donatisten «ständig Milde walten lassen will» (Espenberger), gegen sie «kein verletzendes Wort» vorbringt (Baus), «die Schuldigen» sogar «vor den harten Strafen des römischen Rechts zu bewahren» sucht (Hümmeler), kurz der Mann, der sich stets zum Sprecher der «mansuetudo catholica», der kirchlichen Sanftmut, macht, er gestattet schon die Folter ... So schlimm war dies ja gar nicht! «Erinnere alle möglichen Martern», tröstet Augustin. «Vergleiche sie mit der Hölle, und leicht ist alles, was du ausdenkst. Der Folterer und der Gefolterte ist hier vergänglich, dort ewig ... Jene Strafen sollen wir fürchten, wie wir Gott fürchten. Was der Mensch hier leidet, ist eine Kur (emendatio), wenn er sich bessert.»[48]

Da konnten die Katholiken schinden, wie sie wollten, es war belanglos, verglichen mit der Hölle, mit jenen Greueln, die ihr Gott der Liebe durch alle Ewigkeit vollstrecken ließ. Es war «leicht», «vergänglich», noch nicht einmal ein Vorgeschmack – war eine «Kur»! – Ein Theologe wird nie verlegen! Deshalb kennt er auch keine Scham.

Als Augustins Anhang die Oberhand hatte, mühten sich die katholischen Gutsbesitzer gar nicht erst, dem Bischof die Circumcellionen zur «Belehrung» zu schicken. Vielmehr machten sie mit ihnen kurzen Prozeß, auf der Stelle, «wie mit allen Straßenräubern» (Augustinus). Trieb er doch selber den General Bonifatius an, nicht nur die «visibiles barbaros», sondern auch die sozusagen inneren Feinde, die Donatisten und Circumcellionen, aufzurollen «mit allen Mitteln» (Diesner). Und während der Heilige «mit dem *paulinischen* Wahrheitsdrang und der *johanneischen* Liebessehnsucht » (Lesaar) nach dem Einschreiten des Staates rief, erklärte

er fast im selben Atemzug: sollten sie aber hingerichtet werden, wollten die Katholiken nicht geholfen haben; ließen sie doch eher von ihren Feinden sich töten, als diese zur Exekution ausliefern![49]

Im christlichen Reich jener Zeit herrschte alles andere als Liberalität, persönliche Freiheit. Vielmehr grassierte die Sklaverei, waren die Söhne an den Stand ihrer Väter gefesselt, Geheimpolizisten allgegenwärtig – «und täglich konnte man die Schreie der vor Gericht Gefolterten hören und die Galgen willkürlich Hingerichteter sehen» (Chadwick).[50]

Gewiß verwarf Augustin grundsätzlich die Todesstrafe, aber keinesfalls aus humanen, bloß aus theologischen und taktischen Gründen: sie schloß die Möglichkeit der Buße aus und verhalf dem Gegner zu Märtyrern, zu größerer Konkurrenzfähigkeit. Auch wußte der Bischof nicht nur, daß katholische Gutsbesitzer mit Circumcellionen verfuhren «wie mit allen Straßenräubern», sondern daß auch die Büttel des Kaisers automatisch Donatisten liquidierten, die katholische Priester verstümmelt oder Kirchen zerstört hatten. Und Augustinus fand sich praktisch mit der Todesstrafe ab.[51]

Doch nicht nur dies. Der Staat war nach ihm verpflichtet, der Kirche zu dienen, verpflichtet, den Glauben zu schützen, die «Ketzer» zu bekämpfen. Ja, Augustin behauptet, die Kirche gebrauche bei Inanspruchnahme der Staatsmacht keine fremde, sondern ihre eigene, die ihr von Christus verliehene Gewalt! Und flossen schon vordem gegen den Donatismus – der, man muß es wiederholen, dogmatisch mit dem Katholizismus fast ganz harmonierte – «Ströme von Blut», so ging es zu seiner Zeit mit gewaltigen Aufständen und Wirren weiter: «je schärfer der Staat vorgeht, um so lauter ruft Augustin Beifall» (Aland). Sanktionierte er doch in einer langen Epistel an Bonifatius sogar den Bürgerkrieg gegen die Donatisten, obwohl der General, von der Donau über Marseille nach Afrika gekommen, sein Leben mit Ausländern und Andersgläubigen verbracht und, paradoxerweise, die Schismatiker mit gotischen Truppen, mit Arianern, also «Ketzern», zu bekämpfen hatte.[52]

Hier zeigt sich der gefeiertste Kirchenvater in seiner ganzen

Größe: als Schreibtischtäter und Heuchler; als ein Bischof, der nicht nur während seines Lebens furchtbar wirkte, sondern mehr noch als Initiator des politischen Augustinismus, als Urbild all der bluttriefenden Inquisitoren so vieler Jahrhunderte, ihrer Grausamkeit, Tücke, Bigotterie, als Schrittmacher des Schrekkens, des mittelalterlichen Verhältnisses von Kirche und Staat. Denn Augustins Beispiel erlaubte, Millionen Menschen, Kinder selbst und Greise, Todkranke und Krüppel, durch den «weltlichen Arm» in die Folterkeller, die Nacht der Verliese, die Flammen der Scheiterhaufen zu stoßen – und scheinheilig den Staat zu ersuchen, ihr Leben zu schonen! All die künftig «Ketzer» jagenden, «Ketzer» marternden, «Ketzer» verbrennenden Schergen und Schurken, Fürsten und Mönche, Bischöfe und Päpste konnten sich auf Augustin berufen und beriefen sich auf ihn; die Reformatoren desgleichen.[53]

Der Heilige selber verhöhnte seinerzeit die Donatisten: bei Verfolgung sollten sie doch, gemäß dem Evangelium, «in eine andre Stadt fliehen» (Mt. 10,23). Ja, er machte deutlich, daß der christliche Kaiser ein Recht habe, «Gottlosigkeit» zu strafen, daß es angesichts der Vielzahl der gewonnenen Güter, Kastelle, Gemeinden und Städte nicht auf einige Tote ankäme. Kein Erfolg eben, ohne eine gewisse Verlustquote. Sein zynisches Kalkulieren mit Verlorenen, Geretteten, Getöteten erinnert Hans-Joachim Diesner «an moderne imperialistische Strategie», aber auch an Augustins «Gnadenlehre» (S. 494 f). Und Donatist Tyconius, ein Laientheologe, einer der bedeutendsten Schriftsteller seiner Kirche, die ihn um 380 exkommunizierte, ohne daß er, wie manche erwarteten, katholisch wurde, ein Außenseiter, dessen «Rang als Denker und Christ», dessen «kühne Selbständigkeit eines einsamen Gläubigen» (Ratzinger) Katholiken nunmehr rühmen, Katholiken, die heute selbst verfolgen, Tyconius erkannte seinerzeit in der Jagd auf Donatisten den «Greuel der Verwüstung» (Mt. 24,15).[54]

Als anno 420 die staatlichen Häscher den Bischof vom Timgad, Gaudentius, suchten, floh er in seine prächtige Basilika, verschanzte sich darin und drohte, sich mit seiner Gemeinde zu

verbrennen. Der leitende Beamte Dulcitius, ein frommer Christ, der hier immerhin Menschen gleichen Glaubens hetzte, wurde unschlüssig und fragte bei Augustin an. Der Heilige freilich, Erfinder einer Prädestinationslehre sui generis, replizierte: «Da aber Gott nach verborgenem, doch gerechtem Ratschluß einige aus ihnen zur ewigen Strafe vorherbestimmt hat, so ist es ohne Zweifel besser, daß, mögen auch einige im eigenen Feuer zugrunde gehen, die unvergleichlich größere Mehrheit von jener verderblichen Spaltung und Zerstreuung zurückgebracht und gesammelt werde, als daß alle zusammen in dem durch die gottesräuberische Spaltung verdienten ewigen Feuer brennen müssen».[55]

Dazu paßt folgendes. Der katholische Bischof von Hippo Diarrhytos (Bizerta) hatte seinen donatistischen Rivalen jahrelang eingekerkert, ja, versucht, ihn hinrichten zu lassen. Zur Erinnerung an seinen Sieg baute er dann eine erweiterte Basilika, die seinen Namen trug – und Augustinus predigte bei ihrer Einweihung.[56]

Hatten in Afrika schon seit einiger Zeit Synoden die Wiederaufnahme von Donatisten erörtert – 386 in Karthago, 393 in Hippo, 397 in Karthago, 401 je ein Konzil im Juni und September in Karthago –, so finden nun Jahr für Jahr, mit einziger Ausnahme des Jahres 406, ein Jahrzehnt lang Konzile statt, 408 sogar zwei.[57]

Ein durch die Synode von Karthago im August 403 beschlossenes Religionsgespräch lehnte Bischof Primian brüsk ab. Im nächsten Jahr verlangte das karthagische Konzil vom Staat die Anwendung der «Ketzer»-Erlasse gegen die Donatisten – der «Rekurs auf den weltlichen Arm» (Jesuit Sieben). Selbstverständlich geschah das mit Assistenz Augustins, der, wann immer er konnte, auf Konzilien war. Und prompt folgten diesem Drängen mehrere scharfe Gesetze. Zunächst verfügte Kaiser Honorius, von zwei mißhandelten katholischen Oberhirten mit einem Bericht über «Greueltaten» persönlich bearbeitet, 405 ein drastisches «Edikt der Einheit», das die Donatisten den «Ketzern» gleichstellte, ihre Kirche faktisch auflöste, alle ihre Zusammen-

künfte verbot, ihre Gotteshäuser den Katholiken zusprach, Bischöfe wie Primian von Karthago und Petilian von Cirta exilierte, kurz die Donatisten ihrer Führer und Finanzmittel beraubte – für Augustin ein Akt der Vorsehung; Gott selbst, frohlockte er, spreche durch die Ereignisse. War es doch wieder Augustinus, «wohl der erste Theoretiker der Inquisition», der «die einzig vollständige Rechtfertigung in der Geschichte der frühen Kirche» schrieb «über das Recht des Staates, Nichtkatholiken zu unterdrücken» (Brown). Der Heilige sah in Gewaltanwendung nun bloß einen «Entkrampfungsprozeß», ein «Bekehren durch Beschwernisse» (per molestias eruditio), eine «kontrollierte Katastrophe», er zog Vergleiche mit einem Familienvater, «der den Sohn züchtigt, den er liebt» und jeden Samstagabend «vorsichtshalber» seine Familie schlägt.[58]

Dem «Edikt der Einheit» von 405 folgten weitere Staatserlasse 407, 408, 409, 412, 414. Die zwangsweise Rückführung der Donatisten wurde befohlen, ihre Kirche immer mehr in den Untergrund getrieben, jahrelange Pogrome begannen. Und als dazwischen, von Ende 409 bis August 410, die Regierung aus Gründen der Staatsräson – weil Alarich kreuz und quer durch Italien zog – den Donatisten Kultfreiheit gewährte, eilten vier afrikanische Prälaten an den Hof nach Ravenna und setzten die Erneuerung der früheren Verfolgungsgesetze durch, einschließlich der Todesstrafe. Die donatistische Kirche wurde verboten und ihr Anschluß an die katholische erzwungen – «der Herr hat die Zähne des Löwen zerschmettert» (Augustinus). Ganze Städte, bisher entschieden donatistisch, wurden nun, aus Furcht vor Strafe und Gewalt, katholisch, wie Augustins eigne Bischofsstadt, wo einst die Bäcker für Katholiken kein Brot backen durften! Schließlich trieb er selber die Donatisten aus. Doch als sie, bei Alarichs Invasion vom Staat vorübergehend geduldet, zurückgekehrt waren, erschien ihnen der große Heilige als «ein Wolf, den man totschlagen sollte». Nur durch Zufall entging er einem Hinterhalt, den ihm die Circumcellionen gelegt.[59]

Im Sommer 411 kam es auf Weisung der Regierung in den Thermen des Gargilius zu Karthago noch einmal zu einer «Colla-

tio», einem öffentlichen Streitgespräch, auf drei, jeweils wörtlich mitstenographierten Sitzungen, wozu 286 katholische und 284 donatistische Bischöfe (von je etwa 400 Bischöfen) angereist waren. Der kaiserliche Kommissar Flavius Marcellinus, ein Freund Augustins und ergebener Katholik – den der katholische Kaiser Honorius gleichwohl zwei Jahre später, am 13. September 413, Fest des hl. Cyprian, köpfen ließ, ein offensichtlicher Justizmord –, erklärte natürlich die Donatisten «omnium documentorum manifestatione» für besiegt. Die Katholiken wußten dies schon im voraus so sicher, daß sie sich verpflichtet hatten, bei einem negativen Verlauf für sie den Donatisten ihre Bischofsstühle abzutreten!

Eine Berufung der Besiegten beim Kaiser – unter anderem wegen Bestechlichkeit des Marcellinus – war erfolglos. Noch der Beschuldigte selbst befahl die Auflösung der Circumcellionenverbände und untersagte alle Zusammenkünfte der Donatisten, die man immer rücksichtsloser belangte. Angst grassierte, die Selbstmorde häuften sich, zumal unter den Circumcellionen. Die Masse der Sklaven und Kolonen, bei denen außer ihrer Arbeitskraft nichts zu holen war, sollte zur Erhaltung des «katholischen Friedens» mit Zwangsarbeit und der Peitsche ihrer Herren in den Schoß der Alleinseligmachenden geschlagen werden. Eigene kaiserliche «Executores» sorgten dafür. Die Reichen trafen hohe Geldstrafen, bis zu 50 Pfund Gold (für illustres), doch ging man auch bis zur gesamten Vermögenskonfiskation. Man enteignete, enterbte und drohte dem unionsfeindlichen donatistischen Klerus Verbannung vom afrikanischen Boden an. Der hl. Augustin, der zwar lehrte, daß «nicht allen alles, aber doch allen Liebe gebührt und niemandem Unrecht», verjagte selber sogleich seinen «Gegenbischof» Macrobius aus Hippo, wohin dieser um 409, nach vierjähriger Ausgestoßenheit, zurückgekehrt war, und forderte, unter Anwendung der «caritas christiana», weiter rigorose Verfolgung, erwähnt die Ereignisse indes nur beiläufig, zumal er sich immer mehr in seinen Streit mit Pelagius verstrickte. 414 entzog man den Donatisten alle bürgerlichen Rechte und belegte ihre Gottesdienste mit der Todesstrafe. «Wo Liebe, da Friede» (Augu-

stinus). Oder, wie später Bischof Quodvultdeus von Karthago triumphiert: «Die Natter ist zertreten, besser noch: verschlungen.»[60]

Die Erbitterung der Donatisten nutzte der comes Africae, Heraclianus, und warf sich zum Gegenkaiser auf. Im Sommer 413 landete er, mit einer großen Flotte von Afrika kommend, an der Tibermündung und marschierte nach Ravenna. Doch wurde er gänzlich geschlagen und bald darauf in Karthago auf kaiserlichen Befehl geköpft.[61]

Nach 418 verschwindet für Jahrzehnte das Donatistenthema aus den Debatten der nordafrikanischen Bischofssynoden. 420 erscheint Augustins letzte antidonatistische Schrift ‹*Contra Gaudentium*›. 429, mit dem Wandaleneinfall, enden auch die antidonatistischen Kaisererlasse, die weiter zur Vernichtung aufgerufen. Doch bis ins 6. Jahrhundert besteht, stark geschwächt, das Schisma fort. Den kläglichen Rest aber, der den Dauernachstellungen entrann, hat, ein Jahrhundert später, mit den Katholiken, der Islam überrollt. Das afrikanische Christentum war ausgehöhlt, bankrott, und Nordafrika, religiös schließlich gänzlich von Europa geschieden, glitt aus dessen Einflußbereich in den nahöstlichen über. Spurlos verschwand die einst wichtigste christliche Kirche, als einzige übrigens des Mittelmeerraums. Nichts von ihr blieb. «Aber das lag nicht am Islam, sondern an den Verfolgungen der Donatisten, durch die die katholische Kirche in Nordafrika so verhaßt wurde, daß die Donatisten den Islam als Befreiung begrüßten und wohl weitgehend zu ihm übergingen» (Kawerau).[62]

Nun hat Augustin nicht nur die Donatisten bekämpft. Gestützt auf den von ihm dankbar ausgeschöpften, 156 «Ketzereien» nennenden ‹*Liber de haeresibus*› des hl. Bischofs Philaster von Brescia, katalogisiert er in seinem eignen Opus ‹*De haeresibus*› immerhin 88 – vom Zauberer Simon bis Pelagius und Caelestius. Unter Nr. 68 verdammt er dabei gar eine Gruppe, die aus religiösen Gründen dem Barfußgehen frönt. Alle Sekten aber, sagt er, seien aus dem einen Muttertier Hochmut geboren – und, ergänzt Katholik van der Meer, «von der eigenbrötlerischen Dummheit».[63]

Die Niederringung des Pelagius

Mehr als das Zerschlagen der Donatisten bewegte Augustin innerlich die lange Fehde mit Pelagius, der seinen finstren Erbsündenkomplex samt Prädestinations- und Gnadenwahn überzeugend widerlegte – das Konzil von Orange 529 hat sie (teilweise wörtlich) dogmatisiert, das Tridentinum sie erneuert.

Nach Auskunft der meisten Quellen war Pelagius ein britischer Laienchrist. Seit etwa 384, oder später, lehrte er, hochangesehen wegen seiner Sittenstrenge, die er nicht nur forderte, sondern vorlebte, in Rom, wo er maßgeblichen Einfluß auf die Aristokratie und den Klerus gewann. 410 suchte er vor Alarichs Goten Zuflucht in Afrika, reiste jedoch wieder weiter, während sein Begleiter und Freund Caelestius, ein wortgewandter Anwalt vornehmer Abkunft, das «enfant terrible» der Bewegung, in Karthago blieb. Dort erregte er durch sein Eintreten für Pelagius immer größeres Befremden und wurde 411 von einer Synode, der er eine klare Antwort verweigert haben soll, exkommuniziert, worauf er nach Ephesos ging und die Priesterweihe erhielt.[64]
Bemerkenswerterweise befand sich Pelagius, als er im Sommer 410 in Hippo landete, im Gefolge von Melania der Jüngeren, ihrem Mann Pinian und ihrer Mutter Albina, das heißt der «vielleicht wohlhabendsten Familie des römischen Reiches» (Wermelinger). Auch Kirchenlehrer Augustinus hatte erst kürzlich seine Kontakte zu ihr intensiviert. Ja, er und andere afrikanische Bischöfe, Aurelius und Alypius, hatten die Multimillionäre überredet, ihren Reichtum nicht an die Armen zu verschleudern, sondern ihn lieber der katholischen Kirche zu geben! Auch mußte der unermeßlich reiche Pinian, unter dem Druck der Gläubigen Augustins, versprechen, sich künftig nur für die Kirche von Hippo weihen zu lassen, und Augustinus hatte dann in zwei Briefen seine Gemeinde von dem Verdacht zu reinigen, bei ihrem Drängen habe sie der Reichtum des Pinian motiviert. 417 geht der Umworbene nach Jerusalem, wo nahe ein weiterer Kirchenlehrer, Hieronymus, waltet, Pinian schließlich stirbt, seine Frau Vorsteherin eines Klosters am Ölberg, die Kirche Erbin ihres Riesenreichtums und

Melania Heilige der Kirche wird (Fest: 31. Dezember). – «Wie viele Erbschaften wurden von den Mönchen gestohlen!» schreibt Helvetius. «Aber sie stahlen sie für die Kirche, und die Kirche machte dafür Heilige.»[65]

Von Pelagius, einem talentierten Literaten, sind viele kleine Traktate überliefert, deren Echtheit umstritten ist. Wenigstens drei scheinen jedoch authentisch zu sein. Die wichtige Arbeit ‹*De natura*› kennen wir nur aus Augustins Widerlegungsschrift ‹*De natura et gratia*›. Auch das theologische Hauptwerk ‹*De libero arbitrio*› des Pelagius wurde in Fragmenten vor allem seines Gegners tradiert, überhaupt seine Lehre im Lauf der Kontroverse oft entstellt.[66]

Pelagius, beeindruckend als Persönlichkeit, war überzeugter Christ, wollte durchaus in der Kirche bleiben und alles andere als öffentlichen Streit. Er hatte zahlreiche Bischöfe auf seiner Seite, verwarf weder das Bittgebet noch leugnete er eine Gnadenhilfe, vertrat vielmehr deren Notwendigkeit für das gute Werk, freilich auch die Notwendigkeit des freien Willensaktes, des liberum arbitrium. Doch gab es für ihn keine Erbsünde. Adams Fall war seine Sache, aber nicht vererblich (allenfalls ein schlechtes Beispiel), nicht das Kind schon sündig, sondern sittlich gesund. Und wie Adam die Sünde hätte meiden können, so vermag dies, meint Pelagius, jeder Mensch, wenn er nur will. In völliger Freiheit kann er sich entscheiden, kann er aus eigener Kraft sittlich handeln, sich selbst kontrollieren, sich selbst verbessern – sein unverlierbares bonum naturae. «Wenn immer ich von der Aufstellung von Regeln für das sittliche Verhalten und für die Führung eines heiligen Lebens sprechen muß, so stelle ich zuallererst die Kraft und Eigenart der menschlichen Natur heraus und zeige, wessen sie fähig ist . . ., damit ich nicht meine Zeit vergeude, jemanden auf einen Weg zu rufen, den er für unmöglich hält.» Jeder Mensch besitzt nach Pelagius die Gabe der Unterscheidung von Gut und Böse. Jeder Christ muß sich, in Nachahmung des jesuanischen Beispiels, durch sein irdisches Leben das ewige verdienen. Doch wußte Pelagius, der das Durchschnittschristentum, seinen ethischen Minimalismus, kritisierte und selbst einen moralischen

Puritanismus verfocht, daß viele desto nachlässiger sind, je geringer sie von ihrer Willenskraft denken, daß sie hinsichtlich ihrer Schwächen lieber die menschliche Natur anklagen als ihren Willen. Gerade die Erfahrung mit der moralischen Trägheit der Christen hatte Pelagius' Haltung bestimmt, wobei auch mancherlei intensive, religiös getönte Gesellschaftskritik mitschwang und die Christen aufgerufen wurden, «das Leid anderer zu fühlen, als wäre es das eigene, und vom Gram anderer Menschen zu Tränen gerührt zu werden»[67].

Eben dies aber war durchaus nicht Sache des reichlich abgebrühten Augustin, der die Dinge gern aus großer Entferung zu betrachten liebte; der den Menschen weniger, wie Pelagius, als gesondertes Individium, sondern von einer ungeheuren Erbschuld, dem «Sündenfall», verschlungen sah, die Menschheit als massa peccati, hereingefallen auf die Schlange, «ein schlüpfriges Tier, gewandt in krummen Schleichwegen», hereingefallen durch Eva, «den minderen Teil [!] des Menschenpaares» – denn wie alle Kirchenlehrer setzt auch dieser die Frau herab. Dabei hatte Gott den Stammeltern sein Verbot nicht nur gegeben, obwohl er voraussah, «daß sie es übertreten würden», sondern noch «mehr aus dem Grunde», wie Augustin ungeheuerlicherweise weiß (woher? – was man oft bei ihm fragen könnte), «daß sie keine Entschuldigung hätten, falls er sie zu strafen beginne»! Entspräche es ja nur strenger Gerechtigkeit, wäre die ganze Menschheit für die Hölle bestimmt. Doch in großer Barmherzigkeit sei wenigstens eine Minderheit für das Heil erwählt, die Masse aber «ganz mit Recht» verworfen worden. «Gott steht glorreich da in der Gerechtigkeit seiner Rache.» Sogar auf katholischer Seite gibt man zu, daß sich Augustin um die Betonung «eines wirklich *allgemeinen* Heilswillens Gottes auch der gefallenenen Menschheit gegenüber . . . wenig bemüht» (Hendrikx).[68]

Nach dem doctor ecclesiae sind wir seit Adam verdorben, wird die Erbsünde durch den Fortpflanzungsprozeß übertragen, setzt die Praxis der Kindertaufe zur Vergebung der Sünden die Sündhaftigkeit bereits der Säuglinge voraus, hängt des Menschen Heil allein von Gottes Gnade ab, ist der Wille ohne jede ethische

Bedeutung, «abwegig» und das Abwegige «nach der Regel» zu richten, natürlich nach der Gottes (und das heißt immer der Kirche!). Doch derart wird der Mensch zu einer Marionette, die an den Fäden des Höchsten zappelt, zu einer beseelten Maschine, die Gott leitet, wie er will und wohin er will, ins Paradies oder in die ewige Verdammnis. Warum? «Warum sonst, als weil er es so gewollt hat. Warum hat er es aber gewollt? ‹Mensch, wer bist du, daß du Gott zur Rede stellen willst?›» Dies ist, wie schon des Paulus, so auch Augustins Weisheit letzter Schluß; wobei er einerseits den Titel «Doktor der Gnade» gewinnt, andrerseits wieder in die Nähe gewisser manichäischer Gedanken gerät.[69]

Wie am Donatismus, fand Augustin auch an Pelagius zunächst nichts auszusetzen, einem Mann, der gegen Arianer und mehr noch Manichäer stritt, enorm angesehen und einflußreich war, mit hohen Gönnern, wie sie auch Augustin hatte. So nannte dieser zuerst Pelagius' bewunderte Ermahnungsbriefe «gut geschrieben und streng zur Sache», nannte ihn selbst «unsern Bruder», «heiligmäßig», ja, sprach, allerdings übertrieben, von freundschaftlichen Beziehungen. Noch 412 hatte er in seiner beginnenden Kritik Pelagius mit Hochachtung behandelt, noch 413 ihm selber höflich geschrieben. Offensichtlich suchte er dem Freund des steinreichen Pinian nicht zu nahe zu treten, zumal er, Augustin, oder doch seine Gemeinde, mit schlimmen Absichten auf Pinians Besitz sich suspekt gemacht (S. 492). Doch auch als Demetrias, die junge Tochter der Probi, einer der wohlhabendsten Familien Roms, 414 den Schleier nahm und dazu, unter anderen führenden Kirchenautoren, Hieronymus und Pelagius ausführliche Traktate nebst Ratschlägen sandten, mischte Augustin sich wieder ein. Er warnte vor Pelagius und schleuderte nun – immer mehr versponnen in die «causa gratiae», seine Vorherbestimmungslehre, die Jesus nicht verkündet, er selber in seiner Frühzeit nicht vertreten hatte – länger als eineinhalb Jahrzehnte, bis 427, gegen die Pelagianer ein ganzes Dutzend Streitschriften heraus.

Noch vor ihm aber (und Hieronymus) hatte ein persönlicher Schüler des Afrikaners, Orosius, in seinem *‹Liber Apologeticus›* (einem, laut Loofs, bis zur Unglaubwürdigkeit parteiischen Buch)

den direkten Angriff auf Pelagius eröffnet. Als erster nennt er Pelagius, den er auch persönlich beleidigt, mit vollem Namen einen «Ketzer», während dieser von Orosius als einem «jungen Mann, den meine Feinde auf mich hetzten», spricht. Und nachdem auch Caelestius von Afrika in den Orient geeilt war, nach Ephesos in Kleinasien, betrieb Augustin durch Entsendung des Orosius die Verdammung seiner Gegner auch beim Jerusalemer Bischof Johannes. Der jedoch bezichtigte Orosius der «Häresie» und ließ Pelagius als rechtgläubig in seiner Gemeinde. Der hl. Hieronymus aber, mit Jerusalems Oberhirten verfeindet (S. 170 f), verfaßte eine umfangreiche Polemik, die ‹*Dialogi contra Pelagianos*›, worin er seinen Gegner als Sünder, hochmütigen Pharisäer, «fetten Hund» und so weiter wie üblich diffamiert, Dialoge, die Augustin als Werk von wundersamer und eines solchen Glaubens würdiger Schönheit preist. (416 steckten Pelagianer Hieronymus' Klöster in Brand; er selbst geriet in Lebensgefahr.) Ebenfalls schritten zwei anrüchige, in den Osten verbannte gallische Bischöfe, Heros von Arles und Lazarus von Aix, in einem «Libellus» zur Attacke auf Pelagius und Caelestius. Jenen zwar sprach die Synode von Diospolis (dem alten Lydda) in Palästina im Dezember 415 vom Irrtum frei – «Nur wenige», schrieb Augustin, «sind im Gesetz des Herrn bewandert.» Doch nun verketzterten die Afrikaner die beiden Freunde wegen Leugnung der Kindertaufe und des Gebets (!) im folgenden Jahr, 416, «hysterisch» (Chadwick) auf zwei Konzilien, in Karthago und Milewe sowie bei Papst Innozenz I. (402–417) gleich in drei Schreiben geprägt «durch alle Kennzeichen einer ‹Hexenjagd›» (Brown), als «Urheber eines gänzlich ruchlosen und von uns allen zu verdammenden Irrtums» – der entscheidende Wendepunkt im großen Pfaffenstreit. Einen Brief hatte Augustin, der eifrig auch anderwärts agitierte, selbst verfaßt und der «Heiligkeit», «Herzensmilde» (suavitas mitissima cordis), dem «überreichen Bronn» (largo fonti) noch das Buch des Pelagius «über die Natur» nebst eigener Gegenschrift ‹*De natura et gratia Dei*› beigelegt, mit angestrichenen «Hauptstellen» zur bequemeren Lektüre des Pontifex.[70]

Papst Innozenz I. (mit höchster Wahrscheinlichkeit der Sohn seines Vorgängers Papst Anastasius I., der seinerseits wieder ein Priestersprößling war) blätterte *‹De natura›* durch, fand auch genug Gotteslästerliches, vermied aber ein formelles Verdammungsurteil über das Ganze. Denn mochte er nun selber dem Pelagius zuneigen oder nicht, fürchtete er doch die geschlossene Phalanx der Afrikaner, die gerade, gemeinsam mit dem Staat, den Donatismus vernichtet hatte. Famos, mit kaltem Hochmut, wenn auch nicht gerade achtbar zog sich der Römer im Januar 417 in drei gesonderten Responsa aus der Schlinge. Einerseits gab er Pelagius und Caelestius nicht völlig preis, sondern behielt ihnen, bei Widerruf – die übliche Arznei, das übliche Gift – die Möglichkeit einer Wiederaufnahme vor; in allen drei Briefen tritt er in der Pose des heilenden Arztes auf. Andererseits hinderte er die Afrikaner nicht, bestätigte vielmehr deren Beschlüsse und verurteilte die «Häresie», so daß Augustin, vom Papst übrigens völlig ignoriert, in einer Predigt vom 23. September 417 gleich rief: Die Sache ist erledigt. «Causa finita est; utinam aliquando finiatur error!» Wäre doch auch der Irrtum erledigt – später umgemodelt zu dem geflügelten: Roma locuta, causa finita.[71]

Doch hatte Augustin zu früh gejubelt. Wie sehr die «Häresie» – die sich in Süditalien und Sizilien, Nordafrika, in Dalmatien, Spanien, Gallien, Britannien verbreitete, auf der Insel Rhodos, in Palästina, Konstantinopel –, auch in der Heiligen Stadt, selbst um den noch Heiligeren Stuhl und sogar auf ihm saß, zeigte sich schon drei Monate später, nach Innozenz' I. Tod am 12. März.[72]

Nachfolger Zosimus (417–418) nämlich empfing Caelestius, der, inzwischen Priester, von Ephesos anreiste, um selbst den Papst zu informieren, ziemlich freundlich in Rom. Er prüfte ihn auf Herz und Nieren, hörte, daß Caelestius an die Notwendigkeit der Kindertaufe glaube und sich gänzlich dem Spruch des apostolischen Stuhls unterwerfe, ließ auch alle Akten sichten und gewahrte «keinen Schatten eines Zweifels» an dem Glauben des «Ketzers». Er erklärte die Anklage der Bischöfe Heros und Lazarus (S. 496), persönliche Feinde des Papstes, als nichtig, bezichtigte den afrikanischen Episkopat der Voreiligkeit, Fahrlässigkeit

und forderte schroff Revision des Urteils. Bald darauf traf auch von Pelagius ein Brief (noch an Innozenz adressiert) nebst neuem Buch ein, und Zosimus fand Pelagius, für den sich auch der neue Jerusalemer Bischof Praylos eindringlich verwandte, ebenso über jeden Verdacht erhaben, in allen wichtigen Fragen als orthodox, von hoher sittlicher Gesinnung und durchdrungen von der päpstlichen Autorität. So wandte sich diese ein zweites Mal nach Afrika. «Wenn ihr doch, geliebte Brüder, hättet anwesend sein können», schrieb Zosimus. «Wie tief war jeder von uns bewegt! Kaum jemand der Anwesenden konnte sich der Tränen erwehren, daß Männer so echten Glaubens beschuldigt werden konnten.» Der Papst sprach von falschen Zeugen und belehrte Augustinus: «Das Kennzeichen einer hochanständigen Gesinnung ist es, Schlechtes nur schwer zu glauben.» Er kritisierte «diese Fangfragen und törichten Debatten», Neugier, ungezügelte Beredsamkeit, den Mißbrauch auch der Heiligen Schrift. «Nicht einmal die bedeutendsten Männer sind davon frei.» Und er zitierte seinerseits die Bibel: «Bei vielen Worten geht es ohne Sünde nicht ab» (Spr. 10,19).[73]

Kurz, der Papst verlangte von den Afrikanern völlige Rehabilitierung der beiden. Die Ankläger aber, peinlich betreten, empört, operierten ungerührt mit Intrige und Bestechung. Geld soll gewissen Herren, auf Kosten der Armen, zugespielt worden sein. Und 80 numidische Zuchthengste wechselten im Verlauf des Gnadenstreits den Stall, vom hl. Alypius (Fest: 15. August), Bischof von Thagaste, Freund und Schüler des hl. Augustin, persönlich an den Hof nach Ravenna überführt; mit ihm hatten die Afrikaner schon im Kampf gegen die Donatisten kollaboriert. Und Hofmarschall Comes Valerius, ein geschworener «Ketzer»-feind, Augustinleser, Verwandter eines Großagrariers in Hippo und katholischer als der Papst, erwies sich den spendablen Oberhirten gefällig. Wie kurz zuvor die Unterdrückung der Donatisten, so erreichten sie jetzt die der Pelagianer, Verweigerung freier Diskussion und Vertreibung ihrer Bischöfe.[74]

Papst Zosimus wurde durch Kaiser Honorius überspielt und mit Reskript vom 30. April 418 an Palladius, den Prätorianerprä-

fekten von Italien, die Ausweisung des Pelagius und Caelestius aus Rom verfügt – der härteste Erlaß im spätrömischen Kaiserreich –, ihre «Ketzerei» als öffentliches Verbrechen (crimen) und Religionsfrevel (sacrilegium) gegeißelt, mit besonderer Betonung der Verbreitung in Rom (!), wo es zu Unruhen und schwerem Streit im Klerus kam, Aufspürung aller Pelagianer geboten, Vermögenskonfiskation, Verbannung. Ravenna locuta – und schon fiel Papst Zosimus um, gehorchte, niedergeschmettert, dem Kaiser und verdammte, eine Kapitulation auf der ganzen Linie, noch im Frühsommer durch eine weltweite, allen Bischöfen mitgeteilte, doch nur bruchstückhaft überlieferte umfangreiche Enzyklika, die sogenannte «Epistula Tractoria», offiziell den bisher von ihm geschätzten und geschützten Briten samt Anhang. Auch exkommunizierte er noch kurz vor seinem Tod Julian von Aeclanum und achtzehn weitere Bischöfe, die sich weigerten, seine «Tractoria» zu unterschreiben. So wurden denn «aller Bischöfe Hände mit dem Schwert Petri bewehrt zur Köpfung der Gottlosen», wie Mönch Prosper Tiro in Marseille jauchzte, ein wilder und unermüdlicher Sympathisant der augustinischen Gnadengespinste, ein Mann, der, ebenso wie Augustinus selbst, gelegentlich «ursprünglich pelagisches Ideengut bis zur Unkenntlichkeit» entstellte (Wermelinger). Und mit seinem Herrn wechselte auch Presbyter Xystus, der spätere Papst, bisher gleichfalls Förderer der «Ketzer», eilig die Front und arbeitete – hinter dem Rücken des (wohl immer noch suspekten) Zosimus – mit Augustin zusammen, der zur inquisitorischen Aufspürung der Pelagianer trieb. Schon im Herbst 418 erfolgt ein verschärftes antipelagianisches Edikt des Konstantius. Ein neues Kaiserreskript vom 9. Juni 419 droht allen widerspenstigen Bischöfen Verlust ihres Amtes an. 425 befiehlt ein weiterer Erlaß Kaiser Valentinians III. Ausweisung aller Pelagianer aus Gallien. Bald darauf befreit Papst Coelestin I. auch noch «die britischen Inseln von der Krankheit des Pelagianismus» (Prosper). Und Pelagius selbst, kirchlich wiederholt verflucht, vom Staat steckbrieflich gesucht, verschwindet – während Caelestius bald da, bald dort auf- und untertaucht und weiter agitiert – spurlos. Vielleicht entwich er in ein ägyptisches

Kloster, vielleicht in seine britische Heimat, obwohl *er* doch die Tradition vertrat und der «doctor gratiae» den neuen Glauben! Denn für Pelagius' Lehre sprechen so gut wie fast alle Verlautbarungen der Kirche von ihren Anfängen bis auf seine Zeit, für Augustin kaum mehr als (der selbst «Ketzer» gewordene) Tertullian, einiges von Cyprian und Ambrosius.[75]

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß das rasche Zuschlagen des Staates mit einer gewissen sozialpolitischen Komponente der theologischen Kontroverse zusammenhängt, auch wenn Pelagius von Teilen der Hocharistokratie gedeckt worden und mit einer der reichsten Familien des Imperiums befreundet war, was gewissen katholischen Kreisen nur um so gefährlicher erscheinen mochte. Auf Sizilien jedenfalls beunruhigte das rigorose pelagianische Armutsideal, der Ruf nach Verzicht auf jeden Reichtum, die Millionäre. Denn gerade auf Sizilien deutete ein britischer Landsmann des Pelagius dessen zentrale These massiv sozialistisch. In scharfer Form rügte er das Verhalten der Reichen, die Wahrung ihrer Macht durch Brutalität und Folter, resultiert doch aus der Lehre, wonach bloß das aus freiem Willensentschluß hervorgehende Handeln sittlich sei, die natürliche Abscheu vor jeder Ausbeutung.[76]

Das Stichwort im Pelagianischen Streit spielte im staatlichen Leben seit mehr als 100 Jahren eine Rolle. Der Codex Theodosianus bekämpfte unter dem Begriff gratia, Gnade, die Umgehung des Rechts durch seinen Beamten- und Gerichtsapparat, Gunsterweise, Bestechungen. Und manche Traktate der Pelagianer, besonders das «Corpus Pelagianum» des Caspari, greifen dieselbe Korruption und Klüngelwirtschaft an, treten aber zugleich für soziale Gerechtigkeit ein, für die bessere Verteilung der Güter dieser Welt; wobei vielleicht die pelagianische Betonung des «freien Willens» dem totalitären Regime bereits staatsgefährdend schien. Sozialpolitische Tendenzen jedenfalls haben im Lauf der Geschichte sich immer wieder mit theologischen verflochten, manchmal jene, manchmal diese, wie sicher im Pelagianischen Streit, den Ausschlag gegeben, ohne daß eben auch hier der gesellschaftskritische Hintergrund zu verkennen ist.[77]

In der letzten Phase des Konflikts wurde der junge Bischof Julian von Aeclanum (bei Benevent) zum großen, ja, einzigartigen Gegner Augustins, dessen Sohn er altersmäßig hätte sein können, und zum eigentlichen, den streitbaren Afrikaner durch einen Frontalansturm oft in die Enge treibenden Wortführer der Opposition.

Julian ist wahrscheinlich in Apulien, am Bischofssitz seines Vaters Memor, der mit Augustin befreundet war, geboren. Als Priester heiratete er Titia, die Tochter des Bischofs Aemilius von Benevent und wurde um 416 durch Papst Innozenz Oberhirte von Aeclanum. Im Gegensatz zu den meisten Prälaten war er stupend gebildet, ziemlich eigenständig als Denker, als Polemiker fulminant. Er schrieb für ein «hochintelllektuelles» Publikum, Augustin, dem es schwerfiel, den «jungen Mann» zu widerlegen, für die geistige Mittelschicht, die immer in der Mehrzahl ist.[78]

Julian, der Augustin als «patronus asinorum» verspottet, «Schutzherr aller Esel», agitiert, durch keinen Respekt eingeschüchtert, in Briefen, unter anderem in zwei an Papst Zosimus, sowie mit seinen Büchern an Florus (insgesamt acht, jedoch nur teilweise durch augustinische Repliken bekannt), ironisch und schlagfertig, allmählich immer heftiger gegen den Afrikaner und die staatlichen Gewaltaktionen – für die Pelagianer Eingeständnisse geistiger Unfähigkeit. Theologisch bejaht er zwar die Gnade, sieht sie aber nicht als Gegenteil der Natur, die auch die gute Gabe des Schöpfers sei. Er betont die Willensfreiheit, attackiert Augustins Sündenlehre als manichäisch, bekämpft die Ansicht von der Erbschuld, von einem Gott, der zum Verfolger Neugeborener wird, kleine Kinder ins ewige Feuer wirft, dem Gott eines Verbrechens, «das man sich kaum unter Barbaren vorstellen kann» (Julian). Jedoch verneint er nicht nur jeden schicksalhaften Zwang zur Sünde, sondern widerspricht ebenso der augustinischen Diffamierung von Ehe und Konkupiszenz. Julian war kühn genug, Pelagius' strikte Askese zu mildern, auch die Sexualität voll anzuerkennen, sie einen sechsten Sinn des Leibes zu nennen, während der Erbsünde und Begierde vermengende Augustin wie ein prüder alter Pfaffe Julian, den «Fach-

mann», verhöhnt: «Du möchtest gewiß, daß die Eheleute ins Bett springen, wann immer sie wollen, wann immer sie die Lust kitzelt ...» Und schließlich setzt sich Julian nicht nur theologisch scharf zur Wehr, sondern brandmarkt auch die Bestechung der Beamten durch die Afrikaner, ihre Aufhetzung sogar des Volks mittels Geld, ihre Intrigen bei Frauen und Militärs. Bloß aus Furcht vor seiner eigenen Verdammnis vermeide Augustinus jedes Gespräch zwischen den Parteien, jede Verhandlung und Untersuchung, verkrieche er sich hinter den Massen und heize die Verfolgung an.[79]

Anders als Kleinbürgersprößling Augustin, der sich entschieden zu den Reichen schlug, war der aus apulischer Oberschicht stammende Julian sozial engagiert. Zur Bekämpfung einer Hungersnot im Gefolge des Gotendurchzugs hatte er seinen Grundbesitz verkauft und mit seinen Maßnahmen in Süditalien Zuneigung erworben. «Zwanzig Jahre lang führte er fast ganz auf sich gestellt eine tödliche Fehde gegen Männer, die ihre eigenen Ansichten der Kirche unterschoben, die ihm die freie Diskussion seiner eigenen Anschauungen verweigert und ihn von seinem Bischofssitz vertrieben hatten, auf dem er tatkräftig und beliebt gewesen war» (Brown).[80]

Julian, mit den achtzehn um ihn gescharten Kollegen im Spätherbst 418 von Zosimus exkommuniziert und, wie die meisten derselben, 419 von seinem Stuhl verjagt, fand im Osten Zuflucht. Dort lebte er unter anderem bei Nestorios, dem bald selber verketzerten Patriarchen Konstantinopels, in dessen Sturz die pelagianischen Bittsteller mit hineingezogen wurden. Als «gezeichneter Mann», der «Kain unserer Tage», dem Papst Sixtus III. im Jahr 439 die Wiedereinsetzung in sein Bistum verwehrt, den Papst Leo I. (440–461) abermals verdammt, war Julian von Aeclanum zu einem unsteten Wanderleben genötigt und starb schließlich nach 450 auf Sizilien, nachdem er Hauslehrer einer pelagianischen Familie geworden und immerhin ein halbes Leben lang verbannt gewesen war. Freunde schrieben auf seinen Grabstein: «Hier liegt Julian, der *katholische* Bischof.» Auch in Gallien, Britannien und Illyrien hatte er Anhänger unter dem hohen

Klerus, die aber widerrufen oder ihre Stühle verlassen mußten. Ferner widersetzte sich eine Gruppe oberitalienischer Prälaten, Pelagius und Caelestius zu verurteilen, ohne daß wir über ihr Schicksal weiter unterrichtet wären.[81]

Augustinus aber sah die Pelagianer und Caelestianer als aufgeblasene «Windbeutel» abgefertigt und triumphierend «in Stücke geschlagen». Die Verhinderung freier Diskussion lobte er ebenso wie die «christlichen Herrscher», weil sie «über solche Leute, wie ihr es seid, ihre Strafdisziplin verhängen». «Sie müssen belehrt werden; und meiner Meinung nach können sie es leichter, wenn den Lehren der Wahrheit bei ihnen die Furcht der Strenge nachhilft.» Das alte Thema Augustins! Die römische Staatsgewalt folgte der Kirche, hatte diese doch bereits seinerzeit in den Fürsten «ein so hohes Maß für die Christianisierung der Welt zu wecken vermocht, *daß die Kaiser die Aufgaben der Kirche auch als Belange des Imperiums betrachteten*», eine Feststellung der Jesuiten Grillmeier und Bacht, für die Christianisierung natürlich vor allem Katholisierung heißt.[82]

Der Zwist kam gleichwohl nicht zur Ruhe. Augustin wurde immer schroffer in seinen Aussagen über die Prädestination, die Scheidung der Menschheit in Auserwählte und Verdammte. Noch auf seinem Sterbebett attackierte er in einem unvollendeten Opus Julian, drang aber mit seiner Lehre von Gnade und Sünde selbst innerhalb des Katholizismus nicht ganz durch. (Der strenge Augustinismus, den der Kirchenlehrer in seinen Spätschriften verfocht, wurde nie anerkannt.)

Augustins Angriff auf das Heidentum

Wie die «Ketzer», hat Augustinus selbstverständlich auch die Heiden unterdrückt. Zwar profitierte er selber derart von ihrer Philosophie, zumal über den Neuplatonismus von Platon, daß er dreist behauptete, was man jetzt christliche Religion nenne, «gab es der Sache nach schon im Altertum und fehlte vom Anbe-

ginn des Menschengeschlechts nicht, bis Christus leibhaftig erschien; von da an begann die wahre Religion, die schon immer war, die christliche zu heißen». Ja, er erklärte: «Wenn die alten Philosophen heute mit uns aufs neue anfangen könnten, würden sie unter Veränderung einiger weniger Ausdrücke und Sätze Christen werden.» Tatsächlich unterschied sich das Christentum vom Neuplatonisumus, in dessen Bann Augustin stand, so wenig, daß Bischof Synesios von Kyrene zu Beginn des 5. Jahrhunderts alle Dogmen verwarf, die mit dem Neuplatonismus nicht übereinstimmten.[83]

Für viele bedeutende Gestalten des Heidentums aber hatte Augustin oft wenig Sympathie. Apollonios von Tyana beispielsweise (um 3–97), Hauptvertreter des Neupythagoreismus, Lehrer und Wundertäter, der «Heilige und Göttliche», von Porphyrios (S. 210 ff) und Hierokles gegen Jesus ausgespielt, von mehreren Kaisern hochgeehrt, noch für einen heutigen Forscher «mit ungewöhnlichen Kräften begabt» (Speyer), Apollonios, dessen Biographie (von Philostratos) viele und frappierende Parallelen zu den Evangelien bot, erscheint Augustin, dem Wundergläubigen, in gewisser Hinsicht noch nicht einmal komisch. «Wer», höhnt er, «könnte es auch nur für lachenswert halten, wenn man versucht, einen Apollonios, Apuleius oder die übrigen erfahrensten Schwarzkünstler mit Christus zu vergleichen oder sogar ihm vorzuziehen?»[84]

Fortgesetzt hat der Bischof erst recht «die Ungeheuer aller Arten von Göttern» bekämpft, «die gotteslästerlichen Kulte», «das Göttergesindel», die «unreinen», die «abscheulichen Geister», die «alle böse sind» – «wirf sie weg, verachte sie». Augustin beschimpft Jupiter, den «Weiberverführer», seine «zahlreichen und argen Greueltaten», die «Zuchtlosigkeit der Venus», den Kult der Göttermutter, «diese Seuche, dies Verbrechen, diese Schmach», die große Mutter selbst, «dieses Ungeheuer», das «durch eine Menge erwerbsmäßiger, öffentlicher Buhlknaben die Erde besudelt und den Himmel beleidigt», Saturn, der sie eher noch übertreffe «in derartig schamlosester Grausamkeit». Dabei trat Augustin – wie später Thomas von Aquin oder Papst Pius II. –

immerhin für Erhaltung der Prostitution ein, damit «die Gewalt der Leidenschaften» nicht «alles über den Haufen werfe»: die übliche katholische Doppelmoral. (Unterhielten doch Päpste, etwa Sixtus IV. [1471–1484], Stifter des Festes der Unbefleckten Empfängnis Mariens, und Bischöfe, Äbte, Oberinnen ehrwürdiger Klöster, profitable Bordelle!) Augustin wiederholt auch alle tradierten Argumente gegen den Polytheismus, von der Materie und Wahrnehmungslosigkeit der Statuen bis zur Unfähigkeit der Götter zu helfen (S. 186 ff). Und er identifiziert sie, wie viele vor ihm, mit den Dämonen.[85]

In welchem Umfang, mit welchen Methoden, welch schonungslosem Spott der Heilige dabei vorging, demonstriert, weniger systematisch als umständebedingt, doch äußerst detailreich, sein ausdrücklich gegen die Heiden, «contra paganos», gerichtetes magnum opus *‹Vom Gottesstaat›* (413–426), 22 Bücher, eine Lieblingslektüre später Karls des «Großen». In diesem Buch rechnet er «von höchster Warte aus», rühmt Katholik van der Meer, «mit der ganzen alten Lügenkultur ab» – zugunsten einer neuen, viel schlimmeren! Und selbst mit den Mitteln der Fälschung. Denn im «Gottesstaat», in dem der Götterglaube als Grundübel des Römertums erscheint – sein Grundübel war, wie das christliche, die über Leichen gehende Machtgier! –, in dem der Polytheismus als Hauptursache des sittlichen Niedergangs, als Ursache auch von Roms Fall 410 figuriert, überhaupt als Grund aller Verbrechen, aller mala, bella, discordiae der römischen Geschichte, in seinem Hauptwerk zögert Augustin nicht, die Götterwelt durch «bewußte Verzerrungen zu diskreditieren» (F. G. Maier), ja, er erlaubt sich einfach gegenüber den Heiden «alle Mittel», bis zur «Verfälschung der Zitate» (Andresen). «Lüge und Schande sind die beiden Größen, auf welche im Götterglauben alles sich zurückführen läßt» (Schultze).[86]

Zu Beginn seiner Bischofszeit hatte Augustin noch verkündet, bloß die Bösen gebrauchen gegen die Bösen Gewalt. Doch bald bekriegt er die Heiden so rücksichtslos wie die «Ketzer». In sich ist nun der römische Staat schlecht, ein zweites Babylon – «condita est civitas Roma velut altera Babylon». Resolut rechtfertigt

er die Ausrottung des alten Glaubens, gebietet das Ruinieren seiner Tempel, Haine, Bilder, die Vernichtung seines ganzen Kultes: eine Vergeltungsmaßnahme gegen jene, die vorher die Christen getötet. Behauptete er doch auch eine gemeinsame Front aller von ihm Verteufelten, von Häretikern, Heiden und Juden, «gegen unsere Einheit», natürlich vergebens. So triumphiert er um 400: «Im ganzen Reiche die Tempel zerstört, die Idole zerbrochen, die Opfer aufgehoben und die, welche Götter ehren, im Betretungsfalle zur Strafe gezogen.» Widerstand er ja überhaupt fanatisch, mit ihm zu sprechen, allen «Bemühungen rein menschlichen Denkens, die auf Begründung der Glückseligkeit in der Unseligkeit des irdischen Lebens gerichtet sind», zerschlug er rabiat die gesamte antike ethische Tradition, gegenüber dem Heidentum «as ready to attack as he was prepared to attack Donatists and Pelagians» (Halporn). Nur die Todesstrafe wieder möchte Augustin auch an den Heiden nicht vollzogen sehen, jedenfalls nicht allein wegen ihres Glaubens. Doch sonst erlaubt er jede Gewalt, jede Züchtigung, so perfid grotesk immer er dies bagatellisiert. Denn wie er den Feldzug gegen den Donatismus mit der Gepflogenheit eines Familienvaters verglich, der jeden Samstagabend seine Familie prügelt (S. 489), so vergleicht er die antipaganen Gesetze mit Maßnahmen des Lehrers gegen Kinder, die im Dreck wühlen, sich besudeln. Und praktisch nimmt er auch gegenüber den Heiden, wie gegenüber den Donatisten, die Todesstrafe hin, die er prinzipiell bestreitet.[87]

Es wirkt peinlich, schreibt Theologe Bernhard Kötting unmittelbar nach dem Satz, Heiden sei Augustin mit «pastoraler Güte und Weitherzigkeit» begegnet: «Er bejaht aber die Gesetze und Maßnahmen der Kaiser gegen den heidnischen Kult, gegen die Opfer und Opferstätten, die Tempel. Er begründet das mit Anweisungen aus dem Alten Testament, wo angeordnet wird, daß alle Götzenopferstätten zerstört werden sollen, ‹sobald das Land in eurer Hand ist› ». Sobald man Macht hat, eben, wird ausgerottet – voller «pastoraler Güte und Weitherzigkeit»! Dabei verwarf Augustin mehrfach ein wörtliches Verständnis des Alten Testaments zugunsten der allegorisierenden Exegese. Freilich verwarf

er auch, gleich so vielen, die allegorisierende zugunsten der wörtlichen – je nach Bedarf.[88]

Wie gewöhnlich folgte der katholische Staat dem Verlangen der katholischen Kirche. Wie bei der «Ketzer»-Bestreitung, kamen auch beim Zusammenstoß mit den Heiden erst klerikale Hetzpredigten, scharfe Kanones, dann die entsprechenden weltlichen Gesetze. Zug um Zug wurde der Paganismus in Afrika zurückgedrängt und vernichtet.

Im März 399 ließen die comites Gaudentius und Jovius in Karthago Tempel und Götterstatuen schleifen – nach Augustin ein Markstein im Kampf gegen die teuflischen Kulte. Und später ruinierten Gaudentius und Jovius auch die Tempel der Provinzstädte, offensichtlich gleichfalls zur tiefen Genugtuung des hl. Bischofs, für den sich jetzt der schon im Alten Testament vorausgesagte Göttersturz erfüllt. Er lobt die erst 399 erlassenen Verfügungen der – aus Psalm 71,11 gefolgert: rechtmäßigen – christlichen Kaiser, die Beseitigung oder Verwüstung der Idole fordern und für deren Verehrung die Kapitalstrafe vorsehen. Und schon am 16. Juni 401 beschließt die fünfte afrikanische Synode, die Kaiser um Niederreißung aller noch stehenden Heidentempel und Kapellen «in ganz Afrika» zu bitten. Nicht eimal pagane Gastmähler (convivia) erlaubte die Synode mehr, zumal man dabei «unreine Tänze» aufführe, und dies gelegentlich auch noch an den Tagen der Märtyrer. Wiederholt bedroht die antike Kirche die Teilnahme von Christen an solchen Essen mit mehrjähriger Bußstrafe oder Exkommunikation. Nur keine Gemeinschaft mit Andersdenkenden: immer maßgebender Gesichtspunkt – wenn man ihn sich leisten konnte.[89]

Seinerzeit, im Juni 401, heizte wieder Augustinus die Zerstörungswut an. In einer Sonntagspredigt in Karthago gratulierte er zum glühenden Eifer gegen die Götzen und verspottete sie so primitiv, daß die Zuhörer lachten. HERCULI DEO stehe unter einer Statue des goldbärtigen Herkules. Wer sei das? Er solle das doch einmal sagen. «Das kann er nicht. Er ist genau so stumm wie seine Aufschrift!» Und als er daran erinnerte, daß sogar in Rom die Tempel geschlossen, die Idole zertrümmert seien, erscholl ein

Sprechchor durch die Kirche: «Wie in Rom, so in Karthago!» Und Augustin hetzte weiter: die Götter seien von Rom nun hierher geflüchtet. «Bedenkt das wohl, meine Brüder, bedenkt das wohl! Ich habe das gesagt, bringt ihr es jetzt in Anwendung!»[90]

Besonders Kaiser Honorius (393–423), ein Sohn von Theodosius I., kam seinerzeit der Kirche stark entgegen. Er war von Ambrosius ebenso beeinflußt wie von seiner frommen, Gotteshäuser stiftenden und rechtlich die «Ketzer» bekämpfenden Schwester Galla Placidia, die ihrerseits wieder unter dem Einfluß ihres langjährigen Beraters, des hl. Barbatianus (Fest 31. Dezember) stand, eines großen Wundertäters. So befahl der Kaiser, nach wiederholten Eingaben der Kirche, durch eine Reihe von Edikten in den Jahren 399, 407, 408 und 415 in Afrika die Bilder aus den Tempeln zu nehmen, die Altäre abzubrechen, die Heiligtümer selbst zu schließen oder zu beschlagnahmen und deren Gut anderwärts zu verwenden. Und als Augustin bei Hof um strengere Handhabung der Gesetze ersuchte, erneuerte sie Honorius auch, ja, drohte mit dem Eingreifen der Garnison. «Immer williger zeigte sich die Regierung den von christlicher Seite an sie gestellten Anforderungen» (Schultze).[91]

Gestützt durch Kirche und Staat, waren die katholischen Horden bei der «Säuberung» ländlicher Güter von heidnischen Idolen nun nicht minder brutal als früher die Circumcellionen. Gelegentlich stellte es Augustin sogar als Regel hin, daß die zum Christentum Übertretenden ihre Tempel und Götterbilder selber zerstörten. Manchmal freilich erhoben sie sich auch. So in dem Hippo Rhegius benachbarten Calama (Guelma), wo Augustins Biograph und Freund, der hl. Possidius, Bischof und derart verhaßt war, daß ihn auch die Kurialen, die Ratsherren, nicht schützten. Doch während man seine Basilika, das Kloster, angriff und einen Mönch totschlug, entkam der Prälat. Und als Christen im byzakenischen Sufes den Tempel des Herkules demolierten, entstand ein solcher Tumult, daß Augustin, der scharf die noch altgläubige Stadtregierung anklagt, gleich 60 massakrierte Glaubensbrüder zu betrauern hat. Er berichtet darüber mit einer seltsamen Mischung aus Entrüstung, Haß und Hohn, wobei er mit keinem

Wort erwähnt, wie viele Heiden der doch von Christen provozierte Krawall gekostet. Auch glaubt man erschließen zu können, daß in Sufes als Antwort der Kirche die Vernichtung noch erhaltener Tempel und Götterbilder erfolgte mit blutigem Kampf teilweise in den Heiligtümern selbst. Leugneten aber Heiden, aus Furcht vor dem Fanatismus der Gegner, ihren Glauben – wie einst ungezählte Christen gegenüber den Heiden –, so spottet Augustin: «Solche Diener hat der Teufel». Die Verheerung heidnischer Kultstätten und Statuen verklärte sich ihm zu einem Akt der Frömmigkeit. Feierte er doch auch den auf dem Schlachtfeld gegen die Heiden errungenen Endsieg. – Erstaunt es, daß der Neuplatoniker Maximus in einem Brief an den Kirchenvater die Heiligen Bösewichte nennt?[92]

Im Auftrag Augustins setzte sein Schüler Orosius, ein iberischer Presbyter, die Zerschlagung und Verächtlichmachung des Heidentums fort. Der Tendenz des Meisters folgend, schrieb er, so sagt er selbst, etwas eilfertig, seine später sehr bewunderten und als «Leitfaden ... im Unterricht» (Martin), als «Lehrbuch der Universalgeschichte» (Altaner) viel gebrauchten, 418 veröffentlichten *‹Sieben Bücher gegen die Heiden›*. Das flüchtig-oberflächliche und kaum überbietbar apologetische Produkt wurde eine der meistgelesenen Schriften des Mittelalters, vielleicht dessen Geschichtsbuch schlechthin. Es stand in fast allen klerikalen Bibliotheken und hat die Geschichtsschreibung völlig verseucht. Bis ins 12. Jahrhundert beherrscht dies durch Augustin und Orosius fabrizierte Geschichtsbild die christliche Welt, beeinflußt, ja, prägt aber auch dann, als etwas andere Ansätze erfolgen, noch lange ihre Vorstellungen, zumal ihre Historiographie.[93]

Für Orosius ist die Geschichte unbezweifelbar gottgelenkt. Sie gehört zum Heilsplan des Herrn, hat Offenbarungscharakter, demzufolge jedes Geschichtsgeschehen seine bestimmte Funktion oder auch vielfältige Funktionen. Dies sei freilich nicht immer leicht erkennbar, die «verborgene Vorsehung Gottes» oft schwer zu entschleiern, offensichtlich selbst für einen Mann seines Schlags, der verwegen die Geschichte inspiziert, ganz nach Bedarf

seine Beispiele wählt, häufig die occulta iustitia Dei beschwört, die occulta misericordia Dei, occulta providentia Dei, stets dreist aber sein Schema dem historischen Inferno überstülpt, um die fortwährende Regie des Himmels in der irdischen Szenenfolge demonstrieren zu können. Gott bestraft alle, die sein Heilstun zu hintertreiben suchen, besonders die Heiden! Er allein – und nicht der Kaiser, die Zeit, die Zahl der Soldaten – entscheidet die Schlacht, durch Wunder oder Naturereignisse wie Gewitter, Sturmwind und andere Mittel.[94]

Augustins Adlatus beginnt (immerhin weit über 3000 Jahre im ersten Buch, insgesamt aber 5618 Jahre bewältigend) mit Adam und Eva, da damals alles Unglück anhub, und führt dann über das (freilich fortdauernde) Strafgericht Gottes nach dem Sündenfall, über Vertreibung, Sintflut, die Vernichtung von Sodom und Gomorrha – lauter Fakten, die Orosius, wie die ganze Frühzeit, durch die Historiographie bisher sträflich vernachlässigt sieht – von Katastrophe zur Katastrophe bis ins Jahr des Heils 417 n. Chr. Dort das «Altertum», die Welt der Sünde, Schicksalsschläge; hier die tempora Christiana, die Ära der Gnade und des Fortschritts, eine Epoche, in der nicht nur die Barbareninvasionen milder werden, was Alarichs Romeroberung belegt, sondern noch die Heuschreckenplagen erträglicher und die Erdbeben sanfter – kraft christlicher Gebete. Orosius schreibt, wie Augustin, als Apologet, liefert jedoch im Unterschied zur auch viel umfangreicheren Geschichtstheologie des Meisters das mehr profane und optimistische Pendant, eine Historiographie voller Heils- und besonders Unheils-Aspekte, zumal in der vorchristlichen Zeit eine reine «Unglücksgeschichte»: unter Nero und Marc Aurel die Pest, unter Severus Bürgerkrieg; Domitian wird ermordet, Maximinus ermordet, Decius fällt, Valerian gerät in Gefangenschaft, Aurelian trifft der Blitz (in Wirklichlichkeit erliegt er dem Komplott seines Sekretärs Eros), kurz, eine ungeheure Ansammlung von miseriae, von Blitz- und Hagelschlägen und anderen Naturheimsuchungen, von Schurkereien und Schandtaten, Mord- und Totschlag und nicht zuletzt natürlich den großen Kriegen (miseria bellorum), um derart, nach Maßgabe Augustins,

zu erweisen, daß es in alter Zeit noch scheußlicher zugegangen als in christlicher, daß also die miseria der Gegenwart, entgegen dem Geraune böser Heiden, nichts mit der Christianisierung zu tun, ganz im Gegenteil das Christentum den irdischen Jammer beträchtlich gelindert habe.[95]

Orosius arbeitet, wie er selbst wiederholt, auch gleich zu Beginn seines Opus, zugibt, auf Befehl Augustins: «... praeceptum tuum, beatissime pater Augustine»; wobei er überdies sein Verhältnis zu ihm mit dem des Hundes zum Hausherrn vergleicht, freilich glaubt, daß er nicht bloß gehorchen muß, sondern will. Augustin und Orosius schrieben gleichzeitig, und die Forschung streitet nicht nur darüber, wie viele oder eher wie wenige Historiker – die Quellenlage ist wieder verwickelt – Orosius benutzt, sondern auch wer von wem abgeschrieben habe, der Schüler vom Meister oder, gar nicht so unwahrscheinlich, der Meister vom Schüler, dessen Werk von Augustin gelesen, aber, wohl wegen gewisser Kontroverspunkte, nie erwähnt worden ist.[96]

Der Bischof von Hippo und die Juden

Noch seine letzten Lebensjahre nutzte der Heilige zu einer Kampfschrift ‹*Gegen die Juden*›, damals fast obligatorisch für seinesgleichen (S. 129). Doch finden sich auch sonst nicht selten antijüdische Ausfälle bei ihm.[97]

Augustinus, der nur ein einziges Mal von einem persönlichen Gespräch mit einem Juden, «irgendeinem Hebräer», berichtet (von dem er sich die Bedeutung des Wortes «Racha» erklären ließ), griff die Juden in ihrer Lebensführung und theologisch an.

Ihre Geschäftigkeit erregt ihn ebenso wie ihre Ausgelassenheit oder ihre Vergnügungssucht, die er häufig kritisiert. Wiederholt wirft er ihnen auch den Schauspielbesuch vor. Er nennt sie die größten Schreier im Theater. Den Sabbat aber hielten sie nur, um zu naschen, zu faulenzen oder, was ihre Frauen betrifft, um «den ganzen Tag schamlos auf ihren flachen Dächern zu tanzen».

Immer wieder deutet er die Psalmen um zu Anklagen gegen sie. Er sieht notorische Querulanten in den Juden, heißt sie schlimmer als die Dämonen, die zumindest den Gottessohn anerkannt hätten, der seinerseits schon zwischen seinem Anhang und ihnen unterschied «wie zwischen Licht und Finsternis». Wie auch bereits Johannes der Täufer «das Gift» der Juden erkannt und sie «ein Gezücht von Nattern» geschmäht habe, «nicht einmal von Menschen, sondern von Nattern». Augustinus verunglimpft die Juden als bösartig, wild, grausam, vergleicht sie mit Wölfen, schimpft sie «Sünder», «Mörder», «zu Essig ausgearteter Wein der Propheten», «eine triefäugige Schar», «aufgerührter Schmutz»[98].

Theologisch gesehen, behauptet der Experte, verstehen die Juden nicht, was sie lesen, «ihre Augen sind verdunkelt», sie selbst «blind», «krank», «bitter wie Galle und sauer ‹wie Essig› ». Sie sind des «ungeheuren Vergehens der Gottlosigkeit schuldig». Sie wollen einfach nicht glauben, und Gott habe «ihren bösen Willen vorausgesehn». Nicht genug: «Der Vater, von dem ihr seid, ist der Teufel.» Dies wiederholt Augustin genüßlich immer wieder. Und da der Teufel ihr Vater sei, haben sie nicht nur die Gelüste des Teufels, sondern lügen auch wie er: sie «sahen bei *ihrem* Vater, was sie redeten; was anders als Lüge?» Er aber, Augustin, ist gleichsam der Anwalt Gottes, der Wahrheit, und wahrhaft heilig unverschämt spricht er immer wieder von «unseren Stammvätern», «unserem Moses», «unserem David» – lauter Christen! –, «wenngleich sie schon lebten», nun wirklich unleugbar, «bevor Christus der Herr dem Fleische nach geboren war». Und nachdem er die Bibel gedreht und gewendet, wie er sie braucht, ruft er: «Was erhebt ihr euch noch weiter in dreister Schamlosigkeit, um desto schwereren Fall zu tun und um so erbärmlicher zu Grunde zu gehen? ‹Ich habe kein Gefallen an euch›, spricht nicht irgend jemand, sondern der Herr, der Allmächtige.» Und wiederholt jetzt mit wahrer Wonne: «Ich habe kein Gefallen an euch.» Zwar sei es unerhört, daß die Juden in «Bosheit» verharren, «in ihren Lügen», doch heilsgeschichtlich notwendig auch, gottgewollt, daß sie eine ungeliebte Minderheit

sind, zerstreut «vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang», daß sie heimatlos umherirren. Waren sie ja «in gottloser Neuerungssucht, wie durch Zauberkünste verführt, zu fremden Göttern und Götzen abgefallen» und hatten «zuletzt noch Christus getötet»[99].

Im *‹Handbuch der Kirchengeschichte›* findet der katholische Kirchenhistoriker Karl Baus 1979 die theologische Deutung der Unbekehrbarkeit Israels durch Augustinus «ohne Verunglimpfung des Judentums vorgetragen»[100].

Mit Seneca glaubt Augustin, daß «dieses ganz verbrecherische Volk» seine Art allen Ländern aufgenötigt. «Nicht sie werden Christen, sondern uns machen sie zu Juden. Die Gebräuche der Juden sind für die Christen gefährlich und todbringend. Wer immer sie beobachtet, stamme er nun aus dem Judentum oder Heidentum, stürzt dadurch in den Rachen des Teufels.» Auf die Juden münzt ihr Feind das Schriftwort «Gehet hin ... in das ewige Feuer» und verkündet: bis zum Weltende müssen sie Sklaven bleiben; natürlich Sklaven der Christen. Augustin, der auch in seiner Bischofsstadt «zwei Arten von Menschen, Christen und Juden», kannte, entmenschlichte diese theologisch aufs äußerste. Um ihnen die Schriften des Alten Testaments absprechen zu können, behauptete er nicht nur: «Sie lesen sie als Blinde und singen sie als Taube», verneinte er nicht nur ihre «Auserwählung», sondern selbst ihr Recht, sich noch Juden zu nennen! Gern und offenkundig befriedigt aber erörtert der, bei dem es nur um Liebe und nochmals Liebe geht – «Welch ein großes Gut ist die Liebe!» –, alle den Juden durch Christen zugefügten Greuel, erklärt sie als Akt höchster Gerechtigkeit und hält sogar «gewisse Judengemetzel» (Pinay) für eine Gottesstrafe. Eine Gottesstrafe war schon die Zerstörung Jerusalems und der Jüdische Krieg durch die Römer. Doch kennt der Heilige viele solcher Gottesstrafen, schreibt auch, daß die Juden unter den Christen erzittern, ja, er prahlt – vielleicht im Hinblick auf das erste große Judenpogrom durch seinen Kollegen, den hl. Kirchenlehrer Kyrill, die erste «Endlösung», in Alexandrien 414: «Ihr habt doch vernommen, was ihnen widerfahren ist, als sie es gewagt haben, nur ein

wenig sich gegen die Christen zu erheben»! Und als erster Theologe legt er auch den Juden seiner Zeit Jesu Tod zur Last, was wieder ihre ewige Knechtschaft bedingt, ihre perpetua servitus. 1205 wird dieser Gedanke von Papst Innozenz III. aufgenommen und geht 1234 in die Dekretensammlung Gregors IX. ein. Doch beeinflußte Augustins Judenfeindschaft auch die antijüdische Gesetzgebung der Kaiser.[101]

AUGUSTINUS SANKTIONIERT DEN «GERECHTEN KRIEG», DEN «HEILIGEN KRIEG» UND GEWISSE ANGRIFFSKRIEGE

Folgenreicher, verheerender aber als durch seine Attacken auf alles, was nicht katholisch war, wurde der große Abkömmling eines kleinen römischen Veteranen durch etwas, das er nicht angriff, sondern verteidigte, in Schutz nahm, für notwendig erklärte: den Krieg. Denn bekämpfte er weißglühend auch alles, was nicht so dachte wie er, den Krieg nicht! Im Gegenteil. Der amantissimus Domini sanctissimus, wie Bischof Claudius von Turin im 9. Jahrhundert Augustin feiert, der «Griffel der Dreieinigkeit, die Zunge des hl. Geistes, der, wenn auch irdischer Mensch, doch ein Engel vom Himmel, mit Fleisch umkleidet, doch den Himmel besaß und in überirdischen Visionen wie ein Engel immerfort Gott schaute» – er konstatierte, wie keiner zuvor, die Verträglichkeit des Kriegsdienstes mit der Lehre Jesu.[102]

Zwar hatte schon Kirchenlehrer Ambrosius eine pathetische Kriegshetze zelebriert (S. 409 ff), schon Kirchenlehrer Athanasius verkündet, in Kriegen sei es «sowohl gesetzlich als lobenswert, Gegner zu töten» (allerdings auch gelogen, Christen wendeten sich «unverzüglich anstatt des Kampfes häuslichen Beschäftigungen zu, und anstatt sich ihrer Hände zum Waffentragen zu bedienen, erheben sie dieselben zum Gebet»). Und ebenso hatte Laktanz bereits die heroische Schwenkung zum permanenten Schlachten vollzogen, ungeachtet aller eigenen pazifistischen Beteuerungen zuvor (S. 255 f).[103]

Doch keiner von ihnen erkannte das blutige Handwerk so rückhaltlos an, fundamental, so verschlagen auch, wie der «immerfort Gott» schauende «Engel vom Himmel», sei es auch nur, weil er noch «mit Fleisch umkleidet» war, «die brennende Sonne der Tropen» ihn gezeugt (Lachmann), die «heiße Sonne Nordafrikas ... in seinem Blute» brannte (Stratmann). Ein Feuer, nicht bloß vom Himmel freilich, ließ es ihn doch auch «in Unzucht und Hurerei» seine Kraft verspritzen, in «lichtscheuen Liebesgenüssen», im «Pfuhl der Sünden», «Schlamm der Sinnengier», als Ehebrecher, Päderast und mit zwei Mätressen – bis endlich die Hybris «nulla salus extra ecclesiam», längst vordem virulent, ihm mächtig zu Kopf stieg und jedes Wüten erlaubte, gegen «Ketzer», Heiden, Juden nicht nur, nein, auch gegen Staats- und Landesfeinde, Mission durch den Henker nicht bloß, sondern auch durch das Heer.[104]

Gewiß teilte Augustin nicht mehr den Optimismus eines Euseb oder Ambrosius, die das Erwarten der pax Romana als providentiell mit der pax Christiana gleichsetzten; denn: «Die Kriege bestehen bis heute, nicht nur zwischen Reichen, sondern auch zwischen Glaubensbekenntnissen, zwischen Wahrheit und Irrtum.» Gewiß hatte Augustin beim Ausspinnen seiner Gnaden-, Prädestinations- und Engelgespinste dem Römerstaat gegenüber theoretisch sich immer negativer festgelegt. Gewiß hat er den «irdischen Ruhm» wenn auch «nicht gerade ein weichliches Frauenzimmer», so «doch ein aufgeblasenes, voll der Nichtigkeit» genannt. Gewiß hat er den Herrschtrieb, Machtwillen, die «libido dominandi», vielleicht als einziger antiker Autor, ausdrücklich den größten Lastern zugezählt, hat er in dem Streben, Herr, «dominus» (ein christologischer Titel), zu sein, die schlimmste Selbstvergötterung gesehen und dieses moraltheologische Prinzip in der Anwendung auf die römische Geschichte «zum Ausgangspunkt einer radikalen Imperialismuskritik» gemacht (Schottlaender). Gewiß konnte er – der sich so gern über die Römer seiner Zeit erbost, über ihre Verstocktheit, ihre ingrata superbia – Regierungen ohne Gerechtigkeit «große Räuberbanden» höhnen und Kriege gegen Nachbarn «ungeheure Räuberei»

(grande latrocinium). Ja, er konnte es «ruhmreicher» finden, «den Krieg durch das Wort zu töten als Menschen durch das Schwert, den Frieden durch den Frieden zu gewinnen oder zu befestigen als durch den Krieg». «In der Tat, das Gut des Friedens ist so groß, daß es auch im Bereich des Irdischen und Vergänglichen nichts gibt, wovon man lieber vernähme, nichts, wonach man sehnlicher verlangte, und auch wirklich nichts Besseres sich finden läßt.» Doch das war – geschichtlich gesehen – Papier; wie die Feindesliebe der Bibel. Wußte Augustin ja, daß ein «christlicher Staat» nach seinem Konzept auf Erden nicht zu verwirklichen sei. Einerseits war der Staat gottgewollt, andererseits Folge der Sünde und durch den Sündenfall verrottet. Die civitas Dei und die civitas terrena lassen sich nie ganz identifizieren, stehen eher zueinander im inneren Widerspruch. Denn, so schon in der praefatio seines Hauptwerks: «Indem sie [die irdische civitas] zu herrschen strebt, übt doch über sie, obwohl [richtig: weil!] die Völker ihr dienen, eben gerade der Herrschtrieb die Herrschaft aus.» Hinter all dem stand die eigne Lehre, wonach jeder Staat eine Mischung aus Weizen und Unkraut (triticum und zizania) sei, eine civitas mixta aus Gut und Böse, besonders aber jeder auf der libido dominandi gegründete Gewaltstaat auf Sünde fuße und deshalb der Kirche, der allein auf Gnade ruhenden, doch faktisch auch nie sündenfreien, zu unterwerfen war – geschichtsphilosophische Basis des mittelalterlichen Machtkampfes zwischen Päpsten und Kaisern, eine Staatsphilosophie, die bis zu Thomas von Aquin allein maßgebend blieb.[105]

Und *praktisch* hat der Prälat, wie die Kirche seit Konstantin, nie die religiöse von der politischen Sphäre getrennt, hat er den Politiker ebenso verkörpert wie den Bischof, hat er, eine «Hauptfigur» (crucial figure: Brown) geradezu solcher Symbiose, jahrzehntelang mit dem Imperium kollaboriert: bei der Bekämpfung der Donatisten und Circumcellionen, der afrikanisch-berberischen Stämme, der Manichäer, Pelagianer, Arianer, Heiden, Juden – «le prince et patriarche des persécuteurs» (Joly). Die Provinzgouverneure, die von Ravenna nach Karthago kamen, meist gute Katholiken, Christen, schreibt Peter Brown, sahen sich so-

wohl genötigt, des Bischofs Interesse «an harten Ketzererlassen» zu loben, als auch, seit 415, seine Geschenkexemplare des entstehenden *‹Gottesstaates›* zu lesen. Faktisch hat Augustin, bis in sein Todesjahr, nicht nur die Bestrafung von Verbrechern, sondern auch das Zerschlagen von Aufständen, das Unterwerfen der «Barbaren» verlangt und als moralisch verdienstlich betrachtet. Es fiel ihm nicht schwer, den Staat zu verteufeln, doch seine blutige Praxis zu preisen und, wie einfach alles, zunächst einmal auch dies getrost «auf die göttliche Vorsehung zurückführen». Denn «deren Weise» sei es, «durch Kriege dem menschlichen Sittenzerfall zu begegnen» (!) sowie «das Leben der Gerechten und Frommen durch solche Trübsal zu prüfen». Wer so denkt, infantil und zynisch zugleich, legt selbstverständlich auch das Gebot «Du sollst nicht töten» entsprechend aus. Für die gesamte Natur und Tierwelt gilt es von vornherein nicht. Es verbiete weder, polemisiert Augustin gegen die Manichäer, «einen Busch auszureißen», noch betreffe es «die unvernünftige Tierwelt», die lediglich durch «Leben und Tod unserm Nutzen dienen muß»: Machet sie euch untertan![106] (Vgl. S. 192 f, 196 ff.)

«Der Mensch ist der Herr der Tiere», klagt Hans Henny Jahnn in seiner genialen Trilogie *‹Fluß ohne Ufer›*. «Er braucht sich keine Mühe zu geben. Er muß nur einfältig sein. Einfältig auch in seinem Zorn. Brutal und einfältig. So will es Gott. Prügelt die Tiere, ihr werdet dennoch in den Himmel kommen.» Und schon früher zeigten vor allem Theodor Lessing und Ludwig Klages eindringlich auf, daß, so letzterer, das Christentum mit Menschheitsgeltung oder «Humanität» verschleiere, was es eigentlich meine: daß alles übrige Leben wertlos sei, außer sofern es dem Menschen diene! «Der Buddhismus verbietet bekanntlich die Tötung von Tieren, weil auch das Tier mit uns desselbigen Wesens sei; der Italiener, dem man mit solchem Einwand käme, wenn er Tiere zu Tode martert, antwortet ‹Senza anima› und ‹non è christiano›, denn für den gläubigen Christen gibt es ein Daseinsrecht nur mehr des Menschen.»[107]

Zwar kann Augustin erklären, daß von Gott das «Heil der Engel, der Menschen, der Tiere» komme, kann er schreiben,

seltsam genug: «Und aus Würmern macht er Engel.» Doch auch wenn Gott Tiere heilt, geschieht es immer bloß für den Menschen, das «Ebenbild», wie etwa sein Kommentar zu Psalm 3,9, «Vom Herrn kommt das Heil», zeigt: «Der dich heil macht, derselbe macht dein Pferd heil, derselbe macht dein Schaf heil und, um zum Geringsten zu kommen, derselbe macht auch deine Henne heil.» Und krank macht er sie auch. Und kaputt. Der Mensch aber erscheint Augustin «auch im Stande der Sünde fürwahr immer noch besser als das Tier», das Geschöpf «niedrigsten Ranges». Und Vegetarismus schimpft er «eine gottlose Ketzermeinung»[108].

Das liegt alles, niemand täusche sich, auf einer Linie! «Solange es Schlachthäuser gibt», erkannte Tolstoi lakonisch, «wird es auch Schlachtfelder geben»[109].

Nach Augustinus aber darf der Mensch selbst die Krone der Schöpfung, das Ebenbild Gottes, töten, den Menschen, der doch «alles auf Erden überragen sollte» – zumal durch Verbrechen. Ja, der Mensch darf nicht nur, er muß den Menschen töten, entweder wenn es Gott, «der Quell aller Gerechtigkeit», befiehlt oder «ein gerechtes Gesetz». So ist das Töten jenen erlaubt, die «auf Gottes Veranlassung» Kriege führen oder die als Träger der Staatsgewalt «Verbrecher mit dem Tod» bestrafen. Man kann von Augustin, dem «Geistesriesen», wie er «nur alle 1000 Jahre einmal» erscheint, wohl nicht schon die Einsicht erwarten, die unter dem 14. Juni 1791 Lichtenberg notiert: «ob wir nicht, wenn wir einen Mörder rädern, grade in den Fehler des Kindes verfallen, das den Stuhl schlägt, an den es sich stößt» – man kann diese Einsicht kaum von ihm erwarten, hat sie seine Kirche doch noch heute nicht.[110]

Aber hätte Augustin, der Kenner des Evangeliums, der Apostel Jesu, nicht Gedanken vertreten können, müssen, die 1400 Jahre später, kurz nach Lichtenberg, der große Shelley formuliert? «Krieg, aus welchen Motiven auch immer er geführt sein mag, löscht die Empfindung der Besonnenheit und der Gerechtigkeit im Geiste aus.» «Der Mensch hat kein Recht, seinen Mitmenschen zu töten, und er ist nicht entschuldigt, wenn er es in

Uniform tut. Damit fügt er lediglich dem Verbrechen des Mordes die Schande der Knechtschaft hinzu.» Oder: «Von dem Augenblick, da ein Mann Soldat ist, wird er zum Sklaven ... Man lehrt ihn die Verachtung menschlichen Lebens und Leidens ... Er steht tiefer als der Mörder; ... ein Berufssoldat ist über alle Begriffe verabscheuungswürdig und verächtlich.»[111]

Hätte Augustin, der Jünger Jesu, nicht dazu neigen müssen?! Doch nein, das gerade ist sein Verständnis, seine Fortbildung sozusagen des jesuanischen Pazifismus, der Bergpredigt: Liquidierung von Verbrechern nicht nur, auch von feindlichen Armeen, ganzen Völkern: «All das lenkt und leitet der eine und wahre Gott, wie es ihm gefällt, stets aber nach Recht und Billigkeit.» Das Recht zur Kriegserklärung hat jeder Fürst, auch der schlechte, wird doch noch den größten Ungeheuern, selbst jenen, die, wie angeblich Nero, «den höchsten Grad» der Herrschsucht, «gleichsam den Gipfel dieses Lasters» erreichten, «die Herrschgewalt nur durch die Vorsehung des höchsten Gottes zuteil». (Zum Beispiel auch – weit aussagekräftiger –, denn so lang wirkt dies fort: Hitler, dem seinerzeit alle deutschen Kardinäle und Bischöfe «einen Abglanz der göttlichen Herrschaft und eine Teilnahme an der ewigen Autorität Gottes» attestierten.) Durch die schlechte Staatsgewalt, lehrt Augustin, bestrafe Gott den Menschen. Christliche Soldaten würden darum auch unter einem schlechten Herrscher – die Frohe Botschaft für Despoten! – sofort gehorchen, geböte er: «Ziehet das Schwert! Marschieret gegen jenes Volk!» Nicht zufällig betont Augustin den Gehorsam, stellt er ihn fast über alles, noch über die sonst so gehätschelte Keuschheit, versteigt er sich zu dem Satz: «Nichts ist der Seele so von Nutzen wie das Gehorchen», nennt er den Ungehorsam das größte Laster![112]

Mit dieser Ansicht steht der Bischof gewiß in einer langen Tradition. Vom Alten Testament beeinflußt, hat der Gehorsam auch bei Jesus fundamentale Bedeutung, ebenso bei Paulus. Glauben und gehorchen ist für beide identisch, Gehorsam bald eine Grundhaltung christlichen Lebens. Man verlangt ihn vom Sklaven gegenüber seinem Herrn wie gegenüber der staatlichen

Obrigkeit, wovon bei Jesus freilich keine Rede ist, zu schweigen von der Unterordnung unter den Bischof oder den Heerführer. Gehorsam gehört, nach Augustinus, einfach zum Menschen, sei Mutter und Wächterin aller menschlichen Tugenden, nur der vernünftigen Kreatur eigen – was jeder Hund widerlegt. Frei und freudig, fordert der Kirchenfürst, solle der Gehorsam geleistet werden, schenke er doch selber wahre Freiheit! Ja, noch im Jenseits gebe es Gehorsam als süßes und leichtes Joch ...[113]

Dem Gehorsam nahe steht der Tod fürs Vaterland, seine zugleich gewöhnlichste und traurigste Folge. Und seine unsinnigste. Doch Augustin, wie jeder Prälat, vor dem Heldentod sicher, bewundert die Vaterlandsliebe. Und behauptet man heute auch, daß «wohl kaum jemand mehr ernsthaft wagt, vom ‹Patriotismus› Augustins zu sprechen; man muß sogar zweifeln» – schöne Logik – «ob der Begriff überhaupt paßt ...» (Thraede), er, Augustin, spricht lautstark davon, gibt es auch, was ja der «wissenschaftliche Disput» eben zeigt, so viel Widersprüchliches bei ihm wie in diesem Disput selbst. Schließt doch sogar Thraede (nach langem, gelehrt überfrachtetem, mitunter parodiereifem Hinundher), Augustins «Ambivalenz» betonend: Rom garantiere pax und sei doch Erbe Babylons, «Rom ist arg imperialistisch und, weil pars unitatis, dennoch für Christen akzeptabel» – was für ein blamabler Eiertanz.[114]

In Wirklichkeit stellt Augustin den Patriotismus noch über die Liebe des Sohnes zu seinem Vater. Auch würdigt er Militär- und Kriegsdienst mehr als andre Kirchenväter – obwohl er genau weiß, daß das Hauptvergnügen der Soldaten im Schikanieren einheimischer Bauern besteht. Lynchte doch seine eigene Gemeinde einst den Kommandanten der Garnison.[115]

In Wirklichkeit kann und soll, nach Augustin, der Soldat guten Gewissens töten, in gewissen Fällen auch in einem Angriffskrieg! Wer an solch gottgewollten Gemetzeln teilnimmt, «sündigt nicht gegen das fünfte Gebot». Kein Soldat sei ein Mörder, der auf Befehl rechtmäßiger Gewalthaber Menschen töte – «vielmehr macht er sich, wenn er es nicht tut, der Übertretung und Verachtung des Befehles schuldig». Nicht genug: «Aller Achtung wert

und würdig des Lobes sind die tapferen Krieger – ihr Ruhm ist noch wahrer, wenn sie in ihrer Pflichterfüllung treu bis ins kleinste sind.» Eifrig wendet er sich gegen den alten, freilich längst überholten Verdacht christlicher Staatsfeindlichkeit. «Hätten wir ein Heer, so wie die Lehre Christi [!] die Soldaten haben will ... so möge doch jemand wagen zu sagen, diese Lehre sei staatsfeindlich; man wird nicht umhin können zu gestehen, daß sie, wenn sie befolgt wird, das große Heil des Staates ist.» Daß man zumal Gott mit der Waffe gefallen können, beweise schon das Beispiel Davids (vgl. S. 85 ff!) und «sehr vieler Gerechter» jener Zeit. Mindestens 13 276mal zitiert Augustin das Alte Testament – von dem er früher schrieb, es sei ihm von jeher widerwärtig gewesen! Jetzt war es nur zu brauchbar. Zum Beispiel: «Der Gerechte wird sich freuen, daß er Rache schaut; er wird seine Füße baden im Blute des Gottlosen»! Und alle «Gerechten» konnten natürlich, ganz logisch, auch einen «gerechten Krieg» führen (bellum iustum). Ein von Augustin eingeführter Begriff; kein Christ hatte ihn zuvor verwandt, nicht einmal der wendige Laktanz (S. 255 f), den er aufmerksam gelesen. Doch bald führte die ganze christliche Welt iusta bella, wobei schon eine leichte Abweichung von der römischen Liturgie als «gerechter» Kriegsanlaß galt![116]

Die Phrase «bellum iustum», «gerechter Krieg», fehlte zwar vor Augustin im Christentum; das Heidentum aber kannte sie schon Jahrhunderte früher.

Der *Inhalt* des Schlagworts begegnet bereits bei Ennius, einem 239 v. Chr. geborenen bedeutenden römischen Literaten, dann, wenig später und faßbarer noch, bei dem einflußreichen hellenistischen Historiker und Geschichtsphilosophen Polybios. Nach ihm haben die Römer einen Krieg nicht nur offen erklärt, sondern auch einen schicklichen, ihre Siegeschancen vergrößernden Kriegsgrund gesucht. Der *Begriff* «bellum iustum» selbst aber steht erstmals bei Cicero, einem Bewunderer des Ennius, wie denn Cicero seinerseits wieder stark auf Augustinus wirkte.[117]

Wie dieser einen «gerechten» und «ungerechten» Krieg unterscheidet, so auch einen «gerechten» und «ungerechten» Frieden; wobei natürlich immer der Frieden der Katholiken gerecht, der

ihrer Gegner ungerecht ist. Deshalb erkennt der Heilige auch «leicht, daß der Friede der Ungerechten im Vergleich mit dem Frieden der Gerechten nicht einmal den Namen Friede verdiene».[118]

Die pazifistischen Forderungen Jesu in der Bergpredigt, wußte der Kirchenlehrer, seien nur dann wörtlich zu erfüllen, dürfe man die Besserung des Gegners erwarten. Jesus habe in jenen Worten weniger ein äußeres Verhalten als eine innere Gesinnung geboten. Sei es ja auch das Recht des Vaters wie der Herrscher, unbotmäßige Kinder und Völker zu bestrafen. «Denn der, dem die Erlaubnis zur Bosheit entzogen wird, wird zweckmäßig festgenommen. Gibt es doch nichts Unseligeres als das Glück des Bösen (felicitate peccantium).»[119]

Eindringlich insistiert Augustin auf dem Schlachtdienst und präsentiert so manchen «gottesfürchtigen Kriegsmann» aus der Bibel; nicht nur die «vielen Gerechten» des greuelreichen Alten Testaments (1. Kap.), sondern auch ein paar des Neuen. «Höher allerdings», das betont der Bischof nachdrücklich, stehen selbstverständlich die Priester, «ist der Rang, den jene bei Gott einnehmen, die alle Weltdienste verlassen haben ... Aber der Apostel sagt auch: ‹Jeder hat seine eigentümliche Gabe vom Herrn: der eine in dieser, der andere in anderer Weise.› Andere also kämpfen für euch gegen unsichtbare Feinde mit dem Gebet, ihr kämpfet für sie mit dem Schwert gegen die sichtbaren Barbaren.»[120]

Soldaten und Priester streiten somit gemeinsam, wenn auch jeder auf seine Weise, jeder kraft der «eigentümlichen Gabe des Herrn»! «O daß doch in allen *ein* Glaube wäre! Denn dann hätte man weniger zu kämpfen ...» Womit der Heilige sich allerdings gewaltig täuscht. Führten die Christen ja weit mehr Kriege untereinander als gegen Nichtchristen! Aber stets eben, von Jahrhundert zu Jahrhundert: mit Priestern, MIT GOTT ... Gibt es doch, versichert Napoleon, «keine Menschen, die sich besser verstehen als Priester und Soldaten». Auch Hitler hatte seine christlichen Feldpfaffen. Und selbst Stalin – sogar römisch-katholische![121]

«Krieg zu führen», lehrt Augustin, «und durch Unterwerfung der Völker das Reich zu erweitern [!], erscheint den Bösen als

Glück, den Guten als Zwang. Aber weil es schlimmer wäre, wenn die Ungerechten über die Gerechten herrschten, so nennt man nicht unpassend auch jenes ein Glück.» Selbst ein Expansionskrieg macht also – «nicht unpassend» – glücklich. Ist der Bischof doch Opportunist und schamlos genug, um auch die ungezählten Kriege Roms als «gerechte Kriege» und seine äußere Größe als durch «Gottes Lohn» verdient zu erklären. Wurden Rom die Kriege ja nur durch die «Ungerechtigkeit» der Nachbarn aufgedrängt, indem die Randstaaten – die es immer gab, mochte man noch so weit expandieren – das ach so gerechte Imperium bedrohten. «Denn das Reich ist nur gewachsen durch die Ungerechtigkeit derer», behauptet der Heilige, «mit denen gerechte Kriege geführt worden sind. Es wäre klein, wenn ruhige und gerechte Nachbarn durch keine Unbill zum Krieg herausgefordert hätten ...»! Auch führte es seine Kriege nicht, wie frühere Reiche, aus Genuß- und Habsucht, sondern aus edlen Motiven: Rom wollte Ruhm erlangen, den «Barbaren» Kultur bringen, Zivilisation – die «Pax Romana»[122].

Bei der Prüfung von fünfzehn Kriegen Roms in republikanischer Zeit, der Prüfung der drei Punischen Kriege, der drei Makedonischen Kriege, der drei Mithridatischen Kriege, der zwei Illyrischen Kriege, des Krieges gegen Antiochus III., des Jugurthinischen Krieges, des Gallischen Krieges, des Parthischen Feldzugs unter Crassus, mußte Sigrid Albert kürzlich feststellen, «daß nur eine sehr geringe Anzahl von Kriegen voll und ganz den eigenen römischen Anforderungen entsprachen und eindeutig als bella iusta bezeichnet werden konnte». Allerdings fand die Verfasserin die Zahl der bella iniusta ebenso gering, die meisten Kriege «nur ‹bedingt› gerecht», kurz, es erweist sich selbstverständlich, daß die Politik der Römer «darauf ausgerichtet war, ihre hegemoniale Stellung zu bewahren», deutsch gesagt: ihren Raub zu sichern.[123]

Augustinus aber berauscht sich förmlich an diesen Vernichtungsorgien – «wieviel kleinere Reiche wurden da zerrieben! Wie viele geräumige, berühmte Städte wurden zerstört, wie viele Staaten geschädigt, wie viele zugrunde gerichtet! ... Welche Menschenmassen, Soldaten sowohl wie waffenloses Volk, sanken in

den Tod! Welche Unzahl von Schiffen wurde in Seeschlachten in Grund gebohrt ...» Und auch die Länge der Kriege erschüttert ihn nicht, bestimmt doch auch sie der «liebe» Gott; finden Kriege «rascher und zögernder ihr Ende, je nachdem es eben in seinem Gutdünken und gerechten Ratschluß und Erbarmen gelegen ist, das Menschengeschlecht zu züchtigen oder zu trösten». Oder auch zu bessern. Soll es doch ausgerechnet, behauptet Augustin, «durch dieses Mittel gebessert» werden! So kennt er stattliche Kriegslängen. Achtzehn Jahre, zählt er auf, der zweite Punische Krieg (218–201), 23 Jahre der erste (264–241), 40 der gegen Mithridates und seinen Sohn Pharnakes (87–47), fast 50, mit Unterbrechungen, der Samniterkrieg (342–290).[124]

Dabei war all dies, wie jedes Unglück und Grauen der Welt, ganz gottgewollt, geschah es «nach dem Winke der höchsten Majestät», verlieh der Allmächtige, Allgütige, Allweise «den Römern das Reich zu der Zeit, da er wollte, und in dem Umfang, wie er es wollte». Denn bei jedem Krieg leitet Gott «Anfang, Fortgang und Ende». Auch geschehen alle Kriegsgreuel, weiß Augustin, nur, um den Gegner zu besiegen, um «die Bekriegten womöglich ... zu unterwerfen und ihnen dann die eigenen Friedensgesetze aufzuerlegen», geschieht letzten Endes alles bloß um des lieben Friedens willen, «wollen doch selbst Kriegsfreunde nichts anderes als den Sieg; durch den Krieg also wollen sie zu einem ruhmreichen Frieden gelangen. Denn was ist der Sieg anders als die Unterwerfung der Gegner? Ist das erreicht, so tritt Friede ein. Um des Friedens willen werden demnach die Kriege geführt ...» So gut somit das Schlechteste noch – tiefer gesehn! Wer indes fürchten sollte, selber dabei umzukommen, dem ruft der große Heilige zu: «Es ist ja, das weiß ich, noch niemand gestorben, der nicht irgendwann einmal hätte sterben müssen.» «Was aber liegt daran, mit welcher Todesart dies Leben endet?» Oder, mit dem für seinesgleichen noch zynischeren Zungenschlag: «Was hat man denn gegen den Krieg? Etwa daß Menschen, die doch einmal sterben müssen, dabei umkommen?» – also: wenn ihr ja sowieso krepieren müßt, warum denn dann nicht lieber gleich! Wie schön doch bestätigt all dies Karl Rahners, des Jesuiten, Wort, daß für

Augustin «Gott alles ist, der Mensch aber nichts»![125] Und entsprechend verhielt sich stets die Kirche. Und Gott, nie zu vergessen, ist sie selbst!

Daß es Krieg geben müsse, erscheint dem Verkünder der «Frohen Botschaft» selbstverständlich. Das war schließlich immer so. «Wann wurde die Erde in gewissen Abständen durch Zeit und Ort nicht durch Kriege erschüttert?» Und so wird es bleiben. «Ist es doch das Los des Erdkreises, immer wieder von solchem Unheil heimgesucht zu werden, ähnlich wie das stürmische Meer durch Unwetter aller Art aufgewühlt wird ...» Wirklich, Krieg und Frieden, gleichen sie nicht fast Ebbe und Flut – einem Naturgesetz? Aber, beruhigt Augustin, das alles geht vorüber. «Denn die gegenwärtigen zeitlichen Übel, die die Menschen gar sehr erschrecken, unter denen sie viel murren und durch ihr Murren den Richter beleidigen, auf daß sie keinen Erlöser mehr finden: die gegenwärtigen Übel also sind ohne Zweifel nur vorübergehende; entweder vergehen sie durch uns oder wir vergehen durch sie.» Eine wahrhaft tröstliche Philosophie – eine christliche.[126]

Im übrigen ist das mit dem Krieg wie mit der Folter (S. 485). Auch sie war ja eine Bagatelle für Augustin, verglichen mit der Hölle, sie war, selbst in schlimmster Form, «leicht», weil vergänglich, vorübergehend auch, eine «Kur» – alles zur Besserung und zum Besten des Menschen: die Folter, der Krieg. – Ein Theologe wird nie verlegen! Deshalb kennt er auch keine Scham.

Nur den Mißbrauch der Waffengewalt, ein weites Feld, verbot Augustin. Krieg als solcher war natürlich, wie ein Erdbeben, ein Seesturm, er war notwendig. Galt es doch – ganz evangelisch, jesuanisch! –, «das Unrecht zu rächen», radikalste Vergeltungsschläge zu führen, nach Augustin geradezu der Sinn des «gerechten Krieges». Und die grundsätzliche Aufgabe des Soldaten – «ein Leichtes»! – «der Gewalt mit Gewalt entgegenzutreten»[127].

Gewalt gegen Gewalt! Echt jesuanisch wieder! Auge um Auge. Zahn um Zahn!

Doch erweiterte Augustin, inspiriert durch seinen Kampf gegen die Donatisten, seine Kriegstheorie noch; unterschied er, neben der Lehre vom «gerechten Krieg» – der das (um 1150

verfaßte) Decretum Gratiani das Ansehen einer offiziellen Kirchenlehre verlieh –, noch den «Heiligen Krieg» (bellum Deo auctore). Indem die christlichen Schlächter dabei für den Glauben und gegen den Teufel, die «Ketzer», streiten, sind sie nun in besonderer Weise Gottes Diener. Hat doch dieser «Heilige Krieg» nicht etwa Potentaten und Militärs zum Urheber, sondern Gott selbst.[128]

Nicht selten aber, könnte man meinen, standen Augustin die Militärs näher als der Herr, zumindest als dessen Einrichtungen auf Erden.

Als beispielsweise der mit ihm befreundete Bonifatius, einer der maßgeblichen Befehlshaber in Afrika und der schillerndsten Männer der Zeit, ein eifriger Katholik auch und erfolgreicher Bekämpfer donatistischer Restgruppen, mit dem die katholischen Bischöfe gern kollaborierten, als General Bonifatius nach dem Tod seiner Frau in eine seelische Krise geriet und im Militärdienst ein Hindernis für seine Seligkeit sah, weshalb er ins Kloster gehen wollte, da protestierte Augustin. Obwohl ihm das Reisen verhaßt war, eilte er samt Freund Alypius – beide Bischöfe, beide Vorkämpfer des Mönchtums, beide schon im Greisenalter, beide heilig! – aus seinem weit entfernten Amtssitz nach dem Etappenort Thubunae, einem abgelegenen Grenzkastell, und widersprach dem frommen Plan. Zwar sollte Bonifatius nicht mehr heiraten, «keusch» bleiben – doch eben: als Soldat. Denn auch der Kriegsmann sei Gott wohlgefällig. Und so nötigte der Heilige, sonst gar behend zu «gloria et pax et honor in aeternum» ablenkend, den weltmüden General, unter Hinweis natürlich auf entsprechende Bibelstellen, aber auch, so der katholische Theologe Fischer, «aus einem gesunden Realismus» (alles ist Realismus und gesund, was die Macht der Kirche stützt!), seinen Mann lieber im Krieg zu stehn und die Catholica vor den arianischen Wandalen zu schützen. Dabei hatte sie der fromme Offizier, dem Augustin mehrere seiner Schriften widmete, anscheinend selber gerufen, ja, ihnen die Transportschiffe gestellt, wenn dies auch nicht unumstritten ist. Jedenfalls waren die Wandalen «moralisch», so wichtig doch sonst für den Seelenhirten, weit weniger «verkommen»

als seine Katholiken. König Geiserich stellte in Afrika Ehebruch unter Strafe, schloß die Bordelle und zwang Dirnen zur Ehe. Dagegen kehrte Augustins Schützling und Beschützer, dem er das Mönchtum verwehrt hatte, 426 von einem Besuch bei Hof mit einer reichen Frau zurück, der «üppigen Pelagia, die sich zur arianischen Irrlehre bekannte», ließ auch die mit ihr gezeugte Tochter nach arianischem Ritus taufen und suchte sich überdies mit mehreren Konkubinen über die schweren Zeiten zu trösten. Doch focht er zum Schluß mit seiner Truppe nirgends anders als in Augustins Bischofsstadt, wobei dieser bis zuletzt den bewaffneten Widerstand «religiös und moralisch weitgehend unterstützte» (Diesner).[129]

«Faßt man die augustinischen Gedanken über Krieg und Frieden zusammen», resümiert ein moderner Katholik, «so ergibt sich fast der *klassische Pazifismus*». In der Tat – wie ihn Augustinus und die Kirche verstehn: Gewalt gegen Gewalt! Unrecht rächen! Guten Gewissens töten! Auch und gerade im Expansionskrieg «ein Glück» sehen! Und in der «Lehre Christi» über die Soldaten «das große Heil»![130]

Behauptet doch ein weiterer Jesusjünger noch heute: «Die Realität sah in diesem Fall so aus, daß seit dem 9. und dann besonders im 11. Jahrhundert, nicht zuletzt unter dem Einfluß des Abwehrkampfes gegen heidnische Völker, die Kirche dem Krieg gegenüber eine zunehmend positive Haltung einnahm ...» (Auer). Als habe sie nicht schon im 4. und 5. Jahrhundert all die großen Gemetzel und Angriffskriege gebilligt, gefördert! Nicht schon damals den «klassischen Pazifismus» des Augustinus praktiziert! Oder den des Erzbischofs Synesios von Cyrene, der gegen die Asurianer, einen Wüstenstamm, und gegen Provinzstatthalter Andronikos, der die Kirche provozierte, mit dem Schriftwort trieb: «Glücklich ist, wer ihnen Vergeltung gibt; glücklich, wer ihre Jungen an den Felsen schlägt.» Der predigte: «Das Schwert des Henkers trägt nicht weniger zur Reinerhaltung der Bürgerschaft bei als das Weihwasser an der Kirchentür!» Als habe nicht seinerzeit schon Jeznik von Kolb, der bedeutendste Kirchenschriftsteller Armeniens, sich um eine Rechtfertigung der Blut-

rache gemüht! Nicht da schon Bischof Theodoret geschrieben: «Die geschichtlichen Tatsachen lehren, daß uns der Krieg größeren Nutzen bringt als der Friede!»[131]

Instruktiv auch wieder Augustins Schüler Orosius.

Krieg scheint Orosius manchmal etwas Grauenhaftes, das Schlimmste überhaupt. Doch waren im Grunde die miseriae bellorum eine Sache der heidnischen Zeit, ist die christliche Ära eine des friedlichen Fortschritts (vgl. S. 509 ff). Gibt es auch jetzt noch Kriege, was Orosius nicht abstreiten kann, so sind dies Strafgerichte Gottes, etwa wegen arianischer «Häresie», wie der Bürgerkrieg unter Konstantius II. oder die Vernichtung des «Ketzers» Valens bei Adrianopel (wobei auf das Konto dieser «Ketzer»-Kaiser und des Arianismus auch noch allerlei Erdbeben gehn). Gegen «Verteidigungskriege» hat Orosius selbstverständlich so wenig wie Augustin, und wie der billigt er auch gewisse Angriffskriege. Immer wenn ein Krieg im Interesse der eigenen Seite, des Christentums, des Römertums, geführt wird, drückt Presbyter Orosius ein Auge zu oder eins mehr und kann so nicht eigentlich ein Unglück sehn, zumal für ihn der römisch-christliche Staat der Idealstaat, der römisch-christliche Kaiser, sofern kein «Ketzer»-Kaiser (wie Konstantius oder Valens), der Idealkaiser, und diesem der Bürger unterworfen ist wie der Christ Gott. Sind dann in einem Krieg für solche Ideale die eigenen Verluste noch gering, sind es sogar «glückliche Kriege». Die Opfer der anderen Seite, der «Barbaren», der Goten (besonders böse, wenn sie Heiden, weniger böse, wenn sie Christen sind), kümmern Orosius nicht. Er tut dann so, als sei kein Tropfen Blut geflossen, wie ambivalent, widersprüchlich, er sich oft auch zu den «Barbaren» äußert, die ja mit göttlicher Genehmigung (permissu Dei) das Imperium heimsuchen, wenn er, Orosius, sie schließlich auch am liebsten wieder hinausgeworfen haben will.[132]

Peinlich sind nur Bürgerkriege, Römer gegen Römer, Christen gegen Christen. Doch solche Bürgerkriege sind, ähnlich wie nun die Verteidigungskriege gegen «Barbaren», dank göttlichem Beistand, kurz und fast schmerzlos, gänzlich anders als vordem, ohne erhebliche Verluste, meint Orosius. Ja, die Kriege seines

Idealkaisers, des Theodosius, der Sieg auf Sieg errungen und, so scheint es wieder, ohne jedes Blutvergießen, sind herrliche Zeugnisse der tempora Christiana. Und gerade die Bürgerkriege des Theodosius gegen die Rebellen Arbogast und Eugenius – seit Roms Gründung, versichert Augustins gelehriger Schüler, habe es nicht einen Krieg gegeben «mit solch frommer Notwendigkeit begonnen, mit solch göttlicher Glückseligkeit durchgeführt und mit solch milder Wohltat eingeschläfert . . .» Und während Orosius, der unerschütterliche Fortschrittsfanatiker, in sieben Jahrhunderten der vorchristlichen Zeit nur ein einziges Friedensjahr findet, verschwinden die Kriege in christlicher Ära, werden zur Ausnahme, bereits mit Christi Geburt kehrt Ruhe ein, die pax Augusta setzt sich in einer pax Christiana fort. Und nicht genug: zu den bereits bestehenden «glücklichen christlichen Zeiten» werden immer glücklichere kommen.[133]

Augustinus erlebte noch den Zusammenbruch der römischen Herrschaft in Afrika, als die Wandalen im Sommer 429 und im Frühjahr 430 Mauretanien und Numidien überrannten. Er erlebte noch die Vernichtung seines Lebenswerkes, ganze Städte gingen in Feuer auf, wurden entvölkert, ausgemordet, ohne daß irgendwo die von Staat und Kirche geschröpften katholischen Gemeinden Widerstand leisteten; zumindest gibt es keinen einzigen Bericht darüber. Das befestigte Hippo freilich wurde, wie erwähnt, von keinem anderen verteidigt als dem General Bonifatius, dem Gatten einer Arianerin, und von seinen gleichfalls arianischen Goten. Augustin aber, eingeschlossen, inmitten der Katastrophe, tröstete sich mit einem Wort, das an sein schlimmeres eignes erinnert: «Was hat man denn gegen den Krieg, etwa, daß Menschen, die doch einmal sterben müssen, dabei umkommen?», tröstete sich mit dem Wort: «Der ist nicht groß, der es für etwas sehr Bedeutsames hält, wenn Bäume und Steine fallen und Menschen sterben, die sterben müssen.» Es war das Wort eines Heiden – Plotins.[134]

Augustinus starb am 28. August 430 (vgl. S. 464), wurde am gleichen Tag beerdigt, ein Jahr später Hippo, von Bonifatius vierzehn Monate gehalten, evakuiert und teilweise niederge-

brannt. Augustins Biograph, der hl. Bischof Possidius, wie der Meister ein eifriger Bekämpfer von «Ketzern» und Heiden, lebte noch einige Jahre in den Ruinen, dann vertrieb ihn der arianische Klerus aus Calama, wie er einst selber den Donatistenbischof vertrieben hatte; weder Zeit noch Ort seines Todes sind bekannt.[135]

NACHBEMERKUNG

Kein Extrakt des Buches, keine Quintessenz – eine Erinnerung des Autors nur an des alten Terentianus Maurus Wort: Habent sua fata libelli.[1]

Das Schicksal dieses Titels begann in den fünfziger Jahren in Franken, als ich jäh von einem Höhenweg lief, meine Hunde um mich, immer hinunter, dem Waldrand zu, den Wiesen – ein paar Weiherflächen, verdöstes Froschgequarre, und drüben, gemächlich unter Apfelbäumen, zwei Herren in Schwarz. Ich griff zum Fernglas: wie vermutet, mein Pate nebst Gast, einem Erzabt aus Niederbayern. Etwas atemlos noch verfolgte ich beide, genoß, übers Wasser hin, ihr geistliches Gehen, so ruhig alles, friedlich, und dachte plötzlich: GOTT GEHT IN DEN SCHUHEN DES TEUFELS ...

Dieser Gedanke bestimmte meine Arbeit, mein Leben. Er kostete schwere familiäre Opfer, sogar, vielleicht nicht nur mittelbar, unseren Sohn, damals noch gar nicht da; jetzt schon nicht mehr.

Ich hatte 1955 meinen ersten Roman geschrieben; in acht Tagen. Meine Mutter lag im Sterben. Ich eilte zu Ernst Rowohlt, dem bewunderten Verleger. Er weilte gerade, ich wußte es zufällig, in Baden auf der Bühler Höhe. Ich erschien unangemeldet, Siesta schon, er empfing mich noch und, wirklich, er kannte meinen Namen. «Sie sind doch der Mann, der die Vorträge hält!?» Jawohl. Aber ich *schrieb* auch – und griff im Sakko nach den ausgesuchten Seiten des Romans. Doch der Verleger von Dos Passos, Wolfe, Faulkner, Hemingway hatte Schwierigkeiten mit den Augen, auch von einer Dichterlesusng hielt er nichts, nein, telefonierte aber gleich mit seinem Lektor, und bereits zwei Wochen später hatte ich dessen Absage in der Hand.

Meine Mutter war schon ein Jahr tot, als ‹*Die Nacht steht um mein Haus*› bei List erschien. Christliches stand nur am Rand

darin. Mehr darüber brachte meine Umfrage (bei Hermann Kesten, Hans Erich Nossack, Hans Urs von Balthasar, Max Brod, Heinrich Böll, Arno Schmidt, Arnold Zweig, Robert Neumann u. a.) «Was halten sie vom Christentum?» (1957). Auch Rowohlts Lektor, Gruppe 47, war dabei. Über mein Verhalten, so gar nicht nachtragend, verblüfft, nannte er «run» und «Sog» meines Romans jetzt «einmalig», verstand sein Verdikt nicht mehr und schob alles auf einen «restaurativen Tag».

Ein Kritiker der Enquete vermißte *meine* Stellungnahme, warf mir Feigheit vor. Ich nahm mir fünf Jahre Zeit, über 25 000 Arbeitsstunden, und betitelte meine Antwort *‹Abermals krähte der Hahn›*. Wieder hatte Rowohlt abgelehnt, List zugesagt. Doch als der Hahn flügge wurde, zu sehr für List, der schon um den Absatz seiner Schulbücher in Bayern bangte, erbat er ein Gutachten – und ausgerechnet bei Rowohlts einstigem Lektor. Prompt folgte ein Totalverriß, und List kündigte, auf Rückzahlung des Vorschusses verzichtend, den Vertrag.

Die kritische Kirchengeschichte verlegte 1962 Günther, dann, nach mehreren Auflagen, Rowohlt als Taschenbuch, darauf Econ wieder als Hardcover, eine zweite Taschenbuchlizenz erwarb Moewig[2], eine dritte gebundene Neuausgabe erscheint, zugleich mit diesem Band, bei Econ. *‹Abermals krähte der Hahn›* lag ursprünglich der Einfall GOTT GEHT IN DEN SCHUHEN DES TEUFELS zugrunde: eine Dokumentation aller Schandtaten des Christentums. Doch wurde etwas ganz anderes daraus: im wesentlichen eine frühchristliche Dogmen-, teilweise eine vergleichende Religionsgeschichte. Nur die letzten 100 Seiten näherten sich der anfänglichen Idee, und erst der Versuch, mich (1969/71) wegen «Kirchenbeschimpfung» zu kriminalisieren, brachte mich wieder auf GOTT GEHT IN DEN SCHUHEN DES TEUFELS zurück, und ich bot Rowohlt eine *‹Kriminalgeschichte des Christentums›* an. Rasche Zusage jetzt, Vertrag: das Buch sollte 220 Seiten Umfang haben und 1972 erscheinen.

Das Material jedoch, Notizen, Exzerpte, Kopien, schwoll an, ich folgte dem Anspruch, alles noch gründlicher, noch überzeugender zu machen, immer besser quellenkritisch abzusichern

auch – und wußte doch, je triftiger grade, desto giftiger die Diffamierung, noch über meinen Tod hinaus.

1972 war längst vergangen, inzwischen ‹*Das Kreuz mit der Kirche*›, meine Sexualgeschichte des Christentums, 1974 bei Econ erschienen (da Kindler, trotz Vorschuß, wieder verzichtet hatte); erschienen war auch meine umfangreiche Monographie päpstlicher Politik im Zeitalter der Weltkriege, ‹*Ein Jahrhundert Heilsgeschichte*›, 1982/83 bei Kiepenheuer & Witsch.

Nur Rowohlt drängte nie, bestand auch nicht mehr auf dem knappen Umfang der «Kriminalgeschichte», genehmigte mehrere Bände. Wirklich, Lektor Hermann Gieselbusch hatte für meine Heidenarbeit eine Engelsgeduld, und so verlegt nun doch Rowohlt den ersten Anstoß (und mein letztes Ärgernis) Gott geht in den Schuhen des Teufels, wenn auch erst, zum Vorteil immerhin des (neuen) Titels, dreißig Jahre danach.

Habent sua fata libelli.

Anmerkungen, Quellennachweise, Literaturverzeichnis, Personen- und Sachregister wird der Leser am Ende des zweiten Bandes finden, der die Darstellung der Antike abschließt. (Vgl. S. 9 und 11 – gemäß der «Bellman-Regel»: Sag's dreimal, und dir wird geglaubt.)

ÜBER DEN AUTOR

Deschner, Karlheinz, *23. 5. 1924
Bamberg.
D., Sohn eines Forstoberamtmanns, war nach dem Abitur von 1942–45 Soldat. Von 1947–51 studierte er Germanistik, Geschichte, Philosophie und Theologie und promovierte mit einer Arbeit über Lenau. Seit 1951 arbeitet er als freier Schriftsteller; lebt heute in Haßfurt. Er ist Mitglied des PEN-Clubs. – Neben einer regen Tätigkeit als Vortragender und als Publizist für Zeitschriften des In- und Auslands ist D. hervorgetreten als Herausgeber zahlreicher Sammelwerke, als Verfasser von Romanen, literarischen Streitschriften und kirchenkritischen Arbeiten. In seinen beiden Romanen verarbeitet er autobiographische Erlebnisse. So schildert er in *die nacht steht um mein haus* in intensiver Sprache die Verzweiflung des Ich-Erzählers über das eigene Ungenügen und die bereits wieder saturierte Bundesrepublik.

Bekannt wurde D. durch seine literaturkritischen Arbeiten *Kitsch, Konvention und Kunst* und *Talente, Dichter, Dilettanten*, in denen er vehement für verkannte Schriftsteller (u. a. Jahnn, Broch, Musil) eintrat und sich gegen die Überschätzung u. a. von Autoren der Gruppe 47 wandte. Seit dem Ende der 50er Jahre setzt sich D. in zahlreichen Werken mit der (katholischen) Kirche auseinander. Immer aufs neue prangert er in seinen äußerst materialreichen Arbeiten die Doppelmoral, Triebfeindlichkeit und politische Korrumpierbarkeit der Amtskirchen an. D. arbeitet z. Z. an einer mehrbändigen *Kriminalgeschichte des Christentums*.

W.: Romane: die nacht steht um mein haus, 1956 (bearb. 63); Florenz ohne Sonne, 58 (bearb. 73). – *Essays, theoretische Schriften:* Lenaus metaphysische Verzweiflung und ihr lyrischer Ausdruck, 51 (masch. Diss.); Kitsch, Konvention und Kunst, 57 (bearb. 80); Abermals krähte der Hahn. Eine kritische Kirchen-

geschichte von den Anfängen bis zu Pius XII., 62; Talente, Dichter, Dilettanten, 64; Mit Gott und den Faschisten. Der Vatikan im Bunde mit Mussolini, Franco, Hitler und Pavelić, 65; Kirche und Faschismus, 68; Der manipulierte Glaube. Eine Kritik der christlichen Dogmen, 71; Kirche des Un-Heils, 74; Das Kreuz mit der Kirche. Eine Sexualgeschichte des Christentums, 74; Der gefälschte Glaube, 80; Ein Papst reist zum Tatort, 81; Ein Jahrhundert Heilsgeschichte. Die Politik der Päpste im Zeitalter der Weltkriege, 2 Bde, 82/83. – *Herausgebertätigkeit:* Was halten Sie vom Christentum? 18 Antworten auf eine Umfrage, 57; Jesus-Bilder in theologischer Sicht, 66; Das Jahrhundert der Barbarei, 66; Wer lehrt an deutschen Universitäten?, 68; Das Christentum im Urteil seiner Gegner, 2 Bde, 69–71; Kirche und Krieg. Der christliche Weg zum ewigen Leben, 70; Warum ich aus der Kirche ausgetreten bin, 70; Warum ich Christ/Atheist/Agnostiker bin, 77 (mit Friedrich Heer und Joachim Kahl).

Artikel aus dem «Autorenlexikon deutschsprachiger Literatur des 20. Jahrhunderts», herausgegeben von Manfred Brauneck, Reinbek (Rowohlt) 1984

ro
ro
ro

«Deschner ist ein moderner Aufklärer, der noch immer der Vernunft vertraut und in der Entzauberung des Mythos vom seligen und seligmachenden Christentum nicht die Notwendigkeit eines neuen Mythos sieht. Dies unterscheidet ihn wohltuend von mancher modernen Kirchenkritik, die dann auf ein wie immer geartetes Christentum setzt. Deschner läßt hier keinen Ausweg.»

FRANKFURTER RUNDSCHAU

www.rororo.de

ISBN 978-3-499-19969-1

9 783499 199691

€ 16.99 (D)
€ 17.50 (A)

KARLHEINZ DESCHNER

Kriminalgeschichte des Christentums

BAND 2
DIE SPÄTANTIKE

Zu diesem Buch

Die sprichwörtlichen «Zustände wie im alten Rom» sind, das beweist Deschner in diesem Buch, charakteristisch für die Zustände in der römischen Kirche. Die spätantiken Grausamkeiten und Schurkereien christlicher Hirten und Herden werden bis heute von Kirchengeschichtlern vielfach beschönigt und verschwiegen. Die meisten «Laien» halten solche Verbrechensanhäufung in den ersten christlichen Jahrhunderten zunächst für schlicht unmöglich, dann für Untaten einzelner. Der Schock dieses Buches wird jeden Leser davon überzeugen, daß diese Verbrechen keine verzeihlichen Fehler einer ansonsten heiligen Kirche waren, sondern Wesenszüge einer verstaatlichten Religion.

Der Autor

DER AUTOR Karlheinz Deschner, geboren 1924 in Bamberg, im Krieg Soldat, studierte Jura, Theologie, Philosophie, Literaturwissenschaft und Geschichte. Seit 1958 veröffentlicht Deschner seine entlarvenden und provozierenden Geschichtswerke zur Religions- und Kirchenkritik. Der forschende Schriftsteller lebt in dem durchaus katholisch geprägten Frankenstädtchen Haßfurt am Main. Für seine Forschungen wurde er mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet.

Weitere im Rowohlt Taschenbuch Verlag erschienene Bände der «Kriminalgeschichte des Christentums»: Band 1 «Die Frühzeit» (rororo 19969), Band 2 «Die Spätantike» (rororo 60142), Band 3 «Die Alte Kirche» (rororo 60244), Band 4 «Frühmittelalter» (rororo 60344), Band 5 «9. und 10. Jahrhundert» (rororo 60556), Band 6 «11. und 12. Jahrhundert» (rororo 61131), Band 7 «13. und 14. Jahrhundert» (rororo 61511), Band 8 «15. und 16. Jahrhundert» (rororo 61670). Im Buchverlag sind erschienen: «Opus Diaboli», Reinbek 1987; «Die Politik der Päpste im 20. Jahrhundert», Reinbek 1991; «Oben ohne», Reinbek 1997; «Memento!», Reinbek 1999.

KARLHEINZ DESCHNER

Kriminalgeschichte des Christentums

Zweiter Band

DIE SPÄTANTIKE

Von den katholischen «Kinderkaisern»
bis zur Ausrottung der arianischen Wandalen und Ostgoten
unter Justinian I. (527–565)

Rowohlt Taschenbuch Verlag

5. Auflage Mai 2013

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Oktober 1996
Unveränderter, fotomechanischer Nachdruck
Copyright © 1988 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: any.way, Barbara Hanke
Die abgebildete Goldmedaille zeigt Kaiser Justinian I.,
den ersten Verwirklicher des Cäsaropapismus
(© The Fitzwilliam Museum Bridgeman Art Library)
Gesamtherstellung CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 60142 2

INHALT

1. Kapitel: Katholische Kinderkaiser 9

Die Teilung des Reiches – zwei katholische Zwangsstaaten entstehen 10 · Arcadius, Rufinus, Eutrop 14 · Der «heiße Sommer» 400 – Der hl. Johannes Chrysostomos und das Konstantinopeler Gotenmassaker 16 · Kopfjagden, Heiden- und «Ketzer»verfolgung 19 · Honorius, Stilicho, Alarich und erste Raubzüge germanischer Christen 21 · Der Einfall des Radagais, Stilichos Ermordung und weitere römisch-katholische Gotengemetzel 27 · Der Fall Roms (410) und Augustins Ausflüchte 34 · Kampf des Honorius gegen «Ketzer», Heiden und Juden 42 · Theodosius II. – Erfüller «aller Vorschriften des Christentums» 46 · Aggressive Judenfeindschaft im christlichen Osten 48 · Mord auf Mord im katholischen Westen 51

2. Kapitel: Der päpstliche Primat oder die «petra scandali». Triumph von Erschleichung und Machtgier 55

Weder hat Jesus das Papsttum errichtet noch war Petrus Bischof von Rom 56 · Aufenthalt und Tod Petri in Rom sind unbewiesen 58 · Das Märchen vom gefundnen Petrusgrab 61 · Die Entstehung der kirchlichen Ämter, der Metropoliten-, Patriarchensitze und des Papsttums 67 · Die gefälschte römische Bischofsliste 69 · Aufkommende Primatsansprüche 73 · Die ganze alte Kirche kannte keinen durch Jesus gestifteten Ehren- und Rechtsprimat des Bischofs von Rom 74 · Wie Bischöfe und Kirchenväter kannten auch die alten Konzilien keinen Rechtsprimat Roms 80 · Die Apiarius-Affäre 84 · Die Bestreitung des päpstlichen Primats dauerte bis in die Neuzeit fort 87

3. Kapitel: Erste Rivalitäten und Tumulte um den römischen Bischofssitz 93

Kampf des hl. Hippolyt gegen den hl. Kallist 94 · Kornelius contra Novatian 100 · Der «Marschall Gottes» und «Patron des Hornviehs» 105 · Aufruhr, Mord und Lügenkränze. Die Päpste Marcellinus, Marcellus, Militiades, Silvester und andere 106 · Von allerlei Blutvergießen und weiteren Blutzeugen. Das Felizianische Schisma 108 · Mörderpapst Damasus bekämpft Gegenpapst Ursinus und andere Teufel 111 · Wachsende Primatsansprüche unter Damasus 120 · Innozenz I., «die Spitze des bischöflichen Amtes», oder lauter Lügen? 124 · Eulalius gegen Bonifaz, «den apostolischen Gipfel» 129

4. KAPITEL: Der Kampf um die Bischofsstühle des Ostens im 5. Jahrhundert bis zum Konzil von Chalkedon 135

Randalierende Mönche und Theophils Frontwechsel 139 · Kirchenlehrer Hieronymus und Konsorten leisten Theophil «Schergendienste» gegen Kirchenlehrer Johannes 143 · Von der Demut eines Kirchenfürsten 147 · Kirchenvater Epiphanius, die Synode ad Quercum, Mord und Totschlag im Patriarchenpalast 149 · Die Niederbrennung der Hagia Sophia, das Ende des Johannes und der «Johanniter» 151 · Patriarch Kyrill tritt gegen Patriarch Nestorios an 156 · Die antiochenische und alexandrinische Theologenschule 159 · Der Kampf um die «Gottesmutter» beginnt 161 · Das Konzil von Ephesus 431 oder ein Dogma durch Bestechung 172 · Die «Union», ein fast unglaublicher Glaubenshandel, und Kyrills Gaunerstück mit dem Mönch Viktor 189 · Der hl. Kyrill als «Ketzer»-Verfolger und Initiator der ersten «Endlösung» 195 · Schenute von Atripe (ca. 348–466!) als Klostervorsteher 203 · Der hl. Schenute als Heidenbekämpfer – Rauben, Ruinieren und Morden 207 · Der eutychianische Streit 213 · Die «Räubersynode» von Ephesus 449 220 · Das Konzil von Chalkedon oder: «Wir schreien um der Frömmigkeit willen» 229 · Der 28. Kanon 239

5. KAPITEL: Papst Leo I. (440–461) 243

Leo I. predigt seinen Vorrang – und den Laien Demut 245 · Wer war dieser Leo? 248 · Der hl. Leo gegen den hl. Hilarius 250 · Papst Leo spricht dem Kaiser Unfehlbarkeit im Glauben zu und sich die Pflicht, den kaiserlichen Glauben zu verkünden 254 · Dafür: «Kriegsdienst tun unter Christus ...» 256 · Kollaboration zur Vernichtung der «Ketzer» unter «Hervorhebung der Menschenwürde» 257 · Leo I. als Verfolger von Pelagianern, Manichäern und Priscillianisten und als Prediger der Feindesliebe 263 · Leo «der Große» verteufelt die Juden 271 · Die «Sternstunde der Menschheit» 274

6. KAPITEL: Der Krieg in den Kirchen und um die Kirchen bis zu Kaiser Justin (518) 281

Der Osten steht in hellen Flammen oder: «... der Teufel, du und Leo» 282 · Papst Leo hetzt gegen die christlichen «Teufel» des Ostens 288 · Auch unter Kaiser Leo I. fordert Papst Leo fortgesetzt Gewalt gegen «die Verbrecher» und verwirft jede Verhandlung 290 · Glaubensschlachten zwischen Christen 294 · Papst Hilarus, Kaiser Anthemius und christliche Räuber-Regenten-Grotesken 297 · Papst Simplicius hofiert Thronräuber Basiliskos und Kaiser Zenon 301 · Das Henotikon – ein religiöser Einigungsversuch, durch Rom bekämpft, spaltet Reich und Christenheit noch tiefer 305 · Das Akakianische Schisma beginnt – und kirchlicher Hochverrat 309 · Theoderich erobert

Italien oder «Wo ist Gott?» 316 · Kollaboration mit der «ketzerischen» Besatzungsmacht 321 · Kaiser Anastasios und Papst Gelasius treten in den Ring 324 · Die Zwei-Gewalten-Lehre oder der Staat als Büttel der Päpste 329 · Papst Gelasius bekämpft die «Pestilenz» von Schismatikern, «Häretikern» und Heiden 332 · Ein Friedenspapst regiert nicht lang 336 · Das Laurentianische Schisma, Straßenkämpfe und Kirchenschlachten 337 · Die Symmachianischen Fälschungen 341 · «Kampffrontenstellung: Gotenreich und Rom gegen Byzanz» 345

7. KAPITEL: Justinian I. (527–565). Der Theologe auf dem Kaiserthron 353

Umsturz unter Justin I. (518–527) oder vom Schweinehirten zum katholischen Kaiser 354 · Verfolgung der Monophysiten unter Justin I. 358 · Der libellus Hormisdae 360 · Rom geht von Ravenna zu Byzanz über 364 · Frühe Kreuzzüge oder allerlei arabisch-äthiopische Heilsgeschichten 367 · Kaiser Justinian – Beherrscher der Kirche 369 · Justinian eifert der Demut Christi nach, ordnet «die Kriege gut und die geistlichen Angelegenheiten ...» 371 · Privilegierung der Bischöfe und Schröpfung der Laien 373 · Theodora – Geliebte von Hausburschen, Patriarchen (?) und Gemahlin des Kaisers 378 · Der Nika-Aufstand 383 · Kaiser Justinian verfolgt andersgläubige Christen, «auf daß sie im Elend erliegen ...» 385 · Für Heiden «eine Art Inquisitionsverfahren» 389 · Für Juden «ein Schicksal der Schande ...» 391 · Justinians Ausrottung der Samaritaner 394 · Die Wandalen oder «Gegen die, denen Gott zürnt ...» 398 · Der Arianer Geiserich verfolgt die Katholiken 403 · Hunerich und der arianische Klerus enteignen, verbannen und massakrieren 409 · Der katholische Klerus will «eine Art Kreuzzug» gegen die Wandalen 415 · «... wir bringen euch Frieden und Freiheit!» 417 · Päpstliche Glückwünsche für die «Ausbreitung des Gottesreiches» oder «Sie alle waren Bettler» 422 · Von der «großen Treibjagd auf die Goten» und mancherlei am Rande 424 · Der große Profiteur des Infernos: die römische Kirche 438 · West-östliche Schmierenstücke oder Mörderpapst Vigilius (537–555) 446

ANHANG

Anmerkungen zu: Kriminalgeschichte des Christentums. Erster Band. Die Frühzeit; rororo sachbuch 9969 459 · Anmerkungen zum zweiten Band 537 · Benutzte Sekundärliteratur 588 · Abkürzungen 640 · Register 649

Gewidmet besonders meinen Freunden Alfred Schwarz und Herbert Steffen sowie allen, deren selbstlosen Beistand ich, nach dem steten meiner Eltern, dankbar erfuhr:

Wilhelm Adler
Prof. Dr. Hans Albert
Lore Albert
Klaus Antes
Else Arnold
Josef Becker
Karl Beerscht
Dr. Wolfgang Beutin
Dr. Otto Bickel
Prof. Dr. Dieter Birnbacher
Dr. Eleonore Kottje-Birnbacher
Kurt Birr
Dr. Otmar Einwag
Dr. Karl Finke
Franz Fischer
Kläre Fischer-Vogel
Henry Gelhausen
Dr. Helmut Häußler
Prof. Dr. Dr. Norbert Hoerster
Prof. Dr. Walter Hofmann
Dr. Stefan Kager und Frau Lena
Hans Kalveram
Karl Kaminski und Frau
Dr. Hedwig Katzenberger
Dr. Klaus Katzenberger
Hilde und Lothar Kayser
Prof. Dr. Christof Kellmann
Prof. Dr. Hartmut Kliemt
Dr. Fritz Köble
Hans Koch
Hans Kreil
Ine und Ernst Kreuder
Eduard Küsters
Robert Mächler
Jürgen Mack
Volker Mack
Dr. Jörg Mager
Prof. Dr. H. M.
Nelly Moia
Fritz Moser
Regine Paulus
Arthur und Gisela Reeg
Hildegunde Rehle
M. Renard
German Rüdel
Dr. K. Rügheimer u. Frau Johanna
Heinz Ruppel und Frau Renate
Martha Sachse
Hedwig und Willy Schaaf
Friedrich Scheibe
Else und Sepp Schmidt
Dr. Werner Schmitz
Norbert Schneider
Alfred Schwarz
Dr. Gustav Seehuber
Dr. Michael Stahl-Baumeister
Prof. Dr. Dr. Dr. h.c.
Wolfgang Stegmüller
Almut und Walter Stumpf
Artur Uecker
Dr. Bernd Umlauf
Helmut Weiland
Klaus Wessely
Richard Wild
Lothar Willius
Dr. Elsbeth Wolffheim
Prof. Dr. Hans Wolffheim
Franz Zitzlsperger
Dr. Ludwig Zollitsch

1. KAPITEL

KATHOLISCHE KINDERKAISER

«Diese Herrscher folgten dem Beispiele des großen Theodosius».
Kirchenhistoriker Kardinal Hergenröther[1]

«Auch die Kaiser waren fromme Katholiken». Peter Brown[2]

«Die Welt geht unter». Der hl. Hieronymus[3]

Die Teilung des Reiches – zwei katholische Zwangsstaaten entstehen

Im Jahr von Augustins Bischofsernennung (395) war Kaiser Theodosius I. in Mailand gestorben. Führende Kleriker hatten ihn fortgesetzt gegen Heiden, Juden, «Ketzer», auch gegen äußere Reichsfeinde gehetzt, die hl. Ambrosius und Augustin ihn hochgepriesen. Und schon im 5. Jahrhundert gaben kirchliche Kreise dem Mann, der Blut vergießen konnte wie Wasser, den Beinamen «der Große».

Nach seinem Tod wurde das Römische Reich unter seinen zwei Söhnen geteilt. Das Weströmische endete bereits 476, das Oströmische bestand, als Byzantinisches Reich, bis 1453.

Ideell zwar dauerte die Einheit fort. Manche Gesetze erschienen im Namen beider Regenten, im Alleingang erlassene bekamen oft da und dort Rechtskraft. Doch bildete sich allmählich eine immer größere Entfremdung heraus. Politisch führte jede Reichshälfte ein Sonderdasein, und die früh aufkommende Konkurrenz trug zur gegenseitigen Machtminderung bei. Auch kulturell differierte man je länger desto mehr. Im Westen spricht man bald kaum noch Griechisch, im Osten tritt das Lateinische, wiewohl weiter Amtssprache, immer deutlicher hinter dem Griechischen zurück. Noch unter Theodosius' Söhnen beginnen die Auseinandersetzungen, wobei Germanen schon eine wesentliche Rolle spielen. Im Osten wechseln die faktischen Machthaber rasch. Im Westen leitet über ein Jahrzehnt der mit Serena, Theodosius' Nichte, vermählte Stilicho die Staatsgeschäfte.[4]

Niemals mehr seit dieser Teilung vereinte ein einziger Monarch

das Reich unter sich. In Konstantinopel regierte der siebzehnjährige Arcadius (395–408) über den Osten – noch immer ein riesiges Gebiet: das ganze spätere Rumänien, Serbien, Bulgarien, Makedonien, Griechenland, ferner Kleinasien mit der Halbinsel Krim, Syrien, Palästina, Ägypten, das untere Libyen und die Pentapolis. In Mailand gebot der elfjährige Honorius (395–423) über den noch größeren, reicheren, politisch jedoch nicht gleichermaßen wichtigen Westen.

Beide «Kinderkaiser», von der Kirche gegängelt und wegen ihrer Frömmigkeit gerühmt, führten die Religionspolitik ihres Vaters fort. Hatte dieser allein die «Ketzerei» – eines seiner Hauptangriffsziele – mit mehr als zwanzig Verfügungen bekämpft, stützten seine Söhne und deren Nachfolger den Katholizismus durch eine Fülle weiterer Gesetze. Sie förderten ihn religiös, juristisch, finanziell, sie mehrten seinen Besitzstand, sie befreiten den Klerus von gewissen Ämtern, einigen Steuern, vom Militärdienst. Kurz, die schon bei Theodosius bestehende Identifizierung des Herrschers mit der Sache der Orthodoxie wird jetzt geradezu geläufiges «Repertoire» (Anton).[5]

Dabei terrorisierte dieser katholische Bekenntnisstaat stets mehr und mehr Andersgläubige, wenn es auch noch immer Heiden selbst in Spitzenpositionen gab; fünf Heiden, soviel man weiß, unter Arcadius, vierzehn unter Honorius – kein eigentlicher Akt der Toleranz: man brauchte die seit langem in hohen Ämtern bewährten Altgläubigen noch. Erst während des 5. Jahrhunderts, besonders unter Theodosius II., ändert sich dies. Vorerst jedoch unterdrückte man weniger den einzelnen Andersgesinnten – auch Arianer waren noch Führungskräfte (vier, soweit bekannt, unter Arcadius, einer unter Honorius) – als die Institution, trieb man im allgemeinen weniger eine prochristliche Personal-, als eine sehr christenfreundliche Religionspolitik, kurz eine Politik mit «tolérance pour les personnes, intolérance pour les idées» (Chastagnol). Die «Römische Reichskirche» aber, die im Laufe des 4. Jahrhunderts entstand, stellte sich dafür noch entschiedener auf die Seite des sie fördernden Staates. Sie betet für ihn, verkündet, seine Gewalt sei

von Gott, sie sichert ihn sozusagen metaphysisch ab: der alte Handel von Thron und Altar.[6]

Zwar war gerade in der ältesten Christenheit der Welthaß weit verbreitet, wurde der Staat im Neuen Testament «große Hure» und «Greuel der Erde» genannt, der Kaiser früh als Diener des Teufels betrachtet. Doch gab es seit Paulus auch eine staatsfreundliche, sich bewußt anpassende und immer mehr durchsetzende Richtung; schrieb Irenäus: «Nicht der Teufel verteilte die Königreiche dieser Welt, sondern Gott»; beteuerte Tertullian: «Die Christen sind niemands Feinde, am wenigsten des Kaisers»; versicherte nach Anerkennung des Christentums durch Konstantin Kirchengeschichtsschreiber Bischof Euseb, «welch liebevolle Aufnahme sich die Leiter der einzelnen Kirchen bei allen Zivil- und Militärbeamten erfreuten»; wußte der hl. Johannes Chrysostomos, Gott habe zunächst zwar «nur *eine* Herrschaft» angeordnet, «die des Mannes über das Weib», dann aber auch «andere Gewalten», nämlich «Fürsten und Obrigkeiten», wobei Gott wollte, «daß der eine Teil herrsche, der andere gehorche; daß die Herrschaft monarchisch und nicht demokratisch sei», auch daß man Fürsten und Untertanen, Reichen und Armen, jeweils ganz anders gegenübertreten, den einen sich «anbequemen» müsse, den andern nicht! Kurz, mit fliegenden Fahnen war man zu den Machthabern geeilt. Und nur wenn sie der Kirche widerstrebten, galt und gilt noch heute: Du sollst Gott mehr gehorchen als den Menschen ... «Gott», wie immer wiederholt werden muß, das waren, das sind sie – nicht theoretisch natürlich, aber in praxi.[7]

In Ost und West zeigten die christlichen Regierungszentren das gleiche Bild: unaufhörlich Hofkabalen, Machtkämpfe, Ministerkrisen und Morde. Die katholischen «Kinderkaiser» – Arcadius, Honorius, dann auch Valentinian III. und Theodosius II. – waren unselbständige, keiner Entscheidung fähige gekrönte Nullen, umschwirrt von habgierigen Hofschranzen, Großwürdenträgern, germanischen Generalen und nicht zuletzt Eunuchen. Mit dem persönlichen Wohl der Majestäten betraut, umgeben die Kastraten sie ständig, ja, ihr oberster, der Palastkämmerer, obwohl oft auf dem Sklavenmarkt gekauft, konkurriert häufig mit den höch-

sten Reichsbeamten und gibt unter unbedeutenden Potentaten nicht selten politisch sogar den Ton an. Gelegentlich aber fungiert auch mancher Magister officiorum als eigentlicher Reichsregent, im Westen Olympius, im Osten Helio, Nomus und Euphemius, liegt die «große» Politik auch in den Händen der magistri militum, der an allen Fronten, mitunter auch gegeneinander kämpfenden Reichsfeldherren; teils Germanen, bei der Verteidigung der Grenzen allmählich unentbehrlich: Stilicho im Westen, Aspar im Osten; teils Römer: Aëtius, Bonifatius. Bonifatius fällt gegen Aëtius; Aëtius, Aspar, Stilicho werden ermordet. Nicht zu unterschätzen – wie so oft in Zeiten des «Verfalls»: als verfielen sie nicht alle! – einige Frauen des Kaiserhauses: im Osten Pulcheria, Eudokia, Eudoxia, im Westen Galla Placidia.[8]

Hinter den Frauen aber (doch nicht nur *hinter* ihnen und nicht nur hinter *ihnen*) stand ein intriganter Klerus, bei dem hohe Funktionäre, die um ihre Stellung bangten, durch neue «Ketzer»-Erlasse gern Rückhalt suchten. Auch griffen die Bischöfe schon im 4., mehr noch im 5. Jahrhundert fortgesetzt in die Aufgaben der Reichsbeamten ein, maßten sich deren Befugnisse an, verstanden es vor allem, den Umfang der kirchlichen Gerichtsbarkeit, die episcopalis audientia, das episcopale iudicium, die oberhirtlichen «Schlichterfunktionen», immer mehr auszudehnen, ohne freilich die staatlichen Gerichte verdrängen zu können, zumal man die bischöflichen gewöhnlich doch lieber mied und, vielsagend genug, ein anderes Gericht vorzog. In den germanischen Ländern bürgerte sich das klerikale Schiedsrichteramt überhaupt nicht ein. Grundsätzlich indes konnte bereits seit Konstantin I. in einem Zivilprozeß jeder zum Bischof gehn, wenn auch umstritten ist, ob das bischöfliche dem weltlichen Verfahren als gleichwertig galt. All dies aber zerrüttete die ohnehin verwahrloste Verwaltung noch mehr. Es entstand ein christlicher Zwangsstaat, der schließlich im Westen weniger durch die einbrechenden «Barbaren» als durch sich selbst zerstört, weniger von der Kirche gefestigt als – gewiß nicht der einzige Grund des Debakels – fortwährend ausgehöhlt, ruiniert und zuletzt auch beerbt worden ist.[9]

Arcadius, Rufinus, Eutrop

Arcadius schon 383, als Kind, Augustus, 384 selbständiger Regent des Ostens, wurde erst durch seine Mutter Aelia Flaccilla, eine strenge Katholikin, erzogen, dann durch den Diakon Arsenius aus Rom. Obwohl nicht ungebildet – selbst ein Heide, Themistios, Präfekt Konstantinopels, hatte ihn unterrichtet –, hing der Monarch stets von Beratern ab, auch von seiner Frau Aelia Eudoxia (Mutter der hl. Pulcheria und des Theodosius II.), einer entschiedenen Antigermanin, die Arcadius auch gegen Altgläubige und «Ketzer» trieb, überhaupt seine Innenpolitik weitgehend lenkte. Bereits am 7. August 395 rügte der siebzehnjährige Kaiser die Nachlässigkeit der Behörden bei der Verfolgung der Götterkulte.[10]

Vor allem jedoch war der junge Fürst beim Tod seines Vaters in die Hand des Galliers Flavius Rufinus geraten, seines Vormunds.

Der Praefectus praetorio Orientis, von den meisten Kirchengeschichten gar nicht erwähnt, soll Theodosius, dem Förderer seiner Karriere, zu dem Blutbad von Thessalonike geraten haben, einem der scheußlichsten, durch Augustinus widerlich verklärten Massaker der Antike (I 445 ff). Rufin von Aquitanien, Bruder der hl. Jungfrau Silvia, war «ein fanatischer Christ» (Clauss). Er brach den Kontakt mit den Heiden Symmachus und Libanios ab. Er baute die Apostelkirche in Chalkedon und bereicherte sie mit (angeblichen) Reliquien des Petrus und Paulus aus Rom. Er gründete, unmittelbar benachbart, ein Kloster für ägyptische Mönche. Er brillierte durch Spenden für die Kirche ebenso wie durch sein scharfes Verfechten der «Rechtgläubigkeit» gegen Heiden und «Ketzer». Die Bischöfe umschmeichelten ihn. Kein Geringerer als Ambrosius, Heiliger und Kirchenlehrer, nannte ihn Freund, gestand freilich auch, wie sehr man Rufin hasse und fürchte.

Zunächst verdrängte er seinen Nebenbuhler bei Hof, den Heermeister und ehemaligen Konsul Promotos, einen Heiden, durch Strafversetzung zu seinem Truppenteil, worauf er ermordet

wurde, was man allgemein Rufin zuschrieb. 392 sorgte er für den Sturz des Praefectus praetorio Tatian, eines hochgebildeten Heiden, und trat selbst an dessen Stelle. Am 6. Dezember 393 ließ er Tatians Sohn Proculus, Stadtpräfekt Konstantinopels, so rasch (vor den Augen des Vaters) enthaupten, daß ihn die Begnadigung des Kaisers nicht mehr erreichte. Tatian selbst beraubte er seines Vermögens und jagte ihn als Bettler ins Exil. Auch die Ermordung des Lucian, wohl 395, eines Christen und überraschend rechtlich denkenden Mannes, dessen Güter Rufin kassiert hatte, war sein Werk. Nach der Beschwerde eines kaiserlichen Verwandten ließ er Lucian mitten in der Nacht in Antiochien, seinem Amtssitz, verhaften und ohne jede Anklage vor seinen Augen mit Bleikugeln zu Tode peitschen. Auf jede Weise bereicherte sich der Freund der Pfaffen an Reich und Arm. Er verschacherte Ämter an Meistbietende, verkaufte Staatssklaven, begünstigte Denunzianten, falsche Anklagen, zeigte sich bei Prozessen bestechlich und hortete so unermeßliche Schätze, daß Symmachus, damals der bedeutendste Repräsentant traditionsbewußten Römertums, von einem «Weltraub» spricht. Neben seiner Habgier, auch durch den Dichter Claudian besonders gegeißelt, nennen die antiken Historiker Rufin hochmütig, grausam, verdorben, feig. Auch die Feindschaft zwischen Ost- und Westrom soll er begründet haben. Und schließlich suchte er durch die angestrebte Vermählung seiner Tochter mit Arcadius das ganze Reich zu ergattern.[11]

Doch gerade als Rufin sich die Mitregentschaft erhoffte, verlor er selbst den Kopf. Alle Pläne nämlich durchkreuzte sein erbittertster Feind, der alte Eunuch und Minister Eutrop, ein auf dem Sklavenmarkt gekaufter, seit früher Jugend kastrierter, de facto das Ostreich regierender Syrer, von dem es hieß, er lenke den stumpfsinnigen Kaiser «wie ein Stück Vieh» (Zosimus). Vielleicht konspirierend mit Stilicho ließ Eutrop im November 395 unter den Augen des Herrschers gotische Truppen auf Konstantinopels Paradefeld Rufin zu einem unförmigen Klumpen zerstechen: das Gesicht zerfleischen, die Augen ausreißen, den Körper zerstückeln; dann wanderte sein Kopf auf einer Lanze durch die Stadt. Schließlich raubte Eutrop größtenteils Rufins selber zu-

sammengeraubtes Vermögen. Auch sonst trat er fast in jeder Hinsicht sein Erbe an, durch ungeheure Habsucht, Herrschgier, willkürliche Verbannungen, Konfiskationen, Erpressungen, Intrigen, ohne freilich im allgemeinen grausam zu sein.[12]

Allmählich aber verdarb es Eutrop mit allen, mit den Grundherrn, der streng katholischen Kaiserin und mit der Kirche, deren Privilegien er zugunsten des Staates beschnitt. Er betrieb die Beschränkung ihres Asylrechts und der bischöflichen Gerichtsbarkeit. 398 zum Patricius, 399 (als erster Eunuch) zum Konsul ernannt, fiel er im selben Jahr noch in Ungnade. Und kein anderer als der hl. Chrysostomos, der Eutrop den Patriarchenstuhl verdankte (S. 138), erklärte jetzt dem in die Kathedrale Geflüchteten in pfäffisch-zweideutiger, doch berühmter Predigt, er habe dem Klerus «unrecht getan». «Du kämpfst gegen die Kirche und stürzest dich selbst in den Abgrund» – wobei der Heilige den Eunuchen aber nicht «schmähen», «verhöhnen», nicht sich «über sein Unglück lustig» machen wollte. Kurz darauf schimpfte Arcadius den von ihm gerade erst mit Ehren Überschütteten in einem Strafedikt den «Schandfleck des Jahrhunderts», «ein schmutziges Ungeheuer». Er verbannte Eutrop nach Cypern, und 399 ließ er ihn, unter der ungerechten Anklage, sich Insignien des Kaisers angemaßt zu haben, in Chalkedon liquidieren. (Die übliche Form der Exekution war Enthauptung oder Erwürgen.)[13]

DER «HEISSE SOMMER» 400 – DER HL. JOHANNES CHRYSOSTOMOS UND DAS KONSTANTINOPELER GOTENMASSAKER

Inzwischen hatte sich der im römischen Heer rasch aufgestiegene General Gainas, ein Gote und Arianer, an die Spitze gespielt. Er war 394 am Krieg gegen Eugenius, 395 am Feldzug des Stilicho gegen Alarich, darauf an der Ermordung des Rufinus beteiligt und von 396 bis 399, sozusagen unter Eutrop, comes et magister utriusque militiae. Eines Tages wurden Gainas die Führer der

germanenfeindlichen Partei, seine größten Gegner, ausgeliefert, der Konsul Aurelian, der Konsular Saturnius und der Geheimschreiber Johannes. Der Gote aber berührte sie nur mit dem Schwert, offenbar um anzudeuten, sie hätten den Tod verdient, und schickte sie dann ins Exil.[14]

Nach einer unglücklichen Operation 399 gegen einen aufständischen Stammesgenossen, den Goten Tribigild, geriet Gainas jedoch ins Zwielicht. Auch hatte sich in Konstantinopel, als Reaktion auf gotische Beutezüge, Brandschatzungen, allerlei Demagogie, eine rigorose nationale Richtung entwickelt, ein ausgeprägter Antigermanismus, «in erster Linie von strenggläubigen Christen getragen» (Heinzberger). Das durch Gerüchte aufgehetzte Volk haßte die Germanen ohnedies, die «Barbaren» und arianischen «Ketzer», die sogar eine eigene Kirche in der Hauptstadt beanspruchten. Gainas hatte deshalb einen scharfen Disput mit dem Patriarchen Chrysostomos, der die Goten eifrig zu «bekehren» suchte, katholischen Goten auch ein eigenes Bethaus, die Pauluskirche, zuwies und derart «Begründer einer ‹deutschen› Nationalkirche in Konstantinopel» wurde (Katholik Baur).

Arianische Gottesdienste aber verbat sich der Bischof strikt. Er protestierte beim Kaiser gegen Gainas' Forderung nach einer eignen Kirche. Er wetterte wider die Arianer und sonstigen «Ketzer». Er beschwor den von Eudoxia, der fanatischen Antigermanin – seit 400 Augusta –, beherrschten Herrscher, doch nicht zu dulden, das Heilige den Hunden vorzuwerfen. Es sei besser, den Thron zu verlieren als das Gotteshaus zu verraten – man vergleiche die so ähnlichen Ratschläge seines Kollegen Ambrosius (I 410 ff, 422 f, 429 f)! Die bischöfliche Intervention ermutigte die Bürger, mit denen es schon vordem Konflikte gegeben. Sie rebellierten im «heißen Sommer» des Jahres 400, sicher mitbedingt durch den Fremdenhaß, die völkische Verschiedenheit. «Entscheidend aber war der Glaubensgegensatz; das Blutbad bricht bezeichnenderweise aus, als Gainas für seine arianischen Goten die Freigabe einer Kirche verlangt» (Aland).

Die nationale Partei hatte die Bürger bewaffnet und griff, gemeinsam mit der römischen Garnison und Palastwache, die

gotische Minderheit an. Gainas rettete sich und einen Teil seiner Truppen in der Nacht zum 12. Juli 400 durch den Sturm auf ein Stadttor. Doch viele seiner Soldaten wurden noch am selben Tag, samt Frauen und Kindern, entweder niedergemetzelt oder in der «Gotenkirche», wo sie Zuflucht gesucht, mit der Kirche verbrannt: alles in allem angeblich über 7000 Menschen. Es geschah «auf Betreiben des Bischofs Chrysostomos» (Ludwig), vielleicht aber mehr noch des nachmaligen Bischofs Synesios. Seine Auslassungen als Gesandter sind typisch für den Antigermanismus in Konstantinopel. Dabei wurde das Ansehen des hl. Chrysostomos «in diesen Wirren gestärkt»; freilich nicht, weil er, wie Katholik Stockmeier meint, «über den Parteien», sondern weil er auf der Seite der Sieger stand. Die Katholiken, die den offenen Kampf scheuten, entfernten das Kirchendach und massakrierten die «Barbaren» durch Steinhagel und brennende Balken bis zum letzten Mann. (34 Jahre zuvor hatte sich dies Verfahren bereits in Rom beim Kampf zweier Päpste bewährt: S. 114.) Nach der Schlacht sandte man Dankgebete zum Himmel, und Chrysostomos pries predigend einmal mehr jenen, der alles Menschenlos lenke.[15]

Der flüchtige Gainas, nun offiziell Staatsfeind, schlug sich durch Thrakien, um jenseits der unteren Donau zu seinen Landsleuten zu kommen. Doch nach der Vernichtung seines Heeres beim Überschreiten des Hellespont wurde er am 23. Dezember 400 von dem hunnischen Häuptling Uldin, den die Regierung gekauft, erschlagen und sein Kopf Anfang des folgenden Jahres nach Konstantinopel geschickt, wo im Winter 401/402 wieder Aurelianus als Praefectus praetorio Orientis fungierte.[16]

Kopfjagden, Heiden- und «Ketzer»verfolgung

Die Häupter gefallener Feinde besah die Christenheit gern; die Regierenden erbauten sich daran und die Regierten. Es war üblich, die Köpfe bestrafter Prominenz durchs Reich zu schicken, als Siegestrophäen aufzupflanzen. «Töten» nennt Mark Twain den «Hauptehrgeiz des Menschengeschlechtes und das früheste Ereignis seiner Geschichte – aber nur die christliche Kultur hat einen Triumph erreicht, auf den sie stolz sein kann. In zwei, drei Jahrhunderten wird anerkannt werden, daß die fähigen Kopfjäger alle Christen sind ...»[17]

Schon Konstantin, der erste christliche Regent, ließ 312 nach der Schlacht an der Milvischen Brücke den abgetrennten Kopf des Kaisers Maxentius beim Triumphmarsch durch Rom mit Steinen bewerfen, mit Kot und bis Afrika tragen (I 223). Auch der Kopf des Usurpators Iulius Nepotianus, der vermutlich im Auftrag Konstantinopels rebellierte, wurde im Jahr 350, bereits am 28. Tag seiner Herrschaft, durch Rom geführt. Drei Jahre darauf konnte man das Haupt des Usurpators Magnentius (I 309 ff) in vielen Provinzen des Reiches bewundern. Als christliche Siegeszeichen dienten auch die Köpfe des Prokop, eines Verwandten Kaiser Julians, im Jahr 366 (I 349), des Magnus Maximus 388, des Eugenius 394 (I 458). Zur Schau gestellt wurden Ende des 4. oder im frühen 5. Jahrhundert die Häupter von Rufin, Konstantin III., Jovinus, Sebastianus, gelegentlich sogar die Köpfe von Verwandten mißliebiger Leute.[18]

Neben ihrer gotenfeindlichen Politik waren die Regierungen des Arcadius wie des Honorius durch Heiden- und «Ketzer»verfolgung gekennzeichnet, die entsprechenden Maßnahmen noch heftiger als die ihres Vaters, den immerhin 388 in Emona, seinerzeit zu Italien gehörig, noch heidnische Priester im Ornat begrüßt hatten.[19]

Schon im Jahr ihres Machtantritts drohen die neuen Herren rückfälligen Christen eine verschärfte Anwendung der bisherigen Erlasse, und Beamten, die sie mißachten, die Todesstrafe an. 396 werden alle Privilegien und Einkünfte, die Tempelpriester noch

hatten, annulliert und heidnische Feste verboten. 399 erfolgt der Befehl zum Abbruch ländlicher Tempel – das erste Gesetz zu ihrer Zerstörung. Das ruinierte Material verschwindet beim Bau von Wegen, Brücken, Wasserleitungen, Mauern. Städtische Adoratorien überläßt man der Öffentlichkeit. Kunstwerke waren zwar geschützt, doch respektierten Bischöfe und Mönche sie selten. Alle Altäre mußten vernichtet, noch vorhandene Götterstatuen entfernt werden. Nicht nur im Kult wurden sie untersagt, sondern sogar ihre Aufstellung in Bädern: durch Arcadius 399, durch Honorius 408 und 416, nachdem ein Gesetz zur endgültigen Konfiskation aller Götterbilder offenbar so wirkungslos geblieben war wie manch früheres.[20]

Die Erlasse, im Namen beider Kaiser ergangen, hatten für beide Reichshälften Geltung, doch war man bei ihrer Vollstreckung im Westen milder und beschränkte sich hauptsächlich auf frühere Verfügungen.[21]

Selbstverständlich bekämpften beide Herrscher erst recht heterodoxe Christen, sei es, daß sie alte Gesetze wieder einschärften, sei es, daß sie neue erließen.

Um die Wende zum 5. Jahrhundert bedrohten sie «Häretiker» mit Konfiskation des Vermögens, Ausweisung oder Exil. Auch Kinder, die sich der Bekehrung widersetzten, verloren Hab und Gut. Nichtkatholische Christen mußten ihre Kirchen den «Rechtgläubigen» geben. Sie durften keine neuen bauen, nicht Privathäuser für Kultzwecke benutzen, nicht Versammlungen und Gottesdienste anberaumen, weder öffentlich noch geheim, auch keine Geistlichen bestellen. Man entzog «Ketzern» die bürgerliche Rechtsfähigkeit, untersagte ihnen, sich Christen zu nennen, Testamente zu machen oder aufgrund von Testamenten zu erben. Und 398 setzte man auf «Häresie» die Todesstrafe, anfangs nur den stets am schlimmsten verfolgten Manichäern vorbehalten. All diese Unterdrückungs- und Ausrottungsversuche aber veranlaßte gewöhnlich die «Großkirche».[22]

Honorius, Stilicho, Alarich und erste Raubzüge germanischer Christen

Für den beim Tod seines Vaters erst elfjährigen weströmischen Kaiser Honorius (395–423) regierte zunächst – von Theodosius noch auf dem Sterbebett bestimmt – der Halbwandale und Reichsfeldherr (Magister militum) Flavius Stilicho.

Der Sohn eines wandalischen Offiziers, der unter Valens ein Reiterregiment befehligte, war Katholik, seine Religionspolitik jedoch Schwankungen unterworfen. So ließ er die Goldverzierungen von den Türen des kapitolischen Jupitertempels reißen, die uralten sibyllinischen Bücher verbrennen, nach Einmischung Augustins die «Ketzer», besonders die Donatisten, gesetzlich belangen und die Privilegien der Kirche erneuern. Andrerseits hat Stilicho die Statue der Victoria (I 421 ff) wieder zugelassen oder, aus Gründen der Staatsraison, einzelne Heiden begünstigt, sie etwa für die Stadtpräfektur Roms favorisiert. Es gab immer noch Göttergläubige, denen man Konzessionen machte, um sie dem christlichen Kaiserhaus zu verbinden, das ja auch des Senats bedurfte als Gegengewicht zur Autorität Konstantinopels. Geschickt befriedigte man so den Ehrgeiz prominenter Heiden durch das traditionsreiche Amt eines römischen Stadtpräfekten, hielt sie aber zugleich von politisch entscheidenden Stellungen fern.[23]

Seit 384 war Stilicho mit Theodosius' Nichte Serena vermählt, einer glaubenseifrigen, energischen Frau, die am Hof des Honorius, den sie als Kind betreut hatte, beträchtliche Geltung gewann. Mit dem Kaiser verheiratete Stilicho 398 seine Tochter Maria, nach deren Tod 408 ihre jüngere Schwester Thermantia, was seinen Einfluß auf den lebenslang von anderen abhängigen Herrscher noch verstärkte.[24]

Zur Zeit Stilichos erfolgte der Ansturm der Westgoten (I 405 ff) auf Italien, eines Germanenstammes, der dem Christentum besonders früh erlag. Wurden die Goten ja überhaupt die wichtigsten Missionare der germanischen Völker. Doch waren die meisten der seit Mitte des 4. Jahrhunderts in die Donauprovinzen,

vor allem in Pannonien und Mösien (wo schon vordem «Bischofssitze» bestanden), einströmenden «Barbaren» bald keine Heiden mehr, sondern Arianer. Nach Kirchenhistoriker Sokrates haben die Goten unter dem Eindruck ihrer Niederlage durch Konstantin, das heißt bezwungen durch das Schwert, «zuerst der Religion des Christentums geglaubt». Immer wieder – 315, 323, 328 – waren sie von diesem machtgeilen Despoten bekriegt und stets von neuem besiegt worden (I 247 f), besonders schwer 332, wobei man ihre Toten, viele Frauen anscheinend darunter, Kinder, auf hunderttausend schätzte. Auch die jüngste Forschung nimmt an, Konstantins Schlachterfolge und die politische Bindung der Goten ans Römerreich habe ihrem Christentum «Auftrieb» gegeben. Bewahrheitet sich doch immer wieder seitdem Theodorets, des Bischofs, des Kirchenvaters, denkwürdiges Diktum: «Die geschichtlichen Tatsachen lehren, daß uns der Krieg größeren Nutzen bringt als der Friede».[25]

Nach ihrer Vernichtung des Valens 378 bei Adrianopel (I 413 f) hatten die Goten, verstärkt durch Hunnen und Alanen, das Oströmische Reich überschwemmt. Doch dann verbündete sich Alarich I., der Begründer des westgotischen Königtums, mit Kaiser Theodosius, und 394, in der Schlacht am Frigidus gegen Eugenius (I 456 ff), entrichtete das starke Aufgebot der Westgoten den höchsten Blutzoll, angeblich 10 000 Tote, was den Verdacht erweckte, Theodosius habe sie absichtlich geopfert.

Gleich nach dessen Tod schickte Stilicho die gefährlichen Kampfgenossen in den Osten zurück. Dort aber verweigerte Arcadius jetzt den im Donauraum Siedelnden weitere Zahlungen, worauf sie unter Alarich ins Reich einfielen – «fast ausnahmslos Christen ... sogar überzeugte Christen» (Aland); mit einer eigenen Kirchenordnung bereits durch den homöischen Bischof Sigishari und wohl auch mit Mönchen. Sie überrannten den Balkan sowie, bis zur Südspitze, das nahezu wehrlose Griechenland. Nach Eunapios von Sardes (ca. 345–420), einem freilich eingefleischten Christenfeind, hatten auch Mönche durch Hochverrat an den Thermopylen Alarichs Angriff ermöglicht. Niemals jedenfalls ist Griechenland schlimmer verwüstet worden: Makedo-

nien, Thessalien, Böotien, Attika. Theben retteten seine starken Mauern. Athen wurde entsetzlich geplündert (daß es Athene und Achill schützten: ein heidnisches Tendenzmärchen). Das übrige Land, seine Villen, Tempel, Kunstwerke, wird grauenvoll heimgesucht, Korinth niedergebrannt. Böotien soll noch jahrzehntelang verödet gewesen sein. Überhaupt verheerten die christlichen Goten die Städte gänzlich, so ein mehrfach bestätigtes zeitgenössisches Zeugnis, «indem sie die Männer durchweg niedermetzelten, Kinder und Frauen aber in Scharen mitsamt ihrer Habe als Beute mit sich fortschleppten» (Zosimus). Mag dies übertrieben sein, die Katastrophe war fürchterlich. Sie traf zugleich das Heidentum, wurde von der kirchlichen Mission jedoch klug genutzt, mochte der hl. Hieronymus jetzt auch «ganz Griechenland unter der Herrschaft der Barbaren» sehen und schreiben: «Die Seele schaudert beim Anblick der Ruinen unserer Zeit».[26]

Kaiser Arcadius aber ernannte Alarich zum Magister militum per Illyricum, und Stilicho stellte darauf den Kampf gegen ihn ein. Fünf Jahre hielt der Gotenführer Ruhe. Dann schützte sich die «perfidia Graecorum», das mit den «Barbaren» konspirierende Byzanz, geschürt von der Furcht vor Westrom und Rufins Eifersucht auf Stilicho, erstmals durch eine noch Schule machende Methode: die Ablenkung Alarichs in das Weströmische Reich.[27]

Seit den Tagen der Cimbern und Teutonen – durch Marius bei Aquae Sextiae und Vercellae (102/101 v. Chr.) bis auf geringe Reste ausgelöscht – war dies der erste «Barbaren»-Einfall in Italien.[28]

Aus den schon arg geschröpften Donauländern kommend, drangen die Westgoten im November 401 nach Italien vor. Sie benutzten die ihnen von Heerzügen unter Theodosius vertrauten Pässe der Julischen Alpen, den Birnbaumer Wald (nordöstlich von Triest). Der Zeitpunkt war gut gewählt. Stilicho hatte alles verfügbare Militär aus Italien zur Abwehr eines Wandaleneinfalls in Rätien abgezogen, alle Grenzen entblößt, der Kaiserhof – Honorius bereitete schon seine Flucht in den Westen vor – auf Stilichos Rat in Mailand Schutz gesucht, wohin dieser selbst mit Einheiten aus Gallien und Britannien zum Entsatz eilte. Die

Goten, die inzwischen Venetien erobert, scheiterten denn auch an der starken Truppenmassierung vor Mailand. Eine verlustreiche, bis in die Nacht dauernde Schlacht bei Pollentia (Pollenzo), von Stilicho am 6. April 402, am Ostersonntag, begonnen (an dem seine arianischen Gegner nicht kämpfen wollten), blieb unentschieden. Doch fielen ihr Lager, Alarichs Familie, die ganze Kriegsbeute in Stilichos Hand, und man schloß Waffenstillstand. Bei Verona aber, das die Goten noch im gleichen oder folgenden Jahr berannten, unterlagen sie nach einer Umzingelung dem kaiserlichen Generalissimus. Freilich ließ der die auch durch Hunger, Pest, Desertion stark geschwächten Scharen wieder nicht vernichten, sondern, nach ihrem vergeblichen Durchbruchsversuch auf die Brennerstraße, über die Julischen Alpen entkommen.[29]

Claudius Claudianus, der letzte bedeutende Dichter der Römer, besang seinerzeit das Gemetzel vor Verona: «Wenn der (römische) Soldat erschöpft aus der Schlachtreihe weicht, setzt er (Stilicho) die (barbarischen) Hilfstruppen zur Behebung des Schadens ein. Durch diese schlaue List schwächt er die wilden Anrainer der Donau durch die Kraft der Blutsverwandten und wendet den Kampf zum doppelten Gewinn für uns, indem auf beiden Seiten Barbaren fallen» (Et duplici lucro committens proelia vertit/In se barbariem nobis utrimque cadentem).[30]

Die Aversion der Römer gegen die «Barbaren», der Wunsch, Germanen durch Germanen, durch ihre eigene Zwietracht, zu beseitigen, wovon schon Tacitus träumt, wird gerade während der Völkerwanderung – welch verharmlosende Vokabel! – immer wieder deutlich, gewöhnlich verschärft noch durch den religiösen Gegensatz, da die Katholiken sich mit dem römisch-imperialen Ideal mehr und mehr identifizieren. Begriffe wie «Rom» und «römisch» spiegeln auch für sie nun die gottgewollte «Ordnung» der Welt. Und neben adeligen Kreisen entwerfen besonders die Kirchenväter, Ambrosius, Hieronymus, Augustin, Orosius, Prosper Tiro, ein oft schauerliches Bild «barbarischer» Brutalität, nicht selten reine «Greuelpropaganda» (Diesner).[31]

Nach Prudentius (348–nach 405), dem größten frühkatholischen, im Mittelalter am meisten bewunderten und gelesenen

christlichen Dichter, unterscheiden sich Römer und «Barbaren» wie Mensch und Tier! Nicht den heidnischen Göttern, rief er Honorius zu, verdanke er seine Siege, nein, der christliche Glaube habe die Legionen gestählt. Preist Prudentius, der die Kirche verherrlichen und selbst schließlich «ganz für Christus leben» will (Altaner/Stuiber), doch auch, daß das Christentum Patriotismus und Militarismus stärke.[32] (Und in Wort und Tat tut es dies bis heute!)

Im Osten agitierte im antigermanischen Sinn der Gesandte Synesios (gest. 413/414). Ganz unverblümt stachelte dieser altem Provinzadel entstammende Großgrundbesitzer den Kaiser zu mehr Aktivität auf – und wurde später, ungetauft, das Christentum ablehnend, trotz offener Kritik an dessen Eschatologie, Bischof von Ptolemais und Metropolit der Pentapolis!

Im Jahr 410 ließ sich Synesios von Patriarch Theophilus von Alexandrien (S. 136 ff) unter der Bedingung weihen, daß er auch als Bischof seine unchristlichen Anschauungen behalten und seine Ehe fortsetzen dürfe – ausdrücklich wünschte er «viele und wohlgeratene Kinder». Denn Gott habe ihm zwar das Gesetz gegeben, der Patriarch aber seine Frau. Der Erfinder einer neuen Waffe für den Kampf gegen die «Barbaren» organisierte den Krieg wider die Wüstenstämme, hielt flammende Aufrufe und war damit keine Ausnahme (vgl. I 301 f). Weithin organisierten bereits Bischöfe den Einsatz gegen Germanen und Perser. (Einen Angriff der letzteren beispielsweise auf eine Stadt in Thrakien schlug der örtliche Oberhirte ab, indem er mit einer gewaltigen, von ihm selbst abgefeuerten Wurfmaschine einen Volltreffer auf den feindlichen Anführer erzielte. Wahre heroische Wundertaten berichtet man auch von einem Bischof in Toulouse, der während einer Belagerung das Kommando führte.)

Synesios aber, der ungläubige Prälat, der wahrscheinlich im Kampf gegen Wüstenstämme gefallen ist, schritt auch scharf gegen jede auftauchende «Ketzerei» ein. Er rief dazu auf, gegnerische Christen «wie ein unheilbares Glied von uns abzuschlagen, damit nicht auch das Gesunde durch die Verbindung mit ihm verdorben werde. Denn die Befleckung wird übertragen, und wer

einen Unreinen berührt, hat teil an der Schuld ... Deshalb verfügt die Kirche von Ptolemais folgendes an ihre Schwestern überall auf der Erde» – und nun kommt das früheste Beispiel einer Bannbulle gegenüber mißliebig gewordenen Christen: «Jeder heilige Raum und Bezirk ist ihnen zu verschließen. Der Teufel hat keinen Anteil am Paradies; wenn er heimlich eingeschlüpft ist, wird er vertrieben. Ich ermahne also jeden Bürger und Beamten, mit ihm nicht dasselbe Dach und denselben Tisch zu teilen, im besonderen die Priester, sie nicht als Lebende willkommen zu heißen und nicht als Tote zu geleiten ...»[33]

Der Teufel, das ist für die Verkünder der Frohen Botschaft, der Nächsten- und der Feindesliebe: der Christ anderen Glaubens!

Der ungläubige Kirchenfürst Synesios hielt Predigten «von untadeliger dogmatischer Korrektheit»! Und wie viele seinesgleichen mag es gegeben haben, geben! Stört es die Kirche? Die Auseinandersetzungen mit ihr beginnen doch «immer erst dort, wo die Theologen ihren Beruf ganz ernst nehmen wollen und das Eigentümliche des christlichen Glaubens für sich und ihre Kirche verbindlich machen» (v. Campenhausen).[34]

Honorius eilte seinerzeit, auf seinem Siegeswagen Stilicho neben sich, über die Milvische Brücke nach Rom, mit den glorreichen Spolien des Sieges im Geleit Christi, wie Prudentius singt. Ein christlicher Germane hatte gegen christliche Germanen gekämpft und Italien noch einmal vor den Germanen bewahrt.

Der Einfall des Radagais, Stilichos Ermordung und weitere römisch-katholische Gotengemetzel

Ende 405 brach ein neuer gewaltiger, meist aus heidnischen Ostgoten bestehender Germanenverband unter dem Wanderkönig Radagais aus Pannonien auf und fiel Anfang 406 in Italien ein – nach Orosius 200 000, nach Zosimus sogar 400 000 Menschen, was purer Unsinn ist. Immerhin geriet ganz Italien in Panik. Der Gote belagerte Florenz, mußte aber vor Stilicho in das Bergland von Faesulae (Fiesole) weichen. Dort umzingelte ihn Stilicho, ein routinierter Umfassungsstratege, «durch göttliche Fügung» (Orosius) und hungerte seine Haufen aus – laut Augustin, der dies der «Barmherzigkeit Gottes» zuschreibt, «weit über 100 000 Mann, ohne daß ein einziger Römer getötet, ja auch nur verwundet worden wäre»! Radagais wurde am 23. August 406, beim Versuch, sich durch die römischen Linien zu schleichen, aufgegriffen und bald danach geköpft. Seine Leute kapitulierten. Die Gefangenen wanderten in solchen Mengen in die Sklaverei, daß sie die Marktpreise drückten. Stück für Stück schlug man sie um einen Aureus los. Gott hat geholfen, jubelt Augustinus, «wunderbar und barmherzig».

Stilicho, der Retter Italiens, erhielt damals auf dem Forum ein Standbild mit der Inschrift: «Seiner Exzellenz (inlustrissimo viro) Flavius Stilicho, zweimal ordentlichem Konsul, Magister beider Waffen, Gardekommandanten, Oberstallmeister und von Jugend an durch die Stufen einer glänzenden militärischen Karriere bis zur fürstlichen Verwandtschaft emporgehoben, Begleiter des verewigten Kaisers Theodosius auf allen Kriegszügen und bei allen Siegen, ihm auch verschwägert, desgleichen auch Schwiegervater unseres Herrn des Kaisers Honorius, hat das römische Volk wegen seiner einzig dastehenden Beliebtheit und seiner Fürsorge zur Erinnerung an seinen unvergänglichen Ruhm eine Statue aus Erz und Silber bei der Rednertribüne aufzustellen beschlossen ...».

Doch Ende 406 fielen die Wandalen, Alanen, Sueben in Gal-

lien ein und eroberten es. Und um dieselbe Zeit – so oft als mala tempora beklagt – erfolgte auch eine Usurpation nach der andern.

Zunächst erhob sich Ende des Jahres 406 der Usurpator Marcus in Britannien und wurde kurz darauf, 407, erschlagen. Vier Monate später kam sein Nachfolger Gratianus um. Noch im selben Jahr rebellierten die britannischen Truppen unter Flavius Claudius Konstantin III. (407–411). Er war als gemeiner Soldat Kaiser geworden; war auch Christ, wie übrigens die meisten Thronräuber seit Konstantin I., was die literarischen Quellen oder die Münzprägungen beweisen. Konstantin III. setzte mit einem Heer nach Gallien über und schickte schließlich seinen Sohn Konstans – vor seiner Cäsarerhebung Mönch – nach Spanien, wo er ein Heer unter Verwandten des Honorius schlug und Konstantin zwei der Befehlshaber, Didymus und Verenianus, hinrichten ließ. Die anderen Führer der Besiegten flohen nach Italien, wohin auch Konstans aufbrach, nachdem ihn der Vater noch zum Augustus gemacht hatte. Doch rebellierte jetzt wider Konstantin III. sein eigener, mit Absetzung bedrohter Magister militum Gerontius. Gerontius ernannte seinen Sohn Maximus gegen Konstans zum Kaiser, besiegte Konstans, verfolgte ihn nach Gallien, wo er ihn Anfang 411 in Vienne zu enthaupten befahl, bevor man ihn selber in Spanien zum Selbstmord zwang. Konstantin III. aber unterlag dem Heermeister des Honorius, ließ sich zum Priester weihen und ergab sich in Arles, seiner Residenzstadt, gegen Zusicherung des Lebens, worauf der katholische Kaiser ihn samt seinem jüngeren Sohn Julianus im August 411 am Mincio köpfen ließ. Auch Decimus Rusticus und Agroetius, zwei hohe Beamte Konstantins III. und des gallischen Kaisers Jovinus, wurden mit ihrem führenden Anhang in Clermont grausam umgebracht. – Inzwischen jedoch, wir sind der Entwicklung um wenige Jahre vorausgeeilt, drohte Alarich mit einer neuen Italieninvasion. Stilicho kam in Schwierigkeiten. Er riet zum Nachgeben. Die Katholiken aber opponierten. Sie haßten den Abkömmling eines Wandalen und einer römischen Provinzialin, haßten einen Mann, der, trotz aller «Ketzer»bekämpfung, den Tempel-

zerstörungen Einhalt geboten, sogar die Statue der Victoria im Sitzungssaal des Senats hatte wieder aufstellen lassen, wenn auch nicht als Kultbild, sondern als Schmuck.[35]

Überhaupt drang der Antigermanismus vom Osten jetzt immer mehr in den Westen.

Kirchenlehrer Hieronymus attackierte beim «Barbaren»-Ansturm auf Italien Stilichos Politik. Er sah in den Germanen Anzeichen des Antichrist oder gar diesen selbst. Mitten in einem Brief an die junge Witwe Geruchia (ach, wie vielen jungen Frauen schrieb der Heilige, und wie anzüglich schrieb er manchmal!), der er eine neue Ehe auszureden suchte, mitten im Brief unterbrach er sich und wandte sich der Weltgeschichte zu: «Doch was tue ich? Während das Schiff untergeht, rede ich von der Schiffsladung. Der das Verderben aufhielt, wird aus dem Wege geschafft, und immer noch begreifen wir nicht, daß der Antichrist kommt ... Zahllose wilde Völkerschaften haben sich über ganz Gallien ergossen. Das gesamte Gebiet zwischen den Alpen und den Pyrenäen, zwischen dem Ozean und dem Rhein ist von Quaden und Vandalen, Sarmaten und Alanen, Gepiden und Herulern, Sachsen, Burgundern, Alemannen und – unglückliches Reich – von unsern pannonischen Feinden verwüstet worden, *denn Assur kommt mit ihnen*. Mainz, einst eine berühmte Stadt, ist von ihnen erobert und zerstört worden, mehrere tausend Menschen wurden in der Kirche niedergemacht. Auch Worms ist nach langer Belagerung gefallen. Die feste Stadt Reims, ferner Amiens, Arras, das Küstengebiet der Moriner, Tournay, Speier und Straßburg, all dies ist jetzt im Besitz der Germanen. Aquitanien, das Neungauland, das Gebiet um Lyon ...» Hieronymus findet kein Ende in seiner Eloquenz. Die Tränen kommen und versiegen ihm. «Wer sollte all dies für möglich halten? Welches Geschichtswerk wird es in würdiger Sprache berichten? Daß Rom innerhalb seiner Grenzen, nicht zur Mehrung seines Ruhms, sondern um seine Existenz kämpft! Nein, nicht einmal kämpft, sondern mit Gold und seiner gesamten Habe sich das Leben erkauft! Nicht unsern gottesfürchtigen Kaisern können wir die Schuld an unserm Elend beimessen. Wir verdanken es der

Ruchlosigkeit eines halb-barbarischen Verräters, der aus unsern Mitteln unsern Feinden Waffen geliefert».[36]

Nein, nicht die frommen katholischen Regenten traf nach Hieronymus die Schuld, sondern Stilicho, den die Inschrift seiner Statue auf dem römischen Forum doch als Teilhaber an allen Kriegen und Siegen des Kaisers verewigte. (Stilichos Name wurde darin nun freilich ausgemeißelt.) Ein halbbarbarischer Verräter hatte mit römischem Geld die Feinde gegen das Reich geführt. Ähnliches glaubten allerdings auch die römischen Heiden, alle antigermanischen Gegner Stilichos «aus der zivilen Administration und der katholischen Kirche» (Elbern). Stets erneut verdächtigte man ihn, für seinen Sohn Eucherius die Krone zu erstreben, entweder die Herrschaft über das Ostreich oder die im Westen, wo ihm angeblich Honorius weichen sollte. Ferner behauptete man, Eucherius, vermutlich Christ, plane eine Christenverfolgung. Natürlich zieh man auch Stilicho selbst der Machtgier, thronräuberischer Pläne, ja, verbreitete das Gerücht, er habe schon Münzen für sich prägen lassen und seine Gemahlin Serena eine Schwangerschaft ihrer Töchter, der Frauen des Kaisers, verhindert, um ihres Mannes usurpatorische Absicht zu unterstützen. Doch konnte an dessen Treue gegenüber dem Regenten, der jetzt Stilichos Tochter Thermantia verstieß, kaum ein Zweifel sein, auch wenn er, nebst dem schon nach Epirus vorausgeeilten Alarich, wider Ostrom hatte ziehen wollen, mit dem der Streit seit den Tagen des Rufinus nicht endete.

Am meisten aber stachelte Katholik Olympius, das Haupt der Stilicho feindlichen Partei in Italien, den Herrscher gegen ihn auf. Und als Honorius am 13. August 408 in Ticinum (Pavia) eine Truppenparade abhielt, ließ Olympius, ein katholischer Eiferer «strengster Observanz» (Clauss), der Stilicho viel verdankte, dessen Freunde im kaiserlichen Gefolge niedermachen: den Praefectus praetorio von Gallien, Limesius; den Magister militum per Gallias, Chariobaudes; den Magister equitum, Vincentius; den früheren Praefectus praetorio von Italien, Longinianus; den Comes domesticorum, Salvius; den Magister officiorum, Naemorius, dessen Nachfolge Olympius antrat. Der Quaestor sacri

palatii wurde getötet, während er die Knie des Kaisers umfaßte. In der Stadt ermordeten die Soldaten alle Beamten, die ihnen in die Finger kamen.[37]

Nachdem man Stilichos Parteigänger beseitigt, seine treue hunnische Leibwache im Schlaf überfallen und niedergemacht hatte, wurde er abgesetzt und suchte am 21. August im Schutz der Nacht das Asyl einer ravennatischen Kirche. Ravenna war, seiner geschützten Lage wegen auf einer Landzunge zwischen Adria und Lagunen, anstelle des offen in der Ebene liegenden Mailand seit 400 die neue westliche Hauptresidenz. Verrat und Meuchelmord grassierten hier. Am Morgen des 22. August 408 lockten Soldaten Stilicho aus der Kirche. Sie hatten ihm eidlich und im Beisein des Bischofs beteuert, der Kaiser – Stilichos Schwiegersohn – habe sie nicht beauftragt, ihn zu ermorden, sondern zu bewachen. Auch ein Brief der katholischen Majestät verbürgte ihm Sicherheit. Doch kaum hatte Stilicho die Kirche verlassen, eröffnete ihm ein zweites kaiserliches Schreiben sein Todesurteil wegen Hochverrat; am nächsten Tag fiel sein Kopf.

Olympius aber avancierte nach dem Blutbad von Ticinum, das er angezettelt, noch im August zum Magister officiorum (ein Titel, den moderne Historiker mit «Oberhofmarschall» übertragen, «Reichshofmeister», «Vorstand des gesamten Hofstaats», «Innenminister», «Minister of Foreign Affairs», «ministre de la police générale»). Es war ein Amt, das unter den vier hohen Hofämtern seit der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts an der Spitze stand, das seinem Inhaber unter vielem anderen auch (vorwiegend) die kirchenpolitischen Angelegenheiten zuteilte und (gänzlich) die «agentes in rebus», eine anrüchige, verhaßte Organisation, die kaiserliche Briefe und Befehle beförderte, Spitzel- und Spionagedienste leistete, gelegentlich auch «Spezialaufträge» ausführte, wie die Liquidierung hochgestellter Persönlichkeiten.

Olympius also wurde der führende Mann. Er hatte Stilichos Freunde foltern und totprügeln, hatte andere seiner Genossen ihres Vermögens berauben lassen. Auf seine Initiative schloß man mit Wirkung vom 14. November 408 Feinde der katholischen

Kirche («catholicae sectae») von Hofwürden aus und verbot ihnen den Dienst im Palast. Wobei umstritten ist, ob der Ausschluß, wie wahrscheinlich, «nur» den «Ketzern» oder auch Göttergläubigen galt. Darauf folgten neue Strafmaßnahmen gegen die Donatisten am 24. November 408, am 15. Januar 409. Weitere Gesetze bedrohten abgefallene Katholiken und stärkten die Bischofsgewalt. Die antigermanische Partei bekam mit Olympius die Oberhand. Im ganzen Westreich jagte man Stilichos Anhang und alle Germanen. Sein einziger Sohn mit Serena, Eucherius (im Jahr 400 noch mit der Kaiserschwester Galla Placidia verlobt), konnte zwar fliehen, wurde aber aus einer Kirche nördlich von Rom geholt und von Honorius' Eunuchen getötet. Doch während sie, schreibt Ferdinand Gregorovius, den blutigen Kopf den Römern zur Schau stellten, «ahnten diese selbst schon ihr eigenes Schicksal». (Augustin-Schüler Orosius unterschiebt Stilichos Sohn Pläne für eine heidnische Restauration.) Ebenfalls starb in Rom auf Befehl des Senats Stilichos Witwe Serena, die Nichte des Kaisers Theodosius; man erwürgte sie. Auch der Mann von Stilichos Schwester, der Comes Africae Bathanarius, wurde ermordet und sein Amt dem Heraclianus übertragen, der freilich selbst noch umgebracht worden ist (S. 42). Gleichzeitig metzelten in den Städten des Landes italienische Truppen zahlreiche Frauen und Kinder germanischer Söldner nieder. Und schließlich konfiszierte der Staat das Vermögen aller, die Stilicho ein Amt verdankten.[38]

Sippenhaft war zwar nicht selbstverständlich unter den so gern als «mild» gefeierten christlichen Regenten. Doch sehr häufig teilten die Söhne der Verurteilten das Schicksal ihrer Väter. Mitunter fielen auch weitere Familienmitglieder, wie im Fall des offenbar besonders verhaßten Stilicho. Und nicht selten rächte man sich grausam auch am Anhang der liquidierten Gegner.

Als ein Festredner nach der Schlacht an der Milvischen Brücke den «gütigen Sieg» Konstantins feierte und seine «Milde», rottete man das ganze Haus des Kaisers Maxentius aus und jagte auch seine führenden Parteigänger über die Klinge. Ähnlich ging es nach der Besiegung des Licinius zu, der seinerseits, unter dem

Jubel der Kirchenväter, die kaiserlichen Familien abzuschlachten befahl (I 223, 229 f, 232). Bei dem Verwandtenmassaker nach Konstantins Tod ließ der allerchristlichste Konstantius II., der «Bischof der Bischöfe», die meisten männlichen Verwandten des Kaiserhauses, seine zwei Onkel, sechs Vettern und zahlreiche unbequeme Personen des Hofes umbringen (I 306 f). Auch nach dem Selbstmord des Magnentius, des ersten germanischen Gegenkaisers, 353 in Lyon rollten viele Köpfe von Konstantius' Feinden. Ebenso ließ er zwei Jahre darauf bei der Beseitigung des Franken Silvanus, den bestochne Soldaten erschlugen, dessen Beamte töten. Beim Liquidieren des Usurpators Prokop, den man, ausgeliefert durch seine eignen Offiziere, enthauptet, und des Marcellus, den man qualvoll zerfleischt hat, wurden anno 366 auch deren Verwandte hingerichtet (I 349). Ein knappes Jahrzehnt später hat man den Anhang des Gegenkaisers Firmus in Afrika durch den Heermeister Theodosius, den Vater des nachmaligen Kaisers, ungewöhnlich gräßlich massakriert. Als man den Heermeister selber, Opfer einer Hofintrige, 376 in Karthago köpfte, teilten mehrere seiner Freunde sein Schicksal. Und auch bei dem Fiasko des Ende Juli 398 erdrosselten Berberfürsten Gildo – ein Bruder des Firmus – endete ein Teil seiner Beamten durch den Henker oder tötete sich selbst; der mit ihm verbündete Donatisten-Bischof Optatus von Thamugadi starb im Kerker (I 344, 473).[39]

Die Frauen der Gestürzten hat man gewöhnlich geschont. Doch gab es Ausnahmen. So wurde die Gattin des Magister peditum Barbatio nach Aufdeckung seiner Verschwörung zusammen mit dem Heermeister 359 in Sirmium (bei Belgrad) hingerichtet. In der Regel fielen die derart betroffenen Frauen und Familiennächsten in Armut. Ein Gesetz des Arcadius von 397 begnadigte die Söhne der Hochverräter, sprach ihnen aber ihr Erbe ab und schloß sie vom Staatsdienst aus; Töchter bekamen ein Viertel vom Erbe der Mutter.[40]

Doch eines war das Papier, das andere die Wirklichkeit. So wurden eben in Stilichos Sturz nicht nur sein Sohn, sein Schwager, sondern auch seine Frau mit hineingerissen.

Hinter dem schwachen Honorius stand der nationalrömische und katholische Hofklüngel Ravennas, standen Christen strengster Gesinnung, besonders, als Haupt der Verschwörung, der Asiate und Magister officiorum Olympius, von dessen Gebeten sich Kaiser Honorius viel versprach. Olympius, erst Günstling, dann Gegner Stilichos, hatte durch diesen ein wichtiges Hofamt vom Kaiser erlangt, zuletzt aber am ärgsten gegen Stilicho gehetzt und dessen Anhänger noch über seinen Tod hinaus brutal verfolgt. Der hl. Augustin freilich schätzte den frommen Emporkömmling derart, daß er ihm gleich zweimal gratulierte, einmal auf das bloße Gerücht hin, dann nach der offiziellen Bekanntgabe. Die Beförderung, schreibt Augustin, sei «nach Verdienst» erfolgt. Unmittelbar darauf mahnt er Olympius, Ernst zu machen mit der Ausführung der antiheidnischen Gesetze. Sei es doch Zeit, den Feinden der Kirche zu zeigen, was diese Gesetze bedeuten! Augustins Haltung beweist, wie die Christen gerade jetzt von Olympius die endgültige Verwirklichung jener Maßnahmen wider Heiden und «Ketzer» erwarteten, die Stilicho, christlichem Druck folgend, noch selber durch Erlasse vom 22. Februar und 15. November 407 eingeleitet – «eine Art Generalabrechnung mit den Gegnern des katholischen Glaubens und auf dem politischen Gebiet mit denen des christlichen Staates» (Heinzberger). Glaubte man doch auf katholischer Seite, eine Besiegung der «Barbaren» setze die Vernichtung des Heidentums voraus.[41]

Der Fall Roms (410) und Augustins Ausflüchte

Empört über die römisch-katholischen Massaker gingen die germanischen Soldaten, angeblich 30 000 Mann, zu Alarich über. Sie flohen aus Italien in die politische Einflußsphäre des Gotenkönigs, der in Epirus vergeblich Stilichos Streitmacht erwartet hatte. Auch die weströmischen Soldzahlungen blieben aus. So rückte Alarich über Pannonien nach Italien vor. Von unterwegs forderte er durch Boten an Stilicho 4000 Pfund Gold für seinen Marsch

nach Epirus; eine sehr beträchtliche Summe, die der Senat nur widerstrebend nach einer Intervention Stilichos zu zahlen beschloß, dann aber, infolge der umstürzenden Veränderung in der weströmischen Regierung, nicht gezahlt hat. Alarich, inzwischen über die unbeschützten Julischen Alpen in Italien eingefallen, setzte bei Cremona über den Po, verheerte weit und breit das Land und erschien 408 vor Rom, das er einschloß; Hungersnot und Pest brachen darin aus. Gegen das Versprechen einer riesigen Kontribution (angeblich 5000 Pfund Gold, wozu auch verflüssigte Götterbilder beitrugen, 30 000 Pfund Silber, 4000 Seidengewänder, 3000 purpurgefärbte Felle, 3000 Pfund Pfeffer) zog er nach Tuscien, nachdem sein Heer 40 000 aus der Stadt geflüchtete Sklaven vermehrt hatten.

Olympius aber versuchte die Forderungen Alarichs zu unterlaufen. Der Magister officiorum verlor deshalb im Januar 409 sein Amt, kehrte in dieses zwar, nach einem Erfolg gegen die Goten bei Pisa, zurück, wurde aber von Honorius noch im Frühjahr erneut und endgültig gefeuert. Er floh nach Dalmatien, wo ihn etwa 411/412 der Magister militum Konstantius aufgreifen, seiner Ohren berauben und mit Knütteln totschlagen ließ. Alarich war nach erneut gescheiterten Verhandlungen 409 zum zweitenmal nach Rom marschiert. Und diesmal schuf er sich selber einen willfährigen Fürsten. Er zwang den Römern ihren etwa sechzigjährigen Stadtpräfekten Priscus Attalus als Gegenkaiser auf, der sich im Lager Alarichs vom Gotenbischof Sigesarius taufen lassen mußte. Der frischgebackene Christ und Kaiser (409–410) schickte zur Sicherung der Getreideversorgung Roms ein kleines Truppenkontingent nach Afrika und zog selber gegen Ravenna, um Honorius zur Abdankung zu zwingen. Dort ging der Praefectus praetorio Jovius, der Verhandlungsführer des Herrschers und wichtigste Mann am Hof, zu Attalus über und schlug vor, Honorius noch verstümmeln zu lassen. Doch 4000 aus Konstantinopel anrückende Soldaten retteten ihn. Und Alarich entthronte Attalus wieder, weil er sich weigerte, Afrika durch Goten erobern zu lassen, deren Ansiedlung er fürchtete. Der König versuchte nun abermals, und erneut vergeblich, mit Honorius eine Verständi-

gung, worauf er ein drittes Mal auf Rom vorrückte. Und jetzt, am 24. August 410, nachdem Hunger die Bürger bereits zum Kannibalismus getrieben, fiel die Stadt. Durch die, wie es heißt, von innen geöffnete Porta Salaria drangen die Westgoten siegestrunken ein, während sich ein Flüchtlingsstrom über Süditalien bis Afrika und Palästina ergoß.[42]

Rom, noch eine der reichsten Städte der Welt, wurde drei Tage gründlich ausgeraubt, aber wohl nicht sehr verheert, ja, kaum seine Matronen und Mädchen angetastet. Bewahrte doch die meisten, lästert Gibbon, der Mangel an Jugend, Schönheit und Tugend vor der Vergewaltigung. Natürlich kam es zu Greueltaten. So haben «eifrige Arianer» oder «Götzendiener» die Frauenklöster gesprengt, um die Nonnen gewaltsam vom «Gelübde der Jungfrauschaft zu befreien» (Gregorovius). Christliche Stimmen behaupten sogar, ein Teil der Stadt sei niedergebrannt worden. Doch wie auch immer – nichts störte einen Mann vom Schlage Augustins. Denn, notiert er, was bei der «römischen Katastrophe an Verwüstung, Mord, Raub, Brand und sonstigen Übeltaten verübt wurde, muß man dem Kriegsbrauch zur Last legen. Aber das Neuartige, das sich zutrug, die unerwartete Tatsache, daß barbarische Roheit sich so milde erwies, daß man weiträumige Kirchen zu Sammelplätzen und Zufluchtsstätten für das Volk auswählte, wo niemand getötet, von wo niemand fortgeschleppt wurde ..., das ist dem Namen Christi und dem christlichen Zeitalter zuzuschreiben ... Nein, ihren blutdürstigen und grausamen Sinn hat einer, nur einer zurückgeschreckt», und nun ausgerechnet der, «der so lange vorher durch den Propheten sprach: ‹Ich will ihre Sünde mit der Rute heimsuchen und ihre Missetaten mit Plagen. Aber meine Gnade will ich nicht von ihnen wenden› ».

Wirklich blieben, auf ausdrücklichen Befehl Alarichs, Kirchen und Kirchenbesitz verschont, wie schon bei der Zernierung 408 und 409 das vor den Mauern liegende St. Peter und St. Paul. Bis tief in die Neuzeit freilich glaubte man in Rom, wo die Unwissenheit nicht zufällig grassierte, an eine Zerstörung der Stadt und ihrer Monumente durch die Goten. Tatsächlich aber hatten jene,

weit mehr als die «Barbaren», der Verfall, Christen des Mittelalters, ja, einige Päpste ruiniert.[43]

Seit 800 Jahren war Rom nicht erobert worden – die Stadt, in der, wie man glaubte, Petrus und Paulus ruhten samt ungezählten Märtyrern. Und nun fiel es in christlicher Zeit! Die Heiden sahen den Grund dafür in der Verachtung der Götter. «Sehet», sagten sie, «in christlicher Zeit ist Rom untergegangen». «Solange wir unseren Göttern die Opfer darbrachten, stand Rom, blühte Rom . . .» Hinzu kam, daß die Regierung noch kurz vor dem Fall der Stadt gesetzlich am 14. November 408 die ausschließliche Geltung des Christentums eingeschärft hatte. Fast gärte es unter den Altgläubigen wie früher, als sie beim Hereinbruch von allerlei Unheil «Christianos ad leones» gerufen.[44]

Die Welt war erschüttert, erstarrte; zumal die katholische. Ambrosius zwar, der schon nach Adrianopel den allgemeinen Untergang empfunden (I 413 f), lebte nicht mehr. Doch jetzt sah Kollege Hieronymus, fern in Bethlehem gerade den Propheten Ezechiel kommentierend, das Ende dräuen, den Sturz in die ewige Nacht, er sah den Fall Trojas und Jerusalems vor sich: die Welt geht unter, orbis terrarum ruit.[45]

«Wenn Rom untergehen kann, was mag da sicher sein?» Warum hat der Himmel dies zugelassen? Warum Christus Rom nicht beschützt? «Wo ist Gott?» (Ubi est deus tuus?) Augustin ventilierte 410 und 411 die weltbewegende Frage in mehreren Predigten (die erste bereits drei Tage nach Abzug der Goten aus Rom gehalten); wobei seine Weisheit von «Quia voluit Deus» bis «Deo gratias» reicht. Wobei er behauptet, der Bestand des irdischen Staates sei nur von sekundärer Bedeutung – und heute kümmert doch die Erhaltung selbst der ganzen Welt die Atombombentheologen nicht mehr: auch die Theologie schreitet fort! Augustin bemerkte überhaupt keine Katastrophe: nur Gott, den lieben, gerechten, einen gestrengen Vater freilich, er «straft jeden Sohn, den er annimmt (Hebr. 12,6)». Und obwohl der Bischof aufschreit: «Massaker, Brände, Plünderung, Menschenmord und Folterung», tröstet er in der bekannten Pfaffenart (vgl. I 480 ff, 522 ff): verglichen mit den Höllenqualen sei diese Heimsuchung

gar nicht so schlimm! Auch waren ja viele gerettet worden, die Toten aber in den ewigen Frieden gegangen! So müsse man sich denn eigentlich freuen, müsse Gott danken, habe er Rom doch nicht völlig zerstört: «manet civitas, quae nos carnaliter genuit. Deo gratias!»[46]

Priester sind schamlos, nie in Verlegenheit (vgl. I 514 ff).

Darüber hinaus greift Augustin die Frage, den höhnischen Vorwurf der Heiden «Wo ist nun dein Gott?», den Spott derer, die selber erst einmal sehen sollten, «wo denn ihre Götter sind», in den nicht weniger als «22 Büchern über den Gottesstaat» auf, seinem «opus ingens», seinem, so er selbst, überaus großen Werk, den Anlaß allerdings immer mehr durch geschichtstheologische Phantasien über die civitas dei und civitas terrena aus dem Auge verlierend.[47]

Mit welch rhetorischem Aufwand verteidigt der Heilige Gott angesichts von Roms Fall! Nicht darauf kam es an, wußte «der Philosoph des Orbis universus christianus» (Bernhart), der hier zum «ersten Universalhistoriker und Geschichtstheologen des Abendlandes» wird (v. Campenhausen), was die Menschen über die Zerstörung dachten, wie viele Christen gefoltert, getötet, verschleppt worden, wie viele durch eigene Hand gestorben, wie viele verhungert sind, wie viele Frauen man geschändet, wie oft «barbarische Wollust sich vergriffen» hat. Nein, nein. Ach, selbst die Vergewaltigung hatte ihr Gutes! Denn hätten so manche sonst nicht ob ihrer Keuschheit sich überhoben, hätte einmal nicht «eitler Stolz» das «Tageslicht» erblickt? Ja, «so ward ihnen durch Gewalt ihre Unversehrtheit entrissen, auf daß glückliche Bewahrung ihre Bescheidenheit nicht verkehre». Ja, so «der Philosoph des Orbis universus christianus», der «Geistesriese», das «Genie auf allen Gebieten ...» (I 464 ff), den dies alles nicht erschüttern konnte, da Gott es ja wollte! Und was wollte Gott damit? Von vielen Bibelzitaten durchglitzert, durchlangweilt, berichtet Augustin, daß Gott Rom nicht vernichten, die Bürger, sein «ganzes Hausgesinde», bloß «durch die Übel willig prüfen und läutern», daß er sie züchtigen, reinigen, ihre Bußgesinnung wecken und seinen eignen Zorn so besänftigen, den Römern wieder seine

Huld schenken wollte – höhere, allerhöchste Erziehungszwecke. Das Menschengeschlecht brauche Zucht. «Sie werden nicht untergehen, wenn sie Gott loben, sie werden untergehen, wenn sie ihn lästern». «Hocherhaben ist die Vorsehung des Schöpfers und Lenkers der Welt, ‹unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege› ».

Dafür sind die Wege seiner Diener um so leichter zu begreifen – sind Priester schamlos, nie in Verlegenheit.

Mit Alarich, dem Bezwinger Roms – den Augustins Gesamtwerk nur an zwei Stellen (einmal unter Verschweigung des eigentlichen Namens) erwähnt –, hatte die Eroberung im Grunde wenig oder nichts zu tun, sondern mit der gerechten und barmherzigen Fügung Gottes, dessen Unterricht immer der beste sei, dessen Rätsel sich am Jüngsten Tag schon klären werden, der sich bei der Zerstörung noch gnädig gezeigt, Härten gemildert habe, weil er nicht den Untergang der Römer wollte, sondern ihre Bekehrung und ihr neues Leben! «Kurz, wie eine Hand ausholt zum Schlage, aber aus Mitleid innehält, weil der Strafwürdige schon vorher niedergesunken ist, so geschah es an jener Stadt ... So ließ Gott ohne Zweifel auch der Stadt Rom Schonung zuteil werden, da große Teile der Bevölkerung vor der Brandlegung durch die Feinde fortgewandert waren. Fortgewandert waren die Flüchtlinge, fortgewandert waren die Verstorbenen ... Durch die Hand des bessernden Gottes ist also die Stadt eher wieder zurechtgerichtet als vernichtet worden.»[48]

Philosoph des Orbis universus christianus!

Auch Presbyter Orosius, der ja die weit schöneren Verhältnisse der Welt in christlicher Zeit zu beweisen sich vorgenommen (I 509 ff), findet die Sache, wie der Meister, eigentlich recht befriedigend. Schon gar nicht aber spreche sie gegen die Christen. Kann Orosius doch den Alarich-Einfall in Rom, Mittelpunkt seiner gesamten Historien, versiert mit einem viel längeren und schlimmeren aus heidnischer Zeit, dem Gallier-Einfall unter Brennus, dem Fürsten der Senonen, vergleichen. Damals (387 v. Chr.) sechs Monate «miseriae», blutige Plünderung der Stadt, jetzt fast das reinste Honiglecken, zumindest ein miraculum: drei

Tage Besatzung nur, angeblich kaum Tote, obwohl die Straßen voller Leichen lagen, verkohlte Ruinen jahrelang noch in den Himmel ragten, Häuser, Paläste rücksichtslos geplündert wurden und Flüchtlinge in aller Welt wieder einmal deren Untergang verkündeten. Doch gerade den Christen, die Hilfe in den Kirchen suchten, Schutz, gewährte Alarich, sein erster Befehl, Schonung: ein Beweis mehr für die Milde der tempora Christiana, der Zeit der Gnade.[49]

Der Bischof von Rom aber, Innozenz I. (401–417), verhielt sich seinerzeit bezeichnend. 408, bei der ersten Bedrohung der Stadt, duldete er, jedenfalls nach dem altgläubigen Historiker Zosimus, zur Besänftigung des Götterzorns das heidnische Opfer in Privathäusern. Angeblich gab er auch dem Stadtpräfekten Pompejanus sein Einverständnis zur Konsultation der «haruspices», der Eingeweideschauer, was Zosimus, sicher weder der zuverlässigste noch scharfsinnigste Geschichtsschreiber seiner Zeit, als einen Erweis für Patriotismus rühmt, der «das Heil der Stadt höher stellte als den eigenen Glauben». Und bei der Einnahme selber glänzte der hohe Herr durch Abwesenheit; hatten doch auch andere Hirten ihre Herden rechtzeitig verlassen. Augustin-Schüler Orosius berichtet, daß der Heilige Vater «wie ein gerechter Loth aus Sodom entfernt, durch Gottes unerforschlichen Ratschlag damals in Ravenna weilte und den Untergang des sündigen Volkes nicht sah». Tatsächlich hatte er dem Apostelfürsten den Schutz seiner Basilika anvertraut und saß selber schon seit dem Jahr zuvor, als Mitglied einer Senatskommission, in der sumpfbewehrten, fast uneinnehmbaren Stadt – entweder geschäftlich oder zu seiner eignen Sicherheit. Roms Brandschatzung jedenfalls störte ihn nicht. Zwar hätte er gern, weiß Jesuit Grisar (woher wohl?), «in der Mitte der Betroffenen» geweilt, «um ihnen zu helfen und sie zu trösten». Tatsächlich aber spricht Innozenz in seinen zahlreichen Briefen nur ein einziges Mal davon, in äußerster Kälte und Kürze, in einem Nebensatz.[50]

Es war die größte, die erschütterndste Katastrophe der Zeit. Der Papst jedoch zuckte nicht mit der Wimper. Orosius sucht ihn offenbar reinzuwaschen, vermutlich gegenüber abfälligen Flücht-

lingsreden. Hieronymus preist den Vorgänger Anastasius I. Nur kurz, meint er, durfte ihn Rom behalten, weil das Haupt der Welt nicht unter einem solchen Bischof in den Staub sinken sollte. Innozenz I. aber übergeht er mit vielsagendem Schweigen. Papsthistoriker Caspar sieht darin «eine scharfe Kritik» und behauptet, Innozenz habe der hereinbrechende Untergang des Römerreichs «im Innersten unberührt» gelassen. Versenke man sich in seine Briefe als primäre und fast einzige Dokumente zur Geschichte seines Pontifikats, fühle man sich «aus jener Welt, in der Throne barsten und Reiche splitterten, in die Patriarchenluft einer allein auf päpstliche Anspruchswahrung und Universalwaltung gerichteten ... Gedankenwelt entrückt.»[51]

Kaum ein christlicher Chronist der Epoche hat das Ravenna-Intermezzo des Römers verteidigt. Kein Legendenkranz rankte sich um ihn, wie später um Leo I., als er Attila entgegentrat (S. 274 ff). Und dies muß seine Gründe haben.

Kaiser Honorius soll während der Plünderung ganz mit Hühnerzucht befaßt gewesen sein. Die Sieger aber rückten nach drei Tagen wieder ab, mit unermeßlicher Beute und vielen Gefangenen – darunter, politisch wertvollster Schatz, die Schwester des Monarchen, Galla Placidia, die Tochter von Theodosius I., ein einundzwanzigjähriges Mädchen und bald eine der einflußreichsten, uns noch manchmal begegnenden Frauen jener Zeit.

Die Goten zogen durch Campanien, wo sie Nola belagerten, plünderten und den Bischof, «freiwillig ganz arm, aber um so reicher an Heiligkeit» (Augustinus), gefangennahmen. Sie strebten Kalabrien, Sizilien, Afrika zu, der Kornkammer Italiens. Doch ein Sturm in der Straße von Messina verschlang ihre Flotte. Auf dem Rückweg starb Alarich überraschend bei Cosenza am Busento, in dem man ihn begrub. Noch ein Jahr durchkämmten die christlichen Räuber unter seinem Schwager Athaulf (410–415) Italien, grasten «wie Heuschrecken das noch ab, was das erstemal übriggeblieben» (Iordanes). Dann wandten sie sich westwärts. In Narbonne heiratete Athaulf 414 Galla Placidia, die einstige Verlobte des ermordeten Stilicho-Sohnes, und begründete das südfranzösisch-spanische Westgotenreich mit dessen nördlicher

Hauptstadt Toulouse, bevor er selber, schon ein Jahr darauf, zum Abzug über die Pyrenäen gezwungen und in Barcelona ermordet worden ist.[52]

Kampf des Honorius gegen «Ketzer», Heiden und Juden

Wenige Jahre nach Stilichos Beseitigung, der seiner Familie, Offiziere, Soldaten, hatte Honorius auch Stilichos Nachfolger und Nutznießer Olympius als Flüchtling in Dalmatien grausam hinrichten lassen; ebenso, wir erinnern uns, am Mincio den Usurpator Konstantin III., den Britannien und Gallien anerkannten und, vorübergehend, der Kaiser selbst; eidlich hatte er ihm Schonung versprochen. Liquidiert wurde desgleichen Konstantins jüngerer Sohn Julianus, ferner – mit mehreren seines Anhangs – der Comes Africae Heraclianus, der einst Stilichos Verhaftung und Enthauptung geleitet, ja, ihn mit eigner Hand getötet, dann aber 413, in seinem Konsulatsjahr, mit einer riesigen Flotte von angeblich 3700 Schiffen Italien angegriffen hatte; weiter der Magister militum Allobich in Ravenna, August 410; ebenso (durch den Westgoten Athaulf) der gallische Usurpator Sebastianus; dito dessen Bruder Jovinus, der seine Herrschaft auch auf Britannien ausdehnte, bevor ihn der Praefectus praetorio Dardanus im Frühjahr 413 in Narbonne eigenhändig erledigte. Die Köpfe beider wurden nach Konstantinopel geschickt, wie schon das Haupt von Konstantin III. (S. 28). Auch dessen früherer Gegner Maximus sprang noch über die Klinge, nachdem man ihn 422 anläßlich der Tricennalien des Honorius im Triumph aufgeführt hatte. Und Attalus, der mit den Westgoten nach Südgallien Geflohene, 414 erneut von Athaulf zum Kaiser Gemachte, wurde schließlich auf See gefangen, mäßig an der Hand verstümmelt und nach den Liparischen Inseln verbannt.[53]

Der junge Kaiser Honorius aber war fromm und klerikalen Einflüsterungen besonders zugänglich. Er lebte «den beiden

Ideen, denen er seine Thronbesteigung verdankt: der erblichen Legitimität und der unverbrüchlichen Anhänglichkeit an die christliche Kirche» (Ranke). Er mehrte deren Schutz noch und Rechte, ja, gab schließlich den Prälaten nahezu unbegrenzt Einfluß auf die Ausführung der Gesetze. Und gerade seine Religionsedikte sind – im Gegensatz zu denen Kaiser Valentinians I. oder Gratians – keine Definitionsversuche mehr von «Ketzerei» und «Rechtgläubigkeit», sondern mächtige Stützen der Orthodoxie, eine Identifizierung geradezu mit ihren Zielen, «reine Ausführungsbestimmungen zu deren Durchsetzung» (Anton). Der Monarch beansprucht jetzt nicht mehr nur das Recht, Abweichler zu strafen, sondern auch ihren Glauben zu ändern.[54]

Schon am 23. März 395 bestätigt er alle von seinen Vorgängern dem Klerus gewährten Privilegien. Den sogenannten Mathematikern befiehlt er, ihre Bücher vor den Augen der Bischöfe zu verbrennen und der katholischen Kirche beizutreten. Widerstrebende sollen ausgewiesen, besonders Hartnäckige verbannt werden.[55]

Wahrscheinlich hatte schon Olympius eine Kaiserverordnung initiiert, die den «katholischen Glauben» allein zulässig nannte. Der Erlaß vom 12. Februar 405 bedroht die Donatisten; der vom 22. Februar 407 Priscillianisten und Manichäer, ein Edikt, das möglicherweise Papst Innozenz I. angeregt oder beeinflußt hat. Es identifiziert «ketzerisches» Verhalten mit einem «öffentlichen Verbrechen» (crimen publicum) und das «allgemeine Wohl» (salus communis) mit dem «Nutzen der katholischen Kirche» – mutatis mutandis das Prinzip, auf dem bereits die Christenverfolgung der heidnischen Herrscher beruhte. Am 15. November 407 wird die Vernichtung aller paganen Altäre und Kultbilder verfügt sowie die Konfiskation noch nicht beschlagnahmter Tempel samt ihren Gütern und Einkünften. Am 14. November 408, kurz nach Stilichos Ermordung, werden sämtliche Nichtkatholiken, alle «Feinde der katholischen Religion» (catholica secta), vom Hofdienst ausgeschlossen und gegen die Donatisten die schärfsten Bestimmungen erlassen. Zur selben Zeit entzieht ein Gesetz den Tempeln sämtliche Einkünfte, um sie besonders den «getreuen»

Soldaten zuzuweisen, natürlich den einheimischen, durch die jüngst die antigermanische Regierung in den Städten Italiens die Familien der germanischen Söldner hatte abstechen lassen. Ferner wird die Beseitigung der Götterbilder geboten, die «jetzt noch» in den Tempeln sind, «da dieses, wie wir wissen, schon zu wiederholten Malen durch kaiserlichen Befehl angeordnet ist». Weiter müssen heidnische Feste aufhören und Privatbesitzer heidnischer Kapellen diese zerstören. Eine ganze Verfügungsflut wider Heiden und «Häretiker» folgte am 24. und 27. November 408, am 15. Januar 409, am 1. Februar, 1. April und 26. Juni 409.[56]

Eine besonders gravierende Verordnung erließ die ravennatische Regierung gegen den «verruchten Aberglauben» im Jahr 415. Der Staat zog jetzt sämtliche Liegenschaften der Tempel ein. Alle Einkünfte, die einst «dem mit Recht verdammten Aberglauben» zukamen, sollen demnach nun «unserm Hause» gehören. Auch werden alle heidnisch geprägten Zeremonien abgeschafft, gewisse heidnische Vereinigungen, vielleicht zum Schutz der Tempel entstanden, verboten und ihre Führer, die Chiliarchen und Centonarier, mit dem Tod bedroht. Schließlich wird am 7. Dezember 415 zum erstenmal auf legislativem Weg die Einstellung von Altgläubigen in den Staatsdienst untersagt. Keinerlei Ämter in der Verwaltung, bei Gericht und Militär sind ihnen mehr zugänglich. De facto standen schon damals 47 christlichen Führungskräften nur noch drei heidnische gegenüber. Und in den letzten Regierungsjahren des Honorius, seit 418, ist kein hoher Beamter paganer Konfession mehr bezeugt.[57]

Offenbar auf Anregung der afrikanischen Bischöfe hatte Honorius 418 durch ein ungewöhnlich rigoroses Reskript auch die Verfolgung der «Irrlehrer» Pelagius und Caelestius gefordert, ihre samt ihrer Anhänger Aufspürung und Deportation (vgl. I 498 ff). Und im selben Jahr setzte die Kirche den Ausschluß der Juden, die der Kaiser Heiden und «Häretikern» gleichstellt, von allen Würden und Ämtern durch. Auch aus dem Heer entfernt man sie. Auf der Insel Menorca kommt es sogar zu Zwangstaufen von Juden. Hunderte werden gewaltsam katholisch gemacht; ungezählte

Tausende später genauso vergewaltigt, gerade in Spanien. Doch war die Aktion im Jahr 418 wohl die erste ihrer Art.[58]

Inzwischen hatte Honorius den Konstantius (III.), einen emporgedienten Offizier aus Naisus (Nissa), wiederholt zum Konsul, auch zum Magister militum gemacht und ihn für seine Verdienste gegen den Usurpator Konstantin III. (S. 28), die Westgoten 417 und wohl auch gegen Heiden und «Häretiker», deren Bekämpfung er unerbittlich betrieb, mit seiner Schwester Galla Placidia vermählt, wider ihren Willen. Konstantius, ein Christ, der gern kirchliche Angelegenheiten entschied, 412 seinen Freund und Vertrauten Patroclus auf den Bischofsstuhl von Arles, 418 Bonifaz I. auf den von Rom gebracht (S. 130), hatte Galla Placidias (ersten) Mann, Alarichs Schwager und Nachfolger Athaulf, schon ein Jahr nach der Hochzeit über die Pyrenäen geworfen, worauf der König in Barcelona ermordet und Placidia von seinem Nachfolger, König Wallia, 416 an Ravenna ausgeliefert worden war. Am 8. Februar 421 erhob Honorius Konstantius III. zum Mitregenten. Der Osten erkannte ihn jedoch nicht an, und Konstantius traf Kriegsvorbereitungen, wobei unter anderem der päpstliche Anspruch auf die Präfektur Illyricum eine Rolle spielte, die politisch zu Ostrom gehörte und jetzt auch kirchlich dem Stuhl Konstantinopels unterstellt werden sollte. Aber Konstantius III. starb bereits am 2. September 421 in Ravenna, wo auch Honorius am 15. August 423 verschied. Nun wurde Konstantius' Sohn Valentinian III. Kaiser im Westen, ein Vierjähriger. So regierte bis 437 (bis zu seiner Vermählung mit Theodosius' II. Tochter Eudoxia) seine fromme Mutter Galla Placidia für ihn. Sie war seit 421 Augusta, dann aber, mit Honorius entzweit, Anfang 423, nebst Kindern Honoria und Valentinian, nach Konstantinopel geflohen, wo Theodosius II. Valentinian zum Augustus, sie selbst erneut zur Augusta erhob.[59]

THEODOSIUS II. – ERFÜLLER «ALLER VORSCHRIFTEN DES CHRISTENTUMS»

Arcadius' Sohn Theodosius II. (408–450) war bei Beginn seiner Regentschaft ein siebenjähriges Kind. Zunächst führte deshalb der Prätorianerpräfekt Anthemius, ein antigermanisch eingestellter Militär, der schon Arcadius gelenkt hatte, die Regierung. Und 414 löste ihn die ebenso bigotte wie herrschsüchtige Schwester des Kaisers ab.[60]

Die hl. Pulcheria, die lebenslange Jungfräulichkeit gelobt – 450 aber den Haudegen Marcian mit einer «Josephsehe» beglückte –, stand unter den Einflüsterungen von Bischöfen und Mönchen und gewann große Macht über Theodosius. Ähnlich stark bestimmte ihn, jedenfalls zeitweise, seine bildhübsche Gattin Eudokia (Athenais), die Tochter eines heidnischen Rhetorikprofessors aus Athen, die nach ihrer Taufe durch Bischof Attikus von Konstantinopel eine rührige Proselytin und die Konkurrentin der Pulcheria beim Kaiser wurde. 441 verließ sie, vielleicht vertrieben, den Hof und lebte während ihrer beiden letzten Jahrzehnte, Kirchen bauend, Gottgefälliges schreibend, Aufruhr schürend, in Jerusalem; zumindest die späteren Byzantiner faßten dies als Verbannung auf. Ihre geistlichen Berater, den Priester Severus, den Diakon Johannes, ließ der fromme Regent durch Saturninus, seinen nach Palästina beorderten Comes domesticorum, ermorden, worauf dieser durch die fromme Eudokia, vielleicht mit eigner Hand, getötet worden ist.[61]

Umringt von ehrgeizigen Betschwestern und zelotischen Pfaffen, beobachtete Theodosius II. «genau alle Vorschriften des Christentums», wie Kirchenhistoriker Sokrates rühmt, und «übertraf alle an Milde und Menschlichkeit». Wegen seines Glaubens hochgepriesen, attackierte er derart «Ketzer», Heiden, Juden, daß er sich im April 423 sogar gesetzlich attestierte: «Bekannt und überall verbreitet sind unsere und unserer Vorfahren Dekrete, in denen wir die Denkweise und die Kühnheit der abscheulichen Heiden, Juden und auch Häretiker unterdrückten». Doch wird jetzt der Trend, den Katholizismus mit Zwang und

Gewalt zu stützen, noch deutlicher; wird das Verhalten der Andersgläubigen zur «Krankheit», die er, der Kaiser, als «Arzt» vereiteln müsse. Seine erste Pflicht sei nun einmal die Sorge um die «vera religio», der wahre Glaube Voraussetzung des allgemeinen Wohles. «Ketzer» waren für ihn samt und sonders «una perfidia».[62]

Was die Heiden betrifft, vermutete Theodosius im Jahr 423, es gebe gar keine mehr. Ein frommer Wunsch. In Wirklichkeit hatte er sie erst 415 von höheren Stellungen und vom Kriegsdienst ausgeschlossen. 416 warf er alle Nichtchristen aus staatlichen Ämtern, 423 ahndete er die Teilnahme an Opfern mit Verbannung und Güterkonfiskation, 435 und 438 die Ausübung des heidnischen Kultes mit Todesstrafe – sogar unter Hinweis auf die durch den Götterdienst verursachten Mißernten und Seuchen. «Wir verbieten alle fluchwürdigen Tieropfer und verdammenswerten Opferhandlungen der verbrecherischen heidnischen Denkart und alles übrige, was durch die Autorität älterer Verordnungen verboten ist. Wir befehlen, alle ihre Heiligtümer, Tempel und Weihestätten, wenn sogar jetzt noch einige von ihnen unversehrt geblieben sind, durch behördliche Verfügung zu zerstören und durch Aufstellung des Zeichens unserer ehrwürdigen christlichen Religion zu entsühnen. Dazu sollen alle wissen: wenn jemand vor dem zuständigen Richter mit geeigneten Beweisen überführt werden kann, dieses Gesetz verachtet zu haben, soll er mit dem Tode bestraft werden».

Der katholische Kaiser, der derart rabiat die Zerstörung der Tempel sowie Entsühnung (Exorzismus) mit dem Kreuz befahl, soll aber ein «herzensguter, ganz im Familienleben aufgehender Monarch» gewesen sein, der «wissentlich nie ein Todesurteil unterschrieb» (Thieß). Tatsache ist jedenfalls, daß das vor ihm 438 veröffentlichte Reichsgesetzbuch – nach dessen Erscheinen die oströmischen Herrscher ihre Dekrete kaum noch in den Westen schickten, die weströmischen die ihren gar nicht mehr in den Osten – zwischen 381 und 435 nicht weniger als 61 Erlasse gegen «Häretiker» enthält; vor 381 nur fünf.[63]

Schon 418 hatte der erst siebzehnjährige Fürst alles antichrist-

liche Schrifttum verbrennen lassen. Wurde doch im späteren 4. und im 5. Jahrhundert fast jede nichtkatholische Literatur nahezu systematisch vernichtet, der Besitz von «Ketzer»-Traktaten bereits 398 mit dem Tod bedroht. 418 flogen unter Theodosius auch die wohl letzten Exemplare von Porphyrios' fünfzehn Büchern «Gegen die Christen» ins Feuer, nachdem schon Konstantin auf dem Konzil von Nicaea (325) die Verbrennung des Porphyrianischen Werkes befohlen hatte (vgl. I 210 ff).[64]

AGGRESSIVE JUDENFEINDSCHAFT IM CHRISTLICHEN OSTEN

Den Juden ging es unter dem zweiten Theodosius besonders schlecht.

Bereits 408 wurde das Purimfest, ein Freudenfest, verboten, hatten doch Juden angeblich eine Imitation des Heiligen Kreuzes verbrannt. 415 galt dem jüdischen Patriarchen Gamaliel VI. ein brutales Gesetz, hinter dem die hl. Pulcheria, die frömmlerische Schwester des vierzehnjährigen Kaisers, stand, damals Regentin. Gamaliel verlor die Ehrenpräfektur und jedes damit verbundene Recht. Er durfte keine Synagogen mehr bauen, ja mußte, Gipfel arroganter Unverschämtheit, «überflüssige» schleifen! Verboten wurde ihm nicht nur, zwischen streitenden Christen zu schlichten, sondern auch zwischen diesen und Juden. Letzteren untersagte man zudem erneut, Nichtjuden zu beschneiden und christliche Sklaven zu halten. Vielmehr sollten christliche Sklaven von Juden der Kirche gehören. Sie bekamen somit keine Freiheit, sondern die Kirche erhielt die Rechtsnachfolge! Zwar erließ man in den nächsten Jahren, wie schon in früheren (vgl. I 439 f), auch gesetzliche Schutzmaßnahmen gegen die stets unverfrorener bedrängten Juden. Doch spricht es für sich, wenn es heißt: «Ihre Synagogen und Wohnungen sollen nicht allenthalben [!] verbrannt oder blindlings [!] und ohne jeden [!] Grund beschädigt werden ...» Wie wenig überhaupt die kaiserlichen Schutzgesetze

bewirkten, erhellt schon daraus, daß sie in rund dreißig Jahren zehnmal erneuert werden mußten. Und war eine Synagoge erst einmal in eine Kirche umgemodelt, wie die Synagogen von Sardes (Kleinasien) oder Gerasa (Ostjordanland), konnte sie behalten werden; die Beistellung eines Ersatzgrundstücks genügte. 423 bedrohte der Machthaber die Beschneidung von Christen mit Güterkonfiskation und ewiger Verbannung. Dem jüdischen Patriarchen nahm er die wichtige Patriarchensteuer ebenso wie seine Ehrentitel und untersagte nach seinem Tod (um 425) die Ernennung eines Nachfolgers. Am 8. April 426 förderte ein Gesetz des Theodosius den Übertritt von Juden zum Christentum auch durch das Erbrecht; verbot es doch, einen Juden oder Samaritaner, der Christ wurde, zu enterben. Selbst falls (konvertierenden) Kindern oder Enkeln «ein schweres Verbrechen» gegen nächste Angehörige, Mutter, Vater, Großvater, Großmutter, «nachgewiesen werden kann ... müssen die Eltern dennoch ... ihnen den Anteil des geschuldeten Erbes» – ein Viertel des Pflichtanteils – «überlassen, da sie doch wohl zumindest das zu Ehren der erwählten Religion verdient haben»! 429 wird sogar die Institution des jüdischen Patriarchats, jahrhundertelang Garant der Einheit des immer schwerer verfolgten Volkes, endgültig abgeschafft. Danach müssen die Vorsteher der Juden in beiden Synedrien Palästinas oder in anderen Provinzen «alles» zurückzahlen, «was sie nach dem Ausscheiden der Patriarchen unter dem Titel einer Abgabe erhielten». Auch werden immer mehr jüdische Bauern Palästinas ruiniert und verdrängt, mehr Synagogen vernichtet, mehr jüdische Besitztümer entwendet, mehr Mörder von Juden nicht bestraft. Und all dies, Profit und Totschlag, begründet man meist theologisch! Brachte Theodosius II. ja auch, nach dem Beispiel des Honorius, die Gleichsetzung der Juden mit Heiden und «Ketzern» wieder.[65]

Als man 438 die Reliquien des hochverehrten Antisemiten und Kirchenlehrers Johannes Chrysostomos einholte, schien für den Kaiser der Moment gekommen, ein weiteres scharfes Gesetz gegen die «verblendeten Juden, Samaritaner, Heiden und die übrigen Arten irrgläubiger Scheusale» zu erlassen. Im allzeit wa-

chen Bemühen um die wahre Religion, das Hauptanliegen seines herrscherlichen Wirkens, wie er einleitend bekannte, verfügte seine Konstitution vom 31. Januar 438 – nach dem Vorgang der noch judenfeindlicheren Gesetze im Westen – den Ausschluß der Juden von allen Ämtern und Würden, von der Zivilverwaltung und dem Amt des defensor civitatis, um ihnen jede Möglichkeit zur Verurteilung eines Christen zu nehmen. Er verbot weiter den Bau von Synagogen oder ihre Erweiterung. «Wer immer eine Synagoge errichtet, soll wissen, daß er zum Gewinn der katholischen Kirche gearbeitet hat ... Und wer den Bau einer Synagoge begonnen hat und nicht nur eine bestehende reparieren will, wird für seine Kühnheit fünfzig Pfund Gold Strafe zahlen». Und auf Verleitung eines Christen zum Abfall vom Glauben setzte er die Todesstrafe.[66]

Man geht nicht fehl, sieht man hinter all diesen hochaggressiven, oft schon ruinösen Erlassen des christlichen Regenten die christliche Kirche und Theologie. Zusammenfassend schreibt Franz Tinnefeld über die staatliche Judenpolitik in der dreihundertjährigen frühbyzantinischen Epoche, also in der Zeit zwischen dem 4. und 6. Jahrhundert einschließlich, «daß gerade die Kaiser, die das Christentum besonders ernst nehmen, dem Judentum die größten Schwierigkeiten machen. Das Feindbild vom Juden als dem verstockten Widersacher Christi ist stärker als der Gedanke der christlichen Liebe und Versöhnung. Dieses Feindbild haben christliche Theologen entwickelt und damit den Angriffen und Übergriffen der Christen die theoretische Grundlage gegeben».[67]

Mord auf Mord im katholischen Westen

Nach dem Tod des Honorius erstrebte Theodosius II. anscheinend die Alleinherrschaft im ganzen Reich. Galla Placidia und ihre Kinder Honoria und Valentinian waren deshalb Anfang 423 bei ihrer Flucht an den Hof in Konstantinopel nicht eben freundlich empfangen worden. Doch als im Dezember der Primicerius notariorum Johannes in Rom zum Kaiser des Westens aufstieg, erhielten Galla Placidia und ihr Sohn die schon entzogene Würde einer Augusta, eines nobilissimus wieder zurück, um den Westen wenigstens der Dynastie zu retten. Usurpator Johannes aber, ein Christ, dem man eine milde, gerechte und – seltsam genug seinerzeit – antiklerikale Regierung nachsagte (da er die Privilegien der Kirche beschnitt und anscheinend allen Konfessionen volle Toleranz gewährte), fiel schließlich durch Verrat in Ravenna in die Gewalt seiner Feinde. Placidia ließ seine rechte Hand abhauen, ihn auf einem Esel durch den Zirkus Aquileias führen, mißhandeln und im Mai/Juni 425 köpfen – «eine barbarische Verschärfung der Todesstrafe, wie sie früheren Usurpatoren erspart geblieben war und aus der eine schon ganz mittelalterliche Freude am Martern spricht» (Stein).[68]

Nach der Niederwerfung des Johannes wurde Flavius Placidus Valentinianus III. am 23. Oktober 425 zum Augustus, zum (west)römischen Kaiser, erhoben. Doch regierte in den nächsten zwölf Jahren ausschließlich seine Mutter Galla Placidia, beraten von den drei maßgeblichen Persönlichkeiten des Hofes, Felix, Bonifatius und Aëtius.

Flavius Konstantius Felix, seit 425 Magister utriusque militiae, war Reichsfeldherr und Christ. Mit seiner Gattin stiftete er aufgrund eines Gelübdes das Apsismosaik in der Lateranbasilika, was ihn nicht hinderte, den römischen Diakon Titus umzubringen; auch soll er die Ermordung des Bischofs von Arles, Patroclus (S. 250 f), veranlaßt haben. Im Mai 430 aber wurde Felix selber in Ravenna bei einer Soldatenrevolte erschlagen, angeblich wegen einer Intrige gegen Aëtius. An Felix' Stelle setzte Galla Placidia den Comes Africae und Augustinus-Freund Bonifatius (I 526 f).

Zwei Jahre später kam es jedoch zwischen diesem und Aëtius zum Bürgerkrieg. Bonifatius siegte zwar bei Rimini, starb aber drei Monate darauf an einer Wunde, die ihm angeblich im Zweikampf Aëtius zugefügt hatte.

Flavius Aëtius, zunächst drei Jahre Geisel der Westgoten, dann der Hunnen (wie später sein Sohn), zwang schließlich als oberster Heermeister, ja, größter römischer Feldherr der ersten Jahrhunderthälfte, die Germanen «in gewaltigen Schlachten unter das römische Joch» (Iordanes). Nach Siegen über Westgoten und Franken vernichtete er 436/37 mit hunnischen Söldnern das Reich der Burgunder am Rhein und bekämpfte 451, mit entscheidendem Beistand der Westgoten, die Hunnen Attilas bei Troyes auf den Katalaunischen Feldern unter beiderseitigen ungeheuren Verlusten, wobei mit den Hunnen auch Germanen, vor allem Ostgoten fochten, mit Aëtius auch Burgunder und Franken.[69]

Valentinian und Galla Placidia begannen den übermächtigen, die Außenpolitik weitgehend leitenden Militär immer mehr zu fürchten. Man suggerierte dem Herrscher, Aëtius wolle ihn entthronen, sich an seine Stelle setzen. Seit Jahrzehnten für Ravenna tätig und inzwischen immerhin sechzig, hatte der Feldherr oft mit hunnischem Beistand gekämpft und einige Deckung. Doch als das Hunnenreich zerfiel, erkühnte sich der Kaiser. Am 21. September 454 führte er, katholisch fromm wie seine Kirchen errichtende Mutter, bei einer Audienz auf dem Palatin in Rom den ersten Stoß gegen Aëtius, die Dolche der Hofeunuchen gaben ihm den Rest. Auch der ihm befreundete und ihn begleitende Prätorianerpräfekt Boëthius wurde erstochen; die Leichen standen auf dem Forum zur Schau. Und schon am 16. März des nächsten Jahres erlag Valentinian III., der letzte legitime Monarch des Westens, selber in Rom bei einer Besichtigung der Gardetruppen auf dem Marsfeld einem Offizierskomplott aus dem einstigen Gefolge des Aëtius. Die Theodosianische Dynastie, im Osten mit Theodosius' II. Tod schon 450 beendet, erlosch damit auch im Westen. Der mutmaßliche Urheber des Attentats, der Patrizier Petronius Maximus, wurde sofort darauf Kaiser, nötigte die Kaiserinwitwe Eudoxia zur Ehe, kam aber selbst bereits drei

Monate später auf der Flucht vor den Wandalen um, vermutlich durch die Hand eines Leibwächters (S. 278).[70]

Am Hof Valentinians III. hatten zwar 29 christlichen Funktionären immer noch drei göttergläubige gegenübergestanden, Volusianus und Theodosius in der hohen Position eines italischen Reichspräfekten, während der dritte Heide, Litorius, als Heermeister fungierte. Doch schon zu Beginn dieser Regierung erschienen Gesetze mit strengen Sanktionen gegen alle Andersgläubigen. Gegen Heiden, Juden, Pelagianer und Caelestianer, gegen die Manichäer, sogar gegen Schismatiker, die sich der Gemeinschaft mit dem «venerabilis papa» entzogen – ein hier erstmals im Codex Theodosianus gebrauchter Terminus, wo auch «der Aspekt des terrors ... gleichsam programmatisch zur ultima ratio der kaiserlichen Religionspolitik erhoben wird» (Anton). Dies sollte weittragende Folgen haben, findet aber bereits eine Entsprechung in einem Brief Papst Leos I., des ersten wirklich bedeutenden römischen Bischofs, der mit dem seit 439 häufig in Rom residierenden und gegenüber der Kirche, wie schon seine Mutter, großzügigen Kaiser eng kooperierte.[71]

Bevor wir uns jedoch Leo I. zuwenden sowie dem nie abreißenden Machtkampf der Prälaten in West und Ost während des eben mehr «profangeschichtlich» umrissenen Zeitraums, ist ein Rückblick auf das kirchliche Rom unerläßlich, zunächst auf seine Entstehung und die Erschleichung des päpstlichen Primats.

2. KAPITEL

DER PÄPSTLICHE PRIMAT ODER DIE «PETRA SCANDALI» TRIUMPH VON ERSCHLEICHUNG UND MACHTGIER

«Als aber Kephas [Petrus] nach Antiochien kam, widerstand ich ihm ins Angesicht». Der «Völkerapostel» Paulus[1]

«Bei uns gibt es keinen Bischof der Bischöfe». Der hl. Cyprian[2]

«Wir sind Christianer, nicht Petrianer». Der hl. Augustinus[3]

«Wer sich die Nüchternheit des Urteils bewahrt, die überall das erste Gebot der Forschung ist, für den bleibt die Legende von Petrus, dem Gründer und ersten Bischof der römischen Kirche, das, was sie ist: eine Sage ohne geschichtlichen Kern, Dichtung ohne Wahrheit». Johannes Haller[4]

«Die Petrusverheißung Mt 16,17–19 bildet einen nachträglichen Einschub. Dieser Einschub ... ist in seiner vorliegenden Form kein Wort des ‹irdischen Jesus›, sondern eine Bildung des Evangelisten». «Für den speziellen Primat des Bischofs von Rom geben die neutestamentlichen Texte, mit denen man bis in die Gegenwart diesen Primat zu begründen pflegte, nichts her. Dieser traditionelle Argumentationsgang ist exegetisch und historisch nicht mehr zu halten». Der katholische Theologe Josef Blank[5]

«Trotz des Versuchs des letzten Konzils, den Papst in die Kirche zu integrieren, ist im II. Vatikanum mehr und öfter vom Papst die Rede als im I. Vatikanum. Die ‹Nota Praevia›, die der Kirchenkonstitution auf Weisung einer ‹höheren Autorität› beigegeben wurde, hat die päpstliche Vollmacht gar in einer Schärfe ausgedrückt, die zumindest formulierungsmäßig weit über das I. Vatikanum hinausgeht. Sie stellt fest: ‹Der Papst als höchster Hirte der Kirche kann seine Vollmacht jederzeit nach Gutdünken (ad placitum) ausüben, wie es von seinem Amt her gefordert wird›». Der katholische Theologe Walter Kasper[6]

«Wir sind uns vollkommen bewußt, daß der Papst das größte Hindernis auf dem Weg zum Ökumenismus ist». Papst Paul VI. (1967)[7]

«Wir sind Petrus». Papst Paul VI. (1969)[8]

Weder hat Jesus das Papsttum errichtet noch war Petrus Bischof von Rom

Die katholische Kirche begründet die Stiftung des Papsttums und ihrer selbst mit der Stelle bei Matthäus: «Du bist Petrus, und auf diesen Felsen [Petra] will ich meine Kirche bauen ...» (Mt. 16,18).

In Riesenlettern aus Goldmosaik leuchtet dies Wort, das wohl meistumstrittene der Bibel, von Michelangelos Kuppel in St. Peter. Es fehlt jedoch in drei der vier Evangelien; vor allem fehlt es auch bei Markus, dem ältesten Evangelisten. Denn Jesus hat es nie gesprochen; heute «sicheres Ergebnis der biblischen Exegese» (Brox). Dafür gibt es eine Reihe überzeugender Gründe, von mir schon anderwärts zusammengefaßt.[9]

Die katholische Kirche freilich hält an ihrer «göttlichen Einsetzung» fest. Sie muß es; sie hat es durch zwei Jahrtausende behauptet. Nicht wenige ihrer Theologen aber kapitulieren jetzt. Manche entwickeln dabei – in verspäteter Nachfolge eher konservativer Protestanten – einen Zungenschlag, der sie «wissenschaftlich» ihr Gesicht vielleicht noch halbwegs wahren und doch bei ihren Oberen nicht gleich alles verlieren läßt. Sie umschreiben die Unechtheit des «Kirchengründungswortes» etwa: Matthäus habe es nicht historisch referiert, sondern theologisch komponiert. Oder sie nennen die «Felsenstelle» eine Beauftragung erst durch den «Auferstandenen». Sich weniger Windende erklären die «Petrusverheißung» indes glatt als nachträglichen Einschub, als eine Bildung lediglich des Evangelisten.[10]

Vielleicht hatte aber Petrus sogar eine Art Primat, eine gewisse

leitende Funktion. Vielleicht jedoch nur zeitweise, bloß in bestimmten Gebieten, nicht mehr nach dem «Apostelkonzil». Paulus, der Petrus in Antiochien «ins Gesicht» widersteht, ihn einen Heuchler schimpft, polemisiert offenbar auch sonst oft insgeheim gegen einen Führungsanspruch Petri. Auch in anderen Teilen der «Heiligen Schrift» gibt es «antipetrinische» Tendenzen. Und daß Petrus seinen Vorrang behielt, wenn er ihn hatte, eventuell auch nur als eine Schöpfung der «Petruspartei», steht nirgends im Neuen Testament. Es schweigt dazu.[11]

Doch selbst falls – in vieler Hinsicht ausgeschlossen – das «Primitialwort» von Jesus stammte: nie könnte die Kirche dartun, wie es von Petrus auf die «Päpste» übergeht, nie könnte sie erhärten, daß es nicht bloß dem Apostel gilt, sondern auch allen seinen «Amtsnachfolgern». Weder weist nämlich die Bibel noch (sonst) eine geschichtliche Quelle jemals auf die Ernennung eines Nachfolgers durch Petrus hin, auf eine «petrinische Sukzession».

So findet denn mancher Katholik die «exegetische Diskussion» nun «äußerst differenziert» und kommt angesichts des Befundes «in einige Verlegenheit, wenn er die Tragfähigkeit der biblischen Grundlage für das Papsttum historisch-kritisch auszuleuchten versucht» (Stockmeier). Etwas mutigere Theologen dieses Lagers konzedieren indes, daß von einer Nachfolge Petri «nicht die Rede» sei (de Vries); daß man sie «im Neuen Testament nirgends feststellen» könne (Schnackenburg). Ja, Josef Blank findet Petri Felsen-Fundament-Funktion nicht nur einmalig, nicht nur unübertragbar, unvertauschbar, unwiederholbar, sondern sieht in der Vorstellung von einem beständig wachsenden Fundament schon rein bildlich eine innere Unmöglichkeit. Insofern könne auch das Papsttum nicht als Felsen Petri verstanden werden. Vielmehr versichert dieser Katholik rundheraus: «Im Rückblick auf die Kirchengeschichte könnte man eher sagen: Auch das Papsttum ... hat die Kirche nicht zerstören können.» Und schließlich fragt der Theologe noch, wie denn die frühe Christenheit den Spruch verstand? Wurde er auf Rom oder den Primat des römischen Bischofs als Nachfolger des Apostels Petrus bezogen? «Die Antwort lautet hier ganz schlicht und einfach: Nein!»[12]

Die Apologetik beruft sich zwar auf weitere Worte oder Weisungen Jesu an Petrus: daß er Menschen fange, die Schlüssel des Himmelreichs bekomme; daß alles, was er auf Erden binde oder löse, auch im Himmel gebunden sei, gelöst; endlich: «Stärke deine Brüder», «Weide meine Lämmer». Doch zu all dem gibt es weitere evangelische oder neutestamentliche Parallelen, die zeigen: Jesu fünf Verfügungen waren nicht prinzipiell an Petrus gebunden. Und vor allem noch einmal: Von einem Nachfolger, einem Vorsteher gar der römischen Gemeinde als Leiter einer Gesamtkirche, ist in keinem urchristlichen Text die Rede.[13]

AUFENTHALT UND TOD PETRI IN ROM SIND UNBEWIESEN

Petrus war auch nie Bischof in Rom – ein absurder Gedanke, doch Basis der ganzen, von den Päpsten und ihren Theologen buchstäblich himmelhoch gespielten Petrusdoktrin; es steht nicht einmal fest, daß er je in Rom gewesen.

Errichtet wurde die römische Christengemeinde weder von Petrus noch Paulus, den «seligen Gründeraposteln»: Irenäus (im 6. Jahrhundert sagte ihnen Erzbischof Dorotheus von Thessalonike sogar ein Doppelbistum nach!), sondern von unbekannten Judenchristen. Dabei gab es zwischen diesen und den Juden bereits so schwere Krawalle, daß Kaiser Claudius Mitte des 1. Jahrhunderts Juden wie Christen, zwischen denen man noch gar nicht unterschied, ausweisen ließ: «Judaeos impulsore Chresto assidue tumultuantes Roma expulit» (Sueton). Das damals vertriebene Ehepaar Aquila und Priscilla traf Paulus auf seiner zweiten Missionsreise in Korinth. – Nach Tacitus waren die römischen Christen aus Judäa stammende Verbrecher.[14]

Ein Romaufenthalt Petri ist bisher nie bewiesen worden, auch wenn ihn heute, zur Zeit der Ökumene, der gegenseitigen Annäherung der christlichen Kirchen, selbst viele protestantische Gelehrte annehmen – Annahmen sind keine Beweise; auch wenn

Petrus in Rom phantasievolle Legenden das Martyrium erleiden lassen: dramatisch am Kreuz, wie sein Herr und Heiland, doch, auf eignen Wunsch, aus lauter Demut, mit dem Kopf nach unten ... Und auch wenn ein gewisser Gaius – fast eineinhalb Jahrhunderte danach! – «schon» die Stelle zu kennen glaubte, nämlich beim Vatikan, das heißt in den Neronischen Gärten, was überdies erstmals Bischof Euseb im 4. Jahrhundert berichtet! Selbst wer, wie Daniel O'Connor, mit großem Aufwand einen Rombesuch Petri nachweisen will, ja, im Titel definitiv behauptet, «Peter in Rome: the Literary, Liturgical and Archaeological Evidence», kommt doch bloß zu dem etwas dürftigen Ergebnis, dieser Aufenthalt sei «more plausible than not».[15]

In Wirklichkeit gibt es keinen einzigen stichhaltigen Beweis dafür. Vor allem Paulus – der gemeinsam mit Petrus die römische Gemeinde gegründet haben soll, der aus Rom seine letzten Briefe schreibt, darin aber Petrus, seinen Gegner, nie erwähnt – weiß davon nichts. Nichts auch liest man darüber in der Apostelgeschichte, den synoptischen Evangelien. Auch der wichtige 1. Clemensbrief, wohl aus dem Ende des 1. Jahrhunderts, kennt weder die Tu-es-Petrus-Story noch eine andere Einsetzung des Petrus durch Jesus, noch überhaupt irgendeine entscheidende Rolle dieses Apostels. Er teilt lediglich in unbestimmten Worten dessen Martyrium mit. Kurz, das ganze 1. Jahrhundert schweigt dazu, wie noch lange das 2.[16]

Der älteste sichere Zeuge für Petri Romaufenthalt, Dionysius von Korinth, aber ist suspekt. Einmal, weil sein Zeugnis erst aus der Zeit um 170 stammt. Zweitens, weil dieser Bischof weit von Rom entfernt sitzt. Und drittens, weil er nicht nur behauptet, Petrus und Paulus hätten *gemeinsam* die Kirche Roms gegründet, sondern auch die von Korinth, was für Korinth das eigene Zeugnis des Paulus widerlegt. Wird ein solcher Gewährsmann im Hinblick auf die römische Tradition mehr Vertrauen verdienen?[17]

Doch wer hier zweifelt, leugnet gar, setzt «nur seiner Unwissenheit und seinem Fanatismus ein entehrendes Denkmal» (Katholik Gröne). Ist es aber nicht eher umgekehrt? Ist Fanatismus bei Gläubigen nicht häufiger als bei Skeptikern? Und Unwissen-

heit gewöhnlich auch? Leben von beiden nicht gerade die Religionen, Katholizismus und Papsttum zumal? Laufen ihre Dogmen nicht aufs Kontrarationale und Supranaturale hinaus, auf logische Absurditäten? Scheuen sie nicht wirkliche Aufklärung, echte Kritik mehr als alles? Haben sie nicht eine scharfe Zensur gebracht, den Index, die kirchliche Druckerlaubnis, den Antimodernisteneid und den Scheiterhaufen?[18]

Die Katholiken brauchen die Petrus-Visite, brauchen eine entsprechende Tätigkeit dieses Mannes in Rom, führt er doch als «Gründerapostel» die römische Bischofsliste an, die Kette seiner «Nachfolger». Auf dieser Lehre basiert die «apostolische» Überlieferung und der Primat des Papstes zu einem beträchtlichen Teil. Ergo behaupten sie, besonders in populären Schriften, Petri Anwesenheit in Rom «ist durch die historische Forschung als über allen Zweifel erhaben erwiesen» (F. J. Koch); «ist allgemein gesichertes Forschungsergebnis» (Kösters SJ); stehe «einwandfrei fest» (Franzen); bezeuge «die ganze altchristliche Welt» (Schuck); «niemals» gebe es Nachrichten aus alter Zeit, «die so sicher sind» (Kuhn) – was auch das anschauliche Bild nicht gewisser macht, Petrus habe «seinen Bischofsstuhl», «seinen bischöflichen Sitz in Rom aufgeschlagen» (Specht/Bauer).[19]

1982 ist es auch für den Katholiken Pesch «nicht mehr bezweifelbar», daß Petrus in Rom unter Nero den Märtyrertod erlitten. (Doch Märtyrerbischof Ignatius im 2. Jahrhundert sagt davon noch nichts!) Sogar für die ganze heutige «Forschung» beansprucht Pesch (der die Floskel liebt, «wenn ich recht sehe») dies Unbezweifelbare. Einen *Beweis* bietet er – oder irgendwer! – nicht. Es ist ihm nur, so gleich im Satz zuvor, «eine reizvolle Vorstellung anzunehmen, daß Petrus nach Rom aufbrach . . .».[20]

Eine reizvolle Vorstellung ist es für viele Katholiken auch, das Grab des hl. Petrus zu besitzen. Indes, wie steht es da mit der Beweisbarkeit?

Das Märchen vom gefundnen Petrusgrab

Nach einer alten Überlieferung liegt das Grab des «Apostelfürsten» an der Via Appia, nach einer anderen Version unter der Peterskirche.[21]

Nachdem man anscheinend schon um die Mitte des 2. Jahrhunderts dies Grab gesucht, gruben neuerdings zwischen 1940 und 1949 unter der Kuppel St. Peters der Archäologe Enrico Josi, der Architekt Bruno Apolloni-Ghetti, der Jesuit Antonio Ferrua, der Jesuit Engelbert Kirschbaum. Regie führte Prälat Kaas, der ehemalige Zentrumsvorsitzende. Er hatte in Berlin Hitler die Gegenwart überlassen und spürte in Rom ähnlich erfolgreich der Vergangenheit nach . . .[22]

Der Weltkrieg kam und ging. Und am Vorabend des Weihnachtsfestes 1950 verkündete Pius XII. der aufhorchenden (katholischen) Menschheit, die «Forschungen, die Wir von den ersten Monaten Unseres Pontifikats im Sinn hatten», seien, «wenigstens soweit sie das Grab des Apostels betreffen, im Laufe des Jubeljahrs zu einem glücklichen Abschluß» gekommen. Das Ergebnis der Forschungen, «der sehr genauen Forschungen», nannte der Papst «von höchster Reichhaltigkeit und Bedeutung», und «auf die wesentliche Frage, die Frage, ob man wirklich das Grab des heiligen Petrus wiedergefunden hat, antwortet das Schlußergebnis der Arbeiten und Studien mit einem ganz klaren Ja. Das Grab des Apostelfürsten ist wiedergefunden worden».[23]

Schon im nächsten Jahr aber schrieb die katholische «Herder-Korrespondenz Orbis Catholicus» ziemlich kleinlaut: die Stelle, an der Petrus begraben wurde, sei «zweifelsfrei wiedergefunden», das «Apostelgrab selbst ist nicht mehr vorgefunden worden» – ein Wort, das Formulierungskunst und katholische Schule verrät. Schließlich mochte man dem Papst nicht direkt widersprechen.

Allerdings wurde, laut Herder-Korrespondenz, «ein sicherer Indizienbeweis für die Tatsache» erbracht, daß Petri Grab «unter der Mitte des Petersdoms lag». Als «Indizienbeweis» meldete man «an der gemutmaßten Stelle . . . eine Anzahl menschlicher Gebeine, die sorgfältig erhoben wurden»; ferner noch christliche

und heidnische Grabstätten, letztere «in mehreren Lagen übereinander». Das Apostelgrab, das nicht mehr gefundene gefundene, soll, so der Kommissionsbericht, im Lauf der Zeit verwüstet, das Gebein des Petrus während der Verfolgungen an andere Orte in «Sicherheit» gebracht worden sein, bis schließlich Konstantin «über der ehrwürdigen Stätte» ein Gotteshaus erbaut habe.[24]

Zuletzt vermerkt Herder noch den Ausschluß «des Publikums in absehbarer Zeit» von «der ehrwürdigen Stätte». Gründe: die Enge des Zugangs; die Gefährdung archäologischer Denkwürdigkeiten in unmittelbarer Nachbarschaft; dann der eigentliche Grund, enthüllend genug: «weil endlich ein archäologisch ungeübtes Auge nur wenig oder gar nichts Denkwürdiges dort erblicken würde.»[25]

Damit verhält es sich also wie mit allen großen Geheimnissen dieser Religion: nichts *Denkwürdiges*.

Um 200 glaubte der römische Presbyter Gaius das Petrusgrab zu kennen, «auf dem Vatikan»; und das Grab des Paulus an der «Straße nach Ostia». Und seit Konstantin I. hat man angeblich Petri Grab in St. Peter verehrt – und gesucht. Doch seine historische Authentizität war und ist damit nicht bewiesen; höchstens der Glaube der konstantinischen Zeit, das Petrusgrab zu besitzen. Dieser Glaube aber beweist nicht mehr als derselbe Glaube heute.[26]

Gefunden wurde dagegen unter der Peterskirche (in deren Nähe das Phrygianum, ein Heiligtum der Göttin Kybele, stand) eine Menge heidnischer Gräber: bei den neuesten Grabungen nicht weniger als 22 Mausoleen und zwei offene Grabhöfe.[27]

So nichtig jedoch das Ergebnis im Hinblick auf das vatikanische Fahndungsobjekt ist, so üppig wuchert darum die Literatur. 1964 gab es bereits rund 400 Veröffentlichungen darüber mit den verschiedensten Ansichten – «von der naivsten Begeisterung bis zur schroffsten Verneinung der Grabungsergebnisse». Das Urteil Engelbert Kirschbaums SJ, der zunächst einmal selber allzu wohlwollende ältere Forschungen abtun muß. Die seines Ordenskollegen Grisar wurden «mit unzureichenden Mitteln» gemacht; und die des «verdienstvolle(n)» schlesischen Archäologen Joseph Wil-

pert habe die Fachwelt als «bedauerliche kritische Entgleisung des immerhin hochbetagten Gelehrten» mit Stillschweigen übergangen.[28]

Jesuit Kirschbaum seinerseits stellt nun zwar eine ganze «Kette von Beweisstücken» für die Echtheit des Petrusgrabes zusammen. Doch dann muß er «zugeben, daß man einzelne Teile auch anders deuten könnte»; «daß wir nur mehr die Stelle, den Grabplatz des Apostels, haben und nicht mehr die materiellen Bestandteile dieses Grabes»; daß wir einem alten Grab – was für ein Glück für ihn! – «nie ansehen können, wer darin bestattet war». Auch über das Aussehen des berühmten Grabes kann er «Bestimmtes ... nicht aussagen ... Es muß ein armes Grab gewesen sein ...» Kurz, was fand man faktisch? Der Jesuit sagt es fast: «ein Grab, das nur aus ein paar Deckziegeln bestand. Wenn man diese fortnahm, blieb vom Grabe nichts mehr ...»[29]

Alles spricht eben dafür, daß es sich hier nicht um das Grab des Petrus unter dem sogenannten Tropaion handelt, sondern daß dieses selbst nur ein Kenotaph, ein Denkmal, ist. Der Grabungsbericht aber, so Kirschbaum, «deutet das Tropaion als das Grab des Apostels, allerdings in einer weiteren Stufe seiner Entwicklung».[30]

Die Resultate kritischer Forscher – Adriano Prandi, Armin von Gerkan, Theodor Klauser, A. M. Schneider u. a. – nötigten dem Jesuiten immerhin das Zugeständnis ab, daß der (katholische) Grabungsbericht nicht «fehlerfrei» sei. Er räumt «Unvollständigkeiten der Beschreibung» ein, spricht von «kleineren oder größeren Widersprüchen», nennt das errare humanum est «also leider immer noch wahr». Aber das Entscheidende, so möchte er «glauben», habe die Kritik «in keiner Weise ... erschüttert». Doch kann schließlich auch Engelbert Kirschbaum nur konstatieren: «Wurde also das Petrusgrab gefunden? Wir antworten: Das Tropaion aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts wurde gefunden, aber das dazugehörige Apostelgrab wurde nicht im gleichen Sinne ‹gefunden›, sondern bewiesen, das heißt durch eine Kette von Indizien wurde seine Existenz festgestellt, obwohl ‹materielle Teile› dieses ursprünglichen Gra-

bes nicht mehr vorhanden sind.» Ergo: das Grab ist dagewesen, doch nicht mehr da![31]

«Gern möchte die Phantasie sich vorstellen, wie man den Leib des ersten Papstes in die Erde bettete», schreibt Kirschbaum SJ und nimmt die Enthebung der Gebeine des Petrus aus seinem Grab im Jahr 258 an. Selbstverständlich ohne jede Spur eines Beweises. Auch kann er bloß «glauben . . ., daß man nur das Haupt entnahm». Denn das übrige möchte man ja im Grab gefunden haben, das man (gleichfalls) nicht gefunden hat! Nachweisbar ist allerdings auch das angebliche Haupt des Petrus (und des Paulus) im Lateran erst seit Ende des 11. Jahrhunderts! Doch dort, wo man das Grab des Petrus vermutet, fand man «ein Häuflein Gebeine», und sie gehören alle «der gleichen Person», wie die «ärztliche Prüfung ergab». Ja, es steht fest, «daß es tatsächlich die Gebeine eines alten Mannes sind. Und Petrus war bei seinem Tode ein alter Mann» (Kirschbaum SJ). Ein so verblüffender «Beweis», daß selbst Engelbert Kirschbaum es nicht wagt, ein «endgültiges Wort darüber zu sagen».[32]

Doch 1965 behauptete Margherita Guarducci, eine Professorin für Altertumskunde an der Universität Rom, in einem aufsehenerregenden Buch, die Reliquien des hl. Petrus zweifelsfrei entdeckt zu haben. Da man aber nicht einmal das Grab des Petrus hatte, reagierte zumindest die Fachwelt geziemend spärlich auf die neue «Entdeckung» und dann «oft abweisend unfreundlich» (Dassmann). Ernst Dassmann selbst hat das Indiziengebäude der vom Vatikan veröffentlichten Schrift der Guarducci analysiert und schloß seine alles andere als unfreundlichen Bedenken mit der Forderung des Altmeisters der Hagiographie, H. Delehaye, daß alle nicht über jeden Zweifel erhabenen Reliquien als falsch zu gelten haben. «Das einzige aber, was ohne Zweifel feststeht, dürften die Zweifel sein, die der Argumentation M. Guarduccis bei der Lage der Dinge weiterhin anhaften müssen.»[33]

Als Venerando Correnti, ein anerkannter Anthropologe, die Gebeine des «vecchio robusto», die angeblichen Knochen des Petrus, untersuchte, identifizierte er sie als die Überreste von *drei*

Individuen, darunter so gut wie sicher (quasi certamente) die einer alten, etwa siebzigjährigen Frau.[34]

Papst Paul VI. verkündete jedoch am 26. Juni 1968 bei seiner Ansprache in der Generalaudienz: «Die Reliquien des hl. Petrus sind in einer Weise identifiziert worden, die Wir als überzeugend annehmen können.»[35]

In Wirklichkeit freilich wäre jede Identifizierung unter dem Haufen ringsum Verscharrter nach fast zweitausend Jahren von vornherein unmöglich, selbst wenn Petrus da läge. Mit Recht hat schon Erich Caspar betont, vorsichtig genug, die Zweifel darüber «werden niemals zu beheben sein». Mit Recht hat Johannes Haller in diesem Zusammenhang an die Skepsis betreffs der Echtheit der Schädel Schillers und Bachs erinnert, obwohl der zeitliche Abstand kleiner ist, die Bedingungen so viel besser sind. Mit Recht schreibt Armin von Gerkan, selbst wenn man das Grab des Petrus aufdeckte, selbst wenn Inschriften dafür sprächen – aber dies alles ist nicht der Fall –, selbst dann wäre damit nichts gewonnen, «denn auch diese Beisetzung würde doch erst aus konstantinischer Zeit stammen, und es bliebe fraglich, sogar möglich, daß es sich um eine Fiktion handelte. Es gibt eben kein archäologisches Material, sondern es wird immer nur bei der Tradition bleiben müssen, die allerdings bereits in der Zeit Konstantins bestand.»[36]

Worum es bei der faulen Geschichte des Petrusgrabes wirklich geht, schreibt Katholik Fuchs (dem wir auch die aufregende Meldung verdanken: «Mehrere Meter unter dem heutigen Papstaltar wurde eine Inschrift PETR ... gefunden, daneben Gebeine, außerdem ein altes Grabmal ...»): «Vor allem aber sind diese Ausgrabungen geeignet, den Gedanken des Petrusgrabes stärker ins Volk zu tragen». Das ist in der Tat der springende Punkt. Denn der Primat des Papstes beruht nicht darauf, daß Petrus in Rom begraben liegt. Aber die Volksfrömmigkeit betrifft dieser Glaube, die Wallfahrer; «Terra santa!»: die Spendierfreudigkeit.[37]

So betont auch Monsignore Rathgeber, daß die Stätte – «gewiß» Petri Grab – seit ältester christlicher Zeit «ein vielbesuchter

Wallfahrtsort» gewesen. Der Prälat erwähnt einen dort entdeckten Stein nicht nur mit der Inschrift: «Petrus, bitte Jesus Christus für die heiligen Christenmenschen, die neben deinem Körper bestattet sind», sondern auch mit einem Konterfei, das als Apostelporträt gilt: ein Kahlkopf, große Nase, Bart und fleischige Lippen ... Ach, gäb' es Wunder noch, hätte man nicht längst Peter (und Paul) so frisch und knusprig aus der Tiefe gezogen, wie einst Ambrosius seine Märtyrer (I 431 ff)?! Doch die Zeiten sind nicht mehr danach ... «Wunder müssen in der Ferne gesehen werden», sagt Lichtenberg, «wenn man sie für wahr, so wie Wolken, wenn man sie für feste Körper halten soll».[38]

Nun kann Petrus trotz allem in Rom gewesen, vielleicht dort sogar gestorben sein, allerdings nicht als Bischof, als Inhaber des nach ihm benannten «Heiligen Stuhls». «Davon», schreibt Kurt Aland 1981, «kann nun ganz und gar keine Rede sein». Und Norbert Brox, der 1983 zwar «mit großer Sicherheit» wissen will, daß Petrus in Rom gewesen, gesteht doch zu, über seine Rolle in der dortigen Gemeinde sei nichts bekannt. «Daß er ihr Bischof war, ist ausgeschlossen ...» Der Verfasser des 1. Petrusbriefes hat sich den «Apostel Jesu Christi» in «Babylon», das heißt Rom, jedenfalls nicht als Bischof vorgestellt, sondern, so der protestantische Theologe Felix Christ, «als Prediger und vor allem ‹Mitältesten›». Auch für den Katholiken Blank war Petrus «höchstwahrscheinlich nicht der ‹erste Bischof von Rom›» (und natürlich auch «nicht der Gründer der römischen Gemeinde»). Gibt es doch selbst für den ganz linientreuen Rudolf Pesch in Rom «zunächst» (!) keinen Episkopat. Sowohl Petrus wie Paulus, «beide Apostel haben keinen direkten ‹Nachfolger› in einem römischen Bischofsamt gehabt». Aber am Schluß der Studie dieses Katholiken ist der päpstliche Primat «der in die apostolische Nachfolge der Apostel im Bischofsamt eingebundene katholische Primat des Petrus im Dienst am Glauben der einen, heiligen Kirche», ist dies «factum theologicum», zu deutsch: eine Erschleichung. Oder, wieder mit Pesch, «eine reizvolle Vorstellung anzunehmen, daß ...».[39]

Doch bevor wir Entstehung und Entwicklung des römischen

Primats verfolgen, erhebt sich naturgemäß die Frage: Wie war es überhaupt zu christlichen Priestern, Bischöfen, Päpsten gekommen?

Die Entstehung der kirchlichen Ämter, der Metropoliten-, Patriarchensitze und des Papsttums

Nach allem, was die historisch-kritische Bibelexegese lehrt, wollte Jesus – der ganz in der Tradition jüdischer Propheten stehende Apokalyptiker, der das *unmittelbare* Ende, die hereinbrechende «Gottesherrschaft», erwartet und sich damit völlig täuscht (eines der sichersten Forschungsergebnisse) – natürlich gar keine Kirche gründen, keine Priester einsetzen, Bischöfe, Patriarchen, Päpste. Nicht ohne Hohn schreibt 1987 die Kirchenhistorikerin und feministische Theologin Magdalene Bussmann an Johannes Paul II.: «Jesus hat auch niemanden, weder Frauen noch Männer, mit dem Priesteramt, so wie Sie und Ihre Kollegen es verstehen, beauftragt. Alle Menschen, die ein von Gott verliehenes Charisma haben, sollen dieses einbringen zum Wohl der gesamten Gemeinde. So ist wohl die gängige Meinung aller Theologinnen/Theologen, und in Rom dürfte ja wohl zumindest ein Minimum an exegetischen Grundkenntnissen der seriösen Bibelauslegung vorausgesetzt werden.»[40]

In den frühesten christlichen Gemeinden gaben Apostel, Propheten und Lehrer den Ton an. Ihnen gegenüber traten die Bischöfe, Diakone, Presbyter zurück. Sie waren zunächst nur technische Verwalter, mit administrativen, organisatorischen, ökonomisch-sozialen Funktionen betraut. Dann schob sich der Bischof an die Spitze: erst gegenüber den Presbytern, denen er im ganzen 1. Jahrhundert an Rang gleichstand, schließlich auch gegenüber den Charismatikern, den Aposteln, Propheten und Lehrern. Seit dem ausgehenden 2. Jahrhundert vereinte er alle Ämter auf seine Person.[41]

Wie aber der Bischof aus einem Untergeordneten zu einem Gleich-, dann Übergeordneten wurde, so bildeten sich auch unter den Bischöfen selbst wieder Rangunterschiede. Sie hingen in der Regel von der Bedeutung des Ortes ab, an dem sie residierten. Ein Bischof mit Sitz in der Provinzhauptstadt, der Metropolis, wurde gewöhnlich auch Metropolit (Metropolites, wobei mancher, zumal im Illyricum, sich auch Erzbischof, Archiepiskopos, nannte) und Vorgesetzter der übrigen Bischöfe seines kirchlichen Verwaltungsbereiches, dessen Grenzen sich mit dem des entsprechenden zivilen meist deckten; eine Entwicklung, die im Osten im frühen 3. Jahrhundert mehr oder weniger zum Abschluß kam, natürlich nicht ohne Rivalitäten. Und spätestens um 400 hatte dann jede Provinz einen Metropoliten.[42]

Auch unter den Metropoliten aber gab es Bischöfe mit größerer Geltung, wie in Oberitalien den Bischof von Mailand, seit Diokletian kaiserliche Residenz; wohl der Hauptgrund, weshalb der Mailänder episcopus mehreren zivilen Provinzen gebot. Und endlich hatte man noch Kirchenverbände, die auch einen Metropolitanverband beträchtlich übertrafen, eine Art Oberbischoftum. Gewannen doch im 3. Jahrhundert – übrigens wieder in Angleichung kirchlich-organisatorischer Struktur an Verwaltungseinheiten des Reiches – einige Prälaten besondere Vorrechte: vor allem der Patriarch von Alexandrien gegenüber den rund hundert Bischöfen Ägyptens. Oder, etwas später, der Patriarch von Antiochien (mit einem politisch und kulturell weniger einheitlichen Hinterland) gegenüber einem Großteil des syrischen Episkopats. Analoge Sonderrechte bekamen auf dem Konzil von Nicaea (325): das weniger bedeutende nachmalige Patriarchat von Jerusalem (mit drei palästinensischen Provinzen, freilich erst 451 durch den skrupellosen Opportunisten und Fälscher Erzbischof Juvenal erreicht) sowie die Exarchate Ephesus, Caesarea in Kappadokien und Heraklea; endlich, auf dem Konzil von Konstantinopel (381), die Hauptstadt des Ostens. Der Titel Patriarch (Urvater), zunächst auch gewöhnliche Bischöfe zierend, wurde seit dem 5. Jahrhundert nur noch fünf Oberbischöfen, im Chalkedonense «Exarchen» genannt, vorbehalten, den Kir-

chenvorstehern von Alexandrien, Antiochien, Konstantinopel, Jerusalem und Rom.

Nun gab es gerade in Rom das Amt eines regierenden Bischofs besonders spät, erst in der vierten oder fünften christlichen Generation, viel später etwa als in Syrien oder Kleinasien. Noch in der Mitte des 2. Jahrhunderts, als die römische Christengemeinde rund 30 000 Mitglieder hatte und 155 Kleriker, wußte dort keiner von einer Stiftung durch Petrus! Niemand etwas von seinem Aufenthalt und Martyrium in Rom.[43]

Die gefälschte römische Bischofsliste

Die älteste römische Bischofsliste lieferte erst Kirchenvater Irenäus, Bischof von Lyon, in seiner Schrift «Adversus haereses», etwa zwischen 180 und 185. Sie liegt nicht im griechischen Urtext, sondern vollständig bloß in einer lateinischen Wiedergabe aus dem 3. oder 4., wenn nicht gar 5. Jahrhundert vor. Die Literatur allein dazu ist kaum übersehbar, der Text offenbar «verdorben». Völlig im dunkeln aber tappt man über die Herkunft der Aufstellung. Irenäus führt nicht viel mehr als Namen an. Und nirgendwo wird da von einem Primat des Petrus gesprochen! Wurde Petrus doch noch im ausgehenden 2. Jahrhundert in Rom nicht als Bischof gezählt. Im 4. Jahrhundert freilich behauptet man, er sei da 25 Jahre gewesen! Seinerzeit überlieferte Bischof Euseb die römische Bischofsfolge, ein unredlicher, selbst der Urkundenfälschung schuldiger Geschichtsschreiber (vgl. u. a. I 200 ff). Euseb hat auch die alexandrinische Bischofsliste, die am meisten seiner römischen ähnelt, «verbessert». Ebenso die antiochenische, wobei er die Namen der Bischöfe Cornelius, Eros und Theophilus je einer Olympiade zuwies. Mit künstlichen Errechnungen arbeitete er auch bei der Jerusalemer Bischofstabelle, von deren Amtsjahren er eingestandenermaßen «überhaupt keine schriftliche Nachricht» besaß; später datierte sie Bischof Epiphanius genau nach Kaisergleichzeitigkeiten. Um 354 hat der «Catologus Liberia-

nus», ein von Petrus bis Liberius (352–366) reichendes Papstverzeichnis, durch Angabe der Monats- und Tagesdaten das Datierungsverfahren fortgesetzt und «vervollkommnet». So Katholik Gelmi, der freilich gleich hinzufügt, «daß all diese Daten keinen historischen Wert haben». Stimmen heute darin doch auch die Katholiken überein, betonen aber immer wieder: um so wertvoller sei die Namensreihe selbst – uralt und echt!

Noch der «Liber Pontificalis» indes, das offizielle Papstbuch, die älteste römische Bischofsliste, die eine «Fülle gefälschten oder legendarischen Materials» enthält und dieses «durch weitere Erfindungen ergänzt» (Caspar), kurz, die derart erschwindelt ist, daß sie bis um die Wende zum 6. Jahrhundert kaum geschichtlichen Wert hat, nennt nicht Petrus, sondern einen Linus als ersten Bischof der Stadt. Dann setzte man Linus an die zweite Stelle und Petrus an die erste. Zuletzt konstruierte man ein «Petrusamt», das «in den antiken Verhältnissen» selbstverständlich «nur gelegentlich» hervortrat (Karrer), und ließ es sich zum «Papsttum» mausern. «Wie ein Samenkorn», schreibt Jesuit Hans Grotz poesievoll, «fiel Petrus in römische Erde». Und wie viele darauf auch hineinfielen und noch fallen – allmählich konnte man alle «Nachfolger» des Petrus aufzählen, wie erwähnt, mit Jahreszahlen und Todestagen, angeblich in ununterbrochener Sukzession. Im Laufe der Zeit aber wurde die römische Bischofsliste umgeschrieben, verbessert, ergänzt, und schließlich zeigt eine aus fünf byzantinischen Chronisten zusammengestellte Tabelle der Amtsjahrsummen für die ersten 28 Bischöfe Roms nur an vier Stellen Übereinstimmung der Ziffern in allen Spalten. Ja, der endgültige Redaktor des Textes, vielleicht Papst Gregor I., scheint die Namensreihe, in Parallele zu den zwölf Aposteln, auf zwölf Heilige erweitert zu haben. Jedenfalls sind die Episkopate der römischen Bischofsliste für die ersten zwei Jahrhunderte so unsicher wie die der alexandrinischen oder antiochenischen und «für die ersten Jahrzehnte bare Willkür» (Heussi).[44]

Dazu paßt, daß an der Spitze des offiziellen Papstbuches ein gefälschter Briefwechsel des hl. Hieronymus mit Papst Damasus I.

steht! (Nicht die einzige gefälschte Korrespondenz zwischen den beiden: Pseudoisidor bringt eine weitere.)[45]

Jesuit Grisar hebt zwar «den Umstand» hervor, «daß das Verzeichnis der alten römischen Bischöfe, beginnend mit dem hl. Petrus, in bezug auf die Sicherheit der Reihenfolge und der Namen sehr vorteilhaft absticht gegen sehr viele [!] andere Bischofskataloge. Denn während hier Dichtung und Fälschung sich nicht eingedrängt haben, waren die Verzeichnisse der alten Vorsteher anderer Kirchen ein beliebtes Feld, auf dem sich die Arbeit von Erfindern versuchte.» Doch tatsächlich stand es mit dem römischen Bischofskatalog, für Katholiken zweifellos besonders bedeutsam, nicht anders wie mit den sonstigen Bischofslisten auch.[46]

Im übrigen gab es solche teilweise konstruierte, völlig fingierte oder künstlich überbrückte Namensreihen, Traditionstabellen längst vor dem Christentum und seinen – in den Anfängen (gleichfalls) gefälschten – Bischofslisten: die Magistratsregister der griechischen Stadtstaaten, die spartanischen Königsverzeichnisse der Agiaden und Eurypontiden, die Diadochenreihen der Schulhäupter in den griechischen Philosophenschulen, die Rubrik der Olympioniken. Vor allem vergleichbar aber: die alttestamentlichen Genealogien, die in lückenloser Namensfolge die Teilnahme an den göttlichen Verheißungen garantierten, besonders die nachexilische Hohepriesterliste als Regierungsliste Israels. Und auf diese jüdischen Traditionsprinzipien geht vermutlich auch das Bestreben des Islam zurück, die überkommene mündliche Lehre kraft einer Sukzessionskette, einer bis zum Propheten reichenden Zeugenreihe (isnād), zu sichern.[47]

Die historischen Gründe jedenfalls – nicht die theologisch komponierten! – für die Entstehung des Papsttums sind ganz anderer Natur, als dieses selber glauben machen möchte. Sie resultieren nicht aus der *vermeintlichen apostolischen Fundierung* des römischen Bischofssitzes, sondern vor allem aus der *hohen politisch-ideologischen und kulturellen Bedeutung* der Millionenstadt, aus ihrer besonderen Stellung als Zentrum des Römischen Reiches, der «Königin Rom», ja, wie die heidnischen

Dichter sie rühmen, als «caput orbis», «Haupt der Welt», ein entscheidender Faktor, den die römischen Hierarchen in entsprechenden Äußerungen bezeichnenderweise übergehen.

Dabei war nicht nur in Rom, sondern überall der kirchliche Rang einer Stadt ihrem älteren politischen mehr oder weniger adäquat, schlugen auch aus anderen weltlichen Regierungssitzen die lokalen Kirchen größeren oder geringeren Gewinn. Das gilt von Mailand etwa oder, im benachbarten Pannonien, von Sirmium, gleichfalls zeitweilig Kaiserresidenz und Sitz eines Praefectus praetorio. Und als im ausgehenden 4. Jahrhundert die gallische Präfektur nach Arles gelangte, meldete auch der dortige Bischof sogleich einen Anspruch auf die Metropolitanwürde an.[48]

Besonders aber hat sich Byzanz rasch in den Vordergrund geschoben. Denn zwischen 326 und 330 war aus dem kleinen, durch seine Lage jedoch militärisch und wirtschaftlich begünstigten Byzantion unter Konstantin I. die «Konstantinstadt» entstanden, das «Zweite» oder «Neue Rom», «Nea Rhome». Es wurde in Konkurrenz zur alten Hauptstadt am Tiber, aber nach ihrem Vorbild über sieben Hügeln, prächtig aufgebaut und überflügelte sie an Großartigkeit und Weltgeltung noch im 4. und 5. Jahrhundert, so daß, wenn auch erst tausend Jahre danach, der spätbyzantinische Gelehrte Manuel Chrysoloras rühmt: «Die Mutter ist schön und wohlgestalt, doch in vielem ist die Tochter schöner.» Konstantinopel spielte politisch, militärisch und wirtschaftlich die führende Rolle im gesamten Reich. Sein Patriarch wurde allmählich neben die Patriarchen von Alexandrien und Antiochien gestellt, schließlich «Reichsbischof» und zum Konkurrenten des römischen Bischofs; wobei man sich auch darauf berief, daß das Christentum im Osten begonnen habe, «im Osten Christus geboren» sei, wie die Synodalen des Reichskonzils von 381 gegenüber dem Westen auftrumpften. Und nach der Invasion der Araber im 7. Jahrhundert blieb zuletzt allein Konstantinopel als bedeutendes Patriarchat des Orients übrig.[49]

Ein weiterer wichtiger Grund für die Entstehung des Papsttums war die maßgebliche Stellung, die dem römischen Bischof, dem einzigen Patriarchen im ganzen Westen (während im Osten drei,

vier Patriarchen miteinander rivalisierten), in Italien und der lateinischen Kirche nach dem Zusammenbruch des Imperium Romanum zukam und die sein bald gewaltiger Reichtum noch unterstützte. Als der Primat sich dann gebildet hatte, wurde die faktische Macht immer mehr theologisch unterbaut durch den angeblichen Apostolizitätsbeweis, den dreisten Rekurs auf Petrus, die Petrinologie.[50]

Aufkommende Primatsansprüche

Diese Primatsambitionen der römischen Bischöfe, zumeist mit Mt. 16,18 begründet, sind freilich bodenlos angemaßt. Länger als zwei Jahrhunderte bestanden sie selber nie auf ihrer (angeblichen) Einsetzung durch Jesus! Pochten sie niemals darauf, Nachfolger Petri zu sein! «Es läßt sich nicht erkennen, daß die Petrusverheißung Matth. 16,18», betont Henry Chadwick, «vor der Mitte des dritten Jahrhunderts in der Geschichte der römischen Leitungs- und Autoritätsansprüche eine Rolle gespielt hätte». Erst seitdem nämlich gibt es die erste sicher verbürgte Primatsbehauptung eines römischen Bischofs – ein Faktum, das Jesuit de Vries schon fast zynisch so einräumt: «Wir müssen zugeben, daß es reichlich lange gedauert hat, bis man in Rom die ganze Bedeutung des Felsenwortes für das Petrusamt des Bischofs von Rom erkannt hat. Aber man hat sie schließlich erkannt ...» Nicht einmal die Vorstellung von einem besonderen Status des römischen «Stuhlhalters» als «Nachfolger» Petri wurde in Rom entwickelt! *Jeder* Bischofssitz, selbst der belangloseste, weder durch Tradition hervorragend noch Bedeutung, war zunächst «sedes apostolica». Und *jeder* Bischof beanspruchte auch das Epitheton «apostolicus» sowie das Substantiv «apostolatus» für seine Würde und sein Wirken. «Die Bezeichnung eines einfachen Bischofs als summus pontifex ist sogar zum ersten Male in einem päpstlichen Schreiben nachweisbar» (Katholik Baus). Auch fühlten sich die ältesten Oberhirten Roms keinesfalls als «Päpste». Sie

hatten lange «keinen anderen Titel ... als die übrigen Bischöfe» (Katholik Bihlmeyer). Im Gegenteil. Während man im Osten längst Patriarchen, Bischöfe, Äbte als «Papst» (pappas, papa, Vater) titulierte, ist die Bezeichnung in Rom erstmals auf einem Grabstein aus der Zeit des Liberius (352–366) bezeugt. Sie bürgerte sich im späteren 5. Jahrhundert auch im Westen ein, wo die römischen Bischöfe das Wort «Papst», zusammen mit anderen Bischöfen, als Selbstbenennung regelmäßig aber nicht vor dem ausgehenden 8. Jahrhundert gebrauchen. Und erst vom 2. Jahrtausend an wird das Wort «Papst» ein ausschließliches Vorrecht des Bischofs von Rom, ja, noch im 11. und 12. Jahrhundert nennen sich nichtrömische Bischöfe «vicarius Petri» (Stellvertreter Petri). Und den Titel «Summus Pontifex» gibt es sogar für alle Bischöfe bis ins hohe Mittelalter.[51]

Folglich wurde der Primat des «Papstes», seit davon die Rede ist, bestritten. Zunächst von katholischen Theologen, Kirchenvätern, Bischöfen selber.

Die ganze alte Kirche kannte keinen durch Jesus gestifteten Ehren- und Rechtsprimat des Bischofs von Rom

Am frühesten berief sich auf Mt. 16,18 wohl der herrische Stephan I. (254–257). Mit seiner kaum noch kollegial-bischöflichen, sondern hierarchisch-monarchischen Kirchenauffassung ist er gewissermaßen der erste Papst, wenn wir auch von ihm selbst keine unmittelbare Aussage zur Sache haben. Doch sofort reagierte der einflußreiche Bischof Firmilian von Caesarea in Kappadokien. Kennt er doch, so das katholische «Lexikon für Theologie und Kirche», «keinen Rechtsprimat des römischen Bischofs». Vielmehr tadelt Firmilian, jener rühme sich seiner Stellung und glaube, «die Nachfolge des Petrus innezuhaben» (successionem Petri tenere contendit). Ohne Zögern spricht Firmilian von der «so handfesten und offenkundigen Torheit Ste-

phans» und nennt ihn, in unmittelbarer Anrede, einen «schismaticus», der sich selbst von der Kirche getrennt. Er wirft ihm «Frechheit und Unverschämtheit» (audacia et insolentia) vor, «Blindheit» (caecitas), «Dummheit» (stultitia). Erbost vergleicht er ihn mit Judas und behauptet, er bringe «die seligen Apostel Petrus und Paulus in schlechten Ruf».[52]

«Wie eifrig», höhnt Firmilian in einem Brief an Cyprian von Karthago, «hat Stephan die heilsamen Mahnungen des Apostels befolgt und vornehmlich Demut und Sanftmut bewahrt! Was gibt es Demütigeres und Sanftmütigeres, als sich mit so vielen Bischöfen der ganzen Welt zu entzweien ..., bald mit den Orientalen (wie auch euch wohlbekannt sein wird), bald mit euch im Westen.» Und direkt apostrophierte er den Römer: «Du hast Dich selbst ausgeschlossen – gib Dich darüber keiner Täuschung hin! ... Denn während Du glaubst, daß alle von Dir ausgeschlossen werden könnten, hast Du doch nur Dich selbst von allen getrennt.»[53]

Und damals, beim Ketzertaufstreit 255/56 (bei der Frage also, ob zum Katholizismus übertretende Christen getauft oder, wie Rom lehrte, nicht mehr getauft werden mußten: was Disziplinäres und Dogmatisches betraf), nahm kein Geringerer als Cyprian zur Primatsfrage Stellung. Der Bischof, Märtyrer und Heiliger der Catholica, erkannte, offensichtlich im Einklang mit der herrschenden Ansicht, nirgends einen absoluten Vorrang Roms, erkannte, wie er – mit Tertullian (gegen Kallist: S. 98) – spottet, «keinen Bischof der Bischöfe» an; womit seinerzeit ja auch die Synoden Nordafrikas übereinstimmten, ebenso die des Ostens, im offenen Konflikt sowohl als auch zu geruhsamerer Zeit.

Für Cyprian ist der römische Bischof grundsätzlich nicht mehr als jeder Bischof sonst. «Nicht im Traume denkt er daran, ihm auch nur ansatzweise eine Jurisdiktionsgewalt über andere Gemeinden als seine eigene zuzugestehen. Ja nicht einmal als erster unter Gleichen (primus inter pares) gilt ihm der Nachfolger Petri» (Wickert). Alle Apostel waren für Cyprian ebenbürtig, alle hatten die «gleiche Gewalt» wie Petrus, «den gleichen Anteil an Ehre». So sei auch kein Bischof dem andern untertan, keiner vorgesetzt;

keiner könne den andern richten, keiner vom andern gerichtet werden; kurz, jeder hafte für die Verwaltung seiner Diözese Gott allein: weshalb man in Rom sogar eine Hauptstelle von Cyprians Schriften fälschte! Doch nicht einmal die Fälschung (in «De unitate ecclesiae» c. 4) ist im Sinn eines römischen Primats zu verstehn. Hinter Cyprian aber stellten sich (nach bereits konform urteilenden früheren Synoden in Karthago und Kleinasien) zwei weitere, wobei ihm auf dem Konzil am 1. September 256 in Karthago 87 Bischöfe in namentlicher Votierung zustimmten. Der «Papst» freilich empfing Cyprians Delegation mit den Beschlüssen nicht, verweigerte ihr auch die kirchliche communio, jegliche Aufnahme und Gastfreundschaft. Er verbot energisch die Wiedertaufe, denn «nichts soll erneuert werden, was nicht überliefert ist» (nihil innovetur nisi quod traditum est) – wahrscheinlich der älteste allgemeine Grundsatz des Papsttums; den freilich niemand mehr brach als das Papsttum selbst. Stephan I. schimpfte den hl. Cyprian «Pseudochrist» und «falschen Apostel», einen «hinterhältigen Ränkeschmied» (Pseudochristum et pseudoapostolum et dolosum operarium), während Cyprian den «Papst» des Irrtums, des Starrsinns zieh, der Hochmütigkeit, Gotteslästerung, ja, ihn als «einen Freund der Häretiker und einen Feind der Christen» abkanzelte – zwei Heilige unter sich.[54]

Immerhin hat Cyprian in dieser Zeit schroffster Konfrontation mit Stephan denselben, soweit bekannt, nicht exkommuniziert; es wäre «durchaus zu erwarten gewesen» (Marschall). Andererseits ist wegen dürftiger Quellenbasis bis heute kontrovers, ob Stephan von Rom den hl. Cyprian exkommunizierte; vieles spricht dafür. Namhafte Protestanten, Seeberg etwa, Lietzmann, behaupten dies, neuerdings vom katholischen «Handbuch der Kirchengeschichte» (eher) unterstützt. Später lancierte Augustinus die Meldung von Cyprians Widerruf, doch offenbar im Gegensatz zu den Tatsachen (und mit nur geringer Zustimmung in der Geschichtsschreibung).[55]

Da gerade Cyprian aber als typisch für den Katholizismus des Westens gilt, als Markstein in dessen Entwicklung, bestreiten Katholiken gern seine Bestreitung des Primats. Und wirklich hat

gerade er die Begriffe «cathedra Petri» und «primatus Petri», die so verheerend bis heute Geschichte machten, geprägt, hat gerade er die Matthäusstelle «Tu es Petrus» stark in seine Texte einbezogen und damit der römischen Petruslehre fast vorgearbeitet, wenn nicht gar Rom erst auf diese Fährte gelenkt, auf die Meisterung der Geschichte mittels Bibel, Dogmatik, Doktrin.[56]

Cyprian beschwört ja auch die «Ecclesia principalis . . . von wo die priesterliche Einheit ausgegangen». Und einst war dieser Passus sehr umstritten, sollte er markanter Zeuge sein für Roms Primat; verlor Hugo Koch, der katholische Kirchengeschichtler, 1912 sein Lehramt, als er das Gegenteil erwies – und bald nicht nur in *einem* Buch. Inzwischen jedoch sind sich auch viele Katholiken einig, daß «Ecclesia principalis» keinen päpstlichen Primat bedeutet, daß auch Cyprian den Bischöfen Roms keine hierarchische Sonderstellung zuschrieb, *keine* «höchste Regierungsgewalt» (Bihlmeyer), *keine* «Obergewalt» (Bernhart), daß dieser Primat damals auch im Katholizismus so gut wie keine Rolle gespielt.[57]

Es spricht Bände, daß die gesamte alte Kirche keinen durch Jesus gestifteten Ehren- und Rechtsprimat des römischen Bischofs kennt. Daß dieser Primat im Widerspruch steht zur Lehre aller alten Kirchenväter, selbst der berühmtesten. Denn wie Cyprian, deutet auch Origenes, der größte, wenngleich verketzerte Theologe der ersten drei Jahrhunderte, die «Primatstelle» kollektiv. Mit Petrus seien hier auch die Apostel angesprochen, ja, alle Gläubigen gemeint; «alle sind Petrus und Felsen, und auf allen ist die Kirche Christi erbaut».[58]

Und wie Cyprian und Origenes im 3., so erkennt im 4. Jahrhundert auch Ambrosius, gleichfalls einflußreicher als die Päpste seiner Zeit, diesen keinen singulären Vorzug zu. Das Wort von den Pforten der Hölle, für viele Katholiken locus classicus des Primats, bezieht Ambrosius nicht auf Petrus selbst, sondern auf seinen Glauben. Petrus hat bei Ambrosius nirgends einen Vorrang, nirgends Vorrechte und schon gar keinen Nachfolger. Ambrosius, dessen Bischofssitz mit dem römischen konkurrierte, fällte Synodalentscheidungen auch ohne, notfalls sogar gegen

Rom. Mit offenkundig antirömischer Wendung attestierte der Mailänder dem Apostel Petrus zwar den Primat, doch «den Primat des Bekennens, nicht den der Ehre (non honoris); den Primat des Glaubens, nicht den des Ranges (non ordinis)». Ähnlich ist bei Kirchenlehrer Athanasius von «Rechten Roms, auch nur im Sinne eines kirchlichen Schiedsgerichtes ... an keiner Stelle die Rede» (Hagel). Das Recht etwa zur Berufung einer ökumenischen Synode räumt Athanasius allein dem (christlichen) Kaiser ein. Und was Kirchenlehrer Johannes Chrysostomos angeht, so findet bei ihm Benediktiner Baur, sein moderner Biograph, «nirgends mit deutlichen Worten den Jurisdiktionsprimat des Papstes ausgesprochen».[59]

Wie die bisher genannten kirchlichen Koryphäen, gesteht auch Basilius «der Große» keinen römischen Primatsanspruch (im Osten) zu. Für Basilius, der seine Schreiben in den Westen, mit einer Ausnahme, nicht an den römischen Bischof Damasus, sondern stets an alle Oberhirten des Abendlands oder an die Italiens und Galliens richtet, ist die klerikale Hierarchie eine Gemeinschaft Gleichberechtigter, ist Antiochien, das sich der «Cathedra Petri» rühmte, kirchlich das Haupt der Welt und Haupt der Kirche allein Christus – ein andres, ein sichtbares Haupt derselben, hat die Ostkirche nie anerkannt! Ihr galt der Bischof von Rom nur als der Erste des westlichen Episkopats. Vereinzelte Appellationen östlicher Prälaten an ihn besagen nicht viel. Und als Papst Damasus von den Orientalen die bedingungslose Akzeptanz einer römischen Glaubensformel heischt, weist Basilius dies entschieden zurück. (Basilius' Freund und Kollege, Bischof und Kirchenlehrer Gregor von Nazianz, sprach vom «rauhen Wind des Westens» und nannte den christlichen Westen «die Fremde».)[60]

Kirchenlehrer Hieronymus übernimmt zwar (als Römer) oft devot die Entscheidungen Roms, zumal er selber Papst zu werden hoffte. Doch kann er auch die allgemeine Ansicht seiner Zeit bekennen und das Bischofsamt, möge es durch Größe, durch Reichtum der Sitze noch so unterschieden sein, überall dasselbe nennen. Wo immer, schreibt er, ein Bischof ist, in Rom oder

Gubbio, Konstantinopel oder Rhegium, in Alexandria oder Tanis, «er bedeutet dasselbe, hat dasselbe Amt».[61]

Sogar Augustinus, schon recht romhörig doch und zuweilen peinlich zwischen dem Papst und seinen afrikanischen Brüdern lavierend, vertritt keinen papalen Lehr- und Jurisdiktionsprimat. Ohne die römische Petrusdoktrin direkt zu attackieren, war für Augustin der Primat des Petrus, wie einst für Cyprian, nur ein persönlicher Rang, ja, statt des «solus Petrus» fungiert für ihn die «universa ecclesia» als Inhaberin der Schlüsselgewalt. Nicht Petrus, das Haupt der Apostel, nicht die römische Kathedra, nicht die römische Autorität steht für ihn an höchster Stelle und ist maßgebend für Lehre, Disziplin und Brauchtum der Christenheit, sondern die Autorität der Gesamtkirche – für die Petrus laut Mt. 16,17 ff das Symbol sei. Dem römischen Bischof ist das Plenarkonzil übergeordnet. So mußte noch das Erste Vatikanum 1870 selbst dem berühmtesten Kirchenlehrer «verkehrte Meinungen» (pravae sententiae) vorwerfen! «Sumus christiani, non petriani» (Wir sind Christianer, nicht Petrianer), hatte Augustin (Enarr. in psalm. 44,23) erklärt und Mt. 16,18 «zu keiner Zeit seines Lebens im römischen Sinne verstanden und ausgelegt» (Caspar). Und kaum zufällig spricht auch Augustin-Schüler Orosius – im Mittelalter viel gelesen und übertrieben bewundert – dem römischen Bischof keine zentrale Stellung, sondern bestenfalls einen geistigen Vorrang zu.[62]

Diese Haltung aber der gefeiertsten Katholiken der Antike ist um so bemerkenswerter, als auch die Schriften der «heiligen Väter», nach dem hl. Kirchenlehrer Kyrill (der damit nicht zuletzt der eignen Produkte gedacht haben mag), «durch Eingebung des Heiligen Geistes zustandekamen».[63]

Wie Bischöfe und Kirchenväter kannten auch die alten Konzilien keinen Rechtsprimat Roms

Seit der Mitte des 2. Jahrhunderts veranstaltet die Kirche Synoden, synodus genannt oder concilium, zunächst Partikularkonzilien, Provinzialsynoden, offenbar nach dem Vorbild der staatlichen Provinziallandtage; dann auch interprovinziale Synoden, Plenarkonzile, wie in der ägyptischen, antiochenischen, afrikanischen, italienischen Kirche; schließlich Begegnungen der «Gesamtkirche», allgemeine oder ökumenische Konzilien. Bisher zählt man 21 solcher (oft erst nachträglich dazu gemachten) «ökumenischen» Versammlungen im Katholizismus, für die es keine stets gleichbleibenden Merkmale gibt. (Die Quellen benutzen – ebenso wir – die Bezeichnungen Konzil und Synode als Synonyme.)[64]

Wie wichtig die ökumenischen Kirchentreffen für Katholiken aber auch sind, selbst die ersten «allgemeinen» Konzilien dekretieren nirgends einen Primat Roms. Und natürlich ließen sich diese Tagungen ihre Beschlüsse auch von keinem «Papst» bestätigen, den es noch gar nicht gab! Manchmal teilten sie ihre Erlasse dem römischen Bischof zwar mit, doch nur wie anderen auch. So übermittelte die Synode von Arles – anno 314 «mit dem Heiligen Geist und seinen Engeln (angelis eius)» tagend – dem Bischof Silvester von Rom, «was wir durch gemeinsamen Beschluß dekretiert haben, damit alle wissen, was sie in Zukunft zu beobachten haben» – aber nicht, damit es der römische Bischof billigt! Damit er es bestätigt! Damit er entscheidet! Daran dachte niemand. Streitpunkte schlichteten damals nicht Päpste, sondern Synoden. «Anders nämlich als durch Synoden ist es unmöglich, die großen Probleme zu lösen», schreibt Bischof Euseb von Caesarea. Ähnlich glaubte Bischof Epiphanius: «Die Konzilien schaffen Gewißheit (aspháleia) in den von Zeit zu Zeit auftauchenden Fragen».[65]

Alle großen Kirchenzusammenkünfte der Antike wurden ja auch nicht vom Papst einberufen (dessen Legaten sogar auf «ökumenischen» Konzilien gelegentlich fehlten: in Konstantinopel 381 und 553), sondern vom Kaiser. Er hatte diesbezüglich alle

Rechte, der Papst keine. Der Kaiser setzte den Termin, den genaueren Teilnehmerkreis, den Beratungsgegenstand fest. Er eröffnete, leitete, bestätigte diese Konferenzen, er verlieh ihnen Gesetzeskraft. Er hatte auch das Recht, sie zu beendigen, zu vertagen, zu verlegen. Er konnte sich durch hohe Beamte vertreten, konnte auch nichterscheinende Bischöfe bestrafen lassen. Kein Konzil, kein Papst hat damals diese Rechte bestritten. Noch ein so selbstbewußter Pontifex wie Leo I. bittet Kaiser Theodosius II., eine Synode «anzuordnen». So kann Kirchenhistoriker Sokrates, allgemein als einer der redlichsten der Antike geachtet, gegen Mitte des 5. Jahrhunderts ohne jede Übertreibung konstatieren: «Seit die Kaiser begannen Christen zu sein, hingen von ihnen die Angelegenheiten der Kirche ab, und die größten Konzile wurden und werden nach ihrem Gutdünken abgehalten». Selbstverständlich erkannten die Regenten den Päpsten auch keinen Primat zu. Erst im späteren 4. Jahrhundert räumt Gratian dem römischen Stuhlhalter eine Art Jurisdiktionsprimat ein, doch bloß gegenüber den Bischöfen des Abendlands. Und Oberster Gerichtsherr ist Damasus (seit 378) nur über die Metropoliten, noch nicht über die Suffragane, für die lokale Gerichte zuständig sind.[66]

Freilich wird eben damals eine Wende deutlich, bildet sich eine neue Lehre, neue Konzeption heraus, wonach der Bischof von Rom Leiter der ganzen Kirche ist, Gewalt über alle Christen hat. Diese Tendenz, mit einem ersten Höhepunkt bei Leo I., entwickeln bereits die Päpste Damasus (unter dem 382 eine Synode in Rom erstmals vom «Primat der römischen Kirche» spricht, nicht mehr wie früher vom «Primat des Petrus») und Siricius, der nach allen Seiten hin mahnt, anweist, gebietet, droht – «decernimus», «iudicamus», «pronuntiamus», «wir bestimmen», «wir urteilen», «wir dekretieren». In kürzester Zeit grassieren solche Wendungen im Sprachschatz der päpstlichen Kanzlei, deren Dekretalen reichsrechtliche Muster imitieren und sich von den kaiserlichen Dekreten in nichts unterscheiden. Doch beanspruchen auch Damasus und Siricius keine Befehlsgewalt gegenüber einem Konzil. Noch Anastasius I. (399–401) betrachtet sich bloß als das Haupt des Abendlands. Und für die Ostkirche ist der Papst auch

im 6. Jahrhundert nur der Patriarch des Westens. Auch damals noch geht keinerlei entscheidende Missionstätigkeit von Rom aus. «Alle Versuche, dem Papsttum vor Gregor d. Großen eine führende Rolle in der christlichen Missionsarbeit zuzuschreiben, halten gegenüber den Aussagen der Quellen nicht stand» (Katholik Baus). Dagegen nennt man jetzt auch den Sitz von Konstantinopel immer häufiger «apostolisch». Seit dem 7. Jahrhundert wird dort die Gründungslegende von Andreas, dem Apostel der Stadt, antirömisch interpretiert, zumal ihn, nach Johannes 1,40 f, Jesus früher als Petrus berief. Im 9. Jahrhundert spielt der größte byzantinische Patriarch, Photios, gegen den Suprematieanspruch Roms und dessen ersten «Papst» den älteren und «erstberufenen» Apostel Andreas aus. «Denn viele Jahre früher übernahm er den Bischofsstuhl von Byzanz, als sein Bruder Bischof der Römer wurde».[67]

Allerdings stießen auch im Westen die im späteren 4. Jahrhundert aufschwelenden Herrscherallüren der römischen Hierarchen, ihr rastloser Ehrgeiz, Vorgesetzte aller Bischöfe zu sein, weithin auf Widerspruch. «So behält der Bischof von Parma», berichtet die unter Papst Damasus tagende römische Synode 378 von Urbanus, «obgleich durch unser Gericht abgesetzt, seine Kirche ohne Scham in Händen, so hat sich Florentius von Puteoli ... nach sechs Jahren wieder in seine Stadt eingeschlichen, hält die Kirche besetzt und erregt Unruhen».[68]

Zumal in bedeutenden Bischofsresidenzen ignorierte man gern Rom: in Karthago, Vienne, Narbonne oder Marseille, wo zum Beispiel der angesehene, von Hieronymus als heilig und hochgelehrt gepriesene Proculus, unbekümmert um römische Proteste, die ihm von einer Turiner Synode zuerkannten Metropolitanrechte ausübte. Auch nach seiner Absetzung weihte er, mit ausdrücklicher Berufung auf das Turiner Konzil, Bischöfe weiter – «in über das Gewohnte hinausgehender Frechheit», «mit eiserner Stirn und aller Scham vergessend», wie Papst Zosimus sich erboste, die «Turiner Privilegien» des Proculus «unverschämt erschlichen» schimpfend. Proculus aber folgte der Zitation nach Rom so wenig wie der Metropolit Simplicius von Vienne, dem Zosimus

ebenfalls «Unverschämtheit» vorwarf, ohne daß er den Streit mit den gallischen Oberhirten, auch mit dem ihm besonders verhaßten Lazarus von Aix sowie den Bischöfen Tuentius und Ursus begleichen konnte. Der Römer hatte zwar erhöhte Autorität gegenüber der italienischen Kirche, doch noch keinesfalls die Führung im ganzen Abendland. Mailand konkurrierte mit Rom. Westliche Synoden befragten noch um die Wende zum 5. Jahrhundert bei wichtigen Anlässen die Hierarchen von Rom und Mailand zugleich, wie das Konzil in Karthago 397. Oder man setzte, wie die Synode von Toledo (400), eine Entscheidung so lange aus, bis «der jetzige Papst . . ., der Bischof von Mailand und die übrigen Priester der Kirchen» dazu schrieben. Aus Gallien und Illyrien wandte man sich zeitweise anscheinend mehr nach Mailand als nach Rom. Das Verhältnis beider war jedenfalls «ein kollegiales Nebeneinander». Der «apostolische» Stuhl hatte wohl das größere Ansehen, der römische Bischof aber «keine rechtliche Ausnahmestellung». Und die «Konzile standen unabhängig und gleichberechtigt neben dem Papsttum» (Wojtowytsch). Ja, sie waren «nicht nur die vornehmsten Rechtsquellen der Kirche, sondern auch neben der Bibel die vornehmste Glaubensquelle» (H.-G. Beck).[69]

Besonders scharf ist die Opposition gegen Rom mitunter in Afrika, wo es im frühen 5. Jahrhundert rund 470 Bischofsstühle gibt.

Eine ganze Landessynode bestreitet damals dem römischen Pontifex maximus die Möglichkeit, richtig zu entscheiden und leugnet überhaupt, sein Urteil stehe höher. Brüsk weisen die nordafrikanischen Kirchenführer jede Beanspruchung einer Befehlsgewalt über sie ab, billigen Rom keine höchstrichterliche Befugnis in Glaubens- und Disziplinarfragen zu. Die Prälaten sind sicher, selber die rechte Lehre erkennen zu können. Erst der Wandaleneinbruch, das Regiment arianischer «Ketzer» in Afrika, bewirkte dort eine enge Kooperation der Katholiken mit dem römischen Bischof, von dem die Synoden von Karthago und Milewe (416, 417) die Bestätigung ihrer Erlasse erbaten. Führte ja auch der Westgoteneinfall in Spanien zu einem intensiveren An-

schluß der spanischen Kirche an Rom. Doch noch das Konzil von Karthago im Mai 418 droht wieder für «transmarine» Appellationen, in Erneuerung eines alten kirchenrechtlichen Grundsatzes, die Exkommunikation an.[70]

Wie wenig romhörig gerade die Afrikaner waren, lehrt ein Vorfall, dessen forensische Behandlung sich über mehrere Pontifikate des frühen 5. Jahrhunderts erstreckt.

Die Apiarius-Affäre

Der Bischof Urbanus von Sicca, ein Schüler Augustins, hatte den Presbyter Apiarius wegen seines skandalösen Lebenswandels («unerhörter Schandtaten») exkommuniziert und Apiarius, unter Übergehung seines Metropoliten, Rom angerufen. Der afrikanische Episkopat freilich hatte schon im Jahr 393 Priestern die Appellation nach Rom untersagt, ebenso erst im Mai 418 eine karthagische Generalsynode jede Berufung an ein «Gericht jenseits des Meeres» (ad transmarina) verboten. Papst Zosimus aber ergriff Partei für den gefeuerten Priester und befahl dessen Bischof, unter Ignorierung seiner Vorgesetzten, zur Rechtfertigung zu sich. Da der Römer jedoch auf taube Ohren stieß, schickte er, als handle es sich um seine Repräsentierung auf einem Reichskonzil, eine dreiköpfige, dem Bischof Faustinus von Potenza unterstellte Delegation, die sich weisungsgemäß auf Kanones von Nicaea berief, die in Wirklichkeit aber solche von Serdica waren. Überdies widersprachen die wörtlich angeführten Satzungen dem päpstlichen Procedere, da sie zwar einem amtsenthobenen Presbyter oder Diakon den Einspruch an benachbarte Bischöfe erlaubten, doch kein Wort enthielten über eine Beschwerde in Rom, geschweige von einem Recht Roms, in solche Fälle einzugreifen.[71]

Die Afrikaner reagierten reserviert. Sie beließen den für alle «Irrtümer» um Vergebung bittenden Apiarius zwar im Amt, allerdings nicht mehr in Sicca, sondern in Thabraca. Und hinsichtlich der «nicaenischen» Appellationsbestimmungen waren sie miß-

trauisch. Sie hätten sich ihnen – jedoch nicht dem «Papst!» – bezeichnenderweise sofort gebeugt, fanden sie freilich nicht in ihren Exemplaren von Nicaea und wollten deshalb die Kirchen Konstantinopels und Alexandriens befragen. Der päpstliche Legat Faustinus suchte das wiederholt, doch vergeblich zu verhindern.[72]

Inzwischen war Zosimus gestorben und Bonifatius I. am Ruder. Der afrikanische Episkopat rügte das Verhalten seines Vorgängers und schrieb, hätte man die Appellationsstatuten auch in Italien beachtet, «würden wir in keiner Weise solches, das wir nicht mehr in Erinnerung bringen wollen, zu dulden gezwungen oder würden nicht Untragbares zugemutet bekommen. Aber wir glauben ... daß, während Deine Heiligkeit der römischen Kirche vorsteht, wir nicht mehr diese hochmütige Behandlung erfahren werden und daß uns gegenüber geachtet wird, was uns auch ohne ausführliche Erörterung gewahrt werden muß.» Deutliche Töne. Zugleich erneuerte unter dem Vorsitz des Aurelius von Karthago das Konzil von 419, an dem auch Augustinus teilnahm, jene Verfügung des Generalkonzils vom Vorjahr, die jedem Kleriker bis zum Priester die Berufung an außerafrikanische Instanzen, somit auch an den Papst, verbot, und dies ausdrücklich nun unter Androhung der Exkommunikation. Bald darauf trafen die erbetenen Akten von Nicaea aus Konstantinopel und Alexandrien ein, die erwartungsgemäß Zosimus widerlegten und nach Rom weitergeschickt wurden, wo man indes auch künftig den serdicensischen Appellationskanon für nicaenisch ausgab![73]

Im übrigen wiederholte sich 424 unter Papst Coelestin der Fall des Apiarius. Er wurde rückfällig, wurde wieder ausgeschlossen, appellierte abermals an Rom, wo sich seiner jetzt der neue Papst wohlwollend annahm und noch einmal Faustinus von Potenza schickte, der diesmal drei Tage lang noch unglücklicher und erfolgloser debattierte, hochnäsig und beleidigend, wie die Konzilsväter in ihrer Epistel «Optaremus» Coelestin klagten. Sein Schützling aber brach unter dem Beweismaterial zusammen, nahm das Synodalurteil an, und das Fiasko des päpstlichen Legaten war komplett. «Was unseren Bruder Faustinus betrifft»,

schrieben die Synodalen, «so halten wir uns von Eurer Heiligkeit rechtlichem und maßvollem Sinne versichert, daß – unbeschadet der brüderlichen Liebe – Afrika fürderhin gänzlich von ihm verschont bleibt.»[74]

Aber auch Coelestin bekam eine Abfuhr, wie noch kein römischer Bischof aus Afrika. «Denn daß Leute von Deiner Seite geschickt werden sollen», entgegnete das karthagische Konzil, «fanden wir durchaus nicht (in nullo) durch eine Synode der Väter festgesetzt; jenes nämlich, was Ihr vorlängst durch denselben Faustinus ... gleichsam als Teil des nikänischen Konzils übersandt habt, etwas solches konnten wir in den glaubwürdigeren Codices, die als nikänische anerkannt werden ... nicht finden.» Die Bischöfe wollten auch keine Kleriker des Papstes als Exekutoren mehr sehn, «um nicht dem übel qualmenden Hochmut der Welt (fumosum tyfum saeculi)» Tür und Tor zu öffnen.[75]

Ungewöhnlich kompromißlos verbat sich der afrikanische Episkopat päpstliche Übergriffe in sein Gerichtswesen. Er sprach Rom das Recht ab, weitere Berufungen von Priestern seines Landes anzunehmen und erklärte prinzipiell jede Synode für die Richtigkeit ihrer Entscheidungen allein verantwortlich. «Es wird doch keinen geben, der glaubt, daß unser Gott irgend einem beliebigen (Einzelnen) für die Urteilsfindung gerechten Sinn eingeben, ihn aber den in größter Zahl zu einem Konzil versammelten Bischöfen versagen kann!»[76]

Der römische Bischof galt somit noch im frühen 5. Jahrhundert für die größte westliche Kirche nicht als entscheidende Oberinstanz, weder in Fragen des Glaubens, der kirchlichen Disziplin noch, wie vor allem die Apiarius-Affäre drastisch zeigt, der Jurisdiktion. Vielmehr hielten sich gerade die afrikanischen Konzilien für durchaus befugt, auf allen diesen Gebieten ohne Zweifel selber entscheiden zu können. Nicht grundlos ist Papsthistoriker Erich Caspar der Überzeugung, daß die mächtige afrikanische Kirche nie durch den römischen Stuhl und die neue päpstliche Theorie des Primats und der Subordinationsidee gebeugt worden wäre, hätte ihr nicht die wandalische Invasion den Lebensnerv durchschnitten und der Islam im 7. Jahrhundert den Garaus

gemacht. Katastrophen anderer waren – bis heute! – fast immer ein Glück für Rom. Und Caspar nennt mit Recht das Fiasko der gewaltigen afrikanischen Kirche eine «unerhörte Gunst der Schicksalsfügung» für die Papstgeschichte, da dies Debakel die Päpste in den entscheidenden Zeiten ihres Aufstiegs zur Suprematie von dem einzig ernsthaften Rivalen im Westen befreite. «Wie ein Baumriese des Urwalds vom Blitz getroffen, sank der karthagische Primat auf einen Schlag zu Boden und gab dem römischen den Weg frei».[77]

Die Bestreitung des päpstlichen Primats dauerte bis in die Neuzeit fort

Auch in den ersten frühmittelalterlichen Jahrhunderten haben sich ökumenische Konzilien dem Alleinvertretungsanspruch Roms keinesfalls gebeugt. Die Beschlußfassung geschah kollegial und bei der feierlichen Verkündigung der Kanones wurde der Papst gar nicht genannt. Nicht er war die hierarchische Oberinstanz mit Befehlsbefugnis, nicht er war für eine unbedingt verbindliche Entscheidung in Glaubensfragen kompetent, sondern eben das Konzil. Der römische Theologe Wilhelm de Vries resümiert am Ende seiner Studie über die Synoden des ersten Jahrtausends: «Gemäß diesen Konzilien ist es mindestens das *Normale*, daß Entscheidungen in Glaubenssachen und in wichtigen disziplinären Angelegenheiten *kollegial* gefällt werden. Es ist schwer zu sehen, wie ein absolutistisch verstandener Primat eine Stütze in der Tradition des ersten Jahrtausends finden kann.»[78]

Aber auch im 2. Jahrtausend wurde dieser so unredlich wie machterpicht errungene Vorrang weiter bekämpft. Von der griechischen Kirche selbstverständlich, von vielen «Ketzern», den Katharern etwa, Albigensern, Waldensern, Fratizellen. Im frühen 14. Jahrhundert von Marsilius von Padua und Johannes von Janduno, letzterer Professor der Pariser Universität. Schließlich von John Wyclif, Hus, Luther samt den übrigen Reformatoren.

Doch auch der Widerstand von Katholiken dauerte fort. So suchte man auf verschiedenen Kirchenversammlungen die römischen Machtambitionen zugunsten der Bischöfe zu beschränken oder ganz aufzuheben; in Pisa beispielsweise, in Konstanz (wo sich das Konzil in dem Dekret «Haec sancta synodus» vom 6. April 1415 als über dem Papst stehend erklärte) oder in Basel (wo man die Ansicht, das allgemeine Konzil stehe über dem Papst, am 16. Mai 1439 zum Dogma erhob). Auch bestritt man in jenen Zeiten die päpstliche Unfehlbarkeit in Glaubensfragen und forderte das Recht, den Papst bei Amtsmißbrauch oder Amtsunfähigkeit absetzen zu dürfen. Hierher gehört ferner die «Deklaration des französischen Klerus» (declaratio cleri Gallicani) von 1682, der «Gallikanismus», der sich in Deutschland unter dem Namen «Febronianismus» verbreitete (nach Justinus Febronius, der in Wirklichkeit Johann Nikolaus von Hontheim hieß, Weihbischof von Trier war, allerdings 1778 widerrufen hat).[79]

Die Ansicht, daß nur die Gesamtheit der Bischöfe (Episkopalismus), nicht der römische Bischof allein (Kurialismus), die Kircheneinheit repräsentiere, wirkte also auch im katholischen Klerus noch in der Neuzeit lange weiter, wo sie freilich 1516 Leo X. als Irrlehre verdammte – ein Papst, nebenbei, der schon vierzehnjährig Kardinal war, auch drei seiner Vettern zu Kardinälen machte, darunter der uneheliche Giulio, der spätere Klemens VII. Nicht zu vergessen auch, daß unter Papst Leo, dem «Sonnengott», die Zahl der käuflichen Kirchenämter auf zweitausendzweihundert stieg! Auri sacra fames. Ja, der Episkopalismus kulminierte recht eigentlich im 17. und 18. Jahrhundert. Im 19. versetzte ihm allerdings das Erste Vatikanum mit der Definition des päpstlichen Universalepiskopats und der päpstlichen Unfehlbarkeit den Todesstoß.

Im 20. Jahrhundert aber – «denn überall predigt die Kirche die Wahrheit», wie der hl. Irenäus lehrt – möchten uns katholische Apologeten weismachen, daß schon zur Zeit «der Bekehrung Konstantins», also im frühen 4. Jahrhundert, ja, wie aus dem Zitat folgt, noch viel früher, «die Existenz des Papsttums, d. h. die herrschende Stellung des römischen Bischofs längst eine vollendete

Tatsache» war (Meffert); daß die Bischöfe Roms, so «Mit oberhirtlicher Druckgenehmigung» Domkapitular Joseph Schielle, «von *jeher* den Primat ausgeübt»; daß sie, so, gleichfalls kirchlich abgesegnet, Nazi-Theologe Lortz, «stets Anspruch auf den Vorrang Roms vor allen Kirchen» erhoben; daß die Primitialgewalt der Päpste, so – mit Imprimatur – Alois Knöpfler, einst Geheimer Hofrat, Erzbischöflicher Geistlicher Rat und Kirchenhistoriker an der Universität München, in der Antike «von der Gesamtkirche in unzähligen [!] *spontanen* Äußerungen nicht bloß anerkannt, sondern nicht selten geradezu herausgefordert . . ., der römische Bischof stets [!] als Haupt der Kirche, ausgerüstet mit höherer, göttlicher Autorität, angesehen und geehrt» wurde; daß auch die Zeugnisse «der heiligen *Väter*», wie die Apologeten Thomas Specht und Georg Lorenz Bauer geltend machen, «einhellig lehren, daß der Bischof von Rom oder die römische Kirche den Primat besitzt». Kurz, fast die ganze römisch-katholische Theologie behauptet bis tief ins 20. Jahrhundert hinein (und zum großen Teil behauptet sie's noch heute): «*Der Primat des römischen Papstes* wurde von den *Kirchenvätern* und den *Kirchenversammlungen* aller Jahrhunderte einmütig anerkannt» (F. J. Koch/Siebengartner) – eine krasse Lüge.[80]

Tatsache dagegen ist, daß die der Kirchenkonstitution des Zweiten Vatikanums (auf Weisung einer «höheren Autorität») beigegebene «Nota Praevia» dem Papst eine Machtbefugnis zuspricht, die jedenfalls verbal über das Erste Vatikanum weit hinausgeht, erlaubt sie jenem doch, «seine Vollmacht jederzeit nach Gutdünken (ad placitum)» auszuüben. So konnte Paul VI. 1967 sich auch völlig bewußt sein, «daß der Papst das größte Hindernis auf dem Weg zum Ökumenismus ist» – und zwei Jahre später stolz behaupten: «Wir sind Petrus».[81]

Schon in der Antike aber war der römische Einfluß auf die bedeutendere Kirche des Ostens äußerst gering und darum bisher kaum zu beachten. Die orientalischen Synoden kannten den späteren Begriff des Papsttums gar nicht – woher auch? Auf dem großen Konzil von Nicaea 325 (I 362 ff) war der «Papst» weder anwesend noch hatte er Gewicht. Nach der Synode von Tyrus

(335) beanspruchte er keine besonderen Rechte für seine Cathedra. Auf dem Konzil von Serdica (342 oder 343) mißlang der Versuch, ihn zur Appellationsinstanz in kirchlichen Streitfällen zu machen. Im Gegenteil! Die orientalischen Bischöfe wandten sich nicht nur gegen den hl. «Athanasius und die anderen Verbrecher», sondern exkommunizierten auch «Julius aus der Stadt Rom, als Anstifter und Führer zum Bösen». Nicht Julius I. (337–352), sondern Athanasius (I Kap. 8) war der führende Mann der Orthodoxie.[82]

Konnte das Papsttum aber die orientalischen Kirchen nie unterjochen, wurde es noch in der Antike mit der Opposition im Abendland leichter fertig. Denn nicht obwohl, sondern gerade weil die römischen Bischöfe theologisch lange nicht so hervortraten wie andere des Westens, Hosius von Cordova etwa, Lucifer von Cagliari, Hilarius von Poitiers, gerade weil sie sich viel weniger der Theologie als der Gewalt verschrieben, nahmen sie allmählich – entscheidend gefördert durch ihren Thronos in der (alten) Reichshauptstadt, begünstigt durch deren Bedeutung, Reichtum, Glanz – allen anderen großen abendländischen Bischofssitzen ihre ursprüngliche Selbständigkeit: Mailand (wiederholt wird Ambrosius, nicht der «Papst», an erster Stelle der «Bischöfe Italiens» genannt), Aquileja, Lyon, Toledo, Braga; womit Italien, Gallien, Spanien, Portugal, ja, noch Schottland und Irland den römischen Hierarchen hörig wurden. Und mit dem Debakel des Römischen Reiches wuchs ihre abendländische Machtstellung noch, die sie durch die Petrus-Theologie immer wirksamer unterbauten. Schließlich beerbte die römische Kirche geradezu das (West)römische Reich, verkirchlichte es, trat sozusagen an seine Stelle.[83]

Dieser Machtzuwachs Roms, auf Kosten der westlichen Metropoliten sowie der Konzile, seit alters oberste Kircheninstanz, wurde freilich nicht kampflos gewonnen.

Das zeigt bereits der beträchtlich ältere, von Cyprian überlieferte und deutlich an die Apiarius-Affäre erinnernde Fall der beiden spanischen Bischöfe Basilides und Martialis. Während der Verfolgung abgefallen, wurden sie ihres Stuhls enthoben, worauf

sie – der erste bekannte Vorgang dieser Art – an Rom appellierten und Bischof Stephan Weisung erteilte, sie wieder in ihre Ämter einzusetzen. Die spanischen Gemeinden aber weigerten sich, berichteten nach Afrika und bekamen von einer dortigen Synode recht. Man ermutigte sie ausdrücklich, nicht «mit gottlosen und befleckten Priestern» zu verkehren und den Irrtum des römischen Bischofs zu ignorieren.[84]

Roms Machtkampf zeigt auch der «Osterstreit» Viktors I. (189–198?), wobei der Römer zur Entrüstumg des hl. Irenäus erklärte, keiner könne katholischer Christ sein, der Ostern an einem anderen Tag als Rom begehe – das Ostern am Sonntag nach dem 14. Nisan der Juden beging (= erster Vollmond nach dem Frühlingsäquinoktium), noch vor kurzem aber, wie Irenäus wußte, das Fest überhaupt nicht jährlich gefeiert hatte! Viele Bischöfe griffen damals, so Kirchengeschichtsschreiber Euseb, den römischen Bischof «heftig an». Dies Ringen veranschaulicht weiter der «Ketzertaufstreit» Stephans mit den sich gleichfalls behauptenden Afrikanern Mitte des 3. Jahrhunderts (S. 75). Und gleich darauf der «Streit der Dionyse», eine trinitätstheologische Auseinandersetzung zwischen dem römischen Bischof Dionysius (259–268) und seinem renommierten alexandrinischen Namensvetter, der den Subordinatianismus verfocht, wobei erstmals der Begriff der Wesensgleichheit von Vater und Sohn auftrat (I 352 ff).[85]

Bei aller Autorität des römischen Pontifex war seine Macht in diesem ganzen Zeitraum, im 2. und 3. Jahrhundert, begrenzt. Bei aller Bedeutung, die ihm bereits zukam, besaß er keinerlei oberste Jurisdiktions- und Entscheidungsbefugnis, kannte weder die Praxis noch die Gedankenwelt der Zeitgenossen ein Papsttum im späteren Sinn. Und im wesentlichen blieb das so bis in die letzten Jahrzehnte des 4. Jahrhunderts.[86]

Natürlich gab es mit der steigenden Bedeutung des römischen Stuhls auch immer größere Kämpfe um ihn selbst durch ganze Epochen. Bereits während der (meist kraß aufgebauschten) Christenverfolgungen ist er begehrt – obwohl ja die Bischöfe Roms sozusagen Seite an Seite mit ihren kaiserlichen Verfolgern residie-

ren! Doch beginnen die Rivalitäten früh, sind bald schismatische Gemeinden die Regel, streitet man manchmal derart, daß Straßen und Kirchen triefen von Blut – und alles um Christi willen . . .

3. KAPITEL

ERSTE RIVALITÄTEN UND TUMULTE UM DEN RÖMISCHEN BISCHOFSSITZ

«Als der Bischof von Hippo 430 im Vandalensturm die Augen schloß..., lag auf dem Stuhle Petri schon der Zauber des Glanzes und der Macht. Schenkungen reicher Herren gestatten den Herren Roms, die Schlichtheit des Fischers von Kapharnaum zu verleugnen. Der Ernst der Frommen nimmt Ärgernis an ihrem Pomp und ihrer Tafel. Nicht die edelsten Leidenschaften spalten die Wähler in Parteien.» Der katholische Theologe Joseph Bernhart[1]

«Mit einer oft erstaunlichen Unbekümmertheit umgeben sich die Nachfolger Petri auf dem römischen Bischofsstuhl ... mit dem Gepränge der Welt ... So entsteht eine Erscheinungsform des Petrus-Amtes, das etwa in seiner monarchischen Form in manchem mehr dem antiken Kaisertum gleicht als dem biblischen Petrusbild». Der katholische Theologe Peter Stockmeier[2]

«Man kann aus zahlreichen Briefen des Hieronymus eine Sittenschilderung des christlichen Rom zusammentragen, welche einer Satire gleich ist ...; und auch dieser den Christen nicht feindliche Geschichtsschreiber hat schon den Luxus und den Ehrgeiz der römischen Bischöfe getadelt. Es ist bei Gelegenheit des blutigen Kampfs zwischen Damasus und Ursicinus um den Bischofsstuhl Roms, wo sich die berühmte Stelle findet: ‹Wenn ich den Glanz der städtischen Dinge betrachte, so erkenne ich, daß jene Männer aus Begier, ihre Wünsche zu erreichen, mit aller Parteigewalt einander bestreiten mußten; denn erlangten sie ihr Ziel, so konnten sie sicher sein, von den Geschenken der Matronen reich zu werden, auf Wagen hoch einherzufahren, mit Pracht sich zu kleiden und so schwelgerische Mahlzeiten zu halten, daß ihre Tafeln die der Fürsten überboten.›» Ferdinand Gregorovius[3]

Gegenpäpste gibt es im Katholizismus, so erpicht war der hohe Klerus auf den «Heiligen Stuhl», durch dreizehn Jahrhunderte, bis ins ausgehende Mittelalter. Der erste antipapa – das Wort wird erst im 14. Jahrhundert (statt des älteren pseudopapa, antichristus, schismaticus) gebräuchlich – tritt im frühen 3. Jahrhundert auf; der letzte, Felix V., im 15. (Nach manchen war Felix der 39.; doch schwankt die Zahl der Gegenpäpste zwischen 25 und 40, da nicht einmal die christlichen Experten immer wissen, wer rechtmäßiger Papst war, wer nicht.)[4]

Gegenpäpste sind Kirchenfürsten, die ihre eigne Kirche verteufelt; freilich nicht immer. Felix V. etwa, der verwitwete, sehr reiche Herzog Amadeus VIII. von Savoyen, auf dem Basler Konzil 1439 zum antipapa gemacht, bekam schließlich einen ehrenvollen Abschied, den Titel «Kardinal von Sabina», den ersten Rang im sogenannten Heiligen Kollegium der Kardinäle und, obwohl alles andere als arm, denn wer hat, dem soll dazugegeben werden, noch eine lebenslange Pension. Ja, manchmal wird ein antipapa sogar heilig – und der (echte) papa dazu. In dieser Kirche ist (fast) nichts unmöglich.[5]

Kampf des hl. Hippolyt gegen den hl. Kallist

Gleich der erste Gegenpapst erklomm die Ehre der Altäre. Er wurde Heiliger der römischen und griechischen Kirche (Fest: 13. August; als Bischof von Porto 22. August; bei den Griechen 30. Januar). Hippolyt, ein Schüler des hl. Irenäus, ist der letzte

griechisch schreibende Autor des Westens, dessen umfangreiche literarische Tätigkeit dort im 3. Jahrhundert völlig singulär dasteht. Er war der erste gelehrte Prälat Roms, weshalb ihn wohl auch der etwas anspruchsvollere Teil der Christen, eine schismatische Minderheit, erhob. Sich selber nennt er wiederholt Bischof von Rom, seinen Vorgänger, den hl. Zephyrin, einen Banausen und Ignoranten.[6]

Auch Hippolyts Konkurrent Kallist (217–222) ist heilig (Fest: 14. Oktober); zugleich jedoch «ein im Bösen wohlerfahrener und im Irreführen geschickter Mann», ein «Heuchler», der «Häretiker» wie Rechtgläubige «mit schlauen Redensarten» gewinnt und doch selber zum Abschaum der «Ketzer»geschichte gehört. Kallist nämlich, an den noch die gewaltige Katakombe von San Callisto an der Via Appia erinnert (wo er nicht ruht, sondern als Diakon wirkte), hing zunächst dem Modalismus an, vor seiner Verurteilung offizielle Kirchenlehre Roms. Er sah in den drei göttlichen Personen nicht Individuen, sondern nur Modi, Erscheinungsweisen *eines* Gottes, in Gott also eine ungeteilte Person. Mindestens drei aufeinanderfolgende Päpste vertraten diese «Ketzerei»: der hl. Viktor I., der hl. Zephyrin und eben der hl. Kallist, der freilich dem hl. Hippolyt gleichfalls «Ketzerei» vorwarf, «Zweigötterlehre» (Ditheismus).[7]

Hippolyt nun, dessen katholische Anschauungen später als rechtgläubig gelten, hat in einer vita Callisti, höhnisch überschrieben «Das Martyrium des Kallistus unter dem praefectus Urbi Fuscianus», seinen Rivalen moralisch zu vernichten gesucht.

Der christlich erzogene Kallist, ein Sklave aus dem Hafenviertel, Sohn vermutlich einer Sklavin Callistrate und einst, nach Hippolyt, auch Räuberhauptmann, begann seine Karriere sozusagen als Bankier. Für den reichen Christen Karpophorus, ein Mitglied des Kaiserhofs, leitete er in der piscina publica, am Fischmarkt, eine Bank, der die römischen Christgläubigen große Einlagen zuführten. Doch Kallist (ein früherer Vorgänger gleichsam des Vatikanbankchefs und Mafia-Kompagnons Erzbischof Marcinkus) spekuliert mit dem Geld seines Herrn, dem zahlreicher christlicher Witwen und Brüder, und bringt «alles durch».

187/88 bankrott, flieht er auf ein Schiff nach Porto, stürzt sich, von Karpophorus verfolgt, ins Meer, wird aber aufgefischt, nach Rom zurückgebracht und zur Tretmühle verurteilt. Dort schwindelt er sich los und streitet bald mit Juden um (angebliche) Außenstände. So entsteht am Sabbat ein Tumult in der Synagoge. Die Juden verhauen Kallist und schleppen ihn zum Stadtpräfekten, wo er sich als Christ bekennt. Doch der herbeigeeilte Karpophorus erklärt: «Glaube diesem nicht; er ist nicht Christ, sondern schuldet nur viele veruntreute Gelder, wie ich beweisen werde». Stadtpräfekt Fuscianus läßt Kallist auspeitschen und verfügt seine Deportation ad metalla, in die Bergwerke Sardiniens, der Todesinsel. Hier jedoch rettet ihn eine Intervention von Kaiser Commodus' christlicher Mätresse Marcia, und der römische Bischof Viktor bringt ihn für etwa zehn Jahre in Sicherheit nach Antium, einer der beliebtesten Villeggiaturen des vornehmen Rom einschließlich des Kaiserhauses; dazu – welch schillerndes Licht fällt hier auf den «Bankrott» des Bankhalters – noch eine monatliche Pension, was Kallist «alle Ehre» macht (Kardinal Hergenröther), die ältere Literatur sogar als Verbannung bezeichnet; gilt er ja allen Ernstes in der Kirche als Konfessor. Bei Viktors Nachfolger Bischof Zephyrin (199–217) – «ein ungelehrter und ungebildeter Mann, der die kirchlichen Verordnungen nicht kannte, Geschenken zugänglich und geldgierig war» (Bischof Hippolyt) – gewinnt Kallist durch «seine ständige Anwesenheit und seine Augendreherei», sein «Intriguenspiel», immer mehr Einfluß, er wird Finanzberater des Oberhirten und, nachdem er «Zephyrinus zugrundegerichtet» und Hippolyt verdrängt hat, selber Bischof von Rom. «Er war eben ein Schwindler und ein Ränkeschmied», schreibt Hippolyt über den hl. Kallist. Er hatte «Gift tief im Herzen», «lauter falsche Ansichten» und eine Scheu, «die Wahrheit zu sagen».[8]

Verwundert es, daß der Klerus seit Kallist aus dem römischen Beamtenrecht die Lehre von der Unverletzlichkeit des Amtes aufnahm, die auch dem unwürdigen Amtsträger die Amtsbefugnis beließ?! Just Kallist forderte und verwirklichte im Westen als erster die Unabsetzbarkeit des Bischofs selbst im Fall einer «Tod-

sünde». Und dies, obwohl doch der von der Kirche so geschätzte, in Syrien sogar zur «Heiligen Schrift» gezählte Klemensbrief bloß sittlich Tadellose unabsetzbar nennt! Im Kampf gegen die schismatischen Donatisten entwickelte man dann, der tradierten Predigt strikt entgegen, die laxistische Linie weiter zu der typisch katholischen, unüberbietbar zynischen, aber auch jede Gaunerei verkraftenden Konsequenz, wonach die Kirche (objektiv) immer heilig ist, wie korrupt auch ihre Priester (subjektiv) sind (I 275).[9]

Der Anhang seines Gegners, behauptet der hl. Hippolyt, sei gewachsen, weil er, der hl. Kallist, als erster Sünden gestattete, die Christus verbot, Sünden, «die zur Befriedigung der Lüste dienen». Auch habe Kallist «zwei- und dreimal verheiratete Bischöfe, Priester und Diakonen zu den Weihen» zugelassen ... Ja, er habe «Frauen vornehmen Standes, die unverheiratet in noch jugendlichem Alter heiratssüchtig waren, ihren Rang durch eine gesetzmäßige Ehe aber nicht einbüßen wollten, einen Beischläfer nach ihrer Wahl erlaubt, sei es einen Sklaven, sei es einen Freien, und diesen, auch ohne rechtmäßige Ehe, für ihren Mann anzusehen. Und so begannen sogenannte Christinnen, empfängnisverhütende Mittel zu gebrauchen und sich zu schnüren, um die Leibesfrucht abzutreiben, weil sie wegen ihrer hohen Geburt und ihres Riesenvermögens kein Kind von einem Sklaven oder einem gewöhnlichen Mann haben wollten. Seht, wie weit der Ruchlose in seiner Gottlosigkeit gekommen ist! Er lehrt Ehebruch und Mord zugleich. Und auf all das hin gehen diese Ausgeschämten daran, sich ‹katholische Kirche› zu nennen und manche laufen ihnen zu, in der Meinung, recht zu handeln ... Dieses Menschen Lehre verbreitete sich über die ganze Welt».[10]

Römische Bischöfe und Heilige unter sich!

Natürlich kämpften hier zwei Karrieristen gegeneinander. Natürlich hatten Hippolyt Haß und Eifersucht die Feder geführt – die Domäne so vieler Pfaffen. Doch dürften seine Injurien das Wesentliche treffen. Und evident ist die Diskrepanz zur Lehre Jesu: «Wer eine Frau auch nur begehrend ansieht, der hat schon mit ihr Ehebruch begangen in seinem Herzen». Jetzt bezeichnet «Papst» Kallist Ehebruch als vergebbar. Erlaubt er vornehmen

jungen Frauen auch ohne Ehe einen Beischläfer nach Wahl! Erweicht er bedenkenlos die christliche Moral – und die christliche plebs schart sich dankbar um ihn.[11]

Auch Tertullian, einer der wortgewaltigsten «Ketzer», einer der größten «Protestanten» vor Luther, schäumt und höhnt, donnert Kallist zu, «ja, wer bist du denn, daß du verdrehst und veränderst . . .» – greift die Verfügung des «Pontifex maximus», wie er ihn mit dem heidnischen Titel verspottet, des «Bischofs aller Bischöfe», als «unerhörte Neuerung» an, die man besser in den Bordellen publiziert hätte. «Dort sollte von diesem Nachlaß zu lesen sein, wo man mit der Hoffnung auf ihn eintritt. Doch nein! Es steht in der Kirche zu lesen».[12]

Geistlichen Weitblick, kein Zweifel, hatte Kallist bewiesen, die «tatsächlichen Verhältnisse» (die Katholiken Seppelt/Löffler), «die praktischen Notwendigkeiten» (Protestant Aland), erkannt, hatte eine Entwicklung angebahnt, der die Zukunft gehörte. Dabei berief er sich in seinem «edictum perpetuum», falls er es, fast allgemein bestritten jetzt, erließ, auf die «apostolische Schlüsselgewalt»: Mt. 16,19. (Auf Mt. 5,27 f freilich berief er sich nicht. Auch nicht auf 1. Mos. 38,24; 3. Mos. 20,10; 5. Mos. 22,22; 1. Kor. 6,9; Hebr. 13,4 u.v.a. Denn aus der Bibel holt stets jeder, was er braucht.) Kallist machte sein opportunistisches Anpassen an Tages- und Massenbedürfnisse natürlich beliebt. Der gelehrte, altmodische Hippolyt dagegen, Verfasser einer berühmten «Traditio apostolica» (der auch Soldaten und Jägern das Töten untersagte: I 250, ein «Rigorist» eben, wie klerikale Kreise nichtlaxe Christen zu beschimpfen pflegen), vertrat die überlieferte Lehre, wonach kein Priester und Bischof Abfall von Glauben, Mord, Unzucht erlassen konnte. Kallist aber erklärte jetzt Hurerei als vergebbare Sünde. Nach dem Massenabfall in der decischen Verfolgung (S. 100 f), als, zumal von den Vornehmeren, «auf der Stelle viele» (Bischof Euseb) ihren Glauben verrieten, vergab die auf Massen und Macht geile Kirche auch Abfall vom Glauben. Und 314, beim Auftauchen der ersten Feldpfaffen (I 247 ff), verlor auch der Mord gleich seinen absolut ausschließenden Charakter. So triumphieren – typisch für die meist der Zeit und den Verhält-

nissen hörigen Hierarchen – gewöhnlich die Neuerer. Kallist erlitt angeblich – 354 erstmals erwähnt – das Martyrium. Später fälschte man eine passio Callisti, einen ganzen Märtyrerroman. Die Büttel des Alexander Severus stürzen den beim Gottesdienst aufgespürten Kallist in einen Brunnen. Auch soll er der Lynchjustiz des Volkes zum Opfer gefallen oder selber aus dem Fenster gesprungen sein, und dies «nach langer und qualvoller Einkerkerung» (Wetzer/Welte); wobei er aber gleichwohl predigt, heilt, tauft. Im 12. Jahrhundert erbauen die Deutschen bereits grauenhafte Darstellungen seiner Leiden! Und durch zwei Jahrtausende feierte ihn die Kirche als Märtyrer – heute geben selbst ihre Theologen die Fälschung zu.

Das Schisma dauerte fort. Hippolyt hielt sich auch gegenüber Urban I. (222–230) und Pontianus (230–235). Schließlich stritten die «Heiligen Väter» derart, daß Kaiser Maximinus Thrax beide, Hippolyt und Pontianus, 235 nach Sardinien steckte, wo beide starben – allerdings nicht in den Bergwerken, den «Steinbrüchen» (Gelmi), wo Katholiken Pontianus noch immer gern umkommen lassen, um einen der überaus raren Märtyrerpäpste mehr zu haben. Denn bei honestiores, zu denen Bischöfe bereits zählten, gestattete das Gesetz nur die Deportation (in insulam), nicht die Verurteilung (ad metalla). Pontianus soll am 28. September 235 auf seine Würde verzichtet haben – das früheste durch Tag und Monat gesicherte Datum römischer Bischofsgeschichte! Nach ihrem Tod holte man beide Gegner gleichzeitig zurück, bestattete sie auch gleichzeitig, doch an verschiedenen Stellen, und feierte beide als Märtyrer. Kallist, Pontian und Hippolyt sind die ältesten Römer, die der Märtyrer-, der «Heiligenkalender» der römischen Gemeinde (Depositio Martyrum) vom Jahre 354 nennt.

Märtyrer wurde keiner. Das Fest des hl. Hippolyt aber, der es bis zum Pferdepatron brachte, begeht die katholische Kirche seit dem späteren 3. Jahrhundert ununterbrochen bis heute am 13. August. Es war der besondere Feiertag der ältesten römischen Schutzgöttin Diana, die mit der griechischen Artemis verschmolz, der Göttin der Jagd und Beschützerin der wilden Tiere. Rasch und restlos verschlang die Legende Hippolyts Persönlichkeit, und

schließlich erinnerte an sein geschichtliches Urbild kein einziger Zug mehr.[13]

Bald nach seinem Tod wird statt der griechischen Weltsprache, die auch in Rom vorherrschte und die Hauptstadt, nach Juvenals Klage, zu einer «Graeca urbs» machte, Latein die Sprache der westlichen Kirche. Und vielleicht hängt es (auch) damit zusammen, daß der vielseitige, fruchtbare Kirchenautor, dessen Werk Ambrosius und Hieronymus noch benützten, im Westen der Vergessenheit anheimfiel: bereits Hieronymus und Euseb kannten nicht einmal mehr seinen Bischofssitz. Hippolyts Nachfolger Damasus I. (366–384) verschwieg in einer Inschrift zu Ehren des Gelehrten dessen Bischofstitel und sprach nur vom Presbyter, offenbar um die Erinnerung an das erste römische Schisma zu tilgen. Erst 1551 fand man in den Katakomben, wahrscheinlich in Hippolyts Grabkammer, eine Marmorstatue, kopflos im Philosophenmantel, auf dem Bischofsstuhl, dessen Außenseiten, wenn auch unvollständig, seine Schriften anführen. Der so lange «große Unbekannte» kirchlicher Literaturgeschichte tauchte damit im Abendland wieder aus der Verschollenheit auf.[14]

Kornelius contra Novatian

Noch keine Generation war vergangen, da gab es ein neues und schärferes Schisma unter den römischen Bischöfen Kornelius (251–253) und Novatian, wobei wieder, außer der persönlichen Rivalität, die immer laxer gehandhabte Bußpraxis eine Rolle spielte.

Während der großzügige Kornelius – ein Heiliger, hilfreich besonders gegen Fallsucht und Krämpfe – die haufenweise abgesprungenen Christen nach der decischen Verfolgung wieder aufnahm, was ihm natürlich den Sieg sicherte, lehnte dies Novatian schroff ab. Gegen die Mehrheit der römischen und gegen die afrikanische Kirche forderte er für «Lapsi» lebenslange Exkommunikation, da die Kirche «Todsünden» wie Mord, Ehe-

bruch, Abfall nicht vergeben könne – tatsächlich ihre älteste Lehre!

Novatian war ein früherer Berufsrhetor, gewandt, streng, ein ausgezeichneter Stilist, mit einer Vorliebe für Vergil und die Stoa. Zur Zeit der Verfolgung hatte er die römische Christengemeinde gleichsam federführend geleitet, nachdem Bischof Fabian (236 bis 255) gestorben war – *der erste «Papst»-Märtyrer*, über den freilich gar nicht die Todesstrafe verhängt worden, der im Gefängnis verschieden ist. Weder Cyprian noch die Inschriftplatte im Inneren seines Sarkophags nennen ihn deshalb Märtyrer. *Die alte Kirche aber gab bis dahin von siebzehn römischen Bischöfen elf als Märtyrer aus!* – «... zu Dokumentationen fehlte die Zeit; aber kein Grab ist ersonnen, kein Name mythisch, und der ‹Zeugenschwarm› erregt nach wie vor Erstaunen», schreibt Frits van der Meer generell. Doch warum sollte zur Dokumentation die Zeit gefehlt haben? Man fand sie doch auch für massenweise gefälschte Märtyrerberichte. Und spricht van der Meer nicht schon auf der ersten Seite vom «unermeßlichen Nachlaß der Kirchenväter»? Aber keine Zeit, um die eigenen Blutzeugen und gar «Märtyrer»-«Päpste» zu dokumentieren?

Novatian hatte sich berechtigte Hoffnungen auf den Bischofssitz gemacht, auch Cyprian von Karthago zunächst seine Wahl erwartet. Bald aber kursierten über den Favoriten die unglaublichsten Verleumdungen, vor allem durch Kornelius selbst. Geistig und charakterlich unterlegen, höhnt er den Gegner «Leuchte», «Dogmatiker und Schirmherr kirchlichen Wissens», sagt ihm «unersättliche Habsucht» nach, «giftige Schlangentücke», «Verschlagenheit und Falschheit, Meineide und Lügen». Er schmäht ihn einen «schlauen und abgefeimten», einen «boshaften», «verbrecherischen Menschen», eine «hinterlistige und bösartige Bestie» – Tiervergleiche sind unter streitenden Christen besonders beliebt (I 155 ff). Bischof Kornelius berichtet, Novatian sei «plötzlich, wie von einem Geschütz unter das Volk geschleudert, als Bischof» erschienen, indem er «drei Bischöfe, rohe und einfältige Leute, durch erdichtete Vorstellungen betrügerischerweise» nach Rom gelockt. Hier ließ er sie, verbreitet der hl.

Kornelius über seinen Konkurrenten, «von einigen Leuten seines Gelichters, die dazu angestellt waren, einschließen und nötigte sie um vier Uhr nachmittags, als sie berauscht waren und taumelten, mit Gewalt, ihm durch eine eingebildete und ungültige Handauflegung das Bistum zu geben. Und dies ihm gar nicht zukommende Bistum behauptet er jetzt durch Ränke und List».[15]

Weiter lästert, verleumdet Kornelius: schon vor der Taufe, wahrscheinlich als Katechumenus, hätten Novatian böse Geister geplagt und christliche Exorzisten behandelt; «der Satan» habe «lange Zeit in ihm gewohnt». Doch die «schlimmste Torheit» seines Antipoden sei es gewesen, daß Novatian sogar beim Austeilen der Eucharistie seinen Anhang flehentlich beschwor, ihm treu zu sein. Die Hände eines jeden soll er fest ergriffen haben mit dem Satz: «Schwöre mir beim Blute und Leibe unseres Herrn Jesus Christus, daß du mich nie verlassen und nie zu Kornelius übergehen werdest!» Und statt beim Brotempfang mit Amen zu respondieren, mußte man angeblich geloben: «Ich werde nie zu Kornelius zurückkehren».[16]

Bischof Kornelius, dem Cyprian schließlich «das herrlichste Zeugnis der Tugend und des Glaubens» ausstellt, wirft seinem Gegenbischof auch «Feigheit und Lebensgier» vor, Abfall während der Verfolgung. 258 starb Novatian als Märtyrer. Die Kirche freilich leugnete dies. Dafür ließ sie Kornelius «enthaupten», der in Wirklichkeit, 253, eines natürlichen Todes in Centumcellae starb. «Die Akten», schreibt der katholische Theologe Ehrhard, «die den Papst Kornelius zum Märtyrer machen, sind wertlos», das heißt gefälscht; heute wohl kaum noch bestritten.[17]

Kornelius exkommunizierte im Jahr 251 auf einer Synode von sechzig Bischöfen Novatian samt Genossen; und nach einem peinlichen Zögern schloß sich Cyprian von Karthago (der übrigens selber im Mai 252 auf einem kleinen Gegenkonzil in Fortunatus einen Gegenbischof bekam) Kornelius an und stand bald in nichts hinter dessen Hetze zurück.

Wie Kornelius, geißelt Cyprian die «Abtrünnigen», «die Verräter», ihren «Irrtum», «Wahnsinn», ihre «Unterwühlung», «Raserei». Besonders Novatus, der Presbyter, einer seiner Hauptgeg-

ner, der Cyprians Bischofsweihe bekämpft und bald darauf in Rom Novatian, den «abgefeimten Bösewicht», stützt, den «wahnwitzigen Schismatiker», wird ein Hauptobjekt seiner Attacken. «Er ist ein stets neuerungssüchtiger Mensch, rasend in der Gier seiner unersättlichen Habsucht ... immer auf der Lauer, um zu verraten, ein Schmeichler, der nur täuschen will ... Eine lodernde Fackel ist er, um das Feuer der Empörung anzufachen, ein wirbelnder Sturmwind, um den Schiffbruch des Glaubens herbeizuführen, ein Feind der Ruhe, ein Gegner der Stille, ein Widersacher des Friedens». Die Cyprianischen Tiraden beschwören «die Waisen, die er beraubt, die Witwen, die er betrogen, und auch die Gelder der Kirche, die er abgeleugnet hat ...». «Auch sein Vater ist auf offener Straße gestorben, und er hat seine Leiche nicht einmal begraben lassen. Seine Frau stieß er mit dem Fuße auf den Unterleib, wodurch er ihre vorzeitige Niederkunft und den Tod des Kindes verursachte. Und nun ...»[18]

Genug. Christen über Christen. Priester über Priester.

Die Kirche Novatians, schon früh totgesagt, währte in Wirklichkeit jahrhundertelang fort, ja, war «in ihrer geschichtlichen Existenz das latente Eingeständnis des schlechten Gewissens der Großkirche, die sich dauernd zu Kompromissen mit ihrer Umwelt genötigt sah und das auch empfinden mußte» (Andresen). Die Novatianer galten später dogmatisch als rechtgläubig, stimmten auch in der besonders kontroversen Trinitätstheologie ganz mit den Katholiken überein. Selbst Theodosius I. hat sie voll geduldet; erst recht Kaiser Julian. Von Spanien und Gallien, wo auch Bischof Marcianus von Arelate (Arles) Novatianer wurde, bis in den Orient gab es bald in jeder größeren Stadt zwei Bischöfe und zwei Gemeinden, die einander bekämpften, obwohl man ihre «Rückkehr» zum Katholizismus sehr erleichterte. In Konstantinopel besaßen die Novatianer im 4. Jahrhundert drei Kirchen; Acesius war dort unter Konstantin Bischof. Selbst in Rom dauerte das novatianische Schisma mit einem beträchtlichen Anhang und gleichfalls mehreren Kirchen bis ins 5. Jahrhundert. Im Osten (in Syrien, Kleinasien, Palästina u. a.), wo Novatian vor allem Anklang fand, bestand die Sekte noch viel länger; auch zahlreiche

Montanisten traten ihr hier bei. Hießen die Novatianer ja manchmal geradezu Montanistae und Montenses. Sie selber, die «Gemeinde der Heiligen», nannten sich auch, «in geistigem Hochmut», sagt Euseb, «katharoi», die «Reinen», weil ihre Kirche die von Todsünden «reine» Kirche sei; ein Name, von dem die welthistorische Bezeichnung «Katharer» und das deutsche Lehnwort «Ketzer» stammen.

Im 4. und 5. Jahrhundert bekämpften die christlichen Kaiser der Reichseinheit wegen gewöhnlich die Novatianer. Honorius und Theodosius II. gingen streng gegen sie vor. Die Päpste Innozenz I. und Coelestin I. raubten ihre Kirchen, so daß ihr Bischof Rusticula den Gottesdienst in Privathäusern abhalten mußte (– oder hätte ich von Coelestin sagen sollen, er führte vermutlich den Introitus in die Messe ein? Vgl. I 12 f). Auch der hl. Kyrill von Alexandrien nahm den Novatianern ihre Kirchen samt Inventar, ja, ließ noch das Privatvermögen ihres Bischofs Theopemptos in seinen Taschen verschwinden (S. 197). Gelegentlich wurden ihre Gotteshäuser sogar zerstört, wie durch den Bischof Eleusios von Kyzikos am Hellespont. Und von den Schriften, die der philosophisch geschulte Novatian als erster römischer Theologe in Latein publizierte, blieb wohl nicht von ungefähr wenig übrig. Kaum Zufall auch, daß die Novatianer gerade auf gebildetere Christen anziehend wirkten.[19]

Die beiden einzigen Gelehrten, die das christliche Rom im 3. Jahrhundert hatte, waren Gegenpäpste; der eine, so schon Haller, wurde zeitlebens bekämpft, der andere exkommuniziert.[20]

Der «Marschall Gottes» und «Patron des Hornviehs»

Kornelius aber (häufig mit Trinkhorn dargestellt) lief seinem Konkurrenten nicht nur den Rang ab. Er wurde populär. Als rechtmäßiger «Papst», als echter Heiliger (Fest: 16. September) und falscher «Märtyrer» avancierte er zu einem der sogenannten vier Marschälle, «Hofmarschälle Gottes», «himmlischen Sachwalter», die man allgemein bei pestartigen Seuchen anruft, im katholischen Rheinland aber auch als besondere Nothelfer, als Ergänzung der vierzehn Nothelfer, verehrt («wegen ihrer einzig dastehenden Verdienste u. täglichen Hülfe»: Kölner Urkunde von 1479); den Einsiedler Antonius vor allem in Wesel, Bischof Hubert in den Ardennen, den Tribun Quirinus in Neuss, und Kornelius in Selikum, St. Severin (Köln) oder in Kornelimünster bei Aachen. Das überaus reiche, 1802 säkularisierte Benediktinerkloster wurde 1310 von den Aachenern zwar zerstört, mußte aber voll ersetzt werden. Und erlosch auch seit der Aufklärung die Verehrung der «vier Marschälle», so doch nicht die der vier Heiligen. Noch im 20. Jahrhundert sollen am Fest des hl. Kornelius jährlich Tausende nach Kornelimünster pilgern, das sogar – Ziel der Frommen – das «Haupt» des Hofmarschalls a. D., ein silbernes «Büstenreliquiar», besitzt. (Im Spätmittelalter verehrte man dort als Kapitalstücke unter anderem auch «das Tuch womit sich der Heiland beim Abendmahl umgürtete ... und das Schweißtuch, das unserm Herrn im Grabe auf sein gebenedeites Antlitz gelegt ward»: Beissel SJ). Ferner wurde Kornelius «Patron des Hornviehs», somit wohl auch aller Hornochsen, wird darüber hinaus aber bei Krämpfen angerufen, Fallsucht (Epilepsie) et cetera; wenn auch der hl. Valentin hier kompetenter ist.[21]

Aufruhr, Mord und Lügenkränze. Die Päpste Marcellinus, Marcellus, Miltiades, Silvester und andere

Die kontroverse Bußfrage führte im frühen 4. Jahrhundert auch unter Marcellus I. und Eusebius zu Auseinandersetzungen. Während der Verfolgung Diokletians zog Papst Marcellinus (296 bis 304?), wie so viele Christen, sein Leben dem Martyrium vor. Er hat, thurificatus und traditor, den Göttern geopfert und «hl. Schriften» ausgeliefert; wenngleich die historische Bezeugung, immerhin durch Christen, Donatisten, nicht unbezweifelt blieb. Doch sah sie selbst Papst Nikolaus für erwiesen an. Nennen ja, vielsagend genug, sogar manche alte Papstkataloge Marcellinus nicht, übten also an dem in der Verfolgung Abgefallenen radikale Justiz, die damnatio memoriae – ein finsteres Kapitel.

Nach überstandenem Pogrom aber schlugen die Christen, eine strenge, eine laxe Partei, jede mit einem Bischof, einander selber die Köpfe ein. Zweimal nacheinander griff die Regierung durch. Bischof Marcellus, Bischof Eusebius, Heraclius, der Führer der klerikalen Opposition, mußten ins Exil. Dann bestand anscheinend bis 335 ein Doppelbistum. Gegenbischof ist Marcus, ein Mann besonderer «Heiligkeit». Doch selbst Papst Damasus I. beschwört die Vehemenz des Streits: «furor, odium, discordia, lites, seditio, caedes, bellum, solvuntur foedera pacis». So lebt noch auf dem Epitaph, das Damasus Marcellus, einem scharfen Rigoristen, setzte, dieser fort als «allen Elenden ein bitterer Feind», wird «wütender Haß» unter den Christen beklagt, «Zwietracht und Streit, Aufruhr und Mord».[22]

Den Göttern soll Marcellinus samt seinen drei Presbytern und Nachfolgern geopfert haben: den Päpsten Marcellus I. (308 bis 309?), er kam erst nach fast vierjähriger Sedisvakanz, der längsten der Papstgeschichte; Miltiades (311–314?) und Silvester I. (314 bis 335). Doch wie so oft ist die Überlieferung unsicher, verworren, auch durch beschönigende klerikale Aktenfälschung bewußt entstellt. Ja, es kann sein, daß Marcellinus identisch mit Marcellus I. ist (den Kaiser Maxentius, gegenüber Christen in Wirklichkeit

betont tolerant: I 218 ff, wiederholt zu Stalldiensten abkommandiert haben und der, laut Legende, auch im Stall, catabulum, natürlich als Märtyrer, gestorben sein soll). Die Kirche jedenfalls verehrt alle drei beziehungsweise vier als Heilige bis heute. Doch bezeichnet selbst der Liber Pontificalis, das offizielle Papstbuch, Marcellinus als Traditor (Überläufer) und berichtet, er habe Weihrauch geopfert, läßt ihn freilich zur Sühne den Märtyrertod sterben; auf Befehl Diokletians wird er enthauptet. In die kurze Regierungszeit des Miltiades fallen die entscheidende Schlacht an der Milvischen Brücke, das Mailänder Toleranzedikt und die Verurteilung der Donatisten.

Der eigentliche Zeitgenosse Konstantins ist jedoch Silvester I. – «groß wie die Zeit»: Papsthistoriker Gröne. Tatsächlich aber spielte der Römer bei den Entscheidungen des Kaisers so gut wie keine Rolle. Obwohl er volle 22 Jahre «regierte», weiß man von ihm weniger als von jedem andren Bischof des 4. Jahrhunderts! Um so mehr wußten dann spätere christliche Fiktionen und Fälschungen, denen die Päpste ihren ganzen Staat verdanken. Vom hl. Silvester sind keine echten Schreiben erhalten. Die Überlieferung ist buchstäblich fabelhaft. «Reich umrankt von einem Kranz von Legenden» (Seppelt/Löffler), heilt er den aussätzigen Kaiser, er befreit Rom vom Gifthauch eines Drachen. Und da er vermutlich den Göttern geopfert, betonen die Christenmärchen ausführlich seine Standhaftigkeit. Der Statthalter aber, der ihn zur Preisgabe katholischen Besitztums zwingen will, erstickt an einer Fischgräte. Ja, im Kampf mit den zwölf jüdischen Meistern erweckt Silvester einen vom letzten Meister getöteten Stier wieder zum Leben. «Dein Gott kann töten, meiner aber lebendig machen». (Und wahrhaftig: am Hochaltar Gregor Ehrhards in Blaubeuren, 1493/94, auch auf zahlreichen späteren Bildern, liegt der Stier zu Füßen Silvesters.)[23]

Von allerlei Blutvergiessen und weiteren Blutzeugen. Das Felizianische Schisma

Ein Bürgerkrieg entbrannte in Rom Mitte des 4. Jahrhunderts durch Liberius (352–366).

Wir begegneten diesem Papst schon unter Kaiser Konstantius, als er erst lieber «für Gott den Tod erleiden», denn Dingen zustimmen wollte, die dem Evangelium widersprechen, dann im Exil aber seinen Glauben verleugnet und den «rechtgläubigen» Athanasius exkommuniziert hat (I 391). Dies bezeugen die Kirchenlehrer Athanasius wie Hieronymus – auch wenn noch im 20. Jahrhundert Fundamentaltheologe Kösters von der Frankfurter Jesuitenhochschule St. Georgen (mit doppelter kirchlicher Absegnung) lügt, der Papst habe «sicher keine häretische Formel unterschrieben». Dagegen hält der katholische Theologe Albert Ehrhard, fast aufs Jahr gleich, doch ohne Imprimatur, das Resultat der Forschung fest: «Es steht außer Zweifel, daß Liberius die sogenannte 3. sirmische Formel unterschrieb. Damit gab er nicht bloß die Person des Athanasius, sondern auch das Stichwort des Nizänums ‹Homousios› auf».[24]

Auch andere Katholiken räumen dies längst ein. So unterliegt es für Papsthistoriker Seppelt nicht nur «keinem Zweifel», daß Liberius «zu der sogenannten dritten sirmischen Formel seine Unterschrift gegeben», sondern daß er auch die «erste sirmische Formel (von 351) freiwillig angenommen und unterschrieben hat, die gleichfalls das Homousios verwarf». Wie es denn auch für Seppelt «sicher» ist, «daß Liberius die Person des Athanasius preisgegeben».[25]

Als der Verräter des nicaenischen Glaubens am 2. August 358 nach Rom zurückkehrte, regierte dort (Gegen-)Papst Felix II. (355–358). Ihn aber, das hatte Liberius dem Kaiser versprechen müssen, sollte er als gleichberechtigt anerkennen, mit ihm gemeinsam die römische Kirche regieren – eine arge Demütigung und kirchenrechtlich unmöglich. Doch nur unter dieser Bedingung, für die auch die Synode von Sirmium (358) eintrat, war

Liberius die Rückreise gestattet worden. Andererseits hatte Felix selbst samt dem Diakon Damasus, dem späteren Papst, und dem ganzen römischen Klerus bei der Verbannung des Liberius einen feierlichen Eid geschworen, zu seinen Lebzeiten keinen anderen als Bischof von Rom anzuerkennen. Nur Monate danach aber nahm Felix, angeblich von der arianischen Partei auf kaiserlichen Befehl erhoben, die Papstwürde an, die Arianer wieder in die Kirche auf, und der römische Klerus trat zu ihm über. Beide, der Klerus wie der neue Papst, wurden eidbrüchig. Und auch Liberius hielt sein dem Herrscher gegebenes Wort nicht ab, sich auf Felix und dessen schwächeren Anhang zu stürzen. Denn das Volk soll dem Verbannten die Treue gehalten, ihn bei seiner Rückkehr umjubelt und geschrien haben: «Ein Gott, ein Kaiser, ein Bischof!» Das Felizianische Schisma, der Machtkampf zweier römischer Bischöfe, die beide ihres Vorteils wegen das «rechtgläubige» Bekenntnis von Nicaea verraten hatten, führte zu blutigen Kämpfen, zum sogenannten Felicianermord. Felix II., als Bischof im offiziellen Bischofskatalog stehend, wurde 358 vertrieben und ging auf sein Landgut bei Porto. Später versuchte er ein Comeback, eroberte noch die Basilica Julii jenseits des Tiber, wurde jedoch bald verjagt und starb, vergessen für lange, in Porto am 22. November 365. Papst Liberius aber, der unter dem arianischen Kaiser Konstantius ein halbarianisches Glaubensbekenntnis unterschrieben, verfolgte unter dem katholischen Kaiser Valentinian I. wieder die Arianer.[26]

Dennoch hat die offizielle römische Tradition sich an Felix II. wieder erinnert, ihn schließlich sogar zu den rechtmäßigen Päpsten und Heiligen gezählt, während Liberius schon in seinen letzten Lebensjahren außerhalb Roms keine sonderliche Rolle mehr spielte und moralisch rettungslos kompromittiert war. Der eidbrüchige Felix aber galt seit dem 6. Jahrhundert, angeblich durch die seltsame Verwechslung mit einem Märtyrer Felix an der Via Portuensis oder mit einem anderen dieses Namens an der Via Aurelia verehrten, als rechtmäßiger Papst und heiliger Märtyrer (Fest: 29. Juli).

Das offizielle Papstbuch, das freilich über ein halbes Jahrtau-

send historisch wenig taugt, verbürgt sich für sein Martyrium. «Felix war ein Römer . . ., er regierte ein Jahr, drei Monate, drei Tage. Er erklärte den Constantius als Ketzer, darum ließ ihn der Kaiser enthaupten . . . Er litt den Tod in der Stadt Corona mit vielen Priestern und Gläubigen im Monat November . . .»[27]

Da Konstantius, der Papst Felix hatte enthaupten lassen, schon 361 gestorben war, Felix aber erst unter dem katholischen Kaiser Valentinian I. im Jahr 365 starb, scheint sich mancher seiner Nachfolger Gedanken über dies Martyrium des (Gegen-)Papstes gemacht zu haben. Der Prozeß der Meinungsbildung dauerte, da Rom warten kann, länger als ein Jahrtausend. Dann aber wollte Gregor XIII. (1572–1585) – jener «Heilige Vater», der nicht nur die Massenmorde der Bartholomäusnacht mit einem Tedeum gefeiert, sondern auch den Plan zur Ermordung der englischen Königin Elisabeth I. gebilligt hat (beteuernd, «daß jeder, der sie aus der Welt schafft in der gebührenden Absicht, Gott damit zu dienen, nicht nur nicht sündige, sondern sogar ein Verdienst erwerbe») – dieser sensible Papst wollte bei der Durchsicht des «römischen Marterbuches» seinen frühen Vorgänger Felix daraus streichen.[28]

Jetzt jedoch ereignete sich Wunderbares und wunderbarerweise in der von Felix IV. im 6. Jahrhundert auf den Trümmern zweier Heidentempel errichteten Kirche der hll. Kosmas und Damian, Zwillingsbrüder und Märtyrer. Anno 303 verloren sie mit drei weiteren Brüdern ihren Kopf, nachdem sie zuvor, gefesselt ins Meer geworfen, ein Engel gerettet, ein Feuer, das sie vernichten sollte, die Umstehenden verbrannt, eine ganze Serie gegen sie geschleuderter Pfeile und Steine gewendet und ihre Schergen erschlagen hatte; worauf sie denn bald in der ganzen Christenheit als Volksheilige angerufen, auch Patrone der Ärzte, Apotheker und medizinischen Fakultäten wurden. Und obwohl im 20. Jahrhundert selbst J. P. Kirsch, Apostolischer Protonotar und Direktor des Päpstlichen Archäologischen Instituts, Rom, mit Imprimatur feststellt: «Echte geschichtliche Nachrichten über Leben und Martyrium der Zwillingsbrüder fehlen», beteuert doch Katholik Hümmeler, gleichfalls im 20. Jahrhundert und

gleichfalls mit Imprimatur: «seither», seit dem 6. Jahrhundert, «ist ihre Verehrung nicht erloschen». Vielmehr wurden sie als «einzige Heilige der orientalischen Kirche ... in den Kanon der heiligen Messe aufgenommen». Und Kirsch ergänzt: «Ihre angeblichen Reliquien kamen 965 nach Bremen, 1649 nach St. Michael in München (kostbarer Schrein). Fest: 27. September, bei den Griechen 27. Oktober».[29]

Wie hier Natürliches und Übernatürliches, Legende, das heißt Lüge, und Geschichte (was freilich oft dasselbe heißt) ineinandergreifen, so auch nun bei Felix II. Denn just in der römischen Kirche dieser mirakelreichen Blutzeugen, der hll. Kosmas und Damian, fand man am 28. Juli 1582, am Vorabend des Gedächtnistages von (Gegen-)Papst Felix II., einen Marmorsarg mit der «alten» Inschrift: «Hier liegt der Leichnam des heiligen Papstes und Blutzeugen Felix, welcher den Ketzer Constantius verdammt hat». Darauf blieb der Name des Felix weiter «in dem Marterbuche».[30]

Mörderpapst Damasus bekämpft Gegenpapst Ursinus und andere Teufel

Mit der wachsenden Macht des römischen Stuhles, dem ständig sich mehrenden Einfluß, Reichtum und Luxus seiner Inhaber, wurden die Priester immer erpichter auf diesen Sitz, wobei jetzt der verstärkte Gebrauch der Bezeichnung «sedes apostolica» auffällt und überhaupt ein neuer autoritärer Zug gegenüber anderen Kirchen. Eine römische Synode spricht im Jahr 378 schon von Bischöfen, die anderen Bischöfen den Tod androhen, sie verjagen, ihres Bistums berauben. Der Historiker Ammianus Marcellinus, ein um Unparteilichkeit bemühter, das Christentum eher wohlwollend betrachtender Heide, der gegen 380 von seiner Heimatstadt Antiochien nach Rom übersiedelt, führt die Kämpfe um die römische Cathedra auf die feudalen Lebensmöglichkeiten der Päpste zurück. Um dieselbe Zeit quittiert der hochgebildete

Stadtpräfekt Praetextatus, gleichfalls Heide – wie seinerzeit, nach Augustins Zeugnis, noch fast der ganze römische Adel –, Bekehrungsversuche des Damasus spöttisch mit dem Satz: «Macht mich zum Bischof von Rom, und ich werde sofort Christ». Der Tisch dieses Kirchenfürsten soll bereits ein Königsmahl in den Schatten gestellt haben. «Der arme Landklerus aber kommt gelegentlich einmal nach Rom, um sich dort ungesehen zu betrinken» (C. Schneider).[31]

Bei dem katholischen Papsthistoriker V. Gröne, der hier Verdreher und Schönfärber schockweise vertritt, liest sich dies alles so: «Zur Zeit, als Damasus das Pontificat übernahm, war das Papstthum auch weltlich zu so hohem Ansehen gelangt, daß er schon der Stellung wegen, die er dem Kaiser und den höchsten Staatsbeamten gegenüber einnahm, im Äußern von der Armuth der Apostel abstehen und sich zum Wohle der gemeinsamen Kirche darauf beschränken mußte, sie nur noch im Geiste zu üben. Der oberste Bischof der Kirche wurde genöthigt, sich mit weltlicher Pracht zu umgeben und in Kleidung, Wohnung, Gastmählern Aufwand zu machen, um die Kirche mit ihren kostbaren Bibliotheken, ihren goldenen Gefäßen, purpurnen Gewändern, herrlichen Altären auch der Welt gegenüber würdig zu repräsentiren. Wie Petrus mit einem Pilgerstabe nach Rom kommen mußte, um das üppige, reiche, übersatte zu erobern, so mußte sein Nachfolger mit dem Umschwung der Jahre aus dem hölzernen Stabe einen goldenen machen und die Füße mit Purpursandalen bekleiden, um das zerrissene, geplünderte, verlassene zu schützen und zu erhalten».[32]

Gerade unter Damasus I. (366–384), Diener des Allerhöchsten seit Jugendtagen und seiner schönen, zumal die Frauen stimulierenden Reden wegen «Ohrenkitzler der Damen» (Matronarum auriscalpius) genannt, kam es zu schärferen Kämpfen als je zuvor; zu Intrigen, Verleumdungen auch und so finsteren Finanzgeschäften, daß sie die Forschung bereits an Renaissancepäpste erinnern. Erkannte doch dieser erste einigermaßen herausragende, aber schwer durchschaubare, damals etwa sechzigjährige «Stellvertreter» sehr deutlich schon den Reiz der Macht und regierte länger

als alle seine Vorgänger, achtzehn Jahre. «Über menschliches Maß hinaus», schreibt Ammian, brannten er, Damasus, und sein Gegner Ursinus darauf, «den Bischofssitz zu erraffen». Durch Terror und Bestechung siegte schließlich Damasus, der zunächst Papst Liberius, der ihn zum Diakon gemacht, Treue geschworen, dann aber, unter Gegenpapst Felix zu Felix sich geschlagen und nach Rückkehr des Liberius wieder zu Liberius.[33]

Kaum waren die Leichenfeierlichkeiten für diesen am 24. September 366 beendet, da erhob ein Teil der Geistlichkeit den Diakon Ursinus zum Nachfolger und ließ ihn sofort in der Basilika des Julius (S. Maria di Trastevere) durch den Bischof von Tivoli weihen. Indes war der größere Teil des Klerus noch in S. Lorenzo in Lucina mit der Wahl des Priestersohnes Damasus befaßt, der übrigens jetzt wieder die Partei des Liberius verließ und die des unterlegenen (Gegen-)Papstes Felix an- und zum Sieg führte (sein immerhin dritter Wechsel): Auftakt monatelanger Krawallszenen im «heiligen» Rom, in der «Hauptstadt der Frömmigkeit» (vgl. Sozomenos). Es kam zu regelrechten Schlachten auf Straßen und Plätzen, die Basiliken schwammen in Blut. War doch für Damasus zwar die ganze katholische Kirche «ein einziges Brautgemach Christi»; die römische aber etwas Besonderes, «den andern Kirchen übergeordnet... durch das Wort unseres Herrn und Heilandes im Evangelium, der ihr den Primat verliehen hat, indem er sprach: ‹Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen›». Damasus vergaß nicht, zusätzlich des hl. Paulus zu gedenken, der «am gleichen Tag mit Petrus unter dem Kaiser Nero ruhmreich die Märtyrerkrone erlangte», und durch diesen doppelten «verehrungswürdigen Triumph» sei die Kirche Roms «allen anderen Städten der ganzen Welt vorangestellt. Es ist also der erste Sitz des Apostels Petrus der römische, der keinen Fleck und keine Runzel noch irgendetwas dieser Art hat...».[34]

So im Jahr 382. Was jetzt folgt, passierte bereits 366 bei der Papstwahl, nach der Damasus «die von Liberius begonnene Politik der Versöhnlichkeit fortgesetzt» hat (Katholik Seppelt).

Zunächst stürzte sich eine mit Knüppeln bewaffnete Horde auf

die noch in der Kirche versammelten Anhänger des Ursinus, wozu, wie es heißt, Damasus aufgehetzt und die Menge durch reichlich Geld gewonnen hatte. Drei Tage rangen die Katholiken wieder blutig um die – schon unter Liberius umkämpfte (S. 109) – Juliusbasilika. Dann ließ Damasus, der sich im Lateran mit einer Leibwache versteckt hielt, von Polizeibütteln alle Kleriker seines Gegners abschleppen und warf sie aus dem Amt. Ein Rudel Volk entriß sie jedoch und verschanzte sich mit ihnen auf dem Esquilin in der Basilica Liberiana (Santa Maria Maggiore). Am 26. Oktober 366 stürmte diese die päpstliche Prügeltruppe, ein Haufe von Fuhrmännern, Zirkusleuten, Totengräbern, den sich der hochvermögende Pontifex als private Söldner verpflichtet hatte, erbrach die Tore, drang ein, legte Feuer und bombardierte die Eingeschlossenen von oben mit Dachziegeln. Denn Damasus, «dieser gottbegeisterte und kunstsinnige Priester», «ein ganz großer Charakter», «machte die so lange für den Kampf aufgespeicherte Kraft des Urchristentums frei für den Aufbau» (Hümmeler, mit kirchlicher Druckerlaubnis). Mindestens 137 Männer und Frauen, lauter Anhänger des Ursinus, hauchten damals «für den Aufbau» an heiligem Ort ihr Leben aus; nach einem ursianischen Bericht sogar 160 Menschen – nicht gerechnet jeweils die ihren Wunden noch erliegenden Schwerverletzten, insgesamt Hunderte von Opfern, Verwundete, Verbrannte. Doch kam eben, ein schieres Gotteswunder, kein einziger Spießgesell des Damasus um, dessen «kindlich-frommen Sinn» denn auch das alte katholische «Kirchen=Lexikon» von Wetzer/Welte höchlich rühmt (eine zwölfbändige, «unter Mitwirkung der ausgezeichnetsten katholischen Gelehrten Teutschlands» verfaßte «Encyklopädie», auf deren erster Seite – ich kann das um der da stets gepredigten Demut willen schwer unterdrücken – der Freiburger Oberhirte 1847 so «Unsere Approbation» erteilt und gestattet, «sie dem Werke vorzudrucken»: «*Wir Hermann von Vicari*, durch Gottes Erbarmung und des apostolischen Stuhles Gnade Erzbischof zu Freiburg und Metropolit der oberrheinischen Kirchenprovinz, Großkreuz des Zähringer Löwen=Ordens, Inhaber des Fürstlichen Hohenzollern=Hechingen'schen und Hohenzollern=Sigmaringen'-

schen Ehrenkreuzes *I.* Classe...» – so, ja «so ertheilen Wir diesem ersten Band Unsere Approbation ...»).

Stadtpräfekt Viventius, «integer et prudens Pannonius», wie Ammian sagt, war zweifellos ein tüchtiger Mann, doch ohne ausreichende Machtmittel. So genoß er, die Devise der Nichteinmischung in sakralen Streitfällen respektierend, zuerst das Schauspiel als Zuschauer, dann zog er sich in die Ruhe und Sicherheit seiner Landvilla zurück, die Ursianer hielten Totenlitaneien, und die Menge schrie, offenbar in Erinnerung an die führende Rolle des Damasus bereits bei den Felicianermorden: «Zum fünftenmal schon macht Damasus Krieg, herunter vom Stuhle Petri mit den Mördern!» Auch zirkulierten diverse Flugschriften. Ein ursianisches Parteiblatt rühmte das gottesfürchtige Volk, «das, wiewohl durch viele Verfolgungen gepeinigt, weder Kaiser noch Beamte, noch den Urheber aller Verbrechen, den Mörder Damasus, fürchte». Nicht zu vergessen, daß dieser Papst auch hinter den «Blutedikten» des Kaisers Theodosius stand zur Jagd auf die von ihm, Damasus, abtrünnigen Christen, den selber der Staat mit allen Mitteln der Gewalt stützte.[35]

Selbstverständlich wurde der päpstliche Massenmörder Heiliger. Fest: 11. Dezember. Und gleichsam zu stetem Gedächtnis, der Aneiferung da, der Abschreckung dort, benannte man nach ihm den Damasushof, den Repräsentationshof des Papstpalastes. Ich erinnere immer wieder an Claude Adrien Helvétius (1715–1771): «Wenn man ihre Heiligenlegenden liest, findet man die Namen von tausend heiliggesprochenen Verbrechern» – eine kulante Untertreibung des großen Aufklärers. (Und falls mir eine persönliche Präferenz zu bekunden erlaubt ist: Von allen Heiligen mag ich allein die heiligen Kühe; doch alle andern Kühe gelten mir genausoviel.)[36]

Damasus, der das Schiffchen Petri mit Hilfe der Regierung erobert, mußte es nun mit dem Steuerruder des Apostels, «das wir empfangen haben, lenken». Zwar gestand er scheinheilig, «dieser Ehre nicht würdig zu sein», bemühte sich aber «in jeder Weise, ob wir nicht den Ruhm seiner Seligkeit erreichen können». War auch die Hauptschlacht geschlagen, wurde sein Bischoftum doch wäh-

rend seiner ganzen Amtszeit bestritten. Noch jahrelang kommt es zu Wirren, Gewaltakten, zu Folterungen von Klerikern des Gegenpapstes. Auch die Luciferaner trieben sich um; vergeblich drängt Damasus den Richter Bassus zum Einschreiten gegen sie. Die Novatianer gab es noch, Reste der Markioniten, Montanisten, valentinianischen Gnostiker. Der Papst ging gegen die Arianer und Semiarianer vor, gegen die «ketzerischen» Bischöfe Ursacius, Valens und Auxentius von Mailand, die er sämtlich verurteilen ließ, gegen die auftauchende «Irrlehre» des Patriarchen Macedonius (Pneumatomachen), gegen die der Apollinaristen. Auch die Donatisten waren seit kurzem in Rom vertreten, wo sich damals immerhin vier verschiedene «Kirchen» bekämpften, die alle ihre eigenen Oberhirten hatten, die Donatisten seit Beginn des 4. Jahrhunderts den sechsten Bischof in Sukzession. Dem luciferianischen Presbyter Macarius verbot Damasus klerikale Verrichtungen und ließ ihn, als er nachts Gottesdienst in einem Privathaus hielt, von seinen Geistlichen samt staatlicher Polizei (officiales) ausheben und unter Mißhandlungen vor einen weltlichen Richter schleppen. Da Macarius selbst durch Drohungen nicht zu Damasus überging, wurde er nach Ostia gesteckt, wo er seinen Verletzungen erlag (vgl. I 390). Auch sei daran erinnert, daß der hl. Damasus die gejagten spanischen Bischöfe Priscillian, Instantius und Salvian im Winter 381/82, trotz ihrer inständigen Bitte («Gib uns Gehör ... gib uns, so bitten wir flehentlich ...») nicht in Audienz empfing und man Priscillian nebst seinen reichsten Anhängern, darunter die mit Gütern gesegnete Witwe Euchrotia, 358 in Trier gefoltert und geköpft hat, worauf die Inquisition nach Spanien übergriff (I 435 ff). Versammlungen und Gottesdienste der Ursinianer wurden auch auf Friedhöfen von damasianischen Stoßtrupps gesprengt, Ursinus und Genossen durch Kaiser Valentinian I. zunächst nach Gallien, dann nach Mailand verbannt, ohne daß er aufgehört hätte, aus der Ferne zu agieren, nicht nur gegen Damasus, auch gegen dessen Nachfolger. Und als der Kaiser ihm 367 die Rückkehr erlaubte, kam es zu neuen Kämpfen, worauf er freilich für immer vertrieben und in Köln interniert worden ist. Doch dauerte der Streit fort, solang Dama-

sus lebte. Und noch 368 weigerte sich die Mehrheit der römischen Synode, Gegenpapst Ursinus zu exkommunizieren, mochte Damasus noch so sehr drängen und Versprechungen machen. «Wir kamen nicht zusammen, um jemand ungehört zu verurteilen».[37]

Der Papst war in zu vieler Hinsicht suspekt; zu sehr suspekt. Und mehr als suspekt.

371 wurde Damasus des Ehebruchs angeklagt.

Nun stand der «Ohrenkitzler der Damen», dessen Vater selbst Priester (an San Lorenzo) gewesen, zwar in engsten Kontakten zu reichen Frauen, doch war er auch Verfasser einiger (nicht erhaltener) Traktate über die Jungfräulichkeit, war er, nach dem gerade hierin hocherfahrenen Hieronymus, selber jungfräulicher Lehrer einer jungfräulichen Kirche; ein Geistlicher auch, der Geistlichen predigte, «das Bett keusch zu wahren», «für Gott Kinder zu zeugen» (eine etwas zweideutige Formulierung vielleicht), der immerwährende Abstinenz befahl, da «doch Heiliges für Heilige bestimmt ist», «fleischliche Vereinigung Beschmutzung bedeutet» (vgl. Leo I., S. 258), der «unkeusch» lebende Priester «auf eine Stufe» sich stelle «mit den Tieren» und den Namen des Priesters nicht verdiene. Konnte ein solcher Papst Ehebrecher sein? Ein Mann, «geschmückt mit allen Arten von Tugenden», der durch seinen gottseligen Wandel «ein ewiges Denkmal» sich gesetzt, wie Bischof Theodoret preist? Ein Mann, von dem Grönes letzter Satz seines Damasus-Kapitels beteuert: «Schon seine Zeitgenossen verehrten ihn als einen Heiligen und noch heute ruft das italienische Volk seine Fürbitte gegen Fieber an»?[38]

Indes wurde Damasus nicht nur des Ehebruchs, sondern einer ganzen Reihe schwerer Verbrechen durch den konvertierten, aber wieder zur Synagoge zurückgekehrten Juden Isaak beschuldigt (und bis zu dessen Tod 381 angeblich nicht in Ruhe gelassen). Ja, man klagte ihn sogar des Mordes an. «Soweit verstieg sich schließlich die Partei des Ursinus», jammerte man später, «daß unter Vorschiebung des Juden Isaak ... das Haupt unseres heiligen Bruders Damasus gefordert wurde». Und da man ihn inkriminierte, obwohl der Kaiser hinter ihm stand, mußten schlimme

Belastungen vorliegen. Valentinian I. ließ durch seinen Sonderbeauftragten, den Präfekten Maximin (den Ammian mit einer losgelassenen Zirkusbestie vergleicht – er wurde 376 hingerichtet), Untersuchungen einleiten, dann in dem Prozeß, bei dem einzelne Zeugen, geladene Kleriker, auch gefoltert wurden, vor sich selbst verhandeln, zuletzt aber das Verfahren einstellen. Dies freilich kaum infolge der Intervention des antiochenischen Priesters Euagrios, eines kaiserlichen Jugendfreundes, sondern weil die Regierung von Anfang an für Damasus eingetreten war und ihn jetzt nicht durch eine Kriminalklage der Gegenpartei zu Fall bringen konnte. So rühmte Valentinian denn nun den Damasus als «virum mentis sanctissimae».

Gleichwohl war dessen Ruf derart ruiniert, daß er sich noch sieben Jahre später auf einer Synode in Rom, die er selber leitete, rehabilitieren und die Anklagen gegen ihn als verleumderisch brandmarken ließ. Just diese Synode freilich suchte den römischen Bischof der staatlichen Gerichtsbarkeit überhaupt zu entziehen! Und erstrebte zugleich die Mitwirkung des Staates bei der Vollstreckung kirchlicher Richtsprüche! Sie verstand den «weltlichen Arm», den der Heilige Vater weit von sich selber wies, bereits als ausführendes Organ der Inquisition. Kleriker aus ganz Italien, die das Urteil eines geistlichen Gerichts mißachteten, sollten mit Hilfe der Behörden in zweiter Instanz vor den Bischof von Rom gebracht werden. Für die übrigen Geistlichen des Westens sollten die Metropoliten die zweite Instanz, für die Prozesse der Metropoliten selbst der römische Bischof oder dessen beauftragter Richter zuständig sein. «Eure fromme Majestät», heißt es da in der Petition, die auch der hl. Ambrosius stark mitgeprägt hatte, «wolle befehlen, daß jeder, der durch des römischen Bischofs Spruch verurteilt wurde und widerrechtlich seine Kirche behalten wollte ... von den Präfekten Italiens oder dem kaiserlichen Vikar von Rom herbeigeschafft werde oder aber sich Richtern stelle, die der römische Bischof bestellt ... Wer aber solcher Art ausgeschlossen wird, soll, wenn er Gottes Gericht nicht scheut, wenigstens durch *staatlichen Zwang dazu gebracht werden*, seine Sünden nicht zu vermehren ...»[39]

Damasus' anmaßender Vorstoß hatte durchaus Erfolg. Der noch sehr junge, vom Klerus, besonders von Ambrosius stark gegängelte Kaiser (I 402 ff) übernahm den Antrag der Synode fast wörtlich und verlieh ihm Gesetzeskraft. Ja, Gratian war in einem Punkt päpstlicher als der Papst. Verfügte er doch die Mitwirkung kaiserlicher Beamter zur Durchführung bischöflicher Urteile nicht nur für Italien, sondern für das gesamte Weströmische Reich. Freilich stand dies alles mehr auf dem Papier, hatte der Patriarch von Rom noch nicht die Stellung im Abendland, wie die Patriarchen des Ostens innerhalb ihres Patriarchats.[40]

Sogar ein Kirchenlehrer, der hl. Bischof Basilius aber, «der Große», beklagte sich bitter über diesen Papst. Er nannte ihn blind, arrogant, sah ihn überheblich auf «erhabenem Throne» und bedauerte einmal, ihn um etwas gebeten zu haben, werde der Hochmütige doch «noch hochnäsiger, wenn man ihm höflich begegne». Im Abendland, schreibt Basilius, «wissen sie weder die Wahrheit, noch wollen sie sie kennen lernen», ja, er behauptet, daß sie «mit Leuten, die ihnen die Wahrheit sagten, stritten, selbst aber die Häresie billigten.» Dagegen umwarb der stets sein Mäntelchen nach dem Wind hängende hl. Hieronymus (ein großer Intrigant auch, Lügner, Dokumentenfälscher und derart prädestiniert zum Patron der katholisch-theologischen Fakultäten: I 169 ff) diesen Papst. Wer mit Petri Stuhl verbunden, schrieb Hieronymus, sei sein Mann. «Keinem Führer als Christus folgend, schließe ich mich der Gemeinschaft mit Deiner Heiligkeit, das ist mit der Kathedra Petri an; auf diesen Felsen weiß ich die Kirche gebaut.»[41]

Hieronymus' kriecherische Beflissenheit fand bei dem herrischen Hierarchen in Rom, wohin der Kirchenlehrer 382 reiste, huldreichstes Wohlgefallen. Er spielte bald unter Damasus eine große Rolle, diente ihm als Sekretär, Geheimschreiber, verfaßte, so sagt er selbst, «die Bescheide auf synodale Konsultationen aus Ost und West», apostrophierte den Papst als «Licht der Welt und Salz der Erde», schmeichelte: «Jetzt geht im Abendland die Sonne der Gerechtigkeit auf». Er unterstützte auch Damasus' Kampf gegen die Luciferianer. Und obwohl Hieronymus den hl. Lucifer

von Cagliari (I 389 ff) zunächst als Hort der Rechtgläubigkeit gerühmt, stellte er sich in Rom, wo man seinerzeit den Priester Macarius massakrierte (S. 116), sogleich gegen den Anhang des sardinischen Bischofs und schleuderte eine seiner berüchtigten Streitschriften wider ihn, vor allem wohl, um dem alten Papst gefällig zu sein, an dessen Stelle er selbst zu kommen hoffte. (Statt seiner aber folgte der hl. Siricius, den Hieronymus deshalb noch nach Jahren herunterputzt.) Lucifers Parteigänger aber klagten kurz nach 380 über Damasus: «Die Autorität eines Königs annehmend (accepta auctoritate regali), verfolgt er katholische Priester und Laien und schickt sie ins Exil».[42]

Wachsende Primatsansprüche unter Damasus

Verschiedenen Initiativen dieses Mannes eröffneten nun eine Entwicklung, die Bedeutung und Rang seines Stuhls steigerte und den römischen Bischof allmählich zum Herrn aller abendländischen Prälaten machte.

Nicht von ungefähr spricht ein Zeitgenosse von der «arrogantia Damasi (ut princeps episcopatus)». Und heute nennt ihn das katholische «Handbuch der Kirchengeschichte» einen «zielbewußten Verfechter eines stetig wachsenden römischen Primatsanspruches, der durch ihn bisher nicht gekannte Formulierungen findet». Zum Teil erstrebt er diesen Vorrang durch Berufung auf Mt. 16,18 f, auf das petrinische Prinzip, das Rom «Singularität» verschaffte, kreiert dafür jedoch auch neue Ausdrucksweisen.

Seine Führungsgelüste aber stützte Kaiser Gratian, ein zumeist gefügiger Jüngling (I 402 ff). Er verzichtete nicht nur auf den bisher dem Herrscher zustehenden Titel eines «Pontifex maximus» zugunsten der römischen Bischöfe, sondern erhöhte auch 378 durch Reichsrecht für den Westen, in schließlich kaum noch fixierbaren Grenzen, ihre Jurisdiktion. Damasus, der das erste Dekretale erließ, also im kaiserlichen Befehlston Verfügungen traf, behauptete auch die Kirchengründung Roms durch Petrus

und Paulus, einen Doppelapostolat, er sprach als erster «Papst», soweit bekannt, vom «apostolischen Stuhl», ließ von sich sagen, daß er alle, denen er im Amt (munus) gleichstehe, «durch die Prärogative des apostolischen Stuhls überragt» (praerogativa apostolicae sedis), und bis heute heißt seitdem der römische Bischofssitz die «Sedes Apostolica». All dies fundierte und förderte die römischen Primatsallüren. «Damasus ließ sich vom Staat privilegieren und trat auf wie ein König» (Haendler).[43]

Beiläufig: auch als Poet gerierte er sich. Er schrieb klägliche, aber zahlreiche Inschriften (tituli), von denen noch mehr als ein halbes Hundert ganz, bruchstückhaft oder in literarischer Überlieferung vorliegen. Dabei bestritt er seinen dichterischen Bedarf mit stereotypen, von Virgil geborgten Wendungen und ließ dann seine Epigramme durch die Hand des Kalligraphen Furius Dionysius Philokalus gar edel auf Marmor übertragen – «niemals», höhnt Louis Duchesne, «sind schlechtere Verse mit größerer Verschwendung ausgestattet worden». Die ebenso kunst- wie geistlosen Ausschwitzungen des Damasus, nicht zuletzt dem eignen Nachruhm zugedacht, galten vor allem den «vielen Leibern der Heiligen, die er aufspürte, fand» und eben, so die Vita Damasi des Liber Pontificalis, «mit Versen verherrlichte».[44]

Zum Beispiel: «Tief unter der Last des Berges lag verborgen das Grab, Damasus brachte es ans Licht». Oder: «Nicht litt es Damasus, daß die nach gemeinem Recht Begrabenen, nachdem sie Ruhe gefunden, abermals traurige Pön erlitten. So griff er das große, mühevolle Werk an und ließ die gewaltigen Erdmassen der Kuppe des Hügels abtragen, durchforschte emsig der Erde geheime Eingeweide, legte das ganze vom Wasser durchfeuchtete Gelände trocken und traf auf die Quelle, die nun Geschenke des Heils spendet.» Oder, um wieder zum eigentlichen Thema zu kommen, ein letztes papales Poesieprodukt: «Wisse, hier hatten ehedem die Heiligen ihre Wohnung, deren Namen, wenn Du fragst, Petrus und Paulus heißen. Der Orient sandte diese Jünger – das gestehen wir willig zu –, aber um des Verdienstes ihres Blutes willen – wenngleich sie Christo über die Sterne folgend in den Schoß des Himmels und das Reich der Frommen gelangt

sind – durfte Rom sie als seine Bürger in Anspruch nehmen. So möge Damasus euer Lob verkünden, ihr neuen Sterne!»[45]

Es mag dahingestellt bleiben oder in den Sternen stehen, wie viele Heilige der so eifrig nach Märtyrern Fahndende derart erschwindelt hat. Doch so sieht es aus, wenn ein Mörderpapst «Dichterpapst» wird. (Man vergleiche noch weit beredtere Stellen Pius' XII. im 20. Jahrhundert!)[46]

Seit Damasus gibt es auch die Theorie von den drei petrinischen Sitzen Alexandrien, Antiochien und Rom zur Begründung ihrer Patriarchenrechte; wobei unter den drei großen Thronoi natürlich «der erste Sitz des Apostels Petrus der römischen Kirche» zusteht. Doch selbst nach Papst Gregor I., «dem Großen» und Kirchenlehrer, sind diese drei Sitze «ein einziger Sitz und der eines einzigen (des heiligen Petrus), dem auf Grund göttlicher Autorität jetzt drei Bischöfe vorstehen». Wonach der alexandrinische und antiochenische Patriarch als Petrusnachfolger kraft «göttlichen» Rechts die Vollmacht haben, einen Teil der Kirche zu regieren. Von mancherlei historischen Fragwürdigkeiten abgesehen, eine ziemlich zweischneidige Theorie.

Wie kam Rom dazu? Nun, einmal konnte es sich derart, als es noch gar nicht so gewaltig war, wie es sein wollte, den einflußreichen östlichen Kirchenführern gleichstellen und doch, als Hauptsitz sozusagen des Apostelfürsten, die größte Ehre selber beanspruchen. Und dann, der eigentliche Grund, versuchte es mittels dieser Theorie, seinen meistgefürchtetsten Rivalen, den Patriarchen von Konstantinopel zu bekämpfen, da er ja, als Repräsentant eines nichtpetrinischen Sitzes, kein Recht auf einen Vorrang hatte. Und gerade in diesem Zusammenhang taucht die Theorie gern auf: zur Zeit des Damasus eben, bei Leo I., Gregor I., Nikolaus I., Leo IX. – wobei der theoretischen Bestreitung der Ansprüche Konstantinopels auf die Patriarchenwürde schließlich, widerwillig genug, die praktische Anerkennung folgt.[47]

Die Entwicklung der päpstlichen Oberhoheit stand freilich erst am Beginn. Damasus' Stellung war während seines ganzen Pontifikats ja selbst in Rom stark angefochten. Im Abendland und darüber hinaus führte nicht er die Kirche, sondern eindeutig

Ambrosius (I Kap. 9). Der Mailänder beeinflußte, um nicht zu sagen beherrschte, mit ausgekochter, bis heute Schule machender «geistlicher» Strategie die Kaiser, und seine Bischofsstadt war auch die Hauptstadt des Westens. Selbst den aufsehenerregenden Triumph über die römische Siegesgöttin im Senatssaal (I 421 ff) errang nicht Damasus, sondern ausschließlich Ambrosius, der mächtige Residenzprälat, wie übrigens auch in allen andren Fällen.

Von «päpstlicher Politik» kann noch nirgends die Rede sein. Der Bischof von Rom gebot im 4. Jahrhundert nicht einmal ganz Italien. Er leitete offenbar bloß die sogenannten suburbikarischen Kirchen, den südlichen und mittleren Teil der Halbinsel (dort begrenzt durch eine Linie etwa vom Golf von La Spezia bis zur Mündung des Po). «Darüber hinaus ist von irgendwie gearteten Vollmachten des Bischofs von Rom nichts zu entdecken» (Haller). Gewiß war sein Stuhl der angesehenste im Abendland. Aber er selbst unterstand noch der Gerichtsbarkeit des vicarius urbis. Und als man eben damals durch eine Petition versuchte, den römischen Bischof der Strafgewalt des Stadtpräfekten (fast stets noch ein Heide) zu entziehen und ihm einen bevorzugten Gerichtsstand vor dem Herrscher zu schaffen, lehnte dies selbst ein Gratian, ohne näher darauf einzugehen, ab. Als Alternative zum kaiserlichen Gericht schlug man nun auch vor, den Römer der (geistlichen) Rechtsprechung eines Konzils zu unterwerfen. Erstmals in der Kirchengeschichte taucht jetzt auf einer päpstlichen Synode die – auch von Ambrosius berichtete – durch nichts gedeckte Behauptung auf, Kaiser Valentinian I. habe verfügt, Geistliche dürften nur von Geistlichen gerichtet werden. Denn davon, daß «der erste Stuhl von niemandem gerichtet» werden dürfe, wie man später lehrte, wußte man auch seinerzeit noch nichts.[48]

Innozenz I., «die Spitze des bischöflichen Amtes», oder lauter Lügen?

Die Päpste, die Damasus und Siricius (384–399) folgten, der ebenfalls noch ganz im Schatten des ihm persönlich befreundeten Ambrosius stand, nirgends tonangebend, führend erscheint, bauten den Vorrang Roms, seine Monopolstellung als «apostolica sedes», als «cathedra Petri», kurz, den Gedanken von der römischen Kirche als Haupt der Gesamtkirche, gleichwohl immer mehr aus; wobei sie die Bibel, das heißt das, was ihnen darin paßte, ebenso zu Hilfe nahmen wie das römische Recht.

Und nicht zuletzt den Amtsjargon.

Besonders Siricius, der auch den Begriff des «Erben» Petri prägte – ein Fundament jeder künftigen Papstideologie –, um derart einen quasijuristischen Zusammenhang zwischen seinesgleichen und dem Apostel zu suggerieren, paßte seine Dekrete weitgehend dem Stil und der Terminologie der Kaisererlasse an. Ihres Vorbildes freilich hatten sich in der Kirche bisher nur die Synoden bedient. Siricius aber gab jetzt seine neue Dekretaliengesetzgebung als «altbekannte Art kirchlichen Rechts aus und stellte sie zugleich auf eine Stufe mit den Synodalkanones» (Wojtowytsch). Doch so gern der «Erbe» Petri als Oberherr auftrat, so sehr er seine Führungsrolle und rechtliche Vorrangstellung innerhalb der Gesamtkirche betonte – «Wir beschließen», schrieb er gleich in seinem ersten Dekretale, unmittelbar nach seiner Weihe, dem spanischen Bischof Himerius von Tarroco, «was von nun an alle Kirchen befolgen und was sie unterlassen müssen . . .» –, von der Theorie war die Wirklichkeit noch immer weit entfernt. Der «Erbe» (haeres), die Nachfolgeschaft Petri, die Einsetzung, die den Papst eben zum Erben ernennt, war eine reine Konstruktion, der jede Beweisbarkeit und damit Rechtsgültigkeit fehlte und fehlt.[49]

Innozenz I. (402–417; vgl. I 496 f), von dem man sagte, er könnte den Titel eines «ersten Papstes» mit mehr Recht als jeder seiner Vorgänger tragen, entwickelte die päpstlichen Primatsansprüche und die Monopolstellung der römischen Kirche zielbe-

wußt weiter und wirkte damit bis ins 12. Jahrhundert hinein. Er gab den Ton an für ein Jahrtausend. Manches kam ihm dabei zu Hilfe: der mächtige Ambrosius, der Konkurrent in Mailand, war tot, Mailand selbst nicht mehr Residenz, sondern Ravenna, das Weströmische Reich überhaupt dem Untergang schon ziemlich nah. Das Entscheidende jedoch ging von ihm selbst aus. Fühlte er sich doch als «das Haupt und den höchsten Gipfel des Episkopats». Ja, gegenüber den Synoden von Karthago und Mileve 416 vertrat er den Anspruch – den er sich freilich nicht immer und allen Kirchen gegenüber zu verfechten getraute –, ohne Kenntnisnahme des «Apostolischen Stuhls» dürften auch Konzilien «Angelegenheiten selbst der entferntesten Gegenden» nicht endgültig entscheiden. Eiskalt stellt er, der Jurist, neues Recht als altes hin, neue Gewohnheiten als althergebrachte, heilige, ohne daß die Vergangenheit dafür Beispiele oder Grundlage bot. Doch war all dies schlau berechnet, denn: «Nur indem er für längst bestehend ausgab, was in Wirklichkeit die kühnste Neuerung war, konnte er hoffen, der Kritik der Zeitgenossen standzuhalten» (Haller). Er trat unerhört selbstbewußt auf, allerdings den örtlichen Verhältnissen angepaßt, also in Spanien etwas forscher als in Gallien, wo Rom ja noch unlängst Schwierigkeiten hatte. Er wollte eine Oberaufsicht über die Synoden und proklamierte den «Apostolischen Stuhl» als höchste Appellationsinstanz, dem alle gravierenden Fälle (causae maiores) – das konnte er natürlich deuten, wie er wollte – zu unterbreiten seien. («Die Grabschriften loben an ihm besonders die Tugenden der Sanftmut und Bescheidenheit»: Gröne.)[50]

Als erster Papst gebrauchte Innozenz I. «die juristische Vorstellung des Papstes als Nachfolger Petri beständig und systematisch» (Ullmann). Petrus oder seine Schüler galten ihm als Gründer aller Kirchen des Westens, wofür sich nirgends auch nur der leiseste Anhalt findet. «Ist es doch eine offenbare Tatsache», konstatiert er kühn in einem Schreiben an Decentius von Gubbio, «daß in ganz Italien, Gallien, Spanien, Afrika, Sizilien und den dazwischenliegenden Inseln niemand Kirchen errichtet hat als diejenigen, welche der ehrwürdige Apostel Petrus oder seine Nachfolger zu Bischöfen gesetzt haben. Man lese doch nach, ob

in diesen Ländern ein anderer von den Aposteln gefunden wird, welcher der Überlieferung nach dort gelehrt haben soll. Wenn es aber nicht zu lesen steht, weil es nirgends überliefert wird, so müssen alle das befolgen, was die römische Kirche bewahrt, von der sie ohne allen Zweifel ihren Ursprung genommen haben.» Weil etwas anderes nirgends geschrieben steht, folgert Papst Innozenz atemberaubend, sei alles von Petrus oder seinen Schülern missioniert und somit dem römischen Bischof untertan. Man versteht Hallers Hohn, mit größerer Kühnheit sei das argumentum e silentio, der Beweis aus dem Schweigen der Quellen, «wohl niemals für eine geschichtliche Behauptung verwendet worden, die in Wahrheit vollkommen in der Luft schwebt». Und Erich Caspar betont, Kirchenlehrer Augustinus, neben dem «die Figur Innocenz' I. fast zu verschwinden» scheine, habe «das genaue Gegenteil der innocentischen These» vertreten. Schreiben doch selbst die katholischen Papsthistoriker Seppelt/Schwaiger, daß das, was der Papst da sage – eine ja ungeheuer schwerwiegende, weittragende Behauptung, richtiger: Unwahrheit –, «nun keineswegs im Einklang mit den historischen Tatsachen» stehe; «aber es spiegeln sich darin die Gedanken, die in Rom immer mehr Einfluß gewonnen haben» und denen man, dürfen wir ergänzen, das Papsttum verdankt – lauter Lügen! Innozenz indes folgert aus seiner dreist erschlichenen Voraussetzung besondere Rechte, das heißt natürlich Vorrechte, die Beachtung eben des «referre ad sedem apostolicam», die Respektierung der consuetudo Romana als allein gültiger Norm. Erst die Entscheidung des römischen Bischofs mache jede Entscheidung über irgendeine Sache von Bedeutung, über die causae maiores, endgültig. Der angebliche Sitz Petri wird «fons» und «caput» – «alle Gewässer fließen aus dem apostolischen Stuhl, gleichsam dem Urquell, und ergießen sich in reinster Form über alle Regionen der Erde» (totius mundi regiones). Und log eiskalt, das referre ad sedem apostolicam entspreche alter Tradition![51]

Vielleicht lag Papst Innozenz Lug und Trug schon im Blut. Er ist höchstwahrscheinlich der Sohn seines Vorgängers Anastasius I., der seinerseits wieder einer Priesterehe entstammte.

Es gab in Rom, parenthetisch bemerkt, immerhin durch das ganze erste Jahrtausend Priestersprößlinge, die Päpste wurden; unter anderen: Bonifaz I., Felix III. (angeblich der Urgroßvater Papst Gregors I., des «Großen»), Agapet I., Bischofssohn Theodor I., Bischofssohn Hadrian II. (dessen frühere Frau Stefania und dessen Tochter ein Sohn des Bischofs Arsenius, eines mehrfachen Vaters, ermordet hat). Auch Martin II. war Priestersohn, ebenfalls Bonifaz VI. (der als Presbyter ein so skandalöses Leben geführt, daß ihn Papst Johannes VIII. suspendieren mußte; er regierte bloß zwei Wochen und wurde möglicherweise vergiftet). Der hl. Papst Silverius (von seinem Nachfolger Vigilius auf die Insel Ponza verbannt, wo er starb) ist sogar der Sohn von Papst Hormisdas. Johannes XI. (der seine Mutter samt päpstlichem Halbbruder ins Gefängnis werfen und dort ermorden ließ, nach dem Chronisten Flodoard von Reims aber «ohne Gewalt . . ., nur mit göttlichen Dingen beschäftigt» war; «Tatkraft und Energie lassen sich seinem Pontifikat nicht absprechen»: die Katholiken Seppelt/Schwaiger), Papst Johannes XI. war der Sohn von Papst Sergius III. (dem Mörder seiner beiden Vorgänger. Er baute aber auch, um «das Gute» [?] nicht ganz zu verschweigen, die durch ein Erdbeben vernichtete Lateranbasilika wieder auf). Und forderte Damasus nicht vom Klerus, «für Gott Kinder zu zeugen» (S. 117)?[52]

Oder hätte ich die liturgischen Verordnungen von Papstsprößling Innozenz mitteilen sollen? Bei der heiligen Messe den Friedenskuß erst nach der Wandlung zu geben? Die Namen der opfernden Gläubigen erst nach den entsprechenden Gebeten des Priesters über die Gaben zu verlesen? Am Samstag zu fasten aus Trauer über den im Grab ruhenden Heiland? (Vgl. I 12 f.) Papsthistoriker Gröne füllt genau die Hälfte seines Innozenz-Kapitels mit solchem Schwachsinn, zum größten Nutzen natürlich des Lesers, lernt der doch so «in dem heiligen Innocenz einen in kirchlichen Gebräuchen und Gesetzen erfahrnen und von apostolischem Geiste durchwehten Papst kennen».[53]

Jedenfalls verstand er sein Geschäft. Verstand er es, die römische Superiorität, den Vorgesetzten, Monokraten, herauszukeh-

ren, den unnahbaren, aber zupackenden Herrn, der die Brüder keinen Augenblick aus den Augen verliert, doch auch kaum die diplomatische Klugheit vergißt, wie dann nicht selten seine Nachfolger. Der Ton seiner reich mit Bibelzitaten durchflochtenen Briefe, weniger drohend als schneidend höflich, nicht selten fein ironisch auch, dezent demütigend, wirkte stilbildend in der geistlichen Epistolographie. «Wir glauben, daß du das ohnehin weißt», schreibt er. Oder: «Wer sollte nicht wissen?» «Wer sollte noch nicht erkannt haben?» Miramur war sein Lieblingswort, seine fast stereotype Rügeformel. «Wir staunen, daß ein kluger Mann unseren Rat über diese Dinge heischt, die völlig gewiß und allbekannt sind». «Wir haben uns lange verwundert beim Lesen deines Briefs»; «wir wundern uns, daß die Bischöfe über derlei hinwegsehen, so daß man urteilen könnte, sie leisteten Vorschub oder wüßten nicht um die Gesetzwidrigkeit». Gut kommentiert Caspar: «Mit solch leisen, scharfen Tönen arbeiten die wahren Virtuosen des Herrschens lieber, als mit den Donnerkeilen heftiger Drohrede; sie wissen auf diese Weise zu erreichen, daß der Betroffene erschrocken zusammenfährt, während grobe Mittel ihn verstocken oder zum Widerstand reizen. Man kann sich vorstellen, daß der suburbicarische Episkopat vor diesem geistlichen Oberherrn gezittert haben mag».[54]

Doch war Innozenz I. durchaus flexibel.

Gegenüber den ferneren gallischen Bischöfen verhielt er sich bereits gemäßigter. Und im Osten hatte selbst dieser gerissene Priester wenig zu sagen. Zwar wollte er gerade die Kirche Konstantinopels kontrollieren. Zwar war er wahrscheinlich der erste Papst, der sich an der dortigen Residenz einen Geschäftsträger hielt, einen «Apokrisiar», wie man dann den ständigen päpstlichen Vertreter am Kaiserhof Konstantinopels betitelte, den wichtigsten Diplomaten(posten) Roms – unter Innozenz anscheinend der Priester Bonifatius, der spätere Papst (S. 130 ff). Zwar wurde Innozenz – nachdem freilich schon Damasus, die Echtheit seiner Briefe vorausgesetzt, seine Fäden dorthin gesponnen – gleichsam der Begründer des päpstlichen Vikariates von Thessalonike (Saloniki), indem er, im Kampf gegen Konstantinopel und an der

Seite seiner eignen Staatsregierung, die Zuständigkeit für das östliche Illyrien (Illyricum orientale) beanspruchte, 412 Bischof Rufus «an unserer Statt» (nostra vice) sämtliche Sprengel der illyrischen Präfektur anvertraute, die Kirchen in Achaja, Thessalia, Epirus vetus und nova, Kreta, Dacia mediterranea und ripensis, Moesia, Dardania und Praevalitana, auch die Privilegien des Metropoliten großzügig erweiterte, nämlich «über alles, was in jenen Gegenden verhandelt wird, zu urteilen». Aber als er und Honorius beim Streit um Johannes Chrysostomos eine Delegation nach Konstantinopel schickten, wurde sie verletzend behandelt, vom Kaiser nicht empfangen und schmählich nach Hause geschickt (S. 154). Die Patriarchen des Ostens dachten nicht daran, sich dem «Erzbischof» von Rom, wie man selbst einen Leo I. auf dem Konzil von Chalkedon nannte, zu fügen. Und erst recht ließ sich der Kaiser von einem römischen Bischof die Entscheidung nicht aus der Hand nehmen. Illyrien unterstand nach Reichsrecht sowohl kirchlich wie politisch Konstantinopel, und noch lang streiten christliche Kaiser und Bischöfe deshalb fort, bleibt es ein besondrer Zankapfel zwischen Rom und Byzanz, Anlaß für stets erneute Kompetenzkonflikte und sich austobende Machtallüren.[55]

Eulalius gegen Bonifaz, «den apostolischen Gipfel»

Ein monatelanges Ringen um den römischen Stuhl gab es nach dem Tod von Papst Zosimus (417–418; vgl. I 497 ff), der als erster das angebliche Jesuswort vom Binden und Lösen auf die Bischöfe Roms bezog, indem er für sie, in verblüffender Folgerung, die gleiche Vollmacht und Verehrung wie Petrus in Anspruch nahm. Ja, Zosimus behauptete, er habe eine so große Autorität, daß niemand an seiner Sentenz rütteln dürfe – «ut nullus de nostra possit retractare sententia». Und diese Unverschämtheit krönte er noch mit der größeren, die «Väter» hätten diese Autorität als

apostolisch anerkannt! Trotz seines nur kurzen Pontifikats hat Zosimus die von ihm so schroff begehrte auctoritas sedis apostolicae weiter gefestigt, freilich auch kaum minder schroffen Widerspruch, vor allem der afrikanischen Kirche, provoziert.[56]

Noch am Tag von Zosimus' Bestattung, am 27. Dezember, wurde der Archidiakon Eulalius (418–419), der älteste der Diakone, in der Lateranbasilika zum geistlichen Oberhaupt Roms gemacht. Laut Gegenpartei hatte er noch während der Leichenfeierlichkeiten die Kirche besetzt, die Zugänge verrammelt und den willenlosen, weil halbtoten, «sterbenden Bischof von Ostia» (Wetzer/Welte), zu seiner Weihe gezwungen. Am nächsten Tag erkor die Mehrzahl der Presbyter, die gegen das Diakonenkolleg stand, und die Mehrheit des Volkes – doch die Berichte, zumal über die Zahlenverhältnisse, widersprechen, wie so oft, einander – in der Theodorakirche den bereits hochbetagten Presbyter Bonifatius I. (418–422) zum römischen Oberhirten. Er war der Sohn des Priesters Secundius und Innozenz I. Vertreter am Hof in Konstantinopel. (Der Apokrisiar an der Kaiserresidenz galt seitdem als besonders aussichtsreicher Papstkandidat.)

Der unschlüssige Honorius kam in Bedrängnis. Ein erstes Kaiserreskript vom 3. Januar 419 erkannte die Wahl des Eulalius an und wies Bonifatius aus. Ein zweites Kaiserreskript vom 18. Januar verfügte beide Bischofskandidaten zur Verhandlung nach Ravenna. Als sich die Lage aber zuspitzte, auch ein von Honorius gewünscher Synodalbeschluß infolge der Uneinigkeit selbst der neutralen Prälaten fehlschlug, wies ein drittes Kaiserreskript am 25. Januar die beiden hohenpriesterlichen Anwärter aus. Mit der Wahrnehmung der Osterfestfeierlichkeiten am 30. März wurde ein auswärtiger Bischof, Achilleus von Spoleto, betraut; eine derartige Demütigung, daß deshalb gleich eine Reihe weiterer Kaisererlasse notwendig wurde: an den heidnischen Stadtpräfekten Aurelius Anicius Symmachus (ein Neffe des berühmten gleichnamigen Präfekten Roms, der einst so vergeblich um die Statue der Siegesgöttin Victoria gekämpft: I 421 ff), an Bischof Achilleus, an den Senat, das Volk der Stadt. Doch die Diakonenpartei wollte die Schmach durch den vom Kaiser beauftragten

Spoletiner nicht hinnehmen und Ostern keinesfalls von einem ortsfremden Bischof in Rom feiern lassen – dabei hatte man es hier, wie der hl. Irenäus bezeugt, einst gar nicht jährlich begangen (S. 91)! Vielleicht aber sahen die Diakone, die damals schon stark mit den Presbytern rivalisierten, auch nur eine günstige Gelegenheit einzuschreiten. Jedenfalls kehrte Eulalius am 18. März nach Rom zurück, um selber das Osterfest im Lateran zu feiern. Kurz darauf erschien auch Bischof Achilleus von Spoleto in der Stadt, es kam zu Verhaftungen, Verhören, Volksaufläufen, zu erneuten blutigen Kämpfen um die Kirchen.

Kaiser Honorius aber ging nun zu Bonifatius über, für den sich starke Kräfte am Hof verwandten. Prinzessin Galla Placidia warb in mehreren Briefen an prominente Katholiken, an Augustinus, Aurelius von Karthago, Paulin von Nola, für ihren Schützling. Vor allem jedoch war es der gern innerkirchliche Konflikte regelnde spätere Kaiser Flavius Konstantius (S. 45), der den Kampf um den Stuhl Petri für Bonifatius entschied. Honorius aber, der erst zu Eulalius stand, ließ nun diesen verjagen und verfügte angesichts der «Amtsjägerei» (ambitiones) der römischen Priester die erste, freilich praktisch bedeutungslos bleibende staatliche Papstwahlordnung: bei einer Doppelwahl in Rom sollte künftig keiner der Gewählten zum Zug kommen, sondern die ganze Gemeinde in einer Neuwahl den Bischof bestimmen.[57]

Tatsächlich waren Streit und Entzweiungen bei römischen Bischofswahlen inzwischen so gewöhnlich, daß Augustinus ein Schreiben an Bonifaz' Nachfolger Coelestin I. (422–433) geradezu mit dem Glückwunsch beginnt: «Wie wir hören, hat Gott dich, ohne daß irgendwelche Spaltung der Gemeinde erfolgt wäre, auf den Stuhl Petri erhoben ...»[58]

Gegenpapst Eulalius wurde später Bischof von Nepe. Bonifaz I. aber, wie Innozenz I. Jurist, knüpfte an die papalen Ambitionen seiner Vorgänger kräftig an und spann sie, immer und unverrückt den Blick auf den Universalepiskopat der römischen Kirche gerichtet, wie üblich mit biblischen und geschichtlichen Exkursen, mit «historischen» Beispielen, «documenta», fort. Nicht die Wirk-

lichkeit war hierfür jedoch maßgebend, sondern, im Gegenteil, die immer höher gespielte petrinische Idee, kurz, die Vergangenheit wurde mit päpstlichen Augen betrachtet und dementsprechend ausgelegt.[59]

Dabei besaß für Bonifaz, vor seiner Wahl lange Ostexperte Roms, Illyrien eingestandenermaßen besondere Bedeutung. Von neun seiner erhaltenen Briefe drehen sich drei um die Jurisdiktion über das sogenannte päpstliche Vikariat von Thessalonike. Auf Betreiben dortiger, mit Rom unzufriedener Bischöfe und des Patriarchen Atticus hatte es ein Edikt von Kaiser Theodosius II. am 14. Juli 421 der Jurisdiktion der Kirche von Konstantinopel unterstellt, «die sich des Vorrechtes des Alten Roms erfreut». Sofort protestierte Bonifaz, unterstützt vom Kaiser des Westens, Honorius, bei dem er «die Hinterlist einiger illyrischer Bischöfe» beklagte, und hatte sogar Erfolg. Mit passenden Bibelsprüchen und «historischen» Exempeln bestand er wie seine Vorgänger auf Roms Primat, der Monopolisierung des Petrusamtes, der Petrusdoktrin, deren rasanter Höhenflug recht eigentlich mit ihm beginnt, und setzte den monokratischen Herrschaftsgedanken, den «favor apostolicus», ins schönste Licht. Ursprung und Regierungsgewalt der römischen Kirche gehen auf den seligen Petrus zurück, und Rom ist das Haupt aller Kirchen der Welt... Wer dagegen aufstehe, sei vom Himmelreich ausgeschlossen, denn nur «die Gunst des Türhüters» Petrus (gratia ianitoris) könne es öffnen. Die schon durch Zosimus vertretene Lehre von der Unbestreitbarkeit petrinischer Schiedssprüche und Satzungen verschärfte jetzt eher noch die anmaßende Erklärung: «Niemand darf sich erkühnen, seine Hand gegen den apostolischen Gipfel (apostolico culmini) zu erheben, dessen Urteilsspruch anzugreifen keinem erlaubt ist». Kurz, die Kirche beruht auf Petrus und seinem Nachfolger, von ihm hängt «die Gesamtheit der Dinge» ab, nur wer ihm gehorcht, kommt zu Gott.[60]

Die Schwierigkeiten in Illyrien waren damit zwar noch nicht beseitigt. Die Opposition im dortigen Episkopat verstummte nicht, doch Bonifatius griff durch. Er rief seinen Vikar zu mannhaftem Widerstand auf, indem er ihm den (ja nicht immer so

tapferen) Petrus als Heroen vormalte und eiferte: «Du hast den seligen Apostel Petrus, der vor Dir für sein Recht kämpfen kann ... Jener Fischer duldet nicht, daß, so Du dich bemühst, seinem Sitz ein Recht verloren gehe ... Er wird (Dir) Beistand leisten und die Übertreter der Kanones und die Feinde des kirchlichen Rechts ... unterdrücken.» «Was wollt ihr», schrieb er ein andermal harsch, an Paulus anknüpfend, «soll ich mit der Rute zu euch kommen oder mit Liebe und sanftmütigem Geist? Denn beides ist, wie ihr wißt, dem seligen Petrus möglich, den Sanften mit Sanftmut zu begegnen und die Hochmütigen mit der Rute zu züchtigen. Daher wahrt die dem Haupt geschuldete Ehrerbietung.» Einige Fälle jedenfalls wollte Bonifatius «ausgemerzt» sehen (resecari). Derart setzte sich der Römer im Illyricum durch, sicherte vorerst dessen Zugehörigkeit zu seinem Einflußbereich, ja, er führte, und zwar gerade in den Attacken gegen die illyrische Opposition, den Anspruch Roms, die ganze Kirche zu beherrschen, «auf eine bis dahin unerreichte Höhe» (Wojtowytsch).[61]

So mauserte sich aus der immer größeren innenpolitischen Zersplitterung und Misere des Westens das Papsttum – je nach Bedarf mit dem Staat oder gegen ihn kämpfend – zu einer hochpolitischen Potenz, zu einem der mächtigsten und langlebigsten Parasiten der Geschichte. «Der Hl. Stuhl», heißt es mit einem sinnvollen Druckfehler im «Archivum Historiae Pontificiale» der Päpstlichen Universität, 1978, «wurde als qualifizierter Hüter der Rechtsgläubigkeit mehr oder minder offen anerkannt».[62]

Noch rabiater als in Rom um den «Heiligen Stuhl» aber stritt man um die großen Bischofssitze des Ostens.

4. KAPITEL

DER KAMPF UM DIE BISCHOFSSTÜHLE DES OSTENS IM 5. JAHRHUNDERT BIS ZUM KONZIL VON CHALKEDON

«Kämpfe und Zwiespalt sind auch der römischen Kirche nicht erspart geblieben – ... Aber sie haben niemals den Grad von Leidenschaft und blutiger Wildheit erreicht, der im Osten an der Tagesordnung war». Johannes Haller[1]

«Der Streit um Origenes entwickelte sich zu einem förmlichen Krieg zwischen den beiden Hauptstädten des Ostens und deren mächtigen Bischöfen: Theophilus von Alexandrien und Johannes von Konstantinopel.» Jean Steinmann[2]

«Im Bunde mit den Kopten und soweit möglich mit Rom haben Theophilos, Kyrill und Dioskur das Griechentum im Christentum verraten, um die Macht des Patriarchen von Alexandreia zu sichern und zu steigern. Aber es wurden Pyrrhossiege ... Der Untergang des griechischen Christentums in Ägypten war bereits in dem Augenblick da, in dem Theophilos unter dem Zwang der Kopten den Origenisten Ammonios mit den Worten: ‹Ketzer, verfluche den Origenes›, mißhandeln ließ. Das war zugleich das Todesurteil über die Griechen in Ägypten überhaupt».
Der Theologe Carl Schneider[3]

Wie unter den Städten des östlichen Reiches Alexandrien zunächst den ersten Rang innehatte, so spielte auch der alexandrinische Metropolit in der Ostkirche lange die Hauptrolle. Sein Patriarchat war von Anfang an das geschlossenste im Orient, hatte einen ungeheuren Grundbesitz und dort bis zum Konzil von Konstantinopel (381) unbestritten den Primat. Wenigstens de facto behielt es ihn, gelegentlich gestützt durch Rom, noch bis zur «Räubersynode» von Ephesus 449. Allmählich aber wurde es in der Hierarchie der orientalischen Patriarchate durch das seit langem im Aufstieg befindliche Konstantinopel verdrängt. Die Patriarchen Alexandriens wünschten in der Hauptstadt schwache und unfähige Kollegen, weil sie eben selber einen orientalischen Papat erstrebten. Vielleicht als erste Oberbischöfe führten sie den Titel «Erzbischof» (archiepiskopos), mindestens seit dem 3. Jahrhundert vorzugsweise auch die Bezeichnung «Papst» (papas), die sie dauernd behielten. (Die Bezeichnung Patriarch kam nur sehr langsam im 4. Jahrhundert in Gebrauch.) Selbst auf katholischer Seite konzediert man seit der Gründung Konstantinopels «eine fast ununterbrochene Eifersucht zu Alexandrien gegen den Sitz zu Constantinopel» (Wetzer/Welte). Um ihre Rivalen in der Hauptstadt aber zu Fall zu bringen, benutzten die Alexandriner in dieser Epoche «mörderischer Kämpfe um die Entstehung der Dogmen» (Katholik Heer) die theologischen Streitfragen.[4]

Dies zeigt schon mit aller Heftigkeit der Machtkampf zwischen den Patriarchen Theophilus von Alexandrien und Johannes Chrysostomos von Konstantinopel.

Seit einem Jahrhundert besetzten den alexandrinischen Bi-

schofsstuhl Leute in der besten Tradition des hl. Kirchenlehrers Athanasius. Das heißt, daß sie sich gegen den Staat «mit Brillanz der bewährten Techniken bedienten: Bestechung, öffentliche Meinungsmache, Einsatz der eigenen Leibwache oder von Banden bewaffneter Seeleute und Mönche» (F. G. Maier). Die Bischöfe Alexandriens hielten sich Hunderte von sogenannten Krankenträgern als soldatischen Stoßtrupp, mit dem sie Tempel, Synagogen stürmten, die Juden ausplünderten, verjagten, sowie überhaupt alles terrorisierten, was ihnen nicht paßte, einschließlich der kaiserlichen Behörden. Allmählich aber bekam der Patriarch von Konstantinopel, der neuen Hauptstadt, dem «Zweiten Rom», immer mehr Ansehen und Einfluß. Schließlich erkannte ihm das 2. ökumenische Konzil in Konstantinopel 381 den Ehrenvorrang vor allen orientalischen Bischöfen zu (can. 3). Ja, das 4. ökumenische Konzil von Chalkedon stellte ihn 451, gegen den scharfen Protest des Papstes, diesem gleich (can. 28). Dementsprechend stiegen natürlich Besitz und Einkommen des Patriarchats, dessen Liegenschaften, Betriebe (Domänen, Weinberge, Mühlen) über seine ganze Ausdehnung verstreut lagen und sich durch Schenkungen und Legate ständig mehrten.[5]

Die alexandrinischen Hierarchen steckten jedoch nicht freiwillig zurück, sondern nahmen den Kampf mit allen Mitteln auf. Ihr Versuch, schon während des Konzils von 381 einen Alexandriner in Konstantinopel zu inthronisieren, mißlang. Ebenso fehl schlug nach dem Tod des Bischofs Nektarius (397) – den Kaiser Theodosius I. gefördert, Papst Damasus aber bekämpft hatte – die Absicht des Alexandriners Theophilus, seinen Kandidaten in der Hauptstadt durchzubringen, den alexandrinischen Presbyter Isidor (uns schon in fataler politischer Mission begegnet: I 444). Er sollte wohl nur Platzhalter für den noch zu jungen Patriarchen-Neffen Kyrillos sein. Doch zwanzig Jahre später hatte Theophilus (385–412) Erfolg. Denn nun gelang es dem ebenso gebildeten wie skrupellosen Priester, einem Pharao der Lande um den Nil, der eine Art Primas des gesamten Orients zu werden hoffte, Johannes Chrysostomos, das Kirchenhaupt Konstantinopels, mit Hilfe des Hofes zu stürzen, in die Wüste zu schicken und in den Tod.[6]

Knapp zwei Jahrzehnte vor dem Einzug des Johannes in Konstantinopel (398–404) hatten dort noch wilde Fehden mit den Arianern getobt (I 420). Jetzt fand er bloß einen Nebenbischof vor, den Sisinnius, Oberhirten der Novatianer, die Theodosius als einzige neben den Katholiken geduldet. Sisinnius machte dem Patriarchen kaum Kummer, wurde auch von «Rechtgläubigen», besonders am Hof, geschätzt, war beredsam, geistreich. Auffällig nur, zumal bei der strengeren Askese der Novatianer, sein täglich zweimaliger Thermenbesuch. Doch die Frage, warum er denn Tag für Tag zweimal warm bade, parierte Sisinnius köstlich: weil mir dreimal nicht guttut![7]

Kirchenlehrer Johannes Chrysostomos (I 133 ff), als Sohn eines hohen, schon früh gestorbenen Armeeoffiziers in Antiochien geboren, war nach dem Menäon, dem liturgischen Buch der byzantinischen Kirche, auffallend klein, extrem hager, hatte einen großen Kopf, große Ohren, eine große Nase und einen schütteren Bart. Nachdem er einige Jahre Mönch in der Wüste gewesen, wurde er wegen eines Magenleidens (durch Askese) 386 Presbyter in Antiochien, wohin ihn vermutlich Bischof Meletios rief (I 379 ff). Dann verdankte er den verhängnisvollen Wechsel auf den Patriarchenstuhl dem alten Eutrop (S. 15 f). Denn als Kaiser Arcadius nach dem Tod des Nektarius (397) unschlüssig über dessen Nachfolger war, holte der oberste Hofeunuch und allmächtige Minister den bereits berühmten (antijüdischen) Prediger Johannes per Extrapost zur Hauptstadt. Theophilus wollte dies verhindern. Doch ein Hinweis auf das gegen ihn vorliegende und für ein Strafverfahren ausreichende Material ließ ihn verstummen. Ja, kein anderer als der protestierende Alexandriner mußte Johannes im Februar 398 zum Bischof weihen![8]

Theopilus gab seine Pläne freilich nicht auf, sondern benutzte das fast weltweite Kesseltreiben gegen den Origenismus, den besonders die orientalischen Mönche zerreißenden Krieg zwischen «Origenisten» und «Anthropomorphiten», zur Förderung seiner Kirchenpolitik, zum Kampf also gegen das Patriarchat von Konstantinopel.

Randalierende Mönche und Theophils Frontwechsel

Im späteren 4. Jahrhundert lebten im Osten schon Zehntausende von Mönchen, zumal in Ägypten, dem klassischen Land der Asketen. Aus ungezählten Klöstern und Einsiedeleien traten sie von hier ihren Siegeszug durch Sinai, Palästina, Syrien, Kleinasien und die westlichen Reichsprovinzen an. Im Orient aber beeinflußten sie bereits beträchtlich die Gesellschaft, das Volk und die führenden Schichten. In manche Eremitenkolonien reiste man von weit her, um sich zu «erbauen». Man bewunderte das Exzentrische, die Kasteiungen, Nachtwachen der «Ringkämpfer Christi»; sie wurden geradezu abergläubisch verehrt, fast als überirdische Wesen.[9]

Einerseits hatten diese Leute karitative Verdienste: durch Gewährung von Gastfreundschaft, regelrechte Fremdenherbergen, Refugien, durch Armen-, Krankenpflege, Fürsorge für Gefangene, Sklaven; da und dort auch durch eine gewisse «kulturelle» Aktivität: Schaffung von Büchern zum Beispiel, Bibliotheken, ohne daß sie freilich, wie schon Harnack gezeigt, theologisch sonderlich beschlagen waren. Andererseits aber mußte bereits Kaiser Valens 370 gegen die «Liebhaber der Faulheit» in den «Gemeinschaften der Mönche» (monazontes) gesetzlich einschreiten und befehlen, man solle sie «aus ihrem Versteck mit einer amtlichen Verfügung hervorholen lassen und sie zu ihren Aufgaben in der Heimatstadt zurückbeordern». Hatten die Mönche doch, diese «vollkommenen Christen», einen Beruf, «dessen Ausübung wie die keines zweiten mit jedem Grade von Dummheit, Faulheit und Unwissenheit vereinbar war» (E. Stein). Und trotz des Verbotes von Kaiser Theodosius I. vagabundierten sie bald überall herum, drängten vor allem in die Städte, wo es schließlich im Ennaton-Bezirk Alexandriens annähernd 600 Mönchs- und Nonnenklöster gab – «wie Bienenstöcke bevölkert» (Severos von Ashmunein). Der rechtgläubige Chrysostomos kritisiert ihr Strolchen durch die Städte ebenso wie der «häretische» Nestorios, der sie deshalb sogar exkommuniziert. Konnte aber

ein Bischof sich ihres Beistands sicher sein, war seine Gewalt gegebenenfalls kaum noch begrenzt. Sind die Mönche doch durch alle Zeiten, bis ins 20. Jahrhundert – am krassesten im kroatischen Ustasha-Staat, wo sie als Anführer regelrechter Mordbanden, als KZ-Kommandanten fungieren – politisch von Mächtigen, des Klerus, des Staates, mißbraucht worden und haben sich augenscheinlich auch gern mißbrauchen lassen. Sie spielen eine herausragende Rolle bei der Vernichtung des Heidentums, beim Berauben und Schleifen der Tempel, nicht selten aber auch im innerkirchlichen Kampf. Ihre «geistgewirkte» Existenz schlägt um «in ein Leben der Gesetzlosigkeit» (Dominikaner Camelot). Sie ziehen in Städte, stiften Unruhen, sie mischen sich in dogmatische Streitereien, in kirchenpolitische Affären, sie stehen gegen ihre Äbte auf, in der Großen Laura gegen Sabas oder gegen Georgios. Eher häufiger noch attackieren sie Bischöfe; in Konstantinopel die katholischen Kirchenhäupter Paulos, Gregor von Nazianz, Johannes Chrysostomos, der sich «oft» wünscht, «es brauchte keine Klöster zu geben und in den Städten herrschte solcher Gesetzesfriede (eunomia), daß nie jemand in die Wüste fliehen müßte». Mönchshaufen kämpfen aber auch unter dem berüchtigten Abt Schenute, Heiliger der koptischen Kirche (S. 203 ff), unter dem hl. Kirchenlehrer Kyrill oder seinem Onkel Theopilus. «Nicht umsonst [!] wandten sich die Päpste und Patriarchen immer wieder an die mönchischen Kreise. Wußten sie doch, daß es ihnen leicht war, mittels der Volksmenge einen wirksamen Druck auf die Entscheidungen der Regierung auszuüben». Ihr Gros ist von einer «erstaunlichen Primitivität», die bloß «ausgeglichen» wird durch die Argumente «physischer Gewalt»; ja, sie kämpfen «umso rücksichtsloser als sie sich als Pneumatiker unter der besonderen Führung des Heiligen Geistes glaubten» (Bacht SJ).[10]

Im Osten kommt es dabei – ebenso bezeichnend wie fatal – zu einem Frontwechsel des alexandrinischen Bischofs. Er brauchte zum Verfolgen seiner Ziele die religiösen Rabauken. Die der Nitrischen Wüste, einer Bodensenke der Libyschen, wo nach Palladios etwa 5000 von ihnen gehaust haben sollen, waren häu-

fig Anhänger des Origenes (I 171 f), die der Sketischen Wüste wohl überwiegend Anthropomorphiten; sie verstanden den biblischen Anthropomorphismus gern buchstäblich. Theophil, schon durch seinen Vertrauten, den Presbyter Isidor, einen leidenschaftlichen Origenisten, dieser Fraktion zugetan, verband sich zunächst mit den Mönchen der Nitrischen Wüste. Er förderte ihre Führer, die vier «langen Brüder», ausgenommen ihren Ältesten, Ammon, einen fanatischen Asketen, der angeblich bald dies, bald jenes Körperglied mit einem glühenden Eisen verbrannte und sich dem Patriarchen entschieden entzog. Den Dioskor aber, der ihm gleichfalls widerstrebte, machte er zum Bischof von Klein-Hermopolis, den Euthymius und Eusebius zu Priestern und Verwaltern des Kirchenvermögens in Alexandrien, bis die krasse Geldgier des Patriarchen sie wieder in die Wüste trieb.

Noch in seiner Osterenzyklika 399 attackierte Theophilus heftig die «Anthropomorphiten», die sich Gott in körperlicher Gestalt wie einen Menschen dachten. Darauf strömten diese aus der Sketischen Wüste, aus Pachomios-Klöstern Oberägyptens, in großen Haufen nach Alexandrien, stürzten alles in Panik und drohten, den Patriarchen zu töten, widerrufe er nicht. Theophil, einerseits eifriger Leser des Origenes, andererseits wegen seiner Herrschsucht und Prunkliebe mit Pharao verglichen, «Goldanbeter» geschmäht, «Diktator Ägyptens», wechselte nun, da auch die allgemeine Stimmung mehr und mehr gegen Origenes umschlug, das Lager. Er erklärte, Origenes gleichfalls zu hassen und längst seine damnatio beschlossen zu haben. Er wurde ein flammender Verteidiger der Anthropomorphiten, schmeichelte den wütenden Mönchsdemonstranten: «Ihr kommt mir vor, als wenn ich Gottes Antlitz sehe», begann mit einer «Säuberung» Ägyptens vom Origenismus, ja, eröffnete darüber hinaus eine antiorigenistische Propaganda großen Stils, einen «förmlichen Kreuzzug» (Grützmacher). Noch 399 Verfechter des Origenes, belegte er bereits ein Jahr später auf einer Synode in Alexandrien dessen strittige Lehren samt seinem Anhang, besonders die «langen Brüder», ausgenommen Dioskor, mit dem Bann. Er benutzte aber auch eine Serie von Osterfestbriefen der folgenden Jahre zu einer wilden Pole-

mik, warnte jetzt vor den «Blasphemien», dem «Wahnsinn», dem «verbrecherischen Irrtum des Origenes, dieser Hydra aller Häresien», der Satan dem Gottessohn gleichsetze. Origenes, behauptete Theophil, sei Götzendiener, er habe «Christus verhöhnt und den Teufel zu hohen Ehren gebracht», habe «zahllose geschwätzige Bücher geschrieben, voll von nichtigen Worten und ungereimtem Zeug» und «dem Wohlgeruch der himmlischen Lehren seinen eigenen Gestank beigemischt». Wobei er mit voller Absicht ein so greuliches Ragout dieses Theologen servierte, daß es allen «Rechtgläubigen» schlecht werden mußte.

In einem Rundbrief an die Bischöfe behauptete er, die «Pseudo-Mönche», in ihrem Wahnwitz «zu jedem Verbrechen fähig», trachteten ihm nach dem Leben. Sie «haben gemeines Gesindel mit Geld bestochen, um ein Blutbad heraufzubeschwören. Nur durch die Gnade Gottes wurde ein größeres Unheil verhütet. Wir haben alles in demütiger Geduld ertragen ...» In Wirklichkeit eilte er selbst, begleitet von Soldaten, in die Nitrische Wüste zur Verfolgung der Origenisten, auch der vier «langen Brüder». Einen ihrer Sprecher, den greisen Ammon, drohte er mit seinem Mantel zu erwürgen und schlug ihn, daß das Blut aus der Nase schoß. Auch ging er mit Kirchenausschluß gegen den Presbyter Isidor vor, den fast achtzigjährigen Origenesanhänger, den er noch vor wenigen Jahren zum Patriarchen der Hauptstadt erheben wollte, nach versuchter Bestechung, Nötigung zur Falschaussage (er sollte wahrheitswidrig bezeugen, eine Verstorbene habe der Schwester des Patriarchen ihr Vermögen vermacht. Ferner verleumdete er ihn schwer und unterstellte ihm – achtzehn Jahre früher! – «sodomitische» Unzucht mit einem Schiffsjungen). Schließlich überfiel er selber, mitten in der Nacht, an der Spitze eines halbbesoffnen Stoßtrupps, darunter seine schwarzen äthiopischen Sklaven, ein Kloster, plünderte und verbrannte es samt seiner Bibliothek, wobei ein Junge im Feuer umkam – «und sogar die heiligsten Mysterien» (Benediktiner Baur). Die Anklageschrift der mißhandelten Mönche umfaßte siebzig Punkte. Papst Anastasius I. (399–401) aber nannte den Theophil einen «heiligen und ehrenhaften Mann» (vir sanctus et honorabilis) und

bekannte, in einem Brief an den Patriarchen Johannes von Jerusalem, seine theologische Ahnungslosigkeit durch das Geständnis, er habe bis vor kurzem weder gewußt, wer Origenes sei noch was er geschrieben![11]

Kirchenlehrer Hieronymus und Konsorten leisten Theophil «Schergendienste» gegen Kirchenlehrer Johannes

Einige hundert Mönche flohen 401 aus Ägypten; manche nach Konstantinopel, die meisten nach Palästina, wo freilich jetzt auch Kirchenlehrer Hieronymus die Origenisten bekriegte. Der große Heilige und Patron der Gelehrten, von Altdorfer, Dürer, Leonardo da Vinci verewigt, hatte bisher viel zur Verbreitung des Origenes im lateinischen Westen getan, hatte mehrere seiner Werke begeistert übersetzt, ihn auch schamlos ausgeschrieben, wie so viele, ja, ihn als «größten Lehrer der Kirche seit den Aposteln» gefeiert (I 172), als «unsterbliches Genie», sich darüber entrüstend, daß man ihn einmal in Rom angriff, «nicht wegen der Neuheit seiner Thesen, nicht wegen Häresie, wie jetzt wütende Hunde gegen ihn vorgäben, sondern weil man den Ruhm seiner Beredsamkeit und seines Wissens nicht ertragen könne». Schließlich waren einst auch die Kirchenlehrer Basilius, Gregor von Nazianz, Athanasius und Ambrosius für Origenes eingetreten. Nun aber, da dessen Gegner Auftrieb bekamen, Papst Anastasius sich wider ihn stellte, die Bischöfe Simplicianus von Mailand, Chromatius von Aquileja, Synoden in Jerusalem, Alexandrien, auf Cypern, wechselte auch Hieronymus, wie andre prominente Kirchenführer, jäh die Partei. Schamlos verleugnete er seinen alten Meister und mauserte sich, wie Theophil, sozusagen über Nacht zu einem rabiaten Antiorigenisten.

In einer eignen Schrift giftet er Bischof Johannes von Jerusalem an, der Origenes nicht preisgeben will, im «Krieg der Mönche» freilich ohnedies gegen Hieronymus steht. «Du», apostrophiert

ihn Hieronymus, «der heilige Vater, der erhabene Bischof, der gefeierte Redner, kaum würdigst du deine Mitknechte eines Blicks, die wie du durch das Blut deines Herrn erkauft sind ... Du verachtest die Laien, die Diakone und die Priester, du rühmst dich, du könntest in einer Stunde tausend Kleriker machen ... Deine Speichellecker behaupten, du seiest beredter als Demosthenes, scharfsinniger als Chrysipp, weiser als Plato, und du glaubst es anscheinend selber». Derart schimpfend, höhnend, beleidigend kämpft der heilige Kirchenlehrer gegen den Jerusalemer Bischof, den er anklagt, den Staat wider ihn aufgeboten zu haben. «Ein Mönch, ach, ein Mönch droht andern Mönchen mit dem Exil und erwirkt ein Verbannungsdekret: ein Mönch, der sich rühmt, auf dem Stuhl eines Apostels zu sitzen».[12]

Man sieht, wie hier, wie meist, Politik, Kirchenpolitik und Theologie untrennbar verfilzt sind. Suchte aber seinerzeit Patriarch Theophil noch zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln, so wechselte er nun rasch die Front. Noch Ende des Jahres 396 hatte er die Gegner befrieden wollen, doch Hieronymus erteilte ihm eine Antwort, die *in der ganzen Kirchengeschichte* sich wiederholen wird: «Auch wir wünschen den Frieden, und wir wünschen ihn nicht nur, wir fordern ihn, aber den Frieden Christi, den wahren Frieden».

Diesen Frieden, den Frieden «Christi», den «wahren», den «echten Frieden», suchen die Jünger des Herrn durch alle Jahrhunderte: gegen Schismatiker, «Häretiker», Ungläubige, gegen äußere Feinde, innere, gegen jedermann, der nicht denkt wie sie. Immer und überall, auch im 20. Jahrhundert noch, hört man diese Phrase vom «wahren», vom «echten» Frieden – und sie ist zu häufig, typisch, zu sehr die Massen, die Generationen verdoofend, ist viel zu verheuchelt hochfahrend auch, um hier nicht beiläufig darauf zu bestehen. Sie grassiert im Ersten Weltkrieg, im Zweiten, im Kalten Krieg danach, beim kirchlichen Betreiben der Wiederaufrüstung Westdeutschlands, als etwa Kardinal Frings, Mitglied der CDU, auf dem Deutschen Katholikentag in Bochum die Kriegsdienstverweigerung «eine verwerfliche Sentimentalität» schimpfte, «Humanitätsdünkel», und sagte: «Nach den Ge-

danken des Papstes ist also eine Kriegsführung, die gegen Unrecht gerichtet ist, nicht nur ein Recht, sondern sogar die Pflicht [!] aller Staaten ... Der echte Friede [!] kann nur [!] auf der göttlichen Ordnung beruhen. Wo immer diese angegriffen wird, müssen die Völker auch mit Waffengewalt die zerstörte Ordnung wiederherstellen».[13]

Ergo: echter Friede ist nur da, wo *ihre* Interessen, wo alle Interessen des Papsttums – und wo hätte es keine! – gewahrt werden. Wenn nicht, dann Krieg so oder so, nicht zuletzt aber «mit Waffengewalt»! *Das und nur das* versteht dies Gelichter von Hieronymus, Augustinus e quanti viri *bis heute* unter dem «Frieden Christi», dem «wahren Frieden», der «göttlichen Ordnung» – *ihren* Vorteil, *ihre* Macht, *ihre* Herrlichkeit: sonst *nichts*!

Inzwischen hatte also auch Theophil die Partei gewechselt, und Hieronymus, der stets all sein Gift gegen «Häretiker» verspritzte, trieb noch seinerseits den Patriarchen dazu, «die schlechten Keime mit scharfer Sichel» herauszuschneiden. Triumphierend schadenfroh beobachtete und berichtete der Heilige die Jagd und die Erfolge des Alexandriners. Er beglückwünschte ihn zu seinen Attacken auf die «Ketzer», «die zerstreuten Nattern», bis in die geheimsten Schlupfwinkel Palästinas. Ägypten, Syrien und fast ganz Italien sei so von der Gefahr dieses Irrtums befreit, die ganze Welt frohlocke über seine Siege.[14]

Da Theophil überall gegen die Flüchtlinge eiferte, Briefe an die Oberhirten Palästinas und Cyperns schrieb, an einzelne Bischöfe, an Anastasius von Rom, da er Emissäre gegen die Gehetzten schickte, so daß sie auch Johannes von Jerusalem nicht schützte, flohen sie weiter nach Konstantinopel. Und Johannes Chrysostomos nahm sie auf, trat für sie ein, ja, die Regierung zitierte Theophil vor ein Konzil in der Hauptstadt, wo Johannes das Urteil fällen sollte.

Doch Theophil verstand es, den Spieß umzudrehen.

Sosehr Johannes die Massen beherrschte, als Hofbischof war er ganz ungeeignet. Er hatte nicht nur seinen alexandrinischen Rivalen gegen sich, sondern auch viele andere katholische Prälaten. Vor allem Severian von Gabala in Syrien, einen in Konstan-

tinopeler Hofkreisen beliebten Prediger mit ungewöhnlich guten Bibelkenntnissen, der ebenso für den nicaenischen Glauben stritt wie gegen «Ketzer» und Juden. Weiter Bischof Acacius von Beröa (Aleppo), den der syrische Dichter Baläus in fünf Lobliedern besang. Ferner Bischof Antiochus von Ptolemais (Akko in Phönizien) sowie Makarius Magnes, wahrscheinlich identisch mit dem Bischof von Magnesia (in Karien oder Lydien).[15]

Besonders aber wurde Johannes in der reichen, hochzivilisierten Hauptstadt selbst zur persona non grata. Den Millionären war er fatal durch «kommunistische» Predigten, in denen er donnerte, ihre Toiletten aus Gold gälten ihnen mehr als die Bettler vor ihren Villen. Auch schlug er die Einladungen gerade der Vornehmen (áristoi) aus. Sein intransigenter Asketismus, Ursache dauernden Magenleidens, mißfiel den lebensfrohen Damen des Hofes und andern, denen er privat oder öffentlich ihre Verjüngungsversuche vorhielt. «Wozu tragt ihr Puder und Schminke im Gesicht wie die Huren . . .?» Zumal Kaiserin Eudoxia, Förderin von Klerus und Kirche, zuerst auch des Chrysostomos, haßte ihn zuletzt. Er hatte sie nach Beschlagnahme eines Grundstücks «Jezabel» geschmäht. Grund genug für Theophil, dem Gegner eine Kriminalklage anzuhängen: laesa maiestas. Viele Geistliche schloß Johannes einfach aus; einen Diakon wegen Ehebruch, einen wegen Mord. Selbst Bischöfe setzte er rigoros an die Luft, die ihre Weihe bei dem Metropoliten von Ephesus, Antonin – er entzog sich durch den Tod –, gegen Gebühren erkauft hatten, nach Jahreseinnahmen gestaffelt; denn Simonie und Habsucht florierten schon im Klerus.

Unbeliebt war Johannes vielfach auch bei seinen eignen Pfarrern, die einem guten Leben frönten; zuwider vor allem den Huldigern des Syneisaktentums, der Liaison mit einer Gottgeweihten, einer «gynä syneisaktos», einer «geistlichen Ehefrau». Die Gemeinschaft, die selbst das – ganz keusche – Zusammensein im Bett einschloß, von ihren Praktizierern, wie fast alles, auch biblisch sich belegen ließ, war tausendfach erprobt und überdauerte einige Jahrhunderte in Ost und West. Chrysostomos mißverstand aber diese hartnäckige Kasteiung, richtete einen geharnischten

Doppeltraktat gegen sie und behauptete, «daß es bald besser wäre, es gäbe keine (gottgeweihten) Jungfrauen mehr».[16]

Schließlich widerstrebten dem Patriarchen gewisse Mönchsgruppen heftig. Unter dem Abt Isaak, einem Syrer, der in Konstantinopel ein Kloster gegründet, formierte sich bereits bei der Stuhlbesteigung des Antiocheners eine Mönchspartei, die ihn jahrelang erbittert abgelehnt, verleumdet hat. Abt Isaak selbst wurde ein leidenschaftlicher Parteigänger des Theophilus und erfolgreicher Ankläger im Prozeß gegen Johannes.[17]

Von der Demut eines Kirchenfürsten

Isaak und sein Anhang hatten den Patriarchen auch hochfahrend geschimpft, stolz, und ihm damit freilich kaum Unrecht getan. Der Heilige, ein Priester des Allerhöchsten, war, wie so viele seinesgleichen, alles andere als bescheiden. Er predigte nicht nur: «deshalb hat er (Gott) uns in die Welt gestellt, daß wir die Sterne seien ... daß wir wie Engel unter den Menschen wandeln ...»; er lehrte nicht nur: «Nichts ist mächtiger als die Kirche, Mensch ... Die Kirche ist stärker als der Himmel ... um der Kirche willen ist der Himmel, nicht wegen des Himmels die Kirche da»! Sondern er nannte selbst den Kaiser «Mitknecht» vor Gott, protzte, der Bischof sei gleichfalls Fürst, und zwar «noch ehrwürdiger als jener (der Kaiser). Denn *auch die Person des Kaisers haben die heiligen Gesetze der (geistlichen) Autorität des Bischofs unterstellt*». Er prahlte, «daß der Priester viel höher steht als ein König», daß «*sogar die Person des Königs selbst der Macht des Priesters unterworfen* ... daß dieser ein größerer Herrscher ist als jener». Konnte er doch auch rufen: «Die Häupter der Regierung genießen keine solche Ehre wie der Vorsteher der Kirchen. Wer ist der erste am Hofe, wer, wenn er in die Gesellschaft der Frauen, wer, wenn er in die Häuser der Großen kommt? Keiner hat den Rang vor ihm».[18]

Und natürlich will der Patriarch die geistliche Würde in jedem

Fall, will er sie stets geehrt sehen, «mag ihr Träger wie immer beschaffen sein» – eine Forderung, Doktrin, die kein «weltlicher» Tyrann sich leisten könnte, ohne in Orkanen von Gelächter unterzugehn; eine Bauernfängerei simpelsten Schlags, die hier aber jede Amoralität, jede Schuftigkeit deckt, die alle Schäfchen, die dümmsten zumal, die meisten, befriedigt. Können diese Kirche doch noch so viele, so große Schurken «anführen», noch so kolossale Ausbeutungen reich, so ungeheure Gangstereien mächtig machen – sie selbst ist immer makellos, ist heilig – einfach fabelhaft! (Vgl. I 275.) Und gar nicht seinetwegen will ein Kirchenfürst umschwärmt, hofiert sein, ach, wer denkt so kleinlich selbstisch: «wir wollen geehrt sein, doch nicht unseretwegen – Gott bewahre!» Nein, bedenkt, ruft «Goldmund», der Patron der Prediger – der, man muß sich dessen stets erinnern, auch die Lüge zum Zweck des Seelenheils erlaubt, durch Beispiele sogar des Alten wie Neuen Testaments belegt –, «bedenkt: es handelt sich hier nicht um uns, sondern um das oberhirtliche Amt selbst; nicht um diese oder jene Persönlichkeit, sondern um den Bischof! Niemand schenke *mir* Gehör, sondern der hohen Würde!» «Solange wir aber auf diesem Stuhle sitzen, solange wir die oberhirtliche Stelle einnehmen: so lange haben wir sowohl die Würde als die Gewalt, wenn wir dessen auch unwürdig sind». Wie gesagt, fabelhaft – und ihre Argumentation noch heute. Noch heute fangen sie damit die Massen. Nein, sie selber wollen nicht geehrt sein. Sie sind ganz schlicht, bescheiden, bieder, «auch bloß Menschen». Nur Gott soll man in ihnen ehren, und der ist größer als alles.[19]

Johannes hatte also Feinde, und sein weltkluger Gegner Theophil, nicht zufällig in Alexandrien «Amphallax» (etwa: Schlaufuchs) genannt, spielte alles, was möglich war, gegen ihn aus und entwand ihm Trumpf um Trumpf. Statt sich zu verteidigen, schritt er zum Angriff und trieb den Kampf, nach altbewährter Art, hinüber auf das dogmatische Terrain, indem er Johannes der «Häresie» des Origenes bezichtigte.

Kirchenvater Epiphanius, die Synode ad Quercum, Mord und Totschlag im Patriarchenpalast

Im Winter 402 schickte der Alexandriner dem Konstantinopeler Patriarchen einen eingefleischten «Ketzerjäger» auf den Hals, Kirchenvater Epiphanius von Salamis (Konstantia) auf Cypern (I 163 f). Großtuerisch schrieb ihm Theophil, die Kirche Christi habe «den aus ihren Höhlen kriechenden Schlangen des Origenes mit dem Schwert des Evangeliums den Kopf abgeschlagen und die heilige Streitschar der nitrischen Mönche von der verderblichen Seuche befreit». Epiphanius, berüchtigter Hersteller eines «Arzneikastens zur Heilung von allen Häresien», hatte das Feldgeschrei gegen Origenes angestimmt und sich auf diesen umstrittensten Theologen der alten Kirche – in seinem «Giftschrank»: Registernummer 64 – früh eingeschossen; zumal dessen Anhang Epiphanius in seinem eignen Sprengel zu schaffen machte und ihm Origenes' spiritualisierende Tendenz, seine symbolische Exegese, unausstehlich schien. Sogar viele Katholiken bescheinigen inzwischen dem berühmten Bischof entnervend geringe Geisteskraft, einen zwar glühenden, doch unerleuchteten Eifer – als entspränge nicht das ganze Christentum dem spätantiken «failure of nerve» (Murray), einem Mangel an Denkkraft und Nerven ...

Schon 390 oder 392 war der «Patriarch der Orthodoxie» (Nicaea II, 787) nach Jerusalem gefahren, dessen Ortsbischof mit Origenes sympathisierte. Epiphanius hatte vor versammelter Gemeinde den Origenismus bekämpft und Erzbischof Johannes beschworen, doch von Origenes zu lassen, «dem Vater des Arius, der Wurzel aller Häresien». Fortgesetzt forderte er Johannes zur bedingungslosen Verdammung des «Ketzers» auf. Und Theophil suchte damals durch Isidor, seinem nach Jerusalem entsandten alten Vertrauten und überzeugten Origenisten, noch zu vermitteln, ja, er unterstützte den Jerusalemer Bischof in seiner Fehde gegen die Mönche von Bethlehem, die von ihm vergeblich eine Verdammung des Origenes erwarteten. Jetzt aber rief der alexandrinische Patriarch den cyprischen Metropoliten, vordem von ihm als «Unruhestifter» und «Ketzer» gegeißelt, nun der «aller-

heiligste» genannt, nach Konstantinopel, und Epiphanius eilte per Schiff von Cypern herbei, sammelte Unterschriften gegen Origenes und hetzte wider Johannes Chrysostomos, der den «Häresien» des Origenes Unterschlupf gewähre. Er tat alles, um die Absetzung des Patriarchen zu erreichen, ergriff aber dann vor dessen Drohungen die Flucht und starb während der Heimreise am 12. Mai 403 auf hoher See. Gleichzeitig kontaktierte Theophilus mit abgekanzelten Prälaten seines Gegners und arbeitete rücksichtslos mit Verleumdung, Bestechung, Betrug. Er sandte Geld an den Hofklüngel und ließ durch Bischof Severian von Gabala und dessen Helfershelfer Predigten des Johannes fälschen und mit allerlei Spitzen auf die Kaiserin Eudoxia zirkulieren, um mit ihrer Hilfe den Patriarchen zu schlagen.[20]

Im Sommer 403, nach erfolgreicher Wühlarbeit seiner Freunde und Zuarbeiter, erschien Theophilus schließlich selbst am Goldenen Horn, nicht ohne vor seiner Abreise erklärt zu haben: «Ich gehe an den Hof, um Johannes abzusetzen». Er kam mit 29 ägyptischen Bischöfen, einem Anhang von Mönchen, vielem Gold, einer Fülle kostbarer Geschenke für die Umgebung des Kaisers und stieg vor der Stadt in einem Palast der bereits aufgestachelten Eudoxia ab – sie starb im nächsten Jahr an einer Fehlgeburt. Dann zog er in wochenlangen Bemühungen, ein öffentlicher Skandal, den größeren Teil des Klerus von Konstantinopel samt einigen Bischöfen auf seine Seite. Da der Kaiser Johannes Chrysostomos vergeblich den Prozeß gegen Theophil befahl, eröffnete dieser seinerseits im September in Chalkedon (dem heutigen Kadiköy), am asiatischen Ufer des Bosporus, gegenüber der Hauptstadt, ein Konzil im Eichenpalast (ad Quercum), erst kürzlich von dem gestürzten Praefectus praetorio Rufinus (S. 14 f) erbaut, seit dessen Ermordung jedoch kaiserliches Eigentum. Die Anklageschrift nannte 29 Vergehen des hl. Kirchenlehrers (unter anderem, er habe Kleriker blutig geschlagen oder schlagen lassen und eine Menge Edelsteine et cetera aus dem Kirchenschatz verkauft. Diese Verfehlungen ergänzte ein Synodale, der Abt Isaak, durch 17 weitere (unter anderem, der Patriarch habe den Mönch Johannes peitschen, fesseln lassen und fremde Depositen geraubt).[21]

Der Beklagte selbst war nicht erschienen, sandte aber drei Bischöfe. Man prügelte sie blutig und hängte dem einen eine Kette um den Hals, eigentlich für Johannes bestimmt, um ihn, wäre er gekommen, gleich per Transportschiff zu verfrachten. Tatsächlich wurde er, von den «Vätern» nach vielen Sitzungen abgesetzt, im Dunkel der Nacht auf ein Schiff verschleppt, doch einen Tag später bereits rehabilitiert. Eudoxia erschien eine Fehlgeburt als göttliches Strafgericht. Im Triumph holte man den Gedemütigten zurück. Es soll zu Krawallen zwischen Konstantinopolitanern und Alexandrinern gekommen sein, zu Blutvergießen, das Volk nach Theophilus gesucht haben, um ihn ins Meer zu werfen. Fluchtartig verschwand er samt seinen Suffraganen nach Ägypten, begleitet auch von Abt Isaak, der die Rückkehr seines Gegners offenbar fürchtete. Der übrige Theophilus-Klüngel in der Hauptstadt agitierte jedoch gegen Johannes fort, und Theophilus selbst schleuderte ein wildes Pamphlet wider ihn. Ein Mordanschlag freilich mißlang: der Diener des Geistlichen Elpidius, bestochen angeblich durch 50 Goldstücke, erdolchte im Patriarchenpalais vier Menschen, ehe man ihn dingfest machte, seine Auftraggeber aber nicht belangte. Vielmehr setzte man Militär gegen Johannes ein. Der Kaiser weigerte sich, die Kommunion von ihm zu empfangen. Es gab weiter Raub, Mord, Totschlag. Dann exilierte ihn der ihm eher geneigte, doch von Eudoxia abhängige und von gegnerischen Geistlichen gewonnene Regent für immer.

Die Niederbrennung der Hagia Sophia, das Ende des Johannes und der «Johanniter»

Während man Johannes im Juni 404 zur Nachtzeit auf ein Schiff abschob, bereitete man ihm noch ein besondres Feuerwerk: von der See aus sah er die Hagia Sophia, die Kirche der göttlichen Weisheit, in Flammen aufgehn und mit ihr den prächtigen Senatspalast. (Die Entstehung des Brandes, der vom Bischofsthron der Kathedrale ausging und sie in Schutt und Asche legte, ist bis heute

ungeklärt. Die Parteien beschuldigten sich gegenseitig.) Im übrigen wurde die Hagia Sophia, in deren Annexen der Patriarch residierte, ein zweites Mal durch den Nika-Aufstand 532 zerstört (S. 383 f), doch nach jedem Wiederaufbau mehr zum «mystischen Zentrum von Reich und Kirche»: zum «Himmel auf Erden», zur «bevorzugten Wohnstätte Gottes», übervoll von künstlerischen Wunderwerken und Reliquien, aber auch ausgestattet «mit einer Fülle von Gütern und Besitzungen zum Unterhalt des Heiligtums und seines Klerus» (Beck).[22]

In jenem Jahr, in dem Johannes in die Verbannung wanderte, hatte Patriarch Theophil wieder einen Osterbrief gegen Origenes gerichtet, der «die Ohren der Einfältigen und Leichtgläubigen mit seinen einschmeichelnden Argumenten getäuscht», hatte er gefordert: «Die also das Fest des Herrn feiern wollen, müssen die Trugbilder des Origenes verachten» – und unverschämt mit der üblichen Heuchelei geschlossen: «Beten wir für unsere Feinde, seien wir gut zu denen, die uns verfolgen». Ja, zwei Jahre später, als sich der exilierte Johannes in den Tod schleppte, schleuderte ihm der Alexandriner eine Schmähschrift nach, worin sein erledigter Konkurrent als von unreinen Geistern besessen figuriert, als Pest, gottlos, Judas und Satan, ein wahnsinniger Tyrann, der seine Seele dem Teufel übergeben, als Feind der Menschheit, dessen Verbrechen noch die der Räuber überträfen. «Ungeheuerlich», nannten dies Pamphlet damals Christen, «und grausig wegen der immer wiederholten Flüche».[23]

Der hl. Hieronymus aber fand solch schäumende Beschimpfung des hl. Johannes ganz famos – nicht umsonst rühmte er sich (in einer Epistel an Theophil), «von der Wiege an mit katholischer Milch genährt» zu sein –, ja, er übersetzte die Dreckschleuder. Hatte doch «Papst Theophilus», so bescheinigte er ihm, «mit aller Freiheit nachgewiesen, daß Origenes ein Ketzer ist». Er sorgte in Rom für die Verbreitung des alexandrinischen Haßergusses und pries in einem Begleitbrief an Theophil diesen und sich selbst: «Deine Schrift wird, wie wir mit Bewunderung feststellten, für alle Kirchen von Nutzen sein . . . Nimm also dein Buch entgegen, das auch meines ist oder noch richtiger unser Buch . . .»[24]

Der beste Beweis aber dafür, daß die Theologie bloß den Deckmantel bildete für die Kirchenpolitik, Origenes nur den Vorwand für die Bekämpfung des Johannes Chrysostomos, zeigt das Verhalten des Theophilus. Kaum nämlich war sein Widersacher ausgeschaltet, hatte er seine Antipathie gegen Origenes, den jahrelang von ihm so giftig Verketzerten, völlig vergessen. «Man sah ihn oft in die Lektüre des Origenes vertieft, und wenn man darüber Erstaunen äußerte, pflegte er zu antworten: ‹Die Werke des Origenes sind wie eine Wiese, auf der es schöne Blumen und einiges Unkraut gibt; es kommt nur darauf an, daß man auszuwählen versteht.›»[25]

Nach der Exilierung des Johannes folgte die damnatio memoriae, die Streichung seines Namens aus den Diptychen, den offiziellen Kirchenbüchern von Alexandrien, Antiochien, Konstantinopel (wahrscheinlich eine Nachahmung staatlichen Brauches). Drei Jahre Verbannung noch, von Ort zu Ort getrieben bis in den äußersten Winkel des Reiches, ein chronisches Magenleiden, häufiges Fiebern, Überfälle von Räubern, freilich auch Unterstützung, Hilfe, Besuche, Geld genug; und am 14. September 407 der Tod in Komana (Tokat), wo früher ein berühmter Tempel der Göttin Anaïtis mit Tausenden von Priestern, Hierodulen prunkte. In einem seiner Exilschreiben an Olympias, Heilige der griechischen wie lateinischen Kirche, bekannte Chrysostomos, er fürchte niemand so sehr wie die Bischöfe, einige wenige ausgenommen.[26]

Ringsum aber hatte schon ein wildes Verfolgen der «Johanniter» begonnen, nicht nur in der Hauptstadt; ungezählte Verhaftungen, Folterungen, Verbannungen, Geldstrafen bis zu 200 Pfund Gold. Hunderte von Mönchen sollen im Herbst 403, nach der Absetzung des Johannes, in Konstantinopeler Kirchen von Gläubigen niedergemacht worden sein; viele flohen nach Italien – «eine Tragödie, die um so düsterer wirkt, als sie von katholischen Bischöfen inszeniert ist» (Benediktiner Haacke).[27]

In seiner Not hatte der gejagte Patriarch (der Bischof von Caesarea in Kappadokien hetzte einmal eine ganze Mönchshorde auf ihn), ohne einen Primat Roms anzuerkennen, in gleichlauten-

den Briefen an die Bischöfe von Rom, Mailand und Aquileja appelliert. Doch drei Tage früher war beim Papst schon ein Eilbote des Theophilus erschienen. Später kam noch ein zweiter Bote mit einer ausführlichen Rechtfertigungsschrift des Alexandriners, worin Sätze über Chrysostomos standen wie: «Er hat die Diener der Heiligen ermordet.» «Er ist ein räudiger (contaminatus), gottloser Pestkranker, ein irrsinniger, wütender Tyrann, der sich seiner Torheit noch rühmt, er habe seine Seele zum Ehebruch (adulterandum) dem Teufel verschrieben!»

Darauf erklärte Innozenz I. (S. 124 ff) in gleichlautenden Briefen beiden Parteien, mit beiden die Gemeinschaft aufrechtzuhalten! Bei Kaiser Honorius regte er ein ökumenisches Konzil an. Doch eine fünfköpfige Delegation des Herrschers und des Papstes (darunter die Bischöfe Aemilius von Benevent, der Leiter, Venerius von Mailand und Chromatius von Aquileja) wurde schon auf der Anreise in Athen schikaniert, ebenso in Konstantinopel, auch bei Kaiser Arcadius nicht vorgelassen, vielmehr verhaftet, in einigen Kastellen an der Küste interniert und nach einem vergeblichen Bestechungsversuch, der sie zur Aufgabe des Johannes Chrysostomos und Gemeinschaft mit seinem Nachfolger Atticus bewegen sollte, ausgewiesen. Nach vier Monaten zurückgekehrt, berichtete sie von «babylonischen Missetaten». Dem klagenden Exulanten selbst aber, der den Papst «so bald als möglich» um Hilfe gebeten, wobei Johannes «diesen furchtbaren Sturm in der Kirche» beschwor, das «Chaos», schickte Innozenz I. lediglich einen Trostbrief, der ihn zu Geduld und Fügung in Gottes Willen mahnte und den Vorteil eines guten Gewissens rühmt. Innozenz' Haltung war derart, daß man sie schließlich, in mannhaften Schreiben des Papstes an den Kaiser (und angeblichen Entschuldigungen desselben), ins Gegenteil fälschte.[28]

Dreißig Jahre später, Ende Januar 438, ließ Theodosius II. die Gebeine des Johannes Chrysostomos feierlich in die Apostelkirche Konstantinopels überführen, von wo sie 1204, nach der grauenvollen Eroberung der Stadt durch die lateinischen Christen, in die römische Peterskirche kamen. Und dort, wo eine große Statue an ihn erinnert, ruhen sie noch heute.[29]

Das Leben eines Bischofs – wie nicht nur das Schicksal des Johannes zeigt – war damals weit mehr durch Christen gefährdet als vielleicht je zuvor durch Heiden. Nicht weniger als vier Bischöfe einer phrygischen Stadt wurden seinerzeit hintereinander von ihren Gläubigen ermordet. Und vermutlich machte Kaiser Theodosius den sehr populären Dichter und Präfekten Konstantinopels, Flavius Cyrus, dem das Volk in der Rennbahn lauter zugejubelt hatte als ihm selbst, nur deshalb, degradiert und enteignet, zwangsweise zum Bischof jener straffälligen Gemeinde Phrygiens (obwohl er Cyrus als Heiden verdächtigte), weil er an das Ende seiner vier unmittelbaren Vorgänger dachte. Cyrus gewann aber im Flug die Herzen seiner wilden Herde durch extrem kurze Predigten – seine Antrittspredigt bestand aus einem einzigen Satz – und quittierte 451, als das Klima am Hof wieder günstiger schien, sein geistliches Amt.[30]

Kirchenlehrer Johannes Chrysostomos war vernichtet, Patriarch Theophilus von Alexandrien Sieger. Und sein Nachfolger und Neffe, Kirchenlehrer Kyrill, widerstand offen den Bestrebungen, den hl. Chrysostomos zu rehabilitieren und blieb von dessen Schuld «noch lange überzeugt» (Bibliothek der Kirchenväter). Er verglich ihn mit Judas und verweigerte seine Aufnahme in die alexandrinischen Diptychen, die Verzeichnisse der Namen verstorbener Heiliger, die man bei der Eucharistie verlas. Erst 428 stimmte er widerwillig den Bemühungen des neuen Oberhirten von Konstantinopel, Nestorios, zu, Johannes' Namen in die alexandrinischen diptycha zu setzen. Ich schweige von Johannes, apostrophierte seinerzeit Nestorios seinen Gegner Kyrill, «dessen Asche du jetzt widerwillig verehrst». Und dann stürzte Kyrill mit ganz ähnlichen, dem Onkel abgeguckten Methoden diesen neuen Patriarchen Konstantinopels.[31]

Patriarch Kyrill tritt gegen Patriarch Nestorios an

Nur wenige Tage nach dem Tod des Theophilus erklomm Kyrill von Alexandrien (412–444) – gegen seinen Konkurrenten, den Archidiakon Timotheus – unter schweren Tumulten den Patriarchenstuhl. Der Heilige, den angeblich «nicht Herrschsucht und persönliche Rücksichten, sondern nur Pflichtgefühl und Eifer für die Reinerhaltung des Glaubens» leiteten (Kardinal Hergenröther), war in Wirklichkeit ein «neuer Pharao», der Inbegriff des herrschsüchtigen Hierarchen, war verschlagen und rücksichtslos wie kein Alexandriner zuvor, auch Demetrius nicht, selbst Athanasius nicht. Der hl. Kirchenlehrer kontrollierte den ägyptischen Getreidehandel und vergrößerte mit Hilfe brutaler Mönchsbanden seinen Besitz. Er trieb schlimmste Simonie, verkaufte Bistümer an die übelsten Leute. Er verfolgte die Juden in so gigantischem Ausmaß, daß man ihn ohne zu übertreiben den Initiator der ersten «Endlösung» nennen kann. Ja, 428 verklagte ihn sein eigner Klerus wegen Gewalttätigkeiten in Konstantinopel – für Kyrill freilich bloß verkrachte Existenzen vom «Dreckhaufen Alexandriens».

Der Kaiser wies die Ankläger, darunter der ihn besonders beeindruckende Mönch Viktor (S. 194 f), an den Patriarchen der Hauptstadt, Nestorios. Doch Kyrill kam dem ihm drohenden Prozeß zuvor, ganz nach dem hehren Beispiel seines Vorgängers und Onkels, dessen Vernichtungsfeldzüge gegen «Ketzerei» und Heidentum er miterlebt und an dessen berüchtigter, Johannes Chrysostomos stürzender «Eichensynode» (403) er schon selber teilgenommen. Die Autonomiebestrebungen seines Konstantinopeler Kollegen und Konkurrenten mißfielen ihm ohnedies und so setzte er, wie sein Vorgänger Theophilus (und sein Nachfolger Dioskor: S. 216 ff), den Kampf gegen das Patriarchat der Hauptstadt zur Wahrung der eigenen Vormachtstellung fort. Als Nestorios, wohl auf kaiserlichen Wunsch, über ihn, Kyrill, zu Gericht sitzen sollte, bezichtigte er Nestorios der «Ketzerei». Er unterschob ihm schlechte und verkehrte Ansichten. Er behauptete, er

habe «der ganzen Kirche Ärgernis gegeben und den Völkern den Sauerteig einer neuen und fremdartigen Häresie eingeflößt». Kurz, er spielte, nach bereits erprobter Taktik seines Vorgängers und Meisters Athanasius wie seines Onkels Theophilus, die kirchenpolitische Rivalität, das Ringen um die Macht, sogleich hinüber auf das religiöse Gebiet – um so leichter, als schon lange auch theologische Gegensätze zwischen der alexandrinischen und antiochenischen Schule bestanden, der Nestorios entstammte; ein Anhänger, wahrscheinlich sogar Schüler des Bischofs Theodor von Mopsuestia, der die extreme antiochenische Christologie geprägt hatte.[32]

Nestorios, mit dem – es klingt vielversprechend! – «die klassische Periode der christologischen Kämpfe» beginnt (Grillmeier SJ), das heißt ein zweieinhalb Jahrhunderte währender gleichsam weltweiter Waffengang, wurde nach 381 von persischen Eltern im Germanicia (Marasch, Syrien) geboren. Sein Leben erinnert in manchem an das seines Vorgängers Johannes. Nestorios war Mönch im Euprepios-Kloster bei Antiochien gewesen und zum Priester gemacht worden, «da er eine schöne Stimme hatte und gut reden konnte» (Kirchenhistoriker Sokrates), sonst jedoch, so Wetzer/Weltes altes «Lexikon der katholischen Theologie», «ohne höhere geistige Bildung. Von Außen betrachtet, war sein Wandel musterhaft. Er ging selten unter die Leute, saß zu Hause über Büchern, und gab sich durch Kleidung, Abgezehrtheit und Blässe das Ansehen eines sittenstrengen Mannes. Dadurch wurde er in Kurzem weithin berühmt».[33]

Wie einst Chrysostomos, gelangte auch Nestorios wegen seines Predigerruhms durch Theodosius unter Ausschaltung anderer Bewerber am 10. April 428 auf den Bischofsstuhl Konstantinopels. Sofort zog er gegen Juden und «Häretiker» vom Leder, schonte aber die Pelagianer, was ihm keine Sympathien Roms eintrug. Im ganzen Patriarchat kam es zu Unruhen, da und dort auch zu Blutvergießen. «Gib mir, o Kaiser, die Erde gereinigt von den Ketzern, und ich will Dir den Himmel dafür geben. Vernichte Du mit mir die Irrgläubigen, so will ich mit Dir die Perser vernichten!» So rief Nestorios bereits in seiner Antrittspredigt

und attackierte rücksichtslos andersgläubige Christen, Schismatiker, «Häretiker», die Novatianer, Apollinaristen und weitere «Sekten». Schon fünf Tage nach seiner Ordination ließ er die Kirche der Arianer zerstören, in der sie heimlich beteten. Als sie in Flammen aufging, verbrannten auch die benachbarten Häuser. Ebenso fanatisch bekämpfte er die Makedonianer oder Pneumatomachen, denen er in der Hauptstadt und am Hellespont ihre Betsäle nahm – «ein großsprecherischer Ketzerfeind», meint Harnack, «ein unvorsichtiger Draufgänger, aber kein unedler Mensch . . .». Und der Kaiser verlieh den Pogromen seines Patriarchen durch ein verschärftes Strafgesetz vom 30. Mai 428 noch Nachdruck.[34]

Bald aber kam Nestorios selber in den Ruf der «Ketzerei».

Dafür sorgte Kyrill, dem der Nebenbuhler in der Hauptstadt offensichtlich viel zu bedeutend und einflußreich erschien. So suchte Kyrill, in Fortsetzung der alten Fehde der beiden Patriarchensitze, den Nestorios ebenso verrucht zu Fall zu bringen, wie sein Vorgänger und Onkel den Johannes Chrysostomos zu Fall gebracht hatte.

Wie stets in derlei Dingen war rasch ein theologischer Grund gefunden, der zwar bald die Kirche des Ostens und Westens bewegte, seiner Natur nach aber gar nicht hätte bewegen müssen. Was ihn jedoch schürte, war nach Erich Caspar einzig «der lauernde Haß und unerbittliche Vernichtungswille, mit welchem Cyrill den Gegner verfolgte und zur Strecke brachte». Doch auch ein Dogmengeschichtler wie Reinhold Seeberg betont, daß Kyrill kaum theologische Gegensätze zum Kampf wider Nestorios und die von ihm vertretene, bisher auch als ebenbürtig geltende antiochenische Lehre drängten, sondern persönliche Differenzen und vor allem kirchenpolitische Belange, das stete Ringen mit Antiochien und mehr noch mit Konstantinopel. Die Machtstellung des alexandrinischen Erzbischofs war nur mit der des römischen vergleichbar, doch Rom fern und überdies seit dem Konzil von Nicaea mit Alexandrien immer mehr oder weniger verbunden. Antiochien und die aufstrebende Hauptstadt aber lagen näher, und besonders Konstantinopel mußte gebeugt werden, wobei

Kyrill eben die gleiche Tragödie, die sein Onkel und Vorgänger gegen Johannes Chrysostomos inszenierte, nun gegen Nestorios wiederholte. «Hatte aber Theophilus», so Seeberg, «seinen Gegner des Origenismus beschuldigt, weil er die von ihm verfolgten Origenisten schützte, so machte Cyrill die Lehre seines Gegners selbst zur Häresie und erreichte dadurch nicht nur, daß der Bischof von Konstantinopel Häretiker, sondern auch daß die Theologie von Antiochien verdächtig wurde. Das war ein politischer Meisterstreich, denn er traf beide Rivalen Alexandriens mit gleicher Wucht. Es entsprach der kirchenpolitischen Tradition, daß Cyrill in diesen Kämpfen die Bundesgenossenschaft Roms suchte und fand. Dieser Politik ist die antiochenische Theologie erlegen.»[35]

DIE ANTIOCHENISCHE UND ALEXANDRINISCHE THEOLOGENSCHULE

Im 4. Jahrhundert hatte man beim Streit um das komplizierte Wesen Gottes, das Problem der Natur des «Vaters» und des «Sohnes» sowie ihres Verhältnisses zueinander, gegen den Arianismus mit der ganzen Staatsmacht die volle Gottheit des «Sohnes», seine Wesensgleichheit mit dem «Vater», erkämpft und zuletzt durch ein Machtwort des Kaisers Theodosius I. am 28. Februar 380 durchgesetzt (I 351 ff). «Auf unaussprechliche Weise entsproß der Eingeborene der Wesenheit des Vaters, indem er die ganze Natur des Erzeugers in sich uns zuduftet ...» formuliert poesiereich Kyrill. Und der hl. Ambrosius kommentiert scharfsinnig das Bibelwort: «Es sollen Leuchten entstehen an der Feste des Himmels zur Erleuchtung der Erde!» (1. Mos. 1,14): «Wer spricht das? Gott spricht es. Und zu wem anders spricht er es als zum Sohne?» Ein weiterer Beweis für das Dogma der Kirche![36]

Im 5. Jahrhundert aber – denn ist's auch Wahnsinn, hat es doch Methode – ging es in dem Zeiten und Generationen verdummen-

den, mit fast jeder Art von Intrige und Gewalt ausgefochtenen «christologischen» Spektakel um die Frage, das große «Geheimnis»: Wie verhalten sich «göttliche» und «menschliche» Natur Christi zueinander? Selbst wenn es diese Pfaffenausgeburt gegeben hätte: ließe sich ein so buchstäblich bodenloses Mysterium rational oder mit welch menschlicher Seelenkraft auch immer erfassen? Die Experten waren denn auch wieder völlig zerstritten. Und wieder auch nahm die ganze Bevölkerung des Oströmischen Reiches lebhaften Anteil (vgl. I 357).

Nach der antiochenischen Theologenschule, die zweifellos der Bibel näherstand, die vom «historischen» Jesus der Evangelien, von dem Menschen ausging und der selbständigen Existenz einer menschlichen Natur vor ihrer Verbindung mit dem Gottessohn, gab es in Christus nebeneinander zwei getrennte Naturen. Nach der alexandrinischen Lehre, die vom Logos, von einem Sohn Gottes ausging, der die menschliche Natur annahm, vereinigten sich «göttliche» und «menschliche» Natur restlos in ihm. Man nannte diese «hypostatische Union», diese «communicatio idiomatum» in der alten Kirche mehr oder weniger genau (– beiseite, daß es da natürlich gar nichts Genaues gab und geben konnte!): mixtio, commixtio, concursus, unio, connexio, copulatio, coitio et cetera. Für die Antiochener, die «Realisten», war die Einigung der beiden Naturen bloß eine psychologische, für die Alexandriner, die «Idealisten», «Mystiker», war sie eine metaphysisch-ontologische. Die antiochenische Richtung vertrat in ihrer gemäßigteren Form auch Kirchenlehrer Johannes Chrysostomos, die alexandrinische verfocht Kirchenlehrer Kyrill, ihr eigentlicher Begründer. Die Anfänge letzterer aber zeigten sich bereits bei Athanasius, etwa in seinem Satz: «Nicht der Mensch ist später Gott geworden, sondern Gott ist Mensch geworden, um uns zu vergöttlichen». Anstelle des arianischen Schismas hatte man also nun das monophysitische, das weit länger und schlimmer Staat und Gesellschaft erschüttern, ihnen weit mehr schaden sollte als der Einbruch der «Barbaren», die Völkerwanderung.[37]

Der Kampf um die «Gottesmutter» beginnt

Nestorios kam aus Antiochien und war ein Vertreter antiochenischer Schule. Energisch wollte er in Konstantinopel, wo man erregt über die Gottesmutter diskutierte, mit allen Mitteln das «Richtige» durchsetzen und dies ganz im Sinne der Antiochener. Apollinarismus oder Photinianismus witternd, gebrauchte er Wendungen, die (vielleicht ungewollt) einen gewissen Dualismus in der Person Christi nahelegten. Also lehrte er für den Alexandriner Kyrill, der sich Ende des Jahres 428, ohne Nestorios namentlich zu erwähnen, eindeutig gegen ihn erklärte, eine «ketzerische» Christologie. Kyrill aber, dem es im Grunde gar nicht um die von ihm in den Mittelpunkt gerückte christologische Streitfrage ging, machte den dogmatischen Abstand zwischen ihm und Nestorios größer und schärfer, als er in Wirklichkeit war. Ja, er unterschob diesem, wider besseres Wissen, die Lehre, Christus bestehe aus zwei verschiedenen Personen, «was weder», schreibt Johannes Haller, «Nestorios noch einer seiner Anhänger je behauptet hat. Damit hat Kyrill verraten, daß es nicht der Eifer für oder wider eine Lehrmeinung war, was ihn zum Kampfe trieb, sondern daß – wie in allen ähnlichen Fällen früher oder später – der Lehrstreit als Anlaß und Waffe herhalten mußte, einen kirchlichen Machtkampf zu eröffnen und einen gefürchteten Nebenbuhler zu vernichten.»[38]

Und kein anderer als der französische Dominikaner Pierre-Thomas Camelot, Patrologe, Dogmengeschichtler und Berater des Zweiten Vatikanums, scheint Haller recht zu geben, konzediert der Katholik doch – mit kirchlicher Druckerlaubnis: «Der Bischof von Alexandrien mußte nämlich zusehen, wie sein Ansehen immer mehr vor dem des ‹neuen Rom› schwand, dem das Konzil von Konstantinopel 381 einen Ehrenprimat verliehen hatte. Und so ist es nur zu begreiflich [!], daß Alexandrien nun den Versuch machte, in die kirchlichen Angelegenheiten der Hauptstadt einzugreifen. So war es schon bei Petrus von Alexandrien gewesen, der den Usurpator Maximus gegen Gregor von Nazianz unterstützte; ebenso braucht man sich nur an die Rolle

zu erinnern, die Theophilus bei der Absetzung des Johannes Chrysostomos gespielt hatte (‹Eichensynode› 403).»[39]

Doch nach Camelots, Kyrill weiter belastenden Feststellungen: der Heilige schneide gegenüber der Tragödie des Nestorios «nicht gut ab»; man müsse «wohl anerkennen, daß einige Charakterzüge Cyrills Nestorius und seinen zeitgenössischen und modernen Anhängern in gewissem Maß recht zu geben scheinen»; es sei auch «nicht abzustreiten, daß ihm zuweilen jene ‹Mäßigung› gefehlt hat, die ihm sein Gegner predigte»; daß sein «eigenmächtiges Eingreifen in die Angelegenheiten Konstantinopels ... uns in Erstaunen versetzen, manche Intrigen uns sogar zum Ärgernis werden», nach solchen Zugeständnissen, richtiger Bezichtigungen, scheint Camelot – im Widerspruch zu dem nur eine Seite vorher eingeräumten machtpolitischen Motiv, nämlich Kyrills «immer mehr» schwindendem Ansehen gegenüber dem Rivalen – eines aber «sicher zu sein: Welche Charakterzüge Cyrill auch gehabt haben mag, es leiteten ihn nur [!] die Sorge um die Wahrheit und der Eifer für den Glauben. Nichts in den Texten [!] rechtfertigt wohl den Vorwurf eines herrschsüchtigen Wesens, nirgends zeigt sich die Absicht, Alexandrien die Vorherrschaft über Konstantinopel zu verschaffen, seinen Gegner zu überwältigen und zu vernichten. Freilich ...», fährt der Dominikaner gleich darauf fort. Und: «Gewiß war er hart gegen Nestorius». Doch, triumphiert er, in den Verhandlungen von 433 wußte Kyrill «Mäßigung zu zeigen und um des Friedens willen auf liebgewordene, aber anfechtbare Formulierungen zu verzichten».[40]

In Wirklichkeit freilich ist gerade diese Mäßigung, dies scheinbar so überraschende Entgegenkommen, ein weiterer, sogar besonders eklatanter Beweis für Kyrills wirkliches Motiv, seine Machtpolitik. Denn 433, kaum nachdem Nestorios erledigt war, lenkte der Sieger in dem absurden christologischen Theater schleunigst ein (S. 189 ff). Er hatte jetzt von Nestorios nichts mehr zu fürchten und die dogmatische Spiegelfechterei ihn nie als solche primär bewegt. Die Vereinigung der zwei Naturen des Herrn berührte einen Mann seines Schlags sicher nicht im Innersten, wenn überhaupt. Sie war vor allem Mittel zum Zweck; war

ihm, oft wiederkehrende Worte, «unaussprechlich und unbeschreiblich» – und doch sprach und schrieb seinesgleichen dauernd darüber durch die Jahrhunderte.

Heute allerdings nicht mehr so leicht.

Wie nämlich ein katholischer Theologe inzwischen den Kopf sich verrenken, wie er einerseits dauernd nach der Forschung, andererseits dauernd nach dem Lehramt, der eignen Obrigkeit, schielen und dann eben doch dieser recht geben muß, das spricht Camelot schon auf der dritten Seite seiner Einleitung zu «Ephesus und Chalcedon» (vgl. meine eigne, besonders I 16 f, 54 ff) ganz unverschämt aus. Denn, äußert er, der Historiker könne zwar gewiß «nicht hinwegsehen über die Leidenschaften und Interessen, die die Menschen leiten, genauso wenig wie über die oft recht bedauerlichen Zwischenfälle» (Zwischenfall Heidenvernichtung, zum Beispiel; Zwischenfall Hexenverbrennung; Zwischenfall Indianerausrottung; Zwischenfall Volksverdummung und -schröpfung; Zwischenfall Bartholomäusnacht; Zwischenfall Dreißigjähriger Krieg; Zwischenfall Erster Weltkrieg und Zweiter und Faschismus und Auschwitz und Vietnam und und und, die Geschichte besteht aus Zwischenfällen), «durch die die irdische Pilgerfahrt der Kirche hindurchführt . . .». «Aber er», der Historiker, «darf doch nicht wie hypnotisiert nur auf diese Armseligkeiten in der Geschichte starren, sondern muß die Dinge von einer höheren Warte aus betrachten, will er nicht vom Ablauf der Ereignisse eine zu enge und unvollständige, um nicht zu sagen voreingenommene, Sicht erhalten».[41]

Unvoreingenommen nämlich ist nur, wer den Ereignisablauf mit der «Voreingenommenheit» dieser Kirche fixiert, von ihrer «höheren Warte aus», mit völlig vernebelnder, verfälschender, ja, oft genug ganz und gar auf den Kopf stellender Perspektive und Distanz, sub specie aeternitatis. Wobei man dann gern aus schwarz weiß, aus weiß schwarz macht – siehe die 13. Regel des Jesuitenordens! –, so daß eben nicht mehr «diese Armseligkeiten in der Geschichte» entscheiden, sondern die Aspekte der «höheren Warte»! Hier und immer wieder erhebt sich die Frage: Was gibt diesen Leuten eigentlich den «Mut» zu ihren Ungeheuerlich-

keiten? Und immer wieder, da es nicht Unwissende sind, lautet die Antwort: eine eklige Mixtur aus mangelnder geistiger Redlichkeit und überquellendem geistlichen Opportunismus, alles in allem ein erschreckendes Defizit an Scham.

«Auch die großen Gestalten Cyrills und Leos des Großen müssen ins rechte Licht gerückt werden ...»[42]

Müssen! Eben ... Und das «rechte Licht» ist das finsterste auf Erden.

Nestorios also vertrat für Kyrill eine «ketzerische» Christologie, indem er, angeblich, die «hypostatische Union» leugnete und zwei (bloß moralisch, psychologisch oder äußerlich) im «Herrn» verbundene Hypostasen lehrte – statt, wie Kyrill, nur eine Hypostasis oder Physis, «die eine fleischgewordene Natur des göttlichen Wortes» (Mia physis tou theou logou sesarkomene). Wobei Kirchenlehrer Kyrill kurioserweise die wiederholt vor ihm verwendete Mia-physis-Formel in der Meinung, sie stamme von Athanasius, von Bischof Apollinaris von Laodicea bezieht, einem Freund zwar von Kirchenlehrer Athanasius, dem leidenschaftlichen Gegner des Arianismus, dessen Bestreitung ihn, Apollinaris, jedoch dazu führte oder verführte, auch die volle menschliche Natur Christi zu bestreiten und nur eine Natur in ihm anzuerkennen, was den Athanasius-Freund eben zum «Ketzer» machte. «Dieser Mann», schreibt Adalbert Hamman mit kirchlicher Druckerlaubnis von Kyrill, «war von der unmenschlichen Rechtgläubigkeit eines Inquisitors», und fügt kurz darauf beinah grotesk hinzu, «und doch ließ er sich von den irrigen Formeln des Apollinaris irreführen, in dem Glauben, sie stammten von Athanasios, und besaß die Taktlosigkeit, sie Nestorius aufzwingen zu wollen. Ein Gegner von gleicher Unnachgiebigkeit, der die zwölf Anathematismen des Kyrillos wortwörtlich interpretiert hätte, wäre ohne weiteres in der Lage gewesen, ihnen das gleiche Schicksal zu bereiten, das dieser den Äußerungen des Nestorius bereitete.» Tatsächlich beriefen sich ja auch bald die Monophysiten auf Kyrills Autorität. Und was Nestorios betrifft, so attestiert seiner Theorie der katholische Theologe und Kirchenhistoriker Ehrhard immerhin, sie sei «in ganz ähnlicher Weise» wie die Lehre

des Arius geeignet gewesen, «das ‹vernünftige› Denken zu befriedigen. Er verfolgte dabei auch das Ziel, Einwände von Juden und Heiden gegen die Gottheit Christi auf das einleuchtendste auszuräumen.»

Konsequent wollte Nestorios, was damit zusammenhing, auch die hl. Jungfrau Maria nicht zur Göttin oder Gottheit machen. Er wollte sie zwar keinesfalls «Menschengebärerin», doch auch nicht direkt «Mutter Gottes», «Gottesgebärerin» (Theotokos) genannt wissen; eine Bezeichnung, die in dem umfangreichen Werk (dem größten aller alten Kirchenschriftsteller des Ostens) des gleichfalls der antiochenischen Schule entstammenden Kirchenlehrers Johannes Chrysostomos nicht ein einziges Mal vorkommt, was kein Zufall sein kann. Nestorios, zu dessen ersten Maßnahmen die Einsetzung des Namens seines gestürzten Vorgängers, des hl. Johannes, in das Kirchengebet gehört hatte, geißelte geradezu die Vorstellung einer in Windeln eingewickelten Gottheit als heidnische Fabel, was sie ja tatsächlich war! Seit Ende 428 predigte er gegen das Theotokos, obwohl er sich dem «recht verstandenen» Gebrauch des Begriffs gar nicht widersetzte, ihn gelegentlich sogar selbst verwendete; doch zog er den Titel «Mutter Christi», «Christusgebärerin» (Christotokos) vor. Er fürchtete das Wort «Gottesgebärerin» als Mißverständnis. Denn werde Maria dadurch in den Augen vieler nicht eine Göttin? Und wie, fragt Nestorios, der hier, so schreibt er dem römischen Bischof Coelestin I. (422–432), eine «nicht geringe Verderbnis des wahren Glaubens» bemerkt, könnte Gott noch eine Mutter haben? Niemand gebäre ja jemand, der älter sei als er selbst. Gott aber sei älter als Maria.

Dies allerdings verwirrte nur seine Gemeinde, zumal jene, «die in ihrer Blindheit für die rechte Sicht der Menschwerdung Gottes nicht verstehen, was sie reden noch wofür sie eifern». Erst kürzlich sei ihm wieder zu Ohren gekommen, wie sie sich in unserer Mitte gegenseitig die Seele aus dem Leibe fragten. Doch wenn Gott eine Mutter habe, schließt Nestorios, «dann freilich verdient der Heide keinen Vorwurf, wenn er von Müttern der Götter redet. Und Paulus ist ein Lügner, wenn er Christi Gottheit als ‹vaterlos,

mutterlos, ohne Genealogie› bezeichnet. Mein lieber Freund, Maria hat nicht die Gottheit geboren . . .; das geschaffene Wesen ist nicht Mutter dessen, der unerschaffen ist . . .; das Geschöpf hat nicht den Schöpfer geboren, sondern den Menschen, der das Werkzeug der Gottheit war . . .». Soviel Logik indes irritierte die Schäfchen, die «elende Bande», wie der Patriarch auch sagte, gegen die er die Polizei aufbot, die er auspeitschen und einsperren ließ. Viele Laien und Mönche hatten eben bereits begonnen, Maria als Gottesgebärerin und überhaupt überschwenglich zu verehren – obgleich sie das Neue Testament nur äußerst selten, ohne sonderliche Wertschätzung erwähnt oder ganz ignoriert, wie Paulus und weitere Schriften. Und obgleich das Neue Testament eindeutig von Jesu Geschwistern als Kindern Marias spricht, wie noch viel später beispielsweise Tertullian. Doch der große Haufen wollte «erlöst» sein! Wollte einen ganzen Gott! Also mußte auch seine Mutter «Gottesmutter» sein, zumal man solche Gottesmütter schon im Heidentum kannte – in Ägypten, Babylon, Persien oder Griechenland, wo etwa auch die Mutter Alexanders d. Gr. «Gottesmutter» war.

Kyrill aber, den, um dies noch einmal zu betonen, «nicht der dogmatische Gegensatz» in den Kampf mit Nestorios trieb, griff dessen zweifellos traditionsgemäßere Empfehlung als neue «Ketzerei» an. Er stellte dabei «mit geschicktem Raffinement die persönlichen Anklagen gegen ihn als eine neben dem Glaubensstreit verschwindende Nebensächlichkeit» hin (Schwartz) und machte das Stichwort «Mutter Gottes» zum Kennzeichen des wahren Glaubens. Er schmeichelte sich in Rom bei seinem «heiligsten und gottgeliebtesten Vater» Coelestin I. ein – «denn Gott verlangt von uns in diesen Dingen Wachsamkeit» – und schürte, mit allen kirchenpolitischen Finessen vertraut, nach außen scheinbar vornehm, besonnen, insgeheim aber besessen, die Hetze gegen Nestorios. Dabei streute er durch seine Agenten in Konstantinopel das Gerücht aus, Nestorios scheue das Wort «Gottesmutter», weil er nicht an Jesu Gottheit glaube.[43]

Gut zwei Jahrzehnte vor Coelestin hatte ein anderer Papst sich merkwürdig dezent gegenüber der «Gottesmutter» verhalten.

Ende des 4. Jahrhunderts nämlich bestritt Bischof Bonosus von Sardika die stete Jungfrauschaft Mariens und erklärte, dem Evangelium konform, Maria habe außer Jesus noch mehrere Söhne geboren; eine zwar biblisch abgesicherte, doch kirchlich hochketzerische These. Die Synode von Capua (391) aber verurteilte Bonosus nicht, sondern übertrug die Entscheidung den Nachbarbischöfen, die sie freilich gleichfalls mieden. Sie befragten den Bischof von Rom, Siricius, der zwar Mariens dauernde Jungfräulichkeit verteidigte, doch wieder keinen Schiedsspruch fällte. Er überließ dies den «Kollegen» – um so auffälliger, als gerade Siricius sonst nach allen Seiten und fast im kaiserlichen Briefstil befahl (S. 124). Wahrscheinlich spiegelt seine Zurückhaltung einfach die Tatsache, daß im 4. Jahrhundert in Rom noch kein Marienkult offiziell bekannt gewesen ist.[44]

Der Titel «Gottesgebärerin» fehlt jedenfalls in der urchristlichen Literatur. Er steht nirgends im Neuen Testament, das nur von der Mutter des Herrn spricht, doch bloß als Gottes*sohn*, nicht als *Gottes*gebärerin. Dieser Terminus für Maria fehlt auch im gesamten christlichen Schrifttum des 2. und 3. Jahrhunderts, als sie noch immer keine sonderliche Rolle spielte. (Das Theotokos-Prädikat bei Aristides apol. 2,7 steht erst in der armenischen Übersetzung. Und bei Hippolyt ist es gleichfalls spätere Zutat, das heißt Fälschung.) Erst in den zwanziger Jahren des 4. Jahrhunderts wird erstmals die Theotokos-Titulatur – nach Camelot «schon lange im christlichen Sprachgebrauch üblich», ohne daß er einen sicheren Zeugen vor dem 4. Jahrhundert nennen könnte! – im Glaubensbekenntnis von Alexandrien durch den Bischof Alexander bezeugt. Und auch die Synode von Antiochien (324/325), die den Tomos Alexanders zusammenfaßt, schreibt: «der Sohn Gottes, der Logos, ist aus der Gottesgebärerin (theotokos) Maria geboren ...» Doch verwendet noch viele Jahrzehnte später, um auch das nochmals festzuhalten, selbst Kirchenlehrer Johannes Chrysostomos in seinem Riesenwerk niemals das Wort «Gottesgebärerin» und spricht überdies auffallend selten von Maria.[45]

Auch andere Bischöfe scheuten sich noch im 5. Jahrhundert,

sie so zu titulieren. Sogar Sixtus III. (432–440), der bald nach 431 die prachtvolle Basilika S. Maria Maggiore auf dem Esquilin, die erste römische Marienkirche und lange die einzige, vollendet hat, bezeichnete Jesu Mutter – trotz Ephesus – in einer Dedikationsinschrift nur als «Jungfrau Maria». Und noch rund zwanzig weitere römische Marienkirchen nannte man immer bloß einfach «Santa Maria». Überhaupt breitete sich der Kult der Gottesmutter gerade im Westen nur langsam aus.[46]

Der Titel «Gottesgebärerin» konnte ja auch riskante Folgen haben. Geriet Maria damit nicht in die Nähe heidnischer Göttinnen und Göttermütter? Mußte eine Frau, die einen Gott gebiert, nicht selber eine Gottheit sein? Nicht nur einfache Gläubige mochten dies glauben, selbst Gebildete waren anfällig dafür. Tatsächlich gab es schon Mariensekten, gab es einen Zweig der Montanisten, der Maria «Göttin» hieß, gab es christliche Gruppen, die in Maria und Christus zwei Gottheiten sahen neben Gott. Bereits in Nicaea, so behauptet der alexandrinische Patriarch Eutychios (gest. 944), tagten Patriarchen und Bischöfe, die glaubten, «Christus und seine Mutter seien zwei Götter neben Gott; das waren Barbaren, und man nannte sie Marianiten».[47]

Kurios, daß sich beide, Nestorios und Kyrill, bei ihrem Streit auf die fides Nicaena berufen, «das heilige und große Konzil». Sie wechseln deshalb 429/430 – während die Wandalen in Afrika landen, dann Hippo belagern, die Hunnen zum Rhein vorstoßen – eine Reihe von Briefen miteinander und mit anderen. Nestorios begründet gleich im ersten Schreiben die Verwerfung des Titels Theotokos durch sein Fehlen im Nicaenischen Glaubensbekenntnis. Kyrill aber beruft sich gerade darauf, hält seinen «Amtsbruder im Herrn» «Lästerungen» vor, ein «Ärgernis», das er «der ganzen Kirche» gegeben, die Verbreitung «einer ungewöhnlichen und fremdartigen Irrlehre» und kündet ihm den «unerträglichen Zorn Gottes» an. Nestorios übergeht «die Beschimpfungen, die Du gegen uns in Deinem erstaunlichen Brief ausgestoßen hast. Sie verlangen auch die Geduld eines Arztes . . .» Er unterstellt Kyrill «nur oberflächliche» Lektüre und will ihn «von allen falschen Reden befreien». Noch ist er voller Optimismus oder tut wenig-

stens so. «Denn die Angelegenheiten der Kirche entwickeln sich von Tag zu Tag günstiger ...»[48]

Kyrill kann nicht leugnen, daß die «Gottesgebärerin» in der fides Nicaena fehlt, findet sie dort aber indirekt und droht angesichts der überall verbreiteten Schriften des Gegners mit Christi Wort: «Glaubt nicht, ich sei gekommen, Frieden in die Welt zu bringen; nicht den Frieden wollte ich bringen, sondern das Schwert». Und weil Nestorios das Konzil von Nicaea «falsch verstanden und ausgelegt» habe, verlangt Kyrill: «Du mußt deshalb schriftlich und unter Eid bekennen, daß Du Deine verruchten und gottlosen Lehren in den Bann tust und so denken und lehren willst wie wir alle, die wir im Morgen- und Abendlande Bischöfe, Lehrer und Führer des Volkes sind».[49]

Auf alle mögliche Weise arbeitet Kyrill gegen den Patriarchen in Konstantinopel, von dem er höhnt, er dünke «sich klüger als alle», er meine, «er allein habe den Sinn der göttlich inspirierten Schrift, das Mysterium Christi begriffen». Er nennt ihn «in Hochmut geschwollen und kraft seines Stuhles allen anderen spinnefeind». Kyrill hortete Kirchenväterperlen ebenso wie ihm passende Predigttexte seines Widersachers, von dem bald jede Rede mitgeschrieben und per Eilpost nach Alexandrien geleitet worden ist. Der Heilige verfaßte fünf Bücher «Gegen die Gotteslästerungen des Nestorios». Er entstellte diesen in vertraulichen Briefen derart, daß kein Einlenken mehr half. Er schickte Mönchshaufen als Stoßtrupps vor. Er agitierte fieberhaft nach allen Seiten. In Ost und West suchte er Bundesgenossen, Kampfgefährten, natürlich möglichst einflußreiche. Er überschwemmte den Hof mit seinen Episteln. Er schrieb (vorsichtig) an Kaiser Theodosius, an die Kaiserin Eudokia, die Prinzessinnen Arkadia und Marina, scharf an die Kaiserschwester Pulcheria, deren gespannte Beziehung zu Nestorios er offenbar kannte. Er wandte sich an Bischöfe, an Juvenal in Jerusalem, an den fast hundertzehnjährigen Acacius von Beröa, nicht zuletzt auch, im Sommer 430, an Coelestin von Rom, dem er eine gesammelte Patristikerblütenlese beilegte samt einer Darstellung (commonitorium) der «Irrlehre» des Gegners.[50]

Nestorios hatte, als er mit Rom – als Gleichberechtigter, was dort schon verstimmen mußte – Kontakt aufnahm, sozusagen sachlich theologisch diskutieren und mit dem Amtsbruder «in Eintracht ... den Teufel, den Feind des Friedens», bekämpfen wollen, sah er doch unter seinen eigenen Klerikern, wie er dem Papst schrieb, «eine häretische Krankheit ausbrechen, die sehr nach Apollinaris und Arius stinkt». Doch bald erkannte er den Römer, durchaus zutreffend, als «viel zu einfältig, um in die feinere Bedeutung der Lehrwahrheiten eindringen zu können». Kyrill andrerseits, durch seine Attacke bei den östlichen Kollegen zunächst unbeliebt, wußte sich Rom geschickter anzunähern, obwohl ihm dies grundsätzlich keineswegs angenehm war. «Heiligster und gottgeliebtester Vater», apostrophierte er den Papst, behauptend, «die kirchliche Gewohnheit gebietet mir, Deiner Hoheit zu berichten. Ich habe bisher tiefes Schweigen beobachtet ... Doch nun, da das Übel seinen Höhepunkt erreicht hat, glaube ich reden und alles, was geschehen, mitteilen zu müssen ...» Und wider besseres Wissen stellte Kyrill, der seine Agitation gegen Nestorios auch lateinisch vorgelegt, was dieser unterlassen, die Lehren des Gegners so verleumderisch, verzerrt dar, daß der da «sich selbst nicht wiedererkannt hätte» (Aland). Alles Licht fiel dabei auf ihn, aller Schatten auf Nestorios.[51]

Schon im Interesse seiner Primatsprätentionen nahm Rom den ersten Kontaktversuch des Alexandriners im Sommer 430 mit Genugtuung auf. Und obwohl es theologische Dispute stets viel weniger bewegten als Fragen der Macht, lernte es doch die Macht mittels der Doktrin zu meistern. So holte jetzt der Diakon Leo, der spätere Papst, ein Gutachten (natürlich zur Widerlegung) von seinem Freund Johannes Cassianus ein, dem Abt von St. Viktor in Marseille. Er hatte in Konstantinopel zur Zeit des Chrysostomos gelebt, konnte Griechisch und fand den Titel «Gottesgebärerin» (mater Dei und genetrix Dei) denn auch schon in der Bibel! Und mit einer römischen Synode vom 11. August 430 entschied sich Coelestin I. sozusagen summarisch, «ohne nähere Prüfung der Unterlagen» (Hamman, mit Imprimatur), gegen Nestorios. Der Papst ermächtigte Kyrill gnädig an seiner Stelle (vice nostra

usus) die «Irrlehre» des Nestorios «mit großer Strenge» niederzuschlagen, das «Gift seiner Predigt», und wies etwa gleichzeitig Nestorios scharf zurecht, ja, forderte von ihm binnen zehn Tagen «offen und schriftlich die trügerische Neuheit» zu widerrufen. «Wir bereiten», drohte er ihm, «Brenneisen und Messer, da die Wunden nicht länger zu begünstigen sind, die es verdient haben, durchgeschnitten zu werden». Kyrill dagegen sah der Römer «in allem gleichgesinnt mit uns», «als kräftigen Verteidiger des rechten Glaubens erprobt», lobte: «Alle Fallstricke der Lügenlehre hast du aufgedeckt», und ermunterte: «Ausschneiden muß man eine solche Schwäre ... Also vollziehe ...»

Und Kyrill vollzog. Er sammelte weiterhin Material gegen Nestorios, nahm es mit der Wahrheit weiterhin wenig genau und unterschob jenem, der auch Marias Titel «Mutter Gottes» als durchaus rechtgläubig anerkannte, mit voller Absicht falsche Lehren. Der Kaiser warf Kyrill denn auch «Zanksucht», «Wirrwarr» vor und warnte ihn: «So wisse denn, daß Kirche und Staat durchaus eins sind und daß sie auf unseren Befehl hin und mit der Vorsehung unseres Gottes und Erlösers stets mehr einig werden ..., und wir werden unter keinen Umständen dulden, daß durch dich Städte und Kirchen in Unruhe versetzt werden». Theodosius stand auf Seite dessen, den er nach Konstantinopel berufen. Und Nestorios wurde auch von Kaiserin Eudokia geschützt, der ebenso schönen wie gebildeten Tochter eines Athener Philosophen. Doch hatte der Patriarch gerade in Konstantinopel schon viele Feinde, allen voran die intrigante ältere Schwester des Herrschers, Pulcheria (399–453), deren heimliche Verstöße gegen ihr Jungfräulichkeitsgelübde Nestorios kritisierte und die, auf Drängen Eudokias, 439 den Hof verlassen mußte. Weiter opponierten verschiedene Sekten gegen den Patriarchen, die er bis zum Blutvergießen bekämpfte. Auch stritten zahlreiche Mönche der Hauptstadt unter dem Abt Dalmatios für Kyrill, heizten in seinem Auftrag die Stimmung an und sprengten Lügen über Nestorios aus; zum Beispiel, daß er Verkünder zweier Gottessöhne sei, zweier hypostáseis in Christus, in Jesus nur einen Menschen sehe, nichts weiter. So beeilte sich der Bedrängte, über Theodosius für

Pfingsten 431 eine Reichssynode nach Ephesus, der Hauptstadt der Provinz Asia, berufen zu lassen, nicht ahnend, daß gerade dies ihn zu Fall bringen sollte.[52]

Das Konzil von Ephesus 431 oder ein Dogma durch Bestechung

Als 1931 Papst Pius XI. die 1500-Jahr-Feier des Konzils von Ephesus verfügte, log er in seiner Enzyklika «Lux veritatis», das Konzil sei auf päpstlichen Befehl (Iussu Romani Pontificis Caelestini I) zustande gekommen. Tatsächlich aber wurde die Abhaltung von Reichssynoden seit Nicaea stets vom römischen Kaiser, niemals vom römischen Bischof befohlen! Nicht ein einziges der – ja erst später von der Kirche dazu ernannten, weil ihr besonders nützlichen – acht ökumenischen Konzile in altkirchlicher Zeit hat der «Papst», sondern jedes (mehr oder weniger direkt) der Kaiser berufen, eröffnet, geleitet und bestätigt (vgl. S. 80 f). Das kaiserliche Berufungsrecht ist längst nachgewiesen, besonders durch F. X. Funk. Doch die Regenten maßten sich nicht nur dies Recht an, die Kirche gestand es ihnen «auch ohne weiteres zu» (H.-G. Beck). Und dasselbe, beiläufig, gilt von ihrem Recht, den Synoden, auch kleineren, den Patriarchalsynoden, den lokalen Kirchenversammlungen, persönlich oder durch Vertreter zu präsidieren, ihre Beschlüsse zu unterzeichnen und rechtskräftig zu machen. Vermochten die Monarchen doch auch durch Wahl des Ortes oder Siebung der Teilnehmer, die Glaubens- und Disziplinarmaterie dieser Tagungen zu beeinflussen, ja, sie ließen selber Glaubensformeln ausarbeiten, durchsetzen – und kein Geringerer als Kirchenlehrer Papst Leo I. erkannte dem Kaiser Unfehlbarkeit zu (S. 254 f)![53]

Auch das Konzil von Ephesus wurde von Theodosius II. am 19. November 430 zu Pfingsten (7. Juni) 431 einberufen, um Ruhe und Frieden der Kirche zu festigen – obwohl diese Konzilien meist das Gegenteil bewirkten. «Das Wohl unseres Reiches», schrieb

der Kaiser, der Kyrill von Anfang an feindlich gegenübergestanden, ihm Hochmut, Streit-, Ränkesucht vorgeworfen hatte, «hängt ab von der Religion. Diese beiden Güter stehen in enger Beziehung zueinander. Sie durchdringen sich gegenseitig, und jeder zieht aus dem Wachstum des anderen seinen Nutzen ... Vor allem anderen aber erstreben Wir die Achtung vor den Angelegenheiten der Kirche in dem Maße, wie Gott es fordert ...».[54]

Das kaiserliche Einberufungsschreiben zeigt den engen Zusammenhang von Reich und Religion. Jeder war auf den andern angewiesen, jeder hoffte, von ihm zu profitieren. Und daß zumal die Kirche nie genug bekommen konnte, demonstriert aufs deutlichste der Brief Bischof Coelestins vom 8. Mai 431 an Theodosius II.: «Die Sache des Glaubens muß Euch wichtiger sein als die des Reiches: Eure Majestät müssen mehr auf den Frieden der Kirchen bedacht sein als auf die Sicherheit der ganzen Erde. Alles wird Euch glücken, wenn nur zuerst das bewahrt ist, was vor Gott das Wertvollere ist».[55]

Man kann diese Zeilen kaum genug bedenken – ein Spiegel römisch-katholischen Denkens durch die Epochen bis heute (wie etwa die Atombombenpolitik einflußreicher klerikaler Kreise, mit Einschluß Papst Pius XII., drastisch lehrt). Zuerst und vor allem kommt das Wertvollere: die Kirche. Ihre Sache ist wichtiger als die des Reiches; ihr Friede, das heißt ihr Vorteil, nichts anderes, wichtiger als «die Sicherheit der ganzen Erde»! Triumphierend kommentiert Jesuit Hugo Rahner: «Überordnung des Kirchlichen über den Staat ...»[56]

Alle Metropoliten des Ostens hatte man nach Ephesus geladen, auch solche des Westens, auch Roms Bischof Coelestin, der Legaten schickte, auch Augustinus, von dessen Tod, vier Monate vorher, der Hof noch nichts wußte.

Nestorios traf als erster mit sechzehn Bischöfen ein, begleitet von einer Eskorte Soldaten, «als ginge es in eine Schlacht» (Hefele); wobei die Soldaten aber noch «die friedfertigsten unter den versammelten Kampfhähnen» waren (Dallmayr). Der Patriarch lehnte es freilich später mit sechs oder sieben Oberhirten ab, vor der Synode zu erscheinen, bevor alle versammelt seien. Gleichfalls

anwesend: Ortsbischof Memnon, der mit all seinen Kirchen auf Kyrills Seite stand; ebenso der Episkopat Kleinasiens, der sich von der Vorherrschaft Konstantinopels zu lösen suchte. Auch der mit etwa fünfzehn palästinensischen Prälaten eintreffende Juvenal von Jerusalem, ein ehrgeiziger Opportunist, der eine obermetropolitane Stellung und seine Selbständigkeit gegenüber Antiochien erstrebte, hielt von vornherein zu Kyrill. Dieser selbst war zu Schiff gekommen und hatte schon von Rhodus aus nach Hause berichtet: «Durch die Gnade und die Menschenfreundlichkeit Christi, der unser aller Heiland ist, haben wir dieses große und weite Meer bei sanften und gelinden Winden überquert ...»[57]

Entgegen kaiserlicher Anordnung war Kyrill mit gewaltiger Hausmacht aufgekreuzt, mit einem Schwarm von etwa fünfzig ägyptischen Suffraganen, vielen Klerikern sowie streitbaren Mönchshorden, Analphabeten zum Teil, doch glaubensstark. Die ursprünglich aus Herumlungerern, Krankenträgern, Schiffsleuten bestehenden Prügelgarden der alexandrinischen Patriarchen waren seit Athanasius (I Kap. 8) die willfährigen Werkzeuge bischöflicher Machtpolitik. Hochfanatisiert und vor keiner Ausschreitung zurückschreckend, terrorisierten sie Gerichte, Behörden und eigene kirchliche Gegner. Überall arbeitete so gerade das vom hohen Klerus gehätschelte und gegängelte Mönchtum «mit den brutalsten Mitteln an der Verhetzung der Massen» (Stein). Auch hatte Ortsbischof Memnon das Volk von Ephesus gegen Nestorios aufgebracht, diesem alle Kirchen verschlossen; hatte Kyrill selber nicht nur, schon 430, fünf Bücher «Adversus Nestorii blasphemias» verfaßt, nicht nur, im gleichen Jahr, drei weitere Streitschriften, «De recta fide», herausgeschleudert, eine an Kaiser Theodosius, zwei, «Ad reginas», an dessen drei Schwestern Arkadia, Marina, Pulcheria sowie an Kaiserin Eudokia, sondern er hatte auch den «Feind der Heiligen Jungfrau» nebst seinen angeblichen Thesen bereits in zwölf Anathematismen verurteilt und die Rolle des Angeklagten mit der des Klägers vertauscht. Er behandelte Nestorios als ausgemachten «Ketzer» – ein rechtswidriger Schritt, da nach geltendem Reichskirchenrecht nur eine vom Kaiser berufene Synode einen Glaubensstreit entscheiden durfte.

Überdies hatte Nestorios in mehreren Schreiben erklärt, unter gewissen Kautelen auch den Gottesgebärerin-Titel, das Theotokos, für Maria anzuerkennen, und beispielsweise dem römischen Bischof geschrieben: «Was mich betrifft, so bin ich nicht gegen diejenigen, die das Wort Theotokos gebrauchen wollen, sofern man es nur nicht in Nachahmung der Torheit des Apollinaris und des Arius so auslegt, als besage es eine Vermischung der Naturen».[58]

Das Konzil konnte nicht termingemäß am 7. Juni beginnen, da Patriarch Johannes von Antiochien – wochenlang auf beschwerlichem Landweg unterwegs, wobei einige Oberhirten erkrankten, mehrere Lasttiere umkamen – sowie die Bischöfe Syriens und Palästinas sich verspäteten. Doch obwohl (oder weil) eine Botschaft von Johannes am 21. Juni sein baldiges Eintreffen verhieß, entschloß Kyrill sich, die Sache anzufangen. Es war heiß, mehrere Bischöfe erkrankten auch hier, einige starben sogar, und noch ehe die dem Nestorios ergebene Schar zugegen war, eröffnete Kyrill am 22. Juni 431 in der Hauptkirche von Ephesus, schon vor einiger Zeit in eine Marienkirche verwandelt, auf eigene Faust die Synode – trotz ausdrücklichen Verbots der Regierung; trotz des (in den griechischen Konzilsakten unterschlagenen!) scharfen Protests von 68 Bischöfen verschiedener Provinzen, «daß sich alle überstürzten Taten, deren sich etliche erkühnt haben, durch Christus den Herrn und die göttlichen Kanones gegen ihre Kühnheit und Anmaßung wenden werden»; trotz des Protests auch, den der Vertreter des Kaisers, der Kommissar Candidian, der ein «Privatkonzil» befürchtete, wiederholt erhob, bis man ihn schließlich «imperiose et violenter» vor die Tür setzte. Kyrill verschaffte sich so auf die simpelste Weise eine sichere Mehrheit. Und nachträglich erhielt sie den Rang eines «dritten ökumenischen Konzils von Ephesus».

Später behauptete der Heilige, der hier einfach alles skrupellos an sich riß, ein paar syrische Bischöfe seien ihren Kollegen vorausgeeilt, früher in der Stadt gewesen und hätten ihn, Kyrill, im Namen des – dann doch gegen ihn protestierenden und stimmenden! – Patriarchen Johannes gebeten, nur gleich mit der Synode

zu beginnen. Selbst Camelot bereiten die von Kyrill beigegebenen Daten «einige Schwierigkeit ... Aber bevor man Cyrills Ehrlichkeit in Frage stellt, sollte man besser daran denken, daß er sich nicht mehr genau an die Dinge erinnerte oder sie miteinander verwechselte» ... – Und erleben wir es denn nicht auch heute so häufig, daß Politiker sich nicht mehr erinnern können? Daß gerade die Kirche Wichtigstes einfach nicht mehr erinnert? Oder daß sie ihr Kollaborieren mit Hitler, mit Mussolini, mit Pavelić mit Widerstand verwechselt?! Nichts Neues unter der Sonne.

Kyrill präsidierte 153 Bischöfen und vertrat auch, laut Sitzungsprotokoll, «die Stelle Coelestins, des heiligen und ehrwürdigen Bischofs der Kirche der Römer». Denn die Ankunft von dessen Legaten, der Bischöfe Arcadius und Projectus sowie des Presbyters Philippus, wartete Kyrill gleichfalls nicht ab. Erst verlas man viele goldne Väterworte über die Menschwerdung des Logos, die Vereinigung der Gottheit und Menschheit in dem einen Christus. Dann konfrontierte man damit effektvoll zwanzig ausgewählte Stellen des Nestorios, schreckliche «Gotteslästerungen», die den Bischof Palladius von Amasia derart angriffen, daß er sich, starr fast vor Bestürzung, die rechtgläubigen Ohren zuhielt. Darauf verdonnerte man nacheinander, oft recht geräuschvoll, den verfluchten «Ketzer», für Euoptius von Ptolemais «bei Gott und Mensch jeder Strafe wert». Und Kyrill ließ noch am ersten Sitzungstag den «gottlosen Nestorios», den Prediger «gottloser Lehren», ungehört – er war wohlweislich ferngeblieben – exkommunizieren, absetzen und über alles unterrichten per Adresse: «An Nestorios, den neuen Judas». Die Synodalen schritten, so steht im formellen Beschluß, «unter vielen Tränen zu diesem traurigen Urteil über ihn: Der von ihm gelästerte Herr Jesus Christus bestimmte daher durch die heiligste anwesende Synode, daß Nestorius der bischöflichen Würde ledig aus der ganzen priesterlichen Versammlung ausgeschlossen ist». Doch «daß Nestorios zu Unrecht als Häretiker verurteilt wurde, ist heute wohl übereinstimmendes Urteil der Dogmenhistoriker» (Klauser). Und ebenso wohl, daß Kyrills Vorgehen «durch größte Rücksichtslosigkeit unrühmlich ausgezeichnet» war (Schwaiger).

Während Nestorios Soldaten schützen mußten, ließ Kyrill sich selber frenetisch feiern, mit Fackeln und Rauchfässern, eine ebenso schurkische wie erfolggekrönte Regie.[59]

Frohlockend berichtet er dem Klerus und Volk Alexandriens – «Heil dem Herrn!» – von diesem 22. Juni, «daß wir nach einer den ganzen Tag dauernden Sitzung schließlich den unglückseligen Nestorius mit der Absetzung bestraft und aus dem Bischofsamt entfernt haben. Er war verurteilt worden und hatte es nicht einmal gewagt, sich der heiligen Synode zu stellen. Es waren über zweihundert Bischöfe versammelt» – eine beträchtliche Übertreibung des Heiligen. Das Konzilsurteil trägt die Unterschrift von 197 Bischöfen, aber da waren nur «etwa 150 Bischöfe» (Camelot; ebenso das «Handbuch der Kirchengeschichte»).[60]

Kyrill erzählt den Seinen weiter, ganz Ephesus habe von früh bis spät das Urteil der «heiligen Synode» erwartet und dann einstimmig begonnen, die «heilige Synode» zu beglückwünschen und Gott zu preisen, «weil der Feind des Glaubens zerschmettert war». Nach dem Verlassen der Kirche seien sie mit Fackeln bis zu ihren Wohnungen geleitet worden. «In der ganzen Stadt fanden Freudenfeste und Illuminationen statt. Frauen gingen sogar so weit, daß sie mit Weihrauchfässern vor uns hergingen! Der Herr hat denen, die seinen Namen lästern, seine Allmacht gezeigt».[61]

Es fällt auf: in diesem ganzen Brief steht keine Silbe von der Verkündigung der Gottesmutterschaft Mariens, worum es doch angeblich ging! Tatsächlich nämlich wurde diese gar nicht definiert. Die Konzilstexte enthalten keinerlei ausdrückliche Definition des Theotokos! *«Derlei Definitionen gab es in Ephesus überhaupt nicht»*, betont der Konzilschronist und Berater des Zweiten Vatikanums, Camelot – beschließt aber bald darauf seine Darstellung: «In Ephesus führte diese zugleich menschliche und göttliche Geschichte *zu einer dogmatischen Definition*, in der es um die höchsten religiösen Werte und den ganzen Realismus [!] unseres Heiles ging». Das zeigt einmal mehr, daß mit dem Charakter katholischer Theologen auch deren Logik zum Teufel geht. Und daß seinesgleichen einen Kopf wohl nur hat, um den andrer zu verdrehn. (Im übrigen schön gesagt: diese zugleich menschliche

und göttliche Geschichte!) Papst Pius XI. sprach zwar bei seiner Ankündigung des ephesinischen Schauspiels wiederholt von einer feierlichen Definition (solemniter decretum) der Gottesmutterschaft Mariens. Doch irgend jemand – der Heilige Geist vielleicht – muß ihn dann erleuchtet haben. Seine Enzyklika «Lux veritatis» (welcher Hohn!) vom 25. Dezember 1931 enthält keinerlei Hinweis mehr auf eine Definition! Statt dessen erklärt Pius jetzt das Dogma der Gottesmutterschaft nur als Folgerung aus der Lehre von der «hypostatischen Union», die damals freilich gleichfalls nicht begrifflich formuliert worden ist.[62]

Für Kyrill hatte das eine wie andere insgeheim ohnedies keine große Bedeutung. Deshalb spricht sein Brief ganz konsequent auch nur von der eignen Beweihräucherung und der seines Anhangs – und von der Vernichtung des «Ketzers», des gefürchteten Rivalen, dem man brieflich zu wissen gab: «Die heilige Synode, durch die Gnade Gottes und auf Befehl unseres allerfrömmsten und allerheiligsten Kaisers in der Stadt Ephesus versammelt, an Nestorius, den neuen Judas. Wisse, daß du aufgrund deiner gottlosen Lehräußerungen und deines Ungehorsams gegenüber den Kanones von der heiligen Synode am 22. dieses Monats Juni abgesetzt bist und daß du keinen Rang mehr in der Kirche bekleidest».[63]

Kirchenvater Theodoret, Bischof von Cyrus und Teilnehmer an diesem Konzil, schrieb darüber: «Wieder rast der Ägypter wider Gott und kämpft mit Moses und seinen Knechten und der größte Teil Israels stimmt den Gegnern zu, denn nur zu wenige sind gesund, die auch Mühsal um der Frömmigkeit willen gern ertragen ... Welcher Komödienschreiber hat jemals eine solche Fabel erzählt, welcher Tragödiendichter je etwas so Tränenreiches gedichtet?»[64]

Nestorios erklärte von dieser ökumenischen Versammlung, Kyrill sei die ganze Tagung selber gewesen, «denn was er auch sagte, sagten alle ihm nach. Zweifelsohne vertrat er durch seine Person das Gericht ... Er hat die, die ihm gefielen, von nah und fern zusammengerufen, und hat sich selbst zum Gericht gemacht ... Wer war Richter? Kyrill. Wer war Ankläger? Kyrill.

Wer war Bischof von Rom? Kyrill. Kyrill war alles». Papst Coelestin I. seinerseits vindizierte natürlich sich selbst «das größte Teil, dank der Hilfe der ehrwürdigen Trinität» und rühmte sich, das Messer gereicht zu haben, um «dieses Geschwür aus dem Leibe der Kirche zu schneiden», wie es «die furchtbare Fäulnis rätlich erscheinen ließ». (Im 20. Jahrhundert attestiert der katholische Kirchenhistoriker Palanque dem «Ketzer» Nestorios einen schlechten Charakter – und dem hl. Kyrill «Böswilligkeit».[65])

Papst Coelestin aber verklärte sich die ephesinische Versammlung zu einer «großen Schar von Heiligen», die ihm von «der Gegenwart des Heiligen Geistes» Zeugnis gab. Dabei hatte Kyrill den Römer nur vorgeschoben, ihn nur für seinen Kampf gegen Konstantinopel, den Patriarchen wie den Kaiser, benutzt, hatten die päpstlichen Gesandten keinerlei Einfluß auf die Beschlüsse, sie hatten nicht einmal den gesamten Westen repräsentiert: der Episkopat Afrikas und Illyriens war selbständig vertreten. Schließlich wurden die römischen Legaten, deren Ankunft man ja nicht einmal abgewartet, selbst in dem langen Bericht an Coelestin nur zuletzt kurz und beiläufig erwähnt, was ihrem Auftritt auch durchaus entsprach – trotz einiger vollmundiger Phrasen, wie «daß der heiligste und seligste Petrus, Erster und Haupt der Apostel, Säule des Glaubens und Grundstein der katholischen Kirche, von unserem Herrn Jesus Christus, dem Erlöser des Menschengeschlechts, die Schlüssel des Reichs und die Gewalt, zu binden und zu lösen, empfing; er, der bis zum heutigen Tage und alle Zeit in seinen Nachfolgern lebt und richtet ...», und so weiter.[66]

Immerhin aber hatte nicht nur Kyrill Rom für sich ausgespielt, sondern war auch Coelestin, damals doch wirklich nicht viel mehr als ein Trumpf in der Hand des Alexandriners, im Osten ausgezeichnet worden wie wohl kaum zuvor. Immerhin wurde die Erklärung seines Legaten, des Priesters Philippus, dem Konzilsprotokoll eingefügt und diente noch dem Ersten Vatikanum (1870) als Beweisstück der päpstlichen Unfehlbarkeit! Dem Papsttum jedenfalls «boten die Tragödie des Patriarchen Nestorius in seinem Kampf mit Kyrill und das Konzil von Ephesus die

Gelegenheit, die neuen römischen Ansprüche des Dekretalenzeitalters auf der großen Bühne der orientalischen Reichskirche aller Welt sichtbar zu demonstrieren. Von einer Tragödie kann man mit vollem Recht sprechen, weil die unterschiedlichen Auffassungen der antiochenischen und alexandrinischen Schule in der Inkarnatsfrage durchaus nicht häretisch und kirchenspaltend hätten werden müssen. Das treibende Moment zur Katastrophe bildeten der lauernde Haß und der unerbittliche Vernichtungswille, mit dem Kyrill den nestorianischen Streit schürte und zum Gipfel trieb. Seine stärkste Kampftruppe bildeten dabei Mönchshaufen – wenig gebildet, vernunftfeindlich und deshalb leicht fanatisierbar ...» Dies das Urteil des katholischen Theologen und Kirchenhistorikers Georg Schwaiger über einen der größten Heiligen des Katholizismus.[67]

Das Konzil war mit Kyrills triumphierender Siegesmeldung freilich noch nicht ausgestanden.

Wenige Tage später (wegen schlechten Wetters und weil «die Pferde gestürzt») erschienen die durch den Heiligen vorbeugend ausgeschlossenen, damals «Orientalen» genannten syrischen Bischöfe unter ihrem Patriarchen Johannes von Antiochien, einem Freund des Nestorios. Sie konstituierten sich gleich, kaum abgestiegen, am 26. Juni mit einem Teil derer, die am 21. Juni Kyrill opponierten, im Beisein des kaiserlichen Kommissars und offiziellen Konzilsprotektors Candidian, als das zweifellos «rechtmäßige Konzil, man kann es nicht anders nennen» (Seeberg), wenn auch als wesentlich kleinere Synode von etwa 50 Bischöfen. Sie setzten Kyrill ab, ebenso den schwer belasteten Ortsbischof Memnon, dessen Mönchsorden Nestorios derart bedrängten, daß er militärischen Schutz erhielt. (Das Absetzungsurteil trägt in den griechischen Akten 42, in der lateinischen Fassung des Rusticus 53 Unterschriften.) Alle übrigen Konzilsväter aber erklärte die Synode für so lange exkommuniziert, bis sie Kyrills «ketzerische» Sätze, «die der Lehre des Evangeliums und der Apostel offen widerstreiten», verdammten. An den Kaiser richtete die Minderheit einen geharnischten Protest gegen die «barbarische Versammlung» der Gegner und fing die Schreiben Kyrills an

Theodosius ab, worauf der Heilige seine hand- und schlagfesten Mönchshaufen, unter denen Schenute von Atripe (S. 203 ff), Heiliger der Kopten, sich besonders hervortat, auf die Straße ließ und totale Anarchie herrschte. Kaum konnte das nestorianische Minderheitskonzil vor der verhetzten Volksmenge geschützt werden, obwohl auch Nestorios eine «Knüppelgarde» begleitete und Bischöfe Kyrills am Leben bedrohte.[68]

Im Lauf des Juli, nachdem am 10. die römischen Gesandten, die Bischöfe Arcadius und Projectus sowie der Priester Philippus, der eigentliche Wortführer, eingetroffen waren, trat die Konzilsmehrheit noch fünfmal zusammen. Bereits in seiner Begrüßungsrede bemerkte Philippus, Papst Coelestin habe durch einen Brief an Kyrill die Sache schon entschieden, worauf ein zweites päpstliches Schreiben erst lateinisch, die Delegation bestand darauf, dann griechisch verlesen wurde und die Versammelten, offensichtlich von Kyrill vorbereitet, schrien: «Ein rechtes Urteil! Dem neuen Paulus Cölestin! Dem neuen Paulus Kyrill! Cölestin, dem Hüter des Glaubens, Cölestin, der einig ist mit der Synode! Cölestin sagt die ganze Synode Dank! Ein Cölestin, ein Kyrill, ein Glaube der Synode, ein Glaube der ganzen Welt!» («Ein Volk, ein Reich, ein Führer!» Welcher Deutsche meiner Generation dächte bei solch totalitären Phrasen nicht an diesen – doch noch viel bescheideneren! – Schrei der Nazizeit . . .?!)

Ein Glaube der ganzen Welt! Ja, das möchten sie noch immer – wenn es *ihr* Glaube ist! Ihr Unglaube . . .

Durch die synodalen Akklamationen waren Alexandrien und Rom sozusagen einander zu- und gleichgeordnet, paritätisch. Der Papstlegat Philippus rückte deshalb – in einem übelmachenden Sakraljargon – die Sache gleich in römische Sicht: «Wir danken der heiligen und ehrwürdigen Synode, daß Ihr nach Verlesung des Briefes unseres heiligen und seligen Papstes vor Euch die heiligen Glieder durch Euere heiligen Stimmen und heiligen Ausrufe dem heiligen Haupte angeschlossen habt; denn Eure Seligkeit weiß sehr wohl, daß das Haupt . . . des ganzen Glaubens und der Apostel der selige Apostel Petrus ist.» (So viel Heiligkeit kann ja nur Lüge sein!) Und auch am nächsten Tag brachte Philippus

Roms Primatsvorstellungen zum Ausdruck. Aber Bischof Theodor von Ancyra unterlief diese Absicht sehr geschickt. Auch Kyrill selbst dachte nicht daran, sich zum Mandatar des Papstes machen zu lassen und hob schließlich wieder den Vorrang der älteren Synodalordnung hervor, die Zustimmung der Römer zum Beschluß der Synode (nicht etwa umgekehrt!), ohne daß man sich jedoch, auf beiden Seiten, in die Parade gefahren wäre. Jeder brauchte und benutzte den andern für seine Zwecke.[69]

Am 11. Juli bestätigte die päpstliche Delegation die Absetzung des Nestorios. Am 16. Juli erklärte das Mehrheitskonzil die Absetzung Kyrills und Memnons durch die Orientalen für unkanonisch und ungültig. Am 17. Juli exkommunizierte es den Patriarchen Johannes von Antiochien (nachdem er eine dreimalige Vorladung ausgeschlagen) samt Anhang und verfügte ihre Suspension von allen geistlichen Ämtern bis zu «eintretender Besserung». Jedes Konzil hatte so das andere recht christlich verflucht, jedes, auf höchsten Befehl, eine Delegation an den Hof geschickt und der Kaiser die Beschlüsse beider bestätigt. Ein Einigungsversuch scheiterte. Für Kyrill war gar der als heiligmäßig geltende Abt Dalmatius tätig geworden, der angeblich 48 Jahre seine Zelle nicht verlassen. Jetzt aber stellte er sich an die Spitze von Mönchshaufen und demonstrierte unter heiligen Gesängen und begleitet von gewaltigen Volksmassen vor dem Kaiserpalast, bis der unschlüssige Herrscher ihn empfing, der nun entscheiden sollte, mußte, doch länger schwankte. Anfang August erschien der Staatsschatzmeister (comes sacrarum largitionum) Johannes in Ephesus mit einem Schreiben seines Herrn, das Kyrill, Memnon und Nestorios absetzte, bis er selbst, Comes Johannes, als es in seiner Gegenwart bei einer Versammlung beider Parteien zum Streit kam, «um Unruhen zu verhüten», alle drei Hauptakteure, Kyrill, Nestorios und Ortsbischof Memnon, auch festsetzte, letzteren aparterweise in seinem eigenen Palais.

In dieser entscheidenden Phase des Konzils, auf dem Kyrill das Dogma von der «Gottesmutter» und «Gottesgebärerin», wie auch immer, einbrachte, «bahnte sich, aus Gründen, die zum Teil in Dunkel gehüllt sind, ein Umschwung in der Stimmung des

Hofes an» (Bibliothek der Kirchenväter). Denn Kyrill war bald der Haft entflohen und Ende Oktober wieder in Alexandrien, wo er seine Bewacher durch Aufnahme in den dortigen Klerus belohnte, vor allem aber durch seine Agenten in der Hauptstadt die Fortsetzung des Konzils auf seine Weise betrieb, sozusagen à la Kyrill. Denn nun goß der Mann, der weitaus am häufigsten, pathetischsten vom «Charismatischen in der Kirche» redet (K. Rahner SJ), den Papst Coelestin I. «meinen heiligen Bruder Cyrill» nennt, «bonus fidei catholicae defensor», «probatissimus sacerdos», «vir apostolicus», den Athanasius Sinaita «das Siegel der Väter» rühmt und dessen Name überhaupt in der Kirchen- und Dogmengeschichte fortlebt als der des auserwählten Werkzeugs, des großen Sachwalters, ja, Erretters der Orthodoxie, nun goß er verschwenderisch das Gold der alexandrinischen Kirche über den Hof. Er war von seinen Helfershelfern und Spitzeln durchsetzt, und der Heilige bestach Gott und die Welt, alles, was zu bestechen war, doch alles nur «zugunsten des bedrohten Glaubens» (Grillmeier SJ). «Letzte theologische Verhandlungen ...» überschreibt Dominikaner Camelot (mit kirchlicher Druckerlaubnis) diesen Abschnitt – «... alles Dinge, auf die wir nicht im einzelnen eingehen wollen, weil sie das Konzil nicht unmittelbar berühren».[70]

Dafür verweilen wir noch etwas hier – zumal wohl kaum jemand glaubt, der Alexandriner habe den kaiserlichen Hof aus karitativen Gründen mit seinen «Eulogien» überschwemmt.

Der hl. Kyrill, durch Dekret der Ritenkongregation vom 28. Juli 1882 mit dem höchsten Titel der katholischen Kirche, «Doctor ecclesiae», ausgezeichnet – gebrandmarkt! –, spendierte, persönlich und durch andere, kaufmännisch großzügig und im rechten Augenblick alles aufs Spiel setzend, den Prinzessinnen, der Hofkamarilla, begehrte Straußenfedern, teure Stoffe, Teppiche, Elfenbeinmöbel. Er schob hohen Staatsbeamten riesige Summen zu, seine «bekannten Überredungsmittel», wie Nestorios spottet, dem der Spott freilich noch vergehen sollte, seine «goldenen Pfeile», Geld, viel Geld. Geld für die Frau des Prätorianerpräfekten, Geld für einflußreiche Eunuchen und Kammer-

zofen, die je bis zu 200 Pfund Gold bekamen, so daß der alexandrinische Stuhl, wiewohl schwerreich, noch eine Anleihe von 1500 Pfund Gold (100 000 Goldstücke) machen mußte, doch trotzdem nicht auskam und bedeutend verschuldete. (Als Kyrills Nachfolger Dioskor sein Amt antrat, fand er infolge dieser Bestechungen die Kassen leer.) Kurz, Kirchenlehrer Kyrill leistete sich, unbeschadet seiner Heiligkeit, im Gegenteil, diese derart gerade unter Beweis stellend, «Bestechungsmanöver größten Stils» (Caspar) – aber immerhin solche, schreibt Jesuit Grillmeier befriedigt, «die ihre Wirkung nicht verfehlten». Das Verzeichnis liegt vor, in den originalen Konzilsakten ist es nachzulesen, ein Brief von Epiphanius, Kyrills Erzdiakon und Sekretär (syncellus), an den neuen Patriarchen Konstantinopels, Maximian, die angeblich älteste Quelle, nennt die «Geschenke», eine beiliegende Liste hält sie genau fest, und Kirchenvater Theodoret, Bischof von Cyrus, berichtet darüber als Augenzeuge.[71]

Ein teures Dogma, kein Zweifel. Doch schließlich gilt es noch heute. Und der Erfolg heiligt die Mittel und hier, ganz buchstäblich, sogar die Erfolgs-Vermittler. Hat man sich ja auch sonst den Heiligen Geist sehr oft geneigt gemacht und die Theologie, das heißt das, was sie einbringt, einiges kosten lassen. Geld spielt beim Durchsetzen von Glauben und Gewalt verhältnismäßig früh mit – und dann erst recht. Jesuit Bacht streift beiläufig «die reichen Bestechungsgelder», womit «die Patriarchen von Alexandrien nie [!] kargten» – doch andere, römische etwa, ebensowenig! Kirchen- und «Ketzer»-Häupter haben damit operiert, sie bezahlt, eingesteckt, auch christliche Kaiser, wie bereits der erste, Konstantin, der nicht nur den Klerus mit Geld und Vergünstigungen überschüttete (I 224 f, 235 ff), sondern auch den Armen Spenden gab, um sie zu Christen zu machen.[72]

Und gewiß spielte es eine Rolle, daß das Dogma von der Gottesmutterschaft Mariens gerade in Ephesus zustande kam – am Hauptsitz der heidnischen Muttergottheit, der phrygischen Kybele, der ephesinischen Stadtgöttin Artemis, deren Wallfahrtskult die Epheser seit Jahrhunderten kannten. Artemis, als «Gebetserhörerin», «Retterin», ewig Jungfräuliche verehrt, beson-

ders im Mai, verschmolz mit Maria – indes die letzten Anhänger der Göttin ihr Bild im Tempel bargen «und alle noch auffindbaren Stücke der zerbrochenen Säulchen und Hirschkühe sorgsam dazu legten, während der Bau von den Christen im heiligen Eifer niedergerissen wurde» (Miltner).[73]

Kyrill, dem die Welt – unter anderem – «die berühmteste Marienpredigt des Altertums» (Hom. 4) verdankt (Altaner), falls sie echt ist, was sogar auf katholischer Seite starken Bedenken begegnet, hatte seine «goldnen Pfeile» mitten ins Schwarze gesetzt. Selbst das fromme, bischöflich abgesegnete «Handbuch der Kirchengeschichte» kann nicht umhin, von «einer umfangreichen Geschenkaktion bei den einflußreichsten Persönlichkeiten der Hauptstadt» zu sprechen, wodurch der Patriarch «der alexandrinischen Kirche eine enorme Schuldenlast aufbürdete»; scheint aber zugleich pikiert darüber, weil dies «Nestorios später bitter als Bestechung charakterisierte» – als wäre es nicht eine der ungeheuerlichsten gewesen. Die Katholiken strapazieren da freilich, wie stets in hochpeinlichen Fällen, kaum minder hochpeinliche Ausflüchte. Theologe Ehrhard zum Beispiel subsumiert die riesigen Schmiergelder des Kirchenlehrers natürlich nicht «unter unseren heutigen Bezeichnungsbegriff», denn sonst müßte man ihn ja «auf das nachdrücklichste verurteilen», und das darf doch nicht sein. Also beschönigt er es als eine ganz bekannte zeitgenössische «Sitte ... nicht ohne Geschenk mit einer Bitte an eine [?] höher gestellte Persönlichkeit heranzutreten». Selbst für Ehrhard stände der Heilige allerdings «höher in unserer Achtung, wenn er sich dieser Sitte nicht gefügt, sondern sich einzig und allein auf die Güte seiner Sache verlassen hätte». Gerade das aber konnte er nicht.

Der Konstantinopler Patriarch jedoch verlor jetzt zusehends den Boden unter den Füßen. Die Stimmung am Hof schlug um. Kaiser Theodosius II., zeitlebens von seiner Umgebung abhängig, überdies eingeschüchtert von Kyrills terroristischen Mönchen sowie von jenem Brief Papst Coelestins vielleicht, der ihm eben damals, 431, Christus als den eigentlichen Herrn seines Reiches («imperii rector») einschärft, weshalb der Regent die Orthodoxie

schützen, die Rechtgläubigkeit verteidigen müsse, wobei der Römer noch ausdrücklich die Priorität des Religiösen gegenüber allem «Weltlichen» betont – Kaiser Theodosius ließ Nestorios fallen, zumal dieser den Fehler machte, seine Abdankung anzubieten. Er verzichtete auf sein Bischofsamt und ersuchte nur, beim Herrscher dafür zu wirken, in allen Kirchen Edikte über die Verwerfung des «kyrillischen Geschwätzes» zu verkünden, um den Einfältigen kein Ärgernis zu geben. Am 3. September 431 ging Nestorios in sein altes Kloster bei Antiochien und erhielt am 25. Oktober den Presbyter Maximian als Nachfolger, eine Null, die Kyrill nicht gestört hat.

Dito den Papst. Coelestin begrüßte Maximians «Erhöhung», würdigte ihn eines Briefes ganz im Tonfall des Vorgesetzten und richtete ein langes Hirtenschreiben an die Kleriker Konstantinopels, als ständen sie alle unter seinem Kommando. Und am 15. März 432 fiel er noch einmal über den entthronten Nestorios her. Er verglich ihn mit Judas, wobei dieser besser abschnitt. Er geißelte seine «Gottlosigkeit», war aber so vorsichtig, «seiner Perfidie nicht den Namen ‹Irrglaube›» zu geben, denn «nicht jede Gottlosigkeit ist Irrglaube»; ein sehr deutungsfähiges Wort. Und während er Nestorios einen «Sünder» schimpfte mit «umnebelten Blick», setzte er sich selber ins schönste Licht. «Mir selbst», schrieb der Papst, «vindiziere ich das größte Teil, dank der Hilfe der ehrwürdigen Trinität, an der Wiederherstellung der Ruhe [!] der gesamten Kirche und dem Gipfel der gegenwärtigen Freude; denn ich war es ... Ich warf den Samen ...» Und: «da dieses Geschwür aus dem Leibe der Kirche zu schneiden die furchtbare Fäulnis rätlich erscheinen ließ, da reichten wir mit dem Messer zugleich die heilende Binde.»

Auch Kyrill trompetete natürlich seinen Triumph in die Welt und ruhte nicht, bis sein verdammter Widersacher, der «reißende Wolf», der «neuerschienene Drache», «der tückische Mensch mit giftgeschwollener Zunge», der doch schon resigniert, sich jahrelang ruhig verhalten hatte, in seinen eignen Machtbereich kam. 436 zunächst nach Petra (Südpalästina: Wadi Musa) verbannt, wurde er schließlich in ein weltentlegenes, fast wasserloses Nest

der ägyptischen Wüste (mit dem bezaubernden Namen «Oasis») gebracht, einem Aufenthaltsort für mißliebig gewordene Hofbeamte und Strafgefangene. Von den Spähern des Heiligen bewacht, in primitivsten Verhältnissen, doch innerlich ungebeugt und sich noch bei Lebensende für rechtgläubig haltend, vegetierte Nestorios einsam und vergessen dahin, verschleppt, mehrfach umgesiedelt, bis er, nach einem vergeblichen Gnadengesuch, um 451 vermutlich in der Gegend von Panopolis (Oberägypten) starb. Der Welt hinterließ er Erinnerungen, das «Buch des Heraklides», seine (1910 edierte) leidvolle Autobiographie, worin er Parallelen zum Schicksal seines Vorgängers Johannes Chrysostomos, auch zu Athanasius zieht und zu Flavian.[74]

Nestorios war dem Zusammenspiel von Alexandrien, Rom und zuletzt auch dem Hof erlegen. Papst Coelestin I. hatte Theodosius beschworen, Beistand zu leisten, um die eigene Herrschaft desto dauerhafter zu machen. Und nach dem Konzil feierte er den Monarchen fast überschwenglich, nannte sein Reich mit dem Propheten ein «Reich für alle Ewigkeit». Dieser Ruhmestitel werde ihm bleiben, «keine Zeit und kein Altern wird ihn auslöschen. Denn ewig ist, was aus Liebe zum ewigen König geschieht». Das entsprach zwar ganz seinem früheren Wort: «Glückselig das Kaisertum, das dem Dienst an Gottes Sache ergeben». In Wahrheit freilich ist dann nicht das Kaisertum glückselig, sondern das Papsttum. Und so soll es auch sein. *Nur darum geht es ja!* Weshalb da auch jede Härte, Gemeinheit, Niedertracht selbstverständlich ist. Betont Walter Ullmann doch mit Recht, es sei der Papst gewesen, der den Kaiser bat, den durch Bischofsspruch bereits verdammten Nestorios jetzt auch von der Gesellschaft auszuschließen – für Johannes Haller ein Zeichen, «wie sehr noch der Gestürzte gefürchtet und gehaßt wurde», dem man sogar ein Wiederaufrollen des pelagianischen Streits zugetraut hatte.[75]

Konzilschronist Camelot aber präsentiert uns ein typisch katholisch-theologisches Resümee. Ausgehend von der Frage, welches denn nun das «richtige Konzil von Ephesus» gewesen, meint er zunächst: Viele moderne Historiker sähen in dieser

Synode «nur eine recht traurige Angelegenheit», eine «beklagenswerte und verwickelte Tragödie», vom alexandrinischen «Pharao» inszeniert (Zitat übrigens eines berühmten, freilich nicht ganz ungerupft gebliebenen Katholiken, des Kirchengeschichtlers Louis Duchesne), und äußert, tatsächlich fühlten sich «auch noch heutzutage sehr viele Wissenschaftler, ja sogar gute, die durchaus nicht alle häretisch sind, dazu getrieben, das Verhalten Cyrills bei dieser ganzen Angelegenheit und dadurch auch das Konzil selbst, streng zu beurteilen, ja sogar ‹in Verruf zu bringen› ». Nicht selten meint man, Camelot selber neige dazu, führt er doch gewichtige Gründe für das Konzil des Nestorios und Johannes an und gewichtige gegen das von Kyrill, dessen Anfechtbarkeit und Anstößigkeit «völlig außer Zweifel» stehe. Dann freilich schreibt er: «Die Gegenwart der römischen Legaten genügt aber, um dem Konzil Cyrills den ökumenischen Charakter zu sichern, welcher der Synode der orientalischen Bischöfe abging. So stand Cyrills Konzil und nicht das des Johannes in Gemeinschaft mit dem Papst».

Womit sich einmal mehr, wie tausendmal in der Historie, erweist: man braucht bloß gemeinsame Sache mit dem Papst zu machen, und schon wird aus Unrecht Recht. Gleichwohl sagt Camelot, manche sprächen von der «Räubersynode von Ephesus», die nicht mehr wert sei als die von 449 (S. 220 ff). Ja, Horst Dallmayr nennt in seinem Buch «Die großen vier Konzilien», erschienen im katholischen Kösel-Verlag, diese Versammlung, auf der die päpstlichen Legaten doch «alles kanonisch und der kirchlichen Regel entsprechend» befanden, «ein Fiasko», das «ärgerlichste Konzil der Kirchengeschichte».[76]

Heute gibt es in Ephesus nur noch ein paar christliche Denkmäler, die einstige Konzilskirche ist eine Ruine, und in Izmir, weit und breit die größte Stadt, leben unter rund 450 000 Einwohnern etwa 2000 Christen.[77]

Die «Union», ein fast unglaublicher Glaubenshandel, und Kyrills Gaunerstück mit dem Mönch Viktor

Als aber der Wind wieder umschlug, im ganzen Osten Proteststürme begannen, gab Kyrill, dessen Gold und Gerissenheit inzwischen gesiegt, fast alles, was er in Ephesus theologisch vertreten, um seiner Stellung willen wieder preis. Die beiden Synoden – Papst Coelestin hatte zur erfolgreichen Konzilsarbeit im März 432 mehrfach gratuliert – waren in Wirklichkeit völlig unversöhnt geschieden. Doch nach einigem Hin und Her kapitulierte Kyrill bereits 433 dogmatisch. Er gab beträchtliche Teile seiner Terminologie auf und unterzeichnete ein Glaubensbekenntnis als Unionsformel, das auch Nestorios weitestgehend, wenn nicht ganz akzeptiert haben würde. Nun nämlich ließ er die Unterscheidung zwischen den menschlichen und göttlichen Eigenschaften Christi, die er vordem verworfen, gelten und bekannte sich zu einer typisch zweideutigen Kompromißformel: Christus wahrer Gott und wahrer Mensch in «unvermischter Einheit»; und dementsprechend auch Maria Gottesmutter. «Das hätte am Ende auch Nestorius unterschreiben können» (Haller). Ja, heute gibt es auch für den sich als Christ bekennenden Horst Dallmayr «nicht mehr viele Leute, die bezweifeln, daß Nestorius dieses Unions-Symbolum von ganzem Herzen unterschrieben hätte. Er kam nur nicht in die Lage, denn ihm wurde es nicht vorgelegt.» Es war der Wortlaut eines Protestschreibens gegen Kyrills «Anathematismen», eines Symbolums wahrscheinlich aus der Feder Theodorets von Cyrus, das die mit Nestorios verbündeten Antiochener schon 431, Wort für Wort, in Ephesus aufgestellt und an den Hof geschickt hatten! «Es freue sich der Himmel, es frohlocke die Erde», rief Kyrill Johannes nun zu. Und als Gegenleistung für seine Unterschrift anerkannten die Antiochener jetzt, darauf insistierte Kyrill allerdings weiter, weil nur dies für ihn entscheidend war, die Weihe des neuen Patriarchen von Konstantinopel, Maximian, und – von Seeberg mit einem «moralischen Selbstmord» verglichen – die Verdammung seines Vorgängers Nestorios.

Dabei lehrten sie dasselbe wie er! Hatten sie noch auf der Rückreise von Ephesus, in Tarsus, in Antiochien selbst, aus heller Empörung auf zwei Synoden ihren Hauptgegner Kyrill als Apollinaristen verurteilt, ein auch in ihren Streitschriften stets wiederkehrender Schimpf, und den hl. Kirchenlehrer samt Gefolgschaft aus der Kirche ausgeschlossen. Bischof Alexander von Hierapolis forderte nach wie vor seinen Widerruf der Anathematismen. Ja, eine Oppositionsgruppe, unter Führung der Bischöfe Helladius von Tarsus und Eutherius von Tyana, drang bei dem neuen Papst Sixtus III. auf eine Verurteilung des Alexandriners. Ganze Provinzen fielen von Johannes ab. Kaiser Theodosius aber konnte den Pfaffenstreit nicht brauchen. Er schaltete Symeon den Styliten ein, den in alter und neuer Zeit (durch Gibbon, Tennyson, Haller) vielverspotteten, von der Kirche jedoch hochgerühmten Heiligen, der erst sieben Jahre auf einer kleinen, dann dreißig Jahre auf einer großen Säule stand, angeblich ganze Völkerstämme dem «Götzendienste» entriß und überhaupt eine solche Menge außerordentlichster Wunder wirkte, daß es auch für Katholiken «an's Unglaubliche» grenzt (Wetzer/Welte). Gegenüber dem Klerus freilich war Symeon, der so wunder- und gesichtsreiche, den einst doch sogar die eignen Mönche im Kloster von Teleda verfolgt, offensichtlich machtlos. Und selbst als ein Sonderbeauftragter des Theodosius, der nach Antiochien geschickte Tribun und Notar Aristolaos, die Verurteilung des Nestorios samt seiner Schriften verlangte, widersetzten sich die Orientalen weiter auf einer Synode. Erst nachdem Patriarch Johannes den «weltlichen Arm» angerufen und die Beamten des Kaisers scharf durchgegriffen hatten, unterzeichnete der syrische Episkopat die Verdammung des Nestorios, ausgenommen eine um den nestorianischen Metropoliten Alexander von Hierapolis gescharte schwache Minderheit, die entthront und auf Veranlassung des Patriarchen nach Ägypten exiliert worden ist. Wieder einmal siegten Korruption und Gewalt. Johannes aber, der 431 in Ephesus mit all seinen Prälaten Kyrill abgesetzt, schrieb nun: «Wir stimmten (den orthodoxen Bischöfen in Ephesus) zu, indem wir Nestorius absetzten . . .!»[78]

Es war ein fast unglaublicher, die «Union» genannter Handel zwischen den Patriarchen Kyrill und Johannes, wobei zwei Päpste ihre Hand im Spiel hatten: Coelestin I., der inzwischen tot war, und sein Nachfolger Sixtus III., der Johannes mit an Zynismus grenzender Selbstgefälligkeit schrieb: «Durch den Ausgang dieser Sache hast Du erfahren, was es bedeutet, mit uns eines Sinnes zu sein» (und in Erinnerung an das Konzil die von ihm umgebaute Basilika Santa Maria Maggiore mit Marienmosaiken schmückte).

Mehrere Bischöfe außerhalb von Kyrills Machtbereich attakkierten ihn freilich heftig, Succensus von Diocaesarea etwa oder Valerian von Tarsus. Doch sogar ein Teil seiner eignen Anhänger, darunter einer seiner ersten, Acacius von Melitene, ein scharfer Antipode des Nestorios, wurden derart skandalisiert, daß Kyrill Vorwürfe einstecken, Erklärungen abgeben, kurz, arg und skrupellos lavieren mußte, um sie nicht zu verlieren; während Johannes, den doch eine alte Freundschaft mit Nestorios verbunden, als dessen Verräter erschien. Immer mehr standen überhaupt die Antiochener als Angeklagte da, indes Kyrill und Alexandrien, als die stärkere Potenz, triumphierten. Kurz darauf ließen Theodosius II. und Valentinian III. alle Schriften des Nestorios verbrennen. «Siehe, geliebter Bruder», so rühmte Papst Sixtus dem antiochenischen Patriarchen die «allergnädigsten und allerchristlichsten Kaiser», «wie wachsam sie sich der Sache der Religion hingegeben haben; keine Rast im Überlegen haben sie gekannt und sich um weltliche Dinge nicht gekümmert, wenn sie nicht den himmlischen (zuvor) genug getan hätten ... Sie haben sich für Dessen Sache eingesetzt, der sich ihrem Imperium niemals versagt hat. Sie wissen, daß sie ihre Fürsorge Dem leihen, der sie mit reichen Zinsen heimzahlt. Darüber ziemt uns Lobpreis, da wir dem himmlischen König die irdischen Herrscher verbündet sehen.»

Thron und Altar! «Gib mir, o Kaiser, die Erde gereinigt von den Ketzern, und ich will Dir den Himmel dafür geben. Vernichte Du mit mir die Irrgläubigen, so will ich mit Dir die Perser vernichten!» So hatte Nestorios in seiner Antrittspredigt gerufen

(S. 157). Nun war er selber «Ketzer» und vernichtet. Mit Ausnahme des (in syrischer Übertragung vorliegenden) «Liber Heraclidis» sind fast nur Fragmente von ihm erhalten, obwohl er selber kein «Nestorianer» war und der bald in Chalkedon (S. 229 ff) als orthodox verkündeten Formel gar nicht fernstand. Bis zuletzt hat er sich für «rechtgläubig» erklärt – schon Zeitgenossen sprachen von einer «Nestoriostragödie». Und tatsächlich konnte er bis heute nicht als «Ketzer» erwiesen werden. Namhafte Forscher suchten ihn zu rehabilitieren. Dogmengeschichtler Reinhold Seeberg hat Nestorios' Glauben nach dem «Liber Heraclidis», der Kyrill scharfzüngig kritisiert und die eigne Position aufzeigt, erläutert und faßt zusammen: « ‹Häretisch› ist an dieser Lehre in der Tat nichts ... Sie kommt in dem Resultat völlig mit Leo und dem Chalcedonense überein. Der Unterschied besteht nur darin, daß letztere es an allgemeinen Anklagen und Behauptungen haben genug sein lassen, während Nestorius ebenso sorgfältig die Gegner widerlegt als seine Auffassung entwickelt hat. Man sagt kaum zu viel, wenn man sein Buch als den bedeutendsten und scharfsinnigsten Versuch zur Lösung des christologischen Problems bezeichnet, den die alte Kirche hervorgebracht hat.» Inwieweit er wirklich «häretisch» gelehrt habe, schreibt Katholik Franzen, «bleibt bis heute unklar». Vor allem weil man auf dieser Seite einen schweren Irrtum, ein Verbrechen, selten eingesteht.

Die Nestorianer aber, jetzt öffentlich verfolgt, flohen in Scharen ins Perserreich. Dort, wo man sie gut aufnahm, schwächten sie die schon schwache Catholica weiter. 485 schleuderten die Oberhäupter beider Kirchen, der Nestorianer Barsumas von Nisibis und Katholikos Babuäus von Seleukia, gegeneinander den Bann. Babuäus wurde noch im selben Jahr hingerichtet. Die Nestorianer jedoch, seit der Synode von Seleukia 486 offiziell von den Katholiken getrennt, breiteten sich mächtig aus. Da sie scharf auch die Monophysiten bestritten, führte dies zwar zu neuen Kämpfen. Gleichwohl expandierten sie, erreichten um das 6. Jahrhundert Ceylon und die Türken Zentralasiens, im 7. Jahrhundert, entlang der Seidenstraße, China, wo man das Christen-

tum fast zwei Jahrhunderte geduldet hat. Viele überquerten, schreibt der eifrig zur Mission treibende Katholikos Timotheus I. (780–823), «die Meere nach Indien und China und nahmen nur Stab und Beutel mit». Im 14. Jahrhundert bedingte der Mongolensturm aber einen jähen und starken Rückgang. Im 16. Jahrhundert schlossen sich zahlreiche Nestorianer als unierte sogenannte Chaldäer und Malabarchristen Rom an. Im 17. Jahrhundert wurden viele Nestorianer Monophysiten (Jakobiten). Doch noch im 20. Jahrhundert gibt es eine (kleine) nestorianische Kirche in Irak, Iran, Syrien, gibt es über 100 000 Nestorianer in Kurdistan, etwa 5000 Nestorianer in Indien und 25 000 Nestorianer in den USA. Indes blieb Nestorios der gottverdammte «Ketzer», während schon das Konzil von Chalkedon, allerdings vielsagend genug, Kyrill als zweiten Athanasius feierte und mit dem Titel eines «Sachwalters des orthodoxen und makellosen Glaubens» schmückte.[79]

Tatsächlich war der Heilige völlig verschlagen, wie, kein Zweifel, sehr viele Kirchenfürsten, die indes nicht alle heilig, geschweige Kirchenlehrer werden. Doch wie gerissen der «Sachwalter» auch vor der Beseitigung seines Gegners gekämpft – angeblich um den Glauben, nicht um die Macht –, jetzt, da er die Macht hatte, schien der Glaube nicht mehr so wichtig. Drohte er noch unlängst dem Nestorios mit dem Herrn: «Glaubt nicht, ich sei gekommen, Frieden in die Welt zu bringen; nicht den Frieden wollte ich bringen, sondern das Schwert», so eröffnete er nach der Vernichtung des Nestorios im Frühjahr 433 Johannes von Antiochien, er sei «des Wortes des Herrn eingedenk: ‹Meinen Frieden gebe ich euch, meinen Frieden hinterlasse ich euch› ». Auch lehrte man ihn beten: «Herr, unser Gott, gib Frieden, denn damit hast du uns alles gegeben». Ja, nachdem er alles hatte![80]

Was vorher war, zählte nicht mehr. So dachte auch Johannes, der ihm schrieb: «Was die Gründe dieser Meinungsverschiedenheiten anbelangt, brauchen wir in diesen Friedenszeiten nicht näher darauf einzugehen». Ganz ähnlich repliziert Kyrill: «Auf welche Weise die Spaltung eingetreten war, braucht nicht dargelegt zu werden. Ich halte es vielmehr für angebrachter, das zu

denken und zu sagen, was für die Zeit des Friedens paßt.» Und da konnte er sich jetzt schnell «voll und ganz davon überzeugen ..., daß die Spaltung der Kirchen durchaus gegenstandslos und darum nicht mehr angebracht ist». Auch glaubensmäßig stimmte nun alles. Von dem «geliebten Bruder und Amtsgenossen Johannes» mit «einem untadeligen Glaubensbekenntnis» beglückt, kann er nach diesen «heiligen Worten» nur «feststellen, daß wir so denken wie Ihr. Denn es ist eben ‹*ein* Herr, *ein* Glaube, *eine* Taufe› (Eph. 4,5)». Ja, jetzt scheint alles in Butter. Kyrill, der große Glaubensstreiter, der Sachwalter der Orthodoxie, bestand nun nicht mehr auf alexandrinischen Schulausdrücken, sondern übernahm die Glaubensformel einer gemäßigten antiochenischen Christologie. Er bekundete plötzlich «einen hohen Grad von Versöhnlichkeit» (Katholik Ehrhard). Und die Nörgler, Tadler, «Unverständigen», die «Irrlehrer», die Leute voller «Torheit» und «Märchen», alle, «die gewöhnt sind, das Rechte zu verkehren», den Heiligen Geist zu «verdrehen», alle, die «nach Art wilder Wespen umhersummen und böse Reden gegen mich im Munde führen», ja, die müssen «dem Gelächter preisgegeben werden», ihnen muß man «den Mund stopfen». Sie laden «auf ihr Haupt ein unauslöschliches Feuer».[81]

Der Unionshandel macht evident, wie wenig Kirchenlehrer Kyrill der Glaube galt. War er doch auch am pelagianischen Streit, der seine Machtgier nicht betraf, offenbar kaum interessiert, während Papst Coelestin – der sich in der Apiarius-Affäre (S. 84 ff) nicht einmal gegen die katholischen Bischöfe Afrikas durchzusetzen vermochte – die Pelagianer in Gallien, Britannien, bis ans Ende der damaligen Welt, bis nach Irland, verfolgte, ehe er selber «selig in dem Herrn» entschlief (Gröne).[82]

Und dem «Unions»-Handel entspricht das – wenn man so will – kleinere Gaunerstück mit dem Mönch Viktor.

Viktor, vermutlich Abt, war einer der Ankläger Kyrills aus dem «Dreckhaufen Alexandriens», deren Beschwerden Anlaß des Konzils gewesen, einer der gefährlichsten, der sich besonderer Achtung erfreute. Seine Anklage wurde in Ephesus niedergeschlagen. Nun, nach Kyrills Sieg, bangte Viktor um seine Existenz.

Andererseits aber hatte auch Kyrill Ansehen und Wissen des Mönchs, der selbst dem Kaiser so imponierte, noch immer zu fürchten. So fand sich Viktor jetzt bereit zu der Erklärung, Kyrill nie angeklagt zu haben. Er erhärtete diese unglaubliche Lüge durch einen Eid, worauf er in sein alexandrinisches Kloster zurückkehren konnte. Und Kyrill, der hl. Kirchenlehrer, tat nicht nur so, als ob er dem Schwur Glauben schenkte, sondern spielte die beeidigte Lüge «als stärksten Trumpf» in einer eigenen Verteidigungsschrift gegen den Kaiser aus. Wie er selber, sagte er, sei auch Viktor verleumdet worden. Er habe ihn, seinen Patriarchen, nie angeklagt. So standen beide zuletzt makellos da.[83]

Der Alexandriner hatte durch das Konzil von Ephesus einen ungeheueren Triumph errungen, weniger theologisch als, der eigentliche Sinn der Sache, kirchenpolitisch. «Das Konzil», betont Heinrich Kraft, «hatte seine Bedeutung darin, daß es schließlich klar zur Verurteilung des Nestorius führte; dagegen trug es nur wenig zur Klärung des christologischen Dogmas bei». Es war vor allem ein Sieg über den Patriarchen Konstantinopels, der Hauptstadt, aber auch über die wenigstens zunächst zu Nestorios stehende Regierung. Das Patriarchat von Alexandrien, seit Athanasius im Aufstieg begriffen, erreichte jetzt den Höhepunkt seiner Macht. Kyrill wurde der Führer der östlichen Kirche, ja, er erhob «seine weltliche Gewalt in Ägypten über die der lokalen kaiserlichen Vertreter» (Ostrogorsky).[84]

DER HL. KYRILL ALS «KETZER»-VERFOLGER UND INITIATOR DER ERSTEN «ENDLÖSUNG»

Die ganze horrende Herrschsucht dieses Heiligen aber wird – typisch freilich für den Katholizismus generell – unter dem Vorwand des Glaubenskampfes befriedigt; wobei immerhin Kyrills Opera, trotz verschiedener Verluste, zehn Bände der Patrologia Graeca füllen, ein Umfang, den unter allen alten Kirchenvätern nur Augustinus und Johannes Chrysostomos übertreffen.

Unentwegt sieht Kyrill die «Kirche Gottes» durch so «viele Ketzereien», durch die «verruchten und gottlosen Lehren» anderer Christen bedroht, «Gottloser», die «aber auch sehr schnell in die Tiefe der Unterwelt stürzen», in «die Schlinge des Todes», falls sie nicht – dazu half er – «schon in diesem Leben ein schmähliches Ende» nehmen. Nur vor dem Hintergrund seiner Machtbesessenheit wird die oft so ermüdende, betäubend formlose Flut seines Schimpfens verständlich. Das Verteufeln aller andersgläubigen Christen schon der ersten Jahrhunderte (I Kap. 3) setzt er eher massiver fort, dabei ganz in den Fußstapfen seines berüchtigten Vorgängers und Lehrmeisters wandelnd, des hl. Athanasius, «unseres seligen und hochberühmten Vaters», den er zwar nicht an Starrsinn, doch an Brutalität überflügelt und an stilistischem Unvermögen zumindest erreicht. Selbst auf katholischer Seite findet man in Kyrills Sprache und Darstellung «nicht viel Anziehendes», was kein Zufall sein kann. Man nennt seinen Ausdruck «matt und weitschweifig und doch auch wieder schwülstig und überladen» (Bibliothek der Kirchenväter), kurz, seine Schriften «nehmen literarisch keinen sehr hohen Rang ein» (Altaner/Stuiber) – schonend gesagt.

Wer nicht will wie er, kann eigentlich nur «Ketzer» sein. Dem unterstellt er «Unverstand», «übergroße», «maßlose Unwissenheit», «Verkehrtheit und Verderbtheit» – denn wer anders lehrt, ist immer auch moralisch schlecht –; dem wirft er «Ärgernis» vor, «Lästerungen», «Wahnwitz», «Gaukelei und leeres Geschwätz», «auf die Spitze getriebene Torheit». Solche Leute sind «im höchsten Grade frevelhaft», «mit Fug und Recht Verdreher und Verleumder», «gleichsam trunken», «vom Rausche benebelt», zersetzt von der «Hefe der Schlechtigkeit», «sehr erkrankt an Unkenntnis Gottes», voller «Tollheit» und Lehren «teuflischen Ursprungs». «Sie verfälschen ja den uns überlieferten Glauben, gestützt auf die Erfindung des neuerschienenen Drachen», das heißt hier des Nestorios.[85]

Kyrill findet oft kaum ein Ende mit solchen Schmähkanonaden, wie sie einem Heiligen allerdings zustehn. Und natürlich fordert er – jetzt an die Adresse des Imperators: «Fort also mit

dem Brecherguß jener Menschen . . .» «Fort also mit allem Geschwätz und leerem Gerede, mit allem Irrwahn und Trug aufgeputzter Worte!» Wie nämlich Nestorios schon in seiner Antrittspredigt dem Kaiser zurief: «Vernichte mit mir die Ketzer . . .» und noch im Mai 428 ein Edikt gegen sämtliche «Häresien» erwirkte, so war auch für Kyrill die «Ketzer»-Ausrottung selbstverständliche Herrscherpflicht. Denn, droht er mit dem Alten Testament, «wenn sie sich nicht bekehren, wird der Herr sein Schwert gegen sie funkeln lassen». Der Herr war nicht nur der Kaiser, der Herr war vor allem auch Kyrill.

So ging er gleich nach seiner Bischofswahl am 17. Oktober 412 scharf gegen die bisher tolerierten und durchaus «rechtgläubigen» Novatianer vor. Als besonders sittenstreng konnten sie gerade Kyrill nicht imponieren. Im offenen Kampf gegen den kaiserlichen Statthalter ließ er ihre Kirchen gewaltsam schließen, sie selber austreiben und, ein weiterer Verstoß gegen das Staatsgesetz, ihr Vermögen ebenso in seiner Tasche verschwinden wie das Privatvermögen des novatianischen Bischofs Theopemptos. Kyrill, rühmt die «Bibliothek der Kirchenväter», gibt so mancher Sekte «den Todesstoß», freilich mit der «Feder», seiner «Hauptwaffe», meint man hier. «O der Tollheit!» ruft er immer wieder. «O des Unverstandes und des verrückten Sinnes». «O des Altweiberverstandes und des erschlafften Geistes, der nur noch plappern kann . . .» Ja, «Häretiker» haben bloß «gottlose Erfindungen», «abscheuliche Fabeln», «reinsten Blödsinn». Und sie stehen stets auf dem «Gipfel der Schlechtigkeit». «Wahrhaftig, ein geöffnetes Grab ist ihre Kehle . . ., Otterngift ist unter ihren Lippen». «Werdet nüchtern, ihr Trunkenen, von eurem Rausche!»[86]

Kyrill hat auch die Messalianer (vom syr. mṣallyānē = Betende, deshalb griechisch Euchiten genannt) verfolgt: Asketen anscheinend meist der unteren Volksschichten, mit langem Haar und Bußgewand, die sich der Arbeit enthielten und Christus in Entsagung, in völliger Armut zu dienen suchten. Dabei pflegten sie das Zusammenleben von Männern und Frauen als Ausdruck der «Brüderlichkeit», was den Katholiken besonders mißfiel. Nachdem man sie bereits früher verurteilt hatte, ließ Kyrill in

Ephesus noch einmal ihre Lehren, ihre Praktiken verdammen und sie selbst damit in den Untergrund treiben. Natürlich beteiligten sich auch viele andere an der Jagd. Patriarch Attikus von Konstantinopel (406–425), den Papst Leo I. lobt, die griechische Kirche als Heiligen verehrt (Fest: 8. Januar und 11. Oktober), fordert die Bischöfe Pamphyliens auf, die Messalianer wie Ungeziefer und Mäuse zu vertreiben. Patriarch Flavian von Antiochien läßt sie aus Edessa und ganz Syrien verstoßen. Bischof Amphilochios von Ikonion verfolgt sie in seiner Diözese ebenso wie Bischof Letoios von Melitene, der ihre Klöster anzündet; für Kirchenvater Bischof Theodoret: «Räuberhöhlen». Gleichwohl lebten die Messalianer noch im Mittelalter in den Bogumilen wieder auf.[87]

Wann immer aber Kyrill angreift – auch dies typisch für Klerus-Politik durch zwei Jahrtausende –, stets steht ein Abgrund von Irrtum, Tollheit, Blödsinn, Wahn auf der einen Seite. Und auf der andern die makellose Rechtgläubigkeit, er selber, dessen «weise und verständige Darlegung in keinem Punkt einem Tadel unterliegt», wie er sich bescheiden selbst bescheinigt. Immer gehören er und die Seinen zu jenen, die ihren Glauben «auf den unerschütterlichen Felsen fest gegründet haben, die Frömmigkeit bis ans Ende bewahren ... und über die Ohnmacht der Gegner lachen. ‹Mit uns ist Gott ...›». Immer leuchtet da der «Glanz der Wahrheit», und strotzt dort alles von «Unverstand und Irrsinn», predigt man «gleichsam im Schlafe und im Rausche», kennt man «weder die Schriften noch die Macht Gottes! Schlaft deshalb, wie es recht ist, euren Rausch aus ...»[88]

«Das schönste Zeugnis seines edlen Sinnes ist», rühmt Kyrill eine mit kirchlicher Druckerlaubnis unter Hitler sehr hoch aufgelegte «Sonderausgabe», «daß er auch im Kampf das Gebot der Bruderliebe zu wahren suchte und trotz seiner angeborenen Heftigkeit sich auch durch die niederträchtigsten Gehässigkeiten seines Gegners nicht zu einem Bruch der Selbstbeherrschung verleiten ließ». Erscheint doch auch einem neueren Forscher dieser Heilige als «ein Intellektueller vom ausgesprochen zerebralen Typus» und seine Bekämpfung der «Häresie» noch «so zurück-

haltend» (Jouassard) – zumindest neben seinen Attacken auf Heiden oder gar Juden![89]

Patriarch Kyrill, der bei letzteren «jedes Verständnis für das Geheimnis» des Christentums vermißt, von ihrem «Unverstand», ihrer «Krankheit» spricht, sie geistig «erblindet» nennt, «Kreuziger», «Herrenmörder», behandelt sie in seinen Schriften «noch schlechter ... als das Heidentum» (Jouassard). Doch nicht nur literarisch, wie die meisten alten Kirchenväter (I Kap. 2), auch wirklich schlug er zu. Schon 414 beschlagnahmte der Mann «von außergewöhnlicher Tatkraft», dieser «Charakter aus einem Guß» (Katholik Daniel-Rops), sämtliche Synagogen Ägyptens und machte daraus christliche Kirchen. Auch in Palästina wurden seinerzeit die Juden immer mehr unterdrückt, die Synagogen von fanatischen Mönchen niedergebrannt. Und als Kyrill in Alexandrien selbst, wo viele Juden wohnten, ihre Führer zu sich befahl und bedrohte, soll es auf jüdischer Seite zu Greueltaten gekommen sein, einem nächtlichen Massaker, das nach Quellenlage weder beweisbar noch grundsätzlich zu bestreiten ist. Jedenfalls ließ der Heilige nun, ohne jede Befugnis, unter seiner Führung die Synagoge von einem riesigen Volkshaufen stürmen, zerstören, das Eigentum der Juden wie im Krieg plündern und sie selbst mit Weib und Kind vertreiben, ohne Habe, ohne Nahrung, angeblich mehr als 100 000, vielleicht 200 000 Menschen. Die Ausweisung war total, die seit 700 Jahren bestehende alexandrinische Judengemeinde, die größte der Diaspora, ausgerottet – die erste «Endlösung» in der Kirchengeschichte. «Mag sein, daß dies Vorgehen Cyrills», heißt es in der «Bibliothek der Kirchenväter», 1935, «von Rücksichtslosigkeit und Gewalttätigkeit nicht ganz freizusprechen» ist.

Als Orestes, der kaiserliche Statthalter, sich sofort in Konstaninopel beschwerte, eilte eine Horde von Wüstenmönchen des Heiligen heran, «den Geruch von Blut und Frömmelei schon von ferne riechend» (Bury), beschimpfte Orestes, der in Konstantinopel getauft worden war, als Götzendiener, Heiden und ging tätlich gegen ihn vor. Man verwundete ihn durch einen Steinwurf am Kopf und hätte ihn vermutlich getötet, wäre nicht das Volk

für ihn eingetreten. Dem auf der Folter sterbenden Attentäter Ammonios erwies Kyrill die Ehren eines Märtyrers, für den ihn nicht einmal alle Christen hielten. Ja, er verherrlichte den Mönch in einer Predigt – und ließ seine Schlägertruppe, die ein kaiserlicher Erlaß vom 5. Oktober 416 auf 500 reduzierte, bereits am 3. Februar 418 auf 600 erhöhen.[90]

Nach dem Foltertod des «Märtyrers» aber war man entsprechend stimuliert für die Ermordung des Hypatia.

Denn im Verlauf der alexandrinischen Tumulte wird im März 415, mit Kyrills Einverständnis und von ihm «aufgeputscht» (Lacarrière), die in der ganzen damaligen Welt bekannte und gefeierte heidnische Philosophin Hypatia geschlachtet: eine Tochter des Mathematikers und Philosophen Theon, des letzten uns bekannten Vorstehers der alexandrinischen Museion-Universität; eine Lehrerin des Kirchenvaters Bischof Synesius von Cyrene, der sie brieflich als «Mutter, Schwester und Lehrerin» apostrophiert, als «gottgeliebte Philosophin», die selbst christliche Hörer hatte. Wie denn, zum Groll Kyrills, auch der Praefectus augustalis Orestes gern mit ihr verkehrte. Nachdem der Patriarch jedoch das Volk aufgepeitscht, Hypatia in seinen Predigten als Zauberin diffamiert und erschwindelte Berichte über sie verbreitet hatte, wurde sie von den Mönchen des Heiligen, unter Anführung des Klerikers Petrus, hinterrücks überfallen, in die Kirche Kaisarion geschleppt, nackt ausgezogen, mit Glasscherben buchstäblich zerfetzt und der zerstückelte Leichnam öffentlich verbrannt – «die erste Hexenverfolgung in der Geschichte» (Thieß).[91]

Doch auch, ja, mehr noch, eine Heidenverfolgung. Und Patriarch Kyrill galt «allgemein als der geistige Urheber des Verbrechens» (Güldenpenning). Selbst der 1970 mit Imprimatur erschienene Sammelband «Reformer der Kirche» schreibt von einem der größten katholischen Heiligen: «Er ist zumindest [!] moralisch für den gemeinen Mord an der vornehmen Heidin Hypathia mitverantwortlich». Berichtet doch auch der christliche Historiker Sokrates, obendrein einer, der unter seinen Kollegen noch am meisten «Objektivität» erstrebt, die Tat werde vom Volk Kyrill und

der Kirche Alexandriens zur Last gelegt. «So kann man überzeugt sein, daß die edle und hochgebildete Frau tatsächlich das prominenteste Opfer des fanatischen Bischofs geworden ist» (Tinnefeld). Das Heidentum besaß in Ägypten noch stärkere Positionen, als man meist glaubt. Es gab größere pagane Gruppen im sogenannten Volk, und es gab bedeutende antichristliche Persönlichkeiten in den Führungsschichten, besonders unter Intellektuellen.[92]

In den Heiden aber konnte Kyrill, der den Kampf seines Vorgängers und Onkels Theophil gegen sie fortsetzte, prinzipiell natürlich nichts andres sehen als in Juden. Sie mußten «zu Boden geschlagen» werden, wie das der von ihm gerühmte Josias tat, «der die Götzendiener mitsamt ihren Hainen und Altären verbrannte, alle Arten von Zauberei und Wahrsagerei ausrottete und die Schliche teuflischen Trugs unterdrückte». Kyrill versäumt nicht hinzuzufügen: «Auf diese Weise hat er seiner Regierung bei den Alten Anerkennung und Lobpreisung gesichert; und bis heute wird er bewundert von allen, die die Gottesfurcht zu schätzen wissen».[93]

Dieser hl. Verbrecher aber, ein Mann, der einerseits behauptet, die griechischen Philosophen hätten ihr Bestes von Moses gestohlen, andererseits selber Teile der eignen Sudate bei anderen abgeschrieben hat, ebenso langweilig meist wie gespreizt (dreißig Bücher allein «Gegen den gottlosen Julian»: je zehn wider je ein Buch von Julians «Gegen die Galiläer»!): Kyrill, vielfacher Lüge überführt, der Verleumdung des Nestorios, höchster Bestechung auch, schuldig der Enteignung zugunsten der Kirche und zu seinen Gunsten, der Verbannung, vieltausendfacher Austreibung brutalster Art, der Beihilfe zum Mord, dieser Teufel, der immer wieder von neuem bewies, welch «gefährliches Wagnis» es ist, so sagt er selbst, «sich mit Gott zu verfeinden und durch Abweichen vom Wege der Pflicht ihn irgendwie zu beleidigen», wurde schon bald «Verteidiger der Wahrheit» gerühmt, «feuriger Liebhaber der Genauigkeit». Der Initiator der ersten «Endlösung» christlicher Kirchengeschichte, der freilich noch viele «Endlösungen» folgen sollten, wurde «der vornehmste Heilige der byzantinischen

Orthodoxie» (v. Campenhausen), doch auch einer der strahlendsten Heiligen der römisch-katholischen Kirche, «doctor ecclesiae», Kirchenlehrer. Ist er ja noch nach Hitlers Judenvernichtung für Katholiken «in der ganzen Bedeutung des Wortes ein überaus tugendhafter Mann» (Pinay)! Dabei höhnte schon im 16. Jahrhundert der Katholik L. S. Le Nain de Tillemont dezent und mit dem auf dieser Seite so oft zelebrierten Zynismus: «Cyrill ist heilig, aber man kann nicht sagen, alle seine Handlungen seien gleichfalls heilig». Wie denn auch Kardinal Newman die «äußeren Taten» Kyrills, scheinbar irritiert, mit «seiner inneren Heiligkeit» komisch konfrontierte.[94]

Ein Forscher wie Geffcken freilich wird trotz seines Strebens nach Unvoreingenommenheit, trotz seines Bemühens, «in beiden Lagern das Gute» zu suchen, von Kyrill «immer wieder heftig» abgestoßen. Findet er ja da: «Fanatismus ohne echte, geschweige denn leuchtende Leidenschaft, Gelehrsamkeit ohne Tiefe, Fleiß ohne eigentliche Treue im kleinen, plumpe Rauflust ohne dialektische Übung und im allerletzten Grunde keine Ehrlichkeit im Kampfe . . .» Dies ist nicht nur Geffckens Meinung, sondern die wohl fast aller nichtkatholischen Historiker. Und das hat seine guten oder vielmehr bösen Gründe.[95]

Als der große Heilige starb, atmete ganz Ägypten auf. Ein vielleicht apokrypher, doch Kirchenvater Theodoret zugeschriebener Brief bekundet die allgemeine Erleichterung: «Endlich, endlich ist dieser schlimme Mann gestorben. Sein Abschied erfreut die Überlebenden, aber er wird die Toten betrübt haben.»[96]

Welche Kreaturen in der Umgebung des Patriarchen agierten, soll wenigstens ein Beispiel ausführlicher zeigen.

Schenute von Atripe (ca. 348–466!) als Klostervorsteher

Schenute (saïdisch = Sohn Gottes) war Begleiter Kyrills beim Konzil von Ephesus, wo er «eine hervorragende Rolle spielte» (Lexikon für Theologie und Kirche). Zuvor aber hütete er als Junge in Oberägypten das Vieh – häufig der Beginn einer großen christlichen Karriere. Er kam früh in das Weiße Kloster seines Onkels Pgōl, wurde dort oft schwer bestraft und hatte sich angeblich bald so dürr gefastet, daß, nach seinem Schüler Visa, «die Haut ihm an den Knochen klebte». Doch seit 383 leitete er selbst das Weiße Kloster bei Atripe in der Thebais, ein Doppelkloster, wo er zeitweise bis zu 2200 Mönche und 1800 Nonnen dirigierte. Selbst Johannes Leipoldt aber, Schenutes moderner Biograph, der seinen Helden so gern in Schutz nimmt und betont, er sei «mehr als ein harter Tyrann» gewesen, sieht ihn dann doch mit «reckenhafter Gewalt» unermüdlich «Heiden und Sünder» drangsalieren, ein Mann, «dessen Faust ebenso behend ist wie seine Zunge ... ein starker Held». Scheute der «große Abt», «Prophet», «Apostel» ja weder handgreiflichen Betrug noch eigenhändigen Mord. Vielmehr konnte er seine Mönche selbst für kleinste «Vergehen», ein Lachen schon, ein Lächeln, jahrzehntelang barbarisch prügeln, gelegentlich auch einen erschlagen. Visas «Leben des Schenute» umschreibt dies regelmäßig mit dem eindrucksvollen Satz: «... die Erde tat sich auf, und der Frevler versank bei lebendigem Leib in der Hölle».[97]

Mißhandlungen sind bei theokratischen Gruppen besonders beliebt. Wird doch nicht nur der «Besserung» wegen oder zur Stärkung der eigenen «Autorität» geprügelt, sondern gleichsam magisch gereinigt, schädliches Miasma beseitigt. Schon im jüdischen Sakralrecht gab es die körperliche Züchtigung; doch sollten es nicht mehr als, immerhin, 40 Schläge, dann 39 sein. (Für das ägyptische Recht sind 100 Hiebe bezeugt, für das griechische 50 und 100.) In christlicher Zeit wird das Auspeitschen beibehalten, ja, häufig betrieben; wobei man allerdings – bezeichnend – beim Strafmaß den Stand der Personen berücksichtigt! Auch als Kir-

chenbuße kannte man die Geißelung. So verfügte die 16. Synode von Toledo (693) bei Götzendienst oder Unzucht Personen niederen Standes je mit 100 Hieben zu bestrafen. Doch stäupte man nicht nur die (niederen) Laien, sondern selbst die eignen Geistlichen, spätestens vom 5. bis ins 19. Jahrhundert! Ganz besonders stetig, innig aber schlug man in den Klöstern zu. Noch Jean Paul schreibt, daß «der katholische Novize zum Mönch geprügelt» werde.[98]

Schenute, zwischen Exaltation und tiefen Depressionen schwankend, hatte jede Kleinigkeit schriftlich geregelt, und jede Kleinigkeit behandelte er wie eine Staatsaktion. Doch kam es ihm nicht darauf an, «daß die für das Kloster *wichtigen* Gebote gehalten werden, sondern darauf, daß *sein* Herrscherwille in Geltung bleibt».[99]

Zwar erkennt er zuweilen die Barbarei seines Regiments, gesteht er, Gott rate ihm nicht, «diesen großen Krieg in dir zu führen», gelobt er, milder zu regieren, die Sünder dem Gericht des Himmels zu überlassen. Doch solche Regungen sind kurz. Er greift hart durch, rücksichtsloser vielleicht, vermutet Leipoldt, als die Klosterregel es vorschrieb. Jedes Vergehen mußte bekannt werden. Angeberei wurde begünstigt, dringend gefordert. Und er schlug höchst eigenhändig die Brüder, die sich oft vor Schmerzen auf dem Boden wälzten. Als einer seinen Torturen erlag, redete er sich sophistisch, nein: christlich heraus. War er doch ein «seiner Stellung sich wohl bewußter Charakter» (Benediktiner Engberding) – und wurde Heiliger der koptischen Kirche (Fest: 7. Abib = 1. Juli).[100]

Schenutes Roheit zeigt auch sein Verhalten gegen jene, die ihr Genitale absäbelten, «um rein zu werden». Zwar soll Sexualverkehr oder auch bloß ein «tätliches» Delikt die Strenge der Klausur meist unterbunden haben. Den Mönchen war es verboten, im Dunklen miteinander zu reden, den Nonnen verwehrt, selbst einen leiblichen Bruder auf dem Sterbebett zu sehn! Auch durfte ein heilkundiger Asket weder eine Frau behandeln noch ein männliches Glied. Um so üppiger aber wucherten die geilsten Phantasien. Und diese «Vergehen» kehren in den Sündenverzeich-

nissen des Weißen Klosters ständig wieder. Schnitten sich nun Skrupulöse, «um rein zu werden», den Penis ab, was die Kirche, bei allem verrückten Keuschheitswahn, verbot, warf sie der Heilige kurzerhand vors Tor. «Lege sie, so wie sie sich im Blute ihrer Wunde baden, auf ein Bett und bringe sie auf den Fahrweg ... Und sie mögen ein (abschreckendes) Beispiel oder Zeichen für alle Vorübergehenden sein». Ganz unbarmherzig ist er freilich nicht. Zumindest gestattet er – nur Erlaubnis jedoch, keinesfalls Gebot –, Selbstverstümmler um des Seelenheils willen nicht gleich beim Weißen Kloster krepieren zu lassen. Denn «wenn du es Gottes wegen willst, so übergib sie ihren Verwandten, damit sie nicht in unserer Umgebung sterben ...».[101]

Bloß die Nonnen verhaute der Abt nicht selber; er scheute wohl Versuchungen. Eine Art ständiger Gesandter, ein «Greis», vertrat ihn da. Und die «Mutter» des Klosters, die Vorsteherin, mußte ihm, dem «Vater», alle Straffälle melden, worauf er die Zahl der Schläge bestimmte. Nur Mädchen durften jederzeit ohne seine Einwilligung verdroschen werden. In beiden Klöstern gab es, wie in anderen, Kinder, wenn auch über ihr Dasein nicht viel mehr bekannt ist, als daß darin Prügelstrafen «eine Hauptrolle spielten»; «Kinder hatten ja im Weißen Kloster stets das Vorrecht, viel geschlagen zu werden». Ihr Elend in christlichen Klöstern verdiente gründliche Studien. Auch ihr Schicksal in (christlichen) Heimen noch heute![102]

Über die Prügel, die Abt Schenute den Nonnen zudachte, berichtet ein im Schrifttum des koptischen Mönchtums einzigartiger Brief:

«Theonoë, die Tochter des Apa Hermēf, von der ihr uns in der ersten Zeit berichtet habt, daß sie in böser Weise Verbrechen beging und daß sie stahl: dreißig Stockhiebe.

Die Schwester des Apa Psyros, von der ihr in der ersten Zeit uns berichtet habt, daß sie heimlich etwas wegtrug: zwanzig Stockhiebe.

Sophia, die Schwester des kleinen Alten, von der ihr uns berichtet habt, daß sie denen hartnäckig widersprach und entgegnete, die sie belehrten, und vielen (anderen) ohne Grund, und daß sie

der Alten eine Ohrfeige ins Gesicht oder an den Kopf gab: zwanzig Stockhiebe.

Dschenbiktōr, die Schwester des kleinen Johannes, von der ihr uns berichtet habt, daß ihre Einsicht und Erkenntnis nicht vollendet sei: fünfzehn Stockhiebe.

Taēse, die Schwester des kleinen Pschai, von der ihr uns berichtet habt, daß sie zu Sansnō geeilt ist in Freundschaft und fleischlichem Gelüste: fünfzehn Stockhiebe.

Takūs, die Hrebekka heißt, deren Mund gelernt hat, in Lüge und Eitelkeit zu reden: fünfundzwanzig Stockhiebe.

Sophia, die Schwester des Zacharias: zehn Stockhiebe. Und ich weiß, weshalb man sie ihr geben wird.

Und ihre Schwester Apolle hätte es ebenfalls verdient, daß man ihr Stockhiebe gibt. Aber Gottes wegen und wegen der Fürsorge, die ihr zugewendet wird, verzeihen wir ihr diesmal, sowohl wegen jenes (verbotenen) Verkehrs, als auch wegen des Gewandes, das sie sich in eitler Lust anlegte ... Denn ich weiß, daß sie es (Stockhiebe) nicht würde vertragen können, da sie sehr fett und dick ist ...

Sophia, die Schwester des Joseph: fünfzehn Stockhiebe. Und ich weiß, weshalb man sie ihr geben wird.

Sansnō, die Schwester des Apa Hello, die welche sagt: Ich belehre andere: vierzig Stockhiebe. Denn manchmal eilte sie zu ihrer Nachbarin voll Freundschaft; manchmal wieder log sie wegen eitler, vergänglicher Dinge, sodaß sie ihrer Seele schadet, deren doch die ganze Welt nicht wert ist, noch weniger ein Bild oder eine Trinkschale oder ein Becherchen, derentwegen sie lügt.

All diese (Schläge) wird ihnen der Greis mit seinen Händen (d. h. persönlich) auf ihre Füße geben, während sie auf der Erde sitzen und die Alte und Taḫōm sie ihm halten und andere ältere Frauen mit ihnen. Und auch jene Greise ..., indem sie mit Stöcken ihre Füße festhalten, bis er aufhört sie zu züchtigen, wie auch wir das im Anfang bei einigen taten. Die aber, die sich ihm in irgend etwas widersetzen, soll er uns nennen, wenn er zu uns kommt; wir werden euch dann belehren, was mit ihnen geschehen soll. Wenn er ihnen aber noch mehr Schläge geben will, gut;

es ist recht, was er tun wird. Wenn er aber weniger geben will, so hat er das zu bestimmen. Wenn er jemanden ausstoßen will, gut. Wenn aber sein Herz mit einigen von euch zufrieden ist, sodaß er ihnen auch diesmal verzeihen will ... gut.»[103]

Auch der Strafe der Ausstoßung, die häufig vorkam, gingen manchmal Gefängnis und Geißelung voraus. Doch diese und andere Ungeheuerlichkeiten rechtfertigt Theologe Leipoldt mehr oder minder summarisch: «*Der Erfolg ist da*: Schenute hat sein Kloster durch die Gefahren des allzu raschen Wachstums so gut es ging hindurchgerettet. Die Folgezeit war an die Regel und ihre Härten gewöhnt ...»[104]

Der hl. Schenute als Heidenbekämpfer – Rauben, Ruinieren und Morden

Nun erschöpfte Schenutes Wirken sich nicht im Schlagen, wie intensiv und extensiv er es betrieb. Vielmehr ist sein Terror eng mit dem Untergang des Heidentums in Ägypten verknüpft. Und dieser geschah dort – wo ja schon Clemens Alexandrinus die Menschen ihres Götterdienstes wegen «schlimmer als die Affen» fand (vgl. I 196 ff) – seit dem späten 4. Jahrhundert gewaltsamer noch als anderwärts.[105]

Die Vernichtungszüge aber erfolgten fast immer unter Führung von Bischöfen und Äbten, die selbst in den herrlichsten Tempeln nur Infektionsherde sahen, Hochburgen Satans. Und als übelste Zerstörer fungierten jene «schweinischen Schwarzröcke», wie die Griechen sagten, die wie Menschen aussähen, doch wie Schweine lebten. Als Asketen, deren unterdrückte Triebe besonders zur Aggression tendieren, Destruktivität, waren sie gleichsam geschaffen für das Geschäft des Ruinierens, zumal ihre Reihen alle Arten von Exzentrikern füllten, von tragikomischen Existenzen. Schon die Herkunft einiger ihrer berühmtesten ist fast typisch. Schenute war Viehhüter, Makarius Schmuggler, Moses Straßenräuber, Antonius Schulversager.

Ihre Jünger und Gesinnungsgenossen hatten die «Anti-Kultur» gewählt und nicht zuletzt dadurch in der christlichen Welt Ansehen erlangt, «daß sie sich dem Teufel geradezu wie ‹Berufsboxer› stellten» (Brown).[106]

In aufgeregten Horden, gern in Tierhäuten steckend, durchzogen sie das Land, verwüsteten Tempel, verbrannten, schleiften noch die grandiosesten Kunstwerke, schienen sie nur Götter darzustellen. Seit die staatlichen Beamten die Verfolgung des Heidentums lässiger betrieben, nahmen sie die Mönche in die Hand. Sie fehlten beinah nie, wo ein altes Heiligtum berannt, eine «Ketzer»kirche, eine Synagoge eingeäschert wurde, oder wo Geld zu holen war. Und Scharen Beutegieriger plünderten des Unglaubens verdächtige Dörfer leer. «Die Mönche begehen viele Verbrechen», hatte selbst Kaiser Theodosius I. dem Bischof Ambrosius zu klagen gewagt und sie am 2. September 390 aus den Städten gewiesen (dies allerdings am 17. April 392 bereits widerrufen). Vielleicht hatte er sich an einen Text des Libanios erinnert, des hochgeschätzten, des erklärten Heiden (von dem wir viele Reden, über 1500 Briefe besitzen, die ihn zu einem der am besten dokumentierten Menschen des Altertums machen), an einen Passus über die Mönche, die von den Christen so brünstiglich Bewunderten, die doch «mehr als die Elefanten fressen, zahlreiche Becher leeren» und selber die eigene Lebensweise nur «geschickt unter künstlich bleicher Farbe verbergen». Sie also, klagt Libanios 389 in seiner an den Herrscher gerichteten Schrift «Pro templis», stürzen Wildbächen gleich voran und verheeren das Land, indem sie alle Tempel zerstören. «Sie stürmen die Heiligtümer, Kaiser, obwohl dein Gesetz noch besteht, mit Holzscheiten beladen oder mit Steinen und Schwertern bewaffnet, einzelne auch ohne diese Dinge, bloß mit Händen und Füßen. Dann als ob es herrenloses Gut wäre, reißen sie die Dächer nieder, stürzen die Mauern um, zerschlagen die Götterbilder, zertrümmern die Altäre. Den Priestern bleibt nur die Wahl zwischen Schweigen und Tod. Ist der erste Tempel zerstört, eilen sie zum zweiten und zum dritten und häufen Trophäen auf Trophäen, dem Gesetz zum Spott».[107]

Die Tempeldemontagen bedurften staatlicher Genehmigung.

Für Syrien werden die Vernichtungsaktionen 399 gesetzlich befohlen, im Westen aber, wo die römische Aristokratie die alte Religion noch vertritt, im selben Jahr die Tempel gesetzlich geschützt, 407 freilich durch eine Konstitution unter Stilicho alle heidnischen Heiligtümer im Gebiet von Rom konfisziert. Im Osten verfügt 435 Theodosius II. die definitive Schließung der Tempel, Exorzismus, Zerstörung. Doch sollte auch dies ohne viel Wirbel (sine turba ac tumultu) geschehen. Und da die Behörden, Beamten, Soldaten, das Heidentum oft mehr tolerierten als es die unter klerikalem Druck erfolgten Erlasse erlaubten, gingen Klerus und Volk auch unautorisiert zu Tempelausrottungen – antiken «Kristallnächten» – oder, wie das euphemistische Kunstwort lautet, zur «Christianisierung» über; «oft», so will Jesuit Grisar glauben machen, oder gar «hauptsächlich infolge der von den Heiden ausgegangenen Tumulte». Zumal in den östlichen Provinzen, wo das Christentum überwog und der pagane Widerstand, im doppelten Wortsinn, nur noch «akademisch» war (Jones), wurden schon in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts immer mehr Tempel ruiniert, wobei die fanatisierten Massen nicht selten blutig über die Altgläubigen herfielen. Man weiß, daß sie sich gelegentlich wehrten; doch man weiß nicht viel davon.[108]

Der Terror aber war längst literarisch vorbereitet, auch durch Schenute.

Nach erprobten Mustern überschüttet er in Schmähschriften «Götzen» und «Götzen»-Diener mit Schimpf und Schande – die Verehrer von Holz, Stein, von «Vögeln, Krokodilen, wilden Tieren und Vieh». Er verhöhnt das Lichteranzünden und Weihrauchdarbringen, das ja noch heute im Katholizismus floriert, nur nicht mehr für «Götter», sondern, o toller Unterschied, für «Gott» (und seine «Heiligen»). Dabei bediente Schenute sich einer Taktik, die man gleichfalls noch in kirchlichen Kreisen, besonders in katholischen, übt: vor den Massen verunglimpfte, lästerte er derb und primitiv, derart den Haß, den Fanatismus steigernd. Vor nobleren Kreisen schlug er ernste Töne an und suchte, wie schwer ihm dies auch fallen mochte, die Gegner eher durch Fairness zu gewinnen. «Und wie Schenute für die Heiden und ihren Gottesdienst kaum

andere Gefühle übrig hat, als Spott und Hohn, so jauchzt er über den oft blutigen Verfolgungskrieg, den gerade zu seiner Zeit der christliche Pöbel gegen die letzten hellenischen Priester führte. Er lobt die ‹gerechten Könige und Feldherren›, die die Tempel zerstören und die Götterbilder stürzen. Er freut sich, daß die Statuen ... fortgeschleppt werden. Ihn belustigen die Spottlieder der Christen über die Heiden und ihre Tempel» (Leipoldt).[109]

Damals und später aber verheerte auch Schenute, der «große Abt», das Land – ein Feind der Wissenschaft, der schlimmste Hasser der Hellenen, ein katholischer Zelot, der alle Mächtigen, die Tempel, Götterstatuen vertilgen (und letzteres zumindest ist seit Julians Ermordung «an der Tagesordnung»: Funke), lauthals lobt. An der Spitze schon fast soldatisch gedrillter, von ihm entsprechend aufgeputschter, hinreichend ausgehungerter Asketenhaufen – Fleisch, Fisch, Eier, Käse, Wein waren verboten, beinah nur Brot und bloß eine Mahlzeit täglich erlaubt – drang er in die Tempel ein, plünderte, demolierte sie und warf die «Götzenbilder» in den Nil. Alles aber, was wertvoll war, was Geld versprach, nahm er in sein Kloster mit. Noch ein Jahr bevor er angeblich 118jährig starb, suchte er derart einen Tempel in der Thebais heim. Und so kann Theologe Leipoldt nicht umhin, es doch unbestreitbar Schenutes «Verdienst» zu nennen, «daß nach 450 in Oberägypten die alten Götter nicht mehr verehrt» worden sind.[110]

Wiederholt hat der Heilige mit eigener Hand Tempel seiner Heimat beseitigt. «Das Beispiel seines Erzbischofs Kyrill begeisterte ihn dazu, auf diese leichte und bequeme Weise große Erfolge zu erringen», schreibt Leipoldt und berichtet Schenutes Verbrennung des paganen Heiligtums in dem nahen Atripe. Oder die des Tempels in dem Dorf Pneuit (Pleuit). «Die Heiden, die Zeugen seiner Tat waren, wagten nicht, sich zur Wehr zu setzen. Die einen eilten davon ‹wie Füchse, die vor den Löwen fliehen›. Die anderen beschränkten sich darauf, flehentlich zu bitten: ‹Habt acht auf unsere Stätten›, d. h. verschont den heiligen Tempel! Nur wenige fanden den Mut, Schenute zu drohen: wenn er

einen gegründeten Anspruch habe, könne er ihn doch durch das Gericht übermitteln und durchsetzen. In der Tat wurden im letzten Augenblicke auch unter Schenutes Gefolgsleuten Stimmen laut, die, wohl aus Furcht vor etwaigen bösen Folgen, zum Frieden rieten. Aber Schenute glaubte sie überhören zu müssen. Er baute auf die Gunst seines Erzbischofs und der christlichen Regierung und suchte unbedingt das geplante Werk zu vollenden. Er raubte aus dem Tempel alle tragbaren Gegenstände, die heiligen Leuchter, die Zauberbücher, die Opfergaben, die Brotgefäße, die kultischen Geräte, die Weihgeschenke, ja selbst die heiligen Götterbilder, und kehrte so mit reicher Beute ins Kloster zurück: vielleicht warf man Schenute später nicht ganz ohne Grund vor, er habe die reichen Tempelschätze sich angeeignet, um in den schlechten wirtschaftlichen Zeiten den Mönchen einmal eine außerordentliche Einnahme zu verschaffen. Die üblen Folgen dieser Tat blieben natürlich nicht aus. Als ein heidnischer Hegemon nach Antinou gekommen war, wurde Schenute dort von den Priestern des ausgeplünderten Tempels verklagt. Aber wenn sie gedacht hatten, daß der heidnische Beamte ihnen recht geben könnte, so irrten sie sich. Sie hatten vergessen, wie *sie* vom Volke gehaßt und Schenute verehrt wurde. Kurz, am Morgen des Gerichtstages erschien Schenute nicht allein in Antinou. Von allen Dörfern und Gütern der Umgebung strömten die Christen nach der Stadt, Männer und Frauen, in so zahlreichen Scharen, daß die Wege sie kaum zu fassen vermochten. Von Stunde zu Stunde wuchs ihre Zahl. Bald waren sie Herren von ganz Antinou, dessen Bewohner zum guten Teile noch heidnisch waren. Und als die Verhandlung beginnen sollte, da rief die ganze versammelte Menge wie Ein Mann: ‹Jesus! Jesus!› Das Toben des Volkes übertönte die Stimme des Richters: der Prozeß war vereitelt. Schenute aber ward unter lautem Triumphgeschrei in die sogenannte Wasserkirche geleitet, in der er eine gewaltige Predigt gegen die Heiden hielt.»[111]

Zum Rauben, Ruinieren, Volkverhetzen, zum Schröpfen vor allem der vermögenden griechischen Grundherren, der wirtschaftlichen Herrenklasse, aber kam der Mord.[112]

So wurde bei der Niederbrennung des großen Tempels von Panopolis der reiche Anführer der Heiden liquidiert. Und da der Abt auch in die Häuser der andren Notabeln drang, um allerlei Götter und Teufelszeug zu zerstören, die Gegend zu «säubern», schlachtete man auch da. Und nachdem Schenute eines Nachts in Akhmin das Haus des gerade verreisten Gesios heimgesucht, dessen «Götzen» zertrümmert in den Strom geschleudert, doch der Beraubte beim Gouverneur sich beschwert hatte, meldet das «Leben des Schenute»: «seit Jesus ihm seine Reichtümer genommen hat, hat niemand wieder von ihm gehört» – die stehende Formel offenbar für die Mordtaten des Heiligen. Auch als er, wie er selbst bekennt, mit seinen Mönchen eine vielbesuchte heidnische Statue Akhmins zerschlagen, die Stadt ausgeraubt, in Brand gesteckt, die Einwohner niedergemetzelt, da widerfuhr ihnen, sagt Schenute, das Schicksal des Gesios, «man hat nie wieder von ihnen gehört, und nach dem Massaker wurden ihre Gebeine in den Wind gestreut . . .». – «Ein harter, rauher, hitziger, aber auch fesselnder und mitreißender . . . Charakter», für den «nur das Praktische» galt: «Gott gehorchen und seine Arbeit tun» (Lexikon für Theologie und Kirche).[113]

Noch in Altaners «Patrologie», einem gleichfalls katholisch-theologischen Standardwerk, figuriert Schenute (mit Imprimatur 1978) als «der kraftvollste Organisator des ägyptischen Mönchtums», «der bedeutendste Schriftsteller des national-koptischen Christentums». Auch Ernst Stein rühmt den Abt den geistig hervorragendsten Mann seines Volkes, den «Heros des koptischen Schrifttums», fügt aber hinzu, er gebe uns «in seinem intellektuellen Tiefstand und seiner vor eigenhändigem Mord und Totschlag nicht zurückschreckenden Roheit einen Maßstab an die Hand, an dem wir das geistige Elend seiner Nation ermessen können».[114]

Der eutychianische Streit

Einige Jahre nach dem Unionshandel (433), diesem ungeheueren Skandal, darbte Nestorios ausgeschaltet in der Wüste, und seine Antipoden, der Freund und Verräter Johannes, der hl. Kyrill, lebten nicht mehr. Doch die Opposition dauerte fort und brachte auch Alexandrien zu Fall. Der monophysitische Streit aber, im 5. Jahrhundert an die Stelle des arianischen getreten, spaltete Kirche und Christenheit noch tiefer. Dabei freilich, grotesk genug, konnten die monophysitischen «Ketzer», die Anhänger der «Mia-physis»-Formel, im wesentlichen auf den hl. Kyrill sich berufen, da sie weitgehend «nicht anderes lehrten als die kyrillianisch-alexandrinische Christologie» (die Jesuiten Grillmeier/Bacht). Somit rückt dieser Kirchenlehrer in die nächste Nähe zur populärsten «Ketzerei» des Ostens in altchristlicher Zeit, falls er nicht gar, wie manche Forscher meinen, ihr einflußreichster Förderer gewesen.[115]

In Konstantinopel waren auf Nestorios 431 die «Null» Maximian (S. 186), 434 der ehrgeizige Proklos gefolgt, der dreimal vergeblich für den Bischofsstuhl kandidiert hatte, und schließlich, nach dessen Tod 446, der eher redliche, doch schwache Flavian. In Antiochien wurde, in bewährter Pflege des klerikalen Nepotismus, beim Tod des Johannes 442 sein Neffe Domnos Patriarch, den vor allem Theodoret beriet, der bedeutendste Theologe der dortigen Schule, aber von etwas wackliger «Rechtgläubigkeit». In Alexandrien herrschte seit dem Ableben Kyrills am 27. Juni 444 sein Nachfolger Dioskor, der den traditionellen Machtkampf gegen Konstantinopel betrieb und eine ultrakyrillische Theologie verfocht – «hemmungslos ehrgeizig und rücksichtslos bis zur Brutalität, hierin unterstützt durch kaiserliches Militär und fanatische, schlagkräftige Mönchshaufen» (Schwaiger). Die Katholiken sehen fast übereinstimmend in Dioskor eine der unerfreulichsten Bischofsgestalten des 5. Jahrhunderts. Doch ist es kein Zufall, sondern konsequent, daß ihn gerade Kyrill zu seinem Archidiakon ernannt und ihm besonderes Vertrauen geschenkt hatte. Sie waren beide aus demselben Holz geschnitzt. Wozu durchaus paßt, daß

Dioskor seinen Gönner Kyrill sofort nach dessen Tod der Verschleuderung des Kirchenschatzes beschuldigt (vgl. S. 182 ff), daß er seinen Nachlaß konfisziert und mehrere seiner Verwandten vom Klerus ausgeschlossen hat.[116]

Im übrigen griff Dioskor in seinem Kampf gegen Konstantinopel, wie Kyrill, zugleich den Patriarchen der Hauptstadt an und die antiochenische Theologie. Doch die den beiden Gegnern gelegte Schlinge zog er sich schließlich selber zu, vor allem wohl, weil er sie nicht, wie Kyrill, im Bund mit Rom gelegt hatte, sondern glaubte, auch gegen Rom siegen zu können.

Auf der Seite des Alexandriners stritten zwei einflußreiche Persönlichkeiten Konstantinopels, der Hofeunuch Chrysaphius und der Archimandrit Eutyches.

Seit Chrysaphius 441 die Verbannung der Kaiserin Eudokia und die Ausschaltung der Kaiserschwester Pulcheria durchgesetzt hatte, lenkte er die Politik von Theodosius II. Der mächtige Eunuch war jedoch verfeindet mit dem Patriarchen der Stadt, Flavian. Als Erkenntlichkeit für dessen Wahl hatte Chrysaphius kein entsprechendes Präsent, sondern nur geweihtes Brot erhalten und dies umgehend mit dem Wunsch retourniert, er habe Appetit auf Gold. Dritter im Bund: Archimandrit Eutyches, Vorsteher eines großen Klosters bei Konstantinopel, hochangesehen im Osten und Taufpate des allgewaltigen Eunuchen. Das illustre Kleeblatt suchte die «Union» von 433 zu liquidieren und gegen die damals – freilich schamlos – siegende antiochenische Theologie die berüchtigten «Zwölf Anathematismen» Kyrills als Richtschnur des «rechten Glaubens» durchzusetzen. Patriarch Dioskor von Alexandrien sollte dabei wieder den Vorrang vor dem Patriarchen Flavian von Konstantinopel gewinnen.[117]

Eingeleitet wurde das Manöver durch den alten Abt Eutyches.

Katholiken stellen ihn gern als dogmatisch wenig fundiert, als theologischen Dummkopf hin. Doch natürlich wußten und wissen in der Gottesfrage die einen so wenig wie die andern, mögen die einen auch zungenfertiger, gewiefter, gewissenloser sein und aus irgendwelchen Gründen, die weder mit Logik noch Redlichkeit noch dem geringsten empirisch begründeten Wissen – woher

denn! – zu tun haben, «recht» behalten. «Fundiert» jedenfalls ist hier *nichts*. Das Ganze hängt haltlos in der Luft, eine pure Spiegelfechterei aus Nomenklaturen, eine «bloße Idee», mit Kant, ein «bloßes Herumtappen, und, was das Schlimmste ist, unter bloßen Begriffen». Gibt es philosophisch Beschämenderes als die Notwendigkeit, dies noch sagen zu müssen?[118]

Nach Eutyches heißt das nun ausbrechende neue theologische Spektakel, das bald die halbe Welt erschüttern sollte, der eutychianische Streit, wobei erstmals das traditionelle Bündnis zwischen Rom und Alexandrien zerbricht.[119]

Eutyches, von Jugend auf Mönch und im Ruf besonderer Frömmigkeit stehend, wurde der «Ketzerei» verdächtigt. Und Papst Leo, der zunächst seinen Eifer gelobt hatte, drohte ihm schließlich das Schicksal derer an, deren «Irrlehren» er gefolgt sei, falls er «in dem Schmutz seiner Torheit liegen» bleibe. Eutyches leugnete nämlich den Glauben, der in Christus «zwei Naturen nach der Vereinigung» annahm. Er steigerte die von der alexandrinischen Schule propagierte Lehre von der Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur noch zu ihrer restlosen Vermischung, zum Monophysitismus. Diese christologische Spielart ging auf den verketzerten Bischof Apollinaris von Laodicea zurück (gest. nach 390), der beim Streit über die Verbindung beider Naturen im Herrn die menschliche einschränkte, was damals die Orthodoxen noch nicht auf die Barrikaden trieb. Man konnte eine ganze Reihe von Schriften des «häretischen» Bischofs unter den Namen von «rechtgläubigen» Kirchenvätern abschreiben und verbreiten, was heute dem Theologen Heinrich Kraft so tröstlich erscheint, weil es (unter anderem) zeige, «wie wenig auch [!] die Alten von den Dingen verstanden, über die sie mit solcher Leidenschaft stritten»! In Wirklichkeit ist eben, was jeder Erfahrung hohnspricht, auf lauter Fiktionen, zu deutsch Hirngespinsten, beruht, nicht zu verstehen. Kurz, der Monophysitismus verneint, um die Einheit der Person des Herrn zu sichern, die Vollständigkeit seiner menschlichen Natur, entweder – so die gemäßigteren «Ketzer» – seit der Auferstehung oder – so die radikalen – seit seiner Menschwerdung,

was auf die Verschiedenheit seiner Menschennatur von unserer hinausläuft.

Drang Nestorios angeblich darauf, Göttliches und Menschliches in Christus zu trennen, die göttliche Persönlichkeit von der menschlichen zu unterscheiden, so lehrte Eutyches, Göttliches und Menschliches sei darin untrennbar vermischt, das Menschliche im Göttlichen aufgegangen – eben: «eine Natur nach der Vereinigung», die Mia-physis-Formel, die Eutyches vom hl. Kyrill übernommen hatte! Der ganze Eutychianismus, konzediert Camelot, «lebt von der unduldsamen Treue zu den Formulierungen Cyrills, vor allem zu der Formel von der ‹einen Natur›». Die Monophysiten erkannten Christus nach der Menschwerdung nur *eine*, die göttliche Natur zu (mia kai mone physis). Eutyches bestritt also die Menschheit Christi. Er erklärte sie als in die Gottheit verwandelt, «wie ein Tropfen Honig im Wasser des Meeres aufgesogen wird». Dagegen traten nun wieder die – 433 bei der «Union» so umgefallenen – Antiochener auf. Ihr neuer Patriarch Domnos, der Neffe und Nachfolger des Johannes, protestierte beim Kaiser gegen die Irrlehren und Verleumdungen des Mönchs Eutyches.[120]

Jetzt schaltete sich Patriarch Dioskoros I. von Alexandrien (444–451) ein. Der Nachfolger des hl. Kyrill, der sich schlicht «Kaiser von Ägypten» nannte, zwang zwar die Nepoten seines Vorgängers zur Herausgabe der unter diesem gehorteten Reichtümer, trieb es indes seinerseits nicht anders. Wie dieser führte er «ein wahres Schreckensregiment», ja, war «sogar [!] in sittlicher Hinsicht nicht einwandfrei» (Ehrhard). Wie Kyrill hatte er am Kaiserhof seine Spitzel und Helfershelfer. Und wie Kyrill (und wie viele Bischöfe) setzte er besonders die Mönche für seine machtpolitischen Ziele ein, also, kurios genug, gerade jene christliche Gemeinschaft, die als Flucht aus der Welt entstanden war! Schlugen im Christentum doch alle ursprünglichen «Ideale» eher früher als später ins Gegenteil um. Von seinen Leibwächtern geschützt, herrschte Erzbischof Dioskor, für die Monophysiten ein Heiliger, durch nackte Gewalt und half bei Ausübung seiner geistlichen Gerichtsbarkeit im Bedarfsfall durch gedungene Mör-

der nach. Sein eigener, von ihm rücksichtslos tyrannisierter Klerus bezichtigte ihn schließlich, selber statt des Kaisers (Marcian) das Land regieren zu wollen.[121]

Der Patriarch befand sich bald in einer immer hitzigeren Brieffehde mit seinem Antiochener Kollegen, hinter der natürlich der alte Konkurrenzkampf der beiden Patriarchate stand, und dies um so mehr, als jetzt auf dem Stuhl in Konstantinopel Flavian saß, ein Antiochener. «Dioscor», so schreibt im Auftrag des antiochenischen Patriarchen Domnos Kirchenhistoriker Theodoret, Bischof von Cyrus, «verweist uns in einem fort auf den Stuhl des hl. Marcus und weiß doch, daß die Großstadt Antiochia den Stuhl des hl. Petrus hat, welcher der Lehrer des hl. Marcus war und obendrein Erster und Haupt aller Apostel».[122]

Der Protest ging an den Konstantinopeler Oberhirten Flavian und forderte Seine «Heiligkeit» auf, «daß sie nicht ungestraft die heiligen Kanones mit Füßen treten lasse, sondern mutig für den Glauben streite». Aber Flavian, ein ziemlich bescheidener und ängstlicher Mensch – den die kirchliche Geschichtsschreibung gern und um so lieber «irenisch» nennt, als ein Kirchenfürst ehrlicherweise nicht oft so genannt werden kann –, wollte sich mit dem mächtigen Mönchshaupt seines Sprengels nicht messen. Benutzte ihn Eutyches doch, so schrieb Nestorios, noch im Exil das Schlachtfeld aufmerksam verfolgend, «wie einen Diener». Erst als gegen Eutyches auch Bischof Eusebios von Dorylaion (Phrygien) auftrat, ein gefürchteter, ringsum «Ketzerei» riechender Hitzkopf, der einst auch Nestorios angezeigt hatte, ein Mann, dem, wie Flavian stöhnte, «in seinem Glaubenseifer das Feuer selbst zu kalt» sei, mußte er eingreifen und zitierte Eutyches im November 448 vor die Synodos endemousa.[123]

Eutyches war zunächst durch ein Gelübde, dann durch Krankheit verhindert. Erst nach der dritten Ladung – nach gültigem Kirchenrecht mußte die Ladung vor ein Synodalgericht dreimal erfolgen – erschien er auf der siebten und letzten Sitzung am 22. November 448, von einem Mönchshaufen begleitet, von Militär und Beamten des Gardepräfekten. Der Mann, der behauptete, in seiner Zelle wie in einem Grab gelebt zu haben, trug während des

Prozesses «das Gehaben eines weltentrückten Klausners zur Schau», der sozusagen aus beruflichen Gründen «seine Klausur nicht verlassen könne», war aber «in Wirklichkeit seit Jahrzehnten mit dem kirchenpolitischen Zeitgeschehen eng verbunden». So charakterisiert Jesuit Bacht ein Verhalten, das mutatis mutandis geradezu klassisch ist für die Heuchelei ungezählter Kirchenführer in alter und neuer Zeit.[124]

Eutyches berief sich auf den Glauben des hl. Athanasius sowie des hl. Kyrill und vertrat eine eindeutige, ja, extrem monophysitische Position: gewiß sei Christus wahrer Mensch, sein Fleisch aber dem menschlichen nicht wesensgleich. Zwar habe er *vor* der Fleischwerdung aus zwei Naturen bestanden, doch nicht mehr *danach*. Vielmehr sei aus seinen beiden Naturen im Augenblick der Inkarnation *eine* göttliche Natur (monon physis) geworden. Unermüdlich wiederholte er sein Confiteor: «Ich bekenne, daß unser Herr vor der Vereinigung aus zwei Naturen bestand, nach der Vereinigung bekenne ich nur eine Natur». Selbst Papst Leo I. begriff, nach eigenem Bekenntnis, lange nicht das «Irrige» an der Lehre des Eutyches! Schien er sich ja zunächst sogar auf dessen Seite zu stellen, zumal er sein wohlwollender Verbündeter schon im Kampf gegen die Nestorianer gewesen. Patriarch Flavian aber ermannte sich und setzte Eutyches unter den obligatorischen Tränen als Lästerer Christi ab. Er enthob ihn seines Abts- und Priestertums, tat ihn in den Bann und schickte die Akten (gesta) des Prozesses, von 32 Bischöfen und (nachträglich!) 23 Archimandriten und Äbten unterzeichnet, nach Rom. Alles, seine «Last der Trauer und die Menge der Tränen», legte er vor Papst Leo nieder. Dieser hatte zunächst wenig Sympathie für Flavian – schon wegen des chronischen Argwohns der römischen Bischöfe gegenüber dem Ehrgeiz ihrer Kollegen in Konstantinopel. Auch hatte Flavian die Aktenübersendung nach Rom wohl absichtlich verzögert. Im Juni 449 jedoch verdammte auch Leo I. den Eutyches und dessen «widernatürlichen und törichten Irrtum». Er nannte nun das im Geruch großer Heiligkeit stehende, damals schon fast siebzigjährige Mönchshaupt (ein so wilder Antinestorianer und Kyrillfreund, daß ihm Kyrill ein Exemplar der Konzils-

akten von Ephesus gesandt) nicht nur «senex imperitus», sondern auch «stultissimus», einen saudummen Mann, der weder die Schrift noch auch nur den Beginn des Glaubensbekenntnisses kenne.[125]

Der «Wolf der Häresie» aber gab nicht auf. Er schickte Briefe in alle Welt, an die Bischöfe von Ravenna, Alexandrien, Jerusalem, Thessalonike, an die «Verteidiger der Religion» – bloß die Epistel an Papst Leo I. ist davon noch erhalten, worin Eutyches alles ein abgekartetes Spiel nennt und es auch heißt: «sogar meinem Leben drohte Gefahr, wenn nicht schleunigst durch Gottes Hilfe auf Eurer Heiligkeit Gebet hin» (ein wohl absichtliches Mißverständnis) «militärische Hilfe mich dem wütenden Andrang des Pöbels entrissen hätte.» Er legte sein Glaubensbekenntnis bei. Er stellte ein Florilegium aus «Väter»-Zitaten zusammen mit lauter Verurteilungen der Zweiheit der Naturen. Ja, er suchte auf die Bevölkerung durch Maueranschläge zu wirken, die freilich Patriarch Flavian gleich wieder entfernen ließ. Doch fand Eutyches Rückhalt an Kaiser Theodosius II., dessen Ohr er durch sein Beichtkind besaß, den allmächtigen Eunuchen Chrysaphius. Und beim Kaiser setzten sie nun auch, zusammen mit dem alexandrinischen Erzbischof Dioskor, das enorm aufwendige Unternehmen eines Reichskonzils in Ephesus durch – zur Stärkung des rechten Glaubens, wie der Regent in seinem Einberufungsdekret vom 30. März 449 betonte. Vergeblich wollte der ahnungsvolle Flavian, verbündet jetzt mit Papst Leo I., der gleichfalls, am 16. Mai, eine Einladung bekam, die fromme Versammlung hintertreiben.[126]

Die «Räubersynode» von Ephesus 449

Die zum 1. August vom Kaiser einberufene Reichssynode von Ephesus konstituierte sich mit etwa 130 Bischöfen erst am 8. August 449. Man tagte wieder, wie schon 431 (S. 172 ff), in der Marienkirche, der Stätte des kyrillischen Sieges. Laut kaiserlichem Befehl präsidierte der – nach bewährter Praxis mit zwanzig Vasallen-Bischöfen angereiste – Alexandriner Dioskor, zu dem Papst Leo I. zunächst gute Beziehungen unterhalten, dem er seine Achtung und Zuneigung ausgesprochen, verbunden mit der Hoffnung auf weiteres gedeihliches Einvernehmen zwischen Rom und Alexandrien. «Wir wünschen», hatte er ihm am 21. Juli 445 geschrieben, «deine Anfänge fester zu begründen, auf daß dir nichts zur Vollkommenheit fehle, da dir, wie wir erprobt haben, das Verdienst geistlicher Gnade zur Seite steht». Als die geistliche Gnade jedoch beim Teufel war, höhnte er ihn einen «neuen Pharao», wie man schon Kyrill genannt. Die einzige Natur in Christus, die Rehabilitierung des Eutyches – die Rache für seine Verdammung im letzten Jahr –, die Absetzung Flavians, die Ausschaltung aller «Nestorianer» waren beschlossene Sache. Zwei kaiserliche Kommissare, der Comes des heiligen Konsistoriums Elpidios und der Tribun Eulogios, mit fester synodaler Marschroute und starkem Militäraufgebot erschienen, überwachten alles. Theodoret von Cyrus, die bedeutendste theologische Potenz der Gegner, hatte überhaupt Teilnahmeverbot. Und die Konzilsväter der «endemischen» Synode vom Herbst vorher samt allerlei anderen Bischöfen, zusammen 42, erhielten kein Stimmrecht. Dioskor selber trat mit seinen Mönchen sowie seiner bewaffneten, als «Krankenpfleger» (Parabolanen) getarnten Leibwache auf, die «zu jeder Gewalttat bereit» waren (Caspar). Vorsorglich hatte er auch den syrischen Archimandriten Barsumas (Bar Sauma) mitgebracht, einen bekannten Antinestorianer, den ein kaiserliches Schreiben wegen seiner Tugend und Rechtgläubigkeit zum Stellvertreter der orientalischen Äbte auf dem Konzil bestimmte. Barsumas aber, der, obwohl gar nicht Bischof, entgegen jeder Tradition Sitz und Stimme bekam, war ein Freund des Eutyches, und beide begleite-

ten beträchtliche Haufen handfester, mit Knütteln bewaffneter Mönche – Barsumas angeblich tausend. Jedenfalls erwiesen sich die Mönchshorden in den diversen Konzilsphasen als äußerst nützlich.[127]

Viel weniger nützlich waren zweifellos die drei (des Griechischen unkundigen und auf den dolmetschenden Bischof Florentius von Sardes angewiesenen) Legaten Leos I., Bischof Julius von Puteoli, Diakon Hilarus, der nachmalige Papst, und der Sekretär Dulcitius. (Ein vierter Legat, der Priester Renatus, angeblich der wichtigste Mann, war auf der Anreise in Delos gestorben.) Leos Gesandte hatten Briefe an diverse Prominente Konstantinopels mitgebracht, auch an den Kaiser, den er vergeblich vom Konzil abzuhalten suchte. Schließlich war unter Leos Post die «Epistola dogmatica ad Flavianum», der sogenannte Tomus Leonis, eine dogmatische Erklärung des Römers, die in schärfsten Worten die dauernde Unterschiedenheit der beiden Naturen des Fleischgewordenen verfocht: «Einheit der Person» und «Zweiheit der Naturen» – womit der Papst in Gegensatz zu Kirchenlehrer Kyrill trat, der oft von «zwei Naturen» vor der Vereinigung und von «einer Natur» danach, ja, der ausdrücklich von der «einen Natur des fleischgewordenen Logos» sprach (mia physis toy logoy sesarkomene), eine Lehre, die durch den römischen Bischof Damasus (377 und 382) sowie durch das Konzil von Konstantinopel (381) als Irrlehre verurteilt worden war.[128]

Leos Tomus – durch den «Ketzer» Nestorios, der ihn im Exil studierte, die eigene Lehre bestätigt sah – war zwar, nach späterer Legende, auf dem Grab des hl. Petrus niedergelegt und dort wunderbarerweise vollendet worden, wurde aber auf dem Konzil, das die Lehre von den zwei Naturen in Christus «nach der Menschwerdung» verdammte, gar nicht verlesen. Dioskor schlug einen entsprechenden Versuch der päpstlichen Legaten gleich zu Beginn ab, und Juvenal unterstützte ihn. Jeden wollte man verbannt sehen, «der nach der Menschwerdung noch von zwei Naturen spricht». Die Nestorianische Lehre hielt man für schlimmer als die des Teufels. Die Stimmung war ganz für Dioskor und Alexandrien. «Cyrillus unsterblich! Bestehen bleibe Alexandrien,

die Stadt der Orthodoxen», schrien die Konzilsväter. Und «der ganze Erdkreis hat deinen Glauben erkannt, du in der Welt einziger Dioskur».[129]

Leos Leute machten dagegen keine sehr glückliche Figur. Nach ihrer ersten, nicht eben freundlich aufgenommenen Ansprache kamen sie zunächst gar nicht mehr zum Zug. Als unter dem Vortritt Juvenals vier Fünftel der Synodalen – 113 der etwa 140 Teilnehmer – dem Eutyches programmgemäß die Rechtgläubigkeit attestierten, enthielt sich Bischof Julius von Puteoli der Stimme. Und beim Votum gegen Flavian stimmten infolge diverser Mißverständnisse die päpstlichen Legaten auch noch zu! Nur als nach Flavians Verurteilung (und der des versessenen, mit wilden Zwischenrufen bedachten Prozessierers Eusebios von Dorylaion, eines ehemaligen Rechtsanwalts aus Alexandrien) Flavian laut Protest einlegte und die «Zuständigkeit» Dioskors bestritt, da riskierte auch Legat Hilarus ein kurzes Veto, indem er gerade ein «contradicitur» in die Versammlung schmetterte – der Höhepunkt des Auftritts der päpstlichen Delegation.

Doch das Walten des Heiligen Geistes nahm nun seltsame Formen an. Ein großes Lärmen und Durcheinander entstand. Auf Dioskors Wink an den Militärgewaltigen wurden die Türen geöffnet, drangen Soldaten mit gezückten Degen herein, dazu seine Leibwache, die alexandrinischen Parabolani, tobende Mönche, die kreischende Menge. Rufe durchhallten die große Marienkirche: «Wenn einer von zwei Naturen spricht, sei er im Bann!» «Heraus mit Eusebios! Verbrennt ihn, verbrennt ihn lebendig! In Stücke soll er geschnitten werden!» In Stücke, weil er «Christus spaltet». Bemerkenswert dabei, daß man bei den «Ausrufen» und «Akklamationen» der Konzilsväter der alten Kirche «einen um so stärkeren Einfluß des Heiligen Geistes am Werke sah, je einhelliger und lauter die Rufe waren» (Franziskaner Goemans). Bischöfe krochen in dunkle Winkel oder unter die Sitze. Abt Barsumas bedrohte Flavian, der zum Altar flüchten wollte, schrie: «Schlagt Flavianus tot!» Der Konstantinopeler Erzbischof – der später noch (mittels geheimer Post durch Legat Hilarus) «an den Sitz des Apostelfürsten» appellieren konnte: «Die Not gebeut», so

hob sein Schreiben an, «daß ich geziemend Eurer Heiligkeit (sanctitatem vestram) referiere», indem er sie schnell um Hilfe rief für den «gefährdeten frommen Glauben der Väter» – der Konstantinopeler Kirchenfürst suchte vorerst zu seinem Schutz den Altar zu erreichen, wurde von Erzbischof Dioskor angeblich zu Boden gerissen und mit Füßen bearbeitet, worauf andere Synodale, besonders aber Mönche, spontan sich anschlossen und der mißhandelte Flavian – Umstände und Datum seines Todes sind umstritten – vielleicht schon wenige Tage danach auf dem Weg in die Verbannung in Hypaipa (Lydien) seinen Verletzungen erlag. (Falls er überhaupt verletzt worden ist, was man auch auf katholischer Seite bezweifelt hat, und nicht erst, wie Chadwick zu begründen versucht, durch die hl. Pulcheria, der sein Tod zustatten kam, beseitigt wurde. Auf dem folgenden Konzil in Chalkedon hieß es auch, Dioskor habe Flavian ermordet oder Barsumas ihn erwürgt. Wie auch immer: Die Konzilsväter erklärten Flavian, vielleicht selber das Opfer einer Heiligen, jetzt jedenfalls zum hl. Märtyrer; Fest: 18. Februar.) – Und anno domini 1984 belehrt uns Frits van der Meer in seiner Einleitung in «Die Alte Kirche»: «Für den heutigen Christen ist die altkirchliche Landschaft deshalb reizvoll, weil er in ihr eine ungeteilte Kirche vorfindet: zwar eine zweisprachige, aber eine einige, selbstsichere, unverzagte und deshalb überzeugende.»

Der Legat des Papstes indes, Diakon Hilarus, empfahl sich seinerzeit etwas überstürzt unter Zurücklassung seines ganzen Gepäcks («omnibus suis»), um dann in Rom, zum Dank für seine wunderbare Rettung, dem Apostel Johannes, Patron von Ephesus, eine Kapelle zu stiften, die man noch heute im Lateran bestaunen kann: Liberatori suo beato Johanni evangelistae Hilarus episcopus famulus Christi.[130]

Auch Euseb von Dorylaion – abgesetzt und verketzert – war entwischt und wandte sich an Leo, «die einzige Hilfe, die ihm außer dem Herrn noch blieb».[131]

Und der in Ephesus ebenfalls gefeuerte Bischof Theodoret ließ in Rom gleich drei höchst schmeichelhafte Briefe überreichen, eine geradezu speichelleckerische Epistel an den Papst selbst, eine

an Archidiakon Hilarus, Leos Nachfolger, und eine gar an den bereits toten Presbyter Renatus (S. 221), den er bat: «Überrede den heiligsten (römischen) Erzbischof, daß er apostolische Macht gebrauche», wobei er dessen hochheiligem Stuhl «vor allem» nachrühmte, daß er «von häretischem Gestank (immer) unberührt blieb».[132]

Die Reichssynode von Ephesus wurde ein ungeheurer Triumph der Monophysiten und des Dioskor, der das Konzil noch sicherer im Griff hatte als sein Vorgänger, der hl. Kyrill, das von Ephesus knapp zwei Jahrzehnte früher. Dioskor bedurfte nicht mehr, wie Kyrill, der Unterstützung des römischen Bischofs, verwies ihn vielmehr in die Schranken und war selber jetzt, mit Hilfe des Kaisers, der die Beschlüsse der Synode bestätigte, «tatsächlich Herr der Kirche» (Aland). 113 der anwesenden «Väter» hatten Eutyches als rechtgläubig erklärt und rehabilitiert, Flavian aber abgesetzt, die «Union» von 433 weggefegt. Papst Leo freilich bannte Dioskor, schimpfte dessen Vorgehen «kein Urteil», sondern «eine Raserei», das Konzil «non judicium, sed latrocinium», eine «Räubersynode», eine Versammlung, die «unter dem Deckmantel der Religion private Interessen (privatae causae) besorgte», was sich von der ganzen Kirchengeschichte sagen ließe, ja, von jedem einzelnen Gläubigen. Auch waren nicht nur der Patriarch von Konstantinopel, sondern ebenso der Antiochiens, Domnos II. (442–449), ferner Eusebios und Bischof Ibas von Edessa (zwar in Chalkedon restituiert, hundert Jahre später jedoch, beim «Dreikapitelstreit», 553, wieder verurteilt), kurz, alle führenden antiochenischen Prälaten einschließlich Theodorets abgesetzt und verdammt worden und wanderten in die Verbannung. Die Stühle der vornehmsten östlichen Kirchen aber bestiegen Parteigänger Dioskors, der auch Leo I., allerdings nur durch zehn ägyptische Bischöfe unterstützt, exkommunizierte – ein Sieg, wie ihn Alexandrien kaum je zuvor errungen.[133]

Der Papst richtete nun mit Post vom 13. Oktober 449 ein Schreiben an die «milde Majestät», den «christlichsten und verehrungswürdigsten Kaiser» Theodosius, zunächst kühn behauptend, alles wäre anders gekommen, wäre man seinen Direktiven

gefolgt. Denn hätte man die Verlesung seines Briefes an «die heilige Synode» (die er auch «Räubersynode» nannte) nicht hintertrieben, so hätte durch Darlegung seines «unverfälschten Glaubens, den wir der Eingebung des Himmels verdanken und den wir getreu festhalten, das Klirren der sich kreuzenden Waffen aufgehört, die theologische Unwissenheit» – als gäbe es in der Theologie was anderes! – «wäre verscheucht worden, und die klerikale Eifersucht» – die bis heute floriert – «hätte keinen Scheingrund für ihr schädliches Werk mehr gefunden». Ja, der Papst rügte, «daß beim Fällen des Urteils nicht alle Konzilsteilnehmer anwesend waren». Wie doch schon 431 in Ephesus (S. 175 ff)! «Man hat uns berichtet, daß einige einfach nicht zugelassen wurden, daß man andere eingeschmuggelt habe, die mit sklavisch bereitwilliger Hand» – sie müßten keine Bischöfe gewesen sein! – «sich der Willkür ... fügend, ihre gottlosen Unterschriften hinsetzten, da sie genau wußten, es sei aus mit ihrer Stellung, wenn sie sich seinem (Dioskors) Kommando nicht fügten.» Als wäre auch das in katholisch gelenkten Konzilien anders![134]

Papst Leo bestand also darauf, «dieses verruchte Falschurteil, das alle Sakrilegien übersteigt, wieder rückgängig» zu machen. Spiele der Teufel ja gewissen unklugen Leuten so sehr mit, «daß er ihnen zu Gift rät, wo sie eine Arznei suchen». Ach, da zuckt Leos Herz zusammen. Er bittet die Majestät um ein Konzil «auf italischem Boden» zur Schlichtung aller Streitfragen und Wiederherstellung der Bruderliebe. Auch die Bischöfe des Orients will der Römer großmütig zulassen; will sogar die vom rechten Weg der Glaubenswahrheit Abgewichenen «mit heilsamer Arznei wieder der Gesundung» zuführen. «Ja wäre einer selbst in hartnäckigere Vergehen gefallen – er soll der Einheit mit der Kirche nicht verlustig gehen, wenn er bessere Einsicht annimmt». Wenn nicht freilich, muß er das katholische Gift schlucken, und es ist gleichfalls «aus» mit seiner «Stellung». Eine Seite steht hier der andern an Korruptheit und Machtgier nicht nach.[135]

Wie sehr aber auch der Papst die Konzilsbeschlüsse verdammte, sie geradezu als Verbrechen betrachtete, sich tödlich

beleidigt fühlte, er wagte es doch weder öffentlich persönlich noch durch eine Synode, das ephesinische Urteil anzufechten oder gar aufzuheben. Es hätte dem Reichskirchenrecht widersprochen – «Jurisdiktionsprimat» über die Gesamtkirche hin oder her. Und als er später einen Teil der Akten von Chalkedon nach Gallien schickte, das exemplar sententiae, den Wortlaut der über Dioskor gefällten Sentenz, da scheute er sich nicht, unter den Urteilsgründen Dioskors gegen ihn selbst geschleudertes Anathem einfach zu tilgen: den westlichen Bischöfen sollte diese ungeheure Möglichkeit gar nicht erst bewußt gemacht werden.[136]

Gewiß appellierte Leo dringend an den Kaiser. Immer wieder schrieb er: «Ich beschwöre Euch», «Laßt Euch nicht die Last einer fremden Sünde aufbürden!», «Befreit Euer frommes Gewissen von der Schuld». Er bat ihn «vor der einen dreifaltigen Gottheit ... und vor den heiligen Engeln Christi». Er flehte mit all seinen Bischöfen, mit allen Kirchen «unserer Reichshälfte». Er rief die «milde Majestät unter Tränen an». Er apostrophierte sie «allerchristlichster und kniefällig verehrter Kaiser». Er schrieb aber auch an den (inzwischen freilich schon verschiedenen) hl. Flavian, an den Klerus, die Mönche Konstantinopels, die Bürger dieser Stadt, an Bischöfe im Orient, in Italien, Gallien. Alles rief er zum Kampf für den Katholizismus auf. Besonders aber steckte er sich hinter Pulcheria, die älteste, herrschsüchtig bigotte Schwester des Kaisers, den sie um so christlicher erzogen, als sie selber das Gelübde der Jungfräulichkeit abgelegt und auch ihre Schwestern dazu veranlaßt hatte. Da sie «stets die Bemühungen der Kirche unterstützt», ersuchte sie der Papst um Intervention bei Theodosius «kraft eigens ihr vom seligsten Apostel Petrus übertragenen Legation». Und auch der so wunderbar in Ephesus entkommene Diakon Hilarus legte ein Schreiben an Pulcheria bei. Die (falsche) Nonne galt offenbar als Roms wichtigste Figur im Konstantinopeler Kaiserhaus.

Doch der Herrscher selber stellte sich entschieden hinter Dioskor. Auch als Leo I. durch vier – von ihm am Fest der «Cathedra Petri», am 22. Februar, in der Peterskirche erbetene – Briefe Kaiser Valentinians III., seiner Mutter Galla Placidia, sei-

ner Frau Licinia Eudoxia, der Tochter von Theodosius II., und seiner, Valentinians, Schwester, die «milde Majestät» in Ostrom zu einer Aufhebung des Reichssynodalurteils von Ephesus zu bewegen suchte, «die Worte mit Tränen mischend», wie die hohen Damen schreiben, «vor Traurigkeit der Rede kaum mächtig», blieb Theodosius hart. Die Episteln des Hofes – Leo hatte dies geschickt eingefädelt – trieften zwar von Devotion gegenüber dem römischen Stuhl, der die Würde «über alle» habe; sie waren päpstlicher als der Papst. Doch Theodosius verbat sich jede Einmischung des «Patriarchen Leo» in die Angelegenheiten des Ostens, nannte die Synode das «göttliche Gericht» und ihr Resultat «die reine Wahrheit». Flavian, «schädlicher Neuerungen schuldig», habe die gebührende Strafe erhalten. «Nachdem er entfernt ist, herrscht Friede und völlige Einmütigkeit in den Kirchen ...» Nachfolger des «seligen Flavian», den ein Trostschreiben Leos nicht mehr erreicht hatte, wurde eine Kreatur Dioskors, sein eigener Presbyter, der alexandrinische Apokrisiar am Hof, Anatolius, der seinerseits wieder den Parteigänger Maximus in Antiochien inthronisierte.[137]

Aber nun, da Dioskor von Alexandrien sich anschicken konnte, der gesamten Kirche des Ostens zu gebieten, fiel er aus allen Höhen des Triumphes. Ein simpler Unglücksfall führte zu einer völligen Änderung der Reichs- und Kirchenpolitik.

Am 28. Juli 450 erlag der bis zuletzt die Monophysiten stärkende, erst 49 Jahre alte Kaiser Theodosius II., der hartnäckige Opponent des Papstes, auf der Jagd einem Sturz vom Pferd. Er hinterließ keinen Sohn. Die hl. Pulcheria, seine frömmelnde Schwester, einst von Chrysaphios von der politischen Bühne verdrängt, ergriff die Zügel des Staates und ließ stracks den allesbestimmenden, mit dem alexandrinischen Patriarchen zusammenspielenden Eunuchen über die Klinge springen – der erste Akt der neuen Regierung – sowie Eutyches aus seinem Kloster schleppen und bei Konstantinopel internieren. Und Papst Leo sah jäh «durch Gottes Gnade die Freiheit der Katholiken um ein Beträchtliches vermehrt».

In der Tat sprang nun unter dem von Heermeister Aspar, dem

starken Mann im Osten, am 25. August zur Macht gebrachten, von der 51jährigen, immer noch und weiterhin jungfräulichen hl. Pulcheria im August geheirateten und zum Mitregenten gemachten General Marcian (450–457), der Wind gänzlich um. Wiederholt bot der, wie Prosper schreibt, «auch mit der Kirche eng verbundene» neue Mann, ein erklärter Gegner der Monophysiten und kaum mehr als die willige Kreatur der Kaiserin, dem Papst ein Konzil an, das «dem Frieden der christlichen Religion und dem katholischen Glauben dient». Doch Leo, der jetzt den Herrscher auf seiner Seite weiß, braucht kein Konzil mehr. Gott hat ihn erwählt «zur Verteidigung des Glaubens», schreibt er Marcian, beschwört ihn aber beim Herrn Jesus Christus, diesen Glauben durch ein Konzil nicht erst diskutieren zu lassen. Nun wurde Flavians Leiche feierlich in der Konstantinopeler Kathedrale beigesetzt, wurde Abt Eutyches auf einer Ortssynode exkommuniziert, wurde der bisher siegreiche alexandrinische Patriarch Dioskor als Lästerer der hl. Dreieinigkeit, «Ketzer», Reliquienschänder, Dieb, Mörder et cetera angeklagt und Alexandrien «wiederum der Schauplatz blutiger, aus Intoleranz herausgeborener Kämpfe» (Schultze). Und sofort wandten sich die Bischöfe wie ein Herz und eine Seele von Dioskor ab, schoben alle Schuld auf ihn und beteuerten, nur der Gewalt gewichen zu sein. Auch Anatolios (449–458), von Dioskor zum Patriarchen Konstantinopels gemacht, kroch unter dem starken Druck der verehelichten «Nonne» sogleich zu Kreuze, zum römischen diesmal, gab seinen eigenen Promotor Dioskor preis und schickte einen Haufen Reueerklärungen ephesinischer Synodalen nach Rom, spielte aber gleichwohl ein doppeltes Spiel. Ebenso sammelte der antiochenische Patriarch Maximus Verdammungsbekundungen gegen Nestorios und Eutyches. Sogar Dioskors eigener Archidiakon fiel von ihm ab und wurde, wie erwähnt, Patriarch in Alexandrien.[138]

Das Patriarchat, durch drei Generationen im Kampf um die Ostkirche von Triumph zu Triumph gelangt, hatte allerdings seine dominante Position verloren; ja, war mit seiner Machtgier endgültig gescheitert. Von jetzt an führte der Konkurrent in Konstantinopel unangefochten mit einem Sprengel von mehreren

hundert Bistümern den Osten an. Er überragte weit Alexandrien und Antiochien, aber auch den Bischof von Rom, der nur den größeren Teil Italiens und Illyriens beherrschte, freilich eifrig auch seine Fäden hinüber nach dem Osten spann, wobei nicht alles so lief, wie er gern gewollt hätte.

Das Konzil von Chalkedon oder: «Wir schreien um der Frömmigkeit willen»

Noch am 9. Juni 451 bat Leo Kaiser Marcian, mit Rücksicht auf die Kriegsunruhen das Konzil zu verschieben. Doch Marcian hatte sich bereits anders entschieden. Und so kam es zu dem berühmten, über Jahrhunderte fortwirkenden vierten ökumenischen Konzil, nicht minder abgekartet als die vorhergehende «Räubersynode» und, zumindest gelegentlich, nicht minder turbulent.

Wie üblich hatte es der Kaiser berufen und sein Einladungsschreiben vom 17. Mai 451 an sämtliche Metropoliten mit dem Satz eröffnet: «Allen Angelegenheiten sind die göttlichen Dinge voranzustellen». Der Monarch hatte auch, ohne einen Bischof oder «Papst» zu fragen, Zeit und Ort (erst Nicaea, dann Chalkedon, heute: Kadiköy, am Bosporus, gegenüber von Konstantinopel) festgelegt – damals ganz selbstverständlich. Und ganz selbstverständlich fügte sich auch Papst Leo I., «der Große», ohne jeden Einwand, ja, obwohl er die Synode gar nicht gewünscht, vielmehr wiederholt sein Mißfallen geäußert und unablässig betont hatte, in ruhigen Zeiten hätte er gern ein Konzil in Italien abgehalten. Doch vor vollendete Tatsachen gestellt, schrieb er in seiner Begrüßungsepistel an die Bischofsversammlung (26. Juni 451): «Gutzuheißen ist der fromme Ratschluß des erlauchtesten Herrn, durch den er euch zur Vernichtung der Fallstricke des Teufels und zur Wiederherstellung des kirchlichen Friedens zusammenzuberufen geruhte, unter Wahrung des Rechts und der Ehre des seligsten Apostels Petrus, indem er auch uns durch seinen Brief dazu

einlud, der ehrwürdigen Synode unsere Gegenwart zu schenken. Das gestattete freilich weder die Not der Zeit, noch irgendein alter Brauch; aber in den Brüdern ..., welche vom apostolischen Stuhle gesandt sind, möge Eure Brüderlichkeit mich als euerer Synode vorsitzend (praesidere) erachten.»[139]

Nun kamen zwar Leos Legaten: die Bischöfe Paschasinus von Lilybäum (Marsala/Sizilien), sein besonderer Vertrauter, für den er den Vorsitz «vice apostolica» forderte, und Lucentius von Ascoli, der römische Priester Bonifatius und ein Schreiber sowie als Berater Julian von Kios, der Ostexperte. Aber sie konnten das päpstliche Begrüßungsschreiben überhaupt erst auf einer Sondersitzung gegen Schluß des Konzils zur Verlesung bringen! Und als man in der Basilika der hl. Euphemia am 8. Oktober 451 zusammentrat, präsidierten – in der Mitte des Kirchenschiffs – die Bevollmächtigten des Kaisers, Konsuln, Senatoren, Präfekten, nicht weniger als achtzehn, ja, dieser selbst griff mehrfach von seinem «göttlichen Palast» aus maßgeblich in die Sitzungen ein, saß auch der am 25. Oktober mit der Kaiserin selber vor und billigte die Beschlüsse, wodurch sie gültig wurden. Und Pius' XII. Behauptung in seiner Enzyklika «Sempiternus Rex Christus» zum 1500jährigen Jubiläum 1951, die Kirchenversammlung sei unter dem Vorsitz der päpstlichen Legaten zusammengetreten und alle Konzilsväter hätten dieses Vorrecht Roms anerkannt, ist genauso unwahr wie die Äußerung von Pius XI. in seiner Enzyklika «Lux veritatis» im Jahr 1931 zur 1500-Jahr-Feier des Konzils von Ephesus (S. 172) – von vielen anderen im Dienst römischer Primatsansprüche stehenden tendenziösen Verzeichnungen und Geschichtsverfälschungen des Pacelli-Rundschreibens zu schweigen.[140]

Doch lügen katholische Theologen von der Spitze bis zu den bescheideneren Rängen, bis etwa – mit «Imprimatur» – zu dem Jesuiten Jacob Linden: «Auf den allgemeinen Konzilien führten stets [!] die Päpste oder deren Stellvertreter den Vorsitz». Oder bis zu den – mit «Imprimatur» – katholischen Apologeten Koch/Siebengartner: «*Nie* ist eine *allgemeine Kirchenversammlung* gehalten worden, ohne daß der Papst oder dessen Abgeordnete

dabei den Vorsitz hatten». Bis zu dem Katholiken J. P. Kirsch (mit Imprimatur): «Vorsitzende der Synode waren die päpstlichen Legaten». Bis zu dem katholischen «Lexikon für Theologie und Kirche»: «den Vorsitz führte ein päpstlicher Legat». Kein Wunder, behauptete ja schon in Chalkedon selbst der Legat Lucentius gegen Dioskor: «Er hat es gewagt, eine Synode zu halten, ohne die Autorität des Heiligen Stuhles, was nie erlaubt war und nie geschehen ist.» So lügen Katholiken – vgl. S. 88 f – durch zwei Jahrtausende der ganzen Welt ins Gesicht.[141]

Papst Leo I. nahm beim Konzil von 451 für sich zwar das Recht des Präsidiums in Anspruch – hatte es aber nicht! Er ersuchte Kaiser Marcian, daß Paschasinus statt seiner («vice mea») den Vorsitz führe, schrieb auch den Bischöfen im fernen Gallien, daß seine «Brüder» «an meiner Stelle der orientalischen Synode präsidieren». Das durften sie freilich nur an einem einzigen Tag! Sogar der holländische Franziskaner Monald Goemans, der meint, ein Leser der Konzilsakten «könne angesichts der überragenden Rolle der kaiserlichen *Kommissare* auf den Gedanken kommen, daß das eigentliche Präsidium des Konzils in deren Händen lag», konstatiert doch selber wiederholt, daß eben sie «präsidieren», «präsidieren», in der 1., 2., 4., 5. Sitzung – in der 6. (25. Oktober), die die Glaubensformel von Chalkedon feierlich bestätigte, waren der Kaiser und Kaiserin Pulcheria selbst erschienen – und daß ihre Kommissare auch «in der 8.–17. Sitzung präsidieren . . .». In der Tat, sie hatten das Konzil fest im Griff. Und sie – und niemand sonst – retteten es auch immer wieder in seinen kritischen Phasen.[142]

Gewiß, auch durch die Vertreter des Herrschers sprach eben der Heilige Geist – wie er immer spricht, ist es zugunsten der römischen Kirche. Und ist es anders, dann spricht der Teufel. (Warum der Heilige Geist überhaupt zuläßt, daß auch der Teufel spricht, daß auch zuungunsten der römischen Kirche gesprochen und entschieden wird – sogar auf von Rom anerkannten, sogar auf «ökumenischen» Konzilien, wie dem Konzil von Konstantinopel [381], ja, auf dem, wie sich noch zeigen wird, von Chalkedon –, das ist das Geheimnis des Heiligen Geistes.)

Leo I. wollte auch nicht im geringsten die Glaubensfrage diskutieren lassen. Derartige Debatten, echte Auseinandersetzungen, gar im Dogmatischen, sind Päpsten nie genehm. Es könne kein Zweifel darüber sein, schrieb Leo den Konzilsvätern in seinem Begrüßungsbrief, «was ich wünsche. Deshalb werde, liebste Brüder, die Verwegenheit, gegen den göttlich eingegebenen Glauben Erörterungen zu führen, ganz und gar zurückgewiesen, es verstumme der Irrenden eitler Unglaube und es sei verboten, daß verteidigt werde, was man nicht glauben darf...» Und Kaiser Marcian beschwor er in einem letzten Schreiben vom 20. Juli: «Auch nicht die mindeste Disputation irgendeiner Wiederaufnahme des Verfahrens!»[143]

Sowenig man aber den Wunsch des Papstes nach dem Konzilsvorsitz erfüllte, sowenig gehorchte man seiner Forderung: keine Glaubensdiskussion! Im Gegenteil, die kaiserlichen Kommissare bestanden ausdrücklich darauf. Doch das vom Konzilsausschuß selbst entworfene Credo fand in der 5. Sitzung (22. Oktober) leidenschaftliche Ablehnung. Die päpstlichen Legaten drohten mit ihrer Rückreise und einem Konzil in Italien. Der Kaiser setzte die Synodalen unter Druck: entweder eine neue Glaubensformel oder eine Verlegung der Synode in das Land des Papstes. Nun wollte man lieber eine neue Glaubensformel. Die Bischöfe fügten sich und erstellten eine eigene Glaubensdefinition, in die sie Leos Lehrschreiben aufnahmen. Doch wurde dies nicht darum akzeptiert, weil man eine Lehrautorität des Römers anerkannt hätte, sondern weil man überzeugt war, sein «Tomos» stimme mit dem orthodoxen Glauben überein.[144]

Das Konzil, ein Triumph der Orthodoxie, war eine der pompösesten, aus angeblich 600 Bischöfen bestehenden Versammlungen der alten Kirche. Kardinal Hergenröther gibt eine Zahl von «520 bis 630» Teilnehmern an. In den Konzilsakten – die die Sitzungen (praxeis, actiones) nicht immer im zeitlichen Ablauf und in meist voneinander abweichender Zählung überliefern – stehen allerdings bloß 452 Unterschriften. Und in Wirklichkeit «waren nur 350 bis 360 Väter anwesend» (Franziskaner Goemans). In der ersten Sitzung (8. Oktober) wurde Patriarch Dioskor angeklagt,

in der dritten Sitzung (13. Oktober) entthront, seine Lehre jedoch nicht verdammt! Dioskor war vorsichtigerweise nicht mehr erschienen, hat seinerseits aber noch den Papst exkommuniziert. Das Konzil nahm ihm seinen Bischofssitz und alle geistlichen Würden (der Kaiser exilierte ihn später; zuerst nach Kyzikos, dann nach Herakleia, zuletzt nach Gangra in Paphlagonien, wo er wenige Jahre später in der Verbannung starb). *Ein* Übeltäter, um keine weiteren zu verlieren – die Taktik schon gegen Nestorios. Im übrigen erkannte die Versammlung aus Furcht vor Repressalien genau die Formel an, die der dem Konzil vorsitzende Kaiser Marcian – als «Novus David», «Novus Paulus», «Novus Constantinus» akklamiert, ja, als «Priester» und «Lehrer des Glaubens» (!) –, die der Papst und der Patriarch von Konstantinopel, Anatolius, wünschten: die zur Basis aller orthodoxen Theologie, der Griechen, Katholiken, Protestanten, gewordene diophysitische Lehre: ein Christus in zwei Naturen.[145]

Denn wie schon das Nicaenische Glaubensbekenntnis auf dem Konzil von Nicaea bloß durch Kaiser Konstantin zustande gekommen war, weshalb es Johannes Haller als das Konstantinische verhöhnt, so war auch die in Chalkedon definierte Formel «nur unter intensivster Einwirkung der Politik angenommen worden: nur ein drohendes Ultimatum des Kaisers brachte es zuwege, daß die Frage nach dem Verhältnis zwischen göttlicher und menschlicher Natur in Christus unzweideutig und endgültig entschieden und in Gestalt eines formulierten Bekenntnisses von der Synode niedergelegt wurde» (Kawerau). Erkannte doch selbst Leo I. dem Kaiser das Hauptverdienst am Sieg der Synode über die neue «Ketzerei» zu, «da durch den heiligen ... Eifer Eurer Milde der verderblichste Irrtum vernichtet wurde ...».[146]

Der Herrscher stand denn auch später entscheidend hinter dem Symbol, und der nestorianische Metropolit Elias von Nisibis (975–1049) dürfte nicht so falsch liegen, schreibt er in seinem Buch vom «Beweise der Wahrheit des Glaubens»: «Der Kaiser aber sprach: ‹Es sind weder zwei Personen anzunehmen mit Nestorios, noch eine Natur mit Dioskoros und seinen Genossen, sondern zwei Naturen und eine Person.› Was er so geboten hatte,

hielt er aufrecht mit Gewalt und tötete die Widersprechenden mit dem Schwert, indem er sprach: ‹Das eine Übel ist geringer als das andere!› ... Unsere Leute ... lehrten, daß die vom Kaiser aufgestellte Ansicht verwerflich und verderbt sei, daß er nicht in der Wahrheit stehe, und hielten fest an ihrem alten, orthodoxen Glauben, woran nichts geändert, der zu keinen Gewalttätigkeiten Anlaß gegeben, für den keine Vermittlung, keine Spendung von Geschenken geschehen, wobei Aufwand von Geld nicht stattgefunden ...»[147]

Die Mehrzahl der Konzilsväter begriff allerdings kaum, worum es theologisch ging. Erhellt das geistige Kaliber vieler doch schlagend die Tatsache, daß auf der Synode von Antiochien (324/325) nach einer klerikalen Urkunde die meisten Bischöfe nicht einmal «in Dingen des kirchlichen Glaubens sachverständig» waren! Daß 449 auf der Synode von Ephesus mehrere Bischöfe nicht einmal ihren eigenen Namen schreiben konnten und durch andere ihre Unterschrift geben ließen! Daß auch auf dem Konzil von Chalkedon vierzig analphabetische Bischöfe tagten! Sogar ein moderner Katholik betont das ungemein niedrige Niveau, auf dem damals «der oströmische Episkopat weithin stand» (Haacke). Stand es mit dem weströmischen aber anders? Anerkanntermaßen schlimmer noch![148]

Freilich konnte auch die Formel «ein Christus in zwei Naturen» gar keiner begreifen. Eine Unterscheidung ohne Trennung, eine Vereinigung ohne Vermischung! Gewiß ein großes Mysterium. Noch heute begreift es keiner. Man ahnt dies bei der Erklärung des Benediktiners Haacke (der die Monophysiten «mit den Nationalsozialisten» vergleicht): «Gegenüber der monophysitischen Vermischung betonte man die Beimischung, gegenüber der entstellten Innigkeit das innigste Ineinandersein»! Doch brauchte man eben einen absolut göttlichen Herrn! Und einen absolut menschlichen! Und vor allem einen Bischofssitz![149]

Die Verlesung von Leos Lehrschreiben – epistola dogmatica, im Osten Tomos Leos, in der koptischen Geschichtsschreibung auch «Tomos des bösen Leo» genannt und ganz auf eine antialexandrinische Christologie fixiert – begleiteten am zweiten Sit-

zungstag, 10. Oktober, begeisterte Akklamationen: «Das ist der Glaube der Väter, der Apostel! Wir alle glauben so, die Orthodoxen glauben so! Anathem dem, der nicht so glaubt! Petrus hat durch Leo gesprochen! Die Apostel haben so gelehrt! Fromm und wahr hat Leo gelehrt! Kyrill hat so gelehrt! Ewiges Gedenken Kyrill! Leo und Kyrill haben gleich gelehrt! Anathem dem, der nicht so lehrt!» Nicht einmal die Bedenkzeit bis zur nächsten Sitzung, drei Tage später, wollten die hohen Glaubensstreiter annehmen: «Keiner von uns zweifelt, wir haben schon unterschrieben», riefen sie – ein Triumph auch päpstlicher Autorität, der vier Jahrhunderte lang, bis 869/70 (Konstantinopel) auf «ökumenischen» Konzilien nicht mehr übertroffen wurde.[150]

Die Formel «Petrus hat durch Leo gesprochen!» ließ sich die katholische Dogmatik und Apologetik nicht mehr entgehen, um so weniger, als sie aus den Mündern orientalischer Bischöfe erschollen war. Wann immer man historische «Beweise» der päpstlichen Lehrautorität auftischte, servierte man auch sie. Aber, so schreibt der katholische Theologe und Kirchenhistoriker Schwaiger: «Bei genauem Studium der Quellen verweist jedoch das Konzil von Chalkedon zur Begründung der Annahme des Tomus Leonis nirgends auf eine etwaige unbedingte Lehrautorität des Papstes ... Ein Teil der Bischöfe nahm den Tomus Leonis offensichtlich nur unter massivem kaiserlichen Druck an.»[151]

Das leonische «Meisterwerk» – heute zweifellos weit eher geeignet selbst schwerste Schlafstörungen leichter zu beheben als noch so gelinde Glaubenszweifel – liest sich, um wenigstens eine Ahnung davon zu geben, auf weite Strecken so: «Die Geburt nach dem Fleisch ist die Bekundung der menschlichen Natur, das Gebären der Jungfrau aber Zeichen göttlicher Kraft. Die Kindheit des Kleinen zeigt sich in der Niedrigkeit der Wiege, die Größe des Allerhöchsten kündet die Stimme der Engel ... Den des Teufels List als Menschen versucht, demselben dienen als Gott die Engel. Hungern, dürsten, müde werden, schlafen ist augenscheinlich menschlicher Art; aber mit fünf Broten Fünftausend speisen, der Samariterin lebendiges Wasser spenden, daß, wer davon

trinkt, niemals wieder dürstet, auf dem Rücken des Meeres mit nichtsinkendem Fuß wandeln, die schwellenden Fluten durch Bedräuen des Sturmes glätten, ist unzweideutig göttlicher Art. Wie es also, um vieles zu übergehen, nicht ein und derselben Natur zugehört, mit jammernder Liebe den toten Freund zu beweinen, und denselben, der vier Tage unter der Grabesdecke lag, durch seiner Stimme Befehl wieder zum Leben zu erwecken; oder am Kreuze zu hangen, und Tag in Nacht zu wandeln, die Elemente erzittern zu machen; oder mit Nägeln durchbohrt zu sein, und die Pforten des Paradieses dem gläubigen Schächer zu öffnen, so ist es auch nicht ein und derselben Natur zugehörig, zu sagen: ‹Ich und der Vater sind eins› und ‹Der Vater ist größer, denn ich›.»[152]

Gut gebrüllt, Löwe, kann man da wohl kaum behaupten.

Es ist nicht erstaunlich, daß kritische Dogmengeschichtler wie Harnack oder Seeberg Leos «Tomos» sehr abfällig beurteilten. Verwunderlicher schon, daß Erich Caspar ihm «Überzeugungskraft» zusprach; eine «überzeugende Durchschlagskraft für weiteste Kreise» – gewiß. Denn was in aller Welt hätte weiteste Kreise nicht schon überzeugt![153]

Vielleicht läßt sich der päpstliche Versuch, diese peinlich geistlose geistliche Exaltation, etwas per se Unerklärliches zu erklären, etwas frei aus der Luft Gegriffenes zu konkretisieren, nicht besser kommentieren als mit dem Rat, den der hl. Hieronymus dem Priester Nepotian gegen Deklamatoren und geschwätzige Zungendrescher gab: «Überlassen wir es den Ungebildeten, mit leeren Worten um sich zu werfen und durch Zungenfertigkeit die Bewunderung des unerfahrenen Volkes auf sich zu lenken. Eine leider nicht seltene Anmaßung bedeutet es, das zu erklären, was man selbst nicht versteht; und am Ende hält man sich selbst für ein Licht, wenn man anderen etwas weisgemacht hat. Nichts ist leichter, als das einfache Volk und eine schlichte Versammlung durch einen Schwall von Worten zu täuschen; denn je weniger sie an sachlichem Verständnis aufbringt, um so mehr wächst die Bewunderung».[154]

Geistig war der überwiegende Teil der glanzvollen Konzilsge-

sellschaft – auch wenn nicht jeder zehnte der hochwürdigsten Herren weder schreiben hätte können noch lesen – gewiß eine «schlichte Versammlung». Dafür aber funktionierte ihr Maulwerk oft um so besser. Nicht immer hat man ja dogmatische Probleme gewälzt, wo man aus verschiedenen Gründen verstummen konnte. Auch Skandale wurden behandelt, etwa die Streitigkeiten zwischen den Bischöfen Bassanios und Stephan von Ephesus. Es kam zu regelrechten Tumulten, zu solchen Szenen der vom Heiligen Geist getriebenen Väter, daß auch Katholik Georg Schwaiger das berühmte vierte ökumenische Konzil «auf weite Strecken» mit der «Räubersynode» von Ephesus vergleicht! Reinhold Seeberg, der einen «überaus unerfreulichen Eindruck» registriert, betont sogar, «daß es nicht weniger stürmisch herging als auf der Räubersynode»; fast wörtlich gleich: Caspar. Die Sitzungsprotokolle machen deutlich, daß die Synodalen im eigenen Radau versunken, daß sie rasch gescheitert wären, hätte ihnen der Staat nicht sein gerichtsnotorisches Verfahren aufgenötigt.[155]

Die kaiserlichen Kommissare rügten das «pöbelhafte» Geschrei der Bischöfe. Die Bischöfe kreischten: «wir schreien um der Frömmigkeit und der Orthodoxie willen».

Und während Dioskor – seine Situation war von vornherein so aussichtslos wie die des Nestorios 431 in Ephesus – immerhin sich selbst treu blieb und zu dem stand, was er vertreten hatte, fielen die Bischöfe, die ihn noch zwei Jahre vorher umjubelt hatten, jetzt ab von ihm fast wie *ein* Mann. Noch auf der ersten Sitzung am Abend, bereits bei Kerzenlicht, wurde seine Absetzung beschlossen; hemmungslos gab man ihn preis. «Hinaus mit dem Mörder Dioskor!» rief man und schimpfte ihn auf der dritten Sitzung, am 13. Oktober, als man ihn in absentia entthronte, «Häretiker», Origenist, Lästerer der Dreieinigkeit, Wollüstling, Reliquienschänder, Dieb, Brandstifter, Mörder, Majestätsverbrecher und so weiter.[156]

Beim Auftauchen des Barsumas, eines erklärten Nestorianers, erhob sich derselbe Entrüstungssturm: «Hinaus mit dem Mörder!» Der Bischof von Kyzikos schrie: «Er hat den seligen Flavianos getötet. Er hat dagestanden und geschrien: Schlagt ihn tot!»

Andre Oberhirten riefen: «Barsumas hat ganz Syrien zugrunde gerichtet.» Barsumas blieb davon ganz unerschüttert. Als Kirchenhistoriker Bischof Theodoret von Cyrus erschien, ein treuer Freund des Nestorios und Gegner Kyrills, doch «unleugbar eine der größten Gestalten jener Zeit» (Camelot), gar eine «Art Augustinus des Orients» (Duchesne), erfüllten die «Väter» aus Ägypten, Palästina und Illyrien die Kirche mit ohrenbetäubendem Gebrüll: «werft den Juden hinaus, den Widersacher Gottes, und nennt ihn nicht Bischof». «Er ist ein Ketzer! Er ist ein Nestorianer! Hinaus mit dem Ketzer!» Aber selbst der «Augustinus des Orients», Bischof Theodoret, der Feind des Kyrill, der Freund des Nestorios, verriet diesen nach einigem Sträuben. Zunächst erklärte er noch: «Vor allem versichere ich euch, daß ich es nicht etwa auf ein Bistum abgesehen habe ...» Denn darum ging es natürlich auch Theodoret. Und als man ihm drohte, ihn nicht zu restituieren, ihn erneut zu verurteilen, gab er zu Protokoll: «Nestorios sei im Bann und jeder, der nicht sagt, die heilige Jungfrau sei Theotokos; ebenso jeder, der den einzigen Sohn in zwei spaltet ... Und nach alledem, seid gegrüßt!»[157]

Nach alledem, seid gegrüßt!

Nur dreizehn ägyptische Bischöfe, die mit Dioskor erschienen waren, scherten aus. Sie sprachen Eutyches nicht schuldig und weigerten sich hartnäckig, Leos Lehrschreiben zu akzeptieren; «wir werden getötet, wir werden getötet, wenn wir es tun». Kein Drängen half, kein Drohen. Zumindest wollten sie Aufschub bis zur Wahl eines neuen Patriarchen, ja, sie wollten beim Glauben ihrer Väter bleiben und lieber auf der Stelle sterben als bei ihrer Rückkehr nach Ägypten gesteinigt werden – alles mit viel Pathos, mit Aufschubgewährung schließlich durch die kaiserlichen Beamten bis zur Neubesetzung des alexandrinischen Stuhls und unter dem Geplärr der Bischöfe. Doch führte die «Zwei-Naturen»-Formel, wie sich bald zeigen wird, in Ägypten und Palästina tatsächlich zu wilden Exzessen.[158]

Der 28. Kanon

27 Kanones waren fast durchweg glücklich für Rom über die Bühne gegangen (die Kanones 9 und 17 einmal beiseite, die schon die Rechte des Konstantinopeler Patriarchen erweitert hatten), da brachte in der Sitzung vom 29. Oktober der letzte, der «28. Kanon», dem «großen» Leo und dem Papsttum, dem dogmatischen Sieger, eine kirchenrechtliche und -politische Schlappe schlimmster Art. Blieb dieser Kanon doch «der tiefste Grund der kommenden Zerwürfnisse ... bis auf den heutigen Tag» (Dölger).[159]

Die Bischofsversammlung rächte sich damit offenbar für das ihr von Rom über den Kaiser aufgezwungene Dogma und kodifizierte die Suprematie des Patriarchen von Konstantinopel im Osten. Mit Berufung auf Kanon 3 des Konzils von Konstantinopel (381) – das dem dortigen Bischof «den Ehrenprimat» zugesprochen hatte, allerdings «nach dem Bischof von Rom» – erkannte das Konzil von Chalkedon nun dem Patriarchen des Neuen Rom (Konstantinopel) «dieselben Vorrechte» zu wie dem Patriarchen des alten Rom sowieso das Ordinationsrecht in den Diözesen Asien, Pontus und Thracien, und dies gemäß einer «schon lange bestehenden Gewohnheit» (consuetudinem, quae ex longo iam tempore permansit). Das heißt der Bischof von Konstantinopel durfte in diesen Diözesen den Metropoliten weihen. Somit erhielt er nicht nur einen Ehrenprimat, sondern auch eine Jurisdiktion über ein großes Gebiet im Orient. Zwar bescheinigte man das Erstrecht dem alten Rom, gewährte aber dem neuen Rom dieselben Vorrechte. Die päpstlichen Legaten – auf die Erörterung verfassungsrechtlicher Fragen durch den Papst anscheinend nicht vorbereitet – hatten die entscheidende Sitzung absichtlich, doch unklugerweise gemieden, protestierten aber schärfstens dagegen in der nächsten. Nach der Aufforderung der Kommissare, die Kanones vorzulegen, worauf beide Parteien sich stützten, zitierte Paschasinus den 6. Kanon von Nicaea, freilich in der *gefälschten* römischen Fassung. Trägt dieser Kanon doch in einem seit 445 nachweisbaren lateinischen Text die Überschrift

«De primatu ecclesiae Romanae» und behauptet im ersten Satz: «Die römische Kirche hat immer den Vorrang (primatum) besessen». Dies aber war eine Interpolation, die im selben Kanon der Fassung von Konstantinopel fehlt. Legat Lucentius, Bischof von Herkulaneum, bezweifelte die Freiwilligkeit der Unterschriften, behauptete eine Überlistung der Väter, ihre Vergewaltigung, sie seien getäuscht worden, hätten unter Druck unterschrieben. Doch ein viel-, wenn nicht einstimmiges: «Niemand ist gezwungen worden!» antwortete ihm. Einzeln bezeugten die Oberhirten, daß sie freiwillig unterzeichnet und keine Einwände gegen den Beschluß hätten. Die kaiserlichen Geschäftsführer nahmen alles korrekt zu Protokoll, ließen abstimmen und erklärten den 28. Kanon gegen die Stimmen der römischen Delegation für beschlossen: «Was vorgetragen wurde, hat die ganze Synode genehmigt».

Leo I. war natürlich mit den Konzilsentscheidungen ausdrücklich einverstanden, soweit und auch nur soweit sie den Glauben betrafen, «in sola fidei causa». Sonst aber wollte der Römer, was für Alt-Rom galt, nicht auch für das Neue Rom, die neue Kaiserstadt, gelten lassen. Herrschten doch – wie er dem Kaiser schrieb, indem er seine «schmerzliche Verwunderung» darüber bekannte, daß erneut der Geist der Ehrsucht den gerade hergestellten Kirchenfrieden störe – in göttlichen Dingen andere Grundsätze als in weltlichen, «alia ratio est rerum saecularium, alia divinarum». Tatsächlich aber entsprach es dem schon auf der Synode von Antiochien (328 oder 329) genau festgelegten Grundsatz, daß der zivile Status eines Ortes auch seinen kirchlichen Rang bestimmt. Gegenüber dem Kaiser hielt sich Leo noch gemessen zurück. Gegenüber anderen, der hl. Pulcheria, Anatolius, Julian von Kios, schäumte er. Selber strotzend vor Herrschsucht, mißbilligte der «Erzbischof» von Rom, wie ihn die Synodalen nach Abschluß des Konzils apostrophierten, das Suprematiestreben Konstantinopels aufs zornigste als «zügellose Begehrlichkeit», «maßlose Kompetenzüberschreitung», «freche Anmaßung», «unerhörte Frechheit», als einen Versuch, wie er dem Konstantinopeler Patriarchen Anatolius, dem er wohl am schärfsten schrieb, bedeutete, «die

heiligsten Kanones einzureißen; es schien sich dir wohl ein günstiger Zeitpunkt zu bieten, da der alexandrinische Stuhl das Privileg des zweiten Ranges verloren hatte und die antiochenische Kirche ihrer Eigenschaft als dritte im Ehrenrange verlustig ging, um nach Unterwerfung dieser Orte unter deine Hoheit alle Metropoliten ihrer Ehre zu berauben».[160]

Das alexandrinische «Papsttum» hatte Rom im Bund mit dem Kaiser vernichtet. Nun fürchtete Leo offensichtlich ein «Papsttum» Konstantinopels, der Reichshauptstadt, und dies um so mehr, als Rom nicht einmal im Westen mehr Reichshauptstadt war, sondern Ravenna. Während Leo deshalb das Konzil von Nicaea als «göttliches Privileg» feierte, putzte er das «ökumenische» Konzil von Konstantinopel 381 herunter, indem er den Konstantinopeler Patriarchen Anatolius «niedriger Machtgier» zieh und zürnte, es nütze «rein gar nichts», zu seinen Gunsten jenes «Schriftstück» anzuführen, «das irgendwelche Bischöfe angeblich vor sechzig Jahren verfaßten», ein Papier, das niemals von seinen Vorgängern zur Kenntnis des Apostolischen Stuhls gebracht worden sei. «Diesem von vornherein hinfälligen und längst dahingesunkenen [!] Schriftstück willst Du jetzt, spät und vergeblich, eine Stütze unterbauen, indem Du den Brüdern (der Synode von Chalkedon) den Schein einer Zustimmung entlocktest ...» Und während die griechische Kirche im allgemeinen dauernd an dem 28. Kanon festhielt, erklärte Leo die Zustimmung der Bischöfe – in einem Brief an Kaiserin Pulcheria – «für ungültig» und kassierte sie «kraft der Autorität des seligen Apostels Petrus durch allgemeine Festsetzung ganz und gar» (in irritum mittimus et per auctoritatem beati Petri apostoli, generali prorsus definitione cassamus).[161]

Sogar Jesuit Alois Grillmeier gesteht freimütig, der 28. Kanon zog «offensichtlich mehr» den päpstlichen Blick «auf sich als die dogmatische Entscheidung der Synode». Ja, er gibt zu, daß Leo «weniger oder gar nicht auf die sachliche Lage der Ostkirchen einging».[162]

Dabei tat dieser Papst nach außen ganz fürsorglich, ganz selbstlos. «Ich bekenne mich von solcher Liebe zur Gesamtheit

der Brüder durchdrungen», schrieb er seinem Rivalen in Konstantinopel, «daß ich keinem eine Bitte, die ihm selbst schadet, gewähren kann . . .» Und nicht nur einmal versteckte Leo I. hinter solch brüderlicher Nächstenliebe seinen kolossalen Ehrgeiz. Als er zum Beispiel den hl. Hilarius in Gallien bekämpfte – wieder einmal ein Heiliger gegen den anderen (S. 250 ff) –, da schloß er ein Schreiben an den gallischen Episkopat: «Nicht wir verfechten für uns die Ordinationen in euren Provinzen, wie Hilarius es vielleicht [!] lügenhaft nach seiner Art darstellt, um euren Sinn zu verführen, sondern wir wahren sie euch durch unsere Fürsorge, auf daß der Neuerung fürderhin keine Freiheit bleibe, noch Gelegenheit für den Vermessenen, eure Privilegien zunichte zu machen.»[163]

Wer war dieser Papst, der, indem er anderen Bischöfen, sogar Heiligen, oft mit Recht, Anmaßung vorwarf, selber, sicher zu Unrecht, eine anmaßende Sprache führte wie kaum ein römischer Hierarch zuvor? Der die Vorrechte anderer Bischöfe zu wahren schien, indem er sie ihnen nahm, und dies auch noch durch Altruismus kaschierte?

5. KAPITEL

PAPST LEO I.
(440–461)

«... eine Führerpersönlichkeit». Daniel-Rops[1]

«... bis zu Leo I. gab es auf dem Stuhle Petri auch nicht einen Bischof von geschichtlicher Bedeutung und Größe». Ferdinand Gregorovius[2]

«Er hat gebrüllt, und die feigen Herzen der Tiere begannen zu zittern». Von Papst Sergius I. 688 gesetzte Grabschrift für Leo I.[3]

«Mit seinem Namen spielend, hat man ihn bis in unsere Tage als den Löwen vom Stamme Juda gepriesen, eine Schmeichelei, die er nicht verdient. Eher könnte man ihn dem Fuchs vergleichen». Johannes Haller[4]

«Leo ist der erste altchristliche Papst, von dem wir wissen, daß er eine klare und bestimmte *Papstidee* besaß ... Sie ging von der Tatsache aus, daß der römische Bischof der Nachfolger des Apostels Petrus ist. Daraus zog Leo die Folgerung, daß er dieselbe Befugnis besitze, die Christus dem Apostel verlieh». Der katholische Theologe Albert Ehrhard[5]

«Diese Primatslehre ... hat Leo d. Gr. so vorzüglich geliefert, daß sie bis zum heutigen Tag das Rückgrat des Papsttums geblieben ist». Walter Ullmann[6]

Über die Heimat Leos I., seine Eltern, seinen Studiengang ist nichts bekannt. «The best that can be suggested cannot be more than a guess» (Jalland). Ältere katholische Autoren lassen ihn gern sehr vornehmen Kreisen entstammen – «Ketzern» sagt man in unsicheren Fällen eher «geringe» Herkunft nach. Geboren wurde Leo vermutlich gegen Ende des 4. Jahrhunderts, und die meisten Handschriften des «Liber Pontificalis» nennen ihn einen geborenen Toskaner. Vor allem Volterra beansprucht, sein Geburtsort zu sein. Noch 1543 belegte es jeden, der dort Leos Gedächtnistag, den 11. April, nicht festlich beging, mit einer Geldstrafe von 48 Solidi![7]

Tiro Prosper von Aquitanien, unter Leo Kurialer, nennt allerdings Rom seine Heimat, auch er selbst Rom «mein Vaterland», was freilich weitere Bedeutung haben kann. Sicher ist nur, daß Leo schon unter seinen Vorgängern Coelestin I. und Sixtus III. Diakon des «Apostolischen Stuhles» war und bereits großen Einfluß hatte. Selbst Kyrill von Alexandrien mühte sich um ihn. Und die Regentin des Westens, Galla Placidia, schickte ihn im Sommer 440 nach Gallien, um die Feindschaft zwischen dem Feldherrn Aëtius und dem Statthalter Albinus beizulegen. Während dieser Mission wurde der Archidiakon Leo zum Papst gewählt und nach seiner Rückkehr am 29. September 440 konsekriert.[8]

Leo I. predigt seinen Vorrang – und den Laien Demut

Historisch bedeutend wurde dieser Papst durch seinen Ausbau des römischen Primats. Mit geringem Rückhalt an der Tradition – die letzten Vorgänger ausgenommen –, doch um so größrer Selbstverständlichkeit, Systematik, Konsequenz, festigte und erweiterte er die päpstlichen Machtansprüche.

Zu ihrer Begründung, ihrer Propagierung, diente ihm vor allem die Petrusdoktrin. Man hatte sie zwar dem ganzen Abendland, einschließlich Afrikas, schon aufgeredet. Leo strapazierte sie aber besonders oft und steigerte sie zur päpstlichen Vollgewalt (plenitudo potestas), zur «Petrinologie», nicht ohne sie mit Elementen der heidnischen Rom- und Reichsideologie zu verbinden und einem entsprechenden «Hofzeremoniell». Unentwegt spricht Leo von Petrus. Immer wieder rückt er ihn ganz in den Mittelpunkt. Dann setzt er die römischen Bischöfe mit Petrus gleich. Er macht sie zu «Teilhabern» an Petri Ehre, weiter zu dessen «Erben». Auch der Begriff des «Stellvertreters» Petri taucht um diese Zeit auf. Und mit dem Begriff des «Stellvertreters», des «Erben», identifiziert Leo mit Petrus sich auch juridisch, beansprucht er sämtliche seiner vermeintlichen Vollmachten. Durch allerlei kühne Exegetenkünste gleicht er Petrus, «die Trompete der Apostel», auch Jesus an, läßt er ihn teilhaben an der Macht Gottes, um derart daran wieder den Papst partizipieren zu lassen. Alles steht da «in unwandelbarer Teilhaberschaft». Denn durch den Mund des Papstes spricht Petrus. Wer den Papst hört, hört Petrus, hört Christus, hört Gott! «Wenn wir also unsere Ermahnungen in eurer Heiligkeit Ohren senken, so glaubet, daß er selbst, als dessen Stellvertreter wir amtieren (cuius vice fungimur), spricht.»

Hatte Petrus bei Cyprian einen Primat nur inter pares, so hebt Leo jetzt Petrus hoch über alle hinaus. Immer wieder beschwört er Petri Vorrang, den Führungsanspruch der Päpste, Rom als den Stuhl der Stühle – *die* sedes apostolica, das Haupt der Kirche, die Überlieferung dabei umbiegend, steigernd, auch völlig neue Ansprüche erhebend, wobei er sich sogar Valentinians und der

Damen des kaiserlichen Hauses bedient, die er Briefe nach Konstantinopel schreiben läßt (S. 226 f), die über alles hinausgehen, was bisher über den römischen Primat festgesetzt worden war. Allein der Bischof von Rom und sonst niemand ist «Stellvertreter Petri», eine wohl erstmals von Leo (vielleicht aber schon 431 vom Legaten Philippus in Ephesus) geschaffene Wendung; Petrus, «an dessen Stelle Wir regieren» – der erste pluralis majestatis der Papstgeschichte. So ist der römische Bischof «nicht nur dieses Stuhles Bischof, sondern aller Bischöfe Primas». Alle schulden ihm Gehorsam, auch alle maiores ecclesiae, alle Patriarchate. Er ist «zur Lenkung der ganzen Kirche» berufen, zum «Fürsten der ganzen Kirche», «aller Kirchen des ganzen Erdkreises». Nur «ein Antichrist oder der Teufel» würde dies leugnen. Und wer immer ihm die Obergewalt (principatum) bestreite, könne seine Würde «in keiner Weise schmälern, sondern stürzt sich selbst, vom Geist des Hochmuts aufgebläht, in die Hölle». Wer hier aufgebläht ist, ist klar – auch wenn Leo noch so oft seine Niedrigkeit, Unwürdigkeit, sein Unvermögen betont, kurz, den «indignus haeres». Prägt dieser mit allen Wassern römischer Rechtswissenschaft Gewaschene, der durch die Begriffe der Teilhaberschaft, des Erben, auch einen engen rechtlichen Konnex zwischen Papst und Petrus schuf, eine unteilbare Einheit von Theologie und Recht, Bibel und Jurisprudenz, doch vorsorglich bereits die berühmt-berüchtigte Formulierung – Grund genug gab es längst und bald immer mehr –, daß Petri «Würde auch im unwürdigen Erben» (etiam in indigno haerede) nicht fehle. Derart aber, kommentiert Katholik Kühner, «konnte schließlich alles, bis hin zum Verbrechen, gerechtfertigt werden».[9]

Papst Leo ermüdete nie, die (All-)Macht der Päpste und damit die seiner selbst herauszustellen. Immer wieder schrieb, predigte er davon. «Auf der ganzen Welt wurde nur Petrus auserkoren, das Haupt sämtlicher Apostel, aller berufenen Völker, aller Väter der Kirche zu sein.» «Aus der ganzen Welt nimmt man seine Zuflucht zum Stuhl des heiligen Petrus». Er wird von Leo als «Fels» und Fundament gepriesen, «Pförtner des Himmelreichs», «Schiedsrichter über Sündenvorbehalt und Sündennachlaß». Zwar haben

alle Bischöfe, gesteht er, eine «gemeinsame Würde», aber keinesfalls «gleichen Rang». Ähnlich sei das mit Petrus schon, mit den Aposteln gewesen – «und obgleich alle in gleicher Weise ausgewählt wurden, wurde doch nur *einem* gegeben, daß er die übrigen überragte.» Ja, Leo geht nicht bloß so weit zu behaupten, daß Petri Urteilsspruch «auch im Himmel Geltung habe», sondern daß er, der Papst, in Ausübung seines Amtes «die immerwährende Huld des allmächtigen und ewigen Hohenpriesters» genieße, der ihm «ähnlich [!] und dem Vater gleich» sei.[10]

Höher läßt sich die Anmaßung kaum treiben. Doch hatte Leo schon in seiner ersten Papstpredigt, am 29. September 440, der ältesten tradierten Predigt eines Papstes, nicht gerade bescheiden mit dem Psalmisten gejubelt: «Er hat mich gesegnet, da er an mir große Wunder tat ...». Oder bald darauf gejauchzt, «ehrenreich» habe ihn Gott gemacht, zur «höchsten Stufe» emporgeführt.[11]

Den Schäfchen aber predigte er um so eindringlicher Demut! «Hatte doch der ganze Sieg des Erlösers, der den Satan und die Welt bezwang, seinen Anfang und sein Ende in der *Demut*». (Leo beschwört oft und ausmalend Teufel und Hölle, viel seltener, wie üblich, den Himmel; er gibt nun einmal weniger her.) Ja, Leo behauptet: «So besteht denn, Geliebteste, die ganze [!] Lehre der christlichen Weisheit nicht in weitschweifigen Worten und spitzfindigen Erörterungen, auch nicht im Streben nach Ruhm und Ehre» – das war nur für seinesgleichen –, «sondern in wahrer und freiwilliger *Demut*» – die war für die Untertanen, die Abhängigen, die Auszubeutenden: wobei nur daran erinnert sei, daß der römische Bischof schon im 5. Jahrhundert der größte Grundherr im ganzen Römischen Reich gewesen ist.[12]

Wer war dieser Leo?

Er hinterließ ein größeres Schrifttum als je ein Papst zuvor, 90 Sermones, Fest-, Fasten-, Passionspredigten. (Weder von seinen Vorgängern noch unmittelbaren Nachfolgern sind Predigten überliefert.) Ferner besitzen wir beinah doppelt so viele Briefe von ihm (114 davon betreffen seine Ostpolitik). Doch aus Predigten, «Geliebteste», läßt sich nicht so leicht ein Charakter erschließen. Auch waren Leos Predigten durchweg kurz, manche (1, 6, 7, 8, 13, 80) extrem kurz, als habe er dem Beispiel des Flavius Cyrus (S. 155) nachgeeifert. Und seine 173 Briefe (darunter etwa 20 unechte sowie 30 an ihn adressierte) sind überdies wohl hauptsächlich Produkte der Kanzlei, vor allem also des Prosper von Aquitanien, eines eifrig theologisierenden südgallischen Autors, Augustinfreundes und wüsten Pelagianerbekämpfers. Von Prosper zumal stammt «ziemlich sicher» auch der theologische Gehalt gerade jener «großen Staatsschriften, die Leos Namen in West und Ost berühmt machten», wie Johannes Haller schreibt, zuvor betonend: «Zum mindesten die künstliche Form, die dieser Verfallszeit so teuer war, das tönende Pathos, das mit vielen großen Worten so wenig sagt, der rhythmische Tonfall, der mit seinem Wohlklang das Ohr fesselt und über die Armut und Schwäche der Gedanken täuscht, sie können ebensogut dem Diener wie dem Herrn angehören».[13]

Jedenfalls war Leo, der so selbstherrlich auftrat, schon «apostolisches» (!) Hofzeremoniell liebte, der so pompös den römischen Primat propagierte und den «Stuhl Petri» einen «Gegenstand des Zitterns» nannte (materia trepidationis), ein typischer «Herr», ein geistlicher Gebieter, den 865 einer seiner bemerkenswertesten Nachfolger, Nikolaus I., in einem Brief an Kaiser Michael mit dem «Löwen vom Stamme Juda» (Apk. 5,5) vergleicht, der «seinen Mund öffnete und den ganzen Erdkreis, ja die Kaiser selbst erschütterte». Wie übertrieben dies auch war und wie geschickt, um nicht zu sagen scheinheilig, er seine Herrschsucht, seine steten rigorosen Gehorsamsforderungen oft mit biblischen Sprüchen verschönte, indem er sich etwa den «Schüler

eines demütigen und sanftmütigen Meisters» nannte, «der sagt: ‹Nehmt mein Joch auf euch und lernt von mir; denn ich bin gütig und von Herzen demütig ... mein Joch drückt nicht, und meine Last ist leicht›» – in Wirklichkeit war Leo eine schroff unevangelische Natur. In einem Brief vom 10. Oktober 443 an die Bischöfe in Campanien, Picenum, Tuscien erregt es ihn, daß man «allenthalben» (passim) Sklaven zu Presbytern weihe, und er verbietet entschieden die Ernennung von Geistlichen, die «keine angemessene Geburt» empfiehlt. Einst hatte das Christentum weitgehend aus solchen Kreisen bestanden! Jetzt untersagt der Papst die Erhebung eines «schäbigen Sklaven» (servilis vilitas) zum Priester, da auch vor Gott nicht erprobt sei, wer nicht einmal bei seinem Herrn sich erproben konnte. Leo I., der Kirchenlehrer, «der Große», macht somit die Würde der Geburt zur Voraussetzung für die geistliche Laufbahn. Er verdammt die Sklavenordination als einen Verstoß gegen die Heiligkeit des priesterlichen Amtes und die Rechte der Herren! Damit paßte sich die Kirche der spätrömischen Sklavenhaltergesellschaft an, die sie ja selbst wie kaum jemand sonst repräsentierte. Der christliche Staat nahm das gern zur Kenntnis. Nur wenige Jahre später – der Zusammenhang ist greifbar – erläßt Valentinian III. ein Ordinationsverbot für Sklaven, Kolonen und Angehörige der Zwangskorporationen![14]

Auch gegenüber seinen Mitbischöfen ist Leo I. hochfahrend. Er befiehlt. Er muß befehlen. Denn einer überrage alle. So läßt er sie spüren, daß er mehr ist, ihnen überlegen, daß er «nach dem Willen des Herrn auf hoher Warte» steht. Er gebietet auch bisher von Rom unabhängigen Prälaten, wie dem Metropoliten von Aquileja; ja, er droht ihm. Er kommandiert auch die spanischen Bischöfe. Die gallischen Episkopen nennen ihn nicht mehr wie vordem «Deine Brüderlichkeit», sondern «Euer Apostelturn» (apostolatus vester). Auch «corona vestra» apostrophiert man ihn. Zudem wird jetzt die Mehrzahl in der Anrede gebräuchlich.[15]

Entsprechend ging Leo gegen seine Kollegen vor; zum Beispiel in Gallien, wo die Bischöfe von Arles und Vienne um die Würde des Metropoliten stritten; wir wollen die Vorgeschichte bloß streifen.

Der hl. Leo gegen den hl. Hilarius

Im frühen 5. Jahrhundert nahm Heros den Bischofsstuhl von Arles ein, dem «gallischen Rom» (gallula Roma), damals eine der führenden Städte des Westens. Heros, ein Schüler des hl. Martin von Tours, hatte nach Zosimus' Zeugnis seine Bischofswürde durch Drohung und Gewalt erzwungen und konnte seinen Stuhl nur mit Hilfe des Usurpators Konstantin III. behaupten, der von 409 bis 411 in Arles residierte. So ist es durchaus glaubhaft, daß Heros, wie Historiker Sozomenos schreibt, dem eingeschloßnen Thronräuber in seiner Kirche Unterschlupf gewährte und ihn sogar zum Priester weihte, ohne freilich seine Hinrichtung verhindern zu können (S. 28). Bald darauf befand sich Heros, zusammen mit dem schwer belasteten Bischof Lazarus von Aix, infolge ihrer politischen und sonstigen Umtriebe im palästinensischen Exil, wo sie gegen Pelagius hetzten, den sie durch eine umfangreiche Schrift auch formell verklagten (I 496).[16]

Ein Nachfolger des Heros, der einflußreiche, später ermordete Patroclus von Arles (412–426), gleichfalls «Un personnage assez suspect» (Duchesne), hatte dann, gedeckt durch die Regierung seines Freundes Flavius Konstantius (S. 45), der ihn selber auf den Bischofsthron gebracht, die Erhebung von Papst Zosimus durchgesetzt. Und sofort bedachte Zosimus (I 497 ff) Bischof Patroclus mit «einer Serie auffallender Privilegien» (Katholik Baus), begründete er bereits durch sein erstes Dekret vom 22. März 417 – vier Tage nach seiner Thronbesteigung! – für Patroclus «eine umfangreiche Metropolitangewalt», ja, verlieh ihm darüber hinaus das Oberaufsichtsrecht «über die gesamte gallische Kirche» (Katholik Langgärtner) – möglicherweise eine Art prompter Quittung für geleistete Papstwahl-Hilfe.[17]

Bischof Patroclus hatte diese Entwicklung auch «kirchenhistorisch» gefördert, indem er seinem Sitz eine petrinische Grundlage erschlich. Zur Ironie der Geschichte gehört, daß Rom selber, nämlich Papst Innozenz I., die Lüge ausgestreut, alle Kirchen der Welt hätten Petrus oder seine Schüler gegründet (S. 125 f). Roms Primat zwar kam dies zustatten, aber es brachte die Päpste in

Konflikt mit anderen machthungrigen Pfaffen. So erfand Bischof Patroclus von Arles einen Schüler Petri, den hl. Trophimus von Arles, erhob ihn, der nie gelebt hatte, zum Missionar Galliens und Gründer der Arelater Kirche und sich derart, mit Papst Zosimus' Beistand, zum Metropoliten. Die Bischöfe von Marseille, Narbonne, Vienne protestierten sogleich und verweigerten, trotz Vorladungen und scharfer Zurückweisung, Rom den Gehorsam. Proculus von Marseille wurde abgesetzt. Und wenige Jahrzehnte später führte dies zu einem schweren Zerwürfnis Papst Leos I. mit einem Nachfolger des Patroclus, dem hl. Hilarius von Arles, dem Leo die von seinen Vorgängern bereits eingeschränkten Metropolitanrechte wieder nahm.[18]

Erzbischof Hilarius von Arles (429–449), ein wirklicher Heiliger der katholischen Kirche (Fest: 5. Mai), entstammte alten politischen Führungskreisen. Zunächst Mönch des Inselklosters Lerinum (Lérins), war er durch einen Verwandten, seinen Vorgänger Bischof Honoratus, selber zu bischöflichen Ehren gekommen – wie sehr er sich auch sträubte, wenn man seinem Biographen glauben darf; der auch berichtet, daß der hl. Hilarius stets, selbst im Winter, auf seinen vielen Reisen barfuß ging, immer nur ein einziges, elendes Kleid trug und ein peinigendes Bußhemd darunter, daß er Gefangene loskaufte, Klöster gründete, Kirchen baute, an Fasttagen oft bis zu drei Stunden hintereinander predigte, auch bitterlich weinte, traf einen der Seinen ein Unglück. Andrerseits marschierte der hl. Hilarius, so der hl. Leo, mit Waffengewalt tumultuarisch in Städte ein, deren Bischöfe gestorben waren, um ihnen aus seiner Gefolgschaft einen Nachfolger aufzuzwingen. Auch während der Bischof Projectus schwer darniederlag, erschien der Heilige und konsekrierte ein neues Kirchenhaupt, Importunus. «Für seine Anmaßung schien ihm der Tod des Bruders nicht schnell genug zu kommen», höhnte der Papst. Wider Erwarten gesundete Projectus, und die Bürger der Stadt beschwerten sich über Hilarius: «Er war schon wieder fort, ehe wir überhaupt wußten, daß er gekommen sei». Auch Exkommunikationen gingen dem Metropoliten schnell von der Hand. Derlei brachte den hl. Leo gegen den hl. Hilarius auf, der «seinen

Ruhm mehr in skurriler Geschwindigkeit, als in maßvoller priesterlicher Haltung» suche. Ein Heiliger stand hier gegen den andern, was nicht ganz selten ist, sogar bei zwei Kirchenlehrern vorkommt (I 174 ff). Und wie in nichtheiligen Kreisen, sticht auch in heiligen der Ober den Unter.[19]

Der Römer fürchtete den zupackenden, redegewandten Kollegen, den sich bildenden Patriarchat von Arles, ja, eine unabhängige gallische Kirche, zumal auch die gallische Aristokratie, mit Hilarius versippt, hinter ihm und gegen die Nobilität Italiens stand. So schritt Leo bei dem Zusammenstoß des Hilarius mit Projectus und dem Bischof Chelidonius, den Hilarius abgesetzt, weil er mit einer Witwe verheiratet gewesen sein soll, zu einem Frontalangriff. «Er begehrt, euch seiner Gewalt zu unterwerfen (subdere)», schrieb Leo an die Episkopen der Provinz Vienne, «und will selbst nicht leiden, dem h. Petrus untertan (subiectum) zu sein», «und verletzt die Ehrfurcht vor dem h. Petrus mit höchst anmaßenden Worten ...» Der hl. Leo wirft dem hl. Hilarius «Ehrgeiz nach neuen Anmaßungen» vor. Er behauptet, «daß er seinen Begierden frönt», daß er «glaubt keinem Gesetz unterworfen, durch keine Regeln der göttlichen Anordnung eingeschränkt zu sein», daß er «Unerlaubtes» begehe und außer acht lasse, «was er beobachten sollte ...». Als der Arelater die Sache 445 gütlich mit Leo zu besprechen suchte, nachdem er mitten im Winter zu Fuß die Alpen überquert – «furchtlos betrat er Rom, ohne Pferd, noch Sattel, noch Mantel» (Vita Hilarii) –, stellte ihn Leo jedoch unter Bewachung und vor ein Konzil. Hilarius aber schleuderte wütende Beschimpfungen in die Versammlung, «die kein Laie aussprechen, kein Bischof hören darf» (quae nullus laicorum dicere, nullus sacerdotum posset audire), und reiste wieder ab. Der herrschsüchtige Erzbischof, dessen Asketentum man in Gallien bewunderte, der auch bei den meisten Kollegen beliebt, in seinen Ambitionen zunächst unbestritten war, fiel nun dem noch herrschsüchtigeren Leo zum Opfer. Nur das Recht auf die eigene Diözese, das er eigentlich auch verwirkt, ließ der Römer dem, der «durch schimpfliche Flucht» sich entzogen und «in übler Weise die Gewalt beansprucht».

Immerhin hatte Leo den populären Hilarius nicht abgesetzt (wie dann eine späte Vienneser Fälschung behauptet). Doch um seinen Maßnahmen Nachdruck zu geben, versicherte er sich – bei ihm bereits üblich – der Staatsgewalt. Informiert «durch getreuen Bericht des ehrwürdigen römischen Bischofs Leo» über den «abominabilis tumultus» in Galliens Kirchen, befahl Kaiser Valentinian III. am 8. Juli 445 «für alle Zeiten» bei Strafe von zehn Pfund Goldes Gehorsam gegenüber seinen Befehlen sowie gegenüber der Autorität des Apostolischen Stuhls und gebot den Provinzstatthaltern, widersetzliche Bischöfe mit Gewalt vor das Gericht des römischen Bischofs zu bringen – «in Wahrung aller Rechte, welche unsere Ahnen der römischen Kirche verliehen».[20]

Leo I. hat die Schutzpflicht des Herrschers, der bei ihm häufig als «custos fidei» handelt, besonders betont und geradezu als wesentliches Merkmal kaiserlicher Gewalt erklärt. Der Monarch habe seine Macht von Gott, somit nicht bloß zur Regierung der Welt, «sondern vor allem (maxime) zum Schutz der Kirche» – das wird *immer* für die Päpste die weitaus wichtigste Aufgabe staatlicher Macht sein! Und damit ist stets, wenn irgend möglich, die Vernichtung oder doch Unterdrückung der Andersgläubigen verbunden.[21]

Leo beherrschte jetzt die Bischöfe Galliens, allerdings nur im südlichen Landesteil, wo vorerst, durch Aëtius, auch der Kaiser noch herrschte; doch die Katastrophe nahte auch dort.

Hilarius aber holte sich bei seinem winterlichen Rückmarsch über die Alpen eine schwere Krankheit, der er 449 erlag. Ganz Arles trauerte angeblich, wollte seinen heiligen Leib berühren, so daß die Leiche in Gefahr geriet, in Stücke zerrissen zu werden. Und Leo gedachte nun des Toten als «sanctae memoriae».

Papst Leo spricht dem Kaiser Unfehlbarkeit im Glauben zu und sich die Pflicht, den kaiserlichen Glauben zu verkünden

Doch selbst gegenüber Höhergestellten verstand der Papst sich bezeichnend zu benehmen. Als Kaiser Valentinian III., ein schwächlicher, die Kirche beschenkender und sehr unter dem Einfluß von Leos Petrusdoktrin stehender Mann, im Februar 450 Rom besuchte, apostrophierte ihn Leo in einer Predigt mit jener typisch klerikalen Pseudodemut, die in Wahrheit von Anmaßung und Herrschsucht strotzt: «Sehet, einem armen geringen Manne wie Petrus ist von Christus die erste und größte Stadt der Welt zur Leitung übergeben worden. Dem Holze des Kreuzes haben sich die Szepter der Könige unterworfen; der Purpur des Hofes ist dem Blute Christi und der Märtyrer untertänig. Der Kaiser ... kommt und begehrt die Fürbitte des Fischers.»

Das geistliche Imperium des Papstes tritt nun gleichberechtigt neben das kaiserliche, doch «der Keim der Überordnung ist bereits vorhanden» (Klinkenberg).[22]

Schien es angemessen freilich, konnte sogar der «große» Leo nach oben buckeln, zumal wenn die Potentaten Häretiker und Heiden bekämpften – eine von ihm geforderte und gern «labor» (Anstrengung, Arbeit) genannte Tätigkeit; auch sein eignes Wirken nennt er so. Ja, war es opportun, feierte er die Kaiser – die sich gerade damals (bisher kaum beachtet) selbst «Pontifex» titulierten – als «Hüter des Glaubens», «Söhne der Kirche», «Verkünder Christi». Er erkannte ihnen dann die erstaunlichsten Rechte auch auf kirchlichem Sektor zu, Autorität im religiösen Bereich, «priesterliche Heiligkeit». Mehr als fünfzehnmal finden sich bei Leo Belobigungen über die königliche und priesterliche (bischöfliche) Gesinnung des Fürsten.[23]

«Ich weiß», schreibt Papst Leo I. an Kaiser Leo I., «daß ihr durch den in euch wohnenden Gottesgeist hinlänglich unterrichtet seid». Er bescheinigt dem Herrscher, «daß unsere Lehre auch mit dem dir von Gott eingegebenen Glauben übereinstimmt»,

womit er ihm sogar eine Lehr-Inspiration zugesteht. Er attestiert ihm selbst das Recht, Dogmen betreffende Konzilsbeschlüsse außer Kraft zu setzen. Und er steigert all diese Konzessionen in mehreren Schreiben noch bis zum Zugeständnis der Unfehlbarkeit! Ließ sich Leo I., genannt der Große (und als einziger Papst, neben Gregor I., dem gleichfalls «großen», mit dem seltenen Titel eines Kirchenlehrers geehrt), doch so weit herab, wiederholt brieflich dem Kaiser zu beteuern, er bedürfe keiner menschlichen Belehrung, sei vom Heiligen Geist erleuchtet und könne im Glauben grundsätzlich nicht irren! Geradezu emphatisch versichert Papst Leo, daß der Kaiser Leo «vom reinsten Lichte der Wahrheit erfüllt in keinem Teil des Glaubens» schwanke, «sondern mit heiligem und vollkommenem Urteil das Rechte vom Bösen unterscheide»; «daß ihr durch den euch innewohnenden Geist Gottes hinlänglich unterrichtet seid und eurem Glauben kein Irrtum etwas vorspiegeln kann»; «daß deine Milde menschlicher Belehrung nicht bedarf und die reinste Lehre aus dem Überfluß des Hl. Geistes geschöpft hat». Ja, er bekennt, daß es seine, des Papstes, «Pflicht» sei, «zu offenbaren, was du weißt, und zu verkünden, was du glaubst» (patefacere quod intelligis, et praedicare quod credis) – und dies alles, obwohl der Papst von der Unfehlbarkeit des Kaisers gar nicht überzeugt ist![24]

(Interessanterweise wandten nicht wenige Bischöfe, zum Beispiel die der secunda Syria, noch mehr die der prima Armenia, sogar die Petrusverheißung von Mt. 16,18: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen, auf Leo an, doch nicht auf Leo, den Papst, sondern Leo, den Kaiser! Für sie war zwar Christus natürlich das «Haupt» der heiligen katholischen Kirche – deren «Kraft und Fundament aber», schrieben die Bischöfe, seid Ihr, der Kaiser nämlich, «in Nachahmung des unbeweglichen Felsens Christi, auf dem der Schöpfer des Alls seine Kirche erbaut hat».)[25]

Dafür: «Kriegsdienst tun unter Christus . . .»

Andererseits freilich betont Leo ohne Ende, daß weniger der Kaiser regiere als Christus und Gott. Daß der Kaiser seine Macht vom Höchsten habe – «regnat per Dei gratiam». Julian von Kios beauftragte er, dem Monarchen zur rechten Zeit «die richtigen Anregungen» (opportunas suggestiones) weiterzugeben. Kannte er, Leo, doch aus «vielfacher Erfahrung» den Glauben des glorreichen Augustus und wußte, daß er «davon überzeugt ist, dann seiner Herrschaft am meisten zu dienen, wenn er besonders darauf bedacht ist, für die Integrität der Kirche zu arbeiten». Denn der Kaiser habe seine Macht vor allem zum Schutz der Kirche erhalten, wie Leo I. nachdrücklich betont, wobei er den Kaiser sehr oft «custos fidei» nennt. Und der Nutzen der Kirche, so suggeriert er, sei auch der Nutzen des Staates. «Es gereicht der ganzen Kirche und Eurem Reiche zum Vorteil, wenn in der ganzen Welt *ein* Gott, *ein* Glaube, *ein* Mysterium des Heiles der Menschen und *ein* Bekenntnis beibehalten wird». Nicht genug, dieser Stellvertreter Christi lockt auch bereits damit, wie sehr die Religion der Liebe dem Krieg zugute komme, die Frohe Botschaft der Schlagkraft der Armee. «Wenn der Geist Gottes die Eintracht zwischen den christlichen Fürsten stärkt», das heißt hier die Kaiser Marcian und Valentinian, «dann sieht die ganze Welt, wie in doppelter Hinsicht das Vertrauen wächst: Denn durch den Fortschritt im Glauben und in der Liebe [!] wird die Macht der Waffen [!] unüberwindlich, so daß Gott, durch die Einheit unseres Glaubens gnädig gestimmt, zugleich den Irrtum der falschen Lehre und die Feindseligkeit der Barbaren zunichte machen wird».[26]

Eine deutliche Sprache! Liebe und Waffen! Einheit, Stärke, Vernichtung der Feinde – freilich längst Programm und Praxis der Christenheit (I. Kap. 5) zumal in Rom, wo etwa, vermutlich im frühen 5. Jahrhundert, der Christ Aponius nicht nur eifrig die kirchliche Vormachtstellung der Ewigen Stadt verkündet, sondern auch eine christliche Kaisertheologie. Das Haupt des Volkes sind demnach die römischen Könige, «jene freilich, die die Wahr-

heit erkannt haben und Christus in Demut [!] dienen. Von ihnen fließen die frommen Gesetze, der lobenswerte Friede und die erhabene Unterwürfigkeit [!] gegen den Kult der heiligen Kirche wie vom Karmelfluß herab ...» Damit aber all dies, die fromme Gesetzgebung, der lobenswerte Friede, die Unterwürfigkeit, schön fließt und flutscht, müssen die Könige «Kriegsdienst tun unter Christus dem König der Könige ...».[27]

Genauso verstand es Leo, der für die ganze Welt einen Gott propagierte, ein Reich, einen Kaiser – (Ein Gott, ein Reich, ein Führer ...!) – und eine Kirche natürlich, was er als «sakrale Ordnung» ausgab, als «pax christiana», die «nur» zwei Feinde gefährdeten: «Ketzer» und «Barbaren». «Darum muß auch der Kaiser gegen beide kämpfen» (Grillmeier SJ). Darum ist er verpflichtet zur «reparatio pacis», zu dem, was sie darunter verstehen, darunter verbergen: Krieg, bis sie haben, was sie wollen (vgl. 144 f, 364), ohne Rücksicht auf Verluste. So und nicht anders möchten sie es doch noch heute. Siebzehn Jahrhunderte Kirchengeschichte illustrieren dies. Blutiger als irgendwo sonst. Und verheuchelter ...

Kollaboration zur Vernichtung der «Ketzer» unter «Hervorhebung der Menschenwürde»

Für «Ketzer» kennt ein solcher Papst kein Pardon. Immer wieder hetzt er gegen die «Irrlehren der belfernden Häretiker», ihre «spitzen Pfeile», «giftigen Lügen», «gottlosen Glaubenssätze», «Ungeheuerlichkeiten». Sie alle, lehrt Leo, sind «durch des Teufels Tücke» verführt, «durch des Teufels Bosheit verdorben», für «alle möglichen Laster» empfänglich, «immer schwereren Sünden» geneigt. Erscheinen sie auch manchmal demütig, schmeichelnd, «im Schafskleide, inwendig aber sind sie reißende Wölfe», die nur «mit dem Namen Christi ihre wilde Raubtiernatur» verdecken. Der Teufel führt sie, und gehen diese Tiere, die ganzen «Rudel dieser Raubtiere», wie gesagt, auch mal schonend vor,

listig, mit freundlicher Teilnahme, zuletzt greifen sie doch «endlich zum Mord».[29]

Im Grunde: die Beschreibung eigner Praxis. Ein klassisches Selbstporträt.

Als pastoraltheologische Prophylaxe empfiehlt Papst Leo immer und immer wieder – es hängt eng zusammen – das Fasten, die Abtötung des Fleisches, die Verachtung der Welt, besonders natürlich, das gilt für diese ganze «Moral» bis ins 20. Jahrhundert, Verachtung der Wollust. «Wollust» führt, laut Leo, «zu den Stätten des Todes». In Wirklichkeit freilich ist es umgekehrt. Führt gerade Triebverzicht zur Aggression, der Lust-Mord zur Mordlust. Wie denn das Christentum – dazu Nietzsche – so gut wie alles auf den Kopf stellt! Deshalb hat, nach Leo «dem Großen», der Christ auch «beständig mit seinem Fleische zu kämpfen», hat er «den Lüsten des Fleisches jeden Nährboden zu entziehen», muß er «seine Begierden ertöten, seinen Lastern absterben», überhaupt «alle irdische Lust meiden». Für Leo ist «jede Weltliebe ausgeschlossen». Wörtlich lehrt er: «ihr müßt das Irdische verachten, um des Himmelreiches teilhaftig zu werden».[30]

Dies alles ist für Leo I., den Papst, den Heiligen, den Kirchenlehrer, sonnenklar. Wer anders denkt, der lebt «im Schmutze». Denn für wen sonst, fragt er, «kämpfen die Gelüste des Fleisches als für den Teufel ...».[31]

Der «große» Leo lehrt wirklich, daß es «außerhalb der katholischen Kirche nichts Reines und Heiliges gibt»! Und dies noch mit Berufung auf Paulus (Röm. 14,23). Deshalb verbietet der Papst auch «jeden Umgang» mit Nichtkatholiken! Er fordert zu ihrer Verachtung, zu der ihrer Lehren ausdrücklich auf. Er befiehlt, sie zu fliehn «wie todbringendes Gift! Verabscheut sie, weicht ihnen aus und vermeidet es, mit ihnen zu sprechen». «Keine Gemeinschaft mit denen, die Feinde des katholischen Glaubens und nur dem Namen nach Christen sind!» Sie alle müssen «in ihre finsteren Schlupfwinkel zurück»![32]

Von Glaubenserörterungen, religiösen Disputationen hielt, wie wohl jeder Papst, erst recht ein solcher, für den Nichtkatholiken kaum etwas anderes als Teufel, «Wölfe und Räuber» sind, von

vornherein nichts. Das alles war entschieden, und wenn etwas noch zu entscheiden war, so entschied er. Bedenkenlos erklärte er den Konzilsvätern von Chalkedon, sie könnten nicht im Zweifel sein, was er wünsche, «was man nicht glauben darf ...». Und nach dem Konzil drang er in den Kaiser, keine neuen Verhandlungen mehr zuzulassen. Das wäre Undankbarkeit gegen Gott. «Was in aller Form (pie et plene) definiert wurde, darf nicht von neuem diskutiert werden, sonst erwecken wir, wie es die Verdammten möchten, den Eindruck, selber zu zweifeln ...» «Zweifelsfragen» waren nach Leo nicht mehr zu prüfen, sondern er, Leo, hatte lediglich die richtigen Beschlüsse «mit höchster Autorität» darzulegen. «Wenn es nämlich den menschlichen Überzeugungen immer freisteht zu debattieren (disceptare), wird es an Leuten nie fehlen, die der Wahrheit zu widerstreiten und auf die Geschwätzigkeit weltlicher Klugheit zu vertrauen wagen». Dagegen «genügt es dem wahren Glauben zu wissen, wer lehrt» (scire quis doceat).[33]

Wer aber anderes lehrte als Leo, gegen den bediente er sich nach schon lang geübtem, doch von ihm noch intensiviertem Brauch, des Staates. Ganz ähnlich wie ein Nestorios (S. 157) appelliert auch Papst Leo an den Herrscher des Ostens: «Verteidigt Ihr den sicheren Bestand der Kirche gegen jegliche Irrlehre, dann wird Christi starke Hand auch Euer Imperium verteidigen». Im Westen hatte es Christi starke Hand mit «einem bigotten Weibe» und «einem schwachsinnigen Kaiser» (Gregorovius) zu tun: mit der sehr kirchenhörigen Augusta Galla Placidia, die lange die Regierungsgeschäfte für ihren nicht minder gutkatholischen Sohn Valentinian III. führte, darüber hinaus aber wohl bis zu ihrem Tod am 27. November 450 an wichtigen politischen Entscheidungen beteiligt war. (Einer ihrer langjährigen Berater: der hl. Barbatianus, ein Priester, der zuerst in Rom, dann in Ravenna viele «Wunder» wirkte.)[34]

Gewiß hatte auch die Regierung ein Interesse daran, die Zentralisierungstendenz der römischen Kirche zu fördern, schon weil das wackelnde Reich davon selber in den Provinzen, die Germanen besetzten oder bedrohten, zu profitieren hoffte. Solche Erwä-

gungen haben Leos Erfolge im Westen gerade ermöglicht. Die Politik des Staates gegenüber der Kirche beabsichtigte im ganzen 4. und 5. Jahrhundert einerseits deren Einheit und Befriedung, andererseits aber widerstrebte sie der Alleinherrschaft eines einzigen Bischofsstuhls. So überwand der Staat zwar Alexandrien im Bund mit Rom auf dem Konzil von Chalkedon. Doch der Versuch, Rom durch den Patriarchen von Konstantinopel in Schach zu halten, scheiterte. Der Staat war schwach, und der Papst benutzte diese Schwäche für seine Zwecke, wobei er selber begreiflicherweise stets wohlangepaßt, nie aufsässig gewesen ist.[35]

Leo I. unterhielt beste Beziehungen zu den Fürsten. Ein großer Teil seiner erhaltenen Korrespondenz – 144 Briefe – ist an das Kaiserhaus adressiert. Katholik Camelot rühmt «eine vertrauensvolle und harmonische Zusammenarbeit». Jesuit Hugo Rahner spricht von «Leos Reichsdevotion». Und schon in seinen frühesten Episteln treibt der Papst vehement gegen die «Ketzer»: nichts als eine sich absondernde, parteisüchtige, rebellische Schar, voller Verkehrtheit, Verderbtheit, Lügenhaftigkeit und Gottlosigkeit, voller Tücke und Torheit; ihre Lehre ein einziger schlimmer pestilenzialischer Wahn: error, pravus error, totius erroris pravitas, pestiferus error, haereticus error.[36]

Die Initiative bei dieser antihäretischen Kooperation, der Kampf der «Kinder des Lichtes» gegen die «Kinder der Finsternis», ging ganz offenkundig vom Papst aus. Lob- und Dankesschreiben sandte er den Majestäten für die Bestrafung seiner Gegner. Wußte er doch, daß ohne den Beistand staatlicher Gewalt die «Häresie», zumal im Osten, übermächtig würde. Ausdrücklich und immer wieder forderte er deshalb Valentinian III., Marcian, Leo I., die Kaiserin Pulcheria, eine leidenschaftliche Anhängerin der Papstidee, zur «Ketzer»bekämpfung auf, zum «pro fide agere». Er wünschte die Vertreibung Andersgläubiger aus Amt und Würden, wünschte insbesondere ihre Verbannung, rechtfertigte aber auch leidenschaftlich die Todesstrafe für sie, verlangte, ihnen unmöglich zu machen, «mit einem solchen Bekenntnis weiterzuleben». Die Pestilenz der Häresie ist für den Papst «Krankheit», die «herausgeschnitten werden muß aus dem Leib

der Kirche» (haereses a corpore ecclesiae resecantur). Der Kaiser, der «Häretiker» sowohl mit «dem Schwert der Zunge» als auch kraft des «blanken Schwertes» zu verfolgen hat, erscheint bei Leo geradezu als «Vicarius Christi vel Dei», als «verlängerter Arm Gottes». Diese offenkundige Blutrünstigkeit kommentiert der katholische Theologe Stockmeier noch 1959: «Der Staat wird aufgerufen, mit allen seinen Mitteln und Möglichkeiten an der Vollendung des Idealzustandes [!] mitzuarbeiten.» «Unter die schützende Hand des Kaisers begibt sich die Religion mit der reichen Fülle ihrer Werte [!] und Güter und findet dort auch Zuflucht. Dankbar schaut sie zu ihm auf ...»[37]

An seinen Agenten, den Bischof Julian von Kios (in Bithynia Pontica), wohl der erste Apokrisiar am Kaiserhof in Konstantinopel, schrieb Leo I., wenn Leute «sich bis zum Wahnsinn verstiegen haben, so daß sie lieber toben wollen als geheilt werden, so ist es Sache der kaiserlichen Gewalt, daß die Störer des kirchlichen Friedens wie die Feinde des Staates, der sich mit Recht seiner christlichen Herrscher rühmt, energischer unterdrückt werden»; «dann sollen sie wenigstens», wie er seinem Gesandten in einem weiteren Schreiben sagt, «die Macht der Strafgewaltigen fürchten».[38]

Dem Patriarchen Anatolius von Konstantinopel, dessen Ambitionen er doch selber eifersüchtig beargwöhnt und beim Kaiser denunziert, erklärt er am 11. Oktober 457 sein «stärkstes Mißfallen darüber, daß unter Deinen Klerikern einige sein sollen, die der Bosheit der Gegner zuneigen ... Deine Sorgfalt muß in Wachsamkeit darauf bedacht sein, sie aufzuspüren (investigandis) und mit geziemender Strenge (severitate congrua) zu bestrafen; die, denen die Bestrafung nichts nützen kann, sollen ohne Schonung abgetrennt werden».[39]

Und da ihm Anatolius nicht scharf genug war, schrieb er 457 an Kaiser Leo, wenn sich sein Bruder Anatolius in der Unterdrückung «ketzerischer» Kleriker «durch allzu große Güte und Schonung lässig zeigt, so geruhet ihr um eures Glaubens willen, der Kirche auch das Heilmittel zu spenden, daß solche nicht bloß aus dem Ordo des Klerikats, sondern auch aus der Stadt vertrie-

ben werden». «Denn den bischöflichen und apostolischen Sinn deiner Frömmigkeit, soll zur gerechten Bestrafung auch das Übel entflammen».[40]

An Gennadius, den Exarchen von Afrika, schrieb der Papst, Gennadius müsse nun mit gleicher Kraft wie gegen die äußeren Feinde auch gegen die Feinde der Kirche sich wenden, «für das christliche Volk als Krieger des Herrn die Kämpfe der Kirche kämpfen». Sei doch bekannt, daß die «Häretiker», lasse man ihnen Freiheit, «sich ungestüm gegen den katholischen Glauben erheben, um das Gift der Häresie den Gliedern des Leibes Christi einzuflößen». Hatte er ja schon Kaiser Marcian gedankt dafür, daß «nach Gottes Fügung durch euch die Ketzerei vernichtet wurde» (destructa est).[41]

Das war es ohne Zweifel, was Papst Pelagius als Leos «lebenssprühende Sorge um den Glauben» lobte. Das war es gewiß, was Kaiser Valentinian am 17. Juli 445 öffentlich als die «Menschlichkeit des milden Leo» pries. Und das auch war es offenbar, was ein moderner Panegyriker, Jesuit Hugo Rahner, immer wieder als Leos «moderatio» rühmt – «im umfassenden und nicht übersetzbaren Sinn dieses echt römischen und christlichen Wortes, das Leo so sehr geliebt hat ... *Moderatio* ist der feine Sinn für verteilende Gerechtigkeit, für das edle Maß, für die ausgeglichene Mitte zwischen den Extremen, das kluge, oft geradezu diplomatische Abschätzen des jeweils Möglichen, das bei aller Eleganz der Nachgiebigkeit unbeirrbar am Ziel festhält ...» Kurz, es geht bei Leo, so auch der katholische Theologe Fuchs noch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, um «die Hervorhebung der Menschenwürde» – wie noch bei Johannes Paul II. (vgl. meine Flugschrift «Ein Papst reist zum Tatort»).[42]

In Wirklichkeit war Leo schon als Diakon unerbittlich im «Ketzer»kampf.

Leo I. als Verfolger von Pelagianern, Manichäern, Priscillianisten und als Prediger der Feindesliebe

Bereits bei der Ruinierung von Augustins großem Gegenspieler Julian von Aeclanum (I 501 ff) griff Leo entscheidend ein. Geht es doch, nach einem Bericht Prospers, auf den Diakon Leo zurück, daß Sixtus III. dem gehetzten Julian 439 die Wiedereinsetzung in sein Bistum verwehrte. Wie ihn ja Leo später abermals verdammt hat. (Bedrängte er doch auch Kaiser Marcian, den schon exilierten Eutyches in eine noch abgelegenere Gegend zu stecken.)[43]

Leos erster Angriff als Papst galt 442 den Pelagianern (I 492 ff) in Venetien. Bischof Septimus von Altinum hatte ihm denunziert, im Sprengel des Erzbischofs von Aquileja seien Kleriker des Pelagius und Caelestius ohne Widerruf in die Kirche aufgenommen worden. Leo lobte den Suffragan, rügte aber scharf den Metropoliten, daß durch die Laxheit der Hirten «Wölfe im Schafspelz» in die Herde des Herrn gedrungen, drohte ihm für weitere Lässigkeit argen apostolischen Zorn an, trieb zur Verdammung des «Irrtums», «der hochmütigen Irrlehre», der «schweren Krankheit» (pestilentiam) und zur «Ausrottung dieser Häresie».[44]

Fast schon wie ein Inquisitor jagte der Papst seit 443 die Manichäer.

Fand er nämlich, schrieb er damals, bei «*allen* Häresien in irgendeinem Teile etwas Wahres», so im Dogma der Manichäer «auch nicht das *Geringste*», was überhaupt geduldet werden könnte. Alles war bei ihnen schlecht. Mani selber ein «Betrüger der Unglücklichen», ein Diener «unzüchtigen Aberglaubens», seine Lehre «geradezu eine Hochburg» des Teufels, der hier «unumschränkt nicht nur über *eine* Art Verworfenheit» gebot, «sondern über *alle* nur erdenklichen Torheiten und Ruchlosigkeiten zusammengenommen. Alle Lasterhaftigkeit der Heiden, alle Verstocktheit der ‹fleischlich gesinnten› Juden, alles Verbotene in den Geheimlehren der Magie, all die Sakrilegien und Gotteslästerungen in sämtlichen Häresien, all dies hat sich bei dieser Sekte wie

in einer Art von *Senkgrube* zugleich mit allem anderen Unrat angesammelt». Leo beteuert: «Nichts ist bei ihnen heilig, nichts rein, nichts wahr», «alles in Finsternis gehüllt und alles trügerisch». Ja, er behauptet, die «Zahl ihrer Verbrechen» sei «größer als die Menge der dafür zu Gebote stehenden Worte».[45]

Übertreibungen, Pauschalisierungen, Verabsolutierungen, die für sich sprechen.

Der Manichäismus (vgl. I 166 ff), der vor dem Hintergrund eines transzendentalen Monismus die Erscheinungswelt rigoros dualistisch aufteilt, war mit seinen buddhistischen, iranischen, babylonischen, spätjüdischen und christlichen Elementen ein synkretistischer Universalismus, eine Weltreligion, die von Spanien bis China reichte. Wegen ihres Ausschließlichkeitsanspruchs gewöhnlich schroff abgelehnt, war sie nur im uigurischen (alttürkischen) Reich in der Mongolei von 763 bis 814 Staatsreligion. Christliche Kaiser haben den freilich schon von Diokletian gesetzlich bekämpften Kult als gefährlichste aller «Ketzereien» schärfstens fort und fort verfolgt. Bereits der Katholik Theodosius I., der auch sonst Blut vergoß wie Wasser, bedrohte die Zugehörigkeit zum Manichäismus mit der Todesstrafe, nachdem eine lange Reihe von Kirchenvätern dagegen geschrieben hatte und schrieb, besonders erfolgreich Ephräm (vgl. I 166 f) und Augustin (I 467), selber immerhin fast zehn Jahre lang Manichäer.[46]

Seit der Eroberung Karthagos durch die Wandalen (439) flohen mit den Scharen afrikanischer Flüchtlinge viele Manichäer nach Italien, vor allem nach Rom. Häufig und leidenschaftlich attackierte sie dort Leo, schimpfte sie einen «fressenden Krebs», eine «Jauchengrube» und ließ sie in seiner «Fürsorge» (Grisar SJ) aufspüren, verhaften, wahrscheinlich foltern. Auch den manichäischen Bischof hatte er eingesperrt (a nobis tentus) und zum Geständnis gebracht. Durch ein Tribunal aus christlichen Senatoren, Bischöfen, Priestern, dem er selbst präsidierte, ließ er im Dezember 443 eine Anzahl von Electi und Electae eingehend vernehmen (von «Auserwählten», die nichts Lebendes töten, keine Pflanzen beschädigen, keinen Geschlechtsverkehr treiben

durften, während die Auditores, die «Hörer», heiraten konnten). Der Papst enthüllte ihre «Schändlichkeiten», auch rituelle «Unzucht» an einem ganz jungen Mädchen zur Befreiung der göttlichen Lichtpartikel im semen humanum. Denn der hl. Leo sowohl wie der hl. Augustin («non sacramentum, sed exsecramentum») legten den Finger «auf die manichäische Geilheit als solche» (Grillmeier SJ). Leo ließ die Schriften der Verfluchten einfordern und öffentlich verbrennen. Manche, die noch zu «bessern» waren, mußten abschwören, wurden in Kirchenstrafe genommen und «dem Schlunde der Gottlosigkeit» entrissen. Andere aber, die «kein Heilmittel» mehr retten konnte, ließ der Papst «nach den Verordnungen der christlichen Kaiser» durch «weltliche» Richter zu lebenslänglicher (!) Verbannung verurteilen («per publicos iudices perpetuo sunt exsilio relegati»). Auch hatte er beim Verhör die Personalien fremder Manichäer erforscht, hatte seine Opfer zu Aussagen über ihre Lehrer, Bischöfe, Priester in anderen Provinzen und Städten zwingen lassen und darüber hinaus allen Prälaten Italiens am 30. Januar 444 befohlen, entkommene Manichäer aufzuspüren und zu ergreifen; wobei er zur Instruktion, zur An- und Nacheiferung, die römischen Prozeßakten beilegte, ja, schließlich seine steckbriefliche «Ketzer»jagd bis in den Orient ausdehnte.[47]

Nicht genug. Er hetzte sogar die Laien zum Denunzieren, Schnüffeln, Angeben auf, zu einem Geschäft, das dann in der mittelalterlichen Kirche, beim Vernichten von Andersgläubigen, von «Hexen», so segenstiftend blühen sollte. «Entfaltet also den heiligen Eifer, den die Sorge für die Religion von euch verlangt!» rief er und befahl «die Abwehr *aller* Gläubigen»; gebot, «daß ihr die Manichäer, die sich überall versteckt halten, bei eueren Priestern zur Anzeige bringt»; verlangte «die Schlupfwinkel der Gottlosen aufzudecken und in ihnen den selbst, dem sie dienen, d. h. den Teufel, niederzukämpfen. Wenn auch gegen solche Menschen, Geliebteste, der gesamte Erdkreis und allerorts die ganze Kirche die Waffen des Glaubens ergreifen soll, so müßt doch namentlich *ihr* euch bei diesem Werke durch Rührigkeit hervortun ...»[48]

Derselbe Leo aber, der schon fast wie ein mittelalterlicher Inquisitor agierte, konnte unentwegt seine christlichen Sprüche dreschen, Nachsicht verlangen, Friedfertigkeit, Nächstenliebe, Vermeidung von Streitsucht, Racheverzicht. Immer wieder konnte er scheinheilig predigen: «Und weil jeder sich vergeht, so möge auch jeder verzeihen! Laßt uns nicht ungern gewähren, was wir uns so gerne gefallen lassen!» «Beseitigt jede Feindschaft unter den Menschen durch Friedfertigkeit, ‹indem ihr niemand Böses mit Bösem vergeltet› ‹und euch gegenseitig verzeiht, wie auch uns Christus verziehen hat!›» «Aufhören soll jede Rache...» «Fort also mit allem Drohen!» «Grausame Strenge verwandle sich in Milde und Jähzorn in Sanftmut! Alle mögen sich gegenseitig ihre Verfehlungen verzeihen!» «Beten wir doch: ‹Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern!›» Der Papst betont dabei ausdrücklich: «Damit sind nicht nur die gemeint, die uns durch Freundschaft oder Verwandtschaft nahestehen, sondern geradezu *alle* Menschen, mit denen uns unsere Natur verbindet, mögen sie nun Feinde oder Verbündete, Freie oder Sklaven sein».[49]

Nur nicht «Ketzer»! Nur nicht Manichäer! Nur nicht Pelagianer! Nur nicht Priscillianisten! Nur nicht Juden! Nur nicht alle Andersgläubigen! Nur nicht alle Ungläubigen – «... *alle* Menschen»! Papier, Papier, Papier! Die ganze Heuchelei dieser Kirche, ihre zähnefletschende «Frohe Botschaft», ihre Hekatomben verschlingende «Feindesliebe», ihr widerliches Friedenspalaver, all dies ist hier zu greifen, eine ekelerregende Doppelzüngigkeit, Unwahrhaftigkeit, die ihre Geschichte durchzieht, brandmarkt, sich selber verhöhnt, an den Pranger stellt, ad absurdum führt, von der Antike bis heute. Das Evangelium des Henkers!

Oder anders gesagt: Leo der Große.

Der Papst kommt auffallend häufig und fast stets tief erregt auf das Manichäer-Thema zurück. Er charakterisiert diese Menschen mit immer denselben Verunglimpfungen als Werkzeuge Satans, Lügner, Schädlinge, Schriftfälscher, als «recht einfältige Leute ... die sich in blinder Unwissenheit oder aus schmutzigen

Gelüsten Dingen zuwenden, die nicht heilig, sondern verabscheuungswürdig sind».[50]

Obwohl Leo «allgemeines Schamgefühl» hindert, darauf «näher einzugehn», kommt er doch gern auf diese «Dinge», «ihre sittenlosen Handlungen», die sie «ergötzen, die ebenso Leib und Seele beflecken, die weder Reinheit des Glaubens noch Züchtigkeit kennen», die «obszön erscheinen». Dabei warnt – und beleidigt er zugleich – «vor allem» die Frauen, mit derartigen Leuten bekannt zu werden, sich mit ihnen zu unterhalten, «damit ihr nicht in die Fallstricke des Teufels geratet, während euer Ohr sich arglos an ihren märchenhaften Geschichten freut! Da der Satan weiß, daß er den ersten Mann durch den Mund eines Weibes verführt [!] und durch die Leichtgläubigkeit der Frau [!] alle Menschen aus der Seligkeit des Paradieses vertrieben hat, so stellt er auch jetzt noch *euerem* Geschlechte mit zuversichtlicherer Schlauheit nach . . .»[51]

Während er die Frauen warnt, diffamiert er sie gemäß einer alten, durch die größten Christen der Antike, Paulus, Johannes Chrysostomos, Hieronymus, Augustinus, gepflegten Tradition. Denn daß die Weiber «hauptsächlich» dazu bestimmt sind, die Geilheit der Männer zu befriedigen, wie der hl. Chrysostomos lehrt, das konnte der Papst selbst bei den Manichäern beobachten. Enthüllten sie doch seinem Tribunal «eine verruchte Tat, die auch nur zu *erwähnen* man sich schon schämen muß». Er erwähnt sie aber, ja, er hatte selbst die Untersuchung darüber «so peinlich geführt, daß weder für die, welche nicht recht an die Sache glauben wollen, noch für die gewohnheitsmäßigen Nörgler der geringste Zweifel bestehen kann. Sämtliche Personen waren zugegen, unter deren Mithilfe die abscheuliche Tat begangen wurde: ein Mädchen natürlich im Alter von *höchstens* zehn Jahren und zwei Weiber, die es aufgezogen und zu solch schändlichem Werke bestimmt hatten. Anwesend war auch der kaum dem Knabenalter entwachsene junge Mensch, der das Mädchen geschändet hatte, und ihr eigener Bischof, von dem ein so verabscheuungswürdiges Verbrechen angeordnet worden war. All diese Leute sagten mit gleichen Worten ein und dasselbe aus.

Dabei kamen Abscheulichkeiten zutage, die wir kaum anhören konnten. Keusche Zuhörer durch offenere Aussprache verletzen zu müssen, das erlassen uns die Beweisakten, aus denen sich aufs deutlichste ergibt, daß sich keinerlei Zucht, keinerlei Ehrbarkeit, keine Spur von Schamhaftigkeit bei dieser Sekte findet, deren Gesetz die Lüge, deren Religion der Teufel, der Opfer die Schande ist».[52]

Schließlich erwirkte Papst Leo zur Aufrechterhaltung der «öffentlichen Ordnung» von Kaiser Valentinian ein verschärfendes Reskript vom 19. Juni 445, das die früheren Strafen wiederholte, die Manichäer ebenso zu behandeln befahl wie die Schänder eines Heiligtums, ihnen im ganzen Reich die bürgerlichen Rechte und Ehren absprach und den Manichäismus ein «publicum crimen» nannte, «toto orbi» verdammenswert. Dabei machte sich jeder, der Unterschlupf gewährte, desselben Verbrechens schuldig. Die Mittäter verloren auch die Vertragsfreiheit, das aktive wie passive Erbrecht u. a. «Kein Übersehen», heißt es einleitend, «dulden mehr die neuerdings aufgedeckten Verbrechen der Manichäer. Welch ungeheure, unsäglich und unerhört schamlose Dinge sind nicht im Gericht des seligsten Papstes Leo vor dem erlauchten Senat durch ihr eigenes offenes Geständnis aufgedeckt worden ... Davon Kenntnis zu nehmen, können wir nicht umhin, da es uns nicht ansteht, gegenüber einer so verabscheuenswerten Beleidigung der Gottheit lässig zu sein». Dieser kaiserliche Befehl zur Manichäerverfolgung, der einmal mehr die enge Verzahnung von Staat und Kirche, Recht und Religion zeigt, res Romana und ecclesia Romana, war in der päpstlichen Schreibstube aufgesetzt worden, der Papst selbst hatte daran «maßgeblichen Anteil», wie Jesuit Hugo Rahner schreibt, nachdem er kurz zuvor Leos «feine und humane *Mitte zwischen Diesseits und Weltflucht*», kurz danach «die von Leo so oft gepriesene Liebe», «Leos Humanität als eine säkulare Tat» gefeiert hat. In Wirklichkeit war das von ihm veranlaßte Gesetz gegen die Manichäer «von einer drakonischen Härte» (Katholik Ehrhard), ließ er die Manichäer bis in ihre «letzten Schlupfwinkel hinein» verfolgen (Katholik Stratmann).[53]

Derselbe Leo aber, der den Staat zu brutaler Verfolgung treiben konnte, konnte ebenso wieder edle Nachsicht und Vergebung von ihm fordern. «Die strenge Herrschaft gegen unsere Untergebenen soll gemildert und jede Rache für ein Vergehen aufgehoben werden! Freuen mögen sich die Schuldigen, daß sie noch diese Tage gesehen haben, an welchen unter der Herrschaft frommer und gottesfürchtiger Fürsten auch die harten öffentlichen Strafen nachgelassen werden! Aufhören möge aller Haß ...» Derselbe Leo, der den Staat aufhetzt, «Ketzer» zu richten, zu verbannen, einzukerkern, zu töten, konnte auch wieder ganz christevangelisch bitten: «Aufhören soll alle Rache und jede Beleidigung vergessen sein!» ... «Wenn also einer gegen irgend jemand so von Rachsucht erfüllt ist, daß er ihn ins Gefängnis warf oder in Fesseln legte, so möge er schleunigst seine Befreiung herbeiführen, nicht nur, wenn er unschuldig ist, sondern selbst dann, wenn er die Strafe verdient zu haben scheint!» Derselbe Leo konnte rufen: «Niemand soll an uns einen Bedrücker haben ...» Derselbe Leo wußte, daß Jesus es verbot, «ihn mit bewaffneter Hand gegen die Gottlosen» zu verteidigen.[54]

Papier, Papier, Papier!

Die Überweisung der Manichäer durch den Papst an die Kriminalgerichtsbarkeit des Staates entsprach zwar den juristischen Normen, den kaiserlichen «Ketzer»-Gesetzen, aber neu war die enge Kollaboration zwischen dem geistlichen und weltlichen Gericht. Und wie man die Enthauptung Priscillians und seiner Gefährten den ersten blutigen «Ketzer»-Prozeß nennen konnte, so Leos Manichäerattacke den ersten «Inquisitions»-Prozeß, trifft dies auch, streng juristisch geurteilt, nicht zu.[55]

Leos englischer Biograph Trevor Jalland findet das Vorgehen des Papstes nicht nur erhellend für seinen Charakter, sondern nennt seine Manichäerjagd auch «the first known example of a partnership between Church and State in carrying out a policy of religious persecution». Bisher habe der Staat allein die Heterodoxen unterdrückt, jetzt zum erstenmal die Kirche, in der Person des Papstes, diese Aufgabe übernommen; wobei freilich an die gemeinsame Verfolgung von Priscillianisten, Donatisten, Arianer,

von Heiden, Juden schon im 4. Jahrhundert erinnert werden muß, wenn sich auch bisher nie ein Papst derart inquisitorisch selber engagierte.[56]

Wenige Jahre nach der Verjagung der Manichäer aus Rom bekämpfte Leo den Priscillianismus in Spanien. Der dortige Bischof Turibius von Astorga (Asturia Augusta) hatte um 445 auf einer Visitationsreise ihr Fortleben festgestellt und in sechzehn Kapiteln ihre wichtigsten «Ketzereien» gemeldet.[57]

Allerdings hatte der spanische Bischof relativ korrekt berichtet, jedenfalls erheblich objektiver den Papst informiert, als dessen Replik ahnen läßt. Denn Leo «preßte die sachlichen Mitteilungen in sein Schema und machte daraus ein Zerrbild des Priszillianismus: Die Priszillianisten werden den Manichäern an die Seite gestellt» (Haendler).[58]

In der Tat pauschalisiert der Römer hier in der gleichen Weise. Was eben nicht päpstlich ist, ist teuflisch. Wieder wettert er gegen «diese verruchte Häresie», «die abscheuliche Sekte», die «gottlose Raserei», durch die abermals «jede Sittlichkeit zerrüttet, jedes Band der Ehe aufgehoben, alles göttliche und menschliche Recht vernichtet werde». Einst zwar, im Jahr 385, hatte die erste Hinrichtung von Christen durch Christen in Trier (I 435 ff) die Christenheit noch empört, war das Echo auf das Todesurteil angeblich sogar «bei den bedeutendsten Bischöfen ... eindeutig negativ» (Katholik Baus). Der ach so humane, moderate Leo aber, der scheinheilige Rufer nach Barmherzigkeit, Beseitigung jeder Rache, Drohung, jedes Hasses, der so beredte Prediger der Verzeihung, der *«alle»* Menschen umfassenden Frohen Botschaft, der Nächsten-, der Feindesliebe, der Mann, der lehrt, Jesus wolle sich nicht durch bewaffnete Hand verteidigt sehen, der ist jetzt glücklich über die Trierer Schandtat, der rechtfertigt leidenschaftlich die Liquidierung Priscillians, seiner Gefährten. «Mit Recht (Merito) haben unsere Väter, zu deren Zeiten diese gottlose Häresie ausbrach, auf dem ganzen Erdenkreis alles aufgeboten, diesen gottlosen Wahnsinn aus der ganzen Kirche zu beseitigen; auch die weltlichen Fürsten verabscheuten diesen frevlerischen Unsinn so sehr, daß sie den Urheber derselben und sehr viele [!] (plerisque)

Schüler mit dem Schwerte der öffentlichen Gesetze niederwarfen». Leo «der Große» vermag dabei die Opportunität solcher «Ketzer»ermordung auch noch fast zynisch zu betonen: «Diese Strenge war lange Zeit der kirchlichen Milde von Nutzen, die, wenngleich mit dem bischöflichen Gericht zufrieden, blutige Strafen meidet, trotzdem durch die strengen Gesetze der christlichen Fürsten unterstützt wird, da diejenigen häufig zum geistlichen Heilmittel ihre Zuflucht nehmen, welche die körperlichen Strafen fürchten». Leo berief eine Kirchenversammlung in Galicien gegen die Priscillianisten, ohne sie freilich völlig ausrotten zu können. – Noch ein Jahrhundert später, 565, schleudert die Synode von Braga (Hauptstadt der Sueven im 5./6. Jahrhundert) infolge des leonischen Vorstoßes nicht weniger als siebzehn Anathematismen wider die in Spanien offenbar immer noch zahlreichen Priscillianisten und treibt die Bischöfe zu intensiverer Bestreitung der «Ketzerei».[51]

Leo «der Grosse» verteufelt die Juden

Weit seltener als die «Ketzer»offensiven dieses Papstes werden seine antijüdischen Ausfälle dokumentiert oder auch bloß erwähnt. Und doch gehört auch Leo I. in die lange Reihe judenfeindlicher Kirchenväter von Justin, Irenäus, Cyprian bis zu Athanasius, Eusebius, Ephräm, Chrysostomos, Hieronymus, Hilarius, Ambrosius, Augustin (I Kap. 2; ferner I 438 ff, 511 ff).

Auch für den so edlen, milden, moderaten Leo (vgl. S. 262) sind die Juden nur dumm, verblendet, umnachtet, ihre Priester «gottvergessen», ihre Schriftgelehrten «töricht»; ihr Wissen ist «so unwissend», ihre Gelehrsamkeit «so ungelehrt». «Sie erfassen nicht mit ihrem Verstande, was sie aus den Worten der Heiligen Schrift gelernt haben. Ist doch für ihre törichten Rabbis die Wahrheit ein Ärgernis, wird doch für ihre verblendeten Schriftgelehrten das Licht zur Finsternis». Immer wieder kommt es dabei zu den in dieser Kirche bis heute so beliebten Schwarz-

weiß-Schablonen, Parolen von plakathafter Plumpheit, sektiererhaften Verdummungskampagnen simpelster Art. Immer wieder steht da die «Finsternis der Unwissenheit», dort «das Licht des Glaubens», immer wieder kämpfen da «die Söhne der Finsternis» strahlt dort «das wahre Licht», immer wieder streitet die «Ungerechtigkeit ... gegen die Gerechtigkeit», «die Lüge gegen die Wahrheit», die «Verblendung» gegen die «Weisheit» – ewig dasselbe degoutante Schema.[60]

Immer wieder wirft dieser Papst den Juden den Tod Jesu vor.

In stets neuen Predigten geißelt er ihre «gewissenlosen Führer und pflichtvergessenen Priester», «alle Priester beherrschte der Gedanke, wie sie ihr Verbrechen gegen Jesus ausführen sollten». Alle haben, «erfüllt von der Raserei vatermörderischen Hasses, nur *ein* Ziel im Auge», alle sind «an Grausamkeit einander gleich». Und schließlich gibt Pilatus «dem gottlosen Volk das Blut des Gerechten preis ...».[61]

Entsprechend der Tendenz schon der Evangelien belastet auch Leo die Juden und entlastet Pilatus, den Römer, «auch wenn er dem wütenden Volke seinen Arm lieh ...». Denn «die dem Satan dienstbaren Hände der Juden» schlugen «sein unbefleckt empfangenes Fleisch ans Kreuz», «ihre Gottlosigkeit» war «härter als alle Grabsteine und Felsen». Dagegen zeigten «die Krieger Roms größere Bereitwilligkeit, an den Sohn Gottes zu glauben ...» «Auf euch, auf euch ihr falschen Juden und ihr gottvergessenen Führer des Volkes, lastet die ganze Schwere dieses Frevels», «die ganze Verantwortung». «Das Unrecht, das bei der Hinrichtung des Herrn Pilatus durch seinen Urteilsspruch und die Soldaten durch Ausführung des Befehls auf sich luden, macht euch in den Augen der Menschen noch hassenswerter».[62]

«An diesem Morgen ging euch, ihr Juden, die Sonne nicht *auf*, sondern *unter*. Nicht das gewohnte Licht zeigte sich eueren Augen, sondern schreckliche Verblendung umnachtete euer gottloses Herz. Dieser Morgen zerstörte eueren Tempel und euere Altäre, beraubte euch des Gesetzes und der Propheten, schaffte euer König- und Priestertum ab und verwandelte all euere Feste in ewige Trauer; denn unselig und grausam war euer Plan, den

‹Urheber des Lebens› und den ‹Herrn der Herrlichkeit› dem Tode preiszugeben, ihr ‹feisten Stiere und zahlreichen Farren, ihr brüllenden Bestien und wütenden Hunde› ».[63]

Öfter als einmal vergleicht Leo I. die Juden mit wildgewordenen Tieren, mit Bullen, Ochsen, beschwört er «die trotzige und blinde Wut feister Stiere und das wilde Gebaren unbändiger Farren», lästert er sie «brüllende Raubtiere», lechzend «nach dem Blute des gerechten Hirten».[64]

Papst Leo «der Große» ermüdet nie, die Juden zu diffamieren. Immer wieder schmäht er sie «die wutentbrannten Verfolger», die «Mörder», «Frevler», «Gottlosen», «die gottlosen Juden», «gottlosen und ungläubigen Juden», die «fleischlich gesinnten Juden», «die verbrecherischen Juden», die «blutgierigen Ältesten», «das aufgehetzte und blinde», «das verblendete und unversöhnliche», «das zügellose Volk, das den Hohepriestern nach den Augen sah» (genau wie das katholische seinen Päpsten so viele Jahrhunderte lang!). Immer wieder spricht Leo von ihrer «verruchten Tat», ihrer «Frevelhaftigkeit», ihrem «so furchtbaren Verbrechen», von der «rasenden Wut der Juden», «Blindheit der Juden», «Bosheit der Juden», «Verstocktheit der Juden», der «Verstocktheit und Grausamkeit der Gottlosen». Immer sind sie die «törichten Schriftgelehrten», die «gottvergessenen Priester», die «Diener und Söldlinge» Satans, sind sie «verworfen», «voller Heuchelei», «Beschimpfungen», «Schmähungen», «sinnlosen Spottreden». Immer tun «die wutentbrannten Juden Jesus alles an, was sie nur wollten», schleudern sie gegen «den Herrn der Herrlichkeit» die «todbringenden Geschosse ihrer Reden und die vergifteten Pfeile ihrer Worte». «Immer und immer wieder» läßt er sie schreien: «Kreuzige ihn, kreuzige ihn!» «Daraus solltet ihr erkennen, daß ihr verworfen seid». «Mit Recht verdammen euch also beide Testamente». Für «alle Zeiten» bilden für Papst Leo diese Taten der Juden «einen Gegenstand des Abscheus».[65]

Solche Haßorgien mußten das christliche Volk vergiften; mußten zur immer strengeren gesetzlichen Bekämpfung der Juden führen, zur Enteignung oder Niederbrennung ihrer Synagogen noch in der Antike (I 439 ff), zu den unablässigen Pogromen des

Mittelalters und der Neuzeit. Ja, erst 1988 schreibt Katholik Krämer-Badoni gerade im Hinblick auf Papst Leo I.: «Die schärfsten diskriminierenden Staatsgesetze sind unter seinem Pontifikat erlassen worden, und natürlich nicht aus blauem Himmel. Die römischen Kaiser hatten sich nie in Religionsdinge eingemischt, wenn die Religionsanhänger politisch loyal waren. Die neue intolerante Rolle wurde ihnen von der Kirche aufgedrängt».[66]

Dabei sind all die Hetzereien Leos und der Kirche gegen die Juden als «Gottesmörder» um so grotesker, als die Juden ja bloß Gottes Willen vollzogen. Gott wollte ja von ihnen getötet sein! Er wollte ja derart die Welt erlösen! Er hatte ja die ganze Prozedur seit Ewigkeit vorhergesehen – zumindest seit in seinem «Heilsplan» (siehe: «Stammelternpaar», «Erbsünden»-Malheur, «Sintflut» und anderes) so allerlei mißlang. Die Juden vollstreckten also nur. Sie waren, Leo weiß es selbst, von Gott auserwählt, «das Erlösungswerk zu fördern», brachte ja gerade ihre «ungerechte Grausamkeit die Erlösung». So sind sie für den «großen» Papst zwar ein Objekt «des Abscheus und doch auch wieder der Freude». Von Freude über die Juden merkt man allerdings nichts bei ihm und ebensowenig bei all den anderen «berühmten» kirchenväterlichen Anti-Juden-Kläffern. Aber schade um jedes Wort über den Widersinn einer Theologie, welche die Juden hassen, verfolgen läßt (oft, allzuoft) bis auf den Tod – und ihnen alles verdankt![67]

DIE «STERNSTUNDE DER MENSCHHEIT»

Den blendendsten Ruhm errang Leo I. 452, als die Hunnen unter Attila nach der schweren Schlacht auf den Katalaunischen Feldern bei Poitiers, einem der großen Völkergemetzel der europäischen Geschichte, über die unbewachten Pässe der Julischen Alpen unversehens in Oberitalien einbrachen, es verheerten, plünderten und Aquileja, Mailand, Pavia überrannten. Ihr König Attila war neben Geiserich, mit dem er stets in Fühlung stand und erfolg-

reich zusammenspielte, zweifellos der bedeutendste Herrscher der Zeit. Doch schon damals empfand man die Hunnen – wie noch in Nazideutschland die Russen – als eine Art Untermenschentum. Eher klein, langschädelig, so schildern sie die lateinischen Chronisten, mit Schlitzaugen in dunkler Haut, mit Tierfellen bedeckt und ohne Sattel auf ihren wilden Pferdchen wie der Teufel daherstürmend, Terror verbreitend, Tod ... «Möge Jesus weiterhin solche Bestien von der römischen Welt fernhalten!» betete der hl. Hieronymus. 452 aber eilten einige kaiserliche Gesandte, der Konsul des Jahres 450 Gennadius Avienus, der frühere Präfekt Trygetius und eben Bischof Leo dem Aggressor entgegen und erbaten am Mincio bei Mantua, zwischen Gardasee und Po, seinen Abzug, worauf Attila, die «Gottesgeißel», vom weiteren Vormarsch absah.

Man vergoß viel Tinte deshalb. Und nicht zufällig war von den beiden anderen Gesandten kaum noch die Rede. Um so mehr aber von Leo, der übrigens selbst nur ein einziges Mal und auffallend kurz davon sprach. Man feierte ihn – weit mehr christliche Legende denn Geschichte – als Befreier Italiens von den hunnischen Horden, erzählte gar, während der päpstlichen Ansprache an Attila seien die Apostel Petrus und Paulus in den Lüften zu Leos Unterstützung erschienen. Raffael gestaltete (1512/1514) die «Sternstunde der Menschheit» (Kühner) in einem berühmten Freskogemälde der vatikanischen Stanza d'Eliodoro. Algardi schmückte mit derselben Szenerie (unter Innozenz X.) den Grabaltar Leos. Doch als ein anderes Mal der Vater Cassiodors (leitender Staatsmann unter Theoderich d. Gr., dann Mönch) und Carpilio, der Sohn des Aëtius, bei einer solchen Bittgesandtschaft den Abzug des Hunnenheers erwirkten, wurde weit weniger Aufhebens davon gemacht. Und bei Mantua hielt Attila nicht etwa Leos wie immer beredte Zunge zurück, sondern für einen Mann seines Schlags, dem ein römischer Bischof schwerlich mehr Angst einjagte als ein römischer Senator, ganz anderes: Nahrungsmangel für seine Soldaten, die Pferde, verschiedene Seuchen im Heer, Unruhen in seinem Rücken, ein nicht gedeckter Vorstoß, die Schwierigkeit, in der mittelitalienischen Gebirgslandschaft mit

Kavallerie zu operieren, ein drohender Angriff Ostroms auf Pannonien, das hunnische Reich, vielleicht auch die Erinnerung an Alarichs plötzlichen Tod bald nach der Einnahme Roms.[68]

In den kommenden Jahrhunderten jedenfalls haben so viele *katholische* Fürsten sich oft nicht im geringsten um päpstliche Wünsche gekümmert – und da sollte Bischof Leo ausgerechnet durch einen Attila respektiert, zu so bedeutungsvollen, so folgenreichen Schlüssen veranlaßt worden sein? Sollte den Hunnenkönig, nach Prosper Tiro, derart «die Anwesenheit des höchsten Kirchenfürsten [!]» erfreut haben, «daß er von einer Weiterführung des Krieges absah, Frieden zu halten versprach und sich ins Donauland zurückzog»?[69]

Noch in unserer Zeit feiert man auf katholischer Seite Leo deshalb als Retter Europas, das 5. Jahrhundert als «einen Wendepunkt für Abendland und Kirche». Denn: «Im tosenden Meer der Völkerwanderung stand Papst Leo I. wie ein Fels in der Brandung. Fast möchte man ihn einen ‹Papst der Katholischen Aktion› nennen.» Und zur «VERTIEFUNG» seiner Erkenntnis bringt der katholische Theologe Josef Fuchs ein «TAFELBILD 19a *Papst Leo I., der Große* verteidigte die Menschen im natürlichen Bereich: 1. indem er das Abendland vor der Vernichtung durch die *Hunnen* rettete ...» Und genau gegenüber, auf der nächsten Seite, bringt Fuchs das «TAFELBILD 19b *Die Kirche verteidigt unsere* Menschenwürde indem sie vor dem *Kommunismus* warnt ...» So rücken die Dinge in diesem «Kommentar für den Katecheten», worin «der Bezug auf das corpus Chrisi mysticum überall hervorleuchtet» (O. Berger), zweifellos in zeitgemäße Sicht.[70]

Attila kehrte nach Pannonien zurück und starb überraschend schon im nächsten Jahr, 453, im Brautbett wahrscheinlich einer Germanin, vielleicht der schönen burgundischen Prinzessin Ildico, im Weinrausch, in Liebeserschöpfung – eine der berühmtesten Hochzeitsnächte der Geschichte und Weltliteratur. Für die Hunnen, so Hermann Schreiber in seiner Attila-Biographie, «ein echter Hunnentod, ein königlicher Tod». Denn waren sie auch unerschrockene Streiter, besaßen sie doch «Lebensweisheit und

Lebenskunst genug, um den glücklich zu schätzen, der aus der Mitte der Freude heraus» starb. Mit Recht bewundert Schreiber, daß es zu keiner Beschuldigung der jungen Frau durch die Hunnen gekommen sei. «Noch tausend Jahre später hätte man Ildico so lange gefoltert, bis sie zugegeben hätte, eine Hexe zu sein, die Attilas Tod mit einem bösen Liebeszauber herbeigeführt».[71]

Offenbar aber war in der nächsten Umgebung des Königs die Liebe der beiden so bekannt, daß ein Tötungsverdacht gar nicht erst aufkam; während in der byzantinischen Tradition, der des Westens, in den Mönchschroniken, den christlichen Heldengedichten und Heldensagen die Mordbezichtigung üppige Blüten trieb.[72]

Im frommen Abendland kursieren überhaupt, kaum zufällig, sehr verzerrte, falsche Vorstellungen über die Hunnen.

Natürlich haben sie ganze Völker in blutigen Kämpfen niedergerungen, dann aber die Unterjochten durchaus nicht rechtlos versklavt, wie so häufig die Christen (bei deren Bauern auch die Türken manchmal beliebter waren als ihre christlichen Herren). Die dem Hunnenreich eingegliederten Gruppen gewannen volle Parität, ja, wurden den eigenen Oststämmen in gewissen Fällen vom Herrscher vorgezogen. «Das ist gewiß eine Ausnahmeerscheinung in der gesamten menschlichen Entwicklung», schreibt Michael de Ferdinandy, «und doch denkbar einfach zu erklären: für den siegreichen Nomaden wandelt sich der besiegte Feind, wenn er sich nicht als wortbrüchig oder verräterisch erwiesen hat, sofort zum Freund ... Der Führer aber eines besiegten oder sich freiwillig unterwerfenden Volkes wird in den Rat des Großkhans berufen. Und das geschieht nicht ‹pro forma›. Der Ostgotenkönig Walamer wird zu Attilas vertrautestem Freund, der Gepidenkönig Ardarich darüber hinaus zu Attilas designiertem Nachfolger ... Die germanischen Völker haben denn auch dem Andenken an ihren einstigen großen Beherrscher die Treue gewahrt ...» – einem Mann übrigens, der auch mit dem «Gottesschwert», freilich dem der Hunnen, gekämpft hat.[73]

Leo I. aber konnte drei Jahre später die Wandalen nicht (mehr) sonderlich beeindrucken.

Damals hatte Petronius Maximus Kaiser Valentinian III., den Schänder seiner häuslichen Ehre, am 16. März 455 öffentlich niederstoßen lassen und seine Witwe Eudoxia zur Ehe gezwungen. Eudoxia jedoch rief den Wandalenkönig Geiserich, dessen Flotte darauf an der Tibermündung erschien. Panikstimmung in Rom! Jetzt trat Leo den Wandalen entgegen. Doch nun gab es keine «Sternstunde» mehr. Die Invasoren plünderten die Stadt – ohne Mord und Brand – vierzehn Tage nach allen Regeln der Kunst. Der Papst selber mußte mit eigener Hand die kostbarsten Kirchengefäße ausliefern. Kaiser Maximus nebst Sohn starben auf der (ihnen von Geiserich erlaubten) Flucht, Maximus vermutlich durch einen Leibwächter. Vater und Sohn wurden vom Volk in Stücke gerissen und in den Tiber geworfen. Tausende von Gefangenen, darunter Kaiserin Eudoxia und ihre Töchter Eudocia und Placidia, haben die Wandalen fortgeschleppt, unersetzliche Kunstwerke dazu, von denen sie nicht wenige bei der Rückfahrt durch Schiffbruch für immer verloren.[74]

Die Römer aber scheint da weder Leos Verhalten noch sein Christentum sehr beeindruckt zu haben. Ruft der hohe Prediger doch selber entrüstet: «Überaus gefährlich ist es, wenn die Menschen gegen Gott undankbar sind, wenn sie sich seiner Wohltaten nicht mehr erinnern wollen, wenn sie weder über ihre Züchtigung Zerknirschung noch über ihre Befreiung Freude zeigen ... Ich schäme mich, es zu sagen (Pudet dicere), aber ich darf nicht schweigen: Die heidnischen Götzen werden mehr geehrt als die Apostel. Wahnwitzige Schauspiele werden fleißiger besucht als die Kirchen der heiligen Märtyrer».[75]

Schon Leo I. hatte Grund festzustellen: «Die Würde des heiligen Petrus geht auch in einem unwürdigen Erben nicht verloren» (Petri dignitas etiam in indigno haerede non deficit). Einer der alten, plump verschlagenen, doch begreiflicherweise von Jahrhundert zu Jahrhundert immer weniger verzichtbaren Tricksprüche der Catholica. Und selbstverständlich fühlte sich Leo – der erklären konnte, die Kirche schrecke «zwar selbst vor blutiger Ahndung zurück», überlasse diese Ahndung aber den christlichen Fürsten, «indem die Furcht vor Todesstrafe die Leute zu geistli-

cher Heilung treibt» – alles andere als unwürdig. Und die Kirche zählt diesen antiken Inquisitor zu ihren größten Päpsten. Er wurde Heiliger und – durch Benedikt XIV. 1754 – Kirchenlehrer, ja, er bekam den Beinamen «der Große»! «Demuth, Sanftmuth und Liebe gegen alle Menschen waren die Hauptzüge des heiligen Oberhirten, und deßwegen ehrten und liebten ihn Kaiser und Fürsten, Hohe und Niedere, Heiden und die rohesten Völker» (Donin).[76]

6. KAPITEL

DER KRIEG IN DEN KIRCHEN UND UM DIE KIRCHEN BIS ZU KAISER JUSTIN (518)

«Der Monophysitismus wurde zur Nationalreligion des christlichen Ägyptens und Abessiniens und herrschte im 6. Jahrhundert auch in Westsyrien und Armenien vor; der Nestorianismus mit seinem Zweifel an der Gottesmutter eroberte sich Mesopotamien und Ostsyrien. Dies hatte aber eine wichtige politische Folge: halb Ägypten und der Nahe Osten begrüßten die Araber im 7. Jahrhundert als Befreier vom religiösen, politischen und finanziellen Joch der byzantinischen Hauptstadt». K. Bosl[1]

«... die schärfste Verurteilung des Bekenntnisses von Chalzedon als eines den orientalischen Kirchen aufgezwungenen Dekrets liegt in der Geschichte der nächsten zweihundert Jahre, in dem Zeitraum von 451 bis etwa 650, von Chalzedon bis zum Einbruch des Islams: furchtbarste Aufstände des Volkes und der Mönche, namentlich in Ägypten, in Palästina und Teilen Syriens gegen das Chalzedonense eröffnen diese Periode, und am Ende dieser zweihundert Jahre stehen die festorganisierten monophysitischen Nationalkirchen in Armenien, Syrien, Ägypten und Abessinien, die von bitterstem Haß gegen die griechische Reichskirche in Byzanz erfüllt waren». P. Kawerau[2]

Der Osten steht in hellen Flammen oder: «... der Teufel, du und Leo»

Das große Konzil, das man oft mit der «Räubersynode» verglich (S. 237), das Harnack «zum Unterschied von der Räubersynode Räuber- und Verräthersynode» nennt, beruhigte die Gemüter nicht. Im Gegenteil. Es versetzte sie erst recht in Aufruhr. Es wurde Anfang vielen neuen Unheils, Ärgernis und Anstoß zu einer Spaltung, die fortwirkt bis heute, wobei jede Seite sich selbstverständlich für «orthodox», für «rechtgläubig» hielt und hält.

Chalkedon war Reichskirchensynode, die Beschlüsse wurden Reichsgesetz. Und da die der neuen Lehre verpaßten Kunstausdrücke: Wesen, Natur, Substanz (usia, physis, hypostasis) die griechischen Denker seit je verschieden gebrauchten, eröffneten sich theologischen Spekulanten und Streithähnen kaum ausschöpfbare Möglichkeiten, aneinander vorbeizureden und sich gegenseitig zu verketzern, zumal auch der von den Lateinern beigesteuerte Begriff der Person (griech. prosopon) reichlich vieldeutig und der Westen bis zum Tod Papst Gregors I. (604) durch das Zerwürfnis besonders betroffen war.[3]

Nun wird hier natürlich nicht die nachchalkedonische Entwicklung auf «ihre Inspirationskraft für eine christologische Spiritualität» befragt (Grillmeier). Herrje, nein. «Nur» die (kirchen)politischen Folgen interessieren uns, die unentwegten religiösen Querelen, das Verfechten der «Rechtgläubigkeit», der «Ketzereien», der ewige Kirchenhader, all der Haß, das Blut, die Aufstände, Militäreinsätze, in Palästina zumal, in Ägypten, die

Verbannungen, Einkerkerungen, Liquidierungen, all die jahrzehntelangen Konflikte zwischen Kaisern und Päpsten bis zu der Einigung schließlich von Papst Hormisdas und Kaiser Justin I. fast siebzig Jahre später, was natürlich keinen Frieden, was neue verschärfte Verfolgungen bringt.[4]

Man unterstellte der Kirchenversammlung jetzt rasch nestorianische Neigungen. Man schimpfte die Synodalen sogar Nestorianer, später auch «Diphysiten» (Zweinaturenleute). Sah doch gerade der Anhang des hl. Bischofs Kyrill dessen Christologie in Chalkedon ignoriert und in der von Leo I. betonten Unterscheidung der beiden Naturen reinen Nestorianismus, eine greuliche «Ketzerei»! (Tatsächlich hatte auch der bis heute verfemte Nestorios, theologiegeschichtlich, die christologische Formel Chalkedons geradezu vorbereitet, hatte er die leonischen Formulierungen noch als eigene Rechtfertigung begrüßt – der Papst den Verbannten in der Wüste, mit dem Konzil, indes noch einmal verdammt! Nun aber erkennt selbst Jesuit Wilhelm de Vries in den Synoden der persischen Kirche der Nestorianer im 5. und 6. Jahrhundert [ausgenommen allenfalls Seleukia: 486] anscheinend «eine ganz korrekte Christologie».)[5]

Der Widerstand gegen Chalkedon ging somit nicht von den Nestorianern aus. Er kam von den Monophysiten in Ägypten, wo die Nachfolger der schismatischen Patriarchen in ununterbrochener Reihenfolge bis heute residieren, und in Syrien, den Hochburgen des Monophysitismus, wo auch das von der Menge glühend bewunderte Mönchtum monophysitisch war. Er kam von den Monophysiten in Arabien, Abessinien, wohin nach 451 ungezählte syrische Christen flohen. Er kam von Persien, Armenien und führte zur Trennung ganzer Völker des Ostens vom Katholizismus. Beherrschte doch im 6. Jahrhundert eine Vielfalt christlicher Sekten den Südostrand des Mittelmeers: Severianer, Julianisten, Phantasiasten, Theodosianer, Gajaniten, Phthartolatren, Aktisteten, Themistianer, Tritheiten, Tetraditen, Niobiten. Und diese alle und mehr begünstigte im 7. Jahrhundert die Expansion des Islam, der Palästina, Syrien, Ägypten kassierte und zahlreiche, zum Teil noch heute bestehende Nationalkirchen aufkommen ließ.[6]

Noch durch das ganze Mittelalter attackieren die monophysitischen Bischöfe, Theologen, Historiker die «Irrlehre des heuchlerischen Konzils», den «schmutzigen Glauben des ketzerischen Konzils», wie im früheren 9. Jahrhundert der Bischof von Takrit, Abū Rā'ita, schreibt, für den «der kenntnislose Markianos» schlicht «der zweite Jeroboam» ist. Wenig später behauptet der Kopte Severos, Bischof von Ušmūnain, in seinem «Buch der Konzilien», Dioskor habe in Chalkedon von der Kaiserin «eine kräftige Ohrfeige» bekommen – «kraftvoll» rühmt Pulcheria auch das «Lexikon für Theologie und Kirche», «Erbin des Geistes ihres Großvaters Theodosius I» –, was Anlaß gewesen sei «zu weiteren Mißhandlungen des Dioskoros». Nach dem jakobitischen Historiker Barhebraeus (1225–1286), dem bekanntesten Schriftsteller seiner Nation, pflegte die Heilige trotz ihres Jungfräulichkeitsgelübdes Sexualverkehr mit ihrem Mann; nach Nestorios übrigens auch mit ihrem Bruder Theodosius. (Tatsächlich galt Pulcheria in der Antike, als man ihr Draufgängertum in mancher Hinsicht noch zu drastisch vor Augen hatte, nicht als heilig. Diese Verehrung, schreibt das eben erwähnte kirchliche Lexikon, «ist erst im Mittelalter nachweisbar».) Noch Ignatios Nūh (Noë), im frühen 16. Jahrhundert Patriarch der Jakobiten, spricht von Chalkedon als «diesem verfluchten Konzil», das «vom Munde des Herrn verdammt» sei, und läßt durch Dioskor dem Kaiser Marcian, «dem Freunde des Teufels», sagen: «Es genügt, daß in diesem Konzil drei Häupter sind: der Teufel, du und Leo».[7]

Pulcheria, Marcian und Leo, das genügte jedenfalls, daß fast der ganze Osten nach der für Rom, alles in allem, so hocherfreulichen Synode in hellen Flammen stand.

In Alexandrien, dessen Erzbischof Dioskor im November 451 nach Paphlagonien verbannt worden war, verbrannte das erregte Christenvolk auf die Nachricht vom Konzilsausgang die kaiserliche Besatzung samt der Kirche, dem ehemaligen Serapistempel, wohin sie sich geflüchtet hatte, lebendig. Marcian appellierte an die Alexandriner, sich mit der «heiligen und katholischen Kirche der Rechtgläubigen» zu vereinen. «Mit solchem Tun werdet ihr

euere Seelen retten und Gottgefälliges vollbringen.» Aber bald erlaubte er ihnen keine weitere Propaganda gegen das Konzil und erlegte «Ketzern» in der scharfen Konstitution «Licet iam sacratissima» eine lange Reihe von Strafen auf. Bloß unter wilden Straßenschlachten, unter Mord und Totschlag, konnte Dioskors abgefallener Vertrauter, der Archidiakon Proterios (451–457), von nur vier gleichfalls abgefallenen Bischöfen im November 451 geweiht werden, von seinem Stuhl Besitz ergreifen und diesen mit päpstlicher Anerkennung und unter stetem starken Truppenschutz halten. Das Volk und die Mönche, doch auch viele Kleriker, standen weiterhin zu Dioskor, während Proterios, der «wahre Apostelschüler» (Leo I.), seine Hauptstütze in Kaiser Marcian hatte. Kurz nach dessen Tod im Januar 457 brach in Alexandrien allerdings, wie wir bald sehen werden, ein noch heftigerer Aufruhr aus, woran wieder Mönche besonders beteiligt waren.[8]

Im Osten schürten überhaupt gerade die Mönche den Widerstand gegen Chalkedon. Andere Mönchsgruppen freilich agitierten unermüdlich dafür. Jedenfalls fochten an allen Fronten «die Mönche mit in der ersten Reihe» (Bacht SJ).

n,21 In Palästina kam es noch vor Schluß des Konzils zu einer blutigen Mönchsrevolte. Hier eroberten die Mönchshäupter Romanos und Markianos sowie der Religiose und Gegenbischof Theodosius (451–453), ein frommer Eiferer und Gefolgsmann des Dioskor, der schon in Chalkedon Tumulte erregt haben soll, mit zehntausend fanatischen Asketen für etwa zwanzig Monate Jerusalem, ehe er auf den Berg Sinai floh. Der ehrgeizige Juvenal, Patriarch der Stadt von 422 bis 458, den die Mönche nicht zu Unrecht beschuldigten, seine «Schwüre und Versprechungen» gebrochen, die Theologie Kyrills verraten zu haben, verlor inzwischen seinen Stuhl. 431 hatte er in Ephesus zur Stützung seiner Machtansprüche, der Erweiterung seines Sprengels (um immerhin drei Provinzen: Phoenicia I und II sowie Arabia) gefälschte Urkunden vorgelegt und maßgeblich Kyrill begünstigt. 449 ging er zur Gegenseite über, war neben Dioskor der wohl prominenteste Führer des «Räuberkonzils» und unter 113 Bischöfen der

erste, der für die Rehabilitierung des Eutyches eintrat, den er «ganz orthodox» fand. In Chalkedon wechselte er rasch wieder die Front. Er gab Dioskor, seinen alten Verbündeten, schmählich preis, bekannte sich zu dessen Verbannung und zur Rehabilitierung des Flavian. Jetzt floh er – muß ich sagen, daß er im Orient als Heiliger verehrt wird (Fest: 2. Juli)? – Hals über Kopf zum Kaiser nach Konstantinopel.

In Jerusalem aber trat Theodosios, durch Volk und Mönche unterstützt, an seine Stelle. Die Mönche brannten Häuser ab und verübten Greuel über Greuel. Den Bischof von Skythopolis, Severianos, erschlugen sie nach seiner Rückkehr vom Konzil samt seiner Begleitung – nicht der einzige Bischof, den sie killten. Viele Bistümer gelangten jetzt in die Hände von Monophysiten, die bald ganz Palästina beherrschten, doch auch bald wieder verjagt worden sind – freilich nicht ohne Truppeneinsätze, eine regelrechte Schlacht. Mitfinanziert wurde die Erhebung durch Kaiserin Eudokia, die seit 443 in Jerusalem residierte, die Witwe von Theodosios II. Mit dem Hof zerfallen, widersetzte sie sich der Attacke Pulcherias, ihrer verhaßten Schwägerin, und Marcians auf Eutyches. Durch Eudokia, ihren Einfluß, ihre Intrigen, soll fast jedes Kloster im Umkreis der «Heiligen Stadt» von Juvenal abgefallen sein. Dagegen trieb von Rom aus der Papst wider die «Rotten falscher Mönche», die Söldner des Antichrists, wie er, nicht ohne auch den flüchtigen Juvenal zu beschuldigen, im November 452 an Julian von Kios schrieb. Noch vor zwei Jahren wollte Leo sogar den Namen Juvenals (nebst dem Dioskors und des Eusthatius von Berytus) nicht im Gottesdienst genannt wissen. Dabei war dieser große Fälscher und Frontwechsler vor dem Herrn doch ein so tüchtiger Missionar, daß er schon um 425 den Häuptling eines Beduinenstammes zum ersten «Bischof der Zeltlager» geweiht hatte – und später ja auch die «Ehre der Altäre» erklomm: verdientermaßen! Im Januar 454 aber mußte Leo dem Herrscher danken, daß er Juvenal mit Gewalt auf seinen Stuhl zurückgeführt! Und am 4. September dieses Jahres stachelte er den Patriarchen selber zu rigoroseren Attacken auf! Auch die Ausmerzung der Eutychianer verlangte Leo. Sie sollten alle, wie

der Anhang Dioskors, dorthin geschafft werden, wo sie unschädlich seien und kriminalrechtlich verfolgt werden.[9]

Kaiser Marcian, der willfährige Helfer der Pulcheria und des Papstes, der ihm denn auch die Vereinigung «königlicher Macht mit priesterlichem Eifer» bescheinigte, hatte noch in Chalkedon Maßnahmen gegen alle Verweigerer seiner Definition angekündigt: einfache Privatleute sollten aus der Hauptstadt gewiesen, Militärs und Kleriker abgesetzt werden. Weitere Strafen hielt er für möglich. Allein zwischen Februar und Juli 452 erließ er vier Dekrete zur Bestätigung sowie Einschärfung der Konzilsbeschlüsse und ging vor allem im vierten dieser Erlasse vom 18. Juli 452 gegen die «Eutychianer» vor. Er verbot ihre Versammlungen, Lehren, ihre Predigten, verbot ihnen, Bischöfe und Priester zu weihen, Klöster zu bauen. Er untersagte ihnen Geistliche und ihren Mönchen jede Klostergemeinschaft. Er sprach ihnen Testier- und Erbfähigkeit ab, verbannte sie aus Konstantinopel, Kleriker und Mönche des Eutychesklosters aber aus dem ganzen Reich. Wer sie aufnahm, wurde mit Konfiskation und Deportation bedroht, wer ihre Predigt hörte, hatte zehn Pfund Gold zu zahlen. Die Mönche traktierte er mit Gesetzen, wie sie «Ketzern» und Manichäern galten. Ihre Schriften wider Chalkedon mußten verbrannt, deren Besitzer, Verbreiter, deportiert werden. Und bald erkämpfte er mit Truppen den «rechten» Glauben.[10]

Auch die Heiden verfolgte der Konzilskaiser mit aller Brutalität. Pagane Kulthandlungen bedrohte er 451 mit Konfiskation und Hinrichtung, wobei beides die Ausführenden, die Helfer und die Mitwisser betraf. Das Strafgeld für das Gesetz vernachlässigende Gouverneure – 20 Pfund Gold im Jahr 407 – erhöhte Marcian auf 50 Pfund Gold je für den Gouverneur und seine Behörde.[11]

PAPST LEO HETZT GEGEN DIE CHRISTLICHEN «TEUFEL» DES OSTENS

Hinter allen antihäretischen Attacken aber stand Leo I. Immer wieder suchte er jede erneute Diskussion der Konzilsbeschlüsse zu verhindern, die «Ketzer» in Schach zu halten und die Mönchsrebellen in ein streng isoliertes Exil zu schaffen.

Triumphierend meldet er den gallischen Bischöfen, niemand dürfe mehr nach Chalkedon unter dem Vorwand der Unwissenheit die «Irrlehre» verteidigen, «weil die eben deshalb versammelte Synode von fast 600 unserer Brüder und Mitbischöfe keiner Disputierkunst und keinem beredten Erörtern sich gegen den göttlich gegründeten Glauben zu betätigen erlaubte ... Diese ungeheuerlichen Lügnereien teuflischer Gesinnung hat nun die heilige Synode ... durch Verfluchung dieses Schandflecks von der Kirche Gottes getrennt».[12]

In Konstantinopel fungierte Julian, ein in Rom erzogener Italiener, der Bischof von Kios bei Nicaea und damit des Griechischen kundig geworden war, als Leos ständiger Vikar gegen die derzeitigen «Ketzer» (contra temporis nostri haereticos). Nach dem offiziellen Bestallungsschreiben vom 11. März 453 hatte der Papst damit seinen sozusagen akkreditierten Spitzel am Hof, seinen Aufpasser, Vertrauten, Vermittler, Einpeitscher. Er sollte, immer wieder forderte dies Leo, die «Häretiker», auch die oppositionellen Mönche, bekämpfen, das heißt durch den Kaiser und die weltlichen Gerichte verfolgen lassen. Julian mußte, so befahl er ihm, «als mein Stellvertreter (vice mea functus) die besondere Sorge übernehmen, daß die nestorianische und eutychianische Häresie nicht irgendwo wiederauflebt; denn in dem Bischof von Konstantinopel ist keine katholische Stärke». Gegen ihn, «wie er es verdient, mich zu erheben, schiebe ich auf ...». Der leonische Vikar aber hatte den Patriarchen der Hauptstadt ebenso im Auge zu behalten wie die Kaiserinwitwe Eudokia, die in Jerusalem und Palästina den Mönchsaufstand schürte, oder die Unruhen der ägyptischen Mönche. Nicht zuletzt aber sollte Bischof Julian das bigotte, in «Josephsehe» lebende Kaiserpaar, dessen priesterli-

ches Wirken Leo wiederholt gerühmt, dessen «Schutzpflicht» gegenüber der Kirche er noch viel häufiger gefordert hat, zum Nutzen Roms gängeln – «beraten». Dem Monarchen selber empfahl Leo, Julians «Eingaben (suggestiones) geruhe, als seien sie die meinen, anzuhören».[13]

Niemals zauderte dieser angeblich so moderate, humane Hierarch (S. 262), seinen Gegnern das Leben möglichst sauer, sie noch radikaler zumindest mundtot zu machen, wobei er in Kaiser Marcian, dem der Nonne Pulcheria angetrauten früheren Feldherrn, ein gefügiges Werkzeug hatte. So schrieb er ihm am 15. April 454: «Da Ihr jedoch meine Anregungen für die Ruhe des katholischen Glaubens gern annehmt, so mögt Ihr wissen, daß mir durch Mitteilung meines Bruders und Mitbischofs Julian angezeigt worden ist, daß der gottlose Eutyches zwar verdientermaßen in Verbannung ist, aber noch am Ort seiner Verurteilung (damnationis loco) gegen die katholische Gesamtheit viel Gift seiner Blasphemie voll Verzweiflung ausspritzt und mit noch größerer Schamlosigkeit das ausspeit, was an ihm die ganze Welt verabscheut und verurteilt hat, so daß er harmlose Leute (innocentes) täuschen kann. Ich halte es also für sehr klug, wenn Euere Milde befiehlt, ihn an einen entfernteren und verborgeneren Ort zu bringen.»[14]

Für alle kaiserlichen Maßnahmen drückte Leo im März 453 Bischof Julian von Kios und der hl. Kaiserin Pulcheria seine hohe Befriedigung aus. Und natürlich war es ihm eine besondere Freude, als der Regent durch den Comes Dorotheus mit Waffengewalt die «Ordnung» wiederherstellen ließ. Viele Mönche verloren dabei ihr Leben. Die Archimandriten Romanos und Timotheos wurden in Antiochien eingekerkert, den entthronten Patriarchen Theodosios schleppte man in ein Klostergefängnis Konstantinopels. Papst Leo aber lobte die blutige Arbeit in einem Schreiben an die Majestät als Werk ihres Glaubens und «Frucht der kaiserlichen Frömmigkeit» (vestrae fidei opus, vestrae pietatis est fructus). Krankes müsse zur Gesundheit, Aufruhr zum Frieden gebracht werden. «Ich freue mich also . . ., daß euer Reich, da Christus es leitet, ruhig, da Christus es schützt, mächtig ist». Leo

hörte nicht auf, für Marcian zu beten, wie er ihm zwei Jahre vor dessen Tod schrieb, «weil die Kirche und die Römische Res Publica viel durch Euer Wohl von Gott her gefördert werde».[15]

Auch unter Kaiser Leo I. fordert Papst Leo fortgesetzt Gewalt gegen «die Verbrecher» und verwirft jede Verhandlung

Pulcheria, deren «dem Herrn gefällige Sorge eines heiligen Herzens» der Papst so gern gelobt, nicht ohne hinzuzufügen, sie solle «auch in Übung bleiben», starb im Juli 453, Marcian am 26. Januar 457 – Leos Beten um langes Leben für die Majestät blieb unerhört.

Man trug angeblich dem mächtigen Magister militum Flavius Ardabur Aspar, einem arianischen «Ketzer», Sohn einer Gotin und eines hohen Alanen, die Kaiserwürde an. Doch Aspar, von 424 bis 471 römischer General, aber kein Parteigänger der Orthodoxie, lehnte ab (oder wurde abgelehnt). So erlangte, nach manchen mit seiner Hilfe, am 7. Februar einer seiner Offiziere den Purpur, Leo I. (457–474), dessen unbegründetes Mißtrauen schließlich der im Dienst dreier Kaiser bewährte Aspar zum Opfer fiel. Ließ Leo doch, ein strenger Katholik wiederum – der sehr auf Heiligung der Feiertage geachtet, besonders den Säulenheiligen Daniel verehrt und von kirchlicher Seite den Beinamen «der Große» bekommen hat –, 471 im kaiserlichen Palast Aspar und seinen von ihm, Leo selbst, zum Cäsar erhobenen Sohn Patricius ermorden, wobei auch der bigotte Katholizismus des Herrschers gegenüber seinem arianischen und antichalkedonisch gesinnten Opfer eine Rolle spielte.[16]

Als nach Kaiser Marcians Tod (457) die monophysitische Opposition immer mehr erstarkte, betonte Papst Leo immer entschiedener die Verbindlichkeit des Glaubensdekrets von Chalkedon; «jegliche erneute Verhandlung» dessen wollte er unterbinden, «was auf Eingebung Gottes beschlossen wurde» oder, wie er

ein anderes Mal schrieb, «was eine so bedeutende Autorität (tanta auctoritas) durch den Heiligen Geist bestimmte». So lehnte Leo nicht nur selber eine Einladung nach Konstantinopel ab, sondern wies auch seine Legaten an, sich nach Überreichung seines Lehrschreibens vom 17. August 458 (eine Art Ergänzung zu dem Lehrschreiben an Flavian, darum später Tomus II genannt) in keinerlei Diskussion einzulassen.[17]

Unermüdlich aber trieb der Römer weiter gegen die «häretische Verkehrtheit» so vieler im Osten, besonders in Konstantinopel, Antiochien, in Ägypten. Überall wollte er durchsetzen, wie er Bischof Julian schrieb, was in Chalkedon «unter Anleitung des Heiligen Geistes zum Heile der ganzen Welt verfügt worden ist». Um dieses «Heiles» willen wandte er sich an Bischöfe, Presbyter, Diakone, schickte er Gesandte, wie am 17. August 458 die Bischöfe Domitianus und Geminianus, an den Hof, schrieb er immer wieder auch an den neuen Kaiser Leo, über dessen Tugenden sich «der römische Staat und die christliche Religion freuen dürfen». Doch wie immer, wenn die Kirche nachdrücklich das «Heil» für sich erstrebt, konnte nur, mußte Unheil für andere daraus entstehen. Forderte Papst Leo ja den kaiserlichen filius ecclesiae dringend zu entsprechenden Aktionen auf, zur Wiederherstellung der «Christiana libertas»; was, falls möglich, immer heißt: Unfreiheit für alle andern. Beschwört er den Kaiser doch, «daß er, eingedenk des gemeinsamen Glaubens ... alle häretischen Machenschaften vereitle», stachelt ihn selbst immer wieder auf, den «Mörderhänden gottloser Leute» zu widerstehen, der «großen Arglist», der «Schlechtigkeit der Häretiker», drängt darauf, «die Verbrecher» zu bestrafen. Er fordert Säuberung des Klerus, verlangt, daß der Fürst «über die Feinde der Kirche triumphiere; denn wenn es für euch ruhmvoll ist, die Waffen gegnerischer Völker zu vernichten [!], wie groß wird dann erst euer Ruhm sein, wenn ihr die alexandrinische Kirche von ihrem rasenden Tyrannen befreit!» Man sieht hier, wie immer wieder, worum es Päpsten geht: Vernichtung der äußeren Reichsfeinde und Vernichtung aller inneren Gegner. «Erkenne, verehrungswürdiger Kaiser ... was du deiner Mutter Kirche an Hilfe schul-

dest, die sich deiner als ihres Sohnes in besonderer Weise rühmt.» Waffen, Gewalt wollte Leo «der Große» eingesetzt wissen, aber kein Konzil, kein Religionsgespräch. Er verabscheute Dispute überhaupt, zumal in Glaubensfragen. Auch gegenüber dem Kaiser betont er wiederholt, jede Möglichkeit einer Verhandlung müsse ausgeschlossen werden – und behauptet doch zugleich: «Wir sind nicht rachsüchtig, aber wir können uns nicht mit den Dienern des Teufels verbinden.»[18]

Zur radikalen Intoleranz auch noch, wie üblich, die Schönfärberei. Leos letzter Satz erinnert fatal an den früher zitierten und kommentierten des hl. Hieronymus: «Auch wir wünschen den Frieden, und wir wünschen ihn nicht nur, wir fordern ihn, aber den Frieden Christi, den wahren Frieden» (S. 144). Dieselbe Haltung, dieselbe Heuchelei.

Leos Schreiben in den Osten sind reine, in fromme Phrasen verpackte Hetzbriefe. Sie kreisen stets um ein und dasselbe Thema, sie dringen immer auf Unterjochung, Ausschaltung, Vernichtung des Gegners, der immer und immer wieder als gottlos, boshaft, satanisch, verbrecherisch beschimpft, der plump verteufelt wird. Nur «der Antichrist und der Teufel», suggeriert der Papst Kaiser Leo I. am 1. Dezember 457, würden die «uneinnehmbare Festung» zu berennen wagen. Nur jene, die «in ihres Herzens Bosheit sich nicht bekehren lassen», die «unter dem Schein des Seeleneifers ihre Lügensaat ausstreuen und vorgeben, es sei die Frucht ihres Forschens nach Wahrheit». Zügellose Wut und blinder Haß habe «Taten ausgeheckt, die man nur mit Verachtung und Abscheu nennen kann – aber ... Gott der Herr hat Eure Majestät so reich gemacht an Erleuchtung über seine Mysterien. Darum dürft Ihr niemals vergessen: Die kaiserliche Gewalt ist Euch nicht nur verliehen zur Regierung der Welt, sondern vor allem [!] zum Schutz der Kirche (sed maxime ad Ecclesiae praesidium) ... Nun denn: etwas Großes wäre es für Euch, wenn Ihr zu Eurem Kaiserdiadem von des Herrn Hand auch noch die Krone des Glaubens erhieltet, wenn Ihr über die Feinde der Kirche einen Triumph feiern könntet!»[19]

Es sind immerhin Christen, Priester, deren Zerschlagung der

Papst vom Kaiser fordert, Christen, Priester, die er verachtet, verabscheut, die er der Lüge, des Hasses zeiht, zügelloser Wut, die er «Antichrist» und «Teufel» nennt – eine freilich seit Anbeginn in den «besten», den führenden christlichen Kreisen grassierende Sprache (I Kap. 3).

Viele Apologeten, die Studien kritischer Forscher, wie Erich Caspar, mehr noch Arbeiten von Eduard Schwartz, Johannes Haller und vielen andern, durch ihre «ausschließlich politische Betrachtung» als «belastet» abwerten, haben ihrerseits größte Mühe, das Hauptmotiv der Päpste nicht als politisches, sondern, natürlich, wie etwa Fritz Hofmann, als *«ein echt-religiöses»* erscheinen zu lassen – und müssen doch selber «betonen», daß der «Kampf um Chalkedon», mehr als ein halbes Jahrhundert das «Zentrum aller päpstlichen Bemühungen», sich «weithin auf der *politischen* Ebene» abgespielt hat.[20]

Was sich aber weithin auf der *politischen* Ebene abspielt, das *ist* auch weithin *politisch*, hauptsächlich *politisch*, im Grunde sogar nur *politisch* – ein einziger Kampf um die Macht: die Macht innerhalb der eignen Kirche; Macht innerhalb konkurrierender Kirchen; und um Macht gegenüber allen anderen. Die Geschichte beweist dies! Das Religiöse wird bloß vorgeschoben. Es ist nur Mittel zum Zweck. Daß viele und gerade gutwillige, gutgläubige – aber nicht gut informierte – Christen dies ganz anders sehen, empfinden, erleben, ändert nichts an den Tatsachen, der Wirklichkeit. Zwar gehören auch diese Christen, gehören auch und gerade die «religiösen Kräfte» zu dieser Wirklichkeit, ja, machen sie, als ihre Basis, ihre Voraussetzung, überhaupt erst möglich. Doch all das bleibt «privat» – und was sich seiner skrupellos-zynisch bedient, es lebenslang furchtbar mißbraucht (mitunter noch mit der Ausrede, der Selbsttäuschung «Mich erbarmt des Volks»), das macht Geschichte, Weltgeschichte: Kriminalgeschichte.

Glaubensschlachten zwischen Christen

Kaum vorstellbar heftig durchtobte der christologische Streit, das Ringen zwischen Chalkedonensern und Monophysiten, den Osten des Römischen Reiches. Die zweite Hälfte des 5. Jahrhunderts, das ganze 6. Jahrhundert sind davon erfüllt. Die Diffamierungen, Absetzungen, Verbannungen, die Krawalle, Intrigen, Mord und Totschlag nehmen kein Ende. Immer sucht die eine Seite der Christenheit die Formel von Chalkedon abzuweisen, die andere sie durchzusetzen. Heftig zerstritten untereinander, waren die Monophysiten doch einig im Widerstand gegen die «verfluchte» Synode, gegen Chalkedon und Rom. Die von der Orthodoxie stets geforderten, von der Regierung oft geleisteten Gewalttaten, die Verfolgungen, Martyrien, erhöhten nur den konfessionellen Haß, den Widerstand. Und die von manchen Kaisern angestrebten Kompromisse, ihr gelegentliches Nachgeben, Gewährenlassen, Entgegenkommen, all dies scheiterte hauptsächlich an der Renitenz des Katholizismus. Freilich ging es dabei, wie meist, um viel mehr, ging es weniger um das christologische Palaver, das Dogma von den zwei Naturen, als um Einfluß, Ehrgeiz, um Geld und Macht, um den Nationalismus nicht zuletzt der Ägypter oder Syrer. Denn bei allem aufgeputschten Glaubenswahn stand dahinter ein gewisser «nationaler» Existenzkampf der Orientalen. Stand dahinter und war eng damit verknüpft der soziale Gegensatz zwischen den Einheimischen, den syrischen Semiten etwa oder den eingeborenen Fellachen des Nillandes, den Kopten, und der dünnen, mehr oder weniger gebildeten griechischen Oberschicht, den reichen griechischen Grundherren, die sich, gestützt durch kaiserliche Beamte, Polizei, Offiziere, Geistliche, zur offiziellen Reichskirche bekannten. Und vor dieser herrschenden Klasse, vor den sie rücksichtslos schröpfenden fremden Unterdrückern suchten die Einheimischen Schutz bei den von ihnen überschwenglich bewunderten Mönchen, den Bischöfen des Landes, die sie natürlich auf ihre Weise mißbrauchten.[21]

Im Vordergrund aber stand das Glaubensspektakel.

Besonders in Alexandrien, dem Zentrum der Opposition, erhoben sich die Gegner von Chalkedon. Und hatte Papst Leo 454 von der Finsternis gesprochen, «die in Ägypten nistet», so wurde diese Finsternis noch dichter.[22]

Dem alexandrinischen Patriarchen Dioskoros I., in Chalkedon als Anhänger des Eutyches abgesetzt, war der konzilstreue Katholik Proterios (451–457) gefolgt (durch den Leo freilich in der Frage des Osterterminstreits eine Niederlage erlitt, die Rom nur mit Ingrimm hinnahm). Und bald nach dem Tod Marcians am 26. Januar 457 stellte man dem Proterios den monophysitischen Mönchspriester Timotheos (457–460), mit dem Beinamen Ailuros («Wiesel»), entgegen, einen Getreuen Dioskors, der am 16. März von zwei Bischöfen kanonisch geweiht worden ist. Seit Jahren soll er die Mönche Alexandriens gegen Proterios aufgehetzt haben, ja, zur Nachtzeit vor den Zellen der Anachoreten als Engel erschienen sein mit der Mahnung, Proterios zu meiden und Timotheos (ihn selber) zum Bischof zu wählen. Falls die mehrfach überlieferte Geschichte wahr ist, zeigt sie, was man diesen Mönchen, falls sie falsch ist, was man immerhin der Welt zumuten konnte – der man freilich zu allen Zeiten anscheinend alles zumuten kann. Timotheos Ailuros wurde zwar umgehend durch den kaiserlichen Gouverneur verhaftet, der verjagte Proterios mit Militär nach Alexandrien zurückgebracht, doch schon am 28. März 457 von einem rasenden Christenhaufen während des Gottesdienstes (am Gründonnerstag oder Karfreitag) in der Kirche des Quirinus ermordet. Seine Leiche wurde geschändet, in Stücke gerissen, verbrannt – er selbst Heiliger der römischen Kirche (Fest: 28. Februar).

Anschließend «säuberte» Erzbischof Timotheos Ailuros – Leo I. nennt ihn einen «verruchten Mörder» (parricida), jedenfalls war er der Nutznießer des Mordes – den ägyptischen Episkopat von Gegnern. Alle Bischöfe, die sich widersetzten, brachte er um ihren Stuhl. Gegen den Papst sowie die Patriarchen von Konstantinopel und Antiochien schleuderte er auf einer Synode in Alexandrien den Bann – offenbar die Rache für den Sturz Dioskors, das Aufsteigen Konstantinopels und wohl auch für die Ignorie-

rung der kyrillischen Christologie in Chalkedon. 460 aber ließ Kaiser Leo den Alexandriner entfernen – immer wieder und intensiv gedrängt durch den Papst, der den Orient mit Post überschwemmte und den Regenten beschwor, nicht nur Herrscher der Welt zu sein, sondern auch Beschützer der Kirche. Timotheos Ailuros wurde verbannt, zunächst nach Paphlagonien, dann bis auf die Krim. Den alexandrinischen Thronos aber bestieg der nur von zehn Bischöfen erhobene Timotheos Salophakiolos («Wackelhut») – ein «neuer David an Milde und Geduld» (s. David: I 85 f).[23]

Leo schickte im August 460 noch Glückwunsch- und Mahnbriefe nach Ägypten – seine letzte Post, die erhalten ist. Hocherfreut gratulierte er dem neuernannten «Wackelhut», belobigte Kaiser Leo wegen der Verjagung des Vorgängers, des «verruchten Vatermörders» – und starb im Herbst nächsten Jahres am 10. November.[24]

Leo I., die erste überragende Papstgestalt der Geschichte, ein ebenso geschickter Pragmatiker wie Doktrinär, die perfekte Mischung beider, ähnelt in seinem Verhalten gleichwohl, wie schon Haller treffend erkannte, weniger einem Löwen als dem Fuchs. Er konnte nach oben, gegenüber Kaiser Leo I., in derart schamloser Weise devot sein, als wäre er der Bannerträger des Cäsaropapismus (S. 254 f). Und er konnte, schien es opportun, entschieden den Herrn herauskehren selbst gegenüber höheren Herren. Durch und durch Diplomat, konnte er vorpreschen und retirieren, buckeln und treten und sich selber aufbauen wie nichts auf der Welt. Vor allem aber konnte er den eignen Klerus kujonieren. Er konnte veritable Heilige abkanzeln und «schäbigen» Sklaven das Priesteramt verwehren. Er konnte von den Schäfchen Demut und Gehorsam fordern und für sich in der Kirche die Befehlsgewalt über alle, den höchsten Rang, die höchste Ehre – unter Vorgabe auch noch von Bescheidenheit. Vor allem jedoch konnte er alles, was nicht katholisch war, unnachsichtig verfolgen und verfolgen lassen, durch Einkerkerung, Verbannung, physische Vernichtung – während er Nächsten- und Feindesliebe verkündete, völlige Verzeihung, jeden Racheverzicht. Er spannte immer wieder die

Kaiser für sich ein, ohne sich von ihnen sehr einspannen zu lassen, ohne sich um das kollabierende Kaisertum des Westens zu kümmern, dessen Ohnmacht er vielmehr für seine Zwecke benutzte, dessen letzte Macht er gegen den Osten ausspielte, um auch derart zu profitieren, wenngleich in seinen späten Jahren mit immer geringerem Erfolg. Doch prägten Leos Entscheidungen noch nach Jahrhunderten das kirchliche Recht. Und seine Autorität war derart, daß seine Briefe ein Lieblingsobjekt christlicher Fälscher wurden.[25]

Papst Hilarus, Kaiser Anthemius und christliche Räuber-Regenten-Grotesken

Auf Leo I. folgte am 19. November der Sarde Hilarus (461–468) – «nicht durch Verdienst, sondern durch göttliche Gnade» –, jener Diakon der römischen Kirche, der sich einst von der «Räubersynode» so überstürzt davonstahl, daß er als Dank für seine Errettung in Rom eine Kapelle gestiftet hatte (S. 223).

Seine Ost-Erfahrung prägte sich Hilarus tief ein. Fast ausschließlich schrieb er an westliche Adressaten, besonders an spanische und gallische Bischöfe. Dagegen existiert aus seinem immerhin gut siebenjährigen Pontifikat kein einziger Brief über die christologischen Probleme Chalkedons, ja, von einem winzigen Bruchstück abgesehen, überhaupt keiner in den Orient! Die unruhigen Verhältnisse Südgalliens, germanische Eroberungen dort, die Usurpation des Bischofsstuhls von Narbonne durch Hermes, dessen teilweise Entrechtung, die fortdauernde Rivalität von Arles und Vienne, gewisse Wirren auch in Spanien, all das erklärt dies nicht genug; zumal der Papst ja auch Zeit hatte, die (von Kaiser Anthemius begünstigten) «Makedonianer» in Rom zu verfolgen, vor allem aber einer üppigen Bauleidenschaft zu frönen, den Lateran weiter auszuschmücken und, nach der wandalischen Plünderung, pompös auch andere «Gotteshäuser», St. Peter, St. Paul, S. Lorenzo. Die römische Kirche war bereits die reichste der

ganzen christlichen Welt, weit reicher als selbst die Kirche von Konstantinopel, von Alexandrien. Während die Stadt immer mehr herunterkam, verarmte, verfiel, funkelten die Basiliken in märchenhafter Pracht: Taufbrunnen mit silbernen Hirschen, Konfessionen mit Bogen aus Gold, edelsteinübersäte Kreuze, vor Kostbarkeit glitzernde Altäre ... Doch in der ganzen Korrespondenz des Papstes: «Nicht ein einziges religiöses Problem ...» (Ullmann).[26]

In der Außenpolitik unternahm Kaiser Leo I., der bigotte Katholik, bereits mehrere Generationen vor Justinian eine ungeheure Anstrengung, das arianische Wandalenreich zu vernichten, dessen Religion den katholischen Römern ebenso verhaßt war wie seine germanische Rasse und Sitte.

Da es seit Ende 465 im Westen keinen Kaiser gab, ernannte Leo 467 Marcians Schwiegersohn Anthemius zum Cäsar für das Abendland. Anthemius, bereits Sieger über Ostgoten und Hunnen, rückte mit einem Heer in Italien ein, wurde dort Augustus und drohte Geiserich bei weiteren Feindseligkeiten gegen Westrom mit Krieg auch durch das Oströmische Reich. Als Geiserich nun gleich selber den Krieg erklärte, rüstete Ostrom eine Armee für die riesige Summe von rund 64 000 Pfund Gold und 700 000 Pfund Silber, worauf man die byzantinischen Finanznöte noch des folgenden Jahrhunderts zurückgeführt hat. Doch das germanische «Ketzer»reich sollte eben aus Afrika verschwinden. Allerdings wurde Leos Wandalenkrieg, in dem sein Schwager Basiliskos, der Bruder der Kaiserin Verina, 468 angeblich 1100 Schiffe und mehr als 100 000 Mann kommandierte, sicher beträchtlich übertrieben, ein völliges Fiasko; obwohl man den Sieg fast schon in der Tasche hatte, im letzten Augenblick aber noch einmal der Gerissenheit des alten Geiserich erlag, der auch alle durch Ostrom gemachten Eroberungen wieder kassierte.[27]

Kaiser Anthemius (467–472) war religiös indifferent, wenn nicht gar insgeheim christenfeindlich. Er machte einen altgläubigen Philosophen zum Stadtpräfekten und brachte Papst Hilarus gegen sich auf. Seine Toleranz gegenüber Heiden und «Ketzern» weckte Mißtrauen, und schließlich wurde er das Opfer des im

Westen allmächtigen Kaisermachers Rikimer (S. 315), der sich in seiner Machtposition bedroht glaubte. Rikimer erhob 472 den Senator Flavius Anicius Olybrius (den Mann der Placidia, der Tochter Valentinians III.) zum Augustus und eroberte nach fünfmonatigem Bürgerkrieg Rom. Ein Haufen lauter christlicher Germanen arianischen Glaubens wälzte sich am 11. Juli raubend und mordend durch die von Hunger und Pest geplagte Stadt. Nach einem alten Bericht, doch die Quellen sind wieder nicht einheitlich, hat man bloß das vatikanische Gebiet, bereits voller Klöster und Kirchen, sowie St. Peter geschont, Anthemius jedenfalls bei einem Straßenkampf in der Kirche des hl. Chrysogonus in Stücke gehauen. Aber schon im nächsten Monat, Mitte August, starb Rikimer selber (und wurde in der von ihm gebauten oder erneuerten Kirche S. Agata in Subura begraben). Nur wenige Wochen darauf folgte ihm Olybrius nach, beide Opfer der Pest.[28]

Da auch Kaiser Leo Anfang 474 in Konstantinopel starb, war eine weitere Einmischung im Westen, wo es zuvor zu einem neuen Bruch mit Geiserich gekommen war, nicht möglich. Im Osten jedoch erschütterte der religiöse Krawall derart das Reich, daß die beiden folgenden Regenten den Monophysiten mehr oder weniger entgegenkamen – unter bühnenreifen politischen Grotesken.

Leo I. hatte 473 seinen Enkel, den Sohn Zenons, zum Mitherrscher und Nachfolger eingesetzt. Nach Leos Tod am 18. Januar 474 ließ sich im Februar Zenon (eigentlich: Tarasis Kodissa, 474–475 und 476–491), ein dem Volk verhaßter isaurischer Räuberhäuptling, zum Augustus und Mitregenten erheben und als erster Kaiser vom Patriarchen krönen. Sein kleiner Sohn Leo II. aber erlebte das Jahresende nicht mehr. Nun suchte die Kaiserinwitwe Verina ihrem Liebhaber den Purpur zu beschaffen und gaukelte deshalb Zenon eine Palastrevolution vor. Hals über Kopf, doch mit dem Staatsschatz, entwich der Kaiser im Januar 475 in seine Räuberheimat, während das hauptstädtische Christenvolk die Isaurier metzelte. Den Thron indes bestieg – für achtzehn Monate – nicht Verinas Geliebter, sondern, wider jede Regie, ihr Bruder Basiliskos (475–476), der klägliche Verlierer des Wandalenkrieges, vielleicht, wie man vermutet hat, germanischer

Herkunft. Er schickte gegen Zenon dessen Verwandten, einen anderen isaurischen Räuberhauptmann aus, den Illos, einen orthodoxen Christen, den er durch große Versprechungen bestochen. Doch statt Zenon zu beseitigen, ging Illos, schon früher für ihn tätig, wieder zu ihm über und arbeitete, neben dem Patriarchen Akakios, für Zenons Comeback. Noch Ende August 476 gewann dieser auch wieder die Macht, nicht durch Krieg – er war bereits im Begriff, vor Basiliskos Heerführer (dem erklärten Liebhaber der Kaiserin, einem stadtbekannten Galan) davonzulaufen –, sondern durch Geschenke und Versprechungen. Und er behielt diese Macht auch trotz seiner Unbeliebtheit beim Volk und in senatorischen Kreisen, trotz unentwegter Bürgerkriege, während er den Usurpator Basiliskos samt Frau und Sohn beseitigen ließ und seine mit ihm zurückgekehrten Landsleute es schlimmer trieben als vorher.[29]

Die politischen Wirren aber steigerten und komplizierten die religiösen noch.

Kaiser Basiliskos nämlich, der mit seiner Familie in einer trockenen Zisterne Kleinasiens den Hungertod starb, hatte nach der Rebellion gegen Zenon seine Herrschaft durch eine streng monophysitische Politik zu stützen gesucht. Unter dem Einfluß des nach sechzehnjährigem Exil wieder angetretenen alexandrinischen Patriarchen Timotheos Ailuros widerrief er einfach die Beschlüsse von Chalkedon sowie den Tomus des Leo und belegte sie mit dem Bann, da sie nur Unfrieden und Zerrissenheit gebracht. Allen, die das neue Dekret, das sogenannte (in zwei verschiedenen Fassungen erhaltene) Enkyklion, nicht unterzeichnen würden, drohte er die Anwendung der «Ketzer»-Gesetze Konstantins und Theodosius II. an – und mehr als ein halbes Tausend Bischöfe unterschrieben augenblicklich dies «ketzerische» Glaubensbekenntnis! Dabei war es das erste von einem Kaiser ohne Synode selbstherrlich erlassene «Glaubensdekret»! Dabei hatten die meisten dieser Bischöfe kurz zuvor unter Kaiser Leo I. sich zum Chalkedonense, also im entgegengesetzten Sinn, bekannt ...[30]

Theologen sind nie verlegen; sie kennen keine Scham.

Timotheos Ailuros triumphierte, kam er doch nun, in Alexandrien nach langem Exil enthusiastisch empfangen, wieder zum Zug, wobei er freilich eine gemäßigte Richtung einschlug. Und in Antiochien, nach Alexandrien und Jerusalem ein neuer Unruheherd, gelangte Petrus Fullo (Petrus Gnapheus, «der Walker»), ein monophysitischer Mönch, auf den Bischofsthron; auch er übrigens zum zweitenmal. Hatte er ja dort schon einmal den katholischen Patriarchen Martyrios (459–471) verdrängt, Kaiser Leo ihn aber noch 471 abgesetzt, verhaftet, nach Ägypten deportiert und zuletzt in das superorthodoxe Akoimeten-Kloster bei Konstantinopel gesteckt. Doch gelang es Petrus Fullo, um nur kurz vorauszublicken, noch ein drittes Mal, von 485 bis 488, auf den begehrten Stuhl Antiochiens, eine Hochburg einst der Orthodoxie, zurückzukommen und jetzt sogar als Patriarch zu sterben – allerdings nicht ohne daß zuvor sein Verdränger, der von ihm selbst zum Bischof ernannte Johannes von Apamea gleichfalls rasch wieder beseitigt, dann dessen Nachfolger, der Chalkedonenser Stephanos II. (477–479), bei einem Straßenkampf gefallen, darauf dessen Nachfolger Stephanos III. nach wenigen Jahren gestorben und endlich auch dessen Nachfolger Kalandion vertrieben worden war.[31]

«Die Alte Kirche ist in Mode gekommen», jubelt heute Frits van der Meer, «weil man sich erneut bewußt ist, daß Wasser in Quellnähe am lautersten quillt».[32]

Papst Simplicius hofiert Thronräuber Basiliskos und Kaiser Zenon

In Rom war auf Hilarus inzwischen Simplicius (468–483) gefolgt. Und der neue Papst, der die Orientpolitik wieder zur Hauptsache seines Amtes machte, umschmeichelte den Thronräuber nicht minder devot wie einen legalen Herrscher, das heißt er verhielt sich wie ungezählte andre Päpste in solchen Fällen auch.

«Schon wenn ich auf die Verehrung schaue, mit der ich stets zu

den christlichen Kaisern untertänig aufblicke», begann er eine agitatorische Huldigung am 10. Januar 476, «hege ich den Wunsch, diesem mich verpflichtenden Gefühl in ununterbrochenem Briefverkehr mit Euch Ausdruck zu verleihen.» Simplicius sprach von seiner «untertänigsten», seiner «liebenden Verehrung zu Eurer Majestät», seiner Pflicht, «Euch, glorreicher und gnädigster Sohn und erhabener Kaiser, geziemend zu begrüßen». Dann aber geißelte er «die Räubereien der Irrlehrer» im Osten, besonders den «Bischofsmörder Timotheus», habe er doch «den Feuerbrand der früheren Raserei von neuem angeblasen», «einen Haufen verkommener Menschen zusammengetrommelt» – immerhin lauter Christen! – «und sich von neuem der Kirche von Alexandrien bemächtigt, die er früher mit bischöflichem Blut besudelt hatte, und wir hören, der Blutmensch habe auch den derzeitigen rechtmäßigen Bischof vertrieben ...

Mein Geist, verehrungswürdiger Kaiser, erschauert, wenn ich alles überdenke, was dieser ‹Gladiator› an Verbrechen begangen hat. Noch mehr aber, ich gestehe es offen, hat es mich entsetzt, daß dies alles sozusagen unter den Augen Eurer Majestät geschehen konnte. Wer kennt denn nicht oder wer bezweifelt» – und nun streicht er dem Thronräuber wieder gar beflissen um den Bart – «den aufrichtig frommen Sinn Eurer Majestät und Eure Hingabe an das Recht des wahren Glaubens? Hat es doch die himmlische Fügung der Vorsehung so gelenkt, daß Ihr zum Heil des Staates am Tugendbeispiel der beiden Kaiser Marcian und Leo groß geworden seid, daß Ihr von ihnen angeleitet wurdet zum innigen Mitfühlen mit der katholischen Wahrheit, so daß es niemand zu bezweifeln wagt, daß Ihr denen in der Glaubenstreue nachfolgt, deren Nachfolger in der Kaiserwürde Ihr seid». Und nachdem er Basiliskos selbstverständlich noch darlegt, daß «unter allen Reichsgeschäften der fromme Herrscher vor allem das, was seine Herrschaft schirmt, besorgen» müsse, daß also «allen anderen Dingen die rechte Erfüllung der Pflichten gegen den Himmel voranzustellen» sei, «ohne den nichts rechten Bestand haben kann», beschwor er ihn «eindringlich mit der Stimme des seligen Apostels Petrus (beati Petri apostoli voce), von welcher Art auch

immer ich als Minister meines Stuhles sein mag: Laßt die Feinde des alten Glaubens nicht ungestraft ihr Handwerk treiben, wenn Ihr wollt, daß Euch Eure eigenen Feinde unterworfen bleiben ... Duldet nicht, daß der Glaube, unsere einzige Hoffnung des Heils ... auch nur irgendwie verletzt werde, wenn Ihr wollt, daß Gott Euch und Eurem Staat gnädig sei».[33]

Der Herrscher hatte also wieder einmal den wahren katholischen Glauben zu schützen und Ailuros zu entfernen, der nicht nur ein Mörder sei, sondern tiefer stehe als Kain, ein «Antichristus» und «divini culminis usurpator», während der kaiserliche Usurpator vom Papst auch als «christianissimus princeps» gefeiert werden kann. Wirklich wurde das Enkyklion, das den Monophysitismus zum Reichsbekenntnis gemacht, aber sofort den entschiedenen Widerstand des mit Zenon konspirierenden Patriarchen von Konstantinopel, Akakios (472–489), hervorrief, eines überragenden, zunehmend zum Mittelpunkt römischer Angriffe werdenden Politikers, wieder durch ein Antienkyklion formell zurückgenommen. Dabei hatte Akakios, der sich wohl als erster Bischof der Hauptstadt mit dem Titel «ökumenischer Patriarch» (universalis patriarcha) anreden ließ, auch das referre ad sedem apostolicam kühl ignorierte, sicher mehr als die Wahrung des «rechten» Glaubens im Sinn, nämlich die Aufrechterhaltung seines Patriarchatsanspruchs, die Hoheitsrechte seines Thronos, die Geltung des Kanons 28. Deshalb ließ er sogar den von den Massen frenetisch verehrten Styliten Daniel in Anaplous bei Konstantinopel von seiner Säule herunterbitten und mit einer Riesenmenge gegen den in seinen Palast vor der Stadt entweichenden Basiliskos schicken – eine raffiniert arrangierte Demonstration, für den Patriarchen ebenso erfolgreich wie für den Kaiser peinlich. «Der Feind der heiligen Kirche war auf die Knie gezwungen», frohlockte die Vita S. Danielis Stylitae. Mehr freilich mochte Basiliskos den Zenon fürchten, der bereits, militärisch überlegen, in den Bergen Isauriens zum Gegenschlag ausholte. So widerrief Basiliskos nach wenigen Monaten (in gewiß gewundener, sein Widerstreben verratender Form) das «Glaubensdekret» und bekannte, in einem neuen Erlaß, kurzerhand das Gegenteil:

«daß der apostolische und orthodoxe Glaube ... allein unverletzt und unerschüttert in Geltung bleibe und in allen katholischen und apostolischen Kirchen der Rechtgläubigen für immer herrsche ...» Doch der Thronräuber wurde, wie unbeliebt Zenon beim Volk auch war, Ende August 476 hinweggefegt. Es galt mehr als Strafe des Himmels denn als Erfolg des zurückkehrenden Kaisers, bei dem bald Scharen von Prälaten zusammenströmten, um ihm zu huldigen. «Welche Wendung durch die Hand des Höchsten», jubelte jetzt auch sofort Papst Simplicius und verlangte immer wieder Absetzung und Verbannung seiner Gegner im Osten, des Paul von Ephesus, Petrus Fullo, des Timotheos Ailuros und vieler anderer, verlangte, daß er nun mit Gottes Hilfe die «Tyrannen der Kirche» vertreibe, verlangte «ein Exil ohne Wiederkehr» (ad inremeabile ... exilium). Sogleich stellte sich der Papst jetzt ganz auf die neue Lage ein. Er tat so – ein plumper, durch die Jahrhunderte bis in die Nach-Nazizeit fortdauernder Pfaffenbluff –, als habe er niemals mit dem vertriebenen Basiliskos kontaktiert (erst sein «glorreicher und gnädigster Sohn und erhabener Kaiser», der «christianissimus princeps», dann der «Tyrann»; für Nachfolger Felix III.: der «häretische Tyrann»!). Tat so, als habe er um dessen Gunst nicht ebenso gebuhlt wie jetzt um die Zenons. Als habe er Basiliskos nicht genauso an seine großen Vorbilder Marcian und Leo I. erinnert, wie er jetzt Zenon an sie erinnerte! Die päpstliche Epistel «trieft gleichsam von salbungsvoller Unterwürfigkeit, von devoter Schmeichelei und überschwenglichem Lob für den Kaiser» (Ullmann).

Zenon hatte den Römer zunächst durch ein orthodoxes Glaubensbekenntnis ungemein erfreut, auch auf sein Drängen die Verbannung des Timotheos Ailuros verfügt, die freilich dessen Tod am 31. Juli 477, gerade als er abgeführt werden sollte, verhinderte; es hieß, er habe sich vergiftet. Sein monophysitischer Archidiakon und Nachfolger Petros III. Mongos vermochte sich nur 36 Tage auf dem Patriarchenstuhl zu halten. Dann eroberte diesen eine Mönchsopposition dem Katholiken Salophakiolos zurück, wobei es zu blutigen Kämpfen in der Stadt gekommen und Petros Mongos zur Deportation verurteilt worden, aber,

unaufgreifbar, untergetaucht war. Alexandrien hatte nun zwei Patriarchen: einen, den man sah, aber nicht achtete; und einen, den man achtete, aber nicht sah.

Zenon indes, der mit Hilfe der Orthodoxie und des Akakios in Konstantinopel die Macht wiedergewonnen hatte, lag begreiflicherweise mehr an seiner Residenzstadt als an Rom oder gar an dessen servilem Bischof und dekretierte bald deutlich genug: «die Kirche von Konstantinopel ist die Mutter unserer eigenen Frömmigkeit und aller rechtgläubigen Christen, und dieser heiligste Stuhl unserer Stadt soll rechtgültig für alle Zeiten alle Privilegien und Ehren hinsichtlich der Weiherechte der Bischöfe und den Vorrang vor allen anderen haben, wie sie vor unserem Herrschaftsantritt anerkannt waren». Zugleich suchte Zenon zwischen den beiden streitenden kirchlichen Parteien zu vermitteln, indem er 482 in Briefform an die Christen Alexandriens, Ägyptens, Libyens und der Pentapolis ein Unionsdekret, ein förmliches Glaubensedikt erließ.[34]

Das Henotikon – ein religiöser Einigungsversuch, durch Rom bekämpft, spaltet Reich und Christenheit noch tiefer

Das Henotikon (die «Vereinigungs»-Formel: eine der Vulgärsprache entstammende Bezeichnung, die das vornehme Papsttum auch später nie beim Namen nannte) war das an sich meisterhafte Werk des Patriarchen Akakios und seines Freundes Petros Mongos, ein typischer Ausdruck des Reichskirchengedankens, der Versuch eines Ausgleichs zwischen Katholiken und Monophysiten, der sie freilich bald noch tiefer spaltete. Das Henotikon wollte im Interesse der Reichseinheit, als deren Voraussetzung die Einheit des Glaubens galt, Monophysiten und Diophysiten versöhnen, vor allem aber Ägypten und Syrien religionspolitisch befrieden, den Staat insgesamt festigen, um so nötiger als den Kaiser Ostgoten und rebellierende Generale wie Illos gleichermaßen bedrängten.

Das Henotikon war formell nicht häretisch. Es legte die Bekenntnisse der Konzilien von Nicaea (325) und Konstantinopel (381) zugrunde. Es behielt die Einheit Jesu und seine Wesensgleichheit mit dem «Vater» ebenso bei wie das Schlagwort «Gottesmutter», Kyrills Christologie der «Zwölf Anathematismen», die Verdammung sowohl des «Ketzers» Eutyches wie die des «Ketzers» Nestorios – Zenon ließ die Schule der Nestorianer von Edessa 489 völlig zerstören. Dagegen überging das Henotikon manch Kontroverses. Es mied allerlei dogmatische Komplikationen, gewisse Formulierungen von Chalkedon, dessen Satzungen es ignorierte, besonders die prekären, ja, gefährlichen Begriffe «Person» und «Natur». Unter Außerachtlassung also des eigentlich strittigen Punktes (eine oder zwei Naturen: von Christus hieß es nur, er sei «Eines, und nicht zwei») wollte Kaiser Zenon, durchaus ein frommer Christ, die Monophysiten für die Reichskirche gewinnen, den streitenden Klerus auf einer mittleren Linie einigen und so dem Imperium einen einheitlichen Kult und den Religionsfrieden sichern. «Wer immer anders denkt oder dachte, damals, jetzt oder jemals, sei es in Chalcedon oder sonstwo auf einer Synode, dem sagen wir Anathema!» Genauso radikal, ja, noch resoluter, hatte ein Jahrhundert früher ein anderer Kaiser, Theodosius I., am 28. Februar 380 den orthodoxen Glauben eingeschärft (I 419 f).[35]

Wie aber die blutigen Unterdrückungen, so brachte auch der friedliche Ausgleichsversuch keine Einigkeit. Befriedigte das Henotikon doch weder die Orthodoxen noch die Monophysiten. Die einzelnen Bischöfe handelten, wie es ihnen gutdünkte, schreibt Euagrios von Antiochien (beiläufig: jener unter allen antiken Kirchenhistorikern, der die höchsten staatlichen Titel hatte). Die christlichen Gegner hielten «keine Gemeinschaft mehr miteinander. Daher gab es viele Spaltungen in Ost und West und Afrika ... Die Sache wurde noch absurder. Denn auch die orientalischen Bischöfe hielten unter sich keine Gemeinschaft». Bestanden doch selbst im Osten, wo das Henotikon von den monophysitischen Patriarchen Alexandriens, Petros Mongos, der «Stammler», Timotheos' bedeutendster Anhänger, und Antio-

chiens, Petrus Fullo, unterzeichnet worden war, auch von Martyrius von Jerusalem und anderen Prälaten, mindestens vier scharf rivalisierende christliche Hauptgruppen: eine für Chalkedon ohne Henotikon; eine für Chalkedon und Henotikon; eine gegen Chalkedon und für Henotikon; eine gegen Chalkedon und Henotikon. Ja, es gab immer neue Spaltungen, die Severianer, Julianisten, Agnoeten, Aktisteten, Ktistolaträ, Tritheiten, Damianisten, Kononiten, Niobiten et cetera, die alle mehr oder weniger oder ganz konträre Lehren über Christi Natur und die Auferstehung des menschlichen Leibes verbreiteten. Nicht einmal alle Monophysiten akzeptierten das Henotikon, wie die extremistische Richtung der Akephaloi.[36]

Gleichwohl hätte das Edictum Zenonis, wie es ursprünglich hieß, vermutlich doch den verbissenen Kirchenkampf im Osten allmählich befriedet, wäre er nicht von außen geschürt worden durch den Bischof von Rom. Das Henotikon, eine rein kaiserliche Glaubenserklärung, hatte ihn glatt übergangen, überhaupt nicht gefragt. Auch förderte gerade sein schärfster Rivale, Patriarch Akakios von Konstantinopel, der von Anfang an eine mittlere Linie, einen gewissen Ausgleich zwischen Chalkedonensern und Monophysiten suchte, die Vermittlungsbemühungen der Regierungen, ja, leitete sie. Zudem lehnte das Papsttum jede Art von Kompromißlösung in dogmatischen Dingen grundsätzlich ab und gab sich, wie immer, prinzipientreu. Und schließlich hielt Rom um so mehr an den Beschlüssen von Chalkedon fest, als dabei die römische Kirche eben selber hatte mitreden, zum erstenmal auf einer der großen Reichssynoden überhaupt hatte mitreden dürfen. «Alle Entscheidungen vorher waren ohne ihr Zutun gefällt worden einzig und allein von Bischöfen und Theologen der östlichen Kirche» (Dannenbauer).[37]

So griff, ganz anders als sein Vorgänger Hilarus, Papst Simplicius die Tradition von Leo I. – freilich viel ungeschickter – wieder auf. Nur keine Vermittlung, schon gar nicht, wenn sie auf Kosten seines universalen Anspruchs ging.

Unentwegt rief er den Orient zum «Ketzer»kampf, wobei er Akakios, einen eminent politischen, ihm weit überlegenen Kopf,

so falsch einschätzte wie den Kaiser, auch seinerseits von beiden kaum sehr ernst genommen, häufig eher ignoriert worden ist. Immer wieder bedrängte er Akakios, beim Herrscher die Verbannung der «Häretiker» in ein unzugängliches Exil zu erwirken, sie durch eine besondere kaiserliche Verfügung aus dem menschlichen Verband ausschließen zu lassen, sie abzusondern wie bei einer ansteckenden Krankheit, was schon fast an Acht und Bann erinnert, ihnen keinerlei Genugtuungsmöglichkeiten zuzugestehn, auch den untergetauchten Petros Mongos, «den Gesellen und Fürsten der Häretiker», aus seinem Schlupfwinkel zu holen und in ein fernes Land zu stecken. Jedes Aufflackern der Irrlehre müsse unmöglich gemacht werden. Keinen Frieden dürfe es da geben. Unablässig solle der Patriarch den Monarchen, ob gelegen oder nicht, um den Einsatz der Staatsgewalt zum Schutz des Katholizismus bitten.[38]

Die kaiserliche «Ketzer»-Bestreitung schien Simplicius zu schwach. Es mißfiel ihm auch, daß Zenons Hofpatriarch den von Konstantinopel unabhängigen Patriarchen Antiochiens ordinierte, worin er einen unzulässigen Machtzuwachs des Akakios sah. Und als gar in Alexandrien der erst kürzlich ernannte Timotheos Salophakiolos im Februar 482 starb, die Katholiken den Mönch Johannes Talaja wählten, der Kaiser und Akakios aber statt des meineidigen Hochverräters den alten Freund von Timotheos Ailuros, den schismatischen Bischof Petros Mongos, inthronisierten, den aus der katholischen Kirche ausgeschlossenen «socius haereticorum», wie Papst Simplicius an Akakios, dem Verbreiter militanter «Ketzereien», wie er dem Kaiser schrieb (beide antworteten nicht: «nullum responsum», wie Nachfolger Felix maßvoll verwundert registriert), da brach der Streit mit Rom offen aus.[39]

Das Akakianische Schisma beginnt – und kirchlicher Hochverrat

Einig waren sich die Bischöfe des Ostens mit denen des Westens, besonders den römischen, in einem Interesse, das sie freilich gerade am meisten trennte, im machtpolitischen, das stets auch und vor allem ein personalpolitisches ist. Ganz richtig konstatiert das katholische «Handbuch der Kirchengeschichte», daß das inextrikable Durcheinander der östlichen Kirche «nicht mit Formeln zu lösen war, weil es nicht aus Formeln entstanden war, sondern daß es galt, mit den Persönlichkeiten fertig zu werden» (Beck). Das aber heißt: mit persönlichen, mit machtpolitischen Interessen, die sich eben längst und immer mehr mit denen der «großen» Politik verflochten, was die Gegensätze nur um so vertrackter machte.[40]

Kaiser Zenon hatte, als er noch orthodoxe Kirchenpolitik trieb, Petros Mongos abgesetzt, jedoch seine Verbannung, trotz mehrfacher Bemühungen des Papstes, nicht verfügt. Jetzt, wo es ihm um Vermittlung, Ausgleich, um Gewinnung auch seiner monophysitischen Untertanen ging, konnte er Petros wieder brauchen und setzte ihn nach dem Tod des Salophakiolos im Februar 482 wieder ein. Ja, gerade jene gemäßigte Einigungsformel, das Henotikon, womit der Kaiser den klerikalen Streit zu schlichten und die Einheit der orientalischen Kirche unter seiner Führung zu erreichen suchte, war ja von Petros Mongos (482 bis 490), einem forschen, zielstrebigen Kopf, gemeinsam mit dem Patriarchen Akakios erarbeitet worden.[41]

Der Kandidat des Papstes aber war Johannes I. Talaja gewesen. Dieser freilich hatte einst wegen seiner Verbindung mit dem Isaurier Illos dem Kaiser vor dem Patriarchen und dem Senat einen Eid leisten müssen, nie Bischof zu werden. Nach dem Tod des Timotheos Salophakiolos hatte sich jedoch Johannes Talaja sofort unter Eidbruch in Alexandrien als Nachfolger ordinieren lassen. Empört setzte Zenon ihn ab und Petros Mongos kam an seine Stelle. Und während Talajas Mönche den neuen Patriarchen, der Monophysit war, doch das Henotikon angenommen

hatte, als «Ketzer» brandmarkten, wandte sich Talaja selbst an den seit langem am Hof einflußreichen kaiserlichen General Illos, als dieser gerade mit Aufstandsplänen gegen den Kaiser umging. Der Militär hatte schon mit dem katholischen Patriarchen Kalandion in Antiochien gegen Zenon sich verbunden und suchte auch Kontakt zu Odoaker, dem germanischen Herrscher in Italien, mit dem Papst Simplicius bereits Verhandlungen führte. Talaja floh also über Antiochien, wo Illos weilte, dem er bereits als Verwalter der alexandrinischen Kirche «reiche Geschenke gemacht» (Bacht SJ). Und von Illos flüchtete er 483 weiter zum Papst, an den er, beraten von Illos und dem Patriarchen Antiochiens, appelliert hatte. Kurz vor seiner Ankunft stirbt zwar nach langer Krankheit Papst Simplicius (10. März 483), aber sein Nachfolger, der offenbar unter Odoakers Druck gewählte Felix, greift nun den Kaiser heftig an. Und dies geschieht zur selben Zeit als in Asien Illos gegen ihn rebelliert, auf dessen Seite auch der Patriarch von Antiochien steht, der Verbündete des Johannes Talaja und des Papstes![42]

Papst Felix III. (483–492) – man nennt ihn den dritten, obwohl Felix II. Gegenpapst war – entstammt als erster Papst römischem Hochadel. Als erster Papst auch begann er sein Amt nach dem Zusammenbruch des Weströmischen Reiches, vielleicht als Kandidat Odoakers, jedenfalls sofort bereit, mit den neuen germanischen Herren zusammenzuarbeiten oder doch so zu tun. Vor seiner klerikalen Karriere verheiratet, hatte der hl. Felix eine Anzahl von Kindern, war auch selber Sohn eines Priesters und (vermutlich) der Urgroßvater von Papst Gregor I. («dem Großen»).[43]

Nach der Intervention des Johannes Talaja protestierte der neue römische Kirchenfürst. Er trat in allem entschieden kraftvoller auf als sein etwas schwächlich serviler Vorgänger. In kurialen Geschäften zwar unbewandert, hatte er doch eine gutfunktionierende Kanzlei, an deren Spitze Gelasius stand, der spätere Papst. Noch 483 schickte Felix eine Gesandtschaft, die Bischöfe Vitalis von Troento und Misenus von Cumae, nach Byzanz und stellte Kaiser Zenon, ohne das Henotikon direkt anzugreifen, das Kon-

zil von Chalkedon heftig als die «rechte Mittelstraße» dar, während Zenon freilich den rechten Mittelweg im Henotikon sah. Vergeblich auch forderte Felix in einem weiteren Schreiben – eine raffinierte Mixtur aus Hochmut, kaum kaschierter Bissigkeit und passenden Bibelsprüchen – Akakios auf, sich in Rom «vor dem hl. Petrus» und seiner Synode «eiligst zu verantworten». Akakios, der energisch seine Machtposition erweiterte, dachte nicht daran. Er stand reichskirchenrechtlich dem Römer an Rang etwa gleich, fühlte sich ihm aber als «Papst» des Ostens nicht etwa gleichgestellt, sondern beträchtlich überlegen. In der Tat waren die römischen Bischöfe, trotz immer tollerer Polemik, Prinzipienkämpfe, Prätentionen rechtlich, faktisch, in gewisser Hinsicht sogar geistig, ziemlich machtlos, fast eine Quantité négligeable, jedenfalls gegenüber den Herren Konstantinopels. So ließ Akakios die Legaten des Römers, die Bischöfe Vitalis und Misenus, sobald sie bei Abydos an Land gingen, einsperren und bestechen, worauf sie schmählich umfielen und in Konstantinopel sogar einer vom Patriarchen zelebrierten Messe beiwohnten. Der Papst aber ließ Akakios, «der mich in den Meinigen eingekerkert hat», am 28. Juli 484 durch eine römische Synode absetzen, exkommunizieren und unwiderruflich verfluchen, ebenso jeden Bischof, Kleriker, Mönch oder Laien, der mit ihm verkehre – das erste große Schisma zwischen Ost und West. «Gott» habe Akakios, erklärte Felix in seiner feierlichen Bannsentenz, «durch einen vom Himmel ergangenen Spruch vom Bischofsamt vertrieben». «Wisse, daß Du von der bischöflichen Würde wie von der katholischen Gemeinschaft und der Zahl der Gläubigen ausgeschlossen bist, durch das Gericht des heiligen Geistes und unsere apostolische Autorität verurteilt und niemals wieder von den Banden des Anathems zu lösen».

Das Absetzungsurteil der römischen Synode, vom Papst und 77 beisitzenden Bischöfen unterschrieben, brachte der Defensor Tutus nach Konstantinopel. (Laut einer fragwürdigen Version sollen Mönche der Opposition, des romtreuen Akoimeten-Klosters, Akakios während des Sonntagsgottesdienstes die Bannbulle ans erzbischöfliche Pallium geheftet haben, worauf seine Umge-

bung sie teils erschlagen, teils eingekerkert hat.) Der Defensor ecclesiae Tutus aber wurde ebenso unter Druck gesetzt und bestochen und vom Papst gefeuert wie die Legaten Vitalis und Misenus. In feierlicher Messe hatten sie mit Akakios kommuniziert und auch den monophysitischen Patriarchen von Alexandrien, Petros Mongos, anerkannt. Erst elf Jahre später nahm Papst Gelasius I. den Misenus wieder auf, da man nicht riskieren dürfe, den Reuigen durch Alter oder Krankheit ohne Frieden mit der Kirche sterben zu lassen. Der andre Legat, Vitalis, freilich war bereits gestorben ...[44]

Dem Kaiser schrieb damals der hl. Felix III., schon eingangs gar sehr für das «Seelenheil» des Herrschers fürchtend und zum Schluß wieder «Gottes Richterstuhl» beschwörend, in einem bisher unerhörten, ebenso gedrängt scharfen wie schneidend kalten, ganz offensichtlich auf den Kanzlisten Gelasius zurückgehenden Ton, daß der Kaiser in Gottes Angelegenheiten seinen Willen den Bischöfen Christi unterzuordnen (subdere), daß er von ihnen zu lernen, nicht sie zu lehren, daß er nicht den Herrn zu spielen, sondern der Kirche zu folgen habe, da doch Gott wollte, «daß Eure Majestät dieser Kirche in frommer Hingebung den Nacken beuge» – der papale Herrschaftsanspruch schon kommender Jahrhunderte, ein Satz, der in vielen kirchlichen Rechtssammlungen wiederkehrt. Weder der Regent, dem die Loyalität Ägyptens und Syriens wichtiger war als der Beifall Roms, noch Patriarch Akakios, der den Namen des Papstes – der ihn «Schlange», «Eiterbeule», «Krebskranker» nannte – gelassen aus den Diptychen strich, was seinen Ausschluß aus der Kirche symbolisierte, kümmerten sich freilich im geringsten um die Meinung des Felix, weshalb die römische Synode vom 5. Oktober 485 klagte, daß «unsere Perlen vor die Säue und Hunde geworfen werden ... Der Satan ist überwältigt und doch wirkt er weiter». Alle drei Patriarchen hatte der Papst nun abgesetzt und exkommuniziert, wobei er sich auf ein in Italien angeblich schon längst praktiziertes Gewohnheitsrecht berief. Ein 35jähriges Schisma (484–519) zwischen Rom und Konstantinopel war die Folge.[45]

Man muß diese kaum glaublich hochfahrende Stelle im Zu-

sammenhang lesen, um zu ermessen, was sich die allmählich immer mehr heraufschwindelnde römische Priesterschaft gegenüber einem Kaiser bereits erlaubte, wenn er nicht wollte, wie sie wollte. «Dies eine steht fest», schrieb Felix (Gelasius): «Es ist auch für Euren eigenen Rechtsbereich höchst heilsam, wenn Ihr Euch bemüht, in allen Fragen, die Gott betreffen, Euren kaiserlichen Willen, wie es Gottes Gesetz verlangt, unter die Bischöfe Christi zu beugen (subdere) und nicht über sie hinauszurecken (praeferre). Die heiligen Mysterien habt Ihr nicht zu lehren, sondern von ihren Verwaltern zu lernen. Dem festgefügten Anspruch der Kirche habt Ihr zu folgen, nicht aber der Kirche rein menschliche Rechtsnormen vorzuschreiben. Ihr dürft nicht herrisch verfügen wollen (dominari) über die heiligen Einrichtungen der Kirche, denn Gott selbst hat es gewollt, daß Eure Majestät dieser Kirche in frommer Hingebung den Nacken beuge.»[46]

Rom hat nie die Rechtgläubigkeit des Henotikons bestritten.

Bezeichnenderweise fehlt in der päpstlichen Epistel an den Kaiser auch jede Erörterung des monophysitischen oder diophysitischen Zwists. Denn es ging auch hier wieder im Grunde nicht um den Glauben, sondern um das Prestige, die Macht. Ohne diesen Wettstreit «zwischen den beiden Päpsten von Alt- und Neu-Rom wäre der 35jährige Zwist zwischen den Kirchen des Ostens und Westens, der mit Felix III. seinen Anfang nahm, wahrscheinlich überhaupt nicht ausgebrochen» (Haller). Es ging um den Führungsanspruch Konstantinopels. Rom hat den Streit gewollt, mit Absicht herbeigeführt, auf Biegen und Brechen. Es trat gegen den Kaiser und den Patriarchen anmaßend auf wie nie zuvor. Diesen Mut leistete es sich freilich nur im Schutze zweier germanischer «Ketzer», erst Odoakers, dann Theoderichs. Alle Verständigungsversuche des Kaisers wies Rom zurück, ja, verband sich sogar mit Truppen, die gegen ihn rebellierten![47]

Es geschah dies durch jenen Illos, der einst unter dem Thronräuber Basiliskos auszog, um den entthronten Zenon zu vernichten, ihn aber wieder mit auf den Thron gebracht hat (S. 300). Illos, wie Zenon Isaurier und von ihm zum General befördert, wurde freilich als Berater an der Seite der zurückgekehrten Maje-

stät infolge dreier Mordanschläge (477, 478 und 481) – beim dritten Attentat verlor er ein Ohr, konnte aber wieder entkommen – seines Lebens nicht froh, auch wenn Zenon jegliche Beteiligung abgestritten, ja, jedesmal dem immer noch Lebenden sein lebhaftes Mitgefühl ausgedrückt hat. Sie wagten lange nicht den offenen Kampf und benahmen sich, als wären sie «noch Brigantenchefs in ihren heimatlichen Bergen» (Schwartz). Illos wurde der Dienst an Zenons Seite zu heiß. Er ließ sich ein Kommando in Syrien geben und durch die Kaiserinwitwe Verina 484 den General Leontius zum Gegenkaiser erheben.[48]

Mit Illos im Bunde aber war auch die chalkedonische Opposition. Zunächst der Gegenbischof Johannes Talaja in Alexandrien, den Kaiser Zenon als einen meineidigen Hochverräter (periurii reum) und jeder Schandtat schuldig erklärte. Talaja hatte enge Beziehungen zu Illos und später zu dem mitverschworenen Exarchen von Ägypten angeknüpft und war schließlich, wie einst Athanasius, nach Rom geflohen, wo er gegen den Kaiser konspirierte und der Papst den Bruch mit Konstantinopel betrieb. Kurz danach verband sich auch der streng katholische Kalandion, Bischof von Antiochien, wo Gegenkaiser Leontius residierte, mit Illos, wurde indes nach Besiegung des Leontius, dessen Herrlichkeit nur zwei Monate dauerte, als Hochverräter verbannt. Illos hatte auch den germanischen Thronräuber in Italien, König Odoaker, allerdings vergeblich, in die Verschwörung einzubeziehen gesucht, war aber, samt seinem Gegenkaiser, besiegt, an Zenon ausgeliefert und 488 hingerichtet worden. Doch bald erklärte auch Odoaker sich vom Kaiser unabhängig und verband sich mit den Wandalen in Afrika.[49]

Das Papsttum nun unternimmt allmählich eine opportunistische Schwenkung welthistorischen Ausmaßes nach der andern. Und während seine Opfer auf der Strecke bleiben, wird es selber immer größer, stärker. Erst wendet es sich mit den Goten gegen Ostrom. Dann vernichtet es mit Ostrom die Goten, die Wandalen. Danach steht es an der Seite der Langobarden erneut gegen Ostrom. Und schließlich bekämpft es, nach erlangter «Freiheit», mit den Franken die Langobarden, seine Befreier. – Nur den

ersten und zweiten Akt dieses schamlosen Schauspiels können wir in diesem Band noch verfolgen.

Im Westen, wo völlig zerrüttete, chaotische, doch für die Päpste sehr nützliche Zustände herrschten, löste nach Valentinian III. ein Schattenkaiser den andern ab, insgesamt neun in zwei Jahrzehnten. Vermutlich sechs davon wurden ermordet, darunter, nach kaum vierjähriger Herrschaft, im August 461 Majorian an der Ira und, am 11. Juli 472, Anthemius in Rom (S. 298 f). Henkerbeil und Gift wüteten. Das Heft hielt Heermeister und «Kaisermacher» Rikimer in der Hand, der, mächtiger noch als Stilicho und selbst Aëtius, die germanische Königsherrschaft in Italien vorbereitet hat, als arianischer Sprößling eines Suebenfürsten und einer Tochter des Westgotenkönigs Wallia aber noch nicht hoffen konnte, selber zu regieren. Nachdem die letzte der weströmischen Schattengestalten, der Kinderkaiser Romulus Augustus, ein vierzehnjähriger Knabe, 476 durch den Skiren Odoaker – dessen Vater Edeco eine hervorragende Stellung im Heer Attilas hatte – entthront und mit einer Rente abgefunden worden war, gebot Odoaker als erster germanischer König Italiens (476–493) über das ganze Land; inwieweit von Ostrom anerkannt, ist umstritten. Den Vater von Kaiserlein Romulus, Orestes, einst Sekretär Attilas, sowie den Bruder des Orestes, Paulus, tötete Odoaker am 28. August und am 4. September. Der 475 geflohene Kaiser Julius Nepos protestierte noch vier Jahre in Dalmatien, bis er im Mai 480 in seinem Landhaus bei Salona ermordet worden ist. Das Weströmische Reich war zu Ende, untergegangen, so Edward Gibbon in seinem Monumentalwerk «Decline and Fall of the Roman Empire», durch den «Triumph der Religion und der Barbarei».[50]

Theoderich erobert Italien oder «Wo ist Gott?»

Der Rechtsnachfolger aber des Imperiums wurde Ostrom. Der latente Konflikt zwischen dem westlichen und östlichen Reichsteil hatte sich im Lauf der Zeit ständig verschärft, die alte päpstliche Taktik, den westlichen Regenten gegen den östlichen auszuspielen, seit dem Tod Valentinians III. versagt. Auch setzte sich Ostrom gegen die Germanen innen- und außenpolitisch durch. Wie es überhaupt Kaiser Zenon gelang, seinen immer von neuem gefährdeten Thron durch das «voraussetzungsloseste diplomatische Fechterspiel aller Zeiten» (Rubin) zu halten, nicht zuletzt auch, indem er die das Oströmische Reich bedrohenden Ostgoten nach Italien abzulenken verstand.[51]

Die Ostgoten, 375 von den anstürmenden Hunnen unterworfen (vgl. I 405 ff), waren zu Beginn des 5. Jahrhunderts in das ungarische Donaubecken gekommen und – nach Attilas Tod (453) und dem rapiden Verfall seines unschlagbar scheinenden Riesenreichs – unter römische Oberhoheit. Sie siedelten nun in Pannonien, in der Gegend des Plattensees. Hier wurde um die Mitte des 5. Jahrhunderts Theoderich (der Dietrich von Bern der Sage) als Sohn König Thiudimers aus dem Haus der Amaler geboren und wahrscheinlich schon als Kind arianisch getauft. Doch schweigen die Quellen über seine Herkunft und Jugend fast völlig, ebenso über die ersten Regierungsjahre. Siebenjährig kam Theoderich als Geisel nach Konstantinopel, wo er elf Jahre blieb, offenbar in der näheren Umgebung des Kaisers Leo. Dort hatte er Latein und Griechisch getrieben, die antike Kultur schätzen-, auch die politischen wie militärischen Verhältnisse kennengelernt und eine kaiserliche Prinzessin geheiratet.

Theoderichs gefährlichster ostgotischer Rivale war Theoderich Strabo. Jahrelang spielte Zenon die beiden entfernt miteinander verwandten Fürsten gegeneinander aus, die sich aber mehrmals auch gegen den Kaiser verbanden. Beim Putsch des Basiliskos 475 ergriff Theoderich, der Amaler, für Zenon Partei, während sich Theoderich Strabo, der ältere der beiden, dem Usurpator anschloß, 476 aller Ehren entkleidet, dann aber in alle

Ämter und Würden wieder eingesetzt worden ist. Doch 481 erlag er einer Wunde, die er sich selber versehentlich beigebracht. Die beiden Brüder Strabos, die jetzt gemeinsam mit seinem Sohn Rekitach die Führung übernahmen, wurden bald darauf ermordet. Und 484 hat Theoderich einen Vetter, mit Wissen Zenons, in Konstantinopel eigenhändig niedergestoßen.[52]

Da es, trotz hoher Ehrungen des Amalers – Patrizius (476), Freund des Kaisers, Konsul (484) –, immer wieder Reibereien zwischen ihm und dem Regenten gab, auch verheerende Züge Theoderichs durch Thrakien, weil das verödete Land an der unteren Donau seine Leute nicht mehr ernährte, beauftragte ihn Zenon in aller Form mit einem Zug gegen Odoaker, den «Gewaltherrscher» (Prokop).[53]

Odoaker war Skire oder Rugier, jedenfalls Germane und arianischer Christ. Am 23. August 476 zum König erhoben, ohne je Purpurmantel oder Diadem zu tragen, beherrschte er Italien dreizehn Jahre von den Alpen bis zum Ätna; Geiserich hatte ihm 477 gegen einen Tribut Sizilien abgetreten. Als später ein Einfall Odoakers auch ins Ostreich drohte, wo Theoderich Thrakien verheerte, Illos rebellierte, der Kaiser somit in Bedrängnis war, griff dieser zu dem alterprobten Mittel, Germanen durch Germanen auszuschalten, indem er die Rugier aufstachelte, Italien zu überfallen. Odoaker aber kam ihnen zuvor und vernichtete 487 und 488 ihr Land (im heutigen Niederösterreich am linken Donauufer) in zwei Feldzügen, vernichtete ihre Herrschaft und den größten Teil ihres Volkes – ein Krieg nicht nur zwischen zwei germanischen Stämmen, sondern, da auch die Rugier Arianer waren, zwischen zwei christlichen. Zenon aber versöhnte sich wieder mit Theoderich, warf 488 Illos nieder, ließ ihn enthaupten und schickte den Ostgotenkönig noch im selben Jahr gegen Odoaker, den er als Usurpator, als Tyrannen betrachtet und nur widerwillig als Statthalter geduldet hatte. Dem Theoderich stellte Zenon, ein «Meister in der Benutzung politischer Verhältnisse», wie Prokop festhält, in Aussicht, «nach Niederwerfung Odoakers für sich und seine Goten das ganze Abendland zu gewinnen; für ihn, der dem römischen Senate angehöre, sei es doch würdiger,

einen Gewaltherrscher zu bezwingen und dann über Rom und Italien zu gebieten, als sich in den gefährlichen Kampf mit dem Kaiser einzulassen. Theoderich war über diesen Vorschlag sehr erfreut und schlug den Weg nach Italien ein, mit ihm das ganze Volk der Goten».[54]

Dies geschah im Herbst 488.

Theoderich brach von Moesien auf, mit seinen Kriegern, ihren Frauen, Kindern, doch keinesfalls mit dem ganzen Volk, das zum Teil im Balkan blieb. Dafür beteiligten sich Gruppen anderer Herkunft, vielleicht insgesamt 100 000, vielleicht 200 000 Menschen, wahrscheinlich aber viel weniger und in jedem Fall weniger als damals Rom Einwohner hatte. «Eine ganze Welt», schreibt ein Zeitgenosse, der Bischof Ennodius von Pavia, «kam herangezogen, Wagen dienten ihnen statt der Häuser, und in wandernde Zelte rafften sie alles zusammen, was sie erreichen konnten». Auch diese Goten freilich, es muß daran erinnert werden, waren Christen. Schon unterwegs vernichteten sie in Rumänien die ihnen stammesverwandten, doch feindlichen Gepiden, gleichfalls Christen, fast gänzlich, nachdem sich, in äußerst kritischer Situation, Theoderich selbst an die Spitze gestellt und, einer alten Quelle zufolge, gewütet hat «wie der Sturzbach in den Saatfeldern, wie der Löwe in der Herde». Dann gab es einen vierjährigen, erbitterten, Oberitalien, besonders Ligurien, fürchterlich verheerenden und an Wechselfällen reichen Krieg, Abfall und Verrat auf beiden Seiten.

Theoderich schlug zunächst Odoaker mit einem großen, auch durch andere Germanenhaufen verstärkten Heer im Sommer und Herbst 489 am Isonzo und bei Verona, wo die Etsch durch die Masse der Getöteten gestaut worden ist. Danach öffnete ihm Mailand die Tore, wahrscheinlich unter dem Einfluß des dortigen Bischofs Laurentius, der seit Kriegsbeginn zu dem überlegenen Theoderich gehalten hatte (und unter ihm wohl der mächtigste Prälat Italiens wurde. Auch der Bischof von Ticinum-Pavia, Epiphanius, suchte den Amaler in Mailand auf). Am 11. August 490 kam es dann an der Adda zu einer schweren Schlacht, wobei Theoderich, von einem Westgotenheer König Alarichs II. unter-

stützt, trotz starker Verluste ein drittes Mal Sieger blieb. Wie schon früher zog sich der verzweifelte Odoaker nach Ravenna, seinem letzten Stützpunkt, zurück. Die Goten schlossen ihn ein und belagerten zweieinhalb Jahre die durch Lagunen, Sümpfe, Erdwälle kaum zugängliche Stadt, eine der stärksten, fast uneinnehmbaren Festungen damaliger Zeit – die «Rabenschlacht» der Sage. Weder konnten die Angreifer vordringen noch die Verteidiger durch Ausfälle sich Luft verschaffen. Doch vermochte der Aggressor seit dem Sommer 492, als er in Ariminum in den Besitz von Schiffen kam, Ravenna auch von der See her zu blockieren. Am 25. Februar 493 vermittelte der Erzbischof Johannes von Ravenna einen Vertrag, wonach beide Könige die Herrschaft über Italien teilen sollten. Am 26. Februar öffneten sich Theoderich die Tore von Classis. Am 5. März führte ihn Erzbischof Johannes in feierlicher Prozession mit Kreuzen, Rauchfahnen und psalmensingend nach Ravenna. Doch wenige Tage danach lud Theoderich den Odoaker zu sich in den Palast ad Lauretum, den Kaiserpalast, und erstach, da die beauftragten Mörder zögerten, unter Eidbruch eigenhändig seinen sechzigjährigen wehrlosen germanischen Partner – ein arianischer Christ den anderen arianischen Christen. «Wo ist Gott?» sagte Odoaker, als ihn der erste Schwerthieb in die Schlüsselbeingegend traf. Und Theoderich, als sein zweiter Hieb bis zur Hälfte Odoaker spaltete: «Dies Untier hat nicht einmal einen Knochen im Leib». Gleichzeitig rottete er Odoakers Familie aus. Odoakers Bruder erschoß er selber in einer Kirche mit dem Bogen. Seinen Sohn Thela ließ er erst verbannen, dann hinrichten, seine Frau Sunigilda zum Hungertod verurteilen. Überdies wurden auf Befehl des Amalers in allen Teilen des Landes Odoakers Truppen samt ihren Angehörigen restlos ermordet.[55]

Theoderich der Große!

Er war nun, unter der Oberherrschaft freilich des oströmischen Kaisers, alleiniger Herr Italiens. Und dieser blutrünstige Sieger, der erfolgreiche Schüler christlicher Schlachtkunst, der ein Gemetzel veranstaltet hatte, das lebhaft an das gräßliche Blutbad nach Konstantins Tod erinnert (I 306 ff), der als Herrscher auch

Floskeln wie «unsere fromme Gnade» (pietas), «unsere Vorsehung» (providentia) liebte, fühlte sich durchaus als König von Gottes Gnaden. Wie ja auch Konstantius II., der «erste Vertreter des Gottesgnadentums» (Seeck), trotz seines umfassenden Verwandtenmassakers sich als besonders gottgesandter Herrscher, als «Bischof der Bischöfe» fühlen und erklären konnte: «Immer wollen wir im Glauben uns rühmen ...» Theoderich, der germanische König von Gottes Gnaden, sagte jetzt: «unserer Macht unterliegt mit Gottes gnädigem Beistand alles, was wir wollen». Oder: «wir regieren mit Gottes Hilfe». Er ließ überall arianische Kirchen unterhalten, errichtete in Ravenna selber, gleich neben seiner Residenz, ein Gotteshaus dem hl. Martin, stellte auch die Basilica Herculis wieder her – und ist doch zumindest damals (und also überhaupt) «Räuber und Mörder» gewesen, und zwar einer «größten Stils» (de Ferdinandy).[56]

Die Goten seiner Zeit waren Föderierte, nicht römische Bürger. Soldaten aber konnten nur Goten sein. Den Römern blieb der Heeresdienst verwehrt; ausgenommen anscheinend einige kriegerische Stämme im Grenzgebiet. Doch wie die katholischen Romanen, so hielt auch die arianischen Goten ihr Christentum vom Krieg nicht ab. Im Gegenteil. Man soll die kirchlichen Vorschriften recht ernst genommen, Theoderich selber durch Gebet und Buße auf einen Waffengang sich vorbereitet haben. In seinem Mobilmachungsbefehl für den Feldzug in Gallien stand: «den Goten muß man Kämpfe mehr nur verkünden als ihnen dazu zureden, weil ein kriegerisches Geschlecht seine Freude (gaudium) daran hat sich zu bewähren». (Auch Gundobad, der fromme König der Burgunder, deren Fürsten dem Bischof von Rom sehr ergeben waren, hatte ja den Konflikt zwischen den sich zerfleischenden christlichen Germanen genützt, einen Raubzug nach Ligurien unternommen und viele Gefangene davongeschleppt.)[57]

Bald nach Theoderichs Sieg erklärte wohl ein großer Teil Mittel- und Süditaliens, zumal die Stadt Rom, die schon dem untergehenden Odoaker ihre Tore verschloß, aber auch Sizilien, sich für den König, dessen Ostgotenreich von Ungarn bis Südgal-

lien und den ehemals römischen Provinzen nördlich der Alpen reichte, doch nur sechzig Jahre dauern und 553 durch die Schlacht am Vesuv endgültig vernichtet werden sollte (S. 437). Zum engeren gotischen Siedlungsgebiet gehörten Samnium, Picenum, Nordtuszien, die Aemilia, Venetien und vor allem das Land nördlich des Po. Verstreuter ließen sich die Goten in Dalmatien nieder, in Istrien, Savien, Pannonien. Außenpolitisch gewann Theoderich durch Bündnisse mit allen germanischen Staaten eine führende Stellung. Er heiratete die Schwester des Merowingers Chlodwig, gab seine Töchter den Königen der Westgoten und Wandalen, seine Nichte dem König der Thüringer zur Frau.[58]

Kollaboration mit der «ketzerischen» Besatzungsmacht

Als der Amaler in Italien einfiel, bestand seit dem Henotikon ein Schisma zwischen Ost und West, das heißt Feindschaft zwischen Konstantinopel und dem Papst. Das war durchaus im Sinn des Goten, dem natürlich mehr an seinem eignen Einfluß in Rom lag als an dem des östlichen Kaisers. Tatsächlich schob man auch in Konstantinopel selbst die Schwierigkeit, sich mit Theoderich zu arrangieren, auf die kirchliche Spaltung. Vielleicht weniger aus grundsätzlicher Toleranz als aus politischem Kalkül trieb der Amaler eine katholikenfreundliche Politik. Doch waren die arianischen Herrscher sowohl der West- wie besonders der Ostgoten im allgemeinen weitgehend duldsam, ohne jede Bekehrungswut. Die Romanen wurden nicht zur Konversion genötigt. Sie haben selbst die gotische Großmut gerühmt, die freilich nicht dem Arianismus entstammte, sondern germanisches Erbe war, wie das Sprichwort zeigt: es schadet nichts, geht man zwischen einem heidnischen Altar und einer Kirche hindurch und bezeugt beiden seine Verehrung. Der arianische Klerus, der bis zum Bischof hinauf nicht im Zölibat lebte, auch dem Mönchtum keine Heimstätte bot, suchte weder auf die eigene Regierung zu wirken noch

missionierte er unter den katholischen Nachbarn. Niemand auch konnte dem König selber nachsagen, je einen Katholiken zum Arianer gemacht, nur einen Bischof verfolgt zu haben. Seine Mutter Hereleva wurde katholisch und auf den Namen Eusebia getauft. Papst Gelasius hatte Kontakt zu ihr, wollte aber seinerseits Bischöfe offenbar nicht ohne sein Plazet an den königlichen Hof reisen lassen. In Rom, wo Theoderich erstmals im Jahr 500 erschien, von Volk, Senat und, an der Spitze der Priester, dem Papst empfangen, ging er – dreihundert Jahre bereits vor Karl «dem Großen» – zuerst in die Basilika St. Peter, um am (angeblichen) Apostelgrab «mit großer Andacht und wie ein Katholik» zu beten und St. Peter zwei silberne siebzig Pfund schwere Kandelaber zu schenken. Auch den Juden gegenüber war er, wie offenbar schon Odoaker, duldsam. «Um der Zivilisation willen», sagte er, «sind auch denen die Wohltaten der Gerechtigkeit nicht vorzuenthalten, die noch im Glauben irren». Oder: «Wir können einen Glauben nicht anbefehlen, weil niemand gezwungen wird, wider seinen Willen zu glauben». Mehrmals verteidigte er die römischen Juden gegen den Klerus von Rom, wo 521 die jüdische Synagoge, dreihundert Jahre älter als St. Peter, als der Lateran, von Katholiken eingeäschert worden ist; anscheinend ein Racheakt für die Bestrafung einiger Christen, die ihre jüdischen Herren erschlugen. Doch hatten die Römer schon wiederholt die Synagoge verwüstet, sie zuletzt unter Theodosius niedergebrannt. Auch in Ravenna zündeten Christen eine Synagoge an. Und Katholiken waren es auch, die dort Theoderichs Leichnam dem Grab entrissen und geschändet haben. – Für praktizierende Heiden allerdings behielt der Gote, in Übernahme des Rechts der Kaiser Marcian und Valentinian, die Todesstrafe bei.[59]

Als König von Italien übte Theoderich auch die Kirchenhoheit aus, nicht nur das allgemeine Oberaufsichtsrecht, sondern die Zivil- und Kriminalgerichtsbarkeit. Auch die Päpste, die von seiner Herrschaft profitierten, ihren Einfluß noch vergrößern konnten, erkannten ihn als rechtmäßigen Regenten an. Zumindest sahen sie sich genötigt, «dem allmächtigen arianischen König

gegenüber die Maske freundlicher Gesinnung zu tragen, aber vielleicht verstärkte dies nur den inneren Haß» (Davidsohn). Fanden sich ja gerade die italienischen Katholiken nie damit ab, daß die Goten «Ketzer» waren.

Immerhin begehrten die Päpste, die doch sonst den Arianismus bis zur Vernichtung bekämpft hatten, jetzt, da sie selber von Arianern beherrscht worden sind, nie wider den Arianismus auf. Auch der nach Leo I. bedeutendste Papst des Jahrhunderts, Gelasius, dachte nicht daran, gegen die «ketzerische» Besatzungsmacht zu predigen. Fast überall in Italien amtierten arianische Bischöfe neben katholischen. Wie in Ravenna, standen auch in Rom arianische Kirchen, und kein katholischer Glaubenskämpfer tastete sie an – während man die Synagoge niederbrennen konnte! Doch die Juden regierten nicht! Von ihnen hing man nicht ab! So angesehene katholische Bischöfe wie Epiphanius von Pavia oder Laurentius von Mailand kollaborierten besonders eng mit dem Amaler. Und Gelasius selbst pflegte eher devote briefliche Kontakte mit der «Großmächtigkeit» Theoderichs. Ja, er konnte bei einem (Finanzen betreffenden) Rechtshandel mit dem gotischen Grafen Teja, einem Mann, wie der Papst schrieb, doch «ohne Zweifel von der anderen Gemeinschaft», diesem mit seinem eigenen «Herrn König, meinem Sohn» drohen: «denn da er in seiner Weisheit den kirchlichen Dingen in nichts entgegen sein will, ist es recht, daß, wer unter seiner Herrschaft lebt, das Beispiel des großmächtigen Königes nachahmt, um nicht den Anschein zu erwecken, wider seinen Willen vorzugehen». Wie Gelasius ja auch, bei all seiner wilden Polemik gegen die oppositionelle Kirche des Ostens und Akakios, den Kaiser selber schonte, ihm sogar beteuerte, «auch» sein Vorgänger Felix III. habe den kaiserlichen Namen «nicht im mindesten angetastet». Und Gelasius rühmte selbst, «welch frommen Eifer die milde Majestät im privaten Leben an den Tag lege».[60]

Im Orient war inzwischen nicht nur Akakios im November 489 gestorben und sein Stuhl mit dem nach bloß viermonatiger Regierung bereits im folgenden März sterbenden Fravita besetzt worden, sondern im April 491 auch Zenon. Papst Felix, der im

Februar 492 verschied, hatte ihn zuletzt sozusagen kühl, ohne Entgegenkommen, umworben und als Opfer seines untauglichen Patriarchen hingestellt. Kaiserinwitwe Ariadne verband sich jetzt mit einem Hofbeamten reiferen Alters, der unter Zenon aufgestiegen und noch drei Jahre früher, nach Petrus Fullos Tod, Anwärter auf den Patriarchenstuhl Antiochiens war, nun aber Kaiser wurde: Anastasios I. (491–518).[61]

Kaiser Anastasios und Papst Gelasius treten in den Ring

Anastasios, bei seiner Wahl durch den Patriarchen von Konstantinopel, Euphemios (490–496), ausdrücklich zur Unterstützung der Orthodoxie, zum Bekenntnis von Chalkedon, verpflichtet, verteidigte bald Zenons Henotikon. Er begünstigte, persönlich durchaus fromm, was sogar der neue Papst Gelasius I. zugab, den ebenso hochgebildeten wie erfolgreichen späteren monophysitischen Patriarchen Severos (512–518) von Antiochien, einen «genialen Mann» (Bacht SJ), der von 508 bis 511 am kaiserlichen Hof gastierte. Ja, allmählich schlug sich der Imperator ganz auf die Seite der Monophysiten. Schon vor seiner Thronerhebung hatte er zuweilen für sie gepredigt und war ernstlich als Nachfolger des Petrus Fullo im Gespräch. Das Eintreten des Herrschers aber für die Monophysiten trieb die Katholiken, vor allem in Kleinasien und auf dem Balkan, zur Empörung, zumal Anastasios I. auch ein rigoroser Steuerpolitiker war. Seine entsprechenden Maßnahmen wurden jedoch sehr unterschiedlich beurteilt, besonders positiv von Prokop und dem gelehrten Johannes Lydos. Immerhin konnte der Monarch durch eine grundlegende Erneuerung des Steuersystems, durch eine sehr sparsame und noch verhältnismäßig humane Verwaltung, das Münzwesen festigen und die Staatsfinanzen sanieren. Er war sogar der einzige spätrömische Kaiser, der je eine Steuer, das die Städte belastende chrysargyron, eine Goldsteuer, abgeschafft hat, was den unteren Klassen zugute

kam. Dabei hinterließ er bei seinem Tod keine Schulden, sondern dem Fiskus 320 000 Pfund Gold. Ergo, katholisch gesehen: «Goldddurst und Ketzerei befleckten seine Regierung und seinen Namen» (Wetzer/Welte). Kaiser Anastasios errichtete auch keine Prunkbauten, wie so viele Päpste, dafür um so mehr Hafenanlagen, Wasserleitungen und dergleichen, wie er auch eine energische Vorsorge gegen Hungersnöte traf. Und schließlich geschahen unter ihm nie «so wüste Verfolgungen, wie sie Justin und Justinian gleich nach der Aufhebung des Henotikon in Szene setzten ..., und wenn es ihm notwendig schien, Bischöfe zu entfernen, verlangte er strenge, daß kein Blut vergossen werden darf» (Schwartz). So war er selbst für einen theologischen Gegner «Anastasios, der gute Kaiser, der Freund der Mönche und der Schützer der Armen und Unglücklichen».[62]

Indes, nicht alle schützte er.

Zunächst «säuberte» Anastasios erst einmal den Hof von den isaurischen Landsleuten seines Vorgängers. Dessen gesamte Familie suchte das Weite. Isaurien selbst wurde mit einem jahrelangen Kleinkrieg überzogen, alle Gegner gefangen und getötet und ganze Volksteile nach Thrakien deportiert. Geradezu kennzeichnend für diese Regierung aber sind Abwehrkriege gegen die Perser, den alten «Erbfeind», und gegen die Bulgaren, Überreste der Hunnen, die durch andere asiatische Stämme verstärkt worden waren und nun für Jahrhunderte ein neuer «Erbfeind» wurden – wobei dieser Kaiser allerdings, im krassen Gegensatz zu seinen katholischen Nachfolgern, «Angriffskriege grundsätzlich vermied» (Rubin).[63]

Im übrigen machte Anastasios I. gemeinsame Sache mit den Monophysiten.

Hofpatriarch Euphemios (490–496), ein Syrer und rigoroser Chalkedonier, mißtraute dem künftigen Kaiser von Anfang an; er kannte seine Laienpredigten. So ließ er sich vor Anastasios' Krönung von diesem eidlich versichern, «daß er den Glauben unversehrt bewahren und keine Neuerung in die heilige Kirche Gottes hineintragen werde»; die schriftliche «Homologie» hinterlegte der Patriarch im Kirchenarchiv. Er hielt es offenbar mehr mit

Rom – wo Felix III. und Gelasius I. ihm jedoch nicht sehr entgegenkamen – als mit seinem eidbrüchigen christlichen Herrscher. Es gelang dem Hofbischof, mehreren Mordanschlägen zu entkommen, aber anscheinend gelangen ihm auch Kontakte mit den rebellierenden Isauriern, die Anastasios seit seinem Regierungsantritt bekriegte. 496 ließ er Euphemios wegen Hochverrat von einer Konstantinopeler Synode absetzen und exkommunizieren, worauf er nach Euchaïta in die Verbannung gejagt und sein Nachfolger Makedonios (496–511) auf das Henotikon vereidigt worden ist. Derart entfesselte der Monarch natürlich den verschärften Widerstand der Katholiken und geriet wiederholt in Gefahr, den Thron zu verlieren. Allerdings spielten dabei nicht nur religions-, sondern auch wirtschaftspolitische Gründe mit, die ja häufig zusammenhängen.[64]

In Rom war Papst Felix III. Ende Februar 492 gestorben. Schon am 1. März wurde Gelasius I. (492–496) sein Nachfolger. Als Kanzlist der Kurie hatte er Felix' Briefe verfaßt und bereits beträchtlichen Einfluß. Und obwohl er nur wenige Jahre regierte, drückte er ihnen, enorm streitbar, voller Schwung, dialektischer Schärfe und Intransigenz, unübersehbar, ja, gewaltig seinen Stempel auf. Gern ironisch sarkastisch, neigte er brieflich doch auch zur Weitschweifigkeit, zu Wortschwall, verwickelten Perioden, Bandwurmsätzen, zu häufig rein rhetorischen Stilmitteln, produzierte aber alles in allem eine geschickte Mixtur aus römischer Jurisprudenz und Bibelsprüchen, wobei er selten die Drohung mit dem göttlichen Gericht vergaß. Kurz, dieser Pontifex war diplomatisch und juristisch für seinen Posten prädestiniert, war nicht nur politisch hochbedeutend, sondern auch der erste wirklich gebildete Theologe unter den römischen Bischöfen seit einem Vierteljahrtausend, seit Novatian (S. 100 ff). Der «geborene Römer» (Romanus natus), wie er sich nannte, obwohl er offenbar aus Nordafrika stammte, scheute weder Spitzfindigkeit noch nackte Lüge, wie die Behauptung, Rom allein habe um der Wahrheit willen das Konzil von Chalkedon befohlen (vgl. S. 228 f). Oder: seit Christus habe sich kein christlicher Kaiser den Titel eines höchsten Priesters angemaßt. Er leitete auch aus der

Rangordnung der Patriarchen eine Richtergewalt ab und bestritt Konstantinopel alle von Reich und Kirche inzwischen akzeptierten Vorrechte. Ferner ergriff er gegen den in der Defensive befindlichen Odoaker die Partei des stärkeren Theoderich und nützte dann seine Stellung zwischen dem durch innenpolitische Querelen sowie durch Germanen- und Hunneneinfälle stark gehemmten Kaiser und dem hinter ihm selbst stehenden König, um seine Machtansprüche in eine Höhe zu treiben, die man erst nach mehr als dreihundert Jahren wieder erklomm.[65]

Natürlich wußten alle Päpste, was sie Gläubigen und Bibel schuldig waren. Und so versäumte auch Gelasius nicht zu beteuern, daß er selber seines Amtes völlig unwürdig, daß er «der Geringste aller Menschen» sei (sum omnium hominum minimus). Andererseits freilich war ihm, bei aller Unwürdigkeit, allein «die Sorge» für die ganze Christenheit aufgeladen. Und diese Sorge betraf, nach Gelasius, alles, was die Gläubigen betraf, ihr gesamtes öffentliches und privates Leben auf der ganzen Welt.[66]

Gelasius zitiert oft das angebliche Jesuswort bei Matthäus (16,18 f). Er insistiert oft auf der Petrinität des römischen Stuhls; denn der Stuhl des seligen Petrus bestätigt die anderen Stühle erst, festigt sie. Und auf der Synode im März 495, die den Legaten Misenus wieder aufnahm (S. 311 f), ließ er sich von der Versammlung – 45 Bischöfe, 58 Presbyter, dazu einige Diakone und Adelsvertreter –, wie unwürdig auch immer, bescheiden feiern. Nicht weniger als elfmal akklamierten die Synodalen: «In dir sehen wir den Vikar Christi», «In dir sehen wir den Apostel Petrus»; wobei man zum erstenmal im Papst einen Vikar Christi erblickte und ihn als solchen öffentlich deklarierte.[67]

Gelasius, «der Geringste aller Menschen», kann sich nicht genugtun, die eigne Primitalgewalt, den eignen Rang, die eigne Macht in den Osten zu posaunen und sozusagen über die ganze Welt, in der er der erste ist. Denn das höchste und erste ist das Göttliche, ist Gott, der «summus et verus imperator». Was aber göttlich ist, entscheidet Rom, der «erste Stuhl des allerseligsten Petrus», der «engelhafte Stuhl». Er ist Behüter und Vollstrecker der Glaubenswahrheiten. Nur was er anerkennt, hat Gültigkeit.

Er bestätigt kraft der ihm allein zustehenden Autorität jede Synode. Als erster Papst ließ denn auch Gelasius den synodalen Statuten seine Dekretalien samt denen der Vorgänger beifügen, das heißt er schrieb ihnen die gleiche Bedeutung zu wie den Kanones der Synoden, was der Osten freilich nie anerkannt hat. Gleichwohl fühlte Gelasius sich über allen, ja, erklärte, jeden konziliaren Erlaß könne dieser Stuhl «ins Gegenteil» kehren. Solche Behauptungen hingen historisch zwar völlig in der Luft, sie waren unwahr. Doch sie entsprachen der terriblen Tendenz und, wenn man will, immanenten Logik des längst vor Gelasius beginnenden, durch den in kurialen Schreiben des 5. Jahrhunderts unentwegt wiederkehrenden Begriff des «gubernare», der «gubernatio» (Leitung, Regierung) gekennzeichneten papalen Machthungers (schöner gesagt: Selbstverständnisses), der vorerst bei ihm gipfelt und so weit geht, daß Gelasius nicht nur einmal das Mißachten oder Negieren päpstlicher Ansprüche für Gottesbeleidigung hält. Der Mann zog alle Register, um Roms (und damit seinen eigenen) Vorrang vor allen zu betonen. «Wir können nicht verschweigen, was die gesamte Kirche auf dem Erdteil weiß, daß der Stuhl Petri das Recht hat zu lösen, was auch immer durch die Entscheidung irgendwelcher Bischöfe gebunden worden ist, und daß er (der Stuhl) das Recht hat, jede Kirche zu richten, während niemand das Recht hat, über ihn zu Gericht zu sitzen. Die Dekrete haben bestimmt, daß man an diesen Stuhl aus aller Welt appellieren könne, aber daß keine Berufung von ihm (an eine andere Instanz) erlaubt ist» – eine in zahlreiche Kirchenrechtssammlungen eingegangene Stelle.[68]

Die Zwei-Gewalten-Lehre oder der Staat als Büttel der Päpste

Obwohl Gelasius als Papst nur ein einziges Mal an den Kaiser schrieb, richteten sich seine ambitiösen, ja, waghalsigen epistolarischen Offensiven nicht zuletzt an ihn, den das Henotikon in die Kirchenspaltung direkt verwickelte. Und mochte der Römer auch nicht bestreiten, daß der Kaiser an Würde das Menschengeschlecht überrage, so war er doch für ihn, der hier ambrosianische Ambitionen (vgl. I 400 ff, 440) fortsetzte, «krönte», bloß «Sohn» (filius). Als solcher aber konnte er angeblich Männer der Kirche nicht richten. Denn er sei nicht deren Haupt, sondern habe nur, bei Gefahr seines Seelenheils, das Recht und die Pflicht, die Interessen der Kirche zu betreiben, habe alles zu verfolgen, zu bestrafen, was in Staat und Kirche Aufruhr errege, was Schismen anzettle und «Häresien». Hat die Kirche nämlich keine oder bloß geringe Macht, dann handelt der Staat für sie: sein Herrscheramt! Kurz, der Kaiser müsse die Befehle jenes Stuhls ausführen, den Gott erkoren, aller Bischöfe Herr zu sein. Der Kaiser ist der Diener Gottes, der Minister Dei.[69]

Es konnte eben nicht ausbleiben, daß der ungeheure Machtzuwachs der Catholica sie nicht nur zum Kombattanten, sondern auch Konkurrenten und Gegner des Staates machte, sobald dieser ihre immer größeren, immer unverschämteren, vor keiner Fälschung zurückschreckenden Ansprüche (stets, auch im 20. Jahrhundert noch, «Rechte Gottes» genannt!) zu beschneiden suchte – dann je pariert bis heute mit dem schönen Spruch, daß man «Gott» mehr gehorchen müsse als den Menschen, das heißt mehr dem Klerus als irgendwem sonst.

«Wie die Seele den Leib, wie der Himmel die Erde, so überragt die geistliche Gewalt die weltliche», wußte schon Kirchenlehrer Chrysostomos. «Das Reich des Kaisers erstreckt sich auf die Erde und die irdischen Dinge, unser Reich aber auf die Seelen und die Sorge für sie. Soviel aber die Seele über alles Irdische erhaben ist, um soviel muß auch unser Reich über das des Kaisers erhaben sein» (vgl. S. 147 f). Hatte doch auch schon Ambrosius in der

Auseinandersetzung mit Theodosius, den Begriff der «Religion» höher gesetzt als den der staatlichen «Ordnung» (I 438 ff). Ja, er konnte bereits ganz offen den «weit minderen Wert» des «königlichen Glanzes» gegenüber dem «bischöflichen Ehrenrecht» behaupten, unter Verwendung des nicht eben bescheidenen Gleichnisses von Blei und Gold.[70]

Solch erhebende Sätze fielen Kirchenfürsten gern in konfliktgeladenen Situationen ein.

In den vergangenen Jahren war Patriarch Kalandion von Antiochien wegen Hochverrat (485), Patriarch Johannes I. Talaja von Alexandrien wegen Meineid durch kaiserliche Kriminaljustiz abgesetzt worden. So beanspruchte jetzt Papst Gelasius I. – ein altes bischöfliches Unterfangen freilich! – das privilegium fori. Der Kaiser sei nicht berechtigt, den Klerus zu richten, da der Schüler nicht über den Meister stehe. Göttliche wie menschliche Gesetze, so Gelasius, verordneten, «daß über Bischöfe auf einem Bischofskonzil die Urteile ergehen sollen», und zwar selbst dann, wenn sie «aus weltlichem Irrtum fehlen».[71]

Welche menschlichen Gesetze der Papst hier gemeint haben mag? Die Konstitution des Konstantius aus dem Jahr 355 (I 312)? Sie bewährte sich nicht und mußte bald wieder abgeschafft werden. Dagegen unterstellte Valentinian III. am 15. April 452 in Kriminalsachen auch die Bischöfe den staatlichen Gerichten! Papst Gelasius aber hatte mit seiner Beanspruchung einer geistlichen Sondergerichtsbarkeit, der «Unterordnung» also der staatlichen Kriminaljustiz unter das klerikale Schiedsgericht, ein neues Postulat erhoben, hatte eine tolldreiste Attacke geritten auf das öffentliche Recht, um dem Kaiser einen der fundamentalsten Verfassungsgrundsätze antiker Rechtsordnung zu entwinden zugunsten der Kirche.[72]

Doch nicht genug. Dieser Papst, der die Wirklichkeit ignoriert fast wie ein Traumtänzer, der die tatsächliche Vergangenheit leugnet, die Geschichte auf den Kopf stellt, der den Kaiser nicht die Spitze der Kirche nennt, sondern ihren Sohn, den «Verteidiger», den «Hüter», den «Schirmherrn» der Catholica, «fidei custos et defensor orthodoxae», wie schon Vorgänger Felix III.

formulierte, Gelasius also behauptet (495) nicht nur: «Die gesamte Kirche auf der ganzen Welt weiß, daß der Stuhl des seligen Petrus das Recht (fas) hat zu lösen, was durch die Sentenzen welcher Bischöfe auch immer gebunden ist», sondern er stellt sogar die ungeheure These auf: der Kaiser habe sich in «göttlichen Dingen» den Bischöfen unterzuordnen, von ihnen zu lernen, nicht sie zu belehren, nicht zu herrschen, sondern zu gehorchen. Er solle nach dem Willen Gottes den Nacken beugen. Wörtlich: «*Zwei Dinge (quippe) sind es* ja, erhabener Kaiser, *durch welche an erster Stelle diese Welt regiert wird: die geheiligte Autorität der Bischöfe* (auctoritas sacrata pontificum) *und die königliche Gewalt* (regalis potestas). Von diesen beiden ist das Gewicht der Priester um so schwerer, als sie auch für die Könige der Menschen vor Gottes Gericht Rechenschaft abzulegen haben werden. Denn Du weißt, allergnädigster Sohn, daß Du, obgleich an Würde (dignitas) über das Menschengeschlecht gesetzt, dennoch den Oberen (praesulibus) der göttlichen Dinge fromm den Nacken beugst und von ihnen die Mittel Deines Heils erwartest».[73]

Diese hier erstmals aufgestellte, zum Fundament mittelalterlichen Kirchenrechts gemachte und weltgeschichtliche Bedeutung gewinnende «Lehre von den zwei Gewalten» war durch mehr als ein Jahrtausend das meistzitierte Papstwort vermutlich, ein klassisches Schlagwort, aus den Fiktionen seiner Vorgänger gleichwohl nur zusammengeflunkert. Dabei ging es Gelasius nicht einmal um die Lehre von zwei gleichberechtigten Gewalten. Vielmehr wollte er die bischöfliche Gewalt der kaiserlichen überordnen. Wobei er selbst vor unterschwelligen Drohungen nicht zurückschreckte: «Denn es ist besser, Ihr hört in diesem Leben, was ich Euch klage, als vor Gottes Gericht, wie ich Euch anklage! ... Mit welcher Stirn wollt Ihr dereinst den um ewigen Lohn bitten, den Ihr hienieden ungehindert verfolgt habt?»[74]

Doch dies wie auch andere unerhörte Anmaßungen des Gelasius – etwa daß der Nachfolger Petri der Erste in der Kirche und allen vorgesetzt sei, daß er unumschränkt richte in ihr und niemand auf der ganzen Welt seinem Spruch sich entziehen, niemand ihn anfechten dürfe – das war Theorie, war von der Wirklichkeit

sehr weit entfernt und zudem nur unter dem Schutz ostgotischer, kurioserweise «ketzerischer» Herrschaft möglich. Zwar bestreitet dies das «Handbuch der Kirchengeschichte», ja präsentiert uns den Papst gar als eine Art Widerstandskämpfer, gegenüber dem unterliegenden Odoaker natürlich. Doch wird es selbst für das katholische Handbuch nun «mit jedem Tag ... klarer, daß für Rom nicht die Frage nach Chalkedon, sondern nach der Primatialstellung Konstantinopels den fragwürdigen Kern der Sache darstellte». Wobei aus dem Vorkämpfer papaler Suprematie jedoch keine «Machtgier» spricht, sondern nur «das Gefühl seiner hohen Verantwortung vor dem Richterstuhl Gottes» (F. Hofmann) – mit dem ja gerade Gelasius so gern droht, mit dem sie alle immer wieder drohen ...[75]

Papst Gelasius bekämpft die «Pestilenz» von Schismatikern, «Häretikern» und Heiden

Nur «um Gottes willen» gewiß auch, um nichts anderes, der unentwegte Kampf wider Schismatiker und «Ketzer», der sich in den rund sechzig Briefen beziehungsweise Dekretalien dieses Papstes häufig spiegelt, aber auch in sechs theologischen Traktaten, allein vier davon gegen die Monophysiten.

Den schismatischen «Griechen», ein nun sich häufiger wiederholendes, die gegenseitige Distanz signalisierendes Wort, warf Gelasius immer wieder Starrköpfigkeit vor, «Verirrungen», und nicht einmal den Toten, weiß er, werden «ihre Irrtümer vergeben». Dabei griff er das Henotikon – es wird von ihm gar nicht genannt – nie direkt an, sondern nur die personalpolitischen Konsequenzen daraus. Es ging eben primär nie um die Lehre, stets um die Person, die Stühle, die Macht. Gelasius überschüttet diese «Griechen» mit Anklagen, Zurechtweisungen, mit Hohn und Spott. Er wundert sich – «Miramur» beginnen seine Briefe gern, «Valde mirati sumus», was immer Gefährliches involviert. Konstantinopel, die Reichshauptstadt, behauptet Gelasius, werde

überhaupt «nicht unter die (großen) Stühle gerechnet», habe überhaupt keine Metropolitanstellung, der dortige Patriarchenstuhl, tatsächlich der erste doch im ganzen Osten und durch den 28. Kanon Chalkedons dem römischen gleichgestellt, besitze unter den Stühlen keinen Rang und Sitz – «nullum nomen», der Patriarch habe gar keine pontifikale Gewalt, Urteile des «Apostolischen Stuhles» zu revidieren, der allein über die Wahrheit befinde, die Akakios samt Gefolgschaft so sträflich mißachte, kurz, «alle» Schreiben des Papstes hatten denselben Zweck: «die östlichen Bischöfe ins Unrecht zu setzen» (Ullmann).[76]

Von Anfang an provozierte Gelasius den Patriarchen Euphemius in Konstantinopel, der Gelasius' Antrittsanzeige vermißte, aber ihm gleichwohl gratulierte (wenige Jahre darauf wurde er des Hochverrates beschuldigt, entthront und deportiert). Natürlich hatte Gelasius, wie sein Responsum verdeutlicht, gar nicht daran gedacht, vom «ersten Stuhl» der Christenheit aus einem Untergeordneten zu berichten. Selber arrogant bis zum äußersten, wirft er Euphemius vor, «höchst anmaßend (arrogans)» zu sein, kreidet er ihm Pflichtverletzung an, Schwäche, macht ihn mit dialektischer Gewandtheit, beißendem Sarkasmus fertig, mit Hochnäsigkeit: «Von der katholischen und apostolischen seht Ihr Euch zur häretischen und verdammten Gemeinschaft herabgestürzt. Das wißt Ihr und leugnet es nicht ... und ladet uns ein, uns mit Euch herabzulassen (condescendere) von der Höhe zur Tiefe ...» Schließlich endet er mit unterschwelliger Drohung: «Wir werden kommen, Bruder Euphemius, ohne Zweifel werden wir kommen vor jenes furcht- und zitternerregendes Tribunal Christi» (pavendum tribunal Christi) ... Wie denn eben Drohungen mit dem Jüngsten Gericht, «dem Richterstuhl des ewigen Richters und Königs», häufig bei Gelasius sind.[77]

Häufig auch wandte er sich gegen Akakios, das «Verbrechen» des Patriarchen, gegen «die Pestilenz des Eutyches», «die eutychianische Verseuchung des Ostens», nichts als «verstockte Bosheit», «hinfällige böse Torheiten», «erbärmliche Hetze», «Geschwätz»; wobei «Eutychianismus» für ihn ein ganzes Konvolut von «Ketzereien» bedeutet, «alle Komplizen, Anhänger und Ge-

sinnungsgenossen einer einmal verurteilten Bosheit (pravitas)». Und natürlich nahm er auch im Westen alle Abweichler aufs Korn. Selbst 493, als gerade die mörderischen Schlachten am Isonzo, bei Verona, an der Adda, um Ravenna geschlagen waren, Oberitalien ein vierjähriger Krieg verheert hatte (S. 318 f), da schreibt der Papst an italienische Bischöfe von Picenum, einer Gegend an der Adria, bei dem heutigen Ancona: die Verwüstung ihres Landes durch die «Barbaren» schmerze ihn weniger als ihre Duldsamkeit wider die teuflischen Verlockungen der «Ketzer»! So wandte er sich auch gegen neuauftauchende pelagianische Regungen in Dalmatien, in denen er nur einen stinkenden Pfuhl sah. Den Bischof Seneca, den er exkommunizierte, nannte er einen «Frosch, der sich voll Unwissenheit in die Jauche des pelagianischen Sumpfes stürzte», einen «unwürdigen Leichnam und eine tote Fliege». Die Manichäer verjagte er aus Rom und ließ ihre Bücher vor dem Eingang der Basilika S. Maria (Major) verbrennen. Ein Vorgehen, rühmt Hartmann Grisar SJ, «demjenigen unter Leo dem Großen ganz ähnlich».[78]

Durch Einwände anderer ließ sich Gelasius, hier in alter römischer Tradition stehend, nicht im geringsten irritieren, er blieb einfach «taub» da, behandelte sie «völlig wegwerfend» (Caspar) und entschuldigte sie einmal höhnisch als einen «ketzerischen» Mischmasch, der «keine Unterscheidung von wahr und falsch» kenne. Sein eigenes Selbstbewußtsein war derart, daß er nicht zögerte, Aussprüche Christi auf sich zu beziehen und sich mit Christus zu vergleichen![79] (Doch hatte noch im 19. Jahrhundert auch Pius IX., der Verkünder der päpstlichen Unfehlbarkeit, den freilich sogar katholische Gelehrte, Bischöfe, Diplomaten für dumm hielten, verrückt, das Christuswort: «Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben ...» auf sich angewandt – allerdings auch 1870 durch den Zuruf an einen Krüppel «Stehe auf und gehe!» eine mißglückte Wunderheilung zu verzeichnen!)[80]

Papst Gelasius beseitigte auch das letzte noch bestehende und öffentlich geduldete heidnische Fest, die Feier der Luperkalien: eine Art Karneval, doch deftiger, ausgelassener, anstößiger und auf Frauen beschränkt. Es war eines der altertümlichsten Feste

römischer Religion, das älteste der Stadt, dem Gott Luperkus gewidmet, dem wölfeabwehrenden Pan. Nach überlieferter Ansicht wegen weiblicher Unfruchtbarkeit eingeführt, hatte es jedenfalls eine reinigende und unheilabwendende Kraft. Zwar interessierte sich angeblich dafür «un petit groupe de chrétiens dissidents» (Pomarès). In Wirklichkeit aber wollten auch die Christen darauf nicht verzichten. Gelasius jedoch schärfte seinen Schäfchen ein, daß man nicht zugleich am Tisch des Herren und des Teufels tafeln, nicht zugleich vom Kelch des Herren und des Teufels trinken könne, predigte wider heidnische Magie, gegen gottlose Bräuche und verbot die Lustbarkeit. Und die Kirche machte aus dem Reinigungsfest der Luperkalien das Fest Mariä Lichtmeß oder Mariä Reinigung (Purificatio), ursprünglich am 14., dann am 2. Februar begangen, wo man es noch heute feiert.[81]

Papst Gelasius, der erklärte, daß in der Verurteilung des Arius alle Arianer und jeder, der dieser Pestseuche verfallen, unweigerlich mit eingeschlossen sei, wollte sich doch mit den Goten, der Besatzungsmacht, den faktischen Gewalthabern – dies ist zu bemerkenswert, um hier nicht noch einmal bemerkt zu werden – nicht ebenso anlegen wie mit den «Griechen»; dabei waren diese nur «Schismatiker», waren sie Katholiken, die Goten «Ketzer» – und «Barbaren» überdies! Sie hatten weithin ihre Christentempel (vgl. S. 320), ihren Klerus. Der Papst war überall mit ihnen konfrontiert. Auch in Rom gab es einen arianischen Bischof und arianische Kirchen fast neben der Papstresidenz! Doch Gelasius tat nichts gegen die Goten, weder als Kanzlist noch als Papst. Während er die übrigen «Häretiker», die Heiden, die orientalischen Schismatiker mit aller Robustheit und Infamie anging, während er streitbar war, kampflüstern wie wenige, ließ er die regierenden Goten in Ruhe. Ja, er konnte den «Ketzer»-König nicht nur mit dem Prädikat der höchsten Reichsbeamten, «Eure Herrlichkeit» (magnificentia vestra) titulieren, sondern, was mit höfischem Zeremoniell kaum noch zu tun hat, ihm auch frommen christlichen Sinn zuerkennen. Ganz offenbar beherrschte sich der alle Andersgläubigen sonst so furios angreifende Gelasius eben nur deshalb, *weil er selber beherrscht wurde*; weil seine

Konfession im Westen eine Minderheit war; weil die germanischen Arianer beinah dem ganzen Okzident geboten, nicht nur in Italien standen, sondern fast rings um dasselbe: im Norden die Burgunder, im südlichen Frankreich, in Spanien die Westgoten, in Afrika die Wandalen. Da also wurde der so lautstarke, um nicht zu sagen großmäulige Gelasius ganz kleinlaut, galt auch für ihn der klassische Grundsatz des Katholizismus: Bei Mehrheit gegen Toleranz; ohne sie dafür.[82]

Ein Friedenspapst regiert nicht lang

Papst Anastasius II. (496–498), unter dessen Pontifikat die Weltgeschichte machende Bekehrung des Frankenkönigs Chlodwig geschah, schien mehr oder weniger bestrebt, mit seinen eigenen Worten, «den Völkern den Frieden zu bringen». Schon in seinem ersten Brief an Kaiser Anastasios I. schreibt Papst Anastasius II.: «Das Herz Eurer milden Majestät ist der heilige Schrein (sacrarium) der öffentlichen Wohlfahrt». Ja, er schreibt, daß ihm, dem Kaiser, «Gott als seinem Stellvertreter auf Erden [!] den Vorsitz zu führen befohlen habe». Offensichtlich wollte dieser Papst Verhandlungen mit dem Herrscher, wollte er das Schisma beenden. Wirklich ging er mit seinen Versöhnungsbemühungen gegenüber Ostrom so weit, daß ein Teil seines Klerus sich von ihm trennte und eine Partei gegen ihn bildete, die ihn auch der «Ketzerei» verdächtigte. Selbst der Verfasser des offiziellen «Liber Pontificalis», der jetzt entstand, klagt ihn an: «Er wollte insgeheim den Akakios zurückrufen und vermochte es nicht. So starb er von der Strafe Gottes getroffen» (voluit occulte revocare Acacium et non potuit; qui nutu divino percussus est). Dies Urteil, vom Decretum Gratiani ebenso wie von Dantes «Divina Commedia» übernommen, bestimmte das schiefe Bild des Papstes in der Geschichte. 1982 aber attestiert ihm selbst das mit Imprimatur erschienene «Handbuch der Kirchengeschichte» «eine vernünftige Politik». Schon am 19. November 498 freilich raffte ihn ein plötzlicher Tod

hinweg. Er konnte nicht einmal, wie üblich, die Wahl seines Nachfolgers sichern. Und nun brach in Rom wieder ein lokales Schisma aus. Wieder einmal kämpften zwei Päpste gegeneinander, wobei der Bürgerkrieg jahrelang jede päpstliche Ostpolitik unterband. Es ging jetzt nur um die Macht in Rom, auf dem «Apostolischen Stuhl»: ein blutiger Kampf, der von einem ganzen Haufen fundamentaler Fälschungen begleitet wurde.[83]

Das Laurentianische Schisma
Strassenkämpfe und Kirchenschlachten

Am 22. November 498 wurde der Archipresbyter Laurentius Papst. Seine Wahl durch eine Minderheit hatte der kaiserlich gesinnte Senatspräsident Festus offen durch Bestechung erreicht, durch Gold von Konstantinopel, da Laurentius zum Dank für seine Papstwahl das Henotikon zu unterzeichnen versprach. Am selben Tag machte man aber auch in St. Peter den Diakon Symmachus zum römischen Pontifex. Und auch Symmachus, ein noch als Heide geborener, erst in Rom getaufter Sarde, charakterlich übrigens sehr viel anfechtbarer als sein Gegner, hatte bestochen, wenn auch mit der ziemlich bescheidenen, offenbar von Theoderich kassierten Summe von 400 Goldsolidi. Der Mailänder Bischof Laurentius (S. 318) hatte sie vorgestreckt und der (durch Laurentius aufgestiegene) Bischof Ennodius von Pavia, ein in West und Ost hochgeschätzter, in schlechten Versen die Venus, doch auch das Urchristentum, die Taten Petri und Pauli besingenden Literat, dafür gebürgt; vergeblich bemühte er sich später um Rückerstattung am päpstlichen Hof.[84]

Kauf und Verkauf von Bischofssitzen, Stimmenfang durch Bestechungen selbst und gerade bei Papstwahlen, Preisgabe des Kirchenschatzes, des Grundbesitzes, all dies war Ende des 5. Jahrhunderts gewiß nichts Ungewöhnliches mehr. Im Gegenteil. Bereits damals, da die großen Bischofsstühle schon gewöhnlich die Sprößlinge des Adels bestiegen, wurden die meisten Bistümer nicht für

Verdienste vergeben, sondern für Geld. Dabei zahlten die Käufer oft mit Besitztümern des Sprengels, den und die sie noch gar nicht besaßen, dem Verkäufer aber schon urkundlich zugesichert hatten, so daß König Athalarich 532 bei Papst Johann II. (der als erster Papst, da er Mercurius hieß, seinen Namen änderte) energisch gegen die Simonie protestierte.[85]

Die Doppelwahl im Jahr 498 spaltete ganz Rom in zwei Parteien. Zum Ost-West-Schisma kam noch ein römisches, das Laurentianische Schisma. Es folgten Straßenkämpfe und Kirchenschlachten. Dann erlebte die Welt ein seltenes Schauspiel: beide Päpste überließen die Entscheidung dem Heiligen Geist, der diesmal sogar durch einen «Ketzer» sprach, den Gotenkönig. Laurentius war Exponent der kaisertreuen, darum das Henotikon bejahenden Fraktion, Symmachus Verfechter des chalkedonensischen Symbols, somit henotikonfeindlich. Theoderich untersuchte das Problem des Heiligen Geistes in Ravenna und entschied zugunsten des Symmachus, da dieser die Mehrheit für sich und er selber sein Gold kassiert hatte.[86]

Papst Symmachus (498–514) hatte es gleichwohl auch nach dem Sieg nicht leicht. Zwar konnte er 499 seinen Nebenbuhler Laurentius mittels vieler Drohungen und Versprechungen als Bischof in das Bistum Nocera abschieben. Doch die Parteien blieben, der Streit dauerte fort, publizistisch und mit den Waffen.

Die Opposition, die Mehrheit des fast um jeden Preis die Versöhnung mit Konstantinopel anstrebenden Senats unter Führung des vornehmen Festus, präsentierte dem König 501 ein langes Sündenregister des Symmachus, das von Völlerei (man verglich sie mit der Freßgier Esaus) über Verschleuderung von Kirchengut bis zur Unzucht mit einigen «mulierculae» reichte, deren bekannteste eine römische Bäckerin (mit dem seltenen Spitznamen) Conditaria war. Theoderich suspendierte die angeschlagene Heiligkeit und versetzte sie vorerst nach Rimini. Als jedoch auch dort, während Symmachus eines Morgens ganz ahnungslos am Strand spazierte, die bekannten «mulierculae» auftauchten, entzog sich der Begehrte jetzt ihrem Zugriff und floh, Hals über Kopf, mit nur einem Begleiter nach Rom.[87]

Vieler Kirchen und des Lateranpalastes beraubt, verwahrte er sich außerhalb der Stadt, in St. Peter, und erbaute erstmals dort Episcopia, Wohnungen für den Bischof, woraus allmählich die spätere Papstresidenz hervorging, der Vatikan, ein schon im Altertum verrufner Ort – «infamibus Vaticani locis» (Tacitus). Theoderich aber, der inzwischen bereits den Bischof von Altinum, Petrus, als Visitator für die römische Kirche eingesetzt hatte, ließ 501, im Einverständnis mit Symmachus, dessen Fall auf einem gesamtitalienischen Konzil in Rom verhandeln. Doch den Versuch der Ankläger, ihre Vorwürfe durch die Sklaven des Papstes Symmachus zu beweisen, unterband man. Sklaven ließ die heilige Synode nicht aussagen. Die Unruhen nahmen zu, die Kämpfe immer größere Ausmaße an. Schließlich erklärte sich die Mehrheit der Synodalen für inkompetent und schrieb dem König: «Es ist Sache Eurer Herrschergewalt, auf Gottes Wink für die Wiederherstellung der Kirche, für die Ruhe der Stadt Rom und der Provinz Sorge zu tragen. So bitten wir Euch, daß Ihr als frommer Herrscher unserer Schwäche und Ohnmacht zu Hilfe kommt, dieweil die priesterliche Einfalt der weltlichen Schlauheit nicht gewachsen ist und wir nicht länger Gefahr unseres Leibes und Lebens in Rom ertragen können. Erlaubt uns vielmehr durch ein hochersehntes Präzept von Euch, zu unseren Kirchen zurückzukehren».

Ein peinliches Dokument. Der «Ketzer» sollte den «Rechtgläubigen» helfen. Theoderich versagte sich. Ein Teil der Väter reiste ab, und der bedrängte Symmachus wollte auch nicht mehr verhandeln. Anfang September verließ er sein Asyl in St. Peter und zog mit seinem Klerus samt einem Volkshaufen zum Sitzungsort. Seine Feinde, wohl mit Recht einen Überfall fürchtend, stürmten ihm entgegen. Wieder gab es Straßenkämpfe, Verletzte, Tote, auch viele tote Priester, darunter der auf Symmachus' Seite stehende Priester Gordian, der Vater des späteren Papstes Agapet. Und da Symmachus selber fast gesteinigt, da er, wie er meinte, «mit seinem Klerus abgeschlachtet» worden war, weigerte er sich, noch vor dem Konzil zu erscheinen. Theoderich, verärgert, weil überall, so sagte er, Friede herrsche, nur nicht in Rom,

erlaubte nun, wenn auch widerstrebend, der Synode, auch ohne Untersuchung das Urteil zu fällen. Die Synodalen aber, von 115 Bischöfen bereits auf 76 zusammengeschmolzen, beendeten jetzt «aus frommer Rücksichtnahme» die jämmerliche Komödie. Auf ihrer vierten Sitzung, der sogenannten Palmensynode, erklärten sie am 23. Oktober 501 das Urteil Gott zu überlassen, Papst Symmachus wegen seiner Immunität nicht richten zu können. Sie restituierten ihn wieder in sein Amt und verließen fluchtähnlich die «heilige» Stadt, hielt der dortige Klerus doch eher mehrheitlich zu Laurentius.[88]

So dauerte das Schisma fort. Die Schuld des Papstes war zu offensichtlich geworden – mittelbar durch ihn selbst noch auf einer Synode im November 502. Nicht zuletzt aber auch durch eine Verteidigungsschrift des in seinen Versen so der Venus und den alten Göttern zugetanen Bischofs Ennodius von Pavia, der um die Bürgschaft seiner 400 Goldsolidi bangen mochte. Doch für die Unschuld des Papstes – den er doch buchstäblich, er war eben Poet, den Regenten des himmlischen Reiches nennt – wollte sogar er sich nicht verbürgen. Er vindizierte ihm hohe Würde schon durch das Amt, warnte davor, es mittels seines Trägers zu beschmutzen (!) und ermahnte jeden, vor seiner Tür zu kehren. Geschürt vor allem durch Festus und die Senatoren, brach jetzt der Bürgerkrieg erst in voller Schärfe aus, zumal Gegenpapst Laurentius, von Symmachus inzwischen zwar (auch) seiner bischöflichen Würde entsetzt, mit Duldung Theoderichs wieder zurückkam und Rom sowie alle Titularbasiliken der Stadt, über zwei Dutzend, fast ganz in Händen hielt. Rund vier Jahre residierte er mit starker Übermacht im Lateran, während Symmachus auf St. Peter beschränkt war, wo er, wie erwähnt, die Anfänge des Vatikanpalastes schuf. Jahrelang herrschte Anarchie, kämpfte man unter den Schlachtrufen «Hie Symmachus!», «Hie Laurentius!». Abwechselnd baten beide Parteien um den Schutz des arianischen Königs. Das Asylrecht von Kirchen und Klöstern wurde ignoriert, Tag und Nacht geplündert, getötet. Man erschlug Priester vor den Kirchen mit Keulen, mißhandelte Nonnen, schändete sie. Kurz, jahrelang herrschte blutiger Zwist

zwischen Roms Katholiken, bis Theoderich aus politischen Gründen für den schwächeren Papst eintrat und Laurentius, wiewohl ihm persönlich selbst seine schlimmsten Gegner keinen Makel anheften konnten, 506 das Feld räumen und sein klerikaler Anhang, soweit er zu Symmachus überging, ihn ausdrücklich verdammen mußte; ebenso den Bischof Petrus von Altinum, den Visitator von 501, durch Symmachus bereits gebannt. Laurentius, der griechenfreundliche Gegenpapst, wurde das Opfer einer antibyzantinischen Schwenkung des Königs, teils auch des Senats, der sich auf Theoderichs Geheiß geschlossen mit den Goten gegen Ostrom zu stellen begann. Während Symmachus zum Dank für seinen Sieg die Kirchen schmückte, besonders St. Peter, auch neue Gotteshäuser stiftete, beschloß der Gegenpapst auf dem Landgut seines Gönners Festus angeblich in strenger Askese sein Leben. Das Schisma selber aber endete erst mit Symmachus' Tod.[89]

Die Symmachianischen Fälschungen

Da die während des Symmachusprozesses aufgestellte, von 76 Bischöfen unterschriebene Behauptung, der Papst dürfe von keinem Menschen gerichtet werden, aus der Geschichte, wie die Synode selber zugab, nicht zu belegen war, fälschte in Rom um 501 ein Parteigänger des Papstes unverschämt darauflos. Seine Hauptabsicht war, die Unabhängigkeit des römischen Bischofs von jedem weltlichen wie geistlichen Gericht darzutun durch Rückgriffe auf fingierte Fälle der Vergangenheit.[90]

Die päpstliche Seite erstellte Briefe, Verordnungen, Konzilsakten und historische Berichte. Man fabrizierte – sozusagen das einzig Echte dabei – in unglaublich primitiver Diktion, in einem Latein, «Barbaren» weit angemessener als Römern, was den Sprach- und Bildungsverfall drastisch demonstriert, erdichtete Präzedenzfälle, um Papst Symmachus gegen den Rivalen Laurentius beizustehn: die scheinbaren Prozeßakten früherer Päpste, die Gesta Liberii papae, die Gesta de Xysti purgatione et Polychronii

Jerosolymitani episcopi accusatione, die Akten einer Synode von Sinuessa, Sinuessanae synodi gesta de Marcellino, angeblich aus dem Jahr 303. All diese Prozesse wurden im Hinblick auf den Symmachusskandal erschwindelt, wurden frei erfunden, die Ähnlichkeiten manchmal bis zu Details, zur Identität gewisser Lokalitäten durchgeführt. Alle Prozesse ließ man so ausgehn, wie man sich den Ausgang des Symmachusprozesses gewünscht hatte, ließ also immer erklären, «niemand hat jemals den Papst gerichtet, *weil der erste Stuhl von niemand gerichtet wird*». Oder: «Es ist nicht erlaubt, gegen den Papst ein Urteil zu fällen». Oder: «Niemand darf seinen Bischof anklagen, weil der Richter nicht gerichtet werden wird». Und in einem von Anfang bis Ende ebenfalls gefälschten päpstlichen Dekretale der «Constitutio Silvestri» lautet der Schluß: «*Niemand soll den ersten Stuhl richten*, von dem alle rechtes Urteil zugemessen haben wollen. Nicht vom Kaiser, nicht vom gesamten Klerus, nicht von Königen und nicht vom Volk wird der oberste Richter gerichtet werden.»[91]

Ein fast haargenaues – aber freilich nirgends an die Vergangenheit anknüpfendes, gänzlich vorgetäuschtes Gegenstück des Symmachusprozesses sind die Gesta purgationis Xysti. Der Papst wird hier durch römische Adlige angeklagt, wie Symmachus durch Festus und andere Aristokraten Roms. Wie den Symmachus, beschuldigt man auch ihn der Unzucht, in diesem Fall mit einer Nonne. Und wie gegen Symmachus seine Sklaven auftreten sollten, so dient auch hier ein päpstlicher Sklave als Zeuge. Doch ein Exkonsul – in der Rolle des Symmachusanhängers und Exkonsuls Faustus – schlägt den Prozeß nieder. Denn: «Es ist nicht erlaubt, gegen den Papst ein Urteil zu fällen».[92]

Diese großen Fälschungen, die «der symmachianischen Partei, bzw. Symmachus selbst zur Last» fallen (v. Schubert), nach dem Jesuiten Grisar jedoch nur «einen ganz privaten Charakter» haben, sind aber nicht nur zeitgeschichtlich bedeutsam. Angeblich ganz privat, spielten sie später im Kirchenrecht eine große Rolle. Sie gingen, in überarbeiteter Form, teilweise in der Liber Pontificalis ein und fanden durch diesen weite Verbreitung. Ja, die Formel des Fälschers «Prima sedes a nemine iudicatur» wurde –

zynische Ironie der Geschichte – die Formel für den päpstlichen Jurisdiktionsprimat! Bei Leo III. Prozeß anno 800 berief man sich darauf. Und auch Gregor VII. zog die Falsifikate 1076 wörtlich heran.[93]

Bemerkenswert: die publizistische Polemik in diesen Auseinandersetzungen.

Denn gerade weil man schwere Anklagen gegen Symmachus vorbringen, gerade weil er sich ganz offenkundig nicht ausreichend rechtfertigen konnte, gerade weil er, wie feststand, Kirchengüter verschleudert hatte und seine Gegner in einer Flugschrift über die «greisen und altersschwachen Bischöfe» höhnten mit ihren «Weiberscharen», gerade deshalb eben stellte man hier erstmals heraus: der römische Bischof könne von niemandem gerichtet werden! Als Mensch müsse er im Jenseits sühnen, auf Erden aber sei er unantastbar, jeder gerichtlichen Sühne enthoben. Und als eine Flugschrift «Wider die Synode der ungereimten Absolution» erschien, beanspruchte Symmachus-Parteigänger Diakon Ennodius in seiner Verteidigungsschrift jetzt sogar für die römischen Bischöfe eine von Petrus ererbte Unschuld und Heiligkeit. Nach Ennodius folgenreicher Theorie hatte Petrus «einen ewig dauernden Schatz der Verdienste als Erbschaft der Unschuld hinterlassen an die Nachfolger. Was ihm um seiner lichten Taten willen übergeben wurde, das gehört ihnen zu, die ein gleicher Glanz des Wandels erleuchtet. Denn wer wollte zweifeln, daß der heilig ist, welcher eine solch hohe Würde innehat? Mögen ihm aus eigenem Verdienst erworbene gute Werke auch fehlen, so genügen die, welche von dem Vorgänger auf dem Stuhle (Petrus) geleistet sind . . .» Mögen einem Papst also auch eigne gute Werke fehlen (und wir dürfen sinngemäß wohl ergänzen: mag er selbst schlechte tun), die von Petrus geleisteten sind ausreichend, um ihn zu salvieren! Streift das nicht die Grenze religiöser Gaunerideologie? Streift?! 1075 trieb Papst Gregor VII. in seinem berüchtigten Dictatus papae die Sache auf die Spitze durch die Behauptung, ein rechtmäßig geweihter Papst werde unbedingt selig durch die Verdienste des Petrus! Was außerdem noch hinter Ennodius, des späteren Bischofs von Pavia Spekulation stand, traf Symmachus-

Parteigänger Bischof Avitus von Vienne mit einem Satz: «Unser aller Stand fühlen wir wanken, wenn der Stand des Obersten (papa urbis) unter der Anklage erschüttert wird».[94]

Den Kämpfen zwischen Laurentianern und Symmachianern sowie deren Fälschungen verdankt das offizielle Papstbuch, der Liber Pontificalis, der im Mittelalter einen beträchtlichen Nimbus besaß, sein Entstehen.

Beide Seiten nämlich begannen, wenn auch unter konträrem Aspekt, eine Sammlung von Papstbiographien und setzten sie bis zum Jahr 530 beziehungsweise 555 fort. Wie in den Symmachianischen Fälschungen, ist die literarische Form der «hochberühmte(n) Papstgeschichte» (Seppelt) bemerkenswert primitiv; gemessen am höheren Bildungsstand der Zeit geprägt «von Unkenntnis selbst der Elemente grammatischen und rhetorischen Schulwissens» (Caspar). Zwar waren diese römischen Kleriker «beseelt von dem Glauben an ihre Kirche», aber «einfach im Geiste» (Hartmann). Immerhin haben sie bedenkenlos pro domo gearbeitet, haben sie die «Päpste» von Petrus an in ununterbrochener Reihenfolge genannt – für die früheste Zeit eine glatte Erfindung (S. 69 ff). Und sie haben auch in den ersten drei Jahrhunderten durch die stereotyp wiederkehrende Formel «Hic martyrio coronatur» unbekümmert die Päpste zu Märtyrern gemacht; ebenfalls fast durchgehend Fälschung (S. 101). Doch sind nicht nur die ersten Pontifikate erschwindelt, nicht nur fast alle Martyrien; auch als Verfasser des Papstbuches wurde fälschlich Papst Damasus (für die seinem Pontifikat vorausgehende Zeit) ausgegeben und dies vom Mittelalter geglaubt. Und da auch der Auftakt des Ganzen, der einleitende Briefwechsel zwischen Damasus und Hieronymus (je eine Epistel) durchgehend gefälscht ist: S. 70 f), beginnt das hochberühmte Papstbuch mit lauter Fälschungen – wie auch der angebliche Primat der Päpste selbst auf purer Erschleichung beruht.[95]

«Kampffrontenstellung: Gotenreich und Rom gegen Byzanz»

Inzwischen war Theoderich nicht gewillt, sich auf Italien und Dalmatien zu beschränken. Er hatte systematisch eine germanische Staatenföderation erstrebt und alle antibyzantinischen Kräfte gesammelt. Er trieb seinen Grenzschutz über die Adria hinaus vor. 504 besetzte er Sirmium. Und im folgenden Jahr führte die angespannte außenpolitische Lage sogar zu einem schweren Konflikt zwischen Truppen Theoderichs und des Kaisers. Der Gote hatte sich mit dem benachbarten Gepidenfürsten Mundo verbündet. Und als diesen der Magister militum von Illyricum, Sabinianus, mit einem starken Heer, zehntausend föderierten Bulgaren, bedrohte, eilte aus der eben eroberten pannonischen Grenzprovinz ein gotisches Aufgebot von 2000 Mann zu Fuß und 500 Reitern unter Pitzia den Gepiden zu Hilfe. In der Ebene von Morava wurde das kaiserliche Heer fast völlig vernichtet; was von den Bulgaren nicht durchs Schwert fiel, ertrank im Fluß. Das eroberte Land kam als Pannonia Sirmiensis zu Theoderichs Reich.[96]

Der Westen stellte sich nun immer unverhüllter gegen den – im Osten durch die persische Gefahr beunruhigten – Kaiser, der dem Papst ein gerüttelt Maß Schuld gab. Symmachus hatte sich wegen des schweren Kirchenstreits in Rom fast ein Jahrzehnt um Theologie und Schisma kaum kümmern können. Erst um 506 vermochte er sich endgültig durchzusetzen, und er beantwortete einen unfreundlichen Brief des immer offener zu den Monophysiten stehenden Kaisers mit eher noch größerer Grobheit und Arroganz. Unter Auslassung aller offiziellen Höflichkeitsfloskeln apostrophiert er den greisen Herrscher verletzend kalt stets bloß «imperator», wirft ihm den Glauben an einen nur halben Christus vor, trumpft damit auf, daß seine «Ehre sicherlich die gleiche, um nicht zu sagen, die höhere» sei, droht ihm lang und breit mit dem Gericht Gottes und schließt mit ebenso großer Schärfe wie Selbstgerechtigkeit und Heuchelei: «Der Genosse der Schlechtigkeit kann gar nicht anders als den verfolgen, der von der Schlechtigkeit unberührt ist».[97]

Die Fronten zwischen Ost- und Westrom verhärteten sich so eher noch, zumal der Papst auch die Partei Theoderichs ergriff. Und der römische Senat kollaborierte wieder mit den römischen Priestern, worüber Konstantinopel empört war. Der Kaiser, der den Papst als «Manichäer» brandmarkte, sprach in einem scharfen Brief an Symmachus von einer Verschwörung des Senats mit der römischen Kirche gegen das Reich. Doch vom Gotenkönig geschützt, reagierte der Papst, der mit aller Heftigkeit jetzt den oströmischen Klerus bekämpfte, dreist, ja schon frech. Er behauptete nicht nur, der Kaiser wolle ihn «Hals über Kopf den Häretikern gesellen», sondern schimpfte ihn sogar in übelster Zurückgabe einen «Schutzherren der Manichäer», nicht die Lüge scheuend, im Orient würden nur die Katholiken unterdrückt, fast alle «Ketzereien» aber erlaubt. «Glaubst du», schrieb Papst Symmachus an Anastasios, «weil du Kaiser bist, brauchst du dich vor Gottes Gericht nicht zu fürchten? Glaubst du, als Kaiser seiest du der Gewalt des Apostelfürsten Petrus entzogen? ... Vergleiche doch die Würde des Kaisers mit der des Vorstehers der Kirche. Der eine trägt bloß für die weltlichen Angelegenheiten, der andere aber für die göttlichen Dinge Sorge».[98]

Der resolute Widerstand des Anastasios gegen die Katholiken formierte natürlich die chalkedontreuen Kreise erst recht und bedrängte ihn allmählich immer mehr. Der neue Hofpatriarch Makedonios II. (496–511) mußte zwar ebenfalls das Henotikon unterschreiben, lavierte auch derart zwischen den Fronten, daß ihn die Orthodoxen zeitweise als «Ketzer» ansahen. Doch schließlich bezog er öffentlich gegen die Monophysiten Stellung, brüskierte den Herrscher und versuchte vielleicht, einen Aufruhr anzuzetteln. Anastasios' Geduld war erschöpft. Wie schon Euphemios, den Vorgänger, setzte er auch Makedonios ab und schickte ihn in der Nacht zum 7. August 511 nach Euchaïta in die Verbannung. Das neue Kirchenhaupt Konstantinopels, Timotheos (511–518), war dem Kaiser gefügiger. Und da in Alexandrien Patriarch Johannes III. Nikiotes (505–516) saß, in Antiochien 512 der von Anastasios stark begünstigte Mönch Severos (512–518 und 538) ans Ruder kam, wurden die drei be-

deutendsten Patriarchate des Ostens von Monophysiten beherrscht.

Katholische Bischöfe, Mönche hetzen jetzt gegen den «Ketzerkaiser» immer mehr zur Rebellion, besonders in Kleinasien und auf dem Balkan. Der Papst erinnert nach Absetzung des Makedonios (511) an die heidnischen Kaiser der Christenverfolgungen. Er verlangt Wachsamkeit im Osten, Treue, Martyriumsbereitschaft. Er spricht vom «himmlischen Heerdienst» und schreibt: «Jetzt ist die Zeit, da der Glaube seine Streiter fordert und zu seiner Verteidigung aufruft, welche der Glutstrahl der Gnade traf».

Schon früher war es unter Anastasios gelegentlich zu Empörungen gekommen, wobei ein politischer Anlaß «in den meisten Fällen nicht nachzuweisen» ist (Tinnefeld). Bereits für das erste Regierungsjahr des Kaisers meldet Marcellinus Comes: «Bürgerkrieg unter den Byzantinern; der größte Teil der Stadt und des Zirkus eingeäschert». 501 steht im Zentrum der Wirren das heidnische Fest der Brytai (oder Bryta). Um 510 wirft Konstantinopels aufgeputschter Mob die Mönche des Monophysiten Severos während des Gottesdienstes aus der Sophienkirche, ja, der Kaiser, der deshalb Patriarch Makedonios zur Rechenschaft zieht, muß an Flucht denken. 512 geht es wieder um seine monophysitische Politik. Es kommt zu einer regelrechten, nicht zuletzt von Mönchen geschürten Erhebung, wobei der Monarch, ebenso klug wie mutig, waffenlos den meuternden Massen entgegentritt. Ein neuer Kaiser wird bereits ausgerufen, Monophysiten werden von der Menge getötet, Truppen gegen sie eingesetzt, Häuser hoher Beamter verbrannt, zuletzt die Unruhen durch Verhaftungen und Exekutionen erstickt. Um dieselbe Zeit dringen in Antiochien in mehreren Wellen monophysitische Mönche der näheren und weiteren Umgebung, sogar aus Syria II, gewaltsam in die Stadt ein und viele von ihnen finden den Tod. Aber auch die Revolte im Jahr 514, die mit den Erfolgen des Usurpators Vitalian zusammenhängt, hat religiöse Hintergründe, und selbst Benediktiner Rhaban Haacke räumt ein, daß bei diesen Agitationen und Aufständen gegen Kaiser Anastasios das Volk Konstantinopels

«unter der geschickten Führung der Mönche und des hohen Klerus» stand.[99]

Auch die Verwandtschaft des Herrschers hatten die Katholiken in der Hand. Kaiserin Ariadne bedauerte tief seine Kirchenpolitik. Der Neffe Pompeius korrespondierte mit dem Papst und war eifriger Katholik. Ebenso seine Frau Anastasia und ihre Freundin Juliana Anicia, eine weströmische Kaisertochter, Nachfahrin Theodosius' I., deren Mann Areobindos, Heermeister des Ostens, 512 bei dem gefährlichen katholischen Aufruhr in Konstantinopel zum Gegenkaiser ausgerufen wurde. Um ein Haar wäre Anastasios damals gestürzt worden. Man sieht, wie die Fäden liefen.[100]

513 rebelliert der Militär Vitalian und bringt das Reich an den Rand einer Katastrophe.

Der reichsuntertänige Gote aus der Provinz Skythia, der heutigen Dobrudscha, der die Regimenter der foederati befehligte, machte sich die kirchenpolitischen Streitigkeiten zunutze und die «Rechtgläubigkeit» gemäß dem Konzil von Chalkedon zu seiner Losung. Er fungierte als Wortführer der klerikalen Opposition, forderte die Wiedereinsetzung der verjagten Bischöfe und ein Konzil mit dem Papst. Er war dessen Vertrauensmann, knüpfte auch Kontakte zum Ostgotenkönig und wurde durch sein Vorgehen, sein Beispiel für kombinierte Land- und Seeangriffe gegen das Reich, seine Gelderpressungen und seinen militärischen Drill «der große Lehrmeister der Hunnen und Slawen» (Rubin).[101]

513 hatte Vitalian zwei hohe, ihm hinderliche Offiziere beseitigt und seine meuternden Regimenter, verstärkt durch räuberische Bulgaren, unzufriedne Bauern, angeblich für die Lehre von den zwei Naturen vor Konstantinopel geführt und die Preisgabe der kaiserlichen Kirchenpolitik verlangt. Anastasios geriet in schlimmste Bedrängnis. Er machte Versprechungen, die er nicht hielt, als Vitalian nach acht Tagen wieder abgezogen war, verfolgt von dem Neffen des Kaisers, Hypatios. Dessen großes Heer aber erlitt eine fürchterliche Schlappe bei Odessos (Warna am Schwarzen Meer); angeblich 60 000 Tote. Es kam zu Tumulten der Katholiken in der Hauptstadt. Und 514 erschien Vitalian –

der den kaiserlichen Neffen bei Odessos gefangen und (nach etwas unsicherer Lesart) in einen Schweinestall gesteckt hatte – wieder vor den Mauern Konstantinopels, diesmal auch mit einer großen Flotte im Bosporus. Er stellte bei seinen Vorstößen immer neue Forderungen. Erst erzwang er seine Ernennung zum Magister militum. Dann verlangte er die Preisgabe der kaiserlichen Kirchenpolitik, Wiedereinsetzung der entthronten und verbannten Oberhirten, Verhandlungen mit dem römischen Stuhl. Auch hatte er dem Kaiser das eidliche Versprechen abgenötigt, für den 1. Juli 515 ein Konzil einzuberufen nach Herakleia in der Provinz Europa, wo der Papst präsidieren und die Kircheneinigung vollziehen sollte. «Rom», das heißt der inzwischen regierende Papst Hormisdas (514–523), «baute auf die Vermittlung [!] Vitalians», schreibt Benediktiner Haacke. Für die Auslösung des kaiserlichen Neffen Hypatios erpreßte Vitalian von Anastasios die unerhörte Summe von 5000 Pfund Gold. (Hypatios, der mit den Katholiken sympathisierte, pilgerte anno 516, zum Dank für seine Errettung aus höchster Not, zum hl. Grab, wo er den Kirchen und Klöstern der Stadt und Umgebung reiche Spenden machte.) Die sonstigen Verhandlungen scheiterten aber an den hochgeschraubten Ansprüchen des Römers, der auf eine tiefe Demütigung der östlichen Patriarchen drang. So erfolgte ein dritter Angriff des päpstlichen «Vermittlers», und zwar «während noch die Gesandtschaften ausgetauscht wurden und die Verhandlungen liefen . . .» (Haacke). Vitalian, dessen Kontakte mit Hormisdas dieser selber dem Kaiser, offenbar um ihn gefügig zu machen, bekannte, griff 515 – als das Konzil stattfinden sollte und im Sommer vierzig Bischöfe der Balkanprovinzen sich von ihrem Obermetropoliten trennten und dem Papst zuwandten – Konstantinopel zu Wasser an und zu Land; wobei der Papst bei dieser abermaligen «Vermittlung» ebenso wie König Theoderich offensichtlich mit der Niederlage des greisen Kaisers rechnete. Vitalian wurde aber von dem Zivilisten Marinus – den Justin, der nächste Kaiser, auf einem Schnellsegler kommandierend, unterstützte – mit neuartigen Kampfmitteln (eine Art des hier erstmals verwendeten «griechischen Feuers») schwer geschlagen und der Sieg vom

Führer der Monophysiten, Patriarch Severos von Antiochien, begeistert gefeiert.[102]

Nur ein fluchtartiger Rückzug rettete Vitalian. Und Anastasios dachte zunächst nicht mehr daran, weitere «Verhandlungen» mit Rom zu führen. Vielmehr schickte er im Sommer 516 auch den orthodoxen Patriarchen von Jerusalem, Elias (494–516), der sich weigerte, mit Severos in Gemeinschaft zu treten, in die Verbannung, um auch in Jerusalem, vergeblich freilich, den Monophysitismus durchzusetzen. Denn Nachfolger Johannes III. (516 bis 524) wagte unter dem starken Druck der katholischen Mönche seines Sprengels gleichfalls keinen Anschluß an Severos und wanderte deshalb ins Staatsgefängnis von Caesarea. Auch nach seiner Entlassung lieferte Johannes nicht die erwartete Ergebenheitserklärung, sondern schleuderte in Jerusalem vor etwa 10 000 fanatisch demonstrierenden Mönchen den Bannfluch gegen Kaisergünstling Severos und dessen Sache – um so eindrucksvoller, als gerade der Neffe des Kaisers, Hypatios, als Pilger anwesend war und sich von Severos distanzierte. Der dux Palaestinae, Anastasius, der Vertreter des Staates, ergriff die Flucht. Weithin suchten so die Katholiken, den Monophysitismus zurückzudrängen, auf seine Herrschaftsbereiche überzugreifen, nicht zuletzt vom Westen aus.[103].

Als Papst Hormisdas Anfang April 517 eine Legation, darunter Bischof Ennodius von Pavia, an den oströmischen Regenten schickte, gab er ihr, neben der offiziellen Post, neunzehn geheime Werbeschreiben (contestationes) mit, Propagandamaterial, das seine Mönchsagenten im Osten bald eifrig verbreiteten. Hormisdas erstrebte nichts Geringeres als die Leitung der ganzen Kirche. Durch einen Subdiakon ließ er die Bischöfe des Balkans verpflichten, «in allen Stücken dem apostolischen Stuhl zu folgen und alle seine Verfügungen zu verkünden». Ganz unverkennbar bezweckte der «Stellvertreter Christi», gedeckt durch den Gotenkönig Theoderich und in Erwartung einer neuen Attacke des Goten Vitalian, der schon dazu bereitstand, den kirchlichen Umsturz. Die romhörigen Prälaten des Ostreichs ermunterte er, «furchtlos in den Krieg zu ziehen», ja, er appellierte sogar offen an die

hauptstädtische Bevölkerung. Jesuit Hugo Rahner: «*Papst Hormisdas* ging in die Geschichte ein als der große Sieger und Friedensheld». Der alte Anastasios ließ sich das nicht bieten, steckte die päpstlichen Legaten alsbald auf ein wenig seetüchtiges Schiff, befahl dem Kapitän, bei keiner Stadt anzulegen und schickte sie nach Hause. Dem Papst teilte er darauf am 11. Juli 517 ohne Schärfe, doch entschieden den Abbruch der Verhandlungen mit. «Wenn gewiße Leute», schrieb er ihm, «die von den Aposteln selbst ihre geistliche Autorität herleiten, die fromme Lehre Christi, der gelitten hat, um alle zu erlösen, in ihrem Ungehorsam nicht erfüllen wollen, dann wissen wir nicht, wo uns ein Lehramt des barmherzigen Herrn und großen Gottes begegnen könne ... Gekränkt und mißachtet werden, das können wir ertragen, aber befehlen lassen können wir uns nicht» (iniuriari enim et anullari sustinere possumus, iuberi non possumus).[104]

Kaiser Anastasios enthielt sich jeden heftigen Wortes, wie Caspar kommentiert, «aber er trat aus dem echten und starken Gefühl eines aufrichtig frommen Mannes und eines am Ende seiner Tage stehenden, seit zwanzig Jahren um die religiöse und kirchliche Einigung des Orients im Innern und mit dem Westen unermüdlich ringenden Herrschers der päpstlichen Intransigenz entgegen, die mit ihrer Acaciusforderung der Reichskirche die Verewigung der inneren Selbstzerfleischung zumutete».[105]

Gewiß nicht unerwünscht kam dem Papst in diesem Jahr (517) ein Massaker im Osten.

Die Tragödie geschah auf einer Wallfahrt katholischer Mönche zum Säulenheiligen Symeon, zu einer Massendemonstration nordöstlich von Beroea. Als diese Mönche, durch immer neue Scharen verstärkt, das Bistum Apamea durchzogen, wurden sie etwa 20 Kilometer südlich der Stadt überfallen, 350 von ihnen auf der Stelle erschlagen, weitere in einer nahen Kirche, in die sie flohen, abgestochen. Anstifter der Tragödie, laut Beschuldigung der Mönche: der Bischof Petros von Apamea und Patriarch Severos von Antiochien. Die Mönche protestierten bei Kaiser und Papst. Ihr Appell, schreibt Jesuit Heinrich Bacht, «kann Ende 517 in Rom gewesen sein. Hormisdas, der diese gute [!] Gelegenheit,

mit dem Osten in Fühlung zu kommen, gleich begriff, schickte unter dem 10. Februar 518 seine Antwort. Der Brief ist voll Lob und Aufmunterung . . .»[106]

Fast neunzigjährig starb Kaiser Anastasios während einer schweren Gewitternacht vom 8. auf 9. Juli 518 – «von Gottes Blitz getroffen», wie der Liber Pontificalis nach in Rom kursierenden Gerüchten triumphierte. Anastasios hatte zwar einen riesigen Staatsschatz hinterlassen, aber weder Kinder noch einen Nachfolger. Doch bestieg sofort, schon am 9. Juli, der Kommandant eines Garderegiments am Hof, der Comes excubitorum Justin, den Thron.[107]

7. KAPITEL

JUSTINIAN I. (527–565) DER THEOLOGE AUF DEM KAISERTHRON

«Ziel ist eindeutig *ein* Reich, *eine* Kirche und außer ihr kein Heil und keine Hoffnung auf Erden und *ein* Kaiser, dessen vornehmste Sorge eben das Heil dieser Kirche ist. In der Verfolgung dieses Ziels kennt Justinian keine Müdigkeit, und mit besessener Gründlichkeit verfolgt er, was ihm falsch dünkt, bis in die letzten Schlupfwinkel . . .» Handbuch der Kirchengeschichte[1]

«Immer war es unser eifriges Bestreben, und ist es heute noch, den rechten, unbefleckten Glauben und den sicheren Bestand der heiligen katholischen und apostolischen Kirche Gottes unversehrt zu bewahren. Das haben wir stets als die vordringlichste unserer Regierungssorgen betrachtet». «Und wegen dieses Wunsches haben wir gegen Libyen und den Westen so große Kriege unternommen für den ‹rechten Glauben› an Gott und für die Freiheit der Untertanen.» Kaiser Justinian I.[2]

«Die einen tötete er ohne Grund, die anderen ließ er mit Armut kämpfend aus seinen Klauen, machte sie elender als Tote, daß sie flehten, der kläglichste Tod möge ihrer Lage ein Ende setzen. Manchem nahm er mit dem Vermögen auch das Leben. Da es aber für ihn nichts war, das Römerreich allein aufzulösen, konnte er die Eroberung von Libyen und Italien aus keinem anderen Grunde vollbracht haben, als um zusammen mit seinen früheren Untertanen auch die dortigen Menschen zu verderben.» Der zeitgenössische byzantinische Historiker Prokopios[3]

«Die rauchenden Trümmer Italiens, die Vernichtung zweier Germanenvölker, die Verarmung und empfindliche Dezimierung der alteingesessenen Bewohner des Westreichs waren dazu angetan, jedermann über die Hintergründe der oströmischen Religionspolitik die Augen zu öffnen . . . Die katholische Geistlichkeit trägt ein gutes Teil der Verantwortung für den Ausbruch der vernichtenden Kriege des Zeitalters . . . Der Einfluß der Kirche reichte bis in das letzte Dorf.» Berthold Rubin[4]

«. . . und damit begann das erste Goldene Zeitalter Konstantinopels». Cyril Mango[5]

Umsturz unter Justin I. (518–527) oder vom Schweinehirten zum katholischen Kaiser

Mit Kaiser Justin begann buchstäblich über Nacht ein turbulenter Frontwechsel, eine neue Ära der Religionspolitik, siegt Rom, die Orthodoxie.

Um 450 in Tauresium/Bederiana (bei Naissus oder bei dem heutigen Skopje) geboren, war der illyrische Bauernsohn vom Schweinehirten zum General aufgestiegen, während seine Schwester Bigleniza noch immer in Tauresium als biedere Bäuerin hantierte. Justin, der im Isaurierkrieg, Perserkrieg und im Bürgerkrieg des Vitalian gekämpft hatte, war ein dickschädeliger bärbeißiger Analphabet, der kaum lesen, noch weniger schreiben konnte, nicht einmal recht seinen Namen, dabei aber bauernschlau, verschwiegen, zupackend und ein strammer Katholik. «Er hatte keinerlei Qualifikation, eine Provinz zu regieren, geschweige ein Weltreich» (Bury). Doch, so «supponiert» Jesuit Grillmeier, war er schon vor seiner Erhebung zum Herrscher Anhänger des Konzils von Chalkedon.

Mittlerweile etwa 67 Jahre alt, stand er von Anfang an unter dem entscheidenden Einfluß seines damals etwa 36jährigen Neffen und Nachfolgers Justinian, auch unter dem des katholischen Klerus, besonders des Mönchtums. Justin und Justinian hatten den Machtwechsel offenbar längst vorbereitet. Schon vor dem Umsturz bestanden da Kontakte mit Glaubenskämpfer Vitalian und dem Papst. Die eigentlichen Thronanwärter, die zwei Neffen des verstorbenen Kaisers, den Heermeister Hypatios und

Pompeius, letzterer ein besonders eifriger Katholik, schaltete man aus, wie überhaupt, schon von Prokop und Euagrios gebrandmarkt, die zahlreiche Verwandtschaft des Kaisers um die Macht betrogen wurde. Noch in der Nacht von Anastasios Tod bestach Justin, der am nächsten Tag – welch widerliches Schmierenstück! – sich auf jede Weise scheinbar sträubte, die Krone, die Last zu übernehmen, alles, was zu bestechen war, um sich die Nachfolge zu sichern. Dabei verpulverte er das ganze Geld, das er für die Lancierung eines andren Thronbewerbers, von dessen Onkel, Großkämmerer Amantios, angenommen hatte! So konnte man denn gleich bei Justins Erhebung am folgenden Tag – ein wahres «Kaiserwetter» nach dem nächtlichen Gewitter –, am 9. Juli 518, betonen, daß er sein Kaisertum vor allem Gott verdanke, dem Allmächtigen, konnte man immer wieder rufen: «Kaiser, du bist würdig der Dreieinigkeit, würdig des Reiches, würdig der Stadt» und am nächsten Sonntag, am 15. Juli, in der Hagia Sophia einen pompösen Gottesdienst feiern.[6]

Ohne Tumulte und Blut war die Regierungsübernahme gleichwohl nicht verlaufen, so gut abgekartet und von langer Hand vorbereitet sie offensichtlich war, wenn auch das ganze Netz von Intrigen, Querverbindungen schon damals wohl nur wenigen erkennbar wurde. Es kam zu wüsten Wirren, wiederholten Radauszenen selbst in der Sophienkirche. Mehrere Thronbewerber traten auf, kurz, wie Sternschnuppen, gingen augenblicklich unter im brodelnden Krawall. Und als der bestochene Senat Justin nominierte, stürzte sich eine Gruppe Oppositioneller auf diesen, einer spaltete ihm mit der Faust die Lippe, worauf seine Leute blankzogen, die Anstürmenden niedersäbelten und vertrieben.[7]

Jedenfalls schaffte der katholische Analphabet, wenn auch gewiß nur mit Hilfe des hinter ihm stehenden überlegenen Neffen, alles an einem Tag: Wahl, Bestätigung und Krone aufs Haupt.

Trotz seines Schwurs bei der Wahl, keinen Konkurrenten oder bisherigen Gegner zu verfolgen, säuberte Justin sogleich den Hof von unerwünschten Elementen, von allem, was den «Ketzerkaiser» unterstützt hatte. Fast unmittelbar nach dem Festgottes-

dienst in der Hagia Sophia, nur zehn Tage nach dem Machtwechsel, wurde die Opposition ausgeschaltet, beinah lauter Eunuchen, Cubiculare: der Cubicularius Misael verbannt, dito der Kämmerer Ardabur, der Kämmerer Andreas Lausiacus geköpft, erst recht natürlich geköpft der Großkämmerer Amantios, dessen Bestechungsgelder Justin betrügerisch für sich selbst ausgegeben. Thronkandidat Theokrit, der Neffe und vorgeschobene Strohmann des Amantios, der, da Eunuch, nicht selber Kaiser werden konnte, wurde zu Tod gesteinigt, seine Leiche ins Meer geworfen. Die Opfer sympathisierten offenbar mit den Monophysiten und sind von ihnen auch als Märtyrer gefeiert worden. Noch vor ihrer Liquidierung aber hatte man «das *Benedictus* und das *Dreimal-Heilig* gesungen», hatte das Chalkedon-Fest «seine Premiere in der Konstantinopler Liturgie gefeiert» (Grillmeier SJ). Bereits einen Tag nach der Ermordung der Konkurrenz wurden die Namen von Papst Leo I. sowie die der katholisch gesinnten Patriarchen Euphemios und Makedonios in das eucharistische Gebet aufgenommen. Und schon am 7. September konnte der kaiserliche Neffe Justinian nach Rom berichten: «Der Großteil der Glaubens-(fragen) ist durch Gottes Hilfe bereits beigelegt ...»[8]

Justin I. hatte bereits am 1. August seine Erhebung – «Gottes Gnadenerweis» – den Patriarchen des Reiches angezeigt, auch Papst Hormisdas, der «Heiligkeit» verkündend, «daß wir zuallererst durch der unteilbaren Dreifaltigkeit Gnade, dann durch der hochansehnlichen Würdenträger unseres kaiserlichen Palastes und des ehrwürdigsten Senates, dazu des treubeständigen Heeres Wahl zwar gegen unseren Willen und widerstrebend zur Herrschaft erwählt und bestätigt worden sind. Wir bitten nun, Ihr möget mit Euren heiligen Gebeten zur göttlichen Macht flehen, daß unserer Herrschaft Anfänge gestärkt werden. Das zu hoffen, steht uns wohl an und Euch, ihm zu Erfüllung zu verhelfen.» Der Papst betonte in seinem Glückwunschschreiben die gottgewollte Wahl und erhoffte eine baldige Kircheneinigung.[9]

Unterstützt hatten Justins Machtergreifung: die Armee, der der alte Haudegen dann – jedem Soldaten! – das chalkedonensische

Bekenntnis zur Pflicht machte; weiter der Katholizismus, da Justins Sympathie dafür natürlich bekannt war; und die Masse des Volkes, der nicht zuletzt seine Abkunft als Schweinehirt imponierte sowie seine «Rechtgläubigkeit», war die Hauptstadt doch überwiegend katholisch. Die Priester apostrophierten ihn als gottgeliebter und allerchristlichster Kaiser. Und Neffe Justinian bekannte 520, Justin begründe seine Herrschaft «auf der heiligen Religion».[10]

Nun galt also die Glaubensformel von Chalkedon wieder. Denn Justinian, der maßgebliche Mann der neuen Regierung, zumindest bereits für die Kirchenpolitik, «begriff, daß nur ein klares Ja zu Chalkedon Aussicht auf Befriedigung des Reiches bot» (Bacht SJ). Anders gesagt: die katholische Kirche hätte, solange ihr die Schlüsselrolle vorenthalten blieb, ewig für Unfrieden gesorgt, und «Befriedigung» hieß jetzt, wie die Geschichte zeigt und fortan immer zeigen wird, besteht irgendwie die Möglichkeit dazu: Unterdrückung aller anderen Religionen. So verstand es auch Papst Hormisdas, der dem Kaiser schrieb: «Sehet, wie sehr noch täglich der Wahnwitz des alten Feindes wütet. Während doch die Sache längst durch ein Endurteil entschieden ist, erleidet der Friede Verzögerung ...» Der Papst aber wollte «zur Liebe zurückkehren», wollte Frieden, jenen Frieden freilich, den er auch dem Kaiser mit dem pseudopazifistischen Bibelwort rühmt: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind! Denn guten Willens sind da stets die nur, die wollen, was Rom will. Knapp und treffend kommentiert Berthold Rubin in seiner brillanten Justinian-Monographie: «Friede für die Gesinnungsgenossen, Krieg und Terror für die Andersdenkenden».[11]

Verfolgung der Monophysiten unter Justin I.

Justin und Justinian hatten, wie ein Papstbrief beweist, schon vor dem Umsturz mit Rom konspiriert. Sie hatten die Macht mit Hilfe der Katholiken gewonnen; nun mußten sie sich auch erkenntlich zeigen, zumal Papst Hormisdas da Eindeutiges wünschte: posthume Verteufelung des Akakios samt seinen Nachfolgern Euphemios und Makedonios, die doch «gewiß ihr Bestes getan» (Handbuch der Kirchengeschichte), sowie ihrer Beschützer, der Kaiser Zenon und Anastasios; nicht zuletzt aber das Bekenntnis zur römischen Kirche und zum Gehorsam gegen ihre Entscheidungen durch Unterschrift unter das von ihm geschickte «Formular». Augenblicklich beseitigten sie die monophysitische Religionspolitik des Anastasios und gingen auf Gegenkurs. Schon zu Beginn seiner Regierung, 519 oder 520, hatte Justin ja in einem Edikt von allen regulären römischen Soldaten die Annahme des Glaubensbekenntnisses von Chalkedon unter Androhung schwerer Strafen gefordert. Und da er entschlossen war, dies Bekenntnis auch im ganzen Reich durchzusetzen, begannen, besonders in Syrien, in Palästina, ausgedehnte «Ketzer»-verfolgungen, der Arianer, der Monophysiten und aller anderen Dissidenten, wobei freilich stets finanzielle Motive mitspielten (wie die neuen Herren ja auch alsbald ihre Verwandtschaft in einflußreiche zivile und militärische Stellungen brachten). Strenge Strafen trafen den Klerus, die Laien, sogar Kinder.[12]

Die vertriebenen katholischen Prälaten, illustre Offiziere und Beamte wurden sofort zurückgerufen, 54 Bischöfe der Gegenseite postwendend in die Verbannung gejagt, wo Philoxenus, der Metropolit von Mabbug (Hierapolis), bald darauf in Thrakien starb. Den Konstantinopeler Patriarchen Johannes II. (518–520), noch unter Anastasios erwählt und ihm ergeben, hatte man, kaum eine Woche nach Justins Thronbesteigung, am Sonntag, den 15. Juli, unter dem Druck der aufgehetzten fanatisch brüllenden Massen und «rechtgläubigen» Mönche, voran die superorthodoxen Akoimeten, in der Hagia Sophia zur öffentlichen Verleugnung seines Glaubens genötigt, zur Verwerfung

des Henotikons, Anerkennung von Chalkedon sowie zur Verdammung des eigentlichen Monophysitenführers Severos von Antiochien – er floh später (29. September 518), wie so mancher Monophysitenbischof, nach Ägypten –, und sogleich hatte der Patriarch eingewilligt, wenn auch gewiß nicht leichten Herzens. (Schwerer als alles fiel ihm die Verdammung seiner Vorgänger in Konstantinopel und die Tilgung ihrer Namen in den Diptychen. Doch der Papst bestand immer wieder darauf.) Bald kreierte man ein «Chalkedon-Fest», eine Dauereinrichtung im Kalender Konstantinopels. Sofort nach Liquidierung der Cubiculare erließ Justin, gestützt auf die erzwungene Petition einer Synode unter dem Hofpatriarchen, einen Rundbefehl, der jede «Ketzerei», besonders das monophysitische Bekenntnis, unter Strafe stellte und die Provinzgouverneure zu entsprechenden Maßnahmen anhielt. «Die Folge war wüster Terror, der vor allem die Monophysiten traf. Nur in Ländern von absoluter Mehrheit der Andersdenkenden wagte die Regierung nicht, auf buchstäbliche Verwirklichung ihrer Forderungen zu dringen. Überall, wo die Orthodoxen sich stark genug fühlten, ging eine Flut von Verfolgungen über die Monophysiten nieder. Ihre fanatischsten Anhänger, insbesondere die Mönche, wanderten kurzerhand in die Wüste und gründeten eine Reihe von Emigrantensiedlungen, die der Staatsgewalt unerreichbar blieben» (Rubin). Der Vertrauensmann und geliebte Sohn des Papstes, Vitalian, forderte sogar die körperliche Verstümmelung des Monophysitenführers Severos. Die «severianische Hierarchie» wurde ringsum unterdrückt, verfolgt, ohne daß die monophysitische Kirche, jäh in die Illegalität gedrängt, verketzert, hätte vernichtet werden können. Noch die Knochen toter «Ketzer» wollte man zerstört sehen.[13]

Doch nicht jeder unterwarf sich.

In Ägypten, Zentrum der Opposition für die nächsten fünfzig Jahre, vermochte man, trotz aller Bischofsabsetzungen, Verfolgungen, den monophysitischen Widerstand nicht zu brechen. Und auch in Syrien zeigte man die Zähne. Weithin herrschte dort Aufruhr. Die neu erhobenen katholischen Prälaten konnten meist nur mit militärischer Hilfe amtieren.

War das prominenteste Opfer der Monophysitenpogrome unter Justin Patriarch Severos von Antiochien, der von Ägypten aus unermüdlich die Gegenwehr organisierte und Heiliger der Jakobiten, der Kopten wurde (Fest: 8. Februar), so war der wüsteste Monophysitenjäger seinerzeit der Nachfolger des Severos, Paulos II. (519–521), genannt der Jude, ein früherer Gastwirt aus Konstantinopel. Er eröffnete eine schwere Verfolgung in seinem Sprengel. Etwa vierzig Bischöfe, die Severos anhingen, verloren ihren Stuhl. Patriarch Paulos jagte die Mönche aus den Klöstern, die Styliten von den Säulen, er trieb Menschen wie wilde Tiere über Berge, durch die Felder, setzte sie Schnee aus, Kälte, brachte sie um Nahrung, Besitz, ließ sie verbannen, foltern, töten. Kleriker wie Laien traf seine Wut, Männer und Frauen, sogar Kinder. Schließlich mußte ihn Justin wegen seiner Verbrechen entfernen.[14]

Die Mönche von Edessa, die sich weigerten, das Chalkedonense anzunehmen, verstieß der neue Bischof Asclepius mitten im Winter, an Weihnachten, mit Waffengewalt, obwohl viele von ihnen alt waren und krank. Erst nach sechsjährigem Exil konnten sie zurück. Auch zahlreiche andere «Ketzer» wurden unter Bischof Asclepius verbannt, auf alle Arten gefoltert, umgebracht, bis er selber, im Winter 524/25 von der Bevölkerung verjagt worden ist.[15]

Der libellus Hormisdae

Papst Hormisdas, der Vater des späteren Papstes Silverius, wollte allerdings noch mehr: die totale Unterwerfung. Sie will Rom immer, besteht die Möglichkeit. Und selbstverständlich gingen seine Ambitionen über die Beseitigung der Kirchendirektiven eines Zenon, eines Anastasios, über den Bereich der Religion überhaupt hinaus, da es im Grunde stets um Geld nur geht, um Geltung, Macht. So erstrebte der römische Stuhl auch jetzt die «Ausweitung des päpstlichen Einflusses auf das innere Leben des

orientalischen Kaiserreiches im allgemeinen, auf seine Politik und auf andere Seiten der komplizierten Regierungsmaschinerie» (Vasiliev).[16]

Hormisdas schickte seine Forderungen und viele Briefe mit einer Legation im Januar 519; ein Presbyter, zwei Diakone, darunter der spätere Papst Felix. Am 25. März empfing sie der gesamte Senat schon zehn Meilen vor Konstantinopel – an der Spitze Justinian und der längst zurückgerufene Vitalian, der alte Glaubenskrieger; beide nannte Hormisdas seine «geliebten Söhne». Mit brennenden Lichtern, mit Lobgesängen wurde die Gesandtschaft eingeholt und dem Kaiser ein Brief des Papstes ausgehändigt, der dem gekrönten Berufsschlächter recht großzügig Weihrauch streute. Als von Gott prädestiniert pries er ihn, als geborenen Friedensbringer. Nicht das Kaisertum sei eine Zier für ihn, nein, er für das Kaisertum. Längst hätten die Völker den Justin ersehnt, schon vorher sei der «süße Geruch» von ihm bis Rom gedrungen, so daß da gelte: «Ich kannte dich, ehe denn ich dich im Mutterleibe bereitete . . .»[17]

Tatsächlich hatte Papst Hormisdas richtig gerochen. Wie einst Anatolios unter dem Druck Marcians und Pulcherias Leos Lehrbrief unterschreiben mußte (S. 228), so kroch jetzt auch Johannes II. (518–520) von Konstantinopel gänzlich zu Kreuz. Auf Justins Befehl unterzeichnete er den im Wortlaut vorgelegten libellus Hormisdae. Akakios wurde öffentlich verflucht, selbst der Name des Zenon, des Anastasios aus den kirchlichen Diptychen gestrichen. Überdies erkannten Patriarch und Kaiser, in einem beispiellosen Schreiben, einer Antwort auf die Briefe des Papstes, dessen Herrschaftsanspruch über die ganze Kirche an. Und rund 2500 Bischöfe pflichteten bei! Eine totale Unterwerfung, ein selten großer Sieg Roms; freilich, wie schon die nächsten Dezennien zeigten, eine Art Pyrrhussieg. Sehen doch viele in der Regierung Justinians, des katholischen Kaisers, «eine der beschämendsten Niederlagen des Papsttums» (H. Rahner SJ). Einstweilen freilich triumphierte Hormisdas: «Gloria in excelsis Deo . . .»[18]

Die Einigung von Konstantinopel und Rom, die zur Wieder-

herstellung eines großen römischen und katholischen Reiches samt der völligen Vernichtung zweier germanischer Völker führte, hatte auch den Osten tiefer entzweit als je zuvor.

Noch während des Aufenthaltes der päpstlichen Gesandten (bis 9. Juli 520) in Konstantinopel wurde drastisch demonstriert, wie sehr die Auseinandersetzungen dort fortdauerten, wie sehr mancher Bischof am Henotikon festhielt, wie schwer sich mancher entschließen konnte, seine Vorgänger oder gar Akakios posthum zum Teufel zu schicken.

Die Sache betraf Unterschriften unter den sogenannten libellus, die vom Primat Roms ausgehende «Regula fidei Hormisdae», die Anerkennung des Konzils von Chalkedon und «aller Briefe» von Papst Leo I. Der Metropolit Dorotheos von Thessalonike sandte deshalb 519 zwei Bischöfe nach Konstantinopel mit Bestechungsgeldern, so der Legat des Papstes, Johannes, «die nicht bloß Menschen, sondern sogar Engel zu blenden vermocht hätten». Und als Bischof Johannes selber nach Thessalonike kam, um Metropolit Dorotheos den libellus seines Herrn unterschreiben zu lassen, da dachte der Erzbischof nicht daran, machte Einwände und ließ schließlich die von ihm aufgeputschte Christenheit über Johannes herfallen. Man schlug zwei Diener des Prälaten tot, ebenso seinen Gastgeber und verwundete den Legaten selber schwer. Nur die Polizei bewahrte ihn vor dem vollendeten Martyrium. Als Hormisdas den Dorotheos zwecks «Belehrung im katholischen Glauben» nach Rom zitierte, folgte dieser durchaus nicht, sondern schrieb Seiner Heiligkeit: «was bedarf es langer Rede, da euch alles unser Herr und Gott Jesus Christus offenbaren und Genüge tun kann . . .» Er log dem Römer vor, er habe seinen Gesandten unter Lebensgefahr beschützt. Und der Papst, der beim Kaiser die Amtsenthebung des Erzbischofs nicht durchsetzen konnte, lenkte kleinlaut ein und replizierte schließlich, wer seine Unschuld nicht kenne, müsse meinen, er sei «vom christlichen Pfade abgewichen».[19]

Im Grunde freilich hatte Hormisdas, wie jeder kluge Papst, bis ins 20. Jahrhundert, gar nichts gegen ein bißchen Verfolgung. Man weiß das: es möbelt auf, weckt die Schläfer, schart sie ums

Kreuz. «Meine Brüder, nichts Neues ist für die Kirche Verfolgung», schrieb Hormisdas bereits zu Beginn der Auseinandersetzungen mit der Kirchenpolitik der Justinianischen Dynastie. «Und doch: gerade wenn sie gedemütigt wird, richtet sie sich auf, und an den Verlusten, die man ihr zufügt, wird sie reich. Die Gläubigen wissen es aus Erfahrung: mit dem Tod des Leibes gewinnt man das Leben der Seele. Nichtiges geht dahin, aber Ewiges wird eingetauscht. Die Verfolgung erprobt ... Als erster ist unser Herr ans Kreuz gestiegen».[20]

Auch an der Spitze der Katholiken aber ging der Machtwechsel nicht ohne etwas Blutverlust ab.

Kurz nach dem Regierungsbeginn hatten Justin, Justinian und Vitalian in der Kirche der hl. Euphemia von Chalkedon, dem einstigen Tagungsort des Konzils, sich gegenseitig Sicherheit durch einen heiligen Schwur garantiert und darauf das Abendmahl genommen. Der päpstliche Vertrauensmann Vitalian, «unser hochberühmter Bruder», wie in einem Brief Justinians an Hormisdas stand, betrieb schon längst die Einigung mit Rom, war als Glaubensstreiter populärer als Justinian selbst und deshalb von ihm gefürchtet. Er gewann großen Einfluß, stieg zu höchsten Würden auf. Er wurde rasch Magister militum praesentalis, 520 Konsul. Doch noch im Juli desselben Jahres ließ Justinian, dessen gesamte Politik sich auf die Nachfolge konzentrierte, Vitalian samt einigen anderen Offizieren bei einer Festivität im Palast ermorden – vielleicht nicht durch Soldaten, sondern durch radikale Monophysiten.[21]

Dies Ende seines «geliebten Sohnes» durch seinen andern «geliebten Sohn» wird Seine Heiligkeit nicht sehr bekümmert haben. Sie protestierte natürlich nicht. Dagegen drängte Hormisdas den Kaiser, in der Frage des Rekonziliationen «die Hand nicht von der Vollendung des Werks zu lassen noch sich wegen des Widerstands einiger in seinem Vorsatz lässiger zu zeigen». Keinesfalls dürfe «wider das Heil dem Willen der Untertanen nachgegeben werden». Selbst Justin beklagte bereits am 9. September 520 die Strenge des Papstes und erinnerte ihn daran, daß einer seiner Vorgänger, Anastasius (S. 336), viel toleranter gewesen sei.[22]

ROM GEHT VON RAVENNA ZU BYZANZ ÜBER

Der Umsturz unter Justin brachte allmählich, ebenso politisch wie religiös bedingt, auch ein schlechteres Verhältnis zwischen Byzanz und Ravenna. Der zu Lebzeiten des Königs geheime, doch von ihm durchaus erkannte antigotische Trend setzte ihm zuletzt noch beträchtlich zu und führte unter seinen glücklosen Nachfolgern zur Rückeroberung Italiens durch Justinian.

Das alles lag in der Natur der Sache und war offenbar von Anfang an geplant, wie sehr man zunächst auch die Goten eingelullt hat. So adoptierte Justin nicht nur Theoderichs Sohn und Thronfolger Eutharich, sondern bekleidete mit ihm gemeinsam auch das Konsulat des Jahres 519. Alle maßgeblichen Männer aber der neuen Regierung, Justin, Vitalian, Justinian, hatten schon vor dem Umsturz mit dem Papst konspiriert, offensichtlich auch eine Allianz mit ihm gewollt. Und «Vom Kirchenfrieden Iustins führt ein gerader Weg zum Gotenkrieg Iustinians» (Rubin). Denn natürlich bedeutete der «Kirchenfrieden» keinen wirklichen Frieden, sondern einen Frieden nur zwischen jenen, die guten Willens sind (vgl. S. 144 f)! Im übrigen aber war es ein Kampfbund zwischen Byzanz und Rom, das die Fronten jetzt wechselte.[23]

Justin, engagiert katholisch, hatte das Henotikon gleich preisgegeben und somit das Haupthindernis zwischen den Katholiken Italiens und dem Kaiser beseitigt. Das Papsttum, bisher gegenüber dem toleranten gotischen «Ketzerkönig» nolens volens willfährig und immerhin von ihm profitierend, tendierte nun stark zu Byzanz, ebenso der römische Senat; während Theoderich, viel zu spät, die Katholiken schärfer zu kontrollieren begann. Bestand vordem eine Front Gotenreich und Rom gegen Byzanz, so bildete sich nun die viel gefährlichere Front Rom und Byzanz gegen die Goten. Sahen die Zeitgenossen im frühen 6. Jahrhundert doch immer noch im absolutistischen christlichen Byzantinischen Reich das Zentrum der Welt. Zunächst zwar war Justin den «Barbaren» entgegengekommen, hatte er den arianischen Goten im Osten Konzessionen gemacht und sie von den allgemeinen

«Ketzer»pogromen ausgenommen. Aber dann nahm er dies Zugeständnis zurück und verfolgte auch die bisher Geduldeten. Seit der Jahreswende 524/25 ging er rigoros gegen die andersgläubigen Goten vor. Arianische Kirchen wurden geschlossen, konfisziert, in katholische umgewandelt, auch ihre großen Besitztümer für die Katholiken beschlagnahmt, die Arianer von öffentlichen Ämtern, von der Armee ausgeschlossen, viele zwangsbekehrt. Es kam zu Massenübertritten, und Theoderich intervenierte.[24]

Leider bediente er sich dabei des Papstes.

Hormisdas lebte nicht mehr. Er war am 6. August 523 gestorben und in St. Peter bestattet worden – die Grabinschrift setzte ihm sein eigener Sohn, der spätere Papst Silverius. Doch auch der unmittelbare Nachfolger, Johannes I. (523–526), von dem die Geschichte wenig weiß, um so mehr wieder die Legende, verspürte kaum Lust, für die verdammten «Ketzer» in Konstantinopel Toleranz zu erbitten, wie sie Theoderich selber gegenüber den Katholiken Italiens übte, mochte auch die Atmosphäre zwischen Rom und Ravenna seit 519 merklich abgekühlt sein. Papst Johannes reiste also, schon als kranker Mann, nach Konstantinopel, wo er sich vom November 525 bis nach Ostern 526 aufhielt. Er wurde triumphal empfangen, gefeiert, und hinter allem stand natürlich der Wunsch nach religiöser Einheit ebenso wie der nach Einheit des Reiches. Theoderich hatte einen diplomatischen Fehler begangen, den Papst und das Papsttum wohl überhaupt falsch eingeschätzt. Doch hätten sich die Dinge vermutlich ohnedies nicht anders entwickelt. Der Kaiser sank vor dem Priester nieder, «als wäre er der heilige Petrus selbst». Der römische Bericht behauptet sogar, der Herrscher habe «den Papst Johannes adoriert» (adoravit). Dieser wirkte auch gleich ein Wunder, indem er einen Blinden sehend machte, hatte aber sonst nur geringen Erfolg – für den König der «Ketzer» und «Barbaren». Sein Erfolg als Papst hingegen war gewaltig, ja, der Papstbiograph läßt ihn beim Kaiser «alles erreichen». Justin gab zwar die konfiszierten Kirchen frei, schlug aber die Rückkehr der Zwangsbekehrten zum Arianismus ab, gewiß in Übereinstimmung mit Johannes. Als dieser krank und von der Reise geschwächt nach Ravenna

zurückkam und dort kurz darauf am 18. Mai 526 starb, da verklärte die katholische Legende sein unrühmliches Ende am Hof des «Ketzer»königs durch eine schreckliche Kerkerhaft, durch das Martyrium. Vor seinem Totenbett reißen sich Senatoren und Volk bereits um Reliquien. Bei der Bestattung geschieht wieder ein Wunder. Und schon in seiner Grabschrift in der Vorhalle der römischen Petersbasilika figuriert der «Bischof des Herrn» als «Schlachtopfer Christi». Der Liber Pontificalis nennt ihn «martyr» – während der «häretische König» nach dem päpstlichen Biographen «in Wut entbrannte und ganz Italien mit dem Schwert erwürgen wollte»; ein sprechendes Bild! (Später verteufeln Theoderich christliche Legenden. Dagegen verzeichnet am Ende des Jahrhunderts Papst Gregor I. schon Wunder, die Johannes noch zu Lebzeiten gewirkt. Und Bischof Gregor von Tours, der ein Buch voller Mirakel nach dem andern fabrizierte, meldet schließlich, daß der wütende Katholikenverfolger Theoderich den Papst gefesselt in den Kerker warf. «Ich werde dir abgewöhnen, fürderhin wider unsere Sekte zu murren», und «unter vielen Peinigungen» gibt «der Heilige Gottes» seinen Geist auf.)[25]

Christliche Geschichtsschreibung!

Im folgenden Jahr 527 beschloß Justin ein «Ketzer»gesetz, das praktisch allen Nichtkatholiken die bürgerliche Existenz entzog. Denn: «Denen, die Gott nicht in der rechten Weise verehren, sollen auch die menschlichen Güter vorenthalten werden». Als «Häretiker» aber galt jeder, der nicht zur katholischen Kirche gehörte. Ausdrücklich genannt werden noch: Manichäer, Samaritaner, Juden und Hellenen, das heißt Heiden.[26]

Frühe Kreuzzüge oder allerlei arabisch-äthiopische Heilsgeschichten

Bereits eine Art Kreuzzug führte Justin nach Südarabien, wobei es freilich wohl mehr um Kommerzielles als um Mission ging, ergo – mit Nietzsche – die höhere Seeräuberei schon damals, weiter nichts ...

In Südarabien zog eine Offensive des christlichen Abessinien eine Christenverfolgung und Kirchenzerstörung durch König Yūsuf (Dhū Nuwās) nach sich, einen fanatischen jüdischen Proselyten. Sein Gegenspieler 'Ella 'Aṣbeḥa, Beherrscher Abessiniens und monophysitischer Christ, genannt «christlicher König», hatte den Yūsuf 522 angegriffen, war aber in zwei Gefechten unterlegen. Yūsuf «säuberte» nun sein Land barbarisch von christlichen Missionaren, Händlern, Spitzeln, ließ auch 300 sich freiwillig stellende Soldaten der christlichen Invasionsarmee, trotz heiliger Schwüre bei Adonai, der Thora, dem Gesetz, niedermachen, fast ebenso viele in der Hauptkirche von Zhafār lebendig verbrennen. Negus 'Ella 'Aṣbeḥa bereinigte Abessinien von Yūsufs Agenten. Yūsuf suchte beim persischen Großkönig Hilfe; 'Ella 'Aṣbeḥa, der intensiv vor allem seine Flotte ausbaute, bei Kaiser Justin, der ihn drängte, zu Land und See «den abscheulichen, hemmungslosen Juden» zu attackieren. Hinter den Auseinandersetzungen standen offenbar handelspolitische Interessen; wie denn das abessinische Christentum auch aus Handelskolonien hervorgegangen war. Der streng katholische Kaiser und scharfe Monophysitenverfolger bat sogar den alexandrinischen Patriarchen Timotheos, einen Monophysiten, dem die äthiopische Kirche jurisdiktionell unterstand, um freundliche Förderung seiner diplomatischen Mission bei dem monophysitischen Negus, und er fand den Patriarchen ebenso willig wie den Negus selbst, der die Segenswünsche des Kirchenfürsten empfing und eine beträchtliche Zahl von Truppentransportschiffen des Kaisers.[27]

Negus 'Ella 'Aṣbeḥa schickte zunächst im Winter 524/25 ein Heer von angeblich 15 000 Glaubensrittern Richtung Südarabien, das aber nach einem 22-Tage-Marsch in einer wasserlosen Wüste

sang- und klanglos zugrunde ging. Die Hauptstreitmacht marschierte nach einem feierlichen Gottesdienst kurz nach Pfingsten 525 zur Küste, wobei unterwegs der Säulenheilige Pantaleon, der 45 Jahre stehend wachend betend auf einem Turm auf der Spitze eines Berges lebte (offenbar um Gott möglichst nahe zu sein), den Sieg prophezeite und den Negus abermals segnete. Bei der Ankunft der Invasionsflotte in Arabien – weitaus die meisten Schiffe, sechzig, hatten byzantinische, persische und abessinische Kaufleute gestellt – empfingen die Sturmtruppen das Abendmahl, Mönche unterstützten sie rudernd bei der Landung, und da den Äthiopiern jetzt nicht nur der Erzengel Gabriel, sondern auch der Stylit Pantaleon erschien, wurde Yūsuf geschlagen, zumal ihn die Seinen auch noch verraten hatten. Er und die ihm treu gebliebnen Führer sprangen über die christlichen Klingen. Dann kassierte Negus 'Ella 'Aṣbeḥa in Yūsufs Hauptstadt Zhafār dessen Familie und Schätze und ließ sieben Monate lang das Land, in dem plötzlich Kirchen nur so aus dem Boden schossen, erbarmungslos plündern und die Bevölkerung derart schinden, daß sie sich Kreuze auf den Leib tätowierte, um dem Terror des Negus zu entgehn. Südarabien verlor seine Selbständigkeit und bekam christliche Statthalter. 'Ella 'Aṣbeḥa aber ist bis heute Heiliger der Kirche, ja, steht nahezu «an der Spitze des Interesses der westlichen Christenwelt an den arabisch-äthiopischen Heilserlebnissen» (Rubin).[28]

Das Judentum, das wie so oft, so auch in Abessinien wahrscheinlich zu den Vorläufern des Christentums gehörte, konnte sich nach dessen Sieg dort nicht mehr halten. Um die Wende des 7. Jahrhunderts zwangen die christlichen Fanatiker die Juden zur Auswanderung.[29]

Bei einem weiteren Expansionsversuch im Osten praktizierte Kaiser Justin eine nachmals klassisch werdende Methode, eine Grundregel christlicher Staatskunst noch in der modernen Kolonialzeit: erst ging er missionarisch vor, durch Einsatz von Geistlichkeit und Taufwasser; dann diplomatisch; und etwa im letzten Jahr seiner Regierung schickte er Truppen. Derart schuf Byzanz sich im Kaukasus mit seinen wichtigen Pässen eine dauernde und

bedeutende Pufferzone, indem man bis zum heutigen Georgien vorstieß, wobei nicht nur strategische, sondern wiederum auch starke handelspolitische Interessen mitspielten.[30]

Die Georgier standen unter persischer Oberherrschaft, waren aber seit dem 4. Jahrhundert Christen und hatten häufig Auseinandersetzungen mit den Vertretern der mazdaistischen Feuerreligion. Schließlich riefen die aufständischen, von ihrem Klerus gelenkten Christen Kaiser Justin zu Hilfe, was zweifellos mit diesem abgesprochen war. Er sandte zunächst ein hunnisches Heer unter dem Magister militum Petrus, der «mit aller Kraft» streiten sollte, aber nichts erreichte und 526 abberufen wurde. Doch bald darauf operierten die jungen Feldherren Sittas und Belisar an der Ostgrenze – unterstützt auch von Sarazenen des Araberfürsten Taphar. Die christlichen Kämpfer holten sich zunächst eine Menge Sklaven und Beute, dann freilich, bedingt vor allem durch ein raffiniertes Hindernissystem, Fallgruben und «spanische Reiter» der Perser, zwei schlimme Schlappen bei Thannuris und am Melabaš.[31]

Inzwischen war Kaiser Justin am 1. August 527 im Alter von 75 oder 77 Jahren an einer wiederaufgebrochenen Pfeilwunde am Fuß gestorben, worauf ihm sein Neffe Justinian, von dem kranken Herrscher, der das Staatsruder noch nicht hatte aus der Hand geben wollen, zunächst entschieden abgehalten, in der Regentschaft folgte. Doch war er wahrscheinlich schon immer der Spiritus rector von Justins Politik.[32]

Kaiser Justinian – Beherrscher der Kirche

Justinian I. (527–565), wie Onkel Justin ein makedonischer Bauernsohn, aber vorzüglich gebildet, ist bei Beginn seiner Regentschaft 45 Jahre alt. Ein Pykniker, mittelgroß, rundgesichtig, frühzeitig kahl, vermutlich ein dinarischer Typ, ein Mensch voller Widersprüche und Rätsel, damals und heute Halbgott und Satan je nach Sicht. In ihm verbinden sich geistige Wachsamkeit mit

fast einzigartigem Fleiß, Mißtrauen und Neid. Er war gründlich, energisch, auch rabulistisch und verheuchelt, ein bedenkenloser Intrigant. Er aß wenig und fastete manchmal tagelang. Er wollte alles selber machen – ein detailverliebter, mitunter bis zur Pedanterie gehender besessener Schaffer. Er schlief wenig, der «schlaflose Kaiser», angeblich oft nur eine Stunde – der «wachsamste aller Kaiser». Allnächtlich soll er mit Bischöfen und heiligen Männern disputiert haben. Er «sitzt immer nachts ohne Bewachung beim Gespräch», behauptet Prokopios, das berühmte Vorbild byzantinischer Historiographie, in seiner «Geheimgeschichte», «und will mit greisen Priestern die Rätsel des Christentums spitzfindig ergründen». Er verläßt kaum den Palast und regiert die Welt sozusagen vom Schreibtisch aus. Mit Hilfe seiner Generale Belisar und Narses erzwingt er die Rückeroberung und Katholisierung des Westens. Drei Viertel seiner fast vierzigjährigen Regierungszeit sind Kriegsjahre. Dabei fühlt er sich als Stellvertreter Gottes auf Erden und somit selbstverständlich auch als Herr der Kirche, wie jeder Kaiser von der früh- bis zur spätbyzantinischen Zeit, während der Patriarch nur der Hofbischof ist, sein Diener – wie jeder Patriarch, jeder Papst. Seine Unterschrift nennt er «göttlich», sein Eigentum, sich selber «heilig» (die Päpste übernahmen diese «Heiligkeit» bald), alle Gebäude seines Palastes sind geheiligt – man erinnere sich an Konstantin I., den Heiland, Erlöser, der sich «Unsere Gottheit» nannte (I 241 ff).

Wie Justinian politisch rastlos tätig war, so auch theologisch, und dies derart, daß man sagen konnte, er habe seinen Beruf verfehlt. Freilich, nur für die einen ist er Experte, für die anderen eine Art unglücklicher Liebhaber der Theologie, ein Amateur. Obwohl beinah bis ans Lebensende Katholik, der an den Lehren Roms, nicht ohne opportunistische Zickzackkurse, festhält, fühlt er sich doch als Gesetzgeber der Kirche, als ihr Herr und Meister. Er bestimmt die Termine für die Synoden, er behält sich das Recht für die Einberufung eines ökumenischen Konzils vor und stellt die Synodalkanones den Staatsgesetzen gleich. Er entscheidet selbstherrlich Glaubensprobleme, erläßt Glaubensdekrete. Er besetzt

die Bischofsstühle, wie es ihm paßt, im Osten allerdings längst nicht mehr ungewöhnlich. Er ist aber nicht nur kirchlicher Gesetzgeber, er dekretiert nicht nur «Wie Bischöfe und andere Geistliche zur Weihe zugelassen werden sollen», «Was für ein Leben die Mönche führen sollen» et cetera, sondern er ist auch theologischer Autor, verfaßt sogar Kirchenlieder. Zumal im Alter insistiert er immer eindeutiger auf der Theologie. Er erbaut die Hagia Sophia und bezahlt dafür angeblich 320 000 Pfund Gold. Schossen ja unter seiner Regierung in allen Provinzen Kirchen und Klöster nur so aus dem Boden; war er doch ein fast leidenschaftlicherer Baumeister noch als Konstantin I. Justinian, der die Wiederherstellung des Imperiums erstrebt, ist aber nicht bloß der Gebieter der Catholica, sondern er wird als solcher auch vom römischen Bischof, von der Stadt Rom anerkannt. Seit Pelagius I. (556–561) muß der Westen vor der Papstweihe die kaiserliche Bestätigung der Wahl einholen.[33]

Justinian eifert der Demut Christi nach, ordnet «die Kriege gut und die geistlichen Angelegenheiten ...»

In Justinians Imperium, das vom Persischen Golf bis Spanien reicht, gehören Politik und Glaube untrennbar zusammen, ja, neben seiner organisatorischen Tätigkeit und Kriegführung nimmt die Religionspolitik bei diesem Kaiser, der sich als Gottesgelehrter begnadigt, um nicht zu sagen inspiriert fühlte, einen besonderen, ausgedehnten Platz ein. Kennt die byzantinische Reichsidee doch überhaupt keine Gewaltenteilung zwischen Staat und Kirche! Der Kaiser ist vielmehr der oberste Chef auch der Kirche. Er steht nicht in, sondern über ihr. Er regelt kirchliche, kultische, theologische Fragen, die Bekämpfung der «Häresien», der Heiden genauso wie irgendwelche (sonstige) staatliche oder militärische Dinge. «Jedes Hochamt in der Sophienkirche, an dem der Kaiser teilnahm, trug das Gepräge einer politischen

Demonstration – ebenso wie die Staatsakte im heiligen Palast sich kaum von einem Hochamt unterschieden. Die Vermischung der weltlichen und geistlichen Sphäre kennzeichnen den byzantinischen Staat» (Rubin). Der Herrscher war hier Christus verantwortlich für die Rechtgläubigkeit, für die Kirche, das Reich Christi auf Erden, er war «geradezu die Verkörperung dieses Reiches, der Mittler zwischen Christus und der Menschheit», «der Stellvertreter Christi» (Dölger).[34]

Am Anfang des Codex Justinianus stehen die kirchenpolitischen Gesetze. 13 Titel sprechen vom Glauben, von der Kirche, den Bischöfen. Schon das erste Gesetz enthält ein förmliches Glaubensbekenntnis. Das nächste beginnt: «Da wir dem Erlöser und Herrn der Welt Jesus Christus, unserem wahren Gott, unbedingt ergeben sind, bemühen wir uns, soweit es dem menschlichen Geist möglich ist, seiner Demut und Herablassung nachzueifern». (Aus dem Munde eines Justinian, eines der größten Autokraten aller Zeiten, freilich auch eines der verheucheltsten, klingt dies besonders kurios.) 34 Titel der späteren Novellen gelten wiederum dem Kirchenrecht.[35]

Schon am Anfang seiner Regierung, in einem Gesetz vom 1. März 528, heißt es: «Wir richten alle Fürsorge auf die heiligsten Kirchen zur Ehre der heiligen, unverletzlichen und wesensgleichen Dreieinigkeit, im Vertrauen, Uns selbst und den Staat durch sie zu retten.» Und an den Patriarchen schreibt er seinerzeit: «Wir wenden alle Fürsorge den heiligsten Kirchen zu, durch die wir zuversichtlich unser Reich behaupten, und das öffentliche Leben dank der Gnade Gottes, des menschenliebenden, befestigen.»[36]

In der Einleitung zur VI. Gesetzesnovelle vom 16. März 535 schreibt der Monarch, der höchsten Güte des Himmels verdankten die Menschen zwei erhabene Gottesgaben: das Bischofsamt und die Kaisermacht. Jenes diene den göttlichen Dingen, diese leite das Weltliche. «Beide gehen hervor aus dem einen und selben Urquell, und sie sind die Zierde des menschlichen Daseins. Darum liegt den Kaisern nichts so sehr am Herzen als die Ehrfurcht vor dem Bischofsamt, da umgekehrt die Bischöfe zu immerwährendem Beten für die Kaiser verpflichtet sind».[37]

Das alte Lied: Thron und Altar, die hier allerdings gleichsam verschmelzen, eines sind. Weshalb der Herrscher auch aus voller Überzeugung den Glauben an die Spitze stellen kann. So versichert sein am 4. April 544 an die Bevölkerung Konstantinopels gerichtetes Glaubensedikt: «Für das erste und höchste Gut aller Menschen halten wir das rechte Bekenntnis des wahren, unverfälschten Christenglaubens, damit er überall seine Stärke zeige und alle hochheiligen Priester des Erdkreises zu gleicher Überzeugung sich vereinigen, übereinstimmend den wahren Christenglauben bekennen und alle von den Häretikern erfundenen Ausreden ausgerottet werden».[38]

Justinian stattete auch die Kanones der vier «ökumenischen» Konzilien mit Gesetzeskraft aus (Nov. 131,1). Doch zeigt sich der christliche Einfluß oft noch außerhalb jeder kirchlichen Legislatur, betont er plötzlich mitten in den «profansten» Erlassen, etwa in einem Beschluß gegen das übertriebene Würfelspiel, er ordne «die *Kriege* gut und die geistlichen Angelegenheiten ...». In einem Verbot der Homosexualität verweist er nicht auf einschlägige Stellen seiner Gesetzbücher, sondern auf das Alte Testament. (Sehr viele «Männerverderber» [Zonaras] bestrafte er durch Abschneiden der Geschlechtsteile!)[39]

Privilegierung der Bischöfe und Schröpfung der Laien

Als Herr der Reichskirche hat Justinian den Einfluß der Bischöfe, ohnehin beträchtlich, noch verstärkt.

Ihre Immunitäten und Standesrechte wurden erheblich erweitert. Sie erhielten fast das volle privilegium fori. Der Kaiser befreite sie vom Zwang zum Zeugeneid, auch von der Ladung vor ein Zivil- oder Militärgericht ohne seine besondere Genehmigung; während er andererseits ihre eigene Gerichtsbarkeit über den Klerus von kirchenrechtlichen Fällen noch auf zivilrechtliche ausgedehnt hat. Ja, der Machtzuwachs der Bischöfe erstreckte

sich auf die allgemeine Verwaltung insgesamt. Sie fungierten als Aufsichtsbehörde des Herrschers, besonders in der Finanzverwaltung, beim Aufbringen der Steuer, beim Ernährungs- und Verkehrswesen. Sie bekamen die Kontrolle auch über die Gefängnisse. Sie wirkten bereits bei der Wahl aller Behörden ihres Wohnorts mit. Sie erlangten schiedsrichterliche Funktionen selbst gegenüber einem Gouverneur im Fall seiner wirklichen oder vermuteten Rechtsbeugung oder bei einer Streitsache, in die er persönlich verwickelt war; sie hatten dem Kaiser über die Amtsführung der Gouverneure zu berichten. Kurz, der Bischof wurde das eigentliche Oberhaupt einer Stadt, er gewann größere Autorität als ein weltlicher Statthalter.

Der Kaiser garantierte auch das Bistumsvermögen. Er gab ferner der Kirche das Recht auf Legate, die vom Erblasser nur unbestimmt religiösen Zwecken zugedacht waren. Solche Legate mußten kurzfristig dem Erben zugute kommen und konnten dann jederzeit eingetrieben werden, wobei eine Verjährung erst nach hundert Jahren eintrat. Schenkungen an die Kirche blieben von Erwerbssteuer frei. Gänzlich steuerfrei waren auch die mehr als tausend Wirtschaftsbetriebe der «Großen Kirche» Konstantinopels. Dagegen durfte für weltliche Zwecke keinerlei Kirchengut verwendet werden, ausgenommen beim Loskauf von Gefangenen.[40]

Selbstverständlich machte der Klerus für den ihn so immens begünstigenden Regenten auch eine umfassende Propaganda. Er machte auch jedes staatliche Großverbrechen mit. Er unterstützte, direkt oder indirekt, die gewaltigen Kriege des Kaisers ebenso wie seine gewaltige Ausbeutung der Untertanen, nicht zuletzt der reichen.

Durchaus bezeichnend auch: die weitere Entmachtung des Volkes innerhalb der Kirche selbst. War bisher, mindestens in vorkonstantinischer Zeit und noch danach, das Volk an der Bischofswahl beteiligt, beschränkte man diese jetzt auf die Vornehmen der Stadt. Bloß der Klerus und die lokalen Notabeln sollten nun den Bischof bestimmen. Doch praktisch sprach die Regierung bei Besetzung der wichtigsten Stühle ständig mit, falls

sie nicht gleich mißliebige Kandidaten ab- und genehme einsetzte, zumal in Konstantinopel. Auch für die Papstwahl wurde ja die kaiserliche Bestätigung obligatorisch. Die Weihesporteln waren beträchtlich, für Patriarchen immerhin zwanzig Pfund Gold; doch sollen die illegalen Sätze noch bedeutend höher gewesen sein.[41]

Justinian, der die Bischöfe förderte, wo er konnte, häufig auch nachsichtig gegen korrupte Minister, Generale, Beamte, überhaupt oft umgänglich mit Vornehmen war, saugte fortgesetzt die Massen aus, unterdrückte hart das Volk, zog unerbittlich die Steuerschraube an, nicht ohne, allem Anschein nach, die ganz besondere Beteiligung der Kaiserin, und ruinierte, ebenfalls mit ihrer Hilfe, ungezählte Reiche.

Die byzantinischen Chronisten stimmen darin überein. Zumindest sind Geldgier und Begehrlichkeit des allerchristlichsten Kaiserhauses das Hauptthema der oppositionellen Literatur.

In seiner erst posthum veröffentlichten skandalumwitterten «Geheimgeschichte» schreibt Prokopios, der hervorragendste literarische Repräsentant der Zeit: «Nach dem Vermögen anderer und nach Blutvergießen trachtete Justinian mit unersättlicher Gier. Nachdem er die reichsten Familien um ihren Besitz gebracht hatte, suchte er sich andere Menschen aus, um sie gleichfalls unglücklich zu machen.» Prokop meldet klassische Gangsterstücke, berichtet wie Justinian den Kaufleuten, den Schiffern mitspielte und übergeht auch nicht, «was der Kaiser mit der Scheidemünze anstellte. Früher bezahlten die Geldwechsler für einen Stater Gold 210 Pholes. Justinian aber befahl, künftig nur 180 Pholes dafür zu geben, und gewann auf diese Weise an jedem Goldstück den sechsten Teil».[42]

Auch der byzantinische Kirchenhistoriker Euagrios Scholasticus, ein antiochenischer Rechtsanwalt, der eine Kirchengeschichte in sechs Büchern für die Zeit von 431 bis 594, die Hauptquelle der christologischen Streitigkeiten, schrieb, und zwar vom streng katholischen Standpunkt aus, teilt mit: «Justinian war von unersättlicher Geldgier besessen und so lüstern nach fremdem Eigentum, daß er sein ganzes Reich an die Beamten

und Steuereinnehmer und alle, die den Menschen ohne Grund Schlingen legen wollten, für Geld verkaufte. Viele, ja zahllose reiche Leute beraubte er unter billigen Vorwänden ihres gesamten Vermögens ... Er schonte das Geld nicht, so daß er überall viele und prächtige heilige Kirchen errichtete und andere fromme Häuser zur Betreuung von Knaben und Mädchen, Greisen und Greisinnen sowie der von verschiedenen Krankheiten Geplagten».[43]

Kirchenhistoriker Euagrios illustriert auch drastisch einen vorhin gestreiften üblen Charakterzug Justinians, womit er «die Mentalität einer Bestie übertraf»: die kriminelle Nachsicht gegenüber seinen Günstlingen, in diesem Fall der katholischen Zirkuspartei der «Blauen» (die Gegner der monophysitischen «Grünen»). Beide waren sportliche, aber – lange verkannt – auch politische Organisationen und spielten als Träger und Vertreter des Volkes «in allen größeren Städten des Reiches eine sehr bedeutende Rolle» (Ostrogorsky). Nach Euagrios, dem strengen Katholiken, unterstützte der Kaiser die «Blauen» dergestalt, «daß diese mitten am Tage und mitten in der Stadt ihre Gegner meuchelten und nicht nur keine Strafe zu fürchten brauchten, sondern sogar beschenkt wurden. Dadurch wurden viele Menschen zu Mördern. Es stand ihnen auch frei, in die Häuser einzudringen und die dort aufbewahrten Kostbarkeiten zu plündern und den Menschen die Rettung des nackten Lebens für Geld zu verkaufen. Und wenn ein Beamter dem Einhalt zu gebieten versuchte, setzte er sein eigenes Leben aufs Spiel. Als ein comes Orientis einige Aufständische verdientermaßen hängen ließ, wurde er mitten in der Stadt selbst aufgehängt und herumgeschleppt. Als der Vorsteher der Provinz Kilikia zwei kilikische Mörder namens Paulos und Faustinos, die ihn angriffen und umbringen wollten, ihrer gesetzlichen Strafe zuführte, wurde er ans Kreuz geschlagen und empfing so die Strafe für seine vernunftgemäße und gesetzliche Haltung. Daher waren die Anhänger der anderen Partei geflohen und da sie von keinem Menschen aufgenommen wurden und wie fluchbeladene Verbrecher überall umherirrten, lauerten sie den Reisenden auf, vollführten Räubereien und Morde und überall

drohte ungewisser Tod, Plünderung und sonstige Verbrechen. Manchmal schlug er auch ins Gegenteil um und überlieferte diejenigen der Strenge des Gesetzes, die er auf die Städte losgelassen hatte, um nach Barbarenart zu freveln. Für einen ausführlichen Bericht sind Worte zu schwach und die Zeit zu knapp. Dies genügt, um auch auf das übrige schließen zu lassen».[43]

Und der freilich erst im 12. Jahrhundert tätige Historiker Johannes Zonaras, der sich nach seinem Dienst als Kommandant der Leibgarde des Kaisers und Vorsteher seiner Kanzlei als Mönch auf die Prinzeninsel Hagia Glykeria (Niandro) zurückzog, meldet über Justinian: «Dieser Kaiser war sehr zugänglich, hatte aber ein offenes Ohr für Verleumdungen, war bei der Rache hart und rasch, ging mit Geld nicht sparsam, sondern verschwenderisch um und zeigte sich beim Sammeln desselben schonungslos. Teils gab er es für Bauten aus, teils befriedigte er damit seine zufälligen Wünsche, teils warf er es für Kriege hinaus und für den Kampf gegen alle, die sich seinen Wünschen entgegenstemmten».[44]

Justinian selbst sah das (scheinbar) alles ganz anders. Wenigstens gelobt er: «Alle Tage und Nächte wollen WIR stets ohne Schlaf und in Sorgen verbringen, um den Untertanen zu geben, was Nutzen bringt und Gott gefällt. WIR nehmen diese Unruhe nicht unnütz auf UNS, sondern lassen sie in täglicher Arbeit Plänen dienen, durch die UNSERE Untertanen frei von aller Furcht Wohlstand ernten, während WIR die Sorgen für sie alle auf UNS nehmen».[45]

Doch ein paar mehr oder weniger naive Panegyriker beiseite (wie den Dichter Paulos Silentiarios, den Johannes Lydos mit allerdings noch einigen kritischen Tönen gerade zur Innenpolitik, und Justinians mutmaßlichen Lehrer Agapetos, Diakon an der Hagia Sophia), zeichnen die Geschichtsschreiber immer wieder den Kaiser als einen rücksichtslosen ausbeutenden Despoten. Und weder die Gleichartigkeit der Vorwürfe gegen ihn noch unzureichende Begründungen im Einzelfall, so schreibt Berthold Rubin, ändern etwas «an der Tatsache, daß sie großenteils berechtigt waren. Das muß trotz allen sachlichen Irrtümern, stän-

dischen, parteipolitischen und konfessionellen Akzentverlagerungen gesagt werden».[46]

Justinians Finanzminister war der Praefectus praetorio Johannes von Kappadokien. Aus den einfachsten Schichten aufgestiegen, hatte er die undankbare Aufgabe, für seinen Herrn auszusaugen, was sich aussaugen ließ. Er soll viehisch gefoltert und mit seinen Fronvögten ganze Provinzen ruiniert haben. Äußerst verhaßt, stand er beim Kaiser in um so höherer Gunst, als dieser immer mehr Geld brauchte, die Steuerpolitik somit immer wichtiger wurde, er bald nach dem Regierungsantritt die Abgaben zu verdoppeln, dann zu verdreifachen begann. Johannes aber war unerschöpflich im Erfinden neuer Schröpfmethoden und provozierte überdies durch stadtbekannte Sauf- und Liebesorgien, sein öffentliches Auftreten nebst komplettem Harem die Bevölkerung. Gleichwohl suchte er, wenn auch vergeblich, die Gewalt der Großagrarier einzuschränken. So bedeutende Forscher wie Ostrogorsky, Johannes Haller sprechen von seiner positiven Verwaltungsarbeit, nennen ihn den großen Minister, den ernsthaftesten Gegner der Theodora, Justinians Gattin, durch die Johannes 543 seine Ämter verlor und auf deren Namen der Herrscher selber nach ihrem Lebensende bei feierlichen Anlässen zu schwören pflegte.[47]

Theodora – Geliebte von Hausburschen, Patriarchen (?) und Gemahlin des Kaisers

Sie hatte unbestritten den größten Einfluß auf ihn. «Sie taten nichts ohne einander», notiert Prokop zwei Jahre nach ihrem Tod, was indes eher für den Kaiser gilt als für sie. Theodora, ein zierliches, stets elegantes Persönchen, schmal, bleich, mit großen schwarzen, lebhaft blickenden Augen, temperamentvoll, nicht ohne Geist und enorm willensstark, energischer wohl als der Gatte, saß einundzwanzig Jahre neben ihm nicht nur auf dem Thron. War sie doch eine Art Vizekaiser, Mitregent, und gele-

gentlich regierte sie vielleicht mehr als Justinian selbst. Stolz schrieb sie dem Minister des Perserkönigs: «Der Kaiser entscheidet niemals etwas, ohne mich zu fragen».[48]

Theodora war die Tochter eines Bärenwärters am Hippodrom. Nach Prokop soll sie schon als kleines Mädchen mit den Burschen vornehmer Zirkusbesucher widernatürliche Unzucht getrieben, dann in einem öffentlichen Haus «obszöne Pagendienste» geleistet, ja, sich bei einer einzigen Orgie über vierzigmal hingegeben haben. Prokop hat nun zwar vieles, wie er bekennt, «aus Furcht vor Spähern, vor der Rache der Mächtigen, vor der grausamsten Todesstrafe» verschweigen müssen, gerade in seiner berüchtigten «Geheimgeschichte» (Historia arcana) aber die Schwarzmalerei geliebt. Sie strotzt von ungezügeltem Haß auf Justinian und Theodora, die er («und die meisten von uns») für wahre Nachtmahre, inkarnierte Höllenfiguren, Teufel in Menschengestalt hielt, was er durch zahlreiche greuliche Anekdoten darlegt. Immerhin aber stammt dies alles von einem erklärten Patrioten, der dem Reich im Grunde durchaus loyal gegenübersteht. Und mit welch gewaltiger Rhetorik, welch unerschöpflichem Wortschatz, mit welchen Wolkenbrüchen ungeheuerlicher, nicht selten auch unglaublicher Schmähungen und ausschweifender Phantasie er die Politik des allerchristlichsten Kaiserpaares immer geißelt, am Kern der Sache geht seine Kritik kaum vorbei. Er berichtet auch von zwei Kindern und den ständigen Abtreibungen der bald Zucht und Keuschheit so propagierenden Theodora. Feil, würdelos, geil nennt sie ein moderner Historiker, eine richtige «Weltstadtmischung von Rüpeldirne, weiblichem Clown und Kabarettistin» (Rubin) – und noch heute starren ihre Rätselaugen unergründlich dunkel von den Mosaiken Ravennas.[49]

Eine Schauspielerinnentätigkeit – angeblich auch im Theater «zu den Huren» –, die sich in komischen Pantomimen und lebenden Bildern erschöpfte, beendete Theodora, indem sie mit dem afrikanischen Provinzgouverneur Hekebolos durchging, der ihr jedoch bald wieder den Laufpaß gab – nicht zu ihrem Schaden. Denn nachdem sie vermutlich noch einmal in der tiefsten Gosse gesteckt, verkehrte sie, auf intimer Basis, bald nur noch mit

Hoch- und Höchstgestellten; wahrscheinlich mit dem monophysitischen Patriarchen Timotheos III. von Alexandrien, ihrem «geistlichen Vater», dessen sie zeitlebens dankbar gedenkt; und darauf vielleicht auch mit dem Patriarchen Severos von Antiochien, der sie von Timotheos übernahm. Dann verliebte sich Justinian in sie, adelte und heiratete diesen grazilen, zähen, instinktgejagten «weiblichen Tiger», las ihm jeden Wunsch von den Augen ab und legte ihm die halbe Welt zu Füßen. Sehr selten wohl gab es in der Region höchster Macht zwei so füreinander geschaffene Menschen. «Das Staatswesen wurde zum Brennstoff für das Feuer dieser Liebe» (Prokop).[50]

Mit Justinian teilte Theodora auch dessen Leidenschaft für Theologie und Religionspolitik. Im Gegensatz zu ihm aber, einem anscheinend fanatischen Verfechter des Konzils von Chalkedon, hing sie, schon vor ihrer Thronbesteigung, vielleicht aus alter Liebe zum Patriarchen Timotheos, ihrem «geistlichen Vater», den Monophysiten an. Es trug ihr viel Weihrauch monophysitischer Theologen ein, die sogar ihre Herkunft umlogen, sie als Tochter eines monophysitischen Priesters zur Welt kommen und bei ihrem Tod alle Kirchen von ihrem Ruhm erschallen ließen. Möglicherweise glaubte sie ja wirklich – bereits die Zeitgenossen munkelten da allerlei –, was sie vertrat. Das Christentum spaltete von Anfang an die einander Nächsten, trennte, vom Klerus unerbittlich gefördert (I 152 ff), die Kinder von den Eltern, den Mann von seiner Frau. Vielleicht aber spielten Justinian und Theodora, wie von Kaiser Anastasios schon und den Seinen vermutet, der Welt auch bloß eine Komödie vor, schlugen sie ihr zynisch ein Schnippchen, bekannten sie sich, perfid vereinbart, der eine zu den zwei Naturen des Herrn, der andere zu der einen Natur, also jeder zu einer der beiden großen Christengemeinden, um beide an das Kaiserhaus zu binden.[51]

Theodora gründete sogar Klöster, aus denen monophysitische Missionare auszogen. Und sie gewährte, was jeder wußte, auch ihr Gemahl, vielen Prälaten solcher Provenienz Unterschlupf in ihrem Palais. Den Patriarchen Anthimus, den Justinian 535, während einer monophysitischen Phase seiner Politik, auf den Stuhl

Konstantinopels gehoben, im folgenden Jahr, mit Rücksicht auf den Papst und offenbar auch auf seine Kriegspläne in Italien schon wieder gefeuert hat, holte man erst zwölf Jahre später bei ihrem Tod heraus.[52]

So war die stadtbekannte Hetäre als Kaisergattin plötzlich fromm und keusch geworden. Sie hatte eine offene Hand für Kirchen und Klöster, befürwortete Ehegesetze, reglementierte das Nachtleben, ja, sie suchte nun die Prostituierten Konstantinopels in einem «Haus der Buße» umzuerziehen, mehr als fünfhundert Frauen und Mädchen, wobei sie fünf Goldstücke zahlte pro Person. Die meisten sollen sich aus Verzweiflung ins Meer gestürzt haben. Wie auch immer, Askese, Frustrierung schlugen jetzt bei Theodora in Unmenschlichkeit um. Denn während sie früher für ihr Leben gern koitierte, ließ sie nun für ihr Leben gern foltern. Täglich ging sie in die Schinderkammern und sah gierig den Torturen zu. «Wenn du meine Befehle nicht ausführst», lautete ihr Lieblingsspruch, «so schwöre ich bei Ihm, der ewig ist, daß ich dir die Haut vom Rücken peitschen lassen werde».[53]

Zweifellos war Theodora, deren Despotie, deren Liebe und vor allem Haß jedes Maß überstiegen, die ihre Feinde fast süchtig in Verbannung, Kerker stieß, den Tod, in jede Schmach und Schande, die selbst Günstlinge des Kaisers hemmungslos zur Strecke brachte, die auch die staatlichen Schauprozesse gegen vermeintliche Homos der oberen Klassen veranlaßt haben soll – zweifellos war sie hundertmal temperamentvoller als ihr gekrönter Herr, der allerhöchsten Anstoß Erregenden gegenüber, wenn man Prokop glauben kann, weder Zorn noch Entrüstung verriet: «sondern milde von Angesicht, mit sanft herabgelassenen Augenbrauen und gesenkter Stimme befahl er Tausende unschuldiger Menschen zu töten, Städte zu zerstören und allen Besitz dem Staatssäckel einzuverleiben. Bei solchem Charakter hätte man den Mann für ein Lamm halten können». Immerhin war dies derselbe Mann, dessen Frömmigkeit man allenthalten pries, der den Beinamen «divinus» führte, dessen Gesetz und Palast «sacer» und «sanctus» genannt, der als der frömmste Fürst (piissimus) apostrophiert worden ist, der auch selber schreiben konnte: «Der

Kaiser, der auf der heiligen Religion seine Herrschaft begründet, regiert dank der Gnade unseres Herrn in der Zeitlichkeit», er hat «durch die Güte der ewigen Macht das Szepter erhalten».[54]

Solch lammfromme Gefaßtheit also bei mehr als raubtierhaften Zugriffen wäre bei Theodora kaum denkbar gewesen. Doch dies beiseite war sie, ehe sie 548 mit 52 Jahren an Krebs starb, so prunksüchtig, macht- und geldgierig, so mordlüstern und verlogen, so bedenkenlos wie Justinian selbst. Ihre vom Kaiser geschenkten Güter lagen zum Teil in Kleinasien, in Ägypten, und pflegte sie zu verreisen, dann in Begleitung von viertausend Bediensteten. Sie verschleuderte irrsinnige Summen im Handumdrehen, trieb, selber fast aus dem Nichts gekommen, die Repräsentation auf die Spitze. Es gab nichts, wobei sie nicht mitsprach, nicht mitintrigierte, in der Verwaltung, der Diplomatie, der Kirche. Sie lancierte ihre Günstlinge in Schlüsselstellungen. Sie machte und entmachtete Patriarchen, Minister und Generale.[55]

Sie machte auch die sklavische Proskynese zur Vorschrift und bewachte mit Argusaugen ein Protokoll, das noch die ersten Chargen des Hofes zu stundenlangem Antichambrieren zwang. Mit Kerker und Exil ging sie gegen alle ihr Mißliebigen vor, ja, sie berief Sondergerichte, um ihre Rache rascher kühlen, ihr gigantisches Vermögen noch vergrößern zu können. Prokop berichtet von einem Belisar nahestehenden Senator, an eine Futterkrippe gekettet im unterirdischen Verlies: «Es fehlte ihm am Bilde eines Esels nur noch das Eselsgeschrei». Und von dem (noch heute nach landläufigen Vorstellungen durchaus bewährten) General Buzes, der mehr als zwei Jahre in einem lichtlosen Kerker ihres Palastes gesteckt haben soll: «Der Mensch, der ihm jeden Tag das Essen vorwarf, verkehrte wie ein Tier mit einem Tier, stumm mit dem Stummen». Die ständig zunehmenden Vermögenskonfiskationen kamen nicht zuletzt auch Theodora zugute. Dabei verfolgte ein eigener Stab von Spitzeln und Geheimdienstlern ihre Interessen, und nach ihrem Ableben scheint der Kaiser ihr Agentenkorps einfach übernommen, wenn auch nicht mit gleicher Tücke eingesetzt zu haben.[56]

Als eine Frau, der wohl kaum etwas fremder als Aktenstudium, gelehrte Detailbesessenheit war, gar Kleinigkeitskrämerei, fand sie, anders als Justinian, natürlich hinreichend Zeit, für ihr Leibliches zu sorgen. Ihren Körper, erzählt Prokop, der auf sie freilich am schlechtesten zu sprechen ist, konnte sie nicht ausgiebig genug pflegen. Sie badete morgens ungewöhnlich lang und frühstückte, wie zu allen Mahlzeiten, schon mit allen möglichen Speisen und Getränken. Danach pflegte sie wieder der Ruhe und schlief auch sonst sehr lang. «Obwohl die Kaiserin so jeder Art von Unmäßigkeit verfallen war, glaubte sie doch in den wenigen Stunden des Tages, die ihr verblieben, das ganze Reich regieren zu können».[57]

Der Nika-Aufstand

Ihre größte Rolle spielte Theodora wohl im Januar 532 bei dem gewaltigen Nika-Aufstand (nika = siege; die Parole der Rebellen).

Zur Erhebung führte die Unzufriedenheit des Volkes – ein letztes Ringen um seine Freiheit. Deshalb taten sich sogar die zwei Zirkusparteien der Grünen (Prasinoi) und der Blauen (Venetoi) zusammen, die ersteren monophysitisch, die letzteren orthodox (S. 376 f). Man rief bereits einen andren «Kaiser», Kaiser Anastasios' Neffen Hypatios, gegen dessen Willen, aus. Die «Grünen» hatten die Initiative ergriffen, die «Blauen» zugestimmt. Gefängnisse wurden aufgebrochen, die Eingekerkerten befreit. Zahlreiche Paläste, zuerst die Stadtpräfektur, dann das Senatsgebäude sowie Kirchen, Kunstwerke und der von der Aristokratie bewohnte Teil der Stadt gingen in Flammen auf. Tag und Nacht war Konstantinopel eine qualmende Wüste. Selbst den Kaiserhof bedrohte das Feuer, sogar die Hagia Sophia wurde geplündert. Die Lage schien aussichtslos. Justinian, in der Residenz belagert, war schon entschlossen, alles aufzugeben, Thron und Reich, und zu Schiff zu fliehen über den Bosporus. Theodora allein hielt ihn zurück, wobei sie den berühmten Ausspruch tat: «Ich für meine

Person bleibe; ich liebe die alte Maxime, daß der Purpur ein gutes Leichentuch ist.»

Belisar, drei inzwischen herbeigeführte Veteranenregimenter und der Kommandeur der Leibwache, der Theodora-Günstling Narses, stellten nach fünf Tagen Anarchie «die Ordnung» wieder her: «mehr als dreißigtausend» Menschen, nach Prokop, etwa fünfunddreißigtausend Menschen, nach Johannes Malalas, einem gräzisierten antiochenischen Chronisten (wahrscheinlich der spätere Patriarch Konstantinopels Johannes Scholasticus), wurden in den Zirkus gelockt und dort, Stunde um Stunde, wie eine Schafherde, wahllos zusammengestochen. Johannes Lydos, der fromme Augenzeuge und Kaiserfan (S. 377), meldet befriedigt gar fünfzigtausend Tote, Zacharias Rhetor, Bischof von Mytilene (erst Monophysit, dann Neuchalkedonier) gleich achtzigtausend. Das Massaker, ungeheuerlicher noch als das von Augustin verklärte Schlachtfest im Zirkus Thessalonikes durch den Katholiken Theodosius (I 446 ff), war vielleicht weniger Justinians Untat als die der Theodora. Jedenfalls: beide hinderte ihr Christentum nicht, den Aufruhr in einem Meer von Blut zu ersticken. Von Hoch und Niedrig rollten die Köpfe. Auch das Haupt von Hypatios fiel, den Justinian begnadigen wollte; ebenfalls das seines Bruders Pompeios. Achtzehn Patrikioi wurden verbannt, ihre ganzen Besitzungen konfisziert – und aus dem Schutt stiegen die Kathedralen um so schöner. Und auch Theodora stieg, die Massenmörderin, wie sich das gehört, zur offiziellen Mitregentin auf. Ihr Name erschien in den Staatsurkunden, über den Toren der Kasernen – und auf den Votivtafeln der Kirchen! Wie denn noch heute die östliche Ecclesia ihrer ehrend und dankbar gedenkt.[58]

Nur die «Ehre der Altäre» fehlt noch – ungerechterweise.

Kaiser Justinian verfolgt andersgläubige Christen, «auf dass sie im Elend erliegen ...»

Unterstützt von seinem Episkopat, drang Justinian auf totale Glaubenseinheit: ein Reich, ein Kaiser, eine Kirche – und somit auf Vernichtung aller Nichtkatholiken. Prokop berichtet, daß «sofort das ganze römische Imperium sich mit Bluturteilen, Verbannungsdelikten und fliehenden Verfolgten füllte».[59]

Justinian eröffnete die zunächst noch mit Justin geteilte Tyrannei mit einer brutalen «Ketzer»verfolgung, wobei man zuerst gegen kleinere Sekten vorging: «Es ist gerecht», dekretierten die beiden Potentaten 527, «diejenigen auch ihrer weltlichen Güter zu berauben, die nicht den wahren Gott verehren». Die religiöse Intoleranz zog die bürgerliche nach sich. In einem ungemein scharfen Gesetz erklärten sie «Häretiker» «aller irdischen Vergünstigungen verlustig, auf daß sie im Elend erliegen», und zählten zur Ausführung ihres frommen Vorhabens eine lange Reihe von Beschränkungen und Strafen auf.[60]

Und bald wurde der Kampf gegen Monophysiten, Manichäer, Montanisten, Arianer, Donatisten immer umfassender, wurde religiöse Intoleranz «zu einer öffentlichen Tugend» (Diehl).[61]

Wie schon sein frommer Vorgänger und Onkel verbot Justinian «Ketzern» Versammlungen, Gottesdienste, die Bestallung von Geistlichen, den Besitz von Kirchen, die unter ihm oft zerstört worden sind. Er untersagte ihnen jede Art von Lehrtätigkeit. Er schloß sie von allen Ämtern und Würden aus, von der Advokatur. Abschreibern ihrer Schriften drohte er 536 den Handverlust an. Auch konnten «Häretiker» ihr Eigentum nur an Katholiken vererben und waren selber erbunfähig. Manche Sekten durften überhaupt keinen rechtsgültigen Akt vollziehen; doch auch die übrigen «Ketzer» haben «kaum noch Rechte gegenüber der Justiz» (Handbuch der Kirchengeschichte). Straffälligen droht der Verlust der bürgerlichen Rechte, Beschlagnahme allen Besitzes, im Rückfall die Todesstrafe, die auch unbarmherzig vollzogen wurde. Der Kaiser verhing sie schließlich nicht nur für Meineid, Zauberei, sondern auch für Sakrileg, Gotteslästerung, wobei

«Ketzerei» einfach als Gotteslästerung, das heißt eben mit dem Tod geahndet worden ist. Es entsprach dies der «innerkirchlichen Entwicklung»; war die «ungeistliche Lösung eines religiösen Problems . . ., die bis in die Gegenwart nachwirkt» (Merkel).[62]

In Prokops (unter Justinian nicht veröffentlichten) «Geheimgeschichte» liest man über dessen «Ketzer»pogrome: «Scharen von Agenten durchzogen sogleich allenthalben das Land und zwangen, wen sie trafen, zur Aufgabe seines ererbten Glaubens. Da nun dies den Bauern ein Frevel erschien, so entschlossen sie sich zu einmütigem Widerstand gegen die Schergen. Viele Häretiker fanden den Tod durchs Schwert, viele begingen sogar Selbstmord – in ihrer Einfalt glaubten sie damit Gott ein wohlgefälliges Werk zu vollbringen –, die Masse aber floh aus der Heimat. In Phrygien schlossen sich die Montanisten in ihre Gotteshäuser ein, zündeten diese an und gingen ohne Bedenken mit zugrunde. Das ganze Römerreich war so von Mord und Furcht erfüllt . . .»[63]

Man nennt es Heilsgeschichte!

Schärfer als schon Justin seit 519 hat Justinian die weitaus größte «Häretiker»-Kirche, die Monophysiten, verfolgt. Polizei und Soldateska nahmen ihnen die Bethäuser, Dutzende von Bischöfen wurden verbannt oder von einem Versteck zum andern gehetzt, ungezählte Mönche und Nonnen vertrieben, Brutalitäten aller Art begangen, Volksaufstände in Syrien unter dem katholischen Patriarchen Antiochiens, Ephraim (526–544), einem ehemaligen General, der Zwangsbekehrungen vornahm, grausam unterdrückt – das katholische «Handbuch der Kirchengeschichte» nennt ihn «kämpferisch-orthodox», das katholische «Lexikon für Theologie und Kirche» rühmt ihn wegen seiner «ungewöhnlichen Wohltätigkeit beim Erdbeben . . .». Ähnlich wie Ephraim ging in Ägypten ein ehemaliger pachomianischer Abt vor, der zum höchsten kaiserlichen Beamten und zugleich zum Patriarchen bestellte Paulos von Alexandrien. Justinian hatte ihn kraft eigner Machtvollkommenheit zum Kirchenfürsten ernannt, ließ ihn aber wegen allzu toller Intrigen, Gewaltsamkeiten – noch die Mitschuld an der Ermordung eines Diakons legte

man ihm zur Last – wieder fallen und 542 absetzen. Auf einer Synode der Kaiserstadt im Mai/Juni 536 wurde über die Patriarchen Severos von Antiochien und Anthimus von Konstantinopel (535–536) der Bann verhängt, durch Justinian bestätigt, die Gefolgschaft des Severos aus Konstantinopel geworfen; Severos selbst floh wieder nach Ägypten. All dies geschah natürlich zur großen Zufriedenheit Roms, doch entgegen fundamentalen politischen Interessen.[64]

Beeinflußt von Theodora, hat Justinian zuweilen aber auch Verständigungsmöglichkeiten gesucht, weshalb Verfolgungsphasen mit Vermittlungsbemühungen wechseln. Bereits 531 gibt der Kaiser, unter Theodoras Drängem und wohl auch aus staatspolitischem Kalkül, den harten Kurs gegen die Monophysiten preis. Nach dem Nika-Aufstand nimmt er die monophysitenfreundliche sogenannte theopaschitische Formel «einer aus der Dreifaltigkeit hat im Fleisch gelitten» als Versöhnungsformel an, die auch Papst Johannes II. am 25. März 534 sanktioniert! 535 bringt Theodora die Monophysiten Theodosios und Anthimus auf die Patriarchenstühle Alexandriens und Konstantinopels, was freilich sofort den Protest des Papstes Agapet hervorruft, der im Frühjahr des nächsten Jahres den Hof besucht, worauf Anthimus abdanken, sein führender Anhang die Hauptstadt verlassen muß und Justinian die Verfolgung der Monophysiten noch verschärft – zeitweise gibt es nur drei ihrer Bischöfe im ganzen Reich. Ja, nach monophysitischen Berichten sollen orthodoxe Bischöfe Monophysiten sogar auf dem Scheiterhaufen verbrannt oder zu Tod gefoltert haben. Das Problem blieb jedenfalls ungelöst, weil Justinian nur Kaiser einer Kirche sein konnte und er sich bei der Rückeroberung Italiens auch immer enger Rom anschloß, anschließen mußte, da er den Papst und die italienischen Katholiken unbedingt brauchte. Doch als er das katholische Nordafrika, das katholische Italien zurückgewonnen, als das politische und militärische Schwergewicht sich wieder auf den Osten verlagert hatte, da ging Kaiser Justinian noch kurz vor seinem Tod zu den Aphthartodoketen über, dem extremsten Flügel der Monophysiten![65]

Das monophysitische Schisma breitete sich teilweise beträcht-

lich aus, besonders durch den 578 gestorbenen Metropoliten Jakobos (nach dem die westsyrischen Monophysiten künftig «Jakobiten» heißen). Sie schaffen sich Hochburgen, werden zu «Nationalkirchen» in Syrien und Ägypten. Freilich werden sie auch durch Jahrhunderte verfolgt. Schon unter Justin II. (565–578) beginnen neue schwere Pogrome. Auf griechischem Gebiet zwingt man die Monophysiten gelegentlich auch, zur katholischen Kirche überzutreten, wie 1072 in Antiochien, wo der Patriarch der Melchiten, der «Rechtgläubigen», der «Kaiserlichen», die Kirchen der Monophysiten, der Jakobiten, zerstören, ihre Priester gefangensetzen und foltern läßt.[66]

Zu den von Justinian als besonders schlimm eingestuften «Häresien» – Montanisten etwa, gnostische Ophiten (die der Schlange eine zentrale Stellung einräumten), Borboriten (die Weibergemeinschaft praktiziert und den durch Onanie gewonnenen Samen sowie Menstrualblut zur Erlösung der darin enthaltenen Lichtkeime, Seelen, geopfert und genossen haben sollen) – gehörten natürlich unter anderen die Manichäer. Wie die Borboriten suchten auch sie die Fortpflanzung der Menschheit zu verhindern; die Manichäer durch propagierte planmäßige Empfängnisverhütung.[67]

Gleich vielen Kirchenführern – hier ausführlich am Beispiel Papst Leos I. gezeigt (S. 263 ff) – und vielen christlichen Kaisern, besonders Valentinian I., Valens, Theodosius I. und II., hat auch Justinian die Manichäer unnachsichtlich verfolgt, er schlimmer als alle seine Vorgänger. Zunächst zwar diskutierte er mit ihnen, um sie zu widerlegen. Doch verteidigten sie ihre Lehren «mit satanischer Hartnäckigkeit» und viele starben dafür. So bedrohte Justinian bereits 527 die «verfluchten» Manichäer mit Vertreibung und Todesstrafe im ganzen Reich. Auch jeder bekehrte Manichäer, der noch Kontakte mit seinen Genossen unterhielt, erst recht jeder, der wieder zu ihrem Glauben konvertiert ist, hatte sein Leben verwirkt.[68]

Dennoch konnte der Kaiser die Sekte nicht sonderlich schwächen, geschweige vernichten; ja, er konnte nicht einmal ihre weitere Ausbreitung verhindern. Und, grotesk, nahezu unglaubhaft:

er selbst machte um 540 den von Theodora protegierten syrischen Geldwechsler Petros Barsymes zum höchsten Finanzchef seines Reiches und 543 zum Prätorianerpräfekten – einen Mann, der, falls man Prokop glauben darf, ganz offen seine führende Position bei den Manichäern bekannt und trotzdem noch über den Tod Theodoras hinaus hohe Staatsämter bekleidet hat.[69]

Für Heiden «eine Art Inquisitionsverfahren»

Hartnäckig setzte Justinian den Kampf gegen das Heidentum fort. Schon seit zweihundert Jahren als crimen publicum geächtet, war es doch noch immer nicht tot. Es lebte in abgelegenen Gegenden oder Grenzgebieten, in der syrischen Wüste, den Bergen Anatoliens, der libyschen Oase Augila, auf der Nilinsel Philae, aber auch und gerade in gelehrten Zirkeln, in der besten Gesellschaft Konstantinopels.

In einem ersten antiheidnischen Erlaß – zwar undatiert und ohne Angabe der Herkunft, doch von neueren Forschern Justinian zugeschrieben – befiehlt er zusätzlich zu den scharfen früheren Gesetzen, heidnischen Gottesdiensten nachzuspüren. Auch untersagt er Schenkungen und Testamentsvollstreckungen zugunsten von Heiden. Ein weiteres, zweifellos von Justinian stammendes Dekret attackiert besonders den Opferdienst und die «unheiligen» Feste. Und über die frühere Gesetzgebung hinaus, die den paganen Kult und die Rechtsfähigkeit seiner Vereinigungen durchaus zu vernichten suchte, will ihn Justinian jetzt sozusagen in Gänze aufrollen: er befiehlt die Zwangstaufe eines jeden Heiden samt seiner Familie unter Strafe der Konfiskation. Sich Widersetzende verlieren die staatsbürgerlichen Rechte, ihr ganzes bewegliches und unbewegliches Gut. Altgläubigen Lehrern wird das Lehren verboten, das staatliche Gehalt verweigert und gleichfalls ihr Vermögen konfisziert; sie selber müssen ins Exil. Zum erstenmal in der Geschichte wurde so «eine Art Inquisitionsverfahren über die Heiden verhängt» (Geffcken).[70]

Nachdem ein weiteres Gesetz des Kaisers 529 Heiden wie anderen Nichtkatholiken erneut alle Ämter und Würden, auch jede Lehrtätigkeit untersagt, eröffnet er noch im Herbst desselben Jahres zahlreiche Prozesse gegen religiös renitente Beamte. Er dringt nun in bisher beispielloser Verfolgung (gelegentlich sogar über die Grenzen hinaus) materiell und geistig auf völlige Ausrottung. Zwar bestanden die meisten antiheidnischen Gesetze schon, doch wurde mit ihrer Durchführung jetzt unerbittlich Ernst gemacht. «Wir ertragen es nicht, dieser Unordnung ruhig zuzusehen», hieß es 529, als man auch die Akademie von Athen schloß, die letzte große heidnische Universität, all ihre Güter wegnahm und das Lehren der Philosophie auf ewig verbot. Die bedeutendsten Athener Denker, darunter Damaskios, das Haupt der Akademie, emigrierten ins Perserreich, kehrten aber anscheinend, entgegen der üblichen Meinung, wieder zurück. Die letzten alten Heiligtümer Ägyptens wurden geschlossen oder, wie der berühmte Tempel des Jupiter Ammon in der libyschen Wüste, in christliche Kirchen umgewandelt, alle Heiden für unfähig erklärt, irgendeinen Rechtsakt gültig zu vollziehen. Man befahl ihre unverzügliche Zwangstaufe, einschließlich der Säuglinge, wobei allein der kirchenpolitische Vertraute und Beauftragte des Kaisers, der Syrer Johannes von Amida, später Bischof von Ephesus, ein Monophysit, das Reich Gottes in den kleinasiatischen Provinzen Asien, Karien, Lydien und Phrygien, wie er sich selber rühmte, um 70–80 000 neue Christen, 96 neue Kirchen und 12 Klöster erweiterte – nicht ohne massive Nötigung und Bestechung: der Kaiser soll ein Kopfgeld gezahlt haben. Man befahl die Todesstrafe für das Darbringen von Opfer, für die Verehrung paganer Bilder, Todesstrafe für die Rückkehr von Christen zum Heidentum, Todesstrafe endlich auch für jeden, der zwar selber Christ ist, aber sein Hauswesen nicht mitchristianisiert.[71]

Da sich das Heidentum im kultivierteren Osten gerade in den gebildeten Kreisen am längsten hielt, traf die Verfolgung in Konstantinopel selbst viele Angehörige der höchsten Gesellschaftsklassen, Philosophen, hohe Staatsbeamte, Senatoren, Ärzte, gegen die man nun mit Absetzung vorging, Güterkonfiskation,

Tortur und Todesurteilen. Grammatiker, Sophisten, Anwälte, Mediziner, alles wurde eingekerkert, zwangsbekehrt, ausgepeitscht und gelegentlich hingerichtet. Götterstatuen und heidnische Bücher hat man öffentlich verbrannt, wie im Juni 559 auf dem Kynegion, nachdem man die gefaßten «Götzendiener» durch die Stadt geschleift. Alle Ungetauften, ja, wie wir jetzt gleich sehen, auch alle Christen außerhalb der katholischen Kirche, waren eben gänzlich rechtlos und wurden für die geringste religiöse Betätigung schwer bestraft.[72]

FÜR JUDEN «EIN SCHICKSAL DER SCHANDE ...»

Zeitweilig wüteten kaiserliche Büttel und Bischöfe auch gegen die Juden, deren Religion doch seit langem als religio licita galt. In seiner Neufassung des römischen Rechts, dem Codex Justinianus, aber hat Justinian den Grundsatz des theodosianischen Gesetzbuches getilgt, wonach die jüdische Religion eine erlaubte Religion war. «Zweihundert Jahre christlicher Herrschaft genügten, das Judentum in die Illegalität abzudrängen» (Stemberger). Der Herrscher unterscheidet jetzt die Juden überhaupt nicht mehr von Heiden und «Häretikern», sondern stellt sie mit ihnen, nach dem gelegentlichen Vorgang freilich schon von Theodosius II. (S. 48 ff), auf eine Stufe, was jüdischen Ohren grauenhaft geklungen haben muß.[73]

Eine kaiserliche Novelle des Jahres 537 richtet sich so an den Präfekten Johannes von Kappadokien: «Eure Eminenz hat mir kürzlich kundgetan, daß Juden, Samaritaner, Montanisten oder sonstige abscheuliche Menschen unter den Kurialen sind, die auch jetzt noch nicht unser wahrer und untadeliger Glaube erleuchtet hat, sondern die in der Finsternis sitzen und mit ihrer Seele die wahren Mysterien nicht wahrnehmen, und da wir die Häretiker hassen, glauben sie aus diesem Grund frei zu sein von kurialen Verpflichtungen ...» Der Kaiser, der erstaunt ist, daß sein Präfekt nicht alle, die so denken, sofort «zerrissen» hat,

verordnet für sämtliche den weiteren Verbleib in der Kurie sowie die Leistung der Dienste und Zahlungen (munera), gesteht ihnen gleichzeitig aber keinerlei Privileg der übrigen Kurialen zu. Vielmehr sollen sie an Ehren «keine einzige genießen, sondern sie sollen ein Schicksal entsprechend der Schande erleiden, in der sie auch ihre Seele lassen wollen».[74]

Justinian drückte die Juden gesellschaftlich und juristisch. Sie durften keine kirchlichen Objekte mehr erwerben, weder Kirchengut noch Gelände, das für Kirchenbau in Frage kam, und auf keine Weise christliche Sklaven. Taten sie letzteres doch, mußten sie die Sklaven freigeben und 30 Pfund Strafe zahlen. Jede Tätigkeit, die Sklavenbesitz voraussetzte, war damit für Juden nahezu unmöglich. Der Kaiser erklärte sie als erster auch für unfähig, gegen einen Katholiken als Zeugen aufzutreten. Nur wenn dieser mit einem Nichtkatholiken stritt, durften sie dem Katholiken als Zeuge dienen.[75]

Für Afrika, wo man die Juden wie die Donatisten jagte, was wiederholt große Aufstände mitbedingt hat, erließ der Monarch 535 ein besonders rigoroses antijüdisches Gesetz. Er gebot, daß Synagogen nicht weiter als solche fortdauern, sondern in Kirchen umgewandelt werden sollten – womit erstmals der für bestehende Synagogen gewährleistete staatliche Schutz grundsätzlich aufgehoben und ihre Religionsausübung überhaupt unterbunden wird.[76]

Die «Christianisierung» von Synagogen war freilich, wie die von Heidentempeln, längst im Schwang. So wurde eine Synagoge in Edessa zur Stefanskirche, in Alexandrien 414 zur Georgskirche, in Konstantinopel durch Theodosius II. 442 zur Marienkirche (Chalkopratenkirche), in Daphne 507 zur Leontioskirche. Später, 598, machte Bischof Viktor die Synagogen Palermos zu Kirchen. Schon früher hatte Johannes von Ephesus, unter Justinian Patriarch Konstantinopels, in Asien, Karien, Lydien und Phrygien sieben Synagogen in Kirchen umgewandelt. Synagogen wurden offenbar, wie Tempel, gewöhnlich stark verändert, ehe die Christen sie selber benutzten. Doch kam es auch vor, daß man Synagogen abbrannte oder völlig schleifte und dann, wie in Apameia, mit einer Kirche überbaute.[77]

Selbst in rein theologische Auseinandersetzungen und in die Gottesdienstpraxis der Juden mischte sich der Regent, wie bei einem internen Streit der Synagoge von Konstantinopel. Er erzwang die Erlaubnis zum Lesen der Thora, des Pentateuch, der fünf Bücher Mose in griechischer oder lateinischer Übersetzung. Dazu erließ er sogar seine längste Judenverordnung, die Novelle 146 aus dem Jahr 553. Er gab bestimmte Empfehlungen zur Bibellektüre, aber er traf auch Vorschriften. So sollten die Juden in der Schrift stets die angeblichen Hinweise auf Christus herauslesen. Dagegen verbot er ihre eigene Exegese, wie sie in der Mischna steht. Auch drängte er sie zur Annahme des christlichen Ostertermins.[78]

Die Kirche hat die judenfeindlichen Erlasse des Kaisers zu den ihren gemacht und auf zahlreichen Synoden etwa eingeschärft, keinem Juden ein Amt zu geben, durch das er Vorgesetzter eines Christen werde. Selbst wo man Justinians Gesetzbuch nicht übernahm, wurde doch dessen antijüdischer Teil mittelbar oder unmittelbar rezipiert und weithin normgebend bis in die Neuzeit. «Im Grunde genommen gehen beinahe alle späteren kirchlichen und staatlichen Judengesetze auf ihn zurück und bauen ihn nur, den jeweiligen Zeit- und Ortsverhältnissen entsprechend, aus. Viele dieser Dekrete sind von den durch die Völkerwanderung neu entstandenen Staaten angenommen und von Päpsten und Konzilien eingeschärft worden» (Browe).[79]

Noch barbarischer als gegen die Juden ging der katholische Tyrann gegen eine besonders schwache Minorität vor.

Justinians Ausrottung der Samaritaner

Die Samaritaner, mit den Juden rassisch und religiös verwandt, standen gleichwohl zu diesen traditionell schlecht und wurden schon im Judenaufruhr unter dem Christen Gallus (I 324 f) verfolgt. Zu einer Revolte der Sekte war es auch 484 unter Kaiser Zenon gekommen. Die Gemeinschaft erhob einen gewissen Justasas, einen angeblichen Bandenchef, zum König und eroberte Caesarea und Neapolis (Nablus, das alte Sichem), wo man in die Kirche eindrang und dem zelebrierenden Bischof Terebinthos die Finger abschnitt. Die Erhebung wurde durch einen Truppeneinsatz niedergeschlagen, Justasas getötet, der ganze Besitz der Samaritaner beschlagnahmt, nach Neapolis eine starke Garnison geworfen und seine berühmte Synagoge zu einem christlichen Kloster gemacht. Man verbot den Samaritanern den Zutritt zum Garizim, zu ihrem Heiligen Berg, und modelte dessen Heiligtum auf dem Gipfel in eine Marienkirche um (die man unter Kaiser Anastasios zwar zurückeroberte, durch einen christlichen Gegenangriff aber wieder verlor).[80]

Solch ständige Reibereien waren unvergessen, doch verhältnismäßig geringfügig im Vergleich zu der Empörung von 529. Ihre tieferen Ursachen sieht die ältere christliche Forschung «fast durchweg» in dem «Christenhaß» (Kautzsch) der Sekte wurzeln, während es in Wirklichkeit, wie Sabine Winklers eingehende Untersuchung zeigt, «umgekehrt» war, nämlich «der christliche Fanatismus» dahinterstand mit dem «intensiven Haß der Kirche».[81]

Dem Aufruhr vorhergegangen war eine ganze Reihe sehr repressiver Justinianedikte, unter anderem «De Haereticis et Manichaeis et Samaritis», worin die «Ketzer» samt Heiden, Juden und Samaritanern rigoros belastet werden, worin der Kaiser alle antihäretischen Verfügungen früherer christlicher Herrscher anführt und neue hinzufügt. Die Genannten haben kein Recht, obrigkeitliche Ämter und Würden einzunehmen; kein Recht, über Christen oder gar Bischöfe zu Gericht zu sitzen; kein Recht, katholische Kinder vom Testament auszuschließen, andernfalls

das Testament ungültig ist; kein Recht, Rechtsversammlungen, Synoden zu halten, Taufen vorzunehmen, Bischöfe anzustellen; kein Recht, Klöster, Abteien, Asyle zu bauen; kein Recht, Ländereien selbst oder durch Beauftragte verwalten und bewirtschaften zu lassen und so weiter.

Den eigentlichen Anlaß zum Aufstand bildete offenbar ein Erlaß von 529, der allein den Samaritanern galt, einer besonders geringen Minderheit also, an der man wohl ein Exempel statuieren wollte. Die katholische Regierung befahl jetzt die Zerstörung der samaritanischen Synagogen, die Bestrafung aller, die ihren Wiederaufbau wagen, erklärte die Unfähigkeit der Samaritaner zu irgendwelchen Schenkungen oder Veräußerungen bei Strafe der Vermögenskonfiskation, auch die Vererbungsunfähigkeit; nur Katholiken dürfen sie beerben. Bischöfe und Gouverneure müssen die Maßnahmen überwachen.[82]

Manche Historiker halten dies letzte Edikt (Cod. Just. 1,5,17) erst für die Folge der Erhebung. Nach Prokop und Chorikios, einem Sophisten des 6. Jahrhunderts aus Gaza, aber war es offenbar seine Ursache. Den unmittelbaren Anlaß jedoch zum Konflikt gab anscheinend «eine Sitte im Gebiet Palästinas», von der Malalas berichtet, der Brauch der christlichen Jugend, am Sabbat die Häuser und Synagogen der Samaritaner zu steinigen. «Am Tage des Sabbat kam die Jugend der Christen nach dem Verlesen des Evangeliums aus der Kirche und schickte sich an, in den Synagogen der Samariter Spottlieder zu singen, und bewarf deren Häuser mit Steinen. Diese hatten nämlich die Sitte, sich an dem Tage zurückzuziehen und sich abzusondern. Und zu jener Zeit (d. i. zu Beginn des von Malalas schon vorher genannten Aufstandes) ließen sie es sich nicht gefallen, den Platz den Christen zu überlassen. Als nach dem heiligen Evangelium die christliche Jugend in die Synagogen der Samariter eindrang und sie steinigte, stürzten die Samariter heraus, wandten sich gegen die Eindringlinge und töteten viele mit dem Schwert. Viele Jugendliche flohen zum Altar des heiligen Basilios, der sich dort befand, und einige der Samariter verfolgten sie und töteten sie angesichts des heiligen Altars.»[83]

Die Rebellion erfaßte ganz Samaria, von der Hauptstadt Skythopolis im Osten bis Caesarea an der Küste. Doch das eigentliche Herz des Widerstands war das Hochland von Samaria, wo die Unterdrückten einen der ihren, Julian, vermutlich einen Kolonen, zum König krönten. Die christlichen Quellen, in offiziellen Weltchroniken, in Mönchsbiographien stehend, berichten selbstverständlich völlig einseitig, erwähnen niemals den ausschlaggebenden sozialen Aspekt der Sache und schimpfen Julian «Brigant», «Bandenführer», «Räuberhauptmann». So betont Bischof Johannes von Nikiu (Ort auf einer Nilinsel) in seiner griechischen Weltchronik vom Ende des 7. Jahrhunderts die religiös-nationale Seite des Aufstands: «Ein samaritanischer Brigantenführer versammelte um sich alle Samariter und entfesselte einen großen Krieg ... Er leitete eine große Anzahl von Menschen seines Volkes irre, indem er trügerisch versicherte, daß er der Gesandte Gottes sei, um das Königreich der Samariter wiederherzustellen, so wie es Roboam ... getan hatte, der nach Salomon dem Weisen, Sohn des David, regiert hatte, und der das Volk Israels verführt und es zum Götzendienst verleitet hatte ...».[84]

Die sich erhebende Sekte brannte viele Orte in der Umgebung von Skythopolis nieder, verheerte Städte und große Domänen, verwüstet die Kirche von Nikopolis, steckt die von Bethlehem in Flammen, tötet den Bischof von Neapolis, Mammonas, und viele Priester. Man stürmt bis vor Jerusalem, da größere Truppenkontingente bloß an den Grenzen stehen und im kaiserlichen Hauptquartier. Justinian löst den Gouverneur Bassus ab, läßt ihn köpfen und setzt den dux Palaestinae, Theodoros Simos (dem – dies zeigt die Heftigkeit der Rebellion – Einheiten mit Rom alliierter arabischer Stämme unter dem Phylarchen von Palästina assistieren), mit schwerbewaffneten Streitkräften in Marsch. Theodoros drängt die schlecht gerüsteten, kampfungewohnten Rebellen auf ihr Zentrum zurück, umzingelt sie, fängt Julian und schickt seinen Kopf samt Krone nach Konstantinopel. Außerdem sticht man 20 000 Samaritaner ab, nach Malalas, 100 000 nach Prokop; 50 000, wohl meist Kolonen, fliehen zu den Persern und bieten ihren Beistand im Krieg gegen Byzanz an

sowie die Auslieferung Palästinas samt allen Schätzen der «Heiligen Stadt» – über das Schicksal dieser Flüchtlinge, ihre eventuelle Ansiedlung, ihre Teilnahme an Feldzügen gegen Ostrom ist nichts bekannt. Andere verkriechen sich auf dem Berg Garizim oder, ein Zufluchtsort seit je, in den Höhlen der Trachonitis (das heute el-Lega genannte Lavaplateau), wo sie der dux Irenaios aus Antiochien jagt, durch den der Kaiser inzwischen Theodoros ersetzt hatte, mit dem er gleichfalls unzufrieden war. Und 20 000 samaritanische Mädchen und Knaben verkauft man nach Persien, nach Indien als Sklaven.[85]

Die Samaritaner, weitgehend ausgerottet, verschwinden seitdem nahezu aus der Geschichte.

Die Ursache der Erhebung? Offensichtlich doch die Unterdrückung durch das christliche Byzanz, das ja auch die Manichäer verfolgte, Montanisten, Juden, zumindest phasenweise die Monophysiten und andere, besonders hart aber die extrem kleine Minorität eben der Samaritaner. Avi-Yonah hat wohl recht, wenn er deren Verhalten im 6. Jahrhundert ein «Resultat ihrer Verzweiflung» nennt; «die Massen dieses Volkes begriffen plötzlich, daß angesichts der Ausbreitung des Christentums in Palästina und im Ausland keine Hoffnung mehr bestand, ihre frühere Stellung zu behaupten».[86]

Im Grunde galt der große Aufruhr und das noch größere Gemetzel wie gewöhnlich nicht der Religion, weder der einen noch der andern, sondern handfesteren Dingen. Denn nicht zufällig rekrutierte sich der Hauptteil der Aufständischen aus der niedersten Schicht der Samaritaner, aus den Landbewohnern, Handwerkern, Kolonen, Sklaven, die kaum etwas zu verlieren hatten, außer ihrem Leben freilich; die auch ihren Anführer Julian aus ihren Reihen wählten. Sie waren das aktive Element, während die oberen Schichten unterschiedlich reagierten. Die oberste und zahlenmäßig kleinste Klasse, die wohl mit den christlichen Großagrariern konkurriert haben mag und viel zu verlieren hatte, bekehrte sich bezeichnenderweise sofort zum Christentum, wenigstens nach außen, so daß die Insurgenten nicht einmal von ihren eigenen Glaubensgenossen voll unterstützt worden

sind. Für die Ärmsten, am meisten Ausgebeuteten aber ging es primär weder um Religion noch um Revolution, um radikale Veränderung, sondern nur um eine Änderung im Rahmen des Bestehenden; was für die christliche Sklavenhalterklasse, die alles tat, um den status quo ökonomisch und ideologisch zu sichern, natürlich unannehmbar war.[87]

Dagegen ging es bei einem ganz anderen und ungleich größeren Verbrechen, Justinians Eroberung des Westens, gewiß ebenso um Religion als um Politik, falls sich das, weltpolitisch, überhaupt je trennen läßt. Zwar hat Politik gewöhnlich längst nichts mehr mit Religion zu tun, Religion aber immer mit Politik. Unter Justinian jedenfalls hingen beide untrennbar zusammen, war es offenbar von Anfang an sein Ziel, die politische und religiöse Einheit des römischen Weltreichs (wieder)herzustellen. Er unternahm deshalb zwei große Kriege, Angriffskriege, gegen zwei germanische, gegen zwei christliche Völker, die freilich «Ketzer» waren, weshalb sie auch «in aller Uncultur und viehischen Rohheit stecken» blieben (Katholik Schrödl). So wird es «der Lieblingswunsch seines Herzens und seines Volkes, die Macht des Arianismus zu brechen» (Katholik Höfler). Dieser «Lieblingswunsch» führte zur völligen Vernichtung der Wandalen, der Ostgoten, zu ihrem restlosen Verschwinden aus der Welt.[88]

Die Wandalen oder «Gegen die, denen Gott zürnt ...»

Die Wandalen, ein ostgermanischer, schon bei Tacitus und dem älteren Plinius erwähnter Stamm, bewohnten ursprünglich wohl Nordjütland (heute Vendsyssel) und die Oslobucht (heute Hallingdal). In den beiden ersten christlichen Jahrhunderten lebten sie, gespalten in Hasdingen, die erst in Afrika, und Silingen, die schon vorher ausgelöscht wurden, als Nachbarn von Goten und Burgundern zwischen Bug und Elbe, in Zentralpolen, Nordostdeutschland und Schlesien (lat. Silesia, slaw. Sleza), benannt nach

dem Wandalenstamm der Silingen. Sie waren damals bereits ein Reitervolk und nahmen später selbst auf Raubzügen über See ihre Pferde mit. Um die Mitte des 3. Jahrhunderts saßen sie am mittleren Main, der Stamm der Hasdingen an der oberen Theiß. Mehrere Generationen lang lebten sie in der heutigen Ungarischen Tiefebene. Im Jahr 406 drangen die Hasdingen-Wandalen, vielleicht vor den anstürmenden Hunnen aus Pannonien flüchtend, unter König Godigisel donauaufwärts bis zum heutigen Regensburg. Dann zogen sie den Main hinab, wo bei schweren Kämpfen mit den Franken, den Bundesgenossen der Römer, etwa 20 000 Wandalen und König Godigisel fielen. Nur das Eingreifen der Alanen und ihres Königs Respendial bewahrte sie noch vor dem Untergang. In der Silvesternacht 406 überschritten sie, «bereits Christen, Arianer» (Tüchle), samt Alanen, ihren alten Bundesgenossen, Sueben und den Silingen-Wandalen, die sich ihnen angeschlossen, bei Mainz den gefrorenen (wegen der Westgotengefahr in Oberitalien von Truppen entblößten) Rhein. Sie brandschatzten, was die christlichen Chronisten in grellen Farben schildern, Mainz, wo sie auch viele in eine Kirche geflüchtete Einwohner massakrierten. Sie suchten Worms heim, Trier, Reims, Amiens, Arras, Tournay, Narbonne, befestigte Städte, Dörfer – «Da lagen welche als Futter der Hunde», beklagt seinerzeit Bischof Orientius von Auch (Augusta) in Aquitanien «den Leichenzug der hinsinkenden Welt». «In Dörfern und Häusern, auf dem Land, an den Straßen und in allen Gauen, auf allen Wegen hier und dort herrschten Tod, Schmerz, Vernichtung, Niederlage, Brand und Trauer. Ganz Gallien rauchte wie ein riesiger Scheiterhaufen.» Und der spanische Bischof Hydatius sah die vier apokalyptischen Plagen gekommen: Krieg, Hunger, Pestilenz und wilde Tiere.[89]

Allerlei Greuel freilich, die man bei diesen ungeheuren Brand- und Mordzügen den Wandalen ankreidet, wurden später begangen, besonders von Sarazenen. Auch waren die Wandalen, als sie Mainz und Gallien verheerten, als sie, nach späterer Tradition, die Bischöfe Desiderius von Langres und Antidius von Besançon ermordet haben sollen, um dies nochmals zu betonen, bereits

Christen, zumindest die wahrscheinlich schon in Ungarn «bekehrten» Hasdingen. Sie gebrauchten Bibel und Liturgie des Westgotenapostels Bischof Wulfila. Allem Anschein nach machten sie in der Schlacht bei Toulouse 422 bereits ein Schriftwort zum Feldgeschrei. In Spanien waren sie sicher Christen, haeretici, wie Salvian bezeugt. Und natürlich führten auch sie den Ursprung königlicher Gewalt auf Gott zurück. Wie alle christliche Welt kannten auch sie das Gotteskönigtum – Ausdruck der engen Verbindung von Staat und Kirche.[90]

Drei Jahre blieben die Wandalen in Gallien. Dann bezwangen sie, mit Alanen und Sueben, unter König Gunderich (407–428), Godigisels Sohn, im Herbst 409 die schlecht verteidigten Pyrenäen und fielen in Spanien ein (daher: Andalusien), wo sie zwei Jahrzehnte, verwüstend, plündernd, tötend, gegen Goten, Sueben, Römer zum Teil harte Kämpfe bestanden, auch Hungersnöte entfesselten, Epidemien. Die Silingen wurden dabei in den Jahren 416, 417, 418 von den Westgoten unter Vallia ausradiert.[91]

In Sevilla zog König Gunderich den besonderen Haß der katholischen Geistlichkeit auf sich. Er konfiszierte die Kirchenschätze von St. Vincent und starb darauf 428 eines jähen Todes – offenbar am Zorn Gottes. Nun übernahm sein Halbbruder Geiserich (428–477) die Herrschaft, ein unehelicher Sohn König Godigisels (den er vor seinen Augen in der Schlacht gegen die Franken sterben sah; nach Prokop soll er gekreuzigt worden sein).

Geiserich, der Sohn einer Sklavin, ebenso begabt und kühn wie skrupellos, verschlagen, der römischen Diplomatie reichlich gewachsen, war einer der «großen» germanischen Politiker seiner Zeit. Im Mai 429 – eine Tat fast ohnegleichen – brachte er etwa 80 000 Wandalen, eingeschlossen Frauen, Kinder, Greise, Sklaven, über die Meerenge von Gibraltar nach Marokko, wo er sich vielleicht bereits Stützpunkte geschaffen, zuvor aber noch die nachstoßenden Sueben sowie ein kaiserliches Heer gänzlich geschlagen und sich so für alle Fälle die Rückkehr offengehalten hatte. Doch eroberte er mit nur rund 16 000 Kriegern, freilich auch mit bisher von Germanen nicht begangenen Greueln, im Sturm Nordafrika – ein Land, das nie sich selbst, sondern den

Karthagern gehörte, Römern, den Wandalen, Byzantinern, Arabern, Türken, Franzosen. Ein Land, das zwar durch Maurenaufstände geschwächt war, durch religiöse, sozialrevolutionäre, politische Konflikte, das schätzungsweise aber immerhin sieben bis acht Millionen Menschen bevölkerten. Doch in fast einem Jahr besetzte Geiserich, gegen den Widerstand der kaiserlichen Truppen, des Adels, des katholischen Klerus, mehr als 1000 Kilometer der Küste. Dabei trieb er, so erzählt wenigstens der spätwandalenzeitliche Bischof Victor von Vita, hie und da benachbartes Volk zusammen und ließ es gegen die Städte anrennen, um hinter der lebendigen Deckung vorzugehn oder mit den Leichen dieser Leute ein Festungsumfeld zu verpesten – was dann auch Dschingis-Khan gemacht haben soll. Im Frühjahr 430 schlug er den kaiserlichen Feldherrn Bonifatius bei Hippo Regius und belagerte die Stadt, während darin Augustinus starb (I 526 ff).[92]

Am 11. Februar 435 schlossen die Wandalen in Hippo Regius Frieden und traten als Föderaten in den Dienst der Römer. Nach zwei Jahren aber gab es Streit, offenbar aus religiösen Gründen. Vermutlich agitierten katholische Geistliche gegen den arianischen Gottesdienst und verweigerten den «Ketzern» die Einräumung von Kirchen. König Geiserich exilierte einige Bischöfe, darunter Possidius von Calama, den Biographen Augustins (I 530).[93]

Etwa zur selben Zeit begannen die Raubzüge der Invasoren zur See. Und als ihnen, bei einem plötzlichen Überfall, Karthago am 19. Oktober 439 ohne Schwertstreich zufiel, Geiserich das gesamte Vermögen des gegnerischen Klerus einzog und diesen verbannte, rüstete er mittels der im Hafen liegenden Schiffe eine gewaltige Flotte, die jahrzehntelang das Mittelmeer beherrschte. Jahr für Jahr unternahm er jetzt mit Frühlingsbeginn seine Beutetouren nach Sizilien, Italien, Spanien, später auch nach Griechenland, und er verstand es als christlicher König offenbar, selbst seine Seeräuberei religiös zu verbrämen. Einmal in Karthago, nun seine Residenz, unter bereits gehißten Segeln gefragt, wohin die Fahrt denn gehe, soll er geantwortet haben: «Gegen die, denen Gott zürnt.» Prokop: «So fiel er grundlos über alle her, wie es sich eben traf.»

Schon 440 suchten die Wandalen, auf Betreiben ihres Bischofs Maximus, Sizilien mit Brandschatzungen und Katholikenpogromen heim. (Nach späteren katholischen Chronisten haben auch die sizilianischen Arianer viele Katholiken umgebracht.) Doch die ausgeschickte kaiserliche Flotte wurde 441 wegen drohender Hunnengefahr wieder zurückbeordert, und Kaiser Valentinian III. und Byzanz bequemten sich 442 zum Friedensschluß. Geiserich hatte damit den ersten souveränen und unabhängigen Germanenstaat auf römischem Boden geschaffen. Er besaß dessen reichste und fruchtbarste Provinzen: Mauretania, Tingitana, Zeugitana, Byzacena und Numidia proconsularis. Er besaß schließlich auch Sardinien und Korsika, dessen Wälder er durch verbannte Zwangsarbeiter für seine Schiffsbauten abholzen ließ. Und um 455 bekam er auch noch die Balearen, schon 425 von ihm geplündert. Von Gibraltar bis Konstantinopel beherrschte er das Meer und erkannte nicht einmal mehr nominell den byzantinischen Kaiser an. Freilich mußte er als Unterpfand des Friedens seinen Sohn Hunerich nach Italien schicken.[94]

Doch auch Italiens Küsten beraubten und verheerten die christlichen Piraten, die einzige Seemacht unter allen Germanenstämmen. Wurde doch Rom selbst, als im Juni 455 die wandalischen Schiffe unheimlich schnell an der Tibermündung aufkreuzten, vierzehn Tage lang – von den alten Kaiserpalästen bis zu den Tempeln, von kostbaren griechischen Statuen bis zu bronzenen Dachziegeln – höchst gewissenhaft und planvoll, viel gründlicher ausgenommen als 410 durch die Westgoten Alarichs, allerdings ohne Blutbad, Feuersbrünste und Verwüstungen (S. 36 ff). Freilich schleppte man auch Tausende römischer Bürger fort, besonders hochrangige und jüngere. Und bald suchte Italien durch die abgeschnittene Getreidezufuhr eine Hungersnot heim, die dann zum Sturz des neuen Kaisers Avitus führte.[95]

In den fünfziger Jahren eroberten die Wandalen die letzten noch römischen Gebiete Nordafrikas. Beim Feldzug Kaiser Majorians kaperte Geiserich 460 in einem tollen Handstreich die weströmische Flotte, etwa 300 Schiffe. Sie sollte das anrückende gewaltige Heer von Cartagena über die Straße von Gibraltar nach

Afrika bringen. Doch kurz bevor der im Mai eintreffende Kaiser zu seiner Flotte kam, war sie weg. Und selbst ein gemeinsamer, für Geiserich hochgefährlicher Krieg West- und Ostroms 468 gleichzeitig von Italien, Ägypten und Konstantinopel aus, von wo das Hauptkorps unter Kaiser Leos Schwager Basiliskos direkt nach Karthago segelte, scheiterte, nachdem wieder ein großer Teil der byzantinischen Armada einer raffinierten Attacke des Königs beim heutigen Kap Bon, in der Nähe von Karthago, zum Opfer fiel. Kaiser Zenon erkannte gegen unbedeutende Zugeständnisse Geiserichs 476 den vollen Besitzstand des Wandalenreiches (einschließlich der Inseln) an. Im selben Jahr erlosch offiziell das weströmische Imperium; während das oströmische noch um tausend Jahre, bis 1453, überlebte.[96]

Der Arianer Geiserich verfolgt die Katholiken

Unter allen germanischen Staaten war das Wandalenreich als einziges religiös intolerant und ein erbitterter Gegner des Katholizismus, mochte die Feindseligkeit primär auch gar nicht religiös begründet gewesen sein. Betraf sie zunächst doch einen Punkt, an dem die Alleinseligmachende allerdings stets am empfindlichsten ist, ihre Einkünfte, ihre ausgedehnten Güter. Entsprechende Konfiskationen machten den katholischen Klerus zum unversöhnlichen Feind des Königs. Und wie kein anderer Germanenfürst der Zeit verstand er es, das noch junge wandalische Christentum politisch auszumünzen, indem er seinen Kampf gegen Rom auch zu einem Kampf des Arianismus gegen den alle Andersgläubigen jagenden Katholizismus machte. Dies sicherte Geiserich den Beistand von Arianern und Donatisten, aber auch von vielen, die Rom gegenüber gleichgültig waren oder dessen Regiment ablehnten. Es gab genug antirömisch Gestimmte, genug Überläufer und Kollaborateure in einem Reich, das seine Herrschaft krasser Inhumanität verdankte. Und da Geiserich die katholischen Grundherren gegen deren wilde Widersetzlichkeit sogleich ent-

eignet, ins Elend gestoßen hat, ihnen angeblich bloß die Wahl lassend zwischen Exil und Versklavung, was derart in keinem anderen Germanenstaat geschah, da er die Grundbücher der römischen Steuerbehörden planmäßig vernichtete, kurz, das ganze bestehende System zu liquidieren suchte, liefen ihm auch zahlreiche Sklaven und Kolonen zu. «Vertrieben und ausgeplündert sind die Herren», klagt Bischof Sidonius Apollinaris, Schwiegersohn des Kaisers Avitus, «der Barbar hält Afrika besetzt, seine Wut hat den Adel des Landes verstoßen».[97]

Vor allem reiche Kirchen und Klöster wurden geplündert, zerstört, galten sie doch weithin als «ideologische Hochburgen der römischen Herrschaft» (Diesner). Wie überhaupt die katholische Zivilbevölkerung nirgends Widerstand leistete, entweder gleichgültig war oder gar mit den Invasoren sympathisierte, auch zum arianischen Bekenntnis übertrat – trotz Geiserichs brutalem Angriff besonders auf Kleriker und Mönche, auf Nonnen, die man schändete, wobei der religiöse Fanatismus keine geringe Rolle gespielt hat, der Glaube, «als Träger des Arianismus eine göttliche Mission zu erfüllen» (Schmidt). Natürlich ließ auch Geiserich die für seine Krieger konfiszierten steuerfreien Güter, die sortes Vandalorum, wieder durch Kolonen bewirtschaften.[98]

Dem wandalischen König unterstanden beide Kirchen. Aber um die religiöse Einheit seines Reiches zu gewinnen, wollte er dem Arianismus die Alleinherrschaft vermitteln, machte er dessen Kirche zur Staatskirche, und die katholische, die über zahlreiche Bischofssitze verfügte, schädigte er systematisch. Sie, die eigentliche Verkörperung römischer Tradition, wurde daher zum Führer und Schürer des Widerstands gegen die fremdstämmigen Eroberer und «Ketzer», die sich ihrerseits selbstverständlich für die wahren Fortsetzer «apostolischer Tradition» und die Katholiken für «Häretiker» hielten. Arianisch und königstreu war für Geiserich ebenso identisch wie katholisch und königsfeindlich. Der katholische Klerus aber benutzte offenbar seine auswärtigen Verbindungen, um mit fremden Mächten zu konspirieren. Auch literarisch polemisierten Bischöfe wie Asclepius, Victor von Cartenna, Voconius von Castellum und andere gegen den Arianis-

mus. Selbst und gerade in Predigten machte ihr Haß nicht halt, was sogar einen «Kanzelparagraphen» des Königs bedingte. Jedenfalls waren es diese ständigen konfessionellen Auseinandersetzungen, «die immer wieder die Kraft des Reiches erschütterten und zuletzt es vernichten halfen» (Giesecke).[99]

Es begann nun eine Phase dauernder Drangsale und Pogrome für die Katholiken, deren Hauptquelle die freilich sehr einseitige, 488/89 veröffentlichte «Historia persecutionis Africanae provinciae» des Bischofs Victor von Vita ist. Dabei wandte der durchtriebene Geiserich, der sich als von Gott eingesetztes Haupt der arianischen Nationalkirche betrachtete, gegen die Katholiken kaum viel mehr als die seit Theodosius I. von den katholischen Kaisern verfügten «Ketzer»-Erlasse an (I 449 ff). Auch unterscheiden sich die wandalischen Katholikenverfolgungen «in nichts von den Verfolgungen, die Justinian gegen Nichtkatholiken geführt hat» (Dannenbauer).[100]

Gelegentlich zog der König, wie nach der Besetzung Karthagos, das gesamte bewegliche und unbewegliche Vermögen des gegnerischen Klerus ein. Auch viele von dessen Kirchen ließ er schließen, der wandalischen Geistlichkeit übergeben oder als Kasernen benützen. Als die Katholiken eine dieser Kirchen aufbrachen, um Ostern zu feiern, gingen die Arianer unter ihrem Ortspriester Andwit gegen sie vor. Bischof Victor Vitensis berichtet darüber: «Sie greifen zu den Waffen und dringen mit gezückten Schwertern in das Gotteshaus ein; andere ersteigen das Dach und schießen durch die Fenster der Kirche ihre Pfeile. Gerade zu der Zeit, wo das Volk Gottes Worte hörte und sang, stimmte ein Vorleser, der auf der Kanzel stand, das Halleluja an; in demselben Augenblick stürzt er, von einem Pfeil in die Kehle getroffen, tot nieder und das Buch entfällt seinen Händen. Wie es denn feststeht, daß auch viele andere durch Pfeile und Wurfspieße mitten auf dem Postament des Altars getötet worden sind. Und diejenigen, welche damals nicht durch das Schwert getötet wurden, wurden fast alle hinterher auf Befehl des Königs durch Martern gepeinigt und getötet, vor allem Leute in höherem Alter. Anderswo nämlich, wie es in Tunuzuda geschah, in Gales, Vicus

Ammoniae und andern Orten, wo die heiligen Sakramente dem Volke Gottes dargereicht wurden, drangen sie in furchtbarer Wut in die Kirchen ein, schleuderten Leib und Blut Christi auf die Steinfliesen und traten es mit besudelten Füßen!»[101]

Mit einigen Senatoren und hohen Beamten hat der König im Lauf der Jahre auch katholische Kleriker, darunter Karthagos Oberhirte Quodvultdeus (auf dessen Veranlassung einst Augustin seinen «Ketzer»katalog «De haeresibus» mit 88 Häresien schuf) und Augustinbiograph Possidius von Calama, zum Teil auf wenig seetüchtigen Schiffen, ins Ausland verbannt und manchmal die hohen Stühle unbesetzt gelassen, falls die Vertriebenen starben. Auch blieben Bischofsstühle in den Zentren wandalischer Macht nach dem Tod ihrer Inhaber zuweilen verwaist. Laut Victor Vitensis ging unter Geiserich die Zahl der Bischöfe der Provinzen Zeugitana und Proconsularis von 164 auf 3 zurück! Alle anderen seien getötet oder verjagt gewesen.[102]

Die karthagische Cathedra stand fünfzehn Jahre leer, von 439 bis 454. Und als sie im Oktober dieses Jahres Bischof Deogratias einnahm, ein einsichtiger, unfanatischer Mann, war das Verhältnis zu den Katholiken ungestört. Als diese aber nach seinem Tod 457 Geiserichs außenpolitische Schwierigkeiten offenbar zu Konspirationen gegen ihn nutzten, wurde eine Reihe des Hochverrats Verdächtiger verbannt und der karthagische Stuhl wieder nicht besetzt. Überhaupt hat der König den katholischen Klerus anscheinend weit mehr im Interesse der Staatssicherheit verfolgt als aus religiösen Gründen.[103]

Martyrien allerdings suchte er zu vermeiden, um nicht die Glaubensbrunst des Gegners zu entfachen. Indes kam es doch dazu, aus konfessioneller Verbohrtheit wie aus politischen Motiven. Die arianischen Wandalen sahen wahrscheinlich katholische Römer oft von vornherein als Staatsfeinde an, eine Optik freilich, die grundsätzlich gerade die Katholiken selber gut kannten. Und der wandalische Klerus ließ, wie der katholische, die Gelegenheit zur Befriedigung seiner Rachegefühle ungern verstreichen.[104]

Wegen der steten Gefahr des Landesverrats verlangte Geiserich

von seinen römischen Hofbeamten den Übertritt zum Arianismus. Widerstrebende traf zunächst Beschlagnahme des Vermögens, dann Verbannung, Tortur und schließlich Exekution. Zu den Mauren exilierte Christen, die dort missioniert und vom katholischen Nachbarbischof Priester erbeten hatten, ließ der König von wilden Pferden zu Tode schleifen. Der Bischof von Vita, Panpinianus, soll mit glühendem Eisenblech kaputtgemartert, der Bischof Mansuetus von Urusita lebendig verbrannt worden sein. Mit dem Tod bestrafte Geiserich auch den Widerstand gegen das Verbot katholischen Gottesdienstes oder seine Übertretung.[105]

Was immer katholische Chronisten an Geiserich mit Recht aufgebracht hat, einen Ruhm ließ ihm zumindest einer der ihren: Kirchenvater Salvian von Marseille pries Geiserichs Kampf gegen die «Unzucht». War doch, wie bezeichnend, der überaus blutbefleckte Christ in puncto Sexualität überaus prüde; bekanntlich eine häufige Kombination. Er bekämpfte nicht nur die Päderastie, sondern auch die Bordelle, ja, zwang sämtliche Dirnen, sich zu verheiraten. «Der König der Wandalen, der im Notfall vor keiner Bluttat zurückschreckt, empfindet vor der großstädtischen Pest der öffentlichen sexuellen Unzucht einen solchen Abscheu und hält diesen ganzen Greuel für seine Volksgenossen für derart verderblich, daß er ihn mit Stumpf und Stiel auszurotten unternimmt und augenscheinlich für Zeit seines Lebens ausgerottet hat. Ein Fall einzig in seiner Art in der gesamten Geschichte des Abendlandes und ein wirkliches Ruhmesblatt in dem sonst so fragwürdigen Ruhmeskranz des Königs der Wandalen.»[106]

Die Geschichte des Wandalenstaates wurde fast ausschließlich durch katholische Kleriker tradiert – auch die wenigen profanhistorischen Zeugnisse sind von ihnen stärkstens beeinflußt – und wohl sehr einseitig entstellt, besonders offensichtlich durch den Augustinfreund Bischof Possidius und den Bischof Victor Vitensis, der zwischen 484 und 489, wahrscheinlich in Konstantinopel, seine «Geschichte der Verfolgung in der Provinz Afrika» schrieb. Die Wandalen, an deren «Wandalismus» in Nordafrika unter Geiserich heute niemand mehr glaubt, werden von ihnen mit

Verleumdungen überschüttet. Sie reißen die Säuglinge von der Mutterbrust, zerschmettern sie am Boden, sie machen Priester und Reiche zu Lasttieren und hetzen sie zu Tode. Und dies ganz offenkundig deshalb, weil es ihr «Hauptverbrechen» war, «daß sie Arianer gewesen sind» (Gautier). «Der unnachgiebige Arianismus der Vandalen scheint mindestens ebensosehr wie ihre Überfälle und Beutezüge daran schuld zu sein, daß sich ihr schlechter Ruf über die Jahrhunderte hinweg so hartnäckig erhalten hat» (Finley).[107]

Wie sehr katholische Autoren oft die Wirklichkeit negieren, verdrehn, wie sie fast aufs Geratewohl erfinden, mag ein Beispiel zeigen.

Nachdem Geiserich Rom verlassen, berichtet Paulus Diaconus, ein Kleriker des 8. Jahrhunderts aus vornehmer langobardischer Familie, habe der König unter anderem auch Nola vernichtet und auch dort Haufen von Gefangenen fortgeschleppt. Dabei errang nun der Bischof von Nola, der hl. Paulinus (der hier nebst Gattin selbstverständlich «ohne Ehegemeinschaft ein streng mönchisches Leben» führte: Altaner/Stuiber), zusätzlich zu seinen schon damals etwas welken poetischen Lorbeeren, unsterblichen Ruhm. Opferte er doch sein ganzes Vermögen zum Loskauf von Gefangenen. Nicht genug: die eigene kostbare Person bot er zum Tausch für den Sohn einer armen Witwe an. Ein edler Zug, gewiß, nur leider, wie so oft, erlogen. Paulinus, Bischof von Nola, war, wie feststeht, fast ein Vierteljahrhundert vor der wandalischen Einnahme Roms, nämlich 431, gestorben. Geiserich konnte also 455, beim besten Willen, Bischof Paulinus nicht, wie Paulus Diaconus behauptet, vor Bewunderung ohne Lösegeld freilassen. Dagegen hat ihn der andere Eroberer Roms, Alarich, als er 410 auch Campanien verwüstete, eine Zeitlang gefangengesetzt, da er, wiederum aus guten Gründen, von seinen Verdiensten unter Geiserich nichts ahnen konnte.[108]

Bei aller Übertreibung aber, aller Verfälschung der Geschichte durch die katholische Tradition unterliegt Geiserichs scharfes, teilweise blutiges Vorgehen gegen die römische Geistlichkeit keinem Zweifel. Diese Geistlichkeit war freilich nicht nur ein rabia-

ter Gegner des Arianismus, sie war auch immer mehr zum Staatsfeind geworden. Indes hatten die wandalischen Katholikenpogrome in Afrika – wie so häufig die Not anderer! – einen großen Vorteil für den Papst. Erkannte der afrikanische Klerus, dessen Verhältnis zu Rom oft gespannt, mitunter fast feindselig war (Ketzertaufstreit, pelagianischer Streit, Apiarius-Affäre, Fall des Bischofs von Fussala), doch unter dem Druck der Wandalen den Primat des römischen Kirchenhaupts an, da man von ihm nun Fürsprache und Hilfe erhoffte. Noch Augustinus hatte bemerkenswerte Vorbehalte gegen diesen Primat (S. 79). Während der Verfolgung aber «lehnte sich die afrikanische Kirche völlig an Rom an» (Marschall).[109]

Hunerich und der arianische Klerus
enteignen, verbannen und massakrieren

Geiserich verstarb hochbetagt Anfang 477. Sein Sohn und Nachfolger war Hunerich (477–484), dessen Gattin Eudokia, die von Geiserich 455 aus Rom entführte Tochter Valentinians III., angeblich aus Widerwillen gegen den arianischen Glauben ihres Mannes 472 nach Jerusalem geflüchtet ist. Dennoch verhielt sich Hunerich den Katholiken gegenüber zunächst leidlich tolerant. Mehr als an einer Intervention des Kaisers mochte dies an der Notwendigkeit liegen, seinen Thron zu sichern. Leidenschaftlich verfolgte und verbrannte der König anfangs nur, von den Katholiken dafür gelobt, die Manichäer – und die eigenen Verwandten, deren Erbfolge er fürchtete. Verschiedene schickte er mittellos ins Exil, so seinen Bruder Theoderich und den Sohn seines Bruders Gento, Godagis, deren natürlicher Tod sie vor der Ermordung bewahrte. Die hochgebildete Gattin seines Bruders Theoderich ließ er aus Argwohn köpfen, ihren Sohn gleichfalls beseitigen. (Auch Geiserich hatte einst die Witwe Gunderichs, seines Vorgängers und Halbbruders, umbringen lassen.) Der Patriarch Iucundus, früher Hofprediger des Theoderich, nun Oberhaupt der

wandalischen Kirche, wurde öffentlich auf einem Platz Karthagos verbrannt.[110]

Den Katholiken erlaubte Hunerich wieder ihren Gottesdienst. Ja, 481 ließ er ihren Bischofsstuhl in Karthago (durch Eugenius) besetzen. Dafür verlangte er freilich Freiheit für den Arianismus im Ostreich, worauf die katholischen Prälaten bezeichnenderweise auf Zugeständnisse lieber verzichteten. Und als Hunerich erkannte, daß keine Rückeroberung Nordafrikas durch Byzanz drohte, nahm er religionspolitisch einen Kurswechsel vor, aufgestachelt nicht zuletzt durch den wandalischen Klerus.[111]

Getrieben von Habgier, Blutdurst, religiösem Wahn, begann er die systematische Unterdrückung der Katholiken, ein hitziges Verfolgen vor allem ihrer Priester: Konfiskation des Gesamtbesitzes (die Strafgelder aus diesen Pogromen waren eine ergiebigere Einnahmequelle als die aus den staatlichen Fabriken!), Verbannung in der Wüste, Kerker, Auspeitschen, greuliches Foltern, auch Verbrennen bei lebendigem Leib. Wer sich weigerte, arianisch zu werden, behauptet Prokop, «wurde verbrannt oder auf andere Weise zum Tode gebracht». Nach dem hl. Isidor, Erzbischof von Sevilla (gest. 636), einem der «großen Lehrmeister» des Mittelalters und vom «größten Einfluß auf die kulturelle Entwicklung» (Altaner/Stuiber), ließ der böse Hunerich auch «den Bekennern die Zunge abschneiden, die darnach, trotz der abgeschnittenen Zunge, ganz gut bis an ihr Lebensende reden konnten». Besonders stachelte den König offenbar der Patriarch Kyrila an. Unaufhörlich – und kaum zu Unrecht – soll er ihm eingeredet haben, ohne Ausrottung des Katholizismus könne er sich keiner ruhigen und langen Herrschaft erfreuen. Hunerich feuerte auch die katholischen Hofbeamten und schloß sämtliche Nichtarianer vom Staatsdienst aus. Neben religiöser Verranntheit spielten dabei wieder politische Motive mit: Aufhetzung der katholischen Bevölkerung gegen die Befehle des Königs, konspirative Kontakte des gegnerischen Klerus zu «überseeischen» Ländern. Hat Hunerich deshalb doch auch arianische Geistliche verfolgt, sie verbrannt oder wilden Tieren vorgeworfen. 4966 Katholiken aber schickte er 483 zu den Mauren in die Wüste, den

schlimmsten Verbannungsort seiner Zeit, wo sie angeblich elend umgekommen sind.[112]

Ihren Höhepunkt erreichte die Kampagne in Hunerichs letztem Regierungsjahr.

Zum 1. Februar 484 rief er alle katholischen Bischöfe seines Reichs, immerhin 460, zu einem Religionsgespräch in die Hauptstadt. Die Wortführer ließ er vorher mißhandeln, verbannen, Bischof Laetus von Nepte einkerkern, dann verbrennen, da er, so der hl. Isidor, «trotz mannigfacher Strafen nicht dazu gebracht werden konnte, sich mit der Seuche arianischer Ketzerei zu beflecken». Als die gegnerischen Prälaten nicht einzuschüchtern waren, hintertrieben die Arianer die Debatte und schoben die Schuld dafür den Katholiken zu. Hunerich ließ darauf am 7. Februar alle ihre Kirchen schließen und am 24. Februar den Katholizismus überhaupt verbieten. Sämtliche katholischen Kirchen wurden mit ihrem Vermögen den Arianern übereignet, sämtliche katholische Kulthandlungen und Versammlungen untersagt, allen Katholiken, die (bis zum 1. Juni) nicht konvertierten, die bürgerlichen Rechte entzogen, die Hofbeamten ihrer Würde beraubt und für infam erklärt. Es kam zu Geldstrafen, Vermögenseinziehung, Deportation, Bücherverbrennungen. Für lässiges Ausführen der Bestimmungen traf die Verantwortlichen ebenfalls Konfiskation und Tod. Hunerich ernannte ganze Scharen von Schinderknechten (tortores), die alle unbekehrten Katholiken aufs roheste martern, gegebenenfalls töten sollten. Man kennt etwa 30 diverse Folterarten beziehungsweise Folterinstrumente. Viele Katholiken, darunter 88 Bischöfe, fielen von ihrem Glauben ab.[113]

Die Ausführung der Gesetze oblag dem arianischen Klerus, der die Verfolgung überwachte, mit großer Brutalität betrieb und über die Vorschriften des Königs oft ebenso eigenmächtig wie grausam noch hinausgegangen ist. Bischöfe und Priester zogen zum großen Bekehrungswerk bewaffnet durchs Land, hielten selbst Zwangstaufen an Geknebelten nicht für sakramentswidrig, drangen auch nachts mit Schwertern missionierend in die Häuser ein, die Katholiken vor die Wahl stellend zwischen Wiedertaufe,

Reichtum, Ehren und Strafen von Vermögensbeschlagnahmung über Deportation bis zum Tod. Katholische Frauen sollen sogar nackt gekreuzigt worden sein. Doch wurden, wie schon früher, in kluger Berechnung Martyrien möglichst vermieden.[114]

Wie in anderen christlichen Staaten, war gleichwohl auch bei den arianischen Wandalen die Todesstrafe häufig, besonders das Köpfen, verschärft durch vorherige Martern, weiter das Verbrennen, Ertränken, Zutodeschleifen durch Pferde und Vorwerfen vor wilde Tiere. Beliebte Torturen waren das Auspeitschen, Abschneiden von Nasen, Ohren, Händen, Füßen, das Ausreißen von Zunge und Augen. Gerade bei den Katholikenverfolgungen wurde oft gefoltert, und diese Strafen entstammten größtenteils dem römischen Recht.[115]

Ein grandioser, schon angedeuteter Zynismus, eine gewisse Konsequenz, wenn man so will: daß man während der zwar kurzen, doch schwersten Verfolgung im Wandalenreich auch die schärfsten byzantinisch-römischen «Ketzer»-Erlasse aus der Donatistenzeit gegen die Katholiken selber angewandt. Denn all dies hatten sie ja längst vorweggenommen.[116]

Das Ausmaß ihrer Martyrien übertrieben sie indes wie stets, wenn sie einmal, statt zu verfolgen, selber verfolgt werden, gewaltig. Bischof Victor Vitensis beschwört immer wieder eine unzählbare Schar, nennt aber selber nur insgesamt zwölf; und sie endeten nicht einmal alle mit dem Blutzeugnis, das unter allen «Zeugnissen» übrigens am wenigsten beweist, doch unter allen den größten Fanatismus züchtet. Prokops Bericht zeigt bereits die legendarische Verfärbung, wenn er von Hunerich behauptet, «vielen ließ er auch die Zunge an der Wurzel abschneiden. Von diesen lebten noch manche zu meiner Zeit in Konstantinopel, die jedoch mit kräftiger Stimme reden konnten, weil ihnen diese Marter nichts geschadet hatte. Zwei von ihnen verloren aber dort nachträglich ihre Sprache, nachdem sie mit Huren verkehrt hatten».[117]

Hunerich erlag frühzeitig im Dezember 484 einer Krankheit. Die Katholiken frohlockten, wie stets, wenn einer ihrer Widersacher stirbt. Und wie stets, so stellten sie auch dieses Ende natür-

lich als Gottesstrafe hin. Nach Victor von Vita soll Hunerich von Würmern zerfressen, nach Victor von Tonnena soll er, wie Arius (I 374), durch Heraustreten seiner Eingeweide verschieden sein. Und Gregor von Tours, der alles, was nicht Franke war unter Germanen verabscheute, jubelte jetzt: «Hunerich aber wurde zum Lohn für solche Schandtaten selbst vom bösen Geiste ergriffen und er, der lange das Blut der Heiligen getrunken hatte, zerfleischte sich mit seinen eigenen Zähnen ...».[118]

Christliche Geschichtsschreibung!

Hunerichs Radikalismus zeitigte zwar beträchtliche Erfolge, verschärfte jedoch den wandalisch-römischen Gegensatz. Und während Gunthamund (484–496) allmählich die Pogrome einstellte, die Verbannungsdekrete zum Teil aufhob und nur noch Gruppen des arianischen Klerus auf eigene Faust verfolgten, favorisierte Gunthamunds kluger Bruder König Thrasamund (496–523), am Religionskampf selber sogar publizistisch stark beteiligt, wieder bedacht den Arianismus. Da die Katholiken, entgegen königlichem Befehl, ihren Gemeinden neue Bischöfe gaben, verfügte Thrasamund neue Verbannungen. Ja, unter ihm, «gleich hervorragend durch Schönheit wie Charakter und Verstand», sollen die Wandalen gelegentlich ihre Pferde und Zugtiere in die Tempel der Katholiken gestellt haben – «und sie verübten auch sonst Frevel jeglicher Art, mißhandelten und prügelten die Priester und brauchten sie zu den niedrigsten Sklavendiensten» (Prokop). Im allgemeinen aber arbeitete der Schwager des Gotenkönigs Theoderich weniger mit Gewalt als mit kalkulierter Schonung, gab Konvertiten Ehren, Ämter, reiche Geschenke, ja, begnadigte noch Verbrecher, falls sie übertraten. Und den Verbannten in Sardinien, erst 60, dann 120, dann weitere, ging es erträglich. Sie hatten Kontakte mit der Außenwelt und bekamen jährlich durch Papst Symmachus Kleider und Geld.[119]

Dann aber leitete Neffe und Nachfolger Hilderich (523–530) eine gegensätzliche Politik und damit den Untergang seines Volkes ein.

Hilderich, der Enkel Valentinians III. und Sohn der Eudokia, der 455 von den Wandalen aus Rom verschleppten Kaisertoch-

ter, war meist in Byzanz gewesen, «mit Justinian eng befreundet» (Prokop), und, anders als sein Vater Hunerich, stark kaiser- und romfreundlich. Zwar hatte ihn der sterbende Thrasamund schwören lassen, keinerlei Reorganisation des Katholizismus zu dulden. Doch rief Hilderich – «um nicht die Heiligkeit des Eides zu verletzen»! (der hl. Isidor von Sevilla) – noch vor seinem Regierungsantritt, wohl im Einvernehmen mit Kaiser Justin, die verbannten Katholikenbischöfe zurück, befahl die Wiederbesetzung der vakanten Stühle und die Rückgabe enteigneter Kirchen. Ja, der schwächliche älteste Sohn Hunerichs, damals freilich schon ein Greis, umgab sich mit romanischem Adel und tat alles, um die Gunst Ostroms und der Katholiken zu gewinnen.[120]

Dieser vom ersten Tag an stark prokatholischen und probyzantinischen Politik opferte Hilderich sogar den Pakt mit Theoderich. Ließ er doch dessen Schwester Amalafrida, Thrasamunds Witwe, die energisch die Wahrung des Bündnisses mit den Goten vertrat, der Verschwörung anklagen und samt ihrem Geleit von 1000 gotischen Doryphoren (Leibwächtern) und 5000 streitbaren Knechten töten. Die seitdem bestehende Feindschaft zwischen beiden germanischen Staaten trug wohl entscheidend zum Untergang beider bei. Theoderich, den die Nachricht vom Schicksal der Schwester in den letzten Monaten seiner Regierung erreichte, plante einen Rachezug gegen Hilderich. Und da er jetzt mit der vereinigten Seemacht der Byzantiner und Wandalen rechnen mußte, baute er in kürzester Frist eine eigene Flotte von tausend Dromonen, schnellen Schiffen. Am 13. Juni 526 sollten sie sich in Ravenna sammeln, doch am 30. August starb er.[121]

Als im nächsten Jahr Hilderichs Vetter und Heerführer Oamer eine schwere Schlappe durch die Mauren erlitt, flog der alte Herrscher, der selber nicht gekämpft, ins Gefängnis, ebenso Oamer, der schließlich, geblendet, darin starb, und Gelimer, ein Urenkel Geiserichs und nächstberechtigter Thronerbe, wurde am 15. Juni 530 König. Dieser Staatsstreich aber gab Kaiser Justinian, der sich als Beschützer Hilderichs aufspielte, den Vorwand

zum Krieg. Und an seinem Vernichtungsfeldzug, am Untergang des wandalischen Arianismus und wandalischen Volkes, hat der Katholizismus einen hervorragenden Anteil.[122]

Der katholische Klerus will «eine Art Kreuzzug» gegen die Wandalen

Man kann von den drangsalierten Katholiken nicht Sympathien für den Staat ihrer Verfolger erwarten, nicht einmal angesichts ihrer Verpflichtung, der Obrigkeit untertan zu sein, denn schließlich war Gelimer ein Usurpator. Auch hat gerade die katholische Kirche sich kaum um Obrigkeiten gekümmert, waren sie ihr nicht wohlgesonnen und überdies noch schwach. So neigten Katholiken unter Thrasamund nicht unbeträchtlich selbst dem Maurenfürsten Kabaon zu, konspirierten vielleicht mit ihm. Zumindest hat er seinen Kampf gegen Thrasamund auf die Unterstützung durch dessen katholische Untertanen abgestellt, den katholischen Klerus hofiert, die von Thrasamund geschändeten katholischen Kirchen wiederhergestellt – und den Feldzug gewonnen: «die meisten» der Wandalen wurden seinerzeit «von den nachsetzenden Feinden getötet, einige zu Gefangenen gemacht, wenige endlich kehrten von diesem Kriegszug heim» (Prokop).[123]

Es ist keine Frage, daß das katholische Rom den wandalischen Arianismus vernichtet sehen wollte. Noch im Jahr des byzantinischen Umsturzes 519 fragte Papst Hormisdas den neuen Kaiser, was er zugunsten des Katholizismus im Wandalenreich zu tun gedenke. Aber sogar der gute Katholik Justin wich aus.[124]

Weder die Minister begeisterten die klerikalen Kreuzzugswünsche, noch die Militärs, noch gar die Finanzbeamten. Die Erinnerung an Geiserich, den Schrecken der Meere, war noch zu lebendig, auch die an das Schicksal des Basiliskos (S. 298). Überdies kam die Truppe erst vom persischen Feldzug zurück; vom Kaiser freilich gerade beendet, um nun mit ganzer Kraft die Wandalen bekriegen zu können. Doch der Thronrat war entschieden dage-

gen, das Geld, wegen des Perserkonflikts, knapp, die Truppenmoral schlecht, die wandalische Marine weiterhin gefürchtet. All dies, gewichtig genug, schien Justinian schon umzustimmen, obwohl er zweifellos Nordafrika, noch immer wirtschaftlich und machtpolitisch bedeutend, nur zu gern zurückerobert hätte, zumal er auch selber religiös sehr engagiert gewesen ist.[125]

Da aber legte sich der katholische Klerus ins Zeug, der lebende, der tote, Gott selber. Denn dieser, behauptete ein Bischof aus dem Orient, von dem man vermutete, er sei als Agent seiner afrikanischen Brüder aufgetreten, habe ihm geboten, dem Kaiser sein Zaudern vorzuhalten und höchste Hilfe zu avisieren bei der Befreiung der Katholiken vom Wandalenjoch. «Gott selbst werde ihm beistehen, ihn zum Herrn Afrikas machen» (Prokop). Und ein toter Prälat, Laetus von Nepte (S. 411), durch sein Martyrium unter Hunerich «plötzlich siegreich zum Himmel» eingegangen (der hl. Isidor), trat wieder hervor, erschien Justinian im Traum und trieb ihn gleichfalls zum Krieg. Darüber hinaus hetzten die Priester weithin von den Kanzeln und verbreiteten beredt die wirklichen oder angeblichen Greuel der «Ketzer».[126]

Kurz, kaum ein Zweifel, daß einer der Hauptgründe Justinians für den Krieg «die Befreiung der afrikanischen Katholiken» war (Kaegi), daß der Kaiser den Krieg «in der Hauptsache aus konfessionellen Gründen» führte (Kawerau), als «eine Art Kreuzzug» (Diehl), als einen «heiligen Krieg gegen die Arianer» (Woodward), «daß das religiöse Moment bei Justinian den Ausschlag gegeben hat ... den letzten Anstoß zu dem Kriege ..., der mit der Vernichtung des wandalischen Volkes endete» (Schmidt). «Die katholische Geistlichkeit trägt ein gutes Teil der Verantwortung für den Ausbruch der vernichtenden Kriege des Zeitalters ... Der Einfluß der Kirche reichte bis in das letzte Dorf» (Rubin).[127]

Ist diese Kriegsfreudigkeit des (katholischen) Klerus so verwunderlich oder gar unglaublich? Gibt es nicht plausible Motive dafür? Gibt es nicht vor allem einen Grund, der uns fort und fort durch die Jahrhunderte begegnen wird, einen Grund, den Papst Agapet (535–536) einmal gegenüber Kaiser Justinian anführt, wenn er schreibt: «Unendlichen Dank sage ich unserem Gott, daß

in Euch solcher Eifer für die Mehrung des katholischen Volkes glüht: denn so beginnt immer dort, wo Euer Imperium seine Grenzen ausdehnt, sofort auch das ewige Königreich zu wachsen.» Betete man doch just in jenen Tagen in der lateinischen Liturgie um Vernichtung der Reichs- und Glaubensfeinde in einem Atemzug: «Hostes Romani nominis et inimicos catholicae religionis expugna».[128]

Und Justinian verbeugte sich gerade damals tief vor Rom: «Immer ist es unser Bestreben gewesen, die Einheit mit Eurem Apostolischen Stuhl und den Stand der Kirchen zu wahren. Denn in allen Dingen lassen wir es uns angelegen sein, daß die Ehre und die Auktorität Eures Stuhles wachse». Papst Johannes II. (532 bis 535) konnte nur entzückt sein, daß der Herrscher in seinem Glaubenseifer und, «vom kirchlichen Recht belehrt, dem Römischen Stuhl die gebührende Ehrfurcht entgegenbringt, ihm alles unterbreitet und alles zur Einheit mit ihm zurückführt».[129]

«... WIR BRINGEN EUCH FRIEDEN UND FREIHEIT!»

Im Juni 533 ließ der Kaiser eine Flotte von 500 Transport- und 92 Kriegsschiffen (Dromonen) mit etwa 15 000 bis 20 000 Mann, darunter auch Heruler und Hunnen, in See stechen. Der Patriarch von Konstantinopel, Epiphanios, hatte noch im Hafen den Segen des Himmels auf das Gott so wohlgefällige Werk gefleht, hatte die Truppen noch gesegnet und die vor der Ausfahrt «üblichen Gebete» (Prokop) verrichtet. Oberbefehlshaber war Belisar, ein guter Katholik, ein guter Soldat – «ein ritterlicher Christ, dem die Lehren seines Heilandes im Blute, nicht nur im Kopfe leben» (Thieß). Wie wahr, weiß Gott, wenn man (beim Nika-Aufstand) 30 000 oder 50 000 Menschen, Christen, Katholiken wie Pappfiguren niedersäbeln kann – nur damit *ein* Mensch (Bestie wäre verfehlt) die Krone behält! Bei seinen Schlächtern sehr beliebt, der größte Feldherr des Jahrhunderts und, gleich dem Kaiser, Bauernsprößling. Wie gewöhnlich: die Gattin Antonina an der Seite,

eine couragierte, doch etwas anrüchige Person, eine Freundin der Kaiserin, die den ihr treu, ja, bis zur Hörigkeit ergebnen General mit dessen Adoptivsohn Theodosius betrog, freundlich genehmigt von der frommen Theodora. An Bord ferner Belisars Stabschef, Eunuch Salomon, streng, für sein Handwerk befähigt und unbeliebt; sowie Historiker Prokop, der zwischen 527 und 540 Belisar als Sekretär und Vertrauter auf seinen persischen, afrikanischen und italienischen Feldzügen folgte, ein Klassiker der Geschichtsschreibung. Nicht nur einmal erblickte er in den strategischen Maßnahmen des Chefs den Finger Gottes, ja, wähnt sie direkt von diesem souffliert.[130]

Unterstützt wurden die Byzantiner zumindest mittelbar durch die Goten – ihr nächstes Opfer. Der Mord an Theoderichs Schwester Amalafrida und ihren 6000 Beschützern (S. 414) war unvergessen. Und Amalaswintha, Tochter und Nachfolgerin Theoderichs, als erste Frau Regentin eines Germanenreichs, erlaubte Belisar offenbar Sizilien anzulaufen, es zum Ausgangspunkt des Feldzugs zu machen, ja, scheint seine Truppen verstärkt zu haben.[131]

Der Krieg, schon beim Start in Konstantinopel als Glaubenskrieg wider die wandalische «Ketzerei» ausgegeben, wurde nicht zuletzt als solcher geführt. In Sardinien und Tripolis kam es sofort zu Erhebungen, wollten die Katholiken doch jetzt das arianische Joch abschütteln. In Salecta, der ersten Stadt, die Belisar zwei Tage nach seiner Landung (am 30. oder 31. August 533) einnahm, ließ ihm vor allem der Bischof die Tore öffnen. Mit dem katholischen Klerus suchte der General auch zuerst Kontakt, wenngleich er, im Hinblick auf die rund 1000 Arianer des eigenen Heers, meist foederati, geschickt taktieren mußte. Die Kirchen wurden sorgfältig geschont. Und in einem überall verbreiteten Aufruf Justinians behauptete man gar, nicht die Wandalen, sondern bloß den «Tyrannen» Gelimer zu bekämpfen, natürlich «im Namen Gottes». «Wir führen nicht Krieg gegen euch, sondern nur gegen Gelimer, euren grausamen Tyrannen, von dem wir euch befreien wollen! Denn wir bringen euch Frieden und Freiheit!»[132]

Justinian hatte mehr Glück als wohl irgend jemand, außer ihm

selbst und den Bischöfen, zu hoffen gewagt. Zwar starben schon während der Fahrt 500 Soldaten (durch die Sparsamkeit des Präfekten Johannes) an verdorbenem Brot, ohne daß der Präfekt dafür vom Kaiser bestraft worden wäre – er regierte schließlich dank seiner Ausbeutungen. Und während die gewaltige Expedition 468 kläglich gescheitert war, gewann Belisars kleines Heer Afrika in einem Blitzfeldzug, eine der größten militärischen «Leistungen» seit langem. Man landete Anfang September 533 200 Kilometer südlich von Karthago, bei Kaput Vada. Die gefürchtete Wandalenflotte war unter dem Bruder König Gelimers, Tzazon, mit den besten Truppen zur Niederschlagung des Aufstands in Sardinien unterwegs, wo der Empörer Godas, der sich dem Kaiser unterstellte, besiegt und hingerichtet wurde. Andere wandalische Feldscharen operierten im Süden gegen die Mauren. Trotzdem hätte Gelimer mit einem noch immer zahlenmäßig ziemlich überlegnen, doch viel weniger schlachterfahrenen Heer, den Gegner bei Dekimon, etwa 14 Kilometer von Karthago, am 13. September um ein Haar eingekreist und vernichtet, hätte dies nicht sein unentschlossenes Zögern, sein Jammer beim Anblick des toten Bruders, verhindert.[133]

Die Wandalen waren ihres Sieges sicher und hatten für Gelimer schon ein Festmahl in der karthagischen Königsburg bereitet. Ihr Schlachtplan: des Königs Bruder Ammatas sollte bei Dekimon die Byzantiner von vorn, ein Aufgebot von 2000 Mann unter Gibamund sie in der linken Flanke, der König mit der Hauptmacht sie im Rücken fassen. Belisar war ahnungslos und nur das Pech der Wandalen bewahrte ihn vor dem Untergang. Ammatas nämlich kam sechs Stunden zu früh, griff bereits mit einem Teil seiner Truppe die byzantinische Vorhut an, wurde erschlagen und der Rest seiner fliehenden Leute vielfach niedergemacht. Fast gleichzeitig sprengten Belisars 600 Hunnen die 2000 Mann Gibamunds durch einen überraschenden Vorstoß auseinander und stachen sie sämtlich ab. Gelimer selbst aber hatte vor Eile und Kampfbegier ungesehen Belisars Gros überholt und stieß nun, seinem Plan zuwider, mit der Spitze des beträchtlich auseinandergezogenen byzantinischen Hauptkon-

tingents zusammen. Sie flüchtete angesichts der heranstürmenden wandalischen Übermacht zu Belisar, der sie unbeirrt auffing und sofort gegen Gelimer vorging.[134]

Prokop, der den Tag in der nächsten Umgebung Belisars verbracht hatte, schreibt über die entscheidungsvolle Schlacht, die im Grunde ja auch den Untergang der Ostgoten nach sich zog: «Hier stehe ich vor einem Rätsel. Es ist mir völlig unbegreiflich, wie Gelimer dazu kam, den Sieg, den er schon in den Händen hielt, aus freien Stücken dem Feinde preiszugeben ... Denn wenn Gelimer die Verfolgung des geschlagenen Gegners sofort aufgenommen hätte, dann hätte meines Erachtens auch Belisar selber nicht standgehalten, sondern unsere Sache wäre rettungslos verloren gewesen. So gewaltig erschien die Übermacht der Wandalen und die Angst, die sie den Römern einjagten. Wenn er aber sofort nach Karthago geeilt wäre, dann hätte er mühelos Johannes und seine Krieger niederhauen können ... Aber keines von beiden tat er. Zu Fuß schritt er von der Höhe herunter und wie er in die Ebene kam und den Leichnam seines Bruders erblickte, brach er in lautes Jammern aus, machte Anstalten zu seiner Bestattung und ließ so den entscheidenden Augenblick ungenutzt, so daß er für immer dahin war.

Belisar aber trat seinen fliehenden Soldaten entgegen, donnerte ihnen ein ‹Halt!› zu, brachte sie sämtlich wieder in Reih und Glied, ließ ein Donnerwetter über sie niedergehen, und als er dann vom Tode des Ammatas und der Verfolgung (der Wandalen) durch Johannes gehört und über die Örtlichkeit und die Feinde erfahren hatte, was er wollte, rückte er im Sturm auf Gelimer und die Wandalen los. Die Barbaren aber, die schon in Unordnung geraten und auf keinen Angriff gefaßt waren, erwarteten den herankommenden Feind gar nicht, sondern rissen aus, was das Zeug halten wollte, wobei sie viele Leute verloren. Das Morden dauerte bis in die Nacht hinein.»[135]

Belisar zog am 15. September in Karthago ein. «Wir aßen Gelimers Gerichte, tranken Gelimers Wein und ließen uns von Gelimers Dienern aufwarten – die ganze Mahlzeit war am Tage vorher für jenen bereitet. Ein recht schlagendes Beispiel, wie das

Geschick dem Menschen mitspielt, und wie ihr Wille dagegen gar nichts auszurichten vermag!»[136]

Vier Tagesreisen von Karthago entfernt, sammelte der König seine geschlagenen Scharen, bekam nicht unbeträchtlichen Zuzug durch Mauren, Verstärkung auch durch den aus Sardinien zurückeilenden Tzazon, aber keinerlei Waffenhilfe von den Westgoten, die noch vor Ankunft der Gesandten Gelimers die wandalische Niederlage von einem Kauffahrer erfahren hatten. Bei Tricamarum, einem nicht mehr näher zu lokalisierenden Ort, etwa 30 Kilometer westlich von Karthago, schlug man dann im Dezember 533 eine letzte Verzweiflungsschlacht. Beim dritten Ansturm der Byzantiner fällt Gelimers Bruder Tzazon, die Wandalen fliehen nach löwenhaftem Kampf, sämtliche flüchtigen Männer werden bis in die Nacht hinein niedergehauen. Zuletzt gibt es «außer Schutzflehenden in den Heiligtümern keinen Wandalen mehr zu fangen». Alles, schreibt Prokop, «war so in schönste Ordnung gebracht ...». Gelimer selbst rettet sich mit wenigen Genossen zu befreundeten Mauren in unzugängliches Gebirgsland an der äußersten Grenze Numidiens, wo er sich schließlich, umzingelt, Monate später ergibt. Die katholischen Sieger aber werden bei Tricamarum nicht nur die Herren der unermeßlichen, aus dem ganzen Mittelmeerraum zusammengeraubten Schätze, sondern auch der «blühenden und herrlich schönen Körper» wandalischer Frauen und Mädchen und rasen vor Gier.[137]

«Denn die römischen Soldaten», so berichtet der byzantinische Chronist und Augenzeuge, «die bettelarme Leute waren und sich nun plötzlich im Besitz ungeheurer Schätze und wunderbar schöner Weiber sahen, blieben ihrer Sinne nicht mehr mächtig und schienen im Stillen ihrer Lüste unersättlich: des ungeahnten Glückes voll, taumelten sie wie trunken daher, als ob jeder nur daran dächte, seine Schätze auf dem nächsten Wege nach Karthago in Sicherheit zu bringen. Jede militärische Ordnung war gelöst; einzeln oder zu zweien, wie sie die Hoffnung auf Beute trieb, suchten sie alles ringsum ab in Schluchten und Höhlen und an anderen gefährlichen Orten. Furcht vor dem Feind und Scheu vor Belisar gab es nicht mehr; die Beutegier al-

lein beherrschte sie, als deren Sklaven sie sich um nichts mehr kümmerten».[138]

Päpstliche Glückwünsche für die «Ausbreitung des Gottesreiches» oder «Sie alle waren Bettler»

Nach dem Sieg wurden die wandalischen Männer meist getötet, die Frauen, die Kinder versklavt, der König nach Konstantinopel gebracht und im Sommer 534 im Triumphzug im Hippodrom aufgeführt, wo er sich vor dem kaiserlichen Thron, des Purpurs entkleidet, in den Staub werfen mußte. Als Vasall beschloß er seine Tage auf einem großen Landgut in Galatien. Seine Konversion zum Katholizismus, wofür ihm hohe Ehren winkten, schlug er aus. Seine Mitgefangenen steckte man ins römische Heer und meist an die persische Grenze, fünf Reiterregimenter, die sogenannten Vandali Justiniani. Ein Regiment jedoch floh nach Afrika zurück, nachdem es auf dem Transport bei der Insel Lesbos die Schiffsmannschaft überwältigt hatte. Nach Afrika warf man große Truppenkontingente, man befestigte Häfen, Städte und legte auch im Hinterland überall starke Kastelle an.[139]

Die katholische Kirche, die Justinian als Befreier aus der «hundertjährigen Gefangenschaft» feierte, bekam sofort ihre sämtlichen Liegenschaften, auch ihren Rang vor allen anderen Religionen zurück und wurde über Nacht aus einer Verfolgten wieder zur Verfolgerin. Denn selbstverständlich kollaborierte nun der katholische Klerus genau so mit den neuen Herren wie der arianische mit den alten. Erneut ging man scharf gegen Heiden, Donatisten, Juden vor, denen man jetzt grundsätzlich die Synagogen raubte. Vor allem aber wurde das Ende des Wandalenstaates auch das Ende des wandalischen Glaubens. Justinian selbst zwar, schon im Begriff die Ostgoten zu bekriegen, neigte zu einer gemäßigten Religionspolitik. Doch der afrikanische Episkopat und Papst Agapet stimmten ihn um. Mit Erlaß vom 1. August 535

nahm er den Arianern die Kirchen, verbot ihre Gottesdienste, die Bestallung von Bischöfen, Geistlichen und schloß sie von allen Ämtern aus. Auch schritt er gegen die andren Nichtkatholiken ein.[140]

Selbst das katholische «Handbuch der Kirchengeschichte» gibt zu: «Überaus hart waren die Maßnahmen, die der Erlaß hinsichtlich der Arianer, Donatisten, Juden und Heiden traf; sie mußten ihre Gotteshäuser schließen, jede kultische Handlung unterlassen, jede Zusammenkunft wurde verboten, es genüge, wenn sie leben könnten. Der Papst beglückwünschte den Kaiser zu solchem Eifer für die Ausbreitung des Gottesreiches».[141]

Ganz geschlagen freilich war der Arianismus in Afrika nach allen Metzeleien noch nicht, zumal er durch die arianischen Goten unter Belisars Truppen Zuzug erhielt. Aber auch sie, die sich in der Landzuteilung betrogen und religiös mit den noch lebenden wandalischen Arianern stark unterdrückt gesehen haben, wurden schließlich, nach langen, schweren Kämpfen, niedergerungen und die inzwischen mit ihnen verheirateten wandalischen Soldatenfrauen ins Exil gejagt. «Von den Wandalen, die in ihrer Heimat blieben», schreibt Prokop, «ist zu meinen Zeiten keine Spur mehr vorhanden. Sie sind, da sie nur wenige waren, entweder von benachbarten Barbaren erdrückt worden, oder haben sich freiwillig unter sie gemischt, und so ist selbst ihr Name verschwunden». «So wurde das Wandalenreich», triumphiert Erzbischof Isidor von Sevilla, «mit Stumpf und Stiel im Jahr 534 ausgerottet, nachdem es von Gunderich bis auf Gelimers Fall 113 Jahre bestanden hatte».[142]

Auch militärisch und politisch aber kehrte alles andere als Friede in Afrika ein. Die byzantinische Verwaltung war großenteils korrupt, die Steuerausbeutung derart, daß man der wandalischen Großzügigkeit nachtrauerte. Die Kolonen wurden weit schlechter behandelt als unter den «Barbaren», auch die eigenen arianischen Truppenteile benachteiligt, die anderen gelegentlich verspätet bezahlt, kurz, die Unzufriedenheit breiter Kreise stieg. Und zu Meutereien und Aufständen im Innern kamen die Angriffe von außen.[143]

Schon 534 standen die byzantinischen Verbände unter ihrem nicht unfähigen, doch brutalen Magister militum Salomon, Belisars Nachfolger, im Kampf gegen mehrere Nomadenstämme. Ganze kaiserliche Kavallerieeinheiten gingen dabei zugrunde. 535 gelang es zwar Salomon, von den bis Mitteltunesien vorgedrungenen Berbern angeblich über 50 000 abzuschlachten. Aber schon die folgenden Jahre brachten neben neuen Nomadenattacken auch wiederholte schwere Soldatenmeutereien. «Das unglückliche Land», so endet Prokops «Wandalenkrieg», «sollte zu dauernder Ruhe nicht gelangen. Salomon fällt im Kampf gegen die Mauren; sein Neffe Sergius, der zu seinem Nachfolger ernannt wird, macht sich allgemein verhaßt und kann sich nicht behaupten. Justinian schickt seinen eigenen Neffen Areobindus, um Ordnung zu schaffen. Dieser Prinz ist aber ganz und gar kein Kriegsmann; er fällt einer Militärverschwörung zum Opfer, an deren Spitze ein gewisser Gontharis steht, der sich zum Gewaltherrscher aufwirft. Nun beginnt ein wüstes Durcheinander: jeder beliebige Offizier glaubt, Herrscher Afrikas werden zu können; Meuchelmord, Verwüstung und Plünderung sind an der Tagesordnung. Endlich fällt Gontharis, um den sich die letzten Wandalen geschart haben, mit diesen durch den Armenier Artabanes, der von Justinian das Magisterium militare über ganz Afrika erhält. Sein Nachfolger Johannes zertritt die letzten Funken des Aufstandes ... Wenige waren übriggeblieben von der Bevölkerung Afrikas; nach so großer Drangsal hatten sie endlich Frieden. Aber um welchen Preis! Sie alle waren Bettler».[144]

VON DER «GROSSEN TREIBJAGD AUF DIE GOTEN» UND MANCHERLEI AM RANDE

Das arianische Wandalenreich hatte die Katholiken lang und zeitweise scheußlich verfolgt, zweifellos einer der Gründe für seine Vernichtung. Doch die arianischen Ostgoten kannten keinerlei religiöse Verranntheit. Theoderich war gewiß blutig und

schurkisch genug nach Ravenna gelangt, dann aber außenpolitisch stets um Frieden bemüht. Bei völliger Unabhängigkeit, erkannte er die Oberhoheit Ostroms an. Und innenpolitisch erstrebte er ernsthaft die Aussöhnung von Römern und Germanen. Zumal gegenüber den Katholiken bewies er, den anno 500, bei seinem einzigen Besuch Roms, der Papst an der Spitze des Klerus empfing, eine bemerkenswerte Toleranz. Wurden die Manichäer unter dem König auch wiederholt aus Rom verbannt, opfernde Heiden gar mit dem Tod bedroht, die Päpste konnten mit außeritalienischen Bischöfen stets frei verkehren. Sie, ihre Kirche, waren so selbständig wie schon seit vielen Generationen nicht mehr, ja, «wie unter keinem der orthodoxen Kaiser» (Pfeilschifter). Dennoch löschte man die Ostgoten eher noch grausamer aus. Nur sechzig Jahre, von 493 bis 553 bestand ihr Reich, mehr als die Hälfte dieser Zeit unter Theoderich.[145]

Solange er auf der Höhe seiner Macht stand, pflegten Ost- und Westrom, Kaiser Anastasios, der Papst, der Senat, ein gutes Einvernehmen mit ihm. Laufend unterstützte er Rom, unter anderem durch eine jährliche Anweisung von 200 Pfund Gold für die Erhaltung seiner Mauern; Papst Symmachus bekam sogar Geld aus der Privatschatulle des Königs. Als aber in dessen letzten Lebensjahren Justin und der Papst sich einigten, als das Verfolgen der Arianer im Ostreich begann, wuchs die gotenfeindliche Strömung unter den Katholiken Italiens. Ja, in der kirchlichen Tradition des Mittelalters lebt Theoderich bloß als «Ketzer», Tyrann und Teufel fort, verschwindet er schon bei Papst Gregor I. und Gregor von Tours im Höllenpfuhl.[146]

Der König, der ohne Söhne zu hinterlassen gestorben war, hatte seinen Enkel Athalarich zum Nachfolger bestimmt. Für den etwa Achtjährigen übernahm seine Mutter, Theoderichs Tochter Amalaswintha (526–534), die Regentschaft, wobei sie drei gotische Große, die sie der Opposition verdächtigte, ermorden ließ. Als sie jedoch nach dem Tod des jungen Athalarich (Oktober 534) den letzten männlichen Amaler, ihren Vetter und Todfeind Theodahad (534–536), heiratete, verbannte der, trotz aller gegenteiliger Schwüre, die Gattin, Cousine und Mitregentin schon im

Frühjahr 535 auf eine kleine Insel im Bolsener See und ließ sie dort erdrosseln.[147]

Allem Anschein nach hatte Theodora, aus weiblicher Eifersucht und Verschlagenheit, die Hand im blutigen Spiel – und Justinian nahm den Mord zum Vorwand, um sich, wie gegen Gelimer, jetzt auch gegen Theodahad zum Rächer aufzuschwingen. Keinen Augenblick zögerte er, «das noch vom Wandalenblut triefende Schwert durch den gleichen Feldherrn auch gegen die Goten zücken zu lassen» (Iordanes) – oder mit Grisar SJ: es kam nun «zu so heroischen Thaten ... wie sie in der Kriegsgeschichte eine Seltenheit sind».[148]

Mit 7000 Mann, 200 berittenen Hunnen, 300 Mauren, wozu später freilich beträchtliche Verstärkungen stoßen, eroberte Belisar Italien zunächst fast im Blitzkrieg, obwohl Intrigen am Kaiserhof ihn nicht minder behinderten als Justinians Eifersucht selbst. Noch Ende 435 fiel ihm Sizilien, da kaum von Goten besetzt, fast kampflos zu. Mühelos nahm er Catania, wo er landete, Syrakus, zuletzt Palermo. Auch die Invasion in Unteritalien glückte. Ohne ernsthaften Widerstand rückte er nach Norden vor, war doch «die hohe Geistlichkeit sicher für das byzantinische Interesse gewonnen»: Davidsohn. (In Tuszien lieferte man dann den Kaiserlichen die Städte aus, ohne erst eine Aufforderung abzuwarten.) Neapel allerdings wird hart verteidigt, besonders von Juden, die den katholischen Fanatismus fürchten. Erst nachdem 600 der Belagerer eine leere Wasserleitung in die Stadt durchkrochen haben, wird sie überrumpelt. Es kommt zu scheußlichen Gemetzeln, selbst in den Kirchen. Schlugen die unter dem Kreuz fechtenden Byzantiner doch, wie Prokop bezeugt, «jeden erbarmungslos nieder, der ihnen in den Weg geriet, ohne Rücksicht auf das Alter. Sie drangen in die Häuser ein und schleppten Kinder und Weiber als Sklaven mit; alles wurde ausgeplündert». Die Hunnen brachten selbst viele derer um, die sich in die Kirchen geflüchtet. (Nach der Rückeroberung Neapels durch Totila schonte dieser nicht nur die Bevölkerung, sondern sogar die byzantinischen Truppen.)[149]

Heiliger Vater war in den Tagen des Vormarsches auf Rom

Silverius (536–537), der Sohn des Papstes Hormisdas. Am 20. Juni 536 hatte ihn Gotenkönig Theodahad durch Zwang und erhebliche Bestechungen zum Bischof gemacht. Silverius konspirierte nämlich mit den «ketzerischen» Goten. Wie ein Teil seines Klerus fürchtete er sie weniger als den Cäsaropapismus des katholischen Kaisers. Auch standen sie ihm – räumlich – näher und hatten hier die Macht. Und als im November anstelle des zwielichtigen, mit Justinian konspirierenden Theodahad der Heerführer Witigis trat (der Theodahad zu töten befahl, seine Frau verstieß und zur Legalisierung der Regentschaft, doch gegen ihren Willen die dreißig Jahre jüngere Theoderich-Enkelin Mataswintha zur Frau nahm), schwur Papst Silverius, ein «charakterfester und heiliger Mann» (Katholik Daniel-Rops) auch dem neuen Gotenkönig Treue – und schickte bald Boten an Belisar, um ihn nach Rom zu rufen. Dann, in der Nacht zum 10. Dezember 536, ließ der hl. Silverius, der sein Papsttum den Goten verdankte, ungeachtet seines Eides dem aus Neapel vorgerückten Belisar die porta Asinaria, dicht bei der Lateranbasilika, im Süden der Stadt öffnen. Die kleine gotische Besatzung floh zur gleichen Zeit durch die porta Flaminia im Norden, und die Römer begrüßten die Byzantiner jubelnd als Befreier, als Ausrotter der arianischen «Ketzerei», auch in der Hoffnung auf Wiederherstellung des Römischen Reiches.[150]

Als aber im Frühjahr 537 Witigis Rom mit angeblich 150 000 Mann einschloß, Belisar ihm jedoch nur 5000 Mann entgegenstellen konnte, scheint sich der charakterfeste hl. Papst wieder auf einen Machtwechsel eingestellt und daran erinnert zu haben, daß er eigentlich ein Papst der Goten war. Zumindest geriet er in Verdacht, das umzingelte Rom jetzt an die Goten verraten zu wollen. «Da man argwöhnte», schreibt Prokop, «Silverius, der Oberpriester der Stadt, schmiede mit den Goten Verrat, so sandte er [Belisar] ihn sofort nach Hellas und ernannte bald darauf einen anderen Bischof mit Namen Vigilius».[151]

Die Scholastiker Markus und der Prätorianer Julian hatten gefälschte Briefe vorgelegt, die Silverius den Goten gesandt. Und der Diakon Vigilius, der nächste Papst, schürte den Verdacht

gegen seinen Vorgänger. Denn eigentlich hatte Vigilius, Apokrisiar in Konstantinopel, schon statt Silverius Papst werden wollen, zumal ihn Bonifatius II. (530–532) bereits einmal zu seinem Nachfolger designierte, was Bonifatius jedoch nach Einspruch einer Synode wieder zurücknehmen mußte. Jetzt aber war Vigilius zu spät aus Byzanz in Rom eingetroffen und bereits besetzt, was er diesmal nach Theodoras Plan bekommen sollte.[152]

Für 700 Goldstücke (septem centenaria) hatte die Kaiserin den Diakon gekauft, damit er als Papst die Monophysiten begünstige. «Bischofsthron und Geld, das waren seine Liebe», sagt ein Kollege von ihm, der karthagische Diakon Liberatus, der gute Quellen für sein Geschichtswerk benutzt. (Zur Abschätzung des Bestechungsbetrags: 200 Goldstücke kostete damals ein großer Kirchenbau.) Nachdem Vigilius nun dem Belisar auftragsgemäß einen Anteil, 200 seiner Goldstücke, versprochen, rief der General am 11. März erstmals Papst Silverius zu sich in den Kaiserpalast auf dem Pincio – «Er trat allein ein in den Palast – und dann sah man ihn nicht mehr», berichtet Liberatus dramatisch und läßt erkennen, daß der Sturz des Silverius auf der Anklage hochverräterischer Beziehungen mit den Goten beruhte, was auch andere Quellen, der Fortsetzer des Marcellinus Comes und Prokop bestätigen, so daß daran «nicht zu rütteln ist» (Hildebrand). «Sage, Herr Papst Silverius», so sprach am 21. März, auf einem Pfühl des Pinciopalastes liegend, den Gatten Belisar zu Füßen, Antonina, «was haben wir dir und den Römern getan, daß du uns in die Hand der Goten liefern willst?» Belisar ließ darauf Silverius, dem er Sicherheit garantiert hatte, in eine Mönchskutte stecken, erklärte ihn für abgesetzt, verbannte ihn nach Patara in Lycien, und schon am nächsten Tag, den 22. März, wurde Vigilius zum Papst gewählt und am folgenden Sonntag, 29. März, geweiht.

Als Justinian aber, das Spiel seiner Gattin durchkreuzend, den Silverius wieder zurückschickte – was der päpstliche Gesandte in Konstantinopel, der von Theodora gleichfalls gekaufte Diakon Pelagius, im Sinne des Vigilius vergeblich zu verhindern suchte –, fing ihn sein Nachfolger, Papst Vigilius, unterwegs ab und leitete

ihn durch seine Büttel gleich weiter in ein neues Exil, auf die Insel Ponza. Dort erlag er schon wenige Wochen später, am 2. Dezember 537, den Schikanen seiner Kerkermeister, den zwei Defensores und den Sklaven des Vigilius, die seinen Vorgänger verhungern ließen – «ein Opfer der wirren Zeitläufte» (die Katholiken Seppelt/Schwaiger).[153]

Der unglückliche Dulder, der hl. Silverius, der noch kurz vor seinem Tod zugunsten seines Nachfolgers und Mörders auf sein Papsttum verzichtet haben soll, wurde bald durch die Legende verklärt. Man wallfahrtete nach seinem Grab, wo natürlich Wunder geschahen. Man rief seine Fürbitte an, zumal in Nöten, von denen er selbst nicht hatte erlöst werden können – außer durch den Tod. In Rom, wo ihn der gesamte Klerus einst preisgegeben und Vigilius, wenn auch unter Belisars massivem Druck, zum Papst gemacht hatte, begann man nun, Silverius zu rehabilitieren, ihn als Märtyrer zu preisen. Um so leichter und lieber kritisierte man Vigilius, ja, stellte eine Beschwerdeschrift zusammen, die ihm vorwarf, am Sturz des Silverius mitschuldig zu sein.[154]

Doch Papst Vigilius, der mit Justinian noch seine liebe Not haben sollte, bescheinigte diesem zunächst einmal in dem ersten seiner erhaltenen Briefe «nicht nur kaiserlichen, sondern auch priesterlichen Sinn» und begrüßte ihn begeistert als den, der «so ungeheuer viele Völker mehr mit der Kraft des Glaubens als mit der Kraft der Soldatenleiber unterworfen» – und dies in einem Moment, wo er einen grauenhaften Ausrottungskrieg doch kaum mit Gebetbüchern führte.[155]

Inzwischen berannte Witigis ein Jahr lang, bis März 538, Rom mit seinen Goten, mit Wandeltürmen, Sturmleitern, Sturmböcken, immer von neuem setzte er an, immer von neuem machten Belisars Spezialtruppen, die berittenen Hunnen, die Mauren, gefährliche Ausfälle. Die Umgebung der Stadt, Höfe, Villen, Prachtbauten, wird gänzlich verheert. In Rom ruiniert man die schönsten Schöpfungen der Griechen und Römer, unersetzliche Meisterwerke, um mit den Steinen die stürmenden Goten zu töten. Zudem wüten Hitze, Hunger, Seuchen; die Senatoren bezahlen widerliche Würste aus dem Fleisch krepierter Maultiere

mit Gold. Ein Entsatzheer aus Konstantinopel verstärkt die Belagerten. Doch 2000 Reiter davon unter Oberst Johannes, dem «Bluthund» (so die Chronisten), wüten in Picenum wider gotische Frauen, Kinder, deren Männer und Väter vor Rom stehn. Nach fast 70 abgeschlagenen Stürmen zieht Witigis unter furchtbaren Verlusten durch den nachstoßenden, taktisch wie technisch überlegenen Belisar ab, der beinah das ganze Land bis zur Poebene besetzt.[156]

Im Winter 538/39, als die Byzantiner alle Goten aus der Emilia vertreiben und Witiges die Mauern Ravennas instand setzt, sucht besonders das nördliche Mittelitalien eine schwere Hungersnot heim. Tausende und Abertausende erliegen ihr. Prokop, der Augenzeuge, meldet allein aus Picenum schätzungsweise 50 000 Verhungerte; noch mehr aus den nördlichen Gebieten. «Was für ein Aussehen aber die Menschen bekamen und auf welche Weise sie starben, das will ich, da ich es selber gesehen habe, näher erzählen. Mager und blaß wurden alle, denn das Fleisch (ihrer Körper) fraß aus Mangel an Nahrung nach dem alten Wort sich selber auf, und die Galle, die infolge ihres Übergewichtes nun die Gewalt über die Körper hatte, verbreitete eine gelblich blasse Farbe über sie. Und wie das Übel Fortschritte machte, war aus den menschlichen Körpern jede Feuchtigkeit gewichen, und ihre Haut, die völlig ausgetrocknet war, war ähnlich wie Leder geworden, indem sie den Anschein erweckte, daß sie auf den Knochen festgenagelt wäre. Und ihre bleiche Farbe wandelte sich in Schwärze, so daß sie Fackeln glichen, die übermäßig ausgebrannt sind. Ihre Gesichter hatten den Ausdruck des Entsetzens; ihr Blick war wie der von Wahnsinnigen, die etwas Fürchterliches schauen ... Einige vergriffen sich im Übermaß des Hungers gar aneinander. Es sollen auf einem Gehöft oberhalb Ariminum zwei Frauen, die in der Gegend allein noch übrig waren, siebzehn Männer aufgefressen haben. Denn die dort des Weges kommenden Fremdlinge pflegten in dem Hause, wo diese zwei wohnten, zu übernachten. Die Frauen ermordeten dann diese im Schlaf und verzehrten ihr Fleisch ... Viele stürzten sich, von Hunger getrieben, auf das Gras und versuchten es knieend aus dem Boden zu ziehen. Dann

waren sie aber meist zu schwach, und wenn sie die Kräfte gänzlich verlassen hatten, fielen sie auf ihre eigenen Hände und das Gras und gaben den Geist auf. Niemand begrub sie, da niemand mehr ein Interesse fürs Begräbnis hatte. Und doch machte sich kein Vogel an die Leichname, die sonst viele Vögel als Speise lieben, weil nichts daran zu beißen war; denn alles Fleisch war, wie schon gesagt, durch den Hunger völlig ausgetrocknet».[157]

Grauenhafte Not um dieselbe Zeit auch in Mailand.

Der Bischof der Stadt – nach Prokop nächst Rom die erste des Abendlands durch Größe, Einwohnerzahl, Wohlstand –, Erzbischof Datius, eilt im dritten Kriegsjahr nach Rom, avisiert Belisar einen antigotischen Aufstand in ganz Ligurien, Rückgewinnung des Gebietes für Byzanz und drängt zur Besetzung Mailands. Sie erfolgt auch, unter Bruch allerdings eines mit Witigis geschlossenen Waffenstillstands, im April 538. Doch bald schließt Witigis' Neffe Uraias mit einem starken Heer Mailand ein, unterstützt von 10 000 durch Frankenkönig Theudebert geschickte Burgunder, die freilich die Lage vor allem für sich sondieren sollten. In Kürze wütet in der Stadt eine entsetzliche Hungersnot. Die Einwohner essen Hunde, Ratten, menschliche Leichen. Ende März 539 kapituliert die römische Besatzung unter Kommandant Mundilas und erhält freien Abzug. Mailand selber aber, schreibt Prokop, machten die Goten «dem Erdboden gleich; alle Männer, vom Jüngling bis zum Greis, töteten sie, nicht weniger als 300 000, die Weiber machten sie zu Sklavinnen und schenkten sie den Burgundern als Lohn für ihre Bundesgenossenschaft». J. B. Bury nennt das Massaker von Mailand eines der schlimmsten in der langen Reihe vorsätzlicher Barbareien in den Annalen der Menschheit – «die Laufbahn Attilas enthält keinen so scheußlichen Kriegsakt». Auch alle Kirchen wurden vernichtet, durch die arianischen Goten die katholischen, durch die katholischen Burgunder die arianischen; eine wirklich progressive ökumenische Kooperation – man nennt es Heilsgeschichte ... Die Spitzen der Gesellschaft, darunter Präfekt Reparatus, Bruder des Papstes, werden zu Hundefutter zerhackt. Erzbischof Datius selbst aber,

der eigentliche Verursacher des Infernos, hatte sich rechtzeitig aus dem Staub gemacht.[158]

Kaum waren die Burgunder, schwer mit Beute beladen, zurück, da fiel noch im Frühjahr 539 Theudebert selber an der Spitze eines Heeres in Ligurien ein.

Justinian hatte die Franken schon zu Beginn des Konflikts aufgerufen, so Katholik Daniel-Rops noch im 20. Jahrhundert, zu «der großen Treibjagd auf die Goten». Die Merowinger, Childebert I., Chlotar I., ihre Neffe Theudebert, versprachen dem Kaiser auch ihren Beistand, nahmen auch sein Geld, nahmen aber auch 2000 Pfund Gold der Goten – und die Provence von beiden; formell (abgetreten) von Justinian, faktisch von Witigis. Ihm schickte denn auch Theudebert 537 ein alemannisches, 538 ein burgundisches Heer und half ihm bei der Rückeroberung des Landes, von Ligurien sowie von Oberitalien nördlich des Po. Als ihm aber die Goten wohl zu stark zu werden schienen, fiel er ihnen, im Frühjahr 539, mit angeblich 100 000 Franken von Südgallien aus die Alpen übersteigend, in den Rücken, brandschatzte Ligurien mit seinen Haufen, die Aemilia, und beim Überschreiten des Po, schreibt Prokop, «schlachteten sie die gotischen Kinder und Weiber, deren sie habhaft wurden, und stürzten ihre Leichname als Erstlingsopfer des Krieges in den Fluß». Hals über Kopf flohen die gotischen Krieger Richtung Ravenna und liefen in die Säbel der Römer. Doch rieben auch Theudeberts Heer Hunger und Seuchen derart auf, daß er einen großen Teil davon verlor und Italien wieder räumen mußte.[159]

Im Mai 540 fällt das zu Wasser und Land zernierte Ravenna durch einen Verräter. Er hatte im Auftrag Belisars die Kornspeicher der Stadt in Brand gesteckt, so daß Witigis aufgibt. Zusammen mit Mataswintha und der (535 zu den Goten geflüchteten) Witwe des Thüringerfürsten, Amalaberga, nebst ihren Kindern und dem ganzen Kronschatz wandert er nach Konstantinopel. Justinian verleiht dort dem abgedankten König den Patrizierrang. Viele andere Goten aber verheizt man, wie einst den Rest der Wandalen, an der persischen Front. Da Witigis' Neffe Uraias, der Zerstörer Mailands, zugunsten von Ildibald auf die Krone

verzichtet, wird dieser König. Er läßt Uraias ermorden, stirbt dann selber durch Mörderhand, und auch sein Nachfolger, Rugierkönig Erarich, endet so nach hochverräterischen Verhandlungen mit Justinian und wird von dem gotischen Stadtkommandanten von Treviso, Totila, abgelöst, der Erarichs Tod zur Bedingung für seine Herrschaft gemacht hatte.[160]

Nun begann sich der Krieg in die Länge zu ziehn, zumal Ostrom auch an der persischen Front gefesselt war.

Immer wieder kämpften Justinian und Byzanz, eine alte römische und christliche Tradition (I 287 ff), gegen die Sassaniden, 530 bis 532, 539 bis 562; später noch 572 bis 591 und 604 bis 628. Wenn irgend möglich, haben dabei die persischen Christen Ostrom unterstützt. So wurde 551 durch sie eine Palastrevolution gegen Großkönig Chusrō I. (531–579) gefördert oder gar inszeniert. Der Großkönig, ein Befreier der Bauern aus ihrer Hörigkeit, hatte sich mit seinem ältesten Sohn Anōšzād überworfen, der aktiver im väterlichen Harem gewesen sein soll als in der Armee. Und als man Chusrō in einer schweren Krankheit totsagte und ein Aufstand ausbrach, stellten die persischen Christen sich unter dem Katholikos Mar Aba hinter Anōšzād, da ihn seine Mutter, eine der Gemahlinnen des Königs, für das Christentum gewonnen hatte. Doch nachdem der Süden des Landes mit rauchenden Schlössern, ungezählten Torturen und Morden vorübergehend zur Hölle geworden war, brach die Rebellion zusammen.[161]

Der Krieg mit den Persern aber ging weiter, der mit den Goten desgleichen. Sie hatten ihn nie gewollt. Sie hatten gewünscht, im Land wohnen zu dürfen und dafür dem Kaiser zu dienen. Sie wünschten dies weiter. In fortgesetzten gütlichen Einigungsversuchen findet es während des langen Gemetzels immer wieder Ausdruck. Es entspricht auch einer gewissen gotischen Tradition, einer letzten Weisung noch Theoderichs: den König zu ehren, die Römer zu lieben und nächst Gottes Gnade vor allem die des Kaisers zu suchen. Doch prallten alle gotischen Friedens-, ja Unterwerfungsangebote an Justinian ab. Die Greuel wurden immer größer, die der katholischen Byzantiner, die der arianischen Goten.[162]

Und noch einmal bekamen diese die Oberhand. Noch einmal erobern sie, hauptsächlich mit Reitertruppen, fast ganz Italien, einschließlich Sardinien, Korsika, Sizilien. In vieljährigem Kampf nimmt Totila (541–552), nach Prokop ein Mann schärfsten Verstandes und außerordentlicher Tatkraft, von Pavia aus Festung um Festung, Stadt um Stadt. Benevent fällt, Neapel fällt. Selbst Rom, wo man alle arianischen Priester vertreibt, wo wieder fürchterliche Hungersnot herrscht, selbst Rom bekommt er zweimal, 546 und 550, in die Hand. Er reißt die Mauern aller erstürmten Orte nieder, damit kein Feind mehr sich darin festsetze, damit die Bürger für immer befreit seien von den Qualen der Belagerung. Auch die Römer bekennen nach dem Fall der Stadt 546, er habe mit ihnen gelebt wie ein Vater mit seinen Kindern. Sogar die um ihren Sold betrogenen Byzantiner laufen ihm zu, noch viel mehr die verjagten Pachtbauern, die halbverhungerten Sklaven. Dafür aber trifft ihn der ganze Haß der Großgrundbesitzer. Und der katholischen Kirche. Wie vordem in Afrika gegen die Wandalen, schürt sie jetzt die Greuelpropaganda gegen die Goten. Und sie zieht um so mehr mit den Großgrundbesitzern an einem Strang, als sie selbst der größte Großgrundbesitzer ist. So tritt sie keinesfalls als Fürsprecher der Sklaven auf, wie sie uns immer wieder weismachen möchte. Sie ist der Mitstreiter der Sklavenhalter. Sie repräsentiert sie! Alles andere als erstaunlich deshalb, daß Papst Vigilius durch seinen Vertreter und Nachfolger Pelagius die Rückgabe der entlaufenen, im gotischen Heer kämpfenden Sklaven erstrebt. Totila versicherte dem bei ihm vorsprechenden Pelagius zwar seines größten Wohlwollens, wollte aber von drei Dingen nicht reden: «von den Sizilianern, Roms Mauern und den übergelaufenen Sklaven». Verhandlungen über deren Rückgabe lehnte er von vornherein ab. Hatte er sie doch ins Heer eingegliedert mit dem Versprechen, sie nie wieder ihren Herren auszuliefern. «Es ist schwerlich denkbar, was die Sklaven sonst bei den gotischen Truppen angezogen hätte, wenn nicht die ersehnte Freiheit» (Rothenhöfer).[163]

Es ist klar, daß die katholische Kirche Italiens, daß besonders der hohe Klerus im Gotenkrieg – wie der katholische Klerus

Afrikas im Wandalenkrieg – nicht auf der Seite der «Ketzer» und «Barbaren» stand. Und gilt dies schon von dem «gotischen» Papst, dem Hormisdassohn Silverius, auf dessen «Rat hin» doch, so das katholische «Handbuch der Kirchengeschichte», die Römer ihre Stadt «kampflos dem byzantinischen General Belisar übergeben hatten», so gilt es gewiß erst recht von dem «byzantinischen» Papst Vigilius, seinem Mörder. Vigilius hat den größten Teil seines Pontifikats in Konstantinopel verbracht. Er war eine Kreatur der Kaiserin, der er sein Papsttum verdankte. Und dem Kaiser diente er im Gotenkrieg als Mittelsmann zu den Franken, mit denen Justinian antigotische Bündnisverhandlungen zur Einkreisung und Vernichtung des Gotenkönigs Totila betrieb (der seinerseits gerade die katholischen Kirchen Roms und ihre Besitzungen schonte). Dem Bischof Auxanius von Arles befahl Papst Vigilius am 22. Mai 545 Gebete im Gottesdienst für Justinian, Theodora und Belisar. Den Nachfolger des Auxanius, Aurelian, verpflichtete er am 23. August 546 «mit bischöflichem Eifer allezeit zwischen den allergnädigsten Herrschern (Justinian I. und Theodora) und dem ruhmreichen Könige Childebert die Bande unversehrter Freundschaft zu bewahren». Es ist begreiflicherweise wenig über dieses Beziehungsgeflecht bekannt. Caspar kommentiert: «Man tut hier einen Blick in das Spiel der diplomatischen Bündnisverhandlungen zwischen Byzanz und der neuen fränkischen Macht zur Umstrickung des letzten erfolgreichen Gotenkönigs Totila, Verhandlungen, bei denen Belisar und der Papst als Mittelsmänner wirkten».[164]

Im Jahr 548 gelangte Papst Vigilius sogar «zu einmaliger geschichtlicher Bedeutung» (Giesecke).

Belisar, in Italien von Totila geschlagen, war nach Konstantinopel zurückgekehrt, der Kaiser schon fast ohne Siegeshoffnung. In diesem Augenblick, berichtet Prokop, beschwor «der Erzbischof von Rom» nebst anderen vornehmen Flüchtlingen aus Italien «den Kaiser, ihre Heimat doch wieder den Goten zu entreißen». Eindringlich trieb er den Regenten immer wieder zur energischen Fortsetzung des Krieges. Nach langem Schwanken ernannte Justinian seinen von ihm eifersüchtig beargwöhnten

Neffen Germanus zum neuen Oberbefehlshaber und, nach dessen plötzlichem Tod, 552 den armenischen Eunuchen Narses. Mit einem starken Heer und unterstützt durch germanische Elitetruppen stach Narses den Rest der Goten ab, was um so besser gelang, als er «unter dem besonderen Schutz der jungfräulichen Gottesmutter» stand, die «über allen seinen Handlungen» gewacht, ihm geradezu «als strategischer Berater» gedient hat (Euagrios).[165]

Dieser Assistenz der keuschen, der allersüßesten Gottesmutter Maria erfreuten sich freilich noch viele christliche Großschlächter im Lauf der Geschichte. Auch Kaiser Justinian selbst schrieb seine blutigen Siege über die vom historischen Schauplatz abservierten Wandalen und Goten der Maria zu. Sein Neffe Justin II. machte sie zur Schutzherrin im Krieg gegen die Perser. Das Monstrum Chlodwig führte seine brutalen Triumphe auf Maria zurück. Karl Martell, Karl «der Große», gewaltige Schlachten schlagende spanische Könige, der Bluthund Cortez, der die Neue Welt mit Millionen Leichen füllte und millionenfachem Unglück, Tilly, der seine 32 Siege «im Zeichen Unserer Lieben Frau von Altötting» erfocht, bis er beim dreiunddreißigstenmal dem «Ketzer» Gustav Adolf unterlag und selbst ins Gras biß – sie und ungezählte weitere waren ebenso große Marienverehrer wie Bluthunde (welche Beleidigung für Hunde) gleich Belisar (der immerhin noch keinen Rosenkranz davor gebetet hat wie etwa, unter vielen anderen, der edle Ritter Prinz Eugen, der stets den Rosenkranz neben dem Schwert trug – denn das gehört zusammen! Und immer, wenn ihn die Soldaten besonders lang und innig am Rosenkranz fummeln sahen, sagten sie: «Jetzt gibt's bald wieder eine Schlacht, der Alte betet so viel»).[166]

Wie gegen die Wandalen, stand die Catholica auch gegen die Ostgoten auf der Seite des Kaisers. Und wie sie ihn einst zum Krieg gegen das Nordafrika der «Ketzer» angereizt, so drängte sie ihn jetzt zur Fortsetzung des Krieges gegen die Goten. Totila, der sein Schicksal zu ahnen schien, der wiederholt Byzanz Frieden angeboten, wird bald ringsum attackiert. Zuerst verliert er, durch General Artabanos, im Winter 551 Sizilien. Dann wird bei Sinigaglia die gotische Flotte vernichtet. Und nun erscheint im Nor-

den Narses, der Eunuch, als Soldat wie Diplomat gleich versiert, Belisars Rivale, Theodoras Günstling, ein kühler, schlangenhaft geschmeidiger Mensch, ein frommer auch, der alle seine Siege, so rühmt zumindest die Pfaffheit ihm nach, dem Gebet zuschreibt und der jetzt, schon über 65 Jahre alt, mit genügend Schlächtern freilich, zum «Besieger und Vernichter des ganzen Gotenvolkes» wird und «einen riesigen Reichtum an Gold, Silber und sonstigen Kostbarkeiten gewinnt» (Paulus Diaconus). 552 reibt er in der Entscheidungsschlacht bei Busta Gallorum oder bei Taginae an der Via Flaminia, nördlich von Spoleto, das gotische Heer gänzlich auf, auch durch 5500 Langobarden und 3000 Heruler. Totila fällt auf der Flucht. Seinen blutigen Kopf schwenken die Sieger auf einer Lanze herum. Und im Oktober 553 fällt nach sechzigtägigem Verzweiflungskampf auch der letzte Gotenkönig Teja mit dem Heereskern am Fuß des Vesuv. Beträchtliche weitere Franken- und Alemannenscharen unter dem Alemannenherzog Bucelin, der das Gotendebakel auf seine Weise nutzen und mit Bruder Leuthari Italien für sich haben wollte, liquidiert Narses in mörderischer Schlacht 554 am Volturno bei Capua. Sie wurden umgehauen wie Vieh. Der Rest soll in den Fluten des Flusses versunken sein. «Groß war darüber die Freude in Italien» (tota Italia gaudens), jubelt das römische Papstbuch. Ein ähnlich starkes Heer unter Bucelins Bruder Leuthari krepierte, schon auf dem Rückmarsch, schwer mit Beute beladen, im Venetianischen an einer Seuche. Nur angeblich fünf Mann von 70 000 kamen zurück. Kastrat Narses, auf den Stufen St. Peters vom Klerus mit Hymnen empfangen, warf sich betend am vermeintlichen Apostelgrab nieder und rief seine ausschweifende Soldadeska zu Frömmigkeit und fortgesetzter Waffenübung auf. Ein letztes Gotenkastell im Apennin widersteht bis 555. Im Norden gewinnt man Verona und Brescia (mit merowingischer Hilfe) sogar erst 562. In Ravenna residiert nun ein kaiserlicher Statthalter, der Exarch. Auch die Ostgoten verschwinden aus der Geschichte.[167]

In der Schlußphase ihrer Ausrottung benutzte Justinian 552 einen Thronstreit im arianischen Westgotenreich zu einer weite-

ren Invasion unter dem militärisch unerfahrenen, bereits mehr als achtzigjährigen patricius Liberius. In Spanien, wo die mächtigen und reichen katholischen Bischöfe nur widerstrebend den arianischen «Ketzern» unterstanden, hatte sich der gotische Adlige Athanagild gegen König Agila erhoben. Und wie in Afrika, in Italien, so begrüßten auch jetzt die Katholiken das Eingreifen des katholischen Herrschers, womit ein mehr als siebzigjähriger Krieg zwischen Byzanz und den Westgoten begann. Allerdings gelang Justinian hier keine totale Vernichtung mehr. Doch konnte seine schwache Streitmacht die Balearen erobern sowie die wichtigsten Hafenstädte und Festungen im Südosten des Landes.[168]

DER GROSSE PROFITEUR DES INFERNOS: DIE RÖMISCHE KIRCHE

Der zwanzigjährige Gotenkrieg hat Italien in eine rauchende Ruine verwandelt, in eine Wüste. Er schlug ihm, so der vielleicht noch immer beste deutsche Kenner der Epoche, L. M. Hartmann, schlimmere Wunden als der Dreißigjährige Krieg Deutschland. Das Blutopfer geht vermutlich in die Millionen. Ganze Landstriche waren menschenleer, fast alle Städte einmal oder wiederholt belagert, zuweilen sämtliche Einwohner getötet, die Frauen und Kinder von den Byzantinern häufig als Sklaven fortgeschleppt, die Männer, auf beiden Seiten, als Feinde und «Ketzer» niedergemacht worden. Rom, die Millionenstadt, fünfmal erobert, fünfmal verheeert, durch Schwert, Hunger und Pest heimgesucht, hatte nur noch 40 000 Einwohner. Die Großstädte Mailand, Neapel waren entvölkert.

Mit der Entvölkerung aber griff eine ungeheure Verarmung um sich, vor allem durch die Verödung der Felder, doch auch durch die weithin abgestochnen Herden. Die zerbrochenen Wasserleitungen, die Thermen verfielen, unersetzliche Kunst- und Kulturwerke gingen zugrunde. Überall Leichen und Trümmer, Seuchen

und Hunger. Hunderttausende kamen dabei um. Allein im Pizenischen sollen, schreibt Prokop, der seine Augenzeugenschaft betont, nur anno 539 etwa 50 000 Menschen verhungert und dann so verdorrt gewesen sein, daß sie selbst die Aasgeier verschmähten.[169]

Doch die «gute Hoffnung» des Kaisers hatte sich erfüllt, «daß Gott uns gnädig gewähren werde, das, was die alten Römer bis zu den Grenzen beider Ozeane besaßen, aber durch nachfolgende Nachlässigkeit verloren haben, wieder zu erwerben». Justinian konnte sich 534 die prunkenden Beinamen «Sieger über die Wandalen, Sieger über die Goten usw.» beilegen.[170]

Und so weiter ...

Selbst Jesuit Hartmann Grisar gibt zu, «was die Byzantiner an die Stelle des gotischen Regiments brachten, war keine Freiheit, sondern das Kehrbild derselben ... lief auf Unterjochung freier Bewegung der Persönlichkeit, auf ein System der Knechtschaft hinaus», während «bei den Goten wahre Freiheit eine Heimstätte hatte».[171]

Gewinner waren, wie üblich nach Kriegen (und im Frieden freilich auch) nur die Reichen. Die sogenannte Sanctio pragmatica von 554 stellte die «alte Ordnung» wieder her, die «westliche Reichshälfte» mit dem Oberkommando des Exarchen in Ravenna. Alle sozialen Maßnahmen Totilas wurden aufgehoben, die Rechte der Großagrarier teilweise noch erweitert, sie selber in jeder Weise begünstigt, das verheerte Land noch bis ins letzte ausgesogen und mit unerbittlicher Brutalität hohe Steuern aus dem ohnehin erbärmlich darbenden Volk gepreßt. Alle entlaufenen oder weggenommenen Sklaven und Kolonen mußten zu ihren Herren zurück.[172]

Wohl am meisten aber gewann durch das Fiasko die Kirche, wie übrigens gewöhnlich nach Kriegen – noch und gerade auch im 20. Jahrhundert. («Man ist zur Überzeugung gelangt», bekannte nach dem Ersten Weltkrieg auf dem Katholikenkongreß in Liverpool Kardinal Gasquet, «daß der am besten aus dem Krieg herausgekommene Mann der Papst war!»)[173]

In Italien und Afrika hatte man die arianische «Ketzerei» aus-

radiert. Auch das selbständige Königreich Italien war verschwunden und im allgemeinen Chaos als grandiosester Parasit eine Art «Kirchenstaat» im Wachsen begriffen. Die früheren Vorrechte Roms wurden wiederhergestellt, Macht und Ansehen des römischen Bischofs durch Justinian vermehrt. Auch im Altreich bevorzugte seine Kirchengesetzgebung immer deutlicher die katholische Kirche, besonders das Mönchtum. Und während man «Ketzer» stets schärfer verfolgt, regiert der Papst über ein tief in den Osten reichendes Patriarchat. Ja, er bekam eine erhöhte munizipiale Gewalt, eine weitgehende Kontrolle über Verwaltung und Beamtenschaft; wie auch die Bischöfe neben und vor den Notabeln (primates) ein Mitspracherecht bei der Wahl der Provinzstatthalter erhielten und überhaupt die Privilegien des östlichen Klerus, durch die Pragmatische Sanktion, nun auch dem italienischen als geltendes Recht zugute kamen. Hervorragend organisiert, konnte dieser nach Beendigung des Infernos früher als jeder Private seine materiellen Interessen vertreten. Der Papst erhielt mit dem Senat auch die Aufsicht über Münze, Maß und Gewicht. Und da das Vermögen der Kirche viel beweglicher als jedes Laienvermögen war, da sie ihren großen Besitz nicht nur behaupten, sondern noch mehren konnte, vor allem durch den Raub der beträchtlichen arianischen Kirchengüter, wurde sie «zu einer wirtschaftlichen Macht ersten Ranges und zu der einzigen Institution des öffentlichen Lebens, welche in dem allgemeinen Niedergange Italiens im Aufstieg begriffen war» (Caspar), wurde sie «beinahe die einzige Geldmacht Italiens» (Hartmann) «und der Papst zum reichsten Mann im Lande» (Haller).[174]

Nun profitierte die westliche Kirche aber nicht nur durch Besitzveränderungen und Mehrung ihres Vermögens, was den Kaiser persönlich interessierte; sondern jetzt füllten sich auch, wie nach jedem großen Krieg, die Bethäuser und damals vor allem die Klöster. (Wie noch nach dem Ersten Weltkrieg, wo der Klerus in Deutschland von 1919 bis 1930 pro Monat durchschnittlich zwölf bis dreizehn Klöster gründete; mit einem Gesamtmitgliederzuwachs von rund 2000 Mitgliedern je Jahr!) Denn der bankrotte Bauer, der hungernde Kolone, der von der Steuer überfor-

derte städtische Beamte, sie alle kamen. «Die Kirche», schreibt Gregorovius, «stand jetzt mitten im Schutte des alten Staats allein aufrecht, allein lebenskräftig und eines Zieles bewußt da, denn um sie her war Wüste». Die Tendenz der Zeit, bestätigt auch Hartmann, «ging überall dahin, das geistliche Vermögen zu vermehren ... Die Stimmung der Zeit, der allgemeine Niedergang und das schreckliche Unglück des zwanzigjährigen Krieges war dem Glauben günstig, der das nahe Ende der Welt vorausahnte, der die materiellen Güter als schal und vergänglich erscheinen ließ und die Einkehr in sich selbst forderte, um noch die Seele zu retten ... Diesen Neigungen entsprach gerade damals in Italien das Emporblühen des Klosterwesens ... Allein es sind doch wiederum die Colonen, die durch ihre Abgaben und ihren Zins das Kloster erhalten ... der größte Teil des Ertrages dieser Fruchtbarkeit kommt nach wie vor nicht ihnen, sondern ihrem Grundherrn, dem Kloster, zu statten».[175]

Ein besonderer Kriegsgewinnler war die ravennatische Kirche, deren regelmäßige Einnahmen man schon seinerzeit auf 12 000 sol. (Goldstücke) veranschlagte. Ihr Landbesitz, der bis Sizilien reichte, wurde durch Schenkungen und Erbschaften dauernd vermehrt, vermögende Bankiers bauten und statteten sogenannte Gotteshäuser aus. Vor allem aber kassierte der Bischof von Ravenna die arianischen Kirchen und Kirchengüter, die in der Umgebung der ehemaligen gotischen Hauptstadt natürlich am dichtesten waren.[176]

In einer privatrechtlichen Novelle seines zwölften Regierungsjahres (538/39) schrieb Justinian: «Unser ganzer Eifer ging daraufhin, daß die Freiheiten in unserem Staat herrschen, stark sind, blühen und sich vermehren. Und wegen dieses Wunsches haben wir gegen Libyen und den Westen so große Kriege unternommen für den ‹rechten Glauben› an Gott und für die Freiheit der Untertanen».[177]

Hatte der Kaiser aber seine mehr als zwanzigjährigen Kriege auch gewiß nicht für «die Freiheit der Untertanen» geführt, so nicht zuletzt gewiß «für den ‹rechten Glauben›». Auf dessen Altar, das steht fest, hatte er zwei Völker geschlachtet und ausge-

merzt. Denn die von vielen Zeitgenossen und vor allem von Justinian selber so bestaunte recuperatio imperii bestand vor allem in der blutigen Rückeroberung Nordafrikas und Italiens für den Katholizismus. Der Despot wurde damit der «Vorkämpfer der römischen Kirche», er gab «in erster Linie Rom und dem Papst, was er nur geben konnte» (Rubin).[178]

Den Untertanen dagegen gab der Kaiser nichts, nichts Gutes jedenfalls. Denn wer immer Rom und dem Papst derart gibt, der nimmt es andern. Und fast immer unterdrückt er dann auch andere. Gerade die langen Kriege, angeblich für die Freiheit der Menschen Nordafrikas, Spaniens, besonders aber Italiens geführt, hatten – neben den Perserkriegen, 700 neuerbauten Festungen und Hunderten von neuerbauten Kirchen – Unsummen verschlungen. Um aber die Heere in Ost und West finanzieren zu können, wurden die Ostprovinzen durch enorme Steuern ruiniert, wurde das Volk, was Prokop betont, immer rücksichtsloser ausgesaugt, immer unzufriedener, zumal die Verwaltung ebenso korrupt war wie die Justiz, die Generalität frech, Erpressung, Rechtsbeugung und Gewalt alltäglich und in diesem großen Polizei- und Sakralstaat alles stahl, vom Polizisten bis zum Minister, die sogenannten «Räuberjäger» manchmal schlimmer hausten als die Räuber selbst. Während es den Großagrariern, Generalen und «rechtgläubigen» Kirchenfürsten glänzend ging, gab es allein in Justinians Hauptstadt im letzten Jahrzehnt seiner Regierung ein halbes Dutzend großer Volksaufstände. Und der katholische Despot, der besonders hart durch seine Gesetze auch die Kolonen drückte, hat alle revolutionären Erhebungen des Volkes in Blut erstickt.[179]

Fortgesetzt beschuldigt der Chronist der Epoche, Prokop, das Vorbild byzantinischer Historiographie, in seiner «Geheimgeschichte» den Kaiser der Ermordung und Beraubung seiner Untertanen sowie der gewissenlosesten Vergeudung der erpreßten Gelder. Prokops Anklagen kulminieren im 18. Kapitel, das durchaus das Wesentliche treffen dürfte, ungeachtet einiger Übertreibungen, zumal der Zahlen oder wenn er schreibt, man könnte schneller «den ganzen Sand zählen als die Schlachtopfer dieses

Kaisers ... Libyen, das ja so weiträumig ist, richtete er so zugrunde, daß einem selbst bei einer längeren Wanderung nur selten die Überraschung widerfährt, einen Menschen zu treffen. Und wenn es dort anfänglich 80 000 waffentragende Vandalen gab, wer könnte dann die Zahl ihrer Frauen, Kinder und Knechte schätzen? Wie könnte jemand die Menge aller (römischen) Libyer ermessen, die früher in den Städten wohnten, Ackerbau oder Seefahrt und Fischerei trieben, wie ich selbst größtenteils mit eigenen Augen beobachtet habe? Noch zahlreicher waren da die Maurusier, die alle mit Frauen und Kindern zugrunde gingen. Und schließlich barg die Erde viele römische Soldaten und ihre Begleiter aus Byzanz. So daß jemand, der für Afrika fünf Millionen Tote angäbe, dem Sachverhalt nur knapp genügen würde. Die Ursache davon war, daß Iustinian gleich nach Niederwerfung der Vandalen sich nicht um die Befestigung der Herrschaft über das Land kümmerte. Er trug nicht Sorge für die Sicherheit der Beute durch Loyalität der Untertanen. Er beorderte vielmehr augenblicklich, ohne zu zögern, Belisar unter dem unrechtmäßigen Vorwurf der Tyrannis zurück, um von da an nach Gutdünken zu schalten und ganz Libyen auszurauben.

Sofort sandte er Steuerbeamte (censitores) und erhob äußerst grausame und neuartige Steuern. Er beschlagnahmte die besten Güter und hinderte die Arianer an ihren Sakramenten. Den Sold zahlte er nur säumig und auch sonst lag er den Soldaten schwer auf. Daraus erwuchsen die Aufstände und führten schließlich zu großem Verderben. Im Bestehenden verharren konnte er nicht; es war eben seine Art, alles durcheinanderzubringen und aufzurühren.

Italien, das nicht weniger als dreimal so groß ist wie (die Provinz!) Afrika, wurde allenthalben noch weit menschenleerer als dieses, so daß die Offenbarung der Zahl derer, die auch dort umkamen, naheliegen wird. Den Grund für das, was sich in Italien abspielte, habe ich schon oben (in der Kriegsgeschichte) berichtet. Alles, was er in Libyen gesündigt hatte, das tat er auch hier. Und er sandte auch noch die sogenannten Logotheten (Sonderbevollmächtigte des Finanzministers), revolutionierte und

verdarb alles auf der Stelle. Die gotische Herrschaft erstreckte sich vor diesem Krieg vom gallischen Land bis zu den Grenzen Dakiens, wo die Stadt Sirmium liegt. Viel Land von Gallien und Venetien nahmen die Germanen (Franken!) in Besitz, als das Römerheer nach Italien kam. Sirmium aber und seine Umgebung besitzen die Gepiden, jedoch alles, kurz gesagt, völlig menschenleer. Denn die einen raffte der Krieg weg, die anderen vernichteten Krankheit und Hunger, die dem Krieg zu folgen pflegen. Illyrien und ganz Thrakien, etwa vom jonischen Meer bis zu den Vororten von Byzanz, so auch Hellas und das Land der Chersonesier überrannten Hunnen, Sklavinen und Anten fast jedes Jahr, seit Iustinian die Herrschaft übernommen hatte, und taten den Einwohnern die schrecklichsten Dinge an. Denn ich glaube, mehr als 200 000 von den dortigen Römern sind bei jedem Einfall getötet und versklavt worden, so daß das ganze Land wahrhaftig eine skythische Einöde ist. Derart waren also die Kriegsfolgen in Afrika und Europa. Aber die Sarazenen überrannten während dieser ganzen Zeit unaufhörlich die Römer des Ostens von Ägypten bis zur persischen Grenze und vernichteten sie, so daß alle Landstriche äußerst menschenarm wurden und, wie ich glaube, niemand, der nach der Zahl der auf diese Weise umgekommenen Personen fragt, sie zu finden imstande sein wird. Die Perser und Chusrō fielen viermal in das übrige römische Gebiet ein. Sie zerstörten die Städte, und von den Menschen, die sie in den eroberten Städten und jedem Landstrich ergriffen, töteten sie die einen und schleppten die anderen mit sich fort und beraubten so das Gebiet, das gerade von ihnen heimgesucht wurde, seiner Bewohner. Seit sie auch in das kolchische Land (Lazika!) einfallen, werden sie selbst, die Lazen und Römer, bis heute vernichtet. Aber auch die Perser, Sarazenen, Hunnen oder der Sklavinenstamm oder die anderen Barbaren haben das römische Gebiet nicht unversehrt gelassen. Bei den Einfällen und noch viel mehr bei den Belagerungen und den vielen kriegerischen Zusammenstößen in Mitleidenschaft gezogen, gingen auch sie ebenso mit zugrunde. Nicht die Römer allein, sondern auch fast alle Barbaren trugen den Lohn der Mordbefleckung Iustinians davon. Auch

Chusrō selbst besaß ja einen schlechten Charakter, doch wie ich in den betreffenden Büchern (der Kriegsgeschichte) gesagt habe, gewährte ihm Iustinian jegliche Veranlassung zum Kriege. Er dachte nicht daran, zur rechten Zeit zu handeln, sondern tat alles im falschen Augenblick. In Frieden und Verträgen heckte er immer aus hinterhältiger Gesinnung Ursachen zum Krieg gegen die Nachbarn aus, im Kriege dagegen erschlaffte er grundlos, betrieb infolge seines Geizes alles Nötige sehr lässig und durchforschte, statt sich hierum zu kümmern, die Wolken und bemühte sich geschäftig um die Erforschung der Natur Gottes. Als ein verruchter Mörder gab er aber auch den Krieg nicht auf und konnte wiederum die Feinde nicht besiegen, weil er dank seiner kurzsichtigen Kleinkrämerei nie das unternahm, was not tat. So wurde während seiner Regierung die ganze Welt vom Menschenblut fast aller Römer und Barbaren zur Genüge erfüllt.

Das aber hat sich, um es zusammenzufassen, um diese Zeit allenthalben im Römerland an Kriegsereignissen zugetragen. Wenn ich aber durchrechne, was sich an Aufruhr in Byzanz und jeder Stadt zugetragen hat, so ereignete sich dadurch meines Erachtens nicht weniger Menschenmord als im Kriege. Gerechtigkeit und gleichmäßige Bestrafung der Verbrechen gab es so gut wie gar nicht, sondern da der Kaiser mit höchstem Eifer einer der Parteien anhing, hielt auch die Gegenseite nicht Ruhe. Vielmehr neigten die einen ihrer Unterlegenheit halber, die anderen aus Übermut ständig zu Verzweiflung und Verrücktheit. Bald gingen sie in hellen Haufen aufeinander los, bald kämpften sie zu wenigen oder stellten die Hinterhalte je nachdem auch einzeln. Zweiunddreißig Jahre hindurch gaben sie keinen Augenblick Ruhe, verübten sie furchtbare Taten gegeneinander und wurden von der Behörde, die dem Demos vorsteht (praefectus urbi), zumeist umgebracht. Aber die Strafe traf fast regelmäßig die Grünen. Ferner erfüllte die Verfolgung der Samariter und der sogenannten Häretiker das Römerreich mit Mord. Dies aber wird nur summarisch von mir jetzt erwähnt, da ich es kurz zuvor abgehandelt habe.»[180]

Als der Tyrann starb, war das Volk nicht frei – und das Reich heruntergewirtschaftet, fast bankrott.

Dagegen erwies sich die Ära Justinians für das Papsttum – allein schon durch die Rückgewinnung Nordafrikas, die Vernichtung zweier mächtiger arianischer Völker, die Auflösung des selbständigen Königreichs in Italien – materiell und rechtlich als äußerst vorteilhaft, auch wenn die Päpste selbst jetzt wieder stärker in den Einflußbereich des Regenten gerieten, ihre eigene Macht erheblich reduziert und so manch einer von ihnen gefährlich gedemütigt worden ist. Dabei unterwarf aber der Kaiser die orientalischen Bischöfe dem Papst, versicherte er: «in allen Dingen lassen wir uns angelegen sein, daß die Ehre und Autorität Eures Stuhls wachse». Doch kommentiert Caspar: «Noch niemals hatte ein Kaiser so ehrerbietig zur römischen Kirche gesprochen, noch niemals aber zugleich so selbstherrlich gehandelt».[181]

West-östliche Schmierenstücke oder Mörderpapst Vigilius (537–555)

Der Papst, unter dem der Gotenkrieg begann, war Agapet I. (535–536). Im Auftrag der Goten reiste Agapet, der vorgab, kein Geld für die Reisekosten zu haben, 536 nach Byzanz, wo er den schon begonnenen Angriffskrieg stoppen sollte. Doch erreichte er für die Goten nichts und wollte vermutlich auch nichts erreichen – nach Gregorovius «scheint er seinen Auftrag als Feind der Goten ausgerichtet zu haben». Der Liber Pontificalis berichtet: «Agapet reiste nach Konstantinopel und wurde dort mit Glanz aufgenommen. Sofort begann er ein Streitgespräch über den Glauben mit dem allerfrömmsten Kaiser und Augustus Justinian ..., und es stellte sich mit Gottes Hilfe heraus, daß der Bischof von Konstantinopel, Anthimus, ein Irrlehrer sei». Das Thema dürfte den Römer jedenfalls mehr interessiert haben als ein Frieden mit den Goten! Es gelang ihm auch den von der Kaiserin gestützten monophysitischen Patriarchen Anthimus ab-

setzen zu lassen – darüber ein völlig verfälschter Bericht im Liber Pontificalis – und den neuen rechtgläubigen Patriarchen Menas am 13. März 536 zu weihen: «seine Tätigkeit dort war ein einziger Sieg» (H. Rahner SJ). Aus gotischer Sicht aber: ein politisch gänzlich mißlungener Besuch! Dann allerdings starb Agapet am 22. April 536 eines plötzlichen und bis heute umrätselten Todes in Konstantinopel. Am 17. September gelangte die Leiche in einem verschlossenen Bleisarg nach Rom und wurde in St. Peter beigesetzt. Auch der meist sehr zurückhaltend urteilende Erich Caspar fragt sich unwillkürlich, ob bei dem jähen Tod des Papstes alles mit rechten Dingen zugegangen sei. Denn «wenn Theodora den unbequemen Mann beseitigen wollte, so wußte sie gewiß Mittel und Wege, um es völlig geräuschlos zu bewerkstelligen». Die wohl größten Chancen seiner Nachfolge hatte der römische Geschäftsträger am Hof der Kaiserin, Vigilius. Schon 532 hätte er beinah den begehrten Stuhl bestiegen. Und die Kaiserin hatte daran großes Interesse. Doch kam er auch jetzt noch nicht zum Zug, kam ihm erst noch der Subdiakon Silverius (536–537) zuvor, ein Sohn des Papstes Hormisdas.[182]

Der Kaiser verbot dem «gemäß der Sentenz des heiligsten Papstes» entthronten Anthimus den Aufenthalt in Byzanz, seiner Umgebung sowie in anderen Großstädten. Theodora aber barg den Gestürzten bis an ihr Lebensende in Geheimgemächern ihres Palastes und brachte schließlich nach einigen skandalös bewältigten Schwierigkeiten ihren Kandidaten Vigilius auf den römischen Stuhl (S. 427).

Vigilius (537–555), der Mörder seines Vorgängers, vielleicht jedoch auch in den jähen Tod des Papstes Agapet verstrickt, war der Papst während des großen Gotengemetzels. Dank seiner ungemeinen Wendigkeit hielt er sich achtzehn Jahre auf dem «Heiligen Stuhl», wobei er es mit dem Glauben nicht so genau nahm, um so mehr aber mit den Wünschen des Herrschers.

Diese Hörigkeit des Klerus hatte im Osten seit Konstantin bestanden. Denn schon er, der erste christliche Regent, war Herr von Reich und Kirche. Schon unter ihm gehörten Kaisertum und Catholica zusammen oder sollten doch zusammengehören. Und

über Konstantin und seine Nachfolger führt die traditionelle «Staatsfreundlichkeit» des Klerus im 5. Jahrhundert zum eigentlichen «Cäsaropapismus». Die Bischöfe vollzogen, was immer der Diktator gebot. Hundertweise unterzeichneten sie, gefügig wie Automaten, selbst in Glaubensfragen die Dekrete der Kaiser Basiliskos (476), Zenon (482), Justinian (532), mochte dies den allgemeinen Kirchenlehren noch so sehr widersprechen.

Vom östlichen Klerus schrieb der italienische 552: «Es sind Griechen, die Bischöfe, haben reiche und prächtige Kirchen, und würden es nicht aushalten, auch nur zwei Monate von der Regierung ihrer Pfründen suspendiert zu werden. Um dem vorzubeugen, tun sie alles ohne Zögern jederzeit nach dem Willen der Fürsten, was auch immer von ihnen verlangt wird.» Gelegentlich fügte sich aber auch ein Papst, wie etwa Johannes II., der auf kaiserlichen Druck die romtreuen Akoimeten verurteilt und die monophysitenfreundliche theopaschitische Formel anerkannt hat (S. 387); oder eben jetzt Papst Vigilius, der im sogenannten Dreikapiteledikt die Lehren der «rechtgläubigen» Theologen Theodor von Mopsuestia (der durch Kyrill von Alexandrien angegriffene Lehrer des Nestorios), Theodoret von Cyrus und Ibas von Edessa (beide kyrillfeindlich, doch in Chalkedon rehabilitiert) auf Wunsch Justinians verdammte, dann zwar widerrief, doch später abermals verwarf.[183]

Zunächst bekannte er seinen Glauben allerdings, freilich unter Bruch seiner Versprechungen. Entgegen seiner Zusicherung begünstigte er nämlich keinesfalls die monophysitischen Bestrebungen der Theodora. Vielmehr nahm er «vom ersten Augenblick an eine durchaus würdige Haltung gegenüber dem Kaiserhof» ein (H. Rahner SJ) – wenn man davon absieht, daß er auch schon sein Geld, immerhin 700 Goldstücke, genommen hatte. Doch dann unterwarf er sich in einem weiteren, zunächst das Morgen-, dann auch das Abendland außerordentlich aufwühlenden Theologengezänk, dem sogenannten Dreikapitelstreit, dem Kaiser. Dieser hatte – um die im Südosten des Reiches maßgebenden Monophysiten, ohne Preisgabe des Chalkedonense, zu gewinnen – durch ein Edikt (in Wirklichkeit ein – verlorengegange-

ner – um 544 entstandener Traktat) die drei zum Nestorianismus tendierenden Theologen und Bischöfe des 5. Jahrhunderts Theodor von Mopsuestia, Theodoret von Cyrus und Ibas von Edessa, ein ziemlich unbekannter Mann, die längst im Frieden mit der Kirche gestorben waren, nachträglich verdammt, völlig selbstherrlich, ohne eine Synode zu befragen. Die ganz vom Kaiser abhängigen orientalischen Oberhirten akzeptierten, teilweise nach einigem Sträuben, allgemein die Verurteilung, die weiter absitzenden westlichen aber nicht. Der afrikanische Episkopat beispielsweise stand im Dreikapitelstreit geschlossen gegen Papst Vigilius, der italienische und gallische immerhin zum größten Teil.[184]

Um die Widerspenstigen umzustimmen, ließ Justinian, wohl von Theodora beeinflußt, kurzerhand den Papst am 22. November 545 mitten aus einem Gottesdienst in der Kirche der hl. Cäcilia, während er dem Volk die Kommunion austeilte (munera erogantem), und inmitten der Stürme der Goten um Rom, das im Dezember fiel, auf ein Schiff schleppen und Kurs auf Konstantinopel nehmen. (Nach dem Papstbuch hatte die Augusta den scribo Anthimus mit starker Mannschaft und dem Befehl geschickt: «Nur in der Basilika des hl. Petrus schone seiner; aber wenn Du Vigilius im Lateran oder im palatium oder in irgendeiner Kirche findest, so schaffe ihn alsbald auf ein Schiff und bringe ihn bis zu uns. Sonst lasse ich dich bei lebendigem Leibe schinden».) Die fromme römische Gemeinde hatte erst noch den Segen des Vigilius empfangen, dann aber, schreibt selbst das Papstbuch, ihm Steine, Prügel, Kochtöpfe hinterhergeworfen und ihn zum Teufel gewünscht. «Dein Hunger gehe mit dir, dein Sterben gehe mit dir! Übel hast Du den Römern getan, Übel sollst Du finden, wohin Du gehst!»[185]

Vigilius, der die Stadt nicht mehr lebend sehen sollte, erholte sich, mit kaiserlicher Erlaubnis natürlich, fast ein Jahr im sonnigen Sizilien (Catania), wo die Kirche riesige Besitzungen hatte, indes Totila im Dezember 546 Rom einnahm, die Stadtmauern großenteils schleifen, die Bevölkerung vertreiben, die Senatoren als Geiseln mitschleppen und später hinrichten ließ. Erst am 25.

Januar 547 traf Vigilius, glänzend empfangen, in Konstantinopel ein. Kaiser und Papst küßten einander die Wangen unter Tränen, vielleicht wohl nicht nur der Freude wegen der kurz zuvor eingetroffenen Trauernachricht von Roms Fall. Dann exkommunizierte Vigilius mannhaft alle Unterzeichner des Dreikapiteledikts – Papst Gregor «der Große» behauptet später sogar eine Bannung der Kaiserin: äußerst unglaubwürdig! Und im folgenden Jahr stimmte Vigilius selber, im sogenannten Judicatum vom 11. April 548, der Verurteilung der Drei Kapitel bei. Ja, er nötigte auch noch die in Konstantinopel weilenden lateinischen Bischöfe (aus Mailand und Afrika) zu ihrer Unterschrift. Eine herrliche Demonstration päpstlichen Lehrprimats! Im Westen, besonders in Afrika, erhob sich ein Sturm der Entrüstung. Doch auch die unmittelbare Umgebung des Papstes protestierte derart, daß er einige der ihm nächststehenden Diakone, darunter Rusticus, seinen eignen Neffen (er tauchte bei den Akoimeten unter), absetzte und exkommunizierte, ehe ihn, den Papst, eine Synode afrikanischer Bischöfe selber exkommuniziert hat. Als jetzt aber fast das ganze Abendland aufschrie, auch der römische Klerus gegen ihn rebellierte, Gallien, Oberitalien, Dalmatien, Illyrien sich von ihm lossagten – bis Ende des 7. Jahrhunderts wirkten die letzten Zuckungen des Schismas der Dreikapitelaffäre im Westen, besonders in Oberitalien, fort –, ermannte er sich, unterstützt vor allem durch den nach Konstantinopel zurückgekehrten Diakon Pelagius, seinen Nachfolger, und zog sein Urteil zurück. Vigilius protestierte nun gegen ein weiteres Dreikapiteledikt des Kaisers (Juli 551) und bedrohte alle Unterzeichner mit dem Bann. Doch nachdem der Kaiser den obstinaten afrikanischen Episkopat durch Exil und Bestechung willfährig gemacht (den Bischof Viktor von Tunnuna, Afrika, nach jahrelanger Verbannung auch noch in diverse Klöster Konstantinopels gesperrt, wo er eine langweilige «Weltchronik» schrieb), schließlich auch Italien erobert hatte, glaubte der gleichfalls erneut drangsalierte Vigilius seinen Stuhl wohl nicht zu Unrecht gefährdet und fiel abermals um. Er tat alles, was der allerchristlichste Kaiser verlangte, der freilich nichts scheute: Versprechungen, Finten, Eidbrüche, Poli-

zeigewalt. Am 8. Dezember 553 bekannte der Papst in einem Brief an den Patriarchen von Konstantinopel, Eutychios (552–565), seinen «Irrtum» und verwarf die «Drei Kapitel» samt ihren Verteidigern. Justinian aber genügte das päpstliche Privatschreiben nicht. Er forderte mehr, eine detaillierte und öffentliche Verurteilung, und bekam auch sie. In dem Constitutum (II) vom 23. Februar 554 verdammte Vigilius erneut die Drei Kapitel. Dadurch sicherte er sich im nächsten Frühjahr die Heimkehr, starb aber noch unterwegs, Anfang Juni 555, in Syrakus auf Sizilien und kehrte nur als Leiche nach Rom zurück – als erster Papst, seit Petrus, nicht heiliggesprochen.[186]

Vigilius selbst hat seine Leiden, sein «Martyrium» in den Klauen des katholischen Kaisers, «Seiner frommen Majestät», wie er selbst schreibt, in einer eigenen Enzyklika vom 5. Februar 552, «im 25. Jahr der Regierung des Herrn Justinianus, des immerwährenden Augustus» der ganzen Welt mitgeteilt oder doch dem «Volk Gottes auf dem Erdenrund» (universo populo Dei). Seine Heiligkeit jammert hier wortreich über die «peinlichen Plackereien», über «die Quälereien (multa mala intolerabilia), denen wir ohne Unterlaß ausgesetzt waren», die «immer unerträglicher» wurden. Alle seine «mündlich und schriftlich immer wieder vorgebrachten Proteste halfen nichts, im Gegenteil, jeden Tag stieg unser Leid höher». Und nun schildert Papst Vigilius den Gipfel seine Elends: «Zwei Tage vor dem Weihnachtsfest konnten wir persönlich beobachten und den Lärm mit eigenen Ohren (auribus nostris) hören, wie man sämtliche Tore des Palastes», die Notunterkunft des Bekenners, «mit Wachmannschaften belegte . . ., ihr wüstes Geschrei drang bis in das Schlafgemach, in dem wir ruhten; noch in der Nacht, in der wir entwichen, haben wir es gehört . . . Man kann Grund und Größe der höchsten Gefahr, die wir unter dem Druck der Furcht verachteten, daran ermessen: Wir mußten uns nämlich durch die enge Lücke einer gerade in Bau befindlichen Mauer zwängen und standen dann, von furchtbaren Schmerzen wie gefesselt, in der stockdunklen Nacht. Daraus kann man klar erkennen, in welche Not wir derzeit rein um der Kirche willen geraten sind und welche

Haft uns in diesem Augenblick höchster Gefahr zur Flucht zwang».[187]

Der Märtyrerpapst, der ja immerhin auch ein Mörderpapst war, sich selber aber, «Größe der höchsten Gefahr», durch die «enge Lücke» einer Mauer zwängen mußte und dann in stockdunkler Nacht stand, wünscht ausdrücklich, daß über solche Misere «kein einziger christgläubiger Mensch in Unwissenheit bleibe». Und am Schluß seiner gesammelten Kläglichkeiten buckelt er wie üblich vor dem Kaiser: «Nichts steht mir höher, nicht Bande der Liebe und Bande des Bluts noch was immer für Güter der Erde, als mein Gewissen und mein guter Ruf bei Seiner frommen Majestät» (piissimi principis).[188]

Jesuit Hugo Rahner nennt dies «die große Enzyklika vom 5. Februar 552 an die ganze katholische Welt» und behauptet von Vigilius: «In den Leiden des Papsttums ist alle Erbärmlichkeit früherer Jahre von ihm abgefallen ...»[189]

Unter dem Begriff Erbärmlichkeit läßt sich bei Vigilius manches subsumieren, von hochgradiger Intriganz über Geldgier, Bestechlichkeit, Glaubensverleugnung bis zum Mord, Papstmord, wohlgemerkt. Und mag er in den mysteriösen Tod Agapets I. vielleicht, so sehr wahrscheinlich scheint dies nicht, in keiner Weise verwickelt gewesen sein, beim Tod des Silverius ist die Sache um so deutlicher. Und wie Apokrisiar Vigilius zwischen diesen beiden Todesfällen von Konstantinopel nach Rom eilte, um dort, nach dem Ratschluß der Kaiserin Theodora, der ihm so Wohlgesonnenen, Papst zu werden, «Stellvertreter Christi», so eilte jetzt Apokrisiar Pelagius nach dem Tod des Vigilius von Konstantinopel nach Rom, um dort, im Auftrag Kaiser Justinians, des ihm so Wohlgesonnenen, Papst zu werden, «Stellvertreter Christi». Jedesmal war ein Papst in Konstantinopel oder von Konstantinopel kommend gestorben – und der Nachfolger, gleichfalls von Konstantinopel kommend, schon unterwegs. Gewiß, Vigilius hatte den «Heiligen Stuhl» nicht beim ersten Anlauf bestiegen, und gewiß war er auch nicht, wie Agapet, in Konstantinopel entschlafen, sondern erst auf der Fahrt von dort in Syrakus. Aber konnte man nicht wenigstens den Tatort geändert

haben, um die Duplizität der Dinge nicht allzu deutlich zu machen? Vigilius jedenfalls verblich so überraschend in Syrakus wie Agapet einst in Konstantinopel. Und als Pelagius nach Rom kam, um dort in allerhöchstem, das heißt in kaiserlichem Auftrag den «Heiligen Stuhl» einzunehmen, da weigerte sich ein großer Teil des Klerus und des Adels, weil man Pelagius für mitschuldig am plötzlichen Tod des Vigilius hielt – so sehr für mitschuldig hielt, daß er vor allem Volk einen Regierungseid leisten mußte, in der Hand das Evangelium, auf seinem Haupt das Kreuz Christi – und an der Seite Narses, der Beschützer aus Byzanz![190]

Und dann verfaßte Pelagius eine Verteidigungsschrift nicht etwa seines toten Vorgängers, nein, sondern der Drei Kapitel, worin er Papst Vigilius die heftigsten Vorwürfe machte, habe doch dessen «Wankelmut und Käuflichkeit die Feinde des Konzils von Chalkedon zu endlosen Skandalen und zum Mißbrauch des Glaubenseifers Seiner Kaiserlichen Majestät aufgereizt».[191]

Was vielleicht noch am wenigsten – die «Ketzer»gesetze einmal beiseite – dem Glaubenseifer Seiner Kaiserlichen Majestät entstammte, war wohl am dauerhaftesten: die bis in die Neuzeit fortwirkende Kodifikation des römischen Rechts: der Codex Justinianus (529) sowie die noch bedeutendere Sammlung der Digesten (533) unter Leitung des quaestor sacri palatii, des kaiserlichen Vertrauten und Justizministers Tribonian. Wie schon bei Konstantin (I 263 ff), so rühmt man natürlich auch hier gern die humanere Rechtsauffassung durch den Einfluß des Christentums. Doch wenn etwa das Sklavenlos gemildert wird, so vor allem, weil im Produktionsprozeß, zumal in der Landwirtschaft, längst nicht mehr der Sklave die wesentliche Rolle spielt, sondern der Kolone. Gerade diesem gegenüber aber erweist sich das justinianische Recht als völlig rücksichtslos. Und wie human ist denn ein Recht überhaupt, das allen Menschen anderen Glaubens schlechthin jeden Rechtsschutz versagt?

Der Glaubenseifer Seiner Kaiserlichen Majestät wurde – wie Glaubenseifer von Staaten, Kirchen in der Regel – mit Elend bezahlt und Blut: und, da Justinians universalistische Ambition kaum geringer war als die der konstantinischen Dynastie, mit so

viel Elend bezahlt und Blut wie seit langem nicht mehr. Dieser Glaubenseifer kostete die immense, sich stetig steigernde Schröpfung der Untertanen, weil die Bauwut, die jahrzehntelangen Kriege des Despoten gigantische Summen verschlangen. Der Glaubenseifer kostete den fortgesetzten Glaubensstreit: die Leiden der Monophysiten, das Verfolgen der Manichäer, die Unterdrückung der Juden, die Ausrottung der Samaritaner, das rigorose Bekämpfen des Heidentums, das Justinian rabiater jagte als irgendein Herrscher seit Theodosios I. und dessen Reste er praktisch vernichtet hat. Der Glaubenseifer kostete die Auslöschung der Wandalen, der Goten. Und er kostete die eignen Truppen.

Justinians Kampf für den Katholizismus, bedingt vermutlich mehr durch seine Offensiven im Abendland als durch seine Überzeugung, führte auch zu den separatistischen Aktionen Ägyptens und Syriens, zur Bildung zweier «häretischer» Nationalkirchen, der syrisch-monophysitischen, der koptischen Kirche. Und die großen Angriffskriege in Nordafrika, in Italien, die triumphale Rückgewinnung des Westens, eines Teils davon, dies alles wurde durch schwerwiegende Einbußen im Osten und Norden erkauft. Durch ständig höhere Tributzahlungen an die Perser, deren Armeen über den unbewehrten Orient rasten, die 540, inmitten des «ewigen Friedens», Antiochien bis auf die Grundmauern verbrannten, seine Bevölkerung niedermachten oder in die Sklaverei verschleppten, die bis ans Meer vordrangen, die immer mehr und immer offensichtlicher in Vorderasien die Oberhand gewannen. Die gewaltigen Expansionen im Westen entblößten aber auch die Donaugrenze. Stets neue Scharen fremder Völker brandeten über den Balkan, besonders und seit Justinians ersten Regierungsjahren die Slawen. Sie überfluteten das Imperium bis zur Adria, zum Golf von Korinth, zum Ägäischen Meer. Und fluteten sie auch wieder zurück, schließlich besetzten sie doch, während alle anderen «Barbaren»-Stürme damals vorübergehend waren, den Balkan bis heute.

Aber selbst des Kaisers Triumphe im Westen hatten teilweise nur kurzen Bestand, seine Wiederherstellung des Reiches blieb Stückwerk. Schon ab 568 erobern die Langobarden große Gebiete

Italiens. Die in Spaniens Südostecke gemachten Gewinne gehen in wenigen Jahrzehnten wieder an die Westgoten verloren. Und zuletzt löscht der Ansturm der Araber, des Islams, Justinians Werk von Ägypten über Nordafrika bis Spanien nahezu spurlos aus.

ANHANG

Anmerkungen zu: Kriminalgeschichte des Christentums. Erster Band. Die Frühzeit; rororo sachbuch 9969

Die vollständigen Titel der angeführten Sekundärliteratur sind auf S. 588 ff verzeichnet; die vollständigen Titel der wichtigsten antiken Quellenschriften finden sich im Abkürzungsverzeichnis auf S. 640 ff. Autoren, von denen nur ein Werk benutzt wurde, werden in den Anmerkungen nur mit ihrem Namen zitiert, die übrigen Werke mit Stichwort.

EINLEITUNG ZUM GESAMTWERK

Über den Themenkreis, die Methode, das Objektivitätsproblem und die Problematik aller Geschichtsschreibung

1 Deschner, Aphorismen 50
2 Nietzsche, II 1234 f
3 Lichtenberg, Sudelbücher 423
4 Canetti 37 f
5 Dieringer, 103 f. v. Balthasar, Warum 17. Dirks ebd. 46 f. Rost, Katholische Kirche 272. Vgl. 45 u. o. Ders. Fröhlichkeit 37, 184 f. Orlandis/Ramos-Lissón, 152 f. Wolpert, 89
6 Vgl. die Zusammenstellung bei Brox, Fragen zur «Denkform» der Kirchengeschichte, ZKG 1979, 4 f. Rudloff 130 f
7 Rost, Katholische Kirche 27
8 F. Schiller, Kleinere prosaische Schriften, Lpz. (Crusius) 1800, 2. Teil, 28. Zit. nach Löhde, Das päpstliche Rom 76. Goethe, Italienische Reise, 28. 8. 1787. Vgl. von Frankenberg, Goethe 153 ff, bes. 169. Saurer, Kirchengeschichte 157 ff. Bläser/Darlapp, Heilsgeschichte II 299 ff, 312 ff. Deschner, Hahn, Anhang «Goethe und das Christentum» 599 ff
9 Franz von Sales zit. nach Rost, Katholische Kirche 170. Leo XIII., «Satis Cognitum» Acra Leonis XIII vol. 16,160
10 Deschner, Ausgetreten 7 ff, bes. 14. Gleichfalls in: Ders. Un-Heil 111 ff, bes. 118 und in: Ders. Opus Diaboli 115 ff, bes. 122
11 K. Bornkamm, Kirchenbegriff 445 ff; Ebeling und Rendtorff ebd. zit.
12 Wagner, Zweierlei Maß 121 f. Vgl. zur Unterscheidung von Profangeschichte und Kirchengeschichte etwa Meinhold, Historiographie 12 f. Saurer, Kirchengeschichte 159. Meinild, Weltgeschichte. Weth, Heilsgeschichte 2 ff. Bläser/Darlapp, Heilsgeschichte II 229 ff, 312 ff
13 v. Balthasar, Theologie 53
14 Vgl. etwa die Tirel von J. de Senarclens «Le mystère de l'histoire», 1949 oder von J. Daniélou «Essai sur le mystère de l'histoire», 1953. Ders. Geheimnis 15. Dazu den sehr einsichtigen Aufsatz von Saurer, Kirchengeschichte 160 ff. Ott, RGG 3, 186. Jedin zit. nach Saurer; dort die Quellenhinweise
15 Toynbee, Weltgeschichte I 220, 396. Momigliano, The Conflict 10
16 Heer, Kreuzzüge 24 ff, 40 ff, 64, 79, 105. Kawerau, Mittelalterliche Kirche 131 f
17 Braudel, Die lange Dauer 174. Heer, Kreuzzüge 6 f, 103. Grupp, Kulturgeschichte V 146 f. v. Boehn, Die Mode 58. Kühner, Die Kreuzzüge 14. 10. 1970, 2,9.

Deschner, Heilsgeschichte passim. Ders. Un-Heil 25 f

18 Revolution in Bolivien 1971, in: Antonius, Juli/August, 4/1973, 136 f

19 v. Schubert, Geschichte I 283 ff, II 475. Zur vatikanischen Munitionsfabrik 1935: Yallop 134

20 Grupp, Kulturgeschichte II 123 f, IV 446. Gerdes, Geschichte 15. Stamer, Kirchengeschichte 145 f. Daniel-Rops, Frühmittelalter 608. Heer, Mittelalter 92 f, Hoekendijk 105

21 Capitulatio de partibus Saxoniae, M. G. Fontes iuris Germanici antiqui in usum scholarum, Leges Saxonum u. Lex Thuringorum, ed. C. v. Schwerin, 1918, 37 ff. Cap. Sax. 45 ff. Hauck, Kirchengeschichte II 350 ff, Winter-Günther, Die sächsischen Aufstände 44 ff, 73 ff. Voigt, Staat und Kirche 325 f, 332. Schnürer, Kirche I 357 f, 395 f. v. Schubert, Geschichte I 336. Epperlein, Karl 37 f. Braunfels, Karl 45 ff

22 Palad. Hist. Laus. 32; Poen. Paris. 26; Poen. Cumm. 4,1; Lex. Al. 7. Frusta 25. Kober, Züchtigung 5 ff, 22 ff, 376 ff, 433 ff mit vielen Quellenhinweisen. Schmitz, Bußdisciplin 222. Ders. Bußverfahren 53. Dresdner 23 f. Stoll 272. Poschmann, Kirchenbuße 146. Grupp, Kulturgeschichte I 275, 288, 436, II 305 ff, III 349. Hauck, Kirchengeschichte I 250. Schnürer, Kirche II 183. His I 510, 549. Andreas 83 ff. v. Hentig I 129, 387, II 172 f. Ziegler, Ehelehre 135

23 Yallop 130 ff, 150 ff, 172 ff, 194 ff. Mohrmann 51 ff. Lo Bello 216 ff, 255 ff, 267 ff. S. auch 61 f. Vgl. auch Deschner, Heilsgeschichte II 288 ff. Ders. Kapital 299 ff. Süddeutsche Zeitung 19. 3. 86; 20. 3. 86 (hier «Time»-Zitat); 21. 3. 86; 22./23. 3. 86; 24. 3. 86.

24 Vgl. etwa Dresdner 35, 61 ff, 73 f. Kober, Deposition 706. Hauck III 565. Dresdner, 35, 61 ff, 73 f. Haller II 196. Kawerau, Mittelalterliche Kirche 95. Toynbee, Weltgeschichte 465. Weitzel 16 f. Lo Bello 184 ff, bes. 188 f

25 Speyer, Fälschung, literarische, RAC VII 1969, 242 ff, 251 ff. Ders. Religiöse Pseudepigraphie 238. Ders. Die literarische Fälschung 300 ff. Schreiner, Zum Wahrheitsverständnis 167 ff. Fuhrmann, Einfluß und Verbreitung 68 ff, 76 ff. Zit. hier auch einige Sätze aus T. F. Touts' «Mediaeval Forgers and Forgeries» (1918–1920), wo es u. a. heißt: «It was almost the duty of the clerical class to forge» – die aber das Lügen anderer in ihrer Gegenwart als besonderes Sakrileg betrachtet hat!

26 Apg. 4,13. «Homines sine litteris et idiotae» nennen in der lateinischen Übersetzung die jüdischen Priester die Apostel Jesu. v. Soden, Christentum und Kultur 8 ff. Gregorovius I,1 239 f. Vgl. auch Deschner, Hahn 292 ff, 302 ff. RAC Christianisierung (II) der Monumente, 1954, 1230 ff IV 64. Schultze, Geschichte II 248. Vgl. auch Kriminalgeschichte I 503 ff, bes. 505 ff

27 Harnack, Mission 2. A. I 75. v. Boehn 33. Lietzmann, Geschichte III 102. v. Schubert, Bildung 105. Illmer 27 ff. Dannenbauer, Entstehung I 147 ff, II 50 ff, 66 ff, 73 ff. Ausführlich: Kriminalgeschichte III

28 Manhattan 87. Zitat deutsche Ausgabe 84. H. Thomas, Bürgerkrieg 45. Vgl. auch die folgende Anm.

29 Die Frage, wie ein Mensch gelehrt

werde, beantwortete Thomas von Aquin: «Indem er nur Ein Buch liest.» Vgl. Donin, Leben II 82. Hauck, Kirchengeschichte V 341. Hertling, Geschichte 156. Wühr, Bildungswesen 156. Heer, Mittelalter 13 ff, 403, 484, 497 u. o. Ders. Abschied 170. Morus 142 f

30 Objektivität 214. Droysen, Historik 354

31 Ranke, Werke 1887, 318. Braudel 167. Lutz 320 ff

32 Nipperdey 33 ff. Zit. 49. Aydelotte, Das Problem 218

33 E. Burke zit. nach Meinecke, Historismus 286. Vgl. auch Anm. 58

34 Froher Glaube, *D. Soelle/K. Munser, Das Evangelium als Inspiration, Impulse zu einer christlichen Praxis, 1971. J. Scherer, Warum liebe ich meine Kirche? Ein Weckruf für Jugend und Volk, 1910. F. Jürgensmeier, Der mystische Leib Christi als Grundprinzip der Aszetik. Aufbau des religiösen Lebens und Strebens aus dem Corpus Christi mysticum, 1938. K. Adam, Der Christus des Glaubens. Vorlesungen über die kirchliche Christologie, 1954. Ders. Christus unser Bruder, 1934. G. Rippel, Die Schönheit der katholischen Kirche, dargestellt in ihren äußeren Gebräuchen in und außer dem Gottesdienste für das Christenvolk, 1911. L. Rüger, Geborgenheit in der katholischen Kirche. Katholisches Familienbuch, 1951. Rost, Die Fröhlichkeit in der katholischen Kirche, 1946. A. Doerner, Sentire cum Ecclesia. Ein dringender Aufruf und Weckruf an Priester, 1941. H. J. Müller, Beichten – ein Weg zur Freude. Ein Büchlein vom rechten Beichten, 1961. Th. Ballsieper, Das gnadenreiche Prager Jesulein, 1968. A. Frossard, Gott existiert. Ich bin ihm begegnet, 1970. D. Considine, Frohes Gehen zu Gott, 1928. L. Drenkard, Mit dem Rosenkranz in den Himmel..Der große Segen des Rosenkranzgebetes, 1935. A. M. Weigl, SOS aus dem Fegfeuer, 1970. J. Neuhäusler (Hg.), Heldentum in der christlichen Ehe, 1952*

34a *H. Mohr, Der Held in Wunden. Gedanken und Gebete, 1914. Pastor Zeißig, Kriegs-Pfingst-Predigt über Hesekiel 36,26–27 gehalten am 1. Pfingstfeiertag, den 23. Mai 1915* in der Jakobikirche zu Dresden. – *A. Titius, Unser Krieg. Ethische Betrachtungen, 1915. – F. Koehler, Das religiös-sittliche Bewußtsein im Weltkriege, 1917. – Ders. Der Weltkrieg im Lichte der deutsch-protestantischen Kriegspredigt, 1915. – Conrad, Kampf und Sieg. Karfreitags- und Ostergedanken als Gruß aus der Heimat für Heer und Marine, o.J. – Estevant/Schneider (Hg.), Katholisches Gesang- und Gebetbuch für die Kriegsmarine, 1941. – Feldgesangbuch für die evangelischen Mannschaften des Heeres, 1914. – J. Perau, Priester im Heere Hitlers, 1962. – J. M. Höcht, Maria rettet das Abendland. Fatima und die «Siegerin in allen Schlachten Gottes» in der Entscheidung um Rußland, 1953.* Alle übrigen Titel bei *M. v. Faulhaber (Hg.), Das Schwert des Geistes. Feldpredigten im Weltkrieg,* 2. Aufl. 1917

35 Lichtenberg, Sudelbücher 379. Goethe, Venezianische Epigramme Nr. 67 und Fragment vom Ewigen Juden. Vgl. Anhang «Goethe und das Christentum» bei Deschner, Hahn 599 ff

36 Vgl. zu den genannten Autoren:

Deschner (Hg.), Das Christentum I und II passim. Zu Hebbel: Ahlheim, Hebbel bei Deschner ebd. I 300 ff, bes. 304 ff

37 Stegmüller, Glauben 7

38 Zu Chladenius vgl. Koselleck, Theoriebedürftigkeit 50. Ferner Schaff, Der Streit 33 ff, bes. 38 ff

39 Zit. nach P. Kluke, Neuere Geschichte 154

40 Mommsen, Die Sprache 77 f. Schaff, Der Streit 38 ff

41 Bacht, Die Rolle 202 Anm. 27

42 Tondi 216. H. Maier 281 f

43 Braudel 182. Aydelotte, Das Problem 224. Beard 74 ff. Schaff, Geschichte und Wahrheit 87 ff

44 Vgl. Mommsen, Die Sprache 60 ff. Koselleck, Vergangene Zukunft 280 ff. Jauss 415 ff. Acham 107

45 Koselleck, Theoriebedürftigkeit 47. Acham 108 ff

46 Groh 321 ff

47 L. Halphen, Introduction à l'histoire, 1946, 50. Zit. nach Braudel 169 f. Berlin 70. Aron 19. Schaff, Der Streit 33 ff, bes. 36 ff. Bobińska 16 ff, 28 ff. Ludz/Rönsch 71 ff

48 Ranke, Werke Bd. 33/34 S. VII; Bd. 15 S. 101; Bd. 43/44 S. XVI. Ders. Das Briefwerk 518. Dazu Vierhaus 63 ff

49 Schieder, Unterschiede 379 f. Popper 332. Dazu H. Rutte, Karl Popper und die Geschichte 111 ff

50 F. G. Maier, Der Historiker 83 ff. White 41 ff. Mommsen, Die Sprache 57 ff und die Lit. 60 f. Ranke, Werke Bd. 33/34 S. VII. Zit. nach W. Hardtwig 185

51 Ludz/Rönsch 69 ff. Faber 9 ff

52 Treitschke, Deutsche Geschichte Bd. V S. V f. Péguy 80

53 Vgl. H. v. Sybels Brief vom Mai 1857 an Waitz. Zit. in W. J. Mommsen, Objektivität und Parteilichkeit 143. Barraclough 222

54 Th. Mommsen, Römische Geschichte I 407. Die weiteren Zitate bei Ch. Meier, Das Begreifen 208

55 Otto Gerhard Oexle schrieb 1984, Nietzsches Plädoyer für eine Historie, die nicht Wissenschaft ist, sondern als kritische Historie dem Leben dient, lese sich wie eine direkte Absage an Rankes Feststellung von 1824, daß Historie gerade nicht «das Amt, die Vergangenheit zu richten», nicht das Amt, «die Mitwelt zum Nützen zukünftiger Jahre zu belehren», vielmehr eben bloß zu zeigen habe, «wie es eigentlich gewesen».

56 So sagte Weber in seiner berühmten Freiburger Antrittsvorlesung (1895): «Die Volkswirtschaftslehre als erklärende und analysierende Wissenschaft ist *international*, allein sobald sie *Werturteile* fällt, ist sie gebunden an diejenige Ausprägung des Menschentums, die wir in unserem eigenen Wesen finden ... Nicht Frieden und Menschenglück haben wir unseren Nachfahren mit auf den Weg zu geben, sondern den *ewigen Kampf* um die Erhaltung und Emporzüchtung unserer nationalen Art». Nach dem Ersten Weltkrieg verhärtete sich Webers nationalistische Position sogar noch. M. Weber, Politische Schriften, Tübingen 3 A. 1971, 13 f. Dazu vgl. H. Lutz, Aufstieg und Krise der Neuzeit. Bemerkungen zu deutschen Interpretationen von Dilthey bis Horkheimer, 34 ff, bes. 36 ff. Vgl. ferner H. von der Dunk 1 ff. Rüsen, Werturteilsstreit 84 ff

57 Meinecke, Werke IV 68. Schieder, Unterschiede 366

58 Zit. bei F. G. Maier, Der Historiker 91. L. Wittgenstein: Bemerkungen über die Grundlagen der

Mathematik. Zit. bei Stegmüller, Metaphysik S.V

59 Junker/Reisinger 424

60 Croce 77

61 Aydelotte, Das Problem 225

62 Ebd. 214. Ders. Quantifizierung 251 ff. Gottschalk 208

63 Cicero, de orat. 2,62

64 Häring I 414 f

65 Altmeyer 10. Volk, Zwischen Geschichtsschreibung und Hochhuthprosa 200. Ders. Hitlers Kirchenminister 213, 216 f. Vgl. dazu meine (leider – wenn auch mit meiner Zustimmung – unter die Anmerkungen verbannte) ausführliche Kritik in: Heilsgeschichte II 560 ff. Anm. 320

66 Volk, Zwischen Geschichtsschreibung und Hochhuthprosa 196. Tondi 146

67 Dempf, Geistesgeschichte 138

68 Kötting, Religionsfreiheit 29

69 August. Serm. 80,8

70 Ebd. 311,8,8

71 Zu Voltaire und Montesquieu vgl. den Hinweis und das Zitat bei Meinecke, Historismus 81 und 157

72 Gauss 320 ff, 338 ff

73 v. Glasenapp 15. Mensching, Soziologie 111

74 K. Wilhelm, H. B. Metz, K. Rahner, E. Wolf u. a. 249 f

75 Zit. bei Kühner, Gezeiten I 199

76 Zit. ebd.

77 Mynarek, Herren und Knechte 250 f. Ders. Verrat 202

78 Beumann, Wissenschaft vom Mittelalter 8

79 Junker/Reisinger 461. Carr 26

80 Voltaire, Essai c. 83, zit. nach Meinecke, Historismus 106. Ranke zit. nach Schieder, Unterschiede 380 Anm. 31. Chrysostom. Komm. 2. Römerbr. 6. Hom. c. 2

81 Naumann 67. Hervorhebungen von mir

82 Meinecke, Historismus 565

83 v. Treitschke, Aufsätze 57. Vgl. auch Kindermann/Dietrich 123

84 Löwith/Riedel 306 ff. Hegel 552. Messer 103 ff, bes. 119 ff. Naumann 80 ff

85 Meinecke, Präliminarien 81, 95. Zit. nach H. Lutz, Aufstieg und Krise 44. Vgl. auch 42 ff. Iggers 328. Groh 322 ff. Zit. 327

86 Was da mitunter schon als unseriös gilt, ahnt man, wird beispielsweise in der Rezension eines Buches, dessen Verfasser «von Haus aus kein Fachhistoriker» ist (an sich bereits ein vernichtendes Verdikt hierzulande), «die oft burschikose Redeweise» bedauert, Formulierungen wie «eine Frau von ungewöhnlich großen Formen»; Franz Egon von Fürstenberg hat «elf Kinder in die Welt gesetzt»; «die Sache hat jedoch nicht geklappt» etc., lauter burschikose Wendungen, die der Rezensent – gewiß ganz und gar vom Fach – «gern vermieden» sähe. E. Hegel in einer Besprechung des Buches «Die Goldenen Heiligen» von J. C. Nattermann, in: Rheinische Vierteljahresblätter 1962, 265

87 Kämpf, Das Reich im Mittelalter 29. Fleckenstein, Das großfränkische Reich 270. Ders. Grundlagen 156. Wampach 247. Wampach war auch Direktor des Regierungsarchivs von Luxemburg. Sein Text bezieht sich auf die Kämpfe zwischen Radbod und Pippin

88 Bertram 19 f

89 Theodor, h.e. 5,41. Lewy 218 f. Dazu Diözesan-Archiv Aachen 30076. Winter, Die Sowjetunion 222. Volk, Die Kirche 540. Faulhaber in seiner Fastenpredigt vom 16. Februar 1930. Zit. bei Löhde

51. Ausführlicher über Faulhaber: Deschner, Mit Gott 164 ff und ebd. öfter
90 Haller, Entstehung 320
91 Zit. bei Miller, Informationsdienst zur Zeitgeschichte 1/62 mit Bezug auf StdZ 7/58. Gundlach 13. Purdy 157 f. Ausführlicher: Deschner, Heilsgeschichte II 417 ff
92 Schneemelcher, Aufsätze 317

1. KAPITEL
Der Auftakt im Alten Testament

1 Kyrill. Alex., Über den rechten Glauben an den Kaiser 3. Hervorhebungen von mir
2 Beek 129
3 Mommsen, Römische Geschichte VII 229
4 Brock, Grundlagen 43, 47
5 Faulhaber, Charakterbilder 69
6 dtv Lexikon 9, 281. Stauffer 11. Grundmann 143 ff. Daniel-Rops, Die Umwelt 11 ff
7 Hebr. 11,9. Sach. 2,16. Daniel-Rops, Die Umwelt 12 f
8 Vgl. bes. das Buch Josua, vor allem Kap. 24; aber auch Ri. 1,4 ff; 1,17; 1,22 ff; 3,29 ff; 4; 18. 1.Mos. 9,20 ff; 26,7 f; 34,1 f; 4.Mos. 21,3; 33,51 ff; 5.Mos. 6,10 f. 1.Sam. 11. 2.Sam. 10,6 ff; 12,26 ff; Ri. 7,1 ff; LThK 2. A. II 307 f. dtv Lexikon Antike, Geschichte II 151 f. Cornfeld/Botterweck III 817, IV 913 ff, V 1134 ff, 1208 ff, 1258, 1317. Jenni 118 ff. Richter 40 ff. Albright 285 f. Beek 32 ff spricht S. 43 von «Nomaden aus der Steppe». Vgl. auch 45 f. Noth, Geschichte 133. Ringgren/Ström 69, 81 ff. v. Glasenapp, Die nichtchristlichen Religionen 199 f. Daniel-Rops, Die Umwelt 42. Deschner, Das Kreuz 47 ff. Alt, der in seinen Kleinen Schriften neben den «kriegerischen» Vorgängen ausführlich auch «Die friedliche Entwicklung» schildert, stellt doch fest, «daß die kriegerischen Verwicklungen ... später überhand nahmen», ja, deutet an, daß sie dann «die Regel» bildeten: I 139
9 1.Mos. 19,24 f; 2.Mos. 15,3; 19,18; 20,5; 24,17; 34,7; 4.Mos. 16,35; 21,6; 5.Mos. 4,31; 5,9; 9,3; 13,13 ff; 20,13 ff; Ri. 5,4 f; 5,11; 2.Sam. 5,10; 1.Kön. 19,10; Jes. 45,6 f; Jer. 5,14; 20,11; Hos. 12,6; Am. 3,13; 6,14; Ps. 18,8 ff; 74,12; 89,8. dtv Lex. Antike, Geschichte II 152; Fairweather 20. Montefiore 245 ff. Noth, Geschichte 103. Ringgren 64, 83. Dewick 65 ff
10 5.Mos. 7,1 ff; 7,16; 7,20; Ps. 149,6 ff. Volz 9, 31. van Leeuwen 39 ff. Brock, Grundlagen 37
11 5.Mos. 32,39 ff. Brock, Grundlagen 37
12 Lapide/Pannenberg 9 ff
13 5.Mos. 12,2 f; 13,7 ff; Ps. 106,34. Vgl. auch 5.Mos. 7,5; 7,25 f u. o. Pfeiffer 229 ff. Dewick 62 ff
14 Hos. 1,2; 2,6 f; 2,9; 2,18; 4,13 f; 9,1 u. o. Jerem. 2,23 f. Preuss 121. Vgl. auch Deschner, Das Kreuz 50 f
15 3.Mos. 26,14 ff; 5.Mos. 28,15 ff
16 Vgl. B. Schüller LThK 2. A. X 229
17 Vergehen gegen Leib, Leben, Eltern: 2.Mos. 21,12 ff. Ehebruch: 3.Mos. 20,10. Vergewaltigung: 5.Mos. 22,23 ff. Inzest: 3.Mos. 20,11; 20,17. Homosexualität: 3.Mos. 20,13. Bestialität: 2.Mos. 22,18; 3.Mos. 20,15 f. Geschlechtsverkehr während der Menstruation: 3.Mos. 20,18. Hurerei einer Priestertochter: 3.Mos. 21,9. Weitere Todesstrafen: 1.Mos. 17,14; 2.Mos. 4,24 f;

12,19; 19,12 f; 22,17; 22,19; 28,35; 28,42 f; 31,14 f; 3.Mos. 19,7 f; 20,6; 20,27; 4.Mos. 1,51; 15,30; 17,6 f; 5.Mos. 17,12. Jos. 1,18. Vgl. ferner: 1.Mos. 38,7; 38,10; 2.Mos. 11,4 ff; 12,29; 14,27 f; 15,1; 15,21; 3.Mos. 10,2; 4.Mos. 14,36; 16,31 ff; 17,14; 21,6. 1.Sam. 2,27 ff; 2,34; 4,11; 4,18; 2.Sam. 6,7; 12,15 ff; 1.Kön. 13,26; 20,35 f. Merkel, Gotteslästerung RAC XI 1189 f. Schüller LThK 2. A. X 229. Zur Rolle der Frau im A.T. und im Judentum vgl. ThRe XI 422 mit einer Fülle von Literatur. Grundmann 174 ff. Zu Inzest vgl. Halbe ZAW 92,1980, 60 ff. Kilian 111 ff. Schoonenberg 72

18 1.Mos. 7,21 ff; 19,24; 25,27; 27,36; 29,15; 31,20; 2.Mos. 11,4 ff; 12,29; 14,27 f; 15,1; 15,21; 3.Mos. 10,2; 4.Mos. 16,31 ff; 17,14. Daniélou, Die heiligen Heiden 15

19 1.Mos. 34,25 ff; 2.Mos. 17,15; 3.Mos. 26,7 f; 4.Mos. 21,14; 5.Mos. 2,24 f. Jos. 3,5; 6,17 ff, 6,24; Ri. 3,10; 4,14; 5,11; 5,13; 5,31; 6,20; 7,15; 7,20; 20,2; 20,27; 1.Sam. 1,21; 4,3 f; 4,11; 13,19 ff, 17,45; 18,17; 21,6; 25,28; 30,26; 2.Sam. 1,21; 5,24. Zum Ganzen: Fredriksson und von Rad passim. Groß LThK 2. A. VI 639. dtv Lex. Antike, Geschichte II 152 f. Cornfeld/Botterweck IV 893 ff; V 1208 f, 1317, 1328 f. v. Hentig, Die Besiegten 19 ff. Lods 288, 462. Gamm, Sachkunde 67. S. auch Anm. 9

20 4.Mos. 21,21 ff; 31,7 ff; 5.Mos. 2,32 ff; 3,1 ff. Cornfeld/Botterweck IV 914. De tribus impostoribus 61, 95

21 Cornfeld/Botterweck I 130 f; 192 ff; III 603, 815 f; IV 893 ff, 913 ff, 924. Parkes, Judaism 86. Gamm, Sachkunde 68

22 Vgl. dazu außer Anm. 21 auch 5.Mos. 13,16 ff; 20,10 ff; 20,16 ff. LThK 2. A. I 1224 ff. Cornfeld/Botterweck III 815; IV 893 ff; 920, 924. Hempel 20 ff. Junker 74 ff. Gamm, Sachkunde 67, 74

23 Tacit. hist. 2,4; 5,3 ff. Vgl. auch Joseph. c. Apionem 1,34,6; 2,10,1. 3.Mos. 18,1 ff; bes. 18,24 ff. Brock, Grundlagen 36, 44 f

24 5.Mos. 23,9 f. Ri. 7,17 ff. 1.Sam. 21,6; 27,9; 2.Sam. 5,8; 5,23; 11,11; 12,31; 20,15. LThK 2. A. VIII 1300 f. Noth, Das Amt 404 ff. Alonso-Schökel 143 ff. Cornfeld/Botterweck II 459 ff, III, 813 ff, IV 895 ff, V 1217. v. Rad, Der Heilige Krieg 24 ff zeigt, daß es daneben noch genügend ‹profane› Kriege gab. M. Weber, Grundriß III 1. Halbband möchte die ‹heiligen› Kriege Israels nur als «Vorstufe» und wohl auch «Vorlage» für die ‹heiligen› Kriege vor allem des Islam ansehen. Ausführlich zum archäologischen Befund: C. Wright, Biblical Archeology, 1957. Freilich geht, nach einer katholischen Auskunft, nur der mit Archäologie sachgemäß um, der sie benutzt, «um auf dem historischen und kulturellen Hintergrund das besondere Relief der biblischen (!) Aussagen herauszuarbeiten», Oberforcher 209. Gamm, Sachkunde 67. Brock, Grundlagen 47.

25 Jos. 3,6 ff; 6,1 ff; 8,1 ff; 10,1 ff; 11,6 ff; 11,16 ff. Cornfeld/Botterweck III 815, IV 919. J. Scharbert LThK 2. A. V 1145 f. Rathgeber 228 f. Comay, story 77 ff

26 Vgl. 5.Mos. 20,10 ff; Jos. 8,15 ff; Ri 7,16 ff; 9,43; 20,32 ff. 2.Sam 5,8; 10,8 ff; 20,15. Cornfeld/Botterweck IV 895 ff. Beek 173 Anm. 6

27 1.Sam. 11,6; 11,11; 14,36; 14,47 ff; 15,1 ff. LThK 1. A. IX 159 f, 194 f;

2. A. IX 347. Beek 50 ff. Wildberger 442 ff. Beyerlin 186 ff. Soggin 54 ff. Comay, Who's Who 338 f, 341 f. Ders. story 99 ff, 102 ff

28 1.Sam. 16,1; 16,13; 27,1 ff; 2.Sam. 4,12; 8,1 ff; 12,29 ff; 21,15 ff; 22,38 ff. 1.Chron. 18,4. Ambros. de off. 35,177. Theodor. h.e. 1,33. Basil. Brief an Greg. Naz. 2,3 f. Heilmann IV 324. Cornfeld/Botterweck II 410 ff, IV 899, V 1134. LThK 2. A. III 174 ff. Beek 50 ff. Comay, Who's Who 88 ff. Ders. story 113 ff

29 Vgl. Die Bibel oder die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments nach der deutschen Übersetzung Martin Luthers, Württembergische Bibelanstalt Stuttgart, 1970, 368 mit D. Martin Luther, Die gantze Heilige Schrift, Bd. 1, Biblia: Das ist: Die gantze Heilige Schrifft / Deudsch / Auffs new zugericht, Wittenberg 1545. Neudruck dtv text-bibliothek, hgg. von H. Volz unter Mitarbeit von H. Blanke. Textredaktion F. Kur, 1974, 591. Hervorhebungen von mir

30 Vgl. Die Bibel der Württembergischen Bibelanstalt, 1970, 484 mit D. Martin Luther, Die gantze Heilige Schrift, Wittenberg 1545. Neudruck dtv text-bibliothek, Bd. 1, 1974, 773. Hervorhebungen von mir

31 L. Schmidt, Das Neue Testament 345 ff, bes. 361. Krause, Fragwürdigkeiten 75 ff, bes. 76 f, 79, 83, 89 f

32 Glueck nach Brock, Grundlagen 23

33 2.Sam. 7,9; 8,5; 8,13 f; 16,5 ff. 1.Chr. 17,2; 17,8; 18,3 ff; 18,12; 22,8. LThK 2. A. III 174. Brock, Grundlagen 22 f

34 1.Sam. 16,19. 2.Sam. 22,21 ff; 23,1 ff; 24,15. Ps. 101,1 ff («Regentenspiegel»). Vgl. Die Bibel der Württembergischen Bibelanstalt 1970, 321 mit D. Martin Luther, Die gantze Heilige Schrift, Wittenberg 1545, dtv text-bibliothek Bd. 1, 1974, 517

35 Jos. 7,20 ff. Vgl. 2. Sam. 8,7 f. 1.Kön. 14,8. Von mir hervorgehoben. Ps. 101,5 ff. 1.Chron. 18,7 ff. M. Rehm, LThK 2. A. III 174 ff. Brock, Grundlagen 42

36 1.Kön. 15,6; 15,16. 2.Chron. 13,1 ff; 13,15 ff. v. Glasenapp, Die nichtchristlichen Religionen 198

37 Jes. 42,7; 61,1. Joel 4,6. Am. 1,6,9. 2.Chr. 28,9 ff. Ps. 79,11; 102,21. 2. Makk. 8,36. LThK 2. A. VI 644

38 Zitate: 2.Kön. 3,25; 1.Kön. 20,29 f. Jerem. 49,25 ff. Vgl. auch Jes. 17,1 ff. Amos 1,3 ff. Ferner 1.Kön. 11,3; 20 ff. 2.Kön. 3,6 ff; 6,8; 8,20 f; 9,15 ff; 14,7; 14,11 ff; 18,8. 2.Chron. 13,1 ff; 14,8 ff; 16,1 ff; 20,1 ff; 21,8 ff; 25,21 f; 26,6 ff; 28,16 ff. Cornfeld/Botterweck I 125, IV 995. F. Nötscher LThK 1. A. V 308. Beek 67, 72. Die Daten der Regierungszeit der Könige von Juda und Israel – die Angaben darüber schwanken stark – datiere ich hier und im folgenden nach der Chronologie dieser Könige bei Beek 101

39 1.Kön. 22,9 ff. Jes. 7,4 ff; 37,33 ff. Ez. 38 f. Groß LThK 2. A. VI 639

40 Kyrill. Alex. Über den rechten Glauben an den Kaiser, 2

41 1.Kön. 20,28. Jes. 37,26 f. 2.Chron. 13,1 ff; 13,12; 14,11 ff; 17,10; 20,15. Cornfeld/Botterweck IV 881 ff

42 2.Kön. 15,8 ff. dtv Lex. Antike, Geschichte II 154. Cornfeld/Botterweck IV 881 ff

43 1.Kön. 15,25 ff; 16,8 ff

44 1.Kön. 16,15 ff. LThK 2. A. VII 1155. Cornfeld/Botterweck III 671 f. Beek 75 f

45 1.Kön. 16,29 ff; 18,19. Cornfeld/

Botterweck II 445 f, III 672 ff, IV 883. dtv Lexikon 9, 192. Beek 77 ff. Beek datiert das Ende der Regierung Ahabs S. 77 auf 852, S. 101 auf 853. Comay, Who's Who 40 f, 112 f

46 2.Kön. 9,1 ff. Cornfeld/Botterweck II 446 ff, 450 f. III 677. Comay, Who's Who 112 f, 116. Galling, Ehrenname 129 ff

47 2.Kön. 9,24 ff; 10,1 ff. Comay, Who's Who 194 f

48 1.Kön. 18,19; 18,22; 18,40; 2.Kön. 10,17 ff. Hilar. In ps. 51,15. Cornfeld/Botterweck II 446 f, III 676 f. LThK 2. A. III 806 f. 821 f betont noch: «Obwohl eine sichere Trennung v. Historie u. Legende unmöglich ist», dürfe man doch an der Wunderkraft des Propheten «nicht zweifeln». Caspari 43 ff. Preuss 83

49 2.Kön. 11,1 ff; 17,1 ff; 18,1 ff; 23,26 f; 24,1 ff; 25,1 ff. Jerem. 52,15 f; 52,28 ff. dtv Lex. Antike, Geschichte II 153 ff. Pauly II 1497. LThK 1. A. I 755. Cornfeld/Botterweck III 688, 695 ff, 702 ff. IV 881 ff, 900. Gamm, Sachkunde 96 ff. 103 f. Beek 78 f. Nebukadnezar in der Bibel als Urbild eines Despoten geschildert und als solcher in die Geschichte eingegangen, war in Wirklichkeit eher an Religion und Architektur als an Welteroberung interessiert und nicht ohne Toleranz. Vgl. Beek 95 f, 103. Comay, Who's Who 58 f

50 Jes. 44,28; 45,1 ff. Esra 1,1 ff; 6,2 ff. 2.Chron. 36,22 f. Pauly III 417 ff. de Vaux 1354 f. Cornfeld/Botterweck V 1124, 1201. Jeremias 109 ff. Galling, Serubbabel 67 ff. Die Rückkehr der Exilierten durch Edikt von Kyros II war keine einmalige Erscheinung, sondern ein langwieriger Vorgang: Weinberg 45 ff, bes. 51 ff

51 Vgl. die Bücher Esra und Nehemia passim. Cornfeld/Botterweck I 85 ff, III 577 ff, V 1164 ff, 1202 ff. Zum «Neuen Bund» vgl. etwa Jerem. 31,31 ff. Ez. 36,22 ff. Mommsen, Römische Geschichte VII 188. Grundmann 145 f. Beek 106 ff. Comay, story 187 ff

52 Esra 7,1 ff; 9,1 ff; 9,7; 10,1 ff; 10,10 ff. LThK 1. A. III 797. 2. A. III 1101 f. dtv Lex. Antike, Mythologie I 237. Cornfeld/Botterweck V 1125 ff, 1166, 1203 ff. Beek 109 ff. Brock, Grundlagen 44 f

53 5.Mos. 21,10 ff. Esra 10,15 ff. Nehemia 2,1 ff; 7,61 ff; 9,2; 13,1 ff; 13,23 ff. Justin, dial. Tryph. 11,4. LThK 1. A. VII 480. 2. A. VII 868 f. Beek 110. Brock, Grundlagen 45. Glasenapp, Die nichtchristlichen Religionen 201. Garden 85, 112 ff. Ringgren/Ström 88 f. Comay, story 190 ff. Die Vielweiberei und der entsprechende Kindersegen der Patriarchen machte den christlichen Apologeten begreiflicherweise zu schaffen. Bischof Euseb von Caesarea schrieb dazu ein ganzes Werk, das allerdings verlorenging. Vgl. Isid. Pelus, ep. 2,274. Moreau, Eusebius von Caesarea 1069

54 Nehemia 9,22 ff; 9,36 f. Zur späteren Verehrung des Nehemia vgl. etwa Sir. 49,13; 2.Makk. 2,13

55 Nehemia 2,11 ff; 6,15 f. Beek 111 ff. Comay, Who's Who 296 ff

56 Jes. Sirach 50,5 ff. Dazu LThK 1. A. IX 594 f. de Vaux in LThK 2. A. IX 1355. Zu Hekataios und Aristeas vgl. Pauly I 555, II 976 ff

57 2.Mos. 23,19; 34,20; 34,26; 4.Mos. 17,8 ff; 5.Mos. 4,9 f; 14,22 ff. Vgl. 5.Mos. 18,1 ff. Mal, 3,10 u. a.

58 2.Mos. 23,14 ff; 30,11 ff; 34,18 ff;

3.Mos. 7,6 ff; 7,31 ff; 10,12 ff; 22,10 ff; 27,30 ff; 5.Mos. 16,1 ff. 1.Kön. 9,25; 12,26 ff; 14,26 ff; 15,15; 15,18. Esra 2,63 f. Neh. 7,70 f; 10,33 ff. Mal. 3,10. Cornfeld/Botterweck II 408; IV 1080 ff; V 1164; 1319 ff; 1365; VI 1442 f. Alfaric 38 ff, 45 f

59 Zum alttestamentlichen Zinsverbot vgl. 2.Mos. 22,24 (Zitat); 3.Mos. 25,35 ff. Ez. 18,5 ff. Ps. 15,5. Zum N.T. Lk 6,34 f. Ferner Cornfeld/Botterweck II 408. Weber, Aufsätze I 56 ff. S. aber auch K. Marx III 659 ff

60 1.Kön. 12,26 ff. LThK 2. A. IX 1353, 1357 f. Alfaric, 46 f. Comay, story 133

61 Esra, 7,11 ff

62 Nehemia 10,33 ff; 12,44 ff; 13,4 ff. Cornfeld/Botterweck V 1162 ff, 1323. Schmitt, Ursprung 575 ff. Bringmann 79 f: «Geld floß ohnehin aus der Diaspora nach Jerusalem ... viel bares Geld ... Stiftungen und die Überschüsse des reich dotierten Etats der öffentlichen Opfer kamen hinzu und bewirkten, daß im Tempel große Schätze an Edelmetall aufgehäuft waren».

63 1.Makk. 1. 2.Makk. 4,12 ff; 5 f. Joseph. ant. Jud. 12,248 ff. LThK 1. A. I 499 f. 2. A. I 653 f. de Vaux, Tempel, 1964, 1355. Pauly II 1498 f. Cornfeld/Botterweck III 590 ff, 620 f. Zum Ganzen: Jansen. Grundmann 148 ff. Bickermann, 60. Hengel, Judentum 131 ff. Tscherikover, 175 ff, 191. Bringmann 15 ff, 29 ff, 66 ff, 97 ff, 111 ff, 120 ff. Habicht, Gesellschaft 1 ff. Hengel, Juden 126 ff. Ders. Judentum 100 f, 108 ff, 505 ff. Millar 1 ff. Dempf, Geistesgeschichte 135. Fischer, Seleukiden 13 ff

64 Bévenot LThK 1. A. VI 818. Bickermann 17 ff. Schatkin 97 ff. Fischer, Seleukiden 28 f, 74

65 Bickermann 92

66 Vgl. 1.Makk. 3,46 ff. LThK 2. A. VI 639. Cornfeld/Botterweck II 391 f, III 591 ff, 735, IV 945 ff. Hier Zitat von J. Nelis. H. Bévenot in LThK 1. A. VI 814. Wellhausen 134 f. Faulhaber, Charakterbilder 125. Bringmann 11, 51 ff. Fischer, Seleukiden 29 ff, 55 ff, 64 ff. Vgl. auch 189 ff

67 1.Makk. 2,1; 2,39 ff; 3,13 ff; 3,32; 4,26 ff. 2.Makk. 2,15 ff; 8,9 ff; 12,32 ff. Joseph. ant. Jud. 12,6,1. Ders. Bell. 1,3. dtv Lex. Antike, Geschichte I 102, II 158 f, 277, III 155. Pauly II 1497 f, III 834, 1085. Bévenot LThK 1. A. VI 815. LThK 2. A. VI 1315 f. de Vaux, Tempel 1355. Cornfeld/Botterweck III 596 ff. Wellhausen 134 f. Faulhaber, Charakterbilder 124 f. Grundmann 151 f. Bunge 251 f. Sevenster 125. Fischer, Seleukiden 55 ff, 182 ff. Vgl. auch 189 ff. Bei der Eroberung Jerusalems durch Pompeius (63 v. Chr.) war dieser zwar in das Allerheiligste des Tempels eingedrungen, doch ohne sich am Tempelschatz zu vergreifen.

68 1.Makk. 9 ff; 13 ff. Jos. ant. Jud. 13,6,6 ff. bell. Jud. 1,2,2 f. R. Meyer dtv Lex. Antike, Geschichte II 158 f. LThK 1. A. V 237, 315. 2. A. V 585, VI 1315 ff. Cornfeld/Botterweck III 598 ff; V 1275. Mommsen, Römische Geschichte IV 138. Beek 137. Grundmann 148, 152 ff

69 1.Kön. 16,23 f; 2.Kön. 17,24. Esra 4,4. Joseph. ant. Jud. 13,88. bell. Jud. 1,166. Jh. 4,20. Zur heftigen Abneigung zwischen Juden und Samaritanern zur Zeit Jesu vgl. Lk. 9,52 f. Jh. 4,9. LThK 1. A. IX 148 ff. Daniel-Rops, Die Umwelt 45 ff

70 Ausführlich: Jos. ant. Jud. 13,3,3 ff. dtv Lex. Antike, Geschichte II 159. Lexikon der Alten Welt 109. LThK 2. A. I 311, VI 1316. Cornfeld/Botterweck III 601 f. Mommsen, Römische Gesichte IV 53, 138 f. Beek 137 ff. Grundmann 154 f. Daniel-Rops, Die Umwelt 13. Zu Josephus vgl. Laqueur, Flavius Josephus passim

71 Vgl. dtv Lex. Antike, Geschichte II 277. LThK 2. A. V 586, VI 1316. Grundmann 159

72 Greg. Naz. Rede auf die Makkabäer. Heilmann, Texte IV 347 f

73 Belegstellen für Cyprian, Chrysostomos, Ambrosius, Augustinus: LThK 1. A. VI 818. Das Augustinus-Zitat: de civ. dei 18,36. Das Chrysostomos-Zitat: Kommentar zum Römerbrief 20. Homilie 2. D. Schötz betont im LThK 2. A. VI 1319 von den makkabäischen Brüdern: «mit den Hasmonäer-Söhnen des Mattathias sind sie nicht zu verwechseln»!

74 Daniélou, Die heiligen Heiden 7 ff, 13 ff, 115 ff, bes. 117 und 120

75 Lk. 6,15; Mt. 10,4; Apg. 1,13. Joseph. bell. Jud. 2,8,1; 2,13,3. Vgl. 2,13,6; 5,9,4; 5,13,3; 6,5,4. Ferner: ant. Jud. 18,1,1; 20,8,10. Tacit. hist. 5,13. Suet. Vespas. 4. Euseb. 2,20,4 ff. Mommsen, Römische Geschichte VII 224 ff. Grundmann 167. Alfaric 58 ff. A. Schalit, Herodes und seine Nachfolger, in: Schultz, Kontexte 3, 41 f. Brunt, 149 ff. Zum Verhältnis Juden und Römer überhaupt vgl. E. M. Smallwood

76 Noch Hieronymus (Praef. in libr. Salom.) zählt die beiden Bücher der Makkabäer nicht zum kanonischen Bestand heiliger Schriften wie die reformatorische Christenheit und das Judentum noch heute: D. Schötz LThK 2. A. VI 1318

77 Suet. Vesp. 5,3 ff. Tit. 5,2. Joseph. ant. 18,1,6; bell. Jud. 2,8,1 und 4 ff. Cass. Dio 66,4 ff. Tacit. hist. 5,2. Pauly II 234, V 1490. dtv Lex. Antike, Geschichte II 159. LThK 1. A. IX 150. 2. A. X 1343. Cornfeld/Botterweck IV 893, V 1217 ff, 1366 f. Mommsen, Römische Geschichte VII 226 ff. Hengel, Zeloten passim. Grundmann 167 ff. Friedländer 925. Grant, Roms Caesaren 257 f, 276 ff

78 Mommsen, Römische Geschichte VII 237 ff. Knopf 242 f. Klostermann 55 ff. Grundmann 169 f. Beek 166 ff

79 Beek ebd. Cornfeld/Botterweck I 259 ff. Mommsen, Römische Geschichte VII 192 f, 239 ff. Friedländer 925 ff. Grundmann 170. Stöver 75

80 Euseb. h.e. 4,6,2. Dio Cass. 69,12 ff. dtv Lex. Antike, Philosophie II 7. LThK 2. A. I 1245 f. Cornfeld/Botterweck I 262 ff, V 1225. Mommsen, Römische Geschichte VII 242 ff. Beek 166 ff. Friedländer 859. Grundmann 170 ff. Foerster, Jupitertempel 241 ff. J. Maier, Die Texte I 183 f. Mensching, Irrtum 137. Stöver 76 f.

2. KAPITEL

DER ZWEITAUSENDJÄHRIGE KAMPF GEGEN DIE JUDEN WIRD ERÖFFNET

1 Chrysost. Kommentar zum Römerbrief, 20. Homilie 4

2 Basil. Hex. 9 Hom. 6

3 Beleg bei C. Schneider, Das Frühchristentum 17

4 Vgl. Anm. 32

5 Vgl. dazu S. 511 ff

6 Zit. nach Beutin, Heinrich Heine 222

7 Leipoldt, Antisemitismus 469 ff

8 Tacit. hist. 5,5. Leipoldt, Antisemitismus RAC I 469 ff. Pauly III 27, IV 1311. Seneca zit. nach Friedländer 933. Vgl. auch 931 f. Ruppin 348. Baron 370 ff. Frank, «Adversos Judaeos»

9 dtv Lex. Antike, Geschichte I 204, 233. Mommsen, Römische Geschichte VII 194 ff, 213, 224. Friedländer 867 f, 922, 933. Poliakov 2 ff

10 Joseph. ant. Jud. 14,10,5 f. Tacit. hist. 5,12. Tertull. Apolog. 21. Mommsen, Römische Geschichte VII 239 ff, 245 ff. Browe, Judengesetzgebung 110. Askowith, The toleration 70 ff. Langenfeld 42 ff. Frank, «Adversos Judaeos» 30. Friedländer 390 f

11 Schopenhauer, Parerga und Paralipomena II, Kapitel 15: Über Religion § 174. Zit. nach Welter 185. Cornfeld/Botterweck II 459 ff. Beek 115. Friedländer 864 ff, 920. Poliakov 4 ff. Meinhold, Kirchengeschichte 38

12 Gal. 6,16; Röm. 9,6; 1.Kor. 10,18. Vgl. 2.Kor. 3,12 ff; Just. 1. Apol. 31; Tryph. 9,1; 29. Barn. 10,11 f; 13,1 ff; 14,1 ff; 4,6 ff; 5,11. Orig. Hom in Exod. 8,2. Koch, Erwählung 205 ff. Ringgren 102 ff. Cornfeld/Botterweck II 461. Herrmann, Symbolik 73. Schmid, Auseinandersetzung 10 f, 20. Hruby, Juden 6 f, 10 ff. Parkes, Antisemitismus 95. Surkau 52 f. Lohse, Märtyrer 72 Anm. 3 ff. Kühner, Antisemitismus 30 ff, 45. Goppelt, Judentum 215 ff. Williams 14 ff. v. Soden, Die christliche Mission 16 f

13 1.Clem. 31,2. Hebr. 2,16. Jh. 5,45. Tat. or. 31 und 36 ff. Lact. div. inst. 4,10. Laub 183

14 LThK 2. A. I 393 ff

15 Vgl. 4.Mos. 8,10; 27,18; 27,23 mit Apg. 6,6; 13,3; 8,17; 19,6; 1.Tim. 4,14. 2.Tim. 1,6. Aristid. Apol 14. Clem. Al. strom. 6,5. Syn. Laodicea (um 360) c. 35. dtv Lex. Antike, Religion I 226 f. ThRe XI 1983, 115. Leipoldt, Antisemitismus 476. Knopf 242 f. Klostermann 55 ff. Bousset, Kyrios Christos 298. Lietzmann, Geschichte I 209. Oepke, 264 f, 278 Anm. 4. Krüger, Rechtsstellung 172 ff. J. Maier, Geschichte 130 ff

16 Zur Feindesliebe: Platon, Kriton c.10 p. 49 Aff. Sen. ben. 4,26,1. Vgl. auch 1,11 u. de vit. 20,5. 2.Mos. 23,4 f. Jes. 1,6. Jerem. Klagelieder 3,30. Leipoldt, Antisemitismus 476. Drews 361 ff. Oldenberg 337. Haas passim. Kittel 117 ff. Krueger, Rechtsstellung 172 ff. Schweinitz 40. Bieler 59. J. Maier, Geschichte 130 ff. Daniel-Rops, Die Umwelt 51. Grant, Das Römische Reich 281

17 Brox, Kirchengeschichte 31

18 1.Kor. 3,9. Zur superbia Pauli (Luther), zu einer Selbstanpreisung und demütigen Aufgeblasenheit, die nachher in der Christenheit Schule machte, vgl. etwa 2.Kor. 3,6 ff; 11,22 ff; 12,1 ff; 1.Kor. 3,10 ff; 11,1; 2.Kor. 6,3 ff; Thess. 2,10; 1,6. Phil. 3,17; 4,9. 1.Kor. 2,6 ff; 4,16; 9,15; 14,18. 2.Kor. 1,12; 1,14; 3,1; 5,12; 10,13. Zur Beschuldigung der Selbstanpreisung durch Christen: 2.Kor. 3,1; 5,12; 10,13. Nietzsche, Antichrist 42. Spengler 524. Wrede, Paulus 54 f. Drews 134 ff, 141 ff. Zu den Umdeutungen und Verfälschungen des Evangeliums durch Paulus vgl. etwa Brückner 35. Windisch, Paulus und Christus 189, 202 ff. Bousset, Kyrios Christos 105. Deißmann 55. Mensching, Toleranz 36. Friedrichsen, Zum Stil 23 ff. Ders. Peristasenkatalog 78 ff. Schrempf 448.

Schneider, Geistesgeschichte 107. Bornkamm 14. Nock, Paulus 194. Bultmann, Theologie des N.T. 185 f, 289. Dibelius, Formgeschichte 266 ff. Dibelius-Kümmel 82. M. Werner, Der Einfluß 61. Schweitzer 171. Kühner, Antisemitismus 17. Quasten, conflict 481 ff. Goethe, Der ewige Jude, zit. nach G. v. Frankenberg 164. Zur Haltung von Jesus gegenüber dem Judentum vgl. etwa Dewick 77 ff

19 1.Thess. 2,15 f. Röm. 2,21 ff; 9,30 f; 10,2; 11,11. 1.Kor. 10,5. Gal. 6,16. Apg. 13,46; 18,6. Hruby, Die Synagoge 62 ff. Meinhold, Historiographie 19 ff. J. Maier, Jüdische Auseinandersetzung 125

20 Walterscheid I 139 f. II 40 ff. Der Bonner katholische Studienrat Dr. Walterscheid beruft sich gleich auf der ersten Textseite seiner zweibändigen Schwarte (Vorwort S. XIII) auf das Buch «Die deutsche Volkskunde» des NS-Reichsleiters Adolf Spamer und verherrlicht den Militarismus, z. B. I 128 ff, bes. 131 ff u. a., wo etwa der alte Nazi-Abt Ildefons Herwegen «bei den Führertagungen in Maria Laach» zitiert wird, wo die Erzbruderschaft vom heiligen Sebastianus «durch die Ideen des neuen Staates eine wesentliche Hilfe» findet, «weil der Staat selber auf die alten Wurzeln deutscher Kraft zurückging», wo «Kanonendonner» gefeiert wird, «Parademarsch ... in Vollendung», wo der fromme katholische Verfasser von ebenso frommen und katholischen Corps schwärmt, mit «echten und richtig brauchbaren Büchsen bewaffnet ...» usw. Aber Bibel und Pulver gehören eben durch die ganze christ-katholische Geschichte zusammen wie derartige Ausschwitzungen und kirchliche Druckerlaubnis.

21 Phil. 3,3 ff; Röm. 2,21 ff; Gal. 4,8 f; Apg. 2,22 f; 3,15; 4,10; 5,30; 7,52; 10,39; 28,25 f. Döllinger 88. Leipoldt, Antisemitismus 475. Waldstein 471 f. Merkel 1193, 1197. E. Meyer, Ursprung III 85. Hruby, Die Synagoge 62 ff. Goppelt, Missionar 199 ff. Schoeps, Paulus 245 ff. Leipoldt, Jesus und Paulus 13. Ders. Antisemitismus 16. Schneider, Das Frühchristentum 5. Ders. Geistesgeschichte I 98. Oepke 198 f. Ch. Guignebert, Jésus, 1947, 567 ff. Zit. nach Poliakov I 15 f. Walterscheid s. Anm. 20

22 Apg. 7,52; 2,22 f; 3,15; 4,10; 5,30; 10,39. Hebr. 11,37. Jh. 5,16 ff; 5,37; 7,1; 7,13; 7,28; 7,34; 8,19; 8,31 ff; bes. 8,44; 8,55, 10,31 f; 16,3; 18,36 ff. Apk. 2,9; 3,9. Knopf, Einführung 118; Weinel, Biblische Theologie 415. Dibelius, Die Reden 17. Weber, Aufsätze III 442 Anm. 1. Vgl. die Milderungsversuche bei dem Katholiken Ricciotti, Paulus 307. Hirsch 252 ff. Meinertz II 313. Wikenhauser, Neues Testament 221

23 Eine reichhaltige Zusammenstellung von entsprechenden Texten bei Williams, Adversus Judaeos. Vgl. auch Hulen 5 ff. S. jetzt selbst den Katholiken Frank, «Adversus Judaeos» 31, der freilich noch viel zuwenig zugesteht

24 Ign. ad Philad. 6,1 f; ad Magn. 8,1 f. Zu Ignatius Euseb. h.e. 3,22,1 ff; Hieron. vir. ill. 16. A. Anwander LThK 1. A. V 359. Winterswyl 5 ff – seit J. B. Cotelier (1672) zählte man zu den «Patres aevi apostolici»: Barnabas, Klemens von Rom, Ignatius, Poly-

karp, Hermas. Später rechnete man auch noch Papias und den Verfasser des Diognetbriefes dazu. Vgl. Altaner 72 f. Meinhold, Kirchengeschichte 32 ff

25 Schoeps, Aus frühchristlicher Zeit, Kapitel: Die jüdischen Prophetenmorde 126 ff

26 Barn. 4,6 ff; 9,4; 10,1 ff; 13,1 ff; 14,1 ff; 15,1 ff; 16,1 ff. Vgl. auch 4,6 ff; 5,1 ff. LThK 1. A. I 979, III 301. Lexikon der alten Welt 225. Altaner 37 ff. S. auch die Polemik der Didache gegen «die Heuchler» Did. 8,1 ff. Vgl. Knopf, Das nachapostolische Zeitalter 242 f. Klostermann 55 ff. Frank, «Adversus Judaeos» 31 f. Meinhold, Historiographie 38 ff

27 Just. 1 apol. 31; 47; 49 (vgl. Tert. apol. 1,114; 2,97). Just. Tryph. 12 ff; 16 f; 26 f; 30; 32; 34; 39; 41; 46 f; 64; 93; 95; 108; 118; 120; 123; 130; 132 f; 136. Tat. or. 18. Vgl. Euseb. h.e. 4,16,1 f; 4,16,7. J. Hoh LThK 1. A. V 728 f. 2. A. V 1225 f. Kühner, Gezeiten der Kirche 101

28 Melito, de Pascha 87 ff. Quasten LThK 1. A. VII 69. Vgl. auch Kraft, Kirchenväter Lexikon 374 f. Frank, «Adversus Judaeos» 35 f

29 Cypr. or. Dom. 10. Testim. ad Quirin. Tert. pud. 48. adv. Jud. 1 u. 3. apol. 21. scorp. 10,10; praesc. haer. 8. Orig. c. Cels. 2,5; 2,8; 4,22 f; 7,8; Hippol. Demonstr. c. Judaeos (nur fragment.) Ad Diognet. 3 f. Weitere judenfeindl. Schriften antiker Kirchenväter: Ps.-Cypr. Adversus Judaeos; De montibus Sina et Sion; De Iudaica incredulitate. De pascha computus. Kommodian, Instructiones; Carmen Apologeticum. Novatian, De cibis Iudaicis u. v. a. Vgl. die nachfolgenden Literaturhinweise, zum Teil auch zur vorhergehenden Anmerkung: Blumenkranz 11 ff. Ferner: Altaner 142 ff. Kraft, Kirchenväter Lexikon 170, 279 f. Ehrhard, Urkirche 235. Hümmeler 242. Browe, Judenmission 96. C. Schneider, Frühchristentum 13, 16. Parkes, The Conflict 121 ff, 148 ff. Kühner, Antisemitismus 26 f. J. Meier 133 ff

30 Kraft, Kirchenväter Lexikon 281. Harnack, Mission (1924) I 74 ff. Oepke 282 ff. Frank, «Adversus Judaeos» 32

31 Kraft ebd. 248 f. Pinay 709 f

32 Athan. c. Arian. 2,15; 2,17; 2,42; 3,28, Lippl, Athanasius der Große BKV 1913 V, XIX

33 Euseb. h.e. 2,6,3 ff; 3,5,2 ff; 3,6,28; 3,7,7 ff. Nicht ohne leise Ironie schreibt Grant: «Obwohl selbst (Titus) keineswegs beabsichtigte, mit der Zerstörung Jerusalems den Christen einen Gefallen zu tun, rühmte die christliche Überlieferung seine Zerstörung der Stadt als ein Vergeltungswerk an den Juden dafür, daß sie Christus umgebracht hatten»: Roms Caesaren 278

34 Euseb. h.e. 2,19,1; 2,26,2; 3,5,4; 3,7,2; 4,1,2 ff. Kraft, Kirchenväter Lexikon 199. LThK 1. A. III 857

35 Ephr. hymn. c. haer. 26,10; hymn. de fide 12,9. RAC V 527 f. LThK 2. A. III 926. Uhlemann 127. Schiwietz III 94 ff, 431. Donin, Leben I 439 f. Hümmeler 303. Harnack, Mission I 74, Anm. 3. Schneider, Frühchristentum 17

36 Ephr. hymn. c. haer. 56,8. hymn. de fide 1,48 f. LThK 1. A. III 715 f. 2. A. III 926. Hümmeler 303

37 Ephr. hymn. de fide 1,50 ff. Theodor. h.e. 2,31. Altaner 299

38 E. Beck in LThK 2. A. III 926. Dafür heißt es in dem mit kirchlicher Druckerlaubnis 1970 von P. Manns ediertem Band «Reformer

der Kirche» (!) wörtlich: «Ephräm war schon zu seinen Lebzeiten hoch angesehen und ist es bis heute in der ganzen Christenheit geblieben. Er führte ein heiligmäßiges, asketisches Leben ... Er stand auch in den Fährnissen der Kriege seinen Mann ... Ephräm ist die größte Gestalt der syrischen Literatur», 159 f

39 Anastas. Sin., Hodegos, 7. Altaner 278. Ritter, Charisma 171

40 Joh. Chrysost. hom. post terrae motum. Rauschen, Jahrbücher 251 f, 278 f, 496 ff. Baur I 169

41 Chrysost. advers. Jud. 6,2. Kommentar zum Römerbrief, 8. Hom. 1. Matth.-Kommentar, 10. Hom. 2; 11. Hom. und 23. Hom. 1; 68; Hom. 1; 73. Hom. 1; 74. Hom. 1 ff; 75. Hom. 1; 76. Hom. 1. Hümmeler 56. Ritter, Charisma 110 f. Vgl. dazu auch das überschwengliche Zitat Normans bei Anwander 57

42 Chrysost. Hom. adv. Jud. 1,1 f; 1,3 ff; 4,1; 5,4; 6,2 f. Hom. in Ps. 8,2 ff. Matth.-Kommentar, 16. Homilie. Baur in LThK 1. A. II 953. J. u. A. Theiner I 112. Campenhausen, Griechische Kirchenväter 141 f, 152. Hruby, Juden 45 f, 69 f. Widmann 66. Kühner, Antisemitismus 35 ff. Schamoni 80 ff. Ritter, Charisma 200. Selbst Baur I 275 meint, für einige dieser Ausführungen, wofür die Christen «begeisterten Beifall» spendeten, käme «Chrysostomus heutzutage wahrscheinlich vor den Staatsanwalt».

43 Anwander 57. Kraft, Kirchenväter Lexikon 299. Baur I 170. Hümmeler 56 und Vorwort. v. Campenhausen, Griechische Kirchenväter 152. Noch 1970 preist der mit kirchlicher Druckerlaubnis von P. Manns edierte über tausendseitige Sammelband «Reformer der Kirche» Johannes Chrysostomos: «Von allen Kirchenvätern ist er derjenige, dessen Predigten im Lauf der Zeit am wenigsten von ihrer Frische und Eindrucksfülle eingebüßt haben», 224 – verliert aber *kein Wort* über den rüden Antijudaismus des «Heiligen».

44 Chrysost. Kommentar zum Römerbrief, 20. Hom. 1 ff

45 Chrysost. P.G. 48,846. Übersetzung nach Tinnefeld 307. Theodor. h.e. 5,28

46 Tinnefeld ebd.

47 Chrysost. Kommentar zum Römerbrief, 20. Hom. 1 ff

48 Ebd. Vgl. auch Frank, «Adversus Judaeos» 39 f. Rauschen 252. Wiederholt und nachdrücklich legt der Kirchenlehrer auch dar, daß der Jude schuldiger und verwerflicher sei als der Heide, «daß der Jude durch das Geschenk des Gesetzes sogar noch eine Belastung erfahre», daß ihm «die Strafe noch mehr bevorstehe»; «denn je größerer Fürsorge er sich erfreut hat, desto größer wird auch die Strafe für ihn sein». Laufe doch auch die «ganze Beweisführung» des Apostels Paulus, dessen «bewundernswerte Klugheit» Johannes rühmt, darauf hinaus, «daß der Heide über dem Juden stehe»: Kommentar zum Römerbrief, 6. Hom. 4 f

49 Hieron. Jesajakommentar 1,10; 3,1; 3,3; 3,17; 5,18; 52,4; 60,1; 62,10 ff. Zephanjakommentar 3,19. Kraft, Kirchenväter Lexikon 504 f. Grützmacher II 123 f, III 109 f, 182 ff, 203 f

50 Hieron. ep. 105,13 ff

51 Venant. Fortunat., Vita Hil. 6. Hilar. Super Psalmos 53; 68,23. MG Auct. ant. 4,2,2. De trinit. 7,23. Anwander LThK 1. A. V

25 ff. Antweiler BKV 1933, 32. Parkes, Antisemitismus 96. v. Campenhausen, Lateinische Kirchenväter 78. Seifert 74. Kühner, Antisemitismus 37 f. Hruby, Juden 40 f. Held 128

52 C. Schneider, Frühchristentum 6

53 Euseb. h.e. 7,30,14. Zellinger 404, 407, 413 f. v. Campenhausen, Griechische Kirchenväter 141. Deschner, Das Kreuz 182

54 C. Schneider, Geistesgeschichte I 587 f. Dort alle Quellenhinweise. Vgl. auch 324

55 Hieronym. in Isaiam 60. Chrysost. hom. adv. Jud. 5,4. Exposit. in ps. 8,3. August. Enarr. in ps. 56,9; in ps. 39,13; de civ. dei 18,10; 12,12. De cons. evangel. 1,13. C. Faustum 12,12 f, 13,10. ep. 137,16

56 Poliakov I 18

57 Syn. Elv. c. 16; 49 f; 78. Syn. Antioch. c. 1. Vgl. für die folgende Zeit auch: Syn. Laodic. c. 10; 29; 31. Con. Chalced. (451) c. 14. Syn. Vannes (465) c. 12. Syn. Agde (506) c. 40. Syn. Epaon (517) c. 15. Syn. Orleans (538) c. 13. Syn. Macon (584) c. 15. Syn. Narbonne (589) c. 9 u. a. Browe, Judengesetzgebung 122, 136 ff. Kühner, Antisemitismus 28, 32. Weigand 88 ff. Ritzer I 34

58 Cod. Theod. 16,7,6 f; 16,8,1; 16,8,3; 16,8,6 f; 16,8,16; 16,8,19; 16,8,24; 16,8,28; 16,9,2; 16,9,4. Nov. Theod. 3,6. Vita Const. 3,17 ff; 4,27. Constitutio Sirmondi 6. Hieronym. Comment. in Isaiam 2,3. Vgl. Ivo von Chartres, Decr. 13,108. RAC I 475. III 336. Schnürer I 8. Browe, Judengesetzgebung 115, 121 ff. Parkes, Antisemitismus 99. Vogt, Kaiser Julian 26 ff. Eckert/Ehrlich 24 f. Ehrlich 8. Widmann 67. Kühner, Antisemitismus 32. A. Müller, Geschichte der Juden 9.

59 Noethlichs, Die gesetzgeberischen Maßnahmen 196. Langenfeld 63 f

60 Harnack, Mission I 75 f. Browe, Judengesetzgebung 116. Parkes, The conflict 181 f, 189 ff; Zusammenfassung 372 f

3. KAPITEL
DIE VERTEUFELUNG VON CHRISTEN DURCH CHRISTEN BEGINNT

1 Gal. 5,12

2 Ign. ad Smyrn. 4,1

3 Iren. adv. haer. 1,31,4

4 Polyk. ad Phil. 7,1

5 Hieron. c. Rufin 3,9. Grützmacher III 70 ff, bes. 82. Vgl. auch Anm. 65

6 Chrysost. Komment. zum Römerbrief, 9. Hom. 9

7 Lichtenberg, Sudelbücher 348 f

8 Voltaire, Collection complète des œuvres, Bd. 31, 389. Zit. nach Neumann I 82

9 Ignat. Trall. 6,1. Ephes. 6,2. Smyrn. 8,2. Vgl. schon 1.Kor. 11,19; Gal. 5,20. 2.Petr. 2,1. Apg. 5,17; 24,5; 28,22. LThK 1. A. 823 ff. Wolf 13. Altendorf zum Stichwort: Rechtgläubigkeit und Ketzerei in ZKG 80, 1969, 61 ff

10 Altendorf, Rechtgläubigkeit 62 ff. Harnack zit. ebd. v. Campenhausen, Die Entstehung 380. Dodds 103 f. Stockmeier, Das Schisma 81

11 Altendorf, Zum Stichwort 62 ff

12 v. Soden, Die christliche Mission 20 f. Altendorf, Zum Stichwort 61 ff. Speyer, Büchervernichtung 123 ff, bes. 143 ff

13 Orig. c. Cels. 3,10 ff. Brox, Kirchengeschichte 138. Altendorf, Zum Stichwort 68. Gigon 104

14 Apg. 8,1 ff; 22,4 f; 26,9 ff. LThK 1. A. VIII 218 f. Altaner 322. Nietzsche, Morgenröte 1,68.

Haenchen 257. Zur Bekehrung des Paulus und zu den vielen Widersprüchen dabei vgl. Deschner, Hahn 156 ff

15 Röm. 3,7; 11,1; 11,13; Gal. 2,15; 1.Kor. 9,19 ff. Ephes. 3,6. Greg. Naz. or. 2,84. Vgl. dazu auch das positive Urteil Harnacks und anderer liberaler Theologen: Harnack, Marcion 10. E. Meyer, Ursprung 413. Bartmann 30 f. Schuchert 75. Vgl. zu Paulus den Abschnitt: «... ein Klassiker der Intoleranz» bei Deschner, Hahn 192 ff

16 Paulsen 182 f

17 2.Kor. 11,5; 12,11 von den meisten Gelehrten ironisch gedeutet, z. B.: Leipoldt, Neutestamentlicher Kanon I 183. Harnack, Mission I 335. Delling 152. Goguel 51. Nestle, Krisis 50. Klausner 344, 535 f. Ackermann 152. Albertz 150. – Gal. 6,1; 2,4; 2,11 ff; 1,6 ff; 4,17; 4,9; 3,13; 5,1; 3,1; 1,8 f; 5,12; 1.Kor. 9,1 f; 3,3; 11,18; 1,10 ff. 1. Thess. 2,3 ff. 2.Kor. 2,1; 2,5; 2,17; 3,1; 5,18; 7,12; 10,1; 10,10; 10,12 ff; 11,4; 11,20; 11,6; 12,1 ff; 12,21; 4,1; 12,16 ff; 5,13; 11,1. Phil. 1,15 f; 3,2; Kol. 4,18; 2. Thess. 2,2; 3,17; Mt. 7,6; 10,5 f. Tit. 1,10 ff. 1.Tim. 1,4 ff; Apg. 15,2. Zu den exegetischen Manövern der Kirchenväter vgl. u. a. Tert. praescr. haer. 23. Hieron. Comment. in Gal. 2,11. August. ep. 28; ep. 70. Hipp. Gen. fragm. 28 u. in Danielem 1,15,1. Euseb. h.e. 1,12,2. Thom. Comment. in Gal. – Vgl. ferner: Pfleiderer I 87 f, 131. E. Meyer, Ursprung III 441, 459, 583. Walterscheid I 139, II 31 ff. Ehrhardt, Urkirche 49 ff. Nock, Paulus 87, 160. Lietzmann, Geschichte I 109 f. Ders. SBeAW phil. hist. Kl. 1930, 153 ff. Feine 159 f. Schoeps, Paulus 72 ff. Reickes 18. Goppelt, Kirche und Häresie 9 ff. Ricciotti 162. E. Graesser 84 ff. Paulsen, Schisma 182 ff. Meinhold, Kirchengeschichte 27 ff. Zur Verurteilung der Gleichstellung von Petrus und Paulus durch Innozenz X.: Mirbt, Quellen 4. A. 1924, 381. Vgl. auch Deschner, Hahn 160 ff

18 Orig. Psalmen-Kommentar 1,3. Heilmann IV 328

19 1.Kor. 9,26; 2.Kor. 10,3; Phil. 2,25. Vgl. Gal. 2,13; 1.Kor. 1,12; Apg. 15,37 ff. Siehe auch die Beschönigungen bei dem Katholiken Schuchert 66

20 1.Kor. 5,5; 16,22 ff. Gal. 1,8 ff; 5,12 ff; 1.Kor. 16,22 ff; Kol. 2,8; Apg. 5,1 ff; 19,6 ff; 19,18 ff; W. Doskocil, Exkommunikation RAC VII 11. F. C. Overbeck, Christentum und Kultur, 1919, 55. Zit. nach Lampl I 357. Schönfeld, Die juristische Methode 81. Preisker 184. Heiler, Die Religionen 698. Lietzmann, Geschichte I 139. v. Campenhausen, Aus der Frühzeit 1 ff; 30 ff. C. sieht in Gal. 5,12 einen «Witz des Apostels Paulus und die Anfänge des christlichen Humors», freilich, wie er selbst zugibt, einen «grausigen», einen «blutigen Witz» und – «in mancher Hinsicht typisch auch für die Folgezeit». Zit. ebd. 102 ff

21 1.Tim. 4,1 f; 6,20; 2.Tim. 2,16; Apg. 5,39; Jud. 4 f; 10; 16; 18; 1.Petr. 4,4; 2.Petr. 2,2 f; 2,12 ff; 2,22; 1.Jh. 3,10 f; Hebr. 10,30. Merkel, Gotteslästerung RAC XI 1199. Speyer, Gottesfeind RAC XI 1027 ff. Brox, Kirchengeschichte 17 f

22 Chrysost. Hom. zur Gen. 35,1. Vgl. auch Johannes von Damaskus, Darlegung des orthodoxen Glaubens 4,17 (Heilmann, Texte IV 333, 317 f)

23 Mt. 18,17. 2.Jh. 10 f. Tit. 3,10 f. 2.Thess. 3,14 f. 2.Tim. 3,5; Iren. haer. 3,3,4; Did. 5,2; 12,5; 15,3. 1.Clem. 15,1; 46,1 ff. Tert. praescr. 32,2. Euseb. h.e. 3,28,6; 4,14,6; 5,20,5 f. LThK 1. A. VIII 360. Kraft, Kirchenväter Lexikon 430 f. Altaner 81 ff. Doskocil, Exkommunikation RAC VII 10 ff. J. A. u. A. Theiner I 360. Aland, Von Jesus bis Justinian 67 ff

24 Iren. haer. 1,26,1. Hippolyt. ref. 7,33; 10,21. Wengst 24 ff

25 Euseb. h.e. 4,14,7. Schwartz, Johannes und Kerinthos V 175 f. Ähnlich G. Bardy, Cérinthe. Nach Wengst 25 f

26 Gal. 5,15. Jak. 3,14 ff; 4,1 ff. Im 4. Jh. Can. Apost. 9 ff. Kober, Depossition 631

27 Mt. 10,36. Friedländer 934

28 Mt. 10,34 ff. Clem. Al. Quis div. salv. 22 f; Ambr. virg. Kyr. Alex. ep. 17 (Migne 77,105 ff) 3. Brief an Nestorios 1,9; 3,11. Hieron. ep. 14,2 ad Heliod. Greg. I. Homilie auf das Fest eines heiligen Märtyrers (Heilmann III 429). Keller, Lexikon 317 f. Lecky II 105 f. J. A. u. A. Theiner I 113. Grützmacher I 147 f. Harnack, Mission I 329 ff (2. A. 1906). Hauck, Kirchengeschichte I 241 f. v. Campenhausen, Lateinische Kirchenväter 84

29 Syn. Laodic. c. 9; 34. Cypr. de unit. eccl. 14. Chrysost. homil. 11 in Ephes. August. de baptism. 4,17. ep. 173,6. 204,4. Fulgent. de fide 5. de reg. verae fidei ad Petr. 1,39, reg. 36 (80). Kraft, Kirchenväter Lexikon 46, 232 f. v. Campenhausen, Lateinische Kirchenväter 191

30 Euseb. h.e. 5,18,6 ff; 5,19,2; 5,14 ff. W. Bauer, Rechtgläubigkeit 142 ff

31 1.Clem. 1,1; 3,1 f; 14,1 f; 15,1; 16,1; 21,5; 46,5 ff; 47,6; 57,2. Zu Clemens von Rom: Iren. haer. 3,3,3. Tert. praescr. 32. Epiphan. haer. 27,6. Altaner 73 ff. Bauer, Rechtgläubigkeit 103 ff. Hümmeler 549. Altendorf, Zum Stichwort 62 ff. Aland, Von Jesus bis Justinian 58 ff. Meinhold, Historiographie I 33 dagegen bemerkt hier «ein erstes Aufleuchten der Anschauung vom Verfall der christlichen Kirche durch ihre Ausbreitung, durch ihr Wachstum, durch ihren Gewinn an Ehre und Ansehen in der Welt».

32 Ignat. ad Röm. 4,1. Ephes. 6,1; 7,1. Smyrn. 4,1; 9,1. Trall. 6,1 f; 11,1. Polyk. 2,1. Zeller in BKV Die apostolischen Väter 1918, 112. O. Perler in LThK 2. A. V 611. Bultmann, Theologie 6. A. 547 f zit. nach Schneemelcher, Aufsätze 174. Meinhold, Studien zu Ignatius 6. Vgl. bes. 19 ff. Auch nach Anwander 142 dürfen die Briefe des Ignatius «keinem gebildeten Katholiken fremd bleiben». Vgl. zum großen Einfluß des Ignatius auf den Ausbau des Bischofsamtes auch Deschner, Hahn 230 f

33 Mart. Petr. 3. Pass. Paul 7. Tert. spect. 27. Chrysost. in Col. hom. 3,8,5. Hieron. adv. Rufin. 1,7 c. Joh. Hieros. 3. Kyrill. Jerus. catech. 6,20. Vgl. Artikel «Gift» RAC X 1233 ff, 1238 f

34 Ignat. ad Röm. 4,1. Ephes. 16,2. Smyrn. 4,1; 7,1; Magn. 8,1. Trall. 11,1. Phil. 2,2; 3,3. Katholisch: Ignat. Smyrn. 8,2. Diercke 223 nennt 709 Millionen Katholiken. Mack, Pierre Bayle I 65 ff. Zit. 75. Hümmeler 66. Grant, Hermeneutics 183 ff. Aland, Von Jesus zu Justinian 64 f. Willebrands 88. Zum Verhältnis des Ignatius zur Überlieferung vgl. Paulsen, Ignatius von Antiochien 29 ff

35 Kraft, Kirchenväter Lexikon 315. Kühner, Gezeiten der Kirche 97

36 Altaner 111 f. Ehrhard, Urkirche 184 ff, 192. Schenke I 371 ff, bes. 376 ff, 395 ff, 412 ff. Haardt II 476 ff. Schlier II 196 ff. Brox, Kirchengeschichte 138 ff. Lüdemann 102. Schnackenburg, Der frühe Gnostizismus 115 ff beschreibt den «spannenden Konkurrenzkampf zwischen Gnosis und Glaube» schon im N.T. Baus, Von der Urgemeinde 224, 230. S. 213 spricht Baus von einer «existenziellen Bedrückung» des Christentums durch den Gnostizismus. Diffamierung der Gnostiker heute z. B. durch R. Hoffmann, Geschichte und Praxis 76 ff. Dazu die Rezension von A. Demandt HZ 232, 1981, 397 f. Vgl. zur Gnosis und zur Vernichtung der gnostischen Literatur Deschner, Hahn 95 ff. Neuerdings zur Gnosis: B. Aland (Hg.), Gnosis, Festschrift für Hans Jonas 1978, bes. B. Aland, Gnosis und Kirchenväter, 158 ff. K. Aland, Von Jesus bis Justinian 72 f. Andresen, Die Kirchen der alten Christenheit 100 ff

37 Iren. adv. haer. 1,4,3; 1,9,1; 1,11,4 f; 1,15,4; 1,16,3; 1,25,4; 1,13,1; 1,13,3; 1,13,5 f; 1,15,4; 1,18,1; 1,23,4; 1,25,3; 1,27,2; 1,31,4. Euseb. h.e. 4,11,2. LThK 2. A. VII 13. P. Th. Camelot LThK 2. A. III 773 ff. J. A. u. A. Theiner I 23 ff. Nach Ehrhard, Urkirche 189 war Irenäus «für eine erfolgreiche Bekämpfung der Gnosis auf das beste vorbereitet». Schenke 383 f. Zu Simon und seinem Anhang vgl. Beyschlag. Übersicht über die Simon-Forschung 79 ff. Zur Lehre Simons vgl. bes. 127 ff

38 Clem. Al. strom. 7,92,1 ff; 7,94,4 ff; 2,67,2; 7,95,1; 7,99,5; Altaner 160. Kühner, Gezeiten der Kirche 100

39 Tert. de praesc. haer. 4; 6 f; 14 f; 17; 30; 41; 43; Kötting LThK 2. A. IX 1372. Altaner 122 ff. Ausführlicher zum Montanismus Tertullians: Ehrhard, Urkirche 201 ff. Ferner: Morgan 366. Loofs, Dogmengeschichte, 1906, 166. Kühner, Gezeiten der Kirche 104 f. Heiler, Altkirchliche Autonomie 8 ff. W. Schultz, Tertullian 28 ff. v. Campenhausen, Die Entstehung 330. Haendler, Von Tertullian 28 ff, 35 ff

40 Ehrhard, Urkirche 189, 232. Koschorke 6, 73. Baus findet «in den Quellen keine ausreichende Stützung» dafür, daß Hippolyt von Rom «der erste Gegenpapst der Kirchengeschichte» gewesen sei. Vgl. Von der Urgemeinde 281 f

41 Hippol. refut. omn. haer. 5,17 f; 6,7; 6,9; 6,20; 6,41; 6,52; 7,29 f; 7,31; 8,11; 8,19; 9,2 ff; 10,5

42 Jh. 5,44. Funke, Götterbild 781. Schneider, Geistesgeschichte II 249. Haendler, Von Tertullian 66

43 Cypr. ep. 44,1 ff; 45,1 ff; 46,1; 47,1; 49,1; 51,1; 52,1; 55,25; 55,28

44 Cypr. ep. 69,4 ff

45 Cypr. ep. 45,3; 46,2; 51,1; 69,1 ff; 70,1 ff; 71,1 f; 73,1; 73,10; 73,14; 73,21; 74,2. Demetr. 17 u. 24. H. Kirchner, Der Ketzertaufstreit 298 ff. Girardet, Kaisergericht 11 f

46 Euseb. h.e. 3,26,1 ff; 3,28,5; 3,29,3; 4,14,7; 4,29,3; 5,16,3 ff; 5,18,2; 5,19,3; 5,20,4; 5,28,2; 5,28,15; 7,7. Cypr. laps. 34. Tert. jeun. 16 f. Basil. Hex. 3. hom. 9. ep. 62,4. Chrysost. de sacerd. 4,5. Greg. Naz. or. 20,5 f. Iren. adv. haer. 1,13,5; 3,2; 3,3,4; 1,27. Kyrill. Cat. 16,8. Siricius ad omnes episcopos Italiae. Augustinus zit. nach Kühner, Gezeiten der Kir-

che. Degenhart 59. BKV Bd. 46, 231, 238, 240. P. Friedrich, St. Ambrosius 93 f. Kantzenbach, Urchristentum 83 f. Seeberg, Dogmengeschichte I 235. Benz, Beschreibung 81

47 Antweiler, Einleitung, BKV 1933, 7

48 Diesner, Kirche und Staat 13 ff. Kaphan, Zwischen Antike und Mittelalter, 1944, zit. nach Diesner ebd. Gottlieb, Ost und West 14

49 Altaner 224. Kraft, Kirchenväter Lexikon 403. Grützmacher, Pachomius 73 ff. Kühner, Gezeiten der Kirche 233

50 An vorchristlichen Häresien nennt Epiphanius heidnische Philosophenschulen und jüdische Sekten: haeres. 9 ff. Hieron. ad. Rufin. 2,22; 3,6. LThK 1. A. III 728 ff. Lexikon der alten Welt, 838. Altaner 271 ff. Kraft, Kirchenväter Lexikon 188 ff. J. A. u. A. Theiner I 116. Thorndike 494 f. Vogt, Der Niedergang Roms 313. Kühner, Antisemitismus 35. Ders. Gezeiten der Kirche 97

51 Basil. an Theodotus, Bischof von Nikopolis (anno 373 o. 375) 1 f. An Athanas. (anno 371). An die Wortführer zu Neocaesarea (anno 375) BKV 1925, 117 ff, 152 f, 162 f, 233 f

52 Euseb. h.e. 2,13,5 ff; 4,7,1 ff; Moreau RAC VI 1052 ff. J. A. und A. Theiner, I 24 f. Wikenhauser, Die Apostelgeschichte 394 ff. Bornhäuser, Studien zur Apostelgeschichte 89 ff. Söder 26 f, 198. Ricken 343. Larrimore 171. Über die Herkunft des Euseb ist fast nichts bekannt, weder Geburtsdatum noch -ort sind sicher; über seine Familie ist nichts eruierbar

53 Euseb. h.e. 4,7,13; 4,10,1 f; 4,30,3; 6,38,1; 6,43,2; 6,43,18; 7,31,1 f. V. C. 3,64

54 Chrysost. Kommentar zum Römerbrief, 33. Homilie, 1. serm. 7,4 in Gen; hom. 43,2 in Mt. Vgl. hom. 7,6 c. Anom. hom. 11,3 in Eph. hom. 43,2 in Mt. de sacerd. 4,4 f. de stat. 1,12. In Saulus adhuc spirans 1. serm. 7,4 in Gen. Vgl. auch 2.Kor. 6,14 ff; Phil, 3,18; 1.Jh. 2,18 f. Apg. 13,6 ff. Tert. idol. 2,1. Orig. exhort. mart. 25. Lact. mort. pers. 1,5 ff. August. de civ. dei 20,19. Merkel, Gotteslästerung RAC IX 1200. Vgl. auch Speyer, Gottesfeind RAC XI 1027 ff. «Die Todesart oder Bestrafung eines Feindes Gottes, Christi, eines Heiligen oder der Kirche wird oft auf ein unmittelbares göttliches Eingreifen zurückgeführt, sodaß sie als Strafwunder erscheinen». Jede «Ketzerei» war für Chrysostomos ausnahmslos und unter allen Umständen des Teufels. «Irrlehrer» verglich er mit «Kinderräubern». «Die rauben den Kindern ihren goldenen Schmuck und werfen sie dann in den Fluß oder verkaufen sie in die Sklaverei». Gleich in seiner ersten Predigt legte er sich mit den Eunomianern an, bald auch mit den Arianern, denen er «Tollwut» vorwirft. Die Manichäer sind «stumme und doch bellende Hunde», in denen eine Bestie stecke, die Markioniten sind «Söhne des Teufels». Vgl. auch noch Baur I 273, 285. Güldenpenning 86 f. Altaner 282. Ritter, Charisma 200

55 Ephräm Hymnen gegen die Irrlehren 1,1; 1,9 ff; 1,15; 2,2; 2,3; 2,7 ff; 2,14; 2,19; 27,1; 55,11; 56,2 ff. Cerfaux, Bardesanes RAC I 1180 ff. LThK 2. A. I 1242 f. LThK 1. A. I 966, VI 850 f. Lexikon der alten

Welt 436. Donin I 446 f. Schaeder 21 ff. Bauer, Rechtgläubigkeit (1934) 34 ff. v. Wesendonk 336 ff. Rehm 218 ff. Lietzmann, Geschichte (1936) II 266 ff. Puech 183 ff. Quasten I 264. Widengren 304 ff. Grant, Das Römische Reich 244 ff, 285, 303, 306. Kühner, Gezeiten der Kirche 108 ff. Löffler 26. Ehlers 334 ff, bes. 344 ff. Schenke 411 f. Brown, Religion and Society 94 ff. Zur Gnosis vgl. neuerdings Rudolph bes. 58 ff, 291 ff. – Ein bedeutender Handschriftenfund aus jüngster Zeit, der sogenannte Kölner Mani-Kodex, deutet auf die Mitgliedschaft Manis bei einer christlichen Täufersekte. Henrichs/Koenen, Ein griechischer Mani-Codex 97 ff. Dies. Der Kölner Mani-Kodex, 19, 1975; 32, 1978; 44, 1981. Köbert 243 ff. Henrichs, Mani 23 ff. Coyle 179 ff. E. Beck, Bardaisan 271 ff

56 Ephräm, Über Julian 2,11 ff, 2,21, 3,10 f

57 Hümmeler 302

58 Hilar. In ps. 146,12

59 Hilar. c. Constantium c. 2. de trinit. 4,6; 10,3 ff. Hieron. de vir. ill. 100. Sulp. Sever. Chron. 2,39. Altaner 316. Antweiler, Einleitung 8, 25, 40. Hümmeler 33. C. F. A. Borchardt 24 ff

60 Hilar. de trin. 6,1; 6,3; Sulp. Sev. 2,45,4. Kraft, Kirchenväter Lexikon 273 ff. Altaner 315 f. Antweiler, Einleitung 22, 41. Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche 172. Klein, Constantius II. 125 f, bes. Anm. 224

61 Hilar. de trin. 2,2; 4,1; 4,7; 4,9; 6,7 f; 6,10 f; 6,15; 7,3; 7,23; 10,2; 10,5; Hümmeler 32. Comay, Who's Who 298 f

62 Hilar. de trin. 5,10; 5,18; 5,23; 10,5. In ps. 130,1. Anwander LThK 1. A. V 25 ff. Altaner 315 f. Antweiler, Einleitung in BKV 1933, 19, 32 f. Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche 172. Hümmeler 30 ff. Löffler 34 ff

63 Schade LThK 1. A. V 13. Vgl. auch ebd. III 866 f, VIII 18 f. Grützmacher, Hieronymus 250 ff, 277

64 Grützmacher, Hieronymus II 160

65 Hieron. adv. Jovin. Dial. cum Lucifer. Dialogi contra Pelagianos, Prol. 2. Contra Vigil. 6. Grützmacher, Hieronymus III 258 f. Hümmeler 460. Maier, Verwandlung 55. Kühner, Antisemitismus 34 f. Schneider, Christliche Antike 201

66 Grützmacher, Hieronymus III 1 ff, bes. 8 ff, 56 ff, 70 ff

67 LThK 1. A. VII 776 ff. Altaner 165 ff. Kraft, Kirchenväter Lexikon 393 ff. Pfliegler 21 f. Vgl. auch Deschner, Hahn 111 f, 383 f

68 Ebd.

69 Ebd. Vgl. ferner Mk. 9,43 ff mit Apg. 3,21. Auch Mt. 18,8; 25,46 mit 1.Kol. 1,19 f. 1.Tim. 2,4; Mt. 18,14; 2.Petr. 3,9; Jh. 3,17; 12,47. Nigg, Buch der Ketzer 56 ff

70 LThK 1. A. VII. 780. Grützmacher, Hieronymus III 5 ff. Diesem Werk bin ich im folgenden besonders verpflichtet.

71 Hieronym. Jesajakommentar 1,1; 5,13; 13,13 u. a. Ezechielkommentar 40,41. LThK 1. A. IX 1. Kraft, Kirchenväter Lexikon 266, 446 f. Grützmacher, Hieronymus III 3, 56 ff, 70 ff, 86

72 Rufin c. Hieron. 1,20 ff; 2,4; 2,9 ff; 2,21 ff. Hieron. ep. 84,3. Grützmacher, Hieronymus III 56 ff

73 Rufin. c. Hieron. 1,1; 2,13. Grützmacher ebd. 61 f, 67, 88

74 Hieron. c. Rufin. 1,1 ff; 2,1 ff. Grützmacher ebd. 70 ff

75 Rufin c. Hieron. 2,4. Hieron c.

Rufin. 3,1 f; 3,4 f; 3,9 ff; 3,41. Grützmacher ebd. 66, 79

76 Hieron. Prol. zum Ezechielkommentar 1. ep. 125,18. Grützmacher ebd. 86 ff

77 Hieron. ep. 105,3 f; 112,13. Grützmacher ebd. 114 ff

78 Hieron. ep. 105,5; 112,4; 112,18. Grützmacher ebd. 82, 123 f

79 Hieron. ep. 105,2 ff; 112,2. Grützmacher ebd. 124 ff

80 Hieron c. Vigilant. 1 ff; 6; 8; 10; 12; 15; 17. Grützmacher ebd. 28 f, 154 ff

81 Hieron adv. Jovin. 1,1; 1,13. ep. 48 ff; 153. Ambros. ep. 42; 63; 83. August. haer. 82. ep. 167,10. Altaner 351. Kraft, Kirchenväter Lexikon 270, 315. Grützmacher, Hieronymus III 147 ff. Friedrich, St. Ambrosius 93 f. Caspar, Papsttum I 284. Stein, Vom römischen 330 f. Dannenbauer, Entstehung I 164 f. Deschner, Hahn 197. Evans, Pelagius 26 ff. Ausführlicher Dudden II 393 ff

82 Hieron. Comm. in Hierem. 3,1. ep. 7,5; 141. Grützmacher Hieronymus I 148, III 258 f

83 Kraft, Kirchenväter Lexikon 218. Luther, Tischreden Nr. 2650, zit. nach J. A. u. A. Theiner, Einführung 96 ff. Grützmacher, Hieronymus I 143 ff, 160 ff. J. Marcuse 14. Kühner, Gezeiten der Kirche 234 f

84 Altaner 346. Grützmacher, Hieronymus I 200, 225, 242, 275

85 Schade LThK 1. A. V 13 ff. Altaner 347. Hümmeler 461 f. Schneider, Christliche Antike 295, 304, 371 u. a.

86 Chrysost. Hom. in Act. apost. 24. In 1. ep ad Timoth. hom. 10,3. Homilien zum Epheserbrief 10,2 f. Vgl. auch zu den folgenden Anmerkungen: Hornus 179

87 Greg. Naz. or. 2,79 ff. Vgl. P. Haeuser BKV Bd. 59, S. IX ff. Deschner, Hahn 473

88 Basil. Brief an die Bischöfe Italiens und Galliens 2 f. (BKV 1925, 137 ff)

89 Ebd. Ferner: Kolping 415 ff

4. KAPITEL
Der Angriff auf das Heidentum erfolgt

1 Firm. Mat. err. 29,1

2 Hoheisel 382

3 Ambros. Exp. ps. 118,21,11. Brockhaus II 513. LThK 1. A. IV 877. Lechner 16 ff. Chadwick, Die Kirche 174, Anm. 1. Tinnefeld 225 ff

4 Daniélou, Die heiligen Heiden 29

5 Diog. 5. Arist. apol. 17,3. Arnob ad gent. 1,6. Tert. de patient. 6,7. apol. 37. de idol. 19. de corona milit. 12. Cypr. de bono patient. 16. Just. Tryphon. 110,1. Tat. or ad Gr. 19,2; 11,1. Orig. c. Cels. 8,68; 5,33; 7,26; 3,7. com. ser. 102 in Mt. Tert. apol. 40 u.v.a. Beleghinweise auch bei Voigt 74. Vgl. ferner Dodds 111. Poliakov I 19

6 Arist. apol. 17,2 f. Vgl. auch 15,1 ff. Athenag. leg. 1; 11 f; 31 ff. Tert. apol. 24,5; 38. ad scap. 2,2. Orig. c. Cels. 3,38; 7,46; 8,41; 8,66. Kraft, Kirchenväter Lexikon 394. Miura-Stange 13 ff. Wlosok 147 ff. Kötting, Religionsfreiheit 21

7 Euseb. 4,26,1; 4,26,4 ff; 4,27,1; 5,17,5. Fredouille 869 ff. Wlosok 149 ff

8 Tert. adv. Marc. 4,9. idol. 1. Vgl. August. in ps. 88. serm. 2,14; 62,6,9. ep. 232,1,2. Fredouille 870 ff. Dodds 102 ff

9 Geffcken, Zwei griechische Apologeten 239. Hoheisel 41, 76 f, 79. Wlosok 163

10 Arnob. adv. nat. 3,9 ff; 4,24 ff; 4,36; 5,22. LThK 1. A. I 689. Altaner 152 f. Kraft, Kirchenväter Lexikon 57. Tullius 88 ff

11 Arist. apol. 8; 13; Justin. apol. 1,21; 1,24 f. Tat. or. 8 ff. Ps. Just. or. ad Graecos 2 f. Min. Fel. dial. Oct. 20. Euseb. theoph. frg. 2,13. Firm. Mat. err. 22. Ambros. exam. 5,20,64 f; 5,23,77 ff. Wytzes 29. Lieberg 64 ff

12 Jes. 2,8. Ps. 115,5 ff. Apk. 9,20. Arist. apol. 3,2; 4,1 ff; 13,1 f. Athenag. leg. 6; 15; 18 f; 22; 28 f. Just. apol. 1,9; 1,20; Ep. ad Diogn. 2. Theoph. Ant. ad Autol. 1,19; Mart. Apolon. 22. Mart. Polyk. 2,2; Tert. apol. 12,7. Min. Fel. dial. Oct. 24,1. Clem. Alex. protr. 4,52,4. Arnob. advers. nationes 6,16. Euseb. V. C. 3,57; 4,39. Greg. Nyss. In cant. hom 5. August. consens evang. 1,34,52. en. in ps. 134,23. Kraft, Kirchenväter Lexikon 248. Fredouille 871 f. Funke 789. Tullius 15 ff. Mensching, Irrtum 26 f

13 Athenag. leg. 17. Just. apol. 1,9. Tatian or. 4. Tert. pud. 5. adv. Marc. 4,9,6. apol. 12. Arnob. adv. nat. 6,14. Cyrill. Hieros. catech. 6,10. Hippol. trad. apost. 16. Orig. c. Cels. 1,5; 5, 38

14 Min. Fel. Oct. 12,5. Clem. Alex. protr. 53,5 f. Arnob. adv. nat. 6,13. Euseb. or. Const. ad sanct. coet. 11. ep. ad Constant. Vgl. h.e. 7,18,4. Altaner 120. Menzel II 249 f. Deschner, Das Kreuz 190. Kindlers Malereilexikon IV 169

15 Polyc. ad Phil. 11,2. Ps. Clem. Rom. recog. 5,15. hom. 10,22. Justin. apol. 1,9. Clem. Al. protr. 4,52,2 f; 4,53,2. Arnob. adv. nat. 4,10 ff; 6,20 f; 6,23. Firm. Mat. err. 15,3; 28,4 ff. August. de civ. dei 1,2. Lact. div. inst. 2,2,22. Theophil ad Autol. 2,34. Euseb. or. Const. ad sanct. coet. 11. Funke 805. Tullius 22 ff

16 Athenag. leg. 27. Justin. apol. 1,14. Theophil. Ant. ad Autol. 2,28. Clem. Al. protr. 44. Tert. apol. 22,5 ff. de spect. 4; idol. 1. Orig. c. Cels. 7,67; 8,18; Orig. mart. 45. Ps. Clem. Rom. hom. 9,7 ff. recogn. 4,14 ff. Firm. Mat. err. 26 f. Fredouille 889 f. Hoheisel 83 ff

17 Röm. 9,30 ff; 11,11 ff; Eph. 3,6; Apg. 13,46 ff; 18,6. Döllinger 88

18 Ephes. 4,17 ff. Röm. 1,21 ff; 1,29 ff; Col. 3,5. 1.Kor. 5,10 f; 10,7; 10,20. Zum Dämonenglauben der ältesten Kirchenväter vgl. etwa: Justin. apol. 1,14; 1,58. Theophan. Ant. ad Autol. 2,28. Athenag. leg. 27. Van der Nat RAC IX 737 ff. Deissmann 64. Conzelmann 204 f. Nock, Essays I 347

19 1.Petr. 4,3. Apk. 2,12 ff; 2,26 f; 18,2; 21,8; 22,15. Friedländer 935. Dewick 112. Meinhold, Historiographie I 31

20 Arist. apol. 4,2 f; 5,1 ff; 6,1; 12,1; 12,6 ff. Min. Fel. Oct. 28,7 f. Justin. apol. 1,24,1. Athenag. leg. 1,1; 14,2; Kerygma Petr. frg. 3 a. Mart. Apollon. 21. RAC X 1204. Altaner 88 f. Mensching, Irrtum 9. McKenzie 40

21 Arist. apol. 8,5 f; 9,5; 9,8 f. Vgl. auch 3,1 ff; 8,1 ff

22 Athenag. leg. 1 f; 18; 21 ff; 26 f. Vgl. auch Justin. apol. 1,9,2. Theophil. ad Autol. 1,10. Min. Fel. Oct. 23,12. Eberhard, BKV 1913, 6 und Ders. in LThK 1. A. I 770. Funke, RAC XI 784, 802. Hoheisel 81

23 Tat. or. ad Graec. 1,4; 2,1 ff; 3,2 f; 3,6 f; 3,9 f; 6,4; 14,1; 25,1; 26,1; 26,5; 33,1; 33,7; 34,5; 34,7; 35,2; 43,1. Kukula BKV 1913, 4 f; 7; 15; 18. Altaner 95 f. Krause, Die Stellung 24

24 Tat. or. 1,7; 12,6; 12,13; 17,2; 19,1; 21,1 ff; 22 ff; 26,5; 32,2 f; 32,7. Grant, Das Römische Reich 277

25 Tat. or. 8,4; 9,7 ff; 10,3; 14,1 ff; 15,8; 18,6 f; 29,1 ff; 33 f. Euseb. h.e. 4,29,7. BKV 1913, 19. Geffcken, Zwei christliche Apologeten 105 ff. Krause, Die Stellung 23

26 Hermias 21,2,10. Theoph. ad Autol. 2,12; 2,15; 2,33; 3,2 f; 3,17. Vgl. auch 3,16; 3,29. Iren. adv. haer. 2,14; BKV 1913, 6. Altaner 103. Kraft, Kirchenväter Lexikon 263 f. Krause, Die Stellung 26, 61 f. Deschner, Hahn 306 ff

27 Tert. apol. 24; 38; 42; 46; praesc. haer. 7; 14. anima 1 f. spect. 17; 29. Zum «Diebstahl der Hellenen» vgl. Tert. apol. 19. Altaner 126. Kraft, Kirchenväter Lexikon 474. Krause, Die Stellung 91 f

28 Tert. idol. 1; 4 ff; 10; 17 f. mart. 2,7. apol. 13,6; 22,1 ff; 42; 46. pud. 5; adv. marc. 4,9,6. Wright 17 ff. McKenzie 88 f. Morenz 30 ff. Eliade 299 ff. Vgl. auch den Abschnitt «Beschimpfung von Göttern und Göttinnen» bei Opelt, Die lateinischen Schimpfwörter 253 ff

29 Clem. Alex. protr. 2,11,1 ff; 2,12,1 f; 2,13,2 ff; 2,14,1; 2,17,2; 2,22,3; 2,23,1

30 Athan. c. gent. 1 ff. RAC XI 881. Mensching, Irrtum 17

31 Plutarch De Is. et Os. 65

32 Clem. Al. protr. 2,25,1; 2,26,1 f; 2,27,1; 4,56,2 ff; 4,58,3; 4,63,1. Vgl. Orig. c. Cels. 7,62. Funke RAC XI 780 f. Gentz, Athanasius 862. Hoheisel 133 ff

33 Armstrong 11 f

34 Peters 28

35 Clem. Al. protr. 2,22,6; 2,40,4; 4,60,1; 4,61,1 ff. Fredouille, Götzendienst RAC XI 873 f

36 Clem. Al. protr. 4,11,3. Quis dives salv. 3. paed. 3,52,2; 3,4,2 ff. Lacarrière 153

37 Syn. Elv. c. 3, 6, 15, 16, 17, 34, 40, 41, 55, 56, 60. Orlandis/Ramos-Lissón 3 ff; 12 ff

38 Fredouille, Götzendienst 879

39 Daniel-Rops, Die Kirche 214, 224. Ziegler in: Rel. Wörterbuch 525. Im LThK 2. A. II 1117 gibt man zu, daß man die Zahl der Märtyrer «früher oft übertrieben» habe. Früher nur? Grégoire schätzte 3000 ebd. Drews nennt mit Bezug auf Hausrath: 1500, II 57

40 Moreau, Eusebius von Caesarea, RAC VI 1072. Zur Einschätzung des Euseb als Geschichtsschreiber vgl. W. Bauer, Rechtgläubigkeit 13 ff, 49 f, 112 f, 134 f, 151 ff, 193 ff u. a. Euseb von Caesarea, der doch zu «einem repräsentativen Sprecher der konstantin. Ära, bzw. ihrer Bischöfe» wurde (Stiewe), wird auch wegen seiner Konstantinbiographie in der Neuzeit von vielen, u. a. von J. Burckhardt, als unwahr scharf verurteilt. Vgl. Lexikon der alten Welt 928

41 Euseb. h.e. 8,3,1; 8,6,2 f; 8,7,1; 8,9,5; 8,10,5; 8,12,1 f; 8,12,6. Vgl. auch RAC VI 1072

42 Euseb. h.e. 8,6,7; 8,7,1 ff; 8,8,1; 8,9,3 f; 8,12,5; 8,13,4

43 Ebd. 8,8,1; 8,4,5; 8,6,6; 8,6,9; 8,11,1; 8,12,10

44 Epiph. haer. 68,8. Moreau, Eusebius von Caesarea RAC VI 1055 f. Wallace-Hadrill 537 f. Möglicherweise entzog Euseb sich durch Reisen (z. B. nach Tyrus) der Verhaftung; sein Mitarbeiter, der Priester Pamphilos, wurde im November 307 verhaftet und im Februar 309 geköpft. Euseb h.e. 8,7. Moreau, Eusebius von Caesarea 1055

45 Euseb. h.e. 5 Pr. 1,1; 5,1,1 ff. LThK

1. A. II 386. Donin VII 215. Auch nach dem phantasievollen Aland stirbt in Lugdunum ein «großer Teil, wenn nicht überhaupt der überwiegende Prozentsatz» der Christen, «eines qualvollen Todes». Doch: «Sogleich nach der Verfolgung erhob sich die Gemeinde zu neuer Höhe». Von Jesus bis Justinian 100 ff. Tusculum Lexikon 167. dtv Lex. Antike, Geschichte II 284. Greg. Tur. in glor. mart. 48. C. Schneider, Die Christen 322 f. Ders. Geistesgeschichte II 300. Einen modernen Gruselroman über «Das Massaker von Lyon» schreibt neuestens H. D. Stöver, Christenverfolgung im Römischen Reich. Ihre Hintergründe und Folgen, 78 ff

46 Vgl. z. B. Papst Pius XI. während des Spanischen Bürgerkriegs: Deschner, Heilsgeschichte I 530 f

47 Euseb. h.e. 8,7,1. Wallace-Hadrill 539. G. E. M. de Ste Croix, Harvard Theol. Rev. 47, 1954, 101 f. Nach R. M. Grant, Christen 15

48 Lact. div. inst. 3,17,41. de mort. pers. 5; 52. dtv Lex. Antike, Philosophie III, 26. v. Campenhausen, Lateinische Kirchenväter 73 f. Prete, Der geschichtliche Hintergrund 488, 504. Rossetti 115 ff

49 Lact. de mort. pers. 4; 5; 7. Vgl. Aur. Vict. 32,5. Epit. Caes. 32,6. Eutr. 9,7. Zos. 1,36,2. Oros. 7,22,4. Iord. Get. 18. Pauly I 1411; III 438 f; V 1098. v. Campenhausen, Lateinische Kirchenväter 58, 60. Lissner 242 f. Grant, Das Römische Reich 38, 281. (Das Decius addizierte Wort: «Ich würde viel lieber die Nachricht über einen Thronrivalen als über einen zweiten Bischof in Rom erhalten», ist, falls nicht echt, zumindest gut erfunden. Etwa ein Jahrhundert nach Diokletians Tod raubte man dessen Leiche samt dunkelrotem Porphyrsarkophag aus dem Mausoleum seines Riesenpalastes – 1926 fanden darin 278 Häuser mit 3200 Einwohnern Platz –; ja, das Christentum rächte sich noch an dem Toten, indem es seine letzte Ruhestätte, worin der Kaiser hatte ewig schlafen wollen, in eine Kirche verwandelte, die Kathedrale von Spalato, dem heutigen Split, Jugoslawien.)

50 Lact. de mort pers. 9; 21 ff. dtv Lex. Antike II 42. Lexikon der alten Welt 1017 f. Moreau, Die Christenverfolgung 100 ff

51 Lact. de mort. pers. 52. R. Pichon, Lactance, 1901, 426. Zit. nach Prete, Der geschichtliche Hintergrund 504

52 Lact. de mort. pers. 9,2; 33 ff. div. inst. 7,26,7; Euseb. h.e. 8,16,3 ff. Vgl. Epit. Caes. 40,4. Rufin h.e. 8,13. Oros. 7,28,12. Altendorf, Galerius 795 f

53 Das Edikt war auch im Namen der Kaiser Licinius und Konstantin, nicht aber im Namen Maximins erlassen worden. Euseb. h.e. 8,17,1 ff; 9,1,1. Vgl. Lact. de mort. pers. 34. Pauly III 1110. Hönn 104. Grant, Das Römische Reich 288. Vogt, Constantin der Große RAC III 317 f. Altendorf, Galerius RAC VIII 789, 791 ff. Wir können den Streit der Gelehrten, ob es sich hier um eine Anerkennung oder «nur eine Indulgenz» (Schwartz) handelt, auf sich beruhen lassen.

54 Aurel. Vict. 40,9. Eutrop. brev. 10,2. Nach Hönn 103 f, 235 Anm. 10. Vgl. Tusculum Lexikon 270. dtv Lexikon VII 88. Pfister 301 f. Altendorf, Galerius RAC VIII 786, 790. Zu Aurelius Victor vgl. auch v. Haehling, Die Religionszugehörigkeit 392 f

55 Lact. de mort. pers. 1,5 f; 50,1; 52.

div. inst. 5,19,11. Heilmann II 411 f. RAC III 307. dtv Lex. Antike, Philosophie III, 26. Schultze, Geschichte I 98 f. Hornus 67 f. Ludwig, Massenmord 43. Momigliano, Historiography 79. Kötting, Religionsfreiheit 22. Opelt, Polemik 98 ff. Auch die Juden hat Laktanz angegriffen und ein eigenes Hauptwerk gegen sie geplant: Kühner, Antisemitismus 29. Ders. Gezeiten der Kirche 115

56 Euseb. h.e. 7,10,4; 8,14,5; 10,4,13 ff; 10,4,28; 10,1,7. V. C. 3,1. Theodor. h.e. 3,26. Zahlreiche weitere Quellenbelege bei J. Ziegler, Gegenkaiser 32 ff. Kraft, Kirchenväter Lexikon 199. Fredouille attestiert Euseb allerdings in der gesamten Väterpolemik gegen den Götzendienst «ohne Zweifel ... größten Weitblick», RAC XI 880. Diese Verleumdungen heidnischer Kaiser durch die antiken Kirchenführer werden von Jahrhundert zu Jahrhundert im Christentum kolportiert. Noch der hochadelige Bischof Otto von Freising beispielsweise setzt in seiner Chronik, dem Höhepunkt «hochmittelalterlicher Weltchronistik» (Lammers), die Greuelpropaganda über Maximinus, Licinius, über Maxentius fort, der die «schwangeren Frauen töten und ihre Eingeweide untersuchen» läßt etc. Otto Chron. 4,1 ff. Lammers XXIV

57 Geffcken, Das Christentum 80. Miura-Stange 125 ff. S. auch 14. Schlingensiepen 96 ff. Andresen, Logos 22 ff, 393 f. Gigon 104

58 Miura-Stange 37. Andresen, Logos 223 f, 237, 395. Gigon 104 ff

59 Orig. c. Cels. 1,5; 6,1; 6,23. Gigon 105 ff

60 Orig. c. Cels. 4,2 ff, 5,14

61 Orig. c. Cels. 7,58; Gigon 116

62 Orig. c. Cels. 1,68; 2,8; 2,49; 2,55; 3,22 f; 3,26 ff

63 Ebd. 1,27; 1,62; 2,46; 3,50; 3,55; 6,14

64 Außer der antichristlichen Schrift behelligte man kein weiteres Werk des Philosophen – 77 Titel sind noch bekannt. Halbfaß, Porphyrios 24 ff. Ziegler, Firmicus Maternus RAC VII 951. Hoheisel 27

65 August. ep. 102,8. Hieronym. ep. 133,9. Makarios 4,22. Halbfaß, Porphyrios 24 ff. Gigon 118 f

66 Makarios 3,19; 3,32 f. Gigon 120 f

67 Makarios 3,15; 3,17; 4,1; 4,8 f; 4,19; 4,24. Geffcken, Das Christentum 97. Harnack, Mission (1924) I 521. Vgl. auch Lietzmann, Geschichte III 28. Halbfaß, Porphyrios 26 f, 30 ff

68 Ahlheim, Celsus 9 ff

5. KAPITEL

DER HL. KONSTANTIN, DER ERSTE CHRISTLICHE KAISER. «SIGNATUR VON SIEBZEHN JAHRHUNDERTEN KIRCHENGESCHICHTE»

1 August. civ. dei 5,25

2 Euseb, V. C. 4,75

3 Aland, Entwürfe 195. Das weitere Zitat der Überschrift bei Hernegger 117

4 Stockmeier, Leo I. 69, 138. Vgl. auch das Urteil des Historikers Johannes Straub: «Konstantin bekannte sich zum Christenglauben, und wir müssen seine eigenen Worte als Beweis dafür nehmen»; «und er gab den Christen Gelegenheit, sich auf ihre – oft vernachlässigten – Pflichten als Staatsbürger neu zu besinnen.» Straub, Regeneratio 88, 142

5 Baus, Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 16, 83

6 The Complete works of Percy Bysshe Shelley, Newly Edited by Roger Ingpen and Walter E. Peck, 1965, VI, 38. Zit. nach G. Borchardt, Shelley 210

7 Suet. Vesp. 1,1; 2,1. Zos. 2,8,2; 2,9,1 f. Zon. 12,31; 13,1. Euseb. h.e. 8,13,12 f; 10,8,4; V. C. 1,13 ff; 1,50; 3,47. Vgl. h.e. 8,13,13. Lact. de mort. pers. 15,7. Anon. Vales. 1,1; 2,2; 2,4. Paneg. lat. 6 (7), 2; 4,1. Ambros. De obitu Theod. 42. Vogt, Constantinus RAC III 313 f. dtv Lex. Antike, Religion II 41 f, 82 f. dtv Lex. Antike, Geschichte I 243 f, II 215. LThK 1. A. VI 173. Hammond/Scullard 280. Seeck, Untergang I 45 ff, 105 ff. Schwartz, Kaiser Constantin 71. Ehrhard, Urkirche 308. Kornemann, Weltgeschichte II 278. Lietzmann, Geschichte III 59. Doerries, Konstantin 18 ff. Schamoni 76. Hönn 83 ff. Castritius 31 ff. Aland, Entwürfe 222 f. Voelkl, Der Kaiser 34, 61. Chadwick, Die Kirche 152 f. Vogt, Pagans 43 ff. Benoist-Méchin 14 f

8 Euseb. h.e. 8,13,12; Vict. Caes. 39,40 ff. Eutrop. 9,22 f. Lact. de mort. pers. 24. Anon. Val. 2,3; Zon. 12,33. Paneg. 5,7 ff. Bihlmeyer LThK 1. A. VI 173. Pauly I 1290 III 1109. dtv Lex. Antike, Geschichte I 244. Hönn 85, 90 ff. Doerries, Konstantin 20. Pörtner 377 f. Grant, Das Römische Reich 127. Straub, Regeneratio 76. Barnes, Konstantin 15 f

9 Paneg. Lat. 7,7; 7,10 ff. Exc. Vales. 4. Aurelius Vict. Caesares, Epitome 41,2 f. Zos. 2,15. Ammian. 15,5,33. Euseb. h.e. 8,13,12 ff. 8 App. 4. Euseb. V. C. 1,25; 1,46. Lact. de mort. pers. 24; 29 f. Eutrop. 10,3,2. Altendorf, Galerius RAC VIII 788 f. Vogt, Constantinus RAC III 312 ff. Groag, Maxentius in Pauly-Wissowa 28. Hbbd. 1966, 2446 f. Schönfeld, Wörterbuch 78. dtv Lex. Antike, Geschichte II 215 ff. Dass. Religion II 42. Bang, Die Germanen 63. Hammond-Scullard 280. Stein, Vom römischen 125, 133 f, 191. Schwartz, Charakterköpfe 237. Hönn 96 f. Kornemann, Weltgeschichte II 277. Thieß 229 ff, der im übrigen das «Weltherrengenie». Konstantins und den «Geist» seiner Schlächter verhimmelt. Lissner 248. Hauck, Kirchengeschichte I 97 f. Doerries, Konstantin 21. Voelkl, Der Kaiser 29. Zöllner, Franken 14 f. Stroheker, Germanentum 14 f. Doppelfeld 621 f. Schmitz, Die Zeit 83. Gwatkin 3. Stallknecht 32 f. Waas 4, 82. Straub, Regeneratio 76 f

10 RGA III 584. Pörtner 385 ff

11 Bihlmeyer LThK 1. A. IV 162. dtv Lex. Antike, Geschichte II 247, 288. Nach Lietzmann, Geschichte III 65, war «die Beseitigung aller Rivalen das unverkennbare Ziel der konstantinischen Politik». Thieß 220. M. R. Alföldi, Die constantinische Goldprägung 99

12 Euseb h.e. 9,9,2. Groag s. nächste Anmerkung

13 Eutrop. 10,5. Groag in Pauly-Wissowa 28. Hbbd. 1966, 2449 ff, 2467 ff. Vogt, Constantinus RAC III 318. Seeck, Untergang I 64, 114 f. Hönn 103. Baus, Von der Urgemeinde 457

14 Euseb. h.e. 8,14,1; 8,14,6; V. C. 1,33,1 f; 3,52. Socr. h.e. 1,12. Chronogr. a. 354, 62. M. Optat. Mil. c. Donat. 1,18. Aurel. Vict. 40,24. CIL VI 37118. August. brev. coll. 3,18,34. CSEL LIII p. 84 f. Groag 2457 ff, 2462 ff, s. Anm. 13. R. Hanslik in Pauly III 1103 ff. dtv Lex. Antike, Ge-

schichte II 287. Altendorf, Galerius RAC VIII 794 f. Ehrhard, Urkirche 311. Schoenebeck 5 ff. Schwartz, Kaiser Constantin 60. L'Orange 177 ff. Ziegler, Gegenkaiser 36. Hönn 101 f, 109. Grant, Das Römische Reich 288. Doerries, Konstantin 27 f

15 Euseb. h.e. 8,14,4. V. C. 1,35. Zonar. 12,33. Aurel. Vict. Caes. 40,24. Groag, Maxentius in Pauly-Wissowa 28. Hbbd. 1966, 2454 ff. Seeck, Untergang I 96, zit. nach Groag

16 Euseb. h.e. 8,14,1 ff. Opt. Mil. 1,18 Chronogr. a. 354. Mommsen Chron. Min. I 1892, 62 a. 312. Vogt, Constantinus RAC III 318. Schwartz, Kaiser Constantin 66. Hernegger 234. Ziegler, Gegenkaiser 35 ff; zahlreiche Hinweise auf die moderne Forschung

17 Euseb. h.e. 8,14,1 ff. Hervorhebungen von mir

18 Euseb. h.e. 8,14,2; 8,14,5; 8,14,16; 9,9,8. V. C. 1,33,1 f; 1,34; 1,36. Socr. h.e. 1,12. Zonar. 12,33 Bihlmeyer LThK 1. A. VII 13. Groag, Maxentius in Pauly-Wissowa 28. Hbbd. 1966, 2464 ff. S. 2482 die Urteile von Seeck, Schwartz, Stein

19 Groag, Maxentius ebd. 2481 ff, bes. 2483 f. Vgl. auch 2451, 2459

20 Euseb. h.e. 8,14,1; 8,14,6. V. C. 1,36. Groag, Maxentius ebd. 2464 ff

21 Euseb. V. C. 1,26; 1,32; 1,37; 1,38; Eumen. paneg. 9,3 ff. Nazar. paneg. 7,1; 10,17; 27,5 ff. Vita Caes. 40,23. Vict. epit. 40,7. Zosim. 2,16. Eutrop. 10,4,3. Oros. 7,28,16. Zonar. 13,1. Groag, Maxentius, Pauly-Wissowa 28. Hbbd. 2470 ff, 2475 ff. Seeck, Untergang I 114 ff. Stein, Vom römischen 139 f. Barnes, Constantine 43

22 A. Alföldi, Cornuti 169 ff. Waas 4. Dempf 90

23 Lact. mort. pers. 44,1 ff, 44,9 ff. Euseb V. C. 1,26 ff, bes. 1,33; 1,41. h.e. 8,14,1; 9,9,2 ff; 9,9,9. Zos. 2,15 ff. Eumen. pan. 9,1 ff. Nazar. pan. 10,17 ff; 30,4 ff. Vict. epit. 40. Optat. Mil. 1,18. Cod. Theod. 2,8,1; 12,1,21; 12,5,2. Vgl. 9,16,2 f. Cod. Just. 3,12,2. Seeck, Untergang I 48, 114 ff, 131 f beziffert Konstantins Truppen auf nur etwa 25 000 Mann, die des Maxentius auf «170 000 Mann und 18 000 Rosse». In etwa ähnlich Hönn 106. Delbrück, Kriegskunst II 299, beziffert das Heer des Maxentius auf 170 000 Fußsoldaten und 18 000 Reiter. Ebenso Stein, Vom römischen 139 f, der Konstantins Truppen auf etwa 30 000 Mann schätzt. – Groag, Maxentius, Pauly-Wissowa 28. Hbbd. 2480 f. dtv Lex. Antike, Religion II 42. LThK 1. A. VI 450 ff. Vogt, Constantinus RAC III 318 ff, 328 f. Dölger (Hg.), Konstantin 155 ff, bes. 181 ff. Schwartz, Zur Geschichte des Athanasius 525 f. Ders. Charakterköpfe 243 f. Laqueur, Eusebius 183 ff. Schoenebeck 4 ff, 26 f. Alföldi, Hoc signo 5. Ders. Kreuzzepter 81 ff. Ehrhard, Urkirche 313. Hönn 105, ff, 189. Kornemann, Weltgeschichte II 279 f. Voelkl, Der Kaiser 45. Ewig, Königsgedanken 10. Doerries, Konstantin 30 ff. Ders. Das Selbstzeugnis passim. Lietzmann, Geschichte III 62. Kraft, Das Silbermedaillon 151 ff. Buonaiuti, Geschichte I 197. Dannenbauer, Entstehung I 18. Aland, Entwürfe 230 ff. Ders. Eine Wende 213 ff. Hernegger 134 ff, 150 f, 160 ff, 189 f. Dempf, Geistesgeschichte 90. Ziegler, Gegenkaiser 35 ff. Becker 161 f. Straub, Regeneratio 77 f, 80 ff, bes. 100 ff, 112. Tinnefeld 229 f. Kühner, Gezeiten der

Kirche 81. Joannou 31. Chadwick, Die Kirche 142 f. Barnes, Constantine 44 f. Anton, Selbstverständnis 43. Karl Hönn, der in seiner Konstantinbiographie S. 107 schreibt: «Haus und Name des Maxentius wurden ausgerottet. Seine Kinder wurden getötet, seine politischen Anhänger beseitigt», schreibt drei Seiten später: «Konstantin ließ bei seinem Einzug in Rom die Milde walten, die er schon bei der Eroberung Oberitaliens an den Tag gelegt hatte» (110).

24 Euseb. h.e. 9,9,9 ff; 10,5,15 ff; 10,7,1 f. V. C. 1,42; 1,48. Zos. 2,29,5 ff. Vogt, Constantinus RAC III 325 ff. Kraft, Konstantins religiöse Entwicklung 32 ff. Alföldi, The Conversation 62. Klauser, Der Ursprung 12 f. Aland, Entwürfe 194, 254. Ders. Glaubenswechsel 41. Hernegger 150 f, 173, 176, 179 f. Doerries, Konstantin 37 ff. Chadwick, Die Kirche 142 ff. Straub, Regeneratio 78 ff. Tinnefeld 258 f. Barnes, Constantine 44 f. Grant, Christen 170

25 Euseb. h.e. 10,6,1 ff. V. C. 1,41,43. Vogt, Constantinus RAC III 328 f. LThK 1. A. V 150. Hernegger 174. Aland, Entwürfe 194, 254. Chadwick, Die Kirche 139. Haendler, Von Tertullian 81 f. Grant, Das Römische Reich 290

26 Euseb. h.e. 10,7,1 f. Vogt, Constantinus RAC III 328 f

27 Altendorf, Galerius RAC VIII 789

28 Euseb. h.e. 8,14,7 ff; 8,17,1 ff; 9,1,1 ff; 9,2,1; 9,2,5; 9,5,1 f; 9,6,4; 9,7,1 ff; 9,9a4; 9a,10,2. Vgl. Lact. de mort. pers. 35,1; 36 ff. Pauly III 1111. dtv Lex. Antike, Geschichte II 288. Moreau, Eusebius von Caesarea RAC VI 1072. Stein, Vom römischen 135 f. Ehrhard, Urkirche 304. Pfister 301 ff. Alföldi Hoc signo. Castritius 43, 48 ff, 52 ff, 60 ff, 71 ff, 83 ff. Grant, Das Römische Reich 288 f. Baus, Von der Urgemeinde 452 f

29 Euseb. h.e. 9,8,1 ff; Ehrhard, Die altchristlichen Kirchen 102. Doergens 446 ff

30 Euseb. h.e. 9,2 ff. Laqueur, Eusebius 115. Castritius 64 f, 67, 75. Jacob Burckhardt zit. nach Aland, Von Jesus bis Justinian 185 f, der B. widerspricht, erstaunlich flach und unüberzeugend, auch selber zugibt, daß Eusebius «mit leuchtenden Farben auf Goldgrund» male.

31 Lact. de mort pers. 37 ff. Altendorf, Galerius RAC VIII 788 f. Bihlmeyer LThK 1. A. VII 20: «M. D. war der schlimmste der Christenverfolger, ein wollüstiger Wüterich, der sogar den Galerius an Grausamkeit überbot». Castritius 7. Daß und warum auch die antiken heidnischen Stimmen dies negative Bild von Maximinus Daia nicht berichtigen, zeigt Castritius. Grégoire zit. nach Castritius 51 Anm. 27

32 Vict. epit. 40,18. Stein, Vom römischen 135 ff. Castritius 42, 46 f, 76, 87. Zu den wirtschaftlichen Motiven ausführlich und überzeugend s. 52 ff

33 Euseb. h.e. 9,7,10 f

34 Vgl. Euseb. 9,8,1 ff; 9,9,1 ff, bes. 9,10,13 ff. Das von der Forschung stark umstrittene «Mailänder Edikt» liegt in zwei Fassungen vor: Lact. de mort. pers. 48 und in der griechischen Fassung bei Euseb h.e. 10,5,1 ff; fehlt hier aber in den Handschriften B und D, auch bei Rufinus sowie in der syrischen Übersetzung. Laqueur, Die beiden Fassungen 132 ff. S. auch nächste Anm.

35 Euseb. h.e. 9,8,2; 9,9,1; 9,10,1 ff; 9,11,3 ff. V. C. 1,58 f. Lact. de mort. pers. 43; 45 ff; 49 ff. Zos. 2,17. Vict. Caes. 41,1. Vict. epit. 40,8. Eutrop. 10,4,4. Altendorf, Galerius RAC VIII 790. Vogt, RAC III 336 f. Pauly II 39. Seeck, Untergang I 144 ff. Stein, Vom römischen 142 ff. Geffcken, Der Ausgang 92. Caspar, Papsttum I 105. Schwartz, Charakterköpfe 246 f. Ders. Kaiser Constantin 74. Ehrhard, Urkirche 314 ff. Kornemann, Weltgeschichte II 282 f. Ders. Römische Geschichte 142 ff. Hönn 116 f, 119 f. Pfister 306 ff. Pfliegler 28 ff. Lietzmann, Geschichte III 63 ff. Voelkl, Der Kaiser 54 ff. Prete, Der geschichtliche Hintergrund 379. Doerries, Konstantin 43. Barnes, Lactantius 31

36 Euseb. h.e. 9,11,7 f; V. C. 1,49. Sozom. 1,2. Zos. 2,18 f; 2,20. Anon. Vales. 5,16 ff. Epitome 40,9. Seeck, Untergang I 154 ff. Schoenebeck 39, 49. Schwartz, Charakterköpfe 247, 253. Kornemann, Weltgeschichte II 286. Hönn, 123 f. Voelkl, Der Kaiser 64 f. Vogt, Constantin 187 ff. Habicht, Konstantin 360 ff. Dannenbauer, Entstehung I 18 f, 64. Bruun, The Constantinian coinage 15 ff. Aland, Glaubenswechsel 41. Barnes, Constantine 67. Stockmeier s. Anm. 38

37 Euseb. h.e. 10,9. V. C. 1,51; 2,1 ff; 2,12 ff; 2,66. Eutrop. 2,6,1; Anon. Vales. 5,21 ff. Vict. Caes. 41,8 ff. Vict. epit. 41,6 f. Socrat. 1,4. Zosim. 2,21 f. Zon. 13,1,22 ff. Vogt, Constantinus RAC III 337 f. dtv Lex. Antike, Geschichte II 216 f. Dass. Religion II 42. Seeck, Untergang I 161 ff. Stein, Vom römischen 159. Patsch 17 ff. Schwartz, Charakterköpfe 258 f. Ders. Kaiser Constantin 90 f. Vogt, Constantin 190. Voelkl, Der Kaiser 129 ff. Dannenbauer, Die Entstehung I 18 f. Kraft, Konstantins religiöse Entwicklung 67. Hönn 122 f. Kornemann, Weltgeschichte II 288. Ders. Römische Geschichte II 380. Franzen 67. Chadwick, Die Kirche 147. Doerries, Konstantin 46 ff. Straub, Regeneratio 85. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 4 f. Barnes, Constantine 68 ff. C. T. H. R. Ehrhardt, Constantinian Documents 48

38 Euseb. h.e. 10,9. V. C. 2,4; 2,12; 2,18; 2,24 ff; 2,48 ff. Zos. 2,2,8; 2,22,3; 2,23 f; 2,26; 3; 2,28. Nazar. paneg. 10,17; 10,36 ff. Anon. Vales. 5,23; 5,26 ff. Eutrop. 10,6,1; Vict. epit. 41,7. Socrat. 1,4; Sozom. 1,7. Theodor. h.e. 1,20. Zon. 13,1 f. Vgl. auch Lact. de mort. pers. 46. Pauly-Wissowa 8. Hbbd. 1958, 1723. Vogt, Constantinus RAC III 338. Seeck, Der Untergang I 166 ff. Pfättisch 61. Schwartz, Kaiser Constanin 94. Voelkl, Der Kaiser 130 ff. Doerries, Konstantin 47. Stockmeier, Leo I. 105 f. Poppe 39 ff. Barnes, Constantine 210, 214

39 Euseb. h.e. 9,9,1; 9,9,12; 10,2,2; 10,4,60; 10,8,5; 10,8,8 ff. Lact. div. inst. 7,27,5. Vogt, Constantinus RAC III 308 f, 337. Moreau, Eusebius von Caesarea RAC VI 1061 ff, bes. 1073 f. Harnack, Militia Christi 91. Cadoux 260. Vgl. aber auch Grégoire La «conversion» de Constantin, in: Revue de l'Université de Bruxelles 1930/31, 231 ff, wo noch immer Licinius als «champion du christianisme» figuriert. Dazu Aland, Entwürfe 32, 204. Hornus 42, 68. Barnes, Lactantius and Constantine 29. Grant, Das Römische Reich 86.

40 Vict. Caes. 41,3. Vict. epit. 41,9 f. Anon. Vales. 22. Stein, Vom römischen 146. Hönn 119
41 Euseb. h.e. 10,4,61; 10,8,1 ff. Hernegger 163. Ziegler, Gegenkaiser 9 ff, 26 ff
42 Euseb. h.e. 10,8,2 ff. Vgl. vor allem auch die V. C. Dazu Vogt, Die Vita Constantini 463 ff. Die Echtheitsfrage der Schrift, zumindest einzelner Teile bzw. Dokumente daraus, ist nicht endgültig geklärt. Skeptisch: Grégoire, Seston, Orgels, bes. Scheidweiler in ByZ 46, 1953, 293 ff. Euseb als Verfasser wird aber fast allgemein anerkannt. – Ferner: Kühner, Gezeiten der Kirche 83 ff. Ausführlichst zur hybriden Kaisertheologie des Eusebius: Berkhof, Die Theologie des Eusebius von Cäsarea, 1939
43 Moreau, Eusebius Caesarea RAC VI 1061. Kühner, Gezeiten der Kirche 83, 91 f
44 Caspar, Papsttum I 126 f. Barnes, Constantine 208 ff, der besonders die Vorteile für die Christen im Herrschaftsgebiet des Licinius aufzeigt
45 Euseb. V. C. 3,1. Liber Pont. 34. Nash 214 ff. Grant, Christen 169 ff. Browning 109, 181 f. Barnes, Constantine 49 f
46 Euseb. V. C. 2,45 f; 3,29; 3,31; 3,50; 3,53. RAC III 339, 367 f. Hier weitere Literatur. Ehrhard, Urkirche 320. Deichmann, passim. Voelkl, Die konstantinischen Kirchenbauten 49 ff. Doerries, Konstantin 119 ff. Weckwerth 37, 41. Süssenbach 63 ff
47 Euseb. V. C. 2,45 f; 3,40; 3,50. h.e. 10,2,1; 10,4,42. Socrat. 1,16,1. Vogt, Constantinus RAC III 369. LThK 1. A. I 495. Lexikon der alten Welt 284. Brandenburg JbAC 24, 71 ff, bes. 84. Ehrhard, Urkirche 320. Geanakoplos 167, 171 f, 174 f. Vgl. auch zum Memorialbau, den Kaiserin Helena über der Geburtsgrotte in Bethlehem errichten ließ: Perler 129 ff. G. T. Armstrong, 90 ff. G. Downey 342 ff. Hönn 180 f. Chadwick 144 f
48 Doerries, Konstantin 127
49 Euseb. h.e. 10,2,2. V. C. 3,16; 3,22; 4,28; 4,44. Vgl. ferner 3,43 f; 4,43. Zur Problematik und Authentizität dieser Vita vgl. Moreau. Zum Problem der Vita Constantini 234 ff. Ferner Vittinghoff 330 ff. Scheidweiler, Nochmals die Vita Constantini ByZ 44, 1956, 31 f. Aland, Die religiöse Haltung 549 ff. Winkelmann, Vita Constantini 187 ff. Vgl. auch die Dissertation dess. Die Vita Constantini des Euseb
50 Euseb. V. C. 1,42; 3,1. Ammian. Marcell. 21,16,18. Klauser, Der Ursprung 9 ff, 33 Anm. 17. Hernegger 183 ff. Kühner, Gezeiten der Kirche 89 f
51 Euseb. h.e. 10,7. Cod. Theod. 16,2,1 f, 16,2,4. August. ep. 88. Stein, Vom römischen 149 f, 226. Schnürer, Kirche I 8. Caspar, Papsttum I 131. Doerries, Das Selbstzeugnis 205 f. Ders. Konstantin 99, 117. Hernegger 185 ff. Franzen 66 f betont, daß Konstantin das Christentum «in jeder Weise gefördert» habe. Kühner, Gezeiten der Kirche 89 f. Lorenz, Das vierte 11 f. Schmailzl 103 ff. Chrysos 119 ff
52 Diodorus 1,73,2 ff. Grant, Christen 67 ff. Es kam vor, daß Bauern gläubig (oder dumm) genug waren und sich brieflich bereit erklärten, «die den Priestern vom Staat auferlegten Arbeitsleistungen mit zu übernehmen»; ebd. 71
53 Papyrus Oxyrhynchus XXII, 2344; X 1265

54 Sozom. 5,3. Chadwick, Die Kirche 192

55 Cod. Theod. 4,7,1 = Cod. Justin. 1,13,2. Mt. 5,33 ff. Cod. Theod. 1,27,1. Stein, Vom römischen 150. Ehrhard, Urkirche 320. Doerries, Konstantin 68, 73. Ders. Das Selbstzeugnis 197. Hernegger 180 f, 183 f. Braun, Radikalismus I 85, II 80 f. Calderone 305 ff. Selb 162 ff, bes. 171 ff. Baus, Von der Urgemeinde 467. Lippold, Bischof Ossius 1 ff

56 Cod. Theod. 16,2,3 f; 16,2,6. Hieron. ep. 52,6. Vogt, Constantinus RAC III 336. Grant, Christen 177 f

57 Vogt, Constantinus RAC III 307. Ders. Konstantin 265, 276. F. Lot, La fin du monde antique et le début du Moyen Age 1927, 34. Zit. nach Straub, Regeneratio 134. S. auch ebd. 88. Sehr skeptisch über das Christentum Konstantins äußert sich Hönn 187 ff. Ferner: Hernegger 117. Aland, Glaubenswechsel 41 ff. Grant, Das Römische Reich 204 f, 217 ff

58 Euseb. h.e. 8,17,1 ff; 10,5,2. V. C. 3,25 ff; 4,62. Lact. de mort. pers. 34; 48. Lib. Pont. Vita Silvestri. Cod. Theod. 16,10,1. RAC III 317 f. Kraft, Kirchenväter Lexikon 210. dtv Lex. Antike, Religion II 42 f. Hammond/Scullard 280. Schwartz, Zur Geschichte des Athanasius 1904, 536 ff; 1911, 425, 489. Pfättisch 182. Seeck, Untergang IV 215. Caspar, Papsttum I 105 ff. Vogelstein 58 ff. Kornemann, Weltgeschichte II 313 ff, 323. Ders. Römische Geschichte II 381. Vittinghoff 330 ff. Voelkl, Der Kaiser 135. Kawerau, Alte Kirche 100. Plöchl, Kirchenrecht I 39. Haller, Papsttum I 44 f. Vogt, Der Niedergang Roms 258. Dannenbauer, Entstehung I 63 f. Aland, Entwürfe 166. Hernegger 148 ff, 163 ff, 170. Franzen 72. Chadwick, Die Kirche 142. Noethlichs, Die gesetzgeberischen Maßnahmen 23 f. Geanakoplos 171 f. Die Kirche hat sich schon im 3. Jh. stark in der Gesellschaft engagiert und hatte die von allen Kulten am besten ausgebildete, das ganze Reich umfassende Organisation: F. Winkelmann, Probleme der Herausbildung 284. H. Grégoire, La «conversion» de Constantin RUB 36, 1930/31, 270, zit. nach Ziegler, Gegenkaiser 38. Einige Forscher übersetzen neuerdings «epískopos tōn ektós» nicht «Bischof für die äußeren Belange», sondern: «... für die Außenstehenden», da sie «tōn ektós» nicht von «tá ektós» (die äußeren Angelegenheiten), sondern von «hoi ektós» (die Außenstehenden) ableiten – ausführlich: Straub, Regeneratio 119 ff

59 Cod. Theod. 13,5,7. Euseb, V. C. 1,12,38. Vogt, Constantinus RAC III 349 f, 353 ff, bes. 355. Lexikon der alten Welt 1588 ff. Treitinger 50 ff. Ostrogorsky, Geschichte des byzantinischen Staates 30. Kornemann, Weltgeschichte II 297 ff, 311. Ders. Römische Geschichte 384 f. Dannenbauer, Entstehung I 19. Kühner, Gezeiten der Kirche 85, 90 ff. Gottlieb, Ost und West 9 f. Dvornik 758 ff. Hiltbrunner 1 ff. Straub, Des christlichen Kaisers 147 ff. Ders. Regeneratio 153 ff. Grant, Das Römische Reich 86, 203. Burian, 623 ff, bes. 638

60 Cod. Theod. 6,13,1. Coll. Avell. Epistul. 14,19,181 (ed. Guenther). Weinel, Staat 20 f. Bauer, Das Johannesevangelium 71. Windisch 88. Treitinger 56. Bornhäuser, Jesus imperator 13 f. Lietzmann, An

die Römer 98. Koch, Gottheit und Mensch 146 ff. Hernegger 201 ff. Weinstock, Divus Julius 1971. Vgl. dazu die ausführliche Besprechung von J. A. North in: JRS, Vol. LXV 1975, 171 ff. Wrede, Consecratio. Price 28 ff. Gesche 377 ff

61 Cod. Theod. 15,4,1. Theodor. 1,34,3. Philostorg. 2,17. Treitinger 158. Dannenbauer, Entstehung I 25 ff, 66 ff. Ewig, Königsgedanken 8 ff. Kornemann, Römische Geschichte 385. Bruun, Consecreation 19 ff. Hönn 133 f, 155. Karayannopoulos 341 ff. Ewig, Das Bild Konstantins 3. Koep, Die Konsekrationsmünzen 94 ff. Straub, Regeneratio 141 ff. Anton, Selbstverständnis 45 ff. Grant, Das Römische Reich 203 ff, 290 f

62 Vogt, Constantinus RAC III 349 f. Delbrück, Antike Porphyrwerke 24 ff. Hönn 127 ff

63 Euseb. V. C. 2,12,1; 4,17; 4,22,1; 4,29. Vogt, ebd. 360

64 Euseb. h.e. 9,9,1; 9,9,9; 10,4,61. V. C. 1,3; 1,12; 1,44. RAC III 371, VI 1073. Bihlmeyer LThK 1. A. VI 163. Bury, History II 410. Vogelstein 75. Ehrhard, Urkirche 319 ff. Hönn 136 f, 153. Löwe, Von Theoderich 16. Doerries, Konstantin 145. v. Campenhausen, Lateinische Kirchenväter 70. Stockmeier, Leo I. 138. Aland, Entwürfe 195. Kühner, Gezeiten der Kirche 83, 90 f. Baus in Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 9, 15. Freilich hatte man im Grunde durch dieselben Topoi schon in vorchristlicher Zeit den Idealherrscher gekennzeichnet: Ziegler, Gegenkaiser 26 f. Zur Vita Constantini vgl. die kritische Neuausgabe von F. Winkelmann (Hg.), Über das Leben des Kaisers Konstantin 1975, bes. die ausführliche Einleitung S. IX ff. S. auch Moreau, Eusebius von Caesarea RAC VI 1073 ff. Euseb sah in Konstantins Regierung «die Erfüllung der Weltgeschichte», ebd. 1061

65 Euseb. V. C. 2,4; 2,14; 4,5. Zos. 2,21 f. Socrat. h.e. 1,18. Anon. Vales. 21; 30 f. Ammian. 17,13,1. Eutrop. 9,7. Vict. Caes. 41,12. Zonar. 13,2. Vogt, Constantinus RAC III 371. RGA 2. A. 1978 III 584. H. Kraft in dtv Lex. Antike, Religion I 176, II 42. Seeck, Untergang I 47 f. Stein, Vom römischen 158 f. Patsch 17 ff. Bang, Constantine and the Goths 208. Schmidt, Die Bekehrung 219. Kornemann, Weltgeschichte II 309 ff. Ders. Römische Geschichte II 391. Prete, Der geschichtliche Hintergrund 502. Doerries, Konstantin, 21, 80. Voelkl, Der Kaiser 58, 106, 120 f, 127, 163, 172, 194, 234. Straub, Herrscherideal 124. Dölger, Byzanz 11. Nach den Datierungen C. H. Habichts, Konstantin 360 ff, bes. 371, entfällt allerdings der Gotenkrieg 315

66 Tac. Germania 7. Cornfeld/Botterweck IV 894. Andresen/Denzler 351. dtv Lex. Antike, Religion I 120, 222, 231, II 82 f. v. Hentig, Der Friedensschluß 44 ff. Ders. Die Besiegten 19 ff. Ziegler, Gegenkaiser 47 f. Lindauer 97

67 Orig. Lev. 5,1. Num. hom. 26. de princ. 4,14. Homilien zu Josua 15,1. c. Cels. 5,33; 8,73. Schöpf 37. Nach v. Campenhausen, Tradition und Leben 210 f, klingt bei Origenes lediglich ein «leiser, pazifistischer Unterton» auf, der überdies «als solcher nicht aus der Bibel, sondern aus dem spätplatonischen Spiritualismus stammt».

68 Lk. 6,27 f, 6,32 f, 13,1 ff. Mt. 5,21 ff, 5,38 ff, 5,46 f, 19,18. Harnack, Militia Christi 2. Weinel, Staat 7. Wendland, Handbuch 23, Cadoux 21 f. Troeltsch 40. Knopf, Einführung 268. Windisch, Bergpredigt 150, 14. Asmussen, Bergpredigt 30. Ragaz, Bergpredigt 55. Dibelius, Jesus 105. Ders. Botschaft und Geschichte I 113 ff. Preisker, Das Ethos 119. Nigg 489. Heer, Kreuzzüge 5, Jeremias 35 ff. Deschner, Hahn 493 ff

69 Ephes. 6,16 f. Röm. 13,9 f. Jak. 2,10 f. Apk. 13,9. Did. 1,3 f. Athenag. leg. 11. Iren. adv. haer. 4,24,2. Min. Fel. Octav. 30,6. Just. Tryph. 110,1. Apol. 1,16. Tat. or. 19,2; 11,1. Arist. Apol. 17,3. Tertull. idol. 17; 19. de pat. 6 f. apol. 37. corona 11 f. Orig. c. Cels. 3,7; 5,33; 7,26; 8,68; 8,73; 73,1. Orig. comm. ser. 102 in Mt. Cypr. bono pat. 14; 16; Donatum 6,10. Clem. Al. Paidag. 1,12,99; 2,4,42. Vgl. aber auch Clem. Al. protr. 10,100. Diogn. 5; Arnob. adv. gent. 1,6. Lact. div. inst. 6,20,15 ff; 5,17,12 f. Syn. Elv. c. 73. Sulp. Sev. Vita Martini 4. Hippol. Traditio Apostol. c. 16. Constit. per Hippolytum 41. Vgl. selbst noch Ambros. de off. min. 3,4,27. Kraft, Kirchenväter Lexikon 279 ff, bes. 284. Hefele I 21. Marcuse 24 f. Cadoux 49 ff, 158 ff, 245. Bainton 197, 208. Althaus. v. Campenhausen, Tradition und Leben 202 ff. Schöpf 75. Heer, Kreuzzüge 9 f. Hornus 14 f. Deschner, Hahn 504 ff. Ders. Kirche und Krieg 1 ff. Ders. Un-Heil 53 ff. Ders. Das Kreuz 52 ff. Widmann 74. Einstein zit. nach P. P. Furton, Der Kern der Dinge o. J. 71

70 Hippol. traditio apostol. c. 16. Constitut. per Hippolyt. 41. Hippolyt war in Rom Gegenbischof zu Bischof (Papst) Kallist und wurde trotzdem Heiliger! Die Kirchen feiern sein Fest am 13., 22. August und (bei den Griechen) am 30. Januar, LThK 1. A. V 69

71 Tert. de idol. 17,3. Vgl. 19. Klauser, Christliche Oberschicht 62 ff

72 Athenag. leg. 35

73 Cypr. ad. Donatum 6. Cadoux 245. Bainton 197, 208. S. ferner die in Anm. 35 angeführte Literatur. Zu den ideologischen Vorstellungen für die Umwandlung der Kirche zur Staatskirche ausführlich Hernegger 25 ff, 150 ff. Marschall 19. Meinhold, Kirchengeschichte 47

74 Justin. apol. 1,31. Euseb. h.e. 4,8,4; 8,1,8. Oros. hist. 7,13. Andresen/Denzler 351. Weinel, Staat 25. Knopf/Krüger 23 ff. Ehrhard, Urkirche 15. Köhler, Ursprung 5. v. Campenhausen, Tradition und Leben 206, Kühner, Gezeiten der Kirche 102 f

75 2.Kor. 10,3. Phil. 2,25. Eph. 6,13 ff. Vgl. Hieron. ep. 112,2. Syn. Elvira c. 73. Euseb. h.e. 8,17. Syn. Arel. c. 3. Die Synode verpflichtet noch nicht unmittelbar zum Kriegs-, sondern zum Militärdienst, «in Friedenszeiten». dtv Lex. Antike, Religion I 223. Erben 53. Hornus 159 ff. Heer, Kreuzzüge 10. Doerries, Konstantin 80 ff. Schneider, Geistesgeschichte I 707 f. Hernegger 198. Deschner, Hahn 220 f. Jones, Social Background 23 ff. Dirks, Das schmutzige Geschäft? 16. Kühner, Gezeiten der Kirche 90. Nicht unbezeichnend, wenn auch weniger kraß, der Umschwung der Kirche des 4. Jahrhunderts in ihrem Verhalten gegenüber Gläubigen im öffentlichen Dienst. Von Christen in spanischen Magistraten hatte

die Synode von Elvira noch verlangt, ein jeder müsse während des Jahres, in dem ihm die Leitung obliege, der Kirche fernbleiben. Die Synode von Arles dagegen gestattet einem Christen das Amt des Statthalters, der nur ausgeschlossen werden soll, wenn er gegen die Kirchenordnung verstößt. Vgl. Syn. Elvira c. 57 mit Syn. Arel. c. 7

76 v. Haehling, Religionszugehörigkeit 238 ff. S. auch Tabelle S. 495

77 Ebd. 453 ff. Vgl. auch die Tabelle S. 495

78 Cod. Theod. 16,10,21 (a. 416)

79 v. Campenhausen, Tradition und Leben 205

80 Ebd. 214 f

81 v. Campenhausen, Lateinische Kirchenväter 57

82 Lact. div. inst. 1,18,8 ff; 6,20,15 ff; 5,17,12 f; 6,6,19 ff; 6,9,2 ff. Weitere Belege bei Cadoux 55 ff, 158 ff. Kraft, Kirchenväter Lexikon 339 f. RAC III 307. dtv Lex. Antike, Philosophie III 26. Schnürer, Kirche I 6 f. v. Campenhausen, Lateinische Kirchenväter 64 f, 70 ff. Prete, Der geschichtliche Hintergrund 491. Bloch, The Pagan Revival 193. Kühner, Gezeiten der Kirche 115

83 Hieron. vir. ill. 80. Pauly-Wissowa 8. Hbbd. 1958, 1723. Kraft, Kirchenväter Lexikon 337. Koch, Kleine Deutsche Kirchengeschichte 18. v. Campenhausen, Lateinische Kirchenväter 57 ff, 71 ff. Prete, Der geschichtliche Hintergrund 497 ff. Vgl. auch 508 f. Doerries, Konstantin 117 f. Brühl, Königspfalz 251 ff. Lippold, Theodosius 58 f

84 Heinrich Heine zit. nach Beutin I 220

85 Voltaire, Lettres philosophiques Nr. 8, 33 f, zit. nach V. Neumann, Voltaire I 83. Schopenhauer, Parerga und Paralipomena II. Kap. 15: Über Religion § 174, zit. nach J. Welter, Schopenhauer I 183

86 Euseb. V. C. 4,10. Kühner, Gezeiten 87 ff

87 Euseb. V. C. 2,67; 3,17 ff. Doerries, Konstantin 79 f, 101. Hernegger 153 ff, 164 ff, 168. Tinnefeld 257 f. Szilágyi 376. Schneemelcher, Aufsätze 316 f. Straub, Regeneratio 70 ff, 87 f

88 Euseb. V. C. 2,55; 2,65; Euseb. h.e. 10,7,2. Dazu Hernegger 159 ff. Doerries, Konstantin 80. Tinnefeld 257 f

89 Euseb. h.e. 5 prooem.; h.e. 9,1 ff. V. C. 1,6; 1,46. Hernegger 184. Poppe 26. Andresen, Die Kirchen der alten Christenheit 319 f. Winkelmann, Probleme der Herausbildung 299

90 Liv. 2,19,12; 2,42,5; 25,12,15; 26,45,9. Cic. nat. deor. 2. Dio 51,1,3. Pauly II 24 ff. dtv Lex. Antike, Religion I 217 ff. Hernegger 458, Anm. 19. Ziegler, Gegenkaiser 47 f

91 Euseb. V. C. 2,12. Vgl. 2,4; 2,7 f. Harnack, Militia Christi 86 f. Bainton 194. Franzen 66. Straub, Regeneratio 112. Schneider, Geistesgeschichte I 697 ff, 734. Brown, Welten 36

92 Weber, W. Die Vereinheitlichung 92. Straub, Regeneratio 85

93 Euseb. V. C. 1,6. Euseb. Or. ad s. coetum 26. Theodor. h.e. 1,2; 5,41 f. Kraft, Kirchenväter Lexikon 482

94 Euseb. V. C. 3,1. Hernegger 166 ff

95 Ambros. de off. 41,202. August. ep. 189. LThK 1. A. VI 243 f. Doerries, Konstantin 127 ff. Hier auch das erste Zitat von Ambrosius und das von Luther

96 v. Schubert, Geschichte I 26. Giesecke, Die Ostgermanen 118.

Schmidt, Die Bekehrung 280 f. Momigliano, The Conflict 10

97 Cod. Theod. 6,10,21; 7,18. Cadoux 590. Dannenbauer, Entstehung I 231. Poppe 47, 52

98 Chrysost. hom. ad Mt. 61,2. Salvian, de gub. dei 3,50. Basil. ep. ad Amphil. c. 13 und 15. Regino v. Pr. I 317 f. Fulg. v. Chartr. de peccatis capitalibus, PL 141, S. 339. LThK 1. A. VI 984. Rauschen 240. Schmitz, Bußdisziplin 42 f, 264. Sternberg 163. Hellinger 89 f. Doerries, Konstantin 85 f. Ryan 27. Hornus 89, 158 ff. Brown, Welten 160. Ehebruch (bei Basilius) zwischen zwei Verheirateten

99 Athan. ep. ad Amm. Chrysost. Matthäus-Kommentar 26,7. Ambros. de off. 1,129. Heilmann II 374. Cadoux 146, 257. Hornus 8, 88

100 Aland, Entwürfe 223 spricht bei dem zitierten Satz teilweise von einer Annahme

101 Euseb. V. C. 4,56; 5,2; 5,4; 10,7. h.e. 8,13,15; Zos. 2,29; 2,14,1. Philostorg. 2,14. Lact. div. inst. Zusatz zu 7,26. Hieron. vir. ill. 80. Cod. Theodos. 4,6,2 f. Sozom. 1,5. Ammian. 14,11,10; 14,11,20. Eutrop. 10,6,3. Vict. epit. 40,5; 41,11 f. Epit. Caes. 40,5. Apoll. Sid. ep. 5,8,2. Chrysost. in ep. ad Philipp. 4,15,5. Zon. 12,33. Pauly-Wissowa 8. Hbbd. 1958, 1723 f. Groag, Maxentius, Pauly-Wissowa 28. Hbbd. 1966, 2444 f. Pauly III 1108. Vogt, Constantinus RAC III 361. dtv Lex. Antike, Religion II 41, 43. Lexikon der alten Welt 953. Seeck, Untergang I 49; 102 ff; IV 213. Schwartz, Charakterköpfe 265. Stein, Vom römischen 199. Eger 110 ff. Doerries, Konstantin 170. Hönn 98, 131 f. Voelkl, Der Kaiser 156, 210. Kornemann, Weltgeschichte II 314. Alföldi, Die constantinische Goldprägung 112 ff. Kraft, Konstantins religiöse Entwicklung 128 ff. Vogt, Pagans 48 f. Franzen 68. Gwatkin 15. Browning 55. Baus, Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 16

102 Zosim. 2,30. LThK 1. A. X 366. Seeck, Untergang I 174. Aland, Entwürfe 223

103 Hieron. ep. 77,3. Kaser, Zweiter Abschnitt 4

104 Lexikon der alten Welt 2559

105 Doerries, Das Selbstzeugnis 168. Ders. Konstantin 64 ff. Nehlsen 118. Thraede 94. Unter Fußnote 14 weitere Literaturangaben

106 Theodor. h.e. 5,21. Schwartz, Kaiser Constantin 91. Stein, Vom römischen 190 ff. Kornemann, Römische Geschichte II 392 f

107 Cod. Theod. 9,5,1; 9,7,1; 9,16,1 f; 9,40,2; 15,12,1; 16,10,1; Sozom. 1,8. Aurel. Vict. Caes. 41. Vogt, Constantinus RAC III 357 ff. Ders. Zur Frage des christlichen Einflusses 118 ff, bes. 141 ff. Hönn 142 ff. Thraede 94

108 Cod. Theod. 9,9,1; 9,15,1; 9,16,1 ff; 9,21,1; 9,24,1; 9,34,1; 16,10,1. Aurel. Vict. de Caes. 41,11 f. August. civ. dei 5,25. Lexikon der alten Welt 2559. Seeck, Untergang I 53, 63. Stein, Vom römischen 148 f, 192 ff. Rehfeldt 78. Voelkl, Der Kaiser 86, 95 ff, 109, 210. Doerries, Das Selbstzeugnis 171 f, 180. Ders. Konstantin 60, 63 f, 132 f. Franzen 68. Noethlichs, Die gesetzgeberischen Maßnahmen 24 f. Jones, The later Roman Empire I 92. The Complete Works of Percy Bysshe Shelley, Newly Edited by R. Ingpen and W. E. Pack, 1965, VI 38. Zit. nach G. Borchardt, Percy Bysshe Shelley I 210, vgl. 192 ff. Baus, Von der Urgemeinde

468 f. Ders. in Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 8. Grant, Das Römische Reich 101 f. Vogt s. nächste Anm.

109 Cod. Just. 6,1,3 ff. Vogt, Zur Frage des christlichen Einflusses II 130 f. Grant, Das Römische Reich 102

110 Cod. Theod. 3,16,1. Cod. Just. 5,26,1. Vogt, Constantinus RAC III 357 f. Harnack, Die Mission 193 f. Stuiber 69 f. Hier auch das Harnack-Zitat

111 Cod. Just. 5,26,1; Cod. Theod. 4,6,2 f. Vogt, Zur Frage des christlichen Einflusses 135 f. Doerries, Das Selbstzeugnis 275 f. Ders. Konstantin 65. Tinnefeld 262. Nehlsen 95. Roby 103

112 Vogt, Constantinus RAC III 357. Ders. Zur Frage des christlichen Einflusses 131 f. Meinhold, Kirchengeschichte 51

113 Cod. Theod. 9,12,1; leicht abweichend davon: Cod. Just. 9,14. Vgl. damit schon Ulpian. Dig. 1,6,2. Stuiber 65 f

114 dtv Lex. Antike, Geschichte II 96 f. dtv Lexikon 8, 140. Härtel 346

115 Cod. Theod. 9,12,2. Vita Hadr. 18,7. Vogt, Zur Frage des christlichen Einflusses II 131. Stuiber 66

116 Theodor. h.e. 1,34. Stuiber 67 f

117 Syn. Elv. c. 5. Stuiber 73

118 Syn. Elv. c. 49,50. Vgl. c. 16

119 Cod. Theod. 16,8,1; 16,8,5; 16,9,2; Euseb. V. C. 3,18; 4,27. h.e. 10,5,3 f. Voelkl, Der Kaiser 66, 77 f subsumiert die letzten Erlasse unter dem Satz: «Verfügung zum Schutz jüdischer Konvertiten». Browe, Die Judengesetzgebung 120. Kornemann, Weltgeschichte II 308. Ders. Römische Geschichte II 390. Blumenkranz, Missionskonkurrenz 229. Avi-Yonah 167. Noethlichs, Die gesetzgeberischen Maßnahmen 32 ff, 45 ff. Langenfeld 64 ff, 105. Tinnefeld 245 ff. Anton, Selbstverständnis 44. Grant, Das Römische Reich 274

120 Chrysost. P.G. 48,900. Tinnefeld 308 f

121 Grant, Das Römische Reich 292 f

122 Euseb. h.e. 10,5,21 ff. Vogt, Constantinus RAC III 332

123 Euseb. h.e. 10,5,21 ff; 10,6,4 f. Opt. Mil. 1,16; 1,15; 1,19 ff; 2,6 ff; 5,1; 26,121. August. ep. 43,6,17; 43,9,25 f. de un. eccl. 18,46; enarr. in ps. 26,2,19. Hieron. ep. 133,4. Vogt, Constantinus RAC III 330 ff. Ebd. IV 128 ff. dtv Lex. Antike, Religion I 219 f. Lexikon der alten Welt 769. Seeck, Untergang I 314 ff, bes. 317. Stein, Vom römischen 152. Schwartz, Kaiser Constantin 82 ff. Ehrhard, Urkirche 308. Ders., Die griechische und lateinische Kirche 179 ff. van der Meer, Augustinus 109 ff. Diesner, Studien zur Gesellschaftslehre 64. Kornemann, Römische Geschichte II 381. v. Campenhausen, Lateinische Kirchenväter 186. Voelkl, Der Kaiser 59 f. Hernegger 390. Vogt, Der Niedergang Roms 189 f. Deschner, Hahn 340 f, 476. Grasmück 17 ff. Doerries, Wort und Stunde I 80 ff. Rauh 104. Kühner, Gezeiten der Kirche 110 f. Chadwick, Die Kirche 138 ff, 258. Brown, Augustinus 184 ff. Jones, Roman Empire I 81 f. Girardet 6 ff, 17 ff, 26 ff. Aland, Von Jesus bis Justinian 164 ff. Wojtowytsch 69, 410 ff mit einer Fülle von Literaturhinweisen

124 Vgl. dazu etwa «Die Anfänge des Priesterbegriffs in der alten Kirche», in: v. Campenhausen, Tradition und Leben 272 ff

125 Syn. Arel. (314) c. 8; 13. Euseb. h.e. 10,5,18 ff. Optat. Mil. 1,23 f.

August. ep. 43,5,14 ff; 53,2,5; 88,2 f; 89,3. cont. litt. Petilian. 2,92,205; 3,67; 2,92,205; c. Cresc. 3,40,44; ep. Parm. 1,8,13; 11,18; brev. coll. 3,12,24; 3,17,31 ff; ad Donat. post coll. 31,54; 33,56; ep. 141,9. Cod. Theod. 16,2,1 (wo erstmals im Cod. Theod. der Begriff «haereticus» erscheint). Mirbt/Aland, Quellen Nr. 237 ff, S. 109 f. RAC II 1203. Vogt, Constantinus ebd. III 331 ff. dtv Lex. Antike, Religion II 42. v. Soden/v. Campenhausen Nr. 11 ff; Nr. 30. Seeck, Untergang I 326 ff, III 324 ff. Stein, Vom römischen 152 ff. Schwartz, Kaiser Konstantin 88 f. Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche 180 f. Kornemann, Weltgeschichte II 290. Ders. Römische Geschichte II 382. Habicht, Konstantin 368, 372 f. Lietzmann, Geschichte 68 ff. Kraft, Kaiser Konstantin 196. Grasmück 91 ff. Haller, Papsttum I 363. Doerries, Wort und Stunde I 80 ff, 88 ff. Voelkl, Der Kaiser 82. Hönn 161 ff. v. Campenhausen, Lateinische Kirchenväter 191. Hernegger 17, 390, 399. Vogt, Der Niedergang 191 f. Insrinsky 59 ff. Tengström 93. Greenslade 15. Monachino 11 ff, 16 ff. Lorenz, Das vierte Jahrhundert 10. Marschall 103 ff. Noethlichs, Die gesetzgeberischen Maßnahmen 7 ff. Haendler, Von Tertullian 82 ff. Jones, Roman Empire I 82. Wojtowytsch 69 ff. Barnes, Constantine 57 ff

126 Haller, Papsttum I 45

127 Optat. 3,3. Hönn 166 f. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 144

128 Just. apol. 1,26; 1,58. Tryph. 35,4 f; 80,3. Iren. adv. haer. 1,27; 3,3,4. Harnack, Marcion 26, 196, 28* ff. Ders. Dogmengeschichte 77. Heussi, Kompendium 54. Marcion 193 ff. Bauer, Rechtgläubigkeit 30. Rist, Pseudepigraphic Refutation 39 ff, 50, 62. Buonaiuri I 97 ff. Lietzmann, Geschichte I 267. Kraft, Konstantins religiöse Entwicklung 126 ff. Kawerau, Alte Kirche 52 ff, bes. 56

129 Euseb. V. C. 3,64 f. Cod. Theod. 16,5. Vogt, Constantinus RAC III 344. Pfättisch 141. Martin, Theodosius laws 117 ff. Doerries, Selbstzeugnis 82 ff. Ders. Wort und Stunde I 102 ff. Noethlichs, Die gesetzgeberischen Maßnahmen 11 ff. Jones, Roman Empire I 88. Anton, Selbstverständnis 43 f

130 Euseb. V. C. 2,65. Hernegger 164 ff. Noethlichs, Die gesetzgeberischen Maßnahmen 17 ff

131 Vogt, Constantinus RAC III 334. Geffcken, Der Ausgang (Nachdruck 1963) 92 ff. Chadwick, Die Kirche 175. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 14

132 Socrat. h.e. 1,9. Gel. Cyc. h.e. 2,36. Zosim. 2,40,3. Eunap. Vitae sophist. 6,2,12; 6,3,7. Athan. ep. fest. 4. Fredouille, Götzendienst RAC XI 879. Pauly I 15. Aland, Glaubenswechsel 42. v. Haehling, Religionszugehörigkeit 57 f. Tinnefeld 264

133 Euseb. h.e. 10,5,8. V. C. 2,24 ff; 2,48 ff; 4,9 ff. Vgl. Cod. Theod. 9,16,1 f; 16,2,5; 16,10,1. J. Fontaine JbAC (25) 1982, 21. Schultze, Geschichte I 41. Doerries, Konstantin 132 ff bagatellisiert Konstantins Haltung zu stark

134 J. v. Walter 289. Meinhold, Kirchengeschichte 52

135 Cato: Cic. de divin. 2,51. Joseph. Vita 23,113. Euseb. V. C. 2,56. Cod. Theod. 9,16,1 f. Vgl. 16,10,1. Vogt, Constantinus RAC III 363 f. Büchmann II 676 f. Schultze, Geschichte I 47 f.

Geffcken, Untergang 93. Haller, Papsttum I 42 f. Karpp 145 ff. Kempter 4. Straub, Regeneratio 107. Noethlichs, Die gesetzgeberischen Maßnahmen 20 ff. Baus, Von der Urgemeinde 472

136 1.Mos. 18,1 ff. Vgl. auch 1.Mos. 13,18; 14,13; 23,17. Euseb. V. C. 2,45; 3,1; 3,25 f; 3,48; 3,52 ff; 3,58; 4,25; 2,45. Cod. Theod. 15,1,3. Syn. Elv. c. 60. Socrat. h.e. 1,3; 1,18. Sozom. h.e. 2,5; 5,10. Oros. 7,28,28. Julian, or. 7,228 b. Ammian. 21,10. Vogt, Constantinus RAC III 347 f. Funke, Götterbild ebd. XI 808. LThK 1. A. VI 838, X 79. Schultze, Geschichte I 49 ff, II 336 ff. Geffcken, Ausgang 95. Pfättisch 130 ff. Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche 16. Vittinghoff 358 ff. Doerries, Selbstzeugnis 86 ff. Geanakoplos 175 ff. Winkelmann, Vita Constantini 187 ff, bes. 235 f. Lacarrière 150. Hönn 183 f. v. Haehling, Religionszugehörigkeit 57 f. Noethlichs, Die gesetzgeberischen Maßnahmen 19 ff, bes. 28 ff. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 8 ff. Jones, Roman Empire I 84, 92. Barnes, Constantine 210. Tinnefeld 225. Grant, Christen 173

137 Theodor. h.e. 3,7

138 Euseb. V. C. 3,48; 3,52 ff. Socrat. h.e. 1,16; Soz. h.e. 2,5. Zos. hist. 2,31,1. Joh. Malal. Chron. 13. Hieron. Chronikon (PL 27, 677). W. Deichmann, Christianisierung II RAC II 1230. Vogt, Constantinus RAC III 349 ff. Schultze, Geschichte I, 50, 65, II 283 f, 288. Ehrhard, Urkirche 320. Voelkl, Der Kaiser 191, 207. Kornemann, Römische Geschichte 384. Nietzsche zit. nach Hönn 154. Doerries, Selbstzeugnis 86 f. Anton, Selbstverständnis 41. Tinnefeld 225. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 10. Grant, Das Römische Reich 292

139 Euseb. V. C. 3,54. Funke, Götterbild 816

140 Euseb. V. C. 4,37 ff

141 Polykarp zit. nach Grant, Das Römische Reich 276. C. A. Helvétius, De l'Homme, 1774, II 147, 338. Zit. nach V. Mack, Claude Adrien Helvétius I 119 f. LThK 1. A. VIII 360

142 Euseb. V. C. 4,55. Seeck, Untergang IV 25 f. Klein, Constantius II 187 ff, 195 ff

143 Euseb. V. C. 4,61 ff. Theodor. h.e. 1,32; 1,34. Ambr. de obitu Theod. 40. Vogt, Constantinus RAC III 361. LThK 1. A. VI 162, 676. Schultze, Geschichte I 64. Seeck, Untergang IV 24 ff. Rall 20. Voltaire, Dictionaire philosophique, 49. Zit. nach Mack, Voltaire 86. Chadwick, Die Kirche 144

144 Vogt, Constantinus RAC III 371. LThK 1. A. X 1095. Baus, Von der Urgemeinde 454

6. KAPITEL
PERSIEN, ARMENIEN UND DAS CHRISTENTUM

1 Klinge, Armenien RAC I 684

2 Vgl. Anm. 13 u. 15

3 Faust. 3,11

4 K.-H. Ziegler, Die Beziehungen 5 ff, 20 ff, 45 ff, 97 ff, 129 ff, bes. 128, 140

5 Ostrogorsky, Geschichte des byzantinischen Staates 36. Neusner 144 ff. C. D. G. Müller, Stellung und Bedeutung 227. Hage 174 ff. Blum, Situation 11 f

6 Pauly III 1119 ff. Christensen 109 ff. Nischer-Falkenhof, Stilicho 12 f. Hage 176. Blum, Situation 12 ff

7 Baynes, Byzantine studies 186. K.-H. Ziegler, Die Beziehungen 144 ff. Blum, Situation 17 ff. Browning 274

8 Zu den Anfängen des Christentums in Armenien vgl. Tert. apol. 5,6. ad scap. 4. Euseb. h.e. 4,30; 5,5; 6,46,2. Cass. Dio 71,8 ff. – Ferner: Klinge, Armenien RAC I 683 ff. Pauly V 931 f. LThK 1. A. I 663 f. Klein, Constantius II 171 ff

9 Klinge, Armenien RAC I 683 f. Pauly V 932. LThK 1. A. IV 673. Zur Rolle der Frauen im frühen armenischen Christentum vgl. auch: Krikorian 29 f. Klein, Constantius II 171

10 Sozom. h.e. 2,8,1. Pauly V 932. Klein, Constantius II 169 ff. Barnes, Constantine 65. Krikorian 29 datiert den Beginn des Christentums als Staatsreligion in das Jahr 301

11 Faust. 3,2 f; 3,5; 3,10; 3,14. LThK 1. A. I 644, 664, 716, IV 673 f, V 901. Pauly III 166. Klinge RAC I 684 ff. Krikorian 30 f. Klein, Constantius II 172 ff. J. Assfalg spricht von Gregor als der «überragenden Gestalt aus der Frühzeit der armenischen Kirche», die seiner in eigenen Festen und im Kanon der armenischen Messe gedenkt: Assfalg 156 f

12 Klinge, RAC I 685 f. Klein, Constantius II 174 ff

13 Faust. 3,8; 4,21 ff; 4,50. Zu Faustus vgl. auch LThK 1. A. III 972 f und Lauer III f. Ferner: Klein, Constantius II 182 Anm. 32. Krikorian 30

14 Faust. 3,20; 4,11; 4,20; 4,22; 4,33

15 Ebd. 3,7 f; 4,22

16 Ebd. 3,5; 3,11; 4,22

17 Ebd. 3,11

18 Ebd.

19 Ebd. 3,11; von mir hervorgehoben

20 Ebd. 4,49; 4,51

21 Ebd. 4,3 f

22 Ebd. 4,51 f. Ferner LThK 1. A. VII 490. Von mir hervorgehoben

23 Faust. 4,51 f

24 Faust. 3,3; 3,13; 5,31. Klinge RAC I 685 f. LThK 1. A. VII 924

25 Euseb. V. C. 3,7. v. Stauffenberg 112 f

26 Philostorg. h.e. Anh. 7,3a. Pauly III 1576. Klein, Constantius II 175 ff, 192 ff. Blum, Situation 26 f

27 Aurel. Vict. epit. 41,20. Anon. Vales. 6,35. Ammian. 14,1,2. Stallknecht 36 ff. Klein, Constantius II 196 f

28 Theodor. h.e. 1,24

29 Ebd. 1,25. Euseb. V. C. 4,9 ff. Soz. h.e. 2,15

30 v. Stauffenberg 113 ff

31 Afrah. Dem. 5,1 ff; 5,10 ff; 5,23 ff. Schühlein, LThK 1. A. I 530. Altaner 298. v. Stauffenberg 114. Zur Judenfeindschaft Afrahats: Pavan I christiani 457 ff. Ferner: Stallknecht 42 f. Blum, Situation 27 f

32 C. D. G. Müller, Stellung und Bedeutung 228. Blum, Situation 23 f

33 C. D. G. Müller, Stellung und Bedeutung 227 ff. Blum, Situation 23 ff

34 Stein, Vom römischen 212. Vööbus, History I 235 f. Blum, Situation 24 ff

35 Kmosko 690 ff. Higgins 265 ff. Rubin, Zeitalter Justinians I 253. Vööbus, History I 239 ff. C. D. G. Müller, Stellung und Bedeutung 228 f. Hage 181. Blum, Situation 24, 27 ff

36 Liban. or. 18,206 ff. Stein, Vom römischen 213 f

37 Ephräm, Carmina Nisibena. Theodor. h.e. 2,31. Vgl. auch Theodor. rel. histor. c. 1. Altaner 295, 299 f. Blum, Situation 27 f

38 ThRe IX 1982, 756. Ziegler, Die Beziehungen 146 f

39 Ostrogorsky, Geschichte des byzantinischen Staates 47. Ziegler, Die Beziehungen 147 f. Blum, Situation 31

40 Socrat. 7,18; 7,20. Theodor. h.e. 5,41. LThK 1. A. I 12, V 357, VI 1002 f. Stein, Vom römischen 423 ff. Ostrogorsky, Geschichte des byzantinischen Staates 47. Ziegler, Die Beziehungen 147 f. C. D. G. Müller, Stellung und Bedeutung 229 f, 232. Blum, Situation 31 f

41 Vgl. Klinge, Armenien RAC I 683 ff

7. KAPITEL
Konstantins christliche Söhne und ihre Nachfolger

1 Thieß 265

2 Klein, Gotenprimas Wulfila 90 f

3 Hay 338

4 Euseb. V. C. 4,52. Julian or. 1,12. Liban. or. 59,46. Schultze, Geschichte I 69. Seeck, Untergang IV 2 ff. Noethlichs, Die gesetzgeberischen Maßnahmen 260 Anm. 264. Blum, Jugend des Constantius II. 389 ff. Browning 62 ff, 233. Kühner, Gezeiten der Kirche 122

5 Euseb. V. C. 4,68 ff. Athan. hist. Arian. 69. Zos. 2,40; 2,55,2 f. Socrat. 2,34; 3,1,6 ff. Ammian. 14,7,9 ff; 14,9; 14,11,27; 21,16,6. Philostorg. 3,28; 4,1. Soz. 5,2. Liban. or. 18,10. Greg. Naz. or. 4,21; 4,91. Julian ep. ad Athan. 270; 273. Eunap. Vit. Aedes 25. Pauly I 1291 f, 1368, IV 288. Schultze, Geschichte I 68. Stein, Vom römischen 202 ff, 226. Seeck, Untergang IV 28 f. Giesecke 11. Kornemann, Weltgeschichte II 323. Ders. Römische Geschichte II 396. Scheidweiler, Eine arianische Predigt 140. Vogt, Pagans 47 ff. Ders. Niedergang Roms 264 f. Voelkl, Der Kaiser 241. Thieß 266. Jacob-Karau/Ulmann 90. Jones, Roman Empire I 116. Aland, Entwürfe 22. Girardet, Konstantius II. 101 f. Tinnefeld 239 f. Klein, Constantius II 211 f. Browning 53 f, 58 f. Benoist-Méchin 18 f

6 Ammian. 21,16,8. Benoist-Méchin 19, 32, 272, Anm. 20. Auch nach Klein, Constantius II 200, ging die Initiative zu dem Massaker nicht von Konstantius aus – dies sei «eine üble Verleumdung Julians und seiner Anhänger» –, sondern vom «Heer». Doch Klein rühmt seinen Helden überall und hier besonders wenig überzeugend.

7 Zos. 2,41. Vict. epit. 41,21. Caes. 41,22. Philostorg. 3,1. Eutrop. 10,9,2. Liban. or. 59. Julian. or. 1. Aurel. Vict. Caes. 41,22. epit. 41,21. Socrat. h.e. 2,5. Soz. h.e. 3,2. Zonar. 13,5. dtv Lex. Antike, Geschichte II 217 f. LThK 1. A. VI 164. Schultze, Geschichte I 71. Seeck, Untergang IV 47 f. Stein, Vom römischen 203 f. Lietzmann, Geschichte III 176. Kraft, Die Taten 158 f. Nersessian 73

8 Liban. or. 14,10; 59,124 ff; 59,147 ff. Zos. 2,41 f. Eutrop. 10,8. Cod. Theod. 9,7,3. Athan. apol. ad Const. 4; 7. Ammian. 21,16,6. Vict. epit. 41,22 ff. Vict. Caes. 41,23 f. Schultze, Geschichte I 71 f. Seeck, Untergang I 62 f, IV 47 ff, 87 ff. Stein, Vom römischen 202 ff, bes. 206 f. Kornemann, Weltgeschichte II 326. Ders. Römische Geschichte II 398 f. Dannenbauer, Entstehung I 76, 244. Schmitz, Die Zeit 86. Jacob-Karau/Ulmann 90. Lippold, Theodosius 15. Waas 17. Konstans siedelte Franken bereits um 324 auf Reichsboden an und

drang 342/43 nach Britannien vor. Vgl. Kraft, Die Taten 141 ff, bes. 173 ff, 180 ff

9 Cod. Theod. 16,6,2; 16,10,2 ff. Optat. Mil. 2,15; 2,18; 3,1 ff; 3,4; 3,6; 7,6 f. Passio Maximiniani et Isaaci I (PL 8,768). Passio Marculi (PL 8,760 ff). Monum. vet. ad Donatist. hist. Pertinent (PL 8,774). August. c. ep. Parm. 1,11,18. In ev. Joh. tract. 11,15; c. Cresc. 3,42,46; 3,50,55. c. litt. Petil. 2,39,92. Eutrop. 10,8. Aur. Vict. 41. Zos. 2,41. dtv Lex. Antike, Religion I 220. Schultze, Geschichte I 75. Stein, Vom römischen 205, 207, 211 ff. Caspar, Papsttum I 167 f. Ehrhard, Die griechische und lateinische Kirche 182. Hernegger 401 f. Grasmück 118 ff. van der Meer, Augustinus 14 f. Dannenbauer, Entstehung I 90. v. Campenhausen, Lateinische Kirchenväter 191. Tengström, Donatisten 93 f. Lorenz, Das vierte 18, 22 f. Chadwick, Die Kirche 258 und Anm. zu dieser Seite (258) 361. Noethlichs, Die gesetzgeberischen Maßnahmen 50 ff, 53 ff. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 146

10 Consularia Constantinopolitana ad 350. Mommsen, Chron. Min. I 237. Julian or. 1,26; 2,56. Zos. 2,42,2 ff. Eutrop. 10,9,4. Philostorg. 3,26. Aurel. Vict. epit. 41,22 ff. Athan. apol. ad Const. 6 ff, bes. 11. Hist. Arian. 74. Oros. 7,29,7 ff. Ammian. 15,7,7 ff. Zonar. 13,5 f. Pauly II 660. Madden, Christian Emblems 33 ff. Schultze, Geschichte I 79 f. Seeck, Untergang IV 90 f. Stein, Vom römischen 215. Hagel 75. Lietzmann, Geschichte III 208 f. Ensslin, Einbruch 97. Kent, The Revolt 105 ff. Schmitz, Die Zeit 86. Kellner, Libertas 79 f. Zöllner, Franken 165. Ziegler, Gegenkaiser 53 ff, 69, 73. Noethlichs, Die gesetzgeberischen Maßnahmen 57. Waas 18, 84, 88 ff, 105. Baines, Constantine's Successors 59. Nach Joannou, Die Ostkirche 107, ist Briefverkehr des Athanasius mit Magnentius «entschieden ausgeschlossen». Beweise dafür bringt er nicht. Dagegen ist ein «Anknüpfen» für Klein «sehr wohl verständlich» und wird von ihm auch mehrfach begründet: Constantius II 53 Anm. 117

11 Zos. 2,45 ff. Theodor. h.e. 3,3. Eutrop. 10,12. Sulp. Sever. 2,38,5 ff. Socrat. 2,32. Soz. 4,7,3. Philostorg. 3,26. Zonar. 13,8. Kraft, Kirchenväter Lexikon 426. Schultze, Geschichte I 82 f. Seeck, Untergang IV 89 ff, 109 ff, 137 f. Stein, Vom römischen 205, 215 ff. Kornemann, Weltgeschichte II 326 f. Lietzmann, Geschichte 209 f. Rubin 252. Schmitz, Die Zeit 86. Kent, The Revolt 105 f. Zöllner, Franken 165. Benoist-Méchin 69 f. Previté-Orton, The shorter 47. Joannou, Die Ostkirche 107. Klein, Constantius II 86 ff, 160, bestreitet den großen Einfluß von Valens (und Ursacius), den «Hofbischöfen», auf Konstantius. Waas 18, 90. Stallknecht 84

12 Ammian. 14,5; 15,1 f; 15,3 ff; 15,5,8; 15,11,19; 16,5; 16,8; 16,10,10; 17,12 f; 18,3; 19,12; 21,16,8 ff. Zos. 3,1,1; 3,2,2; Julian ep. 23. Vgl. auch die Liquidationen bei der Hinrichtung des Magist. ped. Barbatio und seiner Frau: Ammian. 18,3. LThK 1. A. VI 173. Seeck, Untergang IV 29 f, 133, 227 ff, 301 f. Stein, Vom römischen 206. Ludwig, Massenmord 17. Schmidt, Die Ostgermanen 229. Klein, Constantius II 89,

162 f. Stallknecht 44 ff. Browning 276 f

13 Seeck, Untergang IV 29. Lietzmann, Geschichte III 177. Stallknecht passim, bes. 44 ff, 55 f

14 Ammian. 15,1,3; 21,14,2. Cod. Theod. 3,12,1 f; 9,16,1; 16,2,16. Seeck, Untergang IV 29 ff. Stein, Vom römischen 205. Thieß 266. Brown, Welten 111

15 Cod. Theod. 16,2,12; 16,2,14 f. Jones, Greek City 1373 f. Tinnefeld 259

16 Hilar. v. Port. c. Constant. imp. 7,1. Athanas. de syn. 31,3. Histor. Arian. 30; 45 f; 49 f; 67 ff; 74 ff. Lauchert 74 f. Hagel 70. Antweiler, Einleitung 35. Haendler, Von Tertullian 97

17 Klein, Constantius II, 1 ff. Zitate: 67, 157. Vgl. auch die Zusammenfassung 265 ff sowie das Resümee 270 ff

18 Philostorg. h.e. 3,4 ff. Mein Text im engeren Anschluß an Klein, Constantius II 215 ff. Vgl. auch K. K. Klein, Gothenprimas Wulfila 91 f. Nischer-Falkenhof, Stilicho 12 f

19 Faust. 4,3. Klein, Constantius II, 201 ff

20 Athan. de syn. 31,3. Hist. Arian. 33. Philostorg. 4,8 f. Socrat. h.e. 2,47. August. ep. 105,9. LThK 1. A. VI 173. Diekamp 123 ff. Albertz, Untersuchungen. Haller, Papsttum I 51 f. Martin, Caesaropapism 121 ff. Girardet, Kaiser Konstantius II. 101 f. Noethlichs, Die gesetzgeberischen Maßnahmen 58 f

21 Cod. Theod. 16,8,1; 16,8,6; 16,8,7; 16,9,2. Schultze, Geschichte I 379. Seeck, Regesten 48. Browe, Judengesetzgebung 120 f. Tinnefeld 293 f. Noethlichs, Die gesetzgeberischen Maßnahmen 72, der Konstantius «mit Sicherheit» nur ein einziges Judengesetz zuschreibt (Cod. Theod. 16,8,7), worin der Übertritt eines Christen zum Judentum mit Verlust des gesamten Vermögens bedroht wird, betont «das neutrale Verhalten des Konstantius» gegenüber Juden!

22 Firm. Mat. err. 20,5; 28,6; 29,1 ff. Vgl. 20,7. Ferner: Sozom. 4,11. Schultze, Geschichte I 97. Gottlieb, Ost und West 17

23 Firm. Mat. err. 8. Ziegler, Firmicus Maternus RAC VII 946 ff, 953 f, 957. Fredouille, Götzendienst 882 f. dtv Lex. Antike, Philosophie II 130. Kraft, Kirchenväter Lexikon 229 f. Schultze, Geschichte I 100 ff, II 337 f. Tinnefeld 227 f. Hoheisel 11 ff, 21 ff, 44. Weyman zit. nach Hoheisel. Die Identität des Verfassers beider Traktate wurde erwiesen durch C. H. Moore, J. Firmicus Maternus, Der Heide und der Christ, 1897. Zum Mithraskult: Deschner, Hahn 75 ff

24 Firm. Mat., Vom Irrtum d. heidnischen Religionen, BKV 58 f (262 f)

25 Ebd. 28,6. Ziegler, Firmicus Maternus RAC VII 955 ff. Vgl. hier und zur folgend. Anm. auch C. A. Forbes 164 ff

26 Friedländer 920, 934 ff. Hoheisel 326 f

27 Firm. Mat. err. 16,4 f; 28,6 ff; 29,1 f. Hoheisel 392 ff, 401 ff

28 Ziegler, Firmicus Maternus RAC VII 956. dtv Lex. Antike, Religion I 187, Schneider, Geistesgeschichte II 27. Lorenz, Das vierte 76. Hoheisel 8, 44 f ist skeptisch im Hinblick auf die zeitgenössische Wirkung der Schrift. Vgl. auch 249 ff und 330. Kötting, Religionsfreiheit 22, 32 f

29 Tinnefeld 244 f

30 Cod. Theod. 16,10,2 ff; 16,10,6. Vgl. 16,10,10. Athan. apol. ad Const. 7; Chrysost. hom. in Juvent. et Martyr. 1. August. conf. 8,2. Soz. 5,4. Liban. Mon. in Jul. Symm. rel. 3,7. RAC II 1228 f. Schultze, Geschichte I 75 ff. Seeck, Regesten 191. Ehrhard, Die griechische und lateinische Kirche 17. Dannenbauer, Entstehung I 81 f. Scheidweiler, Eine arianische Predigt 140. Bloch, Pagan Revival 194. Noethlichs, Die gesetzgeberischen Maßnahmen 53 ff, 62 ff. Tinnefeld 271. Anton, Selbstverständnis 48 f

31 Liban. or. 67,8. Vgl. Tinnefeld 240 ff, 271 ff

32 Theodor. h.e. 3,7; 3,18. Sozom. 5,4. Schultze, Geschichte I 83 ff, 151. Geffcken, Der Ausgang 98 f

33 Symm. rel. 3,7. Symm. ep. 10,54. Amm. Marcell. 16,10; 19,10,4. Schultze, Geschichte I 90 f. Geffcken, Der Ausgang 100 f. Noethlichs, Die gesetzgeberischen Maßnahmen 65. Erdbrooke 40 ff. Anton, Selbstverständnis 48 f

34 Zos. 5,38. Ich berichte hier im engen Anschluß an Grant, Christen 181

35 Cod. Theod. 9,16,4; 9,16,5; 9,16,6. Ammian. 15,3,9; 6,8,1 f; 18,4; 19,12,1 ff. Liban. or. 18,138. Lea III 449 f. Seeck, Untergang IV 37 f. Barb 103, 108 ff. Noethlichs, Die gesetzgeberischen Maßnahmen 65 ff. v. Haehling, Prozeß 77, 88 ff

36 Schultze, Geschichte I 73, 89 f

37 Ammian. 19,2. Funke, Ammianus 151 ff. v. Haehling, Prozeß 74 ff, 98

38 Ammian. 14,5,6 ff; 15,5 f; 22,3,10 f. Liban. or. 18,31. Sozom. h.e. 4,10,11. Zonar. 13,9. Pauly V 198. dtv Lex. Antike, Geschichte III 199. Waas 17, 25. v. Haehling, Prozeß 95. Browning 104 ff. Nach ihm wurde Paulus Catena bei lebendigem Leib begraben, 184

39 Ammian. 19,12,6. v. Haehling, Prozeß 74 ff, bes. 85 ff, 93, 95 ff

40 Lib. ep. 55. Tinnefeld 110. v. Haehling, Prozeß 95, 98. Ders. Die Religionszugehörigkeit 67 ff

41 Greg. Naz. or. 4,23 ff. Julian ep. 31. Philost. 3,27 f. Theodor. h.e. 3,3. Zos. 2,55. Socrat. 2,33; 3,18. Soz. 4,7,5; 5,19. Chrysost. de s. Babyla 3. Vict. Caes. 42,10. Ammian. 15,2 f; 14,1 ff; 7,1 ff; 11,6 ff; 22,13. Liban. 19,47. RAC I 466 f. Pauly I 1291 f. dtv Lex. Antike, Geschichte II 48. Lexikon der alten Welt 1024. Schultze, Geschichte I 87. Seeck, Untergang IV 107, 123 ff. Geffcken, Der Ausgang 99. Stein, Vom römischen 219 f. Avi-Yonah 182 ff. Funke, Ammianus 158 f. Blockley 433 ff. Tinnefeld 151 ff. Browning 93 ff. Benoist-Méchin 70 ff. Noethlichs, Die gesetzgeberischen Maßnahmen 62 f

42 Zos. 3,8 ff. Ammian. 20,4 f; 21 f. Socr. 2,47. Liban. or. 18,117. Philostorg. 6,5. Zon. 13,11. dtv Lex. Antike, Geschichte II 163 f. Seeck, Untergang IV 205 ff. Stein, Vom römischen 239 ff, 246 f. Vogt, Der Niedergang Roms 264 ff. Browning 55 ff, 120 ff, 156 ff. Das Zitat von Julian S. 70. Benoist-Méchin 19 ff

43 Julian or. 11 (4). Dempf 136. Tinnefeld 236 f. Browning 257 ff. Für Julian, schreibt W. den Boer, war die Welt voller symbolischer Manifestationen, «almost everything in nature was for him a mystery, an indication of the powers that be, and ultimately of the one Supreme Entity». W. den Boer 16

44 Cod. Theod. 15,1,3. Rufin 10,28. Hist. aceph. 9. Liban. or. 2,58; 18,126; 18,154. Ammian. 22,4,9; 22,5,2; 22,7,5. Socr. 3,1,48; 3,11,3. Soz. h.e. 5,5,5; 5,5,9 f; 6,1,1. August. c. litt. Petil. 2,97,224. Optat. Mil. 2,16 ff; 2,17 f; 6,1 ff. Reinigung mit Salzwasser: 6,6. Nach Anwander, Wörterbuch der Religion 152 f, ist Julians angeblich aftermystischer Synkretismus «das Gegenteil von innerer Kraft, Fülle und Einheit», das heißt des Christentums. RAC IV 131. Schultze, Geschichte I 133 ff. Lea I 238 f. Lucas 85. Seeck, Untergang IV 338. Stein, Vom römischen 251 ff. Lietzmann, Geschichte III 262 ff, 268 ff, 285 ff. Kornemann, Weltgeschichte II 336 ff. Ders. Römische Geschichte II 405, 408 f. Frend, Donatist Church 187 ff. Lorenz, Das vierte 35. Grasmück 133. Vogt, Der Niedergang 266 ff. van der Meer, Augustinus 115. Jones, Roman Empire I 120 ff, 136 ff. Diesner, Afrika und Rom 97 f. Noethlichs, Die gesetzgeberischen Maßnahmen 74 f. Brown, Welten 114. Benoist-Méchin 170 ff. Browning 184 ff. Handbuch der Kirchengeschichte II/1 148

45 Socr. 3,20. Soz. 5,22,4. Ephräm, Über Julian den Apostaten, Lied 1,16, BKV 1919, I 217. Stein, Vom römischen 254. Vogt, Kaiser Julian 36 ff. Avi-Yonah 195. Chadwick, Die Kirche 179, 196. Tinnefeld 238 f, 294 f

46 Schultze, Geschichte I 128. Benoist-Méchin 288 Anm. 26. Browning 200 ff

47 Grant, Christen 76

48 Julian ep. 55; 115. Ammian. 22,10,2; 25,4,20. Cod. Theod. 13,3,5. Cod. Just. 10,53,7. Liban. or. 18,126. Socr. 3,12. Geffcken, Der Ausgang 127 f. Benoist-Méchin 184. Grant, Christen 175 f. v. Haehling, Prozeß 85. Tinnefeld 236 ff. Chadwick, Die Kirche 178. Browning 198 ff

49 Julian ep. 55 (Weis 4230). Theodor. 3,7; 3,12,2 f; 3,13,2; 3,15; Socr. 3,18 f. Rufin 10,30 f. Philostorg. h.e. 7,8 ff. Ammian. 22,11; 22,13,2. Zonar. 13,12,39. RAC I 466 f. Funke, Götterbild 812. Schultze, Geschichte I 128, 140 ff, 150 ff. Geffcken, Der Ausgang 125 ff. Baur I 46, 56. Lindsay 102 ff. Brown, Welten 115. Benoist-Méchin 184 ff. Browning 200 f, 247 ff, 267 f. v. Haehling, Die Religionszugehörigkeit 142 f, 181

50 Liban. or. 17,27. Greg. Naz. or. 4,75. Vgl. Ambros. de obitu Valent. consolat. 21. Geffcken, Der Ausgang 140. Stein, Vom römischen 259. Kornemann, Römische Geschichte II 408. Benoist-Méchin 178 ff, bes. 180. Browning 196.

51 Benoist-Méchin 192 f. Chateaubriand zit. ebd. 195

52 Ebd. 193 ff

53 Theodor. h.e. 3,15. Benoist-Méchin 201 ff. Browning 282

54 Greg. Naz. or. 5,13. Ammian. 12,11; 14,5; 15,1 f; 15,3; 15,5 f; 16,8; 18,3; 24,17 ff; 25,3. Socr. 3,12; 3,21. Soz. h.e. 5,4; 5,15; 6,1 f. Liban. or. 18,194; 18,274 f; 15,43; 12,84 f; 24,17. Theodor. h.e. 3,9; 3,19; 3,25; 3,28. Rufin 1,34. dtv Lex. Antike, Geschichte II 163 ff. Pauly III 613. Schultze, Geschichte I 171 ff. Dölger, Zur Einführung in: Bidez 8, 358 f. Bidez, Julian 8, 114 f, 332, 358 f. Förster, Kaiser Julian 9 ff, 16 ff. Seeck, Untergang IV 309, 337 ff, 353 ff. Stein, Vom römischen 252 ff, 262 f. Dannenbauer, Entstehung I

83 ff. Kawerau, Alte Kirche 104. Vogt, Der Niedergang Roms 268 f. Chadwick, Die Kirche 181 f. Baynes, Constantine's Successors 84. Benoist-Méchin 201 ff, 240 ff. Browning 223, 273, 285 ff, 312 ff. Aland weiß, daß Julian, den er ziemlich positiv zeichnet, «von der Lanze eines persischen Reiters getroffen» wurde und daß «nicht die Rede» sein könne davon, daß ihn ein Christ getötet habe. Beweise fehlen natürlich: Von Jesus bis Justinian 202 f

55 Theodor. h.e. 3,22; 3,28. Liban. 11,300. Jouassard 506. Vgl. auch 501. Altaner 245. Baur I 55. Auch Bischof Euseb von Caesarea schrieb ein mindestens 25 Bücher umfassendes, doch spurlos untergegangenes Werk «Gegen Porphyrios». Vgl. Hieron. ep. 70,3; vir. ill. 81. Moreau, Eusebius von Caesarea 1067 f. Benoist-Méchin 252, 274 Anm. 27, 288 Anm. 36 (hier zit. von Renan)

56 August. civ. dei 5,21. Chrysost. de S. Babyla c. Jul. et c. gentes 14B. hom. 5,11 adv. Jud. Vgl. de S. Hieromat. Babyla 2. Greg. Naz. or. 4 f. Zit. 4,52. Eine Gegenschrift veröffentlichte auch Philippus von Side: Socr. h.e. 7,27. Fredouille RAC XI 884. B. Wyß, Gregor II. (Gregor v. Nazianz) RAC XII 816 f. Gregors Invektiven gegen Julian waren keine wirklichen Reden, sondern Flugschriften. Der Bischof behauptet nicht nur, Julian habe «Leute von der Straße und aus dem Untergrund» zu seinen Vertrauten gemacht (nennt allerdings keine Namen!), sondern auch, er habe das Reich an den Rand des Abgrunds gebracht. Greg. Naz. or. 4,53; 5,41

57 Ephräm, Über Julian 2,16 ff; 2,25 ff; 3,4 ff. Vgl. BKV 1919, I 223 Anm. 2 u. 3. Anwander, Wörterbuch der Religion 153. Benoist-Méchin 185 f

58 Ammian. 25,6; 25,7,9; 25,7,12; 25,9,1; 27,12,15. Zos. 3,31; 3,33,2 ff. Liban. or. 24,9; Socr. 3,22,7. Sozom. 6,3,2. Philostorg. 8,1. Pauly-Wissowa 18. Hbbd. 1968, 2008 f. Stein, Vom römischen 263 ff. Ziegler, Die Beziehungen 146 f. Browning 317 ff

59 Vgl. BKV 1919, I 213

60 Ebd. 213 ff. Lied 1,1; 1,5; 1,7; 1,13; 1,15; 2,1; 2,5 f; 2,9. Ammian. 25,4

61 Theodor. h.e. 3,26

62 Bidez, Julian 358. Dazu bes. Förster, Kaiser Julian 9 ff, 25 ff. Baur I 54. Philip 41 f. Browning 200 f, 330 ff. Vgl. auch die nächste Anm.

63 Hammond/Scullard 568. Bidez, Julian 362 f. Förster, Kaiser Julian 39 ff. Lucas 85. Schultze, Geschichte I 171. Philip 52 ff. Rubin I 26, 87. Speyer, Die literarische Fälschung 259. Gibbon nach Fines 147. Chadwick, Die Kirche 182. Browning 8, 319, 322, 327, 336 ff. Browning äußert sich teilweise sehr kritisch über Julian: «Er war ein griechischer Philosoph und ein römischer Kaiser. Er hat hier wie dort versagt», hat «auffallend wenig erreicht». Doch was kann ein Kaiser, der nur zwei Jahre regiert, erreichen! Browning weiß das selbst und traut Julian, bei langer Regierung, mehr zu als seinen Nachfolgern, 319 ff

64 Baur I 40 ff, 52 ff

65 Socr. 3,22,2 f; 4,2,4; Theodor. h.e. 4,1,3; 4,2,3. Ammian. 25,6 f; 25,8,8 ff; 25,9,1 ff; 26,6,3; 27,12,15. Liban. or. 24,9. Zos. 3,31; 3,33,2 ff; 4,4. Philostorg. 8,1. Rufin h.e. 11,1. Pauly-Wissowa 18. Hbbd. 1968, 2006 ff.

Bigelmair LThK 1. A. V 586. Hammond/Scullard 566. Baur I 56. Stein, Vom römischen 264 f. Waas 12 f

66 Greg. Naz. or. 21,33. Socr. h.e. 3,22 f; 3,24,3 ff; 3,26,2. Soz. 6,3 ff. Philostorg. 8,5 ff. Ammian. 25,5,1 ff; 25,10,12 ff; 25,8,18; 26,6,3; 26,8,5. Rufin h.e. 11,1; Theodor. 4,2,3 f; 4,5; 4,22,10; 5,21. Eutrop. 10,17 f. Zos. 3,30; 3,35. Liban. or. 17,34. Cod. Theod. 5,13,3; 10,1,18. Ps. Aur. Vict. epit. 44,1; 44,3. Themist. or. 5,63 c. Zonar. 13,14. Pauly-Wissowa 18. Hbbd. 1968, 2009 f. RAC I 467. dtv Lex. Antike, Geschichte II 131. Schultze, Geschichte I 178 ff. Geffcken, Der Ausgang 142. Lippl XVI. Seeck, Untergang IV 358 ff. Stein, Vom römischen 265 f. Lietzmann, Geschichte IV, 3. Joannou 148. Noethlichs, Die gesetzgeberischen Maßnahmen 76 ff. v. Haehling, Die Religionszugehörigkeit 554. Benoist-Méchin 251. Grant, Christen 76

67 Ammian. 26,1 f; 26,4 f. Socr. 4,1; Soz. 4,3; Vict. epit. 45,2. Theodor. 4,6; Themist. or. 6. Symmach. or. 1,18. Pauly-Wissowa 14. Hbbd. 1965, 2097 f. Pauly II 870, V 1090, 1093. dtv Lex. Antike, Geschichte III 282 f. LThK 1. A. V 476, 480. Waas 13

68 Cod. Theod. 9,16,7 f; 10,1,8. Theodor. h.e. 5,21. Zos. 4,2,1 ff. Pauly-Wissowa 14. Hbbd. 1965, 2135, 2200. Geffcken, Der Ausgang 142, 144. Alföldi, A Festival passim. Tinnefeld 66, 272 f. Gottlieb behauptet von Valentinian sogar, er habe «nicht einmal das Christentum einseitig bevorzugt»: Ambrosius 57. Ähnlich v. Haehling, Die Religionszugehörigkeit 556 ff

69 Cod. Theod. 5,13,3; 10,1,8. Ammian. 26,5,4. Theodor. h.e. 4,7 f. Nikephor. Kall. h.e. 11,30 (Nikephoros Kallistos ersetzt allerdings in seiner Wiedergabe des kaiserlichen Dekrets den Namen des «Ketzers» Valens kaltblütig durch den Gratians, der erst einige Jahre später, 367, Kaiser wurde.) Pauly-Wissowa 14. Hbbd. 1965, 2097 f, 2191, 2203. RAC II 1228 f. dtv Lex. Antike, Geschichte III 282. Schultze, Geschichte I 178 ff, 188 ff. Seeck, Untergang V 17. Dudden I 75. Haller, Papsttum I 52. Ostrogorsky, Geschichte des byzantinischen Staates 42 f. Dannenbauer, Entstehung I 88, 193 f, 244. Maier, Verwandlung 102 f. Poppe 53. Joannou 141 ff. Noethlichs, Die gesetzgeberischen Maßnahmen 76 ff, 83 ff. Stallknecht 70

70 Pauly-Wissowa 14. Hbbd. 1965, 2167 f

71 Cod. Theod. 7,8,2; 16,1,1; 16,2,10; 16,8,13. Ammian. 25,10,9; 26,1 ff; 30,7,2. Socr. 4,1. Eunap. frg. 30. Philostorg. 8,8. Zos. 3,36. Ambros. ep. 21,2. Pauly-Wissowa 14. Hbbd. 1965, 2159 ff, 2187, 2198 f. RAC IV 65. Pauly V 1093. dtv Lex. Antike, Geschichte III 282. LThK 1. A. X 480. Seeck, Untergang V 1 ff. Kornemann, Weltgeschichte II 344 f. Pörtner 325. Joannou 141 ff. Noethlichs, Die gesetzgeberischen Maßnahmen 83 ff, 98. Weijenborg 244 f, bes. Anm. 14. Waas 89 f

72 Joannou 146. v. Haehling, Religionszugehörigkeit 560. Zu den Religionsverfolgungen unter Valentinian I. s. Verweise der Anm. 72, 73

73 J. Martin LThK 1. A. VII 733 f. Auch nach Kraft, Kirchenväter Lexikon 392, «ein in friedlichem

Ton gehaltenes Werk». S. ebenfalls Altaner 211, 324 f. Vgl. auch Anm. 76

74 Ammian. 27,7,4 ff; 28,1,11; 28,1,22 ff; 28,1,44; 28,12 f; 29,3,3 ff; 29,3,2 ff; 30,5,19; 30,8,3; 30,8,6; 30,8,14. Liban. or. 24,14. Theod. h.e. 4,6,1. Zos. 4,2,4. Symm. ep. 10,27. Zonar. 13,15. Pauly-Wissowa 14. Hbbd. 1965, 2191 f, 2196 f. Nagl ebd. Seeck, Untergang V 8 ff, 18 ff. Bigelmair LThK 1. A. X 480. Joannou 143

75 Ammian. 29,3,9. Pauly-Wissowa 14. Hbbd. 1965, 2199. Neuss/Oediger 30. Weijenborg 241 ff. S. auch Seeck Anm. 74

76 Socr. h.e. 4,3; 4,31. Soz. h.e. 6,36; 6,6. Ambros. de obitu Theod. 53. Ammian. 26,10,9 ff; 27,7,4 ff; 27,7,8; 17,10; 27,10,7; 28,5,1 ff; 28,6; 29,1,10 f; 29,3,2 f; 29,4,5 f; 29,5 f; 30,2; 30,3,1; 30,3,5 f; 30,5,7 f; 30,7 f; 30,8,8. Liban. or. 24,12. Cod. Theod. 5,13,3; 8,7,13; 16,5,3; 16,6,1; Symm. or. 6,4. August. c. litt. Pet. 3,25,29; c. ep. Parm. 1,10,16; 2,83,184. ep. 87,10. Oros. 7,32,10 f; 7,33,5 ff. Optat. Mil. de schism. Donatist. 3,6. Zos. 4,1,1; 4,16 f. Claud. bell. Gild. 310 ff. Pauly-Wissowa 14. Hbbd. 1965, 2169 ff, 2175 ff, 2189 f. dtv Lex. Antike, Geschichte II 31 f. Pauly II 555 IV 1454, V 1093. Seeck, Untergang V 21, 27 f. Ders. Urkundenfälschungen 214 ff. Stein, Vom römischen 267 ff. Heering I 51 f. Egger 9 ff. Dudden I 75 ff. Schmidt, Westgermanen 42 f. Thompson, Historical Work 89 ff. Kornemann, Weltgeschichte II 347 ff. Ders. Römische Geschichte II 415 ff. Warmington 91. Ensslin, Religionspolitik 8. Maier, Verwandlung 102 f. Lippold, Theodosius 11, 16. Grasmück 131 f. Vgl. 151 ff. Tengström 79 ff, 95 f. Kellner, Die Zeit 67 f. Neuss/Oediger 30. Diesner, Afrika und Rom 101. Demandt, Die afrikanischen Unruhen 282 ff. Ders. Der Tod des älteren Theodosius 598 ff. Ders. Die Feldzüge 81 ff. Ruby 27. Zöllner, Franken 21 f. Noethlichs, Die gesetzgeberischen Maßnahmen 79 ff. Pörtner 325 ff. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 151. Stallknecht 59, 69, 124 Anm. 17

77 Ammian. 29,6,5 f; 30,5 f. Socr. 4,3; 4,31,1 ff. Rufin h.e. 11,12. Zos. 4,16; 4,17,2. Pauly II 653, III 989, V 1094. Schultze, Geschichte I 209. Seeck, Untergang V 10, 33 f. Baynes, The Dynasty 230. Kornemann, Weltgeschichte II 349. Stallknecht 61

78 Greg. Naz. or. 43,46. Rufin 11,3. Socr. h.e. 4,1; 4,14 ff, 4,20 ff. Theod. hist. rel. 8. h.e. 4,12 ff; 4,19; 4,24. Soz. h.e. 6,6; 6,13 f; 6,19. Basil. ep. 48. Pauly-Wissowa 14. Hbbd. 2132 ff. LThK 1. A. III 839, X 476. Lecky II 159. Baur I 57, 72. Seeck, Untergang V 82 f. Ehrhard, Die griechische und lateinische Kirche 49. Chadwick, Die Kirche 166. Joannou 149

79 Basil ep. 243,1 ff. LThK 1. A. X 476

80 Faust. 4,5

81 Cod. Theod. 9,16,7 f. Ammian. 26,5,8 ff; 26,10; 28,1; 29,1,5 ff; 29,1,33 ff; 29,2 f; 31,14. Socr. 4,19. Zos. 4,4,3 ff; 4,8,4 f; 4,13 ff. Iordan. de orig. act. Get. 26. Eunap. frg. 38. Vict. epit. 48,3 f. Soz. 4,35. Philostorg. 9,15. Pierer XVIII 339. dtv Lex. Antike, Geschichte III 104, 282. Schultze, Geschichte I 202 ff. Lea III 449 f. Soldan-Heppe I 82 f. Seeck, Untergang V 10, 17, 20, 135. Stein, Vom römischen 270 ff. Dudden I 77 f, 162 f. Maier, Verwandlung 53. Lippold, Theodosius 16. Barb

111 ff. Seyfarth 378 f. Funke, Ammianus 172 ff

82 Ammian. 26 ff; 30,1,18 ff. Liban. or. 24,13. Socr. 4,8 f. Faust. 5,32 f. Philostorg. 7,10; 9,5. Theodor. 4,36. Zos. 4,10 f. Themist. or. 10. H. Dessau, Inscript. Lat. select. 670. Pauly-Wissowa 14. Hbbd. 2100 ff. (Nagl) Zum Perserkrieg: 2113 ff. Seeck, Untergang V 45 ff. Stein, Vom römischen 287. Schmidt, Die Ostgermanen 231 f. Ostrogorsky, Geschichte des byzantinischen Staates 43. Demandt, Zeitkritik 27 f. Stallknecht 62 ff

8. KAPITEL
Kirchenlehrer Athanasius (ca. 295–373)

1 Zit. nach Donin III 24

2 Lippl XVIII

3 Gentz, Athanasius I 862

4 Winkelmann, Historiographie 257, 260

5 Kühner, Gezeiten der Kirche 117

6 Diderot zit. nach Halbfass I 101. Kühner, Gezeiten der Kirche 117

7 Hilar. Pictar. lib. ad. Constant. 2,5. Anwander 63 ff. Harnack, Mission I 117 Anm. 1. Weinel bei Hennecke 330. v. Rudloff 39 ff. Zit. 43. K. Rahner, Dogmen- und Theologiegeschichte 2. Zur Entstehung des trinitarischen Problems vgl. Deschner, Hahn 381 ff

8 Meinhold, Dogmengeschichte 5, hier mit Bezug auf Harnack. Mack, Helvétius I 115

9 Basil. ep. 191; 266,2. Greg. Naz. ep. 130 ad Procop; ep. 131. Rauschen 137

10 LThK 1. A. I 743. Kraft, Kirchenväter Lexikon 426. Altaner 203. Winkelmann, Der trinitarische Streit 100 f

11 Altaner 202, 204. Winkelmann, Der trinitarische Streit 102 f. Altendorf, Zum Stichwort 65

12 Winkelmann, Der trinitarische Streit 105 ff

13 Athan. apol. de fuga sua c. 3

14 Baur I 102

15 Athan. de incarn. et c. Arian. 8. LThK 1. A. I 637 f. Zu den Ursprüngen des arianischen Streites vgl. neuerdings bes. Lorenz, Arius judaizans? Kap. I. Eine Fülle von Literaturhinweisen sowie «exkursartige Anmerkungen» bei Wojtowytsch 418 ff. Ferner: Grillmeier, Vorbereitung I 74 ff, 117 ff. Zu den Anfängen des arianischen Streites vgl. vor allem Sozom. h.e. 1,15 ff. Epiphan. haer. 69,3 ff. Socr. h.e. 1,5 ff. Theodor. h.e. 1,2 ff. Euseb. V. C. 2,61 ff. Gentz, Arianer RAC I 647 ff. Zum urchristlichen Glauben (auch für ‹Laien› verständlich) vgl. Deschner, Hahn 17 ff, bes. 170 ff. S. auch Kornemann, Römische Geschichte II 382. Chadwick, Die Kirche 161. Brox, Kirchengeschichte 171 ff

16 Grillmeier, Vorbereitung 156, 160. Vgl. auch 165 ff, bes. 174 ff

17 Greg. Nyssa, de deitate fil. et spirit, sancti (PG 46,557 B). Zit. Stadtmüller 83. Vgl. Hunger, Byzantinische Geisteswelt 86. Hönn 172 f

18 Greg. Naz. or. 3,13; 9 Carm. 2,1,11 de vita sua. P. Haeuser BKV Bd. 59 IX ff. RAC I 648. dtv Lex. Antike, Religion I 118 f. Lexikon der alten Welt 297. Burckhardt, Die Zeit Constantins 305 f. J. A. u. A. Theiner I 108. Schwartz, Zur Geschichte des Athanasius (1911) 496. Haller I 47. Neumann, Voltaire 83. Mack, Helvétius 123. Vgl. auch Deschner, Hahn 473

19 Athan. c. gent. 45. G. Gentz, Athanasius RAC I 862, 864 f. Loofs zit. nach Gentz ebd. dtv Lex. Antike, Religion I 119. Lexikon der alten Welt 297. Schwartz, Zur Geschichte des Athanasius 372. Lietzmann, Geschichte III 220 ff, 252, IV 28. v. Campenhausen, Griechische Kirchenväter 79 f, 106 f. Schneemelcher, Zur Chronologie 393 f. Dannenbauer, Entstehung I 77. Klein, Constantius II 37. Brox, Kirchengeschichte 175

20 Basil. ep. 82. Socr. h.e. 1,23,6; 7,32,5. dtv Lex. Antike, Religion I 119. Ehrhard, Griechische und lateinische Kirche 39. Stratmann III 48. Historiker und Theologen, die sich auf der «Höhe der Zeit» fühlen, sprechen nur noch von «athanasianisch» und «antiarhanasianisch». Demgegenüber wird hier weiter von arianisch und antiarianisch gesprochen, was die Erinnerung an Arius bewahrt und das Vokabular für den Leser vereinfacht, ohne es zu verfälschen.

21 Hieron. ep. 17,3 ad. Marcum presb. 22

22 Zur umstrittenen Chronologie: W. Telfer, Arian Controversy 129 ff. Ders. Sozomen 187 ff. Baynes, Sozomen 165 ff. Schneemelcher, Zur Chronologie 394 ff. Vgl. auch Vogt, Constantinus RAC III 343 f

23 Dio 39,58. RAC I 271 ff, 280 ff. LThK 1. A. I 252 ff, 2. A. I 319 ff. Lexikon der alten Welt 112 f, 369. Dörrie ebd. 179. Pauly I 244 f, 554 ff, 580 f, II 344 ff, III 73 ff, V 128 f. Caspar, Papsttum I 138. Hagel 3 ff. Beck, Theologische Literarur 28, 188 ff. Dannenbauer, Entstehung I 77 ff. Hanhart 139 ff. Maier, Verwandlung 154. Mango 104. Tinnefeld 211 f

24 Alex. Alexandr. Sermo de anima 7. Athan. de syn. 16. Hilar. Poit. fragm. hist. 7,4. Socr. h.e. 1,11. Sozom. h.e. 1,15. Epiph. haer. 68,4; 69,2; 69,7. Philosrr. 2,2; 1,3. Soz. 1,15. Theodor. h.e. 1,3 ff. Euseb. V. C. 2,61,5; 3,13. Kraft, Kirchenväter Lexikon 199. Schwartz, Zur Geschichte des Athanasius (1905) 258 ff, 289 ff, (1908) 366 f. Ders. Kaiser Constantin 122 f. Harnack, Dogmengeschichte 211 ff. Lippl VI ff. Opitz, Athanasius' Werke III Urk. 16. Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche 35 f. Lietzmann, Geschichte I 93 ff, III 99 f. Voelkl, Der Kaiser 100 f. Franzen 78. Doerries, Das Selbstzeugnis 78 f. Joannou Nr. 1. Wojtowytsch 77 ff, 418 ff. Klein, Constantius II 16 ff. Chadwick, Die Kirche 140. Ders. Ossius 292 ff. Aland, Von Jesus bis Justinian 171 ff. Kötting, Die abendländischen Teilnehmer 2 ff. Schneemelcher, Aufsätze 346 f

25 Wojtowyrsch 80 f, 418

26 Athan. apol. de fuga sua 5. Euseb. V. C. 2,64; 3,7 ff; 3,15 f. Socr. h.e. 1,8; 1,13. Sozom. h.e. 1,17. Theodor. h.e. 1,7. Gelas. v. Kyz. h.e. 2,5. Gentz, Arianer, RAC I 648. Lippl VII f. Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche 36 f. Hernegger 181 ff, 194 f. Kraft, Konstantins religiöse Entwicklung 106 f. Beck, Theologische Literatur 44. Franzen 69 ff, 79. Joannou Nr. 2. Baus, Von der Urgemeinde 466. Barnes, Consrantine 214 f. Wojtowytsch 66, 78, 82 ff, 418 ff. Schneemelcher, Aufsätze 346 f

27 Theodor. h.e. 1,12. Socr. h.e. 1,8. RAC VI 1057 ff

28 Athan. apol. c. Arian. 6. de decr. Nic. syn. 33,7 (PG 25,416 ff). Euseb. V. C. 2,86; 3,6 ff; 4,24.

Konzilsakten: Turner, Ecclesiae occidentalis monumenta iuris antiquissimi I 1 f, 36 ff. Socr. 1,8; Theod. h.e. 1,12. Gentz, Arianer RAC I 649. Vogt, Constantinus RAC III 341 f. dtv Lex. Antike, Religion II 43 ff. Schwartz, Zur Geschichte des Athanasius 1908, 369 ff, 1911, 384. Ders. Kaiser Constantin 134 ff. Seeck, Untersuchungen 348. Harnack, Dogmengeschichte 76. Loofs, Das Nicänum 68 ff. K. Müller, Kirchengeschichte I 383. Vogelstein 71. Caspar, Papsttum I 116 ff, 136. Ehthard, Die griechische und die lateinische Kirche 36 f. Bietzmann, Geschichte III 103 ff. Werner, Entstehung 591 ff, 598 ff mit vielen Quellenhinweisen. Ders. Der protestantische Weg I 182. Haller, Papsttum I 46 ff. Kraft, Eusebius 59 ff, 62 f. Ders. Konstantins religiöse Entwicklung 100. Voelkl, Der Kaiser 137 ff. Ostrogorský, Geschichte des byzantinischen Staates 39. Hönn 178 f. v. Campenhausen, Griechische Kirchenväter 79 f. Dannenbauer I 72 ff. Jedin, Kleine Konziliengeschichte 19. Altaner 230 ff. Hunger, Byzantinische Geisteswelt 93. Schneemelcher, Aufsätze 283. Jones, Roman Empire I 87. Sieben 39 Anm. 59. Chadwick, Die Kirche 148 f. Bienert, Homousios 5 ff, bes. 15 ff. Dinsen 4 ff. Stead 190 ff, 245 ff. Barnes, Constantine 215 ff. Girardet, Kaisergericht 43 ff. Brox, Kirchengeschichte 171 ff, bes. 174 ff. An Reiz gewinnt dies Resultat noch dadurch, daß einerseits schon die ersten Synoden als von Gott inspiriert sich verstanden, andererseits die Laien (bereits seit dem 3. Jahrhundert) auf eine Zuhörerrolle beschränkt worden waren. Unter Konstantin, der sich selbst einen «Bischof für die äußeren Angelegenheiten» genannt, der die Kirchenversammlungen gelenkt und ihre Beschlüsse auch mit unterzeichnet hat, entstanden die ökumenische Synode, die Provinzial- und Ortssynode von Konstantinopel; wobei der Klerus eine Synode manchmal erst nachträglich zum Rang eines «ökumenischen Konzils» erhob, wenn deren Ergebnis ihm paßte, wie die Synode von Ephesus 431.

29 Altaner 322. Luther vgl. WA 8,117,33 ff mit WA 50,571 f. Goethe, Unterhaltungen mit dem Kanzler Müller, zit. nach Hönn 179. Sieben 202 ff, 214

30 Socr. h.e. Prooem. ad lib. 5. Wojtowytsch 66 f, 82 ff, bes. 89 u. 138 ff. Girardet, Kaisergericht 1 f

31 Euseb. V. C. 1,44; 3,13; Socr. h.e. 1,9; 1,14; 1,26 f. Theod. 1,7; 1,19 f. Soz. 1,21. Athan. apol. c. Ar. 59 f, bes. 59,4 ff. Gentz, Athanasius RAC I 860. LThK 1. A. I 636 f. Camelot, Athanasios LThK 2. A. I 976. Seeck, Untersuchungen 350. Lippl VIII. Schwartz, Zur Geschichte des Athanasius 380 ff. Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche 34, 37. Haller, Papsttum I 48. Voelkl, Der Kaiser 140 ff. Doerries, Das Selbstzeugnis 80. Franzen 79 f. Lorenz, Nachsynode 33. Wojtowytsch 89 ff, 419 ff. Brox, Kirchengeschichte 159

32 Sozom. h.e. 2,17,1 ff. Lippl VI. Zum Todesjahr von Bischof Alexander vgl. Parmentier/Scheidweiler 351 f

33 Socr. 1,15; 1,23,3. Soz. 2,17,4 ff; 2,25,6. Athan. apol. c. Ar. 6,4. Epiphan. pan. 68,7,3 f. Gentz, Athanasius RAC I 1860. Pauly-Wissowa 4. Hbbd. 1970, 1935 ff.

Hiernach ist Athanasius um 300 geboren. Kraft, Kirchenväter Lexikon 60. Donin III 16. Lippl VI. Hagel 76. Schwartz, Kaiser Constantin 158 f. Heiler, Urkirche 158. v. Campenhausen, Griechische Kirchenväter 72, 77. Camelot, Athanasios LThK 2. A. 976 f. Maier, Verwandlung 56, 154. Joannou 37 f

34 Soz. h.e. 2,17,4; 2,25,6. Philostr. h.e. 2,11. Vogt, Constantinus RAC III 339. LThK 1. A. VII 67 f. Kraft, Kirchenväter Lexikon 373 f. K. Müller, Beiträge 12 ff. Kettler 155 ff. Hönn 171 f. Lietzmann, Geschichte 89 ff. Nordberg 10 ff. Girardet, Kaisergericht 52 ff

35 Julian ep. 61 (Weis). Greg. Naz. or. 21,26. Camelot, Athanasios LThK 2. A. I 977. Gögler 944 ff. Kraft, Kirchenväter Lexikon 60, 188 f. Lippl V. Caspar, Papsttum I 139. Schwartz, Kaiser Constantin 147 ff (= 1. A. 1913, 158 ff). v. Campenhausen, Griechische Kirchenväter 72 ff. Stratmann III 17. Rahner, Kirche und Staat 129, 125. Maier, Verwandlung 56 f. Dannenbauer, Entstehung I 354. Schneemelcher, Aufsätze 20, 285. Und noch 1970 attestiert dem hl. Kirchenlehrer das mit kirchlicher Druckerlaubnis von P. Manns edierte Sammelwerk «Reformer der Kirche»: «Er übte Macht aus, ohne Schonung, er war energisch bis zur Gewalttätigkeit.» S. 176

36 Athan. hist. Arian. 33,1 ff; 67,2. Schwartz, Zur Geschichte des Athanasius 388. Caspar, Papsttum I 144, 153. Vogt, Constantin 203 f (= 2. A. 1960, 200 f). Kornemann, Römische Geschichte II 397. Daniel-Rops, Apostel und Märtyrer 626. Hernegger 200. Chadwick, Die Kirche 153. Klein, Constantinus II 105 ff

37 Athan. de synod. 31,3. Histor. Arian. 30; 33; 44 ff; 49 f; 52,3; 67 ff; 74 ff. Optat. Mil. de schism. Donatist. 3,6 f. Hilar. Poit. c. Auxent. 3 f. Gentz, Athanasius 863. Camelot, Athanasios LThK 2. A. I 978 f. Lauchert (eine üble Apologie) 74 f. Hagel 70, 75 f, 78. v. Campenhausen, Griechische Kirchenväter 79. Kühner, Gezeiten der Kirche 115 f. Sieben 44 f

38 Athan. c. Arian. 1,4 ff; 1,10 f; 1,14; 1,23; 1,64; 2,1; 2,3; 2,7; 2,25; 2,32 f; 2,50 f; 3,28. Vgl. auch Athan. de decr. 21; 27,1; 29. ad Serap. 4,9 u. a. v. Frankenberg, Friedrich der Große I 149

39 Athan. c. Arian. 2,30; 2,43; 3,16; 3,28. Dörrie in: Lexikon der alten Welt 297, 369. Schneemelcher, Aufsätze 336. Doerries, Die Vita Antonii als Geschichtsquelle, in: Nachr. d. Akad. d. Wissensch. in Göttingen, phil.-hist. Kl. 1949, 357 ff, zit. nach Tetz 163 f

40 Athan. c. Arian. 2,15 ff; bes. 2,17; 2,42; 3,27 f; c. gentes 1; 9 ff; 19; 23; 25. Theodor. h.e. 1,31. Lippl XVIII f. Vgl. zum folgenden auch Klein, Constantius II 87

41 Athan. apol. c. Arian. 61 ff; 71 ff; 86 f. Theodor. 1,27 ff. Zit. 1,34. Soz. 2,25,1 ff; 2,28; 2,31; 2,35. Rufin h.e. 10,16 ff; Socr. 1,29; 1,34. Euseb. V. C. 4,41 f. Gelas. Cyz. h.e. 3,17 f. Alle Quellen zur Synode von Tyrus nennt Schneemelcher, Aufsätze 300 ff. RAC VI 1060. Kraft, Kirchenväter Lexikon 199. Pauly I 1283 f. LThK 1. A. I 637, III 345 f. Seeck, Untergang I 61. Schwartz, Zur Geschichte 367 ff, 413 ff. Ders. Kaiser Constantin 163 ff. Pfättisch 169 f. Lippl 9 f. Stein, Vom römischen 166 f. Hagel 28 ff, 34 ff. Bell, Jews 58 ff. Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche

40. Lietzmann, Geschichte III 118 ff. Hönn 171 f, 184 f. Greenslade 20. Vogt, Constantin 242. Doerries, Das Selbstzeugnis 96. Kraft, Kaiser Konstantin 253 f. Voelkl, Der Kaiser 195 f, 208. Schneemelcher, Zur Chronologie 400. Aufsätze 298 ff, 304 ff. Schäferdiek, Zur Verfasserschaft 177 ff, bes. 185 f. Lorenz, Nachsynode 31 f. Wojtowytsch 91 ff. Chadwick 153. Kühner, Gezeiten der Kirche 120 f. Baus, Von der Urgemeinde 456. Girardet, Kaisergericht 57 ff, 66 ff. – Athanasius traf wahrscheinlich im Februar 336 in Trier ein. Da man für die Strecke Konstantinopel–Trier im «cursus clabularis» der Staatspost, einem täglich etwa 35–40 km zurücklegenden Ochsengefährt, ca. 90 Tage benötigte; vgl. Schmailzl 106. Joannou 38 f. – Im späteren 4. und 5. Jahrhundert, als man selber kaum noch Märtyrer vorzuweisen hatte, aber dem Heidentum zü Märtyrern verhalf, pflegte man auch all die ungezählten, in die Verbannung geschickten Kleriker als Konfessoren zu bezeichnen, also mit dem Titel der «Bekenner» der Märtyrerzeit. Einige von ihnen wurden später in der Liturgie sogar offiziell als «Märtyrer» geehrt, wie Bischof Euseb von Vercelli, der 363 wohlbehalten aus der Verbannung zurückkam und immerhin noch acht Jahre seiner Diözese vorstand. Auch «Ketzer», die Monophysiten etwa, haben natürlich alle verbannten Bischöfe, Priester und Mönche «mit dem Kranz der Bekenner gekrönt». Hieron. ep. 3,2. Kötting, Die Stellung des Konfessors 22 f. Zum ungeheuren christlichen Schwindel mit «Märtyrern» ausführlich: Deschner, Hahn 334 ff, bes. 349 ff

42 Athan. c. Arian. 1,1. Hist. Arian. 51,1. ep. ad Serap. de morte Arii. Socr. 1,37 f. Soz. 2,29 f. LThK 1. A. VIII 47. Kraft, Kirchenväter Lexikon 56. Lippl X f. Seeck, Untersuchungen 33 ff. Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche 40. Lietzmann, Geschichte III 125. Poppe 44 f. Kühner, Gezeiten der Kirche 121. Chadwick, Die Kirche 155. Lorenz, Nachsynode 25

43 Joh. Mosch. prat. spir. 40. LThK 1. A. I 763. Siemers 90. Donin III 13. Lippl XVIII. Seeck, Urkundenfälschungen 4. H. 419. Schwartz, Kaiser Constantin 147 ff. Ders. Zur Geschichte des Athanasius 367 f. Dittrich 188. Zur Rühmung oder Rechtfertigung des Athanasius vgl. auch: Görlich 15. Stratmann III 46 f. v. Campenhausen, Griechische Kirchenväter 82 f. Voss 56. Vgl. Deschner, Das Kreuz 414 Anm. 27. Ders. Hahn 399 f. Schneemelcher, Aufsätze 291 ff. Duchesne zit. nach Palanque 53, für den Athanasius gleichwohl «ein hervorragender Schriftsteller» ist. So absurd wie das Urteil Peter Browns, Athanasius sei ein «intellektuell-verfeinerter Grieche» gewesen: Welten 111

44 Basil. ep. 66

45 Athan. de decr. Nic. syn. 39 f. Kraft, Konstantins religiöse Entwicklung 230 ff

46 Athan. apol. c. Arian. (PG 25, 248–409). Socr. h.e. 1,13. Seeck, Urkundenfälschungen 4. H. 399 ff, bes. 418 ff

47 Zu Klein vgl. den Beleg in der nächsten Anm.

48 Athan. apol. c. Arian. 87 (PG 25,406 f) Hilar. frg. 3,8. Socr. 2,3. Theod. 2,2. Soz. 3,2. Philostorg. 2,18. Gentz, Athanasius RAC I

860. Camelot LThK 2. A. I 976. Schwartz, Zur Geschichte des Athanasius (1908) 372. Stein, Vom römischen 207 f. Seeck, Untergang I 61, IV 52 f. Caspar, Papsttum I 138. v. Campenhausen, Griechische Kirchenväter 77. Lietzmann, Geschichte III 178. Kühner, Gezeiten der Kirche 121. Klein, Constantius II 29 ff, 157. Sieben 40 f, 60 f. Vgl. 202

49 Athan. hist. Arian. 15. Apol. de fuga sua c. 3. Hilar. Poit. frg. 3,9 (PL 10,665). frg. A 4 (CSEL 65, 48 ff; PL 10,668). Socr. h.e. 2,20. Sozom. h.e. 3,8; 3,11. Epiphan. de haer. 72,2 f. Gentz, Athanasius RAC I 860. Joannou 49 f, 61 ff, 82 ff, bes. 88 ff. Wojtowytsch 95 ff. Klein, Constantius II 77 f, 79 Anm. 155

50 Athan. ep. encycl. 6,2. Schultze, Geschichte II 328. Schneemelcher, Aufsätze 325 ff. Klein, Constantius II 107

51 Greg. Naz. or. 21,28. Athan. Vita Antonii 69 ff. Hist. Arian. 10 f. apol. c. Arian. 18 f; 72. de syn 22. ep. enc. 2 ff. Socr. 2,8 ff. Soz. 3,5 f. Synodalschreiben von Serdica: CSEL 65,55,5. Gentz, Athanasius RAC I 860 f. Camelot, Athanasios LThK 2. A. I 976. Lucas 7. Grisar, Geschichte Roms 253. Lippl XI. Seeck, Untergang IV 51 ff. Schwartz, Zur Geschichte des Athanasius (1911) 473 ff, 485 ff. Stein, Vom römischen 207 f. Hagel passim. Joannou 36 ff, 46 ff, 53 f, 60. Schmailzl 103 f, 106. Kühner, Gezeiten der Kirche 122. Schneemelcher, Aufsätze 313 ff, 327 ff. Klein, Constantius II 35 ff, 68 ff, 106. Wojtowytsch 96 f

52 Gentz, Athanasius RAC I 860 f. Girardet, Kaisergericht 80 ff, 162. S. auch Anm. 48

53 Gal. 2,1 ff. Apg. 1,19 ff. Euseb. h.e. 9,6,3. Rufin h.e. 1,30. Socr. h.e. 2,44; 3,25. Sozom. h.e. 5,12; 6,4. Basil. ep. 66 f (das Zitat 66,2). ep. 70; 203. Liban. or. 11,177 f. RAC I 461 ff. LThK 1. A. I 491 ff; III 864. 2. A. I 648 ff. ThRe IX 1982, 543 ff. Baur 34 ff, 57 ff, 113 ff. Nach Baur gehörten zu Antiochien um 325 etwa 150 Bistümer; S. 35. Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche 40. Haller, Papsttum I 61 f. Beck, Theologische Literatur 28, 190 ff. Downey 581 ff. Tinnefeld 101 ff, 114, 116 ff. Aland, Von Jesus bis Justinian 62 f, 258 f. Dempf, Geistesgeschichte 105 ff. Browning 213 ff. Benoist-Méchin 192

54 Theodor. h.e. 3,4

55 Basil. ep. 239. Socr. h.e. 2,44,1 f; 3,91 ff; 4,12; 5,9; Sozom. 2,37; 4,28; 5,13,1 ff. Theodor. h.e. 2,31 f; 3,5; 4,19. Historia Acephala 7. Epiphan. haer. 73,29 ff. Philostorg. 4,4. Greg. Naz. de vita 1680 ff. Greg. Nyss. or. in Meletium (PG 46,857). Lib. or. 19 ff. LThK 1. A. I 492 ff, III 864, V 255, 807, VII 65 ff, VIII 21. 2. A. I 648 f. Lexikon der alten Welt 181. RAC I 461 ff. Rauschen 98 ff, 114 f. Grützmacher I 167 ff. Baur I 35 ff, 61 ff. v. Campenhausen, Ambrosius 22. Haendler, Von Tertullian 114 ff Joannou 166 ff, 188 ff, 212 ff. Tinnefeld 153 ff. Chadwick, Die Kirche 167 ff

56 Hilar. frg. hist. 3. Athan. de syn. 22 ff. apol. 20; 29,3; 30,1; hist. Arian. 7. apol. c. Arian. 6,25. apol. de fuga sua 3,6. Socr. h.e. 2,6 ff; 2,12 ff. Soz. 3,4 ff; 3,7,5 ff; 3,5. Liban. or. 1,44; 1,59; 59,94 ff. Theodor. h.e. 2,2; 2,5. RAC I 860. LThK 1. A. III 860 f, IV 760, VIII 47, IX 698. Kraft, Kirchenväter Lexikon 210. Altaner 203. Lecky

II 159. Lippl XI. Schwartz, Zur Geschichte des Athanasius (1904) 341; (1911) 479 ff, 489 ff, 511 ff. Seeck, Untergang IV 52, 71 f. Stein, Vom römischen 207 ff, 233. Baur, Johannes I 57. Caspar, Papsttum I 138 ff. Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche 41. Telfer, Paul of Constantinople 31 ff. Tinnefeld 177 f. Klein, Constantius II 71 ff. v. Haehling, Die Religionszugehörigkeit 244 f

57 Socr. 5,9. Soz. 7,10. Rauschen 116

58 Die These, schon von Seeck «mit guten Gründen» formuliert (Klein), wurde nun von Girardet und Klein wieder vorgebracht. Vgl. Klein, Constantius II 76 f. Dazu Zos. hist. nov. 2,39,2

59 Athan. apol. ad Const. 4. Socr. h.e. 2,12; 2,22,5 f. Sozom. h.e. 3,10; 3,20. Theodor. h.e. 2,4; 2,8,55 f; 2,9 f. Rufin h.e. 10,20. Philostorg. 3,12. LThK 1. A. I 637. Lippl XI f. Seeck, Untergang IV 81 ff. Stein, Vom römischen 210. Palanque 23. Neuss/Oediger 43. Chadwick, Die Kirche 158 f. Joannou 46 f, 78 f, 99 ff. Schmailzl 106. Klein, Constantius II, 51 f, 111 ff. Ausführlich zur Synode von Serdica (342): Schneemelcher, Aufsätze 338 ff, bes. 352 ff

60 Athan. apol. c. Arian. 51; 54; 55. Apol. ad Const. 4. Hist. Arian. 21 ff. Socr. h.e. 2,23 f. Sozom. h.e. 3,24. Theodor. h.e. 2,4; 2,11. Hagel 45 ff. Schmailzl 108 f. Joannou 100 f. Klein, Constantius II 51 f, 79 ff, 113 ff. Wojtowytsch 116 f

61 Socr. 2,22 ff. Soz. 3,20; 4,6; 4,9 f. Philostorg. 3,12. Theodor. 2,4; 2,8,55; 2,13; 2,15; 5,41. Athan. de fuga sua 24. apol. ad Const. 3 ff; 22 ff. Hist. Ar. ad mon. 21 ff; 31; 48; 52; 81. Epiphan. haer. 71,1. Gentz, Athanasius RAC I 861. Camelot, Athanasios LThK 2. A. I 977. 1. A. I 637. Lippl XIII. Schwartz, Zur Geschichte des Athanasius (1904) 342. Seeck, Untergang IV 50, 84 ff, 100, 135 ff, 153 ff. Stein, Vom römischen 210 f, 236. v. Campenhausen, Griechische Kirchenväter 79. Haller, Papsttum I 51. Stratmann III 43 ff. Tetz 176 f. Klein, Constantius II 117 Anm. 212

62 Pallad. hist. Laus. c. 63

63 Ebd. Kraft, Kirchenväter Lexikon 404 f. LThK 1. A. VII 896 f. Altaner 188 f

64 Vgl. hierzu Tetz 172 ff

65 Pallad. hist. Laus. c. 63. Tetz 171. Vööbus, Entdeckung 36, bes. 40. Deschner, Das Kreuz 182 f. Ders. Heilsgeschichte II 21 f

66 Athan. apol. Const. 27. hist. Arian. 31 ff; 34; 41; 76. Sulp. Sev. Chron. 2,39. Vgl. auch 2,37,7. Hilar. frg. 5 f. Mansi, Conc. coll. III 233 ff. CSEL 65,187. Socr. h.e. 2,36. Sozom. 6,9,1 ff. Theodor. h.e. 2,15 f. Liberius ep. «Obsecro» 4 (CSEL 65,166), ep. «Obsecro» 5 (CSEL 65,92), ep. «Quamvis sub imagine» (CSEL 65,164). LThK 1. A. VI 549 f, VIII 24. Lippl VII f. Seeck, Untergang IV 143 ff. Stein, Vom römischen 234 f. Caspar, Papsttum I 171 ff. Winheller 55 ff. Joannou 115 ff. Wojtowytsch 119 ff. Nach Klein, Constantius II 9 f, ist das von Athanasius überlieferte Kaiserwort «Mein Wille ist Canon» weder zweifelsfrei authentisch noch als grundsätzliche Maxime gemeint gewesen. Vgl. bes. auch 51 ff, 86 ff, 137 ff

67 Socr. 2,36 f. Soz. 4,9. Athan. hist. Arian. ad mon. 31 ff. Lucif. Calar. Den non parcendo in Deum delinquentibus. Vgl. De non conviendo cum haereticis. – De regibus apo-

staticis. – De San Athanasio. – Moriendum esse pro Dei filio. Vgl. zum Ganzen auch die 384 durch die Kleriker Faustinos und Marcellinus niedergeschriebene Sektengeschichte, den sog. Libellus precum in der Collectio Avellana. Vgl. bes. auch Coll. Avell. ep. 2,85. Pierer X 567 f. LThK 1. A. IV 673, VI 677 f. Bertholet 331. Altaner 320. Kraft, Kirchenväter Lexikon 354. Krüger, Lucifer 39 f. Rauschen 140. Stein, Vom römischen 234 f. Caspar, Papsttum I 201 f, 216 f. v. Campenhausen, Ambrosius 6. Lietzmann, Geschichte IV 40 f. Hernegger 403 ff. Haendler, Von Tertullian 96 ff. Klein, Constantius II 56 ff, 121 ff. Joannou 119, 139 f

68 Libellus precum 21; 23 ff. Pierer X 567 f. Rauschen 199 f, Caspar, Papsttum I 202 f, 216. Hernegger 403 ff

69 Soz. h.e. 4,11,3. Ammian. Rerum gestarum 15,7; 22,3. Athan. hist. Arian. 38 f. apol. ad Const. 29. Socr. h.e. 2,16. Theodor. h.e. 2,13; 2,16. Wojtowytsch 122 f. Klein, Constantius II 137 ff

70 Theodor. h.e. 2,16 f. Liberius, ep. 10 (Hilar. 4,168); ep. 12 (Hilar. 4,172); ep. 18 (Hilar. 4,155). Hilarii Coll. antiar. (frg. hist.) «Pro deifico», «Quia scio», «Non doceo». Soz. h.e. 4,15. Theodor. h.e. 2,16 f. Philostorg. 4,3. Sulp. Sev. Chron. 2,39. Hieron. de vir. ill. 97. Ammian. 15,7 ff. Athan. hist. Arian. 38 f. LThK 1. A. VI 549 f, IX 597 f. Altaner 307 f. Grisar, Geschichte Roms 281. Caspar, Papsttum I 171 ff, 183 ff. Herrmann, Ein Streitgespräch 77 ff. Wojtowytsch 121 ff. Klein, Constantius II 86, 140 ff. Aland, Von Jesus bis Justinian 181. Haendler, Von Tertullian 94 f. Jacob, Aufstände 152

71 Athan. hist. Arian. 41. Hagel 76 f. Klein, Constantius II 142 f

72 Joannou VI f, 1 f, 122 ff. Der Verfasser kam 1972 auf der Rückfahrt nach München durch einen Autounfall bei Mantua ums Leben. Sein Buch erschien mit finanzieller Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Kein Geld hatte die DFG für die Förderung meiner «Kriminalgeschichte des Christentums» (ich selber hatte ja auch keinen Kardinalstaatssekretär hinter mir), obwohl mein Projekt ein nicht unbekannter Theologe bei der DFG gar nicht so schlecht befürwortet hatte; u. a. so: «Ohne Zweifel gehört Dr. Karlheinz Deschner heute zu den kenntnisreichsten und fleißigsten, kritischsten und scharfsichtigsten Forschern auf dem Gebiet der gesamten Geschichte des Christentums. Seine Kirchengeschichte, die unter dem Titel ‹Abermals krähte der Hahn› in großer Auflage erschienen ist und weithin Aufsehen erregt hat, hat bewiesen, daß der Verfasser nicht nur über eine geradezu souveräne Beherrschung der Quellen wie der Literatur verfügt, sondern, daß er auch im Stande ist, große Zusammenhänge zu überschauen und nicht etwa nur Material aneinander zu reihen. Werke wie das zitierte sind selten und die Forschung muß dafür dankbar sein, wenn solche weitreichende Aufgaben nicht nur auf Teamwork verteilt werden, sondern auch von einem Einzelnen bewältigt werden können. Seiner Bedeutung nach kann man dieses Buch eigentlich nur mit der klassischen Kirchengeschichte, nämlich Gottfried Arnolds ‹Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie› verglei-

chen, die bekanntlich die einzige Quelle für Goethes gesamte Beschäftigung mit dem Christentum gewesen ist und deren Nachwirkungen bis heute in aller Welt kaum überschätzt werden können.» Carl Schneider

73 Hilar. c. Const. 11. Theodor. h.e. 2,17. Soz. h.e. 4,15. Wojtowytsch 124 f

74 Athan. de syn. 1 ff; 8; 10; 12; 30. Hilar. c. Const. 12 ff. CSEL 65,85 ff. Amm. 19 f. Epiphan. haer. 73. Sulp. Sev. Chron. 2,40 f. Soz. h.e. 3,16; 4,16 ff. Theod. h.e. 2,18 f. Socr. 2,37; 2,39 ff. Athan. ep. ad Afros 3 f. LThK 1. A. VIII 899 f, IX 597 f. Seeck, Untergang IV 163 ff. Stein, Vom römischen 238 f. Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche 44 ff. Palanque 27. Joannou 131 ff. Chadwick, Die Kirche 162

75 Hieron. adv. Lucif. 19. Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche 46 f. Chadwick, Die Kirche 162 f

76 Hilar. frg. A I (CSEL 65,43). Chron. Kephalaion zu 362. Greg. Naz. or. 21. LThK 1. A. I 638. Lexikon der alten Welt 297. Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche 48. Joannou 133 ff

77 Setton 100. Klein, Constantius II 125 ff

78 Epiphan. haer. 76,1,4 ff. Ammian. 22,11,4 ff. Grant, Christen 75 f

79 Ammian. 22,11,3 ff. Theodor. 2,14; 3,4; 3,9. Socr. h.e. 3,2 f; 3,7; 4,1,14 f; 4,8,4; 4,13; 4,16. Soz. 4,9 f; 4,28,3 ff; 5,7,3 f; 5,12; 5,15. Philostorg. 7,2. Athan. ad episc. Aeg. 7. Hist. Arian. ad mon. 48 ff; 54 ff; 59 ff. Apol. de fuga sua 6 f; 24. syn. 37. Historia Acephala 5 ff. Theodor. h.e. 2,14; 3,18,1. Rufin h.e. 10,34 f. Epiph. haer. 76,1. Greg. Naz. or. 4,86; 21. Pallad. hist. Laus. c. 136. Chron. pasch. 546,4 f. Pauly I 626. RAC I 861. LThK 1. A. I 706. Lecky II 159. Lippl XV ff. Geffcken, Der Ausgang 119 ff. Schultze, Geschichte I 137 f. Bidez, Philostorgios LIII ff. Stein, Vom römischen 236 f, 255 ff, 270 ff. Seel 175 ff. v. Campenhausen, Griechische Kirchenväter 80 f. Dannenbauer, Entstehung I 76. Lacarrière 150 f. Jacob, Aufstände 152. Camelot, Athanasios 977. Poppe 50

80 Socr. 4,20 ff. Theodor. h.e. 4,19 ff. Rufin h.e. 2,13; 11,3. Soz. h.e. 6,19; 6,39. Gentz, Athanasius 861. Schultze, Geschichte I 205 f. Schwartz, Zur Geschichte des Athanasius (1904) 367. Stein, Vom römischen 272 f. Caspar, Papsttum I 224. Lippold, Theodosius 16. Joannou 182, 198, 225. Joannou datiert das Toleranzedikt des Valens S. 225 auf den «2. November 377», S. 226 auf den «2. November 378».

9. KAPITEL
Kirchenlehrer Ambrosius (um 333 oder 339–397)

1 Niederhuber LThK 1. A. I 350. Vgl. auch die «Allgemeine Einleitung» Niederhubers in BKV 1914 IX ff. Auch Kraft sieht in Ambrosius «die Römertugend durch die Christentugend ergänzt und überboten». Kirchenväter Lexikon 23

2 Altaner 330 f

3 Aland, Von Jesus bis Justinian 230

4 Ambros. ep. 17

5 Augusr. conf. 5,13

6 2.Kor. 12,10. Ambros. ep. 20,23. Ders. Die Pflicht vor der Welt 44, Heilmann, Texte II 396. Lexikon der alten Welt 134 f. Caspar,

Papsttum I 267. v. Campenhausen, Ambrosius 219. Ders. Lateinische Kirchenväter 90. Dannenbauer, Entstehung I 242. Diesner, Kirche und Staat 25. K. P. Schneider, Liebesgebot 1

7 Paulin. Vita Ambr. 4; 6. Socr. h.e. 4,30. Theodor. h.e. 4,6,7; 4,7,1 ff. Ambros. ep. 63; 65. de off. 1,1 f. de paenit. 2,73. Soz. 4,24. Ruf. 2,11. Kraft, Kirchenväter Lexikon 22. Altaner 331. Schnürer, Kirche I 22 f. v. Campenhausen, Ambrosius 27 f, 90 ff, wo das Jahr von Ambrosius' Bischofsweihe auf 373 angesetzt wird. Ders. Lateinische Kirchenväter 79 f. Dudden I 1 ff, 66 ff. Lietzmann, Geschichte IV 47. Schneider, Liebesgebot 3 ff. Haendler, Von Tertullian 99 f

8 Paulin. Vita S. Ambros. 3 ff. Ambros. de virg. 3,1; 3,37 f. exhort. virg. 12,82. LThK 2. A. I 427 ff. Kraft, Kirchenväter Lexikon 26. Niederhuber VII, VIII Anm. 1. v. Campenhausen, Ambrosius 24 ff. Ders. Lateinische Kirchenväter 81 ff. Caspar, Papsttum I 277, Dudden I 2, 176 ff. Kornemann, Weltgeschichte II 354. Ders. Römische Geschichte II 421. Dawson 56. Maier, Verwandlungen 53

9 Cod. Theodos. 16,5,5; Cod. Just. 1,5,2. RAC I 370. dtv Lex. Antike, Geschichte II 66, III 283. Rauschen 47. Caspar, Papsttum I 212, 267. Stratmann III 76, 104 ff. v. Campenhausen, Lateinische Kirchenväter 79. Dörries, Wort und Stunde I 56. Diesner, Kirche und Staat 28 ff, 44. Lippold, Theodosius 34 ff, 83. Hernegger 407 ff. Gottlieb, Ambrosius 60 ff, 80 ff. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 205

10 LThK 1. A. I 350 f. Niederhuber IX ff

11 Eunap. Excerpt. de Sent. 48. Auson. Grat. Act 64 f. Ammian. 27,6,15; 31,10,18 f. Soz. 7,25,11. Vict. Epit. de Caesaribus 47,5 f. Seeck, Untergang V 165. Dudden I 217 ff

12 Ammian. 30,9,5. Theodor. h.e. 4,24,2 f; 5,2; 5,21,3 f. Socr. 5,2; Cod. Theod. 13,1,11; 16,5,4 f. Cod. Just. 1,5,2. Soz. 7,1,3. Ambros. ep. 1 f; 7 ff. Auson. Grat. Act. 14,63. Epistula Gratiani imperat. (CSEL 79,3 f). Zos. 4,36,5. Rauschen 47,49 f. RAC II 1228 f. Kraft, Kirchenväter Lexikon 27. Seeck, Regesten 252. Ders. Untergang V 104 ff, 137. Sesan 60 ff. Stein, Vom römischen 304 ff. Heering I 60 ff. Dudden I 191 ff. v. Campenhausen, Ambrosius 15, 36, 40 ff. Alföldi, A Festival. Danach legte Gratian den Tiel Pontifex Maximus Anfang 379 ab, S. 36. Kornemann, Römische Geschichte II 420. Ensslin, Die Religionspolitik 8 ff. Lorenz 38. Diesner, Kirche und Staat 23. Maier, Verwandlung 53. Hornus 168 f. Widmann 59. Grasmück 131 f, 151 ff. Lippold, Theodosius 16, 34 f. Kupisch I 91. Schneider, Liebesgebot 46. Aland, Von Jesus bis Justinian 224. Heinzberger 12, 227 Anm. 37; hier entsprechende Literaturhinweise. Thraede 95. Grant, Christen 177. – Die Chronologie ist, wie so oft, nicht unumstritten. Neuerdings setzte vor allem G. Gottlieb, dem hier nicht gefolgt wird, in seiner Heidelberger Habilitationsschrift die Abfassung des ersten Teils von «de fide» nicht 378 (oder 379), also nicht, wie herkömmlich, unmittelbar vor (oder gleich nach) der Schlacht von Adrianopel, sondern erst im Jahr darauf an. Vgl. G. Gottlieb, Ambrosius von Mailand und Kaiser Gratian, Zusammen-

fassung 83 ff. G. bestreitet sogar jeden Einfluß des Ambrosius auf die Gesetzgebung Gratians in Angelegenheiten der Kirche und des Glaubens, 51 ff, oder erklärt zumindest, ein solcher Einfluß «kann nirgends nachgewiesen werden» (87). Vgl. dazu auch Gottlieb, Gratianus RAC VII 718 ff, bes. 723 f

13 Ambros. Über die Flucht vor der Welt 44. Heilmann, Texte II 396. Stein, Vom römischen 296 f. Stratmann III 76. v. Campenhausen, Ambrosius 166. Bloch 197. Aland, Von Jesus bis Justinian 225. Rubin I 27 spricht geradezu von der «Unterwürfigkeit» des Theodosius gegenüber Ambrosius

14 Vgl. jüngst Strzelczyck 1 ff

15 Plin. nat. hist. 37,35; 4,28. Tac. Germ. c. 44. Socr. 6,34. Ammian. 31,2,1 ff; 31,3 f. Philostorg. 9,17. Stein, Vom römischen 289 f. Hauptmann 115 ff. Schmidt, Ostgermanen 195, 201, 243. K.-D. Schmidt, Die Bekehrung 205 ff, 215, 316 ff. Capelle 185 f. Historisch besonders wichtig Weibull, Die Auswanderung der Goten aus Schweden, 1958. Ferdinandy 186 f. Vernadsky 258 f. Dannenbauer, Entstehung I 10 f, 193 f. Conrad, Deutsche Rechtsgeschichte 77. Maier, Die Verwandlung 109 f, 130. A. v. Müller, Geschichte unter unseren Füßen 114 ff. Rice 149. Schwarz, Goten 13 ff, 142 ff. Bullough, Italien 167. Wagner, Getica 214. Claude, Westgoten 7. Stockmeier, Bemerkungen zur Christianisierung 316 f

16 Mansi Collect. Consil. II 214. Schmidt, Die Bekehrung 212 ff. Vogt, Der Niedergang Roms 427 f. Aland, Glaubenswechsel 58 ff. Stockmeier, Bemerkungen zur Christianisierung 315 ff. Der erste Missionar der Westgoten ist wohl ein gewisser Eutyches gewesen, ebd.

17 Jord. Get. 267 (MG Auct. Ant. V 1,127). dtv Lex. Antike, Religion II 311 f. Thompson, The Visigoths 94 ff. Fridh, 130 ff. Wolfram, Gotische Studien I 1 ff. Schäferdiek, Wulfila 107 ff, bes. 117

18 Ammian. 27,5,9. Die Quellen bei Jones, Prosography 120 f. dtv Lex. Antike, Geschichte I 155. K. K. Klein Frithigern 34 ff. Aland, Glaubenswechsel 59. Wolfram, Gotische Studien 2 f, 13. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 235

19 Ammian. 31,4,13. K. K. Klein Frithigern 38 ff. Wolfram, Gotische Studien 4, 9 f

20 Ammian. 31,3,4. Socr. h.e. 4,33 f. Soz. 6,37. Nach Dudden I 165 war es «nearly a million persons of both sexes». Giesecke, Die Ostgermanen 62 ff. Schmidt, Die Bekehrung 223 ff. Capelle 185 f. Thompson, Atila 23. Ensslin, Einbruch 101. Aland, Glaubenswechsel 60. Altheim, Hunnen I 351. Dannenbauer, Entstehung I 195. A. v. Müller, Geschichte unter unseren Füßen 115. Maier, Verwandlung 110

21 Eunap. fr. 42 ff; 55. Ammian. 26,10,3; 27,4 f; 31,3 ff. Zos. 4,10 ff. Socr. h.e. 4,33 f. Soz. 6,37 ff. Oros. 7,32 f. Seeck, Untergang V 93 ff, 101 ff. Schwartz, Zur Geschichte des Athanasius 370. Delbrück, Kriegskunst II 280. Stein, Vom römischen 286 ff. v. Campenhausen, Ambrosius 37 f. Schmidt, Die Bekehrung 242 f. Ders. Die Ostgermanen 233. Giesecke, Die Ostgermanen 69 f. Capelle 172 ff. Baetke, Die Aufnahme 17. Kornemann, Weltgeschichte II 352. Ders. Römische

Geschichte II 418 f. Ostrogorsky, Geschichte des byzantinischen Staates 43. Ensslin, Einbruch 100 ff. Vogt, Der Niedergang Roms 310 f, 428. Dannenbauer, Entstehung I 195. Maier, Verwandlung 110. Claude, Westgoten 14 f, 26 f. Nehlsen 161. Aland, Glaubenswechsel, 59 f. Wolfram, Gotische Studien 10

22 Jord. de orig. act. Get. 25. Soz. h.e. 2,6. Philostorg. h.e. 2,5. Basil ep. 164,2. dtv Lex. Antike, Religion I 176. Seeck, Untergang V 90. K.-D. Schmidt, Die Bekehrung 216 ff, 231 ff, 236 ff, 257 (hier Zitat). Giesecke, Die Ostgermanen 6 ff, 16 ff, 44, 69. Thompson, Christianity 69 f. K. K. Klein, Gotenprimas Wulfila 84 ff, bes. 98 ff. Previté-Orton, The shorter 56. Claude, Die Westgoten 11 f, 26 f. Aland, Glaubenswechsel 58. Klein, Constantius II, 253 ff

23 Ambros. Lukaskommentar 5,73 ff

24 Schneider, Liebesgebot 27 ff, 56

25 Pauly V 677 f. Straub, Regeneratio 203 ff. Wolfram, Gotische Studien 13

26 Ambr. de fide ad Grat. 2,16,130; 2,16,139 f; 3,16,138 f. Ez. 38 f, bes. 38,4; 39,4; 39,19. Ambr. ep. 10,9; 25 f. de off. 1,35,175 ff. de Tob. 15,51. Zum Begriff «Barbaren» vgl. etwa Werner, Barbarus 401 ff. Jüthner 103 ff. v. Campenhausen, Ambrosius 37 ff, 46 ff. Ders. Lateinische Kirchenväter 88 ff. Beumann, Zur Entwicklung 219 ff. Stratmann III 72. Christ, Römer 273 ff. Hornus 169. Pavan, Politica gotica 70 ff, bes. 76 ff. Schneider, Liebesgebot 49 ff. Chadwick, Die Kirche 174. Haendler, Von Tertullian 102

27 Ambros. de fide 2,16,139 f. Sulp. Sev. Vit. Mart. 6,4. v. Campenhausen, Ambrosius 9 f, 18 f, 37 ff. Schneider, Liebesgebot 45 f. Gottlieb, Ambrosius 21 f, 83 ff

28 Ambros. ep. 19,7 f; 20,12; 20,20. de off. 2,136; 3,84. de fide 2,16. Prudent. c. Symm. 2,816 f. v. Campenhausen, Ambrosius 48 f. Schneider, Liebesgebot 49 ff. Straub, Regeneratio 251. Haendler, Von Tertullian 102. Zum Verhalten des Klerus vor allem im Ersten Weltkrieg vgl. Deschner, Heilsgeschichte I 236 ff, bes. 246 ff

29 Basil. ep. 164,2. Schneider, Liebesgebot 54

30 Ambros. de fide 3,1,1; 1 prol. 1 ff; 2,1,15; 2,16; 3,1,1; Ammian. 31,7,3; 31,10,2 ff; 31,11,6. Aurel. Vict. epit. 47,2. Oros. 7,33,8. Rauschen 17 ff. v. Campenhausen, Ambrosius 43 ff. Vgl. Schneider, Liebesgebot 6. Stallknecht 66 f, 73

31 Ammian. 31,12,10 ff. Liban. or. 24. Socr. 4,38. Soz. 6,40. Philostorg. 9,17. Theodor. 4,31 ff. Jordan. de orig act. Get. 26. Rauschen 22 f. Delbrück, Kriegskunst II 280 ff. Seeck, Untergang V 118 ff. Stein, Vom römischen 292 ff. Bühler, Die Germanen 40 f. Dudden 169 ff. Schmidt, Die Bekehrung 258. Oman 4 ff. Dannenbauer, Entstehung I 195. Vogt, Der Niedergang Roms 311. Dawson 94 ff. Maier, Verwandlung 110. Capelle 202. Ensslin, Einbruch 101 ff. Heer, Kreuzzüge 10. Montgomery I 135 f. Claude, Westgoten 15. Stallknecht 67 f. Zu den unterschiedlichen Todesarten des Valens nach den verschiedenen Historikern vgl. Rauschen 22 f

32 Ammian. 31,10 ff; 31,13. Ambros. Exposit. Evangelii sec. Lucam 10,10. dtv Lex. Antike, Philosophie I 110 f. Seeck, Untergang V 119 ff. Wein 76 f. Vogt, Der Niedergang Roms 290 ff

33 Ostrogorsky, Geschichte des byzantinischen Staates 43 f

34 Ammian. 31,16,8; Vgl. Zos. 4,26. Ambros. ep. 15,5 ff. de fide 1,85; 2,130; 2,135; 3,32; 3,38; 5,199; 5,230. de incarn. 2,12. Serm. contr. Auxent. 31. Seeck, Untergang V 122 f. Stein, Vom römischen 295. Dudden I 174. Kornemann, Weltgeschichte II 353. Capelle 205

35 Coll. Avell. 2,52. Ambros. ep. 10,9 f; 11,1. Vgl. ep. 12,3; 20,12. de incarn. 2,12. Basil. ep. 197,1. v. Campenhausen, Ambrosius 31, 64 f. Ders. Lateinische Kirchenväter 80 f, 88 f. Caspar, Papsttum II 2 f. Dudden I 190 f. Giesecke, Die Ostgermanen 73

36 v. Campenhausen, Ambrosius 223 ff, der dort ausführlich auf die Gesetze gegen Heiden und Häretiker hinweist

37 Seeck s. folgende Anm. Baur, Johannes I 101

38 3.Mos. 20,13. Cod. Theod. 3,8,1 f; 9,7,3; 9,7,6; 10,21,2; 14,10,1; 15,7,11; Cod. Just. 5,10,1; 6,56,4; 12,1,13; Themist. or. 14,180; 15,188. Socr. 5,2,2 f. Theodor. h.e. 5,6,3; Soz. 7,2,1. Zos. 4,16,6; 4,33; 4,35,3. Ambros. de ob. Theod. 53. Liban. or. 24,12. Ammian. 29,6,15. Ps. Vict. epit. 47,3; 48,8; Pacatus paneg. 2,8,3; 10,2. Oros. 7,34,2. Epit. de Caes. 48,18. Beiname «der Große» schon im 5. Jahrhundert: Pauly V 701 f. Rauschen 326 f. Seeck, Untergang V 123 f, 170 ff. Cartellieri 5. Dudden I 173. Stroheker, Germanentum 60 f. Ensslin, Die Religionspolitik 5 ff. Vogt, Der Niedergang Roms 308 f. Thieß 274 ff. Jones, Roman Empire I 162 f, 169. Lippold, Theodosius 7, 10 f; erkennt aber S. 135 ihm den «in der Geschichte manchmal so freigebig» verwendeten Ehrentitel zu. Holum 7 f

39 Vegetius, Epitoma rei militaris 2,4 f. dtv Lex. Antike, Philosophie IV 328. Lippold, Theodosius 48 f. Maier, Verwandlung 114 f

40 Cod. Theod. 7,13,8 f. Zos. 4,30,1. Socr. 5,6. Philostr. 9,19. Rauschen 39. Ostrogorsky, Geschichte des byzantinischen Staates 43. Stauffenberg 27 ff. Mango 103. Stallknecht 74 f

41 Zos. 4,34,4 ff. Consularia Constantinopolitana a. 381 (ed. Th. Mommsen MGH Auctor. antiqu. 11, 1892, 243). Wolfram, Gotische Studien I 2 ff

42 Theodor. 5,5 f. Zos, 4,35; 4,38 ff. Rauschen 225 f. Seeck, Untergang V 126 ff. Stein, Vom römischen 189, 299 ff. Dudden I 174. Schmidt, Die Bekehrung 263. Thieß 271. Stauffenberg 35. Stallknecht 74 ff. Vogt, Der Niedergang Roms 311 f, 349. Capelle 208 ff. Maier, Verwandlung 111

43 Ambros. ep. 51

44 Theodor. h.e. 5,2. Pacat. paneg. 10 f. Cod. Theod. 16,1,2 (Cod. Just. 1,1,1). Vgl. auch Cod. Theod. 16,2,25 vom selben Tag. Socr. 5,8. Soz. 7,4. RAC I 651. Richter nach Rauschen 67 ff, 88 ff, 95 ff. Schultze, Geschichte I 215 ff. Seeck, Untergang V 138 ff. Stein. Vom römischen 295 f. v. Campenhausen, Ambrosius 58. Stratmann III 104 ff. Ensslin, Die Religionspolitik 15 ff, 23 f. Dannenbauer, Entstehung I 79. Pavan 11. Maier, Verwandlung 107 f. Tinnefeld 268 f. Holum 16 f. Brox, Kirchengeschichte 183 f

45 Greg. Naz. carm. de vita sua 652 ff, 665 ff, 1305 ff. ep. 77 f. or. 19,14; 33,5 ff; 35,3 f; 42 (Gregors Abschiedsrede in Konstantinopel) Socr. 5,7 f; 5,13,3 ff. Soz. 7,5 ff;

7,14,5; Theodor. h.e. 5,9. Ambros. ep. 40,13. Marcell, com. a. 380 (MGH AA XI, 61). Wyß, Gregor II (Gregor Naz.) RAC XII 796. LThK 1. A. VII 482. Rauschen 50 ff, 295, 534. Seeck, Untergang V 155 ff. Stein. Vom römischen 305 f. v. Campenhausen, Ambrosius 133 f. Caspar, Papsttum I 235 f. Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche 49. Baur, Johannes II 44, 52 f. Baetge, Die Aufnahme 14. Joannou 285 ff. Lippold, Theodosius 70. Klein, Constantius II 154 ff. Tinnefeld 179. Chadwick, Die Kirche 171 f. Holum 17 f

46 Ambros. Exp. ps. 118,2,5; 118,21,11; 118,22,9. enarr. ps. 35,1. de bono mortis 11,51; 10,45; de parad. 13,61; de Abrah. 2,2,5; 2,10,70. Wytzes, Kampf 29 ff

47 Ambros. ep. 17,3 f; 17,9; 18,3; 18,11; 18,16. Hieron. ep. 107,2; Symm. Relat. 3,13 ff. Pauly-Wissowa 2 Hbbd. 1958, 1813. Schultze, Geschichte I 221 ff. Seeck, Untergang V 186. Niederhuber XI. Caspar, Papsttum I 268 f. Dudden I 258. Dannenbauer, Entstehung I 88. Lorenz, Das vierte 40. Schneider, Liebesgebot, geht davon aus, daß Ambrosius «stark beteiligt war an den plötzlichen heidenfeindlichen Maßnahmen» (S. 36). Lippold, Theodosius 82. Grant, Christen 176 f, der auch betont, daß Kaiser Gratian bei seinem antiheidnischen Vorgehen «stark beeinflußt von Ambrosius» war. Thraede 95. Stroheker, Germanentum 24

48 Symm. Rel. 3,3 f. Ambros. ep. 17,9 f; 18,10. Gottlieb, Gratianus RAC XII 728 f. Rauschen 119 f. Caspar, Papsttum I 268 f. v. Campenhausen, Ambrosius 167 ff. Ders. Lateinische Kirchenväter 90 f. Dudden I 258 ff. Dannenbauer, Entstehung I 89. Sheridan 186 ff. Lippold, Theodosius 110. Ausführlich: Wytzes, Der Streit passim.

49 Symm. Rel. 3,10. Vgl. 3,1; 3,8. Ambros. ep. 17 f; 24,8; 57,3 ff. de ob. Val. 19,20. August. c. litt. Petil. 3,30; conf. 6,6. Rauschen 184 f. Seeck, Untergang V 196, nach Caspar, Papsttum I 270. Dudden I 260 ff. Bloch, The Pagan Revival 196 f. Waas 77 ff, 103. Dihle 81 ff. Schneider, Liebesgebot 36. Wytzes 48 ff, 98 ff, 133 ff, 149 ff. Paschoud zit. ebd. 120. S. auch R. Klein, Symmachus. Eine tragische Gestalt und Barrow, Prefect and Emperor

50 Symm. Rel. 3. Ambros. ep. 17 f; 57,2. de obitu Valent. 19 f. Schultze, Geschichte I 230 ff. Geffcken, Der Ausgang 146 f, bes. 150. Dudden I 264 ff. Caspar, Papsttum I 268 ff. v. Campenhausen, Ambrosius 161, 169 ff. Ders. Lateinische Kirchenväter 91 f. Stratmann III 82. Lippold, Theodosius 110 f. Widmann 63 f. Dihle 81 ff. Klein, Symmachus. Eine tragische Gestalt 122 ff. Ders. Der Streit 44 ff, bes. 52. Demandt, Geschichte als Argument 22 ff. Haendler, Von Tertullian 104 ff. Zur antichristlichen Polemik überhaupt von Arnobius bis Ambrosius vgl. auch Courcelle 151 ff

51 Ambros. ep. 17,9 ff; 18,11; 57,4. Wytzes, Der Streit 132 ff. Klein, Der Streit 120, 137, 164 ff. Schneider, Liebesgebot 142 Anm. 300. Heinzberger 25

52 Vgl. etwa Ambros. ep. 17,17. Ausführlich: Dihle 81 ff

53 Symm. Rel. 10; 21. v. Haehling, Religionszugehörigkeit 391

54 Ambros. de fide 1,44; 1,46. de incarn. 10; 35; 62. Exp. Lc. 7,31;

7,49; 8,13. Schneider, Liebesgebot 39, 42

55 Ambros. de incarn. de fide 2,135; 3,32; 5,193; 5,230. ep. 10,6. Exp. Lc. 7,51. Altaner 334, 337. Schneider, Liebesgebot 41

56 Rauschen 110. Vgl. 104 ff

57 Gratian, Ambigua dogmatum (PL 16,915 f). Ambros. ep. 10,2 f; 11,1; 12,3. Gesta concilii Aquileiensis 3 f; 7. Theodor. h.e. 4,9,1 ff. Neue Edition der Quellen durch J. M. Hanssens 562 ff. Rauschen 106 ff. Seeck, Untergang V 158 f. v. Campenhausen, Ambrosius 61 ff. Dudden 199 f. Lietzmann, Geschichte IV 52. Joannou 257 ff. Wojtowytsch 178 ff

58 v. Campenhausen, Ambrosius 68; dort weitere Quellen und Literaturhinweise

59 Gesta conc. Aquil. 6 ff; 12; 26 ff; 38 ff; 48 ff; 65 ff. Ambros. de fide 3,1,2; 4,2,26; 4,8,78. enarr. in ps. 36,28. ep. 9 ff. Rauschen 104 ff. Seeck, Untergang V 159. Caspar, Papsttum I 237. Dudden I 200 ff. Giesecke, Die Ostgermanen 72 f. v. Campenhausen, Ambrosius 49, 57, 61 ff, 70 ff, 123. Ders. Lateinische Kirchenväter 89. Diesner, Kirche und Staat 24. Lippold, Theodosius 22 f

60 Schmitz, Bußdisziplin 152. Dudden I 205 f. v. Campenhausen, Ambrosius 85 f. Ders. Lateinische Kirchenväter 89. Hernegger 405 f. Wojtowytsch 180

61 Ambros. ep. 20,1 ff. serm. 29 f. exp. Lc. 7,52. Socr. 5,20,6. Rauschen 212 f. Niederhuber XVII f. Dudden I 272, 280 f. v. Campenhausen, Ambrosius 189 ff. Ders. Lateinische Kirchenväter 93 f. Dannenbauer, Entstehung I 80 f. Schneider, Liebesgebot 40 f. Noethlichs, Die gesetzgeberischen Maßnahmen 122

62 Ambros. ep. 20,4 ff; 20,13; 20,18; 20,23; 20,27. August. conf. 9,7,16. v. Campenhausen, Ambrosius 194 ff. Giesecke, Die Ostgermanen 73 f, 78. Diesner, Kirche und Sraar, 29 f. Aland, Von Jesus bis Justinian 226 f

63 Ambros. ep. 20. Serm. Aux. 1 ff. Serm. 36. August. conf. 9,7. Cod. Theod. 16,1,4. Soz. 7,13,4. Rauschen 242 f. Dudden I 282. v. Campenhausen, Ambrosius 201 ff, 205 ff. Ders. Lateinische Kirchenväter 94 ff. Giesecke, Die Ostgermanen 74 f. Dannenbauer, Entstehung I 80 f. Lorenz, Das vierte 42

64 Ambros. c. Aux. 35. ep. 21,1 ff. serm. 26 f. ep. Clem. 1,39. Sommerlad II 199. Caspar, Papsttum I 272 f. v. Campenhausen, Ambrosius 210 ff. Ders. Lateinische Kirchenväter 96 ff. Fuhrmann, Einfluß und Verbreitung I 67

65 Ambros. ep. 21,2; 21,5. Cod. Theod. 16,2,12

66 Augusr. conf. 9,7,16. Ewig, Kathedralpatrozinien 36. Dassmann, Ambrosius 51 ff

67 Ambros. ep. 22,1 ff; 22,16 ff. Augusr. de civ. dei 12,8. Paulin. Vit. Ambr. 14 f. RAC I 372. Rauschen 243 f. Lucius 155 f. Seeck, Urkundenfälschungen 4. H. 399. Niederhuber XX. Stein, Vom römischen 315. v. Campenhausen, Lateinische Kirchenväter 99. Ders. Ambrosius 215 ff, möchte – gegen das Zeugnis von August. conf. 9,7 und Paulinus 14 – die ‹Entdeckung› der Märtyrer in die Zeit nach dem Mailänder Kulturkampf verlegen. Dudden I 300 ‹korrigiert› Augustins «unverweste» Körper! S. auch 303 f. Zulli passim. Vgl. bes. 24 ff, 35 ff, 42. Diesner, Kirche und Staat 36. Rimoldi 298 ff. Previté-Orton, The Shorter 69. Brown, Augusrinus 67 f

68 Ambros. ep. 22,13. Dassmann, Ambrosius 54 ff; 60 f

69 Ambros. ep. 22,2; 22,14. Lichtenberg, Sudelbücher 32. Dudden I 300. Zulli 27 ff. Dassmann, Ambrosius 56 f

70 August. conf. 9,7,15 f. de civ. dei 22,8. Sermo 286,5. Ambros. ep. 22. Paulin. Vita Ambros. 14. Greg. Tur. de glor. mart. 47. Hist. Fr. 10,31,5; 10,31,12. RAC VIII 911. Rauschen 244 f. Caspar, Papsttum I 132. Dudden I 300 f, 304 f, 316. v. Campenhausen, Lateinische Kirchenväter 99. Lietzmann, Geschichte IV 73 f. van der Meer, Augustinus 625 f. Ewig, Kathedralpatrozinien 36 ff. Dassmann, Ambrosius 51, 54, 56, 59 f

71 Ambros. exhort. virgin. 1,1; 1,5; 1,9 f. Paulin. vita Ambros. 29; 32 f. Greg. Tur. Hist. Fr. 2,16. glor. mart. 43. Vita Drogt. 17. v. Campenhausen, Ambrosius 217. Dudden I 316 ff. Zulli 24, 42 ff, 46 ff. Ewig, Kathedralpatrozinien 8, 39 f. Dassmann, Ambrosius 57

72 Mansi Conc. III 633 ff. Sulp. Sev. Chron. 2,46 ff. Priscill. Liber ad Damasum, CSEL 18,3 ff; 18,34 ff. Kraft, Kirchenväter Lexikon 434 f. Rauschen 72 f. Dudden I 225 ff, 234. Caspar, Papsttum I 217 f. Vollmann 3 ff. Vogt, Der Niedergang Roms 255. Grundlegend neuerdings Chadwick: Priscillian of Avila 8 ff, 20 ff, 33 ff, 51 ff. Über Priscillians Lehre ausführlich 57 ff. Wojtowytsch 187. Haendler, Von Tertullian 128 f. Orlandis/Ramos-Lissón 31 ff

73 Sulp. Sev. Chron. 2,47 ff. dial. 2,6,3 ff. Coll. Avell. 40. Theod. h.e. 5,15. Priscill. Lib. ad Damas. CSEL 18,34 ff. Zit. 18,42. RAC VIII 905. Kraft, Kirchenväter Lexikon 435. Hauck I 59. Rauschen 140 f, 222 f, 242 f, 254, 256 f. Caspar, Papsttum I 218 ff. Dudden I 228 ff. Zum umstrittenen Hinrichtungsdatum vgl. bes. Vollmann 4 f. Anm. 6. Ziegler, Gegenkaiser 74 ff, 78 ff. Chadwick, Priscillian of Avila 36 ff, 111 ff, 144 ff. Cüppers 19. Noethlichs 119 ff, 307 Anm. 714

74 Chadwick, Priscillian of Avila 170 ff, bes. 183 f. Orlandis/Ramos-Lissón 39 ff, bes. 50 f

75 Hieron. ep. ad Ctesiphon; ep. 133,3 f. de vir. ill. 121. August. de haer. 70. Leo I. ep. 15; 118. Sulp. Sev. Chron. 2,48 ff. dial. 3,11. Gams, Kirchengeschichte 368 ff. Kober, Deposition 738. Menzel I 77 f. Schultze, Geschichte II 136 f. Dierich passim. Geffcken, Der Ausgang 185 f. Lea I 241. Seeck, Untergang V 191. Ries 286. Caspar, Papsttum I 218. Dudden I 237 f. Stratmann IV 20, 23. Lorenz, Das vierte 50. Dannenbauer, Entstehung I 160. Chadwick, Priscillian of Avila 190 ff, bes. 206 ff. Die Forschung vom 16. bis ins 20. Jh. (bis 1964) behandelt der Benediktiner Vollmann 9 ff, 21 ff, 39 ff. Die Nennung der Quellen ausführlich ebd. 51 ff, 70 ff, 87 ff

76 Orlandis/Ramos-Lissón 77 ff

77 Ambros. exp. Lc. 10,123. Vgl. dazu ferner die zahlreichen Belege bei Schneider, Liebesgebot 30 ff, 131 ff

78 Kupisch I 93 f. Tinnefeld 309

79 Cod. Theod. 3,1,5; 13,5,18; 16,8,8 f; Cod. Just. 1,9,6. Stein, Vom römischen 321. Dempf 139. Pavan 518 ff. Noethlichs, Die gesetzgeberischen Maßnahmen 182 ff, 188. Tinnefeld 32, 122 f, 296 ff

80 Ambros. ep. 40; 41. In Luc. 8,20. Weitere antijüdische Polemik des Ambrosius: ep. 72; 73; 74; 75; 77 f. Soz. 7,25; Paulin. Vit. Ambr. 22 f.

Cod. Theod. 16,8,9. 12. 20 f; 21. 25. 27. Rauschen 292 f. Lucas 16 ff. Seeck, Untergang V 222 ff. Caspar, Papsttum I 274 f. Dudden II 371 ff. Blumenkranz, Die Judenpredigt 37 ff. v. Campenhausen, Ambrosius 231 ff. Ders. Lateinische Kirchenväter 100. Dannenbauer, Entstehung I 241 f, 392. Ensslin, Die Religionspolitik 60 ff. Diesner, Kirche und Staat 38 f. Lippold, Theodosius 36 f. Kantzenbach, Urchristentum 142. Kupisch I 93 f. Hruby, Juden 43, 66 ff. Avi-Yonah 213, Haendler, Wulfila 21. Kühner, Antisemitismus 33 f. Pavan I 475 ff

81 Browe, Judenmission 55, 134 ff. Hans Küng nach Kühner, Antisemitismus 6

82 Cod. Theod. 3,7,1; 9,7,5. Cod. Just. 1,9,7. Ambros. 40,23. Stein, Vom römischen 320. Browe, Judengesetzgebung 123. Parkes, The Conflict 187 f. Vogt, Kaiser Julian 62 ff. Hyde, Paganism 100. Bates 204. Oepke 189. Dagegen ist das späte Zeugnis des Zonaras (13,18,19 ff) für die Niederbrennung einer Synagoge in Konstantinopel durch Christen, deren Aufbau Kaiser Theodosius I. befohlen, der hl. Ambrosius aber verhindert habe, wohl spätere Legendenbildung; offenbar in Anlehnung an die Vorgänge in Kallinikon. Vgl. v. Haehling, Die Religionszugehörigkeit 124

83 Stratmann III 110

84 Socr. 5,11. Zos. 4,35, 3 ff; 5,35. Rufin h.e. 11,14. Soz. 7,13. Oros. 7,34,10. Vict. epit. 47,7. Ambros. in ps. 61,17; 61,24 ff. In ps. 61 enarr. 17; 23 ff. In ps. 40 enarr. 23. de obitu Val. 79 f. Hieron. ep. 60,15. Sulp. Sev. Chron. 2,49,5. Rauschen 142 ff, 482 ff. Schultze, Geschichte I 227 ff. Seeck, Untergang V 167 f. Baynes, The dynasty 238. Stein, Vom römischen 310 f. Dudden I 219 ff. Lietzmann, Geschichte IV 60 f

85 Ammian. 29,5,6. Zos. 4,35,3. Seeck, Untergang V 168 f, 185 f. v. Campenhausen, Ambrosius 162 f. Matthews 173 ff

86 Seeck, Untergang V 185 f. Stein, Vom römischen 310 ff

87 Sulp. Sever. Chron. 2,49 f. dial. 2,6,3 ff. Vita Mart. c. 20. Theodor. 5,14 ff. Coll. Avell. 39 f. Ambros. de obitu Valent. 28. ep. 24,1 ff. Paulin. Vita Ambros. 19. Pacatus. paneg. 30. Zos. 4,37. dtv Lex. Antike, Geschichte II 283, 288. Rauschen 158 f. Schultze, Geschichte I 229. Seeck, Untergang V 192. v. Campenhausen, Ambrosius 162 ff, 182 ff, 217 ff. Dudden I 222 ff, 270 f, 345 ff. Lippold, Theodosius 83 f. Kornemann, Römische Geschichte II 421. Ziegler, Gegenkaiser 75 f, 82. Wytzes, Kampf 6 f, 9 ff

88 Max. ep. ad Val. Coll. Avell. 88 ff. Socr. 5,11; 6,2,6 ff. Theodor. h.e. 5,13 ff. Pacatus. paneg. 30 ff; 45. Zos. 4,37; 4,42 ff. Soz. h.e. 7,2,18 ff; 7,13 f; 8,2. Ambros. ep. 40,22 f; 53. Oros. 7,35. Philostorg. 10,18. Rufin h.e. 2,16. Sulp. Sev. Vita Mart. 20,9. August, de civ. dei 5,26. Pall. hist. Laus. 43. Greg. Tur. 2,9. Prosper Chron. 1193. Mommsen Chron min. I 462. dtv Lex. Antike, Geschichte II 288, III 283. Langlois in Lexikon der alten Welt 134. Güldenpenning (Nachdruck 1965) 144. Rauschen 267 ff, 280 ff, 295 f. Seeck, Untergang V 209 ff. Stein, Vom römischen 316 f. Dudden I 291 ff, 350 ff. Ensslin, Die Religionspolitik 63. Lippold, Theodosius 30. Ziegler, Gegenkaiser 80 ff, 84 f. Holum 22 ff, 44 ff

89 Ambros. ep. 40,18; 40,23. de obitu Valent. 39; 51. Zos. 4,45. Rauschen 333. Stein, Vom römischen 320. Vgl. auch Anm. 88

90 Cod. Theod. 16,5,15; 16,5,18; 16,7,4 f. Cod. Just. 1,7,3. Rauschen 290, 307, 338 f, 360 ff

91 Liban. or. 1,30. Soz. h.e. 7,24 f. Theophan. Chron. 113. Zos. 4,32,2 f; 4,41. Chrysost. hom de stat. 3 ff. Rufin h.e. 11,18. Ambros. ep. 51. Paulin. Vita Ambros. 24. August. de civ. dei 5,26. Theodor. h.e. 5,17; 5,20. Gams, Kirchengeschichte 332. Rauschen 259 ff, 317 ff, 512 ff. Niederhuber XV f. Seeck, Untergang V 229 f. Stein, Vom römischen 322. Schnürer, Kirche I 23. Baur, Johannes I 212 ff. Dudden I 356 ff, II 381 ff. Haacke, Rom 13 f. Ludwig, Massenmord 17. Thieß 286 ff. Lippold, Theodosius 36 f, 77, 92 f. Maier, Verwandlung 112 f. Downey 419 ff. Aland, Entwürfe 22. Larson 297 ff. Tinnefeld 154 ff. Brown, Welten 134 ff

92 Ambros. ep. 51. de obitu Theodos. 34. August. de civ. dei 5,26. Rufin h.e. 11,18. Legendarisch verfärbt bereits: Paulin. Vita Ambros. 24. Koch, Die Kirchenbuße 257 ff. v. Campenhausen, Ambrosius 236 ff. M. Müller, Ethik 37 f. Ders. Grundlagen 56. Dudden II 384 ff. Setton 127 f. Diesner, Kirche und Staat 40 f. Lippold, Theodosius 37. Widman 62 f. Schieffer, Von Mailand 336, merkt, wie viele, des Ambrosius' «betont diskretes Verhalten» an

93 Syn. Elvira c. 63. 1. Syn. Tol. c. 18. Syn. Lerida c. 2. Cap. Mart. Bracarens. c. 78 f. Soz. h.e. 7,25. Ambros. de obitu Theod. 34. Schmitz, Bußdisziplin 150 f, 113. Grupp, Kulturgeschichte I 296 f. v. Campenhausen, Ambrosius 238 ff. Poschmann, Altertum 24, 152 f, 166. Ders. Mittelalter 15 ff, 47. James, Priestertum 214. Aland, Entwürfe 279. Ein Kapitel über «Das Bußsakrament» bei Deschner, Das Kreuz 375 ff

94 August. de civ. dei 5,26. Von mir hervorgehoben

95 Hadot 610 ff. Jäntere 142 f. Brown, Religion and Society 34

96 Niederhuber 16. Stein, Vom römischen 323. v. Campenhausen, Ambrosius 230, 233 ff, 238 ff

97 Cod. Theod. 16,1,3; 16,2,26; 16,5,6 ff; 16,5,9 (hier Verhängung der Todesstrafe); 16,5,10 f; 16,5,12; 16,5,17; 16,5,18; 16,5,21; 16,5,29; 16,7,1 ff; 16,10,10 f; 16,7,4 f; 11,29,11. Socr. h.e. 5,8; 5,10,25. Soz. 7,6. RAC I 370. Gentz, Arianer 650 f. Rauschen 88 ff, 127 f, 153 ff, 306 f. Stein, Vom römischen 308. Ensslin, Die Religionspolitik 30 f, 42 ff, 52. Dannenbauer, Entstehung I 79 ff. Kawerau, Alte Kirche 52 ff. Joannou 243. Maier, Verwandlung 107, 112 ff. Dempf 137 f. Klein, Constantius II 152 ff. Noethlichs, Die gesetzgeberischen Maßnahmen 132 ff, 161 ff

98 Cod. Theod. 16,7,1 ff; 16,10,12. Geffcken, Der Ausgang 156 f. Tinnefeld 268 ff

99 Rufin 2,19. Baur, Johannes I 102. Dempf 131. Gottlieb, Ost und West 14 ff. Zit. 18

100 Ambros. de obitu Theod. c. 38. de fide 1,42; 1,44 ff; 2,130

101 Theodor. h.e. 5,16. LThK 1. A. I 375 f. Rauschen 352 f

102 Greg. Naz. ep. 102; 125. Lecler I 115. Ensslin, Die Religionspolitik 46 f, 56 f. Noethlichs, Die gesetzgeberischen Maßnahmen 193 f. Fontaine in JbAC (25) 1982, 21

103 Kornemann, Weltgeschichte II 536. Noethlichs, Die gesetzgeberischen Maßnahmen 166 ff, 181 f

104 Cod. Theod. 16,10,10 ff. Ambros, ep. 57. Rauschen 375 f. Niederhuber XII. Geffcken, Der Ausgang 145 f (2. A. 156). Straub, Eugenius 865. Tinnefeld 274 f

105 Cod. Theod. 16,7,1 f; 16,7,4 f; 16,10,7. 9. 10. 11. 12. Ambros. ep. 57. de obitu Theodos. 38; 51; 12 f; 28; 34 f. Vgl. ep. 17. Socr. 5,12; 6,2. August. de civ. dei 5,26. RAC I 370. Funke, Götterbild RAC XI 809. Fredouille 885. Stein, Vom römischen 323, 327. v. Campenhausen, Ambrosius 167, 227 ff, 243. Vogt, Der Niedergang Roms 322. Maier, Verwandlung 113 f. Kawerau, Alte Kirche 104. Lippold, Theodosius 70. Halporn 103. Grant, Christen 180. Noethlichs, Die gesetzgeberischen Maßnahmen 166 ff

106 Cod. Theod. 16,5,20. Epiphan. de Mensur 20. Philostorg. 11,1 f. Socr. h.e. 5,25. Oros, 7,35,10 f. Ambros. de obitu Valent. 66; 71; 80. ep. 53. Zos. 4,53 f. Joh. Ant. frg. 187 Chron. min. 1,298. Straub, Eugenius 860 ff. dtv Lex. Antike, Geschichte I 134 f, II 23; III 283. Rauschen 360 ff. Schultze, Geschichte I 281 f. Schnürer, Kirche I 23. v. Campenhausen, Ambrosius 245 f. Stroheker, Germanentum 28. Lippold, Theodosius 30. Noethlichs, Die gesetzgeberischen Maßnahmen 124. Waas 15 f, 72. Baynes, The dynasty 245. Croke 235 ff. Nach manchen Historikern, z. B. Caspar, Papsttum I 278, beging Valentinian Selbstmord, «warf er in einem Anfall des Ekels das Leben fort». Einige antike Quellen schließen dies nicht ganz aus; angeführt bei Dudden II 417 f. Viele aber nennen Arbogast Mörder: Socr. 5,25. Oros. 7,35,10. Zos, 4,54,3. Philostr. 11,1 u. a.

107 Paulin. Vita Ambr. 26 f. Rufin 2,31. Zos. 4,54 f. Ambros. ep. 53; 57; 61; 81. Enarr. in ps. 36,25. Exhort. virg. 42. Soz. 7,22,4. Philostorg. hielt Eugenius sogar für einen Heiden: h.e. 11,2. Straub, Eugenius 860 ff. Rauschen 366 ff, 422. dtv Lex. Antike, Geschichte I 134 f, II 23, III 283. Davidsohn I 34 ff. Seeck, Untergang V 246 ff. v. Campenhausen, Ambrosius 246 ff. Lippold, Theodosius 30 ff, 38 ff. Dudden II 418 ff, 425 f. Ziegler, Gegenkaiser 89 ff. Ausführlicher: Bloch, Document 225 ff. Noethlichs, Die gesetzgeberischen Maßnahmen 127. Wytzes, Kampf 20 f

108 August. de civ. dei 5,26. De cura pro mort. gerenda 17,21. Soz. h.e. 7,21 ff. Theodor. h.e. 5,24 f. Socr. 7,10. Zos. 5,5. Oros. hist. 7,35. Pallad. hist. Laus. 35; 43; 46. Prosper. Chron. min. 1, 463, 1201. Straub, Eugenius 864, 869, 872 ff. Funke, Götterbild 823 f. Rauschen 409 ff. Schultze, Geschichte I 292 ff. Seeck, Untergang V 250 ff. Stein, Vom römischen 333 f. Geffcken, Der Ausgang 159. Dudden II 426 ff. Haacke, Rom 13. Lippold, Theodosius 40 f. Ziegler, Gegenkaiser 88 f. Holum 20 f

109 Zos. 4,58. Theodor. h.e. 5,25. Rufin h.e. 2,32 ff. Philostorg. 11,2. Socr. 5,25. Soz. h.e. 7,24. Ambros. ep. 51; 57; 61 f. de obitu Theod. 34; 39; enarr. in ps. 36,25; August. de civ. dei 5,26. Oros. 7,35,12 ff. Joh. Ant. frg. 187. Paulin. Vita Ambr. 31 f. Cod. Theod. 2,22,3. Straub, Eugenius RAC VI 864, 869 ff. Rauschen 410 ff. Seeck, Untergang V 257. Seeck/Veith 451 ff. Geffcken, Der Ausgang 114 f. Stein, Vom römischen 334 f. Caspar, Papsttum I 279. Dudden II 429 ff. Stratmann III 126 f.

Ensslin, Gottkaiser 64 ff, 75. Bloch, Document 235 ff. Kornemann, Römische Geschichte II 422. Diesner, Kirche und Staat 42. Lorenz, Das vierte 43 f. Vogt, Der Niedergang Roms 323. Capelle 215 f. Heer, Kreuzzüge 12. Maier, Verwandlung 114. Ziegler, Gegenkaiser 88 f. Schneider, Liebesgebot 29. Claude, Westgoten 16. Wytzes, Kampf 21 f

110 August. de civ. dei 5,26

111 Theodor. h.e. 5,26. Socr. h.e. 5,26. Soz. h.e. 8,1; Ammian. 29,6,15. Aurel. Vict. epitome 47 f. Paulin. Vita Ambros. 32. Ambros. de obitu Theod. 35. Otto v. Freis, Chron. 4,18. Rauschen 430 f. Lietzmann, Geschichte IV 87. Lammers XXIV

112 Paulin. Vita Ambros. 47 f. Pauly-Wissowa 2. Hbbd. 1958, 1812. Dudden II 490 ff

10. KAPITEL
Kirchenlehrer Augustinus (354–430)

1 Grabmann 828

2 Hendrikx 1096

3 August. Brief an die Donatisten 4,13

4 Vgl. Anm. 125

5 August. conf. 12,10

6 August. ebd. 2,3; 9,9. C. Jul. 3,13,26. Posid. Vita c. 26 (PL 32,55). Espenberger I f. Hendrikx 1094 f. Thomas, Das psychische Erlebnis 156 f. Chadwick, Die Kirche 253. Brown, Augustinus 15 ff, 24 ff

7 August. conf. 2,3; 3,1; 3,3. Hendrikx 1094 f. Espenberger II f

8 August. ep. 34,6. conf. 4,6. Erklärung der Psalmen, zu Ps. 53. Heilmann, Texte II 463. Espenberger IV f. Chadwick, Die Kirche 253. Brown, Augustinus 59, 165

9 August. solil. 1,17. c. Acad. 2,5 f. der vera rel. 24. Sermo 355,2. ep. 213,4. LThK 2. A. I 1095. Pauly-Wissowa 4. Hbbd. 2363. Lexikon der alten Welt 402 f. Galling, Die Religion I 741. Espenberger V f. Holl, Augustins innere Entwicklung 55, 64 ff, 85. Hümmeler 415. v. Campenhausen, Lateinische Kirchenväter 175 f. Lachmann 11 f. Chadwick, Die Kirche 253 ff. Brown, Augustinus 120 f

10 Possid. vita August. 31,1 ff. Hom. zum 1. Johannesbrief 9,2. van der Meer, Augustinus 324. Glockner 317

11 August. rudes 2,3. RAC I 982. J. Guitton zit. nach ebd. 985. Hendrikx 1099 ff. Fichtinger 48. Espenberger XV. Jülicher Pauly-Wissowa 4. Hbbd. 1970, 2364. Brown, Augustinus 255, 374 ff

12 Mit Ernst Stein, Vom römischen 395 ff, bin ich überzeugt, daß unter allen Büchern Augustins (soweit sie mir bekannt geworden) nur seine «Bekenntnisse» literarisch von sog. bleibendem Wert sind. Berkhof 122. Marrou, Selbstzeugnisse 51, 57. Görlich 18. Daniel-Rops, Frühmittelalter 25. Schmaus I 33. Palanque 58

13 August. conf. 1,4. Über die Dreieinigkeit 15,51. Lachmann, Vorwort 13

14 August. Vorträge über das Johannesevangelium 6,2. Heilmann, Texte II 500. Grabmann LThK 1. A. I 828. LThK 2. A. I 1096. Fichtinger 48

15 August. Genesiskommentar 3,24. cons. 13,28. de civ. dei 11,21 f. Heilmann, Texte I 154 f

16 August. conf. 1,9 ff; 3,4; 8,1 ff. ep. 10,2; 143,2,3; 213,4; de civ. dei I praef. 8; 17,16. de vera rel. 25,47. retr. 1,13,7. retr. prol. 3. Don persev. 21,55. Posid. Vita August. c.

8. RAC I 372, 981 ff. dtv Lex. Antike, Philosophie I 224 ff. Kraft, Kirchenväter Lexikon 71 ff. Scholz 171. Stein, Vom römischen 395 ff. Holl, Augustins innere Entwicklung 58 ff. Gautier 172. v. Campenhausen, Lateinische Kirchenväter 158 ff, 176 ff, 214 f. Burnaby 85 ff. Marrou, Selbstzeugnisse 15 ff, 54. van der Meer, Augustinus 624 f. Palanque 58. Hruby, Juden 76 ff. Lotter, Designation 129 f. Brown, Augustinus 68 ff, 255, 365 f, 375 ff. Wermelinger 269 ff

17 Vgl. etwa August. Adversus Judaeos. Contra Faustum manichaeum. Contra Acadmicos. Ad Crosium. Contra Priscillianistas et Origenistas. Contra Sermonem Arianorum. De baptismo contra Donatistas. Psalmus contra partem Conati u. v. a. conf. 5,18; 5,25. Hom. 80,8. de dua anim. 11. Pauly-Wissowa 4. Hbbd. 1970, 2364 f. RAC I 981 f, 985 ff. LThK 2. A. I 1096, 1099 f. Kraft, Kirchenväter Lexikon 79, 84 f. Espenberger III f, VIII f, hier das Hieronymus-Zitat. Windelband 239 f. zit. nach Adam, Fortwirken des Manichäismus 23 ff. Vgl. auch die Aufzählung der Schriften gegen die Manichäer bei Grabmann LThK 1. A. I 829. Hümmeler 416. Daniel-Rops, Frühmittelalter 46. Adam, Der manichäische Ursprung 385 ff. Vgl. auch Geerlings 45 ff, der wohl noch stärkere Einflüsse des Manichäismus auf Augustin sieht als Adam. Marrou, Selbstzeugnisse 40, 59. Thomas, Das psychische Erlebnis 152. Störig 227 f. Brown, Augustinus 39 ff, 367 ff

18 Brown ebd. 180 f

19 August. conf. 2,1 f; 3,1 f; 6,12; 9,1 u. a. Gen. ad litt. 9,10. Vgl. dazu die psychologischen Erklärungs- und auch Beschönigungsversuche bei M. Thomas, Das psychische Erlebnis 139 ff. Zumkeller 203

20 August. enarr. in ps. 54,16; 95,11. Brief an die Donatisten 1,2 ff. Grabmann LThK 1. A. I 828. Brown, Augustinus 167, 239

21 August. de util. cred. 7,18 f; 15; 32. contr. ep. Manich. 5. Brief an die Donatisten 1,1. Holl, Augustins innere Entwicklung 63, 88. v. Campenhausen, Lateinische Kirchenväter 185. F. Schiller zit. nach L. Schmidt, Aphorismen 291. Chadwick, Die Kirche 260

22 Optat. Mil. 2,16 ff; 2,24 ff; 3,1; 3,4; 3,6; 6,5 ff. Passio Maximiani et Isaaci (PL 8,766 ff). Passio Marculi (PL 8,760 ff). August. ep. 93,4,12; 105,2,9. In ev. Joh. 11,15. Siehe ferner die im Textteil angeführten Seitenhinweise

23 K. Baus, Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 144, 148 ff. Zit. 149, 152

24 August. c. Litt. Petil. 1,18,20; 2,20,45; 2,58,132; 3,39,45. c. Cresc. 3,56,62; 4,3,3; 4,5,6; 4,48,58; 4,46,55; 4,58,69. Enarr. in ps. 36. serm. 2,19 ff. ep. 43,10,26; 44,4,7; 108,5,14. c. ep. Parm. 3,6,29. Hieron. vir. ill. 93 (PL 23,734). RAC IV 128, 130 f, 133. Seeck, Untergang III 351 ff. Brown, Augustinus 199. Baus, Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 152

25 Claudian, de cons. Stil. 1,277 ff; 2,307 ff; 3,81 ff. de bello Gild. 418 ff; 504 ff. Oros. Hist. adv. pagan. 7,36. August. en. in ps. 21,26; 36,2 f. c. litt. Pet. 2,23,53; 2,28,65; 2,33,78; 2,83,184; 2,92,209. ep. 76,4. c. Parm. 2,4; 2,4,8. Zos. 5,8 ff. widerspricht Oros. 7,36. Cod. Theod. 7,13,12; 7,8,7; 9,40,19; 16,2,31. Eunap. frg. 66 ff.

Passio St. Salsae 13. Oros. hist. 7,36,2 ff. Paulin. Vita Ambr. 51. c. Cresc. 3,60,66; ep. 76,3; de pecc. mer. 1,24,34. RAC IV 133, 134 f. dtv Lex. Antike, Geschichte I 135, II 27. Pauly I 497 f, II 470. Güldenpenning 61 ff, 65 ff. Schultze, Geschichte I 341 ff. Crees 81 ff. Nischer-Falkenhof, The army Reforms 53. Ders. Stilicho 71 ff, 76 ff. Stein, Vom römischen 315, 355 f. Dill 146 ff. Frend, Donatist Church 225 f. Bury, History I 121 f. Kohns 53, 91 ff. Diesner, Gildos Herrschaft 178 ff. Ders. Der Untergang 11 ff, 97 ff. Ders. Das Vandalenreich 32 ff. Ders. Afrika und Rom 103 f. Manitius, Migrations 263 f, 378 ff. Heinzberger 45 ff. Haehling, Religionszugehörigkeit 268 f. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 152 ff

26 August. enarr. in ps. 10,5; 132,6. ep. ad Cath. 19,50. ep. 23; 34; 35,4; 43 f; 52; 87 f; 88,12; 93,17; 108,5,14; 108,6,18; 108,8; 111,1; 185,15; 185,3,12; 185,4,15; 209,2. c. litt. Petil. 2,83,184; 2,84,186. c. Cresc. 3,42,46; 3,48,53. Posid. Vita c. 7. Optat. Mil. 2,14; 3,4. RAC IV 131 f, 135, 139, 144 f. Schilling, Soziallehre 197 ff. Seeck, Untergang III 364. Schnürer, Kirche I 74 f. Frend, Donatist Church 172 f, 211, 227 ff. Stratmann III 208. v. Campenhausen, Lateinische Kirchenväter 185 ff. Büttner/Werner 61. Gautier 147 f. van der Meer, Augustinus 113 f. Diesner, Studien zur Gesellschaftslehre 58 ff. Ders. Kirche und Staat 17 ff. Ders. Der Untergang 13. Ausführlich: Tengström. Donatisten 24 ff, 42 ff, 121 ff. Vogt, Der Niedergang Roms 193. Maier, Verwandlung 63. Lorenz, Circumcelliones 54 ff, 59. Dannenbauer, Entstehung I 210. Aland, Von Jesus bis Justinian 169. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 154. Brown, Augustinus 203

27 Cypr. ep. 65; 67. RAC IV 133, 142 ff. Diesner, Kirche und Staat 13

28 Optat. Mil 3,4

29 August. Brief an die Donatisten 2,3. Optat. Mil. 2,18 ff; 3,4; 6,1. Kraft, Kirchenväter Lexikon 392. Hönn 160. Schneider, Geistesgeschichte I 513, 641. Vgl. auch B. H. Warmington 86 ff. Büttner/Werner 3, 43 u. a. Romanelli 621. Zit. nach Diesner, Kirche und Staat 18 ff, 53 ff, bes. 57 ff, 62 ff, 73 ff. Ders. Die Circumcellionen von Hippo Regius, in: ThLZ 7, 1960

30 August. Brief an die Donatisten 2,3 f. Optat. Mil. 3,4; 6,1 f. Hergenröther I (2. A.) 444 ff. Vgl. auch die nächste Anm.

31 August. ep. 105,4; 185,7,30; 185,27; 204,4. c. litt. Petil. 2,88,195; 2,96,222. c. Crescon. 2,42,46; 3,43,47; 3,46,50. Posid. Vita August. c. 10; 12. Optat. Mil. 2,18. Seeck, Untergang III 361. van der Meer, Augustinus 119 f. Stratmann III 209. v. Campenhausen, Lateinische Kirchenväter 192. Dannenbauer, Entstehung I 210. Büttner/Werner 63 f. Diesner, Der Untergang 32. Ders. Kirche und Staat 19. Kötting, Mit staatlicher Macht 51

32 August. ep. 133,1 ff. S. auch vorherige Anm.

33 RAC IV 132 ff. Diesner, Kirche und Staat 13, 18, 21. Kötting, Mit staatlicher Macht 47

34 August. Brief an die Donatisten 1,1; 1,2; 2,6. Thomas, Das psychische Erlebnis 154 f. mit Bez. auf August. sermo 357

35 August. Brief an die Donatisten 1,2; 5,16

36 Kober, Deposition 734 f
37 Ebd. 629 ff
38 Bruns I 172 f. Vgl. auch Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 156 f. bes. Anm. 73
39 August. ep. 23,6 f. Sermo 302,16 ff. Kötting, Mit staatlicher Macht 51. Vgl. auch die folg. Anm.
40 August. retract. 2,31. Brief an die Donatisten 2,5. Vgl. dazu die apologetischen Ausflüchte bei Thomas, Das psychische Erlebnis 153 ff. Ferner Chadwick, Die Kirche 261. S. auch vorherg. Anm. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 155
41 August. c. litt. Petil. 2,20,45; 2,80,45; 2,80,177; 2,78,173; 1,31. Sermo 302,19. Retr. 1,19. ep. 133 f; 185; 189; 220; 229 ff. Brief an die Donatisten 2,9 f. Heilmann, Texte III 332, 344. Schnürer, Kirche I 73 f. Willis 127 ff. Frend, Donatist Church 242. Stratmann III 204, 208. v. Campenhausen, Lateinische Kirchenväter 190 f. Lorenz, Augustinliteratur 29. van der Meer, Augustinus 145. Diesner, Der Untergang 21, 133 f. Brown, Augustine's Attitude 110 f. Kawerau, Alte Kirche 185. Voigt, Staat und Kirche 85
42 August. Brief an die Donatisten 2,5 ff; 3,11
43 Ebd. 4,13
44 Baus, Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 162. Lilje 13 f
45 Cod. Theod. 16,5,37. August. ep. 93,5 mit Bez. auf Lk. 14,23. ep. 89,2; 185, bes. 185,6; 185,21; 185,51. ench. 16,72 f. Espenberger X. v. Campenhausen, Lateinische Kirchenväter 192 ff. van der Meer, Augustinus 128 f. Brown, Augustinus 180, 207. Hoheisel 373. Kötting, Mit staatlicher Macht 49 ff. Diesner, Der Untergang 18 ff. Vgl. dazu auch Augustins prinzipielle Einstellung zu Irrtum und Schuld: Keeler 62 ff, bes. 79 ff
46 August. ep. 33; 34,6; 93; 185. c. Crescon. 3,47 ff. c. ep. Parm. 1,10,16. c. Gaud. 1,34,44. Sermo 112,8. RAC IV 144 f. Marrou 55. Chadwick, Die Kirche 261. Hoheisel 402. Thomas, Das psychische Erlebnis 152
47 August. ep. 183,4; 185,13; 185,33; 100,1 f; 97,2 f. In Joh. ep. tract. 7,8; 8,1; 10,7. Brief an die Donatisten 5,17
48 Vgl. auch die vorausgehende Anm. Ferner: Espenberger VII. Hümmeler 416. Holl, Augustins innere Entwicklung 89 f. Fischer, Die Völkerwanderung 64. v. Campenhausen, Lateinische Kirchenväter 191. Grasmück 229. Diesner, Untergang 19 f; 36; Doerries, Wort und Stunde I 58. Heer, Abschied 171. Baus, Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 155, 165. Hendrikx und Grabmann s. Motti Anm. 1 u. 2
49 August. ep. 88,9; 185; 189,5. Lesaar X. Diesner, Kirche und Staat 78 ff, 103. Vgl. auch vorausgehende Anm.
50 Chadwick, Die Kirche, 260 f
51 August. ep. 88,9; 91,9; 110,1; 133 f; 139,2; 153 u. a. RAC I 991. Brown, Augustinus 210 f
52 August. ep. 205,4; 133,3; 134,4; 105,6. Retract. 2,48. Holl, Augustins innere Entwicklung 91. Brown, Augustinus 369. Aland, Von Jesus bis Justinian 169
53 RAC IV 128. Holl, Augustins innere Entwicklung 92. Berkhof, Kirche 122. Nigg 122. v. Loewenich 108 f. Diesner, Untergang 19. Doerries, Wort und Stunde I 57. Höss 234 ff, bes. 240 ff. Kötting,

Mit staatlicher Macht 52. Brown, Augustinus 209

54 August. ep. 185,33 ff. c. ep. Parm. 1,1,1; 1,9,15 ff. c. litt. Petil. 2,19,42 f. Burkitt 11 ff. Dempf, Sacrum Imperium 120. Frend, Donatist Church 201 ff. Ratzinger 185. Forster 183. Diesner, Der Untergang 20, 36 f. van der Lof 260 ff. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 150

55 August. ep. 204,2. Frend, Donatist Church 296

56 August. serm. 359. Brown, Augustinus 209 f

57 Caspar, Papsttum I 262, 291. Monachino 22 f. Marschall 113 ff. Sieben 71 ff

58 Cod. Theod. 16,5,37. August. c. Part. Don. post gesta 1,1. Enarr. 17 in ps. 118,2. De urbis exidio 3. ep. 93,2,4; 185,7,25. Brown, Augustinus 104 f, 293, Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 157 ff. Sieben 68 ff

59 Cod. can. eccl. Afr. c. 107 b; 108. Cod. Theod. 16,5,51. August. ep. 108,6,19. c. litt. Petil. 2,83,184. Posid. Vita August. 9,4. RAC IV 132. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 159. Brown, Augustinus 167, 289. Vgl. auch die folgende Anm.

60 August. ep. 93,19; 110,1; 133,1; 134,2; 128,1; 153; 185,3; 185,35; 204. In Joh. ep. Prol. Von den Siegen der kathol. Kirche 30,63. Brevic. coll. 3,43. Heilmann, Texte IV 24. Cod. Theod. 16,5,37 ff; 16,5,51 f; 16,5,54; 16,6,3 ff; 16,11,2. Gesta collationis Carthag. 1 ff, bes. 1,4 f; 1,16. RAC IV 132. Stein, Vom römischen 356, 401 f. Zepf 55. Caspar, Papsttum I 326. v. Campenhausen, Lateinische Kirchenväter 192. Lachmann 15. Steinwenter, Eine christliche Quelle 123. Frend, Donatist Church 249 ff, 310 ff. Stratmann, III 209. Galling, Die Religion I 742. Grasmück 197, 203 f, 208 ff, 225. Brown, Religious Coercion 283 ff. Maier, Verwandlung 162. Diesner, Der Untergang 27 ff. van der Meer, Augustinus 127, 134. Tengström, Die Protokollierung. Ders. Donatisten 104 ff, 177. Doerries, Wort und Stunde I 57 ff. Dannenbauer, Entstehung I 357. Sieben 68 ff. Brown, Augustinus 204 f, 210, 289 ff, 293 ff. Aland, Von Jesus bis Justinian 169. Kötting, Mit staatlicher Macht 48. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 162 ff, 173

61 Oros. 7,42,12 ff. Philostorg. 12,6. Hydat. Chron. 56

62 Cod. Theod. 16,5,54 ff. Cod. can. eccl. Afr. c. 117 ff (1. Mai 418). Greg. I. ep. 1,33; 3,32; 4,35; 6,34. Vgl. auch Greg. II. ep 4. RAC IV 128 v. Campenhausen, Lateinische Kirchenväter 194. Dannenbauer, Entstehung I 210. Kawerau, Alte Kirche 41. Chadwick, Die Kirche 263 f. Aland, Von Jesus bis Justinian 170. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 165

63 August. de haer. passim. LThK 1. A. VIII 218 f. van der Meer, Augustinus 109. Altaner 322. Dannenbauer, Entstehung I 355. Marrou, Augustinus 47

64 August. ep. 186,1. Oros. apol. c. Pelag. 12,3. Kraft, Kirchenväter Lexikon 415. Die britische Herkunft des Pelagius ist auch, wahrscheinlich zu Unrecht, bestritten worden. Vgl. etwa Bury, The Origin of Pelagius 26 ff. Ferner: Müller, Der heilige Patrick 113 ff. Koopmans 149 ff. Palanque 30. Morris, Pelagian Literature 41. Wermelinger 122. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 169, 172. Brown, Augustinus 298 f

65 August. ep. 125 f;157,4,38. Pauly III 1162, IV 864. dtv Lex. 12, 147. Mack, Helvétius I 121. Brown, Religion and Society 208 ff, bes. 212 ff. Brown, Augustinus 298 f, 306. Wermelinger 5 f. Bei ihrem Tod hatte Melania, «die einstmals reichste Frau des Imperiums nur noch 50 Goldstücke, die sie dem Bischof schenkte»: Kötting, Melania 247

66 Kraft, Kirchenväter Lexikon 415 f. Bruckner, Quellen 60 ff. Altaner 327 f. Morris, Pelagian Literature 26 ff. Chadwick, Die Kirche 268. Wermelinger 39 ff, 84 f. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 169

67 Pelagius, Ad Demetriadem 2 (PL 30,16 C). August. de nat. et grat. 18,20; 19,21; 20,22; 21,23; 43,50. BKV 1914, 324 f. hier Zitat. Bury, History I 360. Evans, Fastidius 72 f. Ders. Pelagius 90 ff. Brown Augustinus 299 ff, 305 ff, 311, 320 ff. Chadwick, Die Kirche 266 ff. Wermelinger 40 ff. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 170 ff

68 Augustin sprach auch von dem «verdorbenen Klumpen» (massa perditionis) der Menschheit, der «verdammten Masse» (massa damnata). August. de civ. dei 14,11 f; 21,12. Vom ersten katechetischen Unterricht 2,29 f. Hendrikx, Augustinus LThK 2. A. I 1098. Chadwick, Die Kirche 272

69 August. de gestis Pelagii. Contra duas epistolas Pelagianorum ep. 186,23. En. in ps. 31,26. Vgl. En. dur. 98. de civ. dei 14,11. op. imperf. 3,122; 5,22. corr. et grat. 8,17. Röm. 9,20. RAC I 991. dtv Lex. Antike, Philosophie III 294. Stein, Vom römischen 412. Lachmann 15 f, 17 f. v. Campenhausen, Lateinische Kirchenväter 203 ff. Dannenbauer, Entstehung I 377. Marrou, Augustinus 43 ff. Chadwick, Die Kirche 272 ff. Vgl. auch Deschner, Hahn 181 ff, bes. 184 ff

70 August. ep. 168; 175 ff; 183,3,13. Conf. 2,4,9 ff. de gestis Pelag. 1,3; 25,49. Oros. Lib. Apol. 1 f; 4 ff. Loofs, Pelagius 747 ff, bes. 763. Bruckner, Quellen 7 ff. Mirbt/Aland, Quellen (6. A.) 184 ff. Grützmacher, Hieronymus III 257 ff, bes. 270 ff. Stein, Vom römischen 412 f. Adam, Causa finita 5. Hofmann, Der Kirchenbegriff 432 ff. Caspar, Papsttum, I 327 ff. Schnitzer, Orosio 336 ff. Nigg 144. v. Campenhausen, Lateinische Kirchenväter 204 ff. Marrou, Selbstzeugnisse 44 f. Lachmann 15 f. Ulbrich 57 ff. Altaner 347. Haller, Papsttum I 92 ff. Groß, Erbsündendogma I 50, 259 ff, 375. Evans, Pelagius 6 ff. Brown, Augustinus 298 ff, 309 ff, 314. Marschall 1 ff, 129 ff. Wojtowytsch 226 ff. Wermelinger 6 ff, 35 ff, 57 ff, 68 ff, 88 ff. Chadwick, Die Kirche, 266 ff. Palanque 29. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 174 ff. Goetz, 9 f. S. auch Schopenhauers treffsicheren Spott über die Prädestination: V 318

71 Innoz. I. ep. 29 ff. August. ep. 181 ff. Coll. Avell. 41. Sermo 131,10 (PL 38,734). Mirbt/Aland, Quellen (6. A) Nr. 372, S. 171 f. Adam, Causa finita 1 ff. Caspar, Papsttum I 332 ff. Haller, Papsttum I 94 ff. Ulbrich 73 ff. Marschall 55 ff, 145 ff. Wojtowytsch 230 ff. Chapman 146 ff. Wermelinger 116 ff, 124 ff, 153 f. Denzler, Das Papsttum. Erster Teil 19

72 Prete, Pelagio 20 ff. Lorenz, Das vierte 65

73 Zos. ep. 3 «Postquam a nobis» 1 (PL 45,1721); ep. 2 «Magnum

pondus» 4 f (PL 45,1720). ep. 12 «Quamvis patrum». August. De grat. chr. et de pecc. orig. 2,19 ff. Mirbt/Aland, Quellen Nr. 410 ff, S. 188 f. Grisar, Geschichte Roms 288. Hofmann, Der Kirchenbegriff 442 f. Caspar, Papsttum I 350 f. Bury, History I 361. Brown, Augustinus 314 ff. Marschall 150 ff. Wermelinger 68 f, 134 ff, 141 ff. Chadwick, Die Kirche 270. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 177. Wojtowytsch 252 ff

74 Julian, Lib. ad Florum, in August. op. imperf. 1,42; 3,35. LThK 1. A. I 329 f. Chadwick, Die Kirche 362, Anm. zu S. 270. Brown 317 f, 335. Wermelinger 197 ff

75 August. ep. 190, 191, 194, 201. c. Jul. 3,1,3. Zos. ep. 2 f. Coll. Avell. 45 f. Prosper Tiro, de gratia dei et libero arbitrio c. collat. 21,1 f. Posid. Vita August. 18. Cod. Theod. 16,2,46 f. Const. Sirm 6. Kraft, Kirchenväter Lexikon 438 ff. dtv Lex. Antike, Philosophie IV 43 f. Bruckner, Quellen 40 f. Mirbt/Aland, Quellen 190 ff. Stein, Vom römischen 412 f. Chapman 169. Caspar, Papsttum I 329 ff, 350 ff, 383 f, 387 f. Hofmann, Der Kirchenbegriff 445 ff. Nigg 144. Holl, Gesammelte Aufsätze III 90 f. Haller, Papsttum I 94 ff. Bury, History I 361 ff. Ulbrich 252 f. Chadwick, Die Kirche 270 f. Lorenz, Der Augustinismus 217 ff. Wermelinger 137, 153 ff, 196 ff, 202 ff, 209 ff, 244 ff, 284. Palanque 29. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 177 f. Brox, Kirchengeschichte 141. Marschall 151 ff. Aland, Von Jesus bis Justinian 243. Brown 314 ff, 348

76 August. ep. 156 f. Chadwick, Die Kirche 268, 271. Brown, Pelagius 93 ff. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 172 f

77 Myres 21 ff. Liebeschütz 227 ff. Morris, Pelagian Literature 25 ff, bes. 47 ff. Zurückhaltend Wermelinger 207 ff

78 August. op. imperf. 6,18. ep. 101. Bruckner, Julian 13 ff. Brown, Augustinus 333. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 178. Wermelinger 226 f

79 Marius Mercator, Commin. I. Julian Aecl. Lib. ad Florum, in August. op. imperf. 1,10; 1,18; 1,41 ff; 2,21 f; 4,56; 5,7; 5,20. Julian. Aecl. Lib. ad Turbant., in August. c. Jul. 2,10,34 ff; 3,17,31. Gennadius de vir. ill. 45. Bruckner, Die vier Bücher 24 ff, 108 ff. Ders. Julian 38 f. Altaner 329. Adam, Fortwirken des Manichäismus 1 ff, 23. Ders. Der manichäische Ursprung 385 ff. Brown, Augustinus 308, 333 ff. Wermelinger 229 ff. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 178 ff. Chadwick, Die Kirche 273

80 Brown, Augustinus 333 ff

81 Pelag. ep. ad. Demetr. c. 21. August. de nat. et gratia 1. c. Jul. 3,1,4. Coll. Palat. 14; 36 (ACO 1,5,1). Leo I. ep. 2; 18. Gautier 171 f. Palanque 29 f. Brown, Augustinus 334 ff. Wermelinger 137. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 181

82 August. op. imp. 1,10. ep. 191,2; 194,7,31. Serm. 181. Gautier 171 f. Vgl. hierzu auch den folgenden Abschnitt im Text. Altaner 329. Grillmeier/Bacht II Einleitung 3. Von mir hervorgehoben. Brown, Augustinus 318. Wojtowytsch 237, 239 f. Aland, Von Jesus bis Justinian 246 f

83 August. retract. 1,12,3. de vera rel. 6 f. Espenberger XVIII. Raschke 106, 237. v. Campenhausen, Griechische Kirchenväter 125 ff. Schneider, Geistesge-

schichte I 297, 412. Vgl. auch H. Meyer, Abendländische Weltanschauung 36 ff. Windelband 221 ff

84 Orig. c. Cels. 6,41. Dio Cass. 77,18,4. August. ep. 138,18 f (CSEL 44,145 f). Zu Apollonios vgl. Philostr. vita Apoll. 1,6; 1,19; 3,41; 4,19 f; 5,22; 7,10; 8,30 u. a. Pauly I 452 f. LThK 1. A. I 549 f. Wetter 14 f. Weinrich 649. Geffcken 20 f. Nestle, Griechische Religiosität 123 ff. Speyer, Apollonios 47 ff. Dort neben wenig Anerkennendem aus christlichem Mund weitere abfällige Urteile über Apollonios, den «niedrigen Zauberer» und seine «Werke trügerischer Zauberei», «die schändlichen und frevelhaften Wirkungen seiner Zauberkunst» ebd. 53 ff. Zu Apollonios vgl. Deschner, Hahn 56 f

85 August. de civ. dei 1,31; 2,4 ff; 2,11 ff; 2,29; 3,1 ff; 6,8; 7,26; 7,33. Vgl. auch 7,21 ff. ep. 137,4,15. ord. 2,4. Fredouille 887 f. Bernsdorf 574. Mouat 106. Morus 130. Winter 96. Deschner, Das Kreuz 371 ff. Denzler, Das Papsttum 134. Vgl. auch de Beauvoir 108

86 August. de civ. dei 1–10. Conf. 8.2. de consensu evangelist. 1,24. ep. 91. Oros. vict. adv. Pagan. 7,5,4. RAC I 991, dtv Lex. Antike, Philosophie III 259. Schultze, Geschichte II 346. Mühlbacher 236. Caspar, Papsttum I 229. van der Meer, Augustinus 70. Maier, Augustinus 84 ff, 93 ff, 101 ff, 117 ff. Schöndorf passim. Kahl, Slawenmission 159. Halporn 82 ff. Schottlaender 384

87 August. ep. 23,7; 91,9; 133,4; 185,3,12; 232,3. Serm. 2,18; 13,8; 62,17; 302,16. de civ. dei 18,22; 19,1,4 f. Ord. 2,12. c. ep. Parm. 1,9,15. Brown, Augustine's Attitude 107 ff, bes. 109 f. Ders. Augustinus 286. Halporn 105

88 August. Serm. 62,17 f. Kötting, Religionsfreiheit 39 f. Vgl. auch van der Meer, Augustinus 63 f

89 August. de civ. dei 18,54. ep. 91,8; 97,2; 103,1; 185,19. Serm. 328,5. Cons. evang. 1,14,21; 1,26,40 f; 1,27,42. Syn. Carth. (401) can. 2; 4. Schmitz, Bußdisziplin 303. Schultze, Geschichte I 344 f, 348 f. Frend, Donatist Church 76 f. Grasmück 184 ff. Diesner, Der Untergang 22 ff. v. Haehling, Religionszugehörigkeit 315, 471 f

90 August. Serm. 24,6

91 August. ep. 97,1 ff. Cod. Theod. 16,5,46; 16,10,13 ff. Soz. 9,16,2. Jord. Rom. 328. Pauly II 1212, IV 876 f. LThK 1. A. I 961, IV 265. Schultze, Geschichte I 374. van der Meer, Augustinus 67. Diesner, Der Untergang 23 f

92 August. ep. 16,2; 50; 90 f; 103 f. Serm. 24,6; 62,8,13; 62,17 f. util. ieiun. 8,10. Funke, Götterbild 820. Schultze, Geschichte I 346, 349 ff, II 151, 158 f, 164. Geffcken, Der Ausgang 184 f. Diesner, Der Untergang 23 f. Brown, Augustinus 201. Heinzberger 135 ff

93 Oros. hist. 1 prol. 1; 7,43,17. Tusculum-Lexikon 188 f. J. Martin LThK 1. A. VII 784 f. Schultze, Untergang I 411 f. Altaner 207 f. von den Brinken 84. Diesner, Orosius 90. Goetz 137, 148 ff

94 Oros. hist. advers. pag. 1,17,3; 2,3,10; 7,6,11; 7,35,14 f; 7,39,2 u. a. Goetz 58 ff

95 Oros. hist. 1 prol. 14; 1,1,1 ff; 1,1,9 ff; 1,3,1 f; 1,3,3; 1,5,9. 3 prol. 1 f; 4,6,37 f; 5,11,6; 7,7,10 f; 7,10,5 f; 7,15,4; 7,17,4 ff; 7,19,1 f; 7,21,2 ff; 7,22,3 f; 7,23,6; 7,38,7; 7,39,2. Pauly I 763. Kraft, Kirchenväter Lexikon 401 f. Schult-

ze, Untergang I 412 f. Altaner 207 f. Diesner, Orosius 91 ff. Corsini 109 ff. Goetz 12 ff, 98 ff, 136 ff. Blazquez 653

96 Oros. hist. 1 prol. 1 f; 7,43,17. Vgl. dazu den Exkurs: Die Quellen bei Goetz 25 ff, ferner 136 ff

97 Zur Datierung des Traktats: Blumenkranz 207 ff. Zum Antijudaismus Augustins überhaupt: Ders. 59 ff, 110 ff

98 August. enarr. in ps. 50,1. Serm. 80,4 f; 9,3 de cons. evang. 2,77. In Joh. Ev. Tr. 3,19; 26,1; 30,2; 35,4; 38,5; 42,5; 45,10; 51,5; 92,2. de serm. domini in monte, 1,9,23. Blumenkranz 59 ff. van der Meer, Augustinus 106 ff. Frank, «Adversos Judaeos» 42

99 August. de civ. dei 4,34; 17,19; 18,37. Advers. Jud. 1,2; 5,6; 7,9; 9,12. de trin. 1,13,28. enarr. in ps. 65,9. de gratia Christi et de peccat. originali 2,25,29. ep. 138,4,20. de catech. rudibus 19,33. Johannesevangelium 42. Vortrag 9 ff; 53,4 f. Frank, «Adversos Judaeos» 42

100 Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 231

101 August. Advers. Jud. passim. Serm. 5,5; 350,3. de civ. dei 6,11; 12,12; 16,35; 7,42. Enarr. in ps. 58,1,21. C. Faustum 12,12 f. de cons evang. 1,18. Eine ausführliche Zusammenstellung antijüdischer Traktate bei Oepke 282 f. Ferner Martin, Studium 1 ff. Lucas 20 ff. Browe, Die Judengesetzgebung 133 f. Ders. Judenmission 96. van der Meer, Augustinus 107. Pinay 716, 718. Seiferth 53. Eckert/Ehrlich 29 f. Widmann 67. Schmidt, Auseinandersetzung 22. Kühner, Antisemitismus 40 ff. Hruby, Juden 33 ff

102 v. Schubert, Geschichte II 449. v. Campenhausen, Lateinische Kirchenväter 152 f

103 Athan. ep. ad Amm. Cadoux, The Early Christian Attitude 146; 257 Anm. 1, Hornus 8, 88

104 August. conf. 2,1 ff; 3,1; 3,11 u. a. Gen. ad litt. 9,10. ord. 2,12. ep. 133,4. Stein, Vom römischen 395 f. Rehfeldt, Todesstrafen 82. Stratmann III 201. Frend, Donatist Church 230. Poppe 70. Deschner, Das Kreuz 77 f, 304 f

105 August. de civ. dei, praefatio; 4,4; 4,6; 5,20; 19,11. In ps. 45,13 ep. 229,2; 111; 138 u. a. Grabmann 831. Hendrikx 1099. Ackermann, Entstellung 89. Lohse, Augustins Wandlung 447 ff, bes. 464 ff. Diesner, Orosius 100 f. Ders. Der Untergang 175 ff. Maier, Augustin 117 ff. Deane 137. Thraede 99 ff. Schottlaender 386. Weißengruber 25 f

106 August. de civ. dei 1,1; 1,20. Vgl. Posid. vita August. 28 ff. Diesner, Orosius 100 f. Ders. Kirche und Staat 116 f. Brown, Religion and Society 44 f. Joly zit. ebd.

107 Wolffheim II 255. Schröder ebd. 156. Vgl. auch Ayck ebd. 113 ff, bes. 121. S. vor allem auch Lessing, Europa und Asien

108 August. Vorträge über das Johannesevangelium 1,9 ff; 34,3 f. Heilmann, Texte I 106, 112, 219, 291. Über den freien Willen 3,68 f. ep. ad Januar. 36. Vom katechetischen Unterricht 2,29

109 Das Tolstoi-Zitat schrieb mir nach Erscheinen meines ersten Buches «Die Nacht steht um mein Haus» (1956) der Präsident der Deutschen Jagdgegner aus Hamburg

110 August. de civ. dei 1,21. Lichtenberg, Sudelbücher 400

111 Vgl. Borchardt, Shelley 194. Dort alle Quellenhinweise

112 August. de civ. dei 1,21; 5,19; 5,21; 11,29; 19. enarr. in ps. 70,2,1. de

genes ad litt. 8,6,12. Bernheim 32 f. Thraede 101. Hirtenbriefe der deutschen Bischöfe vom Juni 1933. Dazu Deschner, Hahn 536 f. Ders. Heilsgeschichte II 147 ff

113 August. pecc. mer. 2,11. de civ. dei 14,12; 19,27 enarr. in ps. 71,6. Ausführlich: Frank, Gehorsam RAC IX 407 ff. Dort eine Fülle von biblischen und frühchristlichen Quellenhinweisen

114 Thraede 90 ff, bes. 99 ff. Zit. 101 u. 145

115 August. enarr. in ps. 136,3. Serm. 302,14,13. Brown, Augustinus 368 f. Vgl. auch die folgende Anm.

116 August. ep. 205 ad Bonif. ep 138; 189,4; 229,2. de civ. dei 1,21; 1,26, 4,15; 5,26; 18,41; 91,4; 185,1. serm. 62,8. c. Faust. 22,7. RAC I 991. Marcuse 25. Holl, Augustins innere Entwicklung 57. Stratmann III 249. v. Campenhausen, Lateinische Kirchenväter 75. Marrou, Selbstzeugnisse 47 f. Hornus 167 f. Hoerster 182

117 Enn. Ann. 8,267 f. Polyb. 13,3,7; 36,2,1 ff. Cic. in Qu. Caec. 19,62. Cat. 2,1,1. Phil. 13,17,35. Pauly II 270 ff, IV 983 ff. Albert, Bellum Iustum 20 ff. Auch Caesar, Sallust und Livius kennen den Begriff. S. ebd. 26 ff, 132

118 August. de civ. dei 19,12

119 August. ep. 138

120 Ebd. Brief an den Offizier Bonifatius 4 ff. Heilmann, Texte III 516 ff

121 Napoleon zit. bei Leipoldt, Jesusbild 62. Zu Hitler und Stalin vgl. Deschner, Heilsgeschichte II 54 ff, 157 ff

122 August. de civ. dei 4,15; 5,15; 5,21. Stratmann III 249. Schottlaender 385 f. Weißengruber 26

123 Albert, Bellum Iustum 37 ff. Zit. 132

124 August. de civ. dei 3,18; 5,21 f. Vgl. dazu auch BKV 1911, 287 Anm. 5–7, 288 Anm. 1 sowie nächste Anm.

125 August. de civ. dei 1,11 f; 5,21 ff; 8,32; 15,4; 19,11 f. c. Faust. 22,74 f. ep. 189; 220 ad Bonifat. 189; 205; 220. Rahner, Augustin 196. Dignath-Düren 26 f

126 August. Serm 60. de civ. dei 5,22. Fischer, Völkerwanderung 91 ff

127 August. de civ. dei 4,15; 5,26; 19,12. ep. 189,6. c. Faust. 80. Quaest. in Jos. 6 de lib. Arb. 1,5,12. de bono coniug. 23,30. ep. 134; 139; 189; 220. Stratmann III 239. Erdmann, Die Entstehung 5 f. Dignath-Düren 26 f. Hornus 167 f. Diesner, Der Untergang 178

128 August. de civ. dei 1,21. Quaest. in Pent. 6,10. Kühner, Die Kreuzzüge, Studio Bern 14. 10. 1970. Tödt 39

129 August. ep. 185; 189; 220; 205 retract. 2,48. Posid. vita August. 17; 28 f. Procop. bell. vand. 1,3,1 f; 1,3,25. Salv. de gub. dei 7,16; 7,94 ff. Jordanes de orig. act. Get. 33,167 f. dtv Lex. Antike, Geschichte I 180. Güldenpenning 282 ff. Stein, Vom römischen 474 ff. Gautier 173 f. Gentili 363 ff. Schmidt, Wandalen 172 f. Fischer, Völkerwanderung 73 ff. Lachmann 16. van der Meer, Augustinus 251. Maier, Augustin 198 ff. Bury, History I 245 f. Diesner, »Comes Africae« 100 ff. Ders. Untergang 35 ff, 46 ff. Ders. Kirche und Staat 100 ff (hier ausführlicher Hinweis auf alle wichtigen Quellen). Ders. Vandalenreich 48. Ders. Afrika und Rom 107 f. Brown, Augustinus 369 ff. v. Haehling, Religionszugehörigkeit 478 f

130 Stratmann III 255

131 Synes. Cyr. ep. 57; 108; 121. Jez. von Kolb c. Philos 1,10. Theodor.

h.e. 5,41. Kraft, Kirchenväter Lexikon 464. Marcuse 25. Hornus 177 f., Vogt, Synesios 15 ff. Auer, Kriegsdienst I 319

132 Oros. hist. 7,22,6; 7,22,9; 7,26,5; 7,33,8; 7,35,19; 7,37,14. Lippold, Rom 71 ff, 81 ff. Gretz 98 ff, 123 ff

133 Oros. hist. 4,11,4; 4,12,5 ff; 7,1,11; 7,6,8; 7,22,9; 7,35,6 ff; 7,35,19 ff. Goetz 102 ff, 122 ff. Schöndorf 44 f

134 Posid. Vita 28,11 f. Plotin, Enneade 1,4,7. Brown, Augustinus 371 ff

135 Prosper v. Aquitan. Chron. ad a. 438. LThK 1. A. VIII 397. Brown, Augustinus 379. Vgl. auch Anm. 129

NACHBEMERKUNG

1 Der Aphorismus «Habent sua fata libelli» des Sprachgelehrten Terentianus Maurus: De litteris syllabis metris, Grammatici Latini, H. Keil, Bd. VI, Nachdruck Hildesheim 1961, 313 ff

2 Econ stellte nochmals eine feste Ausgabe des Buches her und vergab abermals die Taschenbuchrechte. Auch wurde eine weitere Taschenbuchausgabe angefertigt und für das Frühjahr 1982 angekündigt. Sie erschien aber, trotz großer Nachfrage, erst 1987! Nicht wenige meiner anderen kirchen- und christentumskritischen Publikationen waren inzwischen mehr oder weniger lang vergriffen bzw. sind es noch. Darunter vor allem der wohl aktuellste meiner Titel, eine zweibändige Monographie über die Politik der Päpste im Zeitalter der Weltkriege, deren Rechte ich nun zurückerwarb. Ein Auszug, aus Teilen nur zweier Kapitel bestehend, «Mit Gott und dem Führer», wurde 1988 verlegt. Teils gekürzt, teils erweitert erschienen auch wieder «Das Christentum im Urteil seiner Gegner» sowie «Der gefälschte Glaube. Eine kritische Betrachtung kirchlicher Lehren und ihrer historischen Hintergründe». Im Herbst 1988 kommt meine Sexualgeschichte des Christentums, «Das Kreuz mit der Kirche», erweitert um ein längeres Kapitel, das die – tragikomische – Sexualpolitik des derzeitigen Papstes einbezieht; im Frühjahr 1989 fast unverändert die Schrift «Kirche und Faschismus».

Anmerkungen zu diesem Band Kriminalgeschichte des Christentums. Zweiter Band. Die Spätantike

1. KAPITEL
Katholische Kinderkaiser

1 Hergenröther, Kirchengeschichte I 319, 322
2 Brown, Augustinus 194
3 Vgl. Anm. 45
4 Pauly V 132, 372 f. dtv Lex. Antike, Geschichte III 225 f. Otto, Papyrusforschung 312. Ostrogorsky, Geschichte des byzantinischen Staates 44 ff. van der Meer, Alte Kirche I 13
5 Socrat. 6,23. Soz. 9,1. Hieron. ep. ad Ager. 17; ep. 123,17. Vgl. Cod. Theod. 16,5,25 ff; 16,5,35 ff; 16,6,4; 16,10,13 ff. Diesner, Kirche und Staat 43. Anton, Selbstverständnis 54 ff
6 v. Haehling, Religionszugehörigkeit 222 ff, bes. 526, 590 ff. Chastagnol ebd. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 92
7 Apk. 17,1; 17,5 u. ö. Heilmann, Texte III 314 ff, 326, 530, IV 102. Deschner, Hahn 499 ff mit vielen Belegen
8 Socrat. 6,8; 7,21,8 f. Soz. 9,1 ff. Theophan. a. 5901, 5920 f. Euagr. h.e. 1,20. Marc. Diac. vita Porphyr. 36 ff. Lexikon der alten Welt 3048. dtv Lex. Antike, Geschichte I 84, 152, 180, III 225 f. Güldenpenning 56 f. Gregorovius I 90. Dunlap 161 ff. Stroheker, Senatorischer Adel 43 ff. Dannenbauer, Entstehung I 29, 197, 226, 232. Maier, Verwandlung 119 ff. Chadwick, Die Kirche 290. Clauss, Magister officiorum 1 ff, 153, 159, 173
9 Vgl. schon Didasc. 2,47 ff. Ferner Chrysost. sac. 3,17. August. ep. 33,5. Gelegentlich ablehnend: Ambros. ep. 82; off. 2,24. Thür/Pieler, Gerichtsbarkeit 465 ff. Steinwenter, Audientia 915 ff. Ders. Rechtsgang 1 ff. Bell, Audientia 139 ff. Bušek 453 ff. Selb 162 ff. Dort auch zahlreiche Literaturhinweise. Dannenbauer, Entstehung I 243, 273 f, 393, 398. Diesner, Kirche und Staat 9 f. Noethlichs, Bischofsbild 30 ff, bes. 41 ff
10 Socrat. 5,10; 6,8. Soz. 12,12. Them. or. 16,204 c. 213 a. Zos. 4,57,4. Eunap. frg. 62 f. Cod. Theod. 16,5,24 f; 16,10,13. Zonar. 13,19. Baur, Johannes II 30 f. Rauschen 433. Lexikon der alten Welt 242. Pauly I 497, II 407. dtv Lex. Antike, Geschichte I 135. Güldenpenning 3, 22 f. Stein, Vom römischen 345 f. Daley 465
11 Symm. ep. 3,81 ff. Socrat. 6,1. Zos. 4,49 ff; 4,51 ff; 4,57,4; 5,1,1 ff; 5,12 ff; 6,10; 6,51. Soz. 8,1. Cod. Theod. 5,18; 7,3,1; 8,6,2; 16,10,12 u. a. Ambros. ep. 52. Eunap. frg. 62 f. Claudian. Ruf. 1,176 ff; 223 ff. Liban. or. 1,269 f. Hieron. ep. 60,16. Joh. Ant. frg. 190. Pierer XIV 438 f. Pauly-Wissowa 7. Hbbd. 1931, 2463 ff. 25. Hbbd. 1926, 1614 f. 45. Hbbd. 1957, 734. Demandt, Magister militum 715. Pauly III 750, IV 1178, 1465. dtv Lex. Antike, Geschichte III 151. Ebd. Philosophie IV 242. Güldenpenning 16 ff, 57 ff, 72 ff, 440 ff. Schultze, Geschichte I 336 f. Baur, Johannes II 40. Rauschen 439 ff. Seeck, Untergang V 235. Stein, Vom römischen 351 f. Cartellieri I 6. Schmidt, Die Ostgermanen 302. v. Stauffenberg 91 ff. Nischer-Fal-

kenhof, Stilicho 58 f. Steinmann, Hieronymus 226. Bury, History I 107 ff. Stroheker, Senatorischer Adel 208 f. Maier, Verwandlung 119 ff. Dannenbauer, Entstehung I 197 ff. Tinnefeld 68 f. v. Haehling, Religionszugehörigkeit 73 f, 587 f. Clauss 187 ff. Held 139. Elbern 114 f

12 Socrat. 6,5,3. Hieron. ep. 60,16. Zos. 5,7; 5,8,1 f; 5,9,2; 5,12,1. Philostr. 11,3. Cod. Theod. 11,40,17. Pauly-Wissowa 1970, VI 1, 1520 f. Lexikon der alten Welt 2677. Rauschen 491 f. Güldenpenning 47 f. Baur, Johannes II 91 ff. Stroheker, Senatorischer Adel 208 f. Steinmann 237. Elbern 128 f. S. auch vorherige Anm.

13 Chrysost. In Eutropium. Socrat. 6,6. Soz. 8,7,5; Zos. 5,17 f. Philostorg. 11,6. Cod. Theod. 9,40,16; 9,44,1; 11,40,17; 16,2,32 f. Eunap. frg. 75,6. Pauly II 470. Lexikon der alten Welt 930. dtv Lex. Antike, Geschichte II 27. Baur, Johannes II 99 ff. Elbern 129, 134

14 Theodor. h.e. 5,31,1 ff; 5,32,1. Socrat. 6,5 ff. Zos. 4,57,2: Joh. Ant. frg. 187; 190. Zos. 4,57,3; 5,7,4 f. Pauly-Wissowa VII 1912, 486 f. S. auch die folg. Anm.

15 Philostorg. 11,4 ff. Theodor. 5,30; 5,32 f. Eunap. frg. 75 ff. Rufin 2,54 ff. Chrysost. hom. 8; de stat. 2,3; in ill. vidi Domin hom. 4,4 f. Socrat. 6,1; 6,6; 7,10. Zos. 5,8 ff. 5,13 ff. 5,17 ff. Soz. 8,4; 8,7. Synes. de regno 14 f. Cod. Theod. 9,40,17; 9,45,3. Joh. Ant. frg. 190. Pauly-Wissowa VII 1912, 487. Pauly II 407. dtv Lex. Antike, Geschichte II 27. Schäferdiek, Germanenmission 506. Rauschen 434 ff. Güldenpenning 86 f, 120 ff. Bühler, Die Germanen 41. Cartellieri I 107. Stein, Vom römischen 287, 345, 357 ff. Baur, Johannes II 69 f, 107 ff. Giesecke, Die Ostgermanen 82, 116. Kornemann, Weltgeschichte II 369. Nischer-Falkenhof, Stilicho 44, 84 ff, 92 ff. v. Stauffenberg 93 f. Altaner 241. Ostrogorsky, Geschichte des byzantinischen Staates 45 Anm. 2. Ensslin, Einbruch 107. Ludwig, Massenmord 18. Bury, History I 129 ff. Dannenbauer, Entstehung I 214, 275. Thompson, Visigoths 105 ff. Chadwick, Die Kirche 292. Brooks, The Eastern 459 f. Manitius, Migrations 263. Langenfeld 148. Heinzberger 34. Tinnefeld 179 f sieht ausgerechnet hier die «erste nachweislich nicht religiös bedingte Volkserhebung». Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 91. v. Haehling, Religionszugehörigkeit 269, 465. Albert, Zur Chronologie 504 ff. Stockmeier, Johannes Chrysostomus 136. Aland, Glaubenswechsel 65 f

16 Socrat. 6,6. Soz. 8,4,20. Zos. 5,22,2; Philost. 12,8. S. auch letzte Anm.

17 Mark Twain, Der geheimnisvolle Fremde, Ges. Werke V 704 f, zit. nach Ayck, Mark Twain 348

18 Elbern 20, 136. Mit allen Quellenhinweisen

19 Paneg. lat. 2,37,4 B. Nach Lippold/Kirsten 169

20 Cod. Theod. 16,7,6; 16,10,13 f; 16,10,15 f; 16,10,18 f. Fredouille 885. Funke 810. dtv Lex. Antike, Geschichre I 135. Güldenpenning 397 ff. Geffcken, Der Ausgang 178 f. Knöpfler 149. Bihlmeyer, Kirchengeschichre 196. Diesner, Kirche und Staat 9 ff. Tinnefeld 276 f

21 Heinzberger 35 ff

22 Cod. Theod. XVI 1,3; 4,3; 5,3. 4. 7. 8. 11. 12. 14. 15. 21. 26. 34 (Todesstrafe). 39. 40. 45. 52. 53.

54. 57. 58. 65. 66; XVI 6,4. 5. 6; 16,16,7 u. a. Kober, Deposition 735 ff. Güldenpenning 395 f. Voigt, Staat und Kirche 40 ff. Lorenz, Das vierte 76. Anton, Selbstverständnis 59

23 Cod. Theod. 16,2,30; 16,2,36; 16,5,39; 16,5,53; 16,10,15. August. ep. 97,2 f. Schultze, Geschichte I 335. v. Haehling, Religionszugehörigkeit 467 f, 597 f

24 Claudian, de cons. Stil. 3,176 ff. Paul. Diac. hist. Rom. 13,7. Zosim. 5,28; 5,38. Rutil. Namat. De red. suo 2,52. Prudent. c. Symm. 2,709 ff. Olymp. frg. 2. Oros. hist. 7,38,1. Iordan. Get. 30. Philostorg. 12,2. Schäferdiek, Germanenmission 497. Pauly V 132, 372 f. Lexikon der alten Welt 1327 f, 2926. dtv Lex. Antike, Geschichte II 121, III 225 f. Rauschen 230, 300. Stein, Vom römischen 346 f. Nach Giesecke, Die Ostgermanen 167, war Stilicho Katholik. Nischer-Falkenhof, Stilicho 21 ff, 143. Kornemann, Weltgeschichte III 367. Vogt, Der Niedergang Roms 359 f. v. Haehling, Die Religionszugehörigkeit 466 ff

25 Philostorg. h.e. 2,5. Sozom. h.e. 2,6. Euseb. V. C. 3,7. Theodor. h.e. 5,41. Socrat. h.e. 1,18. Kötting, Christentum I (Ausbreitung) 1147. Schäferdiek, Germanenmission 497 ff. Vgl. auch 504 ff. Lippold/Kirsten 181. Vogt, Die kaiserliche Politik 184 ff. Chadwick, Die Kirche 292

26 Rufin 2,100 ff; 2,124 ff; 2,171 ff. Oros. 7,35,19. Victor. Epit. 47 f. Ammian. 31,16. Socrat. 5,1; 6,1; 7,10. Soz. 7,1 ff; 9,9,1. Eunap. frg. 42. Vitae Sophistarum 472 ff. Zos. 4,24 ff; 5,4,2; 5,5,4. Iordan. Get. 140. Philostr. 12,2. Hieron. ep. 60,16. Olymp. frg. 26. Pauly-Wissowa I 1894, 1286 f. Schäferdiek, Germanenmission 505. Vgl. auch 512. Rauschen 436 ff. Schultze, Geschichte I 435 f. Seeck/Veith 451 ff. Bühler, Die Germanen 41, 412. Schmidt, Bekehrung 248 f. Schmidt, Ostgermanen 258 f. Nischer-Falkenhof, Stilicho 44 ff, 63 ff, bes. 68 ff. Ostrogorsky, Geschichte des byzantinischen Staates 45. A. v. Müller, Geschichte unter unseren Füßen 115. Maier, Verwandlung 128, 138. Vogt, Der Niedergang Roms 365. Ensslin, Einbruch 105 ff. Aland, Von Jesus 219. Ders. Glaubenswechsel 60 f. Šašel 126. Tinnefeld 243 f. Stockmeier, Bemerkungen zur Christianisierung 315 ff, behauptet, die Christianisierung der Goten reiche bis in das 3. Jahrhundert zurück und könne «darum vom Ursprung her nicht mit dem Arianismus in Verbindung gebracht werden» (323)

27 Pauly-Wissowa I 1894, 1287. Dort alle Quellenhinweise

28 Ebd. 1287 f. dtv Lex. Antike, Geschichte II 190, III 248

29 Claudian, bell. Goth. 84 f, 213 ff, 414 ff, 481 ff, 521 ff, 588 ff. Iordan. Get. 30. Oros. 7,37. Pauly-Wissowa I 1894, 1288. dtv Lex. Antike, Geschichte I 96 f, III 226. Lexikon der alten Welt 100. RGA I 127. Güldenpenning 133 ff. Seeck, Der Untergang V 328 f. Bühler, Die Germanen 41, 412. Cartellieri I 12. Stein, Vom römischen 378 f. Schmidt, Ostgermanen 303. Schmidt, Bekehrung 248 f. Capelle 224 f. Nischer-Falkenhof, Stilicho 100 ff. Ensslin, Einbruch 107 f. Bury, History I 160 ff. Wirth 242. Kantzenbach, Kirche im Mittelalter 29. Maier, Verwandlung 128. Claude, Westgoten 17, 25. Ders. Adel 21 ff. Fines 9. Heinzberger 61 f. Wenskus

322 f. Wolfram, Gotisches Königtum 1 ff

30 Claudian, paneg. de sext. consul Honor. aug. 218 ff. CIL VI 1710. Tusculum-Lexikon 69. Lexikon der alten Welt 638 ff. dtv Lex. Antike, Philosophie I 316 ff. Pauly I 1202 ff. Nischer-Falkenhof, Stilicho 115 ff

31 Tacit. Germania 33. Oros. hist. advers. pag. 7,43. Diesner, Das Vandalenreich 12 ff. Chadwick, Die Kirche 292

32 Prudent. c. Symm. nach Grisar, Geschichte Roms 29 f. Vgl. c. Symm. 2,816. Pauly IV 1202 f. Altaner/Stuiber 407 ff

33 Synes. ep. 58; 105. Pauly I 497 f, V 453. Lexikon der alten Welt 2464, 2960 f. Kraft, Kirchenväter Lexikon 464 f. Vogt, Synesios 23 ff. Chadwick, Die Kirche 291. Ausführlich: Tinnefeld 139 ff. Schneider, Geistesgeschichte 389. Altaner/Stuiber 282 f. Nach Straub, Regeneratio 248, wendet sich «der christliche Bischof Synesios» an Kaiser Arcadius, obwohl Arcadius schon zwei Jahre tot war (408), als Synesios Bischof wurde (410)

34 v. Campenhausen, Griechische Kirchenväter 125 ff

35 Thompson, Zosimus 163 ff. Elbern 32 ff, 102 f, 132 ff, 141 f mit allen Quellenhinweisen. Dazu vgl. Anm. 37

36 Zit. nach Steinmann, Hieronymus 307 f. Dort der Quellenhinweis

37 August. de civ. dei 5,23; ep. 96. serm 105,10. Hieron. ep. 123,16, Philost. 12,2. Oros. 7,37 f; 7,40,4. Zos. 5,26; 5,28,2; 5,32; 5,34; 5,38; 6,2. Paulin. Vita Ambros. 50. Olymp. frg. 2; 12 = FGH 4,59. Pauly-Wissowa III 1899, 2144. RGA I 123. dtv Lex. Antike, Geschichte II 218, III 226. Lexikon der alten Welt 2506, 2926. Schäferdiek, Germanenmission 512. Fines 190. Schultze, Geschichte I 358. Grisar, Geschichte Roms 30. Stein, Vom römischen 381 ff. Cartellieri 13 f u. a. lassen die Ostgoten «in ungeheurer Zahl» nach Oberitalien dringen und bei Fiesole «vernichtet» werden. Schmidt, Ostgermanen 265 f, 303. Nischer-Falkenhof, Stilicho 125 ff, 149 ff. Mazzarino 290 f. Thompson, Settlement 65 ff. Maier, Augustin 48. Bury, History I 167 ff. Vogt, Der Niedergang Roms 360. Ensslin, Einbruch 108. Langenfeld 149. Clauss, Magister officiorum 98 Anm. 118. Elbern 129 f. Heinzberger 51, 92 ff, 124 ff. S. auch die folg. Anm.

38 Hieron. ep. 123,16 f. Cod. Theod. 5,16,31; 16,5,42; 16,10,15 ff. Oros. 7,38; 40,3. Eunap. frg. 62 f. Philost. 11,3; 12,1 ff. Zos. 5,32 ff; 5,34,5 ff; 5,35; 5,37,4; 5,38; 5,44; 5,45,3. Olymp. frg. 6. Pauly-Wissowa I 1894, 1289; III 1899, 123; VI 1909, 282 f. dtv Lex. Antike, Geschichte II 42, III 226. Fines 189 f. Gregorovius I 56 f. Schultze, Geschichte I 334 ff. Grisar, Geschichte Roms 59 f. Costanzi 481 ff. Grützmacher, Hieronymus III 194 f. Cartellieri 14. Stein, Vom römischen 348, 382 f, 385 ff. Schmidt, Ostgermanen 303 f. Capelle 233. Nischer-Falkenhof, Stilicho 19, 136 ff, 147 ff. Dannenbauer, Entstehung I 200 f, 206 f. Pavan, La politica gotica 71. Maier, Verwandlung 122. Vogt, Der Niedergang Roms 365. Waas 38 ff. Straub, Regeneratio 196 f. Demandt/Brummer 480 ff. v. Haehling, Religionszugehörigkeit 467, 602. Clauss, Magister officio-

rum 1 ff, 23 ff, 61, 98 Anm. 118, S. 123, 130, 174. Elbern 141

39 Vgl. außer den genannten Hinweisen auf Bd. I Elbern 13 ff, 18 ff, 24 ff, 131 ff, bes. 136 ff, mit allen weiteren Quellenangaben

40 Ebd. 23, 136 ff

41 Cod. Theod. 16,5,40 f; 16,5,43; 16,10,19. Zos. 5,32,1; 5,36,3. August. ep. 96; 97. Olymp. frg. 2. Pauly IV 291. Schultze, Geschichte I 363 f. Stein, Vom römischen 389 ff. Heinzberger 122 ff

42 Socrat. 7,10. Zos. 4,7,1; 4,8,1; 5,29; 5,31; 5,36 ff; 5,44,1; 5,47 ff; 6,6 ff; 6,8,1; 6,12,1 f. Soz. 9,4; 9,8 f; 9,9,1. Oros. 2,3,4; 7,42,7. Philostr. 12,3. Marcellini Chron. ad a. 410. Olymp. frg. 3; 5; 13; 14. Cod. Theod. 16,5,43. Hieron. ep. 128. Vgl. August. de civ. dei 1,7; 1,32 f. Prokop. bell. vand. 1,2,28; 1,2,36. RGA I 127 f. Pauly-Wissowa I 1894, 1290. Pauly II 1446. dtv Lex. Antike, Geschichte I 96 f. Fines 10. Gregorovius I 59 ff. Grisar, Geschichte Roms 60 ff. Stein, Vom römischen 388 ff. Cartellieri 16 ff. Schmidt, Ostgermanen 304. Giesecke, Ostgermanen 85 f. Capelle 235. Nischer-Falkenhof, Stilicho 139 f. Bury, History I 174 ff, 183 f. Dannenbauer, Entstehung I 202 f. Vogt, Der Niedergang Roms 367. Maier, Augustin 550. Claude, Westgoten 18. Manitius, Migrations 273 f. Heinzberger 144 ff. Aland, Glaubenswechsel 61. Clauss, Magister officiorum 175. Wolfram, Gotisches Königtum 8 f. Šašel 127. Elbern 33, 102

43 Iordan. Get. 30: «Sie duldeten auch keinerlei Schändung der heiligen Orte». Hieron. ep. 127,12 f; 128,4; 128,5,1; 130,5 f. Hydat. Chron. 43. Socrat. 7,10. Soz. h.e. 9,9 f. Oros. 2,19,13 ff. 7,39,1; 7,39,15. August. de civ. dei 1,4; 1,7; 1,10 ff. Vgl. auch 1,1 ff. de urb. excid. 2,2,3. Pauly-Wissowa I 1894, 1290 f. RAC IV 66. LThK 2. A. 267. Gregorovius I 72. Caspar, Papsttum I 298. Schmidt, Bekehrung 258 ff. Dannenbauer, Entstehung I 203. Montgomery I 137 (hier das Gibbon-Zitat)

44 August. serm. 81 de ev. Mt.; ep. 136. Cod. Theod. 16,5,42

45 Hieron. Comment. in Ez. 1 praef.; 3 praef.; 7 praef. ep. 123,16 f; 127,11 ff; 128,5; 130,5 ff. Grützmacher, Hieronymus III 193 ff. Caspar, Papsttum I 299. S. auch Anm. 46

46 August. erm. 81; 105; 296. ep. 136; 138; 127. de urb. excidio 2,3. de civ. dei 1,28 f. Cod. Theod. 16,5,42. Schultze, Geschichte I 407 ff. Grisar, Geschichte Roms 67 f. Stein, Vom römischen 394 ff. Cartellieri 20. Caspar, Papsttum I 298 f. Jäntere 136. Mazzarino 70 ff. Fischer, Völkerwanderung 52 ff, 92 ff. Arbesmann 305 ff. Saunders 2. Zur Deutung des Falles von Rom durch die Jahrhunderte s. ebd. 1 ff. Maier, Augustin 48 ff, 55 ff, 69 ff. Dannenbauer, Entstehung I 224 f. Hagendahl 509 ff. Christ, Der Untergang 6 ff. Straub, Regeneratio 249 ff. Brown, Augustinus 251 ff. Weißengruber 32 ff

47 August. de civ. dei 1–10: die Apologie; 11–22: die Geschichtstheologie. op. imp: de civ. dei 22,30. Vgl. I praef.; retr. 2,69. S. auch de civ. dei 1,28 f

48 August. de civ. dei 1,10 f; 1,16 f; 1,22; 1,27 ff; 3,29; 20,2. serm. 81,9. LThK 2. A. I 267. Schultze, Geschichte I 408 ff. Fischer, Völkerwanderung 67 ff. Bernhart 55. v. Campenhausen, Tradition und Leben 253 ff, 269 f. Straub, Regeneratio 254 ff

49 Liv. 5,38,3; 48,8 f. Plut. cam. 28 f. Oros. hist. 2,19,12 ff; 7,37,4 ff; 7,39,1 ff; 7,40,1. Orosius beschuldigt vor allem Kaiser Valens, «der das Arianertum der Goten auf dem Gewissen hatte». Pauly V 1562 ff. Schmidt, Bekehrung 316 f. Lippold, Rom 68 ff. Helbling 17 f. Moreau, Kelten 32 f. v. Campenhausen, Tradition und Leben 254 f. Diesner, Vandalenreich 36. v. Haehling, Religionszugehörigkeit 473 f

50 Innoz. I. ep. 36. Oros. hist. 7,39. Hieron. ep. 128. Zos. 5,41. Hergenröther, Kirchengeschichte 546. Gregorovius I 72 f. Grisar, Geschichte Roms 61. Stein, Vom römischen 389. Caspar, Papsttum I 299 ff. Haller, Papsttum I 100 f. Andresen, Die Kirchen der alten Christenheit 335. Straub, Regeneratio 254. Ullmann, Gelasius I, 42

51 Hieron. ep. 127,10. Caspar, Papsttum I 299 ff

52 Iordan. Get. 31. Oros. 7,40,2; 7,43,2. Olymp. frg. 3; 24. August. de civ. dei 1,10. Cod. Theod. 11,28,7; 11,28,12. Rutil. Namat. 1,39 ff. Prokop. bell. vand. 1,2. Soz. 9,8,2. Pauly-Wissowa I 1894, 1291. Lexikon der alten Welt 100, 370, 1018. dtv Lex. Antike, Geschichte I 155. Fines 10. Gregorovius I 90 f. Steeger XIII. Cartellieri 21 f. Schmidt, Ostgermanen 304 f. Capelle 248 f. Bury, History I 184, 194 ff. Dannenbauer, Entstehung I 203. Claude, Adel 29

53 Zos. 5,35; 5,37,1; 5,45,2 ff; 6,7 f. Soz. 9,8; 9,13 ff; 9,12,5; 9,15,3. Olymp. frg. 8 f; 13 f; 16; 19; 23. Greg. Tur. 2,9. Cod. Theod. 15,14,13. Oros. 7,42,6; 7,42,9. Philostr. 12,5 f. Pauly I 1289, II 1032, IV 291. Schultze, Geschichte I 363 f. Stein, Vom römischen 390 ff. Elbern 34 f, 120, 132 ff, 136, 141

54 Cod. Theod. 16,2,29 ff; 16,6,3 ff; 16,5,41; 16,5,43 f; 16,5,46 ff. Pauly II 1213. Böing LThK 2. A. V 1960, 478. Ranke zit. nach Schultze, Geschichte I 368 f, 388. Anton, Selbstverständnis 58 ff. v. Haehling, Religionszugehörigkeit 598

55 Soldan-Heppe I 82

56 Cod. Theod. 16,5,38; 16,5,40; 16,5,42; 16,5,44 ff; 16,8,19; 16,10,15 ff; 16,10,19. Cod. Just. 1,5; 4,10. Theodor. 5,26. Rut. Namat. 2,52 ff. RAC IV 66. Schultze, Geschichte I 364 ff. Stein, Vom römischen 383, 388. Caspar, Papsttum I 298. Pharr 457 A. 85. Anton, Selbstverständnis 58 ff. Heinzberger 197 ff

57 Cod. Theod. 16,10,19 ff. Fredouille 883. Schultze, Geschichte I 368 f, 374 f. v. Haehling, Religionszugehörigkeit 598, 601 ff. Kaegi 60, 67

58 Cod. Theod. 16,5,44; 16,5,46; 16,8,16; 16,8,24. Stein, Vom römischen 413 f. Caspar, Papsttum I 355 f. Vgl. auch Browe, Judengesetzgebung 119. Kühner, Antisemitismus 48. Anton, Selbstverständnis 59, 61

59 Socrat. 7,24. Oros. 7,42 f. Philostorg. 12,13. Prosper. Chron. 412 ff. Soz. 9,16. Zos. 6,12,3. Olymp. frg. 23; 31; 34; 39 f. Pauly I 1292, 1544, IV 876. dtv Lex. Antike, Geschichte I 244, II 42, 121, III 283. Lexikon der alten Welt 370, 659, 1018, 3176. Gregorovius I 90 f. Hartmann, Geschichte Italiens I 39 ff. Stein, Vom römischen 415 f. Steeger XIII. v. Haehling, Religionszugehörigkeit 469

60 Soz. 9,1 ff. Theophan. a. 5901, 5920 f. Pauly I 371; IV 1242. Lexikon der alten Welt 2482. dtv Lex. Antike, Geschichte III 255

61 Euagr. 1,20; 2,1. Prisc. frg. 8 = FHG 4,94. Zon. 12,24. Pauly-

Wissowa VI 1909, 906 ff. Pauly II 405 f. Lexikon der alten Welt 907, 2482, 3048. dtv Lex. Antike, Geschichte III 255. Stein, Vom römischen 423 ff. Bury, History I 212 ff, 220. Holum 79 ff, bes. 92 ff, 112 ff. Ostrogorsky, Geschichte des byzantinischen Staates 46. Langenfeld 72

62 Socrat. h.e. 7,21 f; 7,47,3. Soz. h.e. 9,1. Theodor. h.e. 5,36,1 ff. Theophan. Chron. A. M. 5921. Cod. Theod. 16,8,26. Theod. II. Nov. III (31. Januar 438). Anton, Selbstverständnis 61 ff mit einer Fülle von Quellenhinweisen

63 Socrat. h.e. 7,21 f. Zos. 5,24. Philost. 11,3. Cod. Theod. 16,2,46 f; 16,5,6 ff; 16,5,40; 16,5,57 f; 16,10,21 ff; 16,10,25. RAC II 1229. dtv Lex. Antike, Geschichte III 255. Geffcken, Ausgang 178 f. Stein, Vom römischen 417. Voigt, Staat und Kirche 37 f. Thieß 368 ff. Ostrogorsky, Geschichte des byzantinischen Staates 46. Dannenbauer, Entstehung I 89, 167. Hernegger 372 f. Doerries, Wort und Stunde I 46 ff. Anton, Selbstverständnis 61, Anm. 101, 63

64 Cod. Theod. 16,5,34; 16,5,66. Socrat. h.e. 1,9. Sozom. 1,21. Firm. Mat. de err. 13,4. Halbfaß, Porphyrios 24 ff. Die Fragmente von Porphyrios' Werk bei Harnack, Porphyrius. Vgl. auch Hulen. Wilamowitz II 527. Poulsen 274 ff. Lietzmann, Geschichte III 28 f. Kraft, Konstantins religiöse Entwicklung 230 ff. Dannenbauer, Entstehung I 80

65 Cod. Theod. 15,5,5; 16,8,18; 16,8,21 f; 16,8,25 ff; 16,9,4; 16,9,9. Theodos. II. Nov. III (31. Januar 438). Stein, Vom römischen 417. Browe, Judengesetzgebung 115, 118, 124 f. Eckert/Ehrlich 25. Avi-Yonah 219 ff. Tinnefeld 298 ff. Anton, Selbstverständnis 61 ff. Kühner, Antisemitismus 48 f. Stemberger/Prager 3017 ff, 3272 ff. Langenfeld 70 ff, 90

66 Nov. Theod. 3,1 ff. Cod. Just. 1,9,18. Langenfeld 102. Tinnefeld 300 f

67 Tinnefeld 303 f

68 Prokop. bell. vand. 1,3,6 ff. Socrat. 7,23. Philost. 12,13. Olymp. frg. 40 f. Chr. min. 1,470. Pauly II 1429, IV 876 f. Stein, Vom römischen 426 ff. Bury, History I 209 f. Elbern 102

69 Iordan. Get. 34,38,41. Joh. Ant. frg. 201. FHG (ed. C. Müller) 4,615. Chr. min. 1,471 ff; 2,21 f. August. ep. 185; 189; 229 f. Greg. Tur. 2,7 f. Prosp. Chron. a. 426. Pauly-Wissowa I 1894, 701 f. Pauly I 105 f, IV 555 f. dtv Lex. Antike, Geschichte I 84. Lexikon der alten Welt 486. Hartmann, Geschichte Italiens I 39 f. Stein, Vom römischen 473 ff, 494 ff. Schmidt, Ostgermanen 306 f. Giesecke, Ostgermanen 140. Ensslin, Einbruch 114. Diesner, Untergang 39 ff. Vogt, Niedergang Roms 369. v. Haehling, Religionszugehörigkeit 476 f. Elbern 123

70 Joh. Ant. frg. 200 f. Greg. Tur. 2,7 f. Hydat. (Auct. Ant. 11,24 ff). Prokop. bell. vand. 1,4. Chron. min. 1,303. 483. 492. 2,27. Sid. carm. 5,305; 7,316 ff; 7,359. Pauly-Wissowa I 1894, 702 f. LThK 2. A. IV 495 f. Pauly I 105 f, V 1095 f. dtv Lex. Antike, Geschichte I 84. Lexikon der alten Welt 1018, 3176. Hartmann, Geschichte Italiens 40 f. Stein, Vom römischen 505 ff, 517 ff. Ensslin, Zum Heermeisteramt 471 ff. Schmidt, Ostgermanen 308. Bury, History I 298 ff. Oost 239

71 Cod. Theod. 16,5,62. Const. Sirm. 6 (9. Juli 425). Lib. Pont. 46; 98 f. Val Nov. 18: de Manichaeis u. a. Pauly V 1096. Anton, Selbstverständnis 62 f, 66 ff. v. Haehling, Religionszugehörigkeit 606 ff

2. KAPITEL
DER PÄPSTLICHE PRIMAT ODER DIE «PETRA SCANDALI» TRIUMPH VON ERSCHLEICHUNG UND MACHTGIER

1 Gal. 2,11
2 Vgl. Anm. 54 ff
3 Vgl. Anm. 62
4 Haller, Papsttum I 20. Vgl. 86
5 Blank, Petrus 19
6 Kasper, Dienst 126
7 Kallis 43
8 Ebd. Vgl. auch Papst Johannes Paul II (1979) in OstKSt 29, 1980, 183
9 Mt. 16,17 ff. Deschner, Hahn 213 ff. Dort auch weitere Literaturhinweise. Schnitzer 37 f. Grill 21 ff. Bultmann, Die Frage 165. Schmidt, Kirche des Urchristentums 258 ff. Bernhart 15 behauptet, die Gründe gegen die Echtheit dieses Wortes seien «einer nüchternen Wissenschaft erlegen», wovon keine Rede sein kann. Vgl. auch 7 ff. Ein Apologet schreibt das dem andern nach – die ganze «Widerlegung». Haller, Papsttum I 15. Obrist passim. Hahn, Petrusverheißung 8 ff. Pesch, Simon-Petrus 166. Seppelt/Schwaiger 13. Fries, Das Petrusamt 19. Ullmann, Gelasius I 27, der treffend dazu an Tert. de pud. 8,31 erinnert. Brox, Kirchengeschichte 105 f
10 Fries, Das Petrusamt 19. Pesch, Neutestamentliche Grundlagen 31. Ders. Simon-Petrus 166. Blank, Petrus 19 ff
11 de Vries, Petrusamt 42. Ritter, Wer ist die Kirche? 42 ff. Christ, Petrusamt 36 ff, bes. 40 ff mit vielen Quellenhinweisen
12 Stockmeier, Römische Kirche 363. Zu den oft rabulistischen Ausflüchten katholischer Apologeten vor allem der älteren Zeit vgl. etwa Brunsmann 2 ff, 17 ff, bes. 42 ff, 82 ff. Pesch, Neutestamentliche Grundlagen 37. de Vries, Petrusamt 45. Schnackenburg, Die Stellung 33. Ähnlich 24. Blank, Petrus 19, 21, 25. Vgl. auch die Zusammenfassung S. 27 sowie die Schlußbetrachtung 34 ff
13 Blank, Petrus 29. Christ, Petrusamt 36 ff, 44 ff
14 Suet. Claud. 15,4; 25,3. Tacit. Ann. 15,44. Apg. 18,2. Thoroth. v. Thess. Coll. Avell. 105,4. Wikenhauser 285. Caspar, Papsttum I 2. Haller, Papsttum I 15 ff, 345 ff. Vgl. ThLZ 1959, 4, 289. Franzen 26. Seppelt/Schwaiger 15; dort Irenäus. Schneider, Christliche Antike 59
15 Euseb. h.e. 2,25,5 ff. Vgl. vor allem Haller, Papsttum I 19 f, bes. 349 ff. Caspar, Papsttum I 73 f. Pesch, Das Petrusamt 33. de Vries, Petrusamt 43
16 1.Clem. c. 5. Caspar, Papsttum I 1 ff. Cullmann 123
17 Euseb. 2,25,8. Vgl. 4,23,9 ff. 1.Kor. 3,6 ff; 4,15. Vgl. auch Apg. 18,1 ff. Zu anderen angeblichen «Zeugnissen» vgl. etwa Haller, Papsttum I 346 ff
18 Gröne 5 f. Vgl. dazu Deschner, Hahn 126 f
19 Koch, Katholische Apologetik 133. Kuhn 18 ff. Specht/Bauer 297. Kösters 118. Rathgeber 387. Schuck 94. Franzen 27. Fuchs, Handbuch 47

20 Ign. Rom. 4,3. Pesch, Neutestamentliche Grundlagen 33. de Vries, Petrusamt 45
21 Klauser, Petrustradition 69 ff
22 Ebd. 35 ff, bes. 53 ff. Herder-Korrespondenz, Sechster Jahrgang 1951/52, 205. Heussi, Petrustradition 49
23 Herder-Korrespondenz, Fünfter Jahrgang 1950/51, 184
24 Ebd. Sechster Jahrgang 1951/52, 205
25 Ebd. 205 f
26 Euseb. h.e. 2,25,6 f. Haller, Papsttum I 19 f, 349 ff. Kirschbaum 60. Gelmi 51
27 Kirschbaum 15, 20
28 Ebd. 48 ff, 223 ff
29 Ebd. 91 f, 94
30 Ebd. 115
31 Ebd. 96, 121
32 Ebd. 124 ff, 146, 204 f, 210, 215
33 Nachtrag von Dassmann, Petrus 223 ff
34 Ebd. 224
35 L'Osservatore Romano 27. 6. 1968. Zit. nach Dassmann, Petrus 247
36 Caspar, Papsttum I 74. Haller, Papsttum I 19 f, 349 ff. v. Gerkan, in ThJ 1941, 90 ff. Vgl. dagegen Zugeständnis und Ausflucht bei dem Katholiken Gelmi 51 f
37 Fuchs, Handbuch 48 f
38 Lichtenberg, Vermischte Schriften. Rathgeber 388
39 Vgl. 1.Petr. 1,1; 5,1; 5,13. Aland, Von Jesus 61 ff, 85 f. Christ, Das Petrusamt 42. Blank, Petrus 34. Pesch, Neutestamentliche Grundlagen 36 ff. Brox, Kirchengeschichte 106
40 Bussmann 104
41 Diese Entwicklung zeigt detailliert das 28. Kapitel «Die Entstehung der kirchlichen Ämter» meiner Kirchengeschichte «Abermals krähte der Hahn», 223 ff. Dort die Belege. Zur «Verzahnung» der Ämter vgl. Lexikon der alten Welt 50 ff
42 Conc. Nic. c. 4. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 242 f. Beck, Theologische Literatur 67 f. Brox, Kirchengeschichte 101 ff
43 Conc. Nic. c. 6. Conc. Constant. c. 3. Leo I. ep. 119,4. Gams, Series I 460, 433, 443, 440, 427. dtv Lex. Antike, Religion I 180, II 150 f. Bertholet 421. Caspar, Papsttum I 243. Bury, History I 64 f. Honigmann 209 ff. Heiler, Erscheinungsformen 378. Ortiz de Urbina, Nicäa 244 f. Brox, Kirchengeschichte 101 ff. Stockmeier, Das Petrusamt 70 ff. Dassmann, Zur Entstehung 83 ff. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 243 ff
44 Iren. adv. haer. 3,1,1; 3,2; 3,3,1 ff. Euseb. h.e. 2,25,5 ff; 4,5,1 ff; 4,20; 5,6,1 ff. Tert. de praescr. haer. 32. adv. Marc. 4,5. Opt. Mil. 2,3. Catal. Liberianus MG hist. Auct. ant. IX 73. Anastas. I. ep. 1. LThK 2. A. VI, 1016 f. Pauly III 622. Andresen/Denzler 448. Lexikon der alten Welt 213 f. Koep, Bischofsliste 407 ff, bes. 411 ff mit Literaturangaben 415. Karrer, Papst 280 f. Noch in unserer Zeit behaupten Katholiken, Petri Aufenthalt in Rom werde «von der gesamten Forschung, auch von allen nichtkatholischen Gelehrten heute anerkannt», Schuchert, Kirchengeschichte 104. Eine Reihe von Historikern und Theologen aber bestreitet dies energisch, z. B.: Dannenbauer, Die römische Petruslegende 239 ff. Heussi, Die römische Petrustradition passim. Ders. in ThLZ 1959, Nr. 5, 359 ff. Ders. Eine französische Stimme 596 ff. Ders. Das Grab des Petrus 82 f. Ders. ‹Papst› Anencletus I. 301 f. Ders. Galater 2,67 ff. Ders.

Die Entstehung der römischen Petrustradition 63 ff. Ders. Petrus und die beiden Jakobus 147 ff. Ders. Ist die sogenannte römische Petrustradition bereits im Lukasevangelium und schon kurz nach dem Jahre 70 bezeugt 571 ff. Ders. Drei vermeintliche Beweise 240 ff. Ders. War Petrus in Rom? Ders. Petrus, wirklich römischer Märtyrer? Ders. Neues zur Petrusfrage. A. Bauer, Die Legende von dem Martyrium des Petrus u. Paulus in Rom 270 ff. Haller I 14 ff, 345 ff. Robinson, Where and when did Peter die 255 ff, 1945 in JBL. Smaltz, Did Peter die in Jerusalem? ebd. 1952, 212 ff. Hyde, Paganism, Exkursus III. Was St. Peter in Rome? 265 ff. Weitere (frühere) Bestreiter eines Aufenthaltes Petri in Rom nennt W. Bauer bei Hennecke, Neutestamentliche Apokryphen 118. – Zum Apostelgrab, zur römischen Bischofsliste: A. M. Schneider, ThLZ 1951, 745. Ders. Das Petrusgrab im Vatikan, ebd. 1952, 321 ff. T. Klauser, Die römische Petrustradition 55 f. Schäfer, Das Petrusgrab 459 ff. Altendorf, Die römischen Apostelgräber 731 ff. Holz, Die neue Legende, Deutsche Woche Nr. 52, 1957. v. Campenhausen, Lehrerweihen 248. Mirbt, Quellen zur Geschichte des Papsttums 6 ff, 52. Heiler, Altkirchliche Autonomie 191. Haller, Papsttum I 10 ff, 443 ff. Heussi, Die römische Petrustradition 72. Ders. Kompendium 85. Vgl. selbst den Katholiken Bardenhewer, Geschichte I 565 oder den Katholiken Franzen, nach dem ein Begräbnis von «St. Peter in Rom nicht mehr zu bezweifeln» sei; «selbst wenn eine ganz genaue Identifizierung seines Grabes noch nicht gelungen ist und wohl kaum so gelingen wird, daß nicht irgendwelche Bedenken übrigblieben ...» 27. – Vgl. zum Thema auch Caspar, Papsttum I 2, 8, 47 f. Seppelt/Schwaiger 15. Gontard 80. Hardy 81 ff. Telfer, Episcopal succession 1 ff. Meissner 475 ff. S. auch das Kapitel «Die Anfänge der italienischen Kirche» bei Roethe 3 ff. Cullmann 123. Aland, Von Jesus bis Justinian 61, 65, 85 f, 209. Maier, Verwandlung 246. Koch, Cathedra Petri 83. Kupisch I 86. Grotz 35. v. Loewenich 65. Stockmeier, Das Petrusamt 67. de Vries, Das Petrusamt 46 f. Gelmi 51 f

45 LThK 2. A. VI 1017. Pauly III 622. Caspar, Papsttum I 2, 256, Anm. 1

46 Grisar, Geschichte Roms 732

47 Plut. Numa 1. Herod. 7,204; 8,131. 1.Mos. 5,1 ff; 11,10 ff. Dazu mit weiteren Belegen: Koep, Bischofsliste 407 ff, dem ich hier folge. Vgl. Caspar, Papsttum I 13, Anm. 1

48 Caspar, Papsttum I 18. Vgl. etwa Benz, Beschreibung 157. Haller, Papsttum I 25. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 243 f. Brox, Kirchengeschichte 101 ff, 105 ff

49 dtv Lex. Antike, Religion I 180, II 148. Caspar, Papsttum I 118 f, 243. Hunger, Byzantinische Geisteswelt 13, 20 ff. Heiler, Erscheinungsformen 378. Haller, Papsttum I 53, 65. de Vries, Petrusamt 54. Brox, Kirchengeschichte 103

50 v. Loewenich 64. Haller, Papsttum I 25. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 248 f. Brox, Kirchengeschichte 103 ff

51 Zos. ep. 9,2 f. Selbst Katholik Bernhart, Der Vatikan S. 23, schreibt: «Die ersten drei Jahrhunderte nach dem Tode des Simon Kepha wissen nichts von

einem Souverän auf der Cathedra Petri». Heiler, Altkirchliche Autonomie 261 ff. Bertholet 412. Bihlmeyer, Kirchengeschichte 103. Chadwick, Die Kirche 278. Aland, Von Jesus 127, 137 ff, 209. Baus im Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 297. Brox, Probleme 81 ff. Ders. Kirchengeschichte 107. de Vries, Petrusamt 48. Andresen/Denzler 452. Gelmi 59

52 Firm. Caes. bei Cypr. ep. 75. LThK 1. A. IV 14, V 940 ff, 2. A. IV 144. Caspar, Papsttum I 81 f. v. Campenhausen, Lateinische Kirchenväter 51. Wojtowytsch 49 f

53 Firm. bei Cypr. ep. 75,24 f

54 Cypr. ep. 33,1; 55,8; 59,14; 67; 69 ff, bes. 73; 74,1 ff. Vgl. auch de unit. c. 4 f. LThK 1. A. IV 14; 2. A. IV 144. Koch, Cyprian passim. Ders. Cathedra Petri 32 ff, 154 ff, 179. Caspar, Primatus Petri 253 ff, bes. 304 ff. Ders. Papsttum I 76 ff. Poschmann, Ecclesia principalis 45, 65. Roethe 43 ff. Feine 56 Anm. 12. Quasten, Patrology II 128 f. Haendler, Kirchenväter 363. Gontard 94. Haller, Papsttum I 34 ff, 358 f. Ludwig, Primatworte 22. Bullat 17 ff. Seppelt/Löffler 4 f. Fries, Handbuch III 281. Marschall 29 ff, 85 ff. Stockmeier, Das Petrusamt 72. Baus, Von der Urgemeinde 403 ff. Wojtowytsch 39 ff, 56 f, 386 ff. Mirbt/Aland, Nr. 159; 164; 192 ff. Nach v. Loewenich begründete bereits Bischof Kallist (217–222) Roms Autorität mit dem Hinweis auf Mt. 16,18, wogegen freilich sofort Tertullian protestierte. Geschichte der Kirche 65. Kirchner, Der Ketzertaufstreit 290 ff. Gelmi 53. Haendler, Von Tertullian 63 f, 69 ff. Brox, Kirchengeschichte 107, 141 f. Bévenot 246 ff. de Vries, Das Petrusamt 47 f. Wikkert, Cyprian 171 ff

55 Ernst 324 ff. Bernhart 42. Marschall s. vorherige Anm. Kirchner, Der Ketzertaufstreit 296 ff, rechnet auch mit Exkommunikation Cyprians. «Die Spaltung war da.» Hier auch die Quellenhinweise für Seeberg und Lietzmann. Baus, Von der Urgemeinde 405 ff, der gleichfalls von «Bruch» und «Spaltung» spricht. Ähnlich schon Seppelt/Löffler 5, wo von «Aufgebung der Kirchengemeinschaft» gesprochen wird. Vgl. Seppelt/Schwaiger 18. Wojtowytsch 47 f

56 Hergenröther, Kirchengeschichte 303. Caspar, Papsttum I 72 ff. Kösters 121

57 Cypr. ep. 59,14. Koch, Cyprian. Ders. Untersuchungen. Ders. Cathedra Petri. Bihlmeyer, Kirchengeschichte 104, 107 f. Bernhart 41 f. v. Loewenich 62, 74 f. Stockmeier, Das Petrusamt 73. Haendler, Von Tertullian 66. Wojtowytsch 44

58 Orig. comm. in Mt. Vgl. auch schon Just. Tryph. 100,4; 106,3. Mirbt/Aland, Quellen 125

59 Ambros. de incarn. dom. sacram. 4,32. Expos. in Lc. 6,97 (CSEL 32/4, 275). v. Campenhausen, Ambrosius 98 ff, bes. 107 ff, 125 ff. Baur, Johannes I 289. Koch, Cathedra Petri 32 ff, 154 ff. Hagel 73 f. Caspar, Papsttum I 245. Kösters 122. Galling, Die Religion 308. Haller, Papsttum I 7, 34 ff, 458 f. Marschall 29 ff. Haendler, Von Tertullian 122. Aland, Von Jesus 229

60 Greg. Naz. de vita sua 1637, 1802. Basil. ep. 239,2. dtv Lex. Antike, Religion I 180, II 148. Beck, Theologische Literatur 95. Haller, Papsttum I 65, 68 ff, 102. Wojto-

wytsch 130 ff, 150 ff, 194 ff, 219. de Vries, Obsorge 34. Ders. Petrusamt 51

61 Vgl. Haller, Papsttum I 87

62 Ambros. de incar. domin. sacr. 4,32. August. ep. 36,9; 43,7; 53,1. retr. 1,10,2. serm. 76,1; 270,2; 295. ep. ad Cath. de sect. Don. 21,60. Ps. c. part. Don. 229 ff. Enarr. in ps. 44 c. 23. Baur, Johannes I 289. Koch, Cathedra Petri 171. v. Campenhausen, Ambrosius 98 ff. Caspar, Papsttum I 338 ff, 607. Hagel 73 f. Vgl. auch 76 f. Heiler, Katholizismus 288 f. Ders. Urkirche 55 f. Ders. Altkirchliche Autonomie 41 ff. Hofmann, Der Kirchenbegriff 316 ff, 446 ff. Benz, Augustins Lehre 40. Lippold, Rom 21 ff. Haller, Papsttum I 86 f. Haendler, Kirchenväter 363 f. Ders. Von Tertullian 122. Lütcke 140. Marschall 42 ff, 64 ff. Wojtowytsch 226 ff, bes. 242 ff. Aland, Von Jesus 229. Götz 15

63 Kyrill. Alex. ep. 17,3

64 Andresen/Denzler 345 f. LThK 1. A. VI 182 ff; 2. A. VI 525 ff. Vgl. Lumpe 1 ff. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 250 ff

65 Euseb. h.e. 10,5,21 ff; V. C. 1,51. Epiphan. haer. 74,14. Mansi II 469 ff. Roethe passim. Lumpe 1 ff. Schwaiger, Päpstlicher Primat 23. de Vries zit. ebd.

66 Socrat. h.e. Prooem. lib. V; VI pr. 9 f. Beck, Theologische Literatur 41 f. Franzen/Bäumer 52. Wojtowytsch 2 f (hier weitere und grundlegende Literatur) 147 ff, 197. Winkelmann, Kirchengeschichtswerke 173 f. Brox, Kirchengeschichte 169 ff

67 Seppelt, Der Aufstieg 122 f, 127 ff. Hunger, Byzantinische Geisteswelt 182, 186 f. Gontard 113, 116. Baus, Erwägungen 36. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 249. Wojtowytsch 353 ff. Ullmann, Gelasius I, 20 ff. Blank, Petrus 11. Brox, Kirchengeschichte 104

68 Zit. nach Caspar, Papsttum I 208

69 Zosim. ep. 4 f; 7,10 f (JK 331, 332 f, 340 f). Hieron. ep. 125,20. Caspar, Papsttum I 348 f. Beck, Theologische Literatur 42. Haller, Papsttum I 82 ff. Wojtowytsch 148, 191 ff, 266 ff, 367 f. Vgl. dagegen etwa Gottlieb, Ost und West S. 25, der mindestens von Gallien behauptet, «daß die Kirche Galliens die Autorität des Bischofs von Rom weder im 4. noch im 5. Jahrhundert in Frage gestellt hat».

70 Haller, Papsttum I 98 ff. Schwaiger, Päpstlicher Primat 40 f. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 244, 246, 253. Wojtowytsch 226 ff, bes. 254 ff, 354 ff, 368 f

71 Zos. ep. 1; 15. Canones in causa Apiarii c. 28 (CC 259, 109 f). Breviarium Hipponense c. 27 (CC 259,41). LThK 1. A. I 532; 2. A. I 689 f. Caspar, Papsttum I 358 ff. Seppelt, Der Aufstieg 148 f. Seppelt/Schwaiger 35. Wermelinger 151 f, 243. Vgl. diese Anm. auch zu den folgenden. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 269. Wojtowytsch 254 ff

72 Alle Quellenhinweise bei Caspar, Papsttum I 385 ff und Wojtowytsch 254 ff

73 Ebd. S. auch Seppelt, Der Aufstieg 149 f

74 Die Quellenhinweise bei Caspar, Papsttum I 369 ff und Wojtowytsch 258 ff. S. auch Haller, Papsttum I 100, nach dem Apiarius «inzwischen Bischof geworden» war. Vgl. auch Seppelt, Der Aufstieg 150 f

75 Caspar ebd., Wojtowytsch ebd.

76 Ebd.

77 Caspar, Papsttum I 371 f. Wojtowytsch 256 ff, bes. 261, 302

78 de Vries, Die Kollegialität 87 ff

79 Andresen/Denzler 113 f, 214 f, 232 f, 343 ff. Specht 275, 282, 304 f. Hünen 22 ff. Janson 129 ff. Brandl 77 ff. Wojtowytsch 8 f mit den wichtigsten Quellen

80 Vgl. Decret. Gelas. PL 13,374. Iren. adv. haer. 5,20. Kühner, Lexikon 172 ff. Andresen/Denzler 197 f, 214 f, 232 f, 287 f. Koch, Katholische Apologetik 134. Meffert, Apologetische Volksbibliothek 303. Knöpfler 205. Specht 293. Lortz I 54. J. Schielle, Apologetik Gott und Christus. Ausgabe für achtklassige Lehranstalten, 7. A. 1937, 12 (Lehre von der Kirche). v. Loewenich 76. Wojtowytsch 9 ff mit wichtigen Quellenbelegen. Wickert, Episkopalismus 773 ff

81 Vgl. Anm. 6; 7; 8

82 Syn. Serd. (343), Enz. d. Orient. c. 27 CSEL 65,66. Das Datum der Synode von Serdica – bis ins 18. Jahrhundert gewöhnlich 347 angenommen – ist immer noch kontrovers. Hilar. frg. hist. 3,1 ff. LThK 1. A. IX 182 ff. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 38 ff

83 RAC III 311. Bertholet 412 f. Heiler, Erscheinungsformen 379. Haller, Papsttum I 66, 74 f. Benz, Beschreibung 157. Ullmann, Gelasius I, 9

84 Cypr. ep. 67. Wojtowytsch 45 f

85 Euseb. h.e. 5,23 ff; 7,2. V. C. 3,18 ff. Zum «Streit der Dionyse»: Athan. de sent. Dion. 18,2. K. Müller, Dionys von Alexandrien 278 ff. Roethe 21 ff, 43 ff. Seppelt/Löffler 3. Bihlmeyer, Kirchengeschichte 119 f. Mirbt/Aland Nr. 94, S. 36 ff, Nr. 182, S. 86. Huber 55 ff. Richardson 74 ff. Brox, Tendenzen 291 ff. Haendler, Der Ketzertaufstreit 184 ff. Marschall 85 ff. Kirchner, Der Ketzertaufstreit 290 ff. Ausführlich neuestens Wojtowytsch 19 ff, 46 ff, 380 ff, 393 ff. Zum Osterfeststreit: Chadwick, Die Kirche 92 f. Haendler, Von Tertullian 43. Stockmeier, Das Schisma 82 ff. Vgl. auch Dinsen 33 ff. Bienert, Dionysius 200 ff. Opitz, Dionys von Alexandrien 41 ff. Schneemelcher, Aufsätze 344 f. Kühner, Imperium 34. – Zum Unterschied nicht nur im Festkalender, sondern überhaupt zwischen dem östlichen und westlichen Christentum vgl. etwa Schneider, Die Unterschiede 267 ff, bes. 278 ff

86 Wojtowytsch 64 f, 134

3. KAPITEL
ERSTE RIVALITÄTEN UND TUMULTE UM DEN RÖMISCHEN BISCHOFSSITZ

1 Bernhart 58

2 Stockmeier, Das Petrusamt 78

3 Gregorovius I, 1, 67 f

4 Kühner, Lexikon 138. Fichtinger 125, 136 f. Seppelt/Schwaiger 258

5 Fichtinger 125, 136 f

6 Hippol. refut. omn. haer. 9,11,1. LThK 1. A. V 69 ff. Kraft, Kirchenväter Lexikon 279 ff. Fichtinger 167 f. Altaner/Stuiber 164 ff. Caspar, Papsttum I 23 f. Ehrhard, Urkirche 232 f. Franzen 41 f

7 Hippol. refut. 1,26; 5,6; 10,27,3 f; 9,11,1 ff; 9,3; 9,12,16 ff; 9,12,21; LThK 2. A. II 883 f. Altaner/Stuiber 164 f. Fichtinger 82. Harnack, Dogmengeschichte 156 ff, bes. 161 ff. Ders. SbPAW phil.-hist. Kl. 1923, 51 ff. Meffert, Apologetische Volksbibliothek 382. Caspar, Papsttum I 22 ff, 36 f. Koschorke 56 ff

8 Hippol. refut. 9,11 f. Tert. de pud. 1 ff. Herodian. 1,16,4. Cass. Dio 72,4,6 f. V. C. 8,6; 11,9. RAC III

264, IV 851. Kraft, Kirchenväter Lexikon 279 ff, 389. Hergenröther, Kirchengeschichte 302. Gröne 46 ff. Caspar, Papsttum I 25 ff, 37 ff. Daniel-Rops, Frühmittelalter 387 f, 453. Gontard 81 f, 85. Haller, Papsttum I 28 ff. Schneider, Geistesgeschichte I 561. Ders. Christliche Antike 319. Chadwick, Die Kirche 96 f. Aland, Von Jesus bis Justinian 126 ff. Ausführlich Gülzow, Sklaverei 146 ff, 157 ff, 168 ff. Kötting, Die Stellung des Konfessors 15. Mirbt/Aland Nr. 138, S. 59 ff. Koschorke 56 ff. Haendler, Von Tertullian 44 ff. Wojtowytsch 386. Dort weitere Literatur. Zu Hippolyt Literatur bei v. Campenhausen 314 Anm. 5

9 Altaner/Stuiber 45. Schneider, Christliche Antike 321, 572 f

10 Hippol. ref. 9,12 f. Rolffs passim, bes. 19 ff, 36 ff, 103 ff. Bihlmeyer, Kirchengeschichte 115 f. Gontard 82. Seyfarth, Ehen 41 ff

11 Vgl. dazu Schneider, Christliche Antike 388

12 Tert. de pud. c. 1. Kraft, Kirchenväter Lexikon 124. Rolffs 36 ff, 54 ff. Caspar, Papsttum I 27 f. S. auch Meffert, Urchristentum 380 ff, bes. 394, wo die laxistische Maßnahme des Kallist als denkwürdige soziale Errungenschaft gefeiert wird. Seppelt/Löffler 3. Bernhart 41. Schneider, Christliche Antike 266, 319. Aland, Von Jesus 129 f

13 Euseb. h.e. 6,41,11. Wetzer/Welte 259 f. Fichtinger 82. Gross LThK 1. A. II 704, 2. A. II 883 f. V. Keller, Lexikon 304. Grant/Hazel 75 f, 118. Lexikon der alten Welt 1306. Altaner/Stuiber 164 ff. Hergenröther 302. Meffert, Urchristentum 73 f, 380, 399, 460. Seppelt/Löffler 3 f. Caspar, Papsttum I 39 f, 44 ff. Ehrhard, Urkirche 154 f. Bihlmeyer, Kirchengeschichte 115, 173 f. Seppelt/Schwaiger 17. Haller, Papsttum I 29 f, 355 f. Baus, Von der Urgemeinde 281 f, findet «nicht sichere Beweise dafür», daß Hippolyt «zusammen mit Papst Pontian nach Sardinien verbannt worden wäre». Sichere Gegenbeweise stehen bei ihm aber auch nicht; überhaupt keine. Reutterer passim. Aland, Von Jesus 130 f. Gelmi 54. Freudenberger 132. Zur Bußpraxis ausführlicher Deschner, Das Kreuz 375 ff. Vgl. auch Hahn 325 ff

14 Juvenal, Sat. 361. Altaner/Stuiber 164 f. Kraft, Kirchenväter Lexikon 279. Caspar, Papsttum I 22, 40. Haller, Papsttum I 29 f. Gontard 83. Aland, Von Jesus 131

15 Euseb. h.e. 6,43,1 ff. dtv Lex. Antike, Religion II 121. Altaner/Stuiber 170. Fichtinger 105, 286. Roethe 18 ff, 37 ff. Krüger, Rechtsstellung 223. Caspar, Papsttum I 60 f, 66 ff. Bihlmeyer, Kirchengeschichte 181 f. van der Meer, Alte Kirche 7, 17. Vgl. auch Anm. 17. Seppelt/Schwaiger 18. Haller, Papsttum I 33 f. Gontard 96. Schneider, Christliche Antike 431. Aland, Von Jesus 142 ff. Brox, Kirchengeschichte 143. Haendler, Von Tertullian 65 ff. Vgl. auch die vorherg. Anm.

16 Euseb. h.e. 6,43,6 ff; 6,43,18 f. Vgl. auch vorhergehende Anm.

17 Cypr. ep. 45; 49,1; 49,3; 50; 55. Socrat. h.e. 4,28. Wetzer/Welte VII 659 f. LThK 2. A. III 58. Kraft, Kirchenväter Lexikon 390. Ehrhard, Märtyrer 72. Haller, Papsttum I 32, 458. Mirbt/Aland Nr. 148 ff, S. 65 ff. Freudenberger 140

18 Cypr. ep. 51,1 f; 52,1 f; 52,4; 53,2; 53,4. Altaner 143. Bihlmeyer, Kir-

chengeschichte 152 f. Chadwick, Die Kirche 134. Gülzow, Cyprian passim. Wickert, Cyprian 166

19 Euseb. h.e. 6,43,2. Socrat. 2,38,28; 5,10,27; 7,7; 7,11. Soz. 4,21,1; 7,12,10; 8,1,13. Conc. Nic. c. 8. Wetzer/Welte VII 662 f. dtv Lex. Antike, Religion 121. Altaner/Stuiber 170 f. Fichtinger 286. Hauck, Theologisches Fremdwörterbuch 113. Kühner, Lexikon 28. Caspar, Papsttum I 67 f Anm. 3. Knöpfler 113. Ehrhard, Urkirche 233, 266. Bihlmeyer, Kirchengeschichte 152, 181 f. Haller, Papsttum I 33 f. Andresen, Die Kirchen der alten Christenheit 276 ff. Aland, Von Jesus 147. Brox, Kirchengeschichte 58, 127, 143, 155

20 Haller, Papsttum I 40

21 LThK 1. A. III 48, VI 210, 972 f. Vgl. 2. A. III 57 f, VI 557, VII 106. Fichtinger 105. Keller, Lexikon 321, 367. Beissel II 122. Walterscheid II 142 f

22 August. c. litt. Petil. 2,92,202. de unico bapt. c. 16; 27. Pauly III 991 f, 1306. Kühner, Lexikon 21. Zu «Papst Nikolaus» vgl. Gröne 64. Knöpfler 113 f. Caspar, Papsttum I 97 ff. Ehrhard, Kirche der Märtyrer 101. Ders. Urkirche 306. Bihlmeyer, Kirchengeschichte 153, 245. Seppelt/Löffler 6 ff. Seppelt/Schwaiger 20 f. Haller, Papsttum I 54, 92, 177, 362 f. Kühner, Imperium 35. Heer, Ohne Papsttum 34 f. Vgl. Gelmi 54 ff

23 Wetzer/Welte VI 813. Fichtinger 258 ff, 276 f, 347 f. Keller, Lexikon 458. Altaner/Stuiber 353. Gröne 65, 84 ff. Caspar, Papsttum I 98 ff, 109 ff, 122 f, 130. Gontard 100. Seppelt/Löffler 8

24 Athan. hist. Arian. 41; apol. c. Arian. 89. Hieron. de vir. ill. 97. Soz. h.e. 4,15,3. Altaner/Stuiber 354. Caspar, Papsttum I 166 ff, bes. 182 ff, 189 f. Kösters 226. Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche 169

25 Seppelt, Der Aufstieg 86 ff, bes. 99 ff

26 Lib. Pont. 37,5 (Duchesne, Lib. Pont I 207). Rufin h.e. 10,23. Soz. 4,11; 4,15. Socrat. 2,37. Theodor. h.e. 2,15 ff. Coll. Avell. 1. LThK 1. A. III 992, 2. A. IV 67 f. Fichtinger 124. Stein, Vom römischen 235 f. Knöpfler 167. Caspar, Papsttum I 187 ff. Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche 169. Bihlmeyer, Kirchengeschichte 239. Seppelt/Schwaiger 28. Seppelt/Löffler 11. Haller, Papsttum I 59 ff, 70, 248. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 47, 257 f. Wojtowytsch 124 f

27 Wetzer/Welte IV 2 f. Pauly III 621 f. LThK 1. A. III 992, 2. A. IV 67 f. Fichtinger 124. Andresen/Denzler 448. Caspar, Papsttum I 194 f. Bihlmeyer, Kirchengeschichte 239. Seppelt/Schwaiger 28. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 47

28 Wetzer/Welte IV 3. Kühner, Lexikon 210 f. Gröne 94 f. Kühner, Imperium 298 f

29 J. P. Kirsch LThK 1. A. VI 218 f, 2. A. VI 566 f. Keller, Lexikon 321 f. Hümmeler 457 f

30 Wetzer/Welte IV 3

31 Hieron. adv. Joh. Hierosolym 7 f. Ammian. 27,3,11 ff. Pauly I 302 f. Gregorovius I 110. Gontard 109. Mirbt/Aland Nr. 295, S. 134. Augustin nach Haller, Papsttum I 72. Hernegger 367. Chadwick, Die Kirche 185. Schneider, Christliche Antike 323. Wojtowytsch 138 ff. Dort weitere Literatur S. 430

32 Gröne 98

33 Ammian. 27,3,11 ff. Avellana 1,9

(CSEL 35,4). Hieron. vir. ill. 103. LThK 1. A. III 133, 2. A. III 136 f. Seeck, Untergang V 71. Caspar, Papsttum I 196 f. Gontard 109. Kohns 94 ff. Kühner, Imperium 40 ff. Schneider, Christliche Antike 323. Denzler, Das Papsttum I 13. Gelmi 58

34 Coll. Avell. 1,5 ff. Ammian. 27,3. Soz. h.e. 3,8,5. LThK 1. A. III 133 f, 2. A. III 136 f. Pauly I 1373. Fichtinger 108. Gröne 97. Dobschütz 29 ff. Caspar, Papsttum I 196 ff, 247 f. Seppelt, Der Aufstieg 109. Schuck 159. Kühner, Imperium 40

35 Collectio Avellana: 160 Tote, 1,7. S. auch Avell. 1,9; 1,12. Ammian. 27,3,11 ff: 137 Tote. Wetzer/Welte III 14. Burckhardt, Die Zeit Constantins 353 f. Seeck, Untergang V 71 ff. Stein, Vom römischen 269. Caspar, Papsttum I 197 f, 203. Hümmeler 272 f. Seppelt, Der Aufstieg 109 f, 115. Seppelt/Löffler 12. Lietzmann, Geschichte IV 41 f. Kohns 94 ff. Haller, Papsttum I 60. Gontard 108 f. Lorenz, Das vierte 33 f. Schneider, Christliche Antike 632

36 LThK 1. A. III 133 f, 2. A. III 136 f. Fichtinger 108

37 Dam. ep. 7 (JK 234). Theodor. h.e. 2,22; 5,10,1 f. Sulp. Sev. Chron. 2,48. CSEL 1,101. Lib. ad Damas. CSEL 18,34 ff. Coll. Avell. ep. 2,85. CSEL 30,20. Athan. ad Afros episc. 10 (PG 26,1045). Soz. h.e. 6,23. Lib. precum 2,13 f (CSEL 35,4). LThK 1. A. III 134. Pauly I 1373. Gröne 97 f. Hergenröther 545 f. Rauschen 108. Stein, Vom römischen 269. Brunsmann 300. Caspar, Papsttum I 201 f, 216. Seppelt/Löffler 12. Seppelt, Der Aufstieg 110. Haller, Papsttum I 60, 67. Gontard 109 f. Joannou 183 ff. Chadwick, Die Kirche 184 f. Aland, Von Jesus 214. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 259

38 Theodor. h.e. 2,22. Altaner/Stuiber 355. Gröne 100. Gontard 109. Denzler, Das Papsttum 12 ff. Gelmi 58. Zum Umgang des Kirchenlehrers und Heiligen Hieronymus mit der Keuschheit vgl. Deschner, Das Kreuz 76 f

39 Hieron. ep. 1,15; 22,22. Mansi III 626. Zit. nach Hernegger 405 f. Altaner/Stuiber 355. Caspar, Papsttum I 203 ff, 208. Seppelt/Löffler 12. Gontard 109. Haller, Papsttum I 73. Seppelt, Der Aufstieg 110 ff. Mirbt/Aland Nr. 300 ff, S. 137 ff. Joannou 159. Aland, Von Jesus 215 f. Kühner, Imperium 41. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 258. Gelmi 59. Wojtowytsch 147 ff

40 Coll. Avell. 13 (CSEL 35,1,57 f). Seppelt, Der Aufstieg 112 f

41 Basil ep. 215; 239; 242. Hieron. ep. 15,2; 16,2; 35. Caspar, Papsttum I 220 ff, bes. 227. Haller, Papsttum I 62. S. auch nächste Anm.

42 Hieron. ep. 15,1 f; 123,9; 127,9. Dial. Lucif. et orth. 20. Libellus precum. Avellana Nr. 2. Gröne 100. Grützmacher, Hieronymus I 201 ff. Caspar, Papsttum I 246 f, 257. Haller, Papsttum I 62, 71. Aland, Von Jesus 210 f. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 68, 260 f. Chadwick, Die Kirche 185

43 Mansi 3, 624 D. LThK 1. A. III 134, 2. A. III 136 f. Altaner/Stuiber 354 f. Dobschütz 29 ff. Caspar, Papsttum I 210, 242. Heiler, Altkirchliche Autonomie 203 ff. Haller, Papsttum I 67, 71, 374. Kühner, Imperium 40 ff. Chadwick, Die Kirche 188. Denzler, Das Papsttum I 12. Ullmann, Gelasius I, 22 f. Haendler, Von

Tertullian 122. Dulckeit/Schwarz 207 ff. Michel 507. Joannou 286 ff. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 259 ff. Wojtowytsch 430. Brox, Kirchengeschichte 108

44 Pauly I 1373. Altaner/Stuiber 355. Nach Gröne 100 zeugt die Dichteritis des Damasus «von classischer Sprachgewandtheit und einem tiefinnigen Gefühlsleben». Weyman 105. Schäfer, Epigramme. Caspar, Papsttum I 46, 251 ff. Duchesne, Hist. anc. 2,483. Zit. nach Haller, Papsttum I 71. Vgl. 367. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 263

45 Zit. bei Caspar, Papsttum I 251 f. Dort die Quellenhinweise

46 Schwaiger, Päpste 143 f. Deschner, Heilsgeschichte II 546 Anm. 14

47 Dobschütz 29 ff. Caspar, Papsttum I 247 ff. de Vries, Rom 15 ff, dem ich hier folge

48 Caspar, in ZKG 47, 1928, 195. Haller, Papsttum I 66 ff, 72 f. Kühner, Imperium 41. Wojtowytsch 149

49 Siric. ep. 1, JK 255. Caspar, Papsttum I 216, 261 ff. Ullmann, Gelasius I 27 f. Wojtowytsch 141 ff

50 Innoz. I. ep. 2,1. JK 286; ep. 27,1. JK 314. ep. 29 JK 321. Die ganze Korrespondenz PL 20,463 ff. Altaner/Stuiber 356. Gröne 119. Seppelt/Schwaiger 33. Haller, Papsttum I 80 ff. Ullmann, Gelasius I 36 f. Wojtowytsch 205 ff, 230, 300

51 Innoz. I. ep. 25. Kraft, Kirchenväter Lexikon 296. Altaner/Stuiber 356. Caspar, Papsttum I 302 f, 341, 343, 358. Bihlmeyer, Kirchengeschichte 295. Seppelt/Schwaiger 33. Haller, Papsttum I 80 ff. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 265 f. Schwaiger, Päpstlicher Primat 40 f. Wojtowytsch 207 ff. Ullmann, Gelasius I 35 ff, 40 ff

52 Fichtinger 22, 75, 124, 158, 198, 346 f, 361. Kühner, Lexikon 31, 35, 60, 66 f. Seppelt/Schwaiger 53 f, 109, 117 ff. Kühner, Imperium 52, 103. Denzler, Das Papsttum 19, 41 ff. Johannes XI. ist für D. nur «wahrscheinlich» der Sohn von Papst Sergius III. Ebd. Vgl. auch Deschner, Das Kreuz 153 f

53 Gröne 106 ff

54 Innoz. I. ep. 37; 38; 41. Caspar, Papsttum I 304. Ullmann, Gelasius I 37

55 Innoz. I. ep. 8 f; 13. Pallad. Vita Joh. Chrys. 4. Caspar, Papsttum I 293 f, 304 ff, 315 ff, bes. 325. Seppelt/Schwaiger 33 f. Seppelt/Löffler 15. Haller, Papsttum I 80 ff. Joannou 234 ff. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 266 f. Wojtowytsch 209 ff

56 JK 342. Haller, Papsttum I 88 f. Ullmann, Gelasius I 44 ff

57 Bonif. I. ep. 7. Coll. Avell. ep. 14 ff, bes. Avell. 15, 18, 19, 21 ff. Socrat. h.e. 7,11. LThK 2. A. II 587, III 1180, V 478. Pauly I, 927. Wetzer/Welte II 84. Fichtinger 73 f. Gröne 116. Gregorovius I, 1, 85 f. Stein, Vom römischen 414. Caspar, Papsttum I 360 ff. Seppelt/Löffler 17. Seppelt/Schwaiger 36 f. Haller, Papsttum I 101. Gontard 120. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 270. Wermelinger 239 ff. v. Haehling, Religionszugehörigkeit 469

58 August. ep. 209

59 Vgl. dazu bes. Ullmann, Gelasius I 52 f

60 Bonifat. I. ep. 13 ff. Cod. Theodos. 16,2,45. Coll. Thess. 35,25 ff, 44,19 ff. Wetzer/Welte II 85, III 750. Gröne 116 ff. Caspar, Papsttum I 378 ff. Seppelt/Löffler 17 f. Ullmann, Gelasius I, 48 ff.

Schwaiger, Päpstlicher Primat 32. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 271. Wojtowytsch 270 ff, 279 ff, 301

61 JK 363 f. Coll. Thess. 33,17 ff, 35,25 ff. JK 360. Wojtowytsch 270 ff.

62 Kempf 28

4. KAPITEL

Der Kampf um die Bischofsstühle des Ostens im 5. Jahrhundert bis zum Konzil von Chalkedon

1 Haller, Papsttum I 162

2 Steinmann, Hieronymus 275

3 Schneider, Christliche Antike 348

4 Wetzer/Welte III 171. Beck, Theologische Literatur 93 f. Heer, Ohne Papsttum 35

5 Socrat. h.e. 7,7,4; 7,11,4; 7,13,9. dtv Lex. Antike, Religion II 45. Beck, Theologische Literatur 65 ff. Dannenbauer, Entstehung I 242, 276 f, 393. Maier, Verwandlung 154 f

6 Kraft, Kirchenväter Lexikon 489. Baur, Johannes II 10 ff. Seeck, Untergang V 162. Stein, Vom römischen 370 f. Steinmann, Hieronymus 238 f. Dannenbauer, Entstehung I 276 f

7 Socrat. h.e. 5,10; 6,21 f. Soz. h.e. 7,12; 8,1. LThK 1. A. IX 601, 2. A. IX 798. Baur, Johannes II 44 f

8 Socrat. 6,2 f; 6,7. Pallad. dial. 5. Soz. 8,2; Theod. h.e. 5,27. Güldenpenning 84 ff. Baur, Johannes I 167, II 12 ff, 177 ff. Caspar, Papsttum I 313 f. v. Campenhausen, Griechische Kirchenväter 143 f. Bury, History I 131. Dannenbauer, Entstehung I 405. Chadwick, Die Kirche 216 ff. Aland, Von Jesus 249 f. Stockmeier, Johannes Chrysostomus 125 ff, 130 ff

9 Bousset, Mönchtum 1 ff. Schmitz, Die Welt 189 ff. Cramer 103 ff. Beck, Theologische Literatur 201. Tinnefeld 349 ff. van der Meer, Alte Kirche 18. Ausführlich über mönchische Askese der Antike, Deschner, Das Kreuz 80 ff

10 Cod. Theod. 12,1,63; Cod. Just. 10,32,26. Soz. 8,9,4 f; Kyrill. Scythop. Vita Sabae c. 19; 35 f. Stein, Vom römischen 450. Ueding 672 f. Bacht, Die Rolle II 292 f, 307 ff. Zu Harnack ebd. 310 f. Vgl. auch vorhergehende Anm. Beck, Theologische Literatur 64. Camelot, Ephesus 180. Tinnefeld 343 ff. Zur Rolle der Mönche im kroatischen Ustasha-Staat vgl. Deschner, Mit Gott 223 ff, bes. 240 ff, 244 ff. Neuerdings und ausführlicher: Ders. Heilsgeschichte II 210 ff, bes. 233 ff. S. auch ders. Die beleidigte Kirche

11 Pallad. dial. 6 f. Isid. Pel. ep. 1,152. Theophil. ep. 92. Socrat. 6,7. Soz. h.e. 8,11. Hieronym. ep. 90; 96; 98; 100. Vgl. Anastas. I. ad Simpl. bei Hieron. ep. 95. Wetzer/Welte VII 844 ff, II 177 ff. Kober, Deposition 347. Güldenpenning 145 ff. Baur, Johannes II 166 ff. Grützmacher, Hieronymus III 49 ff. Stein, Vom römischen 450. Knöpfler 171 f. Stratmann III 162 ff. Haller, Papsttum I 103 f. v. Campenhausen, Griechische Kirchenväter 145 ff. Beck, Theologische Literatur 201 f. Steinmann, Hieronymus 239, 262 f. Chadwick, Die Kirche 215 f. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 131 f. Tinnefeld 346

12 Steinmann, Hieronymus 242 ff mit den Quellenhinweisen (bei Steinmann Anm. 14 u. 17 b). Vgl. auch die vorige Anm.

13 Neue Zeitung 24. Juli 1950. Zit. Winter, Die Sowjetunion 263. Ge-

ringfügig anders der Wortlaut bei Spotts 213. Dazu Deschner, Heilsgeschichte II 372 ff. Vgl. auch Kirchenzeitung für das Erzbistum Köln vom 18. Febr. 1951

14 Hieron. ep. 83 f; 86 ff. ad Theophil. ep. 94; 99. de nom. Hebr. praef. vir. ill. 54. Fichtinger 116. Grützmacher, Hieronymus III 51 ff, 56 f. Baur, Johannes II 176 f. Knöpfler 172. Chadwick, Die Kirche 215 f. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 128 ff

15 Altaner/Stuiber 322 f, 331 f

16 Chrysost. hom. in Mt. 61,3; hom. in Jh. 47,5; 69,4; 74,3. hom. in Röm. 11; hom. in 1.Thess. 11,3 f. Socrat. h.e. 6,4; Soz. 8,3; 8,6; 8,9. Theodor. h.e. 5,28,2; 5,29. Pallad. dial. 8; 13. Ps. Cypr. sing. cler: Alph. Anton. 5. Güldenpenning 139 ff. Sickenberger, Syneisaktentum 44. Baur, Johannes I 141, II 53 ff, 134 ff, 142 ff, 161 ff. Mehnert 12, 17 f, 35 f. Caspar, Papsttum I 313 f. Chadwick, Die Kirche 218 ff. Tinnefeld 344 f. Deschner, Das Kreuz 182. Stockmeier, Johannes Chrysostomus 135 ff

17 Soz. 8,9,4 f. Tinnefeld 344 f

18 Chrysost. hom. 3,2; 7,2 ad pop. Ant. hom. 4,4 f in: Vidi Dominum hom. 3 act. apost. Zit. nach Güldenpenning 85 u. Baur, Johannes II 37 f. Vgl. auch Heilmann, Texte III 39, IV 160 ff, 187 f

19 Chrysost. sacerd. 1,8 f; hom. 22 in Gen. Ferner Kommentar zum Kolosserbrief 3,5. Heilmann, Texte IV 160 ff

20 Hieron. ep. 51,1 ff; 82. Socrat. 6,7; 6,10 ff. Soz. 8,12; 8,14 ff; 8,17,1. Pallad. dial. 6; 8; 16. Epiphan. haer. 64 LThK 1. A. III 728 ff, 2. A. III 944 ff. Altaner in RAC V 910. Güldenpenning 147 f. Stein, Vom römischen 371 f. Baur, Johannes II 185 ff, 194 ff, 280. Knöpfler 172. v. Campenhausen, Griechische Kirchenväter 147. Bury, History I 150 f. Sttatmann III 162 ff. Steinmann, Hieronymus 239, 263, 275. Hamman, Hieronymus 237. Chadwick, Die Kirche 214 f, 220. Altaner/Stuiber 315 ff. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 129 f. Stockmeier, Johannes Chrysostomus 136 f. Gilbert Murray zit. nach van der Meer, Alte Kirche I 7

21 Pallad. dial. 8. Socrat. h.e. 6,14 ff. Soz. 8,14 ff. Güldenpenning 150 ff. Baur, Johannes II 197 ff. Kirsch 541. Chadwick, Die Kirche 220. Tinnefeld 346 f. Wojtowytsch 216 f

22 Schneider, Sophienkirche 77 ff. Beck, Theologische Literatur 156 f. S. auch nächste Anm. Steinmann, Hieronymus 276. Stockmeier, Johannes Chrysostomus 138. Schneider, Olympias, in: Manns 227 f

23 Hieron. ep. 82,1 f. Heilmann, Texte III 355. Grützmacher, Hieronymus III 88 ff. Steinmann, Hieronymus 279 mit den Quellenhinweisen. Vgl. auch Caspar, Papsttum I 320, bes. Anm. 3

24 Steinmann ebd. Vgl. auch Grützmacher ebd.

25 Steinmann ebd. 280

26 Pallad. dial. c. 8 ff. Chrysost. hom. ante exilium; cum iret in exil. Socrat. h.e. 6,16 ff. Zos. 5,23 f. Theodor. h.e. 5,34,4 ff. Soz. 8,15; 8,18 ff. Güldenpenning 155 ff. Stein, Vom römischen 372 ff. Baur, Johannes II 200 ff, 226 ff, 233 ff, 244 f, 258 ff. Caspar, Papsttum I 320 f. Haacke, Rom 37 ff. Stratmann III 162 ff. v. Campenhausen, Griechische Kirchenväter 148 ff. Bury, History I 151 ff. Haller, Papsttum I 104. Langenfeld 149. Gardner

492 ff. Tinnefeld 180, 345. Chadwick, Die Kirche 220 ff. Stockmeier, Johannes Chrysostomus 136 ff. Wojtowytsch 217 f. Holum 72 ff

27 Pallad. dial. 9 ff; 20. Soz. 8,24. Zos. 5,23,4 f. Güldenpenning 163 ff. Baur, Johannes II 262 ff, 344 ff. Haacke, Rom 37 ff

28 Pallad. dial. c. 2; 4. Hieron. ep. 130,16. Innozenz I. ep. 12. Soz. h.e. 8,26,1 ff. Baur, Johannes I 333 ff, II 254 ff, 277 ff. Caspar, Papsttum I 318 f. Dempf, Geistesgeschichte 116. Haller, Papsttum I 104 f. Denzler, Das Papsttum 19 f. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 266 f. Wojtowytsch 219 ff, Stockmeier, Johannes Chrysostomus 138 f

29 Dempf, Geistesgeschichte 114

30 Vita Dom. Styl. 31. Malal. 15,24. Zon. 13,22. Pauly III 420. Baur, Johannes II 8 f. Chadwick, Die Kirche 199 f. Elbern 130, 135

31 Kyrill. Alex. ep. 75 f. Marcell. comes a. 428. RAC III 500. Baur, Johannes II 379. BKV 1935, 11. Chadwick, Die Kirche 222 f

32 Kyrill. Alex. ep. 10; 17. Hergenröther, Kirchengeschichte 451. Güldenpenning 224. Stein, Vom römischen 418. Schwartz, Cyrill 3 f, 7. Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche 62 ff. Caspar, Papsttum I 463. BKV 1935, 86 f. Kirsch 549. de Vries, «Nestorianismus» 91 ff. Gross, Theodor 1 ff. Bihlmeyer/Tüchle 278 f. v. Campenhausen, Griechische Kirchenväter 153 f, 156 f. Kawerau, Alte Kirche 170 f. Dallmayr 148. Haller, Papsttum I 106. Hamman, Kyrillos 261. Young 107. Chadwick, Die Kirche 226 ff. Ritter, Charisma 190. Aland, Von Jesus 257 ff. Wojtowytsch 283. Raddatz 167 ff

33 Socrat. 7,29 ff. Wetzer/Welte VII 521. LThK 1. A. VII 885 f. Grillmeier, Vorbereitung 159. Dallmayr 139. Camelot, Ephesus 29 f. Altaner/Stuiber 336. Podskalsky, Nestorius 215

34 Socrat. 7,29; 7,31. Marcell. com. 428; 429. LThK 2. A. VII 885 f. Klauser, Gottesgebärerin 1082 f. Hergenröther, Kirchengeschichte 848. Güldenpenning 287 f. Seeck, Untergang VI 199 f, 435 f. Harnack, Lehrbuch der Dogmengeschichte 4. A. II 1920, 355, zit. nach Camelot, Ephesus 30. Stein, Vom römischen 450. Kirsch 35 f. Podskalsky, Nestorius 215 f

35 Caspar, Papsttum I 390. Seeberg, Dogmengeschichte 220 f

36 Heilmann, Texte I 130, II 88

37 Athan. or. 1 adv. Arian. c. 39; advers. Apoll. 1,10; 1,12. Hergenröther 410 ff, 447 ff. Ehrhard, Urkirche 220 ff, 230 ff. Ders. Die griechische und die lateinische Kirche 56 ff. Hunger, Byzantinische Geisteswelt 99 f. Maier, Die Verwandlung 152 f. Brox, Kirchengeschichte 187 ff

38 Seeberg, Dogmengeschichte 214 ff. Haller, Papsttum I 110

39 Camelot, Ephesus 39. Vgl. auch das Zugeständnis bei Bihlmeyer/Tüchle 278 f, wonach Kyrills Vorgehen gegen Nestorios «auch die kirchenpolitische Rivalität des Patriarchates Alexandrien gegen das seit 381 an die erste Stelle im Orient gerückte Patriarchat Konstantinopel» bestimmte.

40 Camelot, Ephesus 40 f

41 Ebd. 11

42 Ebd.

43 Socrat. h.e. 7,29; 7,32. ACO I, 1,1,10 ff; I 2,13,27 ff; I 4,5,22. Nestor. ad Caelest. ep. 1,2; 3,1. RAC III 500. Klauser, Gottesgebärerin 1082 ff, 1091 f. Altaner 293 f. Al-

taner/Stuiber 313 ff, 323. Hergenröther 449 f. Schwartz, Cyrill 4 ff. Caspar, Papsttum I 400. Loofs, Nestoriana 22 ff, 35 ff, 43 ff, 237 ff, 252 f. BKV 1935, 13. Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche 62 ff. Vgl. auch Deschner, Hahn 360 ff, 364 ff. v. Campenhausen, Griechische Kirchenväter 158 f. Haller, Papsttum I 108. Dannenbauer, Entstehung I 279 f. Bury, History I 351 f. Seeberg, Dogmengeschichte 214, Anm. 1 u. 221 ff. Dallmayr 138 f, 147. Hamman, Kyrillos 262 f. Camelot, Ephesus 15 f, 32 ff, 43 ff. Kühner, Gezeiten der Kirche I 137 f. Chadwick, Die Kirche 228. Aland, Von Jesus 258 ff. Grillmeier, Von der apostolischen Zeit 642 ff, bes. 646. Ders. Rezeption 121 f. Tinnefeld 323. Wojtowytsch 284 f, 288

44 Siric. ep. 9 (wohl von Ambrosius stammend). LThK 2. A. II 602 f. Gonrard 116. Handbuch der Kirchengeschichre II/1, 265

45 Lk. 1,43. Klauser, Gottesgebärerin 1071 ff, 1091 ff. Camelor, Ephesus 15 f. Delius 97 f. Abramowski, Die Synode 356 ff

46 Klauser, Gottesgebärerin 1091 ff. S. auch ders. Rom 120 ff

47 Klauser, Gottesgebärerin 1080

48 ACO I, 1,1,25 ff. Camelor, Ephesus 225 ff. Sieben 212 f

49 Ebd.

50 Caspar, Papsttum I 401 f. Camelot, Ephesus 46 f. Dort alle Quellenhinweise. Vgl. ferner Dallmayr 149 ff

51 ACO I, 2,12,20 ff; I 1,5,10 ff. Jouassard, Cyrill 510. Aland, Von Jesus 264. S. auch die folgende Anm.

52 Socrat. 7,29. Kyrill. Alex. ep. 11. JK 372 ff. ACO I, 2,5 ff. Coelestin. I. ep. 11 ff. Coll. Casin. 2,81. Altaner 243. BKV 1935, 14. Kraft, Kirchenväter Lexikon 385. dtv Lex. Antike, Philosophie 236. Klauser, Gottesgebärerin 1083 f. Loofs, Nestoriana 183, 297. Stein, Vom römischen 450 ff. Caspar, Papsttum I 389, 393 ff. Seeck, Untergang IV 207 ff, 437 f. v. Campenhausen, Griechische Kirchenväter 158 f. Camelot, Ephesus 38 f, 45 ff. Haller, Papsttum I 111 f. Mirbt/Aland, Quellen Nr. 427, S. 211. Chadwick, Die Kirche 229. Kühner, Gezeiten der Kirche I 138. Tinnefeld 345. Wojtowytsch 283 ff. Podskalsky, Nestorius 216 f. Dallmayr 154 ff. Hamman, Kyrillos 261. Scipioni 166 ff. Schwaiger, Päpstlicher Primat

53 AAS XXIII 1931, 483 ff. Liébaert IX 753. Beck, Theologische Literatur 41. Camelot, Konzil 59 ff. Ders. Ephesus 50 f, 212 f. Schneemelcher, Aufsätze 373. Brox, Kirchengeschichte 169 ff

54 ACO I, 1,1,114 ff. Caspar, Papsttum I 401 ff. Seeberg, Dogmengeschichte II 236 f. Camelot, Ephesus 50 f

55 Coelest. ep. 19,2 (ACO I, 2,25)

56 Rahner, Kirche und Staat 215

57 Kyrill. Alex. ep. 20. Hefele II 165, zit. nach Dallmayr 161. Caspar, Papsttum I 403 f. Bihlmeyer/Tüchle 279. Camelot, Ephesus 53 f, 57. Dallmayr 161, 168

58 Altaner/Stuiber 286. Stein, Vom römischen 450 ff. Caspar, Papsttum I 402 ff. Camelot, Ephesus 76 f. Bihlmeyer/Tüchle I 279. Der Katholik Kirsch spricht zwar von dem «bewaffneten Gefolge» des Nestorios. Bei Kyrills Ankunft dagegen vermerkt er nur die ihn begleirenden «etwa 50 ägyptischen Bischöfe» und seine Aufforderung an die Alexandriner «zu innigen Gebeten», 552

59 Kyrill. Alex. ep. 17. apol. ad Theod. 18. ACO I, 1,2,3 ff. (Die latein. Konzilsakten: ACO I, 3,52 ff) JK 378, Coll. Veron. 9. Enchiridion Symbolorum coll. Denzinger-Umberg 1947, 113 ff. Coelest. I. ep. 16 ff. Klauser, Gottesgebärerin 1084 ff. Liébaert 753 ff. Altaner 244 ff, 293. Altaner/Stuiber 284. Kraft, Kirchenväter Lexikon 158. Stein, Vom römischen 452 ff. Schwartz, Cyrill 12 ff, 28, 49. Caspar, Papsttum I 390, 403 ff. BKV 1935, 15. v. Campenhausen, Griechische Kirchenväter 160. Winowska 62. Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche 65 ff. Haller, Papsttum I 112. Camelot, Ephesus 53 ff. Seeberg, Dogmengeschichte II 237 f, bes. Anm. 2. Kühner, Gezeiten der Kirche I 138. Diesner, Der Untergang 129. Kötting, Die abendländischen Teilnehmer 4 f. Schwaiger, Päpstlicher Primat 33 ff. Hamman, Kyrillos 261 f. Andresen, Die Kirchen der alten Christenheit 387 ff. Gardner 500 f. Grillmeier, Vorbereitung 160 ff. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 109 f. Aland, Von Jesus 265 f. Holum 162 ff. Wojtowytsch 289 ff

60 Kyrill. Alex. ep. 24. Camelot, Ephesus 57 ff. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 109

61 Kyrill. Alex. ep. 24

62 AAS 23, 1931, 10 ff, 511 f. Camelot, Ephesus 76 ff, 83. Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche I 69

63 ACO I, 1,1,54 ff. Camelot, Ephesus 76 f

64 Theodor. Cyr. ep. 162

65 Liber Heracl. c. 195. Caspar, Papsttum I 408, 415. Camelot, Ephesus 55. Palanque 32. Schwaiger, Päpstlicher Primat 34 f. Wojtowytsch 292 ff

66 Caspar, Papsttum I 410 f. Haller, Papsttum I 113 ff. Vgl. auch nächste Anm.

67 Haller, Papsttum I 113. Schwaiger, Päpstlicher Primat 33 ff

68 ACO I, 1,5,13 ff; I 1,5,119 ff. Socrat. h.e. 7,34. Nestor. Lib. Heracl. 372. LThK 1. A. IX 243. Stein, Vom römischen 435 f. Schwartz, Cyrill 12 f. Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche 67. Camelot, Ephesus 62. Haller, Papsttum I 112 f. Seeberg, Dogmengeschichte II 237. Kühner, Gezeiten der Kirche I 139. Maier, Verwandlung 156. Andresen, Die Kirchen der alten Christenheit 387 ff. Chadwick, Die Kirche 231 f. Schwaiger, Päpstlicher Primat 36 f. Grillmeier, Von der Apostolischen Zeit 642 ff. Aland, Von Jesus 266. Dempf, Geistesgeschichte 133 f. Holum 165 ff. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 110 f. Wojtowytsch 291

69 Die Konzilsakten dieser zweiten Sitzung ACO I, 1,3,53 ff. Caspar, Papsttum I 408 ff. Haller, Papsttum I 112 ff. Camelot, Ephesus 53 ff. Schwaiger, Päpstlicher Primat 34 ff. Wojtowytsch 292 ff

70 Vita S. Dalmatii. Altaner 243. Altaner/Stuiber 284. Hergenröther 457 f. Caspar, Papsttum I 404 f, 410 ff. Kirsch 554 f. BKV 1935, 12, 15 ff. Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche 67 f. Seeberg, Dogmengeschichte II 238. Camelot, Ephesus 65 ff. Dempf, Geistesgeschichte 133 f. Aland, Von Jesus 266 ff. K. Rahner zit. nach Ritter, Charisma 198. Schwaiger, Päpstlicher Primat 34. Grillmeier, Einleitung in Grillmeier/Bacht I 245. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 111

71 Bibl. Casinens. 1,2,46. ACO I, 4,222 ff. Seeck, Untergang VI 230 f, 444. Stein, Vom römischen 454 f. Kidd III 259. Caspar, Papsttum I 412 f. Schwartz, Cyrill 12 ff. BKV 1935, 17. Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche 71, der die Geschenkaktion später erst in das Jahr 433 verlegt und als zum damaligen «Siege» gehörend bagatellisiert. v. Campenhausen, Griechische Kirchenväter 160 f. Alföldi, Römisches Kaiserreich 239. Haller, Papsttum I 112 ff. Dannenbauer, Entstehung I 280, 393. Kühner, Gezeiten der Kirche I 139 f. Maier, Verwandlung 156. Bury, History I 353 f. Camelot, Ephesus 66. Aland, Von Jesus 266 ff. Chadwick, Die Kirche 232. Grillmeier, Einleitung in Grillmeier/Bacht I 245. Wojtowytsch 287

72 Euseb. h.e. 5,18,12; 5,28,10. Stein, Vom römischen 457. Bauer, Rechtgläubigkeit 156 f. Bacht, Die Rolle 203

73 Klauser, Gottesgebärerin 1087 f, 1095 ff. Schneider, Geistesgeschichte I 239, II 116. Dallmayr 131 ff. Miltner zit. nach R. Oster 24 ff (Zit. 29, Anm. 44). Vgl. auch Deschner, Hahn 365 ff

74 Eine interpolierte Fassung des «Liber Heraklidis» erhielt sich in einer syrischen Handschrift, die im Ersten Weltkrieg im Kurdistan zugrunde ging. Das «Buch (Bazar) des Heraklides von Damaskus» edierte P. Bedjan 1910 in Paris; franz. von F. Nau; engl. von G. R. Driver/L. Hodgson 1925. Kyrill. Alex. Daß Christus Einer ist. ACO I, 1,3; I 1,7,71. Nestor. Lib. Herakl. 388. Socrat. 7,37,19. Altaner 245, 293 f. Altaner/Stuiber 286. Stein, Vom römischen 450 f, 455 ff. Seeck, Untergang VI 436. Schwartz, Cyrill 161 f. Caspar, Papsttum I 389, 413 ff. Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche 68, 71 f. v. Campenhausen, Griechische Kirchenväter 162. Haller, Papsttum I 114 f. Jedin 26. Seeberg, Dogmengeschichte II 238. Anastos 117 ff. Abramowski 259. Franzen 84. Kühner, Gezeiten der Kirche I 139 f. Dallmayr 176 f. Camelot, Ephesus 67. Gardner 502 f. Chadwick, Die Kirche 232 f. Anton, Selbstverständnis 70 f. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 111. Podskalsky, Nestorius 216, 221 f

75 Coelest. ep. 22,3 (Mansi V 267 E); ep. 23,1 f (Mansi V 270 AB). Haller, Papsttum I 115. Ullmann, Gelasius I, 57 f mit Bez. auf JK 386 (ACO I 2,89)

76 dtv Lexikon IV 219. Caspar, Papsttum I 410. Biehlmeyer/Tüchle I 281. Camelot, Ephesus 68 ff, 81. Duchesne zit. ebd. Dallmayr 131, 162

77 LThK 1. A. III 711 f, 2. A. III 920 f. Dallmayr 186

78 PG 77,169 ff. ACO I, 1,4,5 ff; I, 4,18; I, 4,145 ff. Coelest. I. ep. 22 ff. Wetzer/Welte X 151 f. Kraft, Kirchenväter Lexikon 385. Altaner/Stuiber 284. Kirsch 556 ff. Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche 69 ff. Seeberg, Dogmengeschichte II 238 ff. Haller, Papsttum I 115. Beck, Theologische Literatur 284. Camelot, Ephesus 244 ff. Bihlmeyer/Tüchle I 280. Dallmayr 181. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 113 ff. Liébaert 754. Vgl. auch die nachstehende Anm.

79 ACO I, 1,1,7 ff; 15 ff; I, 1,4,25 f; Kyrill. Alex. ep. 38. Sixt. III. ep. 6. Coelest. ep. 4,1. Joh. Ant. ep. ad

Procl. Jouassard, Cyrill 510. Kraft, Kirchenväter Lexikon 298, 385. LThK 1. A. II 824 ff. dtv Lex. Antike, Philosophie 236. Altaner 243. Kühner, Lexikon 29. Wickham 558 f. Hergenröther 454. Lea I 620. Stein, Vom römischen 456. Mingana 9. Heft 297 ff. Harris 110 ff. Kirsch 670 f. Caspar, Papsttum I 415 ff. Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche 72. v. Campenhausen, Griechische Kirchenväter 161 f. Dawson 139. Grillmeier/Bacht 5. Gross, Theodor 1. Sieben 241. Kawerau, Die nestorianischen Patriarchate 119 ff. Seeberg, Dogmengeschichte II 217 ff, 239 ff. Abramowski 259. Dannenbauer, Entstehung I 280, 400. Oates 38. Franzen 84. C. D. G. Müller, Stellung und Bedeutung 227 ff, bes. 233 ff. Camelot, Ephesus 87 ff. Anastos, Nestorius 117 ff. Bihlmeyer/Tüchle 281. Dallmayr 182 f. Kühner, Gezeiten der Kirche I 140. Chadwick, Die Kirche 232 ff. Aland, Von Jesus 268, 284. Frend, Mission 32 ff, bes. 47 ff. Tinnefeld 323. Beck, Theologische Literatur 284. Wojtowytsch 298 f

80 ACO I, 1,4,15 ff. PG 77,173 ff

81 Ebd. I 1,4,7 ff. PG 77,169 ff. Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche 71

82 Gröne 123. Vgl. Abramowski 265 bezieht sich im Hinblick auf den pelagianischen Streit auf Devreesse. Haller, Papstgeschichte I 107. Seppelt/Löffler 19. Seppelt/Schwaiger 37 f

83 Schwartz, Cyrill 11, 20 ff, 50 f

84 Kraft, Kirchenväter Lexikon 157. Ostrogorsky, Die Geschichte des byzantinischen Staates 48 f. Katholik Camelot, Ephesus 40, kann bei Kyrill Herrschsucht ebenso wenig finden wie irgendeine Absicht, «Alexandrien die Vorherrschaft über Konstantinopel zu verschaffen».

85 Kyrill. Alex. ep. 39. Über den rechten Glauben an den Kaiser 5 f, 10 ff, 15. Advers. nolentes confit. sanct. virg. esse Deiparam 1 f; 6 f; 10 ff; 18; 29 f. Daß Christus Einer ist (BKV 1935, 114 ff, 142, 146, 186). ep. 17 (Migne 77,105 ff. 3. Brief an Nestorios). BKV 1935, Einleitung 18. Altaner/Stuiber 284

86 Kyrill. Alex. Über den rechten Glauben an den Kaiser 9; 12; 23. Daß Christus Einer ist BKV 1935, 133, 156, 163. Socrat. h.e. 7,7; 7,29. Cod. Theod. 16,5,65. Ps. 7,13. Jouassard, Cyrill 499 f, 508 f. Pauly 411. dtv Lex. Antike, Religion II 121. Kraft, Kirchenväter Lexikon 154 f. Stein, Vom römischen 413, 418. BKV 1935, Einleitung 17. Caspar, Papsttum I 389. Thieß 294. v. Campenhausen, Griechische Kirchenväter 156. Kawerau, Alte Kirche 171

87 Epiphan. haer. 80,1 ff. Theodor. haer. 4,11. hist. 4,11. LThK 1. A. I 780 f, VII 114. Kraft, Kirchenväter Lexikon 70. Hergenröther 396 f. Tinnefeld 318 ff

88 Kyrill. Alex. Daß Christus Einer ist. Advers. nol. confit. sanct. virg. esse Deiparam 1; 6; 10 f

89 Jouassard, Cyrill 503, 508. Hümmeler 93. Mir liegt eine Sonderausgabe vor vom 42.–141. Tausend. «Die kirchliche Druckerlaubnis erteilte das erzbischöfliche Generalvikariat in Köln». Vgl. auch die Vorrede die «in einer Zeit des Umbruchs» die «religiösen Führergestalten unserer Zeit und unseres Volkes ... besonders berücksichtigt».

90 Kyrill. Alex. Wider die Gegner des

Namens «Gottesgebärerin» 10; 15; 17. Socrat. 7,13 f. Cod. Theod. 16,2,42 f. Jouassard, Cyrill 506 f. Pauly III 411. Güldenpenning 225 ff. Stein, Vom römischen 418 ff. Schneider, Das Frühchristentum 15. Ders. Geistesgeschichte I 588 f. BKV 1935, 179, 199. Leipoldt, Antisemitismus 16. Thieß 294 f. Daniel-Rops, Frühmittelalter 185. Bury, History I 218. Schopen, Judentum 1960, 113. Kühner, Antisemitismus 37. Müller, Geschichte der Juden 9. Bell, Anti-Semitism 17 f. Rist, Hypatia 223. Hamman, Kyrillos 261. Tinnefeld 285 f, 310 f, 347

91 Socrat. h.e. 7,14. Philostorg. 8,9. Synes. ep. 10; 15; 16; 33; 81; 124; 133; 136 f; 154; 159. Güldenpenning 228 ff. Seeck, Untergang VI 76 ff. Stein, Vom römischen 419 f. Thieß 295 f. Schneider, Geistesgeschichte I 613. Ders. Die Christen 322 f. v. Campenhausen, Griechische Kirchenväter 156. Bury, History I 217 ff. Lacarrière 151. Rist, Hypatia 214 ff sucht Kyrill selbst zu entlasten: «There apears no reason to implicate Cyril in the murder itself...», ohne überzeugen zu können. Tinnefeld 285 f. v. Haehling, Religionszugehörigkeir 209 f. Hammond/Scullard 534

92 Jouassard, Cyrill 504 ff. Altaner/Stuiber 226. Kraft, Kirchenväter Lexikon 459. Güldenpenning 233. Hamman, Kyrillos 261. Tinnefeld 286

93 Kyrill. Alex. Über den rechten Glauben an den Kaiser, 2. Jouassard, Cyrill 505

94 Kyrill. Alex. Über den rechten Glauben an den Kaiser, 2. Kraft, Kirchenväter Lexikon 160. v. Campenhausen, Griechische Kirchenväter 153 ff. Camelot, Ephesus 40. Pinay 330. Kühner, Antisemitismus 37. L. S. Le Nain de Tillemont, Memoires pour servir à l'Histoire Ecclésiastique XIV, 1709, 541. Zit. nach Camelot ebd. Newman zit. nach Dallmayr 148. – Von Kyrills Anti-Julian sind die ersten 10 Bücher erhalten.

95 Geffcken zit. nach Tinnefeld 289. Camelot, Ephesus 40

96 Zit. nach Hamman, Kyrillos 262

97 LThK 1. A. IX 243, 2. A. IX 390 f. Kraft, Kirchenväter Lexikon 451. Altaner/Stuiber 268. Zöckler 271 f. Leipoldt, Schenute 1 f, 39 ff, 47 ff, 62 ff, 92 ff. Stein, Vom römischen 447 f. Dannenbauer, Entstehung I 155. Lacarrière 153 ff

98 5.Mos. 25,2 f; 16. Syn. Tol. c. 2 f. RAC IX 479 f, 485 ff. Jean Paul im «Wuz», Werke IV 17. Kober, Züchtigung 49. v. Hentig, Die Strafe I 381, 387

99 Leipoldt, Schenute 48 f, 51

100 Engberding LThK 1. A. IX 243, 2. A. IX 390 f. Leipoldt, Schenute 51, 140 ff

101 Leipoldt ebd. 63, 145 ff

102 Ebd. 113, 138 f

103 Ebd. 142 f

104 Ebd. 157

105 LThK 1. A. IX 243, 2. A. IX 390 f. Lacarrière 148 f. v. Haehling, Damascius 82 ff, Zit. 95

106 Liban. or. 30,8 ff; 30,54. Seeck, Untergang V 220. Brown, Welten 125, 128 f

107 Ambros. ep. 41,27. Cod. Theod. 16,3,1 f. Liban. Pro templis c. 3. Eunap. Vita Aedes. dtv Lex. Antike, Philosophie III 59 f. Schultze, Geschichte I 267 ff. Stein, Vom römischen 321 f. Geffcken, Ausgang 114. Seeck, Untergang V 220. Dannenbauer, Entstehung I 166. Vogt, Niedergang Roms 275. Lacarrière 152

108 Socrat. 3,2. Cod. Theod.

16,10,15 f; 16,10,25. Soz. 7,15,3 ff; 7,20,3. RAC II 1229 f, IV 64. Grisar, Geschichte Roms 22. Stein, Vom römischen 321. Voigt, Staat und Kirche 37. Jones, Social background 32 f. Wytzes, Kampf 1

109 Leipoldt, Schenute 176 f

110 RAC IV 82. Funke, Götterbild 812 f mit Bez. auf Socrat. h.e. 3,15 u. a. Leipoldt, Schenute 182. Stein, Vom römischen 447. Geffcken, Ausgang 195 f. Lacarrière 158 ff

111 Leipoldt, Schenute 178 ff

112 Vgl. vor allem Anm. 113

113 LThK 1. A. IX 243. Zöckler 271 f. Stein, Vom römischen 448. Lacarrière 159 f. Brown, Welten 133

114 LThK 1. A. IX 243. Altaner/Stuiber 268. Stein, Vom römischen 448

115 Hauck, Theologisches Fremdwörterbuch 107. Grillmeier/Bacht II 4. Auch nach Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche 73 f, ist der Monophysitismus «nichts anderes als die extreme alexandrinische Christologie».

116 Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche 74 f. Camelot, Ephesus 94 ff, hier vor allem über die Theologie Theodorets. Schwaiger, Päpstlicher Primat 41 f. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 116 f

117 Theophan. a. m. 5940. Nikeph. Kall. 14,17. Steeger XXX. Seeberg, Dogmengeschichte II 255. Camelot, Ephesus 91, 98 f. Aland, Von Jesus 268 ff. Chadwick, Die Kirche 234 f

118 Vgl. Camelot in LThK 2. A. III 1213 f. Kant, Kritik 3, 16 f. Von mir wurde das Gottesproblem ausführlich behandelt in Agnostiker 117 ff. Camelot, Ephesus 98. Bihlmeyer/Tüchle 284. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 117

119 Grillmeier, Vorbereitung I 196

120 Theodor. ep. 79 ff. Leo I. ep. 20; 28 f; 35; 88,2. Kraft, Kirchenväter Lexikon 42 ff, 380 f. dtv Lex. Antike, Religion I 240. Grisar, Geschichte Roms 513. Steeger XXVIII f. Caspar, Papsttum I 464 f, 481 f. Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche 74. Rahner, Leo I 333. Camelot, Ephesus 89 f, 98 f. Hunger, Byzantinische Geisteswelt 99 f. Palanque 32 f. Chadwick, Die Kirche 235 f

121 Mansi VI 1016 ff. LThK 2. A. III 409 f. Stein, Vom römischen 460. Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche 75. Haller, Papsttum I 128 ff. Dannenbauer, Entstehung I 242, 393. Maier, Die Verwandlung 154. Bacht, Die Rolle II 202, 243

122 Theodor. ep. 86. Kraft, Kirchenväter Lexikon 215 f, 480 f. Caspar, Papsttum I 466. Bacht, Die Rolle II 203 ff. Camelot, Ephesus 94 ff

123 ACO II, 1,1,131. Theodor. ep. 85 f. Lib. Heraclid. (ed. Nau) 294. LThK 1. A. VIII 650. Kraft, Kirchenväter Lexikon 207 f. Seeck, Untergang VI 208, 249 ff, 451 ff. Stein, Vom römischen 461. Caspar, Papsttum I 466 f. Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche 74. Camelot, Ephesus 99 f. Bacht, Die Rolle II 206 ff. Dallmayr 198 f

124 ACO II, 1,1,124 ff. Steeger XXIX. Bacht, Die Rolle 206 ff. Camelot, Ephesus 99 ff

125 ACO II, 1,1,123 ff. Leo I. ep. 21 ff; 28 f; 34 f. Flavian: Migne PG 54,723 ff. LThK 2. A. IV 161. Steeger XXIX. Stein, Vom römischen 460 ff. Caspar, Papsttum I 467 ff. Klinkenberg, Papsttum 53 ff. Bacht, Die Rolle 206 ff. Zit. 208.

Haller, Papsttum I 129 f. Seeberg, Dogmengeschichte II 255 f. Grillmeier, Vorbereitung 195 ff. Camelot, Ephesus 98 ff, bes. 100 f. Chadwick, Die Kirche 236. Aland, Von Jesus 271

126 ACO II, 1,1,39 f; II, 1,1,175; II, 1,2,45 f; II, 4,143 f; II, 5,117. Leo I. ep. 21; 24 ad Theodosium; 26; 29. Kraft, Kirchenväter Lexikon 215 f. Steeger XXX. Caspar, Papsttum I 267 ff. Stein ebd. Klinkenberg, Papsttum 56 ff. Bacht, Die Rolle 221 ff. Camelot, Ephesus 101 ff. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 118. Wojtowytsch 318 ff

127 ACO II, 1,1,69 ff. Mansi conc. Coll. VI 605 ff. Leo I. ep. 9; 120,2. LThK 1. A. I 989. Kober, Deposition 347. Stein, Vom römischen 463. Caspar, Papsttum I 457 ff, 483 ff. Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche 75. Honigmann, Original Lists 20 ff, bes. 34 ff. Bacht, Die Rolle 231. Camelot, Ephesus 107, 117 f, 120. Haller, Papsttum I 132. Bihlmeyer/Tüchle 284. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 118 f

128 Kyrill. Alex. ep. 40; 46,2. Leo I. ep. 28 (Tomus ad Flavianum). Ferner ep. 29 ff. Absage Leos, selber teilzunehmen: ep. 31. LThK 1. A. VIII 650. Steeger XXXI f. Caspar, Papsttum I 483 ff. Altaner 270. Camelot, Ephesus 108, 118 f. Chadwick, Die Kirche 236

129 Seeberg, Dogmengeschichte II 256 mit den Quellenhinweisen. Vgl. auch Anm. 130

130 Mansi VI 905 ff. ACO II, 1,1,111; II, 1,2,116; II, 1,1,191; II, 1,78; II, 5,118. Nestor, Lib. Heracl. 494 f. Prosper. Chron a. 448. Vgl. den Brief des Hilarius v. 13. 10. 449 an Pulcheria ep. 46. Leo I. ep. 46. LThK 1. A. IV 29, VIII 650 f. Altaner/Stuiber 347 f. Lecky II 160 f. Grisar, Geschichte Roms 313 f. Steeger XXXI ff. Stein, Vom römischen 464, bezweifelt, daß Flavian infolge seiner Verletzung starb. Caspar, Papsttum I 487 f. Haller, Papsttum I 132 f. Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche 75 f. Diehl 980. Sellers 70 ff. Camelot, Ephesus 109 ff, 117 ff. Chadwick, The exil 16 ff. Ders. Die Kirche 236 f. Stratmann IV 27 f. Goemans 285. Grillmeier, Einleitung zu Grillmeier/Bacht 249. Andresen, Die Kirchen der alten Christenheit 389 f. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 119 f. Aland, Von Jesus 272, 278 f. van der Meer, Alte Kirche 8

131 ACO II, 2,1,79 ff

132 Theodor. ep. 113; 116; 118

133 Mansi Conc. coll. VI 1009, 1045. Leo I. ep. 44,1; 45; 95,2. Nach Fuchs, Handbuch der Kirchengeschichte 91, unterschrieben 135 Bischöfe «die Exkommunikation des rechtgläubigen Flavian». LThK 1. A. VIII 650 f. Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche 76. Caspar, Papsttum I 492 ff, 511, 515. Camelot, Ephesus 124. Seeberg, Dogmengeschichte 256 f. Bacht, Die Rolle 227 ff. Haller, Papsttum I 133. Chadwick, Die Kirche 237. Aland, Von Jesus 272 f

134 Leo I. ep. 44 (PL 54,827 ff)

135 Ebd. Rahner, Kirche und Staat 219

136 Mansi Conc. coll. VI 1045. Leo I. ep. 103. Vgl. Caspar, Papsttum I 492 ff, 497 ff, 525 Anm. 4, 527

137 Mansi Conc. coll. VII 495. Valentin. an Theod.: Leo I. ep. 55. Gala Plac. an Theod.: Leo I. ep. 56. Eudoc. an Theod.: Leo I. ep. 57. Leo I. ep. 30 f; 43 f; 54 ff; 62 ff. Socrat. 7,22. Theodor. h.e. 5,36,3.

Grisar, Geschichte Roms 314 f. Steeger XXXIV ff. Stein, Vom römischen 417, 464. Kirsch 564 ff. Caspar, Papsttum I 492 ff, 499 ff. Rahner, Kirchenfreiheit 185. Klinkenberg, Papst Leo 17 f. Ders. Papsttum 63 ff. Camelot, Ephesus 126 ff. Bacht, Die Rolle 231 ff. Bury, History I 214. Goemans 252 f. Haller, Papsttum I 132. Schwaiger, Päpstlicher Primat 42 f. Aland, Von Jesus 273 ff. Wojtowytsch 327 ff

138 Prosper. Epit. Chron. a. 450, Leo I. ep. 73; 75; 78; 80; 89 f. Prokop. bell. vand. 1,4. Euagr. 2,1. Marc. comes ad a. 450. LThK 2. A. I 497. dtv Lex. Antike, Geschichte I 152. Schultze, Geschichte I 378. Steeger XXXVIII ff. Stein, Vom römischen 464 ff. Caspar, Papsttum I 502 ff. Klinkenberg, Papsttum 75 ff. Ders. Papst Leo 84 ff. Dannenbauer, Entstehung I 282 f. Bury, History I 236. Dallmayr 191 f. Rahner, Kirche und Staat 215. Camelot, Ephesus 129 ff. Haller, Papsttum I 136. Chadwick, Die Kirche 237. Aland, Von Jesus 273 f. Wojtowytsch 329 ff

139 Leo I. ep. 93. Caspar, Papsttum I 509 f. Goemans 257 ff. Dallmayr 193 ff. Schwaiger, Päpstlicher Primat 44 f

140 Mansi Conc. coll. VI 580 f (Sitzung 8. Oktober). Leo I. ep. 80; 83; 88 ff; 94. Pius XI. Lux veritatis v. 25. Dezember 1931, AAS 23, 1931, 493 ff. Pius XII. Sempiternus Rex v. 8. September 1951, AAS 43, 1951, 625 ff. Caspar, Papsttum I 504 ff, 509 ff. Steeger XL f. Goemans 257 ff, 262 ff. Dannenbauer, Entstehung I 282 f. Dallmayr 196. Eine sehr kurze Übersicht über den «Stand der Forschung» und eine eminent ausführliche achtzigseitige Quellenübersicht bei Grillmeier, Rezeption 16 ff, 22 ff. Ortiz de Urbina, Das Symbol 397. Camelot, Ephesus 132 ff, 146 ff, 152 ff. Anders B. Kötting, Die abendländischen Teilnehmer 7 ff. Bihlmeyer/Tüchle I 285. Schwaiger, Päpstlicher Primat 43 f. Schneemelcher, Aufsätze 365 ff. Aland, Von Jesus 274 f

141 ACO II, 1,1,65 (Zit. bei de Vries, Die Kollegialität 86). LThK 1. A. II 822. Koch/Siebengartner, Katholische Apologetik 134. Kirsch 567. Linden 47

142 Leo I. ep. 89, 93, 103 ad episc. Galliarum. Caspar, Papsttum I 509. Schönmetzer II 950 ff, bes. 951. Kirsch 567 ff. Dallmayr 236 f. Zu Goemans s. Anm. 140

143 Leo I. ep. 93 f

144 ACO II, 1,2,93 ff. Vgl. Schönmetzer, Zeittafel 951. Dort alle Quellenhinweise. Wojtowytsch 336 ff

145 Mansi Conc. coll. VI 929, 931, 985. Leo I. ep. 102,2. Hergenröther 471 f. Grisar, Geschichte Roms 315 f. Stein, Vom römischen 462 f, 467. Caspar, Papsttum I 515. Ewig, Königsgedanken 11. Klinkenberg, Papsttum 84 f. Michel, Kaisermacht 5. Seeberg, Dogmengeschichte II 263. Schönmetzer 950 ff. Dannenbauer, Entstehung I 284. Maier, Verwandlung 157. Goemans 261 f. Camelot, Ephesus 136 ff. Chadwick, Die Kirche 237 ff. Schwaiger, Päpstlicher Primat 45

146 Leo I. ep. 104. ACO II, 4,55. Hofmann, Kampf der Päpste 17 f. Kawerau, Alte Kirche 172

147 LThK 1. A. III 625 f. de Vries, Syrisch-nestorianische Haltung 606. Ortiz de Urbina, Das Symbol I 391

148 Harnack, Mission I 75. v. Boehn 33. Haacke, Rom 63 f. Lietzmann, Geschichte III 102

149 Ortiz de Urbina, Das Symbol 410. Haacke
150 Mansi Conc. coll. VI 553 ff, 580 ff, 972 f. ACO II, 1,2,69 ff, bes. II, 1,2,81. Leo I. ep. 94. Steeger XLI f. Caspar, Papsttum I 511 ff. Camelot, Ephesus 141 ff, 148 ff. Cramer/Bacht II 320. Dannenbauer, Entstehung I 283 f. Klinkenberg, Papsttum 85. Schultze, Papstakklamationen 211 ff. Chadwick, Die Kirche 240. Schwaiger, Päpstlicher Primat 44 ff. Wojtowytsch 13, 336 ff
151 Schwaiger, Päpstlicher Primat 46 f
152 Leo I. ep. 28 (Tomus ad Flavianum)
153 Harnack, Lehrbuch 379 ff. Seeberg, Dogmengeschichte (2. A.) 239 f. S. dazu Caspar, Papsttum I 478 ff
154 Hieron. ep. ad Nepot. 52,8
155 Caspar, Papsttum I 512. Schönmetzer 951. Seeberg, Dogmengeschichte 259. Dallmayr 197. Schwaiger, Päpstlicher Primat 46
156 Caspar, Papsttum I 512 f, 514 f. Dallmayr 236 f. Seeberg, Dogmengeschichte 259. Dort die Quellenhinweise. Vgl. auch die folg. Anm.
157 ACO II, 1,1,66 ff. de Vries, Syrisch-nestorianische Haltung 603. Bacht, Die Rolle 238 f. Seeberg, Dogmengeschichte 259 Anm. 4, 260. Camelot, Ephesus 94 f, 138, 147, 171 ff. Duchesne, Histoire ancienne II 394, zit. nach Camelot 94 f
158 Mansi Conc. coll. VII 49 ff. ACO II, 1,2,110 ff. Euagr. h.e. 2,5 ff. Caspar, Papsttum I 516. Bacht, Die Rolle 255. Seeberg, Dogmengeschichte 260. Camelot, Ephesus 147
159 Dölger, Byzanz 82 f
160 ACO II, 1,3,88 ff; II, 1,3,99. Mansi Conc. coll. VII 452. Leo I. ep. 104 ff, 115 ff. Stein, Vom römischen 469 f. Steeger XLIII f. Schwartz, Der sechste nikänische Kanon 611 ff. Caspar, Papsttum I 518 ff, 527 ff. Martin, The Twenty-Eighth Canon 433 ff, bes. 451 ff. Hofmann, Kampf der Päpste 15 ff. Dallmayr 238. Camelot, Ephesus 182 ff. Mirbt/Aland Nr. 456, S. 216 f. Schwaiger, Päpstlicher Primat 29 f, 47 ff. Wojtowytsch 156 ff, bes. 162, 339 ff
161 Leo I. ep. 105,3; 106,1 ff. Kallis 59. Wojtowytsch 167 ff, 343 f
162 Grillmeier, Rezeption 128 ff
163 Leo I. ep. 10,9; 106

5. KAPITEL
PAPST LEO I. (440–461)

1 Daniel-Rops, Frühmittelalter 131
2 Gregorovius I 168
3 Rahner, Leo 324
4 Haller, Papsttum I 186. Zit. nach Rahner, Leo 324 f
5 Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche 334
6 Ullmann, Gelasius I, 67
7 Wetzer/Welte VI 445. Altaner/Stuiber 357. Steeger VIII, XII. Jalland 33 ff
8 Leo I. ep. 31,4; 119,4. serm. 1. Prosp. Epit. Chron. a. 440. Wetzer/Welte VI 445. Steeger VII ff. Caspar, Papsttum I 423 ff. Jalland 33 ff. Klinkenberg, Papst Leo 134. Daniel-Rops, Frühmittelalter 130. Haller, Papsttum I 117 f
9 Leo I. serm. 2 ff ep. 10,1 f; 14,11; 55 ff; 65,2. Caspar, Papsttum I 427 ff. Klinkenberg, Papst Leo 106, 17 f. Ders. Papsttum 43 ff; überschätzt aber S. 112 Leos Bedeutung. Gontard 131. Ullmann, Leo I. 25 ff. Ders. Gelasius I, 61, 67 ff, 77 ff. Mirbt/Aland, Quellen

Nr. 441 f, S. 206 ff. Haller, Papsttum I 119 f. Vogt, Der Niedergang Roms 488 f. Kühner, Imperium 48 f. Stemberger/Prager 2985 ff. Wojtowytsch 304 ff, 349 f

10 Leo I. serm. 4,2 ff; 3,1 ff; 5,1 ff. ep. ad episc. Anast. 14,1 f

11 Leo I. serm. 1 f. Haendler, Abendländische Kirche 68

12 Leo I. serm. 37,2 f

13 Gennad. de vir. ill. c. 84. Altaner 311. Altaner/Stuiber 357. Steeger LXI ff, LXIV ff. Caspar, Papsttum I 462. Silva-Tarouca 386 ff, 547 ff. Haller, Papsttum I 118. Ullmann, Gelasius I, 61 f

14 Leo I. ep. 4. serm. 5,4. JE 2796 (MG Epp. VI 473). Grisar, Geschichte Roms 309. Rahner, Leo 327. Diesner, Kirche und Staat 11. Haller, Papsttum I 118 f. Langenfeld 23. Stemberger/Prager VIII 2987 f

15 Leo I. ep. 1,1 ff; 6,1; 15; 65,1. Haller, Papsttum I 120 f. Wojtowytsch 310 ff. Stemberger/Prager 2987

16 Zos. ep. 2 ff. Soz. h.e. 9,15,1. Prosper, Chron. a. 412 MGA ant. 9,465 f. August. ep. 175,1. dtv Lex. Antike, Geschichte II 218. Caspar, Papsttum I 288. Langgärtner 24, 33 ff. Wermelinger 68 f

17 Prosper, Chron. 412. Chron. Gall. 452. Pauly I 1292, IV 555. Haller, Papsttum I 84 ff. Langgärtner 26 ff, 61 ff, 188. Duchesne, Histoire 228 nach Langgärtner S. 33. Vgl. auch v. Haehling, Religionszugehörigkeit 469. Baus in Handbuch der Kirchengeschichte II/1 269

18 Zos. ep. 4 ff. Pauly IV 555 f. Caspar, Papsttum I 288. Haller, Papsttum I 85. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 269 f. Ullmann, Gelasius I, 34 ff, bes. 44 ff

19 Leo I. ep. 10. JK 407. Rever. Vita Hilar. c. 1 ff. LThK 1. A. V 24, 2. A. V 335. Pauly II 1146. Jalland 116 ff. Caspar, Papsttum I 439 ff. Haendler, Abendländische Kirche 73 f. Vgl. auch folg. Anm.

20 JK 407. Nov. Valentin. III. 17 (8. Juli 445). Vita Hilar. 16 ff; 21 ff. Gennad. de vir. ill. c. 70. Leo I. ep. 10 f; 40; 66. LThK 2. A. V 335 f. Stein, Vom römischen 488 f. Vgl. 410 ff. Steeger XII f. Caspar, Papsttum I 440 ff. Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche 336. Jalland 114 ff, 124 ff. Klinkenberg, Papsttum 47. Haller, Papsttum I 123 ff. Langgärtner 61 ff, bes. 67 ff, 74 ff. Vogt, Der Niedergang Roms 489. Prinz, Stadtherrschaft 15 f. Heinzelmann, Bischofsherrschaft 78 ff. Chadwick, Die Kirche 284 f. Wojtowytsch 315 ff

21 JK 470 (ACO II, 4,102). JK 509 (ACO II, 4,88). Ullmann, Gelasius I, 66, 78 ff

22 Grisar, Geschichte Roms 315. Schnürer, Kirche I 93. Klinkenberg, Papsttum 47 f

23 Ullmann, Gelasius I, 84 ff. Vgl. auch die folg. Anm.

24 Leo I. ep. 104 f, 156, 162,3; 165,1. Caspar, Papsttum I 553 f, 560 f. Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche 334 ff. Voigt, Staat und Kirche 77 ff. Stockmeier, Leo I. 76 ff, 130 ff, 138 ff. Michel, Kaisermacht 5. Ullmann, Gelasius I, 84 ff

25 Zit. nach Grillmeier, Rezeption 232

26 Leo I. ep. 45,2; 69,2; 82,1; 90,2; 140. Ullmann, Gelasius I, 77 ff

27 Aponius, Expl. in cant. cantic. PL supplem. 1, 1958, 799 ff. Altaner/Stuiber 457. Grillmeier, Rezeption 162 f

28 Grillmeier ebd. 159 f, 164 ff

29 Leo I. serm. 9,1; 16,3; 28,4; 28,6; 30,3; 30,5; 36,2; 72,4; 82,2; 91,2
30 Ebd. 40,2; 44,2; 72,3; 72,5; 87,1; 90,1; 90,4
31 Ebd. 74,5; 95,8
32 Ebd. 30,5; 69,5; 77,6; 79,2; 96,1; 96,3
33 Ebd. 96,1; ep. 93; 120,4; 162,1 f; 164
34 Leo I. ep. 44. Soz. 9,16,2. Chron. min. 1,303; 1,489. LThK 1. A. I 961 f, IV 265 f, X 481. Pauly IV 876 f. Stockmeier, Leo I. 68 mit Bezug auf ep. 90; 125. Camelot, Ephesus 212. Gregorovius I, 1,90
35 Stein, Vom römischen 487 f. Caspar, Papsttum I 555. Seeberg, Dogmengeschichte II 262 f. Haller, Papsttum I 122 f
36 Leo I. ep. 3 f; 6 ff; 12; 18; 24; 28. serm. 16,3 f; 28,6; 34,4; 75,4; 77,6; 82,2; 91,3; 96,1 ff. Caspar, Papsttum I 431 ff. Rahner, Leo I 327. Stockmeier, Leo I. 6, 11, 37. Camelot, Ephesus 211
37 Leo I. ep. 15; 60; 113; 118 f. Voigt, Staat und Kirche 76 f. Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche 336. Stratmann IV 18 f, 23. Stockmeier, Leo I. 43 ff, 75, 79 ff, 93 ff; 111 ff. Ullmann, Gelasius I, 80 f. Grillmeier, Rezeption 168 ff
38 Leo I. ep. 5 f; 13 f; 117. Stockmeier, Leo I. 9 f. Ullmann, Gelasius I, 104 ff. Wojtowytsch 313 ff
39 Leo I. ep. 155
40 Ebd. 156
41 Ebd. 1,74; 104. Lea I 242. Stratmann IV 91. Zu Leo und Afrika s. Jalland 105 ff
42 Pelag. ep. 3,82,30 ff. Valentin. III. PL 54,638 A. Rahner, Leo I 325. Vgl. 337, wo er von «der schönen Mitte dieser Moderation» faselt u. a. Fuchs, Handbuch 90. Vgl. «Ein Papst reist zum Tatort» in Deschner, Opus Diaboli 207 ff
43 Prosper, Epit. Chron. a. 439. Leo I. ep. 134,2
44 Leo I. ep. 1,1 f. JK 398 ep. 2. JK 399. Steeger XIV f. Caspar, Papsttum I 431 f. Jalland 98 ff, 172 ff. Wojtowytsch 311
45 Leo I. serm. 16,4; 24,5; 76,6. Vgl. auch Anm. 48 u. 50
46 Cod. Theod. 16,5. Cod. Justin. 1,5. August. de mor. eccl. cath. et de mor. manich. PL 32,1309 ff. C. ep. Manich. PL 42,173 ff. Alle weiteren antimanichäischen Schriften Augustins s. Altaner/Stuiber 427. dtv Lex. Antike, Religion II 76 ff. Andresen/Denzler 383. Ausführlicher Jalland 56 ff. Caspar, Papsttum I 432 ff
47 Leo I. ep. 7,1; 15,16. serm. 16,3 f; 22,6; 24,5; 34,4; 42,4 u. a. Prosper, Chron. ad a. 443 (MG auct. ant. 9,479). dtv Lex. Antike, Philosophie IV 43 f. Grisar, Geschichte Roms 309 f. Steeger XVII ff. Caspar, Papsttum I 432 ff. Jalland 43 ff. Stratmann IV 19. Kawerau, Alte Kirche 51. Brown, The Diffusion 92 ff. Prinz, Stadtherrschaft 15 f. Gregorovius I,1, 90. Ullmann, Gelasius I, 62 f. Grillmeier, Rezeption 204
48 Leo I. serm. 9,4; 16,6; 34,5
49 Ebd. 12,2; 39,5; 42,6; 43,4; 49,5; 50,3
50 Ebd. 22,6; 24,4 ff; 34,4 f; 76,6 ff
51 Ebd. 16,5; 24,4; 24,6. Vgl. auch Anm. 50
52 Ebd. 16,4. Zur Diffamierung der Frau durch die Kirchenväter vgl. das gleichnamige Kapitel bei Deschner, Das Kreuz 205 ff
53 JK 405. PL 54,622 B (Decret. Valent. III.). Leo I. ep. 7,1. Ausführlich: ep. 8. Steeger XVIII. Caspar, Papsttum I 435. Ehrhard, Die griechische und die lateinische Kirche 336. Stratmann IV 19. Rahner, Leo I 334 f. Hal-

ler, Papsttum I 122. Ullmann, Gelasius I, 63

54 Leo I. serm. 39,5; 45,4; 52,4; 86,2

55 Vgl. Caspar, Papsttum I 433 ff

56 Jalland 49

57 Leo I. ep. 15. Vgl. Idac. Chron. c. 16; 130 (MG auct. ant. 11,15,24). Das Schreiben von Bischof Toribius selbst ist nicht mehr erhalten. Steeger XXV f. Jalland 152 ff

58 Haendler, Abendländische Kirche 72 f

59 Leo I. ep. 15; 118. Grisar, Geschichte Roms 310. Lea I 241. Steeger XXV ff. Caspar, Papsttum I 433 f, 436 f. Voigt, Staat und Kirche 76 f. Stratmann IV 23. v. Schubert, Geschichte I 181 f. Jalland 152 ff. Baus in Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 140 ff

60 Leo I. serm. 32,3; 35,2; 54,6; 59,1; 61,5; 68,2; 69,4

61 Ebd. 58,1 f; 59,1 f; 69,4

62 Ebd. 59,2 f; 68,3; 72,2

63 Ebd. 54,6

64 Ebd. 60,2

65 Ebd. 29,3; 32,2 f; 35,2; 54,6; 56,2; 58,4; 59,6; 60,2 f; 61,1 f; 61,5; 62,5; 65,3; 67,2; 68,2 f; 69,2 f; 70,1 f; 76,4; 82,4

66 Krämer-Badoni 27

67 Leo I. serm. 35,2; 60,3; 62,5. Vgl. dazu Deschner, Agnostiker 115 ff, bes. 146 ff

68 Leo I. ep. 113,1; Prosper, Epit. chron. a. 452. Cassiod. Variae 1,4. Iordan. Get. 42. Paul. Diacon. 14,12. Kühner, Lexikon 30. Gregorovius I,1, 92 ff. Hartmann, Geschichte Italiens I 40. Steeger LV ff. Grisar, Geschichte Roms 319 f. Gessel 266. Stein, Vom römischen 499. Caspar, Papsttum I 556. Steinmann, Hieronymus 236 f (Anm. 11 in: Der Krieg der Mönche). Schreiber 275 ff, bes. 289. Haller, Entstehung 286. Mirbt/Aland 215. Altheim, Hunnen IV 332 f

69 Vgl. dazu Schreiber 274 ff

70 Fuchs, Handbuch 90 ff. O. Berger in: Christlich-pädagogische Blätter, nach dem Klappentext des Kösel-Verlages

71 Schreiber 300 f

72 Ebd. 301 ff

73 de Ferdinandy 187, 190, 197

74 MG Gesta pont. 1,104. Prokop. bell. vand. 1,4 f. Prosper, Epit. chron. a. 455. Pauly III 1113 f. Hartmann, Geschichte Italiens I 41. Stein, Vom römischen 540 ff. Caspar, Papsttum I 556. Bühler, Die Germanen 413 Anm. 94. Schmidt, Wandalen 78 ff. Dannenbauer, Entstehung I 221 f. Bury, History I 325. Diesner, Der Untergang 61

75 Leo I. serm. 84,1

76 Ebd. 3,3 f. Kühner, Lexikon 30. Donin II 437. Haller, Papsttum I 123. Gessel 267

6. KAPITEL
Der Krieg in den Kirchen und um die Kirchen bis zu Kaiser Justin (518)

1 Bosl 41

2 Kawerau, Alte Kirche 175

3 Harnack, Lehrbuch II 373. Bury, History I 402. Aland, Von Jesus bis Justinian 286. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 8

4 Haller, Papsttum I 147 f. Dannenbauer, Entstehung I 284 ff. Grillmeier, Rezeption 10

5 Dannenbauer, Entstehung I 285. de Vries, Die syrisch-nestorianische Haltung 610 ff. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 5. Podskalsky, Nestorius 223

6 dtv Lex. Antike, Religion II 99 f.

Hunger, Byzantinische Geisteswelt 100. Dallmayr 245 f

7 LThK 1. A. VIII 563 f, 2. A. VIII 900 f. Grillmeier/Bacht, Einleitung I 421 ff, II 9 f. Graf, Chalkedon I 760 ff

8 Euagr. h.e. 2,5 ff. Zacharias Mityl. 4,2. Liberat. Brev. 15 f. Theodor. Lect. 1,8. Zacharias Rhet. h.e. 4,10. Leo I. ep. 126 f; 129 f. Simplic. ep. ad Zenonem. Coll. Avell. 56. LThK 1. A. VIII 509, 2. A. VIII 815 f. Kirsch 570 f. Klinkenberg, Papsttum 97. Dannenbauer, Entstehung I 284 f. Rubin 36. Seppelt, Der Aufstieg 205 f. Bacht, Die Rolle II 255 ff. Hofmann, Der Kampf der Päpste II 22 ff, 37 ff. Camelot, Ephesus 201. Haacke, Politik II 109 f. Maier, Verwandlung 159. Chadwick, Die Kirche 240. Grillmeier, Rezeption 120 ff. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 4

9 Leo I. ep. 80,3; 109 ad Julianum; 116 ff; 126 ad Marcian; 136; 139. Hieron. Vita Hilar. 25. Zacharias Rhet. h.e. 3,3. ACO II, 1,3,125; 1,3,131 f. Euagr. h.e. 2,5. Sozom. h.e. 5,15,15. LThK 1. A. V 734, IX 504. Stein, Vom römischen 521 f. Kirsch 570. Hofmann, Kampf der Päpste 18 ff. Caspar, Papsttum I 505, 531, 535 f, 538 f. Dannenbauer, Entstehung I 284. Seppelt, Der Aufstieg 204 f. Grillmeier/Bacht II, Einleitung 8. Vgl. auch Bacht, Die Rolle II 258, 291 f. Honigmann, Juvenal 200 ff. Camelot, Ephesus 170 f, 200 f. Rubin 36. Maier, Verwandlung 160. Tinnefeld 324 f. Handbuch der Kirchengeschichte II/1, 194, 247 f, 372, II/2, 5. Grillmeier, Rezeption 113 ff. Perrone 90

10 ACO II, 1,3,119 ff. Leo I. ep. 115,1. Caspar, Papsttum I 531 f. Grillmeier/Bacht, Einleitung I 421 ff, II 9 f. Camelot, Ephesus 153. Tinnefeld 325. Grillmeier, Rezeption 125 ff

11 Cod. Just. 1,11,7; Cod. Theod. 16,10,19

12 Leo I. ep. 102, ACO II, 4,53 f

13 Leo I. ep. 109; 111; 113; 117 f; 125. Seppelt, Der Aufstieg 203 f

14 Leo I. ep. 134 ad Marcian.

15 ACO II, 1,3,119 ff. Zacharias Rh. h.e. 3,5. Leo I. ep. 116 ad Pulcher. ep. 117 f ad Julian; ep. 126, 134, 142 ad Marcian. Caspar, Papsttum I 531 ff. Hofmann, Kampf der Päpste 18 ff. Bacht, Die Rolle II 247 ff. Grillmeier, Rezeption 168 ff. Perrone 89 ff

16 Leo I. ep. 84. Iordan. Get. 45. Prokop. bell. vand. 1,5,7; 1,6,3. Zacharias Rh. h.e. 4,7. Zonar. 13,25,33 f. dtv Lex. Antike, Geschichte I 152, II 244 f. Pauly III 561 f. Stein, Vom römischen 523 ff, 529 ff. Caspar, Papsttum I 547. Dannenbauer, Entstehung I 286 f. Grillmeier, Rezeption 131 f. v. Haehling, Religionszugehörigkeit 275 f. Demandt RE Suppl. XII 779, zit. nach v. Haehling ebd.

17 Leo I. ep. 146, ACO II, 4,97. ep. 162, ACO II, 4,106 f. ep. 164, ACO II, 4,110 f. Seppelt, Der Aufstieg 207

18 Leo I. ep. 115; 144 ad Julian. 145 ad Leon. imp. 146 ad Anatol. 155 ad Anatol. 156 ad Leon. imp. 157 ad Anatol. 162 ad Leon. imp. 164 f ad Leon. imp. 169 f. Caspar, Papsttum I 554. Hofmann, Kampf der Päpste II 24 ff. Seppelt, Der Aufstieg 206 ff. Haller, Papsttum I 148 f. Stockmeier, Leo I. 108 ff. Grillmeier, Rezeption 132 ff

19 Leo I. ep. 156, PL 54,1127 ff

20 Hofmann, Kampf der Päpste II 14 f

21 Caspar, Papsttum I 531 ff. Dan-

nenbauer, Entstehung I 285 f, 324 f. Dawson 139. Mango 107. Nersenian 76. Maier, Verwandlung 159 f. Chadwick, Die Kirche 240 ff

22 Leo I. ep. 126

23 Wetzer/Welte V 187. Stein, Vom römischen 525. Schwartz, Schisma 173. Caspar, Papsttum I 542 ff, 548 ff, 554. Haller, Papsttum I 162. Seppelt, Der Aufstieg 205 ff. Haendler, Abendländische Kirche 75. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 4 ff. Grillmeier, Rezeption 131 ff. Tinnefeld 326

24 Leo I. ep. 171 ff

25 Vgl. dazu Kap. V passim sowie die einschlägigen Stellen von Kap. IV. S. auch Caspar, Papsttum I 555 ff. Haller, Papsttum I 150 f

26 Lib. Pont. Vita Hilar. (ed. Duchesne 242 f; ed. Mommsen 107 f). JK 552; 664,11. Gregorovius I,1, 110 f. Caspar, Papsttum I 483 ff., II 10 ff. Hofmann, Kampf der Päpste II 35. Fuhrmann, Propagandaschrift 1 ff. Ullmann, Gelasius I, 109 ff

27 Prokop. bell. vand. 1,6. Marcell. com. ad a. 468. Kandidos, frg. 2 (FHG IV 137; HGM I 445). Pauly III 561 f. dtv Lex. Antike, Geschichte I 114. Stein, Vom römischen 530 ff, 573 ff. Cartellieri I 38 f. Karayannopulos, Finanzwesen 3. Dannenbauer, Entstehung I 294 f. Haacke, Politik II 112. Die Quellen beziffern die Summen für die Flotte unter Basiliskos verschieden. Eine Quelle nennt beispielsweise auch 47 000 Pfund Gold, eine andere 17 000 Pfund Gold und 700 000 Pfund Silber. Vgl. auch Kap. 7, Anm. 96

28 Pauly I 355, 371. Dort die Quellenhinweise. dtv Lex. Antike, Geschichte I 114, III 123. Gregorovius I,1, 112 ff. Haller, Papsttum I 153. Dannenbauer, Entstehung I 291 ff. Vgl. auch Anm. 50

29 Anon. Vales. 41 ff. Marcell. com. ad a. 476. Malalas 16,385. Zach. Myth. Chron. 5,9. dtv Lex. Antike, Geschichte III 307. Pauly III 561 f. Schwartz, Schisma 181 ff, 189 f, 216. Hofmann, Kampf der Päpste II 35 ff. Bury, History I 389 ff. Stein, Vom römischen 536 ff. Dannenbauer, Entstehung I 287 ff. Haller, Papsttum I 162 f. Maier, Verwandlung 121. Harrison 27 f. Clauss 161 ff. Ullmann, Gelasius I, 117 ff

30 Caspar, Papsttum II 14 ff. Haller, Papsttum I 162 f. Camelot, Ephesus 202 f. Dannenbauer, Entstehung I 314. Frend, The Rise 169 ff

31 Theodor. Lect. h.e. 1,20 ff. Euagr. h.e. 1,13. Simplic. ep. ad Acacium, Coll. Avell. 69. Kraft, Kirchenväter Lexikon 419. Schwartz, Schisma 191 ff. Kirsch 634 f. Caspar, Papsttum II 15, 20. Hofmann, Kampf der Päpste II 36. Bacht, Die Rolle 260 f. Camelot, Ephesus 201 ff. Tinnefeld 236. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 7

32 van der Meer, Alte Kirche I 8

33 Coll. Avell. 56, CSEL 35,124 ff

34 Liberatus, Breviar. 16 f. Zachar. Rh. h.e. 5,2; 5,5. JK 586 (Avell. Nr. 69). JK 592. Theodor. Lect. h.e. 1,32 f. Cod. Just. 1,2,16. Simplic. ep. 3 ad Zenonem. Coll. Avell. 56; 60. Euagrius hist. eccl. 3,4 ff. Cassiod. divin. et s. instit. litt. 11. JK 573. Coll. Avell. 56. LThK 2. A. III 155 f. Kraft, Kirchenväter Lexikon 420. Hartmann, Geschichte Italiens I 137 f. Stein, Vom römischen 537 f. Kirsch 631 f, 634. Caspar, Papsttum I 552 f, II 15 ff, 17 f, 28, 41 (hier wird als Sterbedatum des Akakios der 26. November 488

genannt. Doch notieren einschlägige Werke für die Regierungszeit des Patriarchen häufig verschiedene Regierungsdaten). Schwartz, Schisma 189 ff. Haacke, Rom 67 f. Ders. Politik II 112 ff. Bury, History I 391, 403 f. Hofmann, Kampf der Päpste II 36 ff. Seppelt, Der Aufstieg 213 ff. Bacht, Die Rolle 262 f, 264 ff. Kötting, Das Wirken 187 ff. Haller, Papsttum I 162 f. Rahner, Kirche und Staat 222 f. Camelot, Ephesus 202 ff. Frend, The Rise 169 ff. Tinnefeld 327. Perrone 116 ff, 133, 136 f. Ullmann, Gelasius I, 116 ff, bes. 123. Grillmeier, Rezeption 267 ff, 274 ff, 287 f

35 Euagrios h.e. 3,14; lat. bei Liberat. Breviar. 17; syr. bei Zachar. Rh. h.e. 5,8. Dort auch zuerst der Name «Henotikon». Hauck, Theologisches Wörterbuch 66. Pauly V 1498. dtv Lexikon VIII 267. dtv Lex. Antike, Geschichte III 307. Kraft, Kirchenväter Lexikon 420. Hergenröther I 462. Hartmann, Geschichte Italiens I 138 f. Schwartz, Codex Vaticanus 52 ff. Neuausgabe der lat. Übersetzung auf Grund neuen handschriftl. Materials 54 ff. Bardenhewer, Geschichte IV 82. Kirsch 634 f. Caspar, Papsttum II 22. Haacke, Rom 68 ff. Haller, Papsttum I 161 ff. Ders. Politik II 120 ff. Bacht, Die Rolle II 266. Dannenbauer, Entstehung I 314. Bury, History I 402 ff. Camelot, Ephesus 203 f. Chadwick, Die Kirche 240 f. Tinnefeld 327. Frend, The Rise 174 ff. Gray 28 ff. Ullmann, Gelasius I, 138, 150 ff. Grillmeier, Rezeption 285 ff

36 Euagrius h.e. 3,30. Pierer XI 400. Kraft, Kirchenväter Lexikon 218. Bardenhewer III 238. Kirsch 635. Bury, History I 403. Chadwick, Die Kirche 241. Winkelmann, Kirchengeschichtswerk 178 ff. Grillmeier, Rezeption 290 ff

37 Caspar, Papsttum II 22 f, 35. Dannenbauer, Entstehung I 315. Ullmann, Gelasius I, 450 ff

38 Simplic. ep. ad Acacium, JK 577; 580. Coll. Avell. 63; 68; 95. Caspar, Papsttum II 14 ff, 36 f. Hofmann, Kampf der Päpste II 38 ff. Ullmann, Gelasius I, 123 f

39 Euagr. h.e. 3,10. Simplic. ep. ad Zenon. ep. ad Acacium. Coll. Avell. 66 ff. Hartmann, Geschichte Italiens I 137. Caspar, Papsttum II 20 ff. Schwartz, Schisma 195 ff. Bury, History I 403 f. Haacke, Politik II 118 ff. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 6 ff. Ullmann, Gelasius I, 128 ff

40 Beck, Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 7 f

41 Zachar. Rh. h.e. 5,5. Liberat. Brev. 16 f. Kraft, Kirchenväter Lexikon 420. Hartmann, Geschichte Italiens I 138. Kirsch 634. Camelot, Ephesus 204. Seppelt, Der Aufstieg 214 ff. Bacht, Die Rolle II 264 ff. Bury, History I 403 f. Perrone 133, 136 ff

42 Euagr. h.e. 3,15. Hartmann, Geschichte Italiens I 137 f. Kirsch 635 f. Schwartz, Schisma 195 ff. Dort alle Quellenhinweise. Bacht, Die Rolle II 264 ff. Bury, History I 410. Camelot, Ephesus 204. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 8 f. Grillmeier, Rezeption 292. Ullmann, Pelagius I, 130 f, 135 f

43 Gregor I. dial. 4,17. Caspar, Papsttum II 25 ff. Ullmann, Gelasius I, 135 mit den Quellenhinweisen. Vgl. auch folgende Anm.

44 JK 591 ff; 599 f; 603. Gelas. I, Gesta de absol. Miseni, Coll. Avell. 103. Vgl. auch Coll. Avell. 70.

Euagr. h.e. 3,18 ff. Felix III. ep. 1 ff. Liberat. Brev. c. 17. LThK 2. A. I 234 f; IV 68. Kühner, Lexikon 31. Hartmann, Geschichte Italiens I 139. Kirsch 635 f. Caspar, Papsttum II 16; 26 ff, 36, bes. Anm. 3, 747. Hofmann, Kampf der Päpste II 43 ff, 58 f. Bacht, Die Rolle II 269 ff. Haller, Papsttum I 165 f. Camelot, Ephesus 205. Tinnefeld 327 f. Wes 101 f. Ullmann, Gelasius I, 126, 133 ff, 141 ff

45 Coll. Avell. 70. JK 601. Felix III. ep. 8 ad Zenon. Caspar, Papsttum II 32 f, 37 ff. Ziegler, Gelasius I, 427 f. Rahner, Kirchenfreiheit 211 ff. Hofmann, Kampf der Päpste II 47 ff. Camelot, Ephesus 214. Chadwick, Die Kirche 241. Ullmann, Gelasius I, 145 ff, 153 ff. Anton, Selbstverständnis 79 ff

46 JK 601 zit. nach Rahner, Kirche und Staat 253

47 Caspar, Papsttum II 33 ff. Haller, Papsttum I 167 f. Dannenbauer, Entstehung I 316, 404. Ullmann, Gelasius I, 145 ff, bes. 149

48 Euagr. 3,27. Iosua Stylit. 12 ff. Pauly II 1366. Schwartz, Schisma 193, 201. Caspar, Papsttum II 23. Rubin 40 f. Clauss, Magister officiorum 42, 162 f

49 Joh. Ant. frg. 214,2. Liberat. Brev. c. 17. Hartmann, Geschichte Italiens I 138. Schwartz, Schisma 195 ff. Caspar, Papsttum II 21 ff, 30 ff. Haller, Papsttum I 164 ff

50 Coll. Avell. 95,61; 100,13. Sidon. Apoll. carmen. 2,361 ff. Joh. Ant. frg. 203; 207; 209; 214 a. Marcell. com. ad a. 461. Iordan. Get. 45. Euagr. 2,16. Paul. Diac. 15,3 ff. Anon. Val. 7,36. Pauly IV 63; 338. dtv Lex. Antike, Geschichte I 114, II 273, III 9, 21, 123. Hartmann, Geschichte Italiens I 42 ff, 51 ff. Stein, Vom römischen 549 ff, 562 ff, 581 ff. Schmidt, Ostgermanen 308 ff, 317 ff. Ensslin, Zu den Grundlagen 381 ff. Bury, History I 323 ff, 410. Dannenbauer, Entstehung I 291 ff, 402. Maier, Verwandlung 122 ff, 137, 140 ff. Stroheker, Germanentum 88 ff, bes. 90. Bullough, Italien 158, 167. Meyer, Regierungsantritt 5 ff. Bund 175. Ullmann, Gelasius I, 108. Einer der wenigen westlichen Kaiser des 5. Jahrhunderts, der weder abgesetzt noch ermordet worden ist noch beides, war der 472 gestorbene Olybrius. Vgl. Clover 195

51 Caspar, Papsttum I 560. Haller, Papsttum I 168 f. Rubin 39

52 Joh. Ant. frg. 210 f, 214. Malchus frg. 11. Pauly V 685 ff. dtv Lexikon XIII 274. dtv. Lex. Antike, Geschichte III 252 f. Hartmann, Geschichte Italiens I 63 ff. Stein, Vom römischen 527 f. Ausführlicher: Schmidt, Ostgermanen 278 ff. Ders. Die Bekehrung 316 ff, 323. Giesecke, Ostgermanen 117 f. Bury, History I 413 ff, 421. Vogt, Der Niedergang Roms 492 f. Ensslin, Theoderich 12 ff, 16 ff, 42 ff, 58 ff. Ders. Einbruch 119 ff. Capelle 352 ff. Bullough, Italien 167. v. Müller, Geschichte unter unseren Füßen 115 ff. Kawerau, Mittelalterliche Kirche 28. Rothenhöfer, Sklaverei 95. Maier, Verwandlung 138 f, 203

53 Prokop. bell. got. 1,1 ff. Pauly V 685 mit weiteren Quellenhinweisen. Dannenbauer, Entstehung I 300 f

54 Prokop. bell. got. 1,1. Marcell. a. 476,2. Anon. Vales. 11,49. Iordan. Get. 57,290 ff. Pauly II 1366. dtv Lex. Antike, Geschichte III 21, 151 f. Wetzer/Welte VII 703 ff. Gregorovius I,1, 115 f, 119 ff. Schwartz, Schisma 215. Schmidt, Ostgermanen 335 f. Dannen-

bauer, Entstehung I 298 ff. Rubin 41

55 Anon. Val. 49 (MG Auct. ant. 9,316). Anon. Vales. 53. Joh. Ant. frg. 214. Marcell. com. (MG Auct. ant. 11,93). Cassiod. var. 1,1,2. Iord. Get. 57. Prokop. bell. got. 1,1 ff. Ennod. paneg. Theod. 6,23 ff, 8,36 ff. Agnellus, Lib. pont. eccl. Ravenn. (MG Spript. rer. lang. 303). Hartmann, Geschichte Italiens I 72 ff, 187. Grisar, Geschichte Roms 449. Cartellieri I 43 f. Schmidt, Bekehrung 318 ff. Schmidt, Ostgermanen 287 ff, 297 ff. Giesecke, Ostgermanen 119. Capelle 339 ff. Ensslin, Theoderich 70 ff. Ders. Einbruch 119, 123 f. Haller, Papsttum I 169. Bury, History I 422 ff. Vogt, Der Niedergang Roms 493 f. Jones, The Constitutional Position 126 ff. Beck, Burgunderreich 451. Dannenbauer, Entstehung I 300 ff. Maier, Verwandlung 133, 138 f. Bullough, Italien 167 f. Nehlsen 123 f. de Ferdinandy, Kaiser 20. Dumoulin 439 f. Haendler, Abendländische Kirche 24. Bund 175 f

56 Agnellus. Lib. pont. eccl. Ravenn. (MG SS rer. Langob. et Italic. saec. VI–IX, 1878, 334 f, 356 f). Pfeilschifter 50 f. Schmidt, Ostgermanen 336. Ensslin, Theoderich 162 f, 373 mit weiteren Quellenhinweisen. de Ferdinandy, Kaiser 20

57 Cass. var. 1,24,1. Salvian de gub. dei 7,10. Ennod. 80. Vita Epiphan. 138 f. Schmidt, Bekehrung 279. Ensslin, Theoderich 193 ff. Haller, Papsttum I 155. Beck, Burgunderreich 447

58 Cass. var. 1,3. Caspar, Papsttum II 53 f. Haller, Entstehung 289. Schmidt, Ostgermanen 296. v. Müller, Geschichte unter unseren Füßen 116. Rothenhöfer, Sklaverei 96. Maier, Verwandlung 201

59 JK 683; 735. Cassiod. var. 2,27,2; 4,43,2. Anon. Vales. 12,58 f. Gregorovius I,1, 133 ff, 146 ff. Pfeilschifter 48 ff. Hartmann, Geschichte Italiens I 222. Caspar, Papsttum II 54 f. Schmidt, Bekehrung 297, 325 ff. Schmidt, Ostgermanen 278, 334, 388. Ensslin, Theoderich 99 ff. v. Schubert, Geschichte I 28 f. Voigt, Staat und Kirche 114 ff, 170 ff, 187. Vogt, Der Niedergang Roms 496. Seiferth 74 f. Bosl 48. Maier, Verwandlung 203 f. Ullmann, Gelasius I, 224

60 JK 622; 632; 650. Davidsohn I 45. Caspar, Papsttum II 44 ff, bes. 71 ff. Schmidt, Ostgermanen 378 f. Bullough, Italien 170. Ullmann, Gelasius I, 218 ff. Haendler, Abendländische Kirche 90

61 Theophan. Chron. 133. Euagr. h.e. 3,23. JK 612 f. dtv Lex. Antike, Geschichte I 110. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 11. Ullmann, Gelasius I, 156 ff

62 Euagr. h.e. 3,32 ff. Joh. Nikiu, Chron. 89. Wetzer/Welte I 226. Pauly I 333, III 801 f. Schwartz, Schisma 216 ff. Das Sammelwerk Grillmeier/Bacht datiert die Amtszeit von Euphemios S. 51: 490/95, S. 944: 490/496. Doch gibt es hier häufig solche Differenzen. Haacke, Politik II 126 ff. Bacht, Die Rolle II 278 f. Bury, History I 430 ff, 436 ff, 446. Rubin 44 ff. Haller, Papsttum I 170. Maier, Verwandlung 121 f, 160 f. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 11. Brown, Welten 189

63 Eustath. fr. 6. Joh. Ant. fr. 211,4. dtv Lex. Antike, Geschichte I 110 f. Schwartz, Schisma 216 f. Caspar, Papsttum II 44. Bury, History I 429 ff. Dannenbauer,

Entstehung I 312 ff. Rubin 46. Haller, Papsttum I 169

64 Euagr. h.e. 3,32. Theodor. Lect. h.e. 2,6; 2,9 ff. Joh. Nikiu, Chron. c. 89. Caspar, Papsttum II 43 ff. Bacht, Die Rolle II 275 ff. Haller, Papsttum I 169 f. Haacke, Politik 124 ff. Rubin 45 f. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 11 f. Grillmeier, Rezeption 299 ff

65 JK 632. Anon. Vales. Chron. Theod. 11,54 ff. LThK 2. A. IV 630. Altaner/Stuiber 462 f. Hartmann, Geschichte Italiens I 139. Grisar, Geschichte Roms 456. Caspar, Papsttum II 44 ff. Hofmann, Kampf der Päpste II 51 ff. Ullmann, Machtstellung 36. Ders. Gelasius I, 162 ff. Haller, Papsttum I 170 ff. Zur Taktik des Gelasius, Kaiser Zenon zu entlasten auf Kosten seines (489 gestorbenen) Ratgebers Akakios vgl. etwa JK 611,37; 622,2 u. a. Dvornik, Byzanz 64 ff. Wes 67 ff. Capizzi, Anastasio 110 ff. Grillmeier, Rezeption 331

66 JK 625. Ullmann, Gelasius I, 211 f

67 JK 669; 701. Ullmann, Gelasius I, 234 ff, 249 ff

68 JK 622 f; 664; 701. Caspar, Papsttum II 49 f, 61 f, 77 ff. Ullmann, Gelasius I, 176 ff. de Vries, Petrusamt 52 f

69 JK 622; 701. Gottlieb, Ost und West 22 f. Ullmann, Gelasius I, 189 ff, 198 ff, 247 f

70 Ambros. de dign. sacerd. 2. Caspar, Papsttum II 70 ff. Voigt, Staat und Kirche 94, ohne die dortigen Sperrungen

71 Gelasius ep. 1; 26 u. a. Caspar, Papsttum I 206, II 23, 60 ff. Ullmann, Machtstellung 41 f. Ders. Gelasius I, 184 ff

72 Caspar, Papsttum I 136, II 63 f. Ullmann, Gelasius I, 186 ff, 212 ff

73 JK 595; 632 c. 2; 664 c. 5. Gelasius I. ep. 12 ad Anast. imp. Vgl. auch Felix III. ep. 8,5. Kühner, Lexikon 31. Schnürer, Kirche I 319. Grisar, Geschichte Roms 456. Caspar, Papsttum II 61 ff. Rahner, Kirchenfreiheit 215 ff. Ders. Kirche und Staat 254 ff, 262 ff. Vgl. Dvornik, Pope Gelasius 111 ff. Ullmann, Machtstellung 22 ff. Ders. Gelasius I, 178 ff, 189 ff. Mirbt/Aland, Quellen Nr. 462 f, S. 222 ff. Voigt, Staat und Kirche 98 ff. Anton, Fürstenspiegel 130. Volz 9. Schieffer, Der Papst 304. Duchrow 328. Tödt 38. Grillmeier, Rezeption 344 ff

74 Caspar, Papsttum II 52, 73 ff. Vgl. Haendler, Abendländische Kirche 90 f. S. auch die nächste Anm.

75 Caspar, Papsttum II 61 ff, 73. Hofmann, Kampf der Päpste II 52 ff, 65. Haller, Papsttum I 171 ff. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 12, 196. Haendler, Abendländische Kirche 91

76 JK 622 f; 664. Caspar, Papsttum II 46 ff, 60 f. Ullmann, Gelasius I, 172 ff, 178 ff

77 JK 620; 664; 669. Gelasius, Brev. hist. Eutych. (Avellana 440 ff). Caspar, Papsttum II 44 ff, 56. Ullmann, Gelasius I, 164 ff, 245 f. Vgl. Anm. 78

78 JK 625 (Avell. 98). Gelasius I. ep. 3; 11; 18 ad episc. Dardan. ep. 15 ad epp. Orient. de Acacio. ep. ad Faustum mag. Altaner 413 f. Altaner/Stuiber 462. Pfeilschifter 52. Hartmann, Geschichte Italiens I 175. Grisar, Geschichte Roms 455 f. v. Schubert, Geschichte I 83. Caspar, Papsttum II 76 f. Ensslin, Theoderich 104 ff. Dannenbauer, Entstehung I 357. Ullmann, Gelasius I, 245 ff, 255 f. Grillmeier, Rezeption 333 ff. Vgl. auch Anm. 77

79 JK 612; 622; 665. Caspar, Papsttum II 50, 57

80 Die Quellenbelege zu Pius IX. bei Deschner, Heilsgeschichte I 24, 542

81 Plut. Quaest. Rom. 68. JK 627. LThK 2. A. VII 65 f, bes. 67. dtv Lex. Antike, Religion II 69. Kühner, Lexikon 31 f. Gregorovius I 123 f. Michels, Kirsopp 35 ff. Ullmann, Gelasius I, 252 ff. G. Pomarès, Gélase I[er] 1960, 144, zit. nach Ullmann ebd.

82 Gelas. ep. 26. Cassiod. var. 1,26. Ritter, Arianismus 692 ff. Pfeilschifter 48. Ensslin, Theoderich 78 ff, bes. 104 f. Gottlieb, Ost und West 23. Nelson 145 ff. Hofmann, Kampf der Päpste II 51 Anm. 128. Ullmann, Gelasius I, 218 ff. Pengo 43 ff. Vgl. auch Deschner, Aphorismen 84

83 Anastas. II. ep. 1 ad Anastas. imp. Lib. Pont. (Duchesne) 1,258. Thiel I 616. LThK 2. A. I 493. Caspar, Papsttum II 82 ff, 130 ff. Seppelt/Schwaiger 48. Haller, Papsttum I 173 f. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 12 ff

84 Ennod. ep. 77; 283; 300 (MG Auct. ant. VII 83, 223, 229). Anon. Vales. 12,65. dtv Lex. Antike, Philosophie II 40 f. Gregorovius I 124 f. Hartmann, Geschichte Italiens I 140 ff, 187 ff. Grisar, Geschichte Roms 460 f. Schwartz, Schisma 230 ff. Caspar, Papsttum II 82 ff, 87 f. Haller, Papsttum I 153 f, 174 f, 178. Hofmann, Kampf der Päpsre II 66 ff

85 Kühner, Lexikon 34. Dresdner 37 mit Bez. auf Clycerii imp. edict. c. ordin. Simon. und Cassiod. var. 9,15. Meier-Welcker 63 f. Haller, Papsttum I 162, 178

86 Gregorovius I 252. Hartmann, Geschichte Italiens I 143. Grisar, Geschichte Roms 460 ff. Giesecke, Ostgermanen 120. Seppelt/Schwaiger 49. Haller, Papsttum I 174 f. Hofmann, Kampf der Päpste II 70. Grillmeier, Rezeption 349 ff

87 MG Auct. ant. XII 402. Anon. Vales. 65. Ennod. Libell. 29. Fragm. Laurentian. (ed. Duchesne) 44 f. Vita Symmachi (ed. Duchesne) 260. Hartmann, Geschichte Italiens I 144 f. Schwartz, Schisma 232. Caspar, Papsttum II 88 ff. Ensslin, Theoderich 117 ff. Giesecke, Ostgermanen 120. Gontard 137. Haller, Papsttum I 175

88 Tac. hist. 2,93. Theoderich, Praecept. regis III Acta 1,419. JK 755. Acta Synod. a. 501 (ed. Mommsen) in: MG Auct. ant. XII 416 ff, bes. 426. Gregorovius I,1, 148 f. Erbes 133. Hartmann, Geschichte Italiens I 145 ff. Grisar, Geschichte Roms 471 ff. Schwartz, Schisma 232 f. Caspar, Papsttum II 91 ff, 129. Giesecke, Ostgermanen 120 f. v. Schubert, Geschichte I 52 f. Ensslin, Theoderich 119 ff. Haller, Papsttum I 175 f. Gontard 137. Wes 101. Haendler, Abendländische Kirche 92

89 Ennod. Libell. passim. Lib. Pont. Vita Symm. (ed. Duchesne) 260 f. Fragm. Laur. 45 f. Gregorovius I,1, 125 ff, 148 ff. Hartmann, Geschichte Italiens I 148 ff, 189. Grisar, Geschichte Roms 474 ff. Schwartz, Schisma 233 ff. Caspar, Papsttum II 111 ff, 114, 117. Giesecke, Ostgermanen 120 f. v. Schubert, Geschichte I 53. Ensslin, Theoderich 127 f. Seppelt/Schwaiger 49 f. Gontard 138. Haller, Papsttum I 153 f, 176 ff

90 P. Coustant, Epist. Roman. pont. I 1721, Append. 38 ff (enthält die Symmach. Fälschungen). Speyer, Fälschung, literarische 264. Ders. Die literarische Fälschung 198. Haendler, Abendländische Kirche 92 f

91 LThK 2. A. IX 1218 f. Hartmann, Geschichte Italiens I 200 ff. Schnürer, Kirche I 319. Caspar, Papsttum II 107 ff. Ensslin, Theoderich 127. Speyer, Die literarische Fälschung 298

92 Caspar, Papsttum II 108. Ensslin, Theoderich 127

93 Lib. Pont. (ed. Duchesne) II 7. Berthold. Ann. ad a. 1076 (MG SS V 282). LThK 2. A. IX 1218 f. Grisar, Geschichte Roms 718. v. Schubert, Geschichte I 53. Caspar, Papsttum II 110 Anm. 3. Speyer, Die literarische Fälschung 298

94 Avit. Vienn. ep. 34. Grisar, Geschichte Roms 474 ff. Caspar, Papsttum II 104. Gontard 137 f. Seppelt/Schwaiger 49. Haendler, Abendländische Kirche 92 f

95 Seppelt LThK 1. A. VI 551. Andresen/Denzler 448 f. Hartmann, Geschichte Italiens I 201 f. Grisar, Geschichte Roms 727 ff. v. Schubert, Geschichte I 54. Caspar, Papsttum II 315 ff. Krüger, Rechtsstellung 223. Brackmann, Gesammelte Aufsätze 383 ff

96 Marcell. com. ad a. 505. Ennod. paneg. 12. Iordan. Get. 48. Hartmann, Geschichte Italiens I 151 ff. Caspar, Papsttum II 115 ff. Hier auch S. 122 die zit. Überschrift dieses Abschnitts. Ensslin, Theoderich 132 ff

97 Symmach. apol. adv. Anast. imp. v. Schubert, Geschichte I 55. Rahner, Kirchenfreiheit 221 ff. Hofmann, Kampf der Päpste II 70 ff

98 JK 761. Hartmann, Geschichte Italiens I 150 f. Caspar, Papsttum II 118 ff

99 Euagr. h.e. 3,32; 3,44. Theod. Lect. h.e. 2,28. Zachar. Rh. h.e. 7,8. Coll. Avell. 104. Kirsch 639 f. Haacke, Politik II 130 ff. Hofmann, Kampf der Päpste II 73. Bacht, Die Rolle II 283 f. Grillmeier/Bacht II 279. Tinnefeld 186 ff. Zit. Anm. 569. Grillmeier, Rezeption 296

100 Euagr. 4,10. Marcell. com. ad 512 (MG Auct. ant. 11,97 f). Vict. Tonn. (MG Auct. ant. 11,195). Coll. Avell. 163 f, 174, 179, 198. Haacke, Politik II 130 ff. Bacht, Die Rolle II 283. Dannenbauer, Entstehung I 317 f. Bury, History I 436 ff. Rubin 53. Maier, Verwandlung 160 f

101 Caspar, Papsttum II 130. Dannenbauer, Entstehung I 317 f. Rubin 50 ff, 69

102 Theoph. 1,165,24. Chron. Pasch. 1,611,19. Malalas 410,9. Const. Porph. de caerimon. 426 ff. Coll. Avell. 116,7 f, 20. Marcell. (Auct. ant. 11,97 f). Anastas. imp. ep. ad Hormisd. Coll. Avell. 109. Hormisda ep. 9 ad Caesar. Arel. J. W. 777: Thiel I 758 ff. dtv Lex. Antike, Geschichte III 295. Hartmann, Geschichte Italiens I 210 ff. Schwartz, Schisma 249 ff. Ensslin, Theoderich 304 f, 309 ff. Vasiliev 109. Hofmann, Kampf der Päpste II 73 ff. Haacke, Politik II 134 ff. Dannenbauer, Entstehung I 317 f. Bury, History I 447 ff. Bacht, Die Rolle II 286. Rubin 50 ff, 69. Haller, Papsttum I 181 f. Brooks, The Eastern 485 f. Capizzi, Papa Ormisda 23 ff, bes. 34 ff. Grillmeier, Rezeption 351 ff

103 Haacke, Politik II 136 f. Bacht, Die Rolle II 285 ff. Grillmeier, Rezeption 297

104 Lib. Pont. (ed. Duchesne) 100 JK 792 (Coll. Avell. 130). Vgl. auch JK 793 ff (Avell. 131 ff). Hartmann, Geschichte Italiens I 213 f. Schwartz, Schisma 253 ff. Caspar, Papsttum II 144 ff. Haller, Papsttum I 181 ff. Rahner, Kirche und Staat 281. Wes 103 f. Capizzi, Papa Ormisda 40 ff

105 Caspar, Papsttum II 147
106 Coll. Avell. 139 f. Bacht, Die Rolle II 288 f.
107 Euagr. h.e. 4,1 ff. Caspar, Papsttum II 148 f. Kornemann, Weltgeschichte II 407. Vasiliev 68 ff. Nach dem Jesuiten Grisar, Geschichte Roms 478, kannte Justin das Bedürfnis und «den dringenden Wunsch des Volkes nach kirchlicher Einigung und wollte demselben nicht widerstehen». Nach Haacke, Politik II 138, starb Anastasios vom 9. auf den 10. Juli. Vgl. vor allem auch die interessanten und durchaus plausiblen Spekulationen zur Nachfolgefrage bei Rubin 53 ff

7. Kapitel
Justinian I. (527–565) Der Theologe auf dem Kaiserthron

1 Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 19
2 Liber adv. Originem, Praefatio (PG 86,1,945). Mansi IX 488 und Nov. 78 c. 4,1
3 Prokop. hist. arcan. 6. Zit. nach Rubin 210
4 Rubin 73, 142
5 Mango 84
6 Euagr. 4,2. Prokop. hist. arcan. 6,1 ff. bell. pers. 1,8,3; 2,15,7. Const. Porph. de caerimon. 1,93. Marcell. com. 519 (Chron. min. 2,101). Pauly III 19,21 f. dtv Lex. Antike, Geschichte II 171. Grisar, Geschichte Roms 690. Diehl 1. Caspar, Papsttum II 148 f. Thieß 439 f. Vasiliev 43 ff, 66 ff, 85. Bacht, Die Rolle II 193 ff. Bury, History II 16 ff. Rubin 52 ff, 64 ff, 67 ff, 73, 125. Jones, Roman Empire I 267. Grillmeier, Rezeption 359 f, 365
7 Rubin 58, 68, dort die Quellenhinweise
8 Coll. Avell. 141, 147. Caspar, Papsttum II 148 ff. Vasiliev 103 ff. Rubin 56, 60, 68. Grillmeier, Rezeption 359 ff
9 Avellana 141. Caspar, Papsttum II 149 f. Ensslin, Theoderich 305 f
10 Justinian ep. 72,3. Coll. Avell. 232 A. Ensslin, Gottkaiser 91. Vasiliev 76. Haacke, Politik II 148. Rubin 57 ff, 125. Tinnefeld 192
11 JK 806 (Avell. 149). Caspar, Papsttum II 154. Bacht, Die Rolle II 289. Rubin 73 f
12 Prokop. hist. arcan. 11,16. Hormisda ep. 41 f. Coll. Avell. 141. RAC IV 575. Kirsch 642 f. Vasiliev 213, 221 ff, 242 ff. Grillmeier, Rezeption 365. Rubin 68, 73. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 17. Tinnefeld 86 f
13 Liberat. Brev. 23. Rusticus diac., C. Acephalos disput. PL 67,1251 D. Prokop. hist. arcan. 10,7. Malalas 410,9. Theoph. 1,165. Euagr. 4,2. Sever. ant. ep. 1,24. Altaner 416. Altaner/Stuiber 349 f. Kirsch 643. Caspar II 148 ff. Vasiliev 135 ff, 226 ff. Haacke, Politik II 152. Bury, History II 20 f. Bacht, Die Rolle II 289 ff. Haller, Papsttum I 184. Rubin 68 ff. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 16 f. Grillmeier, Rezeption 360 ff
14 Euagr. 4,4. Coll. Avell. 2,41 f. LThK 1. A. IX 508 f, 2. A. IX 702 ff. Caspar, Papsttum II 149. Ensslin, Theoderich 308. Vasiliev 235 f. Haacke, Politik II 148. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 18. Brock 87 ff. Speigl 264 ff
15 Vasiliev 236 f
16 Ebd. 211. Zit. nach Haacke, Politik II 145
17 Coll. Avell. 149; 160 ff, bes. 167; 213; 223. Hartmann, Geschichte

Italiens I 215 f. Caspar, Papsttum II 153 f. Ensslin, Theoderich 294, 307. Vasiliev 168 ff. Haller, Papsttum I 185. Rubin 72. Haacke, Politik II 144 ff. Grillmeier, Rezeption 365

18 Coll. Avell. 159, 167. Vgl. auch Coll. Avell. 160 ff, 168 ff. Hartmann, Geschichte Italiens I 216. Caspar, Papsttum II 157. Haller, Papsttum I 186. Rahner, Kirche und Staat 281 f

19 Coll. Avell. 186, 208 f, 225 ff. Caspar, Papsttum II 165 ff. Ensslin, Theoderich 308. Rubin 72. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 16 ff, 202. Grillmeier, Rezeption 365 ff

20 Coll. Avell. 140 (CSEL 35,572)

21 Theoph. Chron. PG 108,384 A. Zachar. Rh. h.e. 8,2. Caspar, Papsttum II 149. Vasiliev 108 ff, 121. Haacke, Politik II 143. Bacht, Die Rolle II 239, 291. Dannenbauer, Entstehung I 218 f. Rubin 69 f

22 Justin. ep. ad Hormisdam, Coll. Avell. 232. Vgl. Coll. Avell. 238. Caspar, Papsttum II 179. Haacke, Politik II 146. Grillmeier, Rezeption 366 f

23 Rubin 73 f

24 Caspar, Papsttum II 184 f. Schmidt, Bekehrung 335 f. Giesecke, Ostgermanen 127. Vasiliev 318 ff, bes. 323 ff. Rubin 73 f. Maier, Verwandlung 170. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 18 f

25 Greg. I. dial. 3,2. Annal. Maximian. c. 91. Anon. Val. 2,31. Schneege 23. Grisar, Geschichte Roms 481 ff. Caspar, Papsttum II 181 ff, 189 ff, 193 f. Schmidt, Bekehrung 335 f. Vasiliev 216 ff. Ensslin, Theoderich 323. Seppelt/Schwaiger 50 ff. Haller, Papsttum I 188 f. Dannenbauer, Entstehung I 320. Gontard 138 ff. Haacke, Politik II 146 f

26 Cod. Just. 1,5,12. Haacke, Politik II 149

27 Mart. Areth. 28 f. RAC I 579 f. Vasiliev 291 ff. Dannenbauer, Entstehung I 324 f. Rubin 302 ff

28 RAC I 579 f. Vasiliev 296 ff. Rubin 312 ff

29 Rubin 302

30 Ebd. 75, 257 ff

31 Ebd. Vasiliev 269 ff

32 Prokop. hist. arcan. 9,54. Rubin 76. Vasiliev 414. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 15

33 Zuerst bezeugt: Vita Pelag. II (579–590), ed. Duchesne S. 309. Prokop. de aedific. passim. hist. arcan. 13,28 ff. Zit. 13,32. Cod. Just. 1,3,44; 1,5,18. Nov. 6 (a. 535); Nov. 133 (a. 539). Vgl. auch Nov. 137 (a. 565). Pauly IV 1165 ff. Schultze, Geschichte II 311. Stein, Justinian 376 ff. Caspar, Papsttum II 214 ff, 305, 325. Pirenne, Geburt 59 f. Kornemann, Weltgeschichte II 436, 446 ff. Hertling, Geschichte 110 f. Dölger, Kaiserurkunde 239, 246. Dannenbauer, Entstehung I 320 ff, II 1 ff. Maier, Verwandlung 171 ff, 181, 236. Ders. Byzanz 55, 63 ff. Haller, Papsttum I 191 f. Rubin 83 ff, 90 ff. Mango 104. Hunger, Byzantinische Geisteswelt 89 f. Michel, Kaiserwahl 316. Bury, History I 23 ff. Ullmann, Machtstellung 47 ff, 52 ff. Geanakoplos 167, 181 ff. Diehl, Justinian 2 ff. Ders. Government 43. Bosl 114. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 21 ff, bes. 23. Brown, Welten 188 f, 193

34 Dölger, Byzanz 10 ff. Haacke, Politik II 153. Caspar, Papsttum II 214 f. Rubin 141 f. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 23 f. Zum byzantinischen Kaisergedanken

vgl. auch Alexander, The Strength 339 ff, bes. 348 ff. Zur Heiligkeit und Gottähnlichkeit des Kaisers vgl. auch Folz 7 f

35 Caspar, Papsttum II 324. Rubin 129

36 Cod. Just. 3,41 f

37 Corpus Juris Civilis (16. 3. 535), ed. Kroll 1912, III 35 f

38 Just. Nov. 132

39 Cod. Just. 3,43,1. Zonar. 14,7. RAC III 456 f. Rubin 128 f

40 Justin. Nov. 123,5 ff. v. Schubert, Geschichte I 103. Schnürer, Kirche I 322 f. Caspar, Papsttum II 324 f. Voigt, Staat und Kirche 59 ff. Rubin 142. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 21 f

41 Nov. 123. Caspar, Papsttum II 305, 325, 518 f. Rubin 141 f. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 22 f

42 Rubin 94 f. Wein 84 ff

43 Rubin 229

43a Euagr. 4,30. LThK 1. A. III 876 f. Kraft, Kirchenväter Lexikon 220 f. Altaner/Stuiber 229. Kornemann, Weltgeschichte II 414. Ostrogorsky, Geschichte des byzantinischen Staates 55 f. Kosminski/Skaskin 59 ff. Rubin 115, 229. Diehl, Government 42

44 Zonar. 14,6. LThK 2. A. X 1402 f

45 Nov. 8 praef. Rubin 93

46 Pauly IV 567. Altaner/Stuiber 514. Rubin 168 ff, 233

47 Ostrogorsky, Geschichte des byzantinischen Staates 61. Bury, History II 36 ff. Haller, Papsttum I 197. Diehl, Government 42. Thieß 526 ff

48 Kornemann, Weltgeschichte II 452. Schubart 118. Vgl. auch 87 f. Bury, History II 27 f. Rubin 98 ff. Jones, Roman Empire I 270

49 Prokop. hist. arcan. 9,19; 12,28. Kornemann, Weltgeschichte II 439, 446 f. Thieß 475 ff. Rubin 99 ff, 174, 197 ff. Bury, History II 28 f, 421 ff. Diehl, Government 25. Zur religiösen Haltung Prokops vgl. Evans, Christianity 81 ff

50 Thieß 477, 482 ff sieht in der Beziehung der Bischöfe zu Theodora nur «das seelenumbildende Werk». Rubin 98 ff, 104 ff. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 24. Prokop. zit. nach Rubin

51 Euagr. 4,10. Prokop. hist. arcan. 10,14. Holmes II 668 ff. Schubart 50. Kornemann, Weltgeschichte II 451. Bury, History II 31. Rubin 112, 116, 228 f. Jones, Roman Empire I 270. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 16

52 Caspar, Papsttum II 222 ff. Thieß 608 f, 678. Haller, Papsttum I 193 f. Rubin 113. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 25 f, 49 f, 205

53 Kornemann, Weltgeschichte II 447. Herter 83; 110. Rubin 111. Hyde 74 f

54 Prokop. hist. arcan. 13,1 f. Kornemann, Weltgeschichte II 439. Rubin 99, 114 ff, 125, 129 ff

55 Kornemann, Weltgeschichte II 450. Rubin 114 ff. Diehl, Government 25 ff. Brown, Welten 193

56 Prokop. hist. arcan. 3,10; 4,10; 4,25. Kornemann, Weltgeschichte II 450. Rubin 115 ff, 216 f

57 Prokop. hist. arcan. 10,11; 15,1 ff

58 Prokop. bell. pers. 1,24. Marcell. com. 532 (Chron. min. 2,103). Malalas 473 ff. Altaner 51, 204. Altaner/Stuiber 288, 234. Kraft, Kirchenväter Lexikon 508. Die Identifikation von Zacharias Rhetor mit dem Bischof von Mytilene gilt nicht als ganz sicher. Capelle 418. Thieß 532 ff. Kornemann, Weltgeschichte II 416 f. Bury, History II 39 f. Kosminski/Skaskin 60. Rubin 111. Dannenbauer, Entstehung I 320 ff. Maier,

Verwandlung 172 f, 186 f. Bosl 114. Kupisch I 135, 138. Jones, Roman Empire I 271 f. Irmscher, Widerspiegelung 301 ff. Diehl, Justinian 8 f. Ders. Government 25. Tinnefeld 83 f. Über die Gruppierungen der «Blauen» und «Grünen» ausführlich: Tinnefeld 181 ff. Zum Nika-Aufstand ebd. 194 ff

59 Prokop. hist. arcan. 11

60 Corp. Jur. Civ. 1,5; 12,5. Browe, Judengesetzgebung 139. Vasiliev 244 ff. Diehl, Government 43 f. Roby 108

61 Diehl, Government 43 f

62 Cod. Just. 1,5,18. Nov. 42,1,2. Merkel, Gotteslästerung 1201. Dannenbauer, Entstehung I 323 f. Nehlsen 95. Diehl, Government 43 f. Roby 108. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 21

63 dtv Lex. Antike, Philosophie IV 32 f. Zit. nach Dollinger 80 f

64 Cod. Just. Nov. 42. Liberat. Brev. 23. RAC IV 575. LThK 2. A. III 715. Dannenbauer, Entstehung I 321 ff. Haacke II 162 f. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 26 ff, 50. Grillmeier, Rezeption 370 ff

65 Dannenbauer, Entstehung I 324 f. Rubin 113. Maier, Verwandlung 192 f. Tinnefeld 329 ff

66 Pierer XI 401. Maier, Verwandlung 238. Tinnefeld 330 ff

67 Iren. adv. haer. 1,29 f. Orig. c. Cels. 6,24 ff. Epiphan. haer. 26; 38. Wetzer/Welte II 101 f. LThK 1. A. II 472, VII 731 f, 2. A. VII 1178. Tinnefeld 334, 337

68 Tinnefeld 333 ff. Dort alle und weitere Quellenhinweise

69 Prokop. hist. arcan. 22,25. Tinnefeld 337

70 Cod. Just. 1,11,9 f. Vgl. auch 1,5,18. Geffcken, Der Ausgang 189, 243. Vgl. auch 178 ff, 191 ff. Tinnefeld 278 f. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 20

71 Cod. Just. 1,5,18. Agathias 2,30. Funke, Götterbild 810. v. Schubert, Geschichte I 104 ff. Dannenbauer, Entstehung I 323. Voigt, Staat und Kirche 51 f. Maier, Verwandlung 191 f. Kawerau, Alte Kirche 105. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 19 f. Tinnefeld 279 ff

72 Schultze, Geschichte II 291 f. Schnürer, Kirche I 318. v. Schubert, Geschichte I 105. Dannenbauer, Entstehung I 323. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 20. Tinnefeld 281

73 Stemberger/Prager VIII 3274

74 Justin. Nov. 45. Tinnefeld 302

75 Nov. 37,8. C. 1,5,21. Browe, Judengesetzgebung 126 ff. Vgl. auch Seyberlich 73 ff

76 Cod. Just. 37,8. Prokop. aedif. 6,2. Dannenbauer, Entstehung I 324. Tinnefeld 302 f. Diehl, Government 44

77 Christianisierung II (der Monumente) RAC II 1234, dort alle Quellenhinweise

78 Just. Nov. 146. Tinnefeld 303

79 Syn. Clermont (535) c. 9; Syn. Macon (583) c. 13. Syn. Toledo (589) c. 14. Browe, Judengesetzgebung 130, 139

80 Prokop. de aedif. 5,7. Malalas, Excerpta de insid. Winkler 451. Hier weitere Quellenhinweise. Tinnefeld 311

81 Winkler 448

82 Cod. Just. 1,5,12 ff; 1,5,17. Winkler 549 f

83 Pauly I 1159 f. Zit. nach Winkler 440. Vgl. ebd. 451

84 Ich folge hier, wie im vorstehenden und nachfolgenden vor allem Sabine Winkler 440 ff, 455 ff. Dort alle Quellenhinweise. Vgl. auch Altaner/Stuiber 235. Kraft,

Kirchenväter Lexikon 310. v. Schubert, Geschichte I 106. Poppe 104. Rubin 280

85 Ebd.

86 Avi-Yonah 243. Zit. nach Winkler 449

87 Winkler 452 ff

88 Schrödl in Wetzer/Welte XI 538; Höfler ebd. V 949

89 Plin. hist. nat. 4,14,9. Hier erstmalige Erwähnung der Wandalen – Vandilii. Tacit. Germ. c. 2; 43. Orientius, Commonitorium 2,179 ff. Hydatius Chron. a. 410 (Auct. ant. 11,17 f). Greg. Tur. 2,9; 2,32. Hieron. ep. 123,15,2 ff. Salv. de gub. dei 7,50. Zos. 5,27; 5,31 f, 6,1 ff. Soz. 9,11 ff. Oros. 7,38; 7,40 ff. Prokop. bell. vand. 1,3,1. Sid. Apoll. carm. 5,399; 423. Junkuhn/Kuhn u. a. RAGA I 123. Pauly II 840. dtv Lex. Antike, Geschichte III 285 f. Taddey, Lexikon 1258 f. Gautier, Geiserich 95 ff. Schmidt, Bekehrung 348 f. Schmidt, Wandalen 1 ff, 15 ff, 164 f. Capelle 29 ff, 213 f. Thompson, Settlement 65 ff. Tüchle I 25. Dannenbauer, Entstehung I 200. Bury, History I 185 ff. Diesner, Das Vandalenreich 17 ff. Maier, Verwandlung 126 f. Vogt, Der Niedergang Roms 365 f. v. Müller, Geschichte unter unseren Füßen 117. Kawerau, Mittelalterliche Kirche 28 f. Bosl 35. Löwe, Deutschland 18. Claude, Herrschaftsnachfolge 333

90 Schmidt, Bekehrung 351 f. Schmidt, Wandalen 18 f, 163, 184. Giesecke, Ostgermanen 167 ff. Capelle 39 f. Kawerau, Mittelalterliche Kirche 28 f

91 Oros. 7,40,8 f; 7,43,13; 7,43,15. Hydat. Chron. 42; 60; 67 f. Soz. 9,12 ex. Sidon. Apoll. carm. 2,362 f. Stein, Vom römischen 398. Gautier 107 ff. Schmidt, Wandalen 21 ff. Ballesteros 35. Culican 191. Bury, History I 191 f. Rothenhöfer, Sklaverei 43

92 Hydat. 89 f. Isid. Sev. hist. vand. 73. Greg. Tur. 2,2 (arg legendär entstellt). Vict. Vitens. pers. Vand. 1,1; 2,14 u. a. Iord. Get. 33,168; 184. Prokop. bell. vand. 1,3. bell. got. 3,1. Sidon. Apoll. carm. 2,358 f; 5,57. Possid. Vita August. c. 28. Pauly II 717. dtv Lex. Antike, Geschichte II 48 f. Delbrück, Kriegskunst II 300, 312 f. Stein, Vom römischen 476 ff. Gautier 119 ff, 130 f, 149 ff, 186 ff. Schmidt, Wandalen 27 ff, 96 ff. Schmidt, Bekehrung 350 ff. Giesecke, Ostgermanen 170. Capelle 42 ff. Löwe, Deutschland 18. Maier, Verwandlung 127 f. Dannenbauer, Entstehung I 209 f. Diesner, Vandalenreich 49 ff. Bury, History I 244 ff. Claude, Herrschaftsnachfolge 333. Barker 409 f. Schmidt, The Sueves 305 f

93 Schmidt, Wandalen 64 ff

94 Hydat. 115; 118 ff. Marcell. com. a. 439. Prosper 1339; 1347. Vict. Vit. 1,10; 1,12 ff. Prokop. bell. vand. 1,5,18 ff. Sid. Apoll. carm. 2,348 ff. Pauly II 717 ff. Stein, Vom römischen 483 f. Gautier 213 ff, 245 ff, 255 ff. Schmidt, Wandalen 66 ff. Zur wandalischen Flotte vgl. bes. 166 f. Schmidt, Bekehrung 350. Capelle 66, 72 ff. Ensslin, Einbruch 112 f. Diesner, Untergang 55 f, 62. Löwe, Deutschland 18

95 Prokop. bell. vand. 1,5,4. Hydat. c. 162; 167. Prosper 1375. Vict. Tonnens. a. 455. Vict. Vit. 1,24. Chron. min. 1,304. Paul. Diac. hist. Rom. 14,16. Gautier 263 ff. Schmidt, Wandalen 78 ff. Capelle 78 ff. Bury, History I 325. Dies-

ner, Untergang 61. Schmidt, The Sueves 308

96 Prokop. bell. vand. 1,6. Prisc. fr. 42. Nicephor. h.e. 15,27. Hydat. 200; 247. Sidon. Apoll. carm. 5,441 ff. dtv Lex. Antike, Geschichte II 48 f, 273. Gautier 277 ff, 286 ff, 299 ff. Schmidt, Wandalen 85 f, 89 f. Capelle 83 ff. Bury, History I 320 ff. Diesner, Der Untergang 66. Barker 426

97 Possid. Vita August. 28. Vita Fulgent. 1. Prokop. bell. vand. 1,5. August. serm. 344 f. Salvian. de gub. dei 7,46; 7,54; 7,71. Vict. Vit. 1,14; 3,71. Leo I. ep. 12,8. Altaner/Stuiber 498. Kraft, Kirchenväter Lexikon 45 f. Stein, Vom römischen 476 f. v. Schubert, Geschichte I 29 f. Voigt, Staat und Kirche 187 ff. Gautier 196, 235 ff. Schmidt, Bekehrung 353. Giesecke, Ostgermanen 170 f. Capelle 60 ff, 66 ff. Bury, History I 247, 259. Helbling 24 f. Diesner, Der Untergang 47. Ders. Kirche und Staat 131 ff, 138 f. Ders. Das Vandalenreich 31 ff, 46 ff. Vogt, Der Niedergang Roms 437. Maier, Verwandlung 199. Dannenbauer, Entstehung I 210 ff. Kawerau, Mittelalterliche Kirche 29. Rothenhöfer, Sklaverei 46 f

98 Schmidt, Wandalen 61. Schmidt, Bekehrung 353. Diesner, Kirche und Staat 141. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 181 f

99 Vict. Vit. 1,14; 1,17 ff; 1,22; 1,35 ff; 1,43 ff; 2,39 u. a. Prosper, Epit. Chron. 1327. Gennad. de vir. inl. 74,78 f. Caspar, Papsttum II 2 f. Schmidt, Wandalen 184 f. Schmidt, Bekehrung 353 ff. Giesecke, Ostgermanen 172. Capelle 68 ff. Vogt, Der Niedergang Roms 443

100 Altaner/Stuiber 488 f. Kraft, Kirchenväter Lexikon 504. Schmidt, Wandalen 97. Schmidt, Bekehrung 353. Dannenbauer, Entstehung I 387. Vgl. auch 212 f

101 Vict. Vit. 1,6; 1,9; 1,41. Schmidt, Wandalen 185. Giesecke, Ostgermanen 174 f. Diesner, Vandalenreich 59. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 182

102 Vict. Vit. 1,28 f. Prosper Epit. Chron. 1327, 1329. Kraft, Kirchenväter Lexikon 84. Caspar, Papsttum I 372. Schmidt, Bekehrung 355 f. Schmidt, Wandalen 73 ff, 93 ff, 171. Giesecke, Ostgermanen 171 ff. Capelle 70 f. Bury, History I 259. Diesner, Untergang 50, 182. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 182

103 Schmidt, Wandalen 93 f, 186

104 Ebd. 94 f. Giesecke, Ostgermanen 175. Diesner, Untergang 52 f

105 Nach Ludwig, Massenmord 18, wurden 439 angeblich mehrere Hundert Katholiken, vor allem Patrizier und Geistliche, unter Geiserich ermordet. Schmidt, Bekehrung 353 ff. Giesecke, Ostgermanen 173. Diesner, Untergang 50. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 182

106 Salv. de gub. 7,85 ff

107 Vict. Vitens. 1,1 ff. Possid. 28. Altaner/Stuiber 488 f. Kraft, Kirchenväter Lexikon 504. Gautier 224 ff. Giesecke, Ostgermanen 169. Helbling 24 ff. Über Goten und Wandalen im Spiegel der neueren Literatur vgl. ebd. 53 ff. Capelle 110. Diesner, Kirche und Staat 127 ff. Ders. Possidius 350 ff. Finley 218 f

108 Paul. Diac. hist. Rom. 14,17 f. Altaner/Stuiber 409. Tusculum Lexikon 194, Gautier 269

109 Vict. Vit. 2,43. Caspar, Papsttum I 358 ff, 366 ff. Chapman 205 f. Schmidt, Wandalen 53 f, 187. Heiler, Altkirchliche Autonomie

49. Marschall 161 ff, 197 ff, 204 ff

110 Vict. Vit. 2,1 f; 2,13; 2,15. Pauly II 406, 1249. Menzel I 157. Schmidt, Wandalen 96, 99 ff. Giesecke, Ostgermanen 176 f. Capelle 113. Dannenbauer, Entstehung I 387. Claude, Herrschaftsnachfolge 334 f. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 183

111 Vict. Vit. 2,1 ff. Schmidt, Bekehrung 357. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 183

112 Vict. Vit. 2,6 ff; 2,26 ff; 3,1 ff; 3,19; 3,27 ff. Greg. Tur. hist. Fr. 2,3. Prokop. bell. vand. 1,8. Isid., Geschichte der Wandalen 78. Wetzer/Welte XI 546. Altaner/Stuiber 494. Grisar, Geschichte Roms 450. Vogt, Der Niedergang Roms 444. v. Schubert, Geschichte I 30. Voigt, Staat und Kirche 192 ff. Schmidt, Wandalen 101 f, 106 f, 181 f. Schmidt, Bekehrung 352 ff. Giesecke, Ostgermanen 177 f. Capelle 111. Maier, Verwandlung 200. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 188

113 Vict. Vit. 1,8; 2,7; 2,26 ff; 2,33 ff; 2,52 ff; 3,2; 3,10. Vict. Tonnens. a. 479. Vita Fulg. 9. v. Schubert, Geschichte I 29 ff. Schmidt, Bekehrung 358 ff. Schmidt, Wandalen 102 ff. Capelle 111 f. Thompson, The conversion 27. Kawerau, Mittelalterliche Kirche 29. Poppe 106. Kantzenbach, Kirche im Mittelalter 30. Doerries, Wort und Stunde II 93

114 Vict. Vit. 3,48 ff. Voigt, Staat und Kirche 192 ff. Schmidt, Bekehrung 358 ff. Schmidt, Wandalen 104 ff, 186. Doerries, Wort und Stunde II 95. Vgl. auch Anm. 113

115 Zahlreiche Quellenhinweise bei Schmidt, Wandalen 170 f

116 Schmidt, Bekehrung 259. Giesecke, Ostgermanen 178. Thompson, The conversion 27. Maier, Verwandlung 200

117 Vict. Vit. 3,26; 5,6. Prokop. bell. vand. 1,8. Giesecke, Ostgermanen 183

118 Greg. Tur. 2,3. Vgl. auch Isidor., Geschichte der Wandalen 79. Schmidt, Wandalen 108. Fischer, Völkerwanderung 211

119 Isid. 81. Greg. Tur. 2,2. Vita Fulgent. 41; 44 ff. Prokop. bell. vand. 1,8. Vict. Tonn. ad a. 497. Schmidt, Bekehrung 360 f. Schmidt, Wandalen 108 ff. Giesecke, Ostgermanen 188 f. Capelle, 113 f. Maier, Verwandlung 198. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 184 f

120 Prokop. bell. vand. 1,9 f. Vit. Fulgent. 55 ff. Paul. diac. 16,7. Vict. Tonn. ad a. 523. Isidor 82. Pauly II 1146 f. Hartmann, Geschichte Italiens I 220 f. Schmidt, Bekehrung 361 f. Schmidt, Wandalen 117 f. Giesecke, Ostgermanen 196 f. Ensslin, Einbruch 130. Dannenbauer, Entstehung I 331 f. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 186. Bund 149

121 Cassiod. var. 5,16 ff, 9,1. Prokop. bell. vand. 1,9,4. Vgl. 1,8. Hartmann, Geschichte Italiens I 135; 221. Schmidt, Wandalen 114, 118 f. Schmidt, Bekehrung 356, 362. Giesecke, Ostgermanen 197. Capelle 115. Vasiliev 330 ff. Bund 153 f

122 Prokop. bell. vand. 1,9; 1,17. Vict. Tonn. ad a. 531. Malalas 18. Schmidt, Bekehrung 362. Schmidt, Wandalen 119 ff, 131. Giesecke, Ostgermanen 197. Schubart 98. Kaegi, Arianism 25. Claude, Herrschaftsnachfolge 329 ff

123 Prokop. bell. vand. 1,8. Giesecke, Ostgermanen 195

124 Jaffé, Regesta 1,8. Schmidt, Wan-

dalen 115. Giesecke, Ostgermanen 196

125 Prokop. bell. vand. 1,10. Schmidt, Bekehrung 362. Schmidt, Wandalen 123 f. Capelle 121

126 Prokop. bell. vand. 1,10,18 ff. Vict. Tonn. ad a. 534. Isid., Geschichte der Wandalen 79; 83. Gautier 348. Schmidt, Wandalen 124. Capelle 121. Schubart 99. Rubin 142. Kaegi, Arianism 25 f

127 Woodward 89. Schmidt, Bekehrung 363. Kaegi, Arianism 23. Diehl nach Kaegi. Kawerau, Mittelalterliche Kirche 29. Rubin 142

128 Coll. Avell. 88 (CSEL 35,335). Sacramentarium Leonianum. Vogelstein 68. Rahner, Kirche und Staat 284 f

129 Coll. Avell. 84 (CSEL 35,320; 35,322)

130 Prokop. bell. vand. 1,10,1 ff; 1,11,1 ff; 1,12,1 ff; 1,14,3; 1,18 f; 2,7,20. Pauly V 262. Delbrück, Kriegskunst II 300. Schmidt, Wandalen 125 f. Capelle 123. Thieß 629 ff, bes. 632 f. Ostrogorsky, Geschichte des oströmischen Staates 60. Kawerau, Mittelalterliche Kirche 29. Rubin 142. Kaegi, Arianism 26 f. Bosl 115. Maier, Verwandlung 172, 178, 199. Diesner, Der Untergang 67. Kupisch I 133. Jones, Roman Empire I 273. Teall 301. Montgomery I 141 f

131 Schmidt, Bekehrung 363. Schmidt, Wandalen 124 f. Giesecke, Ostgermanen 129 ff. Capelle 126. Bury, History II 129

132 Prokop. bell. vand. 1,16,9 ff, 2,14,12. Schmidt, Bekehrung 363. Giesecke, Ostgermanen 198. Capelle 128 f, 543. Thieß 622. Diesner, Untergang 67. Kaegi, Arianism 28 ff

133 Prokop. bell. vand. 1,12 ff; 1,19; 2,4,3; 2,8; 2,11 ff; 3,24. dtv Lex. Antike, Geschichte II 49. Gautier 347 ff. Schmidt, Wandalen 127 ff. Giesecke, Ostgermanen 198. Bury, History II 128 ff. Capelle 129 ff. Dannenbauer, Entstehung I 332 f. Kaegi, Arianism 34. Diesner, Untergang 67 ff. Ders. Wandalenreich 100. Bund 154 f. Montgomery I 142 f

134 Prokop. bell. vand. 1,18. Schmidt, Wandalen 131 ff. Bury, History II 132 ff

135 Prokop. bell. vand. 1,19,25 ff

136 Ebd. 1,21

137 Ebd. 2,2 ff. Cartellieri I 57. Schmidt, Wandalen 134 ff. Ausführlich Capelle 139 ff. Ensslin, Einbruch 131. Bury, History II 136 ff

138 Prokop. bell. vand. 2,4

139 Prokop. bell. got. 3,1,6; bell. vand. 2,9 ff; bell. pers. 2,21,4. Schmidt, Wandalen 141 ff. Giesecke, Ostgermanen 199. Ensslin, Einbruch 131. Diesner, Untergang 69 ff. Maier, Verwandlung 231

140 Just. Nov. 37. Schubart 102. Diesner, Untergang 70 f. Schmidt, Wandalen 145. Kaegi, Arianism 39 ff

141 Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 187

142 Prokop. bell. vand. 1,22; 2,14 f; 2,19,3. Giesecke, Ostgermanen 133, 198. Diesner, Untergang 74 f. Kaegi, Arianism 42 ff

143 Prokop. bell. vand. 2,8,25. Thieß 626 f. Diesner, Untergang 72 ff

144 Diesner, Untergang 74 f

145 Bühler 43 f. Schmidt, Bekehrung 326 f, 363 f, 338 f. Pfeilschifter ebd. zit. Vogt, Der Niedergang Roms 497. Bullough, Italien 158

146 Greg. I. dial. 4,31. Greg. Tur. in gloria mart. c. 39. Schneege 25 ff. Grisar, Geschichte Roms 461 ff, 481 ff. Hartmann, Geschichte Italiens I 123 f, 177, 222 ff. Capelle

401 ff, bes. 404 f. Jones, The Constitutional Position 128 ff. Bury, History II 152 ff

147 Iordan. Get. 58 f. Prokop. bell. got. 1,4. hist. arcan. 16. dtv Lex. Antike, Geschichte I 106. Pauly V 682. Die Nachricht, daß Theodahad als Buße für den Mord an die Frankenkönige, die Verwandten der Amalaswintha, 50 000 solidi zahlte (Greg. Tur. 3,31), ist wohl unhistorisch. Davidsohn I 46 f. Hartmann, Geschichte Italiens I 240 ff, 248 ff. Cartellieri I 57 f. Giesecke, Ostgermanen 131 f. Capelle 413 ff. Bury, History II 159 ff. Bullough, Italien 170. Jones, Roman Empire I 274 f. Bund 177 f

148 Iordan. Get. 59 f. Grisar, Geschichte Roms 531. Hartmann, Geschichte Italiens I 151 f. Capelle 416. Rubin 114 ff

149 Prokop. bell. got. 1,5 ff; 1,16; 3,8,1. Marcell. com. ad a. 535 f. Davidsohn I 49. Hartmann, Geschichte Italiens 253 ff, 307 f. Capelle 420 ff. Thieß 642. Ensslin, Einbruch 131. Bury, History II 169 ff, 175 ff. Dannenbauer, Entstehung I 334

150 Cassiod. var. 10,32. Lib. Pont. Vita Silver. ed. Duchesne S. 290 ff; ed. Mommsen S. 144 ff. Prokop. bell. got. 1,11. Marcell. com. ad a. 536. Euagr. h.e. 4,19. Iordan. Get. 60. dtv Lex. Antike, Geschichte III 251, 304. Pauly V 682, 1307 f. Gregorovius I,1, 171 f. Hartmann, Geschichte Italiens I 254 f, 264 ff. Cartellieri I 58. Grisar, Geschichte Roms 502. Kraus, Münzen 136 f. Hildebrand 213 ff, 244 ff. Caspar, Papsttum II 229 ff. Giesecke, Ostgermanen 132. Thieß 642 f. Bury, History II 177 ff. Daniel-Rops, Frühmittelalter 225. Werner, Bajuwaren 240. Jones, Roman Empire I 276. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 205. Bund 178 ff

151 Hartmann, Geschichte Italiens I 383. Hildebrand 246. Caspar, Papsttum II 230 ff

152 Hildebrand 244 ff. S. auch die folg. Anm.

153 Lib. Pont. Vita Silv. Liberat. Brev. c. 22. (PL 68,963 ff, bes. 1039 f). JK 909. Altaner/Stuiber 491. Hartmann, Geschichte Italiens I 383 f. Grisar, Geschichte Roms 502 ff. Hildebrand 213 ff, 223 ff, 232 ff, 243 ff. Caspar, Papsttum II 231 ff. Poppe 110 f. Nach Seppelt/Schwaiger wurde «Silverius unter Obhut [!] von Beauftragten des Vigilius nach der Insel Ponza gebracht», wo er wenige Wochen später «infolge der Entbehrungen, die er auf dem Transport [!] in die Verbannung erduldet hatte, gestorben» ist (S. 54). Rahner, Kirche und Staat 288 f

154 Hildebrand 247 ff

155 JK 910 (Coll. Avell. 92; CSEL 35,348)

156 Prokop. bell. got. 1,17 ff. Marcell. com. ad a. 537 f. Gregorovius I,1, 172 ff, 183 ff. Hartmann, Geschichte Italiens I 268 ff, 277 f, 354. Grisar, Geschichte Roms 532 ff, 543 ff. Cartellieri I 58 f. Capelle 425 ff. Thieß 643. Werner, Bajuwaren 241. Teall 302. Bury, History II 180 ff, 191. Bullough, Italien 170

157 Prokop. bell. got. 2,20,15 ff. Hartmann, Geschichte Italiens I 278. Davidsohn I 49 f. Werner, Bajuwaren 241

158 Prokop. bell. got. 1,12; 2,7; 2,10; 2,21 f; 2,39. Die Zahl 300 000 ist sicher stark übertrieben. Hartmann, Geschichte Italiens I 280 ff. Cartellieri I 59. Capelle 440 f. Bury, History II 202 ff,

246. Werner, Bajuwaren 241. Poppe 111 f

159 Marcell. com. ad a. 539. Prokop. bell. got. 2,25. Greg. Tur. 3,32. Hartmann, Geschichte Italiens I 267, 283 ff. Capelle 420, 441 f. Daniel-Rops, Frühmittelalter 246. Werner, Bajuwaren 241. Holtzmann 10 f

160 Prokop. bell. got. 2,29 f; 7,2. Pauly II 342, V 1057. Gregorovius I,1, 192. Hartmann, Geschichte Italiens I 285 ff, 300 f. Cartellieri I 60. Kraus, Münzen 174. Giesecke, Ostgermanen 134 f. Capelle 442 ff. Thieß 652. Ensslin, Einbruch 131. Bury, History II 205 ff, 209 ff, 226 ff. Bullough, Italien 170. Bund 182 ff

161 Erben, Kriegsgeschichte 2. Rubin 351 f. Altheim/Stiehl 81 ff

162 Prokop. bell. got. 3,21,23. Caspar, Papsttum II 283, Anm. 5. Capelle 472, 476. Dannenbauer, Entstehung I 336

163 Prokop. bell. got. 3,16,14 f; 3,16,25. Rothenhöfer, Sklaverei 110 ff

164 Prokop. bell. got. 3,22,8 ff. JK 913 (MG Epp. III S. 60, Nr. 41). JK 918 (MG Epp. III S. 64, Nr. 44). Caspar, Papsttum II 236 ff. Giesecke, Ostgermanen 136 f. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 205

165 Euagr. 4,25. Prokop. bell. got. 3,33 ff. Hartmann, Geschichte Italiens I 324 ff. Giesecke, Ostgermanen 137 f. Capelle 457, 471. Poppe 116 f

166 Vgl. hierzu Deschner, Opus Diaboli das Kapitel «Morden mit Maria» 231 ff. S. auch ders. Heilsgeschichte I 244

167 Agathias, hist. 1,6 ff; 2,2. Prokop. bell. got. 3,1 f; 3,13,1; 3,22,1 ff; 4,32 ff. Paulus diac. hist. Langob. 2,2 ff. Iordan. Get. 59 f. Greg. Tur. 4,9. Vgl. 3,32. Lib. Pont. (Duchesne) 1,305. Pauly V 902 f. dtv Lex. Antike, Geschichte III 267. Gregorovius I,1, 192 ff, 223 f. Grisar, Geschichte Roms 531. Hartmann, Geschichte Italiens I 302 ff, 328 ff, 339 ff. Schultze, Geschichte II 123. Cartellieri I 61 ff. Capelle 449 ff, 477 ff. Thieß 652 ff. Kornemann, Weltgeschichte II 430 f, 437 f. Tüchle I 35 f. Dannenbauer, Entstehung I 336 ff. Büttner, Alpenpolitik 67 f. Haller, Papsttum I 200 f. Ensslin, Einbruch 132. Bury, History II 229 ff, 244 ff. Maier, Verwandlung 172, 231 f. Bullough, Italien 170 f. Poppe 114 ff. Coler II 11. Kosminski/Skaskin 63 f. Bosl 115. Rothenhöfer, Sklaverei 110 f. Bachrach 435 ff. Keller, Spätantike 12. Kupisch I 135 f. Finley 225. Montgomery I 143. Ausführlich über die Schlachten bei Busta Gallorum oder bei Taginae und am Vesuv: Delbrück II 367 ff, 380 ff

168 Prokop. bell. vand. 2,5,6 f. Isid. hist. got. 42. Kornemann, Weltgeschichte II 431 f. Dannenbauer, Entstehung II 23 f. Maier, Verwandlung 232, 245. Stroheker, Germanentum 209 ff, 239 f. Mango 103

169 Prokop. bell. got. 1,14,5; 2,20,15 ff. Gregorovius I,1, 225 f. Hartmann, Geschichte Italiens I 353 f. Grisar, Geschichte Roms 586 ff. Caspar, Papsttum II 323. Thieß 643, 667. Rubin 203. Bosl 116. Dollinger 104. Seidlmayer 44

170 Zit. nach Jäntere 171. Brown, Welten 194

171 Grisar, Geschichte Roms 588 f

172 Hartmann, Geschichte Italiens I 356 ff. Caspar, Papsttum II 667. Kornemann, Weltgeschichte II 431. Dannenbauer, Entstehung I 335 f, 340

173 Für den Ersten Weltkrieg ausführlich von mir belegt in: Heilsgeschichte I 274 ff, «Der Vatikan als Kriegsgewinnler». Für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg vgl. ebd. II 277 ff, 288 ff, 297 ff

174 Sanct. pragm. c. 12. Gregorovius I,1, 226. Hartmann, Geschichte Italiens I 367 ff, 374 ff. Grisar, Geschichte Roms 591 ff. Caspar, Papsttum II 323 ff, 667. Kornemann, Weltgeschichte II 432 f. Seidlmayer 63. Lorenz, Das vierte 93. Haller, Papsttum I 216

175 Gregorovius I 459 f. Hartmann, Geschichte Italiens 367 ff. Vgl. Deschner, Heilsgeschichte I 283

176 Solidus: s. etwa Pauly V 259 f. Hartmann, Geschichte Italiens I 399 ff

177 Zit. bei Rubin 165

178 Ebd. 73, 86 ff, 92. Ullmann, Die Machtstellung 48

179 Kornemann, Weltgeschichte II 432. Dannenbauer, Entstehung II 3, I 327 ff. Maier, Byzanz 73. Ders. Verwandlung 181, 185 ff, 234 f. Rubin 94, 115, 203. Kosminski/Skaskin 59, 62. Wein 84 ff. Montgomery I 140 ff

180 Zit. nach Rubin 210 ff

181 Gregorovius I,1, 228. Caspar, Papsttum II 217 f. Haller, Papsttum I 215 ff

182 Lib. Pont. Vita Agapeti (PL 128,551). Gregorovius I 168 f. Caspar, Papsttum II 210 ff, bes. 221 ff. Seppelt/Löffler 32. Rahner, Kirche und Staat 287 f

183 MGH Epp. 3,439. Altaner/Stuiber 286, 319 ff, 339 ff, 347 f. Kraft, Kirchenväter Lexikon 294, 480 f, 485. Voigt 53 ff. Dannenbauer, Entstehung II 1 f. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 25, 30 ff, 204

184 Liberat. Brev. 22 (PL 68,1040 A). dtv. Lex. Antike, Religion II 25. Grisar, Geschichte Roms 505 ff. Caspar, Papsttum II 442 ff. Schwartz, Kirchenpolitik 73 ff. Kornemann, Weltgeschichte II 434. Seppelt/Schwaiger 53 ff. Diesner, Untergang 71. Haacke, Politik II 166 f. Rahner, Kirche und Staat 290 f

185 Lib. Pont. (ed. Duchesne) 297 (PL 128,578). Caspar, Papsttum II 245 f. Kornemann, Weltgeschichte II 434. Rahner, Kirche und Staat, 291

186 Erstes Constitutum 14. 5. 553 (CSEL 35,230 ff). Zweites Constitutum 23. 2. 554 (Mansi IX 457 ff). JK 922, 924, 927. MGH, Epp. III 438 ff. PL 69,115 ff; 143, 225. Altaner/Stuiber 233. Kühner, Lexikon 36. Hartmann, Geschichte Italiens I 386 ff. Hildebrand 222, 231. Caspar, Papsttum II 246 ff, 262 ff. Kornemann, Weltgeschichte II 434. Gontard 144. Diesner, Untergang 71. Poppe 116 ff. Seppelt/Schwaiger 55 f. Haacke, Politik II 166 ff. Rahner, Kirche und Staat 293 ff. Handbuch der Kirchengeschichte II/2, 33 ff, 305 ff. Bullough, Italien 171. de Vries, Petrusamt 55 f

187 Mansi, Coll. Conc. IX 50 ff. PL 69,53 C ff

188 Ebd.

189 Rahner, Kirche und Staat 295 f

190 Kühner, Lexikon 36 f. Gregorovius I,1, 229. Caspar, Papsttum II 286 ff

191 Pelagius, In defensione trium capitulorum 5

BENUTZTE SEKUNDÄRLITERATUR

Abramowski, L., Untersuchungen zum Liber Heraklidis des Nestorius, 1963
Abramowski, L., Die Synode von Antiochien 324/25 und ihr Symbol, ZKG 86, 1975
Acham, K., Neuere angelsächsische Theorien zur Geschichte, in: Th. Schieder/ G. Gräubig (Hg.), Theorieprobleme der Geschichtswissenschaft, 1977
Ackermann, H., Entstellung und Klärung der Botschaft Jesu, 1961
Ackermann, H., Jesus: Seine Botschaft und deren Aufnahme im Abendland, 1952
Adam, A., Der manichäische Ursprung der Lehre von den zwei Reichen bei Augustin, ThLZ 77, 1952
Adam, A., Das Fortwirken des Manichäismus bei Augustin, ZKG 69, 1958
Adam, K., Causa finita est, in: A. M. Koeniger (Hg.), Festgabe Albert Ehrhard, 1922
Adam, K., Christus unser Bruder, 1934
Adam, K., Der Christus des Glaubens. Vorlesungen über die kirchliche Christologie, 1954
Ahlheim, K., Friedrich Hebbel 1813–1863, in: Deschner, K. (Hg.), Das Christentum im Urteil seiner Gegner, I, 1969
Ahlheim, K., Celsus, in: Deschner, K. (Hg.), Das Christentum im Urteil seiner Gegner, I, 1969
Aland, B. (Hg.), Gnosis, Festschrift für Hans Jonas, 1978
Aland, B., Gnosis und Kirchenväter, in: Aland, B. (Hg.), Gnosis, Festschrift für Hans Jonas, 1978
Aland, K., Kirchengeschichtliche Entwürfe. Alte Kirche. Reformation und Luthertum. Pietismus und Erweckungsbewegung, 1960
Aland, K., Eine Wende in der Konstantinforschung, FF 28, 1954
Aland, K., Die religiöse Haltung Kaiser Konstantins, in: Studia Patristica I, 1957
Aland, K., Über den Glaubenswechsel in der Geschichte des Christentums, 1961
Aland, K., Von Jesus bis Justinian. Die Frühzeit der Kirche in Lebensbildern, 1981
Albert, G., Zur Chronologie der Empörung des Gainas im Jahre 400 n. Chr., Historia 29, 1980
Albert, H., Das Elend der Theologie. Kritische Auseinandersetzung mit Hans Küng, 1979
Albert, M., Die Botschaft des Neuen Testaments, I, 2. Halbbd., 1952
Albert, S., Bellum Iustum. Die Theorie des «gerechten Krieges» und ihre praktische Bedeutung für die auswärtigen Auseinandersetzungen Roms in republikanischer Zeit, 1980
Albertz, M., Untersuchungen über die Schriften des Eunomius, 1908
Albright, W. F., Von der Steinzeit zum Christentum. Monotheismus und geschichtliches Werden, 1949
Alexander, P. J., The Strength of Empire and Capital as Seen Through Byzantine Eyes, in: Speculum, 1962
Alfaric, P., Die sozialen Ursprünge des Christentums, 1963
Alföldi, A., A Festival of Isis in Rome under the Christian Emperors of the IVth Century, Dissertationes Pannonicae Ser. II., Fasc. 7, 1937

Alföldi, A., Hoc signo victor eris, Beiträge zur Geschichte der Bekehrung Konstantins des Großen, in: Festschrift für F. J. Dölger, 1939
Alföldi, A., The Conversion of Constantine the Great and Pagan Rome, 1948
Alföldi, A., Das Kreuzszepter Konstantins d. Gr., Schweizer Münzblätter 4, 1954
Alföldi, A., Römisches Kaiserreich, in: Historia Mundi, 4. Bd., 1956
Alföldi, A., Cornuti, a Teutonic contingent in the service of Constantin the Great and its decisive role in the battle of the Milvian Bridge, DOP 13, 1959
Alföldi, M. R., Die constantinische Goldprägung in Trier, in: Jahrbuch für Numismatik und Geldgeschichte, IX, 1958
Alonso-Schökel, L., Erzählkunst im Buch der Richter, in: Bibl. 42, 1961
Alt, Kleine Schriften. Zur Geschichte des Volkes Israel
Altaner, B., Patrologie, Leben, Schriften u. Lehre d. Kirchenväter, 3. A., 1951
Altaner, B./Stuiber, A., Patrologie, Leben, Schriften und Lehre der Kirchenväter, 1978
Altendorf, H.-D., Zum Stichwort: Rechtgläubigkeit und Ketzerei im ältesten Christentum, in: ZKG 80, 1969
Altendorf, H. D., Galerius, RAC VIII, 1972
Altendorf, H. D., Die römischen Apostelgräber, in: ThLZ, Okt. 1959
Althaus, P., Die Todesstrafe als Problem d. christlichen Ethik. Sitzungsberichte d. Bayer. Akademie d. Wissenschaften, Phil.-hist. Kl., Heft 2–3, 1955
Altheim, F., Geschichte der Hunnen, 5 Bde., 1959 ff
Altheim, F./Stiehl, R., Die Lage der Bauern unter den späten Sasaniden, in: Herrmann/Sellnow, Die Rolle der Volksmassen in der Geschichte der vorkapitalistischen Gesellschaftsformationen, 1975
Altmeyer, K. A., Katholische Presse unter NS-Diktatur, 1962
Anastos, M., Nestorius was orthodox, DOP 16, 1962
Andreas, W., Deutschland vor der Reformation. Eine Zeitenwende, 5. A., 1948
Andresen, C., Logos und Nomos, Die Polemik des Kelsos wider das Christentum, 1955
Andresen, C., Die Kirchen der alten Christenheit, 1971
Andresen, C./Denzler G., Wörterbuch der Kirchengeschichte, 1982
Anton, H. H., Fürstenspiegel u. Herrscherethos in der Karolingerzeit, 1968
Anton, H. H., Kaiserliches Selbstverständnis in der Religionsgesetzgebung der Spätantike und päpstliche Herrschaftsinterpretation im 5. Jahrhundert, ZKG 88, 1977
Antweiler, A., Einleitung. Die Zeitlage, Grundlagen, in: BKV 7, 1933
Anwander, A., Wörterbuch der Religion, 1948
Arbesmann, R., The Idea of Rome in the Sermons of St. Augustine, Augustiniana 4, 1954
Armstrong, A. H., Man in the Cosmos. A Study of some differences between pagan Neoplatonism and Christianity, in: W. den Boer/P. G. van der Nat/C. M. J. Sicking/J. C. M. van Winden, Romanitas et Christianitas, 1973
Armstrong, G. T., Imperial Church Buildings in the Fourth Century, BA 30, 1967
Aron, R., Evidence and Inference in History, in: D. Lerner (Ed.), Evidence and Inference: The Hayden Colloquium on Scientific Concept and Method, 1959
Askowith, D., The Toleration and Persecution of the Jews in the Roman Empire, 1915
Asmussen, H., Die Bergpredigt, 1939

Assfalg, J., Gregorios der Erleuchter, in: P. Manns (Hg.), Reformer der Kirche, 1970
Aubin, H., Die Umwandlung des Abendlandes durch die Germanen bis zum Ausgang der Karolingerzeit, in: W. Andreas (Hg.), Der Aufstieg des Germanentums und die Welt des Mittelalters, 1940
Auer, L., Der Kriegsdienst des Klerus unter den sächsischen Kaisern, in: MIÖG, 1971
Avi-Yonah, M., Geschichte der Juden im Zeitalter des Talmud in den Tagen von Rom u. Byzanz, 1962
Ayck, Th., Mark Twain, in: Deschner, K. (Hg.), Das Christentum im Urteil seiner Gegner, I, 1969
Ayck, Th., Theodor Lessing, 1872–1933, in: Deschner, K. (Hg.), Das Christentum im Urteil seiner Gegner, II, 1971
Aydelotte, W. O., Das Problem der historischen Generalisierung, in: Th. Schieder/G. Gräubig, 1977
Aydelotte, W. O., Quantifizierung in der Geschichtswissenschaft, in: Th. Schieder/G. Gräubig (Hg.), 1977
Bachrach, B. S., Procopius, Agathias and the Frankish Military, in: Speculum, 45, 1970
Bacht, H., Die Rolle des orientalischen Mönchtums in den kirchenpolitischen Auseinandersetzungen um Chalkedon (431–519) in: Grillmeier/Bacht, Das Konzil von Chalkedon II, 1953
Bainton, R. H., The early church and war, in: HThR 3, 1946
Ballesteres y Beretta, A., Geschichte Spaniens, 1943
Ballsieper, Th., Das gnadenreiche Prager Jesulein, 1968
Balthasar, H. U. von, Theologie der Geschichte, 1950
Balthasar, H. U. von, in: W. Dirks/E. Stammler (Hg.), Warum bleibe ich in der Kirche? Zeitgenössische Antworten, 2. A., 1971
Bang, M., Die Germanen im römischen Dienst bis zum Regierungsantritt Constantins I., 1906
Bang, M., Constantine and the Goths, The Cambridge Mediaeval Hist. I, 1936
Barb, A. A., The survival of Magic Arts, in: Momigliano (Hg.), The Conflict, 1964
Bardenhewer, O., Geschichte der altkirchlichen Literatur, Zweite umgearbeitete Auflage 1913 ff.
Barker, E., Italy and the West, 410–476, in: Gwatkin/Whitney, The Cambridge Medieval History I, 1975
Barnes, T. D., Lactantius and Constantine, in: The Journal of Roman Studies, Vol. LXIII, 1973
Barnes T. D., Constantine and Eusebius, 1981
Baron, W., A social and religious history of the Jews, 1952
Barraclough, G., History in a Changing World, 1955
Barrow, R. H., Prefect and Emperor: The Relationes of Symmachus A. D. 384, 1973
Bartmann, B., Paulus als Seelsorger, 1920
Bates, M. S., Glaubensfreiheit. Eine Untersuchung, 1947
Baetke, W., Die Aufnahme des Christentums durch die Germanen. Ein Beitrag zur Frage der Germanisierung des Christentums, in: Stier, H. G./Ernst, F. (Hg.), Die Welt als Geschichte. Eine Zeitschrifr für Universalgeschichte, 1943

Bauer, A., Die Legende von dem Martyrium des Petrus und Paulus in Rom, Wiener Studien 38, 1916
Bauer, W., Das Johannesevangelium, 2. A., 1925
Bauer, W., Rechtgläubigkeit und Ketzerei im ältesten Christentum, 1934
Baur, Chr., Der heilige Johannes Chrysostomus und seine Zeit, I, 1929
Baus, K., Von der Urgemeinde zur frühchristlichen Großkirche, 1973
Baus, K., Erwägungen zu einer künftigen «Geschichte der christlichen Mission in der Spätantike» (4.–6. Jh.), in: E. Iserloh/K. Repgen (Hg.), Reformata Reformanda, I, 1965
Baynes, N. H., Constantine's Successors to Jovian: and the struggle with Persia, in: Gwatkin/Whitney, The Cambridge Medieval History I, 1975
Baynes, N. H., The dynasty of Valentinian and Theodosius the Great, Cambr. Med. Hist. 1, 1924
Baynes, N. H., Sozomen, Ecclesiastica Historia I 15, JThS 49, 1948
Baynes, N. H., Byzantine studies and other essays, 1960
Beard, C. A., That Noble Dream, in: American Historical Review 41, 1935
Beauvoir, S. de, Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau, 1968
Beck, E., Bardaisan und seine Schule bei Ephräm, in: Le Muséon, 91, 1978
Beck, H.-G., Kirche und theologische Literatur im byzantinischen Reich, 1959
Beck, M., Bemerkungen zur Geschichte des ersten Burgunderreiches, in: SZG, 1963
Becker, E., Die Schlacht am Pons Milvius und die Katastrophe am Schilfmeer, ZKG XXXI
Beek, M. A., Geschichte Israels. Von Abraham bis Bar Kochba, 1961
Beissel, S., Die Verehrung d. Heiligen u. ihrer Reliquien in Deutschland bis zum Beginne des 13. Jahrhunderts, 1890 (I)
Beissel, S., Die Verehrung d. Heiligen u. ihrer Reliquien in Deutschland während der zweiten Hälfte des Mittelalters, 1892 (II)
Bell, H. J., Jews and Christians in Egypt, 1924
Bell, H. J., The episcopalis audientia in Byzantine Egypt, Byzantion 1, 1924
Bell, H. J., Anti-Semitism in Alexandria, JRS 31, 1941
Benoist-Méchin, J., Kaiser Julian oder der verglühte Traum, 1979
Benz, E., Augustins Lehre von der Kirche, 1954
Benz, E., Beschreibung des Christentums, Eine historische Phänomenologie, 1975
Berkhof, H., Kirche und Kaiser, 1947
Berkhof, H., Die Theologie des Eusebius von Cäsarea, 1939
Berlin, I., Historical Inevitability, 1954
Bernhart, J., Der Vatikan als Weltmacht. Geschichte und Gestalt des Papsttums, 19.–23. Tausend, 1951
Bernheim, E., Mittelalterliche Zeitanschauungen in ihrem Einfluß auf Politik und Geschichtsschreibung. Teil I: Die Zeitanschauungen, 1918
Bernsdorf, W., Soziologie der Prostitution, in: H. Giese (Hg.), Die Sexualität des Menschen. Handbuch der medizinischen Sexualforschung, 1953
Bertholet, A., Wörterbuch der Religionen, 1952
Bertram, A., Geschichte des Bisthums Hildesheim, 1899
Berve, H., Das neue Bild der Antike, 2. Bd.: Rom, 1942
Beumann, H., Zur Entwicklung transpersonaler Staatsvorstellungen, in: Vorträge und Forschungen, 3, 1956

Beumann, H., Wissenschaft vom Mittelalter, 1972
Beutin, W., Heinrich Heine, in: Deschner, K. (Hg.), Das Christentum im Urteil seiner Gegner, I, 1969
Bévenot, M., Cyprian von Karthago, in: Theologische Realenzyklopädie, Bd. VIII, 1981
Beyerlin, W., Das Königscharisma bei Saul, in: ZAW 73, 1961
Beyschlag, K., Simon Magnus und die christliche Gnosis, 1974
Bickermann, E., Der Gott der Makkabäer, Untersuchungen über Sinn und Ursprung der makkabäischen Erhebung, 1937
Bidez, J., Julian der Abtrünnige, o. J.
Bidez, J. (Hg.), Philostorgius Kirchengeschichte. Mit dem Leben des Lucian von Antiochien und den Fragmenten eines arianischen Historiographen, 1913
Bieler, L., Das Bild des «göttlichen Menschen» in Spätantike u. Frühchristentum, I, 1935
Bienert, W. A., Dionysius von Alexandrien. Zur Frage des Origenismus im 3. Jahrhundert, 1978
Bienert, W. A., Das vornicaenische homoousios als Ausdruck der Rechtgläubigkeit, in: ZKG 90, 1979, Heft 2–3
Bienert, W./Schäferdiek, K. (Hg.), Gesammelte Aufsätze zum Neuen Testament u. zur Patristik, 1974
Bihlmeyer, K., Kirchengeschichte auf Grund des Lehrbuches von F. X. Funk, 10. A., 1936, 1. Teil: Das christliche Altertum
Bihlmeyer, K., Kirchengeschichte. Neubesorgt von H. Tüchle, Erster Teil, Das christliche Altertum, 18. Aufl., 1966
Biondi, B., Il diritto romano christiano I, 1952
Blackman, E. C., Marcion and his influence, 1948
Blank, J., Petrus – Rom – Papsttum. Eine folgenreiche Geschichte, in: Das Papstamt. Dienst oder Hindernis für die Ökumene?, 1985
Bläser, P.,/Darlapp, A., Heilsgeschichte, in: H. Fries (Hg.), Handbuch theologischer Grundbegriffe, II, 1970
Blázquez, J. M., Die Rolle der Kirche in Hispanien im 4. und 5. Jahrhundert, in: Klio 63, 1981
Bloch, H., A new Document of the last Pagan Revival in the west, in: HThR 38, 1945
Bloch, H., The Pagan Revival in the West at the End of the Fourth Century, in: Momigliano (Hg.), The Conflict, 1964
Blockley, R., Constantius Gallus and Julian as Caesars of Constantius II, Latomus, 31, 1972
Blum, G. G., Zur religionspolitischen Situation der persischen Kirche im 3. u. 4. Jahrhundert, in: ZKG, 91 Bd., 1980
Blum, W., Die Jugend des Constantius II. bis zu seinem Regierungsantritt. Eine chronologische Untersuchung, in: Classica et Medievalia, 30, 1974
Blumenkranz, B., Die Judenpredigt Augustins. Ein Beitrag zur Geschichte der jüdisch-christlichen Beziehungen in den ersten Jahrhunderten, 1946
Blumenkranz, B., Die christlich-jüdische Missionskonkurrenz (3. bis 6. Jahrhundert), in: Klio 39, 1961
Bobińska, C., Historiker und historische Wahrheit. Zu erkenntnistheoretischen Problemen der Geschichtswissenschaft, 1967

Boehn, M. v., Die Mode. Menschen und Moden im Mittelalter. Vom Untergang der alten Welt bis zur Renaissance, 1925
Boer, W. den/van der Nat, P. G./Sicking, C. M. J./van Winden, J. C. M. (Hg.), Romanitas et Christianitas, 1973
Boer, W. den, Allegory and History, in: W. den Boer/P. G. van der Nar/C. M. J. Sicking/J. C. M. van Winden (Hg.), Romanitas et Christianitas, 1973
Borchardt, C. F. A., Hilary of Poitiers' role in the arian struggle, 1966
Borchardt, G., Percy Bysshe Shelley, 1792–1822, in: K. Deschner (Hg.), Das Christentum im Urteil seiner Gegner, I, 1969
Bornhäuser, K., Studien zur Apostelgeschichte, 1934
Bornhäuser, K., Jesus imperator mundi, 1938
Bornkamm, G., Jesus von Nazareth, 1956
Bornkamm, K., Kirchenbegriff und Kirchengeschichtsverständnis, ZKG, 75 Jg. 1978, H. 4
Bosl, K., Europa im Mittelalter, Weltgeschichte eines Jahrtausends, 1970
Bousset, W., Kyrios Christos, 2. A., 1921
Bousset, W., Das Mönchtum in der sketischen Wüste, ZKG, 42, 1923
Brackmann, A., Gesammelte Aufsätze, 1941
Brandenburg, A./Urban, H. J. (Hg.), Petrus und Papst. Evangelium Einheit der Kirche Papstdienst. Beiträge und Notizen, I. Bd. 1977, II. Bd. 1978
Brandenburg, H., Ars humilis. Zur Frage eines christlichen Stils in der Kunst des 4. Jahrhunderts nach Christus, JbAC 24, 1981
Brandl, M., Bemühungen der Wiener Nuntiatur um die Verbreitung von Hontheims (Febronius') Widerruf (1779), in: Römisch-Historische-Mitteilungen, 20, 1978
Braudel, F., Die lange Dauer (La longue durée), in: Th. Schieder/G. Gräubig, Theorieprobleme der Geschichtswissenschaft, 1977
Braun, H., Spätjüdisch-häretischer und frühchristlicher Radikalismus. Jesus von Nazareth und die essenische Qumransekte, 1957, I. und II.
Braunfels, W., Karl der Große. In Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, 1972
Bringmann, K., Hellenistische Reformen und Religionsverfolgungen in Judäa. Eine Untersuchung zur jüdisch-hellenistischen Geschichte (175–163 v. Chr.), 1983
Brinken, A.-D. von den, Studien zur lateinischen Weltchronistik bis in das Zeitalter Ottos von Freising, 1957
Brock, E., Die Grundlagen des Christentums, 1970
Brock, S., The Conversations with the Syrian Orthodox under Justinian (532), OrChrP 47, 1981
Brockhaus: Der Neue Brockhaus. Allbuch in fünf Bänden und einem Atlas, 3. A., 1958
Brooks, E. W., The Eastern Provinces from Arcadius to Anastasius, in: Gwatkin/Whitney, The Cambridge Medieval History I, 1975
Browe, P., Die Hostienschändung der Juden im Mittelalter, in: RGAK, 1926
Browe, P., Beiträge zur Sexualethik des Mittelalters, 1932
Browe, P., Die Pflichtbeichte im Mittelalter, in: ZKTh, 1933
Browe, P., Die Judengesetzgebung Justinians. Pontifica Universitas Gregoriana. Analecta Gregoriana, 1935
Browe, P., Die Judenbekämpfung im Mittelalter, in: ZKTh, 2 und 3, 1938

Browe, P., Die Judenmission im Mittelalter und die Päpste, 1942
Brown, P., St. Augustine's Attitude to Religious Coercion, JRS 54, 1964
Brown, P., Pelagius and his Supporters, Aims and Environment, JThS 19, 1968
Brown, P., The Diffusion of Manichaeism in the Roman Empire, in: Journal of Roman Studies, 59, 1969
Brown, P., Religion and Society in the Age of Saint Augustine, 1972
Brown, P., Augustinus von Hippo. Eine Biographie, 1973
Brown, P. Welten im Aufbruch: Die Zeit der Spätantike. Von Mark Aurel bis Mohammed, 1980
Brown, P. R. L., Religious Coercion in the Later Roman Empire, in: History, 1963
Browning, R., Julian der abtrünnige Kaiser, Biographie, 1977
Brox, N., Tendenzen und Parteilichkeiten im Osterfest des zweiten Jahrhunderts, ZKG 83, 1972
Brox, N., Falsche Verfasserangaben. Zur Erklärung der frühchristlichen Pseudepigraphie, 1975
Brox, N., Probleme einer Frühdatierung des römischen Primats, in: Kairos, 18, 1976
Brox, N. (Hg.), Pseudepigraphie in der heidnischen und jüdisch-christlichen Antike, 1977
Brox, N., Fragen zur «Denkform» der Kirchengeschichte, ZKG 1979
Brox, N., Kirchengeschichte des Altertums, 2. A., 1986
Bruckner, A., Julian von Eclanum, sein Leben und seine Lehre. Ein Beitrag zur Geschichte des Pelagianismus, 1897
Bruckner, A., Quellen zur Geschichte des pelagianischen Streites, 1906
Bruckner, A., Die vier Bücher des Julian von Eclanum an Turbantius. Ein Beitrag zur Charakteristik Julians und Augustins, 1910
Bruckner, M., Der sterbende und auferstehende Gottheiland in den orientalischen Religionen und ihr Verhältnis zum Christentum, 1920
Brühl, C., Königspfalz und Bischofsstadt in fränkischer Zeit, RV 23, 1958
Brunsmann, J., Lehrbuch der Apologetik. Zweiter Band, Kirche und Gottesglaube, 2. A., 1930
Brunt, P. A., Josephus on Social Conflicts in Roman Judaea, in: Klio, 59, 1977
Bruun, P., The Constantinian coinage of Arelate, 1953
Bruun, P., The Consecration Coins of Constantine the Great, Arctos, Acta Philologica Fennica N.S 1, 1954
Büchmann, G., Geflügelte Worte. Der Zitatenschatz des deutschen Volkes, dtv 1967, 3 Bde.
Buhler, J., Die Germanen in der Völkerwanderung. Nach zeitgenössischen Quellen, 1925
Bullat, N., St. Cyprian and the Roman Primacy, in: Realyty, 12, 1964
Bullough, D., Italien unter den Germanen. Die Königreiche der Ostgoten und Langobarden, in: Rice (Hg.), Morgen des Abendlandes, 1965
Bultmann, R., Die Frage nach dem messianischen Bewußtsein Jesu und das Petrus-Bekenntnis, ZNW 1919/20
Bultmann, R., Theologie des Neuen Testaments, 1948
Bultmann, R., Die Geschichte der synoptischen Tradition, 3. A., 1957
Bund, K., Thronsturz und Herrscherabsetzung im Frühmittelalter, 1979
Bunge, J. G., Quellenkritische, literarische, chronologische und historische Unter-

suchungen zum zweiten Makkabäerbuch als Quelle syrisch-palästinensischer Geschichte im 2. Jh. v. Chr., 1971
Buonaiuti, E., Geschichte des Christentums I. u. II.
Burckhardt, J., Die Zeit Constantins des Großen, 1954
Burian, J., Sanctus als Wertbegriff in der Historia Augusta, in: Klio, 63, 1981
Burkitt, F. C., The Book of Rules of Tyconius, 1894
Burnaby, J., The «Retractationes» of Saint Augustine: Self-criticism or Apologia? in: Augustinus Magister, Congrès international augustinien, Paris, 21–24 Septembre I, 1954
Búry, J. B., The History of the later Roman Empire, From the death of Theodosius I to the death of Justinian. In two Volumes, 1958
Bušek, V., Episcopalis audientia, eine Friedens- und Schiedsgerichtsbarkeit, ZSavRGkan, 59, 1939
Bussmann, M., Männer, Mitren und Macht, in: Th. Seiterich (Hg.), Briefe an den Papst. Beten allein genügt nicht. Ein Publik-Forum-Buch, 1987
Büttner, H., Die Alpenpolitik der Franken im 6. und 7. Jahrhundert, HJ, 1960
Büttner Th./Werner, E., Circumcellionen und Adamiten, 1959
Cadoux, C. J. The Early Christian Attitude to War. A contribution to the History of Christian Ethics, 1919
Calderone, S., Costantino e il Cattolicesimo I, 1962
Camelot, P.-Th., Athanasios, der Große, in: LThK I, 2. A., 1957
Camelot, P.-Th., Das Konzil und die Konzile, 1962
Camelot, P.-Th., Ephesus und Chalcedon, 1963
Campenhausen, H. v., Ambrosius von Mailand als Kirchenpolitiker, 1929
Campenhausen, H. v., Griechische Kirchenväter, 3. A., 1955
Campenhausen, H. v., Lateinische Kirchenväter, 1. A., 1960; 3. A., 1972
Campenhausen, H. v., Tradition und Leben. Kräfte der Kirchengeschichte, Aufsätze und Vorträge, 1960
Campenhausen, H. v., Aus der Frühzeit des Christentums. Studien zur Kirchengeschichte des ersten und zweiten Jahrhunderts, 1963
Campenhausen, H. v., Lehrerweihen und Bischofsweihen im 2. Jahrhundert, in: In memoriam E. Lohmeyer, 1951
Campenhausen, H. v., Die Entstehung der christlichen Bibel, 1975
Canary, R. H./Kozicki, H. (Hg.), The Writing of History, 1978
Canetti, E., Die Provinz des Menschen. Aufzeichnungen 1942–1972, 1973
Capelle, W., Die Germanen der Völkerwanderung. Auf Grund der zeitgenössischen Quellen dargestellt, 1940
Capizzi, C., L'imperatore Anastasio I (491–518), OrChrA 184, 1969
Capizzi, C., Sul fallimento di un negoziato di pace ecclesiastica fra il Papa Ormisda et l'imperatore Anastasio I (515–517), in: Critica storica XVII, 1980
Carr, E. H., Was ist Geschichte?, 1963
Cartellieri, A., Weltgeschichte als Machtgeschichte. 382–911. Die Zeit der Reichsgründungen I, 1927
Caspar, E., Geschichte des Papsttums. Von den Anfängen bis zur Höhe der Weltherrschaft. Erster Band: Römische Kirche und Imperium Romanum, 1930. Zweiter Band: Das Papsttum unter byzantinischer Herrschaft, 1933
Caspar, E., Primatus Petri, ZSavRGkan, 47, 1927
Caspari, W., Die israelitischen Propheten, 1914

Castritius, H., Studien zu Maximinus Daia, 1969
Cecchelli, C., L'arianismo e le chiese ariane d'Italia, in: Settimana Spoleto 7, 1960
Cerfaux, L., Bardesanes, in: RAC I, 1950
Chadwick, H., The exil and death of Flavian of Constantinople, JThS, 1955
Chadwick, H., Ossius of Cordova and the Presidency of the Council of Antioch 325, in: JThSt 9, 2, 1958
Chadwick, H., Die Kirche in der antiken Welt, 1972
Chadwick, H., Priscillian of Avila. The occult and the charismatic in the early church, 1976
Chapman, J., Studies on the Early Papacy, 1928
Christ, F., Das Petrusamt im Neuen Testament, in: Denzler, Christ u. a., Zum Thema Petrusamt und Papsttum, 1970
Christ, K., Römer und Barbaren in der hohen Kaiserzeit, in: Saeculum X, 1959
Christ, K., Der Untergang des Römischen Reiches in antiker und moderner Sicht. Eine Einleitung, in: K. Christ (Hg.), Der Untergang des Römischen Reiches, 1970
Christensen, A., Sassanid Persia, Cambr. Ancient Hist. XII, 1939
Chrysos, E., Die angebliche «Nobilitierung» des Klerus durch Kaiser Konstantin d. Gr., in: Historia 18, 1969
Claude, D., Adel, Kirche und Königtum im Westgotenreich, 1971
Claude, D., Probleme der vandalischen Herrschaftsnachfolge, DAM, 1974
Claude, D., Geschichte der Westgoten, 1970
Clauss, M., Der magister officiorum in der Spätantike (4.–6. Jahrhundert). Das Amt und sein Einfluß auf die kaiserliche Politik, 1980
Clover, F. M., The Family and Early Career of Anicius Olybrius, Historia 27, 1978
Coler, C. (Hg.), Ullstein Weltgeschichte, 5 Bde., 1965
Colpe, C., West und Ost, in: H. J. Schultz (Hg.) Kontexte 3, Die Zeit Jesu, 1966
Comay, J., Who's Who in the Old Testament together with the Apocrypha, 1971
Comay, J., The world's greatest story. The epic of the Jewish People in Biblical Times, 1978
Conrad, H., Deutsche Rechtsgeschichte, Bd. I, Frühzeit und Mittelalter, Ein Lehrbuch, 1954
Conrad, Kampf und Sieg, Karfreitags- und Ostergedanken als Gruß aus der Heimat für Heer und Marine, o. J.
Considine, D., Frohes Gehen zu Gott, 1928
Constanzi, V., La rivolta di Pavia e la catastrofe di Stilicone, 1904
Conzelmann, H., Der erste Brief an die Korinther, 1969
Cornfeld, A./Botterweck, A. J. (Hg.), Die Bibel und ihre Welt. Eine Enzyklopädie, dtv-Lexikon, 6 Bde., 1972
Corsini, E., Introduzione alle Storie di Orosio, 1968
Courcelle, P., Anti-Christian Arguments and Christian Platonism: from Arnobius to St. Ambrose, in: Momigliano (Hg.), The Conflict, 1964
Coyle, J. K., The Cologne Mani-Codex and Mani's Christian Connections, in: Église et Théologie, 10, 1979
Cramer, M., Thebanische Mönche, ihr asketisches und kultisches Leben, in: Archiv für Liturgiewiss. 2, 1952
Cramer, M./Bacht, H., Der antichalkedonische Aspekt im historisch-biographischen Schrifttum der koptischen Monophysiten (6.–7. Jahrhundert). Ein Bei-

trag zur Geschichte der Entstehung der monophysitischen Kirche Ägyptens, in: Grillmeier/Bacht, Das Konzil von Chalkedon II, 1953
Crees, J. H. E., Claudian as an historical authority, 1908
Croce, B., Über die sogenannten Wert-Urteile, in: Logos 1, 1910/11
Croke, B., Arbogast and the Death of Valentinian II, Historia 25, 1976
Culican, W., ‹Am Ende der Welt›. Spanien unter den Westgoten u. Mauren, in: Rice (Hg.), Morgen des Abendlandes, 1965
Cullmann, O., Petrus, Jünger, Apostel, Märtyrer, 1952
Cüppers, H., Die Hochschule und das geistige Leben in Trier zur Römerzeit, in: Archiv für mittelalterliche Kirchengeschichte, 1974
Daley, L. J., Themistius' Plea for religious Tolerance, Greek, Roman and Byz. Studies, 12, 1971
Dallmayr, H., Die großen vier Konzilien. Nicaea, Konstantinopel, Ephesus, Chalcedon, 1961
Daniélou, J., Die heiligen Heiden des Alten Testaments, 1955
Daniélou, J., Vom Geheimnis der Geschichte, 1955
Daniel-Rops, H., Die Kirche im Frühmittelalter, 1953
Daniel-Rops, H., Die Umwelt Jesu. Der Alltag in Palästina vor 2000 Jahren, 1980
Daniel-Rops, H., Die Kirche zur Zeit der Apostel und Märtyrer, 1951
Dannenbauer, H., Grundlagen der mittelalterlichen Welt, Skizzen und Studien, 1958
Dannenbauer, H., Die römische Petruslegende, HZ 146, 1932
Dannenbauer, H., Die Entstehung Europas, Von der Spätantike zum Mittelalter. I. Der Niedergang der alten Welt im Westen, 1959. II. Die Anfänge der abendländischen Welt, 1962
Dassmann, E., Zur Entstehung des Monepiskopats, in: Jahrbuch für Antike und Christentum 17, 1974
Dassmann, E., Ist Petrus wirklich darin?, in: Kirschbaum, E., Die Gräber der Apostelfürsten. St. Peter und St. Paul in Rom, 1974
Dassmann, E., Ambrosius und die Märtyrer, in: Jahrbuch für Antike und Christentum 18, JbAC, 1975
Davidsohn, R., Geschichte von Florenz, 4 Bde., 1896–1927
Dawson, C., Die Gestaltung des Abendlandes. Eine Einführung in die Geschichte der abendländischen Einheit, 2. A., 1950
Deane, H. A., The political and social ideas of St. Augustin, 1963
Degenhart, F., Der hl. Nilus Sinaita. Sein Leben und seine Lehre vom Mönchtum, 1915
Deichmann, F. W., Christianisierung II, in: RAC II, 1954
Deichmann, F. W., Frühchristliche Kirchen in Rom, 1949
Deissmann, A., Paulus, 2. A., 1925
Delbrück, H., Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte, II. 1901–02, III. 1907, IV. 1920
Delbrück, R., Antike Porphyrwerke, 1932
Delius, W., Geschichte der Marienverehrung, 1963
Delling, G., Paulus' Stellung zu Frau und Ehe, 1931
Demandt, A., Zeitkritik und Geschichtsbild im Werk Ammians, 1965
Demandt, A., Die afrikanischen Unruhen unter Valentinian I., in: Diener/Barth/Zimmermann (Hg.), Afrika und Rom in der Antike, 1968

Demandt, A., Der Tod des älteren Theodosius, in: Historia 18, 1969
Demandt, A., Magister militum, in: RE Suppl. 12, 1970
Demandt, A., Geschichte als Argument. Drei Formen politischen Zukunftsdenkens im Altertum, 1972
Demandt, A./Brummer G., Der Prozeß gegen Serena im Jahre 408 n. Chr., Historia 26, 1977
Demandt, A., Die Feldzüge des älteren Theodosius, in: Hermes, 100, 1972
Dempf, A., Sacrum Imperium. Geschichts- und Staatsphilosophie des Mittelalters und der politischen Renaissance, 1929
Dempf, A., Geistesgeschichte der altchristlichen Kultur, 1964
den Boer, W./van der Nat/P. G., Sicking, C. M. J./van Winden, J. C. M., Romanitas et Christianitas, 1973
Denzler, G., Das Papsttum und der Amtszölibat. Erster Teil: Die Zeit bis zur Reformation, 1973
Denzler, G./Christ, F. u. a., Zum Thema Petrusamt und Papsttum, 1970
Deschner, K., Das Kapital der Kirche in der Bundesrepublik, in: G. Szczesny, Club Voltaire, Jahrbuch f. kritische Aufklärung, IV, 1970
Deschner, K., Abermals krähte der Hahn. Eine kritische Kirchengeschichte von den Anfängen bis zu Pius XII., 1962
Deschner, K., Mit Gott und den Faschisten. Der Vatikan im Bunde mit Mussolini, Franco, Hitler und Pavelić, 1965
Deschner, K. (Hg.), Das Christentum im Urteil seiner Gegner, Bd. I, 1969, Bd. II, 1971
Deschner, K. (Hg.), Warum ich aus der Kirche ausgetreten bin, 1970
Deschner, K., Das Kreuz mit der Kirche. Eine Sexualgeschichte des Christentums, 1974
Deschner, K., Kirche des Un-Heils. Argumente um Konsequenzen zu ziehen, 1974
Deschner, K. (Hg.), Warum ich Christ/Atheist/Agnostiker bin (mit Friedrich Heer und Joachim Kahl), 1977
Deschner, K., Ein Jahrhundert Heilsgeschichte. Die Politik der Päpste im Zeitalter der Weltkriege. Band I: Von Leo XIII. 1878 bis zu Pius XI. 1939. Band II: Von Pius XII. 1939 bis zu Johannes Paul I. 1978, 1982/83
Deschner, K., Nur Lebendiges schwimmt gegen den Strom, Aphorismen, 1984
Deschner, K., Die beleidigte Kirche oder Wer stört den öffentlichen Frieden. Gutachten im Bochumer §-166-Prozeß, 1986
Deschner, K., Opus Diaboli. Fünfzehn unversöhnliche Essays über die Arbeit im Weinberg des Herrn, 1987
De tribus impostoribus. Anno MD II C. Von den drei Betrügern 1598 (Moses, Jesus, Mohammed), hg. v. G. Bartsch, 1960
Dewick, E. C., The Christian Attitude to other Religions, 1953
Dibelius, M., Die Formgeschichte des Evangeliums, 2. A., 1933
Dibelius, M., Jesus, 2. A., 1947
Dibelius, M., Die Reden der Apostelgeschichte und die antike Geschichtsschreibung, Sitzungsbericht der Heidelberger Akad. der Wiss., 1949
Dibelius, M., Botschaft und Geschichte, Gesammelte Aufsätze, 1953
Diehl, E., Inscriptiones latinae christianae veteres I, 1925
Diehl, C., Justinian. The Imperial Restoration in the West, in: Gwatkin/Whitney (Ed.), The Cambridge Medieval History II, 1976

Diehl, C., Justinian's Government in the East, in: Gwatkin/Whitney (Ed.), The Cambridge Medieval History II, 1976
Diekamp, F., Gotteslehre des hl. Gregor v. Nyssa I, 1896
Diercke, Weltstatistik 84/85. Staaten, Wirtschaft, Bevölkerung, Politik, 1984
Dierich, J., Die Quellen zur Geschichte Priscillians, 1897
Dieringer, F. X., Kanzelvorträge
Diesner, H.-J., Afrika und Rom in der Zeit des Dominats, in: Diesner/Barth/Zimmermann (Hg.), Afrika und Rom in der Antike, 1968
Diesner, H.-J., Kirche und Staat im spätrömischen Reich. Aufsätze zur Spätantike und zur Geschichte der Alten Kirche, 1963
Diesner, H.-J., Die Laufbahn des «Comes Africae» Bonifatius und seine Beziehungen zu Augustin, in: Kirche und Staat im spätrömischen Reich, 1963
Diesner, H.-J., Gildos Herrschaft und die Niederlage bei Theueste, Klio 40, 1962
Diesner, H.-J., Orosius und Augustinus, in: Acta Antiqua Academiae Scientiarum Hungaricae, 1963
Diesner, H.-J., Der Untergang der römischen Herrschaft in Nordafrika, 1964
Diesner, H.-J., Studien zur Gesellschaftslehre und sozialen Haltung Augustins, 1954
Diesner, H.-J., Die Lage der nordafrikanischen Bevölkerung im Zeitpunkt der Vandaleninvasion, Historia 11, 1962
Diesner, H.-J., Kriege des Altertums. Griechenland und Rom im Kampf um den Mittelmeerraum, 1985
Diesner, H.-J., Die Circumcellionen von Hippo Regius, ThLZ 7, 1960
Diesner, H.-J., Das Vandalenreich, Aufstieg und Untergang, 1966
Diesner, H.-J., Possidius und Augustinus, in: Studia Patristica, Berlin 1962
Dignath-Düren, Kirche – Krieg – Kriegsdienst. Die Wissenschaft zu dem aktuellen Problem in der ganzen Welt, 1955
Dihle, A., Zum Streit um den Altar der Victoria, in: W. den Boer/P. G. van der Nat/C. M. J. Sicking/J. C. M. van Winden (Hg.), Romanitas et Christianitas, 1973
Dill, S., Roman society in the last century of the western empire, 2. ed. 1930
Dinsen, F., Homoousios. Die Geschichte des Begriffs bis zum Konzil von Konstantinopel (381), 1976
Dirks, W., Das schmutzige Geschäft? Die Politik und die Verantwortung der Christen, 1964
Dirks, W./Stammler, E., Warum bleibe ich in der Kirche? Zeitgenössische Antworten, 2. A., 1971
Dittrich, O., Geschichte der Ethik. Die Systeme der Moral vom Altertum bis zur Gegenwart, 2 Bde., 1926
Dobschütz, E. von, Das Decretum Gelasianum de libris recipiendis et non recipiendis (Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur Bd. 38, H. 4), 1912
Dodds, E. R., Pagan and Christian in an Age of Anxiety. Some Aspects of Religious Experience from Marcus Aurelius to Constantine, 1965
Dölger, F. J. (Hg.), Konstantin der Große und seine Zeit, 1913
Dölger, F., Byzanz und die europäische Staatenwelt. Ausgewählte Vorträge und Aufsätze, 1964
Dölger, F., Die Kaiserurkunde der Byzantiner, HZ, 1939

Dollinger, H., Schwarzbuch der Weltgeschichte. 5000 Jahre der Mensch des Menschen Feind, 1973
Döllinger, J. J. I. v., Christenthum und Kirche in der Zeit der Grundlegung, 1860
Donin, L. (Hg.), Leben und Thaten der Heiligen Gottes oder: Der Triumph des wahren Glaubens in allen Jahrhunderten. Mit Angabe der vorzüglichsten Geschichtsquellen und praktischer Anwendung nach den bewährtesten Geistesmännern. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, 7 Bde., 1861/62
Doppelfeld, O., Köln als Brücke zum Abendland, in: Böhner, K. (Hg.), Das erste Jahrtausend, II, 1964
Doergens, H., Eusebius von Caesarea, der Vater der Kirchengeschichte, ThGl 29, 1937
Doerner, A., Sentire cum Ecclesia. Ein dringender Aufruf und Weckruf an Priester, 1941
Doerries, H., Wort und Stunde. I. Bd.: Gesammelte Studien zur Kirchengeschichte des vierten Jahrhunderts, 1966. II. Bd.: Aufsätze zur Geschichte der Kirche im Mittelalter, 1969. III. Bd.: Beiträge zum Verständnis Luthers, 1970
Doerries, H., Das Selbstzeugnis Kaiser Konstantins, Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, Phil.-hist. Klasse, 34, 1954
Doerries, H., Konstantin der Große, 1958
Doskocil, W., Exkommunikation, in: RAC VII, 1969
Downey, G., A History of Antioch in Syria from Seleucus to the Arab Conquest, 1961
Drenkard, L., Mit dem Rosenkranz in den Himmel. Der große Segen des Rosenkranzgebetes, 1935
Dresdner, A., Kultur- und Sittengeschichte der italienischen Geistlichkeit im 10. und 11. Jahrhundert, 1890
Drews, A., Die Christusmythe II, 1911
Droysen, J. G., Historik, Vorlesungen über Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte, hrsg. von R. Hübner, 5. A., 1967
dtv-Lexikon der Antike I–III, 1971
Duchrow, U., Christenheit und Weltverantwortung. Traditionsgeschichte und systematische Struktur der Zweireichelehre, 1970
Dudden, F. H., The Life and Times of St. Ambrose, 2 Bde., II, 1935
Dulckeit G./Schwarz, F., Römische Rechtsgeschichte, neu bearbeitet von W. Waldstein, 1975
Dumoulin, M., The Kingdom of Italy under Odovacar and Theodoric, in: Gwatkin/Whitney, CMH I, 1975
Dunk, H. von der, Wertfreiheit und Geschichtswissenschaft, in: HZ, 214. Band, 1971
Dunlap, J. E., The Office of the Grand Chamberlain in the Later Roman and Byzantine Administration, 1924
Dvornik, F., Byzanz und der römische Primat, 1966
Dvornik, F., Pope Gelasius and Emperor Anastasius I., in: ByZ, 1951
Dvornik, F., Early Christian and Byzantine political philosophy, origins and background, Vol. 2, 1966
Eckert, W. P./Ehrlich, E. L., Judenhaß – Schuld der Christen?! Versuche eines Gesprächs, 1964
Eger, H., Kaiser und Kirche in der Geschichtstheologie Eusebs von Caesarea, ZNW 38, 1939

Egger, R., Der erste Theodosius, Byzantion 5, 1930
Ehlers, B., Bardesanes von Edessa – ein syrischer Gnostiker, in: ZKG, 81. Bd., 1970
Ehrhard, A., Die Kirche der Märtyrer, 1932
Ehrhard, A., Urkirche und Frühkatholizismus, 1935
Ehrhard, A., Die altchristlichen Kirchen im Westen und Osten. I. Die griechische und die lateinische Kirche, 1937
Ehrhardt, C. T. H. R., Constantinian Documents in Gelasius of Cyzicus, Ecclesiastical History, JbAC 23, 1980
Ehrlich, E. L., Geschichte der Juden von Deutschland, 1961
Elbern, St., Usurpationen im spätrömischen Reich, 1984
Eliade, M., Die Religionen und das Heilige, 1966
Engel-Janosi, F./Klingenstein, G., Lutz, H. (Hg.), Denken über Geschichte, 1974
Enßlin, W., Zu den Grundlagen von Odoakers Herrschaft, in: Serta Hoffilleriana, Zagreb, 1940
Ensslin, W., Zum Heermeisteramt des spätrömischen Reiches, Klio 24, 1931
Ensslin, W., Gottkaiser und Kaiser von Gottes Gnaden, 1943
Ensslin, W., Die Religionspolitik des Kaisers Theodosius d. Gr., SBA phil.-hist. Kl., 1953
Ensslin, W., Einbruch in die antike Welt: Völkerwanderung, in: Valjavec, F. (Hg.), Frühes Mittelalter, 1956
Ensslin, W., Theoderich der Große, 1947
Epperlein, S., Karl der Große. Eine Biographie, 1975
Erben, W., Kriegsgeschichte des Mittelalters, 1929
Erbes, C., Die Todestage der Apostel Paulus und Petrus und ihre römischen Denkmäler. Kritische Untersuchungen, 1899
Erdbrooke, R. O., Jr., The Visit of Constantius II to Rome in 357, in: American Journal of Philology, 97, 1976
Erdmann, C., Die Entstehung des Kreuzzuggedankens, 1955
Ernst, J., Der angebliche Widerruf Cyprians in der Ketzertauffrage, ZKTh 19, 1895
Espenberger, J. N., Aurelius Augustinus, Bibliothek der Kirchenväter, 1911
Estevant/Schneider (Hg.), Katholisches Gesang- und Gebetbuch für die Kriegsmarine, 1941
Evans, R. F., Fastidius and the Pseudo-Augustinian De Vita Christiana, JThS 13, 1962
Evans, R. F., Pelagius. Inquiries and Reappraisals, 1968
Evans, J. A. S., Christianity and Paganism in Procopius of Caesarea, in: Greek-Roman- and Byzantine-Studies, Vol. 12, 1971
Ewig, E., Zum christlichen Königsgedanken im Frühmittelalter, in: Mayer, Th. (Hg.), Das Königtum, 1956
Ewig, E., Das Bild Constantins des Großen in den ersten Jahrhunderten des abendländischen Mittelalters, HJ 75, 1956
Ewig, E., Die Kathedralpatrozinien im römischen und im fränkischen Gallien, HJ, 1960
Faber, K.-G., Objektivität in der Geschichtswissenschaft, 1975
Fairweather, W., The Background of the Gospels, 1911
Faulhaber, M. v., Das Schwert des Geistes. Feldpredigten im Weltkrieg, 2. A., 1917

Faulhaber, M. v., Charakterbilder biblischer Frauenwelt, 6. A., 1935
Feine, H. E., Kirchliche Rechtsgeschichte I. Die Katholische Kirche, 3. A., 1955
Feldgesangbuch für die evangelischen Mannschaften des Heeres, 1914
Fellermayr, J., Tradition und Sukzession im Lichte des römisch-antiken Erbdenkens, 1979
Ferdinandy, M. de, Der heilige Kaiser. Otto III. und seine Ahnen, 1969
Ferdinandy, M. de, Die nordeurasischen Reitervölker und der Westen bis zum Mongolensturm, in: Valjavec, F. (Hg.), Frühes Mittelalter, 1956
Fichtinger, C., Lexikon der Heiligen und Päpste, 1980
Fines, J., Who's who in the Middle Ages, 1970
Finley, M. I., Das antike Sizilien. Von der Vorgeschichte bis zur arabischen Eroberung, 1979
Fischer, J., Die Völkerwanderung im Urteil der zeitgenössischen kirchlichen Schriftsteller Galliens unter Einbeziehung des hl. Augustinus, 1948
Fischer, Th., Seleukiden und Makkabäer. Beiträge zur Seleukidengeschichte und zu den politischen Ereignisse in Judäa während der 1. Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr., 1980
Fleckenstein, J., Grundlagen und Beginn der deutschen Geschichte, 1974
Fleckenstein, J., Das großfränkische Reich: Möglichkeiten und Grenzen der Großreichsbildung im Mittelalter, in: HZ 233, 1981
Folz, R., The Concept of Empire in Western Europe from the Fifth to the Fourteenth Century, 1969
Forbes, C. A., Firmicus Maternus and the Secular arm, in: Class. Journ. 55, 1960
Foerster, W., Der Jupitertempel auf dem Tempelplatz zu Jerusalem, in: ThBl, 10, 1931
Förster, R., Kaiser Julian in der Dichtung alter und neuer Zeit, in: Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte, hg. v. M. Koch, 1905, 5. Bd., Heft 1
Forster, K., Die ekklesiologische Bedeutung des Corpus-Begriffs im Liber Regularum des Tyconius, MThZ, 1956
Frank, K. S., Gehorsam, RAC IX, 1976
Frank, K. S., «Adversos Judaeos» in der Alten Kirche in: B. Martin/E. Schulin (Hg.), Die Juden als Minderheit in der Geschichte, 1981
Frankenberg, G. v., Friedrich d. Große (1712–1786), in: Deschner (Hg.), Das Christentum im Urteil seiner Gegner, I, 1969
Frankenberg, G. v., Johann Wolfgang Goethe (1749–1832), in: Deschner (Hg.), Das Christentum im Urteil seiner Gegner, I, 1969
Franzen, A., Kleine Kirchengeschichte, 1965
Franzen A./Bäumer, R., Papstgeschichte, 1974
Fredouille, J.-C., Götzendienst, RAC XI, 1981
Fredriksson, H., Jahwe als Krieger, 1945
Frend, W. H. C., The Donatist Church. A movement of protest in Roman North Africa, 1952
Frend, W. H. C., The Rise of the Monophysite Movement: Chapters in the history of the church in the fifth and sixth centuries, 1972
Frend, W. H. C., Der Verlauf der Mission in der Alten Kirche bis zum 7. Jahrhundert, in: Frohnes, H./Knorr, U. W. (Hg.), Die Alte Kirche, 1974
Freudenberger, R., Die Auswirkungen kaiserlicher Politik auf die Ausbreitungsgeschichte des Christentums bis zu Diokletian, in: H. Frohnes/U. W. Knorr, Kirchengeschichte als Missionsgeschichte, Bd. I, Die Alte Kirche, 1974

Frick, H., Die Kirchen und der Krieg, 1933
Fridh, A., Die Bekehrung der Westgoten zum Christentum, in: U. E. Hagberg (Hg.), Studia Gotica, 1972
Friedländer, L., Sittengeschichte Roms, o. J.
Friedrich, P., St. Ambrosius von Mailand über die Jungfrauengeburt Marias (Virginitas Mariae in partu), in: Festgabe Alois Knopfler, 1917
Friedrichsen, A., Peristasenkatalog und Res Gestae, Symbolae Osloenses, 8, 1928
Friedrichsen, A., Zum Stil des paulinischen Peristasenkatalogs, 2. Cor, 11,23 ff., Symbolae Osloenses, 7, 1928
Fries, H. (Hg.), Handbuch theologischer Grundbegriffe, 4 Bde., 1970
Fries, H., Das Petrusamt im Zeugnis der Bibel, in: B. Moser (Hg.), Das Papsttum. Epochen und Gestalten, 1983
Frohnes, H./Knorr, U. W., Kirchengeschichte als Missionsgeschichte, Bd. I, Die Alte Kirche, 1974
Frossard, A., Gott existiert. Ich bin ihm begegnet, 1970
Frusta, G., Der Flagellantismus und die Jesuitenbeichte. Historisch-psychologische Geschichte der Geißelungsinstitute, Klosterzüchtigungen und Beichtstuhlverirrungen aller Zeiten, 1834
Fry, F. Clark (Hg.), Geschichtswirklichkeit und Glaubensbewährung, Festschrift für Bischof D. Dr. h. c. Friedrich Müller, 1967
Fuchs, E., Christus und der Geist bei Paulus, 1932
Fuchs, J., Handbuch zur Kirchengeschichte. Kommentar zum Lehrbuch «Katholische Kirchengeschichte» von Joseph Fuchs, 1962
Fuhrmann, H., Eine im Original erhaltene Propagandaschrift des Erzbischofs Gunthar von Köln (865), in: Archiv f. Diplomatik, 4, 1958
Fuhrmann, H., Einfluß und Verbreitung der pseudoisidorischen Fälschungen. Von ihrem Auftauchen bis in die neuere Zeit. Erster Teil, 1972
Funke, H., Majestäts- und Magieprozesse bei Ammianus Marcellinus, JbAC, 1967
Funke, H., Götterbild, RAC XI, 1981
Galling, K., Königliche und nichtkönigliche Stifter beim Tempel von Jerusalem, in: ZDPV 68, 1945
Galling, K., Der Ehrenname Elisäus und die Entrückung Elias', in: ZThK, 53, 1956
Galling, K. (Hg.), Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft, 3. A., I, 1957
Galling, K., Serubbabel und der Wiederaufbau des Tempels in Jerusalem, in: Festschrift W. Rudolph, 1961
Gamm, H.-J., Sachkunde zur biblischen Geschichte, 1965
Gamm, H.-J., Aggression und Friedensfähigkeit in Deutschland, 1968
Gams, P., Series episcoporum ecclesiae catholicae quotquot innotuerunt a beato Petro apostolo, 1873
Gams, P., Kirchengeschichte von Spanien, 2 Bde., 1. Abtlg., 1864
Garden, E., Sagt die Bibel die Wahrheit?, 2. A., 1959
Gardner, A., Religious Disunion in the Fifth Century, in: Gwatkin/Whitney (Ed.), The Cambridge Medieval History I, 1975
Gauss, J., Anselm von Canterbury. Zur Begegnung und Auseinandersetzung der Religionen, in: Säkulum, Bd. 17, 1966
Gautier, E. F., Geiserich, König der Wandalen. Die Zerstörung einer Legende, 1934

Geanakoplos, D. J., Church Building and ‹Caesaropapism› A.D. 312–565, in: Greek- Roman- and Byzantine-Studies, Vol. 7, 1966
Geerlings, W., Zur Frage der Nachwirkung des Manichäismus in der Theologie Augustins, ZKTh 93, 1971
Geffcken, J., Zwei griechische Apologeten, 1907
Geffcken, J., Das Christentum im Kampf und Ausgleich mit der griechisch-römischen Welt, 3. A., 1920
Geffcken, J., Der Ausgang des griechisch-römischen Heidentums. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe Heidelberg 1929, Darmstadt 1963
Gelmi, J., 1. Von den Anfängen bis zur Konstantinischen Wende, in: B. Moser (Hg.), Das Papsttum. Epochen und Gestalten, 1983
Gelmi, J., 2. Von der Konstantinischen Wende bis zum Ausgang der Antike, in: B. Moser (Hg.), Das Papsttum, Epochen und Gestalten, 1983
Gentili, R., La rivalità fra Ezio, Felice e Bonifacio e l'invasione dei Vandali in Africa. Mondo Classico 5, 1935
Gentz, G., Arianer, RAC I, 1950
Gentz, G., Athanasius, RAC I, 1950
Gerdes, H., Geschichte des deutschen Bauernstandes, 3. A., 1928
Gesche, H., Die Divinisierung der römischen Kaiser in ihrer Funktion als Herrschaftslegitimation, in: Chiron, 8, 1978
Gessel, W., Leo I., in: P. Manns, Reformer der Kirche, 1970
Gessel, W./Stockmeier, P., Bavaria Christiana, Zur Frühgeschichte des Christentums in Bayern. Festschrift Adolf Wilhelm Ziegler, 1973
Giese, H. (Hg.), Die Sexualität des Menschen. Handbuch der medizinischen Sexualforschung, 1953
Giesecke, H.-E., Die Ostgermanen und der Arianismus, 1939
Gigon, O., Die antike Kultur und das Christentum, 1966
Girardet, K. M., Kaisergericht und Bischofsgericht. Studien zu den Anfängen des Donatistenstreites (313–315) und zum Prozeß des Athanasius von Alexandrien (328–346), 1975
Girardet, K. M., Kaiser Konstantius II. als «Episcopus Episcoporum» und das Herrscherbild des kirchlichen Widerstandes (Ossius von Corduba und Lucifer von Calaris), Historia 26, 1977
Glasenapp, H. v., Von Buddha zu Gandhi, 1954
Glasenapp, H. v., Die nichtchristlichen Religionen, 1957
Glockner, H., Die europäische Philosophie von den Anfängen bis zur Gegenwart, 2. A., 1960
Gögler, R., Epiphanios von Salamis, in: Lexikon für Theologie und Kirche III
Goguel, M., Das Leben Jesu, 1934
Goemans, M., Chalkedon als «Allgemeines Konzil», in: A. Grillmeier/H. Bacht, Das Konzil von Chalkedon, I, 1951
Gontard, F., Die Päpste. Regenten zwischen Himmel und Hölle, 1959
Goppelt, L., Christentum und Judentum im 1. und 2. Jahrhundert, 1954
Goppelt, L., Kirche und Häresie nach Paulus, in: Gedenkschrift für W. Ebert, 1955
Goppelt, L., Der Missionar des Gesetzes, zu Röm. 2,21 f, in: Basileia, Walter Freytag zum 60. Geburtstag, 1959
Görlich, E. J., Kleine Kirchengeschichte, 1958
Gottlieb, G., Ambrosius von Mailand und Kaiser Gratian, 1973

Gottlieb, G., Ost und West in der christlichen Kirche des 4. und 5. Jahrhunderts, 1978
Gottlieb, G., Gratianus, RAC XII, 1983
Gottschalk, L., Generalization in the Writing of History, 1963
Goetz, H.-W., Die Geschichtstheologie des Orosius, 1980
Grabmann, M., Augustinus, LThK, 1. A., I, 1930
Graf, G., Chalkedon in der Überlieferung der christlichen arabischen Literatur, in: Grillmeier/Bacht, I, 1951
Grant, M., Roms Caesaren. Von Julius Caesar bis Domitian, 1983
Grant, M., Das Römische Reich am Wendepunkt. Die Zeit von Mark Aurel bis Konstantin, 1972
Grant, R. M., Christen als Bürger im Römischen Reich, 1981
Grant, R. M., Hermeneutics and Tradition in Ignatius of Antioch, in: Archivio di filosofia, 1963
Grant, M./Hazel, J., Lexikon der antiken Mythen und Gestalten, 1973
Grasmück, E. L., Coercitio. Staat und Kirche im Donatistenstreit, 1964
Graesser, E., Das eine Evangelium. Hermeneutische Erwägungen zu Gal. 1,6–10, in: Ders. Text und Situation. Gesammelte Aufsätze zum Neuen Testament, 1973
Gray, P. T. R., The Defense of Chalcedon in the East (451–453), 1979
Greenslade, S. L., Church and State from Constantin to Theodosius, 1954
Gregorovius, F., Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Herausgegeben von W. Kampf. Vollständige und überarbeitete Ausgabe in sieben Bänden, 1978
Greschat, M. (Hg.), Alte Kirche I, 1984
Grill, J., Der Primat des Petrus, 1904
Grillmeier, A., Jesus der Christus im Glauben der Kirche. 1. Von der Apostolischen Zeit bis zum Konzil von Chalcedon, 1979
Grillmeier, A., Jesus der Christus im Glauben der Kirche, Band 2/1. Das Konzil von Chalcedon (451), Rezeption und Widerspruch (451–518), 1986
Grillmeier, A., Die theologische und sprachliche Vorbereitung der christologischen Formel von Chalkedon, in: A. Grillmeier/H. Bacht (Hg.), Das Konzil von Chalkedon. Geschichte und Gegenwart, I, 1951
Grillmeier, A./Bacht, H. (Hg.), Das Konzil von Chalkedon. Geschichte und Gegenwart, I 1951, II 1953
Grisar, H., Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter. Rom beim Ausgang der antiken Welt. Nach den schriftlichen Quellen und den Monumenten, 1901
Groag, Maxentius, in: Pauly-Wissowa, Realenc. 28. Hbbd., 1966
Groh, D., Strukturgeschichte als «totale» Geschichte?, in: Schieder/Gräubig, Theoriegeschichte, 1977
Gröne, V., Papst-Geschichte, I, 2. A., 1875
Groß, J., Entstehungsgeschichte des Erbsündendogmas. Von der Bibel bis Augustinus, I, 1960
Gross, J., Theodor von Mopsuestia, ein Gegner der Erbsündenlehre, ZKG 1953/54
Grothusen, K.-D./Zernak, K., Europa Slavika – Europa Orientalis, Festschrift für Herbert Ludat zum 70. Geburtstag, 1980
Grotz, H., Die Stellung der römischen Kirche anhand frühchristlicher Quellen, Archiv. Hist. Pontif. 13, 1975

Grundmann, W., Das palästinensische Judentum im Zeitraum zwischen der Erhebung der Makkabäer und dem Ende des Jüdischen Krieges, in: J. Leipoldt/W. Grundmann (Hg.), Umwelt d. Urchristentums, 5. A., 1966
Grupp, G., Kulturgeschichte des Mittelalters, 6 Bde., 1907–1925
Grützmacher, G., Pachomius und das älteste Klosterleben. Ein Beitrag zur Mönchsgeschichte, 1896
Grützmacher, G., Hieronymus. Eine biographische Studie zur alten Kirchengeschichte, I, 1901, II, 1906, III, 1908
Güldenpenning, A., Geschichte des oströmischen Reiches unter den Kaisern Arcadius und Theodosius II., 1885, Nachdruck 1965
Gülzow, H., Christentum und Sklaverei in den ersten drei Jahrhunderten, 1969
Gülzow, H., Cyprian und Novatian, 1975
Gundlach, G., Die Lehre Pius XII. vom modernen Krieg, StdZ, 7. H., 1958/59
Gwatkin, H. M., Constantine and his City, in: Gwatkin/Whitney (Ed.), The Cambridge Medieval History I, 1975
Haacke, R. M., Rom und die Caesaren. Geschichte des Cäsaropapismus, 1947
Haacke, R., Die kaiserliche Politik in den Auseinandersetzungen um Chalkedon (451–553), in: Grillmeier/Bacht, II, 1953
Haardt, R., «Gnosis» und «Gnostizismus», in: Sacramentum Mundi. Theologisches Lexikon für die Praxis, II, 1968
Haas, H., Idee und Ideal der Feindesliebe in der außerchristlichen Welt, 1927
Habicht, Chr., Zur Geschichte des Kaisers Konstantin, in: Hermes, 86, 1958
Habicht, Chr., Die herrschende Gesellschaft in den hellenistischen Monarchien, in: VSWG 45, 1958
Hadot, P., Fürstenspiegel, RAC VIII, 1972
Hagberg, V. E. (Hg.), Studia Gotica, 1972
Hage, W., Die oströmische Staatskirche und die Christenheit des Perserreiches, in: ZKG, 84. Bd., 1973
Hagel, K. F., Kirche und Kaisertum in Lehre und Leben des Athanasius, 1933
Hagemeyer, O., Cyprian, in: P. Manns (Hg.), Reformer der Kirche, 1970
Hagendahl, H., Zu Augustins Beurteilung von Rom in De civitate Dei, Wiener Studien 79, 1966
Haehling, R. v., Die Religionszugehörigkeit der hohen Amtsträger des Römischen Reiches seit Constantius I. Alleinherrschaft bis zum Ende der Theodosianischen Dynastie (324–450 bzw. 455 n. Chr.), 1978
Haehling, R. v., Ammianus Marcellinus und der Prozeß von Skythopolis, in: JbAC 21, 1978
Haehling, R. v., Damascius und die heidnische Opposition im 5. Jahrhundert nach Christus, JbAC 23, 1980
Hahn, F., Die Petrusverheißung Mt 16, 18 f, Materialdienst des Konfessionskundlichen Instituts Bensheim 21, 1970
Halbe, J., Die Reihe der Inzest-Verbote Lev. 18,7–18. Entstehung und Gestaltungsstufen, in: ZAW, 92. Bd., 1980
Halbfaß, W., Porphyrios, in: K. Deschner (Hg.), Das Christentum im Urteil seiner Gegner, I, 1969
Halbfaß, W., Denis Diderot, in: Deschner (Hg.), Das Christentum im Urteil seiner Gegner I, 1969
Haller, J., Entstehung der germanisch-romanischen Welt, in: K. A. von Müller/

P. R. Rohden (Hg.), Knaurs Weltgeschichte. Von der Urzeit bis zur Gegenwart, 1935
Haller, J., Das Papsttum. Idee und Wirklichkeit I–V, 1965
Halporn, J. W., Saint Augustine Sermon 104 and the Epulae Venerales, JbAC 19, 1976
Hamman, A., Hieronymus, in: P. Manns (Hg.), Die Reformer der Kirche, 1970
Hamman, A., Kyrillos von Alexandria, in: P. Manns (Hg.), Reformer der Kirche, 1970
Hammond, N. G. L./Scullard, H. H., The Oxford Classical Dictionary, Sec. Ed. 1978
Haenchen, E., Die Apostelgeschichte, 10. A., 1956
Handbuch der Kirchengeschichte, hg. v. H. Jedin. Die Reichskirche nach Konstantin dem Großen. Erster Halbband: Die Kirche von Nikaia bis Chalkedon von K. Baus/E. Ewig, 2. A., 1979
Handbuch der Kirchengeschichte, hg. v. H. Jedin. Die Reichskirche nach Konstantin dem Großen. Zweiter Halbband: Die Kirche in Ost und West von Chalkedon bis zum Frühmittelalter (451–700) von K. Baus/H.-G. Beck/E. Ewig/H. J. Vogt, 2. A., 1982
Haendler, G., Wulfila und Ambrosius, 1961
Haendler, G., Der Ketzertaufstreit als ökumenisches Problem, in: Evangelische Missionszeitschrift, 23, 1966
Haendler, G., Die drei großen nordafrikanischen Kirchenväter über Mt. 16, 18–19, in: ThLZ 5/6, 1956
Haendler, G., Von Tertullian bis zu Ambrosius. Die Kirche im Abendland vom Ende des 2. bis zum Ende des 4. Jahrhunderts, 1978
Haendler, G., Die abendländische Kirche im Zeitalter der Völkerwanderung, 2. A., 1983
Hanhart, R., Fragen um die Entstehung der LXX, in: Vet. Test. 12, 1962
Hanssens, J. M., Il concilio di Aquileia nel 381 alla luce dei documenti contemporanei, in: Scuola cattolica 103, 1975
Hardtwig, W., Die Verwissenschaftlichung der Geschichtsschreibung und die Ästhetisierung der Darstellung, in: R. Koselleck/H. Lutz/J. Rüsen (Hg.), Formen der Geschichtsschreibung IV, 1982
Hardy, E. R., The patriarchate of Alexandria, Church History 15, 1946
Harnack, A. v., Militia Christi. Die christliche Religion und der Soldatenstand in den ersten drei Jahrhunderten, 1905
Harnack, A. v., Marcion: Das Evangelium vom fremden Gott, 1921
Harnack, A. v., Lehrbuch der Dogmengeschichte, II, 5. A., 1931 (Nachdruck 1964)
Harnack, A., Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten, 2. A., 1906, 4. A., 1924
Häring, B., Das Gesetz Christi. Moraltheologie. Sechste erweiterte und gründlich bearbeitete Ausgabe, 3 Bde., 1961
Harris, R., Editions and translations of Christian documents in Syria and Garstunu, in: Woodbrooke Studies, 11, 1927
Harrison, R. M., The Emperor's Zeno's Real Name, ByZ 74, 1981
Härtel, G., Zur rechtlichen Stellung der Sklaven, Klio, 1977
Hartmann, C. M., Geschichte Italiens im Mittelalter, 4 Bde., 1897 ff (Neudruck 1969)

Hauck, A., Kirchengeschichte Deutschlands, 5 Bde., 1887–1920
Hauck, F. Theologisches Fremdwörterbuch, 1950
Hauck, K. (Hg.), Frühmittelalterliche Studien, 7. Bd., 1973
Hauptmann, L., Kroaten, Goten und Sarmaten, in: Germanoslavica, Vierteljahresschrift für die Erforschung der germanisch-slavischen Kulturbeziehungen, 1935
Hay, D., Das Reich Christi. Das mittelalterliche Europa nimmt Gestalt an, in: D. T. Rice (Hg.), Morgen des Abendlandes, 1965
Heer, F., Mittelalter, 1961
Heer, F., Kreuzzüge – gestern, heute, morgen?, 1969
Heer, F., Abschied von Höllen und Himmeln. Vom Ende des religiösen Tertiär, 1970
Heer, F., Ohne Papsttum kein Abendland, in: B. Moser (Hg.), Das Papsttum, Epochen und Gestalten, 1983
Heering, W., Kaiser Valentinian I., 1927
Hefele, C. J., Beiträge zur Kirchengeschichte, Archäologie und Liturgik, 1. Bd., 1864
Hegel, G. F. W., Vorlesungen über Ästhetik, Werke Bd. 10. Teil 3, 2. A., 1843
Heiler, F., Erscheinungsformen und Wesen der Religion, 1961
Heiler, F., Die Religionen der Menschheit in Vergangenheit und Gegenwart, 1959
Heiler, F., Urkirche und Ostkirche, 1937
Heiler, F., Der Katholizismus. Seine Idee und seine Erscheinung, 1923
Heiler, F., Altkirchliche Autonomie und päpstlicher Zentralismus, 1941
Heilmann, A. (Hg.), Texte der Kirchenväter, nach Themen geordnet, 5 Bde., 1963
Heinzberger, F., Heidnische und christliche Reaktion auf die Krisen des Weströmischen Reiches in den Jahren 395–410 n. Chr., 1976
Heinzelmann, M., Bischofsherrschaft in Gallien. Zur Kontinuität römischer Führungsschichten vom 4. bis zum 7. Jahrhundert. Soziale, prosopographische und bildungsgeschichtliche Aspekte, 1976
Helbling, H., Goten und Wandalen. Wandlung der historischen Realität, 1954
Held, W., Die gallische Aristokratie im 4. Jahrhundert hinsichtlich ihrer Siedlungsstandorte und ihrer zentralen Stellung zur römischen Provinzial- bzw. Zentraladministration, in: Klio, 1976
Hellinger, W., Die Pfarrvisitation nach Regino von Prüm, in: ZSSR, Kan. Abt., 1962/63
Hempel, J., Die israelischen Anschauungen von Segen und Fluch im Lichte altorientalischer Parallelen, in: ZDMG, Leipzig NF 4, 1925
Hendrikx, E., Augustinus, LThK I, 1957
Hengel, M., Die Zeloten, 1961
Hengel, M., Judentum und Hellenismus. Studien zu ihrer Begegnung unter besonderer Berücksichtigung Palästinas bis zur Mitte des 2. Jh. v. Chr., 2. verb. A., 1973
Hengel, M., Juden, Griechen und Barbaren, 1976
Hennecke, E., Neutestamentliche Apokryphen, 2. A., 1924
Henrichs, A., Mani and the Babylonien Baptists. A Historical Confrontation, in: Harvard Studies in Class. Philol. 77, 1973
Henrichs, A./Koenen, L., Der Kölner Mani-Kodex, Edition, in: ZPE 19, 1975
Henrichs, A./Koenen, L., Ein griechischer Mani-Codex, in: ZPE 5, 1970

Henting, H. v., Der Friedensschluß. Geist und Technik einer verlorenen Kunst, 1965
Hentig, H. v., Die Besiegten. Zur Psychologie der Masse auf dem Rückzug, 1966
Hentig, H. v., Die Strafe. I Frühformen und kulturgeschichtliche Zusammenhänge, 1954. II Die modernen Erscheinungsformen, 1955
Hergenröther, J., Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte, 2. A. I, 1879
Hergenröther, J., Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte, 3. verbesserte Auflage I, 1884
Hernegger, R., Macht ohne Auftrag. Die Entstehung der Staats- und Volkskirche, 1963
Herrmann, F., Symbolik und Religionen der Naturvölker, 1961
Herrmann, J., Ein Streitgespräch mit verfahrensrechtlichen Argumenten zwischen Kaiser Konstantius und Bischof Liberius, in: Festschrift für H. Liermann zum 70. Geburtstag, hg. v. K. Obermayer/H.-R. Hagemann, 1964
Herrmann/Sellnow (Hg.), Die Rolle der Volksmassen in der Geschichte der verkapitalistischen Gesellschaftsformationen. Zum XIV. Internationalen Historiker-Kongreß in San Francisco 1975, 1975
Herter, H., Die Soziologie der antiken Prostitution im Lichte des heidnischen und christlichen Schrifttums, in: JbAC, 1960
Hertling, L., Geschichte der katholischen Kirche, 1949
Heussi, K., Die römische Petrustradition in kritischer Sicht, 1955
Heussi, K., Marcion, Vergangenheit und Gegenwart XVI, 1926
Heussi, K., Eine französische Stimme zur römischen Petrustradition, in: Die Christliche Welt, 1939
Heussi, K., Drei vermeintliche Beweise für das Kommen des Petrus nach Rom, in: Historische Zeitschrift, 1958
Heussi, K., Galater 2 und der Lebensausgang der jerusalemischen Urapostel, in: ThLZ, 1952
Heussi, K., ‹Papst› Anencletus I. und die memoria Petri auf dem Vatikan, Deutsches Pfarrerblatt, 1949
Heussi, K., Das Grab des Petrus, in: Deutsches Pfarrerblatt, 1949
Heussi, K., Petrus und die beiden Jakobus in Galater 1–2, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Friedrich-Schiller-Universität Jena, 1956/57
Heussi, K., Die Entstehung der römischen Petrustradition, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Friedrich-Schiller-Universität Jena, 1952/53
Heussi, K., Ist die sogenannte römische Petrustradition bereits im Lukasevangelium und schon kurz nach dem Jahre 70 bezeugt, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Friedrich-Schiller-Universität Jena, 1956/57
Heussi, K., Kompendium der Kirchengeschichte, 1949
Heyer, F. (Hg.), Die Kirche Armeniens. Eine Volkskirche zwischen Ost und West, 1978
Higgins, M. J., Aphraates' dates for the Persian persecution, in: ByZ 44, 1951
Hildebrand, P., Die Absetzung des Papstes Silverius (537). Eine quellenkritische Untersuchung, HJ, 42. Bd., 2. Heft, 1922
Hiltbrunner, O., Die Heiligkeit des Kaisers. Zur Geschichte des Begriffs sacer, Frühmittelalterliche Studien, Jahrb. des Inst. für Fr., Bd. 2, 1968
Hirsch, E., Das vierte Evangelium in seiner ursprünglichen Gestalt, 1936
His, R., Das Strafrecht des deutschen Mittelalters. I Die Verbrechen und ihre Folgen im allgemeinen, 1920. II Die einzelnen Verbrechen, 1935

Höcht, J. M., Maria rettet das Abendland. Fatima und die «Siegerin in allen Schlachten Gottes» in der Entscheidung um Rußland, 1953
Hoffmann, R., Geschichte und Praxis. Ihre prinzipielle Begründung durch Klemens von Alexandrien. Ein Beitrag zum spätantiken Platonismus, 1979
Hofmann, F., Der Kampf der Päpste um Konzil und Dogma von Chalkedon von Leo dem Großen bis Hormisdas (451–519), in: Grillmeier/Bacht, Das Konzil von Chalkedon, II, 1953
Hofmann, F., Der Kirchenbegriff des hl. Augustinus in seinen Grundlagen und in seiner Entwicklung, 1933
Hoheisel, K., Das Urteil über die nichtchristlichen Religionen im Traktat «De errore profanarum religionum» des Julius Firmicus Maternus, 1972
Hoekendijk, J., Kirche, in: Schultz (Hg.), Theologie für Nichttheologen, 2. Folge
Holl, K., Augustins innere Entwicklung, in: Gesammelte Aufsätze zur Kirchengeschichte III, 1928
Holl, K., Gesammelte Aufsätze zur Kirchengeschichte III, 1928
Holmes, W. G., The Age of Justinian and Theodora, 2. A., 1912
Holtzmann, R., Die Italienpolitik der Merowinger und des Königs Pippin, 2. A., 1962
Holum, K. G., Theodosian Empresses. Woman and Imperial Dominion in Late Antiquity, 1982
Honigmann, E., The Original Lists of the Members of the Council of Nicaea, the Robber-Synod and the Council of Chalcedon, Byzantion 16, 1944
Honigmann, E., Juvenal of Jerusalem, in: Dumbarton Oaks Papers 5, 1950
Hönn, K., Konstantin der Große. Leben einer Zeitenwende, 2. A., 1945
Hornus, J.-M., Politische Entscheidung in der alten Kirche. Mit einem Vorwort von Nikolaus Koch, 1963
Hoerster, N. (Hg.), Recht und Moral. Texte zur Rechtsphilosophie, 1977
Höss, J., Duldung, Glaubenszwang und Widerstand. Eine Stellungnahme Johann Spangenbergs aus dem Jahre 1541, in: AR, 1970
Hruby, K., Die Synagoge, Geschichtliche Entwicklung einer Institution, 1971
Hruby, K., Juden und Judentum bei den Kirchenvätern, 1971
Huber, W., Passah und Ostern. Untersuchungen zur Osterfeier der alten Kirche, 1969
Hulen, A. B., The Dialogues with the Jews as Sources of the Early Jewish Argument against Christianity, in: Journal of Biblical Literature, 51, 1932
Hümmeler, H., Helden und Heilige, o. J.
Hünen, E., Staatliche Macht und Katholizismus in Deutschland, I, 1969
Hunger, H. (Hg.), Byzantinische Geisteswelt. Von Konstantin dem Großen bis zum Fall Konstantinopels, 1958
Hyde, H. M., Geschichte der Pornographie. Eine wissenschaftliche Studie, 1965
Hyde, W. W., Paganism to Christianity in the Roman Empire, 1946
Iggers, G. G., Deutsche Geschichtswissenschaft, 1971
Illmer, D., Formen der Erziehung und Wisensvermittlung im frühen Mittelalter. Quellenstudien zur Frage der Kontinuität des abendländischen Erziehungswesens, 1971
Instinsky, H. U., Bischofsstuhl und Kaiserthron, 1955
Irmscher, J., Die Widerspiegelung der Rolle der Volksmassen in der historischen Literatur der Justinianischen Zeit, in: Herrmann/Sellnow (Hg.), Die Rolle der Volksmassen, 1975

Iserloh, E./Repgen, K. (Hg.), Reformata Reformanda, Festgabe für Hubert Jedin, I, 1965
Jacob, L., Aufstände und Volksbewegungen in der Darstellung Ammians, in: Herrmann/Sellnow (Hg.), Die Rolle der Volksmassen, 1975
Jacob-Karau, L./Ulmann, J., Warum Ammian-Forschung heute?, in: Klio, 1976
Jalland, T. G., The Life and the Times of St. Leo the Great, 1941
James, E. O., Das Priestertum, Wesen und Funktion. Eine vergleichende und anthropologische Studie, o. J.
Jansen, H. L., Die Politik Antiochus IV., 1943
Janson, E., Johann Nikolaus von Hontheim – Justinus Febronius. Zum Werk und seinen Gegnern, in: AMrhKG 28, 1976
Jäntere, K., Die römische Weltreichsidee und die Entstehung der weltlichen Macht des Papstes, 1936
Jauss, H. R., Der Gebrauch der Fiktion in Formen der Anschauung und Darstellung der Geschichte, in: R. Koselleck/H. Lutz/J. Rüsen (Hg.), Formen der Geschichtsschreibung, 1982
Jedin, H., Kleine Konziliengeschichte. Die zwanzig ökumenischen Konzilien im Rahmen der Kirchengeschichte, 1959
Jenni, E., Zwei Jahrzehnte Forschung an den Büchern Josua bis Könige. IV. Josuabuch, ThR, NF 27, 1961
Jeremias, J., Hesekiel-Tempel und Serubbabel-Tempel, ZAW, 52, 1934
Jeremias, J., Jesu Verheißung an die Völker, 1956
Joannou, P.-P., Die Ostkirche und die Cathedra Petri im 4. Jahrhundert. Bearbeitet v. G. Denzler, 1972
Jones, A. H. M., The Social Background of the struggle between Paganism and Christianity, in: Momigliano (Hg.), The Conflict, 1964
Jones, A. H. M., The Greek City, 1940
Jones, A. H. M., The Constitutional Position of Odoacer and Theoderic, in: JRS, 1962
Jones, A. H. M., The later Roman Empire 284–602. A social, economic and administrative survey, 2 Bde., 1973
Jones, A. H. M., The Prosopography of The Later Roman Empire 260–395, 1, 1971
Jouassard, G., Cyrill v. Alexandrien, RAC III, 1957
Junker, D./Reisinger, P., Was kann Objektivität in der Geschichtswissenschaft heißen, und wie ist sie möglich?, in: Th. Schieder/G. Gräubig (Hg.), Theorieprobleme der Geschichtswissenschaft, 1977
Junker, H., Der alttestamentliche Bann gegen heidnische Völker als moraltheologisches und offenbarungsgeschichtliches Problem, in: ThZ 56, 1947
Jürgensmeier, F., Der mystische Leib Christi als Grundprinzip der Aszetik. Aufbau des religiösen Lebens und Strebens aus dem Corpus Christi mysticum, 1938
Jüthner, J., Hellenen und Barbaren, 1923
Kadelbach, G. (Hg.), Wissenschaft und Gesellschaft, 1967
Kaegi, W. E., Arianism and the Byzantine Army in Africa, 533–546, in: Traditio, Studies in Ancient and Medieval History, Thougt and Religion, 1965
Kaegi, W. E., The Byzantinum and the Decline of Rome
Kahl, A.-D., Zum Geist der deutschen Slawenmission des Hochmittelalters, in: Beumann, Heidenmission, 1963

Kallis, A., Petrus der Fels – der Stein des Anstoßes? Das ‹Petrusamt› in der Sicht der Orthodoxie, in: Das Papstamt, Dienst oder Hindernis für die Ökumene, 1985
Kämpf, H., Das Reich im Mittelalter, 1950
Kant, I., Kritik der reinen Vernunft, Text der Ausgabe 1781 mit Beifügung sämtlicher Abweichungen der Ausgabe 1787, ed. v. K. Kehrbach
Kantzenbach, F.-W., Die Geschichte der christlichen Kirche im Mittelalter, 1967
Kantzenbach, F. W., Urchristentum und alte Kirche. Das Christentum von seinen Anfängen bis zum Zerfall des römischen Reiches, 1964
Karayannopoulos, J., Das Finanzwesen des frühbyzantinischen Staates, 1958
Karayannopoulos, J., Konstantin der Große und der Kaiserkult, Historia 5, 1956
Karpp, H., Konstantins Gesetzgebung gegen die private Haruspizin aus den Jahren 319 bis 321, ZNW 41/42, 1942
Karrer, O., Papst, in: Fries, H. (Hg.), Handbuch theol. Grundbegriffe III, 1970
Käsemann, E., Die Legitimität des Apostels. Eine Untersuchung zu 2. Kor. 10–13, ZNW, 1942
Kaser, M., Das römische Privatrecht, Zweiter Abschnitt, 1959
Kasper, W., Dienst an der Einheit und Freiheit der Kirche. Zur gegenwärtigen Diskussion um das Petrusamt in der Kirche, in: A. Brandenburg/H. J. Urban (Hg.), Petrus und Papst II, 1978
Kawerau, P., Die nestorianischen Patriarchate in der neueren Zeit, in: ZKG, 67. Bd., 1955/56
Kawerau, P., Geschichte der alten Kirche, 1967
Kawerau, P., Geschichte der mittelalterlichen Kirche, 1967
Keeler, L. W., The problem of error from Plato to Kant. A historical and critical study. Pontifica Universitas Gregoriana, Vol. VI, 1934
Keller, H., Spätantike und Frühmittelalter im Gebiet zwischen Genfer See und Hochrhein, in: K. Hauck (Hg.), Frühmittelalterliche Studien, 7. Bd., 1973
Keller, H. L., Reclams Lexikon der Heiligen und der biblischen Gestalten. Legende und Darstellung in der bildenden Kunst, 1968
Kellner, H.-J., Die Zeit der römischen Herrschaft, in: M. Spindler (Hg.), Handbuch der bayerischen Geschichte, 1968
Kellner, W., Libertas und Christogramm. Motivgeschichtliche Untersuchungen zur Münzprägung des Kaisers Magnentius (350–353), 1969
Kempf, F., Primatiale und episkopal-synodale Struktur der Kirche vor der gregorianischen Reform, in: Archivum Historiae Pontificiale, 16, 1978
Kempter, K., Der Kampf des römischen Staates gegen fremde Kulte, 1944
Kent, J. P. C., The Revolt of Trier against Magnentius, NC, 19, 1959
Kettler, F. H., Der melitianische Streit in Ägypten, in: ZNW 35, 1936
Kidd, J., A History of the Church to A.D. 461, 3 Bde., 1922
Kilian, R., Literarkritische und formgeschichtliche Untersuchung des Heiligkeitsgesetzes, 1963
Kindermann, H./Dietrich, M., Lexikon der Weltliteratur, 1950
Kindlers Malerleilexikon, IV, 1967
Kirchner, H., Der Ketzertaufstreit zwischen Karthago und Rom und seine Konsequenzen für die Frage nach den Grenzen der Kirche, ZKG 81, 1970
Kirsch, J. P., Die Kirche in der antiken griechisch-römischen Kulturwelt, 1930
Kirschbaum, E., Die Gräber der Apostelfürsten. St. Peter und St. Paul in Rom. Mit einem Nachtragskapitel von Ernst Dassmann, 1974

Kittel, G., Die Probleme des palästinensischen Spätjudentums und des Urchristentums, 1926
Klauser, Th., Der Ursprung der bischöflichen Insignien und Ehrenrechte, 1953
Klauser, Th., Die Römische Petrustradition im Licht der neuen Ausgrabungen unter der Petruskirche, 1956
Klauser, Th., Rom und der Kult der Gottesmutter Maria, JbAC 15, 1972
Klauser Th., Sind der christlichen Oberschicht seit Mark Aurel die höheren Posten im Heer und in der Verwaltung zugänglich gemacht worden?, JbAC 16, 1973
Klauser, Th., Gottesgebärerin, RAC XI, 1981
Klausner, J., Von Jesus zu Paulus, 1950
Klein, K. K., Frithigern, Athanarich und die Spaltung des Westgotenvolks am Vorabend des Hunneneinbruchs (375 n. Chr.), Südostforschung 19, 1960
Klein, K. K., Gotenprimas Wulfila als Bischof und Missionar, in: F. Clark Fry, Geschichtswirklichkeit und Glaubensbewährung, Festschrift für Bischof F. Müller, 1967
Klein, R., Symmachos. Eine tragische Gestalt des ausgehenden Heidentums, 1971
Klein, R., Der Streit um den Victoriaaltar. Die dritte Relatio des Symmachus und die Briefe 17, 18 und 57 des Mailänder Bischofs Ambrosius. Einführung, Text, Übersetzung und Erläuterungen, 1972
Klein, R., Constantius II. und die christliche Kirche, 1977
Klinge, G., Armenien, in: RAC I, 1950
Klinkenberg, H. M., Papst Leo der Große. Römischer Primat und Reichskirchenrecht, 1950
Klinkenberg, H. M., Papsttum und Reichskirche bei Leo d. Gr., in: ZSavRGkan, 1952
Klostermann, H., Das Matthäusevangelium, 2. A., 1927
Kluke, P., Neuere Geschichte, in: Kadelbach, Wissenschaft und Gesellschaft, 1967
Kmosko, M., De persecutione Saporis, in: R. Graffin, Ptrologia Syriaca I, 2, Parisiis, 1907
Knopf, R., Das nachapostolische Zeitalter, 1905
Knopf, R., Einführung in das Neue Testament, 3. A., 1930
Knopf, R./Krüger, G. (Hg.), Ausgewählte Märtyrerakten, 1929
Knöpfler, A., Lehrbuch der Kirchengeschichte, 6. A., 1924
Kober, F., Die Deposition und Degradation, nach den Grundsätzen des kirchlichen Rechts historisch dogmatisch dargestellt, 1867
Kober, F., Die körperliche Züchtigung als kirchliches Strafmittel gegen Cleriker und Mönche, 1875
Köbert, R., Orientalistische Bemerkungen zum Kölner Mani-Kodex, in: ZPE 8, 1971
Koch, C., Gottheit und Mensch im Wandel der römischen Staatsform, in: H. Berve, Das neue Bild der Antike, 2. Bd.: Rom 1942
Koch, F. J., Katholische Apologetik. Nach der oberhirtlichen Instruktion für die Oberklassen der höheren Lehranstalten in Bayern, neu bearbeitet von M. Siebengartner, 3. A., 1910
Koch, H., Cathedra Petri, 1930
Koch, H., Die Kirchenbuße des Kaisers Theodosius d. Gr. in Geschichte und Legende, in: HJ, 1907

Koch, H., Cyprian und der römische Primat, 1910
Koch, H., Cyprianische Untersuchungen, 1926
Koch, K., Zur Geschichte der Erwählungsvorstellung in Israel, ZAW 67, 1955
Koch, K., Kleine Deutsche Kirchengeschichte, 1940
Koehler, F., Der Weltkrieg im Lichte der deutsch-protestantischen Kriegspredigt, 1915
Koehler, F., Das religiös-sittliche Bewußtsein im Weltkriege, 1917
Köhler, W., Ursprung und Wesen der Problematik: «Staat und Kirche», ThBl, Januar 1936, Nr. 1
Kohns, H. P., Versorgungskrisen und Hungerrevolten im spätantiken Rom, 1961
Kolping, A., Alte Ketzerhüte auf neuen Häuptern? Zur «nestorianischen» oder «monistischen» Tendenz in heutiger Theologie, ZKTh, 96 Bd., 1974
Koeniger, A. M. (Hg.), Festgabe Albert Erhard, 1922
Koopmans, J. H., Augustine's First Contact with Pelagius and the Dating of the Condemnation of Caelestius at Carthago, in: V. Chr., 8, 1954
Koep, L., Bischofsliste, RAC II, 1954
Koep, L., Die Konsektationsmünzen Kaiser Konstantins und ihre religionspolitische Bedeutung, JbAC, 1, 1958
Kornemann, E., Weltgeschichte des Mittelmeer-Raumes. Von Philipp II. von Makedonien bis Muhammed. Herausgegeben von H. Bengtson. Zweiter Bd. Von Augustus bis zum Sieg der Araber, 1949
Kornemann, E., Römische Geschichte. Zweiter Bd. Die Kaiserzeit, 4. A., bearb. v. H. Bengtson, 1960
Koschorke, K., Hippolyt's Ketzerbekämpfung und Polemik gegen die Gnostiker. Eine tendenzktitische Untersuchung seinet «Refutatio omnium haeresium», 1975
Koselleck, R., Über die Theoriebedürftigkeit der Geschichtswissenschaft, in: Th. Schieder/K. Gräubig, Theorieprobleme der Geschichtswissenschaft, 1977
Koselleck, R./Mommsen, W. J./Rüsen, J. (Hg.), Objektivität und Parteilichkeit in der Geschichtswissenschaft, 1977
Koselleck, R., Vergangene Zukunft, Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, 1979
Kosminski, J. A./Skaskin, S. D., Geschichte des Mittelalters, Bd. 1, 1958
Kösters, L., Die Kirche unseres Glaubens. Eine theologische Grundlegung katholischer Weltanschauung, 1935
Kötting, B., Das Wirken des ersten Styliten in der Öffentlichkeit, ZMR 37, 1953
Kötting, B., Die abendländischen Teilnehmer an den ersten allgemeinen Konzilen, in: E. Iserloh/K. Repgen (Hg.), Reformata Reformanda. Festgabe für Hubert Jedin, I, 1965
Kötting, B., Christentum I (Ausbreitung), RAC II, 1954
Kötting, B., Melania die Jüngere, in: P. Manns (Hg.), Reformer der Kirche, 1970
Kötting, B., Mit staatlicher Macht gegen Häresien?, in: J. Schreiner (Hg.), Die Kirche im Wandel der Gesellschaft, 1970
Kötting, B., Die Stellung des Konfessors in der Alten Kirche, in: JbAC 19, 1976
Kötting, B., Religionsfreiheit und Toleranz im Altertum, 1977
Kötting, B., Peregrinatio Religiosa. Wallfahrten in der Antike und das Pilgerwesen in der alten Kirche, 1950
Kraft, H. (Hg.), Eusebius von Caesarea, Kirchengeschichte, 1967
Kraft, H., Kirchenväter Lexikon, 1966

Kraft, H., Kaiser Konstantins religiöse Entwicklung, 1955
Kraft, K., Das Silbermedaillon Constantins des Großen mit dem Christusmonogramm auf dem Helm, Jahrbuch für Numismatik und Geldgeschichte, 1955
Kraft, K., Die Taten der Kaiser Constans und Constantius II., in: Jahrbuch für Numismatik und Geldgeschichte, IX, 1958
Krämer-Badoni, R., Judenmord Frauenmord Heilige Kirche, 1988
Kraus, F. F., Die Münzen Odovakars und des Ostgotenreiches in Italien, 1928
Krause, G., Theologische Fragwürdigkeiten der Lutherbibel-Revision von 1975, in: ZThK, Beiheft 5, 1981
Krause, W., Die Stellung der frühchristlichen Autoren zur heidnischen Literatur, 1958
Krikorian, M., Die Geschichte der Armenisch-Apostolischen Kirche, in: F. Heyer (Hg.), Die Kirche Armeniens. Eine Volkskirche zwischen Ost und West, 1978
Krüger, G., Lucifer, Bischof von Calaris und das Schisma der Luciferaner, 1886
Krüger, G., Die Rechtsstellung der vorkonstantinischen Kirchen, 1935
Kuhn, K., Die wahre Kirche. Ein Büchlein für Katholiken zur Stärkung im katholischen Glauben, 1919
Kühner, H., Die Kreuzzüge – eine pseudotheologische Grundfrage, 3 Teile, Radio Bremen, DRS Studio Bern, September/Oktober 1970
Kühner, H., Lexikon der Päpste von Petrus bis Paul VI., o. J.
Kühner, H., Gezeiten der Kirche in zwei Jahrtausenden, I, 1970
Kühner, H., Der Antisemitismus der Kirche. Genese, Geschichte und Gefahr, 1976
Kühner, H., Das Imperium der Päpste. Kirchengeschichte – Weltgeschichte – Zeitgeschichte. Von Petrus bis heute, 1977
Kupisch, K., Kirchengeschichte, I, 1973, II, 1974
Lacarrière, J., Die Gott-Trunkenen, 1967
Lachmann, O. F., Die Bekenntnisse des heiligen Augustinus, o. J.
Lammers, W., Otto Bischof von Freising, Chronik oder die Geschichte der zwei Staaten, 1961
Lampl, H. E., Franz Camille Overbeck, in: Deschner (Hg.), Das Christentum im Urteil seiner Gegner, I, 1969
Langenfeld, H., Christianisierungspolitik und Sklavengesetzgebung der römischen Kaiser von Konstantin bis Theodosius II, 1977
Langgärtner, G., Die Gallienpolitik der Päpste im 5. und 6. Jahrhundert. Eine Studie über den apostolischen Vikariat von Arles, 1964
Lapide, P./Pannenberg, W., Judentum und Christentum. Einheit und Unterschied. Ein Gespräch, 1981
Laqueur, R., Der jüdische Historiker Flavius Josephus, 1920
Laqueur, R., Die beiden Fassungen des sog. Toleranzedikts von Mailand, Epitymbion Swoboda, 1927
Laqueur, R., Eusebius als Historiker seiner Zeit, 1929
Larrimore, D., Die Synode von Antiochien (324/25) und ihre Bedeutung für Eusebius von Caesarea und das Konzil von Nizäa, in: ZKG, 81. Bd., 1970
Larson, C. W. R., Theodosius and the Thessalonian Massacre Revisited. Yet again, in: SP 10, 1970
Laub, G., Denken verdirbt den Charakter. Alle Aphorismen, 1984
Lauchert, F., Das Leben des heiligen Athanusius des Großen, 1911

Lauer, M. (Hg.), Des Faustus von Byzanz Geschichte Armeniens, 1879
Lea, H. C., Geschichte der Inquisition im Mittelalter. I: Ursprung und Organisation der Inquisition, 1905; II: Die Inquisition in den verschiedenen christl. Ländern, 1909; III: Die Tätigkeit der Inquisition auf besonderen Gebieten, 1913
Lechner, K., Hellenen und Barbaren im Weltbild der Byzantiner, 1954
Lecky, W. E. H., Sittengeschichte Europas von Augustus bis auf Karl den Großen. Zweite rechtmäßige Auflage, mit den Zusätzen der dritten englischen vermehrt, und durchgesehen v. F. Löwe, 2 Bde., 1879
Leclerc, J., Geschichte der Religionsfreiheit im Zeitalter der Reformation, 2 Bde., 1965
Leeuwen, A. van, Christentum in der Weltgeschichte. Das Heil und die Säkularisation, 1966
Lehmann, K. (Hg.), Das Petrusamt. Geschichtliche Stationen seines Verständnisses und gegenwärtige Positionen, 1982
Leipoldt, J., Schenute von Atripe und die Entstehung des national ägyptischen Christentums, 1903
Leipoldt, J., Geschichte des neutestamentlichen Kanons, I 1907, II 1908
Leipoldt, J., Vom Jesusbild der Gegenwart, 2. A., 1925
Leipoldt, J., Jesus und Paulus, Jesus oder Paulus, 1936
Leipoldt, J., Antisemitismus, in: RAC I, 1950
Leipoldt, J./Grundmann, W. (Hg.), Umwelt des Urchristentums, 5. A., 1966
Lerner, D. (Hg.), Evidence and Inference: The Hayden Colloquium on Scientific Concept and Method, 1959
Le Roy Ladurie, E., The Territory of the Historian, 1979
Lesaar, H. H. (Hg.), Aurelius Augustinus. Wahrheit und Liebe, 1947
Lewy, G., The Catholic Church and Nazi Germany, 1964
Lexikon der Alten Welt, von: C. Andresen/H. Erbse/O. Gigon/K. Schefold/K. F. Stroheker/E. Zinn, 1965
Lexikon für Theologie und Kirche, 10 Bde. 1. A. 1930 ff, 2. völlig neu bearbeitete Auflage 1957 ff
Lichtenberg, G. C., Sudelbücher, ed. von F. H. Mautner, 1984
Lichtenberg, G. C., Vermischte Schriften (1800–1806) B. 2, Nr. 2, Bemerkungen verm. Inhalts. Nr. 1, Philosophische Bemerkungen
Liébaert, J., Ephesus, ökumenische Synode (431), in: Theol. Realenz. IX, 1982
Lieberg, G., Die römische Religion bei Minucius Felix, RhMus 106, 1963
Liebeschütz, W., Did the Pelagian Movement have Social Aims?, in: Historia 12, 1963
Lietzmann, H., An die Römer, 4. A., 1933
Lietzmann, H., Geschichte der alten Kirche, 2. A., 4 Bde., 1953
Lilje, H., Der Krieg als geistige Leistung, 1941
Lindauer, J., Tacitus Germania, Bericht über Germanien, 1975
Linden, J., Die Wahrheit der katholischen Religion. Grundlehren und Unterscheidungslehren dargestellt für die heranwachsende Jugend und das katholische Volk, 5. A., 1924
Lindsay, F. M., The Triumph of Christianity, in: Gwatkin/Whitney, The Cambridge Medieval History I, 1975
Lippl, J., Athanasius der Große, in: BKV, V, 1913
Lippold, A., Theodosius der Große und seine Zeit, 1968

Lippold, A., Bischof Ossius von Cordova und Konstantin der Große, ZKG, 92. Bd., 1981
Lippold, A., Rom und die Barbaren in der Beurteilung des Orosius, 1952
Lippold, A./Kirsten, E., Donauprovinzen, RAC IV, 1959
Lissner, I., Die Cäsaren, Macht und Wahn, 1963
Lo Bello, N., Vatikan im Zwielicht. Die unheiligen Geschäfte des Kirchenstaates, 1985
Lochs, A., Israel, from the beginnings to the middle of the eighth Century, 1932
Lof, L. J. van der, Warum wurde Tyconius nicht katholisch? ZNW 57, 1966
Löffler, P., Die Trinitätslehre des Bischofs Hilarius von Poitiers zwischen Ost und West, in: ZKG LXXI, 1960
Löhde, W., Das päpstliche Rom und das Deutsche Reich. Eine Dokumentation, 1964
Lohse, B., Augustins Wandlung in seiner Beurteilung des Staates, in: Studia Patristica, 6, 1962
Lohse, E., Märtyrer und Gottesknecht, 1955
Lohse, E., Tempel und Synagoge, in: H. G. Schultz (Hg.), Kontexte 3, Die Zeit Jesu, 1966
Loofs, F., Pelagius, in: Realencyclopädie für protestantische Theologie und Kirche, hg. v. A. Hauck, XV, 1904
Loofs, F., Nestoriana, 1905
Loofs, F., Das Nicänum, in: Festgabe K. Müller, 1922
Loofs, F., Dogmengeschichte, 4. A., 1906
L'Orange, H. P., Der spätantike Bildschmuck des Konstantinbogens, 1939
Lorenz, R., Das vierte bis sechste Jahrhundert (Westen), 1970
Lorenz, R., Das Problem der Nachsynode von Nicäa (327), in: ZKG, 90. Bd., 1979
Lorenz, R., Arius judaizans? Untersuchungen zur dogmengeschichtlichen Einordnung des Arius, 1980
Lorenz, R., Augustinliteratur seit dem Jubiläum von 1954, in: TR, 1959
Lorenz, R., Der Augustinismus Prospers von Aquitanien, ZKG 73, 1963
Lorenz, R., Circumcelliones – cotopitae – cutzupitani, ZKG 82, 1971
Lortz, J., Geschichte der Kirche in ideengeschichtlicher Betrachtung. Eine Sinndeutung der christlichen Vergangenheit in Grundzügen, 4. A., 1936
Lotter, F., Designation und angebliches Kooptationsrecht bei Bischofserhebungen. Zur Ausbildung und Anwendung des Prinzips der Kanonischen Wahl bis zu den Anfängen der fränkischen Zeit, in: ZSavRGkan. 1973
Lotter, F., Die historischen Daten zur Endphase römischer Präsenz in Ufernorikum, in: J. W. Werner/E. Ewig (Hg.), Von der Spätantike zum frühen Mittelalter. Aktuelle Probleme in historischer und archäologischer Sicht, 1979
Löwe, H., Von Theoderich dem Großen zu Karl dem Großen. Das Werden des Abendlandes im Geschichtsbild des frühen Mittelalters, 1956
Löwe, H., Deutschland im fränkischen Reich, in: Gebhard, Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 2, 1973
Loewenich, W. v., Von Augustin zu Luther, Beiträge zur Kirchengeschichte, 1959
Loewenich, W. v., Geschichte der Kirche, 6. A., 1962
Löwith, K./Riedel, M. (Hg.), Georg Friedrich Wilhelm Hegel, Studienausg. in 3 Bdn., Bd. 2, 1968
Lucas, L., Zur Geschichte der Juden im vierten Jahrhundert, 1980

Lucius, E., Die Anfänge des Heiligenkultes in der christlichen Kirche, 1904
Lüdemann, G., Untersuchungen zur simonianischen Gnosis, 1975
Ludwig, G., Massenmord im Weltgeschehen. Bilanz zweier Jahrtausende, 1951
Ludwig, J., Die Primatworte Mt. 16, 18.19 in der altkirchlichen Exegese, 1952
Ludz, P. C./Rönsch, H.-D., Theoretische Probleme empirischer Geschichtsforschung, in: Th. Schieder/G. Gräubig (Hg.), Theorieprobleme der Geschichtswissenschaft, 1977
Lumpe, A., Zur Geschichte der Wörter Concilium und Synodus in der antiken christlichen Latinität, 1970
Lütcke, K. H., «Auctoritas» bei Augustin, 1968
Lutz, H., Aufstieg und Krise
Lutz, H., Braudels La Méditerranée. Zur Problematik eines Modellanspruchs, in: R. Koselleck/H. Lutz/J. Rüsen (Hg.), Formen der Geschichtsschreibung, 1982
Macgregor, H. C., Friede auf Erden? Biblische Grundlegung der Arbeit vom Frieden, 1955
Mack, V., Claude Adrien Helvétius, in: K. Deschner (Hg.), Das Christentum im Urteil seiner Gegner I, 1969
Mack, V., Pierre Bayle, in: Deschner (Hg.), Das Christentum im Urteil seiner Gegner I, 1969
Madden, F. W., Christian Emblems on the Coin of Constantine I. the Great, his Family and his Successors, NC 18, 1878
Maier, F. G., Augustin und das antike Rom, 1955
Maier, F. G., Die Verwandlung der Mittelmeerwelt, 1968
Maier, F. G. (Hg.), Byzanz, Fischer Weltgeschichte, Bd. 13, 1973
Maier, F. G., Der Historiker und die Texte, HZ, 1984
Maier, H., Die Soziologie der Päpste. Lehre und Wirkung der katholischen Sozialtheorie, 1965
Maier, J., Die Texte vom Toten Meer, I, 1960
Maier, J., Geschichte der jüdischen Religion, 1972
Maier, J., Jüdische Auseinandersetzung mit dem Christentum in der Antike, 1982
Mango, C., Erbe des römischen Weltreichs. Konstantinopel von Justinian bis Theophilus, in: Rice, D. T. (Hg.), Morgen des Abendlandes, 1965
Manhattan, A., The Vatican and World Politic, 1949, dt. A. Der Vatikan und das XX. Jahrhundert, 1958
Manitius, M., The Tentonic Migrations, 378–412, in: Gwatkin/Whitney (Ed.), The Cambridge Medieval History I, 1975
Manns, P. (Hg.), Reformer der Kirche, 1970
Mansons, T. W., Jesus and the Non-Jews, 1955
Marcuse, J., Die sexuelle Frage und das Christentum. Ein Waffengang mit F. W. Förster, dem Verfasser von «Sexualethik und Sexualpädagogik», 1908
Marrou, H., Augustinus in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, 1958
Marschall, W., Karthago und Rom. Die Stellung der nordafrikanischen Kirche zum apostolischen Stuhl in Rom, 1971
Martin, B./Schulin, E. (Hg.), Die Juden als Minderheit in der Geschichte, 1981
Martin, J., Studium und Beiträge zur Erklärung und Zeitbestimmung Commodians, 1913
Martin, Th. O., Theodosius laws on heretics, in: Am. Ecc. Rev., 1950

Martin, Th. O., The Twenty-Eighth Canon of Chalkedon: A Background Note, in: Grillmeier/Bacht, II, 1953
Martin, Th. O., Caesaropapism in action, in: Am. Ecc. Rev., 1950
Marx, K., Das Kapital, III. Bd., hg. von Engels, F., 1953
Matthews, J. F., Western Aristocracies and the Imperial Court, 1975
Mazzarino, S., Stilicone, 1942
McKenzie, J. L., Myths and Realities. Studies in Biblical Theology, 1963
Meer, F. van der, Die Alte Kirche. Einleitung, in: M. Greschat (Hg.), Alte Kirche I, 1984
Meer, F. van der, Augustinus als Seelsorger, 1951
Meffert, F., Gesammelte Apologetische Volksbibliothek, Band I, 1909
Meffert, F., Das Urchristentum. Apologetische Abhandlungen, 1935
Mehnert, W. (Hg.), Cölibat und Sittlichkeit. «Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen und ihre Folgen.» Im Auszug mit bibliographischen Einführungen und Ergänzungen neu herausgegeben, 1932
Meier, Ch., Das Begreifen des Notwendigen. Zu Theodor Mommsens Römischer Geschichte, in: R. Koselleck/H. Lutz/J. Rüsen (Hg.), Formen der Geschichtsschreibung, 1982
Meier, J., Jüdische Auseinandersetzung mit dem Christentum in der Antike, 1982
Meier-Welcker, H., Die Simonie im frühen Mittelalter, in: ZK, 1952/53
Meinecke, F., Präliminarien der Kriegsziele, 1915
Meinecke, F., Die Entstehung des Historismus, 2. A., 1946
Meinecke, F., Werke, ed. v. E. Kessel, 1959
Meinertz, M., Theologie des Neuen Testaments, II, 1950
Meinhold, P., Zur Grundlegung der Dogmengeschichte, in: Saeculum X, 1959
Meinhold, P., Geschichte der kirchlichen Historiographie I, 1967
Meinhold, P., Kirchengeschichte in Schwerpunkten. Ein ökumenischer Versuch, 1982
Meinhold, P., Studien zu Ignatius von Antiochien, 1979
Meinhold, P., Weltgeschichte – Kirchengeschichte – Heilsgeschichte, in: Saeculum 9, Heft 3/4, 1958
Meissner, B., Eine syrische Liste antiochenischer Patriarchen, in: Wiener Zeitschrift für Kunde des Morgenlandes, 8, 1894
Mensching, G., Soziologie der großen Religionen, 1966
Mensching, G., Der Irrtum in der Religion, 1969
Mensching, G., Toleranz und Wahrheit in der Religion, 1955
Menzel, W., Geschichte der Deutschen, II, 1872
Merkel, H., Gotteslästerung, RAC XI, 1981
Messer, A., Geschichte der Philosophie von Kant bis Hegel, 6. bis 7. A., 1923
Meyer, E., Ursprung und Anfänge des Christentums, 4. und 5. A., 1921
Meyer, H., Der Regierungsantritt Kaiser Majorians, ByZ, 62, 1969
Meyer, H., Geschichte der abendländischen Weltanschauung. II: Vom Urchristentum bis zu Augustin, 1947
Michel, A., Die Kaisermacht in der Ostkirche (843–1204). Mit einem Vorwort von Franz Dölger, 1959
Michel, A., Der Kampf um das politische oder petrinische Prinzip der Kirchenführung, in: Grillmeier/Bacht (Hg.), Das Konzil von Chalkedon II, 1953

Michels, A., Kirsopp, The topography and interpretation of the Lupercalia, in: Transactions and Proceedings of the American Philological Association 84, 1953
Mickley, P., Die Konstantin-Kirchen im Heiligen Lande. Eusebius-Texte übersetzt und erläutert, 1923
Millar, F., The Background of the Maccabean Revolution: Reflections on Martin Hengel's «Judaism and Hellenism», in: JJS, 29, 1978
Mingana, A., The Early Spread of Christianity in Central Asia and the Far East, in: The Bulletin of the John Rylands Library, 9, 1925
Mirbt C./Aland, K., Quellen zur Geschichte des Papsttums und des römischen Katholizismus, 6. völlig neu bearbeitete Auflage (4. A., 1924) I. Von den Anfängen bis zum Tridentinum, 1967
Miura-Stange, A., Celsus und Origenes. Das Gemeinsame ihrer Weltanschauung nach den acht Büchern des Origenes gegen Celsus. Eine Studie zur Religions- und Geistesgeschichte des 2. und 3. Jahrhunderts, 1926
Mohr, H., Der Held in Wunden. Gedanken und Gebete, 1914
Mohrmann, H., Über Finanzen und Kapital des hohen katholischen Klerus, in: Katholische Soziallehre – klerikaler Volksbetrug, 1960
Momigliano, A., Pagan and Christian Historiography in the fourth Century a.D., in: Ders. The Conflict, 1964
Momigliano, A. (Hg.), The Conflict between Paganism and Christianity in the fourth Century, 1964
Mommsen, Th., Römische Geschichte, 8 Bde., 1976
Mommsen, W. J., Objektivität und Parteilichkeit im historiographischen Werk Sybels und Treitschkes, in: Koselleck, R./Mommsen, W. J./Rüsen, J. (Hg.), Objektivität und Parteilichkeit in der Geschichtswissenschaft, 1977
Mommsen, W. J., Die Sprache des Historikers, in: HZ, 238, 1984
Monachino, V., Il primato nello scisma donatista, in: Archivum Historiae Pontificiale 2, 1964
Montefiore, C. G., Liberal Judaism and Hellenism, 1918
Montgomery of Alamein, B. L., Weltgeschichte der Schlachten und Kriegszüge, 2 Bde., 1975
Moreau, J., Die Welt der Kelten, 1958
Moreau, J., Die Christenverfolgung im Römischen Reich, 1961, 2. A., 1971
Moreau, J., Eusebius von Caesarea, RAC VI, 1966
Moreau, J., Zum Problem der Vita Constantini, in: Historia 4, 1955
Morenz, S., Ägyptische Religion, 1960
Morgan, J., The importance of Tertullian in the development of christian Dogma, 1928
Morris, J., Pelagian Literature, JThS 16, 1965
Morus (Lewinsohn, R.), Eine Weltgeschichte der Sexualität, 1965
Moser, B. (Hg.), Das Papsttum. Epochen und Gestalten, 1983
Mouat, K., Leben in dieser Welt. Philosophie und Moral eines nichtchristlichen Humanismus, 1964
Mühlbacher, E., Deutsche Geschichte unter den Karolingern, 1896
Müller, A., Geschichte der Juden in Nürnberg 1146–1945, 1968
Müller, A. v., Geschichte unter unseren Füßen. Archäologische Forschungen in Europa, 1968

Müller, C. D. G., Stellung und Bedeutung des Katholikos-Patriarchen von Seleukeia-Ktesiphon im Altertum, in: OrChr. 53, 1969
Müller, H. J., Beichten – ein Weg zur Freude. Ein Büchlein vom rechten Beichten, 1961
Müller, K. A./Rohden, P. R. (Hg.), Knaurs Weltgeschichte. Von der Urzeit bis zur Gegenwart, 1935
Müller, K., Kirchengeschichte, 1929
Müller, K., Beiträge zur Geschichte der Verfassung der Alten Kirchen. Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Jg. 1922, Phil.-hist. Klasse, Nr. 3, 1922
Müller, K., Dionys von Alexandrien im Kampf mit den libyschen Sabbelianern, ZNW 24, 1925
Müller, K., Der heilige Patrick, 1931
Müller, M., Grundlagen der katholischen Sozialethik, 1968
Müller, M., Ethik und Recht in der Lehre von der Verantwortlichkeit, 1932
Mynarek, H., Herren und Knechte der Kirche, 1973
Mynarek, H., Verrat an der Botschaft Jesu – Kirche ohne Tabu, 1986
Myres, J. N. L., Pelagius and the End of the Roman Rule in Britain, in: The Journal of Roman Studies, 50, 1960
Nash, E., Pictorial Dictionary of Ancient Rome, 2. A., 1968
Nat, P. G. van der, Geister, RAC IX
Naumann, M., Strukturwandel des Heroismus. Vom sakralen zum revolutionären Heldentum, 1984
Nehlsen, H., Sklavenrecht zwischen Antike und Mittelalter. Germanisches und römisches Recht in den germanischen Rechtsaufzeichnungen. I. Ostgoten, Westgoten, Franken, Langobarden, 1972
Nelson, J. L., The problem of Alfred's anointing, JEH 18, 1967
Nersessian, Die Geschichte Armeniens, in: Rice, D. T. (Hg.), Morgen des Abendlandes, 1965
Nestle, W., Griechische Religiosität von Alexander d. Gr. bis auf Proklos, 1934
Nestle, W., Krisis des Christentums, 1947
Neuhäusler, J. (Hg.), Heldentum in der christlichen Ehe, 1952
Neumann, V., Voltaire, in: K. Deschner (Hg.), Das Christentum im Urteil seiner Gegner I, 1969
Neusner, J., The conversion of Adiabene to Christianity, in: Numen 13, 1966
Neuss, W./Oediger, F. W., Das Bistum Köln von den Anfängen bis zum Ende des 12. Jahrh., 1964
Niederhuber, J., Ambrosius von Mailand, in: BKV, 1914
Nietzsche, F., Werke in drei Bänden, hg. von K. Schlechta, II, 1965
Nigg, W., Das Buch der Ketzer, 1949
Nilsson, M. P., Die Geschichte der griechischen Religion, 1950
Nipperdey, Th., Gesellschaft, Kultur, Theorie. Gesammelte Aufsätze zur neueren Geschichte, 1976
Nischer-Falkenhof, E., The army Reforms of Diocletian and Constantine, in: Journal of Roman Studies 13, 1923
Nischer-Falkenhof, E., Stilicho, 1947
Nock, A. D., Conversion, 1933
Nock, A. D., Paulus, 1940

Nock, A. D., Essays on religion and the ancient world, 1972
Nordberg, H., Athanasius and the Emperor. Commentationes Humanarum Litterarum XXX, 3, 1963
Noth, M., Das Amt der «Richter Israels», in: Festschrift für A. Bertholet, 1950
Noth, M., Geschichte Israels, 4. A., 1959
Noethlichs, K. L., Materialien zum Bischofsbild aus den spätantiken Rechtsquellen, JbAC, 1973
Noethlichs, K. L., Die gesetzgeberischen Maßnahmen der christlichen Kaiser des vierten Jahrhunderts gegen Häretiker, Heiden und Juden, 1971
Oates, D., Aufstieg und Untergang des neupersischen Reichs der Sassaniden, in: Rice, D. T. (Hg.), Morgen des Abendlandes, 1965
Oberforcher, R., Bibel und Archäologie. Ein kritischer Literaturbericht, in: ZKTh, 101. Bd., 1979
Obermayer, K./Hagemann, H.-R. (Hg.), Festschrift für H. Liermann zum 70. Geburtstag, 1964
Obrist, F., Echtheitsfragen und Deutung der Primatsstelle Mt 16,18 f in der deutschen protestantischen Theologie der letzten dreißig Jahre, 1960
O'Connor, D., Peter in Rome: The Literary, Liturgical and Archaeological Evidence, 1969
Oldenberg, H., Buddha. Sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde, 4. A., 1921
Oman, C. W. C., The Art of War in the Middle Ages A. D. 378–1515. Revised and edited by J. H. Beeler, 1953
Oost, S. I., Galla Placidia Augusta. A Biographical Essay, 1968
Opelt, I., Formen der Polemik im Pamphlet De mortibus persecutorum, in: JbAC 16, 1973
Opelt, I., Die lateinischen Schimpfwörter und verwandte sprachliche Erscheinungen. Eine Typologie, 1965
Opitz, G. G., Athanasius' Werke, Bd. III, Teil 1, Urkunden zur Geschichte des arianischen Streits 318–328, 1934/35
Opitz, H. G., Dionys von Alexandrien und die Libyer, in: Quantulacumque, Studies presented to K. Lake, 1937
Oepke, A., Das neue Gottesvolk, 1950
Orlandis, J./Ramos-Lissón, D., Die Synoden auf der iberischen Halbinsel bis zum Einbruch des Islam (711), 1981
Ortiz de Urbína, I., Das Symbol von Chalkedon. Sein Text, sein Werden, seine dogmatische Bedeutung, in: Grillmeier/Bacht, Das Konzil von Chalkedon, I, 1951
Ortiz de Urbina, I., Nizäa und Konstantinopel, 1964
Oster, R., The Ephesian Artemis as an Opponent of Early Christanity, JbAC 19, 1976
Ostrogorsky, G., Geschichte des byzantinischen Staates, 2. A. 1952
Otto, W., Zum heutigen Stand der Papyrusforschung, HZ 157, 1937
Oxenstierna, E. C. G. Graf, Die Urheimat der Goten, 1945
Palangue, J.-R., Die Kirche in der Völkerwanderung, 1960
Parkes, J., The Conflict of the Church and the Synagogue. A study in the origins of antisemitism, 1934
Parkes, J., Judaism and Chrisrianity, 1948
Parkes, J., Antisemitismus, 1964

Parmentier, L./Scheidweiler, F. (Hg.), Theodoret, Kirchengeschichte, 2. A., 1954
Patsch, C., Beiträge zur Völkerkunde von Südosteuropa III: Die Völkerbewegung an der unteren Donau in der Zeit von Diokletian bis Heraklius, Akademie der Wiss. Wien, phil.-hist. Kl. 208, 2. Abh., 1929
Paul, J., Werke, ed. von R. Wustmann, o. J.
Paulsen, H., Studien zur Theologie des Ignatius von Antiochien, 1978
Paulsen, H., Schisma und Häresie. Untersuchungen zu 1 Kor. 11, 18.19, in: ZThK 79, 1982
Pauly, Der Kleine, Lexikon der Antike, hg. v. K. Ziegler/W. Sontheimer, I–V, 1979
Paulys Realencyklopädie der classischen Altertumswissenschaft. Neue Bearbeitung unter Mitwirkung zahlreicher Fachgenossen, hg. von Georg Wissowa, 1970
Pavan, M., La politica gotica di Teodosio nella publicistica del suo tempo, 1964
Pavan, M., I Christiani e il mondo ebraico nell' età di Teodosio «il Grande», in: Annali Fac. di lett. Univ. Perugia 3, 1965/66
Péguy, Ch., Erkämpfte Wahrheit. Gedanken, 1951
Pengo, G., Storia della Chiesa in Italia, I: Dalle origene al Concilio di Trento, 1978
Perau, J., Priester im Heere Hitlers, 1962
Perler, O., Die Weihnachtsminiatur des St. Gallener Cod. 340 und der konstantinische Memorialbau zu Bethlehem, in: W. Gessel/P. Stockmeier, Bavaria Christiana, 1973
Perrone, L., La chiesa di Palestina e le controversie christologiche. Dal concilio di Efeso (431) al secondo di Constantinopoli (553), 1980
Pesch, R., Simon-Petrus, 1980
Pesch, R., Neutestamentliche Grundlagen des Petrusamtes, in: K. Lehmann (Hg.), Das Petrusamt. Geschichtliche Stationen seines Verständnisses und gegenwärtige Positionen, 1982
Peters, A., Glaube und Geschichte, in: F. Clark Fry (Hg.), Geschichtswirklichkeit und Glaubensbewährung. Festschrift für Bischof D. Dr. h. c. Friedrich Müller, 1967
Pfättisch, J. M., Die Rede Konstantins an die Versammlung der Heiligen, in: Dölger (Hg.), Konstantin, 1913
Pfeiffer, R. H., The polemic against idolatry in the Old Testament, in: JBL 43, 1924
Pfeilschifter, G., Der Ostgotenkönig Theoderich d. Gr. und die katholische Kirche, 1896
Pfister, K., Der Untergang der antiken Welt, 1941
Pfleiderer, O., Das Urchristentum, 1902
Pfliegler, M. (Hg.), Dokumente zur Geschichte der Kirche, 1938
Pharr, C., The Theodosian Code and Novels and Sirmondian Constitution, 1952
Philip, K., Julianus Apostata in der deutschen Literatur, 1929
Pinay, M., Verschwörung gegen die Kirche, 1963
Pirenne, H., Geburt des Abendlandes, Untergang der Antike am Mittelmeer und Aufstieg des germanischen Mittelalters, 2. A., 1941
Plöchl, W., Geschichte des Kirchenrechts, I, 1953, II, 1955
Podskalsky, G., Nestorius, in: M. Greschat (Hg.), Alte Kirche II, 1984
Poliakov, L., Geschichte des Antisemitismus, I. Von der Antike bis zu den Kreuzzügen, 1977

Poppe, K. H., Vom Toleranzedikt zum Kirchenstaat, in: K. Deschner (Hg.), Kirche und Krieg, Der christliche Weg zum Ewigen Leben, 1970
Popper, K., Die offene Gesellschaft und ihre Feinde, 2: Falsche Propheten (The open Society and Its Enemies, 2: The High Tide of Prophecy, London 1945), 1958
Pörtner, R., Mit dem Fahrstuhl in die Römerzeit. Städte und Stätten deutscher Frühgeschichte, 1967
Poschmann, B., Die abendländische Kirchenbuße im Ausgang des christlichen Altertums, 1928
Poschmann, B., Die abendländische Kirchenbuße im frühen Mittelalter, 1930
Poschmann, B., Ecclesia principalis, 1933
Poulsen, F., Römische Kulturbilder, 1949
Preisker, H., Das Ethos des Urchristentums, 1949
Prete, S., Der geschichtliche Hintergrund zu den Werken des Laktanz, in: Gymnasium, Zeitschrift für Kultur der Antike und humanistische Bildung, 63, 1956
Ptete, S., Pelagio e il Pelagianismo, 1961
Preuss, H. D., Verspottung fremder Religionen im Alten Testament, 1971
Previté-Orton, C. W., The Shorter Cambridge Medieval History. Volume I, The later Roman Empire to the Twelfth Century, 1971
Price, F., Between Man and God: Sacrifice in the Roman Imperial Cult, in: The Journal of Roman Studies, Vol. LXX, 1980
Prinz, F., Die bischöfliche Stadtherrschaft im Frankenreich vom 5. bis zum 7. Jahrhundert, in: HZ, 1973
Puech, H. C., Der Begriff der Erlösung im Manichäismus, in: Eranos-Jb. 4, 1936
Purdy, W. A., Die Politik der katholischen Kirche, 1967
Quasten, J., The conflict of early Christianity with the Jewish temple workship, in: ThSt, 2, 1941
Quasten, J., Patrology, I, 1950, II, 1953
Rad, G. v., Der Heilige Krieg im Alten Israel, 1951
Raddatz, A., Theodor von Mopsuestia, in: M. Greschat (Hg.), Alte Kirche II, 1984
Ragaz, G., Die Bergpredigt Jesu, 1945
Rahner, H., Abendländische Kirchenfreiheit, 1943
Rahner, H., Leo der Große, der Papst des Konzils, in: Grillmeier/Bacht, I, 1951
Rahner, H., Kirche und Staat im frühen Christentum. Dokumente aus acht Jahrhunderten und ihre Deutung, 1961
Rahner, K., Augustin und der Semipelagianismus, in: ZKTh, 2. Heft, 1938
Rahner, K., Dogmen- und Theologiegeschichte – gestern und morgen, ZKTh, 99 Bd., 1977
Rall, H., Zeitgeschichtliche Züge im Vergangenheitsbild mittelalterlicher, namentlich mittellateinischer Schriftsteller, 1937
Ranke, L. v., Sämtliche Werke, 1877 ff.
Ranke, L. v., Das Briefwerk, ed. von W. P. Fuchs, 1949
Ranke-Heinemann, U., Eunuchen für das Himmelreich. Katholische Kirche und Sexualität, 1988
Raschke, H., Das Christusmysterium, 1954
Rathgeber, A. M., Wissen Sie Bescheid? Antwort auf religiöse und weltanschauliche Fragen unserer Zeit, 13. A., 1962
Ratzinger, J., Beobachtungen zum Kirchenbegriff des Tyconius im Liber Regularium, in: Revue des Études Augustiniennes, 2 (REA), 1956

Rauh, H. D., Das Bild des Antichrist im Mittelalter: Von Tyconius zum Deutschen Symbolismus, 1973
Rauch, A./Imhof, P. (Hg.), Basilius, Heiliger der Einen Kirche, 1981
Rauschen, G., Jahrbücher der christlichen Kirche unter dem Kaiser Theodosius d. Gr. Versuch einer Erneuerung der Annales Eccelsiastici des Baronius für die Jahre 378–395, 1897
Reallexikon für Antike und Christentum. Sachwörterbuch zur Auseinandersetzung des Christentums mit der antiken Welt, hg. v. T. Klauser, 1950 ff
Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, 2. A., 1978
Rehfeldt, B., Todesstrafen und Bekehrungsgeschichte. Zur Rechts- und Religionsgeschichte der germanischen Hinrichtungsbräuche, 1942
Rehm, B., Bardesanes in den Pseudo-Clementinen, in: Philol. 93, 1938
Reickers, B., The Jewish Damascus Documents, 1946
Reutterer, R., Legendenstudien um den heiligen Hipollytos, ZKTh, 95. Bd., 1973
Ricciotti, G., Paulus, 1950
Rice, D. T., Schmelztiegel der Völker. Osteuropa und der Aufstieg der Slawen, in: Rice, D. T., Morgen des Abendlandes, 1965
Richardson, C. C., A new solution to the quartidec. riddle, JThS NS 24, 1973
Richter, W., Zu den «Richtern Israels», ZAW, 77, 1965
Ricken, F., Die Logoslehre der Eusebios von Caesarea und der Mittelplatonismus, Theologie und Philosophie, 42, 1967
Ries, J., Kirche und Keuschheit. Die geschlechtliche Reinheit und die Verdienste der Kirche um dieselbe, 1922
Rimoldi, A., Gervasio e Protasio, in: Bibliotheca Sanctorum 6, Roma, 1965
Ringgren, H., Israelitische Religion, 1963
Ringgren, H./Ström, Å., Die Religionen der Völker. Grundriß der allgemeinen Religionsgeschichte, 1959
Rippel, G., Die Schönheit der katholischen Kirche, dargestellt in ihren äußeren Gebräuchen in und außer dem Gottesdienste für das Christenvolk, 1911
Rist, M., Pseudepigraphic Refutations of Marcionism, in: JR Chicago 22, 1942
Rist, J. M., Hypatia, in: Phoenix. The Journal of the Classical Association of Canada, Vol. XIX, 1965
Ritter, A., Arianismus, in: Theologische Realenzyklopädie III, 1978
Ritter, A. M., Wer ist die Kirche?, 1968
Ritter, A. M., Charisma im Verständnis des Joannes Chrysostomos und seiner Zeit. Ein Beitrag zur Erforschung der griechisch-orientalischen Ekklesiologie in der Frühzeit der Reichskirche, 1972
Ritzer, K., Eheschließung. Formen, Riten und religiöses Brauchtum der Eheschließung in den christlichen Kirchen des ersten Jahrtausends, I, 1951, II, 1952
Roby, H. J., Roman Law, in: Gwatkin/Whitney, The Cambridge Medieval History II, 1976
Rolffs, E., Das Indulgenz-Edict des römischen Bischofs Kallist. Kritisch untersucht und reconstruiert, 1893
Ronner, W., Die Kirche und der Keuschheitswahn. Christentum und Sexualität, 1971
Rossetti, L., De opificio dei di Latranzio, in: Didaskaleion nuova serie 6, 1928
Rost, H., Die Fröhlichkeit in der katholischen Kirche. Eine Philosophie des Glückes, 1946

Rost, H., Die katholische Kirche, die Führerin der Menschheit. Eine Kultursoziologie, 1949
Roethe, G., Zur Geschichte der römischen Synoden im 3. und 4. Jahrhundert, o. J.
Rothenhöfer, D., Untersuchungen zur Sklaverei in den ostgermanischen Nachfolgestaaten des Römischen Reiches, 1967
Rubin, B., Das Zeitalter Justinians I, 1960
Rudloff, L. v., Kleine Laiendogmatik, 9. A., 1938
Rudolph, K., Die Gnosis. Wesen und Geschichte einer späteren Religion, 1977
Rüger, L., Geborgenheit in der katholischen Kirche. Katholisches Familienbuch, 1951
Ruppin, A., The Jewish population of the world, in: The Jewish people, past and present, 1946
Rüsen, J., Werturteilsstreit und Erkenntnisfortschritt. Skizzen zur Typologie des Objektivitätsproblems in der Geschichtswissenschaft, in: ders. (Hg.), Historische Objektivität. Aufsätze zur Geschichtstheorie, 1975
Rutte, H., Karl Popper und die Geschichte
Salin, E. (Hg.), Bilder und Studien aus drei Jahrtausenden. Eberhard Gothein zum siebzigsten Geburtstag, 1923
Šašel, J., Antiqui Barbari. Zur Besiedlungsgeschichte Ostnoricums und Pannoniens im 5. und 6. Jahrhundert nach den Schriftquellen, in: J. W. Werner/E. Ewig (Hg.), Von der Spätantike zum frühen Mittelalter. Aktuelle Probleme in historischer und archäologischer Sicht, 1979
Saunders, J. J., The Debate on the Fall of Rome, in: History. The Journal of the Historical Association, Vol. 48, 1963
Saurer, E., Kirchengeschichte als historische Disziplin?, in: F. Engel-Janosi/G. Klingenstein/H. Lutz (Hg.), Denken über Geschichte, 1974
Scipioni, L., Nestorio e il Concilio di Efeso. Storia, dogma, critica, 1974
Seeberg, R., Lehrbuch der Dogmengeschichte II, Die Dogmenbildung in der antiken Kirche, 1959
Seeck, O., Untersuchungen zur Geschichte des Nicänischen Konsils, ZKG 17, 1897
Seeck, O., Geschichte des Untergangs der antiken Welt, I. 1895, III. 1909, IV. 1911, V. 1913, VI. 1920
Seeck, O., Urkundenfälschungen im 4. Jahrhundert, in: ZKG, 2. und 4. Heft, 1909
Seeck, O./Veith, G., Die Schlacht am Frigidus, Klio 13, 1913
Seeck, O., Regesten der Kaiser und Päpste für die Jahre 311–476 n. Chr., 1919
Seel, O., Die Verbannung des Athanasius durch Julian, in: Klio 32, 1939
Seidlmayer, M., Geschichte Italiens. Vom Zusammenbruch des Römischen Reiches bis zum Ersten Weltkrieg. Mit einem Beitrag ‹Italien vom ersten zum zweiten Weltkrieg›, von T. Schieder, 1962
Seiferth, W., Synagoge und Kirche im Mittelalter, 1964
Seiterich, Th. (Hg.), Briefe an den Papst. Beten allein genügt nicht. Ein Publik-Forum-Buch, 1987
Selb, W., Episcopalis audientia von der Zeit Konstantins d. Gr. bis zur Novelle 35 Valentinians III., ZSavRGrom. 84, 1967
Sellers, R. V., The Council of Chalcedon. A Historical and Doctrinal Survey, 1953
Seppelt, F. X., Der Aufstieg des Papsttums, 2. A., 1954
Seppelt, F. X./Löffler, K., Papstgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Neue verbesserte und ergänzte Auflage, 1940

Seppelt, F. X./Schwaiger, G., Die Geschichte der Päpste. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, 1964
Sesan, V., Kirche und Staat im römisch-byzantinischen Reiche seit Konstantin dem Großen und his zum Falle Konstantinopels: I. Die Religionspolitik der christlich-römischen Kaiser A.D. 313–80, 1911
Setton, K. M., Christian attitude towards the emperor in the fourth century especially as shown in the adresses to the emperor, 1941
Sevenster, J. N., The Roots of Pagan Anti-Semitism in the Ancient World, 1975
Seyberlich, R.-M., Die Judenpolitik Kaiser Justinians I., in: Deutsche Historiker-Gesellschaft, Byzantinische Beiträge, Berlin, 1964
Seyfarth, W., Ehen zwischen freien Frauen und Sklaven, in: Byzant. Beitr., hg. v. J. Irmscher, 1964
Seyfarth, W., Glaube und Aberglaube bei Ammianus Marcellinus, in: Klio, Bd. 46, 1965
Sheridan, J. J., The Altar of Victory, in: Ant. Class. 35, 1966
Sickenberger, J., Syneisaktentum im ersten Korintherbriefe?, in: Biblische Zeitfragen, 3. Jg., 1905
Sieben, H. J., Die Konzilsidee der Alten Kirche, 1979
Siemers, C., Geschichte der christlichen Kirche für katholische Gymnasien. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, hg. v. A. Hölscher, 1852
Silva-Tarouca, C., Nuovi studi sulle antiche lettere dei papi, in: Gregorianum 12, 1931
Smallwood, E. M., The Jews under Roman Rule: From Pompey to Diocletian, 1976
Soden, H. v., Christentum und Kultur in der geschichtlichen Entwicklung ihrer Beziehungen, 1933
Soden, H. v., Die christliche Mission in Altertum und Gegenwart, in: H. Frohnes/U. W. Knorr, Die alte Kirche, 1974
Soden, H. v./Campenhausen, H. v. (Hg.), Urkunden zur Entstehungsgeschichte des Donatismus, 2. A., 1950
Söder, R., Die apokryphen Apostelgeschichten und die romanhafte Literatur der Antike, 1932
Soggin, J. A., Charisma und Institution im Königtum Sauls, in: ZAW 75, 1963
Soldan-Heppe, W. G., Geschichte der Hexenprozesse. Neu bearbeitet und herausgegeben vom Max Bauer, 2 Bde., 1911
Soelle, D./Munser, K., Das Evangelium als Inspiration, Impulse zu einer christlichen Praxis, 1971
Sommerlad, Th., Die wirtschaftliche Tätigkeit der Kirche in Deutschland, I. Bd. 1900, II. Bd. 1905
Specht, Th., Lehrbuch der Apologetik oder Fundamentaltheologie, 2. A., hg. v. G. L. Bauer, 1924
Speigl, J., Das Religionsgespräch mit den severianischen Bischöfen in Konstantinopel im Jahre 532, in: Annuarium Historiae Conciliorum 16, 1984
Spengler, O., Der Untergang des Abendlandes. Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte, 1959
Speyer, W., Die literarische Fälschung im heidnischen und christlichen Altertum. Ein Versuch ihrer Deutung, 1971
Speyer, W., Fälschung, literarische, RAC VII, 1969

Speyer, W., Büchervernichtung, in: JbAC 13, 1970
Speyer, W., Religiöse Pseudepigraphie und literarische Fälschung im Altertum, in: Brox, N. (Hg.), Pseudepigraphie in der heidnischen und jüdisch-christlichen Antike, 1977
Speyer, W., Gottesfeind, in: RAC XI, 1981
Speyer, W., Zum Bild des Apollonios von Tyana bei Heiden und Christen, JbAC 17, 1974
Spotts, F., Kirche und Politik in Deutschland, 1976
Surkau, H. W., Martyrium in jüdischer und frühchristlicher Zeit, 1938
Süssenbach, U., Christuskult und kaiserliche Baupolitik bei Konstantin. Die Anfänge der christlichen Verknüpfung kaiserlicher Repräsentation am Beispiel der Kirchenstiftungen Konstantins, 1977
Szilágyi, J., Prices and Wages in the Western Provinces of the Roman Empire, in: Acta Antiqua Academiae Scientiarum Hungaricae, 1963
Schaeder, H. H., Bardesanes von Edessa in der Überlieferung der griechischen und syrischen Kirche, in: ZKG 51, 1932
Schäfer, E., Das Petrusgrab und die neuen Grabungen unter St. Peter in Rom, EvTh, Heft 10, 1951
Schäfer, E., Die Bedeutung der Epigramme des Papstes Damasus I. für die Geschichte der Heiligenverehrung, 1932
Schäferdiek, K., Germanenmission, RAC X, 1978
Schäferdiek, K., Wulfila. Vom Bischof von Gotien zum Gotenbischof, in: ZKG 90, 1979
Schäferdiek, K., Zu Verfasserschaft und Situation der epistula ad Constantiam de imagine Christi, in: ZKG 91, 1980
Schaff, A., Geschichte und Wahrheit, 1970
Schaff, A., Der Streit um die Objektivität der historischen Erkenntnis, 1975
Schalit, A., König Herodes, 1969
Schamoni, W., Das wahre Gesicht der Heiligen, 3. A., 1950
Schatkin, M., The Maccabean Martyrs, in: VigChr., 28, 1974
Scheidweiler, F., Eine arianische Predigt über den Teufel, in: Zeitschrift für Kirchengeschichte, 67, 1955/56
Scheidweiler, F., Nochmals die Vita Constantini, ByZ 44, 1956
Scheidweiler, F., Die Verdoppelung der Synode von Tyros vom Jahre 355, in: BZ, 51, Bd. 1, 1958
Schenke, H.-M., Die Gnosis, in: J. Leipoldt/W. Grundmann, Umwelt des Urchristentums, I, 1966
Scherer, J., Warum liebe ich meine Kirche? Ein Weckruf für Jugend und Volk, 1910
Schieder, Th., Unterschiede zwischen historischer und sozialwissenschaftlicher Methode, in: Schieder, Th./Gräubig, G. (Hg.), Theorieprobleme der Geschichtswissenschaft, 1977
Schieder, Th./Gräubig, G., Theorieprobleme der Geschichtswissenschaft, 1977
Schieffer, R., Der Papst als Pontifex Maximus. Bemerkungen zur Geschichte eines päpstlichen Ehrentitels, in: ZSavRGkan, 1971
Schieffer, R., Von Mailand nach Canossa. Ein Beitrag zur Geschichte der christlichen Herrscherbuße von Theodosius d. Gr. bis zu Heinrich IV., in: DAM, 1972
Schilling, O., Die Staats- und Soziallehre des hl. Augustinus, 1910

Schindler, R., Die Besiedlungsgeschichte der Goten und Gepiden im unteren Weichselraum aufgrund der Tongefäße, 1940
Schiwietz, S., Das morgenländische Mönchtum, I, 1904
Schlier, H., Gnosis, in: Handbuch theologischer Grundbegriffe, II, 1970
Schlingensiepen, H., Die Wunder des Neuen Testaments, Wege und Abwege ihrer Deutung bis zur Mitte des 5. Jahrhunderts, 1933
Schmailzl, A., Auf den Spuren des Athanasius, in: W. Gessel/P. Stockmeier, Bavaria Christiana. Zur Frühgeschichte des Christentums in Bayern. Festschrift Adolf Wilhelm Ziegler, 1973
Schmid, H., Die christlich-jüdische Auseinandersetzung und das Alte Testament in hermeneutischer Sicht, 1971
Schmidt, K.-D., Die Bekehrung der Ostgermanen zum Christentum (Der ostgermanische Arianismus), 1939
Schmidt, K. L., Die Kirche des Urchristentums, in: Festgabe für Adolf Deißmann zum 60. Geburtstag, 1927
Schmidt, L., Das neue Testament der Lutherbibel in der Fassung von 1975, in: ZThK 77, 1980
Schmidt, L., Geschichte der Wandalen, Zweite umgearbeitete Aufl., 1942
Schmidt, L., Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung. Die Westgermanen. Erster Teil, 2. A., 1938
Schmidt, L., Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung. Die Ostgermanen, 2. A., 1934
Schmidt, L., The Sueves, Alans and Vandals in Spain, 409–429. The Vandal Dominion in Africa 429–533, in: Gwatkin/Whitney, The Cambridge Medieval History I, 1975
Schmidt, L., Aphorismen von A–Z, Das große Handbuch geflügelter Definitionen, 1971
Schmitt, G., Der Ursprung des Levitentums, in: ZAW, 94 Bd., 1982
Schmitz, A. L., Die Welt der ägyptischen Einsiedler und Mönche, in: Röm. Quart. 37, 1929
Schmitz, H., Die Zeit der Römerherrschaft am Rhein, in: Böhner, K. (Hg.), Das erste Jahrtausend, Bd. I, 1962
Schmitz, H. J., Die Bußbücher und die Bußdisciplin der Kirche. Nach den handschriftlichen Quellen dargestellt, 1883
Schmitz, H. J., Die Bußbücher und das kanonische Bußverfahren. Nach handschriftlichen Quellen dargestellt, 1898
Schnackenburg, R., Der frühe Gnostizismus, in: H. J. Schultz (Hg.), Kontexte 3, Die Zeit Jesu, 1966
Schnackenburg, R., Die Stellung des Petrus zu den anderen Aposteln, in: A. Brandenburg/H. J. Urban (Hg.), Petrus und Papst. Evangelium Einheit der Kirche Papstdienst. Beiträge und Notizen, 1977
Schneege, G., Theoderich der Große in der kirchlichen Tradition des Mittelalters und in der Deutschen Heldensage, in: DZGw, Bd. I, 1894
Schneemelcher, W., Zur Chronologie des arianischen Streites, ThLZ 79, 1954
Schneemelcher, W., Gesammelte Aufsätze zum Neuen Testament und zur Patristik, hg. v. W. Bienert/K. Schäferdiek, 1974
Schneider, A. M., Die vorjustinianische Sophienkirche, BZ 36, 1936
Schneider, C., Die Christen im römischen Weltreich, in: Historia Mundi IV, 1956

Schneider, C., Die Unterschiede zwischen dem frühen Christentum im Osten und Westen des antiken Raumes, in: Gymnasium, Zeitschrift für Kultur der Antike und humanistische Bildung, 63, 1956
Schneider, C., Das Frühchristentum als antisemitische Bewegung, 1940
Schneider, C., Geistesgeschichte des antiken Christentums I und II, 1954
Schneider, C., Geistesgeschichte der christlichen Antike, 1978
Schneider, K.-P., Christliches Liebesgebot und weltliche Ordnungen. Historische Untersuchungen zu Ambrosius von Mailand, 1975
Schnitzer, J., Hat Jesus das Papsttum gestiftet, 1910
Schnitzer, J., Orosio e Pelagio, in: Religio 8, 1937
Schnürer, G., Kirche und Kultur im Mittelalter, 3 Bde., 2. A., 1927/29
Scholz, H., Glaube und Unglaube in der Weltgeschichte. Ein Kommentar zu Augustins De civitate Dei, 1911
Schöndorf, K. A., Die Geschichtstheologie des Orosius, 1952
Schoenebeck, H. v., Beiträge zur Religionspolitik des Maxentius und Constantin, in: Klio, 30. Beiheft, 1939
Schönfeld, W., Die juristische Methode im Kirchenrecht, Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie 18, 1924/25
Schönfeld, M., Wörterbuch der altgermanischen Personen- und Völkernamen, 2. A., 1965
Schönmetzer, A., Zeittafel zur Geschichte des Konzils von Chalkedon, in: Grillmeier/Bacht, Das Konzil von Chalkedon, II, 1953
Schoonenberg, P., Theologie der Sünde. Ein theologischer Versuch, 1966
Schopen, E., Geschichte des Judentums im Orient, 1960
Schopen, E., Geschichte des Judentums im Abendland, 1961
Schopenhauer, A., Sämtliche Werke, ed. M. Köhler, o. J.
Schöpf, B., Das Tötungsrecht bei den frühchristlichen Schriftstellern bis zur Zeit Konstantins, 1958
Schoeps, H. J., Aus frühchristlicher Zeit. Religionsgeschichtliche Untersuchungen, 1950
Schoeps, H. J., Paulus, 1959
Schottlaender, R., Augustins moraltheologische Katastrophendeutung als Geschichtsfaktor, Klio, 1978
Schreiber, H., Die Hunnen. Attila probt den Weltuntergang. Neuauflage, 1987
Schreiner, J. (Hg.), Die Kirche im Wandel der Gesellschaft, 1970
Schreiner, K., Zum Wahrheitsverständnis im Heiligen- und Reliquienwesen des Mittelalters, Saeculum, 1966
Schrempf, Paulus, der Apostel Jesu Christi, Ges. Werke 9, 1934
Schröder, H. E., Ludwig Klages, 1872–1956, in: K. Deschner, Das Christentum im Urteil seiner Gegner, II, 1971
Schubart, W., Justinian und Theodora, 1943
Schubert, H. v., Geschichte der christlichen Kirche im Frühmittelalter, I, 1917, II, 1921
Schubert, H. v., Bildung und Erziehung in frühchristlicher Zeit, in: Salin, E. (Hg.), Bilder und Studien aus drei Jahrtausenden. Eberhard Gothein zum siebzigsten Geburtstag, 1923
Schuchert, A., Kirchengeschichte, 1958
Schuck, J., Geschichte der Kirche Christi dem katholischen Volk erzählt, I. und II. Band, 1949

Schultz, H. J. (Hg.), Theologie für Nichttheologen. ABC protestantischen Denkens, 1963 ff.
Schultz, H. J. (Hg.), Kontexte 3, Die Zeit Jesu, 1966
Schultz, W., Tertullian, 1961
Schultze, V., Geschichte des Untergangs des griechisch-römischen Heidentums. I. Staat und Kirche im Kampfe mit dem Heidentum, 1887
Schultze, B., Die Papstakklamationen auf dem 4. und 6. ökumenischen Konzil und Vladimir Soloviev, OrChrP 41, 1975
Schwaiger, G., Geschichte der Päpste im 20. Jahrhundert, 1968
Schwaiger, G., Päpstlicher Primat und Autorität der Allgemeinen Konzilien im Spiegel der Geschichte, 1977
Schwartz, E., Cyrill und der Mönch Viktor, in: SpAW, Wien. Phil.-hist. Kl., 208. Band, 4. Abhandlung, 1928
Schwartz, E. Charakterköpfe aus der Antike, 2. A., 1943
Schwartz, E., Codex Vaticanus gr. 1431, eine antichalkedonische Sammlung aus der Zeit Kaiser Zenos, in: Abhandlungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Philos.-philolog. und histor. Klasse, 1927
Schwartz, E., Publizistische Sammlung zum acacianischen Schisma, Abhandlungen der ABhMn, Philosoph.-historische Abteilung. Neue Folge, Heft 10, 1934
Schwartz, E., Der sechste nikänische Kanon auf der Synode von Chalcedon, Sitzungsberichte der preußischen Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Kl., 1930
Schwartz, E., Kaiser Constantin und die christliche Kirche, 2. A., 1936
Schwartz, E., Zur Kirchenpolitik Justinians, 1940
Schwartz, E., Zur Geschichte des Athanasius. Gesammelte Schriften, 1959
Schwartz, E., Johannes und Kerinthos, in: Gesammelte Schriften, V, 1963
Schwarz, E., Goten, Nordgermanen, Angelsachsen. Studien zur Ausgliederung der germanischen Sprachen, 1951
Schweinitz, H. v., Buddhismus und Christentum, 1955
Schweitzer, A., Die Mystik des Apostels Paulus, 1930
Stadtmüller, G., Geschichte Südosteuropas, 1950
Stallknecht, B., Untersuchungen zur römischen Außenpolitik in der Spätantike (306–395 n. Chr.), 1967
Stamer, L., Kirchengeschichte der Pfalz, 1936
Stauffenberg, A. Graf Schenk v., Das Imperium und die Völkerwanderung, o. J. ca. 1947
Stauffer, E., Jerusalem und Rom, 1957
Stead, Chr., Divine Substance, 1977
Steeger, Th., Allgemeine Einleitung [zu Papst Leo I.], Bibliothek der Kirchenväter, 1927
Stegmüller, W., Glauben, Wissen und Erkennen. Das Universalienproblem einst und jetzt. Sonderausgabe, 1967
Stegmüller, W., Metaphysik, Skepsis, Wissenschaft, 2. verb. Aufl., 1969
Stein, E., Justinian, Johannes der Kappadozier und das Ende des Konsulats, ByZ 30, 1930
Stein, E., Geschichte des spätrömischen Reiches
Stein, E., Vom römischen zum byzantinischen Staate (284–476 n. Chr.), 1928

Steinmann, J., Hieronymus. Ausleger der Bibel. Weg und Werk eines Kirchenvaters, 1961
Steinwenter, A., Eine kirchliche Quelle des nachklassischen Zivilprozesses, in: Acta congressus iuridici internationalis, 2, 1935
Steinwenter, A., Der antike kirchliche Rechtsgang und seine Quellen, ZSavRGkan, 23, 1934
Steinwenter, A., Audientia episcopalis, RAC I, 1950
Stemberger, G./Prager, M. (Hg.), Bibel in Wort und Bild. Altes und Neues Testament in neuer Übersetzung. Die Bibel und das Christentum. Kirchengeschichtliche Quellentexte. Die Bibel und die Religionen. Religionsgeschichtliche Quellentexte, Bd. 8, 1981
Sternberg, G., Das Christentum des fünften Jahrhunderts im Spiegel der Schriften des Salvianus von Massilia, in: Theolog. Schriften und Kritiken, 82. Jg., 1909
Stevens, C. E., Marcus, Gratian, Constantine, Athenäum 35, 1957
Stockmeier, P., Leo I. des Großen Beurteilung der kaiserlichen Religionspolitik, 1959
Stockmeier, P., Das Petrusamt in der frühen Kirche, in: Denzler, Christ u. a., Zum Thema Petrusamt und Papsttum, 1970
Stockmeier, P., Römische Kirche und Petrusamt im Licht frühchristlicher Zeugnisse, in: Archiv. Hist. Pont. 14, 1976
Stockmeier, P., Das Schisma – Spaltung und Einheit in der Kirchengeschichte, in: P. Stockmeier (Hg.), Konflikt in der Kirche. Droht eine Kirchenspaltung?, 1977
Stockmeier, P., Bemerkungen zur Christianisierung der Goten im 4. Jahrhundert, ZKG, 92, 1981
Stockmeier, P., Johannes Chrysostomus, in: M. Greschat (Hg.), Alte Kirche II, 1984
Stoll, O., Das Geschlechtsleben in der Völkerpsychologie, 1908
Störig, H. J., Kleine Weltgeschichte der Philosophie I, 1969
Stöver, H. D., Christenverfolgung im Römischen Reich. Ihre Hintergründe und Folgen, 1984
Stratmann, F. M., Die Heiligen und der Staat, 4 Bde., 1949–1952
Straub, J., Eugenius, RAC VI, 1966
Straub, J., Regeneratio Imperii. Aufsätze über Roms Kaisertum und Reich im Spiegel der heidnischen und christlichen Publizistik, 1972
Straub, J., Vom Herrscherideal in der Spätantike, 1939
Straub, J., Des christlichen Kaisers secunda maiestas (Tertullian und die Konstantinische Wende), ZKG 90, 1979, Heft 2–3
Stroheker, K. F., Germanentum und Spätantike, 1965
Stroheker, K. F., Der senatorische Adel im spätantiken Gallien, 1948
Strzelczyk, J., Einige Bemerkungen zur Diskussion über die Frühgeschichte der Goten, in: K.-D. Grothusen/K. Zernak, Europa Slavica–Europa Orientalis, Festschrift für Herbert Ludat zum 70. Geburtstag, 1980
Stuiber, A., Konstantinische und christliche Beurteilung der Sklaventötung, in: JbAC 21, 1978
Taddey, G. (Hg.), Lexikon der Deutschen Geschichte. Personen – Ereignisse – Institutionen. Von der Zeitwende bis zum Ausgang des 2. Weltkrieges, 1979
Teall, J. L., The Barbarians in Justinian's Armies, in: Speculum, 1965
Telfer, W., Sozomen I 15. A Reply, JThS 50, 1949

Telfer, W., When did the Arian Controversy begin? JThS 47, 1946
Telfer, W., Paul of Constantinople, in: Harvard Theological Review, 43, 1950
Telfer, W., Episcopal succession in Egypt, JEH 3, 1952
Telfer, W., Meletius of Lycopolis and episcopal succession in Egypt, HThR 48, 1955
Tengström, E., Die Protokollierung der «Collatio Carthaginensis», in: Studia Graeca et Latina Gothoburgensia, 14, 1962
Tengström, E., Donatisten und Katholiken. Soziale, wirtschaftliche und politische Aspekte einer nordafrikanischen Kirchenspaltung, 1964
Tetz, M., Zur Biographie des Athanasius von Alexandrien, in: ZKG, 90. Bd., 1979
Theiner, J. A. und Theiner, A., Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen und ihre Folgen. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte, 1892
Thieß, F., Das Reich der Dämonen, 1941
Thomas, H., Der spanische Bürgerkrieg, 1962
Thomas, M., Das psychische Erlebnis im Werk von Augustinus, in: Wissenschaft und Weisheit, Zeitschrift für augustinisch-franziskanische Theologie und Philosophie in der Gegenwart, 35, 1972
Thompson, E. A., The Settlement of the Barbarians in Southern Gaul, in: The Journal of R. Stud., Vol. 46, 1956
Thompson, E. A., The Conversion of the Visigoths to Catholicism, Nottingham Mediaeval Studies 4, 1960
Thompson, E. A., Christianity and the Northern Barbarians, in: Momigliano (Hg.), The Conflict, 1964
Thompson, E. A., Zosimus on the End of Roman Britain, Antiquity 30, 1956
Thompson, E. A., A History of Attila and the Huns, 1948
Thompson, E. A., The Visigoths from Fritigern to Euric, Historia 12, 1963
Thompson, E. A., The Visigoths in the Time of Ulfila, 1966
Thompson, E. A., The Historical Work of Ammianus Marcellinus, 1947
Thorndike, L., A history of magic and experimental science, 1923
Thraede, K., Das antike Rom in Augustins De civitate Dei. Recht und Grenzen eines verzerrten Themas, in: JbAC 20, 1977
Thür, G./Pieler, P. E., Gerichtsbarkeit, RAC X, 1978
Tinnefeld, F., Synesios von Kyrene: Philosophie der Freude und Leidensbewältigung. Zur Problematik einer spätantiken Persönlichkeit, in: C. Gnilka/W. Schetter (Hg.), Studien zur Literatur der Spätantike, 1975
Tinnefeld, F., Die frühbyzantinische Gesellschaft. Struktur – Gegensätze – Spannungen, 1977
Titius, A., Unser Krieg. Ethische Betrachtungen, 1915
Tödt, H. E., Theologie und Völkerrecht. Eine Prüfung gemeinsamer historischer und gegenwärtiger Probleme angesichts der Mitverantwortung für den Weltfrieden, in: Picht/Eisenbart, Frieden und Völkerrecht, 1973
Tondi, A., Die Jesuiten. Bekenntnisse und Erinnerungen, 1961
Toynbee, A. J., Das Christentum und die Religionen der Welt, 1959
Toynbee, A. J., Der Gang der Weltgeschichte, I, 1970
Treitinger, O., Die oströmische Kaiser- und Reichsidee nach ihrer Gestaltung im höfischen Zeremoniell, 1938
Treitschke, H. v., Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert (5 Bde., 1879–1894)

Treitschke, H. v., Historische und politische Aufsätze, Bd. 2, 6. A., 1903
Troeltsch, E., Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen, I, 1912
Tscherikover, V., Hellenistic Civilization and the Jews, 2. A., 1961
Tüchle, H., Kirchengeschichte Schwabens, 1. Bd.: Die Kirche Gottes im Lebensraum des schwäbisch-alamanischen Stammes, 2. A., (ca.) 1955
Tullius, F., Die Quellen des Arnobius im 4., 5. und 6. Buch seiner Schrift «Adversus nationes», 1934
Tusculum Lexikon der griechischen und lateinischen Literatur vom Altertum bis zur Neuzeit, 1948
Ueding, L., Die Kanones von Chalkedon in ihrer Bedeutung für Mönchtum und Klerus, in: Grillmeier/Bacht, II, 1953
Uhlemann, F. G., Ephräms des Syrers Ansichten von dem Paradiese und der Fall des ersten Menschen, in: ZHT, 1, 1832
Ulbrich, H., Augustins Briefe zur entscheidenden Phase des Pelagianischen Streites (Von den Verhandlungen in Jerusalem und Diospolis im Jahre 415 bis zur Verdammung des Pelagius im Jahre 418), in: Revue des études augustiniennes 9, 1963
Ullmann, W., Die Machtstellung des Papsttums im Mittelalter. Idee und Geschichte, 1960
Ullmann, W., Leo I. and the Theme of Papal Primacy, JThS, 1960
Ullmann, W., Gelasius I (492–496). Das Papsttum an der Wende der Spätantike zum Mittelalter, 1981
Vasiliev, A. A., Justin the First. An Introduction to the Epoch of Justinian the Great, 1950
Vaux, R. de, Tempel, in: LThK, 2. A. IX, 1964
Vernadsky, G., Das frühe Slawentum. Das Ostslawentum bis zum Mongolensturm, in: Valjavec, F. (Hg.), Frühes Mittelalter, 1956
Vierhaus, R., Rankes Begriff der historischen Objektivität, in: R. Koselleck/W. J. Mommsen/J. Rüsen (Hg.), Objektivität und Parteilichkeit in der Geschichtswissenschaft, 1977
Vittinghoff, F., Eusebios als Verfasser der Vita Constantini, RhMus 96, 1953
Vogelstein, M., Kaiseridee – Romidee und das Verhältnis von Staat und Kirche seit Constantin, 1930
Vogt, H.-J., Cyrill von Alexandrien, in: M. Greschat (Hg.), Alte Kirche II, 1984
Vogt, J., Kaiser Julian und das Judentum, 1939
Vogt, J., Zur Frage des christlichen Einflusses auf die Gesetzgebung Konstantins des Großen, in: Festschrift für Leopold Wenger, II, 1945
Vogt, J., Synesios gegen Andronikos: der philosophische Bischof in der Krisis, in: Fleckenstein/Schmid, Adel und Kirche, 1968
Vogt, J., Constantin der Große und sein Jahrhundert, 1949
Vogt, J., Die Vita Constantini des Eusebius über den Konflikt zwischen Constantin und Licinius, in: Historia 2, 1954
Vogt, J., Der Niedergang Roms. Metamorphose der antiken Kultur, 1965
Vogt, J., Pagans and Christians in the Family of Constantine the Great, in: Momigliano (Hg.), The Conflict, 1964
Vogt, J., Constantinus der Große, RAC III, 1957
Vogt, J., Die kaiserliche Politik und die christliche Mission im 4. und 5. Jahrhundert, in: Frohnes/Knorr (Hg.), Die alte Kirche, 1974

Voigt, K., Staat und Kirche von Konstantin dem Großen bis zum Ende der Karolingerzeit, 1936. Neudruck 1965
Volk, L., Hitlers Kirchenminister. Zum Versuch einer Gesamtdarstellung des Kirchenkampfes im NS-Staat, in: D. Albrecht (Hg.), Kath. Kirche im Dritten Reich. Eine Aufsatzsammlung zum Verhältnis von Papsttum, Episkopat und deutschen Katholiken zum Nationalsozialismus 1933–1945, 1976
Volk, L., Zwischen Geschichtsschreibung und Hochhuthprosa. Kritisches und Grundsätzliches zu einer Neuerscheinung über Kirche und Nationalsozialismus, in: D. Albrecht (Hg.), Kath. Kirche im Dritten Reich. Eine Aufsatzsammlung zum Verhältnis von Papsttum, Episkopat und deutschen Katholiken zum Nationalsozialismus 1933–1945, 1976
Volk, L., Die Kirche in den deutschsprachigen Ländern (Deutschland, Österreich, Schweiz), in: Handbuch der Kirchengeschichte VII, Die Weltkirche im 20. Jahrhundert, 1979
Voelkl, L., Der Kaiser Konstantin, Annalen einer Zeitenwende, 1957
Voelkl, L., Die konstantinischen Kirchenbauten nach Eusebius, in: Rivista di Archeologia della Libia 29, 1953
Vollmann, B., Studien zum Priszillianismus. Die Forschung, die Quellen, der fünfzehnte Brief Papst Leo des Großen, 1965
Volz, P., Das Dämonische in Yahwe, 1924
Vööbus, A., History of Ascetism in the Syrian Orient. A contribution of the history of culture in the Near East. I, The origin of ascetism. Early monasticism in Persia, 1958
Vööbus, A., Entdeckung einer unbekannten Biographie des Athanasius v. Alexandrien. Eine angeblich von Amphilochius von Ikonium verfaßte Vita, in: ByZ, 71, 1978
Voss, B. R., Berührungen von Hagiographie und Historiographie in der Spätantike, in: FS, 1970
Vries, W. de, Der «Nestorianismus» Theodors von Mopsuestia in seiner Sakramentenlehre, OrChrP 7, 1941
Vries, W. de, Die syrisch-nestorianische Haltung zu Chalkedon, in: Grillmeier/Bacht, Das Konzil von Chalkedon I, 1951
Vries, W. de, Die Kollegialität auf Synoden des 1. Jahrtausends
Vries, W. de, Das Petrusamt im ersten Jahrtausend, in: K. Lehmann (Hg.), Das Petrusamt . . ., 1982
Vries, W. de, Die Obsorge des hl. Basilius um die Einheit der Kirche im Streit mit Papst Damasus, in: A. Rauch/P. Imhof (Hg.), Basilius, Heiliger der Einen Kirche, 1981
Vries, W. de, unter Mitarbeit von O. Bârlea, J. Gill, M. Lacko, Rom und die Patriarchate des Ostens, 1963
Waas, M., Germanen im römischen Dienst (im 4. Jh. n. Chr.), z. A., 1971
Wagner, F., Zweierlei Maß der Geschichtsschreibung – eine offene Frage, in: Saeculum X, 1959
Wagner, N., Getica, 1967
Waldstein, W., Geißelung, RAC IX, 1976
Wallace-Hadrill, D. S., Eusebius von Caesarea, in: Theolog. Realenz., X, 1982
Walter, J. v., Die äußere Geschichte der Christianisierung der Germanen, in: W. Künneth/H. Schreiner (Hg.), Die Nation vor Gott. Zur Botschaft der Kirche im Dritten Reich, 4. veränderte A., 1934

Walterscheid, J., Heilige Deutsche Heimat. Das deutsche Kirchenjahr mit seinen Festen, seinem Volksbrauch, den Volksheiligen, religiöser Literatur und religiöser Kunst, I, 1936
Wampach, C., Das Apostolat des hl. Willibrord in den Vorlanden der eigentlichen Frisia. Aktuelle Fragen um dessen räumliche Bestimmung, in: Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein, 1954
Warmington, B. H., The North African Provinces from Diocletian to the Vandal Conquest, 1954
Weber, M., Grundriß der Sozialökonomik, III. Bd., 1. und 2. Halbband, 3. A., 1947
Weber, M., Die «Objektivität» sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, in: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, 3. A., 1968
Weber, M., Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, 3. A., 1968
Weber, W., Die Vereinheitlichung der religiösen Welt. Probleme der Spätantike, 1930
Weckwerth, Das altchristliche und das frühmittelalterliche Kirchengebäude, ZKG, LXIX, 1958
Weibull, C., Die Auswanderung der Goten aus Schweden, 1958
Weigand, R., Die bedingte Eheschließung im kanonischen Recht. Ein Beitrag zur Geschichte der Kanonistik von Gratian bis Gregor IX., 1963
Weigl, A. M., SOS aus dem Fegfeuer, 1970
Weijenborg, R., Zum Text und zur Deutung von Ammianus, Römische Geschichte 29,3,9, in: Klio, 1975
Wein, M. (Hg.), Ich kam, sah und schrieb. Augenzeugenberichte aus fünf Jahrtausenden, 1964
Weinberg, J. P., Demographische Notizen zur Geschichte der nachexilischen Gemeinde in Juda, in: Klio, 54, 1972
Weinel, H., Die Stellung des Urchristentums zum Staat, 1908
Weinel, H., Biblische Theologie des Neuen Testaments, 4. A., 1928
Weinreich, O., Antikes Gottmenschentum, in: Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung, 1926
Weinstock, S., Divus Julius, 1971
Weißengruber, F., Zu Augustins Definiton des Staates, Röm. Hist. Mittlg. 22, 1980
Weitzel, J., Begriff und Erscheinungsformen der Simonie bei Gratian und den Dekretisten, 1967
Wellhausen, J., Über den geschichtlichen Wert des zweiten Makkabäerbuches im Verhältnis zum ersten, in: Nachrichten von der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Philol.-hist. Klasse, 1905
Welter, J., Schopenhauer, in: Deschner, K. (Hg.), Das Christentum im Urteil seiner Gegner, I, 1969
Wendland, J., Handbuch für Sozialethik, 1916
Wengst, K., Häresie und Orthodoxie im Spiegel des ersten Johannesbriefes, 1976
Wenskus, R., Stammesbildung und Verfassung, 2. A., 1977
Wermelinger, O., Rom und Pelagius. Die theologische Position der römischen Bischöfe im pelagianischen Streit in den Jahren 411–432, 1975
Werner, H., Barbarus, in: Neue Jahrbücher für das Klass. Altertum, Geschichte und deutscher Literatur, 21, 1918

Werner, J., Die Herkunft der Bajuwaren und der «östlichmerowingische» Reihengräberkreis, in: Werner, J. (Hg.), Aus Bayerns Frühzeit, 1962
Werner, J. (Hg.), Aus Bayerns Frühzeit, 1962
Werner, M., Der Einfluß paulinischer Theologie im Markusevangelium. Eine Studie zur neutestamentlichen Theologie, 1923
Werner, J. W./Ewig, E. (Hg.), Von der Spätantike zum frühen Mittelalter. Aktuelle Probleme in historischer und archäologischer Sicht, 1979
Werner, M., Der protestantische Weg des Glaubens, I, 1955
Werner, M., Die Entstehung des christlichen Dogmas, problemgeschichtlich dargestellt, 1941
Wes, M. A., Das Ende des Kaisertums im Westen des römischen Reiches, 1967
Wesendonk, G. v., Bardesanes und Mani, in: Acta Orientalia 10, 1932
Weth, G., Die Heilsgeschichte, 1931
Wetter, G. P., «Der Sohn Gottes». Eine Untersuchung über den Charakter und die Tendenz des Johannes-Evangeliums. Zugleich ein Beitrag zur Kenntnis der Heilandsgestalten der Antike, 1916
Wetzer, H. J./Welte, B. (Hg.), Kirchen-Lexikon oder Encyklopädie der katholischen Theologie und ihrer Hilfswissenschaften, 11 Bände, 1847 ff.
Weyman, C., Vier Epigramme des hl. Papstes Damasus, 1905
White, H., The Historical Text as Literary Artefact, in: R. H. Canary/H. Kozicki (Ed.), The Writing of History, Literary Form and Historical Understanding, 1978
Wickert, U., Episkopalismus, in: Theologische Realenzyklopädie, Bd. XI, 1983
Wickert, U., Cyprian, in: M. Greschat (Hg.), Alte Kirche, I, 1984
Wickham, L. R., Eutyches/Eutychianischer Streit, in: ThRe, X, 1982
Widengren, G. W., Mani und der Manichäismus, 1961
Widmann, M., Geschichte der Alten Kirche im Unterricht, 1970
Wikenhauser, A., Die Apostelgeschichte und ihr Geschichtswerk, 1921
Wikenhauser, W., Einleitung in das Neue Testament, 2. A., 1956
Wildberger, H., Samuel und die Entstehung des israelitischen Königtums, in: ThZ, 13, 1957
Wilhelm, K., Metz, H. B., Rahner, K., Wolf, E. u. a., Die Antwort der Religionen, 1964
Willebrands, J., Die Zukunft der ökumenischen Bewegung, in: Zehn Jahre Vatikanum II, 1976
Williams, A. L., Adversus Judaeos. A bird's-eye view of christian Apologiae until the Renaissance, 1935
Willis, G. G., Saint Augustine and the Donatist Controversy, 1950
Windelband, W., Lehrbuch der Geschichte der Philosophie, hg. v. H. Heimsoeth, 14. ergänzte Aufl., 1948
Windisch, H., Paulus und Christus, 1934
Windisch, H., Der Sinn der Bergpredigt, 1929
Winheller, E., Lebensbeschreibungen der vorkarolingischen Bischöfe von Trier, 1935
Winkelmann, F., Der trinitarische Streit in zeitgenössischer Sicht, in: Das Altertum. Im Auftrag der Sektion der Altertumswissenschaft bei der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin hg. v. Johannes Irmscher, Bd. 13, 1967
Winkelmann, F., Probleme der Herausbildung der Staatskirche im römischen Reich des 4. Jahrhunderts, in: Klio 53, 1971

Winkelmann, F. (Hg.), Über das Leben des Kaisers Konstantin, 1975
Winkelmann, F., Die Kirchengeschichtswerke im oströmischen Reich, Byzslav, 37, 1976
Winkelmann, F., Rolle und Problematik der Behandlung der Kirchengeschichte in der byzantinischen Historiographie, in: Klio 66, 1984
Winkelmann, F. W., Die Vita Constantini des Euseb. Ihre Authentizität, ihre Textbezeugung, 1959
Winkelmann, F. W., Zur Geschichte des Authentizitätsproblems der Vita Constantini, in: Klio 40, 1962
Winkler, S., Die Samariter, Klio, 1965
Winowska, U., Die Jungfrau der Offenbarung. Maria gestern und heute, 1958
Winter, E., Der Frühhumanismus. Seine Entwicklung in Böhmen und deren europäische Bedeutung für die Kirchenreformbestrebungen im 14. Jahrhundert, 1964
Winter, E., Die Sowjetunion und der Vatikan, Teil 3 der Trilogie Rußland und das Papsttum, 1972
Winter-Günther, E., Die sächsischen Aufstände gegen Karl den Großen in den Jahren 792–804, 1940
Winterswyl, Die Briefe des heiligen Ignatius von Antiochien, 4. A., 1954
Wirth, G., Föderierte Staaten in der späteren römischen Kaiserzeit, Historia 16, 1967
Wissowa, G., Pauly's Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft, 1894 ff.
Wlosok, A., Christliche Apologetik gegenüber heidnischer Politik bis zu Konstantin, in: H. Frohnes/U. W. Knorr (Hg.), Die alte Kirche, 1974
Wojtowytsch, M., Papsttum und Konzile von den Anfängen bis zu Leo I. (440–461). Studien zur Entstehung der Überordnung des Papsttums über Konzile, 1981
Wolf, E., Häresie, in: Die Religion in Geschichte und Gegenwart, 3. A., III, 1959
Wolffheim, H., Hans Henny Jahnn, 1894–1959, in: K. Deschner (Hg.), Das Christentum im Urteil seiner Gegner II, 1971
Wolfram, H., Gotische Studien I, Das Richteramt Athanarichs, in: MIÖG, 83, 1975
Wolfram, H., Gotisches Königtum und römisches Kaisertum von Theodosius dem Großen bis Justinian I., Frühmittelalterliche Studien, 13, 1979
Wolpert, L., Die einzige Seele. Sonntagslesungen. 4. und 5. Aufl., 1925
Woodward, E. L., Christianity and Nationalism in the Later Roman Empire, 1916
Wrede, W., Paulus, 1907
Wrede, H., Consecratio in formam deorum. Vergöttlichte Privatpersonen in der römischen Kaiserzeit, 1981
Wright, G. E., The Old Testament Against its Enviroment, 1950
Wühr, W., Das abendländische Bildungswesen im Mittelalter, 1950
Wyß, B., Gregor II (Gregor von Nazianz), RAC XII, 1983
Wytzes, J., Der Streit um den Altar der Victoria. Die Texte der betreffenden Schriften des Symmachus und Ambrosius mit Einleitung, Übersetzung und Kommentar, 1936
Wytzes, J., Der letzte Kampf des Heidentums in Rom, 1977
Yallop, D. A., Im Namen Gottes? Der mysteriöse Tod des 33-Tage-Papstes Johannes Paul I., Tatsachen und Hintergründe, 1984

Young, F. M., A Reconsideration of Alexandrian Christology, in: JEH, Cambridge, 22, 1971

Zeißig, Pastor, Kriegs-Pfingst-Predigt über Hesekiel 36,26–27, gehalten am 1. Pfingstfeiertag, den 23. Mai 1915 in der Jakobikirche zu Dresden

Zellinger, J., Der Beifall in der altchristlichen Predigt, in: Festgabe Alois Knöpfler, 1917

Zepf, M., Zur Chronologie der antidonatistischen Schriften Augustins, ZNW 28, 1929

Ziegler, A. K., Pope Gelasius I and his Teaching on the Relation of Church and State, in: CHR, 27, 1942

Ziegler, J., Zur religiösen Haltung der Gegenkaiser im 4. Jh. n. Chr., 1970

Ziegler, J. G., Die Ehelehre der Pönitentialsummen von 1200–1350. Eine Untersuchung zur Geschichte der Moral- und Pastoraltheologie, 1956

Ziegler, K., Firmicus Maternus, in: RAC VII, 1969

Ziegler, K.-H., Die Beziehungen zwischen Rom und dem Partherreich. Ein Beitrag zur Geschichte des Völkerrechts, 1964

Zöckler, O., Askese und Mönchtum, 2. und gänzlich neu bearbeitete und stark vermehrte Auflage der «Kritischen Geschichte der Askese», 1. und 2. Bd., 1897

Zöllner, E., Geschichte der Franken bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts. Auf der Grundage des Werkes von Ludwig Schmidt unter Mitwirkung von Joachim Werner, 1970

Zulli, G., S. Ambrogio e il culto dei Santi, culto dei Martiri e delle loro reliquie, 1945

Zumkeller, A., Das Mönchtum des heiligen Augustinus, 1950

ABKÜRZUNGEN

antiker Literatur, wissenschaftlicher Zeitschriften und Nachschlagewerke, die in den Anmerkungen häufiger zitiert werden.

AAS: Acta Apostolicae Sedis, 1909 ff
ACO: Acta conciliorum oecumenicorum, hg. v. E. Schwartz, 1914 ff
Ad Diognet: Diognetbrief
Afrah. Dem.: Afrahat, demonstratio (= Homilien)
Agathias: Agathias (Scholastikos) aus Myrina (Aiolis)
Agnellus, Liber pont. eccl. Ravenn.: Agnellus, Liber Pontificalis ecclesiae Ravennatis (MGScript. Rer. Langob.) 333
Alex. Alexandr. Sermo de anima: Alexander von Alexandrien, de anima et corpore deque passione domini
Ambr. virg.: Ambrosius, de virginibus (PL 16, 187 ff) (vgl. de virginitate; de institutione virginis)
Ambros. c. Aux.: Sermo contra Auxentium de basilicis tradendis (PL 16, 1007 ff)
Ambros. de Abrah.: de Abraham (PL 14, 419 ff)
Ambros. bono mort.: de bono mortis (PL 14, 539 ff)
Ambros. de incarn.: de incarnationis dominicae sacramento (PL 16, 817 ff)
Ambros. de fide: de fide ad Gratianum (PL 16, 527 ff)
Ambros. de ob. Theod.: Oratio de obitu Theodosii (PL 16, 1385 ff)
Ambros. de ob. Valent.: de obitu Valentiniani consolatio (PL 16, 1357 ff)
Ambros. de off.: de officiis ministrorum (PL 16, 23 ff)
Ambros. de paenit.: de paenitentia (PL 16, 465 ff)
Ambros. de parad.: de paradiso (PL 14, 275 ff)
Ambros. de Tob.: de Tobia (PL 14, 759 ff)
Ambros. enarr. ps.: Enarrationes in XII psalmos Davidicos (PL 14, 921 ff)
Ambros. ep.: Epistulae (PL 16, 876 ff)
Ambros. exaem.: Hexaëmeron (PL 14, 123 ff)
Ambros. exhort. virgin.: Exhortatio virginitatis (PL 16, 335 ff)
Ambros. Exposit. Evangelii sec. Lucam: Expositionis evangelii secundum Lucam libri decem (PL 15, 1527 ff)
Ambros. Exp. ps.: Expositio in psalmum CXVIII (PL 15, 1197 ff)
Ammian.: Ammianus Marcellinus, Res gestae
AMrhKG: Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte 1949 ff
Anastas. I. ep.: Papst Anastasius I., Epistulae
Anastas. imp. ep.: Kaiser Anastasios I., Epistulae
Anastas. Sin., Hodegos: Anastasius Sinaita, Hodegos
Anon. Val.: Anonymus Valesianus
Apg.: Apostelgeschichte
Apk.: Johannesapokalypse
Apoll. Sid. ep.: Apollinaris Sidonius (s. auch Sidonius Apollinaris), Epistulae
Aponius, Expl. in cant. cantic.: Explanatio in Canticum canticorum
App.: Appendix
Arist. apol.: Aristides, Apologie
Arnob. adv. nat.: Arnobius von Sicca, adversus nationes (advers. gent.)

A.T.: Altes Testament
Athan. ad Afros episc.: Athanasius, An die Bischöfe Westafrikas (PG 26, 1029 ff)
Athan. ad episc. Aeg.: Ep. encyclica ad episcopos Aegypti et Libyae (PG 25, 537 ff)
Athan. ad Serap.: An den Bischof Serapion von Thmuis (PG 26, 529 ff)
Athan. apol. ad Const.: Apologia ad Constantium imperatorem (PG 25, 595 ff)
Athan. apol. c. Ar.: Apologia contra Arianos (PG 25, 247 ff)
Athan. apol. de fuga sua: Apologia de fuga sua (PG 25, 643 ff)
Athan. c. Arian.: Orationes contra Arianos (PG 26, 9 ff)
Athan. c. gent.: otatio contta gentes (PG 25, 3 ff)
Athan. hist. Arian.: Historia Arianotum ad monachos (PG 25, 691)
Athan. de incarn. et c. Arian.: de incarnatione et contra Arianos (PG 26, 983 ff) (stammt vielleicht von Marcellus v. Ankyra)
Athan. de sent. Dion.: epist. de sententia Dionysii (PG 25, 479 ff)
Athan. de decr.: Epistola de decretis Nicaenae synodi (PG 25, 415)
Athan. de syn.: Epistola de synodis Arimini in Italia et Seleuciae in Isauria celebratis
Athan. ep. ad Serap. de morte Atii: Brief an Bischof Serapion von Thmuis über den Tod des Arius
Athan. ep. encycl.: Epist. ad episcopos encyclica (PG 25, 221 ff)
Athan. Vita Ant.: Vita s. Antonii (PG 26, 835 ff)
Athenag. leg.: Athenagoras der Apologet, Legatio
August. ad Donat. post coll.: Augustinus, Ad Donatistas post collationem liber unus (PL 43, 651 ff)
August. advers. Jud.: Adversus Judaeos (PL 42, 51 ff)
August. brev. coll.: Breviculus collationis cum Donatistis (PL 43, 613 ff)
August. c. Parm.: Contra epistolam Parmeniani libri tres (PL 43, 33 ff)
August. c. Acad.: Contra Academicos (PL 32, 905 ff)
August. civ. dei: de civitate Dei (PL 41)
August. cons.: de consensu evanglistarum libri quatuor (PL 34, 1041 ff)
August. c. Cresc.: Contra Cresconium grammaticum partis Donati libri quatuor (PL 43, 445)
August. c. Gaud.: Contra Gaudentium Donatistarum episcopum libri duo (PL 43, 707 ff)
August. conf.: Confessiones (PL 32, 659 ff)
August. don. persev.: de dono perseverantiae liber ad Prosperum et Hilarium secundus (PL 45, 393 ff)
August. de cura ger. pro mort.: de cuta gerenda pro mortuis (PL 40, 591 ff)
August. De gtat. chr. et de pecc. orig.: de gratia Christi et de peccato originali, contra Pelagium et Caelestium, libri duo (PL 44, 359 ff)
August. de haeres.: de haeresibus (PL 42, 21 ff)
August. de pecc. met.: de peccatorum meritis et remissione et de baptismo parvulorum ad Marcellinum, libri tres (PL 44, 109 ff)
August. de serm. domini in monte: de sermone Domini in monte secundum Matthaeum libri duo (PL 34, 1229 ff)
August. de unico bapt.: de unico baptismo contra Petilianum, ad Constantinum, liber unus (PL 43, 595 ff)
August. de un. eccl.: de unitate ecclesiae
August. de urb. excid.: de urbis excidio (PL 40, 714 ff)
August. ord.: de ordine (PL 32, 977 ff)
August. util. ieiun.: de utilitate ieiunii (PL 40, 707 ff)
August. de util. cred.: de utilitate credendi (PL 42, 65 ff)
August. dc vera rel.: de vera religione

liber unus (PL 34, 121 ff)
August. c. litt. Pet.: Contra litteras Petiliani Donatistae Cirtensis episcopi libri tres (PL 43, 245 ff)
August. de baptism.: de baptismo contra Donatistas libri septem (PL 43, 107 ff)
August. en. in ps.: Enarrationes in psalmos (PL 36 f)
August. corr. et grat.: de correptione et gratia (PL 44, 915 ff)
August. in ev. Joh.: In Johannis evangelium tractatus 124 (PL 35, 1379 ff)
August. Gen. ad litt.: de Genesi ad litteram (PL 34, 219 ff)
August. ep.: Briefe (PL 33)
August. serm.: Sermones (PL 38 f)
August. de bono coniug.: de bono coniugali (PL 40, 373 ff)
August. de catech. rudibus: de catechizandis rudibus (PL 40, 309 ff)
August. de gestis Pelagii: de gestis Pelagii, ad Aurelium episcopum, liber unus (PL 44, 319)
August. de mor. eccl. et de mor. manich.: de moribus ecclesiae catholicae et de moribus Manichaeorum libri duo (PL 32, 1309 ff)
August. de nat. et grat.: de natura et gratia, ad Timasium et Jacobum, contra Pelagium, liber unus (PL 44, 247 ff)
August. de lib. arb.: de libero arbitrio libri tres (PL 32, 1221)
August. de trin.: de trinitate libri quindecim (PL 42, 819 ff)
August. op. imperf.: opus imperfectum contra Julianum (PL 45, 1049 ff)
August. retract.: Retractationes (PL 32, 583 ff)
August. solil.: Soliloquia (PL 32, 869 ff)
Aurel. Vict. Caes.: Aurelius Victor, De Caesaribus
Aurel. Vict. Epit.: Epitome
Avit. Vienn. ep.: Avitus von Vienne, Briefe
Barn.: Barnabasbrief
Basil. ep.: Basilius von Cäsarea, Briefe (PG 32, 291 ff)
Basil. Hex.: Homiliae 9 in Hexaemeron (PG 29, 3 ff)
Basil. hom.: Homilien
Bibl.: Biblica, 1920 ff
BKV: Bibliothek der Kirchenväter, hg. v. O. Bardenhewer, Th. Schermann, C. Weymann, 1911 ff
Bonif. I. ep.: Papst Bonifatius I., Briefe
ByZ: Byzantinische Zeitschrift, 1892 ff
Byzlav: Byzantinoslavica
Cass. var.: Flavius Magnus Aurelius Cassiodorus, Variae
Cass. Dio: Cassius Dio
Catal. Felic.: Catalogus Felicianus, ältester Teil des Liber Pont. (s. d.), fußt auf dem Catalogus Liberianus
Catal. Liberianus MG hist. Auct. ant.: Monumenta Germaniae Historica, Auctores antiquissimi
CHR: The Catholic historical Review, 1915 ff
1., 2. Chron.: Chronikbücher
Chrysost.: Johannes Chrysostomos
Chrysost. hom.: Homilien
Chrysost. ep.: Briefe
Chrysost. sac.: de sacerdotio
Chrysost. de stat.: Homiliae 21 de statuis
Chrysost. adv. Jud.: 8 Homilien Gegen die Juden
Chrysost. de S. Babyla c. Jul. et c. gent.: de S. Babyla contra Iulianum et gentiles
Cic. de divin.: Cicero, de divinatione
Cic. de orat.: de oratore
Cic. nat. deor.: de natura deorum
Cic. Cat.: Cato maior de senectute
CIL: Corpus Inscriptionum Latinarum, hg. v. d. Berliner Akademie der Wissenschaften, 1863 ff
1. Clem.: 1. Clemensbrief
Clem. Al. protr.: Clemens von Alexandrien, Logos protreptikos
Clem. Al. paed.: Paidagogos
Clem. Al. Quis dives salv.: Quis dives salvetur (Hom. über Mk. 10,17 ff)

Clem. Al. strom.: Stromateis
Cod. Just.: Codex Justinianus
Cod. Theod.: Codex Theodosianus
Coelestin I. ep.: Papst Coelestin I., Briefe
Coll. Avell.: Collectio Avellana
Coll. Casin.: Collectio Casinensis
Corp. Jur. Civ.: Corpus iuris civilis
CSEL: Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum, hg. v. d. Wiener Akademie der Wissenschaften, 1866 ff
Cypr. ad. Donat.: Cyprianus von Karthago, ad Donatum
Cypr. bono pat.: de bono patientiae
Cypr. de unit.: de catholicae ecclesiae unitate
Cypr. ep.: Briefe
Cypr. laps.: de lapsis
Cyrill. Hieros. catech.: Cyrill von Jerusalem, 24 Katechesen
DAM: Deutsches Archiv für die Erforschung des Mittelalters
Dam. ep.: Papst Damasus I., Briefe
Decret. Gelas.: Papst Gelasius I., Dekretalen
Did.: Didache
Didasc.: Didascalia
Dio.: Dio Cassius
Diodorus: Diodor von Tarsus
Diog.: Diognetbrief
DOP: Dumbarton Oaks Papers, ed. Harvard University, 1941 ff
DZGw: Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 1889 ff; ab 1898: HV
Ennod.: Magnus Felix Ennodius, Bischof von Pavia
Ennod. Libell.: Libellus adversus eos, qui contra synodum scribere praesumpserunt
Ennod. paneg. Theod.: Panegyricus auf König Theoderich (nach seinem Eingreifen zugunsten von Papst Symmachus)
Ephes.: Epheserbrief
Ephräm, Carmina Nisibena: Ephräm der Syrer, 77 Lieder (8, 22, 23, 24 fehlen)
Ephräm, hym. de fide: 87 Hymnen über den Glauben
Ephr. hymn. c. haer.: Hymni (Sermones) contra haereses
Epiphan. de mensur.: Epiphanius von Salamis, de mensuris et ponderibus
Epiphan. haer.: Haereses (auch als Panarion zitiert)
Epit. Caes.: s. Aurel. Victor
Epitome: s. Aurel. Victor
Euagr. h.e.: Euagrius Scholasticus, Kirchengeschichte
Eumen. pan.: Eumenius, Panegyrici Latini
Eunap. Vitae sophist.: Eunapios von Sardes, Sophistenviten (Plotin, Porphyrios, Iamblich, Aidesios, Libanios u. a.)
Euseb. h.e.: Eusebius von Caesarea, Kirchengeschichte
Euseb. Or. ad s. coetum: Oratio ad sanctorum coetum
Euseb. V. C.: Vita Constantini
Eutr. brev.: Eutropius, Breviarium ab urbe condita
EvTh: Evangelische Theologie, 1934 ff
Ez.: Ezechiel (Hesekiel)
Faust.: Faustus von Byzanz
FF: Forschungen und Fortschritte, 1925 ff
FHG: Fragmenta Historicorum Graecorum, ed. C. Müller
Firm. Mat. err.: Firmicus Maternus, de errore profanorum religionum
frg.: Fragment
Fulgent. C. Arrian.: Fulgentius v. Ruspe, contra Arrianos
Fulgent. de fide: de fide ad Petrum
Gal.: Galaterbrief
Gel. Cyz. h.e.: Gelasius von Cyzicus (Kyzikos), Kirchengeschichte
Gelasius I. ep.: Papst Gelasius I., Briefe
Gennadius de vir. ill.: Gennadius von Massilia, de viris illustribus
Gesta conc. Aquil.: Gesta concilii Aquileiensis
Gregor I. dial.: Papst Gregor I., dialogi

de vita et miraculis patrum Italicorum
Greg. I. hom.: Homilien
Greg. II. ep.: Papst Gregor II., Briefe
Greg. Naz. or.: Gregor von Nazianz, Reden
Greg. Naz. de vita.: Carm. de vita sua
Greg. Nyssa: Gregor von Nyssa
Greg. Nyss. In cant. hom.: Gregor von Nyssa, Homilien über das Hohelied
Greg. Nyss. or.: Reden
Greg. Tur. in glor. mart.: Gregor von Tours, in gloria martyrum
Greg. Tur. hist. Fr.: Historiarum libri X (Hist. Francorum)
Hebr.: Hebräerbrief
Hermes: Hermes, Zeitschrift für klassische Philologie, 1866 ff
Hieron. adv. Jovin.: Sophronius Eusebius Hieronymus, Adversus Jovinianum
Hieron. adv. Joh. Hierosolym.: Adversus Johannem Hierosolymitanum
Hieron. Contra Vigil.: Contra Vigilantium
Hieron. Dialogi contra Pelagianos: Dialogi contra Pelagianos libri III
Hieron. adv. Rufin: Apologia adversus libros Rufini
Hieron. Comment. in Ez.: Ezechielkommentar
Hieron. de nom. Hebr.: liber interpretationis Hebraicarum nominum
Hieron. ep.: Briefe
Hieron. vir. ill.: de viris illustribus
Hieron. in Hierem.: in Hieremiam prophetam libri sex
Hieron. Comment. in Isaiam: Jesajakommentar
Hilar. c. Constant.: Hilarius von Pictavium (Poitiers), Contra Constantium imperatorem
Hilar. de trinit.: de trinitate (de fide, adversus Arianos)
Hilar. Super Psalmos: Tractatus super Psalmos
Hilar. contra Auxent.: Contra Arianos vel Auxentium Mediolanensem episcopum
Hilar. lib. ad. Constant.: liber I ad Constantium
Hippol. refut.: Hippolyt, Refutatio omnium haeresium (Philosophumena)
Hippol. trad. apost.: Apostolische Überlieferung (oder Kirchenordnung Hippolyts)
HJ: Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft, 1880 ff, 1950 ff
Hos.: Hosea
HThR: The Harvard Theological Review, 1908 ff
HV: Historische Vierteljahresschrift, 1898 ff, bis 1898: DZGw
Hydat. Chron.: Hydatius (Idacius), Bischof von Aquae Flaviae (Chaves, Port.), Chronicon
HZ: Historische Zeitschrift, 1859 ff
Ignat. Tral.: Ignatios von Antiochien, An die Tralleser
Ign. ad Magn.: An die Magnesier
Ign. ad Philad.: An die Philadelphenser
Ign. ad Rom.: An die Römer
Ign. ad Smyrn.: An die Smyrnaer
Innoz. I. ep.: Papst Innozenz I., Briefe
Iord. Get.: Iordanes, de origine actibusque Getarum (Gotengeschichte)
Iord. Rom.: de summa temporum vel origine actibusque gentis Romanorum
Iren. haer.: Irenäus von Lyon, adversus haereses
Isid. hist. got.: Isidor von Sevilla, Geschichte der Goten, Vandalen und Sueben
Isid. Pel. ep.: Isidor von Pelusium, Briefe (mindestens dreitausend, davon zweitausend erhalten)
Jak.: Jakobusbrief
JbAC: Jahrbuch für Antike und Christentum
JBL: Journal of Biblical Literature, publ. by the Society of Biblish Literature and Exegesis, 1881 ff
JEH: The Journal of Ecclesiastical History, 1950 ff

Jer.: Jeremia
Jes.: Jesaja
Jh.: Johannesevangelium
JJS: Journal of Jewish Studies, 1948 ff
JK: Regesta Pontificum Romanorum ab condita ecclesia ad annum post Christus natum MCXCVIII von Ph. Jaffé u. a. 1885 ff
Joh. Chrysost.: s. Chrysostomos
Joh. Malal. Chron.: Johannes Malalas, Chronographie
Joh. Mosch. prat. spir.: Johannes Moschus, pratum spirituale
Joh. Nikiu, Chron.: Johannes von Nikiu, Weltchronik
Joseph. Ant. Jud.: Flavius Josephus, Jüdische Altertümer
Joseph. Bell. Jud.: Jüdischer Krieg
Joseph. c. Apionem: Contra Apionem (Apologie)
Joseph. vit.: de vita sua
JR: The Journal of Religion
JRS: The Journal of Roman Studies
JThS: The Journal of Theological Studies, 1899 ff
Jud.: Judasbrief
Julian. Aecl. Lib. ad Florum: Julianus von Aeclanum, Lib. ad Florum in: August. op. imperf. (8 Bücher)
Julian. Aecl. Lib. ad Turbant.: Lib. ad Turbantium (4 Bücher)
Julian. ep.: Flavius Claudius Julianus (Apostata), Briefe
Julian. or.: Reden
Just. apol.: Justin der Märtyrer, 1. u. 2. Apologie
Justin. (dial.) Tryph.: Dialog mit dem Juden Tryphon
Juvenal. Sat.: D. Junius Juvenalis, Saturae
Kol.: Kolosserbrief
1., 2. Kön.: Könige (Bücher)
1., 2. Kor.: 1., 2. Korintherbrief
Kyr. Alex. ep.: Kyrill von Alexandrien, Briefe (PG 77, 401 ff)
Kyr. Alex. hom.: Predigten (PG 77, 981 ff)
Kyrill. Alex. Advers. nolentes confit. sanct. virg. esse Deiparam: Adversus nolentes confiteri sanctam virginem esse deiparam (PG 76, 255 ff)
Kyr. Alex. ad. reg.: ad reginas (PG 76, 1201 ff)
Kyrill. Jerus.: s. Cyrill. Hieros.
Lact. div. inst.: Lactanz, divinae institutiones
Lact. mort. pers.: de mortibus persecutorum
Leo I. ep.: Papst Leo I., Briefe (PL 54, 593 ff)
Leo I. serm.: sermones (PL 54, 137 ff)
Liban. or.: Libanios, Reden
Lib. ep.: Libanios, Briefe
Liber Heracl.: Liber Heraclidis
Liber Pont.: Liber Pontificalis, 2 Bde., ed. Duchesne, 1886 ff, 2.A. 1955, Bd. 3, hg. v. C. Vogel, 1957
Liberat. Brev.: Breviarium Causae Nestorianorum et Eutychianorum
Liberius ep.: Papst Liberius, Briefe (PL 8, 1349 ff)
Liv.: Livius
Lk.: Lukasevangelium
LThK: Lexikon für Theologie und Kirche, 1., 2. A.
Lucif. Calar.: Lucifer von Calaris (Cagliari auf Sardinien)
Malal.: s. Joh. Malal.
Makk.: Makkabäerbücher (1 u. 2)
Marc. Diac. vita Porphyr.: Diakon Markus, Vita des Bischofs Porphyrios von Gaza
Marc. comes Chron.: Marcellinus comes, Chronik (opus rusticum)
Mansi, Conc. coll.: J. D. Mansi, Sacrorum conciliorum nova et amplissima collectio. Nachdruck u. Fortsetzung ed. v. L. Petit/J. B. Martin, 1899 ff
MG Auct. Ant.: Monumenta Germaniae Historica, Auctores antiquissimi
MG SS rer. Langob.: Monumenta Germaniae Historica, Scriptores rerum Langobardicarum
Min. Fel. dial. oct.: Minucius Felix,

Dialog Octavius
MIÖG: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, 1880 ff.
Mk.: Markusevangelium
1., 2., 3., 4., 5. Mos.: 5 Bücher Mosis (Pentateuch)
Mt.: Matthäusevangelium
MThZ: Münchener Theologische Zeitschrift
Nazar. pan.: Nazarius, Panegyricus
Nestor. Lib. Heracl.: Nestorios, Liber Heraclidis
NT: Neues Testament
Olymp. frg.: Olympiodoros schrieb 22 Bücher bes. über die weströmische Geschichte zw. 407 und 425
Optat.: Optatus von Milewe
OrChr: Oriens Christianus, 1901 ff
OrChrA: Orientalia Christiana Analecta, 1923 ff
OrChrP: Orientalia Christiana periodica, 1935 ff
Orig. Cels.: Origenes, contra Celsum
Orig. comm. Ser.: Serienkommentare
Orig. hom.: Homilienkommentare
Orig. de princ.: de principiis
Oros. hist.: Orosius, Historiae advers. paganos libri VII
Oros. Lib. Apol.: Liber apologeticus
OstKSt: Ostkirchliche Studien, 1951 ff
Pacat. paneg.: Latinus P. Drepanius Pacatus, Panegyricus
Pallad. dial.: Palladius, Dialogus de vita s. Joannis Chrysostomi
Pallad. Hist. Laus.: Historia Lausiaca
Pallad. Vita Joh. Chrys.: Dialogus de vita s. Joannis Chrysostomi
Paneg. lat.: Panegyrici latini
Paulin. Vita Ambr.: Paulinus, Vita s. Ambrosii
Pauly: Der Kleine Pauly. Lexikon der Antike, hg. v. K. Ziegler/W. Sontheimer, 5 Bde., 1979
Pauly-Wissowa: Paulys Realencyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft, neue Bearb. v. G. Wissowa/W. Kroll, 1893 ff
Pelag. ep.: Pelagius, Briefe
Pelagius, Ad Demetriadem: Espistula ad Demetriadem
1., 2. Petr.: 1., 2. Petrusbrief
PG: Patrologiae cursus completus ... series graeca
Phil.: Philipperbrief
Philostorg. h.e.: Philostorgios, Kirchengeschichte
Philostr. vita Apoll.: Philostratos, Vita Apollonii
PL: Patrologiae cursus completus ... series latina
Plin. nat. hist.: Plinius der Ältere, Naturalis historia
Plot. enn.: Plotinos, Enneaten
Plut. de Is. et Os.: Plutarch, de Iside et Osiride
Plut. Cam.: Camillus
Plut. Num.: Numa
Plut. Quaest. Graec.: Quaestiones Graecae
Plut. Quaest. conv.: Quaestiones convivales
Plut. Rom.: Romulus
Poen. Cumm.: Poenitentiale Cummeani
PO: Patrologiae cursus completus ... series orientalis
Polyc. ad Phil.: Polykarp von Smyrna, Philipperbriefe
Posid. Vita: Possidius von Calama, Vita s. Augustini
Prokop. bell. vand.: Prokop von Caesarea, Wandalenkrieg
Prok. bell. got.: Gothenkrieg
Prokop. bell. pers.: Perserkriege
Prokop. de aedific.: de aedificiis (Panegyrikos über Justinians Bauleidenschaft)
Prokop. hist. arcan.: historia arcana (Anekdota), Geheimgeschichte
Prol.: Prolog
Proöm.: Proömium
Prosper. Chron.: Tiro Prosper, Chronik (PL 61, 535 ff)
Prudent. c. Symm.: Aurelius Clemens Prudentius, Contra Symmachum

Ps.: Psalm
Ps.: Pseudo
Ps. Clem. hom.: Pseudoklementinen, Homilien
Ps. Clem. recog.: Recognitiones
Ps. Cypr. sing. cler.: Pseudo-Cyprian, de singularitate clericorum
Ps. Just. or. ad Graecos: Pseudo-Justin, oratio ad Graecos
RAC: Reallexikon für Antike und Christentum, hg. v. Th. Klauser, 1941 (1950) ff
RGAK: Reallexikon der germanischen Altertumskunde, hg. v. J. Hoops, 1911 ff
RGG: Die Religion in Geschichte und Gegenwart, 1909 ff, 2. A. 1927 ff, 3. A. 1956 ff
RhMus: Rheinisches Museum für Philologie, 1833 ff
Ri.: Das Buch Richter
Röm.: Römerbrief
Rufin. c. Hieron: Rufinus von Aquileia, Apologia contra Hieronymum
Rufin. h.e.: Kirchengeschichte
Rusticus diac., C. Acephalos disput.: Diakon Rusticus (Neffe des Papstes Vigilius) contra Acephalos disputatio
RV: Rheinische Vierteljahresblätter
Sach.: Sacharja
Saeculum: Saeculum. Jahrbuch für Universalgeschichte, 1950
Salv. de gub. dei: Salvianus von Massilia, de gubernatione dei
1., 2. Sam.: Die Samuelbücher
SbPAW phil.-hist. Kl.: Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften, philologisch-historische Klasse
Sen. ben.: Seneca, de beneficiis
serm.: sermones
Sid. Apoll.: s. Apollinaris Sidonius
Sir.: Das Buch Jesus Sirach
Siric. ep.: Papst Siricius, Briefe
Sixt. III. ep.: Papst Sixtus III., Briefe
Socr. h.e.: Socrates, Kirchengeschichte
Soz. h.e.: Sozomenos, Kirchengeschichte
StdZ: Stimmen der Zeit (vor 1914: Stimmen aus Maria-Laach), 1871 ff
Suet. Claud.: Sueton, Claudius
Suet. Tit.: Titus
Suet. Vesp.: Vespasianus
Sulp. Sev. Chron.: Sulpicius Severus, Chronicorum libri duo
Sulp. Sev. dial.: Dialogorum libri duo
Sulp. Sev. Vit. Mart.: Vita S. Martini
Symm. ep.: Q. Aurelius Symmachus, Briefe
Symm. rel.: relationes
Symm. or.: Reden
Syn.: Synode
Syn. Antioch.: Antiochien
Syn. Arel.: Arelate (Arles)
Syn. Carth.: Carthago
Syn. Elv.: Elvria
Syn. Laodic.: Laodicea
Syn. Narb.: Narbonne
Syn. Orl.: Orleans
Syn. Serd.: Serdica
Syn. Tol.: Toledo
Synes. ep.: Synesios von Cyrene (Kyrene), Briefe
SZG: Schweizer Zeitschrift für Geschichte
Tacit. Ann.: Tacitus, Annalen
Tacit. Germania: de origine et situ Germanorum
Tacit. hist.: Historien
Tat. or.: Tatian, oratio ad Graecos
Tert. ad scap.: Tertullian, ad Scapulam
Tert. adv. Marc.: adversus Marcionem
Tert. anima: de anima
Tert. Apol.: Apologeticum
Tert. cor.: de corona
Tert. de idol.: de idololatria
Tert. de pat.: de patientia
Tert. de praescr. haer.: de praescriptione haereticorum
Tert. de pud.: de pudicitia
Tert. de spect.: de spectaculis
Tert. jeun.: de ieiunio adversus psychicos
Tert. mart.: ad martyres
ThBl: Theologische Blätter, 1922 ff
Themist. or.: Themistios, Reden

Theodor. h.e.: Theodoret von Cyrus (Kyrrhos), Kirchengeschichte
Theodor. hist. rel.: Historia religiosa
Theodor. ep.: Briefe
Theodor. Lect. h.e.: Theodorus Lector, Kirchengeschichte
Theoph. ad Autol.: Theophilus von Antiochien, ad Autolycum
Thess.: 1., 2. Thessalonikerbrief
ThGl: Theologie und Glaube, 1909 ff
ThJ: Theologische Jahrbücher, 1842 ff
ThLZ: Theologische Literaturzeitung, 1878 ff
ThRE: Theologische Realenzyklopädie
ThSt: Theological Studies, 1940 ff
1., 2. Tim.: Timotheusbriefe
ThZ: Theologische Zeitschrift, 1945 ff
Tit.: Brief an Titus
TR: Theologische Rundschau
Veget. Epit. rei mil.: P. V. Renatus Vegetius, epitoma rei militaris
Venant. Fortunat., Vita Hil.: Venantius Fortunatus, vita et miracula S. Hilari
Vict. Tonn.: Victor von Tonnona, Chronik (444–566)
Vict. Vitens. pers.: Victor von Vita, historia persecutionis Africanae provinciae
VigChr: Vigiliae christianae, 1947 ff
WbSt: Woodbrook Studies
Zachar. Rh. h.e.: Zacharias Rhetor, Kirchengeschichte
ZAW: Zeitschrift für alttestamentliche Wissenschaft, 1881 ff
ZDMG: Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, 1847 ff
ZHT: Zeitschrift für historische Theologie
ZKG: Zeitschrift für Kirchengeschichte, 1876 ff
ZKTh: Zeitschrift für Katholische Theologie, 1877 ff
ZMR: Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionswissenschaft, 1934 ff, 1950 ff
ZNW: Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft und die Kunde der älteren Kirche, 1900 ff, 1934 ff
Zon.: Zonaras, Weltchronik
Zos. hist.: Zosimos, Historien
ZPE: Zeitschrift für Papyrologie und Epigraphik
ZSavRGkan: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Kanonistische Abteilung, 1911 ff
ZSavRGrom: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Romanistische Abteilung, 1880 ff
ZThK: Zeitschrift für Theologie und Kirche, 1891 ff

REGISTER

Das folgende Register umfaßt alle Personennamen im ersten und zweiten Band der «Kriminalgeschichte des Christentums». Da sämtliche Zitate buchstabengetreu aus den Quellen übernommen wurden, kommen etliche Namen in variierender Schreibweise vor. Zur Erleichterung der Suche wurde in bestimmten Fällen ein und dieselbe Person mit mehreren Namensvarianten in das Register aufgenommen. Angaben von Vornamen, Titeln, Rängen, Verwandtschaftsverhältnissen, Lebens- oder Regierungsdaten sind nicht starr systematisch, sondern pragmatisch ergänzt worden – sie erleichtern die Orientierung.
Das Register von Band I hat Barbara Deschner erstellt; das Register von Band II sowie die Integration beider Teilregister erarbeitete (mit Unterstützung durch Annette Gerlach und Julia Peters) Alexander Gieselbusch.

Aaron, älterer Bruder d. Moses, 1. Hohepriester Israels: I 99
Abdas, Bischof: I 303
Abgar IX. v. Edessa: I 166
Abia, König v. Juda: I 90, 91
Abienus, Senator: I 348
Ablabius, Prätorianerpräfekt: I 278, 307
Abraham, Patriarch, Stammvater: I 98, 122, 132, 138, 246, 280, 362, 410, 421
Absalom, 3. Sohn König Davids: I 84
Abū Rā'ita, Bf. v. Takrit: II 284
Acacius v. Beröa, Bf.: II 146
Acesius, Bf. v. Konstantinopel: II 103
Achab, König: I 79
Acham, K.: I 41
Achilleus v. Spoleto, Bf.: II 130 f
Achis v. Gath, König: I 86
Acholius v. Thessalonike, Bischof: I 414
Adam, Alfred: I 467
Adam, Stammvater: I 493, 494, 510
Adeodatus, Sohn des Augustinus: I 463
Aelia Flavia Flaccilla, Frau v. Theodosius I.: I 444; II 14
Aemilius v. Benevent, Bischof: I 501; II 154
Aetius (Aëtius), Reichsfeldherr (†454): I 406; II 13, 51 f, 244, 315
Afrahat, hl., Kirchenvater: I 296, 298, 347
Agapet I., Papst: II 127, 339, 377, 387, 416, 422, 446 f, 452 f
Agrippa, Marcus Vipsanius, röm. Feldherr: I 119
Agroetius, Beamter unter Konstantin III.: II 28
Ahab, König v. Israel: I 93, 94, 95, 335
Ahasja, König v. Juda: I 94, 95
Ahlheim, Klaus: I 212
Ailuros siehe Timotheus, P.
Akacius v. Beröa, Bf.: II 169, siehe Acacius
Akacius v. Melitene: II 191
Akakios: II 361 f

P. = Patriarch, Ks. = Kaiser, Kg. = König, Bf. = Bischof

Akakios, P. v. Konstantinopel (472–481): II 300, 303, 305–312, 323, 333, 336
Akakios von 'Amīd, Bischof: I 302
Akazius, Bischof: I 395
Akiba, Rabbi: I 116
Aland, Kurt, Theologe: I 213, 243, 247, 264, 307, 399, 446, 486; II 17, 22, 66, 98, 170, 224
Alarich I., Gotenkönig: I 172, 489, 492, 510; II 16, 21 ff, 28, 30, 34 ff, 39, 40 f, 45, 276, 402, 408
Alarich II., Kg.: II 318
Alatheus, alan. König: I 413
Albert, Sigrid: I 523
Albia Domenica: I 347
Albina, Römerin: I 492
Albinus, Statthalter: II 244
Albrecht II., Mainzer Kardinal: I 189
Albrecht v. Magdeburg, Erzbischof: I 189
Alexander, Sohn v. Aristobulos II.: I 110
Alexander, Bischof v. Alexandrien: I 278, 360, 361, 363, 366, 367; II 167
Alexander, Montanist: I 154
Alexander, Prokonsul: I 383
Alexander III., Papst: I 28, 66
Alexander d. Große: I 96, 104, 109, 221, 284, 359
Alexander v. Hierapolis, Bf.: II 190
Alexandra, Schwiegertochter v. Aristobulos II.: I 110
Alexandros Jannaios, König d. Makkabäer: I 109
Alfaric, P.: I 103
Alföldi, A., Althistoriker: I 222
Alfred d. Gr., König der Angelsachsen: I 17
Algardi, Alessandro: II 275
Alica, gotischer Fürst: I 232
Alkimus, Hohepriester: I 107
Alkuin, Abt: I 27, 66
Allectus, Usurpator: I 216
Allobich, General: II 42
Altaner, Berthold, Theologe: I 132, 169, 399, 509; II 25, 196, 212, 408, 410
Altdorfer, Albrecht: II 143
Altendorf, H. D.: I 204
Altmeyer, K. A.: I 54
Alypius v. Thagaste, Bischof: I 463, 468, 492, 498, 526
Amalaberga: II 432
Amalafrida, Schwester Theoderichs: II 414, 418
Amalaswintha, Regentin: II 418, 425
Amantios, Großkämmerer: II 355 f
Ambrosius, Kirchenlehrer: I 86, 138, 153, 170, 172, 173, 178, 184, 187, 188, 215, 235, 256, 261, 263, 285, 399–459, 463, 473, 500, 508, 514, 515; II 10, 14, 17, 24, 37, 66, 77, 90, 100, 118 f, 123 f, 143, 159, 208, 271, 329
Ammatas: II 419, 420
Ammianus Marcellinus, röm. Geschichtsschr.: I 265, 307, 309, 322, 324, 325, 336, 341, 345, 346, 348, 391, 396, 406, 413; II 111, 113, 115, 118
Ammonios (Ammon), Origenist: II 135, 141 f, 200
Amphilochius, Bischof v. Ikonium: I 451; II 198
Ananias, bibl. Gestalt: I 150
Anastasia, Frau d. Anastasios: II 348
Anastasia, Schwester Konstantins: I 264
Anastasios I., Ks. (491–518): II 324–326, 336, 346–352, 355, 358, 360, 361, 363, 380, 394, 425
Anastasius I., Papst: I 172, 173, 479, 497; II 41, 81, 126, 142, 145
Anastasius II., Papst (496–498): II 336 f
Anatolius, P. v. Konstantinopel: II 227 f, 233, 240 f, 261, 361
Andragathius, Reitergeneral: I 442, 445
Andreas, Apostel: II 82
Andreas Lausiacus, Kämmerer: II 356
Andresen, Carl: I 13, 248, 252, 505; II 103
Andronikos, Provinzstatthalter: I 527
Andwit, Priester d. Arianer: II 405
Anicia, Juliana: II 348
Anōšād, pers. Prinz: II 433

P. = Patriarch, Ks. = Kaiser, Kg. = König, Bf. = Bischof

Anthemius, Prätorianerpräfekt: II 46
Anthemius, Ks.: II 297 ff, 315
Anthimus, P. v. Konstantinopel: II 380, 387, 446 f
Antidius v. Besançon, Bf.: II 399
Antigonos Mattathias, Hasmonäerfürst: I 110
Antiochos III., König d. Seleukiden: I 523
Antiochos IV. Epiphanes, König: I 105, 106, 107
Antiochos V., König: I 106
Anton, H. H.: I 272; II 11, 43, 53
Antonia, Frau v. Belisar: II 417, 428
Antonin, Metropolit v. Ephesus: II 146
Antonius, Marcus, Kaiser: I 259
Antonius, Kirchenlehrer: I 374, 378, II 105, 207
Antweiler, A.: I 138, 163, 169
Anwander, A.: I 135, 169, 353
Anylinus, Prokonsul: I 224, 225
Apa Hello, Sansnōs Bruder: II 206
Apa Hermef, Theonoës Mutter: II 205
Apa Psyros, Nonne: II 205
Apiarius: II 84 ff, 90, 194
Apolle, Nonne: II 206
Apollinaris v. Laodicea, Bf. (310–390): II 164, 170, 175, 215, 404
Apolloni-Ghetti, Bruno, Architekt: II 61
Apollonius v. Tyana, Neupythagoreer: I 154, 504
Aponius: II 256
Apringius: I 480
Apuleius v. Madaura, Sophist: I 504
Aquila: II 58
Arbogast, Heermeister, Minister Valentinians II.: I 454, 455, 458, 529
Arcadius, Ks. (395–408): I 269, 451, 472; II 11 f, 14 ff, 19–23, 33, 46, 138, 150 f, 154, 176
Arcadius, Bf.: II 181
Archaph, Joannes, Bischof: I 372
Ardarich, Gepidenkg., Attilas Nachfolger: II 277
Areobindos, Heermeister (512), Ks.: II 348
Areobindus, Neffe v. Justinian: II 424
Argob: I 92
Ariadne, Kaiserin: II 324, 348
Aristakes, armen. Bischof: I 291
Aristeas, griechischer Historiker: I 100
Aristides, Apologet: I 188, 192, 196, 197; II 167
Aristippos, griech. Philosoph: I 194
Aristobulos I., König: I 109
Aristobulos II., Sohn d. Alexander Iannaios, König: I 110
Aristolaos, Tribun u. Notar: II 190
Aristophanes v. Byzanz, Grammatiker: I 359
Aristoteles, griech. Philosoph: I 193
Aristarchos v. Samothrake: I 359, 360
Arius, Presbyter in Alexandria: I 29, 278, 354, 355, 356, 358, 360, 361, 362, 363, 365, 370, 373, 374, 375, 382, 425, 427; II 165, 170, 175, 335
Arje, bibl. Gestalt: I 92
Arkadia, Prinzessin: II 169, 174
Arkadius siehe Arcadius
Armenius, Kleriker: I 436
Armstrong, A. Hilary: I 197
Arnobius v. Sicca, der Ältere: I 187, 188, 189, 190, 249, 466
Arnold, Gottfried, protest. Theologe: I 338
Aron, R.: I 44
Arsakes II., König v. Armenien: I 302
Arsakes III., König v. Armenien: I 295, 301, 307, 315
Arschken, Frau Trdats: I 290
Arsenius, Bischof: I 372, 373; II 127
Arsenius, Erzieher v. Ks. Arcadius: II 14
Artabanes, Magister militum: II 424
Artabanos, General: II 436
Artavasd: I 294
Artaxerxes, Perserkönig: I 98, 103
Artemius, Militärgouverneur v. Ägypten: I 396
Asa, bibl. Gestalt: I 90
Asarivus: I 436
Asarja, König v. Juda: I 92
Ascaricus, Frankenkönig: I 217
Ascholios, Bischof: I 419
Asclepius, Bf.: II 360, 404

P. = Patriarch, Ks. = Kaiser, Kg. = König, Bf. = Bischof

Ašera: I 93
Asklepas v. Gaza, Bischof: I 382
Aspar, Magister militum (424–471): II 13, 227, 290
Asterios v. Kappadokien, arian. Schriftst.: I 354
Athalarich, Kg. (532): II 338, 425
Athalja, Königin v. Juda: I 95
Athanarich, Westgotenfürst: I 406, 407, 408, 417, 418
Athanasius v. Alexandrien, Kirchenlehrer (ca. 295–373): I 117, 127, 130, 138, 163, 170, 171, 186, 196, 256, 262, 263, 309, 313, 315, 323, 341, 347, 350–397, 400, 437, 441, 514; II 78, 90, 108, 137, 143, 156 f, 160, 164, 174, 183, 187, 193, 195, 218, 271
Athanasius, Wagenlenker: I 348
Athaulf, Schwager v. Alarich: II 41 f, 45
Athenagoras, Apologet: I 185, 186, 189, 192, 193, 202, 249, 251
Attalus, Ks.: II 35, 42
Attikus (od. Atticus), Bf. v. Konstantinopel (406–425): II 46, 132, 154, 198
Attila, König d. Hunnen: I 406; II 41, 52, 274 ff, 315 f, 431
Aubin: I 418
Auer, L.: I 527
Augustin(us), hl. Kirchenlehrer: I 56, 57, 64, 68, 110, 111, 117, 129, 137, 138, 139, 140, 148, 154, 163, 168, 170, 174, 175, 176, 178, 190, 193, 213, 251, 253, 261, 263, 268, 269, 275, 335, 344, 366, 374, 400, 406, 409, 422, 423, 430–530; II 10, 14, 21, 24, 27, 32, 34, 36–41, 55, 76, 79, 84 f, 93, 112, 126, 131, 145, 173, 195, 248, 263, 264 f, 267, 271, 384, 409
Augustus, Kaiser: I 119, 120, 244, 248, 256, 270, 271, 279, 288, 422, 462
Aurelian(us), L. Domitius, röm. Kaiser: I 259, 510
Aurelian (Aurelianus), Konsul um 400: II 17 f
Aurelian, Bf. v. Arles: II 435
Aurelius, Diakon: I 436
Aurelius v. Kathargo: II 85, 131
Aurelius Viktor, Stadtpräfekt v. Rom: I 205, 492
Auxanius, Bf. v. Arles: II 435
Auxentius, Bischof v. Durostorum: I 411
Auxentius Mercurinus, arian. Bischof v. Mailand: I 343, 428, 430; II 116
Avitus v. Vienne, Bf.: II 344
Avitus, Ks.: II 402, 404
Avi-Yonah, M.: II 397
Aydelotte, William O.: I 41, 52

Babuäus v. Seleukia: II 192
Babylas, hl.: I 324
Bach, Joh. Seb.: I 29; II 65
Bacht, Heinrich: I 39, 40, 503; II 140, 184, 213, 218, 310, 324, 351, 357
Baësa, König v. Israel: I 79, 90, 92, 93
Bahrām I., parthischer Großkönig: I 167, 289
Bahrām II., parthischer Großkönig: I 289
Bahrām IV., parthischer König: I 302
Bainton, R. H.: I 251
Bakchides: I 108
Bakunin, M. A., russischer Anarchist: I 36
Balmasa, Centurio: I 282
Balthasar, Hans Urs von: I 12, 16, 532
Baradai, Jakob, Mönch u. Priester: I 382
Barbatianus, hl.: I 508; II 259
Barbatio, Magister peditum: II 33
Bardesanes (Bar Daisan), Theol., Philosoph: I 165, 166, 167
Bar-Kochba (Simon ben Kosiba): I 115, 116, 120, 252
Barnabas, Schüler des Paulus: I 149
Barnes, T. D.: I 233
Barraclough, G.: I 47
Barses v. Edessa, Bischof: I 347
Barsuma (od. Bar Sauma), Abt: II 220–223, 237 f
Barsumas v. Nisibis: II 192
Barth, Karl, Theologe: I 14, 184
Bartholomäus, Apostel: I 303
Basilides aus Alexandrien, Bf.: I 165, 170; II 90

Basilina, Mutter Julians: I 326
Basiliskos, oström. Ks.: II 298 ff, 313, 316, 403, 415, 448
Basilius, Kirchenlehrer: I 86, 117, 163, 164, 171, 181, 262, 324, 348, 354, 375, 380, 381, 412, 415; II 78, 119, 143
Bassanios, Bf.: II 237
Bassianius, Schwager Konstantins I.: I 264
Bassus, Gouverneur: II 396
Bassus, Stadtpräfekt: I 270, 390
Bassus, Richter: II 116
Bathanarius, Comes Africae: II 32
Bauer, Georg Lorenz: II 60, 89
Bauer, Walter: I 155
Baur, Chr.: I 134, 135, 339, 340, 355, 416, 451; II 17, 78, 142
Baus, Karl, Theologe: I 157, 213, 246, 264, 267, 471, 482, 485, 513; II 73, 82, 250, 270
Bauto, heidn. Franke, Offizier: I 422
Bayle, Pierre: I 35, 157
Beck, Edmund, Theologe: I 132
Beck, H.-G.: II 83, 152, 172, 309
Beck, Martinus Adrianus: I 71, 85, 95, 108
Belisar, Feldherr: II 369 f., 384, 417–423, 426–432, 435–437, 442 f
Benedikt XIV., Papst: II 279
Benoist-Méchin, J.: I 215, 334
Berger, O.: II 276
Berlin, Isaiah: I 44
Bernhard, Kirchenlehrer: I 154
Bernhart, Joseph: II 38, 77, 93
Bertram, Adolf: I 68
Beumann, H.: I 61
Bévenot, M.: I 105, 106, 107
Bickermann, Elias: I 106
Bigelmair: I 340, 345
Bigleniza, Schwester Justins I.: II 354
Bihlmeyer, K.: I 215, 246; II 74, 77
Bilha, bibl. Gestalt: I 98
Blandina, hl.: I 202
Blank, Josef: II 55, 57, 66
Bläser, P.: I 16
Bletterinni, Abbé de: I 351
Blum, G. G.: I 298, 301
Bobińska, C.: I 44
Boëthius (Prätorianerpräfekt): II 52
Böll, Heinrich: I 532
Bonifatius, General: I 480, 485, 486, 526, 529; II 13, 51
Bonifatius, röm. Priester: II 230
Bonifatius II. (530–532): II 428
Bonifaz I. (hl.) od. Bonifatius, Bf., Papst: II 45, 52, 85, 127–133
Bonifaz VI., Papst: II 127
Bonifaz VIII., Bischof: I 18
Bonosus, Luciferanerpresbyter: I 390
Bonosus v. Sardika, Bf.: II 167
Bornkamm, K.: I 16
Bosl, K.: II 281
Botterweck, G. Joh.: I 82, 83
Braudel, Fernand: I 19, 30, 31, 41
Brennus, Fürst d. Senonen: II 39
Bringmann, K.: I 106
Britto v. Trier, Bischof: I 436
Brock, Erich: I 71, 75, 88
Brod, Max: I 532
Browe, P.: II 393
Brown, Peter: I 259, 327, 446, 448, 465, 468, 489, 496, 516; II 9, 208
Browning, Robert: I 306, 337, 339
Brox, Norbert: I 123, 147, 358; II 56, 66
Bucelin, Alemannenherzog: II 437
Buchberger, Bischof: I 180, 221
Buckle, H. Th.: I 32, 60
Bultmann, Rudolf, Theologe: I 14, 156
Burckhardt, Jacob: I 227
Burke, Edmund: I 32
Búry, J. B.: II 199, 354, 431
Bussmann, Magdalene: II 67
Butherich, gotischer Militärkommandant: I 446
Buti, Lucrezia, Nonne: I 189
Büttner, Th.: I 476
Buzes, General unter Justinian: II 382

Cadoux, C. I.: I 251
Caecilian, Bischof: I 224, 274, 275, 276
Caelestius, Pelagianer: I 491, 492, 496, 497, 499, 503; II 263
Caesar, Gajus Julius: I 119, 120, 244, 257
Caligula, röm. Kaiser: I 119

Calixtus I., Papst (217–222): II 94–99
Callistrate, Sklavin: II 95
Calocaerus, Kommandant der kaiserl. Kamelherden: I 268
Calvi, Roberto, Bankier: I 24
Camelot, Pierre-Thomas: I 158; II 140, 161–163, 167, 176 f, 183, 187 f, 216, 238, 260
Campenhausen, Hans v., Theologe: I 135, 203, 254, 255, 256, 368, 375, 415, 428, 432, 434; II 26, 38, 202
Candidian, Kommissar: II 175, 180
Canetti, Elias: I 11
Carausius, Usurpator: I 216
Carlyle, Thomas: I 29, 63
Carpilio, Sohn d. Aëtius: II 275
Carr, Edward Hallet: I 61
Cartellieri, A.: I 416
Caspar, Erich: I 235, 239, 367, 402, 421; II 41, 65, 70, 79, 86 f, 126, 128, 158, 184, 220, 236, 237, 292, 334, 344, 351, 435, 440, 446, 447
Caspari, W.: I 95, 500
Cassiodor, Staatsmann unter Theoderich: II 275
Cassius Dio, griech. Geschichtsschreiber: I 116
Castritius, H.: I 225, 228
Celich, Cl.: I 20
Celsus: I 58, 146, 207, 208, 209, 210, 211, 212, 276
Cerdo, syrischer Gnostiker: I 165
Cerealis: I 114
Cerfaux, C.: I 166
Cerinth: I 151
Chadwick, Henry: I 242, 486, 496; II 73, 223
Chariobaudes, Magister militum: II 30
Chastagnol: II 11
Chateaubriand, F. R.: I 332, 338
Chelidonius, Bf.: II 252
Childebert I., Merowinger: II 432, 435
Chladenius, Historiker: I 37
Chlodwig I., König d. Franken: I 17; II 321, 336, 436
Chlotar I., Merowinger: II 432
Chorikios, Sophist im 6. Jh.: II 395
Chosrau (Chusrō) I., persischer König: II 433, 444 f
Chosrau II., persischer König: I 296
Chosroviducht, König Trdats Schwester: I 290
Chrestus, Bischof v. Syrakus: I 274
Christ, Felix: II 66
Christus: I 12, 13, 14, 16, 17, 18, 19, 21, 27, 34, 106, 110, 111, 121, 123, 126, 127, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 143, 148, 149, 153, 154, 155, 156, 158, 160, 161, 162, 165, 168, 170, 175, 177, 184, 189, 190, 209, 213, 215, 229, 231, 243, 246, 249, 253, 260, 261, 265, 268, 287, 293, 294, 299, 303, 317, 356, 359, 361, 363, 364, 371, 378, 397, 399, 400, 403, 404, 405, 417, 423, 424, 425, 429, 430, 440, 448, 464, 474, 480, 481, 482, 486, 504, 512, 513, 521, 527, 529; II 25, 37, 72, 78, 92, 97, 102, 119, 144, 161, 164, 165, 168, 176, 185, 189, 197, 216, 218, 220, 222, 245, 255, 257, 259, 289, 326 f, 334, 372, 406
Chromatius v. Aquileja, Bf.: II 143, 154
Chrysaphius, Hofeunuch: II 214, 219, 227
Chrysipp: II 144
Chrysogonus, hl.: II 299
Chrysoloras, Manuel: II 72
Chrysostomos, Johannes, hl. Kirchenlehrer: I 62, 110, 117, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 143, 148, 151, 152, 153, 154, 163, 165, 166, 180, 235, 262, 263, 335, 380, 381, 387, 441; II 12, 16 ff, 49, 78, 129, 135–170, 187–191, 213, 216, 267, 271, 329
Chusrō siehe Chosrau
Cicero, M. Tullius: I 30, 53, 203, 521
Cicognani, Amleto Giovanni, Kardinal: I 393
Claudian(us), Claudius, röm. Dichter: II 15, 24
Claudian, Donatistenbischof: I 470
Claudius I., Tib., Drusus Nero Germanicus, röm. Kaiser (41–54): I 119; II 58

Claudius II. Gothicus, M. Aurelius, röm. Kaiser (268–270): I 215, 405
Claudius v. Turin, Bischof: I 514
Clauss, M.: II 14, 30
Clemens v. Alexandrien: I 139, 153, 155, 158, 171, 188, 189, 190, 192, 196, 197, 198, 250; II 207
Coelestin I., Papst (422–432): I 499; II 44, 85 f, 104, 131, 165–194, 244
Comay, J.: I 99
Commodus, M. Aurelius C. Antoninus, röm. Kaiser (180-192): I 193; II 96
Conditaria: II 338
Cornelius v. Antiochia, Bf.: II 69
Cornfeld, G.: I 82, 83
Correnti, Venerando: II 64
Cortez, Hernando: II 436
Cranach, Lukas: I 189
Crassus, L. Licinius, röm. Beamter: I 523
Cratina: I 189
Croce, Benedetto: I 52
Čunak, Gegenkatholikos: I 296
Cyprian, Bischof v. Karthago: I 128, 154, 159, 160, 161, 162, 204, 225, 249, 251, 275, 474, 475, 490, 500; II 55, 75–79, 90, 101 f, 271
Cyrillus siehe Kyrill
Cyrus, Flavius, Bf. v. Phrygien: II 155, 248

Dādīšō', Katholikos d. Orients: I 300
Dallmayr, Horst: II 173, 188 f
Dalmatios, Abt: II 171, 182
Dalmatius, Bruder Ks. Konstantins: I 297, 307
Damasus I., Papst (366–384): I 179, 390, 419, 421, 436; II 70, 78, 81 f, 93, 100, 106, 109, 111–128, 137, 221, 344
Damian, hl.: II 110 f
Damiani, Petrus, Kirchenlehrer: I 23
Daniel, hl. (Stylit): II 290, 303
Daniélou, Jean, Kardinal: I 17, 79, 111
Daniel-Rops, H.: I 73, 109, 199, 465, 468; II 199, 243, 427, 432
Dannenbauer, H.: I 367; II 405
Dante: II 336
Dardanus, Praefectus praetorio: II 42
Darius, röm. General: I 480
Darlapp: I 14
Dassmann, Ernst: I 431, 432, 433; II 64
Datius, Erzbf.: II 431
David, Prophet, Stammvater: I 84, 85, 86, 88, 89, 95, 97, 110, 387, 421, 458, 512, 521; II 396
Davidsohn, R.: I 456; II 323, 426
Decentius v. Gubbio: II 125
Decimus Rusticus, Beamter unter Konstantin III.: II 28
Decius, röm. Kaiser: I 171, 203, 313, 510
Delehaye, H.: II 64
Demetrias, röm. Nonne: I 495
Demetrios Poliorketes, hellenist. Herrscher: I 109
Demetrios I., Bf. v. Alexandrien: I 360; II 156
Demophilus, Bf. v. Beröa: I 347, 391, 420
Demosthenes: II 144
Dempf, A.: I 55, 451
Deuterojesaja: I 97
Denzler, G.: I 248, 252
Deogratias, Bf.: II 406
Deschner, K.: I 11
Desiderius, Bruder d. Magnentius: I 311
Desiderius v. Langres, Bf.: II 399
Dewick, E. C.: I 76, 192
Dhū Nuwās: II 367
Diderot, Denis: I 35, 352
Didymus, Kirchenschriftsteller: I 173
Didymus, General: II 28
Diehl, C.: II 385
Dieringer, F. X.: I 12
Diesner, H.-J.: I 429, 476, 485, 487, 527; II 24
Dietrich von Bern siehe Theoderich
Dihle, Albrecht: I 424
Diodorus Siculus, griech. Historiker: I 239
Diogenes, Notar: I 386
Diogenes, griech. Philosoph: I 193
Diokletian, Aurelius Valerius, röm.

Kaiser: I 202, 203, 204, 214, 215, 216, 217, 225, 230, 243, 252, 257, 269, 272, 289, 336; II 68, 107, 264
Dionysius, kaiserl. comes: I 373
Dionysius (hl.), Papst (259–268): II 91
Dionysius v. Korinth, Bf.: II 59
Dionysius, Bischof v. Mailand: I 389, 401
Dioscor v. Klein-Hermopolis, Bf.: II 141
Dioskor I. (Dioskur), P. v. Alexandrien: II 135, 184, 213–238, 284 ff
Dirks, Walter: I 12
Dittrich, O.: I 374
Dodds, E. R.: I 145
Doerries, H.: I 237, 248, 266, 371
Dölger, F. J.: I 248; II 239, 372
Domitian, Titus Flavius, röm. Kaiser: I 510
Domitianus, Bf.: II 291
Domitianus, Notar: I 325
Domnio, Freund d. Hieronymus: I 178
Domnos II., Bf. u. P. v. Antiochien: II 213, 216 f, 224
Donatus V. Bagai (d. Große), Bischof: I 274, 277, 309, 470, 471, 474, 475
Donin, L.: I 366; II 279
Dormitantius: I 176
Dorotheos, Metropolit v. Thessalonike: II 58, 362
Dos Passos, John: I 531
Droysen, Joh. Gustav, Historiker: I 30, 38, 45
Drusilla, Caligulas Schwester: I 119
Dschingis Khan: II 401
Duchesne, Louis: I 374; II 121, 188, 238, 250
Dschenbiktōr, Nonne: II 206
Dulcitius, Beamter: I 488; II 221
Dürer, Albrecht: I 189; II 143

Ebeling: I 16
Edeco, Vater Odoakers: II 315
Ehrhard, Albert: I 129, 157, 226, 246, 252, 281, 359; II 102, 108, 164, 185, 194, 216, 243, 268
Ehrhard, Gregor: II 107
Ehrhardt, C. T. H. R.: I 236
Einstein, Albert: I 49, 250
Ela, König, Sohn d. Königs Baësa: I 93
Elbern, St.: II 30
Eleazer ben Simon, Priester: I 113, 116
Eleusios, Bf.: II 104
Eli, Hohepriester: I 79
Elia(s), Prophet: I 94, 95, 126, 483
Elias, P. v. Jerusalem (494–516): II 350
Elias v. Nisibis, Metropolit (975–1049): II 233
Elisa, Prophet: I 94, 95, 281
Elisabeth I., Königin von England: II 110
'Ella 'Aṣbeḥa, Negus, Herrscher Abessiniens: II 367
Elpidios, Comes d. hl. Konsistoriums: II 151, 220
Elton, Geoffrey: I 46
Empedokles: I 193
Engberding, Benediktiner: II 204
Ennius, Quintus, röm. Literat: I 521
Ennodius v. Pavia, Bf.: II 318, 337, 340, 343, 350
Ephesius, Bischof der Luciferaner in Rom: I 390
Ephraim, P. v. Antiochien (526–544): II 386
Ephräm, Kirchenlehrer: I 117, 131, 132, 133, 163, 166, 167, 298, 301, 302, 328, 335, 336, 441; II 264, 271
Epictet v. Civitavecchia, Bischof: I 390
Epiphanios, P. v. Konstantinopel: II 417
Epiphanius, Kyrills Erzdiakon u. Sekretär: II 184
Epiphanius v. Salamis, Kirchenvater: I 163, 164, 172, 368; II 69, 80, 149
Epiphanius v. Ticinum-Pavia, Bf.: II 318, 323
Erarich, Rugierkg.: II 433
Eratosthenes, Geograph: I 359
Ermanarich, Ostgotenkönig: I 407
Erocus, König d. Alemannen: I 217
Eros, Sekretär Aurelians: I 510
Eros, Bf.: II 69
Esau: I 79, 387; II 338
Espenberger, J. N.: I 485

Esra, jüd. Priester: I 97, 98, 99, 100, 103, 421
Estassa, Frau Šāpūrs I.: I 289
Euagrius, Priester: II 118
Euagrius Scholasticus, Historiker: II 306, 355, 375, 376, 436
Eucherius, Stilichos Sohn: II 30, 32
Euchrotia, Witwe (ca. 385): I 436, 437; II 116
Eudocia, Tochter v. Kaiserin Eudoxia: II 278
Eudokia (Athenais), Frau v. Theodosius III.: II 13, 46, 169, 171, 174, 214, 286, 288
Eudokia, Frau v. Hunerich, Tochter Valentinians III.: II 409
Eudoxia, Aelia, Kaiserin, Frau v. Arcadius: II 13 f, 17, 146, 150 f
Eudoxia, Licinia, Frau v. Valentinian III. u. v. Ks. Maximus: II 45, 52, 227, 278
Eudoxius, Bischof v. Konstantinopel: I 347
Eugen, Prinz: II 436
Eugenios, Presbyter: I 331
Eugenius, Bf. v. Karthago: II 410
Eugenius, röm. Kaiser (392–394): I 402, 455, 456, 457, 458, 529; II 16, 19, 22
Eulalius, Papst: II 129–131
Eulogios, Tribun: II 220
Eunapios v. Sardes: I 403; II 22
Euoptius v. Ptolemais: II 176
Euphemios, P. v. Konsrantinopel (490–496): II 324 ff, 333, 346, 356, 358
Euphemius I., Magisrer officiorum: II 13
Euphrates v. Köln, Bischof: I 384
Euseb v. Emesa, Bischof: I 378
Euseb v. Nikomedien, Bischof: I 365, 382, 406
Eusebia, Mutter Theoderichs: II 322
Eusebios, der praepositus sacri cubiculi: I 391
Eusebios, Bf. v. Dorylaion: II 217, 222–224
Eusebius, Priester in Alexandrien (4. Jh.): II 141
Euseb(ius), Bischof v. Caesarea, Kirchengeschichtsschr.: I 112, 127, 130, 131, 152, 163, 164, 186, 188, 189, 194, 200, 201, 202, 204, 205, 206, 207, 213, 214, 215, 216, 217, 219, 220, 222, 224, 225, 226, 227, 229, 230, 231, 233, 235, 236, 237, 252, 260, 277, 280, 282, 283, 284, 296, 298, 306, 307, 310, 314, 326, 347, 354, 361, 362, 365, 373, 515; II 12, 59, 69, 80, 91, 98, 100, 104, 106, 271
Eusebius v. Samosata, Bischof: I 347
Eustathius v. Antiochien, Parriarch: I 215, 380, 384; II 286
Eustochium, Freundin des hl. Hieronymus: I 172
Eutharich, Sohn Theoderichs: II 364
Eutherius von Tyana, Bf.: II 190
Euthymius, Priesrer in Alexandrien: II 141
Eutrop(ius), röm. Historiker: I 218, 264; II 14, 15, 16, 138
Eurropius, röm. Legar: I 389, 472
Eutyches, Abt, 4. Jh.: II 214–228, 263, 286, 295, 306, 333
Eutychios, P. v. Alexandrien († 944): II 168
Eutychios, P. v. Konstantinopel (552–565): II 451
Euzoius v. Anriochien, Bischof: I 313, 382
Eva, Stammutter: I 429, 494, 510
Ewig, E.: I 431
Ezechiel, Prophet: II 37

Fabian, Bf. (236–255): II 101
Fairweather, W.: I 74
Faulhaber, Michael von: I 40, 68, 71, 105, 106, 107
Faulkner, William: I 531
Fausta, Frau des Kaisers Konstantin: I 224, 264
Faustinos, kilikischer Mörder: II 376
Faustinus v. Potenza, Bf.: II 84
Faustus, Konsul: II 342
Fausrus v. Byzanz: I 287, 290, 292, 294, 295, 348

Faustus v. Mileve, Manichäer: I 467
Felicissimus, Kleriker: I 436
Felix, Bischof v. Rom: I 393
Felix, Manichäer: I 467
Felix (Flavius Constantius Felix), General unter Galla Placidia: II 51
Felix II. (355–358), Papst: II 108–113, 304, 308, 310
Felix III. (483–492), Papst: II 127, 310–313, 323, 326, 330
Felix IV., Papst: II 110, 361
Felix V., Papst: II 94
Felix von Abthungi, Bischof: I 274
Felix v. Idicra, numid. Bischof: I 476
Felix v. Trier, Bischof: I 436
Ferdinandy, Michael de: II 277, 320
Ferrua, Antonio: II 61
Festus, Senatspräsident: II 337–342
Feuerbach, Ludwig: I 36
Finley, M. I.: II 408
Fielding, Henry: I 338
Firmicus Maternus, Kirchenvater: I 183, 196, 211, 316, 318, 319, 437, 484
Firmilian v. Caesarea, Bf. 3. Jh.: II 74 f
Firmus, Usurpator: I 344, 346, 470, 471, 472; II 33
Fischer, J.: I 107, 526
Flavian, Bischof v. Antiochien: I 381; II 187, 198, 213–228, 286, 291
Flavianus, Virius Nicomachus, praefectus praetorio per Italiam: I 422
Flavius Konstantius: II 250
Flavius Victor, Sohn des Quintus Aurelius Maximus: I 445
Fleckenstein, J.: I 67
Flodoard von Reims: II 127
Florentinus, Bischof v. Ostia: I 390
Florentius v. Puteoli: II 82
Florentius v. Sardes, Bf.: II 221
Ford, Henry: I 29
Fortunatian v. Aquileja, Bischof: I 391
Fortunatus, Manichäer: I 467
Frank, K. S.: I 128
Franz v. Sales, Bischof: I 15
Franzen, A.: I 231, 243, 264, 267; II 60, 192
Fravita, P. v. Konstantinopel: II 323
Friedländer, L.: I 318
Friedrich II., d. Gr., Kg. von Preußen: I 202, 279, 371
Frings, Joseph Kardinal: II 144
Fritigern, westgot. Fürst: I 407, 408, 409, 413
Fuchs, Joseph: II 65, 262, 276
Fulbert v. Chartres, Bischof: I 262
Fulgentius v. Ruspe, Bischof: I 154
Funk, F. X.: II 172
Funke, H.: I 322
Furius Dionysius Philokalus: II 121
Fuscianus, Stadtpräfekt Roms: II 96

Gabinius, König d. Quaden: I 346
Gabinius, Aulus, röm. Statthalter: I 109
Gainas, General: II 16–18
Gaiso, röm. Offizier: I 310
Gaius, röm. Presbyter: II 59, 62
Galba, röm. Kaiser: I 113
Galerius, röm. Kaiser: I 199, 204, 205, 216, 217, 225, 226, 227, 230, 247, 289
Galla, Schwester Valentinians II.: I 444
Galla Placidia: I 508; II 13, 32, 41, 45, 51 f, 131, 244, 259
Gallus, Flavius Claudius Constantius, Caesar: I 307, 324, 325, 326; II 394
Gallus, Gaius Cestius: I 113
Gamaliel VI., jüd. Patriarch: II 48
Gamm, H.-J.: I 82
Gasquet, Francis Kardinal: II 439
Gaudentius, Bischof v. Timgad: I 487
Gaudentius v. Brescia, Bischof: I 364
Gaudentius aus Durostorum, comes Africae: I 507
Gautier, E. F.: II 408
Geffcken, Johannes: I 194, 208, 229, 321, 454; II 202, 389
Geiserich, Wandalenkönig: I 527; II 274, 278, 298, 317, 400–409
Gelasios v. Caesarea, Bischof: I 354, 355
Gelasios v. Kyzikos, Kirchengeschichtsschr.: I 354
Gelasius I., Papst: II 310–323, 324–336
Gelimer, Usurpator: II 414 f, 418–421, 423, 426

Gelmi, J.: II 70, 99
Geminianus, Bf.: II 291
Gennadius, Exarch v. Afrika: II 262
Gennadius Avienus, Konsul a. 450: II 275
Gento, Bruder Hunerichs: II 409
Gentz, G.: I 351, 358, 363, 379
Georgios, Patriarch v. Kappadokien: I 321, 326, 329, 393, 395, 396
Georgios, Abt: II 140
Gerbert von Reims: I 262
Gerkan, Armin v.: II 63, 65
Germanus, Heerführer: II 436
Gerontius, Feldherr: II 28
Geruchia, Witwe: II 29
Gervasius, hl.: I 431, 459
Gesios: II 212
Ghazali, Al, islam. Philosoph: I 58
Gibamund, Feldherr: II 419
Gibbon, Edward: I 338, 423; II 36, 190, 315
Giesecke, H.-E.: I 409; II 405, 435
Gigon, O.: I 147
Gildo, Berberfürst, röm. General: I 471, 472, 473, 474; II 33
Giordano Bruno: I 35
Girardet, K. M.: I 161
Glueck, Archäologe: I 88
Gobineau, Joseph Arthur Graf von: I 32
Godagis, Sohn Gentos: II 409
Godigisel, Kg. d. Wandalen: II 399, 400
Goemans, M.: II 222, 231 f
Goethe, Joh. Wolfgang: I 14, 35, 36, 44, 56, 63, 124, 338, 350, 364
Gontharis, Gewaltherrscher: II 424
Gordian, Priester u. Vater d. Papstes Agapet: II 339
Görlich, E. J.: I 465
Gottlieb, G.: I 316, 451
Govinda, Lama Anagarika, Buddhist: I 59
Grabmann, Martin: I 461, 466, 485
Gracchus, Präfekt v. Rom: I 421
Grant, Michael: I 123, 167, 205, 245, 268
Gratianus, Flavius, röm. Kaiser: I 341, 343, 402, 403, 404, 410, 412, 413, 416, 418, 421, 422, 423, 425, 426, 428, 436, 442, 443, 445, 449; II 43, 119, 120, 123
Gratianus, Usurpator in Britannien (†407): II 28
Gratus v. Karthago: I 470
Grégoire, Historiker: I 227, 243
Gregor I., Papst (um 604): I 25, 27, 153; II 70, 82, 122, 127, 255, 282, 310, 366, 425, 450
Gregor VII., Papst: I 23, 367; II 343
Gregor IX., Papst: I 66, 514
Gregor XIII., Papst: II 110
Gregor XVI., Papst: I 291
Gregor v. Alexandrien, Bischof: I 368, 385
Gregor, Bischof v. Elvira: I 390
Gregor der Erleuchter, armenischer Märtyrer und Apostel: I 287, 290, 291, 293, 303
Gregor v. Nazianz, Kirchenlehrer: I 110, 148, 171, 172, 180, 332, 335, 354, 357, 378, 379, 381, 420, 451; II 78, 140, 143, 161
Gregor v. Nyssa: I 129, 188, 381
Gregor v. Tours, Bischof: II 366, 413, 425
Gregorovius, Ferdinand: II 32, 36, 93, 243, 259, 441, 446
Grillmeier, Alois: I 356, 503; II 157, 183 f, 213, 241, 257, 265, 282, 354, 356
Grisar, Hartmann: II 40, 62, 71, 209, 264, 334, 342, 426, 439
Groag: I 218, 221
Groh, D.: I 66
Gröne V.: II 59, 107, 112, 117, 125, 127, 194
Groß, J.: I 79, 127
Grotz, Hans: II 70
Grundmann, W.: I 110
Grünewald, Matthias: I 189
Grützmacher, Georg, Theologe: I 137, 170, 178; II 141
Guarducci, Margherita: II 64
Guignebert: I 125
Guitton, J.: I 464
Güldenpenning, A.: II 200

P. = Patriarch, Ks. = Kaiser, Kg. = König, Bf. = Bischof

Gunderich, Kg. d. Wandalen: II 400, 423
Gundlach, G.: I 69
Gundobad, Burgunderkg.: II 320
Gunthamund (484–496): II 413
Gustav Adolf, Kg. v. Schweden: II 436

Haacke, Rhaban: II 153, 234, 347, 349
Hadrian, Kaiser: I 72, 115, 116, 118, 120, 270, 288, 346
Hadrian II., Papst: II 127
Haehling, Raban von: I 253, 383
Haendler, Gert: I 440; II 121, 270
Hagar, bibl. Frauengestalt: I 98, 483
Hagel, K. F.: I 313, 366; II 78
Haller, Johannes, Historiker: I 68, 277, 364; II 55, 65, 104, 123–126, 135, 161, 187, 189 f., 233, 243, 293, 378, 440
Halphen, Louis: I 44
Halporn, J. W.: I 506
Hamman, Adalbert: II 164, 170
Hamp, Vincenz: I 95
Hannibalianus, Neffe Konstantins: I 297
Häring, Bernhard, Theologe: I 54
Harnack, Adolf von: I 127, 129, 142, 212, 269, 353; II 158, 236, 282
Hartmann, L. M.: II 344, 438, 440, 441
Hasmon, Stammvater der Makkabäer: I 107
Hay, Denys: I 305
Hebbel, Friedrich: I 36
Heer, Friedrich, Historiker: I 19
Hefele, C. J.: II 173
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: I 30, 63, 64, 65
Heine, Heinrich: I 36, 117, 256
Heinrich II., der Heilige, dt. Ks. (1014–1024): I 247
Heinzberger, F.: II 17, 34
Hekataios, griech. Historiker: I 100
Hekebolos, Provinzgouverneur: II 379
Helena, hl.: I 215, 237, 256, 264, 307
Helena v. Adiabene, Königin: I 101
Helio, Magister officiorum: II 13
Heliodor, Bischof v. Altinum (Mönch): I 153
Helladius v. Tarsus, Bf.: II 190
Helvétius, Claude Adrien: I 35, 247, 283, 353, 358, 493; II 115
Hemingway, E.: I 531
Hendrikx, E.: I 461, 485, 494
Henoch, hl.: I 111
Heraclianus, comes Africae (Gegenkaiser): I 491; II 32, 42
Heraclides, Luciferanerbischof: I 390
Heraclius, Bf.: II 106
Heraklid: I 225
Heraklit, griech. Philosoph: I 194
Herenas, Bischof: I 437
Hereleva, Mutter Theoderichs: II 322
Hergenröther, Joseph Kardinal: II 9, 96, 156, 232
Hermias, Kirchenschriftsteller: I 195
Hermogenes, General: I 383
Hermogenes, oriental. Präfekt: I 323
Herodes, jüd. König: I 109, 110
Herodias, Enkelin Herodes d. Großen, Tochter d. Aristobal: I 429
Heros v. Arles, gall. Bischof: I 496, 497; II 250
Hernegger, Rudolf: I 242, 260
Hesiod, griech. Dichter: I 187
Hesychius v. Jerusalem, Mönch: I 139
Heussi, K.: II 70
Hierokles aus Alexandreia, Neuplatoniker: I 504
Hieronymus, Kirchenlehrer: I 126, 137, 140, 143, 153, 154, 164, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 212, 235, 241, 256, 265, 268, 282, 359, 381, 392, 394, 437, 441, 465, 467, 468, 471, 492, 495, 496; II 9, 23 f, 29 f, 37, 41, 70, 78, 82, 93, 100, 108, 117, 119 f, 143–145, 152, 236, 267, 271, 275, 292, 344
Hilarius, hl., Erzbf. (429–449): II 242, 250 ff., 271
Hilarius, Notar: I 386
Hilarius v. Poitiers, Bischof: I 95, 137, 138, 167, 168, 169, 313, 315, 353, 354, 364, 369, 389, 392, 393, 395, 441; II 90
Hilarus, Diakon, Papst (461–468): II 221–224, 226, 297 f, 307

Hildebrand, P.: II 428
Hilderich, Wandalenkönig: II 413 f.
Himerius v. Tarraco, Bf.: II 124
Hippolyt, Papst: I 128, 129, 147, 154, 159, 160, 250; II 94, 100, 167
Hirschmann, Jesuit: I 69
Hitler, Adolf: I 19, 25, 35, 40, 66, 68, 86, 124, 127, 130, 135, 138, 141, 167, 441, 448, 519, 522; II 61, 176, 198, 202
Hobbes, Th., Philosoph: I 32
Hoekendijk, Jan, Theologe: I 21
Höfler: II 398
Hofmann, Fritz: II 293, 332
Hoheisel, Karl: I 183, 318, 319, 484
Holum, K. G.: I 444
Homer: I 187
Hönn, K.: I 205
Honoratus, Bf.: II 251
Honoria, Tochter v. Galla Placidia: II 45, 51
Honorius, Flavius, röm. Kaiser: I 454, 488, 490, 498, 508; II 11 f, 19–51, 104, 129–132, 154
Hontheim, Johann Nikolaus v.: II 88
Hormisdas, Papst (514–523): II 127, 283, 349–351, 356–365, 415, 447
Hormizd II., Sassanidenkönig: I 299
Hosea, König v. Israel: I 77, 92
Hosius v. Córdoba, Hofbischof: I 224, 241, 315, 363; II 90
Hruby, K.: I 124
Hubert, Bf.: II 105
Hugo von Montfort: I 59
Hümmeler, H.: I 131, 135, 155, 156, 168, 468, 485; II 110, 114
Hunerich, Kg., Sohn Geiserichs: II 402, 409, 410, 411, 414, 416
Hus, Jan: II 87
Hydatius v. Mérida, Bischof: I 435, 436; II 399
Hyginus v. Córdoba, Bischof: I 435
Hypatia, platon. Philosophin zu Alexandria: I 360; II 200
Hypatios, Neffe d. Anastasios: II 348–350, 355, 383 f
Hyrkan(os) I., Johannes, jüd. Hohepriester: I 108, 109, 110
Hyrkanos II., Enkel v. Hyrkanos I.: I 110

Ibas v. Edessa, Bf.: II 224, 448
Ibsen, H.: I 338
Ignatius v. Antiochien, Bischof: I 126, 143, 144, 155, 156, 195, 380; II 60
Ildibald, Kg. d. Goten: II 433
Ildico, burgundische Prinzessin (453): II 276 f
Illos, General: II 300–317
Innocentius v. Dertona, Bischof: I 441
Innozenz I., Papst: I 496, 497, 498, 501; II 40–43, 104, 124–131, 154, 250
Innozenz III., Papst: I 514
Innozenz X., Papst: I 148; II 275
Instantius, Bischof: I 435, 436; II 116
Iordanes: II 41, 52, 426
I'phrā Hōrmīz, Königin: I 301
Irenäus, hl., griech. Kirchenvater: I 128, 137, 143, 151, 152, 155, 157, 158, 162, 165, 195; II 12, 58, 69, 88, 91, 94, 131, 271
Isaak, Sohn Abrahams: I 98
Isaak, röm. Jude († 381): II 117
Isaak, Abt: II 147, 150 f.
Isebel v. Tyrus, phöniz. Prinzessin: I 93, 94, 95
Isidor v. Alexandrien: II 137, 141, 142, 149
Isidor v. Sevilla, Kirchenlehrer (um 560–636): I 129, 437, 444; II 410 f, 414, 416, 423
Ithacius v. Ossonoba, Bischof: I 435, 436, 437
Iucundus, P.: II 409
Iulius Nepotianus, Usurpator: II 19
Izates, Sohn der Königin Helena v. Adiabene: I 101

Jabesch, bibl. Gestalt: I 92
Jacobus, Apostel: I 130
Jakob, Bischof v. Nisibis: I 301
Jakob, Sohn Isaaks: I 79, 98, 387
Jakobos, Metropolit: II 388
Jahnn, Hans Henny: I 517
Jalland, Trevor: II 244, 269
Jamblichos, Neuplatoniker: I 278

Jason, Hohepriester: I 105
Jauss, H. R.: I 46
Jean Paul: I 63; II 204
Jedin, Hubert, Theologe: I 17
Jehu, König v. Israel: I 94, 95
Jeremia, Prophet: I 77, 91, 123
Jeroboam (Jerobeam), König v. Israel: I 79, 90, 91, 92, 93, 95, 103, 335
Jesaia, Prophet: I 91, 123, 188
Jesu(s): I 26, 57, 100, 112, 124, 125, 129, 133, 136, 137, 139, 145, 147, 149, 151, 152, 166, 173, 174, 189, 201, 209, 210, 211, 212, 240, 245, 249, 250, 252, 256, 258, 260, 261, 295, 299, 303, 356, 364, 409, 410, 433, 438, 495, 504, 514, 518, 519, 520, 522, 527; II 55–59, 66 f, 73 f, 77, 82, 97, 102, 160, 166 f, 171, 179, 211 f, 269 f, 273, 306 f
Jezabel, Frau von Kg. Ahab: I 429
Jezdegerd I., Sassanidenkönig (399–420): I 302, 303
Jeznik v. Kolb, armen. Kirchenschriftsteller: I 527
Joannou, P.-P.: I 345, 377, 392, 393
Joas, König v. Israel: I 101
Job, hl., bibl. Gestalt: I 111
Johann II., Papst: II 338
Johann XXII., Papst: I 28
Johannes, Apostel: I 126, 151, 183, 188, 191, 457; II 82, 223
Johannes, ägypt. Einsiedler: I 444
Johannes d. Täufer: I 457, 512
Johannes
- Usurpator: II 51
- Mönch: II 150
- Bruder einer Nonne: II 206
- Staatsschatzmeister: II 182
Johannes, Oberst: II 430
Johannes I. Talaia, P. v. Alexandrien: II 308–314, 330
Johannes I., Papst (523–526): II 365, 366
Johannes II., P. v. Konstantinopel (518–520): II 358, 361, 362
Johannes II., Papst (532–535): II 387, 417, 448
Johannes III., P. v. Alexandrien: II 346
Johannes III. (516–524), P. v. Jerusalem: II 350
Johannes VIII., Papst: II 127
Johannes XI., Papst: II 127
Johannes v. Amida, Bf. v. Ephesus: II 390, 392
Johannes v. Antiochien, P.: II 175, 180, 182, 193
Johannes v. Apamea, Bf.: II 301
Johannes v. Gischalla: I 113
Johannes v. Janduno, Prof. in Paris: II 87
Johannes v. Jerusalem, Bischof: I 171, 172, 496; II 143, 145
Johannes v. Kappadokien, Praefectus praetorio: II 378, 391, 419, 420
Johannes v. Nikiu, Bf.: II 396
Johannes v. Ravenna, Erzbf.: II 319
Johannes v. Scythopolis, Bf.: I 456
Johannes Cassianus, Abt: II 170
Johannes Lydos: II 324, 377, 384
Johannes Malalas: II 384, 395, 396
Johannes Paul II., Papst: II 67, 262
Johannes Scholasticus, P. v. Konstantinopel: II 384
Jojachin, König v. Juda: I 96
Jojada, Hohepriester: I 95
Joly: I 516
Jonathan, Hohepriester u. Militärgouverneur Judäas: I 108, 109, 110, 112
Jones, A. H. M.: II 209
Joram, König v. Israel: I 90, 94
Jordanes, westgot. Historiker: I 413
Josaphat, König v. Juda: I 90
Joseph, hl.: I 151
Joseph, Sophias Bruder: II 206
Josephus, jüdischer Historiker: I 103, 108, 109, 113, 280
Josi, Enrico: II 61
Josias, Kg. von Juda: II 201
Josua, Prophet: I 83, 84, 410, 458
Jouassard, G.: I 335; II 199
Jovian, Flavius, röm. Ks. (363–364): I 302, 336, 339, 340, 341, 350, 395, 396
Jovinian, Mönch: I 177, 178
Jovinus, gall. Ks.: II 19, 28, 42
Jovius, comes: I 507

Jovius, Praefectus praetorio: II 35
Juda, Sohn Jakobs: I 79
Judas Makkabäus: I 107, 108, 110, 294; II 75, 155, 176, 178, 186
Julian Apostata, röm. Kaiser: I 207, 240, 262, 280, 281, 285, 302, 307, 320, 323, 324, 325, 326, 327, 328, 329, 330, 331, 332, 333, 334, 335, 336, 337, 338, 339, 340, 341, 342, 346, 349, 350, 367, 368, 378, 396, 441, 470; II 19, 103, 210
Julian v. Aeclanum, Bischof (ca. 439): I 499, 501, 502, 503; II 263
Julian v. Kios, Bf.: II 230, 240, 256, 261, 286, 288, 291
Julian, Prätorianer: II 427
Julian, Kg. v. Samaria: II 396
Juliana, Witwe, Basilikastifterin: I 434
Juliana Anicia: II 348
Julianus, Sohn v. Konstantin III.: II 28, 42
Julianus Valens, Bischof v. Poetovio: I 411, 414, 427
Jülicher, Adolf: I 464
Julius I., Bischof: I 379, 384, 385; II 90
Julius Konstantius, Vater Julians: I 307
Julius, magister militum per Orientem: I 414
Julius v. Puteoli, Legat Leos I.: II 221 f
Julius Nepos, Ks.: II 315
Junker, D.: I 51, 61
Justasas, Samaritanerkönig: II 394
Justin, hl.: I 98, 121, 126, 189, 193, 249, 250, 252; II 271
Justin I., Ks. (518–527): II 281, 283, 325, 349, 352, 354–369, 385, 386, 414 f, 425
Justin II., Ks. (565–578): II 388
Justina, Frau v. Valentinian I.: I 343, 345, 428, 429, 443
Justinian I., Kaiser (527-565): I 171, 237, 266, 269; II 298, 325, 353–455
Juvenal, röm. Dichter: I 118
Juvenal v. Jerusalem, Erzbf.: II 68, 174, 221 f, 286
Juventinos, Gardeoffizier: I 331, 333

Kaas, Ludwig, Prälat: II 61
Kabaon, Maurenfürst: II 415
Kaegi, W. E.: II 416
Kain: II 303
Kalandion, P. in Antiochien: II 310, 314, 330
Kallimachos, griech. Dichter: I 359
Kallist, hl., oder Calixtus I., Papst (217–222): II 94–99
Kallist, Bischof: I 160
Kämpf, H.: I 67
Kandidian, Sohn v. Kaiser Galerius: I 230
Kant, Immanuel: I 32, 64; II 215
Kaphan: I 163
Karl der Große, Kaiser (742–814): I 17, 21, 22, 66, 67, 68, 69, 247, 505; II 322, 436
Karl Martell: I 107; II 436
Karpokrates (Gnostiker): I 158, 165
Karpophorus: II 95 f
Karrer, Otto: II 70
Kartīr, Magus-Meister: I 289
Kaser, Max: I 265
Kasper, Walter: II 55
Katharina, hl.: I 189
Kato: I 174, 279
Kautzsch, Emil: II 394
Kawerau, P.: I 491; II 233, 281, 416
Kazantzakis, Nikos: I 338
Kedrenos, Georgios: I 446
Kesten, Hermann: I 532
Kirchner, H.: I 161
Kirsch, J. P.: II 110 f, 231
Kirschbaum, Engelbert: II 61–64
Klages, Ludwig: I 517
Klauser, Theodor: II 63, 176
Klein, K. K.: I 305, 376
Klein, Richard: I 313, 392
Klemens VII., Papst: II 88
Klinge, G.: I 287
Klinkenberg, H. M.: II 254
Knel, Neffe des Nerses: I 315
Knöpfler, Alois: II 89
Kober, F.: I 23
Koch, F. J.: II 60, 89, 230
Koch, Hugo: II 77
Kolumban d. J., Apostel Alemanniens: I 153

Konstans I. (Flavius Julius Constans), Sohn Konstantins I., d. Gr., röm. Kaiser: I 306, 307, 308, 309, 310, 317, 319, 322, 328, 383, 384, 385, 391; II 28
Konstantia, Flavia Julia, Schwester Konstantins I., d. Gr.: I 228, 232, 264, 324, 325, 373
Konstantin I., d. Gr., röm. Kaiser: I 17, 131, 141, 156, 164, 199, 203, 206, 207, 211, 212, 213–285, 289, 296, 297, 298, 299, 300, 301, 305, 306, 307, 312, 315, 316, 317, 329, 341, 343, 355, 362, 363, 364, 365, 366, 367, 369, 372, 373, 374, 375, 376, 380, 382, 405, 407, 417, 448, 449, 470, 481, 516; II 12 f, 19, 22, 28, 32, 33, 48, 62, 65, 72, 88, 103, 107, 184, 370, 371, 453
Konstantin II., röm. Kaiser: I 141, 248, 273, 306, 308, 355, 376, 383
Konstantin III., Usurpator (407–411), Flavius Claudius Constantinus: II 19, 28, 42, 131, 250
Konstantius I., Chlorus, röm. Kaiser (305–306): I 214, 215, 216
Konstantius II., röm. Kaiser (337–361): I 108–111, 168, 238, 278, 296, 301, 306, 307, 308, 309, 310, 311, 312, 313, 314, 315, 316, 317, 319, 320, 321, 322, 323, 324, 325, 326, 328, 329, 330, 333, 348, 350, 355, 359, 368, 369, 370, 373, 376, 377, 382, 383, 384, 385, 386, 388, 391, 392, 393, 394, 395, 396, 406, 415, 416, 417, 422, 430, 449, 528; II 33, 35
Konstantius III., Regent († 421): II 45
Kornelius, hl., Papst (251–53): II 100–103
Kornemann, Ernst: I 241, 247, 266, 282, 453
Koselleck, R.: I 42, 46
Kosmas, hl.: II 110 f.
Kösters, L.: II 60, 108
Kötting, Bernhard, Theologe: I 55, 159, 485, 506
Kraft, Heinrich: II 195, 215
Kraft, K.: I 135, 164, 248, 364, 374, 387, 475
Krämer-Badoni, R.: II 274
Krause, W.: I 194
Krikorian, Mesrob: I 292
Krispus (Flavius Julius Crispus), Sohn Konstantins d. Gr.: I 156, 203, 232, 235, 247, 256, 264
Kriton: I 209
Kuhn, K.: II 60
Kühner, Hans, Historiker: I 140, 157, 179, 235, 252, 351, 352, 374; II 246, 275
Küng, Hans: I 441
Künneth, Walter: I 19
Kupisch, K.: I 439
Kyrill v. Alexandrien, Kirchenlehrer: I 19, 25, 71, 91, 153, 163, 235, 281, 320, 334, 335, 356, 513; II 79, 104, 135, 137, 140, 155 f, 158–224, 235, 244, 283, 306, 410, 448
Kyros II., pers. König: I 96

Laban, bibl. Gestalt: I 79
Lacarrière, J.: II 200
Lachmann, O. F.: I 515
Laetus, Bf. v. Nepte: II 411, 416
Laktanz: I 137, 187, 203, 204, 205, 206, 214, 215, 216, 222, 223, 226, 227, 229, 230, 233, 249, 255, 256, 269, 514, 521
Langgärtner, G.: II 250
Lapide, Pinchas: I 76
Larrimore, O.: I 165
Latronianus: I 436
Laub, Gabriel: I 122
Laurentius, Gegenpapst (498–506): II 337–341
Laurentius, Bf. v. Mailand: II 318, 323, 337
Lazarus v. Aix, gall. Bischof: I 496, 497; II 83, 250
Lechner, K.: I 452
Leipoldt, Johannes: II 203 f, 207, 210
Lengenfeld: I 142
Leo I., der Große, Papst (440–461): I 27, 437, 502; II 41, 53, 81, 117, 122, 129, 164, 170, 172, 198, 213, 218–

242, 243–279, 283–297, 307, 323, 334, 356, 361, 362, 388
Leo III., Papst: II 343
Leo IX., Papst: II 122
Leo X., Papst: I 105; II 88
Leo XIII., Papst: I 15, 18, 127
Leo I., oström. Ks. (457–474): II 254 f, 260, 288, 290 ff, 298, 299, 300 ff, 316, 403
Leonardo da Vinci: II 143
Leonidas, Vater v. Origenes: I 171
Leontius, Bischof: I 290, 384
Leontius, General u. oström. Gegenkaiser: II 314
Leontius, Dux: I 276
Lesaar, H. H.: I 485
Lessing, Theodor: I 517
Letoios v. Melitene, Bf.: II 198
Leuthari, Bruder v. Bucelin: II 437
Libanios, Rhetor: I 320, 330, 331, 334; II 14, 208
Liberatus, Diakon: II 428
Liberius, Papst (352–366): I 315, 388, 389, 391, 392, 395, 401; II 70, 74, 108–114
Liberius, Patricius: II 438
Lichtenberg, Georg Christoph: I 11, 35, 36, 143, 190, 433, 518; II 66
Licinianus, Sohn d. Licinius: I 264
Licinius, Kaiser, Schwager Konstantins I.: I 217, 218, 225, 228, 229, 230, 231, 232, 233, 234, 236, 238, 246, 253, 260, 264, 273, 276, 279, 280, 296, 323; II 32
Lietzmann, H.: I 312, 374; II 76
Lilje, Hanns: I 482
Limesius, Praefectus praetorio: II 30
Linden, Jacob: II 230
Linus, Bf.: II 70
Lippi, Fra Filippo: I 189
Lippl, Joseph: I 130, 351, 368, 372
Litorius, Heermeister unter Valentinian III.: II 53
Lo Bello, N.: I 24
Löffler, P.: II 98, 107
Longinianus, Praefectus praetorio: II 30
Loofs, Friedrich: I 39, 358, 495
Lortz, J.: II 89
Lot(h) bibl. Gestalt: I 111, 189; II 40
Lotter, F.: I 26
Löwe, H.: I 247
Lucentius v. Ascoli, Bf.: II 230 f
Lucentius v. Herkulaneum, Bischof: II 240
Lucian: II 15
Lucian v. Antiocheia (Märtyrer): I 284, 380
Lucifer v. Calaris (Cagliari), Bischof: I 313, 381, 388, 389, 390; II 90, 119 f
Lucilla: I 274
Lucius (Lukios), Bischof: I 377, 397
Ludwig, G.: II 18
Lukas, Apostel: I 149, 330
Lukuas-Andreas: I 115
Lupicinus, Priester: I 178
Luther, Martin: I 29, 64, 74, 87, 93, 179, 261, 364; II 87
Lynch, William: I 24
Lysias, Reichsverweser: I 107

Macarius, Luciferaner: I 331, 372, 373, 390; II 116, 120, 207
Macarius v. Jerusalem, Bischof: I 236
Macedonius, Hofmarschall: I 436
Macedonius, P.: II 116
McKenzie, J. L.: I 192
Macrobius v. Hippo, Bischof: I 490
Magnentius, Flavius Magnus, röm. Gegenkaiser: I 309, 310, 311, 323, 386, 391; II 19, 33
Magnus Maximus († 388): II 19
Maier, F. G.: I 46, 505; II 137
Majorian, Julius, weström. Kaiser (457–461): II 315, 402
Majorinus, Lektor († 315): I 274
Makarius, kaiserl. Kommissar: I 309, 479
Makedonios II., Hofpatriarch (496–511): I 383; II 326, 346 f, 356, 358
Mammonas, Bf. v. Neapolis: II 396
Mango, Cyril: II 353
Mani, Religionsstifter: I 165, 166, 167, 289; II 263 ff
Mannheim, Karl: I 37
Mansuetus v. Urusira, Bf.: II 407

P. = Patriarch, Ks. = Kaiser, Kg. = König, Bf. = Bischof

Mar Aba, Katholikos: II 433
Marcellianus, Dux Valeriae unter Ks. Valentinian: I 346
Marcellina, Schwester des Ambrosius: I 401
Marcellinus, Papst: I 275; II 106 f
Marcellinus, Kommissar: I 477, 480, 490
Marcellinus Comes: II 347
Marcellus, Usurpator: I 349; II 33
Marcellus I., Papst (ca. 308–309): II 106
Marcia, Commodus' Mätresse: II 96
Marcian, byzantin. Kaiser († 457): II 46, 217, 228–233, 256, 260, 262 f, 284 ff, 289 f, 302, 304, 322, 361
Marcianus, Lektor: I 383
Marcianus, Bf. v. Arles: II 103
Marcianus v. Urga, Subdiakon: I 476
Marcinkus, Erzbf.: I 24, 25; II 95
Marculus, Bischof, Haupthl. d. Donatisten: I 309, 470
Marcus, hl.: II 217
Marcus, Bf.: II 106
Marcus, Usurpator in Britannien: II 28
Maria, hl.: I 35, 151, 187, 188, 211, 253, 505; II 161, 166–168, 171, 177, 178, 184 f, 189, 436
Maria, Tochter Stilichos: II 21
Mariamne: I 110
Marina Severa, Frau Valentinians I.: I 343, 345
Marina, Prinzessin u. Schwester Theodosius II.: II 169, 174
Marinus: II 349
Marinus, Rechtsanwalt: I 348
Maris v. Chalcedon, Bischof: I 331
Marius, Admiral: II 23
Mark Aurel, röm. Kaiser: I 186, 193, 202, 510
Markellus v. Ankyra, Bischof: I 219, 377, 379, 389
Markianos, Mönch: II 285
Markion, gnost.-christl. Theologe: I 146, 158, 160, 165, 166, 167
Markus, Evangelist: I 360; II 56
Markus, Gnostiker: I 158, 162
Markus, Scholastiker: II 427
Markus v. Arethusa, Bischof: I 320, 331
Markus v. Casphalia, Priester: I 476
Marrou, H.: I 465, 484
Marschall, W.: I 251; II 76, 409
Marsilius v. Padua: II 87
Martialis, Bf.: II 90
Martin: I 345, 509
Martin II., Papst: II 127
Martin v. Tours, hl. Bischof: I 262, 435, 437, 443; II 250
Martinianus, General: I 232
Martyrios, P. (459–471): II 301
Martyrius, Subdiakon: I 383
Martyrius v. Jerusalem: II 307
Maruta v. Maiphkerat, Bischof: I 302
Marx, Karl: I 36
Mascezel, Bruder d. Fürsten Gildo: I 472 f
Mataswintha: II 432
Mattathias, Makkabäer: I 107, 108, 294
Matthäus, Apostel: I 112, 330; II 56, 77, 327
Maxentius, Bischof v. Mailand: I 401
Maxentius, M. Aurelius Valerius, röm. Kaiser (306–312): I 206, 216, 217, 218, 219, 220, 221, 222, 223, 226, 228, 234, 236, 259; II 19, 32, 106
Maximian(us), M. Aurelius Valerius, röm. Kaiser (285–305): I 203, 206, 224, 264, 313, 336
Maximian, donatist. Bischof v. Bagai: I 470, 471, 477
Maximian, P. v. Konstantinopel (ca. 431): II 184, 186, 189, 213
Maximilian: I 252
Maximilianus Marcrobius: I 271
Maximin, Arianerbischof: I 188
Maximin, Präfekt: II 118
Maximinus v. Siniti, Bischof: I 476
Maximinus Daia, röm. Kaiser: I 217, 225, 226, 227, 228, 229, 230, 234, 336
Maximinus Thrax, röm. Kaiser: I 510; II 99
Maximos, Gardeoffizier: I 331, 333
Maximos v. Ephesos, Philosoph: I 349, 509

Maximus, Bf. d. Wandalen: II 402
Maximus, Quintus Aurelius, Usurpator: I 436, 442, 443, 445, 456; II 161
Maximus (Petronius Maximus), röm. Kaiser (455): II 28, 42, 52, 278
Maximus v. Antiochien: II 227 f
Maximus v. Turin, Bischof: I 364, 385
Meer, F. van der: I 464, 473, 491, 505; II 101, 223, 301
Meffert, F.: II 89
Megalius v. Calama, numid. Primas: I 463
Mehandel, Ernestine: I 189
Meinecke, Friedrich: I 49, 63, 66
Meinhold, P.: I 156, 270, 279
Melania, röm. Patrizierin: I 492, 493
Melchisedech, hl.: I 111
Meletius v. Antiochien, Bischof: I 331, 347, 372, 381, 382; II 138
Melitius, Bischof v. Lykopolis: I 367
Melito v. Sardes: I 128
Memnon, Bf.: II 174, 180, 182
Memor, Bischof v. Aeclanum: I 501
Menahem, israelit. König: I 92
Menas, Patriarch v. Konstantinopel: II 447
Mennas, P. v. Konstantinopel: I 171
Mensching, G.: I 58, 188
Mensurius, Bischof: I 274
Mercurius (= Papst Johann II.): II 338
Merkel, H.: II 386
Merkur, hl., angebl. Mörder Julians Apostata: I 338
Merogaisus, Frankenkönig: I 217
Meyer, R.: I 108
Michael III., der Trunkenbold, byzant. Kaiser (842–867): II 248
Michal, Tochter Sauls: I 85
Michelangelo: II 56
Miltiades, Papst (311–314): I 224; II 106 f
Miltner: II 185
Minervina, Konkubine Konstantins I.: I 264
Minucius Felix, Marcus, röm. Auror: I 188, 189
Mirjam, bibl. Gestalt: I 99
Misael, Cubicularius: II 356
Misenus v. Cumae, Bf.: II 310 ff, 327
Mithridates, König: I 524
Modestus, Domitius, comes Orientis: I 323, 324, 347
Mohammed, der Prophet Allahs: I 28
Mommsen, Theodor: I 46, 48, 71, 109, 115, 116, 119
Mommsen, W.J.: I 39
Monobazos, Sohn v. Königin Helena v. Adiabene: I 101
Montaigne, Michel de: I 338
Montesquieu, französ. Philosoph: I 57, 338
Montfort, Hugo von: I 59
Montius, Quästor: I 325
Moreau, J.: I 200
Moses, Prophet, Stammvater: I 80, 81, 99, 109, 120, 122, 160, 212, 222, 246, 387, 421, 458, 512; II 178, 201, 207
Moses v. Chorene, armen. Historiker: I 446
Mundo, Gepidenfürst: II 345
Murillo, Bravo, span. Erziehungsminister: I 28
Murray: II 149
Mussolini, Benito: I 20, 24, 40; II 176

Nadab, israelit. König: I 92
Naemorius, Magister officiorum: II 30
Nagl: I 345, 349
Napoleon: I 29, 522
Narseh, persischer Prinz: I 297
Narses, General u. Eunuch: II 370, 384, 436 f
Naumann, Michael: I 63
Navigius, Bruder des Augustinus: I 462
Nebukadnezar I., babylon. König: I 96, 97, 101
Nehemia, Statthalter von Juda: I 98, 99, 103
Nehlsen, H.: I 265
Nektarios, Jurist, Patriarch v. Konstantinopel: I 420; II 137 f
Nelis: I 106
Nepotian, Priester: I 153; II 236
Nero, Kaiser: I 105, 113, 118, 119, 174, 244, 313, 510, 519; II 59, 60
Nersēs (293–303): I 289, 299

Nerses I. (364–372/73): I 294, 296, 303, 314, 315
Nestorius, Erzbischof von Konstantinopel: I 29, 502; II 139, 155–197, 201, 213, 216 f, 233, 237, 238, 259, 283 f, 306, 448
Neumann, Robert: I 532
Neuß, W.: I 344, 346
Newman, John Henry Kardinal: II 202
Niederhuber, Johannes, Theologe: I 399, 402, 421, 431, 449
Nietzsche, Friedr.: I 11, 27, 36, 48, 124, 147, 282, 461
Nikanor, syr. Feldherr: I 107
Nikolaus I., Papst: II 106, 122, 248
Noe, hl.: I 111
Noethlichs, Karl Leo, Historiker: I 452, 453
Nomus, Magister officiorum: II 13
Nossack, Hans Erich: I 532
Noth, M.: I 74
Nötscher, Friedrich: I 91
Novatian: II 102, 326
Novatus: I 165
Nūh (Noë), Ignatios, Jakobit: II 284

Oamer, Heerführer: II 414
O'Connor, Daniel: II 59
Octavian (später Ks. Augustus): I 244, 259
Odoaker, germ. Herrscher in Italien, König: II 310, 313–319, 327, 332
Odotheus, Ostgotenfürst: I 418
Oediger, F. W.: I 344, 346
Og, König v. Basan: I 80
Olaf II., norwegischer König: I 17
Olybrius, Flavius Anicius, weström. Kaiser (472): II 299
Olympias, Tochter des Ablabius: I 307
Olympias, hl.: II 153
Olympius, Magister officiorum: II 13, 30 ff, 35, 43
Omri, König: I 93, 94, 108
Onias III., Hohepriester: I 105
Optatus v. Mileve, Bischof: I 218, 275, 244, 245, 369, 475
Optatus v. Thamugadi, Bischof: I 472, 473, 474; II 33
Orestes, Sekretär Attilas, Vater des Romulus: II 315
Orientius, Bf. v. Auch: II 399
Origenes: I 129, 139, 149, 163, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 185, 189, 200, 208, 249, 363; II 77, 135, 138, 141–143, 148–153
Orosius: I 204, 454, 457, 472, 495, 496, 509, 510, 511, 528, 529; II 24, 27, 32, 39, 40, 79
Ostrogorsky, G.: I 244, 414; II 195, 376, 378
Otto von Freising, Bischof: I 459
Overbeck, Franz Camille: I 149

Pachomius, hl.: I 163
Palanque, J.-R.: I 465, 466
Palladios, Mönch u. Bischof v. Helenopolis: I 386, 387; II 140
Palladius v. Amasia, Bf.: II 176
Palladius, arian. Bischof: I 411, 426, 427, 428
Pammachius, Schwiegersohn der Hieronymus-Freundin Paula: I 178
Panpinianus, Bf. v. Vita: II 407
Pantaleon, Stylit: II 368
Pap, armen. König: I 296
Pāpā Bar ʿAggai, Bischof: I 289, 299, 300
Parkes, James: I 81
Parmenian, Donatistenbischof: I 470, 471
Paschalis III., Gegenpapst: I 66
Paschasinus, Bf. v. Lilybäum: II 230 f, 239
Paschoud: I 422
Patricius, Vater des Augustinus: I 462
Patricius, jüd. König: I 325
Patricius, Cäsar unter Ks. Leo I.: II 290
Patroclus v. Arles, Bf.: II 45, 51, 250 f
Paul VI., Papst: I 24, 25; II 55, 65, 89
Paul v. Ephesus: II 304
Paul v. Samosata, Bischof: I 138, 139, 382
Paula, Mutter Eustochiums, Hieronymus-Freundin: I 172, 178
Paulinos v. Antiochien, Bischof: I 381, 382

Paulinus, Biograph des Ambrosius: I 432, 434
Paulinus v. Nola, Bischof: I 464; II 131, 408
Paulinus v. Trier, Bischof: I 389
Paulos, kilikischer Mörder: II 376
Paulos II. (519–521), P. v. Konstantinopel: II 360
Paulos Silentiarios, Dichter: II 377
Paulsen, H.: I 148
Paulus Diaconus, Kleriker (8. Jh.): II 408, 437
Paulus, Apostel: I 28, 124, 125, 126, 135, 137, 143, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 152, 155, 156, 165, 179, 191, 211, 212, 222, 253, 367, 380, 409, 456, 459, 483, 495, 519; II 12, 14, 37, 55, 57 ff, 62, 64, 66, 75, 113, 121, 133, 144, 165 f, 258, 267, 275
Paulus («Tartareus», «Catena»), Arianer: I 322, 323
Paulus v. Konstantinopel, Bischof: I 315, 374, 382, 383, 384
Pavelić, Ante: II 176
Péguy, Charles, franz. Schriftst.: I 47
Peire Cardinal, Troubadour: I 59
Pekach, König: I 92
Pekachja, König: I 92
Pelagia, Gefährtin d. Bonifatius: I 527
Pelagius, Mönch: I 178, 179, 490, 491, 492, 493, 494, 495, 496, 497, 498, 499, 500, 501, 503; II 44, 250, 263
Pelagius I., Papst: I 20; II 262, 371, 428, 434, 450, 452 f
Pelagius v. Laodicea, Bischof: I 347
Perler, O.: I 156
Pesch, Rudolf: II 60, 66
Peters, Albrecht, Theol.: I 197
Perilian v. Cirta, Donatistenbischof: I 478, 481, 489
Petronius Maximus siehe Maximus
Petros II., Patriarch: I 397
Petros III. Mongos, Patriarch von Konstantinopel: II 304, 305–308, 309
Petros v. Apamea, Bf.: II 351
Petros Barsymes: II 389
Petrus, Apostel: I 148, 149, 150, 155, 156, 191, 211, 250, 380, 499; II 14, 37, 55–82, 89, 93, 112 f, 115, 120 ff, 125 f, 129, 132 f, 161, 179, 181, 217, 221, 226, 229, 235, 245 ff, 250 ff, 255, 275, 278, 327, 343, 346, 451
Petrus, Kleriker: II 200
Petrus, Bischof v. Alexandria: I 367
Petrus, Bf. v. Altinum: II 339, 341
Petrus Fullo (Gnapheus), Bf.: II 301, 304, 307, 324
Petrus, Magister militum unter Justin: II 369
Pfeilschifter, G.: II 425
Pgōl, Abt des Weißen Klosters: II 203
Pharantzem, Frau von Kg. Arsakes III.: I 315
Pharnakes, König von Pontus: I 524
Pherekydes «der Genealoge»: I 193
Philagrios, Gouverneur v. Ägypten: I 378
Philaster v. Brescia, Bischof: I 147, 491
Philippus, Apostel: I 457
Philippus v. Ephesus, Priester (ca. 431): II 179, 181, 246
Philo(n) von Alexandria, hellenist. Philosoph: I 115
Philostorgios, Kirchengeschichtsschr.: I 310, 337, 354, 450, 454
Philostratos II., Flavius, Sophist: I 504
Philoxenus, Metropolit v. Mabbug: II 358
Photios, P.: II 82
Pichon: I 204
Piganiol, André, Historiker: I 227, 338
Pilatus, Pontius: I 130; II 272
Pinay, M.: I 513; II 202
Pinian, röm. Plutokrat: I 492, 495
Pistos, Arianerbischof: I 377, 378
Pius II., Papst: I 504
Pius VII., Papst: I 391
Pius IX., Papst: I 168; II 334
Pius XI., Papst: II 172, 178, 230
Pius XII., Papst: I 25, 69, 388; II 61, 122, 173, 230
Placidia, Tochter v. Kaiserin Eudoxia: II 278
Platon: I 123, 193, 209, 503; II 144
Plinius der Ältere: I 118; II 398
Plotin, Philosoph: I 211, 360, 421, 529

Plutarch: I 197
Poliakov, Leon: I 121, 140, 184
Polybios, hellenist. Historiker: I 521
Polykarp v. Smyrna, hl.: I 143, 151, 195, 284
Polykrates v. Ephesus: I 128
Pompeianus Ruricus, Prätorianerpräfekt: I 222
Pompeius: I 110; II 355, 384
Pompeius, Neffe des Anastasios: II 348
Pompejanus, Stadtpräfekt: II 40
Pontianus (ca. 230–235): II 99
Poppaea Sabina: I 119
Popper, Karl: I 45
Porphyrios, Philosoph: I 58, 124, 170, 207, 210, 211, 212, 281, 504; II 48
Pörtner, R.: I 346
Possidius v. Calama, Bischof: I 464, 477, 508, 530; II 401, 406, 407
Potamon v. Herkleia, ägypt. Bischof: I 201
Potinus, Bischof: I 202
Poulsen, Frederik: I 212
Praetextatus, Vettius Agorius, Prätorianerpräfekt: I 422; II 112
Prandi, Adriano: II 63
Praxiteles, Bildhauer: I 189
Praylos v. Jerusalem, Bischof: I 498
Prete, S.: I 247, 256
Preuss, H. D.: I 95
Previté-Orton, C. W.: I 432
Priarius, König d. Alemannen: I 412
Primian, Donatistenbischof v. Karthago: I 471, 473, 488, 489
Prisca, Frau Diokletians: I 230
Priscilla, Ehefrau des Zeltmachers Aquila: II 58
Priscillian, Bischof v. Avila: I 435, 436, 437, 438; II 116, 269 ff
Procula, Euchrotias Tochter: I 437
Proculus, Tatians Sohn: II 15
Proculus v. Marseille, Bf.: II 251
Proicetus, Bf.: II 176, 181, 251 f
Proklos, P. v. Konstantinopel (ca. 434): II 213
Prokop(ios), Historiker: II 317, 324, 355 f, 370, 375, 378–386, 389, 395 f, 401, 410 f, 413–418, 420 f, 423 f, 426–428, 430–432, 434 f, 439, 442
Prokop, Usurpator: I 349; II 19, 33
Promotus, Magister militum: I 418; II 14
Prosper Tiro, gallischer Autor: I 454, 499; II 24, 244, 248, 263, 276
Protasius, hl.: I 431, 459
Proterios, Archidiakon 451–457: II 285, 295
Prudentius Clemens, Aurelius, Dichter: I 464; II 24–26
Pschai, Bruder einer Nonne: II 206
Pseudoisidor: II 71
Ptolemäus: I 108
Pulcheria, oström. Kaiserin (399–453): II 13 f, 46, 48, 169, 171, 173, 223, 226 ff, 231, 240 f, 260, 284, 286 f, 289 f, 361
Pythagoras: I 193

Quandīrā, pers. Königin: I 289
Quasten, J.: I 128
Quintilian, M. Fabius: I 118
Quirinus, Tribun: II 105
Quodvultdeus v. Karthago, Bischof: I 491; II 406

Radagais, Ostgotenkönig: I 406
Raffael, Raffaello Santi: I 105, 222; II 275
Rahner, Hugo: II 173, 260, 262, 268, 351, 361, 447, 448, 452
Rahner, Karl: I 16, 353, 524; II 183
Ramos-Lissón, Domingo: I 438
Ranke, Leopold v., Historiker: I 30, 44, 46, 62; II 43
Rathgeber, A. M., Prälat: I 84; II 65
Ratzinger, J.: I 487
Rauschen, G.: I 402, 425, 454
Rebekka: I 79, 98
Rehabeam, Sohn Salomos: I 89, 90, 101; II 396
Reisinger, P.: I 51, 61
Rekitach, Sohn d. Theoderich Strabo: II 317
Renan, Ernest: I 334
Renatus, Priester u. Legat Leos I.: II 221, 224

Rendtorff, F.: I 16
Reparatus, Präfekt: II 431
Respendial, Kg. d. Alanen: II 399
Restitutus v. Victoriana, Priester: I 476
Rhaban: I 27
Richter, W.: I 419
Ricken, F.: I 165
Ries, J.: I 438
Rikimer (Ricimer), weström. Heerführer: II 299, 315
Ringgren, H.: I 83
Roboam siehe Rehabeam
Romanianus, Gönner des Augustinus: I 462
Romanos, Mönchshaupt: II 285, 289
Romanus, comes Africae: I 344
Romulus Augustus, Ks.: II 315
Rost, H.: I 12, 13
Rothenhöfer: II 434
Rowse, A. L.: I 46
Rubin, Berthold: I 301, 339; II 316, 325, 348, 353, 357, 359, 364, 368, 372, 377, 379, 416, 442
Rudloff, L. v.: I 13, 353
Rufinian, Luciferaner: I 390
Rufinus, Praefectus praetorio Orientis: II 14–16, 19, 23, 30, 150
Rufinus v. Aquileja, Kirchenschriftst.: I 171, 172, 173, 174, 175, 204, 337, 354, 451, 456
Rufus, Bf.: II 129
Rumoridus, Heermeister: I 422
Rüsen, J.: I 41
Russell, Bertrand: I 46
Rusticula, Bf.: II 104
Rusticus, Diakon: II 450
Rutebeuf, franz. Dichter: I 59

Sabas, Abt der Großen Laura: II 140
Sabinianus, Magister militum v. Illyrium: II 345
Sabtā, pers. Bischof: I 299
Sacharja, israel. König: I 92
Sahak, armen. Katholikos: I 291, 303
Salomo, König: I 89, 90, 96, 101, 108; II 396
Salomon, Magister militum: II 424
Salomon, Eunuch: II 418
Salvian(us) v. Marseille, Kirchenvater: I 262; II 400, 407, 435, 436
Salvian, span. Bischof: II 116
Salvius, Comes domesticorum: II 30
Salvius v. Membressa, Bischof: I 471
Samgar, bibl. Gestalt: I 74
Samuel, Prophet: I 85
Sanesan, pers. König: I 293
Saphrax, alan. König: I 413
Sapor, röm. General: I 404, 449
Sapphira, bibl. Gestalt: I 150
Sappho, Dichterin: I 194
Šāpūr I., Perserkönig (243–273): I 289, 316
Šāpūr II., Perserkönig (309–379): I 262, 284, 297, 299, 300, 301, 302, 384
Šāpūr III., Perserkönig (383–388): I 302
Sara(h), Frau Abrahams, bibl. Frauengestalt: I 98, 483
Sargon II., assyr. König: I 109
Saturninus, Comes domesticorum: II 46
Saturninus aus Antiochien: I 168
Saturninus v. Arles, Bischof: I 168
Saturnius, Konsular: II 17
Satyrus, Bruder des Ambrosius: I 401
Saul, König: I 85, 86, 387
Schade: I 180
Schaff, A.: I 44
Schallum, israel. König: I 92
Schenute, Abt, hl.: II 140, 181, 203–212
Schielle, Joseph: II 89
Schiller, Friedrich: I 14, 36, 338, 469; II 65
Schmaus, Michael: I 465
Schmidt, Arno: I 532
Schmidt, K.-D.: I 409
Schmidt, L.: II 404, 416
Schnackenburg, R.: II 57
Schneemelcher, W., Theologe: I 70, 363, 364, 368, 373
Schneider, A. M.: II 63
Schneider, Carl, Theol.: I 129, 138, 170, 180, 202; II 112, 135
Schneider K.-P.: I 409, 412, 439
Schopenhauer, Arthur: I 36, 60, 120, 257
Schottlaender, R.: I 515

Schreiner, J.: I 26
Schrödl: II 398
Schubert, H. v.: I 261; II 342
Schuck, J.: II 60
Schühlein: I 298
Schultze, B.: I 281, 322, 330, 377, 505, 508; II 228
Schwaiger, Georg: II 180, 213, 235, 237, 429
Schwartz, Eduard: I 152, 221, 230, 266, 367, 374, 376; II 166, 293, 314, 325
Scipio Africanus: I 259
Sebastianus, Ursurpator: II 19, 42
Secundianus, Bischof v. Singidunum: I 411, 426, 427, 428
Secundinus, Manichäer: I 467
Secundius, Priester und Vater von Bonifatius I.: II 130
Secundus v. Ptolemais, Bischof: I 365
Secundus, Salutius, Prätorianerpräfekt: I 339, 341
Seeberg, Reinhold: II 76, 158, 159, 182, 236, 237
Seeck, Otto, Hist.: I 218, 220, 247, 265, 267, 284, 312, 377, 416; II 320
Seleukos IV., König, Sohn Antiochos III.: I 105
Senarclens, de: I 17
Seneca, L. Annaeus: I 118, 513
Seneca, Bf.: II 334
Seppelt, F. X.: II 98, 107 f, 113, 126 f, 344
Septimus v. Altinum, Bf.: II 263
Seraja, Priesrer: I 96
Serena, Nichre v. Theodosius II.: II 10, 21, 30, 32
Sergius I., Papst: II 243
Sergius III., Papst: II 127
Sergius, Neffe des Heerführers Salomon: II 424
Serubabel, jüd. Führer: I 97
Setton, K. M.: I 395
Seume, Joh. Gottfried: I 29
Severian v. Gabala, Prälat: II 145, 150
Severianos v. Skythopolis, Bf.: II 286
Severianus, Sohn v. Kaiser Severus: I 230
Severos, P. v. Anriochien (512–518 und 538): II 324, 346–351, 359, 360, 380, 387
Severos, Bf. v. Ušmūnain: II 139, 284
Severus, blinder Schlachter: I 433
Severus, Julius, General: I 116
Severus, Lucius Septimus, Kaiser: I 206, 230, 510
Severus, Priester und Berater v. Eudokia: II 46
Severus, Alexander: II 99
Shaftesbury, A.: I 338
Shelley, Percy Bysshe: I 36, 213, 267, 518
Sieben, H. J.: I 364, 370, 488
Siebengartner, M.: II 89, 230
Sigesarius (Sigishari), Gotenbischof: II 22, 35
Sihon, Amoriterkönig: I 80
Silpa, Jakobs Frau: I 98
Silvanus, Usurparor: I 310, 323, 391; II 33
Silverius, Papst (536–537): II 127, 360, 365, 427–429, 435, 447
Silvester I., Papsr (314–335): I 361; II 80, 106, 107
Silvester II., Papst (999–1003): I 262
Silvia, hl.: II 14
Simei, bibl. Gestalt: I 88
Simeon, Archidiakon: I 300
Simon, Hohepriester: I 108, 110
Simon Bar Sabbāʿē, Bischof: I 300, 301
Simon Magus, Magier: I 156, 160, 165, 491
Simplicianus v. Mailand, Bf.: II 143
Simplicius, Metropolit v. Vienne: II 82
Simplicius, Papst (468–483): II 301–310
Simri, israel. König: I 93
Sindona, Michele, Bankier: I 24, 25
Sirach, Jesus, Schriftgelehrter: I 100
Šīrarān, Königin, Schwester Šāpūrs I.: I 289
Siricius, Papst (384–399): I 178, 404, 437; II 81, 120, 124, 167
Sisak (Schodschenk I.), ägypt. König: I 101
Sisinnios: I 289
Sisinnius, Bf., Novarianer: II 138
Sittas, oström. Feldherr: II 369

P. = Patriarch, Ks. = Kaiser, Kg. = König, Bf. = Bischof

Sixtus III., Papst (432–440): I 499, 502; II 168, 190, 191, 244, 263
Sixtus IV., Papst (1471–1484): I 505
Soden, H. v.: I 146
Sokrates, Kirchengeschichtsschreiber: I 209, 337, 354, 365, 383, 454; II 22, 46, 81, 157, 200
Sopatros, Philosoph: I 278
Sophia, Nonne: II 205, 206
Sozomenos, Kirchengeschichtsschreiber: I 290, 337, 354, 383, 430; II 113, 250
Specht, Thomas: II 60, 89
Spengler, Oswald: I 124
Speyer, W.: I 504
Sralin, Josef Wissarionowitsch: I 522
Stallknecht, B.: I 216, 311, 342, 349
Stauffenberg, A., Graf Schenk v.: I 296, 298, 418
Stefania, Frau v. Hadrian II.: II 127
Stegmüller, Wolfgang: I 37
Stein, Ernst: I 221, 227, 266, 327, 330, 413, 432, 448; II 51, 139, 174, 212
Steinmann, Jean: II 135
Sternberger, G.: II 391
Stephan I., Papst (254–257): I 474; II 74–76, 91
Stephan v. Ephesus, Bf.: II 237
Stephanos II., Bf. von Antiochien: II 301
Stephanos III., Bf. von Antiochien: II 301
Stephanus, Apostel, 1. christl. Märtyrer: I 130, 147
Stephanus, arian. Bf. von Antiochien: I 384
Stilicho, Flavius, Heermeister: I 418, 472 f; II 10, 13, 15 f, 21–35, 42, 209
Stockmeier, Peter: I 145, 213, 231, 232, 247; II 18, 57, 93, 261
Stolzenfels, Käthe: I 189
Strasburger, H.: I 46
Stratmann, F. M.: I 359, 404, 438, 441, 442, 515; II 268
Straub, J.: I 259, 260, 455
Streicher, Julius: I 127, 134
Stuiber, Alfred: I 269, 271; II 25, 196, 408, 410
Succensus v. Diocaesarea, Bischof: II 191
Sueton: I 214; II 58
Suhm, v., sächsischer Gesandter: I 371
Sulpicius Severus, gall. Historiker: I 262, 435
Sunigilda, Frau v. Odoaker: II 319
Sybel, Heinrich v., Historiker: I 47
Sylvester siehe Silvester
Symeon Stylites: II 190
Symmachus, Quintus Aurelius, röm. Konsul: I 422, 423, 424, 463, 492
Symmachus, Aurelius Anicius, röm. Stadtpräfekt: II 130
Symmachus, Papst (498–514): II 337–344, 345, 346, 425
Syrianos, arian. Dux.: I 386
Synesios v. Kyrene, Bischof: I 504, 527; II 18, 25 f, 175, 200

Tacitus, Cornelius, röm. Historiker: I 82, 114, 118, 414; II 24, 58, 339, 398
Taēse, Nonne: II 206
Tahōm, Klosterbewohner: II 206
Takūs (oder Hrebekka), Nonne: II 206
Tatian, christl. Apologet: I 186, 192, 193, 194, 195, 249
Tatian, Praefectus praetorio: II 15
Teja, gotischer Graf: II 323
Teja, Gotenkg.: II 437
Tennyson, Alfred: II 190
Terebinthos, Bf. v. Neapolis: II 394
Terentianus Maurus, lat. Grammatiker u. Metriker: I 531
Tertulla, Großmutter v. Vespasian: I 215
Tertullian, Kirchenschriftst.: I 127, 129, 137, 154, 159, 162, 170, 185, 188, 190, 192, 195, 249, 250, 251, 474, 475, 500; II 12, 75, 98, 166
Tetz, M.: I 388
Thaddäus, Apostel: I 303
Thalassius, Präfekt: I 325
Thamar, bibl. Gestalt: I 79
Theiner, A. u. J. A.: I 134, 151, 179
Thela, Sohn d. Odoaker: II 319
Themistios, Philosoph: I 410

Themistios, Präfekt Konstantinopels: II 14
Theodahad (534–536), Gotenkg.: II 425–427
Theoderich d. Gr., Ostgotenkönig: I 261, 406; II 275, 313, 316–321, 327, 338–341, 345 f, 349 f, 364, 365, 366, 413 f, 424, 433
Theoderich, Bruder Hunerichs: II 409
Theoderich Strabo, ostgot. Fürst: II 316
Theodor I., Papst (642–649): II 127
Theodor v. Ancyra, Bf.: II 182
Theodor von Mopsuestia (350–428): II 157, 499
Theodora, Kaiserin, Frau v. Konstantius Chlorus: I 215
Theodora, Frau Justinians: II 378–384, 387, 389, 418, 426, 428, 435, 437, 446–450, 452
Theodoret, Bischof v. Kyrhos: I 68, 86, 132, 135, 260, 266, 271, 281, 297, 301, 303, 310, 324, 334, 337, 340, 341, 342, 347, 354, 365, 373, 381, 382, 385, 391, 396, 397, 401, 404, 418, 446, 451, 456, 457, 458, 459, 528; II 22, 117, 178, 184, 189, 198, 202, 213, 217, 220, 223, 224, 238, 448 f
Theodoros Simos, dux Palaestinae: II 396
Theodoros, Verschwörer: I 349
Theodosios, P. v. Konstantinopel (453): II 289
Theodosios, P. v. Konstantinopel (535): II 387
Theodosius, Adoptivsohn Belisars: II 418
Theodosius, Magister militum, Vater Theodosius' I.: I 344, 346; II 33
Theodosius, Gegenbischof in Jerusalem: II 285 f
Theodosius, Reichspräfekt unter Valentian III.: II 53
Theodosius I., d. Gr., Flavius, röm. Kaiser (379–395): I 321, 344, 390, 399, 402, 404, 415, 416, 417, 418, 419, 420, 439, 442, 443, 444, 445, 446, 447, 448, 449, 450, 451, 453, 454, 455, 456, 457, 458, 459, 472, 508, 529; II 9, 10 f, 14, 21–23, 27, 32, 41, 103, 115, 137–139, 159, 191, 208, 264, 284, 306, 322, 330, 348, 388, 405, 454
Theodosius II., röm. Kaiser (408–450): I 141, 211, 262, 302; II 11 f, 14, 45–52, 81, 104, 132, 154–158, 169, 171–174, 180, 182, 185–187, 190, 195, 197, 209, 214, 216, 219, 224, 226, 388, 391, 392
Theognis v. Nicaea, Bischof: I 365
Theokrit, Thronkandidat u. Neffe des Amantios: II 356
Theonas v. Marmarika, Bischof: I 365, 378
Theonoë, Nonne: II 205
Theopemptos, Bf.: II 104, 197
Theophanes, hl., byz. Mönch u. Chronist: I 281, 446
Theophilos, christl. Apologet: I 186
Theophilos, Gouverneur v. Palästina: I 325
Theophilos, Bischof d. Bistums Gothia: I 406
Theophilos, Bf. v. Antiochien: I 195
Theophilos, Inder, arian. Bischof: I 313 f
Theophilus v. Alexandrien, P. (385–412): I 444; II 25, 69, 135–138, 141–159, 162, 201
Theoteknos, Kontrolleur d. Städtischen Finanzen: I 227
Thermantia, Stilichos' Tochter: II 21, 30
Theudebert, Frankenkg.: II 431, 432
Thieß, Frank: I 217, 305, 418; II 47, 200, 417
Thiudimer, Kg.: II 316
Thomas, M.: I 469, 478, 484
Thomas v. Aquin, Kirchenphilosoph: I 27, 504, 516
Thraede, K.: I 421, 520
Thrasamund, Kg. (496–523): II 413, 414, 415
Tiberius, röm. Kaiser (14–37): I 279
Tillemont, S. Le Nain de: II 202

Tilly, Johann, Feldherr: II 436
Timotheos, P. v. Konstantinopel (511–518): II 346
Timotheos Salophakiolos: II 296, 304, 308 f
Timotheos III., P. v. Alexandrien: II 380
Timotheus, Paulusschüler: I 149
Timotheus, Archidiakon in Alexandrien: II 156, 289
Timotheus Ailuros, P.: II 295 f, 300–304, 306
Timotheus I., Katholikos (780–823): II 193
Tinnefeld, Franz: I 136, 282; II 50, 201, 347
Tiran, armenischer König: I 301
Tiro Prosper siehe Prosper Tiro
Titia, Frau v. Bf. Julian v. Aeclanum: I 501
Titus, röm. Kaiser (79–81): I 114, 149, 165
Titus, röm. Diakon: II 51
Tolstoi, Leo: I 518
Tondi, A.: I 40
Totila, Gotenkg. (541–552): II 426, 433–439, 449
Toynbee, Arnold: I 18
Trajan, röm. Kaiser (98–117): I 115, 118, 273, 296, 340
Transmund, Abt: I 23
Trdat (Tiridates) III., Armenierkönig: I 289, 290, 296
Treitschke, Heinrich v.: I 47, 63
Tribigild, Gote: II 17
Tribonian, Justizminister unter Justinian: II 453
Trophimus v. Arles, hl.: II 251
Trygetius, Präfekt: II 275
Tsunak, (Gegen)patriarch: I 315
Tüchle, H.: II 399
Tuentius, Bf.: II 83
Turibius v. Astorga, Bf.: II 270
Tutus (Defensor): II 311 f
Twain, Mark: I 36; II 19
Tyconius, donatist. Bischof: I 487
Tzazon, Bruder Gelimers: II 419, 421
Uldin, hunnischer Häuptling: II 18
Ulfila siehe Wulfila
Ullmann, Walter: II 125, 187, 243, 298, 304, 333
Uraias, Neffe v. Witigis: II 431–433
Urban I., Papst (222–230): II 99
Urbanus v. Forma, Bf.: I 476
Urbanus v. Sicca, Bf.: II 84
Ursacius, Bischof: I 389, 392; II 116
Ursacius, Dux: I 276
Ursinus, Gegenpapst: II 93, 111–117
Ursula, hl.: I 189
Ursus, röm. Finanzverwalter: I 224
Ursus, gallischer Bischof: II 83

Vadomar, Vater des Vithicabius: I 346
Valens, Bf. v. Mailand: II 116
Valens v. Mursa, Bischof: I 310, 389, 392
Valens, Flavius, röm. Kaiser (364–378): I 302, 324, 340, 341, 342, 347, 348, 349, 350, 381, 396, 397, 401, 408, 410, 413, 414, 416, 418, 439, 538; II 21 f, 139, 388
Valentin, hl.: II 105
Valentinian(us) I., röm. Kaiser (364–375): I 324, 340, 341, 342, 343, 344, 345, 346, 347, 349, 350, 402, 403, 416, 417, 439; II 43, 109 f, 116–119, 123, 388
Valentinian II., röm. Kaiser (383–392): I 402, 404, 422, 428, 429, 430, 443, 444, 445, 454, 455, 456
Valentinian III., röm. Kaiser (425–455): I 211, 499; II 12, 45, 51 ff, 191, 226, 245, 249, 253 ff, 268, 278, 315, 322, 330, 402
Valeria, Frau des Kaisers Galerius: I 205
Valeria, Tochter Diokletians: I 230
Valerian, röm. Kaiser (253–260): I 203, 206, 510
Valerian v. Tarsus, Bf.: II 191
Valerius, Comes, Hofmarschall: I 498
Vallia, Herrscher d. Westgoten: II 400
Vasiliev, A. A.: II 361
Vegetius, Militärschriftsteller: I 417
Venerius v. Mailand, Bf.: II 154

Verenianus, Feldherr: II 28
Verina, Frau v. Ks. Zenon: II 299, 314
Vesalius, Andreas, Arzt: I 28
Vespasianus, röm. Kaiser (69–79): I 113, 114, 119, 214
Vestina, röm. Matrone: I 433
Vicari, Hermann v.: II 114
Victor, Presbyter: I 362
Victor v. Garba, Bischof: I 470
Victor v. Tonnena, Bf.: II 404
Victor Vitensis, Bf. v. Vita: II 401, 405, 406 f, 412, 413
Victorinus v. Poetavium: I 137
Vidal, Gore: I 338
Vigilantius, Kirchenschriftsteller: I 176, 177
Vigilius, Papst (537–555): I 171; II 127, 427–429, 434 f, 447–453
Viktor, Bf.: II 392
Viktor v. Tunnuna, Bischof: II 413, 450
Viktor, Mönch: II 156, 189, 194, 195
Viktor I., Papst (189–198): II 91, 95 f
Vincentius, Magister equitum: II 30
Vincentius, Presbyter: I 362, 390
Vincentius v. Capua, Bischof: I 384, 389, 392, 483
Vindaonius Magnus, Gotteshauszerstörer: I 340
Viola, Guido, Staatsanwalt: I 24
Visa, Schüler Schenutes: II 203
Vitalian, Usurpator: II 347–350, 354, 359, 361, 363, 364
Vitalis v. Troento, Bf.: II 310 ff
Vithicabius, Alemannenkönig: I 346
Viventius, Stadtpräfekt: II 115
Voconius v. Castellum, Bf.: II 404
Voelkl, L.: I 281, 282, 372
Vogt, J., Historiker: I 218, 233, 267, 270, 282, 368
Volk, L.: I 54, 55, 68
Voltaire: I 33, 35, 38, 57, 62, 124, 143, 257, 284, 338, 358
Volusianus (unter Valentian III.): II 53
Volz, P.: I 75
Vries, Wilhelm de: II 57, 73, 87, 283

Wagemann: I 166
Walamer, Ostgotenkg.: II 277
Wallace-Hadrill, D. S.: I 202
Wallia, Kg.: II 45, 315
Walter, J. v.: I 279
Walterscheid, J.: I 125
Wampach, Camill: I 67
Weber, Max: I 29, 48, 260
Weijenborg, Reinhold: I 345, 346
Weinel, H., Theologe: I 126, 352
Wellhausen, J.: I 106
Welte, B.: II 99, 114, 130, 136, 157, 190, 325
Wermelinger, O.: I 492, 499
Wetzer, H. J.: II 99, 114, 130, 136, 157, 190, 325
Weyman, C.: I 317
White, Hayden: I 46
Wickert, U.: II 75
Willebrands, J.: I 157
Wilpert, Joseph: II 62
Windelband, W.: I 467
Winkelmann, Friedhelm: I 351, 355
Winkler, Sabine: II 394
Witigis, Gotenkg.: II 427, 429, 430, 431, 432
Wittgenstein, Ludwig: I 49
Wlosok, A.: I 186
Wojtowytsch, Myron, Papsthistoriker: I 362, 365; II 83, 124, 133
Wolfe, Thomas: I 531
Wolfram, H.: I 417
Woodward, E. L.: II 416
Wrthanes v. Armenien, Patriarch: I 287, 293, 294
Wulfila, Bischof d. Goten: I 406, 408, 411, 428; II 400
Würthwein, E.: I 74
Wyclif, John: II 87
Wytzes, J.: I 187, 421

Xystus siehe Sixtus III.

Yallop, David A.: I 25
Yorck von Wartenburg, Paul, Graf: I 45
Yūsuf, südarab. Kg.: II 367

Zacharias, Sophias Bruder: II 206

Zacharias ben Phalek: I 113
Zacharias Rhetor, Bf. v. Mytilene: II 384
Zarathustra (Zoroastres) altiran. Prophet u. Religionsstifter: I 288
Zeller: I 156
Zeno v. Verona, Bischof: I 364
Zenobia, Fürstin v. Palmyra: I 259
Zenon, byzantin. Kaiser (474–491): II 299–324, 358, 360, 361, 394, 403, 448
Zephyrin, hl., Bf. (199–217): II 95 f
Ziegler, J.: I 219
Ziegler, J. G.: I 199
Zonaras, Johannes, Historiker: II 373, 377
Zosimus, Historiker: I 265, 285, 454
Zosimus, Papst (417–418): I 497, 498, 499, 501, 502; II 15, 23, 40, 82, 84 f, 129 f, 132, 250
Zulli, Gabriele: I 431, 432, 434
Zweig, Arnold: I 532

ÜBER DEN AUTOR

Artikel aus dem «Autorenlexikon deutschsprachiger Literatur des 20. Jahrhunderts», herausgegeben von Manfred Brauneck, Reinbek (Rowohlt) 1988

DESCHNER, KARLHEINZ, *23. 5. 1924, Bamberg.

D., Sohn eines Forstoberamtmanns, war nach dem Abitur von 1942–45 Soldat. Von 1947–51 studierte er Germanistik, Geschichte, Philosophie und Theologie und promovierte mit einer Arbeit über Lenau. Seit 1951 arbeitet er als freier Schriftsteller. Er ist Mitglied des PEN-Clubs. Arno-Schmidt-Preis 1988. – Neben einer regen Tätigkeit als Vortragender und als Publizist für Zeitschriften des In- und Auslandes ist D. hervorgetreten als Herausgeber zahlreicher Sammelwerke, als Verfasser von Romanen, literarischen Streitschriften und kirchenkritischen Arbeiten. In seinen beiden Romanen verarbeitet er autobiographische Erlebnisse. So schildert er in *die nacht steht um mein haus* in intensiver Sprache die Verzweiflung des Ich-Erzählers über das eigene Ungenügen und die bereits wieder saturierte Bundesrepublik.

Bekannt wurde D. durch seine literaturkritischen Arbeiten *Kitsch, Konvention und Kunst* und *Talente, Dichter, Dilettanten*, in denen er vehement für verkannte Schriftsteller (u. a. Jahnn, Broch, Musil) eintrat und sich gegen die Überschätzung u. a. von Autoren der Gruppe 47 wandte. Seit dem Ende der 50er Jahre setzt sich D. in zahlreichen Werken mit der (katholischen) Kirche auseinander. Immer aufs neue prangert er in seinem äußerst materialreichen Arbeiten die Doppelmoral, Triebfeindlichkeit und politische Korrumpierbarkeit der Amtskirchen an. D. arbeitet z. Z. an einer mehrbändigen Kriminalgeschichte des Christentums, deren erster Band 1986 erschienen ist. Auch in seinen Aphorismen erweist er sich als kritischer und unabhängiger Denker und Aufklärer.

W.: Prosa, Romane: die nacht steht um mein haus, 1956 (bearb. 63); Florenz ohne Sonne, 58 (bearb. 73); Nur Lebendiges schwimmt gegen den Strom. Aphorismen, 85. – *Essays, theoretische Schriften:* Lenaus metaphysische Verzweiflung und ihr lyrischer Ausdruck, 51 (masch. Diss.); Kitsch, Konvention und Kunst, 57 (bearb.

80); Abermals krähte der Hahn. Eine kritische Kirchengeschichte von den Anfängen bis zu Pius XII., 62; Talente, Dichter, Dilettanten, 64; Mit Gott und den Faschisten. Der Vatikan im Bunde mit Mussolini, Franco, Hitler und Pavelić, 65; Kirche und Faschismus, 68; Der manipulierte Glaube. Eine Kritik der christlichen Dogmen, 71; Kirche des Un-Heils, 74; Das Kreuz mit der Kirche. Eine Sexualgeschichte des Christentums, 74; Der gefälschte Glaube, 80; Ein Papst reist zum Tatort, 81; Ein Jahrhundert Heilsgeschichte. Die Politik der Päpste im Zeitalter der Weltkriege, 2 Bde, 82/83; Die beleidigte Kirche. Oder: Wer stört den öffentlichen Frieden?, 86; Kriminalgeschichte des Christentums. Die Frühzeit, 86; Opus Diaboli, 87. – *Herausgebertätigkeit:* Was halten Sie vom Christentum? 18 Antworten auf eine Umfrage, 57; Jesus-Bilder in theologischer Sicht, 66; Das Jahrhundert der Barbarei, 66; Wer lehrt an deutschen Universitäten?, 68; Das Christentum im Urteil seiner Gegner, 2 Bde, 69–71; Kirche und Krieg. Der christliche Weg zum ewigen Leben, 70; Warum ich aus der Kirche ausgetreten bin, 70; Warum ich Christ/Atheist/Agnostiker bin (mit Friedrich Heer und Joachim Kahl), 77.

rororo

«Im Gegensatz zu vielen theologischen Jasagern, deren Tätigkeit oft weithin darin besteht, nachzureden oder durch manipulative Interpretation zu rechtfertigen, läßt Deschner scheinbar längst Erledigtes nicht erledigt bleiben. Die übliche Friedhofsruhe ersetzt er durch eine theologische und historische Friedhofsruhe. Er ist einer, der auch Verdrängtes wieder bewußt werden läßt, einer, der über den vielen vergessenen Gräbern der Opfer der Kirche trauert.» UTA RANKE-HEINEMANN

www.rororo.de

ISBN 978-3-499-60142-2

9 783499 601422

€ 16.99 (D)
€ 17.50 (A)

KARLHEINZ DESCHNER

Kriminalgeschichte des Christentums

BAND 3
DIE ALTE KIRCHE

ro
ro
ro

Zu diesem Buch

Deschner: «Ich schreibe eine Geschichte des Verbrechens in der ganzen Breite des staatlichen, kirchlichen und gesellschaftlichen Lebens der Christenheit.» Seine Kriminalgeschichte des Christentums ist auf zehn Bände angelegt: drei über die Antike, drei über das Mittelalter, vier über die Neuzeit. Nach «Die Frühzeit» (rororo 19969) und «Die Spätantike» (rororo 60142) liegt mit «Die Alte Kirche» der erste Abschnitt geschlossen vor. Anders als bei den beiden ersten Bänden, die *chronologisch* darstellen, wird im dritten das antike Christentum in epochalen Längsschnitten *systematisch* gemustert nach bedeutsamen, bisher jedoch regelmäßig kaschierten Verbrechensschwerpunkten:

- Das christliche Fälschungswesen
- Der Wunder- und Reliquienschwindel
- Die Wallfahrtswirtschaft
- Das bildungsfeindliche Erziehungsprogramm
- Die doppelzüngige Soziallehre und die tatsächliche Sozialpolitik der Großkirche

Deschner: «Kaum in Rezensionen, doch oft in Diskussionen halten mir Christen (erfahrungsgemäß oft solche, die mich – sicherheitshalber – gar nicht gelesen haben) entgegen, ich könne noch so viele kirchliche Verbrechen zusammentragen (‹Kriminalromane› schreiben, wie mir im Sender Freies Berlin ein Kirchenmann zuschnaubte), das erschüttere ihren Glauben an Christentum und Christus nicht. Nun zeige ich aber in all diesen Bänden nie nur die ethische, sondern ab und zu auch die dogmatische Seite des Christentums. Und da verfängt das fromme Argument keinesfalls mehr. Allein das längste Kapitel des vorliegenden Bandes, das erste, führt eine Berufung auf den christlichen Glauben historisch ad absurdum.»

Der Autor

Karlheinz Deschner, geboren 1924 in Bamberg, im Krieg Soldat, studierte Jura, Theologie, Philosophie, Literaturwissenschaft und Geschichte. Seit 1958 veröffentlicht Deschner seine entlarvenden und provozierenden Geschichtswerke zur Religions- und Kirchenkritik. Der forschende Schriftsteller lebt in dem durchaus katholisch geprägten Frankenstädtchen Haßfurt am Main. Für seine Forschungen wurde er mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet.

Weitere im Rowohlt Taschenbuch Verlag erschienene Bände der «Kriminalgeschichte des Christentums»: Band 1 «Die Frühzeit» (rororo 19969), Band 2 «Die Spätantike» (rororo 60142), Band 4 «Frühmittelalter» (rororo 60344) Band 5 «9. und 10. Jahrhundert» (rororo 60556), Band 6 «11. und 12. Jahrhundert» (rororo 61131), Band 7 «13. und 14. Jahrhundert» (rororo 61511), Band 8 «15. und 16. Jahrhundert» (rororo 61670). Im Buchverlag sind erschienen: «Opus Diaboli», Reinbek 1987; «Die Politik der Päpste im 20. Jahrhundert», Reinbek 1991; «Oben ohne», Reinbek 1997; «Memento!», Reinbek 1999.

KARLHEINZ DESCHNER

Kriminalgeschichte des Christentums

Dritter Band

DIE ALTE KIRCHE

Fälschung, Verdummung, Ausbeutung, Vernichtung

Rowohlt Taschenbuch Verlag

4. Auflage Juli 2013

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Dezember 1996
Unveränderter, fotomechanischer Nachdruck
Copyright © 1990 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Umschlaggestaltung any.way, Wiebke Jakobs
Gesamtherstellung CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 60244 3

Gewidmet besonders meinen Freunden Alfred Schwarz und Herbert Steffen sowie allen, deren selbstlosen Beistand ich, nach dem steten meiner Eltern, dankbar erfuhr:

Wilhelm Adler
Prof. Dr. Hans Albert
Lore Albert
Klaus Antes
Else Arnold
Josef Becker
Karl Beerscht
Dr. Wolfgang Beutin
Dr. Otto Bickel
Prof. Dr. Dieter Birnbacher
Dr. Eleonore Kottje-Birnbacher
Kurt Birr
Dr. Otmar Einwag
Dr. Karl Finke
Franz Fischer
Kläre Fischer-Vogel
Henry Gelhausen
Dr. Helmut Häußler
Prof. Dr. Dr. Norbert Hoerster
Prof. Dr. Walter Hofmann
Dr. Stefan Kager und Frau Lena
Hans Kalveram
Karl Kaminski und Frau
Dr. Hedwig Katzenberger
Dr. Klaus Katzenberger
Hilde und Lothar Kayser
Prof. Dr. Christof Kellmann
Prof. Dr. Hartmut Kliemt
Dr. Fritz Köble
Hans Koch
Hans Kreil
Ine und Ernst Kreuder
Eduard Küsters
Robert Mächler
Jürgen Mack
Volker Mack
Dr. Jörg Mager
Prof. Dr. H. M.
Nelly Moia
Fritz Moser
Regine Paulus
Arthur und Gisela Reeg
Hildegunde Rehle
M. Renard
German Rüdel
Dr. K. Rügheimer u. Frau Johanna
Heinz Ruppel und Frau Renate
Martha Sachse
Hedwig und Willy Schaaf
Friedrich Scheibe
Else und Sepp Schmidt
Dr. Werner Schmitz
Norbert Schneider
Alfred Schwarz
Dr. Gustav Seehuber
Dr. Michael Stahl-Baumeister
Prof. Dr. Dr. Dr. h.c.
Wolfgang Stegmüller
Almut und Walter Stumpf
Artur Uecker
Dr. Bernd Umlauf
Helmut Weiland
Klaus Wessely
Richard Wild
Lothar Willius
Dr. Elsbeth Wolffheim
Prof. Dr. Hans Wolffheim
Franz Zitzlsperger
Dr. Ludwig Zollitsch

INHALT

1. KAPITEL: Christliche Fälschungen in der Antike 11

FÄLSCHUNGEN IM VORCHRISTLICHEN HEIDENTUM 13 · Der Begriff «geistiges Eigentum» ist Jahrtausende alt 15 · Literarische Fälschungen bei den Griechen 20 · Literarische Fälschungen bei den Römern 23 · Fälschungsmotive 25 · Irrtum und Fälschung in frühen Kulten 26

FÄLSCHUNGEN IM ALTEN TESTAMENT UND IN SEINEM UMKREIS 31 · Bibeln der Welt und einige Besonderheiten der christlichen Bibel 32 · «Charakterbilder der biblischen Frauenwelt» 35 · «Auf diesen Schlamm, auf diesen Schlamm ...» – Opposition zum Alten Testament in Antike und Neuzeit 38 · Die fünf Bücher Mose, die Moses nicht geschrieben hat 40 · Weitere Fälschungen im Alten Testament (und in seinem Umkreis) 49 · Die jüdische Apokalyptik 59 · Weitere Fälschungen des (Diaspora-) Judentums 62 · Jüdisch-christliche «Kooperation» 66

FÄLSCHUNGEN IM NEUEN TESTAMENT 69 · Der Irrtum Jesu 70 · Vorboten der Fälscher 73 · Die «Heiligen Schriften» sammeln sich oder Vierhundertjähriges Nachdenken der dritten göttlichen Person 74 · Wie die Forschung den Heiligen Geist respektiert 79 · Die Christen fälschten bewußter als die Juden und noch viel häufiger 83 · Warum und wie fälschte man? 87 · Weder das Matthäus- noch das Johannesevangelium noch die Offenbarung des Johannes (Apokalypse) stammen von den Aposteln, denen sie die Kirche zuschreibt 92 · Sechs gefälschte «Paulusbriefe» stehen im Neuen Testament 99 · Alle «Katholischen Briefe» des Neuen Testaments, immerhin sieben, sind Fälschungen 104 · Beispiele für Interpolationen im Neuen Testament 109

FÄLSCHUNGEN IN DER NACHNEUTESTAMENTLICHEN UND ALTKIRCHLICHEN ZEIT 115 · Alle Seiten fälschten – am meisten die Priester 116 · Auch in kirchlichen Kreisen waren zeitweise «apokryphe» Evangelien in Gebrauch 120 · Evangelienfälschungen unter dem Namen Jesu 123 · Unter dem Namen eines einzigen Apostels gefälschte Evangelien oder andere Schriften 124 · Fälschungen zu Ehren der Hl. Jungfrau 128 · Fälschungen im Namen aller Apostel 131 · Gefälschte Apostelakten 135 · Erschwindelte Briefe und erschwindelte Personen 138 · Fälschungen unter dem Namen von Kirchenvätern 140 · Ein christlicher Fälscher: «für Jahrhunderte der Lehrmeister der westlichen Welt ...» 147 · Fälschungen zur Begründung der Historizität Jesu 150 · Fälschungen zur Hebung des christlichen Ansehens gegenüber Juden und Heiden 152 · Die meisten Märtyrerakten sind gefälscht, galten aber sämtlich als vollwertige historische Urkunden 155 · So gut wie alle Bischofslisten zum Erweis der apostolischen Tradition sind gefälscht 167 · Wie die Apologetik die altchristlichen Fälschungen zu rechtfertigen sucht 177 · Der Zweck heiligt die Mittel – Frommer Betrug ist im Christentum von Anfang an erlaubt 181

2. Kapitel: Wunder- und Reliquienbetrug 189

WUNDERBETRUG 191 · Die meisten Wunder in der Bibel sind so phantastisch wie die meisten anderen Wunder 192 · Jesus bedient sich allbekannter Praktiken 194 · Das evangelische Wunderarsenal – nichts ist originell 195 · Der Schwindel des christlichen «Weissagungsbeweises» 199 · Wunder in den «Apokryphen» oder Ein geräucherter Thunfisch wird wieder lebendig 203 · Alles in den Schatten stellen die Blutzeugen 206 · Die «Erzmärtyrerin» 213 · Mönche und Bischöfe als Wundermänner 216 · Visionen wie Bienenschwärme 226 · Die Legende – «die geistliche Nahrung des Volkes» oder «grosse, unverschempte, feiste, wolgemeste, erstunckene papistische Lügen» 230 · Vom miraculum sigillum mendacii zu den katholischen Apologeten 235

RELIQUIENBETRUG 241 · Der christliche Reliquienkult setzt nur den Heroenkult der Griechen fort 243 · Hierarchische Abstufung auch im Reliquienreich: von den Kapitalstücken der Heiligenleiche bis zu Barthaar und Staub 247 · Steigende «Nachfrage» nach toten Heiligen, ihre Auffindung und ihre Wunder 249 · Von den Reichsinsignien bis zum Bärenfett oder «Am Anfang steht die natürliche Pietät ...» 254 · «Berührungsreliquien» und reisende Gerippe 257 · Marienrückstände oder «der Menschheit ganzer Jammer ...» 260 · Raritäten und Proteste 263

3. Kapitel: Wallfahrtsschwindel 267

Pilgern – eine Idée fixe schon in vorchristlicher Zeit 268 · Asklepios, der Gott der «milden Hände», und Epidauros, das heidnische Lourdes 272 · Sarapis, Isis und die Jungfrau Maria 275 · Wallfahrt im vorchristlichen Judentum 277 · Der Beginn der christlichen Jerusalem-Wallfahrt – von der «Kreuzerfindung» bis zum hochheiligen Vorhautkult 279 · Die Pilgerin Aetheria – ihre «naive Art ... und leichtgläubige Einfalt ... hat etwas ungemein Anziehendes und Gewinnendes» (Bischof August Bludau von Ermland) 286 · O wunderbares Jerusalem! 289 · Weitere palästinensische Pilgerattraktionen 292 · Vom Grab Abrahams bis zum Misthaufen Jobs 295 · Auf dem Weg zum Gipfel: von den «Maulwurfsheiligen» zu den «Stehern» 297 · Näher, mein Gott, zu dir ... 301 · Die Wallfahrt zu einer Heiligen, die es vermutlich nie gab 308 · Die christlichen Wallfahrtsstätten wurden durch Weihegaben rasch immer reicher 312 · Wallfahrt und Wunder – zum Marketing von «Gnadenstätten» 314 · Das altchristliche Lourdes 317 · Die erschwindelten Heiligen «Kyros» und «Johannes» 320 · Das hl. Ärztepaar Kosmas und Damian – Kerzenwachs, Lampenöl und Potenzsteigerndes 323 · Römische Raritäten 325

4. Kapitel: Verdummung 331

DER RUIN DER ANTIKEN BILDUNG 333 · Erziehung bei Griechen, Römern und Juden 334 · Das Christentum lehrt – seit Jesus –, *alles* zu hassen, was nicht Gott dient 337 · Das Christentum suchte von Anfang an – und sucht noch heute –, die Kinder durch die Eltern zu beherrschen 341 · Das älteste Christentum ist

bildungsfeindlich 343 · Hunger, Dreck und Tränen – durch viele Jahrhunderte ein großes christliches Ideal 345 · Die Bildungsfeindschaft frühchristlicher griechischer Schriftsteller 350 · Die Bildungsfeindschaft frühchristlicher lateinischer Schriftsteller 352 · Das Theater – «die Kirche des Teufels» 355 · Statt Theater das Theater der Kirche – und ihre Zensur noch im 20. Jahrhundert 360 · Wie man sich alles, was an Vorchristlichem brauchbar war, als «christliche Religion» (Augustinus) unterjubelte 364 · «... unter Verachtung der heiligen Schriften Gottes beschäftigen sie sich mit Geometrie» 367 · «... seines Namens Klang und seines Geistes Frucht». Des hl. Ambrosius Beweise für keusche Witwenschaft: Turteltaube, Jungfraugeburt der Gottesmutter: Geier, Unsterblichkeit: Vogel Phönix und andere Erleuchtungen 371 · Von den Exegesekünsten des hl. Augustinus; was er glaubte und nicht glaubte – und daß alles, was ein Mensch zu wissen brauche, in der Bibel stehe 379 · Die Welt wird immer finsterer 384

DER AUSBRUCH DES CHRISTLICHEN GEISTERWAHNS 389 · Geisterglaube in vorchristlicher Zeit und im außerchristlichen Bereich 390 · Jesus «trieb viele böse Geister aus ...» 394 · Der Exorzismus gehört zu den Kernstücken des antiken Christentums 398 · Die «bösen Geister» im Glauben und Urteil der Kirchenväter 399 · Die Dämonen und die Mönche 405 · Auch Augustinus lehrte jeden Blödsinn über «böse Geister» und wurde «der Theologe des Hexenwahns» 407 · Christlicher Abwehrzauber gegen «böse Geister» 409

5. Kapitel: Ausbeutung 413

DIE KIRCHLICHE PREDIGT 415 · Die finanzpolitische Situation vor Konstantin 416 · Ansichten über reich und arm in der vorchristlichen Antike 424 · Die besitzfeindliche Richtung im alten Christentum 429 · Die besitzfreundliche Richtung im alten Christentum und der Beginn des Lavierens 435 · Ein frühchristlicher Bankier wird Papst – und ein Seitenblick aus die Soziallehren der Päpste im 20. Jahrhundert 439 · «Ich mache das große Geld, meine Frau übt Wohltätigkeit ...» – von Klemens von Rom bis zu Gregor von Nyssa 444 · Die «Revolutionäre» retten die Reichen. Die Kirchenlehrer Gregor von Nazianz und Ambrosius von Mailand 449 · Der Fast-Sozialist. Kirchenlehrer Johannes Chrysostomos und sein Jünger Theodoret 452 · Kirchenlehrer Augustin propagiert die «arbeitsreiche Armut» 457

DIE KIRCHLICHE PRAXIS 465 · Geld für die Boten des Evangeliums, insbesonders für die Bischöfe 466 · Der Reichtum der «Kirche der Armen» beginnt 469 · Die Mönche werden zur wichtigsten ökonomischen Kraft der Kirche – «unter dem Vorwand, alles mit den Bettlern zu teilen, in Wahrheit aber, um alle zu Bettlern zu machen» 475 · Methoden geistlichen Geldverdienens 482 · Einige erlaubte Methoden kirchlichen Geldeinnehmens und -ausgebens 489 · Seit Konstantin regieren die «Kirche der Armen» die Reichen 494 · Die Simonie 497 Der Nepotismus 499 · Erbschleicherei 502

DIE ERHALTUNG UND FESTIGUNG DER SKLAVEREI 507 · Sklaverei in vorchristlicher Zeit 508 · Paulus, das Neue Testament, die Kirchenväter und die Kirche treten für die Erhaltung der Sklaverei ein 514 · Apologetische Ausreden

und Lügen zur Frage der Sklaverei 520 · Die Ausbildung des Kolonats – eine neue Form der Versklavung 529 · Die Entstehung des christlichen Zwangsstaates – Korruption, Ausbeutung, wachsende Unfreiheit 532

6. KAPITEL: Vernichtung 547

CHRISTLICHE BÜCHERVERNICHTUNG IN DER ANTIKE 549 · Vorchristliche Büchervernichtungen 550 · Zerstörung christlicher Literatur durch Christen 551

DIE VERNICHTUNG DES HEIDENTUMS 559 · Kirchenlehrer Johannes Chrysostomos ruiniert Tempel 561 · Der hl. Porphyrios predigt das Evangelium «in aller Sanftmuth und Geduld . . .» 563 · Wie Patriarch Theophilus von Alexandrien mit Tempeln und Kunstschätzen umgeht und mit den religiösen Gefühlen der Altgläubigen 566 · Kirchliche und staatliche Gewaltaktionen gegen die Altgläubigen 569 · Die «Christianisierung» des Raubes und die Vertreibung der «bösen Geister» 576 · Es war die Kirche, die zur Vernichtung trieb 580 · Eine Woge von Terrorismus überflutet die Länder 584

NACHBEMERKUNG 591

ANHANG

Anmerkungen 595 · Benutzte Sekundärliteratur 646 · Abkürzungen 675 · Register 684

1. KAPITEL

CHRISTLICHE FÄLSCHUNGEN IN DER ANTIKE

«Viele heilige Texte stehen heute unter falschem Namen, nicht weil sie unter solchem Namen verfaßt, sondern weil sie später ihren Trägern zugeschrieben wurden». (Doch auch das erstere kam vor – und nicht so selten!) «Derartige ‹Fälschung› des Tatbestandes geht durch das ganze Altertum, besonders lebhaft durch die israelitische und jüdische Vorstufe des Christentums und setzt sich innerhalb der christlichen Kirche im Altertum und im Mittelalter fort». Arnold Meyer[1]

FÄLSCHUNGEN IM VORCHRISTLICHEN HEIDENTUM

Viele, vielleicht die meisten Menschen scheuen sich, gröbsten Betrug gerade auf dem für sie «heiligsten» Gebiet anzunehmen. Undenkbar scheint es ihnen, daß man die nächste Augen- und Ohrenzeugenschaft feierlich bei Gott dem Herrn versichern und doch nur ein gewöhnlicher Falschmünzer sein könne. Gleichwohl wurde nie gewissenloser, nie häufiger gelogen und betrogen als im Bereich der Religion. Zumal im Christentum, dem allein wahren, seligmachenden, grassiert das tückische Hinterslichtführen, tut sich ein schier unendlicher Dschungel der Täuschung auf seit der Antike – und im Mittelalter erst recht. Fälscht man doch noch im 20. Jahrhundert, höchst massiv, offiziell (I 86 ff). So fragt J. A. Farrer fast verzweifelt: «Wenn man erwägt, was alles aus diesem systematischen Betrug entsprang, all die Kämpfe zwischen Päpsten und weltlichen Herrschern, die Absetzung von Königen und Kaisern, die Exkommunikationen, die Inquisitionen, die Ablässe, Absolutionen, Verfolgungen und Verbrennungen usw. und bedenkt, daß diese ganze elende Geschichte das unmittelbare Ergebnis einer Reihe von Fälschungen war, von denen die ‹Donatio Constantini› und die ‹Falschen Dekretalen› zwar nicht die frühesten, aber die wichtigsten waren, so fühlt man sich zu fragen veranlaßt, ob weniger die Wahrheit als die Lüge die dauernde Einwirkung auf die Geschicke der Menschheit gehabt hat»[2].

Nun ist der folgenreichste, die meisten Seelen verheerende Trug, die literarische Fälschung, gewiß keine christliche Erfindung. Ebensowenig die eng damit zusammenhängende religiöse Pseudepigraphie. (Ein Pseudepigraphon ist ein Schriftstück unter falschem Namen, ein Text, der nicht von dem stammt, der ihn auf Grund des Titels, des Inhalts, der Überlieferung verfaßt haben soll.) Beide Methoden, Fälschung und Pseudepigraphie, waren im Christentum so wenig neu wie irgend etwas sonst – der Reli-

gionskrieg ausgenommen. Literarische Fälschung gab es längst bei Griechen und Römern, gab es von der Frühzeit bis in den Hellenismus, die Kaiserzeit hinein, gab es bei indischen Weisen, ägyptischen Priestern, persischen Königen und nicht zuletzt im Judentum[3].

In der ganzen Antike war eine ausgedehnte, sehr variable Fälschungspraxis üblich. Die große Leichtgläubigkeit der Zeit machte sie möglich. Doch wäre es verkehrt, aus der Leichtgläubigkeit gegenüber der Fülle der Fälschungen deren «Erlaubtheit» zu erschließen. Vielmehr, wie nicht ich zum erstenmal erkenne, resultiert die Fülle der Fälschungen aus der Leichtgläubigkeit der Zeit. So kam es schon seit Herodot im 5. vorchristlichen Jahrhundert, als gerade in Athen die Verbreitung einer Schrift durch den Buchhandel begann (ein lebhafter Handel mit Kopien für einen relativ geringen Preis), zur Kritik von Fälschungen, zur Aufstellung von Echtheitskriterien, zu gewissen, manchmal akribischen Methoden ihrer Entlarvung in den verschiedensten Literaturgattungen, wobei man noch verhältnismäßig harmlose Falsa erfaßte. Auch das Plagiat, soweit die Absicht zu täuschen vorhanden war, hat die antike Ästhetik entschieden verurteilt[4].

Gewiß darf man unser kritisches (und ach so ethisches) Bewußtsein nicht ohne weiteres auf das Altertum übertragen. Verwarf diese Zeit die Fälschung aber auch nicht allgemein als schweres moralisches Delikt nach heutigem Verständnis, so wurde sie doch auch nicht als beliebte Selbstverständlichkeit aufgefaßt und akzeptiert. Zwar war ein antiker Leser gewöhnlich arg- und kritiklos, allzu leichtgläubig, ohne psychologische, sittliche Skrupel, geradezu scharf auf «esoterische» Literatur und somit unschwer fehlzuleiten, ins Garn zu locken – solche Konsumenten gibt es ja auch im späten 20. Jahrhundert noch genug. Doch so grundverschieden waren die beiderseitigen philologischen Maßstäbe nicht. Die Antike kannte eine (keinesfalls nur gelegentliche) Echtheitskritik), eine oft nachweisbare wache Sensibilität; auch eine ehrliche Entrüstung über enthüllte Fälschungen. Pseudepigraphie galt schon seinerzeit als «an ancient, though not honorable literary devise» (Rist)[5].

Der Begriff «geistiges Eigentum» ist Jahrtausende alt

Das Phänomen der Fälschung – hier meist mehr oder weniger im kriminellen Sinn gebraucht, also mit einer Betrugs- oder Täuschungsabsicht, einer Schuldzuweisung verbunden – setzt die Vorstellung vom geistigen Eigentum voraus. Denn gibt es diese Vorstellung nicht, gibt es auch keine wirkliche Fälschung.

Da das Fehlen des Begriffs «geistiges Eigentum» vielen, zumal gläubigen Christen angesichts ungezählter christlicher Betrügereien sehr zustatten käme, hat man sein Vorhandensein für die klassische Antike und das ausgehende Altertum bestritten, hat es sogar mancher geleugnet, dem man dies kaum zutrauen würde, wie Gustav Mensching. «Man könnte daran denken», schreibt er, «auch die zahlreichen religiösen Schriften, die unter falschem Namen in der Religionsgeschichte bekannt sind, unter den religiösen Schwindel zu rechnen. Wie z. B. viele Schriften unter dem großen Namen des griechischen Philosophen Platon laufen, die die spätere Wissenschaft als unecht erkannte, so gibt es bekanntlich auch innerhalb des NT Schriften, die nicht von dem Autor stammen, unter dessen Namen sie noch heute dort sich finden. Manche Briefe stammen z. B. nicht von Paulus, wie etwa der Hebräerbrief, die sog. Pastoralbriefe an Timotheus und Titus, der Epheserbrief. Doch diese Form bewußter Täuschung gehört nicht in unseren Zusammenhang; denn in jener Zeit hatte man nicht unsere Anschauung vom literarischen Eigentum und von literarischer Ehrlichkeit. Man war vielmehr geneigt, die eigenen Schriften unter die große Autorität berühmter Namen wie den des Paulus zu stellen und selbst zurückzutreten, um den eigenen Gedanken mehr Nachdruck und Verbreitung zu verleihen. Dem heutigen Verständnis nach handelte es sich hier um literarischen Betrug»[6].

Eben nicht nur dem heutigen nach!

Denn war der Begriff «geistiges Eigentum» etwa im alten Orient, in Ägypten, auch nicht so ausgeprägt, ist er in Griechenland – wo schon die Verfasser von «Ilias» und «Odyssee», wie

heute feststeht, ihre Epen aufschrieben – für das 7. und 6. Jahrhundert nachweisbar. Zwar kennt die Antike keine juristische Regelung, keine Kodifikation dieses Sachverhalts. Das antike Recht schützte nicht das geistige Eigentum als solches, sondern nur das «Eigentumsrecht am Werkstück», das heißt am Manuskript. Da aber nach einer Zeit anonymer Verfasserschaften und Tradierung literarischer Arbeiten in Griechenland schon während des 7. und 6. Jahrhunderts nicht nur die Nennung des Autorennamens (von Homer, Hesiod), von Spruchdichtern, Lyrikern, auch von Vasenmalern, Bildhauern aufkam, sondern ebenso Kritik an der Fälschung des Verfassernamens, der Quellen, eines Briefes, ist der Begriff des geistigen Eigentums, der literarischen Individualität, bereits für jene frühen Jahrhunderte gesichert und später den Christen samt der jüdischen und heidnischen Umwelt von Anfang an bekannt. Auch ermöglichte das gerade damals sich verbreitende Papyrusbuch eine Herausgabe bestimmter Texte mit dem Autorennamen[7].

Schon die Schriften der ionischen Philosophen im Athen des 5. Jahrhunderts waren echte Bücher, zählten Sokrates, Platon, später Aristoteles zu ihren Liebhabern, und die Schreiber zeigten ein ausgeprägtes Verfasserbewußtsein, ein starkes Selbstvertrauen wie etwa Hekataios im Auftakt seiner Genealogien: «So spricht Hekataios von Milet: Folgendes schreibe ich auf, wie es mir der Wahrheit zu entsprechen scheint; denn die zahlreichen Behauptungen der Hellenen sind meiner Meinung nach lächerlich».

Daß man die Werke der großen Autoren schon im 4. Jahrhundert kontrollierte, besonders wenn ihnen Entstellungen drohten, beweist das berühmte «Staatsexemplar», in das der Staatsmann und Redner Lykurg um 330 die Dichtungen der drei großen Tragiker in einer Textgestalt aufnehmen ließ, die fortan für alle Aufführungen verbindlich war. Der Staatsschreiber las daraus den Schauspielern den Wortlaut ihrer Rolle vor, und sie mußten ihre Kopien entsprechend berichtigen. «Diese ganze Maßnahme war augenscheinlich notwendig geworden, da die im Archiv aufbewahrten Exemplare, welche die Dichter ehedem bei der Bewer-

bung um Zulassung zum Agon eingereicht hatten, erneuert werden mußten. Offenbar konnte man aber als Ersatz nicht diejenigen Texte wählen, die der Buchhandel feilhielt; denn diese waren durch Lesefehler entstellt, oft auch durch Eingriffe der Regisseure und Schauspieler. Ob es Lykurg gelang, unverfälschte Kopien von den Nachkommen der Dichter zu erhalten, wissen wir nicht. Wir dürfen aber annehmen, daß er alles tat, um in jedem strittigen Falle die beste Fassung zu finden» (Erbse)[8].

Seit Beginn des Hellenismus wurden dann die Texte vieler Autoren wirklich wissenschaftlich überwacht, was vor allem die Gründung der großen alexandrinischen Bibliothek unter Alexander d. Gr. Freund, Ptolemaios I. Soter (367/366–283/282), ermöglichte, der selber Verfasser einer heute meist hoch eingeschätzten Alexandergeschichte war. Schon um 280 v. Chr. soll die Bibliothek, die kein Geld für den Erwerb wertvoller Exemplare sparte, eine halbe Million Rollen enthalten haben; die kleinere Bibliothek des Serapeions etwa 40 000. Viele namhafte Direktoren wirkten hier. Man sorgte für eine Auswahl guter Handschriften und erstrebte, methodisch meisterhaft, einen authentischen Wortlaut besonders der Klassiker[9].

Auch einzeln kümmerten sich Anspruchsvolle um eine unverderbte Form ihrer Arbeit. So verfaßt im 2. Jahrhundert n. Chr. Galen, dessen Werke man gefälscht, unter anderen Namen angeboten, durch unechte Produktionen vermehrt hatte, zwei eigene Schriften, nur um seine Bücher kenntlich zu machen und ihrer Fälschung oder doch Verwechslung vorzubeugen (vgl. S. 24). Im 3. Jahrhundert gewahrt der große Christengegner Porphyrios (I 210 ff) Falsa im pythagoreischen, gnostischen, biblischen Schrifttum. Kurz, man kannte das Phänomen der Fälschung gut und entwickelte diesbezüglich eine evidente Aversion, differenzierte Methoden, eine kritische Aufmerksamkeit bei Griechen wie Römern[10].

Viele Fälschungen können heute nicht mehr (mit Sicherheit) eruiert werden, bei vielen anderen ist dies hingegen wieder möglich. Dabei sind außerliterarische Motive, Tendenzen, natürlich stets durch eine Fülle anderer Gründe zu stützen, durch äußere

und innere Kennzeichen, durch anderweitige Bezeugung, besonders durch die kritische Betrachtung der Sprache, des Stils, der Komposition, des Zitierens, der Quellenbenutzung. Nicht zuletzt spielen hier Anachronismen und vaticinia ex eventu (Prophezeiungen im nachhinein) eine Rolle. In manchen Fälschungen steckt auch Echtes. Und umgekehrt. Solche Mixturen sind häufig. Gefälschte Briefsammlungen können echte Stücke enthalten oder, viel häufiger freilich, echte Sammlungen ganz oder teilweise gefälschte Briefe, natürlich auch echte Briefe, die aber interpoliert worden sind. Versierte Fälscher mischen Falsches mit Authentischem[11]. Nicht alles ist gefälscht, was so aussieht. Natürlich ist nicht alles Fälschung, sieht es auf den ersten Blick auch danach aus.

So gibt es eine durchaus harmlose, legitime, oft (bis heute) praktizierte Pseudonymität, indem etwa ein junger, unbekannter oder ein bereits berühmter Verfasser sich dem Publikum unter anderem Namen vorstellt; der eine vielleicht aus Angst, die eigenen, öffentlich ja noch nicht bekannten oder gar anerkannten Gedanken zu verbreiten, aus Scheu also vor der Kritik; der andere, um sich über sie lustig zu machen. Gewiß auch ist es keine Fälschung, wählt ein Prominenter, was in der Antike freilich selten vorkommt, freiwillig ein Pseudonym, einen Namen, der nicht mit dem einer bekannten Persönlichkeit identisch ist, wie das gelegentlich Xenophon, Timokles, Iamblich u. a. tun. Sicher spielt bei alldem die Lust an Mystifikation, spielen Eitelkeit und Eigendünkel, die Sucht, sich interessant zu machen, als Namenloser sich wie ein Berühmter aufzuspielen, in dessen Maske zu schlüpfen, die Lust am Lügen um des Lügens willen eine Rolle[12].

Manchmal wollten solche Schriftsteller auch nicht wirklich hinters Licht führen, wollten sie nur foppen, nur vorübergehend bluffen, bis sie die Wahrheit durchschimmern ließen, der Leser sich als genarrt erkannte und der Täuscher, der gar kein ernsthafter Täuscher, kein Betrüger war, sich doppelt amüsierte. Und selbstverständlich konnten auch gleichlautende Verfassernamen oder Buchtitel zu Verwechslungen führen. Zumal bei Zitaten sind Irrtümer leicht möglich[13].

Wie ein pseudonymes Werk, ist auch ein anonymes keine Fälschung. Es kann allerdings eine sein, wenn es – wie viele Heiligen-Leben oder Märtyrer-Passionen – fälschlich als echtes Dokument erscheinen will, also außerliterarische Absichten hat[14].

Dagegen sind gewisse dichterische, gewisse dramatische, ironische Methoden, sind freie Erfindungen im Reich der Poesie, Parodien etwa, Utopien, sind alle aus künstlerischen Gründen gewollten Mystifikationen wieder keine Fälschung, vielmehr durchaus legitime literarische Lizenz. Zum Beispiel wenn ein Autor Fabeln schreibt. Oder wenn er Persönlichkeiten Worte in den Mund legt, Reden, die diese nie gesprochen, nie gehalten haben. Oder wenn er in der Maske eines anderen auftritt, wofür es ungezählte, auch sehr berühmte Paradigmen gibt; so in der Neuzeit Pascals «Briefe an einen Freund in der Provinz», worin er als Pariser Edelmann die Jesuitenmoral geißelt. In allen ähnlichen Fällen liegen nur dichterische Fiktionen vor, ohne jede betrügerische Absicht[15].

Es wäre auch lächerlich, jeden Brief, der unter falschem Namen steht, als Falsum auszugeben, schon weil ungezählte Briefe oder auch Reden Produkte bloß rhetorischer Übungen von Schülern sind, sozusagen zweckfreies literarisches Training, Spielerei, Erzeugnisse, die man in der Antike für echte Urkunden hielt – und um manche solche Texte, etwa des Sallust, streiten die Gelehrten heute noch. Auch in der Schule der Philosophen, der Ärzte, tradierte man häufig Schülerleistungen als Werke von Meistern, wie wir besonders aus pythagoreischen Schulüberlieferungen wissen[16].

All dies und derartiges mehr beiseite, wurde bereits im Altertum unbedenklich drauflosgefälscht, zugleich aber oft so undurchsichtig und raffiniert wie möglich. Man praktizierte die unterschiedlichsten Betrugsmethoden ebenso wie die verschiedenartigsten Beglaubigungsmittel, das heißt gefälsche «Echtheitskriterien», was freilich erst durch die jüngste Forschung ins Licht gerückt worden ist. So wurde evident, «daß antike (auch christliche) Autoren sich zu Täuschungsabsichten beträchtlich mehr ‹erlaubt› haben, als man nach heutigen Begriffen sich vorzustellen

disponiert und bereit ist. Man kann, konkret gesagt, zum Beispiel nicht im vorhinein das Ausmaß der erwartbaren ‹Raffinesse› ansetzen oder Echtheitsthesen mit dem Hinweis auf Wahrhaftigkeitsbeteuerung eines glaubwürdigen und religiös gebundenen Autors stützen wollen» (Brox). Nicht genug: die Fakten führen hier sogar zu der Erfahrung: «Je bestimmter die Form, in der die Angabe auftritt, desto schwindelhafter ihr Inhalt» (Jachmann). Oder wie Speyer schreibt: «Je genauer die Angaben sind, desto falscher sind sie»[17].

Literarische Fälschungen bei den Griechen

Die Griechen schätzten zwar die Wahrheit sehr hoch. Ja, man hat behauptet, daß die klassische Periode ihrer Literatur in einzigartiger Weise von literarischen Fälschungen frei gewesen sei, daß sie kein authentisches Beispiel einer solchen Fälschung biete, und dies mit der Bemerkung erklärt, «literarische Fälschungen können in einer Zeit geistiger Kreativität nicht gedeihen». Und doch fälschten auch die griechischen Literaten und Priester in erstaunlichem Umfang[18].

Ein sehr früher Fälscher ist der im 6. vorchristlichen Jahrhundert am Hof der Peisistratiden lebende Autor Onomakritos von Athen, ein Orphiker, der hohes Ansehen genoß, Freund und Berater des Tyrannen Peisistratos war, dann aber wegen der Fälschung von Orakeln und ihrer Interpolation in die Musaiosorakel aus der Stadt verbannt worden ist. Auch unter dem Namen Orpheus, des berühmten mythischen Sängers, den man für älter als Homer und Hesiod hielt, scheint er seine Kunst angewandt zu haben. Jedenfalls kursierten Texte, die sich als solche des Orpheus (und Musaios) ausgaben und seinen Anhängern als «heilige Schriften» (hieroi logoi) galten, bald in vielen Varianten, Verstümmelungen, Ergänzungen, Umarbeitungen. In hellenistischer Zeit und besonders in der Kaiserzeit vermehrten sich noch die Erzeugnisse, die vorgaben, von einer bestimmten geschichtlichen Person

aus der Epoche vor dem Trojanischen Krieg oder doch von frühen orphischen Dichtern zu stammen. Und obwohl sie von faustdicken Anachronismen strotzen, platonischen, stoischen, neuplatonischen, sogar biblischen, wurden sie in der Antike allgemein als historisch anerkannt, besonders von den Kirchenvätern – während als erster, ganz isoliert freilich, bereits Aristoteles sehr skeptisch war, so daß Cicero schrieb: «Orpheum poetam docet Aristoteles numquam fuisse»[19].

Unter dem Namen des Hippokrates aus Kos (um 460–370 v. Chr.), des Begründers der Medizin als Wissenschaft und Ideals des Arztes überhaupt, verbreitete man im Lauf eines halben Jahrtausends Schrift um Schrift. Doch von seinen 130 angeblichen Werken (auch diese Zahlen schwanken) erkennt die Forschung nicht die Hälfte als echt an. Und diese wurden verschiedentlich interpoliert und entstellt[20].

Viele Fälschungen gab es in der philosophischen Literatur. Darunter Dutzende unechter Texte des Platon und zahlreiche des Aristoteles. Bei Platons Briefen besteht noch heute kein eigentlicher Konsens unter den Gelehrten. Man streitet darüber, ob der siebte echt ist, vielleicht auch der achte; die Mehrzahl ist sicher unecht. Ein gefälschter Briefwechsel zwischen dem Pythagoreer Archytas und Platon beglaubigt und empfiehlt gefälschte Schriften des Pythagoreers Okellos. So dient eine Fälschung der andern[21].

Häufig wurden Pythagoras Bücher unterschoben, gerade weil er, wie Sokrates oder Jesus, nie welche geschrieben hatte. Man wußte dies. Doch angesichts der großen Schar rivalisierender Lehrautoritäten beseitigte man, um konkurrenzfähig zu bleiben, das völlige Fehlen authentischer Texte des Meisters durch eine Vielfalt von Fälschungen. Darin unternahm man auch den Nachweis, daß die (späteren) griechischen Philosophen von Pythagoras abhängig seien. Und wie bei den Orphikern ist auch bei den Neupythagoreern, den Hermetikern, Apokalyptikern die literarische Fälschung zum Zweck wirkungsvoller Propaganda geradezu die überlieferte Form, die Regel – und manche dieser Falsa ähneln manchen jüdischen und christlichen[22].

Sehr viele Reden waren unecht.

So bezeichnet zur Augusteischen Zeit der griechische Rhetor und Literaturkritiker Caecilius von Kale Akte (Sizilien), mit Dionysios von Halikarnass Begründer des literarischen Attizismus, von den 71 für Demosthenes bezeugten Reden 6, von den 60 Reden des Antiphon (404/403 v. Chr. hingerichtet) 25, von den 60 Reden des Isokrates 28 (Dionysios 25) als nicht authentisch. Von den 77 Reden des Isokrates-(nach andern Platon-)Schülers Hypereides (322 v. Chr. hingerichtet) galten 25, von den 425 der für Lysias bezeugten Reden 192 als unecht. Gewiß hatte man viele dieser unter falscher Flagge segelnden Reden ursprünglich keinesfalls in betrügerischer Absicht erstellt. Die meisten waren – oft sehr geschickte – Übungen von Schülern, die im Unterricht fiktive Reden schreiben mußten, die die Griechen melétai, die Römer suasoriae nannten, und die dann die antiken, nicht im besten Ruf stehenden Buchhändler als echte Reden in Umlauf brachten. Gleichwohl steht fest, daß man eine stattliche Zahl unechter Reden den großen Meistern mit Absicht untergejubelt hat[23].

Den Höhepunkt, zumindest zahlenmäßig, erreicht die literarische Fälschung bei den Griechen in der Briefliteratur. Alfred Gudeman fand «kaum eine berühmte Persönlichkeit der griechischen Literatur oder Geschichte von Themistokles bis hin zu Alexander, die nicht mit einer mehr oder weniger ausgedehnten Korrespondenz bedacht worden wäre». Allein 148 überlieferte Briefe des Phalaris, des Tyrannen von Akragas (570–544 v. Chr.), wurden durch R. Bentley 1697 und 1699 als antike Fälschungen erwiesen, Fälschungen von so hohem literarischem Niveau, daß sie Bentley selbst (wohl etwas übertreibend) den Briefen Ciceros ebenbürtig nannte. Auch die oft für echt gehaltenen Briefe des Brutus, der als Schriftsteller vielseitig war, akademische Abhandlungen, Gedichte, Reden verfaßte, «dürfen nun als endgültig erledigt gelten» (Syme)[24].

Literarische Fälschungen bei den Römern

Bei den Römern spielte die literarische Fälschung, entsprechend der geringeren Bedeutung ihrer Literatur, eine kleinere Rolle. Geübt wurde sie selbstverständlich auch bei ihnen aus verschiedensten Anlässen. Und gelegentlich schritt man dagegen ein[25].

181 v. Chr. fand man in Rom angebliche Schriften des Numa Pompilius, des hochverehrten Sakralgesetzgebers und Friedensregenten. Er hatte die Römer zu Recht und Sitte angehalten, Tempel und Altäre gestiftet, unblutige Sühneopfer für Blitze eingeführt – der Vergleich eines Kaisers mit ihm galt als hohes Lob. Die entdeckten Fälschungen, teils kultischen, teils pythagoreischen Inhalts, propagierten vielleicht die griechische Philosophie in Rom oder eine Religionsreform nach pythagoreischem Vorbild. Livius berichtet, man habe die dem Numa zugeschriebenen Bücher sofort verbrannt, nachdem der Betrug aufgedeckt war[26].

Ein hochberühmter Schwindel, eine Sammlung von 30 Biographien römischer Thronanwärter und Usurpatoren von Hadrian (117–138) bis zu Numerianus (284 von seinem Schwiegervater, dem Prätorianerpräfekten Aper, ermordet), ist die «Historia Augusta».

Das Opus, nicht vollständig tradiert und nur durch ein einziges (verlorengegangenes) Exemplar über das Mittelalter hin erhalten, will von sechs sonst nicht weiter bekannten Verfassern der Zeit Diokletians und Konstantins stammen. In Wirklichkeit ist die «Historia Augusta», von deren immens vielen eingelegten Aktenstücken nur ein Dokument echt ist, das Werk eines einzigen anonymen Fälschers, der etwa um das Jahr 400 schrieb. Diese Ansicht hat sich seit der scharfsinnigen Analyse H. Dessaus (1889) allmählich durchgesetzt und kann heute durch die Arbeiten J. Straubs und E. Hohls als gesichert gelten. Der Autor war Heide und schuf, offenbar um ungefährdet zu bleiben, anonym eine Art «pamphlet against Christianity» (A. Alföldi), eine «Heidnische Geschichtsapologetik», wie der Titel eines Straub-Buches beginnt, «eine der elendsten Sudeleien, die wir aus dem Altertum haben», nach Mommsen. Und doch hat diese so lange heiß dis-

kutierte Fälschung einen geistreichen Verfasser sowie einen wertvollen Bestand an zuverlässiger Überlieferung und gehört trotz ihrer vielen erschwindelten Dokumente, ihrer eingestreuten Mirakel, Anekdoten, Kuriositäten noch immer «zu den wichtigsten, den unentbehrlichsten Quellen für die Erforschung der römischen Kaisergeschichte des 2. und 3. Jahrhunderts» (Straub)[27].

Gelegentlich wurden auch moralische Spruchbücher, politische Reden, Invektiven, wissenschaftliche Werke in Rom gefälscht; wurde das vulgärethische Handbuch der «Dicta Catonis», das als Schulbuch im Mittelalter eine breite Wirkung hatte, mit dem Namen des angeblichen Verfassers Cato verbunden; wurde einiges Cicero oder Cäsar unterschoben, das fingierte Tagebuch eines Augenzeugen im Trojanischen Krieg, des Diktys von Kreta, verfaßt. Und als Galenos aus Pergamon (129–199), nicht nur der letzte große Arzt der Antike, sondern, trotz aller Irrtümer und Schwächen, einer der bedeutendsten Ärzte darüber hinaus sowie Autor eines riesigen, fast eineinhalb Jahrtausende unbestrittenen Œuvres, eines Tages über den römischen Buchmarkt schlenderte, fand er Falsa unter seinem eigenen Namen angeboten[28].

Fälschungen werden manchmal – wenn überhaupt – erst spät entdeckt oder doch als solche erwiesen, was hier, der Kuriosität und Berühmtheit wegen, noch ein Fall bestätigen mag, der über unsren Zeitraum weit hinausführt.

Im Jahr 45 v. Chr. starb Ciceros einzige Tochter Tullia. Cicero fiel, zwei Jahre vor seiner Ermordung, in tiefe Depression und schrieb die «Consolatio», in der er als erster, wie er sagt, sich selber getröstet. Außer spärlichen Fragmenten blieb nichts erhalten. Aber 1583 erschien das Werk, ohne jedes erläuternde Wort, gedruckt in Venedig, ausgezeichnet durch den Glanz der Sprache Ciceros und die Weisheit seiner Gedanken. Einige Gelehrte schöpften jedoch sofort Verdacht; als erster, mit einer kurzen Kritik, Antonius Riccobonus aus Padua. Darauf bat der Herausgeber der «Consolatio», Franciscus Vianelli, einen der hervorragendsten Wissenschaftler der Zeit, den Lehrer auch des Riccobonus, Carlo Sigonio, Professor in Padua, Venedig und Bologna, um Stellungnahme. Trotz anfänglichen Mißtrauens und trotz einiger

schlecht formulierter Stellen mißbilligte es Sigonio, das Werk als Ganzes zu verwerfen. Wenn Cicero es nicht schrieb, fragte er, welcher Mann unserer Zeit könnte es sonst geschrieben haben? Darauf antwortete Riccobonus nach einer zweiten ausführlicheren Kritik: Sigonio – und zweihundert Jahre später bekam er recht[29].

FÄLSCHUNGSMOTIVE

Die Motive für die Fälschung einer Schrift – vor allem, doch keinesfalls nur durch Verfasserschaftsfiktion – waren zahlreich und naturgemäß sehr verschieden; verschieden wie die Methoden, die technischen Verfahren. Häufig gab pure Profitgier den Ausschlag, etwa auf Liebhaberpreise für vermeintliche Arbeiten renommierter alter Autoren. So entstand beispielsweise durch den Aufbau der großen Bibliotheken in Alexandrien und Pergamon in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten ein beträchtlicher Bedarf an Werken der Meister. Und da die Klassiker viel höher bewertet wurden als die zeitgenössischen Literaten, ließen sich nicht wenige verführen, ihre Imitationen früher Schriften als echte auszugeben, um derart nicht unerhebliche Gewinne einzustreichen[30].

Neben finanziellen Beweggründen gab es juristische, politische, lokalpatriotische Motive.

Man fälschte etwa, um irgendeinen vermeintlichen oder wirklichen Rechtsanspruch zu verteidigen. Man fälschte zum Vorteil einer Sache, einer Partei, eines Volkes oder natürlich auch zu ihrem Nachteil: um eine Stadt, eine Regierung, eine wichtige Persönlichkeit zu kompromittieren. Ein Beispiel bereits aus dem 5. vorchristlichen Jahrhundert ist ein angeblicher (im Kern vielleicht sogar historischer) Briefwechsel zwischen Pausanias und Xerxes mit dem Angebot des spartanischen Regenten, die Tochter des Perserkönigs zu heiraten. Oft brauchte man dabei erst gar nicht mit Hilfe eines fiktiven Autorennamens ganze Bücher fäl-

schen. Man konnte aus persönlichem oder parteilichem, aus wissenschaftlichem oder pseudowissenschaftlichem Interesse in echte Werke durch Interpolationen, Verstümmelungen, «Korrekturen» eingreifen. Nicht zuletzt ließen sich Übersetzungen manipulieren zugunsten bestimmter Tendenzen. Selbstverständlich bevorzugte man dafür die Schriften anerkannter Autoritäten. So soll Solon einen Vers in die «Ilias» eingeschoben haben, um seine Ansprüche auf die Insel Salamis zu untermauern[31].

Außer pekuniären, politischen, rechtlichen Gründen gab es natürlich auch private Anlässe zu Fälschungen, persönliche Ranküne, Rivalität. Und nicht zuletzt fälschte man in apologetischer Absicht, zur Verteidigung, zur Propagierung eines Glaubens, einer Religion.

Irrtum und Fälschung in frühen Kulten

Am Beginn einer Religion, zumindest einer alten, steht wohl kaum die Fälschung, wohl aber der Irrtum, wie noch am Anfang des Christentums: das sicherste Ergebnis der modernen historisch-kritischen christlichen Theologie (S. 70 ff).

Der Mensch kam vermutlich auf ganz «natürliche» Weise, über die Natur eben und seine Psyche, zum Glauben an Gott. In langen Prozessen phantastischen Tastens, in unabsehbaren Phasen des Imaginierens, Abstrahierens, Hypostasierens, über Idiosynkrasien der Angst wohl vor allem, vielleicht auch des Glücks, gelangte er zu Dämonen-, Geister-, Göttervorstellungen, von der Ahnenverehrung über Animismus und Totemismus zum Polytheismus, Henotheismus, Monotheismus. Mit Betrug hat das *ursprünglich* nichts zu tun, um so mehr wohl mit Furcht, Hoffnung, mit Unsicherheit, Wunschträumen. Begründet an Religionen ist im wesentlichen nur, was ihnen lange vorausgeht, das Fragen nach unsrem Woher, Wohin, das Warum. Genau dies hält sie ja auch am Leben. Sobald jedoch die Antworten beginnen, die unbewußten, halbbewußten, die Unterstellungen, Behauptungen,

beginnt auch das Lügen, das Fälschen zumal durch jene, die davon leben, die dadurch herrschen[32].

In der Antike geht die Kritik, der Argwohn, der Widerstand gegen Fälschungen von einzelnen aus. Die Masse ist dem Mirakulösen, Legendären ergeben, sogenannten Geheimwissenschaften, Geheimüberlieferungen. Sind doch selbst die gebildeteren Schichten oft reichlich leichtgläubig, gierig nach Göttererscheinungen, Offenbarungen, uralten Urkunden – und, wie der vielgereiste Pausanias sagt, «es ist nicht leicht, die Menge vom Gegenteil dessen zu überzeugen, was sie nun einmal glaubt»; was ohne Einschränkung weiter gilt, auch wenn die Fälschungen seltener geworden sind, seltener werden mußten, andererseits aber, anachronistisch genug, in den alten Religionen fortleben oder in neue Formen sich hüllen: Spiritismus, Theosophie, Psychomorphismus u. a.[33]

In gewissen Gebieten des Orients, des Mittelmeerraums, war die Vorstellung, Gott sei der Offenbarer und Verfasser mündlich oder schriftlich überlieferter Gesetze, sehr verbreitet, wohl auch sehr alt und vielleicht sogar unabhängig entstanden von jeder rationalen Berechnung, von Täuschung, Betrug. Jedenfalls darf man längst nicht alles, was in der Frühzeit als göttliche Urkunde galt, als Wort Gottes, Fälschung nennen, Priesterschwindel, auch wenn es, von heute aus betrachtet, so scheint oder ist[34].

Im alten Orient erschienen Götter ihren Schützlingen, sie sprachen, speisten mit ihnen, ihre Ich-Rede wird zumindest zunächst als wirklich erlebt.

Viele Beispiele liefert Ägypten, wo die – nach ältestem Glauben – in jedem Wesen wirkende Kraft Ka, ursprünglich als sexuelle Potenz des Mannes angesehen, im Lauf der Frühgeschichte Gottheiten gebiert (bzw. die Götter den Ka verleihen). Aus diesen Göttern entsteht wieder, bereits in der Herakleopolitenzeit: «Gott» (nṯr); eine Entwicklung, auf die auch die Reformation Amenophis' IV. (Echnaton, 1364–1347 v. Chr.; mit Nofretete verheiratet) hinzielt, indem sie die sichtbare Sonnenscheibe gegen die alten «Götter» durchzusetzen und diese auszutilgen sucht[35].

In Ägypten war nun der Glaube an «schreibende Götter», an

Gott im wörtlichen Sinn als Autor, wohlbekannt; eine Vorstellung, die sowohl eine Schriftkultur als auch noch einen Rest mythischen Denkens voraussetzt. Weise Priester erschienen als Inkarnation des Gottes Thot, was sie sprachen und schrieben, galt als sein Werk, was der ägyptische Name «Tintenfaß des Thot» drastisch (doch mit schiefem Bild) verdeutlicht. Und gewiß hat es auch nichts mit Betrug zu tun, wenn sich in der Totenliteratur der Ägypter – die mehr als jedes andere Volk Vorkehrungen für ein Leben nach dem Leben trafen (auch die Skepsis aber kannten gegenüber dem Jenseitsglauben) – der Tote mit der Gottheit gleichsetzt, sich sozusagen in ihre Schöpferkraft hineinrückt; wenn er bei der mit dem ausgehenden Alten Reich beginnenden Demokratisierung hofft, wie der König im Tod zu Gott Osiris zu werden, dem Schützer der Toten, und dadurch sein Weiterleben im Jenseits sichert. Oder wenn es heißt: «Ich bin Atum». «Ich bin Re». Es war dies nur, kraft der sogenannten Identifikationsformel, kraft einer magischen Usurpation des Gottes, der Versuch des Ägypters, «aus seinem Ewigkeitsdrang heraus im Blick auf den Tod den bestmöglichen Weg zur eigenen Dauer» (Morenz) zu gewinnen. Es war gleichsam eine «Waffe, um den Schlag der Ereignisse abzuwehren» (Lehre für Meri-Ka-Re). Oder banaler, doch nicht weniger zutreffend, es war die aus so vielen Religionen bekannte Bemühung, den eigenen Nutzen durch göttliche Verehrung zu erkaufen[36].

Aber auch in Ägypten gedieh die religiöse Fälschung schon früh und erfuhr nach dem Tod Alexanders, durch das Eindringen orientalischer Vorstellungen, einen mächtigen Auftrieb.

Es versteht sich von selbst, daß zur Fälschung der bewußte, der gewollte Betrug, dolus malus, gehört. Ohne Täuschungsabsicht und außerliterarische Zielsetzung gibt es keinen Tatbestand der Fälschung. Denn wo keine Täuschungs*absicht* besteht, liegt vielleicht Selbsttäuschung vor, Inspirationswahn, echte religiöse Ergriffenheit, jedoch kein Betrug, selbst wenn andere dadurch, unwillentlich, betrogen worden sind und noch dadurch betrogen werden. Fälschung setzt bewußte Irreführung voraus, verfolgt jenseits von Ästhetik und Literatur liegende Tendenzen. Es gibt

also wohl, wie Wolfgang Speyer annimmt und oft auch aufzeigt, neben der Fälschung «so etwas wie ‹echte religiöse Pseudepigraphie›», gelegentlich von ihm auch «mythische Pseudepigraphie» genannt, die mit Fälschung (vielleicht) so wenig zu tun hat wie die entsprechende dichterische Erfindung, die (vielleicht) eher Selbsttäuschung ist als Betrug[37].

Freilich konnte auch die echte religiöse, die mythische Pseudepigraphie, wie alles Echte, imitiert, mißbraucht werden. Wie man jedenfalls seit langem im Namen alter Meister schrieb, so auch im Namen der Gottheit – «im eigenen Namen zu schreiben, war Anmaßung und gegen den heiligen Brauch»; und «besonders die religiösen Texte» fanden «von Anfang an und im wachsenden Maße Anklang und Anerkennung, wenn auch Philosophen von Fabeln redeten» (A. Meyer)[38].

Als religiöse Pseudepigraphen, die unter dem Namen von Göttern und mythischen Gestalten durch lange Zeiträume verfaßt werden und umlaufen, nennt die Forschung die Schriften des Chiron, Linos, Philammon, Orpheus, Musaios, Bakis, Epimenides, Abaris, Aristeas, Thymoites, der Prophetinnen Phemonoe, Vegoia u. a. Man erfand da reichlich ungeniert, um nicht zu sagen zynisch, Namen, Autoritäten, Götter, ist es doch, wie Quintilian, Roms berühmter Rhetor, spottet, nicht leicht, das zu widerlegen, was es nie gegeben hat. Man schuf Orakelsammlungen, als die Orakel allgemeine Gültigkeit beanspruchten, und schrieb sie eben berühmten Wundermännern zu – wie nachher im Christentum Traktate und Traktatsammlungen den Aposteln und Heiligen[39].

Schon längst in vorchristlicher Zeit hat man aus politisch-religiösen Gründen Orakel gefälscht, ebenso in nachchristlicher – so das um 150 n. Chr. gegründete und bis zur Mitte des 3. Jahrhunderts bestehende Schwindel-Orakel des Alexandros von Abonuteichos (Inopolis), des «Lügenpropheten», wie man freilich viele, die meisten Propheten nennen könnte; hat man angebliche Göttersprüche und Wunderzeichen (es wiederholt sich mutatis mutandis tausendmal im Christentum) zur Anfeuerung der Soldaten benutzt, so der berühmte thebanische Feldherr Epa-

minondas in der Schlacht von Leuktra (371), bei der er durch Anwendung der «schiefen Schlachtordnung» eine neue Ära der Kriegführung begann.

Ganz beiseite, daß man schon im 5. vorchristlichen Jahrhundert Delphi, dem berühmtesten Orakel der Griechen, politische Parteilichkeit vorwerfen, daß man hier Fälle von Korruption ans Licht bringen konnte, ohne freilich, das ist in den heiligsten Dingen so, Delphis Ansehen sonderlich zu schaden[40].

Manche alten Kritiker, der Kyniker Oinomaos von Gadara etwa, hielten die Orakel insgesamt für Schwindel; auch die Heiden Sextus Empiricus und Celsus kritisierten, Lukian verhöhnte sie. Nach den (meisten) Christen sprachen aus den Orakeln, die sie seit dem 4. Jahrhundert erledigten, die bösen Geister, von deren Existenz sie, die Christen, so überzeugt (gewesen) sind[41].

Wie erfinderisch aber die Graecia mendax auch war, die dreisten Schwindeleien der Juden übertrafen sie – wie diese dann wieder die alles in den Schatten stellenden Fälschungen der Christen.

FÄLSCHUNGEN IM ALTEN TESTAMENT UND IN SEINEM UMKREIS

«Auf diesen Schlamm, auf diesen Schlamm, großer Gott!
Wenn auch ein paar Goldkörner darunter waren ... Gott!
Gott! Worauf können Menschen einen Glauben gründen,
durch den sie ewig glücklich zu werden hoffen?!»
Gotthold Ephraim Lessing[42]

«Das kühnste und folgenschwerste Unterfangen dieser Art war es, alle Schriften des Alten und Neuen Testaments, bis auf Wort und Buchstaben, auf Gottes Geist und Diktat zurückzuführen und somit sowohl über die heiligen Texte wie über Gottes Verhältnis dazu und über die Art seines Wollens und Wirkens ein schwerwiegendes Urteil zu fällen.»
Arnold Meyer[43]

«In den Glaubenskämpfen wurde die Anklage auf Fälschung von allen und gegen alle erhoben.» «Im Vergleich mit den heidnischen Fälschungen fällt die Menge der jüdisch-christlichen auf.» Wolfgang Speyer[44]

Bibeln der Welt und einige Besonderheiten der christlichen Bibel

Das «Buch der Bücher» der Christen ist die Bibel. Das deutsche Wort findet sich zum erstenmal im «Renner» des Bamberger Schulmeisters und Verseschmieds Hugo von Trimberg (geb. um 1230; Verfasser auch einer Sammlung von Predigtmärlein, 200 Kalenderheiligenbiographien u. a.). Hugos Prägung geht zurück auf das lateinische «biblia», und dies wieder auf das Griechische, den neutrischen Plural «tà biblía» (die Bücher)[45].

Die Bibel ist eine «Heilige Schrift» – und heilige Texte, heilige Bücher, heilige Schriften gehören in der Religionsgeschichte zum Metier, Geschäft, sie hingen und hängen damit eng zusammen; nicht nur mit dem monetären, auch dem politischen, mit dem des Menschenherzens überhaupt.

Die Bibeln der Menschheit sind also zahlreich: die dreifache «Veda» des alten Indien etwa, die fünf «ching», die kanonischen Bücher der chinesischen Reichsreligion, der «Siddhānta» des Jainismus, das «Tipiṭakam» des Theravāda-Buddhismus, die «Dharma» des indischen Mahāyāna-Buddhismus, das «Tripiṭakam» des tibetischen Buddhismus, das «Tao-tê-ching» der taoistischen Mönche, das «Avesta» des persischen Mazdaismus, der «Kur'ān» im Islam, der «Granth» der Sikh, die «Ginzā» im Mandäismus. In Mengen gab es Heilige Schriften in den hellenistischen Mysterien, wo man auf sie schon in vorchristlicher Zeit mit dem schlichten Wort «Schrift» verwies, auch mit der Formel «es steht geschrieben» oder «wie geschrieben steht». In Ägypten reichten sakrale Schriften bis in älteste Zeit zurück, nannte man schon im 3. vorchristlichen Jahrtausend einen heiligen Text «Gottesworte» (mdw nṯr). Und hat nicht gerade die moderne Wissenschaft das heilige Schrifttum so vieler antiker Religionen wieder ausgegraben? Doch selbst für die Neuzeit gilt hier: Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das kroch ... So schrieb im 19. Jahrhundert die Bäuerin Nakayama Mikiko die Heilige Schrift der von ihr gestifteten Ten-

rikyō-Sekte nieder, gleich 17 Offenbarungen (O-fude-saki, «des Pinsels Spitze»), und «Aufzeichnung alter Dinge» (Go-Koki); ja, offenbarte noch nach ihrem Tod dem Zimmermann Iburi, ihrem Jünger und Nachfolger, die «Weisungen» (Osashizu)[46].

Nun wissen wir freilich: die Bibel ist nicht nur ein Buch unter Büchern, sondern das Buch der Bücher. Kein Buch also, das man auch «neben Plato oder den Koran oder alte indische Weisheitsbücher» stellen könnte. Nein, die Bibel «steht darüber; sie ist einzig und einmalig» (Alois Stiefvater). Beiläufig: auf Einzigartigkeit insistieren besonders die monotheistischen Religionen (und *deshalb* sind auch gerade sie sozusagen einzigartig intolerant!). «Wie die Welt ohne Winde nicht bestehen kann, so kann sie auch ohne Israel nicht bestehen», behauptet der Talmud. Im Koran heißt es: «Du hast uns aus allen Völkern erkoren ... du hast uns erhoben über alle Nationen ...» Und noch Luther trumpft auf: «Wir Christen sind größer und mehr denn alle Kreaturen ...» Kurz, die Bibel ist etwas Besonderes, was unter vielem anderen auch daraus erhellt, daß die Christenheit in den ersten eineinhalb Jahrhunderten gar keine eigene «Heilige Schrift» besaß – und deshalb das heilige Buch der Juden klaute, das Alte Testament, das nach katholischem Glauben «der Sonne Christus» als «Morgenstern» vorangeht (Nielen)[47].

Der Name Altes Testament (griech. diathéke = Bund) rührt von Paulus her, der in 2. Kor. 3,14 vom Alten Bund spricht. Die Synagoge, die natürlich kein Neues Testament anerkennt, spricht auch nicht vom Alten Testament, sondern vom Tenach (t^e^nak), ein Kunstwort, gebildet aus den Anfangsbuchstaben von tōrāh, n^e^bī'īm und k^e^tūbīm: Gesetz, Propheten und (übrige) Schriften. Das sind die Schriften des Alten Testaments, soweit sie hebräisch überliefert wurden, bis heute die «Heilige Schrift» der Juden. Die palästinensischen Juden legten den endgültigen «textus receptus» erst auf der Synode von Jabne (Jamnia) zwischen 90 und 100 n. Chr. fest, nämlich 24 Bücher, wohl in Angleichung an die Zahl der Buchstaben des hebräischen Alphabets. (Erst die jüdischen Bibeln des 15. Jahrhunderts übernahmen eine andere Einteilung und kamen auf 39 kanonische Bücher.) Gott jedenfalls, auf den

diese «Heilige Schrift» ja zurückgeht, von dem sie recht eigentlich stammt, hatte zu ihrer Abfassung und definitiven Zusammenstellung immerhin mehr als ein Jahrtausend gebraucht; kein so langer Zeitraum indes, bedenkt man, daß vor ihm tausend Jahre wie ein Tag sind[48].

Das Besondere der christlichen Bibel zeigt sich weiter darin, daß die verschiedenen Konfessionen auch verschiedene Bibeln haben, daß man nicht einmal im Hinblick auf deren Umfang übereinstimmt, daß die einen für heilig halten, was den anderen eher anrüchig, suspekt erscheint.

Die katholische Kirche – die protokanonische, d. h. nie umstrittene, Schriften und deuterokanonische unterscheidet, deren «Inspiriertheit» zeitweise «verkannt» wurde oder als unsicher galt – besitzt ein viel umfangreicheres Altes Testament als das der Juden, aus dem es hervorging. Übernahm sie doch außer dem hebräischen Schriftkanon noch weitere Titel in ihre «Heilige Schrift», insgesamt (nach der Aufzählung des Tridentinums in der Sitzung vom 8. April 1546, bestätigt vom Vaticanum I 1870) 45 Bücher, nämlich noch die sogenannten deuterokanonischen: Tobias, Judith, Weisheit, Sirach, Baruch und Jeremiasbrief, 1. und 2. Makkabäer, Gebet des Azarias und Lobgesang der drei Jünglinge im Feuerofen, Geschichte der Susanna, Erzählung von Bel und dem Drachen, Esther 10,4–16,24.

Der Protestantismus, der ausschließlich die im hebräischen Kanon stehenden Bücher als autoritativ gelten läßt, erkennt dagegen die vom Katholizismus hinzugefügten deuterokanonischen nicht als kanonisch, als von Gott geoffenbart an, billigt ihnen nur geringen Wert zu und nennt sie «apokryph», womit die Katholiken Bücher bezeichnen, die nie als kanonisch galten. (Luther berief sich bei seiner Abgrenzung des zum Kanon Gehörigen auf das «innere Geisteszeugnis» oder das «inwendige Befinden». Das 2. Makkabäerbuch beispielsweise eliminierte er u. a., weil ihn die daraus von seinem Gegner Eck angeführte Stelle über das Fegefeuer, das er leugnete, störte. Auch meinte er vom selben Buch und vom Buch Esther, daß sie «zu sehr judenzen und viel heidnische Unart haben». Gleichwohl fand er auch die deuterokano-

nischen Schriften «doch nützlich und gut zu lesen». Göttlich inspiriert allerdings waren sie nicht; weniger jedenfalls als das «innere Befinden» des Reformators.) Die griechische Kirche entschloß sich 1672 auf der Synode von Jerusalem, noch vier über den normativen Kanon von Jabne hinausgehende Werke – Weisheit, Sirach, Tobias, Judith – zum Wort Gottes zu zählen, womit sie unbescheidener als die Protestanten war, aber nicht so unbescheiden wie die römisch-katholische Kirche[49].

Noch umfangreicher als deren Altes Testament war nur der Kanon des hellenistischen Judentums, die Septuaginta (abgekürzt: LXX, die Übersetzung der 70 Männer, s. Aristeasbrief S. 64). Sie wurde für die Diasporajuden in Alexandrien durch verschiedene Übersetzer im 3. vorchristlichen Jahrhundert geschaffen, war das heilige Offenbarungsbuch der griechischsprechenden Juden, ist die älteste und wichtigste Übertragung des Alten Testaments in das Griechische, die Weltsprache des hellenistischen Zeitalters, und fand als offizielle Bibel des Diasporajudentums Eingang in die Synagoge. Die Septuaginta nahm aber mehr Schriften auf, als der hebräische Kanon und eben auch der katholische später gelten ließen. Dennoch stammen die alttestamentlichen Zitate des Neuen Testaments (mit den Anspielungen 270 bis 350) vorzugsweise aus dieser Septuaginta, ja, sie stellte auch für die Kirchenväter, die sie eifrig benutzten, das Alte Testament dar und galt ihnen als «Heilige Schrift»[50].

«Charakterbilder der biblischen Frauenwelt»

Zu den Besonderheiten des Alten Testaments gehört es auch, daß dagegen im Christentum seit je eine mehr oder minder heftige Opposition bestand, da dieser Teil des «Gotteswortes», der weitaus umfangreichste, nicht nur von unerhörter kriegerischer Grausamkeit strotzt (I 71 ff), sondern auch Betrug absegnet (S. 67 f), Heuchelei, heimtückischen Mord: die Heldentat des Pinhas etwa, der in ein Zelt schleicht und mit einem Speer ein Liebespaar an

dessen Genitalien durchbohrt; das Blutwerk der Judith von Bethulia, die sich ins Lager der Assyrer lügt und arglistig den Feldherrn Holofernes ermordet; den Todesstreich der Jael, die den Sisera, den flüchtenden, aufs äußerste erschöpften Feldhauptmann des Königs von Chazor gastfreundlich lockt und hinterrücks erschlägt[51].

Das und ähnliches weit mehr steht da bereits seit über zweitausend Jahren. Und es steht da nicht nur, es wird auch gerechtfertigt, es wird gerühmt durch alle Zeiten. Noch im 20. Jahrhundert feiert der Alttestamentler und Kardinalerzbischof von München, Michael Faulhaber, Feldpropst des Kaisers, Parteigänger Hitlers und post festum Widerstandskämpfer, in hohen, höchsten Tönen «die Tat Judiths», das Tun einer Frau, die, so er selbst, erst «Lüge geredet», dann «ein ganzes Gewebe von bewußten Lügen gesponnen», schließlich «einen Schlafenden meuchlerisch hingeschlachtet» hat. Doch Judith fühlte sich, «als Kriegerin des Allerhöchsten mit einer göttlichen Mission betraut ... Der Kampf um die Mauern von Bethulia war in letzter Linie ein Religionskrieg ...»[52]

Steht aber «Heiliges» auf dem Spiel, ist für die Hierarchen stets jede Teufelei erlaubt, vorausgesetzt immer, es geht auch um die Interessen der Kirche, das heißt um ihre eignen. Folglich wird Friedrich Hebbel, der leidenschaftliche Verächter des Christentums («die Wurzel alles Zwiespalts», «das Blatterngift der Menschheit»), mit seiner «Judith» (1840), die ihn berühmt machte, abqualifiziert, liefere er doch nur «ein trauriges *Zerrbild der biblischen Judith*». Dagegen schneidet ein anderer Dichter bei dem Kirchenfürsten um so besser ab. Nachdem Faulhaber nämlich an die Glanzleistung der Jahel mit den Worten der Bibel erinnert hat (– «und so nahm sie einen Zeltpflock und langte nach einem Hammer und ging ganz leise zu ihm hin, setzte den Pflock auf die Schläfe seines Kopfes und schlug ihm mit dem Hammer durch das Gehirn hindurch in den Boden»), da nennt er das zwar «unedel, hinterlistig, Heuchelei und Meuchelmord». Aber die Bibel feiere diese Frau durch den Hymnus der Prophetin und Richterin Debora nun einmal als «nationale Heldin». Und so

feiert sie durch zwei Jahrtausende auch die ganze katholische Welt, auch ihr berühmtester Dramatiker, Calderón, «in einem seiner ‹Eucharistischen Festspiele› . . . Der Richterin Debora gab er die allegorischen Figuren der Klugheit und Gerechtigkeit, der Jahel die beiden andern Kardinaltugenden Mäßigkeit und Starkmut zur Seite . . . Jahel, die dem Feinde der Offenbarung den Kopf zertrümmert, wird zu einem Schattenbild der Immaculata, die nach dem Wortlaut der lateinischen Bibel der alten Schlange den Kopf zertritt. Daher ihre Worte, während sie dem Sisara den Kopf vernagelt: ‹Stirb, Tyrann, durch diese Waffen, die ein tief Geheimnis bergen.› Die ganze Deborageschichte gestaltet sich unter Calderóns Händen zu einer kleinen Marienlehre»[53].

Ist das nicht hübsch gesagt – die kleine Marienlehre? Jedenfalls für den, der weiß (denn nicht nur das *Gros* der Katholiken ahnt davon nichts), daß Maria eben nicht nur die Immaculata ist, die Keusche, Reine, triumphierend Triebbeherrschte, sondern, in janusköpfiger Nachfolge ihrer antiken Vorläuferinnen, der Ištar, der jungfräulichen Athene, der jungfräulichen Artemis, auch die große christliche Blut- und Kriegsgöttin; nicht nur «Unsere liebe Frau von der Linde», «vom grünen Walde», sondern auch vom Mord und Massenmord, vom frühen Mittelalter bis zum Ersten Weltkrieg, wo Faulhaber am 1. August 1916, «dem Gedächtnistag der Makkabäermutter» (vgl. I 104 ff, bes. 105), auch seine «Charakterbilder der biblischen Frauenwelt» in dritter verbesserter Auflage, als «Kriegsauflage», hinausziehen läßt, «die deutsche Frauenwelt in blutig ernsten Tagen zu immer noch lebenden Vorbildern biblischer Lebensweisheit, zu immer noch fließenden Quellen seelischer Kraft, zu immer noch flammenden Altären überirdischen Trostes zu führen». Denn die Frauenwelt könne von diesen biblischen Frauen «viel Kriegsweisheit lernen», «viel tapferen Sinn», «viel Opfergeist». «Gottes Wort bleibt auch in Kriegstagen eine Leuchte für unsere Pfade». Und in sechster Auflage legt Kardinal Faulhaber seine «Charakterbilder» in der Hitlerzeit vor, 1935, und verherrlicht Debora als «eine Heldin von glühendem Patriotismus», «die ihr Volk zur Freiheit und zu einem neuen nationalen Leben wiedergebar»[54].

«Auf diesen Schlamm, auf diesen Schlamm . . .» – Opposition zum Alten Testament in Antike und Neuzeit

Auf dies mußte – pars pro toto! – hingewiesen werden, denn die «Faulhabers» sind Legion und haben durch ihre kriminelle Demagogie diese ganze grauenhafte Geschichte maßgeblich mitverschuldet. Im 2. Jahrhundert, als die Christen noch nicht auf den Krieg hin gedrillt wurden wie dann bald dauernd, gab es unter ihnen vielleicht mehr Gegner des Alten Testaments als Befürworter. Und keiner hat damals dessen Unvereinbarkeit mit zentralen Lehren des biblischen Jesus so empfunden wie der «Ketzer» Markion, zumindest keiner so die Konsequenz daraus gezogen und mit solchem Erfolg. In seinen (verlorenen) «Antithesen» legte er die Gegensätze nieder und schuf den ersten Kanon christlicher Schriften, und zwar anhand des am wenigsten hebräisch geprägten Lukasevangeliums und der Paulusbriefe[55].

Siebzehn, achtzehn Jahrhunderte später werden Theologen dem Verfemten Ruhmeskränze flechten, von Harnack bis zu Nigg; wird ihm der Theologe und Nietzschefreund Overbeck («Der Gott des Christentums ist der Gott des Alten Testaments»!) attestieren, dieses Testament richtig verstanden zu haben; wird er für den katholischen Theologen Buonaiuti «der mutigste und der scharfsichtigste Feind» der «kirchlichen Orthodoxie»[56].

Gerade «ketzerische» Kreise haben das Alte Testament bekämpft. Viele christliche Gnostiker verwarfen es in Bausch und Bogen. Zweihundert Jahre nach Markion schockierte auch den Westgotenapostel Wulfila, einen pazifistisch gesinnten Arianer, der Kontrast zwischen Jahwe und Jesus. Bei seiner Bibelübertragung um 370 ins Gotische, dem ältesten deutschen Literaturdenkmal, übersetzte der Bischof die alttestamentlichen Geschichtsbücher nicht.

Entschiedene Kritik regte sich dann wieder seit dem Jahrhundert der Aufklärung.

Der scharfsichtige Lessing, der auch die historischen Grundlagen des Christentums als mißlich erkennt, ruft angesichts des

alten Judenbuches: «Auf diesen Schlamm, auf diesen Schlamm, großer Gott! Wenn auch ein paar Goldkörner darunter waren ... Gott! Gott! Worauf können Menschen einen Glauben gründen, durch den sie ewig glücklich zu werden hoffen?!«[57]

Noch leidenschaftlicher geißelt Percy Bysshe Shelley (1792 bis 1822) «die gänzliche Mißachtung der Wahrheit und die Verachtung der elementaren moralischen Grundsätze», die «beispiellose Blasphemie, zu behaupten, der Allmächtige Gott habe Moses ausdrücklich befohlen, ein harmloses Volk zu überfallen und wegen unterschiedlichen Gottesdienstes jedes seiner Lebewesen vollkommen zu vernichten, jedes Kind und jeden unbewaffneten Mann kaltblütig zu ermorden, die Gefangenen abzuschlachten, die Ehefrauen in Stücke zu hauen und allein die jungen Mädchen für Beischlaf und Notzucht zu schonen»[58].

Mark Twain (1835–1910) konnte nur noch höhnen: «Das alte Testament befaßt sich im wesentlichen mit Blut und Sinnlichkeit; das Neue mit dem Heil, der Erlösung. Der Erlösung durch Feuer»[59].

Auch Theologen haben nun wieder das Alte Testament als Lebens- und Lehrgrundlage verworfen, darunter so namhafte wie Schleiermacher oder Harnack, der sich scharf dagegen wandte, dies Buch «als kanonische Urkunde im Protestantismus noch zu konservieren ... Hier reinen Tisch zu machen und der Wahrheit in Bekenntnis und Unterricht die Ehre zu geben, das ist die Großtat, die heute – fast schon zu spät – vom Protestantismus verlangt wird». Doch was hülfe es: die Massen würden weiter belogen werden mit dem Neuen Testament und mit den Dogmen[60].

Das katholische «Wörterbuch christlicher Ethik» der Herderbücherei aber findet noch 1975 den «Wurzelgrund für das Alttestamentliche Ethos» in «der entschiedenen personalen Zuwendung» Jahwes «zu Welt und Mensch», findet im Alten Testament «grundsätzlich bereits die Anwälte dessen, was wir die Menschenrechte nennen. Nur steht hinter ihrem ‹Humanum› Jahwe mit seinem ganzen göttlichen Gewicht» (Deissler)[61]. Vgl. dazu I 71 ff!

Die fünf Bücher Mose, die Moses nicht geschrieben hat

Das Alte Testament ist eine ziemlich zufällige, sehr bruchstückhafte Auswahl dessen, was von der Überlieferung übrigblieb. Die Bibel selbst erwähnt 19 Schriftentitel verlorengegangener Werke, darunter «Das Buch der Wackeren», «Das Buch der Kriege Jahwes», die «Schrift des Propheten Iddo». Doch nimmt die Forschung an, daß es noch viele andere biblische Texte gab, von denen uns nicht einmal der Titel erhalten blieb. Ob auch diese heilig, inspiriert und göttlich gewesen sind[62]?

Jedenfalls: genug noch blieb, mehr als genug.

Vor allem die angeblich ältesten und ehrwürdigsten, die sogenannten fünf Bücher Mose, die Thora also, der Pentateuch (griech. pentáteuchos, das «fünfbehältrige» – weil aus fünf Rollen bestehende – Buch), eine um 200 n. Chr. bei gnostischen und christlichen Schriftstellern aufgekommene Bezeichnung. Bis ins 16. Jahrhundert glaubte man einhellig, diese Texte seien die ältesten des Alten Testaments und stünden zeitlich am Anfang. Davon kann längst keine Rede mehr sein. Auch steht die Genesis, das erste Buch, in dieser Sammlung zu Unrecht an der Spitze. Und glaubten noch im 19. Jahrhundert namhafte Bibelkundler einen «Archetyp» der Bibel, einen eigentlichen Urtext rekonstruieren zu können, so ist auch diese Meinung abgetan. Ja, schlimmer: «Höchstwahrscheinlich hat es einen solchen Urtext niemals gegeben» (Cornfeld/Botterweck)[63].

Das Alte Testament wurde (großenteils) anonym überliefert, schreibt aber den Pentateuch dem Moses zu, und die christlichen Kirchen haben seine Verfasserschaft bis ins 20. Jahrhundert verkündet. Während die Patriarchen Abraham, Isaak, Jakob, die israelitischen Erz- und Stammväter, zwischen dem 21. und dem 15. Jahrhundert gelebt haben sollen, oder zwischen 2000 und 1700, falls sie gelebt haben, soll Moses – «ein Marschall Geradeaus, in den Tiefen seines Wesens aber doch mit einem reichen Gemütsleben» (Kardinal Faulhaber) – im 14. oder 13. Jahrhundert gelebt haben, wenn er gelebt hat[64].

Außerhalb der Bibel jedenfalls werden diese ehrwürdigen (und noch jüngere) Figuren nirgends «beurkundet». Es gibt keine Existenzbeweise für sie. Nirgendwo haben sie eine handgreifliche historische Spur hinterlassen; nicht in Stein, in Bronze, Papyrusrollen, nicht auf Tontafeln, Tonzylindern, und dies, obwohl sie jünger als zum Beispiel viele der geschichtlich wohldokumentierten ägyptischen Herrscher sind, als viele berühmte Grabstätten, Hieroglyphen, Keilschrifttexte, kurz, echte Lebenszeugnisse. Also wird man, schreibt Ernest Garden, «entweder geneigt sein, die Existenz der großen Bibelgestalten zu leugnen oder, falls man ihnen mangels jeglichen Urkundenmaterials dennoch Geschichtlichkeit zubilligen will, annehmen, ihr Leben und ihre Zeit habe sich in den Formen der Bibeldarstellung abgespielt, die ihre schließliche Niederschrift allein aus in vielen Generationen umgehenden orientalischem Sagen- und Erzählungsstoff findet»[65].

Für das Judentum ist Moses die wichtigste Gestalt des Alten Testaments; es nennt ihn über 750mal, das Neue Testament 80mal als Gesetzgeber. Denn allmählich behandelte man alle Gesetze so, als habe man sie von Moses auf dem Sinai erhalten. Derart bekam er für Israel «eine epochale Bedeutung» (Brockington). Er wurde immer mehr glorifiziert. Er galt als inspirierter Verfasser des Pentateuchs. Man schrieb ihm, dem Mörder (eines Ägypters, weil dieser einen Hebräer schlug), sogar Präexistenz zu. Man machte ihn zu einem Vorherbild des Messias und den Messias zum zweiten Moses. Es entstand eine Vielzahl von Moses-Legenden, im 1. Jahrhundert v. Chr. ein Moses-Roman und schließlich eine ungeheure Fülle von Darstellungen in der Kunst. Doch ein Grab des Moses ist unbekannt. Die alttestamentlichen Propheten nennen ihn insgesamt fünfmal. Echeziel erwähnt ihn nie! Und diese Propheten schauen zwar auf die Zeit des Moses zurück, aber nicht auf ihn selbst. In ihren religiös-ethischen Appellen berufen sie sich nie auf ihn. Auch der Papyrus Salt 124 kennt keinen «Moses urkundlich» (Cornelius). Auch die Archäologie lieferte keinen einzigen Hinweis auf Moses. Die syro-palästinensischen Inschriften erwähnen Moses so wenig wie die Keilschrifttexte oder die hieroglyphischen und hieratischen Texte. Herodot

(5. Jahrhundert v. Chr.) weiß nichts von Moses. Kurz, es gibt keine außerisraelitische Moses-Bezeugung, unsere einzige Quelle über ihn ist – wie bei Jesus – die Bibel[66].

Nun zweifelten einzelne schon in Antike und Mittelalter an Mosaität und Einheitlichkeit des Pentateuch. Man fand, daß Moses schlecht seinen eignen Tod berichtet haben könne – «eine beinah so außerordentliche Angelegenheit», spottet Shelley, «wie die Schöpfung der Welt zu beschreiben». Man entdeckte auch sonst «Postmosaica» (1. Mos. 12,6; 36,31 u. a.). Doch eine grundsätzlichere Kritik kam nur von christlichen «Ketzern». Schon die frühe Kirche aber sah keinerlei Widersprüche im Alten Testament und zu diesem weder Jesus noch die Apostel im Gegensatz[67].

In der Neuzeit stiegen zuerst A. (Bodenstein von) Karlstadt beim Bibellesen gewisse Zweifel auf (1520); einige mehr dem Holländer A. Masius, einem katholischen Juristen (1574). Doch während sie und etwas Spätere, die Jesuiten B. Pereira und J. Bonfrère, immer nur einzelnes nachmosaisch nannten, an Moses als Verfasser des Ganzen aber festhielten, erklärte der englische Philosoph Thomas Hobbes jetzt einzelnes im Pentateuch mosaisch, das Ganze jedoch nachmosaisch (Leviathan, 1651). Noch weiter ging kurz darauf, 1655, der französische reformierte Schriftsteller I. de Peyrère. Und 1670 gab Spinoza in seinem «Tractatus theologico-politicus» das Ganze preis[68].

Im 20. Jahrhundert bestritten einige Religionswissenschaftler, darunter Eduard Meyer (es ist «nicht Aufgabe der Geschichtsforschung, Romane zu erfinden»), und die Schule des Prager Gelehrten Daněk, die historische Existenz von Moses überhaupt, wurden von ihren Gegnern aber abgewiesen.

Es ist merkwürdig: selbst die klarsten Köpfe, die größten Skeptiker, Forscher, unter deren unerschrockenen Zugriffen das Quellenmaterial nur so hinwegschmilzt, die eine bibelkritische Subtraktion nach der anderen vornehmen, so daß für eine Moses-Gestalt kaum noch Raum bleibt, weder im Vorder- noch Hintergrund noch dazwischen – selbst diese Unbestechlichen präsentieren dann doch wieder wie Taschentrickspieler Moses in voller Größe, ja, als die dominierende Figur der ganzen israeliti-

schen Geschichte. Ist auch alles um ihn herum allzu farbenreich oder allzu dunkel, der Held selbst kann nicht erdichtet sein. Wie sehr die Quellenkritik den historischen Wert dieser Bücher beschnitten, immer mehr eingeengt, fast aufgehoben hat – «es bleibt ein weiter Spielraum (!) des Möglichen . . .» (Jaspers). Kein Wunder, wirklich, wenn Moses bei Konservativen noch bedeutender erscheint als in der Bibel![69]

Überhaupt: nach Auschwitz wird die christliche Theologie wieder judenfreundlicher. «Heute ist wieder eine positivere Vorstellung vom ältesten Israel und seiner Religion möglich». Dennoch bleibt auch Moses für die Forscher «ein Problem», fällt «kein unmittelbares Licht auf die Mosesgestalt selbst», stehen die entsprechenden Überlieferungen «jenseits historischer Kontrollierbarkeit» (Bibl.-Hist. Handwörterbuch). Diese Gelehrten wehren sich zwar scharf dagegen, Moses «auf eine nebelhafte, nur aus der Legende bekannte Figur zu reduzieren» – und müssen doch gleichzeitig zugeben, daß «Moses selbst schattenhaft bleibt». Sie schreiben, daß «sich die Einzigartigkeit des Sinai-Ereignisses nicht leugnen läßt» – und fügen im selben Atemzug hinzu, «wenn der historische Nachweis auch schwierig ist». Sie finden in den «Erzählungen über Moses einen beträchtlichen historischen Kern» – und in den nächsten Sätzen finden sie, daß sich dieser Kern «nicht mit Tatsachen belegen», daß er «sich nicht mit historischen Tatsachen beweisen läßt» (Cornfeld/Botterweck)[70].

Nach dieser Methode verfahren viele jener, die nicht gleich das Blaue vom Himmel lügen, aber auch nicht alles ganz sausenlassen wollen. Nur das nicht!

Für M. A. Beek beispielsweise sind die Patriarchen zweifellos «historische Gestalten». Zwar sieht er sie nur «im halbdunklen Hintergrund», doch erkennt er sie als «Menschen von hoher Bedeutung». Dabei räumt er selbst ein: «Es ist bisher nicht gelungen, die Gestalt Josephs in der ägyptischen Literatur urkundlich nachzuweisen». Weiter auch: daß man außerhalb der Bibel «keine einzige Urkunde» kenne, «die irgendeinen selbständigen und historisch zuverlässigen Hinweis auf Moses enthielte». Weiter auch: daß, wieder abgesehen von der Bibel, «keine Quelle für den Aus-

zug aus Ägypten bekannt» sei. «Die reichhaltige Literatur der ägyptischen Historiographen schweigt mit einer geradezu beunruhigenden Hartnäckigkeit über Ereignisse, die doch Ägypten tief beeindruckt haben müssen, wenn die Erzählung des Exodus auf Tatsachen beruht».

Beek wundert sich auch, daß das Alte Testament «merkwürdigerweise jede Angabe» verweigere, «die eine chronologische Fixierung des Auszugs aus Ägypten ermöglichen könnte. Wir hören weder den Namen jenes Pharao, den Joseph noch gekannt hat, noch den Namen des Pharao, der Israel bedrückte. Das ist um so erstaunlicher, als die Bibel sonst viele ägyptische Bezeichnungen für Personen, Orte und Ämter bewahrt hat . . . Noch bedenklicher als das Fehlen chronologischer Anhaltspunkte im AT ist die Tatsache, daß in keinem uns bekannten ägyptischen Text eine Katastrophe erwähnt wird, die einen Pharao und sein Heer bei der Verfolgung flüchtender Semiten betroffen hat. Da die historischen Urkunden gerade für die in Betracht kommende Zeit eine Überfülle an Material bieten, hätte man wenigstens irgendeine Anspielung erwarten können. Man kann das Schweigen der ägyptischen Urkunden auch nicht etwa mit der Bemerkung abtun, daß Hofhistoriographen über Niederlagen nicht zu sprechen pflegen; denn die von der Bibel beschriebenen Ereignisse sind zu einschneidend, als daß die ägyptischen Geschichtsschreiber sie ganz hätten übergehen können». In «der Tat merkwürdig» findet dieser Gelehrte es schließlich, «daß kein Grab des Moses bekannt ist». So bleibt für ihn «der einzige Beweis für die Geschichtlichkeit des Moses» (mit Elias Auerbachs «Moses») «die Erwähnung eines Urenkels zu einem späteren Zeitpunkt». Aber Pech auch beim einzigen «Beweis», sei die entscheidende Stelle (Ri 18,30) doch «unsicher und unklar, weil man statt *Moses* ebenso gut *Manasse* lesen kann». Überschrift: «Moses der Befreier»[71].

«Und Mose war hundertzwanzig Jahre alt, als er starb», erzählt die Bibel, doch seine Augen «waren nicht schwach geworden, und seine Kraft war nicht verfallen», Gott habe ihn selbst begraben und «niemand sein Grab erfahren bis auf den heutigen Tag».

Schon seltsam dieser Schluß. Nach Goethe hat Moses Selbstmord verübt, nach Freud sein eignes Volk ihn ermordet. Streit gab es da nicht selten, mit allen, mit einzelnen, mit Aaron, mit Mirjam. Doch wie auch immer, der unmittelbare Schluß des fünften und letzten Buches, der Satz mit dem alles endet, erinnert sinnigerweise noch einmal an «die großen Schreckenstaten, die Mose vollbrachte vor den Augen von ganz Israel»[72].

Mit großen Schreckenstaten geht man stets in die Geschichte ein – ob man nun gelebt hat oder nicht.

Mag das aber im Falle Moses sein wie es will, über seine Bedeutung ist die Forschung völlig zerstritten.

Fest steht heute nur, was schon Spinoza klar erkannte, daß die fünf Bücher Mose, die diesem das unfehlbare Wort Gottes direkt zuschreibt, nicht von ihm stammen; es ist das übereinstimmende Ergebnis der Forschung. Natürlich gibt es noch genug Leute vom Schlag des Alois Stiefvater und noch genug Traktätchen vom Schlag seines «Schlag-Wörter-Buch für katholische Christen», die der Masse der Gläubigen weiterhin vorgaukeln (müssen), daß die fünf Bücher des Moses «zwar nicht alle (!) direkt (!) von ihm geschrieben sind, aber doch auf ihn zurückgehen». (Wie viele und welche direkt von ihm geschrieben sind, das wagen heute freilich nicht einmal mehr Stiefvater und Konsorten zu sagen.) Fest steht weiter, daß Gesetzesverordnungen, die als eigenhändige Niederschriften des Moses galten oder gar auf den «Finger Gottes» zurückgeführt wurden, natürlich ebenso unecht sind. (Übrigens: obwohl Gott selbst das Gesetz auf zwei steinerne Tafeln schreibt – «von Gott angefertigt, und die Schrift war Gottesschrift, eingegraben auf die Tafeln» – hat Moses so wenig Respekt davor, daß er sie in seiner [heiligen] Wut über das goldne Kalb zerschmettert!)[73]

Fest steht weiter, daß der Niederschrift dieser fünf Bücher eine jahrhundertelange, immer wieder umgestaltende mündliche Überlieferung vorausging. Und dann waren Verfasser und Redaktoren, waren die Schreiber, Masoreten, Punktatoren vieler Generationen an der Abfassung der «Moses»-Schriften beteiligt, was sich schon in den verschiedensten Stilen spiegelt. So ähnelt nicht

wenig einer unzusammenhängenden Materialsammlung, zum Beispiel das ganze Buch Numeri, das 4. Buch. So entstand eine höchst diffuse, unsystematische, von weitverbreiteten Legendenmotiven, von ätiologischen und folkloristischen Sagen überwucherte, von Widersprüchen und Dubletten (die schon *allein* die Niederschrift durch nur einen Autor ausschließen) strotzende Sammlung. Dazu kommt eine Vielheit heterogener oder sich erst ganz allmählich entwickelnder Auffassungen selbst in den wichtigsten Fragen. So ist die Auferstehungsvorstellung im Alten Testament nur sehr langsam entstanden, fehlt in den Büchern Sirach, Prediger, Sprüche die Bezeugung eines Auferstehungsglaubens überhaupt. Zudem haben die jeweiligen Schreiber, Bearbeiter dauernd geändert, korrigiert, interpoliert. Die Texte erhielten immer wieder sekundäre Zusätze. Und diese Prozesse erstreckten sich über ganze Epochen. Der Dekalog (die Zehn Gebote), von Luther als Inbegriff des Alten Testaments verstanden, stammt in seiner ältesten Form vielleicht aus dem Beginn der Königszeit. Große Teile des Pentateuch, den der im 14. oder 13. Jahrhundert lebende Mann – wenn er gelebt hat – verfaßt haben soll, nicht weniger als gegen 60 Kapitel des 2., 3. und 4. Buches, sind sogar erst im 5. Jahrhundert von jüdischen Priestern produziert oder zusammengestellt worden. So erfolgte die Endredaktion der dem Moses zugeschriebenen Bücher – ich zitiere den Jesuiten Norbert Lohfink – «erst etwa siebenhundert Jahre später». Und die Abfassung aller Bücher des Alten Testaments erstreckte sich – ich zitiere den Katholiken Otto Stegmüller – «auf einen Zeitraum von ungefähr 1200 Jahren»[74].

Die alttestamentliche Forschung hat längst ein fast einschüchterndes Ausmaß erreicht, und wir können hier nicht – dem Leser erspart das vieles (und mir noch mehr) – das Gewirr von Methoden und Hypothesen betrachten: die ältere Urkundenhypothese des 18. Jahrhunderts, die Fragmenten-, die Ergänzungs-, die Kristallisations-, die neuere Urkundenhypothese, die wichtige Unterscheidung von einem ersten Elohisten, zweiten Elohisten, einem Jehowisten (H. Hupfeld, 1853), die formgeschichtliche Methode (H. Gunkel, 1901), die diversen Quellentheorien, die

Zweiquellen-, Dreiquellen-, Vierquellentheorie, die Quellenschriften des «Jahwisten» (J), des «Elohisten» (E), der «Priesterschrift» (P), des Deuteronomium (D), der «kombinierten» Schrift, wir können uns nicht in all die Erzählungsfäden, Traditionen, die Fülle von Zusätzen, Ergänzungen, Einschaltungen, Anhängen, Wucherungen, redaktionellen Veränderungen, in das Problem der Varianten, Parallelversionen, Dubletten, kurz den immensen «sekundären» Zuwachs, die Textgeschichte und Textkritik verlieren. Wir können nicht die Gründe für die Ausweitung des Pentateuch in einen Hexateuch, Heptateuch, ja Oktateuch oder auch seine Beschränkung auf einen Tetrateuch erörtern, so interessant das auch im Zusammenhang mit unserer Thematik wäre.

Schon ein flüchtiger Blick in kritische Kommentare, etwa in die Erklärungen der Moses-Bücher von Martin Noth, wird dem Leser zeigen, wie fast auf jeder Seite von Ergänzern, Redaktoren, späteren Bearbeitern, von Zutat, Erweiterung, Nachtrag, Kombinationen, von verschiedenen Stadien des Hinzufügens, Umgestaltens etc. etc. die Rede ist, von einem alten, älteren, einem ziemlich jungen Stück, wie oft da etwas sekundär genannt wird, vielleicht sekundär, wahrscheinlich sekundär, sicher sekundär. Das Wort sekundär kommt hier in allen fast nur denkbaren Verbindungen vor, es scheint geradezu das Schlüsselwort, ja, ich möchte, ohne eine exakte Häufigkeitsanalyse gemacht zu haben, behaupten: vermutlich gibt es in all diesen Untersuchungen Noths kein anderes Wort häufiger. Und sein Werk steht da für viele. Neuerdings schrieb die «Geschichte der historisch-kritischen Erforschung des Alten Testaments» Hans-Joachim Kraus. Bahnbrechend und wegweisend für das 19. Jahrhundert wurde besonders W. M. L. de Wette (gest. 1849), der die mannigfachen Erzählungsstränge, Traditionen dieser Bücher erkannte und «David», «Mose», «Salomo», «Jesaja» nicht als «Autoren», sondern als namentliche Symbole, als «Kollektivnamen» erklärte[75].

Wegen der immensen gelehrten Arbeit im Laufe des 19. Jahrhunderts und der daraus resultierenden systematischen Destruktion der biblischen Heilsgeschichte suchte Papst Leo XIII. durch seine Enzyklika «Providentissimus Deus» (1893) die Freiheit des

Forschens zu behindern. Eine «Gegenoffensive» wurde eröffnet und unter seinem Nachfolger Pius X. in einem Dekret «De mosaica authentia Pentateuchi» vom 27. Juni 1906 an Moses als inspiriertem Verfasser festgehalten. Am 16. Januar 1948 erklärte zwar der Sekretär der Päpstlichen Bibelkommission in einer offiziellen Antwort an Kardinal Suhard, die Entscheidungen der Kommission «widersetzten sich nicht einer weiteren wahrhaft wissenschaftlichen Untersuchung dieser Fragen ...». Doch «wahrhaft» bedeutet im römischen Katholizismus *immer*: im Sinne des *römischen Katholizismus*. Ebenso zu verstehen ist die abschließende Aufforderung: «Daher laden wir die katholischen Gelehrten ein, diese Probleme unvoreingenommen zu studieren, im Lichte einer gesunden Kritik ...» Denn «unvoreingenommen» heißt da wieder: voreingenommen für die Interessen *des Papsttums*. Und mit der «gesunden Kritik» ist wieder nichts anderes gemeint als eine Kritik *zugunsten Roms*[76].

Nun hat die historisch-wissenschaftliche Analyse der alttestamentlichen Schriften gewiß keine sichere Entscheidung darüber erbracht, wann die Texte entstanden sind, wenn auch bei manchen Teilen, etwa der prophetischen Literatur, die Sicherheit über das Alter größer ist als bei anderen, etwa bei der Kultlyrik, oder wenn vom Alter der Gesetze die Rede ist, wo die geringste diesbezügliche Sicherheit besteht. Doch spricht die religionsgeschichtliche Forschung angesichts des Tetrateuch (1.–4. Mose) und des deuteronomistischen Geschichtswerks (5. Mose, Josua, Richter, Samuels- und Königsbücher) mit allem Grund von «epischen Werken», «mythologischen Erzählungen», «Legenden», «Heldensagen» (Nielsen)[77].

Welcher Wirrwarr da herrscht, zeige einmal, um nur diesen Aspekt anzudeuten, die Fülle der Wiederholungen: ein doppelter Schöpfungsbericht, eine doppelte Genealogie Adams, eine doppelte Sintflut (wobei einmal die Flut nach 150 Tagen sich verläuft, einmal ein Jahr und zehn Tage dauert, einmal nach einem vierzigtägigen Regen und weiteren drei mal sieben Tagen endet; wobei Noe – er war damals 600 Jahre alt – nach Genesis 7,2 je sieben Paar reiner Tiere und je ein Paar unreiner mit in die Arche

nimmt, nach Genesis 6,19 und 7,16 je zwei Stück reiner und unreiner Tiere – doch hätten wir viel zu tun, alle Widersprüche, Unvereinbarkeiten, Abweichungen eines von Gott inspirierten Buches aufzuzählen, in dem insgesamt 250 000 Textvarianten stehen. Weiter kennen die fünf Bücher des Moses einen doppelten Dekalog, eine sich wiederholende Gesetzgebung über die Sklaven, das Passah, das Leihen, eine doppelte über den Sabbat, zweimal wird das Betreten der Arche durch Noe erzählt, zweimal die Verjagung der Hagar durch Abraham, zweimal das Wachtel- und Mannawunder, die Berufung des Moses, dreimal wird vom Vergehen gegen Leib und Leben gehandelt, fünfmal vom Festkatalog, mindestens fünf Gesetzgebungen gibt es über die Zehnten usw.[78]

Weitere Fälschungen im Alten Testament (und in seinem Umkreis)

Ähnlich wie mit dem Pentateuch verhält es sich mit dem, was die «Heilige Schrift» David und seinem Sohn Salomo unterjubelt. Beide sollen um das Jahr 1000 gelebt, regiert und gedichtet haben, ihre angeblichen Werke aber sind meist Jahrhunderte jünger.

Die jüdische und die christliche Tradition der Bibel schreiben den ganzen Psalter, das Psalmen-Buch, immerhin 150 Psalmen, König David zu. Höchstwahrscheinlich jedoch stammt kein einziger Psalm von ihm. Laut Bibel aber hat David alles geschrieben.

Nun gibt es Methoden, die Sache plausibler zu machen. So schildert eine «Sachkunde zur Biblischen Geschichte» unter dem Stichwort «David als Sänger» verhältnismäßig ausführlich «Harfen» der damaligen Zeit. Das bringt uns der königlichen Autorschaft etwa ebenso nahe wie M. A. Beeks Behauptung, die Tradition, die David als Psalmen-Dichter in die Geschichte eingehen ließ, habe «sicherlich einen historischen Hintergrund» – zumal wenn wir Beeks nur wenige Zeilen vordem gemachte Versicherung erwägen, «daß wir außerhalb der Bibel noch immer keine Texte kennen, die auf die Regierungszeit Davids Licht wer-

fen oder auch nur seinen Namen erwähnen». Was nun wieder sehr an Beeks historischen Moses erinnert! Von David freilich weiß er: «David spielte ein Saiteninstrument, das man besser als Leier denn als Harfe bezeichnen könnte. Die Abbildung einer solchen Leier findet sich auf einem um das Jahr 1000 v. Chr. gefertigten Gefäß ...»[79]

Nun, wenn es um das Jahr 1000 eine Leier gab, wenn man die sogar noch abgebildet sehen kann, sollte dann nicht auch David eine solche Leier gehabt, sollte er nicht mit ihr gespielt und – zwischen seinen Raubzügen, Abschlachtungen, Vorhaut- und Verbrennungsofen-Aktionen (I 85 ff) das biblische Buch verfaßt haben können? Der Schluß scheint beinah zwingend! Zumal David ja als Poet und Musiker tatsächlich im Alten Testament erscheint, nämlich in den beiden Büchern seines älteren Zeitgenossen, des Propheten und Richters Samuel (I 85), eines Augen- und Ohrenzeugen gleichsam. Allerdings sind «Samuels» Bücher nach Auskunft der Forschung in einem Zeitraum zwischen frühestens etwa 100, spätestens 400 Jahre nach Samuels Tod entstanden – wie viele der Psalmen «Davids» oft erst in der Zeit des Zweiten Tempels (nach 516 v. Chr.), ein halbes Jahrtausend und mehr nach Davids Tod. Mittlerweile gesammelte Psalmen wurden immer wieder ergänzt, redigiert, interpoliert (alle Überschriften u. a.). Die Auswahl und Zusammenstellung kann bis zum 2. Jahrhundert v. Chr. gedauert haben. Es ist nicht einmal ausgeschlossen, daß noch im 1. nachchristlichen Jahrhundert Hinzufügungen kamen[80].

Nichts als Sexismus aber ist es, die Sphärenklänge am biblischen Königshof um das Jahr 1000 ganz anders zu deuten, wie einige deutsche Dichter, Kollegen Davids, dies dreitausend Jahre später tun, darunter Rilke, nicht ohne starke Stütze durch die Bibel. Ja, einer behauptet geradezu, weniger Davids Musik «denn sein Hinterer» habe König Saul «Erleichterung verschafft»[81].

Wie man aus David, dem «Bluthund» (I 88), den «lieblichen Psalmisten» machte, so aus seinem Sohn (mit Bathseba gezeugt, deren Mann David hatte umbringen lassen) den «weisen König Salomo», wodurch dieser erst berühmt geworden ist: der Schöp-

fer religiöser Gesänge. Ob Salomo jedoch jemals literarisch tätig war, ist völlig unbeweisbar. Fest steht dagegen, daß er durch einen Staatsstreich im Bund mit seiner Mutter, mit dem Priester Sadok, dem Propheten Nathan und dem Heerführer Benaja sich des Thrones bemächtigt, daß er seine Gegner teilweise hingerichtet, teilweise abgesetzt, verbannt, dann von seinen Untertanen drückende Steuern, Zwangsarbeit (Fron) verlangt hat, was zu wachsender Unzufriedenheit und allgemeinem Verfall führte – während er, laut Bibel, 700 Haupt- und 300 Nebenfrauen zu befriedigen hatte («und seine Frauen verleiteten sein Herz»: 1. Kön. 11,3), was zumindest nicht gerade auf eine große *dichterische* Produktion schließen läßt[82].

Die «Heilige Schrift» aber erkennt ihm drei Bücher zu: den «Prediger Salomo», die «Sprüche Salomos», die «Weisheit Salomos». «Ich glaube, daß dies größtenteils absichtliche Täuschung sein sollte und es auch war» (S. B. Frost)[83].

Das Buch «Prediger Salomo» oder «Ecclesiastes» (im Hebräischen «Kohelet») behauptet ausdrücklich, «die Worte des Predigers, des Sohnes Davids, des Königs zu Jerusalem» wiederzugeben, und allgemein wurde Salomo früher als Autor angesehen. Nur deshalb kam das lang umstrittene Opus überhaupt in die Bibel. Doch den tatsächlichen Verfasser kennt man nicht, weder seinen Namen noch seine Lebenszeit. Sicher ist nur, daß es – erstmals klar von H. Grotius 1644 erkannt – nicht Salomo geschrieben hat, von dem es im ersten Vers herrühren will. Vielmehr strotzt dies, nach Sprache, Geistesart, Anspielungen vermutlich im 3. vorchristlichen Jahrhundert entstandene Werk von stoischer, epikuräischer Philosophie, von den Einflüssen hellenistischer Zeit und Umwelt. Und kein Buch der Bibel, das so nonkonformistisch, so fatalistisch ist, das so eindringlich die Eitelkeit alles Irdischen beschwört: «Nichts als eitel, nichts als eitel, alles ist eitel» (hebel), Reichtum, Weisheit, alles «unter der Sonne». Ein Buch, das kaum ein Ende findet, die Kürze des Lebens zu beklagen, seine Enttäuschungen, wobei Gott selbst reichlich nebulos in weiter Ferne thront. Kein Wunder, daß man es mehrfach interpoliert, mehrfach abgeschwächt hat, daß seine Kanonizität

erst 96 n. Chr. endgültig gesichert war. Eine beeindruckende jüdische Fälschung jedenfalls, das «Hohelied der Skeptiker», das auch keine Auferstehung kennt und durch dessen letzte Verse ich mich immer besonders (vergeblich) angesprochen fühle: «Und über dem allen, mein Sohn, laß dich warnen; denn des vielen Büchermachens ist kein Ende, und viel Studieren macht den Leib müde». Ergo: «Genieße das Leben mit deinem Weibe, das du liebhast . . .; denn bei den Toten, zu denen du fährst, gibt es weder Tun noch Denken, weder Erkenntnis noch Weisheit». (Niemand sage, ich fände in der Bibel nichts lesenswert.)[84]

Nach dem Redaktor der Königs-Bücher hat Salomo auch dreitausend Sprüche sowie eintausendundfünf – nach anderer Überlieferung fünftausend – Lieder verfaßt: «. . . von den Bäumen, von der Zeder an auf dem Libanon bis zum Ysop, der aus der Wand wächst. Auch dichtete er von den Tieren des Landes, von Vögeln, vom Gewürm und von Fischen». So wurde auch das Buch der «Sprüche» lange König Salomo zugeschrieben. Die Kapitel 1 bis 9 stehen ja noch heute unter der Gesamtüberschrift «Sprüche Salomos» in der Bibel, und auch die Kapitel 25 bis 29 werden eindeutig als «Sprüche Salomos» erklärt. In Wirklichkeit aber bekundet die Struktur des Buches verschiedene Verfasser, die es in ganz verschiedenen Epochen erstellt haben, die Kapitel 1 bis 9 nach dem 5. Jahrhundert. Und insgesamt erstreckt sich die Entstehung der einzelnen Sprüche fast über die gesamte alttestamentliche Zeit, könnte die endgültige Zusammenstellung um 200 v. Chr. erfolgt sein[85].

Auch die «Weisheit Salomos», nicht nur von der frühen Christenheit bewundert, galt ihr als sein Werk, zumal sich der Autor auch ausdrücklich Salomo und auserwählter König des Gottesvolkes nennt, galt als prophetisches und inspiriertes Buch. Clemens von Alexandrien, Origenes, Tertullian, der hl. Hippolyt bezeugen die Kanonizität ebenso wie der hl. Cyprian, der es wiederholt als Heilige Schrift zitiert. Die meisten alten Exegeten hielten es dafür. Und war ein Mann wie Hieronymus auch kritischer, ließ er doch die öffentliche Lesung daraus weiter zu. Schließlich prangt das Buch noch heute in der Bibel der Papstkirche.

In Wirklichkeit aber ist die «Weisheit Salomos» (fast) ein rundes Jahrtausend jünger als Salomo, war die Ursprache der Fälschung das hellenistische Griechisch, lebte der Verfasser (manche Kritiker nehmen zwei an) in Ägypten, wahrscheinlich in der hellenistischen Gelehrtenstadt Alexandrien, und schrieb sein Opus, das er dem (angeblich) Weisesten der Israeliten in den Mund legt, entweder im 1. vor- oder im 1. nachchristlichen Jahrhundert. Die Fortwirkung dieser Fälschung war groß[86].

An Salomo knüpfen noch zwei jüngere «Apokryphen» an. Einmal die erst im 17. Jahrhundert wiederentdeckten «Psalmen Salomos». In keinem der 18 Psalmen selbst namentlich erwähnt, wurden sie dem berühmten König wohl aus Prestigegründen unterschoben, um Aufmerksamkeit und die Erhaltung des Werkes zu erreichen – eine Anknüpfung an den David zugeschriebenen kanonischen Psalter, dessen Form auch (schlecht) imitiert wird. Zunächst hebräisch verfaßt, stammen diese Psalmen von einem (oder mehreren) orthodoxen Juden, und mit Sicherheit erst aus der Mitte des 1. vorchristlichen Jahrhunderts.

Die «Oden Salomos», eine Sammlung von 42 Liedern, syrisch überliefert (außer Ode 2), doch ursprünglich griechisch geschrieben, kommen aus christlichen Kreisen des 2. Jahrhunderts, ohne daß der Abfassungsort auszumachen wäre. Offenbar um seinem Machwerk den Anschein der Echtheit zu geben, hat der Autor den Parallelismus membrorum aus der hebräischen Poesie nachgeahmt. Bemerkenswerterweise ist die Fälschung die älteste uns bekannte christliche Hymnensammlung. «Die Lieder, die alle mit ‹Halleluja› schließen, dienen dem jubelnden Lobpreis Gottes» (Nauck)[87].

Außer den Moses, David und Salomo zu Unrecht zugeschriebenen Büchern des Alten Testaments sind auch dessen weitere frühe Teile – Richter, Könige, Chronik u. a. – Produkte viel späterer Zeit und anonym, sind sie sämtlich lange nach den Ereignissen, die sie schildern, endgültig zusammengestellt worden.

Dem Buch Josua, das der Talmud, viele Kirchenväter und noch jüngere Autoren Josua selbst zuschreiben, sprechen manche Bibelwissenschaftler jede historische Verläßlichkeit ab. Doch auch

für wohlwollendere Betrachter ist es als Geschichtsquelle «nur mit Vorsicht... zu benutzen» (Hentschke). Zu offensichtlich setzt es sich aus einer Vielfalt von Legenden, ätiologischen Sagen, lokalen Überlieferungen zusammen, die man in verschiedenen Zeiten ergänzt, willkürlich verknüpft und mit Josua in Verbindung gebracht hat, von dem schon Calvin klar erkannte, daß er das Buch nicht geschrieben haben kann. Die Endredaktion stammt erst aus dem 6. Jahrhundert aus der Zeit des babylonischen Exils (das nach der Bibel einmal etwa 67, einmal 73, einmal 49 Jahre gedauert hat). Ganz ähnlich verdanken die Bücher Samuel ihre Entstehung einer losen Überlieferung, sehr verschiedenen Traditionen und Kreisen, sehr verschiedenen Redaktoren oder Editoren, sehr verschiedenen Epochen[88].

Sogar ein großer Teil der prophetischen Literatur ist, bewußt oder durch Zufall, pseudonym, auch wenn andere Teile von dem Propheten stammen, unter dessen Namen sie stehen und die Visionen, die Auditionen, subjektiv durchaus wahr, «echt» gewesen sein können (die spätere literarische Arbeit daran einmal beiseite). Das läßt sich mit Sicherheit weder beweisen noch bestreiten. Vieles aber ist selbst in den prophetischen Büchern, die zu Recht den Namen ihres Verfassers tragen, schwer abgrenzbar, ist in späterer Zeit stark redigiert, also erst nachher hinzugefügt, erheblich verändert, aus dem Zusammenhang gerissen, vieles interpoliert worden, ohne daß man gewöhnlich weiß, wann und von wem.

Ganz besonders gilt das auch für das Jesaja-Buch, eines der längsten und berühmtesten Bücher der Bibel, von dem bereits Luther erkannte, daß es Jesaja ben Amos nicht herausgegeben hat. Die sogenannte große Jesaja-Apokalypse (Kapitel 24–27), eine Sammlung von Weissagungen, Liedern, Hymnen, ist erst verhältnismäßig spät dazu geschwindelt worden (ihre letzte Gestalt erhielt sie im 3. oder frühen 2. Jahrhundert), anscheinend in absichtlicher Nachahmung des jesajanischen Stils. Und gerade das besonders bekannte und folgenreiche 53. Kapitel stammt, wie alles andere von Kapitel 40–55, nicht von Jesaja, den man lange (bis zu Eichhorn, 1783) für den Autor hielt. Vielmehr schrieb es

ein unbekannter, zwei Jahrhunderte jüngerer Verfasser aus der Zeit des babylonischen Exils, ein Mann, der wahrscheinlich in den Klagefeiern der verbannten Juden zwischen 546 und 538 aufgetreten ist, meist Deuterojesaja (zweiter Jesaja) genannt wird und in mancher Hinsicht bedeutender erscheint als Jesaja selbst.

Gerade dieser Einschub aber – in dem Bestreiter der Geschichtlichkeit Jesu (neben dem Gerechten in der gleichfalls gefälschten «Weisheit Salomos») die Keimzelle für die Ausschmückung des evangelischen Jesusbildes und des Christentums erblicken – wurde in umfassender und eindeutiger Weise das Vorbild für die Leidensgeschichte Jesu. Erzählt das 53. Kapitel doch, wie der Gottesknecht, der «Ebed-Jahve», verachtet und gemartert wurde und zur Vergebung der Sünden sein Blut vergoß. Das Neue Testament enthält mehr als hundertfünfzig Anspielungen und Hinweise darauf. Und viele frühchristliche Schriftsteller zitieren das 53. Kapitel ganz oder auszugsweise. Auch Luther deutete diese «Weissagung», das schuldlose Leiden des jesajanischen Gottesknechtes (das ja schon geschehen war!), noch auf Jesus. Und selbstverständlich bestätigt auch die Päpstliche Bibelkommission noch am 29. Juni 1908 den traditionellen Standpunkt. Doch nehmen inzwischen auch (fast) alle katholischen Exegeten die babylonische Datierung an. Und die letzten Kapitel des «Jesaja» (56 bis 66) sind aus abermals jüngerer Zeit. Man spricht etwas irreführend (seit Duhm, 1892) von einem Tritojesaja (dritter Jesaja), von der Forschung mit einem ironischen vivat sequens begrüßt; wahrscheinlich stammen diese Kapitel von mehreren nachexilischen Verfassern. Jedenfalls sind u. a. Jes. 56,2–8 und 66,16–24 auch nicht von «Tritojesaja», sondern wieder später eingefügt. Erst um 180 v. Chr. lag das Jesaja-Buch «im wesentlichen in seiner heutigen Gestalt vor» (Biblisch-Historisches Handwörterbuch)[89].

Dem Propheten Jesaja werden auch einige «Apokryphen» zugewiesen: das jüdische «Martyrium des Jesaja», wahrscheinlich aus dem 1. vorchristlichen Jahrhundert und später noch einmal christlich bearbeitet; die «Himmelfahrt des Jesaja», wahrscheinlich aus dem 2. Jahrhundert, ein auf christlicher Seite gefälschtes

Opus mit jüdischem Einschlag, worin «Jesaja» berichtet, wie er zum siebten Himmel reist und das ganze Christusdrama schaut; endlich die «Vision des Jesaja», eine zusätzliche christliche Fälschung zum «Martyrium des Jesaja», der jüdischen Fälschung[90].

Nicht viel anders als mit dem biblischen Jesaja-Buch steht es mit dem Buch des Propheten Sacharja, an den im Jahr 521 «das Wort des Herrn» erging. Seine gleichfalls ins Alte Testament aufgenommene Schrift enthält 14 Kapitel. Doch nur die ersten acht sind von ihm. Der ganze Rest, die Kapitel 9 bis 14, wurden, wie sich aus vielen Gründen ergibt, erst hinzugefügt; nach vielen Bibelwissenschaftlern während der Feldzüge Alexanders des Großen (336–323 v. Chr.)[91].

Wie das Jesaja-Werk verbindet auch das Buch Ezechiel, so gut wie durchweg in der Ich-Form geschrieben, Unheil- und Heilsprophetie, Schelt- und Drohreden mit Hymnen und verlockenden Verheißungen. Lange galt es unangefochten als Schrift des wohl symbolstärksten jüdischen Propheten, des Mannes, der 597 v. Chr. mit König Jojachin (I 96) von Jerusalem nach Babylon ins Exil zog. Ja, bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts erblickte man im Buch Ezechiel fast allgemein ein Werk des Propheten selbst und eine gänzlich authentische Einheit. Seit den literarkritischen Untersuchungen R. Kraetzschmars (1900) und mehr noch J. Herrmanns (1908, 1924) setzte sich jedoch die Überzeugung durch, daß dies angeblich so einheitliche Buch sukzessiv entstanden ist und eine spätere Hand es überarbeitet hat. Einige Forscher schreiben Ezechiel sogar bloß noch die poetischen Partien zu, die prosaischen aber dem Bearbeiter, der demnach zumindest umfangmäßig den Hauptteil, immerhin rund fünf Sechstel, fabriziert hätte. Nach W. A. Irwin stammen von den insgesamt 1273 Versen nur 251 von Ezechiel, nach G. Hölscher gar nur 170. Andere Forscher halten zwar an der Authentizität der Schrift fest, nehmen aber mehrere Redaktionen und Redaktoren an, die zwischen die für echt gehaltenen Stücke gefälschte einschoben und auch sonst allerlei manipulierten. Bezeichnenderweise schreibt die jüdische Tradition das Werk nicht dem Propheten Ezechiel zu, sondern den «Männern der großen Synagoge»[92].

Ganz eindeutig und durchgehend gefälscht wurde das Buch Daniel, was bereits der große Christengegner Porphyrios (I 210 ff) bewundernswert klar erkannt hat. Zwar fielen seine eigenen fünfzehn Bücher «Gegen die Christen» den Vernichtungsbefehlen schon der ersten christlichen Kaiser zum Opfer. Doch einiges blieb durch Auszüge und Zitate erhalten, darunter auch die folgenden Sätze des Hieronymus im Prolog seines Daniel-Kommentars: «Gegen den Propheten Daniel hat Porphyrios das XII. Buch (seines Werkes) gerichtet; er will nicht anerkennen, daß das Buch Daniel von dem, dessen Namen es im Titel trägt, verfaßt worden sei, sondern von jemandem, der zur Zeit des Antiochos Epiphanes (d. h. ca. 400 Jahre später) in Judäa lebte, und er meint, daß Daniel nicht etwa Zukünftiges vorausgesagt, sondern jener lediglich Vergangenes nacherzählt habe. Was er über die Zeit bis zu Antiochos gesagt habe, entspreche der Wahrheit; wenn er aber darüber Hinausliegendes in Betracht gezogen habe, so habe er, da ihm die Zukunft ja unbekannt gewesen sei, falsche Angaben gemacht»[93].

Das Buch Daniel soll von dem angeblich im 6. Jahrhundert am babylonischen Königshof lebenden Propheten Daniel stammen, dessen Autorschaft in der Neuzeit auch Thomas Hobbes schon bezweifelte. Inzwischen wurde sie von der kritischen Forschung längst preisgegeben. Das katholische «Lexikon für Theologie und Kirche» aber schreibt noch 1931: «Die einzelnen Episoden können in ihrem Kern in sehr frühe Zeit zurückreichen, auch in die des Daniel ... Die katholischen Exegeten halten zum großen Teil an Daniel als Verfasser des Buches im wesentlichen fest». Hauptsächlich die Ich-Form der Visionen Kapitel 7–12 (und selbstverständlich sein Platz in der «Heiligen Schrift») ließ die christliche Tradition so lange an «Daniels» Urheberschaft glauben, von dessen Leben und Wirken wir nur durch sein eigenes Werk wissen. Es kam wahrscheinlich als letztes in den Kanon des Alten Testaments und muß somit als authentisch verteidigt werden. In Wirklichkeit stammt die «Offenbarungsschrift» aus der Zeit des Syrerkönigs Antiochos IV. Epiphanes (I 105 ff), vermutlich aus dem Jahr des Makkabäer-Aufstands 164 v. Chr. Ergo lebte der

Autor lange nach den Ereignissen, die er im historischen Teil seines Buches in der dritten Person beschreibt (Kap. 1–6). So aber kann «Prophet Daniel», der vier Jahrhunderte früher als Diener des Königs Nebukadnezar in «Babel» wirkt und sich «auf Gesichte und Träume jeder Art» versteht, leicht prophezeien; das hat Porphyrios schon aufgedeckt. Dagegen gerät dem «Propheten» im historischen Teil der Schrift, in der Zeit, in der er angeblich lebte und die er schildert, verständlicherweise allerlei durcheinander. So ist Belsazar, der Veranstalter des berühmten Gastmahls, zwar zeitweise Regent, doch nicht «König» gewesen. Belsazar war auch nicht der Sohn Nebukadnezars, sondern der Nabonids, des letzten babylonischen Königs (555–539). Artaxerxes kam nicht vor Xerxes, sondern nach ihm. «Darius, der Meder» ist überhaupt keine geschichtliche Gestalt. Kurz, «Daniel» war im Visionären weit besser zu Hause als in der Zeit, in der er gelebt haben soll. Sonderfälschungen sozusagen in der Fälschung sind einige besonders bekannte (von den Katholiken deuterokanonisch, von den Protestanten apokryph genannte) Stücke in der Septuaginta, wie die Geschichte von den drei Jünglingen im Feuerofen, von der Susanna, die Erzählungen vom Bel und vom Drachen. Auch diese Sonderfälschungen stehen somit noch heute in der katholischen Bibel[94].

Das Buch Daniel ist die älteste Apokalypse und unter all den anderen Apokalypsen die einzige, die ins Alte Testament gelangt und damit kanonisch geworden ist. In die katholische Bibel kam allerdings eine weitere eindeutige Fälschung, das «deuterokanonische» Buch Baruch, womit wir uns einer speziellen, aus lauter Fälschungen bestehenden Literaturgattung zuwenden, die dann ganz organisch, geradezu bruchlos ins Christentum übergeht.

Die jüdische Apokalyptik

Die Apokalyptik (von griech. apokálypsis, «Enthüllung») spielt eine wichtige Rolle, eine Art Übergangsrolle zwischen dem Alten und Neuen Testament, besonders in der Zeit vom 2. Jahrhundert v. Chr. bis zum 2. Jahrhundert n. Chr. Man kann in der Apokalyptik eine Abart der jüdischen Eschatologie sehen, sozusagen eine inoffizielle, ins Kosmische, Jenseitige ausufernde Eschatologie neben der offiziellen nationalen der Rabbinen. Im Gegensatz zu dieser war die apokalyptische Literatur universalistisch; sie umfaßte Erde, Himmel und Hölle. Doch ihr Anhang führte eher ein Konventikeldasein (nicht unähnlich vielen Sekten heute und ihrem Verhältnis zu den Kirchen).

Die Forschung sieht in diesem Schrifttum ein «Bindeglied» zwischen dem Alten und Neuen Testament und zählt die Apokalyptik zur zwischentestamentlichen Periode. Dies erscheint um so sinnvoller, als (auch und gerade) die Apokalyptiker – Juden, deren genauere Herkunft (Essener, Pharisäer, Chasidäer) sich nur schwer feststellen läßt – Fälscher sind, Leute, die nicht unter ihrem Namen, sondern pseudonym schreiben; die ihre Enthüllungen göttlicher Geheimnisse, der Urzeit, Endzeit, des Jenseits, ihre mysteriösen Offenbarungen der Zukunft auf Träume, ekstatische Entrückungen (gelegentlich bis in den Himmel, u. a. Henoch, auch der christliche Apokalyptiker Johannes), auf «Visionen» zurückführen, während die Propheten sich meist auf «Auditionen» berufen. Häufig werden die Erleuchteten und zu Erleuchtenden von einem Offenbarungsmittler, Deuteengel, einem «angelus interpres» begleitet, der ihnen das Geschehene deutet – und uns natürlich.

Typisch für die oft nur so gebetsüberschwemmten Fälschungen ist ihr stark von iranischen Vorstellungen geprägtes dualistisches Weltbild, ihre Lehre von den zwei Äonen, einem vorläufigen und einem ewigen Äon. Typisch ist, daß sie die geschauten endzeitlichen Ereignisse, die «Wehen des Messias», als in Kürze bevorstehend schildern. All das reicht von grauenhaften menschlichen und kosmischen Katastrophen (die Weiber gebären nicht mehr,

die Erde wird unfruchtbar, die Gestirne geraten durcheinander) bis zum göttlichen Gericht und phantastisch ausgemalter messianischer Herrlichkeit; wozu nicht zuletzt die Qualen der Gottlosen gehören, woran man sich weidlich erbaute, verbunden mit eindringlichen Mahnungen zu Buße und Umkehr. Die Naherwartung des Endes ist hier ebenso typisch wie die Jenseitshoffnung und der Determinismus, denn von Gott ist «alles vorbedacht» (4. Esra 6), der Anfang und das Ende. «Diese Welt hat der Höchste um vieler willen geschaffen, aber die zukünftige nur für wenige» (4. Esra 8,1) – wieder eine Demonstration mehr seines Allerbarmens. Weiter ist charakteristisch für die Zwischentestamentler, daß sie ihr Opus, das voller geheimnisvoller, verschlüsselter Bilder (Tiere, Wolken, Berge) und komplizierter Zahlensymbolik steckt, einer religiösen Koryphäe der Vorzeit unterschieben, es als von Adam, Henoch, Abraham, von Esra, Moses, Jesaja, Elia, Daniel stammend ausgeben und suggerieren, ihre Schrift sei lange verborgen oder bloß einem Gremium Auserwählter bekannt gewesen; jetzt aber wünsche Gott die weitere Verbreitung[95].

Häufig stellen die Schwindler ihre Geschichtsüberblicke als Prophezeiungen dar, in Futur-Form. Sie sagen, meist viele Jahrhunderte später schreibend als die «Großen» einst vielleicht gelebt haben, denen sie ihre Weissagungen in den Mund legen, natürlich alles sehr präzis voraus. Ihre Leser sind verblüfft und glauben jetzt bereitwillig auch das, was sie für die fernere Zukunft prophezeien an endzeitlichen Schrecken und Herrlichkeiten. Diese «pia fraus», diese «Geschichtsdarstellung als vaticinium ex eventu» (Vielhauer), hat entferntere alttestamentliche Parallelen schon im Pentateuch (1. Mos. 49; 4. Mos. 23 f; 5. Mos. 33), ihr eigentliches Vorbild aber vielleicht in der sibyllinischen Orakelliteratur der hellenistisch-römischen Zeit (S. 64 ff)[96].

Neben der schon vorgestellten biblischen Fälschung «Daniel» gehört auch das Buch Baruch hierher, das angeblich von Baruch ben Nerija, dem Schreiber, Begleiter und Freund des Propheten Jeremia stammt, dessen Weissagungen er im Jahr 605 niederschrieb. Sein eigenes Buch will «Baruch», der als Gottesbote

auftritt und umfangreiche Schauungen empfängt, nach der Zerstörung Jerusalems in Babylon verfaßt haben. Auch will er vieles mehr und besser wissen und auch sagen als die Propheten – und noch 1931 sah das katholische «Lexikon für Theologie und Kirche» «keinen Anlaß, die Autorschaft des Baruch zu beanstanden». Inzwischen wird die Echtheit dieser (wie das gefälschte «Buch Daniel») im Alten Testament stehenden Schrift nur noch von ganz wenigen behauptet, wurde sie doch mehr als ein halbes Jahrtausend nach Baruch verfaßt: der erste Teil vielleicht im 1. Jahrhundert v. Chr. (der früheste Zeitpunkt), der zweite Teil vielleicht erst in der Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr.[97]

Außer dem Baruch-Buch gibt es noch andere gefälschte Baruchschriften, etwa die zu den Pseudepigraphen des Alten Testaments zählende syrische Baruch-Apokalypse ungefähr aus dem frühen 2. nachchristlichen Jahrhundert; ferner eine ganz dem Jenseits geltende griechische Baruch-Apokalypse, auch in slawischer Fassung erhalten, die Baruchs Reise durch fünf (bzw. zwei) Himmel schildert – eine ursprünglich jüdische Fälschung, die aber noch einmal durch christliche Hände gefälscht und frühestens um 130 n. Chr. geschrieben worden ist – um von einer Reihe weiterer auf Baruchs Namen fabrizierter Bücher zu schweigen[98].

Auch unter dem Namen des Moses wurde noch Außerbiblisches erschwindelt; die «Apokalypse des Moses» erst rund eineinhalb Jahrtausende nach seiner mutmaßlichen Lebenszeit durch einen begreiflicherweise gut informierten jüdischen Verfasser. Und in der «Assumptio Mosis», vom Judasbrief des Neuen Testaments benutzt, brilliert der Titelheld nur so als Prophet, indem er die Zukunft Israels bis zum Tod des Königs Herodes voraussagt – allerdings durch den gleichfalls jüdischen Fälscher im 1. Jahrhundert n. Chr.[99]

Andere jüdische Apokalypsen, an denen sich christliche Hände noch stark vergriffen haben, sind: die Apokalypse des Elia, des Zephanja, das apokryphe Ezechiel-Buch, das Testament des Abraham, das auch dessen Reise in den Himmel und zurück berichtet, die Apokalypse des Abraham, worin dieser in Visionen die Zukunft seines Geschlechts und Israels vorausschaut (in

Wirklichkeit wieder der Fälscher etwa zweitausend Jahre später darauf zurückblickt) und andere mehr[100].

Gerade aus der apokalyptischen, von den Christen dann weitergeführten Gattung gingen die Fälschungen fast mit innerer Notwendigkeit hervor; sie wurden typisch für sie. Was lag näher, war leichter, als die «Werke» alter und ältester Autoritäten, der Männer der «besseren» Vergangenheit, der zwölf Erzväter sowie der Daniel, Henoch, dessen Echtheit schon Origenes bezweifelte, Abraham, Noah, Moses, Jesaja, Esra, immerhin eine Liste von zwanzig Namen, just zu der Zeit aufzufinden, da ihre Prophezeiungen, ihre Offenbarungen, einzutreten begannen?!

Weitere Fälschungen des (Diaspora-) Judentums

Nicht wenige literarische Fälschungen der Juden aber verdanken ihr Dasein der Bemühung, einen beträchtlichen Teil der griechischen Philosophie auf den Pentateuch zurückzuführen, den die Griechen angeblich bestohlen hatten. Zum Beweis dieser frechen Unterstellung fälschten die Juden zum Beispiel entsprechende orphische Hymnen; schwindelten sie in die Werke Hesiods und anderer heidnischer Epiker Texte aus dem Alten Testament; machten sie Homer zum strammen Verfechter der Sabbatvorschriften! Abraham erschien als Vater der Astronomie, Moses nahm bereits Platon vorweg, ja, nach Clemens Alexandrinus gewann sogar Miltiades die Schlacht bei Marathon (490 v. Chr.) mit christlicher Strategie: der Feldherrnkunst des Moses. Schon der hl. Justin, der führende Apologet und große Judenfeind des 2. Jahrhunderts (I 127), protzte so: «Wir lehren also nicht dasselbe wie die übrigen, sondern alle andern sprechen nur das Unsrige nach» – damit übrigens gestehend, was er bestreitet, nur in Umkehr der Abhängigkeit[101].

Was hatten die Juden kulturell gegenüber den Griechen zu bieten? Welche großen Philosophen, Dichter? Das Alte Testament?

Auch die heidnische Welt achtete heilige Texte. Die biblischen Bücher aber schätzte sie gering. Das Wesentliche darin stammte für sie aus anderen Religionen, die Weissagungen der Propheten waren ex eventu, die Wundergeschichten töricht, die Zeremonien lächerlich, der jüdische Nationalismus war verhaßt[102].

Die Rabbinenschulen verpflichteten nun zwar zur peinlichen Genauigkeit bei der Überlieferung. «Irgendeinem Schriftgelehrten ein Wort, das er nicht gesagt hat, zu unterschieben, wäre schlechterdings ein Verbrechen gewesen» (Torm). Und doch grassiert in der gleichzeitigen jüdischen Literatur das Phänomen der Pseudonymität in der anrüchigsten Form, wird die sehr expansive jüdische Mission zur Zeit Jesu mit Hilfe einer umfangreichen Propagandaliteratur betrieben, mit bedenkenlosen Fälschungen, gibt es «eine Blüte jüdischer Pseudepigrapha» (Syme)[103].

Gerade in der Diaspora mochten die Juden, trotz des Erfolges ihrer Proselytenmacherei, den Griechen sich besonders unterlegen fühlen. Und diesem Mangel suchten sie abzuhelfen. Sie wollten ihr Judentum, ihren Glauben aufwerten, die Überlegenheit ihrer Religion dartun: indem sie durch angeblich alte Schriften ihre Superiorität bewiesen, die jüdischen Propheten viel älter als die heidnischen Philosophen, jene gleichsam deren Lehrer sein ließen. Indem sie selbst durch Aristoteles Sympathien für den Monotheismus suggerierten, durch Sophokles und Euripides die Vielgötterei angriffen. Oder indem sie Hekataios von Abdera, einem Zeitgenossen Alexanders des Großen, ein glorifizierendes Werk über Abraham zuschrieben. Oder indem sie dem im 6. Jahrhundert lebenden Spruchdichter Phokylides aus Milet im 1. Jahrhundert ein aus 230 Hexametern verfaßtes Lehrgedicht unterjubelten, eine populäre Moralphilosophie, die Griechisches und Jüdisches verknüpft, mit der leiblichen Auferstehung die Fortdauer und Vergöttlichung der Seele verbindet – Selbstbehauptungsbestreben in einer überlegenen Umwelt, ausgeklügelte Werbefeldzüge eben für das hellenistische Judentum unter heidnischer Maske. Und gerade bei den Christen hatten diese Fälschungen viel mehr Erfolg als die pseudepigraphen Apokalypsen und Patriarchenbücher[104].

In diesen Zusammenhang gehört etwa der bekannte jüdisch-alexandrinische Aristeas-Brief, zur Anerkennung und Verherrlichung des Septuaginta-Pentateuchs, des jüdischen Gesetzes und des Judentums überhaupt geschrieben; angeblich im 3. vorchristlichen, tatsächlich im ausgehenden 2., wenn nicht gar erst im 1. Jahrhundert. Der Hofbeamte Aristeas berichtet darin u. a. die Übersetzung des jüdischen Pentateuchs ins Griechische durch 72 jüdische Männer (6 aus jedem Stamm) auf der Insel Pharos in 72 Tagen für die königliche Bibliothek in Alexandrien. Die von 72 auf 70 abgerundete Zahl der Übersetzer gab der ältesten und wichtigsten Übertragung des Alten Testaments ins Griechische den Namen (S. 35). Der frommen Sage nach arbeitete jeder Übersetzer für sich, doch brachte ein jeder, Wort für Wort, denselben Text zustande – was alle Kirchenväter, Augustin eingeschlossen, geglaubt haben[105].

In diesen Problemkreis gehört ferner, daß sich Juden der heidnischen Sibyllen bedienten, indem sie, wie dann die Christen, Sibyllinen schrieben, Prophezeiungen, natürlich unter nichtjüdischen Verfassernamen und natürlich vaticinia ex eventu, glatter Betrug.

Die Sibyllinen (deren Namen selber sibyllinisch und bis heute nicht geklärt ist) waren heidnische Prophetinnen anscheinend des 8. vorchristlichen Jahrhunderts im griechischen Kulturraum, als deren bedeutendste die Erythräa gilt; kaum minder berühmt die von Cumae, die tausend Jahre alt geworden und zuletzt nur noch als flüsternder Laut in der vulkanischen Grotte, ihrem Orakelsitz, umhergeschwebt sein soll. An diese gottbesessenen Seherinnen jedenfalls knüpfte die griechische Sibyllenliteratur an, prophetische Gesänge in Hexametern unheilvollen Inhalts. Und diese literarische Gattung wieder griff im 2. vorchristlichen Jahrhundert eben das Diasporajudentum auf und machte sie zu einem Mittel der Mission, zu ihrem Propagandainstrument. Man fälschte in die heidnischen Texte Attacken auf das Heidentum hinein, vor allem auf den Polytheismus, und bereicherte sie gleichzeitig durch Weissagungen auf Israel, auf die jüngste Vergangenheit und Gegenwart[106].

Auch die «Sibyllinischen Orakel», 14 Bücher voller göttlich inspirierter Weissagungen, deren Entstehung vom 2. vorchristlichen (3. Buch) bis ins 3. oder 4. nachchristliche Jahrhundert reicht (11. bis 14. Buch), bezogen sich auf diese gottbegeisterten Prophetinnen der Alten, ihre geheiligte Autorität. Durch archaisierenden Stil, gekünstelte homerische Einfachheit, durch Verwendung paganen Orakelgutes oder sonstiger Anleihen bei heidnischen Schriftstellern erhielten sie den Anschein von Echtheit, von Originalität, die Glaubwürdigkeit tatsächlicher Prophezeiungen. Schon wegen der Ähnlichkeit der sibyllinischen Drohweissagung mit der alttestamentlichen faszinierten sie das Judentum und galten auch den antiken Christen ausnahmslos als echt, obwohl sie sämtlich teils jüdische, teils christliche Fälschungen sind – nicht etwa dichterischer Kunstgriff, literarisches Stilmittel, wie in Vergils vierter Ekloge die Übertragung Sibyllinischer Orakel auf ein römisches Kind oder die Prophezeiung Miltons gegen Ende von «Paradise Lost».

Die Bücher 1 bis 5 wurden von hellenistischen Juden gefälscht, freilich nicht ohne daß dann Christen durch zahlreiche Einschübe weiter hineingefälscht hätten. Die Bücher 6, 7 und 8 sind rein christliche Fälschungen aus der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts, u. a. mit einem vielgepriesenen Preislied auf Christus und das Kreuzesholz. Bei den Büchern 11 bis 14 ist offenbar schwer zu sagen, wer mehr fälschte, Juden oder Christen. Viele Führer der letzteren haben diese Schwindeleien auch als Autoritäten betrachtet und entsprechend verwendet: Hermas, Justin, Athenagoras, Theophil, Tertullian, Clemens Alexandrinus, Euseb, besonders aber Laktanz (der das 8. Buch 30mal zitiert). Doch noch ein Kirchenlehrer wie Augustinus förderte das Ansehen solcher Falsa, in denen die Sibyllen, der persische Prinz Hystaspes, der Beschützer und erste Anhänger Zarathustras, dieser selbst, der Religionsstifter, Mittler und Erlöser Hermes Trismegistos, Orpheus zu Verkündern Christi wurden, mitunter auch der Jungfrauengeburt, der Gottesgebärerin, und gelegentlich bekämpfte man dabei sogar die Heiden.

Der Einfluß dieser jüdisch-christlichen Sibyllistik war groß und

reicht weit über die Antike hinaus bis zu Dante, Calderón, Giotto, Michelangelo[107].

Seit dem 2. Jahrhundert übernahmen christliche Apologeten die jüdischen Sibyllinen, vor allem, um gegen das christenfeindliche Rom zu kämpfen. Und wie die Juden einst an die heidnische Sibyllistik angeknüpft hatten, so knüpften die Christen nun an die jüdische an. Sie rezipierten diese auch ähnlich, sie bearbeiteten sie und erfanden neue[108].

Jüdisch-christliche «Kooperation»

Vom 2. vorchristlichen bis zum 2. nachchristlichen Jahrhundert ahmte man häufig kanonische Bücher des Alten Testaments nach oder fälschte sie frei weg und gab ihnen biblische Verfassernamen, wie etwa dem pseudohistorischen apokryphen 3. Buch Esra (auch «griechischer Esra» genannt), dem voller altpersischer und griechischer Mythen steckenden und auch im Neuen Testament zitierten Henochbuch, das an jenen Henoch anknüpft, der in den Kainitenlisten von 1. Mos. 4,17 ff der Sohn des Kain und der Vater des Irad, in der Sethitenliste 1. Mos. 5 der Sohn des Jared und der Vater des Methuselach ist. Und obwohl wir durch das Zeugnis der Gräber Palästinas wissen, daß die Lebensdauer jener Zeit nicht mehr als 50 Jahre betrug, behauptet die Bibel (in diesem Fall noch relativ bescheiden), Henochs «ganzes Alter ward 365 Jahre. Und weil er mit Gott wandelte, nahm ihn Gott hinweg und er ward nicht mehr gesehen». Wohin Gott ihn nahm, verschweigt die «Schrift». Dafür wurde er dann von jüdischen und christlichen Kreisen als himmlischer Prophet und Heiliger verehrt und taucht in weiteren Fälschungen auf: im «Buch Jubiläen» 4,23 im Garten Eden, in der «Himmelfahrt des Jesaja» 9,9 (S. 55 f) im siebten Himmel; und natürlich im äthiopischen Henochbuch (von der äthiopischen Kirche kanonisiert) sowie im sehr ähnlichen slawischen Henochbuch, das man im 1. oder 2. nachchristlichen Jahrhundert auf jüdischer Seite gefälscht und

darauf wahrscheinlich noch einmal «in christlichem Geiste überarbeitet» hat (A. van den Born)[109].

So entstanden in jenen Jahrhunderten laufend jüdische «Apocrypha», von vielen Kirchenvätern als echt, manchmal sogar als heilig anerkannt. Und zahlreiche jüdisch-alttestamentliche «Apokryphen» haben Christen interpoliert und erweitert, wie das gerade genannte Buch Henoch. Einige dieser Fälschungen wurden sogar dem Kanon zugezählt: Das im 1. nachchristlichen Jahrhundert unter dem Namen des Esra geschriebene 4. Buch Esra etwa. Oder das 3. Makkabäerbuch, das nichts mit den Makkabäern (I 104 ff) zu tun hat, vielmehr sehr dem gleichfalls gefälschten «Aristeasbrief» ähnelt (S. 64). Oder die 18 Psalmen Salomos (S. 53). Sahen manche Christen doch «in der Fälschung das wirksamste Mittel . . ., die äußeren Feinde des neuen Glaubens zu widerlegen» (Speyer)[110].

Auch das «Testament der zwölf Patriarchen» ist eine dieser ungezählten Betrügereien und zudem ein schönes Beispiel für eine produktive jüdisch-christliche «Kooperation» über Jahrhunderte. Denn dies ungefähr zwei Jahrtausende nach der fraglichen Lebenszeit der Patriarchen frühestens im späteren 1. nachchristlichen Jahrhundert erstellte «Testament» besteht sozusagen, wie erstmals F. Schnapp 1884 in einer gründlichen kritischen Analyse im wesentlichen wohl zutreffend gezeigt hat, zunächst aus einer jüdischen Grundschrift. In diese Fälschung fälschte darauf ein weiterer Jude viele Einschübe hinein. Und diese doppelte Fälschung bereicherte dann ein Christ noch durch entsprechende christliche Einschübe. Ja, noch nachnicaenische Christen haben hier interpoliert[111].

Das «Testament der zwölf Patriarchen» besteht aus zwölf Abschiedsreden der Söhne Jakobs an ihre Nachkommen sowie aus Weissagungen, die sich zweitausend Jahre später gut voraussagen ließen. Von Patriarch Jakob selbst aber, den das 1. Buch Mose 27 «einen gesitteten Mann» nennt, liest man schon 1,36, er heiße mit Recht Jakob, der Hinterlistige, «denn er hat mich nun zweimal betrogen. Meine Erstgeburt hat er genommen, und siehe, nun nimmt er auch noch meinen Segen». Wenn ein solcher, übrigens

schon im Mutterleib von Jahwe bevorzugter Mensch durch ein Linsengericht das Recht der Erstgeburt erkauft und von seinem erblindeten Vater den Segen des Erstgeborenen erschleicht, wenn also der Stammvater Israels bereits im ersten Buch der «Heiligen Schrift» als ausgemachter «Betrüger» erscheint, warum sollte man dann in ihr nicht weiter betrügen, zum Beispiel durch literarische Fälschungen[112]?

Als der katholische Romancier Stefan Andres die «Biblische Geschichte» kompetenterweise nacherzählte, schloß er sein 1965 in Rom geschriebenes Nachwort mit der Bemerkung, er wäre glücklich, wenn die Leser seines Buchs «die in ihm enthaltene Heilige Schrift wie einen atemberaubenden Roman läsen, und vielleicht ist sie es sogar: ein roman fleuve mit vielen Autoren . . .». Und mit vielen Fälschern, wie sich nun gleich auch im Neuen Testament zeigen wird[113].

FÄLSCHUNGEN IM NEUEN TESTAMENT

«... was das Christentum vor allen geschichtlichen Ereignissen voraus hat, ist der Umstand, daß diese Schriftsteller nicht bloß mit ihren eigenen Erfahrungen und mit ihrem ehrlichen Namen für die Treue und Gewissenhaftigkeit ihrer Berichterstattung einstehen, sondern gleich *alles, was sie sind und haben, zum Pfand einsetzen*, der Wahrheit und nur der Wahrheit Zeugnis gegeben zu haben. So etwas hat die Welt noch niemals gesehen ...» Der katholische Theologe F. X. Dieringer[114]

«Außerdem hat die moderne Bibelkritik dafür gesorgt, daß die Bibel wissenschaftlich exakt untersucht wurde. Es steht heute fest: die Bibel ist zu 99% in Ordnung». Der katholische Theologe Alois Stiefvater (mit kirchlicher Druckerlaubnis)[115]

«Die Alte Kirche ist in Mode gekommen. Nicht nur, weil man sich erneut bewußt ist, daß Wasser in Quellnähe am lautersten quillt ...» Der katholische Theologe Frits van der Meer[116]

«Die Fälschungen beginnen in neutestamentlicher Zeit und haben nie aufgehört». Der evangelische Theologe Carl Schneider[117]

Der Irrtum Jesu

Am Beginn des Christentums steht freilich kaum die Fälschung – vorausgesetzt: Jesus von Nazareth ist historisch und nicht der ins Menschliche transponierte Mythus eines Gottes. Hier wird jedoch die Geschichtlichkeit vorausgesetzt, denn sie ist – verschwindende, beachtliche Ausnahmen beiseite – die communis opinio des 20. Jahrhunderts: aber noch kein Beweis. Ebenso billig wie unverschämt indes sind hundertfach kursierende apologetische Betisen, wie die des Jesuiten F. X. Brors (mit Imprimatur): «Aber wo findet sich denn irgend *eine Persönlichkeit, deren Existenz* so *historisch verbürgt ist, wie die Person Christi*? Dann können wir auch einen Cicero, einen Cäsar, ja auch den ‹großen Fritz› und einen Napoleon zur Mythe machen: besser verbürgt als die Existenz Christi ist auch deren Existenz nicht»[118].

Dagegen steht fest: es gibt kein beweiskräftiges Zeugnis für Jesu Geschichtlichkeit aus der sogenannten Profanliteratur. Jedes dieser Zeugnisse hat nicht mehr Wert als die gelegentliche Bezifferung der Länge Christi auf 189 cm, die der Maria auf 186 cm. Sämtliche außerchristlichen Quellen schweigen entweder über Jesus: Sueton etwa, der jüngere Plinius auf römischer Seite, Philon und, besonders eklatant, Justus von Tiberias auf jüdischer. Oder sie kommen nicht in Betracht, wie die «Testimonia» von Tacitus und Josephus Flavius, was heute sogar viele katholische Theologen zugeben. Und ein so wohlangesehener Katholik wie Romano Guardini wußte, warum er schrieb: «Das Neue Testament bildet die einzige Quelle, die von Jesus Kunde gibt»[119].

Wie es aber mit dem Neuen Testament und seiner Zuverlässigkeit steht, das hat die historisch-kritische Theologie in ebenso umfassender wie akribischer Weise gezeigt, und zwar mit weithin negativem Resultat. Sind die biblischen Bücher doch nach den kritischen christlichen Theologen «an der Historie nicht interessiert» (M. Dibelius); «weithin nur eine Anekdotensammlung» (M. Werner); «nur mit äußerster Vorsicht (zu) benutzen» (M.

Goguel); sie stecken voller «Kultlegenden» (von Soden), «Erbauungs- und Unterhaltungsgeschichten» (C. Schneider), voller Propaganda, Apologetik, Polemik, Tendenz. Kurz, der Glaube ist hier alles, die Geschichte nichts[120].

Das gilt auch und gerade von jenen Quellen, die uns fast allein über Leben und Lehre des Nazareners unterrichten, den Evangelien. Alle Leben-Jesu-Darstellungen sind, wie ihr bester Kenner, Albert Schweitzer, schrieb, «hypothetische Konstruktionen». Und dementsprechend sieht auch die moderne christliche Theologie, soweit sie kritisch, dogmatisch nicht geknebelt ist, die historische Glaubwürdigkeit der vier Evangelien in umfassender Weise in Frage gestellt, kommt sie einmütig zu dem Schluß, daß sich vom Leben Jesu so gut wie nichts mehr ermitteln lasse, daß auch die Nachrichten über seine Lehre meist sekundär, hernach hinzugedichtet seien, daß somit die Evangelien weithin keineswegs Geschichte spiegeln, sondern Glauben: die Gemeindetheologie, die Gemeindephantasie des späten 1. Jahrhunderts[121].

Weder Geschichte steht demnach (!) am Anfang des Christentums noch Fälschung; wohl aber als Mittelpunkt, als sein eigentliches Motiv: der Irrtum. Und dieser Irrtum geht auf keinen Geringeren als Jesus zurück.

Wir wissen: der Jesus der Bibel, besonders der Synoptiker, steht ganz in der jüdischen Tradition. Er ist viel mehr Jude als Christ; wie denn die Mitglieder der Urgemeinde seinerzeit auch «Hebräer» hießen – erst die neuere Forschung nennt sie «Judenchristen». Ihr Leben aber unterschied sich kaum von dem der übrigen Juden. Sie sahen auch die jüdischen heiligen Schriften als maßgeblich an, ja, blieben noch mehrere Generationen lang Mitglieder der Synagoge. Jesus propagierte eine Mission auch nur unter Juden (S. 111 f). Er war stark von der jüdischen Apokalyptik beeinflußt. Und diese, besonders die apokalyptisch-henochitische Tradition, wirkte stark auf das Christentum. Nicht von ungefähr betitelte Bultmann eine Studie: «Ist die Apokalyptik die Mutter der christlichen Theologie?» Das Neue Testament jedenfalls wird weithin von apokalyptischen Gedanken geprägt. Es verrät auf Schritt und Tritt ihren Einfluß. «Es kann kein Zweifel

bestehen, daß es vorzugsweise ein apokalyptisches Judentum war, in dem der christliche Glaube seine erste und grundlegende Form gewann» (Cornfeld/Botterweck)[122].

Geradezu die Keimzelle dieses Glaubens aber ist Jesu Irrtum über das unmittelbar bevorstehende Ende der Welt. Solche Enderwartungen waren häufig. Sie bedeuteten auch nicht immer das Weltende, sondern vielleicht nur den Anbruch einer neuen Weltperiode. Man kannte entsprechende Vorstellungen im Iran, in Babylonien, Assyrien, Ägypten, und vom Heidentum übernahmen sie die Juden, gingen sie als Messiasidee ins Alte Testament ein. So wurde auch Jesus einer der vielen endzeitlichen Propheten, verkündete er, wie die jüdischen Apokalypsen, die Essener, Johannes der Täufer, seine Generation als die letzte; predigte er, daß die gegenwärtige Zeit abgelaufen sei und einige seiner Jünger «den Tod nicht schmecken werden, bis daß sie sehen das Reich Gottes kommen mit Macht»; daß sie mit der Mission in Israel nicht zu Ende sein würden, «bis der Menschensohn kommt»; daß Gottes Strafgericht sich «noch an diesem Geschlecht» vollziehe; daß es nicht vergehen werde, «bis dies alles geschehen ist»[123].

Obwohl all das aber schon eineinhalb Jahrtausende lang in der Bibel stand, hat erst Hermann Samuel Reimarus, der 1768 gestorbene Hamburger Orientalist, den Irrtum Jesu klar erkannt, dann Lessing Teile aus der unveröffentlichten, 1400 Seiten umfassenden Arbeit des Gelehrten publiziert. Doch erst um die Wende zum 20. Jahrhundert wurde die Entdeckung des Reimarus durch den Theologen Johannes Weiß entscheidend aufgezeigt und durch den Theologen Albert Schweitzer besonders ausgebaut. Inzwischen gilt die Erkenntnis vom fundamentalen Irrtum Jesu als kopernikanische Tat der modernen Theologie und wird von ihren historisch-kritischen, dogmatisch ungebundenen Repräsentanten fast allgemein vertreten. Für den Theologen Bultmann bedarf es «keines Wortes, daß sich Jesus in der Erwartung des nahen Weltendes getäuscht hat». Und nach dem Theologen Heiler wird «Jesu felsenfeste Überzeugung von dem baldigen Kommen des Gerichtes und der Vollendung ... von keinem ernsten und unbefangenen Forscher mehr bestritten»[124].

VORBOTEN DER FÄLSCHER

Doch nicht nur Jesus hat sich getäuscht, auch *die gesamte Urchristenheit*, da man, wie ein nun ganz unverdächtiger Gewährsmann zugibt, der Freiburger Erzbischof Conrad Gröber (Förderndes Mitglied der SS), «das Wiederkommen des Herrn als demnächstig ansah, wie es nicht nur einzelne Stellen in den Briefen des hl. Paulus, der hll. Petrus und Jakobus und die Apokalypse, sondern auch die Literatur der apostolischen Väter und das urchristliche Leben bezeugen»[125].

Marana tha – Komm, unser Herr, das war der Gebetsruf der ersten Christen. Als aber die Zeit verging und der Herr nicht kam, als sich Zweifel mehrten, Resignation, Spott, Lächerlichkeit, Zwist, da milderte man allmählich die Radikalität der jesuanischen Aussagen. Und schießlich, nach Jahrzehnten, Jahrhunderten, als nicht der Herr kam, sondern die Kirche, da machte diese aus der Naherwartung Jesu die Fernerwartung, aus seinem Reich-Gottes-Gedanken den Kirche-Gedanken, setzte sie an die Stelle des ältesten christlichen Glaubens – das Himmelreich: eine totale Verkehrung, im Grunde eine gigantische Fälschung, innerhalb des Christentums dogmatisch die größte überhaupt[126].

Der Glaube an die Naherwartung des Endes bedingte die späte Entstehung der urchristlichen Schriften entscheidend: erst in der zweiten Hälfte des 1. und im Laufe des 2. Jahrhunderts. Denn Jesus und seine Jünger, die kein abstraktes Jenseits, keinen transzendenten Seligkeitszustand erwarteten, sondern das unmittelbar bevorstehende Eingreifen Gottes vom Himmel her und eine völlige Verwandlung aller Dinge auf Erden, hatten natürlich gar kein Interesse an Aufzeichnungen, Niederschriften, Büchern, zu deren Abfassung sie auch kaum imstande waren.

Und als man schrieb, da schwächte man von Anfang an Jesu Prophezeiungen des so nah bevorstehenden Weltendes ab. Die Christen erlebten dies Ende ja nicht, und so durchziehen die Fragen danach ihre ganze alte Literatur, Skepsis macht sich breit, Unwille. «Wo ist denn seine verheißene Wiederkunft?» heißt es im 2. Petrusbrief. «Seitdem die Väter entschlafen sind, bleibt ja alles

doch so, wie es seit Beginn der Schöpfung gewesen ist». Und aus dem 1. Clemensbrief dringt die Klage: «Dies haben wir auch schon in den Tagen unsrer Väter gehört, und siehe, wir sind alt geworden, und nichts von all dem ist uns widerfahren»[127].

Solche Stimmen werden bald nach Jesu Tod laut geworden sein. Und sie mehren sich durch Jahrhunderte. So reagiert bereits der älteste christliche Autor, der Völkerapostel Paulus. Hatte er den Korinthern zunächst erklärt, die Frist sei «nur noch kurz bemessen», die Welt «geht dem Untergang entgegen», «Wir werden nicht alle entschlafen, wir werden aber alle verwandelt werden», so spiritualisierte er dann den von Jahr zu Jahr suspekteren Endzeitglauben. Er ließ nun die große Welterneuerung, den heißersehnten Äonenwechsel für die Gläubigen innerlich bereits durch Jesu Tod und Auferstehung eingetreten sein. Paulus setzte anstelle der jesuanischen Reich-Gottes-Predigt, anstelle der Verheißung, daß dieses Reich bald auf Erden anbrechen werde (S. 72), nun individualistische Jenseitsgedanken, die vita aeterna. Christus kommt jetzt nicht mehr zur Welt herab, sondern der gläubige Christ kommt zu ihm in den Himmel! Auch die später schreibenden Evangelisten mildern Jesu Endzeitprophezeiung und bringen Korrekturen im Sinne eines Aufschubs an; wobei am weitesten Lukas geht, indem er den Glauben an die Naherwartung durch den Glauben an eine gottgewollte Heilsgeschichte mit Vorstadien und Zwischenstufen ersetzt[128].

Die «Heiligen Schriften» sammeln sich oder Vierhundertjähriges Nachdenken der dritten göttlichen Person

Kein Evangelist hatte freilich die Absicht, eine Art Offenbarungsurkunde zu schreiben, ein kanonisches Buch. Keiner hielt sich für inspiriert, auch Paulus nicht, überhaupt kein neutestamentlicher Autor. Nur die Apokalypse, die mit knapper Not in die Bibel kam, erhebt den Anspruch, ihrem Verfasser von Gott diktiert

worden zu sein. Noch der rechtgläubige Bischof Papias aber hielt um 140 die Evangelien nicht für «Heilige Schriften» und zog ihnen die mündliche Tradition vor. Noch der hl. Justin, der wichtigste Apologet des 2. Jahrhunderts, sieht in den Evangelien (die er kaum nennt, während er das Alte Testament fortwährend bemüht) nur «Denkwürdigkeiten».

Der erste, der von einer Inspiration des Neuen Testaments spricht, der die Evangelien und die Paulusbriefe als «heiliges, göttliches Wort» bezeichnet, ist Bischof Theophilus von Antiochien im ausgehenden 2. Jahrhundert – ein ganz besonderes Kirchenlicht, was schon daraus erhellt, daß er als erster Kirchenmann von der Trinität der Gottheit spricht. Andererseits schrieb er, trotz der von ihm behaupteten Heiligkeit und Göttlichkeit der Evangelien, selber eine «Evangelienharmonie», da jene ihm offenbar zu unharmonisch waren (vgl. S. 76)[129].

Erst in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts erkannte man die Evangelien allmählich als autoritativ an, doch längst nicht überall. Noch im ausgehenden 2. Jahrhundert wurde das Lukasevangelium nur zögernd, das Johannesevangelium nicht ohne beträchtliche Widerstände akzeptiert (S. 113). Ist es nicht auffallend auch, daß die Urchristenheit nicht im Plural von den Evangelien sprach, sondern nur im Singular von *dem* Evangelium? Jedenfalls hatte man im ganzen 2. Jahrhundert «noch keinen festen Evangelienkanon und empfand die Mehrzahl der Evangelien wohl wirklich als Problem» (Schneemelcher)[130].

Deutlich demonstrieren dies zwei berühmte Unternehmen jener Zeit, die beide das Problem der Evangelienvielzahl durch eine Reduktion zu lösen suchten.

Zunächst einmal die weitverbreitete Bibel Markions. Denn dieser «Ketzer» (S. 439), ein wichtiges kirchenhistorisches Faktum, schuf das erste Neue Testament und wurde der Begründer der neutestamentlichen Textkritik, indem er seine «Heilige Schrift» bald nach 140 zusammenstellte. Dabei schied er das blutrünstige Alte Testament (S. 35 ff) völlig aus und nahm nur das Lukasevangelium (ohne die total legendäre Kindheitsgeschichte) und die Paulusbriefe auf, letztere jedoch bezeichnenderweise wie-

der ohne die gefälschten Pastoralbriefe (S. 99 ff) und den ebenfalls unpaulinischen Hebräerbrief (S. 103). Die übrigen Briefe aber reinigte er von «judaistischen» Zusätzen, und sein Tun wurde der ausschlaggebende Grund dafür, daß die katholische Kirche ihre Kanonzusammenstellung begann bzw. beschleunigte, sich überhaupt erst als Kirche zu konstituieren anfing.

Das zweite in etwa vergleichbare Unternehmen war das «Diatessaron» des Tatian. Dieser Schüler des hl. Justin in Rom hat das Problem der Pluralität der Evangelien anders, doch gleichfalls reduzierend gelöst. Er verfaßte (wie Theophilus) eine Evangelienharmonie, indem er die drei synoptischen Erzählungen frei in den chronologischen Rahmen des Vierten Evangeliums fügte samt allerlei «apokryphen» Geschichten (wobei man noch immer darüber streitet, ob er dies Opus in Rom oder Syrien schuf). Jedenfalls hatte es großen Erfolg und wurde von der syrischen Kirche als «Heilige Schrift» bis ins 5. Jahrhundert gebraucht[131].

Die Christen des 1. und weithin auch noch die des folgenden Jahrhunderts besaßen also noch kein Neues Testament. Als maßgebende Texte dienten zuerst, zu Beginn des 2. Jahrhunderts, die Paulusbriefe; dagegen wurden die Evangelien erst seit der Mitte dieses Jahrhunderts im Gottesdienst als «Schrift» zitiert[132].

Die eigentliche «Heilige Schrift» der Christen aber war vordem das heilige Buch der Juden. Noch um 160 beruft sich der hl. Justin in dem bis dahin umfangreichsten christlichen Traktat fast ausschließlich auf das Alte Testament, und zwar meist um die Juden in ungeheuerlicher, manchmal noch Streicher und Hitler in den Schatten stellenden Weise zu verleumden (I 127). Der Namen «Neues Testament» (gr. hē kainē diathékē, «der neue Bund», erstmals von Tertullian mit Novum Testamentum übersetzt) taucht im Jahr 192 auf. Doch damals steht der Umfang dieses «Neuen Testaments» noch lange nicht fest, streiten die Christen darüber noch durch das ganze 3. und einen Teil des 4. Jahrhunderts, verwerfen die einen, was die anderen anerkennen. «Überall sind Gegensätze und Widersprüche», schreibt der Theologe Carl Schneider. «Die einen sagen: Gültig ist ‹was in allen Kirchen gelesen wird›, die anderen: ‹was von den Aposteln stammt›, die

dritten unterscheiden sympathischen oder unsympathischen Lehrgehalt»[133].

Zwar gibt es um 200 als «Heilige Schrift» in der Kirche ein Neues Testament neben dem Alten, wobei den Kernbestand, wie im früheren Neuen Testament des verketzerten Markion, Evangelium und Paulusbriefe bilden. Doch die Apostelgeschichte, die Offenbarung und die «Katholischen Briefe» sind damals noch umstritten. Im Neuen Testament des hl. Irenäus, des bedeutendsten Theologen des 2. Jahrhunderts, steht der «Hirt» des Hermas, der nicht zum Neuen Testament gehört; aber der Hebräerbrief, der dazugehört, steht nicht darin[134].

Kirchenschriftsteller Clemens Alexandrinus (gest. um 215), immerhin in mehreren Martyrologien unter den Heiligen des 4. Dezember angeführt, kennt kaum eine auch nur halbwegs abgegrenzte Sammlung neutestamentlicher Bücher. Er kommentiert ebenso biblische wie nichtbiblische Schriften, etwa die gefälschte Petrusapokalypse (S. 125 f) oder den Barnabasbrief, den er für apostolisch hält. Hermas, dem Verfasser des «Hirten», attestiert er gar «ein hochbegnadigtes Organ göttlicher Offenbarung», die gefälschte Zwölfapostellehre (S. 131 f) nennt er schlechthin «die Schrift». Er benutzt das Ägypter- oder das Hebräerevangelium genauso wie die «kanonischen» Evangelien, außer«kanonische» Apostelgeschichten genauso wie die apostolischen Legenden des Lukas. Er glaubt an wirkliche Offenbarungen der «Sibylle» und zögert nicht, ein Wort des «Theologen» Orpheus neben eines aus dem Pentateuch zu stellen. Warum auch nicht – war nicht das eine so echt wie das andre[135]?!

Selbst die römische Kirche aber zählt um 200 weder den Hebräerbrief noch den 1. und 2. Petrusbrief noch den Jakobusbrief und 3. Johannesbrief zum Neuen Testament. Und die Schwankungen in der Einschätzung der verschiedenen Schriften sind, die Papyrusfunde neutestamentlicher Texte zeigen es, noch im 3. Jahrhundert sehr groß. Rechnet doch auch noch im 4. Jahrhundert Kirchengeschichtsschreiber Bischof Euseb zu den bei vielen umstrittenen Schriften: den Jakobus-, den Judasbrief, den 2. Brief des Petrus sowie «den sogenannten» 2. und 3. Johannes-

brief. Zu den unechten Schriften zählt er, «wenn man so will», die Offenbarung des Johannes. (Und noch fast um die Wende zum 8. Jahrhundert, 692, approbiert in der griechischen Kirche das Trullanische Konzil Kanonverzeichnisse mit und ohne Johannes-Offenbarung!). Für die nordafrikanische Kirche gehören um 360, nach dem Kanon Mommsenianus, der Hebräerbrief, Jakobusbrief, Judasbrief, nach einer anderen Überlieferung auch 2. Petrusbrief und 2. und 3. Johannesbrief *nicht* zur «Heiligen Schrift». Andererseits rechneten prominente Kirchenväter eine ganze Reihe später von der Kirche verdammten Evangelien, Apostelgeschichten und Briefe zu ihrem Neuen Testament, erfreuten sich im Osten noch bis ins 4. Jahrhundert hinein Barnabasbrief, Hermas, Petrusapokalypse, Didache u. a. großer Wertschätzung oder galten da und dort sogar als «Heilige Schrift». Und noch im 5. Jahrhundert trifft man «apokryphe», das heißt «unechte» Schriften mit «echten» in einem Codex[136].

Die sogenannten Katholischen Briefe benötigten die längste Zeit, um als Gruppe von sieben Briefen in das Neue Testament zu kommen, dessen Umfang als erster der hl. Kirchenlehrer Athanasius, der «Vater der wissenschaftlichen Theologie», von der Forschung auch der Dokumentenfälschung überführt (I 374 ff), im Jahr 367 entschieden festgelegt hat, indem er die bekannten 27 Schriften (darunter 21 Briefe) aufnahm, gleichzeitig eiskalt lügend, bereits die Apostel und Lehrer der apostolischen Zeit hätten den seit je genau feststehenden Kanon geschaffen. Der Entscheidung des Athanasius folgte unter Augustins Einfluß der Westen und begrenzte entsprechend um die Wende zum 5. Jahrhundert den katholischen Kanon des Neuen Testaments definitiv auf den Synoden von Rom 382, Hippo Regius 393 und Karthago 397 und 419[137].

Der neutestamentliche Kanon (im Lateinischen synonym mit «biblia» gebraucht) wurde in Nachahmung des heiligen Buches der Juden geschaffen. Das Wort Kanon, das im Neuen Testament nur an vier Stellen erscheint, erhielt in der Kirche die Bedeutung von «Norm, Beurteilungsmaßstab». Als kanonisch galt, was als Bestandteil dieser Norm anerkannt war; und nach dem endgül-

tigen Abschluß des neutestamentlichen Sammelwerks hat das Wort «kanonisch» so viel bedeutet wie göttlich, irrtumslos. Die gegenteilige Bedeutung bekam das Wort «apokryph»[138].

Der Kanon der katholischen Kirche blieb bis zur Reformation allgemein in Geltung. Dann bestritt Luther die Kanonizität des 2. Petrusbriefes (der manchmal «ein wenig herunter unter den apostolischen Geist» gehe), des Jakobusbriefes («ein recht strohern Epistel»; «stracks wider S. Paulum»), des Hebräerbriefes («vielleicht etwa Holz, Stroh oder Heu mit untermengt») sowie der Apokalypse (weder «apostolisch noch prophetisch»; «mein Geist kann sich in das Buch nicht schicken») und erkannte nur an, was «Christum treibe». Demgegenüber bestand das Konzil von Trient durch Dekret vom 8. April 1546 noch einmal auf sämtlichen Schriften des katholischen Kanons, da Gott ihr «auctor» sei! In Wirklichkeit war ihr «auctor» die Entwicklung, die jahrhundertelang dauernde Auswahl dieser Schriften in den einzelnen Kirchenprovinzen nach ihrem mehr oder weniger häufigem Gebrauch im Gottesdienst und die unwahre Behauptung ihres apostolischen Ursprungs[139].

Wie die Forschung den Heiligen Geist respektiert

Das Neue Testament ist das meistgedruckte und (vielleicht) meistgelesene Buch der Neuzeit. Es wurde in mehr Sprachen übersetzt als jedes andere. Es wurde mit einer Intensität ausgelegt, sagt Katholik Schelkle, «die alles übersteigt. Wäre nicht jedes andere Buch durch eine solche Erklärung längst erschöpft?» Schon möglich. Denn welches andere Buch, vom jüdischen Ahnen einmal abgesehn, bietet, bei manch Gutem, so viele Widersprüche, Legenden, Sagen, soviel sekundäre Gemeindebildungen und Redaktionsarbeit, so viele Parallelen, wie etwa Bultmanns «Geschichte der synoptischen Tradition» zeigt, zu den Märchen der Weltliteratur, angefangen von alten chinesischen Fiktionen über India-

ner-, Zigeunermärchen, Märchen der Südsee bis zum germanischen Sagenschatz, so viele Ungereimtheiten, Unsinnigkeiten, die alle bitter ernstgenommen wurden – ja von vielen noch ernstgenommen werden[140]?

Das Neue Testament ist nicht nur formal, sondern vor allem auch inhaltlich so verschiedenartig, widerspruchsvoll, gegensätzlich, daß der Begriff einer «Theologie des Neuen Testaments» in der Forschung längst mehr als problematisch wurde. Es gibt jedenfalls keine einheitliche Lehre im Neuen Testament, aber erhebliche Abweichungen, Inkongruenzen, schreiende Diskrepanzen – sogar im Hinblick auf das eigentliche «Christuszeugnis». Nur *daß* man den Herrn bezeugt, verbindet das Ganze zu einer höchst heterogenen Einheit. Was aber wurde nicht alles bezeugt schon auf Erden, zumal in den Religionen[141]!

Angesichts dieses Befundes von Inspiration, Irrtumslosigkeit zu sprechen, verschlägt noch dem Spötter die Sprache. Doch die heiligen Väter müssen aufs Ganze gehn, denn dafür ist das Ganze wie geschaffen, und auf dies Ganze nicht zu gehn, wäre für sie gefährlich, das Gefährlichste überhaupt, weshalb sie auch stets, das zeigt Konsequenz, eine grauenhafte freilich, aufs Ganze gingen und gehen.

Die römisch-katholische Kirche hat auf dem Konzil von Florenz (Bulle «Cantate Domino» vom 4. Februar 1442), auf dem Konzil von Trient (4. Sitzung vom 8. April 1546) und auf dem I. Vatikanischen Konzil (3. Sitzung vom 24. April 1870) die Lehre von der Inspiration der Bibel, die bekanntlich Irrtumslosigkeit in sich schließt, zu einem Glaubensdogma gemacht. Sie hat auf dieser letzteren Versammlung dekretiert, daß «die heiligen Schriften, unter Eingebung des Heiligen Geistes verfaßt, Gott zum Urheber haben». Demgemäß bestritten die großkirchlichen Theologen Widersprüche oder gar die pure Möglichkeit von Fälschungen in der Bibel grundsätzlich und bis ins 20. Jahrhundert hinein, wo inzwischen die «Progressisten» einer andren Taktik frönen, wo etwa für den französischen Theologen Michel Clévenot «die unglaubliche Freiheit, mit der die Evangelisten sich untereinander zu widersprechen wagen», gerade die «Einzigartigkeit» Jesu be-

zeugt! Doch Widerspruch und Irrtumslosigkeit, Fälschung und Heiligkeit, Unechtheit und Kanonizität harmonieren, bei aller Katholizität, schlecht miteinander. Auch die den biblischen Verfassern attestierte hohe sittliche und religiöse Würde, ihr angeblich strenges Wahrhaftigkeitsbewußtsein, paßt schlecht dazu. Beruhte und beruht doch die «Autorität» ihrer Bücher gerade darauf, «daß sie die Christusweissagungen der Propheten und das Christuszeugnis der Apostel zuverlässig wiedergeben» (v. Campenhausen). So wehrten und wehren sich die Apologeten meist beredt gegen den Vorwurf der Fälschung, zumal damit auch stets eine spätere Datierung dieser Schriften verbunden ist, bei neutestamentlicher Pseudepigraphie also keine Apostolizität mehr vorliegen kann – «das Spitzenkriterium für Ursprungsnähe»[142].

Natürlich gibt es auch sonst genug Gelehrte, die die Pseudepigraphie noch immer verteidigen, bedeutend für den Humanisten, den Juden, den Christen, und einst «determinative for the thoughts of Dante, Bunyan, and Milton» (Charlesworth). Will doch sogar ein nicht unkritischer Kopf wie Arnold Meyer am Ende seines die Kirchen nicht eben schonenden Artikels über «Religiöse Pseudepigraphie...» das Wort «Fälschungen» (von mir den dezenten Zungenschlägen «seriöser» Szientifik gegenüber stets bevorzugt) vermeiden und «eher von einer antiken Form der dichterischen Schöpfungskraft reden, die sich bemüht, alte Gestalten erneut zum Reden zu bringen, und zwar so wirklich und wirkungsvoll wie möglich, damit die Wahrheit heute wie ehemals einen würdigen Mund und erfolgreiche Vertretung fände»[143].

In Wirklichkeit müssen gerade die Fälschungen der Christen (und Juden) entschieden strenger beurteilt werden als die der Heiden. Zwar kannten auch die Altgläubigen heilige Bücher, in der Orphik etwa, der Hermetik (S. 32 f), aber diese Bücher besaßen nicht die Bedeutung wie die einer ausgesprochenen Buch- und Offenbarungsreligion. Die jüdischen und christlichen Offenbarungen, die Lehren der Propheten und des Jesus, hatten verpflichtenden Charakter, waren unantastbar. Gleichwohl änderten Christen Schriften des Neuen Testaments, aber auch der

Kirchenväter, der Kirchenversammlungen, ja, sie fälschten ganz neue Traktate unter dem Namen von Jesus, seinen Jüngern, den Kirchenvätern, fälschten ganze Konzilsakten[144].

Angesichts der Wichtigkeit des Fälschungsphänomens für die Geschichte des Ur- und Frühchristentums überrascht es einigermaßen – vielleicht aber auch nicht –, wie sehr selbst die Forschung die Hagiographie geschont, wie sehr sie diesen Komplex bis in die jüngste Zeit nicht thematisiert oder gar ganz ignoriert hat. Wurde das prekäre Gebiet von ihr doch derart lange umgangen und übergangen, daß sie noch heute eine «beträchtliche Unwissenheit über die Fälschungsgeschichte bekennen muß» (Brox)[145].

Es spricht wohl für sich, daß Norbert Brox (ein katholischer Theologe!) noch 1973 beziehungsweise 1977 die wissenschaftliche Erforschung altchristlicher Pseudepigraphie «mißlich» nennt. Brox kennt bis dahin überhaupt «keine konsequent betriebene Methodenreflexion für dieses Phänomen auf breiter Basis». Vielmehr sieht er die Forschung auf diesem Gebiet «merkwürdig wenig kommunikativ (bzw. auch untätig)», jedenfalls «noch ganz überraschend wenig und halbherzig mit der Pseudepigraphie als einer Form theologischer Literatur des Christentums beschäftigt»[146].

Zwar tauchten allenthalben tausend Fragen auf, doch sei es erstaunlich, «wie rudimentär, zufällig und unzureichend die Antworten blieben . . ., wie überraschend ‹genügsam› sich die Forschung verhielt», wie bei aller umfassenden und repräsentativen Bestandsaufnahme sie sich doch «sehr schnell mit oberflächlich gewonnenen Pauschalurteilen und improvisierten Wertungen zufriedengab». Für die ältere klassische Philologie war dies überhaupt «kein seriöses Thema». Und was die Untersuchung des jüdisch-christlichen Schrifttums unter diesem Aspekt betraf, so herrschte natürlich auch da «eine große Zurückhaltung», bestand nur «geringe Motivation, das Problem möglicher oder tatsächlicher Fälschung in der biblischen und frühchristlichen Literatur zu thematisieren». Tat und tut man es doch, so läuft hier «bis in die jüngste Zeit hinein die Lösung dann recht unkompliziert und

zielsicher ab . . ., indem die Echtheit sämtlicher biblischer Schriften trotz allem ‹nachgewiesen› wird und Fälschung unvermittelt nach heutigen Maßstäben auf einem moralischen Niveau angesiedelt wird, das für jeden religiös engagierten Schriftsteller (und dann erst recht für die Hagiographen) von vornherein als ausgeschlossen gelten muß oder jedenfalls nachträglich sich als deren moralischem Anspruch und Standard weit unterlegen erweist. Auch wo man es vermeiden will, führt Apologetik die Feder . . .» Der katholische Theologe ferner: «Alle derartigen Bemühungen suchen der Kalamität zu entkommen, daß man Autoren mit nachweislich hohem ethischem und religiösem Anspruch dubioses Verhalten nicht glaubt nachsagen zu dürfen, und sie wollen dazu aus der ganzen Masse von Fälschungen einen integren, religiös motivierten und über Verdacht erhabenen Bereich ausgrenzen.»[147]

Die Christen fälschten bewusster als die Juden und noch viel häufiger

Machen wir uns zunächst eine gravierende Tatsache klar: Von keinem Evangelium, keiner neutestamentlichen, ja, überhaupt von keiner biblischen Schrift besitzen wir ein Original – auch wenn man bis in das Jahrhundert der historischen Aufklärung hinein behauptet hat, das Original des Markusevangeliums zu besitzen, sogar zweimal, in Venedig wie in Prag; und beide Originale in einer Sprache, die kein Evangelist je schrieb, in Latein. Doch auch die ersten Abschriften fehlen. Wir haben nur Abschriften von Abschriften von Abschriften, und noch immer tauchen neue auf. (1967 zählte man mehr als 1500 Handschriften des griechischen Alten und 5236 Handschriften des griechischen Neuen Testaments, wovon allerdings ein und dieselben nicht so selten irrtümlicherweise mehrfach sigliert worden sind. Auch enthalten bloß sehr wenige dieser Schriften das vollständige Neue Testament, und die meisten sind verhältnismäßig jung. Nur die

Papyri reichen weiter zurück, manche bis ins 3. oder 2. Jahrhundert. Doch sind alle sehr fragmentarisch; der älteste Papyrus besteht aus wenigen Worten: Jh. 18,31–33 und 37–38.)[148]

Da man in der Antike Bücher nur handschriftlich vervielfältigte, waren Falsifikate sehr erleichtert, konnte man beim Abschreiben jederzeit Textveränderungen vornehmen, Einschübe machen, Auslassungen oder am Schluß Ergänzungen. So entstanden auch in den neutestamentlichen Handschriften unentwegt unabsichtliche und absichtliche Fehler, Abschreibfehler durch Achtlosigkeit oder Unkenntnis, aber auch bewußte Verfälschungen; letztere ganz besonders in der ältesten Zeit, im 1. und 2. Jahrhundert, als das Neue Testament eben noch keine kanonische Geltung besaß und man sich, das lehren ja auch die sonstigen Fälschungen, nicht scheute, den Wortlaut zu ändern. Fortwährend griffen Kopisten, Redaktoren und Glossatoren in die Texte ein, hat man nach Belieben gestrichen, erweitert, anders geordnet, gekürzt. Man hat geglättet, poliert, hat harmonisiert und paraphrasiert, es entstand eine immer größere Verwirrung, Verwilderung, «ein ganzer Urwald von gegeneinander stehenden Lesarten» (Lietzmann), ein Chaos, das es uns heute unmöglich macht, an vielen Stellen den ursprünglichen Text «mit Sicherheit oder auch nur Wahrscheinlichkeit» festzustellen (Knopf)[149].

Finden sich viele Christen schon mit diesen unleugbaren Fakten schwer ab, so irritiert es ihren «Glauben an das Neue Testament», ihre Gefühle für die große Zeit des Urchristentums noch mehr, daß neutestamentliche Schriften, Bücher der «irrtumslosen» Bibel, daß Werke der frühen Kirche, theologische Traktate, Briefe, Predigten unecht sind, daß sie einen falschen oder gefälschten Namen tragen. Man nennt solche Zuschreibung, sei es durch die Verfasser oder die Überlieferung, Pseudepigraphie.

Mancher christliche Fälscher zwar, vor allem der ältesten Zeit, mag durchaus «guten Glaubens», in «ehrlicher Absicht» gefälscht haben und somit nicht im strengen psychologischen Sinn einer «Lüge», eines Vergehens, schuldig, sondern subjektiv leidlich gerechtfertigt sein; objektiv bleibt sein Tun, was es immer war, eine

Zweckfälschung, Betrug. Niemand bezweifelt natürlich, daß viele unrichtige Verfasserangaben durch alle möglichen Zufälle, durch Verwechslungen, Irrtümer zustande gekommen sind, durch Fehler der Abschreiber, der Herausgeber. Und niemand auch wird solche falschen Zuschreibungen als Fälschungen bezeichnen wollen und dürfen – wenngleich das irrtumslosen, göttlich inspirierten Schriften seltsam zu Gesicht steht.

Immerhin schneidet hier das Alte Testament im Vergleich mit dem Neuen sowie der ur- und frühchristlichen Literatur noch besser ab. Denn den Juden der alttestamentlichen, besonders der frühen alttestamentlichen Zeit war das Fälschungswesen und alles, was es involviert, viel weniger vertraut. Diese Menschen hatten noch nicht den Realitätsbezug, den Wirklichkeitssinn der späteren Christen, die, wenn auch nur *vergleichsweise*, etwas rationaler, weniger mythisch entrückt, etwas geschichtlicher dachten. Die Pseudepigrapha der alten Juden entstanden noch nicht in einer durch konstante «Ketzer»-Bekämpfung geprägten Aura gegenseitiger Beargwöhnung, grassierenden Mißtrauens. Sie wurden deshalb auch noch gar nicht angegriffen, vielmehr begeistert begrüßt. Auf Fälschung waren diese Menschen kaum vorbereitet und haben darum auch viel weniger mit ihrer Möglichkeit gerechnet. Der Vorwurf der Fälschung war unter den Juden längst nicht so in aller Mund und aller Ohren wie dann unter den Christen, als bald jede der vielen «Sekten» fälschte, um ihre Glaubenslehren gegenüber der «Großkirche» durchzusetzen, und diese sich durch Gegenfälschungen behauptete oder dann einfach durch Vernichtung der gegnerischen Schriften. Wo man aber ständig von Fälschung sprach und hörte, kann ein Fälscher kaum noch guten Glaubens gefälscht haben. Die Abfassung echter (!) religiöser Pseudepigraphie (vgl. S. 29) ist da «ziemlich unwahrscheinlich». Und sie nimmt offenbar auch «im christlichen Bereich einen wesentlich kleineren Raum» ein «als im jüdischen und heidnischen» (Speyer). Das heißt: die Christen fälschten mehr, am meisten[150].

Gewiß ist auch im Dschungel ihrer Pseudepigraphie nicht alles bewußte Täuschung, beruht nicht jede falsche Verfasserangabe

auf Absicht, wird vieles einfach Irrtum, Verwechslung gewesen sein. Oft bewirkte die Gleichnamigkeit verschiedener Autoren (Homonymität) falsche Zuweisung, oft der identische Inhalt mehrerer Schriften. Oft überschrieb man einen – aus Versehen, Vergeßlichkeit, wegen Verlust des Namens – namenlos umlaufenden Traktat (Anonymität) mit einem bekannten Namen; was freilich auch mehr oder weniger zufällig geschehen sein mag und dann oft genug (bewußte) Manipulation, gewollte falsche Zuordnung war, methodischer Mißbrauch, eben Fälschung[151].

Eindeutig ist solch gewollte Täuschungsabsicht, wenn man beispielsweise in längst nachapostolischer Zeit für irgendeine Schrift apostolische Autorschaft beansprucht. «Die literarische Ausführung der Täuschung ist dabei so ungeniert exakt gemacht und so bedenkenlos ‹historisch› gehalten, daß man mit gar keiner anderen Beschreibung auskommt als der, daß es sich um wohlüberlegte Irreführung der Leser mit Hilfe literarischer Tricks handelt, um einen bestimmten Zweck mit dem Geschriebenen zu erreichen» (Brox)[152].

In ungezählten Fällen handelt es sich so um (bewußtes) Hintergehen, um Schwindel, Betrug. Und gerade dort, wo man «im Namen des Heiligen und Großen» zu reden wagte, wurde «viel und in ernster Absicht gefälscht» (A. Meyer). Dies aber gilt besonders für die christliche Pseudepigraphie. Zumindest bei fast all den ungezählten apokryphen Schriften vom 3. Jahrhundert bis ins Mittelalter hinein «dürfte die falsche Verfasserangabe weder mit religiösem Erleben noch mit literarischer Fiktion zu erklären sein. Sie wurde bewußt angewendet, um damit zu täuschen» (Speyer)[153].

Ehe wir jetzt die Evangelien unter unserem Gesichtspunkt betrachten, wollen wir uns im Hinblick auf sie und die altchristliche Literatur überhaupt noch der Frage nach den Motiven und Methoden der Fälscher zuwenden.

WARUM UND WIE FÄLSCHTE MAN?

Nun, für das Warum gab es eine Fülle von Gründen. Ein wichtiges Motiv war die Autoritätssteigerung, wenn auch oft nur ein Begleitumstand. Man suchte Ansehen und Verbreitung für eine Schrift zu erringen, indem man einen namhaften Verfasser vortäuschte oder Alter, also durch Rückdatierung Teilnahme an der apostolischen Vergangenheit in Anspruch nahm. «Rechtgläubige» und «Ketzer» verfuhren so, wobei die Fälscher ihre Leser irreführten über den Verfasser, über den Ort und die Niederschrift. Denn unter den wachsenden christlichen Gemeinden gab es mit fortschreitender Zeit natürlich bald neue Probleme, Situationen, Interessen, die die älteste literarische Tradition, die sozusagen klassische Epoche, die apostolische Frühzeit, nicht beantwortet hatte. Da man aber deren Plazet brauchte oder doch wenigstens die legitime Kontinuität zum Ursprung vorspiegeln wollte, fabrizierte man entsprechende Schriften und «Offenbarungen», Falsa, die man vordatierte, als «Norm am Anfang», als verläßliche Wahrheit ausgab. Man überschrieb sie mit dem Namen eines berühmten Christen, behauptete Verfasserschaft durch Jesus, die Apostel, ihre Schüler oder prominente Kirchenväter. Derart steigerte man nicht nur das Ansehen der Fälschung, sondern sicherte ihr auch weite Verbreitung und hoffte zugleich, sie vor Entlarvung zu schützen[154].

Die Katholiken fälschten, um neu auftauchende Probleme der kirchlichen Disziplin, des kirchlichen Rechts, der Liturgie, Moral, der Theologie angeblich im Sinne Jesu und seiner Apostel «apostolisch», also autoritativ, lösen zu können. Ferner fälschten die «Rechtgläubigen», um die oft sehr versierten und infolge ihrer angemaßten Autorität vielgelesenen Fälschungen der «Ketzer», etwa der Gnostiker, Manichäer, Priszillianisten u. v. a., durch Gegenfälschungen zu bekämpfen, zum Beispiel durch das Kerygma Petrou (S. 125), die Paulusakten (S. 136 f), die Epistula Apostolorum (S. 131). Dabei warnen solche Gegenfälschungen gern vor «häretischen» Fälschungen, wie der 3. Korintherbrief (S. 139). Sie beschimpfen und verdammen ihre fälschenden Geg-

ner, indem sie genau das gleiche praktizieren, nur oft noch raffinierter, weniger durchschaubar. Und die «Ketzer» fälschen vor allem zur erfolgreicheren Durchsetzung und Verteidigung ihres vom Kirchendogma abweichenden Glaubens[155].

Gefälscht wurde auch aus kirchenpolitischen und lokalpatriotischen Gründen, etwa zum Erweis der «apostolischen» Gründung eines Bischofsstuhls, dann auch zur Errichtung von Klöstern, zur Sicherung oder Erweiterung ihres Besitzes, zur Propagierung eines Heiligen. Besonders seit dem 4. Jahrhundert stellte man Reliquien her, unechte Heiligenleben, Mönchsviten, Urkunden um rechtlicher und finanzieller Vorteile willen[156].

Schließlich fälschte man, um durch eine Fälschung die «Echtheit» einer anderen zu sichern. Man fälschte auch, um persönlichen Gegnern zu schaden, Rivalen in Verruf zu bringen. Sogar Freunde wurden, wenn auch selten, durch eine Fälschung verteidigt, wie die vermeintlichen Briefe des Comes Bonifatius zeigen[157].

Nur selten allerdings wird uns der Name eines Fälschers übermittelt, wie der des Katholiken Johannes Malalas (Rhetor oder Scholasticus: II 384), über den wir sonst nichts wissen. Er soll 565 Patriarch von Konstantinopel geworden sein und in Alexandrien die Monophysiten durch Fälschungen bekämpft haben, und zwar unter dem Namen des monophysitischen Gegenpatriarchen Theodosius von Jerusalem und unter dem Namen Petrus des Iberers, des gleichfalls monophysitischen Bischofs von Majuma (bei Gaza). Zacharias Rhetor, ein Monophysit, berichtet darüber in seiner Kirchengeschichte, Johannes wollte der Menge, nämlich den Dyophysiten unter Patriarch Proterios (II 285,295), «gefallen, sich einen Namen machen, Gold sammeln und wegen dieses eitlen Ruhmes gefeiert werden ... Da er es für möglich hielt, wegen des Inhaltes seiner Bücher getadelt zu werden, gab er sie nicht unter eigenem Namen heraus, sondern schrieb auf das eine Buch bald den Namen des Theodosios, Bischofs von Jerusalem, auf das andere bald den Namen des Petros des Iberers, damit auch die Gläubigen (d. s. die Monophysiten) durch sie getäuscht würden und sie annähmen»[158].

Welcher Methoden bedienten sich die Fälscher?

Die leichteste und wohl auch häufigste Methode der Fälschung war die Verwendung eines falschen, doch illustren Verfassernamens der Vergangenheit – das war im heidnischen Raum schon ganz ähnlich wie im jüdischen, geschieht in christlicher Zeit aber systematischer. Eine alte Autorität zählte in der Spätantike und darüber hinaus in aller Regel mehr als eine neue, zumal wenn der fälschende Autor – die übliche Voraussetzung für sein Tun – sich unterlegen fühlte, keinen «Namen» hatte. Die Berufung auf einen bekannten Zeitgenossen war zu riskant, konnte dieser doch durch eine Erklärung die Fälschung jederzeit aufdecken und so um ihre Wirkung bringen. Zwar muß ein Werk mit einem falschen Verfassernamen als solches noch keine Fälschung sein, doch gewöhnlich ist der Fälscher auch der Verfasser des Werkes. Ungezählte «apokryphe» Bücher, aber auch neutestamentliche Schriften sind so in betrügerischer Absicht entstanden, sind zielbewußte Fälschungen einer in der Antike immer beliebter werdenden Literaturgattung, Machwerke, die den Anspruch erheben, der Feder eines ganz anderen Autors zu entstammen, eines Mannes, der durchaus nicht mit ihrem Verfasser identisch ist, einer Persönlichkeit, die als älter, verehrungswürdig, heilig hingestellt wird[159].

Bei vielen dieser Fälscher sind schwere Mißgriffe, offenkundige Widersprüche, Anachronismen prima facie verdächtig und oft ausreichend zur Unechtheitserklärung, besonders wenn sie von übertrieben betonten Echtheitsbeglaubigungen begleitet werden. Solche Fehler sind etwa: allzu auffallendes Vorherwissen, rückdatierende Konstruktionen, vaticinia ex eventu, eklatante Nachahmung eines späteren Autors oder immer wiederkehrende literarische Muster, stilistische Klischees. Raffinierte Fälscher aber verwenden oft die dreistesten Tricks, die verblüffendsten Details, um Echtheit, Unmittelbarkeit, Einmaligkeit vorzutäuschen. Sie imitieren frappant den Stil. Sie machen, mit scheinbarer Autorität auftretend, die dezidiertesten Aussagen. Sie simulieren situative und biographische Daten, geben genaue Zeit- und Ortshinweise, geschickt eingebaute zeitgeschichtliche Begebenheiten.

Sie sorgen auch für Nebensächlichkeiten, Einzelheiten, um den Anschein der Echtheit zu erzeugen, um die Hauptsache um so glaubwürdiger, den Erfolg der Fälschung desto sicherer zu machen. Sie streuen Anspielungen auf legendäre oder auch geschichtliche Umstände ein, die unbedingte Echtheit suggerieren, den Eindruck der Historizität. Sie steuern falsche, doch klug eingefügte Namen bei (besonders seltene Namen, die Glaubwürdigkeit suggerieren, oder ganz gewöhnliche, die unverdächtig wirken). Sie entleihen große Namen nicht nur der Geschichte, sondern erfinden auch passende Gewährsmänner.

Die Fälscher warnen, indem sie fälschen, ebenso kaltblütig wie geschickt vor Fälschern. Sie warnen mit Fluch und Drohung davor. Sie stellen Echtheitskriterien auf und machen derart die eigene Fälschung plausibler, deren «Authentizität» sie zudem in vielen Briefen durch den Hinweis auf ihre Unterschrift betonen. So schreibt der Katholikos Papa an Kaiserin Helena: «Friedensgruß sende ich, Papa, mit meiner Handschrift deiner gläubigen königlichen Hoheit.» Manche Fälscher beteuern pathetische Augen- und Ohrenzeugenschaft, manche unterschreiben und siegeln, manche leisten am Anfang und Schluß ihrer Fälschung heilige Eide, nur Wahres mitzuteilen, wie der Verfasser eines Sonntagsbriefes, der sich als der Apostel Petrus ausgibt. Ein weiterer Fälscher, Ps. Hieronymus, verspricht für seine Übertragung eines angeblichen Matthäusevangeliums: «Ich werde den Text, wie er im hebräischen Original steht, sorgfältig Wort für Wort übersetzen». Andere Christen zögern auch nicht, um das Vertrauen in ihre Fälschung zu steigern, andere der Fälschung zu bezichtigen. Wieder andere suchen ihren Betrügereien größere Wirkung durch Drohungen zu geben. «Wehe aber denjenigen», warnt der katholische Fälscher der Epistula Apostolorum, «welche dies mein Wort und mein Gebot fälschen». Und die pseudepigraphische Apokalypse des Esra droht: «Wer aber diesem Buche keinen Glauben schenkt, der wird verbrannt wie Sodom und Gomorrha»[160].

Zu den Methoden der Fälscher gehörte es auch, das plötzliche Auftauchen von angeblichen Schriften alter Verfasser durch wun-

derbare Auffindungsgeschichten oder durch die Entdeckung von Abschriften, von angeblichen Übersetzungen fremdsprachiger Originale in Gräbern, in berühmten Bibliotheken oder Archiven glaubhaft zu machen, was das bisherige Unbekanntsein sowie die späte Entdeckung wichtiger Inhalte erklären soll. Auch «Traumoffenbarungen» führten zur Auffindung von Fälschungen oder die Berufung auf «Geheimüberlieferung». Überhaupt gaben die Betrüger gern Visionen vor, Schauungen von Christus, Maria, den Aposteln, und sie beglaubigten die vorgespiegelte Vision durch andere Falsa[161].

Besonders die Fälscher vieler Heiligenleben benutzten den Ich-Bericht, die Augenzeugenschaft zur erfolgreichen Erhärtung ihrer Lügen. Und nicht minder wirkungsvoll operierten vor allem die Fälscher christlicher Offenbarungsbücher, indem sie den Lesern und Verbreitern ihrer Produktionen das Blaue vom Himmel verhießen, ihren Verächtern aber drohten. Die Schwindler warteten auch mit Schwurzeugen als Bürgen ihrer Betrügereien auf und sagten zur Stärkung des Vertrauens in Nebensächlichkeiten sogar einmal etwas Wahres. Und gibt es, wie überall, auch hier wechselnde Moden und Methoden, andere technische und thematische Verfahrensweisen, so doch auch stets wiederkehrende Formen, um nicht zu sagen Kennzeichen, wenn auch kaum gleichbleibend Allgemeines, Typisches[162].

Nun gilt das Vorstehende zwar vor allem für die nachneutestamentliche Zeit, teilweise aber bereits auch für früher. Denn es steht fest, daß schon ältesten Christen das Problem zumal der Pseudepigraphie nicht zu schaffen machte, daß sie (auch) in diesem Punkt nicht sehr skrupulös gewesen sind. Schließlich ist im Christentum um Gottes willen (und der deutsche Aufschrei «um Gottes willen!» bedeutet *nie* etwas Gutes) praktisch – die Geschichte lehrt es – alles erlaubt. Und in der Antike geschahen die meisten Fälschungen zur Stütze des – bergeversetzenden – Glaubens. (Im Mittelalter fälscht man besonders zur Sicherung oder Ausdehnung von Besitz und Macht. Bereits im 9. Jahrhundert werden im ganzen Abendland päpstliche Urkunden gefälscht, natürlich von Geistlichen.) Jedenfalls ist der Anteil der Pseud-

epigrapha an der tradierten Literatur schon des Urchristentums sehr groß, hat es eine rücksichtslose Fälscherpraxis im Christentum stets gegeben, auch in der Frühzeit. «Leider», gesteht der Theologe von Campenhausen, «ist Wahrhaftigkeit in diesem Sinne keine Grundtugend der alten Kirche»[163].

Weder das Matthäus- noch das Johannes-evangelium noch die Offenbarung des Johannes (Apokalypse) stammen von den Aposteln, denen sie die Kirche zuschreibt

Wegen der großen Bedeutung der «apostolischen Tradition» im sogenannten großkirchlichen Christentum gab die katholische Kirche alle Evangelien als Bücher von Uraposteln oder Apostelschülern aus, was ihr Ansehen gerade begründet hat. Doch ist völlig unbewiesen, daß Markus und Lukas, deren Namen über je einem Evangelium stehen, Apostelschüler sind; daß Markus mit dem Begleiter des Petrus, Lukas mit dem Gefährten des Paulus identisch ist. Alle vier Evangelien wurden anonym überliefert. Die früheste kirchliche Bezeugung für «Markus», den ältesten Evangelisten, rührt von Bischof Papias von Hierapolis her, aus der Mitte des 2. Jahrhunderts. In neuerer Zeit aber üben immer mehr Forscher an Papias' Zeugnis Kritik, nennen es «historisch wertlos» (Marxsen), und er selbst gibt zu, Markus habe «den Herrn nicht gehört und begleitet». Markus scheint sogar eher Heidenchrist gewesen zu sein; seine scharfe antijüdische Polemik legt dies nahe. Und ob Lukas Paulusschüler war, ist zumindest fraglich, treten doch gerade typisch paulinische Vorstellungen im Lukasevangelium zurück[164].

Dagegen steht fest, daß der Apostel Matthäus, der Jünger Jesu, nicht der Autor des (wie meist angenommen zwischen 70 und 90 entstandenen) Matthäusevangeliums ist. Wir wissen noch nicht einmal, wie er in den Ruf kam, ein Evangelist zu sein. Offenbar geht die erste Bezeugung auf Kirchengeschichtsschreiber Euseb

zurück, der sich dabei wieder auf Bischof Papias bezieht, von dem er selber schreibt, er müsse «geistig sehr beschränkt gewesen sein». Der Titel «Matthäusevangelium» entstammt späterer Zeit. Er findet sich zuerst bei Clemens Alexandrinus und Tertullian, beide im frühen 3. Jahrhundert gestorben. Hätte übrigens der Apostel Matthäus, der Zeitgenosse Jesu, der Augen- und Ohrenzeuge seines Wirkens, das nach ihm benannte Evangelium verfaßt, hätte er dann derart ausführlich auf Markus sich stützen müssen? War er so gedächtnisschwach? So wenig inspiriert?

Wie auch immer, die gesamte kritische Bibelwissenschaft sieht den Namen des Apostels Matthäus zu Unrecht über dem Evangelium stehn, da dies nicht, wie die altkirchliche Tradition behauptet, hebräisch, sondern ursprünglich griechisch geschrieben worden war. Niemand ist bekannt, der das angeblich aramäische Original gesehen, niemand bekannt, der es ins Griechische übertragen hat, und keinerlei Reste eines aramäischen Urtextes sind in Handschriften oder auch nur Zitaten erhalten. Mit Recht zählt Wolfgang Speyer das Matthäusevangelium den «Fälschungen unter der Maske religiöser Offenbarungen» zu. K. Stendahl vermutet, es sei gar nicht das Werk eines einzelnen, sondern einer «Schule». Jedenfalls geht es auf keinen Augenzeugen zurück – das Urteil beinah der ganzen nichtkatholischen Bibelforschung[165].

Jüngere katholische Theologen drücken sich oft peinlich um diese Tatsachen herum. «Wenn (!) unserem griechischen Matthäusevangelium eine aramäische Urschrift voranging...», schreibt K. H. Schelkle. Ja, wenn... Wenn ist das deutscheste aller Worte, sagt Hebbel. (Und mein Vater quittierte Wenn-Fälle gern mit einem anschaulichen, doch allenfalls in den Anmerkungen zitierbaren Spruch – ein Anreiz für das Gros meiner Leser, sich auch einmal dort umzusehn.) «Ein aramäischer Ur-Matthäus müßte Jahrzehnte vor dem griechischen Matthäus geschrieben sein». Man spürt, sie glauben's selber nicht. (Und einmal dürfen sie dies vielleicht sogar schreiben, wenn es denn gar nicht mehr anders geht. Als 1954 ein «Enchiridium biblicum» kirchliche Dokumente über Bibelfragen in zweiter Auflage gesammelt herausgab, hatten die katholischen Theologen schon nicht mehr alles zu

glauben, was ihnen noch fünfzig Jahre früher zugemutet worden war. Die Sekretäre der Bibelkommission erklärten die einstigen Dekrete durch die Zeitumstände, in denen man sie vor fünfzig Jahren zur Abwehr einer maßlos rationalistischen Kritik erließ ... Aber Zeitumstände gibt es immer, tyrannische Hierarchen auch und Opportunisten wie Sand am Meer. Nicht erst Lichtenberg wußte, doch sagte es, wie meistens, besser als andere: «So viel ist ausgemacht, die christliche Religion wird mehr von solchen Leuten *verfochten*, die ihr Brot von ihr haben, als von solchen, die von ihrer Wahrheit überzeugt sind.»)[166]

Bemerkenswert immerhin, daß sich die drei ersten Evangelien selbst überhaupt nicht als apostolisch ausgeben; ebensowenig die Apostelgeschichte, deren Verfasser wir gleichfalls nicht kennen. Wir wissen nur sicher, daß der Schreiber der Apostelgeschichte alle darin mitgeteilten Reden der Apostel weder dem Gedankengang noch gar dem Wortlaut nach wiedergegeben, sondern daß er alle frei erfunden, daß er seinen «Helden» ganz nach Bedarf – übrigens auch ganz nach den Gepflogenheiten der antiken Historiographie – passende Reden einfach in den Mund gelegt hat. Diese freien Erfindungen aber machen nicht nur ein Drittel der Apostelgeschichte aus, sondern stellen auch ihren theologisch entschieden wichtigsten Inhalt dar, und, besonders bemerkenswert, von diesem Autor stammt immerhin mehr als ein Viertel des ganzen Neuen Testaments. Denn er ist, wie man als sicher allgemein voraussetzt, mit dem Verfasser des Lukasevangeliums identisch, dem Reisebegleiter und «geliebten Arzt» (Kol. 4,14) des Apostels Paulus. Doch weder Lukasevangelium noch Apostelgeschichte wirken sehr paulinisch. Im Gegenteil. Und so kann sich die neuere Forschung beide Werke kaum von einem Paulusschüler geschrieben denken; sie verneint dies gewöhnlich[167].

Die Apostelgeschichte und die drei ersten Evangelien waren keine orthonymen (mit ihrem wahren Namen gezeichneten) und keine pseudonymen, sondern anonyme Erzeugnisse, wie manch andres urchristliche Opus, etwa der neutestamentliche Hebräerbrief. Kein Autor der kanonischen Evangelien nennt seinen Namen, nennt nicht einmal, wie spätere christliche Traktate so oft,

Gewährsleute. Erst die Kirche schrieb diesen sämtlich anonym tradierten Schriften einem Apostel und Apostelschülern zu. Doch Namensunterschiebungen sind «Fälschung», sind «literarischer Betrug» (Heinrici). «Sicher ‹echt› apostolisch», betont Arnold Meyer, «sind nur die Briefe des Apostels Paulus, der kein unmittelbarer Jünger Jesu war». Doch auch längst nicht alle Briefe, die unter Pauli Namen stehen, stammen von ihm (S. 99 ff)[168].

Zu Unrecht erkennt die Kirche seit dem ausgehenden 2. Jahrhundert, seit Irenäus, wenn auch zunächst noch nicht unbestritten, das Vierte Evangelium dem Apostel Johannes zu, dem es die gesamte kritische christliche Bibelwissenschaft seit bald zwei Jahrhunderten abspricht, wofür es eine Reihe schwerwiegender Gründe gibt.

Zwar behauptet der Verfasser dieses Vierten Evangeliums, der auffallenderweise keinen Namen nennt, an Jesu Brust gelegen zu haben und zuverlässiger Augenzeuge zu sein, beteuert er feierlich und wiederholt, «daß sein Zeugnis wahrhaftig» sei, daß er «das gesehen habe ... und sein Zeugnis ist wahr, und er weiß, daß er die Wahrheit sagt, damit auch ihr glaubet ...». Entstanden aber ist dies Evangelium frühestens um 100, und der Apostel Johannes war schon lange vorher getötet worden, entweder im Jahr 44 oder, wahrscheinlicher, 62. Auch hat Kirchenvater Irenäus, der als erster die Autorschaft des Apostels Johannes behauptet, diesen (den er spät noch in Ephesus leben läßt) wohl absichtlich, wie das einem christlichen Heiligen zusteht, mit einem Presbyter Johannes von Ephesus verwechselt. Und der Verfasser des 2. und 3. Johannesbriefes, die man gleichfalls dem Apostel Johannes zuerkennt, bezeichnet sich jeweils eingangs als «der Presbyter»! (Eine ähnliche Verwechslung gab es auch zwischen dem Apostel Philippus und dem «Diakon» Philippus.) Sogar Papst Damasus I. hat in seinem Kanonverzeichnis (382) zwei der Johannesbriefe nicht dem Apostel Johannes zuerkannt, sondern einem «anderen Johannes, dem Presbyter». Und selbst Kirchenlehrer Hieronymus sprach den 2. und 3. Johannesbrief dem Apostel ab. Hat der hl. Bischof Irenäus, der gegen Ende des 2. Jahrhunderts das Evangelium dem Apostel Johannes zuschreibt, nun aber absichtlich

diesen Namen verwechselt oder nicht, getäuscht hat er sich wiederholt; etwa auch behauptet, den Evangelien und der Überlieferung des Apostels Johannes gemäß habe Jesus zwanzig Jahre öffentlich gelehrt und sei mit fünfzig Jahren unter Kaiser Claudius gekreuzigt worden. Verdient ein solcher Zeuge Glauben, zumal er auch sonst von «raffinierter Unwahrhaftigkeit» war (Eduard Schwartz: I 152; 157 f), aber lehrte: «überall predigt die Kirche die Wahrheit» (II 88)[169]?

Doch auch eine Reihe von inneren Gründen, der Charakter des Evangeliums selbst, spricht gegen eine Abfassung durch den «Urapostel». Zum Beispiel hätte er, der Jude, die judenfeindlichste Schrift des ganzen Neuen Testaments geschrieben, um weiteres hier zu übergehen; ich habe es anderwärts zusammengefaßt. Die ganze historisch-kritische Forschung jedenfalls stimmt darin überein: der Autor dieses Evangeliums hat zu den zwölf Aposteln «sicher nicht gehört» (Kümmel)[170].

Die Argumente gegen die Verfasserschaft des Apostels Johannes, des «Evangelisten», sind so zahlreich und schlagend, daß auch katholische Theologen allmählich Bedenken äußern. Sie, die offiziell weiter diese Verfasserschaft vertreten müssen (gern von nachlassendem Gedächtnis, der verblassenden Erinnerung des alternden Apostels sprechen, von seiner «verklärten und höheren Wahrheit»), sie fragen etwa, ob das – auch in späteren Jahrhunderten noch interpolierte: Jh. 5,3 f, 8,1–8,11 – Evangelium des «Johannes» vielleicht «mit Benützung seiner schriftlichen Aufzeichnungen und Entwürfe» (freilich nirgends erwähnt und belegt), «zuletzt durch seine Schüler gestaltet und geschaffen wurde» (Schelkle). Doch die feierliche Versicherung nächster Augenzeugenschaft bleibt bestehen! Und gerade sie «ist aus dem Evangelium schwerlich beweisbar» und deshalb auch der Standpunkt, der Autor sei ein Ohren- und Augenzeuge von Jesu Leben und Wirken gewesen, «heute aufgegeben» (Bibel-Lexikon)[171].

Auch die Offenbarung des Johannes, deren Verfasser sich wiederholt am Anfang und gegen Schluß Johannes nennt, auch Knecht Gottes, Bruder der Christen, allerdings gar nicht als Apostel auftritt, sondern als Prophet, wurde nach altkirchlicher Lehre

von dem Sohn des Zebedäus, dem Apostel Johannes geschrieben. Denn man brauchte natürlich eine «apostolische» Tradition, um das kanonische Ansehen des Buches zu sichern. Nun stand es mit diesem Ansehen lange nicht zum besten. Die christliche Apokalypse, die gerade noch auf den letzten Platz des Neuen Testaments gelangte, wurde schon im späteren 2. Jahrhundert von den sogenannten Alogern verworfen, Bibelkritikern, die sonst kein Dogma leugneten[172].

Aber auch der Origenes-Schüler Bischof Dionys von Alexandrien (gest. 264/65), mit dem Beinamen «der Große» bedacht, bestritt entschieden die Abfassung der Apokalypse durch den Apostel Johannes. Er tat dies in dem zweiten seiner beiden Bücher «Über die Verheißungen» im Kampf gegen den Chiliasmus des Bischofs Nepos von Arsinoë, Ägypten, den er sonst durchaus schätzt «wegen seines Glaubens, seines Fleißes, seiner Beschäftigung mit der Schrift und seiner zahlreichen geistlichen Lieder»[173].

Leider blieben Dionys' beide Bücher, wie auch seine anderen, nicht erhalten. Doch überliefert Kirchengeschichtsschreiber Euseb längere Auszüge daraus. Darin aber teilt Bischof Dionys mit, daß schon früher Christen die «Offenbarung des Johannes» «verworfen und ganz und gar abgelehnt» haben. «Sie beanstandeten Kapitel für Kapitel und erklärten, daß der Schrift Sinn und Zusammenhang fehle und daß der Titel falsch sei. Sie behaupten nämlich, dieselbe stamme nicht von Johannes und sei überhaupt keine Offenbarung, da sie in den so dichten Schleier der Unverständlichkeit gehüllt sei. Der Verfasser dieser Schrift sei kein Apostel, ja überhaupt kein Heiliger und kein Glied der Kirche, sondern Cerinth, der auch die nach ihm benannte cerinthische Sekte gestiftet und der seiner Fälschung einen glaubwürdigen Namen geben wollte».

Der alexandrinische Bischof will nicht leugnen, daß die Apokalypse von einem Johannes verfaßt sei, einem «heiligen und gotterleuchteten Mann». Doch bestreitet er, «daß dieser Johannes der Apostel sei, der Sohn des Zebedäus, der Bruder des Jakobus, von welchem das Evangelium nach Johannes und der katholische Brief stammen». Er verweist darauf, daß der Evan-

gelist nirgends seinen Namen nenne, «weder im Evangelium noch im Brief», und auch «in dem sogenannten zweiten und dritten Johannesbrief» stehe der Name Johannes nicht an der Spitze, sondern ohne Namensnennung heiße es nur «der Presbyter». Dagegen setzte der Autor der Apokalypse seinen Namen gleich an den Anfang. Und das genüge ihm noch nicht einmal. «Er wiederholt: ‹Ich, Johannes, euer Bruder und Mitgenosse in der Trübsal und im Reiche und in der Geduld Jesu war auf der Insel, welche Patmos heißt, um des Wortes Gottes und des Zeugnisses Jesu willen.› Und am Schlusse sprach er so: ‹Selig, wer die Worte der Weissagung dieses Buches bewahrt, und ich, Johannes, der dies sah und hörte.› Daß es ein Johannes war, der diese Worte schrieb, muß man ihm glauben, weil er es sagt. Welcher Johannes es aber war, ist nicht bekannt. Denn er bezeichnete sich nicht, wie es oft im Evangelium heißt, als den Jünger, den der Herr liebte, oder als den, der an seiner Brust geruht, oder als den Bruder des Jakobus, oder als den, der den Herrn mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört. Eine dieser Bezeichnungen hätte er sich wohl beigelegt, wenn er sich deutlich hätte zu erkennen geben wollen. Doch gebraucht er keine davon. Nur unsern Bruder und Genossen nennt er sich und den Zeugen Jesu und einen, der selig ist, da er die Offenbarungen gesehen und gehört»[174].

Kirchenvater Dionys «der Große» untersucht gedanklich, sprachlich, stilistisch sehr aufmerksam Johannesevangelium und Johannesbrief und schreibt: «Völlig anderer und fremder Art ist gegenüber diesen Schriften die Apokalypse. Es fehlt jede Verbindung und Verwandtschaft. Ja sie hat sozusagen kaum eine Silbe damit gemein. Auch enthält weder der Brief – vom Evangelium nicht zu reden – irgendeine Erwähnung oder einen Gedanken der Apokalypse noch die Apokalypse vom Briefe»[175].

Der protestantische Theologe und Bischof Eduard Lohse kommentiert: «Dionys von Alexandria hat zutreffend beobachtet, daß die Offenbarung Johannes und das vierte Evangelium ihrer Form wie ihrem Inhalt nach so weit voneinander unterschieden sind, daß man sie nicht auf denselben Verfasser zurückführen kann.» Es mag dahingestellt bleiben, ob der Autor der Apokalypse mit

seinem Namen Johannes suggerieren wollte, der Jünger und Apostel Jesu zu sein. Er selbst nahm jedenfalls diese Gleichsetzung nicht vor. Das tat erst die Kirche, um seiner Schrift apostolische Autorität und kanonisches Ansehen zu sichern. Und damit beginnt die Fälschung – die Fälschung der Kirche[176].

Keines der vier Evangelien wurde somit von einem «Urapostel» geschrieben. Weder stammt das Matthäusevangelium von dem Apostel Matthäus noch das Johannesevangelium von dem Apostel Johannes noch stammt die Offenbarung des Johannes von dem Apostel. Doch brachten es Menschen fertig, im Alten Testament freiweg wie Gott zu sprechen, warum sollten sie im Neuen Testament nicht alles mögliche Jesus in den Mund legen und seinen Jüngern, die ja, neben dem Alten Testament und Jesus, die dritte Autorität für die Christen waren?

Sechs gefälschte «Paulusbriefe» stehen im Neuen Testament

Eine lange Reihe wichtiger neutestamentlicher Schriften will so mehr oder weniger bestimmt von Aposteln geschrieben worden sein. Bei einigen dieser Schriften zwar kann man zweifeln, ob eine Täuschungsabsicht wirklich vorliegt, bei anderen ist dies wahrscheinlich, bei wieder anderen sicher; wird die Echtheit doch, entgegen dem Tatbestand, ausdrücklich bezeugt. Eine Hauptabsicht ist dabei, das bereits Gewordene, vor allem aber auch das erst noch Erstrebte, als «apostolisch» zu qualifizieren und als Norm verbindlich zu machen[177].

So wurden im Neuen Testament mehrere Briefe auf den Namen des ältesten christlichen Autors, des Paulus, gefälscht, der freilich selbst bekennt, daß es nur darauf ankomme, Christus zu verkünden: «mit oder ohne Hintergedanken».

Völlig unecht im Corpus Paulinum sind die beiden Briefe «An Timotheus» und der «An Titus», die sogenannten Pastoralbriefe. Sie waren seit der Mitte des 2. Jahrhunderts in der Christenheit

bekannt und wurden als Paulinische Briefe schließlich bedenkenlos zum Neuen Testament gezählt – bis ins frühe 19. Jahrhundert. 1804/05 aber bezweifelte J. E. Chr. Schmidt die Echtheit des 1. Timotheus-Briefes, 1807 verwarf ihn Schleiermacher ganz, und 1812 erkannte der Göttinger Gelehrte Eichhorn die Unechtheit aller drei Briefe. Seitdem hat sich diese Erkenntnis unter den protestantischen Forschern durchgesetzt, neuerdings auch immer mehr unter katholischen Exegeten, wenn die Echtheit oder doch partienweise Echtheit (2. Tim. 4,9–22; Tit. 3,12–15: man spricht von Fragmenten- oder Billettenhypothese) selbst heute noch von einigen wenigen namhafteren Auslegern vertreten wird[178].

In allen drei Briefen, wahrscheinlich in Kleinasien zu Beginn des 2. Jahrhunderts entstanden, bezeichnet sich der Fälscher gleich anfangs als «Paulus, ein Apostel Christi Jesu». Er schreibt in der Ich-Form und protzt, gesetzt zu sein «als Prediger und Apostel – ich sage die Wahrheit und lüge nicht –, als Lehrer der Heiden im Glauben und in der Wahrheit». Er zieht hart gegen die «Ketzer» vom Leder, von welchen er schon einige «dem Satan übergeben». Er geißelt «die ungeistlichen Altweiberfabeln», «die Heuchelei der Lügnerredner», die «unnützen Schwätzer und Verführer, sonderlich die aus den Juden, welchen man muß das Maul stopfen». Doch er stopft es auch den Frauen: «Einer Frau gestatte ich nicht, daß sie lehre, auch nicht, daß sie sich über den Mann erhebe, sondern sie sei stille». Und ebenso kuschen sollen die Sklaven und «ihre Herren aller Ehre wert halten»[179].

Diese drei Fälschungen, die bezeichnenderweise in den ältesten Sammlungen der Paulusbriefe fehlen, wurden bereits von dem an Paulus anknüpfenden Markion (S. 75 f) als unecht erkannt. Ja, man schuf sie sehr wahrscheinlich gerade, um Markion durch Paulus widerlegen zu können, wie dies auch mit anderen kirchlichen Fälschungen im 2. und 3. Jahrhundert geschah (S. 120 ff, 128 ff). Und es spricht für sich, daß diese gegenüber Paulus viel späteren und deshalb theologisch wie kirchenrechtlich auch viel weiter entwickelten gefälschten «Paulusbriefe» im Katholizismus sich bald besonderer Beliebtheit erfreuten; daß sie von prominenten Kirchenschriftstellern mit Vorliebe zitiert und gegen die

echten Paulusbriefe ausgespielt worden sind; ja, daß die Fälschungen den fast verketzerten Paulus erst kirchenfähig und zu einem Mann der katholischen Kirche gemacht haben. Gerade mit ihnen haben dann die Päpste ungezählte Male ihre «Ketzer»verdammungen gestützt und die Anerkennung ihrer Lehrentscheidungen verfochten[180].

Gegen die Echtheit der Pastoralbriefe sprechen geschichtliche, mehr aber noch theologische und sprachliche Gründe, und diese Gründe wurden inzwischen nicht nur vermehrt, sondern auch sehr präzisiert. «Für die evangelischen Forscher», schreibt Wolfgang Speyer, einer der besten heutigen Kenner der literarischen Fälschung der Antike, «gilt die Pseudepigraphie der beiden Schreiben an Timotheus und des Briefes an Titus für ausgemacht». Der Theologe von Campenhausen spricht von einer «geistig ungewöhnlich hochstehenden Fälschung» und erkennt sie dem hl. Polykarp zu, dem «greisen Fürsten von Asien» (Euseb). Der katholische Theologe Brox, ebenfalls ein Experte auf dem von der Forschung bisher so vernachlässigten Gebiet, nennt «die literarische Manipulation perfekt», wenn auch «als Fiktion erkennbar», eine «methodisch angelegte Täuschung, eine bewußte und künstlerisch raffiniert durchgeführte Autoritätsanmaßung», wohl «das Kabinettstück» der Fälschung innerhalb des Neuen Testaments. Mehr konservative Gelehrte behelfen sich angesichts der Diskrepanz zu den (sicher) echten Paulusbriefen mit der «Sekretärshypothese», wonach ein Sekretär des Paulus, der ihn längere Zeit begleitet haben müßte, der Verfasser war. («Freilich weiß die Überlieferung von einem solchen Manne nichts»: Bibel-Lexikon.) Oder man besteht auf der «Fragmentenhypothese», der Annahme also, es steckten auch echte Teile, wirkliche Paulus-Texte, in den unechten. Selbst für Schelkle aber «scheinen» die Pastoralbriefe «nicht bloß anders, sondern später als die echten Paulusbriefe zu sein»[181].

Mit hoher Wahrscheinlichkeit ist auch, wie man oft und mit schwerwiegenden Gründen annimmt, der 2. Thessalonikerbrief unter dem Namen des Paulus «bewußt als Fälschung konzipiert worden» (Lindemann).

Das erstemal wurde die Echtheit des 2. Thessalonikerbriefes 1801 wieder durch J. E. Chr. Schmidt (S. 100) bezweifelt, dann die These der Unechtheit entscheidend durchgesetzt vor allem durch W. Wrede 1903. Zu Beginn der dreißiger Jahre meinten Forscher wie A. Jülicher und E. Fascher, daß wir durch die Feststellung einer nichtpaulinischen Verfasserschaft des Briefes «ja nicht allzuviel verlieren». Nun, *wir* nicht. Aber die Bibelgläubigen. Denn wie finden sie sich damit ab, daß durch zwei Jahrtausende (doch nicht nur) diese Fälschung in einer, in ihrer «Heiligen Schrift» stand, ja noch steht? Daß der Fälscher, der vor allem Zweifel an der Parusie, der ausbleibenden Wiederkehr des Herrn, beheben will, am Schluß seines Briefes dessen Echtheit auch noch durch Betonung der eigenhändigen Unterschrift des Paulus bezeugt? «Hier mein, des Paulus, eigenhändiger Gruß. Dies ist das Kennzeichen in jedem meiner Briefe: so schreibe ich . . .» Wie der Fälscher, der uns weitgehend unbekannt bleibt, auch nicht versäumt, vor Fälschungen zu warnen, offenbar um so vom Echtheitsproblem in seinem Fall abzulenken. Niemand solle sich wankend machen lassen, «weder durch eine Offenbarung im Geist noch durch ein Wort noch durch einen Brief, wie von uns gesandt, als ob der Tag des Herrn schon da sei. Lasset euch von niemand verführen, in keinerlei Weise . . .» Er ist sich seines Betrugs also durchaus bewußt. Doch nicht genug: er will mit einem gefälschten Paulusbrief einen echten Paulusbrief desavouieren. So wird die Echtheit des 2. Thessalonikerbriefes «heute nur noch selten» verteidigt (W. Marxsen)[182].

Auch den Kolosserbrief hält die Mehrzahl der Forscher für «deuteropaulinisch», für «unpaulinisch». Und mit hoher Wahrscheinlichkeit ist auch der mit ihm eng verwandte Brief an die Epheser, der von Anfang an als Paulusbrief galt, «bewußt» gefälscht. Bezeichnenderweise finden sich hier Anklänge an alle bedeutenden Paulusbriefe, besonders an den Kolosserbrief, aus dem manche Formulierungen fast wörtlich stammen; ist der Wortschatz auffallend rhetorisch, ja, dieser Brief im Grunde kein Brief, sondern eine Art «Meditation über große christliche Themen» (Guthrie), eine «Mysterien- oder Weisheitsrede» (Schlier).

Und in keinem anderen Paulusbrief wird das Wort «Kirche» so ausschließlich im katholischen Sinn gebraucht[183].

Der Hebräerbrief, von einem Unbekannten vielleicht im ausgehenden 1. Jahrhundert geschrieben, wurde zunächst auch anonym überliefert und von keiner alten Handschrift mit Paulus in Verbindung gebracht. Er enthält den Namen des Paulus auch gar nicht, bringt aber zuletzt «mit betonter Absichtlichkeit die Schlußformeln eines Paulusbriefes» (Lietzmann). Doch bis um die Mitte des 4. Jahrhunderts galt er weithin weder als apostolisch noch paulinisch noch kanonisch, kam aber nur als «Paulus»-Brief ins Neue Testament, und bis zu Luther hielt man ihn fast allgemein dafür. Der Reformator jedoch bestritt dies, fand Holz, Heu und Stroh darin, «eine Epistel von vielen Stücken zusammengesetzt». Und heute schreibt man den Hebräerbrief sogar auf katholischer Seite nur noch selten dem «Paulus» zu.

Seit dem 2. Jahrhundert aber wurde er ihm von der orthodoxen Überlieferung zuerkannt. Er steht in den liturgischen und amtlichen Büchern der katholischen Kirche als «Brief des heiligen Apostels Paulus an die Hebräer». Ebenso im Neuen Testament in der lateinischen Übersetzung (nicht im griechischen Text). Tatsächlich wissen wir weder wo noch von wem er geschrieben worden ist. Und alle Namen, die man als Verfassernamen genannt hat oder nennen könnte, sind nichts als blauer Dunst. – Andere Paulusbriefe gelten der kritischen Theologie als echt, doch enthalten sie, wie auch andere Bücher des Neuen Testaments, einzelne Fälschungen[184].

Nicht weniger als sechs Briefe, die nach der Selbstbezeugung von Paulus geschrieben sein wollen, sind in Wirklichkeit also deuteropaulinisch, nicht von Paulus, stehen aber als Paulusbriefe in der Bibel. Rechnet man den Hebräerbrief hinzu, sind es sogar sieben Briefe.

Alle «Katholischen Briefe» des Neuen Testaments, immerhin sieben, sind Fälschungen

Zu den sogenannten Katholischen Briefen zählen: 1. und 2. Petrusbrief, 1., 2. und 3. Johannesbrief, der Jakobusbrief und der Judasbrief. Noch im 4. Jahrhundert, zur Zeit des Kirchenvaters Eusebius, wurden diese Briefe zwar in den meisten Kirchen verlesen; doch allgemein als echt anerkannt waren nur zwei: der 1. Johannes- und der 1. Petrusbrief. Erst am Ende des 4. Jahrhunderts galten dann im Westen alle «Katholischen Briefe» als kanonisch. Inzwischen freilich sieht das anders aus, erklärt man all diese Briefe, auch wenn sie die alte Kirche unter Verfassernamen geführt hat, als «anonyme bzw. pseudepigraphische Schreiben» (Balz). Von den Johannesbriefen abgesehen, war auch die Briefform der ganzen Gruppe fiktiv[185].

Auf den Namen des Petrus wurden durch einen rechtgläubigen Christen zwei Briefe gefälscht.

Ganz sicher gilt dies von der spätesten Schrift des Neuen Testaments, dem 2. Petrusbrief, heute sogar von katholischen Gelehrten kaum noch bezweifelt. Doch war dieser Brief, der übrigens, schon verdächtig genug, fast den ganzen Judasbrief oft beinah wörtlich sich einverleibt, nicht zufällig bereits in der alten Kirche lange suspekt. Im ganzen 2. Jahrhundert wird er nirgends erwähnt. Zum erstenmal bezeugt ihn, als umstritten, Origenes. Noch im 4. Jahrhundert nennt ihn Bischof Euseb, der Kirchenhistoriker, unecht, Didymus der Blinde, ein prominenter alexandrinischer Gelehrter, zu dessen Schülern Rufinus (I 172 ff) und der hl. Hieronymus zählten, gefälscht.

«Simon Petrus, ein Knecht und Apostel Jesu Christi», so beginnt der Fälscher und behauptet, um sich als Augen- und Ohrenzeuge zu legitimieren, die Herrlichkeit Jesu «selber gesehen» und auch Gottes Ruf bei seiner Taufe «vom Himmel her» gehört zu haben; wobei er nicht nur die Gläubigen mahnt, «fleckenlos und unsträflich» von Gott erfunden zu werden, sondern auch noch gegen «falsche Propheten», «falsche Lehrer» hetzt und rät, sie «wie vernunftlose Tiere» zu fangen und abzutun.

Der 2. Petrusbrief, der als Testament des Petrus aufgefaßt werden will, wurde beträchtliche Zeit nach dessen Tod, vielleicht in der dritten Generation geschrieben und dem Apostel unterschoben, um dem Zweifel an der Parusie zu begegnen (S. 72 ff). Das Schriftstück strotzt von ebenso massiver wie pauschaler «Ketzer»polemik, attackiert aber besonders die Spötter, «die nach ihrem eigenen Gelüst wandeln und sagen: Wo ist denn seine verheißene Wiederkunft? Seitdem die Väter entschlafen sind, bleibt ja doch alles so wie es seit Beginn der Schöpfung gewesen ist». Der dreiste Fälscher, der dieselbe apostolische Autorität wie Paulus beansprucht, täuscht die Fiktion einer petrinischen Herkunft konsequent und nachdrücklich vor, vom Praeskript, vom üblichen Briefeingang, bis zum Schluß. Er stützt sie durch seine Augen- und Ohrenzeugenschaft, er beansprucht, an «die lautere Gesinnung» seiner «Lieben» appellierend, auch den 1. Petrusbrief für sich, obwohl die großen Unterschiede der beiden Briefe die Herkunft von ein und demselben Autor ausschließen[186].

Doch auch der 1. Petrusbrief, für Luther 1523 «eins der edelsten Bücher im Neuen Testament und das rechte lautere Evangelion», ist offensichtlich gefälscht. Und gerade die evidente, von der modernen Exegese bestätigte Verwandtschaft mit den Paulusbriefen, die Luther enthusiasmiert, macht die Verfasserschaft des Petrus von vornherein wenig wahrscheinlich. Hinzu kommt: der Ort der Niederschrift ist angeblich Rom; denn der Autor grüßt zum Schluß ausdrücklich «aus Babylon» (5,13) – ein gebräuchlicher Deck- und Geheimname in der Apokalyptik für die Hauptstadt des Reiches, wo Petrus zuletzt gewesen und anno 64 das Martyrium erlitten haben soll. Aber der Name Babylon für Rom kam nach aller Wahrscheinlichkeit erst unter dem Eindruck der Zerstörung Jerusalems auf, und die war 70 n. Chr., mehrere Jahre nach Petri Tod. Höchst befremdlich ferner, daß das berühmte Kanonverzeichnis der römischen Kirche, der Kanon Muratori (um 200), ausgerechnet den 1. Petrusbrief nicht erwähnt, den Brief ihres angeblichen Gründers (II 58 ff). Übergehen wir weitere, auch formale Kriterien, die eine petrinische Herkunft immer unwahrscheinlicher machen.

Nun lassen Konservative das Schriftstück gern von einem Sekretär des Apostelfürsten stammen; heißt es doch am Ende: «Durch Silvanus, den treuen Bruder – wie ich meine – habe ich euch wenige Worte geschrieben ...» (5,12). Doch beiseite, daß «schreiben durch» auch den Diktat-Schreiber bezeichnen kann oder sogar bloß den Boten des Briefes, die «Sekretärshypothese» scheitert vor allem an der stark paulinischen Theologie der Epistel – «ein durchschlagendes Argument gegen Petrus als Verfasser» (Schrage). Auch von diesem 1. Petrusbrief, dessen erstes Wort «Petrus» lautet mit dem Zusatz «ein Apostel Jesu Christi», sagt neuerdings Norbert Brox in seinem Buch «Falsche Verfasserangaben», er zeige vom Inhalt, Charakter, historischen Umständen her «keinerlei Verbindung zur Gestalt des historischen Petrus ... nichts im Brief macht diesen Namen plausibel». So nimmt man auch für ihn «durchweg heute ... Pseudepigraphie an» (Marxsen), ist er «ohne Zweifel eine pseudonyme Schrift» (Kümmel), kurz, eine weitere, etwa, wie gewöhnlich angenommen, zwischen 90 und 95 fabrizierte Fälschung im Neuen Testament – wobei der Betrüger nicht zögert, den Christen zuzurufen, «in eurem ganzen Wandel heilig» zu sein, «alle Bosheit und alle Falschheit» abzulegen, «nicht Trug» zu reden, nur nach der «lauteren Milch Verlangen» zu haben[187].

Drei biblische Briefe sind nach kirchlicher Lehre von dem Apostel Johannes. Doch in keinem der drei Johannesbriefe nennt der Schreiber seinen Namen.

Der 1. Johannesbrief wird am frühesten, schon gegen Mitte des 2. Jahrhunderts erwähnt und ist dann unumstritten. Der Kanon Muratori nennt um 200 nur zwei Johannesbriefe, den 1. und einen der beiden kleinen Johannesbriefe. Erst zu Beginn des 3. Jahrhunderts bezeugt Clemens Alexandrinus alle drei. Doch gelten der 2. und der 3. Brief bis ins 4. Jahrhundert hinein längst nicht überall als kanonisch. Sie werden, schreibt Bischof Euseb, «nicht allgemein als echt anerkannt», sie sind «entweder dem Evangelisten oder einem anderen Johannes zuzuschreiben»[188].

Nun ähnelt der 1. Johannesbrief in seinem Stil, Wortschatz, seiner Gedankenwelt so sehr dem Johannesevangelium, daß die

meisten Bibelwissenschaftler beide Schriften demselben Verfasser zuschreiben – wie übrigens die Tradition seit je. Da aber das Johannesevangelium nicht von dem Apostel Johannes stammt (S. 95 ff), kann auch der 1. Johannesbrief nicht von ihm sein. Und da der 2. Brief sozusagen eine Kurzfassung (13 Verse) des 1. Briefes ist und man fast allgemein für beide denselben Autor annimmt, kann auch der 2. Johannesbrief nicht von dem Urapostel sein. Und daß er den 3. Johannesbrief schrieb, war schon in der alten Kirche sehr umstritten und schließt, neben anderen Gründen, auch die Selbstbezeichnung «Presbyter» aus. (Beiläufig: während der 2. Brief die «Ketzer» bekämpft, sie weder ins Haus aufzunehmen noch zu grüßen heißt, streiten im 3. zwei kirchliche «Würdenträger», hetzt der Verfasser gegen Diotrephes, der «hochgehalten» sein wolle: «er schwätzt mit bösen Worten wider uns und läßt sich an dem nicht genügen, sondern nimmt selbst die Brüder nicht auf und wehret denen, die es tun wollten, und stößt sie aus der Gemeinde». Die Religion der Liebe – schon im Neuen Testament!)[189]

Heute nehmen sogar konservativere Bibelforscher an, daß der Schreiber der drei Johannesbriefe nicht, wie von der Kirche durch zwei Jahrtausende gelehrt, der Apostel, sondern einer seiner Schüler war und die «johanneische Überlieferung» weitergab. Und von der Hauptepistel, dem seit Anbeginn unumstrittenen 1. Johannesbrief, sagt jetzt Horst Balz: «So wenig der Apostel Johannes, Sohn des Zebedäus und Bruder des Jakobus, als Verfasser des Johannesevangeliums gelten kann, so wenig kann er hinter dem 1. Joh. stehen»[190].

Gefälscht wurde auch der angeblich von Jakobus stammende Brief. Wie die meisten der «Katholischen Briefe», täuscht auch er die Briefform nur vor; sie ist bloße Einkleidung, Fiktion. Überhaupt enthält dieser zeitlich (besonders) schwer einzuordnende Text verhältnismäßig wenig christliche Züge. Er ist angereichert mit vielen Elementen kynisch-stoischer Popularphilosophie, noch mehr mit solchen aus den alttestamentlich-jüdischen Weisheitsbüchern, weshalb manche eine nur leicht überarbeitete jüdische Schrift in ihm sehen. Obwohl der Brief den Anspruch erhebt, vom

Herrenbruder Jakobus geschrieben worden zu sein, schließen das viele und gewichtige Gründe aus. So erwähnt er nur zweimal den Namen Jesu Christi, seines göttlichen Bruders. Er verliert keine Silbe über das jüdische Ritual- und Zeremonialgesetz, benutzt aber, anders als die meisten biblischen Briefeschreiber, zu Beginn die griechische Briefkonvention. Er schreibt überhaupt, jedenfalls für einen neutestamentlichen Autor, ein ungewöhnlich gutes Griechisch, erstaunt durch seinen reichen Wortschatz, seine vielfältigen Kunstformen wie Parechese, Paronomasie, Homoioteleuton u.a. Das und Triftiges mehr macht deutlich, daß dieser Brief, der den immer wieder apostrophierten «Geliebten Brüdern» den «Glauben an Jesus Christus, unsren Herrn der Herrlichkeit» verkündet, nur eine noch geschicktere, eine «intensivere Version von literarischer Fälschung» ist (Brox) als der erste Petrusbrief.

Der Jakobusbrief, im Westen erst spät kanonisiert, fehlt bezeichnenderweise im Muratorischen Kanon, bei Tertullian, Origenes, und noch Bischof Euseb berichtet von seiner mangelnden Anerkennung und umstrittenen Kanonizität. Auch Luther verwarf den Brief (wegen seines unleugbaren Widerspruchs zum Völkerapostel, zum paulinischen sola gratia und sola fide) als «eyn rechte stroern Epistel», ohne «ordo noch methodus» und versprach dem seinen Doktorhut, der den Jakobusbrief (der «Täter des Wortes» fordert; vgl. S. 431) mit den Briefen des Paulus «zusammenzureimen» vermöchte. Luther drohte sogar, er werde «einmal mit dem Jeckel den Ofen heizen» und ihn «schier aus der Bibel stoßen»[191].

Endlich gehört auch der kurze Judasbrief, die letzte Epistel im Neuen Testament, die im ersten Vers von «Judas, Jesu Christi Sklave, dem Bruder des Jakobus» geschrieben sein will, zu den vielen Fälschungen der «Heiligen Schrift», ist doch ausgeschlossen, «daß die Angabe historisch zutrifft». Vielmehr weist auch der Judasbrief «ganz eindeutig in spätere Zeiten» (Marxsen)[192].

Tatsache ist somit, «daß schon in ganz früher Zeit Fälschungen auf den Namen der Apostel vorgekommen sind» (Speyer); daß dabei die Echtheit genau beglaubigt wird, die «Apostel» ihren Namen nennen und in der ersten Person sprechen. Tatsache ist

weiter, «daß wir von allen neutestamentlichen Schriften», wie Theologe Marxsen hervorhebt, «nur zwei Verfassernamen sicher angeben können: Paulus und Johannes (den Verfasser der Offb.)». Und Tatsache ist schließlich, und zwar die bemerkenswerteste: *mehr als die Hälfte aller Bücher des Neuen Testaments sind unecht, das heißt entweder ganz gefälscht oder sie stehen unter einem falschen Namen*[193].

Daß es daneben im «Buch der Bücher» noch eine Fülle von Fälschungen in Form von Einschüben gibt, soll pars pro toto gezeigt werden.

Beispiele für Interpolationen im Neuen Testament

Interpolationen waren bei den Christen sehr beliebt. Immer wieder haben sie derart Schriften verändert, verstümmelt, erweitert, und sie hatten dafür die verschiedensten Gründe. Sie bedienten sich der Interpolationen etwa zur Erhärtung der Geschichtlichkeit Jesu. Oder zur Förderung und Festigung bestimmter Glaubensvorstellungen. Nicht jeder war fähig, gleich ein ganzes Werk zu erschwindeln, aber er konnte recht leicht ein gegnerisches fälschen, indem er zum Nutzen der eignen Sache etwas im eigenen Sinn einschob oder unterdrückte. Man interpolierte auch zur Durchsetzung unpopulärer Meinungen, für die man selber nicht geradestehen, doch unter dem Namen eines Berühmten mehr Erfolg haben mochte; in der Zeit des religiös toleranten Heidentums war dies allerdings weit weniger nötig und deshalb seltener als unter den verfolgungswütigen christlichen Herrschern und Hierarchen[194].

Auch potentere Autoren freilich vergingen sich. Die Briefe des Paulus hat Tatian aus ästhetischen, Markion aus inhaltlichen Gründen überarbeitet. Dionysius von Korinth im 2. und Hieronymus im 4. Jahrhundert beklagen das mannigfache Interpolieren der Evangelien. Der hl. Hieronymus aber, der Patron der

katholischen Fakultäten, der selber die «gewissenlosesten Verleumdungen und Fälschungen» beging (C. Schneider, vgl. I 179 f), nahm im Auftrag des Mörderpapstes Damasus (II 111 ff) eine Revision der lateinischen Bibeln vor, von denen auch nicht zwei in längeren Abschnitten übereinstimmten. Dabei änderte der Patron der Gelehrten den Text der Vorlage für seine «Berichtigung» der Evangelien an etwa 3500 Stellen. Und das Konzil von Trient hat diese «Vulgata», die allgemein verbreitete, von der Kirche jahrhundertelang verworfen, im 16. Jahrhundert für authentisch erklärt[195].

Nun, hier handelt es sich sozusagen um Eingriffe «offizieller» Art. Gewöhnlich aber geschahen sie insgeheim. Und eine der berühmtesten Interpolationen im Neuen Testament ist mit dem Trinitätsdogma verknüpft, das die Bibel, spätere Zutaten beiseite, aus guten Gründen nicht verkündet.

Zwar kannte das Heidentum Hunderte von Trinitäten, stand eine göttliche Dreieinigkeit schon seit dem 4. vorchristlichen Jahrhundert an der Spitze des Weltganzen, hatten alle großen hellenistischen Religionen ihre Götterdreiheiten, gab es die Apis-Trinitätslehre, die Sarapis-Trinitätslehre, die Dionysos-Trinitätslehre, gab es die kapitolinische Dreieinigkeit: Jupiter, Juno, Minerva, gab es den dreimal großen Hermes, den dreieinigen Weltgott, der «allein ganz und dreimal einer» war etc. etc. Nur eine christliche Trinität gab es in den ersten Jahrhunderten nicht. Denn hielt man selbst Jesus bis weit ins 3. Jahrhundert hinein meist nicht für Gott, so dachte da an die Persönlichkeit des Heiligen Geistes, wie dezent der Theologe Harnack höhnt, «kaum einer». (Ausgenommen, seien wir gerecht, der Valentinianer Theodot: ein «Ketzer»! Er hat im späten 2. Jahrhundert wohl als erster Christ Vater, Sohn und Geist Trias genannt, wovon der kirchlichen Tradition noch nichts träumte.) Vielmehr bestand, schreibt der Theologe Weinel, «eine wild durcheinanderwogende Masse von Vorstellungen über diese himmlischen Gestalten»[196].

So taten sich noch im 4. Jahrhundert die größten Kirchenleuchten schwer, die Einheit, Zweiheit und Dreiheit der göttlichen Personen aus der Bibel zu beweisen. Die Zweiheit etwa bewies der

hl. Bischof und Kirchenlehrer Basilius «der Große» aus Gen. 1,26: «Und Gott sprach: Laßt uns einen Menschen machen». Denn welcher Handwerker, sagte sich Basilius, spreche zu sich selbst! «Wer sprach? Und wer schuf?» fragte «der Große», sichtlich vom Heiligen Geist, zu dem die katholische Vergottungschristologie inzwischen fortgeschritten war, erhellt. «Erkennst du darin nicht die Zweiheit der Personen?» Und der jüngere Bruder dieses Heiligen, der hl. Bischof Gregor von Nyssa, «ausgezeichnet durch große spekulative Begabung» (Altaner/Stuiber), demonstrierte die Dreiheit der göttlichen Personen aus Psalm 36,6: «Durch das Wort des Herrn wurden die Himmel befestigt und durch den Odem seines Mundes all ihre Macht». Denn das Wort, so Gregor, ist der Sohn, und der Odem der Heilige Geist[197].

Doch seien wir wieder fair: Trinitäten gab es auch seinerzeit schon im Neuen Testament, ganz echte Trinitäten, nämlich: Gott, Christus, *Engel*; recht häufig sogar, denn sie hatten bereits die Juden. Und immer wieder sei betont: alles, was im Christentum nicht heidnisch war, stammt von den Juden. Auch eine weitere Trinität prangt in der «Heiligen Schrift», in der Offenbarung des Johannes: Gottvater, die sieben Geister und Jesus Christus. Bald darauf kennt der hl. Justin gar eine Quaternität: Gottvater, Sohn, das Heer der Engel und der Heilige Geist. Wie gesagt – «eine wild durcheinanderwogende Masse ...» Doch allmählich wurde die ältere Lehre, die – bis ins 4. Jahrhundert auch in kirchlichen Kreisen weit verbreitete – Engelchristologie, niedergerungen, verketzert, und statt ihrer kreierte man das bis heute wahre Dogma, übrigens für alle christlichen Kirchen: Vater, Sohn und Heiliger Geist[198].

Nun hatte man zwar endlich die rechten Personen beisammen, aber leider noch immer nicht – in der Bibel. Ergo fälschte man sie hinein. Um so notwendiger, als darin ganz falsche Sprüche standen und stehen, selbst von Jesus. Zum Beispiel das Logion bei Matthäus 10,5: «Den Weg zu den Heidenvölkern schlagt nicht ein und betretet auch keine Samariterstadt, geht vielmehr (nur) zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel». Ach, was wäre uns erspart geblieben, nebenbei: auch den Juden, hätten die Christen

dies Jesuswort befolgt! Doch sie hatten längst das Gegenteil getan. Im krassen Widerspruch zu Matthäus 10,5 sagt deshalb ebenda der «Auferstandene» (28,28 ff): «So gehet hin und lehret alle Völker und tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes ...» Der erste Spruch, der Befehl der Judenmission, gilt als echt, gerade weil die Christen bald die Heidenmission betrieben, das Gegenteil des (ersten) Jesusbefehls. Und gerade um diese Praxis zu rechtfertigen, schmuggelte man an den Schluß des Evangeliums den Befehl zur Weltmission. Und hatte, scheinbar ganz beiläufig, auch die biblische Grundlage, den locus classicus, für die Trinität. Doch beiseite, daß Jesu Predigt selbst das geringste Anzeichen einer trinitarischen Vorstellung fehlt, daß auch die Apostel keinen Taufauftrag bekamen: – wie hätte Jesus, der fordert, «nur zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel» zu gehen, aber ausdrücklich «den Weg zu den Heidenvölkern» verbietet, wie hätte dieser Jesus die Weltmission verlangen können? Dieser Befehl, schon seit der Aufklärung immer wieder bezweifelt, gilt allen kritischen Theologen als Fälschung. Kirchliche Kreise schoben ihn ein, um sowohl ihre Praxis der Heidenmission wie der Taufsitte nachträglich zu rechtfertigen. Und um ein biblisches Kronzeugnis zu haben für das Dogma der Trinität[199].

Eben deswegen kam es im 1. Johannesbrief zu einer weiteren, einer scheinbar geringfügigen, doch besonders berüchtigten Fälschung, dem «Comma Johanneum».

Man änderte nämlich – und die Heilige Dreifaltigkeit mag wissen wer, wann und wo – die Stelle 1. Jh.5,7: «Drei sind es, die da zeugen: Der Geist, das Wasser und das Blut, und die drei sind eins» um in: «Drei sind, die da zeugen im Himmel, der Vater und das Wort und der heilige Geist, und die drei sind eins». Der Einschub fehlt in so gut wie allen griechischen Handschriften und so gut wie allen alten Übersetzungen. Er wird vor dem 4. Jahrhundert von keinem griechischen Kirchenvater benützt, wird weder, wie eine genaue Prüfung ergab, von Tertullian noch Cyprian noch Hieronymus noch Augustinus je zitiert. Die Fälschung stammt wohl aus Nordafrika oder Spanien, wo man sie um 380 zum

erstenmal anführt. Zum erstenmal bezweifelt wird sie erst 1689 durch R. Simon. Heute verwerfen sie die Exegeten so gut wie einmütig. Doch noch am 13. Januar 1897 erklärte ein Dekret des römischen Offiziums ihre Echtheit[200].

Zahlreiche Interpolationen gibt es im Johannesevangelium; nicht ohne Grund.

Dies Evangelium wurde zunächst nur in «Ketzer»-Kreisen geschätzt und auch zuerst kommentiert. Dagegen führt es keiner der «Apostolischen Väter» an. Die «rechtgläubigen» Gruppen, besonders Rom, standen der in Kleinasien sehr bekannten und beliebten Schrift ablehnend gegenüber. So wurde sie gegen Mitte des 2. Jahrhunderts von einem Redaktor überarbeitet und kirchenfähig gemacht. Da er zwar Streichungen vermied, doch mit Zusätzen nicht sparte, figurieren die Juden einmal als Teufelskinder, das andere Mal kommt das Heil von ihnen. Das 3. Kapitel versichert zweimal, Jesus habe getauft, das 4. Kapitel versichert das Gegenteil. In dieser Weise lassen sich zahlreiche spätere «Zutaten» erkennen. Wie das Johannesevangelium überhaupt «Spuren einer langen Entstehungs- und Redaktionsgeschichte» zeigt. Größere kirchliche Einschübe sind die bekannte Geschichte von der Ehebrecherin (Jh. 8,1 ff) und das ganze 21. Kapitel. Es ist «ohne jeden Zweifel ein späterer Nachtrag» (Cornfeld/Botterweck)[201].

Nun gibt es neben den Fälschungen im Neuen Testament auch und sehr viel mehr christliche Fälschungen außerhalb; Fälschungen, die den literarischen Formen der biblischen Schriften mehr oder weniger ähneln: den Evangelien, der Apostelgeschichte, der Apokalypse, den Briefen. Sie knüpfen auch meist an die neutestamentlichen Gattungen an, strukturell, formal, inhaltlich, und sind in der Antike ungemein häufig, womit wir uns den Fälschungen der nachneutestamentlichen, der frühpatristischen und altkirchlichen Zeit zuwenden.

FÄLSCHUNGEN IN DER NACHNEUTESTAMENTLICHEN UND ALTKIRCHLICHEN ZEIT

«Aus der nachneutestamentlichen und altkirchlichen Epoche ist eine große Menge literarischer Fälschungen bekannt. Sie gehören bei weitem nicht alle der häretischen Literatur an, sondern konnten genau so gut im orthodoxen Milieu entstehen und akzeptiert werden . . .» Norbert Brox[202]

«Die Christen verfemten die Fälschung des Gegners und fälschten selbst.» «Viele Fälschungen haben entscheidend auf die Entwicklung der kirchlichen Dogmatik, die Kirchenpolitik, die Geschichte und Kunst eingewirkt.» «Alle christlichen Fälscher, die zumeist Kleriker waren, rechneten mit der Hilfe Gottes». W. Speyer[203]

«Nachdem die Fälschung einmal in die Kirche eingedrungen war, wuchs sie fast ins Unbegrenzte. Die Bedeutung der auf dem Spiel stehenden Interessen, der Wetteifer der einzelnen Lehren und Kirchen riefen für die unersättliche Nachfrage einen unbeschränkten Vorrat von gefälschten Dokumenten hervor». J. A. Farrer[204]

Alle Seiten fälschten – am meisten die Priester

Nachdem im Westen zu Beginn des 5. Jahrhunderts der Umfang des Neuen Testaments offiziell anerkannt war, unterschied die Kirche streng zwischen kanonischer und nichtkanonischer Literatur. Alles, was nicht als kanonisch galt, was man nicht brauchen konnte oder brauchen wollte, wurde «apokryph» genannt und als «ketzerisch» scharf bekämpft, gelegentlich schon mit dem Scheiterhaufen; obwohl es ja, da es lange keinen (festumrissenen) Kanon gab, lange ganz anders gewesen war. Die meisten alten Theologen hielten viele «Apokryphen» für apostolisch, völlig echt, wahr, für Glaubenszeugnisse, einige zog man den neutestamentlichen Büchern zeitweise vor – ganz beiseite, daß die Kirche selbst mit der ihr eigenen Willkür «apokryphe» Bücher anerkannte, nämlich im Alten Testament. Lange stand so ein Teil des dann verteufelten «apokryphen» Schrifttums «gleichwertig neben den später als kanonisch angesehenen Werken» (Schneemelcher). Und zumal alle alten «apokryphen» Evangelien, Apostelgeschichten, Apokalypsen, wovon es wimmelte, wovon ein kleiner Teil sogar erhalten blieb, wenn auch meist nur in Fetzen, in Zitaten, wurden in manchen Gegenden mit derselben Selbstverständlichkeit gelesen, geachtet, wie in anderen die kanonischen Schriften[205].

Erinnern wir uns daran, daß das Christentum keine einheitliche Größe war, daß bereits anfangs keine «Rechtgläubigkeit» bestand (I 144 ff), sondern eine große Vielfalt der Lehren und des Glaubens. Somit gab es auch eine Fülle verschiedener Evangelien, Apostelgeschichten, Apokalypsen, wie sie den Vorstellungen der Gemeinden entsprachen. Erst als man, freilich recht früh, dazu überging, einander zu bekämpfen und stets mehr zu bekämpfen (I 3. Kap.), als besonders die sogenannte Großkirche immer mächtiger wurde, verteufelte sie auch immer mehr alle Christen außer ihren Reihen, drängte ihr Schrifttum in den Untergrund und erklärte es als unecht, gefälscht, eben als «apokryph» (vom griech. apokrýptein, verbergen). Dieser Sprachgebrauch ist aber

relativ jung, noch nicht in den alten Kanonverzeichnissen üblich, zunächst überhaupt nicht in Verbindung mit der Kanongeschichte, sondern eben mit der «Ketzer»-Bekämpfung verwendet worden; bei Irenäus etwa oder Tertullian, dem späteren Parade-«Ketzer», der «apocrypha» und «falsa» synonym gebraucht[206].

In «häretischen» Zirkeln, wo man Geheimschriften sehr schätzte und «verborgen» nannte, hatte das Wort eine durchaus positive Bedeutung. Sogar Origenes stuft noch die Pseudepigraphen als «kirchliche» Apokryphen gegenüber den «häretischen» Geheimbüchern positiv ein. Doch für die Kirchenväter bekam das Wort in ihrem Kampf gegen die «Irrlehrer» bald etwas Negatives, Absprechendes. «Apokryph» wurde für sie gleichbedeutend mit unterschoben, gefälscht, wenn auch erst nach rund 400 Jahren Christentum die Ausscheidung der «Apokryphen» aus dem Kanon definitiv feststand. Man kann sich aber kaum bewußt genug machen, daß der Begriff «Apokryphen» und «apokryph» nie einheitlich, immer mehrdeutig war und daß er dies auch literarisch wie theologisch in der Kirchengeschichte immer geblieben ist[207].

Ein weiteres wichtiges Faktum, das die Apologeten seit je ebenso wortreich wie gedankenschwach bestreiten: zwischen dem neutestamentlichen und dem «apokryphen» Schrifttum bestehen zwar Unterschiede, sie sind aber sachlich nicht schwerwiegend[208].

Schließlich: alle nachneutestamentlichen «Apokryphen» schrieben natürlich ausnahmslos Christen. Es sind somit sämtlich christliche Traktate. Sie knüpfen in Form und Anlage auch mehr oder minder an die neutestamentlichen Bücher an. Und alle, ob großkirchlicher, ob sektiererischer Herkunft, sind «durchgängig Fälschungen» (Bardenhewer)[209].

Am wichtigsten ist jedoch: Die «Apokryphen» trugen zur Verbreitung des Christentums genauso bei wie die kanonischen Schriften, vielleicht sogar mehr. Mit allen hat man missioniert, Anhänger geworben und gewonnen. Viele «Apokryphen» wurden in zahlreiche Sprachen übersetzt und weithin verbreitet. Sie lagen in ungezählten und mannigfaltigen Überarbeitungen, Erweiterungen, Kürzungen vor. Nicht selten weiß man kaum oder gar nicht, ob man es mit einer kirchlichen oder «ketzerischen»

Fälschung zu tun hat, weil genaue Grenzlinien nicht zu ziehen, die Überreste zu klein, die Überformungen, Verfremdungen, Entstellungen zu häufig, die Entstehungsverhältnisse, dies ist die Regel, zu dunkel, gewöhnlich undurchdringbar dunkel sind. Es kommt dazu, daß auch die Kirche sehr wohl und sehr lang, noch im Mittelalter, durch die «Apokryphen» profitierte. Nicht nur schuf man solche in altkirchlichen Kreisen selber eifrig (S. 119 ff, 128 ff), sondern die Kirche hat auch nachweislich sehr früh «häretische Apokryphen» revidiert und retouchiert; ja, «nahezu alles», was von diesen überhaupt noch vorliegt, «ist nicht im echten Wortlaut, sondern in katholischer Bearbeitung überliefert» (Katholik Bardenhewer), das heißt, die «Ketzer»-Fälschungen wurden im kirchlichen Lager noch einmal gefälscht. Und während der ursprüngliche Text fast durchweg für immer verschwand, wurde ein Teil dieser «Überarbeitungen», dieser doppelt, oft vielfach verfälschten Schriften noch durch das Mittelalter gelesen, verschlungen, besonders anscheinend die Apokalypsen und Pilatusakten (S. 125 ff, 150 f)[210].

Man wird die Verbreitung und Wirksamkeit gefälschter Literatur – ein heute noch sehr ungeklärtes Problem – nicht gering einschätzen können. Ihre Ausstrahlung, ihre Anerkennung muß um so größer gewesen sein, als die Arglosigkeit beträchtlich war, gerade, doch nicht nur, bei den Massen, wo überdies und zumal auf religiösem Gebiet eine gierige Bereitschaft für das Ungewöhnliche, Unwahrscheinliche, Wunderbare bestand, ein starkes Faible für Verborgenes, Geheimnishaftes; eine Leichtgläubigkeit, die mutatis mutandis ja jetzt wieder grassiert zum Vorteil aller, die im Trüben fischen. Deshalb reagierte die frühe Kirche gewöhnlich auch nicht ungehalten auf Fälschungen, sie trat für ihre Echtheit ein, freilich nur solange sie ihr nützten und ihren Lehren nicht widersprachen: die entscheidenden Kriterien für Tolerierung oder Propaganda gar. Der Inhalt einer Schrift bedeutete offenbar mehr als ihre Authentizität[211].

Dagegen galten die Fälschungen der «Ketzer», zu denen man häufig Gegenfälschungen fabrizierte, als Teufelsdienst, als moralische Ungeheuerlichkeit. So bereitwillig die Kirche bei eigenen

Betrügereien oft und verhältnismäßig lange durch die Finger sah, so empört geißelte sie die der Gegner. Gewiß bezichtigte sie die «Häretiker», besonders die Gnostiker, oft zu Recht des Betrugs. Gewiß hat sie auch die Apollinaristen als Fälscher entlarvt; wie sie überhaupt versuchte, unter dem Namen von «rechtgläubigen» Autoren kursierende «Ketzer»-Traktate zu verbrennen. Doch die Katholiken fälschten eben gleichfalls. Und sie beantworteten die Fälschungen andersgläubiger Christen nicht nur durch gefälschte Gegenschriften, wobei der eine Fälschungstyp so alt ist wie der andere, sondern ein weiterer Teil ihrer Schwindeleien diente der Erbauung – wie letzten Endes ja auch der (erste) Teil, der dem «Glauben» diente. Das hängt untrennbar zusammen, und keinesfalls nur beim Volk. Ein ganz neuartiger – und sehr wirksamer – Betrug der Christen aber war es, unter dem Namen des Gegners Fälschungen zu verbreiten und darin dessen «Häresie» übertrieben darzustellen, um sie desto leichter widerlegen zu können[212].

Nicht zu vergessen: die meisten christlichen Gauner, gleich auf welcher Seite, waren Priester. Ja, die Kirchenführer selber warfen einander Fälschungen vor. So bezichtigte der hl. Hieronymus den Kirchenschriftsteller Rufinus – mit dem er eine der übelsten «Väter»-Fehden führte (I 172 ff) – wiederholt und äußerst gehässig des literarischen Betrugs. Bischof Johannes von Jersualem aber klagte den hl. Hieronymus der Fälschung an. Der hl. Kirchenlehrer Kyrill von Alexandrien soll bei seiner Attacke gegen Nestorios (II 156 ff) Zitate desselben gefälscht haben. Bischof Eustathios von Antiochien, ein wilder Bekämpfer der Arianer, bezichtigte Bischof Euseb von Caesarea, den «Vater der Kirchengeschichte», der Verfälschung des Nicaenischen Glaubensbekenntnisses[213].

Kurz, jede Seite fälschte. Zwar hatten nach modernen älteren Katholiken nur die nichtkatholischen Christen die «Frechheit», in «außerordentlich» großer Zahl «die Erzeugnisse ihrer Phantasie für göttliche Offenbarungen» auszugeben und ihnen «apostolischen Ursprung» zu vindizieren (Kober). Tatsächlich aber fälschten alle: nicht bloß Gnostiker, Enkratiten, Manichäer, Novatianer, Mazedonier, Arianer, Luziferianer, Donatisten, Pelagianer, Nestorianer, Apollinaristen, Monophysiten, sondern selbst-

verständlich auch die Katholiken; im Kampf gegen die Gnosis beispielsweise verfaßten sie auch «unechte» Evangelien. Der Apostolische Protonotar Otto Bardenhewer (gest. 1935) führt in seinem vierbändigen Standardwerk «Geschichte der altkirchlichen Literatur» zwar (und wahrscheinlich mit Recht) die «Mehrzahl» der neutestamentlichen «Apokryphen» auf «häretische Sonderlehren», doch eine weitere «große Gruppe» auf «orthodoxe Hände» zurück. Also noch einmal: alle Seiten fälschten. Und alle, die fälschten, waren Christen! Und viele davon waren Christen innerhalb der Kirche. Der Tübinger Rechtshistoriker Friedrich Thudichum (gest. 1913) sammelte «Kirchliche Fälschungen» in drei umfangreichen Bänden und plante noch einen vierten, allerdings nicht erschienenen Band[214].

Auch in kirchlichen Kreisen waren zeitweise «apokryphe» Evangelien in Gebrauch

Wie man schon in neutestamentlicher Zeit gründlich gefälscht hatte, besonders durch Angabe eines falschen Verfassernamens, aber auch durch jede Menge sonstiger Eingriffe in echte oder bereits gefälschte Texte, so fälschte man nun in nachneutestamentlicher Zeit fort. Ja, es ist durchaus möglich, sogar wahrscheinlich, daß manche der von der Kirche als «apokryph» verketzerten Texte älter sind als die neutestamentlichen. Und es ist, darf man dem Evangelium glauben, sicher, daß es auch ältere Evangelien gab als die vier «kanonischen». Berichtet doch das Lukasevangelium gleich in seinem ersten Vers, daß «schon viele es unternommen haben, Bericht zu geben von den Geschichten, die unter uns geschehen sind».

Ein Teil der «apokryphen» Evangelien ist offensichtlich mit den synoptischen eng verwandt. Da aber viele jener Evangelien nur (sehr) fragmentarisch vorliegen, läßt sich oft schwer sagen, ob sie auf vorsynoptische Tradition oder auf die synoptische zurückgehen, ob sie also älter oder jünger sind als die kanonischen

Evangelien. Und gerade bei den ältesten «apokryphen» Evangelien werden sich auch mündliche und schriftliche Tradition überschneiden. Man sieht jedenfalls, daß der geschichtlich Denkende all dies nicht einfach durch das Schema «kanonisch» oder «apokryph» betrachten kann – ganz beiseite eben, daß überall gefälscht worden ist[215].

Sogenannte apokryphe Evangelien sind mehr als fünfzig namentlich bekannt, wenn auch meist bloß bruchstückhaft und nur ganz selten in ihrem vollen Text überliefert. Von vielen wissen wir außer dem Titel nichts oder fast nichts mehr. Etwa von dem gänzlich verlorenen, vielleicht um die Mitte des 2. Jahrhunderts entstandenen «Evangelium des Judas», das die Kainiten gebrauchten, «Gnostici», die in Konsequenz ihrer Lehre vom bösen Gott des Alten Testaments alle darin schlechtgemachten, verteufelten Figuren verehrt haben sollen, besonders Kain und die Schlange. Und Judas, sagten sie, verstand als einziger Apostel den Herrn. Wenig oder nichts wissen wir von dem «Evangelium der Vollendung» oder dem «Evangelium der Eva», das die Nikolaiten hatten, eine schon Ende des 2. Jahrhunderts verschwundene angeblich libertinistische gnostische Sekte, der die Kirchenväter, im Anschluß an Irenäus, sexuelle Exzesse nachsagten, weshalb man im Mittelalter die Zölibatsgegner Nikolaiten nannte[216]!

Gleichwohl gab es Zeiten und Gegenden, wo Katholisches und Gnostisches (noch) nicht streng getrennt war. Gleichwohl gebrauchten auch kirchliche Gruppen sogenannte apokryphe Evangelien anstelle der sogenannten kanonischen. Besonders die judenchristlichen – Nazaräer-, Ebionäer- und Hebräerevangelium – erhielten sich lang und wurden noch im 14. Jahrhundert zitiert[217].

Das Nazaräerevangelium stammt vermutlich aus der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts und war, wie Fragmente zeigen, ein Evangelium synoptischen Typs, war vor allem eng mit dem biblischen Matthäusevangelium verwandt, wenn auch kein «Urmatthäus», gegenüber dem neutestamentlichen Matthäusevangelium meist sekundär, von «epigonenhaftem Charakter» (Dibelius), nach Inhalt und Art aber «nicht judenchristlicher als Matthäus»

(Waitz). Sind doch überhaupt die syrischen Judenchristen (Nazaräer), aus denen dies Evangelium hervorging, keine «Ketzer» gewesen, sondern «großkirchlich» (Vielhauer)[218].

Wie das Nazaräerevangelium ist auch das vermutlich gleichaltrige Ebionäerevangelium mit Matthäus verwandt. Doch war es «ketzerischer» Herkunft. Die Ebionäer (Ebioniten) bestritten die jungfräuliche Geburt Jesu, weshalb ihr Evangelium die Vorgeschichte des Matthäus (1 und 2), wo der Heilige Geist die Jungfrau Maria schwängert, strichen. Die Ebionäer, die unmittelbaren Nachkommen der Urgemeinde (!), waren antikultisch eingestellt und Vegetarier.[219]

Im «Ebionäerevangelium» erzählt Jesus manchmal in der Ichform. «Als ich am See Tiberias entlang ging, erwählte ich Johannes und Jakobus ... und dich, Matthäus, der du am Zoll saßest, berief ich, und du folgtest mir ...» Doch berichten auch die Jünger im «Wir»-Stil, und es besteht kein Zweifel, daß der Wir-Bericht die Fälschung unter die Autorität aller Apostel stellen und die Hervorhebung des Matthäus diesen als den Verfasser erscheinen lassen sollte[220].

Auch im «Hebräerevangelium», das sich stark von allen kanonischen und den anderen judenchristlichen Evangelien unterscheidet, erzählt Jesus gelegentlich selbst. Wie er im «Ebionäerevangelium» die Wahl der Apostel mitteilt, so hier die Versuchungs- und Entrückungslegende, wobei der Heilige Geist, echt semitisch, als weibliche Größe figuriert: «Sogleich ergriff mich meine Mutter, der heilige Geist, an einem meiner Haare und trug mich weg auf den großen Berg Thabor». Daß die Auferstehung des Herrn in den «Apokryphen» gern etwas drastischer gezeigt wird, um sie glaubhafter zu machen, läßt Jesu Aushändigung des Leinentuchs an den «Knecht des Priesters» (des Hohenpriesters wohl) erkennen. Und wirkt es nicht sehr christlich, wenn diese Fälschung – das Fälschen zu den schwersten Verbrechen zählt[221]?

Evangelienfälschungen unter dem Namen Jesu

Mehrere der fiktiven Evangelien laufen direkt oder indirekt unter dem Namen Jesu, zum Beispiel die «Pistis Sophia».

Im 3. Jahrhundert in Ägypten gefälscht, «protokolliert» die Sammlung der drei ersten Bücher Unterredungen Jesu mit Jüngern und Jüngerinnen im zwölften Jahr nach seiner Auferstehung, das vierte, etwas spätere und selbständige Buch, bereits am Tag danach. Jesus, hier auch Aberamentho genannt, berichtet in der Ichform. «Du Vater aller Vaterschaft der Unendlichkeiten, erhöre mich um meiner Jünger willen ..., damit sie an alle Worte Deiner Wahrheit glauben ...» Oder ein anderes Mal: «Vortrefflich, Philippus, Du Geliebter. Jetzt nun komm, setze Dich und schreibe ... Und sofort setzte sich Philippus nieder und schrieb». Derart sollte die Sache wohl aktenkundig werden[222].

Wie die «Pistis Sophia» laufen weitere Evangelien oder evangelienartige Schriften direkt oder indirekt unter Jesu Namen: die «Sophia Jesu Christi», der «Dialog des Erlösers», «Die beiden Bücher des Jeû». Jesus spricht auch hier in der Ichform, hält gelegentlich längere Reden, wird von den Aposteln unterbrochen, auch von den «heiligen Frauen», den «Jüngerinnen», Maria, Maria Magdalena u. a. Im «Dialog des Erlösers» werden alle Fragen der Wißbegierigen nach bestem Können beantwortet und Jesu Erklärungen jedesmal mit der Formel eingeleitet: «Und der Herr sagte» oder «antwortete». In den gefälschten beiden «Bücher des Jeû» appelliert er an die Jünger, seine Offenbarungen geheimzuhalten, sie nur jenen weiterzugeben, die ihrer würdig sind. «Nicht gebet sie Vater noch Mutter, noch Bruder, noch Schwester, noch Verwandten, nicht für Speise noch Trank, nicht für eine Weibsperson, nicht für Gold noch Silber, noch überhaupt für irgend etwas dieser Welt. Bewahret sie und gebet sie überhaupt niemandem um der Güte dieser ganzen Welt willen»[223].

Erst aus dem 5. Jahrhundert stammt das «Testamentum Domini nostri Jesu Christi». In zwei Büchern dokumentieren darin die Apostel Johannes, Petrus und Matthäus – mit Unterschrift und Siegel – wörtliche Instruktionen ihres Herrn, die dieser aber

auch gleich selbst erteilt; über die Zeiten des Weltendes etwa oder über die Beschaffenheit eines Kirchenvorstehers: «Jesus sagte zu uns: Weil ihr Fragen gestellt habt über eine kirchliche Bestimmung, übergebe und erkläre ich euch, wie ihr denjenigen ordinieren und einsetzen sollt, der Kirchenvorsteher ist, und wie ihr die Bestimmung vollkommen, richtig und ganz bewährt bewahren müßt, woran mein Vater, der mich gesandt hat, sein Gefallen hat»[224].

UNTER DEM NAMEN EINES EINZIGEN APOSTELS GEFÄLSCHTE EVANGELIEN ODER ANDERE SCHRIFTEN

Zu diesen Produktionen gehören das «Evangelium nach Mattias», das «Evangelium des Judas», das «Thomas-Evangelium» oder das nach dem Zweiten Weltkrieg in Ägypten entdeckte «Buch von Thomas dem Athleten, das er geschrieben hat den Vollkommenen», worin der Fälscher auch behauptet: «Die geheimen Worte, die vom Erlöser Judas Thomas gesagt wurden, und die ich aufgeschrieben habe, ich, Matthäus, der ich sie gehört habe, während sie beide miteinander redeten». Eine Fälschung ist das Philippus-Evangelium, worin eine Personengruppe Erklärungen abgibt, die sich «hebräische Apostel» nennt; auch «drei» heilige Frauen «ständig mit dem Herrn» wandeln: «seine Mutter Maria und deren Schwestern ... und Magdalena, die man seine Gefährtin (koinōnós) nennt».

Gefälscht ist das ebenso alte wie erfolgreiche «Apokryphon des Johannes» aus dem früheren 2. Jahrhundert. Es blieb in vielen Exemplaren erhalten und war in einigen gnostischen Gemeinschaften bis zum 8. Jahrhundert in Gebrauch. Weiter gehört das gleichfalls dem 2. Jahrhundert entstammende «Apokryphon des Jakobus» hierher mit Belehrungen des Auferstandenen, mit langen Ermahnungen, drohenden Warnungen, bis zu der Ankündigung: «Hier muß ich aufhören ... Und jetzt steige ich wieder auf ...» Dabei sollen Jakobus und Petrus die Hymnen hören,

«die mich in den Himmeln erwarten. In der Tat, ich muß heute mich an die Rechte des Vaters begeben ...» Und die Apostel versichern, «mit unseren Ohren gehört und mit unseren Augen gesehen» zu haben «den Lärm des Krieges ... die Stimme der Trompete ... und eine große Verwirrung», doch auch «Hymnen und Gebete der Engel. Und die Engel und die Hoheiten der Himmel freuten sich»[225].

Vom «Petrusevangelium» kannte man bis zum Fund eines Fragments in Akhmim/Oberägypten 1886 kein einziges Zitat. Dann lag es (mit Fragmenten der griechischen Petrusapokalypse und des griechischen Henochbuches) im Grab eines christlichen Mönchs aus dem früheren Mittelalter.

Auch dies Evangelium ist klar auf den Namen des Petrus gefälscht, und zwar, wie man annimmt, Mitte des 2. Jahrhunderts in Syrien. Es weidet nach Belieben die kanonischen Ahnen aus, bürdet den Juden und Herodes alle Schuld am Tod des Herrn auf, entlastet ganz Pilatus, ja, macht ihn zum Zeugen von Jesu Gottheit und beschreibt, im Unterschied zu sämtlichen christlichen Darstellungen, wunderreich die Auferstehung in aller Öffentlichkeit, vor den heidnischen Soldaten und den jüdischen Oberen. Der Verfasser besteht auf Augenzeugenschaft, spricht in dem sehr knappen Bruchstück zweimal in der Ichform und nennt sich namentlich: «Ich aber, Simon Petrus, und mein Bruder Andreas nahmen unsere Netze und gingen ans Meer»[226].

Doch einen so bedeutenden Mann wie den Apostelfürsten ehrten die Christen mit vielen Fälschungen. Zum Beispiel auch mit dem in freilich nur kümmerlichen Resten erhaltenen «Kerygma Petrou», das die jüdische Gottesverehrung ebenso wie die heidnische Vielgötterei bekämpft. Es steht allerdings nicht ganz fest, ob das Opus von Petrus selbst stammen wollte. Clemens Alexandrinus jedenfalls hat dies um die Wende zum 3. Jahrhundert so verstanden. Zweifel an der Echtheit der Schrift kannte er kaum. Er zitiert ganz selbstverständlich daraus[227].

Weiter fälschte man auf den Namen des princeps apostolorum die sogenannte Petrusapokalypse; neben den Apokalypsen des Paulus, Johannes, Thomas, Stephanus, der Maria eine der wich-

tigsten «apokryphen» Apokalypsen. In der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts entstanden, liegt die pseudopetrinische Schrift seit 1910 vollständig vor; wobei der äthiopische Text sehr stark abweicht von dem 1886/87 im Grab des erwähnten Mönchs gefundenen griechischen Fragment.

Pseudo-Petrus wendet sich gleich mit seinen ersten Worten wider die vielen «Pseudopropheten», die «mannigfache Lehren des Verderbens predigen ...». Und da er selbstverständlich das Gegenteil tut, darf er auch samt den übrigen elf Jüngern bald den Herrn Jesus schauen. Sie bitten ihn, er möge ihnen «einen von unseren gerechten Brüdern, welche aus der Welt gegangen, zeigen». Und der Herr läßt sie gleich zwei in ihrer ganzen Glorie sehen. «Wir waren nicht imstande», erzählen die Zwölf, «dieselben geradeaus anzuschauen; denn ein Strahl ging von ihrem Antlitz aus wie von der Sonne und leuchtend war ihr Gewand, wie es niemals eines Menschen Auge sah ... ihre Leiber waren weißer als jeder Schnee und röter als jede Rose».

Petrus darf sogar einen Blick in den Himmel selber schicken, kurz nur, hat aber das Vergnügen, die Hölle viel länger genießen zu können. Auf der «rechten Handfläche» des Petrus illustriert Jesus, was sich am jüngsten Tage erfüllen wird ... und wie die Übeltäter für alle Ewigkeit ausgerottet werden» – stets eine starke Hoffnung vieler Christen. Der Erlöser schildert denn auch recht anschaulich die künftigen Greuel (noch in der Hölle muß Ordnung sein) nach Sündergruppen: «Einige waren dort, welche an der Zunge aufgehängt waren. Das waren die, welche den Weg der Gerechtigkeit lästerten, und ein Feuer brannte unter ihnen und peinigte sie. Und es war dort ein großer See, angefüllt mit brennendem Schlamme, in welchem sich solche Menschen befanden, die die Gerechtigkeit verdrehten, und Engel bedräuten und folterten sie. Es waren aber auch andere dort: Weiber, welche an den Haaren aufgehängt waren über jenem brodelnden Schlamme. Das waren die, welche sich zum Ehebruch geschmückt hatten. Und die, welche sich mit ihnen vermischt hatten in der Schande des Ehebruchs, waren an den Füßen aufgehängt und hatten die Köpfe in dem Schlamme stecken ...»

In dieser informativen Art fährt die Offenbarung fort bis zum Schluß des Fragments. Der Schwindel stand einst in hohem Ansehen, auch in geistlichen Kreisen. Die «Apokalypse des Petrus» wurde in der Ost- und Westkirche verbreitet, von Clemens Alexandrinus anerkannt und sogar kommentiert, von Methodius als inspiriert betrachtet, im Kanon Muratori der neutestamentlichen Johannesapokalypse an die Seite gestellt, auch in sonstige biblische Bücherverzeichnisse aufgenommen und noch im 5. Jahrhundert in den Kirchen Palästinas am Karfreitag vorgelesen. Sie wirkte in vielen christlichen Opera fort, ja, sie übte noch auf das Mittelalter einen großen Einfluß aus, u. a. auf Dantes «Divina Commedia».[228]

Wie man eine Petrusapokalypse fälschte, so auch, vielleicht um die Wende zum 5. Jahrhundert, eine «Apokalypse des Paulus», wobei dieser Fälscher auch jene Fälschung gekannt und benutzt hat und diese Fälschung auch noch mehrfach interpoliert worden ist. Der phantasievolle Autor knüpft an 2. Kor. 12 an, wo Paulus erzählt, daß er «entrückt ward bis an den dritten Himmel», «entrückt in das Paradies», das er auch wiederholt betritt, von zahlreicher jenseitiger Prominenz begrüßt. Er sieht die von Herodes gemordeten bethlehemitischen Kinder, sieht und hört auch David vor einem hohen Altar Halleluja singen. Nicht zuletzt unternimmt er, viele Kapitel lang, eine Besichtigung der Hölle und ihrer verschiedenen Folterstätten. Schon wer in der Kirche schwätzte, muß sich die Zunge zerbeißen. In Strömen aus Feuer stehen die Gottlosen, Männer und Weiber, je nach Sündenschwere bis zu den Knien, zum Nabel, ja zum Scheitel in den Feuerstrom getaucht. In einem anderen büßen sogar Kleriker, Lektoren, Diakone, Presbyter, Bischöfe. Ob der Anblick der Geistlichkeit den «Paulus» mitleidig stimmte? Um seinetwillen und auf Bitten der Engel gesteht der gute Christus den Verdammten Freiheit von allen Qualen am Sonntag zu! Und zuletzt sucht Paulus noch das Paradies auf, wo Adam und Eva einst sündigten ...[229]

Durch Augustinus wurde die Fälschung verdammt, da sie «von der nüchternen (!) Kirche nicht anerkannt wird und voll ist von ich weiß nicht welchen Fabeln». Doch wie schwört dieser Augu-

stin selbst auf die Fabeln des Alten und Neuen Testaments! Wie glaubt er an Wunder, an Totenauferweckungen gar – und an jede Menge böser Geister! Und die gefälschte Paulusapokalypse ist doch gut katholisch. Sie hat – nach der Annahme Bardenhewers – «einen wohlmeinenden Mönch in einem Kloster bei Jerusalem zum Verfasser». Sie fand auch bei sehr vielen Mönchen Glauben und lebhaften Beifall, war noch im Mittelalter hochbeliebt, erlebte zahlreiche Neubearbeitungen, Übersetzungen. Und nach Ansicht hervorragender Danteforscher hat der Dichter der «Divina Commedia» die Fälschung – die man, laut einer kurzen Vor- bzw. Schlußbemerkung, zur Zeit des Kaisers Theodosius auf Weisung eines Engels unter dem einstigen Wohnhaus des Paulus in Tarsus in einer Marmorkapsel entdeckte – nicht nur gekannt, sondern ausdrücklich (Inferno 2,28) auf sie hingewiesen[230].

Fälschungen zu Ehren der Hl. Jungfrau

Gefälscht wurde im großkirchlichen Lager auch zur größeren Ehre Mariens. Sie, die in ältester Zeit arg vernachlässigte Gottesmutter, galt es in der ausgehenden Antike und im Frühmittelalter immer mehr durchzusetzen. So erschienen Marienevangelien und andere mariologische Fiktionen unter den Namen der Apostel Jakobus, Matthäus, des Evangelisten Johannes, des Johannesschülers Melito, des Petrusschülers Evodius, des Joseph von Arimathia u. a. Auch eine unter dem Namen Kyrills von Alexandrien gefälschte Predigt gehört hierher, ein koptisches Evangelium der zwölf Apostel und weitere Marien«apokryphen», deren Einfluß auf die Theologie zwar nicht sehr groß war, auf Volksfrömmigkeit und Kunst aber desto mehr. Doch stützten diese Falsa auch die besonders im 5. Jahrhundert gemachten dogmatischen Aussagen über Maria und ihren immer hysterischer herausgestellten Rang[231].

Das «Prot(o)evangelium Jacobi», im 2. Jahrhundert auf «rechtgläubiger» Seite gefälscht, will kein Geringerer verfaßt ha-

ben als Jakobus der Jüngere, der Bruder des Herrn und Heilands und «Bischof» von Jerusalem. Das Selbstzeugnis ist eindeutig: «Ich aber, Jakobus, welcher diese Geschichte in Jerusalem schrieb, zog mich, als beim Tode des Herodes Unruhen entstanden, in die Wüste zurück, bis die Unruhen in Jerusalem ein Ende genommen hatten, Gott den Herrn preisend, welcher mir die Gabe und die Weisheit verlieh, diese Geschichte zu schreiben».

Vor allem geht es dem Betrüger um einen «wahren Bericht» über die Jugend Mariens, worüber man absolut nichts wußte, sowie um Propagierung ihrer dauernden Jungfräulichkeit. Schon gleich nach der Geburt verschwindet das Baby in einem Hausheiligtum für unbefleckte Töchter, empfängt vom vierten Jahr an im Tempel seine Nahrung aus der Hand eines Engels, wird mit zwölf Jahren, auf einen Wink des Himmels, dem hl. Joseph anvertraut (einem Witwer, der sicherheitshalber schon Greis ist) und mit sechzehn Jahren durch den Heiligen Geist schwanger. Zudem stellt nach der Geburt des Heilands Hebammenkunst Mariens ganz unverletztes Jungfernhäutchen fest. Einer Frau Salome, die an Mariens Jungfräulichkeit zweifelt und ihren Zustand «unter Anlegens ihres Fingers» untersucht, fällt sogleich die Hand ab, wächst aber, nachdem Salome auf Weisung eines Engels das göttliche Kind getragen, ebenso rasch wieder an. Die Kirchenväter Clemens Alexandrinus und Zeno von Verona haben das Dogma von Mariens immerwährender Jungfräulichkeit unter Berufung auf diesen «historischen Bericht» propagiert[232].

Während die Fälschung, in die man mehrere Kapitel offenbar später noch zusätzlich schmuggelte, sich im Osten großer Beliebtheit erfreute, ins Syrische, Armenische, Georgische, Koptische, Äthiopische übersetzt und auch in kirchlichen Kreisen weit verbreitet worden ist, verwarf man sie im Westen. Gleichwohl wirkte die von Legenden und Wundern strotzende «Mariologie» nicht nur ikonographisch und liturgisch, sondern sogar dogmengeschichtlich (virginitas in partu!) fort, ja, spielt im Erbauungsschrifttum wie in der bildenden Kunst noch des 20. Jahrhunderts eine gewisse Rolle[233].

Nicht zuletzt den katholischen Marienmythus förderte auch

ein gefälschtes Matthäusevangelium mit einem (als Beglaubigung dienenden!) Briefwechsel der Bischöfe Chromatius und Heliodorus, eine Korrespondenz, die gleichfalls gefälscht war, sowie eine gefälschte Schrift «De nativitate Sanctae Mariae» mit einem gefälschten Hieronymus-Brief, ein Schwindel des Paschasius Radbertus erst, Mitte des 9. Jahrhunderts Abt von Corbie und Heiliger der katholischen Kirche. (Er wußte sich «in besonderer Weise» dem Marienkloster von Soissons verbunden, dessen Äbtissin Theodora eine leibliche Tochter Imma hatte, die dort wieder Äbtissin wurde.)[234]

Ja, fromme Damen. Es gibt auch einige Evangelien unter dem Namen heiliger Frauen, wie das «Evangelium nach Maria», «Die ‹Genna› Marias» oder «Die Fragen Marias», welch letztere der Herr offenbar mit obszönen Praktiken beantwortet. Jedenfalls hat Jesus hier, nach dem erfahrenen «Ketzer»bekämpfer Erzbischof Epiphanius (I 163 f), der Heiligen Jungfrau auch folgende Offenbarung vermittelt: er habe sie beiseite genommen auf den Berg, gebetet, dann eine Frau aus seiner Seite hervorgebracht und begonnen, sich mit ihr zu vereinigen, und so habe er dann, indem er seinen (Samen-)Ausfluß nahm, gezeigt, daß «man so handeln müsse, auf daß wir leben». Maria, überrascht anscheinend, bestürzt, fiel zu Boden; doch richtete sie (wie immer) der Herr wieder auf und sprach: «Weswegen hast du gezweifelt, Kleingläubige?»[235]

Die gelehrte Forschung gewinnt hier den Eindruck, daß derartige «Fragen» zum «gewöhnlichen Typ gnostischer Evangelien gehörten», zu Spezialoffenbarungen sozusagen, die der Erlöser bevorzugten Gläubigen zuteil werden ließ, wenn man auch annimmt, die «Gesprächspartnerin des Erlösers» sei da, wie «in anderen Werken der gleichen Gattung», weniger die Mutter des Herrn als Maria Magdalena gewesen (Puech)[236].

Fälschungen im Namen aller Apostel

Mehrere gefälschte Evangelien oder verwandte Dokumente werden der Gesamtheit der Apostel zugeschrieben. Man fingierte sie, um gleich durch die Autorität aller Jünger gedeckt zu sein. Doch es sind Schriften, von denen wir wenig, und das wenige nur unsicher und entsprechend umstritten wissen. Hierher gehören «Das Evangelium der Zwölf», «Die Memoria Apostolorum», «Das (manichäische) Evangelium der zwölf Apostel», «Das Evangelium der Siebzig» sowie einige weitere «Evangelien der zwölf Apostel», die besonders späte Fälschungen sind[237].

Ein seltsames «Apokryphon» ist die «Epistula Apostolorum», von deren Existenz bis 1895, bis zu ihrer Entdeckung durch Carl Schmidt (in einer koptischen Fassung) überhaupt nichts bekannt war.

Die elf Apostel verkünden in dem offenbar katholischen Machwerk ihre Gespräche über diverse Themen mit Jesus nach dessen Auferstehung und vor allem über diese. Wie andere christliche Fälschungen, etwa der 2. Petrusbrief, betont das Schreiben die Augenzeugenschaft, wurde aber erst im Lauf des 2. Jahrhunderts (nach Harnack zwischen 150 und 180) verfaßt. «(Wir) Johannes und Thomas und Petrus und Andreas und Jakobus und Philippus und Bartholomäus und Matthäus und Nathanael und Judas Zelotes und Kephas, wir haben geschrieben (= schreiben) an die Kirchen des Ostens und des Westens, gen Norden und Süden, indem wir euch erzählen und verkünden das von unserm Herrn Jesus Christus, wie wir + geschrieben + und ihn *gehört* und *betastet* haben, nachdem er auferstanden war von den Toten, und wie er uns offenbart hat Großes, Staunenerregendes, Wirkliches». Unter den elf Aposteln ist (wem fiel es auf?) nicht nur Petrus, sondern auch – Kephas! Und das Ende der Gesprächsrunde, ein würdiger Abschluß, bildet Jesu Himmelfahrt[238].

Die «Didache» oder «Zwölfapostellehre», deren Entdeckung 1883 in der konstantinopolitanischen Bibliothek des griechischen Patriarchen von Jerusalem internationales Aufsehen erregte, gibt sich als Lehre des Herrn durch die zwölf Apostel an die Heiden

aus, obwohl auch sie erst aus dem 2. Jahrhundert stammt, als kein «Urapostel» mehr lebte. Und diese Fälschung zog mehrere andere Fälschungen nach sich oder beeinflußte sie zumindest stark, wie die Syrische oder Apostolische Didaskalia – «Katholische Lehre der zwölf Apostel und heiligen Jünger unseres Erlösers». Das Opus, 1854 von de Lagarde in syrischer Sprache veröffentlicht, ist eine Kirchenordnung des 3. Jahrhunderts und will dennoch auf dem Apostelkonzil in Jerusalem erstellt worden sein. «Da nun die ganze Kirche in Gefahr stand, in Häresie zu verfallen, so versammelten wir zwölf Apostel uns allesamt in Jerusalem und berieten, was geschehen solle, und beschlossen alle einmütig, diese katholische Didaskalia zu schreiben zu euer aller Befestigung»[239].

Nun, das glaubt heute nicht einmal die katholische Seite, auf der sich ein Experte der altkirchlichen Literatur wie Otto Bardenhewer offenbar gar nicht der Ironie bewußt ist, wenn er schreibt, die Fälschung (die «unter der Maske der Apostel auftretende Sammlung») sei «der älteste uns bekannte Versuch eines ‹corpus iuris canonici›», worunter man die Zusammenfassung der hauptsächlichsten kirchlichen Rechtsquellen des Mittelalters versteht[240].

Immer wieder, am Anfang, am Schluß und während des Machwerks (das u. v. a. eine ganz neue Chronologie der Leidensgeschichte enthält), erinnert der Betrüger, ein katholischer Bischof, daran, daß hier die Apostel persönlich sprechen; die Fiktion der apostolischen Verfasserschaft ist «ständig durchgehalten» (Strecker). Partien der Passions- und Apostelgeschichte werden in Ich- und Wirform erzählt. Einzelne, Matthäus, Petrus und Jakobus, treten namentlich hervor. Sogar die eigene Entstehung der Schrift wird geschildert, wobei es etwa heißt, daß «wir unter uns die zwölf Zwölftel der Welt verteilt hatten und zu den Völkern auszogen, um in aller Welt das Wort zu predigen . . .». Wie so viele Fälschungen stützt sich auch die «Apostolische Didaskalia» wieder auf eine Reihe von Fälschungen, auf die «Didache», das «Petrusevangelium», die «Paulusakten»[241].

Eine angebliche, seit 1843 bekannte «Apostolische Kirchenord-

nung» (Canones apostolorum ecclesiastici) schrieb man im früheren 4. Jahrhundert wahrscheinlich in Ägypten. Der Reihe nach reden hier die Apostel und erteilen ihre Anweisungen unter dem wohl ältesten Titel: «Kirchliche Kanones der heiligen Apostel».

Die «Apostolischen Konstitutionen», die aus acht Büchern bestehende umfangreichste Kirchenordnung der Antike, mit Vorschriften über Sitte, Recht, Liturgie, fabrizierte man um 400 in Syrien oder Konstantinopel. Die ersten sechs Bücher werden als Brief der Apostel hingestellt. Diese sprechen in der Ichform oder im Wir-Stil, und das ganze Opus will in ihrem Auftrag von dem angeblichen römischen Bischof Clemens, «durch unsern Amtsgenossen Klemens», verfaßt beziehungsweise verbreitet worden sein, den die christliche Legende zum Konsul und Mitglied des flavischen Kaiserhauses machte. Das 7. Buch offeriert unter vielem anderen sogar ein Verzeichnis der von den Aposteln geweihten Oberhirten. Das 8. Buch enthält die älteste vollständige Messe und vergißt auch nicht die Zehnten! Eiskalt lügt der Fälscher durch den Mund von Pseudo-Clemens: «Deshalb (nämlich weil es ‹Häresien› gab) haben wir: Petrus und Andreas, Jakobus und Johannes ..., Philippus und Bartholomäus, Thomas und Matthäus, Jakobus und ... Thaddäus und Simon, der Kananäer, und Matthias ... und Paulus ... uns alle zugleich jetzt versammelt und haben diese katholische Lehre zu eurer Bestärkung aufgeschrieben». Ja, der Schwindler gibt seine ganze Schwindelei als Schrift des Neuen Testaments aus. Und den im letzten Buch und letzten Kapitel stehenden 85 «Apostolischen Kanones» hat das 692 tagende Konzil von Konstantinopel (Quinisextum) Gesetzeskraft zuerkannt: «Die heilige Synode beschließt, daß die unter dem Namen der heiligen und ehrwürdigen Apostel uns überlieferten 85 Kanones ... auch in Zukunft fest und unverrückt in Geltung bleiben sollen» (c. 2).

Länger als ein Jahrtausend war der Betrug erfolgreich, galt er als Werk der Apostel und des in ihrem Auftrag schreibenden Clemens von Rom. Dabei warnt der Verfasser, Pseudo-Clemens, ein Arianer, auch noch ausdrücklich vor den Fälschungen der «Ketzer» unter Apostelnamen. «Denn wir wissen, daß die, welche

in Begleitung des Simon und Kleobius waren, vergiftete Bücher angefertigt haben auf den Namen Jesu und seiner Jünger». Indem der Fälscher selber fälscht, kritisiert er das Fälschen der andern; indem er sein Gift verspritzt, warnt er vor dem Gift der «Ketzer». Er empfiehlt die Kindertaufe (ohne die heute die Kirchen in zwei Generationen zu unbedeutenden Sekten zusammenschrumpften). Er verlangt ein vierzigtägiges Fasten vor Ostern und verbietet gänzlich das Lesen heidnischer Literatur. Immerhin propagiert er bereits die Fünftagewoche. «Ich, Petrus, und ich, Paulus, ordnen an, daß die Unfreien fünf Tage arbeiten und den Sabbat und den Herrentag frei haben sollen»[242].

Gleichfalls gefälscht sind die Kanones einer apostolischen Synode von Antiochien, die überhaupt nie einberufen worden ist. (Der 2., 4. und 5. Kanon attackieren die Juden.) Und wie man zunächst Kanonessammlungen unter dem Namen der Apostel erschwindelte, so später entsprechende Sammlungen auch unter dem Namen prominenter Kirchenväter, wie die Kanones des Pseudo-Athanasius, Pseudo-Basilius und anderer[243].

Nun enthalten zwar manche dieser Kirchenordnungen größtenteils echtes älteres «Gut». Doch haben ihre Fälscher Jesus und seine Jünger persönlich sprechen lassen. Sie haben ebenfalls die Einkleidung hinzugeschwindelt, das Beiwerk, komplette «Entstehungslegenden»; sogar ganze Abschnitte im Hauptteil. Und schließlich ist das echte ältere «Gut» noch lange nicht das älteste, wie durch die angeblichen Reden Jesu und der Apostel unterstellt wird. Und ist es denn, selbst im ältesten, im kanonischen Fall – ein Gut?[244]

Auf Fälschung läuft auch das sogenannte Apostolische Glaubensbekenntnis hinaus, seit dem 4. Jahrhundert «Symbolum Apostolorum» genannt.

Nicht anders als irgendwelche den Aposteln lange nachher zugewiesenen «apostolischen» Kirchenordnungen, machte man auch das großkirchliche Glaubensbekenntnis zu einem Text der Apostel. Sie hatten es aber nicht nur nicht verfaßt, sondern es gibt auch gar nicht ihre Glaubensüberzeugungen wieder. Sein ursprünglicher Wortlaut entstand höchstwahrscheinlich zwischen

150 und 175 in Rom, war jedoch im 3. Jahrhundert noch überall in Fluß. Die Kirche aber behauptete die Abfassung ihrer Bekenntnisformel durch die Apostel und verbreitete dies seit dem ausgehenden 2. Jahrhundert. Zweihundert Jahre später erklärt beispielsweise der hl. Ambrosius: «Die heiligen Apostel kamen also an einem Ort zusammen und machten einen kurzen Auszug aus der Glaubenslehre, damit wir die Folge des ganzen Glaubens in Kürze begreifen». Erstunken und erlogen. Die heiligen Apostel, die an das unmittelbar hereinbrechende Weltende glaubten, dachten überhaupt nicht an eine «Kirchengeschichte» – und der Text des angeblich von ihnen herrührenden «apostolischen» Glaubensbekenntnisses stand endgültig erst im Mittelalter fest[245].

Gefälschte Apostelakten

Neben oft sehr heterogenen «apokryphen» Evangelien, evangelienähnlichen Texten, Apokalypsen, «apostolischen» Kirchenordnungen etc. gibt es auch noch eine beachtliche Reihe unechter Apostelgeschichten, die u. a. das neutestamentliche Pendant «vervollständigen»[246].

Die Apostelgeschichten des 2. und 3. Jahrhunderts, aus ganz verschiedenen Gegenden stammend, mit ganz verschiedenen Tendenzen, wurden, wie die übrigen «Apokrypha», meist nur bruchstückhaft überliefert und später noch vielfach nachgeahmt, weiter verfälscht. Bei allen Unterschieden indes ist für viele, bemerkenswert genug, die sexuelle Askese der eigentliche Inhalt des Christentums, was zweifellos auf Paulus zurückgeht. (Hier hat man also altes, ältestes «Gut»!) Viele Apostelgeschichten enthalten jedoch katholische und «ketzerische» (gnostische) Elemente zugleich, denn das alles war damals eben noch nicht so klar getrennt, die Grenze fließend (S. 167).

Der Hauptzweck dieser Fälschungen aber ist die Erbauung, besonders die der sogenannten kleinen Leute, der breiten Schichten. Die «apokryphen» Apostelakten, von der modernen Apolo-

getik stets als Unterhaltungslektüre verharmlost, waren freilich nicht nur regelrechte Volksliteratur, wahrscheinlich die wichtigste, sondern sie wurden von den Christen noch bis in das Frühmittelalter hinein als echte Geschichtsquellen betrachtet und bewertet, wie die neueste Forschung belegt. Hielten doch die meisten Leser der Antike und des Mittelalters selbst den historischen Roman für Geschichtsschreibung[247].

Wohl am Anfang dieser Apostelliteratur stehen die im Stil heidnischer Wunderromane verfaßten Johannesakten. Sie entstanden nach 150 in Kleinasien, wurden dann von Kirchengeschichtsschreiber Euseb, zusammen mit vielen anderen Schriften, «als völlig fehl und als religionswidrig» verworfen, auch von Augustinus abgelehnt und vom Ökumenischen Konzil 787 für reif erklärt, «dem Feuer übergeben zu werden». Sie sind denn auch als Ganzes zugrunde gegangen. Gleichwohl hat man noch mit ihnen emsig missioniert. Sie wurden kirchlich überarbeitet und fanden «in Übersetzungen weite Verbreitung» (Opitz)[248].

Auch die «Akten des Petrus», wahrscheinlich im späteren 2. Jahrhundert gefälscht, liegen in mannigfachen Bearbeitungen und Sprachen vor; sie wollten wohl die kanonische Apostelgeschichte ergänzen. Vom Herrn gerufen, eilt Petrus hier nach Rom und fährt dem Simon Magus, einem ganz üblen Patron, versteht sich, und seinen Zauberkünsten auf dem Forum in die Parade, indem er einerseits die unglaublichsten Mirakel tut, auch den Widersacher in diversen Wunderwettkämpfen schlägt und schließlich ganz erledigt. Bereits auf seiner Himmelfahrt begriffen, stürzt er durch Petri Gebet ab, bricht sich dreifach das Bein und gibt bald danach seinen unguten Geist auf. Auch Petri Tage jedoch sind gezählt. Denn nachdem er so virtuos die Keuschheit gepredigt, daß viele Römerinnen den ehelichen Umgang verweigern, dem Stadtpräfekten Agrippa gleich vier Konkubinen auf einmal entspringen, bringt dieser ihn wegen «Atheismus» ans Kreuz. Die Fälschung ist «häretischer» Herkunft, wurde aber offenbar ganz katholisch überarbeitet, um sie kirchenfähig zu machen[249].

Dagegen sind die gleichfalls im späteren 2. Jahrhundert er-

schwindelten «Akten des Paulus» von vornherein katholischen Ursprungs, das Werk eines großkirchlichen und deshalb auch abgesetzten, doch nicht ausgeschlossenen Priesters; eines Mannes, der die ketzerischen «Akten des Petrus» benutzt und ausgeschrieben hat (wenn auch einige Forscher eine umgekehrte Abhängigkeit behaupten). Sowohl der hl. Hippolyt als auch Origenes haben die Paulusakten gekannt und sie nicht abgelehnt. Auch Bischof Euseb erschienen sie weit besser als die gnostischen «Akten des Petrus», ja, er zählte die Paulusakten zu den Antilegomena, den umstrittenen Schriften des Neuen Testaments. Und Otto Bardenhewer erblickt noch im 20. Jahrhundert in der Produktion des frühkatholischen Fälschers «eine jedenfalls glänzende Probe seines schriftstellerischen Talentes»[250].

Gefälscht ist die «Predigt des Petrus» von einem Katholiken und die «Predigt des Paulus» gefälscht von einem «Ketzer». Gefälscht sind die «Akten des Petrus und des Paulus» (nicht zu verwechseln mit den gleichfalls gefälschten Petrusakten und Paulusakten) von einem Katholiken, gefälscht sind die «Akten des Andreas» von Gnostikern. Eine katholische Fälschung sind die «Akten des Philippus», eine «ketzerische» die «Akten des Thomas». Eine katholische Fälschung die «Akten des Matthäus»[251].

Unter all den «apokryphen» Evangelien, Apostelgeschichten, Offenbarungen fand J. S. Candlish wenig moralisch Gutes, viel Kindisches aber, Absurdes, Verderbliches. Vergeblich wäre es, «unter ihnen nach einem Beispiel für einen hohen moralischen Charakter eines pseudonymen Buches zu suchen». Vielmehr seien sie nichts als «ein frommer Betrug . . ., den man anwandte, weil man glaubte, er diene der Religion . . .»[252].

Von der alten Kirche aber wurde allmählich immer mehr als «apostolisch» ausgegeben. Alles, was ihr wichtig war, führte man hemmungslos auf die Apostel zurück.

Man tat so, als habe Jesus die Apostel, zu denen man spätestens seit etwa 120 auch Paulus zählt, über die kirchliche Zukunft genau informiert und die Jüngerschar bereits das Unglaublichste mit divinatorischem Scharfsinn verordnet, was groteske Geschichtsanachronismen ergab. Doch noch und gerade die größten

Kirchenlehrer beteiligten sich an dieser «pia fraus», Augustinus ebenso wie Papst Leo I. oder selbst der in sozialer Hinsicht so achtbare Basilius – selbstverständlich in fast allen Fällen ohne die Spur eines Nachweises. Da stammt dann nicht nur das christliche Glaubensbekenntnis von den Aposteln, hatten sie nicht nur die wichtigsten Kirchen der Welt gegründet, sondern es wurden auch die Gebetshoren der Mönche auf sie zurückgeführt, die Gebetshaltung, das Kreuzzeichen, die Salbung mit Öl, die Kindertaufe, die Segnung des Taufwassers, die Tauffeier an Ostern und Pfingsten, die liturgischen Feste, die Bischofsweihe am Freitag, der Brauch, dem Priester nur eine Frau zu erlauben, das Quatemberfasten und so weiter und so fort[253].

Erschwindelte Briefe und erschwindelte Personen

Auch die neutestamentliche Gattung der Briefe wurde im «apokryphen» Schrifttum der Christen kopiert, bestand allerdings schon im Neuen Testament zum großen Teil aus Fälschungen. Und wie man dort unter dem Namen des Paulus bereits verschiedene Briefe gefälscht hatte (S. 99 ff), so fälschte man im späten 2. Jahrhundert in markionitischen Kreisen einen Brief an die Laodiceer (der nach Kol. 4,16 verlorenging). Man erfand, vielleicht als Gegenfälschung zu der markionitischen, aus lauter Wörtern und Sätzen mehr oder minder echter Paulusbriefe einen weiteren Laodiceerbrief auf «rechtgläubiger» Seite, der immerhin vom 6. bis zum 15. Jahrhundert (in greulicher Sprache) in vielen lateinischen Bibelhandschriften stand. Der Fälscher appelliert darin an die Laodiceer, alles zu tun, «was lauter, wahr, sittsam, gerecht» ist ... Die Markioniten fälschten weiter unter dem Namen des Paulus einen Brief an die Alexandriner. Und um 180 fabrizierte ein katholischer Priester in Kleinasien einen 3. Korintherbrief, worin er auch warnt: «Denn mein Herr Jesus Christus wird schnell kommen, da er verworfen wird von denen, die seine Worte

verfälschen» – freilich ein häufiger Brauch der Fälscher. So droht Jesus in der gefälschten «Epistula Apostolorum»: «Wehe aber denjenigen, welche dies mein Wort und mein Gebot fälschen».

Der 3. Korintherbrief gehört zu den unechten Paulusakten, die der kleinasiatische Priester «aus Liebe zu Paulus» verfaßt hatte. Bald entlarvt, wurde der Betrüger von der Kirche zwar abgesetzt (S. 136 f), doch stand der fingierte Briefwechsel zwischen den Korinthern und «Paulus» bis zum Ende des 4. Jahrhunderts in den syrischen (und dann jahrhundertelang in den armenischen) Ausgaben des Neuen Testaments; kein Geringerer als Kirchenlehrer Ephräm kommentierte ihn um 360 als kanonisches, den übrigen Paulinen gleichwertiges Schreiben. Überhaupt sind die gefälschten Paulusakten «nur langsam aus dem kirchlichen Gebrauch ausgeschieden worden» (Kraft)[254].

Immer ungehemmter gaben sich Christen als Apostel Jesu aus. Und schrieben sie nicht unter dem Namen von Aposteln – die in vielen Apostelakten, den Pilatusschriften, das Christentum bereits vor den prominentesten Würdenträgern und an den Höfen der Kaiser predigen –, dann traten sie mit Vorliebe als Jünger oder Schüler von Aposteln auf. So werden ein Leukios, ein Prochoros zum Schüler des Johannes gemacht, ein Evodius von Antiochien und ein Marcellus zu einem Schüler des Petrus, ein Euripos zu einem Schüler des Täufers usw. Auch die Katholiken Grathon, Linus, Clemens, Melito fälschten noch in späteren Jahrhunderten Apostelakten unter dem Namen von Apostelschülern. Weiter wurden Figuren der ältesten christlichen Zeit, über deren literarische Arbeiten nichts bekannt ist, noch erhaltene Fälschungen, Apostelakten und sonstige Schriften unterschoben: Nicodemus, Gamaliel, Joseph von Arimathia, einem Lucius, Charinus, Rhodon, Zenas, Polykrates. Ferner ersetzten Christen im ausgehenden Altertum nicht selten vordem verlorengegangene oder nur angekündigte Traktate durch literarischen Trug. Ja, sie erschwindelten ganze Figuren, unter deren Namen sie dann irgendwelche Opera produzierten. So sind im patristischen Schrifttum frei erfunden: Eusebius von Alexandrien, der Bischof Agathonicus von Tarsus, Bischof Ambrosius von Chalkedon sowie diverse Ober-

hirten, die Briefe an Petrus Fullo, den Patriarchen von Antiochien, geschrieben haben sollen[255].

Doch auch unter dem Namen bekannter Personen der Kirchengeschichte fälschte man freiweg.

Fälschungen unter dem Namen von Kirchenvätern

Vom 3. Jahrhundert an fälschen sogenannte Rechtgläubige und sogenannte Ketzer unter den Namen renommierter Kirchenautoren. Je bekannter sie sind, desto mehr wird ihre Autorität mißbraucht. Ja, die Anzahl der in ihrem Namen begangenen Fälschungen signalisiert geradezu ihr Prestige.

Von Clemens Romanus, dem angeblich dritten Nachfolger des Petrus, der Clemens noch selbst für Rom ordiniert haben soll, gibt es eine einzige echte Schrift; alle Pseudo-Clementinen wurden mit dem Ziel, für wahr gehalten zu werden, gefälscht – «eine ganze Bibliothek» (Bardy). Darunter der sogenannte 2. Clemensbrief – «die älteste uns erhaltene christliche Predigt», wie Altaners «Patrologie» im Sperrdruck hervorhebt; «eine Mahnrede zur Besserung der Sitten im Blick auf die Nähe des Endes der Dinge», wie Kraft von der Fälschung schreibt. Ferner: zwanzig gefälschte Homilien, angebliche (umfangreiche) Predigten des Petrus, worin Jesus, gemäß der judenchristlichen Tendenz, einmal sagt: «Es ist nicht gestattet, die Heiden zu heilen, die den Hunden gleichen ...»; zehn gefälschte Bücher Recognitiones, über die Reisen, die Clemens mit dem hl. Petrus gemacht haben will; zwei pseudoclementinische Briefe «Ad virgines», ein christlicher Knigge sozusagen für Jungfrauen und Asketen, wonach sich Jesus aus Gründen der Keuschheit die Berührung der Maria verbeten habe: lauter Falsa, die fast alle erst im 3. und 4. Jahrhundert entstanden.

Mit der herrschenden sozialen Ordnung ist der christliche Fälscher, der immerhin im Zeitalter der Sklaverei, der schlimmsten Form der Ausbeutung, schreibt (vgl. S. 413 ff), offensichtlich sehr

zufrieden. Alle auftretenden Reichen sind die Güte in Person, der Kaiser wird in den höchsten Tönen gefeiert, der Polytheismus natürlich verworfen, doch manch heidnischer Brauch zur Beibehaltung empfohlen, wie das Bad nach dem Koitus. Während (der echte) Clemens von Rom nach den einen ein Freigelassener oder Sohn eines Freigelassenen war, stammt er nach anderen Fälschungen «aus senatorischem Geschlecht und vom Stamme der Cäsaren» (Hennecke). Man weiß nichts von ihm, was auch nur halbwegs sicher wäre. Aber er ist sehr berühmt[256].

Von dem antiochenischen Bischof Ignatius (I 155 ff), im frühen 2. Jahrhundert verstorben, sind uns sieben Briefe überliefert, deren Echtheit sich immer wieder einmal begründet bestreiten ließ. Im späten 4. Jahrhundert jedenfalls wurden die (echten) Briefe durch tendenziöse Einschübe überarbeitet und ergänzt. Und wieder einmal hat dieser Fälscher eine andere Fälschung, die «Apostolischen Konstitutionen» (S. 133) zitiert und ausgiebig geplündert. Derselbe Betrüger, ein Katholik, hat damals sechs Briefe aber noch dazugeschwindelt. Pseudo-Ignatius mischte sie recht geschickt unter die echten und edierte sie alle, wobei er, mit zwei Fälschungen beginnend, abwechselte «im Verhältnis 2 : 2 : 2 : 3 : 2 : 2» (Brox). Und vier weitere lateinische Falsa, in denen Maria im Mittelpunkt steht, kommen im Mittelalter dazu – auch ein Brief an die Hl. Jungfrau nebst einer Antwort von ihr! –, und diese Fälschungen wurden «allgemein für echt gehalten» (Altaner/Stuiber)[257].

Jahrhundertelang fälschte man auch unter dem Namen des hl. Justin, des wichtigsten Apologeten und großen Antijudaisten (I 127) aus dem 2. Jahrhundert. Wir besitzen von ihm drei echte, doch nicht ganz vollständige, vermutlich verstümmelte, und neun gefälschte Schriften, letztere wohl im 4. und 5. Jahrhundert abgefaßt. Drei unechte Apologien, deren Titel sich mit denen echter, aber verlorener Opera Justins decken, sind vielleicht noch im 3. Jahrhundert entstanden: eine «Mahnrede», eine «Rede» (beide an die Heiden gerichtet, die entsprechend abgekanzelt werden, da sie nur Wahres bieten, wenn sie aus Moses oder den Propheten schöpfen, den allein zuverlässigen Lehrern der Wahrheit), sowie

«De monarchia» (Über die Einheit Gottes). Die letzte Fälschung will die Wahrheit des Monotheismus mit Zitaten griechischer Dichter beweisen, wobei auch die Zitate zum Teil gefälscht sind[258].

Unter dem Namen des etwa um 150 in Karthago geborenen späteren «Ketzers» Tertullian fälschte man den Traktat «De exsecrandis gentium diis», der die unwürdigen Gottesvorstellungen der Heiden geißelt; ferner, in fünf Büchern und schlechtem Latein, das «Carmen adversus Marcionitas», wohl aus dem 4. Jahrhundert; sowie eine Zusammenstellung von 32 «Ketzereien» unter dem Titel «Adversus omnes haereses», eine Fälschung, die Papst Zephyrin (199–217) oder einen seiner Kleriker zum Verfasser hat[259].

Dutzende von Schriften wurden unter den Namen des hl. Cyprian von Karthago gestellt, Traktate, Briefe, Gedichte, Gebete; auch ein Buch «Gegen die Juden». Mehrere der Fälschungen stammen sicher oder wahrscheinlich von katholischen Bischöfen aus Afrika, wie «Ad Novatianum», «De singularitate clericorum», «Epistula ad Turasium», «Adversus aleatores». Andererseits erklärte man – 150 Jahre nach Cyprians Tod – alle seine (echten) Briefe über die Ketzertaufe auf katholischer Seite für Fälschungen, da sie nicht der katholischen Lehre entsprachen[260].

Die Anhänger des Pelagius (I 492 ff) verbreiteten nach dessen Verketzerung seine Schriften unter den Namen von «Rechtgläubigen», von Hieronymus, Papst Xystus, Athanasius, Augustinus, Sulpicius Severus, Paulinus von Nola. Der sogenannte Praedestinatus, ein unbekannter Pelagianer – vielleicht der Mönch Arnobius (der jüngere) oder Bischof Julian von Aeclanum (I 501 ff) –, suchte sein ausgemachtes Schwindelopus (in drei Büchern) dadurch zu schützen, daß er unter dem Anschein der Rechtgläubigkeit als Verteidiger Augustins auftrat, dessen Praedestinations- und Gnadenlehre er in Wirklichkeit systematisch treffen wollte[261].

Je mehr Autorität ein Heiliger genoß, desto lieber fälschten Christen unter seinem Namen. Doch so gewaltig die Masse dieser Fälschungen ist, die Namen der Fälscher sind gewöhnlich so sel-

ten bekannt, wie sie es vermutlich schon ihren Zeitgenossen waren.

Durch riesige Mengen gefälschter Schriften ehrte man den hl. Kirchenlehrer Athanasius, selber ein großer Fälscher vor dem Herrn (I 374 ff). Luziferaner, Apollinaristen, Nestorianer haben sowohl echte Bücher des Athanasius «bearbeitet», interpoliert, als ihm auch fremde völlig unterschoben. Und manche dieser letzteren wurden fast bekannter als die echten. Die stark antijüdische unechte «Historia imaginis Berytensis» beispielsweise hat man auf dem zweiten Nicaenum (787) verlesen und im Mittelalter mehr vervielfältigt als irgendeine echte.

Da der «Vater der Rechtgläubigkeit» ein Fels der nicaenischen Orthodoxie war, schrieb man ihm mit Vorliebe Bücher zum Thema der Trinität zu oder der Christologie, überhaupt eine ganze Flut dogmatischer Schriften. Man fälschte unter seinem Namen einen «Sermo maior de fide», eine «Expositio fidei», «Interpretatio in symbolum», zwei «Dialogi contra Macedonianos», fünf «Dialogi de sancta trinitate». Von all seinen kurzen Abrissen des katholischen Glaubens sind bestenfalls zwei echt. Allein sechs pseudoathanasianische Predigten haben den Metropoliten Basilius von Seleukia (gest. um 468) zum Verfasser (S. 314 f), unter dessen von Migne gebotenen 41 Predigten selber wieder einige unecht sind. Doch können die Fälscher nur selten benannt werden. Schon die sogenannten Mauriner, der 1618 gegründete, 1621 päpstlich bestätigte französische Zweig des Benediktinerordens, deren Hauptkloster St.-Germain-des-Prés bei Paris war, haben sämtliche Athanasius handschriftlich zugeeigneten Predigten entweder als Dubia oder Falsa erklärt[262].

Auch das berühmte «Symbolum Athanasianum», das großes Ansehen gewann und in die Liturgie einging, hat man im 17. Jahrhundert als unecht erkannt, ohne bis heute den wirklichen Autor zu kennen. Ziemlich sicher ist nur, daß dieses «Symbolum Athanasianum» (nach seinem Anfang auch «Cuicunque» genannt) gegen Ende des 5. Jahrhunderts in Südgallien entstand[263].

Ein Freund des Athanasius, der verketzerte Bischof Apollinaris von Laodicea (gest. um 390), «eine hervorragende Persönlichkeit,

ein Mann von Geist und Wissen, Schriftkenner ersten Ranges» (Bardenhewer), hat mit beachtlichem Erfolg eine ganze Reihe von Büchern gefälscht, die der hl. Kyrill als echte Zeugnisse benutzte (vgl. S. 321 ff). Bischof Apollinaris schrieb unter den Namen von Athanasius, Gregor Thaumaturgos, Papst Julius I. Auch die Schüler des Apollinaris fälschten unter dem Namen des Athanasius sowie der Bischöfe Julius und Felix von Rom, sie fälschten einen Brief des Bischofs Dionysius von Alexandrien an Bischof Paul von Samosata und weitere Dokumente ganz sowie einen Brief an Athanasius zum Teil, ferner einen kompletten Briefwechsel zwischen Kirchenlehrer Basilius und Apollinaris, auch ein Glaubensbekenntnis, das als Symbol der Synode von Antiochien (268) oder von Nicaea ausgegeben wurde und in den Akten des Konzils von Ephesus steht[264].

Die Monophysiten, die viele apollinaristische Fälschungen in ihre Florilegien aufnahmen, fälschten auch selber häufig; etwa Episteln auf den Namen des Simeon Stylites, eine Korrespondenz zwischen Petrus Mongus und Acacius über das Henoticon, eine zwischen Theodoret von Kyros und Nestorios. Sie fälschten (arabisch und äthiopisch tradierte) Auszüge aus Briefen des Ignatius von Antiochien. Sie bekämpften die Nestorianer mit erschwindelten Schriften und sogar sich selber. Auch interpolierten sie zahlreiche katholische Traktate[265].

Unter dem Namen des Kirchenlehrers Ambrosius gibt es gleichfalls viele unechte Schriften, etwa eine lateinische Übersetzung «Hegesippus sive de bello Iudaico» (auch Sextus Julius Africanus, Eusebius und Hieronymus wurden Übersetzungen angedichtet); die rechtsgeschichtlich wichtige «Lex Dei sive Mosaicarum et Romanarum legum collatio», die eine Abhängigkeit des römischen Rechts vom Alten Testament nachweisen möchte; eine Reihe unter seinem Namen gefälschter Versinschriften, «Tituli», ferner Hymnen. Der sogenannte berühmte Ambrosianische Lobgesang «Te Deum laudamus» stammt ebenfalls nicht von Ambrosius. Auf seinen Namen erschwindelt ist ferner ein unter Papst Damasus (366–384) in Rom entstandener Kommentar zu 13 Paulusbriefen, den man seit Erasmus «Ambrosiaster» nennt

(= Pseudo-Ambrosius), ohne daß, wie so oft, die Verfasserfrage gelöst wäre; jedenfalls eine «hervorragende Leistung» (Altaner/Stuiber) – aber sicher nicht von Ambrosius. Ein gefälschter Ambrosiusbrief (ep. 2. PL 17,821 ff) enthält die gleichfalls gefälschte Passio der Märtyrer Gervasius und Protasius, deren Gebeine freilich schon Ambrosius selbst auf so begnadete Weise entdeckt hatte, daß manche Forscher (in Übereinstimmung mit dem damaligen christlichen Kaiserhof) von «frommen Betrug» und «großangelegten Betrug» sprechen – nicht der einzige, den sich der Kirchenlehrer geleistet (I 431 ff)[266].

Eine gewaltige Anzahl fiktiver Schriften schrieb man dem hl. Hieronymus zu. Allein in der Sammlung seiner 150 Briefe sind mehrere Dutzend unecht. Gefälscht ist auch eine Korrespondenz zwischen Hieronymus und Papst Damasus I., die sinnigerweise den «Liber Pontificalis», das offizielle Papstbuch, einleitet, das seinerseits wieder derart von Fälschungen strotzt, daß es bis um die Wende zum 6. Jahrhundert historisch so gut wie wertlos ist (II 70 f). Einen weiteren gefälschten Briefwechsel zwischen dem Mörderpapst und dem Kirchenlehrer bietet Pseudo-Isidor. Die häufigen Fälschungen zeigen indes nur, «wie groß das Ansehen war, das er als rechtgläubiger Verfasser von gelehrten Abhandlungen genoß» (Kraft).

Doch dieser Heilige ist (wie Ambrosius oder Athanasius) auch selber Fälscher. Verdanken wir dem Patron der Gelehrten ja eine ganze gefälschte Biographie, die «Vita sancti Pauli monachi», die das wahrhaft wunderbare Leben des angeblich ersten christlichen Mönchs, des Paulus von Theben, schildert, des Vorgängers des hl. Antonius. Dieser buchstäblich fabelhafte «Ureremit», der laut Hieronymus neunzig Jahre lang, ohne einen Menschen zu sehen, doch von einem Raben täglich mit einem halben Brot versorgt, in einer Höhle gehaust haben soll, bis ihm schließlich zwei Löwen das Grab gruben, wurde schon zu Lebzeiten seines Schöpfers angezweifelt. Auf katholischer Seite aber wird die Lügengeschichte noch heute zu den «historischen Schriften» (Altaner/Stuiber) des Heiligen gerechnet; ebenso seine «Vita sancti Hilarionis» und seine «Vita Malchi», gleichfalls hochlegendäre

Mönchsbiographien, die von unglaublichen Mirakeln wimmeln[267].

Jede Menge Schriften fälschten Christen unter dem Namen des Augustinus, und nicht etwa nur, besonders naheliegend, zum Thema Gnade. Mit einer (echten) Schrift Augustins «Gegen die Juden» (vgl. I 511 ff), wollte man sich nicht begnügen und stellte noch zwei unechte unter seinen Namen: «Sermo contra Judaeos, Paganos et Arianos de symbolo» sowie die «Altercatio Ecclesiae et Synagogae» . Ein ebenfalls Augustin zugeschriebenes asketisches Werk «Soliloquia» entstammt wahrscheinlich erst dem 13. Jahrhundert, wurde aber viel gelesen und auch in neuerer Zeit noch wiederholt gedruckt, meist zusammen mit zwei weiteren Augustinus unterschobenen Erbauungsbüchern, «Meditationes» und «Manuale». Der «Sermo de Rusticiano subdiacono a Donatistis rebaptizato et in diaconum ordinato» ist offenbar sogar eine moderne Fälschung. Er wurde erstmals, ohne daß eine Handschrift hätte aufgetrieben werden können, durch Hieronymus Vignier (gest. 1661) herausgegeben, einen «als Urkundenfälscher bekannten Oratorianer» (Bardenhewer), das heißt Mitglied eines von dem hl. Philipp Neri 1575 in Rom gegründeten Oratoriums, einer Priester und Laien zusammenfassenden klosterähnlichen Gemeinschaft. Doch noch 1842 hat in Paris A. B. Caillau 164 unedierte Predigten Augustins vorgelegt, wovon kaum eine echt ist. Und genau so oder ganz ähnlich verhält es sich mit den (angeblichen) Augustinuspredigten «S. Augustini sermones ex codicibus vaticanis», die Kardinal A. Mai zehn Jahre später, 1852, in Rom edierte. Von den weit über sechshundert Predigten, die unter Augustins Namen stehen, wurden immerhin weit über hundert gefälscht[268].

Ein christlicher Fälscher: «Für Jahrhunderte der Lehrmeister der westlichen Welt ...»

Besonders berühmte Fälschungen verdankt die Christenheit einem Syrer, der um 500 vier große Abhandlungen und zehn meist kurze Briefe verfaßte, mit einem so durchschlagenden und dauerhaften Erfolg, wie er einem literarischen Fälscher «niemals wieder» (Bardy) beschieden war.

Dieser Christ gibt sich als der von Paulus in Athen bekehrte Ratsherr Dionysius Areopagita aus (Apg. 17,34), weshalb er seine Schreiben auch an Apostel und Apostelschüler adressiert, Einzelheiten bietet, häuft, die den Leser täuschen, ihn glauben machen sollen, das Werk eines Zeitgenossen der Apostel vor sich zu haben. Er will Zeuge der Sonnenfinsternis bei Jesu Tod, will mit Petrus und Jakobus beim Begräbnis der Hl. Jungfrau gewesen sein. Tatsächlich aber sind seine Schwindeleien frühestens gegen Ende des 5., wenn nicht erst Anfang des 6. Jahrhunderts entstanden[269].

Das Römische Martyrologium – «aus sicheren Quellen gesammelt, geprüft ...» – verzeichnet den gottbegnadeten Fälscher unter dem 9. Oktober als heiligen Märtyrer. Er, der fast ein halbes Jahrtausend nach Paulus lebte, wurde «von dem heil. Apostel Paulus getauft», heißt es da, zum ersten Bischof von Athen geweiht, dann in Rom «von dem heil. Römischen Papste Clemens, das Evangelium zu predigen, nach Frankreich gesandt, und gelangte auf solche Weise nach Paris, wo er das ihm übertragene Amt einige Jahre hindurch treulich verwaltet, und zuletzt unter dem Pfleger Fescennin nach grausamen Peinen sammt seinen Genossen durch Enthauptung die Marter vollendete»[270].

Der fälschende Dionysios, der übrigens auch die Figur seines Lehrers Hierotheus frei erfand, wurde also auch offiziell als Bischof von Athen und von Paris ausgegeben. Nicht zuletzt dadurch wirkte das gloriose Corpus der Areopagitica – eine Mixtur aus antiker Philosophie und Christentum, doch bis in die Politik hinein ausstrahlend – nach anfänglicher Ablehnung durch die Katholiken länger als ein Jahrtausend in gar nicht abzuschätzender

Weise auf das Abendland. Der Betrüger wurde «für Jahrhunderte der Lehrmeister der westlichen Welt», indem er deren (angeblich) Denkenden deutlich machte, daß «das Christentum nicht mehr als ‹barbarische› und in ihrer Wunderlichkeit einem kultivierten Geist unannehmbare Offenbarung zu gelten brauchte» (Roques). Bereits im frühen 6. Jahrhundert zitiert Erzbischof Andreas von Cäsarea die Bücher «des seligen großen Dionysius». Ein Jahrhundert später bewundert sie der hl. Maximus und verteidigt ihre Echtheit. Im 9. Jahrhundert eroberten sie das gläubige Abendland vor allem infolge ihrer Übertragung ins Lateinische durch Joh. Scotus (Eriugena) und den zweifellos dafür prädestinierten Abt Hilduin von St. Denis (814–840), der selber eine Reihe gefälschter Urkunden verfaßte, wie die Conscriptio des Vispius, einen Brief des Aristarchos an Onesiphoros, Hymnen des Venantius Fortunatus, des Eugenius Toletanus, und der auch die gefälschten Briefe des Areopagiten durch ein eigenes Falsum, die «Epistula ad Apollophanium», bereicherte.

Das Machwerk des Pseudo-Dionysius aber wurde von den berühmtesten Theologen, Maximus Confessor, Hugo von St. Viktor, Albertus Magnus, Thomas von Aquin, wie die Bibel studiert, ausgelegt und für ein Werk des Heiligen Geistes gehalten. Es genoß «fast kanonisches Ansehen» (Bihlmeyer). Thomas schrieb einen eigenen Kommentar zu den «Namen Gottes» (De divinis nominibus) und hat in seinem übrigen Werk rund 1700 Zitate aus der Fälschung aufgenommen. Die Universität von Paris feierte im 13. Jahrhundert den Fälscher – kurioserweise der einzige Autor des Ostens, der im Abendland lebendig blieb – als Apostel Frankreichs und großen Lehrer der Christenheit. Die Echtheit seiner Schriften, erstmals von dem kritischen Humanisten Laurentius Valla (gest. 1457), dann von Erasmus (1504) bezweifelt, wurde noch im 19., ja im 20. Jahrhundert verteidigt, nachdem freilich schon früh, bald nach der Entstehung dieses gewaltigen Schwindels, der Bischof Hypatios von Ephesus, zeitweilig Vertrauensmann Kaiser Justinians, die Echtheit bestritten hatte: «Wenn keiner der alten Schriftsteller jene (Schriften) erwähnt, so weiß ich nicht, wie ihr jetzt beweisen könnt, daß sie Dionysios gehören».

Wer dieser hl. Pseudo-Dionysius war, ist bis heute fraglich: möglicherweise ein «Ketzer», ein Monophysit. Etwa einer der beiden Patriarchen von Antiochien, Petrus Fullo (gest. 488: II 305 ff) oder Severus von Antiochien (512–518: II 346 ff), der zumindest auch den Verteidigern des Chalcedonense mehrfach Fälschungen nachgewiesen. Kaum verwundern dürfte, daß zu dem großangelegten Betrug des Pseudo-Dionysius noch deuterodionysische Fälschungen kamen, vor allem am Anfang des Mittelalters; daß sich schließlich die «Legende» seiner bemächtigte und der Märtyrer St. Dionys oder vielmehr seine bildliche Darstellung, ein Pariser Produkt, zum weitverbreiteten Motiv der Legende vom Kopftragen führt. Nach seinem Vorgang tragen Märtyrer und Heilige ihr edles Haupt in der Hand: Lucianus trägt sein abgeschlagenes Haupt, Jonius von Chartres, Lukanus von Chartres, Nicasius von Rouen, Maximus und Venerandus von Evreux, Clarus der Eremit in der Normandie, die Jungfrau Saturnina im Artois. St. Chrysolius, dem man beim Martyrium den Kopf spaltet, daß das Gehirn durch die Gegend spritzt, sammelt es wieder und trägt Hirnschale nebst Inhalt von Urelenghem nach Comines. Fuscianus und Victoricus tragen ihre Häupter meilenweit. Der enthauptete Knabe Justus von Auxerre trägt seinen Schädel, während sein Rumpf, zum Entsetzen der Verfolger, betet. Die Heiligen Frontasius, Severinus, Severianus, Silanus von Périgueux, Papulus von Toulouse, Marcell von Le Puy (Anitium), Bischöfe und Erzbischöfe, Jungfrauen und Prinzen vom Süden bis zum Norden tragen ihr Haupt, der Donauprinz Severus, der Merowinger Adalbald, Erzbischof Leo von Rouen, der Preußenapostel Adalbert, der Königssohn Fingar in Cornwall, die Königstocher Ositha im Norden ... Nein, fast kein Ende haupttragender christlicher Blutzeugen – und alles so echt wie «Dionysius Areopagita»[271].

Eine ganze christliche Fälscherwerkstatt gab es im 7. Jahrhundert in Alexandrien. Unter Leitung des Präfekten von Ägypten, Severianus, fälschten hier vierzehn Schönschreiber kirchenväterliche Schriften, besonders des Kyrills von Alexandrien, im monophysitischen Sinn[272].

Da gerade in der ältesten Geschichte des Christentums fast alles halt- und bodenlos, historisch höchst unsicher, kaum begründet war und ist, sollten manche Fälschungen auch geschichtliche Fundamente schaffen.

FÄLSCHUNGEN ZUR BEGRÜNDUNG DER HISTORIZITÄT JESU

Eine Reihe von Schriften fälschten Christen, um bessere Zeugnisse für die – bis heute unbewiesene, aber auch nicht widerlegte – Historizität Jesu (S. 70 f), für sein Leben und seine Auferstehung zu erhalten. Denn in der sogenannten profanen Literatur stand darüber nichts[273].

So schuf man unechte Dokumente nichtchristlicher Schriftsteller zum Leben Jesu, indem man beispielsweise nicht nur die «Jüdischen Altertümer» des Juden Josephus interpolierte, das sogenannte Testimonium Flavianum, sondern Josephus sogar zum Autor ganzer christlicher Bücher machte. Analoge Ziele verfochten die christlichen Pilatusschriften; während die heidnischen Pilatusakten, zu denen die Christen wieder eine entsprechende Gegenfälschung erstellten, im frühen 4. Jahrhundert zu einem auch in der Schule eingesetzten Propagandainstrument der Heiden gegen die Christen wurden[274].

Es kam zu einem gefälschten Brief des Pilatus an Kaiser Tiberius, zu einer Fälschung, die wieder weitere Fälschungen dann als Urkunde anführen in eindeutig apologetischer Absicht. Vor allem gewann man durch das Falsum Pilatus als namhaften heidnischen Zeugen für die, mit Kirchenhistoriker Euseb, «wunderbare Auferstehung und Himmelfahrt unseres Erlösers». Nicht unerwähnt blieb auch die Jungfrauengeburt. Ebensowenig fehlten, bei wohlwollender Behandlung der Römer, antijüdische Attacken. «So erleuchtete mit einem Mal durch das machtvolle Walten des Himmels das erlösende Wort gleich einem Sonnenstrahl die ganze Welt» (Euseb)[275].

Es gibt eine ganze Reihe weiterer «Pilatusschriften», die durch viele Jahrhunderte entstehen. Sie zeigen immer mehr «legendenhafte» Züge mit einer gleichfalls meist römerfreundlichen und judenfeindlichen Tendenz. Einmal sagt Nicodemus geradezu von Pilatus: «Er führt das Wort für Jesus», und der Statthalter bestätigt es. Man fälschte eine Korrespondenz zwischen einem Theodoros und Pilatus, einen «Brief des Pilatus an Claudius», worin Pilatus von der Jungfrauengeburt spricht, die vielen Wunder Jesu aufzählt, die Hohenpriester bezichtigt: «und Lüge auf Lüge häufend erklärten sie, er sei ein Magier und handle ihrem Gesetz zuwider». Pilatus erwähnt noch Tod und Auferstehung Jesu und schließt: «Dieses aber habe ich deshalb deiner Majestät vorgetragen, damit nicht ein andrer lüge und du den Trugreden der Juden glauben zu sollen vermeinst». Indem man selber lügt, wirft man, wie so oft, den andern Lügen vor. Man fälschte einen Briefwechsel des Pilatus mit Herodes, ja mit Augustus, der bei Jesu Kreuzigung bereits zwei Jahrzehnte tot war. Man fälschte auch ein Gamalielevangelium, worin Pilatus Jesu Auferstehung bezeugt. Und die Christen jener Zeit (darunter ein Gregor von Tours) hielten «allgemein derartige ... Schriften für geschichtliche Quellen» (Speyer). Die «Paradosis» des Pilatus macht den Landpfleger gar zum christlichen Märtyrer. Die koptische, die äthiopische Kirche verehren ihn als Heiligen. Dagegen muß er in der «Cura sanitatis Tiberii», in der dieser Kaiser als gläubiger Christ figuriert, in der «Mors Pilati», für seine Schuld an der Kreuzigung büßen[276].

Die Zeit von Geburt und Taufe Jesu sollte ein wohl im 6. Jahrhundert gefälschter Briefwechsel zwischen dem (dreimal abgesetzten und verbannten) Bischof Kyrill von Jerusalem (348–386) und Papst Julius von Rom bestimmen. Man wollte damit allerdings nicht die Geschichtlichkeit Jesu, sondern das neue abendländische Datum seiner Geburt im Osten, besonders in Palästina, akzeptabel machen. Ebenso erstellten rechtgläubige Christen Falsa im Streit um die Berechnung des Osterfestes[277].

Fälschungen zur Hebung des christlichen Ansehens gegenüber Juden und Heiden

Häufig haben sich Christen den Kampf mit den Juden durch Fälschungen erleichtert, haben sie deren Vorwürfe durch literarischen Betrug entkräftet, um den eigenen Glauben desto heller leuchten zu lassen, nicht zuletzt, um Jesus deutlicher als den verheißenen Messias zu erweisen, auch als Jungfrauensohn.

Das geschah zunächst in zahlreichen Einschüben, wobei die jüdischen Pseudepigrapha den Christen besonders zustatten kamen. So interpolierten diese die Sibyllinischen Weissagungen, das 4. Esra-Buch, die meistverbreitete Apokalypse des Altertums, das Martyrium Iesaiae, den griechischen Baruch, die Apokalypsen des Abraham, Elias, Sophonias, die Paralipomena Ieremiae, die Prophetenleben, die Testamente Adams, Abrahams, Isaaks, des Ezechias, des Salomon, der Zwölf Patriarchen usw. Die Christen fälschten Prophetensprüche, mit deren Hilfe sie bis ins Mittelalter die Juden zu bekehren suchten. Sie fälschten aber auch ganze Schriften unter den Namen von Personen des Alten Testaments, die Himmelfahrt des Jesaia etwa, die Apokalypse des Zacharias, verschiedene Danielapokalypsen, die Apokalypse des Esra, das 5. und 6. Esra-Buch, Fälschungen, in denen nicht nur immer wieder Esra, sondern auch Gott, der Herr, in der Ichform spricht, Fälschungen, aus denen sogar die Stelle 5. Esra 2,42–48 in vollem Wortlaut im 11. Jahrhundert in die offizielle römisch-katholische Liturgie einging.

Häufig fälschten Christen, um die von den Juden und «ketzerischen» Judenchristen (die Joseph selbstverständlich den leiblichen Vater Jesu nannten) bestrittene Jungfrauengeburt urkundlich zu erhärten, etwa in den christlichen Sibyllinischen Orakeln, im Protevangelium Jacobi oder, wohl zur Zeit Kaiser Justinians, in der Schrift «Das Priestertum Christi», einem jüdisch-christlichen Dialog. Statt eines verstorbenen jüdischen Priesters soll hier Jesus in das Kollegium kommen. So holt man genaue Personalangaben von seiner Mutter ein und schreibt sie in den Tempelkodex. Die Christen fälschten die Werke jüdischer Profanschrift-

steller, wie die des Philon und Josephus. Nicht selten haben Christen verschiedener Jahrhunderte dieselben Schriften interpoliert. Die Forschung der letzten Jahrzehnte hat freilich kaum zufällig gerade die Erhellung dieses Gebietes vernachlässigt, und eine Geschichte der entsprechenden «Interpolations-Literatur» fehlt überhaupt[278].

Gefälscht wurde im 3. und 4. Jahrhundert auch ein ganzer Briefwechsel zwischen dem Apostel Paulus und dem Stoiker Seneca (4 v. Chr.–65 n. Chr.).

Verfaßt in einem grauenhaften Latein, war ausgerechnet dies Machwerk wohl eine Werbeschrift, die den Gebildeten Roms die Briefe des Paulus empfehlen sollte, die man dort ihres Stiles wegen mißachtet hat. Die kaum glaublich primitive Korrespondenz, acht Briefe des «Seneca» und sechs des «Paulus» (die als erster Gelehrte erst Erasmus von Rotterdam mit großem Nachdruck Fälschung nannte), sollte das Ansehen des Paulus festigen. Denn viele seiner Gedanken stimmten derart mit der stoischen Philosophie der Kaiserzeit überein, daß Tertullian sagen konnte: «Seneca saepe noster». So vertauscht das Falsum das Abhängigkeitsverhältnis, verherrlicht Seneca den Apostel («Heil dir mein liebster Paulus ...») als Sprachrohr des Himmels, als einen «von Gott auf jede Weise geliebten Mann», ja attestiert ihm, «der heilige Geist ist in dir», während Paulus nur gelegentlich und reichlich von oben herab den Philosophen ermuntert, in seinen Bestrebungen fortzufahren. Die Fälschungen, wie der hl. Hieronymus bezeugt, selbst ein großer Fälscher vor dem Herrn, «a plurimis leguntur». Und sie wurde von ihm selbst nicht nur für echt gehalten, und im Anschluß an ihn auch von Augustinus, sondern Hieronymus hat den Heiden Seneca aufgrund dieses Schwindels offensichtlich zu den christlichen Heiligen gerechnet. Der Kirchenlehrer schreibt nämlich: «L. Annaeus Seneca aus Corduba ... führte ein sehr enthaltsames Leben. Ich würde ihn nicht in das Verzeichnis der Heiligen aufnehmen, wenn mich nicht jene Briefe dazu veranlaßten, die von sehr vielen gelesen werden, (die Briefe) des Paulus an Seneca bzw. des Seneca an Paulus»[279].

Der gefälschte Briefwechsel, in einer ungewöhnlichen Fülle

von Handschriften erhalten, lebte im Mittelalter fort, wirkte auf Petrus Cluniacensis, Petrus Abaelard, sogar noch auf Petrarca[280].

Manchmal erfanden Christen nicht nur Briefe und Korrespondenzen, sondern auch ganze öffentliche Disputationen, beispielsweise das sogenannte Religionsgespräch am Hof der Sassaniden.

Der Verfasser gibt sein Opus gleichsam als Protokoll einer in Persien veranstalteten Debatte über Christus und das Christentum aus, als die Niederschrift eines Augen- und Ohrenzeugen. Vor dem glanzvollen Hintergrund des Hofes und dem Höhepunkt sassanidischer Macht sowie unter dem Ehrenpräsidium eines Sassaniden erproben die Vertreter der Kirche ihre – natürlich auf der ganzen Linie siegreichen – Waffen gegen Griechen, christliche «Ketzer», das persische Magiertum und die Juden. Gelegentlich werden auch die Samaritaner, die Buddhisten und der römische Staat attackiert; am mildesten, fast liberal, die Hellenen, die Wegbereiter sozusagen des Christentums, am giftigsten die Juden.

Der Fälscher ist Katholik. Er feiert die volle Gottheit und Menschheit Jesu, die Herrlichkeit Mariens, den Triumph der christlichen Bischöfe über die persischen Zauberer durch jede Menge Wunder, durch die Heilung von Aussätzigen, die Auferweckung einer Toten, einen Habicht aus Lehm, der lebendig wird. Wen wundern da noch geschichtliche Anachronismen, fingierte Quellen, die Auftritte des persischen Königs Arrinatus, nach dem schon der Bollandist G. Henschen im 17. Jahrhundert vergeblich fahndete, ein (auch anderswo figurierender) Fabelkönig, unter dem das Religionsgespräch stattfindet, der christliche Mirakel beglaubigt und die Verhandlungen feierlich durch ein Diplom. Wohlweislich ist nicht alles erfunden, auch Historisches eingestreut. Der Verfasser selbst aber bleibt anonym. Er schweigt über sich, über die Zeit – und beutete schamlos die den meisten unbekannten Schriften des Philippus von Side aus, entweder noch im 5. oder 6. Jahrhundert[281].

Zu einer ganzen Flut von Fälschungen kam es im Zusammenhang mit den antiken Christenverfolgungen: je weniger echte Märtyrer, desto mehr gefälschte Märtyrerakten.

Die meisten Märtyrerakten sind gefälscht, galten aber sämtlich als vollwertige historische Urkunden

Zunächst fälschten die Christen vom 2. Jahrhundert an Toleranzedikte der Kaiser: so das Edikt des Antoninus Pius (um 180). Oder ein Schreiben Mark Aurels an den Senat, in dem der Imperator die Rettung römischer Truppen vor dem Verdursten durch Christen bezeugt. Gefälscht haben Christen auch eine Epistel des Statthalters Tiberianus an Trajan mit dem angeblichen Kaiserbefehl, die blutige Verfolgung zu beenden; gefälscht ein Edikt des Nerva, das Domitians harte Maßnahmen gegen den Apostel Johannes widerruft. Ja, Domitian selbst, berichtet Kirchenhistoriker Euseb (sich auf den orientalischen Christen Hegesippos stützend, den Verfasser von fünf Büchern «Erinnerungen»), Domitian selbst habe «die Verwandtschaft des Herrn», nachdem man sie als Nachkommen Davids verhaftet hatte, in Freiheit gesetzt und befohlen, «die Verfolgung der Kirche einzustellen»[282].

Fälschten die Christen aber zunächst Dokumente zu ihrer Entlastung durch die Kaiser, so fälschten sie schließlich, als ihre Verfolgung vorüber war und sie selbst, viel schlimmer, die Heiden zu verfolgen begannen, Dokumente zur Belastung der heidnischen Herrscher; fälschten sie am laufenden Band einerseits eine große Zahl christenfeindlicher Edikte und Briefe der Regenten und Statthalter (besonders des späten 3. Jahrhunderts), angebliche Urkunden, die meist in den ungeschichtlichen Märtyrerakten stehn, andererseits jede Menge Martyrien. Die Christen, die sich bei all den glatt erschwindelten Passionen oder Lebensberichten als Augenzeugen ausgeben, sind kaum zu zählen[283].

Schon die erste angebliche Verfolgung unter Nero, die diesen Kaiser durch zwei Jahrtausende zu einem Christen schindenden Scheusal sondergleichen machte, ist gar keine Christenverfolgung gewesen, sondern ein Brandstifterprozeß. Selbst die Nero feindlichen Historiker Tacitus und Sueton beurteilten den Prozeß als gerecht und vernünftig – «das Christentum selbst stand dabei überhaupt nicht zur Diskussion», schreibt der evangelische Theo-

loge Carl Schneider. Und auch die Christentumsgeschichte des katholischen Theologen Michel Clévenot hält fest, «daß weder Nero noch seine Polizei noch die Römer gewußt haben dürften, daß es sich um Christen handelte. Sie bewegen sich noch zu sehr im Dunkeln und sind zu gering an Zahl, als daß ihre Hinrichtung eine Angelegenheit des öffentlichen Interesses gebildet hätte . . .»[284].

Doch da es mit der Logik katholischer Theologen selten zum besten steht, nicht stehen darf, schließt Clévenot sein Kapitel über den Brand Roms im Juli 64 – nicht ohne unmittelbar zuvor das «verblüffend» gute Andenken des Kaisers Nero bei den Römern registriert zu haben: bei den Christen lebe er als bluttriefender Narr fort bis heute. Und dies sei «vielleicht (!) doch der beste Beweis dafür, daß die Christen wirklich zu den Opfern des schrecklichen Massakers vom Juli des Jahres 64 zu rechnen sind»[285].

Bezeichnenderweise spielten religiöse Motive bei dem Prozeß keine oder eine ganz nebensächliche Rolle. Bezeichnenderweise beschränkte sich Neros Vorgehen auf die Christen in Rom. Zwar fälschte man später Akten, die Martyrien auch anderwärts in Italien und in Gallien lokalisieren. Doch, so der katholische Theologe Ehrhard: «Alle diese Märtyrerakten sind geschichtlich ohne Wert»[286].

Die Duldsamkeit der Römer war in religiöser Hinsicht gewöhnlich groß. Sie übten Toleranz noch gegenüber den Juden, garantierten ihnen volle Glaubensfreiheit, forderten selbst nach dem Jüdischen Krieg keine Verehrung der Staatsgötter und befreiten sie auch vom obligatorischen Opfer für den Kaiser. Bis ins frühe 3. Jahrhundert ging der Haß gegen die Christen, die sich hochexklusiv gebärdeten, die sich, bei aller Demut!, als etwas ganz Besonderes, als «Israel Gottes», «Auserwähltes Geschlecht», «Heiliges Volk», als den «goldenen Teil» fühlten, vor allem vom Volk aus. Die Kaiser wähnten sich gegenüber der obskuren Kleinleutesekte lange viel zu stark, um ernsthaft einzuschreiten. Sie gingen den Christenprozessen «so viel wie möglich aus dem Wege» (Eduard Schwartz). Zwei Jahrhunderte lang ließen sie die

Christen überhaupt nicht «verfolgen». Kaiser Commodus hatte eine christliche Mätresse. Und in Nikomedien stand die christliche Hauptkirche gegenüber der Residenz Diokletians. Auch dessen Rhetorikprofessor, Kirchenvater Laktanz, blieb während des schärfsten Christenpogroms in der nächsten Umgebung des Herrschers völlig unbehelligt. Laktanz kam weder vor Gericht noch gar in den Kerker. Fast jedermann kannte die Christen, aber man machte sich mit ihrer Verfolgung nicht gern die Finger schmutzig. War es doch einmal nötig, weil das Heidenvolk zu sehr tobte, taten die Beamten alles, um Verhaftete wieder freilassen zu können. Die Christen brauchten bloß vom Glauben abzufallen – und sie fielen massenweise ab, es war überall die Regel – und niemand belästigte sie mehr. Noch während der strengsten Verfolgung, der Diokletians, bestand der Staat nur auf Erfüllung der für jeden Bürger gesetzlich vorgeschriebenen Opferpflicht. Bloß deren Verweigerung wurde bestraft, in keinem Fall die Ausübung der christlichen Religion. Blieben die Kirchen doch sogar während der diokletianischen Verfolgung vermögensfähig[287].

Von einer allgemeinen und planmäßigen Christenverfolgung kann erst unter Kaiser Decius im Jahr 250 gesprochen werden. Damals starb, als erster römischer Bischof Opfer einer Verfolgung, Fabian – und er starb im Gefängnis; man hatte über ihn gar keine Todesstrafe verhängt. Bis dahin aber gab die alte Kirche von siebzehn römischen Bischöfen bereits elf als «Märtyrer» aus, obwohl keiner von ihnen Märtyrer war! Dabei hatten sie bereits zweihundert Jahre lang Seite an Seite mit den Kaisern residiert. Und doch lügt man auf katholischer Seite – mit kirchlicher Druckerlaubnis (und Widmung: «Der lieben Gottesmutter») – noch in der Mitte des 20. Jahrhunderts: «Die meisten Päpste sterben in jener Zeit als Märtyrer» (Rüger).

Der 253 friedlich in Civitavecchia verschiedene «Papst» Kornelius (II 100 ff) wird in den kirchlichen Märtyrerakten enthauptet. Ebenso gefälscht sind die Akten, die den römischen Bischof Stephan I. (254–257) zum Opfer der valerianischen Verfolgungen machen. Der hl. Papst Eutychian (275–283) soll gar 342 Märtyrer «mit eigener Hand» begraben haben, bevor er sich ihnen selber

beigesellte. Den Abfall mehrerer Päpste im frühen 4. Jahrhundert suchte man gleichfalls durch Aktenfälschungen zu verdecken. Der Liber Pontificalis, die offizielle Papstliste, läßt den römischen Bischof Marcellinus (296–304), der den Göttern geopfert und die «heiligen» Bücher ausgeliefert hat, alsbald bereuen und den Märtyrertod sterben, eine glatte Fälschung. Im römischen Martyrologium erringt ein Papst nach dem andern die Märtyrerkrone – fast alles erstunken und erlogen. (Bezeichnenderweise ist der Märtyrerkult in Rom überhaupt erst im späteren 3. Jahrhundert aufgekommen.)[288]

Gerade Bischöfe – deren Martyrium selbstverständlich als «etwas Höheres» gegenüber dem der einfachen Christen galt, rangieren sie ja noch im Jenseits höher – gerade Bischöfe wurden besonders selten Märtyrer. In Haufen flohen sie, manchmal von Land zu Land, ja, bis an die Grenzen des Römischen Reiches, von Gott natürlich eigens dazu beauftragt und ohne zu vergessen, aus sicherem Versteck Durchhaltebriefe an eingekerkerte Gläubige geringeren Grades zu schicken. In der alten Kirche war dies so bekannt, daß sogar in den zahlreichen *gefälschten* Märtyrerberichten wenig Bischöfe als Märtyrer figurieren! (Dem Patriarchen von Alexandrien, Dionysius, pressierte es bei Ausbruch eines lokalen Pogroms derart, daß er auf einem sattellosen Reittier entfloh – mit Recht trägt er den Beinamen «der Große».)[289]

So gut wie alle «Heiligen» der ersten Jahrhunderte aber wurden noch nachträglich zu «Märtyrern» erklärt, «selbst wenn sie in Frieden gestorben waren. Jeder Verehrungswürdige aus der Zeit vor Konstantin mußte eben Blutzeuge gewesen sein» (Kötting). Dabei sind «nur wenige» der sogenannten Acta Martyrum «echt oder beruhen auf echtem Dokumentarmaterial» (Syme). Und vor allem vom 4. Jahrhundert an haben katholische Christen Akten und Märtyrerberichte, die ihnen von «Ketzern» verfälscht schienen, durch Gegenfälschungen «gereinigt». Sie erkannten zwar die mitgeteilten Wunder der Apostel an, wollten indes die gleichfalls dastehenden «falschen Lehren» nicht gelten lassen. So warteten rechtgläubige Fälscher wie Pseudo-Melito, Pseudo-Hieronymus, Pseudo-Abdias und andere mit Gegenfälschungen auf[290].

Die christlichen «Märtyrerakten» schrecken vor keiner Übertreibung, keiner Unwahrheit, keinem Kitsch zurück.

Da die Kirche vom Martyrium der Gattin des Apostelfürsten und ersten Papstes, des hl. Petrus, das ein Kirchenvater überliefert, keinen Gebrauch gemacht hat, gilt als erste Märtyrerin die hl. Thekla (S. 308 ff), obwohl sie durch ein Wunder entkommen sein soll.

Streng aktenkundig aber wird die katholische Blutzeugenschaft durch das Martyrium Polycarpi, dessen Todesstunde man sogar kennt – fast einmalig in der frühchristlichen Literatur. Das Datum jedoch ist unbekannt; man weiß nicht einmal, ob unter Mark Aurel oder Antoninus Pius. In diesem ältesten Augenzeugenbericht über den Tod eines christlichen Märtyrers, einem Text, in den allerdings vorn und hinten und dazwischen hineingefälscht wurde, in dem es Bearbeitungen und Interpolationen, voreusebianische und nacheusebianische Einschübe sowie einen unechten Anhang gibt, kennt der hl. Bischof im voraus seine Todesart. Beim Betreten des Stadions ermutigt ihn eine Stimme vom Himmel: «Polykarp sei standhaft!» Er verbrennt nicht auf dem Scheiterhaufen, zu dem «besonders die Juden» Holz herbeigeschleppt haben, alle Flammen lodern vergeblich. So muß der Scharfrichter ihm den Todesstoß versetzen, worauf sein Blut das Feuer löscht und aus der Wunde eine Taube zum Himmel steigt ... Diese Akten sind nämlich nur «langsam und stückweise gewachsen» (Kraft). Und noch im 20. Jahrhundert glänzt im katholischen «Lexikon für Theologie und Kirche» der Bericht als «der kostbarste Zeuge für die katholische Heiligen- und Reliquienverehrung». Noch heute auch wird der wackere Märtyrer, der übrigens, wie das einem Bischof zusteht, mehrmals zuvor geflohen war, mehrmals sein Versteck gewechselt hatte, als Heiliger gefeiert: von der byzantinischen und syrischen Kirche am 23. Februar, von den Melchiten am 25., von den Katholiken am 26. Januar, und fungiert auch noch immer als «Patron gegen Ohrenweh»[291].

Blicken wir einmal, nur beispielsweise, in die «Akten persischer Märtyrer».

Da laufen die Christen gleich scharenweise ihrer Hinrichtung zu, «die Psalmen Davids jubelnd». Da lachen sie nur, während der Henker schon das Schwert wetzt. Da haut man ihnen alle Zähne ein und zerdrischt ihnen alle Knochen. Man kauft eigens neue Peitschen, um sie zu Brei zu machen. Man schlägt sie, bis sie bloß noch *eine* Beule sind. Man reißt ihnen die Gelenke auseinander, man schindet sie von Kopf bis Fuß, schneidet langsam von der Nackenmitte bis zum Hirnschädel, schneidet ihnen Nasen und Ohren ab, stößt glühende Nägel in ihre Augen, man steinigt, zersägt sie, man läßt sie hungern, bis die Haut von den Knochen fällt. Einmal bietet man auch 16 Elefanten auf, um die Helden zu zertreten ... Doch was auch immer, fast alles ertragen sie erstaunlich lang und guten Mutes, pudelmunter sozusagen. Vielfach zerstückelt, nur noch Blut und Eiter, halten sie die erbaulichsten Reden. Sie jauchzen: «Mein Herz freut sich im Herrn und meine Seele frohlockt in seinem Heile». Oder sie bekennen: «Diese Pein ist nur Erquickung»[292].

Mâr Jakob, der Zerschnittene, stellt, nachdem man ihm schon zehn Finger abgenommen und drei Zehen, lachend tiefsinnige Vergleiche an: «Folge auch du, dritte Zehe, deinen Genossinnen und sei unbesorgt. Denn wie Weizen, der in die Erde fällt und im Frühling seine Genossen hervorbringt, so auch verbindest du dich am Tage der Auferstehung in einem Augenblick mit deinen Genossinnen». Ist das nicht schön gesagt? Nach dem Fall des fünften Zehs freilich schreit er nach Rache: «Richte, o Gott, mein Gericht und räche meine Rache an dem erbarmungslosen Volke»[293].

Überhaupt werden diese Heiligen oft ruppig und beschimpfen ihre ja auch gar gottlosen Peiniger oder Richter nach allen Regeln der Religion der Liebe; verheißen ihnen «Zähneknirschen in Ewigkeit», schmähen sie «unrein, schmutzig, Blut leckend», «einen frechen Raben, der sich auf Leichen niederläßt», «eine Zauberschlange, die zu beißen dürstet», «grün gefärbt» vor Haß «wie eine böse Viper», einen geilen Kerl, der sich mit «Frauen im Schlafgemach» herumtreibt, einen «unreinen Hund». Der «heilige Aitillâhâ apostrophiert seinen Henker: «Wahrlich, du bist ein unvernünftiges Tier». Und der heilige Joseph denkt offenbar

nicht daran, seinen Feind zu lieben, ihm die andere Backe hinzuhalten, o nein, trefflich heißt es: «Joseph nahm den Mund voll Speichel, spie ihm plötzlich das Gesicht voll und sprach: ‹Du Unreiner und Befleckter, schämst du dich nicht . . .›»[294]

Nachdem man Mâr Jakob bereits alle Finger und Zehen einzeln abgeschnitten hat, stets von ihm mit je einem edlen oder auch giftigen Spruch gegen «die reißenden Wölfe» begleitet, wird er immer fester im Glauben und folterungssüchtiger. «Was steht ihr müßig?» ruft er ungeduldig. «Nicht mögen eure Augen schonen. Denn mein Herz frohlockt im Herrn und meine Seele ist zu dem erhoben, der die Demütigen liebt». So säbeln denn die Henkersknechte, nach allen zehn Zehen und allen zehn Fingern, zähneknirschend weitere Glieder ab, ganz systematisch, und jedes fallende Glied kommentiert der heilige Mann wieder mit einem frommen Spruch. Nach Verlust des rechten Fußes sagt er: «‹Jedes Glied, das ihr mir abschneidet, wird als Opfer dem König des Himmels dargebracht.› – Sie schnitten ihm den linken Fuß ab und er sprach: ‹Erhöre mich, o Herr, denn Du bist gut und groß ist Deine Güte allen, die Dich anrufen.› – Sie schnitten ihm die rechte Hand ab und er rief: ‹Die Gnade Gottes war groß über mir; befreie meine Seele von dem tiefen Scheol.› – Sie schnitten ihm die linke Hand ab und er sprach: ‹Siehe, den Toten tust du Wunder.› – Sie traten hinzu und trennten seinen rechten Arm ab und er sprach wieder: ‹Ich will loben den Herrn in meinem Leben und lobsingen meinem Gott, solange ich bestehe. Es gefalle ihm mein Lob; ich will mich freuen im Herrn.›»

Die bösen Heiden entfernen weiter den linken Arm, lösen den rechten Schenkel aus dem Kniegelenk . . . und schließlich liegt «der Herrliche» nur noch mit «Kopf, Brust und Unterleib» da, bedenkt kurz die Lage und öffnet «wieder den Mund», um Gott in einer kleinen Rede – schon bravourös in diesem reduzierten Zustand – genau aufzuzählen, was er schließlich alles um seinetwillen schon verloren hat: «Herr, Gott, Barmherziger und Erbarmer, ich bitte Dich, höre mein Gebet und nimm mein Flehen an. Ich liege hier meiner Glieder beraubt; zur Hälfte liege ich hier und schweige. Nicht habe ich, Herr, Finger, mit ihnen Dich anzufle-

hen; noch haben mir die Verfolger Hände gelassen, sie zu Dir auszustrecken. Die Füße, sie sind abgeschnitten; die Kniee, sie sind abgetrennt; die Arme, sie sind losgelöst; die Schenkel sind abgeschnitten. Jetzt liege ich vor Dir wie ein zerstörtes Haus, von dem nur ein Stück Dachkranz geblieben ist. Ich flehe Dich an, Herr, Gott ...» etc. etc.

Und am Abend, das übliche, stahlen die Christen die Leiche oder vielmehr «sammelten sie alle achtundzwanzig abgeschnittenen Glieder» samt Rest – und da fiel Feuer vom Himmel, «leckte das Blut aus der Streu ... bis die Glieder des Heiligen sich röteten und wie eine reife Rose wurden»[295].

Märtyrerakten!

Nach solchen Mustern konnte man fast beliebig viele christliche Helden sterben lassen.

Man vergleiche einmal mit dem Martyrium des Mâr Jakob in Persien das des (auch im Römischen Martyrologium prangenden) hl. Arkadius in Nordafrika, dessen Gedächtnis die katholische Kirche noch heute am 12. Januar begeht[296].

Wie der hl. Jakob ist der hl. Arkadius Held und Christ vom Scheitel bis zur Sohle, also buchstäblich durch nichts aus der Fassung zu bringen. Vom wütenden Statthalter schließlich mit den Marterwerkzeugen konfrontiert, höhnt er nur: «Befiehlst du, daß ich mich entkleiden soll?» Und auch das Urteil, ihm ein Glied nach dem andern vom Leib zu säbeln, aber langsam, hört er «mit heiterem Gemüte». «Jetzt stürzten die Henker auf ihn los, und schnitten von ihm die Gelenke der Finger, der Arme und Schultern, und zerstückelten die Zehen, die Füße und die Schenkel. Der Blutzeuge gab willig ein Glied nach dem andern hin ... Schwimmend in seinem Blute betete er laut: ‹Herr, mein Gott! alle diese Glieder hast Du mir gegeben, alle opfere ich Dir wieder ...›» etc. Und alle Anwesenden schwimmen in Tränen wie der Heilige im Blute. Selbst die Henker verfluchen den Tag ihrer Geburt. Nur der böse heidnische Statthalter bleibt ungerührt. «Als dem heiligen Bekenner alle kleinern Glieder abgeschnitten waren, befahl er mit stumpfen Beilen auch die größern vom Leibe zu hauen, so, daß nur der bloße Rumpf mehr übrig blieb. Da brachte der heilige

Arkadius noch lebend (!) seine umherliegenden Glieder Gott zum Opfer, und rief: ‹Glückliche Glieder!›», worauf – alles, wie erwähnt, mit «bloße(m) Rumpf» – auch noch eine flammende Religionspredigt an die Heiden folgt...

Der Herausgeber des zitierten katholischen Mammutwerks, der im Vorwort versichert, er wolle «Begründetes an die (!) Stelle der sogenannten Legenden bieten», «nur geschichtlich Begründetes und Wahres», offeriert in dieser Weise ungezählte Schauergeschichten[297].

Und die katholische Seelsorge zieht aus solch grauenhaftem Kitsch noch im 20. Jahrhundert – mehrfach obrigkeitlich genehmigt – die «*Lehre*» mit den Worten des hl. Arkadius: «Für Ihn sterben, heißt leben. Für Ihn leiden ist die größte Freude! – Ertrage, o Christ! die Leiden und Widerwärtigkeiten dieses Lebens und laß dich durch nichts vom Dienste Gottes abwendig machen. Der Himmel ist alles wert»[298].

Zurück noch kurz zu den «Persischen Märtyrerakten».

Wem selbst das Martyrium des Mâr Jakob nicht wunderbar genug ist: es geschieht natürlich oder übernatürlich Großes zusätzlich. Einen Christen, der einen Christen töten soll und will, erhebt die «Kraft Gottes» zweimal und zerschmettert ihn beinah am Boden; drei Stunden liegt er wie tot. Den seligen Narsê konnte man das Haupt, das standhafte, nicht einmal mit achtzehn Schwertern abschlagen; dann tat's ein Messer. Und dort, wo diese Heroen, da sie doch einmal enden müssen, enden, steigen «oft nachts ... Heere von Engeln auf und ab ...». Ja, einmal, kein Zweifel, sahen sogar heidnische Hirten, daß «drei Nächte Heere von Engeln» über «dem Mordplatz der Heiligen auf und ab schwebten und Gott lobten»[299].

Märtyrerakten!

Bleibt nur noch zu sagen, daß es sich hier nicht um fromme Legenden, sondern eben um Akten, um historische Berichte handelt; daß zudem diese Dokumente selber noch einmal die «korrekten Aufzeichnungen» ausdrücklich betonen; daß sie schreiben: «Die genaue Geschichte derer, die vor uns waren, haben wir aus dem Munde greiser, wahrheitsliebender und vertrauenswürdiger

Bischöfe und Priester niedergeschrieben. Diese sahen sie nämlich mit ihren Augen und lebten in ihren Tagen»[300].

Es versteht sich von selbst, daß die Christen in immer größeren Scharen ihren Glauben mit ihrem Blut bezeugen, daß sie in solchen Mengen und auf so heldenhafte Weise unter- oder hinübergehen, daß die Henker vom vielen Schlachten ermüden. Einmal sterben mit ihrem Bischof sechzehn, dann hundertachtundzwanzig Märtyrer, dann einhundertelf Männer und neun Frauen, dann zweihundertfünfundsiebzig, dann achttausendneunhundertvierzig, dann sind sie gar nicht mehr zu zählen, da «ihre Zahl die von vielen Tausenden übersteigt»[301].

In Wirklichkeit gab es sehr, sehr viel weniger christliche Märtyrer als man der Welt durch alle Jahrhunderte weisgemacht hat. Mancher echte war überdies spurlos verschwunden, seine Asche in die Flüsse geworfen worden, in alle Winde verstreut. Es gab weite märtyrerarme oder -leere Gegenden. Und da man begann, Reliquien in den Altar einzuschließen, pilgerte man oft weithin, unternahm strapaziöse Translationen, was immer man auch in Wirklichkeit überführt haben mochte. Reste bekannter Blutzeugen standen hoch im Kurs, doch auch große Mengen waren gefragt, Teile vieler Märtyrer, ob man ihren Namen nun kannte oder nicht.

Immer beliebter wurden deshalb Gruppenmärtyrer: die 18 von Saragossa, die 40 von Sebaste, sämtlich «Kriegsknechte», die 70 Genossen des hl. Mönchs Anastasius, die man im Fluß ertränkte, die 99 mit dem hl. Nicon in Casarea/Palästina Hingerichteten, die 128, die mit dem hl. Bischof Sadoth unter dem persischen König Šāpūr starben; die rund zwei Dutzend Bischöfe und 250 Kleriker, die das Martyrium ebenfalls in Persien errangen, die 200 Männer und 70 Frauen, die unter Diokletian auf der Insel Palmaria heroisch ihre Marter vollendeten, die von Prudentius (dem im Mittelalter am meisten bewunderten und gelesenen christlichen Dichter) erfundenen 300 Selbstmörder, die sich angeblich, um nicht opfern zu müssen, unter Valerian in eine Grube ungelöschten Kalkes stürzten, die – weitere Lügengeschichten – hl. 1525 Märtyrer in Umbrien, die Thebäische Legion, nicht weniger als 6600 Mann, die

angeblich in der Schweiz den Märtyrertod starben (schon allein wahrscheinlich sehr viel mehr als es überhaupt christliche Märtyrer in der ganzen Antike gegeben hat), die vielen tausend Märtyrer, die Kaiser Diokletian, da sie alle das «Götzenopfer» verweigerten, zu Nikomedien in einer Kirche lebendig verbrennen ließ – ausgerechnet «am heil. Weihnachtstage» und beim «heil. Meßamte ...» (Römisches Martyrologium), weiter die 10 000 auf dem Berg Ararat gekreuzigten Christen oder die 24 000 katholischen Gefährten des hl. Pappus, die unter Licinius in Antiochien in fünf Tagen auf einem einzigen Felsen für Christus verbluten. Immer wieder nennt man gar keine Zahlen, sondern läßt «eine unzählbare Menge von Gläubigen» sterben, spricht von «unzählbaren» Märtyrern, behauptet nur ganz stereotyp den Tod «sehr vieler heil. Märtyrer», oder prahlt auch, daß «fast die ganze Heerde» ihrem Bischof in den Tod gefolgt sei, oder berichtet «das Leiden sehr *vieler heil. Weiber*, welche ... um des christlichen Glaubens willen auf das qualvollste gepeiniget und getödtet wurden» (Römisches Martyrologum oder «Verzeichniß aller jener durch Heiligkeit und Martertod gekrönten Christgläubigen, deren Leben, Wirken und Heldentod die römisch-katholische Kirche aus sicheren Quellen gesammelt, geprüft und zur ewigen feierlichen Gedächtniß derselben verzeichnet und aufbewahret hat. Mit beigefügtem kurzen Abriß der vorzüglichen Momente ihres Lebens, Veranlassung ihrer Bekehrung, ihres Wirkens und schmerzvollen Todes».) Begreiflicherweise war die Bezeichnung der Reliquien mit der Formel: «Deren Namen Gott kennt» häufig[302].

Und obwohl die Zahl aller christlichen Märtyrer in den ersten drei Jahrhunderten auf 1500 geschätzt werden konnte (eine gewiß problematische Zahl); obwohl unter angeblich 250 griechischen Martyrien in immerhin 250 Jahren nur etwa 20 als historisch erwiesen wurden; obwohl überhaupt eine schriftliche Kunde von nur ein paar Dutzend Märtyrern erhalten blieb; und obwohl der größte Theologe der vorkonstantinischen Zeit, der in so vielem Respekt abnötigende Origenes, die Zahl der christlichen Blutzeugen «klein und leicht zu zählen» nennt, schreibt noch 1959 der katholische Theologe Stockmeier: «Drei Jahrhunderte lang hetzte

man sie zu Tode ...»; schreibt, ebenfalls noch Mitte des 20. Jahrhunderts, Jesuit Hertling: «Eine sechsstellige Zahl wird man wohl annehmen müssen». Müssen? Warum? Er sagt es selbst: «Der Historiker, der die Quellen kritisch untersucht und die Dinge so darstellen will, wie sie gewesen sind, läuft ständig Gefahr, fromme Gefühle zu verletzen. Schon wenn er zu dem Ergebnis kommt, daß es nicht Millionen von Märtyrern waren ...»[303]

Die Kirche hat aber nicht nur die Zahl der Martyrien kriminell übertrieben, sondern auch deren Schilderung. Noch in der Mitte des 20. Jahrhunderts prahlt Katholik Johannes Schuck (mit doppeltem Imprimatur), als setzte er die eusebianische Kirchengeschichte aus dem 4. Jahrhundert fort: «Das war ein Kampf! Auf der einen Seite die Bestien der Arena, der um die zuckenden Glieder aufzüngelnde Feuerbrand, Folter, Kreuz und all die Quälereien, die wie eine schmutzige Gosse aus der Hölle zu kommen schienen – auf der anderen Seite die unerschütterliche Kraft, womit die Christen gegen eine ganze Welt standen, hilflos und doch von einer Hilfe gestützt, an der jeder Sturm, wenn auch mit rasendem Wüten zerbrach – Menschen mit dem Fuß noch auf der dunklen Erde, mit dem Herzen schon im ersten Lichtglanz der Ewigkeit ...»[304]

Dabei frohlockt Schuck selbst darüber, daß die so grauenhaften Christenverfolgungen, «so widersinnig sich das anhören mag, dem Reich Gottes auch großen Gewinn brachten», daß «die Kirche nur gewonnen» hatte, bis «hoch in den Himmel hinauf» und «auch weit in die Welt hinaus». Brachte doch das «Blut ihrer Martyrer» gerade «die wertvollsten Seelen außerhalb der Kirche» herein, wurden just diese Besten «durch den Glauben und den Opfermut, die Liebe und den sittlichen Adel der Christen in die Hürde des Herrn gezogen ...».[305]

Und durch eine Flut von Fälschungen.

Solche Fälschungen gab es auch auf einem ganz anderen, freilich damit zusammenhängenden Gebiet, dem kirchenpolitischen. Denn wie man zur Mehrung des Glaubens unechte Märtyrerakten schuf, so zur Mehrung klerikaler Macht unechte Bischofskataloge. Das heißt, man dichtete allmählich allen Bischofssitzen eine apostolische Abkunft an.

So gut wie alle Bischofslisten zum Erweis der apostolischen Tradition sind gefälscht

Mit Geschichts-Fiktionen Führungsansprüche zu stützen, war natürlich wieder eine alte Sache. Ein frühes Beispiel: der griechische Historiker und Leibarzt des Perserkönigs Artaxerxes II. (404–358 v. Chr.), Ktesias. In seinen 23 Büchern «Persika» – als Hauptquelle für die Geschichte des Orients viel benutzt, nachweislich auch von Isokrates, Platon, Aristoteles – erschwindelte er aus den Archiven der Perser eine ganze Dynastie ihrer Herrscher über das 550 v. Chr. annektierte Meder-Reich[306].

Man kannte Sukzessionen und Traditionsketten in den Philosophenschulen, bei Platonikern, Stoikern, Peripatetikern, kannte sie in der ägyptischen, römischen, griechischen Religion, wo sie manchmal bis auf Gott selbst zurückgingen, man kannte auch dies also längst, ehe dann in fast allen christlichen Ländern die Behauptung einer ununterbrochenen rechtmäßigen Amtsnachfolge der Bischöfe seit den Tagen der Apostel, die angebliche apostolische Sukzession, zu großen Betrugsmanövern führte. Denn gerade weil man sich dogmatisch stets mehr vom Ursprung entfernte, suchte man den Schein des semper idem zu wahren, täuschte man mit drastischen Fälschungen überall eine apostolische Tradition vor, die so gut wie nirgends bestand.

Die Lehre von der «successio apostolica» an jedem alten Bischofssitz scheitert schon daran, daß in vielen Gegenden, soweit sich das noch ermitteln läßt, zu Beginn des Christentums gar kein «rechtgläubiges» Christentum bestand (I 144 ff). In einem großen Teil der alten Welt, im mittleren und östlichen Kleinasien, in Edessa, Alexandrien, Ägypten, Syrien, im gesetzestreuen Judenchristentum sind die ersten christlichen Gruppen nicht sogenannte Rechtgläubige, sondern «Andersgläubige» gewesen. Sie vertraten dort aber keine Sektensituation, keine «ketzerische» Minderheit, sondern das vorgegebene «rechtgläubige» Christentum[307].

Doch um der Fiktion der apostolischen Überlieferung willen, um überall das Bischofsamt durch ununterbrochene rechtmäßige Sukzession legitimieren zu können, fälschte man selbst und ge-

rade an den berühmtesten Bischofssitzen der alten Kirche. So gut wie alles ist da bare Willkür, ist nachträglich erfunden und mit lauter handgreiflichen Konstruktionen gestützt. Und natürlich konnten auch die meisten «Häretiker» mit entsprechenden Falsa aufwarten, die Artemoniten, die Arianer, Gnostiker wie Basilides, Valentin oder der Valentinianer Ptolemäus. Beriefen sich die Gnostiker doch sogar früher auf eine feste Lehrüberlieferung als die werdende katholische Kirche, die ihren Traditionsbegriff erst schuf, um den älteren der «Ketzer» zu bestreiten – und dabei noch das gnostische Beweisverfahren genau übernahm![308]

Was Rom betrifft, wurde die Fälschung der dortigen Bischofsreihe – bis 235 sind die Namen sämtlich unsicher und für die ersten Jahrzehnte reine Willkür – bereits im Zusammenhang mit der Entstehung des Papsttums besprochen (II 69 ff; ebenfalls die allerdings ganz anders geartete ausgedehnte Symmachianische Fälschung II 341 ff). Und da Rom sich durch den Petrusgedanken und die darauf basierende unechte Bischofsliste kolossale Vorteile verschuf, setzte sich Byzanz gegen die römische Fälschung entsprechend zur Wehr, allerdings recht spät, erst im 9. Jahrhundert. Damals gab sich ein Fälscher als ein im 6. Jahrhundert lebender Herausgeber Prokopios aus und erfand die Verzeichnisse eines angeblich im 4. Jahrhundert lebenden Literaten Dorotheos von Tyros. Der Betrüger versuchte das Patriarchat von Byzanz als Gründung des Apostels Andreas zu erweisen. Da er die erhobenen Ansprüche aber nicht von einem Apostel ableiten konnte, ließ er den Apostel Andreas auf einer Reise nach Byzanz kommen und dort einen gewissen Stachys als ersten Bischof einsetzen – eine sehr plumpe Täuschung, die ganze Apostel- und Apostelschüler-Verzeichnisse sowie Bischofsnamen fingierte, um Byzanz die gleiche Würde wie Rom zu vindizieren, um behaupten zu können, Andreas sei der erste Bischof Konstantinopels gewesen und dort auch gestorben[309].

Die christliche Kirche in Alexandrien wollte von Markus, dem angeblichen Schüler und Begleiter des Petrus, gegründet worden sein. Doch die alexandrinische Bischofsliste, die zehn Bischöfe von Markus bis in das ausgehende 2. Jahrhundert anführt, hat

der Kirchenautor Julius Africanus offensichtlich frei erfunden, ein Christ, der in seinen «Stickereien» (Kestoi) höchstwahrscheinlich auch Homer in unverschämter Weise verfälscht. Im 4. Jahrhundert wurde die alexandrinische Liste dann von Euseb übernommen, wenn nicht erst durch ihn erstellt. Jedenfalls fehlt «jede begleitende Tradition», haben wir «eine fast vollständige Unkenntnis der Geschichte des Christentums in Alexandrien und Ägypten ... bis zum Jahre c. 180» (Harnack); sind die ersten zehn Namen dieser Bischofsliste nach dem Apostelbegleiter Markus «für uns Schall und Rauch. Und sie sind schwerlich jemals etwas anderes gewesen» (W. Bauer). Markus soll die christliche Gemeinde Alexandriens gegründet haben. Doch trotz ungezählter Papyrus-Texte aus dem 1. und 2. Jahrhundert fanden sich keine Spuren von Christen dort. Der erste, historisch wirklich faßbare Bischof Alexandriens war Demetrius (189–231), und er ist, so wenig «rechtgläubige» Christen gab es seinerzeit in Ägypten, der einzige Bischof des ganzen Landes gewesen, der dann allerdings drei weitere eingesetzt hat[310].

Die Kirche in Korinth und Antiochien wollte von Petrus herrühren; auch als erster Bischof galt Petrus hier. Doch was man nachträglich von der Gemeindegründung in apostolischer Zeit berichtet, «beruht zum allergrößten Teil, wenn nicht ganz auf Erfindung» (Haller). Auch die Namen der antiochenischen Bischöfe bis zur Mitte des 2. Jahrhunderts hat Kirchenvater Julius Africanus zu Beginn des 3. Jahrhunderts wieder frei aus der Luft gegriffen. Und als der Patriarch Petrus Fullo, infolge der älteren «apostolischen» Gründung Antiochiens, die Gewalt über Zypern erstrebte, konterte Erzbischof Anthemios damit, daß er, gerade noch rechtzeitig, die Gebeine des hl. Barnabas fand, unter einem Johannisbrotbaum: auf seiner Brust das Matthäusevangelium, und in eigenhändiger Abschrift des Barnabas! «Aufgrund dieses Vorwandes erreichten die Zyprer, daß ihre Metropole unabhängig wurde und nicht mehr unter Antiochien stand» (Theodoros Anagnostes). Dagegen wollte ein anderer Fälscher das Bistum Tamasos zum ältesten Bischofssitz Zyperns machen[311].

Der Bischof Juvenalis von Jerusalem suchte 431 auf dem Kon-

zil von Ephesus (II 172 ff) durch gefälschte Urkunden seine Ansprüche auf Palästina, Phönizien, Arabien – zwar nicht unentlarvt, doch nicht ganz erfolglos – gegen den Patriarchen Maximos von Antiochien durchzusetzen, der seinerseits offenbar die Konzilsakten von Chalkedon zu seinen Gunsten fälschte[312].

Alles wollte und sollte eben «apostolisch» sein. Die Armenier nahmen apostolischen Ursprung in Anspruch durch die Apostel Thaddäus und Bartholomäus, ja, Gründung durch Christus selbst[313].

Ein berüchtigter, wohl um 300 gefälschter Briefwechsel zwischen dem Toparchen (Fürsten) Abgar Ukkama von Edessa (gemeint ist Abgar V., 9–46 n. Chr.), und Jesus, der eigenhändig unterschrieb und siegelte (!), bezweckte wieder nichts anderes als die Zurückdatierung der edessenischen Kirchenstiftung in apostolische Zeit[314].

Der «Vater der Kirchengeschichte», Bischof Euseb von Caesarea, hat uns die denkwürdige Korrespondenz erhalten, die in «den Archiven» Edessas unter den «dortigen amtlichen Urkunden ... bis auf den heutigen Tag aufbewahrt» worden sei. Ja, der berühmte Historiker will den Briefwechsel selbst dem Staatsarchiv von Edessa entnommen und wörtlich aus dem Syrischen übersetzt haben. «Abgar Ukkama, der Fürst, entbietet Jesus, dem guten Heiland, der in Jerusalem erschienen ist, seinen Gruß. Ich habe von dir und deinen Heilungen Kunde erhalten und erfahren, daß diese ohne Arznei und Kräuter von dir gewirkt werden. Du machst nämlich, wie erzählt wird, Blinde sehend, Lahme gehend, Aussätzige rein, treibst unreine Geister und Dämonen aus, heilst die, welche schon lange von Krankheiten gequält werden, und erweckst Tote. Auf alle diese Nachrichten hin sagte ich mir: entweder bist du Gott und wirkst diese Wunder, weil du vom Himmel herabgestiegen bist, oder du bist, weil du dieses wirkst, der Sohn Gottes. Daher wende ich mich in diesem Brief an dich mit der Bitte, dich zu mir zu bemühen und mich von meinem Leiden zu heilen. Ich habe nämlich auch gehört, daß die Juden wider dich murren und dir Böses tun wollen. Ich habe eine sehr kleine, würdige Stadt, welche für uns beide ausreicht»[315].

Jesus nimmt das Schreiben gut auf. Er repliziert und schickt dann durch Ananias, den Kurier des Fürsten, seine Antwort ab: «Selig bist du, weil du an mich glaubst, ohne mich gesehen zu haben. Es ist nämlich über mich geschrieben, daß die, welche mich gesehen haben, nicht an mich glauben, und daß die, welche mich nicht gesehen haben, glauben und leben sollen. Bezüglich deiner schriftlichen Einladung, zu dir zu kommen, mußt du wissen: es ist notwendig, daß ich zuerst all das, wozu ich auf Erden gesandt worden bin, erfülle und dann, wenn es erfüllt ist, wieder zu dem zurückkehre, der mich gesandt hat. Nach der Himmelfahrt werde ich dir einen meiner Jünger senden, damit er dich von deinem Leiden heile und dir und den Deinigen das Leben verleihe»[316].

Tatsächlich, meldet Euseb, kommt nach der Himmelfahrt der Apostel Thaddäus und heilt den Fürsten, der so sehr an den Herrn glaubte, daß er «bereit gewesen wäre, mit einem Heere die Juden, welche ihn gekreuzigt hatten, niederzuhauen», hätte nicht die Herrschaft der Römer ihn gehindert. Natürlich heilte Thaddäus auch «noch viele andere Bürger ..., wirkte große Wunder und predigte das Wort Gottes ...».[317]

Der ganze «Fall Thaddäus», Briefwechsel und anschließender Wunderbericht, entstand offenbar erst zur Zeit Eusebs und geht vermutlich auf den Kreis um Bischof Ḳûnê von Edessa zurück, der damit wohl starke «häretische» Kreise in die Schranken weisen, aber auch an die Apostel anknüpfen wollte, um seiner Kirche apostolisches Ansehen zu verleihen. Die Edessenische Chronik nennt Ḳûnê den ersten Bischof von Edessa (gest. 313), und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Ḳûnê die «Akten» Bischof Euseb selbst in die Hände gespielt hat. Dank dieser Fiktion jedenfalls war Edessa schon im 4. Jahrhundert ein weithin berühmter Wallfahrtsort. Lange prangte das aus dem Archiv gezauberte Machwerk als Palladium, als schützendes Heiligtum, über dem Tor der Stadt. Doch zur Zeit des Euseb, der als erster den mysteriösen Briefwechsel auftischt, wußte die edessenische Öffentlichkeit noch gar nichts davon[318].

Ferner fälschte man zugunsten Edessas die «Acta Thaddaei»,

worin der Auferstandene mit den Zwölfen «viele» Tage ißt und trinkt, die syrische «Doctrina Addai» (von der Wende des 4. zum 5. Jahrhundert), um eine apostolische Gründung der Stadt durch den Apostel Thaddäus beziehungsweise durch Addaios, einen der 70 oder 72 Jünger, zu sichern. In Wirklichkeit läßt sich selbst um 200 in Edessa, sooft auch das Gegenteil behauptet wird, noch kein kirchlich organisiertes Christentum nachweisen. In der Edessinischen Chronik beginnt die Reihe der dortigen Bischöfe erst im 4. Jahrhundert[319].

In den Thaddäusakten, die man immer wieder neu «bearbeitet», wird u. v. a. erzählt, wie man in Edessa Kirchen baut, Priester weiht und «Götzenaltäre» niederreißt. Ja, auf briefliches Ersuchen Abgars läßt Kaiser Tiberius einige Anführer der Juden zur Strafe für Jesu Kreuzigung hinrichten. Auch liest man hier die Geschichte von der Auffindung des heiligen Kreuzes, aber nicht durch die hl. Helena, die Mutter Konstantins, die übliche Version (S. 281 f), sondern durch Protonike, die Gattin des Kaisers Claudius. Eine viel jüngere «Bearbeitung» berichtet dann, vielleicht um den Widerspruch zu beseitigen, die Kreuzauffindung durch Protonike und Helena[320].

Der wunderbare Brief Christi wurde indes ganz verdunkelt, fast vergessen durch ein wunderbar entstandenes Christusbild, ebenfalls in Edessa. Während der Belagerung der Stadt 544 durch die Perser rettet sie in höchster Not «das gottgemachte Bild, das Menschenhände nicht gefertigt hatten, vielmehr Christus, der Gott, dem Abgar, da dieser ihn zu sehen begehrte, gesandt hatte» (Euagrios); und die Feinde unter Khosrev, kurz vor dem Sieg stehend, ziehen ruhmlos ab[321].

Nun gab es Götterbilder aus dem Jenseits längst bei den Griechen, wie das vielbesungene Palladion von Troja, das Bild der Pallas Athene, das als Diipetes galt, von Zeus herabgeworfen. Der Glaube an solche Diipetē war weit verbreitet. In Rom kannte man zum Beispiel die Geschichte von dem kraft Numas Gebet vom Himmel gefallenen Schild, dem ancile – und erst das Verschwinden der Götterbilder rottete auch den Glauben an die vom Himmel stammenden Bilder aus[322].

Aber auch «Himmelsbriefe» fielen in der vorchristlichen und christlichen Welt weithin herab; anscheinend fast überall, wo es Schriftkulturen gab. Und auffallend sind die Übereinstimmungen zwischen den heidnischen und christlichen «Himmelsbriefen», die auf christlicher Seite göttliche Befehle zur Sonntagsheiligung, zum Lesen des Rosenkranzes enthalten, zur Gründung eines Klosters etc. Seit dem 4. oder 5. Jahrhundert kolportierte man in griechischen, lateinischen, syrischen, äthiopischen, arabischen Handschriften einen vom Himmel gefallenen Brief Jesu Christi. Eine griechische Fassung, die beteuert, der Brief sei nicht von Menschenhand, sondern von der unsichtbaren Hand des Vaters geschrieben, verflucht jeden Schwätzer und Feind des Heiligen Geistes (pneumatomachos), der dies bezweifelt. Zweck der Fälschung war es, den Glauben an Jesu Auferstehung zu festigen, die Erlaubtheit des Eides darzutun, die Notwendigkeit des Sonntags, der Enthaltung von Fleischspeisen (am die Veneris, laut einer lateinischen Version, nur Gemüse und Öl: Botschaften aus dem Jenseits). Und nicht zuletzt befiehlt der Herr bei furchtbaren Strafandrohungen, den Bischöfen den Zehnten zu entrichten[323]!

Später fallen die «Himmelsbriefe» immer öfter herunter. Sie werden zu Fälschungszwecken im Mittelalter benutzt, von Mystikern zur Dokumentation ihrer Begegnung mit Jesus. Sie erlangen eine große Zukunft als Schutzmittel gegen Feuer und Krieg, so daß sie noch in den Kriegen des 19. Jahrhunderts ihre Bedeutung haben[324].

Kehren wir zu der überall in Schwang kommenden Erschleichung der apostolischen Tradition zurück. Vom 5. Jahrhundert an fälscht man auch in vielen Bistumsstädten von Spanien, Italien, Dalmatien, den Donauländern und Gallien bis nach Britannien, um die apostolische Gründung der jeweiligen Bischofsstühle zu beweisen; wegen des Vorrangs sehr wichtig[325].

So war der Kampf zwischen den Bistümern Aquileja und Ravenna sowie Aquileja und Grado um die Metropolitanrechte von kirchenpolitischen Fälschungen begleitet.

Durch die Marcus- oder Hermagoraslegende beanspruchte das Erzbistum Aquileja apostolischen Ursprung und den Patriarchen-

titel, was zu einem langen Schisma mit Rom führt. Mit einer Fälschung sucht Aquileja auch seinen Führungsanspruch gegenüber den Bischöfen von Ravenna durchzusetzen. Doch in Ravenna fälscht man ebenfalls, und Erzbischof Maurus (642–671) erreicht die Selbständigkeit Ravennas im Streit mit Rom durch ein gefälschtes Privileg angeblich Valentinians III. und der gleichfalls gefälschten Passio des vermeintlichen Petrusjüngers Apollinaris. Ebenso kommt es im Rechtsstreit zwischen den Bistümern Aquileja und Grado um die Metropolitangewalt zu Fälschungen. Und durch Fälschungen wird auch Barnabas zum Gründer des Bistums Mailand, der Petrusschüler Domnius zum Gründer des Bistums Salona in Dalmàtien gemacht[326].

Im frühen 5. Jahrhundert erstrebte Bischof Patroclus von Arles (II 250 f) durch noch verhältnismäßig harmlos erfundene historische Fakten den Primat in Gallien.

Patroclus (412–426), zweifellos ein ebenso gewiefter wie machtgeiler Kirchenfürst, war der Nutznießer eines Regierungswechsels in Gallien, der seinen Vorgänger, Bischof Heros von Arles, in die Verbannung und ihn selbst auf den Bischofsstuhl der reichen, blühenden Stadt gebracht. Da Trier bereits zu gefährdet war, wurde Arles, das «gallische Rom» (gallula Roma), die Reichspräfektur Galliens, eine Art zweite Hauptstadt des Westens, und Patroclus Metropolit, zwar wohl auf krummem, doch nicht unüblichem Weg.

Durch Patroclus nämlich hatte in Rom Zosimus den Papstthron bestiegen, und schon vier Tage später erhob Zosimus den Patroclus zum Metropoliten über die drei gallischen Provinzen Viennensis sowie Narbonensis I und II (die heutige Provence und Dauphiné). Die Bischöfe von Marseille, Narbonne und Vienne protestierten, und in dem ausbrechenden Kampf berief sich Patroclus auf die apostolische Gründung seines Sitzes durch den hl. Trophimus (II 250 f). Eine spätere Eingabe des gallischen Episkopats an Papst Leo I. im Jahr 449 nennt den hl. Trophimus von Arles ausdrücklich einen Schüler des hl. Petrus selbst. Dies war er freilich erst durch Bischof Patroclus geworden. Er hatte den Trophimus, den bis dahin niemand kannte, frei erfunden – noch im

9. Jahrhundert stand dessen Name nicht im Arler Bischofskatalog. Und wie hier Patroclus und Arles, so suchten auch andere Bistümer sich über viele Jahrhunderte durch Fälschungen, zunächst durch hagiographische Falsa, sogenannte Legenden, dann durch gefälschte Urkunden, apostolischen Ursprung, ihren Anspruch auf Metropolitan- und Primatrechte zu sichern[327].

Wie fast alle Diözesen, besaßen auch die rheinischen keine «Apostolizität», keine entsprechende Tradition. Deshalb fälschte man sie für die ersten drei Jahrhunderte durch jeweils aus der Luft gegriffene Lebensbeschreibungen – stets mit Erfolg. Metz berief sich auf Clemens, Trier beanspruchte die Petrusjünger Valerius, Eucharius, Maternus für sich, Mainz den Paulusschüler Crescens. Gefälscht wurde auch die Bischofsliste von Speyer samt den ganzen Akten eines Konzils, das angeblich im Jahr 346 gegen den Arianismus in Köln tagte. Tatsächlich aber entstanden diese Akten erst 400 Jahre später in Trier, das mit allen Mitteln Kölns Aufstieg zum Metropolitansitz zu verhindern trachtete[328].

Diese Gaunereien, in der Antike begonnen, setzen sich im Mittelalter durch viele Jahrhunderte fast uferlos fort, am Rhein ebenso wie in Österreich, in Spanien, Italien, Dalmatien, Frankreich oder England. Dabei greift der literarische Betrug, zuerst nur in den größten Bistumssitzen, den alten Patriarchaten üblich, allmählich auch auf kleine und kleinste Bistümer, sogar auf zahlreiche Klöster über – «in allen Ländern der christlichen Welt», «überall sieht man Fälscher am Werk, die aus kirchenpolitischer Machtgier ihre Urkunden anfertigen» (Speyer), überall «fälschte man ohne Hemmungen um des Traditionsprinzips willen» (C. Schneider)[329].

Doch noch im 20. Jahrhundert lügt ein katholischer Theologe – mit kirchlicher Druckerlaubnis – «für das Christenvolk»!: «Wo immer ein Bischofssitz ist, kann ich nachweisen, daß der erste Bischof daselbst entweder ein Apostel oder der Schüler eines Apostels war, oder doch von einem rechtmäßigen Nachfolger der Apostel die Weihe und Sendung zu seinem Amt erhalten hat»[330].

Eine Menge Fälschungen entstanden während der dogmatischen Wirren des 5., 6., 7. Jahrhunderts[331].

Die christologischen Querelen führten zu Betrug auf allen Seiten und auf jede Weise.

Im 4. Jahrhundert begann man, die eigenen echten, aber nicht mehr auf der Höhe der Zeit, das heißt der Lehrentwicklung stehenden früheren Schriften zu fälschen, nämlich die «Väter» des 2. Jahrhunderts zu interpolieren. Sogenannte Rechtgläubige und sogenannte Ketzer erfanden während der nicht mehr abreißenden dogmatischen Kämpfe auch Konzilsakten. Und vom 5. Jahrhundert an wurde es immer beliebter, des «richtigen» Glaubens wegen gefälschte Zitate in die aufkommenden Florilegien zu setzen. Allein im Streit um das berühmte Konzil von Chalkedon (451) erstellten «Rechtgläubige» und Monophysiten Fälschungen in Menge, was man schon in der Antike wußte. Der Abt Anastasius Sinaita, ein eifriger Fechter wider die «Ketzer», besonders gegen Monophysiten und Juden, bezeugt ein von ihm selbst auf den Namen des Flavianus gefälschtes Florilegium an Papst Leo. Im Kampf gegen die Monophysiten fabrizierte man acht Briefe meist fingierter Figuren an Petrus Fullo (II 301). Johannes Rhetor, der Patriarch von Konstantinopel (gest. 577), edierte Texte unter dem Namen von Petrus Iberus und Theodosius von Jerusalem[332].

Auch der Streit mit dem im 4. Jahrhundert entstehenden Ordensklerus, das Gerangel zwischen Kloster und Bistum, führte zu stets neuen Betrügereien, vor allem im Mittelalter zu unübersehbaren Urkundenmanipulationen. Und ebenfalls förderte man vom 4. Jahrhundert an das Aufkommen des Heiligenkultes durch viele lokalpatriotische und liturgisch-kultische Falsa. Mehrere Orte Ägyptens erhoben den Anspruch, die Zufluchtsstätte der heiligen Familie gewesen zu sein, was dortige Klöster durch frei erfundene Lügengeschichten belegten, feiner gesagt: durch Tendenzlegenden. Auch wurden diverse Fassungen des Transitus Mariae, der Tod und Aufnahme Marias in den Himmel erzählt, vermutlich zugunsten Jerusalems gefälscht. Im Interesse Lyddas erschwindelte man einen Bericht, der Joseph von Arimathia zum Verfasser haben sollte, tatsächlich aber erst sechshundert Jahre danach entstand. «Die spätantiken Überlieferungen über das Leben syrischer Heiliger, besonders der großen Mönchsheiligen

des vierten und fünften Jahrhunderts, sind voller Erfindungen, die auch der Verherrlichung einzelner Klöster gedient haben» (Speyer)[333].

Wie man erlogene Heiligenviten schuf, erlogene apostolische Traditionen, erlogene Himmelsbriefe oder erlogene Martyrien, so auch, ebenfalls in Analogie zu entsprechenden heidnischen Bräuchen in vorchristlicher Zeit, jede Menge Wunder und Reliquien, was das nächste Kapitel zeigt.

Zuvor aber wollen wir noch die altchristlichen Fälschungen im Spiegel der modernen Apologetik betrachten sowie die Erlaubnis des «frommen» Betrugs im Christentum bis heute.

WIE DIE APOLOGETIK DIE ALTCHRISTLICHEN FÄLSCHUNGEN ZU RECHTFERTIGEN SUCHT

Die Kirche hat nichts unterlassen, um den altchristlichen Dschungel von Fälschungen, soweit sie ihn überhaupt zur Kenntnis nahm, zu bagatellisieren, beschönigen, zu entschärfen. Ihre Literatur strotzt von Verharmlosungen, schiefen Erklärungen, Lügen.

Bis in die jüngste Zeit wurde häufig behauptet, das Bewußtsein des geistigen Eigentums (vgl. S. 14 ff) im jüdisch-hellenistischen Bereich sei «gegenüber der griechisch-römischen Welt unterentwickelt» gewesen (Hengel). In Wirklichkeit war es eher umgekehrt, erfuhr offenbar der literarische Eigentumsbegriff in der späthellenistischen Ära bei Juden und Christen «noch eine gewisse Verschärfung» (Speyer)[334].

Bis in die jüngste Zeit war es beinah Mode der Theologen, das Fälschen als fast übliche Gepflogenheit der Antike hinzustellen, als etwas nahezu Alltägliches, somit als moralisch unbedenklich. Immer wieder bezeichnete man insbesondere die so verbreitete frühchristliche Pseudepigraphie als Sektor einer Literaturgattung, der im Altertum selbstverständlich, unanstößig, auch psychologisch ganz plausibel war. Immer wieder betonen die Verteidiger der Kirche, die Pseudonymität sei in den ersten christ-

lichen Jahrhunderten nicht nur eine literarische Form gewesen, sondern auch von den Lesern als solche aufgefaßt worden[335].

Vor allem «göttliche» Schriften konnte oder wollte man sich nicht durch Betrug entstanden denken, Bücher, die kanonische Verbindlichkeit beanspruchen, Inspirationscharakter! Um so wenigstens das Neue Testament zu salvieren, nahm August Bludau, Bischof von Ermland, in seinen «Schriftfälschungen der Häretiker» sogar die «Ketzer» in Schutz; und dies, obwohl sie schon die Kirchenväter deshalb vielfach beschuldigt hatten. Sieht Bischof Bludau aber von Markion ab, laufen «die den Ketzern vorgehaltenen absichtlichen Verfälschungen auf Kleinigkeiten hinaus»; können ihre «vermeintlichen Fälschungen ... unser Vertrauen zur Tradition des Bibeltextes nicht im mindesten erschüttern»[336].

Wurde freilich eine falsche Zuschreibung erwiesen, so entschuldigte man den falschen Verfassernamen eben mit der Erklärung, im antiken Schrifttum sei das, was heute als fraudulös gelte, ein anerkannter Literatenbrauch, ein geläufiges Hilfsmittel gewesen. Man habe solche Erfindungen guten Glaubens machen können, habe solchen Autoren keine unehrenhaften Absichten unterstellt, nichts Anstößiges darin gesehen, vielmehr ihr Handeln als zulässigen Kunstgriff empfunden[337].

Aber konnte man, wo so viel nicht nur gefälscht, sondern auch Gefälschtes so oft getadelt und verdammt worden ist, wirklich guten Glaubens fälschen? «Ketzer» wie «Rechtgläubige» warfen einander doch fortwährend Betrügereien vor – der beste Beweis, daß diese auch und gerade auf christlicher Seite zumindest nach außen streng verpönt und gleichwohl in allen Lagern in Schwang gewesen sind. Die Christen bekämpften durch Fälschungen ja auch Heiden und Juden, um deren Einwände zu entkräften und den eigenen Glauben zu propagieren. Und sie kritisierten auch die jüdische Literatur im Hinblick auf ihre Echtheit. Die immer erneut erhobenen Fälschungsvorwürfe bestätigen ebenso wie die nicht selten angewandte Echtheitskritik, daß das Gewissen der damaligen Menschen durchaus geschärft war für das Phänomen der Fälschung, des Plagiats, der Pseudepigraphie. Noch die Fälscher, meint Norbert Brox, seien sich der Unzulässigkeit ihres

Tuns bewußt gewesen, insofern sie durch Gegenfälschungen die primären Fälschungen inkriminierten[338].

Nur zu begreiflich also, daß man sich um den Beweis für die Behauptung, das Fälschen in der Antike sei ein anerkannter Literaturbrauch, ein tolerierter Kunstgriff gewesen, wohlweislich herumgedrückt hat. Ahnte man doch spätestens im frühen 19. Jahrhundert ziemlich deutlich den Sachverhalt. Denn tatsächlich war selbst Pseudonymität, wie oft sie auch vorkam, immer das Ungewöhnliche, nie das Gewöhnliche, immer die Ausnahme, nie die Regel, auch in der «sakralen» Literatur, von den Fälschungen der Apokalyptiker abgesehen. Und wenn im übrigen religiösen Schrifttum die Pseudonymität nicht überwog, so kaum deshalb, wie manche meinen könnten, weil religiöse Menschen Unwahrhaftigkeit besonders scheuen; denn schließlich herrscht diese auch in der nichtreligiösen oder antireligiösen Literatur nicht vor. War sie aber gerade in der religiösen häufiger als sonst, so wohl deshalb, weil gerade hier der Zweck die Mittel heiligt, das Sendungsbewußtsein den Schwindel, weil man vermutlich glaubte, durch Fälschungen der «Wahrheit» zu dienen[339].

Auch im frühen Christentum aber, wo die Pseudonymität geläufig war, galt sie nicht als berechtigt. Bei aller Leichtgläubigkeit verfolgte man wenigstens manchmal die Frage der Abfassung genau und mißbilligte erwiesene Pseudonymität entschieden. So wurde der kleinasiatische Presbyter, der die «Acta Pauli» fälschte (S. 136 f), seines Amtes entsetzt, und zwar nicht, wie man zuweilen behauptet, wegen «Häresie»; sie liegt nach «keiner Seite hin» vor (C. Schmidt). Und die christliche Gemeinde hätte damals «unmöglich ihre Verurteilung jeder literarischen Fälschung deutlicher an den Tag legen können», betont der Kopenhagener Gelehrte Frederik Torm und schreibt: «Die pseudonymen religiösen Schriftsteller müssen also in den nüchternen (!) Augenblicken ihres Lebens gewußt haben, daß ihre Zeitgenossen ihr pseudonymes Vorgehen nicht als eine Anwendung einer literarischen Form auffassen und es daher als moralisch verwerflich ansehen würden»[340].

Nicht selten sucht man die christlichen Schwindeleien auch

insofern abzuschwächen, als man unterstellt, die Fälscher selber hätten ihr Tun gar nicht so ernst genommen, gar nicht den Erfolg ihrer Täuschungsmanöver wirklich erzwingen wollen. Ja, sie sollen damit gerechnet haben, schadlos von ihren Lesern durchschaut zu werden; obwohl doch jede Entdeckung einer Fälschung den Fälscher um seine Absicht brachte[341].

Zumal für die samt und sonders gefälschte apokalyptische Literatur führte die Apologetik und sogar die Forschung Gründe an, die all jene entlasten sollen, die ihre Offenbarungen unter dem Namen von Henoch, Moses, Elias, Esra, Baruch, Daniel und anderer publizierten. Man gestand ihnen einen grundsätzlich anderen «Rahmen» zu, angeblich jüdisch-christliche Besonderheiten des Denkens, religiös «echte» und darum moralisch «legitime» Motive, vermutete dieselbe «psychologische Situation», eine ganz ähnliche Inspiriertheit und visionäre Erfahrung, wie bei den ursprünglichen «Offenbarungsträgern». Das alles mag vielleicht mehr oder weniger zutreffen, mag von Fall zu Fall mehr oder weniger plausibel sein, ist aber nur Vermutung, nicht wirklich beweiskräftig und zudem kein fundamentaler Unterschied zur nichtapokalyptischen Verfasserfälschung. Überdies wurden Apokalypsen, wie andere Bücher, auch aus ganz «gewöhnlichen» Gründen gefälscht, zur Autorisierung eben, speziellen Beglaubigung[342].

Richtig und wichtig ist allerdings, daß gerade in christlichen Kreisen – und hier kaum zufällig – die kritische Sensibilität abgestumpft und eine gewisse «Großzügigkeit» in der Hinnahme von Fälschungen auffallend war. Richtig und wichtig ist weiter, daß für die Annahme oder Ablehnung von Texten in keiner Weise das uns selbstverständliche Kriterium literarischer Echtheit entschied, sondern daß der Inhalt zum Maßstab kirchlicher «Wahrheit» wurde, das heißt zum Maßstab dessen, was man brauchen konnte oder wollte und was nicht! Statt um literarische Echtheit ging es also der entstehenden Kirche um die Übereinstimmung einer Aussage mit der katholischen Lehre. Nicht die Verfasserschaftsfrage, nicht Authentizität war der Prüfstein für die Aufnahme in den neutestamentlichen Kanon, sondern die angebliche

Apostolizität, das heißt in Wahrheit: die Verwendbarkeit für die eigene Praxis und das eigene Dogma (S. 87). *Sie* wurde die «apostolische Autorität» – ohne Apostel! Die tatsächliche Herkunft war zweitrangig, die Echtheitsfrage nicht entscheidend. Durch falsche Namenszuweisung konnten Evangelien, Briefe, sonstige Traktate gleichsam echt, nämlich «apostolisch» gemacht werden – und so wurde es gemacht[343].

Doch nicht genug damit.

Es gab viele Christen, die Betrug nicht nur betrieben, sondern ausdrücklich erlaubten, ja, es gab einige gerade unter den Prominentesten, die ihn priesen! Hat doch der kriminelle Satz: «Der Zweck heiligt die Mittel» selten eine schlimmere Rolle gespielt als in der Geschichte der christlichen Kirche[344].

DER ZWECK HEILIGT DIE MITTEL – FROMMER BETRUG IST IM CHRISTENTUM VON ANFANG AN ERLAUBT

Neu freilich war auch dies so wenig wie alles andere. Die Meinung, daß der Zweck die Mittel heilige, daß Fiktion und Unwahrheit im Dienst der Religion, des Heiligsten, der Glaubensverteidigung, erlaubt seien, daß es sich da eher um «Notlügen» oder, bei Gegenfälschungen, um eine Art «Notwehr» handle, die Lehre, daß die Masse «wie Kinder oder Geistesschwache» zu ihrem eignen Besten getäuscht werden müßte, ist bereits in vorchristlicher Zeit geläufig gewesen, besonders unter Pythagoräern und Platonikern[345].

Schon Platon, der Unwahrhaftigkeit so schroff verwarf, erlaubte doch in gewissen Fällen Irreführung, Lüge sowohl gegen Feinde wie Freunde als «nützliches Mittel», als «untadelig und heilsam». Welche Bedenken er auch grundsätzlich dagegen hat, Kundigen, Berufenen sozusagen, gestattete er, Menschen zu ihrem Heil zu hintergehen, um sie vor Fatalerem zu schützen oder um einer Stadt zu nützen. Platon kennt also zur Rechtfertigung

des Betrugs private und politische Gründe. Ähnlich rät der jüdische Gelehrte Philon von Alexandrien – der Jesus um zwanzig Jahre überlebte, doch in seinen rund fünfzig Schriften weder ihn noch Paulus erwähnt – zur Unwahrheit zum Heil einzelner oder des Vaterlandes[346].

An solche und analoge Auffassungen konnten Christen anknüpfen und knüpften viele an. Die Tatsache einer ganzen derartigen patristischen Tradition ist unbestreitbar. Handelt es sich vielleicht auch nicht um die Mehrheit der Kirchenführer, so doch um eine beträchtliche Gruppe und um weithin im Christentum grassierende Ansichten[347].

Wie später praktisch Krieg um des Glaubens willen gebilligt wird, Ausbeutung, Gewalttat, so von Anfang an Betrug – der dadurch, daß man ihn «fromm» nennt, nicht besser wird.

Eine lange Reihe antiker Kirchenväter hat die Fälschung, die Lüge, zumindest die «Notlüge», die eines «guten» oder «frommen» Zweckes wegen, beredt verteidigt, u. a.: Clemens von Alexandrien, Hilarius von Poitiers, Didymos der Blinde, Synesios, Cassian, Theodoret von Kyros, Prokopios von Gaza, Martin von Braga, Johannes Klimakos, Germanos von Konstantinopel. Und Nietzsche wußte schon, warum er schrieb: «Der Christ, diese *ultima ratio* der Lüge, ist der Jude noch einmal – *dreimal* selbst»[348].

Bereits der älteste Autor des Neuen Testaments, der hl. Paulus, steht unter dem Verdacht, die christliche «Wahrheit» durch Lügen erhärtet zu haben, meint er doch: «Wenn aber Gottes Wahrhaftigkeit infolge meines Lügens um so stärker zu seiner Verherrlichung hervorgetreten ist, warum werde ich dann noch als Sünder gerichtet?»[349]

Für Clemens von Alexandrien (gest. vor 215) sind Lüge und Täuschung unter bestimmten Umständen erlaubt, in strategischem Zusammenhang etwa oder des Seelenheiles, der Heilsgeschichte wegen. Hier wird, nach Clemens, auch und gerade der vollkommene Christ, der «wahre Gnostiker», lügen; doch dann ist es überhaupt keine Lüge, keine Täuschung mehr. Sind Lügner ja für diesen Kirchenvater «tatsächlich also nicht diejenigen, die

um der Heilsökonomie willen nachgeben, auch nicht die, die in einer Einzelheit irren, sondern diejenigen, die in den entscheidenden Fragen in die Irre gehen»[350].

Dementsprechend waren Christen in der Antike beim Tolerieren von Fälschungen oder falschen Zuschreibungen oft besonders generös. Zum Beispiel hielt Origenes den Hebräerbrief für sicher unpaulinisch, rechtfertigte aber dessen Zuschreibung an Paulus, weil ihm die Rückführung des Briefinhaltes auf Paulus möglich schien. Ganz «offen» gestand er, «daß die Gedanken vom Apostel stammen, Ausdruck und Stil dagegen einem Manne angehören, der die Worte des Apostels im Gedächtnis hatte und die Lehren des Meisters umschrieb. Wenn daher eine Gemeinde diesen Brief für paulinisch erklärt, so mag man ihr hierin zustimmen ... Wer indes tatsächlich den Brief geschrieben hat, weiß Gott»[351].

Origenes, der größte christliche Theologe der ersten drei Jahrhunderte, schränkt zwar das Lügen sehr ein, erlaubt aber gleichwohl nicht nur die zweideutige Rede, nicht nur «Rätselworte» (aenigmata), sondern mit aller Entschiedenheit auch Betrug, die «Notwendigkeit einer Lüge» (necessitas mentiendi) als «Gewürz und Heilmittel» (condimentum atque medicamen). Sogar Gott kann, nach Origenes, lügen, entwickelt dieser doch eine ganze Theorie der «ökonomischen» oder «pädagogischen Lüge» zugunsten des göttlichen Heilsplanes. Von Gott getäuscht zu werden, ist, so Origenes, geradezu das Glück des Menschen[352].

Auch andere hochgeachtete Theologen, Bischöfe und Heilige übernehmen den Gedanken vom Betrug Gottes, Gregor von Nyssa etwa oder Kirchenlehrer Gregor von Nazianz, auch wenn er jenen kritisiert[353].

Ebenso plädiert Kirchenlehrer Johannes Chrysostomos energisch für die Notwendigkeit der Lüge zum Zweck des Seelenheils. Ein listiger Kunstgriff sei durchaus nicht stets zu verwerfen; nur die Absicht mache ihn gut oder schlecht. Eine rechtzeitige und in richtigem Bedacht vorgebrachte Finte habe «großen Gewinn zur Folge», und derartige Taktiken erwiesen sich als heilsam nicht nur für die, «welche sie in Anwendung bringen, sondern auch für die Überlisteten selbst ...». Wie so viele verweist auch Chrysostomos

auf den schon von Platon stammenden Topos der Medizinerlüge, das Irreführen der Kranken durch die Ärzte. Unmoral und Gift sonst werde so zur Arznei, die «Maske der Täuschung» unter gewissen Umständen legitim. Krasse Lügen im Alten Testament deutet der Patron der Prediger («Das Predigen macht mich gesund») jubelnd in Tugenden um. «O schöne Lüge!» ruft er entzückt angesichts des biblischen Lügenstücks der Dirne Rahab – und wird noch heute gerühmt als «auch für die nachfolgenden Jahrhunderte der hauptsächlichste moralische Erzieher seines Volkes ... Gott allein weiß, wie viel Gutes für ungezählte Seelen aus diesem immer sprudelnden Born seitdem geflossen ist und noch fließen mag»[354].

Auch eine Fülle anderer alttestamentlicher Gaunereien wurden von den Kirchenvätern aufgegriffen, gesammelt und stets von neuem vorgebracht, um den Christen – in bestimmter Absicht – alle Bedenken gegen Betrug und Doppelzüngigkeit zu nehmen: die Verstellung Davids vor Achis, dem König von Gath; die Hinterlist der Judith gegenüber Holofernes; Jakobs massiven Schwindel bei der Erschleichung des Segens von Isaak; die Täuschung des Pharao durch die israelitischen Hebammen in Ägypten; Jehus Niedermetzelung sämtlicher Baals-Priester durch eine «nützliche Hinterlist» (utilis simulatio: Kirchenlehrer Hieronymus). Und ebendieser Heilige und Patron der Gelehrten, der die Realinspiration, die absolute Irrtumslosigkeit der Bibel vertritt, pries die «simulatio» auch im Neuen Testament, die Verstellung des Petrus in Antiochien oder die des Paulus, der «allen alles geworden, um wenigstens einige zu retten» – und konnte doch Origenes tadeln wegen seiner Gedanken über den legitimen Betrug[355]!

Nach Johannes Cassianus, den Johannes Chrysostomos in Konstantinopel zum Diakon ordinierte, ehe er dann maßgeblichen Einfluß auf die Ausbreitung des abendländischen Mönchtums gewann, ist ein Christ zur Lüge sogar verpflichtet, wenn er, um anderen beizustehen, sich selber an seiner moralischen Integrität schadet. Unter gewissen Bedingungen ist Lüge, an sich ein tödliches Gift, wie Pharmaka heilsam und unentbehrlich – «sine

dubio subeunda est nobis necessitas mentiendi». Bezeichnenderweise tauchen Lüge und Betrug in Cassians Achtlasterlehre, seiner Geißelung der acht Hauptlaster (Unmäßigkeit, Unkeuschheit, Habsucht, Zorn, Traurigkeit, Überdruß, Ruhmsucht, Hochmut) gar nicht auf[356]!

Durch derartige Maxime von Kirchen- wie Sektenführern war das gute Gewissen betrügender, lügender, gleisnerischer Christen auf allen Seiten gut gedeckt. Schlicht rechtfertigt der Monothelet Makarios von Antiochien (um 650/81) seine Fälschung mit dem Satz: «Ich habe so gehandelt, um meine Absicht durchsetzen zu können». Und um dieselbe Zeit beruft sich Kirchenvater Anastasius Sinaita, Abt auf dem Sinai, bei seinem schurkischen Vorgehen gegen die Monophysiten auf Paulus, 2. Kor. 12,16: «Doch gewandt wie ich bin, habe ich euch mit List gefangen»[357].

Norbert Brox, der die verbreitete Vorstellung betont, wonach um der «Wahrheit» und ihrer wirksamen Vermittlung willen List, Tricks, Täuschung im Christentum ausdrücklich gestattet, ja, gelegentlich geboten waren, nimmt doch die meisten Kirchenväter von dieser patristischen Tradition aus und zählt zu ihren entschiedensten Gegnern Augustinus[358].

Doch sollte ausgerechnet Augustin, der schon in seiner heidnischen Zeit, nach eigenem Bekenntnis, viel log, gerade als Christ nicht mehr gelogen und getäuscht haben? Ein Jahr vor seiner Konversion, 33jährig, hielt er in Mailand eine flammende Lobrede auf Kaiser Valentinian II. – der Herrscher war damals 14 Jahre alt! Dabei zögerte Augustin nicht, mit allem rhetorischen Glanz «viel zu lügen und mir den Beifall solcher, die wußten, daß ich log, zu verschaffen», was ihn später nicht hinderte, «all die hochtönenden Schmeicheleien und die kriechende Dienstfertigkeit» in der Umgebung der Kaiser zu geißeln. Doch auch für den Bischof Augustinus ist eine Lüge in der Bibel, etwa die Jakobs im Alten Testament, «keine Lüge, sondern Mysterium». Ausdrücklich erlaubt Augustin fromme Erfindungen zum Vorteil der Kirche. Denn «wird unsere Erdichtung (fictio) auf irgendeinen Sinn bezogen, ist sie keine Lüge mehr, sondern Ausdruck (figura) der Wahrheit»[359].

Ein Christ mußte also keinesfalls mit schlechtem Gewissen, er konnte skrupellos lügen und fälschen, wenn er es in «guter» Absicht tat. Auch Katholik Brox attestiert seinen «Vätern»: «Die patristischen Gedankengänge zeigen eine Findigkeit und Flexibilität in etlichen der rechtfertigenden Argumentereihen, die ein Terrain altkirchlichen Denkens widerspiegeln, das – noch einmal sei's gesagt – zwar nicht von allen (!) toleriert und betreten wurde, das aber immerhin in respektabler Breite der Tradition auf uns gekommen ist. Und es dokumentiert eben die eigentümliche Mentalität, nach welcher eine Fälschung Fälschung und Betrug Betrug ist und auch genannt wird, trotzdem aber durch das Merkmal der Angemessenheit, des Nützlichen oder des Heilsamen positiv eingeordnet werden konnte»[360].

Auf Kirchenlehrer Augustinus stützt sich Kirchenlehrer Thomas von Aquin. Denn weil es nach ihm «die größte Wohltat» ist, «jemand vom Irrtum zur Wahrheit» zu führen, erlaubt er auch großzügig Fiktionen, die sich auf eine «res significata» beziehen, eine «Heilswahrheit»; also: um des Katholizismus willen darf gelogen werden und betrogen[361].

Später wurde diese Art der Unwahrhaftigkeit keinesfalls eingeschränkt, sondern immer mehr ausgedehnt. Besonders die hervorragendsten Theologen des hervorragendsten katholischen Ordens, die Jesuiten, haben eine wahre Virtuosität im Lehren der Täuschung entwickelt und eine Fülle von Exempeln dazu geliefert. So nennt es der Jesuit Cardeñas in seiner 1710 erschienenen «Crisis theologica» keine Lüge, äußere jemand, der einen Franzosen (hominem natione gallum) getötet habe, «er habe keinen Hahn (gallum) getötet, indem er dasselbe Wort in der Bedeutung von ‹Hahn› nimmt». Ebenso sei es keine Lüge, von einem Anwesenden zu sagen, «er ist nicht hier», wenn man meine, «er ißt nicht hier». Auch leiste der keinen Meineid, der schwört 20 Krüge Öl zu haben, selbst wenn er mehr hat; denn er leugne «dadurch nicht, daß er noch mehr habe, zugleich sagt er die Wahrheit, da er ja 20 Krüge besitzt» etc. etc.[362]

Über diese Jesuitenmoral und -praxis mokierte sich Dostojewski: «Der Jesuit lügt und ist überzeugt, daß lügen um eines

guten Zweckes willen nützlich und gut sei. Sie loben es, daß er seiner Überzeugung gemäß handelt, das heißt: er lügt, und das ist schlecht, da er aber aus Überzeugung lügt, so ist das gut. Also einerseits ist lügen gut, andererseits schlecht. Wunderbar!»[363]

Angesichts solcher Wahrheits- und Moralbegriffe erklärt es der Jesuit Lehmkuhl, dessen «Theologia moralis» noch um die Wende zum 20. Jahrhundert an den Priesterseminaren Europas weit verbreitet war, zwar für Todsünde, «einen Priester oder frommen Ordensmann als Lügner zu bezeichnen». Andererseits aber schreibt Lehmkuhl: «Wer würde es für eine schwere Verleumdung halten, zu sagen, man halte einen Atheisten fähig, jedes Verbrechen (quaelibet crimina) heimlich zu begehen?»[364]

Selbstverständlich gilt das, was die ersten Autoritäten der Kirche in Antike und Mittelalter, im 18., 19. Jahrhundert verfochten, auch heute noch. Es wird von den Theologen nur sorgsamer umschrieben. Einer der führenden Moralisten der Gegenwart, Bernhard Häring, bezeichnet das, was Johannes Chrysostomos noch freiweg Lüge, was Augustinus (und analog der Aquinate) Fiktion nennt, als «verhüllende Rede» (den geistigen Vorbehalt) und rät, zunächst einmal «indiskrete Frager» durch «überhaupt keine Antwort» abzuspeisen. Sie können aber auch «eine Zurückweisung erhalten oder durch eine Gegenfrage abgelenkt werden». Und schließlich, wenn alles versagt, darf der «Jünger Christi» auch weiterhin die «verhüllende Rede» als Notweg «in der argen Welt» (!) anwenden, wenn auch nicht gerade «wegen jeder Kleinigkeit». (Da Dinge des Glaubens, der Kirche, aber nie Kleinigkeiten sind, kann diesbezüglich auch stets «verhüllt» gesprochen werden.)[365]

Hier dagegen wird stets deutlich gesprochen, zu deutlich für alle kirchlichen und christgläubigen Ohren, auch in den nächsten Kapiteln, immer.

2. KAPITEL

WUNDER- UND RELIQUIENBETRUG

«Ohne Wunder wäre ich kein Christ». «Ohne die Wunder wäre es keine Sünde gewesen, wenn man nicht an Jesus Christus geglaubt hätte». Blaise Pascal[1]

«Warum sind die Wunder Jesu Christi wahr und die Wunder des Äskulap, des Apollonius von Tyana und des Mohammed unwahr?» Denis Diderot[2]

«Daß die Lehre göttlich ist, sollen mir die Wunder beweisen; daß aber diese selbst göttlich und nicht vielmehr teuflisch sind, soll ich aus der Lehre ersehen». David Friedrich Strauß[3]

«Nachrichten von Wundern sind nicht Wunder».
Gotthold Ephraim Lessing[4]

«Je mehr ein Wunder der Vernunft widerspricht, desto mehr entspricht es dem Begriff des Wunders». Pierre Bayle[5]

«Ein eigentliches Wunder wäre überall ein Dementi, welches die Natur sich selber gäbe». Arthur Schopenhauer[6]

«Ein *höherer Bildungsgrad* ist für die Feststellung eines Wunders auch nicht erforderlich: ein offenes Auge und gesunder Menschenverstand sind vollständig ausreichend».
Der katholische Theologe Brunsmann[7]

WUNDERBETRUG

In seiner «Theologie des Wunders» schreibt Jesuit L. Monden: «Die Tatsache des ‹großen Wunders› in der katholischen Kirche muß für den unvoreingenommenen Untersucher unleugbar feststehen ... Einer so beträchtlichen Zahl von Wundern gegenüber, die sich immer auf glaubwürdige Zeugnisse und objektive Wahrnehmungen stützen, die unter den verschiedensten Umständen des Ortes, der Zeit und der Kultur geschehen ..., ist jeder ehrliche Zweifel an der Realität der Geschehnisse ausgeschlossen»[8].

Als wäre es nicht genug des Lächerlichen, erlaubt sich Monden sogar die Lüge: «Das wiederholte, unvorhersehbare, aber doch regelmäßige Vorkommen des ‹großen Wunders› in der katholischen Kirche kontrastiert nur um so deutlicher zu dessen Fehlen bei anderen christlichen Bekenntnissen und in den nichtchristlichen Religionen»[9].

Wunder, das heißt hier natürlich nicht: die «Sieben Weltwunder», «Wunder der Technik», das «Wunder an der Marne», «an der Weichsel», das «Wunder von Dünkirchen», das Wunder des «20. Juli 1944». Gemeint sind auch nicht Wunder jenes Schlags, wie sie Gott, nach Bertrand Russell, an den Erbauungspredigern Toplady und Borrow wirkte. Toplady sei von einem Pfarrhaus zum anderen gezogen, eine Woche später das Pfarrhaus, das er gerade bewohnt hatte, mit großem Schaden für den neuen Pfarrer niedergebrannt. «Daraufhin dankte Toplady Gott; aber was der neue Pfarrer tat, ist nicht bekannt». Borrow, der andere Gottesmann, habe unbehelligt einen von Banditen belagerten Bergpaß durchquert. Schon die nächste Reisegesellschaft freilich wurde an diesem Paß ausgeraubt und zum Teil erschlagen; «als Borrow davon hörte, dankte er, wie Toplady, Gott»[10].

Gemeint sind hier vielmehr sogenannte übernatürliche Wunder, Wunder wider die Naturgesetze (oder doch von ihnen abweichend) scholastisch gesagt: Wunder supra, contra, praeter

naturam. Gemeint ist das religiöse Mirakel im Zwielicht magischer Weltanschauung, das die frühe Menschheit umfängt, auch noch das Christentum, dessen Glauben nicht einmal ein Aberglaube sui generis ist, wie gerade dieses Kapitel zeigen wird[11].

Die meisten Wunder in der Bibel sind so phantastisch wie die meisten anderen Wunder

Nun gibt es Wunder nicht nur im Christentum. Die Geschichte der Religionen wimmelt davon. Doch da alle Kirchenväter den katholischen Wundern Beweiskraft zuschrieben für die Glaubwürdigkeit der eigenen Sache, und die mittelalterlichen und nachmittelalterlichen (katholischen) Theologen mit verschwindenden Ausnahmen desgleichen, kann man die nichtchristlichen, ja, alle nichtkatholischen Wunder kaum gelten lassen. Man disqualifiziert sie meist kurzerhand sämtlich als Schwindel, satanisch, als allzu phantastisch, um glaubwürdig zu sein – und ignoriert, wie nicht minder phantastisch die Wunder der eigenen «Offenbarungsquellen» sind, etwa im Alten Testament.

Welche Wunder wirkt da allein Elia! Er erweckt den Sohn einer Witwe zum Leben. Mit Hilfe seines Mantels teilen sich die Wasser des Jordan. Und als er stirbt, brilliert er durch eine Himmelfahrt. Immerhin. Und Moses erst! «Der Herr sprach zu Moses: Was ist das, was du in der Hand hast? Und er antwortete: ein Stab. Und der Herr sprach: Wirf ihn auf die Erde! Und er warf ihn hin, da ward er zur Schlange, also, daß Moses floh. Und der Herr sprach: Strecke deine Hand aus und fasse sie am Schwanze! Und er streckte seine Hand aus, und faßte sie: da ward sie wieder zum Stabe. Damit sie glauben, sprach er, daß dir der Herr erschienen . . . Und abermals sprach der Herr: Stecke deine Hand in deinen Busen. Und da er sie nun in den Busen steckte und wieder hervorzog, war sie aussätzig wie Schnee. Und er sprach: Stecke deine Hand wieder in deinen Busen! Und er steckte sie hinein, und zog sie wieder heraus, da ward sie gleich dem anderen Fleische». Geht's noch

phantastischer? Und billiger? Es geht: die ägyptischen Plagen, das Manna in der Wüste, Feuer vom Himmel für das Brandopfer auf dem Karmel, Balaams redende Eselin, die Rettung des Judas Makkabäus durch fünf himmlische Reiter, der Durchzug durch das Rote Meer, der Durchzug durch den Jordan – und bei Gibeon steht sogar die Sonne fast einen ganzen Tag am Himmel still, ja, wenn das nicht phantastisch ist! Ein hybrides Gruselkabinett – «Heilige Schrift»[12]!

Dabei lehrt schon das Alte Testament, wie dann das Neue: Wunder wachsen im Lauf der Zeit; die jüngeren Traditionen steigern das Mirakel. Bei dem großartigen «Meerwunder» weiß die J-Überlieferung noch gar nichts vom Durchzug der Israeliten durch das Meer. Die verfolgenden Ägypter ertrinken einfach darin. In der P-Überlieferung aber spalten sich die Wassermassen und stehen zu beiden Seiten wie eine Mauer[13].

Und sind nicht auch im Neuen Testament (wo die Wunder dýnamis, érgon, sēmeîon, thaûma, thaumásion, téras heißen) viele Taten Jesu phantastisch? Das Weinwunder zu Kana? Die Stillung des Sturms? Das Wandeln auf dem See? Die grandiose Brotproduktion? Oder immerhin drei Totenerweckungen, wobei der arme Lazarus vor Verwesung schon stinkt!? Oder selbst ein scheinbar so unscheinbares, fast beiläufig berichtetes Mirakel wie die mangels Münze aus dem Meer gefischte Tempelsteuer: «und den ersten Fisch, der heraufkommt, den nimm; und wenn du sein Maul aufmachst, wirst du ein Zweigroschenstück finden . . .» Ist das nicht phantastisch? Zu schweigen vom Gipfel des Ganzen: der eignen Auferstehung[14].

Doch selbst sie hat damals viel weniger überzeugt als heute. Die Juden jedenfalls blieben «ungläubig», als wäre nichts gewesen – weshalb Diderot auch höhnt: «Also muß man dieses ‹Wunder›, die Ungläubigkeit der Juden, geltend machen – und nicht das Wunder der Auferstehung». (Und Goethe: «Offen stehet das Grab. Welch herrlich Wunder, der Herr ist Auferstanden! Wer's glaubt! Schelmen, ihr trugt ihn ja weg».)[15]

Jesus bedient sich allbekannter Praktiken

Die Evangelisten lassen Jesus 38 Wunder wirken; wobei freilich, bemerkenswert genug, 19 Wunder, die Hälfte, nur jeweils ein einziger Verfasser erzählt: zwei Markus, zwei Matthäus, acht Lukas und sieben Johannes. Diese Mirakel aber, «als *geschichtliche Taten* durch die vier Evangelien sichergestellt» (Zwettler), beweisen den Katholiken Jesu göttliche Würde. Und weil sie auf Gott zurückgingen, seien sie eben nicht Zauber, Schwindel, wie alle sonst, seien sie vielmehr echt, die anderen falsch[16].

Um die Originalität, die «Einzigartigkeit» Jesu herauszustellen, hat die katholische Theologie ihn seit je von den übrigen Weisen, Sehern, Mystagogen, Thaumaturgen abgehoben, die seinerzeit im ganzen Römischen Reich umherzogen, die wie er predigten und Wunder wirkten, ja, man hob ihn ab von allen Wundertätern überhaupt, von archaischen wie Orpheus, Abaris, Aristeas von Prokonnesos, Hermotimos, Epimenides, Euklos oder von späteren wie Pythagoras, Empedokles, Apollonios von Tyana, Plotin, Iamblich aus Chalkis, Sosipatra, Proklos, Asklepiodotos von Alexandrien, Heraiskos etc. etc. So schreibt der bekannte «Holländische Katechismus»: «Man braucht das Auftreten Jesu nur mit dem vieler Magier, Wundertäter und Anhänger okkulter Wissenschaften zu vergleichen, um von der Einfachheit, Reinheit und der ehrfurchtgebietenden Würde seines Auftretens betroffen zu werden»[17].

Doch benimmt sich Jesus mitunter nicht wie andere antike Quacksalber auch? Bedient er sich nicht üblicher Praktiken? Gebraucht er nicht das Zauberwort «Hephata» («Tu dich auf!»)? Berührt er nicht Zunge und Ohren eines Taubstummen mit seinem Finger, benetzt sie mit Speichel? Knetet er nicht einen Teig aus Speichel und Erde und legt diesen einem Blinden auf? Spuckt er einem nicht in die Augen? Aber das, belehrt uns der Theologe Gnilka, ruft nicht die Heilung hervor. Es soll nur zeigen, «daß das Wunder der Macht Jesu verdankt ist». Dann wußte man dies also gar nicht, wirkte Jesus Wunder ohne solche Methoden? Doch warum wirkte er sie dann? Und signalisierte Analoges anderer

Wundertäter nicht auch, daß das Mirakel ihrer Macht entsprang[18]?

Im strikten Widerspruch zu zahlreichen Bibelstellen betonen freilich viele Kirchenväter, Justin, Irenäus, Arnobius, Eusebius, Jesus habe ohne alle äußeren Mittel, allein durch bloßen Befehl, allein durch sein Wort Wunder gewirkt. Auch in Fälschungen insistiert man darauf, etwa in dem Brief, den Fürst Abgar Ukkama von Edessa «dem guten Heiland, der in Jerusalem erschienen ist», geschrieben haben soll (S. 170 f). Ebenso heilt der Apostel Thaddäus, der, laut einer weiteren Fälschung, in Edessa erscheint, «ohne Arznei und ohne Kräuter». Ja, er heilte, prahlt Kirchengeschichtsschreiber Euseb, «jede Krankheit»[19]!

Wunder wachsen in der Überlieferung, sie werden gesteigert und vermehrt.

Das evangelische Wunderarsenal – nichts ist originell

Die Wunderherstellung des Neuen Testaments läßt sich gut verfolgen. Wie nämlich die jüngeren Evangelisten den ältesten, Markus, in vieler Hinsicht fast systematisch verbessern, das Jesusbild steigern, wie sie, ganz konsequent, auch die Apostel immer mehr von Schwächen reinigen und erhöhen – «Alle Mängel, die ihnen bei Markus noch anhaften, sind beseitigt»: der Theologe Wagenmann –, so steigern die vermehrten und verbesserten Auflagen des Markus, Matthäus und Lukas auch dessen Wunderüberlieferung, indem sie etwa statt einer Heilung wiederholt zwei Heilungen berichten. Oder statt der Heilung «vieler» die «aller» melden. Oder aus der «Speisung der Viertausend» bzw. «Fünftausend» eine doppelt so große Menge machen. Oder indem sie die Totenerweckungen dramatisieren, gegenüber Markus ganz neue Taten einfügen. Wie ja auch Johannes, der vierte Evangelist, vier weitere, von keinem seiner Vorgänger erwähnte größere Wunder hinzubringt: erst die Weinverwandlung zu Kana,

wobei sein Christus immerhin sechs- bis siebenhundert Liter erzeugt, und zuletzt, die Krönung des Ganzen, die Auferweckung des bereits in Verwesung übergehenden Lazarus – «er riecht schon»[20].

Zur Zeit Jesu waren Wunder üblich, fast alltäglich. Man lebte, so der Theologe Trede, «denkend und glaubend in einer Wunderwelt, wie der Fisch im Wasser». Schlechthin jedes Wunder hat man gewirkt und für möglich gehalten. Auch das Wunder des Gegners wurde nicht bezweifelt, doch gern auf den Teufel zurückgeführt. Auch jede Menge Weissagungen grassierte. Selbst Teile der oberen Schichten waren so unkritisch wie die Massen. Das scheint zu allen Zeiten ähnlich zu sein. Was Thomas Münzer während der Reformation schrieb: «Das Volk gläubet jetzt so leichthin, wie eine Sau ins Wasser brunzet», das galt jedenfalls schon bei der Entstehung der evangelischen Wundermären und gilt, was die gläubige Masse betrifft, doch fast noch heute[21].

Der «Holländische Katechismus» nun behauptet wieder, die Wunder Jesu hätten «einen so eigenen und originellen Charakter, daß man sagen muß, es ist nur eine Erklärung möglich: Er hat in der Tat selbst Wunder gewirkt». Doch originell ist da nichts; wenn auch nicht alles Geflunker sein muß. Manche Wunder im Neuen Testament – das gewöhnlich, aber nicht stereotyp, dem klassischen Schema der Wundererzählungen folgt: Exposition, Vorbereitung, Aufschub, Technik, Feststellung etc. – lassen sich durchaus als Heilungen psychogener Krankheiten, als Heilungen neurasthenischer, hysterischer, schizophrener Naturen erklären, das ist selbstverständlich[22].

Im übrigen aber sind diese Wunder ausnahmslos Plagiate. Die religionsgeschichtliche Forschung hat längst erwiesen: alle in den Evangelien Jesus zugeschriebenen Wunder wurden schon in vorchristlicher Zeit vollbracht. Wunderbare Heilungen von Tauben, Blinden, Krüppeln, Dämonenbannungen, Wandel auf dem Wasser, Stillung von Seestürmen, mirakulöse Speisevermehrungen, Verwandlung von Wasser in Wein, Totenerweckungen, Höllen- und Himmelfahrten, all dies und mehr war wohlbekannt. Sie alle sind Standardwunder nichtchristlicher Religionen gewesen und

wurden in den Evangelien auf Jesus übertragen und mit geläufigen Mirakelmotiven ausgeschmückt. Die frappantesten Parallelen dazu – alle fabriziert offenbar nach dem von Ovid überlieferten Rezept: «Wunder erzähl ich, das Wunder geschah» – begegnen bei Buddha, Pythagoras, Herakles, Asklepios, Dionysos, um nur sie zu nennen. Doch hat auch Alttestamentliches auf die evangelische Wunderproduktion eingewirkt[23].

Eine besonders frappierende Parallele zu Jesu Wandel auf dem See gibt es bei Buddha. Auch die Stillung von Seestürmen zählt zu den typischen Wundertaten. Man kannte sie aus der Asklepios-, der Sarapisreligion. Ebenso geläufig waren Geschichten von wunderbaren Speisungen im Heiden- wie im Judentum; der evangelischen Legende auffallend ähnlich ist der alte Bericht einer indischen wunderbaren Brotvermehrung. Selbst Totenerweckungen waren nicht ungewöhnlich – es gab sogar eigene Formeln dafür, und in Babylonien hießen viele Götter geradezu «Totenbeleber». Asklepios, von dem Jesus auch die Titulaturen «Arzt», «Herr», «Heiland» übernimmt, weckte sechs Tote auf, wobei die Einzelheiten dieselben sind wie bei den Toten, die Jesus auferweckt. Auch Höllen- und Himmelfahrten waren wohlbekannt, gleichfalls sterbende und nach drei Tagen wiederauferstehende Gottheiten. Ja, das Schwanken der Evangelien zwischen dem dritten und dem vierten Tag (nach drei Tagen!) hat seine Ursache offenbar darin, daß man die Auferstehung des Osiris am dritten, die des Attis am vierten Tag nach seinem Tod beging. «Dies Wunder», sagt Origenes von Jesu Auferstehung, «bringt den Heiden nichts Neues und kann ihnen nicht anstößig sein»[24].

Längst vor Jesus kamen schon andere Gottheiten vom Himmel: vom Vater gesandt, von Engeln verkündet, als Jungfrauensöhne in der Krippe geboren und schon in der Wiege verfolgt. Sie heißen Erwecker, Herr aller Herren, König der Könige, Heiland, Erlöser, Wohltäter, Gottessohn, der gute Hirte. Sie zeichnen sich mit zwölf Jahren aus, beginnen manchmal mit etwa dreißig zu lehren, werden vom Teufel versucht, haben einen Lieblingsjünger, einen Verräter, machen Kranke gesund, Blinde sehend, Taube hörend, Krüppel gerade, heilen nicht nur den Leib, auch die Seele.

Sie wirken, Jahrhunderte früher, ein Weinwunder, wie auf der Hochzeit in Kana. Sie verkünden: «Wer Ohren hat, zu hören, der glaube». Doch soll ihre Sendung keine Schaustellung sein. Sie werden gemartert, gegeißelt, sterben, einige am Kreuz, auch mit einem Verbrecher, während ein anderer Verbrecher freikommt, eine Frau wischt das Herzblut des Gottes ab, das aus einer Speerwunde quillt. Sterbend sagen sie: «Es ist vollbracht», «Nimm meinen Geist, ich bitte dich, zu den Sternen auf ... Siehe, mein Vater ruft mich und öffnet den Himmel»; sogar Sühnecharakter hat manchmal ihr Tod. Sie überwinden ihn, erlösen die armen Seelen in der Hölle, fahren zum Himmel auf – um *nur einiges* von dem zu skizzieren, was dann die Bibel wieder offeriert, wobei es in ihr gerade, aber nicht nur, beim größten Wunder, der Auferstehung, von Widersprüchen wimmelt[25].

Was ist im «Leben Jesu» religionsgeschichtlich betrachtet originell? Nichts. Es ist viel, wenn die Historizität bleibt (S. 70 f). Und wenn nicht, die Welt geht *deshalb* nicht unter. Die Wunder jedenfalls gehören wesentlich zum Christusbild. Ohne sie wäre der Herr «ein blutloses Schemen«. Seine Wunder leugnen und ablehnen, betont Katholik I. Klug, *«heißt Jesus Christus selbst leugnen und ablehnen»*. «Christus, ein Betrüger! Ein Betrüger!» ruft er rhetorisch. «Er, der Reine, der Heilige, den auch seine Todfeinde keiner Sünde zu beschuldigen wagten – ein Betrüger! Ein Gaukler, der mit der Majestät eines Königs einherzuschreiten vermochte!» Nun, dies besagt gewiß nicht viel, wenn man bedenkt, wie viele falsche Majestäten schon wie Könige dahergekommen sind – und wie viele echte nicht! Und wer zeiht denn Jesus des Betrugs? Selbst für den von der Kirche vielgeschmähten Alfred Rosenberg war Jesus «die große Persönlichkeit». Doch die Schreiber der Evangelien, der übrigen neutestamentlichen und urchristlichen Traktate – das steht auf einem ganz anderen Blatt![26]

Nun sieht die Kirche den Beweis für Jesu Gottheit nicht nur in den Wundern erbracht, sondern auch in der vermeintlichen Erfüllung der Prophezeiungen des Alten Testaments. Wie aber steht es damit?

Der Schwindel des christlichen «Weissagungsbeweises»

Wie die Wunder, so waren auch die Weissagungen nicht Neues, vielmehr der ganzen Antike wieder wohlvertraut. Bereits unter Augustus gab es so viele Weissagungsbücher, daß der Kaiser zweitausend von ihnen, die ungenügend beglaubigt umliefen, verbrennen ließ. Weissagungen wurden von Buddha, Pythagoras, Sokrates überliefert, wurden von den Stoikern, Neupythagoräern, den Neuplatonikern verteidigt, ja, von Männern wie Plinius dem Älteren oder Cicero, die nicht an Wunder glaubten. Weissagungen schätzten die Heiden sogar höher als Wunder[27].

Mit Wundern nämlich konnte man weder die jüdische noch die griechisch-römische Welt sehr beeindrucken. Das Wunderbare grassierte, war normal, fast alltäglich, der Mirakelglaube grenzenlos. Auch die Gegner der Christen haben deren Wunder geglaubt, nur unterstellt, sie geschähen mit Hilfe der Dämonen. Schon Jesu Taten hielten die Juden für Zauberei und führten sie auf den Teufel zurück. So bedurften die Christen eines Kriteriums, das ihre Wunder sozusagen stützte, legitimierte, und dies Kriterium wurde der Weissagungsbeweis, das Hauptanliegen ihrer Schriftinterpretation. Erst in Verbindung mit ihm bekamen die Wunder ihr besonderes Gewicht. Der Weissagungsbeweis galt, wie die Traktate von Pseudo-Barnabas, Justin, Irenäus, Origenes und anderen zeigen, mehr als die Wunder – wenn es auch alte christliche Schriftsteller gibt, Melito von Sardes, Hippolyt, Novatian, Victorinus von Pettau, Origenes selbst, denen die Wunder des Herrn der beste Beweis für seine Göttlichkeit sind[28].

So sieht man es ja auch heute wieder. Denn seit der Entlarvung des Weissagungsbeweises insistiert man viel lieber auf dem Wunder. Zwar erblickt der Katholizismus weiter durch Wunder *und* Weissagung Jesu Gottheit bestätigt. Doch besonders das Wunder ist theologisch jetzt Zeichen der Offenbarung und Grund ihrer Glaubwürdigkeit. Auf das Wunder legt nun die katholische Theologie «als objektives Kriterium besonderes Gewicht» (Fries)[29].

Bereits Paulus, der älteste christliche Autor, verwendet die

Floskel «gemäß der Schrift» (1. Kor. 15,3 f). Bereits für Paulus ist Jesu Leiden, Tod und Auferstehung das ganze Erlösungswerk, ist das Evangelium überhaupt im Alten Testament bezeugt. Doch auch das älteste Evangelium, das des Markus – und noch mehr, am häufigsten, das des Matthäus –, zeigt eindringlich, wie sehr man darauf aus war, Jesu Leben mit allen Details aus den heiligen Büchern der Juden herzuleiten, wie man da alles geweissagt finden wollte. Systematisch haben die Christen diese Schriften durchforscht, haben sie alle Lücken der Überlieferung des jesuanischen Lebens mit Hilfe des Alten Testaments gestopft und vieles, was dort stand, einfach auf ihn bezogen. «Wir aber», heißt es bei Clemens Alexandrinus, «schlugen die in unserem Besitz befindlichen Bücher der Propheten auf, die teils durch Parabeln, teils durch Rätsel, teils zuverlässig und ausdrücklich den Christus Jesus nennen, und fanden seine Ankunft und den Tod und das Kreuz und alle übrigen Peinigungen, die ihm die Juden angetan haben, und die Auferweckung und die Himmelfahrt vor dem Gericht (?) über Jerusalem, wie dieses alles aufgeschrieben war, was er erleiden mußte und was nach ihm sein werde. Als wir dieses nun erkannt hatten, kamen wir zum Glauben an Gott durch das, was auf ihn hin geschrieben ist ... Denn wir haben erkannt, daß Gott es wirklich angeordnet hat, und sagen nichts ohne Schrift»[30].

Nicht nur in den Evangelien aber, nicht nur im Neuen Testament, sondern weit darüber hinaus spannen die Christen den Weissagungsbeweis immer mehr aus, vom Barnabasbrief etwa, der in den 318 Knechten Abrahams den Kreuzestod Jesu erkennt (S. 378), bis zu Gregor I., den «Großen», der die sieben Söhne Hiobs als Weissagung auf die zwölf Apostel auslegt. Besonders bei Justin, dem bedeutendsten Verteidiger des Christentums seiner Zeit, tritt der Beweis aus den Wundern völlig zurück, wird jedoch der Weissagungsbeweis ständig strapaziert, zumal ja auch die angeblich in Christus erfüllten Prophezeiungen den christlichen Anspruch auf das Alte Testament zweifellos am besten legitimierten.

Wenn man aber keine «beweiskräftigen» Prophetensprüche

fand, fälschte man sie bei der so beliebten «Überarbeitung» jüdischer Texte kurzerhand in diese hinein. Das war besonders nötig bei der Geburt Jesu aus einer Jungfrau. So stehen in den gefälschten «Petrusakten» die beiden angeblichen Prophetenworte: «In den letzten Zeiten wird ein Knabe geboren werden vom heiligen Geist; seine Mutter kennt keinen Mann, noch sagt jemand, daß er sein Vater sei». Und: «Nicht aus der Gebärmutter eines Weibes ist er geboren, sondern von einem himmlischen Ort ist er herabgestiegen». Harnack nennt diese Prophezeiungen «plumpe christliche Fälschungen». Sie finden sich nirgends im Alten Testament. Und ebensowenig weitere, etwa Salomo oder Ezechiel nachträglich zugeschriebene Sprüche[31].

Die jesuanischen Wunder allein hatten, wie gesagt, wenig Beweiskraft. Man bestritt sie kaum, aber schrieb sie Zauberkräften des Galiläers zu. Das alles kannte man von vielen Wundertätern. Erst in Verbindung mit den Weissagungen gewannen Jesu Mirakel an Bedeutung. Kein Geringerer als der hl. Irenäus stützte sie dadurch. Sah die alte Kirche doch überhaupt gern die Echtheit der Wunder durch die Weissagungen bestätigt. Diese hatten jene vorausgesagt, also waren sie wahr. So wurden die angeblichen Prophezeiungen ein Hauptmittel der christlichen Mission und galten, wie Origenes bezeugt, «als der stärkste Beweis» für die Wahrheit ihrer Lehre. Zählte er ja selber «tausend Stellen», an denen die Propheten von Christus reden. Und wirklich stehen allein im Neuen Testament zirka zweihundertfünfzig Zitate aus dem Alten und über neunhundert Anspielungen darauf. *Denn die Evangelisten hatten ihm viele vermeintliche Fakten von Jesu Leben entnommen und bewußt in seine Geschichte hineingeschrieben – jeder konnte sie leicht als «erfüllt» herauslesen*[32].

Warum aber ließen diese Christen Jesus «nach der Schrift» sterben? Weil sie nur so das Fiasko seines Wirkens verschleiern, nur so dem Spott der Welt über den gekreuzigten Messias wirksam begegnen konnten. Jesus mußte nach der «Schrift» sterben, es war vorhergesagt. Und die Welt sollte es wissen, sollte sich überzeugen. Ergo gab man, in Zitaten, in Anspielungen, all dies Schmähliche, den Verrat, die Jüngerflucht, das Ärgernis der Pas-

sion, den Tod am Kreuz als Erfüllung alttestamentlicher Prophezeiungen aus. Das feige Verhalten der Jünger wird nach Sacharja 13,7 vorhergesagt; die Bestechung («dreißig Silberstücke») für den Verrat des Judas nach Sacharja 11,12; die Rückerstattung dieses Geldes nach Sacharja 11,13; der Kauf des Töpferackers nach Jeremia 32,6; Jesu Wort vor dem Hohen Rat über sein Sitzen zur Rechten der Macht und sein Erscheinen auf den Wolken nach Daniel 7,13 und Psalm 110,1; sein Wort «Mich dürstet» nach Psalm 22,16; sein Tränken mit Essig nach Psalm 69,22; sein Ruf der Gottverlassenheit nach Psalm 22,2, die Sonnenfinsternis – am Passafest (bei Vollmond) zumindest astronomisch unmöglich – nach Amos 8,9 usw. usw.[33]

Besonders schwer war die «Prophezeiung» des Kreuzestodes aus dem Alten Testament zu erweisen, heißt es doch dort: «Denn wer am Holz hängt, der ist von Gott verflucht» (5. Mos. 21,23). Um so wichtiger wurde gerade diese «Vorhersage». Dabei verfielen die ältesten Christen auf die absurdesten Kombinationen, was ich anderwärts gezeigt habe. Das besondere Vorbild aber für die evangelische Passionsgeschichte lieferte, neben den klassischen Leidenszeugnissen von Psalm 22 und 69, vor allem das unechte 53. Kapitel des Jesaja (S. 54 f)[34].

Das Groteske an all diesen «Prophezeiungen» ist: die Propheten hatten sie, Jahrhunderte früher, nicht im Futur, sondern in der Vergangenheitsform niedergeschrieben. All dies war also schon geschehen, noch bevor es geschah, ein wirklich wunderbares Phänomen. Und die Leidensvoraussagen Jesu selbst hat schon Celsus (I 207 ff) als nachträgliche Erfindungen enthüllt. Markus, der älteste Evangelist, konnte, als er Jahrzehnte nach Jesu mutmaßlicher Kreuzigung, sein Evangelium schrieb, leicht dessen Tod in allen Details voraussagen lassen. Kurz, mit dem Theologen Hirsch: «Der Weissagungsbeweis ist für uns abgetan. Wir wissen alle, daß er nicht stimmt»[35].

Natürlich wissen wir dies auch – die erwähnten Ausnahmen beiseite – von den Wundern, womit wir uns den sogenannten Apokryphen zuwenden wollen.

Wunder in den «Apokryphen» oder Ein geräucherter Thunfisch wird wieder lebendig

Wie die «Apokryphen» die Erzählungsgattungen des Neuen Testaments in der älteren Zeit als Parallelentwicklung begleiten, dann weiterbilden, ergänzen (S. 120 ff), so auch die darin berichteten Wunder[36].

In Weiterführung der kanonischen Geschichten erscheinen ganze Wunder-Listen, nicht ohne die häufige Versicherung, Jesus habe noch viel mehr Wunder getan. Die Tendenz neigt zur Steigerung, zum Superlativ. Auch die Tendenz von «er heilte viele» beim ältesten Evangelisten Markus bis «er heilte alle» beim jüngeren Matthäus setzt sich fort. Und heißt es in der Apostelgeschichte, Jesus habe «Gutes getan und alle geheilt, die vom Teufel überwältigt waren», so läßt Ps.-Clemens Jesus «*jede* Krankheit» heilen. Der kaum mehr überbietbare Gipfel steht in den Johannesakten: «Seine großartigen und wunderbaren Taten sollen für jetzt verschwiegen bleiben, da sie unaussprechlich sind und vielleicht überhaupt weder erzählt noch gehört werden können»[37].

Viele früheren Wunder waren den Späteren zu simpel. Sie schmückten sie also aus, erweiterten, bereicherten sie.

So findet bei Jesu Taufe, wo ursprünglich, immerhin, die Himmel sich auftun, eine Geistestaube herabschwebt und Gottes Stimme erschallt, jetzt auch noch eine Lichterscheinung statt, der Jordan weicht zurück, wirft erregt sein Wasser empor, selbst die Sterne huldigen dem Herrn und Engel assistieren. Eine frühchristliche Schrift meldet: «Und über dem Jordan lagerten (breiteten) sich weiße Wolken, und es erschienen viele Geisterheere, die in der Luft Gloria sangen, und der Jordan stand still von seinem Lauf, indem seine Wasser Rast hielten und ein Duft von Wohlgerüchen duftete von dorther»[38].

Und wie Jesu Taufe wunderbar ist und alles danach, so selbstverständlich auch noch das Ende.

Im Bartholomäusevangelium sieht Bartholomäus bei der Kreuzigung die Engel vom Himmel steigen und den Herrn anbeten.

Nicht genug, der Jünger vermag gleich darauf, auch bis in die Hölle zu hören. Denn «als die Finsternis eintrat, da schaute ich hin und sah, daß du vom Kreuz verschwunden warst; nur deine Stimme hörte ich in der Unterwelt, und wie dort plötzlich ein gewaltiges Jammern und Zähneknirschen anhub ...». Immer die schönste Musik für christliche Ohren[39].

Besonders entfaltet sich die gläubige Phantasie in den außerordentlich zahlreichen Kindheitsevangelien. Die Zeit der Geburt, des Heranwachsens, der Jugend Jesu war von Markus und Johannes gar nicht, von Matthäus und Lukas nur knapp beleuchtet worden, wenn auch bereits reichlich mirakulös mit Parallelen vor allem zur indischen, ägyptischen, persischen Literatur. Diese Übernahme fremder Legenden aber wächst in den späteren Kindheitsgeschichten gewaltig. Was immer man über Götter- und Wunderknaben wußte, übertrug man jetzt eifrig auf Jesus. Selbst durch das ganze Mittelalter setzte sich die üppig wuchernde Legendenbildung fort. Ja, dies ganze, von der Kirche offiziell verurteilte Schrifttum übte über Prudentius, die Nonne Roswitha und viele andere bis zur Renaissance einen stärkeren Einfluß auf Literatur und Kunst aus als die Bibel. Sogar Päpste griffen Motive daraus auf, wie Leo III., der im 9. Jahrhundert in der St.-Pauls-Kirche zu Rom die gesamte Geschichte von Joachim und Anna darstellen ließ. Im 16. Jahrhundert wurde zwar unter Pius V. das Offizium des hl. Joachim, des nur durch ein «Apokryphon» bekannten Vaters der hl. Maria, im römischen Brevier getilgt und der Text ihrer Darstellung im Tempel abgeschafft, doch beides dann wiederhergestellt. – Wenn übrigens die Kirche die «legendenhaften Apokryphen» kritisiert und abgelehnt hat, so *nicht* wegen ihrer Wundergeschichten, wie unglaubhaft immer sie uns erscheinen, sondern wegen moralischer, dogmatischer Bedenken, wegen gewisser asketischen oder doketischen Tendenzen. Wurde doch gerade der Wunderglaube «selbst von den aufgeklärtesten Kirchenmännern gehegt und gepflegt» (Lucius)[40].

Das Thomasevangelium berichtet eine Reihe bemerkenswerter Taten Jesu von seinem fünften bis zum zwölften Jahr. Das göttliche Kind wirkt Wunder durch seine Windeln, sein Waschwasser,

seinen Schweiß. Es läßt einen schmutzigen Bach mit einem einzigen Wort sauber werden, läßt Vögel aus Lehm auf und davon fliegen, einen bösen Spielgenossen wie einen Baum verdorren und einen weiteren sterben, weil dieser an seine Schulter stieß. Doch zeigt der junge Meister sich auch menschenfreundlich und erweckt mehrere Tote wieder zum Leben[41].

Wie der Herr, so brillieren natürlich auch seine Apostel, Jünger und viele andere Christen in den «Apokryphen».

Auch dazu gab das Neue Testament den Anlaß. Bereits Paulus tut «Zeichen und Wunder». Und auch im Markusevangelium steht schon: «Sie zogen aus und predigten, man solle Buße tun. Auch trieben sie viele Geister aus, salbten viele Kranke mit Öl und heilten sie». Ebenso meldet die Apostelgeschichte «viel Zeichen und Wunder im Volk durch der Apostel Hände». Sie berichtet sogar Wunder der Jünger durch deren Schürzen, Schweißtuch oder Schatten[42].

Die Apologeten betonen stets das Fehlen von Übertreibungen bei den neutestamentlichen Wundern. Doch jedes Wunder, gewisse Heilungswunder, die eben keine Wunder sind, ausgenommen, beruht auf Übertreibung, sei es nun «kanonisch» abgesegnet oder «apokryph». Und sind durch Schatten vollbrachte Wunder nicht übertrieben, darum glaubhaft, warum sollten andere übertrieben und unglaubhaft sein? Etwa wenn der Apostelfürst Petrus einen Hund zum Sprechen bringt? Oder wenn er ein Kamel, und gleich mehrere Male, durch ein Nadelöhr gehen, wenn er einen Thunfisch, der schon geräuchert am Fenster hing, wieder lebendig im Wasser schwimmen läßt? Schließlich ist bei Gott kein Ding unmöglich. Und wenn er einen Fluß, ja, die Sonne in ihrem Lauf anhalten kann, wird er auch einen simplen Räucherfisch lebendig machen können. Oder ginge das gegen seinen «Geschmack»? Doch woher kennen diesen die Theologen? Wie auch immer: mit all solchen Geschichten wurde missioniert, wurde das Christentum verbreitet. Die bekanntesten Kirchenväter traten als Zeugen für solche Texte ein und die meisten alten Theologen hielten sie für völlig wahr. Immer wieder auch sei daran erinnert: selbst mit solchem Schund – und nicht zuletzt mit solchem! – wurde das

Christentum propagiert, selbst mit solchen Schund seine geistige und physische Barbarei ausgedehnt, gefestigt; er wurde geduldet, gefördert, ganze Bibliotheken ließen sich mit ihm füllen, nein – er füllt sie![43]

ALLES IN DEN SCHATTEN STELLEN DIE BLUTZEUGEN

Die kühnsten Wunder vollbrachten in der vorkonstantinischen Kirche die Märtyrer. Die Akten über sie sind zwar meist gefälscht, galten aber sämtlich als vollwertige historische Urkunden (S. 155 ff). Und der Übergang zu den reinen Märtyrerlegenden und -romanen, worin «der vollständige Mangel an geschichtlichem Sinn» (Lucius) triumphiert, war fast natürlich, wie wunderbar auch immer. Stimmen schallen vom Himmel, Tauben entsteigen dem Märtyrerblut, wilde Tiere verenden durch das Gebet der frommen Heroen oder durchbeißen deren Fessel. Götzenbilder, ganze Tempel stürzen vor ihnen zusammen. Der hl. Laurentius, fast schon verschmort auf seinem Rost, philosophiert gelassen über das heidnische und christliche Rom. Halbverkohlt schmettern andere zündende Missionsreden. Der Märtyrer Romanus, dessen Fest die katholische Kirche noch immer am 9. August begeht, attackiert in 260 Versen das Heidentum und deklamiert nach abgeschnittener Zunge noch 100. Für den einstigen Bonner Theologieprofessor Franz Joseph Peters liegt – mit Imprimatur – «die volle Beglaubigung» durch «zwei Augen- und Ohrenzeugen» auch dafür vor, daß der Vandalenkönig Heinrich – offensichtlich: Hunerich – «im Jahr 483 den Katholiken von Tipasa in Nordafrika die rechte Hand abhauen und die Zunge abschneiden ließ, weil sie den arianischen Bischof nicht anerkennen wollten. Durch ein Wunder blieben sie im Gebrauch der Sprache»[44].

Der unter Kaiser Antoninus gemarterte hl. Pontianus geht mit bloßen Füßen unverletzt über heiße Kohlen, wird vergeblich gefoltert, vergeblich den Löwen vorgeworfen, vergeblich mit siedend heißem Blei übergossen. Weshalb ihn auf einmal das

Schwert erledigt, ist kaum zu begreifen. Doch fragt man sich oft, warum diese Helden die tollsten Torturen überstehn – und dann einem ganz banalen Schwerthieb erliegen oder einem simplen Würgegriff, wie der hl. Bischof Eleutherius von Illyrien samt Mutter Anthia unter Kaiser Hadrian.

Denn wenn auch so mancher in einem Fluß, einem Brunnen, im Meer die Märtyrerpalme gewinnt, manchmal mit schweren Steinen am Hals oder in einem Sack mit Schlange und Hund, wenn mancher durch den Hungertod, am Galgen «gekrönt», wenn er gepfählt, gekreuzigt, durch Brechung der Gebeine oder langsames Braten für den Himmel «geboren», wenn er durch brennendes Pech erstickt, als lebende Fackel oder im Feuerofen verbrannt, wenn er durch wilde Tiere zerrissen, gesteinigt, mit einer Säge zerfleischt wird oder wenn Quiricus, ein Knäblein von drei Jahren, an den Stufen des Richterstuhles zerschmettert «die Krone des ewigen Lebens» erringt – weitaus die meisten enden doch ganz einfach enthauptet. Das hilft fast immer. Die Frage aber bleibt: warum haben die bösen Heiden dann so lange erst so vergebliche Todesarten an den Christen ausprobiert, und warum diese selbst die wohlersonnensten, raffiniertesten Martern überstanden, doch so gut wie nie das primitive Köpfen?[45]

Wunder über Wunder jedenfalls.

Die christlichen Helden, wiewohl ganz scharf darauf zu sterben, um den Lohn zu empfangen, den höchsten, das Himmelreich, sterben oft lange nicht, nein, sie entgehen nicht nur gewöhnlichem Feuer, wie Apollonius, Philemon und ungezählte, sie überdauern sogar im Feuerofen, ganz unverletzt, versteht sich, der hl. Neophytus zum Beispiel. (Warum auch nicht, wenn in der «Heiligen Schrift» Daniel und seine Genossen im glühenden, «siebenmal heißer» als sonst geschürten Feuerofen «unversehrt» überleben! Sind die «Apokryphen» übertrieben, ist es die Bibel auch.) Der hl. Mönch Benedikt hält die Prozedur im Feuerofen eine ganze Nacht heile aus. Und der hl. Lucillianus, ein ehemaliger «Götzenpriester», entkommt dem brennenden Kamin gleich mit vier Knaben, wenn auch nur infolge eines einsetzenden Regens. Immerhin. Denn schließlich sind die meisten dieser Blut-

zeugen schon vorher auf den Tod geschunden worden, häufig allerdings vergebens. Erscheinen doch immer wieder Engel – es gibt sehr viele –, und im Märtyrerbeistand mögen sie eine Lebensaufgabe gefunden haben. Den hl. Priester Felix befreit ein Engel eines Nachts sogar. (Warum auch nicht, wenn im Neuen Testament den Aposteln ein Engel nachts die Gefängnistür öffnet! Sind die «Apokryphen» übertrieben, ist es die Bibel auch.) Den hl. Eustathius holt ein Engel aus einem Fluß und dann eine Taube vom Himmel «zur Glorie der ewigen Freude». Bei Stephanus, dem vielgeprüften Abt, sind wenigstens bei seinem Tod «die heil. Engel» zugegen; kein Geringerer als Papst Gregor I., «der Große», bezeugt dies, und sie wurden «auch von den andern gesehen». Wer wollte da noch zweifeln! Der hl. Kerkermeister Apronianus sieht zwar keine Engel, nicht jeder kann Engel sehn, hört aber, als er den hl. Sisinius aus dem Gefängnis führt, eine Stimme vom Himmel: «Kommet, ihr Gebenedeite meines Vaters ...» etc., worauf er gläubig wird und für den Herrn stirbt. Ja, dieser selbst sozusagen erleidet den Bekennertod, eines der tollsten Martyrien, in Syrien geschehen, das Martyrium *«eines Bildes unseres Heilandes«*, welches von den Juden gekreuziget ward, und so viel Blut dabei vergoß, daß die orientalischen und occidentalischen Kirchen reichlich davon empfingen»[46].

Und natürlich prallen alle Verlockungen an den christlichen Heroen ab. Keiner verrät seinen Glauben. Was immer man bietet, nichts macht sie wankend, keine Vorteile, Geschenke, Ehren. Umsonst offeriert ein Richter die eigene Tochter zur Ehe. Umsonst verspricht gar ein Kaiser, eine Christin zu heiraten, umsonst verspricht er ihr die Mitherrschaft und Ehrensäulen im ganzen Reich ...[47]

Die bekanntesten antiken Kirchenväter haben sich an den widerlichen Übertreibungen dieser Heldensage schamlos beteiligt. Das ganze achte Buch der Eusebianischen Kirchengeschichte strotzt davon. Auf der einen Seite die unausdenkliche Bosheit der christenschändenden «Dämonendiener», auf der anderen die Ruhmestaten der «wahrhaft wunderbaren Streiter», über die alles hereinbricht, «Feuer, Schwert, Annagelung, wilde Tiere, Meeres-

tiefen, Abschlagen der Glieder, Brenneisen, Ausstechen und Ausreißen der Augen, Verstümmelungen am ganzen Körper ...». Bischof Euseb lügt «zahllose» Opfer zusammen «nebst kleinen Kindern», auch jede Menge unglaublicher Details: «Und wenn die Bestien je zum Sprunge gegen die ansetzten, wichen sie, wie von einer göttlichen Kraft angehalten, immer wieder zurück ...» «Ja, sie jubelten und sangen dem Gott des Alls Lob- und Danklieder bis zum letzten Atemzuge». Es sei ihm, so sagt der «Vater der Kirchengeschichte», «unmöglich, die Zahl und die Größe der Märtyrer Gottes in Worte zu fassen«. Und gleich zu Beginn bekennt er, es «übersteigt unsere Kräfte, in würdiger Weise» dies alles zu schildern – wie wahr[48].

Euseb selbst starb übrigens nicht den Heldentod. Ja, seine christlichen Gegner warfen ihm vor, er habe in der Verfolgung geopfert oder wenigstens zu opfern versprochen; vielleicht eine Verleumdung. Doch hatte der große Blutzeugenbesinger, als es gefährlich wurde, sich abgesetzt und sogar die Christenverfolgung Diokletians unversehrt überstanden. So viele Zehntausende von Märtyrern er gepriesen und erschwindelt hat, er, der «Vater der Kirchengeschichte», gehört nicht zu ihnen. Und warum sollte er auch? Kein einziger Bischof Palästinas starb den Märtyrertod[49].

Dabei spürten die Märtyrer nach Kirchenlehrer Ephräm, dem wüsten Antisemiten (I 131 f), nach Kirchenlehrer Gregor von Nazianz u. a. gar keine Peinigungen. Nach den Kirchenlehrern Basilius und Augustin bereiteten ihnen die Foltern Genuß. Sie gehen, schreibt Kirchenlehrer Chrysostomos, über glühende Kohlen, als wären es Rosen, und stürzen sich ins Feuer wie in ein frisches Bad. Prudentius, der größte altchristliche Dichter des Abendlandes, im Mittelalter mehr als alle bewundert, berichtet das Martyrium eines kaum der Mutterbrust entwöhnten Kindes, das lächelnd die Streiche ertragen habe, die seinen kleinen Körper zerrissen. Natürlich nicht das einzige Fast-Säuglings-Opfer in der katholischen Glorienfabel! Auch von der schon etwas älteren hl. Agnes schreibt Kirchenlehrer Ambrosius, der begnadete Auffinder so vieler Märtyrer (I 431 ff): «Bot denn überhaupt des Kindes zarter Leib Raum für eine Todeswunde?» Für Ambrosius wie für

alle seinesgleichen konnte kaum ein Wunder wunderbar genug sein. «Hat doch selbst eine Eselin geredet, da Gott es wollte». Andererseits freilich war das alles in den Schatten stellende Blutzeugnis des hl. Georg dermaßen unsinnig, durch so verrückte Mirakel geprägt, daß es Kirchenmänner des Ostens wie Westens in «Bearbeitungen» abgeschwächt haben, um es glaubhafter zu machen[50].

Heilige wären keine Heiligen, wirkten sie nicht auch post mortem noch Wunder und gerade dann. So wird der unfruchtbare Baum, an dem Papas nach üblen Folterungen stirbt, darauf fruchtbar. Das Haupt des Mönchs Anastasius, samt seinem ehrwürdigen Bildnis aus Persien nach Rom gesandt, vertreibt bei seinem bloßen Anblick die bösen Geister und heilt Krankheiten. Auch die Garderobefetzen des hl. Abraham bewirken wunderbare Errettungen, ebenso die zerteilte Decke, auf der Martin von Tours gelegen. Aus dem Leib des hl. Beichtigers Theodorus, eines wunderbaren Dämonenbanners, quillt Öl, das sie Siechen gesunden läßt. Das Wasser des Brunnens, in dem der hl. Isidor gar glorreich «gekrönt» wurde, kuriert die Kranken wenigstens «zum öftern». Doch sind jene, die, wie die Jungfer Agnes, «auch im Grabe noch mit vielfacher Gnadenwirkung» leuchten, gar nicht zu zählen[51].

Überhaupt brillieren auch Frauen, meist Jungfrauen natürlich, wobei auffällt, wie oft die Chronisten der Christen die schlimmen Heiden die katholischen Jungfrauenbrüste abschneiden lassen: der hl. Jungfrau Agatha werden die Brüste abgeschnitten, der hl. Jungfrau Macra, der hl. Jungfrau Febronia, der hl. Jungfrau Encratis, der hl. Märtyrerin Helconis, der hl. Calliopa usw. Von der hl. Jungfrau Anastasia der Älteren berichtet das Römische Martyrologium anschaulich: «Anastasia ward in der Verfolgung des Valerian unter dem Pfleger Probus mit Stricken und Banden geknebelt, mit Backenstreichen, Feuer und Schlägen gepeiniget, und, als sie gleichwohl im Bekenntnisse Christi unbeweglich verharrte, wurden ihr die Brüste abgeschnitten, die Nägel ausgerissen, die Zähne eingeschlagen, Hände und Füße abgehauen, und zuletzt das Haupt vom Rumpfe abgeschlagen, und eilte so zu ihrem himmlischen Bräutigam». Ein eindrucksvoller Schluß, fürwahr. Unter

Konstantius läßt der «Ketzer Macedonius», also ein Christ, «den gläubigen Weibern» offenbar ganz systematisch die Brüste absäbeln und sie noch mit glühenden Eisen brennen. Und wachsen die Brüste auch nicht immer wieder an, oft sogar nicht, geschehen doch andere bemerkenswerte Dinge durch die Damen.

Die hl. Jungfrau Agnes wird ins Feuer geworfen, ihr Gebet aber löscht es. Die hl. Jungfrau Juliana verschmäht den Landpfleger Evilasius als Ehegatten und übersteht sowohl Feuerflammen wie ein siedendheißes Tropfbad. Auch die hl. Erotis überwindet, «von Liebe zu Christo entzündet», die Gluten. Ebenso bleiben die unter Diokletian gepeinigten hl. Jungfrauen Agape und Chionia mitten im Feuer heil. Die hl. Jungfrau Encratis überlebt (vorerst) trotz abgeschnittener Brüste und herausgerissener Leber, von anderen Martern zu schweigen. Auch die hl. Helconis, unter dem Kaiser Gordianus vielfachen Qualen ausgesetzt, überdauert die Amputation ihres Busens, den Wurf ins Feuer und unter die wilden Tiere, bis sie endlich doch dem Schwert erliegt. Die hl. Jungfrau Christina, schon schwer zerfetzt, rettet ein Engel aus einem See, in einem brennenden Ofen bleibt sie fünf Tage «unverletzt», übersteht auch giftige Schlangen, das Ausschneiden ihrer Zunge, worauf sie freilich «den Lauf ihrer glorwürdigen Marter» (Römisches Martyrologium) beschließt[52].

Bei der Christenverfolgung in Gallien 177 unter Mark Aurel – die nach Kirchengeschichtsschreiber Euseb «zehntausende von Märtyrern» kostete, während nun im katholischen «Lexikon für Theologie und Kirche» noch acht übrigbleiben! (I 200 ff, bes. 202) – «hatten die heiligen Märtyrer Qualen zu ertragen, die jeder Beschreibung spotten» (Euseb)[53].

Besonders die hl. Blandina (Fest 2. Juni), eine zarte Dienstmagd, sticht mit Kraftleistungen hervor. Vom Morgen bis zum Abend gefoltert, erschlafft nicht sie, sondern die Meute ihrer Peiniger. Bereits am ganzen Körper zerfleischt, wird sie den wilden Tieren vorgeworfen, gegeißelt, geröstet, und dies derart, daß das Braten ihrer Glieder «sie in Fettdampf hüllte». Nachdem man sie dann noch einmal gegeißelt, den wilden Tieren vorgeworfen, geröstet hat, segnet sie schließlich das Zeitliche»[54].

Der katholische Kirchenhistoriker Michel Clévenot, der zwar betont, man habe damals gemäß den seit Trajan gültigen Gesetzen «nicht nach den Christen ‹gefahndet›», sondern sich damit begnügt, lediglich die Angezeigten festzunehmen (für ihn, mit Recht, ein erneuter Beweis dafür, «falls es dessen noch bedurft hätte, daß die römische Obrigkeit gegen die Christen keineswegs feindselig eingestellt war»), spricht dann doch vom «Blutbad von Lyon» und singt einen längeren Hymnus auf die hl. Blandina. «Blandina, du Liebreizende, du arme Kleine, die von gebildeten Beamten, Humanisten, geschmückt mit Diplomen und Ehrungen, der stumpfsinnigen Grausamkeit einer entfesselten Masse zum Fraße vorgeworfen wurde, du bist das Symbol all jener Opfer dieser entsetzlichen Staatsräson ... Du sorgtest dich wohl kaum um deinen Körper, Blandina, und du beklagtest nicht deine Seele. Du warst ganz, mit Leib und Seele, diesem Jesus ergeben ...»[55]

Fast noch großartiger als die Heilige hielt sich der mit ihr gefolterte Diakon Sanktus. Nachdem man ihn schon jeder Art von Tortur unterzogen, zuletzt auch noch die zartesten, empfindlichsten Teile seines Körpers mit glühenden Eisenplatten beschwert hatte, so daß er eine einzige Wunde, gänzlich zerstoßen, verbrannt, entstellt war, voller Geschwüre, Entzündungen, Blut, wurde er zwei Tage später wieder torturiert, alles erneut aufgerissen, doch auf wunderbarste Weise auch alles wieder heil. Pumperlmunter, gesund und kräftig stand er von der Folter auf. «Wer in der Kirche die Großen waren? Ausschließlich die Märtyrer» (Katholik van der Meer)[56].

Sanktus, Blandina und Genossen verbrannte man und warf ihre Asche, nach dem Zeugnis des hl. Bischofs Gregor von Tours, in die Rhone, wo sie freilich auf wunderbare Weise – das kann man sagen – wieder gefunden und zu Lyon beigesetzt wurde. Der weitaus berühmteste Christ dort, der hl. Irenäus, zu Beginn der Verfolgung noch in der Stadt, befand sich dann rasch auf einer Dienstreise in Rom, wurde aber später noch Märtyrer – auf dem Papier[57].

Die «Erzmärtyrerin»

Als erste Märtyrerin überhaupt, als «Erzmärtyrerin», gilt die hl. Thekla, obgleich sie durch ein Wunder entkommen sein soll – so fürchterlichen Peinigungen, wie die von einem Katholiken gefälschten und den ganzen christlichen Erdkreis erbauenden «Akten des Paulus und der Thekla» beweisen, daß man sich fragt, wer all dies heute selbst von den Gläubigen noch glaubt. Doch die größten Kirchenlehrer, Gregor von Nazianz, Johannes Chrysostomos, Ambrosius, Hieronymus, Augustinus und andere haben über sie berichtet, sie gerühmt.

Als schöne Tochter eines reichen «Götzenpriesters» zu Ikonium geboren, öffnet Gott durch die Enthaltsamkeits-Predigt des hl. Paulus ihr Herz. Er entflammt sie für Keuschheit, so daß sie sich ihrem Verlobten Thamyris verweigert, dafür aber, in Männerkleidern, mit dem hl. Völkerapostel durchbrennt. Zurückgebracht bieten der Bräutigam und die ganze götzendienerische Verwandtschaft alles zur Wiedergewinnung der christlichen Gottesbraut auf – vergeblich. Paulus wird gegeißelt, verjagt, Thekla, von ihrem Bräutigam und der eigenen Mutter als Christin verklagt, splitternackt fürchterlich brüllenden Leoparden, Löwen, Tigern vorgeworfen. Doch die Bestien lagern sich wie Lämmer zu ihren Füßen und belecken sie ganz lieb. «So wunderbarer Zauber liegt über der Jungfräulichkeit», schwärmt Kirchenlehrer Ambrosius, «daß ihr selbst Löwen ihre Bewunderung bezeugen: ob auch hungrig, der Fraß verleitete sie nicht; ob gereizt, das Ungestüm riß sie nicht fort; ob aufgestachelt, die Wut entflammte sie nicht; ob daran gewöhnt, die Gepflogenheit beirrte sie nicht; ob wild, die Natur hatte sie nicht mehr in ihrer Gewalt. Sie wurden Lehrer der Frömmigkeit, indem sie der Märtyrerin huldigten, ebenso Lehrer der Keuschheit, indem sie der Jungfrau nur die Füße kosten, die Augen gleichsam aus Schamhaftigkeit zur Erde gesenkt, daß nichts Männliches, und wäre es auch tierischer Art, die entblößte Jungfrau anblicke». Ogottogottogott!

Nun kommt die Gottesbraut in Rom auf den Scheiterhaufen. Doch inmitten der lodernden Flammen bleibt sie unversehrt. Sie

landet in einer Schlangengrube, wo aber die gräßlichen Nattern, noch ehe sie Thekla wieder zärtlich belecken können, aus sprichwörtlich heitrem Himmel ein Blitz erschlägt. Auch später entgeht sie allen Nachstellungen Satans. Einmal zwar stürzt sie sich schon mit dem Ruf: «Im Namen Jesu Christi empfange ich am letzten Tage die Taufe» in ein Bassin voller Seehunde. Doch ist's auch jetzt nicht aller Tage Abend. Die Seehunde tötet ein weiterer Blitzstrahl, und von zwei wilden Stieren, an die man sie fesselt, wird sie wunderbar befreit. Der Bräutigam stirbt, sie begleitet den hl. Paulus noch auf mehreren apostolischen Reisen, versammelt andere fromme Jungfrauen um sich und predigt bis ins höchste Alter. Und wenn sie nicht gestorben ist, lebt sie noch heute.

Wer's nicht glaubt: die meisten Kirchenväter, darunter der hl. Chrysostomos, der hl. Augustin, feiern Thekla um der vielen Leiden willen, derer sie gewürdigt ward, als Märtyrerin und rühmen ihre jungfräuliche Reinheit; der Dom zu Mailand, wo man sie als Schutzheilige verehrt, besitzt auch Reliquien von ihr, hatte sie zumindest im 19. Jahrhundert noch, und die hl. katholische Kirche begeht das Fest der hl. Thekla weiter am 23. September[58].

Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts wird von einem katholischen Theologen (mit Imprimatur) in einer «Kirchengeschichte für Schule und Haus» dies Martyrium mit all den Wundern, durch die Gott seine Dienerin schützte, als bare Münze ausgegeben. Und auch die katholische «Forschung» findet hier «Körner geschichtlicher Wahrheit». Wie Otto Bardenhewer, einst Doktor der Theologie und der Philosophie, Apostolischer Protonotar und Professor der Theologie an der Universität München, denn auch weiter betont: «Die reichen Zeugnisse der späteren kirchlichen Literatur über Thekla können nicht in Bausch und Bogen auf die Akten zurückgeführt werden. Bedenklicher steht es um den historischen Wert des Porträts des Apostels. Gegen Eingang wird Paulus beschrieben als ‹ein Mann klein von Statur, kahlen Kopfes, mit krummen Schienbeinen, gewandt in seinen Bewegungen (euektikós), mit zusammengewachsenen Augenbrauen, ziemlich langer Nase, voller Anmut; bald nämlich erschien er wie ein Mensch, bald hatte er das Aussehen eines Engels›»[59].

Die katholische Seelsorge aber steuert dazu das *«Kirchengebet»* bei: «Wir bitten dich, allmächtiger Gott! verleihe uns, die wir das Andenken deiner hl. Jungfrau und Martyrin Thecla feiern, daß wir bei ihrem jährlich wiederkehrenden Feste für die wahre himmlische Wonne stets empfänglicher und zur Nachahmung ihres heldenmütigen Glaubens immermehr entzündet werden. Amen.» Übrigens: «Mit Approbation des Hochwürdigsten Bischöflichen Ordinariates Augsburg und mit Erlaubnis der Obern», nämlich der des Kapuzinerordens. Motto dieses Hausschatzes (mit «Lehre und Gebet für jeden Tag des Jahres»): «Nimm und lies! ‹Wer vermag es würdig auszudrücken und nur zu denken, welch einen mächtigen Antrieb zum Heile das Leben der Heiligen Gottes und ihre Tugenden frommen Gemütern, die sie betrachten, verschaffen? Der Glaube wird dadurch befestigt, die Gottesfurcht genährt, die Verachtung der Welt (!) erzeugt, das Verlangen nach den überirdischen Dingen erweckt.› Hl. Paschasius»[60].

Welch edle katholische Form all dies annehmen kann, machen Ludwig Donin deutlich und sein Standardwerk «Leben und Thaten der Heiligen Gottes oder: Der Triumph des wahren Glaubens in allen Jahrhunderten. Mit Angabe der vorzüglichsten Geschichtsquellen und praktischer Anwendung nach den bewährtesten Geistesmännern» und «Mit Genehmigung des hochwürdigsten fürsterzbischöflichen Ordinariates von Wien». Zeigt es doch folgende *«Anwendung»* aus dem Leben der hl. Thekla: «Unsere Hausgenossen, unsere Eltern, unsere Freunde sind oft unsere grausamsten Feinde. Die fleischliche und unordentliche Liebe (!), die sie zu uns haben, verursachen mehr Übel, als der Haß der Teufel. Sie setzen sich unseren guten Absichten entgegen, die wir haben, uns Gott hinzugeben; und ihre Schmeicheleien haben oft mehr Macht, uns entweder vom Guten abzuhalten oder zum Bösen zu verleiten, als die Drohungen und Peinen der Tyrannen». Dazu, im Sperrdruck, ein Wort des hl. Cyprian: *«Fremde Treulosigkeit hat uns zu Grunde gerichtet, unsere Eltern sind Mörder»*. Diesen Haß auf Freunde, Nächste, selbst die eigenen Eltern, stehn sie kirchlichen Zwecken im Weg, lehrt das Christentum seit fast

zweitausend Jahren (vgl. I 152 ff) und hat vielleicht *allein* dadurch mehr Unglück heraufbeschworen als mit allen Scheiterhaufen[61].

Als die Märtyrer ausstarben, jedenfalls auf katholischer Seite, begannen besonders die Mönche, aber auch jede Menge Bischöfe, eine wunderbare Rolle zu spielen.

Mönche und Bischöfe als Wundermänner

In nachkonstantinischer Zeit lebte der Wunderglaube in der Kirche stark auf und, kein Zweifel, was sie vordem an den Heiden verdammte, pflegte sie jetzt selbst, ja, suchte sie noch «durch die forsche Behauptung größeren und durchschlagenderen Erfolges zu übertreffen» (Speigl). Alle Welt, Laien, Kleriker, sogar Kaiser glaubten im 4., 5. Jahrhundert immer schrankenloser an Wunder, und noch an die seltsamsten. Keinerlei Kritik ist mehr spürbar, man denkt unselbständig, steril, jede geistige Kraft erlahmt. Die Märtyrer zwar büßen jetzt, da es keine mehr gibt, ihre Ausnahmestellung ein. Doch dafür präsentiert man den Gläubigen neue «Vorbilder»: Mönche, Asketen, Wüstenheilige, die «Athleten des Exils», die «Ringkämpfer Christi» (S. 345 ff), die man noch ungehemmter verehrt als die Märtyrer, von denen man manche, wie einen gewissen Paphnutius, «eher für einen Engel als für einen Menschen» hält (Rufinus). Und obwohl schon ihr Dasein an sich wirklich wunderlich genug ist, tun sie Wunder obendrein. «Denn noch heute», behauptet um 420 Bischof Palladius, Verfasser der «Historia Lausiaca», einer vielzitierten Sammlung von Mönchsgeschichten, «erwecken sie Tote und gehen wie der heilige Petrus auf dem Wasser ...» Ein leibhaftiger Beweis gleich: der weinende Wandereremit Bessarion. Gelassen spaziert er über die Fluten des Nils, und er erweckt Tote, wenn auch nur versehentlich, weil er sie für Kranke hielt – das Tränenwasser in seinen Augen hat ihn wohl getäuscht; sonst hätte ihm seine Bescheidenheit das Wunder verboten![62]

Dabei konzentriert sich das Interesse der Christen doch gerade wieder auf das Wunder, das diese idealisierten, verhimmelten Existenzen ja erst zu Heiligen macht; einen Heiligen ohne Wunder gibt es nicht; zumindest erfordert dies die populäre Vorstellung. Doch auch offiziell sind seit einem Jahrtausend wenigstens zwei oder drei vom Papst beglaubigte Wunder Voraussetzung einer Kanonisation. In der Antike aber ist ohne Wunder überhaupt keine Heiligen-«Biographie» denkbar. Die Wunder sind ihr «eindeutiges Kennzeichen» (Puzicha). Und in der gängigen Vitenliteratur werden die historisch-individuellen Züge des Heiligen «stark stilisiert, verzeichnet oder gar frei erfunden» (Schreiner). Ohne Zögern übertragen christliche Legendenfabrikanten auch Wunder des einen Heiligen auf andere Heilige, obwohl sie von diesen nie «bezeugt» worden waren, ihnen freilich ebenso heilig zu Gesicht stehen wie irgendeinem sonst[63].

Die christlichen Mönchshistoriker sind etwa so zuverlässig wie die christlichen Martyriumshersteller. Daß sie feierlich beteuern, nur die Wahrheit zu schreiben, nichts erfunden, alles vielmehr selbst gesehen, gehört oder doch von Augen- und Ohrenzeugen übernommen zu haben, all das ist in der Regel «reine Fiktion» (Lucius). Ebenso erschwindelt sind gewöhnlich die Reisen, die sie oder ihre Gewährsmänner zu vielen Wüstenheiligen gemacht haben wollen. Die meisten dieser Berichte entstammen irgendwelchen Büchern oder ihrer Phantasie und waren literarische Gepflogenheiten, denen schon die Heiden ausgiebig gehuldigt hatten[64].

Die abseitige Existenz der Mönche, der Reklusen war für den Wunderglauben wie geschaffen. Besonders mit dem ägyptischen Mönchtum im 4. Jahrhundert wird der christliche Mirakel- und Dämonenwahn immer aberwitziger und überallhin verbreitet. Räuber werden auf der Stelle festgebannt, Tote wieder lebendig, Dämonen brüllen und winden sich vor einer Reliquie. Leibhaftige Engel verpflegen Asketen in Minimaldiät, die christlichen Helden überqueren den Nil zu Fuß oder auf dem Rücken eines Krokodils, ja, auf ihr Geheiß steht die Sonne wieder einmal stundenlang still[65].

Diese demütigen Mönchswundertäter wurden fast wie Götter verehrt, wie Engel im Himmel. Ihre Besucher näherten sich voller Scheu, sanken vor ihnen zu Boden, umfaßten ihre Knie. Man begehrte ihren Rat in Glaubensfragen, gestand ihnen bereitwillig tyrannische Gewalt zu, selbst Kaiser sollen sich glücklich geschätzt haben, sie an ihrer Tafel bewirten zu dürfen. Einigen errichtete man noch bei Lebzeiten Kirchen – meist ein aufwendiger Bestechungsversuch, der den Heiligenleib als Reliquie sichern sollte, da man glaubte, die Wunderkräfte des Lebenden wirkten auch in den toten Gebeinen fort[66].

Herrliche Wohlgerüche dieser Verstorbenen sind fast obligatorisch. Sogleich nach dem Verscheiden des Säulenheiligen Symeon und des hl. Johannes von Eleemos verströmen die Leichen köstliche Düfte. Und der Leib des hl. Hilarion verbreitet bei der Überführung von Cypern nach Syrien ein Aroma, als wäre er mit Salben bestrichen worden[67]!

Angeblich der erste christliche Mönch, der hl. Paulus Eremita (Fest 15. Januar), der «Ureremit», wird ähnlich wie bereits der Prophet Elia ernährt: sechzig Jahre lang läßt ihm Gott durch einen Raben täglich ein (halbes) Brot servieren. Beim Besuch des hl. Antonius aber bringt der Rabe zwei Brote. Und als Antonius, schon wieder auf dem Heimweg, den Tod des Paulus «schaut», umkehrt und nicht weiß, wie er den (113jährig) Entschlafenen bestatten soll, kommen zwei jämmerlich heulende Löwen und scharren ihm ein Grab. 97 Jahre lebte dieser Heilige «allein in der Wüste» (Römisches Martyrologium) – wenn er gelebt hat, was höchst unwahrscheinlich ist. Erklärte doch sogar ein Papst, Benedikt XIV. (1740–1758), die Eintragung ins Römische Martyrologium beweise keinesfalls die Heiligkeit, ja, nicht einmal unbedingt die Existenz einer bestimmten Person[68]!

Dem hl. Antonius gehorchen in seinem von Dämonenkämpfen und Teufelsvisionen durchtobten Leben die wilden Tiere wie heute den Dompteuren im Zirkus. Er heilt Kranke, eine Jungfrau darunter, deren Absonderungen aus Augen, Nase, Ohren auf der Erde sofort zu Würmern wurden. Die Seele eines Mönchskollegen Ammun, des Gründers der (südöstlich von Alexandrien

gelegenen) nitrischen Mönchskolonie, sieht er stracks zum Himmel fahren, war Ammun doch gleichfalls ein großer Wundertäter (und hatte auch mit seiner Frau seit ihrem Hochzeitstag achtzehn Jahre lang ganz keusch und rein zusammengelebt)[69].

Der Einsiedler Zosimus verlor einst sein Lasttier durch einen Löwen. Darauf belud Zosimus den Löwen, der, freundlich schweifwedelnd und ihm die Hände leckend, offenbar nur darauf gewartet hatte und setzte mit ihm seine Reise nach Caesarea fort. Die Sache wird noch in einer Kirchengeschichte (mit Imprimatur) des frühen 20. Jahrhunderts als Faktum angeführt. Der Mönch Eugenios der Ägypter blieb – wieder einmal (vgl. S. 211) – in der Glut des Backofens unversehrt und verhalf seinem bischöflichen Freund Jakob von Nisibis, berühmter Wundertäter seinerseits und als «Moses Mesopotamiens» gefeiert, zum Auffinden einer kostbaren Reliquie, einer Planke von der Arche Noahs, ausgegraben auch noch mit Hilfe eines Engels. Der hl. Makarios heilt einen Drachen, der vor seinem Helfer dankbar aufs Knie sinkt, sich verneigt und ihm die Kniescheibe küßt; während ein weiterer Drache, den der hl. Symeon heilt, zwei Stunden lang das Kloster seines Wohltäters anbetet[70]!

Diese antiken Mönche können einfach alles. Mit geweihtem Wasser oder Öl kurieren sie kranke Tiere ebenso wie «verhexte» Ehemänner. Sie heilen die schlimmsten Formen von Besessenheit, darunter Frauen, die auf einmal dreißig Hühner verspeisen. Einen das Land heimsuchenden Heuschreckenschwarm läßt etwas Weihwasser wie vor einer Mauer stehn. Räuber streckt schon eine Geste der Asketen zu Boden, Tote erwecken sie zum Leben. Fehlt es an Trinkbarem, zaubern sie es per Gebet herbei oder sie verwandeln Meerwasser in Süßwasser. Delikates Brot erhalten sie täglich oder am Sonntag direkt aus dem Jenseits. Einige beziehen von dort zum Wochenend auch Leib und Blut des Herrn, unter ihnen der hl. Onophrius. Und sind sie verwirrt, weisen ihnen vom Himmel hängende Hände den Weg. Bekannt durch seine Heilwunder in der Sketis ist der Mönch Benjamin – ihn selbst aber quält eine so üble Wassersucht, daß man zuletzt die Türpfosten seiner Zelle abbrechen muß, um seine Leiche entfernen zu kön-

nen. Kirchenlehrer Hieronymus berichtet detailreich die glückliche Vertreibung eines Dämons aus einem Kamel. Bischof Palladius, ein Freund des hl. Chrysostomos, meldet in seiner «Historia Lausiaca» (die, trotz allem, so Katholik Kraft 1966, «der wirklichen Geschichte sehr nahe» komme) die Verwandlung einer Frau in eine Stute[71].

Die prominentesten Kirchenväter stehen diesem Blödsinn so unkritisch gegenüber wie die christlichen Massen. Zumindest tun sie so. Noch die krassesten Albernheiten verteidigen sie. Ja, sie nennen die Mönche Engel in Menschengestalt, wahre Söhne des Lichtes, vollkommene Tugendhelden. Athanasius, Ambrosius, Hieronymus, Augustin stimmen da überein. Wer aber diese Mönchswunder nicht glaubt, der ist für die Kirchenführer geistig verkommen, glaube er doch auch nicht an das Evangelium, glaube auch nicht an die großen Wunder im Alten Testament. Es sei dieselbe Gnade, die in allen wirke – was ja wohl stimmt. Zweifler brandmarken sie als «Ketzer», Heiden oder Juden[72].

Auch wenn die (christliche) Forschung nun dazu neigt, Wunder – welche?! – nicht mehr als pure Erfindung, Betrug abzutun, wenn sie davon ausgeht, daß Hagiographen die Mirakel als Realität ansehen, so sind sie doch schwerlich Realität gewesen! Und die meisten dieser hanebüchenen Stücke, die uns die frommen Fabelmeister zumuten, haben sie doch selbst nicht geglaubt[73].

Nach den Märtyrern und Asketen gewannen auch die Bischöfe die Verehrung der Gläubigen. Zumindest in manchen sah man die Repräsentanten des Kampfes gegen das Böse, zumal gegen die «Ketzerei» (des Arianismus), womit ja neue Zeiten der Verfolgung ausbrachen. Katholische Bischöfe wurden gefangengesetzt, verbannt, gelegentlich getötet. Also erblickte man nun in den Kirchenführern – und gewiß nicht ohne ihr eigenes Zutun – die neuen Bekenner, die Verwirklicher christlicher Tugenden und feierte sie wie die Asketen, die es ja auch unter ihnen gab. Gerade asketische Oberhirten, die «Engel im Fleische», ließ man Teufel austreiben, Kranke heilen, sogar zahlreiche Naturwunder tun. Den Bischöfen Barses von Edessa, Epiphanius von Salamis, Akakius von Beröa sagte man Wunder nach. Der Bischof Porphyrius

von Gaza erlangt Regen durch sein Gebet und stillt einen Sturm. Der Bischof Donatus von Euröa tötet einen Drachen, indem er ihn anspuckt[74].

Ein beachtliches Mirakel berichtet Faustus von Byzanz vom hl. «Oberbischof» Nerses. Durch den arianischen Kaiser Valens mit 72 Bischöfen und Priestern auf eine wüste, wasserlose Insel exiliert, droht ihnen allen der Hungertod. Doch der Mann Gottes weiß Hilfe. Nach einer langatmigen Predigt, in der er viele Wunder des Alten Testaments herzählt, an die Wohltaten und Macht des Herrn erinnert und endlich allen befohlen hatte, das Knie zu beugen, um der Menschenliebe Christi würdig zu werden, da «entstand auf dem Meere ein gewaltiger Sturm, und begann dieser sehr viele Fische auf die Insel zu werfen, bis Haufen zu Haufen auf dem Boden der Insel sich sammelte, und zugleich auch viel Holz. Als die Verbannten das Holz aufgelesen und gesammelt hatten, dachten sie, daß Feuer nötig sei, mit welchem sie das Holz verbrennen könnten. Plötzlich flammte das Holz von selbst entzündet in Feuer auf ... Als sie gespeist hatten, satt geworden waren, und ihnen das Bedürfnis Wasser zu trinken kam, stand der hl. Nerses auf und höhlte den Sand auf der Insel aus, und es entsprang eine Quelle, süßes angenehmes Wasser, und es tranken dort beständig alle, die auf der Insel waren.»

Dies aber wiederholte sich nun dauernd. Stets von neuem warf die See den Verbannten die «vom Herrn geschenkte Speise» zu, gab der hl. Nerses, der selbst nur sonntags etwas aß, «ihnen Stärkung die neun Jahre, die sie auf der Insel waren»[75].

Auch der Stellvertreter des Katholikos, der hl. Bischof Chad von Bagravand, stand kaum hinter seinem Herrn zurück. Er wirkte, schreibt Faustus, «gar viele sehr große Wunder. Wenn er die Armen bediente, so leerte er alle ganz und frisch gefüllten Weingefäße und ließ er allen Kellervorrat an die Armen verteilen; wenn er wieder kam, sah er Gefäße und Keller von selbst, wie auf Befehl Gottes, gefüllt; er kehrte Tag für Tag zurück und versorgte die Armen, und jene waren stets gefüllt. Derartige sehr große Zeichen geschahen durch jenen Mann; er war bewundert, berühmt und geehrt in ganz Armenien. Er wanderte umher, beriet

und belehrte die Kirchen Armeniens an allen Orten, wie sein Lehrer Nerses. Eines Tages kamen Diebe und stahlen die Rinder der Kirche des h. Bischofs Chad, nahmen dieselben und gingen weg. Jedoch an einem Tage waren die Augen der Diebe geblendet. Diese kamen nun in sinnlosem Tappen und brachten alle Rinder an die Türe des h. Chad. Dieser ging hinaus, sah sie und pries den Herrn, daß er ein solcher Leiter und Fürseher seiner Gläubigen sei. Der Bischof Chad betete und heilte die Augen der Diebe; er befahl ihnen, sich zu waschen, stellte ihnen Essen vor und erfreute sie gar sehr. Dann segnete er sie, gab ihnen die Rinder, die sie gestohlen hatten, und ließ sie ihres Weges ziehen»[76].

Ach, die guten, guten Kirchenfürsten. Genau so kennen wir sie aus der Geschichte! (Im Mittelalter mußten entwendete Kirchenschätze vierfach, nach dem alemannischen Recht siebenundzwanzigfach zurückerstattet werden.) Doch um die Menschen zu gängeln, war jedes fromme Gefasel recht – im Osten wie im Westen.

Martin von Tours, «seit seiner frühesten Jugend ... ‹heilig›» (Goosen), dann vom Bischof Hilarius von Poitiers zum Exorzisten ernannt, vollbringt im späten 4. Jahrhundert ein Wunder nach dem anderen; selbst die Kaiserin reicht ihm so das Handwasser «und diente ihm bei Tische wie eine Magd» (Walterscheid). Eine bereits fallende, vom Heidentum hochverehrte Fichte hielt Martin durch ein bloßes Kreuzeszeichen von sich ab und lenkte sie auf die andere Seite, wo sie «vernichtend» niederfiel. In Trier heilt der Heilige einen «besessenen» Koch, auch eine junge Gelähmte durch einen Öltrank. Er heilt auch durch bloße Berührung, ja, schon sein Name hat oft wunderbare Kraft. In Vienne erlöst er Paulinus von Nola von einer Augenkrankheit. Einmal befreit er eine Kuh von einem bösen Geist. Die Kuh sinkt danach aufs Knie und küßt dem Heiligen die Füße (vgl. S. 219). Ein andres Mal läßt er eine ganze Prozession, die er für eine «Götzenprozession» hält, versteinern, bis er seinen Irrtum erkennt und sie wieder in Bewegung setzt. Als er eines Tages einen Katechumenen aus einem Anfall von Starrsucht reanimiert,

spricht man gleich von einer Auferstehung. Und nachdem er gar einen Gehängten wieder lebendig gemacht, ist er berühmt. Drei Menschen erweckte er vom Tod – doch war er «kein Scharlatan» (Clévenot). Er hinterließ keine Zeile – nur Wunder. Nähme man sie ihm, wäre es nicht anders, als nähme man «von Mozart die Musik» (Katholik Mohr)[77].

Ein großer Wundertäter im Westen ist der hl. Benedikt, den versiertesten Spezialisten des Alten Testaments ebenbürtig, ja beinah Jesus. Wie Moses läßt Benedikt für seine Brüder Wasser aus dem Felsen strömen. Wie der Prophet Elia wirkt er ein Ölwunder zur Zeit einer Hungersnot. Gleichwohl ist der Heilige nicht recht beliebt. Doch als ihn seine Mönche durch Gift im Wein umbringen wollen, erkennt er den Gifttrank ebenso wie er das vergiftete Brot als solches erkennt, das ihm der Priester Florentinus schickt. Aus einem «besessenen» Kleriker treibt er einen Dämon aus, zwei Menschen erweckt er vom Tod. Am ambitiösesten aber ist wohl das Wunder, das sehr an ein evangelisches erinnert. Denn wie Jesus den Petrus übers Wasser gehen ließ, so läßt Benedikt seinen Jünger, den hl. Maurus, «mit trockenen Füßen auf dem Wasser» wandeln (Römisches Martyrologium). «O Wunder, nicht gehört seit Petrus, dem Apostel!» ruft Kirchenlehrer Papst Gregor I., «der Große», der all dies Wunderbare überliefert und noch neue Mirakel einführt, Benedikts Gabe des Fernwissens, der Weissagung. So prophezeit Benedikt u. a. Aufstieg und Tod des Königs Totila (gest. 552), was Gregor «der Große» (gest. 604) Benedikt freilich leicht voraussagen lassen kann – der alte Schwindel[78].

Da im Christentum – das durch alle Ewigkeiten straft für ein kurzes Erdenleben – zumindest praktisch die Strafe eine viel größere Rolle spielt als die «Erlösung», wurden Strafwunder bald sehr beliebt, wenn auch hierbei natürlich das Heidentum (u. v. a. mit seiner «mala manus») vorausgegangen war. Selbst Maria, die barmherzige Jungfrau und Gottesmutter, wirkt eine ganze Reihe wunderbarer Strafen. Sie läßt Räuber erblinden, verweigert einer «Ketzerin» den Zugang zur Grabeskirche, bis die Böse sich bekehrt. Oder sie schneidet einem Schauspieler, der sie auf der

Bühne – trotz ihrer wiederholten, warnenden, drohenden Traumerscheinungen – immer weiter gelästert hatte, Hände und Füße ab, indem sie diese mit dem Finger berührt[79].

Durch Strafwunder glänzen auch schon die Apostel im Neuen Testament. Elymas etwa wurde ein Opfer apostolischer Nächstenliebe und Wunderkunst; war er doch ein Mann, der «die geraden Wege des Herrn» krumm machte, ein «falscher Prophet», «ein Jude», «Kind des Teufels, voll aller List und aller Bosheit, Feind aller Gerechtigkeit» – Paulus, «voll heiligen Geistes», läßt ihn erblinden. Und Petrus schickt den armen Ananias, samt Gattin Saphira, weil sie nicht ihr ganzes Geld gegeben, gleich in die Hölle (S. 436)[80].

Als vor Jakob von Nisibis einst bei einem Brunnen waschende Mädchen weder flohen noch ihre geschürzten Kleider herunterließen, verfluchte er sie, daß sie mit einemmal zu alten Weibern wurden. Kaum minder eindrucksvoll straft der hl. Apollonius. Zur Zeit des «abtrünnigen» Kaisers Julian (I 325 ff) läßt er eine ganze Versammlung von Heiden, die ihren Gottesdienst zelebrierten, in Unbeweglichkeit erstarren, «so daß sie, nachdem sie unter der unerträglichen Hitze gelitten hatten, von den Strahlen der Sonne wie verbrannt waren ...». Dies Wunder an den verdammten Heiden – die übrigens, wie dann die Christen, auch ihren «Götzen» in einer Prozession durch die Flur trugen, «um vom Himmel Regen zu erlangen» (Rufinus) – war sicher von hohem Symbolwert und zukunftsweisend, nichts anderes nämlich als eine sinnbildliche Niedermetzelung der Altgläubigen. Es glich, schreibt Jacques Lacarrière, «zu sehr dem, was später geschichtliche Wirklichkeit wird, um nicht schlicht und einfach der literarische Ausdruck unbewußter christlicher Wünsche zu sein». Und wer weiß, ob es unbewußte waren! Bei dem Schreiber der Vita des hl. Pachomius (S. 227 f) jedenfalls nicht. Trat da doch, als Gegner eine seiner Bauten verhindern wollten, «plötzlich ein Engel des Herrn hinzu und verbrannte sie alle»[81].

Nicht immer ruiniert man «nur» Menschen. In vielen Wundergeschichten werden vor allem Götterstatuen zerschmettert, zum Verschwinden gebracht. Der hl. Thomas befiehlt einem Dämon

in einem Götterbild dessen Zerstörung im Namen des Herrn Jesus Christus – «und es zerfloß wie Wachs». Johannes zerbricht durch sein Gebet im ephesinischen Artemistempel mehr als sieben Götterfiguren. Nach dem Gebet des hl. Theodoros, Bischofs von Paphos, nickt Gott, und schon fallen die Götzenbilder um. In anderen Legenden wird die Statue Julians von einem Blitz vernichtet oder das Aphrodite-Idol in Gaza beim Einzug des Kreuzes in den Tempel[82].

Der hl. Maurilius, Bischof zu Angers (gest. 417), beseitigt mittels eines Strafwunders – Feuer vom Himmel – einen ganzen Tempel. Er befreit einen Sklaven, indem er betend den Sklavenhändler tötet. Dann aber erweckt er ihn wieder; schließlich mußte nicht immer, wenn auch auf noch so wunderbare Weise, gestraft werden. Ein krankes Kind aber, das dessen Mutter bringt, stirbt, weil Maurilius gerade Messe liest und die hl. Handlung nicht unterbrechen will. So fühlt er sich schuldig und entschließt sich zu einem Büßerleben. Heimlich fährt er zu Schiff nach England. Da fallen ihm auf hoher See die Schlüssel zum heimischen Reliquienschatz ins tiefe Meer. Er gelobt, nicht ohne die Schlüssel zurückzukehren. Während er drüben als Gärtner lebt, folgen ihm Boten seines Bistums. Bei der Überfahrt springt ein großer Fisch in ihr Schiff – im Bauch den verlorenen Schlüssel des Oberhirten. In England finden sie auch diesen selbst, er kehrt zurück, läßt das während seiner Messe gestorbene Kind exhumieren und erweckt es augenblicklich zum Leben. Noch manche Wunder wirkt der hl. Bischof so. Noch bei seiner Beerdigung gesundet ein seit Jahrzehnten Bettlägeriger und zwei Blinde werden sehend durch seine Fürbitte[83].

Seit dem 5. Jahrhundert wuchert die Heiligenliteratur in der ganzen christlichen Welt. Allein der hl. Bischof Gregor von Tours berichtet im nächsten Säkulum mehr als zweihundert Wunder: über vierzig Heilungen von Gichtbrüchigen und Gelähmten, über dreißig Blindenheilungen, ferner Heilungen von Besessenen, Stummen, auch mehrere Totenerweckungen. Man schrieb, gut erzogen, aufgeklärt, wie man schon war, den Heiligen sogar Briefe, deponierte sie nebst Blatt für Rückantwort auf ihren Gräbern

oder einem Altar – und nach kurzer Zeit bereits, o Wunder, fand man dort die Mitteilung des Heiligen in ganz irdischen Schriftzeichen vor. Mit Engeln verkehrt man häufig. Visionen, vor allem in der Nacht, waren fast gewöhnlich[84].

VISIONEN WIE BIENENSCHWÄRME

Die Echtheit der Visionen sieht der Katholizismus durch die Visionen des Alten und Neuen Testaments gesichert. Darüber hinaus aber hat es an Visionen, Offenbarungen, Schauungen im Christentum bis in die Neuzeit nie gemangelt – auf allen Seiten! So sehr man einander befehdet, zerfleischt oft – der Himmel war ganz gerecht und teilte sich allen mit. Doch Visionen der Gegner konnten natürlich nicht echte Visionen sein. «Wenn sie etwas Neues behaupten», sagt Tertullian von den Valentinianern, «nennen sie ihre Dreistigkeit sogleich eine Offenbarung und ihren Einfall ein Gnadengeschenk». Das war in der Tat die Taktik aller Christen[85].

Paulus hat seine berühmten Gesichte – nach genauen religionsgeschichtlichen Vorbildern, mit Parallelen bei Homer, Sophokles, Vergil, vor allem aber mit verblüffenden Ähnlichkeiten in den «Bakchen» des Euripides und in der alttestamentlichen Heliodorlegende. Einer bekannten montanistischen Prophetin erscheint, mit glänzenden Gewändern geschmückt, Christus als Frau und legt «die Weisheit» in sie. Zum Valentinianer Markus steigt, ebenfalls in femininer Form, gleich die allerhöchste Vierheit von unsichtbaren, unnennbaren Orten herab und offenbart ihm, was sie bisher weder Göttern noch Menschen enthüllt, ihr eigenes Wesen und die Entstehung des Alls[86].

Besonders den Asketen fliegen die Visionen zu wie die Bienen dem Bienenschlag. Die irrsinnige Kasteiung (vgl. S. 345 ff), durch die sie Geist und Körper malträtieren, anhaltendes Fasten, Wachen, ein hypotropher Gespensterwahn inmitten oft entsetzlicher Einsamkeit machen sie von vornherein anfällig für «Erscheinun-

gen». Je mehr Selbstpeinigungen, Dämonenkämpfe aber, je mehr Halluzinationen, Visionen, Auditionen, desto weniger Sinn für die übrige Welt.

Der hl. Antonius, so asketisch, daß er sich weder wäscht noch badet, hat derart dauernd Kontakt mit überirdischen bzw. unterirdischen Mächten, daß er die berühmte «Stimme von oben» vernimmt, wie wir das Radio, ohne jede Irritation, da eben «gewohnt so angeredet zu werden». Und zu den Auditionen kommen Visionen. Einmal wird sein eigener Aufstieg zum Himmel gefährdet durch allerlei infames Gelichter in der Luft. Ein andres Mal sieht er, wie ein fürchterlicher, bis zu den Wolken reichender Dämon andere emporsteigende (geflügelte) Seelen aufzuhalten sucht; doch kann der Teufel «die, die ihm nicht gehorcht haben, nicht überwältigen». Sehr vieles aus der berühmt-berüchtigten Vita des Antonius, aus der Feder des hl. Fälschers Athanasius – «ein Stück Weltliteratur» (Staats), «eines der einflußreichsten Bücher aller Zeiten» (Momigliano), vermutlich das erfolgreichste Heiligenmärchen überhaupt – kehrt in anderen Heiligenleben wieder, auch Visionäres. Wie zum Beispiel Antonius die Seele des Mönches Amun bei dessen Tod in den Himmel auffahren sieht, so sieht auch der hl. Abt Benedikt die Seele seiner Schwester bei deren Tod in Gestalt einer Taube zum Himmel schweben. Das Machwerk des alexandrinischen Patriarchen wurde *der* christliche Bestseller des 4. Jahrhunderts und verdummte die Menschheit wie wenig andere bis heute (S. 349 ff)[87].

Auch Pachomius, der Begründer des cönobitischen Mönchtums, schaut die Himmelfahrt eines Gerechten und die Höllenfahrt eines Sünders, welch letzterem zwei erbarmungslose Engel die (schwarze) Seele mit Hilfe eines Angelhakens durch den Mund ziehn und dann auf «ein schwarzes geistiges Roß» setzen. Denn so realistisch, ja diktatorisch dieser Gründer von acht Männer- und zwei Frauenklöstern ist, der Schöpfer ferner einer Schule machenden Mönchsregel, so war er doch auch «eine adlerhafte Erscheinung, die mit ihren Geistesflügeln dem Höchsten entgegengeflogen», ein Mann, «der mit Engeln im Gespräch stand» – ein «erschauernde(s) Erlebnis» (Nigg). Überall provozieren ihn

Satan und seine Gehilfen. Sie umbellen ihn als Hunde, er lauscht den Unterhaltungen der bösen Geister, halluziniert auch eine Tochter Beelzebubs, ein wunderschönes Weib, der Himmel und nicht zuletzt die Hölle werden ihm mit allen herrlichen bzw. fürchterlichen Einzelheiten offenbar. Kurz, alles um Pachomius ist voller Teufel und Dämonen, die Luft, die Wüste, sogar die Fingerspitzen Besessener, vor allem natürlich sein eigener christlicher Kopf. Denn während der gefeierte Klostergründer klug organisiert und mit Härte herrscht, qualmt ihm gleichwohl, so scheint es zumindest, der Schädel von «Metaphysik», von Engel-, von Dämonenvisionen[88].

Auch Päpste erscheinen manchmal. So soll der hl. Papst Felix III. (483–492) seiner Enkelin, der hl. Tharsilla, erschienen sein – berichtet wenigstens der hl. Papst Gregor I., «der Große», der Urenkel des hl. Felix, und selber, versteht sich, ein großer Wundertäter. Und ganz alltäglich war es, daß die Märtyrer auf ihren Gräbern den Pilgern sich zeigten. Auch Augustinus ist – in direktem Widerspruch zu einer afrikanischen Kirchensynode – von der Echtheit dieser Vorgänge überzeugt und legt deren Möglichkeit und Arten ausführlich schriftlich dar[89].

Ungezählte Male trat Maria in Erscheinung. Allerdings meist erst in späterer Zeit, als sie die Katholiken sozusagen zu entdekken begannen. Denn im ganzen Neuen Testament wird sie nur äußerst selten und ohne sonderliche Teilnahme genannt. Noch im 4. Jahrhundert ist ihr Kult nicht offiziell anerkannt, verehrt man ganz gewöhnliche Märtyrer oder Asketen weit mehr als sie. Noch im 5. Jahrhundert kennt man zur Zeit Augustins keine Marienfeste in Afrika. Während es im ganzen Reich schon Hunderte von Kirchen für Heilige gibt, gibt es noch keine einzige Marienkirche.

Gleichwohl präsentiert sich Maria bereits Gregor dem Wundertäter, gest. um 270, was freilich erst der hl. Gregor von Nyssa im späten 4. Jahrhundert berichtet, einer von vier Biographen des Wundertäters. Eines Nachts, als dieser kniffelige Glaubensprobleme bedenkt, taucht vor ihm ein Greis auf: der Evangelist Johannes. Er beruhigt Gregor, zeigt ins andere Eck: dort steht die hl. Maria, eine Frau von übermenschlicher Majestät. Sie infor-

miert Gregor, und alles wird schönstens geklärt. «Nach einem bündigen und klaren Gespräch», meldet Kirchenvater Gregor von Nyssa hundert Jahre danach, «verschwanden sie».

Gregor der Wundertäter war Bischof von Neocaesarea, wo es bei seinem Amtsantritt nur 17 Christen, bei seinem Tod aber nur noch 17 Heiden gegeben haben soll – das heißt, er hat aus einer heidnischen eine christliche Stadt gemacht und sicher auch mit Hilfe jener Wundertaten, derentwegen er seinen Beinamen erhielt. Mirakel fördern die Mission. In einem Eck der Evangelist, im andern die hl. Jungfrau, dazwischen der Wundermann, was kann da schiefgehn?

Im übrigen: immer wenn es Probleme gibt, gibt es auch Marienvisionen, die zwar, nach einem modernen Theologen, dadurch gekennzeichnet sind, «daß sie sich meist den Anforderungen einer kritischen Analyse entziehen, jedoch dadurch beglaubigt werden, daß sie» – und dies hebt er, um den Zynismus ganz zu offenbaren, selbst hervor – «bewirken, was sie verkünden»[90].

Auch beim hl. Martin hat sich – außer dem Teufel und jeder Menge böser Geister – Maria wiederholt eingefunden. Ebenso verkehrte Martin mit weiteren himmlischen Persönlichkeiten, mit Paulus, Petrus, Agnes, Thekla. Sein Biograph bemerkt dazu, manchem könne dies unglaublich erscheinen. «Aber Christus ist mein Zeuge, daß ich nicht lüge». Und der Abt Schenute, ein großer Räuber und Mörder vor dem Herrn (II 203 ff), traf sich mit David und Jeremias, mit Elias und Elisa, mit Johannes dem Täufer und mit Christus[91].

Mit all dem stehen wir natürlich längst und tief im Bereich der Legende – im Grunde freilich schon mit dem Alten, dem Neuen Testament, besonders mit den Evangelien, wenn es auch begründet genug ist, daß man noch eine spezielle Gattung der Legende kennt, der Lüge mit Heiligenschein, die Erbauungsdichtung, vor allem die Heiligengeschichte, das Heiligenleben.

Die Legende – «die geistliche Nahrung des Volkes» oder «grosse, unverschempte, feiste, wolgemeste, erstunckene papistische Lügen»

Schon in der alten Kirche traten an die Stelle der mehr und mehr verteufelten und verdrängten «Apokryphen» volkstümliche Erbauungsbücher, beliebte Unterhaltungstexte, reine Legenden, traten reichlich triviale Romane, eine vom Klerus scheinbar distanziert betrachtete, doch insgeheim begünstigte, eine immer unglaublichere, aber gleichwohl geglaubte Literatur, die «eine große geschichtliche Bedeutung» erlangt hat, ja, «die geistliche Nahrung des Volkes» geworden ist (Katholik Bardenhewer)[92].

Legenden gab es bereits in den vorchristlichen Religionen. Im Christentum grassierten sie nur so.

Etymologisch kommt das Wort von legenda («das zu Lesende»). Es ist zunächst das, was dem Volk beim Gottesdienst aus dem Lectionarium oder Epistolarium vorgelesen werden soll. Später versteht man darunter vor allem Lebensbeschreibungen katholischer Heiliger. Im 6. Jahrhundert wurde das gesamte antike Legendensystem verchristlicht, wurde der Heilige der neue Träger der Legende. Seit dem frühen Mittelalter werden dann Texte aus den Heiligengeschichten des jeweiligen Tagesheiligen für die Kleriker Pflichtlesung, wird die Heiligengeschichte eben zur «legenda». Doch sprach man auch von der «vita» oder beim Märtyrer von der «passio»[93].

Das unrühmliche Ende von Papst Johannes I. unter König Theoderich (II 365 f) wird von der katholischen Legende zusehends verklärt. Bereits als man zum Totenbett des Papstes strömt, Senatoren und Volk sich um seine Reliquien, seine Kleidung reißen, ereignet sich eine Wunderheilung. Bei seiner Bestattung geschieht abermals ein Mirakel. Und da Wunder wachsen, verzeichnet Papst Gregor I. am Ende des Jahrhunderts Wunder, die Johannes schon zu Lebzeiten gewirkt, nämlich auf seiner Reise nach Konstantinopel, wo er auch einen Blinden sehend gemacht. «Der Glaube an Wunderbezeugungen Lebender und Jüngstverstorbener ... brach jetzt im Zeitalter einer neu emporkommen-

den Geistigkeit, die sich immer mehr von antiker Verstandeshelle entfernte, mächtig und unmittelbar in aller Öffentlichkeit hervor» (Caspar)[94].

Die Lebensbeschreibungen der christlichen Heiligen, von denen man, so Wetzer/Weltes katholisches Kirchenlexikon, im 2. Jahrhundert «schon das Merkwürdigste» aufzeichnete, wurden allmählich immer ausführlicher, legendärer, lügenhafter. Ihre Hauptaufgabe, wozu nach dem genannten alten Standardwerk «eine edle lebensfrische Darstellung der großen Charaktere der Heiligen» und «richtige *Resultate*» gehörten, war «darauf berechnet, die edelsten und heiligsten Gefühle und Gesinnungen im Volke zu wecken, und ihm so die Macht und Größe des Christentums in den einzelnen Heiligen in der mannigfaltigsten Form vor Augen zu stellen». Und noch das neuere «Lexikon für Theologie und Kirche» räumt ein: «Tendenz der Legende in altchristlicher Zeit und im ganzen Mittelalter ist die religiöse Erbauung ... Im späteren Mittelalter war die Legende äußerst beliebt und ein mächtiges Mittel der religiösen Volkserziehung, in ihrer Bedeutung für Kirchen-, Kultur-, Kunstgeschichte und Sprachforschung jetzt allgemein anerkannt; während die Aufklärungszeit sie als ‹Priesterbetrug› verachtete» (A. Zimmermann) – womit sie völlig recht hatte[95].

Denn mit diesen weitgehend erlogenen, durchaus als Geschichte ausgegebenen Erzählungen wurden die Massen nachhaltig beeinflußt, wahrscheinlich viel mehr als mit allen sonstigen «Glaubensgütern». «Aus der Legende wuchsen die Heiligen sozusagen zu Fleisch und Blut in das Gefühlsleben des Volkes hinein» (Katholik Schauerte). Die Legenden waren ein hochgradiger «erzieherischer Faktor» (Günter), und dies sind sie im Katholizismus bis tief in die Neuzeit, wenn nicht in vielen Gegenden noch heute. In der übrigen Christenheit blieben sie bis zur Reformation in Geltung; bis Luther von der «Lügende» sprach und 1562 der pfalzgräflich-neuburgische Hofprediger Hieronymus Rauscher eine schon viel aggressiver betitelte Auswahl zu Papier brachte: «Hundert außerwelte, grosse, unverschempte, feiste, wolgemeste, erstunckene papistische Lügen»[96].

Viele dieser Fälschungen erinnern in der Art der Darstellung an heidnische Romane. Doch das übliche Urteil, besser: die häufige Ausrede, um nicht zu sagen Standard-Lüge katholischer Apologeten, daß die christliche Romanliteratur nicht einfach Geschichte bieten wollte, daß die Gläubigen solche Produktionen als fromme Dichtung, als literarische Fiktionen betrachteten, entschuldigt, verharmlost, rechtfertigt ganz unzulässig, ist indiskutabel. Denn diese Erbauungsbücher wollten keine künstlerischen Erfindungen sein, sie wollten nicht dem Amüsement, der Unterhaltung dienen, sondern der Belehrung, Werbung, Mission, sie waren theologische Tendenzliteratur. Und wie schon den Juden, so galten auch den Christen solche Erdichtungen für historisch wahr, da man in der ganzen Antike zwischen Geschichtsroman und Geschichte kaum unterschied. Haben doch alle Kirchenautoren derartige Texte «als geschichtliche Zeugnisse betrachtet und sie vielfach aufgrund ihres Inhaltes für echt – bei übereinstimmender Lehre – oder im gegenteiligen Fall als gefälscht beurteilt» (Speyer)[97].

Die Legenden waren somit alles andere als harmlos. Diese dreist unwahren Erfindungen, Glorifikationen waren katholische Propaganda, geschrieben in der Absicht, geglaubt zu werden. Sie waren Bekehrungs- und Festigungsmittel, «Glaubenszeugnisse». Und sie wurden geglaubt, wurden keinesfalls als «frommer» Trug betrachtet. Da hätten sie ja ihren Zweck verfehlt! Nein, von Jahrhundert zu Jahrhundert, durch die ganze Antike, das ganze Mittelalter und darüber hinaus hat man mit Legenden Geschichte gemacht, nicht nur Glaubensgeschichte, sondern auch, das hing in jenen Zeiten immer eng zusammen, politische Geschichte, hat man mit Legenden nicht minder Geschichte gemacht als mit dem Schwert. Um so mehr, als – dank der katholischen Erziehung – gerade das Mittelalter «zwischen Legende und Geschichte nicht unterschied» (Günter). «Legenden», schreibt auch ein moderner Jesuit, «wurden geglaubt und wirkten entscheidend (!) mit, die Anziehungskraft und das Vertrauen zu mehren». «Viele nahmen ohne Bedenken (!) jede (!) Erzählung als wahr hin, welche sie in Werken angesehener Schriftsteller lasen» (Beissel). Gilt das indes

schon für die Gebildeteren, was galt dann erst für die große Masse christlicher Analphabeten? Man konnte ihnen alles vormachen – und man hat es getan[98]!

Die Legenden aber entstanden jahrhundertelang, bis ins Spätmittelalter, nicht etwa, wie oft behauptet wurde, durch das Volk, sondern durch den Klerus für das Volk, entstanden besonders in Klöstern und an Bischofssitzen, dort eben, wo man den größten Nutzen daraus zog. Denn anders als durch Mirakelhistörchen konnte man dem Gros der Gläubigen weder etwas erklären noch es beeindrucken, von Folterkammern, Scheiterhaufen abgesehen. Doch ob man aus purer Profitgier fälscht oder ob man «guten Glaubens», zur höheren Ehre des Herrn oder eines Heiligen diesen allerlei «miracula» und «virtutes» andichtet, ist faktisch, in seinen Auswirkungen, und nur darum geht es hier, völlig gleich. Der Wunderschwindel in den Heiligenlegenden, die im Christentum mit dem Neuen Testament beginnen, eigentlich schon mit dem Alten, mag der Kirche weit mehr Gold und Macht eingebracht haben, als all die ungezählten Fälschungen, die *allein* aus Geldgier erfolgten. Und der Autoritätsglaube «überwand alle kritischen Anwandlungen» (Günter)[99].

Schon der älteste Evangelist warnt vor falschen Propheten, die «Zeichen und Wunder tun, um womöglich die Erwählten irrezuführen». Dann beschuldigten Arianer und Katholiken sich gegenseitig des Wunderbetrugs. Auch bei Exorzismen bezichtigten die Gegner im Herrn einander der Täuschung. Und wirklich hatte, entsprechend der direkten Betrugspraktik von Priestern und Magiern, auch im Christentum schon im 2., mehr noch im 3. Jahrhundert der praktische Wunderschwindel, der unmittelbare, dann im Mittelalter, in der Neuzeit enorme Ausmaße erreichende Pfaffenhokuspokus begonnen, in gnostischen Kreisen und in der katholischen Kirche. Gibt es doch zwischen dem Typus «Zauberer» und «Priester» allerlei Gemeinsamkeiten[100].

Einen beredten Hinweis darauf verdanken wir dem hl. Epiphanius, Erzbischof von Salamis auf Cypern, einem Kirchenvater mit großem Eifer, aber, unbestritten, wenig Verstand (I 163 f, II 149 f). «An vielen Orten», meldet Epiphanius, wiederhole sich

das Wunder auf der Hochzeit zu Kana, die Verwandlung von Wasser in Wein, «bis auf den heutigen Tag ... zum Zeugnis für die Ungläubigen», wie «an vielen Stellen Quellen und Flüsse» bekundeten, und zwar am Jahrestag jener Hochzeit. Es versteht sich fast von selbst, daß Epiphanius aus einem solchen Brunnen Wein getrunken, übrigens auch seine Gemeinde (aus einem anderen). Da aber der erwähnte Jahrestag in der altchristlichen Liturgie der 6. Januar war und dieser wieder das Datum eines Festes des Dionysos, der schon ein halbes Jahrtausend vor Jesus die wunderbare Verwandlung von Wasser in Wein vollbrachte, wie Euripides (ca. 480–406) bezeugt, wird offensichtlich: die christlichen Priester setzten den Betrug der dionysischen fort, u. a. auch auf den Überresten ehemaliger Dionysostempel[101].

An analogen Gauner-Praktiken waren offenbar selbst die berühmtesten Heiligen des Katholizismus beteiligt, zumal allmählich ein gewisser Wunderschwund einzutreten begann.

Der hl. Ambrosius erweckte den Sohn eines vornehmen Florentiners von den Toten und leistete sich auch sonst eine Reihe sinistrer, im Grunde aber höchst eindeutiger Kunststückchen im wunderbaren Auffinden heiligen Märtyrergebeins (I 431 ff). Die Arianer verdächtigten ihn zudem der Inszenierung von Besessenenheilungen[102].

Augustinus meint, Wunder seien nicht mehr so verbreitet wie früher, jedoch noch häufig genug – die der Heiden bewirkt natürlich der Teufel. Augustin ermuntert seine Nachbarbischöfe, auf alle mirakulösen Ereignisse zu achten, sie aufzuschreiben und apologetisch sowie missionarisch zu verwerten. Er selber verfährt nicht anders, läßt ein «Wunderverzeichnis» (Libellus Miraculorum) anlegen, das nur aus den Jahren 424 bis 426 siebzig Wunder dokumentiert – das gibt es heute nicht in Lourdes. Auch das längste Kapitel seines Hauptwerkes «De civitate Dei» renommiert mit fünfundzwanzig überaus erbaulichen, zum Teil von ihm selbst miterlebten Mirakeln, wobei die Skala von einer herrlichen Hämorrhoidenheilung bis zur Auferweckung von den Toten reicht. Allein die schon ihrerseits durch ein Wunder – eine dem Priester Lucianus widerfahrene Traumoffenbarung – gefundenen

Knochen des hl. Stephanus erweckten, feierlich in Augustins Bischofssprengel überführt, in Hippo fünf Tote zum Leben[103]!

VOM MIRACULUM SIGILLUM MENDACII ZU DEN KATHOLISCHEN APOLOGETEN

Im ersten Jahrtausend wurden viele Heilige «gleichsam durch die allgemeine Übereinstimmung des Volkes kanonisiert» (Naegle). Die Kritiklosigkeit ging aber im Lauf der Zeit so weit, daß die Päpste sich das Recht der Selig- und Heiligsprechung reservierten. Das heißt gewiß nicht, sie seien kritisch vorgegangen. Hier Selbstkritik zu erwarten, wäre der Gipfel des Grotesken in einem Bereich, in dem alles grotesk ist. Zum Beispiel auch die Tatsache, daß noch heute oder heute wieder sogar hochzuschätzende Menschen (darunter Autoren wie Canetti, ja Cioran) das Wort «heilig» bloß mit numinosen Schauern aussprechen können, obwohl sich fast stets das Schlimmste dahinter verbirgt; und je leuchtender die Gloriole um das Kriminelle, desto schrecklicher. Erwägt man den verheerenden Einfluß all dieser «Heiligenleben» auf die Erziehung der menschlichen Gesellschaft zum Vorteil (nicht nur!) der römischen Hierarchen, so *klingt* es nicht bloß wie Hohn, behauptet Papst Pius XI. – der entscheidende Förderer des Faschismus in allen seinen Varianten! – in einem Rundschreiben vom 31. Dezember 1929 über die christliche Erziehung der Jugend: «Die Heiligen haben in vollkommenstem Grade das Ziel der christlichen Erziehung erreicht und dabei die menschliche Gemeinschaft mit allen Arten von Gütern veredelt und beglückt. Die Heiligen waren, sind und werden in der Tat immer die größten Wohltäter und vollendetsten Vorbilder der menschlichen Gesellschaft bleiben, für jede Klasse und jeden Beruf, für jeden Stand und jede Lebenslage»[104].

Nachdem wir im Vorstehenden schon ausführlich das miraculum sigillum mendacii, wie Schopenhauer zu sagen liebte, betrachtet haben, erwartet hoffentlich niemand, daß wir nun das

mirum quoad nos betrachten, das mirum in se, das absolute und das relative Wunder, das substantielle (quoad substantiam) und modale (quoad modum), das übernatürliche (supra naturam), das widernatürliche (contra naturam), das außernatürliche (praeter naturam), das kosmologische, anthropologische, historische, das Natur- und Geisteswunder, das intellektuelle und moralische, etc. etc. – wir müßten denn noch verrückter sein als all jene, die vor fast zweitausend Jahren oder noch vor zweihundert Jahren daran geglaubt haben oder die vielleicht heute noch daran glauben. (Ich glaube, daß sehr vieles möglich ist, wovon unsrer Schulweisheit nichts träumt; aber an ausgemachten Blödsinn glaube ich nicht.) Kaum zu glauben, daß noch ein Ludwig Feuerbach das Wunder als solches so ernst genommen und auseinandergenommen hat. Schon Louis Büchner staunte darüber und fand es seinerseits «wunderbar, wie ein so klarer und scharfsinniger Kopf . . . so viele Dialektik aufzuwenden für nötig hielt, um die christlichen Wunder zu widerlegen»[105].

Als wäre die entscheidende Wunderkritik nicht schon geleistet gewesen! Durch Spinoza etwa, nach dessen berühmtem Satz das Beweisen einer Religion durch Wunder nichts anderes heißt als «eine dunkle Sache durch eine noch dunklere aufhellen zu wollen». Durch Bayle, der den Glauben an das Wunder das Wesen des Wunders nennt und treffend definiert, «je mehr ein Wunder der Vernunft widerspricht, desto mehr entspricht es dem Begriff des Wunders». Durch Lessing, demzufolge zufällige Geschichtswahrheiten der Beweis von notwendigen Vernunftwahrheiten nie werden können. Der schrieb: «Ein anderes sind Wunder, die ich mit meinen eigenen Augen sehe und selbst zu prüfen Gelegenheit habe, ein anderes sind Wunder, von denen ich nur historisch weiß, daß sie andere wollen gesehen und geprüft haben. Nachrichten von Wundern sind nicht Wunder»[106].

Auch Voltaire natürlich und Hume gehören hierher. Und im 19., im 20. Jahrhundert gaben dann selbst die (evangelischen) Theologen das Wunder preis. War es die «vollkommenste Überzeugung» Schleiermachers, «daß alles in der Gesamtheit des Naturzusammenhangs vollständig bedingt und begründet ist».

War es ebenso die Überzeugung Harnacks, daß es «als Durchbrechung des Naturzusammenhangs keine Wunder geben kann». «Jedes einzelne Wunder», schreibt Harnack, «bleibt geschichtlich völlig zweifelhaft und die Summation des zweifelhaften führt niemals zur Gewißheit». War auch für den Theologen Bultmann ein Wunder eine den Menschen nicht mehr nachvollziehbare Zumutung, da es unmöglich sei, sich Wunder als Ereignisse contra naturam zu denken[107].

Aber hat nicht die Quantenphysik diese Argumentation hinweggefegt? Ist die Naturgesetzlichkeit seither nicht völlig anders? Seit sie Werner Heisenberg nicht mehr als ein Bild der Natur erklärte, sondern als ein Bild unserer Beziehung zur Natur (vgl. I 49)? Seit seine «definitive Widerlegung des Kausalitätsprinzips» in der Quantenphysik die Naturgesetzlichkeit nicht mehr (wie die klassische Mechanik) als determinierende Gesetze verstand, sondern als statistische Gesetzlichkeit? Ah, was für eine Gelegenheit für alle Apologeten, den Indeterminismus der Quantenmechanik theologisch auszubeuten! Und was für ein Mißverständnis. Widerlegt doch die Makrophysik die klassische Theorie nicht, sondern bestätigt sie. Konzediere doch, betont Protestant Sigurd Daecke, selbst Pascual Jordan, auf den sich all jene Theologen nun beriefen, die das Wunder retten wollten, «daß im sichtbaren Bereich alles Geschehen den Naturgesetzen unterworfen ist, und versucht nicht, aus der bloß statistischen Gesetzlichkeit im subatomaren Bereich, die Möglichkeit von Wundern zu postulieren»[108].

Ich behaupte übrigens gar nicht, denn ich bin sehr vorsichtig mit nicht einwandfrei erweisbaren Behauptungen: Wunder sind unmöglich. Doch mit dem Theologen Renan sage auch ich: «Bis jetzt ist noch kein Wunder konstatiert worden». Jedenfalls gibt es kein einziges, in keiner Hinsicht anfechtbares, absolut sicher bezeugtes Wunder. Nämlich bezeugt von hinreichend vielen, hinreichend kritischen und hinreichend redlichen Menschen[109].

Wozu überhaupt Wunder?

In seinen «Antworten auf die Einwürfe gegen die Religion» schreibt Monseigneur von Ségur, gerade deshalb wirke Gott

Wunder, «um zu zeigen, daß Er der Herr der Welt ist». Doch geht es darum, warum wirkt er dann nicht viel größere, ganz unbezweifelbare, alle überzeugende Wunder – statt nur solcher Wunder, die bloß seine Anhänger befriedigen, statt nur so kleiner Wunder oder großer in ferner Vorzeit, die sich jeder Kontrolle entziehen? Braucht er überhaupt Wunder? Oder brauchen die Religionen und ihre Priester sie? Wären ihre Glaubenslehren einleuchtend genug, bedürften sie dann noch der Wunder? Ja, warum ist der Glaube so wenig überzeugend an sich, daß Gott diese Umwege wählt? Warum mußte er «aus empirischen, noch dazu höchst dürftigen Faktis die Göttlichkeit der Religion ... beweisen» (Schelling)? Hätte er nicht klarere, evidente Religionen schaffen, hätte er, der Allmächtige, die Menschen nicht einfach überzeugen können? Er brauchte doch nur zu wollen, schrieb Baron von Holbach, daß sie überzeugt sind, und sie wären es. Er brauchte und braucht ihnen «nur klare, deutliche, beweiskräftige Dinge zu zeigen, und sie werden durch die Evidenz überzeugt werden; hierzu braucht er weder Wunder noch Dolmetscher»[110].

Doch solche Attacken setzen Katholiken nicht in Verlegenheit. Überall dort, wo die Logik nicht stimmt, die Rechnung nicht aufgeht, führen sie «Gottes Unerforschlichkeit» ins Feld und kontern mit dem Vorwurf des «Rationalismus» (selten ohne das Beiwort «platt»), während bei ihnen alles «tief» ist und «wahr» obendrein. So kann sie auch Diderots Frage, warum die Wunder Jesu wahr, die Wunder des Äskulap, des Apollonius von Tyana, des Mohammed unwahr seien, nicht erschüttern. Ihre Antwort lautet einfach: Die Wunder Jesu sind wahr, weil es die Wunder Jesu sind und die katholische Kirche sich darauf beruft. Die Wunder aller anderen sind unwahr, weil es die Wunder eben der anderen sind und der Katholizismus sie nicht brauchen kann. Er würde mit ihrer «Anerkennung» die eigenen entwerten. Also unterscheidet man zwischen «Wunder» und «Scheinwunder», wobei die Wunder, die echten, eben immer die der eigenen Seite, die Schein- und Schwindelwunder immer die der anderen sind. Wunder außerhalb des Christentums gibt es überhaupt nicht, und da

auch bloß innerhalb der christkatholischen Kirche. Nur ihre Wunder sind echt, sind «Gotteswunder im Unterschiede von den unwahren, lügenhaften Wundern als außerordentlichen Wirkungen Satans und seiner Organe» (v. Schmid). Diese «Scheinwunder» sind nicht einmal «*geschichtliche* Tatsachen» oder, falls doch, so nur «*Betrügereien*» und «*natürliche* Wirkungen» (Specht/Bauer). Das gilt im allgemeinen auch für die Wunder christlicher «Ketzer». Ja, bei einer «Häresie» liegt um so weniger ein «wirkliches Wunder» vor, «je weiter sie sich von der Wahrheit entfernt hat» (Faßbinder)[111].

Dürfen wir nach dieser Logik schließen: je weniger sich eine «Ketzerei» von der Wahrheit entfernt, desto mehr liegt ein «wirkliches Wunder» vor?

Wie auch immer: die Wunder Buddhas etwa oder Krischnas findet der katholische Theologe Zwettler «derart phantastisch ausgeschmückt, daß sie von Anfang an keine Glaubwürdigkeit finden können» – und doch glauben sie viele Millionen Buddhisten und Hinduisten, wie die Christen die der Bibel glauben. Katholik Brunsmann konzediert zwar, Buddhas Persönlichkeit stehe «in sittlicher Hinsicht fleckenlos» da, aber Buddhas Wunder erscheinen (auch) ihm als «zum großen Teil so phantastischer Art, daß sie uns anmuten wie die Märchen aus ‹Tausend und einer Nacht›». Daß sie «nichts sind als Schöpfungen menschlicher Phantasietätigkeit, bedarf keines Beweises mehr». Bei den Wundern des Äskulap und des Sarapis «können wir nicht mehr zweifeln, daß wir es mit dämonischen Machtwirkungen zu tun haben». Bei den Wundern des Apollonius von Tyana gehört vieles «unbedingt in das Reich der Fabel». Manches dagegen scheint hier Brunsmann «der Wahrheit zu entsprechen», wie die Teufelsaustreibungen des Apollonius, seine plötzliche Beseitigung der Pest in Ephesus u. a. Freilich wirkte auch dieser Mann «im Bunde mit den Dämonen seine ‹Wunder›», was der Katholik dadurch bestätigt sieht, daß Apollonius «die *Beförderung* des heidnischen *Götterkultes* als seine Lebensaufgabe betrachtete». Und was die ungemeine Häufigkeit «ketzerischer» Mirakel betrifft, ist klar: «auf göttliche Ursächlichkeit deutet kein einziges dieser ‹Wunder›

hin». Wo Brunsmann, wie beim Jansenismus, nicht *«Suggestion»* am Werk sieht, «sind *dämonische* Einflüsse anzunehmen»[112].

Ja, wenn die Wunder der Nichtkatholiken keine Scheinwunder sind, dann sind es Wunder des Teufels. Das wußten schon die alten Theologen. Schon nach dem hl. Justin vollbrachten die Gegner ihre Wunder mit Hilfe böser Geister. Und auch nach Irenäus experimentierten die Feinde der Christen auf frevlerische Weise, riefen sie die Engel an, gebrauchten Zaubermittel, Zaubersprüche. Sie wollten die Menschen bloß auf ihre Seite ziehn – was bei den Katholiken ja ganz anders war und ist. Ebenso sind für Augustinus – der jeden Wunderbericht notieren und seinen Schäfchen verlesen läßt – Wunder außerhalb der katholischen Kirche, zumal die der Heiden, nur schändliche Praktiken, schmutzige Reinigung, Betrug, ist da «alles ein Blendwerk trügerischer Dämonen»; während die eigenen Wunder «durch Engel oder sonstwie durch göttliche Kraft geschehen» und man nicht auf jene hören dürfe, «die bestreiten, daß der unsichtbare Gott, sichtbare Wunder wirke»[113].

Die Wunder, wie unglaublich inzwischen selbst für breitere Kreise, können auch heute nicht preisgegeben werden; nicht nur, weil man sie seit je behauptet hat, sondern weil die Wunder im Katholizismus der Beweis sind für den (aus begreiflichen Gründen) unsichtbaren Gott und die göttliche Offenbarung – und die göttliche Offenbarung und der unsichtbare Gott der Beweis für die Echtheit der Wunder. Mit anderen Worten: daß die Wunder Jesu wahr, echt sind, beweist ihre Mitteilung in der Bibel, und die Göttlichkeit der Bibel beweisen ihre Wunder. Dem ist nichts hinzuzufügen. Es sei denn ein letztes, ein untrüglich entscheidendes Kriterium: der «Zweck». Dient doch jedes echte Wunder (im Gegensatz zum dämonischen) *«einem bestimmten guten Zweck»*. So Katholik Brunsmann mit dreifacher kirchlicher Druckerlaubnis. Und der bestimmte gute Zweck ist immer derselbe: der Nutzen der katholischen Kirche. Dient es ihr, stimmt die Sache, wenn nicht, nicht[114].

Und genauso simpel verhält es sich mit dem Reliquienschwindel, der mit dem Wunderbetrug untrennbar zusammenhängt.

RELIQUIENBETRUG

«Im vorausgehenden hoffe ich klar gemacht zu haben, daß das allgemeine Wesen des christlichen und des antiken Reliquienkultes das gleiche ist». Friedrich Pfister[115]

«Vor allem durch die Kreuzzüge wurden das Hl. Land und der christliche Orient dem Abendland als Reliquienschatzkammer erschlossen». Lexikon für Theologie und Kirche[116]

«Daß bei dem Erwerb dieser Schätze manches mit unterlief, was ins Gebiet des Kriminellen gehört, ist selbstverständlich. Reliquienverkauf und -diebstahl waren nicht selten». Bernhard Kötting[117]

Wie nichts im Christentum neu ist, so auch der Reliquienkult nicht, der als ein Teil des Märtyrer- und Heiligenkults den «Überbleibseln» (lat. reliquiae) der Blutzeugen und Heiligen gilt und eine große Rolle im Glaubensleben der Christen durch zwei Jahrtausende spielt.

Reliquien gab es auch von Göttern und Heroen. Ja, schon die «Primitiven» bewahrten Reste besonders krafterfüllter Menschen auf, von Verwandten, Häuptlingen, Kriegern, Feinden, etwa bei der Kopfjagd erbeutete Schädel. Oder man trug Überbleibsel als Amulette. Die Verehrung von Reliquien gründet auf dem Glauben, daß in Heroen, Propheten, Heilanden, Heiligen eine spezielle Kraft wirksam sei und auch nach dem Tode wirksam bleibe[118].

Einen ausgedehnten Reliquienkult gibt es in einigen vorchristlichen «Hochreligionen».

Im Hinduismus zwar haben nur einige Reformsekten Reliquien, die Radhasvamis die Gewänder einstiger Gurus, die Kabirpanthis die Pantoffeln ihres Meisters. Im Jainismus, im Buddhismus dagegen ist dieser Kult hochentwickelt. Von buddhistischen Heiligen verehrt man körperliche Überreste (sharirika) und Gebrauchsgegenstände (paribhogika). Auch Buddhas Asche und Knochen wurden, wie später die vieler christlicher Heiligen, bereits unter seine Laienanhänger verteilt, seine Zähne, Haare, der Stab, der Wasserseiher in vielen Orten Indiens gezeigt, ebenso Relikte seiner Jünger. Noch heute will Kandy in Ceylon einen (5 cm langen) Buddha-Zahn, die Shve-Dagon-Pagode in Rangoon (Burma) acht Haare Gautamas besitzen samt Hinterlassenschaften seiner mythischen Vorläufer. (Mohammeds Barthaare bewahren mehrere Moscheen in Glasflaschen auf.) Und auch im chinesischen Buddhismus hegt man heilige Knochen nebst einer Menge anderer Dinge bis hin zu winzigen Körnchen von Leichen[119].

Das Judentum kennt keinen Reliquienkult. Wie hätte er sich entfalten können in einem Volk, dem die «Heilige Schrift», 4. Mos. 19,11 ff, gebietet: «Wer irgendeinen toten Menschen an-

rührt, der wird sieben Tage unrein sein». Ja, wer sich am dritten und siebten Tag nicht entsündigt, wer auch «die Wohnung des HERRN unrein» macht, «soll ausgerottet werden aus Israel». Die katholische Theologie freilich findet, wie so vieles Christliche, im Alten Testament auch den Reliquienkult, etwa in den Stellen: «Die Gebeine Josephs, die die Kinder Israels aus Ägypten gebracht hatten, begruben sie zu Sichem ...» Oder: «Ihre (der Gerechten) Gebeine mögen hervorgrünen an ihrem Ort»[120].

Mit dem Judentum also hat der christliche Reliquienzauber so wenig zu tun wie mit Jesus und seinen Aposteln. Dagegen bestehen frappierende Gemeinsamkeiten mit einem weitverbreiteten heidnischen Kult.

Der christliche Reliquienkult setzt nur den Heroenkult der Griechen fort

Heroen, das waren für die Griechen Helden der uralten Vorzeit, Sieger in Schlachten, in Wettkämpfen, waren Fürsten, Könige, mythische Gestalten meist, die man aber fast allgemein für wirkliche Menschen hielt. Die Gründung von Tempeln und Städten, alle wichtigen Einrichtungen führte man auf sie zurück; Adelsgeschlechter leiteten ihre Abstammung von ihnen ab; Homer besang sie und überall glaubte man, ihre Reliquien zu besitzen. Da man sogar die Gräber von Göttern kannte, von Zeus, Uranos, Dionysos, Apollon u. a., kannte und verehrte man natürlich auch eine Fülle von Erinnerungsstätten der Heroen, legendenumrankte Gräber, Quellen, Bäume, Steine, Höhlen, die von den Fremdenführern gezeigt worden sind[121].

Es gab aber auch Heroa für historische Personen. Schließlich hatte man längst Menschen vergottet: Philippos etwa, den Vater Alexanders d. Gr., Alexanders gleichaltrigen Jugendfreund Hephaistion; hatte man längst auch Lebenden schon göttliche Verehrung entgegengebracht, Alexander selbst, Demetrios Poliorketes, den Diadochen, dann auch den römischen Kaisern. So

wurden im antiken Heroenkult auf Sizilien der Dichter Aischylos in Gela verehrt, der Olympionike Philippos in Egesta, die sizilianischen Tyrannen Gelon in Syrakus, Hieron in Katana, Theron in Akragas. Ja, den Syrakusaner Dion vergötterte man bereits als Lebenden heroisch beim Einzug in seine befreite Vaterstadt[122].

Die Reliquien der Heroen verwahrte man gewöhnlich im Grab, häufig der einzige Ort des Heroenheiligtums, wovon es Hunderte gab. Und wie später die Christen ihre Heiligen, so hatten schon die Griechen die Heroengebeine auf einem hervorragenden Platz beigesetzt, etwa mitten in der Stadt, obwohl man sonst Tote in der Stadt wegen Verunreinigung kaum begraben ließ. Und obwohl man es noch weniger duldete, sie innerhalb eines Heiligtums zu bestatten, waren wieder die Heroen ausgenommen, gab es viele Tempel oder Tempelbezirke mit Heroengräbern meist von mythischen, doch auch von historischen Gestalten[123].

Der leibliche Reliquienkult aber war im heidnischen Altertum fast immer ein Grabkult; nur in wenigen Ausnahmefällen wurde Heroengebein außerhalb des Grabes in einem Reliquiar aufbewahrt, zum Beispiel bei Europa auf Kreta. Auch die Gebeine des Pelops in Olympia und des Tantalos in Argos ruhten in einer ehernen Truhe. Ebenso lagen die Reliquienpartikel meist im Grab. Und wie der Heroenkult, war auch der christliche Reliquienkult zunächst ein Grabkult. Die Märtyrer der ersten Jahrhunderte wurden auch bei den Christen im Grab beigesetzt und dort verehrt. Ohne Märtyrergrab gab es keinen Kult. Wie bei den Heiden, war auch bei den Christen der Behälter der Reliquien zunächst der Sarg. Entweder ruhte dieser im Grab oder er stand sichtbar im Grabgewölbe und konnte dann immer vorübergehend, wie in manch heidnischen Heroa, gesehen und berührt werden. Selbst die nächste Phase im Reliquienkult, die Heraushebung des Sargs und seine Aufstellung auf gleicher Höhe mit dem Altar, hatte es schon im Heroon von Thera gegeben. Ebenfalls das Herumtragen von Reliquien in der Prozession, nämlich, ein allerdings wohl singulärer Fall, im Kult der Europa, die man auf Kreta als Hellotis verehrte. Und auch der äußere Schmuck des Märtyrergrabs ähnelte den Heroa der späteren Zeit[124].

Bei den Griechen waren auch bereits Reliquientranslationen sehr bekannt, vor allem mythische. Es gab aber auch historische Überführungen, etwa die Translation Alexanders d. Gr., dessen Leiche, wohleinbalsamiert, in einem Sarkophag aus getriebenem Gold, mit einer golddurchwirkten Purpurdecke darüber, fast zwei Jahre in Babylon lag, ehe man sie 321, in einem von 64 Maultieren gezogenen Gefährt, mit großem Geleit bis Syrien brachte und zuerst in Memphis, später in Alexandrien beigesetzt hat[125].

Wie man nachher Reliquien der Heiligen aus vielen Gründen überführte, um Schutz- und Heilmittel im Leben und im Tod zu haben, Hilfe nicht zuletzt im Krieg, so waren schon die – gewöhnlich vom Orakel in Delphi angeregten – Reliquientranslationen der Heiden meist zu einem bestimmten Zweck erfolgt: durch die Überführung der Gebeine des Orestes nach Sparta gewann Sparta im Krieg wieder die Oberhand. Ähnlich half den Athenern im Kampf gegen die «Barbaren» das überführte Schulterblatt des Pelops. Und wie nachmals bei den Christen, so geschahen schon die Translationen der Griechen häufig heimlich, mit List oder Gewalt. Und wie in den christlichen Überführungslegenden der Heilige gelegentlich seiner Überführung widersteht, so setzte sich dagegen zuweilen schon der Heros zur Wehr[126].

Den Heroen huldigte man, wie den Heiligen, nicht selbstlos. Die Hilfe aber, die man erwartete, hing nicht von der Verehrung des Grabes ab. Es gab überhaupt viele Heroa ohne Reliquien. Denn die Heroen waren ungebunden, konnten überall wirken, konnten tätig werden, wo man sie um Hilfe bat und opferte. Am meisten erflehte man ihren Beistand in Kampf und Krieg. Doch ging ihre Wirksamkeit weit darüber hinaus, halfen sie auch gegen Pest und Hungersnot, Hektor etwa, Hesiod, das Schulterblatt des Pelops. Auch gab es Heroengräber, die dauernd Stätten von Heilungen, von Weissagungen waren, wie das Grab des Machaon in Gerenia, ferner Heroa, die man bei bestimmten Anlässen und zu bestimmten Zwecken aufsuchte, zu denen zum Beispiel Liebende gingen oder entlaufene Sklaven; das Theseion in Athen galt als Asyl für Flüchtlinge. Solche Spezifikationen gibt es bekanntlich

noch heute im Katholizismus. Schließlich kam es an Heroengräbern auch zu Wundern, zu Erscheinungen, ja, die Tätigkeit der Heroen war «ebenso vielseitig, wie die der *christlichen* Heiligen» (Pfister). Und, ebenfalls da und dort: je größer die Wirkung, desto größer der Kreis der Verehrer[127].

Die Heroenfeste wurden, von vielen Heroengräbern bezeugt, durchweg jährlich begangen, u. a. mit Hymnen, prosaischen Reden, wie dann auch die Heiligen an ihren Gedächtnisfesten mit Gesängen und Predigten gefeiert werden; auch Prozessionen waren hier wie dort üblich. Im Heroen- wie im Heiligenkult hat man die Verehrten häufig auf Münzen abgebildet, wenn auch die Heiligen erst im Mittelalter. Und wie sich die Christen, besonders seit dem ausgehenden 3. Jahrhundert, oft nach einem Heiligen nannten, so wurde schon für Heiden die Namenswahl oft durch einen Heroen bestimmt[128].

Besondere Kraft geht gelegentlich auch auf die Gegenstände über, die von den Heroen gebraucht worden sind. Und diese Kraft kann weiter übertragen werden. Im allgemeinen aber wirkt der Heros selbst die Wunder, während nach christlichem Glauben auch die Reliquien Wunder tun, indem sie die ihnen eigene Kraft weiterleiten. Das gilt sogar für Reliquienteile. Wer die Gebeine eines Märtyrers berührt, lehrt der hl. Basilius, gewinnt durch ihre Kraft Anteil an der Heiligung[129].

Geteilt hatten die Alten Reliquien allerdings nicht. Reliquienpartikel wurden nicht abgetreten. Es gab auch keine Erzeugung künstlicher Reliquien – eine undenkbare Vorstellung für die Griechen. Und schon gar nicht kannte man einen Reliquienhandel, wie ihn die Christen seit dem 4. Jahrhundert treiben. Die Heiden verehrten die leiblichen Reste mit verschwindenden Ausnahmen im Grab. Sie hätten es für pietätlos gehalten, die Ruhe des Toten zu stören. Zwar zerlegte man im alten Ägypten die Gebeine des Gottes Osiris und verstreute sie über das Land – aber nur im Mythos. Die wohl einzige historische Ausnahme in vorchristlicher Zeit, die Verteilung der Überreste des Menandros, eines der hellenistischen Herrscher in Indien, eines Buddhisten, betraf nicht das Skelett, sondern die Asche[130].

Hierarchische Abstufung auch im Reliquienreich: von den Kapitalstücken der Heiligenleiche bis zu Barthaar und Staub

Die biblische Begründung des Reliquienkultes sieht der Katholizismus in der wunderbaren Wasserteilung des Jordan durch den Mantel des Elisa oder in der Totenerweckung durch Elisas Knochen im Alten Testament. «Und als er die Gebeine Elisas berührte, wurde er lebendig und trat auf seine Füße». Auch verweist man auf Mt. 9,20 ff und die Apostelgeschichte 5,15 und 19,12. Aber all dies sind nur allzu durchsichtige Scheinbegründungen. Nirgends ruft Jesus: Bewahrt Reliquien auf, verehrt sie, teilt sie, überführt und verhökert sie, baut Altäre darum und lest hl. Messen darauf! Das wäre ein klares, die Entwicklung rechtfertigendes Wort gewesen – doch es fehlt, wie so viele Worte fehlen in so vieler Hinsicht. Und zeigt Jesu Gewand, zeigen die Schweißtücher, die Binden Pauli eine heilende Wirkung, so ist das noch längst nicht das, was in der Kirche aufkommen sollte[131].

Das erste Zeugnis für den beginnenden christlichen Reliquienkult ist der vielfach verfälschte Bericht über das Martyrium des Polykarp (S. 159), und dieser Kult beginnt am Grab des Märtyrers. Zu ihm führen die ältesten Spuren – «wie beim Heroenkult an das Grab des Heros» (Pfister). Seit der Mitte des 3. Jahrhunderts wird das Märtyrergrab aber nicht nur die Stätte des neuen alten Kultes, sondern es wird selbst Kultobjekt, wird vor der Entstehung des damals noch verpönten christlichen Bilderkultes der Kristallisationspunkt der Heiligenverehrung. Am Grab ruft man den Heiligen an, sucht seine Vermittlung, glaubt Hilfe zu erhalten und bedankt sich bereits durch Votivtafeln. Ja, über einige dieser Gräber der Meistverehrten baut man auch schon Kirchen, womit die Ansatzpunkte der künftigen Wallfahrtsbewegung entstehen[132].

Die Christen glaubten jetzt, daß die im lebendigen Heiligen tätige Kraft auch noch in seinem toten Körper wirksam sei. Verübten die Kleider des Apostels Paulus Wunder, schloß man, dann der Leib der Heiligen erst recht. Wer diese Reliquien berühre, auf

den gehe ihre Kraft über. Und vermöge ihrer besonderen Kraft (cháris), so glaubte man, vermöge ihrer übernatürlichen «dýnamis», wirken die Reliquien Wunder, vertreiben sie die Dämonen der Heiden; weshalb man Reliquien auch beim Exorzismus angewandt, bei Flurumgängen mitgeführt oder in den Altären deponiert hat[133].

Doch wie im Katholizismus alles hierarchisch abgestuft ist, wie der Papst mehr gilt als der Bischof, ein Bischof mehr als der Pfarrer, dieser mehr als der Laie, so haben auch Reliquien, so heilig sie sind, einen unterschiedlichen Wert, gelten Kapitalstücke (Reliquiae insignes), die komplette Leiche, der Kopf, der Arm, das Bein, mehr als die Reliquiae non insignes, bei denen man noch einmal «notabiles» (beachtliche), wie Hand und Fuß, unterscheidet, und «exiguae» (geringe), Finger etwa, Zähne. Neben diesen sogenannten primären Reliquien gibt es sekundäre, die wieder in Sachreliquien zerfallen, wie Kleider, Marterwerkzeuge etc., und in Berührungsreliquien, nämlich Gegenstände, mit denen die Heiligenleichen oder ihre Reste berührt worden sind[134].

Nach dem Heiligen selbst, dem Primärobjekt, nehmen die Berührungsgegenstände, mit denen er zu Lebzeiten in Kontakt gekommen war, den größten Wert ein, und unter diesen wieder den größten die Marterwerkzeuge. (Der hl. Laurentius wurde wohl enthauptet. Das war den späteren Christen zu simpel. Um 400 ließ man ihn auf dem Rost braten, und nun hatte man natürlich auch bald das berühmte Marterwerkzeug wieder und verehrte es als Reliquie; übrigens nicht der einzige verehrte Rost.) Nach den Folterinstrumenten folgte die Garderobe heiliger Personen, etwa der Maria. (In Byzanz stritten zwei Kirchen darüber, welchem ihrer Kleidungsstücke der Maria der Vorrang gebühre.) Zu den Reliquien zweiten Ranges zählen aber auch Gegenstände, die durch nachträgliche Berührung geheiligt wurden, Gegenstände aus der Nähe der Heiligengräber: Blumen, Staub, den man verzehrte, Öl vom Grab, von den dort brennenden Lampen, oder auch mit dem Grab in Kontakt gebrachte Dinge, abgelegte Tücher, Devotionalien. Im weiteren und höheren Sinn galt und gilt auch als Reliquie alles, was angeblich zu

Jesus in näherer Beziehung stand und so gleichermaßen geheiligt worden ist, die Krippe, das Kreuz, die Dornenkrone, die Nägel, seine Kleider usw.[135]

Auch das gesunde Volksempfinden wußte fein zu unterscheiden. Handfeste Leichenhappen zählten natürlich mehr als ein Zahn oder Barthaare. Doch rangierten diese noch immer höher als Gewänder oder andere Dinge, womit der Verehrte in Berührung gekommen war. Auch stufte man die Wundertäter sehr wohl ab und baute den größeren auch größere Kirchen oder Grabstätten, den kleineren nur kleinere, und jene feierte man natürlich auch durch größere Feste[136].

Steigende «Nachfrage» nach toten Heiligen, ihre Auffindung und ihre Wunder

Mit der wachsenden Verehrung der Märtyrer und ihrer Reliquien brauchte man natürlich immer mehr Märtyrerleichen. Nun waren aber die Ruhestätten der Bekenner des 1. und 2. Jahrhunderts völlig verschollen. Doch auch bei späteren kannte man oft den Bestattungsort nicht. So mußte man sie aufspüren und dorthin überführen, wo man sie haben wollte. Solche Translationen sind im Christentum seit dem 4. Jahrhundert bezeugt. Sie setzen gewöhnlich die Auffindung (inventio) sowie die Erhebung (elevatio) voraus und enden jeweils mit der Niederlegung (depositio)[137].

Die erste Translation einer (unzerteilten) Märtyrerleiche erfolgte 354 in Antiochien, als man den hl. Babylas nach Daphne brachte, um den dortigen Apollonkult zu vernichten. Später transportierte der berüchtigte Kyrill die Märtyrer Kyros und Johannes von Alexandrien nach Menuthis, um dort den Isiskult zu zerstören. Beim hl. Stephanus, dessen Märtyrergrab – die berühmteste Entdeckung auf diesem Gebiet – 415 in Kaphargamala auftauchte, fand man jetzt sogar die Steine wieder, mit denen man ihn gesteinigt hatte – und verehrte sie natürlich gleichfalls als Reliquien, da sie ja mit dem Märtyrer in Kontakt gekommen

waren, das ist nur konsequent; denn ist's auch Tollheit, hat es doch Methode[138].

Eine sehr große Rolle in den Translationsberichten spielen die Wunder, die sich bei Auffindung und Erhebung des Heiligen einstellen, bei der Überführung selbst und kurz nach der Ankunft. War doch überhaupt die Voraussetzung für eine kirchliche Anerkennung der Reliquien der Beweis durch Wunder und Visionen. Wo immer darum ein Märtyrergrab ist, geschehen Wunder, werden Kranke geheilt, Teufel ausgetrieben. Und seit der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts entdeckte man ein bisher unbekanntes Märtyrergrab nach dem andern. Auch Asketenleiber und -knochen waren hochbegehrt. Sobald ein besonders geachteter Mönch starb, eilte man herzu, um seine Leiche zu ergattern. Mehrere suchten sich vor dem Reliquienschicksal zu schützen, indem sie ein Begräbnis an einem geheimen Ort erbaten. Als man den ohnmächtig gewordenen Mönch Jakob – fast wäre ein Kampf zwischen Bauern und Städtern um ihn entbrannt – schließlich in die Stadt trug, wollte man den wieder zu Bewußtsein Gekommenen kaum noch zurückgeben. Beim Tod des Säulenheiligen Symeon mußten sogar Soldaten zum Schutz seiner Leiche aufgeboten werden. Und nach der Ermordung einiger Mönche im Jahr 395 durch arabische Räuber lieferten sich zwei Städte um die Leichen eine förmliche Schlacht; nicht der einzige derartige Fall[139].

Reliquiendiebstähle waren für Liebhaber fast Ehrensache. So stahl man u. a. die Leiche des hl. Hilarion, des hl. Martin von Tours, des hl. Makarius. Die Gebeine des hl. Chrysostomos raubte man mit denen anderer Heiliger noch beim berüchtigten Kreuzzug des Jahres 1204 in Konstantinopel und «überführte» sie in die Vatikanische Basilika nach Rom[140].

Die Christen scheuten keine Mühe, kein Opfer und keinen Betrug, um zu Reliquien zu kommen. Während der Verfolgung suchten manche angeblich die hl. Leiber sogar den Händen ihrer Verfolger zu entreißen, um «Gemeinschaft» zu haben mit dem «heiligen Fleische». Auch in der Verfolgung abgefallene Christen begehrten Märtyrerreste, um ihre Schwäche wettzumachen! Und als es keine Märtyrer mehr gab, suchte man nach ihren Gräbern,

witterte sie mit untrüglicher Spürnase und grub sie aus. Selbst berühmteste Kirchenfürsten taten dies, wie der hl. Ambrosius, dem ein «bestimmtes, brennendes Gefühl» Märtyrergebein signalisierte. Er wurde Anno Domini 386 zum Finder und Erfinder bisher völlig unbekannter Bekenner, «hl. Schlachtopfer», wie er sie nannte, «triumphierender Schlachtopfer» (victimae), der Heiligen «Gervasius» und «Protasius» – die erste bekannte Erhebung «gefundener» Märtyrer –, wobei er auch eine Blindenheilung inszenierte, die ihm selbst unter seinem Anhang viel Skepsis eintrug. Er (er)fand ferner die Heiligen «Agricola» und «Vitalis», «Nazarius» und «Celsus» und behauptete, «wenn auch ihre Asche auf der ganzen Welt zerstreut wird (seminetur), so bleibt doch die volle Kraft». Noch der christliche Kaiserhof aber sah in diesen ambrosianischen Aktivitäten ein abgekartetes Spiel (I 431 ff)[141].

Im selben Jahr 386, in dem Ambrosius die beiden Märtyrer «Gervasius» und «Protasius» in Mailand wunderbarerweise hervorgezaubert hatte, verbot ein Edikt die Herstellung und Verteilung von Reliquien. Der Kirchenlehrer, der auf dem Höhepunkt seines Kampfes gegen den Hof (I 428 ff) seine Errungenschaften als «Verteidiger» und «Soldaten» gefeiert, als «patroni», und ihren machtvollen Schutz (praesidia, patrocinia) angepriesen hatte, kümmert sich um das Edikt nicht im geringsten. Großzügig schickte er kleinere Stücke von «Gervasius» und «Protasius» in alle Welt; am meisten aber überschwemmten sie Gallien. Die Märtyrerportiönchen reisten nach Tours, Vienne, Rouen, wo der hl. Bischof Victricius (Fest 7. August) – ein ehemaliger Soldat, der dem Militärdienst «durch ein gut beglaubigtes Wunder» entrann (Lexikon für Theologie und Kirche) und dann als strammer Heidenbekehrer bis nach Britannien hinüber wirkte – sich hohe Verdienste um alle möglichen Reliquien erwarb. Victricius hatte bereits eine besonders aus Italien bezogene Sammlung im Einsatz, deren Effizienz er unermüdlich propagierte, seien die Stückchen auch noch so klein: «Wir dürfen uns nicht über die Kleinheit dieser Reliquien beklagen ... Die Heiligen erleiden keinen Schaden, wenn man ihre Überreste aufteilt. In jedem Stück steckt die gleiche Heilkraft wie

im Ganzen» – eine «granitene Figur», rühmt Jesuit E. de Moreau, hervorragend «unter den Edelsten seiner Zeit»[142].

Doch nicht allen glückte alles, und selbst ein so abgebrühter, mit allen Wassern gewaschener Patron wie der hl. Martin mußte einmal einen frisch aufblühenden Märtyrerkult einstellen, weil der von der gläubigen Gemeinde Geehrte und Verehrte – ein ehemaliger Straßenräuber war[143].

Wie Ambrosius, so traten auch die anderen Kirchenlehrer für den Reliquienkult ein, Basilius, Gregor von Nazianz, Chrysostomos, Hieronymus, Augustinus. Ohne Zaudern bezeugen sie Wunder. «Viele» wurden, laut Ambrosius, «wie durch einen Schatten (umbra quadam) der hl. Leiber geheilt». «Ein wenig Staub hat so große Menge Volks versammelt. Die Asche ist verborgen, die Wohltaten sind offenkundig» (Augustinus). «Nicht nur die Leiber der Heiligen, auch ihre Grabstätten sind mit geistiger Gnade erfüllt» (Chrysostomos)[144].

Zum Beispiel mit Öl. Viele Reliquien schwitzten wunderbarerweise Öl aus. Und Johannes von Damaskus, der «als Gelehrter, Dichter und Prediger ... der Kirche große Dienste» geleistet (Altaner/Stuiber) den das Konzil von Nizäa (787) hoch gelobt hat, beschwichtigte Bezweifler des ausgeschwitzten Heiligenöls: «Als heilbringende Quelle gab uns der Herr Christus die Reliquien der Heiligen, die auf mannigfache Weise die Wohltaten ausströmen, wohlriechende Öle hervorquellen lassen. Und niemand sei ungläubig! Denn wenn aus hartem Fels in der Wüste Wasser quoll ..., ist es dann unglaublich, daß aus Märtyrerreliquien wohlriechendes Öl quelle?»[145]

So stützt ein Blödsinn den anderen.

Dem hochverehrten vermeintlichen Grab des Apostels Andreas in Patras, wo er angeblich das Martyrium am Kreuz erlitten, von dem herab er noch zwei Tage die erbaulichsten Predigten gehalten, «die Lehre vom Kreuz» verkündet hatte, das «den Ungläubigen zum ewigen Verderben dient» («das liest sich wie ein Evangelium»: Kapuziner Maschek), entquoll Öl und Manna. (Andreas avancierte denn auch zum Patron Rußlands, Schottlands, Griechenlands, zum Schirmherrn des Ordens vom Golde-

nen Vlies, Beschützer der Metzger u.a., und wird gerne angerufen bei Rotlauf, Krämpfen sowie als Vermittler in Liebesdingen.)[146]

Als berühmtester Ölausschwitzer galt der – vielleicht historische – hl. Demetrius, dessen Kult indes nur den des heidnischen Kabir fortsetzt. Die (angebliche) Ruhestätte des Demetrius in Thessalonike, wo er hochgefeierter Stadtpatron wurde, brachte durch die Kraft des Toten das Öl in Wallung. Doch auch bei Berührung mit seinen Reliquien wallte es auf – wie anderwärts, kam das Öl in die Hände der richtigen Männer, etwa in die des hl. Martin von Tours. Dessen Freund Sulpicius Severus schreibt: «Der Priester Arpagius bezeugt, er habe gesehen, wie das Öl unter dem Segen des Martinus zunahm, bis es über den Rand des übervollen Gefäßes herabrann». Die gleiche Wirkung erzielte natürlich erst recht die Segnung des «Öles vom hl. Holze», dessen Splitter in die ganze (rechtgläubige) Welt wanderten (S. 282 f). Der Pilger von Piacenza berichtet: «Während der Verehrung des Kreuzes im Atrium der Grabeskirche wird Öl gebracht zur Weihe der Ampullen, die halb gefüllt sind. In dem Moment, in dem das Holz die Öffnung der Ampulle berührt, wallt das Öl auf, und wenn sie nicht sofort geschlossen wird, fließt das ganze Öl heraus»[147].

Im 4. Jahrhundert bürgerte sich allmählich der Brauch ein, unter dem Altar (im Heidentum längst üblich) Märtyrer-Überreste zu bergen. Man legte sie unter die Altarplatte oder in eine Höhlung derselben, das «sepulcrum» – der Altar wurde zum Heiligengrab. Wie geschmacklos die Sache, sosehr man sich daran gewöhnt hat, auch ist – ganz beiseite, daß sehr viele, vermutlich die meisten Knochen, über denen man das eucharistische Opfer, das Herrenmahl, die Messe «feierte», nicht die dessen waren, dem man sie zuschrieb –, es entstand nun eine «starke Nachfrage» (Lexikon für Ikonographie) nach hl. Leichen oder Leichenteilen, der «Bedarf» war bald buchstäblich ungeheuer. Und das Problem gleichfalls. Und die Sammlerpassion auch. Es gab leidenschaftliche Liebhaber christlicher Leichenreste. Auch wollte allmählich jede Kirche ihre Märtyrerreliquien haben, und im ausgehenden 6. Jahrhundert hatte sie auch fast jede[148].

Von den Reichsinsignien bis zum Bärenfett oder «Am Anfang steht die natürliche Pietät ...»

Nun brauchte man Reliquien aber nicht nur für die «Ehre der Altäre». Heilige Leichen schützten auch vor allerlei Teufelszeug, wehrten jede Menge Übel ab. So begehrten sie Herrscher, Kommunen und einzelne.

Die christlichen Kaiser hatten gleich großes Interesse an der Sache. Schon Konstantin-Sohn Konstantius ließ im Jahr 357 drei Heilige oder vielmehr ihre Knochen komplett in die oströmische Hauptstadt überführen, die angeblichen Gebeine der Heiligen Andreas, Lukas und Timotheus. Eudokia-Athenais, die Frau von Theodosius II., dem Erfüller «aller Vorschriften des Christentums» (II 46 ff), brachte 438 von einer Jerusalem-Wallfahrt die Reliquien des hl. Stephanus und die Ketten des hl. Petrus nach Konstantinopel. Nachdem König Sigismund von Burgund die bei seinem Rombesuch erhaltenen Reliquien «aufgebraucht» hatte, schickte er seinen Diakon Julianus zu Papst Symmachus (498–514) – berüchtigt durch Straßenkämpfe, Kirchenschlachten und die Symmachianischen Fälschungen (II 337 ff) –, um neue in Empfang zu nehmen. Wiederholt wurde auch König Childebert mit Reliquienschätzen durch Papst Pelagius I. (556–561) beglückt, den man für mitschuldig am Tod seines Vorgängers hielt, des Mörderpapstes Vigilius (II 446 ff). Und als Kaiser Justinian in Konstantinopel eine Kirche zu Ehren der hl. Apostel erbauen wollte, erbat er von Papst Hormisdas (II 349 ff, 356 ff) entsprechende Reliquien, verdiene er es doch, «auch solche Heiligtümer zu empfangen, wie sie alle Welt besitze». Er wünschte «sanctuaria beatorum Petri et Pauli», ferner etwas von den Ketten der hl. Apostel sowie, «wenn es möglich wäre», auch einige Teilchen vom Rost des hl. Laurentius[149].

Herrscher waren auch oft bei der Ankunft einer Reliquientranslation zugegen, und dies Interesse erhielt, steigerte sich noch in den folgenden Jahrhunderten. Reliquien gehörten gleichsam zum Staatshaushalt, zu einem Symbol «offizieller» Herrschaftsausübung bis ins Hochmittelalter hinein. Der fromme Wahn

(oder die Heuchelei) der Herren, ihr Machtgehabe, ging bis zu der Ausstattung von Königsgrabkirchen mit Reliquien, der Verbindung der Reichsinsignien mit Reliquien und der Schaffung von «Reichsheiligen», patroni peculiares der Könige. Reliquien spielten auch beim Abschluß von Verträgen eine Rolle, in der Anwesenheit von Reliquien wurde geschworen, vor allem aber führte man sie mit im Krieg. König Heinrich I. (919–936) scheute kaum einen Feldzug, um eine der diversen «Heiligen Lanzen» zu rauben[150].

Gerade zur Zeit der Völkerwanderung, als die Macht des Reiches schrumpfte, das weströmische Imperium zusammenbrach, die Städte auf sich selbst gestellt waren, schauten sich auch die Kommunen nach religiösen Beschützern um. So sprangen gewissermaßen die heiligen Leichen auch hier in die Bresche, die Märtyrerleiber und -knochen und sonstigen Teile, zumal in besonders gefährdeten Städten. Die großen Wallfahrtsheiligen, die Apostel und Märtyrer in Rom, der hl. Felix in Nola, der hl. Vincentius in Saragossa figurierten ebenso als Stadtpatrone wie Sergios in Rusafa, Theodor in Euchaita, Thomas in Edessa, Demetrius in Thessalonike oder Bischof Jakob in Nisibis – der «Schützer und Feldherr» (Theodoret. Vgl. I 301 f)[151].

Bei Krieg und Pestilenz, immer waren heilige Leichen, heilige Gerippe, heilige Relikte hilfreich. Die Bürger von Reims prozessierten während einer Seuche im Jahr 543 mit einer Decke vom Grab des hl. Remigius feierlich um die Stadt[152].

Doch nicht nur Fürsten und Städte – die meisten Christen waren angesteckt von der Sitte. Es gab ungezählte einzelne, die Märtyrerreste (oder das, was sie dafür hielten), die vor allem Asche oder «Blutreliquien», mit Tüchern aufgesaugtes Blut, ins traute Heim mitnahmen, in Ägypten gelegentlich auch die ganze Märtyrerleiche, die Reliquien auf Schritt und Tritt mit sich herumtrugen oder doch zeitweilig zum Einsatz brachten. Auch derart glaubte man, alle Arten von Unheil ab- und «Kraft» (dýnamis), jenseitige Fürsprache, sich zuzuwenden. (Bis ins 13. Jahrhundert war das private Aneignen von Reliquien ohne jede Kontrolle der Kirche zugelassen.)[153]

Eines der ersten belegten Beispiele für diesen Glauben bietet die reiche karthagische Witwe Lucilla im frühen 4. Jahrhundert. Sie küßte jedesmal vor der Kommunion Märtyrerknochen (ossa) – und das auch noch, ohne daß diese als solche anerkannt waren (I 274). Ganz anders suchte sich König Chilperich zu schützen. Als er 583 in Paris einzog, ließ er die Überreste vieler Heiligen voraustragen, um einen Bannfluch zuschanden zu machen. Doch sollten die Knochen der Märtyrer nicht nur in diesem, sondern auch in jenem Leben helfen. War es ja ein weiterer christlicher Aberglaube oder Glaube – was stets auf dasselbe hinausläuft –, Reliquien ins Grab mitzunehmen, «um dadurch den Finsternissen der Unterwelt zu entgehen» (Bischof Maximus von Turin). Wallfahrts- und Reliquienexperte Kötting erkennt auch in solchen «Blüten» einen echten religiösen Kern «der gesunden christlichen Reliquienverehrung». Wenn alles faul ist rundum, ist für die Apologeten immer noch der «Kern» nützlich[154].

Bereits im späten 4. Jahrhundert kam im Osten die pietätvolle Übung auf, zur Vermehrung und Verteilung der mirakulösen Märtyrerkräfte diese Leiber zu exhumieren und zu zerstückeln. Heidnische und christliche Kaiser hatten zwar die Unantastbarkeit der Gräber gesetzlich garantiert und neu eingeschärft. Doch das konnte die christliche Kirche nicht abhalten. Schon Kirchenvater Theodoret, der erste Theologe des christlichen Reliquienkultes, schrieb der kleinsten Teilreliquie dieselbe Wirkung wie einer kompletten zu. Geteilter Körper – ungeteilte Gnadenwirkung! Ein schwungvolles Geschäft begann, Tausch und Verkauf, man feilschte mit echten und noch öfter mit falschen Reliquien, gelegentlich kamen als heilige Märtyrerreste auch Maulwurfszähne, Mäuseknochen, Bärenfett in Umlauf. Kurz, die Transaktionen nahmen schon damals solche Ausmaße an, daß Kaiser Theodosius 386 ein eigenes Gesetz gegen Reliquienverschleuderung und Reliquienhandel erließ. Gleichwohl florierte dieser fort und fort, zumal man nicht nur die Leichen (reliquiae de corpore) scheußlich zerfleischt, sondern ebenso andere heilige Überbleibsel zerlegt, auseinandergenommen, abgeschabt hat, wie Marterwerkzeuge, das angebliche Kreuz Christi, Ketten, Bratroste,

Kleider, da in ihnen, wie Papst Gregor I., «der Große», lehrte, die gleiche «Kraft» sei. So blühte das Geschäft vom 4. Jahrhundert bis zur Reformation, «denn eine wundertätige Reliquie brachte viel ein» (Schlesinger), wobei der Umsatz im 9., mehr noch im 12. und 13. Jahrhundert kulminierte, mit den Kreuzzügen, der Plünderung Konstantinopels, und der Klerus zuletzt, als die Sache am einträglichsten war, den teuren Zwischenhandel auszuschalten suchte. Ist Reliquienverehrung doch «ein einfaches menschliches Bedürfnis des Respekts vor der Person des heiligen Menschen». «Am Anfang steht die natürliche Pietät gegenüber den Überresten ...» (Lexikon für Theologie und Kirche)[155].

«Berührungsreliquien» und reisende Gerippe

Durch Teilung der Reliquien konnte man jedenfalls viele Wünsche der Christen erfüllen und ihr Glaubensleben aktivieren. Denn auch wenn man eine noch so kleine Teilreliquie erhalten hatte, man sprach, als einzelner oder als Kirche, aus Renommiersucht oder was immer, nur davon, den und den Heiligen zu besitzen. Und da man quantitativ dachte und mehreren Heiligen einen größeren Schutz zutraute als nur einem, auch durch Addition selbst kleinster Teile größeren Segen zu gewinnen glaubte, so strebte man den Besitz von mehreren, von vielen an. Derart kamen wohl ganze Reliquiensammlungen zustande[156].

Die Reliquienteilung wurde vor allem im christlichen Osten schrankenlos praktiziert. Man sägte, schnitt und spaltete, was immer an Heiligem teilbar, zu verkleinern, zu vervielfachen war. Der Westen übte bis ins 7., 8. Jahrhundert mehr Zurückhaltung, aber keine völlige Enthaltung, wie man noch im 20. Jahrhundert lange geglaubt hatte. Ein strenges römisches Gesetz garantierte zwar die Unantastbarkeit der Gräber, doch wurde es offenbar oft übertreten. Auch teilte man hier schon geteilte oder leicht teilbare Körperreliquien, wie Blut, Asche, Zähne, Haare, weiter, ebenso aus dem Orient importierte bereits geteilte Leichen. Nach Gregor

von Tours befand sich im Reisegepäck einer Jerusalem-Pilgerin ein Überrest Johannes des Täufers, den drei gallische Bischöfe weiter tranchieren wollten[157].

In Tours kannte man auch viele Translationen. Ebenso verteilte man in Norditalien unter dem genialen Märtyrerfinder und -erfinder Ambrosius (I 431 ff) Märtyrerleiber. Vor allem Blutreliquien der von ihm «entdeckten» Bekenner «Gervasius» und «Protasius» überfluteten das Abendland. Ambrosius-Freund Bischof Victricius von Rouen (S. 251 f) erwarb eifrig Reste oberitalienischer und orientalischer Blutzeugen. Und auch in Nordafrika verkauften Mönche echtes und unechtes Märtyrergebein[158].

Doch bei aller Zerteilung und Vertreibung kleiner und kleinster Partikel reichte der Vorrat nicht, zumal Rom anscheinend lange keine Zerteilungen vornahm, freilich nicht zögerte, von den Griechen geteilte Reliquien anzunehmen. Mit der Herausgabe eigener, zumal solcher der «Hauptheiligen», knauserten die Päpste indes, spendierten aber um so großzügiger Reliquien, die sie ungemein preiswert kraft eines Tricks erzeugten. Sie kreierten nämlich die Kategorie der Berührungsreliquien, wobei jeder Gegenstand, der mit einer Reliquie, vor allem mit dem Heiligengrab, etwa dem angeblichen Petersgrab (oder dann auch in Tours mit dem Martinsgrab) in Kontakt kam, selber zur Reliquie wurde, indem die übernatürliche Kraft der «echten» Reliquie auf die jetzt gleichfalls «echte» überging. Man legte einfach Tücher in Büchsen aus Holz, Elfenbein oder Edelmetall neben die Heiligenleiber und behauptete, sie hätten die gleiche Wirkung wie die anderen Reliquien – was zweifellos zutraf. Auch haben dies die großen Theologen des Katholizismus im 4. und 5. Jahrhundert, die Kirchenlehrer Hilarius, Basilius, Gregor von Nazianz, Johannes Chrysostomos, Augustinus und andere, ausdrücklich bekräftigt. Reliquie konnte nun vieles, um nicht zu sagen alles werden, der kleinste Teil einer Heiligenleiche nicht nur, auch ein Schwamm etwa, mit dem man Märtyrerblut aufgesaugt oder schon ein Tuchlappen, war er mit Reliquien in Berührung gekommen; denn die «Kraft» der echten Reliquie hatte sich damit auf die neue über-

tragen – im 4. Jahrhundert bereits eine Idée fixe des ganzen christlichen Erdkreises[159].

Mittels der Berührungsreliquien, die Rom über das Abendland verstreute, festigte es nicht zuletzt seinen kirchenpolitischen Einfluß. Generös verteilten die Päpste nach allen Richtungen ihre Gaben, die sie nichts kosteten und unter vielen Namen in die «Frömmigkeitsgeschichte» eingingen: brandea, palliola, sanctuaria, memoriae, benedictiones, eulogiae, patrocinia. Papst Gregor I. (590–604), der sogenannte Große, betrieb einen schwunghaften Reliquienversand. Raritäten waren darunter wie (an Könige geschickte) Kruzifixe mit eingelegten Splittern vom Kreuz Jesu oder mit Haaren von Johannes dem Täufer, der ja wunderbarerweise gleich zwei Köpfe hinterlassen. Auch versandte dieser Papst Schlüssel zum Anhängen gegen Zauberei mit Feilspänen von den Ketten des Apostelfürsten. Und nun scheute man auch in Rom nicht mehr vor den Gräbern zurück. So ließ Papst Bonifatius IV. (608–615) viele Gebeine nach Rom überführen, vor allem in die von ihm der Jungfrau Maria und allen Märtyrern geweihte Kirche Santa Maria ad martyres, in die er das Pantheon, das «Heiligtum aller Götter», umgemodelt hatte. Seit Paul I. (757–767) wurden viele «Heiligenleiber» (später nur noch kleine Teile) ins Frankenreich geliefert; wandte sich dieser Papst doch wiederholt auch an Pippin um Hilfe gegen die Langobarden und Byzanz – also konnte man schon einige Leichen, von wem immer, dafür springen lassen[160].

Die meisten Skelette, Knochen und Knöchlein führten ein bewegteres, berühmteres Dasein als je zu Lebzeiten.

Die Reliquien des hl. Vinzenz von Saragossa etwa, des spanischen Erzmärtyrers und Patrons von Portugal, sind eine Geschichte für sich, mag sein legendenreicher Tod historisch sein oder nicht. Bis zum 6. Jahrhundert ruhten alle seine Gebeine angeblich in Valencia; ein halbes Jahrtausend später ist dort aber nichts mehr. Dafür bekommt bereits 542 St.-Germain-des-Prés bei Paris die Stola und Dalmatik des Heiligen, die Benediktinerabtei Castres 864 die Gebeine, Le Mans den Kopf, die Laurentiuskirche in Köln ebenfalls den Kopf (schon das Haupt des

Orpheus lag nach der einen Tradition in Lesbos, nach der anderen bei Smyrna begraben), Bari bekommt «die Armreliquie» des christlichen Heroen, Gebeine auch die Vinzenzkirche der Benediktiner in Metz, Gebeine auch Breslau, wo Vinzenz im 11. Jahrhundert zum Patron des Domkapitels und zweiten Bistumsheiligen aufsteigt, den Leib auch Algarve, Portugal, den Leib ebenfalls Lissabon, Reliquien auch Saragossa (855), Cortona, der Dom von Lausanne (bis 1529). Endlich gelangt der aus Köln gestohlene Kopf 1463 ins Berner Münster, wo der hl. Vinzenz Stadtpatron wird und sein Bild auf Münzen und Wappen erscheint[161].

Ein eigenes Kapitel, ein ganzes Buch ließe sich leicht über die groteske Geschichte der «Gottesmutter» schreiben, zumal über ihre Reliquien.

Marienrückstände oder «der Menschheit ganzer Jammer ...»

Es bedarf wohl keines Wortes, daß man von Maria nichts besaß, nicht das geringste. Die Einwohner Nazareths hatten an ihr nichts Ungewöhnliches bemerkt. Das ganze Neue Testament nennt sie sehr selten und ohne besondere Verehrung. Noch Kirchenväter des 3. Jahrhunderts werfen ihr Eitelkeit, Stolz, Unglauben an Christus und anderes mehr vor. Auch die offiziellen Führer der Kirche bewahrten zunächst eine gewisse Zurückhaltung gegenüber dem Marienkult, suchten ihn zumindest in den Schranken des Heiligenkultes zu halten. Ja, während man seit dem 4. Jahrhundert die Heiligen durch ihre Nennung in den liturgischen Gebeten beim Gottesdienst ehrte, blieb Maria bis zur Mitte des 5. Jahrhunderts davon ausgeschlossen. Noch ein Jahrhundert früher achtete man sie weniger als selbst die geringsten Märtyrer. Erst im späteren 4. Jahrhundert baut man die erste Marienkirche in Rom, das heute etwa achtzig Marienkirchen hat. Doch kannte man damals noch nirgends eine Marienwallfahrt. Mindestens vier Jahrhunderte kam die Christenheit ohne sie aus.

Erst seit dem 5. Jahrhundert feiert man Marienfeste. Doch gibt es in Afrika noch zur Zeit Augustins kein Marienfest. Und erst seit dem Konzil von Ephesus, auf dem Kirchenlehrer Kyrill mit Hilfe gigantischer Bestechungen das Dogma der Gottesmutterschaft Mariens durchsetzt (II 172 ff), wetteifern Bischöfe, Kaiser und wer es sich sonst leisten konnte und wollte in der Errichtung von Marienkirchen[162].

Über das Aussehen der Maria war nichts bekannt, wie noch Augustin bezeugt. Aber bei ihrer Pilgerfahrt nach Jerusalem gelang Kaiserin Eudokia ein glücklicher Fund. Sie entdeckte um 435 ein Bild Marias, überdies vom Apostel Lukas gemalt! Im 6., 7. Jahrhundert stellte man dann Marienkonterfeis «geradezu fabrikmäßig» her, und im 8. kamen die nicht von Menschenhänden gemachten Bilder der Gottesmutter, die Achiropoiiten, noch dazu. Die gewöhnlicheren Marienbilder standen im späteren 6. Jahrhundert wohl in den Häusern der meisten orientalischen Christen sowie in den Mönchszellen, wo man sie fast angebetet haben soll. Marienbilder wurden nun mehr als alle anderen Heiligenbilder, wurden wie Reliquien verehrt, der Grund wahrscheinlich, weshalb man mit Marienreliquien noch keinen schwunghaften Handel trieb: ihr Bild bot zunächst genügend Ersatz. Es wurde schließlich der häufigste Gegenstand der christlichen Kunst. Es prangte aber auch bereits zu Beginn des 7. Jahrhunderts (610) an den Schlachtschiffen des Kaisers Heraklius – und durch alle Jahrhunderte ist Maria «Maienkönigin» auch die große Kriegs- und Blutgöttin geblieben, die ihre größten Triumphe wohl im Abendland erlebt, bis in den Zweiten Weltkrieg hinein[163].

Seit dem späteren 5., dem 6. Jahrhundert wird es üblich, vor allem in Palästina, mit Marienreliquien den Glauben und das Geschäft zu mobilisieren. Man kannte plötzlich den Stein, auf dem die Jungfrau, nach Bethlehem reisend, gerastet hatte. Um 530 stand dieser Stein, wie ein Wallfahrer bezeugt, als Altar in der Grabeskirche von Jerusalem. Jahrzehnte später jedoch fand ihn ein anderer Pilger wieder an der ursprünglichen Stelle; das wohlschmeckendste Quellwasser sprudelte jetzt aus ihm.

Noch im 6. Jahrhundert aber gibt es relativ wenig Überreste der marianischen Garderobe. In Diocaesarea verehren um 570 Wallfahrer aus dem Westen einen Krug und ein Körbchen der Maria, in Nazareth Wunder wirkende Kleidungsstücke Marias, in Jerusalem zeigt man ihren Gürtel, ihr Kopfband. Zumal der Gürtel genießt anscheinend bald großes Ansehen und wird später in Hymnen und Predigten besungen. (Gibt es doch Gürtel-Reliquien der Maria nun in Limburg, Aachen, Chartres, in Prato bei Florenz. In der Toskana wird eine Gürtel-Reliquie besonders geschätzt, im Osten feiert man ihr zu Ehren ein eigenes Fest am 31. August.) Kirchen und Privatleute streiten jetzt um den Besitz dieser und anderer Marienreliquien. Die meisten ergattert Konstantinopel: die Schweißtücher, in die Marias Leiche gehüllt war, und ein Kleid, das sie während ihrer Schwangerschaft getragen. Zu Ehren von Kleid und Gürtel begeht Konstantinopel Feste, man trägt das Kleid auch in Bittprozessionen herum, und dies mit großem Erfolg, beschützt es doch wiederholt, im 7., im 9. Jahrhundert, die Stadt vor Kriegsfeinden und Erdbeben. Nun befinden sich Kleiderreliquien Mariens in Aachen (aus dem karolingischen «Reliquienschatz»), in Chartres (als Geschenk Karls des Kahlen), in Sens, in Rom, in Limburg usw.[164]

Schließlich verbreitet sich alles mögliche der hl. Gottesmutter über die Welt.

Im Mittelalter verehrt man in Gaming etwas «von dem Stein, über den Milch der seligsten Jungfrau floß», etwas «von ihren Haaren, von ihrem Hemd, von ihren Schuhen» u. a. Die Wittenberger Schloßkirche besitzt 1509 «von der Milch der Jungfrawen Mariae 5 Partickel, von den Haaren Mariae 4 Partickel, von dem Hembd Mariae drey Partickel» usw. Man bedenke: Wittenberg besaß in jenem Jahr immerhin 5005 Reliquien, die meisten von Kurfürst Friedrich dem Weisen (!) aus dem «Heiligen Land» importiert; bis 1522 war für den weisen Fürsten ein eigener Einkäufer in Venedig tätig. Doch noch inmitten des Jahrhunderts der historischen Aufklärung führten die bis heute in München wirkenden Jesuiten eine eigene «Andacht zum Haarkamm der Jungfrau Maria» ein, behaupteten sie, die Verehrung der Haare

Mariens mache kugelsicher: «Als hing ein Wollensack über dich, wirst mitten im Kugelregen stehen ...» Und verherrlichten die haarige Mariengeschichte auch in einem Gedicht, dessen erste Strophe genügen dürfte:

«Gott der alle Häärlein zählet,
Hat ihm diese auserwählet,
Mir seynd diese wenig Häärlein
Werther drum als alle Perlein»[165].

Nur unter einem winzigen Aspekt kann dieser kurze Vorausblick die Verdummung der Christenheit durch zwei Jahrtausende andeuten. Bietet doch gerade der Marienkult historisch gesehen – und anders sehen wir hier nicht! – einen Anblick dar, bei dem einen, wie Arthur Drews klagt, «der Menschheit ganzer Jammer anfaßt. Es ist eine Geschichte des kindlichsten Aberglaubens, der kecksten Fälschungen, Verdrehungen, Auslegungen, Einbildungen und Machenschaften, aus menschlicher Kläglichkeit und Bedürftigkeit, jesuitischer Schlauheit und kirchlichem Machtwillen zusammengewoben, ein Schauspiel, gleich geschickt zum Weinen wie zum Lachen: die wahre göttliche Komödie ...»[166]

Raritäten und Proteste

Es gibt da freilich Groteskes, Kurioses genug, gerade auch unter den Reliquien. Noch größere Raritäten sind vielleicht Federn und Eier des Heiligen Geistes im ehrwürdigen Erzbistum Mainz. Oder die Reliquien des Palmesels, worauf Verona insistierte. (Im frommen Mittelalter gab es sogar mehrere Eselsfeste, wie das festum asinorum von Rouen, das allerdings Bileams Esel, dem sprechenden Tier des Alten Testaments, galt; während das Eselsfest von Beauvais in Erinnerung an die vermeintliche Flucht nach Ägypten begangen wurde.)[167]

Zu Reliquien konnten sogar Gebäude werden. So in Rom ein Privathaus, in dem der Apostel Paulus angeblich zwei Jahre lang

gewohnt und gepredigt hat; der Saal wurde noch im 20. Jahrhundert gezeigt. Die berüchtigtste Reliquie dieser Art aber ist ohne Zweifel die Casa Santa in Loreto, das vermeintliche Eigenheim der Maria in Nazareth, einst dort von ungezählten Pilgern besucht. Doch als man 1291 die letzte Bastion in Palästina verlor, trugen Engel das «Heilige Haus» nach Italien; zuerst in die Nähe von Fiume, dann nach Loreto, wo es noch im 20. Jahrhundert ein Wallfahrerziel ist[168].

Sehr ausgeweitet wurde der Reliquienkult durch das Phylakterienwesen, das nichts war als eine Fortsetzung der im Heidentum vielgebrauchten Amulette, orendaerfüllte, meist um den Hals getragene Objekte jeder Art, die besondere übernatürliche Kräfte vermitteln und Übel von ihren Trägern abwehren sollten. Die Kirche verbot zwar die Amulette, segnete aber die Phylakterien, und bald stieg das Verlangen der Christen nach Phylakterien «ins Ungemessene» (Kötting)[169].

Das Ganze jedoch war so abscheulich, daß sich auch innerhalb der Kirche Protest erhob gegen die «Aschenverehrer und Götzendiener» (cinerarios et idolatras). Wohl am vehementesten geschah dies zu Beginn des 5. Jahrhunderts durch den gallischen Priester Vigilantius, den auch Bischöfe seiner Heimat unterstützten, Kirchenlehrer Hieronymus aber, offenbar aus ganz persönlichen Gründen, mit seiner berüchtigten Dreckschleuder angriff (I 176 f) und in Mißkredit brachte. Doch auch im Mittelalter erwuchsen dem gräßlichen Kult immer wieder Gegner, beispielsweise in dem Erzbischof Agobard von Lyon (gest. 840) oder, noch mehr, in seinem Zeitgenossen Bischof Claudius von Turin, der dafür eintrat, die Reliquien lieber im Grab, in der Erde zu lassen, wohin sie gehörten; der gegnerische Bischöfe «eine Versammlung von Eseln» schimpfte; der nichts von Pilgerreisen zum angeblichen Petrusgrab hielt; der auch alle Bilder, selbst Kreuze aus den Kirchen seiner Diözese entfernen ließ und, trotz Verurteilung, unbehelligt im Bischofsamt blieb bis zu seinem Tod. Erst durch die Reformation wurde jede Reliquienverehrung rigoros verworfen[170].

Das Konzil von Trient aber hat noch einmal den alten christ-

lichen Brauch ausdrücklich befohlen und erklärt, daß alle, welche behaupten, die Reliquien der Heiligen würden ohne Nutzen verehrt, ihre Grabmäler (memoriae) vergebens besucht, durch sie keine Hilfe erlangt, «gänzlich zu verdammen seien, wie sie schon früher die Kirche verdammt hat und jetzt wieder tut»[171].

Der christliche Reliquienkult hängt untrennbar mit dem Märtyrer- und Heiligenkult zusammen; kaum weniger aber mit dem Pilgertum. Denn um zu Märtyrer- und Heiligenleibern zu kommen (denen man oft, zu allen Mirakeln, noch Unverweslichkeit angedichtet hat, das Ausströmen lieblichsten Wohlgeruches), machten Fürsten, Bischöfe und deren Gesandte gar weite Wege. Doch auch die einfachen Gläubigen trieb der Wunsch, Reliquien oder Eulogien («Pilgerandenken»), die jeder antike Wallfahrtsort hatte, mit nach Hause zu bringen. Und zwischen Reliquien und Eulogien wurde damals kaum unterschieden. Sehr wallfahrtsfördernd wirkte sich auch der Aberglaube (oder Glaube) aus, der Heilige helfe dort, wo er begraben liege oder zumindest ein Teil von ihm, Kopf, Hand, Fuß, Zehe, sonst ein Knochen, mehr als woanders. Hinzu kam endlich der Glaube (oder Aberglaube), daß die wunderbare Kraft des lebendigen Heiligen noch ebenso in seinen Überresten stecke und man diese Kraft auch selber durch bloße Berührung erlange oder doch erlangen könne[172].

3. KAPITEL

WALLFAHRTSSCHWINDEL

«Was lag näher, als dem Verlangen zu sehen entgegenzukommen und die Pilger nun auch leibhaftig schauen zu lassen, was das Auge des Glaubens ihnen nur in stiller Betrachtung vergegenwärtigte?» Bernhard Kötting[1]

«Und da die heilige ‹Topomanie› keine Grenzen kannte, zeigten ihr» – der berühmten Pilgerin Aetheria – «die Mönche das Grab des Moses, den Palast des Melchisedech und das Grabmal Jobs. Es fehlte gerade, daß man ihr den Schädel Adams, den Knüttel Kains vorführte oder sie den Wein Noes kosten ließ!» J. Steinmann[2]

Pilgern – eine Idée fixe schon in vorchristlicher Zeit

In den meisten Religionen waren Wallfahrten, das heißt Reisen zu sogenannten heiligen Stätten aus religiösen Gründen, des Glaubensbekenntnisses, der Erbauung, Buße, des Gebetes, der Danksagung wegen, schon in vorchristlicher Zeit üblich. Es gab das Pilgertum mit vielen Wunderheilungen, Votivgaben et cetera bei Heiden, Juden, auch bei den Arabern bereits in vorislamischer Ära. Im ganzen griechischen und römischen Kulturbereich, ja darüber hinaus, stand das Wallfahrten zur Zeit «Christi», als die Christen noch gar nicht ans Wallfahrten dachten, in voller Blüte. Und wie bei den Heiden, spielte auch dann bei den Christen das Verlangen nach Heilung eine Hauptrolle, was zahlreiche Mirakelberichte aus den ersten Jahrhunderten beweisen.

Das Wallfahrten hing eng mit dem Wahn zusammen, die Gottheit offenbare sich an bestimmten Plätzen lieber als an anderen, an dem Sammelpunkt «übernatürlicher» Kräfte, des «Numinosen», bei einem wundertätigen Kultbild, einer Reliquie oder sonst einem religionsgeschichtlich bedeutsamen Ort, bekannt durch das Wirken eines Religionsgründers, eines Heros, eines Heiligen. Ebenso spielte dabei der Glaube eine Rolle, die Gottheit werde da und da lieber verehrt, gewähre da und da Flehenden geneigteres Gehör für das Erlangen dringlicher oder geistiger Güter, befreie da bevorzugt aus leiblicher und seelischer Not – fixe Ideen, die auch dem Glauben an die Allgegenwart (eines allmächtigen) Gottes widerstreiten[3].

Auch in Prozessionen kamen die Frommen schon; bei den Juden zum Beispiel, doch ebenso bereits in altarabischer Zeit, dann wieder im Islam. Und auch am Wahllfahrtsort selbst waren Prozessionen bei Juden am Laubhüttenfest üblich, besonders häufig jedoch im Heidentum, mit Götterstatuen, mit anderen Kultsymbolen, weshalb sie die Christen als «pompa diaboli», als Prozessionen des Teufels und Ausdruck des Götzendienstes verwarfen,

jedenfalls jahrhundertelang. Dann hatten auch sie, mit den «wahren» Symbolen freilich, Prozessionen; statt Götter jetzt Heilige[4].

Heidentum, Judentum und Kelten kannten ferner die Festwallfahrt. Dabei strömten die Menschen von überall her zusammen, wie später wieder die Christen, deren Wallfahrtsorte wenigstens einmal im Jahr ihren großen Festtag haben. Ebenso kannten Heiden und Juden das Devotionspilgern, eine Wallfahrt aufgrund eines Gelübdes. Die Religion Jesu zwar bot dafür kaum Raum, so wenig wie für den Eid; ja, das Wort gegen das Schwören traf auch das Gelübde mit. Die Christen aber legten dann, wie schon die alttestamentlichen Juden, häufig Gelübde ab, und sie entfernten sich bei dieser Praxis weder von der jüdischen noch heidnischen. «Die Motive für die Gelübde bleiben die gleichen ... Ebensowenig tritt ein Wandel ein, was den Inhalt der Gelübde angeht ... Es ändert sich nur der Gelübdeadressat: Christus ..., die Trinität ... und vor allem die Märtyrer und andere Heilige» (Reallexikon für Antike und Christentum). Ungezählte Christen machten Gelübde, aber, wie eine alte Quelle weiß, «bei vielen dauert der Wille zum Gelübde nur so lange, wie er Kopfschmerzen hat». Freilich lassen Heilige, warnt Paulinus, Bischof von Nola, sich einen Gelübdebetrug nicht gefallen – ein Topos an fast allen heidnischen wie christlichen Pilgerstätten. Und wie der Heide ein Votum durch Darbringung eines Opfers erfüllt oder vollendet hat, so auch der Christ[5].

Votivgaben gab es in den frühesten Kulturen bei Natur- und Kulturvölkern, gab es an Wallfahrtsorten der Kelten und Germanen ebenso wie in Italien, Griechenland, Mesopotamien oder Ägypten. In Köln brachten die Heiden hölzerne Glieder als Weihegaben. In Süditalien fanden sich an der Mündung des Silarus in einer Hera-Wallfahrtsstätte viele Votive der Kurotrophos mit dem Kind. Die Asklepieia von Epidauros, Athen u. a. füllten zahlreiche Weihetafeln[6].

Die dona votiva, donaria machten die Tempel reich. Selbst für den Tempel der Juden in Jerusalem stifteten sie heidnische Herrscher, Augustus, Agrippa, Claudius. Und durch Votive vermehrten sich die Tempelschätze von Mesopotamien bis Rom. Das

Artemisheiligtum in Ephesus nannte Aristophanes das «ganz goldene Haus». Man brachte Weihegaben aller Arten dar: kostbare Gewänder, Stoffe, Gold, Silber, Götterfiguren, Kriegsbeute, Viehherden, am meisten aber Nachbildungen geheilter Glieder, man stiftete ganze Tempel. Diese donaria konnten einfach Gunstbezeigungen, sie konnten Ersatzopfer, Bitt- oder Dankvotive sein, Gaben für erwartete oder erlangte Hilfe. Und all das praktizierten die Christen weiter, bloß nicht mehr für die heidnischen Helfer jetzt und Götter, sondern für die Heiligen und Gott. «Es wechseln fast nur die Namen» (Weinreich). Katholisch gesagt: «Das Christentum blieb von früh an diesen Formen der Gottesehrung und des Gottvertrauens treu ...» (Prälat Sauer)[7]

Auch die Inkubation, das Schlafen an heiliger Stätte zur Erlangung göttlicher Träume, Verkündigungen, Visionen, stammt aus dem Heidentum. Die Inkubation, ursprünglich mit den Offenbarungsorten chthonischer Gottheiten verbunden, war besonders im griechischen Kulturraum verbreitet. Oft nach bestimmten Vorbereitungen, Enthaltung gewisser Speisen, auch des Beischlafs, legten sich Männer und Frauen getrennt in einen Kultraum und erwarteten das Erscheinen des Gottes in seiner, in anderer Gestalt. Erwarteten Traumoffenbarungen, Orakel, die dann meist amtierende Priester zu deuten hatten. Erwarteten nicht zuletzt Heilung, weshalb Inkubation vor allem von Kranken geübt worden ist; zumal in den Tempeln der Heilheroen und -götter, am meisten vielleicht in den Heiligtümern des Asklepios von Ägypten bis Griechenland und Rom; später in denen der hellenistisch-ägyptischen Gottheiten Isis und Sarapis, bei denen viele, die die Ärzte schon aufgegeben, Erhörung fanden. Doch waren diese Inkubationsstätten, wie dann die christlichen, auch Hospitäler[8].

Im Christentum flehte man bei der Inkubation (in Griechenland angeblich noch im 20. Jahrhundert praktiziert) statt der Heidengötter die Heiligen an: Thekla, Michael, Therapon, Kyros und Johannes, Kosmas und Damian – allerdings nicht nur um Hilfe für den Leib zu erlangen, sondern auch für die Seele, was die christliche Inkubation unterschieden haben soll von den paganen

Inkubationsorten und Hospitälern. In Wirklichkeit suchte man selbstverständlich auch für die Seele schon Hilfe im Heidentum. Ob manche Kirchenväter (Eusebius, Chrysostomos, Hieronymus, Kyrill von Alexandrien u. a.) die christliche Inkubation als Aberglauben bekämpften, ist nicht immer eindeutig und umstritten; die heidnische verdammten sie natürlich. In den Eliasthermen am Jordan wurden die Kranken abends durch eine Hintertür in den Baderaum gelassen. Doch hat Kaiser Justinian in schwerer Krankheit die Heiligen Kosmas und Damian zum Heilschlaf bestimmt nicht heimlich aufgesucht, ihre Kirche vielmehr erweitert und ausgeschmückt. Auch berichtet der Bischof Basilius von Seleukia ganz ungeniert und billigend über die Inkubation von Christen, und weit ausführlicher noch Sophronius, im 7. Jahrhundert Patriarch von Jerusalem[9].

Der Buddhismus kannte zunächst vier heilige Stätten, von denen Buddha prophezeite, man werde zu ihnen pilgern und wer dabei sterbe, im Himmel wiedergeboren: Lumbinī (Nepal), wo Buddha geboren, Bodhgayā, wo er erleuchtet wurde, Sārnāth, wo er zu predigen begann, und Kushinagara, wo er ins Nirvāṇa einging. Später kamen viele weitere Wallfahrtsorte dazu, Kōyasan etwa in Japan, Kandy auf Ceylon, wo man den Buddha-Zahn verehrte. Auch im Hinduismus (Hauptheiligtum Benares) gab und gibt es zahlreiche heilige Städte, pilgern die Sādhu von Wallfahrtsort zu Wallfahrtsort. Und im (allerdings erst nachchristlichen) Lamaismus, dem tibetischen Buddhismus, mit dem Kult- und Pilgerzentrum Lhasa, läuft das Volk – jeder vierte ist geistlichen Berufes! – auch scharenweise zu den Klöstern, Zentren des kultischen und wirtschaftlichen Lebens, huldigt den Reliquien, kauft Amulette, Götterbilder, setzt die Gebetsmühlen in Schwung. Gepilgert wird im Shintoismus, in der japanischen Ur- und Nationalreligion (kami no michi), die sogar ein erbliches, gleichfalls sehr geschäftstüchtiges Priestertum kannte, wobei einzelne Familien das Tempeleinkommen als Familieneinnahmen ansahen. Wallfahrten gab es bei Konfuzianern, den alten Ägyptern und nicht zuletzt im antiken Griechenland[10].

Asklepios, der Gott der «milden Hände», und Epidauros, das heidnische Lourdes

In der ägäisch-kretischen Religion übte man die wallfahrtsähnliche Verehrung von ländlichen «Kultschreinen», Bergheiligtümern, heiligen Grotten – teilweise noch im neugriechischen Volksglauben Wallfahrtsorte. Und etwa vom ausgehenden 5. Jahrhundert an begann Asklepios seinen Siegeszug. Er stellte alle andern Heilgottheiten in den Schatten, nicht nur für die klassische Zeit, für das ganze Altertum. Er wurde der bedeutendste, fast allein allgemein anerkannte Heilgott, ein milder, vergebender, beliebter Helfer, ein Heiland, der ursprünglich vielleicht ein Heilheros war, in dem man einen berühmten thessalischen Arzt heroisiert hatte (vgl. S. 243). Noch Pindar sah um 475 v. Chr. in Asklepios einen heroisierten Sterblichen – und die alte Welt verehrte in ihm einen Gott, der Mensch gewesen, verehrte ihn wohl gerade deshalb als den menschlichsten, den menschenfreundlichsten Gott, den Gott der «milden Hände», den Gott, «der mit seiner milden Hand Heilung bringt»[11].

Man vergötterte ihn als Wundertäter, der Lahme, Stumme, Blinde geheilt, auch Haare erzeugt, der Stürme gestillt hat und Tote auferweckt, der Kranke wieder gesunden ließ, aber auch seelische Gebrechen behob. Viele behaupteten, ihn gesehen zu haben und verbürgten sich für seine Taten. Zahlreiche Wunder des Asklepios, des Retters in allen Lebensnöten, der auch durch Handauflegen heilte, «Arzt» genannt wurde, der «wahre Arzt», «Herr» über die Krankheitsmächte, «Heiland», gingen in der Bibel auf Jesus über, nicht selten mit den frappierendsten Details. Asklepios, der Sohn eines Gottes, erleidet nicht nur den Tod als Strafe, sondern fährt auch in den Himmel auf. Kurz, Leben und literarische Motive in der Lebensgeschichte der beiden Gottheiten ähneln einander, und gerade die Wunderheilungen des Asklepios stimmen noch in Einzelheiten «in auffallender Weise mit den Wunderheilungen Jesu überein» (Croon)[12].

Die Christen konnten all dies nicht ganz leugnen; es war zu bekannt. «Wenn wir sagen», schreibt Justin, «daß Christus Krüp-

pel, Lahme und von Geburt an Kranke geheilt und Tote auferweckt habe, dann scheinen wir damit Dinge zu erzählen, die dem ähnlich sind, was man von Asklepios berichtet». Aber gerade die Analogien provozierten die Kirchenväter zu scharfen Attacken. Und natürlich fehlt da nicht die Behauptung, daß Asklepios ein gefährlicher Dämon sei, daß Christus ihn weit übertreffe[13].

Die Asklepieia verbreiteten sich über den ganzen Mittelmeerraum. Mehr als zweihundert Heilstätten des Gottes wurden durch die Forschung nachgewiesen, die sämtlich Wallfahrtsorte waren. Zu den größten gehörten Kos, Pergamon, Athen, Trikka, Lebena, Aigai in Kilikien, Rom. Ungezählte suchten in den Jahrhunderten um die «Zeitenwende» hier Heilung und Hilfe. Im Asklepieion von Athen fehlte unter den Votivgaben der Dankbaren – wie dann in so vielen katholischen Pilgerorten – kaum ein Körperglied. Aus den verschiedensten Materialien prangten da Hals, Ohr, Auge, Zahn, Hand, Fuß, Brust u. a. Zahlreiche Athener Weihereliefs aus dem 5. vorchristlichen Jahrhundert zeigen aber auch noch die milde, helfende Hand des Asklepios. Auf vielerlei Weise sollte eben das Vertrauen in den Heilgott wachsen und der Ruhm des Heiligtums dazu[14].

Die berühmteste Wallfahrtsstätte, der innerhalb des Kultes selbst freilich viele Konkurrentinnen erwuchsen, war Epidauros, eine Art Lourdes der Antike: romantisch im Nordosten des Peloponnes, neun Kilometer südwestlich der Stadt in einer weiten, quellenreichen Talmulde gelegen und in sechsstündiger Seefahrt von Athen aus zu erreichen. Der Kult setzte im 7. vorchristlichen Jahrhundert ein, wurde wahrscheinlich von Trikka in Thessalien aus nach Epidauros übertragen und begann im 5. Jahrhundert zu florieren. Er machte Epidauros weltbekannt und zog die Pilger aus allen Schichten, hauptsächlich zur Heilung in Traumorakeln und Wasserkuren, von weit her an: Einäugige, Blinde, Stumme, Gelähmte, Schwindsüchtige, Schußverletzte. Auch Leute, die wichtige Dinge verloren hatten. Und besonders häufig Frauen, die sich Kinder wünschten. (Auch andere Asklepiostempel waren in solchen Fällen gefragt sowie Delphi – und später wallfahrten Christinnen aus dem gleichen Grund zu den Kirchen.) Über eine

Gebührenordnung ist nichts bekannt; doch verstand man die Gebefreudigkeit «psychologisch klug zu nutzen» (Reallexikon für Antike und Christentum). Manche besuchten Epidauros sogar nur, um einfach dort zu beten. Außer dem künstlerisch bedeutenden Haupttheiligtum gab es noch Tempel anderer Gottheiten, vor allem der Artemis, Themis, Aphrodite, gab es so viele Altäre diverser Götter, daß sie – wie in Olympia – numeriert werden mußten. Und natürlich standen auch große Gebäude da für die Unterbringung der Pilger.

Viele blieben wochen- und monatelang, manche Jahre, wovon am meisten die Priester profitierten. Sie nahmen auch die Opfergaben an sich, von Geheilten außerdem Geld, Edelmetall, gelegentlich ganze Statuen aus Gold. Sie sorgten dafür, daß Gesundete, die der Gottheit den schuldigen Dank verweigerten, in Wunderaufzeichnungen mit neuer Krankheit geschlagen wurden. Sie sorgten für Berichte über Kranke, die erst auf dem Heimweg oder daheim durch den gütigen Asklepios genasen. Und offenbar verbreiteten auch die Priester den Glauben, daß mit der Größe der gelobten Gabe die Wahrscheinlichkeit der Heilung wachse. Im ausgehenden Altertum gab es in den Asklepios-Heilstätten vielleicht sogar eine Art Kurbetrieb mit regelrechten Taxen; wie überhaupt an manchen Wallfahrtsorten Ärzte und Asklepiospriester identisch waren[15].

Aus propagandistischen Gründen schrieb man in Epidauros schon im 4. Jahrhundert v. Chr., in der Zeit seiner ersten Hochblüte, wunderbare Heilungen auf Viereckstelen, die zum Teil erhalten sind, und die sich von entsprechenden Berichten christlicher Wallfahrtsorte nicht unterscheiden. Aufgrund solcher und anderer Inschriften in Epidauros sowie aus literarischen Quellen lassen sich dort zwischen 300 v. Chr. und 200 n. Chr. etwa 80 wunderbare Erhörungen nachweisen. In Wirklichkeit werden es viel mehr gewesen sein. Auch suchte man schon die Nichterhörung der Pilgerbitten zu begründen. Die christlichen Wallfahrtsorte standen dann vor demselben Problem und nannten als Ursache häufig die Sündhaftigkeit der Besucher[16].

Die genaue Abfolge des täglichen Gottesdienstes ist für Epi-

dauros nicht mehr festzustellen. Abgesehen davon, daß man, wie im Heidentum üblich, zu verschiedenen Gottheiten beten konnte, so erinnert manches an spätere christliche Riten, Zeremonien: die starke Verwendung des Lichts und der Lampen, der Gebrauch des Weihrauchs, besonders die Tagzeitenhymnen, feierliche Prozessionen zu Ehren des Apollon, des Asklepios, nicht zuletzt die Spenden. Im 3. und 4. nachchristlichen Jahrhundert nimmt die Häufigkeit der Dedikationen zunächst nicht ab, die Zahl der Pilger steigt eher noch, auch die Weihungen nehmen zu. Der Epidaurier, wie der Heilgott hier heißt, überflügelt nun selbst so berühmte Kulte wie die in Eleusis und Delphi[17].

Epidauros, bereits im 4. vorchristlichen Jahrhundert sehr reich, wurde im 1. von Sulla (S. 418), dann von Seeräubern geplündert und war um 400 n. Chr. zerstört. Die Christen mieden es lang. Erst Jahrhunderte danach begann dort der Kult zweier Heiligen zu florieren, der kaum zufällig an Asklepios und sein Wirken erinnert und kaum nur die alten äußeren Formen übernimmt. Zu unbekannter Zeit errichtete man dann eine fünfschiffige Basilika und machte sie schließlich zu einer Festung[18].

Sarapis, Isis und die Jungfrau Maria

Was Asklepios im Bereich der griechischen Kultur gewesen, war Sarapis in Ägypten. Mitte des 2. nachchristlichen Jahrhunderts werden dort immerhin 42 Tempel des – neben der Isis – populärsten ägyptischen Gottes genannt. In Alexandrien und Kanapos sind seine Heilstätten stark besucht. Und mit der Gottesverehrung verband sich die fortschreitende medizinische Wissenschaft – von der das Christentum bald wenig hält, ja, die es oft bekämpft. Wie Asklepios gilt Sarapis als Universalhelfer, pantheistischer Allgott. Es gibt auch eine Sarapis-Trinitätslehre: Isis, Sarapis, Horus. Sarapis trägt ferner – mit anderen Göttern und geschichtlichen Persönlichkeiten, den Seleukiden in Syrien, den Ptolemäern in Ägypten – die sakrale Titulatur «Heiland», wie

später der biblische Jesus. Auch geht man zum «Tisch des Herrn Sarapis», wie nachher zum «Tisch des Herrn». Sarapis kannte bereits Mönche, und es ist wohl der Erwähnung wert, daß Pachomius, der Gründer der ersten christlichen Klöster (S. 227 f), vorher Mönch des Sarapis war. In hellenistischer Zeit konnte Sarapis mit Asklepios verschmelzen, doch wurde sein Kult auch mit dem der Isis verbunden. In Korinth, Sparta, Patrai, Kopai in Böotien standen seine Tempel, drei allein (seit 220 v. Chr.) auf der Insel Delos, mehrere in Rom. Und mit Traumdeutung, Orakelauslegung etc. hatten seine Heiligtümer den gleichen Pilgerbetrieb wie die Asklepieen[19].

Ein bedeutendes antikes Wallfahrtszentrum war Ephesus, die Hauptstadt der Provinz Asien und ein Hauptsitz der heidnischen Muttergöttin. Denn hier, wo kleinasiatische Religiosität mit griechischer Frömmigkeit sich vermischte, kulminierte der Artemiskult, verschmolz die von Zeus mit ewiger Jungfräulichkeit begnadete Artemis Ephesia eng mit der Isis, der berühmtesten Göttin Ägyptens.

Die Religon der Isis kannte eine Offenbarung, heilige Schriften, eine Kirchenorganisation mit hierarchischer Gliederung und so viele Wunder, daß die Künstler dadurch reich geworden sind. Isisfeste gingen in den erst verhältnismäßig spät aufkommenden Marienkult ein. (Das navigium Isidis feiert man an der südfranzösischen Küste bis heute für Maria.) Isis aber, da und dort auch als Heilgottheit, Orakelspenderin bewährt, umwarb man auf der Nilinsel Philae mit Wallfahrt, Prozessionen, Weihegeschenken bis ins 6. Jahrhundert n. Chr. Lange vor Maria aus Nazareth verherrlichte man die göttliche Jungfrau Isis mit dem Gotteskind, die heidnische Madonna, die besonders Mädchen und Frauen anflehten, durch Litaneien, Andachten, Fasten, Exerzitien, pries sie als Allmutter, Schützerin des Lebens, Herrin der Natur, Helferin in Nöten der Geburt, als Segenspenderin «von der alles Gute kommt», als «liebe Herrin», «liebreiche Mutter», «Himmelskönigin», «Meereskönigin», «Retterin», «Unbefleckte», «sancta regina», «mater dolorosa», als «Mutter des Grünens und Blühens». Und nicht zufällig mußte Isis ihren Titel «Mutter Gottes» (mwt

ntr), den sie schon im alten Ägypten trug, nach langen dogmatischen Kämpfen 431 auf dem Konzil von Ephesus (II 172 ff) endgültig der Mutter Jesu überlassen, die nun geradezu an ihre Stelle tritt[20].

Wie in allen Wallfahrtsorten und Heilstätten der vorchristlichen Welt ereigneten sich auch in Ephesus «Wunder und Zeichen». Man fand Votivgaben, etwa 800 in der Nähe des alten Altars, Abbilder aller menschlichen Glieder, Dankesbezeugungen für jegliche «Erhörung». Es gab sogar ein Bankinstitut im Tempel – die größte Bank der Provinz – und offenbar eine eigene lokale Fabrik, die Weihegaben und Andenken zum Verkauf an die Pilger herstellte. Es gab ein ganzes Heer von Tempelangestellten, nicht nur die Händler, die Verkäufer von Talismanen, Amuletten, auch Opferdiener, Wächter, Musiker, Chorsänger, Magier, Wahrsager und natürlich den Klerus, die Hohepriesterin mit ihren Akoluthen, den «Bienen». Und wie heute noch die zahlreichen Lourdesgrotten in der katholischen Welt die Attraktion von Lourdes nicht schmälern, so schwächten auch nicht die vielen Filialgründungen, die der ephesinischen Göttin weithin erwuchsen, die Anziehung der Ephesia. Im Westen reichten ihre Heiligtümer bis nach Marseille, ja, nach Pausanias verehrte man sie überall auf Erden[21].

Wallfahrt im vorchristlichen Judentum

Auch im alten Israel blühte das Wallfahrtswesen.

Beliebte Pilgerziele waren Silo, Betel, Gilgal, Beerseba. Man betete und spendete, opferte Mehl, Wein, Rinder. Es kam häufig zu Freßgelagen und Trunkenheit (wie heute noch auf ungezählten katholischen Kirchweihfesten, wenn da auch nicht gerade in den Kirchen, aber gleich daneben). Zeitweise gab es, wie häufig an phönizischen und syrischen Pilgerstätten, sogar kultische Prostitution. «Ja, kommt her nach Bethel und treibt Sünde, und nach Gilgal, um noch viel mehr zu sündigen», eifert der Prophet Amos

und warnt: «Besucht nicht Bethel! Wallfahret nicht nach Gilgal! Und zieht nicht nach Beerseba». (Manche Bibeln gaben freilich Amos 2,7 wieder: «der Mann geht mit seinem Vater zum *üppigen Mahle*», wo statt dessen Mädchen, Dienerin stehen müßte und gewöhnlich auch steht.)[22]

Der Hauptwallfahrtsort war selbstverständlich das Zentralheiligtum Jerusalem, wo sich die jüdische Priestermacht ballte (vgl. I 100 ff, bes. 102 f).

Die Wallfahrt nach Jerusalem wurde für männliche Israeliten – bei Frauen stand es in deren Belieben – vom 13. Lebensjahr an lange Zeit obligatorisch. (Später machte der Islam auch die Wallfahrt nach Mekka, die berühmteste, rituell genau geregelte, zur Pflicht, meist damit verbunden die allerdings freiwillige nach Medina, zum Grab Mohammeds.) Bei weiter Entfernung mußten die Israeliten wenigstens einmal im Jahr zum Passa, Osterfest, erscheinen, bei näherem Wohnen außerdem noch zu Pfingsten, Laubhütten, sowie zum Versöhnungstag. Alle anderen Jahwetempel außerhalb Jerusalems erkannten die dortigen Priester nicht an. Darf es doch, schreibt Philon von Alexandrien, der jüdisch-hellenistische Philosoph, nur ein Heiligtum geben, «da es auch nur einen Gott gibt. Er hat auch denen, die zu Hause opfern wollen, dieses nicht gestattet, gebietet ihnen vielmehr, sich aufzumachen von den Enden der Erde her und dies Heiligtum aufzusuchen». Fast überall gipfelt Religion eben auch im Geschäft[23].

Wochenlang besserte man in Palästina, bevor sich die Hauptmasse der Pilger heranwälzte, die Wege aus, setzte die Brücken instand, öffnete die Brunnen. Erst recht richtete man in Jerusalem Straßen und Plätze her. Und strömten auch nicht, wie Flavius Josephus gewaltig übertreibend behauptet, 2 700 000 Juden zur Zeit Neros zum Passa herbei, darf man da doch, bei 55 000 Einwohnern, normal mit beträchtlich mehr als doppelt so vielen Pilgern rechnen. Sie kamen aus fast allen Provinzen des Oströmischen Reiches und niemand durfte mit leeren Händen erscheinen. Denn rückte man auch die Religion in den Mittelpunkt, kamen da täglich viele Tausende zu Wasser und zu Land aus allen

Himmelsrichtungen, wie Philon überliefert, um sich «in Frömmigkeit und Gottesverehrung unentbehrlicher Erholung» hinzugeben – der hohe Klerus kassierte: aus den vorgeschriebenen Spenden, aus manchen Opfern, aus Lizenzgebühren für das Errichten von Gewerbeständen sowie aus anderen Quellen. Er unterhielt Banken und zog noch die Räuber, einschließlich römischer Gouverneure, auf sich. Kaum zufällig wählte man die Tage der Festwallfahrten auch zur Liquidierung von Verbrechern[24].

Der Beginn der christlichen Jerusalem-Wallfahrt – von der «Kreuzerfindung» bis zum hochheiligen Vorhautkult

Die Christen dachten immerhin zwei, drei Jahrhunderte lang nicht daran zu wallfahrten. Schließlich hatte Jesus wieder nicht gerufen: Strömt nach Jerusalem, wenn ich tot bin! Bestaunt die Garderobe meiner seligen Mutter! Pilgert zu ihrer Milch, zu den Federn des Heiligen Geistes! Der Jesus der Bibel und gar der erst der historisch-kritischen Theologie hatte ganz anderes gelehrt (S. 71 f).

Noch im 2. Jahrhundert kümmerte sich offenbar niemand um die Stätten der biblischen Geschichten. Erst um die Mitte des nächsten suchte man sie auf, vereinzelt nur, ein regulärer Wallfahrtsbetrieb bestand nicht. Auch waren die ersten, die von außerhalb Palästinas zu den Orten der alttestamentlichen «Heilsereignisse» pilgerten und zu jenen, wo sich die Hauptgeschehnisse des Lebens Jesu «abgespielt» (Lexikon für Theologie und Kirche), ausschließlich Priester und Bischöfe, und zwar aus Kleinasien und Ägypten. Eigentliche Palästinapilger «gibt es erst seit dem 4. Jahrhundert» (Altaner/Stuiber). Und im ganzen 4. Jahrhundert herrschte die Wallfahrt nach Palästina auch vor[25].

Sie entwickelte sich im übrigen «als vollständiges Analogon zur vorchristlichen heidnischen Pilgerfahrt zu den Heroengräbern und der jüdischen zu den Weli's der Patriarchen, Propheten und

Könige». Daß sie zugleich, wie Kötting hinzufügt, «durchaus selbständig» aus bereits neutestamentlichen Gedanken sich entwickelte, ist nichts als apologetische Schaumschlägerei. Denn die Histörchen von den Kranken, die in der Apostelgeschichte Petri Schatten heilen sollte oder heilte oder auch die Schweißgarderobe des Paulus, das war im Prinzip so wenig neu wie die Pilgerei[26].

Die Motive werden vielfältig gewesen sein. Aber sicher herrschte das religiöse «Bedürfnis» vor, besonders der Wunsch eben, die «heiligen Stätten» zu sehen, sich zu überzeugen, sozusagen Beweise für die Wahrheit der Bibel, die Überlieferungstreue zu bekommen und den Glauben zu stärken.

Erstmals nachweislich erwähnt wird das Gebet eines Palästinapilgers an den Stätten der «Heilsereignisse» bei Kirchengeschichtsschreiber Euseb. Er berichtet, daß Bischof Alexander aus Kappadokien «auf göttliche Weisung hin ... nach Jerusalem reiste, um hier zu beten». Dies geschah um 212. Ein Jahrzehnt später wurde Alexander Bischof von Jerusalem, trat als Beschützer des «Ketzers» Origenes auf und starb 250 als Märtyrer[27].

Der eigentliche Pilgerstrom setzt erst im 4. Jahrhundert ein, als die Religionspolitik Konstantins den Weg dafür geebnet hatte. Vorher lassen sich nur Priester und Bischöfe als Jerusalem-Wallfahrer nachweisen. Nun kamen auch Laien, es kam vor allem der Westen hinzu, von dem in vorkonstantinischer Zeit Zeugnisse fehlen. Die meisten kirchengeschichtlichen Handbücher lassen die Jerusalem-Wallfahrt auch erst mit Konstantin beginnen. Doch von jetzt an wirkte Jerusalem «zu allen Jahrhunderten wie ein Magnet auf die christlichen Herzen» (Mader)[28].

Nun kommt es auf einmal zur Auffindung aller möglichen «Christus-Reliquien»: Marterwerkzeuge, Kleider und «sonstiger Sach-Reliquien Christi» (Lexikon der Ikonographie). Die Verehrung der Dornenkrone beginnt erst im 5., die der Lanze erst im 6. Jahrhundert. 614 wird die Lanzenspitze nach Konstantinopel gebracht und im 10. Jahrhundert folgt ihr der Lanzenschaft, Ende des 15. Jahrhunderts gelangt er unter Papst Innozenz VIII. nach Rom in St. Peter. Hl. Nägel sind noch im Domschatz zu Trier. Der Hl. Rock stellt sich dort um 1100 ein. Doch gibt es Neuauffin-

dungen von «Christus-Reliquien» bis ins 15. Jahrhundert! Und zu Beginn des 20. Jahrhunderts ist die Welt bereits mit weit mehr als zehntausend Schriften gesegnet über die in Palästina lokalisierten christlichen Traditionen[29].

Die eigentliche Wallfahrtsbewegung wurde, wenn nicht initiiert, so doch hoffähig vor allem durch die hl. Helena.

Die bedenkenlose Intrigantin, die mit Konstantins Vater erst länger im Konkubinat, dann in Bigamie gelebt (I 215), wird von modernen Katholiken zum reinsten Engel gemacht, zu einer «Christin aus Gnade und Glauben» (Hümmeler), «sehr schlicht und einfach, unermüdlich im Besuche der Gottesdienste, stets bereit in jeder Not zu helfen» (Schamoni), stets für die Gefangenen, die Verbannten, die in den Bergwerken Verurteilten tätig. Und so wird sie denn noch heute alljährlich gefeiert, noch heute angerufen zur Entdeckung von Diebstählen und gegen Blitzschlag. (In Rom beigesetzt – blicken wir kurz voraus –, kommt sie nach Konstantinopel, dann gelangt ihr prächtiger Porphyrsarg, offenbar leer, ins Vatikanische Museum. Ihr Haupt wird in der Benediktinerabtei Hautvillers [Altum Villare], später im Dom von Trier verehrt. Und auch durch all ihre Überreste, echt oder nicht, geschehen, die gelehrten Bollandisten verbürgen sich dafür, Wunder über Wunder, zwölf Blätter füllend und in zwölf Klassen eingeteilt, bis hin zu jener unerhörten Rettung des Grafen Astaldus, der in Otinus bei einem Sturz vom Pferd sich das Genick hätte brechen können, aber nach dem Stoßgebet «Heilige Helena, stehe mir bei!» es sich nicht brach.)

Gemeinsam mit dem hl. Makarius soll Helena die Auffindung von Jesu Kreuz (samt Nägeln) auf dem Kalvarienberg gelungen sein – eine der ungezählten faustdicken Lügen des Katholizismus, daher nun meist als Legende bezeichnet. *Bis tief ins 19. Jahrhundert aber gaben katholische Standardwerke die Sache als echt aus!* Ja, es kommt noch im 20. Jahrhundert vor, daß dieselben Bücher die «Kreuzauffindung» oder «Kreuzerfindung», wie es sinnigerweise auch heißt, als Tatsache hinstellen und als Legende zugleich[30].

Die Heilige (Fest 18. August) fand das Kreuz, als sie 326 zu den

«heiligen Stätten» wallfahrtete. Und der gleichfalls hl. Bischof von Jerusalem, Makarius I. (Fest 10. März), bezeugte die «Kreuzauffindung» oder «Kreuzerfindung»; als Fest am 3. Mai begangen. Ja, Helena fand, nach einer göttlichen Offenbarung, gleich alle drei Kreuze auf Golgatha und konnte das wahre durch eine Totenerweckung zuverlässig ermitteln. Die Leiche der christlichen Witwe Libania wurde nämlich vom hl. Makarius zunächst vergeblich mit zwei Kreuzen berührt, beim Kontakt mit dem dritten Kreuz aber «ward sie lebendig und pries voll Freude den Herrn» (Donin). Ein weiterer Ortsbischof, der nicht von ungefähr mit dem höchsten Titel der Catholica gebrandmarkte Kirchenlehrer Kyrill von Jerusalem (348–386; Fest 18. März) bezeugt gleichfalls das wahre Kreuz, das er allerdings, anders als die Legende, bei einer weiteren hl. Auffindung, der des Hl. Grabes, ans (trübe) Licht der Geschichte kommen läßt. Und bald verbreiten sich prominente Kirchenschriftsteller, -väter und -lehrer über die großartige Erfindung: Sokrates, Rufin, der hl. Ambrosius, der Bischof Paulinus von Nola. Und diese ungezählten Kreuzreliquien, die Frucht eines völlig erlogenen Gefasels, «haben in der Kirchengeschichte ... eine große Rolle gespielt» (Bertholet)[31].

Nach Kyrill von Jerusalem war nun die Welt bereits um 350 voller Kreuzpartikeln. Man verschickte – als besonderes Zeichen der Verehrung! – Splitter, größere und kleinere, an ungezählte Kirchen und Einzelpersonen. In allen Ländern gehen die vielen Heilig-Kreuz-Kirchen, zu denen man oft noch heute wallfahrtet, auf eine Partikel vom «echten» falschen Kreuz zurück. Manche Frommen trugen davon Kleinstportiönchen am Hals, wie die hl. Makrina. Man schickte Kreuzesteilchen nach Konstantinopel, Rom, an Leo I., Sulpicius Severus, an die hl. Königin Radegunde nach Poitiers, wo man den Splitter noch jetzt verehrt, nachdem schon im 6. Jahrhundert ihr (geistlicher) Freund Venantius Fortunatus, Bischof von Poitiers, den berühmten, im römischen Brevier gebrauchten Hymnus «Vexilla regis prodeunt» (Des Königs Fähnlein rücken vor) gedichtet hatte. Papst Gregor I. sandte Kreuzteile an die Langobardenkönigin Theo-

delinde und den Westgotenkönig Rekkared. Und sie, die Teile, wanderten mit ungezählten Pilgern in die entlegensten Orte der christlichen Welt[32].

Mit dieser bekanntesten Ausschüttung von Phylakterien, von «Pilgerandenken», war übrigens ein erster Schritt getan zu der eigentlichen Reliquienteilung, der Zerstückelung von Märtyrerleichen, auch wenn jener Vorgang, die Verteilung des Kreuzes, diesen, die Zerteilung von Toten, noch nicht ahnen läßt.

Obwohl es aber, wie gesagt, schon früh in aller Welt – und später immer mehr – Kreuzreliquien gab, nahm das Kreuz nicht ab! Die heute noch kursierenden Spreißel gibt man freilich nicht mehr als echt aus, behauptet aber, sie seien mit dem echten Kreuz in Berührung gebracht worden und darum gleichfalls voller übernatürlicher Kräfte. Die «Kreuzerfindung» war jedenfalls ein historisches Ereignis ersten Ranges; nicht nur weil sie der Wallfahrt nach Palästina einen ungeahnten Auftrieb gab, sondern auch weil man sonst gar nichts Greifbares von dem zum Vater Aufgefahrenen besaß. Erst viel später gelangte die Christenheit auch zu einem Teil seines (bei der Passion) vergossenen Blutes, ja, zu seiner Vorhaut in italienischen, französischen, belgischen, deutschen Städten, so daß ein regelrechter Vorhautkult entstand mit feierlichen Hochämtern zu Ehren der heiligen Vorhaut und sogar mit speziellen Präputiumkaplänen[33].

Blicken wir – nicht nur der Kuriosität halber – wieder kurz voraus. Denn mit all diesen hl. Vorhäuten Jesu wurde eine gewaltige Propaganda gemacht, wurde missioniert, wurde der Glauben gestärkt, die Macht vermehrt – und das Kapital.

Eine berühmte Vorhaut des Herrn war seit 1112 oder 1114 in Antwerpen. Und bezeichnenderweise zog sie dort ein, mit allem Pomp und aller Feierlichkeit, als gerade die «Ketzerei» Tanchelms grassierte, eines wahrscheinlich 1115 von einem Priester erschlagenen christlichen Rigoristen. Sinnigerweise in der «Frauenkirche» aufbewahrt, wirkte die Vorhaut bald ein Wunder, sah der Bischof von Cambray doch drei Blutstropfen von ihr fallen. So stand sie in höchstem Ansehen. Sie erhielt eine prächtige Kapelle, einen kunstvollen Marmoraltar in der Kathedrale und wurde in

feierlicher Prozession herumgeführt. Und obwohl sie beim Bildersturm 1566 angeblich verschwand, verehrte man sie noch im späten 18. Jahrhundert[34].

Nun bekam aber diese Vorhaut Christi in Antwerpen eine mächtige Konkurrenz durch die Vorhaut Christi in Rom, ja, sie wurde fast diskreditiert, als sich keine Geringere als die (1373 in Rom gestorbene) hl. Birgitta, die Nationalheilige Schwedens, entschieden für die Echtheit der römischen Vorhaut verbürgte, wobei sie selbst die hl. Muttergottes als Zeugin auftreten ließ. So sehr dies der Pilgerei nach Rom zugute kam, so abträglich war es der nach Antwerpen, wo jetzt der Klerus erklärte, zwar nicht die ganze Vorhaut zu besitzen, doch «ein beträchtliches Stück» davon (notandam portiunculam). Darauf kam auch die Wallfahrt nach Antwerpen wieder in Bewegung, zumal die Kanoniker von Unserer Lieben Frau (und der hochheiligen Vorhaut Jesu) deren Echtheit in einer längeren Denkschrift «erwiesen», teils aus der Tradition alter Urkunden, teils durch das «Blutwunder», das dem Bischof von Cambray widerfahren war, sowie durch weitere Wunder[35].

1426 gründete man in Antwerpen eine Bruderschaft «van der heiliger Besnidenissen ons liefs Heeren Jhesu Cristi in onser liever Vrouwen kercke t'Antwerpen». 24 der vornehmsten Priester und Laien gehörten ihr an, und Papst Eugen IV. (jener Heilige Vater, der verkleidet und unter Steinhageln aus Rom fliehen mußte und 1438 durch das Allgemeine Konzil von Basel für abgesetzt erklärt worden ist) stattete die Mitglieder der Hl. Vorhaut-Bruderschaft durch einen reichen Ablaß und bedeutende Privilegien aus, ohne übrigens die Echtheit des Antwerpeners Präputiums zu erklären. So dumm waren die Päpste nicht. Auch die hl. Vorhaut in Rom haben sie mit Ablässen ausgestattet: Sixtus V. 1585, Urban VIII. 1640, Innozenz X. 1647, Alexander VII. 1661, Benedikt XII. 1724 – und auch diese Päpste haben sich nicht für die Echtheit des römischen Stückes verbürgt. Aber reichen Segen konnten die Gläubigen daraus gewinnen. Und die Päpste auch[36].

Wie aus der «Kreuzerfindung» in Jerusalem. Sie soll Kaiser Konstantin veranlaßt haben, dort Kirchen bauen zu lassen.

Schrieb man doch Helena selbst ein Gotteshaus über Gethsemane zu, von ihr als immerhin 79jährige Pilgerin gegründet. Jedenfalls standen in der Stadt und in Palästina nun prächtige Christentempel. Außer Bischöfen und Priestern strömten allmählich immer mehr Mönche und Laien herbei. Und alsbald wußte man deren Bedürfnisse nach Erbauung und Stärkung ihres Glaubes bestens, ja, in umfassender Weise zu befriedigen. Sogar dem wachsenden Interesse an den «unbekannten» Ereignissen im Leben des Nazareners trug man Rechnung. Die «Erinnerungsgegenstände» aus seinem Leben wurden in den folgenden zweihundert Jahren «bis ins Ungemessene vermehrt» (Kötting). Und nicht viel anders verfuhr man mit der alttestamentlichen Tradition, zumal diese Christen und Juden in gleicher Weise betraf[37].

Zwar stand das hl. Kreuz, das «echte», das man vor der Verehrungswut der Frommen schützen mußte – ein Pilger soll davon beim Kuß einen Splitter herausgebissen haben –, während des 4. Jahrhunderts im Mittelpunkt der Liturgie und des allgemeinen Interesses; zwar kam es hier zu Heilungswundern, wie in den Tempeln des Asklepios und anderer Heidengötter, wurden anscheinend besonders Besessene kuriert (zitterten doch, nach dem hl. Hieronymus, nirgendwo so die Dämonen, da sie vor Christi Richterstuhl zu stehen meinten). Doch wußte man den aus allen Himmelsrichtungen, aus Mesopotamien, Syrien, Ägypten, der Thebais, herbeiströmenden Wallfahrern auch alle möglichen Schätze sonst zu zeigen, eine Fülle von alttestamentlichen Erinnerungsstätten wie von evangelischen Lokaltraditionen[38].

Begleiten wir einmal eine der berühmtesten Pilgerinnen der christlichen Antike etwas auf ihrer Wallfahrt durchs «Heilige Land».

DIE PILGERIN AETHERIA – IHRE «NAIVE ART ... UND LEICHTGLÄUBIGE EINFALT ... HAT ETWAS UNGEMEIN ANZIEHENDES UND GEWINNENDES» (BISCHOF AUGUST BLUDAU VON ERMLAND)

Man weiß nicht viel über sie selbst. Sogar ihr Name ist in der Gelehrtenwelt umstritten. Vermutlich war sie eine Verwandte des zeitweise fast allmächtigen Praefectus praetorio Orientis, des Galliers Flavius Rufinus, eines ebenso entschiedenen Christen wie widerlichen Scheusals (II 14 f), der 395, als Aetheria nach Palästina pilgerte, faktisch das Ostreich regierte. Also umdienerte und segnete sie die Klerisei, eilten selbst die unentwegtesten Anachoreten herbei, obwohl Aetheria allenfalls Vorsteherin eines Klosters, wenn nicht gar nur gewöhnliche Nonne war, die während ihrer fast vierjährigen Abwesenheit den Schwestern geziemend erbaulich ihre Reise geschildert hat[39].

Das Journal, schlicht, doch anschaulich auf der Rückkehr in Konstantinopel erstellt, wurde erst 1884 entdeckt und ist unvollständig. Außer dem Titel fehlen Anfang und Schluß sowie in der Mitte einige Blätter. Weder wird in dem erhaltenen Teil gesagt, wann diese ausführliche Epistel an die Nonnen ihres abendländischen Klosters geschrieben wurde, noch wohin. Mehrheitlich nimmt man als Abfassungszeit das ausgehende 4. Jahrhundert an und vermutet als Heimat der Pilgerin Südfrankreich oder Nordspanien. Jedenfalls hatte sie ihre große Orientreise nach der Sinaihalbinsel, Ägypten, Palästina, Mesopotamien und Kleinasien weder aus Studiengründen noch zum Vergnügen unternommen, sondern aus Frömmigkeit, «gratia religiosa», wie der Bischof von Edessa sagt – und das freut Bischöfe immer, ob sie in der Antike leben oder im 20. Jahrhundert. Für sie können die Gläubigen gar nicht (leicht)gläubig genug sein. Und so rühmt 1927 auch der Bischof von Ermland, August Bludau, in seinem Buch über Aetheria: «Die naive Art und Weise, mit der diese Reiseschilderung abgefaßt ist, die Treuherzigkeit und leichtgläubige Einfalt, die aus ihr spricht, hat etwas ungemein Anziehendes und Gewinnendes»[40].

Unsere Deo vota ist zwar durchaus bibelkundig und voller Wissensdrang, aber Skepsis kennt sie kaum. Zweifel an der Echtheit oder Identität des Gezeigten würden von ihr vermutlich schon als Sünde, wenn nicht als Krypto-Blasphemie empfunden worden sein. Allenfalls erlaubt sie sich ein behutsames «man sagt» (dicunt, dicuntur), das freilich immer noch eher andächtig als bedächtig klingt. Und das Äußerste, was sie sich an Einschränkung gestattet, dürfte der vorsichtige Satz sein, «wie wenigstens der heilige Bischof sagte». Zu jeder biblischen Legende will sie unerschrocken die entsprechende Örtlichkeit sehen – «ohne dadurch die ortskundigen Mönche jemals in Verlegenheit zu bringen. Die alte Zeit freute sich unbefangen der Dinge, die sie vorfand», meint Bischof Bludau von Ermland[41].

Wenn aber schon die keinesfalls ungebildete Frau vornehmer Abkunft sich so gut wie alles und jedes von den sie führenden Bischöfen, Priestern und Mönchen vormachen ließ, wie gläubig mag dann all dies erst von dem wallfahrenden Massen bestaunt und verehrt worden sein!

Aetheria sieht den Berg, auf dem Moses betete, während Josua die Amalekiter besiegte. Sie sieht den Stein, auf dem Moses die ersten Gesetzestafeln zerschmetterte, und auf dem Sinai die Grotte, worin er zum zweitenmal von Gott selber die Steinernen Tafeln empfing. Sie sieht den brennenden Dornbusch, wo Moses stand, und gewahrt deutlich, daß der Dornbusch «noch heute grünt und Triebe hervorbringt». Fromme Mönche, die jede in der Bibel bezeichnete Örtlichkeit kennen, offenbaren ihr, wo das Goldene Kalb gegossen wurde, wo Moses dem sakrilegischen Treiben der Kinder Israels zuschaute, die Stelle, wo er den Leviten befahl, die Götzendiener zu töten, wo man das Goldene Kalb verbrannte, es Manna regnete. Bischof August Bludau: «Die fromme Pilgerin freut sich innig dessen, was man ihr zeigt, und nur selten bricht durch ihren Bericht ein leiser Zweifel durch»[42].

In der Stadt Ramses zeigt ihr der heilige, ehrwürdige Bischof zwei große Standbilder des Moses und Aron, einst durch die Israeliten zu ihrem Ruhm errichtet; eine von den Patriarchen gesetzte Sykomore, die auch noch «dendros alethiae» (Baum der

Wahrheit) heißt und deren Zweige gegen Unpäßlichkeit helfen. Bei Livias sieht sie die Fundamente des Lagers, in dem man dreißig Tage lang Moses beweinte, auch die Stätten, wo er das Deuteronomium schrieb, wo er vor seinem Tod zum letztenmal sein Volk segnete. Man führt sie weiter zu einem köstlichen Wasser, aus dem er die Kinder Israel in der Wüste getränkt. Auf dem Berg Nebo zeigen ihr Mönche und der Bischof von Segor die Stelle, wo Moses Engel bestatteten: und dies, obwohl in der Bibel steht, «niemand kennt sein Grab» (Deut. 34,6)[43].

Die Salzsäule, zu der Lots armes Weib wurde am Toten Meer, von den meisten Palästinapilgern besucht, war allerdings nicht mehr zu sehn, «und darum kann ich euch über diese Sache nicht täuschen», bekennt Aetheria den Schwestern – trotz der Worte, wie sie betont, der «Heiligen Schrift». Doch war die ganz versalzene Frau Lot, so sagt wenigstens der Bischof von Sengor, erst seit einigen Jahren nicht mehr präsent. Nach Klemens von Rom, dem hl. Justin, dem hl. Irenäus stand sie zu ihrer Zeit noch, und August Bludau, der Bischof von Ermland, verweist in einer Fußnote auf die wissenschaftliche Arbeit M. Abels «in Rev. bibl. 1910, 217–233» über «die Wanderungen und Wandlungen, die ‹Lots Weib› im Laufe der Zeit erlebt hat». Und obwohl sie im ausgehenden 4. Jahrhundert durch Abwesenheit glänzte, steht sie im 6. Jahrhundert, so der Führer (520–530) des Archidiakons Theodosius, wieder da, mit zunehmendem Mond wachsend, mit abnehmendem sich vermindernd. Auch ein Pilger von Piacenza bezeugt um 570 ihre Existenz; sie hatte nicht einmal, wie er gehört, durch das Belecken der Tiere abgenommen – Wunder über Wunder[44]!

Dann besucht Aetheria, von Mönchen beredet, die Grabstätte Jobs von Hauran, eine «beschwerliche Reise von acht Tagesmärschen (per octo mansiones), wenn Mühe genannt werden darf, wo man seinen Wunsch in Erfüllung gehen sieht». Unterwegs schaut sie die Stadt des Königs Melchisedech, das Wasser, wo Johannes der Täufer gewirkt, das Tal, wo den Elias in den Tagen König Achabs die Raben speisten. Bei Jobs Grab endlich bittet sie, wie übrigens an allen besonders ehrwürdigen Stätten, den

Bischof um die Kommunion und empfängt auch seinen Segen. Überhaupt stehen an den meisten dieser hochberühmten Orte Kirchen, heilige Männer, wird jedesmal gebetet, gelegentlich gesegnet, oft ein passender Psalm, eine Danksagung gesprochen und stets die dazugehörige Perikope gelesen, der einschlägige Bibelpassus, sozusagen als authentischer Beleg. Und nie spricht die fromme Jungfrau über «profane Dinge» mit ihren heiligen Begleitern, sondern führt stets «gottselige Gespräche»[45].

O WUNDERBARES JERUSALEM!

Natürlich sah Aetheria auch Jerusalem, wo aber schon ein anderer, von der Forschung stark beachteter Palästinabesucher aus dem Westen, der sogenannte Pilger von Bordeaux, Anno Domini 333 bereits Erstaunliches vorfand. Zum Beispiel auf dem Sion – nach israelitischer Tradition der Nabel der Welt – inmitten der Ruinen des Kaiphaspalastes die Geißelsäule Christi. Ein wirklich unglaublicher Fund, und zwar selbst dann, wenn Jerusalem inzwischen nicht zweimal dem Erdboden gleichgemacht worden wäre: durch Titus im Jahr 70, wobei der Tempel zu einem Schutthaufen wurde und auf dem ganze Osthügel «keine Spur irgendwelcher Bauwerke» erhalten blieb (Cornfeld/Botterweck); und ein zweites Mal durch Hadrian 135 im Krieg gegen Bar-Kochba (I 112 ff, 115 f). Begreiflicherweise wurde die Geißelsäule, wie Aetheria meldet, besonders verehrt. Um so mehr als man schließlich darauf die wie in Wachs geprägten Spuren von den die Säule umklammernden Herrenhänden sah, ja, auch die Abdrücke des Kinns, der Nase, der Augen selbst, seines ganzen Gesichts. Kein Wunder, daß man das verkleinerte Abbild dieser Säule als Amulett um den Hals trug zur Abwehr aller Übel[46].

Die Sionskirche ward im Lauf der Zeit ein förmliches Reliquienarsenal. Im 5. und 6. Jahrhundert fand sich dort noch Jesu Dornenkrone ein, die Lanze, mit der man seine Seite durchbohrt, der Kelch, aus dem die Apostel nach seiner Himmelfahrt getrun-

ken, und sogar die Steine, mit denen das böse Volk den hl. Stephanus getötet, samt dem großen Stein, auf dem er dabei stand. Alles authentisch! Und bald präsentierte die Sionskirche so viele Schätze, daß sie ein weiterer, inzwischen vielbeachteter Jerusalembesucher, der (anonyme) Pilger von Piacenza (um 570), gar nicht mehr aufzählen kann. Auch berichtet dieser Christ, die Ärzte ließen in den Xenodochien der Stadt die Speisen in dem Tau zubereiten, der nachts auf die Sion-, die Grabeskirche und andere Christentempel fiel. Wer verstünde nicht, daß der Mann angesichts all des Unglaublichen sich stärken mußte und, wie die andren Wallfahrer, in der Sionskirche aus dem Schädel einer Märtyrerin Theodate trank[47].

Der Pilger von Bordeaux sah auch das Haus des Hohenpriesters Kaiphas; die Zinne des Tempels, wo der Teufel zu Jesus sprach: «Bist du Gottes Sohn, so wirf dich hinab . . .»; die Palme am Ölberg, die bei seinem Einzug in Jerusalem die Zweige lieferte. (Später bewahrte Verona, wir wissen es schon, die Reliquien des Palmesels auf – dessen Kot, dies wissen wir noch nicht, zum Reliquienschatz des Klosters Gräfrath bei Köln gehörte.) Der Pilger sah den Stein, wo Judas den Herrn verriet – aber zweihundert Jahre später, um 530, hatte sich der Stein, wie die Geißelsäule, verändert; denn nun drückten sich darin Jesu Schultern wieder ab wie in weichem Wachs.

Der Mann aus Bordeaux sah sogar den Eckstein, den die Bauleute verworfen hatten! Und am Ölberg den Fleck, wo Christus zum Himmel auffuhr. (Im Heiden- wie im Judentum waren Himmelfahrten bekannte Geschichten. Der hl. Justin, der oft renommiert, daß das Christentum so vieles besitze und lehre, was auch die Heiden schon besessen und gelehrt, zählt in einem ganzen Kapitelchen die zum Himmel aufgestiegenen Göttersöhne her. Hermes, Asklepios, Dionysos, Ledas Söhne, die Dioskuren, Danaes Sohn Perseus, den von Menschen abstammenden Bellerophon etc. und vergißt nicht hinzuzufügen, «daß derartige Dinge zu Nutz und Frommen der heranwachsenden Jugend aufgeschrieben sind . . .») Der Pilger von Bordeaux sah den Platz von Christi Himmelfahrt auf dem Ölberg. Später zeigte man diesen Platz auf

dem Berg Tabor in Galiläa! Nur konsequent. Denn auch im Neuen Testament fährt Jesus, laut Apostelgeschichte, vom Ölberg zum Himmel auf, laut Lukasevangelium in der Nähe von Bethanien. (Wie die Himmelfahrt, nach Lukas, ja auch noch am Tag der Auferstehung erfolgt, am Ostersonntagabend, in der Apostelgeschichte aber vierzig Tage später.)[48]

Zu all dem Wunderbaren gehört auch, daß der Verklärte «nach den zuverlässigen Überlieferungen» göttliche Fußspuren hinterließ. Das kannte man freilich schon aus der Herakles- und Dionysosreligion. Hieronymus, der mehr als alle das Wallfahrtfieber in den Köpfen seiner Leser im fernen Westen angefacht hat, Hieronymus, mit dem höchsten Titel seiner Kirche sowie als Patron ihrer theologischen Fakultäten geehrt und gleichzeitig einer der gewissenlosesten heiligen Verleumder, Dokumentenfälscher, geistigen Diebe, Intriganten, Denunzianten (I 169 ff, bes. 180), Hieronymus beteuert, man habe diese Fußspuren Jesu noch zu seiner Zeit, im 5. Jahrhundert, gesehn. Und Beda Venerabilis, der Ehrwürdige, ein derart nüchterner Geschichts- und Naturforscher, «daß man heute noch seine Werke über diese Wissensgebiete bewundert» (Kapuziner Salvator Maschek), bezeugt Christi Fußspuren noch im 8. Jahrhundert. (Nicht umsonst wurde Beda der «Lehrer des Mittelalters», ja, er lehrt uns noch heute, so der Erzbischof von Canterbury bei der Zwölfhundertjahrfeier des Heiligen 1934, «die Verbindung von Glauben und Wissen» – wie schon Bedas Fußspuren-Zeugnis beweist.) Ein um so eindrucksvolleres Wunder übrigens, als jeder Jerusalemwallfahrer sich eindeckte mit der Erde, die der Herr beim Rückflug zuletzt berührt hatte.

Es ging mit den Fußspuren also wie mit den Kreuzpartikeln[49]. Erde aus dem «Heiligen Land» war hochgeschätzt; auch ein Bericht von Augustinus bezeugt es. Herr Hesperius aus Hippo hatte nämlich etwas Erde vom Grab Christi erhalten und in seinem Schlafzimmer deponiert, um Schlimmes abzuwehren! Dann aber schien ihm (vermutlich seinem Bischof) dieser Platz zu wenig ehrerbietig: man vergrub die Erde mit Genehmigung des Oberhirten und baute ein Bethaus darüber. – In Jerusalem trugen die

Christen bald so viel Erde fort, daß man auf den Gedanken kam, der Ölberg müsse allmählich schrumpfen. In Wirklichkeit schrumpfte etwas anderes. Doch auf diesen Gedanken kamen die Christen nicht[50].

Nun gab es nicht nur dort, sondern weitum Wallfahrtsstätten, und ihrer wurden ständig mehr. Suchten die Frommen doch jede Bibelepisode in Palästina und Umgebung «örtlich zu fixieren, auch wenn keine alte Tradition vorlag, und die gläubige Phantasie des Volkes kam dem weit entgegen» (Kötting). Anders gesagt: wie in der «Heiligen Stadt», so schwindelte man auch im «Heiligen Land» und darum herum auf Teufel komm raus. Und natürlich viel weniger kraft der «Phantasie des Volkes» als kraft der des Klerus. Bischöfe, Priester und Mönche waren es doch, die häufig die Wallfahrer führten – und anführten; letzteres laufend[51].

WEITERE PALÄSTINENSISCHE PILGERATTRAKTIONEN

Eine große Sehenswürdigkeit war Bethlehem, der Geburtsort des Herrn, und das kostbarste Requisit dort die Krippe. In einer solchen lagen vor Jesus freilich schon andere göttliche Babys. Zeus etwa oder Hermes werden in der Krippe in Windeln liegend geschildert. Auch Dionysos, Lieblingsgott der antiken Welt und in einer Fülle von frappanten Zügen an das christliche Idol erinnernd, steckte zunächst in einem heiligen Korb (liknon). Die Krippe des Armen Menschensohnes war durch Pilgerspenden inzwischen reich mit Gold und Silber ausgestattet. Und nach immerhin einem halben Jahrtausend, im 6. Jahrhundert, konnte man in Bethlehem auch schon die Gebeine der von Herodes getöteten Unschuldigen Kinder bestaunen samt einem weiteren Schaustück, dem Tisch, an dem die hl. Muttergottes saß mit den Heiligen Drei Königen aus dem Morgenland – 1164 kommen ihre Reliquien in den Kölner Dom, den Hildesheimer Dom, nach Kloster Ottobeuren, 1238/39 nach Aachen ...[52]

Nazareth besuchten offenbar weder der Pilger von Bordeaux

noch Aetheria. Man kannte da kaum Sehenswertes. Doch um 570 sah der Pilger von Piacenza in Nazareth sogar den Balken in der Synagoge, der Jesus als Sitzbank gedient, ja, noch sein Abc. Und aus Mariens angeblichem Wohnhaus hatte man eine Kirche gemacht, die eine Fülle wunderwirkender Kleider der Gottesbraut barg[53].

Der Jordan, wo Johannes der Täufer getauft, wurde schon wegen seines «heilkräftigen» Wassers oft aufgesucht. Und derartiges Wasser spielte bald an vielen Wallfahrtsorten eine Rolle, die größte wohl beim hl. Menas (S. 317 ff), wo man es von ungezählten Schöpfstellen in alle Welt trug, jedenfalls soweit sie christlich gebildet war. Doch auch von Seleukia (S. 308 ff) und Ephesus holte man sich weithin das wunderkräftige Naß, nicht zuletzt von Thessalonike, von Nola, von Tours. Und auch in Palästina gab es «heilkräftiges» Wasser nicht nur am Jordan. Man besuchte mehrere Teiche in Jerusalem oder die Eliasthermen am See Genezareth, auch eine Quelle bei Emmaus, in der sich Jesus die Füße gewaschen, eine Quelle bei Bethlehem, aus der Maria auf der Flucht nach Ägypten getrunken – und alles zahlte sich buchstäblich aus.

Am Jordan beging man feierlich das Epiphaniefest, den Gedächtnistag der Taufe des Herrn, an dem immer viele Wunder geschahen. Die Taufstelle im Flußbett war durch ein Holzkreuz genau bezeichnet. Kaiser Anastasius ließ dort eine Kirche errichten. Und natürlich gab es hier auch mehrere Pilgerherbergen. Den Leib des durch Herodes getöteten Täufers verehrte man in Sebaste in Samaria, sein Haupt in Emesa; doch wollte man es auch in Damaskus besitzen, in Askalon und einen Teil in Amiens. Auch kennt man inzwischen 60 Finger von ihm. Bezeugt wurden bald einstimmig jede Menge Mirakel. Der hl. Hieronymus, der größte Gelehrte der Kirche in der Antike, berichtet ausführlich von dem Tumult, den die bösen Geister am Grab des Täufers inszenierten, weil sie aus den Besessenen nicht ausfahren wollten[54].

Für Dämonenaustreibungen, das heißt für die Behandlung psychisch Kranker, die man sich damals von bösen Geistern besessen dachte, hatte man spezielle Wallfahrtsstätten; vor allem das Grab

des Täufers in Sebaste, den Golgathafelsen, die Pilgerstätten Euchaita, Nola, Tours, wenngleich Epileptiker, Nerven-, Geisteskranke natürlich auch an anderen Orten Hilfe suchten. Im übrigen steht fest, daß man im Christentum seit dem 3. Jahrhundert geweihtes Wasser nicht nur zur Krankenbetreuung verwendete, sondern auch zur Abwehr der bösen Geister[55].

Selbstverständlich verehrte man außer Maria oder dem Täufer weitere Heilige in Palästina und förderte ihren Kult, u. a. Georg, Pelagia, Isicius, Victor, Hilarion, Jakobus, Simeon, Menas, Julian, Thekla, Kosmas, Damian, die 40 Märtyrer. Weil man aber von den frühen Märtyrern gewöhnlich gar keine Reliquien hatte, als diese sozusagen Mode wurden, in Schwang kamen, mußten solche Reliquien «erst wieder ‹gefunden› werden» (Kötting). Und da eigentliche Reliquien, ob echt oder nicht, nur wenige bekommen konnten, schuf man für die Massen Pilgerandenken, sogenannte Eulogien oder Hagiasmata, die es an jedem Wallfahrtsort der Antike gab[56].

Der Phantasie waren dabei kaum Grenzen gesetzt. Man wikkelte zum Beispiel um die «Geißelsäule» eine Schnur und trug die Schnur dann als «Phylakterion» – ein feineres Wort für Amulett –, als Anhängsel also gegen Zauberei oder zum Glückbringen. Solche schützenden und übelabwehrenden Mittel gab es im Christentum wie Sand am Meer. Und wie schon die Heiden Wiedergaben des Tempels mit heimbrachten, eines Götterbildes: aus Ephesus die Darstellung der Ephesia, von der Wallfahrt nach Delphi Apollofigürchen (auch Sulla und Plutarch trugen diese), aus syrischen Wallfahrtsorten Bleifigürchen der Atargatis oder Asche vom Opferaltar in Lebena, und all dies und mehr als Schutzmittel gebrauchten, als Phylakterion gegen Unheil unterwegs und im Haus, so nun eben auch die Christen. Vom Jordan sicherte man sich etwas Wasser (wie dann auch die Araber von Mekka das Wasser des Zamzambrunnens mitnahmen); man hielt Tücher in den Fluß, um sie später als Leichentücher zu gebrauchen, da sie Leichen offenbar besonders bekömmlich waren. Vom Berg Sinai trug man «Tau vom Himmel» heim oder auch «Manna»; und aus Caesarea sogar Spreißel vom vermeintlichen Bett des Kornelius[57].

Daß man diese «Pilgerandenken» im Heidentum angeblich ganz anders verstand, daß die Kirche ihre neuen «Segensmittel» aus der Verbindung mit magischen Praktiken löste, indem der Christ nicht mehr, wie der Heide, vom Bild selbst Hilfe erwartete, auch nicht von Göttern, sondern von der Gottheit, von Gott, dieser Unterschied ist so weltumwälzend nicht, wie man uns einreden möchte – ganz beiseite, daß ja auch das Heidentum damals diese Bilder gar nicht mehr mit den Göttern identifiziert, sondern schon symbolisch verstanden hatte (I 186 ff, bes. 188).

Neben den neutestamentlichen Attraktivitäten – längst nicht alle, die bereits eine Rolle spielten, wurden genannt – gab es natürlich eine Fülle von Erinnerungsstätten und -stücken auch aus der vorchristlichen jüdischen Zeit. Ja, die alttestamentliche Tradition wurde von den christlichen Wallfahrern zunächst noch viel stärker erlebt. Und sie überwog auch die neutestamentliche zumindest im frühen 4. Jahrhundert in ganz Palästina gewaltig[58].

Vom Grab Abrahams bis zum Misthaufen Jobs

Der Pilger von Bordeaux besucht 333 noch viel mehr alttestamentlich-jüdische Lokaltraditionen als neutestamentliche, und er sieht buchstäblich wieder das Unglaublichste. Plötzlich kannte man, nahe Bethlehem, «dem Geburtsort des Herrn Jesus Christus», die Gräber von Ezechiel, Jesse, David, Salomon und anderer, wobei über jedem der Name «in hebräischen Buchstaben» stand. Ja, man zeigte jetzt sogar bei Hebron das Grab Abrahams, dessen Lebenszeit, wenn er gelebt hat, etwa in das ausgehende 3. Jahrtausend v. Chr. fällt. (Das Neue Testament rechnet von Abraham bis Jesus 42 Generationen bei Matthäus, bei Lukas 56. Und die beiden Stammbäume Jesu von Joseph – angeblich ja gar nicht sein Vater! – bis David, immerhin ein rundes Jahrtausend, haben zwei Namen gemeinsam!) Laut Bibel starb Abraham, von dem, «theologisch» gesehen, ganz Israel abstammt, in dem «guten Alter» von «hundertfünfundsiebzig Jah-

ren». Das Zeugnis palästinensischer Gräber zeigt allerdings, daß in der Zeit «Abrahams» die Lebensdauer in der Regel nicht über fünfzig Jahre betrug. Und natürlich kannte man das auch von Kirchenlehrern wie Basilius, Ambrosius, Hieronymus bezeugte Grab Abrahams, wenn es ihn denn und es je gegeben hat, 333 n. Chr., fast zweieinhalb Jahrtausende später, so wenig wie die Gräber von Isaak, Jakob, Sara, Rebecca und Lea, die unser Pilger ebenfalls ergriffen bestaunen durfte[59].

Der Mann aus Bordeaux besichtigte auch die berühmte Terebinthe bei Bethsor, unter der Erzvater Abraham mit Engeln beredet, gespeist hatte, schon in vorchristlicher Zeit ein vielbesuchter Wallfahrtsort. Kaiser Konstantin versäumte nicht, diese ehr- und denkwürdige Stätte, wie so viele andere, mit einer Basilika zu schmücken. Und nun strömte es weiter herbei, Juden, Heiden, Christen, man betete zu Gott oder rief die Engel an, man opferte Wein, Weihrauch, Ochsen, Schafe, Böcke, Hähne. «Ein jeder Festpilger bringt sein Liebstes(!), das er schon das ganze Jahr hindurch gepflegt hat, um es als Votivgabe für sich und die Seinen zu opfern. Alle enthalten sich während des Festes von ihren Frauen ...» (Sozomenos)[60]

Der Pilger von Bordeaux bewunderte bei Bethar die Stelle, wo Jakob mit dem Engel gerungen, bei Sichar die von Jakob gepflanzten Platanen, bei Sichem das Grab des Joseph, in Betanien «das Grab des Lazarus, in das man Lazarus gelegt hatte und aus dem er wieder auferweckt wurde». In Jericho bestaunte er «die Sykomore des Zachäus», auf die dieser reiche jüdische Oberzöllner stieg, um Jesus zu sehen. Bei Jericho fesselte den Gallier eine Quelle, die ursprünglich Frauen unfruchtbar gemacht, sobald der Prophet Elisäus aber Salz hineingestreut hatte, Kindersegen bewirkte. Eine Quelle mit derselben Effizienz konnte unser Pilgersmann bei Caesarea besichtigen. Man zeigte ihm ferner den Ort, wo David gegen Goliath gekämpft, den Hügel, von dem aus Elias in den Himmel gefahren und viel Wunderbares mehr[61].

Eine besondere Anziehungskraft für die Christen besaß der Misthaufen Jobs. Er war das Ziel, wie Kirchenlehrer Johannes Chrysostomos versichert, eines «von den Enden der Erde nach

Arabien sich bewegenden Wallfahrtsverkehrs, weil der Anblick des Mistes Jobs ... Weisheit mehret und zur Tugend der Geduld ermuntert». Das Grab des Job sah der Pilger aus Bordeaux bei Bethlehem, die Pilgerin Aetheria sah es in Carneas im Ostjordanland[62].

In Jerusalem endlich zeigte man den Palast Salomos mit einem Zimmer, worin der König einst die «Weisheit» schrieb (S. 52 f). Der Altar des salomonischen Tempels trug noch die Blutreste des getöteten Zacharias samt den wieder wie in Wachs eingedrückten Nagelspuren der mordenden Soldaten. Besonders bestaunte man auch die vielen heilkräftigen Quellen, deren eine sogar an jedem siebten Tag, am Tag des Herrn, ruhte. Und überall gab es Schöpfstellen für die wunderwirkenden Wasser[63].

Der hl. Hieronymus hatte, als er sich um 395 nach Bethlehem zurückgezogen, immerhin Glaubenskraft, Einsicht, Zynismus oder was immer genug, um dem aus Bordeaux stammenden Bischof Paulinus zu schreiben: «Denke nicht, es fehlte Deinem Glauben etwas, nur weil Du Jerusalem noch nicht besucht hast!»[64]

Nun grassierte das Pilgern aber allmählich überall in der christlichen Welt. Und eine ganz neue alte Dimension erreichte es in Syrien durch die Wallfahrt zu noch lebenden Menschen.

Auf dem Weg zum Gipfel: von den «Maulwurfsheiligen» zu den «Stehern»

Auch die Wallfahrt zu noch lebenden Personen geschah in Nachahmung paganer Sitten. Überall im Römischen Reich zogen von «Gott» Besessene, Prediger und Wundertäter, zogen Weise, Seher, Heilsverkünder, Mystagogen, Inspirierte die Menge an. Und diese lebenden «divi», Begnadete, die man sich voll von Gottes Geist und Kraft dachte, die man als Gottgesandte ansah, setzten ganze Scharen in Bewegung. Denn zur Zeit des Hellenismus, des religiösen Synkretismus, liebten die Volksmassen die «nahen» Göt-

ter, die «nahen» Helfer, sie besuchten, bestaunten sie; die «divi» traten sozusagen an die Stelle der Philosophen und Dichter der klassischen Zeit[65].

Zu den berühmtesten dieser Heiden zählt ein Zeitgenosse Jesu, Apollonios von Tyana, dessen von Philostratos aufgezeichnete Vita so viele und frappierende Parallelen zum biblischen Jesusbild bietet, daß man sie streckenweise beinah wie einen Evangelientext liest. Und ein eher noch dubioserer Vertreter dieser göttlichen Zunft ist Peregrinus Proteus, ein Kyniker, der sich 167 n. Chr. in einer spektakulären Schau zu Olympia vor vielen Gaffern selbst verbrennt, und zuvor, als er im Gefängnis sitzt, zum Christentum sich bekennt – laut Lukian bloß, um reiche Liebesgaben einzuheimsen[66].

Nach den Apologeten besteht freilich ein großer Unterschied zwischen der Wallfahrt zu lebenden Heiden und der zu lebenden Christen, ein großer Unterschied überhaupt zwischen jeder heidnischen und christlichen Wallfahrt. Zwar äußerlich konzediert man die frappante Ähnlichkeit, ja, Gleichheit der Formen. Doch der heidnische Helfer wirke aus sich, der christliche durch Gott, jener sei Quelle, dieser Werkzeug, die eine Hilfe magisch beeinflußt, theurgische Praktik, die andere echt und wirklich religiös. Christus selbst freilich sei Quelle, wie der heidnische Heros: doch Christus «hier eine Ausnahme, er ist nicht mit anderen zu vergleichen» (Kötting)[67].

Nun, das kennen wir (S. 195 ff) und können derartig Spitzfindiges, pfäffisch Unwahres, können pseudogelehrte Differenzierungen, die im Grunde nichts als plumpe, seit Jahrhunderten gepredigte Täuschungen sind, auf sich beruhen lassen. Es geht in jedem Fall auf der einen Seite um Sehnsucht nach Hilfe, Befriedigung der Neugier, Mirakelglauben; auf der anderen um die renommistische Exzentrik der Schausteller sowie um das Bestreben, aus dem Elend, der Verdummung Kapital zu schlagen; kurz, es geht jedesmal um menschliche Not, Wundersucht und Geschäft.

Wir sahen bereits, welch große Anziehungskraft die Asketen hatten (S. 216 ff). Zwar wollten viele gar nicht Objekte frommer

Schaulust sein. Sie verkrochen sich beim Nahen eines Zweibeiners wie Wild in der Höhle, verschwanden in der Erde gleich Maulwürfen, so daß man auch von «Maulwurfsheiligen» gesprochen hat. Viele flohen noch «den Geruch der Menschen». Und manche Kasteiung war auch gar nicht für Bewunderer geschaffen, die gewisser Reklusen etwa oder der Weidenden (S. 345 ff).

Andere Asketen aber liebten die «Publizität», umgaben sich haufenweise mit Schülern; der hl. Apollonius, wie Kirchenschriftsteller Rufin bezeugt, mit mehr als fünfhundert. Wieder andere glichen eher Exhibitionisten der extremsten Art. Zwar verhüllten sie ihr «Unkeuschestes», sei es durch lange Haare, lange Bärte, durch Blätter oder sei es auch bloß indem sie schnell die Beine zusammenzwickten. Doch sonst stellten sie ihr Heldentum, ihr heroisches Sich-Aufopfern im Dienst des sacro egoismo, zur Erlangung des Himmelreiches, stellten sie ihre Kasteiungen und alle Sorten denkbarer Verrücktheiten bedenkenlos zur Schau. Dann spielte sich in diesen Wüsteneien «ein beispielloses Theater ab, ein Theater, in dem jeder den Eindruck erweckt, voll Eifer und peinlicher Genauigkeit eine ewige Rolle zu spielen», und dies derart, daß es sehr schwer, wenn nicht unmöglich wäre, da die «wahren Narren von den vorgeblichen, die wahren Heiligen von den falschen zu unterscheiden ...» (Lacarrière)[68].

All dieser christliche Schwachsinn in den Wüsten Ägyptens, Arabiens, Syriens machte die Gläubigen neugierig. Ein «zweites Heiliges Land» (Raymond Ruyer) war entstanden, quasi kommunistische Gemeinschaften und Exzentriker jeder Art, und so setzte auch dorthin die Pilgerschaft ein, zumal das Pharaonenland für viele nur ein Abstecher auf ihrer Wallfahrt ins «Heilige Land» war. Seit der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts suchen bereits Ungezählte, aus welchen Motiven immer, da die bekanntesten Anachoreten, dort die wichtigsten Mönchszentren, die Klöster auf, in Pispir, Kolzim, Arsinoë, Oxyrhynchos, Aphroditopolis, Babylon, Memphis u. a. Sogenannte einfache Menschen kamen und «Leute von Welt», Adlige, Würdenträger des Reiches, vermögende Damen, wie die reiche Hieronymus-Freundin Paula. Auch die Pilgerin Aetheria war darunter und nachmals illustre

Figuren der Kirchengeschichte aus dem Osten und Westen, Palladius, Johannes, Cassian oder Rufinus von Aquileja (I 172 ff). Und selbstverständlich sorgten wieder große Herbergen bei den Klöstern für einen längeren Pilgeraufenthalt[69].

Zu den diversen Gattungen asketischer Verrücktheit und theatralischen Kasteiens gehörten die sogenannten Steher. Und diese Gattung, die ja inmitten und vor aller Welt auftrat, lenkte auch deren Auge auf sich, zog die Gaffer, die Wallfahrer an, die die Bravouren jener bewunderten, die stunden-, tagelang wie Pfähle unbeweglich aufrecht standen, bei jedem Wetter, in prallster Sonne, strömendem Regen, die Arme gekreuzt oder zum göttlichen Vater erhoben, schweigend, betend, singend. Der hl. Jakobus, nachmals Bischof von Nisibis und Lehrer des hl. Judenfeindes Ephräm, hatte «nur den Himmel zu seiner Bedeckung» und übte die «stasis» so selbstvergessen, daß er einst gänzlich vom Schnee begraben wurde, ohne es angeblich zu merken. Und noch heute feiern die Griechen sein Fest am 13. Januar oder 31. Oktober, die Katholiken am 15. Juli, die Syrer am 12. Mai, die Maroniten und Kopten am 13. Januar, die Armenier am 15. Dezember. Ein Kollege des gefeierten Stehers, Johannes von Sardes, hält sich nachts, während er schläft, durch ein Seil unter den Achselhöhlen aufrecht. Die hl. Domnina, gleichfalls Steherin von Beruf und «den Augen aller Welt» ausgesetzt, «spricht nie», berichtet Kirchenvater Theodoret, «ohne Tränen zu vergießen, was ich aus Erfahrung weiß, denn oft nahm sie meine Hand und führte sie an ihre Augen und benetzte sie so, daß sie ganz naß wurde»[70].

Doch hat selbst diese Schwachsinnigen ein Kasteiungs- und Zurschaustellungswahn in den Schatten gestellt, der ihren eigenen gleichsam auf höherer, um nicht zu sagen höchster Ebene fortsetzte, der buchstäblich den Gipfel asketischer Bravouren bildet, die Praxis der Styliten (von stylos, Säule).

Näher, mein Gott, zu dir ...

Die Styliten oder Säulenheiligen – die eine ausgesprochene Pilgerbewegung bewirkten, die nicht einmal nach ihrem Tod endete, sondern am Ort ihres ebenso ambitionierten wie schwachköpfigen und eben darum so aufsehenerregenden Spleens florierte – standen auf Säulen aus Stein oder Holz, und natürlich nur, um sich von der Erde, den Menschen zu entfernen. Nicht zufällig begann dieser zumindest äußerliche Höhepunkt christlicher Absurditäten in Syrien, wo schon die Heiden glaubten, ein Mensch könne desto besser mit den Göttern sprechen, je höher er stehe[71].

Dementsprechend hatte das christliche Stylitentum Syriens dort schon einen Vorläufer im Kult der syrischen Göttin Atargatis, der auch sonst bemerkenswerte Parallelen zum Christentum bietet. Vor allem genossen die syrischen Priester die Gottheit beim Essen von Fischen, die der Fisch-Göttin Atargatis heilig waren, von der ein Tempel in Karnion stand, westlich des Sees Genezareth. Atargatiskult und Fischverehrung gab es also in nächster Nähe des Urchristentums. Und kaum zufällig wurde der Fisch, Sinnbild weitverbreiteter heidnischer Fischmysterien, das Symbol des heiligsten Geheimnisses der Christenheit, der Eucharistie – nun «das wahre Fischmysterium», «der eine reine Fisch» – wurde der Fisch als Kultsymbol zuerst durch die Christen Syriens übernommen und das griechische Wort für Fisch, ichthys, bildete ein Anagramm für den Namen «Jesus Christus, Gottes Sohn, Heiland»[72].

Einen seinerzeit in Syrien gefeierten Ritus zu Ehren der Göttin Atargatis überliefert Lukian von Samosata (um 120–180 n. Chr.), der große syrische Spötter, der Kultpraktiken, Mythologie, Aberglauben bekämpfende Voltaire des 2. Jahrhunderts. In seiner Schrift «De dea Syria» erzählt er von einem Brauch, bei dem ein Zelebrant jährlich zweimal einen zweiundfünfzig Meter hohen, im Vorhof des Tempels stehenden Phallus aus Stein besteigen und jeweils eine Woche oben bleiben mußte. Die Pilger legten dann Münzen aus Erz, Silber und Gold am Fuß des Phallus nieder. Denn die Menge glaubt, schreibt Lukian, «daß dieser Mensch von

seinem erhöhten Ort aus mit den Göttern spricht, sie für ganz Syrien um Fruchtbarkeit bittet, und daß die Götter sein Gebet aus größerer Nähe hören». Fast wörtlich gleich charakterisieren dann die Kirchenväter Theodoret von Kyros und Euagrios Scholastikos den Sinn der Askese des christlichen Säulenstehers Simeon[73].

Simeon Stylites der Ältere, um 390 bei Nikopolis geboren, beginnt seine Laufbahn gleich so vielen christlichen Größen als Viehhüter. Im Kloster von Teleda büßt er ein Jahrzehnt so überspannt, daß ihn die Mönche nicht mehr ertragen und seinen Abschied verlangen. Nun singt er erst fünf Tage in einem ausgetrockneten Brunnen «das Lob Gottes». Dann läßt er sich, gegen 412, nördlich von Antiochien, während der Fastenzeit einmauern, insgesamt 28mal, ohne jede Nahrung. Darauf hängt er dort angeschmiedet an einem Felsen und betrachtet «mit den Augen des Glaubens und des Geistes die Dinge, die oben im Himmel sind»; ein so nützliches Tun, daß sich Scharen von zu Hause losreißen und – nicht minder nützlich, gewiß – zu Simeon pilgern. Selbst Heiden bringen ihm angeblich Geschenke. Doch die Frommen wollen ihn berühren, Fetzen seiner Kleidung, nur ein Härchen seines Fellgewands ergattern. Also steigt er, auch um sich «spirituell» zu erheben, dem Himmel näher zu sein, auf eine Säule und wird zum Begründer des (christlichen) Stylitentums[74].

Erst nähert sich Simeon dem Allerhöchsten nur um einen, dann um fünf, sechs, um elf Meter – aber die Tradition schwankt, wie hier wohl so vieles. Zuletzt steht er zwanzig oder fünfundzwanzig Meter hoch, ungefähr dreißig Jahre lang, «denn das Verlangen, das er trug, sich zum Himmel zu erheben, bewirkte, daß er sich immer weiter von der Erde entfernte». Dabei ist er jedem Sturm, jeder Sonne ausgesetzt (erst später haben manche Styliten eine Hütte, ein Dach auf ihrer Säule). Schreiben konnte der Heilige kaum, war aber zungenfertig genug, um zweimal täglich den Pilgern zu predigen und sie jederzeit, stritten sie seinetwegen, «Hunde» zu schimpfen. An hohen Festtagen streckte er während der ganzen Nacht die Arme zu Gott empor, nach einer anderen Quelle auch in allen übrigen Nächten, «ohne auch nur jemals die Lider zu schließen». Er stand dabei aufrecht oder verneigte sich

zum Gebet bis zu den Zehen, «denn, da er nur einmal in der Woche ißt, ist sein Bauch so flach, daß es ihm keinerlei Mühe macht, sich zu bücken». Bischof Theodoret berichtet auch, diese «Anbetungen» Simeons seien so zahlreich gewesen, daß viele sie mitzählten. Einer seiner Begleiter habe eines Tages bis zu 1244 «Anbetungen» gezählt, worauf der Zähler aber ermüdete und aufgab[75].

Der Berühmte erwog auch, sein Leben auf bloß einem Bein stehend zu verbringen. Dabei hatte «der Leuchter der christlichen Welt» (Kyrill von Scythopolis) ohnedies versteifte, von Wunden und Geschwüren volle Glieder, die schnell in Fäulnis übergingen. In einem Winter, behauptet zumindest Simeon-Schüler Antonius, Verfasser einer phantastischen Vita des Meisters, verfaulte dessen Schenkel so, «daß eine Anzahl Würmer herauskroch, die von seinem Leib auf seine Füße fielen, von seinen Füßen auf die Säule und von der Säule auf die Erde, wo ein junger Mann namens Antonius, der ihm diente und all dies gesehen und aufgeschrieben hat, auf seinen Befehl die heruntergefallenen Würmer auflas und sie ihm nach oben zurückgab, wo Symeon sie wieder auf seine Wunde setzte und sagte: ‹Eßt doch, was Gott euch gegeben hat›»[76].

Sage einer, das Christentum sei nicht tierfreundlich!

Obwohl quicklebendig, galt Simeon schon als Märtyrer. Ja, er überragte als Lebender die verstorbenen Heiligen, war für viele Zeitgenossen beinah bedeutender als Petrus und Paulus, übertrumpfte, nach ihrer Meinung, im Fasten Moses, Elias, sogar Jesus. Simeon heilte nicht durch Fetzen seiner Kleidung, durch Speichel, nein, sein bloßes Gebet bewirkte noch in fernsten Gegenden Wunder. Man riß Haare seines Felles aus, nahm Linsen seiner Mahlzeit, Erde seines Standorts mit. Und schließlich gab es alles sozusagen gebrauchsfertig verpackt, Eulogien, Naturkost, gesundmachendes Öl, gesegneten Staub, «Gnadenstaub»; erst mit einem Kreuz gestempelt, dann mit Simeons Konterfei, zuletzt ganze kleine Figuren von ihm[77].

Staub war überhaupt ein «ganz natürliches Segensmittel», nichts billiger, nichts näherliegend; dabei kostbar «wie Edel-

stein»: besonders heilkräftig bei Magen- und Darmerkrankungen. In kleinen Kapseln trug man ihn fort, nicht nur als Medikament, auch als Phylakterion gebraucht und begehrt – nirgendwo mehr als in Tours; doch auch in Euchaita etwa oder eben bei Simeon, wo die Pilger damit zwar keine neue Ära der Medizin, aber «eine neue Ära der Wallfahrten und der Volksfrömmigkeit eingeleitet haben» (Kötting). Später nahm man auch Staub von der Säule mit, die dadurch im Mittelalter, ein Verlust für die Kulturwelt, ganz abgeschabt wurde[78].

So blühte die allein wahre Religion. Haufen von Christen strömten aus allen Himmelsrichtungen herbei. Auch viele Frauen kamen, nicht wenige offenbar, weil ihnen Gott Nachkommenschaft versagte. Andere pilgerten deshalb zum hl. Menas oder nach Menuthis oder, wie die Partherkönigin Sira, zum hl. Sergios nach Rusafa. Die Heidinnen bevorzugten in solchen Fällen besonders Delphi und die Tempel des Asklepios (S. 272 ff). Bei Simeon wurden Frauen freilich benachteiligt, wie fast immer und überall in der langen Geschichte des Christentums. Frauen war der Zutritt in die nächste Umgebung des Heiligen verboten. Sie mußten außerhalb der «Mandra» bleiben und durften nur durch Mittler ihre Wünsche vorbringen lassen. Sogar seiner eigenen Mutter soll Simeon den Eintritt in die Umfriedung verweigert, ja, sie zeitlebens aus asketischen Gründen nicht angeblickt haben – tota mulier sexus (die Frau ist ganz und gar Geschlecht), eine alte christliche Weisheit. Auch nach dem Tod des Heiligen war es, wie Euagrios Scholastikos bezeugt, Frauen verboten, die Wallfahrtskirche zu betreten[79].

Doch die Weiblein strömten wie die Männlein. Bischof Theodoret, Simeons Landsmann, der einmal von der Menge der Simeonbewunderer fast erdrückt worden wäre, sah geradezu einen «menschlichen Ozean» am Fuß der Säule wogen. Nicht nur ringsum aus dem Orient kamen sie, rühmt Theodoret, Juden, Perser, Armenier, Iberer, Äthiopier, nein, noch vom äußersten Westen: Spanier, Gallier, Briten, ja, selbst «in dem großen Rom» habe man in allen Vorräumen der Werkstätten kleine Bilder Simeons aufgestellt «zur Übelabwehr und als Schutzmittel»[80].

Einzeln und gemeinsam pilgerte man zu ihm, seinen Segen, seinen Rat zu bekommen, vor allem aber, um von mancherlei Gebrechen befreit zu werden. Zumal zur Zeit der großen Dürre war sein Gebet begehrt, zogen die Syrer in großen Prozessionen heran. Kamen doch sogar die Heiden und bekehrten sich, zermalmten «vor dem großen Lichte die von ihnen verehrten Götzenbilder» und entsagten «den Ausschweifungen der Aphrodite» (Theodoret). Ganze Stämme sollen auf einmal «die hl. Taufe» genommen, vorsichtigere immerhin durch schriftlichen Vertrag «die hl. Taufe» versprochen haben, falls Simeons Gebet ihre Not behebe. «Wollüstige kamen und besserten sich, Dirnen traten ins Kloster ein, Araber, die noch nicht einmal Brot kannten, dienten Gott» (Syr. Vita). Und da selbst die gewöhnlichen Wallfahrer ihr Scherflein in den Korb warfen, der ständig am Säulenfuß hing, was mögen erst die Abgesandten der Könige gespendet haben, die angeblich oft erschienen, um den Segen für ihre Herrschaft, ja, Regierungsanweisungen zu empfangen[81].

Seit es das christliche Wallfahrtswesen gibt, nahmen und nehmen geistliche Kreise auch dadurch Einfluß auf das Weltgeschehen bis heute – bekanntestes Beispiel im 20. Jahrhundert: Fatima und seine militant antikommunistische und antisowjetische Agitation. Und in der Antike suchten Potentaten häufiger an Pilgerzentren oder bei Anachoreten Rat. Kaiser Theodosius I. befragte vor seinen Kriegszügen gegen Maximus 388 und Eugenius 394 – die entscheidende Zerschlagung des Heidentums – den ägyptischen Einsiedler Johannes (I 444, 456 f). Die Frankenfürsten Chilperich und Merovech wandten sich an das Grab des hl. Martin in Tours. (Chilperichs Diakon legte eine prekäre Anfrage des Königs in Form eines Briefes aufs Grab samt einem leeren Blatt für die Antwort! Doch in diesem Fall schwieg sich der Himmel aus.)[82]

Bei Simeon aber hatte auch die Wallfahrt selbst, wie freilich wieder nicht selten, politische Hintergründe. Der Bericht eines Beduinenhäuptlings läßt dies erkennen, der schreibt: «sie werden Christen, hängen den Römern an und werden aufsässig. Wer hinaufzieht, dem werde ich das Haupt abschlagen, und seiner ganzen

Familie». Allerdings wird der Häuptling nachts «in einem Gesichte» – und wie leibhaftig diese Gesichte oft gewesen sein mögen, falls sie nicht, wie üblich, erstunken und erlogen sind – mit dem Tod bedroht und erlaubt nun: «Wer auch immer hinaufziehen will zu dem Herrn Simeon, um dort die Taufe anzunehmen und Christ zu werden, der möge es tun, ohne Angst und Furcht. Wenn ich nicht dem König der Perser untertan wäre, so würde auch ich hinaufziehen und Christ werden»[83].

Kurz, die Wirkung des Heiligen war außerordentlich, und damit natürlich auch der Wallfahrtsbetrieb. Die Schüler Simeons, angeblich über zweihundert und dann noch mehr, bekamen Zellen: die Anfänge des späteren Klosters. Eine Kirche bestand bereits zu seinen Lebzeiten, offenbar auch ein Baptisterium, ferner Unterkünfte, Herbergen; blieben manche Pilger doch acht, ja vierzehn Tage. Und als Simeon 459 siebzigjährig starb – sechshundert Soldaten aus Antiochien mußten seinen Leichnam gegen Sarazenen und reliquiengierige Gläubige schützen – lockte seine Säule die Massen weiter durch Jahrhunderte. Während sein Leib, von Kaiser Leo, zum Unwillen der Antiochener, für die Hauptstadt erworben, wenig Volk anzog, strömte es zur Säule, die als kostbarste Reliquie galt und allmählich einen Gebäudekomplex um sich erhielt, der selbst für Wallfahrtsorte ungewöhnlich war. Besonders zu den Gedächtnistagen pilgerte man aus allen Richtungen und Entfernungen heran und beging diese Feste «mit einer an Ekstase grenzenden religiösen Inbrunst ... Die Leitung der Wallfahrtskirche wußte an solchen Tagen der gläubigen Phantasie der Pilger durch geschickte Kunststücke reiche Nahrung zu geben, so daß die Erinnerung an den großen Heiligen im Volke recht lebendig blieb» (Kötting). Um 560 sah Euagrios Scholastikos nur noch Simeons Kopf in Antiochien, um einige Zähne durch Verehrer beraubt[84].

Diese jahrzehntelange Säulensteherei war verrückt genug, um durch viele Jahrhunderte christlicher Heilsgeschichte Nachfolge zu finden. Simeons Schüler, der hl. Mönch Daniel, stand seit etwa 460 dreiunddreißig Jahre auf einer Säule in Anaplus, trotz seines Widerstrebens vom Patriarchen Gennadius zum Priester geweiht,

sogar von Kaiser Leo I., der Kaiserin Eudoxia aufgesucht und natürlich von gewaltigen Pilgerscharen, selbst von «Ketzern». (Wegen seiner «außerordentlichen Austrocknung», wird überliefert, war sein Stuhlgang «wie der von Ziegen».) Die reichen Geschenke für den Umschwärmten kassierte die Kirche daneben. Titus, ein Offizier des kaiserlichen Palastes, verließ die Armee und baumelte mittels unter seinen Achseln durchgeführter Seile ohne den Boden zu berühren frei in der Luft. Im 6. Jahrhundert lebt ein ehemaliger Präfekt von Konstantinopel achtundvierzig Jahre auf einer Säule bei Edessa. Im 7. Jahrhundert erklimmt der hl. Simeon der Jüngere seine Säule «noch so jung, daß ihm die Milchzähne ausfielen, nachdem er hinaufgestiegen war» (vgl. I 152 ff). Er erhält mit dreiunddreißig Jahren die Priesterweihe und wirkt so viele Mirakel, daß die Christenheit wieder haufenweise herbeieilt, um den «neuen Simeon» zu sehen, und der Hügel mit seiner letzten und höchsten Säule schließlich «Wunderberg» heißt. Nicht minder berühmt wurde der hl. Alypius, der insgesamt «67 Jahre auf einer Säule» verbrachte, «die meiste Zeit stehend, in den letzten Jahren liegend» (Lexikon für Theologie und Kirche); er ist einer der am häufigsten auf Ikonen, Fresken, byzantinischen Miniaturen abgebildeten Asketen des Orients. All diese christlich Durchgedrehten aber hatten enormen Zulauf und wurden von Volksmassen umlagert. Und selbstverständlich dauerte die Pilgerei nach ihrem Tod fort[85].

Trotz der Strapazen scheint das Leben in der frischen Luft den Styliten bekommen zu sein. Obwohl sie dreißig, fünfzig Jahre, ja mehr auf ihren Säulen ein heiliges, hochbewundertes asketisches Ideal zelebrierten und Gott nicht früh genug nahe genug kommen konnten, mußten gerade sie meist lange darauf warten. Simeon der Ältere wurde siebzig, Daniel vierundachtzig, Alypius neunundneunzig, Lukas, ein Stylit des 9. Jahrhunderts, hundert Jahre alt. Auch starben diese Heiligen gewöhnlich eines sozusagen natürlichen Todes, wenn sie nicht, wie ein Stylit aus Mesopotamien auf seiner Gipssäule, in Gottes Unerforschlichkeit vom Blitz oder, wie der hl. Nicetus, von Räubern erschlagen wurden. Im übrigen sind bei einer so außergewöhnlichen Sache weitere Besonderhei-

ten wohl kaum erstaunlich. Etwa der von Johannes Moschus, einem 619 in Rom gestorbenen orientalischen Mönch, beschriebene Religionsdisput zwischen einem katholischen und einem monophysitischen Säulensteher, Nachbarn sozusagen, die sich von ihren Säulen aus Beschimpfungen zuschrieen. Oder jene seltsame Versammlung von hundert Styliten, die in Gethsemane, in Palästina, wie ein ganzer Säulenwald um einen Superior stand[86].

DIE WALLFAHRT ZU EINER HEILIGEN, DIE ES VERMUTLICH NIE GAB

Von großer Bedeutung für die Wallfahrtsgeschichte wurde Kleinasien, wo zunächst die Pilgerstätten zahlreicher waren als anderswo. Es gab da viele «heilige» Orte von mehr lokaler Bedeutung. Etwa die Kirche des Märtyrers Polyeuctes bei Melitene. In Sinope am Schwarzen Meer avancierte der hl. Phokas zum Patron der Seefahrer. In Caesarea in Kappadokien verehrte man den hl. Märtyrer Mamas; noch mehr die vielgerühmten 40 hl. Märtyrer, die auch an anderen Orten vor allem Kleinasiens ihre Heiligtümer hatten und deren Reliquien hochbegehrte Pilgerandenken waren[87].

Weit aber überflügelte solche Stätten Seleukia am Kalykadnos, das Ziel wohl der frühesten aller bekannten Heiligenwallfahrten. Ungewohnterweise zog hier eine heilige Frau die Pilger an, wobei wohl die Vorliebe der Kleinasiaten für weibliche Gottheiten nachwirkte. (Auch in Chalkedon florierte ja das Heiligtum der Euphemia, das seinen weltweiten Ruf zwei Hauptwundern verdankte: dem unbeschreiblich süßen Duft, der, erst nur nachts, dann ununterbrochen, dem Grab der Märtyrerin entquoll. Und einem Schwamm, der sich, nach Traumoffenbarungen der Heiligen an den Bischof oder sonst würdigen Männern, beim Berühren der hl. Reliquien mit Blut füllte – in Anwesenheit des Kaisers, der Behörden, des Volks, das dann immer in lauten Jubel ausbrach, zumal danach soviel Blut floß, daß nicht nur jeder Anwesende

sich mit hl. Blut eindecken, sondern dies durch eine Art Versandgeschäft noch in alle Welt vertrieben werden konnte.)[88]

Im Mittelpunkt des Kults in Seleukia stand die hl. Thekla (S. 213 ff), die als erste Märtyrerin, als «Erzmartyrin» gilt, obwohl sie, durch ein Wunder entkommen, «in schönem Schlaf» entschlief. Auch so kann man Blutzeugin werden. Die Katholiken feiern noch heute ihr Fest am 23., die Orientalen am 24. September, die Kopten am 19. Juli. In Rom stand bereits in «uralter Zeit» (Holzhey) eine Theklakirche beim Vatikan; auch gab es dort weitere Theklaheiligtümer. Ebenso verehrte man sie in Lyon und Tarragona, später in der Domstiftskirche von Augsburg, nahebei in einer prachtvollen Wallfahrtskirche, auf der Höhe von Welden, auch München besaß eine Theklakapelle. Im Jahrhundert Humes, Voltaires, Kants verbreiteten sich von Spanien aus Thekla-Bruderschaften u. a. in Wien, Prag, München, Regensburg, Mainz, Paderborn, hier sogar, päpstlich bestätigt, 1757 als «Erzbruderschaft». Ein spezielles «Theklabrot», zur Erinnerung an das der Heiligen bei Seleukia täglich von einem Engel servierte Gebäck, verbürgte nun Schutz, Genesung und wurde in Spanien, Österreich, Deutschland, besonders im frommen Paderborner Land verzehrt[89].

Dabei ist Thekla, die angebliche Schülerin des hl. Paulus, über die «zuverlässige Nachrichten» in «nur gelegentlichen und unbestimmten (!) Andeutungen der Kirchenväter» vorliegen (Wetzer/Welte), offenbar gar nicht historisch. Sie entsprang den Thekla-Akten, einem Bestandteil der Acta Pauli et Theclae, jener rein romanhaften Geschichte, die um 180 ein katholischer Priester Kleinasiens gefälscht hat, der dann auch überführt und abgesetzt worden ist (S. 136 f). Tertullian, später freilich ein «Ketzer», und Kirchenlehrer Hieronymus, freilich selber ein Fälscher, ein heiliggewissenloser Verleumder (I 169 ff), beurteilten das katholische Machwerk vernichtend. Ebenso hat das Papst Gelasius I. zugeschriebene berühmte Decretum Gelasianum, ein angeblich 494 auf einer römischen Synode erlassenes Dokument, die Paulus- und Thekla-Akten verdammt, ist allerdings selber eine Fälschung[90].

In Seleukia, wo der Theklakult wohl zuerst zu blühen begann, mußte die Heilige zwei Konkurrenten bekämpfen. Sie bezog da «eine Kampffront», so die weitschweifige, geschichtlich gänzlich wertlose Schrift «De vita et miraculis s. Theclae» des Erzbischofs Basilius von Seleukia (gest. um 468), «gegenüber dem Dämon Sarpedon, der in einer Erdspalte am Meer haust und durch einen Orakeldienst viele vom Glauben abspenstig macht, und ebenso gegenüber der Burggöttin Athene, die auf der Höhe der Stadt ihr Heiligtum hat». Als die Pilgerin Aetheria in Seleukia erschien, lag dort der ganze Roman der Thekla, die Fälschung des katholischen Presbyters, in ihrem Martyrion auf als Beglaubigung der Authentizität des Wallfahrtsortes. Aetheria las diese «Akten der Thekla und dankte Christus unserm Gott, der mich ohne mein Verdienst würdigte, alle meine Wünsche zu erfüllen»[91].

Im ausgehenden 2. Jahrhundert kennt man den Roman von Kleinasien bis Karthago, und weithin nimmt man ihn, wie so ungemein vieles im Christentum, für bare Münze – und jahrhundertelang bringt er bare Münze ein. Der Kult griff immer weiter um sich. Im 4. Jahrhundert ist Thekla im Orient da und dort fast so populär wie Maria. Es kommt schon zu einem regelrechten Pilgerverkehr. Das eigentliche Wallfahrtszentrum lag etwas außerhalb der Stadt auf einem Hochplateau, wo noch Aetheria bei «der Kirche der Heiligen ... nichts anderes als zahllose Zellen von Männern und Frauen» fand, «hl. Einsiedler oder Apotaktiten». Dies Wohnen von Kultdienern und -dienerinnen bei einem Heiligtum setzte offensichtlich einen heidnischen Religionsbrauch fort, wie er gerade in Vorderasien üblich war.

Um 500 aber, als der Theklabetrieb in Seleukia kulminierte, stand da ein «heiliger Bezirk» (temenos) voller Kirchen und Annexbauten, offenbar auch mit Pilgerherbergen, wie an allen Wallfahrtsorten, häufig in Klosterkomplexen, in der nitrischen Wüste, in Palästina, Syrien, Alexandrien, dann auch im Abendland, besonders in Gallien. Überall gab es Unterkünfte für die Pilger, Fremdenhospize, von den Kaisern, von anderen hochgestellten Persönlichkeiten, reichen Christen finanziert, was mitunter einen großen Aufwand erforderte, zumal die Herbergen in der

Wüste zum Schutz vor Räubern, Sarazenen, mehr Kastellen glichen und überhaupt die Mönchsregeln der alten Kirche nicht nur zur Betreuung der «peregrini», sondern auch der «pauperes» verpflichteten, die Klosterxenodochien auch Armen- und Krankenhäuser waren. In Seleukia hatte man dreimal eine immer größere Basilika in verhältnismäßig kurzer Zeit errichtet (von der letzten, der Wallfahrtskirche der Blütezeit, stehen heute nur noch kümmerliche Ruinen). Damals gab es dort insgesamt fünf Kirchen, eine Fülle von Priester- und sonstigen Kirchendienerwohnungen sowie einen Inkubationsraum, wo Wallfahrer schliefen, um im Traum Rat oder Heilung von der Heiligen zu erhalten (vgl. S. 270 f)[92].

Der Theklakult in Seleukia gedieh um so mehr, als ihn eine äußerst verkehrsgünstige Lage, die Kreuzung von vier Straßen, von vornherein gefördert hat. Immer mehr eilten herbei, aus der Nähe, der Ferne, Soldaten, Bauern, Gelehrte, Beamte, zumal bei dem tagelang gefeierten Theklafest. Man amüsierte sich, man trank, man tanzte, und die Jungfrauen waren noch in nächster Nähe des Heiligtums ihrer Keuschheit nicht sicher – und weiß der Himmel, wie viele gerade dies erhofft haben mögen. Auch die Bischöfe genossen wohl das Bad in der Menge, und war der Radau in der Hauptkirche zu lästig, konnte man ausweichen in den «Myrtenhain», die «Stille» der Thekla-Grotte, wo «auch Thekla sich gern aufhielt», bis einen das Schluchzen und Heulen der Frommen selbst dort vertrieb[93].

Ein Grab der «Thekla» kannte man nicht; begreiflich genug. Auch keine Reliquien gab es zunächst. Dann fand man doch allerlei, auch den eingeklemmten Zipfel ihres Gewandes, der zurückblieb, als sie in die Erdspalte entschwand. Selbstverständlich konnten die Wallfahrer «Eulogien» beziehen, vermutlich wunderbares Wasser. Auch wunderbares Lampenöl gab es. Sogar Seife bot die Kirche zum Kauf an. Viele Pilger brachten Tiere als Weihegaben mit, von den Ufern des Schwarzen Meeres bis nach Ägypten: Kraniche, Gänse, Tauben, Fasane, Schweine. Manchmal wirkte «Thekla» auch durch sie ein Mirakel – wie nicht selten schon die Heidengötter; Sarapis etwa, als Lenaios inständig für

sein jäh erblindetes Pferd gebeten hatte «wie für einen Bruder oder Sohn». Und natürlich kamen noch viel kostbarere Gaben. Die Kirchen schwammen in Gold und Schätzen – nicht nur bei Thekla[94].

DIE CHRISTLICHEN WALLFAHRTSSTÄTTEN WURDEN DURCH WEIHEGABEN RASCH IMMER REICHER

Ex voto erstanden ganze Christentempel. Zum Beispiel durch Galla Placidia für Errettung aus Seenot die Kirche zum Hl. Johannes in Ravenna. Auch das Innere solcher Sakralbauten wurde mit großen Spenden gefördert. Manchmal stattete ein einziger Pilger einen Teil der Kirche aus. Und vor allem an den eigentlichen Wallfahrtsorten, am Grab des hl. Felix in Nola, am Menasheiligtum in Ägypten, am Phokasheiligtum in Sinope etc. etc. häuften sich nahezu endlos reiche Weihegeschenke. «Ornamenta infinita», schreibt der Anonymus von Piacenza über die Pilgergaben in Golgatha. Die übliche Skala reicht von Nachbildungen geheilter Glieder in Silber oder Gold über kostbare Vorhänge, Leuchter, Kreuze aller Art, über Felle, Prachtgewänder, goldne Kronen (etwa westgotischer Könige), Decken und Seide des Perserkönigs, bis zu Schlachtvieh, Geld und Landbesitz. Der Brauch blieb erhalten «durch alle Jahrhunderte» (Prälat Sauer). Nicht erhalten blieben meistens, begreiflicherweise, gerade die kostbaren Stükke, während (wertlose) Votivstelen, -tafeln, -säulchen, Inschriften um so zahlreicher, auch Hunderte von Ampullen für Öl und Wasser noch heute vorhanden sind – die Dummheit der Gläubigen ebenso demonstrierend wie die Klugheit des Klerus. Denn Weihegaben dürfen veräußert werden; spätestens im 20. Jahrhundert allerdings bloß mit Erlaubnis des «Heiligen Stuhles»[95].

Die Pilger spendeten gewiß nicht nur aus Dankbarkeit, sondern auch weil sie Hilfe erhofften. Die Theologen erwähnten aber meist nur Dankvotive; das zahlte sich besser aus. Die Geheilten brachten Bilder der Füße, der Hände, der Augen dar, Plastiken

von nahezu allen Körperteilen, aus Holz manchmal, doch auch aus Gold. In Gold und Silber ließ bei einer Erkrankung des Erbprinzen von Galicien der Vater am Grab des hl. Martin das Gewicht seines kranken Sohnes aufwiegen. Solche Ersatzopfer werden im Mittelalter häufig. Weniger Aufwand machte der Exkonsul Kyros; zum Dank für die Heilung seiner Tochter setzte er bloß eine Inschrift in die Säule des Styliten Daniel[96].

Immer wieder wurden den Wallfahrtsstätten Tiere als Weihegaben mitgebracht – übrigens abermals eine genaue Parallele zu den paganen Pilgerzentren. Und wie an diesen der Tierpark gewöhnlich war, so eben auch an den christlichen, jedenfalls im Orient, wo die dargebrachten Tiere stets von neuem ergänzt worden sind. Thekla scheint gerne Vögel genossen zu haben: Gänse, Schwäne, Kraniche, Fasanen, Tauben usw. In Ägypten bevorzugte man Schweine. Bei Menas stand anscheinend eine ganze Herde herum und lockte zuweilen (bedürftige) Diebe an[97].

Wenn auch der Tierpark ein Spezifikum östlicher Pilgerorte war, schenkte man doch auch im Abendland den Wallfahrtskirchen Schafe, Kälber, Schweine, Pferde. Und während heute oft Aufkleber mit einem Hundebild an Christentempeln verkünden: Wir dürfen nicht hinein ..., wurden einst die (dann freilich auch der Kirche verbleibenden) Tiere bis vor den Altar geführt und dort geweiht. Und schon auf dem Weg dorthin galt ihr Entwenden als Sakrileg, als «Tempel-», als «Gottesraub». Andere Tiere – nach alter christlicher Ansicht ja Sachen nur, ohne Seele – schlachtete man, tischte sie bei Pilgerschmäusen auf und gab, wohl in Erinnerung an das Gebot, den Nächsten wie sich selbst zu lieben, den Armen den Rest[98].

Seleukia war mit Tieren gesegnet, doch übervoll auch von dem Gold und andren Schätzen reicher Pilger, weshalb immer wieder Isaurier und Räuber das fast festungsartige Heiligtum heimsuchten. Und obwohl Thekla selbst ihre Schätze hütete, auch Bittenden wieder zum geraubten Eigentum verhalf, schuf man noch ein kleines Kastell und eine Tempelwache, die der Bischof kommandierte. Dennoch barg man bei drohendem Überfall das Wertvollste mitunter in der Stadt und ließ manchmal auch die Bürger das

Kirchengut verteidigen – wie im Grunde freilich meist, hatte die Kirche entsprechende Befehlsgewalt. Jagte man den Räubern die Beute wieder ab, führte man sie unter feierlichen Hymnen zurück[99].

Bei Thekla zeigt sich nun, wie der Ortsbischof einen Kult propagiert. Denn damit «eine Wallfahrt in Flor bleibe und weiter blühe», so Jesuit Beissel, «mußte das Volk durch sichtbare Erfolge, durch Wunder und Gebetserhörungen zum Vertrauen angeregt und im Vertrauen gefördert werden»[100].

WALLFAHRT UND WUNDER – ZUM MARKETING VON «GNADENSTÄTTEN»

Der Metropolit von Seleukia, Erzbischof Basilius, war zweifellos der richtige Mann, um Vertrauen zu wecken. Im eutychianischen Streit (II 213 ff) taucht er 448 als gutkatholischer Gegner des Eutyches auf, eines extremen Monophysiten. Ein Jahr danach, auf der «Räubersynode» von Ephesus (II 220 ff), wechselt er schnell zu den siegreichen «Ketzern» unter Dioskur über und wird Monophysit. Doch zwei Jahre später, auf dem Konzil von Chalkedon (II 229 ff), schlägt er sich abermals zu den neuen Siegern, wird wieder katholisch, nur um auch weiter Bischof zu bleiben[101].

Die Glaubwürdigkeit dieses Mannes illustrieren auch seine zwei Bücher «Über das Leben und die Wunder der heiligen Thecla»: neue Lügen gleichsam, die den Thekla-Roman ergänzen, fortsetzen, die Hauptquelle für den Kult. Denn Basilius hatte natürlich das größte Interesse, die «Heilige» seines Bischofssitzes in jeder Weise zu fördern. «Von ihrem Heiligtum», schreibt er, «sendet sie nun Hilfe gegen jedes Leiden und gegen jede Krankheit allen, die der Heilung bedürfen und die darum bitten, so daß der Ort eine öffentliche Heilstätte geworden ist und ein Zufluchtsort für das ganze Land. Ihre Kirche findet man nie ohne Pilger, die von allen Seiten herbeiströmen, die einen um der Er-

habenheit des Ortes willen und um zu beten, und um ihre Weihegaben zu bringen, die anderen, um Heilung und Hilfe gegen Krankheiten, Schmerzen und Dämonen zu erhalten»[102].

Erzbischof Basilius sieht sich außerstande, alle durch Thekla gewirkten Wunder – 31 teilt er immerhin mit – zu sammeln. Sie seien teils schon früher von wahrheitsliebenden Männern und Frauen überliefert worden, teils zu seiner Zeit geschehen. Auch er habe sie erlebt, sei von starken Ohrenschmerzen, der Sophist Aretarchus von seinem Nierenleiden geheilt worden, ein ehebrecherischer Mann zu seiner Frau zurückgekehrt. Die ehrbare Kallista, die der Zaubertrank einer Dirne – später tun das «Hexen» – entstellt, erhält durch Thekla Anmut und Schönheit und so auch ihren ehebrecherischen Gatten wieder. Die «Heilige» kuriert, gewährt selbst den Juden Hilfe, behebt eine Viehseuche. Und als die ganze Gegend eine schlimme Augenkrankheit geißelt, die Ärzte machtlos sind, da ziehen die Menschen in Massen, weinend, jubelnd, zum Wasser der «Thekla» und werden in drei, vier Tagen alle, alle gesund – bis auf wenige, «Ungläubige» wohl, «Sünder», die denn auch ganz erblinden jetzt[103].

Ging es um ihre Wallfahrt, schreckte Thekla auch vor einem Strafwunder, sogar in den eigenen Reihen, nicht zurück, wie gegenüber jenem Kirchenfürsten, der das Pilgern zu ihr aus seinem Sprengel unterband. Als nämlich der Bischof von Tarsus, Marianus, mit dem Bischof Dexianus von Seleukia ein Hühnchen zu rupfen hatte, verbot Marianus kurzerhand die Wallfahrt zur hl. Thekla, zu der man aus Tarsus in mehreren tagelangen Prozessionen zog. Dies konnte die «hl. Thekla» jedoch nicht dulden. Eines Nachts – ein Mann namens Kastor sah dies – stürmte sie wütend gegen Marianus durch die Stadt, und schon wenige Tage danach traf den Bischof der Tod[104].

Wie bei den Heiden, spielte eben auch bei den Christen das Wunder eine Hauptrolle. Also mußte damit, um die Attraktivität einer Gnadenstätte zu steigern, kräftig geworben werden, vor allem mit Heilungen. Sie beanspruchen in den vielen Mirakelbüchern den größten Raum, bei Kosmas und Damian, Kyros und Johannes, bei Artemius nahezu den ganzen. Weitere Hauptsamm-

lungen solcher Mirakelbücher, die formal den entsprechenden heidnischen Erzeugnissen fast aufs Haar gleichen, gelten den Taten der Heiligen Thekla, Therapon, Theodor, Menas, Demetrius im Osten oder Sammlungen von Wundern der Heiligen Stephanus, Julianus, Martinus im Westen. Für einen Zeitraum von mehreren Jahrhunderten, den diese Schriften umfassen, bieten sie verhältnismäßig wenig Wunder, doch wird die kleine Auswahl unter zahllosen betont. Und einige Mirakelbücher, die der Heiligen Thekla, Kyros, Johannes und Stephanus, renommieren mit «genauen» Angaben über die Geheilten[105].

Eine weitere Aufgabe war die psychologische Vorbereitung der Wallfahrer, ihre seelische Einstimmung auf eine potentielle Heilung. Die Wunder sollten vorgelesen werden, um das Vertrauen der Pilger zu stärken. Es gab, wie an den paganen Heiligtümern, unter der Masse der Gläubigen, Zuversichtlichen, noch genug Skeptiker, und deren Sinneswandlung hatte gewiß größeres Gewicht, mehr Überzeugungskraft als die Wundergläubigkeit der übrigen. So berichten die Mirakelbücher ab und zu, übrigens ganz wieder wie heidnische Inschriften in Epidauros, auch von Ungläubigen, die durch das Erlebnis einer Heilung umgestimmt wurden[106].

Dennoch, die allermeisten zogen ungeheilt fort, ungetröstet, wie ja heute noch an den Wallfahrtsstätten, was dem Glauben schadet wie dem Geschäft. Und auch wenn man von den wenigen Geheilten immer mehr Wesens machte und macht als von den vielen Ungeheilten, die Wundersammlungen durften diesen Punkt nicht völlig verschweigen. So erklärten sie die Nichterhörten kurzerhand für Sünder, und da alle Menschen «Sünder» sind, konnte man kaum danebentreffen[107].

Ein anderer, freilich nicht minder plumper Trick bestand darin, daß man die Pilger tröstete, mancher werde erst auf dem Heimweg oder daheim geheilt. Derart suchte man auch die unsicheren Kandidaten in der Hand zu behalten. Und schließlich betonen die Mirakelbücher immer wieder, daß die Wallfahrer Heilung nicht nur am Leib erführen, sondern auch an der Seele. Eine solche Prozedur aber sah ein Außenstehender oder gar Fremder einem

Pilger nicht an. Ungezählte konnten somit als geheilt gelten, ohne daß sie es waren[108].

Bekannte Kirchenväter haben sich an der Übermittlung von wunderbaren Heilungen an Wallfahrtsorten beteiligt. So schrieb Sozomenus gegen Mitte des 5. Jahrhunderts über das mirakulöse Wirken des Erzengels Michael in Anaplus. Paulinus von Nola besang in Gedichten die Mirakel in seiner Bischofsstadt. Und der hl. Augustinus erstrebte sogar eine aktenmäßige Erfassung der Wunder und gab deshalb die «libelli» in Auftrag[109].

Wir können all die Stätten gnadenreichen Wallfahrtsegens nicht betrachten. Doch drei, vier der gnadenreichsten seien noch erfaßt.

Das altchristliche Lourdes

Einer der berühmtesten Pilgerorte der Antike, ein «altchristliches Lourdes», lag in Ägypten am Rand der libyschen Wüste: das Heiligtum des hl. Menas. Viele einschlägige Lexika freilich schweigen darüber. Sogar das katholische «Lexikon für Theologie und Kirche» konstatiert ein «Fehlen aller geschichtlichen Nachrichten» über Menas, statt dessen aber «einen üppigen Legendenkranz», doch sei auch dieser «ohne geschichtlichen Wert». Der Leib dieses seltsamen Heiligen (Fest in fast allen Martyrologien, Synaxarien, Menaen am 11. November) fand nach einer Version gleich am Ort seines Martyriums die ewige Ruhe, nach anderen Märchen in seiner Heimat[110].

Der hl. Menas, mit dessen Historizität es ähnlich steht wie mit der Theklas, wurde der populärste Nationalheilige Ägyptens, ja erhielt «europäischen Ruf» (Andresen). Er rückte auch, als die plötzlich militärfreundliche Catholica aus ihren Heiligenkalendern die Namen der christlichen Militärdienstverweigerer strich und durch «Soldatengötter» (Christus, Maria, Victor, Georg, Martin von Tours u. a.) ersetzte, in deren (Schlacht-)Reihe auf, die auch genau die Funktion der heidnischen Soldatengötter über-

nahm. Und schon im 4., 5. Jahrhundert huldigt die ganze christliche Welt dem mysteriösen Wüstenheiligen. Bald gibt es Menaskirchen nicht nur in Alexandrien, Alt-Kairo, in Tura, Taha, Kus, Luxor, Assuan, sondern ebenso in Palästina, Konstantinopel, Nordafrika, Salona, Rom (wo Papst Gregor I. in der Menaskirche an der Straße nach Ostia predigt), in Arles, am Rhein, an der Mosel und anderwärts. Der ägyptische Legendenkranz erzeugt wieder weitere außerägyptische Legendenkränze. Menas wird vor allem Schutzpatron der Kaufleute, wird als «Helfer in schwerer Not» angerufen, «zur Wiedererlangung verlorener Gegenstände» (Sauer), wird Retter in Todesgefahr, Rächer des Meineids, wofür in Rom auch St. Pankratius tätig ist. Menas vollbringt Wunder über Wunder, an Mensch und, auffallend oft, an Tieren, er bewahrt die Keuschheit von Pilgerinnen, rettet verdurstende Pilger, bewirkt Siechenheilungen, Totenerweckungen, doch fast durchweg Wunder, die man schon aus heidnischen Mirakelgeschichten kannte. Kurz, mit einem alten äthiopischen Text: «Und alles Volk, das an verschiedenen Krankheiten litt, kam zum Grabe des Abba Mînâs, und sie wurden geheilt durch die Macht Gottes und durch die Fürbitte des hl. Mînâs»[111].

In der Auladaliwüste, zwischen Alexandrien etwa und dem Natrontal, entstand in einer einst reich bewässerten Oase eine ganze Menasstadt mit Kirchen, großen Klosteranlagen (sie umfaßten allein 40 000 qm), Nekropolen und natürlich Herbergen, um die aus aller Herren Länder herbeiströmenden Christen unterzubringen. Tag und Nacht brannten da die Lampen der Frommen vor dem Heiligengrab. «Und wenn jemand von diesem Lampenöl nahm», behauptet der koptische Text der Menasvita, «und eine kranke Person damit einrieb, wurde dieser Kranke von dem Übel, an dem er gelitten, geheilt». – Öl war überhaupt in jenen frühen Jahrhunderten als «Pilgereulogie» hochbegehrt; das Öl der Lampen, das Wachs der Kerzen, die am Märtyrergrab brannten, galten im ganzen christlichen Morgen- wie Abendland als das Beste vom Besten sozusagen der «Pastoral-Medizin». Die Heiligen verschrieben sie in «Traumanweisungen» häufiger als irgendein anderes «Medikament» – und viele Gläubige trugen als

Prophylaktikum ständig solch heilkräftiges Wachs und Öl mit sich[112].

Weit mehr noch aber schätzte man im «altchristlichen Lourdes» das Wasser, war doch die Wasserverehrung im antiken Ägypten seit je sehr groß. (Man wallfahrtete dann auch zur hl. Quelle des Klosters El Muharrakah in Südägypten, die der «Heiland» selbst gesegnet haben soll.) In der Menasstadt bewässerte ein ausgebauter heilbringender Quell Badezellen im Innern einer dreischiffigen Bäderbasilika. Und selbstverständlich prosperierte da eine ganze Devotionalienindustrie, gab es zahlreiche Töpferöfen, die (in drei verschiedenen Größen) die doppelhenkeligen «Menasampullen» lieferten, meist beschriftet und mit dem angeblichen Konterfei des Heiligen, sinnigerweise zwischen zwei Kamelen – und für Pilger aus dem Sudan: im Negertypus! Ampullen, die Menas auch als Schwarzen zeigen, sind noch vorhanden. (Anderweitig, in Italien etwa, stellten ganze christliche Industrien Ampullen mit dem Bild der hl. Maria, des Petrus, Andreas, der Thekla her.) Diese Ampullen wurden ebenso wie die von Elfenbeinschnitzern gefertigten Menasfiguren und sonstiges «Heiliges» auf das angebliche Grab des Heroen gelegt, wonach sie vor Unheil bewahrten, Schaden. Und auch das «heilbringende Wasser» nahm man mit in alle Welt hinaus – noch an der dalmatinischen Küste, in Salona-Spalato (Split) vermutete man ein eigenes Eulogiendepot, noch in Köln fanden sich Menasampullen –, was dann aus aller Welt wieder Geld hereinbrachte, reiche Stiftungen, kostspielige Votivgaben, von der prachtvollen Ausstattung der Kirchen zu schweigen. Überdies erhob man, da offenbar die Freiwilligkeit des Sichschröpfenlassens ihre Grenze hatte, noch regelrechte Pilgertaxen zugunsten der Gnadenstätte. Ausgrabungen der Kloster-Schlächtereiabfälle förderten ungewöhnlich zahlreiche Schweineschädel zutage, weshalb man annimmt, daß auch viele Schweine zum Heiligtum gehörten, die «Menas» vor klauenden Pilgern schützen mußte[113].

Das «altchristliche Lourdes» war so reich, daß Kaiser Zenon, ein dem Volk verhaßter ehemaliger isaurischer Räuberhäuptling (II 299 ff), doch als Potentat selber ein beflissener Menaspilger,

den Wallfahrtsort zu einer Garnison von 1200 Mann machte, um ihn – vor Räubern zu schützen. Und seine Nachfolger errichteten noch im 6. Jahrhundert entlang den Straßen durch die Wüste Hospize, Einkaufszentren, Gepäcklager, Rastplätze, Wasserstellen, alles zur größeren Bequemlichkeit der wallfahrenden Christen – und zum Reichtum des Heiligtums. Es hatte damals seine Hauptblütezeit. Im 8. Jahrhundert raubten es wiederholt Muslime aus, schließlich suchten es nur noch Beduinen im Winter heim, zuletzt bedeckte es ganz und gar der Wüstensand ...[114]

DIE ERSCHWINDELTEN HEILIGEN «KYROS» UND «JOHANNES»

Ein weiterer großer ägyptischer Wallfahrtsort wurde Menuthis, wenn auch erst seit dem 5. Jahrhundert. Es lag nahe der Hauptstadt Alexandrien und war ein Vorort von Kanobos – einst schon eine heidnische Pilgerstätte durch den «hochverehrten Tempel des Sarapis, welcher auch Heilung bewirkt; übrigens glauben auch die angesehensten Männer daran und schlafen für sich und für andere darin. Einige schreiben die Heilungen auf, andere den Nutzen der dortigen Orakel» (Strabo). Das glich also sehr den christlichen Pilgerzentren. Auch der schlechte Ruf von Kanobos, die Ausgelassenheit der Pilger, Spiel und Tanz Tag und Nacht, verband sich später mit so manch christlichem Wallfahrtstreiben[115].

Das Sarapeum von Kanobos fiel im späten 4. Jahrhundert den Tempelstürmen des Patriarchen Theophilos zum Opfer (S. 566 ff). Er ließ es völlig zerstören, modelte den seit langem verehrten Isistempel von Menuthis zu einer Kirche um und weihte ihn den Evangelisten. Dort wie hier mußten eben mächtige alte Religionen sterben. Das ging den klerikalen Rabauken freilich nicht schnell genug. Die Gebildeten hingen häufig noch dem Neuplatonismus an und weite Bevölkerungsgruppen der (besonders von den Frauen) so geliebten Göttin Isis, deren fast haargenaues

Abbild Maria wurde. Der Nachfolger des rabiaten Theophilos, Kirchenlehrer Kyrill, der Vollstrecker der ersten großen «Endlösung» (II 195 ff) und eigentliche Mörder der weltbekannten Philosophin Hypatia (II 200 f), beschloß daher, die Isisverehrung endgültig zu vernichten[116].

Dabei bediente er sich der ebenso plumpen wie erfolgreichen Betrugs-Methode seines Mailänder Kollegen Ambrosius. Wie dieser in einer kirchenpolitisch schwierigen Situation die vordem aller Welt unbekannten Märtyrer «Gervasius» und «Protasius» zur Mehrung der Glaubensinbrunst seiner Schäfchen in einer Kirche ausgrub, sogar unverwest und die Erde noch rot vom Blut der Helden (I 431 ff), so hob jetzt Kyrill in der Markuskirche Alexandriens die Gebeine zweier angeblichen Märtyrer, des Mönchs «Kyros» und des Soldaten «Johannes», und brachte sie in die Evangelistenkirche von Menuthis, in das geraubte Heiligtum, den Wallfahrtsort der Göttin Isis Medica. Wie wir die entdeckten «Märtyrer» des Ambrosius nur durch ihn kennen, so die entdeckten «Märtyrer» des Kyrill nur durch diesen. Und wie Ambrosius seine beiden «Blutzeugen» in Festpredigten würdigte, so natürlich auch Kollege Kyrill. Seine Homilien sind die einzigen Quellen über die Heiligen «Kyros» und «Johannes», alle späteren Viten, das heißt Legenden, das heißt Lügen, knüpfen daran an. Es ist genau wie bei Ambrosius. Und wie dieser damit Erfolg hatte, so auch Kyrill[117].

Freilich, wie man auch schon damals dem Schwindel des Mailänders nicht glaubte, und zwar auf christlicher Seite, so glaubten jetzt auch viele nicht dem Kyrill. Sogar sein späterer Amtsbruder Sophronius, seit 634 Patriarch von Jerusalem und stets ein Streiter für den «wahren» Glauben, findet Kyrills «Beweise» schwach und seine Bürgschaft nicht so überzeugend. Dabei wurde Sophronius selbst durch «Kyros» und «Johannes» von einer Augenerkrankung geheilt; offenbar kein schlimmer Fall: eine Erweiterung der Pupille, die ihn in Alexandrien befiel; er eilte zum nahen Menuthis, genas nach wenigen Tagen – und schrieb einen Panegyrikus auf «Kyros» und «Johannes», eine «laudatio Sanctorum». Nicht genug: er stellte die größte aller tradierten Wundersammlungen

her und überflügelte mit 70 Miracula noch die Zahl der Iamata von Epidauros: 35 wunderbar geheilte Alexandriner, 15 wunderbar geheilte Ägypter und 20 wunderbar Geheilte aus fremden Ländern – «alle Völker kommen . . .». Die Aufzählung im einzelnen: langweilig, gespreizt, jeder Fall nach demselben rhetorischen Schema. Manche seiner Wunder, er gibt es selber zu, hätten auch Ärzte vollbringen können; manche spann er phantastisch aus Votivtafeln heraus; manche scheint er einfach aus anderen Sammlungen geklaut zu haben; bei einigen Mirakeln war er «Augenzeuge» oder wurde von «Augenzeugen» informiert[118].

Erzschuft und -bischof Kyrill aber hatte nach seiner Entdekkung der beiden «Märtyrer» gleich erklärt, daß sie nun die Rolle des heidnischen «Dämons» spielten; man solle sich ihnen mit «demselben Vertrauen» nahen. Isis wurde denn auch verdrängt, ihr Kult nur noch insgeheim fortgesetzt. Die kyrillischen Kreaturen jedoch kamen in Schwang, wobei allerdings «Johannes» schnell in den Schatten des volkstümlicheren «Kyros» geriet, der schließlich, wie «Johannes», von Kyrill als himmlischer Arzt in Kurs gebracht, als wirklicher Arzt galt; und dies so sehr, daß man in der ägyptischen Hauptstadt sein «Behandlungszimmer» zeigte, Hilfesuchende bei (anderen) Ärzten verspottete und die Äskulapjünger selber «Ärztlein» höhnte. Ärzte empfand das Heiligtum offenbar als Konkurrenz.

In und außerhalb des Landes wurde Kyrills Schöpfung zum hilfreichen «Abba Kyros», wurde noch auf dem Peloponnes, in Epidauros verehrt, wo er die Heilpraxis des Asklepios wieder aufnahm, fortführte und, wie der heidnische Gott, Wunder wirkte. In Rom war ihm seit dem 7./8. Jahrhundert eine Kirche geweiht, und noch heute lebt sein Name in der Ortsbezeichnung Aboukir fort. Menuthis aber entwickelte sich nun aus dem ehemaligen heidnischen zu einem blühenden christlichen Unternehmen, das, nach Sophronius, alle Völker hier anpilgern ließ: «Römer, Galater und Kilikier, Asiaten, Insulaner und Phönizier, Bewohner aus Konstantinopel, Bithynien und Äthiopien, Thrakien, Medien, Syrien, Elam . . .»[119].

Die arabische Invasion scheint dann der Kirche (von der ein

Weg direkt zum Meer führte), scheint den Knochen des «Kyros», des «Johannes», nicht bekommen zu sein. Und heute steht von dieser, einst teilweise in Marmor prunkenden Wallfahrtsstätte kein Stein mehr. Sie ist vom Erdboden verschwunden[120].

Das hl. Ärztepaar Kosmas und Damian – Kerzenwachs, Lampenöl und Potenzsteigerndes

Sicher nicht geringer an Bedeutung als Menuthis, als die Menasstadt, als das Heiligtum der Thekla war in der Königin am Bosporus der Kult der beiden heiligen Ärzte Kosmas und Damian, von denen das Römische Martyrologium, «aus sicheren Quellen gesammelt, geprüft . . .», unter dem 27. September berichtet: «Zu Aegaea: der Geburtstag der heil. Martyrer und Brüder Cosmas und Damian, welche in der Verfolgung des Diocletian nach vielen Peinen, nach Kerker und Banden, nach Wassers- und Feuersqualen, nach Kreuzigung, Steinigung und Pfeilschüssen, welches alles sie durch göttliche Hülfe überwanden, zuletzt enthauptet wurden»[121].

Die Reliquien der beiden Dulderhelden verehrt man noch heute in der Michaelskirche in München. Um so mehr mit Recht, als sie ihre ärztliche Kunst unentgeltlich übten. «Wir werben nicht um zeitlich Gut, denn wir sind Christen», sagten sie in der stolzbescheidenen Art dieser Leute dem heidnischen Richter – auf dem Papier. (Und der Schweizer Kapuziner Maschek kennt auch jetzt «gottlob noch viele . . . menschenfreundliche Vertreter der Heilkunst», die zumindest bedürftigen Patienten «die Rechnung ganz oder teilweise» erlassen. Doch seien gerade gottesfürchtige Ärzte «leider ziemlich selten». Darum: «Bete für die Ärzte, besonders für deinen Hausarzt!»)[122]

Die christliche Überlieferung berichtet von drei Brüderpaaren (zwei als Märtyrer gestorben), und die Griechen feiern auch drei verschiedene Feste dieser Heiligen, historisch ist aber allenfalls, doch auch dies sehr umstritten, eines: Kosmas und Damian. Und

die beiden sollten, an derselben Stelle, die Kultstätten samt dem Kult der helfenden und heilenden heidnischen Dioskuren Kastor und Pollux überwinden, deren christliche Ausgeburten sie sind. «Castor und Pollux verwandeln sich in Kosmas und Damian» (Dassmann). Nur wenige Kirchen stehen irgendwo auf Erden, wo nicht zuvor ein Heidentempel stand. Die hl. Ärzte – ihr Grab befand sich im Wallfahrtszentrum, ein weiteres Grab von ihnen in Pherman bei Cyrus – siegten natürlich, zogen die Pilger von weit her an und heilten. Häufigstes Medikament: Kerzenwachs und Lampenöl. Selbst Juden nahmen darauf die Taufe. Nachts erschienen die hl. Ärzte, machten ihren Rundgang; meistens in ihrer eigenen Gestalt, wie man sie in Bildern an den Wänden sah, doch gelegentlich auch in der Gestalt bediensteter Kleriker oder Badediener. In dieser oder jener Verkörperung sprachen sie mit den Kranken, erkundigten sich, trafen ihre Anordnungen: und gleich neben der Kirche standen Apotheke und Hospital[123].

Der Kult von Kosmas und Damian expandierte früh und weithin, über den Balkan, nach Rußland hinein. In den deutschen Hansestädten feierte man sie bis zur Reformation. In Bremen beschaffte sich im 10. Jahrhundert Erzbischof Adaldag, kaum ohne politische Nebengedanken, Reliquien aus Rom, «wodurch dieses Bisthum jetzt und ewig triumphirt»; noch im 14. Jahrhundert entströmte ihnen der «allersüßeste Geruch», bei Festlichkeiten opferte man ihnen Geschmeide, Gold und Silber. Die Deutschen scheinen zu den größten Verehrern der beiden Heiligen gehört zu haben; annähernd dreihundert Kultstätten gab es hier von Aachen bis Bamberg, vom Bodensee bis Flensburg. Und selbst in der Neuzeit feiert man sie, vor allem in Sizilien, wo sie noch um die Wende zum 20. Jahrhundert «il più popolare dei santi messinesi», die populärsten Heiligen Messinas sind. In Sferracavallo, Palermo, Taormina gibt es noch immer Prozessionen zu Ehren des hl. Ärztepaares, noch immer bedeckt man die Kultfiguren mit geopferten Geldscheinen, noch immer führt man die Tanzprozession, den «Ballo dei Santi» vor, das Drehen der «Gnadenbilder», und noch immer ertönt, wenn auch dünner schon, das Geschrei «Viva, viva S. Cosimu»[124].

Kosmas und Damian, von den Jesuiten besonders begünstigt, spielen eine Rolle in der hohen Kunst, im Andachtsbild, im geistlichen Schauspiel bis zur Barockzeit. Sie erhielten das Patronat über Zünfte und Bruderschaften. Man pilgerte zu ihren Quellheiligtümern und anderen Reliquien. Der Handel mit allen möglichen Weihegeschenken florierte, auch mit Wachsvotiven in Phallusform. In Isernia, Provinz Campobasso (Molise), überwogen die Phalliopfergaben, «große Zehen» genannt, und von den Händlern in Körben herumgetragen mit dem Ruf: «Der hl. Kosmas und Damian». Kein fester Preis galt für die wächsernen Priapen. Je mehr man zahlte, hieß es, desto wirksamer. Die Frauen küßten diese Votive, bevor sie neben das Geld kamen für Messestiftungen und Litaneien. Auch Kosmasöl gab es zur Stärkung der Potenz. Man rieb kranke Körperteile am Hauptaltar ein und der Pfarrer rief: «Mögen sie von aller Krankheit freiwerden durch die Fürbitte des hl. Kosmas»[125].

All diese diversen Heiligen, Thekla, Menas, Kyros und Johannes, Kosmas und Damian, haben zumindest zwei Dinge gemeinsam: sie standen alle im Mittelpunkt eines höchst erfolgreichen Pilgerbetriebs – und sie haben alle wahrscheinlich nie gelebt.

Wenden wir uns zum Abschluß des Kapitels noch kurz dem Abendland zu, wo Rom das wichtigste Wallfahrtszentrum wurde.

Römische Raritäten

Aus dem Orient, der selber so gloriose Gnadenorte hatte, werden wohl erst im 6. Jahrhundert, mit dem stark wachsenden byzantinischen Einfluß, mehr Pilger nach Rom gekommen sein; und noch mehr im 7., als fast alle Päpste Griechen oder Syrer waren. Im Westen freilich hatte längst das Wallfahrten nach Rom begonnen, besonders aus Norditalien und von den Britischen Inseln; die meisten Gläubigen aber kamen aus Gallien, im 5. und 6. Jahrhundert Roms eigentliches Wallfahrtshinterland[126].

Die größten Attraktionen waren offensichtlich die vermeintli-

chen Gräber von Petrus und Paulus, auch wenn bis ins 3. Jahrhundert hinein erstaunlicherweise niemand bekannt ist, der ihretwegen eine Wallfahrt unternommen hätte. Der Tod des Paulus in Rom, worüber die Apostelgeschichte schweigt, wird kaum bestritten. Doch ist er legendenumringt, die Bezeugung erst spät und Pauli Enthauptung nicht mit Sicherheit zu erweisen. Auch sein Todesjahr steht nicht fest; vielleicht zwischen 64 und 68. Und schon gar nicht kennt man sein Grab. Zunächst verehrte man es in der Katakombe S. Sebastiano, Ende des 4. Jahrhunderts jedoch an anderer Stelle und errichtete darüber die Basilika S. Paolo fuori le mura. Reliquien des Paulus sind angeblich aber auch in St. Peter, und sein Kopf ist angeblich im Lateran. In Wirklichkeit liegt der Staub Pauli, wenn er in Rom liegt, «mit dem Staub von Bauern und Cäsaren irgendwo unter der Erde» (Bradford)[127].

Ob Petrus je hier gewesen, da gestorben ist, bleibt völlig unbeweisbar (II 58 ff). Die angebliche Auffindung seines Grabes: nichts als ein Märchen (II 61 ff). Gleichwohl standen die Apostelgräber und -reliquien im Mittelpunkt des Interesses. Die prachtstrotzenden Basiliken St. Peter und St. Paul wölbten sich darüber. Briticus, der vertriebene Nachfolger des hl. Martin, pilgerte in die Ewige Stadt. Der hl. Gregor von Tours schickte seinen Diakon Agiulf 590 zum Grab des Petrus, neben Martin, dem Nationalheiligen, dann der populärste Patron der Franken.

Auch andere Zelebritäten wallten schon in der Antike nach Rom: der spanische Dichter Prudentius 402/403. Ein Jahrhundert später klapperte dort der Bischof Fulgentius von Ruspe, ein ehemaliger Steuereinnehmer, der sich zum wilden Bekämpfer des Arianismus und Semipelagianismus gemausert hatte, nach Pilgersitte sämtliche Stätten «der Märtyrer» ab. Der wortreiche, doch gedankenarme Schwiegersohn des römischen Kaisers Avitus, Sidonius Apollinaris, seit 469 widerstrebend Oberhirte von Arverna (Clermont-Ferrand), kam zweimal nach Rom. Paulinus, Bischof von Nola, wanderte jährlich dorthin. Dabei hatte Nola selbst einen berühmten Wallfahrtskult um das Grab seines (von Paulinus in 14 Gedichten besungenen) Schutzpatrons, des hl. Felix, entwickelt[128].

Aber nicht nur Bischöfe und Heilige pilgerten in die Ewige Stadt, auch Fürsten, Könige, Kaiser. Theodosisus I. vielleicht. Sicher seine Tochter Galla Placidia und ihr Sohn Valentinian III. Auf den Britischen Inseln legten Ceadwalla, Ina u. a. ihre Kronen nieder und reisten nach Rom. Man schuf sogar im eigenen Land Peterskirchen, damit alle, wie 656 in der Gründungsurkunde für die Kathedrale von Peterborough steht, hier St. Peter aufsuchen, die nicht nach Rom gehen können[129].

Wahre Wallfahrtsmassen zog das gemeinsame Fest von Peter und Paul an, wobei es dann, wie wir von Augustin wissen, recht locker zuging, man offenbar täglich in der Petersbasilika Mahle und Trinkgelage veranstaltet hat. Doch bot die «corona sanctorum martyrum» neben den Apostelfürsten noch eine Fülle von Attraktivitäten an Märtyrern und Heiligen[130].

Sehr aufwendig wurde auch das Jahresgedächtnis des hl. Hippolyt (13. August) begangen – grotesk genug, erinnert man sich, mit wieviel Geifer, Gift und Galle dieser römische Bischof einst einen anderen römischen Bischof, den hl. Kallist, bekämpft hatte (II 94 ff). Bereits im 4./5. Jahrhundert aber zogen an Hippolyts Fest die Prozessionen aus allen Richtungen heran, Patrizier und Plebejer Roms, Picener, Etrusker, Samniter, Fromme aus Capua, Nola. Und ähnlich wie Hippolyt feierte man auch andere römische Heilige. Etwa, kurioserweise, seinen Gegner Papst Kallist, ferner Pontianus, Pankratius, Agnes, Sebastian oder Laurentius, der am bekanntesten wurde[131].

Dabei pilgerten um so mehr Christen nach Rom, als man dort, wenngleich wohl etwas später als im Osten, mehr mit Märtyrergräbern renommierte denn irgendwo auf der Welt; und man pflegte da «alle Stätten der Märtyrer aufzusuchen». Häufig waren Hinweise: Hier ruht der Leib des Märtyrers (ubi martyr in corpore requiescit). So heißt es zum Beispiel von der hl. Thekla, obschon es kaum eine solche römische Heilige gab. Man war recht großzügig in dieser Hinsicht. Denn «daß so manche Märtyrer ‹gemacht› wurden, ist selbstverständlich» (Kötting). Einer, der besonders «viele Leiber der Heiligen» aufgespürt und mit grauenvoll unbegabten, immer wieder auch von Vergil entlehnten

Wendungen verherrlicht hat (II 121 f), war der Mörderpapst Damasus. Und gerade seine Ergüsse bildeten «die Grundlage der wichtigen Einrichtung von Wallfahrten zu den Märtyrergräbern» (Katholik Clévenot)[132].

Im 6. Jahrhundert besuchten die Pilger in Rom mehr als ein ganzes Schock wirklicher oder angeblicher Märtyrergräber. Wir wissen dies aus einem Katalog, der angefertigt wurde, als die Langobardenkönigin Theodelinde, eine katholische bayerische Prinzessin, von Papst Gregor I. Reliquien erbat. Ihr Abgesandter erhielt Ampullen, Metallfläschchen aus Palästina, mit Öl aus den Lampen vor den Märtyrergräbern. Alle Fläschchen (ursprünglich für hl. Erde und hl. Öl aus dem «Heiligen Land» bestimmt, zum Beispiel für «Öl vom Holze des Lebens») wurden etikettiert und in einem eigenen Katalog 65 Märtyrergrabstätten genannt, von denen man jeweils einige Tropfen des kostbaren Öls genommen hatte. Doch waren längst nicht alle damals verehrten römischen Blutzeugengräber berücksichtigt worden[133].

Wie aber über St. Peter, St. Paul, erhoben sich über vielen Märtyrern und Heiligen prächtige und nicht nur buchstäblich steinreiche Kirchen: die Erlöserkirche im Lateran, die Basilika zu Ehren des hl. Kreuzes im Sessorianischen Palast, St. Sebastian, St. Laurentius, St. Agnes, die gewaltige Marienkirche auf dem Esquilin, die Basilika der Märtyrer Johannes und Paulus auf dem Caelius u. a. Auch «fremde» Heilige erhielten schließlich Kirchen, St. Stephanus etwa, vor allem jedoch die Wundertäter Kosmas und Damian (S. 323 ff), denen schon Papst Symmachus ein Oratorium bei S. Maria ad praesepe erbaute und bald darauf Felix IV. (526–530) eine Basilika am Forum Romanum weihte, die auf zwei alten Heidentempeln ruhte. Viele Pilger stifteten hier Votivgaben. Und nicht wenige Basiliken warteten schon damals mit den tollsten Raritäten auf. So S. Maria mit der Krippe Jesu, St. Peter in Vinculis mit den hier stark verehrten Ketten Petri. Es gab Feilstaub davon und Nachbildungen des Schlüssels zum angeblichen Grab des «Schlüsselhalters». Sie wurden von den Frommen mitgenommen, von den Päpsten aber auch versandt, auch aus Edelmetall verfertigt und am Hals getragen. Ferner gab man

solche Schlüssel von der Confessio Pauli und der des Laurentius ab. Vom Rost des letzteren konnte man ebenfalls Eisenfeilstaub beziehen. Auch erhielt man Imitationen des angeblichen Kreuznagels Christi, den man in Santa Croce hütete. Selbstverständlich konnten die Pilger in Rom mit Öl von den Lampen an den Märtyrergräbern rechnen[134].

Dafür gaben sie freilich oft her, was sie hergeben konnten, manche ihr ganzes Vermögen, und lebten dann als Kleriker der Wallfahrtskirche oder sonstiger Kirchen. Andere schenkten riesige Ländereien oder gelobten eine genau festgesetzte jährliche Lieferung von Waren, von Wein etwa, Wachs. Leute, die gar nichts hatten, betreuten ersatzweise die Kranken; in Menuthis verpflichteten sich die Geheilten regelmäßig dazu. Gewiß einen beträchtlichen, wenn nicht den größten Teil dieser Wallfahrtsorte hatten Herrscherhäuser und andere «Große» gestiftet, ohne daß sie immer selbst dort als Pilger gewesen sind. Doch auch ihre Stiftungen stammten aus dem Vermögen aller, aus der Arbeit des Volkes, waren sein Geld, ihm abgepreßt durch Steuern, Bedrückung, Gewalt – *und alles für einen Wahn hinausgeworfen.*

Und freilich auch für den Profit der Fürsten, der Priester. Konstantin I., Justinus, Belisar spendeten riesige Summen. Lange Teile des offiziellen Papstbuches, des Liber Pontificalis, erscheinen «wie ein Verzeichnis aller Geschenke und Stiftungen, welche den verschiedensten Heiligtümern Roms gemacht wurden. Sie legen Zeugnis ab, welches Prunkgerät in Gold, Edelsteinen, gestickten Seidendecken und anderen Stoffen an den Verehrungsstätten der altchristlichen Blutzeugen sich sammelten ... Rom wurde im 4. Jh. die an Kirchen und an kirchlicher Pracht reichste Stadt der Christenheit» (Kötting). Um 400 gab es dort allein 25 Titelkirchen. Und der Pomp des christlichen Rom war bereits so groß, daß Bischof Fulgentius von Ruspe, der um 500 hierher pilgerte, eine Parallele zum Himmelreich zog: «Wie erhaben muß erst das himmlische Jerusalem sein, wenn das irdische Rom in solchem Glanz strahlt»[135].

Sprechen wir von fernen Tagen?

Erst im Jahr des Herrn 1989 strömten fast eine Million Pilger

allein zu der «Gnadenkapelle» des bayerischen Wallfahrtsortes Altötting[136].

Der Grund aber zu dieser gigantischen Verdummung der (christlichen) Welt wurde in der Antike gelegt; in umfassender Weise, wie schon die bisherigen Kapitel beweisen, doch nun spezieller belegt werden soll.

4. KAPITEL

VERDUMMUNG

«Wo sind die Schriftgelehrten? Wo sind die Weltweisen? Hat nicht Gott die Weisheit dieser Welt zur Torheit gemacht?»
1. Kor. 1,20

«Mit dem Geschwätz bei euch haben die *Schulmeister* begonnen und da ihr die Wissenschaft einteiltet, habt ihr euch von der wahren Wissenschaft abgeschnitten». Tatian[1]

«Nach Jesus Christus bedürfen wir des Forschens nicht mehr. Wenn wir glauben, verlangen wir über den Glauben hinaus weiter nichts ...» Tertullian[2]

«Wenn du Geschichtsberichte lesen willst, dann hast du das Buch der Könige, wenn aber Weise und Philosophen, dann hast du die Propheten ... Und wenn du Hymnen begehrst, so hast du die Psalmen Davids». «Apostolische Kirchenordnung» (3. Jahrhundert)[3]

«Religion ist darum das Kernstück des ganzen Erziehungsprozesses und muß alle Erziehungsmaßnahmen durchdringen». Lexikon des katholischen Lebens (1952)[4]

DER RUIN DER ANTIKEN BILDUNG

«Das klassische Ideal der griechischen Erziehung hatte auf einer tiefen Gesamtauffassung vom Menschen, seinem tiefen Wert und seinem Ziel geruht». «Aber wir hören nichts von der Gründung christlicher Elementar-, geschweige denn christlicher Grammatikerschulen». Hans von Schubert[5]

«Die gesamte Erziehung wird der Christianisierung eingeordnet». Ballauff[6]

«Für den gesamten Bildungsstand der antiken Welt im 5. Jahrhundert bleibt es charakteristisch, daß es ein wissenschaftliches Forschen mit dem klaren Ziel, einen bestimmten Fortschritt zu erreichen, nicht mehr gab». J. Vogt[7]

«Aber diese Verachtung von Vernunft und Wissenschaft, die jetzt zur Herrschaft kam, sie führte immer weiter weg von der Kultur der alten Welt. Sie führte in Aberglauben und Unbildung, und am Ende des Weges drohte der Rückfall in die Barbarei». Heinrich Dannenbauer[8]

Erziehung bei Griechen, Römern und Juden

In hellenistischer Zeit hatten Erziehung und Bildung unter griechischem Einfluß einen hohen Stand erreicht. Die Griechen, in deren Schulen die Jugend jene Autoren, die dichterische Größe mit pädagogischer Nützlichkeit verbanden, schon seit dem 5. vorchristlichen Jahrhundert kennenlernten, haben den Begriff der Bildung sowohl freier wie systematischer Betätigung des Geistes in die Geschichte eingeführt und für Europa entscheidend geprägt. Noch vor der Schaffung ständiger Lehrinstitute wurden die Sophisten, die «Weisheitslehrer» des 5. und 4. Jahrhunderts, die Träger der antiken Aufklärung. Sie erstrebten eine vielseitige Erziehung, ein möglichst reiches, verschiedenartiges, doch geordnetes Wissen, das der Lebensbehauptung, besonders der politischen «Tüchtigkeit» (aretē), dienen sollte, wodurch sie die Pädagogik revolutionierten[9].

Sokrates, der sich kritisch mit den Sophisten, besonders mit deren Subjektivismus auseinandersetzte und die «sokratische Methode» des fortgesetzten Fragens lehrte, suchte die Menschen durch seine geistige Hebammenkunst (Mäeutik) zu selbständigem Denken und eigener ethischen Entscheidung zu führen. Er entlarvte bloße Spekulationen, Scheinwissen, die sogenannten objektiven Ordnungen, Sitte, Staat, Religion, und gründete das Sittliche erstmalig nicht mehr auf sie, sondern auf die Mündigkeit des einzelnen, die eigene Selbstgewißheit, das «Daimonion», was zum Todesurteil gegen ihn führte[10].

Stark auf die antike Erziehung wirkte Isokrates, der Antipode Platons. Und auch Isokrates suchte die Bewährung des Menschen im praktischen, politischen Leben zu fördern, suchte eine ausgedehnte Belesenheit mit syntaktischem Schliff und mathematisch geschulter Klarheit des Denkens zu verbinden und hat mit seinem Erziehungs-, seinem Bildungsbegriff die Pädagogik, die geistige Betätigung über das Altertum hinaus mitgeprägt[11].

Die Kinder werden in hellenistischer Zeit im allgemeinen bis

zum siebten Jahr von der Mutter oder einer Kinderfrau betreut, dann einem langen schulmäßigen Unterricht zugeführt. Er besteht aus Lesen, Schreiben, Rechnen, der Einführung in die klassischen Schriftsteller, umfaßt aber stets auch Gesang, Musik, dazu gymnastische, militärische Übungen, und endet mit der rhetorischen Ausbildung, der unerläßlichen Schulung im Sprechen und Denken. Die Philosophie kam hinzu, oft als Gegensatz. Ein eigentliches Fachstudium – außer Medizin, später auch Rechtswesen – gab es nicht. Selten war Unterricht für Mädchen. Auf sittliche Werte wurde zwar beständig hingewiesen, wie überhaupt der ganze Mensch, seine körperliche und geistige Kraft, sein ethisches und ästhetisches Empfinden, zu einer möglichst vollkommenen Persönlichkeit geformt werden sollte, doch eine «eigentliche religiöse Unterweisung fehlte» (Blomenkamp)[12].

Das römische Kind stand in Altrom zunächst unter der Obhut der hochgeachteten Mutter, dann erzog der Vater den Knaben. Mit etwa sechzehn Jahren bekam dieser eine gewisse allgemeine politische Ausbildung (tirocinium fori). Entsprechend seiner künftigen Verwendung im Staatsdienst, galt seine Erziehung ganz dem praktischen Leben, war seine körperliche Ertüchtigung vormilitärischer Art und seine geistige auf konkret verwertbare Kenntnisse, etwa des Rechts, beschränkt. Unter griechischem Einfluß glichen die lateinischen Schulen strukturell, stofflich, methodisch dann immer mehr den hellenistischen. Durch die Umschichtung der gesellschaftlichen Verhältnisse verbreiteten sich, von den Kaisern gefördert, im spätrömischen Imperium Elementarschulen beinah im ganzen Reich, Grammatikerschulen in allen halbwegs bedeutenden Städten, wobei offenbar auch Mädchen die Elementar- und, die Mädchen der oberen Schicht, die Grammatikerschulen besuchten. Der Stoiker Musonius (ca. 30–108) forderte, wie schon einige seiner Buchtitel zeigen («Daß auch die Frauen philosophieren sollen», «Ob man die Töchter gleich erziehen soll wie die Söhne») für Mädchen eine ähnliche Schulung wie für Knaben, bewertete überhaupt Mann und Frau gleich[13].

Insgesamt sollte das griechisch-römische Unterrichtswesen alle

menschlichen Kräfte entwickeln. Die Kaiser haben die Ausbreitung höherer Schulen begünstigt. Das Bildungsprogramm war so umfassend wie möglich, Bildung geradezu eine Großmacht in der Spätantike. Sie erfreute sich in der ganzen sogenannten guten Gesellschaft rings um das Mittelmeer fast religiöser Verehrung, war eng mit dem Heidentum verknüpft, doch ausgesprochen diesseitsgerichtet, nicht von einer Gottheit, die zwar einbezogen wird, bestimmt, sondern vom Menschen[14].

Ein ganz anderes pädagogisches Ideal hatte das Judentum, das die Erziehung eng mit der Religion verband.

Im Alten Testament tritt Gott selbst immer wieder als Vater und Erzieher auf, und selten erzieht er ohne Züchtigung (vgl. I 73 ff). Wie denn das hebräische Alte Testament den Begriff des Erziehens gewöhnlich mit «jisser» oder dem Substantiv «musar» wiedergibt, was zunächst Züchtigung heißt, dann auch Zucht, Bildung bedeuten kann. Die Züchtigung dient der Erziehung und Erziehung läuft häufig – ein Zeichen der Vaterliebe – auf Züchtigung hinaus. Der Mensch ist in Sünden empfangen, in Schuld geboren und böse von Jugend auf; «wer die Rute schont, haßt seinen Sohn»; züchtigen soll man ihn, nicht auf sein Gejammer hören; Schläge und Zucht zeugen immer von Weisheit[15].

Demgemäß gehörten auch im rabbinischen Judentum Erziehung und Religion eng zusammen, war Gott auch hier Erzieher und Züchtiger. Schon mit fünf Jahren soll man nach Aboth 5,24 dem Studium der Schrift, mit zehn der Mischna, mit fünfzehn dem Talmud zugeführt werden. (Auf Unterweisung der Mädchen legte man kaum Wert; sie durften keine öffentlichen Schulen besuchen und heirateten in der talmudischen Epoche gewöhnlich mit knapp dreizehn Jahren.) Ein eigentlicher Schulzwang bestand nicht. Doch waren die Schulen häufig mit den Synagogen verbunden und die hl. Texte Grundlagen des ganzen Unterrichts; schon Lesen lernte man anhand der Bibel. (Auch nach dem Erziehungsprogramm des Kirchenlehrers Hieronymus soll man lesen lernen an den Namen der Apostel, der Propheten und am Stammbaum Christi, vgl. S. 295.) Weltliche Wissenschaft war nicht gefragt. Als Vermittler göttlichen Wissens galt der Lehrer

aber mehr als bei Griechen und Römern. Die Ehrfurcht vor ihm sollte der vor dem Himmel gleichen[16]!

Vieles an dieser jüdischen Erziehung erinnert an die frühchristliche, die jedoch auch von der hellenistischen geprägt wird.

DAS CHRISTENTUM LEHRT – SEIT JESUS –, *ALLES* ZU HASSEN, WAS NICHT GOTT DIENT

Das Evangelium war ursprünglich eine apokalyptische, eine eschatologische Botschaft, eine Predigt vom nah bevorstehenden Ende der Welt (S. 71 f). Jesus und seine Jünger sind davon felsenfest überzeugt, deshalb pädagogische Probleme für sie nicht relevant; sie sind gänzlich desinteressiert an Bildung und Kultur. Sie kümmern sich um Wissenschaft und Philosophie so wenig wie um Kunst. Immerhin drei Jahrhunderte lang wird es überhaupt keine christliche Kunst geben. Kirchenrechtliche Verfügungen noch in späterer Zeit stellen Künstler in der Kirche mit Schauspielern (vgl. S. 355 ff), Bordellwirten und ähnlichen Typen auf eine Stufe. Bald wird die biblische «Fischersprache» (anscheinend besonders die der lateinischen Bibeln) durch alle Jahrhunderte verhöhnt, von den Christen freilich ostentativ verteidigt – obwohl selbst und gerade Hieronymus und Augustin nicht nur einmal gestanden, wie sehr sie der fremde, unbeholfene und oft falsche Stil der Bibel abgeschreckt habe. Augustin erschien sie überdies wie ein Ammenmärchen! (Im 4. Jahrhundert formte man biblische Stoffe gelegentlich in vergilsche Hexameter um, ohne daß es sie erträglicher machte.) «Homines sine litteris et idiotae» nennen in der lateinischen Übertragung die jüdischen Priester die Apostel Jesu[17].

Da aber das Gottesreich auf Erden ausblieb, setzte die Kirche an seine Stelle das Himmelreich, und die Gläubigen sollten ganz auf dieses hin leben, das heißt ganz im Sinne der Kirche, das heißt ganz zum Nutzen der Kirche, das heißt ganz für die Interessen des hohen Klerus. Denn wann und wo immer dieser Klerus Kirche

sagt, Christus, Gott, Ewigkeit, da dient das ihm und nur ihm allein. Während er das Seelenheil des Gläubigen vorgibt, denkt er an sein eignes Heil. Und hat er dies in der Frühzeit vielleicht auch nicht immer identifiziert, er wußte doch, all das nützt ihm.

Im Christentum war die Entwicklung geistiger Kräfte kein Selbstzweck, wie in der Pädagogik der hellenistischen Welt, sondern nur ein Mittel zur religiösen Erziehung, zur angeblichen Verähnlichung mit Gott. Zwar mußte natürlich auch die christliche Erziehung auf das Berufsleben, die Erwerbstätigkeit vorbereiten, doch entscheidend war das Endziel, die Vorbereitung aufs Jenseits. Erst von daher bekam die übrige Erziehung überhaupt Bedeutung. Alle vom Christentum besonders propagierten Tugenden, wie Demut, Glaube, Hoffnung, Liebe, doch auch alle von der nichtchristlichen Ethik so großzügig übernommenen Werte wurden viel weniger um ihrer selbst willen geschätzt, als wegen ihrer Hinführung zum letzten Ziel. Christus, Gott, die ewige Seligkeit, der Glaube, daß der Christ im Jenseits «unaufhörliche Wonne empfindet» (Athenagoras), bildeten das Zentrum dieser ganzen Dressur[18].

Schon im Neuen Testament geht es nicht um die menschliche Pädagogik, die bloß gestreift wird, sondern um die Heilspädagogik Gottes, wozu es, Ansatzpunkte in der Stoa beiseite, in der griechisch-römischen Umwelt kaum eine Parallele gibt. Vielmehr sind die kyrio- oder christozentrischen Erziehungsgedanken der Bibel und die anthropozentrische Paideia der Hellenen von vornherein Gegensätze. Auch tritt im Neuen Testament, wie schon im Alten, das Züchtigungsdenken stärker hervor. «Wir leben als die Gezüchtigten und doch nicht zu Tode gepeinigt», schreibt Paulus. Und der auf seinen Namen gefälschte 1. Brief an Timotheus spricht von zwei «Ketzern», Hymenäus und Alexander, «die ich dem Satan übergeben habe, damit sie durch seine Züchtigung das Lästern verlernen». «Denn auch unser Gott», wie es hinsichtlich 5. Mos. 4,24 im Hebräerbrief heißt, «ist ein verzehrendes Feuer». (Sieben Verse weiter liest man bei Moses: «Denn der HERR, dein Gott, ist ein barmherziger Gott» – wie man's braucht.)[19]

Die Kirchenväter führen diese biblische Tendenz fort. Bei Ire-

näus, dem Schöpfer einer ersten eigentlichen Erziehungstheologie, bei Clemens Alexandrinus, Origenes, Gregor von Nazianz, Gregor von Nyssa wird der Gedanke einer göttlichen Paidagogia häufig erörtert, wird Gott zum eigentlichen Erzieher. Ergo muß auch alle Erziehung in erster und letzter Linie wieder Gott gelten, muß er ihre Aufgabe sein. So lehrt Origenes, «daß wir alles Sinnliche und Zeitliche und Sichtbare gering achten und alles tun müssen, um ... zum Leben mit Gott und mit den Freunden Gottes zu kommen». So fordert Johannes Chrysostomos von den Eltern, «Kämpfer für Christus» zu erziehen und verlangt das frühzeitige und dauernde Lesen der Bibel. So schreibt Hieronymus, der einmal ein Kind kleine Rekrutin Gottes und Streiterin Christi nennt: «Wir wollen uns nicht zwischen Christus und der Welt gleichmäßig aufteilen. Statt der kurzen und hinfälligen Güter soll uns vielmehr ewiges Glück zuteil werden». Und sein wichtigster pädagogischer Gesichtspunkt: «Lasset uns die Dinge auf Erden kennen, deren Kenntnis für uns im Himmel fortdauert». Die «gesamte Erziehung wird der Christianisierung eingeordnet» (Ballauff). Auch Kirchenlehrer Basilius hält «nicht für ein wirkliches Gut, was nur weltliche Freude einbringt». Nur was «die Erlangung eines anderen Lebens» fördere, «das muß man unseres Erachtens lieben und mit aller Kraft anstreben, alles aber, was nicht auf jenes Leben abzielt, als wertlos außer Betracht lassen»[20].

Solche Erziehungsgrundsätze, die *«alles»*, was nicht einem vermeintlichen Leben nach dem Tod gilt, einem Wahn – und wenn es kein Wahn wäre! –, als *«wertlos»* erklären, sind sogar biblisch, sogar durch Jesus selbst begründet: «So jemand zu mir kommt und hasset nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, und auch dazu sein eigen Leben, der kann nicht mein Jünger sein»! Man erwäge das Unheil, das seit zweitausend Jahren *allein* dies Wort bewirkt hat – es ist unausdenkbar grauenvoll.

Wie im Alten, im Neuen Testament, so spielt auch bei den Kirchenvätern der Gedanke der Züchtigung immer wieder eine wichtige Rolle, und er wird sie in der christlichen Erziehung durch zweitausend Jahre spielen – mit den bekannten Folgen.

Clemens Alexandrinus betont unermüdlich die pädagogische

Bedeutung der Strafe: ein Erziehungswerk des lieben Gottes, das noch im Jenseits fortgesetzt wird; wobei Clemens eine förmliche Stufenleiter göttlicher Zurechtweisungen entwirft, beginnend beim gütigen Zuspruch und endend beim Feuer. Auch für Origenes ist die Strafe stets ein Erziehungsmittel, eine Wohltat geradezu. Der Sünder verdankt sie der Güte Gottes, der derart den Menschen heilen will. Auch für Kirchenlehrer Johannes Chrysostomos sind Gottes Strafen und Gerichte nichts weiter als Arzneien. «Merket auf: ich will euch echte Weisheit lehren! Warum beklagen wir die Gezüchtigten, aber nicht die Sünder? ... Denn was die Arzneien, was das Schneiden und Brennen von seiten des Arztes, das sind die Züchtigungen von seiten Gottes»[21].

Kirchenlehrer Augustinus, ein versierter Zyniker, um nicht zu sagen Sadist (vgl. I 480 ff, bes. 483 ff), empfindet auch den Tod von Kindern für die Eltern nur als nützlich, als heilsame Züchtigung. «Warum soll das nicht geschehen?» fragt der gute Hirte. «Einmal vorüber, trifft es die Kinder nicht mehr, den Eltern aber kann es nur nützen, wenn sie durch zeitliche Niederlagen verbessert werden und sich entschließen, richtiger zu leben». Etwas erinnert dies an die augustinische Rechtfertigung des Krieges: «Es ist ja, das weiß ich, noch niemand gestorben, der nicht irgendwann einmal hätte sterben müssen». Oder: «Was hat man denn gegen den Krieg? Etwa daß Menschen, die doch einmal sterben müssen, dabei umkommen?» (Vgl. I 514 ff, bes. 522 ff) «In den Schriften über Kindererziehung», schreibt P. Blomenkamp mit besonderem Bezug auf die Kirchenlehrer Hieronymus, Johannes Chrysostomos und Augustinus, «wird die göttliche Erziehung den Eltern als Vorbild vor Augen gestellt»[22].

Das Christentum suchte von Anfang an – und sucht noch heute – die Kinder durch die Eltern zu beherrschen

Schon das Neue Testament lehrt: «Ihr Kinder, seid euren Eltern in allen Stücken gehorsam, denn das ist wohlgefällig im Herrn». Und die Väter müssen ihre Kinder erziehen «in der Zucht und Vermahnung des Herrn»! Tausend und Abertausende von Schriften dienen bis heute diesem Thema, rücken ganz in den Mittelpunkt der elterlichen Erziehung das Seelenheil des Kindes, das heißt das Interesse der Kirche, das heißt des Klerus (S. 337 f). *Ihm ist alles andere unterzuordnen.* Und demgemäß muß auch das eigene Leben der Eltern beispielhaft sein, müssen sie den Umgang ihrer Kinder sorgfältig überwachen, unter strengen Kriterien ein geeignetes Dienstpersonal wählen; denn diese Überwachung ist perfekt, total! Verstoßen Eltern aber gegen die klerikale Selbstsucht, drohen ihnen die schwersten Strafen, sind sie, die ihre Kinder ja ins Höllenfeuer schicken, schlimmer als Kindsmörder[23].

Die entscheidende Aufgabe erhält der Vater, die oberste Instanz in der Familie. Nach Augustinus soll er zu Hause ein kirchliches, ja, gleichsam bischöfliches Amt einnehmen. Und Johannes Chrysostomos apostrophiert den pater familias: «Du bist der Lehrer des ganzen Hauses; deine Frau und deine Kinder schickt Gott zu dir in die Schule». Die Frau muß dem Mann ja schon nach der «Heiligen Schrift» untertan sein «in allen Dingen»! Sie darf ihn nicht bevormunden, nicht beherrschen, darf keine Lehrvorträge halten und hat auch in der Kirche zu schweigen. «Sie soll in stiller Zurückhaltung verbleiben. Denn Adam ist zuerst geschaffen worden, danach erst Eva; auch hat nicht Adam sich verführen lassen, sondern die Frau ...»[24]

Unentwegt wird die Frau schon in der alten Kirche herabgesetzt; wird sie zur «Einfallspforte des Teufels» (Tertullian); wird ihr die Ebenbildlichkeit Gottes abgesprochen – «mulier non est facta ad imaginem Dei» (Augustinus); behauptet ein «apokryphes» Petruswort: «Die Frauen sind des Lebens nicht würdig»; ja,

brilliert 585 auf der Synode von Mâcon ein Bischof mit der Erklärung, Weiber seien keine Menschen (mulierem hominem vocitari non posse). Das alles führt auf den Scheiterhaufen[25].

Die Frau kann allerdings «dadurch gerettet werden, daß sie Kindern das Leben gibt», vorausgesetzt freilich, sie verharrt in Glaube, Liebe und Heiligung. Von Anfang an erscheint die Frau gerechtfertigt als Gebärmaschine – und dies ist noch bei Luther (und lang darüber hinaus) so, der mit dem typischen Pfaffenzynismus lehrt: «Gib das Kind her und tue dazu mit aller Macht; stirbst du darüber, so fahre hin, wohl dir, denn du stirbst eigentlich im edlen Werk und Gehorsam Gottes». Oder: «Ob sie sich aber auch müde und zuletzt todt tragen, das schadet nichts, laß sie nur todt tragen, sie sind darum da»[26].

So gilt Kinderlosigkeit als schreckliche Entbehrung, wird Abtreibung aufs schärfste verdammt. Preist man allerdings, wie so oft, gerade die Jungfräulichkeit an oder rät von einer zweiten Ehe ab, dann beklagt man die beschwerliche Last der Kindererziehung! Die übliche Doppelzüngigkeit. Und Doppelzüngigkeit ja auch insofern, als die Kinder einerseits nach Gott den Eltern den größten Gehorsam, die tiefste Ehrfurcht schulden. Andererseits aber dies ganz und gar nicht mehr gilt, sobald daraus der Kirche Nachteile erwachsen! Dann muß alles deren Forderungen, stets als die Gottes deklariert, untergeordnet werden, und zwar selbstverständlich auch, wenn dadurch die Kinder Nachteile haben. Sobald also Kinder zum Dienst der Kirche drängen – in der Regel, weil sie die Kirche dazu drängt –, sobald sie Priester, Mönche, Nonnen werden wollen oder sollen, doch die Eltern widersprechen, zählen deren Wunsch und Wille plötzlich überhaupt nicht mehr, sind die Eltern mit jeder nur denkbaren Rücksichtslosigkeit zu mißachten (s. I 152 ff)[27].

Angesichts solcher Erziehungsmaximen, die im Grunde – oft expressis verbis! – die Welt zu verachten, zu hassen und nur die «Heilspädagogik», die Hinführung auf Christus als wirklich notwendig lehren, muß die antike Philosophie, Wissenschaft, Kunst, muß die ganze griechisch-römische Kultur von vornherein suspekt, wenn nicht gar als Ausgeburt des Teufels erscheinen.

Das Älteste Christentum ist bildungsfeindlich

Diese Haltung ließ und läßt sich auch durchaus biblisch begründen. Jesus selbst hatte das Ideal des Weisen ausdrücklich entthront. Auch sonst warnt das Neue Testament vor der Weisheit der Welt, der Philosophie: 1. Kor. 1,19 ff, 3,19, Kol. 2,8, behauptet es, in Christus liegen «alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis» (Kol. 2,3). Und wurde das Evangelium, das den Weisen und Klugen nicht verkündet worden war, dann vor allem auch durch Justin, Clemens Alexandrinus, Origenes sozusagen philosophisch umfassend versetzt, durch außerchristliches Gedankengut rationalisiert und intellektualisiert, um die Gebildeten zu gewinnen (S. 364 ff), so waren doch im Christentum die Gegner der Philosophie – darunter Ignatius, Polykarp, Tatian, Theophilus, Hermas – bis ins 3. Jahrhundert zahlreicher als ihre Befürworter und die theologischen Attacken gegen die «Faseleien törichter Philosophen», ihre «lügenhafte Flunkerei», ihren «Unsinn und Wahnwitz» außerordentlich häufig[28].

Man berief sich dabei gern auf Paulus, gegen den angeblich Stoiker und Epikuräer in Athen aufgetreten waren; der wiederholt gewarnt hatte vor der falschen Predigt gewisser Irrlehrer, welche die heidnische Philosophie mit dem Christentum zu verbinden suchten, der lehrte: «Es steht ja doch geschrieben (Hiob 5,13): ‹Er (d. h. Gott) fängt die Weisen in ihrer Schlauheit›; und an einer andern Stelle (Ps. 94,11): ‹Der Herr kennt die Gedanken der Weisen, daß sie nichtig sind›». «Wo sind die Schriftgelehrten? Wo sind die Weltweisen? Hat nicht Gott die Weisheit dieser Welt zur Torheit gemacht?» Habe es Gott doch gefallen, «durch Torheit der Predigt die zu retten, welche Glauben haben». Oder: «Sehet zu, daß euch niemand täusche durch die Philosophie und durch leeren Trug nach der Überlieferung der Menschen»[29].

Diese durch den synoptischen Jesus, durch Paulus fundierte altchristliche Bildungsfeindschaft hing weiter mit verschiedenen Faktoren religiöser, religionspolitischer und sozioökonomischer Art zusammen.

Einmal war der wenn auch stets schwächer fortwirkende ur-

christliche Endzeitglaube mit Kultur, mit der bestehenden Welt überhaupt nicht vereinbar. Wer den Hereinbruch des Endes erwartet, wer nicht von dieser Welt ist, kümmert sich nicht um Philosophie, Wissenschaft, Literatur. Nirgends propagiert sie Jesus, nirgends erwähnt er sie. Ist doch für ihn nur eines not. Als man darum den prachtstrotzenden Jerusalemer Tempel rühmt, meint er bloß, es werde davon kein Stein auf dem andern bleiben – wohl seine einzige Stellungnahme zum Phänomen der Kunst, die auch in seiner Umwelt kaum eine Rolle spielte, gelähmt durch das mosaische Verbot: «Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen . . .»[30]

Weiter resultiert die Bildungsfeindschaft der frühen Christenheit aus der engen Verflochtenheit der gesamten antiken Geisteswelt mit der heidnischen Religion, der das Christentum, wie jeder anderen Religion, aufgrund seines hybriden Absolutheitsanspruches, seiner (alttestamentlichen) Exklusivität, Intoleranz, fremd, feindlich gegenüberstand. In unerhörter Arroganz nannten sich die Christen den «goldenen Teil», «Israel Gottes», «Auserwähltes Geschlecht», «Heiliges Volk» und tertium genus hominum, während sie die Heiden gottlos schimpften, voller Neid, Lüge, Haß, Mordlust und ihre ganze Welt reif erklärten für die Vernichtung «in Blut und Feuer»[31].

Weiter hat die altchristliche Bildungsfeindschaft mit der Zusammensetzung der Gemeinden zu tun, die sich fast ausschließlich aus den untersten Bevölkerungsklassen rekrutierten. Selbst auf katholischer Seite sieht man es durch zahlreiche Zeugnisse erwiesen, «daß in den ersten Jahrhunderten (!) im Morgen- wie im Abendlande die Christen größtenteils den unteren Volksschichten angehörten und nur selten im Besitze höherer Bildung waren» (Bardenhewer). Es ist gewiß kein Zufall, daß sich Clemens von Alexandrien gegen Gläubige wehren muß, die behaupten, die Philosophie sei vom Teufel, daß die antiken Christen so oft den Vorwurf zu hören bekommen, «die Dummen» (stulti) zu sein. Selbst Tertullian bekennt rundheraus die «idiotae» seien im Christentum immer in der Majorität. Die Bildungsfeindschaft der neuen Religion zählt zu den Hauptvorwürfen der heidnischen

Polemiker. Die Apologie «Ad paganos» weist die Bezeichnung «stulti» für Christen ca. 30mal zurück[32].

Celsus, der große Christengegner im späteren 2. Jahrhundert (I 207 ff), trifft wohl, wie so oft, auch hier das Wesentliche, wenn er die neue Lehre für «einfältig» erklärt und schreibt, die Christen «ergriffen vor den Gebildeten eiligst die Flucht, da diese für Betrug nicht zugänglich wären, suchten aber die Ungebildeteren zu verlocken» – das ist Situation und Verhalten christlicher Sekten doch noch heute! «Solche Grundsätze vertreten sie», führt Celsus aus: «Fern bleibe uns jeder gebildete Mensch, kein Weiser und kein Vernünftiger nähere sich uns; das sind nämlich schlechte Empfehlungen in unseren Augen. Wenn aber einer unwissend, unverständig, ungebildet und einfältig ist, der trete uns mutig bei! Indem sie solche Leute als ihres Gottes würdig bekennen, machen sie deutlich, daß sie nur die Unmündigen, Niedrigen und Unverständigen sowie Sklaven, arme Weiber und Kinder überreden wollen und können»[33].

Noch mehr als die weltliche Kirche verachteten die antiken Mönche die Wissenschaft, fürchteten sie diese, durchaus zu Recht, als Widersacher des Glaubens und förderten, ebenfalls konsequent, die Unwissenheit als Vorbedingung eines tugendsamen Lebens. Nicht zuletzt damit hängt es zusammen, daß damals einer Konversion der Gebildeten zum Christentum nichts mehr im Weg stand als das besonders von den Massen so umschwärmte Mönchtum; daß nicht nur gebildete Heiden, sondern auch Laienchristen die Asketen verabscheuten und Vornehme sich gesellschaftlich unmöglich machten, wurden sie Mönche[34].

Hunger, Dreck und Tränen – durch viele Jahrhunderte ein grosses christliches Ideal

Schon gegen Ende des 4. Jahrhunderts lebten allein in den Wüsteneien Ägyptens angeblich 24 000 Asketen. Lebten? Sie glichen Tieren in Menschengestalt, sie steckten an unterirdischen Orten

«wie Tote im Grab», hausten in Laubhütten, Löchern, die außer einem Schlupfloch keine Öffnung hatten und oft «so eng waren, daß man darin nicht einmal die Beine ausstrecken konnte» (Palladius). Sie hockten als Troglodyten in großen Felsen, Steilwänden, Grotten, in kleinsten Zellen, Käfigen, in Tierlagern, hohlen Bäumen oder posierten auf Säulen. Kurz, sie lebten wie wilde Tiere, hatte doch bereits der hl. Antonius, der erste bekannte christliche Mönch, befohlen, «sich den Tieren gleich zu halten»; ein Gebot, das auch der vielgepriesene Benedikt von Nursia in seine Regel aufnimmt. Und gemäß den alten Asketenparolen: «Wahres Fasten ist beständiges Hungern», «Je üppiger der Körper desto dünner die Seele und umgekehrt», pickte man gelegentlich aus Kamelmist ein Gerstenkorn, blieb aber auch tage- oder eine Woche lang abstinent[35].

Der hl. Sisinnus, von dem Bischof Theodoret berichtet, hauste drei Jahre in einem Grab, «ohne sich zu setzen, ohne sich hinzulegen oder auch nur einen einzigen Schritt zu tun». Der hl. Maron vegetierte elf Jahre in einem hohlen, innen mit riesigen Dornen gespickten Baum. Das sollte ihn ebenso an jeder Bewegung hindern wie ein kompliziertes Steingehänge um seine Stirn. Die hl. Marana und die hl. Cyra behingen solche Kettenmengen, daß sie nur gebückt gehen konnten. «So haben sie», versichert Theodoret, «zweiundvierzig Jahre verbracht». Der hl. Azepsimus, im ganzen Orient berühmt, war mit so viel Eisen bepackt, daß er, verließ er seine Hütte, um zu trinken, auf allen vieren kroch. Der hl. Eusebius bewohnte drei Jahre einen ausgetrockneten Teich, schleppte gewöhnlich «zwanzig Pfund Eisenketten und fügte ihnen die fünfzig, die der göttliche Agapitus trug, und die achtzig, die der große Marcianus trug, noch hinzu . . .»[36].

«Seit ich die Wüste betrat», gesteht der Ende des 4. Jahrhunderts gestorbene Mönch Euagrius Pontikus, «aß ich weder Lattich noch andere grüne Kräuter, weder Obst noch Trauben, noch Fleisch, und niemals nahm ich ein Bad». Hunger, Dreck und Tränen, das war damals und viele Jahrhunderte lang ein großes christliches Ideal. Ein gewisser Benofer (griech. Onuphrius) sagt von sich: «Nun bin ich schon sieben Jahre in dieser Wüste und

schlafe auf den Bergen nach Art der wilden Tiere. Ich esse Lolium und Blätter von den Bäumen. Ich habe noch nie einen Menschen gesehen.» Paulus von Tamueh durchzieht die Wüste mit einer Büffelherde. «Ich lebe wie sie. Ich esse das Gras auf dem Feld», sagt er. «Im Winter lege ich mich zu den Büffeln, sie erwärmen mich mit dem Atem ihres Mauls. Im Sommer stellen sie sich zusammen und machen mir Schatten.» Immerhin eine Vertrauen erweckende Nachbarschaft. Der hl. Sisoes übt sein Leben lang «die Liebe zur heiligen Verächtlichkeit» (Palladius). Auch die hl. Isidora, die im ersten Frauenkloster bei Tabennisi steckt, kennt nur den einen Wunsch, «immer verachtet zu werden». Sie verbrachte ihr Leben, lumpenbedeckt und barfüßig, in der Klosterküche und nährte sich «von Brotkrumen, die sie mit einem Schwamm vom Boden auflas, und vom Spülwasser der Kochtöpfe». Johannes von Ägypten haust fünfzig Jahre in einer Hütte und nimmt wie ein Vogel nur Körner und Wasser zu sich. Johannes der Kleine gießt zwei Jahre lang auf Geheiß eines Alten einen dürren Stock inmitten der Wüste mit Wasser, das er drei Kilometer weit von einem Brunnen holt, und wirklich, behauptet Palladius, der Stock schlug wieder aus. Noch heute gibt es an dieser Stelle im Wadi Natrun eine Johannes dem Kleinen geweihte Kirche und daneben einen – natürlich aus jenem dürren Stock entsprossenen – Baum, der «Chadgered el Taa» heißt, Baum des Gehorsams! Soll doch der Mönch, so Johannes Klimakos im 7. Jahrhundert, «ein gehorsames, mit Vernunft begabtes Tier» sein, was noch ein Ordensmann des 20. Jahrhunderts (Hilpisch) als klassische Formulierung feiert. Der Wandereremit Bessarion betritt niemals einen bewohnten Raum, läuft Tag und Nacht durch die Wüste und flennt. Aber weder über sich noch über die Welt, sagt Palladius, der spätere Bischof von Helenopolis (Bithynien), der im ausgehenden 4. Jahrhundert als Mönch in Ägypten lebte, nein, Bessarion «weint über die Erbsünde und über die Schuld der ersten Menschen»[37].

Einen wieder anderen Weg, die «Welt» zu meiden und das «Himmelreich» zu gewinnen, beschritten die «Weidenden» in Syrien und anderwärts. «Sie ziehen in den Wüsten umher mit den

wilden Tieren, als wären sie selbst Tiere», verherrlichte sie die «Zither des Heiligen Geistes», der große Antisemit und Kirchenlehrer Ephräm (I 131 f, 166 f, 335 f). «Sie weiden mit den wilden Tieren wie die Hirsche.» Im 6. Jahrhundert schreibt Euagrios Scholastikos, ein strenger Katholik, kaiserlicher Quästor und Ehrenpräfekt, in seiner Kirchengeschichte von fast nackten Männern und Frauen, die sich damit begnügen, «wie die Tiere zu weiden. Selbst in ihrer äußeren Art haben sie viel von den Tieren, denn sobald sie einen Menschen sehen, fliehen sie, und wenn man sie verfolgt, entkommen sie mit unglaublicher Schnelligkeit und verbergen sich an unzugänglichen Orten». In jenem «Goldenen Zeitalter» der Weidenden erscheint es ganz natürlich, ein christliches Leben auf allen vieren mit Grasfressen zu verbringen. Apa Sophronias graste seinerzeit siebzig Jahre lang gänzlich nackt am Toten Meer. Weiden wurde geradezu ein frommer Beruf oder besser: eine Berufung. Johannes Moschus, damals Mönch in Ägypten, Palästina, Syrien, wo überall «Boskoi», Grasesser, vegetierten, erwähnt in seinem Hauptwerk «Pratum spirituale» (Die geistliche Wiese) einen Anachoreten, der sich ihm vorstellte: «Ich bin Petrus, Weidender am heiligen Jordan.» Diese Askese dehnte sich bis Äthiopien aus, wo bei Chimezana die Eremiten alles so restlos abgefressen hatten, daß für das Vieh nichts mehr übrigblieb, weshalb die Bauern sie in ihre Grotten trieben, wo sie verhungerten[38].

Nun braucht man wahrhaftig nicht alles und jedes, was uns die christlichen Chronisten hier und anderwärts vorsetzen, für bare Münze zu nehmen. Manche dieser Heiligen haben nie gelebt. Manche solcher und analoger Berichte sind «nur die neuen Ideen angepaßten alten ägyptischen Romane» (Amelineau). Und einiges ist sogar, bei aller Überspitztheit, ergreifend. Macarius der Jüngere beispielsweise, bei dem Palladius drei Jahre als Schüler zubrachte, erschlägt eines Tages eine Stechfliege – und läßt sich zur Strafe von den anderen stechen. Er legt sich sechs Monate, ohne sich von der Stelle zu rühren, in eine Wüstenei, «wo es Stechfliegen gibt so groß wie Wespen, deren Stachel selbst die Haut der Wildschweine durchdringt. Sie versetzten seinen Leib in

einen solchen Zustand, daß, als er in seine Zelle zurückkehrte, alle glaubten, er habe den Aussatz, und den heiligen Macarius nur an seiner Stimme erkannten».[39]

Wieviel oder wie wenig aber von all solchen Geschichten zutrifft – man ersieht daraus nur allzu deutlich, was die Christen dieser Zeit und noch vieler Jahrhunderte beeinflußt, verwirrt, was sie verdummt hat, was ihnen als hohes «Ideal» gelten sollte und mußte. Denn jene Verrückten wurden ja umschwärmt, gefeiert, befragt, ihresgleichen galt als heilig (vgl. S. 216 ff). Wer denkt da an Kunst, an Wissenschaft, Kultur!

Ein Teil selbst der bekanntesten ägyptischen Asketen sind Analphabeten, wie gleich der berühmteste, der eigentliche Stifter des christlichen Mönchtums, der als Sohn begüterter Eltern angeblich um 250 in Koma geborene Antonius. Noch im «reiferen Knabenalter» weigert er sich, schreiben und lesen zu lernen, nicht aus Faulheit, allein aus religiösen Gründen. Denn, wie Jesuit Hertling noch im 20. Jahrhundert kommentiert: «wozu all die weltliche Bildung, wenn man Christ ist? Was man fürs Leben braucht, hört man in der Kirche. Das genügt»[40].

So zieht Antonius in der libyschen Wüste von einem Schlupfloch zum andern, lockt Anachoreten, lockt Teufel und Engel an, hat ganze Visionen von geilen Weibern, gerät immer mehr in den Ruf der Heiligkeit, des (christlichen) Ideals, und wächst gegen Schluß seines langen Lebens mit all den Wundern und Gesichten förmlich in den Himmel hinein.

Den verheerendsten Einfluß hat hier die «Vita Antonii» des alten Fälschers Athanasius ausgeübt (S. 227). Um 360 auf griechisch verfaßt und bald ins Lateinische übersetzt, wurde sie ein Verkaufsschlager, ja, Vorbild der griechischen und lateinischen Hagiographie. Und durchaus möglich, daß diese Antonius-Fabel, wie Hertling rühmt, «eines der Schicksalsbücher der Menschheit» wurde. Hat doch nach Harnacks Meinung «kein Schriftwerk verdummender auf Ägypten, Westasien und Europa gewirkt» als eben dies gräßliche Produkt des hl. Athanasius «des Großen», «das vielleicht verhängnisvollste Buch, das jemals geschrieben worden». Es trägt «die Hauptschuld an dem Einzug der Dämo-

nen, Mirakel und alles Spukes in der Kirche» (Reallexikon für Antike und Christentum)[41].

Selbst viele christliche Führer hatten keinerlei geistiges Niveau. Sogar der prominenteste «Ketzer»bekämpfer der alten Kirche, Bischof Irenäus von Lyon, klagt um 190 nicht ohne Grund, «des Schreibens ungewohnt zu sein». Kirchenvater Hippolyt konstatiert bald darauf die Ignoranz von Papst Zephyrin. Wieder ein Jahrhundert später sind auf der Synode von Antiochien (324/25), nach einer kirchlichen Urkunde, die meisten Oberhirten nicht einmal «in Dingen des kirchlichen Glaubens sachverständig». Und noch in Chalkedon (451) tagen vierzig Bischöfe, die weder schreiben noch lesen können[42].

Zwei Jahrhunderte lang lehnten die meisten altchristlichen Autoren die heidnische Kultur, lehnten sie Philosophie, Dichtung, Kunst entschieden ab. Man stand dem allem mit tiefem Mißtrauen, mit offenkundiger Feindschaft gegenüber, wobei sich das Ressentiment der Banausen ebenso auswirkte wie der Griechenhaß mehr oder weniger gebildeter Christen.

Die Bildungsfeindschaft frühchristlicher griechischer Schriftsteller

Wie resolut, geradezu unflätig der «Barbarenphilosoph Tatian», der «Herold der Wahrheit» (Selbstbezeichnungen) um 172 so gut wie alles, was Rang und Namen in der griechisch-römischen Kultur hatte, verdonnert, wie sehr er Philosophie, Dichtung, Rhetorik, Schule, Theater aufs gemeinste herabsetzt, wurde schon gezeigt (I 193 ff)[43].

Kirchenschriftsteller Hermias (die Datierung schwankt zwischen 200 und 600) stellt in seiner «Verspottung der nichtchristlichen Philosophen» das Pauluswort an die Spitze: «Geliebte, die Weisheit dieser Welt ist Torheit vor Gott» und läßt nur die Wahrheit des Evangeliums gelten. Mehr plump als witzig, alle Zusammenhänge ignorierend und extrem oberflächlich nennt Hermias

die Philosophie «ohne Begründung und ohne Nutzen», nichts als «Abenteuerlichkeit, Unsinn oder Wahnwitz oder Absonderlichkeit oder alles zugleich» – und kennt seine Opfer doch bloß aus Kompendien, wie freilich sehr viele wohl die meisten christlichen Autoren[44].

Ignatius von Antiochien, ein fanatischer Bekämpfer andersgläubiger Christen («Bestien in Menschengestalt», vgl. I 155 ff), der zuerst das Wort «katholisch» bietet, verwirft fast den gesamten Schulunterricht und jede Berührung mit paganem Schrifttum, das er «Unwissenheit», «Torheit», dessen Vertreter er «Anwälte mehr des Todes als der Wahrheit» schimpft. Und während er behauptet: «Es sind letzte Zeiten», «Nichts ist gut, was hier sichtbar ist», während er höhnt: «Wo ist die Prahlerei derer, die man Weise nennt?» behauptet er, das Christentum habe alles übertroffen und «die Unwissenheit» ausgerottet – «eines der hervorragendsten Denkmäler der altkirchlichen Literatur» (Bardenhewer)[45].

Um 180 erklärt Bischof Theophilus von Antiochien in seinen drei Büchern «An Autolykos» alle griechische Philosophie und Kunst, die griechische Mythologie und die Geschichtsschreibung für wertlos, widerspruchsvoll, unsittlich. Ja, er verdammt jede weltliche Wissenschaft prinzipiell unter Berufung auf das Alte Testament, auf Männer, wie er lobt, «ohne Wissenschaft, Hirten und ungebildete Leute». Dabei verdankt Theophilus, der erst im Mannesalter Christ und Bischof wurde, der beschwingt, bilderreich schreibt, doch auch flüchtig, nicht exakt und oft aus zweiter Hand, seine eigene Bildung dem Heidentum, dessen Vertreter freilich «die Sache falsch angegriffen haben und noch angreifen, indem sie nicht von Gott, sondern von eitlen und nutzlosen Dingen reden», die ohne «das kleinste Körnlein Wahrheit», die sämtlich von bösen Geistern besessen sind. So ist ganz klar, «daß alle übrigen sich im Irrtum befinden, wir Christen allein aber die Wahrheit besitzen, die wir vom Hl. Geist belehrt werden, der in den hl. Propheten gesprochen und alles vorherverkündet hat»[46].

Außer Tatian, Ignatius und Theophil von Antiochien lehnen auch Polykarp und die Zwölfapostellehre die antike Literatur

radikal ab, während sie die Didache, der Hirt des Hermas, der Barnabasbrief, die Briefe an Diognet nicht einmal erwähnen. Die Syrische Didaskalia (mit vollem Titel: «Katholische Lehre der zwölf Apostel und heiligen Jünger unseres Erlösers»), die von einem Bischof im 3. Jahrhundert gefälscht worden ist (S. 132), faßt wohl die Meinung aller christlichen Gegner der griechischen Kultur zusammen, wenn sie schreibt: «Von allen Schriften der Heiden halte dich fern; denn was willst du mit den fremden Worten oder den Gesetzen und falschen Prophezeiungen, die junge Leute sogar vom Glauben abbringen? Was fehlt dir denn an den Worten Gottes, daß du auf diese Geschichten der Heiden dich stürzt?»[47]

Fast voll anerkannt von den griechisch schreibenden Christen der ersten Jahrhunderte werden alle Wissenschaftszweige nur von Kirchenvater Irenäus und dem «Ketzer» Origenes. Doch mißbilligt Irenäus ganz die griechische Philosophie, der er jede Wahrheitserkenntnis abspricht. Und Origenes, der gerade diese Philosophie (wie schon Porphyrios, der ihn achtete, erkannt hat) in umfassender Weise benutzt (S. 366), verwirft die Sophistik und Rhetorik als unbrauchbar. Alle griechisch schreibenden Christen aber stimmen doch in einem überein: alle stellen das Neue Testament weit über das gesamte übrige antike Schrifttum[48].

Die Bildungsfeindschaft frühchristlicher lateinischer Schriftsteller

Daß auch kirchliche Autoren, die durchaus von der Philosophie geprägt sind, sie abtun oder hassen, zeigen in der lateinischen Patristik Minucius Felix und Tertullian.

Minucius Felix, ein römischer Rechtsanwalt, der erst spät «aus tiefer Finsternis zu dem Lichte der Weisheit und Wahrheit emporgedrungen», fußt in seinem wohl um 200 verfaßten Dialog «Octavius» gedanklich und stilistisch ganz auf der griechisch-

römischen Kultur, vor allem auf Platon, Cicero, Seneca, Vergil. Trotzdem verabscheut er vieles davon, wenn nicht das meiste, besonders alles, was zur Skepsis tendiert; ist Sokrates der «attische Narr», die Philosophie überhaupt der «Wahn des Aberglaubens», ein Feind der «wahren Religion», die Philosophen sind Verführer, Ehebrecher, Tyrannen, die Dichter, selbst Homer, verleiten die Jugend «nur zu verführerischen Lügen» – während der Christen Stärke «nicht in Worten, sondern im Wandel beruht», so daß sie «das erreicht» haben, «was jene mit aller Anstrengung suchten, aber nicht finden konnten»[49].

Auch Tertullian, wegen seines enormen Einflusses auf maßgebliche Theologen wie Cyprian, Hieronymus, Augustinus, wegen seiner Bedeutung für die katholische Dogmatik und Moraltheologie, die Trinitätslehre und Christologie, die Sünden- und Gnaden-, die Tauf- und Bußlehre, geradezu der Vater des abendländischen Christentums, der Begründer des Katholizismus genannt, bricht eindeutig den Stab über die heidnische Kultur. Dabei hat er, der die «simplices et idiotae» in den eigenen Reihen verachtet, die antike Wissenschaft wie wenige benutzt, vor allem, in geradezu sklavischer Weise, die Stoa. Doch wo diese Kultur sich der Wahrheit nähere, sei es Zufall oder Diebstahl; eine sehr beliebte christliche Unverschämtheit. Tertullian führt nämlich die ganze griechische Wissenschaft – auf Moses zurück! «Was das frühere ist, muß auch der Same sein. Von dorther habt ihr manches mit uns oder doch fast alles wie wir ... (!) Ruhmsüchtige Menschen haben das, was sie vorfanden, gefälscht, um es dann als ihr Eigentum auszugeben». Das stellte, wie üblich, die Sache auf den Kopf[50].

Was habe Athen mit Jerusalem zu schaffen, fragt Tertullian, was die Akademie mit der Kirche? Und er beruft sich auf Salomo (S. 50 ff), der den Herrn in der Einfalt seines Herzens zu suchen lehrte. Wenn ein Christ glaube, so wünsche er über den Glauben hinaus weiter nichts. «Denn das ist das erste, was wir glauben: daher gebe es nichts mehr, was wir über den Glauben hinaus noch zu glauben haben». Den für das alte Christentum so immens bedeutenden Platon nennt er die «Gewürzkiste aller Häretiker».

Und naturwissenschaftliche Fragen verteufelt er als gottlos. Mit ausdrücklicher Berufung auf Jesus und Paulus mißbilligt er Wissenschaft und Kunst überhaupt – Lehren von Menschen, von bösen Geistern, bloßer Ohrenkitzel, vom Herrn verworfen und als Torheit bezeichnet. «Wir aber, die wir die heiligen Schriften fleißig lesen, sind im Besitz der Weltgeschichte von Beginn der Welt selbst an»; die übliche christliche Bescheidenheit[51].

Zu Beginn des 4. Jahrhunderts schleudert Arnobius von Sicca in Afrika – gerade erst durch ein angebliches Traumgesicht (somniis) aus einem Bekämpfer des Christentums zu dessen Bekenner geworden – eine sieben Bücher umfassende Streitschrift, «Adversus gentes», gegen das Heidentum (I 187). Es geschieht auf Wunsch seines Bischofs, geschieht scharf, doch auch etwas hastig, überstürzt, da sein Opus dem skeptischen Oberhirten die Aufrichtigkeit dieser jähen Konversion beweisen soll. Arnobius kennt das Christentum, das er verteidigt, freilich schlecht. Er erwähnt kaum das Neue Testament, nennt Jupiter viel häufiger als Christus. Überhaupt verdankt er dem Heidentum, das er angreift, seine gewiß etwas grobschlächtige Bildung, vor allem Platon, den er oft zitiert, mehr noch der Stoa[52].

Arnobius verurteilt nicht nur alle Mythen über die Götter, sondern auch die mythologische Dichtung. Ebenso resolut lehnt er die Pantomimik und die mit den Mysterien verbundenen dramatischen wie musikalischen Aufführungen ab, verdammt er die ganze religiöse Architektur der Heiden und ihre darstellende Kunst. Ja, er hält menschliche Berufe, irdische Tätigkeit überhaupt für wertlos. So überrascht es kaum, daß der neugebackene Christ nahezu auch die gesamte Wissenschaft, die Rhetorik, Grammatik, Philosophie, Juristerei, Medizin, geringer schätzt als die «Heilige Schrift»[53].

Das frühchristliche lateinische Schrifttum steht der heidnischen Kultur viel geschlossener gegenüber als das griechenchristliche. Die dramatische Dichtung wird aus religiösen und moralischen Gründen völlig, die epische Dichtung meistens disqualifiziert, auch die Rhetorik gewöhnlich als schädlich betrachtet. Die Philosophie aber könne aus sich heraus keine wirkliche

Wahrheitserkenntnis vermitteln. So ist auch für diese Autoren die einzige Sicherheit, die volle Wahrheit, allein das Christentum[54].

So gut wie einhellig (mit verschwindenden Ausnahmen, Victorinus von Pettau etwa, Marius Victorinus) haben die Kirchenväter die Schauspiele heruntergemacht: ein wichtiger Bestandteil ihrer antipaganen Polemik, spiegelte sich im Schauspiel für sie doch die Verworfenheit des Heidentums[55].

Das Theater – «die Kirche des Teufels»

Die Schauspiele (spectacula), zu denen die eigentlichen Bühnenaufführungen (ludi scaenici), aber auch, zumindest in der Kaiserzeit, die Kämpfe im Amphitheater (munera) und die Wagenrennen (ludi circenses), sogar der Agon, der sportliche Wettkampf, zählten, waren außerordentlich beliebt und fanden um die Mitte des 4. Jahrhunderts an mehr als der Hälfte aller Tage statt. Auch die Christen, selbst manche Kleriker, wollten sie nicht missen. «Es ist ein Spiel», hält ein Getadelter um 500 in Syrien (für seine rigorose Askese und Moral bekannt) einem monierenden Bischof entgegen, «nicht Heidentum ... Ich habe Freude an der Aufführung; dadurch schade ich der Wahrheit nicht. Ich bin getauft wie du»[56].

Kirchenvater Salvian von Marseille, der im 5. Jahrhundert den Besuch der Schauspiele durch Christen ein «Verbrechen» (crimen) nennt, auch weiß, daß «Gott» Schauspiele haßt, berichtet, daß beim zeitlichen Zusammentreffen einer kirchlichen Festivität mit den Spielen die meisten Gläubigen im Theater säßen, ja, daß manche das Kirchenschiff wieder verließen, wenn sie von einer gleichzeitigen Aufführung im Theater erführen. Und Augustin, der den Schauspielern vorhält, sie seien fast nur auf Beifall aus, Geld, wünscht einmal, man wäre bei ihm, der doch honorarlos spreche, ebenso aufmerksam. (Daß der Bischof von Hippo auch klagt, man wende «für überflüssige Vergnügen den Schauspielern mehr zu» als gelegentlich «den Legionen», ist für den Apologeten

des «gerechten Krieges», des «Heiligen Krieges» und sogar gewisser Angriffskriege wohl nicht erstaunlich: vgl. I 514 ff.)[57]

Die «suaviludii» verteidigten den Theaterbesuch durch allerlei Argumente und ihre Tadler suchten dies zu widerlegen. Den Hinweis etwa, die Heilige Schrift kenne keinerlei einschlägiges Verbot, kontert Tertullian – mit dem die christliche Polemik gegen die Schauspiele beginnt und auch gleich in vorkonstantinischer Zeit affektgeladen kulminiert – mit Ps. 1,1: «Meide die Versammlungen der Gottlosen!» Und auf den Einwand, Gott selbst sehe doch diese Darbietungen, ohne dadurch verunreinigt zu werden, repliziert Tertullian: Gottes und menschliches Tun seien zweierlei; auch schaue Gott ganz anders zu als die Menschen, nicht aus Vergnügungssucht, sondern als Richter – die Theologen waren stets gut informiert; zumal über Gott. Nicht so abwegig dagegen erscheint Tertullians Verdacht, die christlichen Theaterfreunde suchten viel weniger das Problem zu klären als ihrer Schaugier (voluptas) den Mantel theologischer Rechtfertigung umzuhängen. Jedenfalls nahm der Schauspielbesuch, bei dem die hohen Stände, wie üblich, gewisse Vorrechte genossen, auch unter den Christen eher zu als ab, obwohl die Kirchenväter häufig so tun, als setzte sich das Theaterpublikum primär aus Heiden oder allenfalls Juden und Manichäern zusammen; das sieht noch Augustinus so[58].

Der kirchliche Kampf gegen die «spectacula» richtete sich zwar auch gegen die Wagenrennen und die – mit Recht gebrandmarkten – Metzeleien im Amphitheater, die Gladiatorenkämpfe und Tierhetzen, die übrigens (trotz kaiserlichen Verbotes 469) in christlicher Zeit bis ins 6. Jahrhundert hinein «an der Tagesordnung» sind (Reallexikon für Antike und Christentum) – wie die scheußlichen Stierhetzereien im katholischen Spanien noch heute! Doch vor allem attackierten die Kirchenväter den Theaterbesuch, die Bühnenaufführung, das gesamte Personal – «eure Pantomimen, Schauspieler, Possenreißer und das ganze liederliche Gesindel» (Arnobius). Das Theater galt als Domäne des Teufels, der bösen Geister, und wurde von den «Vätern» fast stets mit Attributen wie «unsittlich» (turpis), «schmutzig» (obscoe-

nus), «ekelhaft» (foedus) und vielen analogen Schimpfworten gegeißelt, wobei die prüden Attacken vor allem im Dienst einer umfassenden Sexualrepression stehen. Dagegen wird das Theater wegen seiner immer noch aktuellen kultischen Bedeutung, seiner Verflechtung mit heidnisch-religiösen Bräuchen, der Verehrung der Götter, woraus es tatsächlich hervorging, «nur sehr selten» abgelehnt, eigentlich bloß von Irenäus, Tertullian und dem syrischen Bischof Jakob von Sarug (451–521), der behauptet, daß «Satan mittels eines Spieles das Heidentum wieder aufrichten will». Alle übrigen aber verteufelten das Theater fast ausschließlich aus moralischen Gründen. Nur zur Wahrung des Heiligsten, der Keuschheit ihrer Schäfchen, die doch «die Kränkung des Schamgefühls hätte verstört hinaustreiben müssen» (Augustinus), sprangen die Puritaner so hitzig auf die Barrikaden[59].

Eine Vorstellung von der Giftigkeit dieser frühchristlichen Theaterstürmer gibt die Philippika des Tatian «Oratio ad Graecos» (I 193 ff), eine einzige Invektive gegen die griechische Bildung. Der Schauspieler figuriert als «ein arger Prahlhans und Lüstling allerwege, der bald mit den Augen funkelt, bald mit den Händen agiert, tobsüchtig in seiner tönernen Maske, bald als Aphrodite, bald in der Rolle Apolls auftritt ..., ein lebendes Kompendium des Aberglaubens, ein Fälscher des Heldentums, ein Darsteller von Mordgeschichten, ein Interpret des Ehebruches, ein Schatzkasten des Wahnsinns, ein Lehrmeister für Lustknaben, ein Vorbild für ungerechte Richter – und ein solcher Kerl wird von allen angejubelt ... Was für absonderliches Zeug wird nicht bei euch ausgeheckt und durchgeführt! Man näselt und deklamiert Zoten, bewegt sich in unanständigen Gesten, und den Leuten, die auf der Bühne die Kunst lehren, wie man den Ehebruch treiben müsse, schauen euere Mädchen und Knaben zu. Herrlich sind diese euere Hörsäle, die da offenkundig werden lassen, was in der Nacht Schändliches geschieht, und die Zuhörer mit Vorträgen und Schweinereien ergötzen»[60].

Vor allem der Mime, vielleicht mehr noch der Pantomime, der seit Augustus seinen Triumphzug über die Bühne begonnen hatte, wurden Objekt heftiger Ausfälle – aber ebenso leidenschaftlich

verteidigt; zum Beispiel im 2. Jahrhundert durch Lukian oder im 4. durch Libanios (II 208), der noch eine Kritik des berühmten (heidnischen) Rhetors Aelius Aristides aus dem 2. Jahrhundert Punkt für Punkt widerlegt. Nach Ansicht der Kirchenväter aber untergruben die Ungeheuerlichkeiten des Mimus und Pantomimus, dessen weichliche, weibische Bewegungen, die Moral, das Ethos, den Charakter. Und wie der Bühnentanz, die raffinierte Zurschaustellung anrüchiger Liebesszenen, den Klerus in Rage versetzte, der angeblich derart perverse Auftritt von Olympiern, daß man sie, laut Jakob von Sarug, zu Haus nicht einmal als Sklaven und Dienstmädchen dulden würde, so auch die Tragödie mit Sujets wie Verwandtenmord oder Inzest. Man sollte sie als «Schrecken der Vorzeit» (horror antiquus) lieber vergessen (Cyprian)[61].

Viele fromme «Väter» sehen beim Theaterbesuch die Laster durch Augen und Ohren wie durch offene Fenster in das Menschenherz ziehen (ein sehr beliebter Vergleich). Nach dem hl. Ambrosius tritt dabei «der Tod (introibit mors) durch die Fenster deiner Augen», ist selbst Bühnengesang «tödlich». Nach Hieronymus bedroht auch die Theatermusik die Moral. Ja, schon eine kritische Erwähnung der Aufführungen, so Salvian, beflecke. Noch verheiratete Frauen, weiß Augustinus, bringen von all dem «unzüchtigen Treiben» «neues Wissen nach Hause». Cyprian und Novatian argwöhnen dagegen, die Schauspielfans reize es gerade, das wiederzuerkennen, was sie schon daheim getrieben. Nach Laktanz (I 203 ff) und Firmicus Maternus (I 316 ff) sind bei mythologischen Stücken die Götter selbst Lehrmeister der Schlechtigkeit. Überhaupt informiere das Theater, behaupten viele seit Tertullian oft wörtlich übereinstimmend, bestens über alles Schändliche. Es unterrichte wie in einer Schule, und natürlich ahme man nach, was so trefflich vorgemacht werde[62].

Auch berühmte Heiden hatten die «voluptas oculorum» schon angegriffen, der erwähnte Aelius Aristides beispielsweise, Platon und Quintilian auf negative Auswirkungen der (Bühnen-)Musik hingewiesen, Tacitus, Plutarch, weit mehr noch Juvenal die Gefährdung vor allem der Mädchen und Frauen durch das Schau-

spiel beklagt. Und es versteht sich von selbst, daß die Kirchenväter besonders Kinder und Frauen eindringlich warnten. Immer erneut insistierten sie darauf, daß schon manche Frau das Theater rein betreten, aber verdorben verlassen habe, daß man Keuschheit dort nicht lernen könne. Und gerade im Interesse ihrer widernatürlichen, ganz im Dienst ihrer Herrschaft stehenden Sexualunterdrückung tat die Kirche alles, um die Begeisterung der «suaviludii» einzuschränken, sie abzuhalten von der Teufelskunst. Die Intervention bei den Kaisern war allerdings vergeblich. Sie wollten deshalb nicht Empörung und Aufstände riskieren. Erst Theodosius I. verbot 392 die Wagenrennen und 399 generell Aufführungen am Sonntag; doch offenbar mit so wenig Erfolg, daß die Synode von Karthago 401 um Wiederholung und Verschärfung wenigstens dieser Bestimmungen bat[63].

Die Kirche selbst, die spätestens seit Clemens Alexandrinus und Tertullian den Schauspielbesuch für unvereinbar mit dem Christentum hielt, verbot ihn schließlich auf dem 3. und 4. Konzil von Karthago strikt für Priester wie Laien und bedrohte Zuwiderhandelnde mit der Exkommunikation. Nicht einmal bei Gastmählern gestattet Bischof Euseb von Rom (309/310) Auftritte von Bühnenkünstlern. Die Verheiratung eines Klerikers mit einer Schauspielerin machte nach den «Apostolischen Konstitutionen» die Ausübung eines Kirchenamtes unmöglich. Im 4. Jahrhundert untersagt das spanische Konzil von Illiberris die Ehe zwischen Christen und Schauspielern überhaupt – ebenso die zwischen Christen und Juden (die das Konzil in vier Canones diffamiert). Das 1. Konzil von Arles verwehrt im Jahr 314 Wagenlenkern und dem gesamten Theaterpersonal während der Ludi die Zulassung zur Kommunion. Das 7. Konzil von Karthago verbietet es im Jahr 419 Schauspielern, gegen einen Kleriker Anklage zu erheben. Selbstverständlich war auch der Beruf des Schauspielers (angeblich wegen der Unwahrheit zwischen Rolle und Person) mit dem der Wahrheit so ergebenen Christentum nicht verträglich. Wollte ein Schauspieler, «die Flöte Satans» (Jakob von Sarug), Christ werden, fordern die alten Kirchenordnungen und Konzilien allgemein die Aufgabe seines Berufes[64].

Statt Theater das Theater der Kirche – und ihre Zensur noch im 20. Jahrhundert

Da aber alle Warnungen, Drohungen, Beschimpfungen, Verbote, Auflagen nicht den gewünschten Erfolg hatten, gingen die «Väter» schon bald und jahrhundertelang dazu über, die «Aufführungen» der Kirche, die «spectacula christiana», «spectacula Christianorum», als viel sehenswerter hinzustellen, als «heilig, ewig» und obendrein noch als «unentgeltlich» (gratuita: Tertullian)[65].

Statt der Theateraufführungen, der «ecclesia diaboli», preist Tertullian die Versöhnung mit Gott, die Sündenvergebung als das bessere «Vergnügen» (voluptas) an. Und wer der Bildung wegen das Schauspiel besuche, den verweist er – auf die kirchliche Literatur. Jakob von Sarug konfrontiert die «falschen Gesten im Theater» mit «glaubwürdiger Rede» in der Kirche; die gespielten Lügengeschichten nicht existenter Götter mit «Moses» (vgl. S. 40 ff), «der eins ist in seiner Wesenheit». Bischof Jakob sucht den Tanz des Pantomimen durch den Gang des vom Tode auferweckten Lazarus zu überbieten, den Bühnenchor durch den Sänger David und Kirchenlieder, das Theater überhaupt durch die Kirche (an diesem letzten Vergleich ist viel Wahres – wenn man vom Niveaugefälle absieht)[66].

Der von Augustin hochgeschätzte und mit ihm befreundete Primas von Afrika, Erzbischof Quodvultdeus, vergleicht jedes spectaculum der Heiden mit einem Theater im kirchlichen Bereich. Ohne Augenzwinkern verweist er Zirkus-Interessenten auf die viel tollere Nummer des Propheten Elia bei seiner Himmelfahrt im Feuerwagen (– nachdem er vorher u. a. 450 ganz unaggressive Baalspriester abgeschlachtet hatte: I 95). Und wen der vom Pantomimus gespielte Gott Jupiter ergötze – dieser zuchtlose Kerl, der selbst seine Schwester ehelichte –, der erfreue sich besser an Christus, dem wahren Gott, der Keuschheit verlange, oder an Maria, Mutter und Jungfrau zugleich[67].

Auch Augustinus fiel hier ein. «Glaubet nicht, der Herr habe uns ohne Schauspiele gelassen!» rief er. Seit seiner frühesten Ju-

gend zwar hatte es Augustin zu den «verruchten» Aufführungen, «den schändlichen Spielen» gezogen, am meisten in Karthago; hatte er die «munera» im Amphitheater besucht und offensichtlich auch Interesse an Hasenjagden, vermutlich sogar an Hahnenkämpfen. Ja, er schrieb selbst ein Theaterstück. Als Bischof aber sah er die «fundamenta virtutum» in Gefahr und verabscheute Schauspiele – zumal das bis zu 6000 Zuschauer fassende Theater von Hippo Regius kaum vierhundert Meter von seiner Basilika entfernt war und beim zeitlichen Zusammentreffen von Schauspiel dort und Schauspiel hier seine Kirche leer blieb (vgl. S. 355). Dabei schadeten doch die heidnischen Spektakel der Sittlichkeit, während die «spectacula» Gottes eitel Nutzen brachten und Heil[68].

So streicht Augustin kräftig die christlichen Aufführungen gegenüber den heidnischen heraus. Statt sich für den Wagenlenker im Zirkus zu begeistern, sölle man den Blick auf Gott richten, der sozusagen als Wagenlenker (auriga) die Laster des Menschen zügle. Statt den Seiltänzer zu bewundern, solle man den übers Wasser wandelnden Petrus betrachten. Schauspiele biete auch die eigentliche Heilsgeschichte; etwa die Besiegung des Löwen Satan durch das Blut des Lammes oder die Befreiung des Christen aus der Macht des Bösen. Kurz, statt Theater und Poesie, rät Augustin, studiere man die Bibel. Man kann sich denken, wie fruchtbar diese Appelle des Schwachsinns waren[69].

Die Schauspiele der Heiden aber beschimpfte der größte aller Kirchenväter wie wenige – obwohl er der einzige unter ihnen ist, der sich dazu auch positiv äußert. Gelegentlich schleudert er ganze Kaskaden von Ekelhaftigkeiten wider die «spectacula» der Gegner, diese «Besudelung», «den Leibern verderbliche Pest», den «Wahnsinn des Geistes», «Pest des Geistes», diese «Verkehrung aller Rechtschaffenheit und Ehrbarkeit». An einer einzigen Stelle seines «Gottesstaates» kanzelt er eine Festveranstaltung durch Cicero zur Versöhnung der Götter ab: «Diese leichtfertige, unsaubere, schamlose, abscheuliche, schmutzige Versöhnungsfeier, diese Schauspiele, deren Darsteller löbliche Römertugend der bürgerlichen Ehre beraubte, deklassierte, für anrüchig und min-

derwertig erklärte, diese schandbare, von der wahren Religion mit Widerwillen verabscheute Versöhnungsfeier solcher Gottheiten, diese die Götter verklagenden und verlästernden Fabelgeschichten, diese Schandtaten von Göttern, verbrecherisch und schimpflich vollbracht, oder noch verbrecherischer und schimpflicher erdacht, mußte die ganze Bürgerschaft unverblümt mit Augen und Ohren zur Kenntnis nehmen»[70].

Dennoch hat selbst Augustinus, der auch die Ewigkeit den Christen als wunderschönes Schauspiel vorgaukelt, niemals den Ton eines Tertullian, jenen widerlich-giftigen Trumpf und Triumph, mit dem dieser im Schlußkapitel seiner Schrift «Über die Schauspiele» alle spectacula der Heiden vom spectaculum des Jüngsten Gerichts, von dem apokalyptischen Welttheater der Christen, unendlich übertroffen sieht. Die Tragöden, die Pantomimen erscheinen nun bei diesem so ungewollten Auftritt in ihrer kläglichsten Rolle, und ihr Jammer läßt die Christen frohlocken, entschädigt sie reich für alles Elend, alle Entsagung, Demütigung, in der früheren Welt. «Welches Schauspiel für uns», jauchzt Tertullian, «ist demnächst die Wiederkunft des Herrn, an den man dann glauben wird, der dann erhöht ist und triumphiert! ... Was für ein umfassendes Schauspiel wird es da geben, was wird der Gegenstand meines Staunens, meines Lachens sein? Wo der Ort meiner Freude, meines Frohlockens? Wenn ich so viele und mächtige Könige, von welchen es hieß, sie seien in den Himmel aufgenommen, in Gesellschaft eben des Jupiter und ihrer Zeugen in der äußersten Finsternis seufzen sehe; wenn so viele Statthalter, die Verfolger des Namens des Herrn, in schrecklicheren Flammen, als die, womit sie höhnend gegen die Christen wüteten, zergehen, wenn außerdem jene weisen Philosophen mit ihren Schülern, welchen sie einredeten, Gott bekümmere sich um nichts, welche sie lehrten, man habe keine Seele, oder sie werde gar nicht oder doch nicht in den früheren Körper zurückkehren, mitsamt ihren Schülern und vor ihnen beschämt im Feuer brennen, und wenn auch die Poeten ganz wider Erwarten vor dem Richterstuhl Christi, nicht aber vor dem des Rhadamanthys oder Minos stehen und zittern! Dann verdienen die Tragöden aufmerk-

sames Gehör, indem sie nämlich ärger schreien werden in ihrem eigenen Mißgeschick; dann muß man sich die Schauspieler anschauen, wie sie noch weichlicher und lockerer durch das Feuer geworden sind.» . . . «Solches zu schauen und darüber zu verlokken, das kann dir kein Prätor, kein Konsul, kein Quästor oder Götzenpriester mit all seiner Freigebigkeit gewähren. Und doch haben wir diese Dinge durch den Glauben im Geiste und in der Vorstellung bereits gewissermaßen gegenwärtig»[71].

Die Attacken gegen das Schauspiel sind zwar hochgradig anachronistisch – überholt sind sie nicht!

Seit dem ausgehenden Mittelalter gab es eine offizielle Zensur. In Deutschland wurde die erste derartige Einrichtung 1486 durch den Mainzer Erzbischof Berthold von Henneberg geschaffen. Auch die Reichszensurvorschrift zu Beginn des 16. Jahrhunderts hat die katholische Kirche veranlaßt. Und noch der im 20. Jahrhundert gestorbene Papst Leo XIII. erklärte in seiner Konstitution «Officiorum ac minorum» Bücher als «streng verboten», wenn sie «schmutzige und unsittliche Dinge planmäßig behandeln, erzählen oder lehren». Die Lektüre der «Klassiker» zwar, die «von jenem Schmutze (!) nicht frei sind», hat dieser Stellvertreter «mit Rücksicht auf die Eleganz und Reinheit der Sprache gestattet, doch nur solchen, deren Amt oder Lehrberuf diese Ausnahme heischt.» Und Jugendliche durften «nur sorgfältig gereinigte Ausgaben» bekommen, «nur nach solchen unterrichtet werden»[72].

Noch in der Deutschen Bundesrepublik hat das Gesetz über die Verbreitung jugendgefährdender Schriften eine offizielle Institution der katholischen Kirche angeregt und vorbereitet – und mehrere tausend Verfahren, sogar gegen Werke von ästhetischer Relevanz, waren die Folge[73].

Aber auch das moderne Theater ist nicht tabu – als stünde man noch in der Antike! 1903 zögerte das Preußische Oberverwaltungsgericht nicht, beim Verbot der «Maria von Magdala» des nachmaligen ersten deutschen Literaturnobelpreisträgers Paul Heyse erotische Triebe «die niedrigsten, verwerflichsten menschlichen Triebe» zu nennen. Und nach renommierten katholischen Moraltheologen sündigt bei einer Aufführung «unehrbarer»

Stücke (dies «ist gewiß») nahezu alles was mitwirkt, mehr oder minder schwer, meist aber schwer: wer schreibt, spielt, finanziert, applaudiert, wer verbieten müßte, doch nicht verbietet. Selbst die Maurer, die das Theatergebäude errichteten, und die Putzfrauen, die darin kehrten, waren noch im frühen 20. Jahrhundert belastet. Und natürlich muß bei Eröffnung von Filmtheatern «alles getan werden, auf daß es durch einen verantwortungsbewußten Christen geschehe». Film, Funk, Fernsehen sollen «verchristlicht werden». Kinobesitzer, die «schlechte» Filme vorführen lassen, sündigen. Ebenso alle Vermieter solcher Kinos; ja, noch wer Fernseh- und Rundfunkgeräte «wahllos» benützt, «versündigt sich» (Häring)[74].

Und wurde nicht erst unter Papst Johannes Paul II. eine Jagd gegen freizügige Filme eröffnet? Wurde sie vom Heiligen Vater nicht selber angeheizt? Haben nicht unter ihm Staatsanwälte Film-Rollen in Pornokinos beschlagnahmt? Haben nicht sogar Filmtheater gebrannt, in Mailand zum Beispiel, in Rom?[75]

Wie man sich alles, was an Vorchristlichem brauchbar war, als «christliche Religion» (Augustinus) unterjubelte

Wie es heute die wenigsten Christen unter Intellektuellen gibt – denn je mehr ein Mensch weiß, desto weniger glaubt er im allgemeinen; und den Religionen im besonderen: zumal dem Christentum –, so war auch noch im 4. Jahrhundert die neue Religion am wenigsten erfolgreich unter den Gebildeten und der Aristokratie. Die Altgläubigen dieser Schichten, die im Westen noch im späteren 4. Jahrhundert die führende Stellung innehatten, hielten in ihrer großen Mehrheit das Christentum auch weiter für einen Köhlerglauben, eine Kleineleutereligion, völlig unvereinbar mit antiker Wissenschaft. Doch gerade die Gebildeten brauchte die Kirche. Also dachte sie auch hier gründlich um und öffnete sich dem bisher so oft Verpönten oder gar Bekämpften. Und da die

neue Religion ein guter Ausgangspunkt für Karrieren, auch für weltliche war, drängten nun auch die Vornehmen und Gebildeten dazu. Bald besteigen die Bischofsstühle fast nur noch Männer aus den oberen Schichten (S. 494 ff). Mit dem Heidentum geht es um die Wende zum 5. Jahrhundert allmählich zu Ende. Und schließlich sind die christlichen Bildungsvertreter den noch vorhandenen heidnischen, sieht man vom bedeutendsten Historiker lateinischer Sprache, Ammianus Marcellinus, einmal ab, eindeutig überlegen – natürlich mit den Mitteln der antiken Kultur, die man dem Mittelalter immerhin zu einem Teil überliefern wird, wenn auch halb wider Willen[76].

Diese Entwicklung steht zwar im Gegensatz zu grundlegenden Lehren des Neuen Testaments, zu einem Evangelium, das den Weisen und Klugen nicht verkündet worden war. Auf der anderen Seite freilich hatte das Christentum längst den entscheidenden Schritt aus der jüdischen Welt Jesu und der Apostel getan. Auch Paulus war ja schon römischer Bürger und Kind einer hellenistischen Stadt, auch das Judentum bereits seit Jahrhunderten hellenisiert, und so wuchs das Christentum immer mehr in die hellenistisch-römische Welt hinein als ein typischer Zwitter. Es setzte sich auseinander und ineinander mit dieser Kultur, in die doch fast alle Christen, gleich Paulus, geboren wurden, in der sie heranwuchsen, mit deren Sprachen sie sprachen, in deren Schulen sie gingen[77].

Bis zum 6. Jahrhundert hatte die neue Religion keine eigene Schule. Zwar haßten die Christen die heidnische, aber sie schufen keine eigene, sie machten gar keinen Versuch, es fehlten ihnen alle Voraussetzungen, alle Grundlagen; unmöglich konnten sie mit den Klassikern konkurrieren. Es war eine weitverbreitete, von Tertullian ebenso wie von Papst Leo I. vertretene Maxime, daß Christen weltliches Wissen zwar erlernen, doch nie lehren sollten. Die «Statuta Ecclesiae Antiqua» erlaubten deshalb Laien eine öffentliche Lehrtätigkeit bloß mit besonderer Genehmigung und unter kirchlicher Kontrolle. Selbst ein Rigorist wie Tertullian aber, der Christen jedes Lehren an heidnischen Schulen verbietet, wagt es nicht, Kindern den Schulbesuch zu verbieten. Und auch

im christlich gewordenen Reich blieben Lehrplan und Unterrichtsstoff die alten[78].

All dies konnte nicht ohne Folgen sein. Man mußte, wollte man die Welt gewinnen, ihr auch mit ihren Schätzen winken. Man konnte nur siegen mit ihrer Hilfe, nicht gegen sie. Unbewußt und bewußt verband man das Christentum mit zeitgenössischer Bildung, mit dem Geist griechischer Wissenschaft. Es wurde davon im 2. und 3. Jahrhundert durchsetzt, die wesentlich eschatologische Bewegung der Anfangszeit verwandelte sich in ein System philosophischer Spekulation.

Etwa durch Justin, für den nur die Philosophie zu Gott führt, nur die Philosophen wirklich heilig sind, für den jeder Christ ist, der «mit Vernunft» lebt oder gelebt hat, auch wenn er Jahrhunderte vor Christus lebte und sogar «für gottlos» galt, «wie bei den Griechen Sokrates, Heraklit und andere ihresgleichen». Noch viel mehr förderte diesen Prozeß Clemens Alexandrinus, der unermüdlich und mit voller Absicht die heidnische Philosophie ins Christentum schleust, der aus der christlichen Religion eine Religionsphilosophie macht, nach dem schon vor Christus allein die Philosophie Menschen erlöst hat, nach dem die Philosophie die Griechen zu Christus erzieht und dies derart, daß ein Christ ohne griechische Bildung Gott gar nicht begreifen könne. Clemens, als Heiliger von Rom nicht anerkannt, hat mit seiner Methode «das Christentum erst fähig gemacht, die antike Welt zu erobern» (Dannenbauer). Ähnlich der «Ketzer» Origenes, der ebenfalls umfassend die heidnische Kultur ins Christentum überführt, bei der Formulierung seines Gottesbegriffs, seiner Kosmologie, Pädagogik, seiner Logos- und Tugendlehre, seiner Anthropologie und Freiheitsphilosophie, für den gleichfalls nur der gebildete Hellene der vollkommene Christ ist, ja, der in seinem (vielleicht nicht zufällig) verlorengegangenen zehnbändigen Werk «Stromateis», laut Bischof Euseb, «alle Sätze unserer Religion aus Platon, Aristoteles, Numenios und Cornutus bewies». Das Christentum, der «Schößling des Spätjudentums», erfuhr durch Clemens und Origenes eine «völlige Umformung» (Jaeger)[79].

Diese ungeheure Adaption, die tatsächlich den Christen mit

zum Sieg verhalf, gipfelte in Augustin, der, wie Clemens, wieder bewußt das antike Wissen, soweit brauchbar, in den Dienst des Christentums stellte, programmatisch geradezu in seiner Schrift «De doctrina christiana», ja, der mit dem ihm eigenen Zynismus (S. 340) und der ihm eigenen (gewöhnlich mit Demutsphrasen drapierten) Arroganz sich zu dem Satz verstieg: «Das, was man jetzt als christliche Religion bezeichnet, bestand bereits bei den Alten und fehlte nie seit Anfang des Menschengeschlechtes, bis Christus im Fleische erschien, von wo an die wahre Religion, die schon vorhanden war, anfing, die christliche genannt zu werden»[80].

Diese Überführung antiker Kultur geschieht allerdings im Westen weit langsamer als im Osten, wo etwa Basilius in seiner «Rede an die Jünglinge» lehrt: «Wie sie aus den Büchern der Griechen Nutzen schöpfen können» (wenn er darin auch wieder mehr als alles die Keuschheit anpreist: «Wir, o Jünglinge, halten dieses menschliche Leben für gar nichts»; «wer sich nicht in die sinnlichen Lüste wie in den Schlamm vergraben will, der muß den ganzen Leib verachten», muß «den Leib züchtigen und bändigen wie die Anfälle eines wilden Tieres ...» – das übliche Hauptthema). Im Westen haben, so scheint es, die Theologen fast stets ein etwas schlechtes Gewissen – falls Theologen dies haben können – angesichts der Wissenschaft. Noch im ganzen 3. Jahrhundert denkt die abendländische Kirche diesbezüglich wie Tertullian. Dann aber duldet man Wissen und Bildung als eine Art notwendiges Übel, werden sie ein Hilfsmittel für die Theologie – ancilla theologiae[81].

«... UNTER VERACHTUNG DER HEILIGEN SCHRIFTEN GOTTES BESCHÄFTIGEN SIE SICH MIT GEOMETRIE»

Anrüchig war den Christen selbst die Mathematik. Noch im frühen 4. Jahrhundert wollte man den Euseb in Emesa nicht zum Bischof, weil er mathematische Studien trieb[82].

Geometrie und andere Wissenschaften gelten geradezu als gottlose Betätigungen. Kirchengeschichtsschreiber Euseb attakkiert «Ketzer»: «unter Verachtung der heiligen Schriften Gottes beschäftigen sie sich mit Geometrie; denn sie sind Erdenmenschen, sie reden irdisch und kennen den nicht, der von oben kommt. Eifrig studieren sie die Geometrie Euklids. Sie bewundern Aristoteles und Theophrast. Galen gar wird von einigen vielleicht angebetet. Soll ich es noch eigens vermerken, daß die, welche die Wissenschaft der Ungläubigen brauchen, um ihre Häresie zu beweisen, und den kindlichen Glauben der göttlichen Schriften mit der Schlauheit der Gottlosen fälschen, mit dem Glauben nichts zu tun haben? Und so legten sie an die göttlichen Schriften keck ihre Hände und gaben vor, sie hätten dieselben verbessert«[83].

Verdammt wurde von der christlichen Theologie insbesondere die Naturwissenschaft.

Dies wirkt wieder lange nach; treibt dann auch die Naturforscher auf die Scheiterhaufen. Im Abendland werden im üblichen Schulunterricht die Naturwissenschaften (ebenso, bezeichnenderweise, Geschichte) bis tief in die Neuzeit hinein nicht behandelt. Sogar an den Universitäten setzen sie sich als selbständige «Fächer» erst seit dem 18. Jahrhundert durch. Schon in der Spätantike aber ist bei allen Völkern, ausgenommen allenfalls Mesopotamien, ein starker Verfall der Medizin und eine kaum minder starke Vorliebe für das Okkulte evident. Patriarch Severus von Antiochien zum Beispiel oder Eznik von Kolb bestehen auf der Existenz von Dämonen im Menschen und lehnen jeden Versuch einer natürlichen Erklärung durch Ärzte ab[84].

Schon Apologet Tatian, der Schüler des hl. Justin, verwirft die Heilkunde und führt sie auf die «bösen Geister» zurück. «Durch List nämlich machen die Dämonen die Menschen von der Gottesverehrung abwendig, indem sie ihnen einreden, auf Kräuter und Wurzeln zu vertrauen.» Ein den alten Christen eigener tiefer Widerwille gegen die Natur, das «Hiesige», «Irdische», bricht hier hervor. «Weshalb wollen die Leute, die ihr Vertrauen auf die Wirksamkeit der Materie setzen, nicht auf Gott vertrauen? War-

um gehst du nicht zu dem mächtigeren Herrn und ziehst vor, dich wie der Hund durch Kräuter, der Hirsch durch Schlangen, das Schwein durch Flußkrebse, der Löwe durch Affen zu heilen? Warum vergöttlichst du das Irdische?» So wird die ganze Medizin letztlich auf den Teufel, die «bösen Geister», reduziert. «Die Arzneikunde und alles, was dazugehört, kommt aus der gleichen Schwindlerwerkstatt.» Analog denkt auch der Ärzte wie Naturforscher verhöhnende Tertullian – dann geistert dies noch lang und verheerend durch das Mittelalter und darüber hinaus[85].

Natürlich hält ein Tatian von Naturwissenschaft insgesamt nichts. «Wie soll man einem glauben, der behauptet, die Sonne sei eine glühende Masse und der Mond ein Körper wie die Erde? Das sind strittige Hypothesen und nicht erwiesene Tatsachen ... Was nützen wohl ... die Untersuchungen über die Maßverhältnisse der Erde, über die Stellung der Gestirne, über den Lauf der Sonne? Nichts! Denn für derlei ‹wissenschaftliche› Betätigung paßt nur einer, dem seine subjektive Meinung als Gesetze gelten.» Jede rein natürliche Begründung ist nicht mehr gefragt. Leute, die im 4. Jahrhundert nach der geophysikalischen Erklärung eines Erdbebens suchen (statt dessen Ursache allein im Zorn Gottes zu sehen!), setzt ein Bischof von Brescia auf die «Ketzer»-Liste[86].

Da das oberste Kriterium für die Rezeption naturwissenschaftlicher Theorien ihre Vereinbarkeit mit der Bibel war, stagnierte die Naturwissenschaft jetzt nicht nur, sondern man gab sogar preis, was man längst gewonnen hatte. Das Ansehen der Naturwissenschaft sank im selben Maße, in dem das der Bibel stieg[87].

Die Lehre von der Rotation der Erde und ihrer Kugelgestalt geht bereits auf die im 5. vorchristlichen Jahrhundert lebenden Pythagoräer Ekphantos von Syrakus und Hiketas von Syrakus zurück. Der gegen Ende des 3. Jahrhunderts gestorbene Eratosthenes von Kyrene, der vielseitigste Schriftsteller des Hellenismus, behandelt die These von der Drehung der Erde und ihrer Kugelgestalt schon als sicher; ebenso Archimedes und andere. Auch Aristoteles kannte sie, später der Historiker und Geograph Strabon, Seneca, Plutarch. Die christliche Kirche aber gab diese Erkenntnis um des mosaischen Schöpfungsberichtes und der Bi-

bel willen preis und predigte, daß die Erde eine von Meeren umflossene Scheibe sei. Von der Kugelgestalt erfuhren die europäischen Studenten ein Jahrtausend später, im Hochmittelalter, auf den maurischen Universitäten Spaniens! Und erst Ende des Mittelalters kam man wieder darauf zurück[88].

Laktanz schmäht die Naturwissenschaft als baren Unsinn. Kirchenlehrer Ambrosius verwirft sie radikal als Angriff auf die Majestät Gottes. Die Frage nach der Beschaffenheit oder Lage der Erde interessiert Ambrosius gar nicht. Sie sei für die Zukunft ohne Belang, sagt er. «Es mag genügen zu wissen, daß der Text der heiligen Schriften die Bemerkung enthält: ‹Er hing die Erde auf im Nichts›». Kurz darauf erledigt Ambrosius eine ähnliche Frage mit der Antwort: «Hierzu genügt, wie ich glaube, des Herrn Äußerung an seinen Diener Job, da er durch eine Wolke sprach ...» Dagegen vertritt dieser Kirchenlehrer die Existenz mehrerer, mindestens dreier Himmel, weil David «die Himmel der Himmel» erwähne und Paulus versichere, «in den dritten Himmel entrückt worden zu sein.»[89]

Welchen Begriff Ambrosius von Naturphilosophie hat, erhellt schon daraus, daß er allen Ernstes behauptet, es «enthält sicherlich die nach Johannes betitelte Evangeliumschrift Naturphilosophie». Und das mit der Begründung: «Denn niemand sonst, wage ich zu behaupten, hat mit so erhabener Weisheit die Majestät Gottes geschaut und in eigenartiger Sprache uns erschlossen.» Kein Wunder, daß Ambrosius auch die Philosophie unnütz erscheint, habe sie doch die Arianer irregeführt. Dabei war er selbst von ihr stark beeinflußt, besonders vom Neuplatonismus, ja, er schrieb dessen größten Vertreter, Plotin, weithin bedenkenlos aus. Und bei seiner christlichen Pflichtenlehre für Geistliche, «de officiis ministrorum», hat der hl. Bischof nicht nur den Titel von Cicero übernommen, sondern im Grunde nahezu alles, Form, Struktur, sehr oft sogar die Reihenfolge und die Grundhaltung, die er bloß verchristlicht. Er ist, bezeichnend genug, gar nicht imstand, eine eigene christliche Pflichtenlehre aufzustellen, er braucht die des heidnischen Autors, und dies eben derart, daß man spotten konnte, Cicero sei durch Ambrosius eine Art Kir-

chenvater geworden. Gleichwohl beurteilt er die dialectici durchwegs negativ, weist er weltliche Wissenschaft oft und entschieden ab.

Vielleicht ist es ganz instruktiv, einmal den geistigen Habitus und Horizont des Mannes ahnen zu lassen, der immerhin seit dem 8. Jahrhundert im Abendland mit Hieronymus, Augustinus und Papst Gregor I. zu den größten aller Kirchenväter zählt. Und von dem noch ein katholischer Theologe des 20. Jahrhunderts schreibt, daß er gerade mit seiner «ausgedehnten *literarischen Tätigkeit*», mehr als mit seiner kirchenpolitischen, «seines Namens Klang und seines Geistes Frucht der bewundernden und dankbaren Nachwelt aufbewahren sollte» (Niederhuber)[90].

Wir folgen dem Berühmten dabei in ein Gebiet, auf dem er Experte ist, dem der Allegorese; und wir legen diese seine Kunst zudem anhand eines Buches dar, das als sein Meisterwerk gilt, so daß der Vorwurf einer unfairen Auswahl fairerweise kaum gemacht werden kann.

«... SEINES NAMENS KLANG UND SEINES GEISTES FRUCHT». DES HL. AMBROSIUS BEWEISE FÜR KEUSCHE WITWENSCHAFT: TURTELTAUBE, JUNGFRAUGEBURT DER GOTTESMUTTER: GEIER, UNSTERBLICHKEIT: VOGEL PHÖNIX UND ANDERE ERLEUCHTUNGEN

Schon in der Antike zwar gab es Christen, denen die allegorische Exegese ziemlich albern vorkam, hoffnungslos subjektiv; die in solchen Theologen Leute sahen, die jedes Wort so lange drehten, bis er hergab, was es sollte, was man wollte. Die Exegeten selber aber waren sich völlig einig, daß jede wörtliche Textinterpretation bloß oberflächlich sei, daß ein buchstäbliches Verständnis nur manchmal und häufig gar nicht den eigentlichen Sinn erschließe. Der wahre Sinn stecke tiefer, sei geheimnisvoll von Gott verschlüsselt und müsse von ihnen mittels der Allegorese sichtbar gemacht werden. Auch Ambrosius ist dieser Meinung, auch ihm

ist die Annahme eines höheren Schriftsinnes unerläßlich, und so unterscheidet er manchmal einen zweifachen solchen Sinn, littera und sensus altior, manchmal aber auch drei Sinnesarten: sensus naturalis, sensus mysticus und sensus moralis. Doch wollen wir uns nicht im Abstrakten bewegen.

Da ist zum Beispiel das Paradies, dessen «geschichtlicher» Charakter natürlich nicht bestritten wird, ein Bild der Seele, und die vier Paradiesesflüsse sind die vier Kardinaltugenden. Da fungiert die Arche als Symbol des Menschenleibes, ihre einzelnen Teile entsprechen den Körperteilen, die Tiere der Arche den Begierden. In «De Isaac et anima» symbolisiert die Hochzeit von Isaak und Rebekka die Vereinigung Christi mit der menschlichen Seele. In «De patriarchis» werden unter Simeon die Schriftgelehrten, unter Levi die Hohenpriester zur Zeit Jesu verstanden. Kraft solcher allegorisch-mystischer Bibelauslegung, typologischer Deutungen und Umdeutungen kann Ambrosius nicht nur eine Fülle «messianischer Weissagungen» bergen, sondern auch einen Kopf wie Augustinus faszinieren. Wurde diesem weiteren großen, diesem größten Kirchenlicht doch nun «nicht mehr zugemutet, die Schriften des Alten Testaments, das Gesetz und die Propheten mit dem Auge zu lesen, mit welchem sie mir früher unsinnig erschienen ...». Nein, jetzt, da Ambrosius unter der harmlosen Hülle tiefe Geheimnisse freilegte, brauchte Augustin die Religion seiner Mutter nicht mehr als Altweibermärchen zu verachten, konnte er, gewappnet durch die ambrosianischen Erleuchtungen, die manichäische Kritik am Alten Testament für überwunden halten, erkannte allmählich auch er, Augustin, überall den höheren Sinn. «Oft», berichtet er, «habe ich mit Freuden gehört, wie Ambrosius in seinen Vorträgen an das Volk sagte: ‹Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig›, und wie er dann da, wo der Buchstabe Verkehrtes zu lehren schien, den mystischen Schleier wegzog und das geistige Verständnis aufschloß». (Wobei Ambrosius, im Gefolge früherer Kirchenväter, die alttestamentlichen Juden ganz selbstverständlich «die Unsrigen», nostri, nannte oder gar «unsere Vorfahren», maiores nostri)[91].

Wie der Geist aber lebendig macht, den mystischen Schleier

hebt, dies wollen wir jetzt auf sozusagen naturwissenschaftlichem Gebiet bei dem hl. Kirchenlehrer anhand seines «Exameron (Hexaemeron) libri sex» betrachten, eines Buches, das aus neun an sechs aufeinanderfolgenden Tagen gehaltenen Predigten über das «Sechstagewerk», den mosaischen Schöpfungsbericht, besteht. Da es der Mailänder Bischof (I 9. Kap.) bereits im reifsten Alter, als «senex», wenige Jahre vor seinem Tod, geschrieben hat, verspricht es besonders viel an symbolischer Kunst und Weisheit, zumal es noch die neueste katholische Theologie auch «literarisch ein Meisterwerk voll glänzender Naturschilderungen» nennt (Altaner/Stuiber), «vielleicht des Ambrosius schönstes Werk» (Moreschini)[92].

Da macht der hohe Exeget etwa die Turteltaube – einst bei der Beschneidung des Herrn, gemäß dem Gesetz des Herrn, ein Opfer für den Herrn – zum Vorbild keuschen Witwenstandes. Ambrosius ist hier Spezialist, hat er doch in einer eigenen Schrift «Über die Witwen» gezeigt, wie sehr der Witwenstand einer zweiten Ehe vorzuziehen sei – ganz beiseite, daß der Heilige gerade als Autor zahlreicher moralisch-asketischer Traktate die besondere Anerkennung der theologischen Fachwelt gefunden hat.

Doch zur Turteltaube, zum Beschneidungsopfer. Ambrosius schreibt: «Das ist nämlich das wahre Opfer Christi: leibliche Keuschheit und geistige Gnade. Die Keuschheit bezieht sich auf die Turtel, die Gnade auf die Taube.» Und nachdem der begnadete Interpret uns gelehrt hat, daß «die Turteltaube, sobald sie nach Verlust des Männchens Witwe geworden, tiefen Abscheu gegen das, was Paarung ist und heißt», hege, da «die erste Liebe sie durch des Geliebten Tod enttäuschte und betrog, weil dieselbe an Dauer unbeständig war und an Bescherung bitter, indem sie noch größere Todestrauer als Liebeswonne zeitigte», kommt er zur Moral der Geschichte von der Turteltaube: «So verzichtet sie denn auf eine nochmalige Verbindung und verletzt nicht die Rechte der Keuschheit und den Bund, den sie mit dem geliebten Gatten eingegangen: ihm allein wahrt sie ihre Liebe, ihm hütet sie den Namen Gattin. Lernet, Frauen, wie erhaben der Witwenstand ist, dessen Lob selbst in der Vogelwelt sich ankündigt.»[93]

Die Turteltaube treu über den Tod des Gatten hinaus! Ja, die Frauen hat Ambrosius stets mit besonderer Hingabe aufgeklärt, vor allem den Jungfrauen Opus auf Opus gewidmet, besonders bedürftig und benachteiligt, wie Frauen waren und sind. Denn, so der hl. Kirchenlehrer: «Die Frau muß das Haupt verhüllen, weil sie nicht das Ebenbild Gottes ist.» Ambrosius konnte sich dabei auf den hl. Paulus beziehen. Der Völkerapostel und die Turteltaube. Wer, fragt Ambrosius, wer gab der Turteltaube diese Gesetze? Kein Mensch. «Denn kein Mensch hätte das gewagt, nachdem selbst Paulus es nicht gewagt hat, die Beobachtung der Witwenschaft zur Gesetzesvorschrift zu erheben.» Nur als Wunsch spreche der Apostel bei den Frauen aus, was bei den Turteltauben steter Brauch sei. Wenn aber selbst Paulus die Beobachtung der Witwenschaft nicht obligatorisch machte, wer hätte sie dann den Turteltauben auferlegen können? Nur Gott, natürlich. «Gott also senkte den Turteltauben diesen Trieb ein, gab ihnen diese Kraft der Enthaltsamkeit; denn nur er vermag ein allgemein bindendes Gesetz hierzu zu geben. Die Turteltaube entbrennt nicht vor blühender Jugend, läßt sich durch keine lockende Gelegenheit verführen. Die Turteltaube kennt keine Verletzung der ersten Treue; denn sie weiß die Keuschheit zu wahren, die sie bei der ersten Verbindung, die ihr beschieden war, gelobte.»[94]

Kirchenlehrer!

«Schöne Naturschilderungen und reiche Erzählungen aus dem Leben der Tiere», rühmt das katholische Standardwerk Otto Bardenhewers, einst Doktor der Theologie und der Philosophie, Apostolischer Protonotar und Professor an der Universität München, dem «Hexaemeron» des Ambrosius nach. «Die Tiere werden dem Menschen als Muster vorgehalten. Die edle Volkstümlichkeit des Kanzelvortrags des Verfassers erprobt sich in glänzender Weise.» Ja, «seines Namens Klang und seines Geistes Frucht . . .»[95].

Man sieht nebenbei, wie hoch die katholische Kirche das Tier hält! Und da Ambrosius gerade von der «Tugend» der «Witwenschaft der Vögel» gesprochen, will er, das liegt nahe, gleich im nächsten Kapitel «von der Jungfrauschaft sprechen, die sogar,

wie versichert wird, bei mehreren Vögeln vorkommt. So kann sie auch bei den Geiern wahrgenommen werden», die nämlich «keinem Geschlechtsverkehr huldigen», deren Empfängnis «ohne jedwede Begattung», deren «Zeugung ohne Männchen» vor sich gehe, weshalb wohl auch die Geier «in einem langen Leben ein so hohes Alter erreichen, daß sich ihre Lebenstage bis zu hundert Jahren fortfristen, und nicht leicht eine kurzbemessene Altergrenze ihrer wartet». Und nun trumpft der illustre Kirchenfürst auf. Bezeugen all die begattungslos geborenen Geier (und andere Vögel mehr) doch nichts Geringeres als die Möglichkeit und Glaubwürdigkeit der Jungfraugeburt der hl. Gottesmutter Maria.

Ja, ruft Ambrosius der Christenheit wie der ganzen ungläubigen Welt zu: «Was sagen dazu die Spötter, welche so gerne unsere Geheimnisse verlachen, wenn sie hören, daß eine Jungfrau geboren hat, und welche die Geburt einer Unvermählten, deren Scham keines Mannes Beischlaf verletzt hat, für unmöglich halten? Für unmöglich will man bei der Gottesmutter das halten, dessen Möglichkeit man bei den Geiern nicht in Abrede stellt? Ein Vogel gebiert ohne Männchen, und niemand widerspricht dem: und weil Maria als Verlobte geboren hat, stellt man ihre Keuschheit in Frage. Merken wir denn nicht, wie der Herr gerade im Naturleben eine Menge Analogien vorausgehen ließ, um durch dieselben das Schickliche seiner Menschwerdung zu beleuchten und deren Wahrheit zu beglaubigen?»[96]

Kirchenlehrer!

Das «Hexaemeron», dieses «interessante und wichtige Werk» (Bardenhewer), das «literarische Meisterwerk des heiligen Ambrosius» (Niederhuber), führt in solch zoologisch wie theologisch überaus lehrreicher Weise einen ganzen Tierpark vor, einschließlich der Nachtvögel, der Fledermaus, der Nachtigall, Symbol des Gotteslobes und der Himmelssehnsucht. Die Spannweite reicht von der lichtscheuen Eule als Sinnbild gottfremder böser Weltweisheit (im alten Ägypten ein verehrtes, heiliges Tier) bis zum «Hahnenruf nach seiner physischen, sittlichen und heilsgeschichtlichen Bedeutung». Schreckt das Krähen des Hahns doch nicht nur Räuber ab, sondern weckt auch den Morgenstern. Vor

allem aber: «Auf seinen Ruf erhebt der Frommsinn sich hurtig zum Gebet und geht von neuem an die Übung der (Schrift-)Lesung». Deshalb schließt Ambrosius auch das fünfte Buch seines Meisterwerkes: «So laßt uns denn jetzt, nachdem wir der Vögel heiteres Lied mitgesungen, in den Hahnenruf miteingestimmt haben, des Herrn Geheimnisse singen! Bei Jesu Leib sollen sich einfinden die Adler, verjüngt durch die Reinigung der Sünden! Denn schon hat uns jener große Walfisch den wahren Jonas (Christus) an das Land getragen ...»[97]

Allmächtiger!

An anderer Stelle desselben Geniestreiches dient der hochgefeierten Kirchenkoryphäe die Metamorphose der Seidenraupe, der Farbwechsel des Chamäleons und des Hasen sowie der wiedererstehende Phönix als Sinnbild und Beweis der Auferstehung.

Über den Phönix, der in Arabien «bis zu fünfhundert Jahren» leben soll, berichtet Ambrosius: «Wenn er nun sein Lebensende nahen sieht, bereitet er sich aus Weihrauch, Myrrhe und sonstigen wohlriechenden Gewürzen einen Sarg, worin er nach Ablauf seiner Lebenszeit eintritt und stirbt.» Die Myrrhe als Auferstehungssymbol hat der ambrosianische Vogel nicht schlecht gewählt; auch der Weihrauch mag Auftrieb schaffen; und Vernebelung; jedenfalls rauchte er längst in buddhistischen und hinduistischen Tempeln, in griechischen und römischen, im Baalsdienst der Kanaanäer, im Jahwetempel zu Jerusalem – ehe ihn das Christentum als «Speise der Dämonen» (Tertullian) verdammt, dann aber gleichfalls übernommen hat bei Räuchereien vor Märtyrergräbern, Altären, Heiligenbildern, bei sonstigen Weihehandlungen, beim latreutischen Sakramentskult, in der Meßliturgie, schon im ältesten Ordo Romanus ...[98]

Der Vogel Phönix also ist mythologisch gut eingesargt. Und nun ersteht aus «seinem modernden Fleische», weiß Ambrosius, «ein Würmlein», dem Würmlein wachsen «im Laufe einer bestimmten Frist Flügel», und schließlich ist von neuem der alte Vogel da, pudel- oder vielmehr phönixmunter – wie wir bei der Auferstehung. «Möchte denn dieser Vogel, der ohne ein Vorbild zu haben und ohne die Bewandtnis dessen zu begreifen, sich selbst

die Sinnbilder der Auferstehung zubereitet, wenigstens durch das Vorbild, das er selbst gibt, den Auferstehungsglauben lehren! Sind doch die Vögel des Menschen wegen da, nicht der Mensch um eines Vogels willen. Er sei uns sonach ein Vorbild dafür, daß der Urheber und Schöpfer der Vogelwelt seine Heiligen nicht für immer dem Untergang verfallen läßt: ließ er doch nicht einmal diesen einen Vogel untergehen, sondern wollte, daß er aus seinem eigenen Samen erstehe und forterhalten werde. (Oder) wer zeigt ihm den Todestag an, daß er sich den Sarg bereite, mit Gewürzen ihn fülle, in denselben trete und da sterbe, wo lieblicher Duft den üblen Leichengeruch zu absorbieren vermag?

So sarge auch du, o Mensch, dich ein! ‹Zieh den alten Menschen mit seinem Tun aus und zieh einen neuen an!›» Ambrosius ruft es mit dem hl. Paulus, der sich einst «auch wie ein guter Phönix» einsargte «und erfüllte seinen Sarg mit dem Wohlgeruche des Martyriums».[99]

Der Bischof von Mailand, Verfasser von fast zwei Dutzend Exegetica über das Alte Testament (während er sich, mit derselben hohen Kunst, beim Neuen auf das Lukasevangelium beschränkte), setzt Philosophie gern der Sophistik gleich, natürlich im negativen Sinn. Paßt ihm etwas nicht, ist es «die berüchtigte Kniffigkeit der Sophistik». Wiederholt wirft er auch Weltweise, Judenvolk und «Häretiker» in einen Pott, lauter Leute, die «am reichen Wortschwall», an «überschwenglicher Redefertigkeit sich ergötzen, über die schlichte Lehre des wahren Glaubens sich hinwegsetzen und so unnütze Schätze bergen», aber nicht dem Volk «das Heil bringen. Christus allein ist es, der die Sünden des Volkes hinwegnimmt ...»

Was ein solcher Kopf unter Wissen, Wissenschaft, Unwissenheit versteht, was er von der (Natur-)Wissenschaft seiner und der früheren Zeit hält, ist ganz klar. Sie interessiert ihn nicht. Wissenschaft, Weisheit, Wahrheit, das alles ist für ihn die Bibel, der liebe Himmelvater, das Jenseits. Selbst Bardenhewer konzediert: «Er schiebt alle Fragen, welche keine Bedeutung für das ewige Leben haben, sofort beiseite.» Und Ambrosius selber vergleicht die Gelehrten mit der Nachteule, deren große blaue Augensterne

die dunklen Schauer der Finsternis nicht bemerkten. «Die Weisen der Welt», schreibt er, «sehen nicht; im Lichte schauen sie nichts; in der Finsternis wandeln sie», und schließlich verfallen sie, «vom Glaubenspfade abgeirrt, trotz des Tages Christi und des Lichtes der Kirche, die ihnen aus nächster Nähe leuchten, der Finsternis ewiger Blindheit. Sie sehen nichts, nehmen aber den Mund voll . . .»[100]

Nehmen ihn aber nicht gerade die Theologen, die Kirchenväter voll? Wissen nicht gerade sie das buchstäblich Unglaublichste über Gott? Lösen nicht gerade sie durch ihre Exegetenkunst, ihre oft tollsten Buchstaben-, Namen- oder Zahlen-Spekulationen und -Spielchen noch die schwierigsten Bibelprobleme? Wobei sie, wie stets, nicht einmal originell sind, sondern die seit dem 6. vorchristlichen Jahrhundert, seit der allegorischen Homerauslegung übliche heidnische Schultradition fortsetzen? Fand nicht etwa der Barnabasbrief, von Clemens Alexandrinus und Origenes zur Heiligen Schrift gezählt, beispielsweise den (nun einmal schwer aus dem Alten Testament zu beweisenden) Kreuzestod Jesu (vgl. S. 202) geweissagt in der Beschneidung der 318 Knechte Abrahams, da diese Zahl die griechischen Zahlzeichen IHT enthalte (I = 10, H = 8, T = 300), somit I Jesus und T das Kreuz bedeute!?[101]

Und erhellte nicht auf eben diesem Niveau selbst der größte aller Kirchenlehrer die Christenheit? Denn auch Augustinus bevorzugte, besonders in seinen Predigten – allein an echten ein halbes Tausend –, den allegorischen Sinn. Nur so wurde er ja mit der Polemik der Manichäer gegen das Alte Testament überhaupt fertig. Und als er 393/94 eine Exegese der Genesis nach dem Buchstabensinn versuchte, brach er sein Buch («De Genesi ad litteram imperfectus liber») bezeichnenderweise bereits nach Auslegung des 1. Kapitels wieder ab. (Auch eine 401 begonnene umfangreiche Erklärung «De Genesi ad litteram» erörtert nur die drei ersten Kapitel.)[102]

Von den Exegesekünsten des hl. Augustinus; was er glaubte und nicht glaubte – und dass alles, was ein Mensch zu wissen brauche, in der Bibel stehe

Bei seiner Allegorese verfährt Augustin genau so, wie es unter den kirchlichen Theologen weithin üblich war und bleibt; wo dann der Mond zum Sinnbild der Kirche wird, die Gottes Licht reflektiere, der Wind zum Sinnbild des Heiligen Geistes oder wo die Zahl 11 für «Sünde» steht, weil sie die Zahl 10 übertrat, die natürlich die Zehn Gebote bedeutet. Nach dieser Methode erkennt Augustin im Gleichnis Jesu vom Verlorenen Sohn: in dem Vater Gott, im älteren Sohn die Juden, im jüngeren die Heiden, im Gewand, mit dem man den Heimkehrenden bekleidet, die Unsterblichkeit, im gemästeten Kalb, das man schlachtet, den (durch die Sünden der Menschen gemästeten) Christus und so weiter. Für den Kern des Gleichnisses hat er offenbar gar keinen Blick. Wie Augustin aber noch die ungewöhnlichsten Schriftaussagen bewältigt, mag ein Beispiel aus seinen 124 «Tractatus in Joannis evangelium» zeigen, die als «besonders wertvoll» (Altaner/Stuiber) gelten; auch hatte er die im folgenden angeführte Predigt, die 122. dieses Buches, wahrscheinlich erst 418, somit in seiner Spätzeit, im erfahrenen Alter, niedergeschrieben und gehalten.

Im Johannesevangelium 21,11 also las Augustin, daß Petrus beim wunderbaren Fischzug am See von Tiberias «hundertdreiundfünfzig große Fische» an Land zog. 153 – diese genaue Zahl gab dem großen Augustin zu denken. Doch ergründete er noch ganz andere Mysterien und so natürlich auch das Geheimnis der 153 Fische. Sie symbolisieren, ganz klar, alle Auserwählten! Denn, sein schlagender Beweis: 10, die Zahl der Zehn Gebote, repräsentiert das Gesetz; 7, die Zahl der Geistesgaben, vertritt den Heiligen Geist. Nun nehme man dazu noch die Gnade des Heiligen Geistes, das macht: 10 + 7 = 17. Jetzt braucht man nur noch alle Zahlen von 1 bis 17 zusammenzuzählen – und was erhält man? Die Zahl 153! Da staunt der Fachmann, der Laie wundert sich. Aber es war, ist und bleibt eine glatte Rechnung.

Und Augustinus, der grandiose Erklärer der «Heiligen Schrift», hat über diesen Fischfang, diesen doppelten wunderbaren Fischfang gleichsam, und über die von ihm ergründete Bedeutung der Zahl der 153 Fische immer wieder gepredigt – es muß ein triumphales Gefühl gewesen sein und seinen Schäfchen ob all der Weisheit wahre Schauer der Ehrfurcht über den Rücken gejagt haben[103].

So viel Aufwand übrigens für ein Evangelium, das nicht nur nicht der Apostel Johannes schrieb (S. 95 f), sondern das einst als «ketzerische Schrift» von rechtgläubigen Kreisen verworfen, dann um die Mitte des 2. Jahrhunderts von einem kirchlichen Redaktor überarbeitet worden war, wobei er u. a. das ganze 21. Kapitel hinzugefälscht hat (S. 113), just das, in dem unsere «153» Fische herumschwimmen[104].

Augustins geistige Leistung – es ist eine theologische, vielleicht die größte, und das spricht ja rebus sic stantibus am meisten gegen ihn! – wurde seit je überschätzt (I 464 ff). Er war immer, ausgenommen vielleicht gewisse psychologische Beobachtungen, ein Nachempfinder, der nur versuchte, «das, was ihm beim Nachdenken der Gedanken eines andern aufgegangen war, in ein persönliches Erlebnis umzuwandeln» (K. Holl). Er hatte «zeitlebens niemals den Mut zu selbständigem freien Denken», ja, schlimmer, Heinrich Dannenbauer, der so lesenswerte, erhellende Historiker, sah sich versucht, auf Augustin das Wort des alten Goethe über Lavater anzuwenden: «Die ganz strenge Wahrheit war nicht seine Sache; er belog sich und andere.»[105]

Augustinus war völlig autoritätshörig. Er mußte immer irgendwo unterkriechen, sich anschließen, den Manichäern, der akademischen Skepsis, dem Neuplatonismus, schließlich dem Christentum; wobei er sogar der Bibel nur glaubte wegen der Autorität der Kirche (die ihre Autorität durch die Bibel begründet!). Die Autorität der Bibel aber verbürgt wieder für Augustin die Wahrheit. Was sie sagt, ist wahr, sie ist völlig irrtumslos. «Ja, die Schrift erscheint zuweilen als Norm des Profanwissens. Von den Berichten der Historiker soll nur das geglaubt werden, was den Aussagen der Schrift nicht widerspricht» (Lorenz)[106]

Zur Zeit Augustins war sowohl der Umfang des Wissens wie die Qualität der Erziehung bereits gesunken. Immerhin zählte eine gewisse klassische Bildung noch so viel, daß man damit im Römischen Reich eine staatliche Karriere machen, selbst zu hohen, höchsten Würden gelangen konnte. Augustinus erstrebte dies, wobei ihn (384) Symmachus, der heidnische Stadtpräfekt Roms, gefördert und ihm die Stelle eines Lehrers der Rhetorik in Mailand vermittelt hat. Doch seine geschwächte Gesundheit erzwang den Verzicht auf seine Ambitionen. Vermutlich hängt es (auch) damit zusammen, daß Augustin, dessen Ausbildung zu spät anfing und zu früh endete, «immer eine gewisse Geringschätzung für die reine Gelehrsamkeit» empfand und die damalige Bildung «als eine zum Tode verurteilte Sache zu verachten» begann (Capelle)[107].

Hebräisch konnte der Bischof von Hippo überhaupt nicht. Auch seine Kenntnis des Griechischen war schwach. Bloß notdürftig vermochte er griechische Texte zu übersetzen. Die griechische Bibel zwar kann er, der Rhetor, der jahrelange Lehrer an höheren Schulen, gerade noch lesen. Aber die Klassiker, selbst Platon und Plotin, soweit er sie kennt, und die griechischen Kirchenväter, soweit er auch sie kennt, liest er in lateinischen Übertragungen. Und wohl das meiste, was er benutzt, zitiert er aus zweiter Hand. Nur wenig entstammt direkten Quellen: Livius, Florus, Eutropius, vielleicht Josephus, vor allem aber Marcus Terentius Varro, der größte Gelehrte des alten Rom, dessen «Antiquitates rerum humanarum et divinarum» seine einzige Quelle hinsichtlich der heidnischen Gottheiten sind[108].

Augustins naturwissenschaftliche Bildung ist sehr schwach. Zwar will er an Pygmäen, Hundsköpfe oder Leute, die unter ihren Plattfüßen Sonnenschutz suchen, nicht um jeden Preis glauben, credere non est necesse. Doch daß der Diamant bloß durch Bocksblut sich spalten lasse oder daß in Kappadokien der Wind die Stuten schwängere, das glaubt er fest. Fest glaubt Augustin auch an das Fegfeuer. Ist er doch sogar der erste Theologe, der diese Vorstellung aufgegriffen und ihr dadurch dogmatische Geltung verschafft hat. Fest glaubt Augustin auch an die Hölle, ja, er

malt sie nachdrücklich als wirkliches körperliches Feuer und lehrt, daß der Grad der Hitze sich nach der Schwere der Sünden richte. Dagegen glaubt er keinesfalls, nulla ratione credendum est, die Erde habe eine Kugelgestalt, obwohl es seit vielen Jahrhunderten bewiesen ist[109].

Die Naturwissenschaften geben nach Augustin mehr Meinung als Wissen. Die Erforschung der Welt sei überhaupt nur die Untersuchung einer Scheinwelt. Das gilt für das Theater ebenso wie für die Naturwissenschaft oder Magie. Schaulust, Neugier da wie dort. «Infolge dieser krankhaften Begier werden im Theater wunderbare Effektstücke aufgeführt. Von da aus geht man weiter, die Geheimnisse der Natur, die außer uns liegt, zu ergründen, was zu wissen nichts nützt und nichts anderes ist, als Neugier der Leute.» Die bloß aufs Irdische, nicht auf Gott gerichtete «curiositas» sei pervers und gefährlich, eine «fornicatio animae», eine Seelenhurerei, Gemeinschaft mit den Dämonen. So verwirft er nicht nur die «magischen Künste»; auch Medizin und Landwirtschaft sind ganz überflüssig. Das reine Sein Gottes, lehrt er gut neuplatonisch, stehe unsrem Geist näher als das körperliche[110].

Augustin, der stark aus Platon geschöpft und zeitweise geglaubt hat, Platonismus und Christentum seien bis auf ein paar Wörter dasselbe, übernahm besonders den Neuplatonismus, geradezu «ein Lehrmeister auf Christus hin». Philosophie und Theologie gehen bei dem Bischof, zumal nach 400, ständig ineinander über, wobei jedoch alles vom Christentum, von der «vera religio» her gesehen wird, da der Mensch nach der Augustinischen Illuminationslehre nur wahrhaft erkennen kann, wenn ihn Gottes Gnade und Licht erleuchtet. Weltliches Wissen und Bildung haben so keinerlei Selbstwert, sie gewinnen Wert nur im Dienst des Glaubens, sie haben keinen anderen Zweck, als zur Heiligkeit zu führen, zu einem tieferen Verständnis der Bibel. Auch Philosophie, die dem Alternden bloß mehr «spitzfindiges Geschwätz» (garrulae argutiae) dünkt, ist für ihn lediglich als Deuterin der «Offenbarung» wertvoll. Alles wird somit Hilfsmittel, wird nur Werkzeug für das Schriftverständnis. Andernfalls ist Wissenschaft, jede Wissenschaft, Abfall von Gott[111].

Um Gott dreht sich bei Augustin im Grunde alles, um ihn und die Kirche. Es ist bezeichnend, daß seine immer wieder neu gelesene und gedeutete, die folgenden Jahrhunderte stark beeinflussende Schrift «De doctrina christiana» zugleich Grundlegung christlicher Bildung und eine Anweisung für Prediger ist. Der Bischof, der darin auch über den Nutzen der (profanen) Wissenschaften schreibt und die gesamte antike Bildung, soweit er sie kennt, sichtet, verdammt alles, was nicht für katholisches Denken, zumal für das Studium der Bibel, gebraucht werden kann. Die curiositas, die Wißbegierde, war im Christentum stets suspekt. Bereits Tertullian hat sie massiv bekämpft, und Augustin, der solchen Ungeist noch verstärkt vertritt, greift diese Neugier, den Wissensdrang, die Hinneigung zu rein weltlichen Zielen, geradezu systematisch an; was ganz folgerichtig bei ihm zur Verketzerung der Wissenschaft, der Sinnesorgane führt: Unterjochungswerkzeuge und Hindernisse des Glaubens. «Die Ungebildeten stehen auf und reißen das Himmelreich an sich!» So eiferte er und hielt die Anrufung der Heiligen für weit zuverlässiger bei Krankheit als alle Mittel der Medizin, weshalb er, nicht ohne Konsequenz wieder, empfahl, bei Kopfweh Evangelien aufzulegen. Doch benutzten seine Schäfchen als Medikament auch einen Brei aus Abendmahlsbrot[112].

Dagegen übernimmt er, typisch nicht nur für ihn, sondern für diese verhältnismäßig kulturfreundliche Richtung im Christentum überhaupt, alles von den «ungerechten Besitzern», den Heiden, was er brauchen kann, und das ist ungeheuer viel. Man müsse ihnen ihre Schätze entwenden, meint er, wie einst die Juden bei ihrer Flucht Gold und Silber der Ägypter mitgehen ließen. So beraubt er die ganze pagane Kultur ihres Eigenwertes, er entmachtet sie gleichsam, um dann alles seiner Sache Dienliche wieder «fast unverändert in den neuen Rahmen des christlichen Weltbildes und der christlichen Bildung» zu stellen. Die antike Kultur erscheint nun «als Vorstufe des Christentums», sie geht «als weltliches Gut in den Gebrauch der Christen über, nachdem die Philosophie – jetzt endgültig christliche Philosophie geworden – sich alles irdische Wissen unterworfen hatte» (H. Maier)[113].

Augustin hat, sehr lehrreich, seine christlichen Unterrichtsvorstellungen entwickelt, die dann *grundsätzlich ein Jahrtausend maßgeblich* waren! Kunst spielt da, wie noch heute in den Schulen, kaum eine Rolle. Malerei, Bildhauerei, Musik sind überflüssig, Musiktheorie allenfalls angängig, wenn sie etwas abwirft für das Verständnis der «Heiligen Schrift». Genauso beurteilt Augustin Medizin, Architektur, Landwirtschaft, falls man sie nicht berufsmäßig betreiben müsse. Für den Bischof war die Kirche eine «schola Christi» und jede Wissenschaft außerhalb von ihr verdächtig. Zwar könne man sich befassen damit, doch nur nach gründlicher Prüfung in Auswahl und Grenzen. Entscheidend stets ist der Nutzen für die Religion. Denn im Grunde, meint Augustin, stehe alles, was ein Mensch an Wissen brauche, in der Bibel, und was dort nicht stehe, sei schädlich[114].

DIE WELT WIRD IMMER FINSTERER

Bildung wurde noch im 4., 5. Jahrhundert hochgeschätzt. Sie war die eine große Hinterlassenschaft der antiken Welt und erfreute sich «einer fast religiösen Verehrung» (Dannenbauer). Noch im Jahr 360 konnte ein Gesetz des Kaisers Konstantius erklären, Bildung sei die höchste aller Tugenden. Und wirklich kultivierten sie viele römische und gallische Adelsfamilien jener Zeit, besonders innerhalb der senatorischen Nobilität. Doch man hütete die Bildung nur noch, man bereicherte sie nicht mehr. Und überall gab es auch ganz andere Kreise und Kräfte, selbst in den höchsten Positionen. Der christliche König Theoderich «der Große» führte zwar gut genug das Schwert, um damit Verwandte wie Rekitach oder Nebenbuhler wie Odoakar zu erstechen, war aber nicht fähig, den eignen Namen auf Dokumente zu setzen – wie die meisten christlichen Fürsten bis in die Stauferzeit (I 27). Mittels einer eigens für ihn angefertigten goldnen Schablone schrieb Theoderich die vier Buchstaben LEGI (gelesen). Unterricht für gotische Kinder hatte er geradezu verboten, werde doch, wie er

gesagt haben soll, Hieb und Stich im Kampf niemals verachten, wer vor den Schlägen des Schulmeisters gezittert[115].

In Gallien, wo das Schulwesen vom Beginn des 3. Jahrhunderts an bis zum Ausgang des 4. blüht, verschwinden im Lauf des folgenden die öffentlichen Schulen anscheinend, mag es auch da und dort, in Lyon, Vienne, in Bordeaux und Clermont, noch städtische Schulen der Grammatik und Rhetorik gegeben haben und selbstverständlich auch dann noch privaten Unterricht. Doch dienen alle Unterweisungen, zumindest die literarischen, stets ausschließlicher dem Stoffsammeln für Predigten, Traktate, der Befassung mit der Bibel, der Festigung des Glaubens. Das wissenschaftliche Forschen war vorbei, wurde gar nicht mehr erwartet und gewollt. Die Kenntnis des Griechischen, seit Jahrhunderten auch im Westen Grundlage und Voraussetzung aller wirklichen Bildung, wird allmählich eine Seltenheit. Selbst viele klassische Schriftsteller der Römer, Horaz, Ovid, Catull, werden immer weniger gelesen und zitiert[116].

Doch auch im Osten ist der Niedergang offensichtlich. Für den Erzbischof Epiphanius von Salamis (gest. 403) ist Philosophie als solche schon der «Ketzerei» verdächtig. Seine Auseinandersetzung mit der Antike beschränkt sich «auf bloße Negation» (Altaner/Stuiber). Aber auch Kirchenlehrer Kyrill von Alexandrien, angeblich doch «ein Intellektueller vom ausgesprochen zerebralen Typus» (Jouassard), bildete sich offenbar hauptsächlich an der Bibel, lehnte Philosophie anscheinend ab, ja, man hat gemeint, er habe ihren Unterricht in Alexandrien unterbinden wollen. Der Lehrerberuf im allgemeinen verlockt schon im 4. Jahrhundert auch im Osten kaum mehr. Libanios, der Vorkämpfer hellenischer Bildung, der bekannteste Rhetorikprofessor des Säkulums, beklagt die Abneigung gegen diesen Beruf. «Sie sehen», schreibt er von seinen Schülern, «daß die Sache verachtet und in den Staub gezogen ist, daß sie keinen Ruhm, keine Macht, keinen Reichtum bringt, dafür eine mühselige Knechtschaft unter vielen Herren, den Vätern, den Müttern, den Pädagogen, den Schülern selbst, die die Verhältnisse auf den Kopf stellen und meinen, der Lehrer habe den Schüler nötig ... – wenn sie das

sehen, so meiden sie diesen heruntergekommenen Beruf wie die Seefahrer die Klippen»[117].

Im Westen gibt es zur Zeit Augustins kaum noch philosophische Schulen. Philosophie ist verpönt, ist des Teufels, der Erzvater der «Ketzerei», den Frommen ein Grauen. Auch an einem so bedeutenden Bildungszentrum wie Bordeaux wird Philosophie schon seit längerem nicht mehr gelehrt. Und selbst im Osten hat die 425 gegründete Universität von Konstantinopel, die größte und wichtigste Universität des Römischen Reiches, unter 31 Lehrstühlen nur einen für Philosophie[118].

Die Kenntnis von längst vorhandenem Wissen verliert sich auf fast allen Gebieten. Der geistige Horizont verengt sich immer mehr. Von Afrika bis Gallien ist die antike Bildung erschüttert, in Italien nahezu verschwunden, Naturwissenschaft nicht gefragt; nur noch ein Rest von Elementarwissen vorhanden und eine konventionelle Vorliebe für Abstrusitäten, Kuriosa – oder was man dafür hält – in der Natur. Auch im Rechtswesen kommt es, zumindest im Westen, zu «destruktiven» Zügen, einem «bestürzenden Abbau» (Wieacker). Statt zu philosophieren zitiert man Gemeinplätze, statt Geschichte liest man Anekdoten. Weder die ältere noch jüngere und jüngste Historie interessieren ernsthaft. Bischof Paulinus von Nola, gestorben 431, der Nachfolger des Paulus von Nola, hat nie einen Geschichtsschreiber gelesen – durchaus typisch für damals. Ganze Epochen, die römische Kaiserzeit etwa, verfallen der Vergessenheit. Der einzige Historiker von Rang im ausgehenden 4. Jahrhundert ist Ammianus Marcellinus, ein Heide. Das Lesen schöner Literatur wird abgetan. Sie ist gefährlich, weil weltlich. Ganze Synoden verbieten den Bischöfen die Lektüre paganer Bücher. Kurz, man forscht nicht mehr wissenschaftlich, prüft kaum mehr nach, man denkt immer weniger selbständig, die Kritik erlahmt, das Wissen schrumpft, die Vernunft wird verachtet. «Der helle kritische Geist der griechischen Forscher früherer Jahrhunderte scheint gänzlich erstorben zu sein» (Dannenbauer). Dagegen glaubt man, wie in der Religion, auch in «profanen» Bereichen, der Biologie, Zoologie, Geographie, immer Aberwitzigeres, ja, je verrückter, desto lieber. Auto-

ritätshörigkeit und phantastische Mystik triumphieren. Die Kraft der Heiligen hilft besser als die Kunst der Ärzte, sagt um 500 ein italienischer Geistlicher. Und ein paar Jahrzehnte später kann den Bischof Gregor von Tours, einen Mann mit einem Kopf voller Aberglauben, kein Arzt heilen, doch ein Trunk Wasser mit etwas Staub vom Grab des hl. Martin wirkt Wunder[119].

Die Laienbildung, die es im 6. Jahrhundert noch gibt, erlöscht jetzt jahrhundertelang so gut wie ganz. Nur Kleriker können noch lesen und schreiben, oft schlecht genug. Auch ein Geschichtsschreiber wie Bischof Gregor (gest. 594) liefert dafür einen eklatanten Beweis. Seine Sprache ist barbarisch. Sie wimmelt von schlimmsten Grammatikverstößen, er gebraucht, wie er immerhin selbst weiß und zugibt, die Präpositionen falsch, gebraucht für den Ablativ den Akkusativ und umgekehrt, er verwechselt häufig die Geschlechter, verwendet für männliche weibliche Namen, für weibliche sächliche, für sächliche männliche. Selbst Könige sind lange Zeit Analphabeten. Im 7. Jahrhundert liegt die Bildung nahezu total darnieder. Von Afrika bis Gallien liest man fast ausschließlich Heiligenlegenden, Mönchsromane, und in der Schule unterrichtet man fast gänzlich anhand der Psalmen. Nur in Spanien, wo wenigstens einige Bischöfe halbwegs gelehrt sind, dringt man auf ein Minimum an Wissen beim Klerus, doch auch nur auf Kenntnis der Bibel und kirchlichen Gesetze. Denn je mehr im beginnenden Mittelalter die weltliche Bildung zerrüttet, aufhört fast, desto enger, einseitiger, starrer wird die kirchliche. Das Vorurteil gegen die weltliche wächst, man lehnt sie immer mehr ab, sie gilt als unstandesgemäß. Das eigentliche Lehrbuch für Kleriker und Mönche sind die Psalmen. Besonders die Mönche entwickeln eine ausgesprochene Bildungsfeindschaft, zumal gegenüber der Philosophie. All dies ist überflüssig, schädlich, Afterwissen[120].

Für die Aufnahme in ein benediktinisches Kloster des 6. Jahrhunderts spielte es keine Rolle, ob man lesen und schreiben konnte. Und wenn man las, dann die Bibel – lectio divina. «Von einem anderen Zweck des Lesens ist nirgends die Rede» (Weißengruber). Entscheidend für den Klostereintritt war, daß der

junge Mönch die Klosterregeln begriff, die ihm eingetrichtert wurden. Ein Unterricht für die Novizen aber fand nicht statt. Unterricht konnte hier nur Selbstunterricht sein. Und diese «lectio», wie man ein solches «Studium» nannte, war viel weniger Lehr- und Lernvorgang, Wissensvermittlung, als eine religiös-asketische Betätigung. «In den meisten Fällen wird der lectio reine Gebetsfunktion zugekommen sein», sie war eine «sakrale Handlung» (Illmer). Und während des «Unterrichts» steckten die Kinder – schon fünfjährige; ja bereits von der Wiege weg kamen manche ins Kloster – mit anderen Mönchen ebenso zusammen wie mit erwachsenen Analphabeten fast bis zum Beginn des Greisenalters. Man nannte dies die «schola sancta»[121].

Da beinah alle Welt aber immer dümmer wurde, glaubte sie auch immer mehr an jeden Blödsinn, zum Beispiel an jede Menge böser Geister.

DER AUSBRUCH DES CHRISTLICHEN GEISTERWAHNS

«Durch das ganze Neue Testament hindurch wird ... die Existenz und Wirksamkeit von Geistern in hohem Maße vorausgesetzt; alte magische Praktiken wirken nach». Der Theologe E. Schweizer[122]

«Die Zeit Jesu war eine Blütezeit der Dämonenbannung. Hellenistische Fromme und jüdische Rabbinen beschworen ebenso Dämonen wie Jesus und die Apostel. Jesu dämonenaustreibende Kraft gehört zu seinen am besten gesicherten geschichtlichen Zügen». Der Theologe Friedrich Heiler[123]

«Das Kreuz ist der Schrecken der Dämonen ... Sie erschrecken, wenn sie das Zeichen nur sehen.» Kirchenlehrer Kyrill von Jerusalem[124]

«Rasch verschwinden sie, wenn man sich schützt durch den Glauben und durch das Zeichen des Kreuzes.» Mönchsvater Antonius[125]

«So ist die patristische Literatur ebenso wie die Hagiographie voll von Beispielen für einen handfesten Geisterglauben, für eine höllische Hierarchie, die bis zum Jüngsten Tag gleichberechtigt neben der himmlischen Hierarchie der Engelchöre stehen wird.» B. Rubin[126]

«An der *Existenz der bösen Geister* darf der Christi nicht zweifeln, denn *1) die Hl. Schrift gibt uns davon die stärksten und überzeugendsten Beweise ... 2) Jesus selbst trieb die bösen Geister aus ... 3) Jesus erteilte den Aposteln die gleiche Gewalt.*» Der katholische Theologe S. Luegs (1928)[127]

«Das Böse kann nicht weggelassen werden, ohne daß man das Gefüge des Ganzen stört», «es gibt den Teufel». Kardinal Joseph Ratzinger[128]

Geisterglaube in vorchristlicher Zeit und im ausserchristlichen Bereich

Geister – Toten-, Ahnen-, Haus-, Natur-, Wald- und Wildgeister – verkörpern Mächte menschlichen Erlebens. Längst vor dem Christentum einzeln oder in Scharen auftretend, an ein sinnliches Substrat gebunden oder nicht, bilden sie ein gigantisches Heer. Erhalten sie keine Opfer, irren sie rastlos herum, Krankheiten schaffend, Seuchen, Wahnsinn, Tod, aber auch Erdbeben und Überschwemmungen. Im christlichen Mittelalter werden sie auch die Potenz bedrohen, den Beischlaf, die Schwangerschaft[129].

Schon in Sumer trieb man Dämonen mit Hilfe von Tiermasken aus. Die vedische Religion kennt ganze Dämonenklassen, menschenähnlich, tiergestaltig, mißgebildet: rakṣas, yātu, piśāc. Besonders produktiv im Hervorbringen von Geistern war die ägyptische Dämonologie. Man nahm Dämonen im Diesseits und Jenseits an, beziehungsweise in der Unterwelt, und ließ sie im Rahmen des Dualismus in einer Aura des Außerordentlichen, Mirakulösen, Gefährlichen für oder gegen den Menschen agieren[130].

Oft waren diese Geister dämonisierte Götter samt Gefolge, wie die 42 Beisitzer des Osiris, deren Namen schon für sich sprechen: «Knochenzerbrecher», «Blutsäufer», «Eingeweidefresser», «Totenfresser»; letzterer mit dem Kopf eines Krokodils, dem Hinterteil eines Nilpferdes, dem Rumpf einer Löwin, deren aufgerissener Rachen zu gut beurteilten Toten auflauert. Mancher Dämon veränderte sich im Lauf der Zeit, wurde aus einem guten ein böser Gott; berüchtigstes Beispiel der Mörder des Osiris, der Gott Seth. Er verlor seine Tempel und endete schließlich als Symbol des Bösen schlechthin; während der Zwerg Bes die eher entgegengesetzte Entwicklung durchlief und aus einem Beschützer bloß der Frauen im Wochenbett zu einem Beschützer überhaupt aufstieg, zu einem der am meisten verbreiteten wohltätigen Götter der Antike[131].

Später kommt es in Ägypten, das im besonderen als Land der Magie gilt, bis weit in die christliche Zeit hinein zu einer ausgeprägten synkretistischen Dämonologie, intensiveren Übernahmen als anderswo, zu Rezeptionen aus dem jüdischen, griechischen, gnostischen, koptischen Geisterglauben u. a. Abraxas, schlangenfüßig, hahnenköpfig, gepanzert, ist der bekannteste Dämon dieser synkretistischen Ära. Häufig auf Amuletten erscheint auch die löwenköpfige Schlange Chnoubis. Vor allem konzentrieren sich die Totengeister aber auf Ägypten. Einem Wesen diffusen Charakters, dessen Namen aus fünfzig Buchstaben besteht, gilt in einem gräko-ägyptischen Text die typische Bitte: «Bewahre mich vor jedem Dämon in der Luft und auf der Erde und unter der Erde und vor jedem Engel und Trugbild und vor Erscheinung und Gespenst und dämonischem Angang»[132].

In Mesopotamien, Syrien, Kleinasien machte die Dämonin Dimme oder Lamaštu Wöchnerinnen und Säuglinge krank, verschlang jedoch auch Männer wie Mädchen samt Knochen und Blut. Zur bösen Göttin überhaupt gesteigert, wurde sie aufs greulichste vorgestellt: mit einem Löwen- oder Adlerkopf, mit Hundezähnen, einem Eselsleib und Klauenfüßen; ein Schwein und ein Hund saugen an ihren Brüsten, die mit Blut gewaschen sind. Die aus argen Stürmen entstandene dämonische Dreiergruppe Lilû, lilītu, ardat lilî, die Geburt, Liebeslust und Hochzeitsnacht verdirbt, ist wahrscheinlich eine Verkörperung geschlechtlichen Versagens aus männlicher und weiblicher Sicht, wie incubus und succubus[133].

In Israel hat der Monotheismus den Geisterglauben zwar bekämpft, doch breitete sich dieser seit Ende der Königszeit gerade in den frömmsten Strömungen des Jahweglaubens aus, ja, Jahwe selbst bekam dämonische Züge. Überhaupt wurde die ganze Natur dämonisiert. Die Gestirne, das Meer, der Sturmwind, die Wüste (sie bevölkerten u. a. eine Vielfalt von Bocksdämonen), jeder öde Ort, auch bestimmte Tageszeiten, wie die Mittagsglut, ebenfalls Strauße, Eulen, alle gefährlichen Tiere, auch Krankheiten, wurden im alten Israel als dämonisch empfunden, mit Dämonen verbunden und stimulierten den Geisterglauben. Dä-

monen hausen auch unter der Türschwelle, und manchen solchen Ausgeburten, den Šedîm, hat man geopfert, sogar Menschenopfer dargebracht[134].

Dämonische Mischwesen sind in Israel Cherubim und Seraphim. Auf jenen, meist geflügelte Sphingen, reitet die Gottheit; diese stehen um Jahwes Thron. Auch die Grenze zwischen strafenden Engeln, den «Boten des Todes», dem «Seuchenengel», «grausamen Engel», und bösen Geistern ist schillernd[135].

Das frühe und hellenistische Judentum sah den Ursprung der bösen Geister im sogenannten Engelfall. Auch wurden rebellische Engel samt ihrem Anführer in den Luftraum gestürzt. Und allmählich tritt immer mehr der oberste der bösen Geister, der Engel der Finsternis, als Inkarnation aller gott- und menschenfeindlichen Mächte hervor. Er galt als verantwortlich für den Sündenfall Adams und Evas, er wurde der Versucher zur Sünde schlechthin. Vor allem aber ließ sich durch die Satansfigur, ihre Hauptfunktion, die Gottheit von negativen Zügen entlasten. Der Teufel, die zusammengedachte Macht der bösen Mächte und Geister, drang aus Persien, in dessen alten Religionen der Dämonenglaube besonders stark entwickelt war, ins Judentum ein: Belial, Beelzebub («Fliegen» oder «Mistgott»), meist jedoch Satan genannt – ursprünglich einer der «Söhne Jahwes» aus seinem Throngefolge[136].

Unter den Rabbinen gab es Exorzisten von Beruf, die von Ort zu Ort zogen und Dämonen austrieben. Und obwohl Gott für die Guten jede Menge Schutzengel aufgestellt hatte, so mächtig doch, daß durch sie «tausend Dämonen nach der einen Seite fallen und tausend nach der anderen», und obwohl man Bibeltexte als Abwehrmittel gegen böse Geister bei sich trug, gern den fünften Vers des 99. Psalms: «Du brauchst nicht zu bangen vor dem Schrecken der Nacht ...», trugen viele und selbst sehr gläubige Israeliten zusätzlich Amulette. Wegen der immensen Wirkungen des Bösen war es sogar am Sabbat erlaubt, mit einem Heuschreckenei, einem Fuchszahn oder einem Galgennagel auszugehn[137].

Im talmudistischen Judentum, dem Gott als Schöpfer der Dämonen galt, der sie nach Gen. R. 7,7 als vierte Gattung der

Lebewesen in der Dämmerung des sechsten Tages geschaffen, wurde ihre Existenz von den Rabbinen fast ausnahmslos bejaht. Doch herrschte, wie auch sonst, eine Fülle verschiedenartiger Vorstellungen über sie. R. Jochanan kannte 300 Dämonenarten. Myriaden von Dämonen schützten allein den Tempel. Vor allem bevölkerten sie den ganzen Luftraum. (Noch nach moderner palästinensischer Anschauung wimmelt die Luft so von Dämonen, daß eine vom Himmel fallende Nadel sie zweifellos berühren würde.) Dämonen versuchen zu Gott emporzusteigen und am Vorhang vor seinem Thron die Zukunft zu erlauschen. Auch drängen sie zu den Gelehrtensitzungen, geistern in Feld und Haus herum, werden besonders von Unreinheit angezogen, weshalb sie mit Vorliebe auf Friedhöfen sind, Aborten, bei Speiseresten, Abflußrinnen und Gewässern, doch auch unter gewissen Bäumen, besonders Palmen[138].

Diese Dämonen sind ohne Haar, ohne Schatten, ohne Körper, hinterlassen aber gleichwohl Spuren in Hühnerfußform, können auch getötet werden, wobei sich Blutspuren zeigen. Sie tragen eine Maske, die sie vor einem Sünder abnehmen. Sie wirken besonders am Mittwoch und Samstag, vor allem nachts; nach dem Hahnenschrei jedoch verlieren sie ihre Macht. Selbstverständlich sind sie meist bösartig. Sie täuschen Menschengestalten und Himmelsstimmen vor, erzeugen «eitle Träume», verursachen viele Krankheiten, Geburtsschäden, bei Gelehrten Knieschwäche, Fußleiden, auch Kleiderabnützung. Sie können in Menschen und Tiere eingehen und von ihnen Besitz ergreifen[139].

Gegen diese Heere von Teufeln mußte man sich schützen, zumal wenn man schwach war oder krank. Und obwohl die Rabbinen verboten, sich mit «Zitaten aus der Schrift» zu heilen, konnte manch Frommer nicht widerstehen, etwa den 26. Vers des 15. Kapitels aus dem Exodus auf die schmerzende Körperstelle zu tun: «Ich will keine der Krankheiten auf dich legen, die ich auf Ägypten gelegt habe; denn ich, der Herr, bin dein Arzt!» Der Talmud bietet ungezählte Rezepte wider alles mögliche Unheil. «Nimm gegen dreitägiges Fieber sieben Spitzen von sieben Dattelpalmen, siebenmal Asche aus sieben Öfen, ohne sieben Haare

von einem alten Hund zu vergessen, und binde das Ganze an einer weißen Schnur vor die Brust: das ist unfehlbar!»[140]

Zur Abwehr der bösen Geister gehörte genaue Kenntnis ihrer Zahl und Namen sowie Beschwörung; Formeln dafür sind vielfach erhalten, auch zitierte Bibelverse. Schutz gewährte nicht zuletzt die Anrufung Gottes, das Halten seiner Gebote, regelmäßiges Beten. Doch konnten die Dämonen auch in menschlichen Dienst gestellt, über die Zukunft befragt werden, wobei man sie anrief, ihnen Schlachtopfer, Räuberopfer, Gußopfer darbrachte. Das magische Interesse an ihnen war beträchtlich und verbreitet[141].

Der Geisterwahn der alten christlichen Apologeten und Kirchenväter stammt aus verschiedenen Quellen: aus dem entsprechenden religiösen Synkretismus der Zeit, aus philosophischen und volkstümlichen Vorstellungen, aus Elementen des Spätjudentums. Vor allem aber beruht dieser Geisterglaube auf der «Heiligen Schrift»[142].

JESUS «TRIEB VIELE BÖSE GEISTER AUS ...»

Das Christentum hat gewiß einiges an heidnischem Aberglauben ausgeräumt, hat von Anbeginn Wahrsagerei und Zauberei bekämpft, gleichzeitig freilich selber nicht wenig an Schwarzer Kunst geboten.

Auf die Vergottung eines Menschen, die späte Entdeckung des Heiligen Geistes (als letzte der drei göttlichen Personen, die doch nur eine ist: vgl. S. 110 ff), auf die Jungfrauschaft Mariens (ante partum, in partu, post partum), ihre leibhaftige Himmelfahrt und ähnlich Mysteriöses wollen wir uns hier erst gar nicht kaprizieren; obwohl man kaum wird glaubhaft machen können, derlei habe die wissenschaftliche Arbeit, das autonome Denken, die geistige Emanzipation des Menschen gefördert. Auch von so manchem Hokuspokus wird man das nicht sagen können; der Verwandlung von Oblaten etwa in Fleisch oder von Wein in Blut –

wenn aus begreiflichen Gründen auch unsichtbar. Und daß man diesen Zauber seit ältesten Zeiten durch die Behauptung stützt, in anderen Religionen sei Analoges Verleugnung des wahren Gottes, Dienst der Dämonen, Hingabe an Satan, stärkt nicht gerade seine Überzeugungskraft[143].

Ganz beiseite, daß sogar heidnische Dämonen auch im Christentum sich wieder eingestellt haben. Akephalos etwa, eine kopflose Gestalt des griechischen Volksglaubens, die in der Zauberliteratur des religiösen Synkretismus als allmächtiger Offenbarungsgott erscheint, auch den enthaupteten Osiris verkörpert. Sie kehrt offensichtlich in den kopflosen christlichen Wiedergängern zurück, in Enthaupteten, die nach ihrem Tod umgehn. Zumal bei enthaupteten Märtyrern spielte Akephalos eine große Rolle (S. 149). Zu den zahlreichen Überbleibseln heidnischer Kulte im christlichen Geisterglauben gehört etwa auch Pontius Pilatus als «Donnerstagsdämon», um viel Ähnliches hier zu übergehn[144].

Im ganzen Neuen Testament «wird die Existenz und Wirksamkeit von Geistern in hohem Maße vorausgesetzt; alte magische Praktiken wirken nach» (E. Schweizer). Ja, das gesamte «Heilswerk Christi» ist eng mit der Besiegung der Dämonen, der Befreiung der Menschheit aus ihren Klauen verbunden – geradezu ein zentraler Gedanke in der Erlösungslehre der Patristik und oft höchst dramatisch dargestellt. Sind doch selbst die Kinder christlicher Eltern zunächst von «bösen Geistern» besessen, so daß diese durch Exorzismus vor der Taufe ausgetrieben werden müssen: der daemon adsistens, daemon adsidens, daemon adsiduus – man ist über alles Unmögliche hier immer gut informiert[145].

Das Neue Testament kennt gemäß seiner kraß dualistischen Tendenz gute und böse, heidnische und von Gott gegebene Geister. Die Dämonen, im griechischen (im Unterschied zum jüdischen) Glauben halbgöttliche Wesen, unterstehen dem Teufel, während der heilige Geist Gottes aus Jesus spricht. Die Synoptiker erwähnen verhältnismäßig häufig Exorzismen, unreine Geister und Dämonen, wobei sie mit beiden Ausdrücken abwechseln[146].

Nach einigen neutestamentlichen Schriften hat Gott die Dämonen, die gefallenen Engel, «in finstere Höhlen hinabgestoßen» (2. Petr. 2,4), hält er sie gefangen bis «zum Gericht des großen Tages mit ewigen Banden in der Finsternis», so wie etwa auch Sodom und Gomorra wegen ihrer Unzucht mit «fremdem Fleisch ... leiden des ewigen Feuers Pein» (Jud. 6 f). Nach anderen neutestamentlichen Stellen und im Widerspruch zu den genannten aber sind die Dämonen bis zum Gericht auf Erden tätig, sind «die Geister der Bosheit in der Luft», werden sie einmal sogar die «Herren der Welt» genannt (Ephes. 6,12)[147].

Die Evangelien führen nicht nur Besessenheit, sondern gelegentlich auch Krankheit auf die «Dämonen» zurück. (Der «Krankheits-Geist» ist nach Jesus «der Satan» selbst.) Böse Geister können auch an übernatürlichem Wissen teilhaben, können ihr zukünftiges Schicksal kennen, können einem Menschen innewohnen, aber auch ausgetrieben werden. Füllt jedoch danach das «Haus» nicht Gott, so kehrt der Geist mit sieben anderen bösen Geistern wieder. Lehrt doch «Jesus», daß ein ausgetriebener «unreiner Geist» in das «Haus» zurückkehren will, das er verlassen hat. «Wenn er dann hinkommt, findet er es leer stehen, sauber gefegt und schön aufgeräumt. Hierauf geht er hin und nimmt noch sieben andere Geister mit sich, die noch schlimmer sind als er selbst, und sie ziehen ein und nehmen dort Wohnung ...»[148]

Dem Jesus der Bibel ist das Böse-Geister-Austreiben doch recht wichtig – was die Apologeten nicht mehr so gern hören. Aber es kommt da nun einmal verhältnismäßig häufig zu Geisterbeschwörungen, Exorzismen, das heißt grundsätzlich zu Befehlen an die Dämonen, *«Menschen und Sachen zu verlassen oder sie nicht anzufeinden»* (Luegs)[149].

In der Synagoge von Kapernaum treibt Jesus aus einem Mann «einen unreinen Geist» aus: «Verstumme und fahre aus von ihm!» Der Besessene windet sich darauf in Krämpfen, und schließlich entweicht der «unreine Geist» mit einem «lauten Schrei». Das Volk staunt: «Auch den unreinen Geistern gebietet er, und sie gehorchen ihm!» Kein Wunder, daß man noch am selben Abend «alle Kranken und Besessenen» bringt und Markus berichtet: «er

trieb viele böse Geister aus, ließ aber die Geister nicht reden». Gleich darauf meldet Markus, daß Jesus «in ganz Galiläa» umherwanderte «und die bösen Geister austrieb». Auch die Tochter des kananäischen Weibes, die «arg von einem bösen Geist geplagt» wurde, machte er gesund, ebenso eine Menge Frauen seiner nächsten Umgebung, Johanna, Susanna und «viele andere». Aus Maria Magdalena waren gar «sieben Teufel ausgefahren»[150].

Jesus heilt vom Teufel Besessene, Mondsüchtige, Fallsüchtige. Manchmal treibt er die «bösen Geister» nur durch das «Wort» aus, manchmal «durch Gottes Finger». Manchmal entweichen sie stumm, öfter aber «schrien sie laut», und natürlich vergessen sie nicht zu schreien: «Du bist der Sohn Gottes!» Als er einmal einen stummen Besessenen von einem «bösen Geist» befreit und das Staunen der Volksmenge wie üblich enorm ist, meinen die Pharisäer: «Im Bund mit dem Obersten der bösen Geister treibt er die Geister aus.» Jesus freilich behauptet, er treibe sie aus «durch den Geist Gottes»[151].

Das Glanzstück dieser allerhöchsten Teufelsbannungen ist wohl die Heilung zweier Besessenen im Land der Gadarener (was vermutlich «Gergesener» heißen soll). Die buchstäblich armen Teufel «kamen aus den Gräbern und waren überaus grimmig», waren sie doch von einer ganzen «Legion» böser Geister besessen (eine römische Legion hatte damals etwa 6000 Mann). Aber Jesus jagte die bösen Geister in «eine große Herde Schweine», die in weiter Entfernung weidete, worauf sie sich über einen Abgrund in einen See stürzte und ertrank – immerhin «etwa zweitausend Tiere», nach Markus. Tiere bedeuteten im Christentum von Anfang an nichts, wie auch das jesuanische Fischwunder, im krassen Unterschied zum älteren pythagoreischen, beweist. So finde ich dies evangelische Mirakel nicht so «possierlich» wie Percy Bysshe Shelley, der jedoch treffend höhnt: «Es handelte sich dabei um eine Gesellschaft hypochondrischer und hochherziger Schweine, sehr unähnlich allen anderen, von denen wir authentische Überlieferungen besitzen»[152].

Seinen Jüngern erteilte Jesus die gleiche Gewalt. Bereits bei

ihrer «Berufung» verleiht er ihnen «Macht über die unreinen Geister, so daß sie diese auszutreiben ... vermochten». Und auch bei seiner «Aussendungsrede» an die Zwölf befiehlt er: «treibt böse Geister aus ...» Mißlingt ihnen dies zwar noch dann und wann, so daß sie – unter sich – irritiert fragen: «Warum haben *wir* den Geist nicht austreiben können?», gewöhnlich gelingt's: «Herr, auch die bösen Geister sind uns kraft deines Namens untertan!» Und nun fahren sie aus «mit lautem Geschrei» – sogar noch durch die Schweißtücher und Gürtel des Paulus[153].

Der Exorzismus gehört zu den Kernstücken des antiken Christentums

Beim Aufzählen der wesentlichen Stücke des Christentums nennt kein Geringerer als Athanasius im 4. Jahrhundert gleich an zweiter Stelle die Gewalt über die Dämonen. Die ganze Welt dachte man sich seinerzeit eben durch verschiedenste Gespenstersorten drangsaliert, glaubte die Erde und den Luftraum voll davon, die Furcht vor ihnen war ungeheuer weit verbreitet. Das Christentum aber teilte diesen Glauben und machte ihn sich zunutze. Schon Jesus und seine Jünger hatten das Szenarium zumindest auch als Dämonenbeschwörer betreten, ihre Nachfolger behaupten, gleichfalls die Teufel austreiben zu können, und unter all den vielen, die Geisterbannerei pflegenden religiösen Marktschreiern wurden sie die berühmtesten. Die Kirche versäumte denn auch nicht, in Anbetracht ihres erfolggekrönten Kampfes gegen die «bösen Geister» bald ein besonderes, bis heute bestehendes Amt zu schaffen, das des Exorzisten[154].

(Noch im späteren 20. Jahrhundert kommt es folglich zu Teufelsaustreibungen, und manchmal wird nicht der Teufel dabei ausgetrieben – sondern das Leben. So das der 23jährigen Studentin Anneliese Michel, die an Epilepsie litt, aber 1976 bei dem «Exorzismus von Klingenberg» in Unterfranken der Kunst zweier vom Würzburger Bischof Josef Stangl – mit «der Auflage, äußer-

ste Diskretion zu bewahren» – beauftragter Priester erlegen ist. Der als Gutachter und Experte befragte Jesuit Adolf Rodewyk, «einer der führenden Vertreter des Satansglaubens in der katholischen Kirche» [Frankfurter Rundschau], bekannte damals – 1976! – nicht nur, selbst schon «vielen Bösen Geistern» begegnet zu sein, sondern auch: «Es leben viele Hexen und Hexenmeister unter uns, die mit dem Teufel im Bund stehen und von ihm angestachelt werden, uns Schaden zuzufügen.» Dieser kriminelle Schwachsinn ist natürlich obrigkeitlich vielfach gedeckt, u. a. durch eine Erklärung Papst Pauls VI. in einer Generalaudienz vom 15. November 1972: «Wir alle stehen unter einer finsteren Herrschaft, der des Satans, des Fürsten dieser Welt, des Feindes Nummer eins.» – Seinerzeit war übrigens auch in Tarent, Italien, eine Frau bei einer «Teufelsaustreibung» gestorben. Dies sind also – wie sehr vieles hier! – nicht nur Dinge der christlichen Antike, sondern auch noch des nächsten Jahrtausends ...)[155]

Schon im Frühchristentum hatte jede größere Christengemeinde ihre Exorzisten (allein die römische bereits zur Zeit des Novatus zweiundfünfzig). Und sie operierten so furios, daß selbst Heiden und Juden frühzeitig anfingen, den Namen Jesu in ihre Zaubersprüchlein einzuflechten. Justin, Tertullian – von dem wir hören, daß die Christen die Dämonen auch «anblasen» –, Minucius Felix, Cyprian und andere Kirchenväter renommierten mächtig mit diesen Austreibungen[156].

DIE «BÖSEN GEISTER» IM GLAUBEN UND URTEIL DER KIRCHENVÄTER

Der hl. Justin kommt immer wieder auf die ungezählten Schändlichkeiten dieser Scheusale zu sprechen. So seien auf ihren Antrieb die Mythen der Dichter «zur Betörung und Verführung des Menschengeschlechtes» ersonnen worden. Auch werde der Kampf der Heiden gegen die Christen im Bund mit «den bösen Dämonen» geführt, «gerade als wenn die Obrigkeiten von ihnen besessen

wären». Besessen von ihnen sind natürlich auch alle «Ketzer», und mit Hilfe dieser Teufel wirken sie auch «Zauberkünste», Wunder, ein gewisser Samaritaner Simon in Rom etwa oder der Samaritaner Menander in Antiochien. Auch der «Ketzer» Markion habe seinen Anhang «mit Hilfe der Dämonen bei allen Volksstämmen» gefunden. «Ihm haben viele Glauben geschenkt als ob er im Alleinbesitz der Wahrheit sei» – und waren doch nur «wie vom Wolf geraubte Schafe eine Beute der gottlosen Lehren und Dämonen»[157].

Im Christentum wurde (und wird) der theologische oder politische Gegner sehr häufig, fast in der Regel, diabolisiert.

Schon im Neuen Testament schimpft man «Ketzer» «Kinder des Fluches», «Kinder des Teufels». Bald darauf nennt Kirchenvater Ignatius von Antiochien den «häretischen» Gottesdienst «Teufelsdienst», beginnt bei Kirchenvater Irenäus die Verteufelung des «Ketzers» als Person, sieht auch der hl. Cyprian den Teufel besonders bei «Häretikern» am Werk (vgl. I 155 ff). Und als der hl. Antonius auf Bitte der Bischöfe nach Alexandrien zieht, um die Arianer zu widerlegen, verdammt er sie und erklärt, «dies sei die letzte Häresie und ein Vorläufer des Antichrist» (Athanasius, Vita Antonii). Seit je hat die Großkirche ihre Gegner als «Erstgeborene des Satans», «Sprachrohr des Teufels» verunglimpft, hat sie die Lehre andersgläubiger Christen dämonisiert.

Schon im 2. Jahrhundert suchte man so in Phrygien im Kampf gegen den Montanismus (dessen Predigt der Kirchenlehre gar nicht widersprach, wohl aber deren laxer Moral) der Prophetin Priscilla durch Exorzismus beizukommen. «So wahr Gott im Himmel lebt, hat der selige Sotas von Anchialos den Geist aus der Priscilla austreiben wollen; die Heuchler haben es aber nicht zugelassen»[158].

Die Montanisten wurden 407, auf Anraten von Papst Innozenz I., vom Staat als Verbrecher eingestuft, ihre Güter geraubt und ihre Vermächtnisse für ungültig erklärt. Noch im 6. Jahrhundert setzt Kaiser Justinian den Kampf verschärft gegen ihre Reste fort; in ihre Kirchen eingeschlossen, verbrennen sich manche mit diesen lebendig. Der klerikale Vertraute des Kaisers, Johannes von

Amida, Bischof von Ephesus, ein wilder Heidenbekehrer und Synagogenräuber (II 390, 392), brüstet sich um 550, die Gebeine der montanistischen Propheten wiederaufgefunden und zertrümmert zu haben. Doch noch im 9. Jahrhundert gehen Staat und Kirche gegen gewisse «Phrygier» vor[159].

Ja, noch 1988 spricht der katholische Theologe Michel Clévenot vom Montanismus – der, dies räumt er ein, keineswegs ein Schisma bewirken wollte – wie von einer Epidemie. Weithin sieht er Vergiftung, Ansteckung am Werk. Er redet von einer «Landplage» und meint, nachdem der Beschluß der Exkommunikation durch die Kirche einmal verkündet worden sei, «bleibt nur noch, die Verurteilten so zu behandeln, wie sie es verdienen: als gefährliche Feinde, als ansteckende Pestkranke, die man verfolgen, zurückdrängen und ausrotten muß». Der Ton eines katholischen «Progressisten» an der Schwelle zum 3. Jahrtausend![160]

Natürlich sind all diesen Teufelsdienern die «Rechtgläubigen» überlegen. Denn die, behauptet Justin, haben auch in jenen schwersten Fällen Erfolg, in denen die Exorzisten der Heiden wie Juden versagten. Haben doch viele Christen, «eine ganze Menge von Besessenen in der ganzen Welt und auch in eurer Hauptstadt, die von allen anderen Beschwörern, Zauberern und Kräutermischern nicht geheilt worden waren, durch Beschwörung im Namen Jesu Christi, des unter Pontius Pilatus Gekreuzigten, geheilt...»[161].

Noch mehr renommiert etwas später, um 200, Tertullian: «Man bringe einen Dämonenbesessenen vor Gericht. Auf jedes beliebigen Christen Befehl wird jener Geist so sicher bekennen, ein Dämon zu sein, wie er sich anderswo fälschlich als einen Gott ausgibt. Bekennt er nicht sofort, ein Dämon zu sein, da er keinen Christen zu belügen wagt, so vergießt sofort das Blut dieses unverschämtesten aller Christen»[162].

Der größte Theologe der ersten drei Jahrhunderte, Origenes, ist der Auffassung, daß man über die bösen Geister «sorgfältige Erwägungen» anstellen müsse, und er weiß sogar, daß einige leichter auszutreiben sind, wenn sie ägyptisch, andere aber «wenn sie in der Sprache der Perser» angeredet werden etc. (Wissen ist Macht!)[163]

Natürlich ließ sich nicht alles verblöden. Von der Mitte des 2. Jahrhunderts an kamen die christlichen Dämonenbanner nicht selten in den Ruf von Taschenspielern oder Schwarzkünstlern. Und die Tatsache, daß eine Christengruppe der anderen die hohe Kunst des Exorzismus rundweg absprach, daß sie einander Betrug und Täuschung vorwarfen, mag nicht überall das Vertrauen gefördert haben. Nach Irenäus wirken die Exorzisten der «Ketzer» nur «zum Verderben und zur Verführung durch magische Täuschung und jeglichen Trug, mehr schadend als nützend denen, die ihnen glauben». Dagegen hat der Heilige sich überzeugt, daß Katholiken sogar Tote auferwecken können![164]

Durch die ganze Geschichte des Christentums spukt es. In jedem Menschen, jedem Tier konnte ein Teufel stecken. Dem Cyprioten Georg erschien ein böser Geist im Feld als Hase und löste bei ihm eine Fußkrankheit aus. Auch daß die Christen schon früh sich um eigene Begräbnisplätze sorgten, hing wesentlich damit zusammen, daß man «die Nähe der Dämonen auf heidnischen Friedhöfen fürchtete» (Schneemelcher). Die rechtgläubigen Gelehrten haben immer wieder und ausgiebig die «bösen Geister» studiert, und so konnten sie Erkenntnisse über Erkenntnisse gewinnen, wenn auch vieles, wie so oft in der Wissenschaft, kontrovers war und verschiedene Ansichten bestanden, mitunter bei denselben «Vätern»[165].

Ursprünglich hat man im Christentum zwischen den Engeln des Teufels, den sogenannten gefallenen Engeln, und den Dämonen unterschieden, dann aber beiden Gattungen dieselben Eigenschaften beigelegt, was allmählich zu ihrer Gleichsetzung führte. Da im Christentum alles von Gott stammt, kommen natürlich auch der «princeps daemonum» und seine Diener, die «bösen Geister», von Gott. Doch fielen sie, kraft ihrer Willensfreiheit, von ihm ab; nach den einen aus Hochmut und Auflehnung, nach den anderen wegen ihrer Verbindung mit irdischen Frauen. Sie «erniedrigten sich zum Verkehr mit Weibern und zeugten Kinder, die sogenannten Dämonen», schreibt Justin, der mit diversen alten Apologeten drei Klassen von Teufeln kennt: Satan, der Eva verführte, die bösen Engel, die es mit Menschenweibern trieben,

und ihre Kinder, die Dämonen, die «daemones terreni», wie sie Laktanz nennt. Manchmal finden sich dieselben einander widersprechenden Lehren – da Abfall aus Hochmut, dort Abfall durch Unzucht – sogar bei denselben Vätern, wie bei Athenagoras und Ambrosius.

Nach den einen erfolgte der Abfall nach dem Sündenfall des Menschen; nach den anderen, die sich durchsetzten, vorher. Jedenfalls mußten und müssen nun der Teufel samt den gefallenen Engeln, aus dem Himmel verbannt, auf der Erde hausen, wo sie gern, in Imitation des göttlichen Geistes vor Erschaffung der Welt, auf dem Wasser liegen, vor allem aber in der Luft stecken, und zwar, ihrer Natur gemäß, in der niederen Luft. Noch durch das ganze Mittelalter glaubt man an ein von Dämonen bevölkertes Luftpurgatorium. Doch ist auch jeder Mensch, führt Origenes aus, von ungezählten Geistern umgeben[166].

Den älteren frühchristlichen Glauben, daß die bösen Geister einen – wieder uneinheitlich aufgefaßten – Körper haben und sich durch die Götteropfer der Heiden (I 190) ernähren, daß sie Fettdunst und Blut genießen, gab man später preis. Man erinnerte sich ihrer engelhaften Herkunft und erklärte sie nun für unkörperlich. Sie seien «alle ohne Fleisch und haben einen geistigen Organismus wie von Rauch und Nebel», wußte der Syrer Tatian, der gleichwohl behauptet, daß man die Dämonen sehen könne, allerdings nur, wer «vom Geiste Gottes» beschützt sei. Doch meistens nennt man sie unsichtbar. Überall, wie Gottvater, können sie zwar nicht zugleich sein, doch als geflügelt vorgestellt, taumeln sie über die ganze Welt mit ungeheuerer Geschwindigkeit[167].

Ob die bösen Geister auch in Götterbildern hausen (vgl. I 186 ff, bes. 190), war wieder kontrovers. Die einen altchristlichen Forscher behaupten, die anderen bestreiten dies. Der Apologet Athenagoras leugnet entschieden, daß Dämonen prophezeien und heilen können und erklärt beides als reinen Trug. Viele Autoren von Tertullian bis Augustin aber lehren das Gegenteil. Nach ihnen tun auch Dämonen Wunder, natürlich nur geringere als die Christen. Ebenso sind ihre Weissagungen dunkel und mehrdeutig und mit den irrtumslosen christlichen nicht zu vergleichen. Und

während eine Minderheit der Kirchenväter, entsprechend der origenistischen Apokatastasislehre den Dämonen die Möglichkeit der Buße zugesteht und damit auch für sie die Erlösung, gilt dieser Glaube der Mehrzahl als falsch. Der desolate Zustand der Teufel ist demnach endgültig, Vergebung für sie so unmöglich wie für den Menschen nach seinem Tod.

Ob die Gespenster aber nun in Götterbildern wohnen oder nicht, sie nisten sich jedenfalls gern in Tempeln ein, rasen da, toben und fliehen erst bei Anrufung des Heilands. Vor allem mittags – es gibt einen eigenen «Mittagsdämon» – und abends belästigen sie gern Vorübergehende. Als bevorzugte Geisterstunde gilt stets auch die Mitternacht, überhaupt die Dunkelheit. Mit Vorliebe greifen die Verderber Menschen von rückwärts an, dringen in sie ein, machen sie besessen. Vor der Erlösung war die gesamte Menschheit besessen – wie jetzt noch die Juden. Und da der Teufel, der «Vater der Lüge» (Joh. 8,44), ihr Chef ist, sind sie lauter abgefeimte Lügner, überaus verschlagen, falsch, boshaft, voller Betrug, Arglist. Sie sind große Verführungskünstler, täuschen immer etwas anderes vor, als was sie wirklich planen. Sie sind Sündenantreiber, Initiatoren vieler Laster, Veranlasser und Förderer auch der Idololatrie, des Götzendienstes. Sie bewirken die Weissagungen und Wunder der Götter, die «Ketzereien», die Christenverfolgungen. Sie sind die Gegenspieler der Schutzengel. Sie verursachen Krankheiten, Hagel, Mißernten, Stürme, Trokkenheit, Hungersnot[168].

Grundsätzlich zwar ist die Macht der «bösen Geister» schon durch das Heilswirken Jesu gebrochen und natürlich begrenzt; zumal die Christen sind als Untertanen Gottes stärker. Doch triumphiert Kirchenvater Johannes Damascenus gegen Mitte des 8. Jahrhunderts zu früh: «Nun hat der Dämonenkult aufgehört, die Schöpfung ist durch das göttliche Blut geheiligt, Götzenaltäre und -tempel sind niedergerissen». Denn der Kampf geht weiter. Selbst nach dem Tod noch müssen die Christen durch die Heere der «bösen Geister» ins Paradies gelangen, was zum Krieg mit den Engeln führt[169].

Die Kirche hat den Teufelswahn sehr ernst genommen. Nach

den Apostolischen Konstitutionen durften Besessene nicht Kleriker werden. Erst nach dem Austreiben des Dämons war für sie der Klerikerberuf wieder möglich. Später, als man genug Priester hatte, dachte man strenger. So verbot die aus dem frühen 6. Jahrhundert stammende Rezension des Liber de ecclesiasticis dogmatibus des Gennadius strikt jedem die Klerikerweihe, der «einmal in Wahnsinn verfiel oder durch einen Anfall des Teufels gequält wurde». Ähnliches dekretierte am 11. März 494 Papst Gelasius I. (II 324 ff). Auch die Synoden von Orange (441) und Orléans (538) befehlen, epileptische Kleriker vom Amt zu entfernen. Wer mit Dämonen Umgang hatte, durfte weder nach dem Priesteramt streben noch es gar einnehmen. «Diese antike Anschauung behält auch in der Kirche ihre Gültigkeit» (Reallexikon für Antike und Christentum)[170].

Die Dämonen und die Mönche

Ein bevorzugtes Angriffsobjekt der «bösen Geister» werden die Mönche. Andererseits aber werfen auch die Mönche den Satansdienern den Fehdehandschuh hin. Schon das möglichst weite Hinausziehn in die Wüste, nach populärem Glauben Sitz der Dämonen, galt als klare Kampfansage. Die Wüstenteufel attackieren die Frommen mit sündigen Gedanken, Leidenschaften und durch alle Arten von Versuchungen. Sie erscheinen in Menschengestalt, bieten Nahrung in Fülle an, locken die Asketen zurück in die Zivilisation. Die Mönche ihrerseits bekämpfen die Bösen mit Fasten und Gebet, wobei letzteres auf die Dämonen geradezu Feuerwirkung hat. Freilich, ohne den Beistand der Schutzengel wären alle Kraftakte der «Ringkämpfer Christi» vergebens[171].

Besonders gern nähert sich die Höllenbrut Mönchen und Reklusen in Gestalt von Frauen, oft fürchterlich, doch auch sehr einnehmend, sehr verführerisch aussehenden Frauen. In der koptischen Vita des Apa Onophrios erscheint der Dämon als Nonne und führt mit dem Einsiedler ein lästerliches Liebesleben. Man

glaubte fest, daß diese «Geister» in der Art der Götter mit Menschen geschlechtlich verkehren können – ein Wahn, der im abendländischen Hexenwesen eine verheerende Rolle spielt[172].

Nur selten zeigen sich übrigens die Dämonen so wie sie sind, häßlich und schwarz nämlich, mit feuersprühenden Augen. Immer aber schießen sie schlimme, sündhafte Gedanken in die Seelen der Asketen. Immer sind sie so oder so hinter ihnen her, umlagern, bedrängen, quälen sie. In der berüchtigten «Vita Antonii» (S. 349 f) des Athanasius, der selbst offenbar fest an die Existenz dieser Gespenster glaubt, besteht der Titelheld immer wieder furchtbare Kämpfe mit dem Teufelsgezücht. Er befreit auch Männer davon, heilt ein besessenes Mädchen, andere Jungfrauen. Die «Hunde» Satans, die sehr verschiedene Gestalt annehmen, vor allem die von wilden Tieren, die Antonius bestürmen, werden ganz als wirkliche Wesen verstanden. Sie sind den Menschen in mancher Hinsicht überlegen. Sie dringen durch geschlossene Türen, sind schneller als reisende Mönche, steigendes Nilwasser. Und weil sie schneller sind, vermögen sie auch vorherzusagen[173].

Natürlich versucht Satan den Antonius auch «in Gestalt eines Weibes», das er ihm sogar «in jeder Stellung» vorspiegelt. Vergeblich! Der Heilige denkt fest an Christus und die Hölle – und widersteht. In einem Grabmal prügelt ihn der böse Feind bewußtlos, doch Antonius – nach einer Vermutung des Mediziners Steingießer Epileptiker – singt Psalmen und überdauert auch diese und weitere Heimsuchungen, Dämonenkämpfe, Teufelsvisionen. Und selbst Augustinus feiert den ewigen Streiter gegen die Geister als «großen Mann» und schwärmt, daß sich in der Kirche des Herrn «so unbestritten Wunderbares ereignet habe». Ja, er bekennt, auch der Erscheinung des Antonius und der herrschenden Antoniusbegeisterung seine Konversion zu verdanken![174]

Auch Augustinus lehrte jeden Blödsinn über «böse Geister» und wurde «der Theologe des Hexenwahns»

Nach Augustin hat einer der Engel, ihr Haupt, gesündigt, wurde so zum Teufel und zog andere Engel mit in seinen Fall. Wann? Darüber schweige die Schrift. Doch weiß Augustin, daß die «bösen Geister» vor ihrem Sündenfall noch nichts von diesem wußten. Und ihr Sexualverkehr mit Menschenfrauen, sagt Augustin, werde von so vielen glaubwürdigen Christen versichert, daß es unverschämt wäre, es zu leugnen. Schuld aber an der gemeinsam begangenen Apostasie sei ein falscher, perverser Wille der Abgefallenen, für den er lange keinen Grund kennt. Erst am Schluß seines Lebens behauptet er, der bessere Teil der Engel sei durch einen Gnadenakt Gottes treu geblieben. Doch warum kein Gnadenakt für die andern? Darüber hat Augustin nicht lang gerätselt. So war es eben, ist es eben, basta[175].

Nach dem Bischof von Hippo geben sich die Dämonen als Götter aus, sitzen in den Götterbildern und empfangen die Opfer. Gefährlich aber sind sie vor allem, weil sie über «viele» herrschen, «die der Teilnahme an der wahren Religion nicht würdig sind, wie über Gefangene und Untertanen, und wissen sich den meisten von ihnen durch wunderbare und betrügerische Zeichen, bald Taten, bald Weissagungen, als Götter zu empfehlen». Augustinus gesteht sogar zu, daß Götterstatuen sprechen können, wie das Bild der Fortuna, was er durch «Arglist und Tücke» der «boshaften Dämonen» erklärt[176].

Wenn sie aber auch als Götter sich ausgeben, so nehmen sie doch, lehrt Augustin, in Wirklichkeit eine «Mittelstellung zwischen Göttern und Menschen» ein, «wie sie durch ihren luftigen Körper bedingt ist» und ihre «höhergelegene Wohnung», «ihre Wohnung in einem höheren Elemente», eben «in der Luft». Kein Grund, sie deshalb zu verehren. Verehren wir doch auch die Vögel nicht und ergo auch «die noch luftigeren Dämonen nicht». Augustin weiß, daß diese sicher nicht aus irdischem Fleisch (caro) bestehen, daß sie vielmehr einen höchst subtilen, luftartigen Kör-

per haben; freilich «nicht sonderlich viel wert», eine Herabstufung, da die Geister vor ihrem Fall ein leuchtender Ätherkörper schmückte. Andererseits schließt Augustin nicht aus, sie sich auch ganz körperlos zu denken, was freilich wieder seiner Ansicht widerspricht, sie müßten einen Körper haben, weil ja nach Mt. 25,41 «das ewige Feuer» ausdrücklich «für den Teufel und seine Engel bereitet ist», weil diese zwar wohl «vernünftig», doch «darum (!) auch elend» seien, wohl «auch ewig», aber nur deshalb, damit «ihr Elend kein Ende nehmen kann!» Und obwohl er behauptet, daß nur Gott die geheimen Gedanken des Menschen kenne, behauptet er an anderen Stellen doch auch, daß die Dämonen kraft ihres langen Lebens ausgedehntere Kenntnisse als die Menschen haben und auch deren Gedanken kennen[177].

Man hat die häufigen Widersprüche des großen Heiligen im Hinblick auf die «bösen Geister» damit erklärt, daß die Bibel, auf die er sich ständig berufe, da «nur recht karge Auskunft gibt» (van der Nat). Doch folgt daraus nicht zwingend, daß er sich selber widersprechen müsse. Er leugnet, behauptet, erklärt das Problem schließlich für nicht so wichtig und meint, an solcherlei Fragen «bildet sich der Geist nicht ohne Nutzen ...». Eine tolle Behauptung angesichts einer Gespensterspekulation[178].

In einem eigenen Kapitelchen seines Hauptwerkes legt Augustin dar, daß es unsinnig sei, die lasterhaften Dämonen zu verehren und auf ihre Fürsprache zu rechnen; in einem weiteren, daß sie Liebhaber von Zauberkünsten sind. Dutzende von Seiten kann Augustinus über die Natur dieser Dämonen mit pseudogelehrtem Unsinn füllen. Der hl. Kirchenlehrer weiß, «daß es Geister sind voll Schadenfreude, gänzlich bar aller Gerechtigkeit, geschwollen von Hochmut, blaß vor Neid, listig zu betrügen» usw.; kann aber andererseits versichern, daß der Brustkrebs einer Christin in Karthago durch das bloße Kreuzzeichen geheilt worden sei[179].

Haufenweise hat der größte katholische Kirchenvater solchen Unsinn geglaubt, gestützt, gefördert. Ja, er ist Verfasser einer eigenen Schrift über «Die Weissagekunst der Dämonen» – gefährliche Wesen, wußte er: ausgezeichnet durch eine phantastische

Wahrnehmungsgabe, enorme Schnelligkeit – schneller als die Vögel –, insbesondere aber durch «langjährige Erfahrung». Augustinus will nicht nur einen Dämon selbst gesehen haben, er war auch fest von dem Dasein der Weibern nachstellenden Faune überzeugt; er glaubte an die Möglichkeit, die Geister um Rat zu fragen, mit dem Teufel Verträge abzuschließen und mit ihm geschlechtlich zu verkehren. Vor allem durch die Autorität Augustins wirkte dieser ganze Dämonen- und Teufelsglaube viele Jahrhunderte lang weiter, wurde er selbst dadurch «der Theologe des Hexenwahns». Man kann Augustins Einfluß nicht hoch genug veranschlagen. Seine Lehre ist nicht nur «die *Philosophie der christlichen Kirche*», sondern er ist auch «der wahre Lehrer des Mittelalters gewesen» (Windelband/Heimsoeth). Und er verseucht noch die christlichen Köpfe der Neuzeit[180].

Christlicher Abwehrzauber gegen «böse Geister»

Da jeder Teufelsglaube, jede Dämonologie notwendig zur Magie führt, schützt sich der Christ vor allem Höllenspuk durch kirchliche Segnungen, durch mehr oder weniger offiziellen Zauber sozusagen, aber auch durch Amulette und jede Menge heidnischer Magie, «die mit christlichen Elementen angereichert zu neuer Blüte gelangte» (Reallexikon für Antike und Christentum)[181].

Das wohl wichtigste apotropäische Zeichen gegen «böse Geister» war das Kreuz.

Kreuzabbildungen gab es längst vor dem Christentum; ein Kreuz war ein weitverbreitetes Symbol für Sonne, Himmel, Wind schon in vorgeschichtlicher Zeit. Dagegen ist keine Darstellung des Kreuzes Jesu vor dem 3. Jahrhundert sicher bezeugt. Doch machte man Kreuze bereits früher auf jüdische Gebeinkästen als Schutzzeichen, wie überhaupt im jüdischen Palästina Böses abwehrende Kreuze bekannt gewesen sind[182].

Das Kreuz war nach weitverbreitetem Väterglauben eine hochwirksame Waffe in der Hand der Christen. Man schlug damit Dämonen in die Flucht. Der senkrechte Kreuzteil sollte als Stütze dienen, der waagrechte als Stock in der Hand zum speziellen Gebrauch eben gegen «böse Geister». Frauen und Mädchen wehrten auch Freier und zudringliche Liebhaber durch Kreuzzeichen ab. Ebenso fungierte es als Mittel in der Bekämpfung dämonischer Besessenheit. Auch das Mönchsschema, der Gürtel, wird kreuzförmig zur Dämonenabwehr getragen, ist so allerdings auch besonderen Angriffen ausgesetzt. Der hl. Antonius empfiehlt das Kreuzzeichen gegen teuflische Anfechtungen zur Nachtzeit. Kyrill von Jerusalem nennt es geradezu «Dämonenschreck», behauptet: «Sie erschrecken, wenn sie das Zeichen nur sehen» und rät: «Mache dieses Zeichen, wenn du issest und trinkst, wenn du sitzest, wenn du dich niederlegst, wenn du aufstehst, wenn du sprichst, wenn du gehst, um es kurz auf einmal zu sagen, bei all deinem Tun». Johannes Chrysostomos rät den Christen, das Kreuzzeichen statt der üblichen antiken Zauberamulette zu tragen, öffne es doch verschlossene Türen, die Pforten des Himmels und der Hölle, mache tödliche Gifte zunichte, heile Bißwunden wilder Tiere, zerschneide «die Sehnen des Teufels». Wurde das Kreuzzeichen ja sogar als «lebendiges Zeichen Unseres Herrn» in Zaubertexte zum Schutz vor den Höllengeistern eingesetzt[183].

Schon dem Namen Christi schrieb man teufelsaustreibende Macht zu. Er jagte die Satansgesellschaft aus den Seelen und Körpern. Dauernd schützte auch das Taufsiegel gegen «böse Geister», die man in den orphischen Mysterien durch Tierhäute und -masken abzuwehren suchte. Überhaupt war die ganze Taufvorbereitung im Christentum – ein in manchen Gemeinden vierzig Tage, in anderen bis zu drei Jahren dauerndes Katechumat – eine tägliche Dämonenbeschwörung mit Servieren von geweihtem Salz, Bekreuzigung und Anblasen. Das Anblasen spielte in der Zauberei weithin eine Rolle. Schon der babylonische Zauberer bringt Schlangen durch Anblasen zum Verbrennen. Und so gehört auch zum Kreuzzeichen als Einleitungszeremonie von Segen und

Gebet das Blasen gegen den Teufel. Auch das Ausspucken des Speichels hat eine Dämonen abwehrende Kraft und war deshalb im altchristlichen Taufritus üblich; im römischen berührt der Priester den Täufling mit Speichel. (Auch die hl. Märtyrer liebten das Anspucken der Götterbilder, der bösen Dämonen; Ausdruck nicht nur von Spott, Abscheu, Verachtung, sondern auch ein geisterabwehrender exorzistischer Gestus.) Die christliche Taufe empfing man – im Westen bis ins 13. Jahrhundert (im Osten bis heute!) – ganz nackt, wobei Frauen noch die Haarknoten lösen mußten, damit nichts «Fremdes», kein eventuell darin verborgener Dämon das Bad der «Wiedergeburt» verderbe. Kommt es doch noch heute im Katholizismus bei der Erwachsenentaufe zu einer ganzen Kette von Dämonenbannungen. Noch heute beschwört der katholische Geistliche die «bösen Geister» auch bei der sonntäglichen Wasserweihe oder bei der Weihe der «heiligen» Öle am Gründonnerstag. Und mit besonderer Feierlichkeit wird der «große Exorzismus» an «Besessenen» vorgenommen[184].

Im Taufritual der griechisch-orthodoxen Kirche sagt der Priester: «Es schilt dich, Teufel, der Herr, der in die Welt gekommen ist ... er selbst befiehlt dir auch jetzt durch uns: habe Schrecken, fahre aus und hebe dich hinweg von diesem Geschöpf. Kehre nicht wieder zurück, verbirg dich nicht in ihm, begegne ihm auch nicht, wirke nicht auf es ein, weder bei Tage oder am Morgen oder am Mittag, fahre vielmehr hin in deinen Tartarus, bis zum großen Tage des Gerichtes, das bereit ist. Habe Schrecken vor dem Gott, ... vor welchem erzittert der Himmel und die Erde und alles, was darinnen ist. Fahre aus und hebe dich hinweg von dem besiegelten, neu erwählten Streiter Christi, unseres Gottes ... Fahre aus und hebe dich hinweg von diesem Geschöpf mit aller deiner Macht und allen deinen Engeln ...»[185]

Nach einem alten Aberglauben treibt auch das Räuchern die «bösen Geister» in die Flucht. Man räucherte deshalb in Neuguinea, in Persien, Babylon, Ägypten (Heimat und Zentrum geradezu des dämonenscheuchenden Räucherns), man räucherte in Rom – und in Süddeutschland werden am Fest der Heiligen Drei Könige (6. Januar) mit einem besonders gesegneten Räu-

cherwerk noch heute katholische Häuser «ausgeräuchert». Man wußte, daß Dämonen sehr geruchsempfindlich sind, also setzte man ihnen mit schlechten Gerüchen zu. Da man aber auch wähnte, sie könnten sich just in schlechten Gerüchen wohl fühlen, wandte man auch gute gegen sie an und glaubte, sie so gleichfalls zu verjagen – natürlich auch durch gute Taten, die Gott wie Weihrauch in die Nase steigen[186].

Auch das Öl der Märtyrer war eine gute Abwehr «böser Geister»; trieb man die Dämonen doch gerade gern in den Kirchen bei den Reliquien aus. Ferner wurde den Bösen Erz und Eisen gefährlich (denn sie fürchten die Produkte einer jüngeren Kultur); auch Feuer, ebenso Knoblauch, Zwiebeln, letztere, schon den alten Ägyptern heilig, galten als besonders erprobt. Wirkungsvoll im Kampf gegen die Hölle war aber auch die Enthaltung von Schweinefleisch, hielt man das Schwein im Orient, doch da und dort auch in Griechenland, für ein dämonisches Tier. Auch das Läuten der Glocken hat eine apotropäische Bedeutung – wie das Trommeln der «Primitiven» im Busch. Die mesopotamische Mönchssekte der «Beter» (syr. «Messalianer», griech. «Euchiten») beschwörte die Teufel durch Tanz, Fingerschnalzen, Spucken aus apotropäischen Gründen[187].

Kurz, es gab tausend Möglichkeiten und, leider, natürlich auch Notwendigkeiten, die Heere der «bösen Geister» in Schach zu halten. Dagegen gab es nur einen Grund für die umfassende Verdummung der Christen durch all das, was wir bisher in vier Kapiteln betrachtet haben, durch die Fälschungen, den Wunder-, den Reliquienbetrug, den Wallfahrtsschwindel, die Bekämpfung der antiken Wissenschaft, und dieser eine, einzige Grund war und ist: die Beherrschung der Massen, um sie ausbeuten zu können.

5. KAPITEL

AUSBEUTUNG

«Was hat Christus die Welt gelehrt? ‹Schießt einander tot; hütet den Reichen die Geldsäcke; unterdrückt die Armen, nehmt ihnen das Leben in meinem Namen, wenn sie zu mächtig werden ... Die Kirche soll Schätze sammeln aus dem Leid ihrer Kinder, sie soll Kanonen und Granaten segnen, Zwingburg um Zwingburg errichten, Ämter erjagen, Politik treiben, im Verderben schwelgen und meine Passion wie eine Geißel schwingen!›» Emil Belzner

DIE KIRCHLICHE PREDIGT

«Wie nun, wer auf der Straße wandert, um so besser daran ist, je leichter sein Bündel ist, so ist auf dem Lebensweg glücklich daran, wer sich durch Armut leicht macht und nicht unter der Last des Reichtums seufzt.»
Kirchenschriftsteller Minucius Felix[1]

«Warum bist du also kleinmütig, daß du kein goldgezäumtes Roß hast? Hast du doch die Sonne, die dir im schnellsten Lauf den ganzen Tag ihr Licht wie eine Fackel leuchten läßt. Du hast nicht glänzendes Gold und Silber, aber du hast den Mond, der dich mit seinem tausendfältigen Licht umleuchtet. Du besteigst nicht vergoldete Wagen, aber du hast in den Füßen ein eigenes, dir angeborenes Gefährt.» «Du liegst nicht unter einem goldenen Dach, aber du hast den Himmel, der in der unsagbaren Schönheit der Gestirne glänzt.»
Kirchenlehrer Basilius[2]

«Siehst du den Himmel da, wie schön, wie groß er ist und wie hoch er sich wölbt? Von dieser Pracht hat der Reiche keinen größeren Genuß als du ... Ja ..., wir Armen haben davon sogar mehr Genuß als die Reichen. Jene, die oft in Trunkenheit versunken sind und nur zwischen Gelagen und tiefem Schlaf abwechseln, haben von diesen Dingen kaum eine Wahrnehmung ... So kann man es an Bädern und sonst allenthalben sehen, daß den Reichen Aufwand, Sorge und Mühe verzehrt, während der Arme ganz sorglos für wenige Obolen die Frucht von all dem genießt ... Aber seine Speisen, die er genießt, sagst du, sind doch köstlicher. Das ist doch wohl ein geringer Vorzug, und außerdem werden wir finden, daß du auch hierin im Vorteil bist ... Der Reiche har nur das voraus, daß er den Leib mehr schwächt und mehr Stoff zu Krankheiten sammelt ... Darum weine nicht über die Armut, die Mutter der Gesundheit!»
Kirchenlehrer Johannes Chrysostomos[3]

Die finanzpolitische Situation vor Konstantin

Ursprünglich kannten alle indogermanischen Völker kein Individualeigentum an Grund und Boden. Er gehörte bei der Landnahme der Gemeinschaft, fiel dann, durch Verlosung, an die Sippen (gentes), an einzelne Familien, deren Eigentum wenigstens am Hofgrundstück aber bald anerkannt worden ist, bei den Griechen wie bei Germanen und wohl auch bei den Römern[4].

Auf der italischen Halbinsel erfolgte nun in frühetruskischer Zeit, zwischen 700 und 650, im Bereich der toskanischen Küste ein bemerkenswerter materieller Aufschwung. Der Besitz und damit die Macht einzelner Familien wuchsen, und bereits im frühen Rom hatte sich aus der Schicht klein- und mittelständischer Bauern (aus bis heute nicht ganz geklärten Gründen) eine Gruppe adliger Großgrundbesitzer herausgehoben. Ihre viel größeren finanziellen Möglichkeiten gestatteten ihnen den stets weiteren Ausbau ihrer Güter, indem sie vor allem das neben dem privaten Eigentum, ager privatus, bestehende Staatsland, den ager publicus, meist Beutegut, an sich rissen. Es umfaßte im 3. vorchristlichen Jahrhundert etwa ein Sechstel der Halbinsel. Wenn diese Akkumulation des Großeigentums auch keineswegs geradlinig geschah, es vielmehr Ausnahmen genug gab, so war sie doch die ständige Tendenz. Jede familiäre, jede politische Krise, zumal jeder Krieg machten eine kleine herrschende Elite reicher: nach den jahrzehntelangen Verheerungen des Bürgerkriegs von Sulla bis Augustus ebenso wie nach dem Hannibalischen Krieg, der weite Teile Süditaliens verwüstet und besonders den Bauernstand als Hauptstütze des römischen Militärs getroffen hat[5].

Gerade der Konflikt mit Hannibal schuf eine völlig neue Situation. Ähnlich wie schon im 4. vorchristlichen Jahrhundert in Griechenland der dauernde Krieg die Latifundienbildung begünstigt, das vordem blühende freie Bauerntum jedoch verdrängt und ruiniert hatte, so wurde jetzt auch in Rom der kapitalschwache bäuerliche Mittelstand durch Kriegssteuern und Verwüstun-

gen praktisch vernichtet. Der römische Bauer blieb auf dem Schlachtfeld oder verarmte und verschuldete oft durch die lange, militärisch bedingte Abwesenheit. Die Nobilität aber, gewöhnlich der Gläubiger der verelendeten Bauern, kassierte deren Höfe, kaufte, durch Kriegsgewinne noch reicher geworden, noch mehr Land, und konnte es auch durch billige Arbeitskräfte, durch die nun fort und fort nach Rom gelangenden Scharen von Kriegssklaven, kostensparend bewirtschaften lassen[6].

Im 1. und 2. nachchristlichen Jahrhundert nahm die Latifundienwirtschaft ständig größere Ausmaße an. Immer weniger Großagrarier verfügten über immer mehr Boden, den sie als Viehweiden nützten, zu Öl- und Weinplantagen machten (wodurch der Getreideanbau zurück- und die Bauernschaft zugrunde ging). Die größten Grundherren aber (durch Konfiskation, Schenkung, eigenen Familienbesitz, Urbarmachung) sind seit Claudius und Nero die Kaiser selbst. Doch wenn auch in Italien das Großeigentum am raschesten wuchs, wofür es eine Reihe hier nicht zu erörternder Gründe gab – einer davon war, daß seit Trajan wenigstens ein Senator den dritten, später den vierten Teil seines Vermögens in italienischem Grund und Boden anlegen mußte –, so nahmen doch auch in den Provinzen die großen Besitztümer stetig zu, am rasantesten und mit kaum begreiflichen Ausmaßen in Afrika. Im 1. christlichen Jahrhundert berichtet Plinius d. Ä. in seiner enzyklopädischen (aufgrund von zweitausend Büchern geschriebenen) Naturgeschichte, «Naturalis historia», die Hälfte des gesamten afrikanischen Provinzbodens gehöre sechs römischen Großagrariern.

Eine anschauliche Vorstellung von der Ausdehnung dieser Latifundien vermittelt, sicher rhetorisch, aber durchaus wahr, Seneca, der selbst enorm reiche Minister Neros, wenn er an seinesgleichen «ein ernstes Wort» richtet, «und weil der einzelne davon nichts hören mag, so sei es öffentlich gesagt. Wo wollt ihr euren Besitzungen die Grenzen setzen? Der Bezirk, der einst eine Gemeinde faßte, dünkt jetzt dem Grundherrn eng. Wie weit wollt ihr eure Ackerfluren ausdehnen, wenn für die einzelne Wirtschaft der Raum einer Provinz euch zu klein scheint? Namhafte Flüsse

nehmen ihren Lauf durch eine einzige Privatbesitzung und große völkerscheidende Ströme sind von der Quelle bis zur Mündung eines und desselben Eigentümers. Ihr seid nicht zufrieden, wenn euer Grundbesitz nicht Meere umschließt, wenn nicht jenseits des Adriatischen und des Ionischen und des Ägäischen Meeres euer Meier ebenfalls gebietet, wenn nicht die Inseln, die Heimaten der gefeierten Helden der Sage unter euren Besitzungen beiläufig figurieren und was einst ein Reich hieß, jetzt ein Grundstück ist»[7].

Mit den Latifundien wuchsen selbstverständlich auch die Vermögen – nicht zufällig haben in der Antike die Römer das Geld am meisten geschätzt und Pecunia zu einer Gottheit erhoben. Und natürlich wuchsen die Vermögen auf eine ganz ähnliche Weise wie die Güter: durch Kriegsbeute, Kriegsentschädigungen, Kredite, durch Proskriptionen und Konfiskationen, kurz, die Möglichkeiten des «politischen Geldverdienens» waren damals beinahe unbegrenzt. Es strömte vor und mehr noch nach der sogenannten Zeitenwende «Geld nach Rom in einem Ausmaß, das in der griechisch-römischen Geschichte ohne Beispiel war, und der Zufluß wuchs ständig» (Finley). Bekam davon auch die öffentliche Hand einiges ab, noch mehr gelangte, ja Sinn der Geschäfte, nicht zuletzt kriegerischer, in private Hände, und je edler, das heißt größer, stärker diese Hände waren, desto mehr bekamen sie, was zu allen Zeiten doch «adelig» machte, ob man Land kassierte oder Geld, welch letzteres überdies nie stinkt[8].

Sulla beispielsweise, «Vater und Retter» Roms und einer seiner ungezählten Star-Politgangster, erraffte auf alle mögliche Weise Geld, durch Erbschaften, Ehen – etwa durch die Hochzeit mit seiner vierten Frau (aus dem mächtigen Geschlecht der Meteller) Caecilia Metella, während deren tödlicher Erkrankung er sich scheiden ließ. Sulla gewann Geld durch Ausplünderung der Provinzen, besonders durch Bereicherungen in Nordafrika; nicht zuletzt aber durch immer wieder (von Livius, Velleius, Plinius, Seneca) verurteilten Proskriptionen und Konfiskationen, wobei er 40 Senatoren, 1600 Ritter, insgesamt 4700 Römer ächten und enteignen ließ, was auch einige andere große Vermögen der Zeit begründet hat. Das gleiche aber geschah nach der Besiegung des

Antonius durch Augustus, jenes Mannes, der dem Christentum von früh an als schlechthin idealer Herrscher, als Werkzeug der göttlichen Vorsehung galt und den es schließlich durch eine «Augustustheologie» verklärte, nachdem ihn bereits die Heiden als Messias, Erlöser, Heiland, Erretter der Menschheit, Licht der Welt und Sohn Gottes verehrt hatten – Begriffe, Titulaturen, die keine geringe Rolle spielten bei der Ausgestaltung des neutestamentlichen Christusbildes[9].

Als reichster Mann der caesarischen Ära galt Marcus Crassus mit einem geschätzten Vermögen von 170 000 000 Sesterzen. Doch die folgenden Generationen, meint Theodor Mommsen, sahen darauf zurück wie auf eine Zeit der Armut. Das Vermögen Senecas, des Ministers und engsten Beraters von Nero, bezifferten seine Feinde auf 300 000 000 Sesterzen (worin jedenfalls, außer einem wohl nicht unbeträchtlichen Anteil an Wucherzinsen, auch ein Anteil am konfiszierten Besitz von Neros Schwager Britannicus steckte, der auf Betreiben der kaiserlichen Mutter Agrippina knapp vor seinem vierzehnten Geburtstag vergiftet worden ist). Dem Freigelassenen und Kabinettchef des Claudius (im Jahr 54 n. Chr. vergiftet und zu Gott erhoben), Narcissus, schrieb man ein Vermögen von 400 000 000 Sesterzen zu. Plinius der Jüngere, kurz vor 65 n. Chr. geboren, in dem Jahr, in dem Seneca sich auf Neros Befehl das Leben nehmen mußte, hatte ein jährliches Einkommen von ungefähr 2 000 000 Sesterzen (was einem Wert von 1 000 000 Arbeitstagen entsprach, da in der frühen Kaiserzeit der Tageslohn eines gut verdienenden Arbeiters in Rom 2 Sesterzen betrug); Plinius war damit weder einer der ärmsten noch reichsten Senatoren. Noch Anfang des 5. Jahrhunderts bezogen die ersten senatorischen Häuser Roms eine Jahresrente, die ein Kapital von mindestens 400 000 000 Sesterzen älterer Rechnung voraussetzte. Der Luxus war entsprechend. Man aß und trank nicht nur aus goldenem Geschirr, man entleerte sich auch in Nachttöpfen aus Gold[10].

Je reicher aber eine winzige Minorität wurde, desto ärmer wurde die Masse, was noch zu keiner Zeit der uns bekannten Geschichte sehr viel anders gewesen sein dürfte. Und wenn es

dafür auch sehr verschiedenartige Gründe gab, so hingen sie doch alle eher mehr als weniger zusammen.

Zunächst verschlang das stetig wachsende römische Heer immer größere Summen.

Michael Grant, einer der bedeutendsten Althistoriker der angelsächsischen Welt, rechnet uns vor, daß das Jahresgehalt eines Legionärs unter Augustus 225 Silbermünzen (Denare) betrug; unter dem (96 n. Chr. ermordeten) Domitian 300 Silbermünzen; ein weiteres Jahrhundert später unter Septimius Severus 500. Dessen 217 liquidierter Sohn Caracalla, der «Soldatenkaiser» (dem man das Wort nachsagt: «Niemand außer mir darf Geld haben, und ich muß es haben, um es den Soldaten zu geben»), stützte sich auf die von ihm verwöhnte Armee und besserte deren Löhnung um weitere 50 Prozent auf. Doch da in diesen zwei Jahrhunderten die Lebenshaltungskosten mindestens ebenso, vielleicht aber erheblich mehr stiegen als die Soldzahlungen, erhielt die Truppe infolge der dauernden Geldentwertung kaum mehr, oft erheblich weniger als vordem[11].

Um mehr Geld zu bekommen, verschlechterten die Kaiser dauernd die Münzen. Der Metallgehalt der unter Trajan geprägten denarii entsprach noch 85 Prozent, unter Mark Aurel noch 75 Prozent, unter Septimius Severus (194/95) nur noch 60 Prozent ihres Nennwertes. Die Goldminen waren erschöpft oder lagen in unsicheren Gebieten, die Goldmünzen in den Händen von Münzhamsterern, die Silberwährung brach zusammen, die Preise stiegen allein von 258 bis 275 in vielen, wenn nicht den meisten Teilen des Römischen Reiches wahrscheinlich um rund 1000 Prozent. Aber noch vor dem Jahr 300 setzte eine neue Inflationsspirale mit höchsten Preissteigerungen ein.

Auch zwei energische Versuche des in vieler Hinsicht bemerkenswerten Diokletian, die ungeheure Preislawine zu stoppen, scheiterten. Zunächst ließ der Kaiser um 295 wertbeständiges Geld in allen drei Metallen, Gold, Silber und versilberter Bronze, herstellen, wobei er, ein außerordentlicher Gedanke, eine Deflationsmaßnahme, den Nennwert seiner Münzen um die Hälfte herabsetzte. Noch ungewöhnlicher war das zweite Unternehmen:

ein 301/302 erlassenes Edikt, das Höchstpreise unter Androhung der Todesstrafe für alle Waren und Arbeiten im ganzen Römischen Reich festsetzte. (Die erhaltenen Fragmente verzeichnen Höchstpreise für über 900 Produkte, von Eßwaren bis zur Kleidung; 41 Transporthöchsttarife; und die Löhne für 130 verschiedene Arbeitsleistungen.) Dieser Erlaß, eine frappierende Antizipation moderner Preis- und Lohnpolitik, ist «das wertvollste Dokument der gesamten antiken Wirtschaftsgeschichte» und verkündet «offiziell das Ende der Epoche eines freien Güteraustauschs und völlig unbehinderter wirtschaftlicher Betätigung mit einer Perfektion, wie man sie erst sechzehnhundert Jahre später wieder erlebt hat» (Grant)[12].

Gleichwohl scheiterte alles. Die Einhaltung der Bestimmungen ließ sich weder durchsetzen noch der Verbrauch kontrollieren. Und obwohl Diokletian bereits den Wert eines Pfundes Gold auf 50 000 Denare festgelegt hatte, war der entsprechende Betrag bereits ein Vierteljahrhundert später unter dem ersten christlichen Kaiser auf über 300 000 Denare emporgeschnellt. Die diversen Versuche, die stets mehr verfallende Währung zu stützen, das Preisniveau, das Lohngefüge stabil zu halten, galten im übrigen keinesfalls zuerst dem Volk, sondern der Armee, der Stütze der Macht. Und da die Solderhöhung mit der Geldentwertung kaum Schritt halten konnte, hatte man seit langem den Sold durch Donative erhöht; zunächst durch Beteiligung an der Kriegsbeute, dann durch Geldgeschenke oder Sonderprämien, letztere vor allem bei Thronbesteigungen, bestimmten Jahrestagen oder anderen freudigen Anlässen, wobei diese Sonderprämien aber, im Unterschied zu sonstigen Donativen, in echten Goldmünzen auszuzahlen waren. Mit anderen Worten: die Treue der Soldaten (fides militum, fides exercituum), so gern gepriesen, religiös und patriotisch bemäntelt, mußte von den Herrschern immer mehr erkauft werden, oder es konnte diese Thron und Leben kosten[13].

Caracalla, der «Soldatenkaiser», der besonders große Truppenaufwände hatte, erzwang auch noch höhere Abgaben. Er verdoppelte zwei der bereits bestehenden Steuern, die Erbschaftssteuer, von der er keinerlei Befreiung mehr zuließ, sowie die Steuer für

Sklavenbefreiung. Ferner erhöhte er die Steuereingänge enorm durch einen neuen Erlaß, die «Constitutio Antoniniana» (212/13), die allen Reichsbewohnern (mit nur wenigen Ausnahmen, wie Sklaven, vorbestraften Freigelassenen, einstigen Landesfeinden) das römische Bürgerrecht gab; früher nur Italikern und einer kleinen bevorzugten Minderheit von Provinzialen zugestanden. Nun mußten auch diese Neubürger die Erbschaftssteuer sowie die Steuer für die Freilassung von Sklaven zahlen, und zwar, wie jetzt für alle üblich, den doppelten Hebesatz. Nicht genug, der Kaiser erhob eine ganz neue Einkommensteuer, das «Krongeld», das er auch noch wiederholt eintrieb, um angebliche Siege damit zu feiern[14].

So trat die Armee in den Mittelpunkt. Sie wurde zum maßgebenden Element im Staat und verschlang – auch das kennen wir heute – stets gewaltigere Summen. Irgendwo mußten sie herkommen, und natürlich von dort, wo die Regierungskunst sie immer herbezog und bezieht.

Caracalla, Septimius Severus, Maximinus I. (235–238) schritten auch zu Konfiskationen, Mark Aurel verkaufte Staatseigentum. Doch die Geldentwertung ging stets weiter, die Preise galoppierten derart davon, daß die Armee ständig unterbezahlt war. Auch die Naturallieferungen an sie – Zuteilung von Verpflegung, Uniform, Waffen – hatten kaum geholfen, da man all dies (im 2. Jahrhundert) vom Sold abzog. Nun aber gingen Septimius Severus (im Sinne des Rats an seine Söhne: «Seid einig, bereichert die Soldaten, verachtet alles andere») und seine Nachfolger dazu über, die Naturalabgaben, später «annona militaris» genannt, systematisch zu steigern und auch noch kostenlos auszugeben. Dies aber fiel um so mehr ins Gewicht, als die Naturallieferung die Geldausgaben bald beträchtlich überstieg, der wesentlichste Teil des Truppenunterhalts, die Hauptgrundlage der Heeresversorgung wurde und die weitaus wichtigste Steuer des Reiches[15].

Die Naturalabgaben der Zivilbevölkerung für das Heer waren gelegentlich, in Notzeiten, schon früher entschädigungslos erfolgt. In der Regel hatte man sie jedoch noch im 2. Jahrhundert

bezahlt, wenn auch keinesfalls mehr entsprechend ihrem wirklichen Wert. Im 3. Jahrhundert aber wurde es üblich, dafür keine Entschädigung mehr zu bieten. Und während eine systematisch ausgebaute riesige Organisation mit lokalen Hauptquartieren, Stützpunkten, mit Sonder-, Militärpolizei, Spitzeln, Steuereintreibern für die nun üblichen Naturalabgaben tätig war und die Reichen sie mit Gold bezahlen oder sich sogar davon befreien konnten, drangsalierte man die Bevölkerung in Stadt und Land stets rücksichtsloser durch hohe Requisitionen, trieb Kühe, Kälber, Ziegen, Heu und Wein ein. Die Kontributionen waren um so schlimmer, als sie oft willkürlich erfolgten, von Ort zu Ort unterschiedlich und überhaupt nie im voraus abschätzbar waren, jedenfalls bis zu Diokletian, der eine wenigstens geregelte Steuererhebung, einen – erstmals in der Geschichte – festen Jahreshaushaltsplan, ein gänzlich neues Steuersystem einführte. Zu schweigen davon, daß auch die Truppe die Zivilbevölkerung nach Laune schikaniert und auf eigene Faust requiriert hat[16].

Die Klagen der Bürger, die Bittschriften werden immer dringlicher. Man erklärt, bald mit der Geduld am Ende zu sein, sich allen Zahlungen und Dienstleistungen durch die Flucht zu entziehen. Ägypter schreiben: «Es ist schwer, selbst wenn man uns gerecht behandelt, unsere Verpflichtungen voll zu erfüllen». Phrygier gestehen Philippus Arabs, durch Ermordung seines Vorgängers Gordian III. 244 Kaiser geworden: «Wir werden aufs grausamste gequält und erpreßt von denen, deren Pflicht es ist, das Volk zu schützen, von Offizieren, Soldaten, Standespersonen, die städtische Ämter innehaben, und Deinen eigenen untergeordneten Beamten.» Die ganze Drangsal der meisten drückt sich in den kurzen Fragen an ein Orakel aus: «Wird man mich pfänden? Werde ich zum Bettler werden? Soll ich fliehen? Wird meine Flucht ein Ende finden?»[17]

Ansichten über reich und arm in der vorchristlichen Antike

Die Stellung zum Reichtum war in der vorchristlichen Antike im allgemeinen eindeutig. Er galt als Glück und wurde hochgeschätzt, denn er machte unabhängig, erlaubte Muße, jeden Luxus. Diese Ansicht war die Regel – und sie blieb es. Die Armut dagegen galt als Unglück, wie gleichfalls noch heute. Zu einem «freien Mann» gehörte es nach Aristoteles, der schon eine entwickelte Geldlehre kennt, «daß er nicht unter der Beschränkung durch einen anderen lebt»[18].

Im alten Griechenland waren Geld und Gewinnsucht die Haupttriebfedern der Wirtschaft und Politik. Noch der homerische Aristokrat zwar hielt Handel für schäbig. Doch entwickelte sich zwischen dem 8. und 6. Jahrhundert der Überseehandel. Und seit dem 5. Jahrhundert ist fast ganz Hellas vom Münzgeld erfaßt, das im 7. Jahrhundert in Lydien, einer alten goldreichen Landschaft Kleinasiens, der Heimat des Krösus, erfunden worden war. Damit dehnte sich der Handel aus, wuchs der Reichtum, wurde alles für Geld käuflich und für alles Geld gebraucht. Gegen Ende des 5. Jahrhunderts gehen aus dem Wechslergeschäft die Banken hervor. Sie, die hellenistischen Könige und die Tempel sind vor allem die Kreditgeber, wobei das Kreditgeschäft seit der Einführung des Münzgeldes in Griechenland einen großen Aufschwung nimmt. Gelegentlich wird die Bedeutung des Geldes auch durch griechische Dichter betont, wird es die größte Macht auf Erden genannt (Aristophanes), Blut und Seele für die Sterblichkeit (Hesiod), weshalb ihm die Menschen auch am meisten nachstreben (Sophokles)[19].

Viel mehr betonen allerdings die römischen Schriftsteller das Geld. Es verschafft Vergnügen, schreibt Cicero, gebe das Gefühl der Sicherheit, sagt Petronius, sogar die Götter kaufe man, meint Properz. Jupiter selbst hat, so Ovid, die Macht des Goldes gezeigt, als er zu Danae in Gestalt eines Goldregens drang. Und auch das ganze Volk hielt Geld – wie wiederum noch heute – für das höchste Gut des Menschen[20].

Galt aber Reichtum als Glück, mußte Armut als das Gegenteil erscheinen. Doch war, im Unterschied zu heute, schon jede Arbeit um des bloßen Lohnes willen anrüchig. Wer für Geld arbeitet, erniedrigt sich zum Sklaven. Dieses Urteil Ciceros ist typisch für die römische Oberschicht. In einer berühmten Stelle von «De officiis» verwirft Cicero, in Übereinstimmung, wie er behauptet, mit der allgemeinen Ansicht, weithin Handwerk und Handel, letzteren jedenfalls, «sofern er gering ist»; sei er aber groß, reichhaltig und teile «vielen ohne Schwindel zu», so «ist er nicht übermäßig zu tadeln». Mißbilligt jedoch wird nicht nur das Gewerbe von Hafenzöllnern, Wucherern, sondern auch «die Tätigkeiten aller, die für Lohn arbeiten, deren Arbeitsleistung gekauft wird und nicht deren Begabung; denn bei ihnen besiegelt der Lohn selbst ihre Versklavung». Solche Berufe seien eines Freien unwürdig, niedrig, und für niedrig gelten auch alle, «die von Kaufleuten kaufen, um sofort wiederzuverkaufen; denn sie würden nichts verdienen, wenn sie nicht ausgiebig lügen würden ... Und alle Handwerker betreiben ein niedriges Gewerbe, denn eine Werkstatt kann keinen freien Geist atmen.» Wirft Handel freilich großen Gewinn ab und dieser wird in Landbesitz angelegt, findet er Billigung[21].

Nun gab es in der Antike aber auch andere Ansichten über Reichtum und Armut; doch sie gehörten zu den Ausnahmen.

Griechische Schriftsteller bemerken zuweilen, daß manchmal schlechte Leute reich, gute arm seien, daß großer Reichtum kaum gerecht erworben sein könne, daß das Gold, so Sophokles, Städte und Gewissen zerstöre. Sappho erklärt Reichtum nur in der Hand von edlen, vernünftigen Menschen für gut. Und sie verwenden es, nach Pindar, nach Theokrit, zum Guten, zur Hilfe für Freunde, für Dichter[22].

Die dem im 6. Jahrhundert lebenden Pythagoras zugeschriebene Lehre, daß Freunden alles gemeinsam sei, deuten seine Biographen später als Verzicht auf eigenen Besitz in Gütergemeinschaft. Anaxagoras gibt sein Vermögen preis, um sich in die Natur zu versenken. Demokrit macht sich nichts aus Geld, verbraucht es freilich für Forschungsreisen. Sokrates, der sehr ein-

fach lebt, um so der Gottheit nahe zu kommen, demonstriert durch sein ganzes Leben, daß alle äußeren Güter, Reichtum, Schönheit, Kraft, Ansehen, indifferent seien: und alle Sokratiker stimmen mit ihm darin überein. Auch Platon hält Handel, Geld und Geldgeschäfte für ein Übel. In seiner idealen Gesellschaft soll es weder Reichtum noch Armut und so wenig Gold- und Silbergeld wie möglich geben: die größte Gefahr für die Volksmoral; weshalb er für seinen Gesetzesstaat einen Ackerbaustaat vorsieht, 80 Stadien vom Meer entfernt, da das Meer die Menschen nur zu Krämergeist und Gewinnsucht inspiriere[23].

Bei den Kynikern galt Geld überhaupt nichts. Sie sahen darin den Zerstörer der natürlichen und sozialen Ordnung, beurteilten es ganz negativ und erklärten, im bewußten Gegensatz zur herrschenden Meinung, daß Armut eher zu Rechtschaffenheit führe als Reichtum.

Antisthenes, der Stifter der kynischen Schule, deren Lehre man oft als Philosophie des Proletariats bezeichnet, propagiert das Ideal der Selbstgenügsamkeit, der Autarkie. Er empfiehlt die völlige Entäußerung von Grundbesitz, von jeglichem Vermögen und rät, sich mit dem zu begnügen, was man zur Befriedigung dringendster Bedürfnisse unbedingt brauche. Krates von Theben (ca. 360–ca. 280 v. Chr.), der wichtigste Schüler des Kynikers Diogenes, verschenkte sein Hab und Gut, schleuderte sein Bargeld ins Meer und lebte, offenbar überall beliebt, in völliger Bedürfnislosigkeit. Er verwarf Konventionen und jede Bindung an den Staat (von ihm stammt wohl das Wort Kosmopolit). Er erzog in gleichem Geist auch seinen Sohn, aus einer Ehe übrigens mit dem reichen Mädchen Hipparchia, das ihn nach dem Geständnis geheiratet hatte, nichts zu besitzen, als was er auf dem Leib trage[24].

Zenon von Kition, der Begründer der stoischen Schule, der sich zunächst Krates angeschlossen, predigte als eigentliches Ziel ein «Leben in Übereinstimmung mit der Natur», postulierte für seinen sozialen Weltstaat die Beseitigung des Geldes überhaupt und glaubte, auch ohne Tempel, Gerichtshof, Gymnasien auszukommen. Doch betrachtete die Stoa Reichtum, Geld weit gelassener als der Kynismus und zog aus Theorien über Besitzlosigkeit oder

Gütergemeinschaft keine Folgerungen für die Praxis. Der Stoiker Chrysipp unternahm schon eine Rechtfertigung des Eigentums, erklärte dies an sich weder gut noch schlecht. Und Epiktet, der zwar vor Geldgier warnt, nennt viel Geld geradezu eine Gottesgabe und rät, es durchaus zu erwerben, könne man es ohne Verlust von Selbstachtung, Großmut, Treue bekommen[25].

In der «Heiligen Schrift» der Juden haben die Propheten, die ersten Sozialisten der Weltgeschichte, wie man oft sagt, immer wieder gegen die Ausplünderungen der Armen protestiert. In den jüngeren Büchern des Alten Testaments stehen (noch) mehr geldfeindliche Parolen, wahrscheinlich weil die Verbreitung der Münzgeldwirtschaft die Raffsucht gesteigert hatte. Und in den Pseudepigrapha des Judentums wird diese Tendenz fortgesetzt, führt Geldgier, die Mutter aller Schlechtigkeit, zum Götzendienst, zur Hölle, wird den ungerechten Reichen Vernichtung und Verdammnis angedroht[26].

Auch der jüdische Orden der Essener hatte den Privatbesitz prinzipiell disqualifiziert. Man übergab ihn beim Eintritt der Gesamtheit und lebte in Gütergemeinschaft. «So gibt es», schreibt Josephus, «weder niedrige Armut noch übermäßigen Reichtum, sondern alle verfügen wie Brüder über das aus dem Besitz der einzelnen Sektenmitglieder gebildete Gesamtvermögen». Die Essener verachteten den Reichtum, kannten keinen Handel, kauften und verkauften nichts untereinander, sammelten nicht Gold und Silber. Die Geldwirtschaft wurde von ihnen völlig abgelehnt, da Geld zu Habgier und Sünde verführe. Fast allein unter allen Menschen, notiert Philo, lebten sie ohne Geld und Besitz. Doch auch die Therapeuten, jüdische Männer und Frauen, die in ländlicher Zurückgezogenheit das Alte Testament studierten, gaben beim Eintritt in den Orden ihr Vermögen Verwandten oder Freunden[27].

Diese Stimmen, Bestrebungen, wie bruchstückhaft und unsystematisch auch immer hier präsentiert, zeigen doch, daß in vorchristlicher Zeit bereits vorhanden, entwickelt war, was dann sich wiederholt, von den Seligpreisungen der Armen bis zum Hochkapitalismus der späteren christlichen Kirche. Alle Hauptgedanken der Kirchenväter über Hab und Gut – daß der Mensch

nicht Eigentümer, sondern nur Verwalter der irdischen Welt, daß das Geld eine Gottesgabe sei und an sich weder gut noch schlecht, daß es erst der Gebrauch zu einer materia virtutis oder einer materia mali mache, daß Geldgier Ursache vieler Übel sei, die Unterscheidung von wahrem und falschem Reichtum – all dies findet man bereits in der heidnischen Antike, vertreten auch durch Euripides etwa, Diogenes von Sinope, Lukrez, Vergil, Horaz, Epiktet, Plutarch u. a.[28]

Das Ideal der Gütergemeinschaft kehrt zwar bei manchen Kirchenvätern wieder, verwirklicht aber wurde es im Christentum nie, höchstwahrscheinlich auch in der Urgemeinde nicht (S. 430). Die Idee jedoch findet sich bei Platon schon, ihre Verwirklichung bei den Essenern. So schlugen manche Bischöfe vor, wenigstens einen Teil des Besitzes wegzugeben, die Hälfte, ein Drittel, ein Fünftel. Doch auch dies wurde nur in den seltensten Fällen realisiert. Der Heide Lukian aus Samosata, der Zweiten Sophistik zugerechnet, ein Spötter, Skeptiker, ein Literat von hohen Graden, hatte für eine Entäußerung von zehn Prozent plädiert. Nach Lukian sollten die Reichen die Schulden ihrer armen Freunde bezahlen, sie sollten den Armen überhaupt helfen, derart könnten sie in Ruhe ihren Reichtum genießen, während sie sonst nur Revolution, die Neuverteilung des Besitzes provozierten.

All diese einander so ähnlichen und so verschiedenartigen Richtungen strömten also im Christentum zusammen und verbanden sich zu einem kunterbunten Kosmos der Ungereimtheit, Zwiespältigkeit, Vieldeutigkeit, verbänden sich zu einander grotesk widerstreitenden Tendenzen, Strukturen, und so entstand jene paradoxe Ideologie, in der, wie M. I. Finley sagt, «aggressives Gewinnstreben zusammenfiel mit einer Neigung zu Askese und frommer Armut, mit Gefühlen des Unbehagens und sogar der Schuld»[29].

Wir haben es im alten Christentum jedoch nicht nur mit einem schreienden Auseinanderklaffen von Theorie und Praxis zu tun, sondern schon mit sehr disparaten, einander oft kraß widersprechenden Einstellungen zu Reichtum und Armut in den Predigten der neutestamentlichen Schreiber sowie der vor- und nachkon-

stantinischen Kirchenväter und -fürsten, mit einer einzigen großen Zweideutigkeit, die freilich allmählich, zumindest praktisch gesehen, erschreckend eindeutig wurde.

Bald gibt es in der christlichen Kirche keinen Zweck, für den Geld nicht gebraucht und nicht mißbraucht wird – wie man es denn schon im Neuen Testament verwendet für alles mögliche, für wirtschaftliche, religiöse, soziale, verbrecherische Zwecke, als Vermögen, Zahlungsmittel, Darlehen, Arbeitslohn, Betriebskapital, Bankdepositum, als Steuer-, Löse-, Opfergeld, zur Bestechung des Judas, der Wächter am Grab u. a.[30]

Die besitzfeindliche Richtung im alten Christentum

Was der mutmaßlich historische Jesus wirklich gepredigt hat, wenn überhaupt, wieviel von all den biblischen Sprüchen über die Reichen und Armen auf ihn selbst zurückgeht, wissen wir nicht und können es auch nicht mit annähernder Sicherheit sagen.

Aber wir wissen, die antikapitalistischen Reden des synoptischen, besonders lukanischen Jesus stehen in der Tradition der prophetischen und essenischen Literatur. Wir wissen, daß dieser Jesus in der Bibel in völliger Armut lebt; daß er nichts hat, wohin er sein Haupt legen kann; daß er als Besitzloser unter Besitzlosen auftritt, als ein Freund der Außenseiter, der Entrechteten, Sünder. Ganz anders als das offizielle Judentum seiner Zeit beurteilt er den Reichtum. Er lobt ihn niemals und nirgends. Im Gegenteil. Wiederholt spricht er vom «ungerechten Mammon», vom «Betrug des Reichtums». Einen vierfachen Weheruf über die Reichen, Satten, Lachenden legt ihm das Evangelium des Lukas in den Mund. Und im «Magnifikat» prophezeit er eine Epoche, in der Gott «die Machthaber von den Thronen stürzt und die Armen erhöht, die Hungrigen mit Gütern sättigt und die Reichen leer ausgehen läßt». Jesus fordert Verzicht auf allen Besitz. «Verkauft euren Besitz und gebt ihn den Armen». «Keiner von euch kann

mein Jünger sein, der nicht auf alles verzichtet, was er besitzt». Einen Narren nennt er den, der sich seiner Schätze rühmt, und leichter, lehrt er, gehe ein Kamel durch ein Nadelöhr als ein Reicher ins Reich Gottes[31].

Dies alles ist eindeutig. Doch je nach Einstellung, nach der eigenen Charakterstärke oder Charakterlosigkeit, interpretieren es nicht erst heute die Theologen mehr oder weniger radikal, gewöhnlich aber möglichst lax.

Von Anfang an bestanden jedoch christliche Kreise, die unter Berufung auf die Predigt Jesu das Recht auf Eigentum abgelehnt haben. Nicht zufällig gab es gerade in der Urgemeinde, wo seine Lehre über Geld und Besitz und die Form seines Zusammenlebens mit den Jüngern am unmittelbarsten fortwirken mußte, eine Art religiösen Kommunismus, auch «Liebeskommunismus» genannt, eine gewisse Gütergemeinschaft. Vermutlich opferten nicht alle alles, vielleicht viele nur einen Teil. Doch hatte man eine gemeinsame Kasse und jeder bekam nach seinen Bedürfnissen. Angesichts des bald erwarteten Endes war die Sorge um den Besitz ohnehin unwesentlich geworden. Die Apostelgeschichte idealisiert die Sache wohl, schon um vor älteren Kommunen der Juden und Heiden nicht zurückzustehen: «Die Menge der Gläubigen aber war ein Herz und eine Seele, und kein einziger nannte etwas von seinem Vermögen sein eigen, sondern sie hatten alles gemeinsam ... es gab auch keinen Notleidenden unter ihnen; alle nämlich, welche Ländereien oder Häuser besaßen, verkauften diese, brachten dann den Erlös aus dem Verkauf und stellten ihn den Aposteln zur Verfügung; davon wurde dann jedem zugeteilt, wie er es brauchte»[32].

Auch sonst stecken im Neuen Testament mannigfach sozialrevolutionäre Elemente, wird radikale Bedürfnislosigkeit verlangt, heißt es etwa: «Wenn wir aber Nahrung und Kleidung haben, so lasset uns genügen. Denn die da reich werden wollen, die fallen in Versuchung und Stricke und viel törichte und schädliche Lüste, welche die Menschen versinken lassen in Verderben und Verdammnis. Denn Geld ist eine Wurzel alles Übels». Oder man schreit auf: «Sind es nicht gerade die Reichen, die euch gewalt-

tätig behandeln, und schleifen nicht gerade sie euch vor die Gerichte?» Rabiat droht ihnen der Jakobusbrief das Gericht an: «Euer Reichtum ist verfault, eure Kleider sind von Motten zerfressen. Euer Gold und Silber ist verrostet, es wird ihr Rost noch wider euch zeugen und euer Fleisch fressen wie Feuer ... Geschlemmt habt ihr auf Erden und gepraßt, habt euere Herzen gemästet für den Tag der Schlachtung». Die ganze Geschichte, meint E. Salin, kenne «kaum einen wilderen Ausbruch» als dies «haßerfüllte Frohlocken des Jakobusbriefes über den sicheren Untergang der Besitzenden am künftigen Schlachttag»[33].

Den Erfolg jedenfalls der christlichen Mission sicherte nichts so sehr wie das, was die Kirche dann für alle Zeiten verriet: das soziale Pathos des Evangeliums. Die Masse der Gemeinden, ihre «tragende Schicht», war bettelarm und bestand auch bis ins späte 2. Jahrhundert hinein aus Armen, meist Sklaven, war in permanente Drangsale, Not verstrickt, in Zwangsaushebungen und Militärrevolten, Bürgerkriege und Barbareneinfälle, Hungersnöte und Pestilenzen, Proskriptionen und Plünderungen. Viel zu viele sahen sich entrechtet, entwurzelt, an den Rand des Ruins gebracht oder ruiniert, waren Kolonen geworden, Vagabunden, ja, nicht selten Räuber (latrones), von denen die Quellen des 2., des 3. Jahrhunderts häufig berichten. Das ist der Boden, in dem die christliche Saat aufgeht, die Frohe Botschaft vom Frieden, von der Nächstenliebe, vom «ungerechten Mammon», von der Bekämpfung des Reichtums, den Machthabern, die von den Thronen gestürzt, den Armen, die erhöht werden sollen. Aber auch die Sprüche der Apologeten tun ihre Wirkung. Haben diese Christen doch keine Hemmung, das Blaue, vielleicht besten Gewissens, vom Himmel zu lügen, die Predigt als Praxis auszugeben, etwa zu behaupten: «... wenn wir Geldmittel und Besitz über alles schätzten, so stellen wir jetzt, was wir haben, in den Dienst der Allgemeinheit und teilen jedem Dürftigen davon mit» (Justin). Oder zu prahlen: «Wir sind Brüder auch durch die Gemeinschaft der Güter, und diese zerreißen gerade bei euch die Brüderschaft. Alles haben wir gemeinsam, nur nicht die Weiber – und ihr habt nur hierin Gemeinschaft» (Tertullian). Oder zu erklären, wenn

unter ihnen ein Armer sei, «und sie haben keinen überflüssigen Bedarf, so fasten sie zwei bis drei Tage, damit sie den Dürftigen ihren Bedarf an Nahrung decken» (Aristides). Genau so kennen wir das ja heute noch von den Christen – weshalb auch niemand hungert und verhungert auf Erden. Die Masse der Armen, Unterdrückten ersehnte eine neue, bessere Welt, wo der Reiche in höllischen Flammen schmoren, der Arme paradiesische Freuden genießen sollte, eben das, was das Christentum verhieß. Es wuchs in eine Zeit ständig steigender Verelendung hinein und profitierte davon – wie es noch immer und überall vom Elend profitiert hat und profitiert. «Wo die Welt aus tausend Wunden blutet, da schlägt die Stunde der katholischen Kirche» (Kardinal Faulhaber)[34].

Nur «ketzerische» und verketzerte Kreise, die frühen Mönche einmal beiseite, machten Besitzlosigkeit wirklich zur Pflicht.

Die Ebioniten, «die Armen», die Nachfolger der Urgemeinde, führten ihre Armutspraxis auf die Apostel zurück. Die Gnostiker Karpokrates und sein Sohn Epiphanes, vom hl. Irenäus als Abgesandte des Teufels diffamiert, forderten Gütergemeinschaft. Auch die Apotaktiken, die Apostoliker des 2. und 3. Jahrhunderts, die in allem an die Apostel anknüpfen wollten und sich im 4. Jahrhundert in Kleinasien weit verbreiteten, verwarfen Eigentum ganz. (Sie nahmen auch in der Verfolgung Abgefallene nicht wieder auf.) Nach den Enkratiten brauchte man kein Geld, das nur zu Lastern, zu Sündenschmutz führt. Wer es hatte, sollte es unter die Armen verteilen. Ebenso beurteilten die Pelagianer und Manichäer das Geld negativ. Auch der spätere «Ketzer» Tertullian tritt viel geldfeindlicher auf als die «rechtgläubigen» Kirchenväter, und zwar aus rein religiösen Gründen. Tertullian schreibt rigoristischer als der Evangelist Lukas. «Contemptus pecuniae ist sein Prinzip» (Bogaert). Doch während sogar der hl. Cyprian im 3. Jahrhundert in Afrika, wie Tertullian, Reichtum noch Sünde nennt, sind dort im 4. Jahrhundert Bischöfe wie Optatus vom Mileve oder Augustin ausgesprochen sozialkonservativ, erzreaktionär[35].

Selbst aus dem frühen 5. Jahrhundert kennen wir noch christ-

liche Stimmen, die leidenschaftlich aufschreien über das soziale Unrecht; darunter die aus Italien kommende Schrift «De divitiis», deren flammende sozialistisch-kommunistischen Appelle religiös motiviert sind durch die Gebote und das Leben Jesu, das Beispiel der Urgemeinde, die Lehren von Kirchenvätern. Vehement wird die besitzende Klasse attackiert, der Reichtum verworfen, wird die grassierende Ungleichheit aus der Ungerechtigkeit der Menschen abgeleitet, nicht von Gott, der die Gleichheit auch im Besitz der irdischen Güter wolle[36].

Doch all dies ist (bestenfalls) Wunschtraum, Theorie, eine schließlich nur literarische Welt, der eine ganz andere Wirklichkeit gegenübersteht – und nicht zuletzt auch eine ganz andere christliche Predigt. Denn während die einen, guten oder bösen Glaubens, mit oder ohne Hintergedanken, den Massen Hoffnung machten, die Ausgebeuteten anzogen, gängelten, verständigten sich andere, ja, meist dieselben Leute, auch mit den Ausbeutern. Finden sich doch bei ein und denselben Kirchenmännern, dies kann kaum genug beachtet werden, die verschiedensten, einander schroff widerstreitenden Ansichten, die dann nach Belieben ausgeschlachtet werden konnten. So vertraten nicht wenige «Väter» zwar durchaus das «omnia omnibus communia», aber nur dann und wann, nicht konsequent, bloß wenn es gerade opportun schien, und war das Gegenteil nützlich, predigten sie auch das Gegenteil. Man betrieb die obligate Spiegelfechterei, die so beliebte Doppelmoral – wie seitdem stets! Während man die herrschende Gesellschaft kritisiert, ja, die prinzipielle Neugestaltung der sozialen Verhältnisse in Aussicht stellt, heiligt man gleichzeitig, rücksichtslos gegenüber der allgemeinen Not, das Eigentum, stützt das kapitalistische Wirtschaftssystem, übernimmt es selber und prosperiert dabei bis heute – wo man gern den Sachverhalt verschleiert, um nicht zu sagen auf den Kopf stellt, indem man etwa behauptet: «Auch die Kirche als Körperschaft kam mit dem Reichtum in Berührung. Sie mußte immer schwerere Lasten tragen und war daher gezwungen, sich nach Einkünften umzusehen» (Rapp).

Doch nicht wegen immer schwererer Lasten mußte die Kirche

reich werden, sondern weil sie reich wurde, weil ihr Apparat immer größer wurde, ihr Anspruch, ihr Machthunger, und weil sie sich zugleich als «Kirche der Armen» gerierte und gerieren mußte, um auch die Massen führen und behalten zu können, deshalb gab sie sich auch caritativ, evangelisch, mußte sie sich so geben, übrigens immer mehr, je weniger sie es in Wirklichkeit war – wie sie ja noch heute ihr soziales, ihr evangelisches Engagement herausstellt, ihre «Caritas», obwohl (und weil!) sie daraus gewaltige Gewinne zieht. Die echten caritativen Leistungen, die es in der alten Kirche da und dort wirklich gab, wurden durch ihre wirtschaftliche Prosperität möglich gemacht, aber natürlich nicht umgekehrt. Das ganze Gerede von den immer schwereren Lasten, die den Reichtum rechtfertigen sollen, erledigt die Tatsache, daß in der alten Kirche *in aller Regel* der Bischof allein so viel bekam wie seine Armen zusammen! Der Bischof allein so viel bekam auch wie sein ganzer Klerus zusammen (S. 473)! Völlig legal, wohlgemerkt – illegal stand es für manchen Oberhirten noch viel günstiger[37].

Längst schon war von dieser Kirche der Chiliasmus, eine Art sozialistischer Utopismus, verraten worden, die leidenschaftliche Erwartung einer rein irdischen Glückseligkeit – eine Glaubensvorstellung, die nicht nur auf die Massen, sondern auch auf einige Bischöfe und Kirchenväter im Frühchristentum eine gewaltige Suggestivkraft ausgeübt und die Mission in gar nicht zu überschätzender Weise begünstigt hatte. Längst schon hatte die reich und mächtig gewordene Kirche den Chiliasmus diffamiert: als judaistisch, als fleischliche Gesinnung, «Privatmeinung», «Mißverständnis», «Entgleisung und Fabelei»; wobei die Kirche bis zur Fälschung des chiliastischen Schrifttums ging, das sie schließlich fast total verschwinden ließ. Längst schon hatten geld- und machtgierige «Propheten», «Inspirierte», Priester ein dringendes Interesse am Beitritt von Wohlhabenden. Längst schon hatten viele christlichen Autoren auf diese neuen Verhältnisse sich eingestellt, falls sie nicht, wie Paulus, von Anfang an dahin tendierten. Denn auch bereits im Neuen Testament gibt es eine ganz andere Richtung, gibt es positive Äußerungen zu Geld und Besitz,

lesen wir schon von der Bevorzugung reicher Gläubigen gegenüber armen beim Gottesdienst, lesen wir von christlichen Gemeinden, die sich brüsten: «Ich bin reich, ja reich bin ich geworden und habe an nichts Mangel». Lesen wir von Unfrieden, Kampf, Streit. «Ihr mordet», heißt es, «und seid neidisch, doch ohne eure Wünsche erfüllt zu sehen ...»[38]

Die besitzfreundliche Richtung im alten Christentums und der Beginn des Lavierens

Ein instruktives Beispiel ist Paulus, wie so oft der Antipode des synoptischen Jesus, der Einführer völlig neuer Lehren, der Erlösungslehre, der Lehre von der Erbsünde, der Prädestinationslehre, der Mann, mit dem der Einbruch der Askese ins Christentum beginnt, die Verachtung der Frau, die Diffamierung der Ehe und eine gänzlich andere Praxis der Verkündigung, der schäumenden Intoleranz[39].

Dieser Paulus denkt auch über Armut und Reichtum bereits anders. Er propagiert zwar das Gebot der Nächstenliebe, setzt Geldgier dem Götzendienst gleich, doch fehlen bei ihm alle harten Ausfälle Jesu gegen den Reichtum. Besitz als solchen wertet Paulus positiv und will die christliche Bruderliebe nicht so weit getrieben sehen, daß der Schenkende dadurch selber in Not gerate. «Denn nicht soll andern eine Entlastung, euch selbst aber eine Belastung geschaffen werden». Das klingt nun wirklich *völlig anders* als bei Jesus. Und während dieser auf die Vögel des Himmels zeigt, die nicht säen, nicht ernten und doch leben, lehrt das paulinische Schrifttum «die Ehre darin zu suchen, daß ihr ein ruhiges Leben führt, euren eigenen Geschäften nachgeht und euch euer Brot mit eurer Hände Arbeit verdient». Ausdrücklich wird bestimmt: «Wenn einer nicht arbeiten will, dann soll er auch nicht essen!» Und während Jesus seinen Jüngern befiehlt, das Evangelium ohne Geld im Gürtel zu verkünden, während er ihnen nur einen Wanderstab und Sandalen gestattet, bei Markus, bei Mat-

thäus und Lukas auch Stab und Schuhe verbietet, erlaubt Paulus den Boten des Evangeliums die Annahme von Geld, ja, ereifert sich geradezu dafür, wenn auch nicht immer im eignen Interesse.

Doch auffallend oft kommt Paulus auf diesen Punkt. «Wer aber Unterricht im Wort Gottes erhält, lasse seinen Lehrer an allen Gütern teilnehmen!» «Haben wir etwa nicht das Recht, Essen und Trinken zu beanspruchen?» «Im mosaischen Gesetz steht ja doch geschrieben: ‹Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden!›» «Wenn wir für euch das Geistliche ausgesät haben, ist es da etwas Absonderliches, wenn wir von euch das Irdische ernten?» *Daran* hat sich der christliche Klerus gehalten! *Dies* hat er nicht gedreht und gewendet, nicht abgeschwächt, wie die radikalen Gebote Jesu! Und auch von seinen Gemeinden berichtet Paulus keine Gütergemeinschaft, sondern daß sie «einander beißen und auffressen» und zusehen sollen, «nicht voneinander verschlungen» zu werden; genau die herrschende christliche Praxis, die wir seit zweitausend Jahren kennen – gewiß auch außerhalb des Christentums; aber hier geht es um das Christentum[40]!

Daß man über Geld schon in der Urgemeinde nicht mit sich fackeln ließ, lehrt das berüchtigte «Strafwunder» des Petrus. Als nämlich ein gewisser Ananias ein Grundstück verkauft, den Betrag dafür aber, im Einverständnis mit seiner Frau Saphira, nicht ganz bei Petrus abgeliefert, sondern selbst noch etwas behalten hatte, erklärt der Apostelfürst: «Nicht mich hast du belogen, sondern Gott» – ein ungeheures, den ganzen nicht mehr überbietbaren Größenwahn dieser Kleineleutebrüder spiegelndes Wort, ein Wort mit ebenso weitreichenden wie verheerenden Folgen. Ananias sinkt vor Petrus nieder, gibt seinen Geist auf und wird sogleich beiseite geschafft. Nach drei Stunden kommt Saphira, und Petrus bestraft auch sie mit dem Tod. «Siehe, die Füße derer, die deinen Mann begraben haben, sind vor der Tür und werden dich hinaustragen. Und alsbald fiel sie zu seinen Füßen und gab den Geist auf.» Das ist der «Geist», der im Christentum Schule macht! Das *eigene Interesse*, das des angeführten Zirkels – dies muß immer wieder gesagt werden: stets als das *Gottes* de-

klariert –, geht über alles, auch über Leichen, über mehr Leichen und verheuchelter über Leichen als irgendwo sonst auf Erden. (Das Lehramt der katholischen Kirche hat dem Staat das Recht zur Verkündung der Todesstrafe ausdrücklich bestätigt und – trotz stets erneut vorgebrachter Einwände – sein Urteil niemals revidiert.)[41]

Auch der bekannte Streit in der Urgemeinde zwischen den «Hellenisten» und «Hebräern» betraf bereits den finanziellen Bereich, wenn es auch noch um weit mehr dabei ging. Die «Hellenisten» fühlten sich jedenfalls bei der Verteilung des täglichen Lebensunterhalts (in Naturalien oder Bargeld) benachteiligt und protestierten bei den Aposteln[42].

Nur allzubald verhielt sich die Christenheit auch in sozialer Hinsicht wie alle Welt. Als das erwartete Gottesreich auf Erden nicht kam (S. 73 f), nahm man auch mit dem bestehenden Reich vorlieb. Zwar prägt das älteste Christentum, nicht zuletzt als Konsequenz seines Endzeitglaubens, ein starker Staatshaß, nennt das Neue Testament den Staat «die große Hure» und den «Greuel der Erde», findet man da «überall radikale Negation» (der Theologe Weinel), ist alles, was der Staat tut, «im Dienste des Satans getan» (der Theologe Knopf). Doch wenn es auch noch lange staatsfeindliche Strömungen im Christentum gibt: bereits Paulus – und er ist, um einmal mehr daran zu erinnern, der älteste christliche Autor überhaupt – dachte da um, auch er gezwungen durch das Ausbleiben des Herrn (S. 74).

Schon bei Paulus beginnt gegenüber Jesus – für den die Staaten zur Civitas Diaboli, zum Machtbereich des Teufels gehören und die Staatsmänner zu den Vergewaltigern der Völker – die Anerkennung, die Verherrlichung des Staates. Hatte Jesus erklärt: «Ihr wißt, daß die, die über die Völker herrschen, sie unterjochen und die Großen sie vergewaltigen», so läßt Paulus die staatliche Obrigkeit – die ihn ja dann selber, wenn wir den christlichen Überlieferungen glauben dürfen, einen Kopf kürzer macht, «von Gott verordnet» sein und stempelt die Regierungen zum Inbegriff von Fug und Recht: für die Kirche seit zwei Jahrtausenden das Fundament einer blutigen Kollaboration[43].

Die frühe staatsfreundliche Tendenz aber setzt sich im Christentum fort und siegt.

Schon die alten Apologeten stoßen in dasselbe Horn. Aristides von Athen findet kaum ein Ende, den Kaisern die christlichen Edelmenschen anzupreisen. Sie treiben «nicht Ehebruch und Unzucht», beteuert er, «legen kein falsches Zeugnis ab, unterschlagen kein hinterlegtes Gut, begehren nicht, was nicht ihr eigen ... Ihre Frauen, o Kaiser, sind rein wie Jungfrauen, und ihre Töchter sittsam. Ihre Männer enthalten sich jedes ungesetzlichen Verkehrs und aller Unlauterkeit ...» (natürlich: «in der Hoffnung auf die in der andern Welt winkende Vergeltung ...»). Diese Christen kriechen den Kaisern, den heidnischen wohlgemerkt, die sie im 4. Jahrhundert doch aufs gemeinste diffamieren (I 203 ff), im 2. Jahrhundert in den allerhöchsten Hintern. Der «ganze Erdkreis», behauptet anno 177 Athenagoras von Athen in seiner Apologie, sei der kaiserlichen «Wohltaten teilhaftig». «Weise Mäßigung» attestiert er ihnen, «Menschenliebe» in «allen Dingen», auch «Begabung und Bildung», und ersucht devotest um das Neigen der Herrscherhäupter. «Denn welche Eurer Untertanen verdienen es, eher Erhörung ihrer Bitten zu finden als *wir, die wir für Eure Herrschaft beten*, damit die Regierung in gerechtester Erbfolge vom Vater auf den Sohn übergehe und Euer Reich wachse und gedeihe, indem die ganze Welt Euch untertan wird? Dies liegt auch in unserem Interesse, damit unser Leben ruhig und ungestört verlaufe und wir alle Anordnungen bereitwillig vollziehen können.»[44]

Und wie sich die Christen alsbald dem Staat als solchem anpassen, so eben auch, als das erwartete Gottesreich auf Erden ausblieb, dem üblichen Erwerbs- und Wirtschaftsleben.

Ein frühchristlicher Bankier wird Papst – und ein Seitenblick auf die Soziallehren der Päpste im 20. Jahrhundert

Schon im 1., mehr noch im 2. Jahrhundert feilscht, streitet, prozessiert man unter Christen; lauter Verhaltens-, Bestätigungsformen, die Jesus strikt verbietet. Überall sind Christen um 200 mit Handwerk und Handel befaßt, und von den meisten Kirchenvätern wird auch der Handel als notwendig anerkannt (für Kleriker aber häufig untersagt). Tertullian, der den Reichtum noch rigoroser als Lukas beurteilt und Handel als die Wurzel aller Übel weitgehend verdammt, betont die Teilnahme von Christen am Kaufmannsleben, ihre Tätigkeit in allen Handelssparten. Er sieht sie am Forum schachern, auf dem Markt, in Werkstätten arbeiten und Läden. Sie treiben auch Überseehandel. Ist doch bereits der Gründer der ältesten christlichen Kirche, der Schöpfer des ersten Neuen Testaments, der spätere «Häretiker» Markion, ein in vieler Hinsicht kaum hoch genug zu schätzender Christ, ein begüterter Reeder aus Sinope am Südufer des Schwarzen Meers. Bereits im Jahr 139 zahlt er der christlichen Gemeinde Roms bei seinem Eintritt 200 000 Sesterzen (etwa 40 000 Goldmark, gut eine halbe Million DM), bricht aber nach fünf Jahren mit ihr, wobei er sein Geld zurückerhält; man hat selbst genug[45].

Auch das Bankgeschäft wurde schon um die Wende vom 2. zum 3. Jahrhundert von Christen betrieben. Wir kennen aus jener Zeit zwei christliche Bankiers namentlich. Der eine war Theodotus der Wechsler; der zweite, ein besonders skandalumwitterter Bankier in der piscina publica (Badeanstalt) in Rom, brachte es, wohl nicht zuletzt auch deshalb, bis zum Papst: der hl. Kallist (II 94 ff). (Auch der gegenwärtige Papst Johannes Paul II., der sicher gleichfalls einmal heilig werden wird, wurde ja durch seinen Vatikanbankpräsidenten Erzbischof Marcinkus, hinter dem monatelang die italienische Polizei her war, in die schlimmsten Geldskandale u. a. mit den dann ermordeten Mafia-Bankiers Roberto Calvi, dem «Bankier Gottes», und dem einstigen Jesuitenzögling Mychele Sindona verstrickt; wahrlich nicht als einziger «Heiliger Vater»

des 20. Jahrhunderts; Pius XII. starb 1958 mit einem Privatvermögen von 80 Millionen DM in Gold und Valuten: I 23 ff.) Im 3. und besonders seit dem 4. Jahrhundert gibt es schwerreiche christliche Kaufleute, Fabrikanten, Reeder, Christen, die riesige Latifundien besitzen, es gibt christliche Geldwechsler und Banker in Alexandrien, Antiochien, Konstantinopel, Ephesus, Korykos, Korinth, Karthago, Rom, wo die «collectarii» schließlich eine Korporation bilden, solidi (Goldmünzen) auf dem freien Markt kaufen und verkaufen, auch Kreditgeschäfte tätigen[46].

Die «Kirche der Heiligen» sah also in ihrer Zusammensetzung nicht viel anders aus als die römische Gesellschaft der Spätantike, die in zwei Gruppen zerfiel: in wenige Reiche, die fast alles besaßen, ein ebenso bedenken- wie schrankenloses Genußleben führten, oft in unvorstellbarem Luxus praßten und sich des Goldgeldes bedienten. Und in die Masse derer, die fast nichts hatten oder nichts, die in dumpfem Fatalismus dahinvegetierten, weit mehr schlecht als recht von ihrer Hände Arbeit lebten, mit kupfernem oder silbernem Inflationsgeld zahlten und von den Herren verachtet wurden. Ein gewisser, stark zusammengeschmolzener Mittelstand spielte kaum eine Rolle. Das freie Kleinbauerntum existierte längst nicht mehr, die Großagrarier und später auch die Kirche besaßen fast allein den ganzen Grund und Boden, genossen aber Immunität. Für die Steuern kamen die Mittel- und Unterschichten auf[47].

Die Kirchenführer sahen sich somit einer prekären Situation gegenüber. Der große Haufen der Christen war arm, zumindest sehr wenig begütert. Allmählich aber stießen auch die Angehörigen der besitzenden Schichten dazu, Wohlhabende, Reiche, die das pauperistische Pathos, die gängige Gleichsetzung von christlich und arm, nicht wenig irritierte. Und doch durften gerade die Reichen am wenigsten verprellt werden. Die Kirchenväter und -führer mußten ihnen entgegenkommen, aber freilich ohne das Gros ihrer Anhänger zu vergrämen oder gar zu verlieren.

So wurde einerseits die grauenhafte Kluft zwischen Reichen und Armen von vielen christlichen Autoren durchaus gegeißelt. Ja, als im 4. Jahrhundert nicht nur der soziale Gegensatz inner-

halb der christlichen Gemeinden immer offenkundiger wurde, sondern auch, mit der rapiden Verweltlichung der Kirche, die Diskrepanz zwischen deren Predigt und Praxis, da verschärfte sich die Anklage einiger ihrer Führer eher noch. Ein so edler Christ wie Kirchenlehrer Basilius tritt dann und wann sogar für freiwillige Gütergemeinschaft ein, nennt Christen, die noch etwas als ihr Eigentum ansprechen, Diebe, Räuber, ja, stellt jeden, der aus Egoismus Notleidenden nicht hilft, auf eine Stufe mit Mördern. Gerade das Gebot der Nächstenliebe beweist Basilius, daß es dem Reichen noch ganz und gar an der wahren Liebe fehle. Denn solle jeder «auch nur wenig für seine Lebensbedürfnisse bekommen, so müssen alle zugleich ihr Vermögen verteilen und an die Armen geben. Wer daher den Nächsten liebt wie sich selbst, besitzt nicht mehr als der Nächste». Und Bischof Basilius konnte so sprechen. Zur Zeit einer Hungersnot, heißt es, verkaufte er alles, was er besaß, um für den Erlös den Armen Lebensmittel zu schenken. Auch Kirchenlehrer Gregor von Nazianz prangerte die krassen Unterschiede in den christlichen Gemeinden an, sah die Reichen im Luxus schwimmen und üppig tafeln, die Armen aber oft ohne das Nötigste, sah die Reichen vielräumige Paläste bewohnen, die Armen manchmal obdachlos, sah die Reichen in kostbaren Kleidern, die Armen in Lumpen. Und auch Bischof Gregor sprach nicht nur so. Er hinterließ sein ganzes Vermögen, wenn auch erst testamentarisch, der Kirche und den Armen[48].

Allerdings scheint angesichts der großzügigen Schenkungsakte so manches katholischen Heiligen doch eine gewisse Vorsicht geboten. Man sitzt da leicht gewissen Legenden auf, die sozusagen längst amtlich, «Geschichte» geworden sind. Zum Beispiel hatte Bischof Cyprian bei seiner Taufe sein ganzes Vermögen den «Armen» beziehungsweise der Kirche vermacht. Dann aber erhielt er, so sein Biograph Pontius, durch Gottes Gnade die «Gärten» wieder zurück. Der riesige Latifundienbesitz – vielleicht der berühmteste derartige Fall –, den die hl. Bischöfe Basilius und Gregor von Nyssa der Kirche vermachten, soll doch gleichsam «zeitlebens ihr Privatvermögen» geblieben sein (Staats). Der berüchtigte Tempelruinierer Bischof Porphyrios von Gaza

hat, so eine Quelle des frühen 5. Jahrhunderts, seinen ganzen Besitz nach seiner Bekehrung den Armen geschenkt; bei seinem Lebensende aber verfügte er wieder über ein beträchtliches Vermögen[49].

Beispiele für ein zumindest sehr soziales verbales Engagement könnten Bände füllen. Und vermutlich waren solche Predigten oft auch ehrlich gemeint, jedenfalls von jenen wenigen, die selber ihr Vermögen ganz oder doch zum Teil verschenkten. Auch sind derart hochherzige Akte wohl die wirksamsten Winke an die Reichen gewesen, gleichfalls wohltätig zu sein, was gewöhnlich hieß, die Wohlfahrtstätigkeit der Kirche zu unterstützen, was damit wieder, so oder so, vor allem dieser selbst zugute kam – und zugleich, ein trefflicher Zug: die Armen in Schach hielt. Man verminderte dadurch die sozialen Spannungen zwar nur wenig, aber man hinderte doch die christlichen Armen daran, ihr elendes Schicksal gewaltsam zu ändern. Zumindest verhinderte man es in Verbindung mit vielen anderen Dauer-Indoktrinationen, wie stetem Einschärfen der Untertanenpflicht, des Gehorsams, Duldens, der Demut, Opferbereitschaft, des unendlichen Lohnempfangs im Himmel oder der Drohungen mit Höllenfeuerpeinen etc.

Das Problem war längst bekannt. Bereits die altgriechischen Staatstheoretiker, auch Platon, auch Aristoteles, betonten, daß Armut Unzufriedenheit, die Sucht nach Umsturz wecke und Aufruhr erzeuge. Noch mehr verbreitet war die Meinung, daß Armut der Boden für alles Böse sei. Eine Revolution aber konnten die Bischöfe so wenig brauchen wie der Staat, mit dem sie seit dem 4. Jahrhundert aufs engste kollaborierten. Die Lage war um so gefährlicher, als in nachkonstantinischer Zeit nicht so sehr eine Revolte der Sklaven als der aufs schlimmste ausgeplünderten Volksmassen die Herrschenden bedrohte. So ließ man – wohltätig – alles beim alten, indem man Neues, vor allem viel Besseres, das allein Wahre, allein Seligmachende vorgab. Und wie man seit Konstantin, bis heute, die Kriege des Staates unterstützte, so auch, gleichfalls bis heute, dessen Ausbeutung. Derart aber vergrößerte sich die Kluft zwischen den Besitzenden und Besitzlosen weiter, zumal «die Mehrheit der Reichen, darunter auch Geistli-

che, Gold und Silber wie den heidnischen Baal anbeteten» (Gruszka)[50].

Das ist, knapp skizziert, die Situation, in die Kirche und Christentum hineinsteuern und der sie Rechnung tragen, indem sie scheinbar die Interessen der Reichen *und* Armen vertreten, in Wirklichkeit aber ausschließlich die jener. Um so fataler, als dies nicht nur der Predigt Jesu, seiner grundsätzlichen Disqualifizierung des extremen Kapitalismus wie des seelenbetörenden Wohlstands an sich, scharf ins Gesicht schlägt, sondern auch vortäuscht, das Schicksal der Armen verbessern zu wollen, sich mit ihnen zu solidarisieren.

Betrachtet man beispielsweise, kurz weit vorausschauend, die Sozialpolitik der Päpste des ausgehenden 19. und des 20. Jahrhunderts – vorher schrieben die Päpste keine Sozialenzykliken: das taten sie erst seit Marx! –, so stehen sie sämtlich in einer uralten kirchengeschichtlichen Tradition: gipfeln sie alle in der Bemühung, das Mißverständnis zwischen Habenden und Habenichtsen kriminell zu verharmlosen. Gehen sie alle, wie Papst Leo XIII., der geborene Graf Pecci, «von der einmal gegebenen unveränderlichen Ordnung der Dinge» aus, «wonach in der bürgerlichen Gesellschaft eine Gleichmachung von hoch und niedrig, von arm und reich schlechthin nicht möglich ist». Sind sie alle überzeugt, wie Papst Pius XII., der große Faschistenkomplice und private Multimillionär, «daß es immer Reiche und Arme gegeben hat; und daß dies auch immer so sein wird . . .». Wie schon Leo XIII., erblickt auch Pius XII. darin eine Art natürlicher Harmonie. Unternehmer und Arbeiter sind für den päpstlichen Großkapitalisten «Mitarbeiter an einem gemeinsamen Werk. Sie essen, möchte man fast (!) sagen, am gleichen Tisch . . . Jeder von ihnen hat seinen eigenen Nutzen». Und es ist nicht von ungefähr, daß sich der gegenwärtige «Stellvertreter Christi», Johannes Paul II., so gern und so oft auf die unsozialen Äußerungen seiner Vorgänger beruft. Daß er vor Arbeitern so zungenfertig von der «Würde der Arbeit», dem «Adel der Arbeit» spricht. Daß er sie daran erinnert, daß auch Gottes Sohn «arm geboren wurde», «unter Armen lebte». Daß sie um Gottes willen nicht «den Reichtum für

den Inbegriff des Glücks» halten, vielmehr erkennen sollten, die «Armen vor Gott» seien auch die «Reichen», wie er im Elendsviertel Vidigal von Rio de Janeiro die doppelt Gedemütigten dämpfte, nicht vergessend hinzuzufügen, daß wir ja «alle Brüder sind ...»[51].

Diese schamlosen Augenwischereien haben nun eine genau 1900jährige Tradition. Und eben dies soll, wie es ihrer traurigen Bedeutung entspricht, im folgenden etwas ausführlicher betrachtet und belegt werden.

«Ich mache das grosse Geld, meine Frau übt Wohltätigkeit ...» – von Klemens von Rom bis zu Gregor von Nyssa

Da ist etwa gegen Ende des 1. Jahrhunderts der sogenannte Brief des Klemens von Rom, der bereits nachdrücklich für die bestehende gesellschaftliche Ungleichheit eintritt: «Der Starke sorge für den Schwachen, und der Schwache kümmere sich um den Starken; der Reiche unterstütze den Armen, der Arme aber danke Gott dafür, daß er jenem gegeben, wodurch seinem Mangel abgeholfen werde.» Mit Recht sah man schon hier «den Mechanismus der Ausbeutung» am Werk; wozu paßt, daß Klemens von Rom auch den Frauen befiehlt, «ihre Männer in der richtigen Weise zu lieben» und «in den Schranken der Unterwürfigkeit sich zu halten» – und daß er auch schon die heidnische Obrigkeit in ein langatmiges Schlußgebet einschließt[52].

Um die Mitte des 2. Jahrhunderts lehrt der sogenannte Zweite Clemensbrief zwar, nicht geldgierig zu sein, sondern Almosen zu geben, die Sünden tilgen. Doch die – schon im Alten Testament irritierende – Tatsache, daß die Bösen manchmal reich, die Kinder Gottes arm sind, erklärt diese älteste christliche Predigt, die überhaupt erhalten ist: die Guten bekommen ihren Lohn im Himmel; bekämen sie ihn schon hier, würde die Gottesverehrung in einen Handel ausarten, der nicht Frömmigkeit bezweckte, sondern Ge-

winn – und gerade auf Gewinn, den allergrößten, läuft dieser ganze Handel doch hinaus![53]

Die «Didache» oder «Zwölfapostellehre» (S. 131) befiehlt zwar noch, «alles gemeinsam» mit dem Bruder zu haben und nichts als Eigentum auszugeben, ja, den Nächsten noch mehr als die eigene Seele zu lieben. Aber sie verlangt freilich auch schon: «Laß dein Almosen schwitzen in deinen Händen, bis du erkannt hast, wem du es gibst!» Und gerade dieser Gedanke kehrt bei den Kirchenlehrern Augustinus und Papst Gregor I. wieder, wird von ihnen als Bibeltext (Sir. 12,1 ff) zitiert und bis ins Mittelalter hinein oft wiederholt[54].

Der Apologet Aristides von Athen singt zwar dem Kaiser Antoninus Pius (138–161) oder dessen Vorgänger Hadrian ein langes Loblied über die Tugend der Christen. Aber er stimmt auch bereits eine Hymne auf das Kaiserreich an, die «eine gemeinsame staatliche Ordnung», und versichert angesichts der ungeheuren Unterschiede von arm und reich dem Regenten in der ältesten uns erhaltenen christlichen Apologie: «So sind die bestehenden Verhältnisse naturgemäß sowohl für die Armen als auch für die Reichen befriedigend und nützlich, und eine andere Art zu leben gibt es nicht» – «ein geradezu rührendes Dokument aus dem alten Christentum ... noch schwach und ungelenk und doch schon so zukunftssicher» (Hofstiftskanonikus Kaspar Julius)[55].

Das erinnert sehr an eine weitere Apologie, die der hl. Justin um 150 in Rom vielleicht an denselben Kaiser adressiert, dem er «freudigen Gehorsam» der Christen verspricht, die er wegen ihrer Furcht vor ewigen Strafen als die besten Stützen des Throns empfiehlt: «Ihr habt aber in der ganzen Welt keine besseren Helfer und Verbündeten zur Aufrechterhaltung der Ordnung als uns ...» «Abgaben und Steuern suchen wir überall vor allen anderen euren Beamten zu entrichten ...»[56]

Und wie Justin, so sein Schüler Tatian: «Der Kaiser befiehlt, Steuern zu zahlen: ich bin bereit, sie zu leisten; der Herr verlangt, ihm zu dienen und zu gehorchen: ich kenne die Pflicht des Untertanen.» Und gewiß weiß dieser Christ, was dem Sklaven ziemt: «Bin ich ein Sklave, so ertrage ich die Sklaverei».

Tatian versteht die Armen bereits derart zu dämpfen, als wäre er in Rom Bischof gewesen. So nützlich ist der Reichtum gar nicht, schreibt er. Und wenn der Reiche sät, fällt schließlich auch für den Armen etwas ab. Ja, während der Reiche die größeren, oft gar nicht so leicht zu befriedigenden Bedürfnisse hat, bekommt der Arme unschwer das bißchen, das er braucht[57].

Dieses einleuchtende Argument kehrt durch zwei Jahrtausende in der katholischen «Sozialliteratur» wieder; auch beim hl. Cyprian, 258 enthauptet. Gewiß tritt Cyprian, wie alle seinesgleichen, nachdrücklich für Wohltätigkeit ein, nennt er irdische Güter gefährlich, ist sein Ideal die Gütergemeinschaft der Urgemeinde von Jerusalem, verkauft er, selber sehr vermögend, seinen Besitz zugunsten der Armen, wenn auch nicht ganz. Doch, Gott, wie viele Sorgen, stellt der hl. Bischof, einst Lehrer der Rhetorik, seinen Lesern vor, hat der Reichtum im Gefolge, Schrecken, von denen der Arme ja nichts ahnt! In seinem ganzen Leben, seinem Schwelgen und Genießen, säße dem Reichen die Angst im Nakken, peinige ihn die Furcht, ein Räuber könne seine Güter verwüsten, ein Mörder ihm auflauern, der Neid ihn, die Verleumdung oder sonstwas in Prozesse verwickeln etc.[58]

Als großer Progressist in der Frage reich und arm erweist sich der zwischen 211 und 215 gestorbene Kirchenvater Clemens von Alexandrien, offensichtlich inspiriert durch die reiche, von Alexander d. Gr. gegründete Handelsstadt; den wichtigsten Warenumschlagplatz zwischen Ost und West im Römerreich. Unter ihren vielleicht 800 000 Einwohnern sind rund ein Zehntel reiche Handelsherren, Großagrarier, die außer beträchtlichen Ländereien zehn bis zwanzig Häuser besitzen und etwa 1000 bis 2000 Sklaven; ein Zehntel sind Arme, die übrigen meist Kleinbürger[59].

So manches Jesuswort, zumal die Geschichte vom reichen Jüngling, setzte den vermögenden alexandrinischen Christen zu. Also macht Clemens das Evangelium der umworbenen Gesellschaft mundgerecht und zeigt in einer um 200 verfaßten Homilie «Welcher Reiche kann gerettet werden» (Quis dives salvetur), daß Jesus auch den – für die Kirche so wichtigen – Kapitalisten das Paradies nicht verschließt[60].

«Geh, verkaufe alles, was du hast...», befiehlt der Herr – vergebens – dem jungen Mann im Evangelium, und Clemens fragt: «Was bedeutet das? Er befiehlt ihm nicht, wie manche das Wort in oberflächlicher Weise auffassen, das Vermögen, das er besitzt, wegzuwerfen und auf seinen Besitz zu verzichten, sondern aus seiner Seele die Gedanken an den Besitz zu verbannen, die leidenschaftliche Liebe zu ihm, das gewaltige Verlangen darnach, die krankhafte Unruhe darum, die Sorgen, die Dornen des irdischen Lebens, die den Samen des ewigen Lebens ersticken.»

Der französische Theologe und Kirchengeschichtsschreiber Michel Clévenot läßt diese und ähnliche Sätze des Clemens – «ein flotter Sechziger» – einen alexandrinischen «Geschäftsmann», einen «Import-Export-Kaufmann» hören und so kommentieren: «Das ist doch genau das..., was ich mir auch immer dachte. Das Evangelium verurteilt den Reichtum nicht; alles kommt darauf an, sich nicht an ihn zu hängen... Meiner Treu... Ich mache das große Geld, meine Frau übt Wohltätigkeit, und wir beide verdienen uns das Paradies...»[61]

Energisch verteidigt Clemens das Privateigentum. Reichtum an sich ist gar nicht tadelnswert, nur die Habgier. Reichtum, Wohlhabenheit sind vielmehr ein Gut, zumal der Reiche auch mildtätig sein könne. Nicht der Reiche ist deshalb vom Himmelreich ausgeschlossen, sondern der Sünder, der sich nicht bekehrt! Clemens versäumt nicht, die Armen zurechtzuweisen, die gegen die Reichen sich erhöhen, versäumt nicht, den Apostel Matthäus «reich» zu nennen und zu lehren, daß die Menschheit ja gar nicht existenzfähig wäre, wenn niemand etwas besäße![62]

So spricht fast alles dafür: Clemens hat «den Reichen ein theologisches Alibi für ihren Wohlstand geliefert», eine «Almosentheorie» (Hauschild). Und wirklich, was faktisch auf die Dauer übrigblieb, nicht nur bei Clemens, überhaupt, war das Almosen[63].

Das gab es freilich schon bei den Griechen, die dies aber nie als Tugend angesehen hatten. Und auch auf römischer Seite wird von Herodes Atticus, einem Freund Kaiser Hadrians, der Ausspruch überliefert: «Das Geld der Reichen soll dem Glück der Armen

dienen». Im Christentum jedoch wurde die Wohltätigkeit selten oder nie sozial motiviert, sondern fast stets religiös. Man gab nicht, um gesellschaftliche Mißstände zu beheben, den Lebensstandard zu steigern, um Kunst, Wissenschaft, Bildung zu fördern, sondern um sein Seelenheil zu retten. Man beschenkte sich! Geld tut, lehrt Kyrill, fast vierzig Jahre, von 348 bis 386, Bischof von Jerusalem, übt man damit Wohltätigkeit, eine Tür zum Himmel auf. Und dies: geben, um selig zu werden, nicht hier, sondern im Himmel, von den Kirchenvätern immer wieder eingeschärft, dies war das Entscheidende – der (religiöse) Egoismus! Feiner, theologisch gesagt: die Werkgerechtigkeit. «Wer einem Armen gibt, leiht dem Herrn und erhält seinen Lohn» – ein Wort des hl. Basilius, durchaus typisch für die Haltung der «Väter». «Alle Aktivitäten wurden von diesem Standpunkt aus beurteilt» (Bogaert)[64].

Und gerade deshalb ist dies ganze christliche Wohltätigkeitsgebaren so widerlich. Es beruht gewöhnlich auf nichts als auf dem Prinzip des do ut des, auf einem (im Grunde alttestamentlichen) Vergeltungsdogma, einer ganz banalen, primitiven, für die Massen aber sehr wirkungsvollen Lohn-Strafe-Moral, die schon Markion mit aller Vehemenz verworfen hat. Immer wieder aber wird im Christentum gerade die heilsvermittelnde Kraft des Almosens, das «pro salute animae!», aufdringlich beschworen; immer wieder besonders in der frühkatholischen Kirche (etwa 150–312) das gute Werk, die «Liebesarbeit», die Wohltätigkeit als sündentilgendes Opfer propagiert. Nur einen Teil, nur einen kleinen Teil ihres Reichtums brauchten die Besitzenden zu spenden, um dafür von Gott belohnt zu werden[65].

Manche verkündeten sogar, was kaum weniger, eher mehr attraktiv gewesen sein dürfte, Gotteslohn schon für diese Welt, wie Bischof Gregor von Nyssa, der jüngere Bruder des Kirchenlehrers Basilius. Gregor weiß zwar, daß die Armen, die Lazari, die Lieblinge Gottes, zu Tausenden vor den Türen von Reichen liegen, die in sybaritischem Luxus leben, weshalb er Abgaben empfiehlt, Wohltätigkeit und gegen Geldgier – Fasten. Doch berichtet dieser Heilige auch, unter Diokletian habe sein Großvater

sein Leben samt seinem ganzen Vermögen verloren, dennoch der «Glaube» den Besitz seiner Erben so wachsen lassen, daß keiner der Familie früher reicher gewesen sei. Nicht genug. Obwohl das Vermögen unter neun Kindern in neun Teilen verteilt worden war, vermehrte Gottes Segen den Teil jedes einzelnen derart, daß jedes Kind ein größeres Vermögen besaß als die Eltern[66].

Immer deutlicher setzt sich im 3., mehr noch im 4. Jahrhundert das Bestreben durch, einerseits weiter die Masse der Armen, das Gros der Christen ja durch alle Zeiten, zu gängeln, andererseits aber die Reichen nicht abzuschrecken. Auch darum erklärt man nun Jesu ethischen Radikalismus als Richtlinie für die «Vollkommenen», die Asketen, die Mönche, was die Reichen nicht zu kümmern brauchte. Nein, allen stehe der Himmel offen, falls sie glauben, «gute» Christen sind[67].

Die «Revolutionäre» retten die Reichen
Die Kirchenlehrer Gregor von Nazianz und Ambrosius von Mailand

Gregor von Nazianz, Sohn eines Bischofs, tadelt zwar den ungerechten Gewinn, geißelt Getreidespekulanten oder Händler, die zwei Maße und zwei Gewichte gebrauchen, er verwirft es, den Mammon um des Mammons willen zu horten und sein Herz daran zu hängen. Doch andererseits, weiß er, segne Gott manchmal Fromme durch Güter. Selber sehr begütert, sieht Gregor im Reichtum eine Gottesgabe. Reichtum mache es dem Menschen möglich, materiell selbständig zu sein und den Notleidenden zu helfen. Allerdings fordert der reiche Heilige keine bestimmte Vermögensquote für die Armen, ja, er animiert nicht einmal sehr zum Almosengeben. «Gib dem Dürftigen nur ein wenig», interpretiert er das Evangelium auf seine Art, «denn nicht wenig ist es für den, der Not leidet». Gegebenenfalls genüge schon der «gute Wille». Auch brauche, wer an das Unglück gewohnt sei – wieder ein nicht zu unterschätzender Vorteil des Armen –, nicht so viel Hilfe wie

einer, der schon vermögend war und dann in Not geriet. So fordert Gregor dazu auf, Unterschiede in der Fürsorge zu machen und die durch ein Unglück, durch Schiffbruch, Raub, die Rücksichtslosigkeit der Wucherer, plötzlich arm gewordenen Reichen besser zu behandeln, ihnen mehr Mitleid, mehr Hilfe zu schenken als den übrigen Armen. Wer seit der Geburt an Elend gewöhnt sei, ertrage es leichter, als wer als Reicher plötzlich seinen Reichtum verliere, weshalb er eben auch bevorzugt werden müsse. Den Armen aber verspricht Bischof Gregor «die höchsten Stellen im Himmelreich, nicht Ämter in dieser kleinen, unbedeutenden Stadt»[68].

Ja, der Himmel, das große Glück der Armen! Auf Erden indes ist es nun einmal, wie es ist, und Gregor ist auch Realist genug, um sich nichts vorzumachen. «Obwohl alle Leute von derselben Haut sind, kommt es jenen zu zu herrschen, diesen, beherrscht zu sein; zu jenen gehört es, Tribute festzusetzen, zu diesen, Tribute zu zahlen; die ersten entgehen straflos, wenn sie Unrecht tun, den zweiten bleibt es, alles zu tun, um am wenigsten zu leiden»[69].

Auch Gregors Kollege, der Mailänder Bischof und Kirchenlehrer Ambrosius, ist nüchtern genug, um die Dinge zu sehen, wie sie sind, das heißt die übliche Sozialpolitik seiner Kreise zu treiben. Gar mannhaft tritt er für die Armen ein, ohne es je mit den Reichen zu verderben, auf deren Seite er schon aufgrund seiner Herkunft und Stellung steht. Ohne Zweifel gehört Ambrosius von Mailand zu den markigsten Lavierern, die Kirche und Welt je gesehen haben.

Einerseits verurteilt der populäre Bischof mitunter hart Reichtum und Geld, attackiert er gelegentlich kraftvoll die Reichen, ja leugnet entschieden, daß Privatbesitz in der Natur begründet sei. «Nahrungsmittel hat sie bereit gestellt . . ., hat diese Dinge allen gemeinsam geschenkt, damit du dir nicht etwas als Eigentum anmaßt» (haec communia dedit ne tibi aliqua velut propria vindicares). Jedes Privateigentum sei gegen die Natur, beruhe auf Anmaßung und Habsucht. Nach Gottes Ratschluß sollte die Menschheit in Gütergemeinschaft leben, die Erde gemeinschaftlich besitzen. «Die Natur schuf das Recht des gemeinsamen

Eigentums, die Usurpation machte daraus das Recht des Privateigentums.» Nach dem «engagierten Fürsprecher der Armen und Unterdrückten» (Wacht) liegt also die Gütergemeinschaft in der Absicht des Schöpfers, ist Privateigentum mit dem göttlichen Gesetz unvereinbar, nicht naturgemäß. «Es ist nicht dein Eigentum, das du unter die Armen verteilst, es ist das ihre, das du ihnen nur zurückgibst. Denn du hast zu deinem privaten Gebrauch an dich gerissen, was allen zum Nutzen für alle anvertraut ist. Die Erde gehört allen und nicht den Reichen.»

Das hört sich radikal an, fast revolutionär. Doch dieser Heilige, der einer der ersten römischen Familien entstammte – sein Vater war Regierungschef für Gallien –, auch selber beste Beziehungen zu den Kaisern unterhielt, zeitweise täglich mit ihnen verkehrte, sie nicht selten dirigierte (I 399 ff), wollte natürlich nicht wirklich Gütergemeinschaft, sondern forderte nur Wohltätigkeit. Grundbesitz bewertet er durchaus positiv. Und Reichtum an sich sei keinesfalls verächtlich, sei gar nicht schlecht, im Gegenteil ein Geschenk Gottes, ein Reisegeld (viaticum) zum ewigen Leben, wenn man ihn richtig gebraucht, den Armen hilft.

Ambrosius will selbstredend nicht Kampf gegen die Reichen, will nur ihr Almosen. «Wer im Reichtum sich bewährt», lehrt er, «ist wahrhaft vollkommen und des Ruhmes würdig». Auch sei im Namen des Herrn der Arme sicher wie der Reiche, der Schwache wie der Mächtige, der Taglöhner nicht prinzipiell vom Großagrarier verschieden, da doch auch dieser ein «Lohnarbeiter Christi» sei (was man noch ganz ähnlich bei dem privaten Großkapitalisten Papst Pius XII. liest). Den Armen müsse auch gar nicht sein Elend grämen, seine Dürftigkeit. «Niemand klage über seine Not, daß er sein Haus mit leerem Beutel verlassen mußte! Ärmer noch ist die Schwalbe. Keinen Heller besitzend ist sie nur überreich an Mühe ...» Einer der berühmten ambrosianischen Vergleiche aus der Tierwelt. Denn wie der Vogel Phönix ein Beweis für die Unsterblichkeit ist, der Geier für die Jungfrauschaft Mariens, die Turteltaube für wahre Witwentreue etc. (S. 371 ff), so ist die Schwalbe noch ärmer als der Ärmste – und baut doch ihr Haus. Ohne einen Heller!

Ganz selbstverständlich setzt der Kirchenlehrer die Privateigentumsordnung voraus, akzeptiert er den wirtschaftlichen Status quo und erklärt ihn durch den Sündenfall – seinesgleichen kommt nie in Verlegenheit. Zumal die Kirche hat natürlich gerechten Besitz, da sie dem Nächsten diene und alles verwende für die Armen! Für sich, behauptet Ambrosius allen Ernstes, besitze sie nichts als den Glauben. «Nihil ecclesia sibi nisi fidem possidet . . .»[70]

Der Fast-Sozialist Kirchenlehrer Johannes Chrysostomos und sein Jünger Theodoret

Selbst der stark sozial empfindende Johannes Chrysostomos treibt im Grunde das schäbige Spiel seiner Kollegen – wie heute noch manch hochbewunderter Bischof Lateinamerikas.

Auf der einen Seite ist der Heilige ein Hirte, der in der Gütergemeinschaft die adäquate und naturgemäße Form menschlichen Lebens, im Eigentum der Reichen das Gut der Armen sieht, nach dem man ohne Ungerechtigkeit weder reich werden noch reich sein kann; der zuweilen eine Art kommunistisches Evangelium verkündet, alle Dinge «in kommunistischer Weise zu besitzen» lehrt; der schreibt: «ohne Ungerechtigkeit kann man weder reich werden noch in Ehren reich sein», so daß man ihn mitunter einen «Kommunisten» oder «Sozialisten» nennt. Er weiß wirklich oder predigt doch, daß Geldgier ein unnatürlicher Trieb sei, eine Pest, die alle mehr oder weniger ergriffen, die Welt zerrüttet, versklavt habe, daß sie die Menschen «töricht» mache, «unvernünftig», «frech und hündisch, ja noch schlimmer als Hunde» (als wären ausgerechnet Hunde schlimm!), «sie macht sie aus Hunden zu Teufeln». Vermögen sieht er nicht selten durch Unrecht zustande gekommen, durch trickreiche Handels- und Geldgeschäfte, Richterbestechung – «Die da Recht sprechen sind nur dem Namen nach Richter, in Wahrheit aber sind sie Diebe und Mörder». Ver-

mögen entstünden häufig durch Erbschleicherei, durch Wucherzinsen, Spekulationen bei Hungersnot; die Geld-, die Besitzgier löse Streit aus, Raub, Mord, Krieg. So rät er, sein Geld nicht zu schonen, alles den Brüdern zu geben oder wenigstens mit dem Bedürftigen zu teilen, ihm die Hälfte, ein Drittel als Seelteil zu schenken. Wohltätigkeit nämlich tilgt Sünden, nehmen die Armen doch mit dem Geld auch die Sünden dessen weg, der Geld gibt[71].

Im allgemeinen freilich fordert der Kirchenfürst nicht vom Reichen sein Kapital. Nie hat er das Recht auf Privateigentum preisgegeben, nie im Reichtum an sich ein Unrecht gesehn, sondern nur in dessen ungerechtem Gebrauch, womit er die bis heute übliche Lehre und Taktik vertritt. Er suchte das Los der Armen durch Barmherzigkeit zu bessern, nicht durch Beseitigung der Ungerechtigkeit. Er suchte «das rechte christliche Wort» für beide Teile, die Ausbeuter wie die Ausgebeuteten: die einen sollten sich mäßigen im Genuß, ohne Arroganz sein, ohne die maßlose Verachtung der Armen, der körperlichen Arbeit; die anderen sollten dafür mit Freude, sollten um so williger schuften – natürlich für ihre reichen Brüder! «Habe nicht im Auge, daß du einem Menschen dienst, sondern Gott, und daß du dem Christentum Ehre machen mußt. Dann wirst du dich zu allem leicht verstehen: zum Gehorsam gegen deinen Herrn und zur Ertragung seiner plötzlichen Launen und Leidenschaften. Bedenke, du erweisest nicht ihm einen Gefallen, sondern du erfüllst einen göttlichen Befehl: so wirst du alles mit Leichtigkeit ertragen . . . Einen solchen Dienstboten, der so willig und gut ist, wird Gott zu sich nehmen und ihn mit leuchtenden himmlischen Kränzen belohnen.»[72]

Der höchste Repräsentant des Katholizismus im Orient wußte dem Knechts- und Sklavenlos der Massen, das er so oft mit so eloquentem Mitgefühl schildert, doch auch verdächtig viel Gutes nachzurühmen. Ständige körperliche Arbeit, schrieb er, nütze der Gesundheit sehr. Zudem erhöhe sie die Körperkraft, mache Arbeit die armen Frauen attraktiver als die reichen. Auch Naturschönheit, die Pracht der Sonne und Sterne, genießt der einfache Mensch mehr als der Reiche, dessen Leben sich zwischen Saufen abspiele und Schlaf. «Und betrachtet man die Luft, so wird man

finden, daß der Arme sie reiner und reichlicher genießt». «Oft kann man sehen», behauptet der berühmte Kirchenmann, «wie ein Millionär den glücklich preist, der in der Werkstatt steht und von seiner Hände Arbeit sich seinen Lebensunterhalt verschafft». Doch nicht nur dies. Der liebe Gott, lehrt Chrysostomos, habe in seiner Menschenfreundlichkeit verfügt, «daß das Vergnügen nicht für Gold und Silber käuflich ist, sondern nur für Mühe und Drangsal und Not...». So schlafen zwar die Reichen auf weichem Pfühl, in Luxusbetten, aber: «Sie bleiben oft die ganze Nacht auf ihren Pfühlen schlaflos und kommen nicht zum Genuß eines solchen Vergnügens, soviele Künste sie auch anwenden. Der Arme aber hat, wenn er von seinem harten Tagwerk abläßt, ermüdete Glieder, und kaum hat er sich niedergelegt, überkommt ihn ein vollständiger, süßer und tiefer Schlaf, und darin empfängt er einen nicht geringen Lohn für seine rechtschaffenen Mühen.»

Und wie beim Schlaf, so im Grunde auch beim Essen, Trinken, überall geht es den Armen besser. Die Reichen schwelgen zwar, mästen sich von Tag zu Tag. «Doch das kann auch am Tisch der Armen sich ereignen, ja diese kann man sogar bei größerem Genusse sehen als alle Reichen zusammen»; denn nicht die Beschaffenheit der Speisen sei entscheidend, sondern die Stimmung der Speisenden. Wieder ein enormer Vorteil der Armen. Ja: «Ein großes Gut ist nicht Besitz von Schätzen, sondern Gottesfurcht und Frömmigkeit... So viel Geld liegt verwahrt, und es nützt zur Abwendung der auf uns lastenden Übel weniger als Kot...» – wenn es uns nicht gehört, ganz recht. Dagegen «sieh», ruft der kirchenfürstliche Sozialfachmann, «wenn jetzt einer gerecht ist und voll fester Zuversicht zu Gott, und wäre er auch der ärmste unter allen Menschen: es reicht hin, dem vorhandenen Mißgeschick ein Ende zu machen. Es genügt, daß er die Hände zum Himmel ausstreckt und Gott anruft, und die Wolke wird vorübergehen.»

So einfach alles, so wunderbar. Kirchenlehrer Chrysostomos, der «Großstadtapostel», «Anwalt des Volkes», der erste «Erwekker des sozialen Gewissens», kennt so viele und große Vorteile der ausgebeuteten Klasse, daß er sich fragen kann: «Wenn nun der

Arme mit größerem Vergnügen schläft und trinkt und ißt, was ist dann der Reichtum noch wert?» Und in der Tat ergibt ein Resümee seines sozialen Evangeliums: «In den wichtigsten Dingen ist ohnedies arm und reich gleichgestellt: sie alle haben in gleicher Weise an Wasser und Luft, kurz an der ganzen Natur teil, sie alle haben an sich gleiche Möglichkeit, die ewige Seligkeit zu erlangen.»[73]

Nicht genug! Johannes Chrysostomos hat, wie viele Kirchenväter, die körperliche Arbeit, die angesichts der ganzen antiken Verhältnisse von Platon und Aristoteles bis zu Cicero, Vergil mit Recht wenig geachtet war, die im Gegensatz zum aristokratischen und geistigen Mußeideal des Altertums stand, als unehrenhaft galt, Schmach, jetzt christlich motiviert und gewürdigt. Er hat die Arbeit als Mittel zur Selbsterziehung, zum Tugendleben propagiert, von den christlichen Massen sogar vermehrten Arbeitseifer, erhöhte Arbeitsleistung verlangt, besonders in zweifacher Hinsicht: zur Unterstützung der Arbeitsunfähigen – und des Klerus! «Darum befiehlt Paulus, nicht nur einfach zu arbeiten, sondern mit Mühe, damit man von seinem Erwerb auch den Nebenmenschen unterstützen könne». Und schrieb deshalb nicht auch Kirchenlehrer Basilius: «Wie man jeden Tag essen muß, so muß man auch jeden Tag arbeiten»? Diese neue Verklärung der Arbeit, ihre religiöse Sinngebung, ihr (sittlicher) Pflichtcharakter – später noch eifriger im Protestantismus gepflegt (wo Luther den schwachsinnigen Vergleich fand: «Der Mensch ist zur Arbeit geboren, wie der Vogel zum Fliegen») –, diese noch heute unsere Wirtschaftswelt beherrschende Idee vom angeblich hohen sittlichen Wert der Arbeit kam natürlich den Arbeitgebern zugute, den Herren, Klerus und Adel, später dem Bürgertum, während die Massen bettelarm blieben durch das ganze Mittelalter, bis tief in die Neuzeit hinein, weithin bis heute[74].

Bei aller Begünstigung der Armen freilich, dies konnte auch dem hl. Kirchenlehrer nicht verborgen bleiben, suchten selbst die Armen manchmal Leid und Kummer heim. Doch das, erklärt er behend, gibt es überall. «Trübsal ist uns allen gemeinsam», schreibt er. «Es gibt überhaupt keinen Menschen ohne Trübsal

und Elend: der eine hat ein kleineres, der andere ein größeres Kreuz. Also seien wir nicht kleinmütig, glauben wir nicht, wir hätten allein Ungemach zu erdulden ... die Menschen sind ein unzufriedenes, mit ihrem Schicksal haderndes, schwermütiges Geschlecht»[75].

Ganz in die Fußstapfen seines Meisters und Landsmannes Chrysostomos tritt Kirchenvater Theodoret, seit 423 Bischof der kleinen Stadt Cyrus bei Antiochien. Ja, indem er von der arbeitenden Klasse eher mehr verlangt, die Oberschicht aber kaum noch kritisiert, geht er über Chrysostomos hinaus und repräsentiert denn auch in moderner kirchlicher Sicht «den Höhepunkt der altchristlichen Arbeitswertung» (Holzapfel).

Die körperliche Arbeit, die Knechtsfron, wird bei Theodoret stark metaphysisch fundiert, als Resultat göttlicher Fügung verstanden, wird ein christliches Ideal, in Christus verdienstlich – «seinetwegen halten sie ihre traurige Lage für Wonne und das mühevolle Tagwerk gleich dem angenehmsten Schlaf», behauptet Theodoret von den Armen, den Bauern, Handwerkern, Arbeitern. Ihr Elend erklärt er als «Folge des Sündenfalls», ihr eigentliches Glück, der wahre Lohn ihrer «Tugend», sei die über bloße Pflichtübung hinausgehende Hingabe an die Arbeit. So lobt er jene, die ihr Dienstverhältnis «mit innerem Eifer erfüllen, die nicht des Zwanges bedürfen, sondern aus Neigung ihre Pflicht tun und dem Dienst ihrer Herren zuvorkommen»[76].

Man sieht schon das entscheidend Neue im Hinblick auf die Arbeit: sie soll nicht mehr, wie vordem, widerwillig hingenommen, sondern sie soll *gern* getan werden – für den Herrn und für die Herren! Um so lieber sogar, als es ja den Herren schlechter geht als der «dienenden Klasse». «Bedenke, daß auch viele Herren ebensoviel wie die Knechte arbeiten müssen, ja noch mehr als diese, wenn man auch die Sorgen mit in Anschlag bringt ... Die Arbeit ist den Knechten und Herren gemeinsam, aber nicht die Sorgen. Wenn nun die Knechte und die Herren arbeiten, die Herren aber obendrein noch von Sorgen umlagert sind: warum sollte man diese nicht zu den Unglücklichen rechnen?»[77]

Reichtum und Armut gehören auch für Bischof Theodoret zur

Harmonie der Weltordnung Gottes. Er hat all dies weise vorherbestimmt. Und so verteidigt Theodoret mit aller Energie alles: die Reichen, einen gewissen Luxus – und die Notwendigkeit der Armut. «Warum nun seid ihr unwillig, daß ihr nicht alle Krösus, Midas oder Darius geworden seid?» fragt der Bischof – als hieße die Alternative: Krösus oder Bettler, alles oder nichts. «Wie können denn alle reich sein? . . . Wer würde dienen mögen, wenn einer ebenso großen Überfluß besäße als der andere? . . . Wer hält sich in Steinbrüchen auf und liefert Bausteine, wer fügt diese haltbar und zierlich ineinander und richtet Häuser auf, wenn ihn nicht Armut drückt und zur Arbeit anhält?» Zur Musik, weiß Theodoret, gehören viele Töne, und viele Farben erst ergeben ein Gemälde; auch herrsche große Mannigfaltigkeit unter den geometrischen Formen. Und wie es Unterschiede gibt in Musik, Malerei, Geometrie, so eben auch in der menschlichen Gesellschaft. «Der Lenker des Alls hat ganz mit Recht den einen Armut, den anderen Reichtum zuerteilt». «Bewundere denjenigen, der dies so weise eingerichtet hat, einem Teil Reichtum, dem andern Handwerkskönnen verleiht». Und in den wichtigsten Lebensgütern – Wasser, Luft: siehe Chrysostomos! – sind ohnehin arm und reich gleichgestellt: «noch einmal», wie man in der Mitte des 20. Jahrhunderts rühmt, «ein Bischof von großem Format»[78].

Indes, das größte Format und selbstverständlich auch die größte Wirkung hat auch in dieser Hinsicht Augustinus.

Kirchenlehrer Augustin propagiert die «arbeitsreiche Armut»

Für Augustinus, dessen Denken derart vom Gottesgedanken beherrscht wird, daß seine Philosophie im Grunde nichts anderes ist als Theologie, stand Gott ganz im Mittelpunkt und somit auch sein eigenes Ich. Denn nur dieses Ichs, dieser hybriden Egozentrik wegen, die auf ewigen Lohn hofft, ewige Strafe fürchtet, kümmerte er sich so unentwegt und angelegentlich um Gott.

Ein so extrem gott- und selbstbezogener Geist kann von vornherein kein wirklich ethisch denkender, sozial empfindender Mensch sein. Anders als einige Kirchenväter rechtfertigt Augustin denn auch ausdrücklich die bestehenden gesellschaftlichen Unterschiede. Er sieht sie als notwendig, nützlich an, mögen sie auch aus Gewalt und Krieg hervorgegangen, mögen sie weiter Ursachen von Streit und Krieg, Mord und Sünde sein. Demgemäß muß es natürlich auch Eigentum geben: Privat-, Staats-, nicht zuletzt Kircheneigentum. Geld und Güter sind, nach Augustin, Gaben Gottes, Gott hat den Reichtum verteilt. Doch mache nicht materieller Wohlstand ein Volk glücklich: glücklich das Volk, dessen Gott der Herr ist[79].

Der Herr aber, das ist nicht der Herr der Bibel, der Herr, das sind die Herren immer selbst. So entkräftet Augustin die «Heilige Schrift» mit jener grandiosen Augenwischerei, die bei den Theologen längst im Schwang ist. Die Bergpredigt besagt somit nur, vom Überfluß zu geben, wenn dringende Notwendigkeit dies gebietet. Das Wort vom «ungerechten Mammon» (mammon iniquitatis) drücke aus, daß Geld nicht den ganzen Lebensinhalt bilden dürfe; der Befehl an den reichen Jüngling, alles zu verkaufen, sei nicht allgemein, sondern persönlich zu verstehen, allein auf diesen Fall bezogen; die bekannte Geschichte des Kamels, das eher durch ein Nadelöhr gehe als ein Reicher in den Himmel, mache Reichen den Zugang zum Paradies nicht unmöglich, deute bloß die Schwierigkeiten an. Auch der Handel, zwar von den meisten «Vätern» gleichfalls gebilligt, wenn auch nicht ohne Einschränkungen oft, wird von Augustin besonders großzügig anerkannt. Es gebe ebenso gute Händler (boni negotiatores) wie gute Handwerker und Bauern, die Gewinnspanne sei legitimer Lebensunterhalt des Kaufmanns, und Lüge und Meineid gehörten nicht notwendig zum Geschäft. (Kirchenvater Salvian von Marseille sieht es anders: nach ihm ist das Leben aller Geschäftsleute nichts als Betrug und Meineid.)[80]

Für Augustin, der ganz entschieden auf der Seite der besitzenden und herrschenden Klasse steht, ist wirtschaftliches Elend kein Unglück, kommt es nicht auf materiellen, sondern den inneren

Reichtum an, den Segen des Himmels. Der reiche Abraham und der arme Lazarus waren beide «reich» vor Gott.[81]

Der Grundbesitz der Kirche, angeblich eine große Last, wird als «Eigentum der Armen» verteidigt, der Kirche durch kaiserliches Recht zu eigen, weshalb sie auch, wie jeder, ihre Rechte geltend machen könne. Reichtum ist für den Bischof von Hippo, ob ehrenhaft erworben, ob ererbt, durchaus erlaubt, weder, wie für andere Kirchenväter, eine usurpatio noch eine praesumptio, ist er vom Staat anerkannt. Geld besitzen die Guten wie die Bösen, es macht nicht an sich gut oder schlecht, glücklich oder unglücklich. Nicht Geld sei zu tadeln, sondern die Habgier (non facultates sed cupiditates). Augustin bekämpfte die Manichäer, die das Geld selbst für etwas Schlechtes hielten. Und er attackierte die Pelagianer, nach denen ein Reicher nur selig wurde, verzichtete er auf seinen Besitz. Lang und intensiv hat Augustin gerade Pelagius befehdet, gewiß aus dogmatischen Gründen. Doch kamen beide kaum zufällig mit der vielleicht reichsten Familie des Römischen Reiches, der hl. Melania und ihrem Mann Pinianus, in engeren Kontakt. (Der Verkauf der in allen Teilen des Imperiums liegenden latifundia dieser Multimillionäre nahm 13 Jahre in Anspruch, von 404–417.) Und zumindest Augustin hat die Superreichen sehr umworben (I 492 ff), während für Pelagius ein Reicher kaum wirklich Christ sein konnte, für jeden Reichen, nach Lk. 18,25, der Himmel verschlossen war[82].

Augustin betont zwar gern: die Reichen müssen Gefühle der Menschlichkeit entwickeln, müssen ihren Reichtum auch für die Notleidenden verwalten, müssen mildtätig sein, den Armen helfen – doch freilich nicht zu sehr! Mit Rücksicht vielmehr, mit Klugheit, der Zeit und den Umständen entsprechend. Es genüge schon, der härtesten Not etwas abzuhelfen. Natürlich dürfen Reiche «standesgemäß» leben, dürfen mehr behalten als sie brauchen, wenn sie die Armen nur nicht ganz vergessen. Bediene dich des Überflusses, rät Augustin dem Reichen, und gib dem Armen das Geringe. Ja, ungezählt seien die Fälle, wo man jede Bitte um Hilfe abschlagen dürfe, müsse sogar, werde nämlich «ein höheres Gut» (wessen wohl!) verletzt. Interessant in diesem Zusammen-

hang ist sein Rat an den Diakon Eraclius, sein Vermögen nicht zu verteilen, sondern ein Landgut zu kaufen und es später der Kirche zu übereignen[83].

Reichtum, für Augustin durchaus ein Gut, muß freilich nicht glücklich machen, o nein. Dagegen kennt der Bischof Arme, die glücklich sind. Von Landarbeitern, Sklaven und anderen «einfachen Berufen» meldet er um das Jahr 400: «Sie sind in harten, allerdings auch desto glücklicheren Verhältnissen aufgewachsen». Unermüdlich ist der Heilige bestrebt, den Armen ihr Glück darzutun, die Armen auch zu dämpfen, zu beruhigen, sie zu willigen Untertanen, Knechten, brauchbaren Objekten der Ausbeutung zu erziehen. Unermüdlich warnt er sie vor Habsucht, dem Reichwerdenwollen. Eine schreckliche Sache. Denn beiseite, daß ohnedies alles Gott gehöre, sei das Reichsein gar nicht so schön, der Besitz befriede nicht, o nein. Der Arme schlafe viel ruhiger als der von Sorgen gequälte Reiche. Auch schmecke gerade dem Hungernden schon ein einfaches Mahl – ein Genuß, von dem der Reiche keine Ahnung hat! «Verachte nicht die barmherzigen Reichen, die demütigen Reichen», ruft Augustin, «denn wenn der Reiche demütig ist, um wie viel mehr muß es der Arme sein»[84].

In der Tat, dafür hatte man stets gesorgt. Denn teilen die Armen auch mit den Reichen den Himmel, so doch nicht die Welt. Auf dieser sollen sie sich, meint Augustin, mit dem begnügen, was sie haben. Sie sind geradezu verurteilt, «im ewig gleichen unverändert harten Joch des niederen Standes» zu bleiben. Sie müssen dem Ideal der «arbeitsreichen Armut» (laboriosa paupertas) nachleben. Sie sollen arm bleiben und viel arbeiten – einer der «wesentlichsten Ratschläge» (Diesner) Augustins an die Armen![85]

Es bedarf keines Wortes, daß Augustin die Arbeit schätzt. Wurde sie doch gerade vom Christentum als positiver Wert gelehrt und als Pflicht, als sittliche Gewissenspflicht, fortwährend eingeschärft, natürlich vor allem den ärmsten Klassen, denen Augustin ja auch die «laboriosa paupertas» anpreist, die nie Sünde sei, wohl aber «Züchtigung der Sünder» (coercitio peccatorum), ein Mittel zur Vervollkommnung und damit letztlich zur ewigen Seligkeit. Wie sehr jedoch der Arme auch Gelegenheit hat, durch

Arbeit Sünden abzudienen, sich den Himmel zu erobern – ausführlich legt Augustin dar, daß die geistlichen Lehrer, die Priester, von der Verrichtung körperlicher Arbeit entbunden sind – «mit vollem Recht»! Und ebenfalls davon befreit sind Männer der oberen Stände, die gewöhnlich mit viel Geld und Besitz ins Kloster eintreten. Der untere Stand und überhaupt alles Untere der menschlichen Gesellschaft aber muß arbeiten. Dabei feiert der Kirchenlehrer mit herrlichen Worten besonders die Landarbeit, die man damals am nötigsten hatte, und die ja schon Adams Beschäftigung im Paradies gewesen. In rechter Gesinnung verrichtet freilich, führt jede Arbeit, auch die geringste, zu Gott. Und da verschwindet denn auch jeder Klassengegensatz, jeder Unterschied von knechtlicher und freier Arbeit. «So erhebt das gottbezogene Denken Augustins die Arbeit in die Sphäre der Übernatur», schwärmt die von der Universität Würzburg gekrönte – mit kirchlichem Imprimatur versehene – Preisschrift des katholischen Theologen Holzapfel, dessen Vorwort beginnt: «Wir stehen im Anbruch einer neuen Zeit, ein neues Lebensethos erwächst aus unserem Geschlecht. Was an der vergangenen Epoche hohl und morsch gewesen, bricht zusammen». 1941![86]

Augustin weiß auch, wie der Arbeiter sich sein hartes Los erleichtern kann. Vermag er doch dabei «geistliche Lieder zu singen und so die Mühe selbst gleichsam durch einen göttlichen Rudergesang zu versüßen». (Vielleicht erinnerte sich der Heilige hier an seinen Jugendfreund Licentius, der auf dem üppigen Landgut in Cassiciacum, wo sie zusammenlebten, noch auf der Toilette Psalmen sang – aber die jeweiligen Geschäfte waren doch sehr verschieden.)

Auf die erbauliche Möglichkeit, singend sich die harte Arbeit zu versüßen, weisen natürlich auch andere «Väter» hin. Zum Beispiel der um 450 gestorbene, großes Ansehen genießende Petrus Chrysologus, Erzbischof von Ravenna: «Die sich schweren Arbeiten unterziehen müssen, suchen sich durch Gesang darüber hinwegzutrösten». Oder Kirchenlehrer Hieronymus, der in Bethlehem behauptet: «Wohin du blickst, siehst du den Landmann, der den Pflug lenkt und dabei sein Alleluja singt. Der Schnitter,

dem der Schweiß von der Stirne rinnt, macht sich die Arbeit leichter, indem er sie mit Psalmen begleitet. Der Winzer, der mit der Hippe die Reben beschneidet, läßt eines von den Liedern Davids erklingen». Augustin erinnert auch an Jesus, der sein Joch, seine Bürde leicht nannte, und fügt hinzu, die durch den Heiligen Geist in die Herzen ausgegossene Liebe bewirke überdies, «daß man das Befohlene liebt, und so ist nichts hart und schwer, wenn man unter diesem einen Joch mit reinem dienstwilligen Nacken einhergeht»[87].

Derart betrachtet Augustin das gesamte Wirtschaftsleben «vom ethisch-religiösen Gesichtspunkt» aus, zeigt er «für das soziale Moment», wie man noch im 20. Jahrhundert rühmt, «einen besonders klaren Blick und ein ausnehmendes (!) Verständnis» (Schilling) – und Jahrhundert um Jahrhundert wird die Kirche seine Gedanken wiederholen und realisieren[88].

Der Heilige war im Lauf seines Lebens immer härter geworden. Der Verzicht auf die irdische Liebe, einst so genossen (I 462 f), zeitigte wohl manche Kompensationen. Jedenfalls vertrat Augustin eine unerbittliche Autorität, auch eine «Erziehung durch Schicksalsschläge» (per molestias eruditio) – und durch andere Schläge: «Wenn aber ein Hausangehöriger durch Ungehorsam den Hausfrieden stört, so wird er zurechtgewiesen durch Scheltworte oder Schläge oder sonst eine gerechte und erlaubte Strafart, so gut es eben Gesetz und Herkommen unter den Menschen gestatten, und zwar zu seinem eigenen Besten, damit er sich dem Frieden, von dem er abgewichen war, wieder füge». Einfach alles – so möchten es die Priester heute noch – soll sich der Kirche, der «Mutter der Christen», unterordnen: «Du bist es (Kirche), welche erzieht und unterrichtet . . ., indem du dich nicht nur nach dem Alter des Körpers, sondern auch des Geistes richtest. Du läßt sich die Frauen in keuschem und treuem Gehorsam ihren Ehemännern unterordnen. Du verleihst den Männern Gewalt über ihre Frauen. Du unterwirfst die Kinder ihren Eltern im Sinne völliger Dienstbarkeit und setzt die Eltern über ihre Kinder im Sinne frommer Herrschaft . . . Du bringst dem Sklaven bei, sich an ihre Herren zu binden, und zwar nicht so sehr aus der Notwendigkeit

ihrer Lage heraus, sondern wegen des reizvollen Charakters der Pflicht ... Du lehrst die Könige, über ihre Völker zu wachen, und ermahnst die Völker, sich ihren Königen zu unterwerfen»[89].

Alles muß sich unterwerfen, alles muß leiden nach dem größten katholischen Kirchenlehrer, der sogar in seiner Polemik gegen den jungen Bischof Julian von Aeclanum, dem einzigen, ihm einigermaßen gewachsenen Gegner (I 501 ff), sich zu dem Satz hinreißen ließ: «Der katholische Glaube ist derart, daß er die Gerechtigkeit Gottes selbst angesichts all der von kleinen Kindern erduldeten Leiden und Qualen noch bejaht ...»[90]

DIE KIRCHLICHE PRAXIS

«Keiner ist unter uns, der nicht in allen Augenblicken darnach strebte, mehr zu haben, als er hatte ... So ist es schon so weit, daß die Speicher der wenigen voll Getreide sind, während der Magen der allermeisten leer bleibt». Kirchenvater Zeno, Bischof von Verona[91]

«Auch in der Kirche hat das Geld eine wichtige Rolle gespielt ... Mit dem Geld ist aber auch das Verderben, die Geldgier, in die Kirche eingedrungen ... Mit dem Reichtum ist die Geldgier auch in die Klöster hineingekommen». R. Bogaert[92]

«Verschwunden und längst vorüber ist jene herrliche, alles überragende, beseligende Kraft der Frühzeit deines Volkes, Kirche ... Jetzt ist auf all dies Habsucht, Begehrlichkeit, Raubgier gefolgt und ... Neid und Haß und Grausamkeit, Verschwendung und Schamlosigkeit und Verworfenheit ...; je mehr die Macht zunahm, desto mehr nahm die Zucht ab». Kirchenvater Salvian von Marseille[93]

«Und ernste, urteilsfähige Zeitgenossen machen kein Hehl daraus, daß viele Bischöfe und Geistliche von den Übeln der Zeit, dem Machthunger, der Habgier, der Käuflichkeit und der Gleichgültigkeit gegen Recht und Unrecht ebenso angesteckt waren wie die Leute in den staatlichen Ämtern». Heinrich Dannenbauer[94]

«Wir brennen wahrhaftig vor Geldgier, und indem wir gegen das Geld wettern, füllen wir unsere Krüge mit Gold, und nichts ist uns genug». Kirchenlehrer Hieronymus[95]

«Dem entspricht, daß es bis heute keine Gesamtdarstellung der Wirtschaftsgeschichte der Alten Kirche gibt, wofür doch reiches Quellenmaterial zur Verfügung stünde». Reinhart Staats (1979)[96]

Geld für die Boten des Evangeliums, besonders für die Bischöfe

Trotz des evangelischen Armutsideals besaßen die christlichen Gemeinden früh eigenes Vermögen, das aus den verschiedensten Quellen zusammenfloß, ohne daß die Kirchenschriftsteller darüber viele Worte verloren. Doch spielte Geld von Anfang an eine wichtige Rolle. Eine Kirchensteuer zwar gab es in den ersten Jahrhunderten nicht. Man mahnte aber die Gläubigen seit dem Beginn des Christentums, freiwillige Abgaben zu leisten, wobei das Vorbild die jüdische Tempelsteuer war. Schon die Urgemeinde in Jerusalem verfügte über einen «Kirchenschatz» (Plöchl), der aus freiwilligen Spenden ihrer Mitglieder bestand. Zu den Groschen der Armen kamen dann allmählich die Spenden der Reichen, zumal bei deren Eintritt in die Kirche[97].

Durch Tertullian wissen wir, daß jeder Christ eine Art Mitgliedsbeitrag in «eine Art Kasse» zahlte; selbstverständlich freiwillig und nicht so, «als wäre die Religion käuflich. Ein bescheidenes Scherflein steuert jeder einzelne bei an einem bestimmten Tag im Monat oder wenn er will und falls er überhaupt will und falls er überhaupt kann». Tertullian nennt dies «gewissermaßen Darlehen (deposita) der Frömmigkeit», wie das ähnlich Irenäus umschreibt, nach dem der Spender über ein Guthaben im Himmel verfügt, das dort wieder Zinsen einbringe – ein lukratives Unternehmen[98].

Bereits in ältester Zeit setzte sich das Vermögen der Gemeinden aus Bargeld, anderem beweglichem Gut sowie aus Immobilien zusammen. Und mit der Bildung des Vermögens legte man dies auch an, vor allem durch den fortgesetzten Erwerb von Grundbesitz, der «schon in den frühesten Anfängen» (Wieling) überliefert ist, aus Schenkungen stammend oder Erbschaften. Zuerst kaufte man eigene Begräbnisplätze, dann Landgüter, Miethäuser. Und mit den Erträgnissen derselben kaufte man weiter[99].

Die Priester lebten in den beiden ersten Jahrhunderten von den

Almosen ihres Anhangs: freiwilligen Abgaben in Naturalien und Geld, den gottesdienstlichen Kollekten. Und natürlich forderten sie selber stets nachdrücklich dazu auf.

Bereits Paulus verlangt – im strikten Gegensatz zu Jesus! – für die Boten des Evangeliums Geld (S. 435 f).

In der «Didache» wird die regelmäßige Abgabe eines Zehnten schon im frühen 2. Jahrhundert erhoben. Die Christen sollen die «Erstlinge von Erzeugnissen der Kelter und der Tenne, von Rindern und Schafen» den Propheten geben, die zu kritisieren als Sünde gegen den Heiligen Geist gilt! «Wenn ihr aber keinen Propheten habt, so gebt sie den Armen». Doch zuerst kommen die Propheten, die Herren selbst. Ebenso soll man mit Brot, Wein, mit Öl verfahren. Nicht genug: «Von Silbermünzen und Kleidung und jeglichem Besitz nimm den Anbruch nach deinem Gutdünken und gib ihn nach der Vorschrift»[100].

Den Priestern, fordert Bischof Cyprian, muß jede Sorge für ihre materiellen Bedürfnisse abgenommen werden. Auch nach seinem Zeitgenossen Origenes, dem bedeutendsten frühchristlichen Theologen, haben die Laien für den Unterhalt des Klerus aufzukommen. Der 428 gestorbene Kirchenvater Theodor von Mopsuestia – ein Bischof, dessen «große(s) Verständnis für die soziale Ordnung und das gottgewollte Berufsleben» der preisgekrönte Theologe Holzapfel noch Mitte des 20. Jahrhunderts rühmt – lehrt eindringlich: «Die Heiligen, die Lehrer der Kirche, sind von dem Erwerb des Unterhalts frei. Umsomehr (!) aber müssen dann die anderen Gläubigen ermahnt werden, dafür Sorge zu tragen». Und selbstverständlich betont auch Kirchenlehrer Augustinus, der Apostel Paulus erlaube «nicht nur, daß die guten Gläubigen für die Bedürfnisse der Heiligen Sorge tragen, sondern er fordert sie sogar dazu als zu einem sehr heilsamen Werk auf». Immer und stets müssen die Laien «Sorge tragen» – damit der Klerus die Sorge los ist ...[101]

Der Empfänger aller kirchlichen Einnahmen wurde im 2. Jahrhundert der Bischof. Er hatte sich allmählich mehr und mehr an die Spitze geschoben, hatte die zunächst bestimmenden Apostel, Propheten und Lehrer sich untergeordnet oder verdrängt (II 67)[102].

Bereits bei Bischof Ignatius von Antiochien (I 155 ff) ist der Bischof der Inbegriff der Gemeinde, der Empfänger himmlischer Offenbarungen, das Abbild Gottes. «Es ist klar», lehrt Bischof Ignatius, «daß man den Bischof wie den Herrn selbst ansehen muß». Unermüdlich trichtert er das seinem Anhang ein. Unermüdlich fordert er alle Lehr- und Ordnungsgewalt, restlose Unterwerfung der Kleriker und Laien. Unermüdlich macht er klar, daß es ohne den Bischof weder eine christliche Gemeinde gibt, noch ein reines Gewissen, noch ein gültiges Sakrament. Nur was der Bischof billigt, ist Gott wohlgefällig. «Ohne den Bischof sollt ihr überhaupt nichts tun», verkündet Bischof Ignatius. «Wer den Bischof ehrt, wird von Gott geehrt, wer ohne den Bischof etwas tut, dient dem Teufel»[103].

Nun stand das bei Ignatius zwar erst auf dem Papier – wobei mit Fälschungen zu rechnen ist (S. 141) –, aber allmählich wurde es Wirklichkeit, wurde der Bischof nicht nur Empfänger himmlischer Offenbarungen, sondern auch Empfänger von irdischem Hab und Gut. Denn nachdem er seit dem ausgehenden 2. Jahrhundert tatsächlich alle Ämter auf seine Person vereinigt hatte, gebot er nicht nur absolut über seinen Klerus, den er nach Gutdünken ein- und absetzte, der ihm streng (ad nutum episcopi) untergeordnet war, sondern er gebot längst auch über die kirchliche Vermögensverwaltung. An ihn wurden alle Spenden persönlich oder durch die Diakone abgeführt, wobei er, eine kommode Regelung, «Gott allein darüber Rechenschaft schuldet» (Schwer)[104].

Ebenso großzügig wie mit den Abgaben konnte der Bischof mit dem übrigen Kirchengut umgehen, während seine Beauftragten, die Priester und Diakone, natürlich ihm verantwortlich waren, von ihm sowohl in geistlicher wie in wirtschaftlicher Hinsicht völlig abhingen. Er mußte zwar für ihren Unterhalt sorgen, ihnen ein «Stipendium» bewilligen, doch dessen Größe lag ganz in seinem Ermessen. Er konnte es «nach eigenem Gutdünken bestimmen» (Nylander)[105].

Dieser vom Bischof bezahlte Unterhalt mag oft genug schlecht gewesen sein. Jedenfalls übten die Kleriker in der Frühzeit häufig

noch andere Berufe aus, um überhaupt leben zu können. Und noch in nachkonstantinischer Zeit, noch vom 4. bis ins 7. Jahrhundert, sind sie als Gold- und Silberschmiede tätig, als Bildhauer, Bäcker, Bogenmacher, als Weber, Schuster, Flachsverarbeiter, Hersteller und Verkäufer von Getränken u. a. Klerikern, die zur Sicherung ihres Lebensunterhaltes Handel treiben, gewährt schon Kaiser Konstantius (343) Steuerfreiheit; ebenso bleiben ihre Frauen, Kinder, Diener von Abgaben befreit. Dennoch muß Kaiser Valentinian III. 447 gesetzlich gegen Geistliche vorgehen, die Grabmäler aufbrechen und Steine stehlen. (Während man sie aber mit Absetzung und Deportation bedroht, trifft Laien im gleichen Fall die Todesstrafe.)[106]

In der «Didaskalia» aus dem frühen 3. Jahrhundert fungieren die Bischöfe als «Haushalter Gottes» und empfangen die «Erstlinge, Zehnten, Weihegaben und Geschenke», als «Opfer»; in aller Verantwortung selbstverständlich, verpflichtet durch ein Wort der «Heiligen Schrift»: «Werdet gute Geldwechsler!», das dort freilich gar nicht steht, sondern zu den Agrapha zählt, den im Neuen Testament nicht überlieferten Sprüchen Jesu. Dabei fällt interessanterweise die Höhe der Geldspende unter die gottesdienstliche Arkandisziplin: «... welcher davon spricht, gehorcht Gott nicht und ist ein Verräter der Kirche»[107].

Der Reichtum der «Kirche der Armen» beginnt

Eine der frühesten Bereicherinnen der römischen Kirche wurde um die erste Jahrhundertwende die flavische Prinzessin und Heilige Domitilla, eine Verwandte Kaiser Domitians, der sie wegen ihres Glaubens auf die Insel Pandataria verbannte. Sie überließ durch Legat oder Geschenk den Christen Roms ein Grundstück an der Via Ardeatina, das älteste, nach ihr benannte Coemeterium, den größten römischen Gemeindefriedhof[108].

Die Kirche besaß längst in vorkonstantinischer Zeit Grund und Boden. Als religio illicita, als unerlaubte Körperschaft, hatte sie

zwar keine Berechtigung zum Grunderwerb. Da aber die Christenverfolgungen sehr viel harmloser waren (vgl. S. 155 ff), als man aller Welt durch zwei Jahrtausende eingeredet hat, besaß zum Beispiel die Kirche Roms Grundeigentum, das sie rechtlich gar nicht erwerben konnte, und sie besaß es mit Duldung, ja, mit dem Schutz des heidnischen Staates. Selbst und gerade die Katakomben – für die Nachwelt bis heute Wahrzeichen der Verfolgung – beweisen dies. Sind sie doch «in Wahrheit allein durch ihr Bestehen und ihre Verbreitung schon im zweiten und dritten Jahrhundert Zeugnisse der weitgehenden Duldung, welche das gesetzlich verbotene Christentum in Rom von seiten der Behörden genoß» (Caspar). Bereits in der Mitte des 4. Jahrhunderts gibt es in der nächsten Umgebung Roms sechzehn verschiedene Coemeterien[109].

Wer Grundbesitz hat, hat auch Geld. In Rom jedenfalls verfügte die Kirche offenbar bereits im frühen 2. Jahrhundert «über gewaltige flüssige Geldmittel» (Staats). Und schon hundert Jahre später gebot dort der Bischof über eine nicht zu unterschätzende wirtschaftliche und gesellschaftliche Macht. Die stadtrömische Kirche besitzt im 3. Jahrhundert ein Vermögen in Geld (pecuniae ecclesiasticae), das aus freiwilligen Spenden, aus Schenkungen sowie dem Ertrag aus Grundstücken besteht. Sie besitzt Häuser, Friedhöfe, sonstige Liegenschaften und kann in der Mitte dieses Jahrhunderts immerhin nicht nur ihren Bischof finanzieren, sondern auch 46 Presbyter, 7 Diakone, 7 Subdiakone, 42 Akoluthen, 52 Exorzisten, Lektoren, Türwächter, dazu mehr als 1500 Witwen und Hilfsbedürftige – «welche alle», wie Bischof Kornelius, der «Marschall Gottes» und «Patron des Hornviehs» (II 100 ff), stolz-bescheiden schreibt, «die Gnade und Güte des Herrn ernährt»[110].

Auch die karthagische Christengemeinde ist kaum arm gewesen. Konnte sie doch zur selben Zeit christliche Handwerksbetriebe aus der Gemeindekasse bezuschussen sowie einen Betrag von 100 000 Sesterzen (mehr als 250 000 DM) auf einmal aufbringen, um Christen aus der Gefangenschaft numidischer Räuber freizukaufen[111].

Der Reichtum der Kirche schon des 3. Jahrhunderts war den heidnischen Behörden wohlbekannt. Er erfüllte sie mit Neid und verlockte offenbar auch zu Übergriffen. So veranlaßte die Christenverfolgung unter Kaiser Valerian (253–260) vor allem das Bestreben, mit den Konfiskationen christlicher Gelder die Staatskasse zu füllen. Bezeichnenderweise ging die Aktion nicht vom Kaiser, sondern von seinem Finanzminister Makrianos aus, denn der katastrophale Währungszerfall jener Zeit (S. 420 ff) mußte «einem Finanzminister alle Mittel der Einnahmebeschaffung als Rechtens erscheinen lassen» (Andresen). Ausdrücklich verordnete das 2. Edikt von Sommer 258, als auch Cyprian von Karthago enthauptet wurde, die Beschlagnahme des bischöflich kontrollierten Kirchenvermögens, des Vermögens von Christen im höheren Staatsdienst und von reichen christlichen Matronen[112].

Auch der hl. Laurentius, Verwalter der römischen Kirche und dann einer ihrer berühmtesten Blutzeugen (Patron der Bibliothekare, Feuerwehr, Kuchenbäcker, Köche, bewährter Helfer bei Feuersgefahr, Fieber und Hexenschuß), soll unter Valerian vom Stadtpräfekten zum Märtyrertod verurteilt worden sein wegen seiner Weigerung, die kirchlichen Gelder und Schätze dem Staat auszuliefern[113].

Mit all diesen Mitteln wurde gewiß auch vielen Menschen geholfen – und durchaus nicht nur Klerikern. (Alexandrien, zeitweise führend in der Armenpflege, erhöhte im Jahr 418 die Armenpfleger von 500 auf 600.) Daß es in der alten Kirche eine Armenfürsorge, daß es Wohltätigkeit gab, ist nie geleugnet worden. Ungezählte Theologen haben dies abgehandelt – während es bis heute keinem einzigen einfiel, eine (kritische) Wirtschaftsgeschichte der alten Kirche zu schreiben, einer Institution, die doch immerhin über ein Jahrtausend die wirtschaftliche Entwicklung beaufsichtigt hat! Daß man bei jeder passenden Gelegenheit als Empfänger kirchlichen Geldes «Arme», «Witwen», «Waisen» anführt, war ein gängiger Topos und machte sich immer gut – wobei übrigens zu den als eigene kirchliche Gruppe zählenden und besonders privilegierten «Witwen» manchmal auch jüngere Mädchen gehörten, und diese Witwen, die «dem Herrn ergeben sein»

sollen, wiederholt recht seltsam ein «Altar Gottes» genannt werden[114].

Natürlich begann Wohltätigkeit, Menschenfreundlichkeit nicht erst mit dem Christentum. «Auch die Griechen und Römer kannten die Philanthropie» (Harnack). Und natürlich kann man nur halbwegs wirksam wohltätig sein, wenn man selber wohlhabend ist. Manchen christlichen Gemeinden aber kamen schon früh überreiche Stiftungen zugute. Und mit dem Geld, den Naturalien, die man von anderen hatte oder infolge eigener wirtschaftlicher Prosperität gewann, konnte man auch manch anderen etwas helfen[115].

Dabei zeigt diese Wohltätigkeit oft unverkennbar selbstsüchtige Züge, tun sich dabei oft dogmatische, kirchenpolitische Hintergründe auf. Man gab, weil man Profit daraus zog; das alte Prinzip des do ut des. Deshalb unterstützte gerade die bald materiell blühende römische Kirche weithin andere Gemeinden. Das klingt deutlich an, wenn Mitte des 3. Jahrhunderts Bischof Dionysius von Alexandrien seinem Kollegen Stephan von Rom nach empfangener Geldspende schreibt: «Wisse nun, Bruder, daß alle Kirchen des Orients und noch fernerer Gegenden, die sich dereinst losgesagt hatten, wieder zur Einheit zurückgekehrt sind! Überall sind alle Bischöfe wieder eines Sinnes und freuen sich ungemein über den wider Erwarten eingetretenen Frieden ... Ganz Syrien und Arabien, *wohin ihr immer Unterstützungen schickt und eben jetzt geschickt habt*, Mesopotamien, Pontus und Bithynien, kurz, alle frohlocken überall in Eintracht und Brüderlichkeit, Gott verherrlichend.» «Wirtschaftshilfe», kommentiert Reinhart Staats, «stärkte die Kirchengemeinschaft.»[116]

Allgemein verwandten die Bischöfe das ihnen zufließende Geld zum Ausbau ihrer persönlichen Macht. Allgemein gebrauchten sie es, wie noch heute, um vor allem Kirchenpolitik machen zu können. Als unter Cyprian von Karthago die Gemeindegelder seinen Gegnern, den Novatianern, zugefallen waren, wurden Cyprians Geldanweisungen nicht mehr befolgt, so daß jeder, der Unterstützung begehrte, die Kirchengemeinschaft mit ihm aufsagen mußte[117].

Wie oft auch immer der Umgang der Bischöfe mit dem Geld kritisiert worden sein mochte – der 341 auf der Synode von Antiochien wegen zahlreicher Mißbräuche gefaßte Beschluß, die episkopale Vermögensgebarung unter Kontrolle zu stellen, wurde nicht ausgeführt. Vielmehr schalteten die Bischöfe über das Kirchenkapital weiter nach freiem Ermessen.

Im 3. Jahrhundert begann man die Einkünfte der Bistümer nach einem bestimmten Schema zu verteilen. Es gab dabei verschiedene Systeme. Das häufigste und seit Simplicius (468–483) von den Päpsten geförderte System behielt ein Viertel aller Einkünfte dem Bischof vor, ein weiteres Viertel dem übrigen Klerus; ein Viertel sollte der Kirchenfabrik, der Instandhaltung der Kirchengebäude (fabrica) dienen, und ein Viertel den Armen. Der Bischof bekam also allein so viel wie sein ganzer Klerus oder seine sämtlichen Armen zusammen![118]

Die Vierteilung des Kirchenvermögens wurde 494 von einer römischen Synode beschlossen – und war noch im 17. Jahrhundert maßgebend! Zunächst aber galt diese Regelung nur für Rom und (bald darauf auch) für die Rom unmittelbar unterstellten Diözesen. Allgemeinere Geltung erhielt sie erst im 8. Jahrhundert, freilich auch dann nicht überall. Vielmehr war in weiten Gebieten – auf deutschem Boden beispielsweise im Erzbistum Trier – eine Dreiteilung des Vermögens vorgeschrieben, wobei der Bischof allein ein Drittel erhielt![119]

Zu großem Reichtum kam die Kirche im 4. Jahrhundert, vor allem durch Schenkungen und Erbschaften unter den ersten christlichen Kaisern.

Anfang 313 hatten Konstantin und Licinius die Rückgabe entzogener Kirchengüter verfügt, auch jedermann Religionsfreiheit garantiert, «damit alle Gottheiten im Himmel dem Reich gnädig seien».

Mit dem Toleranzedikt von Mailand aber wurden die einzelnen Bischofsgemeinden vermögensfähige Körperschaften. Sie konnten nun Grundbesitz erwerben, den sie zum kleineren Teil verpachtet, zum größeren in Eigenbewirtschaftung durch Kolonen und Sklaven genutzt haben. Und sie bekamen 321 auch das Recht,

Erbschaften zu machen (was heidnischen Tempeln durch Sonderprivileg nur ausnahmsweise verliehen worden war). Es schlug bei der Kirche um so mehr zu Buch, als es üblich wurde, sie zum Teilerben zu machen. Der christliche Staat begünstigte diese Entwicklung noch, indem er auch formlose Schenkungen an Kirchen für gültig erklärte und wiederholt Veräußerungs- oder Verpfändungsverbote erließ. Wurde kirchlicher Grundbesitz dennoch entfremdet, konnte er nicht nur zurückgefordert, sondern auch der Kaufpreis von der Kirche behalten werden. Ebenso war sie bei Bestellung eines Nießbrauchs (usus fructus) begünstigt. Nießbrauch war nur möglich, vermachte der Erwerber dafür der Kirche eine andere Sache von gleichem Ertragswert als Eigentum – und bei Beendigung des Nießbrauchs gewann die Kirche das Nutzungsrecht an ihrem Grundstück zurück und durfte das ihr übertragene Objekt behalten! Ein Entzug kirchlichen Grundbesitzes durch Ersitzung (langjährigen gutgläubigen Besitz oder entsprechende Nutznießung) war sehr erschwert. Betrug die übliche Ersitzungsfrist 10 oder 20 Jahre, so die von kirchlichen Grundstücken zunächst 100, später immerhin noch 40 Jahre[120].

Weiter erhielt die Kirche, was früher in die heidnischen Heiligtümer floß. Und die Tempelgüter selbst, die sie sich ebenso aneignete wie den Kirchenbesitz der «Ketzer», legten geradezu den Grund zu ihrem Besitz. Immer mehr griff auch die Umwandlung heidnischer Gotteshäuser in christliche um sich (S. 576 ff), was nicht nur vermögensrechtliche, sondern auch missionarische Folgen hatte. Denn die Altgläubigen wurden mit der Umwandlung der Tempel in christliche Kultstätten auch der neuen Lehre zugänglicher und für sie gewonnen. Nach Sozomenos hat Konstantin auch Einkünfte städtischer Ländereien der Kirche zugewiesen. Und außer all den gewaltigen Schenkungen und Aneignungen bekam sie bereits durch die ersten christlichen Kaiser Subsidien in Naturalien zur Unterhaltung ihrer Jungfrauen, der Witwen und des Klerus[121].

Infolge all dieser Vergünstigungen vermehrte sich der Kirchenbesitz «bereits im 4. Jahrhundert sehr stark» (Wieling), wurde die Kirche «Großgrundbesitzer mit reichem Geldeinkommen» (Bo-

gaert). Sie gehört jetzt zu den Grundherrschaften und erhält deren Privilegien. Sie hat die Gerichtsbarkeit über ihre Kolonen. Sie ist von den Städten eximiert, von allen äußerst drückenden zusätzlichen Abgaben und Leistungen befreit. Sie braucht nur die gewöhnliche Grundsteuer zu entrichten[122].

Und wie die Bischofskirchen, so wurden auch die damals noch eine größere Sonderrolle spielenden Klöster allmählich ungemein reich.

Die Mönche werden zur wichtigsten ökonomischen Kraft der Kirche – «unter dem Vorwand, alles mit den Bettlern zu teilen, in Wahrheit aber, um alle zu Bettlern zu machen»

Zunächst zwar war die Bewegung der Mönche als eine Art mystischer Protest gegen die klerikale Hierarchie entstanden. Hatten die völlig weltfern lebenden Eremiten und Asketen weder ein soziales noch wirtschaftliches Interesse; war man in ihren Kreisen der Meinung, ererbtes Geld nicht der Kirche zu geben, «denn dort machen sie ein Frühstück davon». Als aber anstelle der ursprünglichen «Freiheit» des Eremitentums, der Mönchsexistenz in der Vereinzelung und in Anachoretenkolonien (was nur als «Ideal» bis weit ins Mittelalter hinein fortlebt), der koinos bios, das gemeinsame Dasein trat und die Kirche sich das Klosterwesen, die zukünftige Form mönchischen Lebens, eingliedern und untertan machen konnte, stand es bald in den Klöstern nicht besser als außerhalb[123].

Gewiß entfaltete das Mönchtum in der Antike auch eine beachtenswerte soziale Tätigkeit in der Pflege von Kranken, Alten, Waisenkindern, von Kriegsgefangenen und Gefängnisinsassen. Aber das war doch nur eine Nebenerscheinung, die sich zudem immer weiter verflüchtigte[124].

Dagegen förderten die Klöster bald das allgemeine Elend, ja, sie profitierten davon bereits bei ihrer Entstehung.

Wir wissen durch Kirchenlehrer wie Johannes Chrysostomos und Augustinus, daß die Mönche hauptsächlich Sklaven, Freigelassene, Landarbeiter waren, einstige Soldaten, bürgerliche «Aussteiger», daß sie aus den niedersten, ärmsten Schichten kamen. Und sie kamen, als sie im 4., 5. Jahrhundert in stets größeren Scharen in die Klöster strömten, selten «freiwillig», selten aus religiösen, aus asketischen Gründen. Viele trieb die wachsende Armut, die steigende Soziallast, der immer größere Steuerdruck im Römischen Reich (S. 421 ff). «Man wußte nichts von dem gehässigen Treiben der Steuereinnehmer», meldet schon die Vita des hl. Antonius, des «ältesten» christlichen Mönchs, der angeblich gerade wegen der so «unerfreulichen Steuerverhältnisse» in Ägypten leicht auf seine reiche Erbschaft verzichtet haben soll. Kurz, nicht Sorge um die seelische, sondern um die leibliche Existenz, nackte wirtschaftliche Not zwang die Ausgebeuteten gewöhnlich ins Kloster (claustrum). «Sie zuerst und meist auch sie allein», betont ein moderner theologischer Experte, «hat dem koptischen Bauern das Mönchtum empfohlen»[125].

Die ältesten Mönche, die Eremiten, haben nicht gearbeitet, haben die Arbeit mehr verachtet als geachtet. Schließlich war Arbeit kein Gebot des Herrn. Kein einziges Wort zur Arbeit wird von ihm überliefert. Für Jesus, für den nur eines not ist, der den Anbruch des Gottesreiches auf Erden verkündet (S. 71 f), der lehrt, nicht zu sorgen für den nächsten Tag, nicht zu sagen: «Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? Nach solchem allem trachten die Heiden», für Jesus und seine eschatologische Botschaft bedeuten Berufe nichts. Arbeit trägt da keinerlei sittlichen Wert in sich selbst, und Charles Péguy hat, wie so oft, falsch geurteilt, als er seinen gewiß sehr unternehmerfreundlichen Satz schrieb: «Jesus hat für uns das vollkommene Vorbild des kindlichen Gehorsams und der Unterwerfung geschaffen, und zwar zur gleichen Zeit, als er für uns das vollkommene Vorbild der körperlichen Arbeit und der Geduld schuf»[126].

Auf Paulus dagegen hätte dies eher gepaßt. Zwar ist auch Paulus zunächst an allen irdischen Belangen desinteressiert. Als aber

das Ende ebenso ausbleibt wie der Herr, orientiert sich der «radikalste der Pragmatiker» unter «den Meistern der Religiosität» (Buonaiuti) bei der Zusammenstellung seiner Standespflichten an der (weltzugewandten) heidnischen Ethik. Auch die frühen Christen fügen sich bereits in die herrschende Arbeitsordnung, verknüpfen Arbeit und Lebensunterhalt (S. 435 ff). Und die Kirchenväter werten dann die Arbeit, gerade auch die körperliche Arbeit, immer mehr auf, lehren etwa: jeder werde mit jeder Arbeit Gott gefallen (Clemens Alexandrinus); jeder solle mit jeder zufrieden sein (Theodoret); die Arbeitenden seien die besseren Philosophen (Johannes Chrysostomos). «Schwere Handarbeiten sind Schritte zum ewigen Leben», verkündet Kirchenlehrer Ephräm (gest. 373) und kann so den Sklavenhaltern die Nützlichkeit des Christentums demonstrieren. «Der Geduldige ist ... tadellos bei Arbeiten». «Wer die Gottesfurcht nicht in sich hat, verfährt nachlässig». Augustinus erklärt die Schwere der Arbeit zu einem Mittel der Selbstvervollkommnung. Derart aber werden auch noch die schlimmsten Daseinsformen als gut und gottgewollt gerechtfertigt: die fürchterliche Existenz der Gefangenen in den Bergwerken, das elende Los der Sklaven, alles, was an Knechtsarbeit den Herrschenden zugute kommt[127].

Besonders empfehlen die Kirchenväter bis ins Mittelalter hinein Christen und Mönchen immer wieder den Ackerbau – damals des Klerus größtes Kapital. Und erst mit der Änderung des westeuropäischen Wirtschaftslebens ändert sich auch die Einschätzung des Ackerbaus durch die Kirche. Thomas von Aquin nennt die Bauern bereits «eine untergeordnete Klasse», und die Lohnarbeiter stellt der offizielle Kirchenphilosoph «unter die Banausen und schmutzigen Leute». Denn nun bekommt das Gewerbe eine immer größere Bedeutung – ergo wird nun das Gewerbe in seinem Ansehen durch die Kirche beträchtlich gehoben und gestützt[128].

Mit dem Jesus der Bibel hat all dies selbstverständlich nichts zu tun. Er hatte nirgends ein Arbeitsgebot erlassen, hatte nie gepredigt: Arbeitet wie verrückt, sondern von den Vögeln des Himmels gesagt, sie säen nicht, sie ernten nicht ... Und dementsprechend

sagten auch die ältesten Mönche: «Wir rühren keine Arbeit an . . .» «Wenn Gott will, daß ich lebe, so wird er mich schon zu ernähren wissen . . .» Allmählich aber wird diese Haltung aufgegeben, wird Arbeit zulässig: als asketische Leistung, Sicherung der eigenen Unabhängigkeit, als Mittel der Unterstützung anderer, zuletzt wird Arbeit Pflicht und als Ausdruck göttlichen Willens aufgefaßt. «Von spät bis früh habe ich zwanzig Klafter Seil geflochten», erklärt jetzt ein Mönch, «und gewiß, ich bedarf ihrer nicht. Aber damit Gott mir nicht zürnt und mir vorwirft: ‹Warum hast du, der du arbeiten konntest, nicht gearbeitet?›, darum mühe ich mich und setze meine ganze Kraft daran!»[129]

Als im ersten Drittel des 4. Jahrhunderts Pachomius nördlich von Theben am Nil das erste christliche Kloster baute und bald auch ein Frauenkloster für seine Schwester, da dachte er, der schon bald «Mann Gottes» und «heilig» heißt, wohl nur wenig an Gebet, Askese, Mystik oder Wunder – mochte er auch diese Häuser auf schriftliche Weisung eines Engels errichtet haben (vgl. S. 227 f). Vielmehr dachte der ehemalige Soldat an strikten Gehorsam, an Organisation und Arbeit. Denn während noch Max Weber meinte, erst Benedikts Regel habe, im Gegensatz zum orientalischen Mönchtum, «ja gegen fast alle Mönchsregeln der ganzen Welt», die «Arbeitsaskese» eingeführt, stellte schon Pachomius mit seiner fünfsprachig überlieferten «Engel-Regel» die Handarbeit in den Mittelpunkt mönchischen Lebens, machte schon er seine Klöster zu Arbeitshäusern[130].

Der Kopte, der seinen Leuten ausdrücklich einschärft, das Klosterleben stehe weit höher als die Eremitenexistenz, reduziert als «Generalabt» seiner Häuser, über die er diktatorisch herrscht, die Askese auf ein geringes Maß, lehnt auch starkes Fasten ab, betont aber desto mehr die Erfüllung beruflicher Pflicht. Das Gebet, zumindest das gemeinschaftliche, spielte eine viel geringere Rolle als die Arbeit in den Werkstätten, der Landwirtschaft oder das Holzfällen im Gebirg. Hatten seine Klöster doch sogar eigene Hallen für handelnde, verkaufende und einkaufende Mönche. Es gab Schmiede, Schneider, Zimmerleute, Walker, Kamelwärter, Schweinemäster, Metzger etc. Man erzielte bereits ansehnliche

Beträge, Überschüsse; und vielleicht stammte aus diesen Klöstern auch ein Teil der Bestechungsgelder des hl. Kyrill auf dem Konzil von Ephesus (II 182 ff). Bereits Theodor von Pherme bemerkt gegenüber dem Abt Johannes, früher habe in der Sketis Handarbeit nur als Nebenbeschäftigung gegolten und die Arbeit der Seele als Hauptsache, nun sei es umgekehrt[131].

Ursprünglich war der Hauptwert der Arbeit in christlicher Sicht die Bekämpfung der Leidenschaften, der Gefahren des Müßiggangs, besonders der Sexualität. Arbeit war asketisches Heilmittel, sie brachte, so Euagrius Pontikus, «die lodernde Begierde zum Erlöschen». Erkannte man ihr aber auch später noch diese Funktion zu, schlägt doch schon hier das ehemals weltflüchtige Asketentum ins besitzergreifende um; die ökonomische Praktik besiegt die asketische Theorie, der hierarchische Gedanke die Mystik – eine Entwicklung, die sich innerhalb des übrigen Christentums schon weitgehend durchgesetzt hatte[132].

Der hl. Benedikt erklärt die von den paganen Oberschichten kultivierte Muße (otium) zum Feind der Seele und wertet die Arbeit durchaus positiv. Die berühmte Benediktiner-Regel zeigt, wie das Geschäft das Gebet weiter verdrängt: von der Feldarbeit hängt die Zeit der geistlichen Übungen ab. Fünf bis acht Stunden täglicher Handarbeit sind für die Benediktinermönche vorgesehen, die freilich nur ausnahmsweise schwere Erntearbeiten verrichten, verfügt man doch mit dem stets größer werdenden Grundbesitz über immer mehr Knechte[133].

Während Benedikts Fastengebote ziemlich mild sind, befiehlt er wiederholt strengsten Gehorsam gegenüber den Oberen und verbietet, unter Androhung scharfer Züchtigung im Übertretungsfall, auch das mindeste an Besitz. In den Lagerstätten der Mönche sollen die Äbte fleißig nach eventuell verborgenem Privateigentum fahnden. Kirchenlehrer Basilius bedroht jeden Mönch, der Privatbesitz hat, mit Ausschluß von der Kommunion. Ähnlich urteilen verschiedene Synoden. Und auch nach Augustin muß jeder unbedingt auf Hab und Gut zugunsten der Gemeinschaft verzichten; nicht nur auf den gegenwärtigen Besitz, sondern auf alles, was er noch von Außenstehenden geschenkt

bekommt. «Alles sei euch gemeinsam!» Nur dem Oberen erlaubt Augustin, nach Gutdünken über das Gemeingut zu verfügen. Doch wünscht er einst Reichen, jetzt Verarmten, gegenüber auch im Kloster besondere Rücksichtnahme (vgl. S. 449 f). «Die aber in der Welt nichts besaßen», heißt es gleich im ersten Kapitel seiner Regel, «sollen nicht im Kloster das suchen, was sie nicht einmal draußen haben konnten»[134].

Selbst in den christlichen Klöstern gab es nie Gleichheit, sondern eine genau abgestufte Hierarchie, wie schon in den ersten Klöstern des Pachomius, dem als «Generalabt» Äbte unterstanden, und diesen wieder die Vorsteher der einzelnen Häuser. Doch selbst zwischen den Mönchen gab es Rangunterschiede, die sich u. a. in der Sitzordnung ausdrückten. Ja, als Mitte des 4. Jahrhunderts die hl. Paula aus Rom in Bethlehem drei Frauenklöster gründete, nahm sie in eines nur Proletarierinnen auf, in das andere bloß Jungfrauen aus dem Mittelstand, während das dritte ausschließlich Gottgeweihten des Adels vorbehalten blieb. Nur zum Gebet vereinten sich diese Nonnen, sonst lebten sie nach Standesunterschieden streng getrennt. – Im Mittelalter schmarotzen in vielen Klöstern lediglich Adelige, die von Knechten und Sklaven bedient werden[135].

War den einzelnen Mönchen aber auch Eigentum verwehrt, konnten doch die Klöster immer reicher werden, und sie wurden es auch, vor allem durch das Vermögen, das reiche Laien bei ihrem Eintritt dem Orden schenkten. Manche vermachten ihm ihren ganzen Besitz. Bereits ein Zeitgenosse des Pachomius, der reiche Petronius, der auf seinem Land ein Kloster erbaut hatte, das er als Abt leitete, übereignete dieses dem Pachomius und veranlaßte auch seinen Vater und Bruder, Mönche zu werden, worauf auch deren Besitz an Pachomius fiel. Andere reiche Laien gaben zu ihrer Seelenrettung den Klöstern große Spenden, die sogenannten Psychika. Dem Mönchsvater Pambo, einem Antonius-Schüler, schenkt in Nitria die fromme Römerin Melania 300 Pfund Silber[136].

Augustinus, der gelegentlich über herumstreichende, bettelnde, mit angeblichen Reliquien hausierende, faulenzende Mönche

klagt, ist zwar auch auf den Wohlstand der Klöster bedacht, doch, wie es scheint, nicht so vertrauensselig. Einst hatte man in den ältesten Asketenkreisen empfohlen, ererbtes Geld nicht der Kirche zu geben, weil man dort ein Frühstück davon mache (S. 475). Jetzt scheint man etwas Ähnliches in Bischofskreisen von den Mönchen zu vermuten. Jedenfalls erteilt Augustin einmal den Rat: «Das Geld, das ihr jetzt den Klöstern schenkt, ist bald aufgezehrt; wollt ihr aber euch ein unauslöschliches Andenken im Himmel und auf Erden sichern, so kauft jedem Kloster ein Haus und wendet ihm Einkünfte zu»[137].

Auf derartige Zuwendungen allein aber wollten die Mönche nicht erst warten. Die unter dem Namen des Nilus von Ankyra tradierten Briefe und Abhandlungen aus dem frühen 5. Jahrhundert bezeugen eine umfangreiche Bettelei der Mönche nebst deren Suche nach Leuten, die ihren Unterhalt bestreiten und die derart, wie der Tribun Sosipater, zum «Lasttier der Mönche» werden. Auf diese Weise wurden die Klöster immer größer, ihre Besitzungen immer ausgedehnter, ihre Viehherden immer riesiger. Auch private Ländereien, vor allem Tempelland, sollen sich die Mönche angeeignet haben «mit der Behauptung, es sei dem Soundso (sc. Christus) heilig, und viele sind so des väterlichen Besitzes unter einem unwahrhaftigen Vorwand beraubt» (Libanios). Gelegentlich, so hat man behauptet, seien die Latifundien mancher Klöster größer gewesen als jeder Privatbesitz[138].

Jedenfalls wurden sie rasch zur wichtigsten ökonomischen Kraft der Kirche, zumal sie auch eine beträchtliche Rolle im Handel der spätantiken Welt spielten. Sulpicius Severus bezeugt, daß Handel bei den meisten Mönchen üblich war. Sowohl in Klöstern wie in Einsiedeleien stellte man ständig die verschiedensten Produkte her, Matten etwa, Siebe, Gefäße, Dochte und Kerzen, Webereien, Seile, Körbe usw. Man trieb da jedes Handwerk. Das Kloster von Panopolis, das in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts 300 Mönche bewohnten, soll 7 Schmiede beschäftigt haben, 12 Kamelwärter, 15 Schneider, 15 Walker und 40 Bauleute. Als Transportmittel beim Güterumschlag setzte man Kamele und Schiffe ein. Schon das frühe Mönchtum kannte keine Skrupel

gegenüber dem von manchen «Vätern» so verpönten Handel. Überall konnte es gottgefällige Seelen geben, erklärte man: «ob Räuber, Schauspieler, Bauer, Kaufmann oder verheiratet»! Und im Frühmittelalter (seit dem 9. Jahrhundert) tätigen die Klöster auch regelrechte Geldgeschäfte[139].

Der byzantinische Historiker Zosimos, ein Heide – neben Ammian die Hauptquelle für die Geschichte des 4. Jahrhunderts –, meinte im späteren 5. Jahrhundert von den Mönchen, sie füllten «Städte und Dörfer mit ganzen Herden von unverheirateten Menschen» und seien weder zum Krieg noch sonstwie zum Nutzen des Staates tauglich. Sie schritten seit ihrem Auftreten immer weiter und eigneten sich «einen großen Teil des Landes an, unter dem Vorwand, alles mit den Bettlern zu teilen, in Wahrheit aber, um alle zu Bettlern zu machen»[140].

Je mehr aber der Reichtum der Mönche wuchs, desto geldgieriger wurden sie – was freilich auch für große Teile des Klerus gilt, und schon in sehr alter Zeit.

Methoden geistlichen Geldverdienens

Bereits im frühen 2. Jahrhundert hören wir, daß Diakone das Vermögen von Witwen und Waisen veruntreuen; daß Amtsträger, wie der Priester Valens zu Philippi, die Unterschlagung offenbar mehr lieben als den Herrn. Von Montanus, einem leidenschaftlichen Propheten des späteren 2. Jahrhunderts, der zunächst weder als Häretiker noch Schismatiker galt, meldet Kirchenautor Apollonius: «Er ist es, der Steuereinnehmer aufstellte, unter dem Titel Opfer Geschenke anzunehmen verstand und den Verkündigern seiner Lehre Lohn auszahlte, auf daß die Predigt seiner Lehre durch Schlemmerei an Kraft gewänne». Und in Rom ließ sich unter «Papst» Zephyrin (199–217) der Konfessor Natalius für ein monatliches Fixum von angeblich 150 Denaren zum Bischof der Monarchianer machen. Bezeichnenderweise tritt anscheinend hier zum erstenmal ein Prälat mit einem festen Gehalt auf. Euseb

spricht von der «die meisten (!) verderbenden Gewinnsucht» dieser «Ketzer»[141].

Den Novatianer Nicostratus beschuldigt Mitte des 3. Jahrhunderts Bischof Cyprian, daß er «kirchliche Gelder wie ein Tempelräuber betrügerisch unterschlagen und die für die Witwen und Waisen hinterlegten Summen abgeleugnet hat». Auch der römische Bischof Kornelius bezichtigt Nicostratus «vieler Verbrechen». Nicht nur habe er «an seiner weltlichen Herrin, deren Geschäfte er führte, Betrug und Raub verübt, sondern auch – was ihm zur ewigen Strafe aufbehalten bleibt – hinterlegte Gelder der Kirche in erheblicher Höhe entwendet». Dabei kassierte Nicostratus, wie Natalius ein «Konfessor», der für sein Christusbekenntnis gefoltert worden war, die beklagten Summen gar nicht für sich. Der Novatianer wollte sie während des römischen Schismas zwischen den Bischöfen Kornelius und Novatian (II 100 ff) mit seiner Flucht nach Afrika nur dem Zugriff der katholischen «Häretiker» entziehen. Hätte er die Gelder für Katholiken abgezweigt, hätten deren Bischöfe wohl ganz anders geurteilt[142].

Natürlich stand es in «großkirchlichen» Kreisen nicht anders.

Viele Kleriker sind so geschäftstüchtig, daß ihnen die Synoden seit dem 3. Jahrhundert immer häufiger Geldverleih und Zinsnehmen ausdrücklich untersagen müssen. Schon wird oft vom profitsüchtigen Finanzgebaren der Bischöfe gesprochen, zeigen sich schwere Ausartungen im Episkopat, leben manche Oberhirten in Pomp und Luxus, sind Kaufleute, ja Wucherer[143].

Der spätere Papst Kallist (217–222) gründet vor seiner großen Karriere eine christliche Bank in Rom, unterschlägt ein Depositum (Paratheke) – «nicht nur ein gewöhnliches, sondern auch ein eminent christliches Verbrechen» (Staats) – und ist auch nach seinem Konkurs wieder als Bankier tätig. Überhaupt scheint sich die Laxheit dieses Papstes (II 94 ff) auszuzahlen: die Kaiser sind wohlwollend, die Behörden verbindlich, mehr Reiche als vordem werden Christen, die Güter und Gelder nehmen ebenso zu wie die Priester in Rom[144].

Im gleichen Jahrhundert stechen auch einige «Päpste» Alexandriens als ausgezeichnete Bankiers hervor, und zwar nur als

solche: Erzbischof Maximos (264–282), der eine Depositenbank unterhält, in die ägyptische Christen, die mit Rom Getreidehandel treiben, ihre Gewinne einzahlen. Die Geschäfte vermittelt «Papst» Maximos selbst. Geleitet wird die Bank von seinem Finanzchef Theonas, der von 282 bis 300 als nächster «Papst» in Alexandrien amtiert. Den Hinweis auf die Transaktionen von Erzbischof Maximos verdanken wir einem seinerzeit in Rom geschriebenen ägyptischen Papyrus, dem vielleicht ältesten christlichen Originalbrief[145].

Auf dem hochangesehenen Bischofsstuhl von Antiochien saß damals Paul von Samosata und hatte außer seinem geistlichen Amt auch das eines Prokurators inne, das ihm viel Geld einbrachte. Freilich ist der in Antiochien sehr populäre Kirchenfürst, der angeblich Frauen in der Kirche sogar das Singen erlaubt haben soll und sich selbst noch auf seinen Dienstreisen «zwei blühende und gutgebaute Mädchen», allen möglichen Verdächtigungen sowie ständigen Bespitzelungen ausgesetzt. Er wird schließlich verketzert und das Opfer seines Hauptgegners, des Domnus, der Sohn des verstorbenen Bischofs Demetrianus ist und sich dann selber auf den schon lang begehrten Sessel von Bischof Paul schwingt[146].

Im Zeitalter der Christenverfolgungen gibt es viele Geistliche, die als Fabrikdirektoren im Dienst heidnischer Kaiser stehen, wie der antiochenische Presbyter Dorotheus. Bischof Euseb lobt diesen als einen Kenner des Hebräischen, «von feinster Bildung und wohlbewandert in den griechischen Wissenschaften», aber auch «eifrig mit den göttlichen Dingen» befaßt. Der Herrscher habe Dorotheus durch die Prokuratur der kaiserlichen Purpurfabrik in Tyrus ausgezeichnet. Euseb fügt noch hinzu: «Wir hörten ihn in der Kirche mit Geschick die Schriften erklären.» Klar, ein klerikaler Fabrikant als Exeget![147]

Unter diesen geistlichen Industriebossen im heidnischen Staatsdienst waren auch Bischöfe keine Seltenheit. Der hl. Märtyrer Cyprian spricht von «sehr vielen» solcher Bischofsprokuratoren, und die moderne Forschung nimmt an, daß zur Zeit Cyprians allein in Afrika «eher 50 denn 5 Bischöfe» nebenher

derart als Unternehmer tätig waren, die, so Cyprian selbst, viel Geld kontrollierten, Landgüter räuberisch erwarben und den Ertrag durch sich vervielfältigende Zinsen steigerten. Cyprian schreibt: «Da war jeder nur auf die Vergrößerung seines Vermögens bedacht ... Vergebens suchte man die ergebene Gottesfurcht bei den Priestern ... Gar viele Bischöfe ... vernachlässigten ihr göttliches Amt ... verließen ihren Stuhl, ließen die Gemeinde im Stiche, reisten durch fremde Provinzen und trieben auf den Märkten ihr einträgliches Geschäft. Während die Brüder in der Gemeinde darbten, wollten sie Geld im Überflusse haben, brachten Grundstücke durch tückischen Betrug an sich und mehrten durch hohen Wucherzins ihr Kapital»[148].

In der folgenden Zeit uferte dieses Treiben immer mehr aus. Bereits im 4. Jahrhundert, als der Klerus weithin schon so verroht ist, daß ihm förmlich verboten werden muß, Stumme, Blinde, Lahme, Hinkende – Menschen, die Jesus heilte – mit Hohn und Spott zu übergießen, war auch die klerikale Bruderliebe schon so entwickelt, daß die höheren Kleriker die niederen, die oft Not litten, um ihre Einkünfte brachten und sie selber verbrauchten[149].

Viele Priester und Bischöfe dachten nur noch an sich, trieben einen schwungvollen Handel, liebten üppige Zins- und Wuchergeschäfte, obwohl dies alle Kirchenväter strikt verbieten! Und viele biblischen Schriften! Schärft das Alte Testament doch an zahlreichen Stellen ein – wie übrigens auch Platon und Aristoteles –, nicht «wie ein Wucherer» zu sein, «nicht Zins aufzulegen». «Du sollst keinen Wucher nehmen von deinem Bruder, keinen Wucher von Geld, keinen Wucher von Speise, keinen Wucher von irgendwas, womit man wuchert ...» Kirchenlehrer Ambrosius schrieb ein ganzes Buch, «De Tobia», gegen Wucher (den er, wie andere Kirchenführer, Raub nennt) und Zins. Wie alle beruft er sich dabei aufs Alte Testament: «Christus ist nicht gekommen, dies Gesetz aufzuheben, sondern es zu erfüllen; also ist auch noch jetzt das Zinsverbot in Kraft». Selbst ausgesprochen sozialkonservative Theologen treten in diesem Sinn auf, Clemens Alexandrinus etwa, sogar Augustin. Streng verurteilt er das Zinsnehmen als unsittlich, unmenschlich, als Kunst der Bosheit, schimpfliche

Habsucht, lieblose Ausbeutung der Armen. Kurz, die Kirchenväter untersagen das Zinsnehmen ausnahmslos jedem Christen. Sie machen auch nicht die geringste Unterscheidung dabei zwischen Klerikern und Laien. Und sie verwerfen nicht nur wucherische Zinsen, sondern *alle* Zinsen![150]

Bald aber übertrafen die Christen sogar die Heiden im Wucher. Hatten diese normalerweise in den letzten Zeiten der römischen Republik zwölf Prozent genommen, so klagt Chrysostomos über solche Gläubige, die, mit den üblichen zwölf Prozent nicht zufrieden, fünfzig Prozent erpreßten! Trotz vielfacher und vehementer Verbote gehörten auch Priester nicht selten zu den Erpressern. Ja, sie stellten bis zum 12. Jahrhundert einen bedeutenden Teil der Geldleiher. «Alle Arten und Formen des *Wuchers*», betont der katholische Theologe Kober vom mittelalterlichen Klerus, «wurden aufs Schwunghafteste betrieben». Da aber das kirchliche Zinsverbot bestehen blieb, verschleierte man das Geschäft. Entweder der Schuldner anerkannte eine höhere Summe als die empfangene. Oder man zog die Zinsen im voraus ab. Oder man tarnte sie als Buße wegen Zahlungsverzug. «Den Financiers aber, die sich solcher Praktiken bedienten, vertrauten die Päpste selber Eintreibung und Verwaltung ihrer Gelder an» (Pirenne)[151].

Immer wieder bedrohen die antiken Synoden diverse Geschäftspraktiken des Klerus mit schweren Strafen, doch offensichtlich vergebens.

In Spanien, wo die Kirche im 4. Jahrhundert schon große Reichtümer besitzt, befaßt sich das Konzil von Elvira (um 300) zwar vor allem mit dem moraltheologischen Spezialthema, der Sexualität – 31 Kanones gelten ihr. Doch mehrere Kanones betreffen auch den finanziellen Bereich. Zum Beispiel Darlehen auf Zinsbasis (wobei sich Kleriker des ihrer Aufsicht unterstellten Kircheneigentums bedienten). Oder den internationalen Großhandel. Das Konzil verbietet zwar Diakonen, Priestern und Bischöfen, ihren Sitz wegen «Handelsgeschäften» (negotiandi causa) zu verlassen, ist aber großzügig: innerhalb ihrer Provinz dürfen sie Geschäfte machen – und sogar außerhalb durch Zwischenpersonen!

Weiter spielten in Elvira die «Opfergaben» (oblata) der Laien eine Rolle; bei der Taufe werden sie überhaupt untersagt, bei der Kommunion nur den wirklichen Teilnehmern erlaubt. Interessanterweise aber ist das «Recht der Stolgebühr», der Bezahlung kultischer Verrichtungen, in der katholischen Kirche noch heute im Schwang! Und aus der Praxis der «Opfergaben» für die Kommunion, an der man gar nicht teilnimmt, entwickelten sich die «Meßstipendien», die es ebenfalls noch gibt; wobei jedoch jeder Schein von Geschäft und Handel vermieden werden muß, man lokal festgesetzte Taxen hat, doch freiwillig gegebene höhere Honorare erlaubt und sogar Messen gegen Geld an andere «zuverlässige Priester» auch außerhalb der Diözese, ausgenommen an die Orientalen, weitergeben darf. Bis 1935 waren die Manualstipendien, bei denen der Priester das Geld gleichsam in die Hand bekommt (es gibt noch «uneigentliche Manualstipendien» und «Stipendia fundata»), in Deutschland auch noch einkommensteuerfrei[152].

Das große Konzil von Nicaea (325) hält fest, daß «viele Kleriker, von Habsucht und Wucherhaftigkeit geleitet, das göttliche Wort vergessen ‹er gab sein Geld nicht auf Zinsen› (Ps. 14,5) und wucherisch (monatlich) ein Prozent verlangen». Auch erwähnt dies Konzil, daß die Priester ihr Geschäft auf den Bezug erlaubter Zinsen nicht beschränken, sondern das Anderthalbfache zurückverlangen und überhaupt allerlei Kunstgriffe um «schändlichen Gewinnes» willen anwendeten. Die Synode von Agde (506) spricht von Geistlichen, die wochenlang ihren Kirchen fernbleiben, die selbst an hohen Festtagen wie Weihnachten, Ostern, Pfingsten statt zum Gottesdienst zu kommen lieber weltlichem Profit (secularibus lucris) nachjagen[153].

Viele Synoden des 4. bis 7. Jahrhunderts sind so immer wieder mit den Transaktionen des Klerus befaßt, ohne einheitliche Regelungen zu schaffen. Zwar kam es vor, daß man Geschäfte treibende Kleriker mit Exkommunikation bedrohte; andere Synoden aber untersagten nur den wucherischen Gewinn oder das Verlassen der eigenen Provinz zu Handelszwecken. Mit Exkommunikation sollte freilich auch büßen, wer Christen als Sklaven an Juden und Heiden verkaufte[154].

Mit dem wachsenden Reichtum der Klöster jagten auch die Religiosen dem Geld nach, was im Mittelalter ungeheuere Formen annehmen wird.

Mancher Mönch, klagt der hl. Hieronymus, sei schwerreich geworden durch sein Herumtreiben bei reichen Weibern. Andere handelten gewinnbringend. Besonders das Amt des Mönchspredigers in den Städten soll eine Goldgrube gewesen sein. Wie so oft dann im Mittelalter entdeckte man zuweilen schon in der Antike beim Tod von Mönchen lebenslang gehortete Gelder. Auch nach Jakob von Sarug, dem 521 gestorbenen Bischof von Batnai, hat das Goldfieber Laien wie Priester angesteckt, Einsiedler wie Klöster verdorben. Wenn die Mönche Götterstatuen zerstören, gesteht er, sammeln sie sorgfältig das Gold und stecken es in eine Börse, die sie in ihren Gürtel eingenäht haben. Ebenso berichten Nilus Sinaita, ein Klostervorsteher bei Ancyra, und Papst Gregor I., viele Mönche seien von der Liebe zum Geld erfaßt. Auch Abt Johannes Cassianus von Marseille, im 5. Jahrhundert einer der bedeutendsten Autoren Galliens, weiß ein Lied davon zu singen. Und es spricht wohl für sich, daß er in seinem Opus «De institutis coenobiorum» das ganze siebte Buch der «philargyria», der Geldgier, vorbehält[155].

Es gab viele Methoden der Priester, sich zu bereichern, privat und offiziell. Ihre Habsucht wird oft bezeugt.

Sulpicius Severus berichtet um 400 von einem Kleriker, der Pferde hielt, ausländische Sklaven kaufte und schöne Mädchen. Ein anderer namens Amantius erwarb mittels eines aufgenommenen Darlehens von einlaufenden Handelsschiffen in Marseille größere Warenbestände und setzte sie in seiner Heimat teuer wieder ab. Dagegen zog Bischof Cautinus von Clermont bei Geschäften mit einem Juden angeblich den kürzeren. Bischof Desiteratus von Verdun (535–554) vermittelte dem städtischen Handel 7000 solidi gegen gesetzliche Zinsen. Berüchtigte Händler waren die Bischöfe Felix von Nantes und Badegysilus von Mans. Auf dem Bischofsthron von Paris saß ein syrischer Kaufmann. Unter Papst Gelasius I. (492–496) tätigten in Picenium viele Geistliche üble Transaktionen[156].

Theoderich d. Gr. (473–526) tadelt Bischof Antonius von Pola wegen widerrechtlicher Eigentumsanmaßung. In einem ähnlichen Fall rügt er den Bischof Petrus. Bischof Ianuarius von Salona versucht einen Ölhändler um den Ölpreis für das ‹ewige Licht› zu prellen. Der Priester Laurentius bereichert sich durch Leichenschändung. Im Osten wird 449 auf der Räubersynode von Ephesus (II 220) Bischof Ibas von Edessa angeklagt, goldene Geräte der Kirche geraubt, 200 Pfund silberne Kirchengefäße eingeschmolzen sowie einen Teil der Gelder, die seine Gemeinde für Loskäufe von Gefangenen gesammelt hatte, für sich beseitigt zu haben. Auf dem Konzil von Chalkedon (II 229 ff) berichtet Kaiser Markian, daß Kleriker und Mönche aus Geldgier Güter pachten oder für andere verwalten[157].

Wie mannigfach und unversiegbar aber auch die privaten Finanzquellen des Klerus sprudelten, das sozusagen ganz legal verdiente Geld der Kirche fällt unendlich mehr ins Gewicht und sei am Beispiel der drei größten und berühmtesten Bischofssitze der Antike, Alexandriens, Konstantinopels und Roms, kurz gezeigt.

Einige erlaubte Methoden kirchlichen Geldeinnehmens und -ausgebens

In Ägypten, wo das Patriarchat Alexandrien sich schon im 3. Jahrhundert an den Transaktionen eines christlichen Überseekaufmanns beteiligt (S. 483 f), ist eigener kirchlicher Schiffsbesitz seit dem ausgehenden 4. Jahrhundert nachweisbar. Im 6. Jahrhundert treibt das Patriarchat mit Hilfe einer eigenen Flotte Handel mit Palästina, Sizilien, im Adriatischen Meer und mit dem Bistum Rom. Dabei hatten Kirche und fast alle Kirchenväter längst Priestern den Handel strikt verboten, Ambrosius etwa oder Hieronymus, der schrieb, man müsse einen Handel treibenden Kleriker wie die Pest fliehen! Ende des 6. Jahrhunderts besitzt die alexandrinische Kirche bereits 13 hochseetüchtige Schiffe, wovon

zumindest das größte Schiff (vielleicht aber jedes) bis England fährt. Das Patriarchat, dem damals 8000 Pfund Gold gehörten, hatte diese Schiffe in eigener Reederei hergestellt und das Holz von italienischen Kirchengütern bezogen. Doch auch ländliche Kirchen Ägyptens besaßen Schiffe und Werkstätten, die sie vermieteten[158].

Allein für Konstantinopel ist seinerzeit die Nutzung von kirchlichem Grund mit 1100 Geschäftslokalen erwiesen. Und zum Reichtum der Kirche Konstantinopels hatte sogar einer ihrer Patriarchen beigetragen, der wegen seiner schönen, nicht zuletzt oft so sozialen, um nicht zu sagen sozialistischen oder kommunistischen Sprüche (S. 452 ff) den Namen «Goldmund» bekam. Daß Johannes Chrysostomos aber auch eine Goldhand hatte, eine Hand, die zwischen all seinen hochengagierten, die Goldgier verdammenden Reden auch sehr emsig selber Gold kassieren konnte, zeigt seine Praxis. Kümmerte er sich doch, wie jeder echte Kirchenfürst bis heute, nicht nur um das Seelenheil seiner Schäfchen, sondern auch recht angelegentlich um ihr Erbe, zumal um das reicher Witwen; und je reicher sie waren, das ist logisch, desto mehr. So tätigte der hl. Patriarch, bei dem in der «Väter»-Literatur die Verachtung des Goldes – auf dem Papier – den Höhepunkt erreicht: er sieht darin bloß Lehm, nicht nur sehr profitable Immobiliengeschäfte, sondern höchstpersönlich widmete er sich auch den Verhältnissen der Witwe eines Reeders, eines Senators, einer gewissen Thekla[159].

Besonders verlockend aber fand der hl. «Kommunist» Geld und Gold einer gewissen Olympias.

Der Vater dieser jungen Frau war Comes palatii, ein hoher kaiserlicher Beamter; ihre Tante die Gattin des Königs von Armenien; ihr Mann, der sie im Alter von 21 Jahren zur Witwe machte, Präfekt Konstantinopels. Ihr Erbe bestand immerhin aus 250 000 Goldstücken, vom Silber zu schweigen, sowie aus ungezählten Ländereien und Immobilien. Selbst Kaiser Theodosius intervenierte in Konkurrenz mit der Kirche, indem er Olympias vorschlug, einen seiner Verwandten zu heiraten. Doch die Mädchen jener Zeit (und die aller folgenden Zeiten) wußten durch

Mutter Kirche, daß Jungfräulichkeit weit besser als die Ehe sei und eine zweite Ehe gar noch schlechter als die erste. So gab Olympias dem Herrscher einen Korb, und die Kirche machte sich berechtigte Hoffnungen[160].

Freilich glückte der Fischfang der Petrijünger nicht gleich und nicht ganz. Der Kaiser war sauer und stellte den Besitz der Olympias unter staatliche Zwangsverwaltung. Auch ließ er ihre Kontakte zu Nektarios, dem Bischof von Konstantinopel (381–397), überwachen, einem Mann, den er doch selbst einst auf den Patriarchenstuhl gebracht, obwohl Nektarios noch nicht einmal getauft gewesen war (I 420). Nektarios, von Haus aus Jurist, ein Fuchs, vielerfahren, den Luxus liebend und noch heute im Osten als Heiliger verehrt, weihte vier Jahre später, als der Dame Olympias Reichtum wieder zur Verfügung stand, diese augenblicklich zur Diakonisse. Das verbot zwar ein staatliches Gesetz bei allen Witwen unter sechzig, doch kirchlicherseits bekam er über das begehrte Vermögen das entscheidende Vorkaufsrecht. Olympias begann auch sofort ihr Gold unter den Klerus und die Kirche Gottes zu streuen, und als Nektarios 397 starb, ergattert sein Nachfolger, der so unentwegt gegen den Reichtum wetternde Chrysostomos, immerhin noch einen Rest[161].

Wir haben folgende Liste der Zuwendungen, die Olympias «der hohen Kirche zu Konstantinopel durch Vermittlung des hochheiligen Patriarchen Johannes gemacht hat:
- 10 000 Pfund in Gold;
- 10 000 Pfund in Silber;
- die gesamten sogenannten ‹Olympias-Immobilien›, wozu ein Gerichtsgebäude, Bäder und eine eigene Bäckerei gehörten;
- die gesamten, in der Nähe der öffentlichen Bäder von Konstanze gelegenen Immobilien;
- die gesamten sogenannten ‹Euandros-Immobilien›;
- alle ihre am Stadtrand gelegenen Landgüter;
- Ländereien in Thrakien, Galatien, Kappadozien, Bithynien ...»[162]

Es ist wohl kein Wunder, daß Olympias Heilige der griechischen wie römischen Kirche wurde. Wer so viel schenkt, der

Kirche schenkt, muß heilig sein! Und wer weiß, vielleicht schenkte Olympias noch mehr, als wir wissen. Nachdem ihr Freund, der hl. Kirchenlehrer, bei Hof in Ungnade gefallen und bis an den Fuß des Kaukasus geschleppt worden war, wo er starb (II 149 ff, 151 ff), überlebte ihn auch die junge Freundin nicht mehr lang. Doch vorher empfing sie, völlig aufgelöst, verstört, in Tränen über die Trennung, immerhin 17 Briefe des Patriarchen, in deren einem es heißt: «Siehst du, was für einen großen Kampf es erfordert, die Trennung von dem Freunde geduldig zu ertragen, wie schmerzlich und bitter es ist ... Den Liebenden ist es ja nicht genug, im Geiste vereinigt zu sein, das reicht zu ihrem Trost nicht hin, sie verlangen auch nach leiblichem Zusammensein; und wenn sie das entbehren müssen, ist ihr Glück nicht wenig geschmälert ...»[163]

Es versteht sich von selbst, daß auch ein Bistum wie Rom nicht arm war. Reich schon in vorkonstantinischer Zeit (S. 469 f), nahm die stadtrömische Kirche durch den ersten christlichen Kaiser noch einen enormen materiellen Aufschwung – von Dante als «Saat des Verderbens» gegeißelt, deren sich «der erste reiche Vater freute!»

Bereits 312, bei seinem ersten Romaufenthalt, hatte Konstantin dem Bischof die domus Faustae, den Lateran, die künftige päpstliche Residenz geschenkt (die bereits im folgenden Jahr einer Synode als Sitzungslokal diente). Konstantin schenkte weiter eine Bischofskirche beim Lateran, deren Grundbesitz sich über Rom und die nächste Umgebung hinaus bis auf Güter in Süditalien und Sizilien erstreckte. Er spendierte auch einen zweiten Basilika-Prachtbau, die Peterskirche, mit Ländereien noch in Antiochien, Alexandrien, Ägypten und der euphratensischen Provinz. Die Kirche S. Paul erhielt Güter noch in Tarsus und anderen syrischen Städten. Und bis zum Ende des 4. Jahrhunderts stieg die Zahl der römischen Titelkirchen aus frommen Stiftungen auf 25. Doch allein aus dem von Konstantin übereigneten Grund und Boden verfügte die Kirche Roms über einen jährlichen Ertrag von mehr als 400 Pfund Gold. Allerdings hat sie ihren orientalischen Besitz, der kaum zu bewirtschaften und verwalten war, offenbar bald

wieder veräußert, wobei je ein Drittel des Erlöses die Kirche, der Klerus und der Papst bekamen![164]

Auch diese Kirchen selbst waren äußerst kostbar und verschlangen gewaltige Summen (I 235 ff). Römische Priester, Gegner des Papstes Damasus, erregten 384 in einer Bittschrift an Kaiser Theodosius I. die «von Gold strotzenden, mit kostbarem Marmorprunk bekleideten, auf ragender Säulen Pomp ruhenden Basiliken». Gegen das derart vergeudete Vermögen – durch alle Zeiten, auch und gerade im späten 20. Jahrhundert wieder in ungeheurer Weise vergeudete Vermögen, während Millionen «Ebenbilder Gottes» verhungern! – wird viel zu selten protestiert. Man erlaube, eine Ausnahme zu zitieren: Gottfried Arnold, dessen «Unpartheyische Kirchen- und Ketzerhistorie» (Goethes einzige Quelle über die Geschichte des Christentums), eine Kirchengeschichte, wie sie seitdem in jedem Jahrhundert kaum einmal geschrieben wird, festhält: «Gleichwie auch die erbauung des tempels zu Jerusalem, und die grossen unkosten und pracht dabey vielmehr einen elenden verfall des Christentums und seine unnöthige ausgaben anzeigen, als einen rechtschaffenen Christlichen sinn, der nach der art der vorigen Christen eingerichtet hätte seyn sollen ... das machte, er (sc. Konstantin) reflectirte in seiner freygebigkeit sonderlich auf die Clerisey, und macht sich selbige damit zum freunde ...» Oder: «Nemlich, es halten zwar ihrer viel dieselbe zeit vor sehr erwünscht, da es überall so prächtiig und überflüßig in der kirchen auszusehen begunte. Alleine den verständigsten kömmt dieses alles sehr bedencklich vor.» Justinian (527–565) baute in seiner Residenzstadt die Sophienkirche in fünf Jahren mit zehntausend Arbeitern für einen Betrag, den Hans von Schubert (im frühen 20. Jahrhundert!) auf 361 Millionen MK beziffert[165]. («Arbeitsplätze»! Ganz egal wofür – für Kanonen oder Kirchen; es hängt eng zusammen! Siehe Justinian ...)

Auch zahlreiche andere Kirchen hatten großen Grundbesitz und nicht selten viel Geld, etwa die Bischöfe – um nur einige des Westens zu nennen – Aetherius von Lisieux, Aegidius von Reims, Leontius von Bordeaux[166].

SEIT KONSTANTIN REGIEREN DIE «KIRCHE DER ARMEN» DIE REICHEN

Um die Gunst der christlichen Kaiser und Kirche zu gewinnen, treten die Mitglieder der schwerreichen Klasse im Laufe des späteren 4. Jahrhunderts immer häufiger zum Christentum über, wovon die Kirche enorm profitiert. «Man kann die Schenkungen, karitativen Einrichtungen, Krankenhäuser, Kultobjekte, Altäre, Kirchen und Kapellen gar nicht mehr zählen ...» (Katholik Clévenot)[167].

Schon damals stammten die meisten Bischöfe aus vermögenden Familien. Kein Wunder, hatte das Bischofsamt durch Konstantin doch sehr an Attraktion gewonnen. Die Bischöfe wurden jetzt überaus geehrt, wurden, wie der Klerus überhaupt, mit immer mehr Privilegien ausgezeichnet. Sie bekamen das Erbrecht, sie erhielten gerichtliche Vorrechte. Nicht nur alle Kirchen- und Glaubenssachen blieben ihrer Jurisdiktion überlassen, sie wurden auch zu Richtern in Zivilprozessen, wobei ihre Urteile inappellabel waren wie die der Prätorianerpräfekten. Konstantin befreit sie auch – wie den ganzen Klerus bis zum Türhüter – von den Belastungen öffentlicher Ämter. Einige Bischöfe erhielten Vertrauensstellungen bei Hof, und alle konnten jederzeit Zutritt zu den Kerkern verlangen, alle die kaiserliche Post benutzen, und sie beanspruchten sie gelegentlich schon im 4. Jahrhundert derart, daß die Bevölkerung darüber murrte[168].

Um die Wende zum 5. Jahrhundert leiteten viele Bischöfe infolge ihres Besitzes, Vermögens und Kirchenapparates auch politisch ihre Stadt. Man drängte nun immer mehr in den hochprivilegierten Klerus. 439 konstatiert eine Novelle Kaiser Valentinians III., daß sich «allenthalben die Zahl der leistungspflichtigen Bürger verringert und dem Gemeinwesen Schaden entsteht, während die Zahl der Kleriker ins Uferlose wächst». Damals schon entstammten die Bischöfe vor allem den Oberschichten. Von 54 Bischöfen Galliens im 5. Jahrhundert waren nur drei Nichtadelige. Da aber zwei davon, Martin und Marcellus, noch der Bischofsgeneration des 4. Jahrhunderts zugehören,

ist im 5. Jahrhundert in Gallien Bischof Bibianus der einzige nichtadelige Bischof. Und oft vererbt man dort das Bischofsamt bereits wie Staatsämter (S. 500)[169].

Es ist klar, daß diese Leute das feudale Leben, das sie aufgrund ihrer Herkunft gewohnt waren, als Bischöfe fortsetzten. Synesios von Kyrene, seit 410 allerdings unwillig Kirchenfürst (S. 569), prahlt vor seinen Diözesanen mit seiner alten adligen Abkunft, während der Statthalter Andronikos «den Namen des Großvaters nicht angeben kann, ja, wie es heißt, nicht einmal den Namen des Vaters, es sei denn vermutungsweise: ein Mensch, der vom Thunfischplatz auf den Statthalterwagen aufgesprungen ist»[170].

Schon im 4. Jahrhundert, als ein Bischof den andern «Deine Heiligkeit», «Deine Gottseligkeit» tituliert und jeder durch Handkuß und Fußfall geehrt werden muß – andern predigen sie Bescheidenheit! –, haben Bischöfe meist ein gewisses Vermögen und führen zumindest in Großstädten ein fürstliches Leben. Doch befindet sich ihre Mehrzahl, ausgestattet mit verlockenden Standesprivilegien, ganz allgemein in glänzenden Positionen. Sie werden beherrscht von Ehrgeiz, Luxus und Eitelkeit. Hieronymus, der von Leuten seines Standes schreibt: «Ihre ganze Sorgfalt geht auf ihre Kleider, auch daß sie gut riechen und die Füße unter einer weißen Haut nicht aufschwellen», berichtet, daß sie als Seelsorger mit Vorliebe Frauen betreuten, scharf dabei auf reiche Spenden, klingenden Lohn, und daß die Gastmahle vieler Prälaten die der Provinzstatthalter verdunkelten[171].

Auch der Historiker Ammanius Marcellinus rühmt gegen Ende des 4. Jahrhunderts den römischen Bischöfen Reichtum und feudales Leben nach und begründet damit die hartnäckigen Kämpfe um ihren Stuhl. «Es geht ihnen gut, weil sie von den Stiftungen vornehmer Damen reich werden. Sie fahren in Kutschen, tragen ausgesuchte Gewänder. Sie geben so aufwendige Essen, daß ihre Banketts mit denen von Königen wetteifern». «Macht mich zum Bischof der Stadt Rom, und ich werde sogleich Christ», höhnt der hochangesehene heidnische Präfekt Praetextatus angesichts der Einkünfte des Damasus (366–384), der zu den bedeutendsten Päpsten seines Jahrhunderts gezählt wird. Er festigte die Lehre von

der Trinität, die Primatstellung Roms, tätigte die finstersten Finanzgeschäfte, und sein Luxus war sprichwörtlich. Durch seine Vertrautheit mit reichen Christinnen profitierte der «Ohrenkitzler der Damen» derart, daß an ihn 370 ein Kaiserreskript erging, das energisch die Erbschleicherei des Klerus verbot (S. 505). Doch Leute wie er, ein vielfacher Mörder (II 111 ff), oder Bischof Ambrosius von Mailand, benahmen sich «wie die Herren des Westens» (Katholik Clévenot)[172].

Schon damals sah das Volk selbst im kleinsten Bischofsamt, so ein Kirchenvater, eine «fette Pfründe». Deshalb wurden Bischofsstühle bereits in der Antike, im Osten und im Westen, häufig durch «Geschenke» erworben. «Immer wieder klagen die Kirchenschriftsteller über den Einsatz des Goldes zur Bestechung» (Reallexikon für Antike und Christentum) – natürlich vor allem auf der Seite der «Ketzer»! Aber auch Kirchenlehrer wie Basilius und Johannes Chrysostomos bezeugen, daß katholische Bischöfe sich ins Amt kaufen, gelegentlich erschachert es auch eine reiche Freundin für sie. Athanasius wirft den Arianern vor, sie veräußerten ihre Bischofsstühle gegen Höchstpreise. Ähnliches sagt Ambrosius seinem arianischen Gegenbischof Mercurinus Auxentius nach. Der Metropolit von Ephesus, der Kirchengrund für die eigene Tasche verhökerte und allerlei Kostbares aus Gotteshäusern einschmelzen ließ, um sein Bad zu verschönern, verkaufte um 400 regelmäßig die Bischofssitze an den Meistbietenden[173].

Das führt uns zu einem Begriff, der in der kirchlichen Rechtsgeschichte noch des ganzen Mittelalters wiederkehrt und von beträchtlicher Bedeutung ist.

DIE SIMONIE

Unter Simonie versteht man nach den ältesten kanonischen Definitionen den Erwerb einer kirchlichen Würde, des Bischofs-, Priester-, Diakonenamtes, also der klerikalen Weihe, um Geld oder Geldeswert. Man versteht darunter aber auch den sakrilegischen Kauf und Verkauf sogenannter Gnaden, geistlicher Gaben und Güter (spiritualia) um «zeitlichen» Vorteils (temporalia) willen, den Erwerb von Sakramenten und Sakramentalien. Dagegen können Meßstipendien, Stolgebühren, Taxen, Obligationen ganz legal kassiert werden, wobei man sich auf das Neue Testament, Mt. 10,10, Lk. 10,7, 1. Kor. 9,13 u. a., beruft. Frühe Versuche, Gaben für das Spenden von Sakramenten zu verbieten, scheiterten bezeichnenderweise. Doch verlangten die Kirchen manchmal auch illegale Gelder dafür oder für Begräbnisplätze[174].

Als ersten Simonisten sah man im 4. Jahrhundert Simon Magus an, der in der Apostelgeschichte (8,9 ff) sich die Kraft des Heiligen Geistes von den Aposteln erkaufen will und im 3. Jahrhundert sozusagen an der Spitze aller «Häretiker» marschiert. Seitdem gibt es auch die Simonie, die man anscheinend in den beiden ersten Jahrhunderten nicht kennt – offenbar waren da die Ämter der Priester noch nicht einträglich genug, um erkauft zu werden. Mitte des 3. Jahrhunderts aber, als das Bischofsamt finanziell attraktiv zu werden begann, ist auch die Simonie vorhanden, und sie breitet sich nach Anerkennung des Christentums als Staatsreligion, als das geistliche Amt immer lukrativer wird, auch immer weiter und unaufhaltsam aus. Die Verbote, die im frühen 4. Jahrhundert einsetzen und sich ständig mehren, sind völlig vergeblich[175].

Schon im 3. Jahrhundert kam es auf, daß Bischöfe für die Konsekration von Kirchen, für die Übersendung von Hostien, von geweihtem Öl Gebühren, daß Geistliche für das Spenden der Sakramente, für Trauungen und Beerdigungen Abgaben verlangten. Bereits um die Wende zum 4. Jahrhundert konnte man kaum noch Christ werden, ohne zu zahlen. Es war üblich geworden, daß die Neugetauften den Priestern Geld in die Taufschüssel leg-

ten. Natürlich wuchert das Übel auch und gerade an höchster Stelle von Jahrhundert zu Jahrhundert. Zur Zeit der Gotenherrschaft in Italien stand bei den Papstwahlen alles, bis auf die heiligen Gefäße, zum Verkauf[176].

Die frühesten Verbote und Strafbestimmungen gegen Simonie finden sich zu Beginn des 4. Jahrhunderts auf der Synode von Elvira, dann in den «Apostolischen Kanones». Und nun wurde die Erteilung von Weihen sowie die Vergabe von Kirchenämtern für Geld ein solcher Skandal, daß viele Kirchenversammlungen dagegen vorgingen, wie die Konzile von Chalkedon (451), von Konstantinopel (459), von Rom (499, 501, 502), von Orléans (533, 549), von Tours (567). Gegen den Kauf von Bischofsämtern schritten auch Kaiser ein: Leo I. und Anthemius im Jahr 469, Glycerius 473 in Ravenna. Damals grassiert der klerikale Ämterkauf bereits derart, daß Kaiser Glycerius feststellen muß, der größte Teil der Bistümer werde nicht durch Verdienst, sondern durch Geld erworben. Immer häufiger schritten Kirche und Staat gegen simonistische Praktiken ein. Justinian, der das Erkaufen der Bischofswahl oder -weihe mit schweren Strafen bedroht, dehnt 528 das Simonieverbot auf den gesamten Klerus aus. Doch verbreitet sich der geistliche Ämterkauf im 6. Jahrhundert dauernd weiter, besonders im Westen, wo er vor allem in den fränkischen Bistümern üblich ist. Als 591 der Bischof Ragnemond von Paris stirbt und dessen Bruder, der Priester Faramod, sich um das Bistum bewirbt, gelangt der syrische Kaufmann Eusebius auf den bischöflichen Thron – «nachdem er viele Geschenke gegeben hatte». Übrigens kam es nicht nur einmal vor, daß man sich für Geld auch bekehren ließ[177].

Seit der Mitte des 6. Jahrhunderts wird die Simonie als «simoniaca haeresis» bezeichnet und gilt bald als gefährlichste aller «Ketzereien». Zwar hat die Kirche sie immer wieder auszurotten gesucht, doch völlig vergebens. Es gelang bis in die Neuzeit nie. Vielmehr wurden gewisse Formen der Simonie im frühen Mittelalter «zu einem festen Brauch» (Meier-Welcker)[178].

Der Nepotismus

Der Nepotismus spielt noch im 20. Jahrhundert eine enorme Rolle, zumindest im Papsttum. Und er geht, anders als die Simonie, bis auf die älteste Zeit zurück. Ja, hier liegt wirklich eine echte apostolische Tradition vor, begann die Verwandtenherrschaft doch schon in der Familie Jesu. Denn obwohl dessen Bruder Jakobus weder Apostel noch zu Jesu Lebzeiten sein Anhänger war, übernahm er nach Petri Weggang die Leitung der Urgemeinde. Als Jakobus starb, leitete diese sein Vetter Simon bar Klopas. Und später drückten noch andere Mitglieder der Familie Jesu den Jerusalemer «Bischofsstuhl»; der Theologe Stauffer spricht deshalb geradezu von einem «Kalifat des Jakobus»[179].

Ende des 2. Jahrhunderts kennen wir weitere erbliche Bischofsstühle. Polykrates von Ephesus ist der achte Bischof aus seiner Familie. In einem Kirchenstreit mit Rom beruft er sich feierlich auf seine Verwandtschaft, seine Vorgänger. «Sieben meiner Verwandten waren nämlich Bischöfe, und ich bin der achte». Ende des 4. Jahrhunderts ist die kappadokische Kirche allem Anschein nach fest in der Hand nur weniger Familien. Der hl. Gregor von Nazianz war Sohn eines gleichnamigen Bischofs, und auch Gregors Vetter Amphilochius war Bischof. Bischöfliche Brüder sind dort seinerzeit der hl. Basilius und der hl. Gregor von Nyssa. In Alexandrien folgt im späten 4. Jahrhundert auf den hl. Athanasius (I Kap. 8) sein Bruder Petrus als Patriarch, im frühen 5. Jahrhundert auf den Patriarchen Theophilos dessen Neffe, der hl. Kyrill, und auf diesen wieder dessen Neffe Dioskor. Den Patriarchenstuhl von Antiochien drückt damals Erzbischof Johannes, Nachfolger wird sein Neffe Domnus. In Rom ist im 6. Jahrhundert Papst Silverius der Sohn des Papstes Hormisdas, und Kirchenlehrer Papst Gregor I., «der Große», entstammt einer Familie, die bereits zwei «Stellvertreter Christi» gestellt hatte[180].

Eine Inschrift des 5. Jahrhunderts aus Narni teilt uns mit: «Hier ruht Bischof Pancratius, Sohn des Bischofs Pancratius, Bruder des Bischofs Herculius» (hic quiescit Pancratius episcopus, filius Pancrati episcopi, frater Herculi episcopi)[181].

Unter den gallischen Bischöfen des 5. Jahrhunderts, die so gut wie samt und sonders der Nobilität des Landes angehören, sind viele miteinander versippt: die Bischöfe Ruricius I. und Ruricius II. von Limoges mit Bischof Eufrasius von Clermont. Bischof Hesychius von Vienne ist der Vater des Bischofs Avitus von Vienne und des Bischofs Apollinaris von Valence. Der hochadelige Bischof Sidonius Apollinaris von Clermont ist Vater des Bischofs Apollinaris von Clermont. Der hochadelige Bischof Eucherius von Lyon (seit 434 dort Bischof) ist Vater des Bischofs Veranus von Vence (seit 442 dort Bischof) und Vater des Bischofs Salonius von Genf (seit 439 dort Bischof). Bischof Remigius von Reims (schon mit 22 Jahren im hohen Amt, obwohl ein Bischof 40 oder 45 Jahre alt sein sollte) ist der Bruder von Bischof Principius von Soissons, dessen Nachfolger Lupus der Neffe der beiden Brüder ist. Die Brüder Petronius und Marcellus sind hintereinander Bischöfe von Die. Die drei Bischöfe von Tours, Eustochius, Volusianus und Perpetuus, entstammen derselben senatorischen Familie und kommen in ununterbrochener Folge auf denselben Bischofsstuhl[182].

Auf die Frage: «Wann finden wir Verwandte des jeweiligen Papstes als Gehilfen und Nutznießer der Herrschaft in dessen Umgebung?» antwortet Wolfgang Reinhard in der «Zeitschrift für Kirchengeschichte» 1975 lakonisch: «Schon immer!» Und die Apologeten rechtfertigten dies noch im 19. Jahrhundert durch den Hinweis, auch unter den Jesus besonders nahestehenden Jüngern seien seine Verwandten gewesen[183].

Die noch in der Neuzeit florierenden bischöflichen Familienherrschaften, die man sich nur schwer als besondere übernatürliche Berufungen vorstellen kann, zeigen mehr als lange Reden, wie attraktiv der Priesterberuf für die Oberschicht war und wie stets attraktiver er von Jahrhundert zu Jahrhundert geworden ist.

Für die Kirche brachte dies Vor- und Nachteile mit sich. Einerseits vergrößerte der private Reichtum vieler dieser Kleriker noch den Reichtum der Kirche, teils freiwillig, teils jurisdiktionell. Andererseits bedrohte ihn gerade die durch zwei Jahrtausende herrschende Vetternwirtschaft.

Zunächst war es allgemeine Praxis, daß klerikale Würdenträger, Geistliche und Mönche, hatten sie nicht ganz nahe Verwandte, ihr Vermögen der Kirche vermachten, was um so mehr ins Gewicht fiel, als die Bischöfe eben gewöhnlich aus reichen Familien kamen. Wo der Klerus aber nicht freiwillig die Kirche zur Erbin einsetzte, wirkte sie alsbald zwangsweise darauf hin. Dabei ist von allem Anfang an ihr Interesse «auf eine Umgestaltung des Erbrechtes, insbesondere auf eine Lösung der alten familienrechtlichen Bande gerichtet» (Dopsch. Vgl. I 152 ff!)[184].

Schon in frühchristlicher Zeit suchte man den Kirchenbesitz vor Verschleuderung an Verwandte zu sichern. Seit etwa Mitte des 2. Jahrhunderts sollte alles, was der Priester nach seiner Ordination erhielt, der Kirche gehören, das väterliche Erbe ausgenommen. Doch während jeder Kleriker, der ohne Vermögen geweiht wurde, dann aber in seinem Namen Grundstücke erwarb, sie der Kirche überschreiben lassen mußte, durften die Bischöfe über das vor und nach Übernahme ihres Amtes erlangte private Vermögen nichtkirchlichen Ursprungs letztwillig verfügen. Vergab ein Bischof jedoch Kirchenbesitz im Erbweg, mußte sein Nachfolger diese Güter zurückfordern oder Ersatz dafür verlangen. Das Verbot, Kirchengut auf Verwandte der Bischöfe zu übertragen, u. a. durch das 10. Konzil von Toledo (656) und das 2. Konzil von Nicaea (787) erlassen, wurde Bestandteil des kanonischen Rechts[185].

Bemerkenswerterweise hängt auch die Einführung des Zölibats als verpflichtende Vorschrift, wie Wolfgang Reinhard in seiner Untersuchung über den «Nepotismus» betont, «nachweislich mit der Furcht vor Verlust des Kirchenguts zusammen». Dient die Ehelosigkeit der Priester und Bischöfe doch nicht zuletzt der Vermeidung gefährlicher Erbfälle, wie man selbst offen zugibt. So macht zum Beispiel Papst Pelagius I. (556–561) einen Familienvater nur unter der ausdrücklichen Bedingung zum Bischof, daß er ein genau detailliertes und vollständiges Verzeichnis seines Vermögens aufstellt und nichts darüber hinaus seinen Kindern vererbt[186].

Die Frage, ob Kleriker Kirchengut oder Erträge daraus veräu-

ßern dürfen, wurde häufig erörtert. Das 4. Konzil von Karthago (398) verbot den Verkauf den Bischöfen ohne Einwilligung ihrer Kleriker und diesen ohne Erlaubnis des Bischofs. In besonderen Fällen dufte der Bischof allerdings Kirchengebäude, -geräte, -gefäße oder Kirchensklaven abstoßen. Allerdings kam das Verbot der Veräußerung von Kirchengut – weil, nach römischem Vorbild, Göttergut – seit Beginn des 5. Jahrhunderts immer nachdrücklicher zur Geltung und wurde 470 von den oströmischen Kaisern zum Rechtssatz erhoben[187].

Noch mehr als hinter dem Vermögen ihres Klerus war die Kirche begreiflicherweise hinter dem der Laien her. Es ist kaum übertrieben, die Erbschleicherei zu den wichtigsten, ganz sicher aber profitabelsten seelsorgerischen Bemühungen aller Zeiten zu zählen.

Erbschleicherei

Seit Konstantin 321 der Kirche die Erbfähigkeit verlieh – ein immer sprudelnder Quell des Reichtums bis heute –, hinterließen ihr viele Christen zur Rettung ihres Seelenheils teilweise oder ganz Ländereien und Barvermögen. In den seltensten Fällen wohl geschah dies nur aus eignem Antrieb. Denn unablässig schärfte man den Söhnen und Töchtern ein, ihr Geld und Gut ganz oder wenigstens zum Teil um ihres Seelenheiles willen Mutter Kirche zu schenken. Unablässig arbeiteten Kirchenrecht und Kirchenpraxis darauf hin, Zuwendungen an den Klerus zu erleichtern und zu steigern. Es wurde Brauch, bei Kinderlosigkeit die Kirche zur Erbin und ihr auch sonstige Geschenke zur Erlangung des Himmelreiches zu machen. In Ost- wie Westrom begünstigte die staatliche Gesetzgebung die testamentarische Übereignung von Grundvermögen an kirchliche Stellen. Und die «Väter» warnten eindringlich, daß das Seelenheil nicht gefördert werde, hinterlasse man Geld und Besitz den Verwandten[188].

Eine der spektakulärsten Erbschaften machten die Seelenfän-

ger durch die junge, kaum mehr als zwanzig Jahre alte Melania und ihren Mann Pinianus, die vielleicht reichste Familie des ganzen Imperium Romanum (I 492 f), Milliardäre, die nach dem Jesuswort «Verkaufe alles, was du hast ...» leben wollten. Die Kirche konnte da nur zureden – und zupacken. Die Zeitgenossen nennen das Vermögen der beiden Aussteiger «unausrechenbar» (anarithmeton). Sie besitzen überall, in ganz Italien, Spanien, Gallien, Afrika, Britannien, landwirtschaftliche Domänen mit Zehntausenden von Sklaven. Nur 8000 nehmen angeblich ihre Freilassung an, als man beginnt, diesen ungeheuren Besitz zu verkaufen, worauf gigantische Summen an Kirchen, Klöster, fromme Vereinigungen fließen[189].

Als Melania, ihre Mutter Albina, ihr Mann Pinian im Sommer 410 auf der Flucht vor Alarich in Hippo, Augustins Bischofsstadt, landen, kommt es, so der katholische Theologe Clévenot, zu «schäbigen Auseinandersetzungen» des hohen Klerus. «Man reißt sie sich gegenseitig förmlich aus den Händen. Rivalitäten, Konflikte, Krawalle: jeder will seinen Teil vom Kuchen abbekommen ...» Der Autor des «Lebens der heiligen Melania» aber schreibt: «Dann erreichte Alarich die Ländereien, welche die Seligen soeben verkauft hatten. Und alle priesen den Herrn aller Dinge und sprachen: Glücklich die, welche mit dem Verkauf ihrer Güter nicht gewartet haben, bis die Barbaren kommen!» Doch glücklich auch die, denen der Machtwechsel keine Verluste beschied, und dazu gehörte die römische Kirche. Viele Eigentumstitel sind damals sogar auf sie übergegangen, darunter die von Melania! (Ein Drittel ihres Vermögens hätte gereicht, drei Jahre lang Alarichs ganze Armee zu besolden.)[190]

Weit mehr noch aber gewinnt man durch die Masse der Gläubigen, die nun ihres Seelenheiles wegen durch alle Jahrhunderte rücksichtslos geschröpft, «durch den Klerus ausgebeutet» werden, wobei dieser «besonders die Schwäche der Frauen dazu benützt', Vergabungen für den Todesfall an die Kirche zum Nachteile ihrer Familien zu bewirken» (Dopsch)[191].

Es wurde bereits mehrfach durch Texte aus den verschiedensten Epochen belegt, wie gehässig, wie unsäglich menschenver-

achtend die Kirche die Familie mißachtet, die sie gewöhnlich (und natürlich ebenfalls nur ihres Vorteils wegen) ungewöhnlich glorifiziert, wie sie noch die einander Nächsten in brutalster Weise voneinander reißt, um ihrer Interessen willen (I 152 ff). Um Gottes willen, sagt sie. In Wirklichkeit: um Geldes willen. (Nur das Strafgesetzbuch verbietet es, hier eine noch deutlichere Identifikation vorzunehmen.)

Keinen Augenblick, geht es ums Geld, zögern die gefeiertsten Heiligen, die berühmtesten Kirchenväter und -lehrer, Eltern und Kinder zu entzweien, indem sie verlangen, diese teilweise oder ganz zu enterben zugunsten der Kirche.

Auch für noch so viele Kinder läßt der hl. Cyprian die Sorge nicht gelten. «Gott überweise deine Schätze, die du für die Erben aufbewahrst. Er sei für deine Kinder Vormund». Der hl. Hieronymus fordert von den Priestern, ihren angehäuften Besitz nicht ihren Kindern zu hinterlassen, sondern alles den Armen und der Kirche. Nichtpriester aber sollen, wenn sie Kinder haben, Christus zum Miterben einsetzen. Hieronymus rühmt die Witwe Paula, die nach dem Tod ihres Mannes mit «trockenen Augen» von ihren Kindern ging, die sie bestürmten, bei ihnen zu bleiben, ja, die diesen von ihrem Reichtum auch nicht ein Geldstück, wohl aber eine große Schuldenlast hinterließ. Selbst Salvian, der im 5. Jahrhundert so eindringlich das Elend der Massen schildert, klagt die Gläubigen an, weil sie nicht mehr, wie die ersten Christen, ihr Vermögen der Kirche vermachten. Doch wenn sie schon zu Lebzeiten ihre Güter behielten, sollten sie sich wenigstens auf dem Sterbebett erinnern, daß sie nur einen Besitz besaßen, dessen wahrer Eigentümer allein die Kirche sei. «Wer sein Vermögen seinen Kindern hinterläßt, statt der Kirche, handelt gegen den Willen Gottes und gegen seinen eigenen Vorteil. Während er für die irdische Wohlfahrt seiner Kinder Sorge trägt, betrügt er sich um seine eigene Wohlfahrt im Himmel»[192].

Der hl. Basilius nennt in seiner Predigt «An die Reichen» Vorsorge für die Kinder nur einen Vorwand der Habsüchtigen. Auch bringe vererbter Reichtum selten Segen. Und für die Verheirateten gelte gleichfalls das Evangelium: verkaufe alles, was du hast.

Schließlich, wer könne denn «für den Willen des Sohnes bürgen, daß er die geerbten Güter wohl gebraucht? ... Hab' also acht, daß du nicht in dem mit tausend Mühen aufgehäuften Reichtum andern Stoff zu Sünden gibst, wofür du dich dann doppelt bestraft sähest: einmal für das Unrecht, das du selbst verübt, sodann für das, wozu du anderen verholfen hast. Steht dir deine Seele nicht näher als jedes Kind? Steht sie dir nicht näher als alles? Weil sie nun dir zunächst steht, so gib ihr auch das beste Erbe, gib ihr reichlichen Lebensunterhalt, und dann verteile den Rest unter die Kinder! Haben doch auch solche Kinder, die von den Eltern nichts vererbt haben, oft selbst sich Häuser gebaut. Wer aber wird sich deiner Seele erbarmen, wenn du selbst sie vernachlässigst?»[193]

Nie auch versäumte der Klerus, alle Schrecken der Sterbestunde, des Jüngsten Gerichts, der Hölle so lange auszumalen, bis die geängstigten Schäfchen bereit waren, sich mit ihrem irdischen Besitz im Himmel einzukaufen. Gerade auf dem Sterbebett flehten so manche Eltern ihre Kinder an, nichts von ihrem Vermögen für sich zu behalten[194].

Im 4. Jahrhundert bezeugen selbst die Gesetze der christlichen Kaiser das durch die großen Zuwendungen an die Kirche heraufbeschworene Elend ungezählter Familien. Bereits Valentinian I. (364–375) geht deshalb scharf gegen die Erbschleicherei des Klerus vor. 370 verbietet er Geistlichen und Mönchen, die Häuser der Witwen und Waisen aufzusuchen, und erklärt sämtliche Schenkungen und Vermächtnisse von ihnen sowie anderen Frauen, die unter religiösem Vorwand das Opfer erpresserischer Priester werden sollten, für ungültig. Die Sache mußte schon damals ein solches Ausmaß angenommen haben, daß der Erlaß testamentarische Verfügungen an Geistliche mit der Konfiskation bedrohte, erbberechtigte Verwandte ausgenommen. Und schon zwei Jahrzehnte später wird durch ein Gesetz des Theodosius die klerikale Erbschleicherei erneut beschränkt – freilich auch, verblüffend bald, wieder aufgehoben[195].

Die Kaiser vermochten sich gegenüber (dem Finanzgebaren) der Kirche meist nicht durchzusetzen. Ein Gesetz des Theodosius

vom Jahr 390, das die in den Städten herumlungernden, bettelnden Mönche wieder in ihre Wüsten verwies, mußte nach kaum zwei Jahren halb zurückgenommen werden. Die Verordnung gegen die Erbschleicherei von Geistlichen und Mönchen bei Witwen und Waisen sowie gegen das Ins-Kloster-Stecken junger Frauen und die finanzielle Beraubung von deren Kindern durch den Klerus, die Theodosius am 21. Juni 390 erließ, wurde auf Protest des hl. Ambrosius schon zwei Monate später, am 23. August 390, widerrufen. Ähnlich ging es mit anderen Gesetzen, im Westen und im Osten. Was Kaiser gegen die klerikale Ausbeutung verfügen, heben sie selber oder spätere wieder auf[196].

Schließlich herrschte dieselbe Korruption da wie dort. Schließlich saugten Staat und Kirche gemeinsam das Volk aus, zogen sie am selben Strang. Auch bei der Fortsetzung der Sklaverei.

DIE ERHALTUNG UND FESTIGUNG DER SKLAVEREI

«Seid nicht traurig – wir sind alle Brüder in Christo». Bischof Rather von Verona um 935 an die Sklaven[197]

«Das Christenthum hat den Geist der alten Sklaverei gebrochen. Das schien wahrhaft unmöglich ... Der Sklave wurde dem Thiere ähnlich gehalten und nicht als Mensch behandelt. *Das Christenthum hat diesem ganzen großen Theile des Menschengeschlechtes die Menschenwürde wiedergegeben.*»
Bischof Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler[198]

«Was das Christentum anbelangt, so gab es auch nach der Bekehrung Konstantins und der raschen Integrierung der Kirche in das Regierungssystem des Reichs keine Spur einer Gesetzgebung, die die Abkehr von der Sklaverei auch nur schrittweise zum Ziel hatte. Es war im Gegenteil der christlichste aller Kaiser, Justinian, dessen Kodifikation des römischen Rechts im 6. Jahrhundert nicht nur die umfassendste Sammlung von Gesetzen über die Sklaverei einschloß, die je zusammengestellt wurde, sondern auch dem christlichen Europa eine vollständige gesetzliche Grundlage für die Sklaverei lieferte, die von dort tausend Jahre später in die Neue Welt gebracht wurde». M. I. Finley[199]

«Die Kirche, die sich zwar für das arme Volk einsetzte, kümmerte sich jedoch keineswegs um das Bürgerrecht derjenigen, denen sie ihre Unterstützung auf irgendwelche Weise gewährte, ja sie kümmerte sich nicht einmal um das Prinzip des politischen Bürgerrechts, d. h. um die persönliche Freiheit aller Bürger, da sich nach ihrer Lehre alle Menschen nicht nur vor Gottes Angesicht, sondern auch vor dem Angesicht dessen, der den christlichen Gott auf Erden vertrete, als Sklaven fühlen sollten. Auf diese Weise trug das Christentum am Ende des Altertums dazu bei, die Rechtslage der kleinen Bürger, Nichtbürger und Sklaven ideologisch in eine gewisse ‹allgemeine Sklaverei› zu verwandeln. Verloren war die Mühe des Kaisers Julian, diese Entwicklung aufzuhalten und den römischen Bürgern das Gefühl der Freiheit wiederzugeben, das ihnen der spätrömische Staat durch seine despotische Macht und die Kirche durch ihre Erziehung zur Gottesfurcht entzog». Josef Češka[200]

Sklaverei in vorchristlicher Zeit

Die Einführung der Sklaverei mag zunächst zwar eine Art «ethischer» Fortschritt gewesen sein, da man Gefangene nicht mehr, wie vordem, getötet und häufig gefressen, sondern eben als Knechte des Siegers beschäftigt hat. Dies beiseite aber, wurde die Sklaverei ohne Zweifel die bisher schlimmste Form der Ausbeutung aller Zeiten, der Fluch der alten Welt und für viele, wenn nicht die meisten, die sie traf, eine Tragödie ohnegleichen. Während sie in manchen Gebieten gänzlich unbekannt blieb, in Australien, auf einigen Südseeinseln, bei vielen Indianern, bei Eskimos, Buschmännern, Hottentotten, kam sie bei den «Kulturvölkern» besonders in Schwang. «Die antike Kultur ist *Sklavenkultur*» (M. Weber)[201].

Die Anzahl der Sklaven in Griechenland oder Italien ist unbekannt; Schätzungen schwanken stark. In der Blütezeit Athens soll die attische Bevölkerung aus 67 000 freien Bürgern, 40 000 Fremden und 200 000 Sklaven bestanden haben. Doch reichen die Mutmaßungen moderner Gelehrter für das klassische Athen von 20 000 bis 400 000 Unfreien. Die Sklaven von ganz Hellas (von der griechischen Halbinsel, den griechischen Inseln und Makedonien) wurden zur Zeit des Peloponnesischen Krieges auf etwa eine Million geschätzt, bei drei Millionen Einwohnern. In Rom machten die Sklaven zur Zeit Caesars angeblich gut zwei Drittel aller in der Stadt lebenden Menschen aus. Und in ganz Italien, bei einer angenommenen Gesamtbevölkerung von etwa 7,5 Millionen, vielleicht rund 3 Millionen[202].

In Griechenland war die Sklaverei gewöhnlich nicht allzu schlimm. Wurde der athenische Sklave mißhandelt, durfte er seinen Herrn ebenso verklagen wie ein Freier. Brachte ihn sein Herr um, mußte dieser religiöse Buße tun oder zeitweilig in Verbannung. Tötete ihn aber ein Fremder, bestrafte man den Täter wie für die Ermordung eines Bürgers. Besonders Haussklaven, Ammen, Pädagogen, Leibärzte, hatten oft ein gutes Verhältnis zu

ihren Besitzern. Der athenische Sklave durfte eigenes Vermögen sammeln, sich gesetzlich verheiraten und wurde auch im Familiengrab seines Herrn beerdigt. Er konnte von diesem freigelassen werden oder seine Freiheit erkaufen. Freilassungen durch freien Gnadenakt des Herrn waren im vorchristlichen Griechenland schon weit verbreitet. Auch ist Freilassung durch Freikauf bereits im 4. Jahrhundert v. Chr. bezeugt. Doch war diese Praxis in Griechenland wahrscheinlich so alt wie die Sklaverei selbst. Freilassungsurkunden blieben in großer Zahl erhalten. Freilich machte die griechische Freilassung den Freigelassenen nicht zum Bürger. Auch durfte der Sklave, jedenfalls im Athen der klassischen Zeit, verkauft, verschenkt, vererbt werden. Er hatte keinerlei gesetzlichen Anspruch auf Besitz, und auch die Kinder aus einer Sklavenehe blieben Sklaven. Wie verschlagen-brutal man sein konnte, zeigt das Schicksal der 2000 Heloten, denen die Spartaner die Freilassung wegen ihrer militärischen Verdienste versprochen hatten. Sie führten sie auch, als setzten sie sie wirklich auf freien Fuß, in den Tempel, töteten dann aber, wie Diodor berichtet, jeden in seinem Haus[203].

In griechisch-römischer Zeit versklavte man nicht nur Kriegsgefangene, sondern auch Bauern, die man von Haus und Hof trieb. Auf den Weltmärkten des Sklavenhandels, in Tanais am Pontos, in Delos, in Puteoli wurden nicht selten 10 000 Sklaven am Tag verkauft, ein Geschäft fast wie auf dem Viehmarkt. Ein Sklavenaufstand folgte dem andern. Sie dauerten jeweils Jahre zwischen 140 und 70, vielleicht aber sogar zwischen 199 und 62 v. Chr. Auch ungezählte besitzlose Freie waren daran beteiligt. Doch jede Erhebung wurde in Blut erstickt. Nach dem Aufstand von 104 ließ Lucius Calpurnius alle Sklaven, die ihm in die Hände fielen, kreuzigen[204].

In der hellenistischen Zeit wurde man rechtlich einwandfrei Sklave nur durch Geburt von einer Sklavin und durch Kriegsgefangenschaft. Dagegen konnte die freiwillige Selbstverknechtung oder die zu Beginn der römischen Republik stets stärker um sich greifende Schuldknechtschaft keine legitime Sklaverei begründen. Auch durfte der Sklave mit Billigung seines Herrn Vermögen

erwerben und mit Sklaven wie mit Freien eine rechtlich anerkannte Ehe eingehen. Freilich war er Eigentum und wurde als solches behandelt. Man konnte ihn vermieten, verpfänden, verkaufen. Am Ende der Republik und zu Beginn der römischen Kaiserzeit wurde die Situation der Unfreien besonders schlecht. Als Gutsarbeiter waren sie meist kaserniert und hausten als «instrumentum vocale» (sprechendes Inventar), als «instrumenti genus vocale» (Varro) im Sklavenstall, der beim Viehstall stand – «reine Produktionsinstrumente ..., die sich nur durch ihre Stimme vom Vieh unterschieden» (Brockmeyer). Der kasernierte Sklave war eigentums- und familienlos, seine Arbeit streng militärisch geregelt. Sklaven konnte man als Türhüter wie Hunde anketten oder in Fesseln auf den Feldern schuften lassen. Man konnte sie als Gladiatoren oder zur Tierhetze verkaufen, sogar an Tiere verfüttern oder sie killen zur Unterhaltung eines neugierigen Gastes. Augustus, der vom Christentum so Glorifizierte (S. 419), ließ einen Sklaven kreuzigen, weil er seine Lieblingswachtel getötet und gegessen hatte. Ein Sklave besaß keinerlei Rechte. «Servile caput nullum ius habet» (Julius Paulus, der römische Jurist)[205].

Allerdings fand in den ersten Jahrhunderten des Römischen Kaiserreiches in der Sklavenwelt eine gewisse Umwälzung statt. Die schlimmsten Mißstände wurden beseitigt, die Sklavenkasernen aufgelöst und die rechtlichen Belange der Sklaven zunehmend verbessert – gewiß nicht (nur) aus humanitären Gründen. Anstelle der reinen «Profitmotivation» etwa eines Cato, der es für ökonomisch hielt, Sklaven so hart wie möglich schuften zu lassen, bis sie sich totgeschuftet und dann (trotz nicht niedriger Anschaffungskosten) durch neue zu ersetzen, bevorzugte man schließlich ein «Belohnungssystem»; relative Zufriedenheit des Sklaven, ein gewisses Wohlbefinden, ließen offenbar noch höhere Profite erwarten. Jedenfalls erhielten Unfreie allmählich gesetzlichen Schutz für Leben und Eigentum und durften Familien gründen, nicht zuletzt freilich wieder, um Nachwuchs zu erzielen. Denn einerseits fehlte es daran nach dem Ende der Eroberungskriege, die «tatsächlich schon den Charakter von Sklavenjagden ange-

nommen hatten» (M. Weber) – man schätzte, daß zwischen dem 2. und 3. Punischen Krieg, also zwischen 200 und 150 v. Chr., rund 250 000 Sklaven nach Rom geschleppt worden waren. Andererseits erwies sich der Sklavenhandel weiterhin als enorm lukrativ. Die Kirche förderte dann übrigens Sklavenehen noch mehr als der Staat, der sie schon im 2. Jahrhundert dem Zugriff des Herrn wieder entzog[206].

Die Literatur dieser Zeit ist voll von Skrupeln gegenüber der Sklaverei, ohne freilich an ihre Abschaffung zu denken. Verhältnismäßig viele Ärzte, Bildhauer, Lehrer, auch ein paar bedeutende Autoren unter den Sklaven hoben deren Ansehen und minderten die gewaltigen Standesunterschiede. Nicht wenige Sklaven waren fachlich gebildet und aus dem Bibliotheksdienst wie dem Finanzwesen nicht wegzudenken. In der städtischen Wirtschaft gab es Unfreie in leitenden Positionen. Ehemalige Sklaven konnten sogar Mitglieder der höchsten Gesellschaft werden. Ritter und Senatoren sollen Sklavenabkömmlinge gewesen sein. Folterung von Sklaven kam selten vor und war gesetzlich genau beschränkt. Kaiser Claudius verordnete, alle als Mörder zu bestrafen, die ihre Sklaven anstatt auszusetzen töteten. Unter Nero, der vermutlich verbot, Sklaven zum Tierkampf zu verwenden, hatte ein besonderer Richter alle ihre Klagen zu untersuchen und grausame Herren zu bestrafen. (Als seinerzeit allerdings ein Sklave den Stadtpräfekten Pedanius Secundus ermordete, wurde mit ausdrücklicher Genehmigung der Regierung dessen gesamte Hausdienerschaft von 400 Sklaven gekreuzigt.) Der humane Kaiser Antoninus Pius gestand ungerecht behandelten Sklaven ein Beschwerderecht zu. Besonders Mark Aurel, der Stoiker, verbesserte das Sklavenlos. Viele Sklaven konnten sich auch durch Ersparnisse, anscheinend schon nach wenigen Jahren, die Freiheit erkaufen und durch Handel, Manufaktur, Geldverleih ein Vermögen erwerben. Sehr viele erhielten die Freiheit durch ihre Herren, besonders bei deren Tod, was schon zur Zeit des Augustus einen solchen Umfang angenommen hatte, daß dieser befahl, niemand dürfe testamentarisch mehr als hundert Sklaven befreien[207].

Auch die Germanen hatten über ihre Sklaven, das unfreie

Hausgesinde, unbeschränkte Verfügungsgewalt. Sie waren rechtlos, nur eine Sache, konnten verkauft oder beseitigt werden. «Es ist selten, daß man einen Sklaven schlägt und mit Einsperrung und Zwangsarbeit maßregelt; doch ist es nicht ungewöhnlich, daß man einen erschlägt», schreibt Tacitus. Zahlreicher als die Sklaven waren bei den Germanen die Hörigen[208].

In Israel, dessen Sklavenhaltung man gelegentlich bestritten hat, ist der Sklave in biblischer Zeit dem Gesetz nach das Vermögen eines Menschen. Man konnte ihn wie einen Gegenstand gebrauchen, konnte ihn kaufen, verkaufen, vertauschen. «Der Sklave hatte weder Namen, Familie noch Abstammung. Er war ein hilfloses Stück der Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung» (Cornfeld/Botterweck)[209].

Besonders unter David, dem von den Kirchenvätern so gepriesenen (I 86), und unter Salomo (S. 50 ff) mehrte sich die Zahl der Staatssklaven in Israel außerordentlich. Zumal unter Salomo wurden sie ein beträchtliches Vermögensobjekt. Sie dienten dem König bei seinen Bauten, in den Bergwerken, der Metallindustrie sowie als Exportgüter, hießen auch schlicht «Salomos Sklaven» und existierten als eine eigene Sklavenklasse durch die ganze Königszeit «bis zum heutigen Tag» (1. Kg. 9,21)[210].

Das Alte Testament läßt Versklavung in vielen Fällen zu. Es gestattet, Kriegsgefangene unfrei zu machen, wofür die israelitische Geschichte zahlreiche Beispiele liefert. Es erlaubt auch die Versklavung von Dieben, die außerstande sind, das Gestohlene zu ersetzen und die Buße zu zahlen. Ebenfalls dürfen Eltern, die ihre Schulden nicht begleichen oder ihre Kinder nicht ernähren können, diese verkaufen, wobei es eine bedingungslose und eine bedingte Verkaufsform gibt. Wurde ein israelitischer Sklave freigelassen, blieben gleichwohl seine Frau und Kinder lebenslang versklavt. Schließlich erkennt das Alte Testament auch die Selbstversklavung an; zumeist säumige Schuldner, die, nachdem sie schon ihre Kinder verkauft hatten, auch sich selbst verkauften. Die Zeit ihrer Sklaverei war allerdings auf sechs Jahre begrenzt, wie überhaupt ein israelitischer Sklave gewöhnlich nach sechs Jahren freigelassen wurde, was ohne weitere Zahlung geschehen

sollte, während ein fremder Sklave lebenslänglich Sklave blieb. Deshalb sollen die meisten Sklaven in jüdischen Häusern auch nichtisraelitischer Herkunft gewesen sein[211].

Die Mißhandlung der Sklaven durch ihre Herren erlaubt die Bibel. Schlägt der Herr dem Sklaven jedoch einen Zahn oder das Auge aus, muß der Sklave freigelassen werden. Starb der mißhandelte Sklave sofort, sollte der Herr bestraft werden, lebte jener aber noch ein, zwei Tage, entging der Herr der Bestrafung, «denn es ist sein Geld» (2. Mos. 21,21)[212].

Bei den Essenern war jede Sklaverei streng verboten. In der Stoa lehrte man wenigstens die Unrechtmäßigkeit der erblichen Sklaverei. Der Islam, um nur kurz vorauszublicken, brachte eine deutliche Humanisierung der Sklaverei. Der Moslem durfte einen Sklaven nicht mehr übermäßig strapazieren, er mußte ihm genügend Ruhe und Erholung gönnen. Der Sklave erhält jetzt auch einen gesetzlichen Anspruch auf Krankenversorgung. Er kann jederzeit seinen Freikauf einleiten, worauf er nicht weiterverkauft werden darf. Und als besonders gutes Werk gilt es, den Rest einer Freikaufssumme zu erlassen, um die Freiheit des Versklavten beschleunigt herbeizuführen. «Wünscht einer deiner Sklaven eine Freilassungsurkunde», heißt es im Koran, «so stelle sie ihm aus, wenn du ihn als gut kennst, und gib ihm einen Teil deines Reichtums, den Gott dir verliehen»[213].

Die christliche Kirche aber verfocht energisch die Erhaltung der Sklaverei, sogar deren Verfestigung, ja, sie machte die demütige Unterwürfigkeit der Unfreien zu einer Tugend.

Paulus, das Neue Testament, die Kirchenväter und die Kirche treten für die Erhaltung der Sklaverei ein

Jesus hat sich in der Bibel zur Sklaverei nicht geäußert. Sie war in Palästina, wo es (im mosaischen Gesetz) das Verbot grausamer Mißhandlungen der Sklaven gab, Teilnahme an der Festtagsruhe, Entlassung an heiligen Festzeiten, wo die Juden ihre Sklaven überhaupt erträglicher behandelten, wohl nicht so akut[214].

Dagegen wird die Sklaverei von Paulus, in dessen Gemeinden es nicht an Sklaven fehlte, schon verteidigt. Ja, man nannte ihn mit Recht den konsequentesten Gegner der Sklavenemanzipation. Hält Paulus die Unfreien doch ausdrücklich zum Gehorsam gegenüber den Herren an. «Bist du als Sklave berufen», lehrt er, «laß dichs nicht anfechten, nein, selbst wenn du frei werden kannst, bleibe nur um so lieber dabei». Kam ja «alles darauf an», wie im späten 19. Jahrhundert der Theologe G. V. Lechler betont, «dass die Botschaft von Christo» (sie kam, im Satz zuvor, «wie ein milder Regen auf eine dürre Au») «nicht misdeutet, die Erlösung von der Knechtschaft der Sünde und Schuld nicht als ein Freibrief der Emancipation aufgefasst wurde, daß ein Sklave ... sich nicht über seine Herrschaft ... überheben mochte»![215]

Nur das nicht! Denn zu dieser Herrschaft zählte auch und gerade die Kirche. So sorgten deren theologische Diener stets emsig dafür, daß die «Lehre von der christlichen Freiheit» nicht mißverstanden wurde – durch die Sklaven, durch die antiken, die mittelalterlichen Bauern, die unterdrückten armen Teufel aller Zeiten ... So zeigte sie, daß die «Lehre von der christlichen Freiheit» nicht leichtfertig «auch auf die soziale Seite des Verhältnisses von Sklave und Herrn übertragen werden» durfte. Nur das nicht! Zeigten sie, so beispielsweise Theologe Lappas in seiner Doktorarbeit der «Hochwürdigsten kath. theol. Fakultät der Universität Wien», wie die Sache wirklich zu verstehen sei, die «christliche Freiheit» – innerlich nämlich, innerlich! «Paulus setzte innen den Hebel an zur Lösung der Sklavenfrage und hat wahrlich nicht vergebens sich bemüht. Wie manches Sklavenauge

mag aufgeleuchtet haben, als es von dieser Wunderwelt erfuhr, zu der auch der Geringste eingeladen war, einzutreten»[216].

Wahrlich, nicht vergebens; leider ist das wahr – das aufleuchtende Sklavenauge aber ist Papier; theologische Niedertracht oder Dummheit. Wie auch hätten die Augen tagtäglich und lebenslang Geschundener, die natürlich nichts lieber als ihre *äußere* Freiheit wollten, leuchten sollen, wenn sie statt dieser Freiheit schäbige Pfaffentricks beglückt haben?

Mit Paulus tritt das ganze Neue Testament für die Erhaltung der Sklaverei ein. «Ihr Sklaven», verkündet das «Wort Gottes», «seid euren leiblichen Herren gehorsam mit Furcht und Zittern, in Aufrichtigkeit eures Herzens, als gälte es Christus». «Verrichtet euren Dienst mit Willigkeit, als gälte es dem Herrn.» «Die Sklaven ermahne, ihren Herren in jeder Hinsicht gehorsam zu sein und ihnen zu Gefallen zu leben, nicht zu widersprechen, nichts zu veruntreuen, vielmehr volle, echte Treue zu beweisen.» Auch wenn die Herren keine Christen sind, sollen die Unfreien sie achten, um das Christentum nicht in Verruf zu bringen! Und um die «Ungläubigen» dem Christentum zu gewinnen. Nicht genug: Das Buch der Bücher, die «Frohe Botschaft», fordert Gehorsam selbst gegenüber den harten Herren und geduldiges Ertragen ihrer Schläge, wobei man den Elenden den leidenden Jesus als Vorbild hinstellt. Ja, die «Heilige Schrift» befiehlt den christlichen Sklaven, ihren gläubigen Herren nur desto eifriger zu dienen, weil diese Christen seien! Und es tröstet die Sklaven und wohl auch deren Frauen, Kinder samt sonstiger Verwandtschaft, die der Herr beim Tod seines Eigenknechts zu seinen Gunsten enterbte, mit der Versicherung: «Ihr wißt ja, daß ihr vom Herrn das (himmlische) Erbe als Lohn empfangen werdet». Das hörten die Sklavenhalter gern![217]

Man hat ausgerechnet, daß der unter dem Namen des Paulus gefälschte (S. 102), aber im Neuen Testament stehende Kolosserbrief mit insgesamt 18 Worten die Herren zu guter Behandlung der Sklaven ermahnt, die Sklaven jedoch mit 56 Worten zum Gehorsam gegenüber den Herren. In dem gleichfalls unter dem Namen des Apostels gefälschten Epheserbrief (S. 102 f) ist dies

Verhältnis 28 zu 39. Und an drei weiteren Stellen stehen überhaupt nur an Sklaven oder Bedienstete gerichtete Ermahnungen[217a].

Auch die außerkanonischen christlichen Schriften des 2. Jahrhunderts bekämpften die Emanzipationsbestrebungen der Sklaven energisch. Die christlichen Wortführer verweigern ihnen den Freikauf aus der gemeinsamen Kasse und fordern: «sie sollen sich nicht aufblähen, sondern zur Ehre Gottes noch eifriger Sklavendienste tun»! Sie sollen ihren Herren «wie einem Abbild Gottes untertan sein in Scheu und Furcht»! Sie drohen den Ungehorsamen, daß sie einst «ruhelos ihre Zunge zerbeißen und mit ewigem Feuer gequält werden». Diese Warnung an die Sklaven, so versichert Theologe Lechler, «ist ganz sachgemäß. Sie entspricht ganz dem Glauben und ist zugleich vollkommen dem praktischen Interesse des Christentums und der Kirche, nach ihrer Stellung in der antiken Welt, gemäß». Repräsentierten doch die christlichen Sklavenhalter für die Sklaven «den Herrn im Himmel»![218]

Die christlichen Gemeinden sahen nicht nur darauf, daß ihre Sklaven auch heidnischen Herren gehorsame, willige Sklaven waren, sondern die Kirchenordnung des Hippolyt macht sogar ein entsprechendes Zeugnis über das Verhalten eines Unfreien in heidnischem Haus zur Bedingung über seine «Aufnahme im Christentum». Und um 340 beschließt die Synode von Gangra (im Kampf gegen die «Ketzerei» des Eusthatius), jeden zu exkommunizieren und zu verfluchen, der «unter dem Vorwand der Frömmigkeit» einen Sklaven lehre, seinen Herrn zu mißachten, ihm nicht willig zu dienen «und voll Respekt» oder sich seinem Dienst zu entziehen – eine Verordnung, die auch in das Corpus Juris Canonici (das bis 1918 gültige Gesetzbuch der katholischen Kirche) einging![219]

Natürlich machen sich auch die Kirchenväter zum Sprachrohr der herrschenden Klasse.

Für Tertullian gehört die Sklaverei zur Ordnung der Welt. Die Sklaven selbst sind für ihn «von Natur aus» feindlich, sie belauern und belauschen an Mauerritzen und Türspalten die Zusammenkünfte ihrer Besitzer, ja, Tertullian vergleicht die Sklaven mit

bösen Geistern. Der verketzerte Origenes bewundert zwar das alttestamentliche Gebot, Sklaven nach sechs Jahren freizulassen, empfiehlt aber keine Nachahmung durch die Christen. Der hl. Gregor von Nyssa predigt zwar über die Freilassung von Sklaven zum Osterfest, doch meint er dabei nur die Freilassung aus der Sünde, nicht aus der Sklaverei. Nach Bischof Theodor von Mopsuestia hindert Sklaverei keineswegs daran, ein tugendhaftes Leben zu führen, und die gesellschaftlichen Unterschiede erklärt er natürlich als gottgewollt. Der hl. Hieronymus hält Sklaven für skandalöse Schwätzer, Verschwender, für Verleumder der Christen. Sie erscheinen bei ihm fast als deren Ausbeuter. Durch zwei Jahrzehnte schreibt er Sätze wie: «Sie meinen, was sie nicht bekommen, würde ihnen weggenommen, und sie denken nur an ihren Lohn, nicht an dein Einkommen»; «sie ziehen gar nicht in Betracht, wieviel du hast, sondern nur, wieviel sie bekommen». Und noch der hl. Erzbischof Isidor von Sevilla, «der letzte abendländische Kirchenvater», tritt wie alle seinesgleichen für Erhaltung der Unfreiheit ein, zumal sie nötig sei, um die schlechten Anlagen einiger Menschen durch «terror» zu zügeln[220].

Gut fügt sich auch für Kirchenlehrer Ambrosius die Sklaverei in die christliche Gesellschaft, in der ja alles hierarchisch gegliedert ist, beispielsweise auch die Frau deutlich unter dem Mann steht. (Nie ermüdet der große Heilige, die «Minderwertigkeit» des weiblichen Geschlechts darzutun, die Notwendigkeit der Herrschaft des Mannes und die Unterordnung der Frau; er «perfectior», sie «inferior». Doch ist der Kirchenfürst nicht ungerecht, weiß er auch die Stärke des Weibes zu würdigen, dessen «Verlokkungen» selbst hervorragende Männer zu Fall bringen. Und mag die Frau auch wertlos sein, ist sie doch «im Laster stark» und schadet dann der «kostbaren Seele des Mannes».)[221]

Kaum zweifelhaft wohl, wie ein solcher Mensch über die Sklaverei denkt. Vor Gott natürlich sind Herr und Sklave gleich, haben beide eine Seele, ja, rein spirituell wertet Ambrosius den Unfreienstatus derart auf, «daß viele Sklaven als Herren ihrer Herren erscheinen» (K.-P. Schneider). Gleichwohl spricht er von der «Niederigkeit» des «Sklavendaseins», von «schändlicher

Sklaverei», zögert er nicht, sie als schimpflich anzusehen und fast ständig zu verunglimpfen, Sklaven pauschal als treulos, feig, hinterlistig, als moralisch minderwertig zu bezeichnen, gleichsam als den Bodensatz. Doch willig getragen, sei Sklaverei keine Last und für die Gesellschaft sehr nützlich, kurz: ein Gut, ein Gottesgeschenk. – Nach Logik darf man nicht fragen, wo es um Macht geht. «Man muß glauben und darf nicht diskutieren» (Credere tibi iussum est, non discutere permissum: Ambrosius)[222].

Der Glaube geht selbstredend auch Johannes Chrysostomos über alles. Der Glaube und das Himmelreich. Und so verweist unser «sozialistischer» Kirchenlehrer die Sklaven aufs Jenseits. Auf Erden haben sie nichts zu erhoffen. Zwar schuf Gott den Menschen als Freigeborenen, nicht als Sklaven. Die Sklaverei aber entstand als Folge der Sünde und werde demnach existieren, solange man sündigen wird. (Und wie Chrysostomos lehren auch andere Kirchenväter den Fortbestand der Sklaverei bis zum Ende der Tage, «bis die Bosheit aufhört und alle Herrschaft und Menschenmacht entleert wird und Gott alles in allem ist».) Doch nur die Sklaverei der Sünde schade, nicht die physische Sklaverei. Auch nicht das Prügeln der Sklaven. Der hl. «Kommunist» ist gegen «Milde zur unrechten Zeit». Er ist natürlich auch gegen einen Umsturz, wie schon der hl. Paulus. Wortreich propagiert er die Beibehaltung des Elends überhaupt. «Wenn du die Armut ausrottest», belehrt er die Menschheit, «dann würdest du die ganze Struktur des Lebens vernichten; du würdest unser Leben zerstören. Keinen Matrosen, keinen Lotsen, keinen Bauern, keinen Maurer, keinen Weber, keinen Schuster, keinen Tischler, keinen Kupferschmied, keinen Sattler, keinen Müller – keins dieser Gewerbe oder irgendwelche anderen würde es geben ... Wenn alle reich wären, würden alle in Untätigkeit leben» – wie offenbar die Reichen! – «und dann würde alles zerstört werden und zugrunde gehen.»

Andererseits freilich behauptet Chrysostomos auch, wie üblich, «Sklave» und «Freier» seien nur noch Namen, die Sache selber habe aufgehört, die Taufe alle, die vorher als Sklaven und Gefangene lebten, zu freien Menschen, zu Bürgern der Kirche

gemacht! Bezeichnenderweise zählt auch dieser Kirchenlehrer wieder zur Sklaverei im weiteren Sinn die Knechtung der Frau durch den Mann – die Schuld Evas: weil sie hinter Adams Rücken mit der Schlange verhandelte. So muß der Mann über die Frau herrschen, muß sie «unter seine Herrschaft gestellt», «sein Herrschaftsrecht mit Freuden» anerkennen. «Denn auch dem Pferd ist es nützlicher, einen Zügel zu tragen ...»[223]

Mit aller Entschiedenheit verteidigt Augustinus die Sklaverei (vgl. S. 457 ff). Zu seiner Zeit hatte noch jedes Haus Sklaven, ein reiches oft mehrere Hundert, und der Handelswert eines Sklaven war manchmal niedriger als der eines Pferdes. (Im christlichen Mittelalter verbilligen sich zeitweise die Landsklaven noch fast um das Dreifache. Und zu Beginn der Neuzeit zahlt man in der entstehenden katholischen Neuen Welt sogar bis zu 800 Indianer für ein einziges Pferd – ein weiterer Beweis übrigens für die Hochschätzung des Tieres im Katholizismus.)[224]

Die Sklaverei entspricht nach Augustin der Gerechtigkeit. Sie ist eine Folge der Sünde, ein selbstverständlicher Bestandteil der Besitzordnung und wird aus der natürlichen Ungleichheit der Menschen begründet. (Nach dem oft so demütig sich gerierenden Bischof von Hippo gibt es nicht einmal im Himmel Gleichheit, finden sogar dort – woher er das wohl weiß? – «zweifellos Abstufungen statt», «wird der eine Selige vor dem andern einen Vorzug haben»: ihre Ehrsucht reicht durch alle Ewigkeit!) Überall Hierarchie. Überall Abstufungen. Überall Diffamierung. Die Unterordnung des Sklaven gehört für Augustin ebenso zur gottgewollten Ordnung wie die Unterordnung der Frau unter dem Mann. «Diene nach meinem Vorbild, ich habe vor dir Ungerechten gedient.» Nachdrücklich verwirft es Augustin, die bestehende Gesetzgebung mit Gewalt zu ändern, nachdrücklich lehnt er jede Sklavenemanzipation durch das Christentum ab. «Nicht freie Männer aus Sklaven hat Christus gemacht, sondern gute Sklaven aus bösen». Flucht, Widerstand oder gar Racheaktionen der Unfreien, all dies wird schärfstens von Augustin verdammt, der solche «pessimi servi» der Polizei oder Justiz ausgeliefert sehen will. Eifrig fordert er von den Sklaven demütigen Gehorsam und

Treue. Sie dürfen sich nicht eigenmächtig gegen ihre Versklavung auflehnen, sie sollen ihren Herren von Herzen und mit gutem Willen dienen, nicht unter dem Druck rechtlichen Zwanges, sondern aus Freude an der Pflichterfüllung, «nicht in heimtückischer Furcht, sondern in treuer Liebe», und dies so lange, bis «Gott ist alles in allem», ad calendas graecas also, bis zum Nimmerleinstag. Den Herren aber erlaubt der Kirchenlehrer, die Unfreien durch Worte oder Schläge zu strafen – jedoch immer im Geiste christlicher Liebe! Kann Augustin einerseits ja sogar die Sklaven durch die Gottgewolltheit ihres Schicksals trösten, andererseits den Herren den irdischen Nutzen vorstellen, der ihnen aus der kirchlichen Zähmung der Sklaven erwächst. Nicht genug: christliche Sklaven, die unter Berufung auf das Alte Testament – in dieser Frage fortschrittlicher als das Neue – Freilassung nach sechsjährigem Dienst erbitten, weist Augustinus brüsk zurück[225].

Da die Kirche nichts tat, um die Sklaverei zu beseitigen, aber alles, um sie zu erhalten, werden ihre Theologen nicht müde, Ausreden zu kolportieren, wenn sie nicht gar, nach der alten Erkenntnis, daß Angriff die beste Verteidigung sei, das Gegenteil behaupten.

Apologetische Ausreden und Lügen zur Frage der Sklaverei

Das Hauptargument aller klerikalen Roßtäuscher in unserem Zusammenhang lautet: das Christentum habe den Sklaven die *religiöse* Gleichstellung gebracht – seine entscheidende neue humane Leistung!

So behauptet man etwa, die Erklärung des Paulus, «hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Knecht noch Freier, hier ist nicht Mann noch Weib; denn ihr seid allzumal *einer* in Christus Jesus» (ein Wort, das in einigen Varianten durch sein Schrifttum geistert), habe die Sklavenfrage mit großer Weisheit auf eine höhere Ebene gehoben, durch christliche Motive überwunden und

die ganze Institution der Sklaverei innerlich ausgehöhlt. Man behauptet, «gerade das Beieinander von Herren und Sklaven im christlichen Gottesdienste mußte der sozialen Lage der Sklaven zugute kommen». (Ungefähr so, wie das Zusammensein von arm und reich im «christlichen Gottesdienste» *heute* den Armen zugute kommt!) Ein Jesuit, der rundheraus «die Wahrheit» verbreitet, das Evangelium habe «die Sklaverei abgeschafft», begründet dies durch den Hinweis auf Jesus, der «den Herren und den Sklaven eine süße Liebe eingegossen und sie so einander genähert»! Ein anderer Mogelant erklärt, das Christentum habe «den Sklaven langsam auf einen Stand gebracht, der dem eines freien Arbeiters oder Dienstboten von heute nicht mehr so unähnlich war». Einer der führenden Moraltheologen der Gegenwart erzählt uns, die christlichen Herren sahen nun in ihren Sklaven «Brüder und Schwestern um Christi willen». «Aus dem heidnischen Sklavenhalter wurde der Familienvater der Dienenden. Die Sklaven übernahmen mit der verstärkten (!) Pflicht zum Gehorsam und zur Ehrfurcht die Liebe zu ihrem Herrn als ihrem Bruder in Christus (1. Tim 6,2). Damit war die soziale Frage im Grunde gelöst» – für die christlichen Herren! Und die christlichen Theologen! Und für länger als eineinhalb Jahrtausende![226]

In Wirklichkeit war die religiöse Gleichstellung der Sklaven so wenig neu wie irgend etwas anderes im Christentum. Weder in der Dionysosreligion noch in der Stoa insistierte man auf Unterschiede der Rasse, der Nation, des Standes, des Geschlechts. Man unterschied da nicht zwischen Herr und Knecht, arm und reich, sondern stellte Alte und Junge, Männer und Frauen, auch die Sklaven, auf eine Stufe, man hielt alle Menschen für gleichberechtigte Brüder und Söhne Gottes. Daß Freie und Sklaven gemeinsam die Mysterien feierten, ist in der Kaiserzeit selbstverständlich gewesen. Und bei den Juden standen die Sklaven in religiöser Hinsicht wenigstens den Frauen und Kindern gleich[227].

Humanisierungen in der Sklavenbehandlung, die man später dem Christentum zuschrieb, waren tatsächlich nichts als Nachklänge heidnischer Philosophen, Platons, Aristoteles', Zenons von Kition, Epikurs u. a., welche längst Güte und Freundlichkeit

gegenüber den Unfreien eingeschärft. Nach Seneca etwa, der einmal schreibt: «Wir mißhandeln Sklaven so, als ob sie nicht Menschen wären, sondern Lasttiere», hat auch der Sklave Menschenrechte, ist er der Freundschaft der Freien würdig, ist keiner von Natur vornehmer, sind die Begriffe römischer Ritter, Freigelassener, Sklave nichts als leere Namen, aus Ehrgeiz oder Unrecht entsprungen. Erschienen doch der Stoa all diese ständischen Differenzierungen nicht, wie der christlichen Kirche, als gottgewollt, sondern, zutreffend, als Resultat einer aus Gewalt hervorgegangenen Entwicklung[228].

Im Christentum aber waren Sklaven selbst religiös nur in der ältesten Kirche gleichberechtigt. Dann konnte kein Sklave mehr Priester werden! Das erste diesbezügliche Verbot sprach vermutlich Papst Stephan I. im Jahr 257 aus. Später kritisierte Leo I., «der Große», die Ernennung von Geistlichen, die «keine angemessene Geburt» empfehle. «Leute», ereifert sich dieser Papst und Kirchenlehrer (II 5. Kap.), «die von ihren Herrn nicht die Freiheit erlangen konnten, werden an die hohe Stelle eines Priesters gebracht, als ob ein schäbiger Sklave (servilis vilitas) einer solchen Ehre würdig wäre»[229].

Die Apologeten renommierten oft damit, daß Christen in der Antike mitunter viele Tausende von Sklaven freigelassen haben. Doch beiseite, daß dies allenfalls verschwindende Ausnahmen waren (gewöhnlich wird nur ein einziger solcher Fall genannt: S. 503), es gab keinerlei moralischen Zwang für Christen, Sklaven freizulassen. Doch nicht nur das. «Es fehlen jegliche Hinweise aus dieser Zeit, die auf eine allgemeine Tendenz, Sklaven freizulassen, hindeuten». Schlimmer: «Nie wird ein Herr dazu angehalten ...» (Gülzow); man kann «kaum sagen, daß die führenden Christen des späten vierten Jahrhunderts die Sklavenhalter zu kostenloser Freilassung ermunterten. Dies scheint weniger üblich gewesen zu sein als etwa im Rom der ersten zwei Jahrhunderte der Kaiserzeit» (Grant). Noch schlimmer: es wird «jetzt die Aufzucht von Sklaven auf den Gütern selbst gegenüber früher erheblich gesteigert» (Vogt)[230].

All dies ist um so fataler, beschämender, bezeichnender, als

Freilassungen in der Antike seit vielen Jahrhunderten häufig vorgekommen sind.

Schon im alten Griechenland machte man oft von der Freilassung Gebrauch (S. 509). Ebenfalls in Rom, wo angeblich bereits seit dem 4. vorchristlichen Jahrhundert auf Freilassung eines Sklaven eine Steuer von fünf Prozent seines Wertes festgesetzt war. Gleichwohl nahm die Zahl der Freilassungen ständig zu. Bis zum Jahr 209 v. Chr. stiegen die Einnahmen aus der Freilassungssteuer auf fast 4000 Pfund Gold. Und wurden vor dem 2. Punischen Krieg im Durchschnitt schätzungsweise jährlich 1350 Sklaven freigelassen, so in der ersten Hälfte des 1. vorchristlichen Jahrhunderts jährlich etwa 16 000. Im 1. nachchristlichen Jahrhundert aber war die manumissio bei Heiden so häufig, daß der Staat dagegen einschritt. Heidnische Herren ließen manchmal Unfreie massenhaft frei oder nahmen solche Freilassungen testamentarisch vor, während man von christlichen Freilassungen tatsächlich seltener hört[231].

Freilassungen von Kirchensklaven gab es. Doch erlaubte etwa die 4. Synode von Toledo den Bischöfen die Freilassung nur, wenn sie die Kirche jeweils aus ihrem eigenen Vermögen entschädigten. Andernfalls konnte der Nachfolger des Bischofs den Vorgang ohne weiteres rückgängig machen (can. 67). Auch mußte jeder Bischof, der einen Sklaven freigelassen, ohne das Schutzrecht der Kirche vorzubehalten, seiner Kirche durch zwei andere Sklaven Ersatz leisten (can. 68)! Schließlich hat die Kirche, was es sonst nirgends gab (!), die Freilassung ihrer Sklaven unmöglich gemacht. Sie waren als «Kirchengut» unveräußerlich[232].

Nicht genug wieder: die Kirche Christi, die Verkünderin der Nächstenliebe, der «Frohen Botschaft», trug für neuen Sklavenzuwachs Sorge. So erklärte 655 das 9. Konzil von Toledo im eingestandenermaßen vergeblichen Kampf gegen die Unzucht der Geistlichen: «Wer daher vom Bischof bis zum Subdiakon herab aus fluchwürdiger Ehe, sei es mit einer Freien oder mit einer Sklavin, Söhne erzeugt, soll kanonisch bestraft werden; die aus einer solchen Befleckung erzeugten Kinder sollen nicht bloß die Verlassenschaft ihrer Eltern nicht erhalten, sondern auf immer als

Sklaven der Kirche angehören, bei der ihre Väter, die sie schandmäßig erzeugten, angestellt waren» (can. 10).

Selbst der berühmte hl. Martin von Tours, Schutzpatron Frankreichs und Patron der Gänsezucht, der noch als Soldat, wer wüßte es nicht, einem nackten Bettler am Stadttor von Amiens seinen halben Mantel schenkte (warum nicht den ganzen?), hat als Bischof, der er u. a. durch seine Totenerweckungen (!) wurde, dann 20 000 Sklaven gehalten – wer wüßte es! Die Legende kennt jeder! (Übrigens wurde eine weitere Legende, wonach eine Gans, die «Martinsgans», Martins Versteck verraten haben soll, als er sich, wie üblich in seinen ehrgeizlosen Kreisen, der Bischofswahl entziehen wollte, zum Vorwand entsprechender Tributablieferungen am «Martinstag»!)[233]

Alle Behauptungen der Apologeten, das schreckliche Los des Sklaven habe sich in christlicher Zeit gebessert, sind unwahr. Eher trifft das Gegenteil zu.

War in den ersten Jahrhunderten vor allem durch die stoische Lehre von der Gleichheit der Menschen ein leichter Umschwung zugunsten der Sklaven erfolgt, auch in der Gesetzgebung der heidnischen Kaiser, besonders Hadrians (I 270 f), so trat im 4. Jahrhundert eine rückläufige Bewegung ein. Die rechtliche Anerkennung der Sklaverei verschärfte sich, seit der Staat christlich wurde.

Während man vordem nach Geschlechtsverkehr einer Freien mit einem Sklaven die Frau versklavt hatte, befahl ein Gesetz des ersten christlichen Kaisers vom 29. Mai 326, mit sofortiger Wirkung die Frau in diesem Fall zu köpfen, den Sklaven lebendig zu verbrennen (vgl. I 267 ff). Auch wurden die Verfügungen gegen flüchtige Sklaven 319 und 326 verschärft, und anno 332 wird das Recht, Sklaven während des Prozesses zu foltern, erteilt. Ließ eine Verordnung des Heiden Trajan ausgesetzte Kinder unter keinen Umständen versklaven, verdammte sie 331 ein Erlaß Konstantins des Heiligen zu ewiger Sklaverei. Im Osten blieb dies Gesetz zweihundert Jahre, bis 529, in Kraft, im christlichen Abendland aber anscheinend bis zum Erlöschen der Sklaverei! Gelegentlich forderte der Klerus die Frauen sogar auf, heimlich geborene Kin-

der an der Kirchentür abzusetzen, worauf man sie wahrscheinlich aufgezogen und zu Kirchensklaven gemacht hat[234].

Auch die kanonischen Gesetze selber bestätigen die Verschlechterung für die Sklaven in christlicher Zeit.

Hatte die Kirche früher beispielsweise kaum Bedenken, Sklaven vor Gericht als Zeugen oder Kläger zuzulassen, sprach ihnen die Synode von Karthago (419) dieses Recht ausdrücklich ab. Und später hielt man stets strikt daran fest. Noch ihre Bekehrung mit Hilfe der Peitsche machte der christliche Staat den Herren zur Pflicht. Auch die Asylie wurde zum Nachteil des Sklaven beschränkt. Floh ein Unfreier in die Kirche, mußten ihn die Priester binnen eines Tages denunzieren. Versprach der Herr Verzeihung, gab ihn die Kirche heraus. Auch die Schaffung der bischöflichen Gerichtsbarkeit änderte an der rechtlichen Stellung der Sklaven nicht das geringste. Ebensowenig die «manumissio in ecclesia», das schon von Konstantin verfügte Privileg des Freilassungsaktes in der Kirche. Nicht einmal die Chancen der Freilassung wurden dadurch vermehrt, denn diese Möglichkeit hatten die Sklavenbesitzer längst[235].

Hans Langenfeld hat in seiner ausführlichen Untersuchung über die «Christianisierungspolitik und Sklavengesetzgebung der römischen Kaiser von Konstantin bis Theodosius II» die Sklavengesetzgebung der christlichen Herrscher detailliert geprüft und kommt dabei zu dem Schluß, daß etwa das Problem der Asylie «für jeden Diener Gottes im letzten nicht wesentlich sein konnte und darum auch bei Verhandlungen mit staatlichen Instanzen als manipulierbarer Wert betrachtet werden durfte. Insofern verwundert es nicht, daß Theodosius II. nur ein Jahr, nachdem er der Kirche das Asylrecht verliehen und seinen Schutz allen Menschen ohne Ausnahme zugesichert hatte, den Sklaven dieses Recht aberkannte. Da diese Maßnahme, wie bereits dargelegt, nicht ohne Billigung des Klerus erfolgt sein kann, bestätigt sich die Folgerung, daß der Klerus nicht daran dachte, dem Staat gegenüber die Interessen der Sklaven um humanitärer Ideale willen kompromißlos zu vertreten. Im Gegenteil: die Kirche war ohne Skrupel zu vielfältigen Zugeständnissen bereit ... Es entspricht dieser Ten-

denz, daß die Gesetze christlicher Kaiser zur Förderung der Kirche und zur Unterdrückung ihrer Feinde, soweit sie die hier behandelten Probleme berühren, die Rechtsstellung der Sklaven praktisch unverändert ließen ... Auch das Verbot der Beschneidung und des Kaufes christlicher Sklaven durch Juden (TEIL II) brachte den betroffenen Unfreien auf die Dauer keine Vergünstigung ein ... Überdies bleibt festzustellen, daß die Christianisierung der Gesetzgebung den von den Kaisern des 2. und 3. Jh. in die Wege geleiteten Prozeß der Humanisierung des Sklavenrechts nicht vorangetrieben hat»[236].

Aber Ausflüchte, beschönigende, renommistische Predigten, Traktate, Bücher wie Sand am Meer. Verbal, gewiß, nahm man sich der Armen, Ärmsten an – so wie man sich ihrer noch heute etwa in päpstlichen «Sozial»-Enzykliken annimmt, indem man gar ernste Worte an die Reichen richtet, was diese nicht stört, den Armen, Gegängelten aber den Schutz der Kirche vortäuscht. Liebe und Güte wollte sie im Umgang mit Sklaven praktiziert sehen – und ein wenig auch die Peitsche. Berichtet doch selbst der «sozial» so engagierte Kirchenlehrer Chrysostomos in seinem Dialog mit einer christlichen Sklavenhalterin: «Aber, wendet man ein, soll man eine Sklavin nicht mehr züchtigen dürfen?» «Das schon», erwidert der Prediger, «aber nicht in einem fort (!) und nicht maßlos, auch nicht, wenn sie bloß in ihrem Dienst einen Fehler macht, sondern nur dann, *wenn sie zum Schaden ihrer eigenen Seele* eine Sünde begeht.» Nicht also wenn sie gegen Gebote ihrer Herrin, sondern ihrer Kirche sich verfehlt![237]

Seine Diktate gingen dem Klerus über alles. Was zählte daneben menschliches Glück, die bloße Existenz. Das Leben eines Sklaven beispielsweise. Die Synode von Elvira ließ eine Frau, die eine Sklavin zu Tode geißelte, nach sieben- bzw. fünfjähriger Buße wieder zur Kommunion zu, je nachdem sie «mit Absicht oder aus Zufall ermordet hat». Zeitlebens dagegen, auch in der Todesstunde, verweigerte dieselbe Synode die Kommunion: Kupplerinnen; Frauen, die ihre Männer verlassen und wieder geheiratet, Eltern, die ihre Töchter mit heidnischen Priestern verehelicht, ja, sogar Christen, die wiederholt «Unzucht» getrieben

oder einen Bischof, einen Priester angeklagt hatten ohne Beweismöglichkeit. All dies war für die Kirche weit schlimmer als die Ermordung eines Sklaven![238]

So besteht in christlicher Zeit die Sklaverei nahezu ungeschwächt fort. Es gibt sogar noch Sklavenjagden auf sozusagen höchster Ebene. Denn wie ihre heidnischen Vorgänger brachten auch die christlichen Kaiser des 4. Jahrhunderts germanische Kriegsgefangene in Mengen ins Römische Reich, veräußerten sie an Privatleute oder siedelten sie als Bauern an, als unfreie natürlich, worauf sie nur mit dem Boden verkauft, vererbt, verschenkt werden konnten. Noch im späteren 4. Jahrhundert betätigten sich römische Offiziere an den Grenzen so eifrig als Sklavenhändler, daß darunter die Reichsverteidigung litt[239].

Ebenfalls dauern in christlicher Zeit die Sklavenmärkte fort, auf denen man Menschen wie Tiere ausstellt und feilbietet. Die Kirche erlaubte den Besuch des Marktes zum Einkauf von Sklaven ausdrücklich. Selbst Eltern konnten ihre eigenen Kinder verkaufen, was 391 Kaiser Theodosius zwar verbietet, später aber umständehalber wieder erlaubt ist. Jeder, der nicht selber Sklave war, konnte Sklavenhalter werden. Nur arme Christen besaßen keine Sklaven. In den anderen Häusern lebten je nach Vermögen und Stellung drei, zehn, dreißig Sklaven. Sogar in der Kirche erschienen die reichen Gläubigen umringt von Sklaven. Es gab Christen, die viele Tausende besaßen – nach Johannes Chrysostomos war ein Kontingent von 1000 bis 2000 Unfreien auf antiochenischen Domänen ganz normal –, Menschen, die ihren Herren oft weniger galten als das Vieh, geschlagen, gefoltert, verstümmelt, in Ketten gelegt, getötet werden durften. Kein staatliches Gesetz kümmerte sich darum. Die Sklaverei galt auch den Christen als selbstverständlicher Bestandteil der menschlichen «Ordnung». Daß man nicht notwendigerweise so denken mußte, beweist Gregor von Nyssa, nach dem man keine Sklaven halten sollte – eine freilich singuläre Ansicht[240].

Die Strafen waren weiterhin hart. «Sklaven darf man schlagen wie Steine», heißt ein von Libanios zitierter Slogan. 30 bis 50 Geißelstreiche sind damals nicht selten. Reiche Frauen fesseln

ihre Sklavinnen an ihr Bett und lassen sie peitschen. Auch konnte man Unfreie in den Privatkarzer stecken, den Mühlstein drehen, sie auf der Stirn brandmarken lassen. Zur Zeit Alarichs II. (484–507) sollen, nach der Lex Romana Visigothorum, alle Sklaven, die sich bei Ermordung ihres Herrn in der Nähe befanden, gefoltert und, hätten sie irgendwie Hilfe leisten können, hingerichtet werden. So war es schon Jahrhunderte früher. Ob das Gesetz bei den Westgoten tatsächlich Anwendung fand, ist allerdings nicht erwiesen[241].

Die Kirche jedenfalls respektierte voll das Eigentumsrecht der Herren und übernahm die Ansprüche der besitzenden Klasse selber um so entschiedener, je reicher sie wurde und je dringender auch sie Sklaven brauchte. So hat sie eine Änderung der rechtlichen Stellung der Sklaven von Jahrhundert zu Jahrhundert verhindert, hat sie die Sklaverei nicht bekämpft, sondern gefestigt. Stellte man doch selbst auf orthodoxer Seite «gegenüber der vorkonstantinischen Zeit eine Verschlechterung für die Sklaven» fest (Schaub), was der übereinstimmenden Anschauung der kritischen Forschung entspricht. Für die alte Kirche war die Sklaverei eine unentbehrliche, überaus nützliche Institution, so selbstverständlich wie der Staat oder die Familie. Die Zahl der Sklaven nahm im 5. Jahrhundert und während der frühen Merowingerzeit nicht ab, sondern zu, ihr Los wurde nicht besser, sondern schlechter; man hält es für wahrscheinlich, daß es im christlichen Abendland mehr Sklaven gab als im heidnischen Kaiserreich. Selbst die Klöster hatten Sklaven, sowohl zum Dienst im Kloster wie zur Bedienung der Mönche. Und wo immer in diesem christlichen Abendland die Sklaverei endete, lag es an den allgemeinen politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen, aber niemals an einem Verbot der Kirche. Vielmehr nahm die Sklaverei, wie der renommierte Theologe Ernst Troeltsch betont, «gegen Ende des Mittelalters einen Aufschwung, und die Kirche ist nicht bloß am Sklavenbesitz beteiligt, sondern verhängt auch geradezu Versklavung als Strafe in den verschiedensten Fällen!»[242].

Angesichts all dieser und weiterer, Kirche und Christentum schwer belastenden Tatbestände (vgl. S. 532 ff) zögert ein viel-

bändiges katholisches Standardwerk nicht, noch 1979 zu behaupten: «Gleichzeitig ist jedoch die Kirche so entschieden und umfassend für die Erleichterung des Sklavenloses eingetreten wie keine andere Institution oder gesellschaftliche Gruppe in der Welt». Wen wundert's, wenn auch Papst Johannes Paul II. im selben Jahr 1979 in Lateinamerika, wo einst unter dem Katholizismus gut 50 Millionen Indios und Schwarze verblutet sind, zum Teil in Massakern, wie sie scheußlicher vielleicht niemals in der Geschichte der Menschheit geschahen, vor aller Welt erklären konnte: die katholische Kirche habe dort «das erste internationale Recht» entwickelt, «sich für Gerechtigkeit» eingesetzt «und die Rechte der Menschen», habe «so vieles und Schönes begonnen» und «die Zeit des Heiles» gebracht? Denn diese Seite schreckt selbst vor den ungeheuerlichsten Schamlosigkeiten und Geschichtslügen nie zurück[243].

Viel Schönes und die Zeit des Heiles brachte diese Kirche ja schon in der Antike, wo sie nicht nur die tradierte Sklaverei mit fortgesetzt, sondern auch eine entstehende neue Sklaverei, das Kolonat, übernommen und nach Kräften gefördert hat und überhaupt die beherrschende ideologische Macht wurde im ersten christlichen Zwangsstaat der Geschichte.

Die Ausbildung des Kolonats – eine neue Form der Versklavung

Die im 4. Jahrhundert entstehende neue christliche Gesellschaft unterscheidet sich stark von der offeneren, sozial differenzierteren, liberal-kapitalistischen der Kaiserzeit. Denn diese Gesellschaft, aus der die christliche hervorgeht, war zwar traditionell gegliedert in Senatoren, Ritter, Plebs, aber gleichwohl mobiler. Sie beschnitt den Übergang von einem Stand zum andern nie derart rigoros, wie es zu Beginn der christlichen Ära üblich wurde. Sie erlaubte eine weit größere Fluktuation innerhalb des gesellschaftlichen Gefüges, einen beträchtlichen personellen Aus-

tausch zwischen den Berufen und Klassen, Aufstieg durch Geld, Besitz, kaiserlichen Dienst, während nun eine viel straffer gegliederte Sozietät mit strenger erblicher Berufsbindung und sehr verhärteten Standesgrenzen entsteht[244].

Das zeigt sich besonders bei der Ausbildung des Kolonats, der in einem Jahrhunderte dauernden Prozeß die landwirtschaftliche Sklaverei ablöste, als der Masseneinsatz von Sklaven in der agrarischen Großwirtschaft gegenüber den Klein- und Mittelbetrieben immer weniger rentabel, das Kolonat schließlich ökonomisch produktiver war.

Das Wort Kolone im weitesten Sinn bedeutet soviel wie Kleinbauer; im hier vorausgesetzten, von der modernen Forschung verstandenen Sinn bedeutet es den durch Ertragsabgaben, durch Leistung von Hand- und Spanndiensten allmählich in zunehmende Abhängigkeit vom Grundherrn geratenen, schließlich an den Boden gebundenen kleinen Landpächter. Tendenzen zur Bindung der kleinen Bauern an den Boden deuteten sich, besonders auf den kaiserlichen Gütern, schon seit Vespasian an, freilich noch nicht durch gesetzlichen Zwang, sondern durch Gewährung von Privilegien. Im 3. und 4. Jahrhundert jedoch, als einerseits die siegreichen Feldzüge und damit auch große Sklavenimporte seltener wurden, andererseits die Wirtschaftsverhältnisse immer mehr den Kolonen erforderten, bildete sich das neue Produktionssystem aus und wurde zur herrschenden Form der Bodenbewirtschaftung im spätrömischen und frühbyzantinischen Reich[245].

Die Kolonen galten zunächst rechtlich als frei, wurden den Sklaven aber in christlicher Zeit rechtlich immer mehr angenähert und auch sozial ständig mehr auf den Sklavenstatus herabgedrückt.

Ein Gesetz Konstantins von 332 unterscheidet zwar noch deutlich zwischen Kolone und Sklave, doch hat damals bereits dieser erste christliche Kaiser befohlen, flüchtige Kolonen (coloni adscripticii) zu fesseln, ja, schon die Flucht planende in Eisen zu legen, wie eben Sklaven, und sie dann zu ihrer Arbeit zu zwingen, worauf auch Theodosius I. zurückgriff. Auch er nennt die Kolonen noch «Freigeborene» (ingenui), doch auch schon «Sklaven

des Landes, für das sie geboren sind» (servi ... terrae ipsius cui nati sunt). Bereits unter Konstantin aber hatte der Kolone das Recht auf freien Ortswechsel verloren. Er war zwar nicht der Sklave seines Herrn, wenn man so will, doch des Bodens, auf dem er geboren war. Er konnte nicht mehr gehen, wohin er wollte, durfte das Land, das er zur Bearbeitung übernommen, nicht mehr verlassen, durfte als Flüchtiger mit aller Gewalt zurückgeholt werden. Der Kolone war halbfrei, wurde mit seiner Familie und dem Boden verkauft oder verpachtet, wurde mancherlei Rechte beraubt und konnte für das geringste Vergehen körperlich gestraft werden. Wer immer einen frei geborenen Bettler denunzierte, bekam ihn als Kolone zuerkannt, die Arbeitsfähigkeit vorausgesetzt[246].

War der Kolone aber bis zum Ende des 4. Jahrhunderts noch gegenüber jedermann, auch dem eigenen Herrn, prozeßfähig, so beschränkten die Söhne des Theodosius, die katholischen Kaiser Arkadius und Honorius, dieses Recht im Jahre 396 gesetzlich auf einen einzigen Anklagepunkt, eine zu hohe Zinsforderung. Noch einen Schritt über seine christlichen Vorgänger hinaus ging dann der allerchristlichste Kaiser Justinian, wie seine berühmte Formulierung zeigt: «Welcher Unterschied ist also noch zwischen Sklaven und beigeschriebenen (adscripticii) Kolonen zu erkennen, da beide der Gewalt ihres Herrn unterstehen und dieser den Sklaven mit seiner Habe (peculium) freilassen, aber auch den Kolonen mit seinem Stück Land aus seinem Herrschaftsbereich ausweisen kann?» Auch dehnt Justinian 530 die Erblichkeit des Kolonats auf die Kinder eines Freien und einer Frau aus dem Kolonenstand aus und sucht schließlich auch die Söhne eines Kolonen und einer Freien bereits an den Boden zu binden[247].

Diese ganze Entwicklung lief auf Beraubung der Freizügigkeit hinaus. Die freien Kleinbauern gerieten zunehmend in Schulden, in die Hände von Wucherern, Aussaugern, kurz in Abhängigkeit, sie wurden zu Kolonen, deren Zahl die der freien, noch freien Bauern schon im späten 4. Jahrhundert wahrscheinlich vielfach übertroffen hat. Das Schicksal der stets mehr entrechteten Kolonen aber war härter als das der tatsächlichen Sklaven, ihre

Ausbeutung wurde «noch verschärft» (Schulz-Falkenthal), sie waren «oft durch zusätzliche Abgabe und erhöhte Arbeitsleistungen bedrückt» (Held), weshalb sie nicht selten auf ihre «Freilassung» verzichteten. So kamen sie «in eine sklavenähnliche Stellung» (Wieling.) Und die Großagrarier kosteten die Kolonen weit weniger als die Sklaven, die sie voll verpflegen und kleiden mußten[248].

Was tat die Kirche, recht eigentlich das verbindende (und bindende) Glied zwischen Grundherrschaft und Kolonat, angesichts des zunehmenden gesellschaftlichen Erstarrungs- und Versklavungsprozesses? Griff sie ein? Suchte sie ihn zu verhindern? Im Gegenteil, war dies doch im Sinn ihrer eigenen, ständig wachsenden wirtschaftlichen und kirchenpolitischen Machtposition, ganz beiseite, daß auch auf Kirchengütern Kolonen ausdrücklich bezeugt sind. So hat sie «zur Anerkennung des in der neuen Gesellschaft allgegenwärtigen Dienstpflichtgedankens entscheidend beigetragen und damit die Befestigung der bestehenden Autoritäten und Abhängigkeitsverhältnisse indirekt erheblich gefördert. Sie war eine Stütze für das System staatlichen Zwanges» (F. G. Maier)[249].

Die Entstehung des christlichen Zwangsstaates – Korruption, Ausbeutung, wachsende Unfreiheit

Gerade mit der Bildung neuer sozialer Schichten werden die Stände im Lauf des 4. Jahrhunderts verfestigt, wird die Gesellschaft zunehmend immobilisiert, der Geburtsstatus entscheidend für die Zuordnung zur sozialen Gruppe, wird die Berufsbindung schließlich befohlen. Der Sohn eines Verwaltungsbeamten mußte wieder Verwaltungsbeamter, der Sohn eines Metzgers wieder Metzger werden. Auch den Armeebestand suchte man durch Erblichkeit des Soldatenberufs zu sichern. Ja, Kaiser Konstans wollte sogar den Klerikerberuf erblich machen, wovon man allerdings absah.

Die Rigorosität dieses entstehenden christlichen Zwangssystems mag der folgende Erlaß verdeutlichen: «Wir befehlen, daß unmündige Söhne von Bäckern bis zu ihrem 20. Jahr von der Pflicht zum Brotbacken befreit sind. Es müssen jedoch andere Bäcker als Ersatz zu Lasten der gesamten Zunft eingestellt werden. Nach der Vollendung ihres 20. Lebensjahres sind die Bäkkerkinder gezwungen, die Dienstpflichten ihrer Väter zu übernehmen. Trotzdem sollen die an ihrer Stelle eingetretenen Ersatzleute weiterhin Bäcker bleiben». Flucht aus solcher Zwangskorporierung wurde mit staatlichen Gegenmaßnahmen geahndet, mit Zwangszurückführung; das Erfüllen ererbter Pflichten konnte sogar rechtlich eingeklagt werden. Und wenn die brutale, schon um die Mitte des 4. Jahrhunderts sich stark verfestigende Berufsbindung auch legal und illegal durchbrochen worden ist, wenn sie Standeswechsel da und dort ermöglichte, so läßt sie doch mit ihren meist so hermetisch abgeschlossenen Klassengrenzen bereits die Grundlage der starren Standesgesellschaft des christlichen Mittelalters ahnen[250].

Wo aber auf der einen Seite so viel Unfreiheit und Elend herrscht, herrscht auf der anderen meist um so mehr Ausbeutung und Korruption.

So wächst jetzt der schon enorme Landbesitz der christlichen Kaiser noch. Unter Konstantin und Konstantius II. werden auch Tempelgüter «res privata» des Souveräns, Eigentum der Krone, wenn auch ein beträchtlicher Teil der Erträge daraus dem Fiskus zufließt. Valentinian und Valens erweitern die «res privata» durch Beschlagnahme von städtischen Ländereien und ihrer gesamten Einkünfte, was viele Städte in finanzielle Not bringt. Auch Zeno mehrt das kaiserliche Eigentum durch neue Konfiskationen. Dagegen sucht der bei der Kirche, zumal den Päpsten, sehr unbeliebte Anastasios (II 324 ff), ein Finanzexperte, die Einkünfte der eigenen Güter weniger dem Kaiserhof als öffentlichen Zwecken zuzuwenden. Doch der vom Klerus gefeierte Justinian begünstigt wieder stark das Eigentum der Krone, betont seine Verfügungsgewalt über Fiskus wie Privatvermögen und macht Sizilien, vielleicht auch Dalmatien, zu kaiserlichen Domänen[251].

Die römische Verwaltung, einst billig und gut, wurde immer teurer und schlechter. Der bedeutendste Geschichtsschreiber des 4. Jahrhunderts, Ammianus Marcellinus, dessen erklärte Ziele Objektivität und Wahrheit sind, schließt aus den Akten der Zeit mit aller Klarheit, Konstantin habe damit begonnen, den höchsten Beamten den Rachen zu öffnen, Konstantius aber sie mit dem Mark der Provinzen gemästet[252].

Schon Konstantin freilich wirtschaftete unerhört verschwenderisch darauflos. Allein die pompösen Kirchen, mit denen er die neue Hauptstadt, doch auch Rom und Palästina schmückte, verschlangen riesige Summen. Für die Grabeskirche in Jerusalem beispielsweise stiftete er kostbare Weihegeschenke in Gold, Silber, Edelstein. Auch die Decke wurde auf kaiserlichen Befehl ganz vergoldet. Ebenso die Decke der Apostelkirche in Konstantinopel, deren Äußeres sogar im Goldschmuck strahlte: Reliefarbeiten aus Erz und Gold liefen rings um das Dach. In Rom gab es sieben konstantinische Kirchen (vgl. S. 492 f). Und da eine luxuriöse Hofhaltung, eine allgemeine Prunksucht auch sonst dazukamen, von den horrenden Rüstungsausgaben u. a. zu schweigen (vgl. I 235 ff), nahm nicht nur der Steuerdruck, wovon gleich noch zu sprechen ist, unter ihm zu, sondern verschlechterte sich auch gegen Ende seiner Regierung das Geld[253].

Mit Konstantin hatte eine große Emission von Gold begonnen, das er aus mehreren neuen Steuern und, seit 331, durch Konfiskation der Tempelschätze und des Tempelgoldes gewann. Damit aber wurde die Goldwährung, statt der Bronze, auch für Käufe von geringem Wert zur Grundlage der Geschäfte, und es kam zu einem beträchtlichen Goldumlauf.

Der um 309 geschaffene Goldsolidus, «Goldgroschen» (1/72 Pfund; ein Pfund Gold = 72 solidi; ein Pfund Silber = 5 solidi), blieb zwar in Byzanz bis zum 11. Jahrhundert unverändert im Gebrauch, wurde der «Dollar des Mittelalters» genannt und brachte eine ungewöhnliche Beständigkeit in die Spitzengehälter. Dem sogenannten kleinen Mann aber kam er kaum vor die Augen, geschweige in die Hand. Er benutzte weiter die Inflationsmünze des denarius communis oder follis, das entwertete

Bronzegeld, das rasant an Wert verlor. So war in Ägypten der «Groschen» im Jahre 324 etwa 4500 Heller wert, beim Tod Konstantins (337) 270 000, im Jahr 361 bereits 4 600 000. Die Handarbeiter in Stadt und Land sowie die Bauern gerieten dadurch «unter der Regierung des Constantin und seiner Söhne in immer größere Not», die sozialen Gegensätze wurden «weiter vertieft» (Vogt)[254].

Selbst auf katholischer Seite konzediert neuerdings Theologe Clévenot: «Im 4. Jahrhundert vertieft sich zusehends der Graben zwischen reich und arm». In der Regel freilich urteilt man da anders, rühmt man etwa, um einen deutschen Theologen zu zitieren, gerade sozial gesehen, das «aufsteigende Friedenszeitalter» und schreibt: «Die neue Zeit war auch in ihrem sozialen Empfinden bereits ein gutes Stück vorwärtsgeschritten» (Voelkl)[255].

Diesen Fortschritt illustriert gleich die Währungspolitik von Konstantins unmittelbaren Nachfolgern. Erklärten doch seine Söhne – «das christliche Bekenntnis entsprach auch ihrer inneren Überzeugung» (Baus/Ewig) – in einem Münzgesetz das umlaufende Weißkupfergeld für ungültig, wodurch sie die Volksmasse, die bestenfalls solche sauer verdienten Sparpfennige besaß und in Zeiten der Gefahr sogar vergrub, mit einem Schlag um alles brachten. Man führte seinerzeit diesen «großen Diebstahl am Vermögen der ganzen Reichsbevölkerung» (Seeck), vor allem auf den sich betont religiös gebärdenden Konstanz zurück, den Liebling der katholischen Geistlichkeit, der außer durch diese Inflation auch durch Ämterschacher, Steuererhöhungen, harte Disziplinarmaßnahmen im Heer sich verhaßt gemacht und bald darauf auch Thron und Leben verlor (I 308 ff)[256].

Mit der wachsenden Geldentwertung schnellten natürlich die Preise hoch und die Steuern stiegen; gewiß ein Prozeß, der weit zurückreicht (S. 420 ff). Doch ist im frühen römischen Kaiserreich die Besteuerung nicht sehr drückend gewesen. Es kam da noch nicht zu massenhafter Landflucht oder zu Aufständen. Erst unter dem Sohn Mark Aurels, Commodus (180–192) – der übrigens den Christen gegenüber tolerant war und mit Hilfe seiner am

Hof hochgeehrten christlichen Konkubine Marcia ermordet worden ist –, erfolgte in Gallien der erste Aufstand. Dann gab es in den Westprovinzen bis weit ins 5. Jahrhundert hinein immer mehr Erhebungen (S. 544 f), auch wenn nur wenig Einzelheiten bekannt sind, da die spätrömischen Chronisten sie absichtlich übersehen. Immerhin haben sich seit Konstantins Regierungsantritt, nach einem kritischen Zeitgenossen, die Steuern in einer Generation verdoppelt[257].

Die dirigistische und fiskalistische Zwangswirtschaft trieb die Ausbeutung – durch Grundkopfsteuer, Gewerbesteuer, eine Fülle von Abgaben und Dienstleistungen (munera), besonders für die christliche Armee, immer höher. Und diese Lasten waren völlig ungerecht verteilt und vor allem auf die von den Finanzbeamten ausgesogenen Massen, die mittleren und unteren Klassen abgewälzt.

Die Hauptsteuer im spätrömischen Reich ist die Grundsteuer. Doch gibt es daneben noch zahlreiche andere Steuern, dazu indirekte Steuern auf Umsatz und Zölle; schließlich noch eine Fülle von persönlichen Diensten und Naturalleistungen, die munera, Lieferungen für Heeresrüstung, Quartier für Truppen und reisende Beamte, Frondienste für öffentliche Bauten, Errichtung von Stadtmauern, Festungen, Ausbesserungen von Straßen usw.

Die christlichen Kaiser trieben die Steuern mit aller Härte ein, mit derselben Unerbittlichkeit wie zuvor die heidnischen Herrscher. Der Katholik Valentinian I. (364–375), der nach Ammian zwar die Vergehen der Armen brutal bestraft, den großen Herren aber für alle Frevel einen Freibrief gegeben hat, wollte zahlungsunfähige Steuerpflichtige sogar hinrichten lassen. Unter ihm erpreßte ein christlicher Senator aus der Familie der Anicier, aus der später auch Kirchenlehrer Papst Gregor I. hervorging, ganz Illyrien bis aufs äußerste und nötigte die ausgeraubten Provinzen noch zu feierlichen Dankadressen. Bisweilen schritten die Behörden sogar gegen Übergriffe ihrer eigenen Beamten ein, gemäß der schlauen Maxime des Tiberius: «Man soll seine Herde scheren, aber ihr nicht das Fell abziehen»[258].

Zu den munera waren nach dem Gesetz alle verpflichtet. Tat-

sächlich jedoch blieben die Reichen, die hohen Beamten, der Reichsadel, die Großagrarier und der Klerus sowie einige andere Klassen verschont. Zwar befiehlt der Codex Theodosianus: «Was immer von jedermann an von Uns angeordneten Dienstleistungen als allgemeine Pflicht verlangt ist, soll von jedermann ohne jede Rücksicht auf Verdienst oder Person ausgeführt werden». Dann aber folgen gleich die Ausnahmen von «dieser allgemeinen Regel»: «Die höchsten Hofbeamten und die Mitglieder des kaiserlichen Consistoriums, ebenso die Kirchen ... sollen von niedrigen Dienstleistungen befreit sein»[259].

Gewiß hatte die senatorische Aristokratie, hatten die größten Grundbesitzer noch eine Sondersteuer zu zahlen. Doch kannten gerade diese Kreise genügend Wege der Steuerhinterziehung, weshalb Kaiser Julian, «der Abtrünnige» (I 325 ff), auch keine Steuerschulden erließ, da dadurch «nur die Reichen profitierten». Zudem war die Sondersteuer der Reichsaristokratie gering und wurde um 450 ganz aufgehoben. Die armen, durch erbarmungslose Steuereintreiber, ungerechte Richter sowie Gewalttätigkeiten aller Art schikanierten Schichten aber sahen im 5. Jahrhundert, als mit den Ausgaben für das Militär auch die Abgabeforderungen und Dienstleistungen ständig stiegen, gelegentlich im Frieden ein größeres Unglück als im Krieg. Und die Großgrundbesitzer zahlten damals Steuern überhaupt nur, wann und soweit es ihnen paßte[260].

In der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts, vielleicht um 360, schrieb ein anonymer Heide «De rebus bellicis», eine interessante Studie, die nicht nur militärische, sondern auch ökonomische und verwaltungsmäßige Probleme behandelt, und zwar «mindestens zum Teil außerordentlich klug» (Mazzarino). Die Schrift «eines Mannes mit Vorschlägen», lang im Dom von Speyer aufbewahrt, verschwand zwar, war aber vorher abgeschrieben worden. Der unbekannte Heide, der sein Memorandum an einen unbekannten Herrscher richtete, wahrscheinlich an den Konstantinsohn Konstantius II., hofft, der Regent werde ihm seine Kühnheit, «im Namen der Freiheit der Forschung» (propter philosophiae libertatem) Reformvorschläge zu unterbreiten, ver-

zeihen. Er erörtert zunächst die Notwendigkeit der Kürzung öffentlicher Ausgaben. Dann führt er «die Anfänge von Verschwendung und Auspressung» auf keinen anderen als Kaiser Konstantin zurück.

In einem eigenen Kapitel über «Die Beamtenkorruption» wirft er den Provinzstatthaltern die Ausbeutung der Steuerpflichtigen sowie die Beraubung des Staates vor und schreibt: «Diese Männer meinen, indem sie es an der ihrem Alter gebührenden Wertschätzung fehlen lassen, daß man sie in die Provinzen geschickt hat, damit sie dort Geschäfte machen. Sie richten um so mehr Schaden an, als somit das Unrecht bei denen seinen Ausgang nimmt, von denen man Abhilfe erwarten sollte ... Wann schon haben sie den Zeitpunkt der Steuerfestsetzung verstreichen lassen, ohne ihn ausbeuterisch zu nutzen? Welche gerichtliche Mahnung war ohne Gewinn für sie aus dem Hause gegangen? Das Anwerben von Rekruten, der Kauf von Pferden und Getreide und selbst die Summen, die dazu bestimmt waren, der Befestigung der Städte zu dienen, all dies diente ihnen mit schöner Regelmäßigkeit zur Bereicherung und nahm die Form amtlicher Plünderung an. Wenn aber untadelige Männer, die ganz durchdrungen wären vom Geist der Unsterblichkeit, die Provinzen regieren würden, dann wäre kein Raum mehr für Betrug, und der Staat würde durch diese moralische Bereicherung wieder gekräftigt»[261].

Abschließend appelliert der kühne Autor an den Herrscher, er möge «die Verworrenheit der Gesetze beseitigen» und damit die daraus resultierenden «ewigen Streitereien», könne doch eine klare Rechtsprechung mühelos unterscheiden, «was für jeden recht und billig ist». Katholik Clévenot bemerkt zu dieser Schrift: «Im gleichen Moment, in dem die Kaiser einen guten Teil ihrer Zeit damit verbringen, theologische Streitigkeiten zu schlichten, vertraut dieser hellsichtige und undogmatische Heide der Vernunft, der Philosophie und der Wissenschaft. Er will die Forschung anregen. Sensibel für die Verzweiflung der Unterdrückten zögert er nicht, die Unterdrücker zu benennen»[262].

Dieser ganze christliche Zwangsstaat war in hohem Grade tyrannisch und korrupt. Wie in kirchlichen Kreisen gerade im

4. Jahrhundert mit der plötzlich wachsenden Macht des Klerus die Simonie zu grassieren begann (S. 497 f), so kam auch unter Konstantin und seinen christlichen Söhnen der Handel mit staatlichen Ämtern in Schwang. Julian, «der Apostat», ging dagegen vor. Doch unter Theodosius I. verkaufte man ganze Provinzstatthalterschaften an den Meistbietenden. Und unter dessen Söhnen und während des ganzen 5. Jahrhunderts blieb es so. Am Hof des frommen Theodosius II. ist schlechthin alles feil. Und alles wird drakonisch regiert. «Die Beamten nicht nur der Städte, sondern auch der Landgemeinden und Dörfer sind lauter Tyrannen» (Salvian). Und so hart, bestechlich, korrupt wie die Beamten sind auch die hohen Offiziere, die gern die Truppenverpflegungen kürzen und für sich verkaufen, wobei Ausnahmen besonders germanische Offiziere wie Arbogast, Bauto, Stilicho bilden. Die Geheimpolizei aber, die in allen Behörden saß – mitunter hielt man sich über 10 000 Agenten –, erpreßte alles[263].

Die berüchtigsten Beamten waren die Steuerbüttel, die rundherum betrogen, den Staat und die zu Schröpfenden. Sie gingen oft schon bei der Veranlagung mit Zwangsmitteln aller Art vor, sie unterschlugen, sie arbeiteten mit gefälschten Rechnungen, ungültigen Quittungen, mit Gefängnis, Folter (etwa um möglicherweise versteckte Wertstücke zu erhalten), sogar mit Mord. Und ständig wurde es schlimmer damit[264].

Heidnische und christliche Chronisten des 4. Jahrhunderts schildern, wie das Volk, auf dem Marktplatz versammelt, zu höheren Steuersätzen genötigt wird durch Tortur oder Aussagen von Kindern gegen ihre Eltern, wie Kinder, um der Steuerauskunft willen, in die Sklaverei oder zur Prostitution verkauft werden müssen. So erklärt um die Wende zum 5. Jahrhundert in Ägypten eine Frau, die untertauchte, um den Schergen des Statthalters und der Kurie ihrer Stadt zu entgehen: «Nachdem mein Mann seit zwei Jahren wegen einer Steuerschuld von 300 solidi wiederholt gepeitscht wurde und eingesperrt ist und meine drei lieben Kinder verkauft wurden, befinde ich mich auf der Flucht und wandere von Ort zu Ort. Jetzt irre ich in der Wüste umher, oftmals aufgegriffen und fortwährend gepeitscht, und jetzt bin ich schon den

dritten Tag ohne Nahrung in der Wüste». Und Kirchenvater Salvian schreibt: «Den Armen wird das letzte weggenommen, die Witwen seufzen, die Waisen werden mit Füßen getreten. Darum fliehen viele von ihnen, auch solche von vornehmer Herkunft und freie Leute, zu den Feinden, um nicht den Verfolgungen der öffentlichen Gewalt zum Opfer zu fallen und durch sie hingemordet zu werden. So suchen diese bei den Barbaren römische Menschlichkeit, weil sie bei den Römern die barbarische Unmenschlichkeit nicht ertragen können ... Sie wollen lieber unter dem Scheine der Knechtschaft frei sein, als unter dem Scheine der Freiheit ein Sklavenleben führen»[265].

Um der Korruption der Bürokratie, den Torturen und Strafen der Steuereinziehung zu entrinnen, übergaben viele, selbst ganze Dörfer, halb freiwillig, halb gezwungen, ihr Besitztum den großen Grundherren, bekamen es von diesen, besser «geschützt» nun, als Pächter wieder, der rusticus, vicanus, agricola aber sank dadurch zum Kolonen herab. In Rom häufen sich schon im späteren 4. Jahrhundert die Bettler derart, daß man sie zwangsweise als Kolonen oder Sklaven auf die Latifundien schickt. Und je reicher die Städte, desto größer das Elend. In Antiochien notiert seinerzeit Libanios: «Gestern gegen Abend seufzte jemand laut vor Schmerz, als er die Bettler zählte: die dort stehenden, aber auch die, die das nicht mehr konnten, die nicht einmal mehr zu sitzen vermochten, die Verstümmelten, die oft schon mehr verwest sind als viele Tote. Er sagte, es sei erbarmenswert, in solchen Lumpen solche Kälte auszuhalten. Tragen doch einige nur noch einen Schurz, bei andern sind die Schamgegend, die Schultern, Oberarme und Füße nackt; einige waren sogar zu sehen, die gänzlich unbekleidet waren ...» Armenhäuser, Almosen sind da kaum Feigenblätter, schäbige (christliche) Ausreden. Viele Arme, die noch kräftig genug sind, betreiben Straßenräuberei. Um ihr zu steuern, erlaubt die Regierung in Italien nur noch Hochgestellten Besitz und Gebrauch von Pferden, der Bevölkerung wird er insgesamt verboten[266].

Da die frühere Mittelschicht, der bürgerliche Stand, der Träger der antiken Kultur, durch Steuerdruck und Erpressung, Zwangs-

abgaben und Konfiskation immer mehr zerrieben, arm, abhängig wurde und im 5. Jahrhundert verschwindet, besteht die Gesellschaft schließlich im wesentlichen nur aus zwei extremen Gruppen: Auf der einen Seite die potentes oder honestiores, die Mächtigen, «Ehrbareren», besonders die von Steuerprivilegien begünstigte, immer einflußreichere Klasse adliger Großgrundbesitzer mit ihren weit ausgedehnten Gütern vor allem in Afrika, Gallien oder Kleinasien. Auf der anderen Seite die humiliores oder tenuiores, die breite Schicht der Niedrigen, Schwachen, Unterdrückten – geschundene, durch Steuerbüttel bedrängte, durch Gutsverwalter geplagte und die Priester gebändigte Menschen, die zwischen Apathie, Unzufriedenheit, Erschöpfung, etwas Protestgerede sogar hin und wieder noch Zeit für Gebet und Kirchgang hatten. Sie lebten in fortgesetzter unfreiwilliger Servilität «in einem reinen System des Zwangs, des Befehlens und des Gehorchens» (F. G. Maier)[267].

Gerade die Masse der Bevölkerung wurde in der zu Ende gehenden Antike vom christlichen Staat rücksichtslos ausgesaugt und in stets tiefere Armut gestürzt. Im ganzen Römischen Reich, besonders aber im Westen, vermehren sich im 4., 5. Jahrhundert die Latifundien der Großagrarier auf Kosten der kleinen freien Bauern. Je weniger freie Bauern, desto ausgedehntere Besitzungen in ganz verschiedenen Provinzen des Reiches, stets erhalten und getragen aber von einer Bevölkerung, deren Masse als Halbfreie auf dem Land lebt. Viele müssen für Darlehen bis zu 50 Prozent zahlen, viele müssen oft die Hälfte des Ernteertrages an den Staat abgeben, wobei sie selber die Lasten weite Wege in die Staatsspeicher schleppen. Frauen mit Säuglingen krepieren bei solchen Transporten elend unterwegs und werden nicht einmal beerdigt[268].

Diese ganze feudale Clique hängt vom Bauern ab. Er garantiert ihren Reichtum, ihren Luxus, fast alles. Sie lebt von ihm. Aber sie läßt ihn kaum leben. Er wird immer mehr verdrängt, immer bedingungsloser «an die Scholle gebunden», wird glebae adscriptus, ein Kolone, ein Höriger, ein Sklave des Bodens, servus terrae. Er darf seinen Arbeitsplatz nicht verlassen, er muß damit verkauft

werden, seine Nachkommenschaft an seine Stelle treten. Auch seine Frau darf er nur aus den Kolonen des jeweiligen Gutsbezirks nehmen. Bei Flucht wird er wie ein entlaufener Sklave gesucht und streng bestraft. Hier gilt das paulinische: Jeder bleibe in dem Stand ... *Hier dauert die alte Unfreiheit fort und entsteht eine neue.*[269]

Die mutmaßliche Zunahme der Sklaverei resultiert gerade aus der Degradation des Kleinbauern zum Sklaven. Überall, von Gallien über Italien, Spanien bis nach Afrika, herrschten offenbar dieselben trostlosen sozialen und volkswirtschaftlichen Zustände. Unfähig zum Steuerzahlen, gerieten die kleinen Grundbesitzer in die Abhängigkeit von den großen, den «patroni», oft wohl identisch mit den «curiales», welche die kleinen Güter als Pfänder schließlich aufsogen. Die Familien verarmten gänzlich und wurden mit den Kindern versklavt[270].

Seit Konstantin fliehen Bauern in allen Teilen des Reichs, in Palästina und Ägypten ebenso wie in Afrika und Italien. Überall Steuerkalamitäten, Dienstleistungen, Schikanen. Sogar die Staatspost, die oft unmäßige Ansprüche macht, nicht zuletzt von den ewig herumreisenden Bischöfen benutzt wird, nimmt den Bauern nicht selten die Ochsen vom Pflug weg, so daß deshalb etwa unter Kaiser Konstantius in Illyrien ungezählte Höfe veröden. Und da die Großagrarier im 4. Jahrhundert von dem ruinösen Steuerrecht profitieren – das sich dann in der «Immunität» des Mittelalters fortsetzt –, können sie die verschuldeten Kleinbauern völlig unterjochen. Diese werden die Opfer des barbarischen Systems, sie verlieren ihr Land, bebauen es aber, ohne jede Sicherung, weiter. Sie sind «Widerrufliche», die man, so ein Gesetz des Jahres 365, noch nach zwanzigjähriger Pacht fortjagen darf. «Die Verelendung der Landbevölkerung nimmt in dieser Epoche noch zu» (Reallexikon für Antike und Christentum)[271].

Die landbesitzende Aristokratie aber wird immer reicher. Ihre Truhen stehen voller Gold. Ihre Domänen, fruchtbar und groß, in Afrika, Sizilien, Italien, in Gallien (wo freilich auch, weil es an Personal fehlt, weite Gegenden gänzlich brachliegen), wachsen noch ständig und sind, wie ursprünglich nur die kaiserlichen, frei

von vielen Lasten und Pflichten. Ja, während der Staat mehr und mehr verarmt, entwickeln sich diese Landgüter mit oft Tausenden von Sklaven, Kolonen, hörigen Bauern, deren Abgaben sie kassieren, zu einer «neuen Wirtschafts- und Verwaltungseinheit» (Imbert/Legohérel), zu autarken Domänen. Alles begibt sich immer mehr unter den «Schutz» der Großen, verkauft sich mit Haut und Haaren, ganze Dörfer und Marktflecken im Umkreis der Güter werden geschluckt, die Städte aufgezehrt, jede Notlage wird ekelhaft ausgenützt, wo man nicht willig ist, hilft Gewalt nach: Luft macht schon eigen, wie im Mittelalter.

So entstehen private Herrschaftszentren mit allen möglichen Arbeitern nicht nur, mit Küfern, Zimmerleuten, Ziegelbrennern, mit einer Mühle, einem Markt, sondern auch mit eigener Gerichtsbarkeit, eigenen Gefängnissen, Kirchen, Priestern, sogar – in Afrika, Spanien – mit eigenen Bischöfen, katholischen und donatistischen. Der Landsitz wird nun durch einen Graben, einen Turm geschützt, das Landgut (villa) wird zum Dorf (village). Der Herr hält sich eine kleine schlagende Truppe aus seinem Gesinde, stellt sich gut mit Räubern, es entsteht allmählich die mittelalterliche Burg, der mittelalterliche Landjunker und Ritter[272].

Im 5. Jahrhundert, zur Zeit Salvians (er lebte, radikal-sozial denkend als Priester bis gegen 480 bei Marseille, als einziger Autor der Zeit übrigens den definitiven Zusammenbruch des Weströmischen Reiches erkennend), fliehen viele Römer, auch vornehmer Abkunft, in der Hoffnung auf mehr Menschlichkeit zu den «Barbaren». Und Salvian schildert auch, die Misere vielleicht übersteigernd, im wesentlichen aber richtig, die entsetzliche Lage jener noch freien Armen, deren «einziger Wunsch» es ist, «bei den Barbaren leben zu dürfen» und nie wieder unter römischer Herrschaft. Da sie ihr bißchen Hab und Gut, ihre Hütten und Felder, freilich nicht mitnehmen können, bleiben sie und «ergeben sich wie Gefangene in den Schutz der Mächtigen», die fast ihr ganzes Vermögen einstecken. Und da man weiter Kopfsteuer wie Grundsteuer von ihnen fordert, geben sie ihren Ausbeutern aus Verzweiflung ihr Gut ganz. Sie gehen als Kolonen auf die Ländereien der Großen und verlieren mit ihrer Habe auch ihre Freiheit, ver-

wandeln die Reichen doch ihre «Kolonen und Schützlinge aus Halbfreien und Freien in Sklaven»[273].

Auch in den germanischen Ländern aber waren im 4., 5. Jahrhundert die reichen Großgrundbesitzer stets reicher und die Massen der «kleinen Leute» immer zahlreicher geworden. Auch bei Langobarden, Franken, Goten, Burgundern wirtschafteten die Grundherren wie ihre römischen Vorgänger mit abhängigen zinspflichtigen Kolonen. Auch in den germanischen Königreichen bringt das Christentum natürlich keinerlei gesellschaftliche Veränderung, keine Umwälzung. Wie vordem gibt es Herren und Knechte, Freie und Unfreie. Wie im Römischen Reich gibt es schollengebundene Bauern, die nominell frei sind, tatsächlich jedoch keine Freiheit haben, weder die der Berufswahl noch der Eheschließung, vielmehr vererbt, verschenkt, vertauscht, verkauft werden können[274].

So kommt es auch hier, wie in vielen Teilen des Römischen Reiches, zumal in den Grenzgebieten, zu Aufständen; in Afrika zur Erhebung der religiös-revolutionären Bauernbewegung der Circumcellionen (I 474 ff); in Noricum ripense, Pannonien, Thrakien zur Skamarenbewegung; in Gallien und Spanien zur Erhebung der Bagauden, reinen Notwehrakten sowohl gegen die neuen Herren, die germanischen Invasoren, wie gegen die alten. Zumeist bäuerliche Gruppen haben hier in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts wiederholt rebelliert, haben besonders in den Jahren 408 bis 411 und 435 bis 437 zu den Waffen gegriffen und sich von ihren Unterdrückern befreit, wobei fast alle (im weitesten Sinn) Versklavten zu den Bagauden standen. Überall, wo sie die Oberhand gewannen, wurden die römischen Gesetze und Rechte liquidiert, wurden die grundherrschaftlichen Organisationsformen entscheidend geschwächt, die bäuerlichen Nutzungsrechte am Boden erweitert. Die Grundherren, heißt es in einem Gedicht des Rutilius Namatianus, seien Sklaven ihrer Knechte geworden. Die katholische Kirche aber stand bei diesen Aufständen der Entrechteten entschieden auf der Seite der Ausbeuter, der Sklavenhalter, sie stützte, schützte sie und predigte den Sklaven, den Kolonen Demut und Gehorsam. Erst nach einer

Reihe schwerer Schlachten gelang es den Römern, die Bewegung 451 in Gallien niederzuschlagen, und die spanischen Bagauden vernichtete 454 ein westgotisches Heer. Hat man doch schon in der Antike fast alles vernichtet, was man nicht ausbeuten oder bekehren konnte, ob es nun, wie wir sahen, das arianische Christentum betraf oder jüdische Synagogen, ob die Donatisten, die Samariter, ob die Wandalen und Goten. Oder das Heidentum[275].

Wir haben bereits in Band I auch die blutrünstige Bekämpfung des Heidentums im Alten Testament verfolgt (I 73 ff), dann die antipaganen Attacken der Christen im Neuen Testament, in vorkonstantinischer Zeit, die primitive Diffamierung des Kosmos, der Religion, Kultur, die Verleumdung der altgläubigen Kaiser, ihre Schilderung mit allen kirchenväterlichen Dreckfarben als Monstra ohnegleichen (I 183 ff). Ebenfalls betrachteten wir bereits die Fortsetzung der literarischen Polemik, Beschimpfung der ersten drei Jahrhunderte durch den seit Konstantin beginnenden Unterdrückungstrend, durch das Konfiszieren und Ruinieren von Statuen, den Abbruch vereinzelter Tempel (I 278 ff) – nachdem freilich vordem als erster schon der hl. Gregor der Erleuchter, der Apostel Armeniens, dort die Tempel mit Hilfe von Truppen vernichtet hatte (I 290)[276].

In Band II klang auch die *faktische* Zerstörung des Heidentums zwar immer wieder an (19 f, 43 f, 47 f, 207 ff, 334 f, 389 ff u. a.), wurde aber nie ausführlicher und im Zusammenhang gezeigt, was die Bedeutung dieses tragischen Vorgangs unerläßlich macht, zumal ihn die christliche, besonders die klerikale Geschichtsschreibung eher mehr als weniger ignoriert. Der totalitäre Anspruch dieser Religion, die immer unverhüllter, zynischer zum Ausdruck kommende Machtgier ihrer weltlichen wie geistlichen Herren ließen freilich kaum etwas anderes als Vernichtung erwarten.

6. KAPITEL

VERNICHTUNG

«Nur der Milde verdankt die Kirche, die der Herr in seinem Blute gestiftet hat, ihre Ausbreitung. Sie ahmt dem himmlischen Wohltäter nach ...» Der hl. Ambrosius[1]

«Die Kirche hat immer betont, daß sie die religiösen Werte der heidnischen Welt achtet». Der katholische Theologe Jean Daniélou[2]

«So wurden überall zu Wasser und zu Lande die Tempel der Dämonen zerstört.» Kirchenvater Theodoret[3]

«Die völlige Rechtlosigkeit des Heidentums, bezw. seiner Tempel wird hier in eigentümlicher Weise offenbar. Wo die Christen in hinreichend starker Anzahl waren, haben sie schwerlich erst die kaiserliche Erlaubnis zur Tempelzerstörung eingeholt; wo sie einer starken Übermacht gegenüberstanden, gab es Mittel und Wege, die staatliche Gewalt zu diesem Zweck in Bewegung zu setzen.» Victor Schultze[4]

«Von Mesopotamien bis nach Nordafrika überschwemmte eine Welle religiös motivierter Gewalt Stadt und Land». Peter Brown[5]

«Die Bischöfe leiteten den Kampf, die Scharen der schwarzen Mönche führten ihn in vorderster Linie». H. Lietzmann[6]

«... plündern christliche Mönche unter Führung von Schenute oder Macarius von Thu die heidnischen Tempel, setzen sie in Brand, zerschlagen die Idole und machen sich manchmal sogar die Gelegenheit zunutze, um das Tempelpersonal niederzumetzeln.» Jacques Lacarrière[7]

«Das Bündnis von Säbel und Weihwasserwedel bringt immer (!) Intoleranz und Verfolgung Andersdenkender hervor.» Der katholische Theologe Michel Clévenot[8]

CHRISTLICHE BÜCHERVERNICHTUNG IN DER ANTIKE

«Die apokryphen Schriften aber, die unter dem Namen der Apostel eine Pflanzstätte mannigfacher Verkehrtheit enthalten, sollen nicht nur verboten, sondern überhaupt eingezogen und mit Feuer verbrannt werden». Kirchenlehrer Papst Leo I., «der Große»[9]

«Niemand soll es (sc. dieses Buch) abschreiben; doch nicht nur das – wir halten vielmehr auch dafür, daß es verdient, dem Feuer übergeben zu werden». Konzil von Nizäa (787)[10]

«Vom 4. Jahrhundert an bis in die Neuzeit brannten Scheiterhaufen, die aus Schriften der Häretiker bestanden ... Die Regierung Konstantins bildete den Anfang dieser Entwicklung.» «Für Johannes Chrysostomos ist die heidn. Literatur schon fast vergessen u. untergegangen; nur noch vereinzelt seien solche Schriften bei den Christen zu finden.» «Erst im MA weiß man zu berichten, daß im christl. Altertum aus Prüderie heidnische Bücher vollständig beseitigt wurden.» Wolfang Speyer[11]

Vorchristliche Büchervernichtungen

Bücher wurden schon in vorchristlicher Zeit mit Argwohn betrachtet, verboten, vernichtet. Man zog sie aus dem Verkehr, indem man sie (in noch magisch-religiös geprägten Epochen) verbarg, indem man Ton- oder Steintafeln in Stücke schlug, Papyrusrollen und Pergamentkodizes verbrannte, Schriften in Flüsse warf, ins Meer[12].

Griechen, mehr noch Römer, haben Bücher beseitigt, zerstört, Schriften von Dichtern, Astrologen, Zauberern, mitunter ganze Bibliotheken, Tora-Rollen und Steuerakten, Orakel und Geheimkult-Rituale, Rhetoren und Philosophen wurden vertrieben, eingekerkert, politisch engagierte Schriftsteller, Geschichtsschreiber verfolgt. Der Seleukidenkönig Antiochos IV. Epiphanes ließ bei seiner Bekämpfung der Juden (I 105 ff) jeden töten, den man mit einem Exemplar ihres heiligen Buches ertappte. Man hat den griechischen Historiker Hermogenes aus Tarsos unter Domitian liquidiert, die Abschreiber seines Werkes ans Kreuz geschlagen – und sie waren nicht die einzigen schreibenden Opfer dieses eher literaturfreundlichen, doch fast krankhaft mißtrauischen Herrschers. Unter Hadrian wickelten die Römer in Bether alle Knaben, die das Gesetz abschrieben, in ihre Rollen ein und verbrannten sie darin[13].

Einige Kaiser gingen auch gegen die Christen durch Büchervernichtung vor, allerdings erst spät. Es kam dabei sogar zu Martyrien, da manche Christen, besonders in Numidien, sich weigerten, ihr Heiligstes, Bibeln, liturgische Texte und ähnliches, preiszugeben. Sehr viele freilich zögerten nicht, als traditores codicum ihren Glauben zu verraten und ihre Haut zu retten, darunter anscheinend, wie die Donatisten behaupteten, die katholischen Bischöfe Felix von Abthungi (I 274), Mensurius von Karthago, dessen Archidiakon Cäcilian (ebd.) sowie sicher der römische Oberhirte Marcellinus, offenbar samt seinen drei Presbytern und Nachfolgern, den Päpsten Marcellus I., Miltiades und

Silvester I. (I 275; II 106 f); aber auch, als Diakon, der donatistische Bischof Silvanus[14].

Bücher wurden nicht nur mit Absicht vernichtet, sie verschwanden auch durch Kriege, Naturkatastrophen, durch Wandlungen des Zeitgeistes, wie etwa (mutmaßlich) nach Ablösung der attischen Schrift durch das ionische Alphabet (403/402 v. Chr.). Oder infolge der Zurückdrängung der griechischen durch die lateinische Sprache im Westen während des 2. Jahrhunderts. Oder einfach dadurch, daß man sie, wie vor allem viele pagane Publikationen in christlicher Zeit, im 4., 5. Jahrhundert nicht mehr abgeschrieben hat, was freilich schon mit bewußter Verdrängung zusammenhängt[15].

Die heidnischen Kaiser hatten allerdings nur selten eine Strafe auch auf Leser und Hersteller eines verurteilten Buches ausgedehnt, wie es dann unter christlicher Herrschaft üblich wurde. Überdies verhängten sie nur weltliche Strafen. Die Kirche dagegen begnügte sich nicht mit der Zerstörung oppositioneller Schriften. Sie ging dagegen auch mit Exkommunikation und Verfluchung des Verfassers vor, mitunter ebenso gegen Leser und Produzenten. Auch haben sich offenbar nicht nur Staat und Kirche an der Vernichtung unerwünschter religiöser Literatur beteiligt, sondern auch die Gläubigen. Jedenfalls dauerte die Verbrennung «häretischer» Schriften bis ins 18. Jahrhundert hinein[16].

Zerstörung christlicher Literatur durch Christen

Solang die Kirche machtlos war, begnügte sie sich drei Jahrhunderte hindurch mit einer sozusagen geistigen Auseinandersetzung und Verfluchung ihrer Gegner, was von früh, vom Neuen Testament an, in heftigster Weise geschah (I 2., 3., 4. Kap.). Seit ihrer Anerkennung und Förderung durch Konstantin aber ging sie auch mit Hilfe des Staates gegen alles vor, was sich ihr widersetzte, suchte sie zunächst die Bösen, Uneinsichtigen zu treffen,

indem sie deren literarischen Waffenbestand vernichtete, meist durch Feuer, wobei man sich natürlich als maßgeblicher Hüter der «Tradition» aufspielte. Gewiß mag vieles einfach im Lauf der Zeit verlorengegangen sein. Doch wir kennen systematische Bücherverbrennungen schon damals. Und zweifellos hat man sehr viel vernichtet, ohne daß uns dies ausdrücklich überliefert ist. Zum Beispiel waren die Briefe des Origenes ursprünglich in vier verschiedenen Sammlungen enthalten, in der einen allein mehr als hundert Briefe – insgesamt erhalten blieben zwei. So führt vom 4. Jahrhundert an «eine gerade Linie zur Inquisition des Mittelalters und zum Ketzergericht mit öffentlicher Verbrennung der häretischen Schriften im Namen des christlichen Kaisers oder Königs» (Speyer). Doch verfolgte man gewöhnlich nur gegen den Glauben verstoßende, noch nicht anscheinend, wie im Mittelalter, «obszöne» Literatur[17].

Die Methode der Büchervernichtung wurde im antiken Christentum von allen gegen alle praktiziert. Häretiker trieben zur Beseitigung großkirchlicher Schriften, und noch mehr sorgte die Großkirche für die Büchervernichtung ihrer Gegner, besonders der verschiedenen «häretischen» Richtungen. Die Büchervernichtungsgesetze des Staates betrafen gewöhnlich namentlich angeführte «Ketzer». Dagegen waren Verfügungen der Kirche mitunter generell gehalten: «The books of the heretics and their book cases (receptacles) search out in every place, and wherever you can, eihter bring (them) to us or burn (them) in the fire». Und schon im 7. Jahrhundert dokumentierte man die Zerstörung «ketzerischer» Literatur. Wolfgang Speyer nennt unter den Kirchenschriftstellern, deren Werke gelegentlich auf Betreiben großkirchlicher Kreise zensuriert, beschlagnahmt oder vernichtet wurden, unter anderen: Tatian, Origenes samt seinen Schülern, den Presbyter Lukian von Antiochien, Diodor von Tarsos, Theodor von Mopsuestia, Theodoret von Kyrhos, Tertullian, Novatian und Rufinus[18].

Schon um 320 hat Bischof Macedonius von Mopsuestia die Bücher des Paulinus von Adana, eines Zauberers und nachmaligen christlichen Bischofs, den man wegen Sittenlosigkeit wieder

ausstieß, ins Feuer geworfen. Bald darauf ließ Konstantin in Nizäa (325) alle Klageschriften der Konzilsväter verbrennen, um ihre Streitereien aus der Welt zu schaffen – vergebliche Liebesmüh. Sie selbst zerfetzten auf der berühmten Versammlung das ihnen vorgelegte arianische Glaubensbekenntnis. Wenige Jahre danach, 333, befahl der Kaiser die Verbrennung der Schriften des Arius. Auch hat er bereits, kann man Euseb vertrauen, die Fahndung nach markionitischer Literatur gesetzlich verfügt. Jedenfalls wurde das Werk Markions, des meistbekämpften «Ketzers» im 2. Jahrhundert und eines der edelsten Christen, von der späteren Kirche so vollständig vernichtet, daß es bis heute keine einzige überlieferte Zeile gibt, die sich mit Sicherheit auf ihn selbst zurückführen läßt. Er stellt quellenmäßig «geradezu einen blinden Fleck» dar (Beyschlag). Und gleichfalls restlos vernichtet wurde das Schrifttum seiner Schüler[19].

Theodosius I. zerriß die Glaubensbekenntnisse arianischer, makedonischer und anderer Bischöfe. Papst Johannes IV. (640–642) verurteilte eine in Konstantinopel angeschlagene Schrift gegen das Konzil von Chalkedon (449) und wirkte auf den Kaiser ein, sie zerreißen zu lassen. Im ausgehenden 4. Jahrhundert befahl der Eunuch Eutropius (II 15 f) in Ostrom die Vernichtung der Bücher des Eunomios, des Bischofs von Kyzikos und führenden Jungarianers. Er wurde vertrieben und in Verbannung geschickt. Der Besitz seiner Schriften war seit 398 durch kaiserlichen Erlaß bei Todesstrafe verboten. Nur zwei von ihnen sind noch vollständig erhalten[20].

Ebenso bedrohte 398 der «Ketzer» und Heiden jagende Arkadius (II 19 ff) den Besitz montanistischer Schriften mit dem Tod. Im 4./5. Jahrhundert wurden zahlreiche Werke des Origenes in Ägypten vernichtet. Theodoret von Kyrhos ließ im frühen 5. Jahrhundert in seinem Bistum über zweihundert Exemplare von Tatians Diatessaron (S. 76) konfiszieren und vermutlich zerstören[21].

Die «Väter» des Konzils von Ephesus (431) ersuchten die Kaiser Theodosius II. und Valentinian, die Werke des Nestorios, wo immer man sie auffinde, ins Feuer werfen zu lassen. Und nach

seiner Absetzung befahlen im Herbst 435 zwei kaiserliche Dekrete, seine Güter zugunsten der Kirche einzuziehen, alle seine Schriften zu vertilgen und seinen Anhängern den Schimpfnamen «Simonianer» (nach dem «Ketzer» Simon Magus) zu geben[22].

Verschiedene katholische Bischöfe, wie Rabulas von Edessa, ein wendiger Opportunist, der nach dem Konzil von Ephesus 431 rasch zu den Siegern überwechselte, oder Akakios von Melitene, drängten auf Verbrennung der Opera des Theodor von Mopsuestia, einst wahrscheinlich der Lehrer des Nestorios. Bischof Rabulas verflucht alle, die Theodors Bücher nicht auslieferten[23].

Im Jahr 448 dekretierte Theodosius II., alle gegen die Konzilien von Nizäa und Ephesus sowie gegen Kyrill von Alexandrien gerichteten Schriften durch Feuer zu vernichten. Zuwiderhandelnde sollten schwerste Strafen treffen. In mehreren Edikten wurde auch die Verbrennung nestorianischer Bücher befohlen. Ja, selbst die Verbrennung der Werke des Kirchenvaters Theodoret von Kyrhos ordnete der fromme Kaiser an. Wer sie oder die des Nestorios verbarg, den traf Verlust seines Vermögens und immerwährendes Exil. Im Kampf vor allem gegen Monophysiten und Eutychianer (II 282 ff, bes. 287) verfügten 455 die katholischen Kaiser Valentinian III. und Marcian gesetzlich die Verbrennung aller antichalkedonischen Literatur und verhängten für deren Aufbewahrung oder Verbreitung immerwährende Verbannung. Allerdings annullierten sie bereits 452 die Bestimmung bezüglich Theodorets[24].

Schon etwas früher ließ auch Kirchenlehrer Papst Leo I., der seit 443 geradezu inquisitorisch die Verfolgung der Manichäer anheizt (II 263 ff), nicht nur sie selber wie Tiere hetzen, sondern auch ihre Schriften einfordern und öffentlich verbrennen. Desgleichen befahl der «große» Papst, die besonders von den Priszillianisten, dieser «abscheulichen Sekte», geschätzten apokryphen Traktate zu verfeuern. Gegen Ende des Jahrhunderts jagte auch Gelasius I., gar wortreich die «Bosheit», «Versuchung», «Pestilenz» aller Abweichler bekämpfend (II 332 ff), die Manichäer, vertrieb sie aus Rom und verbrannte ihre Bücher vor dem Eingang der Basilika S. Maria Maggiore. Ebenso ließen seine Nach-

folger, Papst Symmachus, unter dem in Rom der Bürgerkrieg tobte, auch ein erneutes Manichäerpogrom ausbrach und das Fälscherhandwerk blühte wie kaum je (II 337 ff), und Papst Hormisdas, der vor allem den Religionskrieg im Osten schürte (II 349 ff, 356 ff), das Manichäer-Schrifttum vor der Lateranbasilika ins Feuer werfen[25].

Als man um 490 in Berytos eine Magie zelebrierende Studentenverbindung aushob, die je ein Armenier, Thessaloniker, Syrer und Ägypter leiteten, wobei man allerdings den schwarzen Sklaven des Ägypters um Mitternacht im Zirkus opfern wollte, hat man zahlreiche «Zauberbücher» sichergestellt und verbrannt; sogar Leontios, Professor an der Rechtsschule von Berytos, von Kaiser Justinian in seinem Einführungsgesetz zu den Digesten rühmend erwähnt, war damals angeklagt. Dann aber verfügte auch Justinian die Verbrennung dieses Schrifttums und drohte bei Widersetzlichkeit entsprechende Strafe an. Und als die katholischen Bischöfe des Orients über Papst Agapet I. auf den Kaiser einzuwirken suchten, um auch die Verbrennung der Werke des Patriarchen Severos von Antiochien (II 346 ff) zu erreichen, befahl Justinian auch dies. Zudem sollte jeder, der sie – selbst nur als Schreibübung – abschrieb, die Hand verlieren. Und im ausgehenden 6. Jahrhundert ließ der katholische König der Westgoten alles arianische Schrifttum («omnes libros Arrianos») bei Toledo verbrennen[26].

Derart ruinös konnten die «Häretiker» mit der großkirchlichen Literatur nur selten verfahren, davon konnten sie oft bloß träumen. Dies zeigt beispielsweise die Legende von der Verbrennung der Werke Papst Gregors I. Oder die gefälschte monophysitische «Weissagung» des Pisentios von Qift, wonach ein römischer König sämtliche Schriften des Konzils von Chalkedon verbrennen werde. Und jeder, der auch nur etwas davon aufbewahren, herstellen, lesen, glauben und sich weigern sollte, dies zu verbrennen, sollte selbst verbrannt werden – der christliche Wunschtraum einer verfolgten Minderheit. Die Arianer aber haben gelegentlich Bücher vernichtet, katholische und die anderer «Ketzer». So hat der wandalische König Hunerich (II 409 ff) nicht nur, gelegent-

lich nach greulichen Folterungen, Katholiken selber töten, wilden Tieren vorwerfen, lebendig verbrennen lassen, sondern auch ihre Bücher verbrannt[27].

Schon durch den Einfluß des Paulus, seine mirakulösen und exorzistischen Kunststücke, haben viele Goëten, Zauberer, in Ephesus ihre Bücher im Wert von angeblich «fünfzigtausend Silbergroschen» selbst verbrannt, eine fast unglaublich hohe Summe und darum vielleicht auch ein unglaublicher Vorgang. Immerhin. «So wuchs das Wort durch die Kraft des Herrn und ward mächtig», renommiert die Bibel[28].

So wuchs das Wort des Herrn jedenfalls, als der Staat christlich geworden war, wobei man bei der Bekämpfung von Zauberbüchern und astrologischen Schriften an die heidnische Gesetzgebung anknüpfen konnte. Nicht lange nach 320, als Bischof Macedonius von Mopsuestia die Bücher des Zauberers und exkommunizierten Bischofs Paulinus ins Feuer werfen ließ (S. 552 f), wollte Kirchengeschichtsschreiber Euseb alle paganen Schriften mythologischen Inhalts vernichtet sehen.

Auch die 15 Bücher «Gegen die Christen» des Porphyrios, des scharfsinnigsten Christengegners in vorkonstantinischer Zeit (I 210 ff), befahl Konstantin zu verbrennen – «das erste staatliche Bücherverbot im Interesse der Kirche» (Harnack). Und seine Nachfolger Theodosius II. und Valentinian III. verdammten Porphyrios' Streitschrift 448 abermals zum Scheiterhaufen, nachdem Bischof Euseb von Caesarea immerhin mindestens 25, Kirchenlehrer Kyrill 30 Bücher dagegen geschrieben hatten (I 334 f)[29].

Eine riesige Bücherverbrennung erfolgte – zusammen mit vielen Hinrichtungen – unter dem arianischen Kaiser Valens im späteren 4. Jahrhundert (I 348 f). Fast zwei Jahre lang wütete der christliche Regent «wie ein wildes Tier», ließ foltern, strangulieren, lebendig verbrennen, köpfen. Bei ungezählten Durchsuchungen hat man Bücher aufgespürt und vernichtet, besonders aus dem Bereich der artes liberales und des Rechts. Ganze Bibliotheken flogen im Osten – wo in Syrien auch Bischöfe die «Schwarze Kunst» getrieben – als «Zauberbücher» ins Feuer oder wurden von den Besitzern aus panischer Angst selber beseitigt[30].

Auch bei den Tempelstürmen zerstörten die Christen, besonders häufig im Osten, nicht nur Götterbilder, sondern auch die Rituale und Orakelbücher. Der katholische Kaiser Jovian (363–364) ließ in Antiochien die von seinem Vorgänger, dem Heiden Julian eingerichtete Tempelbibliothek niederbrennen. Auch beim Sturm auf das Serapeion im Jahr 391, wobei der berüchtigte Patriarch Theophilus (II 136 ff) die von dem großen athenischen Künstler Bryaxis geschaffene Kolossalstatue des Sarapis eigenhändig mit einem Beil zertrümmerte, ging die Bibliothek in Flammen auf. Seit die zuletzt 700 000 Rollen zählende Bibliothek des Museions im alexandrinischen Krieg Caesars (48/47 v. Chr.) das Opfer einer Feuersbrunst geworden war, hatte der Ruhm Alexandriens, die größten und besten Bücherschätze zu besitzen, nur durch die Bibliothek des Serapeions fortgedauert, auch wenn die angebliche Absicht des Antonius, Kleopatra die Bibliothek Pergamons mit 200 000 Rollen als Ersatz für die verbrannte Museion-Bibliothek zu schenken, anscheinend nicht verwirklicht worden ist. Doch solche Bibliotheksniederbrennungen bei Tempelstürmen waren häufig, besonders im Osten; so etwa, gleichfalls unter Patriarch Theophilus, bei der Vernichtung eines ägyptischen Heiligtums in Kanopus oder der des Marneions in Gaza 402[31].

Im beginnenden 5. Jahrhundert ließ Stilicho im Westen, zur großen Erregung der altgläubigen Aristokratie Roms, das Schrifttum der heidnischen Sibylle verbrennen, der unsterblichen Mutter der Welt, wie Rutilius Namatianus klagte, ein vornehmer, hohe Staatsämter am weströmischen Hof bekleidender Gallier, dem die Christensekte schlimmer als das Gift der Circe erschien. Im späten 5. Jahrhundert verbrannte man in Beirut die dort gefundenen libelli – ein «Greuel in den Augen Gottes» (Zacharias Rhetor) – vor der Kirche der hl. Maria. Kirchenschriftsteller Zacharias, der damals in Beirut die Rechte studierte, war an dieser vom Bischof sowie von der staatlichen Behörde unterstützten Aktion selber führend beteiligt. Und 562 verfügte auch Kaiser Justinian, der heidnische Philosophen, Rhetoren, Juristen und Ärzte verfolgen ließ, die Verbrennung paganer Bilder und Bücher,

und zwar im Kynegion in Konstantinopel, wo man die Verbrecher liquidierte. (553 verbot der Herrscher den Talmud.)[32]

Bereits an der Schwelle zum Mittelalter hat anscheinend Papst Gregor I., «der Große», ein fanatischer Heidenfeind, astrologische Bücher in Rom verbrannt. Und dieser Berühmte, als einziger Papst neben Leo I. mit dem Titel eines Kirchenlehrers gezeichnet, ein erklärter Verächter antiker Bildung, der er die ständige Verherrlichung der «Heiligen Schrift» gegenüberstellt, soll auch die fehlenden Bücher des Livius zerstört haben. Ist es doch gar nicht unwahrscheinlich, daß er die kaiserliche Bibliothek auf dem Palatin ruinieren ließ. Jedenfalls behauptet der englische Scholastiker Johannes von Salisbury, Bischof von Chartres, Papst Gregor habe in römischen Bibliotheken Handschriften klassischer Autoren absichtlich vernichtet[33].

Anscheinend häufig verbrannten Heiden, die zum Christentum übertraten, zur Demonstration ihres Gesinnungswandels, ihre Bücher öffentlich, vor aller Augen, astrologische Arbeiten, Schriften der mathematici, Schriften mit Anrufungen der heidnischen Götter, mit Dämonennamen, Zauberbücher etc. Auch einige hagiographische Berichte, seien sie nun echt oder gefälscht, weisen die Büchervernichtung sozusagen als Symbol, als Topos der Bekehrungsgeschichte auf[34].

Nicht immer schritt man zum Scheiterhaufen. Schon in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts gab Origenes, hierin Papst Gregor sehr verwandt, «unbedenklich den Unterricht in der Grammatik als wertlos und der heiligen Wissenschaft widersprechend auf und verkaufte in weiser Berechnung, um nicht von fremden Händen unterstützt werden zu müssen, alle Werke alter Schriftsteller, mit welchen er sich früher beschäftigt hatte» (Euseb)[35].

Von den wissenschaftlichen Angriffen des Heidentums gegen das Christentum ist fast nichts mehr vorhanden; dafür haben Kirche und Kaiser gesorgt. Sogar viele Gegenschriften der Christen sind verschwunden, da sie vermutlich noch zuviel des heidnischen Giftes enthielten[36].

Verschwunden ist seinerzeit aber auch das Heidentum selbst im Römischen Reich.

DIE VERNICHTUNG DES HEIDENTUMS

Der letzte heidnische Kaiser der Antike, der große Julian (I 325 ff), hatte zwar die Heiden systematisch begünstigt, gleichzeitig aber die Christen ausdrücklich geduldet: «Es ist, bei den Göttern, mein Wille, daß die Galiläer weder getötet noch zu Unrecht geschlagen werden noch sonst eine Unbill erleiden; jedoch erkläre ich, daß die Verehrer der Götter durchaus den Vorrang vor ihnen haben müssen. Denn wegen der Torheit der Galiläer wäre um ein Haar alles umgestürzt worden, durch die Huld der Götter aber sind wir alle gerettet. Daher soll man den Göttern und den sie verehrenden Menschen und Gemeinden Ehre erweisen»[37].

Erschüttert beklagt der antiochenische Redner Libanios nach dem Tod Julians, dem er sich glaubensmäßig und freundschaftlich verbunden fühlt, den Sieg des Christentums und dessen barbarische Attacken wider die alte Religion. «Weh, großes Leid hat nicht nur das Land der Achäer, sondern das ganze Reich erfaßt, wo römisches Recht gebietet . . . Dahin sind die Ehren, die den Guten zuteil wurden; die Gesellschaft der Bösen und Zügellosen genießt hohes Ansehen. Gesetze, die Unterdrücker des Übels, sind entweder aufgehoben oder haben die Aufhebung in Bälde zu gewärtigen; die verbliebenen aber werden praktisch nicht befolgt.» Und erbittert, verstört wendet er sich an seine gedemütigten Gesinnungsgenossen: «Der Glaube, der bislang verlacht wurde und gegen euch einen so heftigen, unermüdlichen Krieg führte, hat sich als der stärkere erwiesen. Er hat das heilige Feuer ausgelöscht, die Freude der Opfer gebremst, hat sie (die Gegner) wild ausschlagen und die Altäre umstürzen lassen, hat Heiligtümer und Tempel geschlossen, vernichtet oder als gottlos erklärt und in Bordelle verwandelt, hat jede Beschäftigung mit eurem Glauben aufgehoben und den Sarg eines Toten in euern Landanteil gestellt . . .»[38]

Die christlichen Kaiser waren bei diesem Sturm auf das Hei-

dentum teilweise und zeitweise weniger aggressiv als die christliche Kirche.

Unter Julians erstem Nachfolger Jovian (363–364) wurde das Heidentum, abgesehen von einigen Tempelschließungen und -schleifungen, anscheinend nicht stark benachteiligt. Auch Jovians Nachfolger Valentinian I. und Valens, während deren Regierung der Name pagani (I 184) für die Altgläubigen aufkommt, verhielten sich gegenüber diesen verhältnismäßig tolerant. Zumal der Katholik Valentinian, dessen Hauptinteresse der Armee und der Kriegführung galt, brauchte inneren Frieden, weshalb er religiöse Konflikte zu vermeiden suchte. Er besetzte die höchsten Regierungsstellen noch fast paritätisch, mit leichtem Übergewicht sogar der Göttergläubigen, wobei die Religionszugehörigkeit seiner leitenden Funktionäre gewöhnlich den jeweiligen Bevölkerungsmehrheiten entsprach. Unter Valens dagegen, einem Arianer homöischen Glaubens, waren die hohen christlichen Beamten gegenüber den heidnischen wieder in der Mehrheit. Doch bekämpfte er die Katholiken sogar mit Hilfe der Heiden, freilich aus purem Opportunismus[39].

Obwohl Kaiser Gratian, in Fortsetzung der eher liberalen Religionspolitik seines Vaters Valentinian I., fast allen Glaubensrichtungen im Römischen Reich durch ein Edikt 378 Duldsamkeit versprochen, praktizierte er, stark beeinflußt von dem Mailänder Bischof Ambrosius, bald das Gegenteil (I 400 ff). Unter Gratians Bruder Valentinian II. gab es zwar einen gewissen Umschwung, wurde das Verhältnis zwischen hohen heidnischen und christlichen Funktionären wieder ausgeglichen, spielten am Kaiserhof die göttergläubigen Heermeister Bauto und Arbogast sogar die politisch entscheidende Rolle. Und auch in Rom fungierten die hochangesehenen Heiden Praetextatus und Symmachus als Prätorianer- und Stadtpräfekt[40].

Aber allmählich gerät auch Valentinian II., ganz wie einst Bruder Gratian, unter den verheerenden Einfluß des Mailänder Residenzbischofs (I 443 ff), ähnlich auch Kaiser Theodosius I. (I 453 ff). Lebte doch Ambrosius gemäß seinem Wort: «denn ‹die Götter der Heiden sind nur Dämonen›, wie die Hl. Schrift sagt.

Jeder, der also Soldat dieses wahren Gottes ist, hat nicht Beweise der Toleranz (!) und des Entgegenkommens (!), sondern des Eifers für den Glauben und die Religion zu erbringen». Und so regiert selbst der mächtige Theodosius in seinen letzten Jahren, zumindest religionspolitisch gesehen, ganz gemäß den Wünschen des Ambrosius. Erst werden anfangs 391 die heidnischen Riten endgültig verboten, dann Tempel und Heiligtümer des Sarapis in Alexandrien geschlossen, schließlich zerstört, 393 die Olympischen Spiele abgeschafft. Die Kinderkaiser des 5. Jahrhunderts bekommt die Kirche völlig in die Hand. Und somit geht auch vom Staat eine stets intensivere Bekämpfung des Heidentums aus, die, von der Kirche schon im 4. Jahrhundert vehement geschürt, immer mehr zur systematischen Vernichtung des alten Glaubens führt[41].

Die bekanntesten Bischöfe beteiligen sich an dieser Vernichtung, die besonders nach dem großen Konzil von Konstantinopel (381) einsetzt, wobei die Hauptkampfgebiete zwischen Heiden und Christen Rom und der Orient sind, vor allem Ägypten[42].

Kirchenlehrer Johannes Chrysostomos ruiniert Tempel

Johannes Chrysostomos, der Patriarch Konstantinopels, hatte trotz seiner scharfen, ihn schließlich selbst vernichtenden Auseinandersetzungen mit seinem Bruder in Christus, Theophilus, dem Patriarchen von Alexandrien (II 136 ff), und trotz seines fanatischen, eines Julius Streicher würdigen Kampfes gegen die Juden (I 133 ff) noch immer genug Zeit für allerlei Attacken, verbale und faktische, auf die Heiden. Ja, er hatte, so bestätigt selbst (mit Imprimatur 1970) das über tausendseitige Sammelwerk «Reformer der Kirche», «ständig das Ziel vor Augen, die heidnischen Sitten auszurotten»[43].

Die Heiden sind für Chrysostomos vor allem Sittenstrolche. Sie «treiben Unzucht und Ehebruch». Ein Heide ist «ein befleckter

Mensch, der ärger als die im Kot sich wälzenden Schweine mit allen Weiberkörpern sich besudelt». Doch nicht genug: die Heiden waren auch scharf auf «Absonderlichkeiten und Widernatürlichkeiten». Sie «entbrannten» zu der «unnatürlichen Liebe». Und die ist ein «unglückseliger Krieg», ein Krieg, der sogar mehr gegen das Naturgesetz verstößt «als jeder andere Krieg»! «Knabenschänder», behauptet der hl. Bischof, «sind schlimmer als Menschenmörder; denn es ist besser zu sterben, als so geschändet zu leben . . . Nein, nein, es gibt nichts, was schlimmer wäre . . .»! Sie müßten «mit Steinen beworfen werden». Und doch hielt, höhnt Chrysostomos, «das hochweise Volk der Athener und sein großer Solon diesen Brauch nicht für eine Schändlichkeit, sondern für vornehm, zu gut für den Stand der Sklaven und nur für Freie passend. Auch viele andere Bücher von Weltweisen kann man finden, die angesteckt sind von dieser Krankheit»[44].

Es ist klar, wie ein solcher Geist über heidnische Philosophie denkt – Lehren aufgeblasener Leute, die in «törichte Vernünfteleien» versinken, sich «der Finsternis ihrer Vernunft» anvertrauen, deren Weisheit nur «Torheit» ist, «prahlerischer Schein», «Verirrung», «nicht mehr wert», faucht er, «als das Wahngerede von alten betrunkenen Weibern». Heidnische Philosophen dienen dem Bauch und sind feig, bieten mehr Fabeln als Wissenschaft. Nicht bewundern sollte man sie, sondern «verabscheuen und hassen, weil sie eben zu Toren geworden»[45].

All dies stammt nach dem Patron der Prediger vom Teufel. Es wurde «von den Dämonen gelehrt», sei «den unvernünftigen Tieren» nahe. Im Gefolge der Kirchenväter schon des 2. und 3. Jahrhunderts (I 192 ff) bekämpft Chrysostomos jede Heiligung von Tieren. Oft kommt er darauf. «Manche von diesen Weisheitslehrern haben sogar Stiere, Skorpione, Drachen und allerhand anderes Gewürm in den Himmel versetzt. Allenthalben gab sich der Teufel Mühe, die Menschen bis herab zu den Bildern von Kriechtieren zu bringen.» Der Kirchenlehrer mokiert sich über «das alte Ägypten» (zu dem die moderne Welt pilgert!), «das gegen Gott gestritten und gewütet, das Katzen verehrte, das vor Zwiebeln sich fürchtete und erschrak». Kurz, der Patriarch kennt

«nichts Lächerlicheres als eine solche Lebensweisheit», wobei «die Quelle des Übels», mit Paulus immer wieder betont, in der «Gottlosigkeit» liege, «in den Glaubenslehren der Heiden», die zugrunde gehen «leichter als wenn man Spinngewebe zerstört»[46].

Der große Kirchenfürst half dabei etwas nach. Er hat den berühmten Kult der Artemis in Ephesus endgültig ruiniert, wenn die hochverehrte ephesinische Stadtgöttin, die von Zeus mit ewiger Jungfrauschaft begnadete «Gebetserhörerin», «Retterin», die man im Mai, ihrem Monat, besonders verehrte, später auch mit Maria verschmolz. Doch geht noch die gewaltsame Zerstörung vieler anderer phönizischer Göttertempel auf Johannes Chrysostomos zurück, der einmal die Ausrottung des Heidentums als besondere Aufgabe dem Priester Konstantinos ans Herz legt, vor allem aber mit gedungenen Mönchshaufen operiert. «Als er vernahm», berichtet Theodoret, «daß Phönizien noch immer für die Mysterien der Dämonen schwärme, sammelte er von göttlichem Eifer glühende Aszeten, rüstete sie mit kaiserlichen Gesetzen aus und sandte sie gegen die Götzentempel ... Auf solche Weise ließ er die bisher noch verschonten Tempel der Dämonen von Grund aus zerstören»[47].

So mancher Bischof unterstützte ihn dabei.

Der hl. Porphyrios predigt das Evangelium «in aller Sanftmuth und Geduld ...»

Der Oberhirte von Gaza, Porphyrios, hatte ein Jahrzehnt lang erst in der Sketischen Wüste in Ägypten, dann in Palästina ein entsagungsreiches Büßerleben geführt, bis die Christen Gazas um einen Hirten baten, «der fähig sei, in Werk und Wort den Götzendienern entgegenzutreten», wie Markus Diakonus, der Biograph des Porphyrios, schreibt. Da wurde Porphyrios 395 Bischof von Gaza[48].

Die Stadt war damals noch immer – mit Duldung des katholischen Kaisers – eine Hochburg des Heidentums, denn die

heidnischen Bürger des reichen Gaza zahlten hohe Steuern. So fand Porphyrios dort bei seinem Amtsantritt acht Tempel vor, darunter den berühmten, vielleicht von Hadrian erbauten des Marnas («des Herren») mit einem vielbefragten Orakel; «der Gegensatz zwischen Christus und Marnas beherrscht das ganze Dasein der Stadt» (Geffcken). Es gab häufig Raufereien zwischen Heiden und dem Bischofsanhang – bei nur 280 Christen. Doch anno 395 konnte der Prälat, eben noch rechtzeitig, bevor es regnete, Gott um Regen bitten, und 78 Männer, 35 Frauen, 9 Knaben und 5 Mädchen bekehrten sich. Stießen aber auch 35 Nachzügler im Lauf des Jahres noch dazu, Gaza hatte auch jetzt nicht einmal fünfhundert Christen und bis 398 anscheinend auch keine weitere Bekehrung, kein Regenwunder, nichts dergleichen. Doch in jenem Jahr gelang es dem hl. Porphyrios, über den Kaiser Arkadios sieben der acht Heidentempel durch einen gewissen Hilarius, einen subadiuva des magister officiorum, schließen zu lassen und überdies eine prominente Dame im Kindbett zu retten – Mutter samt Säugling sowie 64 weitere Seelen bekehrten sich zur alleinseligmachenden Religion. Aber viel war auch das nicht bei all dem Aufwand. Und die Schließung des Marneions, Hauptheiligtum des Marnas («Unser Herr»), verhinderte die Bestechung des Hilarius. Selbst als der Heilige am Kaiserhof für das Reich Gottes in Gaza wirkte, bei seiner Rückkehr eine Statue der Aphrodite umfiel, zerbrach und weitere 32 Männer sowie 7 Frauen zum wahren Glauben konvertierten (freilich auch die reichen Heiden, Übles ahnend, Gaza bereits zu verlassen begannen), war die Bekehrungsrate betrüblich[49].

So reist der hl. Porphyrios (dessen ungeheure Sanftmut der katholische Kirchengeschichtsschreiber Donin betont) im Frühjahr 401 in Begleitung seines Metropoliten, des Erzbischofs von Caesarea, nach Konstantinopel. Dort wenden sich die geistlichen Herren an keinen Geringeren als den hl. Chrysostomos und legen ihm die Vernichtung der «Götzentempel» Gazas nahe. Das hört der Patriarch natürlich mit «Freude und Innigkeit». In seiner Predigt zwar lehrte er Liebe und Milde: «Du magst Wunder wirken, magst Tote erwecken, magst tun, was du willst: nie werden die

Heiden dich so bewundern, als wenn sie sehen, daß du sanft und mild und freundlich im Umgang bist ... Nichts gewinnt ja die Herzen so sehr als die Liebe». (Dieselben Töne kennen wir ja bis zum Überdruß von ungezählten anderen Heiligen, etwa von Augustinus, der freilich auch Rache predigt, Verfolgung, Folter, je nach Bedarf: I 479 ff.) In der Praxis aber gewinnt der hl. Chrysostomos im Verein mit dem hl. Porphyrios – über den frommen Kammerherrn Amyntas – nun auch die streng katholische Kaiserin Eudoxia für das Vernichtungswerk, eine Frau, die maßgeblichen Einfluß auf die Innen- und damit Religionspolitik hat, und ebenfalls gewinnt er ihr Gold. Doch obwohl man dies gleich im Palast verteilt, lassen fiskalische Bedenken, Gazas hohe Steuern und häufige Spenden an den Fiskus, den Kaiser die Entscheidung verzögern. Dann aber legt man die schriftliche Bitte zur Zerstörung der Tempel dem eben geborenen Prinzen bei seiner Taufe in den kleinen unschuldigen Schoß, und nun konnte der hl. Porphyrios nicht weniger als acht Götzenbauwerke in und außerhalb der Stadt dem Erdboden gleichmachen.

Es geschah dies mit Hilfe von Militär und den ansässigen Christen. In zehn Tagen wurden sieben Tempel niedergerissen, die Idole vernichtet, die Tempelschätze konfisziert. Nur noch das Marneion, von den Priestern besonders geschützt, trotzte. Doch kam man ihm mit Feuer bei und errichtete an seiner Stelle eine Kirche, die Eudoxiana – wieder mit dem Gold der Kaiserin, die auch dem Erzbischof Johannes von Caesarea tausend Goldstücke und anderes gespendet, außerdem jedem Mitglied der bischöflichen Delegation hundert Goldstücke als Reisespesen. Doch ließ der hl. Porphyrios auch viele Götzenbilder in Privathäusern zertrümmern und gleichzeitig eine Razzia auf «Zauberbücher» veranstalten, die man ins Feuer warf. Ja, der fromme Bischof zögerte nicht, auch mit den Tempeln der Umgebung aufzuräumen, vermutlich sogar ohne kaiserliche Vollmacht. Katholik Bardenhewer sieht hier durch die «Vita Porphyrii» des Markus Diakonus «packende Bilder aus der letzten Phase des Kampfes zwischen Christentum und Heidentum» entrollt. Und wir können nur ergänzen: «Nichts gewinnt ja die Herzen so sehr als die Liebe»[50].

Das «Lexikon für Theologie und Kirche» rühmt noch im 20. Jahrhundert den «Feuereifer» des hl. Porphyrios für die «Ausbreitung des Christentums ... Er erwirkte, 2mal (401 sogar persönlich) in Konstantinopel vorstellig, die Entsendung von kaiserl. Truppen nach Gaza, die dort sämtliche Tempel der Heiden zerstörten». Auch den Kampf des Porphyrios gegen den Manichäismus nennt das katholische Lexikon «wirkungsvoll». Und gelegentlich wirkte der fromme Bischof, wäre er doch anders kein Heiliger, wieder mal ein Mirakelchen, wie an jener Manichäerin, die er durch ein Kreuzzeichen tötete – und predigte weiter «das Evangelium in aller Sanftmut und Geduld ...» (Donin)[51].

Wie Porphyrios, wie Kirchenlehrer Chrysostomos, so erwarb auch dessen rabiater Kollege und Gegenspieler, der ebenso gebildete wie grundsatz- und skrupellose alexandrinische Patriarch Theophilus (II 136 ff), Meriten im Kampf gegen die Heiden.

Wie Patriarch Theophilus von Alexandrien mit Tempeln und Kunstschätzen umgeht und mit den religiösen Gefühlen der Altgläubigen

Im Jahr 391 ließ der Kirchenfürst, offenbar mit militärischer Unterstützung, den mächtigen, durch Alexander den Großen erbauten Serapistempel ausrauben und bis auf den Grund ruinieren, den Tempel des Stadtgenius zu einer Kneipe machen. Andere pagane Kultstätten wandelte er, wie einen Tempel des Dionysos, in Kirchen um.

Die Anhänger der alten Religion verteidigten das Serapeion mit bewaffneter Hand. Der neuplatonische Historiker Eunapios von Sardes ironisiert den «heroischen Kampf» der christlichen Soldateska: «Im Serapeion nahmen sie nur den Boden nicht mit wegen des Gewichtes der Steine ... Sie warfen alles durcheinander, die tapferen Helden, und streckten ihre Hände aus, nicht nach Blut, aber nach Geld. Sie berichten stolz, die Götter besiegt zu haben, und rechneten sich Tempelraub und Gottlosigkeit als ihr persön-

liches Lob an.» Bitter schließt Eunapios, an der heiligen Stätte hätten sich nun Mönche angesiedelt, denn «eine tyrannische Macht besaß damals jeder Mensch, der ein schwarzes Kleid trug, auch wenn er sich in aller Öffentlichkeit ungebührlich benehmen wollte: zu solcher Tugend hatte sich das Menschengeschlecht entwickelt»[52].

Das Serapeion war ein ungemein reicher, prachtvoller, an Grandiosität nur mit dem römischen Kapitol vergleichbarer Tempel, aus dem auch die nicht unbeträchtliche Bibliothek spurlos verschwand. So kam es nach dem christlichen Gewaltakt zu wilden Straßenkämpfen, wobei selbst Rhetoren, besonders Philosophen, die Waffen schwangen, der Lexikograph und Zeuspriester Helladius, später Professor in Konstantinopel, neun Christen mit eigener Hand niederschlug. Dies jedenfalls berichtet sein Hörer Kirchengeschichtsschreiber Sokrates. Da mehr Christen als Heiden getötet, auch Ungezählte auf beiden Seiten verwundet wurden, befahl der Kaiser alle Tempel der Stadt zu zerstören. Auch ein Mithräum wurde auf seinen Befehl «gesäubert». Aber: «Die Hauptverantwortung für die Ausschreitungen trägt Theophil, nicht der Kaiser» (Tinnefeld).

Selbst die berühmte, von dem großen athenischen Bildhauer Bryaxis geschaffene und seit siebenhundert Jahren bestaunte Kolossalstatue des Serapis, deren Nähe als todbringend galt, zerschlug der Ortsbischof eigenhändig mit einem Beil, wobei aus dem morschen Holz des Kerns Mäuse hervorkamen. «Der Gott der Ägypter war eine Wohnstätte für Mäuse», höhnt Theodoret. Und der hl. Hieronymus spottet: «Der ägyptische Serapis ist Christ geworden». In Anwesenheit der heidnischen Priester wurde die erschlaffte Gottheit (senex veternosus) Stück für Stück verbrannt, der Kopf aber, wie das Haupt eines besiegten Feindes, durch die Stadt getragen. Und Theophilus befreite nicht nur die Welt vom «Wahn des Götzendienstes», sondern enthüllte auch «den Betrogenen die Kunstgriffe der sie betrügenden Priester» (Theodoret). Machten sie doch die Idole hohl, fügten sie fest an eine Mauer an, gelangten durch unbemerkbare Gänge in das Innere der Statuen und konnten dann, in diesen verborgen, Orakel

geben oder befehlen, was immer sie wollten. (Von den Kunstgriffen der betrügenden Kleriker, der wunderbaren Mechanik katholischer Heiligenbilder, kann das fromme Mittelalter ein Lied singen. Und noch die Neuzeit.) Götterstatuen und sonstige Tempelkostbarkeiten aber wurden nun eingeschmolzen und die Edelmetalle vom Kaiser der alexandrinischen Kirche geschenkt. Natürlich riß Theophilus sein Triumph fort. Auch in der benachbarten reichen Handelsstadt Kanopos (vgl. S. 320 f) ließ er die angesehenen heidnischen Heiligtümer dem Erdboden gleichmachen. Und mit den alexandrinischen Tempeln fielen die von ganz Ägypten den Christen zum Opfer, wobei sich besonders die Mönche hervortaten[53].

Die schon unter Konstantin begonnene Profanation der heidnischen Kultgeräte wird fortgesetzt und gesteigert.

So läßt Bischof Theophilus bei seiner Einschmelzung der Götterstatuen ausgerechnet das Bild eines Affen erhalten und öffentlich aufstellen, um zu zeigen, was die Heiden angebetet hatten. Als er freilich in einer Spottprozession auch Obszönes oder vielmehr das, was er dafür hielt, Statuetten, die Phalloi der Götterbilder herumtragen läßt, kommt es zu blutigen Unruhen. An Verhöhnung der Heiligtümer anderer ließen es Christen, besonders Bischöfe und Heilige, ja nie fehlen. Bei der Vernichtung versteckter Idole aus Menuthis durch Theophil brüllte der katholische Pöbel: «die Statuen brauchen den Turnlehrer, denn sie haben keine Gelenke». Anderwärts beraubte man diese Bilder ihres Gold- und Silbermantels «unter großem Hohngelächter», so Jakob von Sarug (gest. 521), der Bischof von Batnai bei Edessa, der als kennzeichnendes Merkmal schon der urchristlichen Mission unter Petrus, Paulus, Thomas, also von Rom bis Indien, die Vernichtung der Götterbilder sieht[54].

In Wirklichkeit aber hatten sich gegenüber dem 2. Jahrhundert die Zeiten in Alexandrien doch sehr geändert, wo, so ein zeitgenössischer Autor, «die Religionen ebenso zahlreich» waren «wie die Geschäfte» und die Leute, die mit der Mode gingen, auch die Götter wechselten «wie andernorts den Arzt». Damals schienen sich die Christen noch gut angepaßt zu haben, schien ihr allein-

seligmachender Dünkel noch nicht so absolut. Zumindest kam es dem – gegenüber Religionen bemerkenswert aufgeschlossenen – Kaiser Hadrian so vor, der um 130 Alexandrien besuchte und ein guter Ägyptenkenner war. «Man kann hier erleben», schreibt er seinem Schwager Servianus, «daß Bischöfe, die sich Christen nennen, einen Serapiskult zelebrieren. Kein samaritischer, jüdischer oder christlicher Priester, der nicht auch ein Mathematiker, Haruspex oder aliptes wäre. Der Patriarch selbst betet, wenn er nach Ägypten kommt, zu Christus und Serapis, um es jedermann recht zu machen ...»[55]

Daß es bei der Vernichtung des Heidentums – wie bei der Bekämpfung der «Ketzer» – viel weniger um den Glauben ging als um die Macht, ließ Heidenjäger Theophilus selber erkennen. Konnte er doch derart weitherzig sein, daß er den schon eigenhändig von ihm getrauten Synesios von Kyrene, einen intellektuellen Lebemann, Haudegen und neuplatonischen Mystiker, alles in einem (vgl. S. 495), im Jahr 410 auch noch zum Bischof von Ptolemais (Kyrenaika) weihte, trotz seines offen eingestandenen (und dann treulich bewahrten) Heidentums![56]

Kirchliche und staatliche Gewaltaktionen gegen die Altgläubigen

Viele Priester haben sich bei der Ausrottung des Heidentums um die alleinseligmachende, dem Heidentum doch in so vielem so ähnliche Religion hochverdient gemacht. Nach prominenten Kirchenvätern von Euseb bis Augustinus handelt es sich zwar bei den christlichen Heidenattacken so gut wie ausnahmslos um ein staatlich legalisiertes Vorgehen. Oft aber ist das Gegenteil der Fall. Und wohl oft auch haben klerikale Kreise solche behördliche Befehle zu Vernichtungsaktionen initiiert, was sich in einigen Fällen auch noch nachweisen läßt[57].

Patriarch Georgios von Alexandrien beispielsweise, der auch ein von Konstantius ihm geschenktes Mithräum «entsühnte», er-

wirkte sich von demselben Kaiser die Erlaubnis, in Alexandrien Götterstatuen und Weihegaben plündern zu dürfen. Auch ein gewisser Parthenius, ein Priestersprößling, der schon achtzehnjährig so erfolgreich Wunder zu wirken begann, daß er sein Leben als Fischer aufgeben, Mitarbeiter seines Heimatbischofs, schließlich selber Bischof von Lampsacus werden konnte, erbat in der beginnenden zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts einen besonderen kaiserlichen Befehl zur Beseitigung der Tempel. Parthenius, bereits zur Zeit Konstantins I. fanatisch um Ausrottung des Heidentums bemüht, wurde Heiliger der griechischen Kirche[58].

Auch der Diakon Kyrill ruinierte schon unter Konstantin in Heliopolis am Libanon «viele Götzenbilder» (Theodoret). Unter Konstantinsohn Konstantius, durch den die Heidenverfolgung bereits bemerkenswert scharf zu werden begann, brillierte in Arethusa der Bischof Markos durch Tempelzerstörungen, in Kyzikos der Bischof Eleusios. Ähnliches geschah in Daphne, wo Christen auch das Apollobild verbrannten und dann wunderbare Erklärungen wie Blitzschlag oder Funkenflug erfanden. Im kappadokischen Caesarea zertrümmerten Christen den Jupiter- und Apollotempel sowie das Heiligtum der Tyche. Unter Julian, als schon, wie Libanios klagt, Tempel, Altäre, Götterbilder am Boden lagen und die Priester vertrieben waren, brachen die Christen Makedonios, Theodalos und Tatian nachts in den Tempel von Meros (Phrygien) ein und demolierten die dort gerade erst wiederhergerichteten und neu aufgestellten Statuen. Alle eben genannten Barbarismen aber waren «eigenmächtige Gewaltmaßnahmen seitens der Kirche» (Noethlichs)[59].

Der hl. Bischof Markellos von Apameia (am Orontes) wollte «nicht länger die Tyranney des Teufels» dulden (Theodoret). Er wollte und mußte sozusagen den Zeustempel, ein sehr großes und reiches Bauwerk, ruinieren, wobei ihn der kaiserliche Präfekt mit zweitausend Mann Militär beschützte. Der Prälat unterbrach deshalb sogar seine Siesta, bearbeitete den besonders massiven Tempel mit allerlei Heiligem, mit dem Kreuzzeichen, mit Weihwasser, welches das angelegte Feuer denn auch wie Öl genährt haben soll. So brachte er die (vorsorglich untergrabenen) Säulen

zum Einsturz und noch einen bösen Geist zum Aufbruch. «Das Getöse erfüllte die ganze Stadt, denn es war groß, und lockte alle zu dem Schauspiel herbei. Als sie vollends von der Flucht des feindlichen Dämons erfuhren, erhoben sie ihre Stimme zum Preise des Gottes aller Dinge. In dieser Weise zerstörte jener heilige Bischof auch die übrigen Götzentempel. Ich wüßte über diesen Mann noch viele andere sehr staunenswerte Dinge zu erzählen; so schrieb er zum Beispiel Briefe an die siegreichen Martyrer und erhielt auch schriftliche Antworten von ihnen» (vgl. S. 141) «und zuletzt erlangte er selbst die Krone der Martyrer; ich will es aber unterlassen, dieses jetzt des weiteren zu berichten ...» (Theodoret)[60].

Tun wir es. Nachdem nämlich der hl. Markellos, Vater übrigens mehrerer Söhne, in Apameia die Tempel niedergerissen, setzte er in der Umgebung sein Heilswirken fort. Doch als er einst durch einen Haufen Gladiatoren und Soldaten, den er persönlich kommandiert zu haben scheint, einen großen Tempel in der Gegend von Aulon stürmen und zerstören ließ und selber, wegen eines Fußleidens, etwas abseits stand, ergriffen ihn die Heiden, zerrten ihn fort und verbrannten ihn lebendig, worauf er zum Heiligen der griechischen und römischen Kirche avancierte[61].

Ein wilder Bekämpfer alles Nichtkatholischen wurde der asketische Mönchsbischof Rabulas von Edessa (412–436).

Er war nicht immer so rechtgläubig. Als Sohn eines «Götzenpriesters» um 400 Christ geworden, lebte er als Mönch, zeitweise auch als Anachoret in einer Höhle, nachdem er sich von Gattin und Kindern getrennt, die angeblich auch das Klosterleben erwählten. Seit etwa 412 Bischof von Edessa, stand Rabulas beim Konzil von Ephesus 431 (II 172 ff) auf der Seite der Antiochener, die es mit dem «Ketzer» Nestorios gehalten und den hl. Kyrill abgesetzt hatten. Nach dessen Sieg aber wechselte Rabulas eilig die Front und wurde nun zur «Säule und Grundfeste der Wahrheit», ein fanatischer Überläufer, ein Freund und Vertrauter Kyrills, mit dem er gemeinsam den Nestorianismus bekämpfte – von seinem eigenen Priester und Nachfolger Ibas «Tyrann von Edessa» geschimpft.

Bischof Rabulas ließ allein in der Stadt vier Tempel ruinieren, attackierte aber auch alles Nichtorthodoxe. So machte er, die «bedeutendste Persönlichkeit der Theologie von Edessa» (Kirsten), Tausende von Juden zu Christen. Er bekehrte angeblich, wie im «Leben des Rabulas» steht, «die verrückten Manichäer». Er wandte «bedenkenlos nackte Gewaltmaßregeln im Ketzerkampf» an, waren doch schon vor ihm bei Edessa und in Kleinasien ganze Dörfer «von Grund auf entvölkert und zerstört worden» (W. Bauer). Rabulas heilte «mit der Sorgfalt des großen Arztes», so die von einem Mitstreiter verfaßte Vita, das «faulende Krebsgeschwür der marcionitischen Irrlehre». Er riß das Versammlungshaus, die Kapellen der Bardesaniten nieder – hatte doch einst «dieser verfluchte Bar Daisan durch seine Arglist und die Süßigkeit seiner Gesänge alle Vornehmen der Stadt an sich gezogen» – und kassierte ihr ganzes Besitztum. Er schleifte auch die Kirche der Arianer, vernichtete die Sekten der Audianer, Borborianer, Sadduzäer und verbrannte die gegnerischen Schriften – «verleihe Frieden der ganzen Welt», flehte er in seinem Marienhymnus, wenn er echt ist, was man bezweifeln darf. Echt dagegen ist sicher das «Leben des Rabulas», das sein Wirken in Form einer Heiligenbiographie darstellt, freilich seine Rolle im kyrillfeindlichen Lager auf dem Konzil von Ephesus und seinen Parteiwechsel verschweigt, ihn dafür aber schon vor dem Konzil in öffentlicher Predigt in Konstantinopel, wo Nestorius noch den Patriarchenstuhl drückte, «den alten Irrtum des neuen Juden» widerlegen läßt[62].

Als Rabulas allerdings die Kultbilder von Baalbek kaputtzumachen suchte, wo die Heiden noch lange in der Mehrheit waren, soll er von den Göttergläubigen halbtot geschlagen worden sein; ebenso Eusebios, der spätere Bischof von Tella.

Immer wieder sind es gerade Mönche oder aus dem Mönchsstand kommende Asketen, die das Heidentum besonders erbittert bekämpfen. Ihre wahnwitzigen Kasteiungen dürften ihre Aggressionen noch gesteigert haben.

Der Mönch Barsauma vermehrte um 421 die Verdienste seiner Jerusalemwallfahrt, indem er unterwegs mit 40 Mönchsgenossen

nicht nur heidnische Tempel, sondern auch jüdische Synagogen zerstörte. Der ortsgebundene Anachoret Thalelaeus dagegen hockte «mit vielen Sünden belastet» länger als ein Jahrzehnt in seinem selbstgezimmerten winzigen Verschlag geduldig neben einem alten «Götzentempel», bekehrte durch solch wunderbares Leben viele Heiden und riß dann mit ihrer Hilfe das Ärgernis nieder[63].

Das Fasten, Prügeln, Rauben, Ruinieren und Morden des hl. Abtes Schenute von Atripe (gest. 466) ist typisch für die Greueltaten des alten Mönchtums und wurde bereits ausführlich dargelegt (II 203 ff, bes. 207 ff).

Ungefähr in den letzten Jahren des Schenute und ganz nach Art und Weise von dessen Missions- und Christianisierungspraktiken unternahm in Oberägypten auch Apa Macarius von Thu mit seinen Mönchen eine «Expedition» zu einem Tempel, in dem Griechen noch immer den Gott Kothos verehrten. Dazu stahlen sie Christenkinder, erwürgten diese auf dem Altar, weideten sie aus, benutzten die Därme als Saiten auf ihren Kitharen und spielten damit den Göttern auf! Den Rest der Kinderleichen verbrannten sie und gebrauchten die Asche zur Schatzsuche, wobei sie wieder auf den Kinderdärmen ihrer Kitharen musizierten, bis «die Reichtümer» erschienen! Apa Macarius glaubte vielleicht dies Greuelmärchen, entzündete ein großes Feuer und warf mit allen «Götzen» auch den Hohenpriester Homer hinein[64].

Im Westen vernichtet der hl. Benedikt auf dem Monte Cassino ein uraltes, vom Volk verehrtes Apolloheiligtum. Benedikt zerschlägt das Götterbild, zerstört den Altar, läßt die heiligen Haine in Feuer aufgehn und beseitigt derart den «Dämonendienst». Aus dem Tempel selbst macht er eine Kirche[65].

Schon erheblich früher, im späten 4. Jahrhundert, wütet im Westen ein nicht minder bekannter Mönch, der hl. Bischof Martin, gegen die Altgläubigen – was man «die Evangelisierung der gallischen Länderregion» nennt. Kaum ein den Heiden heiliger Ort, wo Martin nicht Götterbilder, Altäre zertrümmert, Tempel niederbrennt. In schwierigen Situationen macht er etwas Hokuspokus und setzt Soldaten als «Engel» ein. Noch über den beschei-

densten ruinierten Kultstätten, den Göttern des Wassers, der Bäume, der Hügel geweiht, erhoben sich dann Christentempel. Dabei war dieser hl. Barbar derart aktiv, daß man ihm allein die Ruinierung der Tempel anrechnet, daß noch heute Hunderte französischer Pfarreien sich seiner Patenschaft rühmen, daß man noch heute an ungezählten Orten auf «Saint-Martin» trifft ...[66]

Immer wieder auch unterstützen die Beamten der Kaiser die christlichen Greuel.

Noch unter Konstantin zerstört der Prätorianerpräfekt Rufinus einen Hermestempel in Antiochien. 376/77 vernichtet der römische Stadtpräfekt Gracchus ein Mithräum und erwirbt sich dafür den besonderen Beifall des hl. Hieronymus. 399 schleifen die comites Gaudentius und Jovius in Karthago und afrikanischen Provinzstädten Tempel und Götterstatuen zur tiefen Genugtuung des hl. Augustin (I 507)[67].

Besonders «großen Ruf», so wenigstens der spanische Bischof Idatius, erlangt sein Landsmann, der Prätorianerpräfekt Maternus Kynegius, den (Kaiser) Theodosius I. mit in den Osten gebracht hatte. Als praefectus praetorio Orientis hatte er von 384 bis 388 für die Ausführung der allerhöchsten Religionsgesetze zu sorgen. Dabei beeinflußte den weithin wütenden, von einem großen Militäraufgebot begleiteten Mann noch zusätzlich seine dem Klerus, vor allem gewissen Mönchskreisen, blind ergebene Gattin Acanthia. Mit «herrlichen Werken» der Vernichtung drang so Kynegius bis nach Syrien und Ägypten vor, zerstörte überall die Idole der «pagani» und ließ sogar noch einen Tempel in Edessa niederreißen, den der Kaiser unter Schutz gestellt, ohne daß ihn dieser freilich zur Rechenschaft gezogen hätte. Im Gegenteil. Als Kynegius 388 starb, ehrte Theodosius den katholischen Fanatiker aufs höchste durch Beisetzung in der Apostelkirche, der kaiserlichen Begräbnisstätte[68].

Der christliche Staat kollaborierte selbstverständlich eng mit der christlichen Kirche. Manche Herrscher waren weniger von ihr abhängig, manche mehr, wie Gratian etwa oder Valentinian II. Und einige hatte sie ganz in der Hand, wie die katholischen Kinderkaiser. Doch sogar der selbständigere Theodosius I. erließ

fast in jedem Jahr seiner Regierung Edikte gegen Heiden oder «Ketzer». Überhaupt wurde die Gesetzgebung gegen Andersgläubige von Konstantin bis Julian, bei allen Schwankungen, immer schärfer. Die Herrscher hatten natürlich ein starkes Interesse an der religiösen Einigung des Reiches, aber keineswegs an Tumulten, an brutaler Gewalt, an Terror. Im Gegenteil. Die Regenten suchten das Ziel ihrer Religionspolitik in der Regel ohne große Beunruhigung zu erreichen, mochte es auch immer wieder zu harten Maßnahmen kommen. Zweifellos führten die Idolvernichtungen, Tempelschließungen und -zerstörungen häufig hohe Beamte der christlichen Potentaten durch. Doch bleibt es eine denkwürdige Tatsache, daß in den erhaltenen Kaisergesetzen bis einschließlich Theodosius I. nie eine Tempelzerstörung befohlen wird. Klerus und Volk aber schritten auch ohne Autorisation zu Vernichtungsakten, besonders im Orient. Schon unter Konstantius II. mußten Tempel gegen christliche Übergriffe geschützt werden. Und während 399 ihre Zerstörung für Syrien gesetzlich befohlen wird, stellt man sie, im selben Jahr, im Westen abermals unter Schutz. Noch 423 hatte ein Gesetz des Kaisers Honorius jedes gewaltsame Vorgehen gegen Person und Besitz ruhig lebender Heiden mit schwerer Strafe bedroht, um eigenmächtige Attacken christlicher Fanatiker zu unterbinden. Und ebenso verbot im Osten der ganz klerushörige Theodosius II. willkürliche Gewaltakte fanatischer Christen gegen friedliche Heiden und Juden und befahl, bei Unrecht an Heiden den Schaden drei- und vierfach zu ersetzen. Auch waren Provinzstatthalter manchmal insgeheim dem alten Glauben gewogen[69].

Ebenfalls haben christliche Kaiser und Staatsmänner mitunter Götterbilder sowie einige Tempel durch Umwandlung in staatliche «Museen» erhalten helfen. Und mögen nun die Aufstellungen paganer Kultfiguren in Konstantinopel und Rom unter Konstantin Profanations- oder Schutzmaßnahmen gewesen sein (vermutlich waren sie beides): sein Sohn Konstantius soll «aus kunsthistorischem Interesse die Götterbilder generell unberührt» gelassen haben (Funke). Zumindest befahl er wiederholt: volumus ... ornamenta servari. Selbst der allerchristlichste Kaiser

Theodosius ließ den schon geschlossenen Tempel von Osrhoene wieder öffnen, um dessen schöne Idole nicht der Allgemeinheit zu entziehen. Auch andere Götterstatuen schützte er nach vorausgehender Reinigung als Kunstwerke. Durch Stilicho wurde das Standbild der Victoria wieder aufgestellt, natürlich gleichfalls nicht als Kultobjekt. Wie man denn auch sonst noch im 5. Jahrhundert Götterstatuen zum Schmuck der Städte erhalten, ja, durch Kriegseinwirkung beschädigte wieder restauriert hat. Sogar Kaiser Justinian brachte das Götterbild der Athene Promachos nach Konstantinopel, wo es bis 1203 stand[70].

Im übrigen wollte selbst die Kirche nicht alles vernichtet sehen, wenn auch bloß in eignem Interesse. Wo man also – dies der Regelfall gegenüber den Idolen – nicht einfach alles kurz und klein schlug, konfiszierte man, machte man die alten Heiligtümer kurzweg zu christlichen.

Die «Christianisierung» des Raubes und die Vertreibung der «bösen Geister»

Allein aus Ägypten sind 23 «Christianisierungen» bekannt, wie das euphemistische Kunstwort lautet, aus Syrien und Palästina 32. Selbstverständlich raubte man dabei auch die Tempeldämonen, und die heidnischen Tempelstädte waren oft reich. Sie hatten ein Einkommen aus dem Stiftungskapital, aus Gebühren, örtlichen Steuern und natürlich Spenden. Aus allen möglichen Quellen floß Geld, und die Bettelpriester diverser orientalischer Kulte waren für ihre einnehmende Hand berühmt. Auch hatten die Tempelstädte Grundbesitz mit 3000 bis 6000 Pächtern. Aber schon das Gebäude allein war sehr nützlich und es lohnte sich zuzugreifen. In Adra (Ezra) zwischen Bostra und Damaskus lautet eine Inschrift der Kuppelkirche wahrscheinlich aus dem Jahr 515: «Ein Haus Gottes ist geworden die Herberge der Dämonen». In Rom, wo Umwandlungen von Tempeln in Kirchen vor dem 6. Jahrhundert nicht nachweisbar sind, formte Papst Felix IV.

(526–530) das Templum Sacrae Urbis und das Templum Romuli in eine Kirche für die hl. Ärzte Kosmas und Damian (S. 323 ff) um und fand noch viele Nachahmer; beispielsweise Papst Bonifaz IV., der im frühen 7. Jahrhundert, mit Einverständnis des kaiserlichen Bluthundes Phokas, das Pantheon – berühmtestes Christianisierungsexempel Roms – zur Kirche Santa Maria ad Martyres machte, ohne es zu verändern. In Cuma und Fondi wurden so Tempel zu Kirchen, in Cassinum errichtete der hl. Benedikt im Apollotempel eine Martinskirche und über dem Apolloaltar eine Johanneskirche. Auf Sizilien sind die Umwandlungen der heidnischen Tempel von Agrigent, Segesta, Himera, Tauromenium und Syrakus in christliche Kirchen bezeugt. Auch nahm man auf Sizilien schon im 4. Jahrhundert den Heiden ihre Grabstätten weg, die römisch-pagane Totenstadt verwandelt sich in einen christlichen Friedhof, die heidnischen Kultobjekte verschwinden. Auch in Gallien und den Alpenländern, in Tirol, im Wallis, macht man Tempel zu Kirchen oder errichtet diese über jenen. In Griechenland, wo auf dem klassischen Boden antiker Kultur die «Christianisierung» am langsamsten fortschritt, wurden unter anderen auch der Apollotempel in Delphi, die Tempel von Olympia und der Parthenon zu Athen christliche Kirchen; ebenfalls in Athen Theseion (der Hephaistos-Tempel) und Erechtheion, ohne daß man deren Äußeres verändert hätte. Auch bei dem Umbau des dreischiffigen Inneren des Parthenons in eine dreischiffige Emporenbasilika blieb das Innere weitgehend erhalten. Auch aus dem Athener Asklepieion und dem Illissostempel wurden Kirchen. In Afrika stellte zur Zeit des Augustinus der Bischof Aurelius von Karthago, der nordafrikanische Primas, am hochheiligen Osterfest seine Cathedra in den bereits geschlossenen Tempel der Dea Caelestis, den man dann später doch noch abriß. Aber auch in anderen Orten Afrikas machte man heidnische Tempel zu christlichen, in Henschir Chima, Madaura, Maktar, in Sabratha, Thuburbo u. a. In Nazianz war das Gotteshaus des hl. Kirchenlehrers Gregor vorher ein Tempel. In Ephesos installierte man im sogenannten Serapeion eine Kirche. In Alexandrien wurde der Dionysostempel zu einer Kirche und der Tempel des

Stadtgenius zu einem Wirtshaus. In Konstantinopel machte Kaiser Theodosius aus dem Heliostempel ein Wohngebäude, aus dem Artemistempel ein Spielhaus, aus dem Aphroditetempel einen Wagenschuppen und ließ zur besonderen Verhöhnung ringsum Wohnungen errichten für arme Nutten[71].

Das Rauben, die «Christianisierung» von Tempeln, im Osten selten, in Griechenland, im Westen, häufiger, begann gewöhnlich mit exorzistischen Riten, einer Geisteraustreibung! Glaubten doch die größten Kirchenlehrer nicht weniger an Gespenster als die dümmsten Altgläubigen (S. 399 ff). Nach der Vertreibung der Dämonen wurden die «Eidola», Altar und Kultbild, umgestürzt, zerstört, dann öfter darauf Kirchen errichtet. Auch die Niederbrennung galt als Exorzismus, da Feuer ja die bösen Geister verjagt! Nach dem Brand reinigte man den Platz und benutzte die Tempelmauer oder das Fundament zum Bau der Kirche; oder, zur besonderen Profanierung, als Hofpflaster. So verfuhr man in Aphaka, Burkusch, Qal'at Qalôta, Baalbek. Auch der fromme Bischof von Gaza, der hl. Porphyrios, ließ nach der Vernichtung des dortigen Marneion (S. 563 ff) mit den als heilig geltenden Marmorstücken des Adyton den Weg vor dem Tempel pflastern zur besonderen Manifestation des Triumphes über das Heidentum – «damit jene nicht nur von Männern mit Füßen getreten würden, sondern auch von Frauen und Schweinen und anderen Tieren» –, was beiläufig daran erinnert, wohin die Frauen von katholischen Heiligen gerückt worden sind; keine Ausnahme! Auch zu Bordellen hat man Tempel gemacht. Bei Erhaltung der Mauern ruinierte man gewöhnlich den bildlichen Schmuck: Plastiken, Reliefs, Malereien wurden zerschlagen, verputzt, übermalt, die Wände mit christlichen Symbolen dekoriert[72].

Wie viele Tempel, so blieben auch zahlreiche Götterbilder vor der Vernichtung nur verschont, weil sie die Christen für ihre Zwecke weiterverwendeten, vor allem in Konstantinopel Paläste und Plätze damit schmückten. Gebrauchten sie ja auch sonstiges aus den heidnischen Heiligtümern zur Herstellung ihrer Kirchen und Klöster sowie für deren Ausstattung. So benutzte man in Ägypten Götterstatuen und Amulette weiter, indem man ihnen

christliche Zeichen einritzte. So wurde offenbar ein Standbild des Asklepios, jener wohl berühmtesten antiken Heilgottheit, von der eine Fülle frappierender Züge auf Jesus überging (S. 272 f), zu einem Christusbild, ein Aphroditekopf in Athen zu einem Marienbild, eine Kybele in Konstantinopel durch Beseitigung der Löwen und Änderung der Arme zu einer Orans. In Eleusis verehrten die Christen ein Götterbild der Demeter, das den Erntesegen verbürgte, bis ins 19. Jahrhundert, als man es, unter allgemeinem Bedauern, nach England schaffte. In Mateleone (Süditalien) rufen die Katholiken eine antike Aphroditestatue als S. Venere noch heute an, besonders zur Heilung von Frauenkrankheiten[73].

Nicht nur Tempel aber, auch heidnische Profanbauten wurden von den Christen als sakrale Gebäude gebraucht, wenn auch seltener. So richtete man im Amphitheater von Salona in zwei Räumen Oratorien ein. Meist spielten wohl materielle Gründe bei solchen Übernahmen eine Rolle, weshalb sie bloß in armen Gebieten häufig vorkamen und danach auch kaum noch bauliche Manipulationen erfolgten[74].

Auch andere Methoden gab es.

Auf der Insel Philä am ersten Nilkatarakt stand ein Isistempel, ein von weit her besuchter Wallfahrtsort. Noch lang florierte der Kult, eine seltene Ausnahme, in christlicher Zeit. Erst Narses verhaftete die Priester und sandte die Idole nach Byzanz. Bei der folgenden Usurpation des Heiligtums aber überzog man das altägyptische Bildwerk mit Nilschlamm – ein durch die Archäologen auch sonst nachgewiesenes Verfahren –, versah die Kruste mit einer weißen Schicht und bemalte diese mit christlichen Motiven. So spitzten in einer alten Cella in Theben die Kuhhörner der Göttin Hathor, der ägyptischen Venus, aus dem Heiligenschein des Apostels Petrus. Besonders in Oberägypten hat man heidnische Darstellungen in Tempeln oft übertüncht – «angefüllt ist das Land der Ägypter mit ehrwürdigen und heiligen Kirchen» (Patriarch Kyrill)[75].

Eine ganz andere Missionsmethode demonstrierte der Mönch Abraames, der jedoch keine Einzelerscheinung damit ist. Verklei-

det als Kaufmann, läßt er sich in einem heidnischen Dorf am Libanon nieder und predigt schließlich das Christentum. Zwar widersetzen sich die Leute erst gewaltig, doch nutzt der Missionar eine Steuerkalamität so raffiniert, daß man ihm nun eine Kirche baut und ihn als Priester wünscht. Drei Jahre wirkt er im Weinberg des Herrn, dann beginnt er anderwärts dieselbe Masche[76].

In der Regel war es freilich anders. Denn eindeutig ist es die Kirche, die zur harten Auseinandersetzung mit dem Heidentum, zu seiner Vernichtung treibt; die mit Ungeduld das zeitweilige Zögern des Staates sieht, die Phasen der Zurückhaltung neben solchen des bereitwilligen Eingehens auf ihre Wünsche, des rücksichtslosen Durchgreifens. Es war die Kirche, die durch den Mund der Bischöfe und auf Synoden über die Lässigkeit der staatlichen Beamten klagte, die den fortdauernden Götterkult für eine fortdauernde Gotteslästerung erklärte und seine Ausrottung als heilige Pflicht. Mochte man da und dort die Liquidierung des Konkurrenten auch mit friedlichen Mitteln der Mission zu erreichen suchen, häufiger waren, vor allem auf dem Land, Kampf und Gewalt gegen die «Häuser der Dämonen», die «Bilder der Dämonen», kam es nicht selten zu blutigen Balgereien, und die christliche Menge hatte dabei «in den Geistlichen und Mönchen ihre Leiter» (Schultze)[77].

Es war die Kirche, die zur Vernichtung trieb

Nur ganz vereinzelt scheinen klerikale Stimmen den gewaltsamen Kampf gegen das Heidentum mißbilligt zu haben. So ließ der 60. Kanon der Synode von Elvira niemand als Märtyrer gelten, der beim Zertrümmern von Götterstatuen getötet worden ist. Auch Bischof Theodoret tadelte die Attacke eines christlichen Fanatikers auf einen persischen Feuertempel – aber nur, weil die Zerstörung «unzeitgemäß» war, weil sie «ganz schwere und wilde Wogen gegen die Jünger des wahren Glaubens» wälzte! Von wirklicher Toleranz kann nirgends die Rede sein. Natürlich auch nicht

bei Theodoret, dem J.-C. Fredouille noch 1981 «gegenüber den Heiden eine neue Stellung» attestiert – Freundschaft! Doch wie Theodoret die «gottesmörderischen Juden» anprangert, wie er die «Bosheit der Häretiker» geißelt, «die gottlose Lehre der Arianer», «das gottlose Gift», «die Waffen des Teufels», ihre «geistige Krankheit», «diesen Aussatz» etc., so fällt er – vor allem in seiner Kirchengeschichte, aber auch in seiner «Heilung der heidnischen Krankheiten», als eine der schönsten Apologien gepriesen – immer wieder über die heidnischen «Freunde» her, die erkenntnisunfähig und ungebildet (apaideutos) seien, auch den Christen ethisch unterlegen, nur Theoretiker der Tugend, nicht, wie die Christen, Praktiker derselben. Er attackiert ihre «sogenannten Götter», die «das aufgehende Licht» des Christentums «wie Nachtmahre in die Finsternis verwiesen». Er geißelt ihre «Götzenbilder», ihre «schmutzigen Mysterien», die von Verkehrtheit und Unmoralität strotzten, wie in Heliopolis etwa, «wo jeder Götzendiener ist, wo die teuflischen Gewerbe der sinnlichen Lust im Schwange sind, wo grausige Schlupfwinkel wilder Tiere sich finden». Er bejubelt die christlichen Tempelstürmer: den «ganz ausgezeichneten Marcellus», den Bischof von Apamea, «der nach der Vorschrift des heiligen Apostels (Paulus!) inbrünstig war im Geiste»; den Bischof Theophilus von Alexandrien, der die Stadt vom «Irrwahn des Götzendienstes» befreit und «von Grund aus die Götzentempel» vernichtet habe; Johannes Chrysostomos, «das große Licht des Erdkreises», ließ auch dieser doch in Phönizien «die bisher noch verschonten Tempel der Dämonen von Grund aus zerstören»[78].

Ein Zeitgenosse Theodorets, der Bischof Maximus von Turin, demonstrierte die christliche Feindesliebe in ebenfalls anschaulicher Weise. Als einst die im Gebiet von Trient missionierenden Christen Alexander, Martyrus und Sisinnius beim Einschreiten gegen eine Lustrum-Feier, eine heidnische Flurprozession, von den aufgebrachten Altgläubigen erschlagen und auf dem Gebälk einer ad hoc eingerissenen Kirche verbrannt worden waren, da ermahnt Bischof Maximus seine Schäfchen, es den heiligen Märtyrern gleichzutun und die «Götzenbilder» ringsum zu entfernen.

Sei es doch nicht recht, predigt er, «daß ihr, die ihr Christus im Herzen tragt, den Antichrist in euren Wohnungen habt, daß eure Hausgenossen den Teufel in den (Götter-)Kapellen (fanis) verehren, wenn ihr Gott in der Kirche anbetet». Ein Götter verehrender Heide ist für den Bischof (dessen Predigten, «kurz und kernig», ihn als «echten Volksprediger» erweisen: Altaner) «ein Verrückter (dianaticus)» oder «ein Zeichendeuter (aruspex). Eine mit Wahnsinn schlagende Gottheit pflegt nämlich einen verrückten Priester zu haben». Die katholischen Herzen dagegen «werden gereinigt, wenn unser ehedem besudeltes Gewissen vom Schmutze des Teufels nicht mehr festgehalten wird». Ach, welch großes Übel ist der Götzendienst! «Er befleckt die, die ihn üben, er befleckt die Bewohner, er befleckt die Zuschauer, er dringt bis zu denen, die Dienste leisten, er dringt zu den Mitwissern, er dringt zu denen, die dazu schweigen. Wenn nämlich der Bauer opfert, wird der Gutsherr (domnedius) besudelt. Er muß unbedingt befleckt werden, wenn er eine Speise zu sich nimmt, die der sakrilegische Bauer gepflanzt hat, die die blutige Erde hervorsprießen ließ und die besudelte Vorratskammer (tetrum horreum) aufbewahrte: alles ist dort befleckt, alles ist verrucht, wo der Teufel wohnt ... Nichts ist dort frei vom Frevel, wo alles im Frevel verweilt ...» usw.[79]

Ein «Paradebeispiel für antiheidnische Greuelpropaganda von christlicher Seite» nennt Tinnefeld ein Machwerk des Zacharias Rhetor (Scholastikos), des Metropoliten von Mytilene, der erst monophysitisch, dann neuchalkedonisch war und schließlich mit anderen Bischöfen 536 in Konstantinopel seinen Freund und früheren Gesinnungsgenossen, den Patriarchen Severos von Antiochien (II 346 ff), verurteilt hat. Mittels eines von ihm angeblich entdeckten Zauberstabs zeigt der bischöfliche Autor, wie das Heidentum von Zauberei und Betrug lebt, wie man Anleitungen gibt, ganze Städte mit Satans Hilfe zu verwirren, wie man lehrt, das Volk zur Empörung, die Väter gegen Kinder und Enkel aufzustacheln, wie man Anweisungen zu Diebstahl, Ehebruch, Vergewaltigung, Mord und anderes erteilt – eine einzige Hetze gegen das Heidentum, das geradezu als kriminelles Komplott gegen die

Gesellschaft erscheint und deshalb natürlich entsprechend zu bekämpfen ist[80].

Mit allen möglichen Mitteln, mit Gesetzen, Gewalt, Spott, mit Tricks, mit direkten und indirekten Interventionen bei Kaisern und Behörden, mit Konzilsbeschlüssen, kanonischen Reglementierungen aller Art, mit einer Fülle von staatlichen und kirchlichen Verboten, Strafen ging die christliche Welt gegen das Heidentum vor, und noch bevor es wirklich zerstört ist, bejubelt man seinen Untergang, verkündet, fördert, fordert man ihn, triumphiert[81].

Die bekanntesten Kirchenlehrer stimmen hier ein. Die Idole seien gefallen, die Altäre gestürzt, die Dämonen geflüchtet, jauchzt bereits der hl. Basilius und sieht, durchaus zutreffend, die Völker im apostolischen Netz gefangen. Chrysostomos prahlt, in Ägypten – für Christen stets das klassische Land des «Götzendienstes» – sei «die Tyrannei des Teufels ganz vernichtet». Kyrill von Alexandrien sieht denn auch dies Land jetzt «voll von ehrwürdigen und heiligen Kirchen: Überall Altäre, Herden von Mönchen, Schwärme von Jungfrauen, frohgemutes Aufsichnehmen der asketischen Mühen . . .». Selbst in Rom, der Hochburg des alten Glaubens, meldet Hieronymus, erleide «die Heidenschaft Verödung», und er höhnt: «Die, welche die Götter der Völker waren, haben jetzt mit Eulen und Käuzchen einen Unterschlupf auf den Dächern gesucht». Und Augustinus, für den der alte Glaube Ehebruch, Hurerei ist, feiert die Götterdämmerung als die Erfüllung alttestamentlicher Prophetie, lobt die staatlichen Ausrottungsbefehle, die Zerstörung der gegnerischen Kulte, er verspottet sie und gebietet selber das Ruinieren der Tempel, der heidnischen Haine, Bilder, die Vernichtung ihres ganzen Gottesdienstes (I 503 ff)[82].

EINE WOGE VON TERRORISMUS ÜBERFLUTET DIE LÄNDER

Weithin im Osten, im Westen werden unersetzliche Kunstwerke vernichtet, Götterbilder und Altäre zerschlagen, heilige Bäume gefällt, Tempel verbrannt, geschleift. Die Mönche besetzen gewöhnlich das Land, die Bischöfe erobern die Städte. In Kleinasien ist das Heidentum im wesentlichen schon im 4. Jahrhundert erledigt. Syrien, wo ein rücksichtsloser Terror tobt, wird mit Tempeltrümmern übersät. In Ägypten sind noch im 5. Jahrhundert viele Kämpfe bezeugt. «In Blut und Massakern gehen die ägyptischen Götzen und Götter unter», schreibt Jacques Lacarrière. «Immer, bei jedem Aufstand ... dasselbe ‹Szenario› mit denselben Greuelszenen, demselben Massenauflauf, denselben haßerfüllten Schreien auf demselben Hintergrund von zerschlagenen und zertrümmerten Idolen, die durch Straßen geschleppt, von Tempeln, die in Brand gesteckt und von Heiden, die bis in die Heiligtümer verfolgt werden». Auf seiten der Besiegten fühlt man sich dem Weltuntergang nah. «Wenn wir noch leben», schreibt einer von ihnen, «dann ist das Leben selbst tot»[83].

In Kappadokien, das sich rühmt, eine «heilige und durch seine Frömmigkeit allen bekannte» Provinz zu sein, kennt der hl. Gregor von Nazianz Tempel nur noch «in Trümmern und in Verminderung». In ganz Hellas, im Peloponnes sinken die antiken Heiligtümer, die bewunderten Werke der Kunst, durch christliche Horden in Schutt und Asche: Eleusis, dessen Priester man sämtlich ermordet, Sparta, Korinth, Olympia werden als Sitze des Götterdienstes verheert. Delphi, schon von Konstantin geplündert, wird von Theodosius geschlossen. Die Werke des Theopomp, des Anaxandridas und anderer über Delphis geraubte Schätze sind verloren! Auf Korfu ruiniert man einen hellenistischen Tempel und läßt in einer Inschrift Kaiser Jovian, der die Insel nie betreten, als Zerstörer des Tempels und Erbauer einer christlichen Kirche sich rühmen. Die Zahl der Bischofssitze in Griechenland aber wächst derart zwischen dem frühen 4. und der Mitte des 5. Jahrhunderts von 10 bis 15 auf fast 50![84]

Dennoch existierte das Heidentum noch lange, zumal in griechischen Kreisen, weshalb bei den Kopten «Hellenen» soviel wie «Heiden» hieß. Auch im 5. Jahrhundert leben und schaffen noch bedeutende «pagani». Vor allem Proklos, das einflußreiche Haupt der platonischen Akademie in Athen, ein stark religiös geprägter Philosoph, von dem freilich vieles nicht erhalten blieb, darunter seine Schrift gegen die Christen. Nonnos von Panopolis, der hervorragendste griechische Epiker der Spätzeit, schrieb seinerzeit die Dionysiaka, die Geschichte des Gottes Dionysos, die letzte große heidnische Dichtung, verfaßte im späteren Alter aber, wohl als Christ, die (metrisch wie stilistisch schwächere) Metabolē, eine hexametrische Paraphrase des Johannesevangeliums. Auch pagane Geschichtsschreiber arbeiten noch: der den Kaiser Julian vergötternde, entschiedene Christenfeind Eunapios von Sardes; Olympiodor aus Theben (Ägypten), der in etwa Eunapios mit 22 Büchern besonders über die weströmische Geschichte fortsetzt. Oder der schon um die Wende zum 6. Jahrhundert wirkende Christengegner Zosimos, von dem wir eine Nea Historia, eine römische Kaisergeschichte in sechs Büchern besitzen[85].

Alle heidnischen Institutionen aber wurden allmählich zu Fall gebracht. Die Bibliothek Antiochiens mit wohl vorwiegend antichristlichen Schriften, die Julian eingerichtet, brannte man schon unter dessen Nachfolger nieder. Und noch unter Julian war auch der Daphnetempel Antiochiens den Flammen zum Opfer gefallen. Die Olympischen Spiele fanden 394 zum letztenmal statt. «Denn was ist der olympische Kampf anders als das Fest des Teufels, welcher das Kreuz schmäht?» (Kirchenlehrer Basilius). Als der Stadtpräfekt Leontius 434/35 beabsichtigt, in Chalkedon Olympische Spiele zu veranstalten, scheitert das Vorhaben am erbitterten Widerstand des Mönches Hypatius, der darin ein Wiederaufleben des Götzendienstes sieht. Sämtliche heidnischen Feiertage wurden verboten, die Luperkalien, das letzte noch bestehende pagane Fest, unter Papst Gelasius I. (II 334 f). Die Universität von Athen – «the only stable institution of the time» (Frantz) – schloß man 529 (sie bestand danach nicht mehr, wie manche Forscher annehmen) und ordnete zugleich die Einzie-

hung des Stiftungsvermögens an. Doch blieben noch zahlreiche griechische Professoren, Schriftsteller, Verwaltungsbeamte bis zum Ende des 6. Jahrhunderts unbeirrbare Heiden[86].

Karriere konnten Altgläubige allerdings längst nicht mehr machen. Selbst ihr religiöses Leben war schon um die Wende zum 5. Jahrhundert immer mehr eingeschränkt, fast unmöglich. Aus den «templa» der Städte verdrängt, spielte es sich allenfalls noch in den «fana», heidnischen Heiligtümern und «Kapellen» auf dem Lande ab. Ihre Besucher nannte man «fanatici»! (Der Ausdruck Fanatismus – fanaticus, von Gott ergriffen, rasend – stammt bekanntlich aus der religiösen Sphäre.) Commodian, ein asketisch lebender Laienchrist und wenig bedeutender Poet, der durch seine Kunst die Heiden für Christus gewinnen will, erwähnt einmal in «De simulacris eorum» (sc. deorum dearumque) «die geringe Zahl und die zum Bettel zwingende Armut der Götzenpriester». Leider wissen die Gelehrten weder, wo Commodian beheimatet war, in Gaza, Nordafrika, Rom oder Gallien, noch ob er im 3., 4. oder 5. Jahrhundert gelebt hat[87].

Schon um die Wende zum 5. Jahrhundert verkriecht sich das Heidentum immer mehr, entrechtet, bestraft, verfolgt. Nur noch versteckt, gleichsam spielerisch wagt man im Zeitalter der «Heidendämmerung» (Kaegi) da und dort zu reagieren – auf Spielmarken. Einige derselben, von denen András Alföldi sagt, man könne sich «kaum etwas Ärmlicheres und Unscheinbareres vorstellen», zeigen die Gottheiten Sarapis, Isis, Jupiter, vor allem jedoch Julian, den «Apostaten», nach dessen Tagen man sich zurücksehnen mochte. Antichristliche Propaganda am Spieltisch, als Straftat aber kaum faßbar. Doch trieb dies die Christen zur Produktion rechtgläubiger Spielmarken. Von professionellen Graveuren wesentlich besser erstellt, zeigen einige die katholischen Kaiser Honorius und Arcadius oder einen Fisch mit dem konstantinischen Christogramm[88].

Nur da und dort erhalten sich kleine heidnische Inseln. Beispielsweise im ausgehenden 5. Jahrhundert die Isisgläubigen von Menuthis; wenn auch wahrscheinlich bloß darum, weil dort «die Christen so sehr in der Minderzahl und in ihrem Glauben so

schwach waren», wie ein Chronist schreibt, «daß sie das Geld der Heiden nehmen und die letzteren dafür nicht bei ihren Opfern behindern»[89].

Im frühen 6. Jahrhundert schildert Bischof Jakob von Sarug, der die längste Zeit seines Lebens in der Nähe von Edessa verbrachte, die kulturelle und religiöse Situation: «Die Tempel der Götter stehen verlassen, und in ihren Palästen nisten die Igel ...; ihre Verehrer fallen der Verachtung anheim; die Versammlungen lösen sich auf, und kein Mensch besucht mehr ihre Feste. Auf den Gipfeln der Berge errichtet man Klöster anstelle der Tempel der Glücksgottheiten, auf den Hügeln baut man Gotteshäuser statt der Götterheiligtümer, auf den verlassenen Höhen wohnen die Einsiedler». Und man sieht fast förmlich die letzten Zuckungen des Heidentums, liest man: «Während Satan das eine Götterbild wieder aufrichtet, fällt ein anderes zu Boden. Während er dorthin eilt, um einen Gott von seinem Fall zu erheben, hört er den Lärm, den hier ein einstürzender Tempel verursacht»[90].

Ihren staatlichen Gipfel erreichte die Heidenbekämpfung durch Kaiser Justinian (II 7. Kap.). Zu schwersten gesetzlichen Schikanen, zu Verbrennungen heidnischer Bücher, Tempelzerstörungen, Vermögenskonfiskationen, zur Vertreibung und Einkerkerung von Priestern kamen auch Hinrichtungen. Damit hatte freilich schon die erste christliche Majestät begonnen, die den Philosophen Sopatros über die Klinge springen ließ. Auch der unter Kaiser Zenon vertriebene Grammatiker Pamprepios wurde später hingerichtet, worauf in Alexandrien eine Verfolgung heidnischer Philosophen begann. Noch unter Zenon war auch der Philosoph Hierokles wegen antichristlichen Verhaltens blutig gegeißelt worden. Unter Justinian nun wurden mehrere des «Hellenentums» Angeklagte getötet: der Ex-Referendarius Makedonios, der Quästor Thomas, ein gewisser Pagesios samt seinen Kindern. Der gleichfalls inkriminierte Ex-Präfekt Asklepiodotos kam seiner Verurteilung zuvor, indem er Gift nahm; ebenso später ein gewisser Phokas, den der Kaiser «wie einen Esel» verscharren ließ. Viele Heiden bekehrten sich daraufhin in Konstantinopel zur allein wahren Religion[91].

In den Tagen Justinians machte auch der monophysitische Bischof Johannes von Ephesus, der sich selbst als «Heidenlehrer» und «Zertrümmerer der Götzenbilder» feiert, «mit Gottes Hilfe» Streifzüge in die entlegensten Gegenden von Asia Minor. Er ruinierte mit seinen Komplizen, vor allem fanatischen Mönchen, zahlreiche Tempel, fällte heilige Bäume, verbrannte etwa 2000 heidnische Schriften, befreite «vom Irrtum des Götzendienstes» angeblich 70 000 (oder 80 000) Heiden und erbaute insgesamt 99 Kirchen und 12 Klöster. Als er im Gebirg von Tralles in der hochgelegenen Stadt Dario einen «großen und berühmten Götzentempel» bis auf die Fundamente schleifte und darauf ein «gewaltiges» Kloster schuf, bekam er noch Streit mit dem Bischof, der seine Diözesanrechte verletzt sah[92].

Zwanzig Jahre, nachdem man im Sommer 559 in Konstantinopel aufgegriffene Heiden durch die Stadt geführt und ihre Bücher samt Götterbildern auf dem Kynegion verbrannt hatte, kam es 579 auf Befehl von Kaiser Tiberios II. (578–582) in Heliopolis (Baalbek) zu einem Heidenmassaker. Aussagen Gefolterter ergaben die Existenz paganer Zentren in verschiedenen orientalischen Städten, besonders die einer geheimen Kultgemeinschaft in Antiochien – die letzte Nachricht von einer heidnischen Religionsgemeinschaft in dieser Stadt. Von den kaiserlichen Häschern verfolgt, nahm sich der Oberpriester Antiochiens, Rufin, das Leben. Ein gewisser Anatolius und andere Heiden wurden nach Konstantinopel vor den Kadi geschleppt. Doch da man sie entließ und das Gerücht entstand, die Richter seien bestochen worden, rebellierte das Volk und schrie: «Die Gebeine der Richter sollen ausgegraben werden! Die Gebeine der Heiden sollen ausgegraben werden! Der christliche Glaube soll verherrlicht werden!» Der Pöbel schreckte weder vor Brand noch Mord zurück. Er ergriff zwei Heiden, einen Mann, eine Frau, zerrte sie zum Meer, setzte sie in einen Kahn und verbrannte sie zusammen. Danach kam es zu einer Revision des Prozesses, auch zu neuen Verhaftungen in Kleinasien, in Syrien, wobei oft politische und andere Motive mitspielten, Auseinandersetzungen der byzantinischen Oberschicht. Die Gefängnisse der Hauptstadt füllten sich.

Die verdammten Heiden, viele Senatoren darunter, wurden hingerichtet, den wilden Tieren vorgeworfen, dann verbrannt. Doch zogen sich die Verfahren wegen der Menge der Verklagten, wegen der Sucht der Christen, immer neue Heiden aufzuspüren und sie der «gerechten Strafe» preiszugeben, bis in die Regierung des Kaisers Maurikios hin. Und als dieser im ausgehenden 6. Jahrhundert in Edessa die Monophysiten verfolgte und das Kloster «der Orientalen» schloß, von denen 400 umgebracht wurden, jagte in Carrhae der Bischof noch immer die Heiden, darunter Akindynos, den vornehmsten Mann der Stadt[93].

Im Byzantinischen Reich gab es noch im 7. Jahrhundert und später kleine Kreise Altgläubiger, meist in abseitigen Gebieten und ohne jeden Einfluß. Verbreitet waren damals und dort vorchristliche Kulte bloß unter slawischen Stämmen auf dem Balkan, die erst gegen Ende dieses Jahrhunderts teilweise unter byzantinische Oberhoheit gerieten. Noch im Jahr 691/92 bekämpft das Trullanische Konzil – wenig erfolgreich – unter dem Vorsitz Kaiser Justinians II. in Konstantinopel den Paganismus, fordert es die Ausrottung der letzten Relikte «hellenischer» Torheit, heidnischer Bräuche, Feste, Eide et cetera mit solcher Intensität, daß man daraus auf eine Wiederbelebung paganen Brauchtums im Lauf des 7. Jahrhunderts schloß. – Das Fest der Brumalien, vom Trullanum gleichfalls verboten, feierte man im Byzantinischen Reich bis ins Hochmittelalter[94].

Die sogenannten heidnischen Bräuche waren im 7. Jahrhundert noch weit verbreitet, offensichtlich in allen Schichten, in der städtischen wie ländlichen Bevölkerung. «Selbst unter dem Klerus gab es offenbar nicht wenige Personen, die solche Bräuche pflegten» (Rochow). Einige derselben gingen in die Folklore auf dem Balkan über. Die abendländischen Konzilien des 6. und 7. Jahrhunderts verbieten immer wieder Magie, Vogelschau, sie verurteilen Zauberer, Wahrsager und jederlei Art von «Götzendienst». Ja, was bekämpfte die Kirche nicht alles hoch und heilig, vom öffentlichen Tanz bis hin zum Tragen von Männerkleidung durch die Frau, schon im 4. Jahrhundert untersagt – und noch im 14. Jahrhundert getadelt ... In Gallien gibt es bis tief ins 6. Jahr-

hundert, in Friesland bis ins 8. den Kult zu Ehren Jupiters, Merkurs, der Diana und Venus. Die Existenz von Götterbildern ist für Patmos noch um 1100, für Kreta noch um 1465 bezeugt. Orakelgebende Idole werden im Abendland bis ins hohe Mittelalter verehrt[95].

Die Schweden konnte man erst damals, die baltischen Völker sogar erst bis zum 15. Jahrhundert «bekehren». Dann freilich war das Heidentum im Abendland so gut wie liquidiert. Denn gegenüber jeder nichtchristlichen Gottesverehrung (worship) blieb die Haltung dieser Kirche «one of war, and war of the bitter end» (Dewick)[96].

Aber wie einst das Heidentum, wird einmal auch das Christentum zu Ende vegetieren.

NACHBEMERKUNG

Kaum in Rezensionen, doch oft in Diskussionen halten mir Christen (erfahrungsgemäß oft solche, die mich – sicherheitshalber – gar nicht gelesen haben) entgegen, ich könne noch so viele kirchliche Verbrechen zusammentragen («Kriminalromane» schreiben, wie mir im Sender Freies Berlin ein Kirchenmann zuschnaubte), das erschüttere ihren Glauben an Christentum und Christus nicht. Nun zeige ich aber in all diesen Bänden nie nur die ethische, sondern ab und zu auch die dogmatische Seite des Christentums. Und da verfängt das fromme Argument keinesfalls mehr. Allein das längste Kapitel des vorliegenden Bandes, das erste, führt eine Berufung auf den christlichen Glauben historisch ad absurdum[1].

Freilich: «Gläubigen» geht es fast nie um historische, philosophische, ethische Probleme, um Wahrheit oder, bescheidener gesagt, Wahrscheinlichkeit, sondern um ihr eigenes Problem. Sie «glauben», sie könnten ohne ihren Glauben nicht leben. Obwohl sie ja, als Inder etwa, wahrscheinlich einen ganz anderen Glauben hätten. Und als Afrikaner wieder einen anderen – ein Aspekt, der jeden «Glauben» von vornherein relativiert. Mein Leben zeigt mir, daß man sehr gut ohne «Glauben» leben kann. Und Tausende von oft erschütternden Zuschriften bezeugen, daß es auch andere können, nach Preisgabe ihres christlichen Glaubens sehr viel besser können als vorher, daß sie viel freier leben, ja, daß sie erst zu leben beginnen – und kaum «unmoralischer» als die Christen.

ANHANG

ANMERKUNGEN

Die vollständigen Titel der angeführten Sekundärliteratur sind auf S. 646 ff verzeichnet; die vollständigen Titel der wichtigsten antiken Quellenschriften finden sich im Abkürzungsverzeichnis auf S. 675 ff. Autoren, von denen nur ein Werk benutzt wurde, werden in den Anmerkungen meist nur mit ihrem Namen zitiert, die übrigen Werke mit Stichworten.

1. KAPITEL
Christliche Fälschungen in der Antike – 1. Fälschungen im vorchristlichen Heidentum

1 Meyer, A., Pseudepigraphie 95, 106
2 Farrer 106
3 Reicke/Rost 1529 f. Haag 1425. A. Meyer, Besprechung 150. Speyer, Religiöse Pseudepigraphie 88 ff, 234 ff, 246. Ders. Literarische Fälschung 13
4 Torm 118 mit Bez. auf E. Stemplinger, Das Plagiat in der griechischen Literatur 1912. Erbse 209 ff, bes. 216 f. Brox, Falsche Verfasserangaben 75 f. Speyer, Literarische Fälschung 15
5 Candlish 24. Brox, Problemstand 316 f, 322 ff. M. Rist zit. ebd.
6 Mensching, Irrtum 73
7 Erbse 216. Speyer, Literarische Fälschung 15. Ders. Fälschung, literarische 237, 240, 242 f. Ders. Religiöse Pseudepigraphie 199 f. Brox, Falsche Verfasserangaben 68 ff
8 Diog. Laert. 9,6. dtv-Lexikon, Geschichte II 365 f. Erbse 216 ff. Gudeman 48
9 dtv-Lexikon, Geschichte III 108 f. Pearson 70 ff. Erbse 221 ff
10 Brox, Falsche Verfasserangaben 76 f
11 Speyer, Fälschung, literarische 241
12 Ebd. 239. Torm 111, 122 f. Meyer, Pseudepigraphie 99. Syme 306 f
13 Syme ebd. Speyer, Fälschung, literarische 238
14 Speyer, Literarische Fälschung 14
15 Speyer ebd. 13 f. Candlish 12 f, 24 f
16 Bousset 4 f. Speyer, Fälschung, literarische 238. Brox, Falsche Verfasserangaben 50
17 Brox ebd. 60 f. Speyer, Literarische Fälschung 82. Jachmann 86
18 Gudeman 47 ff
19 Platon rep. 2,364 e. Aristot. de anima 1,5,410 b 27. Cic. nat. deor. 1,38,107. Pauly III 1479, IV 304 f, 351 ff. dtv-Lexikon, Philosophie III 259 ff. F. Hauck 118. Krüger, Quaestiones 42 ff. Ziegler, Orpheus 239 ff. Meyer, Pseudepigraphie 98. Gudeman 44 ff. Brox, Falsche Verfasserangaben 45
20 Pauly II 1169. dtv-Lexikon, Philosophie II 239. Tusculum Lexikon 125. Diller 271 ff. Gudeman 49. Brox, Falsche Verfasserangaben 45
21 dtv-Lexikon, Philosophie III 334. Syme 303 f. Gudeman 56 f. Meyer, Pseudepigraphie 97. Brox, Falsche Verfasserangaben 46
22 Gudeman 58 ff. Meyer, Pseud-

epigraphie 97, 99. Ders. Besprechung 150 f. Speyer, Fälschung, literarische 268

23 Pauly I 988 f, II 1275 ff. dtv-Lexikon, Philosophie I 132, 337 ff, II 268, III 110 f. Gudeman 71 ff. v. d. Mühl 1 ff

24 Pauly I 957, IV 698 f. dtv-Lexikon, Geschichte I 186 f. Farrer 1 ff. Syme 304. Gudeman 60 ff. Torm 113. Brox, Falsche Verfasserangaben 46 f

25 Brox ebd. 47

26 Liv. 40,29,3 ff. Plin. nat. 13,27. August civ. Dei 7,34. Pauly IV 185 f. dtv-Lexikon, Geschichte III 18

27 Pauly II 1191 ff (hier die Zitate von A. Alföldi und Mommsen). J. Straub in: dtv-Lexikon, Philosophie II 243 f. Dessau 337 ff. Syme 309 f. Hohl 132 ff

28 Pauly II 1, 674 f. Tusculum Lexikon 101. dtv-Lexikon, Philosophie II 139. W. Bauer, Leben Jesu 471 f, 476 Anm. 1. Syme 306. Heinrici 75 ff. Brox, Falsche Verfasserangaben 47

29 Pauly I 1182. dtv-Lexikon, Philosophie I 310. Farrer 4 ff

30 Candlish 10 f. Brox, Falsche Verfasserangaben 51 ff

31 Thukyd. 1,128 f. Pauly IV 568 f. Candlish 11. Syme 299 f. Speyer, Literarische Fälschung 12

32 Vgl. dazu meinen umfangreichen Aufsatz: Warum ich Agnostiker bin 115 ff

33 Pausanias zit. nach Trede 40. Meyer, Besprechung 151. Speyer, Fälschung, literarische 241

34 Speyer, Religiöse Pseudepigraphie 220 ff

35 dtv-Lexikon, Geschichte I 108. dtv-Lexikon, Religion I 67 ff, II 27

36 dtv-Lexikon, Religion I 68 f. Reitzenstein, Poimandres 118 f. Ders. Hellenistische Theologie 180 ff, zit. nach Speyer, Religiöse Pseudepigraphie 202, 219, 225, 236. Duhm 1 ff. S. Schott 285 ff. Morenz, Ägyptischer Totenglaube 399 ff. Ders. Ägyptische Religion 242 ff. W. Wolf, Ägypten 295 ff

37 Liechtenhan 227. Speyer, Literarische Fälschung 13. Ders. Religiöse Pseudepigraphie 234 ff, 246. Brox, Problemstand 318

38 Meyer, Pseudepigraphie 97 ff

39 dtv-Lexikon, Philosophie III 256. Pauly IV 726, V 1152 (zu Phemonoe und Vegoia). Speyer, Religiöse Pseudepigraphie 202 ff. Quintilian nach Syme 309

40 Xenoph. Hellen. 6,4,7. Diod. 15,53,4. Frontin, strateg. 1,11,16. Pauly I 253, II 281, IV 323 ff. dtv-Lexikon, Religion I 204 f, II 134. H. Popp 32 f. Nock, Conversion 93 ff. Speyer, Religiöse Pseudepigraphie 202

41 Lact. div. inst. 2,16,1. epit. 23,7. dtv-Lexikon, Religion II 133 f. Speyer, Religiöse Pseudepigraphie 234

2. Fälschungen im Alten Testament und in seinem Umkreis

42 G. E. Lessing, Die Erziehung des Menschengeschlechts § 77

43 Meyer, Pseudepigraphie 106

44 Speyer, Fälschung, literarische 242, 251, 270

45 Reicke/Rost 240 f. Kindermann/Dietrich 361. v. Wilpert II 624. O. Stegmüller 151

46 Leipoldt/Morenz 11 f, 19 ff, 29 f, 38 ff. Lanczkowski 11 ff, 109 ff. v. Glasenapp, Der Pfad passim, bes. 7 ff. Ringgren/Ström 262 ff. Heiler, Erscheinungsformen 342 ff mit einer Fülle von Literaturhinweisen. Schneider, Geistesgeschichte I 315 ff

47 Nielen 10. Stiefvater 16. Die übrigen Zitate bei Garden 88
48 Reicke/Rost 66 ff. Haag 916 f. O. Stegmüller 152. Smend, Die Entstehung 3. A. 13 ff
49 LThK 1. A. V 774 ff. Reicke/Rost 66 ff. Haag 915 ff. Cornfeld/Botterweck II 310 ff, 419 ff. Luther zit. nach Grisar, Luther II 710, III 442. Stegmüller 152 f. Conc. Trid. Sess. 4 de script. can. Conc. Vat. I sess. 3
50 Reicke/Rost 1773 f. Haag 918 ff, 1577 ff. Simmel/Stählin 25 f. Stegmüller 153
51 Ri. 5,24 ff, 5,27 ff. 4. Mos. 21,1. Vgl. dazu Faulhaber, Charakterbilder 3. A. 1916, 6. A. 1935, 72. Ders. Judentum 44, 49
52 Faulhaber, Charakterbilder 84 ff, bes. 87 f
53 Ebd. 72 ff, 84, 88 f. Eppelsheimer I 263 ff, II 86 ff. Ahlheim, Hebbel 300 ff, bes. 305. Wetzer/Welte III 51, V 477 (hier die übliche fadenscheinige Apologetik)
54 Faulhaber, Charakterbilder 74. Für das LThK 1. A. III 171 ist das Deboralied «eines der schönsten Erzeugnisse hebräischer Dichtung». Zu Maria als Blut- und Kriegsgöttin ausführlicher: Deschner, Das Kreuz 396 ff
55 Altaner/Stuiber 106 f. Harnack, Marcion 68, 189 ff, 106 f, 242 ff. Knox 19 ff, 39 ff, 158 ff. Werner, Die Entstehung 130, Anm. 91, 144 ff, bes. 160 Anm. 58. Ders. Der Frühkatholizismus 353 f. Goodspeed, A History 153. Knopf, Einführung 160. Jirku 5 f. Lanczkowski 20 f. Nigg, Ketzer 70. Heiler, Urkirche 98. Ausführlich über Markion: Deschner, Hahn 311 ff
56 Lampl, Overbeck, in: Deschner, Das Christentum I 357. Buonaiuti I 97. Vgl. 102
57 G. E. Lessing, Die Erziehung des Menschengeschlechts § 77. Kraus, H.-J., Geschichte 123 ff
58 Borchardt, Shelley, in: Deschner, Das Christentum I 205 f
59 Ayck, Mark Twain ebd. I 353
60 Harnack, Marcion, 2. A. 1924, 127, 222. Zit. nach Kraus, Geschichte 385 f
61 Stoeckle 36 ff
62 Cornfeld/Botterweck II 310 f, 350
63 Ebd. II 350, 523. Stegmüller 153
64 Zu Faulhaber vgl. neuestens auch meinen fiktiven Brief an Michael Kardinal Faulhaber, in: R. Niemann (Hg.), Verehrter Galileo, 1990
65 Garden 28 ff, bes. 32
66 Haag 1172 ff. Reicke/Rost 1239 ff. Lexikon der Ikonographie III 283 ff. Brockington 188 f. Smend, Das Mosebild 23 ff. F. Cornelius in ZAW 78, 1966, 75 ff
67 Reicke/Rost 1413. Bauer, Rechtgläubigkeit 1964, 201 ff. Borchardt, Shelley 203
68 Ich folge hier Reicke/Rost 1413 f. Vgl. Haag 1347 ff
69 Jaspers I 215 zit. nach Smend, Das Mosebild 63. Vgl. dazu ebd. 26 f.
70 Reicke/Rost 1239 ff, bes. 1241, 1413. Cornfeld/Botterweck IV 1003 ff, bes. 1006. G. Hölscher 86. Oßwald 132 ff, 479, 482 ff. Vgl. auch 173 ff, bes. 182 (Verfasserin selbst zweifelt nicht an der Geschichtlichkeit des Mose (485). Faulhaber, Charakterbilder 40. Lohfink 109 f. Smend, Das Mosebild 20
71 Beek 22 ff. Vgl. die sehr insttruktive Übersicht über das Mosesbild der Forschung bei Smend, Das Mosebild passim, bes. 26 ff
72 5. Mos. 34,1 ff. Beek 28 f
73 Stiefvater 91. Vgl. a. folg. Anm.
74 2. Mos. 31,18; 32,19. Vgl. 2. Mos. 34,27 f mit 2. Mos. 24,12; 31,18;

32,15 f; 34,1 u. ö. Cornfeld/Botterweck I 164 ff, bes. 167, II 428 ff, 475 ff, 514 ff, bes. 523 ff. Haag 460, 915. Reicke/Rost 1241. Bertholet 322. Delitzsch I 52 f. Hölscher 86, 129. Meinhold 15. Menes 47 ff. Greßmann, Mose 7 ff. Jeremias, Das Alte Testament 400 ff. Eißfeld, Die Genesis 26 ff. Oßwald 132 ff, 479, 482 ff. Kuhl 53 ff. Mensching, Leben und Legende 24 f. Noth, Das zweite Buch Mose 4 ff, 15 f. Ders. Gesammelte Studien 13 f, 23 ff, 53 ff. Lohfink 37. Gelin 44 f. Hempel 128. O. H. Kühner 76 f. Speyer, Religiöse Pseudepigraphie 228 ff. H.-J. Kraus, Geschichte 61 f, 536 ff. Meyer, Pseudepigraphie 100. Smend, Die Entstehung 38 f. Nielsen 126 f. Vgl. auch Deschner, Hahn 31 f

75 Haag 711, 1237 f, 1345 ff. Reicke/Rost 1413 ff. Kraus, Geschichte 174 ff.Vgl. auch den sehr ausführlichen Artikel Bibelkritik bei Cornfeld/Botterweck II 314 ff. Smend, Das Mosebild 1 ff, bes. 7 ff. Noth, Das zweite Buch Mose 4 ff. Ders. Das dritte Buch Mose 2 ff. Ders. Das vierte Buch Mose 7 ff.

76 Haag 1349 ff. Kraus, Geschichte 293 f.

77 Nielsen 64, 69 ff. Noth, Das dritte Buch Mose 6

78 Über die Gesetzgebung des Moses aber bleibt auch für M. A. Beek jede Theorie Spekulation, solange die Gesetzestafeln (Ex. 32,15; Deut 10,4) «nicht wieder aufgefunden sind – was immerhin nicht ganz unmöglich erscheint –». Das klingt fast wie eine Drohung jedenfalls für den, dem die faktischen Fälschungen und die großen Fälschungsmöglichkeiten der neueren Zeit bewußt sind. Denn selbst wenn ich von dem (in manchem durchaus bemerkenswerten) radikalen Rundumschlag «Die Fälschung der Geschichte des Urchristentums» des (angeblich) 1959 in der DDR verhungerten Wilhelm Kammeier absehe, so habe ich doch auch die erheblichen Zweifel von zwei theologischen Gelehrten und Christen, Hermann Raschke und Carl Schneider, noch im Ohr, eine mir damals kaum begreifliche Skepsis angesichts der sensationellen, die zuständige wissenschaftliche Welt nur so elektrisierenden «Funde» vom Toten Meer 1947 und in den folgenden Jahren. Kammeier (Textbearbeitung R. Bohlinger). S. etwa auch Garden 28 ff, 43 ff. – Beek 29. Haag 1346 f mit vielen Quellenhinweisen, ebenso Cornfeld/Botterweck 1282 ff

79 Gamm 75 f. Beek 59

80 Cornfeld/Botterweck II 351 f, 414 f, V 1169 ff. Haag 1421 ff (oft reichlich optimistisch). Eppelsheimer I 39. Brockington 189. Kraus, Geschichte 546 ff. Wanke 108. Nielsen 93 f

81 Vgl. dazu Deschner, An König David, 80 ff

82 Cornfeld/Botterweck II 416 ff, V 1303. Haag 1507 ff

83 Frost, Old Testament Apocalyptic 167. Zit. nach Brockington 190 Anm. 3

84 Pred. 1,1; 1,12; 9,9 f; 12,12. 1. Kön. 5,12 f

84 Pred. 1,1; 1,12; 2,4 ff; 2,15; 2,21; 2,24; 3,12; 5,17; 8,15; 9,9 f; 12,8; 12,12. 1. Kön. 5,12 f. Cornfeld/Botterweck V 1155 ff; 1301 ff. Reicke/Rost 1483 f. Haag 1401 ff. Meyer, Pseudepigraphie 100 ff. Brock 97 ff. Brox, Falsche Verfasserangaben 42. Bardy 164. Rienecker 1090. Forman, The Pessi-

mism 336 ff. Ders. Kohelet's Use of Genesis 256 ff. Rainey 148 ff. Smend, Die Entstehung 218 f.

85 1. Kön. 5,13. Cornfeld/Botterweck V 1301 ff. Haag 1625 ff. Skehan, The seven Columms 190 ff. Ders. A single Editor 115 ff. Smend, Die Entstehung 209 ff; hier weitere Literatur. Beek 68

86 Reicke/Rost 2158 f. Haag 1881 f. Cornfeld/Botterweck VI 1453 f. LThK 1. A. X 792 f. Candlish 14 ff mit vielen Quellenhinweisen. Reese 391 ff. A. G. Wright 524 ff. Lietzmann, Geschichte 95 f.

87 W. Nauck in: Reicke/Rost 1328 f. Vgl. 1520 f, 1523 ff. Haag 1509. LThK 1. A. I 543 f, VII 673 ff, VIII 544. Cornfeld/Botterweck II 422 ff. Eißfeldt, Einleitung 826 ff. Adam, Salomo-Oden 141 ff. O'Dell 241 ff

88 Jer. 29,10. Sach. 1,1; 1,7. Haag 887 f mit zahlreichen Literaturhinweisen. R. Hentschke in: Reikke/Rost 895 f. Cornfeld/Botterweck II 470, III 813 ff, V 1254 ff. Brockington 185. Noth, Das Buch Josua 7 ff. Alt, Josua 13 ff. Kraus, Geschichte 17, 455 ff. Rudolph, Der «Elohist» 164 ff

89 Zu den Anspielungen auf den leidenden und sterbenden Gottesknecht vgl. viele Anspielungen bei den Synoptikern und Paulus; ferner etwa Jh. 1,29; 1,36; 12,38. 1. Petr. 2,21 ff. Barn. 5,2. 1. Clem. 16. Just. apol. 1,50 f. Tryph. 13. Cornfeld/Botterweck III 751 ff. Haag 779 ff. Reicke/Rost 851 ff. LThK 1. A. V 616 ff. bes. 618 ff. Drews, Die Christusmythe 247 ff. Caspari 126. Wolff, Jesaja 53 passim. North 111 ff. Fohrer, Entstehung 113 ff. Ders. Jesaja I 148 ff. Ders. Zum Aufbau 170 ff. Brockington 185 ff mit Anm. 1. Smend, Die Entstehung 143 ff. Vielhauer, Einleitung 409 f.

90 Cornfeld/Botterweck II 423 f. Haag 780 f. Reicke/Rost 857. Altaner/Stuiber 119

91 Sacharja 1,1: «Im achten Monat des zweiten Jahrs des Königs Darius» = 521 v. Chr. Cornfeld/Botterweck V 1236 ff. Brockington 187

92 Haag 465. Cornfeld/Botterweck II 479 ff. Herrmann, Ezechielstudien. Torrey 291 ff. Irwin 54 ff. Rowley, The Book of Ezekiel 146 ff. Eichrodt 37 ff. Fohrer, Die Glossen 33 ff. Smend, Die Entstehung 164 ff

93 Hieron. Comm. in Daniel. zit. nach Halbfaß, Porphyrios I 28

94 Dan. 1,17; Cornfeld/Botterweck I 87, II 405 ff. Haag 308 ff, 311 ff mit vielen Literaturhinweisen. LThK 1. A. III 144 ff. Th. Hobbes, Leviathan c. 33. Baumgartner 59 ff, 125 ff, 201 ff. Meyer, Pseudepigraphie 101. Noth, Gesammelte Studien 250 ff. Rowley, The Composition 272 ff. Ders. The Meaning 387 ff. Lohse, Die Offenbarung 2. Smend, Die Entstehung 222 ff. Kraus, Geschichte 63.

95 Reicke/Rost 105 ff, bes. 107 f. Haag 83 f. Cornfeld/Botterweck I 85 ff. Lohse, Die Offenbarung 1 f. Vielhauer, Einleitung 407 ff

96 Vielhauer ebd. 410 f

97 Haag 170, 325. Reicke/Rost 201 ff. Cornfeld/Botterweck I 269. LThK 1. A. II 9. Vielhauer, Einleitung 418

98 Cornfeld/Botterweck I 90 f. Reikke/Rost 202 f

99 Haag 1178. LThK 1. A. I 537 f

100 Cornfeld/Botterweck I 91. Haag 14 f. LThK 1. A. I 537 ff

101 Just. apol. 1,60. Clem. Al. strom. 1,162,1 f. Orig. c. Cels. 5,54. RAC Artikel Esra VI 599 ff. Bardy 164.

Meyer, Pseudepigraphie 101 f. Brockington 188 ff. Bultmann, Ist die Apokalyptik die Mutter der christlichen Theologie? 476 ff, Gudeman 59 f. Syme 301. Torm 116 f. Brox, Falsche Verfasserangaben 42 f

102 RAC I 1950, 354 f

103 Torm 118 f, 123. Syme 301

104 Pauly II 980 ff, IV 806 f. Bardy 165. Meyer, Pseudepigraphie 102. Speyer, Religiöse Pseudepigraphie 102. Ders. Fälschung, literarische 270

105 Pauly I 555 f. dtv-Lexikon, Philosophie I 172. Haag 105 f. Cornfeld/Botterweck II 422. Trede 114 mit Bez. auf August. civ. dei 18,42; 15,23. Lietzmann, Geschichte I 94 f. Meecham 5 ff. Charlesworth 78 f. mit einer großen Fülle weiterer Literaturhinweise. Howard, The Letter of Aristeas 337 ff. Murray 337 ff. Lewis 53 ff

106 Plut. de Pyth. or. 6,397 A. Speyer, Religiöse Pseudepigraphie 216. Vielhauer, Einleitung 422. Kurfess, Christliche Sibyllinen 498 ff

107 Pauly II 1075, 1297, V 158 ff. dtv-Lexikon, Philosophie IV 189 f. LThK 1.A. IX 525 ff. Altaner/Stuiber 119 ff. Candlish 17 f, 23, 32 ff. Speyer, Fälschung, literarische 258 f

108 Vielhauer, Einleitung 422. Kurfess, Christliche Sibyllinen 500 f

109 Haag 711. Cornfeld/Botterweck I 88 ff, II 421 ff, V 1109. Altaner 46. Altaner/Stuiber 117 ff. Reicke/Rost 692 f. LThK 1.A. III 797 f, IV 961 f. A. van den Born in: Haag 711. Vgl. auch Deschner, Hahn 19 f

110 Reicke/Rost 1529 f. Haag 436 f. Altaner 46. Altaner/Stuiber 117 ff. McColley 21 ff. Lohse, Die Offenbarung 2. Vielhauer, Einleitung 411. Baars 82 ff. Speyer, Literarische Fälschung 285. Charlesworth, The Old Testament Pseudepigrapha 94 ff. Conclusions: 102

111 LThK 1. A. I 539. Haag 1733 f. Charlesworth, The Old Testament Pseudepigrapha 94 ff. Conclusions: 102. Ders. The pseudepigrapha 211 ff. de Jonge, Recent Studies 77 ff. Ders. Die Textüberlieferung 27 ff. Ders. Studies on the Testaments passim. J. Becker, Die Testamente passim. Vielhauer, Einleitung 411. Vgl. auch vorausg. Anm.

112 Vgl. LThK 1. A. I 539, V 251 f

113 Andres 367

2. Fälschungen im Neuen Testament

114 Dieringer I 47

115 Stiefvater 15 f

116 Frits van der Meer 8

117 Schneider, Geistesgeschichte II 20 Anm. 1

118 Brors Nr. 35. Dibelius, Jesus 12 ff

119 Pfister 509. Guardini 32. Vgl. dazu Deschner, Hahn, 1. Kapitel, Die Bestreitung der Geschichtlichkeit Jesu. Eine apologetische Übersicht über «Das Problem des historischen Jesus» bei O. Betz, Was wissen wir von Jesus 9 ff

120 Dibelius, Botschaft I 298. Werner, Die Entstehung 65. Goguel 73. Zu v. Soden vgl. Ackermann 396. Schneider, Geistesgeschichte I 29. Vgl. auch Bultmann, Synoptische Tradition 396

121 A. Schweitzer, Leben-Jesu-Forschung 555. Conzelmann, Die formgeschichtliche Methode 61. Percy 20. Dibelius, Jesus 24. Ders. Formgeschichte 34 ff, 295. Bornkamm, Jesus 11 f. Bultmann, Jesus 11 f. Ders. Synoptische Tradi-

tion 1, 163, 176, 366 ff, 394 ff. Grönbech, Zeitwende I 128. Grobel 65. Knopf, Einführung 239. Stauffer, Jesus 7. Grundmann, Die Geschichte 15. Ben-Chorin 7 ff

122 Cornfeld/Botterweck I 85 ff, bes. 87. Schoeps, Studien 63 f, 68 ff

123 Mk. 9,1; 1,15; 13,30. Mt. 4,17; 10,7; 10,23; 16,28. Lk. 11,51. Cornfeld/Botterweck II 393 f, III 766 ff

124 J. Weiß, Die Predigt Jesu vom Reiche Gottes 1892, 2. A. 1900. A. Schweitzer, Das Messianitäts- und Leidensgeheimnis 1901. Ders. Von Reimarus zu Wrede 1906. Ders. Die Mystik des Apostels Paulus 1930. Bultmann, Das Urchristentum 102. Heiler, Der Katholizismus 22

125 C. Gröber 18

126 Ausführlich aufgezeigt und belegt in: Deschner, Hahn 17 ff

127 2. Petr. 3,4. 1. Clem. 23,3

128 Vgl. 1. Kor. 7,29 ff u. 15,51; 16,22 mit 1. Kor. 11,29 ff; 15,22 ff; 2. Kor. 5,17; 6,2. Bultmann, Geschichte und Eschatologie 44 f. Haenchen 87 ff, 114 f. Schweitzer, Die Mystik 93, 98 ff. Taubes 67 f. Conzelmann, Die Mitte der Zeit 80 ff. Selby 21 ff. Werner, Der protestantische Weg I 142 ff. Schoeps, Paulus 102 ff. Buonaiuti I 46 ff. Graesser 76 ff, 157 ff, 178 ff, 199 u. ö.

129 Theophil. ad Autol. 2,15; 2,22; 3,13 f. Euseb h. e. 3,39,4. Hieron. ep. 121,6,15. Altaner/Stuiber 75 ff. Ausführlich Deschner, Hahn 145 ff.

130 Altaner/Stuiber 77. Bauer, Rechtgläubigkeit 187 ff. Hennecke, Neutestamentliche Apokryphen 8 ff. Schneemelcher, Haupteinleitung bei Hennecke 11, 43.

131 Schneemelcher ebd. 11. Reicke/Rost 1304. Haag 923 f. Altaner/Stuiber 72, 106 f. Harnack, Marcion passim, bes. 246. Knopf, Einführung 160

132 1. Clem. 47,1 ff. Ign. Eph. 12,2. Just. apol. 1,67. Reicke/Rost 1304

133 Euseb. h. e. 4,26,13 f. Reicke/Rost 1303. Schneider, Geistesgeschichte I 329 f. Vgl. auch Anm. 131, 132

134 Reicke/Rost 1304 f. Altaner/Stuiber 110 ff, bes. 113. Bardenhewer I 426 f

135 Ich folge hier eng Bardenhewer II 87 f. Dort alle Quellenhinweise. Vgl. auch ebd. 42

136 Iren. 4,20,2. Tert. de orat. 16. Euseb. h. e. 3,25,1 ff. Haag 922 ff. Reicke/Rost 1304 f. LThK 1. A. V 778 f. Streeter 439. Wikenhauser, Einleitung 28, 31. Schneemelcher, Haupteinleitung 13 ff, 18 ff

137 Athanasius' Behauptung im 39. Festbrief. Haag 923 f. Reicke/Rost 1304 f. LThK 1. A. V 779. Ausführlicher über das Zustandekommen des Neuen Testaments: Deschner, Hahn 143 ff

138 LThK 1. A. V 778. Theologisches Wörterbuch III 979 ff. Jülicher 450 ff, 555. Hennecke, Neutestamentliche Apokryphen, hg. Schneemelcher I 1 ff

139 Reicke/Rost 1304 f. Haag 924. LThK 1.A. V 779. Luther zit. nach Grisar I 523 f, III 442 f, dort die Quellenhinweise. Schneemelcher, Haupteinleitung 12 ff

140 Bultmann, Synoptische Tradition passim. Schelkle 28

141 Reicke/Rost 1308 f

142 Brox, Falsche Verfasserangaben 11 ff, 78. Schelkle 29. v. Campenhausen, Die Entstehung 380. Clévenot, Die Christen 132 f

143 Meyer, Pseudepigraphie 110. Charlesworth, The pseudepigrapha 25. Vgl. ders. The Renaissance 107 ff

144 Speyer, Fälschung, literarische 251
145 Brox, Falsche Verfasserangaben 63, 111
146 Brox, ebd. 14. Ders. Problemstand 311
147 So Norbert Brox in seiner Einleitung zu Pseudepigraphie 1 ff. Vgl. auch Meyer, Besprechung 150
148 Haag 218 ff
149 Ebd. 227. Reicke/Rost 1307. Knopf, Einführung 22 f, 63. Lietzmann, Geschichte II 94. Bauer, Rechtgläubigkeit 163. Feine-Behm 23, 320, 334. Hirsch, Frühgeschichte passim, bes. 70 ff, 99 ff, 123 ff
150 Bauer, Rechtgläubigkeit 163. Kober, Die Deposition 675. Meyer, Besprechung 150 f. Speyer, Religiöse Pseudepigraphie 247 ff, 259 ff. Ders. Literarische Fälschung 85 f, 219 f, 260 ff, 310
151 Brox, Falsche Verfasserangaben 30 f, 49 f
152 Ebd.
153 Meyer, Besprechung 150 f. Speyer, Religiöse Pseudepigraphie 247 ff
154 Speyer, Literarische Fälschung 221. Brox, Problemstand 328 ff
155 Hennecke, Neutestamentliche Apokryphen I 126 ff, II 58 ff, 221 ff. Speyer, Literarische Fälschung 220. Ders. Fälschung, literarische 241 f, 254 f, 262. Brox, Falsche Verfasserangaben 98 f, 105 ff
156 Speyer, Literarische Fälschung 220. Ders. Fälschung, literarische 255
157 Ebd.
158 Zach. Reth. h. e. 3,10. Bardenhewer IV 317. Altaner/Stuiber 234, 241. Speyer, Literarische Fälschung 284
159 Speyer ebd. 14. Brox, Falsche Verfasserangaben 52 ff
160 Seeck, Urkundenfälschungen 4. Heft 399. Syme 299 ff, 305, 309. Schreiner 133. Speyer, Literarische Fälschung 47 ff, 58 ff, 92 f, 277 ff. Ders. Fälschung, literarische 239 f. Ders. Religiöse Pseudepigraphie 201, 240. Brox, Problemstand 314. Ders. Falsche Verfasserangaben 20 f, 51 ff, 57 ff
161 Speyer, Fälschung, literarische 239 f
162 Ebd.
163 H. v. Campenhausen ThLZ 94, 1969, 43 zit. nach Brox, Falsche Verfasserangaben 82. Vgl. auch Brox ebd. 69. Herde 300 f
164 Papias bei Euseb. h. e. 3,39,10. Cornfeld/Botterweck IV 930, 948. Aland, Noch einmal 121 ff insistiert mit Recht auf der viel zu geringen Beachtung des Problems der Anonymität im ur- und frühchristlichen Schrifttum gegenüber dem der Pseudonymität. Vgl. auch Anm. 154
165 Papias bei Euseb. h. e. 3,39,13; 3,39,16. Iren. adv. haer. 3,1,1; dazu Euseb. h. e. 5,8,2. Haag 1112 f. Cornfeld/Botterweck III 762 ff, IV 952 ff. Wikenhauser, Einleitung 133. Speyer, Religiöse Pseudepigraphie 245. Kümmel 73 ff, bes. 91 f. Abel 138 ff. Marxsen, Einleitung 149 ff, bes. 155 f. K. Stendahl, The School of St. Matthew 2.A. 1968 zit. nach Marxsen ebd.
166 «Wenn's Hündla net g'schissen hätt', hätt's den Hasen g'fangen.» – Schelkle 31 ff, 53 f. Lichtenberg 350
167 Haenchen 95 ff. Jülicher 437 ff. Hommel 152 ff. Wellhausen, Kritische Analyse 35. Vielhauer, Zum «Paulinismus» 2 ff. Schweitzer, Die Mystik 6 ff. Norden, Agnostos Theos 1 ff. Cornfeld/Botterweck IV 929 ff

168 Cornfeld/Botterweck IV 929 f, 948. Meyer, Pseudepigraphie 94. Torm 127 f, 141. Heinrici 74. Brox, Falsche Verfasserangaben 25 f. Marxsen, Einleitung 139 ff, bes. 147 ff, 156 ff, 167 ff, bes. 172. Kümmel 53 ff, bes. 69 f. Ferner 73 ff, bes. 91 f, 116 ff, 141 ff

169 Jh. 1,14 f; 13,23; 19,35; 21,24. 2. Jh. V. 1; 3. Jh. V. 1. Iren. adv. haer. 2,22,5; 3,1,1; 3,3,4; 3,5,8. Euseb. h. e. 3,25,3. Hieron. vir. ill. 9,18. Haag 869 ff. Cornfeld/Botterweck II 374, III 796 ff. K. T. Bretschneider, Probabilia de evangelii et epistolarum Joannis apostoli indole et origine, 1820. Bacon 127 ff. Bauer, Das Johannesevangelium 236. Eisler, Das Rätsel 323 ff. Windisch 144 ff. Hirsch, Studien 140 ff. Leipoldr, Geschichte I 52. Meyer, Pseudepigraphie 90 ff. Torm 129 f. Schelkle 30. Teeple 279 ff. Parker 35 ff. Gericke 807 ff. Williams 311 ff

170 Kümmel 155 ff, bes. 162 ff und 200 ff. Vgl. auch die vorhergeh. Anm. u. Deschner, Abermals 44 ff

171 Haag 870 f. Schelkle 79 ff, 91 f. Je weiter man bei Schelkle liest, desto mehr möchte man auf seinen (wohl nicht nur diesbezüglichen) Unglauben schwören. Meyer, Pseudepigraphie 90 ff. Lietzmann, Geschichte I 235 ff, bes. 246 ff. Leidenschaftlich verteidigt noch Ehrhard, Urkirche 98 ff die Verfasserschaft des Apostels Johannes

172 Apk. 1,1; 1,4; 1,9; 22,8. LThK 1.A. I 289. Lohse, Die Offenbarung 4

173 Euseb. h. e. 7,24,1 ff. Altaner/Stuiber 210 f

174 Euseb. h. e. 7,25,1 ff

175 Ebd. 7,25,17 ff

176 Lohse, Die Offenbarung 5 ff

177 Meyer, Pseudepigraphie 94. Brox, Falsche Verfasserangaben 40

178 Cornfeld/Botterweck II 368 ff. Haag 1319

179 1. Tim. 1,1; 1,3; 1,12 ff; 1,19 f; 2,7; 2,12; 3,14 f; 4,2; 4,7; 6,1. 2. Tim 1,1; 1,11 f; 3,11; 4,9 ff. Tit. 1,1; 1,3; 1,10 f. Cornfeld/Botterweck II 368 ff. Haag 1319

180 Hieron. praef. comm. in ep ad Tit. Bauer, Rechtgläubigkeit 228 f. Heiler, Der Katholizismus 61 ff. Rist 39 ff, 50 ff. Knox 73 ff. Werner, Die Entstehung 162 f, 209 f.

181 Haag 1323. Campenhausen, Polykarp von Smyrna 8. Dibelius-Kümmel 10. Klausner, Von Jesus zu Paulus 235 ff. Knopf, Einführung 86 f. Barnikol 8. Meyer, E., Ursprung und Anfänge III 582. Jülicher 162 ff. Knox 73 ff. Goodspeed, An Introduction 327 ff. Speyer, Religiöse Pseudepigraphie 249 f, 254 f. Ders. Literarische Fälschung 286. McRay 2 ff. Moule, The Problem 430 ff. Brox, Zu den persönlichen Notizen 272 ff, bes. das Resümee 290 ff. Kümmel 323 ff. Vgl. auch 343 ff, 367 ff, bes. 371 ff, 378 ff. Binder 70 ff. Harrison 77 ff.

182 2. Thess. 2,1 ff; 3,17. Cornfeld/Botterweck II 367 f. Lindemann 35 ff, bes. 46. Marxsen in: Reicke/Rost 1970 f. Marxsen, Der zweite Thessalonikerbrief 107 ff. Schweitzer, Die Mystik 42 f. Kautsky 18 f. Jülicher 62 ff. Braun, Zur nachapostolischen Herkunft 152 ff. Trilling, passim

183 Reicke/Rost 416 ff. Cornfeld/Botterweck II 364 ff (hier die Zitate von Guthrie und Schlier). van Rhyn 112 ff. Barnikol 7. Lietzmann, Geschichte I 226 f. Dibelius-Kümmel 10 f. Knopf, Einführung 73, 85 f. Käsemann, Leib und Leib Christi 138 ff. Goodspeed, The Meaning of Ephesians. Ders. An introduction 222 ff. Kümmel

308 ff, bes. 314 ff. Schelkle will den Epheserbrief, wenn er schon nicht echt sein sollte, doch «durch einen Schüler» des Apostels verfaßt sehen: 172 ff, bes. 174. S. auch 178 ff, bes. 182, 185 ff

184 Cornfeld/Botterweck II 356, 370 ff. Leipoldt, Geschichte I 219 ff. Jülicher 146 ff. Kuss 1 f. schließt «eine unmittelbare Autorschaft des Apostels Paulus» aus und fügt hinzu: «das dürfte heute allgemeine Überzeugung sein». – Vgl. auch Rienecker 570. Bruce, «To the Hebrews» 217 ff. Ders. Recent Contributions 260 ff. Marxsen, Einleitung 174 ff

185 Schrage/Balz 1 ff

186 2. Petr. 1,1; 1,16 ff; 2,1 f; 2,10; 2,12; 2,14; 2,18; 3,1; 3,3 f; 3,14; Haag 1368. Cornfeld/Botterweck II 378 ff. Altaner/Stuiber 280 f. Schrage, Der zweite Petrusbrief 118 ff. Talbert 137 ff

187 1. Petr. 1,1; 1,15; 2,1 f; 3,10; 5,12. Vgl. auch 2,12. Cornfeld/Botterweck II 377 f. Schrage, Der erste Petrusbrief 59 ff. Hunzinger 66 ff. Bultmann, Bekenntnis- und Liedfragmente 285 ff. Danker 93 ff. Moule, The Nature 1 ff. van Unnik 92 ff. Brox, Zur pseudepigraphischen Rahmung 78 ff. Auch für den Katholiken Rudolf Schnackenburg ist heute der 1. Petrusbrief «wahrscheinlich pseudonym», wozu er anmerkt: «Die Stimmen mehren sich auch auf katholischer Seite, daß dieses Schreiben möglicherweise ein pseudonymes ist». Erst recht gehört natürlich für Schnackenburg der 2. Petrusbrief «schon dem 2. Jahrhundert an»: Schnackenburg 33

188 Euseb. h. e. 3,25,2 f; 3,39,17; 6,14,1; 6,25,10. Balz, Die Johannesbriefe 150 ff

189 2. Joh. 10 f. 3. Joh. 9 f. Cornfeld/Botterweck II 374 ff. Käsemann, Ketzer und Zeuge 292 ff. Braun, Literar-Analyse 210 ff. Bergmeier 93 ff. Bultmann, Die kirchliche Redaktion 381 ff

190 Haag 858. Balz, Die Johannesbriefe 150 ff. Zit. 155

191 Jk. 1,1; 1,22; 2,1. Luther, Tischreden 3,254; 5,157, 382, 414. Haag 805 f. Lietzmann, Geschichte I 212 f. Marxsen, Der «Frühkatholizismus» 22 ff. Ders. Einleitung 222 ff, 243 ff, 272 ff. Halson 308 ff. Schrage, Der Jakobusbrief 5 ff. Luck, Weisheit und Leiden 253 ff. Ders., Der Jakobusbrief 161 ff. Kümmel 356 ff, bes. 363 ff, 383 ff, bes. 390 ff, 396

192 Jud. 1. Vgl. auch 17. Cornfeld/Botterweck II 376. Marxsen, Einleitung 236 ff

193 Marxsen ebd. 174. Speyer, Religiöse Pseudepigraphie 252, 258. Ders. Literarische Fälschung 209.

194 Candlish 11. Bauer, Rechtgläubigkeit 178

195 Heinrici 79. Wikenhauser, Einleitung 75 ff.

196 Martial 5,24. Harnack, Mission und Ausbreitung I 117 Anm. 1. Weinel bei E. Hennecke, Neutestamentliche Apokryphen 1924, 330. Schneider, Geistesgeschichte I 401 ff. Werner, Die Entstehung 598 ff. Moreschini II 110. Ausführlicher über die Entstehung des Trinitätsproblems: Deschner, Hahn 381 ff

197 Bas. hex. 9. hom. 6. Vgl. hex. 6 hom. 2. Greg. Nyssa, Cat. 4,1. Altaner/Stuiber 303. Mühlenberg: «Die theologische Fassung des altkirchlichen Trinitätsdogmas ist Gregor zu verdanken.» S. 58

198 1. Hen. 39,5 ff; 61,8 ff, 1. Tim. 5,21; Lk. 9,26. Apk. 1,1 f; 1,4 f. Vgl. auch Mk. 8,38. 1. Tim. 5,21; 1. Thess. 3,13. Apk. 3,5; 14,10. Ju-

stin. apol. 1,6. Werner, Die Entstehung 302 ff, 635
199 Harnack, Mission und Ausbreitung 140. Weinel, Biblische Theologie 202. Schweitzer, Die Mystik 228 Anm. 1. Lietzmann, Geschichte I 55. Klostermann 232 f. Dibelius, Formgeschichte 285. Bultmann, Synoptische Tradition 310, 333. E. Meyer, Ursprung und Anfänge I 15, 92. Heitmüller 2 ff. Werner, Glaube und Aberglaube 70. Ackermann 121 f. Grass 30 f. Schweitzer, Das Herrenmahl 585
200 Haag 300 f. Jülicher 589. Thiele 61 ff
201 Cornfeld/Botterweck III 796 ff
202 Brox, Falsche Verfasserangaben 26 f.
203 Speyer, Fälschung, literarische 242, 251, 270. Ders. Religiöse Pseudepigraphie 238
204 Farrer 94, 106
205 Bardenhewer I 503. Schneemelcher, Haupteinleitung 17, 32. Vgl. auch Deschner, Hahn 143 ff
206 Iren. adv. haer. 1,20,1. Tert. pud. 10,12. Bardenhewer I 78 f. Schneemelcher, Haupteinleitung 4 ff, 34 f.
207 Reicke/Rost 108 ff
208 Brox, Falsche Verfasserangaben 61 f.
209 Bardenhewer I 79, 499
210 Ebd. 79, 500 f.
211 Brox, Falsche Verfasserangaben 64 ff
212 Meyer, Pseudepigraphie 102 f. Bardenhewer I 500. Speyer, Religiöse Pseudepigraphie, in JbAC 1965/66, 119 ff. Derselbe Aufsatz bei Brox, Pseudepigraphie 253 ff
213 Hieron. apol. adv. Rufin, 1,7. Comm. in Jerem. 4,22. ep. 57,2; 133,3. Socrat. h. e. 1,23. Altaner/Stuiber 309 f, 392 ff. Speyer, Literarische Fälschung 206 ff. Ders. Fälschung, literarische 242
214 Kober, Die Desposition 675. Bardenhewer I 499 f. Fuhrmann, H. 78. Bauer, Rechtgläubigkeit 163. Speyer, Religiöse Pseudepigraphie 259 ff. Brox, Falsche Verfasserangaben 28
215 Vgl. Schneemelcher, Einleitung 48 ff
216 Apk. 2,6. Iren. adv. haer. 1,31,1 ff. Epiphan. haer. 26,2,5; 38,1 f. Reicke/Rost 453. LThK 1. A. V 746, VII 572. Bardenhewer I 351 f. Bauer, Leben Jesu 499 f. Puech 159 f, 228 f.
217 Reicke/Rost 453 f. Meyer, Pseudepigraphie 102 f.
218 Vielhauer, Judenchristliche Evangelien 90 ff., dort auch die übrigen Zitate.
219 Epiphan. haer. 30,13,2 ff. Vielhauer, Judenchristliche Evangelien 100 ff. Vgl. 79 ff
220 Vielhauer ebd. 100 ff
221 Hieron. Comm. in Mich. 7,6; in Jes. 40,9; in Hes. 16,13; 18,7; in Eph. 5,4. Bardenhewer I 513 ff. Vielhauer, Judenchristliche Evangelien 104 ff.
222 Pist. Soph. c. 42; 44 (Schmidt-Till). Puech 174 ff, 194. Bardenhewer I 530. Bauer, Leben Jesu 503
223 Puech 168 ff, 173 f, 183 ff, jeweils mit den Quellen und Belegen
224 Testament. Dom. 1,17. Altaner 45. Altaner/Stuiber 257. Kraft 479. Brox, Falsche Verfasserangaben 34. Speyer, Fälschung, literarische 240. Ders. Religiöse Pseudepigraphie 258
225 Puech 194 ff, 197 f, bes. 229 ff, 245 ff
226 Ev. Petr. V. 59 f. Bardenhewer I 524 ff. Torm 128. Speyer, Religiöse Pseudepigraphie 213. Chr. Maurer, in: Hennecke, Neutestamentliche Apokryphen 118 ff. Dort Quellenhinweise bzw. Belege

227 Clem. Al. strom 6,15,128. Hennecke/Schneemelcher II 54, 58 ff.
228 Euseb. h. e. 6,14,1. Method. symp. 2,6. Sozom. h. e. 7,19. Reicke/Rost 1432. Haag 86. Altaner/Stuiber 141 f. Bardenhewer I 610 ff. Hennecke/Schneemelcher II 468 ff. James 270 ff. Quispel/Grant 31 f. Michaelis 469 ff. Vgl. auch die folgende Anm.
229 Bardenhewer I 547 ff, 615 ff. H. Duensing in Hennecke/Schneemelcher II 536 ff. Silverstein 231 ff. Merkle 489 ff
230 Sozom. h. e. 7,19. August. serm 98,9. Bardenhewer I 615 ff
231 Speyer, Literarische Fälschung 234 f, 281 f, 288. Ders. Fälschung, literarische 262
232 Protev. Jak. 6,1; 7,2; 8,1 ff; 12,3; 15,3; 20,1 ff; 25,1. Clem. Al. strom. 7,16. Zeno v. Ver. 2,8. Vgl. auch nachfolg. Anm.
233 Haag 804. Bardenhewer I 533 ff. Speyer, Fälschung, literarische 256
234 Schreiner 156. Speyer, Literarische Fälschung 280
235 Puech 250 ff
236 Ebd.
237 ebd. 186 ff
238 Altaner 60 f. Altaner/Stuiber 124 f. Kraft 191 f. Duensing bei Hennecke 126 ff. Speyer, Religiöse Pseudepigraphie 256. Brox, Falsche Verfassernamen 27 f
239 Didasc. 24
240 Bardenhewer II 304 ff.
241 Apg. 15; Did. c. 16; 24. Didasc. Apost. 43,12 ff; 44,21 ff, Altaner 37 ff, 41 f. Bardenhewer II 304 ff. Knöpfler 127 ff. Bauer, Leben Jesu 309 f, 497. Brox, Falsche Verfasserangaben 31 ff. Speyer, Literarische Fälschung 223. Ders. Religiöse Pseudepigraphie 213, 257 f. Bardy 167. Hennecke, Apostolische Pseudepigraphen 86. G. Strecker, in: Bauer: Rechtgläubigkeit 2. A. 1964 248 ff. Schille 84 ff
242 Apost. Konst. 1,1; 1,6; 5,13; 6,15; 6,18; 7,46; 8,30 f. Bardenhewer IV 262 ff, bes. 272 ff. Altaner/Stuiber 254 ff. Kraft 49 f. Bihlmeyer I 157 f, 360 f. Bardy 167. Hennecke, Apostolische Pseudepigraphen 86. Brox, Falsche Verfasserangaben 33 f. 127 f. Knöpfler 128 f. Speyer, Literarische Fälschung 223 f. Ders. Religiöse Pseudepigraphie 213, 257 f.
243 Speyer, Literarische Fälschung 225
244 Speyer, Fälschung, literarische 225 f. Brox, Problemstand 326
245 Ambros. Explanat. Symb. c. 2. Vgl. Iren. adv. haer. 1,10,1; 3,4,1. Selbst ein und derselbe Kirchenvater verwendet verschiedene Formen für das Bekenntnis. Vgl. Iren. adv. haer. 1,10,1 ff mit 4,33,7 und die Behauptung Tert. praescr. haer. 13. Harnack, Dogmengeschichte 85 ff. Lietzmann, Geschichte II 110. Werner, Glaube und Aberglaube 67 f. Knox 33 f. Cullmann, Die ersten christlichen Glaubensbekenntnisse 12. Brox, Falsche Verfasserangaben 35 f. Trillhaas passim, bes. 14 ff, 28 f, 86 (setzt aber die Entstehung des Glaubensbekenntnisses schon um 120 an.
246 Speyer, Fälschung, literarische 256
247 Schneemelcher, Apostelgeschichten 110 ff. Speyer, Religiöse Pseudepigraphie 261, bes. Anm. 226 mit vielen Hinweisen. Ders. Literarische Fälschung 222 ff
248 Euseb. h. e. 3,25,6 f. Epiphan. haer. 47,1,5. August. contra adv. legis et proph. 1,20,39. ep. 237. Opitz, in: Reicke/Rost 873. Bardenhewer I 574 ff. Schäferdiek 125 ff. Pulver 141 ff

249 Bardenhewer I 550 ff. Schmidt, C., Zur Datierung 150 ff. Turner 119 ff. W. Schneemelcher, Die Petrusakten, in: Hennecke/Schneemelcher II 177 ff
250 Schneemelcher ebd. Ders. Paulusakten ebd. 221 ff. E. Peterson 183 ff.
251 Vgl. Bardenhewer I 547 ff. Hennecke/Schneemelcher II 110 ff
252 Candlish 35
253 Hennecke, Neutestamentliche Apokryphen 9 f. Brox, Falsche Verfasserangaben 37 ff. Dort alle Quellenhinweise
254 Euseb. h. e. 3,3,5 f; 3,25,4. Altaner/Stuiber 136 f. Kraft 413. Bardenhewer I 598 ff. Schneemelcher, in: Hennecke/Schneemelcher II 54, 80 ff
255 Speyer, Literarische Fälschung 47 ff, 252 ff. Ders. Fälschung, literarische 254, 261 f.
256 Tert. praescr. haer. 32. Ps. Clem. hom. 2,19; Recog. 1,41. ad virg. 2,15. Altaner 73 ff, bes. 76 ff. Altaner/Stuiber 45 ff, bes. 47, 88 f, 134 f. Kraft 140 ff. Rehm 197 ff. Bardy 168. Candlish 34 f. Hennekke, Apostolische Pseudepigraphen 88. Bauer, Leben Jesu 346. Lietzmann, Geschichte I 211 f. Speyer, Fälschung, literar. 267. Brox, Falsche Verfasserangaben 29
257 Altaner 79. Altaner/Stuiber 48, 256. Kraft 295 verliert über die Fälschungen kein Wort. Bardenhewer IV 270 ff. Lexikon der alten Welt 1369. Zeller 113. Pfleiderer II 226 f. Krüger bei Hennecke, Neutestamentliche Apokryphen 2. A. 1924 518. Goodspeed, A History 28 f. Diekamp 25 ff. Candlish 20. Bardy 172 f. Lietzmann, Geschichte I 251 f. Brox, Falsche Verfasserangaben 30, 61. Speyer, Literarische Fälschung 266. Paulsen I 38 f
258 Altaner 92 f, 275, 296. Altaner/Stuiber 65 ff. Kraft 334 f. Bardenhewer I 206 ff, bes. 230 ff. Geffcken, Zwei griechische Apologeten 267 ff. S. auch Register Ps.-Justin bei Bauer, Leben Jesu 559. Brox, Falsche Verfasserangaben 30. Bammel I 57 f
259 Altaner/Stuiber 154, 160, 410. Kraft 474, 478 f. Bardenhewer II 432 ff
260 August. ep. 93,38. Contra Crescon. Donat. 1,32; 2,31; 2,33. Altaner 147 f. Altaner/Stuiber 177 f. Vgl. auch Kraft 155. Bauer, Leben Jesu 233. S. auch Register 559. Speyer, Literarische Fälschung 207
261 August. ep. 188,2,4 f. de gest. Pelag. 22. Hieron. dial. c. Pelag. 3,16. Altaner/Stuiber 459. Kraft 433 f. Bardenhewer IV 520 f. Bardy 176 ff. Speyer, Literarische Fälschung 219 f, 268 f. Ders. Fälschung, literarische 267.
262 dtv Lexikon 12, 119. Altaner 232 f. Altaner/Stuiber 47, 274, 289, 314, 335. Kraft 63 ff. Opitz 204 f. Bardenhewer III 44 ff, 54 ff. Brox, Falsche Verfasserangaben 50. Speyer, Literarische Fälschung 266, 270. Ders. Fälschung, literarische 267
263 Altaner/Stuiber 253 f. Vgl. auch 385
264 Altaner/Stuiber 210 f, 313 ff. Bardenhewer III 285 ff. Bardy 171 f, 174. Grillmeier I 169 ff. Speyer, Literarische Fälschung, 271 ff. Ders. Fälschung, literarische 267 f.
265 Zachar. Rhet. h. e. 4,12. Speyer, Literarische Fälschung 273 ff. Ders. Fälschung, literarische 268
266 Altaner 335 ff, 341. Altaner/Stuiber 384 f, 389 ff. Kraft 21, 27 ff. Hauck, F. 10. Knöpfler 240. Bardenhewer III 498 ff, bes. 506 ff,

543 ff. Speyer, Fälschung, literarische 254, 265

267 Altaner 352. Altaner/Stuiber 401. Kraft 271. Schiwietz I 49 f. Völter 6. Reitzenstein, Historia Monachorum 70. Heussi, Der Ursprung des Mönchtums 70. Syme 301. Caspar I 256. Haller, Papsttum 2. A. 1936 I 17 f. Laccarière 81 ff

268 Altaner 341, 382 ff. Kraft 21, 95 ff. Bardenhewer I 343, 570 B. nennt in seinem Standardwerk Dutzende von unechten Augustinusschriften IV 454 ff. Nur teilweise zusammenfassend 501 f. Brox, Falsche Verfasserangaben 50

269 Apg. 17,34. Ps. Dion. ep. 7,2 f. de div. nom. 2,11; 3,2. Altaner 453 ff. Kraft 173 f. Bardy 183 f.

270 Römisches Martyrologium 71

271 Altaner 454. Kraft 173 f. Roques 1075 ff. Stiglmayr, Der sogenannte Dionysius Areopagita 1 ff, 161 ff. Ders. Um eine Ehrenrettung 52 ff. Günter, Die christliche Legende 152 ff. Bihlmeyer 381 ff. Meyer, Pseudepigraphie 105 f. Bardy 181 ff. Riedinger 276 ff. Engberding, Kann Petrus der Iberer 68 ff. Ders. Zur neuesten Identifizierung 218 ff. Speyer Literarische Fälschung 231, 289, 303. Brox, Falsche Verfasserangaben 30, 62 Anm. 20 mit Bez. auf Speyer, Fälschung 190, 198. Kawerau, Geschichte der mittelalterlichen Kirche 180 f

272 Speyer, Literarische Fälschung 86

273 Ebd. 240 ff

274 Ebd. Ders. Fälschung, literarische 257 f. Zur Bestreitung der Geschichtlichkeit Jesu vgl. Deschner, Hahn 13 ff

275 Tert. Apol. 5,2; 21,24. Euseb. h. e. 2,2,1 ff. Michl in: LThK 2, 1958, 689 f. Bardy 170 f. Speyer, Literarische Fälschung 148, 242 f, 250 f. Ders. Fälschung, literarische 258

276 Greg. Tur. hist. Fr. 1,21; 1,24. Bauer, Leben Jesu 187 ff, 363 f, 469 f. Speyer, Literarische Fälschung 236 f, 244 f. Vgl. auch 278. Ders. Fälschung, literarische 258

277 PL 8,964 ff. Altaner 268. Kraft 160 f. Speyer, Bücherfunde 139. Ders. Fälschung, literarische 265.

278 Speyer ebd. 251, 257. Ders. Literarische Fälschung 234 ff. Ders. Bücherfunde 138. Hennecke/Schneemelchet II 488 ff

279 Hieron. vir. ill. 12. Etwas skeptischer August. ep. 135,14. Altaner 59. Thudichum II 339 ff. Torm 133. Syme 301, 307. Dibelius-Kümmel 9. Speyer, Fälschung, literarische 261. Brox, Falsche Verfasserangaben 28. Ellert 262 ff. Hennecke/Schneemelcher II 88

280 Es gibt weniger bekannte christliche Brieffälschungen. Zum Beispiel einen Brief des Caesars Gallus, eines überaus blutrünstigen «rechtgläubigen» Christen (I 324 f), an seinen Stiefbruder Julian, den späteren Kaiser, der in der Fälschung zum christlichen Heuchler gestempelt wird. Oder einen unechten Brief der aufs scheußlichste ermordeten heidnischen Philosophin Hypatia an den hl. Kirchenlehrer Kyrill, der hinter dem Mord stand (II 200); dieser lateinisch erhaltene Brief ist die Fälschung eines Nestorianers. Speyer, Fälschung, literarische 262. Hennecke/Schneemelcher 85

281 Kraft 424. Bratke 1 ff, 157 ff, 240 ff

282 Euseb. h. e. 3,19 f. Altaner/Stuiber 109 f. Speyer, Fälschung, literarische 259 ff

283 Ausführlich über die ungeheueren Übertreibungen der Christenverfolgungen: Deschner, Hahn 334 ff. S. auch Speyer, Literarische Fälschung 54 ff, 252 ff

284 Suet. Nero 16. Tacit. annal. 15,44. Schwartz, Kaiser Konstantin 31. Schneider, Geistesgeschichte II 293. Ders. Die Christen 319. Clévenot, Von Jerusalem nach Rom 137. Ausführlicher: Deschner, Hahn 336 f
285 Clévenot, Von Jerusalem nach Rom 138 f
286 Ehrhard, Die Kirche der Märtyrer 21
287 Gal. 6,16. Hebr. 11,9; 11,13; 13,14. 1. Petr. 1,1; 1,17; 2,9; 2,11; Diog. 6,8 u. a. Barn. 5,7; 13,6. Herm. vis. 4,3,2 ff. 2. Clem. 5,1; 5,5. Barn. 5,7; 13,6. Arist. Apol. 16. Justin. Tryph. 119. Orig. c. Cels. 3,8. Tert. ad martyr. 1 f. Cypr. ep. 12. Lact. de mort. persec. 12,3. Schwartz, Kaiser Konstantin 35. Krueger, Die Rechtsstellung 123 ff, 231 ff. Harnack, Mission und Ausbreitung 509. Dannenbauer I 50 f. Wlosok I 176 ff. a. 317 wurde Laktanz «Hauslehrer des Kronprinzen», des Konstantinsohnes Krispus: Scheich I 206
288 RAC I 744 ff. Römisches Martyrologium passim. Eutychian ebd. 2. Heft 108. Caspar I 97 ff. Haller I 54. Krüger, Die Rechtsstellung 223. Wickert I 160 läßt Eutychian, wie viele andere, «den Märtyrertod» sterben. Das gilt nur eingeschränkt. Sogar Bischof Kornelius stirbt hier «in der Verbannung den Märtyrertod»: S. 171. Rüger, 309
289 Cypr. ep. 6. Vita Cypr. 7,14. Harnack, Das Leben Cyprians 74 f. Achelius 295, 313. Ehrhard, Die Kirche der Märtyrer 69. Auch ein so prominenter Lehrer wie Clemens Alexandrinus sah sich «zu rascher Flucht veranlaßt». Ritter, Klemens von Alexandrien I 122. Allerdings sei bei ihm als Fluchtgrund auch ein Konflikt mit seinem Bischof «nicht völlig ausgeschlossen» ebd.
290 Syme 298. Kötting, Die Stellung des Konfessors 22. Speyer, Literarische Fälschung 214
291 Martyr. S. Polyc. 5,2; 9,1; bes. c. 16 ff. Wetzer/Welte VIII 572 ff. LThK 1.A. VIII 360 f. Römisches Martyrologium 17. Bardenhewer I 160 ff. Surkau 126 ff. Campenhausen, Bearbeitungen und Interpolationen passim. Schuchert 146. Conzelmann, Bemerkungen passim, bes. 5 ff (bzw. 43 ff). Fazit: 20 (bzw. 58). Rordorf 249. Kraft, Die Lyoner Märtyrer 250 ff. Zit. 254
292 Ausgewählte Akten persischer Märtyrer passim
293 Ebd. 150 ff
294 Ebd. 121, 126, 130, 134 f
295 Ebd. 160 ff
296 Römisches Martyrologium 1. Heft 9
297 Donin VII S. III, V. I 106 ff. Vgl. auch II 311 ff u. v. a.
298 Auer, W., 25
299 Ausgewählte Akten persischer Märtyrer 114, 137, 148 f
300 Ebd. 137 f
301 Ebd. 87, 93 ff, 97 ff. 100 ff, 113, 185
302 Römisches Martyrologium 1. Heft 15, 23, 27, 32, 42 f, 47, 50, 54, 59, 66, 68 f, 91, 102, 105, 118 f. 2. Heft 69, 73, 93 f, 119. Altaner/Stuiber 408. Ehrhard, Die Kirche der Märtyrer 103. Graf, Das Martyrium 209. Weitere große Zahlen bei Günter, Psychologie der Legende 139 f. Kötting, Peregrinatio 331
303 Drews, Die Christusmythe II 57 mit Berufung auf Hausrath. Schneider, Geistesgeschichte II 41 Anm. 1. Hertling, Geschichte 50, 67. Stockmeier, Leo I. 100
304 Schuck 115

305 Ebd. 127, 149
306 Pauly III 365 f. dtv-Lexikon XI 31. Syme 308
307 Bauer, Rechtgläubigkeit 6 ff, 21 ff, 49 ff, 175 ff, 193 ff. Vgl. auch G. Strecker in seinem «Nachtrag» bei Bauer ebd. 245 ff
308 Clem. Al. strom 7,17,106. Ptolem. ep ad Floram 5,10. Wetter 46 f. Bauer, Rechtgläubigkeit 123 f. Campenhausen, Lehrerweihen 240 ff. Werner, Die Entstehung 171 ff
309 Dölger, Byzanz 111 ff. Speyer, Literarische Fälschung 299. Ders. Fälschung, literarische 264
310 RAC 1950 I 281 f. Altaner/Stuiber 209 f. Bardenhewer II 263 ff, bes. 266 ff. Müller, K., Kirchengeschichte 121. Bauer, Rechtgläubigkeit 49 ff, 57 f, 64, 68, 120 f. 163 ff. Harnack zit. ebd. 49 f.
311 Theodor. Anagn. h. e. 2,2 (PG 86,1,184). Speyer, Literarische Fälschung 297. Ders. Fälschung, literarische 263. Ders. Bücherfunde 81 f.
312 Schwartz, Aus den Akten 4. Speyer, Literarische Fälschung 296. Ders. Fälschung, literarische 264
313 RAC 1950 I 683
314 Bauer, Rechtgläubigkeit 7 ff. Ders. Leben Jesu 541. Dobschütz, Christusbilder 103 ff, 127 ff. Speyer, Fälschung, literarische 240
315 Euseb. h. e. 1,13,1 ff. Bardenhewer I 590 f
316 Euseb. h. e. 1,13,10
317 Ebd. 1,13,11 ff
318 Kirsten 573. Syme 301. Meyer, Pseudepigraphie 105. Bauer, Rechtgläubigkeit 15 ff, 38 ff. Speyer, Literarische Fälschung 295. Ders. Fälschung, literarische 263
319 Altaner/Stuiber 139. Bardenhewer I 591 ff. Bauer, Leben Jesu 266 Anm. 2. Ders. Rechtgläubigkeit 13 ff, 21 ff. Speyer, Literarische Fälschung 296. Ders. Fälschung, literarische 263
320 Bardenhewer I 592 ff
321 Dobschütz, Christusbilder 105 ff
322 Ebd. 1 ff
323 Thudichum I 425 ff, II 136 ff. Speyer, Bücherfunde 23 ff, 30 ff, 41. Stübe 1 f.
324 Ebd.
325 Bernoulli 175 ff. v. Schubert I 76. Levison 9. Koch, Sankt Fridolin 71 ff
326 Pelag. I. ep. 24. Stein, Eine gefälschte Urkunde 98 ff, Egger 62 f. Speyer, Fälschung, literarische 263 f. Ders. Literarische Fälschung 300 f mit weiteren zahlreichen Literaturhinweisen
327 Caspar I 344 ff. Haller I 84 ff. Speyer, Fälschung, literarische 263. Ders. Literarische Fälschung 296 f, 301
328 Stamer 15 f. Speyer, Fälschung, literarische 264. Ders. Literarische Fälschung 301
329 Schneider, Geistesgeschichte II 244. Speyer, Literarische Fälschung 301 f
330 Rippel 64
331 Speyer, Literarische Fälschung 283 ff
332 Zach, Rhet. h. e. 3,10. Altaner/Stuiber 3, 234, 524 f. Kraft 34. Speyer, Literarische Fälschung 197, 295, 309. Ders. Fälschung, literarische 262. Brox, Falsche Verfasserangaben 118 f
333 Altaner/Stuiber 139. Speyer, Literarische Fälschung 300 mit Literaturhinweisen
334 Hengel und Speyer zit. bei Brox, Problemstand 320 f
335 Torm 147. Brox, Falsche Verfasserangaben 13 ff
136 Bludau, Schriftfälschungen passim, bes. 80 ff

337 Vgl. etwa Candlish 7 ff
338 Brox, Problemstand 322. Ders. Falsche Verfasserangaben 77. Speyer, Literarische Fälschung 92 f, 220, 232. Ders. Fälschung, literarische 237 f
339 A. Neander, Geschichte der Pflanzung und der Leitung der christlichen Kirche durch die Apostel, 2. A. 1838 II 451, Anm. 1 nach Candlish 9. Torm 112 ff, 147, von dem ich mit den letzten Ausführungen abweiche. Vgl. auch Meyer, Besprechung 150
340 Tert. de bapt. 17. Torm 117 f, 125 f. C. Schmidt, Acta Pauli 2.A. 1915, 174, zit. nach Torm ebd.
341 Vgl. Brox, Falsche Verfasserangaben 63 ff
342 Ebd. 55 ff
343 Meyer, Pseudepigraphie 109. Ders. Besprechung 152. Brox, Problemstand 317 f. Ohlig 58 ff
344 Torm 114, 118
345 Candlish mit Bez. auf Clem. Al. strom. 5,8 ff, 7,9. Orig. c. Cels. I, Praef. 5. Brox, Problemstand 323 f. Speyer, Literarische Fälschung 94 ff
346 Plat. Pol. 2,382 c; 3,389 b. Brox. Falsche Verfasserangaben 85 f
347 Brox ebd. 86 f
348 Nietzsche, Der Antichrist 44. Thudichum I 240 ff. Müller, G., Die Wahrhaftigkeitspflicht 34 ff
349 Röm. 3,7
350 Clem. Al. strom. 1,160,2; 6,124,3; 7,53,2. Dazu Brox, Falsche Verfasserangaben 87 f
351 Orig. bei Euseb. h. e. 6,25,13 f
352 Orig. c. Cels. 4,19. Brox, Falsche Verfasserangaben 88 f, 94 f
353 Greg. Nyssa or. cat. m. 22 ff. Greg. Naz. or. 39,13. Brox, Falsche Verfasserangaben 95 f
354 Joh. Chrysost. hom. 7,5 de poenitent. Vgl. auch hom. 53,3 in Gen.; de sacerdot. 1,8. Baur, Der heilige Johannes Chrysostomus I 319 ff. Kantzenbach, Urchristentum und alte Kirche 137
355 Alle Quellenhinweise bei Brox, Falsche Verfasserangaben 92 f. S. auch 98 und LThK 1. A. V 13 ff, bes. 17
356 Cass. coll. 1,8 ff, 17,17 ff. Altaner/Stuiber 452 ff. Kraft 128 f, Brox, Falsche Verfasserangaben 90 f
357 Speyer, Literarische Fälschung 96 f
358 Brox, Falsche Verfasserangaben 91 f
359 August. conf. 6,6. de civ. dei 5,24. contra mendac. 24. Quaest. de Evang. 2,51
360 Brox, Falsche Verfasserangaben 104 f
361 Müller, Die Wahrhaftigkeitspflicht 286. Ohm 736
362 Hoensbroech, 14 Jahre Jesuit II 441 ff, bes. 454 ff
363 Dostojewski 619
364 Hoensbroech, 14 Jahre Jesuit II 460
365 Häring, Gesetz Christi III 545 ff

2. KAPITEL

Wunder- und Reliquienbetrug – 1. Wunderbetrug

1 Zit. nach Fries, Zeichen/Wunder 463
2 Anhang zu den philosophischen Gedanken XXIV. Zit. nach Halbfaß, Diderot I 102
3 Strauß, Die christliche Glaubenslehre I 224 f
4 Lessing, Vom Erweis des Geistes und der Kraft, Ges. Werke, hg. P. Rilla VIII
5 Bayle zit. nach v. Schmid, Apologetik 267
6 Schopenhauer, Sämtliche Werke, 1873 f, VI 411, 422

7 Brunsmann I 195
8 Monden 242
9 Ebd.
10 Russell 34
11 Daecke, Wunder 90 ff
12 1. Kg. 17,1 ff. 2. Kg. 2,8; 2,11; 2,14. 2. Mos. 4,2 ff. August. civ. dei 10,17. dtv-Lexikon Religion II 312 f. Luegs II 702 ff. v. Schmid, Apologetik 323. Specht, Lehrbuch 96, 100. Zwettler 132
13 Haag 1901
14 Jh. 2,1 ff. Mt. 8,23 ff. Mk. 4,35 ff. Lk. 8,22 ff. Mt. 14,22 ff. Mk. 6,45 ff. Jh. 6,15 ff. Mt. 14,13 ff, 15,29 ff. Mk. 6,32 ff, 8,1 ff. Lk. 9,10 ff. Jh. 6,1 ff. Mt. 9,18 ff. Mk. 5,21. Lk. 8,40 ff, 7,11 ff. Jh. 11,1 ff. Mt. 17,24 ff
15 Diderot, Anhang zu den philosophischen Gedanken (Addition aux Pensées philosophiques) XXVI. Zit. nach Halbfaß, Diderot I 102. Th. Vogel, Goethes Selbstzeugnisse 1903. Fehlt in der Jubiläumsausgabe! Zit. nach v. Frankenberg, Goethe I 161
16 Zwettler 133 ff. Peters 263. Gnilka, Zeichen/Wunder 452. Glaubensverkündigung 120
17 dtv-Lexikon, Religion II 312. Glaubensverkündigung 121
18 Mk. 7,33 f, 8,22 ff. Jh. 9,6 ff. Mensching, Irrtum 38 f. Gnilka, Zeichen/Wunder 453
19 Euseb. h. e. 1,13,6; 1,13,18. Just. Dial. 69. de resurr. 4. Iren. 3,11,5. Arnob. 1,43 f. Vgl. auch Ps. Clem. hom. 1,6
20 Alles ausführlich gezeigt und belegt bei Deschner, Hahn 37 ff, 51 ff. Wagenmann 61
21 Trede 46, 51, 57. Münzer zit. bei Schultz, Die Wahrheit der Ketzer 110. Alles weitere belegt bei Deschner, Hahn 56 ff
22 Glaubensverkündigung 121. Mensching, Irrtum 38
23 All dies ziemlich ausführlich gezeigt und belegt bei Deschner, Hahn 56 ff, bes. 61 ff, daher hier nicht wiederholt
24 Ausführlich und mit allen Belegen ebd.
25 Ebd. 69 ff, 89 ff, 98 ff
26 Klug 154, 156. A. Rosenberg zit. ebd. 158
27 Suet. Aug. 31. Cicero, divin. Liv. 39,13,12. Herod. 7,111. Paus. 9,30,9. Bieler 90 ff. Leipoldt/Morenz 34. Trede 71 f
28 Mk. 3,22 f. Mt. 9,34. Orig. c. Cels. 2,28; 2,48; 3,28; 3,33; 8,9. Tert. adv. Marc. 3,5 ff. Clem. Al. strom. 6,15,122,1. Just. apol. 1,21; 1,30; 1,31,7 f; 1,33,2 u. a. Just. dial. 69,4 f. Lact. inst. 4,15. August. in ev. Joh. 35,8. Novat. de trin. 11. Trede 89 ff. Schlingensiepen 43 ff. Bauer, Leben Jesu 361, 365 f. Speigl, Die Rolle der Wunder 303 ff
29 Fries, Zeichen/Wunder 465 ff. Vgl. auch Stieglitz 179 f
30 Mk. 1,2 f; 11,9 f; 14,27; 15,24; 15,29; 15,36. Mt. 2,6; 2,11; 2,15; 2,17; 2,23; 4,14; 8,17; 13,25; 21,4; 26,15; 27,34; 27,43. Lk. 1,31; 23,49. Jh. 2,17; 6,31; 6,45; 12,14; 12,37 ff; 19,36 f. Röm. 1,2; 3,21; 15,3; 16,26. 1. Kor. 15,3 f. Gal. 3,13. Clem. Al. strom. 6,15,128. Haag 1557 ff. Bauer, Leben Jesu 537 f. Tenney 300 ff. Hillyer 12 ff
31 Weitere Belege bei Bauer, Leben Jesu 538 f. Harnack zit. ebd. Speigl, Die Rolle der Wunder 304 f. Dannenbauer I 132 f.
32 Orig. c. Cels. 2,28; 4,2. Iren. adv. haer. 2,32,4. Speigl, Die Rolle der Wunder 303 f.
33 Ausführlich: Deschner, Hahn 115 f, 120 ff
34 Ausführlich ebd. 116 ff
35 Orig. c. Cels, 2,13. Orig. hom. 17 in Lc. Ungern-Sternberg 16.

Hirsch, Das Alte Testament 10 ff. Werner, Die Entstehung 158 ff. Lohse, Märtyrer 116. Vgl. auch das 16. Kapitel «Der Weissagungsbeweis», Deschner, Hahn 114 ff

36 Hennecke, Neutestamentliche Apokryphen I 32 ff

37 Viele Quellenhinweise bei Bauer, Leben Jesu 363 ff. Viele vergleichende Beispiele auch bei Deschner, Hahn 51 ff

38 Bauer, Leben Jesu 134 ff

39 Scheidweiler/Schneemelcher II 361

40 Lucius 340. Schlingensiepen 22 ff. Söder 112 ff. Speigl 296 ff. Cullmann, Kindheitsevangelien 272 ff

41 Ps. Thomas 2,1 ff; 3,1 ff; 4,1 ff; 9,1 ff; 17 f

42 Mk. 6,12 f. 2. Kor. 12,12. Röm. 15,18. Agp. 3,6; 4,10; 5,12; 5,15 ff; 19,11. Dazu etwa Schweizer E., Neues Testament 93 ff

43 Bardenhewer I 571. Hennecke, Neutestamentliche Apokryphen 83, 95. Deschner, Hahn 53 ff

44 Mart. Pol. 5,2; 9,1; 15. Acta Pauli et Theclae 33. Ign. Rom 5 Mart. Perpet. 19. Mart. Mironis Acta Agathae 8 f. Keller, Reclams Lexikon 438. Lucius 83, 85, 92. Surkau 126 ff. Dannenbauer I 371. Peters 59. Ausführlicher Deschner, Hahn 349 ff

45 Römisches Martyrologium I 13 ff, 24, 32, 42 ff, 53, 56, 58 f, 63, 66 ff, 81 f, 101, 106, 108, II 68, 114, 116. Lucius 95 ff

46 Daniel 3. Apg. 5,19. Hermas. sim. 9,28. Cypr. ep. 58,3; 76,7. de laude martyr. 16. de mortal. 17. de laps. 12. Martyr. Polyc. 2; 16. Orig. exhort. 2; 4; 14; 34. Euseb. h. e. 8,7,1 ff; 8,9,1 ff. Acta Pauli et Theclae 22; 33. Römisches Martyrologium I 10, 14, 22, 28, 50, 94; II 21, 90. Lucius 51 ff, 75 ff. Baumeister 267 ff

47 Alle Beleghinweise bei Lucius 91

48 Euseb. h. e. 8 passim. Zit: 8,1,1; 8,4,5; 8,6,9; 8,7,1 f; 8,9,3; 8,9,5; 8,12,5; 8,14,13.

49 Ruhbach 225

50 Ambros. de virg. 1,2; 2,7; 4,22 ff. Alle anderen Beleghinweise bei Lucius 85 f. Anm. 3; 90 Anm. 2

51 Theodor. 17. Sulp. Sever. Dial. 2,8. Römisches Martyrologium I 15, 46, 65, 81 f. Lucius 408

52 Römisches Martyrologium I 6, 9, 14, 24, 27, 30, 54 ff, 62, 90, 97, 108, II 18, 69

53 Euseb. h. e. 5,1,16.

54 Ebd. 5,1,18 ff. Römisches Martyrologium 93 f

55 Clévenot, Die Christen 72 ff

56 Donin III 335 f. van der Meer, Die alte Kirche I 17

57 Donin VII 215. Kraft, Die Lyoner Märtyrer 257 f. Brox, Irenäus von Lyon 83

58 Acta Pauli et Theclae passim. Greg. Naz. carm. 4. Greg. Nyssa, in cant. hom 14. Ambros. virg. 2 f. August. in Faust. 30,4. Sulp. Sev. dial. 2,14. Joh. Chrysost. in Act. Apost. hom. 25. Donin V 235 ff. Keller, Reclams Lexikon 475. Bardenhewer I 561 ff

59 Bardenhewer I 562 f. Aerssen 30

60 Auer, W. 533

61 Donin V 238 f

62 Altaner/Stuiber 238 f. Kraft 404 f. Lacarrière 105, 112 f, 125, 144

63 LThK 1. A. IV 897 f. Lucius 337 ff. Dannenbauer I 176 f. Speigl 297 f. Puzicha 301

64 Lucius 345 ff

65 Sulp. Sever. Vita Martini c. 6 ff, 12,3. Dial. 2,3,6 ff; 3,6. Paulin. v. Nola carm. 28,60 ff, 23,82. Hieron. ep. 108,13. Rufin. hist. mon. c. 9 ff

66 Alle Beleghinweise bei Lucius 402 ff. Vgl. auch Pfister 617 f.

67 Vita Patr. 1,16. Vita Joann. Elee-

mosyn. 54 f. Euagr. h. e. 4,33. Hieron, Vita Hilar. 46
68 Hieron. Vita Pauli 10,16. Römisches Martyrologium I 8. Keller, Reclams Lexikon 414. Kühner, Lexikon 258 ff, bes. 262. Aerssen 81. Denis-Boulet 66
69 Vita Ant. c. 50; 58. Hist. mon. 30. Hist. Laus. 8. Socrat. h. e. 4,23. Sozom. h. e. 1,14
70 Aerssen 81. Zöckler 232 f. Lucius 383. Weinreich 128
71 Theod. hist. rel. 8. Hist. Laus. 12 f, 17. Hieron. Vita Hilar. Vita Onophrii 10 f. Kraft 405 f. Lecky I 332 f. Lucius 378 ff. Reitzenstein, Historia Monachorum 121, 124 ff. Heussi, Der Ursprung des Mönchtums 172 ff
72 Hieron. adv. Vigil. Sulp. Sever. Dial. 1,26,5. Lucius 392 ff mit vielen Quellenhinweisen
73 Vgl. etwa Lotter 310
74 Theodor. h. e. 4,16. Sozom. h. e. 7,26 ff. Marc. Diac. Vita Porph. 3,19 ff. Gregor. I. dial. 3,2 ff. Lucius 410 ff
75 Faust. 4,6
76 Ebd. 4,12
77 Sulpic. Sever. dial. 2,9. Römisches Martyrologium II 91. Weinreich 127 f. Mohr 23 ff. Walterscheid 16 f. Goosen 87 ff. Clévenot, Der Triumph 77 f
78 Greg. I 2. dial. 2,3; 2,5 ff; 2,11 f; 2,15 ff; 2,28; 2,32. Römisches Martyrologium I 11. Walterscheid 43. Puzicha 284 ff, bes. 301 ff
79 Moschus, Prat. 47 f. Lucius 462. Weitere Beispiele für Strafwunder überhaupt, auch für Schaden- und Krankheitswunder bei Günter, Legendenstudien 40 ff, 142 ff
80 Apg. 5,1 ff; 13,6 ff. Weinreich 55 ff
81 Theodor. 1. Vit. Pachom. c. 34. Lacarrière 124 f
82 Diese und weitere Beispiele mit sämtlichen Quellenhinweisen bei Funke 813 f
83 Donin V 296 ff
84 Altaner/Stuiber 477. Rückert II 203. Lucius 407 f
85 LThK 1.A. X 646 ff. Speyer, Literarische Fälschung 66
86 Epiphan. 49,1. Iren. 1,14,1. Lucius 340 ff. Zu Paulus ausführlich: Deschner, Hahn 156 ff
87 Vita Ant. c. 47 ff, 60, 65 f. Römisches Martyrologium I 27. Lucius 340 ff. Dörries, Die Vita Antonii I 171. Momigliano, Das Christentum 417. Schneemelcher, Das Kreuz Christi 381 ff, bes. 386. Staats, Antonius 236 ff. Tetz 1 ff
88 Altaner/Stuiber 262 f. Kraft 403. Grützmacher, Pachomius 83 ff. Nigg, Geheimnis der Mönche 85
89 Römisches Martyrologium I 35, 44. Kawerau, Geschichte der alten Kirche 201
90 Altaner/Stuiber 211 f. Kraft 255. Bardenhewer II 315 ff. Minowska, Die Jungfrau 145 f. Gregorovius 1869, I 99. Lucius 420 f. Loewenich, Von Augustin zu Luther 110. Ausführlich Deschner, Hahn 360 ff
91 Sulp. Sever. dial. 3,13. Lucius 378. Mohr 33 ff
92 Bardenhewer I 500
93 Wetzer/Welte VI 412 f. LThK 1. A. VI 450. Günter, Die christliche Legende 3 f, 9
94 Greg. I. dial. 3,2. Caspar II 189 ff
95 Wetzer/Welte VI 412. LThK 1. A. VI 451
96 Günter, Die christliche Legende 1 ff. Schauerte 40
97 Speyer, Literarische Fälschung 215. Ders. Fälschung, literarische 252
98 Günter, Die christliche Legende 178, 189. Beissel, Geschichte der Verehrung Marias 144, 491. Vgl. auch die folgende Anmerkung.

99 Graus, Volk 448 f. Vgl. auch Speigl 296 ff. S. ferner die vorhergeh. Anm.
100 Weber, M. Grundriß III 1. Halbbd. 241 ff. Vgl. auch Graus, Volk 40. Dort weitere Literatur
101 Epiphan. adv. haer. 2,30. Eurip. Bacch. 142. Pausan. 6,26,2. Harnack, Mission und Ausbreitung I 237. Bousset, Kyrios Christos 62. Greßmann, Tod und Auferstehung 22 ff. Bauer, Das Johannesevangelium 44. Wilamowitz-Moellendorf 68. Otto 90 ff. Dibelius, Formgeschichte 99. Leipoldt, Von Epidauros bis Lourdes 38 f
102 Donin VI 360. Graus, Volk 40
103 August. de civ. dei 22. Lecky I 330. Troeltsch, Augustin 9. Kötting, Peregrinatio 264 f. Kawerau, Geschichte der alten Kirche 202. Andresen, Die Kirchen 519
104 Kirchl. Erlasse, in: Archiv f. kath. Kirchenrecht 507 f. Naegle II 297
105 Büchner, Kraft und Stoff 36. Schopenhauer, S. W. 1873 f. VI 411, 422. Vgl. etwa Brunsmann I 182 f. Th. Specht 87 f.
106 Spinoza und Bayle zit. nach v. Schmid, Apologetik 267, 325. G. E. Lessing, Vom Erweis des Geistes und der Kraft, in: Gesammelte Werke, hg. v. P. Rilla VIII
107 Harnack, Lehrbuch der Dogmengeschichte I 3. A. 63. Zit. nach v. Schmid, Apologetik 296. Ferner Daecke, Wunder 91. Bultmann, Zur Frage des Wunders 214 ff
108 Daecke, Wunder 91 f. Vgl. auch ders. in: Mein Gottesbild, Eine Anthologie, München 1990 25 ff, bes. 30 (Ich empfehle in diesem überwiegend konservativen bis erzreaktionären Sammelband, in dem Johannes Paul II. und ich Koautoren sind, vor allem zur Lektüre die Essays von Horst Herrmann, Kein Vater, keine Liebe 141 ff, und von meinem Freund Klaus Katzenberger, Mit Krawatte im All. Ein Götterbild aus lauter Fetzen 186 ff)
109 Strauß, Die christliche Glaubenslehre I 240. Renan, Leben Jesu 43 f
110 Holbach, zit. nach Hoehl 132. Schelling, Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums, Sämtl. Werke 1803 1. Abt. V 302. v. Ségur 192
111 v. Schmid, Apologetik 247. Peters 61. Faßbinder Heft 9, 519. Specht/Bauer s. Th. Specht, 96
112 Brunsmann 204 ff. Zwettler 131
113 Justin. apol. 1,26; 56. Iren. adv. haer. 2,31,2; 2,32,3 ff. August. de trinit. 3,9 f; 3,19. civ. dei 10,10; 10,12. Vgl. auch 10,17 f. Dannenbauer I 176
114 Vgl. auch Strauß, Die christliche Glaubenslehre I 224 f. Brunsmann 181

2. Reliquienbetrug

115 Pfister 618 f
116 LThK VIII 1963, 1220
117 Kötting, Peregrinatio 331, 341
118 LThK VIII 1963, 1216. v. Glasenapp, Glaube und Ritus 103. Heiler, Erscheinungsformen 431 f. Vgl. 230, 312
119 LThK VIII 1963, 1216. v. Glasenapp, Glaube und Ritus 103 f. Heiler, Erscheinungsformen 431 f
120 4. Mos. 19,11 ff. Wetzer/Welte IX 198. LThK VIII 808. Glasenapp, Glaube und Ritus 104
121 Pfister 377 ff, 385 ff, 397, 623 ff
122 Diod. 11,38; 11,53; 11,66; 16,20. Plut. Dion. 46. Herod. 5,47. Pfister 417 ff, 579 ff
123 Pfister 401 ff, 445 ff. Kötting, Der frühchristliche Reliquienkult 10 ff
124 Pfister 423 ff, 429 ff, 527. Vgl.

321 ff. Kötting, Der frühchristliche Reliquienkult 13 ff
125 Pfister 188 ff, 433 ff
126 Ebd. 439 ff. Heinzelmann, Translationsberichte 18 f
127 Pfister 510 ff
128 Ebd. 489 ff
129 Basil, hom. in Ps. 115. Pfister 527 ff, 610 ff
130 Pfister 324, 443 f, 534. Die Ausnahmen: körperliche Reliquien außerhalb des Grabes: ebd. II 423 ff. Greßmann, Tod und Auferstehung 10
131 Mt. 9,20 ff. Apg. 5,15; 19,11 f. Wetzer/Welte IX 198. LThK 1.A. VIII 808
132 Für Wetzer/Welte IX 198 beginnt der Reliquienkult mit Ignatius von Antiochien. Pfister 323, 429 ff. Kötting, Peregrinatio 325. Ders. Reliquienverehrung 321 f.
133 Kyrill v. Jerusal. Catech. 18,16. Basil. hom. in Ps. 115. Belege bei Pfister 609 ff
134 Lexikon der Ikonographie III 538. LThK VIII 1963, 1217. Pfister 323, 617
135 Prudent. Peristeph. II (PL 60, 294 ff) V 555 f (PL 60,410). Wetzer/Welte IX 197. LThK 1.A. VIII 807 ff. Rauch, Lexikon 1030. Kötting, Reliquienverehrung 329 ff. Heinzelmann, Translationsberichte, 17
136 Lucius 405 f
137 Beleghinweise in Lexikon der Ikonographie III 538. Kötting, Reliquienverehrung 325. Ders. Der frühchristliche Reliquienkult 15 ff
138 Sozom. h. e. 5,19,12 f (PG 67, 1275 f). Herzog, Der Kampf um den Kult 117 ff. Kötting, Reliquienverehrung 324, 328
139 Theodor. 15 f; 21. Hieron. Contra Vigil. c. 5. Sozom. 7,21; 7,29. August civ. dei 22,8. Euagr. h. e. 1,13; Cassian. Collat. 6,1. Gregor Tur. Vita Patr. 13,3. Lexikon der Ikonographie III 539. LThK VIII 1963, 1221. Heinzelmann, Translationsberichte 63 f
140 Hieron. Vit. Hilar. 46. Greg. Tur. Hist. Franc. 1,48. Sozom. 3,14 Stockmeier, Johannes Chrysostomus 143
141 Außer I 431 ff. vgl. auch Ambr. ep. 22. Mart. Polyk. 13,2. Pontius, Vita Cypr. 16,6. Wetzer/Welte IX 200 (hier Ambros.-Zit.). Kötting, Reliquienverehrung 325 Anm. 26. Leipoldt, Von Epidauros bis Lourdes 98
142 Ambros. ep. 22. Moreau in LThK 1. A. X 624 f. Ewig, Spätant. und fränk. Gallien 293 ff. Clévenot, Der Triumph 80 f. Heinzelmann, Translationsberichte 27
143 Clévenot, Der Triumph 81
144 Die Quellenangaben bei Wetzer/Welte IX 200
145 Johannes v. Damaskus, de fide orthodoxa 4,15 (PG 94, 1165A). Altaner/Stuiber 526
146 Fichtinger 38. Donin VI 279 ff. Maschek 583 f. Kötting, Peregrinatio 411
147 Sulpic. Sever. Dial. 3,3 (CSEL 1, 200). Anonym. Piac. c. 20 (CSEL 39,172). LThK 1. A. III 202 f. Altaner/Stuiber 231. Lucius 214 ff. Kötting, Peregrinatio 225 f, 405 f
148 Greg. Tur. in gloria mart. 30. Vit. patr. 8,11. Lexikon der Ikonographie III 538 f. LThK 1.A. I 294 ff. Wieland 74 ff. Kirsch/Klauser 335 ff. Kötting, Reliquienverehrung 325. Ders. Peregrinatio 331 f. Heinzelmann, Translationsberichte 26 f
149 Hormisdas ep. 77 (Coll. Avell. 218). Avitus v. Vienne ep. 27 (MGH Auct. antiqu. 6,2,59). LThK III 1959, 1170. Kötting, Peregrinatio 239 ff

150 Holzmann, König Heinrich I. 62 ff. Heinzelmann, Translationsberichte 24 f, 35 ff, 68 f
151 Lucius 205 ff. Kötting, Peregrinatio 332
152 Greg. Tur. in gloria confess. 78 (MGH Script. rer. Merov. I/2,346)
153 Greg. Nyssa, hom. in XL mart. (PG 46,784). Prudent. Peristeph. 5,341 f (PL 60, 398) Athan. Vita Anton. 90 (PG 26, 969) Heinzelmann, Translationsberichte 18 f
154 Maxim. Tur. hom. 81. Greg. Tur. Hist. Franc. 6,27 (MGH SS rer. Mer. 1,266). Dölger, F. J., Das Kultvergehen 245 ff. Kötting, Peregrinatio 332 f
155 Cod. Theod. 9,17,7. Nov. Valentin. 23. Greg. I. ep. 4,30. LThK 1. A. VIII 808. Ebd. VIII 1963, 1219 f. Lucius 191. Schlesinger, Kirchengeschichte II 459. Leipoldt, Von Epidauros bis Lourdes 95 ff. Kötting, Peregrinatio 334. Heinzelmann, Translationsberichte 39 ff
156 LThK VIII 1963, 1220. Kötting, Reliquienverehrung 326 f
157 Greg. Tur. in glor. mart. 13 (MGH Script. rer. Merov. I/2, 47 f). LThK VIII 1963, 1219. Heinzelmann, Translationsberichte 21 f
158 Victric. de laude sanct. 6. August. de opere mon. 28,36. Greg. Tur. in glor. mart. 46 (MGH, Script. rer. Merov. I/2, 69). Kötting, Peregrinatio 341. Ders. Reliquienverehrung 324. Heinzelmann, Reliquientranslationen 22
159 Alle Quellenhinweise bei Kötting, Reliquienverehrung 327 f. S. auch ders. Peregrinatio 335, 340 f. Lucius 183. Pfister 431. Heinzelmann, Translationsberichte 20 ff
160 dtv Lexikon Bd. 13, 316 f. Kühner, Lexikon 40. Fichtinger 297 f. LThK 1. A. VIII 809. Theiner I 215 f. Trede 206. Kötting, Peregrinatio 341. Reliquienverehrung 323 f, 331 f
161 Greg. Tur. Hist. Franc. 3,29. LThK 1.A. X 636 f. Pfister, Reliquienkult 213 f, 322
162 Mk. 6,3. Tert. Carne Chr. 7. Orig. hom. 17 in Luc. Chrysost. hom. 21,1 in Joh. hom. 24,1 in Matth. Vgl. auch hom. 44. Theod. Lect. h. e. 1,1 (PG 86,1,165A). Lucius 420, 470 ff. Drews, Die Marienmythe 159. Kötting, Peregrinatio 295. Schneider, Geistesgeschichte I 243 Anm. 1; II 226
163 August. de trinit. 8,5. Lexikon der Ikonographie III 155 ff. Lucius 468 ff. Vgl. zu Maria als Kriegsgöttin vor allem: Höcht, Maria rettet das Abendland. Es ist das perverseste, verrückteste Buch das mir in der kirchengeschichtlichen Literatur des 20. Jahrhunderts bekannt geworden ist. S. auch ders. Fatima und Pius XII. Etwas ausführlicher: Deschner, Das Kreuz 396 ff
164 Anonym. Piacenza 20 (CSEL 39,173). Lexikon der Ikonographie III 544. Lucius 467 f mit vielen Quellenbelegen. Kötting, Peregrinatio 101. Vgl. auch die folg. Anm.
165 Beissel, Geschichte der Verehrung Marias 132 f. Hoensbroech, 14 Jahre Jesuit II 318 f. Pfliegler 194. Leipoldt, Von Epidauraos bis Lourdes 167 ff, bes. 169. H. Bornkamm, Kurfürst Friedrich d. Weise 80 f
166 Drews, Die Marienmythe 181
167 Mt. 2,13 ff. Pfister 324 ff und 398 Berichtigung zu S. 256
168 Pfister 353 ff
169 Kötting, Reliquienverehr. 324 f
170 Hieron, ep. 109,1. Wetzer/Welte I 132, II 572 ff, IX 201. LThK 1.A. I 143, II 982, X 607 f. Kötting, Peregrinatio 334 f.

171 Conc. Trident. Sess. XXV de invoc. et venerat. Ss. Zu Verordnungen gegen «Mißbräuche» vgl. Conc. Lateran IV c. 62 (a. 1215). CIC can. 1283, § 1; 1285, § 2. Wetzer/Welte IX 203

172 Maxim. v. Turin, hom. 81 (PL 57,428 B). Kötting, Peregrinatio 331 ff

3. KAPITEL
Wallfahrtsschwindel

1 Kötting, Peregrinatio 102

2 Steinmann 231

3 Wetzer/Welte XI 794 f. Pauly V 1347 f. Bertholet 633. Vgl. auch 226. LThK 1.A. X 735 f. Kötting, Peregrinatio 12 ff, 32 ff, 57 ff, 69 ff, 316

4 Rahner, Pompa diaboli 239 ff. Kötting, Peregrinatio 386 ff

5 Mt. 5,33 ff. Paulin. v. Nola, carm. 20,67 ff. Kötting, Gelübde RAC IX 1081 ff. Ders. Peregrinatio 324 f

6 Greg. Tur. Vit. patr. 6,2 (MG Script. rer. Merov. I 681). LThK 1.A. X nach S. 700. Rouse 187 ff. Herzog, Die Wunderheilungen 52 ff, 126 ff. Kötting, Peregrinatio 298 ff

7 Joseph. Bell. Jud. 5,13,6. Aristophan. Wolken 599. J. Sauer in LThK 1.A. X nach S. 700 mit zahlreichen Quellenhinweisen. Weinreich 118

8 Aristoph. Plutos 406 ff. Ovid. met. 15,628 ff. Plut. Perikles 13. dtv-Lexikon Religion II 12 ff. Bertholet 271 f. LThK 1.A. V 405 f. Weinreich 76 ff. 110 ff. Wittmann, Kosmas und Damian 22 f.

9 Altaner/Stuiber 520 f. LThK 1.A. V 405 f. Kötting, Peregrinatio 215, 328 u. 396 f. Wittmann, Kosmas und Damian 23 f.

10 Bertholet 334 ff, 543 ff. LThK 1.A. X 736. Heiler, Erscheinungsformen 143. Zum Ganzen v. Glasenapp, Heilige Stätten

11 Pauly V 1347. Croon 1203 ff.

12 Orig. c. Cels. 3,24. Philostr. Vita Apoll. 1,7. Croon 1216, 1221. Weinreich 1, 14, 89, 111, 197. Lucius 253 ff. Geffcken, Der Ausgang 102 Anm. 97. Herzog, Die Wunderheilungen 46 ff, 71 ff. Schneider, Geistesgeschichte I 55 f. Dort auch Quellenbelege. Vgl. auch Deschner, Hahn 69 f

13 Just. apol. 1,22. Arnob. nat. 1,48 ff. Zahlreiche Beleghinweise bei Croon 1221 ff

14 Croon 1206 f, 1215 f. Kötting, Peregrinatio 13, 20 ff, 32

15 RAC 1962 V 531 ff mit zahlreichen Literaturangaben. Croon 1205 ff. Pauly II 303 ff mit weiterer Literatur. Kötting, Peregrinatio 15 ff mit vielen Beleghinweisen. Vgl. auch 47, 315 Anm. 3, 320

16 RAC 1962, V 532 ff. Pauly II 303 ff. Kötting, Peregrinatio 20 ff

17 RAC 1962 V 336 ff. Vgl. auch Anm. 16

18 Plut. Sulla 12,3; Pomp. 24,5. Pausan. 9,7,5. Diodor. 38,7. Appian 12,54. RAC 1962 V 533, 538. Pauly II 304. Kötting, Peregrinatio 32

19 Pausan. 2,4,6; 3,14,5; 7,21,13; 9,24,1. Croon 1217 ff. dtv-Lexikon der Antike, Religion II 233; dort weitere Literatur. Weinel, Die Stellung des Urchristentums 20 ff. Heitmüller 71. Pfannmüller 57 ff. Deissmann, Licht vom Osten 311 f. Bousset, Kyrios Christos 240 ff. Staerk 130 ff. Nestle, Griechische Religiosität 38 f. Vgl. auch Deschner, Hahn 381 f

20 Die Artemis Ephesia hieß «Gebetserhörerin», «Retterin», der Mai wurde, wie später im Marienkult, als ihr Monat besonders

gefeiert. Sogar ihre vom Himmel gefallenen Bilder gingen dann im Glauben an die vom Himmel gefallenen Marienbilder in den Katholizismus über. «Alle Welt weiß», schrieb stolz der Stadtschreiber von Ephesus, «daß Ephesus die Tempelhüterin der Artemis und ihres vom Himmel gefallenen Bildes ist». Apul. Met. 11,2; 11,25. Juvenal 12,88. Tibull 1,3,27. Trede 114. Spiegelberg 94 ff, bes. 97. Norden, Die Geburt des Kindes 76 ff, 112 ff. Drews, Die Marienmythe 119 ff, 155 ff. Nestle, Griechische Religiosität 39 ff. Wittmann, Das Isisbuch 9 ff, 15 ff, 29 f, 94, 130 ff. Hyde, Paganism 54. Lehmann/Hass 213 f. Leipoldt, Der soziale Gedanke 18 f. Ders. Die Frau 9. Ders. Von Epidauros bis Lourdes 157 ff. Kötting, Peregrinatio 46. Schneider, Geistesgeschichte I 3, 186, 239 ff, II 116, 226. Vgl. auch Deschner, Hahn 360 ff, bes. 365 ff

21 Pausan. 4,31. Kötting, Peregrinatio 46 ff. Clévenot, Von Jerusalem nach Rom 114 f

22 1. Sam. 1,3 ff. Amos 2,7 f; 4,4; 5,5. Kötting, Peregrinatio 58 ff

23 Ps. 121,1. Lk. 2,41. Philon, de specialibus leg. 1,66 ff. Peregrin. Aether c. 30 ff. Bertholet 633 f. LThK 1.A. X 736. Kötting, Peregrinatio 59 ff, 325

24 Philon, de special. leg. 1,66 ff. Flav. Joseph. bello iudaico 6,9,3. Kötting, Peregrinatio 59 ff. Vgl. auch Kriminalgeschichte I 102 f mit den dazugehörigen Quellen- und Literaturhinweisen

25 Orig. c. Cels. 1,51. Euseb. h. e. 11,2. Hieron. vir. ill. 62, Altaner/Stuiber 244. LThK 1. A. X 736. Kötting, Peregrin. 84 ff, 90, 325

26 Apg. 5,15 f; 19,12. Kötting, Peregrinatio 294

27 Euseb. h. e. 6,11,2. LThK 1. A. I 238

28 A. E. Mader in LThK 1. A. V 661. Kötting, Peregrinatio 89 ff

29 Lexikon der Ikonographie III 541 f. Pfister 368 ff

30 Euseb. V. C. 3,25 ff. LThK 1. A. IV 847, 943 f, VI 252 ff, X 736. Donin IV 513 ff. Hümmeler 399 f. Schamoni 76

31 Euseb. V. C. 3,43. Socrat. h. e. 1,17. Rufin h. e. 1,8. Ambros. de obitu Theod. 34. Paulin v. Nola ep. 31,4 ff. LThK 1. A. VI 252 f, 813, Bertholet 325. Kraft 160 ff. Donin IV 515 f

32 Kyrill v. Jerus. cat. 4,10; 10,19; 13,4; 17,16. LThK 1. A. VI 253 f. Altaner/Stuiber 499 f. Hümmeler 395 f

33 Kyrill cat. 4,10; 10,19. Paulin. v. Nola ep. 31,6. Lucius 165. Stoll 683 ff. Hartmann, Kirche und Sexualität 111 f. Heiler, Der Katholizismus 169. Taylor, Sex in History 42 f. Kötting, Peregrinatio, 295, 335. Ronner 233 f. Ausführlich zur Vorhautmystik, Vorhautproblemen etc. mit vielen Literaturhinweisen: Deschner, Das Kreuz 118 ff

34 Clemèn 193 ff

35 Birgitta, Revelationes 4,112. Clemen ebd.

36 Clemen ebd. Kühner, Lexikon 135 ff

37 Keller, Reclams Lexikon 245. Kötting, Peregrinatio, 92, 100 f, 173, 406

38 Peregrinatio Aetheriae 37,2. Baumstark 92 ff

39 Bludau, Pilgerreise 215 f. Steinmann 231

40 Vgl. Peregr. Aeth. 44,16; 47,11; 58,31; 62,5; 65,29 u. a. Altaner/Stuiber 245. Bludau, Pilgerreise 1 ff, 215 ff, 232 ff, 245 ff, 286

41 Peregr. Aeth. 42,2; 48,26; 65,11 ff.

Bludau, Pilgerreise 218 f. Kötting, Peregrinatio 105

42 2. Mos. 34,1 ff. Peregr. Aeth. 38,2; 38,6 ff; 42,15; 42,27; 43,23 ff. Bludau, Pilgerreise 9 ff

43 Peregr. Aeth. 53,19 ff

44 Ebd. 12,6; 54,22 ff. Anonym. Piac. 15 (CSEL 39,169). Altaner/Stuiber 245. Bludau, Pilgerreise 24 f

45 Peregr. Aeth. 41,21 ff; 42,26 ff; 56,26 ff; 58,4 ff; 64,9 ff; 65,13 ff; 68,8 ff

46 Pausan. 10,5,2. Hieron. ep. 108,9. Itinerarium Burdig. 589 ff, 592. Peregr. Aeth. 37,1. Anonym. Piacenza 22 (CSEL 39,174). van der Leeuw 36. Kötting, Peregrinatio 92, 98. Clévenot, Der Triumph 17 ff

47 Anonym. Piac. 9; 22. Kötting, Peregrinatio 98 ff

48 Vgl. Lk. 24,36 ff, bes. 24,51 (auch 23,43) mit Apg. 1,1 ff und Lk. 24,50 mit Apg. 1,12. Just. apol. 1,21. Itiner. Burdig. 595 (CSEL 39,23). Menzel II 248 Anm. 3. Heinz-Mohr 131 ff. Pfister 326. Bertram 204 f. Lohmeyer, Galiläa und Jerusalem 99. Grundmann, Das Problem 46 f. Werner, Die Entstehung 99. Trillhaas 67 f. Kötting, Peregrinatio 93, 99. Conzelmann, Die Mitte der Zeit 79. Clévenot, Der Triumph 22 f.

49 Lucius 168, 193. Toldo 338 f. Kötting, Peregrinatio 102, 406. Maschek 261 f

50 August. civ. dei 22,8. Sulpic. Sever. Chron. 2,33,7 f. Kötting, Peregrinatio 406 f

51 Kötting ebd. 105

52 Homer, Hymnen an Hermes 21. Kallimachos, Hymnen an Zeus 48. Anonym. Piac. 29 (CSEL 39,178). Lexikon der Ikonographie III 545. Drews, Die Marienmythe 102 ff. Schneider, Geistesgeschichte I 49 f, II 112

53 Anonym. Piac. 5 (CSEL 39,161 f). Klameth 1 ff. Kötting, Peregrinatio 103

54 Sozom. h. e. 5,21. Sophron. Mir 46 (PG 87,3,3597 B/C). Hieron. ep. 46; 108,13. Peregr. Aeth. 15. Theodosius 2; 20 (CSEL 39,137; 39,145). Anonym. Piac. 7 f; 12; 24; 28; 46. LThK 1.A. V 461 ff, bes. 463. Kötting, Peregrinatio 106 ff, 112, 408. Bronder, Christentum 65

55 Heinz-Mohr 301. Kötting, Peregrinatio 318 f mit einer Reihe von Quellenhinweisen

56 Kötting ebd. 109, 295, 403

57 Greg.Tur. in glor. mart. 6 (MGH SS rer. Mer. 1,492). Kötting, Peregrinatio 403 ff mit vielen Quellen- und Literaturhinweisen

58 Kötting ebd. 103 f

59 1. Mos. 25,7. Vgl. Mt. 1,16 mit Lk. 3,24. Ambros. Expos. Ev. Lc. 10,114. Basil. Comm. in Is. 5,1 (PG 30,2,348). Hieron, ep. 46,3. Cornfeld/Botterweck V 1097 ff, bes. 1100 u. 1109. Clévenot, Der Triumph 23

60 Itiner. Burdig. 599. Sozom. h. e. 2,4 (PG 67,944 AC). Altaner/Stuiber 227

61 Itiner. Burdig. 585, 588, 596, 598. LThK 1.A. X 1024. Clévenot, Der Triumph 23

62 Joh. Chrysost. hom. ad pop. Ant. 5,1 (PG 49,69). Vgl. hom. 16,5 in 1. Kor. u. hom. 28,3 in 1. Kor. (PG 61,157; 237). Itiner. Burdigal. 587; 598. Kötting, Peregrinatio 106

63 Kötting, Peregrinatio 93

64 Hieron. ep. 58,4

65 Trede 89 ff. Wetter 83. Kötting, Peregrinatio 297 f

66 Vgl. etwa Philostr. vita Apoll. 1,6; 1,19; 3,41; 4,19 f; 4,45; 5,22; 7,10; 8,30 u.a. Pauly IV 625. Wetter 14 f. Nestle, Griechische Religiosität 123 ff. Geffcken, Das Christentum 20 f. Fiebig, Die Umwelt 49 f

67 Kötting, Peregrinatio 298 ff
68 Lacarrière 113 f, 121 ff, 143
69 Ebd. 109 f, 118 f. Kötting, Peregrinatio 188
70 LThK 1.A. V 261. Lacarrière 106, 185 ff
71 LThK 1.A. IX 871. Lacarrière 191. Kötting, Peregrinatio 301 f
72 Cumot 138. Rothes 400. H. D. Betz, Lukian 14. Zum Ganzen: F. J. Dölger, Ichthys, das Fischsymbol in frühchristlicher Zeit 1922 ff
73 Lukian, de dea Syria 28. Bertholet 352. Kötting, Peregrinatio 116 ff gibt «einige Ähnlichkeiten» zu, bestreitet aber mit fadenscheiniger Begründung eine Abhängigkeit. Lacarrière 190 f
74 Syr. Vita c. 27 ff, c. 97. LThK 1.A. IX 566 f. Lacarrière 189 f
75 Theodor. hist. rel. 26,14; 26,23 f. LThK 1.A. IX 567. Kötting, Peregrinatio 116. Lacarrière 191 f, 196
76 Kyr. v. Scythop. Vita Euthymii 30. Lacarrière 191 f
77 Syr. Vita 31 f; 49; 93; 98 f. Vgl. Mk. 7,33 f; 8,22 ff; Jh. 9,6 ff. Apg. 5,15; 19,12. Theodor. hist. rel. 26,11 f
78 Theodor. ebd. Kötting, Peregrinatio 407 f
79 Vita Anton. c. 22. Theodor. hist. rel. 26,19. Euagr. Schol. h. e. 1,14 (PG 86,2,2460 f); 6,21 (PG 86,2,2873 ff). Sophron. Mir. 34 (PG 87,3,3537 C). Kötting, Peregrinatio 122 f. Schneider, Geistesgeschichte I 665 Anm. 1. Sehr ausführlich zur Diffamierung der Frau im Christentum, Deschner, Das Kreuz 205 ff
80 Theodor. hist. rel. 26,11. h. e. 26,21
81 Theodor. hist. rel. 26. Syr. Vita 55 f; 103; 108 f. LThK 1.A. IX 567. Kötting, Peregrinatio 120 ff. Lucius 400 f. Lacarrière 192
82 Augustin. civ. dei 5,26. Greg.Tur. Hist. Franc. 5,14. Kötting, Peregrinatio 319
83 Syr. Vita 97
84 Ebd. 102; 107; 124 ff; 136. Kötting, Peregrinatio 114 ff, 123 ff
85 LThK 1. A. I 329; III 148 f; IX 567 f. Lietzmann, Byzantinische Legenden 1 ff. Kötting, Peregrinatio 114 f, 221 f. Lacarrière 193 ff. Vgl. das Kapitel über Daniel bei Clévenot, Der Triumph 184 ff, bes. 188
86 Altaner/Stuiber 241 f. Lacarrière 195. Noch eine Abart des Säulenheiligenwesens sei erwähnt, das freilich viel seltenere Dendritentum (von dendros, Baum). Die Dendriten lebten dabei, von Anfang an vor den Unbilden der Witterung geschützter, «in einem Baum mit schattigem Laub», wie es in einem «Gedicht über die Mönche» eines Bischofs namens Georgius heißt, «der sie mit seinen Früchten und Blättern nährt. Mehrere sind hinaufgestiegen, um dort alle Tage ihres Lebens zu verbringen, und sie werden hin- und hergeworfen durch die Heftigkeit der Winde».
David von Thessalonike, einer der berühmtesten dieser christlichen Asketen, lebte im 6. Jahrhundert in einem Klosterhof bei Thessalonike drei Jahre auf einem Mandelbaum. Ein anderer Dendrit hatte sich in einer großen Zypresse bei Apamea eingenistet und führte dort unentwegte Kämpfe mit dem Teufel, der ihn oft vom Baum hinunterwarf. Deshalb band der Mann seinen Fuß mit einer Eisenkette am Baum fest und hing dann stets, vom Satan zwar gestürzt, aber ohne den Boden zu berühren, kopfunter vom Baum, bis ihn die dort lebenden Dorfleute wieder auf seinen Platz hinaufhoben. Da

er aber nicht mehr menschlicher Hilfe bedürftig sein wollte, bat er Gott um Abhilfe. «Und so geschah es», berichtet eine altsyrische Chronik aus dem Kloster von Mar Maron bei Apamea. «Jedesmal wenn der Widersacher ihn hinunterstürzte, stieg ein Engel vom Himmel hernieder und hob ihn auf seinen Platz zurück.» Jacques Lacarrière sieht «die tiefere Bedeutung dieser Askese» darin, jede Berührung mit einer für sterbend und verdammt gehaltenen Welt zu vermeiden, um zwischen den Zweigen und im Wind «das unbeschwerte Leben eines Vogels zu führen, eines Vogels, der trunken ist vom Himmel und von Gott». Ganz schön verrückt. Und vom unbeschwerten Leben eines Vogels kann ja wohl kaum die Rede sein, wenn man jahrelang nahezu unbeweglich auf einem Baum hockt, mag man nun mit einer Eisenkette angebunden sein oder nicht, herunterfallen oder nicht, von Menschen hochgehoben werden oder von Engelhand. Auch erhebt sich die Frage, ob Leute, die zu solchen Verrückten nicht nur aus Neugierde, Schaulust eilen, sondern um sie zu verehren, bewundern, ausgerechnet von ihnen Hilfe zu erflehen und dafür auch noch zu zahlen, wie arm immer sie selbst sein mögen, ob solche Leute nicht fast ebenso verrückt oder noch verrückter sind, ganz zu schweigen von jenen, die heute noch ergriffen darüber berichten. Lacarrière 196 ff.

87 Gaudent. Tract. 17,14 f (CSEL 68,144 f). Theodosius, de situ terrae sanct. 15 (CSEL 39,144,12 f). Kötting, Peregrinatio 138 f

88 Kötting, Peregrinatio 138, 183 ff, 295

89 Holzhey in LThK 1. A. X 28 ff

90 Tert. bapt. 17. Wetzer/Welte X 835. Kühner, Lexikon 32. LThK 1.A. I 565, IV 356, X 28 ff. Altaner/Stuiber 136 f. Rolffs 192 ff. Donin V 235 ff

91 Basil. v. Seleuk. vita Thecl. 1 (PG 85,557 a ff). Altaner/Stuiber 335. Kötting, Peregrinatio 140 ff

92 Peregr. Aeth. 22,2 ff. Epiphan. haer. 79,5 (PG 42,748). Kötting, Peregrinatio 140 ff, 155 ff, 382 ff mit vielen Quellenhinweisen

93 Kötting ebd. 141, 154 f mit den Quellenhinweisen

94 Weinreich 120 f. Vgl. 46, 125 ff, Die Quellenhinweise bei Kötting, Peregrinatio 155 f. Vgl. auch 144 f, bes. Anm. 330, 294 f

95 Simeon Syr. Vita c. 67; 97. Anonym. Piac. 18 (CSEL 39,171). J. Sauer, LThK 1.A. X nach 700 mit vielen Quellen- und Literaturhinweisen. Kötting, Peregrinatio 401 f, 409 f

96 Greg. Tur. in glor. mart. 15; de virt. S. Martini 1,11; 1,18. Kötting, Peregrinatio 399 f

97 Lukian de dea Syr. c. 41. Basil v. Seleuk., Vita Thecl. 2,8 (PG 85,577 B). Sophron. Mir. 49 (PG 87,3,3605 A/B). Kötting, Peregrinatio 400 f.

98 Greg. Tur., de virt. S. Juliani 31. Kötting, Peregrinatio 401

99 Die Quellenhinweise bei Kötting, Peregrinatio 153 f, 156

100 Beissel, Geschichte der Verehrung Marias 144 f

101 LThL 1. A. II 31. Kraft 115. Altaner/Stuiber 335

102 Zit. nach Kötting, Peregrinatio 151

103 Ebd. 151 ff, 391 f mit vielen Quellenhinweisen

104 Die Quellenhinweise ebd. 154

105 Ebd. 316 ff

106 Ebd. 317 f, 321

107 Ebd. 321

108 Basil. Seleuk. vita Thecl. 2,9; 2,18. Sophron. Mir. 38. Herzog, Wunderheilungen 80. Kötting, Peregrinatio 321 f.
109 Sozom. h. e. 2,3 (PG 67,940 f). August. civ. dei 22 (CSEL 40,2,607). Altaner/Stuiber 227. Kötting, Peregrinatio 316
110 LThK 1. A. VII 77 ff
111 LThK 1. A. VII 77 f. Kötting, Peregrinatio 198 ff. Schneider, Geistesgeschichte I 707 f. Andresen, Die Kirchen 500 f
112 August. civ. dei 22,8. Anonym. Piac. 18. Miracula s. Stephani LThK VII 1. A. 78 f. Kötting, Peregrinatio 199 f, 404 f. Andresen, Die Kirchen 500 f. Vgl. auch die folg. Anm.
113 LThK 1. A. VII 79. Heinz-Mohr 31 f. Kötting, Peregrinatio 198 ff mit vielen Quellenhinweisen. Vgl. auch 410. Andresen, Die Kirchen 500 f
114 LThK 1. A. VII 79 f. Kötting, Peregrinatio 201. Reekmans 325 ff. bes. 338 f
115 Strabo, Geogr. 17. Kötting, Peregrinatio 201 f
116 Epiphan. Brev. expos. fidei 12 (PG 42,804). Kötting, Peregrinatio 202 f
117 Bogaert 870. Kötting, Peregrinatio 203 f
118 Sophron. Laud. Cyri er Ioannis (PG 87,3,3388 ff). Altaner/Stuiber 242, 520 f. Kötting, Peregrinatio 203 ff
119 Kyrill. Oratio 18. Sinthern. Kötting, Peregrinatio 203 ff
120 Kötting, Peregrinatio 201, 207, 210
121 Römisches Martyrologium, Titelblatt u. 63 f
122 Maschek 477 f
123 Kraus, W., Dioskuren 1133 ff. Kötting, Peregrinatio 213 ff mit vielen Literaturhinweisen. Dassmann, Ambrosius 50
124 Wittmann, Kosmas und Damian 32 ff, 48 ff, 76 ff
125 Ebd. 119 ff, 137 ff, 161 ff, 173 ff
126 Kötting, Peregrinatio 241 ff
127 Tert. Scorp. 15; praescr. 36. apologet. 5. Euseb. h. e. 2,22,2 ff. Wetzer/Welte VIII 257. LThK 1. A. VIII 32 f. Keller, Reclams Lexikon 412. Fichtinger 310. Ehrhard, Urkirche 86. Nock, Paulus 112 f. Kötting, Peregrinatio 229. Bradford, Die Reisen 255
128 Fulgent. Vita 13,27 (PL 65,130). Paulin. v. Nola e. 17,1. Altaner/Stuiber 409, 498. Kötting, Peregrinatio 236 ff. Zur großen Bedeutung des Petrus bei Angelsachsen und Franken vgl. Zwölfer 64 ff
129 Leo I. ep. 56; 58 (PL 54,860; 864). Kötting, Peregrinatio 238, 240 ff.
130 August. ep. 29,10. sermo 311,3 ff (PL 38,1414 f). Paulin. ep. 13,11. Greg. Tur. in glor. mart. 93. Kötting, Peregrinatio 236 f, 257 f
131 Prudenr. Peristeph. 11; 14. Geront. Vita Melan. 5. Kirsch, Die Grabstätten 107 ff. Kötting, Peregrinatio 233 ff
132 Kötting, Peregrinatio 232 f, 237 f. Clévenot, Der Triumph 65
133 Kötting, Peregrinatio 239 f. Vgl. 411
134 Greg. Tur. in glor. mart. 27 (MGH SS rer. Mer. 1,504,12 ff). Kötting, Peregrinatio 218 f, 232, 238 ff, 409
135 Fulgent. Vita 13,27 (PL 65,130 D). Sophron. Mir. 35 (PG 87,3,3544 C). Greg Tur. de virt. S. Mart. 3,3; 3,15; 3,36; 4,15. Kötting, Peregrinatio 401 f
136 Freidenker, München, Mai/Juli 1990, 13

4. KAPITEL
Verdummung

1 Tat. or ad Fr. 26,5

2 Tert. de praescr. haer. 7,14. de anima c. 2. Zit. nach Dannenbauer I 111
3 Zit. ebd. I 114
4 Rauch (Hg.) 253
5 H. v. Schubert, Bildung und Erziehung in frühchristlicher Zeit 90 ff
6 Ballauff I 316
7 Vogt, Der Niedergang 403
8 Dannenbauer I 178
9 Blomenkamp 505. Fuchs, H. Bildung 346. Rabbow 161 ff. Marrou 75 ff. Gigon 70
10 Blomenkamp 505. Fuchs, H. Bildung 347 mit Bez. auf Xen. mem. 4,7. dtv-Lexikon 17, 108. Rabbow 109 ff.
11 Blomenkamp 506. Fuchs, H. Bildung 347
12 Blomenkamp 507 ff. Ausführlich und mit einer Fülle von Belegen: Marrou 141 ff
13 Blomenkamp 510 ff. dtv-Lexikon, Philosophie III 216 f. Fuchs, H., Bildung 348 f
14 Blomenkamp 515. Wolf, P., Vom Schulwesen 24 ff. Marrou 321 ff. u. a.
15 Nach Blomenkamp 516 ff mit vielen Beleghinweisen
16 Ebd. 518 ff
17 Apg. 4,13. Fuchs, H., Bildung 350 ff mit einer Fülle von Quellenhinweisen. v. Soden, Christentum und Kultur 8 ff. Campenhausen, Tradition und Leben 216 ff, bes. 219. Dannenbauer I 114. Ausführlicher: Deschner, Hahn 292 ff
18 Athenag. resurr. 25. Blomenkamp 520 ff mit vielen Quellenhinweisen aus dem N. T. und den Kirchenvätern
19 2. Kor. 6,9. 1. Tim. 1,20. Hebr. 12,29. Blomenkamp 521 ff, bes. 524
20 Orig. c. Cels. 3,56. Orig. Psalmen-Komm. 1,3. Joh. Chrysost. in Ephes. hom. 21. in 1. Tim. 9,2 in glor. 85 ff. Hieron. ep. 107,4.9. Basil, Mahnwort an die Jugend 1. Blomenkamp 521 ff mit Quellen- und Literaturhinweisen. Heilmann, Texte I 267. Ballauff I 316
21 Joh. Chrysost., Predigt über das Erdbeben 3. Ballauff 278
22 Blomenkamp 525
23 Ephes. 6,4. Kol. 3,21. Blomenkamp 528 ff mit Quellenhinweisen
24 Ephes. 5,24. 1. Tim. 2,11 ff. August. in Joh. tr. 51,13. Joh. Chrysost. vid. el. 9
25 Tert. cultu fem. 1,1. c. 5 f. virg. vel. 7 f; 11; 17. coron. 14. Zscharnak 16. Bartsch 50. Dannenbauer I 161 ff. Ausführlich: Deschner, Das Kreuz, 18. Kap. Die Diffamierung der Frau 205 ff
26 1. Tim. 2,15. Luther zit. nach Ronner 109. Grisar II 492
27 Clem. Al. strom. 2,139,5. Tert. uxor. 1,5; exh. cast. 12. Ambros. virg. 1,25. Hieron. adv. Helv. 20. Blomenkamp 526 f mit weiteren Quellenhinweisen
28 Vgl. Harnack, Mission und Ausbreitung I 246 f. Ausführlich: Deschner, Hahn 292 ff, 302 ff
29 1. Kor. 1,19 ff. Kol. 3,8. Vgl. auch Kol. 2,18; 2,23. Apg. 17,18. Luegs II 258 f
30 2. Mos. 20,4; 5. Mos. 5,8. Mk. 13,1 f. Mt. 6,33; 24,1 f. Lk. 10,39 ff. 21,5. Lortz I 8. Daniel-Rops, Umwelt Jesu 285 ff. Ausführlicher: Deschner, Hahn 292 ff
31 Vgl. u. a. Jh. 12,31; Apk. 17,15; 18,3; Tit. 3,3; 1. Petr. 1,14; 1,18; 2,1; 4,3; Gal. 6,16; Hebr. 11,9; 11,13; 13,14. Ign. Trall. 3,2. Herm. vis. 3,7,2; 4,3,2 ff. 2. Clem. 5,1; 5,5; 6,3 f. Diog. 6,8. Barn. 5,7; 13,6. Arist. apol. 16. Just. Tryph. 119. Ps. Cypr. de pascha computus c. 17
32 Tert. adv. Prax. 3. Bardenhewer I

74 ff, bes. 76. Harnack, Mission und Ausbreitung I 389 Anm. 2. Ballauff 287. Dannenbauer I 110 f, 122

33 Zit. nach Ahlheim, Celsus 20. Clévenot, Die Christen 78

34 v. Boehn 40 f. Struve, T., 542. Hauck, A., I 54. Sternberg 189 f

35 Athan. vita Ant. c. 19. Pallad. Hist. Laus. c. 38. Bened. reg. c. 7: hier allerdings «nur» im Hinblick auf den christlichen Kadavergehorsam. Heussi, Der Ursprung des Mönchtums 221 ff. Nigg, Geheimnis der Mönche 55. Lacarrière 132 f. u. o. Vgl. dazu auch Deschner, Das Kreuz 80 ff

36 Lacarrière 175 ff, bes. 178 ff

37 Pallad. hist. Laus. c. 38. Joh. Clim. scal. par. 24. Altaner/Stuiber 238. Hilpisch passim. Lacarrière 114 f, 120, 123, 144

38 Altaner/Stuiber 241 f. Kraft 309 f. Lacarrière 121, 181 ff

39 Lacarrière 133 f. Robert Amelineau zit. ebd.

40 Vita Ant. c. 1. Lecky II 93. Hertling, Antonius 15 f. Dannenbauer I 154

41 RAC 1950 I 864. Harnack, Das Leben Cyprians 81. List 46 ff, bes. 49. Zum bezweifelbaren Alter: Völter 10 f. Nigg, Geheimnis der Mönche 51 meint allen Ernstes, es «bedarf die Gegenwart eines neuen Antonius»! – Clévenot, Die Christen 178 ff

42 Iren. adv. haer. 1,31. Hippol. ref. omn. haer. 9,11. Harnack, Mission und Ausbreitung I 75. v. Boehn 33. Lietzmann, Geschichte III 102

43 Vgl. dazu auch Ballauff 284 ff

44 1. Kot. 3,19. Hermias 1,2,10. LThK 1. A. IV 993. Altaner/Stuiber 78. Bardenhewer I 325 ff. Krause, Die Stellung 73

45 Ignat. Ant. ad Phil 6,2; ad Magn. 1,2; ad Smyr. 5,1; ad Trall. 4,2; ad Ephes. 11,1; 17 ff; ad Rom. 3; 6,1; 7,1 f. Bardenhewer I 131 ff, bes. 134. Krause, Die Stellung 61 f

46 Theoph. ad Autol. 2,2; 2,8; 2,12; 2,15; 2,33; 3,1 ff; 3,16 f, 3,29. Bardenhewer I 302 ff. Ktause, Die Stellung 70 ff. Ballauff 287

47 Syr. Didasc. c. 2. Altaner/Stuiber 84 f. Krause, Die Stellung (zusammenfassend) 87

48 Krause ebd. 73 f, 86 ff. Campenhausen, Gtiechische Kirchenväter 46. Schneider, Geistesgeschichte I 295 f

49 Min. Fel. Dial. Oct. 1,4 f; 14,2; 23,1 ff; 38,5

50 Tert. apol. 19; 42. praescr. haer. 7. anima 2. Auch Tatian hatte schon die biblischen Schriften für älter erklärt als alle Lehrsätze der Griechen. Ballauff 285. Morgan, The importance 366. Rollfs, Tertullian. Loofs, Dogmengeschichte 166. Heiler, Altkirchliche Autonomie 11. Dannenbauer I 118

51 Tert. pall. 2; praescr. haer. 7; 14. anima 1. spect. 17; 29. apol. 46. Krause, Die Stellung 101, 108. Ballauff 288. Dannenbauer I 111, 119, 364

52 RAC 1950 I 709 ff. Bardenhewer II 517 ff

53 Arnob. advers. nat. 2,5 ff; 2,38 ff; 3,28; 3,32 ff; 4,33 ff; 7,32 ff u. a.

54 Vgl. die entsprechende Zusammenfassung bei Krause, Die Stellung. Ferner Ballauf 288 ff. Weißengruber, Monastische Profanbildung passim, bes. 18

55 Vgl. die Einleitung von Weismann, Kirche und Schauspiele und 197 ff

56 Ebd. u. 104 f. Cramer 105 f

57 Salv. gub. 6,34; 6,37 f. August. serm. 9,5. civ. dei 3,19,34 ff. Vgl. die Einleitung bei Weismann, Kirche und Schauspiele und 104 f, 157, 164 f

58 Tert. spect. 3,3 ff; 20,1 ff. Vgl. auch 2,1; 3,1; 8,10. Arnob. adv. nat. 6,35. August. serm. 88,16,17; 9,3. Weismann, Kirche und Schauspiele 70 ff, 199. Jürgens 191 ff

59 Arnob. adv. nat. 6,35. August. civ. dei 2,4. Cod. Just. 3,12,11. RAC 1950 I 594. van der Nat 749 f. Kraft 293. Altaner/Stuiber 349. Cramer 104 f. Weitere Quellenhinweise bei Weismann, Kirche und Schauspiele 72, Anm. 15. Vgl. auch 197

60 Tat. or. ad Gr. 22,1 ff

61 Lukian, de saltat. Liban, orat. 64. Cypr. Donat. 8. Viele weitere Quellenhinweise bei Weismann, Kirche und Schauspiele 72 ff, 197. Vgl. Mesk 59 ff. Cramer 104

62 August. civ. dei 2,26. Alle anderen und eine Fülle weiterer Quellenhinweise bzw. -belege bei Weismann, Kirche und Schauspiele 94 ff, 197

63 Cod. Theod. 2,8,20; 2,8,23. Viele Belege und Quellenhinweise ebd. 96 ff. Vgl. auch Geffcken, Der Ausgang 179 f. Cramer 104 ff

64 Clem. Al. strom. 7,36,3. Tert. pud. 7,15; spect. 24,3. Syn. Elvira c. 62. 1. Syn. Arelat. c. 4 f. 2. Syn. Carth. c. 63. 3. Syn. Carth. c. 11. 4. Syn. Carth. c. 88. 7. Syn. Carth. c. 2. Apost. Const. 8,47; 8,32. Viele weitere Hinweise und Belege bei Weismann, Kirche und Schauspiele 69 ff, 104 ff. S. auch Cramer 104. Kühner, Lexikon 21

65 Tert. spect. 29,3

66 Ebd. 25,5; 29. Cramer 105

67 Quodvultdeus symb. 1,3 ff. Bardenhewer IV 522

68 Augusr. Tract. Joh. 7,6. civ. dei 2,4,14. ep. 138,14. de ordine 25 f. En. ps. 50,1; 80,23. serm. 9,13. lib. arb. 2,166. Weismann, Kirche und Schauspiele 123 ff, 133 ff, 173, 201 f. Dort viele weitere Quellenhinweise

69 August. en. ps. 39,9; 96,10. Tract. Joh. 7,6. de vera rel. 51,100. de musica 1,4,7; 1,6,11. Weismann, Kirche und Schauspiele 174. F. G. Maier, Augustin 31 ff

70 August. civ. dei 1,32 f; 2,4; 2,8 ff; 2,27,16 ff. Weismann, Kirche und Schauspiele 198

71 Tert. spect. 30

72 Ott, Christliche Aspekte 187 ff

73 Ebd. 189 ff. Zum Prinzipiellen vgl. Lawrence 17 ff

74 Marcuse, Obszön 212. Häring, Gesetz Christi II 456, 470, III 316

75 Vgl. die 12. erweiterte und aktualisierte Neuausgabe meiner Sexualgeschichte des Christentums, Das Kreuz 432 ff, bes. 456. Auch meinen (arg verstümmelten) Artikel im Stern, Nr. 46, 10. Nov. 1988, 21 ff

76 Dannenbauer I 122 ff, 140 ff. Vogt, Der Niedergang 275. Jones, The Social Background 19 ff, 26 ff

77 Fontaine 5 ff

78 Statuta Eccl. Ant. c. 38. Dannenbauer I 113 f. Illmer 8, 59 f.

79 Just. Tryph. 2,1. Apol. 1,46; 1,10. Clem. Al. strom. 1,5,28,3 f. 1,4,27,3 ff; 4,22,136,3 ff; 1,9,44,4 ff. Dannenbauer I 114 ff. Jaeger 28. Ausführlich auch Deschner, Hahn 302 ff

80 August. retr. 1,13,3

81 Dannenbauer I 121, 145. Basil. hom. 22,1; 22,7. Dannenbauer I 121, 145

82 Socrat. h. e. 2,9

83 Euseb. h. e. 5,28,14 f

84 RAC 1976 IX 787. Dannenbauer I 97

85 Tat. or. ad Gr. 17,7 ff, 18,1 ff. Dannenbauer I 118

86 Tat. or. ad Gr. 27,7 ff. Dannenbauer I 147

87 Jürss 393

88 dtv-Lexikon Philosophie II 30 f, 236. Holzhey, Das Bild 177 ff. Prause 34 ff
89 2. Kor. 12,2. Ps. 148,4. Ambros. exam. 1,6; 2,2; 3,2
90 Ambros. hex. 1,6,24; 2,1,3; 2,2,7; 6,2,7 f; off. 1,26,122. de Abrah. 2,11,8. Fid. ad Grat. 1,5,42. Lukaskomm. Proömium 2 f. RAC 1950 I 366. Bardenhewer III 503. Niederhuber XXI. Mesot 103. Dannenbauer I 131, 136 f
91 August. conf. 6,4,5 f. Altaner/Stuiber 412 ff. Bardenhewer III 527. Kellner 31 ff. Dannenbauer I 129, 132 ff. Chadwick, Origenes 152
92 Ambros. exam. 4,5,20. Altaner/Stuiber 381. Kellner 77 ff. Moreschini 118
93 Ambros. exam. 5,19
94 Ebd. Vgl. Bartsch 50
95 Bardenhewer III 509
96 Ambros. exam. 5,20
97 Ambros. ebd. 5,24. RAC 1966 VI 890 ff. Bardenhewer III 508 ff. Niedethuber I 3. Heiler, Etscheinungsformen 89
98 Ambtos. exam. 5,23. Niederhuber 224. Heiler, Erscheinungsformen 208 ff
99 Ambros. ebd. Bardenhewer III 526
100 Ambros. exam. 5,24. Bardenhewer III 509 f
101 Barn. 9,8 f. Vgl. 12,2. Dazu 5. Mos. 33,17. Vgl. etwa auch Hebr. 9,13 ff, 9,18 ff. Tert. adv. Marc. 3,18. Goodsped, A History 34. Dannenbauer I 134 f. Viel ausführlicher über derartige Exegetenkünste: Deschner, Hahn 114 ff
102 Altaner/Stuiber 430
103 August. Tract. in evang. Ioh. 122,8. Altaner/Stuiber 429 ff. Eggersdorfer 166 ff. Dannenbauer I 133. Crombie 17
104 Eine teilweise Aufzählung der Forscher, die seine Unechtheit vertreten, bei Feine-Behm 118 f. Vgl. auch Goguel 74. Schon das Schlußwort des 20. Kapitels zeigt, daß das Evangelium damit schloß
105 Dannenbauer I 141 f, 371. Vgl. 147. K. Holl, Gesammelte Aufsätze 3,94 zit. nach Dannenbauer I 371
106 August. ep. 82. c. Faust. 11,5. de doctr. 1,37,41. civ. dei 21,6. Dannenbauer I 141 f, 147. Lorenz, Wissenschaftslehre 221
107 Altaner/Stuiber 413. Capelle, RAC I 1950, 982 f. Dannenbauer I 93
108 RAC I 1950, 989. Pauly V 1131 ff. dtv-Lexikon Philosophie IV 325 ff. Tusculum Lexikon 267. Altaner/Stuiber 429. Dannenbauer I 95, 97
109 August. civ. dei 21,9,2; 21,16. Holl, Augustins innere Entwicklung 106 f. Dannenbauer I 98 f. Weißengruber, Monastische Profanbildung 12 ff
110 August. ord. 2,9,27. Enchir. 9,3. de trin. 11,1,1. de gen ad litt. 5,16,34. conf. 10,35. Zahlreiche weitere Belege bei van der Nat, Apol. u. patr. Väter, RAC IX 1976, 745. Dannenbauer II 71 f. Lorenz Wissenschaftslehre 51, 245 f
111 August. enarr. in Ps. 118,29,1. conf. 3,4,7. ep. 101,2. Capelle, RAC I 1950, 983 f. Dannenbauer I 143 f. Lorenz, Wissenschaftslehre 51, 245 f. Weißengruber, Monastische Profanbildung 14 f. Maxsein 232 ff. H. Maier, Augustin 87 ff, bes. 92 ff
112 August. civ. dei 22,8. Tract. in Jh. 7,12. Classen 159. Kawerau, Geschichte der alten Kirche 201. Hoevels 291 ff
113 August. de doctr. christ. 2,41. Kraft 94 f. Altaner/Stuiber 430.

Bardenhewer IV 480 f. Opelt, Materialien 64 ff. H. Maier, Augustin 96 ff
114 August. de doctr. Christ. 2,1 ff. serm. 177,2. Dannenbauer I 144 f. Vgl. auch das sehr aufschlußreiche Erziehungsprogramm des Hieronymus ebd. 161
115 Hartmann, Geschichte Italiens I 181. Vogt, Der Niedergang 285. Dannenbauer I 92 ff
116 Denk 88, 93. Buchner, Die Provence 83. Vogt, Der Niedergang 404, 527. Dannenbauer I 95 f. Wolf, P., Vom Schulwesen 53 ff Haarhoff passim, bes. 39 ff
117 Jouassard 501 ff. Altaner/Stuiber 316. Libanios zit. nach Wolf, P., Vom Schulwesen 88. Vgl. 29
118 Dannenbauer I 96, 111
119 Vogt, Der Niedergang 402 ff. Dannenbauer I 96 ff, 147, 178. Wieacker 78 ff. Randers-Pehrson 272 f
120 Denk 197 f. Dannenbauer II 59, 68 ff, 79 ff. Weißengruber, Weltliche Bildung 13 ff. Illmer 150 ff
121 Für Augustin war eine «schola Christi» die Kirche, für Cassian das Kloster. August. serm. 177,2. Cassian, Collationes 3,1 f. Denk 196. Weißengruber, Weltliche Bildung 15 ff. Illmer 11 ff, 27 ff

2. Der Ausbruch des christlichen Geisterwahns

122 Schweizer, Geister 698
123 Heiler, Erscheinungsformen 315
124 Kyrill. Jerus. Myst. Cat. 13,3,36
125 Athan. Vita Anton. 23
126 Rubin 126
127 Luegs I 509 f
128 Ratzinger zit. in Frankfurter Rundschau 24. April 1978, Nr. 85
129 Bertholet 195. Heiler, Erscheinungsformen 476 f
130 Oldenberg 264 ff. Colpe 555 ff. Eisler, Orphisch-dionysische Mysteriengedanken 322
131 Colpe 556 f mit vielen Quellen- und Literaturhinweisen. Heiler, Erscheinungsformen 226
132 Colpe 615 ff
133 Ebd. 565 f. Heiler, Erscheinungsformen 478
134 Maier, J., Geister 579 ff mit einer Fülle von Quellen und Literaturangaben. Heiler, Erscheinungsformen 84. Zu Aussagen der «zwischentestamentarischen Literatur» und ihrem starken Einfluß auf das Christentum vgl. etwa Stockmeier, Glaube und Kultur 160 f
135 Maier, J., Geister 580 ff
136 RAC IX 630 ff. Heiler, Erscheinungsformen 477 f
137 Daniel-Rops, Umwelt Jesu 301 ff
138 Maier, J., Geister 672 ff. S. auch RAC IX 772
139 Maier ebd.
140 Daniel-Rops, Umwelt Jesu 314 ff
141 Maier, J., Geister 674 f
142 van der Nat 718
143 Vgl. etwa Tert. de idolol. 9. Lact. div. inst. 2,15. Chrysost. hom. 21 ad popul. Antioch. Sehr ausführlich: Deschner, Hahn 37 ff, 252 ff, 283 ff, 360 ff, 382 ff. Ferner ders. Der gefälschte Glaube passim
144 RAC IX 624 f, 775, 778
145 Min. Fel. 26,9. Tert. apol. 23,1. an. 1,4 f; 28,5; 41,1. Optat. Mil. 4,6. August. c. Iul. 2,1,3. Kallis, Geister 710. van der Nat 750 f. Schweizer, Geister 698
146 1. Tim 4,1 setzt die «Irrgeister» den «Dämonen» gleich. Auch in der Apk. 16,13 werden die «drei unreinen Geister» als «Teufelsgeister», als «Dämonen» bezeichnet. Mk. 1,23 ff; 1,34; 5,2 ff; 3,11.15.22.30; 6,7.13; 7,25 f. Mt. 8,16.31. Lk. 4,35 f; 4,41; 7,21; 8,2; 8,29 ff

147 Vgl. außet den im Text genannten Stellen noch Mt. 25,41; 8,29. 1. Kor. 6,3. Ferner van der Nat 728

148 Mk. 1,24. Mt. 12,43 ff, 8,29. Lk. 13,11.16. Schweizer, Geister 693 ff

149 Mk. 3,22; 9,16; Mt. 12,22; 17,14 ff; Lk. 9,38; 11,15. Luegs I 155 ff. Zit. 157

150 Mk. 1,23 ff; 1,32 ff; 16,9. Mt. 8,16; 15,22 ff. Lk. 4,33 ff; 8,2 f

151 Mt. 9,32 ff; 12,22; 17,14 ff. Lk. 4,41; 11,14 ff

152 Mk. 5,1 ff. Mt. 8,28 ff. Lk. 8,26 ff. Borchardt, Shelley 206

153 Mk. 3,13 ff; 6,7; 16,17. Mt. 10,1 ff. Lk. 9,1; 10,17. Apg. 5,15 f. 8,7; 19,11 ff. Eph. 2,2

154 Dannenbauer I 55 ff. Heiler, Erscheinungsformen 316. Vgl. auch Anm. 156

155 Frankfurter Rundschau 28. Febr. 1973, 13. und 20. Sept. 1976, 27. Febr. 1978. Süddeutsche Zeitung 25. Juli 1976. Südkurier 13. April 1978

156 Euseb. h. e. 6,43,11. Ausführlich: Harnack, Mission und Ausbreitung I 108 ff mit vielen Belegen. – Lecky I 332

157 Just. 1. apol. 26. Vgl. ebd. 56 u. 58. 2. apol. 1

158 Athan. Vita Ant. c. 69. Euseb. h. e. 5,19,3. RAC IX 786 f. Bauer, Rechtgläubigkeit 1934, 138 f. Vogt, Cyprian 9 ff. Zum Montanismus vgl. Deschner, Hahn 322 ff

159 Vgl. Clévenot, Die Christen 68

160 Ebd. 65

161 Just. apol. 2,6. Dial. 85

162 Tert. apol. 23 f

163 Orig. c. Cels. 4,65. Vgl. auch Synesios bei Tinnefeld, Die frühbyzantinische Gesellschaft 233

164 Harnack, Mission und Ausbreitung I 116 f, 126. Graus, Volk 40

165 Sophron. laud. Cyr. et Joh. (PG 87,3,3627 f). Schneemelcher, Der diakonische Dienst 93

166 Just. apol. 2,4(5); 1,9; 10; 12; 26; 58. Athenag. leg. 23 ff. Clem. Al. strom. 5,10,2. Tert. apol. 22; bapt. 5; anima 3. Lact. div. inst. 2,14. Firm. Mat. err. 13,4; 26,2. Lea III 431. Hansen, Zauberwahn 22 ff. BKV 1913, Bd. 12, S. 89 Anm. 1. Zwetsloot 40 ff

167 Tert. an. 39; 57,4. August. div. daem. 3,7. van der Nat 727 ff, 734 ff mit einer Fülle von Quellenhinweisen

168 Orig. c. Cels. 7,35; 8,30; mart. 45. Lact. inst. 2,14,14. Basil. in Jes. 97. Greg. Nyssa paup. 1. Kallis, Geister 701 ff. mit vielen Quellen- und Literaturhinweisen. van der Nat 720 ff, 734 ff, 746 ff ebenfalls mit vielen Belegen. RAC IX 774 ff, 781 f

169 Joh. Damsc. fid. orth. 4,4 (PG 94, 1108 C). Vgl. auch Just. apol. 2,5(6). Kallis, Geister 706 ff

170 Const. apost. 8,47,79. Syn. Orange (441) c. 15(16). Syn. Orl. (538) c. 24 f. RAC IX 781

171 RAC IX 784 f

172 Ebd. 781 f

173 Athan. vita Ant. c. 8 ff, c. 28. Lucius 350 ff mit zahlreichen Beleghinweisen. Dörries, Die Vita Antonii 171. Schneemelcher, Das Kreuz Christi 381 ff

174 August. conf. 8,6,14 f; 8,12,29

175 August. civ. dei 11,11 ff; 12,1 f; 15,23. Gen. ad litt. 3,10,14 f; 11,2,4 f; 11,16,21; 11,19,26; 11,26,33. en. in ps. 103. c. Iul. 3,26,63

176 civ. dei 2,4; 2,24; 2,29; 4,1; 4,19; 7,33; 8,22. c. Faust. 22,17. ep. 102,18 f. en. in ps. 113; 135,3. Funke 802

177 August. civ. dei 8,15 f; 9,7; 9,20; 21,10; 15,23. enchir. 15,59. ep. 238,2,15. div. daem. 3,7; 4,8. Gen. ad litt. 3,10,14 f; 2,17,37. Vgl. auch 243,5 (PL 38,1145) mit ep.

9,2 f (CSEL 34,1,20 f). van der Nat 730 ff
178 van der Nat 718. Vgl. auch die vorausg. Anm.
179 August. civ. dei 8,14 ff; 8,17 ff; 8,22; 9,2 f; 9,7 ff; 22,8. Dölger, F. J., Beiträge (1964) 7
180 August. ep. 55,20. civ. dei 7,33 ff; 8,12 ff; 15,23; 22,8. Trede 177 f. Wahrmund, Inquisition 7. Kawerau, Geschichte der alten Kirche 197. Windelband 221 f. Selbst dem Katholiken Stockmeier ist Augustins Schrifttum ein Beweis dafür, «wie sehr das frühe Christentum dem dämonisierten Weltbild seiner Zeit verhaftet war»: Glaube und Kultur 165 f
181 RAC IX 787
182 Reicke/Rost 1003 f
183 Tert. de coron. mil 3. ad uxor 2,5. Athanas. c. gent. 1 (PG 25,5 A). Theodor. h. e. 3,3,4. in ps. 22,4; 109,2 (PG 80,1028 B, 1769 B/C). Joh. Chrysost. in Matth. hom. 54,4. Kallis, Geister 713. Dölger, Beiträge (1963) 10 ff, 30 ff, ebd. (1964) 8 f
184 Hippol. K. O. 46,2. Taufe im nackten Zustand fordert noch Kyr. Jerus. cat. 20,2. RAC IX 783, 786, 789. Heiler, Erscheinungsformen 317
185 Heiler ebd. 316 f
186 Ebd. 178 mit weiteren Literaturhinweisen. S. auch RAC IX 782 f
187 Bächtold-Stäubli III 868 ff, V 938 ff. Bertholet 45. RAC IX 781 ff. Andresen, Die Kirchen 440

5. KAPITEL
AUSBEUTUNG
1. DIE KIRCHLICHE PREDIGT

1 Min. Fel. Octav. 36
2 Zit. bei Heimann, Texte III 379
3 Joh. Chrysost. hom. ad 2. Kor. 12,5 f
4 Wieling 1176, 1180
5 Ebd. 1180 ff. Brockmeyer 70 ff, 86 ff. Finley 118 f
6 Wieling 1178, 1182 f. Brockmeyer 88 ff
7 Plin. nat. hist. 18,35. Sen. ep. 89,20. dtv-Lexikon Philosophie III 342 f, IV 183 ff. Wieling 1182 ff. Clausing 236 ff. Lübtow 324 ff. Mommsen VII 357 ff. Tinnefeld, Die frühbyzantinische Gesellschaft 19 f
8 Bogaert 899. H. Schneider, Wirtschaft 93 ff. Finley 56 f
9 Liv. per. 88. Vell. 2,28. Plin. nat. hist. 7,137. Sen. clem. 1,12,2. Orig. c. Cels. 2,30. Euseb. dem. ev. 3,32. Oros. hist. 6,20 ff. Pauly I 744 ff, III 1265, V. 416 ff. dtv-Lexikon, Geschichte I 164 ff, bes. 167; III 229 f. Finley 57. Vgl. zur Augustustheologie auch Deschner, Hahn 85 ff
10 Plin. 13,92. Tac. ann. 13,42. Dio 60,34; 61,10. dtv-Lexikon Philosophie III 343 ff, IV 183 ff. dtv-Lexikon, Geschichte I 233 f. Pauly I 948 f. Horn 924. Duncan-Jones 177 ff. Finley 56 ff, Pekáry 132 f. Mommsen VII 352, 375
11 Dio 77,10,4. dtv-Lexikon Geschichte I 208 f, 282 f. Grant, Das Römische Reich 53
12 Ebd. 56 ff
13 Ebd. 58 ff
14 Dio 78,9,2; 78,9,4. Grant, Das Römische Reich 60, 100
15 Dio 76,15. Grant, Das Römische Reich 60 ff
16 Grant ebd. 61 ff, 67 ff. Finley 27
17 dtv-Lexikon Geschichte II 63, III 74 f. Grant, Das Römische Reich 68 f mit den Quellenhinweisen
18 Aristot. Rhetor. 1367 a 32. RAC I Art. Armut I 698. Finley 31 f
19 Herod. 1,94. Art. Handel RAC XIII 1986, 519 ff u. Art. Geld (Geldwirtschaft) RAC IX 1976,

817 ff mit vielen Quellenhinweisen. dtv Lexikon XI 311

20 Cic. fin. 2,56. Prop. 4,1,81. Vgl. August. civ. dei 4,21; 7,12. RAC IX 839 f.

21 Cic. de off. 1,42; 1,150 f. RAC XIII 562. Siber 161 ff

22 Alle Belege und weitere in RAC IX 824 f

23 Xen. mem. 1,2,1. Plat. Phaedr. 3; symp. 174 A. 269 B. Diog. Laert. 2,3; 9,35 f. Jambl. 69,32. RAC I 706 f. RAC IX 825. Drexhage 561

24 Xen. symp. 4,34 ff. Diog. Laert. 6,85 ff. Philostr. Apoll. 13,2. Orig. c. Cels. 2,41. dtv-Lexikon, Philosophie III 14. RAC I 700, 706. Stritzky 1198

25 Sen. brev. v. 25,1. Cic. fin. 3,20, 67. Epikt. diss. 1,2,37. enchir. 24,3. dtv-Lexikon Philosophie IV 370 f. RAC I 706 f. RAC IX 827. Stritzky 1198 f.

26 RAC IX 813 f. Poehlmann II 465 ff. Jirku 19. Taubes 66 f mit einer Fülle von Quellenbelegen.

27 Joseph. B. J. 2,8,3. DSD 1,11 f; 3,2; 4,2; 5,2; 6,20. RAC I 707. RAC IX 814 f. Braun, Radikalismus II 73 ff

28 Bogaert 899 ff mit vielen Quellenhinweisen

29 dtv-Lexikon Philosophie III 96 f. RAC IX 829 f. Finley 34 f

30 Bogaert 843 ff

31 Mk. 10,25. Mt. 5,3; 8,20; 19,24. Lk. 1,52 f; 6,24 ff; 9,58; 12,33; 14,33; 16,9.11.19 ff. Bogaert 844 ff mit weiteren Beleghinweisen. Heussi, Der Ursprung des Mönchtums 17 f. Fuchs, E., Christentum passim. Ausführlicher: Deschner, Hahn 410 ff

32 Apg. 4,32 ff. Vgl. auch 2,42 ff. Stritzky 1199 f. Bogaert 844. Plöchl I 94. Wikenhauser, Die Apostelgeschichte 68. Hengel 41. Vgl. auch Deschner, Hahn 412 ff

33 Apg. 3,17. 1. Tim 6,6 ff. Jak. 2,1 ff; 4,1 ff; 5,1 ff. Horn 918 f. Harnack, Mission und Ausbreitung II 560 ff. Salin 26

34 Barn. 19,5; Herm. sim. 1,6; 1,8; vis. 3,6,7. Arist. apol. 15,9. Just apol. 1,14. Bas. ep. 65. Weinel, Die Stellung des Urchristentums 14. Kautsky 345. Dannenbauer I 57. Kupisch, Kirchengeschichte I 27. Büttner/Werner 18 ff. – Zu Faulhaber vgl. meinen fiktiven Brief An Michael Kardinal Faulhaber 127 ff, bes. 132

35 Iren. adv. haer. 1,25,3; 1,26,2; 5,1,3. Orig. c. Cels. 1,65; 2,1. Clem. Al. strom. 3,7,2. Tert. ad uxor. 2,8; de cult. fem. 2,9; pat. 7; adv. Marc. 4,15,13. Cypr. de op. et eleemos. 13. Epiphan. haer. 30,17,2; 61,1,1 August. de haer. 7. Bogaert 855 f, 899. Stritzky 1204. RAC I 707 f. LThK 1. A. 571, III 516

36 de div. 8,1 ff; 10,2 ff; 17,3; 19,1 ff u. ö.

37 Rapp 1756. Graus, Volk 282 f, bes. 304 ff

38 Bogaert 846. Reitzenstein, Historia Monachorum 165 ff. Ausführlich, Deschner, Hahn 416 ff

39 Sehr ausführlich ebd. 168 ff, bes. 181 ff, 191 ff.

40 1. Kor, 9,4 ff. 2, Kor. 8,12 ff. Röm. 13,8. Gal. 5,14; 6,6. Ephes. 5,5. Kol. 3,5. Greeven 108. Preisker 103, 174

41 Apg. 5,1 ff. Art. Todesstrafe in LThK 2. A. X 1965, 229 f

42 Apg. 6,1 ff. Ausführlich über die Spaltung in der Urgemeinde: Deschner, Hahn 152 ff

43 Lk. 4,5 ff; 13,1 ff; 22,25 ff. Mt. 20,25. Apk. 17,1; 17,5 u. ö. Röm. 13,1 ff. Weinel, Die Stellung des Urchristentums 24 f, 33. Knopf, Das nachapostolische Zeitalter 105 f, 112. Bousset, Kyrios Chri-

stos 246. Stauffer, Gott und Kaiser 14 f. Voigt 2 ff. Fuchs, H., Der geistige Widerstand 21 ff. Rissi 96 ff Feine-Behm 274, 286. Ausführlich: Deschner, Hahn 499 ff.

44 Arist. apol. 15. Athenag. leg. 2; 37

45 Tert. apol. 42. praescr. 30,1 f. adv. Marc. 4,4,3. Drexhage 568 ff. Schilling, Reichtum 53 ff. Staats, Deposita pietatis 8. Ausführlich über Markion: Deschner, Hahn 311 ff

46 Hipoll. ref. 7,36,1. Herm. vis. 3,6,5 ff; 3,9,6; sim. 1.1; 2,5; 4,5; 8,9,1; 9,20,1 ff; 9,30,4. Hipoll. ref. 7,36,1. Euseb. h. e. 5,28,9. Bogaert 874 ff

47 Plin. nat. hist. 18,7. Bogaert 865 f. Schilling, Soziallehre 197 ff. Warmington 64 ff. Bosl, Europa 23 ff

48 Vgl. vor allem Bas. hom. 6 (PG 31,277 ff). Ferner Basil. 5. hom. 7; 7. hom. 7; 8. hom. 8. Greg. Naz. or. 14,16. In div. 1. Stritzky 1201. Gruszka 665

49 Ich folge hier eng: Staats, Deposita pietatis 11 Anm. 59

50 Plato resp. 422 a. Aristot. pol. 1265 b 12. RAC I 699. Gruszka 661, 665

51 Ausführlich hierzu mit allen Belegen: Deschner, Hahn 425 ff. Vgl. auch ders. Opus Diaboli 226 ff

52 1. Clem. 38,2. Kraft 140 f. Clévenot, Von Jerusalem nach Rom 171 ff

53 2. Clem. 20,1,4. Bogaert 853. Kraft 141

54 Did. 1,5 f; 2,7; 4,8. Bogaert 852. Kneller 779 ff

55 RAC I 652 ff. dtv-Lexikon Geschichte I 125. Bardenhewer I 187 ff. bes. 194 f. Arist. apol. 15 ff, zit. nach Clévenot, Die Christen 43. K. Julius in BKV 1913, Bd. 12, 23

56 Just. apol. 1,11 f; 1,17. BKV 1913, Bd. 12,5

57 1. Kor. 7,21. Tat. or. adv. Gr. 4,2; 11,3. Seipel, 60

58 Cypr. ad. Donat. 12. Bogaert 856. Seipel 60

59 Joh. Chrysost. in Mt. hom. 63,4. RAC I 461 ff

60 Clem. Al. Quis div. salv. passim

61 Ebd. 41,1. LThK 1. A. VI 34. Ritter, Christentum und Eigentum 1 ff; doch recht apologetisch; «katholischer» als der Kommentar des Katholiken Clévenot, Die Christen 99 ff. Staats, Deposita pietatis 23 ff

62 Clem. Al. Quis div. salv. 3 ff; 11 ff; 16,3; 17,1; 27,1; strom. 3,6; 4,21,1; 6,99,5; paid. 2,10,2; 2,33,3; 3,12. Vgl. aber auch paid. 2,122,3; 3,7,38; 2,12,120; 3,57,1.

63 Hauschild 37 ff.

64 Kyr. Jerus. catech. 8,6 f. hom. in paralyt. 11. Bogaert 881, 900 f. RAC I 304 ff. Healy 138 ff. Bolkestein, Wohltätigkeit 200 ff, 231 ff. Clévenot, Die Christen 37

65 Bolkestein/Schwer 306 f. Gruszka 366. Schneemelcher, Der diakonische Dienst 88, 90. Vgl. dazu Deschner, Hahn 318 mit den entsprechenden Quellen- und Literaturhinweisen

66 Greg. Nyssa, Vita s. Macrinae 191 f. Bogaert 884 ff

67 Vgl. Schilling, Reichtum 79

68 Greg. Naz. or. 14,6; 14,18 f; 14,22 f; 14,27 f; 16,18 f; 19,11; 26,6; 43,34 u. a. de paup. amore c. 6. Bogaert 884

69 Greg. Naz. or. 19,13

70 Ambros. exam. 5,2; 5,27. expos. in ps. 118; bes. 118,8,22. sermo 8,2; de Nab 1,1; 3,11; 7,36; 13,55; 16,67. de off. min. 1,28,132; 1,11,39; 2,25,128; comm. in Lc. 7,124. de Tobia 24,92. ep. 1,2,11; 18,16. RAC I 705. Sommerlad I 117. Schnürer I 32 f. Dudden, The Life II 549. Wacht 28,54, 62 f

71 Joh. Chrysost. hom. in Mt. 35,3; 60,7; 61,2; 64,4; 74,5; 83,2; 88,3. hom. in ep. 1 ad Tim. 12,3 f; hom. in Hebr. 10,4. hom. in Joh. 82,4. Bogaert 887 ff. Pöhlmann II 476 f, 488 ff. Bury I 139. Graus, Volk 282 f. Ich selbst beurteilte ihn in Abermals krähte der Hahn 415 f. noch zu positiv
72 Joh. Chrysost. hom. ad Tit. 4,4. Heilmann, Texte III 514
73 Joh. Chrysost. hom. ad pop. Ant. 19,1; 2,8. de Anna serm. 5 hom. in 1. Kor. 39,9; hom. in 2. Kor 12,5. hom. in Gen. 50,1. Heilmann, Texte III 372 f. Holzapfel 80 ff, bes. 89 f
74 Joh. Chrysost. hom. in Jh. 44,1. Seipel 124. Eberle 41 ff (sehr ausführlich). Fichtenau, Askese und Laster 66. Prinz, Frühes Mönchtum 532. Fetscher 46
75 Joh. Chrysost. hom. 2. Tim. 1,2 f
76 Theodor. de provid. 8 f. ep. 23. Holzapfel 103 ff, bes. 106
77 Theodor. de provid. 7
78 Theodor. Graec. aff. cur. 6. de provid. 6. Holzapfel 100 ff
79 August. de ord. 2,25. civ. dei 15,22. ep. 155,2,8. enarr. in ps. 131,5. Troeltsch, Augustin 143. Schnürer I 75 f. Dittrich II 230. Holl, Augustins innere Entwicklung 86 f. Zumkeller 136
80 August. serm. 50,4,6; 113,4 ff. ep. 157,4,26 ff. en. in ps. 62,14; 51,14 f. u. a. Salv. gub. 3,50. Drexhage 572 f. Linhardt 213
81 August. in ps. 51,14 f. sermo 61,9,10. Stritzky 1203. Troeltsch, Augustin 146. Diesner, Studien zur Gesellschaftslehre 23 ff, 92 ff
82 August. in Jh. tract. 6,25. ep. 185,9,36. Weitere Beleghinweise bei Bogaert 893, 896. Vgl. auch 870
83 August. de doctr. christ. 1,28,29, serm. 61,11,3; 61,11,12; civ. dei 19,16; de op monach. 30,38. Bogaert 895 ff. Stritzky 1202. Schilling, Soziallehre 217
84 August. lib. arb. 1,15,32,110. serm. 14,3,4; 14,4,6; 14,5,7; 48,8; 50,4; 50,7; 61,2 f; 61,10; 61,11,12; 85,6,7; discipl. 10. ep. 50,3,5; 50,5,7; 153,26; 155,3,9. en. in ps. 48; 51,14; 62,14; 147,13; de opere monach. 25
85 August. serm. 14,3,4; 85,5,6; 85,6,7; 14,4,6. ep. 104,3; 157, 23. conf. 7,6. Diesner, Studien zur Gesellschaftslehre 33
86 August, ep. 104,1,3; civ. dei 18,49; de opere monach. 21,24 f. Holzapfel 7. Prinz, Frühes Mönchtum 532. Ausführlich mit einer Fülle von Belegen über die Einschätzung der Arbeit im Christentum Eberle 6 ff
87 August. de opere mon. 17,20; de ordine 1,8. Petr. Chrys. serm. 10, Hieron. ep. ad Arm. et Paul 4 f, 46,12. Kraft 419. Holzapfel 137. Clévenot, Der Triumph 117
88 Schilling, Soziallehre 242 f. Ders. Reichtum 26
89 August. civ. dei 19,16. de eccl. cath. 1,30 (63)
90 August. op. imperf. 1,22

2. Die kirchliche Praxis

91 Zeno zit. bei Fichtenau, Askese und Laster 95
92 Bogaert 867 ff
93 Salv. ad eccl. 1,1
94 Dannenbauer I 243
95 Hieron. ep. 123
96 Staats, Deposita pietatis 4, Anm 6
97 Plöchl 95. Sommerlad I 301. Seipel 84
98 Tert. apologet. 39,5 ff. Iren. adv. haer. 4,18,6
99 Wieling 1192 f. Plöchl 94 f
100 Bogaert 867. Staats, Deposita pietatis 5 f

101 1. Kor. 9,4 ff. Gal. 6,6. Cypr. ep. 66. Orig. in num. hom. 11,1. Theod. Mops. in ep. ad Eph. August. de op. mon. 16,17. Preisker, Das Ethos 103, 174
102 Zur Entstehung der kirchlichen Ämter ausführlicher: Deschner, Hahn 223 ff
103 Vgl. Ign. Ephes. 6,1. Trall. 3,1. Smyrn. 8,1 f; 9,1. Magn. 7,1. Philad. 7,2 u. ö.
104 Schwer, Armenpflege 695
105 Nylander 23, Plöchl 95 f
106 Cod. Theod. 16,2,8. Nov. Valent. III 23. Drexhage 547, 550. Plöchl 96
107 Didask. 9 f; 15; 18. Staats, Deposita pietatis 7
108 LThK 1. A. III 399 f. Caspar I 40
109 Wieling 1193. Caspar I 40 f
110 Euseb. h. e. 6,43,11. Plöchl 95. Gülzow, Kallist 102 ff. Staats, Deposita pietatis 8
111 Cypr. ep. 41; 62,3. Staats, Deposita pietatis 8
112 dtv-Lexikon Geschichte III 283. Frend, Martyrdom 433 f. Staats, Deposita 8 f. Andresen, Die Kirchen 288 f, zit. nach Staats ebd.
113 Bogaert 851 f. LThK 1. A. VI 413 f
114 Polyk. 4,3. Dempf, Geistesgeschichte 116. Staats, Deposita 6 f, 27
115 Harnack, Mission und Ausbreitung I 127. Zit. nach Staats, Deposita 5 f
116 Euseb. h. e. 7,5,1 f. Vgl. 4,23,10. Staats, Deposita 6
117 Staats, Deposita 13 mit Bez. auf Cypr. ep. 41–43
118 Bogaert 869
119 Kuujo 168 f. Reinhard 149, dazu Anm. 22
120 Cod. Theod. 16,2,4. Cod. Just. 1,2,14,1; 1,2,14,9; 1,2,23,2. Nov. Just. 7,4; 111,1. Wieling 1193 f. Caspar I 131 ff. Bogaert 867. Caspar I 131 ff. Dannenbauer I 63 f
121 Soz. 1,8,10. Bogaert 867 f. Gregorovius I 169. Dopsch, Wirtschaftliche u. soz. Grundlagen II 206 f
122 Wieling 1194. Bogaert 868
123 Bogaert 872 f. Heussi, Der Ursprung des Mönchtums 182, Anm. 1. Ausführlicher: Deschner, Hahn 329 ff
124 Ausführlich über soziale Betätigung des Mönchtums: Savramis 24 ff
125 Athan. Vita Ant. 44. Chrysost. hom. 11 in 1. ep. ad Tim. August. de opere monach. c. 22. Kober, Die körperliche Züchtigung 395. Leipoldt, Schenute 70. Heussi, Der Ursprung des Mönchtums 114 f, 301 ff. Dagegen die Schönfärbung bei Nigg, Geheimnis der Mönche 48; andererseits ebd. 30
126 Mt. 6,25 ff, 6,31 ff, Lk. 12,22 ff, 10,39. RAC I 588. Troeltsch, Soziallehren I 45. Péguy 102 f
127 Vgl. Röm. 1,29 ff; 1. Kor. 5,10 f; 2. Kor. 6,6 f. Gal. 5,19 ff; Eph. 4,2 f; 5,22 ff. Kol. 3,5 ff; 3,18 ff. Weitere Quellenhinweise bei Schwer, Beruf 148 ff, 154 ff. S. auch Buonaiuti I 48. Holzapfel 150 f
128 Troeltsch, Soziallehren I 316, Anm. 137 u. S. 344. Vgl. auch 327, Anm. 145. Eberle 47 ff
129 Ausführlich Dörries, Wort und Stunde I 277 ff
130 Vita Pachomii c. 5; c. 7. Zöckler 201 ff. Fichtenau, Askese und Laster 66. Ranke-Heinemann 14. Nigg, Geheimnis der Mönche 68. Bacht 215
131 Theod. Pherme 10. Schiwietz I 176 ff, 187, 206 ff, 219 ff. Grützmacher, Pachomius 48 f, 135. Dörries, Wort und Stunde I 297 ff
132 Euagr. Pont. C. pract. ad Anat. 6. Holzapfel 192 ff. Prinz, Frühes Mönchtum 533
133 Reg. Bened. c. 50. Prinz, Frühes Mönchtum 533 ff. Grünwald 125 ff

134 August. Reg. 1. Reg. Bened. c. 1 f; 5; 7 (Gehorsam); c. 33; 55 (Eigentum). Zöckler 360 f, 264 ff. Zumkeller 136 ff. Balthasar, Ordensregeln 123. Savramis 59

135 Wilpert, J., 42 ff. Schiwietz I 176 ff, 206. Grützmacher, Pachomius 135

136 Rufin. h. e. 2,4. Hist. Laus. c. 10. Grützmacher, Pachomius 101 f. Savramis 46 ff

137 Zit. bei Andresen, Frühes Mönchtum I 43. Dannenbauer I 166 f

138 Liban. or. 30,11. Oldenberg, Buddha 326 f. Savramis 59 f. Mensching, Soziologie 129. Tinnefeld, Die frühbyzantinische Gesellschaft 23. Kosminski/Skaskin 11

139 Alle Belege RAC XIII 552 ff, 574. Bogaert 874

140 Zosim. 4,23. LThK 1. A. X 1095

141 Herm. sim 9,26. Polyk. ad Phil. c. 11. Euseb. h. e. 5,18,2; 5,28,10 ff. Bauer, Rechtgläubigkeit 126 ff. Andresen, Die Kirchen 210. Zu Montanus und dem Montanismus: Deschner, Hahn 322 ff

142 Cypr. ep. 50; 52. Staats, Deposita 21 f

143 Orig. in Mt. 16,21 f. Burckhardt 119. Andresen, Die Kirchen 304 f. Staats, Deposita 10

144 Vgl. außer Kriminalgeschichte II 94 ff Clévenot, Die Christen 111 ff, bes. 116 f. Staats, Deposita 20 f

145 Staats, ebd. 10

146 Euseb. h. e. 7,30,14. Kraft 411. Schnürer I 6. Clévenor, Die Christen 157 ff. Vgl. auch Deschner, Das Kreuz 182

147 Euseb. h. e. 7,32,3 f

148 Cypr. BKV 34, 1918, 96 f. Zit. nach Clévenot, Die Christen 150. Klauser 140 ff. Staats, Deposita 10

149 Can. apost. c. 57; 59. Vgl. im 5. Jh. auch Salv. gub. dei 5,56. Kober, Deposition 689 ff. Sternberg 196

150 2. Mos. 22,25. 3. Mos. 25,35 ff. 5. Mos. 23,19 f. Vgl. Ez. 18,8. Plat. de leg. 5,742. Aristot. Pol. 1,3. Conc. Nic. c. 17. Hilar. Tract. in ps. 14,15. Greg. Naz. or. 16,18. Lact. inst. 6,18. Ambros. de Nab. 4,15. August. en. in ps. 128,6; en. in ps. 36. serm. 3,6. Schilling, Reichtum 91 f, 115, 137. Seipel 167 ff

151 Chrysost. hom. 61 in Mt. Kober, Deposition 705. Eban 139 f. Pirenne, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 137

152 Syn. Elvira c. 19 f; 28; 48. Bogaert 852. LThK 1.A. VII 131. Plöchl 95. Blazques 653 f. Clévenot, Die Christen 170 ff

153 Conc. Nic. (325) c. 17. Vgl. Syn. Elvira (306) c. 20. Syn. Arles (314) c. 12. Syn. Laodic. c. 4. Syn. Karthag. (397) c. 16. Syn Arles (443) c. 14. Syn. Agde (506) c. 64; c. 69. Vgl. auch Sulp. Sev. Chron. 1,23. Kober, Die Deposition 610. Schmitz, Die Bußbücher und die Bußdisciplin 292 ff. Hellinger 90 f

154 Drexhage 548 f mit zahlreichen Quellenhinweisen

155 August. serm. 355,6. Hieron. ep. 22,33. Nil. Sin. ep. 2,101. Joh. Cass. de inst. coen. 7,2; 7,6; 7,9 f. Greg. I. ep. 1,40; 12,6. Kraft 387 f. Bogaert 873 f, 890. Bardenhewer IV 558 ff. Dannenbauer I 165 f

156 Greg. Tur. hist. Franc. 3,34. Alle Belege RAC XIII 551 f, 556. Bogaert 877

157 Greg. Tur. hist. Fr. 4,12; 5,5. ACO 2,1,353. Bogaert 872. Giesecke 122 f.

158 Ambros. off. 1,185. Hieron. ep. 52,5,3. Bogaert 868. RAC XIII 549 f, 570 ff. Schinzinger 50

159 Joh. Chrysost. in Mt. hom. 39,3 (PG 57,437 C). Horn 921. Tinnefeld, Die frühbyzantinische Gesellschaft 22. Clévenot, Der Triumph 96

160 Clévenot ebd. 93. Tinnefeld, Die frühbyzantinische Gesellschaft 21
161 Cod. Theod. 16,2,27. Clévenot, Der Triumph 93 ff
162 Clévenot, Der Triumph 96
163 Ebd. 99 f
164 Theodor lector h. e. 2,55. Bogaert 868. Dopsch, Wirtschaftliche und soziale Grundlagen II 206. Caspar I 124 ff 131, II 326 f. Andresen, Die Kirchen 602
165 Schubert, H. v. I 102. Caspar I 127. Arnold zit. nach Staats, Deposita 27 f, dort der Quellenhinweis
166 Greg. Tur. hist. Fr. 4,26; 6,36; 7,40; 10,19. Bogaert 868 f
167 Clévenot, Der Triumph 66
168 Cod. Theod. 1,27,1 f; 16,2,7. RAC III 339. Caspar I 134 f, 156. Dannenbauer I 64. Voelkl, Kaiser Konstantin 93. Klauser, Bischöfe 172 ff. Chrysos 119 ff. Langenfeld 116 f.
169 Treucker 26 ff. Maier, Die Verwandlung 612. Noethlichs, Zur Einflußnahme 153. Prinz, Die bischöfliche Stadtherrschaft 8 ff, 12 ff. Reinhard 149. Held 132. Gassmann 64, 67 ff
170 Synes. ep. 57
171 Basil. (an Euseb. v. Samosata a. 373) ep. 41; 49. Hieron. ep. 33. Lecky II 123. Burckhardt 306. Caspar I 259. Leipoldt, Von Epidauros bis Lourdes 201. Vgl. Deschner, Hahn 236 ff
172 Cod. Theod. 16,2,20. Ammian 27,3,14 f. Hieron. contra Joh. Hieros. c. 7. Stein, Vom römischen 330. Caspar I 196 f. Hartke 422. Andresen, Die Kirchen 403. Clévenot, Der Triumph 45, 63 f. Vgl. auch Kriminalgeschichte I 111 ff
173 Syn. Sard. c. 2. Greg. Naz. or. 12,3; 18,35. Basil. ep. 53. Athan. Apologia ad Const. Imp. 28. Ambros. serm. c. Auxent. RAC XI 924. Baur, Der heilige Johannes Chrysostomus II 121. Hauck, A. I 77. Achelis 182. Weitzel 9 f
174 Greg. I. ep. 4,24; 8,3; 8,35; 13,22. Wetzer/Welte X 165 f. LThK 1. A. IX 582. Dudden I 400 f. Meier-Welcker 68. Zimmermann, Papstabsetzungen 174
175 Bogaert 855. Meier-Welcker 63 f. Weitzel 7 f, 11 ff
176 Syn. Elvira (306) c. 48. Dresdner 37. Meier-Welcker 64
177 Ambros. off. 2,23,117 f. Greg. Tur. hist. Fr. 3,2; 4,35; 10,26 u. a. Bogaert 871 f mit vielen weiteren Beleghinweisen. Meier-Welcker 63 f. Thiele, Studien 114 ff. Lautermann 32
178 Meier-Welcker 62, 64
179 E. Stauffer, zit. nach Cornfeld/Botterweck II 397
180 Euseb. h. e. 5,24,6. Ich folge hier Reinhard 147 f
181 Diehl 197 (Nr. 1030)
182 Greg. Tur. hist. Fr. 3,2; 10,31. Heinzelmann, Bischofsherrschaft 233 ff. Gassmann 50 ff, 143
183 Reinhard 145 f
184 Dopsch, Wirtschaftliche und soziale Grundlagen I 152 ff
185 Apost. Can. c. 26; 39 f. Syn. Ancyra (314) c. 14. 3. Syn. Karth. (397) c. 49. 4. Syn. Karth. (419) c. 32. Syn. Agde (506) c. 54. Plöchl 97. Jones, The later Roman Empire II 895 f. Reinhard 149
186 Pelag. I. ep. 33. Vgl. auch MGH Constit. I 1893, 70 ff. Kraft 49. Reinhard 149. Clévenot, Die Christen 117
187 Sämtliche Beleghinweise: RAC XIII 549. Dopsch, Wirtschaftliche und soziale Grundlagen II 206
188 Cod. Theod. 16,2,4. Lecky II 107 f. Sommerlad I 304 f. Dopsch, Wirtschaftliche und soziale Grundlagen II 206. Caspar I 131. Andresen, Die Kirchen 602. Tinnefeld,

Die frühbyzantinische Gesellschaft 21
189 Vogt, Der Niedergang. Clévenot, Der Triumph 140
190 Clévenot ebd. 109 ff, 142
191 Dopsch, Wirtschaftliche und soziale Grundlagen II 206 f
192 Cypr. de op. et eleemos. c. 18 f. Hieron. in Hes. 14,46,16. Salv. adv. avarit. 3,277. de gub. dei 1,1 ff, 1,23 ff. Augusr. serm. 86,11. Joh. Chrysost. hom. Rom. 8,9. Lecky II 107. Bogaert 894. Sommerlad I 304 f. Schultze, Augustin und der Seelteil 187 ff. Schäfer, Römer und Germanen 21
193 Basil hom. 6 (PG 31,277 ff)
194 Lecky II 107 f. Sommerlad I 304 f
195 Cod. Theod. 16,2,20; 16,2,27 f. Hieron. ep. 52,6. Sommerlad I 311. Dopsch, Wirtschaftliche und soziale Grundlagen II 207. Hernegger 362. Diesner, Kirche und Staat 40. Lippold, Theodosius 37
196 Cod. Theod. 16,3,1; 16,2,20. Hieron. 52,6; 60,11. Dannenbauer I 166 f, 240 f

3. DIE ERHALTUNG UND FESTIGUNG DER SKLAVEREI

197 Rather v. Verona zit. nach Pfaff-Giesberg 52
198 Ketteler 101
199 Finley 102
200 Češca 179
201 Ingram 3. Weber, Gesammelte Aufsätze 293. Pfaff-Giesberg 21 ff. Glasenapp, Glaube und Ritus 141 f
202 Pfaff-Giesberg 39, 42 f. Finley 76 f. Brockmeyer, Antike Sklaverei 114 f, 181
203 Thukydides 4,80. Diod. 12,67. Lechler 8 ff. Ingram 17 f. Pfaff-Giesberg 38 ff. Vogt, Wege zur Menschlichkeit 71 f. Rädle 324. Audring 107. Oliva 113. Ausführlich und nach neuestem Stand: Brockmeyer, Antike Sklaverei 77 ff, 98 ff, 111 ff, 134 ff
204 Brandes 58 f. Pfaff-Giesberg 42 ff. Steinbach, Der geschichtliche Weg 11 f. Brockmeyer, Antike Sklaverei 172 ff
205 Varro, res rust. 1,17,1. Paulus 5,3,1. dtv-Lexikon Philosophie III 290 f. Lecky I 271. Weber, Gesammelte Aufsätze 297 f. Finley 65. Wolff, Hellenistisches Privatrecht 72. Brockmeyer, Antike Sklavetei, 9, 150 ff
206 Weber, Gesammelte Aufsätze 299 f. Steinbach, Der geschichtliche Weg 11. Gülzow, Christentum und Sklaverei 101 f, 134. Ausführlich erörtert die Behandlung von Unrechtstaten von Sklaven nach römischem Recht in der älteren Zeit, der klassischen Zeit und den nachklassischen Jahrhunderten: Nehlsen 68 ff. Die Stellung der Sklaven im öffentlichen Strafrecht 86 ff. – Brockmeyer, Antike Sklaverei 159 ff, 164, 178 ff
207 Tacit. Ann. 13,27. Seneca ep. 47; benef. 3,17 ff. Lecky I 212 ff, 272 ff. Pfaff-Giesberg 45 ff. Finley 84 ff. Gülzoz, Christentum und Sklaverei 46 ff mit vielen Quellenhinweisen. Steinbach, Der geschichtliche Weg 12 f. Zur Stellung des Sklaven im römischen Recht: Benöhr 123 ff. Wacke, Kannte das Edikt 111 ff. Ders. Zur Lehre vom pactum tacitum 240 ff. Brockmeyer, Antike Sklaverei 182 ff
208 Tacit. Germ. 25. Lindauer 121
209 Cornfeld/Botterweck V 1292
210 Ebd. 1296
211 Alle Belege hierzu ebd. 1292 ff. Vgl. auch Brockmeyer, Antike Sklaverei 193

212 Alle Belege bei Cornfeld/Botterweck V 1293, 1296

213 Lecky II 54 ff. Ingram 150. Pfaff-Giesberg 28

214 2. Mos. 21,2; 5. Mos. 15,12 ff. Greeven 45 ff. Schaub 22 ff. Pfaff-Giesberg 50

215 1. Kor. 7,21. Lechler, 2. Teil 1 ff. Steinmann 44 ff. Schulz, Gott ist kein Sklavenhalter 139

216 Lappas 94

217 Ephes. 6,5 ff. Tit. 2,9 f. Tim. 6,2 f. 1. Petr. 2,18 ff. Kol. 3,23 f. Thudichum III 281. Glasenapp, Glaube und Ritus 142. Dibelius, Botschaft I 322 f. Gülzow, Christentum und Sklaverei 57 ff, 64 ff

217a Grant, Christen als Bürger 103 f

218 Ign. Polyc. 4,3. Did. 4,11. Apk. Petr. 11. Lechler, 2. Teil 8 f. Hennecke, Neutestamentliche Apokryphen 136, 314

219 Syn. Gangra c. 3. Hefele I 781. Gülzow 118. Grant, Chtisten als Bürger 107. Graus, Volk 308

220 Theod. Mops. in ep. ad Philem. Ambros. parad. 14,72; vgl. ep. 63,112. Epperlein 124 f. Grant, Christen als Bürger 105 f

221 Ambros. de Abrah. 1,84. Apolog. David altera 12, de virgin. 17. Schneider, K.-P., Christliches Liebesgebot 82 ff. – eine sehr lesenswerte, instruktive Untersuchung

222 Ambros. ep. 2,23; 2,31; 5,20, 5,23. de off. 3,22 de fide 1,78. Schneider, K.-P., Christliches Liebesgebot 93 ff

223 Greg. Nyssa, in eccl. hom. 4. Joh. Chrysost. hom. 22 in ep. ad Eph. Vgl. de Lazaro hom. 6,7 f, auch hom. 4 in ep. ad Tit. August. de civ. dei 19,15. Lechler, 2. Teil 19 f. Baur, Der heilige Johannes Chrysostomus I 318. Schilling, Soziallehre 239. Dempf, Geistesgeschichte 115. Češca 177. Grant, Christen als Bürger 109

224 van der Meet, Augustinus 171 f. Vgl. dazu Deschner, Opus Diaboli 57 ff u. 207 ff, bes. 57 f. u. 221

225 August. serm. 211,5; 356,3.7; en. in ps. 124,7. qu. in hept. 2,72. de civ. dei 19,14 ff. Gen. ad litt. 11,37,50. de morib. eccl. 63 f. ep. 29,12; 105,3 ff. 108,14; 133,2; 185,15. vera rel. 87. RAC I 589. Heilmann, Texte IV 563. Lechler, 2. Teil 23 f. Schilling, Soziallehre 237. Schnürer I 65. Troeltsch, Soziallehren I 133, 145. Diesner, Studien zur Gesellschaftslehre 41 ff. Ders. Kirche und Staat 48. Widmann 84. Baus/Ewig 421

226 Franko II 213. Steinmann, Sklavenlos 50. Baur, Der heilige Chrysostomus I 319. Lechler 2. Teil passim. Meinerts 209 f. Häring, Gesetz Christi III 136

227 Sen. ben. 3,20,1; ep. 44; 47; 95; de ira 2,31. Epikt. 1,13,5; 3,22,96; 4,1,127. Schaub 12 ff. Greeven 6 ff, 28 ff. Wilamowitz-Moellendorf II 60 ff, bes. 67 u. 72. Leipoldt, Dionysos 53 ff. Ders. Der soziale Gedanke 120. Ders. Die Frau 54 f. Gülzow 46 f, 49 ff

228 Sem. de clem. 1,18,2; de benef. 3,18,2; 3,20,1; 3,28. ep. 31,11; 47,44; de vit. beat. 24,3; de ira 2,31. Epikt. 1,13,5; 3,22,96; 4,1,127. Lecky I 273 f. Schaub 12 ff. Schilling, Soziallehre 235. Greeven 6 ff, 28 ff. Grant, Die Christen als Bürger 107

229 Leo I. ep. 4. Jonkers 229, falls der von Jonkers als authentisch verwendete Brief Stephans nicht gefälscht ist. Hartke 422. Hellinger 120

230 Vogt, Der Niedergang 382. Gülzow 101 ff, bes. 104 f. Grant, Die Christen als Bürger 107

231 Gülzow 104. Kantzenbach, Christentum in der Gesellschaft 68. Brockmeyer 157 f

232 Harnack, Reden und Aufsätze II 40 ff. Troeltsch 142. K. Müller, Kirchengeschichte I 566
233 Keller, Reclams Lexikon 368 ff. Lecky II 51. v. Schubert II 541
234 Cod. Theod. 9,9,1. Cod. Just. 6,1,6. Lecky II 23 ff, 51. Voelkl, Kaiser Konstantin 150 f, 197. Vgl. ferner die in Kriminalgeschichte I 267 ff genannte Literatur
235 Lechler 2. Teil 26. Schaub 49. Troeltsch 19, 133 f, 141. K. Müller, Kirchengeschichte 565 f. Diesner, Studien zur Gesellschaftslehre 87. Langenfeld 24 ff, 31 ff
236 Langenfeld 211 ff
237 Joh. Chrysost. hom. 15,3 f in Eph.; nach Baur, Der heilige Johannes Chrysostomus I 318
238 Syn. Elvira c. 5; 7 f; 12; 75
239 Ammian. 31,4 ff. Dannenbauer I 188. Thompson, The Visigoths 39 ff
240 Const. Apost. 2,57. Baur, Der heilige Johannes Chrysostomus 316 ff. Alfaric 311 f. Lippold, Theodosius 66 f. Gülzow 101 ff
241 Lib. or. 25,1. Lex Romana Visigoth. 3,7,1 ff. Nehlsen 103. Tinnefeld, Die frühbyzantinische Gesellschaft 144.
242 Lecky II 54 ff. Sternberg 165. Schaub 49. Harnack, Mission und Ausbreitung 192 ff. Ders. Reden und Aufsätze II 47. Troeltsch I 19, 132 ff, 356 Anm. 160. Weinel, Biblische Theologie 493. Müller, K., Kirchengeschichte I 565. Nehlsen 55 f. Hauck I 65. Heussi, Kompendium 121. Graus, Die Gewalt 72 ff. Alfaric 311 f. Kosminski/Skaskin 10 ff
243 Baus/Ewig 421. Deschner, Ein Papst reist zum Tatort, in: Ders. Opus Diaboli 207 ff
244 Maier, Die Verwandlung 87 f, 92 f, 97 f
245 Schulz-Falkenthal 193. Held, Einige Probleme 143 ff. Herrmann/Sellnow 25. Tinnefeld, Die frühbyzantinische Gesellschaft 45 ff. K.-P. Johne 219. Vgl. auch die folg. Anm.
246 Cod. Theod. 5,17,1. Schnürer I 18. Warmington 66. Jones, Slavery 198. Engelmann, Zur Bewegung 375. Tinnefeld, Die frühbyzantinische Gesellschaft 46, 49. Maier, Die Verwandlung 93
247 Cod, Just. 11,48,21; 11,50,2. Nov. 162. Tinnefeld, Die frühbyzantinische Gesellschaft 46 ff
248 Salv. de gub. dei 5,8. Wieling 1189. Engelmann/Büttner 371 f. Büttner/Werner 13 ff. Kominski/Skaskin 6. Lippold, Theodosius 61 ff, 66
249 Maier, Die Verwandlung 97. Tinnefeld, Die frühbyzantinische Gesellschaft 52 f
250 Maier, Die Verwandlung 91 ff
251 Tinnefeld, Die frühbyzantinische Gesellschaft 19 ff
252 Dannenbauer I 235
253 Euseb. V. C. 1,42,2; 2,45; 3,54; 4,45 ff. Aurel Vict., Epit. 41. Zos. 2,38. Zon. 13,4. Weitere Beleghinweise bei Horn 926. Seeck, Geschichte I 50. Stein, Vom römischen 168. Grant, Die Christen als Bürger 169 f
254 Bogaert 859 f. Vogt, Der Niedergang 198 f. Mazzarino 48. Clévenot, Der Triumph 57
255 Voelkl, Kaiser Konstantin 211 f. Clévenot, Der Triumph 31
256 Julian or. 2,57. Vict. epit. 41,22. Zosim 2,42,2. Seeck, Geschichte IV 87 ff. Baus/Ewig 35
257 Themist. orat. 8,115. dtv-Lexikon Geschichte I 242 f. Mickwitz 18 ff. Finley 102 f
258 Maier, Die Verwandlung 77 ff
259 Cod. Theod. 16,1 f. Ammian. 27,7,8; 30,8,8; 31,6,6. Zosim 4,16,4. Suet. Tib. 32. Dannenbauer I 33 f, 236, 248 f

260 Ammian. 16,5,15. Vgl. Salv. de gub. dei 4,30 f, 5,35. Priskos, Fragm. Hist. Gr. 4,86 f. Cod. Just. 12,2,2. Dannenbauer I 247 f. Kominski/Skasin 54. Maier, Die Verwandlung 147
261 Mazzarino 48 ff. Clévenot, Der Triumph 56 ff
262 Clévenot ebd. 61 f
263 Ammian. 15,13,4; 20,5,7; 30,4,21. Zos. 4,27 ff; 5,1; 5,16; 5,46. Eunap. fr. 87. Salv. de gub. 5,4,15 ff. Dannenbauer I 235 ff
264 Dannenbauer I 239, 245
265 Hist. mon. 16,5 ff. Salv. de gub. 5,5,21 f. Maier, Die Verwandlung 79.
266 Liban. or. 7,1 f. Dannenbauer I 257. Maier, Die Verwandlung 82, 90. Tinnefeld, Die frühbyzantinische Gesellschaft 140 f
267 Dannenbauer I 267. Maier, Die Verwandlung 87 ff, 96
268 Schnürer I 17. Kosminski/Skaskin 54. Maier, Die Verwandlung 80, 85 ff. Clévenot, Der Triumph 26 f
269 Cod. Theod. 13,10,3. Cod. Just. 11,50,2; 11,52,1. Dannenbauer I 38
270 Salv. de gub. dei 4,21; 5,23; 6,67. Sternberg 51 f, 76, 165. Schilling, Soziallehre 197 ff. Hauck I 65 f
271 Wieling (RAC) 1187. Cod. Theod. 5,17,1 f; 11,1,7; 11,24,6; 11,28,13; 8,5,1. Cod. Just. 7,39,2. Ammian. 19,11,3. Wieling (RAC) 1187. Dannenbauer I 255 f. Clévenot, Der Triumph 31
272 Augustin. litt. Petil. 2,247. Wieling 1187 ff. Dannenbauer 205, 259 ff, 266 f. J. Imbert/H. Legohérel, Histoire économique, des origines à 1789, 1970, 105. Zit. nach Clévenot, Der Triumph 27. Maier, Die Verwandlung 146
273 Salv. de gub. dei 5,8 f. Vgl. 5,21 ff. Schnürer I 18. Schäfer, Römer und Germanen 75. Maier, Die Verwandlung 135
274 Dannenbauer II 33 f, 40 ff
275 Rutil. Namat. 1,215 f. Zosim. 6,5,2 f. Salvian. de gub. dei 5,22 f. Maier, Die Verwandlung 148. Kosminski/Skaskin 33 ff, 44 f. Günther, Volksbewegungen 169 ff. Köpstein, Zur Rolle der Agrarbevölkerung 190 ff
276 Euseb. V. C. 3,26; 3,51 f. RAC I 6, II 1228 f, 1231

6. KAPITEL
Vernichtung
1. Christliche Büchervernichtung in der Antike

1 Ambros. Über die Buße 1,1 f (Heilmann. Texte II 346)
2 Daniélou 10
3 Theodor. h. e. 5,23
4 Schultze, Geschichte II 356 f.
5 Brown, Welten 133
6 Lietzmann, Geschichte IV 82
7 Lacarrière 124
8 Clévenot, Die Christen 136
9 Leo I. ep. 15,5 (PL 54,688 A)
10 Conc. Nic. (787) 5. Sitzung (Mansi 13,176 A)
11 Speyer, Büchervernichtung, in: JbAC 1970, 139, 142
12 Speyer, Büchervernichtung (1981) 4, 25 ff, 30 ff, 36 ff
13 Sulp. Sever. chron. 2,19,18. Opt. Mil. 7,1. Ausführlich: Speyer, Büchervernichtung 43 ff, 51 ff, 83 ff, 180 f. JbAC 1970, 138 f
14 August. c. litt. Petil. 2,23,53; 2,92,202. c. Cresc. 3,29,33. Vgl. auch Pot. Mil. 1,13 f. Speyer, Büchervernichtung (JbAC 1970) 139 f
15 Vgl. Speyer, Büchervernichtung 15 ff, 22 ff
16 Ebd. 180 ff
17 Altaner/Stuiber 205. Bauer,

Rechtgläubigkeit 157 ff, 163, 172 ff. Speyer, Fälschung, literarische 240. Ders. Büchervernichtung 120 ff, 139 f

18 Speyer, Büchervernichtung 142 f, 158 ff

19 Euseb. V. C. 3,66. Rufin. h. e. 10,2. Sozom. h. e. 1,17,4 f; 1,21,4. Theodor. h. e. 1,7,15. Socr. h. e. 1,9. Speyer, Büchervernichtung 131. Beyschlag 69 f

20 Philostorg. h. e. 11,5. Cod. Theod. 16,5,34. Altaner/Stuiber 310. Kraft 197. Weitere Belege und Hinweise bei Speyer, Büchervernichtung 38 f

21 Cod. Theod. 16,5,34. Die Vernichtung nimmt J. de Ghellinck an: Patristique et moyen âge 2, 358. Nach Speyer, Büchervernichtung. Speyer (JbAC 1970, 144) vermutet nur ihre Sekretierung.

22 ACO 1,1,3,5

23 ACO 1,4,86. Speyer, Büchervernichtung (JbAC) 146

24 ACO 1,1,4,66; 2,3,348,14 f. Cod. Just. 1,1,3. 1,5,8,9 f. Speyer, Büchervernichtung (JbAC) 145

25 Lib. pont. 1,255; 1,270 f (Duchesne). Leo I. ep. ad Turrib. 15 (PL 54,688). Caspar II 120. Vollmann 133 f. Speyer, Büchervernichtung (JbAC 1970) 144 f

26 Cod. Just. 1,5,16,3. Nov. Just. 42,1,2. ACO 3,121,25 f. Fredegar chron. 4,8. Pauly III 573. RAC IX 789 f. Kaden 63 ff. Speyer, Büchervernichtung (JbAC 1970) 144 f

27 Vict. Vit. hist. pers. Vand. 3,10. Speyer, Büchervernichtung (JbAC 1970) 147

28 Apg. 19,18 ff. Speyer, Büchervernichtung (JbAC 1970) 148 f

29 ACO 1,1,4,66. Cod. Just. 1,1,3. Harnack, Porphyrius 31

30 Amm. Marc. 29,2,4. Barb 116 f. Speyer, Büchervernichtung (JbAC 1970) 141

31 Sen. tranqu. an. 9,5. Dio Cass. 42,38,2. Plut. Ant. 58 f. Suet. Dom. 20. Socrat. h. e. 5,16. Sozom. h. e. 7,15. Marc. Diac. vit. Porph. 71. Oros. hist. 6,15,32. Joh. Ant. frg. 181. RAC II 239 f

32 Zachar. Rhet. vita Sever. Marc. Diac. vita Porph. 71. Rut. Nam. 2,51 ff. Altaner/Stuiber 228. Tusculum Lexikon 229. Cameron 220 f. Speyer, Büchervernichtung 132 ff. Ders. Büchervernichtung (JbAC 1970) 141

33 Joh. Salisbury, policr. 2,26; 8,19. Gregorovius (dtv) I,1 271 ff, 275 ff. Hartmann, Geschichte Italiens II 1. H. 94 f. v. Schubert I 198. Caspar II 344 ff. Dannenbauer II 52 f, 73 ff. Sandys 444 f. Rand 249. Gontard 152. Speyer, Büchervernichtung (JbAC 1970) 141 f

34 Greg. Naz. or. 24,12. August. en in ps. 61,23. Cod. Theod. 9,16,12. Cod. Just. 1,4,10. Speyer, Büchervernichtung (JbAC) 149)

35 Euseb. h. e. 6,3,8 f.

36 Vgl. Speyer, Büchervernichtung 134 f

2. Die Vernichtung des Heidentums

37 Jul. ep. 49. Weis 157. Haehling, Die Religionszugehörigkeit 537 ff

38 Liban. or. 17

39 Haehling, Die Religionszugehörigkeit 555 ff, 560 ff, 567 f. Vgl. auch Kriminalgeschichte I 340 ff

40 Haehling, Die Religionszugehörigkeit 576 ff

41 Ambros. ep. 17,1 f. Clévenot, Der Triumph 88 ff

42 Tinnefeld, Die frühbyzantinische Gesellschaft 282

43 Hammann 221

44 Joh. Chrysost. hom. 12 in Ephes.

hom. 3,13. hom. 1. Komm. zum Römerbr. 5. hom. 1 ff

45 Joh. Chrysost. Mt.-Komm. 8. hom. 5. Komm. zum Römberbr. 3. hom. 6. 4. hom. 2 f. hom. 17,2; 19,1. Baur, Der heilige Johannes Chysostomus I 272

46 Joh. Chrysost. Mt.-Komm. 1,4 f; 8,5. Römerbr.-Komm. 4,3; 5,2; 6,2. Vgl. etwa auch die Attacken gegen die heidnische Philosophie bei Chrysost. hom. 17,2; 19,1 ad pop. Ant. hom. 21,3 in Ephes.; hom. 3,3 de Lazaro; hom. 28,2 in Jh.; hom. 35,4 in 1. Kor. u. a.

47 Joh. Chrysost. ep. 221. Theodor. h. e. 5,30. RAC I 468, 746. Schultze, Geschichte I 318, 353 ff, II 226, 326. Geffcken, Der Ausgang 102. Schneider, Geistesgeschichte I 239

48 Marc. Diac. Vita Porph. c. 12. Bardenhewer IV 308 f. Althaus 224

49 Marc. Diac., Vita Porphyr. 26 f. LThK 1.A. VIII 378. RAC II 1230. Bardenhewer IV 309. Schultze, Geschichte I 354 ff. Geffcken, Der Ausgang 192 f. Baur, Der heilige Johannes Chrysostomus II 145 ff. Althaus 224 ff. Grant, Christen als Bürger 20 f.

50 Marcell. com. a. 402. Chron. pasch. a. 402. Joh. Chrysost. hom. 1. Kor. 33,5. Marc. Diac. Vita Porph. 37 ff, 75. Pauly II 407. RAC II 1229 f. Funke, Götterbild 309 f. Donin I 560 ff. Bardenhewer IV 308. Schultze, Geschichte I 355 f. Güldenpenning 137 f. Geffcken, Der Ausgang 193. Baur, Der heilige Johannes Chrysostomus II 148 ff. Althaus 225 f. Holum 54 ff

51 LThK 1. A. VIII 377. Donin I 560 ff

52 Eunap. vit. 6,11,2 ff. dtv-Lexikon. Philosophie II 108 f. Dazu Tinnefeld, Die frühbyzantinische Gesellschaft 284 f

53 Socrat. h. e. 5,12; 5,16; 6,2. Sozom. h. e. 7,15. Liban. or. 30,8 ff. Theodor. 5,21 ff. Hieron. ep. 107,2. Rufin. 2,22 ff. Funke, Götterbild 795, 810 f. dtv-Lexikon Kunst I 172. Kraft 464 f. Schultze, Geschichte I 261 ff. Seeck, Geschichte V 233 f. Geffcken, Der Ausgang 157 f, 192. Rauschen, Jahrbücher 301 ff, 534 ff verlegt die Zerstörung des Serapeions in das Jahr 389. Stein, Vom römischen 323. Haller I 106. Chadwick, Die Kirche 194. Haehling, Die Religionszugehörigkeit 208. Tinnefeld, Die frühbyzantinische Gesellschaft 284 f. Andresen, Die Kirchen 499. Lacarrière 45, 151. Noethlichs, Heidenverfolgung 1162

54 S. vor allem Sozom. h. e. 7,15. Socrat. h. e. 11,29. Alle weiteren Belege bei Funke, Götterbild 813, 815, 820

55 Nach Lacarrière 48 f

56 Tinnefeld, Die frühbyzantinische Gesellschaft 287. Ders. Synesios 139 ff. Zu Synesios in Athen: Frantz 190

57 Noethlichs, Heidenverfolgung 1178

58 Socr. h. e. 3,2 f. Soz. h. e. 5,7. LThK 1. A. VII 990. RAC I 746. Noethlichs, Heidenverfolgung 1156

59 Alle Quellenhinweise bei Noethlichs, Heidenverfolgung 1178 f. Vgl. auch 1157

60 Theodor. h. e. 5,22. Soz. h. e. 7,15

61 Sozom. 7,15. LThK 1.A. VI 870 f. Rauschen 315. Noethlichs, Heidenverfolgung 1184

62 Kraft 445. RAC I 1115 f. Kirsten, Edessea RAC IV 574. Heilmann, Texte II 247. Schiwietz III 355 ff. Bardenhewer IV 388 ff. Stein, Vom römischen 459. Bauer, Rechtgläubigkeit 30 ff

63 Schiwietz II 314 f, 340
64 Lacarrière 160 f
65 Puzicha 284 ff, bes. 299 f
66 Clévenot, Der Triumph 79 f.
67 Noethlichs, Heidenverfolgung 1154, 1179
68 Theodor. h. e. 5,21 f. Zosim. 4,37. Rufin. h. e. 11,22 f. Hyd. chron. 18. Liban. or. 30,8 ff; 30,44 ff. Ders. pro templis 46. Cod. Theod. 16,10,9. Pauly III 398 f. Gams II 1. Abtl. 125. Rauschen 228 f, 286 f. Schultze, Geschichte I 259 f. Geffcken, Der Ausgang 156 f. Seeck V 218 f. Stein, Vom römischen 318, Dudden II 404. Lietzmann, Geschichte IV 77. Ensslin, Die Religionspolitik 57. Chadwick, Die Kirche 194. Stroheker, Germanentum 65. Matthews, A Pious Supporter 438 ff. Ders. Western Aristocracies 107 ff. Haehling, Die Religionszugehörigkeit 72 f. Tinnefeld, Die frühbyzantinische Gesellschaft 273 f, 282 f. Noethlichs, Die gesetzgeberischen Maßnahmen 171. Holum 19
69 Theodor. h. e. 3,7; 5,23. Cod. Theod. 16,10,3; 16,10,15 f; 16,10,24. RAC II 1230. Güldenpenning 399. Schultze, Geschichte II 324 f. Geffcken, Der Ausgang 178 ff. Kötting, Religionsfreiheit 30. Noethlichs, Heidenverfolgung 1161, 1166
70 Cod. Theod. 16,10,15. Viele Belege bei Funke, Götterbild 815 ff. Vgl. auch Kötting, Religionsfreiheit 30
71 Greg. Naz. epigr. 30. Soz. h. e. 7,15. Greg. I. dial. 2,8. Kühner, Lexikon 40. RAC I 177 f, II 1230 ff, IV 64. Schultze, Geschichte II 171, 248, 253, 282. Geffcken, Der Ausgang 101. Deichmann, Frühchristliche Kirchen 105 ff. Dempf, Geistesgeschichte 135 f. Frantz 187 ff, bes. 194 ff, 201 ff mit zahlreichen Quellen- und Literaturhinweisen. Chadwick, Die Kirche 194. Finley 214 f. Kötting, Religionsfreiheit 31. Grant, Die Christen als Bürger 152 f
72 Euseb. V. C. 3,26. Theodor. h. e. 5,22. Marc. Diac. Vita Porph. 66; 76. RAC II 1230 ff, IV 64. Weber, W., Das römische Kaiserreich 271
73 Zosim. 2,31. Jacob. Sarug. hom. 101, 296 ff. RAC II 323, 1230, III 12 f. Funke 775 ff. Leipoldt/Grundmann III 50. Riemschneider 81 ff
74 Deichmann, Christianisierung II 1235 ff. Dyggve 19 ff
75 RAC I 136. Schultze, Geschichte II 230, 232
76 Theodor. hist. rel. 17. Schultze, Geschichte I 318 f
77 Schultze, Geschichte II 324 ff
78 Syn. Elvira c. 60. Theodor. h. e. 2,22; 3,6; 4,21 f; 5,7; 5,22 f; 5,28; 5,30; 5,41. Vgl. auch Orig. c. Cels. 8,38. Funke 812. Fredouille 888, der die «Heilung der heidnischen Krankheiten» zu den «schönsten» Apologien Theodorets zählt – ganz ähnlich schon Altaner 296 f. – Bigelmair 228 f. Kötting, Die Stellung des Konfessors 13. Tinnefeld, Die frühbyzantinische Gesellschaft 288
79 Maxim. Tur. serm. 76; 96 f. Unter dem Namen des Maximus von Turin sind allerdings nicht wenige Predigten überliefert, die von dem Gotenbischof Maximinus stammen (etwa 40), was in unserem Zusammenhang aber keine Rolle spielt. Altaner 407. Kraft 372. F. J. Dölger, Antike
80 Nach Tinnefeld, Die frühbyzantinische Gesellschaft. Ferner Pauly V 1445 f. Altaner 204. Altaner/Stuiber 228. Winkelmann 182
81 Vgl. außer den bereits genannten

Texten, Quellen, Literaturhinweisen noch Noethlichs, Heidenverfolgung 1176 ff

82 Basil or. 30 f. Joh. Chrysost. in Mt. hom. 8,4. c. Jud. et gent. 1; in ps. 109 expos. 5. Hieron. ep. 107,2; adv. Jovin. 2,38; Zosim. 5,38. Kyrill. Alex. in Isai. 45,14 f. August. fid. et op. 12,18. civ. dei 5,25. ep. 93,3; 93,26

83 Lacarrière 147 ff. Tinnefeld, Die frühbyzantinische Gesellschaft 289 f. Brown, Welten 133

84 Euseb. V. C. 3,1; 3,54. Liban. or. 7,10; 18,23; 17,7; pro templ. 2. Julian. Imp. or 7,228 b. Ammian. 22,4,3; 29,1,2. Greg. Naz. laud. frat. Basil. or 43. Socr. h. e. 1,3. Sozom. h. e. 7,15. Theodor. h. e. 3,7,3; 3,7,6; 5,21,5 ff. Zosim. 4,13. Hieron. ep. 107 ad Laet. dtv-Lexikon Religion I 205, II 84. Kraft 158. Keller, Reclams Lexikon 369. Menzel I 94. Schultze, Geschichte I 271 f, II 171 ff. Geffcken, Der Ausgang 108, 142. Hyde, Paganism 62. Schneider, Die Christen 322 f. Ders. Geistesgeschichte II 300. Vogt, Der Niedergang 244. Chadwick, Die Kirche 195. Baus/Ewig 203

85 Pauly II 427 f, IV 154 f, 289 f, 1160 ff, V 1562 ff. dtv-Lexikon Philosophie II 108 f, III 244 f, 250, IV 31 f, 379 f. Tusculum Lexikon 184 f, 281. RAC I 137. Tinnefeld, Die frühbyzantinische Gesellschaft 287. Zum Verhältnis von Heidentum und Christentum in Athen vgl. Frantz 187 ff, 194 ff

86 Basil or. 27. Kühner, Lex. 32. RAC I 209 f, 467. Schultze, Geschichte I 447 f, II 319. Dannenbauer I 90. Hernegger 347. Brown, Welten 116. Frantz 191. Haehling, Die Religionszugehörigkeit 131

87 Commod. Instruct. 1,17. Kluge-Götze, Etymologisches Wörterbuch 189. LThK 1. A. III 18. Altaner 363 f. Kraft 144 f. Güldenpenning 399. Thraede 90 ff. Aland, Über den Glaubenswechsel 42. Jonkers, Die Konzile 49 ff. Kötting, Religionsfreiheit 31. Vgl. auch die vorherg. Anm.

88 Alföldi, Heiden und Christen 19 ff. Dazu die 16 Münzen auf Tafel 7. Kaegi zit. nach Tinnefeld, Die frühbyzantinische Gesellschaft 287

89 Lacarrière 151 f. Dannenbauer I 405

90 Cramer 96 ff

91 Alle Beleghinweise bei Noethlichs, Heidenverfolgung 1155, 1168, 1170 f. Vgl. auch Rochow, Die Heidenprozesse 120 ff

92 RAC I 747. Noethlichs, Heidenverfolgung 1170 f. Altaner 191. Kraft 307. Holl, Die Missionsmethode 10

93 Euagr. h. e. 5,18. Joh. Ephes. h. e. 3,3,27 ff. RAC I 468, IV 576. Schultze, Geschichte II 292 ff. Tinnefeld, Die frühbyzantinische Gesellschaft 281 f, 292. Rochow, Zu «heidnischen» Bräuchen 489 ff

94 Trull. can. 61 f, 71, 94. RAC II 646 ff. Crawford 365 ff. Rochow, Zu «heidnischen» Bräuchen 483 ff. S. auch dies. in Winkelmann/Köpstein/Ditten/Rochow 227 ff

95 Conc. Orléans (511) c. 30. Conc. Braga (572) c. 1. Conc. Narbonne (589) c. 14 u. v. a. Funke 823. Fredouille 890. Vgl. auch RAC I 828 ff, III 1249 f, VII 764 ff. Rochow, Zu «heidnischen» Bräuchen passim, bes. 488, 493

96 Noethlichs, Heidenverfolgung 1150. Dewick 113 f. – Daß auch Gelehrte oft blind sind, ja, ihre eigenen Bücher nicht lesen können, beweist der gewiß verdienstvolle

Victor Schultze, der auf S. 319 seines Standatdwetkes betont: «Die Kirche selbst hat durch den Mund ihrer Organe d. h. der Synoden wohl sich selbst und ihr Gebiet geschützt, aber in keinem einzigen Falle zu gewaltsamer Verwüstung des Heidentums Anweisung gegeben.» Denn nicht nur berichtet Schultze im nächsten Satz das Ersuchen der Synode von Karthago (401) an die weltliche Regierung, noch stehende Tempel und Kapellen der Heiden «in ganz Afrika» zu beseitigen. Sondern genau gegenüber von dem oben Zitierten, sozusagen Zeile an Zeile, steht auf S. 318, daß der hl. Kirchenlehrer Chrysostomos «kein Bedenken getragen hat, die gewaltsame Zerstörung heidnischer Tempel anzuordnen». So bleibt die «Kirche selbst» makellos und der Historiker selbst auch: er bekommt die theologische Doktorwürde (der Universität Dorpat). Dabei berichtet er sogar von der Kirche immer wieder Vernichtungskämpfe und widerspricht sich selbst, z. B. im Hinblick auf die Zeit Augustins: «Gerade damals nun begann in Afrika ein energischer Vernichtungskampf der Kirche gegen die noch vorhandenen Tempel. Die Regierung war damit nicht einverstanden ...» (S. 350 und oft).

NACHBEMERKUNG

1 Wem dies nicht genügt: mein umfangreiches Buch «Abermals krähte der Hahn» erörtert historisch und systematisch zum weitaus größten Teil (neben der Nichtsingularität der christlichen Ethik) gerade die fundamentale Glaubensproblematik. Und mein Buch «Der gefälschte Glaube» erörtert beide ausschließlich. – Tausende von Menschen schrieben mir, meine Arbeit habe sie geistig freier gemacht. Ich konnte – zu meinem fast täglichen Kummer – nur selten danken und bitte, meine Arbeit als meinen Dank zu betrachten.

BENUTZTE SEKUNDÄRLITERATUR

erstellt von Katja Deschner

Abel, E. L., Who Wrote Matthew, in: New Testament Studies, 17, 1970
Achelis, H., Das Christentum in den ersten drei Jahrhunderten, 2. A. 1925
Ahlheim, K., Celsus, in: Deschner (Hg.), Das Christentum I, 1969
Ahlheim, K., Friedrich Hebbel, in: Deschner (Hg.), Das Christentum I, 1969
Aland, K., Über den Glaubenswechsel in der Geschichte des Christentums, 1961
Aland, K., Noch einmal: Das Problem der Anonymität und Pseudonymität in der christlichen Literatur der ersten beiden Jahrhunderte, in: Dassmann/Frank (Hg.), Pietas, 1980
Alfaric, P., Die sozialen Ursprünge des Christentums, 1963
Alföldi, A., Heiden und Christen am Spieltisch, in: JbAC, 18, 1975
Alt, A., Josua, ZAWB 66, 1936
Altaner, B., Patrologie, 1951
Altaner, B./Stuiber, A., Patrologie. Leben, Schriften und Lehre der Kirchenväter, 8. Aufl. 1980
Althaus, H., Porphyrios von Gaza, in: P. Manns (Hg.), Reformer der Kirche, 1970
Andres, S., Die Biblische Geschichte, 1968
Andresen, C., Die Kirchen der alten Christenheit, 1971
Andresen, C. (Hg.), Frühes Mönchtum im Abendland, I. Band, Lebensformen, 1975
Aerssen, J. v., Kirchengeschichte für Schule und Haus, 1901
Asmussen, J. P./Laessøe, J. in Verbindung mit Colpe, C., Handbuch der Religionsgeschichte, Bd. II 1972
Audring, G., Historische Leistungen der attischen Bauernschaft, in: Herrmann/Sellnow, Die Rolle der Volksmassen in der Geschichte der vorkapitalistischen Gesellschaftsformationen, 1975
Auer, W., Heiligen-Legende für Schule und Haus. Mit Bild, Leben eines Heiligen, Lehre und Gebet für jeden Tag des Jahres, 5. A. 154. bis 160. Tausend, 1907
Ausgewählte Akten persischer Märtyrer. Aus dem Syrischen übersetzt von Dr. Oskar Braun, BKV, 1915
Ayck, Th., Mark Twain, in: Deschner (Hg.), Das Christentum I, 1969
Baars, W., Eine neue griechische Handschrift des 3. Makkabäerbuches, in: Vetus Testamentum 13, 1963
Bacht, H., Das Vermächtnis des Ursprungs. Studien zum frühen Mönchtum I, 1972
Bächtold-Stäubli, H. (Hg.), Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, 6 Bde., 1927–1942
Bacon, B. W., The four Gospels in Research and Debate, 1909
Ballauff, I., Pädagogik, Eine Geschichte der Bildung und Erziehung. I: Von der Antike bis zum Humanismus, 1969
Balthasar, H. U. v. (Hg.), Die großen Ordensregeln, 1948

Balz, H., Die Johannesbriefe, 1973
Bammel, C. P., Justin der Märtyrer, in: M. Greschat (Hg.), Alte Kirche I, 1984
Barb, A. A., The survival of magic arts, in: A. Momigliano (Hg.), The Conflict between Paganism and Christianity in the fourth Century, 1964
Bardenhewer, O., Geschichte der altkirchlichen Literatur, 2. A., IV Bde., 1913
Bardy, G., Betrug und Fälschung in der Literatur der christlichen Antike, in: Brox (Hg.), Pseudepigraphie, 1977
Barnikol, E., Mensch und Messias, 1932
Bartsch, R., Die Rechtsstellung der Frau als Gattin und Mutter. Geschichtliche Entwicklung ihrer persönlichen Stellung im Privatrecht bis in das 18. Jahrhundert, 1903
Bauer, W., Das Leben Jesu im Zeitalter der neutestamentlichen Apokryphen, 1909
Bauer, W., Das Johannesevangelium, 2. A. 1925
Bauer, W., Rechtgläubigkeit und Ketzerei im ältesten Christentum, 1934, u. 2. durchgesehene Auflage mit einem Nachtrag hgg. v. Georg Strecker, 1964
Baumeister, Th., Der Märtyrer Philemon, in: E. Dassmann/K. S. Frank (Hg.), Pietas, 1980
Baumgartner, W., Ein Vierteljahrhundert Danielforschung, in: TR 11, 1939
Baumstark, A., Abendländische Palästinapilger des ersten Jahrtausends und ihre Berichte, 1906
Baur, Chr., Der heilige Johannes Chrysostomus und seine Zeit I, 1929
Baus, K./Ewig, E., Die Reichskirche nach Konstantin d. Großen. Erster Halbband: Die Kirche von Nikaia bis Chalkedon, 1979
Becker, J., Die Testamente der zwölf Patriarchen, 1974
Beek, M. A., Geschichte Israels. Von Abraham bis Bar Kochba, 1961
Beissel, S., Geschichte der Verehrung Marias in Deutschland während des Mittelalters. Ein Beitrag zur Religionswissenschaft und Kunstgeschichte, 1909
Ben-Chorin, Schalom, Bruder Jesus, Der Nazarener in jüdischer Sicht, 1977
Benöhr, H. P., Arglist und Kenntnis der Hilfspersonen beim Abschluß schuldrechtlicher Geschäfte, in: ZSSR, Rom. Abt., 1970
Benz, E., Paulus als Visionär. Eine vergleichende Untersuchung der Visionsberichte des Paulus in der Apostelgeschichte und in den paulinischen Briefen, in: Akademie der Wissenschaften und Literatur, Abh. d. geistes- und sozialwissenschaftlichen Klassen, Jg. 1952
Bergmeier, R., Zum Verfasserproblem des II. und III. Johannesbr., ZNW 57, 1966
Bernoulli, C. A., Die Heiligen der Merowinger, 1900
Bertholet, A., Wörterbuch der Religionen, 1952
Bertram, G., Die Himmelfahrt Jesu vom Kreuz aus und der Glaube an seine Auferstehung, 1927
Betz, H. D., Lukian von Samosata und das Neue Testament. Religionsgeschichtliche und paränetische Parallelen – ein Beitrag zum Corpus Hellenisticum Novi Testamenti, 1957
Betz, O., Was wissen wir von Jesus? 1965
Beyschlag, K., Marcion von Sinope, in: M. Greschat (Hg.), Alte Kirche I, 1984
Bieler, L., Das Bild des «göttlichen Menschen» in Spätantike und Frühchristentum I., 1935
Bigelmair, A., Die Beteiligung der Christen am öffentlichen Leben in vorkonstantinischer Zeit, 1902

Bihlmeyer, K., Kirchengeschichte auf Grund des Lehrbuches von F. X. Funk, I. Teil: Das christliche Altertum, 10. A. 1936
Binder, H., Die historische Situation der Pastoralbriefe, in: F. C. Fry (Hg.), Geschichtswirklichkeit und Glaubensbewährung (Festschrift für Bischof F. Müller), 1967
Blazquez, J. M., Die Rolle der Kirche in Hispanien im 4. u. 5. Jahrhundert, in: Klio 63, 1981
Blomenkamp, P., Artikel Erziehung, in: RAC VI, 1966
Bludau, A., Die Schriftfälschungen der Häretiker. Ein Beitrag zur Textkritik der Bibel, 1925
Bludau, A., Die Pilgerreise der Aetheria, 1927
Bogaert, R., Art. Geld (Geldwirtschaft), in: RAC IX, 1976
Boehn, M. v., Die Mode. Menschen und Moden im Mittelalter. Vom Untergang der alten Welt bis zur Renaissance, 1925
Bolkestein, A., Wohltätigkeir und Armenpflege im vorchristlichen Altertum, 1967
Bolkenstein, H./Schwer, W., Art. Almosen, in: RAC I, 1950
Borchardt, G., Percy Bysshe Shelley, in: Deschner (Hg.), Das Christentum I, 1969
Bornkamm, G., Jesus von Nazareth, 1956
Bornkamm, H., Kurfürst Friedrich d. Weise (1463–1525), in: Archiv für Reform. Gesch. Jg. 64, 1973
Bosl, K., Europa im Mittelalter. Weltgeschichte eines Jahrtausends, 1970
Bousset, W., Jüdisch-christlicher Schulbetrieb in Alexandria und Rom, 1915
Bousset, W., Kyrios Christos, 2. A. 1921
Bradford, E., Die Reisen des Paulus, 1979
Brandenburg, A./Urban, H. J. (Hg.), Petrus und Papst. Evangelium. Einheit der Kirche. Papstdienst. Beiträge und Notizen, 1977
Brandes, G., Urchristentum, 1927
Bratke, E. (Hg.), Das sogenannte Religionsgespräch am Hof der Sasaniden, 1899
Braun, H., Zur nachapostolischen Herkunft des zweiten Thessalonicherbriefes, in: ZNW 44, 1952/53
Braun, H., Spätjüdisch-häretischer und frühchristlicher Radikalismus, Jesus von Nazareth u. die essenische Qumransekte, 1957
Braun, H., Literar-Analyse und theologische Schichtung im ersten Johannesbrief, in: Gesammelte Studien zum NT und seiner Umwelt, 1962
Brock, E., Die Grundlagen des Christentums, 1970
Brockington, L. H., Das Problem der Pseudonymität, in: Brox, Pseudepigr., 1977
Brockmeyer, N., Sozialgeschichte der Antike. Ein Abriß, 2. A. 1974
Brockmeyer, N., Antike Sklaverei, 2. A. 1987
Bronder, D., Christentum in Selbstauflösung, 2. A. 1959
Brors, F. X., Modernes ABC für Katholiken aller Stände, 1901
Brown, P., Welten im Aufbruch: Die Zeit der Spätantike. Von Mark Aurel bis Mohammed, 1980
Brox, N., Zur pseudepigraphischen Rahmung des ersten Petrusbriefes, in: Bibl. Zeitschr. N.F. 19, 1975
Brox, N., Falsche Verfasserangaben. Zur Erklärung der frühchristlichen Pseudepigraphie, 1975
Brox, N., Zum Problemstand in der Erforschung der altchristlichen Pseudepigraphie, in: Brox (Hg.), Pseudepigraphie, 1977

Brox, N., Zu den persönlichen Notizen der Pastoralbriefe, in: Brox (Hg.), Pseudepigraphie, 1977
Brox, N. (Hg.), Pseudepigraphie in der heidnischen und jüdisch-christlichen Antike, 1977
Brox, N., Irenäus von Lyon, in: M. Greschat (Hg.), Alte Kirche I, 1984
Bruce, F. F., «To the Hebrews» or «To the Essenes», in: New Testament Studies, 9, 1962/63
Bruce, F. F., Recent Contributions to the Understanding of Hebrews, in: Expository Times, 80, 1968/69.
Brunsmann, J., Lehrbuch der Apologetik. Erster Band: Religion und Offenbarung 2. A. 1930
Büchner, L., Kraft und Stoff, 7. A. 1862
Buchner, R., Die Provence in merowingischer Zeit. Verfassung – Wirtschaft – Kultur, 1933
Bultmann, R., Das Urchristentum im Rahmen der antiken Religionen, 1949
Bultmann, R., Jesus, 1951
Bultmann, R., Die Geschichte der synoptischen Tradition, 3. A. 1957
Bultmann, R., Geschichte und Eschatologie, 1958
Bultmann, R., Zur Frage des Wunders, in: Glauben u. Verstehen I. 4. A. 1961
Bultmann, R., Die kirchl. Redaktion des ersten Johannesbr., in: Exegetica, 1967
Bultmann, R., Bekenntnis- und Liedfragmente im ersten Petrusbriefe, in: Exegetica, 1967
Bultmann, R., Ist die Apokalyptik die Mutter der christlichen Theologie?, in: Exegetica, 1967
Buonaiuti, E., Geschichte des Christentums I, 1948
Burckhardt, J., Die Zeit Constantins des Großen, 1954
Bury, J. B., The History of the later Roman Empire. From the death of Theodosius I to the death of Justinian. In two Volumes, 1958
Büttner, Th./Werner, E., Circumcellionen und Adamiten. Zwei Formen mittelalterlicher Häresie, 1959
Cameron, A., Claudian. Poetry and Propaganda at the Court of Honorius, 1970
Campenhausen, H. v., Lehrerweihen und Bischofsweihen im 2. Jahrhundert, in: Memoriam E. Lohmeyer, 1951
Campenhausen, H. v., Polykarp von Smyrna und die Pastoralbriefe, Sitzungsbericht d. Heidelb. Akademie d. Wissenschaft, Phil.-hist. Kl. 2. Abh. 1951
Campenhausen, H. v., Griechische Kirchenväter, 3. A. 1955
Campenhausen, H. v., Bearbeitungen und Interpolationen des Polykarpmartyriums, SAH 1957
Campenhausen, H. v., Tradition und Leben. Kräfte der Kirchengeschichte, Aufsätze und Vorträge, 1960
Campenhausen, H. v., Die Entstehung der christlichen Bibel, 1968
Candlish, J. S., Über den moralischen Charakter pseudonymer Bücher, in Brox (Hg.), Pseudepigraphie, 1977
Caspar, E., Geschichte des Papsttums. Von den Anfängen bis zur Höhe der Weltherrschaft. Erster Band: Römische Kirche und Imperium Romanum, 1930
Caspari, W., Die israelitischen Propheten, 1914
Češka, J., Die Rolle des Christentums am Ausgang der Antike, in: Das Altertum, Bd. 13, 1967

Chadwick, H., Die Kirche in der antiken Welt, 1972
Chadwick, H., Origenes, in: Greschat (Hg.), Alte Kirche I, 1984
Charlesworth, J. H., The Renaissance of Pseudepigrapha Studies: The SBL Pseudepigrapha Project, in: Journal for the Study of Judaism 2, 1971
Charlesworth, J. H., The pseudepigrapha and modern research, 1976
Charlesworth, J. H., The Old Testament Pseudepigrapha and the New Testament. Prolegomena for the Study of Christian Origins, 1985
Christ, K. (Hg.), Der Untergang des Römischen Reiches, 1970
Chrysos, E., Die angebliche «Nobilitierung» des Klerus durch Kaiser Konstantin, in: Historia, Bd. 18, 1969
Classen, P., Die Hohen Schulen und die Gesellschaft im 12. Jh., in: AK 1966
Clausing, R., The Roman Colonate. The theories of its origin, 1965
Clemen, O., Eine seltsame Christusreliquie, in: O. Clemen, Kleine Schriften zur Reformationsgeschichte (1897–1944), hgg. v. E. Koch, Bd. III (1907–1911), 1983
Clévenot, M., Von Jerusalem nach Rom. Geschichte des Christentums im 1. Jahrhundert, 1987
Clévenot, M., Die Christen und die Staatsmacht. Geschichte des Christentums im II. und III. Jahrhundert, 1988
Clévenot, M., Der Triumph des Kreuzes. Geschichte des Christentums im IV. und V. Jahrhundert, 1988
Colpe, C., Art. Geister (Dämonen), in: RAC IX, 1976
Conzelmann, H., Die Mitte der Zeit. Studien zur Theologie des Lukas, 1954
Conzelmann, H., Die formgeschichtliche Methode, in: Schweizerische Theolog. Umschau, Nr. 3, 1959
Conzelmann, H., Bemerkungen zum Martyrium Polykarps, 1978
Cornfeld, G./Botterweck, H. (Hg.), Die Bibel und ihre Welt. Eine Enzyklopädie, 1972
Cramer, W., Irrtum und Lüge. Zum Urteil des Jakob von Sarug über Reste paganer Religion und Kultur, in: JbAC, 23, 1980
Crawford, R., De Bruma et Brumalibus festis, in: BZ 23, 1920
Crombie, A. C., Von Augustinus bis Galilei. Die Emanzipation der Naturwissenschaft, 2. A. 1965
Croon, J. H., Art. Heilgötter, in: RAC XIII, 1986
Cullmann, O., Die ersten christlichen Glaubensbekenntnisse, 1943
Cullmann, O., Kindheitsevangelien, in: Hennecke, NA, 4. A. II. Bd., 1971
Cumont, F., Die orientalischen Religionen im römischen Heidentum, 1910
Daecke, S., Wunder, in: H. J. Schultz (Hg.), Theologie für Nichttheologen, ABC protestantischen Denkens, IV. Folge, 1965
Daecke, S., in: Mein Gottesbild. Eine Anthologie, München 1990
Daniel-Rops, H., Die Umwelt Jesu. Der Alltag in Palästina vor 2000 Jahren, 1980
Daniélou, J., Die heiligen Heiden des Alten Testaments, 1955
Danker, F. W., I Peter 1,24–2,17 – A Consolartory Pericope, ZNW 58, 1967
Dannenbauer, H., Die Entstehung Europas. Von der Spätantike zum Mittelalter. I. Der Niedergang der alten Welt im Westen 1959. II. Die Anfänge der abendländischen Welt, 1962
Dassmann, E., Ambrosius und die Märtyrer, JbAC, 18, 1975
Dassmann, E./Frank, K. S. (Hg.), Pietas, Festschrift für Bernhard Kötting, JbAC, 8, 1980

Deichmann, F. W., Frühchristliche Kirchen in Rom, 1949
Deichmann, F. W., Art. Christianisierung II (der Monumente), in: RAC II, 1954
Deissmann, A., Licht vom Osten, 4. A. 1923
Delitzsch, F., Die große Täuschung. Kritische Betrachtungen zu den alttestamentlichen Berichten über Israels Eindringen in Kanaan. Die Gottesordnung von Sinai und die Wirksamkeit der Propheten, 1920
Dempf, A., Geistesgeschichte der altchristlichen Kultur, 1964
Denis-Boulet, N. M., Das Kirchenjahr, 1960
Denk, V. M. O., Geschichte des gallo-fränkischen Unterrichts- und Bildungswesens von den ältesten Zeiten bis auf Karl den Großen. Mit Berücksichtigung der literarischen Verhältnisse, 1892
Deschner, K., Abermals krähte der Hahn. Eine kritische Kirchengeschichte von den Anfängen bis zu Pius XII., 1962
Deschner, K. Warum ich Agnostiker bin, in: ders. (Hg.), Warum ich Christ, Atheist, Agnostiker bin, 1977
Deschner, K. (Hg.), Das Christentum im Urteil seiner Gegner I 1969, II 1971
Deschner, K., Ein Papst reist zum Tatort, in: Deschner, Opus Diaboli, 1987
Deschner, K., Opus Diaboli, 1987
Deschner, K., An König David, in: R. Niemann (Hg.), Liebe Eva, lieber David!, 1989
Deschner, K., Der gefälschte Glaube. Eine kritische Betrachtung kirchlicher Lehren und ihrer historischen Hintergründe, 1988
Deschner, K., Das Kreuz mit der Kirche. Eine Sexualgeschichte des Christentums, 1974, 12., erweiterte und aktualisierte Neuausgabe 1989
Deschner, K., An Michael Kardinal Faulhaber, in: R. Niemann (Hg.), Verehrter Galileo!, 1990
Dessau, H., Über Zeit und Persönlichkeit der Scriptores Historiae Augustae, Hermes 24, 1889
Dewick, E. C., The Christian Attitude to other Religions, 1953
Dibelius, M., Die Formgeschichte des Evangeliums, 2. A. 1933
Dibelius, M., Jesus, 1949
Dibelius, M., Botschaft und Geschichte. Gesammelte Aufsätze, 1953
Dibelius-Kümmel, Paulus, 1951
Diehl, E., Inscriptiones latinae Christianae veteres, I, 1925
Diekamp, F., Patres apostolici, editionem Funkianam novis curis in lucem emisit, II., 1913
Dieringer, F. X., Kanzelvorträge
Diesner, H.-J., Studien zur Gesellschaftslehre und sozialen Haltung Augustins, 1954
Diesner, H.-J., Kirche und Staat im spätrömischen Reich. Aufsätze zur Spätantike und zur Geschichte der Alten Kirche, 1963
Diesner/Barth/Zimmermann (Hg.), Afrika und Rom in der Antike, 1968
Diller, H., Stand und Aufgaben der Hippokrates-Forschung, Jb. d. Akad. d. Wiss. u. d. Lit. Mainz, 1959
Dittrich, O., Geschichte der Ethik. Die Systeme der Moral vom Altertum bis zur Gegenwart, 2 Bde. 1926
Dobschütz, E. v., Das Kerygma Petri kritisch untersucht, 1893
Dobschütz, E. v., Christusbilder. Untersuchungen zur christlichen Legende, 1909

Dodds, E. R., The Greeks and the Irrational, 1951
Dölger, F. J., Das Kultvergehen der Donatistin Lucilla von Karthago, in: F. J. Dölger, Antike und Christentum III, 1932
Dölger, F. J., Beiträge zur Geschichte des Kreuzzeichens, in: JbAC VI, 1963, JbAC VII, 1964
Dölger, F. J., Byzanz und die europäische Staatenwelt. Ausgewählte Vorträge und Aufsätze, 1964
Dölger, F. J., Antike und Christentum, 2. A. 1976
Donin, L. (Hg.), Leben und Thaten der Heiligen Gottes oder: Der Triumph des wahren Glaubens in allen Jahrhunderten, 2. A., 7 Bde., 1861/62
Dopsch, A., Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung. Aus der Zeit von Caesar bis auf Karl den Großen, 2 Bde., 2. A. Neudruck 1961
Dörries, H., Wort und Stunde I, 1966
Dörries, H., Die Vita Antonii als Geschichtsquelle, in: Wort und Stunde I, 1966
Dostojewski, F., Tagebuch eines Schriftstellers, 1963
Dresdner, A., Kultur- und Sittengeschichte der italienischen Geistlichkeit im 10. und 11. Jahrhundert, 1890
Drews, A., Die Christusmythe II, 1911
Drews, A., Die Marienmythe, 1928
Drexhage, H.-J., Art. Handel I (geschichtlich), II (ethisch), in: RAC XIII, 1986
dtv-Lexikon der Antike, Philosophie, Literatur, Wissenschaft I–IV, 1969/1970
dtv-Lexikon der Antike, Religion, Mythologie I–II, 1970
dtv-Lexikon der Antike, Geschichte I–III, 1971
Dudden, F. H., Gregory the Great I, 1905
Dudden, F. H., The Life and Times of St. Ambrose, 2 Bde., 1935
Duhm, H., Der Verkehr Gottes mit den Menschen im Alten Testament, 1926
Duncan-Jones, R., The Finances of the Younger Pliny, Papers of the British School at Rome, N. S. 20, 1965
Dyggve, E., History of Salonitan Christianity, 1951
Eban, A., Dies ist mein Volk. Die Geschichte der Juden, 1970
Eberle, F. X., Arbeitsmotive im Lichte der christlichen Ethik, 1912
Egger, R., Der hl. Hermagoras, 1948
Eggersdorfer, F. X., Der hl. Augustinus als Pädagoge, 1907
Ehrhard, A., Die Kirche der Märtyrer, 1932
Ehrhard, A., Urkirche und Frühkatholizismus, 1935
Eichrodt, W., Der neue Tempel in der Heilshoffnung Hesekiels, in: Festschr. Rost, BZAW 105, 1967
Eisler, R., Orphisch-dionysische Mysteriengedanken in der christlichen Antike, 1925
Eisler, R., Das Rätsel des Johannesevangeliums, in: Eranos-Jahrbuch 3, 1935
Eißfeldt, O., Die Genesis der Genesis. Vom Werdegang des ersten Buches der Bibel, 1958
Eißfeldt, O., Einleitung in das Alte Testament, 3. A. 1964
Ellert, G., Die schweigenden Jahrhunderte. Das Urchristentum im Zwielicht der Geschichte, 1965
Engberding, H., Kann Petrus der Iberer mit Dionysius Areopagita identifiziert werden?, OrChr 38, 1954

Engberding, H., Zur neuesten Identifizierung des PsD., Philos Jb 64, 1956
Engelmann, E., Zur Bewegung der Bagauden im römischen Gallien, in: Kretschmar, H. (Hg.), Vom Mittelalter zur Neuzeit, 1956
Engelmann, E./Büttner, T., Soziale Erhebungen im spätrömischen Reich, in: Kretschmar H. (Hg.), Vom Mittelalter zur Neuzeit, 1956
Ensslin, W., Die Religionspolitik des Kaisers Theodosius d. Gr. SBA phil.-hist. Kl., 1953
Eppelsheimer, H. W., Handbuch der Weltliteratur. Erster Band, Von den Anfängen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, 2. A. 1947. Zweiter Band, Neunzehntes und zwanzigstes Jahrhundert, 1950
Epperlein, S., Herrschaft und Volk im karolingischen Imperium. Studien über soziale Konflikte und dogmatisch-politische Kontroversen im fränkischen Reich, 1969
Erbse, H., Überlieferungsgeschichte der griechischen, klassischen und hellenistischen Literatur, in: Textüberlieferung der antiken Literatur und der Bibel, 1975
Ewig, E., Spätantikes und fränkisches Gallien, hgg. von H. Atsma, Bd. II, 1979
Farrer, J. A., Literarische Fälschungen. Mit einer Einführung von A. Lang, 1907
Faßbinder, H., Wunder außerhalb der wahren Kirche, in: Pastor bonus, Monatsschrift für kirchliche Wissenschaft und Praxis, April, Mai, Juni 1915
Faulhaber, M., Judentum, Christentum, Germanentum. Adventspredigten, 1933
Faulhaber, M., Charakterbilder der biblischen Frauenwelt, 6. A. 1935
Feine-Behm, Einleitung in das Neue Testament, 9. A. 1950
Fetscher, I., Arbeit, in: Bussiek, H. Veränderung der Gesellschaft, 1970
Fichtenau, H., Askese und Laster in der Anschauung des Mittelalters, 1948
Fichtinger, C., Lexikon der Heiligen und Päpste, 1980
Fiebig, P., Die Umwelt des Neuen Testaments, 1926
Finley, M. J., Die antike Wirtschaft, 1977
Fohrer, C., Zum Aufbau der Apokalypse des Jesajabuchs, in: Studien zur alttestamentlichen Prophetie, 1967
Fohrer, C., Jesaja I als Zusammenfassung der Verkündigung Jesajas, in: Studien zur alttestamentlichen Prophetie, 1967
Fohrer, C., Entstehung, Komposition und Überlieferung von Jesaja 1–39, in: Studien zur alttestamentlichen Prophetie, 1967
Fohrer, G., Die Glossen im Buche Ezechiel, ZAW 63, 1951
Fontaine, J., Christentum ist auch Antike. Einige Überlegungen zu Bildung und Literatur in der lateinischen Spätantike, in: JbAC 25, 1982
Forman, C. C., The Pessimism of Ecclesiastes, in: JSS 3, 1958
Forman, C. C., Kohelet's Use of Genesis, in: JSS 5, 1960
Frankenberg, G. v., Johann Wolfgang Goethe, in: Deschner (Hg.), Das Christentum I, 1969
Franko, S., Handbuch populärer Antworten auf die am meisten verbreiteten Einwendungen gegen die Religion. Ein vollständiges Verzeichniß aller religiösen, politischen und socialen Irrthümer unserer Zeit, 2 Bde., 1870
Frantz, A., From Paganism to Christianity in the temples of Athens, in: DOP, 19, 1965
Fredouille, J.-C., Art. Götzendienst, RAC XI, 1981
Frend, W. H., Martyrdom and Persecution in the Early Church, 1965
Fries, H. (Hg.), Handbuch theologischer Grundbegriffe I–IV, 1970

Fries, H., Zeichen/Wunder, in: ders. (Hg.), Handbuch IV, 1970
Frohnes, H./Knorr U. W. (Hg.), Die alte Kirche, 1974
Fry, F. C. (Hg.), Geschichtswirklichkeit und Glaubensbewährung (Festschrift für Bischof F. Müller), 1967
Fuchs, E., Christentum und Sozialismus, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, 2, 1959
Fuchs, H., Der geistige Widerstand gegen Rom in der antiken Welt, 1938
Fuchs, H., Art. Bildung, in: RAC II, 1954
Fuhrmann, H., Einfluß und Verbreitung der pseudoisidorischen Fälschungen. Von ihrem Auftauchen bis in die neuere Zeit. Erster Teil, 1972
Funke, F., Art. Götterbild, in: RAC XI, 1981
Gamm, H.-J., Sachkunde zur Biblischen Geschichte, 1965
Gams, P., Kirchengeschichte von Spanien, 2 Bde., 1. Abtlg., 1864
Garden, E., Sagt die Bibel die Wahrheit? 2. A. 1959
Gassmann, P., Der Episkopat in Gallien im 5. Jahrhundert, 1977
Geffcken, J., Zwei griechische Apologeten, 1907
Geffcken, J., Das Christentum im Kampf und Ausgleich mit der griechisch-römischen Welt, 3. A. 1920
Geffcken, J., Der Ausgang des griechisch-römischen Heidentums, 1920
Gelin, A., Moses im Alten Testament, in: Moses in Schrift und Überlieferung, 1963
Gericke, W., Zur Entstehung des Johannes-Evangeliums, ThLZ 90, 1965
Giesecke, H.-E., Die Ostgermanen und der Arianismus, 1939
Gigon, O., Die antike Kultur und das Christentum, 1966
Glasenapp, H. v., Heilige Stätten Indiens. Die Wallfahrtsorte der Hindus, Jainas und Buddhisten, 1928
Glasenapp, H. v., Der Pfad der Erleuchtung. Grundtexte der buddhistischen Heilslehre, 1956
Glasenapp, H. v., Glaube und Ritus der Hochreligionen in vergleichender Übersicht, 1960
Glaubensverkündigung für Erwachsene. Deutsche Ausgabe des Holländischen Katechismus, 1968
Gnilka, J., Zeichen/Wunder, in: Handbuch theologischer Grundbegriffe IV, 1970
Gnilka, C./Schetter, W., (Hg.), Studien zur Literatur der Spätantike, 1975
Goguel, M., Das Leben Jesu, 1934
Gontard, F., Die Päpste. Regenten zwischen Himmel und Hölle, 1959
Goodspeed, E. J., The Meaning of Ephesians, 1933
Goodspeed, E. J., An Introduction to the New Testament, 1937
Goodspeed, E. J., A History of Early Christian Literature, 1942
Goosen, L., Martin von Tours, in: Greschat, Alte Kirche II, 1984
Göpfert, F. A., Moraltheologie, 2 Bde., 1897
Graesser, E., Das Problem der Parusieverzögerung in den synoptischen Evangelien und in der Apostelgeschichte, 1957
Graf, G., Das Martyrium des hl. Pappus und seiner 24 000 Gefährten, in: Beiträge zur Geschichte des christl. Altertums u. d. Byzantinischen Literatur, Festgabe für Albert Ehrhard, hgg. v. A. M. Koeniger, 1922
Grant, M., Das Römische Reich am Wendepunkt. Die Zeit von Mark Aurel bis Konstantin, 1972
Grant, R. M., Christen als Bürger im Römischen Reich, 1981

Grass, H., Ostergeschehen und Osterberichte, 1956
Graus, F., Die Gewalt bei den Anfängen des Feudalismus und die «Gefangenenbefreiung» der merowingischen Hagiographie, in: JW 1961
Graus, F., Volk, Herrscher und Heiliger im Reich der Merowinger. Studien zur Hagiographie der Merowingerzeit, 1965
Greeven, H., Das Hauptproblem der Sozialethik in der neuen Stoa und im Urchristentum, 1935
Gregorovius, F., Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom V. bis zum XVI. Jahrhundert, 2. A. 8 Bde. 1869/1874. Fast stets benutzt wurde aber die im dtv vollständig edierte und überarbeitete Ausgabe von W. Kampf, 1978
Greschat, M. (Hg.), Alte Kirche I u. II, 1984
Greßmann, H., Mose und seine Zeit, 1913
Greßmann, H., Tod und Auferstehung des Osiris, in: Der alte Orient, 23. Bd. 3. H., 1923
Grillmeier, A., Die theologische und sprachliche Vorbereitung der christologischen Formel von Chalcedon, in: Grillmeier, A./Bacht, H. (Hg.), I 1951, II 1953
Grillmeier, A./Bacht, H. (Hg.), Das Konzil von Chalcedon, I 1951, II 1953
Grisar, H., Luther, 3 Bde., 1911/12
Grobel, K., Formgeschichte und synoptische Quellenanalyse, 1937
Groeber, C., Kirche, Vaterland und Vaterlandsliebe. Zeitgemäße Erwägungen und Erwiderungen, 1935
Grönbech, V., Zeitwende I, 1. Jesus der Menschensohn, 1941
Grundmann, W., Das Problem des hellenistischen Christentums innerhalb der Jerusalemer Urgemeinde, in: ZNW 38, 1939
Grundmann, W., Die Geschichte Jesu Christi, 1957
Grünwald, H., Die pädagogischen Grundsätze der Benediktinerregel, 1941
Gruszka, P., Die Stellungnahme der Kirchenväter Kappadoziens zu der Gier nach Gold, Silber u. anderen Luxuswaren im täglichen Leben der Oberschichten des 4. Jahrhunderts, in: Klio 63, 1981
Grützmacher, G., Pachomius und das älteste Klosterleben. Ein Beitrag zur Mönchsgeschichte, I 1901, II 1906, III 1908
Guardini, R., Das Bild von Jesus dem Christus im Neuen Testament, 1936
Gudeman, A., Literarische Fälschungen bei den Griechen, in: N. Brox (Hg.), Pseudepigraphie, 1977
Güldenpenning, A., Geschichte des oströmischen Reiches unter den Kaisern Arcadius und Theodosius II., 1885, Nachdruck 1965
Gülzow, H., Kallist von Rom. Ein Beitrag zur Soziologie der römischen Gemeinde, in: ZNW 58, 1967
Gülzow, H., Christentum und Sklaverei in den ersten drei Jahrhunderten, 1969
Günter, H., Legendenstudien, 1906
Günter, H., Die christliche Legende des Abendlandes, 1910
Günter, H., Psychologie der Legende. Studien zu einer wissenschaftlichen Heiligengeschichte, 1949
Günther, R., Volksbewegungen in der Spätantike, in: Herrmann/Sellnow (Hg.), Die Rolle der Volksmassen, 1975
Haag, H. (Hg.), Bibel-Lexikon, 1968
Haarhoff, T. J., Schools of Gaul. A study of pagan and christian education in the last century of the Western Empire, 2. A. 1958

Haefner, A. E., Eine einzigartige Quelle für die Erforschung der antiken Pseudonymität, in: Brox (Hg.), Pseudepigraphie, 1977
Haehling, R. v., Die Religionszugehörigkeit det hohen Amtsträger des Römischen Reiches seit Constantius I. Alleinherrschaft bis zum Ende der Theodosianischen Dynastie (324–450 bzw. 455 n. Chr.), 1978
Haenchen, E., Die Apostelgeschichte, 10. A. 1956
Halbfaß, W., Porphyrios, in: Deschner (Hg.), Das Christentum I, 1969
Halbfaß, W., Diderot, in: Deschner (Hg.), Das Christentum I, 1969
Haller, J., Das Papsttum. Idee und Wirklichkeit I–V, 1965
Halson, R. R., The Epistle of James: «Christian Wisdom»?, in: Studia Evangelica IV, Texte u. Untersuchungen zur Geschichte der altkirchlichen Literatur 102, 1968
Hammann, A., Johannes Chrysostomos, in: P. Manns (Hg.), Refotmer der Kirche, 1970
Hansen, J., Zauberwahn, Inquisition im Hexenprozeß im Mittelalter und die Entstehung der großen Hexenverfolgungen, 1900
Häring, B., Das Gesetz Christi. Moraltheologie. Sechste erweiterte u. gründlich bearbeitete Aufl., 3 Bde., 1961
Harnack, A., Reden und Aufsätze, 2. A. 1906
Harnack, A., Das Leben Cyprians, 1913
Harnack, A., Porphyrius, ‹Gegen die Christen›: 15 Bücher. Zeugnisse, Fragmente und Referate, 1916
Harnack, A., Dogmengeschichte, 7. A. 1922
Harnack, A., Marcion: Das Evangelium vom fremden Gott, 1921, 2. A. 1924
Harnack, A., Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten, 1924
Harnack, A., Über den Verfasser und den literarischen Charakter des Muratorischen Fragments, ZNW, 1925
Harrison, P. N., The Authorship of the Pastoral Epistles, in: Expository Times, 67, 1955/56
Hartke, W., Römische Kinderkaiser, 1951
Hartmann, C. M., Geschichte Italiens im Mittelalter, 4 Bde., 1897 ff (Neudruck 1969)
Hartmann, H., Kirche und Sexualität, Der Wandel der Erotik, 1929
Hauck, A., Kirchengeschichte Deutschlands, 5 Bde., 1887–1920
Hauck, F., Theologisches Fremdwörterbuch, 1950
Hauschild, W.-D., Christentum und Eigentum. Zum Problem eines altkirchlichen «Sozialismus», in: ZEE, 1972
Healy, P. J., Social and economic questions in the early Church, in: Cath. Univ. Bull. 17, 1911
Hefele, C. J., Conciliengeschichte I, 1873
Heiler, F., Der Katholizismus. Seine Idee und seine Erscheinung, 1923
Heiler, F., Urkirche und Ostkirche, 1937
Heiler, F., Altkirchliche Autonomie und päpstlicher Zentralismus, 1941
Heiler, F., Erscheinungsformen und Wesen der Religion, 1961
Heilmann, A., Texte der Kirchenväter. Eine Auswahl nach Themen geordnet, 1963
Heilmann, A./Kraft, H. (Hg.), Einsichten des Glaubens. Texte der Kirchenväter, 1968

Heinrici, C. F. G., Zur Charakteristik der literarischen Verhältnisse des zweiten Jahrhunderts, in: Brox (Hg.), Pseudepigraphie, 1977
Heinzelmann, M., Bischofsherrschaft in Gallien. Zur Kontinuität römischer Führungsschichten vom 4. bis zum 7. Jahrhundert. Soziale, prosopographische und bildungsgeschichtliche Aspekte, 1976
Heinzelmann, M., Translationsberichte und andere Quellen des Reliquienkultes, 1979
Heinz-Mohr, G., Lexikon der Symbole. Bilder und Zeichen der christlichen Kunst, 1971
Heitmüller, W., Taufe und Abendmahl im Urchristentum, 1911
Held, W., Einige Probleme des Kolonats in Nordafrika zur Zeit des Prinzipats, in: Diesner/Barth/Zimmermann (Hg.), Afrika und Rom in der Antike, 1968
Held, W., Die gallische Aristokratie im 4. Jahrhundert hinsichtlich ihrer Siedlungsstandorte und ihrer zentralen Stellung zur römischen Provinzial- bzw. Zentraladministration, in: Klio 1976
Hellinger, W., Die Pfarrvisitation nach Regino von Prüm, in: ZSSR, Kan. Abt., 1962/63
Hempel, J., Die alttestamentlichen Religionen, in: Handbuch der Orientalistik 1, 8, 1964
Hengel, M., Eigentum und Reichtum in der frühen Kirche, 1973
Hennecke, E., Neutestamentliche Apokryphen, 2. A. 1924
Hennecke, E., Apostolische Pseudepigraphen, in: Brox, Pseudepigraphie, 1977
Hennecke, E., Neutestamentliche Apokryphen in deutscher Übersetzung, 4. A. hgg. von W. Schneemelcher, I. Band: Evangelien, 1968
Hennecke/Schneemelcher, Neutestamentliche Apokryphen, 4. A. II. Bd. Apostolisches, Apokalypsen und Verwandtes, 1971
Herde, P., Röm. u. Kanon. Recht bei der Verfolgung des Fälschungsdelikts im Mittelalter, in: Traditio. Studies in Ancient and Medieval History, Thought and Religion, 1965
Hernegger, R., Macht ohne Auftrag. Die Entstehung der Staats- und Volkskirche, 1963
Herrmann, J., Ezechielstudien, in: BWANT, 1908
Herrmann, J./Sellnow, J. (Hg.), Die Rolle der Volksmassen in der Geschichte der vorkapitalistischen Gesellschaftsformationen. Zum XIV. Intern. Historiker-Kongreß in San Francisco, 1975
Hertling, L., Antonius der Einsiedler. 1. H., Forschungen zur Geschichte des innerkirchlichen Lebens, 1929
Hertling, L., Geschichte der katholischen Kirche, 1949
Herzog, R., Die Wunderheilungen von Epidauros. Ein Beitrag zur Geschichte der Medizin und der Religion, in: Philologus, Supplementband 22, H. 3, 1931
Herzog, R., Der Kampf um den Kult von Menuthis (Pisciculi, Festschrift F. J. Dölger, 1940)
Heussi, K., Der Ursprung des Mönchtums, 1936
Heussi, K., Kompendium der Kirchengeschichte, 11. A. 1957
Hillyer, N., Matthew's Use of the Old Testament, in: Evang. Quarterly, 36, 1964
Hilpisch, St., Die Torheit um Christi willen, in: Zeitschrift für Aszese und Mystik, 6. Jg. 1931
Hirsch, E., Das Alte Testament und die Predigt des Evangeliums, 1936

Hirsch, E., Studien zum vierten Evangelium, 1936
Hirsch, E., Frühgeschichte des Evangeliums, 1941
Höcht, J. M., Fatima und Pius XII. Der Kampf um den Weltfrieden. Die überraschende Kriegswende 1942/43 und der kommende Triumph Mariens, 1950
Höcht, J. M., Maria rettet das Abendland. Fatima und die «Siegerin in allen Schlachten Gottes» in der Entscheidung um Rußland, 1953
Hoehl, E., Paul Thiry d'Holbach. Paul Heinrich Dietrich von Holbach, in: Deschner (Hg.), Das Christentum I, 1969
Hoensbroech, P. v., 14 Jahre Jesuit. Persönliches und Grundsätzliches, 3. unveränderte A., 2 Bde., 1910
Hohl, E., Über das Problem der Historia Augusta, W St. 71, 1958
Holl, K., Augustins innere Entwicklung, in: Gesammelte Aufsätze zur Kirchengeschichte III, 1928
Holl, K., Die Missionsmethoden der alten und die der mittelalterlichen Kirche, in: H. Frohnes/U. W. Knorr (Hg.), Die alte Kirche, 1974
Hollerich, M. J., The Alexandrian bishops and the grain trade: JournEconSocHistOrient 25, 1982
Hölscher, G., Geschichte der israelitischen und jüdischen Religion, 1922
Holum, K. G., Theodosian Empresses. Woman and Imperial Dominion in Late Antiquity, 1982
Holzapfel, H., Die sittliche Wertung der körperlichen Arbeit im christlichen Altertum, 1941
Holzhey, K., Das Bild der Erde bei den Kirchenvätern, in: Festgabe Alois Knöpfler, 1917
Holzmann, W., König Heinrich I. und die hl. Lanze, 1947
Hommel, H., Neue Forschungen zur Areopagrede Acta 17, in: ZNW 3–4, 1955
Horn, H.-J., Art. Gold, RAC XI, 1981
Hoevels, F. E., Märchen und Magie in den Metamorphosen des Apuleius von Madaura, 1979
Howard, G., The letter of Aristeas and Diaspora Judaism, in: JThS, 22, 1971
Hümmeler, H., Helden und Heilige, o. J.
Hunger, H./Stegmüller, O./Erbse, H./Imhof, M./Büchner, K./Beck, H.-G./Rüdiger, H., Die Textüberlieferung der antiken Literatur und der Bibel, 1975
Hunzinger, C.-H., Babylon als Deckname für Rom und die Datierung des 1. Petrusbriefes (Festschrift Hertzberg), 1965
Hyde, W. W., Paganism to Christianity in the Roman Empire, 1946
Illmer, D., Formen der Erziehung und Wissensvermittlung im frühen Mittelalter. Quellenstudien z. Frage d. Kontinuität des abendl. Erziehungswesens, 1971
Ingram, K., Geschichte der Sklaverei und der Hörigkeit, 1895
Irwin, W. A., Ezekiel Research Since 1943, VT 3, 1953
Jachmann, G., Gefälschte Daten, in: Klio, 1942
Jaeger, W., Das frühe Christentum und die griechische Bildung, 1963
James, M. R., The Rainer Fragment of the Apocalypse of Peter, JThSt 32, 1931
Jaspers, K., Die großen Philosophen I, 1957
Jeremias, A., Das Alte Testament im Lichte des alten Orients, 4. A. 1930
Jirku, A., Das Alte Testament und die deutsche Gegenwart, 1935
Johne, K.-P., Zum Problem von Sklaverei und Kolonat in der römischen Landwirtschaft, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte, III. Teil, 1973

Jones, A. H. M., Slavery in the Ancient World, in: EHR, 1956
Jones, A. H. M., The Social Background of the struggle between Paganism and Christianity, in: Momigliano (Hg.), The Conflict, 1964
Jones, A. H. M., The later Roman Empire 284–602. A social, economic and administrative survey, 2 Bde., 1973
Jonge de, M., Recent Studies on the Testaments of the Twelve Patriarchs, in: Svensk exegetisk Årsbok, 36, 1971
Jonge de, M., Die Textüberlieferung der Testamente der zwölf Patriarchen, in: ZNW, 63, 1972
Jonge de, M., Studies on the Testaments of the Twelve Patriarchs, Studia in Veteris Testamenti Pseudepigrapha, 3, 1975
Jonkers, E. J., Das Verhalten der alten Kirche hinsichtlich der Ernennung zum Priester von Sklaven, Freigelassenen und Curiales, Mnemosyne 1942
Jonkers, E. J., Die Konzile und einige Formen alten Volksglaubens im 5. und 6. Jahrhundert, in: VigChr. 22, 1968
Jouassard, G., Cyrill von Alexandrien, in: RAC III, 1957
Jülicher, A., Einleitung in das Neue Testament, 7. A. 1931
Jürgens, H., Pompa Diaboli. Die lateinischen Kirchenväter und das antike Theater, 1972
Jürss, F., Bemerkungen zum naturwissenschaftlichen Denken in der Spätantike, in: Klio, Bd. 43/45, 1965
Kaden, E.-H., Die Edikte gegen die Manichäer von Diokletian bis Justinian, in: Festschrift für H. Lewald, 1953
Kallis, A., Art. Geister (Dämonen) C II Griech. Väter, in: RAC IX, 1976
Kammeier, W., Die Fälschung der Geschichte des Urchristentums, 1. A. (Husum) 1982
Kantzenbach, F. W., Urchristentum und alte Kirche. Das Christentum von seinen Anfängen bis zum Zerfall des römischen Reiches, 1964
Kantzenbach, F. W., Christentum in der Gesellschaft. Grundlinien der Kirchengeschichte, I. Bd. Alte Kirche und Mittelalter, 1975
Käsemann, E., Leib und Leib Christi, 1933
Käsemann, E., Ketzer und Zeuge. Zum johanneischen Verfasserproblem, ZThK 48, 1951
Kautsky, K., Der Ursprung des Christentums. Eine historische Untersuchung, 1910
Kawerau, P., Geschichte der alten Kirche, 1967
Kawerau, P., Geschichte der mittelalterlichen Kirche, 1967
Keller, H. L., Reclams Lexikon der Heiligen und der biblischen Gestalten, Legende und Darstellung in der bildenden Kunst, 1968
Kellner, J. B., Der hl. Ambrosius, Bischof von Mailand, als Erklärer des Alten Testamentes, 1893
Ketteler, W. E. v., Die Arbeiterfrage und das Christenthum, 1864
Kindermann, H./Dietrich M., Lexikon der Weltliteratur, 1950
Kirsch, J. P., Die Grabstätten der römischen Märtyrer und ihre Stellung im liturgischen Märtyrerkult, in: RQ, 1930
Kirsch, J. P./Klauser, Th., Altar III (christlich), in: RAC I, 1950
Kirschbaum, E. (Hg.), Lexikon der Ikonographie III, 1971
Kirsten, E., Art. Edessa, in: RAC IV, 1959

Klameth, G., Die neutestamentlichen Lokaltraditionen Palästinas in der Zeit vor den Kreuzzügen, in Ntl A. V,1, 1914
Klauser, Th., Bischöfe auf dem Richterstuhl, in: JbAC 1962
Klauser, Th., Bischöfe als staatliche Prokuratoren im 3. Jahrhundert?, in: JbAC 14, 1971
Klausner, J., Von Jesus zu Paulus, 1950
Klostermann, H., Das Matthäusevangelium, 2. A. 1927
Klug, I., Der katholische Glaube in seinen grundlegenden Wahrheiten. Siebte Aufl. hgg. v. T. Hübenthal, 1938
Kneller, C. A., Zum schwitzenden Almosen, ZKTh 26, 1902
Knopf, R., Das nachapostolische Zeitalter, 1905
Knopf, R., Einführung in das Neue Testament, 3. A. 1930
Knöpfler, A., Lehrbuch der Kirchengeschichte, 6. A. Unverä. Neudruck von 1924
Knox, J., Marcion and the New Testament, An Essay in the Early History of the Canon, 1942
Kober, F., Die Deposition und Degradation, nach den Grundsätzen des kirchlichen Rechts historisch dogmatisch dargestellt, 1867
Kober, F., Die körperliche Züchtigung als kirchliches Strafmittel gegen Cleriker und Mönche, 1875
Koch, M., Sankt Fridolin und sein Biograph Balther. Irische Heilige in der literarischen Darstellung des Mittelalters, 1959
Koeniger, A. M. (Hg.), Festgabe Albett Ethard, 1922
Köpstein, H., Zur Rolle der Agrarbevölkerung in Byzanz, in: Herrmann/Sellnow (Hg.), Die Rolle der Volksmassen, 1975
Köpstein, H./Winkelmann, F. (Hg.), Studien zum 7. Jahrhundert in Byzanz, 1976
Kosminski, J. A./Skaskin, S. D., Geschichte des Mittelalters I, 1958
Kötting, B., Peregrinatio Religiosa. Wallfahrten in der Antike und das Pilgerwesen in der alten Kirche, 1950
Kötting, B., Reliquienverehrung, ihre Entstehung und ihre Formen, in: Trierer ThZ, 67. Jg. 1958
Kötting, B., Der frühchristliche Reliquienkult und die Bestattung im Kirchengebäude, 1965
Kötting, B., Die Stellung des Konfessors in der Alten Kirche, in: JbAC, 19, 1976
Kötting, B. (B. Kaiser), Art. Gelübde, RAC IX, 1976
Kötting, B., Religionsfreiheit und Toleranz im Altertum, 1977
Kötting, B., Festschrift, in: JbAC 8, 1980
Kraft, H., Kirchenväterlexikon, 1966
Kraft, H., Die Lyoner Märtyrer und der Montanismus, in: E. Dassmann/K. S. Frank, Pietas, 1980
Kraus, H.-J., Geschichte der historisch-kritischen Erforschung des Alten Testaments, 3. A. 1982
Krause, W., Art. Dioskuren, RAC III, 1957
Krause, W., Die Stellung der frühchristlichen Autoren zur heidnischen Literatur, 1958
Krüger, A., Quaestiones Orphicae, 1934
Krueger, G., Die Rechtsstellung der vorkonstantinischen Kirchen, 1935
Kuhl, B. C., Die Entstehung des Alten Testaments, 1953
Kühner, H., Lexikon der Päpste von Petrus bis Paul VI, o. J.

Kühner, O. H., Das Jahr Null und die Bibel, 1962
Kümmel, W. G., Einleitung in das Neue Testament, 21. A. 1983
Kupisch, K., Kirchengeschichte, I 1973, II 1974
Kurfess, A., Christliche Sibyllinen, in: Hennecke/Schneemelcher, 1971
Kuss, O., Der Verfasser des Hebräerbriefes als Seelsorger, Trierer Theolog. Zeitschr., 67 Jg. 1958
Kuujo, E. O., Das Zehntwesen in der Erzdiözese Hamburg-Bremen bis zu seiner Privatisierung, 1949
Lacarrière, J., Die Gott-Trunkenen, 1967
Lampl, H. E., Franz Camille Overbeck, in: Deschner (Hg.), Das Christentum im Urteil seiner Gegner I, 1969
Lanczkowski, G., Heilige Schriften, Inhalt, Textgestalt und Überlieferung, 1956
Langenfeld, H., Christianisierungspolitik und Sklavengesetzgebung der römischen Kaiser von Konstantin bis Theodosius II., 1977
Lappas, J., Paulus und die Sklavenfrage. Eine exegetische Studie in historischer Schau, 1954
Lautermann, W., Mittelalter, 1970
Lawrence, D. H., Pornographie und Obszönität und andere Essays über Liebe, Sex und Emanzipation, 1971
Lea, H. C., Geschichte der Inquisition im Mittelalter I: Ursprung und Organisation der Inquisition, 1905. II: Die Inquisition in den verschiedenen christl. Ländern, 1909. III: Die Tätigkeit der Inquisition auf besonderen Gebieten, 1913
Lechler, G. V., Sklaverei und Christentum, 2 Teile, 1877 u. 1878
Lecky, W. E. H., Sittengeschichte Europas von Augustus bis auf Karl den Großen. Zweite rechtmäßige Auflage mit den Zusätzen der dritten englischen vermehrt, und durchgesehen von F. Löwe, 2 Bde., 1879
Leeuw, G. van der, Phänomenologie der Religion, 1933
Lehmann, E./Hass, H., Textbuch zur Religionsgeschichte, 1922
Leipoldt, J., Schenute von Atripe und die Entstehung des national ägyptischen Christentums, 1903
Leipoldt, J., Geschichte des neutestamentlichen Kanons, I 1907, II 1908
Leipoldt, J., Dionysos, 1931
Leipoldt, J., Der soziale Gedanke in der altchristlichen Kirche, 1952
Leipoldt, J., Die Frau in der antiken Welt und im Urchristentum, 2. A. 1955
Leipoldt, J., Von Epidauros bis Lourdes, 1957
Leipoldt, J./Grundmann, W., Umwelt des Urchristentums, 2. A. 1967
Leipoldt, J./Morenz S., Heilige Schriften, Betrachtungen zur Religionsgeschichte der antiken Mittelmeerwelt, 1953
Levison, W., Aus rheinischer und fränkischer Frühzeit. Ausgewählte Aufsätze, 1948
Lewis, J. J., The Table-Talk Section in the letter of Aristeas, in: New Testament Studies, 13, 1966
Lexikon der alten Welt, 1965
Lexikon der Ikonographie, hg. v. E. Kirschbaum, III, 1971
Lichtenberg, G. Chr., Sudelbücher. Hg. von F. H. Mautner, 1984
Liechtenhan, R., Die pseudepigraphe Literatur der Gnostiker, in: ZNW 3, 1902
Lietzmann, H., Byzantinische Legenden, 1911
Lietzmann, H., Geschichte der alten Kirche, 2. A. 4 Bde., 1953

Lindauer, J., Tacitus Germania. Bericht über Germanien, 1975
Lindemann, A., Zum Abfassungszweck des zweiten Thessalonicherbriefes, in: ZNW 68, 1977
Linhardt, R., Die Sozialprinzipien des heiligen Thomas von Aquin. Versuch einer Grundlegung der speziellen Soziallehren des Aquinaten, 1932
Lippold, A., Theodosius der Große und seine Zeit, 1968
List, J., Das Antoninusleben des Hl. Athanasius d. Gr. Eine literarhistorische Studie zu den Anfängen der byzantinischen Hagiographie, in: Texte und Forschungen zur Byzantinisch-Neugriechischen Philosophie Nr. 11, 1930
Lohfink, N., Bibelauslegung im Wandel. Ein Exeget ortet seine Wissenschaft, 1967
Lohmeyer, E., Galiläa und Jerusalem, 1936
Lohmeyer, E., Das Evangelium des Markus, 1937
Lohse, E., Märtyrer und Gottesknecht, 1955
Lohse, E., Die Offenbarung des Johannes, 10. neubearb. A. 1971
Loofs, F., Dogmengeschichte, 4. A. 1906
Lorenz, R., Die Wissenschaftslehre Augustins, in: ZKG 67, 1955/56
Lortz, J., Geschichte der Kirche in ideengeschichtlicher Betrachtung, 4. A. 1936
Lotter, F., Servinus und die Endzeit römischer Herrschaft an der oberen Donau, in: Arch. f. E. d. M., 1968
Loewenich, W. v., Von Augustin zu Luther. Beiträge zur Kirchengeschichte, 1959
Lübtow, U. v., Das römische Volk, sein Staat und sein Recht, 1955
Lucius, E., Die Anfänge des Heiligenkultes in der christlichen Kirche, hgg. v. G. Anrich, 1904
Luck, U., Weisheit und Leiden. Zum Problem Paulus und Jakobus, ThLZ 92, 1967
Luck, U., Der Jakobusbrief und die Theologie des Paulus, ThGl, 1971
Luegs, S., Biblische Realkonkordanz. Repertorium für Prediger, Religionslehrer, Seelsorger und Theologen. Revidiert und verbessert von Bernhard Mairhofer, Domkapitular, 2 Bde., 21.–24. Tausend, 1928
Maier, F. G., Augustin und das antike Rom, 1955
Maier, F. G., Die Verwandlung der Mittelmeerwelt, 1968
Maier, H., Augustin, in: H. Maier, H. Rausch, H. Denzer (Hg.), Klassiker des politischen Denkens, I. Von Plato bis Hobbes, 2. A. 1968
Maier, J., Art. Geister (Dämonen), in: RAC IX, 1976
Manns, P. (Hg.), Reformer der Kirche, 1970
Marcuse, L., Philosophie des Glücks. Zwischen Hiob und Freud, 1962
Marcuse, L., Obszön, Geschichte einer Entrüstung, 1962
Marrou, H. J., Geschichte der Erziehung im klassischen Altertum, 3. A. 1957
Marxsen, W., Der «Frühkatholizismus» im Neuen Testament, 1958
Marxsen, W., Einleitung in das Neue Testament. Eine Einführung in seine Probleme, 4. A. 1978
Marxsen, W., Der zweite Thessalonikerbrief, 1982
Maschek, S., Unsere Vorbilder. Heilige. Helden. Namenspatrone. Eine neuzeitliche Heiligenlegende, 1964
Matthews, J. F., A Pious Supporter of Theodosius I.: Maternus Cynegius and His Family, in: JThS, 18, 1967
Matthews, J. F., Western Aristocracies and the Imperial Court, 1975
Maxsein, A., Philosophia cordis. Das Wesen der Personalität bei Augustin, 1966
Mazzarino, S., Das Ende der antiken Welt, 1961

McColley, The Book of Henoch and «Paradise lost», in: HThR, 1938
McRay, J., The Authorship of the Pastoral Epistles, 1963
Meecham, H. G., The letter of Aresteas, 1935
Meer, F. van der, Augustinus als Seelsorger, 1951
Meer, F. van der, Die Alte Kirche. Einleitung, in: M. Greschat (Hg.), Alte Kirche I, 1984
Meier-Welcker, H., Die Simonie im frühen Mittelalter, in: ZKG LXIV, 1952/53
Meinerts, M., Theologie des Neuen Testaments II, 1950
Meinhold, J., Der Dekalog, 1927
Menes, A., Die vorexilischen Gesetze Israels im Zusammenhang seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung, BZAW 50, 1928
Mensching, G., Leben und Legende der Religionsstifter, 1955
Mensching, G., Soziologie der großen Religionen, 1966
Mensching, G., Der Irrtum in der Religion, 1969
Menzel, W., Geschichte der Deutschen II, 1872
Merkle, S., Die Sabbatruhe in der Hölle. Ein Beitrag zur Prudentiuseklärung und zur Geschichte der Apokryphen, in: Römische Quartalschrift für christliche Altertumskunde und für Kirchengeschichte, 9, 1895
Mesk, J., Des Aelius Aristides Rede gegen die Tänzer, in: Wiener Studien, 30, 1908
Mesot, J., Die Heidenbekehrung bei Ambrosius von Mailand, 1958
Meyer, A., Religiöse Pseudepigraphie als ethisch-psychologisches Problem, in: Brox (Hg.), Pseudepigraphie, 1977
Meyer, A., Besprechung von Frederik Torm: Die Psychologie ... in Brox, Pseudepigraphie, 1977
Meyer, E., Ursprung und Anfänge des Christentums, 4. u. 5. A. 1921
Michaelis, W., Die Apokryphen Schriften zum Neuen Testament, übetsetzt und erklärt, 1956
Michl, J., Briefe, apokryphe, in: LThK 2, 1958
Mickwitz, G., Geld und Wirtschaft im römischen Reich des 4. Jahrhunderts, 1932
Mohr, H. (Hg.), Menschen und Heilige. Katholische Gestalten, 1930
Momigliano, A. (Hg.), The Conflict between Paganism and Christianity in the fourth Century, 1964
Momigliano, A., Das Christentum und der Niedergang des Römischen Reiches, in: K. Christ (Hg.), Der Untergang des Römischen Reiches, 1970
Mommsen, Th., Römische Geschichte VII, 1976
Monden, L., Theologie des Wunders, 1961
Monks, G. R., The church of Alexandria and the city's economic life in the 6th century, in: Speculum 28, 1953
Morenz, S., Ägyptische Religion, 1960
Morenz, S., Ägyptischer Totenglaube im Rahmen der Struktur ägyptischer Religiosität, in: Eranos-Jahrbuch 34, 1965
Moreschini, C., Ambrosius von Mailand, in: M. Greschat (Hg.), Alte Kirche II, 1984
Morgan, J., The importance of Tertullian in the development of christian Dogma, 1928
Moule, C. F. D., The Nature and Purpose of 1. Peter, in: New Testament Studies 3, 1956/57
Moule, C. F. D., The Problem of Pastoral Epistles, in: BJRL 47, 1964/65

Mühl, P. von der, Zur Unechtheit der antiphonischen Tetralogien, MH 5, 1948
Mühlenberg, E., Gregor von Nyssa, in: M. Greschat (Hg.), Alte Kirche II, 1984
Müller, G., Die Wahrhaftigkeitspflicht und die Problematik der Lüge, in: Freiburger Theologische Studien 78, 1962
Müller, H. (Hg.), Aurelius Augustinus, Selbstgespräche. Von der Unsterblichkeit der Seele, 1986
Müller, K., Kirchengeschichte I, 2. A. 1929
Murray, O., Aristeas and Ptolemaic Kingship, in: JThS, 18, 1967
Naegle, A., Einführung des Christentums in Böhmen, 2 Bde., 1915/1918
Nat, P. G. van der, Art. Geister (Dämonen): C. III. Apologeten u. lateinische Väter, in: RAC IX, 1976
Nehlsen, H., Sklavenrecht zwischen Antike und Mittelalter. Germanisches und römisches Recht in den germanischen Rechtsaufzeichnungen. I. Ostgoten, Westgoten, Franken, Langobarden, 1972
Nestle, W., Griechische Religiosität von Alexander d. Gr. bis auf Proklos, 1934
Niederhuber, J., Ambrosius von Mailand, in: BKV, 1914
Nielen, J., Die religiöse Bedeutung des Alten Testaments für den katholischen Christen, 2. A. 1935
Nielsen, E., Die Religion des alten Israel, in: J. P. Asmussen/J. Laessøe in Verbindung mit C. Colpe, Handbuch der Religionsgeschichte, Bd. II 1972
Niemann, R. (Hg.), Liebe Eva, Lieber David!, 1989
Niemann, R. (Hg.), Verehrter Galileo!, 1990
Nigg, W., Das Buch der Ketzer, 1949
Nigg, W., Vom Geheimnis der Mönche, 1953
Nock, A. D., Conversion, 1931
Nock, A. D., Paulus, 1939
Noethlichs, K. L., Die gesetzgeberischen Maßnahmen der christlichen Kaiser des vierten Jahrhunderts gegen Häretiker, Heiden und Juden, 1971
Noethlichs, K. L., Zur Einflußnahme des Staates auf die Entwicklung eines christlichen Klerikerstandes, in: JbAC 1972
Noethlichs, K. L., Art. Heidenverfolgung, in: RAC XIII, 1986
Norden, E., Agnostos Theos, 1913
Norden, E., Die Geburt des Kindes, 1924
North, C. R., The ‹Former Things› and the ‹New Things› in Deutero-Isaiah, in: Studies in O. T. Prophecy, 1950
Noth, M., Das Buch Josua, 2. A. 1953
Noth, M., Gesammelte Studien zum Alten Testament, 1957
Noth, M., Das zweite Buch Mose, Exodus, 1959
Noth, M., Das dritte Buch Mose, Leviticus, 5. A. 1985
Noth, M., Das vierte Buch Mose, Numeri, 4. A. 1982
Nylander, J., Das kirchliche Benefizialwesen Schwedens während d. MA, 1953
O'Dell, J., The Religious Background of the Psalms of Salomon, RQ 3, 1961/62
Ohlig, K.-H., Die theologische Begründung des neutestamentlichen Kanons in der alten Kirche, 1972
Ohm, T., Thomas von Aquin und die Heiden- und Mohammedanermission, in: Lang, A./Lechner, J./Schmaus, M. (Hg.), Aus der Geisteswelt des Mittelalters, Supplementband III, 2. Halbband, 1935
Oldenberg, H., Religion des Veda, 2. A. 1914

Oldenberg, H., Buddha. Sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde, 4. A. 1921
Oliva, P., Die Helotenfrage in der Geschichte Spartas, in: Herrmann/Sellnow (Hg.), Die Rolle der Volksmassen, 1975
Opelt, I., Materialien zur Nachwirkung von Augustins Schrift De doctrina christiana, in: JbAC 1974
Opitz, H.-G., Untersuchungen zur Überlieferung der Schriften des Athanasius, 1935
Oßwald, E., Das Bild des Mose in der kritischen alttestamentlichen Wissenschaft seit Julius Wellhausen, Habil.-Schrift, 1955
Ott, S., Christliche Aspekte unserer Rechtsordnung, 1968
Otto, W. F., Dionysos, 2. A. o. J.
Parker, P., John, the son of Zebedee and the Fourth Gospel, JBL 81, 1962
Paulsen, H., Ignatius von Antiochien, in: M. Greschat (Hg.), Alte Kirche I, 1984
Pauly, Der Kleine, Lexikon der Antike, hg. v. K. Ziegler/W. Sontheimer, I–V, 1979
Pax, W., Art. Brumalia, in: RAC II, 1954
Pearson, L., The lost Histories of Alexander, 1960
Péguy, C., Erkämpfte Wahrheit, Gedanken, 1951
Pekáry, T., Die Wirtschaft der griechisch-römischen Antike, 1976
Percy, E., Die Botschaft Jesu. Eine traditionskritische und exegetische Untersuchung, 1953
Peters, F. J., Die Lehre der katholischen Kirche gebildeten Kreisen dargeboten, 1932
Peterson, E., Einige Bemerkungen zum Hamburger Papyrusfragment der Acta Pauli, in: Frühkirche, Judentum, Gnosis, 1959
Pfaff-Giesberg, R., Geschichte der Sklaverei, 1955
Pfannmüller, G., Jesus im Urteil der Jahrhunderte, 2. A. 1939
Pfister, F., Der Reliquienkult im Altertum, 1909/1912; fotomechanischer Nachdruck, 1974
Pfleiderer, O., Das Urchristentum, 1902
Pfliegler, M., Dokumente zur Geschichte der Kirche, 2. A. 1957
Pirenne, H., Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Europas im Mittelalter, o. J.
Plöchl, W., Geschichte des Kirchenrechts, I 1953, II 1955
Poehlmann, R. v., Geschichte der sozialen Frage und des Sozialismus in der antiken Welt, 3. A. 1925
Popp, H., Die Einwirkung von Vorzeichen, Opfern und Festen auf die Kriegsführung der Griechen im 5. und 4. Jahrhundert v. Chr., 1957
Prause, G., Niemand hat Kolumbus ausgelacht. Fälschungen und Legenden der Geschichte richtiggestellt, 1969
Preisker, H., Das Ethos des Urchristentums, 1949
Prinz, F., Frühes Mönchtum im Frankenreich. Kultur und Gesellschaft in Gallien, den Rheinlanden und Bayern am Beispiel der monastischen Entwicklung (4.–8. Jh.), 1965
Prinz, F., Die bischöfliche Stadtherrschaft im Frankenreich vom 5. bis zum 7. Jahrhundert, in: HZ, 1973
Puech, H.-C., Gnostische Evangelien und verwandte Dokumente, in: Hennecke/Schneemelcher, NA II, 1971
Pulver, M., Jesu Reigen und Kreuzigung nach den Johannesakten, in: Eranos-Jahrbuch 9, 1942

Puzicha, M., Vita iusti (Dial 2,2). Grundstrukturen altkirchlicher Hagiographie bei Gregor dem Großen, in: E. Dassmann/K. S. Frank (Hg.), Pietas, Festschrift für Bernhard Kötting, JbAC, 8, 1980
Quispel, G./Grant, R. M., Note on the Petrine Apocrypha, VigChr. 6, 1952
Rabbow, P., Paidagogia, Die Grundlegung der abendländischen Erziehungskunst in der Sokratik, 1960
Rädle, H., Der Selbstfreikauf griechischer Sklaven im Lichte der Inschrift SEG XII, 1955, 314 aus Beroia, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Romanistische Abteilung, 89. Bd., 1972
Rahner, H., Pompa diaboli, in: ZKTh 55, 1931
Rainey, A. F., A Study of Ecclesiastes, in: Concordia Theol. Monthly, 35, 1964
Rand, K., Founders of the middle ages, 1928
Randers-Pehrson, J. D., Barbarians and Romans. The Birth Struggle of Europe, A.D. 400–700, 1983
Ranke-Heinemann, U., Das frühe Mönchtum. Seine Motive nach den Selbstzeugnissen, 1964
Rapp, F., Art. Wirtschaftsgeschichte III. Kirchliche, RGG 3. A. VI, 1962
Rauch, W. (Hg.), Lexikon des katholischen Lebens, 1952
Rauschen, G., Jahrbücher der christlichen Kirche unter dem Kaiser Theodosius d. Gr. Versuch einer Erneuerung der Annales Ecclesiastici des Baronius für die Jahre 378–395, 1897
Reekmans, L., Siedlungsbildung bei spätantiken Wallfahrtsstätten, in: Dassmann, E./Frank, K. S., Pietas, 1980
Reese, J. M., Plan and Structure of the Book of Wisdom, in: CBQ 27, 1965
Rehm, B., Art. Clemens Romanus II, in: RAC III, 1957
Reicke, B./Rost, L. (Hg.), Biblisch-Historisches Handwörterbuch. Landeskunde. Geschichte. Religion. Kultur. Litetatur, 1962
Reinhard, W., Nepotismus, Der Funktionswandel einer papstgeschichtlichen Konstanten, in: ZKG, 86. Bd., 1975
Reitzenstein, R., Hellenistische Theologie in Ägypten, in: NJbb 13, 1904
Reitzenstein, R., Poimandres, 1904
Reitzenstein. R., Historia Monachorum und Historia Lausiaca. Eine Studie zur Geschichte des Mönchtums und der frühchristlichen Gnostiker und Pneumatiker, 1916
Renan, E., Das Leben Jesu, 1864
Rhyn, M. van, Treasures of the Dust, 1929
Riedinger, U., Pseudo-Dionysios Areopagites, Pseudo-Kaisarios und die Akoimeten, in: Byz. Zs. 52, 1959
Rienecker, F. (Hg.), Lexikon zur Bibel, 1961
Ringgren, H./Ström, A. V., Die Religionen der Völker, Grundriß der allgemeinen Religionsgeschichte, 1959
Rippel, G., Die Schönheit der katholischen Kirche, dargestellt in ihren äußeren Gebräuchen in und außer dem Gottesdienste für das Christenvolk, 1911
Rissi, M., Zeit und Geschichte in der Offenbarung des Johannes, 1952
Rist, M., Pseudepigraphic Refutations of Marcionism, in: JR 22, 1942
Ritter, A. M., Christentum und Eigentum bei Klemens von Alexandrien auf dem Hintergrund der frühchristlichen «Armenfrömmigkeit» und der Ethik der kaiserzeitlichen Stoa, in: ZKG, 86. Bd., 1975

Ritter, A. M., Klemens von Alexandrien, in: M. Greschat (Hg.), Alte Kirche I, 1984
Rochow, I., Zu «heidnischen» Bräuchen bei der Bevölkerung des Byzantinischen Reiches im 7. Jahrhundert, vor allem auf Grund der Bestimmungen des Trullanum, in: Klio 1971
Rochow, I., Die Heidenprozesse unter den Kaisern Tiberios II, Konstantinos und Maurikios, in: Köpstein, H./Winkelmann, F. (Hg.), Studien zum 7. Jahrhundert in Byzanz, 1976
Rolffs, E., Paulusakten, in: E. Hennecke, Neut. Apokr., 2. A. 1924
Rolffs, E., Tertullian, der Vater des abendländischen Christentums, ein Kämpfer für und gegen Rom, 1930
Römisches Martyrologium, ed. v. F. X. Weninger, 1842
Ronner, W., Die Kirche und der Keuschheitswahn, 1971
Roques, R., Art. Dionysius Areopagita, in: RAC III, 1957
Rordorf, W., Zum Problem des «Großen Sabbats» im Polykarp- und Pioniusmartyrium, in: E. Dassmann/K. S. Frank (Hg.), Pietas, Festschrift für Bernhard Kötting, JbAC, Ergänzungsband 8, 1980
Rothes, W., Heidnisches in altchristlicher Kunst und Symbolik, in: Beiträge zur Geschichte des christlichen Altertums und der Byzantinischen Literatur, 1922
Rouse, W. H., Greek votive offerings, 1902
Rowley, H. H., The Book of Ezekiel in Modern Study, BJRL 36, 1953/54
Rowley, H. H., The Composition of the Book of Daniel, VT5, 1955
Rowley, H. H., The Meaning of Daniel for Today, in: Interpretation 15, 1961
Rubin, B., Das Zeitalter Justinians I, 1960
Rückert, H., Culturgeschichte des deutschen Volkes in der Zeit des Übergangs aus dem Heidenthum in das Christenthum, 2 Teile, 1853
Rudolph, W., Der «Elohist» von Exodus bis Josua, ZAWB 68, 1938
Rüger, L., Geborgenheit der katholischen Kirche. Katholisches Familienbuch, 1951
Ruhbach, G., Euseb von Caesarea, in: M. Greschat (Hg.). Alte Kirche I, 1984
Russell, B., Essays in skepticism, 1962
Salin, E., Politische Ökonomie. Geschichte der wirtschaftspolitischen Ideen von Platon bis zur Gegenwart, 1967
Sandys, J. E., A history of classical scholarship, 3. A. 1921
Savramis, D., Zur Soziologie des byzantinischen Mönchtums, 1962
Schäfer, A., Römer und Germanen bei Salvian, 1930
Schäferdiek, K., Johannesakten, in: Hennecke/Schneemelcher II, 1971
Schamoni, W., Das wahre Gesicht der Heiligen, 3. A. 1950
Schaub, F., Studien zur Geschichte der Sklaverei im Frühmittelalter, 1913
Schauerte, H., Die volkstümliche Heiligenverehrung, 1948
Scheich, Th., Konstantin der Große, in: Greschat (Hg.), Alte Kirche I, 1984
Scheidweiler, F./Schneemelcher, W., Bartholomäusevangelium, in: Hennecke, NA., 4. A. II. Bd. 1971
Schelkle, K. H., Das neue Testament. Seine literarische und theologische Geschichte, 1963
Schille, G., Das Recht der Propheten und Apostel – gemeinderechtliche Beobachtungen zu Didache Kapitel 11–13, in: P. Wätzel/G. Schille (Hg.), Theol. Versuche, 1966

Schilling, O., Reichtum und Eigentum in der altkirchlichen Literatur. Ein Beitrag zur sozialen Frage, 1908
Schilling, O., Die Staat- und Soziallehre des hl. Augustinus, 1910
Schinzinger, F., Ansätze ökonomischen Denkens von der Antike bis zur Reformationszeit, 1977
Schlesinger, W., Kirchengeschichte Sachsens im Mittelalter, 2 Bde., 1962
Schiwietz, S., Das morgenländische Mönchtum I, 1904
Schlingensiepen, H., Die Wunder des Neuen Testaments, Wege und Abwege ihrer Deutung bis zur Mitte des 5. Jahrhunderts, 1933
Schmid, A. v., Apologetik als spekulative Grundlegung der Theologie, 1900
Schmidt, C., Eine bisher unbekannte altchristliche Schrift in koptischer Sprache, Sitzungsberichte der k. preuß. Akad. d. Wiss. zu Berlin, 1895
Schmidt, C., Acta Pauli, 2. A. 1915
Schmidt, C., Zur Datierung der alten Petrusakten, ZNW 29, 1930
Schmitz, H. J., Die Bußbücher und die Bußdisciplin der Kirche. Nach den handschriftlichen Quellen dargestellt, 1883
Schnackenburg, R., Die Stellung des Petrus zu den anderen Aposteln, in: A. Brandenburg/H. J. Urban (Hg.), Petrus und Papst. Evangelium. Einheit der Kirche. Papstdienst. Beiträge und Notizen, 1977
Schneemelcher, W., Art. Esra, in: RAC VI, 1966
Schneemelcher, W. (Hg.), Evangelien, I. Bd., 1968
Schneemelcher, W., Apostelgeschichten des 2. und 3. Jahrhunderts. Einleitung in: Hennecke/Schneemelcher, Neutest. Apokr. II. Bd., 1971
Schneemelcher, W., Der diakonische Dienst in der Alten Kirche, in: Schneemelcher, Gesammelte Aufsätze, 1974
Schneemelcher, W., Haupteinleitung, in: Hennecke, Neutestamentliche Apokryphen
Schneemelcher, W., Gesammelte Aufsätze, 1974
Schneemelcher, W., Das Kreuz Christi und die Dämonen. Bemerkungen zur Vita Antonii des Athanasius, in: Dassmann/Frank, Pietas, 1980
Schneider, C., Geistesgeschichte des antiken Christentums I u. II, 1954
Schneider, C., Die Christen im römischen Weltreich, Historia Mundi IV, 1956
Schneider, H., Wirtschaft und Politik. Untersuchungen zur Geschichte der späten römischen Republik, 1974
Schneider, K.-P., Christliches Liebesgebot und weltliche Ordnungen. Historische Untersuchungen zu Ambrosius von Mailand, 1975
Schnürer, G., Kirche und Kultur im Mittelalter, 3 Bde., 2. A. 1927/29
Schoeps, H.-J., Paulus, 1959
Schoeps, H.-J., Studien zur unbekannten Religions- und Geistesgeschichte, 1963
Schott, S., Ritual und Mythe im altägyptischen Kult, in: Studium Generale 8, 1955
Schrage, W./Balz, H. R., Die «Katholischen» Briefe. Die Briefe des Jakobus, Petrus, Judas und Johannes, 11. A. (1. A. der Neubearbeitung) 1973
Schrage, W., Der zweite Petrusbrief, 1973
Schrage, W., Der Jakobusbrief, 1973
Schreiner, K., Zum Wahrheitsverständnis im Heiligen- und Reliquienwesen d. MA, in: Saeculum, Bd. 17, 1966
Schubert, H. v., Geschichte der christlichen Kirche im Frühmittelalter, I 1917, II 1921

Schubert, H. v., Bildung und Erziehung in frühchristlicher Zeit, in: Salin, E. (Hg.), Bilder und Studien aus drei Jahrtausenden, 1923
Schuchert, A., Kirchengeschichte, 1958
Schuck, J., Geschichte der Kirche Christi dem katholischen Volk erzählt, I. u. II. Band, 1949
Schultze, A., Augustin und der Seelteil des Germanischen Erbrechts. Studien zur Entstehungsgeschichte des Freiteilsrechtes, 1928
Schultz, H. J. (Hg.), Theologie für Nichttheologen. ABC protestantischen Denkens, IV. Folge, 1965
Schultz, H. J. (Hg.), Die Wahrheit der Ketzer, 1968
Schultze, V., Geschichte des Untergangs des griechisch-römischen Heidentums, I. Staat und Kirche im Kampfe mit dem Heidentum, 1887
Schulz, S., Gott ist kein Sklavenhalter, 1972
Schulz-Falkenthal, H., Zu einigen Wesensmerkmalen und Erscheinungsformen der antiken Produktion, in: Jahrbuch für Wirrtschaftsgeschichte, III. Teil, 1973
Schwartz, E., Aus den Akten des Conzils von Chalkedon, 1925
Schwartz, E., Kaiser Konstantin und die christliche Kirche, 2. A. 1936
Schweitzer, A., Die Mystik des Apostels Paulus, 1930
Schweitzer, A., Geschichte der Leben-Jesu-Forschung, 6. A. 1951
Schweizer, E., Das Herrenmahl im Neuen Testament, in: ThLZ 10, 1954
Schweizer, E., Neues Testament, in: Westermann, C. (Hg.), Theologie 1967
Schweizer, E., Art. Geister (Dämonen), in: RAC IX, 1976
Schwer, W., Art. Armenpflege, in: RAC I, 1950
Schwer, W., Art. Beruf, in: RAC II, 1954
Seeck, O., Urkundenfälschungen des 4. Jahrhunderts, in: ZK, 2. u. 4. Heft, 1909
Seeck, O., Geschichte des Untergangs der antiken Welt, 6 Bde., 1895/1920
Ségur, v., Antworten auf die Einwürfe gegen die Religion. Nach dem Französischen frei bearbeitet und mit Zusätzen und Anmerkungen versehen v. H. Müller, 14. A. 1910
Seipel, I., Die wirtschaftsethischen Lehren der Kirchenväter, 1907
Selby, D. J., Changing Ideas in New Testament Eschatologie, in: HThR 1, 1957
Siber, H., Operae liberales, in: Iherings Jahrbücher 52, 1940
Silverstein, Th., Did Dante know the Vision of St. Paul?, in: Harvard Studies on Notes in Philology and Literature 19, 1937
Simmel, O./Stählin, R. (Hg.), Christliche Religion, 101.–125. Tausend, 1959
Sinthern, P., Zum Kult des «Anargyroi», in: ZKTh 69, 1947
Skehan, P. W., The seven Columns of Wisdom's House in Prov. 1–9, in: CBQ 9, 1947
Skehan, P. W., A single Editor for the whole Book of Proverbs, CBQ 10, 1948
Smend, R., Das Mosebild von Heinrich Ewald bis Martin Noth, 1959
Smend, R., Die Entstehung des Alten Testaments, 1978, 3. A. 1984
Soden, H. v., Christentum und Kultur in der geschichtlichen Entwicklung ihrer Beziehungen, 1933
Söder, R., Die apokryphen Apostelgeschichten und die romanhafte Literatur der Antike, 1932
Sommerlad, Th., Die wirtschaftliche Tätigkeit der Kirche in Deutschland, I 1900, II 1905

Specht, Th., Lehrbuch der Apologetik oder Fundamentaltheologie, 2. A. hg. v. G. L. Bauer, 1924
Speigl, J., Die Rolle der Wunder, ZKTh 92, 1970
Speyer, W., Religiöse Pseudepigraphie und literarische Fälschungen im Altertum, in: JbAC, 1965/66
Speyer, W., Art. Fälschung, literarische, in: RAC VII, 1969
Speyer, W., Büchervernichtung, in: JbAC XIII, 1970
Speyer, W., Die literarische Fälschung im heidnischen und christlichen Altertum. Ein Versuch ihrer Deutung, 1971
Speyer, W., Religiöse Pseudepigraphie und literarische Fälschung im Altertum, in: Brox, N. (Hg.), Pseudepigraphie, 1977
Speyer, W., Büchervernichtung und Zensur des Geistes bei Heiden, Juden und Christen, 1981
Spiegelberg, W., Eine neue Legende über die Geburt des Horus, in: Zeitschrift f. ägyptische Sprache u. Altertumskunde, Bd. 53, 1917
Staats, R., Deposita pietatis – Die Alte Kirche und ihr Geld, in: ZThK 76, 1979
Staats, R., Antonius, in Greschat (Hg.), Alte Kirche I, 1984
Stamer, L., Kirchengeschichte der Pfalz, 1936
Staerk, W., Soter, Die biblische Erlösererwartung als religionsgeschichtliches Problem I, 1933
Stauffer, E., Gott und Kaiser im Neuen Testament, 1935
Stauffer, E., Jesus, 1957
Stegmüller, O., Überlieferungsgeschichte der Bibel, in: Die Textüberlieferung der antiken Literatur und der Bibel, 1975
Stein, E., Eine gefälschte Urkunde aus dem Rechtsstreit zwischen Aquileja und Grado, in: Byz.-Neugr. Jahrbücher 2, 1921
Stein, E., Vom römischen zum byzantinischen Staate (284–476 n. Chr.), 1928
Steinbach, F., Der geschichtliche Weg des wirtschaftlichen Menschen in die soziale Freiheit und politische Verantwortung, 1954
Steingießer, F., Das Geschlechtsleben der Heiligen. Ein Beitrag zur Psychopathia sexualis der Asketen und Religiosen, 1901
Steinmann, A., Sklavenlos und alte Kirche. Eine historisch-exegetische Studie über die soziale Frage im Urchristentum, 1910
Steinmann, J., Hieronymus, 1961
Stendahl, K., The School of St. Matthew, 2. A. 1968
Sternberg, G., Das Christentum des fünften Jahrhunderts im Spiegel der Schriften des Salvianus von Massilia, in: Theol. Schriften und Kritiken, 82. Jg. 1909
Stiefvater, A., Was ist wahr? Schlag-Wörter-Buch für katholische Christen, 1961
Stieglitz, H., Ausgeführte Katechesen über die kathol. Glaubenslehre, 8. A. 1907
Stiglmayr, J., Der sogenannte Dionysius Areopagita und Severus von Antiochien, in: Scholastik, III, 1928
Stiglmayr, J., Um eine Ehrenrettung des Severus von Antiocheia, in: Scholastik, VII, 1932
Stockmeier, P., Leo I. des Großen Beurteilung der kaiserlichen Religionspolitik, 1959
Stockmeier, P., Glaube und Kultur, Studien zur Begegnung von Christentum u. Antike, 1983
Stockmeier, P., Chrysostomus, in: M. Greschat (Hg.), Alte Kirche II, 1984

Stoeckle, B. (Hg.), Wörterbuch christlicher Ethik, 1975
Stoll, O., Das Geschlechtsleben in der Völkerpsychologie, 1908
Strauß, D. F., Die christliche Glaubenslehre I, 1840
Streeter, B. H., The four Gospels, A Study of Origins, Treating of the Manuscript Tradition, Sources, Authorship and Dates, 1956
Stritzky, M.-B. v., Art. Grundbesitz II (ethisch), in: RAC XII, 1983
Stroheker, K. F., Germanentum und Spätantike, 1965
Struve, T., Zur Geschichte der Hersfelder Klosterschule im Mittelalter, in: DAEM 1971
Stübe, R., Der Himmelsbrief. Ein Beitrag zur allgemeinen Religionsgeschichte, 1918
Surkau, H. W., Martyrium in jüdischer und frühchristlicher Zeit, 1938
Syme, R., Fälschung und Betrug, in: Brox (Hg.), Pseudepigraphie, 1977
Talbert, C. H., II Peter and the Delay of the Parousia, in: Vigiliae Christianae, 20, 1966
Taubes, J., Abendländische Eschatologie, 1947
Taylor, G. R., Sex in History, 1953
Teeple, H. M., Methodology in Source Analysis of the Fourth Gospel, JBL 81, 1962
Tenney, M. C., The Old Testament and the Fourth Gospel, in: Bibl. Sacra, 120, 1963
Tetz, M., Athanasius und die Vita Antonii, in: ZNW 73, 1982
Theiner, J. A. u. Theiner, A., Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen und ihre Folgen. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte, 1892
Thiele, A., Studien zur Vermögensbildung und Vermögensverwertung der Kirche im Merowingerreich, in: Stud. Mitt. z. Gesch. d. Benediktinerordens 80, 3/4, 1969
Thiele, W., Beobachtungen zum Comma Johanneum, ZNW 50, 1959
Thompson, E. A., The Visigoths in the Time of Ulfila, 1966
Thraede, K., Beiträge zur Datierung Commodians, JbAC 2, 1959
Thudichum, F., Kirchliche Fälschungen, I 1898, II 1906, III 1911
Tinnefeld, F., Synesios von Kyrene: Philosophie der Freude und Leidensbewältigung. Zur Problematik einer spätantiken Persönlichkeit, in: C. Gnilka/W. Schetter (Hg.), Studien zur Literatur der Spätantike, 1975
Tinnefeld, F., Die frühbyzantinische Gesellschaft. Struktur – Gegensätze – Spannungen, 1977
Toldo, P., Leben und Wunder der Heiligen im Mittelalter, in: Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte, 5. Bd., H. 3, 1905
Torm, F., Die Psychologie der Pseudonymität im Hinblick auf die Literatur des Urchristentums, in: Brox (Hg.), Pseudepigraphie, 1977
Torrey, C. C., Certainly Pseudo-Ezekiel, JBL 53, 1934
Trede, Th., Wunderglaube im Heidentum und in der alten Kirche, 1901
Treucker, B., Politische und sozialgeschichtliche Studien zu den Basilius-Briefen, 1961
Trillhaas, W., Das apostolische Glaubensbekenntnis. Geschichte – Text – Auslegung, 1953
Trilling, W., Untersuchungen zum 2. Thessalonicherbrief, 1972

Troeltsch, E., Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen I, 1912
Troeltsch, E., Augustin, die christliche Antike und das Mittelalter. Im Anschluß an die Schrift «De civitate Dei». Neudruck der Ausgabe 1915, 1963
Turner, C. H., The Latin Acts of Peter, JThSt 32, 1931
Tusculum Lexikon der griechischen und lateinischen Literatur vom Altertum bis zur Neuzeit, 1948
Ungern-Sternberg, A. v., Der traditionelle alttestamentliche Schriftbeweis «De Christo» und «De Evangelico» in der alten Kirche bis zur Zeit Eusebs von Caesarea, 1913
van Unnik, W. C., The Teaching of Good Works in 1 Peter, New Testament Studies 1, 1954/55
Vielhauer, P., Zum «Paulinismus» der Apostelgeschichte, in: EvTh 1950, H. 1
Vielhauer, P., Judenchristliche Evangelien, in: Hennecke, NA in dt. Übersetzung, 4. A. hgg. von Schneemelcher, I. Band Evangelien, 1968
Vielhauer, P., Einleitung, in: Hennecke/Schneemelcher, Neutestamentliche Apokryphen II, 1971
Vogt, J., Der Niedergang Roms. Metamorphose der antiken Kultur, 1965
Vogt, J., Wege zur Menschlichkeit in der antiken Sklaverei, in: Sklaverei und Humanität. Studien zur antiken Sklaverei und ihrer Erforschung, 2. A. 1972
Vogt, H. J., Cyprian — Hindernis für die Ökumene?, in: Theologische Quartalschrift, 164, 1984
Voigt, K., Staat und Kirche, 1936
Voelkl, L., Der Kaiser Konstantin, 1957
Vollmann, B., Studien zum Priscillianismus. Die Forschung, die Quellen, der fünfzehnte Brief Papsr Leo des Großen, 1965
Völter, D., Der Ursprung des Mönchtums, in: Sammlung gemeinversrändlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte, 21, 1900
Wacht, M., Privateigentum bei Cicero und Ambrosius, in: JbAC (25), 1982
Wacke, A., Kannte das Edikt eine integrum restitutio propter dolum?, in: ZSSR, Rom. Abt., 1971
Wacke, A., Zur Lehre vom pactum tacitum und zur Aushilfsfunktion der exceptio doli, in: ZSSR, Rom. Abt. 1973
Wagenmann, J., Die Stellung des Apostels Paulus neben den Zwölf in den ersten zwei Jahrhunderten, in: ZNW Beiheft 3, 1926
Wahrmund, L., Bilder aus dem Leben der christlichen Kirche des Abendlandes, Heft 2, Inquisition und Hexenprozeß, 1925
Walterscheid, J., Deutsche Heilige. Eine Geschichte des Reiches im Leben deutscher Heiliger, 1934
Wanke, G., Die Zionstheologie der Korachiten in ihrem traditionsgeschichtlichen Zusammenhang, Beiheft zur Zeitschrift für die alttestamenrliche Wissenschaft, 97, 1966
Warmington, B. H., The North African Provinces from Diocletian to the Vandal Conquest, 1954
Wätzel, P./Schille, G. (Hg.), Theol. Versuche, 1966
Weber, M., Gesammelte Aufsätze zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 1924
Weber, M., Grundriß der Sozialökonomik, III Bd. 1. u. 2. Halbband, 3. A. 1947
Weber, W., Das römische Kaiserreich und der Eintritt der Germanen in die Welt-

geschichte, in: K. A. v. Müller/P. R. Rohden (Hg.), Knaurs Weltgeschichte, Von der Urzeit bis zur Gegenwart, 1935
Weinel, H., Die Stellung des Urchristentums zum Staat, 1908
Weinel, H., Biblische Theologie des Neuen Testaments, 4. A. 1928
Weinreich, O., Antike Heilungswunder. Untersuchungen zum Wunderglauben der Griechen und Römer, 1909
Weis, B. K., Julian, Briefe, Griechisch-Deutsch, 1973
Weismann, W., Kirche und Schauspiele. Die Schauspiele im Urteil der lateinischen Kirchenväter unter besonderer Berücksichtigung von Augustin, 1972
Weißengruber, F., Weltliche Bildung der Mönche im 6. Jahrhundert, in: Röm. hist. Mitt., 1964/65
Weißengruber, F., Monastische Profanbildung in der Zeit von Augustinus bis Benedikt, in: Röm. hist. Mitt., 1966/67
Weitzel, J., Begriff und Erscheinungsformen der Simonie bei Gratian und den Dekretisten, 1967
Wellhausen, J., Kritische Analyse der Apostelgeschichte, 1914
Werner, M., Die Entstehung des christlichen Dogmas, problemgeschichtlich dargestellt, 1941
Werner, M., Der Frühkatholizismus, in: Mensch und Gottheit in den Religionen, 1942
Werner, M., Der protestantische Weg des Glaubens I, 1955
Werner, M., Glaube und Aberglaube, Aufsätze und Vorträge, 1957
Westermann, C. (Hg.), Theologie VI × 12 Hauptbegriffe, 1967
Wetter, G. P., «Der Sohn Gottes». Eine Untersuchung über den Charakter und die Tendenz des Johannes-Evangeliums. Zugleich ein Beitrag zur Kenntnis der Heilandsgestalten der Antike, 1916
Wetzer, H. J./Welte, B. (Hg.), Kirchen-Lexikon oder Encyklopädie der katholischen Theologie und ihrer Hilfswissenschaften I–XI, 1847–1854
Wickert, U., Cyprian, in: M. Greschat (Hg.), Alte Kirche I, 1984
Widmann, M., Geschichte der alten Kirche im Unterricht, 1970
Wieacker, F., Recht und Gesellschaft in der Spätantike, 1964
Wieland, F., Altar und Altargrab der christlichen Kirchen im 4. Jahrhundert, 1912
Wieling, H., Art. Grundbesitz I, in: RAC XII, 1983
Wikenhauser, A., Das Evangelium nach Johannes, 1948
Wikenhauser, A., Einleitung in das Neue Testament, 2. A. 1956
Wikenhauser, A., Die Apostelgeschichte, 5. A. 1961
Wilamowitz-Moellendorf, Der Glaube der Hellenen, 1932
Williams, F. E., Fourth Gospel and Synoptic Tradition, JBL 86, 1967
Wilpert, G. v., dtv-Lexikon der Weltliteratur, 1970
Wilpert, J., Die gottgeweihten Jungfrauen in den ersten Jahrhunderten der Kirche, 1892
Windelband, W., Lehrbuch der Geschichte der Philosophie, hgg. v. H. Heimsoeth, 14. A. 1948
Windisch, H., Der vierte Evangelist und Johannes, ThBl 7/8, 1937
Winkelmann, F., Die Kirchengeschichtswerke im Oströmischen Reich, in: Byzlav 37, 1976
Winkelmann, F./Köpstein, H./Ditten, H./Rochow, I., Byzanz im 7. Jahrhundert, 1978

Wittmann, W., Das Isisbuch des Apuleius, 1938
Wittmann, A., Kosmas und Damian. Kultausbreitung und Volksdevotion, 1967
Wlosok, A., Laktanz, in: M. Greschat (Hg.), Alte Kirche I, 1984
Wolf, P., Vom Schulwesen der Spätantike, Libanius-Interpretationen, 1951
Wolf W., Das alte Ägypten, 1971
Wolff, H., Jesaja 53 im Urchristentum, 3. A. 1952
Wolff, H. J., Hellenistisches Privatrecht, in: ZSSR, Rom. Abt., 1973
Wright, A. G., Numerical Patterns in the Book of Wisdom, in: CBQ 29, 1967
Wytzes, J., Der letzte Kampf des Heidentums in Rom, 1977
Zeller, F., Die Apostolischen Väter, in: BKV, 1918
Ziegler, K., Orpheus in Renaissance und Neuzeit, in: «Form und Inhalt», Festschrift Otto Schmitt, 1950
Zimmermann, H., Papstabsetzungen des Mittelalters, 1968
Zöckler, O., Askese und Mönchtum. 2. und gänzlich neu bearbeitete und stark vermehrte Auflage der «Kritischen Geschichte der Askese», 1. u. 2. Bd. 1897
Zwölfer, Th., Sankt Peter, Apostelfürst und Himmelspförtner. Seine Verehrung bei den Angelsachsen und Franken, 1929
Zscharnak, L., Der Dienst der Frau in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche, 1902
Zumkeller, A., Das Mönchtum des heiligen Augustinus, 1950
Zwetsloot, H., Friedrich Spee und die Hexenprozesse, 1954
Zwettler, A., Auf diesem Fels. Das Fundament des katholischen Glaubens, 1952

ABKÜRZUNGEN

antiker Literatur, wissenschaftlicher Zeitschriften und Nachschlagewerke, die in den Anmerkungen häufiger zitiert werden.

AAS: Acta Apostolicae Sedis, 1909 ff

ACO: Acta conciliorum oecumenicorum, hg. v. E. Schwartz, 1914 ff

Ad Diognet: Diognetbrief

Afrah. Dem.: Afrahat, demonstratio (= Homilien)

Agathias: Agathias (Scholastikos) aus Myrina (Aiolis)

Agnellus, Liber pont. eccl. Ravenn.: Agnellus, Liber Pontificalis ecclesiae Ravennatis (MGScript. Rer. Langob.) 333

Alex. Alexandr. Sermo de anima: Alexander von Alexandrien, de anima et corpore deque passione domini

Ambr. virg.: Ambrosius, de virginibus (PL 16, 187 ff)(vgl. de virginitate; de institutione virginis)

Ambros. c. Aux.: Sermo contra Auxentium de basilicis tradendis (PL 16, 1007 ff)

Ambros. de Abrah.: de Abraham (PL 14, 419 ff)

Ambros. bono mort.: de bono mortis (PL 14, 539 ff)

Ambros. de incarn.: de incarnationis dominicae sacramento (PL 16, 817 ff)

Ambros. de fide: de fide ad Gratianum (PL 16, 527 ff)

Ambros. de ob. Theod.: Oratio de obitu Theodosii (PL 16, 1385 ff)

Ambros. de ob. Valent.: de obitu Valentiniani consolatio (PL 16, 1357 ff)

Ambros. de off.: de officiis ministrorum (PL 16, 23 ff)

Ambros. de paenit.: de paenitentia (PL 16, 465 ff)

Ambros. de parad.: de paradiso (PL 14, 275 ff)

Ambros. de Tob.: de Tobia (PL 14, 759 ff)

Ambros. enarr. ps.: Enarrationes in XII psalmos Davidicos (PL 14, 921 ff)

Ambros. ep.: Epistulae (PL 16, 876 ff)

Ambros. exaem.: Hexaëmeron (PL 14, 123 ff)

Ambros. exhort. virgin.: Exhortatio virginitatis (PL 16, 335 ff)

Ambros. Exposit. Evangelii sec. Lucam: Expositionis evangelii secundum Lucam libri decem (PL 15, 1527 ff)

Ambros. Exp. ps.: Expositio in psalmum CXVIII (PL 15, 1197 ff)

Ammian.: Ammianus Marcellinus, Res gestae

AMrhKG: Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte 1949 ff

Anastas. I. ep.: Papst Anastasius I., Epistulae

Anastas. imp. ep.: Kaiser Anastasios I., Epistulae

Anastas. Sin., Hodegos: Anastasius Sinaita, Hodegos

Anon. Val.: Anonymus Valesianus

Apg.: Apostelgeschichte

Apk.: Johannesapokalypse

Apoll. Sid. ep.: Apollinaris Sidonius (s. auch Sidonius Apollinaris), Epistulae

Aponius, Expl. in cant. cantic.: Explanatio in Canticum canticorum

App.: Appendix
Arist. apol.: Aristides, Apologie
Arnob. adv. nat.: Arnobius von Sicca, adversus nationes (advers. gent.)
AT: Altes Testament
Athan. ad Afros episc.: Athanasius, An die Bischöfe Westafrikas (PG 26, 1029 ff)
Athan. ad episc. Aeg.: Ep. encyclica ad episcopos Aegypti et Libyae (PG 25, 537 ff)
Athan. ad Serap.: An den Bischof Serapion von Thmuis (PG 26, 529 ff)
Athan. apol. ad Const.: Apologia ad Constantium imperatorem (PG 25, 595 ff)
Athan. apol. c. Ar.: Apologia contra Arianos (PG 25, 247 ff)
Athan. apol. de fuga sua: Apologia de fuga sua (PG 25, 643 ff)
Athan. c. Arian.: Orationes contra Arianos (PG 26, 9 ff)
Athan. c. gent.: oratio contra gentes (PG 25, 3 ff)
Athan. hist. Arian.: Historia Arianorum ad monachos (PG 25, 691)
Athan. de incarn. et c. Arian.: de incarnatione et contra Arianos (PG 26, 983 ff) (stammt vielleicht von Marcellus v. Ankyra)
Athan. de sent. Dion.: epist. de sententia Dionysii (PG 25, 479 ff)
Athan. de decr.: Epistola de decretis Nicaenae synodi (PG 25, 415)
Athan. de syn.: Epistola de synodis Arimini in Italia et Seleuciae in Isauria celebratis
Athan. ep. ad Serap. de morte Arii: Brief an Bischof Serapion von Thmuis über den Tod des Arius
Athan. ep. encycl.: Epist. ad episcopos encyclica (PG 25, 221 ff)
Athan. Vita Ant.: Vita s. Antonii (PG 26, 835 ff)
Athenag. leg.: Athenagoras der Apologet, Legatio
August. ad Donat. post coll.: Augustinus, Ad Donatistas post collationem liber unus (PL 43, 651 ff)
August. advers. Jud.: Adversus Judaeos (PL 42, 51 ff)
August. brev. coll.: Breviculus collationis cum Donatistis (PL 43, 613 ff)
August. c. Parm.: Contra epistolam Parmeniani libri tres (PL 43, 33 ff)
August. c. Acad.: Contra Academicos (PL 32, 905 ff)
August. civ. dei: de civitate Dei (PL 41)
August. cons.: de consensu evanglistarum libri quatuor (PL 34, 1041 ff)
August. c. Cresc.: Contra Cresconium grammaticum partis Donati libri quator (PL 43, 445)
August. c. Gaud.: Contra Gaudentium Donatistarum episcopum libri duo (PL 43, 707 ff)
August. conf.: Confessiones (PL 32, 659 ff)
August. don. persev.: de dono perseverantiae liber ad Prosperum et Hilarium secundus (PL 45, 393 ff)
August. de cura ger. pro mort.: de cura gerenda pro mortuis (PL 40, 591 ff)
August. De grat. chr. et de pecc. orig.: de gratia Christi et de peccato originali, contra Pelagium et Caelestium, libri duo (PL 44, 359 ff)
August. de haeres.: de haeresibus (PL 42, 21 ff)
August. de pecc. mer.: de peccatorum meritis et remissione et de baptismo parvulorum ad Marcellinum, libri tres (PL 44, 109 ff)
August. de serm. domini in monte: de sermone Domini in monte secundum Matthaeum libri duo (PL 34, 1229 ff)
August. de unico bapt.: de unico baptismo contra Petilianum, ad Constantinum, liber unus (PL 43, 595 ff)
August. de un. eccl.: de unitate ecclesiae
August. de urb. excid.: de urbis excidio (PL 40, 714 ff)
August. ord.: de ordine (PL 32, 977 ff)

August. util. ieiun.: de utilitate ieiunii (PL 40, 707 ff)
August. de util. cred.: de utilitate credendi (PL 42, 65 ff)
August. de vera rel.: de vera religione liber unus (PL 34, 121 ff)
August. c. litt. Pet.: Contra litteras Petiliani Donatistae Cirtensis episcopi libri tres (PL 43, 245 ff)
August. de baptism.: de baptismo contra Donatistas libri septem (PL 43, 107 ff)
August. en. in ps.: Enarrationes in psalmos (PL 36 f)
August. corr. et grat.: de correptione et gratia (PL 44, 915 ff)
August. in ev. Joh.: In Johannis evangelium tractatus 124 (PL 35, 1379 ff)
August. Gen. ad litt.: de Genesi ad litteram (PL 34, 219 ff)
August. ep.: Briefe (PL 33)
August. serm.: Sermones (PL 38 f)
August. de bono coniug.: de bono coniugali (PL 40, 373 ff)
August. de catech. rudibus: de catechizandis rudibus (PL 40, 309 ff)
August. de gestis Pelagii: de gestis Pelagii, ad Aurelium episcopum, liber unus (PL 44, 319)
August. de mor. eccl. et de mor. manich.: de moribus ecclesiae catholicae et de moribus Manichaeorum libri duo (PL 32, 1309 ff)
August. de nat. et grat.: de natura et gratia, ad Timasium et Jacobum, contra Pelagium, liber unus (PL 44, 247 ff)
August. de lib. arb.: de libero arbitrio libri tres (PL 32, 1221)
August. de trin.: de trinitate libri quindecim (PL 42, 819 ff)
August. op. imperf.: opus imperfectum contra Julianum (PL 45, 1049 ff)
August. retract.: Retractationes (PL 32, 583 ff)
August. solil.: Soliloquia (PL 32, 869 ff)
Aurel. Vict. Caes.: Aurelius Victor, De Caesaribus
Aurel. Vict. Epit.: Epitome
Avit. Vienn. ep.: Avitus von Vienne, Briefe
Barn.: Barnabasbrief
Basil. ep.: Basilius von Cäsarea, Briefe (PG 32, 291 ff)
Basil. Hex.: Homiliae 9 in Hexaemeron (PG 29, 3 ff)
Basil. hom.: Homilien
Bibl.: Biblica, 1920 ff
BKV: Bibliothek der Kirchenväter, hg. v. O. Bardenhewer, Th. Schermann, C. Weymann, 1911 ff
Bonif. I. ep.: Papst Bonifatius I., Briefe
ByZ: Byzantinische Zeitschrift, 1892 ff
Byzlav: Byzantinoslavica
Cass. var.: Flavius Magnus Aurelius Cassiodorus, Variae
Cass. Dio: Cassius Dio
Catal. Felic.: Catalogus Felicianus, ältester Teil des Liber Pont. (s. d.), fußt auf dem Catalogus Liberianus
Catal. Liberianus MG hist. Auct. ant.: Monumenta Germaniae Historica, Auctores antiquissimi
CHR: The Catholic historical Review, 1915 ff
1., 2. Chron.: Chronikbücher
Chrysost.: Johannes Chrysostomos
Chrysost. hom.: Homilien
Chrysost. ep.: Briefe
Chrysost. sac.: de sacerdotio
Chrysost. de stat.: Homiliae 21 de statuis
Chrysost. adv. Jud.: 8 Homilien Gegen die Juden
Chrysost. de S. Babyla c. Jul. et c. gent.: de S. Babyla contra Iulianum et gentiles
Cic. de divin.: Cicero, de divinatione
Cic. de orat.: de oratore
Cic. nat. deor.: de natura deorum
Cic. Cat.: Cato maior de senectute
CIL: Corpus Inscriptionum Latinarum, hg. v. d. Berliner Akademie der Wissenschaften, 1863 ff

1. Clem.: 1. Clemensbrief
Clem. Al. protr.: Clemens von Alexandrien, Logos protreptikos
Clem. Al. paed.: Paidagogos
Clem. Al. Quis dives salv.: Quis dives salvetur (Hom. über Mk. 10,17 ff)
Clem. Al. strom.: Stromateis
Cod. Just.: Codex Justinianus
Cod. Theod.: Codex Theodosianus
Coelestin I. ep.: Papst Coelestin I., Briefe
Coll. Avell.: Collectio Avellana
Coll. Casin.: Collectio Casinensis
Corp. Jur. Civ.: Corpus iuris civilis
CSEL: Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum, hg. v. d. Wiener Akademie der Wissenschaften, 1866 ff
Cypr. ad. Donat.: Cyprianus von Karthago, ad Donatum
Cypr. bono pat.: de bono patientiae
Cypr. de unit.: de catholicae ecclesiae unitate
Cypr. ep.: Briefe
Cypr. laps.: de lapsis
Cyrill. Hieros. catech.: Cyrill von Jerusalem, 24 Katechesen
DAM: Deutsches Archiv für die Erforschung des Mittelalters
Dam. ep.: Papst Damasus I., Briefe
Decret, Gelas.: Papst Gelasius I., Dekretalen
Did.: Didache
Didasc.: Didascalia
Dio.: Dio Cassius
Diodorus: Diodor von Tarsus
Diog.: Diognetbrief
DOP: Dumbarton Oaks Papers, ed. Harvard University, 1941 ff
DZGw: Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 1889 ff; ab 1898: HV
Ennod.: Magnus Felix Ennodius, Bischof von Pavia
Ennod. Libell.: Libellus adversus eos, qui contra synodum scribere praesumpserunt
Ennod. paneg. Theod.: Panegyricus auf König Theoderich (nach seinem Eingreifen zugunsten von Papst Symmachus)
Ephes.: Epheserbrief
Ephräm, Carmina Nisibena: Ephräm der Syrer, 77 Lieder (8, 22, 23, 24 fehlen)
Ephräm, hym. de fide: 87 Hymnen über den Glauben
Ephr. hymn. c. haer.: Hymni (Sermones) contra haereses
Epiphan. de mensur: Epiphanius von Salamis, de mensuris et ponderibus
Epiphan. haer.: Haereses (auch als Panarion zitiert)
Epit. Caes.: s. Aurel. Victor
Epitome: s. Aurel. Victor
Euagr. h.e.: Euagrius Scholasticus, Kirchengeschichte
Eumen. pan.: Eumenius, Panegyrici Latini
Eunap. Vitae sophist.: Eunapios von Sardes, Sophistenviten (Plotin, Porphyrios, Iamblich, Aidesios, Libanios u. a.)
Euseb. h.e.: Eusebius von Caesarea, Kirchengeschichte
Euseb. Or. ad s. coetum: Oratio ad sanctorum coetum
Euseb. V. C.: Vita Constantini
Eutr. brev.: Eutropius, Breviarium ab urbe condita
EvTh: Evangelische Theologie, 1934 ff
Ez.: Ezechiel (Hesekiel)
Faust: Faustus von Byzanz
FF: Forschungen und Fortschritte, 1925 ff
FHG: Fragmenta Historicorum Graecorum, ed. C. Müller
Firm. Mat. err.: Firmicus Maternus, de errore profanorum religionum
frg.: Fragment
Fulgent. C. Arrian.: Fulgentius v. Ruspe, contra Arrianos
Fulgent. de fide: de fide ad Petrum
Gal.: Galaterbrief
Gel. Cyz. h.e.: Gelasius von Cyzicus (Kyzikos), Kirchengeschichte

Gelasius I. ep.: Papst Gelasius I., Briefe
Gennadius de vir. ill.: Gennadius von Massilia, de viris illustribus
Gesta conc. Aquil.: Gesta concilii Aquileiensis
Gregor I. dial.: Papst Gregor I., dialogi de vita et miraculis patrum Italicorum
Greg. I. hom.: Homilien
Greg. II. ep.: Papst Gregor II., Briefe
Greg. Naz. or.: Gregor von Nazianz, Reden
Greg. Naz. de vita.: Carm. de vita sua
Greg. Nyssa: Gregor von Nyssa
Greg. Nyss. in cant. hom.: Gregor von Nyssa, Homilien über das Hohelied
Greg. Nyss. or.: Reden
Greg. Tur. in glor. mart.: Gregor von Tours, in gloria martyrum
Greg. Tur. hist. Fr.: Historiarum libri X (Hist. Francorum)
Hebr.: Hebräerbrief
Hermes: Hermes, Zeitschrift für klassische Philologie, 1866 ff
Hieron. adv. Jovin.: Sophronius Eusebius Hieronymus, Adversus Jovinianum
Hieron. adv. Joh. Hierosolym.: Adversus Johannem Hierosolymitanum
Hieron. Contra Vigil.: Contra Vigilantium
Hieron. Dialogi contra Pelagianos: Dialogi contra Pelagianos libri III
Hieron. adv. Rufin: Apologia adversus libros Rufini
Hieron. Comment. in Ez.: Ezechielkommentar
Hieron. de nom. Hebr.: liber interpretationis Hebraicarum nominum
Hieron. ep.: Briefe
Hieron. vir. ill.: de viris illustribus
Hieron. in Hierem.: in Hieremiam prophetam libri sex
Hieron. Comment. in Isaiam: Jesajakommentar
Hilar. c. Constant.: Hilarius von Pictavium (Poitiers), Contra Constantium imperatorem
Hilar. de trinit.: de trinitate (de fide, adversus Arianos)
Hilar. Super Psalmos: Tractatus super Psalmos
Hilar. contra Auxent.: Contra Arianos vel Auxentium Mediolanensem episcopum
Hilar. lib. ad. Constant.: liber I ad Constantium
Hippol. refut.: Hippolyt, Refutatio omnium haeresium (Philosophumena)
Hippol. trad. apost.: Apostolische Überlieferung (oder Kirchenordnung Hippolyts)
HJ: Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft, 1880 ff, 1950 ff
Hos.: Hosea
HThR: The Harvard Theological Review, 1908 ff
HV: Historische Vierteljahresschrift, 1898 ff, bis 1898: DZGw
Hydat. Chron.: Hydatius (Idacius), Bischof von Aquae Flaviae (Chaves, Port.), Chronicon
HZ: Historische Zeitschrift, 1859 ff
Ignat. Tral.: Ignatios von Antiochien, An die Tralleser
Ign. ad Magn.: An die Magnesier
Ign. ad Philad.: An die Philadelphenser
Ign. ad Rom: An die Römer
Ign. ad Smyrn.: An die Smyrnaer
Innoz. I. ep.: Papst Innozenz I., Briefe
Iord. Get.: Iordanes, de origine actibusque Getarum (Gotengeschichte)
Iord. Rom.: de summa temporum vel origine actibusque gentis Romanorum
Iren. haer.: Irenäus von Lyon, adversus haereses
Isid. hist. got.: Isidor von Sevilla, Geschichte der Goten, Vandalen und Sueben
Isid. Pel. ep.: Isidor von Pelusium, Briefe (mindestens dreitausend, davon zweitausend erhalten)
Jak.: Jakobusbrief

JbAC: Jahrbuch für Antike und Christentum
JBL: Journal of Biblical Literature, publ. by the Society of Biblish Literature and Exegesis, 1881 ff
JEH: The Journal of Ecclesiastical History, 1950 ff
Jer.: Jeremia
Jes.: Jesaja
Jh.: Johannesevangelium
JJS: Journal of Jewish Studies, 1948 ff
JK: Regesta Pontificum Romanorum ab condita ecclesia ad annum post Christus natum MCXCVIII von Ph. Jaffé u. a. 1885 ff
Joh. Chrysost.: s. Chrysostomos
Joh. Malal. Chron.: Johannes Malalas, Chronographie
Joh. Mosch. prat. spir.: Johannes Moschus, pratum spirituale
Joh. Nikiu, Chron.: Johannes von Nikiu, Weltchronik
Joseph. Ant. Jud.: Flavius Josephus, Jüdische Altertümer
Joseph. Bell. Jud.: Jüdischer Krieg
Joseph. c. Apionem: Contra Apionem (Apologie)
Joseph. vit.: de vita sua
JR: The Journal of Religion
JRS: The Journal of Roman Studies
JThS: The Journal of Theological Studies, 1899 ff
Jud.: Judasbrief
Julian. Aecl. Lib. ad Florum: Julianus von Aeclanum, Lib. ad Florum in: August. op. imperf. (8 Bücher)
Julian. Aecl. Lib. ad Turbant.: Lib. ad Turbantium (4 Bücher)
Julian. ep.: Flavius Claudius Julianus (Apostata), Briefe
Julian. or.: Reden
Just. apol.: Justin der Märtyrer, 1. u. 2. Apologie
Justin. (dial.) Tryph.: Dialog mit dem Juden Tryphon
Juvenal. Sat.: D. Junius Juvenalis, Saturae
Kol.: Kolosserbrief
1., 2. Kön.: Könige (Bücher)
1., 2. Kor.: 1., 2. Korintherbrief
Kyr. Alex. ep.: Kyrill von Alexandrien, Briefe (PG 77, 401 ff)
Kyr. Alex. hom.: Predigten (PG 77, 981 ff
Kyrill. Alex. Advers. nolentes confit. sanct. virg. esse Deiparam: Adversus nolentes confiteri sanctam virginem esse deiparam (PG 76, 255 ff)
Kyr. Alex. ad. reg.: ad reginas (PG 76, 1201 ff)
Kyrill. Jerus.: s. Cyrill. Hieros.
Lact. div. inst.: Lactanz, divinae institutiones
Lact. mort. pers.: de mortibus persecutorum
Leo I. ep.: Papst Leo I., Briefe (PL 54, 593 ff)
Leo I. serm.: sermones (PL 54, 137 ff)
Liban. or.: Libanios, Reden
Lib. ep.: Libanios, Briefe
Liber Heracl.: Liber Heraclidis
Libert Pont.: Liber Pontificalis, 2 Bde., ed. Duchesne, 1886 ff., 2. A. 1955, Bd. 3, hg. v. C. Vogel, 1957
Liberat. Brev.: Breviarium Causae Nestorianorum et Eutychianorum
Liberius ep.: Papst Liberius, Briefe (PL 8, 1349 ff)
Liv.: Livius
Lk.: Lukasevangelium
LThK: Lexikon für Theologie und Kirche
Lucif. Calar.: Lucifer von Calaris (Cagliari auf Sardinien)
Malal.: s. Joh. Malal.
Makk.: Makkabäerbücher (1 u. 2)
Marc. Diac. vita Porphyr.: Diakon Markus, Vita des Bischofs Porphyrios von Gaza
Marc. comes Chron.: Marcellinus comes, Chronik (opus rusticum)
Mansi, Conc. coll.: J. D. Mansi, Sacrorum conciliorum nova et amplissima collectio, Nachdruck u. Fortsetzung ed. v. L. Petit/J. B. Martin, 1899 ff

MG Auct. Ant.: Monumenta Germaniae Historica, Auctores antiquissimi
MG SS rer. Langob.: Monumenta Germaniae Historica, Scriptores rerum Langobardicarum
Min. Fel. dial. oct.: Minucius Felix, Dialog Octavius
MIÖG: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, 1880 ff
Mk.: Markusevangelium
1., 2., 3., 4., 5. Mos.: 5 Bücher Mosis
Mt.: Matthäusevangelium
MThZ: Münchener Theologische Zeitschrift
Nazar. pan.: Nazarius, Panegyricus
Nestor. Lib. Heracl.: Nestorios, Liber Heraclidis
NT: Neues Testament
Olymp. frg.: Olympiodoros schrieb 22 Bücher bes. über die weströmische Geschichte zw. 407 und 425
Optat.: Optatus von Milewe
OrChr.: Oriens Chrisrianus, 1901 ff
OrChrA: Orientalia Christiana Analecta, 1923 ff
OrChrP: Orientalia Christiana periodica, 1935 ff
Orig. Cels.: Origenes, contra Celsum
Orig. comm. Ser.: Serienkommentare
Orig. hom.: Homilienkommentare
Orig. de princ.: de principiis
Oros. hisr.: Orosius, Historiae advers. paganos libri VII
Oros. Lib. Apol.: Liber apologeticus
OstKSt: Ostkirchliche Studien, 1951 ff
Pacat. paneg.: Latinus P. Drepanius Pacatus, Panegyricus
Pallad. dial.: Palladius, Dialogus de vita s. Joannis Chrysostomi
Pallad. Hist. Laus.: Historia Lausiaca
Pallad. Vita Joh. Chrys.: Dialogus de vita s. Joannis Chrysostomi
Paneg. lat.: Panegyrici latini
Paulin. Vita Ambr.: Paulinus, Vita s. Ambrosii
Pauly: Der Kleine Pauly, Lexikon der Antike, hg. v. K. Ziegler/W. Sontheimet, 5 Bde., 1979
Pauly-Wissowa: Paulys Realencyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft, neue Bearb. v. G. Wissowa/W. Kroll, 1893 ff
Pelag. ep.: Pelagius, Briefe
Pelagius, Ad Demetriadem: Epistula ad Demetriadem
1., 2. Petr.: 1., 2. Petrusbrief
PG: Patrologiae cursus completus ... series graeca
Phil.: Philipperbrief
Philostorg. h.e.: Philostorgios, Kirchengeschichte
Philostr. vita Apoll.: Philostratos, Vita Apollonii
PL: Patrologiae cursus completus ... series latina
Plin. nat. hist.: Plinius der Ältere, Naturalis historia
Plot. enn.: Plotinos, Enneaten
Plut. de Is. et Os.: Plutarch, de Iside et Osiride
Plut. Cam.: Camillus
Plut. Num.: Numa
Plut. Quaest. Graec.: Quaestiones Graecae
Plut. Quaest. conv.: Quaestiones convivales
Plur. Rom.: Romulus
Poen. Cumm.: Poenitentiale Cummeani
PO: Patrologiae cursus completus ... series orientalis
Polyc. ad Phil.: Polykarp von Smyrna, Philipperbriefe
Posid. Vita: Possidius von Calama, Vita s. Augustini
Prokop. bell. vand.: Prokop von Caesarea, Wandalenkrieg
Prok. bell. got.: Gothenkrieg
Prokop. bell. pers.: Perserkriege
Prokop. de aedific.: de aedificiis (Panegyrikos über Justinians Bauleidenschaft)
Prokop. hist. arcan.: historia arcana (Anekdota), Geheimgeschichte

Prol.: Prolog
Proöm.: Proömium
Prosper. Chron.: Tiro Prosper, Chronik (PL 61, 535 ff)
Prudent. c. Symm.: Aurelius Clemens Prudentius, Contra Symmachum
Ps.: Psalm
Ps.: Pseudo
Ps. Clem. hom.: Pseudoklementinen, Homilien
Ps. Clem. recog.: Recognitiones
Ps. Cypr. sing. cler.: Pseudo-Cyprian, de singularitate clericorum
Ps. Just. or ad Graecos: Pseudo-Justin, oratio ad Graecos
RAC: Reallexikon für Antike und Christentum, hg. v. Th. Klauser, 1941 (1950) ff
RGAK: Reallexikon der germanischen Altertumskunde, hg. v. J. Hoops, 1911 ff
RGG: Die Religion in Geschichte und Gegenwart, 1909 ff, 2. A. 1927 ff, 3. A. 1956 ff
RhMus: Rheinisches Museum für Philologie, 1833 ff
Ri.: Das Buch Richter
Röm.: Römerbrief
Rufin. c. Hieron: Rufinus von Aquileia, Apologia contra Hieronymum
Rufin, h.e.: Kirchengeschichte
Rusticus diac., C. Acephalos disput.: Diakon Rusticus (Neffe des Papstes Vigilius) contra Acephalos disputatio
RV: Rheinische Vierteljahresblätter
Sach.: Sacharja
Saeculum: Saeculum. Jahrbuch für Universalgeschichte, 1950
Salv. de gub. dei: Salvianus von Massilia, de gubernatione dei
1., 2. Sam.: Die Samuelbücher
SbPAW phil.-hist. Kl.: Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften, philologisch-historische Klasse
Sen. ben.: Seneca, de beneficiis
serm.: sermones
Sid. Apoll.: s. Apollinaris Sidonius
Sir.: Das Buch Jesus Sirach
Siric. ep.: Papst Siricius, Briefe
Sixt. III. ep.: Papst Sixtus III., Briefe
Socr. h.e.: Sokrates, Kirchengeschichte
Soz. h.e.: Sozomenos, Kirchengeschichte
StdZ: Stimmen der Zeit (vor 1914: Stimmen aus Maria-Laach), 1871 ff
Suet. Claud.: Sueton, Claudius
Suet. Tit.: Titus
Suet. Vesp.: Vespasianus
Sulp. Sev. Chron.: Sulpicius Severus, Chronicorum libri duo
Sulp. Sev. dial.: Dialogorum libri duo
Sulp. Sev. Vit. Mart.: Vita S. Martini
Symm. ep.: Q. Aurelius Symmachus, Briefe
Symm. rel.: relationes
Symmach. or.: Reden
Syn.: Synode
Syn. Antioch.: Antiochien
Syn. Arel.: Arelate (Arles)
Syn. Carth.: Carthago
Syn. Elv.: Elvira
Syn. Laodic.: Laodicea
Syn. Narb.: Narbonne
Syn. Orl.: Orleans
Syn. Serd.: Serdica
Syn. Tol.: Toledo
Synes. ep.: Synesios von Cyrene (Kyrene), Briefe
SZG: Schweizer Zeitschrift für Geschichte
Tacit. Ann.: Tacitus, Annalen
Tacit. Germania: de origine et situ Germanorum
Tacit. hist.: Historien
Tat. or.: Tatian, oratio ad Graecos
Tert. ad scap.: Tertullian, ad Scapulam
Tert. adv. Marc.: adversus Marcionem
Tert. anima: de anima
Tert. Apol.: Apologeticum
Tert. cor.: de corona
Tert. de idol.: de idololatria
Tert. de pat.: de patientia

Tert. de praescr. haer.: de praescriptione haereticorum
Tert. de pud.: de pudicitia
Tert. de spect.: de spectaculis
Tert. jeun.: de ieiunio adversus psychicos
Tert. mart.: ad martyres
ThBl: Theologische Blätter, 1922 ff
Themist. or.: Themistios, Reden
Theodor. h.e.: Theodoret von Cyrus (Kyrrhos), Kirchengeschichte
Theodor. hist. rel.: Historia religiosa
Theodor. ep.: Briefe
Theodor. Lect. h.e.: Theodorus Lector, Kirchengeschichte
Theoph. ad Autol.: Theophilius von Antiochien, ad Autolycum
Thess.: 1., 2. Thessalonikerbrief
ThGl: Theologie und Glaube, 1909 ff
ThJ: Theologische Jahrbücher, 1842 ff
ThLZ: Theologische Literaturzeitung, 1878 ff
ThRE: Theologische Realenzyklopädie
ThSt: Theological Studies, 1940 ff
1., 2. Tim.: Timotheusbriefe
ThZ: Theologische Zeitschrift, 1945 ff
Tit.: Brief an Titus
TR: Theologische Rundschau
Veget. Epit. rei mil.: P. V. Renatus Vegetius, epitoma rei militaris
Venant. Fortunat., Vita Hil.: Venantius Fortunatus, vita et miracula S. Hilari
Vict. Tonn.: Victor von Tonnona, Chronik (444–566)
Vict. Vitens. pers.: Victor von Vita, historia persecutionis Africanae provinciae
VigChr: Vigiliae christianae, 1947 ff
WbSt: Woodbrook Studies
Zachar. Rh. h.e.: Zacharias Rhetor, Kirchengeschichte
ZAW: Zeitschrift für alttestamentliche Wissenschaft, 1881 ff
ZDMG: Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, 1847 ff
ZHT: Zeitschrift für historische Theologie
ZKG: Zeitschrift für Kirchengeschichte, 1876 ff
ZKTh: Zeitschrift für Katholische Theologie, 1877 ff
ZMR: Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionswissenschaft, 1934 ff, 1950 ff
ZNW: Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft und die Kunde der älteren Kirche, 1900 ff, 1934 ff
Zon.: Zonaras, Weltchronik
Zos. hist.: Zosimos, Historien
ZPE: Zeitschrift für Papyrologie und Epigraphik
ZSavRGkan: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Kanonistische Abteilung, 1911 ff
ZSavRGrom: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Romanistische Abteilung, 1880 ff
ZThK: Zeitschrift für Theologie und Kirche, 1891 ff

REGISTER

Vorbemerkung: Das folgende Register umfaßt alle im vorliegenden Band 3 enthaltenen Namen von Personen, auch von fiktiven, legendären oder gefälschten, sowie die Namen aller mehr oder minder fingierten oder mythischen Gestalten aus den alten Literaturen und Religionen.

Da sämtliche Zitate buchstabengetreu aus den Quellen übernommen wurden, kommen etliche Namen in verschiedenen Schreibweisen vor.

Zur Erleichterung der Suche wurde in bestimmten Fällen ein und dieselbe Person mit mehreren Namensvarianten in das Register aufgenommen. Auf Querverweise wird weitgehend verzichtet, um dem Benutzer Unbequemlichkeiten zu ersparen.

Vornamen, Titel, Ränge, Verwandtschaftsverhältnisse ergänzen pragmatisch, nicht systematisch, das Stichwort, damit der Leser nicht unnötig nachschlägt.

Der Beiname «Christus» ist unter dem Stichwort «Jesus» verzeichnet, welches im Text so häufig auftaucht, daß eine komplette Aufzählung aller Fundstellen sinnlos gewesen wäre. In diesem Fall, dem einzigen, wurden nur die Seiten registriert, die den Namen Jesus/Christus nicht bloß erwähnen, sondern auch relevante Aussagen zur Person(ifikation) dieses Namens enthalten.

A[a]ron, älterer Bruder des Moses im AT: 45, 287
Abaris, wundertätiger Apollonpriester und Heiler: 29, 193
Abba Mînâs *siehe* Menas
Abel, M., Autor einer Studie über Lots Weib: 288
Aberamentho (= Jesus in der «Pistis Sophia»): 123
Abgar[us] V. Ukkama von Edessa: 170–172, 195
Abraames, Mönch im Libanon: 579 f
Abraham, Stammvater im AT: 40, 49, 60, 61, 62, 63, 152, 200, 210, 295 f, 378, 459
Abraxas, ägyptischer Dämon: 391
Acacius, Patriarch von Konstantinopel, Korrespondent eines gefälschten Briefwechsels mit dem Monophysiten Petrus Mongus: 144
Acanthia, Ehefrau des Maternus Kynegius: 574

Achab (Ahab), König von Israel im AT: 288
Achis, König von Gath zur Zeit Davids im AT: 184
Adalbald, Merowinger: 149
Adalbert von Prag, sog. «Apostel der Preußen»: 149
Adaldag, Erzbischof von Hamburg-Bremen: 324
Adam, Stammvater im AT: 60, 127, 152, 267, 341, 392, 461
Addaios, ein Jünger Jesu: 172
Aegidius von Reims, Bischof: 493
Aetheria (Egeria), Nonne, Verf. einer «Reise ins Heilige Land»: 267, 286–289, 293, 297, 299, 310
Aetherius von Lisieux, Bischof: 493
Agape, hl. Jungfrau: 211
Agapet I., Papst: 555
Agapitus, hl.: 346
Agatha, hl. Jungfrau: 210
Agathonicus von Tarsus, Bischof, fiktiver patristischer Autor: 139
Agiulf, Diakon des hl. Gregor von Tours: 326
Agnes, hl.: 209, 210, 211, 229, 327
Agobard von Lyon, Bischof: 264
«Agricola», hl., erfundener Märtyrer: 251
Agrippa, röm. Stadtpräfekt zur Zeit des Apostels Petrus: 136, 269
Agrippina die Jüngere, Mutter des römischen Kaisers Nero, in 2. Ehe Gattin des römischen Kaisers Claudius: 419
Ahab (Achab), König von Israel im AT: 288
Aischylos, griech. Tragödiendichter: 244
Aitillâhâ, hl., Märtyrer: 160
Akakios von Melitene, Bischof: 554
Akakius von Beröa, Bischof: 220
Akephalos, kopflose Gestalt des griech. Volksglaubens: 395
Akindynos, ein vornehmer Altgläubiger in der Stadt Carrhae, Pogromopfer des Bischofs: 589
Alarich I., Gotenkönig: 503
Alarich II., Gotenkönig: 528
Albertus Magnus, hl., scholastischer Philosoph: 148
Albina, Mutter der Melania: 503
Alexander der Große, makedonischer König: 17, 22, 28, 56, 63, 243, 245, 446, 566
Alexander, christlicher Missionar: 581
Alexander, sog. «Ketzer» im NT: 338
Alexander VII., Papst: 284
Alexander aus Kappadokien, Bischof: 280
Alexandros von Abonuteichos (Inopolis), «Lügenprophet»: 29
Alföldi, András, ungarischer Althistoriker: 23, 586
Altaner, Berthold, deutscher kath. Theologe: 111, 140, 141, 145, 252, 279, 373, 379, 385, 582
Alypius, Säulenheiliger: 307
Amantius, ein Kleriker: 488
«Ambrosiaster» (= Pseudo-Ambrosius): 144
Ambrosius, hl., Kirchenlehrer: 135, 144, 145, 209, 213, 220, 234, 251, 252, 258, 282, 296, 321, 358, 370, 371–378, 403, 450-452, 485, 489, 496, 506, 517, 518, 547, 560, 561
Ambrosius von Chalkedon, fiktiver patristischer Autor: 139
Amelineau, Émile: 384
Amenophis IV. (Echnaton), ägyptischer König: 27
Ammianus Marcellinus, römischer Historiker: 365, 386, 482, 495, 534, 536
Am[m]un, Mönchkollege des hl. Antonius: 218 f, 227
Amos, Prophet im AT: 277 f
Amphilochius von Ikonium, Bischof: 499
Amyntas, Kammerherr der Kaiserin Eudoxia: 565
Ananias, Gatte der Saphira, ein «Sünder» im NT (Apg. 5): 224, 436
Ananias, Kurier des Toparchen Abgar Ukkama: 171
Anastasia die Ältere, hl., Märtyrerin: 210

Anastasios I. Dikoros, byzantinischer Kaiser: 293, 533
Anastasius, hl., Mönch: 164, 210
Anastasius Sinaita, Abt: 176, 185
Antolius, Opfer eines christlichen Heidenpogroms unter Kaiser Tiberios II.: 588
Anaxagoras, griechischer Naturphilosoph, Vorsokratiker: 425
Anaxandridas, griechischer Historiker: 584
Andreas, hl., Apostel: 125, 131, 133, 137, 168, 252, 254, 319
Andreas von Cäsarea, Erzbischof: 148
Andres, Stefan, deutscher Schriftsteller: 68
Andresen, Carl, deutscher ev. Kirchenhistoriker: 317, 471
Andronikos, Provinzstatthalter: 495
Anna, hl., Gattin des hl. Joachim, Mutter der sog. «Jungfrau» Maria im NT: 204
Anonymus de rebus bellicis: 537
Anonymus (Pilger) von Bordeaux: 290 f, 292 f, 295–297
Anonymus (Pilger) von Piacenza: 290, 293, 312
Anthemios, Erzbischof auf Zypern: 169
Anthemius, weströmischer Kaiser: 498
Anthia, Mutter des hl. Eleutherius: 207
Antiochos IV. Epiphanes, syrischer König: 67, 550
Antiphon, athenischer Rhetor, Freund des Sokrates: 22
Antisthenes, griechischer Philosoph, Kyniker 426
Antoninus Pius, römischer Kaiser: 155, 159, 206, 445, 511
Antonius «der Große», hl., Eremit: 145, 218, 227, 346, 349, 389, 400, 406, 410, 476, 480
Antonius, Marcus, römischer Staatsmann: 419, 557
Antonius von Pola, Bischof: 489
Antonius, Schüler und Biograph des Simeon Stylites: 303
Apa Macarius von Thu: 573
Apa Onophrios *siehe* Benofer
Apa Sophronias, Eremit: 348
Aper, Prätorianerpräfekt, Schwiegervater des Numerianus: 23
Aphrodite, griechische Göttin: 274, 357, 564, 579
Apollinaris, hl., legendärer Petrusjünger: 174
Apollinaris von Chermont, Bischof: 500
Apollinaris von Laodicea, verketzerter Bischof: 143, 144
Apollinaris von Valence, Bischof: 500
Apollon, griechischer Gott: 243, 357, 570, 577
Apollonius, Märtyrer: 207, 224, 299
Apollonius, Kirchenautor: 482
Apollonius von Tyana, griechischer Neupythagoreer: 189, 194, 238, 239, 298
Apollophanius, Adressat der «Epistula ad Apollophanium»: 148
Apronianus, hl., Kerkermeister: 208
Aquinate, der = Thomas Aquinas = Thomas von Aquin[o]
Arbogast, fränkischer Heermeister in römischen Diensten: 539, 560
Arcadius (= Arkadios) oströmischer Kaiser: 531, 553, 564, 586
Archimedes, griechischer Mathematiker: 369
Archytas von Tarent, griechischer Philosoph, Pythagoreer: 21
Aretarchus, ein Sophist: 315
Archistarchos, Epistolograph: 148
Aristeas, fingierter Verf. des «Aristeas-Briefs»: 64, 67
Aristeas von Prokonnesos, griechischer Reiseschriftsteller: 29, 194
Aristides, Publius Aelius, gen. «Theodorus», griechischer Rhetoriker: 358
Arist[e]ides von Athen, christlicher Apologet: 432, 438, 445
Aristophanes, griechischer Komödiendichter: 270, 424
Aristoteles, griechischer Philosoph, Peripatetiker: 16, 21, 63, 167, 366, 368, 369, 424, 442, 455, 485, 521

Arius, alexandrinischer Presbyter: 553
Arkadios, Kaiser, *siehe* Arcadius
Arkadius, hl.: 162 f
Arnobius der Jüngere, Mönch, christlicher Schriftsteller (vielleicht der «Praedestinatus»): 142
Arnobius von Sicca, der Ältere, christlicher Schriftsteller: 195, 354, 356
Arnold, Gottfried, deutscher pietistischer Dichter, Theologe und Kirchenhistoriket (1666–1714): 493
Arpagius, ein Priester: 253
Arrinatus, fingierter Perserkönig: 154
Artaxerxes II. Mnemon, Perserkönig: 58, 167
Artemis (Ephesia), griechische Göttin: 274, 276 f, 294, 563
Attemius, Märtyrer: 315
Asklepiodotos, Präfekt, Opfer eines christlichen Heidenpogroms: 587
Asklepiodotos von Alexandrien, griechischer Wundertäter: 194
Asklepios (= Aesculapius), griechisch-römischer Gott der Heilkunst: 189, 197, 238, 239, 270, 272–275, 285, 290, 304, 322, 579
Astaldus, Graf, per Stoßgebet vor Genickbruch bewahrt: 281
Atargatis (Atar Gatis), syrische Fischgöttin: 294, 301
Athanasius «der Große» von Alexandrien, hl., Kirchenvater: 78, 142, 143, 144, 145, 220, 227, 349, 398, 400, 406, 496, 499
Athenagoras von Athen, griechischer Philosoph und christlicher Apologet: 65, 338, 403, 438
Athene (Promachos), griechische Göttin: 310, 576
Attis (= Atys, Attes), Geliebter der Göttin Kybele/Rhea im griechischen Mythos: 197
Auerbach, Elias: 44
Augustin[us], hl., Aurelius, Kirchenlehrer: 64, 65, 78, 112, 127 f, 136, 138, 142, 146, 153, 185, 186, 187, 209, 213, 214, 220, 228, 234 f, 239, 252, 258, 261, 291, 317, 327, 337, 340, 341, 353, 355 f, 357, 358, 360 ff, 367, 371, 372, 378, 379–384, 386, 403, 406, 407–409, 432, 445, 457–463, 467, 476, 477, 479 ff, 485, 503, 519 f, 565, 569, 574, 577, 583
Augustus, römischer Kaiser: 151, 199, 269, 357, 416, 419, 420, 510, 511
Aurelius von Karthago, Bischof: 577
Autolykos, Adressat einer Schrift des Theophilus von Antiochien: 351
Avitus, Marcus Maecilius, weströmischer Kaiser: 326
Avitus, Alcimus Ecdicius, hl., Bischof von Vienne: 500
Azepsimus, hl.: 346

Baal, alrorientalischer Gott: 443
Babylas, hl., Märtyrer: 249
Badegysilus von Mans, Bischof: 488
Bakis, legendärer griechischer Orakelspruchdichter: 29
Ballauff, Theodor, deutscher Pädagoge und Philosoph: 333, 339
Balz, Horst, deutscher ev. Theologe: 104, 107
Bar Daisan (= Bardesanes), syrischer Theologe, sog. «Ketzer»: 572
Bardenhewer, Otto, deutscher kath. Theologe: 117, 118, 120, 128, 132, 137, 144, 146, 214, 230, 344, 351, 374, 375, 377, 565
Bardy, Gustave, französischer Kirchenhistoriker: 140, 147
Bar Kochba, Simon, jüdischer Freiheitskämpfer: 289
Barnabas, hl., urchristlicher Missionar, Reisegefährte des Paulus: 169, 174, 200, 352, 378
Barsauma (= Bar Sauma = Barsuma), Abt: 572 f
Barses von Edessa, Bischof: 220
Bartholomäus, hl., Apostel: 131, 133, 170, 203 f
Baruch ben Nerija, Schreiber, Begleiter und Freund des Propheten Jeremia im AT: 60 f, 152, 180
Basilides von Alexandrien, Bischof, gnostischer Autor: 168

Basilius «der Große», hl., Kirchenlehrer: 111, 138, 144, 209, 246, 252, 258, 296, 339, 367, 415, 441, 448, 455, 479, 496, 499, 504, 583, 585
Basilius von Seleukia, Metropolit: 143, 271, 310, 314 f
Bathseba, Frau des Urias und des Königs David im AT: 50
Bauer, Georg Lorenz, deutscher Orientalist und Bibelexeget (1755–1806): 239
Bauer, Walter, deutscher ev. Theologe: 169, 239, 572
Baus, Karl, deutscher kath. Kirchenhistoriker: 535
Bauto, fränkischer Heermeister in römischen Diensten: 539, 560
Bayle, Pierre, französischer Philosoph: 189, 236
Beda Venerabilis, hl., angelsächsischer Theologe und Historiker: 291
Beek, Martinus A., niederländischer reformierter Theologe: 43 f, 49 f
Beelzebub, «der Teufel Oberster» (nach Matth. 12,24): 392
Beissel, Stephan, deutscher Hagiograph, Jesuit: 232, 314
Belial, ein Teufel im NT: 392
Belisar, Feldherr des oströmischen Kaisers Justinian I.: 329
Bellerophon, Heros der griechischen Sage: 290
Belsazar, im AT der letzte König von Babylon: 58
Belzner, Emil, deutscher Schriftsteller: 413
Benaja, Chef der Leibwache des Königs David im AT: 51
Benedikt von Aniane, hl., Abt, Klosterreformer: 207, 227
Benedikt von Nursia, hl., Gründer des Benediktinerordens: 223, 346, 478 f, 573, 577
Benedikt XII., Papst: 284
Benedikt XIV., Papst: 218
Benjamin, ein Mönch in der Sketis: 219
Benofer (= Onuphrios), hl., abessinischer Prinz, Mönch, Asket im kappadokischen Göreme: 219, 346 f, 405
Bentley, Richard, englischer Theologe und Altphilologe: 22
Berthold von Henneberg, Kurfürst und Erzbischof von Mainz: 363
Bertholet, Alfred, schweizerischer ev. Theologe: 282
Bes, zwerggestaltiger ägyptischer Gott des [Kinder-]Segens: 390
Bessarion, Wandereremit: 216, 347
Beyschlag, Willibald, deutscher ev. Theologe: 553
Bibianus, gallischer Bischof: 495
Bihlmeyer, Karl, deutscher kath. Theologe und Kirchenhistoriker: 148
Bileam (= Balaam), Wahrsager im AT: 263
Birgitta von Schweden, hl.: 284
Blandina, hl.: 211 f
Blomenkamp, P.: 335, 340
Bludau, August, Bischof von Ermland: 178, 286 ff
Bogaert, Raymond, Wirtschaftshistoriker: 432, 448, 465, 474 f
Bonfrère, J., Jesuit: 42
Bonifatius (Bonifaz) IV., Papst: 259, 577
Bonifatius, römischer Feldherr, comes Africae: 88
Born, A. van den: 67
Borrow, George, englischer Autor: 191
Botterweck, Gerhard Johannes, deutscher kath. Theologe: 40, 43, 72, 113, 289, 512
Bradford, Ernle, Historiker: 326
Britannicus, Sohn des römischen Kaisers Claudius und der Messalina: 419
Briticus, Nachfolger des hl. Martin von Tours: 326
Brockington, L. H.: 41
Brockmeyer, N.: 510
Brors, F. X., Jesuit: 70
Brown, Peter: 547
Brox, Norbert, deutscher kath. Theologe: 20, 82, 86, 106, 108, 115, 141, 178, 185, 186

Brunsmann, J., deutscher kath. Theologe: 189, 239, 240
Brutus, Marcus Junius, einer der Mörder Cäsars: 22
Bryaxis, athenischer Bildhauer: 557, 567
Büchner, Louis (Ludwig), deutscher Arzt und Philosoph, Materialist (1824–1899): 236
Buddha, Gautama (= Siddhartha), indischer Religionsstifter: 197, 199, 239, 242, 271
Bultmann, Rudolf, deutscher ev. Theologe: 72, 79, 237
Bunyan, John, englischer Puritaner: 81
Buonaiuti, Ernesto, italienischer Theologe, Philosoph und Kirchenhistoriker: 38, 477

Caecilia Metella, vierte Ehefrau des Sulla: 418
Caecilian[us], Archidiakon in Karthago: 550
Caecilius von Kale Akte (Sizilien), griechischer Rhetor und Philologe: 22
Caillau, A. B.: 146
Calderón de la Barca, Pedro, spanischer Dichter: 37, 66
Calliopa, hl., Märtyrerin: 210
Calpurnius, Lucius Gajus C. Bestia, römischer Volkstribun und Konsul: 509
Calvi, Roberto, italienischer Mafia-Bankier: 439
Calvin[us], Johann, Reformator: 54
Campenhausen, Hans von, deutscher Theologe und Kirchenhistoriker: 81, 92, 101
Candlish, J. S.: 137
Canetti, Elias, deutschsprachiger Schriftsteller: 235
Capelle, Wilhelm, deutscher Altphilologe: 381
Caracalla, Marcus Aurelius Antoninus, römischer Kaiser: 420, 421, 422
Cardeñas, Jesuit: 186
Cäsar, Gajus Julius Caesar, römischer Staatsmann: 24, 70, 508, 557
Caspar, Erich, deutscher Historiker: 231, 470
Cassian[us], Johannes, lateinischer Kirchenschriftsteller: 182, 184 f, 300, 488
Cato, Marcus Porcius C. Censorius, römischer Staatsmann: 24, 510
Catull[us], Gajos Valerius, römischer Lyriker: 385
Cautinus von Clermont, Bischof: 488
Ceadwalla, keltischer Fürst: 327
Celsus (= Kelsos), platonischer Philosoph in Alexandrien, von Origenes angegriffen: 30, 202, 345
«Celsus», fingierter Heiliger: 251
Cerinth (= Kerinthos), christlicher Gnostiker, Sektenstifter: 97
Češka, Josef: 507
Chad (= Ceadda) von Bagravand, hl., Bischof: 221 f
Charinus, Gestalt aus dem Urchristentum: 139
Charlesworth, H. J.: 81
Cherubim, dämonische Mischwesen im AT: 392
Childebert I., fränkischer König: 254
Chilperich I., fränkischer König: 256, 305
Chionia, hl. Jungfrau: 211
Chiron, Kentaur der griechischen Sage: 29
Chnubis, ägyptischer Dämon: 391
Chosrau *siehe* Khosrev
Christina, hl. Jungfrau: 211
Christus *siehe* Jesus
Chromatius von Aquileja, Bischof: 130
Chrysipp[os], griechischer Philosoph, Stoiker: 427
Chrysolius, hl., Märtyrer: 149
Chrysostomus *siehe* Johannes Chrysostomos
Cicero, Marcus Tullius, römischer Staatsmann und Autor: 21, 22, 24 f, 70, 199, 353, 361, 370, 424, 425, 455
Cioran, Émile Michel, französischer Schriftsteller: 235
Circe, Zauberin in Homers «Odyssee»: 557

Clarus der Eremit, Märtyrer in der Normandie: 149
Claudius, Tiberius C. Nero Germanicus, römischer Kaiser: 96, 172, 269, 417, 419, 511
Claudius von Turin, Bischof: 264
Clemens, Titus Flavius Clemens Alexandrinus (= Klemens von Alexandrien), griechischer Kirchenschriftsteller: 52, 62, 65, 93, 106, 125, 127, 129, 182, 200, 339, 340, 343, 344, 359, 366, 367, 378, 446 f, 477, 485
Clemens (Klemens) I., hl., genannt Clemens Romanus (= Klemens von Rom), wahrscheinlich legendärer 3. Bischof von Rom (= Papst) und Paulusschüler: 133, 139, 140 f, 147, 175, 288, 444 ff
Clévenot, Michel, französischer Theologe: 80, 156, 212, 223, 328, 401, 447, 494, 496, 503, 535, 538, 547
Commodian[us], Laienchrist, lateinischer Dichter: 586
Commodus, Marcus Aurelius C. Antoninus, römischer Kaiser: 157, 535
Constans *siehe* Konstans
Cornelius, Friedrich, Autor einer Studie über Moses: 41
Cornfeld, Gallyahu, israelischer Bibelwissenschaftler: 40, 43, 72, 113, 289, 512
Cornutus, Lucius Annaeus, griechischer Mythograph: 366
Cosmas *siehe* Kosmas
Crassus, Marcus Licinius, genannt Dives (= der Reiche), römischer Heerführer und Plutokrat: 419
Crescens, hl., Paulusschüler: 175
Croon, H. J.: 272
Cyprian[us] von Karthago, Thascius Caecilius, hl., Bischof, Kirchenvater, Märtyrer: 52, 112, 142, 215, 353, 358, 399, 400, 432, 441, 446, 467, 471, 472, 483, 484 f, 504
Cyra, hl.: 346
Cyrill *siehe* Kyrill
Cyrus *siehe* Kyros
Daecke, Sigurd, deutscher ev. Theologe: 237
Damasus I., Papst: 95, 110, 144, 145, 328, 493, 495
Damian, hl., Bruder des Kosmas: 270, 271, 294, 315, 323–325, 328, 577
Danaë, Geliebte des Zeus im griechischen Mythos: 290, 424
Daněk, Sl., tschechischer ev. Alttestamentler (1885–1946): 42
Daniel, Prophet im AT: 57, 60, 62, 152, 180, 207
Daniel der Stylit, syrischer Säulenheiliger: 306, 307, 313
Daniélou, Jean, französischer Kardinal: 547
Dannenbauer, Heinrich, deutscher Historiker: 333, 366, 380, 384, 465
Dante Alighieri, italienischer Dichter: 66, 81, 127, 128, 492
«Darius, der Meder», fiktiver König im Buch Daniel: 58, 457
Dassmann, Ernst, deutscher kath. Theologe und Kirchenhistoriker: 324
David, jüdischer König im AT: 47, 49, 50, 53, 127, 155, 160, 184, 229, 295, 296, 331, 370, 462, 512
Debora, Prophetin im AT: 36 f
Decius, Gajus Messius Quintus Trajanus, römischer Kaiser: 157
Deissler, Alfons, deutscher kath. Theologe: 39
Demeter, griechische Göttin: 579
Demetrianus von Antiochien, Bischof, Vater des Domnus: 484
Demetrios Poliorketes, Diadochenherrscher: 243
Demetrius von Alexandrien, Bischof: 169
Demetrius, hl.: 253, 316
Demetrius, Stadtpatron in Thessalonike: 255
Demokrit[os], griechischer Naturphilosoph: 425
Demosthenes, griechischer Redner und Staatsmann: 22
Desideratus von Verdun, Bischof: 488

Dessau, Hermann, deutscher Althistoriker: 23
Deuterojesaja, bibelwissenschaftlicher Name für den (späteren) Verf. des Abschnitts Jesaja 40–55 im AT: 55
De Wette, Wilhelm Martin Leberecht, deutscher ev. Theologe: 47
Dewick, E. C.: 590
Dexianus von Seleukia, Bischof: 315
Diana, römische Göttin: 590
Dibelius, Martin, deutscher ev. Theologe: 70, 121
Diderot, Denis, französischer Schriftsteller und Enzyklopädist: 189, 193, 238
Didymos der Blinde, alexandrinischer Kirchenschriftsteller: 104, 182
Dieringer, Franz Xaver, deutscher kath. Theologe: 69
Diesner, Hans-Joachim, deutscher Althistoriker: 460
Diktys von Kreta, angeblicher Verf. eines griechischen «Tagebuchs vom Trojanischen Krieg»: 24
Dimme, altorientalische Dämonin: 391
Diodor[os oder -us Siculus], griechischer Historiker des 1. Jh.s v. Chr.: 509
Diodor von Tarsos, Bischof: 552
Diogenes von Sinope, griechischer Philosoph, Kyniker: 426, 428
Diognet[os], wahrscheinlich fiktiver Adressat der Christentumapologie «Brief an D.»: 352
Diokletian, Gajus Aurelius Valerius Diocletianus, römischer Kaiser: 23, 157, 164, 165, 209, 211, 323, 420, 421, 423, 448
Dion von Syrakus, sizilischer Herrscher, Freund Platons: 244
Dionysios Areiopagites (= Dionysius Areopagita), Paulusschüler (Apg. 17), angebl. 1. Bischof von Athen; Pseudonym eines christlichen Autors um 500: 147—149
Dionys[ios] «der Große», Patriarch von Alexandrien, Origenesschüler: 97, 98, 144, 158, 472
Dionysios von Halikarnass[os], griechischer Rhetor und Historiker: 22
Dionysios von Korinth, Bischof: 109
Dionysos, griechischer Gott: 197, 243, 290, 291, 292, 521, 566, 585
Dioskor (= Dioskur) I., Patriarch von Alexandrien, Neffe des hl. Kyrill: 314, 499
Diotrephes: Gemeindemitglied, gegen welches der 3. Johannesbrief im NT polemisiert: 107
Domitian[us], Titus Flavius, römischer Kaiser: 155, 420, 469, 550
Domitilla, Flavia, hl., römische Märtyrerin: 469
Domnina, hl.: 300
Domnius, Petrusschüler: 174
Domnos (= Domnus) II., Neffe und Nachfolger des Erzbischofs Johannes von Antiochien: 499
Domnus, Sohn des Bischofs Demetrianus, Hauptgegner und Amtsnachfolger des Paul von Samosata: 484
Donatus von Euröa, Bischof: 221
Donin, Ludwig, deutscher kath. Theologe: 215, 282, 564, 566
Dopsch, Alfons, deutscher Historiker: 501, 503
Dorotheos von Tyros, Bischof: 168
Dorotheus, Presbyter in Antiochien: 484
Dostojewski, Fjodor Michailowitsch, russischer Schriftsteller: 186 f
Drews, Arthur, deutscher Philosoph: 263
Duhm, Hans, deutscher ev. Theologe: 55

Eck, Johannes, Gegner Luthers: 34
Egeria *siehe* Aetheria
Ehrhard, Albert, deutscher kath. Theologe: 156
Eichhorn, Johann Gottfried, deutscher ev. Theologe, Orientalist, Bibelwissenschaftler (1752–1827): 54, 100
Ekphantos von Syrakus, griechischer Philosoph, Pythagoreer: 369
Eleusios von Kyzikos, Bischof: 570

Eleutherius von Illyrien, hl.: 207
Elia[s], Prophet im AT: 60, 61, 152, 180, 192, 218, 223, 229, 288, 296, 303, 360
Elisa (= Elisäus), Prophet im AT: 229, 247, 296
Elymas, zyprischer Magier im NT (Apg. 13): 224
Empedokles von Akragas, vorsokratischer Philosoph: 194
Encratis, hl. Jungfrau: 210, 211
Epaminondas, thebanischer Feldherr: 30
Ephesia, Beiname der Göttin Artemis: 294
Ephräm der Syrer, Kirchenlehrer: 139, 209, 300, 348, 477
Epiktet, griechischer Philosoph, Stoiker: 427 f
Epikur[os], griechischer Philosoph: 521
Epimenides, griechischer Weiser auf Kreta: 29, 194
Epiphanes, Gnostiker, Sohn des Karpokrates: 432
Epiphanius von Salamis auf Zypern, Erzbischof, Kirchenvater: 130, 220, 233 f, 385
Eraclius, Diakon zur Zeit Augustins: 460
Erasmus von Rotterdam, niederländischer Humanist und Theologe: 144, 148, 153
Eratosthenes von Kyrene, griechischer Gelehrter: 369
Erbse, Hartmut, deutscher Altphilologe: 17
Erotis, hl.: 211
Esra (= Ezra), jüdischer Schriftgelehrter im AT: 60, 62, 66, 67, 90, 152, 180
Euagrios (= Evagrius) Ponticus, Prediger in Konstantinopel, Einsiedler: 346, 479
Euagrios (= Evagrius) Scholastikos (= Scholasticus), byzantinischer Kirchenhistoriker: 172, 302, 304, 306, 348
Eucharius, Petrusjünger: 175
Eucherius von Lyon, Bischof: 500
Eudokia (= Eudoxia), Mädchenname: Athenais, byzantinische Kaiserin, Gattin von Theodosius II.: 254, 261, 307, 565
Eufrasius von Clermont, Bischof: 500
Eugen IV., Papst: 284
Eugenios der Ägypter, ein Mönch: 219
Eugenius, von Arbogast im Weströmischen Reich zum Kaiser erhobener Usurpator, von Kaiser Theodosius I. d. Gr. ausgeschaltet: 305
Eugenius Toletanus, Erzbischof von Toledo: 148
Euklid, griech. Mathematiker: 368
Euklos, griechischer Wundertäter: 194
Eunapios von Sardes, griechischer Historiker: 566 f, 585
Eunomios von Kyzikos, Bischof: 553
Euphemia, hl.: 308
Euripides, griechischer Tragödiendichter: 63, 226, 234, 428
Euripos, angeblicher Schüler Johannes des Täufers: 139
Europa, Geliebte des Zeus im griechischen Mythos: 244
Euseb[ios oder -ius] von Caesarea, Bischof, Kirchenschriftsteller: 65, 77, 92, 97, 101, 104, 106, 108, 119, 136, 144, 150, 155, 169, 170 f, 195, 208 f, 211, 271, 280, 359, 366, 367, 368, 483 f, 484, 556, 558, 569
Eusebios von Tella, Bischof: 572
Eusebius, hl., Papst: 346
Eusebius, syrischer Kaufmann, Bischof von Paris: 498
Eusebius von Alexandrien, erfundener Autor patristischer Schriften: 139
Eustathios von Antiochien, Patriarch: 119, 516
Eustathius, hl.: 208
Eustochius von Tours, Bischof: 500
Eutropius, Flavius, römischer Historiker: 381, 553
Eutyches, Gegner des Basilius von Seleukia, Monophysit: 314
Eutychian, hl., Papst: 157
Eva, Stammutter der Menschen im AT: 121, 127, 341, 392, 402, 519

Evagrius *siehe* Euagrios
Evilasius, ein Landpfleger: 211
Evodius von Antiochien, angeblicher Petrusschüler: 128, 139
Ewig, Eugen, deutscher Historiker: 535
Ezechias (= Hiskia), König von Juda, Vater von Manasse im AT: 152
Ezechiel (= Hesekiel), Prophet im AT: 41, 56, 61, 201, 295
Eznik von Kolb, armenischer Bischof: 368

Fabian[us], hl., Papst, Märtyrer: 157
Faramod, Bruder des Ragnemond von Paris: 498
Farrer, J. A.: 13, 115
Fascher, Erich, deutscher ev. Theologe und Religionswissenschaftler: 102
Faulhaber, Michael von, deutscher Kardinal: 36, 37, 40, 432
Faustus von Byzanz, armenischer Historiker: 221
Febronia, hl. Jungfrau: 210
Felix, hl., Priester: 208
Felix, hl., Märtyrer mit Grab in Nola: 255, 312, 326
Felix I., hl., Papst: 144
Felix III., hl., Papst: 228
Felix IV., hl., Papst: 328, 576 f
Felix von Abthungi, Bischof: 550
Felix von Nantes, Bischof: 488
Fescennin[us], ein römischer «Pfleger» in Gallien: 147
Feuerbach, Ludwig, deutscher Philosoph: 236
Fingar, keltischer Königssohn in Cornwall: 149
Finley, Moses I., amerikanischer Althistoriker: 418, 428, 507
Firmicus Maternus, Julius, lateinischer Kirchenvarer: 358
«Flavianus» (= Pseudo-Flavianus), von Anastasius Sinaita gefälschter Verf.-Name eines Florlegiums: 176
Florentinus, ein Priester: 223
Florus, Lucius Annaeus, römischer Historiker: 381
Fortuna, römische Göttin: 407
Frantz, A., amerikanischer Archäologe: 585
Fredouille, J.-C.: 581
Freud, Sigmund, österreichischer Psychoanalytiker: 45
Friedrich III., der Weise, Kurfürst von Sachsen zur Zeit Luthers: 262
Fries, Heinrich, deutscher kath. Theologe: 199
Frontasius, hl.: 149
Frost, S. B.: 51
Fulgentius von Ruspe, Bischof und Kirchenschriftsteller: 326, 329
Funke, F.: 575
Fuscianus, Märtyrer: 149

Galen[os] von Pergamon, griechischer Arzt: 17, 24, 368
Galla Placidia, römische Aristokratin: 312, 327
Gamaliel (der Alte), jüdischer Schriftgelehrter, Lehrer des Paulus: 139
Garden, Ernest: 41
Gaudentius, comes Africae: 574
Gautama *siehe* Buddha
Geffcken, Johannes, deutscher Altphilologe: 564
Gelasius I., hl., Papst: 309, 405, 448, 554, 585
Gelon, griechischer Tyrann von Gela und Syrakus: 244
Gennadios I., Patriarch von Konstantinopel: 306, 405
Georg, hl.: 210, 294, 317, 402
Georgios von Alexandrien, Patriarch: 569
Germanos I. von Konstantinopel, Patriarch: 182
«Gervasius», hl., fiktiver Märtyrer: 145, 251, 258, 321
Giotti di Bondone, ital. Maler: 66
Glycerius, weströmischer Kaiser im Jahre 473: 498
Gnilka, Joachim, deutscher kath. Theologe: 194
Goethe, Johann Wolfgang, deutscher Dichter: 45, 193, 380, 493

Goguel, M.: 71
Goliath, Krieger im AT: 296
Goosen, L.: 222
Gordian[us] III., Marcus Antonius, römischer Kaiser: 211, 423
Gracchus, römischer Stadtpräfekt: 574
Grant, Michael, britischer Althistoriker: 420, 421, 522
Grathon, Pseudonym eines christlichen Fälschers von Apostelakten: 139
Gratian[us], Flavius, römischer Kaiser: 560, 574
Gregor I., «der Große», hl., Papst: 200, 208, 223, 228, 230, 257, 259, 282, 318, 328, 371, 445, 488, 499, 536, 555, 558, 584
Gregor Illuminator (= der Erleuchter), hl., Apostel Armeniens: 545
Gregor von Nazianz, hl., griechischet Kirchenlehrer: 183, 209, 213, 252, 258, 339, 441, 449 f, 499, 577
Gregor von Nyssa, hl., griechischer Kirchenlehrer: 111, 183, 228, 229, 339, 441, 448, 499, 517, 527
Gregor von Tours, hl., Bischof und Historiker: 151, 212, 225, 257 f, 326, 387
Gregor Thaumaturgos (= der Wundertäter), hl., griechischer Kirchenlehrer, Bischof von Neocaesarea: 144, 228, 229
Gröber, Conrad, Erzbischof von Freiburg i. Br.: 73
Grotius, Hugo, niederländischer Gelehrter und Staatsmann: 51
Gruszka, P.: 443
Guardini, Romano, deutscher kath. Theologe: 70
Gudeman, Alfred: 22
Gülzow, Henneke, deutscher ev. Theologe, Kirchenhistoriker: 522
Gunkel, Hermann, deutscher ev. Theologe: 46
Günter, H.: 231, 232, 233
Guthrie, Donald, Bibelkommentator: 102
Hadrian[us], Publius Aelius, römischer Kaiser: 23, 207, 289, 445, 447, 524, 550, 564, 569
Hagar, Saras Magd im AT: 49
Haller, Johannes, deutscher Historiker: 169
Hannibal, karthagischer Feldherr: 416
Häring, Bernhard, deutscher kath. Moraltheologe: 187, 364
Harnack, Adolf von, deutscher ev. Theologe: 38, 39, 110, 131, 169, 201, 237, 349, 472, 556
Hathor, ägyptische Göttin: 579
Hauschild, Wolf-Dieter, deutscher ev. Theologe und Kirchenhistotiker: 447
Hebbel, Friedrich, deutscher Dichter: 36, 93
Hegesippos, judenchristlicher Kirchenhistoriker: 144, 155
Heiler, Friedrich, deutscher ev. Theologe: 72, 389
Heimsoeth, Heinz, deutscher Philosoph: 409
Heinrich I., deutscher König: 254
Heinrici, Carl Friedrich Georg, deutscher ev. Theologe: 95
Heisenberg, Werner, deutscher Physiker: 237
Hekataios von Abdera, griechischer Schriftsteller: 63
Hekataios von Milet, gtiechischer Schriftsteller und Geograph: 16
Hektor, trojanischer Held in Homers «Ilias»: 245
Helconis, hl., Märtyrerin: 210, 211
Held, Heinrich, deutscher ev. Theologe: 532
Helena, hl., römische Kaiserin, Mutter Konstantins I.: 90, 172, 281 f, 284
Heliodorus, Kanzler am syrischen Hof: 130
Helladius, Lexikograph und Zeuspriester: 567
Hellotis = Europa
Hengel, Martin, deutscher ev. Theologe, Judaist: 177
Hennecke, E.: 141

Henoch (= Enoch), Stammvater im AT: 59, 60, 62, 66, 67, 180
Henschen, G., Bollandist: 154
Hentschke, Richard, deutscher kath. Theologe: 54
Hephaistion, makedonischer Reitergeneral, Jugendfreund Alexanders d. Gr.: 243
Hephaistos, griechischer Gott: 577
Hera, griechische Göttin: 269
Heraiskos, griech. Wundertäter: 194
Herakles, Heros des griechischen Mythos: 197, 291
Heraklit (= Herakleitos), griechischer vorsokratischer Philosoph: 366
Herakleios (= Heraclius), byzantinischer Kaiser: 261
Herculius von Narni, Bischof: 499
Hermagoras, hl., Märtyrer: 173 f
Hermas, römischer Freigelassener griechischer Herkunft, Autor der apokalyptischen Schrift «Der Hirt des Hermas»: 65, 77, 343, 352
Hermes, griechischer Gott: 290, 292, 574
Hermes Trismegistos (= Dreimalgrößter Hermes), griechischer Name des ägyptischen Gottes Thoth: 65
Hermias, christlicher Apologet: 350 f
Hermogenes von Tarsos, griechischer Rhetor: 550
Hermotimos, griechischer Wundertäter: 194
Herodes, jüdischer König: 61, 125, 127, 129, 151, 292, 293
Herodes Atticus, Tiberius Claudius, griechischer Rhetor: 447
Herodot, griechischer Historiker: 14, 41
Heros von Arles, Bischof: 174
Herrmann, Johann Wilhelm, deutscher ev. Theologe: 56
Hertling, L., Jesuit: 166, 349
Hesiod, griechischer Epiker: 16, 20, 62, 245, 424
Hesychius von Vienne, Bischof: 500
Hesperius aus Hippo, Zeitgenosse Augustins: 291
Heyse, Paul, deutscher Schriftsteller: 363
Hierokles der Alexandriner, griechischer Philosoph, Neuplatoniker: 587
Hieron I., griechischer Tyrann von Syrakus: 244
Hieronymus, hl., lateinischer Kirchenlehrer: 52, 57, 95, 104, 109, 112, 119, 130, 142, 144, 145, 153, 184, 213, 220, 252, 264, 271, 285, 291, 293, 296, 297, 299, 309, 336, 337, 339, 340, 353, 358, 371, 461, 465, 488, 489, 495, 504, 517, 567, 574, 583
Hierotheus, angeblicher Lehrer des Dionysios: 147
Hikeras (oder Niketas) von Syrakus, griechischer Philosoph, Pythagoreer: 369
Hilarion, hl.: 145, 218, 250, 294
Hilarius, Beamter unter dem oströmischen Kaiser Arcadius: 564
Hilarius von Poitiers, hl., lateinischer Kirchenlehrer: 182, 222, 258
Hilduin von Saint-Denis, Abt: 148
Hilpisch, St.: 347
Hiob *siehe* Job
Hipparchia, reiches Mädchen, Ehefrau des Krates: 426
Hippokrates aus Kos, griechischer Arzt: 21
Hippolyt, hl., griechischer Kirchenvater und Gegenpapst: 52, 137, 199, 327, 350, 516
Hirsch, Emanuel, deutscher ev. Theologe: 202
Hitler, Adolf: 36, 76
Hobbes, Thomas, englischer Philosoph: 42, 57
Hohl, E.: 23
Holbach, Paul Henri Baron d'H., französischer Enzyklopädist deutscher Herkunft: 238
Holl, Karl, deutscher ev. Theologe: 380
Holofernes, Feldhauptmann Nebukadnezars im AT, von Judith ermordet: 36, 184
Hölscher, Gustav, deutscher ev. Theologe: 56

Holzapfel, H., katholischer Theologe: 456, 461, 467
Holzhey, K., deutscher katholischer Theologe: 309
Homer, griechischer Epiker: 16, 20, 62, 169, 226, 243, 353, 378
Homer, ein Hohenpriester: 573
Honorius, Flavius, weströmischer Kaiser: 531, 575, 586
Horaz (Quintus Horatius Flaccus), römischer Lyriker: 385, 428
Hormisdas, hl., Papst, Vater des Papstes Silverius: 254, 499, 555
Horus, ägyptischer Gott, Sohn des Osiris und der Isis: 275
Hugo von Sankt Viktor, französischer Scholastiker und Mystiker: 148
Hugo von Trimberg, mittelhochdeutscher Dichter: 32
Hume, David, schottischer Philosoph und Geschichtsforscher: 236, 309
Hümmeler, Hans, deutscher Hagiograph: 281
Hunerich, König der Wandalen, Sohn des Geiserich: 206, 555
Hupfeld, H.: 46
Hymenäus, ein sog. «Ketzer» im NT (1. Tim. 1): 338
Hypatia, alexandrinische Philosophin, Neuplatonikerin: 321
Hypatios von Ephesus, Bischof: 148
Hypatius, ein Mönch: 585
Hyper[e]ides, athenischer Rhetor und Staatsmann: 22
Hystaspes, persischer Adliger, Vater des Königs Dareios I.: 65

Iamblich[os] aus Chalkis, griechischer Philosoph, Neuplatoniker: 18, 194
Ianuarius von Salona, Bischof: 489
Ibas von Edessa, Bischof: 489, 571
Iburi, Jünger der japanischen Sektenstifterin Nakayama Mikiko: 33
Idatius, spanischer Bischof: 574
Ieremia *siehe* Jeremias
Iesaia siehe Jesaja
Ignatius von Antiochien, hl., Bischof: 141, 144, 343, 351, 400, 468
Illmer, Detlef, deutscher Erziehungswissenschaftler: 388
Imbert, J., französischer Wirtschaftshistoriker: 543
Imma, Äbtissin, Tochter der Äbtissin Theodora von Soissons: 130
Ina, keltischer Fürst: 327
Innozenz I., hl., Papst: 400
Innozenz VIII., Papst: 280
Innozenz X., Papst: 284
Irad, Sohn des Henoch im AT: 66
Irenäus (Eirenaios) von Lyon, Kirchenlehrer: 77, 95, 117, 121, 195, 199, 201, 212, 239, 288, 328 f, 350, 352, 357, 400, 402, 432, 466
Irwin, William A., Althistoriker: 56
Isaak, Sohn Abrahams im AT: 40, 152, 184, 296, 372
Isicius, hl.: 294
Isidor von Pelusium, hl., ägyptischer Mönchsvater: 210
Isidor von Sevilla, hl., lateinischer Kirchenlehrer: 517
Isidora, hl.: 347
Isis (Medica u. a.), ägyptische Göttin: 270, 275–277, 320, 321, 579, 586
Isokrates, athenischer Rhetor: 22, 167, 334

Jachmann, Günther, deutscher Altphilologe: 20
Jacobus *siehe* Jakob
Jaeger, Werner, deutscher Altphilologe: 366
Jaël (= Jahel), Meuchelmörderin im AT: 36 f
Jahwe = Jehova: 38, 39, 391 ff
Jakob, der dritte der Patriarchen, Sohn des Isaak und der Rebekka im AT: 40, 67, 184, 185, 296
Jakob, ein Mönch: 250
Jakob von Nisibis, hl., Bischof: 219, 224, 255, 300
Jakob von Sarug, Bischof, syrischer Kirchenschriftsteller: 357, 358, 359, 360, 488, 568, 587
Jakobus der Ältere, hl., Apostel, Sohn des Zebedäus, Bruder des Evangeli-

sten Johannes: 97, 98, 107, 108, 122, 124, 128, 131, 133, 147, 152, 294
Jakobus der Jüngere, hl., auch genannt «der Herrenbruder», Bruder Jesu, Führer der judenchristlichen Urgemeinde, d. h. «Bischof» von Jerusalem: 73, 107 f, 129, 133, 431, 499
Jared, Vater des Henoch im AT: 66
Jaspers, Karl, deutscher Philosoph: 43
Jehova *siehe* Jahwe
Jehu, König über Israel im AT: 184
Jeremia[s], Prophet im AT: 60, 152, 229
Jesaja ben Amos (oder Amoz), Prophet im AT: 47, 54, 55, 60, 62, 152
Jesse = Isai = Jesaja, Prophet im AT: 295
Jesus, genannt Christus, *vgl. Vorbemerkung zum Register*: 21, 38, 42, 55, 70–74, 80, 81, 82, 87, 95–99, 108–113, 122, 123–124, 125, 126, 130, 131, 134, 137, 138, 139, 140, 147, 150 f, 152, 154, 170 f, 173, 182, 189, 193–206, 238, 239, 247, 249, 259, 269, 272, 276, 279, 283, 289, 290, 291, 293, 295, 296, 298, 301, 317, 331, 337, 339, 343, 344, 354, 365, 372, 376, 378, 379, 389, 394–398, 401, 404, 409, 429 f, 433, 435–437, 439, 443, 446, 449, 462, 467, 469, 476, 477, 485, 499, 500, 514, 515, 520 f, 579
Jeû = Jesus: 123
Joachim, hl., ein jüdischer Priester, Gatte der Anna, Vater der Jesusmutter Maria: 204
Joannes = Johannes
Job (= Hiob) von Hauran, Gestalt im AT: 200, 267, 288, 296 f, 370
Johanna, eine Jüngerin Jesu: 397
Johannes, hl., Soldat: 315, 316, 320–323, 325
Johannes I., hl., Papst, 230 f
Johannes IV., Papst: 553
Johannes der Evangelist und Apokalyptiker, hl., Apostel: 59, 95, 96–99, 106 f, 109, 122, 123, 124, 125, 128, 131, 133, 136, 139, 155, 194, 195, 204, 225, 228, 270, 312, 370, 379, 380
Johannes der Kleine, ein Eremit: 347
Johannes der Täufer, hl., Bußprediger: 72, 139, 229, 258, 259, 288, 293 f
Johannes Chrysostomos (= Goldmund), hl., Patriarch von Konstantinopel, griechischer Kirchenlehrer: 183, 184, 187, 209, 213, 214, 220, 250, 252, 258, 271, 296, 339, 340, 341, 410, 415, 452–457, 476, 477, 490 ff, 496, 518, 526, 527, 549, 561–563, 564, 565, 566, 581, 583
Johannes Damascenus (von Damaskus), hl., byzantinischer Kirchenlehrer: 252, 404
Johannes Klimakos, hl., Eremit, Abt, asketischer Schriftsteller: 182, 347
Johannes Malalas *siehe* Malalas, Johannes
Johannes Moschus, byzantinischer Mönch, Erbauungsschriftsteller: 308, 348
Johannes Rhetor, Patriarch von Konstantinopel: 176
Johannes Scotus Eri[u]gena, irischer Philosoph: 148
Johannes von Ägypten, ein Eremit: 305, 347, 479
Johannes von Alexandrien, Märtyrer: 249
Johannes von Amida, Bischof von Ephesus, syrischer Kirchenschriftsteller: 400 f
Johannes von Antiochien, Erzbischof: 499
Johannes von Caesarea, Erzbischof: 565
Johannes von Eleemos, hl.: 218
Johannes von Ephesus = Johannes von Amida: 95, 588
Johannes von Jerusalem, Bischof: 119, 300
Johannes von Salisbury, Bischof von Chartres: 558
Johannes von Sardes, ein asketischer «Steher»: 300
Johannes von Scythopolis, asketischer Eremit in der thebaischen Wüste: 305

Johannes Cassianus von Marseille *siehe* Cassian[us], Johannes
Johannes Paul II., Papst: 364, 439, 443, 529
Jojachin, König von Juda im AT: 56
Jona[s], Prophet im AT: 376
Jonius von Chartres, Märtyrer: 149
Jordan, Pascual, deutscher Physiker: 237
Joseph, hl., sog. «Nährvater Jesu»: 129, 152, 160 f, 295, 296
Joseph, Sohn des Patriarchen Jakob und der Rahel im AT: 43 f, 243
Joseph von Arimathia, hl., Bestattungshelfer Jesu im AT: 128, 139, 176
Josephus (= Flavius Josephus), jüdischer Historiker: 70, 150, 153, 278, 381, 427
Josua, Prophet im AT: 53, 54, 287
Jouassard, G.: 385
Jovian[us], Flavius, römischer Kaiser: 557, 560, 584
Jovius, comes: 574
Judas (Thaddäus), hl., Apostel; 108, 121, 124
Judas Ischarioth, Apostel: 202, 290, 429
Judas Makkabäus (= Juda Makkabi), jüdischer Befreiungsheld: 193
Judas Thomas: 124
Judas Zelotes: 131
Judith von Bethulia, jüdische Befreiungsheldin, Mörderin des Holofernes: 36, 184
Julian, Flavius Claudius Julianus, genannt «Apostata» (= der Abtrünnige), römischer Kaiser: 224, 225, 507, 537, 539, 557, 559, 560, 570, 575, 585 f
Julian von Aeclanum, Bischof, evtl. der «Praedestinatus»: 142, 294, 463
Juliana, hl. Jungfrau: 211
Julianus, hl.: 316
Julianus, Diakon des burgundischen Königs Sigismund: 254
Jülicher, Adolf, deutscher ev. Theologe: 102
Julius I., hl., Papst: 144, 151
Julius Africanus, Sextus, römischer Historiker jüd. Herkunft: 144, 169
Julius, Kaspar, Hofstiftskanonikus: 445
Jupiter, römischer Gott: 354, 360, 424, 570, 586, 590
Justin[us Martyr], hl., christlicher Philosoph und Apologet: 62, 65, 75, 76, 111, 141, 195, 199, 200, 239, 272 f, 288, 290, 343, 366, 368, 399, 401, 402, 431, 445
Justinian I., «der Große», byzantinischer Kaiser: 148, 152, 254, 271, 400, 493, 498, 507, 531, 533, 555, 557, 576, 587 f
Justinian II., byzantischer Kaiser: 589
Justin[us] I., oströmischer Kaiser: 329
Justus von Auxerre, Märtyrer: 149
Justus von Tiberias, jüdischer Historiker im 1. Jh. n. Chr.: 70
Juvenal[is], Decimus Junius, römischer Satirendichter: 358
Juvenalis von Jerusalem, Erzbischof: 169

Kabir (= Kabeiros), griechische Gottheit, meist im Plural: Kabiren: 253
Kaegi, Werner E.: 586
Kain, Sohn Adams und der Eva im AT: 66, 267
Kaiphas (= Kajaphas), jüdischer Hohenpriester im NT: 290
Kallist[os] (= Calixtus) I., hl., Papst: 327, 439, 483
Kallista, von der hl. Thekla geschönte Ehefrau: 315
Kant, Immanuel, deutscher Philosoph: 309
Karl II., der Kahle, westfränkischer König, Karolinger: 262
Karlstadt, eigentlich: Andreas Bodenstein, deutscher Reformator: 42
Karpokrates, Gnostiker: 432
Kastor (Castor), einer der Dioskuren (= Zeussöhne), Bruder des Pollux: 290, 324
Kastor, «Augenzeuge» eines Strafwunders der hl. Thekla: 315

Kephas (= Fels), Name des Simon Petrus im NT (Joh. 1,42): 131
Ketteler, Wilhelm Emmanuel Freiherr von, Bischof von Mainz: 507
Khosrev (= Chosrau) I., Perserkönig: 172
Kirsten, Ernst, deutscher Geograph und Historiker: 572
Klemens von Rom *siehe* Clemens
Kleopatra VII., ägyptische Königin, Geliebte des Cäsar und des Marcus Antonius: 557
Klug, I.: 198
Knopf, Rudolf: 84, 437
Kober, F.: 119, 486
Konstans I., Flavius Julius Constans, römischer Kaiser, Sohn Konstantins «d. Gr.»: 532
Konstantin I., «der Große» (Flavius Valerius Constantinus), römischer Kaiser: 23, 158, 254, 280, 281, 284, 296, 329, 442, 473, 474, 492, 493, 494, 502, 507, 524, 525, 530 f, 533, 534 ff, 538, 539, 542, 545, 549, 551, 553, 556, 568, 570, 574, 575, 584
Konstanrinos, ein christlicher Priester, Heidenausrotter: 563
Konstantius (= Constantius) II., römischer Kaiser: 211, 254, 384, 469, 533, 534, 535, 537, 542, 569, 570, 572
Konstanz *siehe* Konstantius
Kornelius (= Cornelius), hl., «Papst»: 157, 294, 470, 483
Kosmas (= Cosmas), hl., Bruder des hl. Damian: 270, 271, 294, 315, 323–325, 328, 577
Kothos, griechischer Gott: 573
Kötting, Bernhard, deutscher kath. Theologe: 158, 241, 256, 264, 267, 280, 285, 292, 294, 298, 304, 306, 327, 329
Kraetzschmar, R.: 56
Kraft, Heinrich, deutscher ev. Theologe: 139, 140, 145, 159
Krates von Theben, griechischer Philosoph, Kyniker: 426
Kraus, Hans-Joachim, deutscher reformierter Theologe: 47
Krischna, Gottkönig des indischen Mythos: 239
Krösus (= Kroisos), König von Lydien: 424, 457
Ktesias, griechischer Historiker, Leibarzt des Artaxerxes II.: 167
Kümmel, Werner Georg, deutscher ev. Theologe: 96, 106
Ḳûnê von Edessa, Bischof: 171
Kybele, griechische Göttin: 579
Kynegius, Beiname des Maternus (*s. d.*): 574
Kyrill[os] (= Cyrill[us]) von Alexandrien, hl., Patriarch und Apologet: 119, 128, 144, 149, 249, 261, 271, 321–323, 385, 479, 499, 554, 571, 579, 583
Kyrill[os] (= Cyrill[us] von Jerusalem, hl., Bischof: 151, 282, 389, 410, 448
Kyrill, ein Diakon in Heliopolis am Libanon: 570
Kyrill von Scythopolis, Mönch, Anachoret, Mönchsbiograph: 303
Kyros (= Cyrus), hl., Märtyrer: 249, 270, 313, 315, 316, 320–323, 325

Lacarrière, Jacques, französischer Periheget: 224, 299, 547, 584
Lagarde, Paul de (eigtl. Paul Bötticher), deutscher Orientalist und Philosoph: 132
Laktanz (Lucius Caecilius Firmianus Lactantius), lateinischer Rhetor und Apologet: 65, 157, 358, 370, 403
Lamaštu, altorientalische Dämonin: 391
Langenfeld, Hans, deutscher Althistoriker: 525
Lappas, J.: 514
Laurentius, hl., Märtyrer: 206, 248, 254, 327, 329, 471
Laurentius, ein Priester: 489
Lavater, Johann Kaspar, schweizerischer Philosoph: 380
Lazarus, Gestalt im NT: 193, 196, 296, 360, 459
Lea, Labans älteste Tochter, Jakobs erste Gattin im AT: 296

Lechler, G. V.: 514, 516
Leda, Zeusgeliebte im griechischen Mythos: 290
Legohérel, H., französischer Wirtschaftshistoriker: 543
Lehmkuhl, Jesuit: 187
Lenaios, ein heidnischer Grieche, dessen erblindetes Pferd durch Gott Sarapis geheilt ward: 311 f
Leo I., «der Große», hl., Papst: 138, 174, 176, 282, 365, 522, 549, 554, 558
Leo III., hl., Papst: 204
Leo XIII., Papst: 47, 363, 443
Leo I., «der Große», byzantinischer Kaiser: 306, 307, 498
Leo von Rouen, Erzbischof: 149
Leontinos, Professor an der Rechtshochschule von Berytos: 555
Leontius, Stadtpräfekt: 585
Leontius von Bordeaux, Bischof: 493
Lessing, Gotthold Ephraim, deutscher Dichter: 31, 38, 72, 189, 236
Leukios, angeblicher Schüler des Apostels Johannes: 139
Levi, Sohn des Jakob und der Lea im AT: 372
Libania, christliche Witwe: 282
Libanios, griechischer Rhetor: 358, 385, 481, 527, 540, 559, 570
Licentius, Jugendfreund Augustins: 461
Lichtenberg, Georg Christoph, deutscher Physiker und Philosoph: 94
Licinius, Valerius Licinianus, römischer Kaiser: 165, 473
Lietzmann, Hans, deutscher ev. Theologe: 84, 103, 547
Lindemann, Andreas, deutscher ev. Theologe: 101
Linos, Sänger und Seher im griechischen Mythos: 29
Linus, hl., «Papst», angeblich erster Nachfolger des Petrus als Bischof von Rom, Pseudonym eines christlichen Fälschers von «Apostelakten»: 139
Livius, Titus, römischer Historiker: 23, 381, 418, 558
Lohfink, Norbert, deutscher kath. Theologe, Jesuit: 46
Lohse, Eduard, deutscher ev. Theologe, Bischof: 98
Lorenz, Rudolf, deutscher kath. Kirchenhistoriker, Augustinist: 380
Lot[h], Gestalt im AT: 288
Lucianus *siehe* Lukian von Antiochien
Lucilla, reiche karthagische Witwe: 256
Lucillianus, hl., Märtyrer: 207
Lucius von Kyrene, Prophet und Lehrer der Gemeinde von Antiochien (Apg. 13,1): 139
Lucius, Ernst, deutscher Kirchenhistoriker: 204, 206, 217
Luegs, S., kath. Theologe: 389, 396
Lukanus von Chartres, Märtyrer: 149
Lukas, hl., Evangelist: 74, 77, 92, 194, 195, 204, 254, 261, 291, 295, 429, 432, 436, 439
Lukas, ein Stylit: 307
Lukian[os] von Antiochien, hl., syrischer Priester, Märtyrer: 149, 234, 552
Lukian[os] von Samosata, griechischer Satirendichter: 30, 298, 301, 358, 428
Lukrez (Titus Lucretius Carus), römischer Dichter und Philosoph: 428
Lupus von Soissons, Bischof: 500
Luther, Martin, deutscher Reformator: 33, 34, 46, 54, 55, 79, 103, 105, 108, 231, 342, 455
Lykurg[os], athenischer Staatsmann und Rhetor: 16 f
Lysias, athenischer Rhetor: 22

Macarius der Jüngere, hl.: 348 f
Macarius von Thu, Apa: 547, 573
Macedonius I., Bischof von Konstantinopel, sog. «Ketzer»: 211
Macedonius von Mopsuestia, Bischof: 552, 556
Machaon, Sohn des Asklepios, Arzt der Griechen vor Troja in Homers «Ilias»: 245
Macra, hl. Jungfrau: 210
Mader, A. E.: 280

Mai, A., Kardinal: 146
Maier, Franz Georg, deutscher Althistoriker und Archäologe: 532, 541
Maier, Hans, deutscher kath. Kirchenhistoriker und Politikwissenschaftler: 383
Makarios, hl.: 219
Makarios von Antiochien, Monothelet: 185
Makarius I., hl., Bischof von Jerusalem: 250, 281 f
Makedonios, Opfer eines christlichen Heidenpogroms unter Kaiser Justinian: 587
Makedonios, christlicher Tempelschänder: 570
Makrianos, Finanzminister des römischen Kaisers Valerian: 471
Makrina, hl.: 282
Malalas, Johannes, byzantinischer Autor einer Weltchronik: 88
Malchus, ein Mönch: 145 f
Mamas, hl.: 308
Manasse, Sohn des Joseph und der Asnath im AT: 44
Marana, hl.: 346
Marcell von Le Puy (Anitium), hl., Bischof: 149, 494
Marcellinus, hl., Papst: 158, 550
Marcellus I., hl., Papst: 550
Marcellus, angeblicher Schüler des Apostels Petrus: 139
Marcellus (= Markellos) von Apameia, hl., Bischof: 581
Marcellus von Die, Bischof: 500
Marcia, christliche Konkubine des Kaisers Commodus: 536
Marcian *siehe* Markian
Marcianus, hl.: 346
Marcinkus, Paul, Erzbischof, Vatikanbankier: 439
«Marcus», fingierter Heiliger: 315
Maria, hl., Mutter Jesu im NT: 37, 70, 91, 123, 124, 125, 128–130, 141, 154, 204, 223, 228, 229, 248, 260–263, 264, 275–277, 293, 294, 310, 317, 319, 321, 360, 375, 394, 451, 563
Maria Magdalena (= Maria von Magdala), Jesusjüngerin im NT: 123, 124, 130, 397
Marianus von Tarsus, Bischof: 315
Marius Victorinus, Gajus, römischer Rhetor und Philosoph, Neuplatoniker, Kirchenschriftsteller: 355
Mâr Jakob, hl., Märtyrer: 160 ff
Mark Aurel (Marcus Aurelius Antoninus), römischer Kaiser, Autor stoischer «Selbstbetrachtungen»: 155, 159, 211, 420, 422, 511, 535
Markellos (= Marcellus) von Apameia, hl., Bischof: 570 f
Markian[os] (= Marcian[us]), byzantinischer Kaiser: 489, 554
Markion (lat. Marcion), ein gnostischer «Ketzer»: 38, 75, 77, 100, 109, 178, 400, 439, 448, 553
Markos von Arethusa, Bischof: 570
Mark Twain, eigtl. Samuel L. Clemens, amerikanischer Schriftsteller: 39
Markus der Evangelist, hl.: 92, 93, 194, 195, 200, 202, 203, 204, 205, 396 f, 435
Markus, kleinasiatischer Gnostiker, Valentinianer: 226
Markus, angeblicher Schüler und Begleiter des Petrus: 168 f
Markus Diakonus, Biograph des Porphyrios: 563, 565
Marnas, der Gott von Gaza: 564
Maro[n], syrischer Mönch, hl.: 346
Martin von Braga (= Bracara), hl., Erzbischof: 182
Martin[us] von Tours, hl., Bischof, Apostel Galliens: 210, 222, 229, 250, 252, 253, 258, 305, 313, 316, 317, 326, 387, 494, 524, 573
Martyrus, christlicher Missionar bei Trient: 581
Marx, Karl, deutscher Philosoph: 443
Marxsen, Willi, deutscher ev. Theologe: 92, 102, 106, 108 f
Maschek, Salvator, schweizerischer Kapuziner: 252, 291, 323
Masius, A., niederländischer kath. Jurist: 42

Maternus, hl., angeblicher Petrusschüler, Bischof u. a. von Köln: 175
Maternus Kynegius, Prätorianerpräfekt: 574
Matthäus der Evangelist, hl., Apostel: 92, 93, 99, 121 f, 123, 124, 128, 131, 132, 133, 137, 194, 195, 200, 203, 204, 295, 435 f, 447
Matthias, hl., Apostel: 124, 133
Maurikios (Flavius Tiberius Mauricius), byzantinischer Kaiser: 589
Maurilius von Angers, hl., Bischof: 225
Maurus von Ravenna, Erzbischof: 174
Maurus, hl., Benediktiner römischer Herkunft: 223
Maximinus I. [Thrax] (Gajus Julius Verus), römischer Kaiser: 422
Maximos, «Papst» = Erzbischof in Alexandrien: 484
Maximus, Märtyrer von Evreux: 149
Maximus, Magnus, römischer Gegenkaiser: 305
Maximus Confessor (= Maximos Homologetes), hl., byzantinischer Theologe: 148
Maximus von Antiochien, Bischof: 170
Maximus von Turin, Bischof: 256, 581
Mazzarino, Santo, italienischer Althistoriker: 537
Meer, Frits van der, niederländischer Kirchenhistoriker: 69, 212
Meier-Welcker, Hans, deutscher Historiker: 498
Melania, hl., römische Patrizierin, Gattin des Pinianus: 459, 480, 503
Melchisedech, König von Salem im AT: 267, 288
Melito, Johannesschüler: 128, 139
Melito[n] von Sardes, Bischof: 199
Menander, ein Samaritaner in Antiochien, angeblich ein «Ketzer»: 400
Menandros, hellenistischer Herrscher in Indien: 246
Menas, hl., ägyptischer Märtyrer: 293, 294, 304, 312, 313, 316, 317–320, 323, 325
Mensching, Gustav, deutscher ev. Religionswissenschaftler: 15
Mensurius von Karthago, Bischof: 550
Mercurinus Auxentius, arianischer Gegenbischof des Ambrosius: 496
Meri-Ka-Re, ägyptischer König: 28
Merkur, römischer Gott: 590
Merovech (= Merowech), Frankenfürst, Stammvater der Merowinger: 305
Methodius (= Methodios von Olympos), hl., griechischer Kirchenschriftsteller: 127
Methuselach, Sohn des Henoch im AT: 66
Meyer, Arnold: 11, 29, 31, 81, 86, 95
Meyer, Eduard, deutscher Historiker: 42
Michael, hl., Erzengel: 270, 317
Michel, Anneliese, deutsche Studentin, Exorzismusopfer: 398 f
Michelangelo, italienischer Bildhauer, Maler, Baumeister, Dichter: 66
Midas, sagenhafter phrygischer König: 457
Migne, Jacques Paul, französischer Patrologe: 143
Miltiades, hl., Papst: 550
Miltiades, athenischer Feldherr, Sieger von Marathon: 62
Milton, John, engl. Dichter: 65, 81
Mînâs, Abba, hl. = Menas (*siehe dort*)
Minos, Totenrichter in der Unterwelt des griechischen Mythos: 362
Minucius Felix, Marcus, römischer Schriftsteller und christlicher Apologet: 352 f, 399, 415
Mirjam, Porphetin im AT: 45
Mohammed, Prophet Allahs, Stifter des Islams: 189, 238, 242, 278
Mohr, H.: 223
Momigliano, Arnaldo, italienischer Historiker: 227
Mommsen, Theodor, deutscher Historiker: 23, 419
Monden, Louis, niederländischer Theologe, Jesuit: 191
Montanus, christlicher Prophet, phrygischer Begründer des sog. Montanismus: 482

Moreau, E. de, Jesuit: 252
Morenz, Siegfried, deutscher Ägyptologe: 28
Moreschini, C.: 373
Moses, jüdischer Gesetzgeber im AT: 40–49, 53, 60, 61, 62, 141, 180, 192, 223, 267, 287 f, 303, 338, 353
Mozart, Wolfgang Amadeus, österreichischer Komponist: 223
Münzer, Thomas, deutscher Theologe: 196
Musaios (= Musäus), griechischer Dichter: 20, 29
Musonius (Gajus Musonius Rufus), römischer Philosoph, Stoiker: 335

Nabonid[us], letzter König von Babylon: 58
Naegle, August: 235
Nakayama Mikiko, japanische Sektenstifterin: 32 f
Namatianus, Claudius Rutilius *siehe* Rutilius Namatianus, Claudius
Napoleon I., Kaiser der Franzosen: 70
Narcissus, Kabinettchef des römischen Kaisers Claudius: 419
Narsê, seliger, Märtyrer: 163
Narses, Feldherr des Kaisers Justinian I.: 579
Nat, P. G. van der: 408
Natalius, Konfessor, 482 f
Nathan, Prophet im AT: 51
Nathanael, ein Jesusjünger im NT: 131
Nauck, W.: 53
«Nazarius», hl., erfundener Märtyrer: 251
Nebukadnezar, babylonischer König im AT: 58
Nektarios, Patriarch von Konstantinopel, Jurist: 491
Neophytus, hl., Märtyrer: 207
Nepos von Arsinoë, Bischof: 97
Neri, Filippo (= Philipp), hl., italienischer kath. Theologe: 146
Nero, Claudius Caesar Drusus Germanicus, römischer Kaiser: 155 f, 278, 417, 419, 511
Nerses, hl., «Oberbischof»: 221 f
Nerva, Marcus Coccejus, römischer Kaiser: 155
Nestorios von Konstantinopel, Erzbischof: 119, 144, 553, 554, 571, 572
Nicasius von Rouen, Märtyrer: 149
Nicetus, ein Säulenheiliger: 307
Nicodemus (= Nikodemus), ein Pharisäer im NT: 139, 151
Nicon, hl., Märtyrer: 164
Nicostratus, Novatianer: 483 f
Niederhuber, Johannes: 371, 375
Nielen, J.: 33
Nielsen, E.: 48
Nietzsche, Friedrich, deutscher Philosoph: 182
Nigg, Walter, schweizerischer ev. Theologe: 38, 227
Nilus Sinaita, Klostervorsteher bei Ancyra, deshalb auch: Neilos von Ankyra: 481, 488
Noah (= Noe), der erste der Erzväter im AT: 48, 49, 62, 219, 267
Noethlichs, Karl Leo, deutscher Althistoriker: 570
Nofretete, ägyptische Königin, Gattin des Amenophis IV. Echnaton: 28
Nonnos von Panopolis, griechischer Epiker: 585
Noth, Martin, deutscher ev. Theologe: 47
Novatian[us], römischer Presbyter, theologischer Autor, Gegenpapst: 199, 358, 483, 552
Novatus: 399
Numa Pompilius, sagenhafter zweiter König von Rom nach Romulus: 23, 172
Numenios von Apamea, griechischer Philosoph, Neupythagoreer: 366
Numerianus, Marcus Aurelius, römischer Kaiser: 23
Nylander, J.: 468

Odoakar, germanischer Heerführer: 384
Oinomaos von Gadara, griechischer Philosoph, Kyniker: 30

Okellos von Lukanien, ein Schüler des Pythagoras: 21
Olympias, hl., reiche Witwe, Äbtissin: 490 ff
Olympiodor[os] aus Theben, griechischer Historiker, Christengegner: 585
Onesiphoros, Adressat eines Briefes von Aristarchos: 148
Onomakritos von Athen, Orakelfälscher: 20
Onophrios, Apa (= Onophrius, Onuphrius) *siehe* Benofer
Opitz, H.-G.: 136
Optatus von Mileve, hl., Bischof: 432
Orestes, Mördergestalt des griechischen Mythos: 245
Origenes, genannt Adamantios, griechischer Kirchenschriftsteller: 52, 62, 97, 104, 108, 117, 137, 165, 183, 184, 197, 199, 201, 280, 339, 340, 343, 352, 366, 378, 401, 403, 467, 517, 552, 553, 558
Orpheus, Sängergestalt im griechischen Mythos: 20, 21, 29, 65, 77, 193
Osiris, ägyptischer Gott: 197, 246, 390, 395
Ositha, eine Königstochter im Norden: 149
Overbeck, Franz Camille, deutscher ev. Theologe, Freund Nietzsches: 38
Ovid (Publius Ovidius Naso), römischer Dichter: 197, 385, 424

Pachomius, hl., ägyptischer Mönchsvater: 224, 227 f, 276, 478, 480
Pagesios, Opfer eines christlichen Heidenpogroms: 587
Palladios von Hellenopolis, griechischer Mönch und Schriftsteller, Freund und Biograph des Johannes Chrysostomos: 216, 220, 300, 346, 347, 348
Pambo, Mönchsvater, Antoniusschüler: 480
Pamprepios, Grammatiker: 587
Pancratius von Narni, Bischof: 499
Pankratius, hl.: 318, 327
Papa, Katholikos: 90
Papas, Märtyrer: 210
Paphnutius, Märtyrer: 216
Papias von Hierapolis, Bischof: 75, 92, 93
Pappus, hl.: 165
Papulus von Toulouse, hl., Bischof: 149
Parthenius von Lampsacus, Bischof: 570
Pascal, Blaise, französischer Mathematiker und Philosoph: 19, 189
Paschasius Radbertus, hl., fränkischer Benediktiner, Abt von Corbie: 130, 215
Patroclus von Arles, Bischof: 174 f
Paul I., hl., Papst: 259
Paul VI., Papst: 399
Paula von Rom, hl., römische Patrizierin, reiche Witwe, Freundin des Hieronymus: 299, 480, 504
Paulinus von Adana, hl., exkommunizierter Bischof von Trier: 552 f, 556
Paulinus von Nola, hl., Bischof und lateinischer Dichter: 142, 222, 269, 282, 297, 317, 326, 386
Paulus, Julius, römischer Jurist: 510
Paulus, hl., Apostel: 15, 33, 73, 74, 92, 94, 95, 99–103, 105, 108, 109, 125, 127, 128, 133, 134, 135–139, 147, 153, 182 f, 184, 185, 199 f, 205, 213 f, 218, 224, 226, 229, 247, 254, 263 f, 280, 303, 309, 326, 328, 338, 343, 350, 354, 365, 370, 374, 377, 398, 434, 435–437, 455, 467, 476 f, 514 f, 518, 520, 556, 563, 568, 581
Paulus Eremita (= Paulus von Theben), hl., ägyptischer Eremit, Mönchsvater: 145, 218
Paulus von Nola, Bischof, Vorgänger des Paulinus von Nola: 386
Paulus von Samosata, Bischof von Antiochien: 144, 484
Paulus von Tamueh, Asket: 347
Paulus von Theben = Paulus Eremita
Pausanias, spartanischer Feldherr und Staatsmann: 25
Pausanias, griechischer Reiseschriftsteller: 27, 277

Pecunia, röm. Göttin des Geldes: 418
Pedanius Secundus, römischer Stadtpräfekt: 511
Péguy, Charles Pierre, französischer Schriftsteller: 476
Peisistratos, Tyrann von Athen: 20
Pelagia, hl., Märtyrerin: 294
Pelagius, englischer Mönch und Kirchenschriftsteller, Urheber des Pelagianismus: 142, 459
Pelagius I., Papst: 254, 501
Pelops, sagenhafter König im griechischen Mythos: 244, 245
Peregrinos Proteus, griechischer Christ, später kynischer Wanderphilosoph: 298
Pereira, B., Jesuit: 42
Perpetuus von Tours, Bischof: 500
Perseus, Heros des griechischen Mythos: 290
Peters, Franz Joseph, deutscher kath. Theologe: 206
Petrarca, Francesco, italienischer Dichter: 154
Petronius Arbiter, Gejus, römischer Satirendichter: 424
Petronius, ein Zeitgenosse des hl. Pachomius: 480
Petronius von Die, Bischof: 500
Petrus, hl., Apostel: 73, 90, 92, 104–109, 123, 124–127, 131, 132, 134, 135–137, 139, 140, 147, 159, 168, 169, 174, 184, 201, 205, 216, 223, 224, 229, 254, 258, 264, 280, 303, 319, 326, 328, 341, 361, 379, 436, 568, 579
Petrus, ein Bischof zur Zeit Theoderichs d. Gr.: 489
Petrus, Bruder des hl. Athanasius: 499
Petrus, ein Anachoret, «Weidender» am Jordan: 348
Petrus Abaelardus (= Peter Abälard), französischer Scholastiker: 154
Petrus Chrysologus, hl., Erzbischof von Ravenna, Kirchenlehrer: 461
Petrus Cluniacensis: 154
Petrus Fullo, Patriarch von Antiochien: 140, 149, 169, 176
Petrus Iberus (= Petrus der Iberer), monophysitischer Bischof von Majuma bei Gaza: 88, 176
Petrus Mongus, Patriarch von Alexandrien, Monophysit: 144
Peyrère, I. de, französischer reformierter Schriftsteller: 42
Pfister, Friedrich, deutscher Altpilologe: 241, 246, 247
Phalaris, griechischer Tyrann von Agrigent: 22
Phemonoë, im griechischen Mythos Apollontochter, Delphipriesterin, Prophetin: 29
Philammon, sagenhafter griechischer Sänger: 29
Philemon, hl., Märtyrer, Adressat des Ph.briefes: 207
Philippos II., makedonischer König, Vater Alexanders d. Gr.: 243
Philippos, ein Olympionike: 244
Philippus, hl., Apostel: 95, 123, 124, 131, 133, 137
Philippus, einer der 7 Diakone der christlichen Urgemeinde (Apg. 6): 95
Philippus Arabs (Marcus Julius Philippus), römischer Kaiser: 423
Philippus von Side (= Ph. von Pamphylien), griechischer Kirchenschriftsteller: 154
Philon von Alexandrien (= Philo Judaeus), jüdischer Philosoph und Theologe: 70, 153, 182, 278 f, 427
Philostratus, Flavius, griechischer Philosoph, Neupythagoreer: 298
Phokas, hl., 308, 312
Phokas, byzantinischer Kaiser: 577
Phokas, Opfer eines christlichen Heidenpogroms: 587
Phokylides aus Milet, griechischer Sentenzendichter: 63
Pilatus, Pontius, römischer Prokurator von Judäa zur Zeit Jesu: 125, 150 f, 395, 401
Pilger von Bordeaux, 290 f, 292 f
Pilger von Piacenza: 290, 293, 312
Pindar[os], griechischer Lyriker: 272, 425

Pin[e]has, israelitischer Liebespaarmörder im AT (4. Mos. 24): 35 f
Pinianus, römischer Plutokrat: 459, 503
Pippin III., fränkischer König: 259
Pirenne, Henri, belgischer Historiker: 486
Pisentios von Qift, monophysitischer Fälscher: 555
Pius V., hl., Papst: 204
Pius X., hl., Papst: 48
Pius XI., Papst: 235
Pius XII., Papst: 440, 443, 451
Platon, griechischer Philosoph, Akademiker: 15, 16, 21, 22, 33, 62, 167, 181, 184, 334, 353, 354, 358, 366, 381, 382, 426, 428, 442, 455, 485, 521
Plinius der Ältere (Gajus Plinius Secundus), römischer Enzyklopädist: 199, 417
Plinius der Jüngere (Gajus Plinius Caecilius Secundus), römischer Staatsmann und Schriftsteller: 70, 418, 419
Plöchl, Willibald M., österreichischer Kirchenhistoriker: 466
Plotin[os], griechischer Philosoph, Neuplatoniker: 194, 370, 381
Plutarch[os], griechischer Schriftsteller: 294, 358, 369, 428
Pollux, einer der Dioskuren, Bruder des Kastor: 290, 324
Polycarpus, Märtyrer: 159
Polyeuctes, hl., Märtyrer: 308
Polykarp von Smyrna, hl., Apostelschüler: 101, 247, 343, 351
Polykrates von Ephesus, Bischof: 139, 499
Pontianus, hl., Papst: 206, 327
Pontius, Biograph des hl. Cyprian: 441
Porphyrios, griechischer Philosoph: 17, 57, 58, 352, 556
Porphyrios von Gaza, hl., Bischof: 220 f, 441, 563–566, 578
«Praedestinatus», ein unbekannter Pelagianer, evtl. Arnobius d. J.: 142
Praetextatus, heidnischer römischer Präfekt: 495, 560
Principius von Soissons, Bischof: 500
Priscilla, Prophetin: 400
Probus, «Pfleger»: 210
Prochoros, angeblicher Schüler des Apostels Johannes: 139
Proklos, griechischer Philosoph, Neuplatoniker: 194, 585
Prokopios, byzantinischer Fälscher: 168
Prokopios von Gaza, Bischof: 182
Properz (Sextus Propertius), römischer Elegiendichter: 424
«Protasius», hl., fiktiver Märtyrer: 145, 251, 258, 321
Proterios, Patriarch: 88
Protonike, Gattin des römischen Kaisers Claudius: 172
Prudentius Clemens, Aurelius, frühchristlicher Hymnendichter: 164, 204, 209, 326
Pseudo-Abdias: 158
Pseudo-Ambrosius: 145
Pseudo-Athanasius: 134
Pseudo-Barnabas: 199
Pseudo-Basilius: 134
Pseudo-Clemens: 133, 203
Pseudo-Dionysius: 147–149
Pseudo-Hieronymus: 90, 158
Pseudo-Ignatius: 141
Pseudo-Isidor: 145
Pseudo-Melito: 158
Pseudo-Petrus: 126 f
Ptolemaios I. Soter, Diadochenkönig in Ägypten: 17
Ptolemäus, christlicher Gnostiker, Valentinianer: 168
Puech, Henri Ch.: 130
Puzicha, Michaela, deutsche kath. Theologin: 217
Pythagoras von Samos, griechischer Philosoph: 21, 194, 197, 199, 425

Quintilia[us], Marcus Fabius, römischer Rhetor: 29, 358
Quiricus, ein Knäblein, Märtyrer: 207
Quodvultdeus, Erzbischof, Primas von Afrika, Freund Augustins: 360

Rabulas (= Rabbula) von Edessa,

Mönchsbischof, syrischer Kirchenschriftsteller: 554, 571 f
Radegund[e] (Radegundis), hl., fränkische Königin: 282
Ragnemond von Paris, Bischof: 498
Rahab (Rachab), Dirne von Jericho im AT: 184
Rapp, F.: 433
Rather von Verona, Bischof: 507
Ratzinger, Joseph Kardinal, deutscher Theologe: 389
Rauscher, Hieronymus, Hofprediger: 231
Rebekka (Rebecca), Gattin des Isaak im AT: 296, 372
Rekitach, Vetter des Ostgotenkönigs Theoderich d. Gr.: 384
Reimarus, Hermann Samuel, deutscher Theologe, Orientalist, Aufklärungsphilosoph: 72
Reinhard, Wolfgang, deutscher Historiker: 500, 501
Rekkared I., Westgotenkönig: 282
Remigius von Reims, hl., Bischof: 255, 500
Renan, Ernest, französischer Schriftsteller, Orientalist, Religionswissenschaftler: 237
Rhadamantys, Totenrichter in der Unterwelt des griech. Mythos: 362
Rhodon, Gestalt aus dem Urchristentum: 139
Riccobonus, Antonius, italienischer Humanist: 24 f
Rilke, Rainer Maria, österreichischer Dichter: 50
Rist, M.: 14
Rochow, I.: 589
Rodewyk, Adolf, deutscher Jesuit: 399
Romanus, Märtyrer: 206
Roques, René: 148
Rosenberg, Alfred, deutscher Nazi, Rassenideologe: 198
Roswitha (Hrotsvit) von Gandersheim, deutsche Dichterin, Nonne: 204
Rubin, Berthold, deutscher Byzantinist: 389
Rufin, Oberpriester Antiochiens: 588
Rufinus, Flavius, oströmischer Staatsmann gallischer Herkunft, Praefectus praetorio Orientis: 286, 574
Rufin[us Tyrannius] von Aquileja, lateinischer Kirchenschriftsteller: 104, 119, 216, 224, 282, 299, 300, 552
Rüger, L., deutscher kath. Kirchenschriftsteller: 157
Ruricius I. und II., von Limoges, Bischöfe: 500
Russell, Bertrand, englischer Mathematiker und Philosoph: 191
Rutilius Namatianus, Claudius, lateinischer Dichter gallischer Herkunft: 544, 557
Ruyer, Raymond, französischer Gnosisforscher: 299

Sacharja, Prophet im AT: 56
Sadok (Zadok), ein Hohenpriester im AT: 51
Sadoth, hl., Bischof: 164
Salin, Edgar, deutsch-schweizerischer Nationalökonom, Soziologe: 431
Sallust (Gajus Sallustius Crispus), römischer Historiker: 19
Salome, eine Zweiflerin im «Protevangelium Jacobi»: 129
Salomo[n], König von Juda und Israel im AT: 47, 49, 50, 51, 52 f, 152, 201, 295, 297, 353, 512
Salonius von Genf, Bischof: 500
Salvian[us] von Marseille, gallischer Presbyter, lateinischer Kirchenschriftsteller: 355, 358, 458, 465, 504, 539, 540, 543
Samuel, Prophet im AT: 50
Sanktus, mit der hl. Blandina gefolterter Diakon: 212
Saphira, Gattin des Ananias im NT: 224, 436
Sappho, griechische Lyrikerin: 425
Šāpūr (= Schapur, Sapor), Sassanidenkönig: 164
Sara (Sarah, Sarai), Gattin Abrahams im AT: 296
Sarapis (Serapis), ägyptischer Gott der

abgeschiedenen Seelen: 197, 239, 270, 275–277, 311, 320, 557, 561, 567, 569, 586
Sarpedon, Dämon im griechischen Mythos: 310
Satan, Anführer der rebellierenden Engel: 395 ff, 399, 400, 402, 406, 410, 437, 582, 587
Saturnina, Märtyrerin im Artois: 149
Sauer, Franz, österreichischer kath. Theologe: 270, 312, 318
Saul, erster König von Israel im AT: 50
Schamoni, Wilhelm, deutscher kath. Theologe: 281
Schaub, F.: 528
Schauerte, H.: 231
Schelkle, Karl Hermann, deutscher kath. Theologe: 79, 93, 96, 101
Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph von, deutscher Philosoph: 238
Schenute von Atripe, koptischer Mönch, Abt. des «Weißen Klosters» bei Atripe: 229, 547, 573
Schilling, Otto, deutscher kath. Moraltheologe: 462
Schleiermacher, Friedrich Ernst Daniel, deutscher ev. Theologe und Philosoph: 39, 100, 236
Schlesinger, Walter, deutscher Historiker: 257
Schlier, Heinrich, deutscher kath. Theologe: 102
Schmid, Christoph von, deutscher kath. Theologe: 239
Schmidt, Carl, deutscher ev. Theologe und Ägyptologe: 131, 179
Schmidt, J. E. Chr.: 100, 102
Schnapp, F.: 67
Schneemelcher, Wilhelm, deutscher ev. Kirchenhistoriker: 75, 116, 402
Schneider, Carl, deutscher ev. Theologe und Historiker: 69, 71, 76, 110, 155, 175
Schneider, K. P.: 517
Schopenhauer, Arthur, deutscher Philosoph: 189, 235
Schrage, Wolfgang, deutscher ev. Theologe: 106
Schreiner, Josef, deutscher kath. Theologe: 217
Schubert, Hans von, deutscher ev. Theologe: 333, 493
Schuck, Johannes, deutscher kath. Kirchenschriftsteller: 166
Schultze, Victor, deutscher Historiker: 547, 580
Schulz-Falkenthal, H., deutscher Wirtschaftshistoriker: 532
Schwartz, Eduard, deutscher Altphilologe: 96, 156
Schweitzer, Albert, deutsch-französischer ev. Theologe, Arzt, Philosoph: 71, 72
Schweizer, Eduard, schweizerischer ev. Theologe: 389, 395
Schwer, Wilhelm, deutscher Sozialhistoriker: 468
Sebastian, hl., Märtyrer: 327
Šedîm, altisraelitische Dämonen: 392
Seeck, Otto, deutscher Althistoriker: 535
Ségur, Monseigneur: 237 f
Seneca der Jüngere, Lucius Annaeus, römischer Dichter und Philosoph, Stoiker, Erzieher des späteren Kaisers Nero: 153 f, 353, 369, 417, 418, 419, 522
Septimius Severus, Lucius, römischer Kaiser: 420, 422
Seraphim, dämonische Mischwesen im AT: 392
Serapis *siehe* Sarapis
Sergios, hl., Stadtpatron von Rusafa: 255, 304
Servianus, Schwager des Kaisers Hadrian: 569
Seth, ägyptischer Gott des Bösen: 390
Severianus, hl.: 149
Severianus, römischer Präfekt in Ägypten: 149
Severinus, hl.: 149
Severos von Antiochien, hl., syrischer Patriarch, griechischer Kirchenschriftsteller 149, 368, 555, 582
Severus, Flavius Valerius, römischer Kaiser: 149

Sextus Empiricus, griechischer Arzt und Philosoph, Skeptizist: 30
Sextus Julius Africanus *siehe* Julius Africanus, Sextus
Shelley, Percy Bysshe, englischer Dichter: 39, 42, 397
«Sibylle[n]», Kollektivname für Sammlungen angeblich uralter Prophezeiungen: 64 f, 77, 152, 557
Sidonius Apollinaris, Bischof von Clermont-Ferrand, lateinischer Schriftsteller: 326, 500
Sigismund, König von Burgund: 254
Sigonio, Carlo, italienischer Humanist: 24 f
Silanus von Périgueux, hl.: 149
Silvanus (auch Silas), hl., Prophet, Paulusbegleiter, Sekretär des Petrus: 106
Silverius, hl., Papst: 499
Silvester I., hl., Papst: 551
Simeon, Sohn des Jakob und der Lea im AT: 372
Simeon (Symeon) Stylites der Ältere, hl., syrischer Asket, Mönch, Säulenheiliger bei Aleppo: 144, 218, 219, 250, 294, 302–308
Simeon (Symeon) Stylites der Jüngere, hl., syrischer Asket, Säulenheiliger bei Antiochia: 307
Simon, ein Samaritaner in Rom, sog. «Ketzer»: 400
Simon bar Klopas, Vetter des Jakobus im NT: 499
Simon der Kananäer (= Simon von Kana), Apostel im NT: 133
Simon, Richard, französischer Bibelwissenschaftler: 113
Simon Magus, Gnostiker, sog. «Zauberer» (Apg. 8), als «Erzketzer» verschrien: 136, 497, 554
Simon Petrus, hl., Apostel *siehe* Petrus
Simplicius, hl., Papst: 473
Sindona, Michele, italienischer Bankier: 439
Sira, Partherkönigin: 304
Sisera (= Sisara) Feldhauptmann des kanaanitischen Königs Jabin im AT: 36 f
Sisinius, hl.: 208
Sisinnius, hl., Diakon aus Mailand, Südtiroler Märtyrer, christlicher Missionar bei Trient: 581
Sisinnus, hl., Papst: 346
Sisoes, hl.: 347
Sixtus V., Papst: 142, 284
Soden, Hans von, deutscher ev. Theologe: 71
Sokrates, griechischer Philosoph: 16, 21, 199, 334, 353, 366, 425 f
Sokrates Scholastikos, byzantinischer Kirchenhistoriker: 282, 567
Solon, athenischer Staatsmann: 26, 562
Sopatros aus Apameia, griechischer Philosoph: 587
Sophokles, griechischer Tragödiendichter: 63, 226, 424, 425
Sophonias, Prophet im AT: 152
Sophronias, Apa, Eremit: 348
Sophronios, hl., Patriarch von Jerusalem: 271, 321, 322
Sosipater, ein Tribun: 481
Sosipatra, griechischer Wundertäter: 194
Sotas von Anchialos, phrygischer Exorzist: 400
Sozomenos, byzantinischer Kirchenschriftsteller: 296, 316, 474
Specht, Thomas: 239
Speigl, Jakob, deutscher kath. Theologe: 216
Speyer, Wolfgang, deutscher Altphilologe: 20, 29, 31, 67, 85, 86, 93, 101, 108, 115, 157, 175, 177, 232, 549, 552
Spinoza, Baruch (Benedictus) de, niederländischer Philosoph aus jüdischer Familie: 42, 45, 236
Staats, Reinharr, deutscher ev. Theologe und Kirchenhistoriker: 227, 441, 465, 470, 472, 483
Stachys, erster Bischof von Byzanz: 168
Stangl, Josef, Bischof von Würzburg: 398 f
Stauffer, Ethelbert, deutscher ev. Theologe: 499
Stegmüller, Otto, deutscher Religions- und Kirchenhistoriker: 46

Steingießer, F., deutscher Mediziner: 406
Steinmann, Jean: 267
Stendahl, K.: 93
Stephan I. von Rom, Bischof: 157, 472, 522
Stephanus, hl., Erzmärtyrer des Christentums: 125, 235, 249, 254, 290, 316, 328
Stephanus, ein Abt: 208
Stiefvater, Alois, deutscher kath. Theologe: 33, 45, 69
Stilicho, Flavius, weströmischer Heermeister und Staatsmann: 539, 557, 576
Stockmeier, Peter, deutscher kath. Theologe: 165 f
Strabo[n], griechischer Geograph und Historiker: 320, 369
Straub, Johannes, deutscher Althistoriker: 23, 24
Strauß, David Friedrich, deutscher ev. Theologe und Philosoph: 189
Strecker, Georg, deutscher ev. Theologe: 132
Streicher, Julius, deutscher Nazi, Herausgeber des antisemitischen Hetzblattes «Der Stürmer»: 76, 561
Stuiber, Alfred, deutscher kath. Theologe: 111, 141, 145, 252, 279, 373, 379, 385
Sueton (Gajus Suetonius Tranquillus), römischer Historiker: 70, 155
Suhard, Emmanuel Célestin, französischer Kardinal: 48
Sulla, Lucius Cornelius, römischer Feldherr und Diktator: 275, 294, 416, 418
Sulpicius Severus, Mönch, lateinischer Historiker und Biograph des hl. Martin von Tours: 142, 253, 282, 481, 488
Susanna, Jüngerin Jesu, «die ihm Handreichung tat von ihrer Habe» (Luk. 8,3): 397
Syme, Ronald, englischer Altphilologe: 22, 63, 158
Symeon *siehe* Simeon
Symmachus, hl., Papst: 254, 328, 555
Symmachus, Quintus Aurelius, römischer Redner und Staatsmann, Stadtpräfekt: 381, 560
Synesios von Kyrene, griechischer Rhetor und Philosoph, Neuplatoniker, wurde Christ, Erzbischof von Ptolemais in der Kyrenaika: 182, 495, 569

Tacitus, Cornelius, römischer Historiker: 70, 155, 358, 512
Tanchelm (lat. Tanquelmus), flämischer «Ketzer»: 283
Tantalos, Vater des Pelops im griechischen Mythos: 244
Tatian[us], syrischer Philosoph, wurde Christ, Apologet: 76, 109, 331, 343, 350, 351, 357, 368, 369, 403, 445 f, 552, 553
Tatian, ein christlicher Tempelschänder: 570
Tertullian (Quintus Septimius Florens Tertullianus), lateinischer Kirchenschriftsteller: 52, 65, 93, 108, 112, 117, 142, 153, 226, 309, 331, 341, 344, 352–354, 356, 358, 359, 360, 362, 365, 367, 369, 377, 383, 399, 401, 403, 431, 432, 439, 466, 516, 552
Thaddäus, hl., Apostel: 133, 170–172, 195
Thalelaeus, ein Anachoret: 573
Thamyris, Verlobter der hl. Thekla: 213
Tharsilla, hl., Enkelin des hl. Felix III.: 228
Thekla, hl., legendäre «Erzmärtyrerin»: 159, 213–216, 229, 270, 294, 309–317, 319, 323, 325, 327
Thekla, Witwe eines römischen Senators: 490
Themis, griechische Göttin: 274
Themistokles, athenischer Feldherr und Staatsmann, Sieger von Salamis: 22
Theodalos, ein christlicher Tempelschänder: 570
Theodate, Märtyrerin: 290

Theodelinde (Theudelinde), Langobardenkönigin: 282, 328
Theoderich der Große, Ostgotenkönig: 230, 384, 489
Theodor von Euchaita, hl., römischer Soldat und christlicher Märtyrer: 255, 316
Theodor von Mopsuestia, Bischof: 467, 517, 552, 554
Theodor von Pherme, Bischof: 479
Theodora, Äbtissin von Soissons: 130
Theodoret von Kyros (= Kyrrhos), Bischof, syrischer Kirchenschriftsteller: 144, 182, 255, 256, 300, 302, 303, 304, 305, 346, 452–457, 477, 547, 552, 553, 554, 563, 567, 570 f, 580 f
Theodoros, Autor einer Korrespondenz mit Pilatus: 151
Theodoros von Paphos, hl., Bischof: 225
Theodoros Anagnostes: 169
Theodorus, hl., Beichtiger: 210
Theodosius I., «der Große» (Flavius Theodosius), römischer Kaiser: 305, 327, 359, 493, 505 f, 530 f, 539, 553, 560 f, 574 f, 584
Theodosius II., byzantinischer Kaiser: 128, 254, 256, 490, 525, 527, 539, 553, 554, 556, 575, 578
Theodosius, Archidiakon: 288
Theodosius von Jerusalem, Bischof: 88, 176
Theodot, ein Valentinianer: 110
Theodotus der Wechsler: 439
Theokrit[os], griechischer bukolischer Dichter: 425
Theonas, Finanzchef des Maximos, «Papst» in Alexandrien: 484
Theophilos von Alexandrien, Patriarch, Onkel des hl. Kyrill: 320 f, 499, 557, 561, 566–569, 581
Theophil[os] von Antiochia, hl., Bischof, griechischer Apologet: 65, 75, 76, 343, 351
Theophrast[os], griechischer Philosoph, Peripatetiker: 368
Theopomp[os], griechischer Historiker: 584
Therapon, hl.: 270, 316
Theron, griechischer Tyrann von Akragas (Agrigent): 244
Thomas, hl., Apostel: 124, 125, 131, 133, 137, 204, 224, 568
Thomas, Opfer eines christlichen Heidenpogroms unter Kaiser Justinian: 587
Thomas, Stadtpatron in Edessa: 255
Thomas der Athlet: 124
Thomas von Aquin[o], hl., scholastischer Theologe und Philosoph: 148, 186, 187, 477
Thudichum, Friedrich, deutscher Rechtshistoriker: 120
Thymoites, trojanischer Ratsherr in Homers «Ilias»: 29
Tiberianus, ein Statthalter zur Zeit des Kaisers Trajan: 155
Tiberius (Tiberius Claudius Nero), römischer Kaiser: 150, 151, 172, 536
Tiberios II., byzantinischer Kaiser: 588
Timokles, griechischer Komödiendichter: 18
Timotheus, hl., Apostelschüler, Paulusbegleiter: 15, 99, 101, 254, 338
Tinnefeld, Franz, deutscher Byzantinist: 567, 582
Titus, hl., Paulusschüler im NT: 15, 99, 101
Titus (Titus Flavius Vespasianus), römischer Kaiser: 289
Titus, Offizier des kaiserlichen Palastes von Leo I.: 307
Toplady, Augustus Montague, englischer Kirchenliederdichter: 191
Torm, Frederik, dänischer Altphilologe: 63, 179
Totila, Ostgotenkönig: 223
Trajan (Marcus Ulpius Trajanus), römischer Kaiser: 155, 212, 417, 420, 524
Trede, Th.: 196
Troeltsch, Ernst, deutscher ev. Theologe und Philosoph: 528
Trophimus von Arles, hl.: 174
Tullia, Tochter des Cicero: 24
Twain, Mark *siehe* Mark Twain

Tyche, griechische Göttin des Zufalls und Schicksals: 570

Uranos, Titan im griechischen Mythos: 243
Urban VIII., Papst: 284

Valens, Flavius, römischer Kaiser: 533, 556, 560
Valens, ein Priester in Philippi: 482
Valentin[us], gnostischer Philosoph, exkommuniziert, Begründer des «ketzerischen» Valentinianismus: 168
Valentinian I. (Flavius Valentinianus), römischer Kaiser: 505, 533, 536, 560
Valentinian II. (Flavius Valentinianus), römischer Kaiser: 174, 185, 560, 574
Valentinian III. (Flavius Placidus Valentinianus), Sohn der Galla Placidia, weströmischer Kaiser: 327, 469, 494, 553, 554, 556
Valerian (Publius Licinius Valerianus), römischer Kaiser: 164, 210, 471
Valerius, Petrusjünger: 175
Valla, Laurentius (= Lorenzo della Valle), italienischer Humanist: 148
Varro, Marcus Terentius, römischer Schriftsteller und Gelehrter: 381, 510
Vegoia, sagenhafte griechische Seherin: 29
Velleius Paterculus, Gajus, römischer Historiker: 418
Venantius Fortunatus (Venantius Honorius Clementianus Fortunatus), christlicher lateinischer Dichter: 148, 282
Venerandus von Evreux, Märtyrer: 149
Venus, römische Göttin: 590
Veranus von Vence, Bischof: 500
Vergil (Publius Vergilius Maro), römischer Epiker: 65, 226, 327, 353, 428, 455
Vespasian (Titus Flavius Vespasianus), römischer Kaiser: 530
Vianelli, Franciscus, italienischer Humanist: 24
Victor von Capua, hl., Bischof, Exeget: 294
Viktor von Marseille, hl., Märtyrer: 317
Victoria, römische Siegesgöttin: 576
Victoricus, Märtyrer: 149
Victorinus von Pettau: 199, 355
Victricius von Rouen, hl., Bischof: 251, 258
Vielhauer, Philipp, deutscher ev. Theologe: 60, 122
Vigilantius, gallischer Presbyter, Autor eines verlorenen Buches gegen den Aberglauben: 264
Vigilius, Papst: 254
Vignier, Hieronymus: 146
Vinzenz von Saragossa (= Vincentius von Valencia), hl., spanischer Märtyrer: 255, 259 f
«Vitalis», hl., nach der Legende ein edler Ritter, Vater von Gervasius und Protasius, Märtyrer: 251
Voelkl, L.: 535
Vogt, Joseph, deutscher Althistoriker: 333, 522, 535
Voltaire, französischer Philosoph und Schriftsteller: 236, 309
Volusianus von Tours, Bischof: 500

Wacht, Manfred, deutscher Altphilologe: 451
Wagenmann, J.: 195
Waitz, Georg, deutscher Historiker: 122
Walterscheid, J.: 222
Weber, Max, deutscher Soziologe und Philosoph: 478, 508, 511
Weinel, Heinrich, deutscher ev. Theologe: 110, 437
Weinreich, Otto, deutscher Altphilologe: 270
Weiß, Johannes, deutscher ev. Theologe: 72
Weißengruber, Franz, österreichischer Altphilologe und kath. Kirchenhistoriker: 387
Welte, Bernhard, deutscher kath. Theologe: 231, 309

Werner, Martin, schweizerischer ev. Theologe: 70
Wette, Wilhelm Martin Leberecht De, deutscher ev. Theologe: 47
Wetzer, H. J.: 231, 309
Wieacker, Franz, deutscher Jurist: 386
Wieling, Hans J., deutscher Rechtshistoriker: 466, 474, 532
Windelband, Wilhelm, deutscher Philosoph: 409
Wrede, William, deutscher ev. Theologe: 102
Wulfila (= Ulfilas, Gulfilas), westgotischer arianischer Theologe kappadokischer Herkunft: 38

Xenophon, griechischer Historiker: 18
Xerxes I. (in der Bibel Ahasverus), Perserkönig: 25, 58
Xystus, Papst *siehe* Sixtus

Zadok (Sadok), Hohenpriester im AT: 51
Zacharias, hl., Vater Johannes des Täufers im NT: 152, 297
Zacharias Rhetor (oder Scholastikos), Metropolit von Mytilene: 88, 557, 582
Zachäus, Oberzöllner in Jericho im NT: 296
Zarathustra (= Zoroastres oder Zoroaster), iranischer Religionsstifter: 65
Zebedäus, Vater der Apostel Jakobus und Johannes im NT: 97, 107
Zenas, Gestalt aus dem Urchristentum: 139
Zeno von Verona, hl., Bischof: 129, 465
Zeno(n), byzantinischer Kaiser: 319, 533, 587
Zeno(n) von Kition, griechischer Philosoph, Stoiker: 426, 521
Zephanja, Priester im AT: 61
Zephyrin, hl., Papst: 142, 350, 482
Zeus, griechischer Gott: 243, 292
Zimmermann, Harald Volkmar, deutscher Historiker, Mediävist: 231
Zosimos, christenfeindlicher griechischer Historiker: 482, 585
Zosimus, hl., Papst: 174
Zosimus, ein Einsiedler; 219
Zwettler, A., kath. Theologe: 194, 239

ÜBER DEN AUTOR

Karl Heinrich Leopold Deschner wurde am 23. Mai 1924 in Bamberg geboren. Sein Vater Karl, Förster und Fischzüchter, katholisch, entstammte ärmsten Verhältnissen. Seine Mutter Margareta Karoline, geb. Reischböck, protestantisch, wuchs in den Schlössern ihres Vaters in Franken und Niederbayern auf. Sie konvertierte später zum Katholizismus.

Karlheinz Deschner, das älteste von drei Kindern, ging zur Grundschule in Trossenfurt (Steigerwald) von 1929 bis 1933, danach in das Franziskanerseminar Dettelbach am Main, wo er zunächst extern bei der Familie seines Tauf- und Firmpaten, des Geistlichen Rats Leopold Baumann, wohnte, dann im Franziskanerkloster. Von 1934 bis 1942 besuchte er in Bamberg das Alte, Neue und Deutsche Gymnasium als Internatsschüler bei Karmelitern und Englischen Fräulein. Im März 1942 bestand er die Reifeprüfung. Wie seine ganze Klasse meldete er sich sofort als Kriegsfreiwilliger und war – mehrmals verwundet – bis zur Kapitulation Soldat, zuletzt Fallschirmjäger.

Zunächst fernimmatrikuliert als Student der Forstwissenschaften an der Universität München, hörte Deschner 1946/47 an der Philosophisch-theologischen Hochschule in Bamberg juristische, theologische, philosophische und psychologische Vorlesungen. Von 1947 bis 1951 studierte er an der Universität Würzburg Neue deutsche Literaturwissenschaft, Philosophie und Geschichte und promovierte 1951 mit einer Arbeit über «Lenaus Lyrik als Ausdruck metaphysischer Verzweiflung» zum Dr. phil. Einer im selben Jahr geschlossenen Ehe mit Elfi Tuch entstammen drei Kinder, Katja (1951), Bärbel (1958) und Thomas (1959 bis 1984).

Von 1924 bis 1964 lebte Deschner auf einem früheren Jagdsitz der Würzburger Fürstbischöfe in Tretzendorf (Steigerwald), dann zwei Jahre im Landhaus eines Freundes in Fischbrunn (Hersbrucker Schweiz). Seitdem wohnt er in Haßfurt am Main.

Karlheinz Deschner hat Romane, Literaturkritik, Essays, Aphorismen, vor allem aber religions- und kirchenkritische Geschichtswerke veröffentlicht. Auf über zweitausend Vortragsveranstaltungen hat Deschner im Laufe der Jahre sein Publikum fasziniert und provoziert.

1971 stand er in Nürnberg «wegen Kirchenbeschimpfung» vor Gericht.

Seit 1970 arbeitet Deschner an seiner großangelegten «Kriminalgeschichte des Christentums». Da es für so unruhige und beunruhigende Geister wie ihn keine Posten, Beamtenstellen, Forschungsstipendien, Ehrensolde, Stiftungsgelder gibt, war ihm die ungeheure Forschungsarbeit und Darstellungsleistung nur möglich dank der selbstlosen Hilfe einiger Freunde und Leser, vor allem dank der Förderung durch seinen großherzigen Freund und Mäzen Alfred Schwarz, der das Erscheinen des ersten Bandes im September 1986 noch mitgefeiert, den zweiten Band aber nicht mehr miterlebt hat.

Im Sommersemester 1987 führte Deschner an der Universität Münster einen Lehrauftrag aus zum Thema «Kriminalgeschichte des Christentums».

Für sein aufklärerisches Engagement und für sein literarisches Werk wurde Karlheinz Deschner 1988 – nach Koeppen, Wollschläger, Rühmkorf – mit dem Arno-Schmidt-Preis ausgezeichnet.

DAS LITERARISCHE WERK KARLHEINZ DESCHNERS

Die Buchveröffentlichungen in zeitlicher Reihenfolge:

1956 Die Nacht steht um mein Haus. Roman

1957 *Was halten Sie vom Christentum?* 18 Antworten auf eine Umfrage

1957 Kitsch, Konvention und Kunst. Eine literarische Streitschrift

1958 Florenz ohne Sonne. Roman

1962 Abermals krähte der Hahn. Eine kritische Kirchengeschichte von den Anfängen bis zu Pius XII.

1964 Talente, Dichter, Dilettanten. Überschätzte und unterschätzte Werke in der deutschen Literatur der Gegenwart

1965 Mit Gott und den Faschisten. Der Vatikan im Bunde mit Mussolini, Franco, Hitler und Pavelić

1966 *Jesusbilder in theologischer Sicht*

1966 *Das Jahrhundert der Barbarei*

1968 *Wer lehrt an deutschen Universitäten?*

1968 Kirche und Faschismus

1969 *Das Christentum im Urteil seiner Gegner, Band 1*

1970 *Warum ich aus der Kirche ausgetreten bin*

1970 *Kirche und Krieg. Der christliche Weg zum Ewigen Leben*

1971 Der manipulierte Glaube. Eine Kritik der christlichen Dogmen

1971 *Das Christentum im Urteil seiner Gegner, Band 2*

1974 Das Kreuz mit der Kirche. Eine Sexualgeschichte des Christentums

1974 Kirche des Un-Heils. Argumente um Konsequenzen zu ziehen

1977 *Warum ich Christ/Atheist/Agnostiker bin*

1981 Ein Papst reist zum Tatort. Flugschrift

1982 Ein Jahrhundert Heilsgeschichte. Die Politik der Päpste im Zeitalter der Weltkriege, Band 1

1983 Ein Jahrhundert Heilsgeschichte. Die Politik der Päpste im Zeitalter der Weltkriege, Band 2

1985 Nur Lebendiges schwimmt gegen den Strom. Aphorismen

1986 Die beleidigte Kirche oder Wer stört den öffentlichen Frieden? Gutachten im Bochumer § 166-Prozeß

1986 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 1: Die Frühzeit – Von den Ursprüngen im Alten Testament bis zum Tod des heiligen Augustinus

1987 Opus Diaboli. Fünfzehn unversöhnliche Essays über die Arbeit im Weinberg des Herrn

1988 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 2: Die Spätantike – Von den katholischen «Kinderkaisern» bis zur Ausrottung der arianischen Wandalen und Ostgoten unter Justinian I.

1989 Dornröschenträume und Stallgeruch. Über Franken, die Landschaft meines Lebens
1990 Woran ich glaube
1990 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 3: Die Alte Kirche – Fälschung, Verdummung, Ausbeutung, Vernichtung
1991 Die Politik der Päpste im 20. Jahrhundert
1991 Der Anti-Katechismus. 200 Gründe gegen die Kirchen und für die Welt (mit Horst Herrmann)
1992 Der Moloch. Zur Amerikanisierung der Welt
1994 Die Vertreter Gottes. Eine Geschichte der Päpste im 20. Jahrhundert
1994 Ärgernisse. Aphorismen
1994 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 4: Frühmittelalter – Von König Chlodwig I. (um 500) bis zum Tode Karls «des Großen» (814)
1994 Was ich denke
1995 Weltkrieg der Religionen. Der ewige Kreuzzug auf dem Balkan (mit Milan Petrović)
1997 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 5: 9. und 10. Jahrhundert – Von Ludwig dem Frommen (814) bis zum Tode Ottos III. (1002)
1997 Oben ohne. Für einen götterlosen Himmel und eine priesterfreie Welt. Zweiundzwanzig Attacken, Repliken und andere starke Stücke
1998 Die Rhön. Heidnisches und Heiliges einer einsamen Landschaft
1998 Für einen Bissen Fleisch. Das schwärzeste aller Verbrechen
1999 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 6: 11. und 12. Jahrhundert – Von Kaiser Heinrich II., dem «Heiligen» (1002) bis zum Ende des Dritten Kreuzzugs (1192)
1999 Zwischen Kniefall und Verdammung. Robert Mächler – Ein gläubiger Atheist
1999 Memento! Kleiner Denkzettel zum «Großen Bußakt» des Papstes im Heiligen Jahr 2000
2002 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 7: Das 13. und 14. Jahrhundert – Von Kaiser Heinrich VI. (1190) zu Kaiser Ludwig IV. dem Bayern († 1347)
2003 Mörder machen Geschichte. Aphorismen
2003 Musik des Vergessens. Über Landschaft, Leben und Tod im Hauptwerk Hans Henny Jahnns
2004 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 8: Das 15. und 16. Jahrhundert – Vom Exil der Päpste in Avignon bis zum Augsburger Religionsfrieden

Bücher Karlheinz Deschners wurden und werden übersetzt ins Arabische, Chinesische, Englische, Französische, Griechische, Italienische, Niederländische, Norwegische, Polnische, Russische, Serbokroatische, Spanische.

FSC
www.fsc.org
MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen, Schweden.

Anders als bei den beiden ersten Bänden seiner Kriminalgeschichte des Christentums, die *chronologisch* darstellen, mustert Deschner in diesem dritten das antike Christentum in epochalen Längsschnitten *systematisch* nach bedeutsamen, bisher jedoch regelmäßig kaschierten Verbrechensschwerpunkten:

- Das christliche Fälschungswesen
- Der Wunder- und Reliquienschwindel
- Die Wallfahrtswirtschaft
- Das bildungsfeindliche Erziehungsprogramm
- Die doppelzüngige Soziallehre und die tatsächliche Sozialpolitik der Großkirche

www.rororo.de

ISBN 978-3-499-60244-3

9 783499 602443

€ 16.99 (D)

€ 17.50 (A)

KARLHEINZ DESCHNER

Kriminalgeschichte des Christentums

BAND 4
FRÜHMITTELALTER

Zu diesem Buch

Diese ersten dreihundert Jahre des Frühmittelalters waren eine Zeit des turbulenten Aufbruchs und Umbruchs, aber auch des Fortwurstelns, eine Zeit, wild und blutbefleckt wie kaum eine, und doch weihrauchgeschwängert, in der das Abendland, Europa, Deutschland entstehen. Es kommt zur Abspaltung von Byzanz, der Ostkirche. Der Krieg mit dem Islam beginnt. In Rom mausern sich die Päpste zu mächtigen Herrschern, die sogar gegen den Kaiser rebellieren.

Papst Gregor I., «der Große», der einzige Papst des Mittelalters und der Neuzeit mit dem Titel eines Kirchenlehrers, ist ein Law-and-order-Typ, ein Mann der doppelten Moral, der immer wieder Buße predigt und den nahe bevorstehenden Weltuntergang, selbst aber die Ausbreitung päpstlicher Macht um jeden Preis betreibt, wozu er Kerker und Folter, Geiselnahme und Plünderungen empfiehlt, doch auch mit Bestechungen, Steuererleichterungen, papalen Renten zu operieren versteht und neben all seinen Attacken auf Schismatiker, Ketzer und Heiden noch Zeit findet, Werke zu schreiben, die von Geistlosigkeit, Aberglauben, Banalität und Absurdität strotzen.

Den Abschluß dieses Bandes bilden die Kapitel über Karl, den sogenannten Großen: seine widerrechtliche Alleinherrschaft, seine opportunistischen Beziehungen zu den Päpsten, seine Zerschlagung des Langobardenreiches auf päpstliches Drängen, seine überaus blutige dreißigjährige «Schwertmission» bei den Sachsen, seine Zerstörung des Awarenreiches.

Der Autor

Karlheinz Deschner, geboren 1924 in Bamberg, im Krieg Soldat, studierte Jura, Theologie, Philosophie, Literaturwissenschaft und Geschichte. Seit 1958 veröffentlicht Deschner seine entlarvenden und provozierenden Geschichtswerke zur Religions- und Kirchenkritik. Der forschende Schriftsteller lebt in dem durchaus katholisch geprägten Frankenstädtchen Haßfurt am Main. Für seine Forschungen wurde er mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet.

Weitere im Rowohlt Taschenbuch Verlag erschienene Bände der «Kriminalgeschichte des Christentums»: Band 1 «Die Frühzeit» (rororo 19969), Band 2 «Die Spätantike» (rororo 60142), Band 3 «Die Alte Kirche» (rororo 60244), Band 5 «9. und 10. Jahrhundert» (rororo 60556), Band 6 «11. und 12. Jahrhundert» (rororo 61131), Band 7 «13. und 14. Jahrhundert» (rororo 61511), Band 8 «15. und 16. Jahrhundert» (rororo 61670). Im Buchverlag sind erschienen: «Opus Diaboli», Reinbek 1987; «Die Politik der Päpste im 20. Jahrhundert», Reinbek 1991; «Oben ohne», Reinbek 1997; «Memento!», Reinbek 1999.

KARLHEINZ DESCHNER

Kriminalgeschichte des Christentums

Band 4

FRÜHMITTELALTER

Von König Chlodwig I. (um 500)
bis zum Tode Karls «des Großen» (814)

ROWOHLT TASCHENBUCH VERLAG

4. Auflage Juni 2014

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, August 1997
Unveränderter, fotomechanischer Nachdruck
Copyright © 1994 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Umschlaggestaltung any.way, Wiebke Jakobs
(Foto: Reiterstatue Kaiser Karls des Großen,
Bronze, Musée Carnavalet, Paris /
Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin)
Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 60344 0

INHALT

Überblick 11

Von überzeugten Untertanen zu überzeugten Herren 14

1. Kapitel: Die Einführung des Christentums bei den Germanen 25

Zur Verbreitung des Christentums im Westen 27 · Konversionsmethoden und -motive 29 · Jesus Christus wird zum germanischen Haudegen oder Vom «Griff ins Leben» 32 · Apologetische Ausflüchte 35 · Von der Altlast 37 · «Demonstrative Zerstörung . . .» 39

2. Kapitel: Chlodwig, der Begründer des fränkischen Großreiches 47

Die Heraufkunft der Merowinger 49 · Kometenhafter Aufstieg eines Staatsbanditen 52 · Ein großes Blutbad und das erste Datum deutscher Kirchengeschichte 54 · König Chlodwig und zwei «Heilige Gottes» 57 · Chlodwigs Burgunderkrieg (500) – «das Glück des Reiches» und ein hl. Landesverräter 61 · Die Westgoten 65 · Der Krieg gegen die Westgoten 68 · Müssen wir uns frei machen von moralistischer Wertung der Geschichte? 74

3. Kapitel: Die Chlodwig-Söhne 79

Reichsteilung und Auvergnatenaufstand 81 · Der Burgunderkrieg 523/524 – von einer Heiligen gefordert, gegen einen Heiligen und Mörder geführt 83 · «Lieber tot als geschoren . . .» Eine Heilige gibt Order, ihre Enkel zu ermorden 87 · Die Vernichtung des Thüringerreiches und die Ausrottung seines Königshauses 89 · Weitere Kriege gegen Goten und Burgunder 91 · Theudebert I. – «magnus», «religiosus», «christianissimus princeps», «eine Art Gipfel» 95 · Mörderkönige und Mörderpäpste 97

4. Kapitel: Die Langobardeninvasion 103

Der Einfall 107 · Kollaboration und Bekehrungseifer 110

5. Kapitel: Die späten Merowinger 113

Die Chlodwig-Enkel 116 · «. . . würdig einer Messalina und Agrippina» 118 · Chilperich I. – Kriegszüge und geistliche Lieder 120 · Prälaten und hoher Adel drängen an die Macht 124 · Gundowalds Revolte und bischöfliche Über-

läufer 126 · König Guntram beweist seine Heiligkeit 129 · Päpstliche Kriegswünsche 131

6. KAPITEL: Die Westgoten werden katholisch 137

Die Gründung des spanischen Westgotenreichs 139 · Die Katholisierung der Sueben 141 · Der Arianer Leowigild und die katholische Opposition 142 · Ein Rebell und Verräter wird heilig 144 · «... von der Glut des Glaubens entbrannt» oder «Katholik werde ich niemals» 148

7. KAPITEL: Papst Gregor I. (590–604) 155

Weltflüchtig und karrieregeil 157 · Der Titelstreit mit dem «Faster», die «Sucht nach eignem Ruhm» 161 · Im Staub irdischer Beschäftigung 165 · Der Mann der doppelten Moral 167 · «Anders zu denken als die Mehrheit ... ein fast todeswürdiges Verbrechen» 171 · Gerecht und liebevoll gegen die Juden? 177 · Geschäfte vor dem Weltende oder Vom «Eigentum der Armen» 179 · Sklaven brauchen und verbrauchen wie das Vieh oder «Die Verschiedenheit der Stände» 183 · Manchmal noch mit dem Kaiser, manchmal schon gegen ihn 185 · Der Heilige Vater empfiehlt Rückenangriffe, Geiselnahme und Plünderung 190 · Papst Gregor umjubelt einen Kaisermörder 194 · Die päpstliche Propaganda in England beginnt 198 · Bildungsverächter und Weltuntergangsprophet 202 · Von Ochsen, Eseln und Gregors Hiobkommentar 206 · Selbst des Großen größter Stuß weist noch «nach vorne ...» 209 · Reliquien – oder Lügen, daß sich die Balken biegen 215

8. KAPITEL: Brunichild, Chlotar II. und Dagobert I. oder «Die Verchristlichung des Königsgedankens» 221

Papst Gregor I. hofiert «ein wildes politisches Tier» 223 · Brunichilds Untergang und der erste Höhepunkt in der Verchristlichung des Königsgedankens 227 · Der hl. Hochverräter von Metz 230 · «Angst und Schrecken» und immerwährendes Gebet unter Dagobert I. 233 · Mission und Massaker 235

9. KAPITEL: Die Kirche in der Merowingerzeit 241

Eine Art heiliges Krebsgeschwür 244 · Unwissend, hochkriminell und gut katholisch 247 · Zwei berühmte Repräsentanten 250 · Machtgeile Speichellecker oder «Sie sind die handelnden Personen ...» 253 · Thron und Altar 255 · «... eher materielle Interessen der Kirche des Merowingerreiches»? 259 · «... ein tiefes Niveau», «... ein barbarisches Niveau» 264 · Kleine Revue der Gottesmänner 269 · Rebellion im Nonnenkloster 271 · «... und begaben sich nach Marseille» oder Ohne Jude bleibt der Christ gesund 274

10. KAPITEL: Die Heraufkunft der Karolinger 277

Blutiger Auftakt unter Bischof Kunibert, Pippin des Älteren Sohn Grimoald und dem hl. Sigibert 279 · ... und viel Frommes 282 · Die hl. Balthilde tötet neun Bischöfe 284 · Ebroin und Leodegar, Antichrist und Nachfolger Christi 286 ·

Pippin II., «der immer sogleich auf seine Feinde losstürzte . . .» 292 · Schwertmission bei den Friesen 295 · Karl Martell «. . . mit vielem Blutvergießen» und «mit Gottes Hilfe» 297 · Der Aufbruch des Islam 300

11. KAPITEL: Der hl. Bonifatius, «Apostel der Deutschen» und Roms 307

Befreiung von «allem Unflat» bei Hessen, Thüringern und Sachsen – und etwas Blutvergießen 310 · Wiehernde Hengste, heilige Nonnen und ein «so gewinnbringendes Geschäft» 314 · Der «Pfaffenwinkel» entsteht 317 · Der Anfang vom Ende der Agilolfinger oder Bayern gerät ins römische Netz 318 · «Setze den Kampf weiter fort, Geliebtester . . .» 321 · Blutiger Krieg um Bayern und päpstliche Winkelzüge 328

12. KAPITEL: Aufstand des Papsttums und Bilderstreit 333

Die Kirche verflucht einen Papst 336 · Rom rebelliert gegen Byzanz 340 · Bücherverbrennungen und Schlachten – die Katholisierung der Langobarden 346 · Der Bilderstreit beginnt 349 · Eine päpstliche Revolution scheitert 353

13. KAPITEL: Die Entstehung des Kirchenstaates durch Kriege und Raub 361

Päpstliches Lavieren zwischen Byzanz, Langobarden und Franken 363 · Der zungenflotte Zacharias beschwätzt die Langobarden 367 · Karlmanns Schwabenmassaker und das Bistum Konstanz 369 · Pippin III. – «ein guter Christ» und «ein großer Soldat» 371 · Die «folgenschwerste Tat des Mittelalters» 374 · Offener Rechtsbruch und Trennung von Byzanz 377 · Der Kult und Trick mit St. Peter 381 · Der vom Papst gesalbte Thronräuber und König «von Gottes Gnaden» führt zwei Kriege für den Papst 383

14. KAPITEL: Die «Konstantinische Schenkung» 391

Das katholische Mittelalter – ein Eldorado klerikaler Fälschung 393 · Einige Beispiele für geistliche Fälschungen von Konzilsakten, Reliquien und Heiligenleben 396 · Beispiele für bischöfliche Fälschungen vor allem aus macht- und besitzpolitischen Gründen 399 · Entstehung und Bedeutung der «Konstantinischen Schenkung» 405 · Die Aufdeckung der Fälschung 409

15. KAPITEL: Karl I., der sogenannte Große, und die Päpste 413

Kriminalexzesse am päpstlichen Hof beim Machtwechsel im Frankenreich 415 · Papst Stephan III. treibt zu einem weiteren Langobardenkrieg 420 · Widerrechtliche Alleinherrschaft Karls und beginnender Krieg für den Papst 426 · Hadrians Besitzgier und Karls Raub des Langobardenreiches 432 · Genug ist nicht genug 439 · «. . . schickt sogleich ein Kriegsheer» – Papst Hadrian hetzt gegen Benevent 442 · Ein (unechtes) Martyrium und eine (fast echte) Kaiserkrönung 446

16. KAPITEL: Karl «der Große» und seine Kriege 453

1. Die blutige «Missionierung» der Sachsen (772–804) 455 · Rauben und christianisieren – «ein Stück fränkischer Regierungspolitik» 457 · Beginn karolingischer Kultur bei den «Erzheiden» oder Mit «christlichen Fahnen nach Sachsen hinein» 460 · Mission nach «den militärischen Stoßlinien ...» 463 · Schlappe in Spanien oder «Hier beginnen die Kreuzzüge» 465 · Der Sachsenschlächter, «ein paar Nullen zuviel» und «die einfache Ruhe einer großen Seele ...» 468 · «Wie nun überall Friede war ...» 472 · Letzte Aufstände, Vernichtungskrieg – und «die stille Hoheit des Krummstabes» 475 · Karls Blutgesetze 478 · 2. Die Beraubung und Auslöschung der Awaren (791–803) 480 · Karls kurzer Prozeß mit Tassilo 481 · Ersichtlich ein heiliger Krieg 485 · Wieder einmal: Kriegsgewinnler Kirche 491 · 3. Die systematische Offensive gegen die Slawen beginnt 493 · Eins im Verbrechen – eins in der Heiligkeit 497

ANHANG 507

Anmerkungen 509 · Benutzte Sekundärliteratur 563 · Abkürzungen 591 · Register 593 · Über den Autor 617 · Das literarische Werk Karlheinz Deschners 619

Gewidmet besonders meinen Freunden Alfred Schwarz und Herbert Steffen sowie allen, deren selbstlosen Beistand ich, nach dem steten meiner Eltern, dankbar erfuhr:

Wilhelm Adler
Prof. Dr. Hans Albert
Lore Albert
Klaus Antes
Else Arnold
Josef Becker
Karl Beerscht
Dr. Wolfgang Beutin
Dr. Otto Bickel
Prof. Dr. Dieter Birnbacher
Dr. Eleonore Kottje-Birnbacher
Kurt Bir
Dr. Otmar Einwag
Dr. Karl Finke
Franz Fischer
Kläre Fischer-Vogel
Henry Gelhausen
Dr. Helmut Häußler
Prof. Dr. Dr. Norbert Hoerster
Prof. Dr. Walter Hofmann
Dr. Stefan Kager und Frau Lena
Hans Kalveram
Karl Kaminski und Frau
Dr. Hedwig Katzenberger
Dr. Klaus Katzenberger
Hilde und Lothar Kayser
Prof. Dr. Christof Kellmann
Prof. Dr. Hartmut Kliemt
Dr. Fritz Köble
Hans Koch
Hans Kreil
Ine und Ernst Kreuder
Eduard Küsters
Robert Mächler
Jürgen Mack
Volker Mack
Dr. Jörg Mager
Prof. Dr. H. M.
Nelly Moia
Fritz Moser
Regine Paulus
Arthur und Gisela Reeg
Hildegunde Rehle
M. Renard
German Rüdel
Dr. K. Rügheimer u. Frau Johanna
Heinz Ruppel und Frau Renate
Martha Sachse
Hedwig und Willy Schaaf
Friedrich Scheibe
Else und Sepp Schmidt
Dr. Werner Schmitz
Norbert Schneider
Alfred Schwarz
Dr. Gustav Seehuber
Dr. Michael Stahl-Baumeister
Herbert Steffen
Prof. Dr. Dr. Wolfgang Stegmüller
Almut und Walter Stumpf
Artur Uecker
Dr. Bernd Umlauf
Helmut Weiland
Klaus Wessely
Richard Wild
Lothar Willius
Dr. Elsbeth Wolffheim
Prof. Dr. Hans Wolffheim
Franz Zitzlsperger
Dr. Ludwig Zollitsch

ÜBERBLICK

«Schon lange hatte Christus ein Auge geworfen auf die germanischen Völker ... Eine neue Blütezeit zog am Himmel der Kirche herauf.»
Der katholische Theologe Leo Rüger[1]

«Auch das katholische *Mittelalter* ist keine Zeit der ‹Finsternis›, sondern der Fröhlichkeit und Lebensbejahung gewesen ... Wir greifen aus der Fülle heraus den Blauen Montag, die Schul- und Kinderfeste, das Bischofsspiel, das Gregoriusfest, den Rutengang, das Totschlagen des Winters, die Fastnachttage, das Lehrerfangen, das Salvesingen, den Palmesel, den Pfingstlümmel.» «Wir machen uns keiner Übertreibung schuldig, wenn wir die Auswirkung des Prinzips der Bindung durch die katholische Kirche während des Mittelalters als eines der größten Glücksgeschenke und Wohltaten der Weltgeschichte bezeichnen.»
Der Katholik Hans Rost[2]

«Das Leben der mittelalterlichen Christenheit ist in all seinen Beziehungen durchdrungen, ja völlig gesättigt von religiösen Vorstellungen. Es gibt kein Ding und keine Handlung, die nicht fortwährend in Beziehung zu Christus und dem Glauben gebracht werden. Alles ist auf eine religiöse Auffassung aller Dinge eingestellt, und wir stehen vor einer ungeheuren Entfaltung innigen Glaubens.»
Johan Huizinga[3]

Historische Epocheneinteilungen sind nicht prädestiniert. Sie wurden nicht «höheren» Orts beschlossen, um dann durch die Menschheit erfüllt zu werden. Vielmehr ist die Geschichte des Menschen ein ungeheures Chaos von Geschichten, und nachträglich sucht er dann den krausen Verlauf, all die verwirrend divergierenden Tendenzen irgendwie in Ordnung zu bringen, in überschaubare Schemata. Er sinnt Strukturen und Zäsuren hinein – und schon erscheint das Ganze als Ausdruck sinnvoll gestaltender Kräfte, schon sieht alles aus, als hätte es so sein müssen, nicht anders sein können, als hätte es zum Beispiel das Weströmische Reich nur gegeben, damit Europa es beerben konnte. Eine Anschauung, die unsere Lust am Periodisieren fördert und wohl auch fördern soll. In Wirklichkeit ist all dies zeitliche Abgrenzen und Zuordnen, sind diese scheinbaren Fixpunkte, Eckdaten, Entwicklungslinien nichts als das Resultat gewisser oder besser recht ungewisser Gesichtspunkte, prekärer Orientierungsversuche, sind bloße Konstrukte, auf die man sich geeinigt hat, sei es nun mit «höheren» Sinngehalten oder ohne sie.

Das «frühe Mittelalter», die Zeit etwa vom 6. bis zum 10. Jahrhundert, ist eine Zeit turbulenten Aufbruchs und Umbruchs, aber auch des Fortwurstelns, schöner gesagt der Assimilation, der Kontinuität, eine Zeit des Untergangs und Übergangs, des alten Erbes und des Neubeginns: die Entstehung des Abendlandes, Europas, Deutschlands, die Verbindung von antiken, christlichen, germanischen Traditionen, die Scheidung von Byzanz, der Ostkirche, dem Islam.

Nicht zuletzt aber ist es eine Zeit, in der Politik und Religion untrennbar sind.

Auch die Allianzen der Päpste mit den Staaten wechseln. Doch wie immer sie im Gang der Zeit sich drehn und wenden, stets sucht Rom sich an die je stärkste Macht zu klammern – an Byzanz, die Ostgoten, die Langobarden, Franken – und profitiert durch sie. Umgekehrt sieht das ganz anders aus. Johannes Scherr, der noch immer lesenswerte deutsche Kultur- und Literaturkritiker des 19. Jahrhunderts, schreibt sogar: «So oft der Staat in einem ‹Do-ut-des›-Schacher [eine Politik der gegenseitigen Konzessionen] mit der Kirche sich einläßt, wird er der verlierende Teil sein.»[4]

Wie immer man das eine oder andere gewichten mag, es ist auf alle Fälle eine Zeit, die sich, eher mehr denn weniger, im Blutrausch fortwälzt. So klingt's grotesk, feiert Ferdinand Gregorovius, der doch so Verdienstvolle, «bereits frische Gestaltungen des nationalen Lebens»: «Italien erneuerte sich durch die Langobarden, Gallien durch die Franken, Spanien durch die Westgoten, Britannien durch die Sachsen.» Und nennt zwei Dutzend Seiten früher doch dies Langobardenregiment «eine der schrecklichsten Epochen in der Geschichte Italiens». Erneuerung durch Schrekken also, aber – durch nie abreißende Schrecken, durch eine kontinuierliche Greuelgeschichte, eine immerwährende Historie von Mord und Totschlag, von Krieg, Unterdrückung und Ausbeutung *bis heute.*[5]

Von überzeugten Untertanen zu überzeugten Herren

Zunächst erkannten die römischen Bischöfe die Oberherrschaft Ostroms selbstverständlich an, völlig frei und bedingungslos. Das gilt noch von Gregor I., «dem Großen» (gest. 604). Byzanz war eine Weltmacht, die wesentliche Räume Asiens und Europas umfaßte, deren Einfluß von Persien bis an den Atlantik reichte. Und die kirchliche Verwaltung, seit je an die politische Struktur des Gesamtreichs stark angelehnt, orientierte sich daran. Der soge-

nannte Cäsaropapismus, der mit dem ersten christlichen Kaiser aufkam, betraf die Kirche in Ost und West. Die Monarchen, deren Gewalt als von Gott stammend galt, befahlen zur Völkerwanderungszeit allen Patriarchen und Bischöfen. Und alle hatten zu gehorchen, natürlich auch der Bischof von Rom. Wie jeder Prälat war er dem Kaiser unterstellt. Es gab auch «gar keinen Widerstand oder Protest seitens irgendeines Papstes oder Patriarchen gegen die Einmischung der weltlichen Macht in die kirchlichen Angelegenheiten». Die Kaiser übten diese Einmischung «ohne jeden Unterschied in West und Ost aus, und beide Teile der Kirche schienen am Cäsaropapismus nichts Schlimmes zu finden» (Alivisatos). So erweist sich das alte Apologetengeschwätz von der «byzantinischen Gefangenschaft» der Päpste als blanker «Unsinn». Die Päpste waren «überzeugte Untertanen und keine Sklaven des Römischen Reiches» (Richards).[6]

Dann aber festigte das Fiasko des westlichen Kaisertums 476 das Papsttum. Es erfuhr einen großen Zuwachs an Macht, eine Erweiterung seines Einflußbereiches; wie auch, alles in allem, der Episkopat.

Zunächst zwar erschienen das Ende der römischen Hegemonie, der Zusammenbruch des Senatorenadels, der Abbau der Verwaltung, den klerikalen Kreisen als Katastrophe; hatten sie doch eng mit diesem Staat kollaboriert und ebendadurch stets an Bedeutung gewonnen. Doch sein Zerfall zog keinesfalls den des römischen Katholizismus nach sich. Im Gegenteil: wie dieser fast immer und überall aus Zusammenbrüchen, Katastrophen profitiert, so auch seinerzeit.

In Rom sanken die Tempel nieder, der Kaiserpalast zerfiel, in den Theatern, den riesigen Thermen häufte sich der Schutt, wuchs das Unkraut, der Efeu – und die Priester bedienten sich. Antike Badesessel wurden zu Bischofsstühlen, prachtvolle Wannen, aus Alabaster, aus Porphyr, zu Taufbecken, zu dubiosen Märtyrerbehältern. Man holte marmorne Wandverkleidungen, kostbare Mosaikfußböden, schöne Säulen, Steine aus alten Villen, um die Gotteshäuser zu bereichern. Man machte Tempel zu Kirchen, das Rom der Cäsaren zu einer Pfaffenstadt, in der das Religiöse

herrschte (oder was man dafür hielt); in der alle weltlichen Feste zugunsten der kirchlichen verschwanden, zeitweise sogar der Glaube an das bevorstehende Ende der Welt allgemein war und der Ansturm auf die Priesterprivilegien derart, daß Kaiser Maurikios 592 den Übertritt von Soldaten ins Kloster und von Zivilbeamten in den Klerus verbot.

Und wie im kleinen, so im großen. Die weltliche Macht der Päpste, die Basis des künftigen Kirchenstaates, blühte förmlich aus Ruinen, den Trümmern des Weströmischen Reiches hervor, dank der Ohnmacht von Byzanz und einer stets wachsenden kurialen Herrschgier. Schon im 5. Jahrhundert sind die Bischöfe Roms, angebliche Nachfolger Jesu, der kein Reich von dieser Welt, der Jünger ohne Geld im Gürtel wollte, die größten Grundbesitzer im Römischen Reich. Und dessen Debakel beschleunigt nur ihren Aufstieg; wobei sie die verfallende Staatsverfassung komplett übernehmen.[7]

Unter den Merowingern, in frühbyzantinischer Zeit, bekommen die Bischöfe Einfluß auch auf die «weltlichen» Angelegenheiten, den gesamten kommunalen Bereich. Sie kontrollieren staatliche Arbeiten und Beamte, Stadtbefestigungen, die Truppenversorgung, ja, wirken noch bei der Ernennung von Provinzgouverneuren mit.

Alles Unheil verwandeln sie zu ihrem Heil, jedes Fiasko funktionieren sie zu ihrem Vorteil um, das Desaster des Kaiser- wie des Gotenreiches. Und selbst aus dem Unglück der Langobardeninvasion wirken sie ihr Glück. Erst distanzieren sie sich mit Hilfe der Langobardenschwerter von Byzanz, dem durch mancherlei «Barbaren»-Bedrängnisse geschwächten, dann machen sie die Langobarden durch die Franken fertig – immer auf Seiten der Starbanditen: eine Parasitenstrategie, wie sie die Welt noch nicht gesehen.

Ihre Primatansprüche gegenüber ihresgleichen, den andren Patriarchen, besonders gegenüber denen von Byzanz, hatten die Päpste mit vielerlei Raffinessen und Fälschungen seit langem verfochten (II, 2. Kapitel). Und waren sie, zumindest als kirchliche Oberhäupter des Westens und Gouverneure der partes Romanae,

im 7. Jahrhundert bereits de facto relativ selbständig, werden sie es de jure, wenn auch durch reinen Rechtsbruch, im 8. Jahrhundert. Zwar datierten sie ihre Briefe noch bis 787 nach den Regierungsjahren der byzantinischen Kaiser. Der byzantinische Gouverneur aber wurde schon unter Gregor II. (715–731), bei der «römischen Revolution», aus Rom, das byzantinische Heer aus Benevent und Spoleto gejagt, natürlich mit dem Beistand langobardischer Truppen. Nachdem freilich die Langobarden den Päpsten zu mächtig geworden, steckten diese sich hinter die Franken und ließen von ihnen die Langobarden vernichten. Von nun an kollaborierten und wuchsen sie mit den fränkischen Kaisern. Und als sie stark genug waren, wollten sie die Herren auch des Kaisertums sein.

Bis 754 ist der römische Papst ein (mehr oder weniger) ergebener Untertan Konstantinopels. Doch bald datiert man in Rom nicht mehr nach Kaiserjahren, unterläßt auch das Prägen von Kaisermünzen, das Aufstellen von Kaiserbildern in den Kirchen, erwähnt den Kaiser auch nicht mehr im Gottesdienst. Dagegen verbündet der Papst sich gegen seinen bisherigen Herrn mit dem deutschen König. Auf diesen überträgt er imperiale Privilegien, auch ganz neue, ja ihm bietet er die Kaiserkrone an – eine Politik, die vor allem dem Papst nützt, ihn fast zum «Vater der Herrscherfamilie» macht.[8]

Karls Kaiserkrönung 800 in Rom durch Leo III. war ein widerrechtlicher Vorgang, eine Provokation des byzantinischen Kaisers, des vordem einzigen legalen Oberhaupts der christlichen Welt, und konnte in Konstantinopel nur als Rebellion verstanden werden. Und tatsächlich führte die Hinwendung der Päpste zu den Franken den definitiven Bruch mit Byzanz herbei.

Auch wenn Kaiser Michael I. 812 Karl «den Großen» als Imperator des Westens und gleichberechtigten Souverän anerkennt, im Grunde galt in Byzanz das westliche Kaisertum stets als usurpiert. Bei der Krönung Lothars 823 übergab diesem der Papst zum Schutz der Kirche das Schwert. Und allmählich brachte Rom die romanisch-germanischen Königreiche unter seinen Einfluß; war es ja schon nach dem Sturz der weströmischen Monarchen neue

Symbiosen mit den neuen Herrschern eingegangen, mit Theoderich, Chlodwig, Pippin, Karl. Doch auch die künftigen germanischen Großreiche Alfreds (871–899), Ottos I. (936–973), Olafs des Heiligen (1015–1028), der barbarisch die Ausbreitung des Christentums betrieb, konnten nur auf christlicher Basis entstehen, zu schweigen vom mittelalterlichen deutschen Kaisertum überhaupt.[9]

Dies Heilige Römische Reich war freilich kaum römisch und schon gar nicht heilig – es sei denn, man sieht (durchaus richtig) mit Helvétius, Nietzsche und anderen im Heiligen den Inbegriff des Verbrecherischen. Jedenfalls erreichte das Papsttum, durch das Beseitigen beziehungsweise Gewinnen von Arianern und Heiden, durch die Erschleichung eines eigenen Staates, die stete Vergrößerung sowohl seiner Macht wie seines Besitzes.[10]

Zumal im frühen Mittelalter war die Vernetzung von Staat und Kirche äußerst eng. Das weltliche und kanonische Recht hatten nicht nur dieselbe Grundlage, sondern rein klerikale Wünsche und Forderungen fanden auch in weltlichen Gesetzen Ausdruck. Die Dekrete der «concilia mixta» galten für Staat und Kirche gleichermaßen.

Auch waren die Bischöfe versippt und verfilzt mit der Aristokratie. Sie waren die Brüder, Vettern, die Söhne des weltlichen Adels. Sie verbanden die gleichen politischen und wirtschaftlichen Interessen. Folglich wurden sie durch das ganze Mittelalter auch in den Kampf der Großen hineingezogen, fochten sie mit den Königen gegen die Fürsten und umgekehrt, mit dem Papst gegen den Kaiser und mit dem Kaiser gegen den Papst, mit einem Papst gegen den anderen, immerhin 171 Jahre lang. Sie kämpften mit den Pfarrgeistlichen gegen die Mönche und auch gegen ihresgleichen, in Feld-, in Straßen-, Kirchenschlachten, mit Dolch, Gift, auf jede nur mögliche Weise. Hochverrat, Rebellion wurden für den Klerus, so der katholische Theologe Kober, «zu einer ganz gewöhnlichen Erscheinung».[11]

Die christliche Großkirche hatte gegenüber Staaten und sogenannten Obrigkeiten praktisch überhaupt kein Prinzip außer dem: Paktiere immer mit der nützlichsten Macht. Sie ließ sich bei

allen Staatskontakten nur von einem leiten, ihrem Vorteil (in ihrer Sprache – die wichtigste kirchengeschichtliche Erkenntnis überhaupt: «Gott»!). Opportunität blieb stets das oberste Prinzip. Nur wenn man bekam, was man wollte, war man auch bereit, selber zu geben, möglichst wenig, natürlich, auch wenn man viel versprach. «Vernichte Du mit mir die Irrgläubigen», rief der (bald selber als «Ketzer» verdammte) Patriarch Nestorius in seiner Antrittsrede 428 dem Kaiser zu, «so will ich mit Dir die Perser vernichten» (II 157 f.).

Waren sie schwach, bogen sie sich wie Weiden im Wind. Als Patriarch Poppo von Aquileja 1024 Grado in Besitz genommen und dessen Patriarchenstuhl, was der Beginn von Venedigs Einverleibung in das deutsche Reich sein konnte, war Papst Johann XIX. sofort damit einverstanden. Als aber Poppo, im gleichen Jahr noch, fliehen mußte, der rechtmäßige Patriarch zurückgekehrt war, gab Papst Johann auch dazu seinen Segen. Drei Jahre später – Konrad II. weilte zur Kaiserkrönung in Rom – verurteilte Johann, den deutschen Wünschen gemäß, den venezianischen Patriarchen und schlug Grado wieder zu Aquileja. Und nach dem Scheitern der deutschen Ambitionen machte Johanns Nachfolger Benedikt IX. Grado wieder unabhängig.[12]

Wie sehr man, der eigenen Macht wegen, auch katholische Kaiser und Fürsten bekämpfte, stets blieben, trotz aller Spannungen, Konflikte, Gegensätze, von der Spätantike bis tief in die Reformationszeit Staat und Kirche eng liiert. Länger als ein Jahrtausend läßt sich die Geschichte beider nicht trennen. Mehr noch: «Im Mittelpunkt aller Interessen, gleichviel ob geistlicher oder weltlicher Art, stand die Kirche; auf sie bezogen sich Tun und Lassen, auf sie Politik und Gesetzgebung, alle treibenden Kräfte der Welt standen in ihrem Dienst und leiteten davon ihre Gerechtsame ab. Kultur und Geschichte des Mittelalters fallen mit der Kirche zusammen.»[13]

Mit ihrer gewaltigen materiellen Begünstigung aber, ihrer organisatorischen Festigung, der Teilhabe am rechtlichen und staatspolitischen Leben wuchs ihr Einfluß immer mehr. Untersagte die vorkonstantinische Catholica auch Klerikern aufs

strengste die Annahme öffentlicher Ämter, war doch schon der spätantike Bischof Galliens mit militärischen Optionen, wie dem Festungsbau, betraut. Und was man im Süden durch die Araber, die «Ungläubigen», verlor, machte man wett durch die Ausdehnung des Katholizismus nach Norden. Unter den Merowingerkönigen wurde das Christentum die entscheidende ideologische Macht. Es kam fast zu förmlichen Bischofsdynastien, ja, Chilperich von Soissons sprach das vielzitierte: «Niemand regiert als nur die Bischöfe, unser Ruhm ist dahin.» Auch unter den arianischen Ostgoten übernahm der Episkopat staatliche Aufgaben. In England sind die Prälaten im frühen Mittelalter Mitglieder der Reichstage, Staatsmänner, Feldherren. Mit dem Regenten bestimmen sie das Recht, sie sind seine ersten Berater, sie wählen die Könige mit, stürzen und erheben sie. Auch in Italien fungierten Bischöfe und Äbte, neben den Grafen, als Verwaltungsbeamte und erließen gemeinsam mit den weltlichen Großen die Gesetze. Ja, von der Mitte des 6. bis gegen Ende des 7. Jahrhunderts wird hier das öffentliche Leben ganz und gar von der Kirche geprägt und beherrscht.[14]

Auch später, um weiter über unsern Zeitraum hinauszublikken, überlebte sie ihre Verbündeten, überdauerte sie alle Zusammenbrüche. Ging eine Macht unter, stand sie schon bei der nächsten. Oder hielt sich doch wenigstens dafür bereit. Zwar war sie ein Staat nur unter Staaten, hatte aber allen ihre «Metaphysik» voraus. Und während sie stets Religiöses vorschob, geistliche Visionen, spirituelle Verkündigung, während sie aller Welt «das Höhere» predigte, erstrebte sie die politische Weltherrschaft.

Schon verhältnismäßig früh freilich hatten Päpste und Bischöfe versucht, den Staat zu ihrem Büttel zu machen, ihn sich unterzuordnen, sich selber zu erheben. Kirchenlehrer wie Ambrosius (I 438 ff.) oder Johannes Chrysostomos (II 147 f.) lassen dies bereits deutlich erkennen; am arrogantesten jedoch, nur wenige Generationen später, Papst Gelasius I. (492–496) in seiner weltgeschichtliche Relevanz gewinnenden «Lehre von den zwei Gewalten». Schon danach muß die königliche Gewalt der geheiligten Autorität der Bischöfe «fromm den Nacken» beugen (II 329 ff.).

Noch Augustinus aber kennt nirgends die Lehre von einer Subordination des Staates. In einer Zeit, da die Kirche konform war mit diesem, konnte der Heilige, weiß der Himmel wie oft, versichern, daß der christliche Glaube die staatsbürgerliche Treue stärke, daß er gehorsame, willige Untertanen schaffe. Da war es dann auch ganz egal, wer regierte. «Was verschlägt es, unter welcher Herrschaft der Mensch lebt, der doch sterben muß, wenn ihn nur die Machthaber nicht zu Gottlosigkeit und Unrecht nötigen!» Fehlte freilich die «Gerechtigkeit» – und das heißt hier die Kirche, der Bischof –, dann waren für Augustinus Regierungen kaum etwas anderes «als große Räuberbanden».[15]

Im Mittelalter aber wächst die Herrschsucht des Klerus mit dessen Macht ständig. Kein Elend der Massen bewegt ihn auch nur entfernt so wie der eigene Egoismus.

Die fränkischen Synoden etwa des frühen 9. Jahrhunderts kümmern sich viel weniger um die allgemeine Not als um die Unverletzlichkeit des Kirchengutes und die Befreiung der Prälaten von jedem weltlichen Druck. So erklärt die Pariser Synode im Juni 829, als die Massen schon jahrelang entsetzlich leiden: «Und Kaiser Konstantin, so sagten sie, auf dem Bericht des Rufin fußend, habe zu den Bischöfen auf dem Konzil von Nicäa geäußert: ‹Gott hat euch zu Priestern gemacht und euch die Gewalt gegeben, auch über uns zu richten, und deshalb werden wir von euch mit Recht gerichtet, ihr aber könnt nicht von Menschen gerichtet werden, denn ihr, von Gott uns gegeben, seid Gottes, und Menschen dürfen Götter nicht richten.»[16]

Die «Götter» aber begannen nun, die gelasianische Zweigewaltenlehre aufzugreifen und Ernst zu machen mit bisher nur theoretisch Vertretenem. Für Nikolaus I. (858–867), der das Papsttum «auf die stolze Höhe einer Weltstellung» führte, «die alle anderen Gewalten weit hinter sich ließ» (Seppelt), kam ganz selbstverständlich die geistliche Gewalt vor der weltlichen, kam jener eine «direktive Obergewalt» zu; woraus wieder eine Gehorsamspflicht der Fürsten sich ergab, allmählich aber eben nicht nur gegenüber Weisungen auf kirchlichem Gebiet, sondern auch in Grenzkonflikten, bei allen Fragen des christlichen Sittengesetzes

– ein weites Feld. Denn faktisch hieß das, wann immer der Klerus seine Interessen verletzt sah, sollte, mußte sich der Staat beugen (wie ja in manchen Fällen – etwa bei Abtreibung oder sogenannter Störung religiösen Friedens – nicht selten noch heute).[17]

Verfocht das Papsttum aber zunächst die Zweigewaltenlehre, wonach die angeblich von Gott stammende weltliche und geistliche Gewalt, die auctoritas sacrata pontificum und die regalis potestas, einander ergänzten, so vermischte sich dann damit die Lehre von den «zwei Schwertern» (duo gladii), wonach Christus, laut römischer Behauptung, dem Papsttum beide Schwerter übergeben, ergo geistliche und weltliche Macht zuerkannt habe, kurz die Hegemonie. Denn als die römischen Hohenpriester selbst mächtig und Herren eines Staates waren, konnten sie eine starke deutsche Erbmonarchie so wenig brauchen wie etwa die monarchische Einheit Italiens, die sie deshalb bis ins späte 19. Jahrhundert mit allen Mitteln, auch mit Waffengewalt, bekämpften.[18]

Ziel des Papsttums wurde nun (und ist insgeheim, kein Zweifel, noch heute) die politische Weltherrschaft mit religiösen Parolen. Während es die Massen geistlich gängelte, während es – typisch für das ganze christliche Mittelalter – das gesamte Leben auf ein künftiges bezog, auf die Erlangung der ewigen Seligkeit, das Himmelreich, verfolgte es selbst immer rigoroser rein weltliche Interessen, emanzipierte es sich endgültig vom westlichen Kaisertum, rang es in einem hundertjährigen Kampf die Staufer nieder, um selbst Herr über alle und alles zu sein: ein Parasit, der, nachdem er erst andre für sich bluten ließ, nachdem er sich hochgelogen und hochgefälscht, nachdem er immer mehr sogenannte Gerechtsame und Kompetenzen ergaunert, geraubt hat, auch selber die Waffen ergriff, auch weiter mit himmlischen Tiraden für seine irdische Macht sorgte, stets brutal bis zum äußersten.

Theoretisch grundlegend für das Verhältnis zum Staat wurde die paulinische Lehre von der göttlichen Einsetzung der Obrigkeit und der Pflicht zu allgemeiner Unterwerfung. Der hier gepredigte Gehorsam, die absolute Folgsamkeit der Untertanen, kontrastiert zwar kraß mit dem weitverbreiteten Staatshaß der ältesten Christen, blieb aber bestimmend bis heute. Dadurch empfiehlt sich die

Kirche den jeweiligen Machthabern, mit denen sie kollaborieren muß, um selbst mit an der Macht zu bleiben.[19]

Bereits bei Gregor VII. (dem Verfasser des «Dictatus papae»), der 1076 den Kampf mit dem Kaiser beginnt, der Ansprüche auf Korsika und Sardinien erhebt, auf das normannische Reich in Unteritalien, auf Frankreich, Ungarn, Dalmatien, Dänemark, Rußland, finden sich Anklänge an die Theorie, der zufolge dem Papst alle Gewalt gebühre, auch das Verfügungsrecht über die Staaten. Gregor und seine Nachfolger fordern zumindest eine «potestas indirecta in temporalia», die dann Bonifaz' VIII. Bulle «Unam sanctam» (1302) zu einer «potestas directa in temporalia» steigert, worauf noch das Laterankonzil von 1517 besteht und wovon sich erst Leo XIII. 1885 offiziell distanziert.

Nach Gregor VII. und seinen hochmittelalterlichen Nachfolgern geht, im Anschluß an Augustin, die kaiserliche Macht auf den Teufel zurück. Sie ist, wie überhaupt jedes weltliche Fürstentum, «fleischlich», im Besitz von «Sündern». Doch könne die teuflische Macht durch die entsündigende, heilende, rettende Macht des Papsttums, durch Unterordnung unter den Priester-König, in Segen verwandelt werden. Ja, jede neue Staatsgründung in dieser vom Teufel tyrannisierten Welt werde erst durch die päpstliche Anerkennung legitim. Der Papst erscheint hier als alleiniger Hort der Wahrheit, der Gerechtigkeit, als oberster Herr und Richter der Welt. Alles müsse ihm, dem Nachfolger Petri, Gehorsam leisten. «Wer von Petrus geschieden ist», erklärte der Papst, «vermag keinen Sieg im Kampfe, kein Glück in der Welt zu finden. Denn mit stahlharter Strenge zerstört und zersprengt er, was sich ihm entgegenstellt. Niemand und nichts ist seiner Macht entzogen.»[20]

Aus dieser überragenden Stellung des Papstes zieht Bernhard von Clairvaux die Konsequenz: «Die Fülle der Gewalt über die Kirchen des Erdkreises ist durch einzigartige Vorrechte dem Apostolischen Stuhl verliehen. Wer daher dieser Gewalt widersteht, widersteht den Anordnungen Gottes.» Andere christliche Schriftsteller freilich erregt es damals, daß der Papst – lieber Kaiser sein wolle! Er übernimmt nun auch das Lehenswesen, den ausschlag-

gebenden rechtlich-politischen Faktor der Zeit. Er vergibt, als Oberlehnsherr, Königreiche und Fürstentümer. Und wie einst Gregor VII. Wilhelm den Eroberer mit England belehnen wollte, so später Hadrian IV. Heinrich II. mit Irland, der aber so wenig wie Wilhelm darauf einging.

Doch noch im 20. Jahrhundert figuriert im Petersdom eine Statue des großen Faschistenpartners Pius XII. als «rector mundi», als Führer der Welt.[21]

1. KAPITEL

DIE EINFÜHRUNG DES CHRISTENTUMS BEI DEN GERMANEN

«Die Einführung des Christentums bei den Germanen war kostbarste Himmelsgabe ... Das Christentum hat die guten Naturanlagen unserer Vorväter veredelt, der geschichtlichen Sendung des deutschen Volkes im Abendland die Weihe gegeben ...»
Hirtenbrief des deutschen Episkopats vom 7. Juni 1934[1]

«In diesem Sinne sehnten sie sich also förmlich nach einer Wandlung und Bekehrung.» «Wenn man die Gestalt Christi ihnen recht aufgehn ließ, da mußte ihnen doch die Kunde von Christus als das erhabenste Heldenlied in die Ohren hineinklingen, das sie je gehört.» Anton Stonner (mit Imprimatur) 1934[2]

Zur Verbreitung des Christentums im Westen

In der ausgehenden Antike und den folgenden Jahrhunderten eroberte das Christentum die germanische Welt. Es hatte sich durch Heere und Händler über Nordgallien bis an den Rhein verbreitet. In den alten germanischen Rheinprovinzen gab es Christengemeinden vielleicht schon seit der Wende zum 3. Jahrhundert, gab es seit konstantinischer Zeit Kirchenbauten in Bonn, Xanten, Köln, besonders in Trier, offiziell seit 293 Kaiserresidenz (I 213 ff.).[3]

Ein Bischof Maternus von Köln nahm an der Lateransynode 313, ein Bischof Agroecius von Trier an der Synode 314 in Arles teil. Doch kennen wir aus Köln nach dem Tod des Bischofs Severin (n. 397) in mehr als 150 Jahren den Namen keines einzigen Bischofs. Der älteste historisch gesicherte Oberhirte von Mainz, Sidonius, begegnet im 6. Jahrhundert. Erst im 5., 6. Jahrhundert aber finden sich auch Prälaten mit germanischen, auf dem Konzil von Paris 614 (615?) 35 Bischöfe (von 79 tagenden) mit deutschen Namen, darunter die von Straßburg, Speyer, Worms. Die ältesten christlichen Inschriften (nur auf Grabsteinen) stammen aus dem 5. Jahrhundert, meist aus dem Friedhof an der – erst im 30jährigen Krieg untergegangenen – Albanskirche in Mainz.[4]

Im späteren 4. Jahrhundert jedoch wird das Christentum in gewissen rheinischen Gegenden schon die herrschende Religion – weil «die Gesetze eines Theodosius, Gratian und Valentinian II. den Eintritt befahlen». (Vgl. I 402 ff., 421 ff., 443 ff., 449 ff.)[5]

In Gallien hatte die katholische Kirche bereits früher ein beträchtliches Ausmaß. Schon um 250 gab es Bischofskirchen in

Lyon, Vienne, Arles, Toulouse, Narbonne, Autun, dessen Oberhirte Simplicius im 4. Jahrhundert eine Statue der Kybele (hier Berecinthia genannt) attackierte, die man bei einer Flurprozession mitgeführt.

Auf dem Konzil von Arles (314) tagten 16 Vertreter gallischer Bistümer. Interessant, daß sich seinerzeit das Verteilungsbild der christlichen Gemeinden mit den «wirtschaftsintensiven Zonen» (Beisel) annähernd deckt. In der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts schießen die Bischofssitze «fast überall geradezu aus dem Boden» (Demougeot). Die Notitia Galliarum, ein Provinzverzeichnis für Gallien und Germanien, führt zwischen 390 und 413 immerhin 17 Metropolen mit 95 unterstellten Diözesen auf. Allerdings verschwinden viele wieder im Laufe des 5. Jahrhunderts. Zahlreiche Bistümer sind vakant, die Prälaten geflohen, verbannt, gelegentlich auch mit ihrer Stadt zugrunde gegangen, wie bei den Helvetiern der Oberhirte von Nyon durch die Alemannen. (Zur Zeit Chlodwigs gibt es dann allenfalls 9 Metropolitanverbände mit etwa 120 Bischofssitzen.)[6]

Aber es kam zu Spaltungen im Episkopat, und diese begünstigten die Einmischung der Päpste. (Vgl. etwa II 250 ff.)[7]

Im ausgehenden 5. Jahrhundert begann man die Franken zu «missionieren», im ausgehenden 6. Jahrhundert die Angelsachsen, die Langobarden, im 9. ging man zur Christianisierung des europäischen Nordens, um die Jahrtausendwende zur «Bekehrung» der Tschechen, Polen, Ungarn über. Und da das Christentum nun nicht mehr, wie in vorkonstantinischer Zeit, eine verachtete, sondern die anerkannte Religion eines Weltreiches war, zogen die Päpste statt einzelner gleich ganze Völker in ihr Netz – wie sie, anderwärts, auch ganze Völker mitvernichteten, «mit Stumpf und Stiel», prahlt Kirchenlehrer Isidor; die Ostgoten etwa (II 424 ff.) oder die Wandalen (II 415 ff.), über die der in Marseille lebende Mönch Prosper Tiro dem Mittelalter seine bis heute nachwirkende Verzeichnung zuführt, häufig «Greuelpropaganda» (Diesner).[8]

Konversionsmethoden und -motive

Die Christianisierung der germanischen Völker – in den Quellen nationes, gentes, populi, civitates u. a. genannt – geschah nicht nur zu sehr verschiedenen Zeiten, sondern auch auf sehr verschiedene Art.

Zwei typisch christliche Aktivitäten aber gehörten bei der Germanenmission zusammen, die Predigt und die Zerstörung. Dabei war in merowingischer Zeit nicht die Predigt das Hauptmittel der Mission. «Es gab eine sinnenfälligere Methode, um den Heiden die Unkraft ihrer eigenen Götter und die Übermacht des Christengottes zu beweisen, nämlich die Vernichtung der heidnischen Heiligtümer. Die Missionspredigt pflegte solche Zerstörungen einzuleiten oder zu erläutern, stand also, ganz im Gegensatz zur altchristlichen Missionsweise, an zweiter Stelle» (Blanke). Und Jürgen Misch schreibt: «Schon die ersten Missionare setzten sich bedenkenlos über vieles hinweg, das eigentlich zur Substanz der Lehre Jesu gehört. Um der nominellen Annahme willen wurde geändert, weggelassen und verfälscht. Das zeigt sehr deutlich, daß es hier weniger um die Verbreitung einer neuen Heilslehre ging zur Rettung der Seelen aller, die daran glaubten, sondern um ganz reale Machtinteressen derer, die davon profitierten ... Das Reich Gottes auf Erden war durchaus materieller und weltlicher Natur. Und seine Einrichtung wurde mit allen, aber auch wirklich allen Mitteln vorangetrieben.»[9]

Natürlich hat man nicht nur zerstört, kam es häufig «bloß» zu sogenannten Christianisierungen, das heißt, man wandelte die heidnischen Tempel in christliche um, indem man durch exorzistische Riten die bösen Geister austrieb, die Gebäude als Kirchen neu weihte. Wie man ja alles sich anverwandelte, einverleibte, was brauchbar schien, und alles andere als Werk des Teufels diffamierte, zerstörte. (Vgl. III 576 ff.)

Ein wichtiges Motiv bei der Heidenbekehrung, auch bei der Gängelung bereits Bekehrter, war ohne Zweifel das stete Skrupel- und Schreckeneinjagen, eine kontinuierliche Angstmacherei – Angst durch die Jahrhunderte. Angst war überhaupt der «be-

zeichnende Zustand des durchschnittlichen Menschen im Mittelalter . . .: Angst vor der Pest, Angst vor der Invasion fremder Heere, Angst vor dem Steuereinnehmer, Angst vor der Hexerei und der Magie, vor allem Angst vor dem Unbekannten» (Richards). Die Priester vieler Religionen lebten und leben von der Angst der durch sie Angeführten, besonders auch die christlichen Priester.[10]

Es spricht für sich, daß der hl. Caesarius von Arles (gest. 542), ein absolut romhöriger Erzbischof (Spezialist für «Landseelsorge» und, sein ganz besonderer Ruhm, die Tag-für-Tag-Predigt), in fast all seinen mehr als zweihundert tradierten Propaganda-Auftritten mit dem «Jüngsten Gericht» schreckt. Was immer Anlaß seiner homiletischen Ergüsse ist, kaum je versäumt er, eindringlich «Christi Richterstuhl» zu beschwören, den «ewigen Richter», sein «hartes und unwiderrufliches Urteil» etc.[11]

Übertritte der heidnischen Germanen zum Christentum waren häufig rein materiell motiviert, schon durch «Prestigegründe» bedingt, zumal wenn man unter die Botmäßigkeit christlicher Nachbarn geriet. An deren Fürstenhöfen konnten selbst vornehme Heiden vom Mahl «wie Hunde» weggescheucht werden, weil es Christen verboten war, mit Heiden an einem Tisch zu essen. Bezeichnenderweise kroch ja auch der Adel zuerst zu Kreuze, bei Bayern, Thüringern, Sachsen ganz gleich.

Auch Habsucht spielte eine Rolle, wie anschaulich die Anekdote von jenem Normannen illustriert, der mit fünfzig anderen einst zu Ostern an den Hof Kaiser Ludwigs kam, um sich taufen zu lassen. Da aber mehrere Taufkleider fehlten, flickte man schnell Ersatzgewänder zusammen, worauf ein älterer Täufling wütend dem Kaiser zurief: «Schon zwanzigmal hat man mich hier gebadet und mir die besten und weißesten Kleider angetan, aber so ein Sack steht keinem Krieger, sondern einem Schweinehirten [subulcos] zu. Und wenn ich mich nicht meiner Nacktheit schämte, nachdem man mir meine Kleider weggenommen, aber nicht die von Dir gegebenen angelegt hat, würde ich Dir Dein Gewand samt Deinem Christus lassen.»[12]

Wir wissen längst, vieles – nicht alles –, was man der Welt über

den «Germanen» erzählt hat, ist gelogen. So bieder, offenherzig, treu, so ehrenhaft, gerecht und lauter, wie ihn das geläufige Germanenbild allzulange vorgeführt und gerade in Deutschland schulfähig gemacht hat, war er nicht. Oder doch nur in einem Frühstadium seiner Entwicklung. Die überlieferten Werte der germanischen Heldensage, der politischen Germanen-Ideologie, der Wahn vom «adligen Volk» der Deutschen, von seinen hehren Vorzügen der Ehre und Treue, dies etwas kitschige Klischee, das Bild vom «Lesebuch-Germanen», ist falsch, ist vor allem auch antithetisch inspiriert, nämlich großenteils vom «Gegenbild des Römers». Und es wurde, es ist um so gefährlicher, als es – unter anderem – auch über die seit der Romantik übliche Identifizierung einer altdeutschen und altnordischen Kultur – im späteren 19. Jahrhundert noch an politischer Brisanz gewann «für das Verhältnis des ‹Indogermanen› zum ‹Semiten›» (von See). Dabei wird der «Indogermane», eine Art wiederbelebter Germane, so zum Gegenpol des Juden wie der Germane zu dem des Römers – als paßte die Menschheit oder ein großer Teil von ihr genau zu der Formel des Berliner Nationalökonomen Werner Sombart in seiner Streitschrift «Händler und Helden» (1915).

Sombart erschien damals, «vom Militarismus erfüllt», wie er renommiert, «der Krieg selbst als ein Heiliges, als das Heiligste auf Erden». Und ganz ähnlich dachten, schrieben, predigten seinerzeit ungezählte Feld- und andere Pfaffen (auf der Seite Deutschlands ebenso wie auf der seiner Gegner).[13]

Eines am überkommenen Bild des Germanen aber ist – unter anderem – richtig: seine Vorliebe für Streit, Kampf, Krieg; so unverkennbar, daß die Propagandisten des Christentums hier ansetzten.

Jesus Christus wird zum germanischen Haudegen oder Vom «Griff ins Leben»

Der Machtgedanke wurde ein wesentliches Bekehrungsmotiv. Also mußte alles, was an Mächtigem, Magischem, an Amuletten, Orakeln, Zaubersprüchen in den heidnischen Kulten vorhanden, wirksam war, durch die Stärke, die allvermögende Magie des christlichen Glaubens überwunden werden, zumal mit dem Heiligen- und Reliquienkult. Am sichersten aber erwies sich die Quelle übernatürlicher Kraft durch die Potenz des christlichen Idols im Krieg, und innerhalb des Krieges wieder in der Schlacht. «Erweist sich Christus *hier* als der Helfer, so ist er es in dem ureigensten Lebensbezirk der Germanen. So wird er schon von hier aus *der* Heiland» (Schmidt).[14]

Allerdings wurde das Christentum von Anfang an mit seiner Übernahme durch die Germanen auch nationalisiert, germanisiert. Und nicht erst in christlichen Epen erschien den Germanen Christus als eine Art Volks- und Gaukönig. Die Franken hielten sich sofort für seine besondere Gefolgschaft, sein bevorzugtes, sein auserwähltes Volk. Die Krieger scharten sich um ihn, wie sie sich um ihre Fürsten scharten. Auch der Heilige wird jetzt als Held Christi und Gottes empfunden, germanisches Gefolgschaftsdenken auch auf seine Beziehung zu Gott übertragen, kurz, die herkömmlichen christlichen Begriffe füllen sich «mit einem ganz neuen Inhalt, dem germanisch-aristokratisch-kriegerischen» (Zwölfer). «Aus der Religion des Duldens und Leidens, der Weltflucht und der Weltverneinung haben die mittelalterlichen Germanen eine Kriegerreligion gemacht, aus dem Schmerzensmann einen germanischen Heerkönig, der mit seinen Recken erobernd durch die Lande zieht und dem man durch Kampf zu dienen hat. Der christliche Germane kämpft für seinen Herrn Christus, wie er für seinen irdischen Gefolgsherrn kämpft; selbst der Mönch in der Zelle fühlt sich als Glied der militia Christi» (Dannenbauer).[15]

Und natürlich verstand es der Klerus, die zum römischen Kreuz bekehrten Germanen noch stolz darauf zu machen. So prahlt

man im Prolog zur Lex Salica, dem ältesten fränkischen Stammesrecht:

> Der Franken erlauchtes Volk,
> von Gott selbst geschaffen,
> Tapfer in Waffen,
> Fest im Friedensbunde,
> Tiefdenkend im Rat,
> Körperlich edel,
> Von unversehrter Reinheit,
> Erlesener Gestalt,
> Kühn, rasch und ungestüm,
> Zum katholischen Glauben
> bekehrt,
> Frei von Ketzerei ...[16]

Von Gott selbst geschaffen sind nach christlicher Lehre ja alle Völker – aber hofiert wird stets das am meisten, was man am meisten braucht. So treten hier die Franken an die Stelle des Auserwählten Volkes der Bibel, des Volkes Israel. Und in einem jüngeren Prolog der Lex Salica figuriert auch Christus als der eigentliche Herrscher der gens Francorum. Tritt er «selbst an die Spitze der Franken». Er liebt die der alten Weltmacht weit Überlegenen, «das auserwählte Volk eines neuen Bundes». «Sie haben die Römer besiegt und das römische Joch abgeschüttelt.»[17]

Bei den Franken, die erst den Drachentöter St. Georg besonders verehrten, dann den Ex-Haudegen Martin von Tours, spielte die größte Rolle das Heer, und darin das meist in Keilform kämpfende Fußvolk. Reiter waren zunächst selten, Pferde wurden normalerweise als Lasttiere gebraucht (erst 626, unter Chlodwig II., erfolgte die erste fränkische Kavallerieattacke gegen die Sachsen). Den Kern der sehr uneinheitlichen Streithaufen bildeten die zuweilen «robustiores» genannten «Elitekämpfer». Als Nationalwaffe tat die «Francisca» genannte Wurfaxt, die auch im Nahkampf Verwendung fand, ihr Bestes. Ein bewährtes, oft gebrauchtes Befriedungsinstrument war das fränkische Schwert;

die Waffe der Führer: das zweischneidige Langschwert, die Spatha; die Waffe des «gemeinen» Mannes: ein kurzes einschneidiges Hiebschwert, der Scramasax – in späterer karolingischer Zeit vom Norden Europas bis in den Orient verbreitet. Den Dolch stießen diese christlichen Kämpfer am liebsten in die Achselhöhle. Auch Lanze und Wurfspeer scheinen nicht selten gewesen zu sein, wohl aber Pfeil und Bogen.[18]

Erstaunt die Aufzählung des Schlacht- und Totschlagarsenals? Doch beruhen die Grundlagen der christlich-abendländischen «Kultur» nicht darauf? Auf «the most efficient military machine in Europe» (McKitterick)? Oder wie es im Schlußwort eines «Kriegshistorikers» heißt: «Wieviel eindrücklicher und einleuchtender erscheint doch alles, wenn die Geschichtsschreibung den Griff ins Leben hinein wagt!»[19]

Viele germanische Fürsten konvertierten fraglos aus rein machtpolitischen Gründen. Sie verehrten in Christus den «starken Gott», besonders den überlegenen Schlachtenlenker, den Siegverleiher. So der Franke Chlodwig, so Edwin von Northumbrien, die Wikinger, die sich alle nach einem Gelübde und wohlgelungenen Gemetzel taufen ließen. Und wie früher Odin als «Siegesgott, Siegesherr» galt, wie Wodan (Odins Name im Süden) als Kriegsgott bezeugt ist, so nun auch Christus. Er tritt an die Stelle der alten Schlachtengötter, wird politisiert, mythisiert, erscheint «fast als Nationalgott» (Heinsius). Und jedes christlichen Königs Ehrensache wird es jetzt, die «Barbaren» zu schlagen, «die schon in ihrer Eigenschaft als Heiden außerhalb der Weltordnung stehen».[20]

Franken, zum Glaubensfanatismus erzogen, sahen es als ihre Pflicht und ihr Recht an, «für Christus zu kämpfen» (Zöllner). Und noch bis ins 7./8. Jahrhundert ließen sich fränkische Christen mit ihren Waffen begraben, ganz dem alten Heidenglauben an das Weiterleben nach dem Tod gemäß. Selbst der auferstandene Christus hält auf einem Grabstein (in dem fränkischen Friedhof bei Niederdollendorf, gegenüber Bonn, gefunden) statt des Kreuzstabes die Lanze in der Rechten, das germanische Herrschaftszeichen.[21]

Man versteht, daß das oft so blutrünstige Alte Testament

(I 71 ff.) den Menschen des Frühmittelalters mehr entsprach als das teils pazifistische Neue; daß man die alttestamentlichen Könige den Frankenfürsten als Vorbilder anpries und diese so gern mit jenen verglich – für den Historiker Ewig das Ankündigen einer neuen Stufe «in der Verchristlichung der Königsidee».

Apologetische Ausflüchte

Überall verbreitete man pathetisch den Unsinn von der providentiellen Leitung der Geschichte. Nach Seuchen und anderen Katastrophen, besonders aber nach siegreichen Schlachten trumpfte man damit auf. Jeden kriegerischen Erfolg verdankte man dem rechten Glauben und der Hilfe Gottes.

Nach dem Gemetzel am Frigidus (394), das der fromme Theodosius, begünstigt durch einen Wirbelsturm, gegen den das Heidentum wieder anerkennenden Eugenius gewann (I 453 ff.), empfand man Kampfausgang und «Bora-Wunder» auf allen Seiten als Zeichen christlicher Überlegenheit, als «Gottesgericht». Selbst Claudius Claudianus, der «hartnäckige Heide» (Orosius), als letzter bedeutender Dichter des alten Rom schon zu Lebzeiten durch eine Statue auf dem Forum Traianum geehrt, schrieb nach der Schlacht: «Du bist der von Gott über alles geliebte Kaiser ... für den sogar der Äther streitet und zu dessen Fahnen die Winde strömen.» Und ein anderer prominenter Heide, der praefectus praetorio Nicomachus Flavianus, wählte seinerzeit den Freitod.[22]

Unter den Karolingern werden die entscheidenden Siege häufig dem Beistand St. Peters zugeschrieben. «Jetzt aber sei versichert», erklärt Pippin dem päpstlichen Legaten Sergius im Kampf gegen die Bayern (S. 328), «daß durch das Einschreiten des heiligen Petrus, des Apostelfürsten, durch das Gottesurteil ... Bayern und die Bayern zur Herrschaft der Franken gehören.» Und selbst geringere Erfolge, die Eroberung einer Festung, ja, schon das Auffinden einer Quelle (im Sachsenkrieg 772) gibt man als große göttliche Wunder aus.[23]

Hatte man aber Unglück – und wie oft geschah's! –, wurden die Priester auch nie verlegen. Jetzt war das Unheil, die Katastrophe, eine Gottesstrafe, für geringe Gläubigkeit etwa, die herrschenden Laster. Mit dieser Theologie log man sich durch alle Wechselfälle bis heute.

«Unsere Frevel führen die Niederlage der römischen Armee herbei», klagt 396, während des ersten großen Germanenansturms, Kirchenlehrer Hieronymus. «Weh uns, die wir Gott gegen uns in einer Weise aufgebracht haben, daß er nun die Raserei der Barbaren benützt, um seinen Zorn an uns auszulassen.» Analog erfolgt Roms Eroberung 410 (II 34 ff.), so der spanische Priester Orosius seinerzeit, nur wegen «des sündigen Volkes», «mehr durch Gottes Zorn als durch die Kraft des Feindes». Und noch im 20. Jahrhundert floriert dieser Pfaffentrug, heißt es nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg in Deutschland: «Wo hat es also gefehlt? An der Lebendigkeit und Folgerichtigkeit unserer Glaubensüberzeugung» (die man doch vier Jahre lang überschwenglich gepriesen!). Und gleich nach dem verlorenen Zweiten Weltkrieg erklärt der deutsche Jesuit Max Pribilla, in der Jesuitenpostille, Nazismus und Zusammenbruch als Folge der «charakterlichen Untüchtigkeit» der Deutschen; zuvor hatte er, natürlich in derselben Zeitschrift, Hitlers «deutsche Revolution» mit Goebbelszungen gefeiert.[24]

Der versierte Augustin wieder – der gegen die Heiden, die Roms Fall mit der Preisgabe der Götter, dem Versagen des Christengottes begründen, nicht weniger als 22 Bücher schreibt (II 37 ff.) – meint vorsichtig, der Ausgang eines Krieges beweise noch nicht dessen Gerechtigkeit. Gottes Pläne seien rätselhaft, jedermann verborgen. Darauf rekurrierte man gern nebst passenden Psalm- und sonstigen Bibelworten, sobald Gottes Entscheidungen proheidnisch, widersinnig, ungerecht erschienen. Immer aber und ohne Risiko konnte man den Endsieg Christi prophezeien und pries diesen Endsieger dann mit sich nur so jagenden, der alten Kirche zumeist unbekannten Ruhmestiteln: «Obherr der Himmel», «Herr der Glorie», «Gottkönig», «der allmachtvolle Gott», der «Siegruhmwalter», «Siegesheld» usw.[25]

Von der Altlast

Im allgemeinen konvertierten die Germanen nicht individuell, sondern kooperativ, stammesweise. Denn anders als die gebildeten Griechen und Römer waren die «Barbaren» leicht und rasch von der Kirche zu gängeln, standen sie auch weder kulturell noch religionsgeschichtlich so tief, wie die Berichte ihrer christlichen «Bekehrer» vorgeben.

Schon das Wort «barbarus» hatte vorwiegend herabsetzenden Sinn. Es wird im Christentum traditionell negativ als Gegensatz zu «christianus» gebraucht, bis die germanischen Völker katholisch werden und die muselmanischen als neue Barbaren – Berber, Barbaresken! – erscheinen. Das Nichtchristliche nämlich muß immer des Teufels sein, oft genug schon das Nichtkatholische. «Barbarus» kann aber auch zur Selbstbezeichnung der Germanen dienen, deren Heidentum im übrigen, so leicht sie es äußerlich aufgeben, zum Teil oft lang fortwirkt.[26]

Die Päpste setzten ihre Legaten auf die Fürsten an. Denn hatte man sie – ihre Frauen waren oft schon katholisch –, hatte man meist, sofort oder später, auch das Volk. Die Religion war ein Politikum, wie, unter ganz anderen Umständen, noch heute, und die Großen zogen, überredend, versprechend, drohend, ihren Anhang hinter sich her. Nicht das Evangelium jedenfalls entschied, die Überzeugung, sondern der Königsentschluß, die Fürstenheirat, Feldschlacht, Eroberung, der Vertrag. Die meisten gingen «leichten Fußes von einer Religion in die andere hinüber» (Baetke).[27]

Auch im kleineren Maßstab setzte man zur «Bekehrung» bei den Besitzenden, den Grundherren an. Denn in der Regel gewannen die Propagandisten des Christentums erst die Großagrarier und errichteten dann auf deren Land einen Stützpunkt, hinterließen meist ein Kirchlein, Schüler – und zogen zum nächsten Herrn.

Nicht allzu mühereich unterwarf man sich so viele «Barbaren», die bald ehrfürchtig zu all den «heiligen» Priestern und Mönchen emporsahen, mächtig beeindruckt durch Exorzismen, Zeremonien, Mirakel. Gläubig übernahmen sie die so fremden Myste-

rien, so fremden Dogmen und dienten in scheuer Andacht diesem übermächtigen Schamanentum des Südens, anscheinend nur noch von dem Wunsch beseelt, die Kirche reich und mächtig zu machen – zum Heil der eignen Seele, aus Horror vor dem Höllenfeuer, aus Verlangen nach dem Paradies.[28]

Die «Missionierung» vollzog sich ungleichmäßig, außerhalb der Städte langsamer, obwohl gerade die heidnischen Franken häufig keinen großen Widerstand leisteten, mochten sie auch da und dort, zumal auf dem Land, sich der Zerstörung ihrer Idole zäh widersetzen. Der Mensch ist in religiöser Hinsicht besonders konservativ. Und wie noch heute die Bauern, die Landbewohner, am Christentum mehr festhalten, so waren es im ausgehenden Altertum, im frühen Mittelalter, die Bauern, die am längsten zum Heidentum standen, während die Stadtbewohner, heute großenteils schon nicht mehr christlich, damals oft schon überwiegend christlich waren. Die Germanen aber sind hauptsächlich Bauern, Landbewohner, und im Ostreich die fränkischen, die alemannischen Heiden zahlreicher als die einheimischen Christen gewesen.

Das Christentum war eine Stadtreligion und, seit es Staatsreligion war, auch – grotesk genug, bedenkt man seinen revolutionären Ursprung – die Religion der feudalen, der führenden Kreise, die darin vor allem ihren Vorteil suchten. Lang hielten die Bauern am überkommenen Glauben, an ihren Gottheiten, vor allem an der gallischen Trias, dem Kult des Jupiter, Merkur, des Apollo, ihren fana fest. Und selbst als sie «bekehrt» waren, kehrten sie immer wieder zu der – ja auch viel schöneren, sinnvolleren – Verehrung von Bäumen, Steinen, Quellen zurück.

Jahrhundertelang geißeln Synoden heidnische Bräuche, vom Konzil von Valence (374) bis ins 9. Jahrhundert hinein. Allein zwischen dem Konzil von Orléans (511) und dem von Paris (829) wettern die canones von mindestens 19 gallischen Bischofsversammlungen gegen den Glauben und die Praktiken des bäuerlichen Heidentums, das viel beharrlicher an der Überlieferung festhielt als der opportunistische Adel.

Die Germanen waren von einer gleichsam natürlichen, einer nicht aufgeschwätzten, aufgezwungenen, sondern mit ihrem We-

sen identischen Frömmigkeit. Sie hatten eine Naturreligion mit deutlich pantheistischen Zügen, geprägt durch Anbetung von Wald-, Berg-, Brunnen-, Fluß- und Meeresgöttern, durch Verehrung der Sonne, des Lichts, des Wassers, der Bäume, Steine, im Grunde, wie man gerade heute wissen sollte, tausendmal sinnvoller als der christliche Geisterglaube, in dessen Gefolge eine hypertrophe technokratische Zivilisation die Natur nahe an den Ruin gebracht hat.

Das «Lexikon für Theologie und Kirche» lastet freilich der «Religion der Germanen» u. a. ihren Schicksalsglauben an, besonders den Glauben «an Dämonen, Gespenster» (nirgends doch ausgedehnter, verrückter als im frühen Christentum: vgl. III 389 ff.!). Aber nein, dieser germanische Dämonen- und Gespensterglaube war es, der schließlich «eine große, oft quälende und bedrückende Rolle» spielte und, ausgerechnet, «Quelle des späteren Hexenwahns» wurde! Das Christentum ist unschuldig – es mußte lediglich die Folgen der «Quelle», die Altlast sozusagen, beseitigen, mußte die bösen Hexen jagen, foltern und verbrennen ...

«Demonstrative Zerstörung ...»

Zur Merowingerzeit standen bei der Missionierung «Machtproben des Christengottes» oft im Vordergrund, einerseits «Wunder», andererseits Zerstörung der heidnischen Kultstätten. Die Götterbilder ließen sich – durch straflose Vernichtung – ja leicht als machtloses Menschenwerk kompromittieren, während der «geistige» Christengott unantastbar über den Wolken thronte. Zudem waren die heidnischen Franken meist tolerant und ohne Priesterkaste, indes ihnen eine fanatische Kirchenorganisation gegenübertrat, die vor Zwangstaufen nicht zurückgeschreckt ist, auch wenn sie, zumindest zunächst, sich mit formaler Verdammung des alten Glaubens und einem Lippenbekenntnis zum neuen begnügte. Treffend nennt R. W. Southern das mittelalter-

liche Europa eine Zwangsgemeinschaft, in die jeder Mensch durch die Taufe geriet.[29]

Doch nicht genug. Schnell begann man auch mit der Schleifung paganer Tempel und Altäre.

So vernichteten Trierer Christen bereits um 336 den großen Tempelbezirk im Altbachtal, vermutlich auf Initiative des Ortsbischofs, des hl. Maximin, und des damals in Trier lebenden hl. Athanasius (I 8. Kap.). 50 Kapellen mit nordischen Göttern, ein Theater für Kultspiele und ein Mithrasheiligtum wurden dem Erdboden gleichgemacht. In Bonn zerschlug man Weihealtäre der aufinianischen Matronen. Die ausgedehnte Anlage bei Karden mit dem Haupttempel des Mars wird um 400 ruiniert. Man verheert einen großen Tempel am Ursprung der Seine, einen Tempel bei Orléans (auf Befehl der Königin Radegunde, einer katholischen Heiligen, niedergebrannt) oder, schon Ende des 3. Jahrhunderts, das Mithräum von Mackwiller. Und je mächtiger man wird, desto gewalttätiger auch – «die demonstrative Zerstörung heidnischer Kultstätten ist ein häufiger Zug der Bekehrungsgeschichte geworden» (Schieffer).[30]

Der hl. Gallus, Onkel des hl. Gregor von Tours, später Bischof von Clermont-Ferrand, brennt einmal als Priester und «Gesellschafter» Theuderichs I., des ältesten Chlodwigsohnes, bei Köln einen Heidentempel mit allen «Götzenbildern» ab und wird nur mit Mühe durch den König vor der Wut der Bauern gerettet. «Hölzerne Glieder und Dankgaben für Heilungen und Mahlzeiten im Heiligtum, die den Gallus erzürnten, gab es auch in den Martyrerkirchen» (Oediger). Vielleicht erzürnte er ja nicht zuletzt deshalb so. Im Chorgesang aber «bezauberte er jeden, der ihn hörte», und «glänzte» als Bischof «durch alle Tugenden eines wahren Oberhirten», einschließlich durch die «der Wundergabe» (Fest: 1. Juli).[31]

Um 550 brachte der Diakon Wulfilaich die «rustici in territorio Trevericae urbis», die Bauern des Trierer Raums dazu, ein gewaltiges Bild der Diana (ursprünglich wohl der keltischen Göttin Arduinna), «das das abergläubische Volk abgöttisch verehrte», zu demolieren. Er allein war zu schwach, so taten sie ihm, nachdem

er sie «unablässig» beschwätzt hatte, den Willen. «Denn die anderen Bilder, die kleiner waren, hatte ich selbst schon in Stücke gehauen.» Keine Frage, daß dabei auch Wunder geschahen.[32]

Einige der bekanntesten christlichen Heiligen wurden im Kampf gegen das Heidentum Brandstifter und Räuber.

In Tirol arbeitete der hl. Vigilius, Bischof von Trient, «mit Feuereifer an der Ausbreitung des Christentums» (Sparber), bis er eines Tages im Rendenatal ein vielverehrtes, auf schroffem Fels stehendes Götterbild zertrümmerte, eine Statue des Saturnus, und um 400 von den aufgebrachten Bauern, «verstockten und wilden Heiden», gesteinigt worden ist – viele Dutzende von Kirchen sind ihm in Italien geweiht.

Dort vergriff sich auf dem Monte Cassino auch der hl. Benedikt (gest. 543), der «Vater des abendländischen Mönchtums», dessen Strenge seine ersten Mönche und den Priester Florentinus zu Mordanschlägen auf ihn trieb, an dem alten Apollotempel, dem letzten Apollotempel, den die Geschichte nennt. Benedikt fand da noch Heiden, fällte ihre heiligen Haine, zerschlug das Götterbild, den Altar und wurde noch 1964 durch Papst Paul VI. zum Patron Europas ernannt.[33]

In der Gegend von Bregenz rottete ein Ire, der hl. Kolumban der Jüngere (gest. 615), mit seinen Mönchen den Götterdienst aus und bereicherte dafür unmittelbar oder mittelbar die Welt um annähernd hundert Klöster im 7. Jahrhundert.

Kolumban war kurz durch Gallien gezogen, wo «das christliche Leben beinah verschwunden und nur das Bekenntnis noch übrig war» (Jonas von Bobbio), und begründete dann die katholische Propaganda («Mission») im Innern des Kontinents. Der rigorose, die «Abtötung» (mortificatio) fordernde Asket, dessen «Regula monachorum» schon für geringste «Verfehlungen» drakonische Strafen androhte, war zugleich eine hochpolitische Figur. Gefördert von Merowingern und verfolgt von Brunichild («eine zweite Jesabel») sowie von «Theudereich, dem Hund», aber auch im Streit mit burgundischen Bischöfen, zieht und flieht er auf seiner «peregrinatio pro Dei amore» beziehungsweise «pro Christo» dahin, Wunder wirkend, Heilungs- und Strafwunder,

dabei immer im Kampf auch gegen den «Aberglauben der Heiden» («Laß verderben ihre Kinder») und ihre Tempel, die es «niederzubrennen» galt; rühmt doch noch im 20. Jahrhundert das «Lexikon für Theologie und Kirche» seinen « Feuereifer». Nach der Ausschaltung Theudeberts II. durch Theuderich 612 (S. 227) floh Kolumban vor den katholischen Merowingern nach Italien in den Schutz des Langobardenkönigs Agilulf, eines Arianers. Doch noch immer hilft er gegen Überschwemmungen und Geisteskrankheiten und gilt als Patron Irlands. Die 1916 in Dublin gegründete Missionsgesellschaft «Society of St. Columban» wirkte vor allem in China. Und in Irland selbst wirkt bekanntlich noch heute Kolumbans «Feuereifer» fort.

Einer seiner Schüler, der hl. Gallus, assistierte ihm und brannte, aus Burgund vertrieben, am Zürichersee und Bodensee Tempel nieder, heilige Haine, kurz, er machte Jagd auf Götzenbilder, um dem «in Schmutz versunkenen» Heidengeschlecht durch Jesus Christus «den Weg zum Himmelreich» zu erschließen. Seinerseits hatte er sich noch kräftig und für immer – Heilige unter sich – mit Kolumban zerstritten und von ihm getrennt. Und lange nachdem sein Grab wiederholt geschändet worden und manch Mirakulöses dort geschehen war, stieg der Tempelschänder zum «Volksheiligen» auf, auch zum Patron von St. Gallen, auch der Fieberkranken, auch zum Schutzheiligen der Gänse und Hühner.[34]

Ganz besonderes geistliches Glück hatte der aus Aquitanien stammende, im Kloster Oye (bei La Rochelle) aufgewachsene spätere Missionsbischof Amandus, der Apostel der Belgier, ein Vertrauensmann Papst Martins I. (S. 342 ff.). Auf einer Pilgerfahrt nach Rom erschien ihm St. Peter persönlich. Doch selbst mit himmlischer Hilfe klappte es nicht immer. Also erwirkte Amandus, als man um Gent, seinem Propagandastützpunkt, die Frohe Botschaft mißachtete, einen Königsbefehl zur Zwangstaufe – anscheinend einmalig in der Missionsgeschichte der Merowingerzeit. Sogar «freiwillig» sollen sich durch seine Wunder (u. a. Erweckung eines Hingerichteten zum Leben) die Altgläubigen bekehrt haben; obwohl es Amandus, wie vielen von Luxeuil ge-

prägten Mönchen, weniger um Heidentaufe ging als um die Festigung des Christentums im Sinne Roms.

Im Norden Galliens missionierten auch der emsige Mönch Jonas aus Bobbio, ein Helfer des Amandus, die hl. Vedastus, Audomar, Ursmar, Lupus oder Eligius, der Bischof von Noyon, unter dessen zahlreichen Mirakeln seine «Pferdeoperation» die Christenheit besonders begeistert hat. Säbelte Eligius doch einem störrischen Gaul, den er beschlagen sollte, das Bein ab, befestigte bequem auf dem Amboß das Hufeisen und setzte die Hachse wieder an. Natürlich avancierte er u. a. zum Patron der Hufschmiede. Und noch heute geht der «Eulogiusritt» am Bodensee samt Pferdesegen auf ihn zurück.[35]

Einer der wildesten Heidenbekämpfer im Westen wurde Martin von Tours (gest. 397). Trotz heftigen Widerstands manchmal der Bauern riß er mit Hilfe seiner Trabanten, einer Mönchshorde, die Tempel nieder, stürzte Druidensteine, oft erbittert verteidigte heilige Eichen. «Mit den Füßen zertrat er die Altäre und die Götterbilder» (Sulpicius Severus). Und dabei war der Heilige «ein Mann von bewunderungswürdiger Sanftheit und Geduld; freundlichernste Heiterkeit und unwandelbarer Friede leuchtete aus seinen Augen ...» (Walterscheid, mit Imprimatur).

Zur Vernichtung des Paganismus brachte der Glaubensheld freilich beste Voraussetzungen mit. Hatte er doch eine Laufbahn als Haudegen im römischen Heer (Kaiser Julians) beendet, seine christliche als Teufelsaustreiber begonnen. Bezeichnend, daß er den Teufel in Gestalt Jupiters, Merkurs, auch der Venus und Minerva zu sehen glaubte, war er ja überhaupt der festen Überzeugung, in den «Götzenbildern» stecke Satan.

Infolge seiner «Totenerweckungen» wurde Martin Bischof, dann merowingischer Königs-, dann karolingischer Reichsheiliger, schließlich Schutzpatron der Franzosen; 425 Dörfer Frankreichs tragen noch heute seinen Namen. Den Namen eines Brandstifters, Diebes, der noch mit den Füßen der Heiden Heiligstes ruinierte, auch sämtliche Tempel niederriß – das «Symbol der fränkischen Reichskirche», mehr noch: «wesentlicher Bestandteil fränkischer Reichskultur» (Bosl).

Seinen internationalen Ruhm verdankte der Vielbewunderte dem Mörderkönig Chlodwig, der Martin sehr verehrte; seinetwegen auch einen eigenen Soldaten erschlug, der im Gebiet des Gottesmannes etwas Heu genommen: «Wo bleiben unsere Siegesaussichten, wenn wir den heiligen Martin beleidigen?» Die Merowingerfürsten führten als hl. Reliquie den legendären Mantel (capa) dieses Menschen auf ihren Kriegszügen mit. Eide wurden darüber geleistet und Verträge geschlossen. Der Aufbewahrungsort hieß Capella, der dafür verantwortliche Geistliche Capellanus: Ursprung unserer Wörter Kapelle und Kaplan. Und weil Martin überall, wo er heidnische Kultstätten vernichtet hatte, auf den Trümmern sogleich christliche bauen ließ, darunter das erste gallische Kloster (Ligugé), wurde er auch noch «Bahnbrecher des abendländischen Mönchtums» (Viller/Rahner).[36]

Tempelzerstörungen bezeugen viele geistliche Quellen, wie die Lebensbeschreibungen des Erzbischofs von Lyon, Landbert, der Bischöfe Gaugerich von Cambrai, Eligius von Noyon, Lupus von Sens, Hugbert von Tongern und Löwen oder des Abtes und Missionsbischofs Amandus.[37]

Gern hat man Klöster auf ruinierten Tempeln errichtet, St. Bavo in Gent etwa, St. Medard in Cambrai, das Wulfilaichkloster in Eposium oder Fleury-sur-Loire, das anstelle eines alten gallischen Druidenheiligtums entstand. Auch das schon im 4. Jahrhundert erbaute Martyrium des hl. Vincentius von Agen erhob sich offenbar über einem heidnischen fanum. In Köln, wo vielleicht schon Irenäus das Christentum verbreitet hat, wurde unter der Kirche St. Ursula eine große heidnische Nekropole gefunden.[38]

Mögen im Westen viele Tempel auch nur geschlossen, Altäre bloß entfernt worden sein, so hat doch die Kirche bei Franken, Sachsen, Friesen die heidnischen Heiligtümer verbrannt oder sonstwie kaputt, Opferstätten zu Viehtriften gemacht, heilige Bäume gefällt, wobei besonders in der Merowingerzeit der wirkliche Glaubensmärtyrer «geradezu Seltenheitswert» hatte (Graus). Je weiter aber die Bekehrung fortschritt, desto rücksichtsloser rottete der Klerus aus – auch wenn uns Domvikar Konrad Algermissen

weismachen möchte, daß es nur in «ganz wenigen Fällen» zur «Zwangsanwendung» kam; nie dann natürlich «Gewaltmethoden Roms oder der Kirche, sondern germanischer Fürsten». (Dabei stand dem Lügner als «Leitwort ... bei allen meinen Ausführungen das Wort ‹Wahrheit› vor Augen», feierte er überdies schon im Vorwort – 1934! – den Nazi-Staat und seine Regierung: mit Imprimatur, versteht sich.)

Staat und Kirche förderten gemeinsam die Ausbreitung des neuen und die Vernichtung des alten Glaubens. So befiehlt der neustrische König Childebert I. in einer Konstitution Anno 554, «ohne Zweifel im Einvernehmen mit den Bischöfen» (A. Hauck): «Die heidnischen Götterbilder auf den Feldern und die den Dämonen gewidmeten Idole müssen sofort entfernt werden und niemand darf es den Bischöfen wehren, wenn sie diese vernichten.»

Im nächsten Jahrhundert propagiert Papst Bonifaz V. (619–625) das Christentum in England und schreibt an den König der Angeln, Edwin: «Hand anlegen müßt Ihr an die, welche Ihr bisher aus irdischem Stoff für Euch zu Göttern gemacht habt, müßt sie mit allem Eifer zertrümmern und in Stücke schlagen.» Und so schleudert auch bald darauf, 627, der bekehrte northumbrische Oberpriester Coifi eine Lanze in seinen eigenen Tempel.[39]

Auch das Concilium Germanicum, das erste 742 oder 743 einberufene Konzil im germanischen Teil des Frankenreiches, verfügte, «daß das Volk Gottes keine heidnischen Dinge treibe, sondern allen heidnischen Unflat wegwerfe und verabscheue, möge es sich handeln um die Totenopfer oder um Wahrsagerei, um Amulette oder Schutzzeichen, um Beschwörungen oder Beschwörungsopfer, die törichte Menschen neben den Kirchen in heidnischer Weise darbringen unter Anrufung der heiligen Martyrer und Bekenner, wodurch sie den Zorn Gottes und der Heiligen herabrufen, endlich auch um jene gotteslästerlichen Feuer, die sie ‹neid fyr› nennen».[40]

Jeder andere Glaube ist eben für die Verfechter des «wahren», des allein wahren und seligmachenden Glaubens, abscheulich, ja, einfach unerträglich. So wurde die Ausübung heidnischer Kulte

gesetzlich mit hohen Strafen bedroht: kürzere oder lebenslängliche Landverweisung, Recht- und Friedlosigkeit, Vermögenskonfiskation oder, bei Armen, Versklavung. Strikt verbot man das Essen von «Götzenopferspeise», pagane Gelage, Gesänge, Tänze oder das Aufbewahren von Götterbildern, die auch – unter der Erde – als Baumaterial für christliche Kapellen dienten.[41]

Im ausgehenden 8. Jahrhundert zählt der für die «Heidenbekehrer» des westlichen Germanien bestimmte «Indiculus superstitionum et paganarum» dreißig Praktiken auf, die schon die gallischen Konzilien verurteilt hatten: Magie, Wetterbeschwörung, Weissagung, gewisse Mahlzeiten, Tänze, Riten des Totenkultus, Opfer und fana für die Genien der Bäume, Steine, Quellen, Feste und Opfer vor allem zu Ehren des Jupiter (Donar) sowie des Mercurius (Odin).[42]

Die politisch-militärischen Voraussetzungen aber für all diese missionarischen Maßnahmen waren bei den Franken unter ihrem ersten großen Führer, Chlodwig I., geschaffen worden.

2. KAPITEL

CHLODWIG, DER BEGRÜNDER DES FRÄNKISCHEN GROSSREICHES

«. . . eine der hervorragendsten Gestalten der Weltgeschichte».
Der Historiker Wilhelm von Giesebrecht[1]

«Und daß er sich als Christ, und zwar als katholischer Christ wußte, ist sicher und kommt bei den einzelnen Handlungen seiner Regierung immer wieder zum Ausdruck.» Der Theologe Kurt Aland[2]

«An die große lebendige Einheit der Familie der katholischen Kirche angeschlossen, ohne durch eine Irrperiode arianischer Uncultur hindurchgewandert zu sein, empfing dieses kräftige und gelehrige Volk [der Franken] eine dauernde geistige Nahrung, die es zu Großem befähigte.» Hartmann Grisar SJ[3]

Die Heraufkunft der Merowinger

Die Urheimat der Franken, deren Namen man im frühen Mittelalter mit Begriffen wie «mutig», «kühn», «frech» in Verbindung brachte, war am Niederrhein. Ihr Volk, das keine einheitliche Führung hatte, entstand vermutlich durch den Zusammenschluß zahlreicher Kleinstämme im 1. und 2. nachchristlichen Jahrhundert zwischen Weser und Rhein. Erstmals erwähnt werden sie bald nach der Mitte des 3. Jahrhunderts, als sie mit den Römern erbitterte Kämpfe führten, die auch noch im ganzen 4. und 5. Jahrhundert fortdauerten. Damals durchbrachen die rechts des Stroms sitzenden Franken die römische Rheinlinie, über die einzelne wahrscheinlich schon vorher in das Anliegergebiet eingesickert waren. Sie stießen auf Xanten vor, das die römische Bevölkerung um 450 geräumt, darauf der fränkische Kleinstamm der Chattuarier besiedelt hatte. Sie drangen in den Raum zwischen Rhein und Mosel. Sie nahmen Mainz und Köln, das sie, bei seiner endgültigen Besetzung um 460, zum Zentrum eines unabhängigen fränkischen Staates, der Francia Rinensis, unmittelbar links des Flusses machten. Allmählich brachten sie das Land an der Mosel und das bis zur Maas an sich. Trier wurde von ihnen in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts viermal erobert und von den Römern jedesmal zurückgewonnen, bis es um 480 endgültig fränkisch blieb. Seine Einwohnerzahl sank von vermutlich 60 000 im 4. auf einige tausend im 6. Jahrhundert.

Die Invasoren gründeten in Belgien und Nordfrankreich fränkische Fürstentümer, die jeweils einem Regulus, einem Kleinkönig, unterstanden. Bereits um 480 gehörte der ganze Rheingau

zwischen Nijmegen und Mainz, das Maasgebiet um Maastricht sowie das Moseltal von Toul bis Koblenz zur Francia Rinensis. Die Römer erlaubten den Franken die Niederlassung unter der Bedingung, ihnen als «foederati» (Verbündete) Kriegsdienste zu leisten, und sie wurden auch von allen Germanen ihre zuverlässigsten Waffengefährten, zerfleischten sich freilich meist in wilden Stammesfehden selbst. Schließlich aber geboten die Merowinger über das ganze römische Gallien.[4]

Etwa zwischen Somme und Loire lag im späteren 5. Jahrhundert der Teil des Landes, den die Römer noch beherrschten, fast ringsum eingeschnürt von germanischen Völkern. Die größten Gebiete hatten Westgoten und Burgunder im Süden und Südosten besetzt, die Alemannen saßen im Osten, die Franken im Norden, etwa zwischen Rhein und Somme. Doch wie die Germanen die Römer einschnürten, so schnürten die Franken sich wieder gegenseitig ein, Kleinstämme, die Kleinkönige regierten, mit einer nicht nur räumlich, sondern auch politisch sehr begrenzten Macht. Waren diese Stämme doch demokratisch, «militär-demokratisch» organisiert, ihre Führer noch immer beträchtlich vom Willen des ganzen freien Volkes abhängig. Die «Gesamtheit der Franci», der freien Waffenträger, erhob den König und setzte ihn wieder ab, wenn er ihr nicht mehr paßte.[5]

Einer der ersten halbwegs bekannten dieser Kleinkönige ist Chlodio (ca. 425 – ca. 455), der Führer der unter ihm aus Toxandrien vorstoßenden Salfranken. Um 425 riß er die Römerstadt Cambrai am Oberlauf der Schelde an sich, wurde um 435 von Aëtius, dem obersten römischen Heermeister und faktischen Machthaber in Gallien, bei Arras schwer geschlagen, besetzte aber 455 das Land bis zur Somme. Chlodio ist der erste zuverlässig bezeugte Merowinger. Seinem Geschlecht soll Merowech entstammen, wohl ein gleichzeitig lebender Verwandter und Ahnherr der nach ihm benannten Dynastie, seit dem 4. Jahrhundert eines der führenden fränkischen «Fürstengeschlechter». Und bald werden die hochoffensiven Salier (im Unterschied etwa zu den in Köln regierenden rheinischen Frankenkönigen, den Herren der Francia Rinensis, der Mainzer- und der Moselprovinz, Merowin-

ger im agnatischen Sinn) durch zwei Jahrhunderte in Gallien herrschen.[6]

Merowech, der Heros eponymos, nach sagenhafter Überlieferung mit einem Meeresungeheuer halb Mensch, halb Stier am Strand gezeugt (der Stierkopf spielt in der Symbolik der Merowinger eine besondere Rolle), wurde Vater von Childerich I., einem in Tournai herrschenden fränkischen Fürsten. Dieser war noch unter dem Oberbefehl der in Soissons residierenden gallorömischen Kommandanten – des Aegidius, des comes Paulus, des Aegidius-Sohnes Syagrius – gegen Westgoten, Sachsen und Alanen (oder Alemannen?) zu Feld gezogen, baute aber, als römischer Foederat lange gegen Germanen kämpfend, bereits seine eigene Macht aus. Zwar diente er loyal; doch als er im Schatten der gallorömischen Militärs selber mächtiger geworden, scheint sich sein Verhältnis zu Syagrius (469–486), dem «rex Romanorum» (Gregor von Tours), verschlechtert zu haben. Dagegen unterhielt Childerich, der zuletzt wahrscheinlich an der Spitze der Belgica secunda stand, einer zwar formell noch römischen, faktisch aber von salfränkischen Kleinfürsten kommandierten Provinz, ein gutes Verhältnis zur katholischen Kirche Galliens, mit der die Franken an Rhein und Somme früh kontaktierten. Denn obwohl Childerich kein Christ, ja, nach Bischof Gregor, so geil auf die Töchter seiner Franken war, daß er vorübergehend nach Thüringen fliehen mußte, gab er bereits Kirchen und Geistlichen Immunitäten, hatte er gute Beziehungen zum belgischen Episkopat, besonders zum Metropoliten von Reims.

Childerich starb 482. Fast 1200 Jahre später, 1653, fand ein Antwerpener Arzt bei Tournai sein Grab, das weitaus bestausgestattete unter mehr als 40 000 von Archäologen freigelegten Gräbern der Merowingerzeit. In einem reichverzierten Brokatgewand war der König von Tournai samt Pferd, Insignien, Waffen nebst vielen Gold- und Silbermünzen bei seiner Residenz bestattet worden. 1831 verschwanden (auch) diese Grabschätze größtenteils durch einen Einbruchdiebstahl in der Kaiserlichen Kunstgalerie in Paris. Sic transit gloria mundi.

Kometenhafter Aufstieg eines Staatsbanditen

Bei Childerichs Tod 482 wurde sein anscheinend einziger Sohn, der sechzehnjährige Chlodwig I. (466–511), sein Nachfolger; ein fränkischer Zwergpotentat neben anderen solchen Potentätchen, Ragnachar in Cambrai etwa (S. 75) oder Chararich (S. 75), dessen Machtbereich nicht näher bekannt ist. Chlodwigs Vater hatte manches vorbereitet, der Sohn aber setzte fort, vollendete sozusagen. Denn der «kometenhafte Aufstieg» (Ewig) dieses skrupellosen durchtriebenen Bauernfürsten, mit dem auch die «Vorgeschichte des Deutschtums» (Löwe) beginnt, wird von der Geschichtsschreibung seit nun rund eineinhalb Jahrtausenden glorifiziert. Doch ethisch gesehen (auch gewissermaßen christlich gesehen), unter dem Gesichtspunkt von «Menschenrechten» (und Christenpflichten, die ja schon damals galten, nicht zu rauben nämlich, nicht zu morden), ist Chlodwigs Laufbahn nichts anderes gewesen als der kometenhafte Aufstieg eines Gangsters, eines Staats- und Starbanditen (um kleinere Gangster durch solche Nachbarschaft nicht zu kompromittieren).

Verbündet mit verschiedenen Bruderstämmen, dehnte Chlodwig das salische Teilreich um Tournai, das unbedeutend und auf einen kleinen Teil Nordgalliens in der Belgica secunda beschränkt gewesen, durch fortgesetzten Raub, Mord, Krieg immer weiter über die provinzialrömischen Gebiete links des Rheins aus, erst bis zur Seine, dann bis zur Loire, dann bis zur Garonne, wodurch die Galloromer unter die Herrschaft der Franken kamen. «Den Franken habe zum Freund, nicht zum Nachbarn», hieß es schon damals.[7]

Ein so kriegslustiges Volk, dem überdies der Ruf der Treulosigkeit anhaftete, war für den christlichen Klerus von früh an attraktiv. Arianer, besonders aber Katholiken suchten seinen Führer zu gewinnen. Denn alle namhaften Fürsten des Abendlandes sind seinerzeit entweder Arianer oder Heiden gewesen. Kaum also war Chlodwig in Tournai König geworden, da wandte sich der Metropolit von Reims an ihn, der hl. Remigius, ein Mann «von hoher Wissenschaft», rühmt Bischof Gregor im selben

Atemzug, und Erwecker eines Toten. Der Sprengel des Remigius aber lag mitten im Land des Syagrius, den Chlodwig dann zur Strecke brachte – anscheinend mit Hilfe der katholischen Bischöfe dort. Und schon jetzt fühlte Remigius sich berufen, dem «berühmten und durch Verdienste erhabenen Herrn König Chlodwig» graue Eminenzen aufzudrängen, «Berater», die seinem «Rufe förderlich» seien. «Zeige Dich voll Ergebenheit gegen die Bischöfe (sacerdotes) und hole stets ihren Rat ein», schreibt er dem Fürsten, noch bevor dieser Christ ist. «Wenn Du Dich mit ihnen verstehst, wird Dein Land gut dabei fahren.»[8]

486 oder 487 schlug Chlodwig gegen Syagrius los, formal dort der letzte Repräsentant des Römischen Reiches, faktisch aber schon unabhängig. Noch unter dessen Vater, dem Heermeister Aegidius, hatte Chlodwigs eigener Vater Sachsen und Westgoten bekämpft, doch offenbar auch schon wider Aegidius selbst die Waffen erhoben, wie eben jetzt Chlodwig auch gegen den Sohn. Der Zeitpunkt war günstig, kurz vor dem fränkischen Raubzug war der mächtige Westgotenkönig Eurich gestorben, von den Salfranken in Gallien am meisten gefürchtet. Sein Tod dürfte Chlodwig nicht wenig ermuntert haben. Im Bund mit seinem Vetter, Regulus Ragnachar von Cambrai, vernichtete er in der Schlacht bei Soissons den letzten Rest römischer Macht in Gallien. Während der Franke, «noch vom heidnischen Aberglauben befangen» (Gregor), übel hauste, auch zahlreiche Kirchen plündern ließ, floh Syagrius nach Toulouse, in die westgotische Hauptstadt. Doch Chlodwig drohte dem etwas schwachen Nachfolger Eurichs mit Krieg, worauf Alarich II. den Flüchtling ausgeliefert, der Sieger ihn «heimlich» getötet, mit dem Rest des geschlagenen Feindes die eigene Soldateska verstärkt und Soissons, bisher Hauptsitz des Syagrius, zu seiner neuen Residenz gemacht hat.

Eine fünfhundertjährige Geschichte war damit beendet, alles Land bis zur Seine geraubt und bald, nachdem der Räuber, der rex Francorum, seine Macht etwas gefestigt, sollte er weiter rauben. «Viele Kriege führte er fortan und gewann viele Siege», rühmt Bischof Gregor, just nachdem er noch über einen ganz persönlichen Mord des Königs breit berichtet hatte.[9]

Ein grosses Blutbad und das erste Datum deutscher Kirchengeschichte

Chlodwig ging bald von Soissons nach Paris, das dann die bedeutendste Stadt, zumindest im 7. Jahrhundert der eigentliche Mittelpunkt des Frankenreiches wurde, wo auch die meisten Merowingerkönige begraben liegen. Und um 493, als er schon von der Seine zur Loire vorgestoßen, Herr über ganz Nordgallien und unmittelbarer Nachbar der Westgoten geworden war (die, neben den Burgundern, über Südgallien herrschten), da wurde er, der unstreitig erste aller fränkischen Fürsten, immer interessanter für die Katholiken und sie für ihn. Er heiratete jetzt die junge burgundische Prinzessin Chlotilde, eine Tochter des Teilherrschers Chilperich II. und Nichte des Oberkönigs Gundobad, die, im Gegensatz zu ihren Brüdern, katholisch war und heilig wurde.[10]

Schon diese Hochzeit hatten wahrscheinlich gleich zwei Heilige, der hl. Avitus und der hl. Remigius, arrangiert. Und da es katholische Taktik war, mit den Gattinnen der Germanenfürsten auch diese selbst und ihr Volk zu gewinnen, kann es durchaus sein, daß Chlotilde, «die gläubige Königin», dem König seit ihrem Hochzeitstag, wie der Chronist sagt, «in den Ohren lag», den rechten Glauben anzunehmen, «von den Götzen» abzulassen, «denn sie können sich und anderen nichts nützen», ja, daß sie Jupiter einen «Schweinekerl» schimpfte, der es mit seiner Schwester getrieben. Doch wurde Chlodwig «auf keine Weise» umgestimmt. Sein Stamm schien einfach noch nicht konversionsbereit – «bis er endlich einst mit den Alemannen in einen Krieg geriet». Endlich, schreibt Gregor, weil seine Gemeinschaft fast stets durch Katastrophen (der anderen) erstarkt. Erst inmitten eines «gewaltigen Blutbads», in dem die vereinigten Salier und Rheinfranken die heidnischen Alemannen metzelten, soll ihn, als sein Heer schon wich, schon fast vernichtet war, die «entscheidende Gnade» heimgesucht, soll er «mit Tränen» gerufen haben: «Jesu Christe, du, von dem Chlotilde sagt, du seiest der Sohn des lebendigen Gottes ... und da er solches gesprochen, wandten die Alemannen sich und begannen zu fliehen».[11]

Dies ist reine Sage. Oder genauer: katholische Kirchengeschichte, an die Lügen der Kirchenväter erinnernd nach dem Sieg Konstantins über seinen Mitherrscher Maxentius (I 222 f.). Doch steht Chlodwigs Konversion offenbar mit dem Alemannenkrieg in Zusammenhang, womit er seinen Raubstaat auf den Mittel- und Oberrheinbereich ausgedehnt, vielleicht auch ostrheinisches Gebiet schon seiner Kontrolle unterworfen hat.

Die Alemannen (oder Sueben), erstmals 213 genannt, waren aus dem Elbgebiet eingewandert und vermutlich Ende des 2. Jahrhunderts durch verschiedene westgermanische Heer- und Wanderhaufen in der Gegend des Mains verstärkt worden; heißt ihr Name doch, was noch heute jeder (wenn er's weiß) heraushört: alle Männer. Die Alemannen, die an Rhein und Limes die Grenzen des römischen Reichs bedrängten, waren im Jahr 406, zum Teil mit Wandalen und Alanen, nach Gallien und Spanien gewandert. Ihre Mehrheit aber hatte das Elsaß erobert, ein großes Gebiet der heutigen Schweiz sowie das Land zwischen Iller und Lech.[12]

Als sie von dort weiter nach Nordwesten vorzudringen suchten, stießen sie mit den Franken zusammen, besonders mit den das Moselgebiet beherrschenden Rheinfranken. Diese, bereits um 475 mit den Burgundern gegen die Alemannen verbündet, setzten sich um 490 in einer Schlacht bei Köln, wo man den dortigen Kleinkönig Sigibert am Knie verwundet hat (vgl. 74), nicht deutlich durch. Grund genug für Chlodwig, einzugreifen: um 496/497 blieb bei (dem nicht genau lokalisierten) Tolbiacum, wahrscheinlich im Elsaß, der namentlich bisher unbekannte alemannische König auf dem Schlachtfeld. Chlodwig fiel in das rechtsrheinische Alemannien ein und vernichtete einen großen Teil seiner noch heidnischen Bewohner. Ein Jahrzehnt später, um 506, erhoben sie sich zwar weithin wieder, wurden jedoch, vielleicht bei Straßburg, erneut blutig zusammengeschlagen, wobei abermals der Alemannenkönig in der Schlacht umkam. Von den Franken verfolgt, flohen sie südwärts bis ins Alpenvorland, in die Raetia prima (Provinz Chur), die Raetia secunda (Provinz Augsburg), (Einfluß-)Gebiete des Ostgotenkönigs Theoderich, der seinem

Schwager Chlodwig Einhalt geboten und die Flüchtlinge in Rätien, in Pannonien, in Norditalien angesiedelt hat. Im Elsaß aber, im südlichen Rheinhessen, in der Pfalz, in Gegenden an Main und Neckar gerieten die Alemannen unter die direkte Gewalt Chlodwigs. Und von da aus drangen die Franken später weiter nach Osten vor, bis zur Saale, zum oberen Main und fast bis zum Bayrischen Wald.[13]

Wann Chlodwig sich taufen ließ, weiß man nicht sicher. Die hl. Chlotilde rief seinerzeit «heimlich» den hl. Bischof Remigius, der ja mit Chlodwig schon kontaktierte, als noch die Arianer den «scharfen Geist» des Königs zu benebeln suchten. Und nun sucht sie, die hl. Gattin, durch den hl. Remigius, schreibt der hl. Gregor, «das Wort des Heils dem König zu Herzen zu führen».

Und da alles Heilige sich so findet, geschieht schließlich wieder, wie so oft, eine Art Wunder, «rief alles Volk zur selben Zeit ...: Wir verlassen die sterblichen Götter, gnädiger König, und sind bereit zu folgen dem unsterblichen Gott, den Remigius verkündet.» Zusammen mit seinen Schwestern Lantechilde (einer Arianerin, die aber nun erkennt oder doch «bekennt, daß der Sohn und der Heilige Geist gleichen Wesens mit dem Vater sei») und Albofledis, die Nonne wurde, sowie mit angeblich 3000 Franken, wahrscheinlich Kriegern, läßt sich König Chlodwig mit großem Pomp und im Beisein vieler Bischöfe in Reims taufen – Anno 496 oder 497 nach den einen, 498 oder 499 nach den anderen, und nach Forschern, die den Alemannenkrieg 506 ansetzen, 506, 507 oder 508 – «das erste Datum der deutschen Kirchengeschichte» (Kawerau). Es knüpft bezeichnenderweise an ein großes Blutbad an und ist eines der wichtigsten Ereignisse des Frühmittelalters. Nicht weil Chlodwig Christ, sondern weil er römisch-katholischer Christ wurde, was das Schicksal der Franken und Europas bestimmt; was über das Kaisertum Karls zu einer engen Verbindung mit dem Papsttum führt und zum «Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation».[14]

König Chlodwig und zwei «Heilige Gottes»

Chlodwigs Taufe war ein grandioses Fest. Straßen und Kirchen prangten im Schmuck. Die Taufkirche selbst erfüllte «himmlischer Wohlgeruch», ja, die Anwesenden meinten, versetzt zu sein «in die Wohlgerüche des Paradieses». Der König aber schritt, berichtet Gregor von Tours, als «ein neuer Konstantin» – ein vernichtend treffender Vergleich – «zum Taufbade hin, sich reinzuwaschen von dem alten Aussatz und sich von den schmutzigen Flecken, die er von alters her gehabt, im frischen Wasser zu reinigen». Und Remigius, «der Heilige Gottes», sprach ihn «mit beredtem Munde also an: ‹Beuge still deinen Nacken, Sicamber, bete an, was du verbrannt, verbrenne, was du angebetet hast›» (adora quod incendisti, incende quod adorasti).

Wer war dieser Heilige, der so frech zur Verfolgung rief, wie seinerzeit auch sein Kollege Avitus?

Remigius, gleich den meisten (nicht nur) damaligen Prälaten «vornehmer» Abkunft, avancierte bereits mit 22 Jahren zum Bischof von Reims. Sein älterer Bruder Principius war ebenfalls Bischof (von Soissons) und ebenfalls Heiliger. (Seine Überreste sollen 1567 von den Calvinisten verbrannt worden sein.) Remigius, der Apostel der Franken, predigte Heiden und Arianern mit Feuereifer den Katholizismus, er führte geradezu «einen radikalen Krieg» (Schultze), wobei er, so ein Konzil von Lyon, «überall die Altäre der Götzen zerstörte und mächtig den wahren Glauben unter vielen Zeichen und Wundern verbreitete».[15]

Nach Gregor von Tours hat Bischof Remigius den Chlodwig an Weihnachten 496 in Reims getauft. Angeblich brachte dazu eine Taube ein Salbölfläschchen – eine Fälschung, die erstmals dreieinhalb Jahrhunderte später bei dem berüchtigten Bischof Hinkmar von Reims auftaucht, der 852 den hl. Leib des Remigius noch unverwest aufgefunden haben will. Das wunderbare Salbölfläschchen aber wurde in der Abtei St. Remigius zu Reims «unter vielen Schlössern» gehütet und bis zum 18. Jahrhundert bei der Krönung der französischen Könige gebraucht, wobei das Salböl,

ein weiteres Wunder, nie ausging – wie der Schwindel in dieser Religion.

Gefälscht hatte man längst am laufenden Band (III 1., 2. u. 3. Kap.). Auch der Brief des Papstes Hormisdas, der Remigius zum Apostolischen Vikar für Gallien ernennt, ist eine Fälschung. Und ebenfalls gefälscht wurde ein angeblicher Gratulationsbrief von Papst Anastasius II. (496–498) zur Chlodwig-Taufe. Der Römer hatte kein großes Interesse am Abendland, geschweige an einem fränkischen Bauernfürsten. Vielmehr suchte er das Akakianische Schisma im Osten zu beenden, dabei so versöhnungsbemüht – in der Hölle sieht Dante das Grab dieses Papstes im «Ketzer»-Kreis –, daß es nach seinem Tod zur Aufstellung eines Gegenpapstes, zu Straßenkämpfen und Kirchenschlachten kam (II 336 ff.). Das bedeutendste Ereignis aber seines Pontifikats, die weltgeschichtliche Entscheidung im Norden, den Beginn des katholischen Sieges über den Arianismus, des christlichen Sieges über das germanische Heidentum, hatte Papst Anastasius ignoriert. Dies quälte später Abbé Jérôme Vignier, einen auch sonst als Fälscher hervorgetretenen Oratorianer, derart, daß er Chlodwig im Namen von Papst Anastasius (etwas verspätet) beglückwünscht hat – im 17. Jahrhundert.[16]

Echt war dagegen ein – leider undatierter – Glückwunschbrief, den der hl. Avitus, der mächtige Metropolit von Vienne (um 490–518), zur Taufe Chlodwigs schickte, worin es hieß: «Euer Glaube ist unser Sieg»!

Avitus, «von Adel» wie Remigius, sogar mit Kaiser Avitus verwandt, war der Sohn seines Vorgängers, Erzbischofs Isichius von Vienne, und Bruder des Bischofs Apollinaris von Valence. So einträgliche, einflußreiche Ämter behielt man gern in der Familie (vgl. III 499 f.). Wie die Heiligkeit. Bischof Remigius und sein Bruder Principius waren Heilige. Ebenso Bischof Avitus und sein Bruder Apollinaris. Und wie Remigius ist auch Avitus ein Fanatiker gewesen (Fest: 5. Februar). In seinen «wundervollen Briefen», schwärmt der hl. Gregor, «schmetterte er die Irrlehre zu Boden» – die eutychianische und pelagianische Häresie, besonders aber den Arianismus.

Neben Lyon zählte die Metropole Vienne zum «wichtigsten Vorort der katholischen Kirche im arianischen Burgunderreich» (Zotz). Und mit seinem hl. Bruder Bischof Apollinaris (Fest: 5. Oktober) arbeitete Avitus verbissen für den Übertritt dieses Reiches zum Katholizismus. Der Oberhirte pries König Chlodwig die Taufe zur Festigung des Kriegsglückes an. Ähnlich dachten und schrieben später andere, etwa Bischof Nicetius von Trier, gleichfalls Heiliger (Fest: 1. Oktober). Der hl. Avitus empfahl Chlodwig – ein großes Thema des Mittelalters – die Heidenmission als Machterweiterung, er empfahl Krieg: «die Glaubenssaat unter die ferner wohnenden Stämme» auszustreuen, «frisch und ohne Scheu»; es werde ihm das «weiche Taufgewand die Kraft der starren Waffen mehren»! Heute freilich möchte man uns eine friedliche Mission des Avitus einreden. Eine «Waffenmission» sei ihm ebenso «unerwünscht» gewesen, wie ein «anti-arianischer Ketzerkrieg» (Staubach). In Wirklichkeit umjubelte Erzbischof Avitus den Frankenkönig derart – «Unsterblichen Ruhm hinterlaßt ihr der Nachwelt» –, daß ihn die Burgunder, deren Katholisierung in der Tat sein «Hauptverdienst» ist, später der Untreue verdächtigten.[17]

Selbstverständlich ließ Katholik Chlodwig auch die Seinen, noch Heiden oder Arianer, konvertieren, so daß schließlich das ganze Königshaus der Franken katholisch ist. Ergo besteht fortan ein enges «Bündnis zwischen Königtum und Episkopat» (Fleckenstein). Kirchenfürsten nehmen die ehrenvollste Stelle in Chlodwigs Umgebung ein und haben den größten Einfluß auf ihn, besonders Avitus und Remigius.

Natürlich wird die Geistlichkeit reich aus der Kriegsbeute des Merowingers beschenkt. Großzügig bedenkt er die Prälaten mit Stiftungen, mit Landzuweisungen. Sogar im Krieg sucht er Kirchenbesitz und Kirchenbauten möglichst zu schonen. So überschreitet die katholische Agitation jedes Maß. Man identifizierte geradezu das Schicksal des Königs und das des Katholizismus, suggerierte Chlodwig das Elend der ach so unterdrückten Catholica, einen Kampf auf Leben und Tod gegen den Arianismus. Und er «fühlte sich jetzt als auserwähltes Werkzeug Gottes und frönte erst recht seiner Eroberungslust» (Cartellieri).

Von nun an wirkten «Königtum und Kirche vereint für die weitere Ausbreitung des Christentums» (Schultze). Einerseits wurde das Frankenreich die Hauptstütze des Katholizismus. Andererseits sicherte sich so Chlodwig bei seiner Eroberung Galliens den Beistand des galloromanischen Klerus. Dieser wieder schützte dadurch seine riesigen Reichtümer vor dem Zugriff der Arianer und unteren Volksschichten. Zugleich aber brachte er das galloromanische Volk auf die Seite der Franken. Und bedenkt man, daß damals Römer und Nichtrömer einander weniger fremd waren als Arianer und Katholiken, wird verständlich, wie aufmerksam sich das katholische Gallien und besonders seine Priester dem einzigen katholischen Germanenkönig zuwandten. Die Katholiken, sagt Gregor von Tours, wünschten sehnlichst die fränkische Herrschaft herbei.[18]

Natürlich gaben bei Chlodwigs Bekehrung politische Motive den Ausschlag, falls er überhaupt, unwahrscheinlich genug, andere hatte. Doch durch alle Jahrhunderte behaupteten die Apologeten das Gegenteil. Schon der Trierer Bischof Nicetius, die «Zierde des fränkischen Episkopats», führt um 565 gegenüber Chlodwigs Enkelin Chlodoswinth die Konversion des Königs auf die Erkenntnis der «Wahrheit» zurück, auf die «Richtigkeit der katholischen Lehre». Und noch 1934 behauptet der katholische Theologe Algermissen, «nicht Zwang und ‹Schwertmorden›, sondern religiöse Überzeugung bewog einen so tapferen und klugen germanischen Helden wie Chlodwig zur Verwerfung seines heidnischen Irrwahns und zur freien Annahme der Lehre des Gekreuzigten».[19]

In Wirklichkeit war, von der Forschung heute weithin vertreten, Chlodwigs Bekehrung ein Politikum, wie einst die Konstantins. Anders als alle anderen Germanenvölker nahm der König mit den Seinen den Katholizismus an, weil dies zwischen dem Eroberer und den unterworfenen und noch zu unterwerfenden Galloromanen von vornherein eine Verbindung ergab, die den übrigen Germanenreichen fehlte. Chlodwig, von früh an der Kirche zugetan, wurde Katholik, um die arianischen Germanenstämme unterjochen und das angrenzende Gallien mit seiner

starken Mehrheit katholischer Romanen leichter gewinnen zu können.

Mit Hilfe der katholischen Kirche des Landes schuf er so das Reich der Franken, das von Anbeginn aus zwei Hälften bestand, teils germanisch, teils gallorömisch war. Im Norden, in ihren ursprünglichen Wohnsitzen, in Brabant, Flandern, an Niederrhein und Mosel, saß die Masse der Eroberer, der (salischen) Franken, übrigens auch nach ihren Eroberungen, indes ihr Reich, das Erbe Roms und seiner Verwaltung antretend, sich über das vorherrschend römische Gallien südlich der Loire erstreckte. (Man schätzt heute den fränkischen Bevölkerungsanteil zwischen Rhein und Loire auf zehn Prozent, im Süden auf zwei Prozent, bei vielleicht fünf Millionen Menschen in Gesamtgallien.) Der Einfluß der Kirche aber auf die galloromanische Bevölkerung war groß, der Katholizismus das am besten organisierte und brutalste Christentum. Dies nützte Chlodwig, ganz wie einst Konstantin. Und natürlich konnte er nie vergessen, daß es im Süden noch starke arianische Staaten gab: in Spanien die Westgoten, die noch immer Narbonne besaßen; in Italien die Ostgoten, die auf die Provence übergriffen.[20] Und schließlich waren da auch noch die arianischen Burgunder.

Chlodwigs Burgunderkrieg (500) – «das Glück des Reiches» und ein hl. Landesverräter

Es ist umstritten, ob die Burgunder, ein ostgermanisches Volk, von Bornholm stammen, das noch im 13. Jahrhundert ihren Namen führte: Burgundarholm (dänisch: Borghundarholm; Erweiterung wieder vom älteren Burgund, d. h. Bergland), oder ob die als ursprüngliche Heimat wohl doch zu klein erscheinende Insel ihnen nur als Sprungbrett von Skandinavien aufs südliche Festland diente.[21]

Die Burgunder, schon in vorchristlicher Zeit nach Mitteleuropa, ins Gebiet zwischen Oder und Weichsel gezogen, wanderten,

bedrängt von Goten und Rugiern, um 200 in die Niederlausitz, im 3. Jahrhundert in das Tal des oberen, des mittleren Mains und in den Odenwald. Durch die Völkerflut des Jahres 406 von Alanen, Sueben, Wandalen den Maingegenden entrissen, setzten sie sich, ohne weiter mit diesen Stämmen zu ziehen, als römische Foederaten zwischen Mainz und Worms (Borbetomagus) fest. 413 ist ihr König Gundahar (Gunther) als Foederatenkönig nachweisbar. 435 brechen sie in Gallien ein. Zwei Jahre später überrennen die Hunnen, was östlich des Rheins verblieb. Und was damals von dem Wormser Burgunderreich nicht ausgelöscht wurde – angeblich 20 000 Menschen, der historische Hintergrund des Nibelungenliedes –, siedelte als Foederaten der Römer, die sie gegen die Alemannen einsetzten, in der Sapaudia (Savoyen), vor allem um den Genfer See, von wo aus sie das Rhônetal abwärts zogen und nördlich fast bis zur oberen Seine.[22]

Seit der Mitte des 5. Jahrhunderts vergrößerte sich das burgundische Territorium rasch und reichte schließlich vom Oberlauf der Loire bis an den Rhein, von der Provence bis nach Langres im Norden. Die Hauptstadt war seit etwa 461 unter König Gundiok (Gundowech) Lyon. 463 wurde er magister militium per Gallias, römischer Heermeister, wie dann sein jüngerer Bruder Chilperich I., der offenbar erst mit ihm, nach Gundioks Tod (470) aber allein die Burgunder führte. Etwa ein Jahrzehnt später regierten Gundioks vier Söhne: Gundobad als Hauptherrscher (princeps) in Lyon, Godegisel in Genf, die beiden anderen Brüder, Chilperich II., der Vater der hl. Chlotilde, und Godomar, wahrscheinlich in Valence und Vienne.[23]

Das Christentum lernten die Burgunder erstmals wohl gegen Ende des 4. Jahrhunderts durch die donauaufwärts wandernden Westgoten kennen. In Gestalt des Arianismus brachten sie es vielleicht bereits an den Rhein. Daß sie damals Christen «in irgendeiner Form» waren (Schmidt), geht aus dem Nibelungenlied hervor. Allmählich aber neigten sie dem Katholizismus zu. Bereits König Gundiok, obwohl Arianer, wird 463 von Papst Hilarius – der einstige Diakon auf der «Räubersynode» von Ephesus (II 220 ff.) schrieb als Papst fast nur noch an westliche Adressaten

(II 297) – «filius noster» genannt. Und Gundioks Sohn Gundobad (480–516) gerät, nach Kriegen gegen seine drei dabei umkommenden Brüder (Chilperich ließ er mit seiner Familie bis auf zwei Töchter, eine künftige Heilige und eine künftige Nonne, ermorden), als Alleinherrscher immer mehr unter den Einfluß der katholischen Kirche, besonders des hl. Avitus, ohne freilich den letzten Schritt zu tun.[24]

Das kurzlebige Königreich der Burgunder – nach heutiger Forschung «5000 Krieger und 25 000 Seelen» umfassend (Beck) – lag südöstlich von den Franken, im Juragebiet zwischen Rhône, Saône und den Alpen. Als es Chlodwig Anno 500 überfiel, motivierten ihn wohl weniger die Rachegelüste der hl. Chlotilde als der verkehrsmäßig sehr wichtige Rhôneraum, die Alpenpässe Hochburgunds. Die katholische Kirche aber, auf die der König hörte, scheint diesen Krieg mit inszeniert zu haben, und zwar die der Franken wie die Burgunds. Verbreitete sich doch «schon überall in diesen Gegenden», so der hl. Gregor, «der Ruf von der furchtbaren Macht der Franken, und alle wünschten sehnlichst unter ihrer Herrschaft zu stehen»!

Gundobad selbst bezichtigte die katholischen Bischöfe Burgunds, damals 25, an ihrer Spitze Avitus von Vienne, den eigenen König verraten zu haben, obwohl ihre Lehre von der Obrigkeit dies verbot und Gundobad den Katholiken sehr wohlwollend gegenüberstand. Von Chlodwig aufgestachelt, ging auch Gundobads Bruder Godegisel, der Unterkönig von Genf und fürsorgliche Onkel von Chlodwigs Gattin Chlotilde, zu den Franken über, denen er jährliche Tribute zusagte sowie die Überlassung nicht näher bezeichneter Gebiete. «Solches hörte Chlodwig gern . . .» Und dank dieses Verrats besiegten die Verbündeten in der Schlacht an der Ouche bei Castrum Divionense (Dijon) Gundobad, der sich, schwer geschlagen, gerade noch in das feste Avenio (Avignon) retten konnte, an dessen Mauern Chlodwig scheiterte. Er verwüstete die Äcker, fällte die Ölbäume, vernichtete die Weinberge, die Ernte, während Godegisel triumphierend in Vienne einmarschierte.

Doch nach dem Abzug der Franken gewann Gundobad, mit

Hilfe wohl der Westgoten unter Alarich II., wieder die Oberhand. In Vienne schloß er den Bruder ein und stach ihn in einer arianischen Kirche, wo er Asyl gesucht, samt einem arianischen Bischof, mit eigener Hand nieder. Seinen Anhang ließ er grausam zu Tode foltern. Und da auch ein weiterer Bruder Gundobads, Chilperich, der Vater der hl. Chlotilde, das Zeitliche bereits gesegnet hatte (nach umstrittener fränkischer Überlieferung gleichfalls, nebst Gattin, unter Gundobads Mörderhand) und dieser 501 Alleinherrscher geworden war, vermochte der hl. Avitus, der lebenslang Burgund katholisch zu machen suchte, immerhin zu schreiben: «Es war das Glück des Reiches, daß die Zahl der königlichen Personen sich verminderte; soviel allein blieb der Welt erhalten, wie für die Herrschaft ausreichte. Wiedereingesetzt wurde dort, was der katholischen Wahrheit gewogen war.»

In Genf nämlich trat anstelle Godegisels jetzt Gundobads Sohn Sigismund, der zwischen 496 und 499 durch Avitus katholisch geworden. Und die Ermordung der Königsbrüder, von denen Godegisel die Katholiken besonders geschätzt, in Lyon sogar ein Nonnenkloster gegründet hatte, sah der hl. Kirchenfürst als gerechtfertigt an, da ja nur noch der Katholik, der künftige Heilige und künftige Mörder Sigismund (S. 83 f.), und der Mörder Gundobad lebten, der den Sieg des Katholizismus nicht mehr wesentlich behindert hat.[25]

Erzbischof Avitus aber ließ nicht locker. Obwohl er einerseits aus den «Anzeichen der Trübsale» doch «das Ende der Welt fast schon bevorstehen» sieht, wie später ganz ähnlich Papst Gregor «der Große» (7. Kap.), beschäftigt ihn unablässig die Tagespolitik, und auch dies wird bei Gregor nicht anders sein. In Briefen und Gesprächen dringt Avitus immer wieder auf den Brudermörder ein, der auch bereits mit diversen katholischen Prälaten sympathisiert, mit Stephan von Lyon etwa, Sidonius Apollinaris, dem hl. Epiphanius von Pavia. Auch weilten in nächster Umgebung des Königs schon Katholiken. Ja, er selber ist, wie bereits Chilperich I. und II., mit einer Katholikin (letzterer mit Caratene, der Mutter Chlotildes) verheiratet gewesen. Doch obwohl Avitus bei jeder Gelegenheit Gundobad zum «wahren Glauben» zu brin-

gen und «der arianischen Irrlehre» den Garaus zu machen suchte, verharrte der König «bis an sein Lebensende in seiner Torheit» (Gregor von Tours), wie gern er auch in der Bibel las, wie geistlich angekränkelt er überhaupt war. «Bekenne ich nicht das Gesetz Gottes?» hielt er dem ihn bedrängenden katholischen Eiferer entgegen. «Aber weil ich nicht drei Götter will, sagt ihr, ich bekenne das göttliche Gesetz nicht. In der hl. Schrift habe ich nur von Einem Gotte gelesen.» – Nicht einmal ein vorgegaukeltes Wunder führte zum Erfolg: In der Osternacht wurde Gundobads Palast «durch einen Blitzstrahl eingeäschert ... Der heilige Bischof aber ... flehte unter Tränen und Seufzern Gottes Barmherzigkeit an ... und der Strom seiner fließenden Tränen löschte den Brand».[26]

Es dauerte nur wenige Jahre, so folgte der Krieg gegen die Westgoten, unter allen germanischen Völkern lange das erste und angesehenste, in Gallien zunächst auch das mächtigste und daher seit längerem Chlodwigs Hauptangriffsobjekt, sein eigentliches Ziel.

Die Westgoten

Der ostgermanische Volksstamm der Westgoten (Wisigoten) hatte sich schon früh, noch am Djnepr, von den Ostgoten getrennt. Diese wurden schließlich in einem grauenhaften zwanzigjährigen Krieg durch den katholischen Kaiser Justinian I. und nicht ohne energischen Beistand des Papstes sowie den der «jungfräulichen Gottesmutter», die als «strategischer Berater» fungierte, vollständig ausgerottet (II 424 ff.). Die Westgoten waren an der Donau arianische Christen geworden und dann in jahrzehntelangen Raubzügen durch die nordgriechischen Reichsprovinzen, durch Illyrien und Italien gezogen (I 405 ff., II 21 ff.). Nach dem Tod ihres Königs Alarich I., 410 bei Cosenza im Busento begraben, wandten sie sich unter seinem Schwager und Nachfolger Athaulf 412 nach Gallien und fielen 415, durch ein römisches Heer bedrängt, über die Pyrenäen in Spanien ein. Im Sommer erlag der

König in Barcelona dem Mordanschlag eines katholischen Gefolgsmanns. Athaulfs Kinder aus erster Ehe fielen seinem katholischen Nachfolger Sigerich zum Opfer, ehe dieser selbst, schon nach einer Woche, umgebracht worden war. Und dessen Nachfolger Wallia wieder (415–418) ließ zunächst jeden Westgoten töten, dem er ebenfalls Thronansprüche zutraute. Dann dezimierte er in kaiserlichem Auftrag in langwierigen Kämpfen Wandalen, Sueben und Alanen, die 409 in Spanien eingedrungen waren. Ein Teil der Wandalen, die Silingen, und die Alanen wurden dabei fast gänzlich vernichtet. Danach siedelten die Westgoten, aus Spanien abberufen, weitgehend selbständig im südwestlichen Gallien mit dem Königssitz Toulouse.[27]

Auch unter den Westgoten gab es eifrige Christen, wie König Theoderich II. (453–466), der täglich, noch im Morgengrauen, die Frühmesse besucht, freilich auch seinen älteren Bruder Thorismund 453 ermordet hat, in der gewalttätigen gotischen Königsgeschichte immerhin «der erste und einzige, der eines vorbedachten Brudermordes aus bloßer Machtgier fähig war» (Giesecke). Theoderich bekriegte vor allem die Sueben, die seit einem halben Jahrhundert in den Gebirgen des heutigen Portugal ansässig und erst seit kurzem Katholiken waren. Es kam anscheinend zu verheerenden Kämpfen, und im Oktober 456 besiegte Theoderich den Suebenkönig Rechiar, einen Katholiken, seinen Schwager. Er wurde im Dezember hingerichtet, der Katholizismus vollends vernichtet und das Suebenvolk über hundert Jahre arianisch.

Wie Theoderich II. aber im Thronkampf seinen Bruder Thorismund ermordet hatte, so fiel er selber 466 durch seinen Bruder Eurich, dem eigentlichen Gründer des Westgotenreiches, das länger bestand als alle Ostgermanenstaaten, bis 711/713, als ihm die Araber ein Ende machten.[28]

Bei den Westgoten kam es immer wieder zu Querelen mit den zahlenmäßig weit überlegenen Romanen, weniger wegen der großen Landabtretungen, wegen ethnischer Mißachtung der germanischen «Barbaren», als aus religiösen Gründen. Die gotischen Könige erkannten zwar im allgemeinen Glaubensfreiheit prinzipiell an, waren sowohl gegenüber dem Katholizismus als auch

gegenüber häretischen Sekten meist äußerst duldsam. Aber sie hatten es mit einer grundsätzlich intoleranten, aggressiven, vom Bekehrungsfanatismus besessenen Kirche zu tun, mit dauernden landesverräterischen Umtrieben auch des katholischen Klerus, der stets von neuem mit den Feinden der Arianer kollaborierte.[29]

Eurich (466–484) wurde der bedeutendste Fürst seines Volkes und schließlich sogar der mächtigste Germanenkönig seiner Zeit. Er dehnte das Westgotenreich im Norden bis zur Loire aus, während es im Südosten bis in das Mündungsgebiet der Rhône reichte. Eurich war aber auch ein überzeugter Arianer, ja, angeblich ein so entschiedener Katholikenfeind, daß es ihm widerstrebt haben soll, das Wort «katholisch» auch nur auszusprechen. Arianische Priester gehörten jedenfalls zu seinem engsten Kreis, auch zu seiner Tafelrunde.

Durch den Tod erledigte katholische Pfarr- oder Bischofsstellen ließ der König lange unbesetzt. So verwahrlosten Kirchen, verfielen. Sidonius Apollinaris, Clermonts Oberhirte, klagt: «Man kann sehen – es ist zum Weinen! – wie Kuhherden nicht nur in den halboffenen Vorhallen liegen, sondern sogar die von Unkraut überwucherten Seiten der grünenden Altäre abweiden.» Doch durfte selbst Sidonius nach kurzer Verbannung auf seinen Stuhl zurück (der übrigens in der Familie blieb, sein Sohn Apollinaris drückte ihn wieder: III 500). Denn Eurich bekämpfte die Katholiken in Wirklichkeit maßvoll, ja, unterhielt zu mehreren Bischöfen gute Beziehungen.[30]

Der König residierte in Toulouse (Tolosa). Von dort drangen seine Generale sowohl nach Norden wie nach Spanien vor, gegen Bretonen kämpfend, Franken, Burgunder, gegen römische Truppen des comes Paulus und kaiserliche aus Italien, auch gegen die Sueven. In Gallien schoben sie, im harten Kampf wider Adel und katholische Prälaten, die Grenze bis zur Loire, Saône, Rhône und, seit 477, bis zur Provence vor. Mancherorts beteiligten sich die katholischen Oberhirten führend am Widerstand; Bischof Sidonius etwa, der beim Vorstoß gegen die Auvergne, zusammen mit seinem Schwager Ecdicius, sogar jahrelang Clermont verteidigt hat. Und in nicht minder harten Kämpfen eroberten die Goten

Spanien, manche Städte dabei jahrelang belagernd. Im Friedensvertrag von 475 erkannte der römische Kaiser Nepos König Eurich als souveränen Herrscher über die von ihm eroberten Gebiete der pyrenäischen Halbinsel an.[31]

Im Großreich von Toulouse (418–507), dessen diplomatische Beziehungen unter Eurich bis zu den persischen Sassaniden reichten, stellten die Westgoten allenfalls zwei Prozent der Bevölkerung. So konnten sie dem steten Druck der Merowinger aus dem Norden nicht standhalten: Chlodwig erstrebte den Zugang zur Mittelmeerküste.

DER KRIEG GEGEN DIE WESTGOTEN

Eurichs Sohn Alarich II. (484–507), Gatte der zweiten Tochter Theoderichs, Thiudigotha, scheint nichts Gutes geahnt zu haben. Als er nämlich sah, berichtet Gregor von Tours, «daß König Chlodwig ohne Unterlaß die Völker bekriegte und sich unterwarf, schickte er Gesandte an ihn und sprach: ‹Wenn es meinem Bruder beliebt, so wäre es der Wunsch meines Herzens, daß wir uns einmal sehen, so Gott will.›» Die beiden Potentaten trafen sich um 502 auf einer Loire-Insel bei Amboise, anscheinend an der Grenze zwischen ihren Reichen, «sprachen, aßen und tranken miteinander, gelobten sich Freundschaft und schieden dann in Frieden».[32]

Aber Alarich II. war Arianer. Und obwohl die arianischen Westgotenkönige die Katholiken Synoden halten, Klöster gründen, Kirchen bauen und restaurieren ließen, obwohl auch Alarich selbst katholische Minister hatte und katholische Bischöfe begünstigte, empfanden es vor allem die Bischöfe seit langem als sehr schmerzlich, Untertanen eines andersgläubigen Königs, eines «gottlosen Fürsten» (nefarius princeps) zu sein – «viele wünschten schon damals in allen gallischen Landen von ganzem Herzen, die Franken als Herren zu haben» (Gregor von Tours).

So orientierte sich der meist aus Angehörigen des römischen Senatorenadels bestehende katholische Episkopat Galliens als-

bald an Chlodwig, dem einzigen katholischen Germanenkönig, zumal der den Bischöfen auch noch brieflich bedeutete, daß der Kirche aus dem Krieg zwischen Franken und Westgoten kein Schaden entstehen dürfe.[33]

Verschiedene Prälaten leiteten längst auch politisch Städte, ganze Gebiete, organisierten die Verteidigung, verhandelten mit dem Feind. Bezeugt ist dies beispielsweise für das Jahr 451 von Anianus von Orléans und Lupus von Troyes. Und natürlich sympathisierten Bischöfe der westgotischen Gebiete schon lange vor Kriegsbeginn 507 mit den Franken, traten sie «bereits vor dem fränkischen Angriff auf die Seite der neuen Herren und sicherten diesen schon sehr früh die Unterstützung im Lande» (Bleiber).

Bischof Volusianus von Tours, ein Angehöriger des senatorischen gallischen Adels, erleichterte wahrscheinlich Chlodwig die Eroberung von Tours. Als es 496 Alarich II. zurückgewann, wurde der Bischof des Landesverrats für schuldig befunden und verbannt – «gleich wie ein Gefangener nach Spanien gebracht» (Gregor von Tours). Auch sein Nachfolger Verus mußte wegen Konspiration mit den Franken noch kurz vor der Entscheidungsschlacht zwischen Chlodwig und Alarich ins Exil. Ebenso Cäsarius von Arles, von dem das alte katholische Kirchen-Lexikon von Wetzer/Welte versichert: «Sein Leben war heilig.» Eben, eben! Bischof Cäsarius wurde gleich dreimal hochverräterischer Beziehungen zum Landesfeind bezichtigt und dementsprechend auch gleich dreimal exiliert oder eingesperrt. Das erstemal kam er um 505 nach Bordeaux, das zweitemal brachten ihn Anschuldigungen «der Juden und Arianer» (Wetzer/Welte) hinter Gitter, das dritte- und letztemal steckte man ihn – «auch jetzt gewiß nicht ohne Grund» (Schmidt) – 513 unter militärischer Bedeckung nach Ravenna, wo er nur infolge der Fürsprache vor allem des Bischofs Ennodius von Pavia der Bestrafung entging. Quintianus, Oberhirte von Rodez, der unter demselben Verdacht stand (obwohl er Alarich sein Bistum verdankte!), floh «bei Nacht» ins Frankenreich. In Arvern (Clermont) bekam der «Mann Gottes» von dem Bischof Eufrasius dann gleich «Häuser, Äcker und Weinberge». Denn: «Das Vermögen unserer Kirche, sprach er, ist groß genug . . .»[34]

Zwar hatten die katholischen Seelenhirten noch auf der Synode von Agde (506) unter dem Vorsitz des Cäsarius von Arles («Sein Leben war heilig») König Alarich II. ihre Ergebenheit versichert und, wie die Konzilsakten festhalten, «mit zur Erde gebeugten Knien für seine Herrschaft, für langes Leben und für das Volk zu dem Herrn gebetet». Doch derselbe Galactorius, Bischof von Béarn, der in Agde derart für König Alarich gebetet und die Treueversicherung unterzeichnet hatte, trat alsbald an die Spitze eines bewaffneten Haufens, um offen Chlodwigs Heer zu unterstützen. Er wurde aber vor der Entscheidungsschlacht abgefangen, besiegt und hingerichtet – und als «Märtyrer» Heiliger der Kirche![35]

Die unverhohlene Sympathie der Bischöfe seines nächsten Schlachtopfers kam Chlodwig natürlich sehr zustatten. Anno 507 schloß er ein Bündnis mit den Burgundern und eröffnete dann mit der Erklärung: «Es kümmert mich sehr, daß diese Arianer immer noch einen so schönen Teil Galliens besitzen. Auf, mit Gottes Hilfe, laßt uns das Land erobern» im Frühjahr unter Bruch des 502 geschlossenen Friedens den Krieg gegen die schlecht vorbereiteten Westgoten. Unterstützt wurde er von den Rheinfranken unter Führung von Chloderich, dem Sohn König Sigiberts von Köln, «des Lahmen», sowie von den Burgundern, die aber vielleicht erst nach der Entscheidungsschlacht sich anschlossen. Sogar die katholischen Byzantiner waren dem katholischen Frankenkönig gefällig. Das demonstrative Erscheinen einer Flotte von 100 Schiffen in Süditalien, wo die Kaiserlichen die Küsten Apuliens und Kalabriens brandschatzten, verhinderte den rechtzeitigen Beistand des arianischen Ostgotenkönigs Theoderich.[36]

Es kam zu einer Reihe schwerer Gemetzel – «im Zeichen der Heiligen Martinus und Hilarius», der beiden «Vorkämpfer gegen den Arianismus», der «Lehrmeister des gallischen Episkopates», «Patrone des Frankenreichs» (Ewig). Denn Chlodwig, der die Kirchen und den Klerus unter seinen besonderen Schutz stellte, versäumte nicht, dem Krieg, den er zur Stillung seiner Raublust, Machtsucht wohl weit mehr als aus religiösen Gründen führte, den Charakter eines heiligen Kampfes zu geben, eines Glaubens-

krieges zur Befreiung der ach so unterdrückten katholischen Hierarchie, die ihn natürlich mit offenen Armen aufgenommen, ihm vielfach die Stadttore geöffnet, wenn sie nicht gar selbst mitgekämpft hat, wie der Sohn und Nachfolger von Sidonius Apollinaris, Bischof Apollinaris. Hatte der Vater schon zwischen 471 und 474 als Bischof die Verteidigung Clermonts gegen die Westgoten organisiert, so führte nun der bischöfliche Sohn seine Diözesanen in die Schlacht, wobei «eine große Menge Volks von Arvern umkam», wie der hl. Gregor stolz berichtet; «darunter fielen die vornehmsten Senatoren».[37]

Auf katholischer Seite bestreitet man (nicht nur) diesem Krieg gern, ja, mit Leidenschaft, den Charakter eines Religionskrieges. «496 hatte Chlodwig die Alemannen besiegt. 507 überwand er die arianischen Westgoten», schreibt Domvikar Algermissen, um nach Anführung einer langen Reihe fränkischer Raubkriege bis ins 9. Jahrhundert fortzufahren: «Bei all diesen Zügen handelte es sich um weltliche Eroberungszüge, wie sie in alten Zeiten den Völkern selbstverständlich waren, nicht etwa um Religionskriege. Daß es dabei auch zum ‹Schwertmorden› kam, braucht nicht erwähnt zu werden.» Klar, das läuft so nebenbei; «aber dies Blutvergießen geschah nicht gegen eine alte oder für eine neue Religion. Die Ausbreitung des Christentums erfolgte nicht durch die fränkischen Kriegsführer, die bestimmt keinen Missionstrieb hatten . . .»[38]

Chlodwig vielleicht wirklich nicht. Aber zumindest bedienten die Bischöfe sich seiner und noch vieler, vieler anderer christlicher Helden, hetzten sie die Fürsten, indirekt und direkt, an und auf.

Und wie stellt Bischof Gregor denn die Sache dar? Da befiehlt der Merowinger, in der Gegend von Tours dürfe «aus Verehrung gegen den heiligen Martinus» niemand etwas wegnehmen als Futtergras und Wasser. Und als dort einer seiner Haudegen doch etwas Heu holt, schlägt ihn der König «mit dem Schwert schneller nieder, als das Wort den Lippen entflieht, und sprach: ‹Wie sollen wir siegen, wenn wir den heiligen Martinus erzürnen?›» Darauf erhofft der Einmal-mehr-Mörder «ein Vorzeichen des Sieges in jenem heiligen Tempel» von Tours und erhält es auch prompt.

Weiter betet er in der Nacht beim Viennefluß, und am Morgen zeigt ihm «eine Hirschkuh von wunderbarer Größe auf Gottes Geheiß» eine Furt für seine Schlächter. Vor Poitiers strahlt ein Feuerglanz von der Hilariuskirche her, auf daß der König «um so schonungsloser, vom Licht des heiligen Bekenners Hilarius geleitet, die ketzerischen Scharen niederkämpfe, gegen welche dieser so oft für den Glauben gestritten». Wieder darf hier niemand «plündern», «rauben». Auch geschehen weitere Wunder und noch «viele andere Wunder». Und dann tritt endlich die katholische Liebe, die Nächsten-, die Feindesliebe in volle Aktion; es kommt zum «Schwertmorden» . . .[39]

Der Kriegszug – «ein Religionskrieg» (Pontal) und auch «als Religionskrieg» proklamiert (Ewig) – kostete Alarich II. gleich in der ersten Schlacht bei dem heutigen Vouillé (17 km nordwestlich von Poitiers), tief im westgotischen Reich, das Leben, laut Gregor durch Chlodwigs eigene Hand. Und alles verlief unter solch ungeheurer Anhäufung von Brand, Raub, Mord, daß eine spätere Zeit dies den Heiden im fränkischen Heer zuschrieb. «Doch war die Soldateska der Merowinger dafür bekannt, oft selbst im eignen Land nicht minder als im eroberten zu wüten: Felder, Häuser, Kirchen, rücksichtlos wurde verwüstet, geplündert, verbrannt, Kleriker und Laien noch am Altar massakriert.»[40]

Die Franken drangen tief ins Herz des Westgotenreiches vor, bis zur Garonne. Sie nahmen Bordeaux, wo Chlodwig überwinterte, und, im Frühjahr 508, gemeinsam mit den kurz zuvor in den Krieg eingetretenen Burgundern, die westgotische Königsstadt Toulouse. Hier raubten sie den gesamten Königsschatz, «Thesaurus Alarici» (Fredegar), da ihn der erste Alarich ein Jahrhundert früher durch die Eroberung Roms begründet hatte; ein Räuber beraubt den anderen, das Spiel der großen Politik – bis heute. Ein Königsschatz freilich war damals für germanische Fürsten fast so wichtig wie die Herrschaft über ein Volk, da sie nur mittels des Schatzes ihre Gefolgsleute entlohnen, ergo nur so herrschen konnten. Chlodwig ließ Toulouse in Flammen aufgehn und nahm dann auf ganz wunderbare Weise Angoulème. Denn: «Solche Gnade erwies ihm dort der Herr, daß die Mauern, als er sie

anblickte, von selbst niedersanken.» Katholische Kirchengeschichtsschreibung.

Darauf trennte sich Chlodwig wieder von den Burgundern und zog nordwärts, versäumte aber nicht, in Tours dem hl. Martin, seinem «Sieghelfer», einen Teil der großen Beute abzutreten – feiner gesagt, mit Gregor: «er weihte viele Geschenke der heiligen Kirche des heiligen Martinus», da er, mit Fredegar, «mit deren Hilfe all dies offenbar vollbracht hatte». Außerdem erhielt er in Tours die Ernennung zum Ehrenkonsul durch eine Gesandtschaft des byzantinischen Kaisers Anastasios, als entschiedener Monophysit ein übler «Ketzer» (II 324 ff., 345 ff.). Doch ging und geht Staatskunst stets über Religion, ging und geht auch und gerade Religionspolitik über Religion. Die Ehrenkonsulswürde war eine Auszeichnung mit eindeutig politischem Hintergrund, galt sie doch dem seinerzeit vehementesten Antipoden sowohl der West- wie Ostgoten. Chlodwig demonstrierte darauf in der Kirche des hl. Martin seinen quasi imperialen Rang, hüllte sich in eine vestis regia, ein Purpurgewand, legte ein gleichfalls vom Kaiser übersandtes Diadem um das Verbrecherhaupt und soll seither auch «gleich einem Kaiser» Augustus genannt worden sein.[41]

Doch nun griff der Ostgote Theoderich zugunsten des westgotischen Brudervolks ein. Sein Befehlshaber Ibba stoppte im Jahr 508 Franken und Burgunder. Arles wurde befreit, Narbonne 509 zurückgewonnen, 30 000 Franken sollen, nach Iordanes, gefallen sein. Die Burgunder verloren fast alle Eroberungen, die sie auf Kosten der Westgoten gemacht. Und die Westgoten, die Aquitanien einbüßten, behielten nur noch Septimanien (auch Gotien genannt), die Mittelmeerküste südwestlich der Rhônemündung mit dem Königssitz Narbonne. Ihr Staat verlagerte sich – ein Menschenalter später – mit Barcelona als Residenz hauptsächlich nach Spanien, dessen südlichen Teil im beginnenden 8. Jahrhundert die Mauren überrannten (S. 302 f.). Die Ostgoten dagegen hatten beträchtliche Gebiete gewonnen. Erst recht die Franken, deren Königreich sich 511 vom Rhein bis zur Provence erstreckte, wenn auch ihr Raub Nordgalliens nie vertraglich legalisiert worden ist.

Der eigentliche Sieger aber war die Katholische Kirche.

Schon während des Krieges hatte Chlodwig wiederholt das Martinskloster von Tours reich beschenkt und die ganze Umgegend streng vor Plünderung geschützt. Und nach dem Krieg empfing der katholische Klerus, der Chlodwigs Raubsiege als Befreiung von jahrzehntelanger «Ketzerherrschaft» bejubelte, den Dank des Königs. Noch kurz vor seinem Tod rief er die Bischöfe 511 nach Orléans zur ersten fränkischen Reichssynode. Sie befahl die Wegnahme der arianischen Kirchen und ihre Verwendung für den katholischen Gottesdienst. Auch gab der König Ländereien der «Ketzer» den katholischen Kirchen oder erlaubte diesen zumindest die Nutznießung. Ja, er hat auch schon einzelne von den Staatslasten befreit und überhaupt dem katholischen Klerus seinen besonderen Schutz zugesichert.

Dafür beherrschte er freilich die fränkischen Prälaten ähnlich wie einst Kaiser Konstantin die Kirche seiner Zeit. In einem an die Spitze der Akten gestellten Schreiben der Synodalen wandten sich diese an «ihren Herrn, den Sohn der Katholischen Kirche, Chlodwig, den glorreichen König», sprachen von dem «Konsens des Königs und Herrn» und erbaten die «Bestätigung der bischöflichen Beschlüsse mit höherer Autorität».[42]

Müssen wir uns frei machen von moralistischer Wertung der Geschichte?

Nachdem Chlodwig den Krieg gegen die Westgoten mit Hilfe der Rheinfranken gewonnen hatte, ergaunerte er, zwischen 509 und 511, in den letzten Jahren seines Lebens, ihre Königswürde – falls dies nicht schon um 490 geschah. Jedenfalls erzwang er den Zusammenschluß der rheinfränkischen Teilstämme mit den salischen Franken.

Zunächst stiftete er Chloderich, den Sohn König Sigiberts von Köln, zum Vatermord an. «Hier siehe, Dein Vater ist alt geworden und hinkt auf einem verkrüppelten Bein . . .» Sigibert «der Lahme», Chlodwigs alter Kampfgefährte, hinkte seit der Schlacht

von Tolbiacum gegen die Alemannen, bei der er verwundet worden war (S. 55). Der Prinz beseitigte durch gedungene Mörder den Vater in der Boconia silva, dem Buchenwald; Chlodwig beglückwünschte durch eine Delegation den Vatermörder und ließ, noch durch diese, auch diesem den Schädel spalten – «ränkevolle Diplomatie» nennt das elegant, zu elegant, der deutsche Historiker Ewig. Nach solchem Doppelakt eilte Chlodwig in Sigiberts Residenzstadt Köln, beteuerte feierlich seine Unschuld an beiden Morden und übernahm, vom Volk umjubelt, die Francia Rinensis, «Sigiberts Reich und Schätze» (Gregor).[43]

Darauf suchte der Herrscher die mit ihm verwandten salischen Kleinkönige heim, etwa den König der Tongrer, Chararich, der einst gegen Syagrius nicht mitgekämpft. Chlodwig fing ihn samt Sohn «mit List», ließ sie erst in ein Kloster stecken, scheren (Zeichen des Verlustes der Königswürde), ließ den Chararich zum Presbyter, den Sohn zum Diakon weihen, dann köpfen, und bemächtigte sich, siehe oben, ihres Schatzes und Reiches.

Einen weiteren Verwandten, seinen leiblichen Vetter, König Ragnachar von Cambrai, hatte Chlodwig besiegt, nachdem er dessen Gefolge (leudes: das kann sowohl alle Untertanen als auch die näheren «Dienstleute» des Königs bedeuten) mit einer Menge Gold, das freilich falsch war, auf seine Seite gebracht. Nach der Schlacht verhöhnte er den gefesselt vorgeführten Ragnachar, der ihm 486 im Krieg gegen Syagrius geholfen: «Warum hast du unser Blut so gedemütigt und dich in Ketten legen lassen? Du wärest besser gestorben» – und spaltete ihm mit einem Axthieb den Schädel. Auch des Königs Bruder Richar hatte man ergriffen. «Wenn du deinem Bruder beigestanden hättest, würden wir ihn nicht gebunden haben», sagte Chlodwig und tötete ihn mit dem nächsten Schlag. «Die genannten Könige waren aber Chlodwigs nahe Blutsverwandte» (Gregor von Tours). Und auch ihren Bruder Rignomer ließ er in der Nähe von Le Mans liquidieren – «baute Chlodwig seine Stellung im gesamtfränkischen Bereich aus», faßt das Vorstehende wieder Historiker Ewig zusammen.[44]

Diesem Ausbau von Chlodwigs «Stellung im gesamtfränkischen Bereich» fielen anscheinend mehrere Dutzend fränkischer

Gaufürsten zum Opfer. Der Tyrann ließ sie ermorden, raubte ihre Länder, ihren Reichtum, nicht ohne dann zu klagen, daß er ganz allein sei. «‹Ach, daß ich nun wie ein Fremdling unter Fremden stehe und mir keiner der Verwandten, wenn das Unglück über mich kommen sollte, Hilfe gewähren kann!› Aber er sprach dies nicht, weil er bekümmert gewesen wäre um den Tod derselben, sondern aus List, ob sich vielleicht noch einer fände, den er töten könnte.» So der hl. Gregor, für den Chlodwig «ein neuer Konstantin» ist; er verkörpert geradezu «sein Herrscherideal» (Bodmer), ja, erscheint ihm des öfteren «nahezu als Heiliger» (Fischer). Ohne Scham schreibt der berühmte Bischof wieder selbst: «Gott aber warf Tag für Tag seine Feinde vor ihm nieder und mehrte sein Reich weil er rechten Herzens vor ihm wandelte und tat, was seinen Augen wohlgefällig war.» Was sich, der Kontext zeigt es, auch noch auf Chlodwigs Verwandtenmorde bezieht. Alles hochheilig – und hochkriminell.[45]

Dies also der primus rex Francorum (Lex Salica), der König, der ganz nach den Worten des hl. Remigius bei seiner Taufe regierte: bete an, was du verbrannt, verbrenne, was du angebetet (S. 57). Dies der Katholik, der nichts Heidnisches mehr mit sich herumschleppte, doch als fast absoluter Tyrann gebot, der beinah barst von hypertropher Brutalität und Raubgier, vorsichtig-feig gegenüber Stärkeren, alles Schwächere aber unbarmherzig massakrierend; der keine Heimtücke und Grausamkeit scheute, alle seine Kriege im Namen des christkatholischen Gottes führte; der souverän wie selten einer, doch gut katholisch, Krieg, Mord und Frömmigkeit verband, der sein «christliches Königtum mit voller Absicht am 25. Dezember begonnen», der mit seiner Beute überall Kirchen baute, sie beschenkte, darin betete, der ein großer Verehrer des hl. Martin war, seine «Ketzerkriege» in Gallien gegen die Arianer «im Zeichen einer verstärkten Petrusverehrung» führte (K. Hauck), dem die Bischöfe auf dem Nationalkonzil von Orléans (511) eine «wirklich priesterliche Seele» nachrühmten (Daniel-Rops). Ein Mann, der beim Anhören von Jesu Passion erklärt haben soll, wäre er mit seinen Franken dort gewesen, hätte er das Unrecht an ihm gerächt; womit er sich auch noch, nach

dem alten Chronisten, als «echter Christ» erwies (christianum se verum esse adfirmat: Fredegar). Wie ja auch Theologe Aland heute sagt: «Und daß er sich als Christ, und zwar als katholischer Christ wußte, ist sicher und kommt bei den einzelnen Handlungen seiner Regierung immer wieder zum Ausdruck.» Kurz, dieser Mann, der sich den Aufstieg zur fränkischen Alleinherrschaft, wie Angenendt anschaulich zitiert, «mit der Axt» bahnte, war kein bloßer Heerkönig mehr, sondern, gerade dank seines Bündnisses mit der katholischen Kirche, «Stellvertreter Gottes auf Erden» (Wolf). Ein Mann, der schließlich, samt seiner hl. Chlotilde, in der von ihm erbauten Apostelkirche in Paris, später Sainte-Geneviève genannt, die ihm gebührende letzte Ruhestätte fand, nachdem er 511, knapp über vierzig Jahre alt, gestorben war: ein rücksichtlos verschlagener Großverbrecher auf dem Thron, nach dem Historiker Bosl indes: «ein Barbar, der sich zivilisierte und kultivierte . . .» – Wann, wo, wie?[46]

Theologe Aland nennt Chlodwig, durchaus zu Recht, dem Konstantin verwandt (I. 5. Kap), nennt beide etwas euphemistisch Machtmenschen, Gewaltherrscher und meint rechtfertigend: «Solche rauhen Zeiten konnten nur von derartigen Männern gemeistert werden.» Aber machten die rauhen Zeiten die rauhen Männer? Oder die rauhen Männer die rauhen Zeiten? Das hängt doch sehr zusammen. Und schon Augustin hat das bornierte Bezichtigen der Zeiten korrigiert: «Wir sind die Zeiten; wie wir sind, so sind die Zeiten» (I 56 f.).

Aland will die Frage offenlassen, ob Konstantin und Chlodwig Christen waren. «Denn die Söhne Konstantins, ebenso wie Theodosius, also Herrscher, an deren christlichem Bekenntnis kein Zweifel sein kann, haben durchaus vergleichbare Bluttaten begangen. Von solcher moralistischen Wertung der Geschichte müssen wir uns freimachen, wenn wir sie überhaupt verstehen wollen. Denn schließlich: wer selbst von uns, deren Volk nunmehr eine 1500 Jahre unter dem Vorzeichen des Christentums stehende Geschichte hinter sich hat, will von sich sagen: ich bin Christ? Spricht Luther doch von dem Christentum, das immer im Werden, nie im Wordensein steht.»[47]

Die merowingischen Chronisten glorifizierten Chlodwig aus zwei Gründen besonders: wegen seiner Taufe und seiner vielen Kriege. Und genau darauf gründet auch sein weltgeschichtlicher Ruhm. Er wurde Katholik und hat alles um sich, was er niederschlagen und zusammenrauben konnte, niedergeschlagen und zusammengeraubt. So schuf er aus einem unbedeutenden Teilfürstentum ein mächtiges germanisch-katholisches Imperium, wurde er der Besiegler des Bundes von Thron und Altar im Frankenreich, wurde er ganz offensichtlich das auserwählte Werkzeug Gottes, der ja tagtäglich seine Feinde vor ihm niederwarf, wie der hl. Bischof rühmte, «weil er rechten Herzens vor ihm wandelte und tat, was seinen Augen wohlgefällig war».[48]

Solange man so die Geschichte betrachtet, solange man sich freihält von ihrer «moralistischen» Wertung, solange die übergroße Mehrzahl der Historiker vor solch hypertrophen, welthistorischen Bestien und all ihrer Nachbrut fort und fort auf dem Bauch liegt, vor Respekt, Ehrfurcht, Bewunderung, zumindest aber voller Verständnis, stets tieferer Einsicht – will man oder soll man oder darf man doch nicht «moralisieren», sondern man will «verstehen», auf deutsch gesagt: den Mächtigen in den Arsch kriechen –, so lange wird auch die Geschichte verlaufen, wie sie verläuft.

3. KAPITEL

DIE CHLODWIG-SÖHNE

«Auch die Nachfolger des ersten fränkischen Großkönigs förderten Kirche und Kultus: das Mönchtum entfaltete sich ..., die Reste des Heidentums wurden mit wachsender Energie bekämpft ... Die nach altchristlicher Lehre dem Königtum obliegenden Aufgaben, Sicherung des inneren Friedens und Belohnung der Guten und Bestrafung der Schlechten, wurden zu konstitutiven Elementen einer sich entwickelnden Herrscherethik ...»
H. H. Anton[1]

«Es war ein *tatenfrohes* Geschlecht, das diese neue Welt aufbaute, begeisterungsfähig und pflichtbewußt zugleich, nicht befangen in schnödem Materialismus, an dem die Römerwelt zugrunde gegangen war.» Katholik Franz Zach[2]

Reichsteilung und Auvergnatenaufstand

Chlodwigs Reich, fast aequa lance geteilt, fiel zunächst an seine vier Söhne: alle gleichermaßen «Könige der Franken»; alle, nach germanischer Erbregel, gleichberechtigte Erben; alle katholisch; und alle, ausgenommen Theuderich I., der Älteste, den Chlodwig um 485 mit einer Konkubine gezeugt (was keine Rolle spielte, da nur das königliche Blut des Vaters entschied), mit einer Heiligen als Mutter. Doch alle brachten ihr Leben mit gräßlichen Mordtaten hin, mit Fehden, Feldzügen. In der bewährten Tradition des Vaters erweiterten sie systematisch das Reich. Sie eroberten Thüringen (531), Burgund (533/534), die Provence (537). Zu den genannten Annexionen kamen zahlreiche andere Beutezüge – eine ungewöhnlich verworrene Zeit, eine der dunkelsten, blutigsten Epochen der Geschichte, voller Ausschweifung und Brutalität, Brudermord, Bruderkrieg und Verrat, ein einziges Gerangel um «Macht und Reichtum» (Buchner), nichts als «sinnloses Beutemachen und Gemetzel» (Schulze).[3]

Doch selbst kritische Historiker gehen (dankbar) in die Knie vor der «Reichsgründung» der Merowinger, vor ihrem Brückenschlag «von der Antike zum Mittelalter», ihrer Sieghelferstellung gegenüber «dem katholischen Christentum», dem Bundesschluß «zwischen Thron und Altar» – als hätte all das die Geschichte nicht noch viel blutrünstiger gemacht!

Die Grenzen der vier Reichsteile stehen nicht genau fest.

Am besten noch kennen wir Theuderichs I. Erbe (511–533). Der vermutliche Hugdietrich der Sage bekam den Löwenanteil mit der Hauptstadt Reims; ein Gebiet, in dem das spätere

Austrien mit seiner überwiegend germanischen Bevölkerung rudimentär vorgebildet war: den gesamten Osten, von Burgund bis zum Rheinland, vielleicht sogar schon bis in die Gegend von Fritzlar und Kassel; auch große, ehemals alemannische Territorien sowie Ostaquitanien. Erhielt doch jeder Sohn einen Anteil an den vom Vater geraubten aquitanischen Ländern südlich der Loire; drei davon waren freilich Exklaven.

Chlotar I. (511–561), Chlodwigs jüngster Sohn, vielleicht noch ohne das salische Mündigkeitsalter von 12 Jahren, übernahm hauptsächlich das Gebiet der salischen Franken mit den Königsstädten Tournai und Cambrai, also das altfränkische Territorium zwischen Kanalküste, Somme und dem Kohlenwald in etwa jenen Grenzen, die es vor den Raubzügen seines Vaters hatte. Als Regierungssitz wählte Chlotar das ganz im Süden gelegene Soissons.

Die südliche und westliche Francia fiel an Chlodomer und Childebert.

Chlodomer (511–524), beim Tod Chlodwigs etwa 15 Jahre alt, herrschte als König von Westaquitanien, dem Land meist nördlich der mittleren Loire, in Orléans. Und Childebert I. (511–558) gebot den Küstenländern von der Somme bis zur Bretagne; er residierte in Paris, der unbestrittenen Hauptstadt.[4]

Über die erste Regierungszeit dieser vier Könige ist wenig bekannt. Rivalität bestand unter ihnen von Anfang an, gefördert wohl noch durch die einander eng benachbarte Lage der vier zentralen Königspfalzen Reims, Soissons, Paris, Orléans im Kern des Reiches. Und ausgerechnet sie sollte vermutlich, grotesk genug, dessen «ideelle Einheit» symbolisieren.[5]

Bei einem Aufstand in der Auvergne, mutmaßlich um 520, suchte Childebert dies Gebiet Theuderichs zu ergattern, der noch in Thüringen operierte, dann aber die Rebellion niederschlug, die Auvergne verheerte, auch die Diözese des hl. Quintinianus, Bischofs von Clermont. Man «verwüstete alles und machte jegliches nieder», brach Burgen, entweihte Katholikentempel, tat noch in ihnen «viel Böses», ermordete den Priester Proculus «am Altar der Kirche jämmerlich». Childebert drang inzwischen bei den Westgoten ein, und einen Teil dessen, was er raubte, unter

anderem «60 Kelche, 15 Patenen, 20 Evangelienbehältnisse, alles aus reinem Golde und mit kostbaren Edelsteinen geziert», verschenkte er «an die Kirchen und Gotteshäuser der Heiligen» (Gregor von Tours). Dann schließt er mit seinem älteren (Halb-) Bruder Theuderich (wie der Vater ein Verwandtenmörder, wenn auch kleineren Kalibers) zwar Frieden, doch wird dieser, trotz Schwur und Geiselstellung, bald wieder gebrochen, und so «verfielen viele Söhne von Senatoren der Knechtschaft» (Fredegar).[6]

Der Burgunderkrieg 523/524 – von einer Heiligen gefordert, gegen einen Heiligen und Mörder geführt

Bald nach dem Auvergnatenaufstand fielen die katholischen Frankenkönige über das katholische Burgunderreich her.

Dort herrschte seinerzeit noch Sigismund (516–523), der Sohn des Burgunderkönigs Gundobad (S. 62 ff.). Seit 501 war Sigismund Unterkönig in Genf. Und was dem Eiferer Avitus mit dem Vater nicht gelungen, gelang ihm mit dem Sohn. Um 500 bekehrte sich Sigismund vom Arianismus zum Katholizismus. Triumphierend meldete dies sein Mentor von Vienne nach Rom. Und nun konnte Bischof Avitus den Tod des alten «Ketzer»königs, mit dem er doch so angeregt kontaktierte, konnte er die Beseitigung der «arianischen Pest» und die Alleinherrschaft des bekehrten Sigismund kaum erwarten. Er erscheint ihm als Bannerträger der Christen, sein Anblick als Paradies.[7]

Sigismund führt dann auch in ganz Burgund den Katholizismus ein. Und sein ältester Sohn aus erster Ehe, ein Enkel des Ostgotenkönigs Theoderich, der arianische Prinz Sigerich, konvertiert ebenfalls (516/17) zur großen Freude des Avitus. Doch Sigerichs Schritt mag mehr politisch begründet gewesen sein. Er erregt den Verdacht seines hl. Vaters, der 522 den etwa 28jährigen durch zwei Diener im Schlaf erdrosseln läßt. Denn Sigismund, «dieses Muster der Frömmigkeit», so Katholik Daniel-Rops, «ließ sich

mitunter zu entsetzlichen Gewaltakten und verschiedenen Verbrechen hinreißen». Aber schließlich ist Sigismund nicht nur, so Bischof Gregor, «der greulichste Kindermörder», sondern auch ein Heiliger (Fest: 1. Mai). Also eilt er nach der Ermordung seines Ältesten ins Kloster S. Maurice (St. Moritz im Wallis), fastet, betet und stiftet einen ununterbrochenen Chorgesang zum Gedächtnis seines Opfers![8]

Denn längst hatte Avitus den Regenten gut gegängelt. Mit aller Inbrunst hing er am Katholizismus. Schon sein erster Regierungsakt war die Einberufung eines Konzils 517 in Epaon, das scharfe Beschlüsse gegen die Arianer faßte. Und bereits vor seinem Regierungsantritt korrespondiert Sigismund mit dem Papst. Als erster Germanenkönig macht er auch eine Wallfahrt nach Rom. Dort kann er von Symmachus (einem Heiligen Vater der Straßen- und Kirchenschlachten und großer Fälschungen: II 337 ff.) kaum genug Reliquien erwerben. Der Papst ist für Sigismund der Herr der ganzen Kirche. Und dem Kaiser Anastasios I. (II 324 ff., 346 ff.) schreibt er nach Byzanz: «Mein Volk ist euer; mich freut es mehr, euch zu dienen, als über mein Volk zu herrschen.»[9]

Gekrönte Schafe sind ein wahrer Segen für die Hirten, wenn auch Rom damals die Taufe des Burgunders so wenig registriert wie vordem die Chlodwigs (S. 58). Erzbischof Avitus aber preist Sigismunds Kirchenstiftungen, seine energischen Attacken wider den Arianismus in Genf. Er überhäuft den König mit schmeichelnden Titeln, nennt den Jüngling «Vater der katholischen Völker», inspiriert ihn zu Briefen, ja, verfaßt sie für ihn, wie die an den oströmischen Kaiserhof.

Nachdem Avitus freilich mit Sigismunds Hilfe die Katholisierung der Burgunder, sein Lebensziel, erreicht hatte, was ihm allein wohl nie gelungen wäre, trat er dem Mohren, der seine Schuldigkeit getan, sogleich bezeichnend gegenüber – der «typische Vertreter der katholischen, nur auf die Förderung egoistischer Interessen bedachten Hierarchie, eine herrschsüchtige, intrigante, herzlose Natur, voll Hinterlist, Falschheit und Undankbarkeit gegen das Herrscherhaus, dem er soviel verdankte» (Hauck). Bereits auf dem burgundischen Reichskonzil (517) –

das unter Avitus' Vorsitz vor allem der Bekämpfung des Arianismus sowie der Sicherung des Kirchengutes dient (Verbot der Freilassung von Kirchensklaven u. a.) und gleichsam den Beginn der Katholisierung der Burgunder nach außen anzeigt – ignoriert der Kirchenfürst den König gänzlich. Dabei waren synodale Dank- oder Ergebenheitsadressen an den Landesfürsten durchweg üblich, hätte Sigismunds entscheidender Beistand bei der Niederringung des Arianismus Dank und Anerkennung geradezu gefordert. Doch Avitus und die Bischöfe, die auf dem Konzil die arianischen Kirchen verfluchen und Geistliche, die mit Arianern speisen, mit einjähriger Exkommunikation oder (sind sie jünger) mit Prügelstrafen bedrohen, übergehen den König. Ja, sie verfügen einen mit dem Landesgesetz unvereinbaren Erlaß, der zum Kampf des Regenten gegen den nun übermächtigen Episkopat führt.[10]

Und ein weiterer Kampf, ebenfalls zwischen Glaubensbrüdern, kommt dazu.

523 fallen Childebert, Chlotar und Chlodomer über die Burgunder her, Katholiken über Katholiken, aufgestachelt von der hl. Chlotilde, um deren bei den Machtkämpfen in Burgund liquidierte Eltern zu rächen: «Denket daher, ich bitte euch, voller Zorn an jenes Unrecht, das ich erlitten, und rächet tatkräftig den Tod meines Vaters und meiner Mutter.» So spricht eine Heilige, die auch nach Fredegar «unablässig» zur Rache trieb. «Deshalb zogen jene nach Burgund ...» Nur König Theuderich, von Chlodwig mit einer Konkubine gezeugt und verheiratet mit Suavegotho, Sigismunds Tochter, rückt nicht mit aus. Die Söhne der Heiligen aber schlagen den Burgunder völlig. Er wird von seinen Untertanen verraten und samt Familie, seiner Frau, den beiden Söhnen, auf Befehl Chlodomers bei Orléans in einem Brunnen ersäuft, «um keine Feinde im Rücken zu haben» – eine Variante der Methoden seines katholischen Vaters und: «Einziger Höhepunkt in Chlodomers Regierungszeit» (Ebling).[11]

Sigismund aber, der Mörder seines eigenen Sohnes, avanciert zum Heiligen der katholischen Kirche, deren Liturgie freilich lange schwankte, ob sie *für* oder *zu* Sigismund beten solle! Immerhin

verdankt man ihm nun einmal die Katholisierung der Burgunder. In dem von ihm gegründeten St. Moritz beigesetzt, beginnt bald sein Kult. Fieberkranke lassen Sigismund zu Ehren (der gegen Sumpf- und Wechselfieber hilft) Messen lesen. Im 7. Jahrhundert prangt er auch im sogenannten Martyrologium Hieronymianum als Heiliger. Im Lauf des späteren Mittelalters wird er einer der böhmischen Landespatrone und schlagartig zum Modeheiligen. Der Prager Erzbischof erklärt Sigismunds Fest zum Fest der Erzdiözese. Seine Statue erscheint auf französischen, auf deutschen Altären, am Freiburger Münsterturm; es gibt Sigismundkirchen und eine Sigismundbruderschaft. Seine Überreste, zunächst in St. Moritz ruhend, sind begehrt. Die Hirnschale gelangt nach St. Sigismund im Elsaß, ein anderes Kopfstück in die Kathedrale nach Plozk an der Weichsel, ein Teil der Leiche im 14. Jahrhundert in den Prager Veitsdom, ein anderer zur selben Zeit nach Freising, das schließlich Zentrum seiner Verehrung in Deutschland wird.[12]

Schon 524 freilich wechselt das «Kriegsglück». Sigismunds Bruder und Nachfolger Godomar erringt die Gewalt über sein Land zurück. Er gewinnt die Schlacht bei Véseronce (bei Vienne), in der Chlodomer von Orléans durch eine List der Burgunder fällt. Als ihr Nachbar war ihm am meisten an deren Unterwerfung gelegen. Man erkannte den von einem Speer Getroffenen an seinem Haar, hieb ihm das Haupt ab und steckte es auf eine Stange. Die Mitglieder des merowingischen Königshauses unterschieden sich nämlich durch das lange Haar von allen Stammesgenossen. Es hatte eine Art Fetischcharakter. Sein einfaches Abschneiden, ja, schon das Kürzen symbolisierte den Verlust der Würde.

Ähnlich verhielt es sich mit der klerikalen Tonsur. Die Aufnahme in den Priester- oder Mönchsstand disqualifizierte nach kirchlichem Gesetz unwiderruflich für jedes weltliche Amt. Die Tonsur – in den Quellen durch Wendungen mitgeteilt wie «in (ad) clericum tonsurare (tondere)», «clericum facere (efficere)», «clericum fieri iubere» u. a. – war deshalb im Frühmittelalter ein verbreitetes Mittel zur unblutigen Ausschaltung politischer Gegner, zugleich da die Karriere fördernd und dort den geistlichen Stand.[13]

«Lieber tot als geschoren . . .» Eine Heilige gibt Order, ihre Enkel zu ermorden

Nach Chlodomers Tod teilten die drei Brüder, «vor allem Krieger und reine Bandenhäuptlinge» (Pontal), sein Erbe unter sich, wobei sie alle Ansprüche der drei unmündigen Söhne des gefallenen Königs ignorierten, auch kein vormundschaftliches Regiment ihrer Mutter erlaubten.

Der fromme Childebert bekam anscheinend den Löwenanteil. War er doch ein Landesvater, der kirchliche Einrichtungen förderte, der gerne mit Bischöfen verkehrte, ihnen Grundbesitz, Kriegsbeute, große Geldsummen überwies, auch in ständiger Verbindung mit dem «Heiligen Stuhl» stand. Und da Childebert und Chlotar, der Chlodomers Witwe Guntheuka heiratete, offenbar den Erbanspruch von Chlodomers unmündigen Söhnen Theudebald und Gunthar fürchteten, regte Childebert – seinerzeit als weise, mild, gütig geschildert – ihre Ermordung an, und Chlotar war darüber «hoch erfreut». Schließlich hatten beide eine Heilige als Mutter, die hl. Chlothilde, und schließlich hatte diese bereits als katholische Prinzessin die Taufe ihrer Söhne bei Chlodwig durchgesetzt, hatte sie beide «mit Liebe erzogen» und ganz gewiß gut katholisch erzogen. Und da Chlothilde auch mit der Erziehung der unmündigen Söhne des gefallenen Chlodomer befaßt war, fragten Childebert und Chlotar, die sich der Neffen bemächtigt hatten, nun Chlothilde, ob sie wünsche, daß ihre Enkel «mit abgeschnittenem Haar [als Mönche] weiterleben oder daß beide getötet werden sollen?» Darauf antwortete die «Idealgestalt weiblichen Heiligkeitsstrebens», die den beiden Kindern «in einzigartiger Liebe» (unico amore: Fredegar) zugetane Apostola Francorum: «Lieber tot als geschoren, wenn sie doch nicht zur Herrschaft gelangen.»

Ganz offensichtlich zählte selbst für eine Heilige ein Mönch nichts, Macht aber alles.[14]

Die hohe katholische Familienbande arbeitete beispielhaft zusammen. Mit ausdrücklicher Billigung der Heiligen, die ja, aus purer Rache, auch schon zum Burgunderkrieg gehetzt, stieß

Chlothar erst dem einen, dann dem anderen der brüllenden Brüdersöhne das Messer in die Schulter. «Alsdann brachten sie auch die Diener und Erzieher der Knaben um», bestieg Chlothar sein Pferd «und zog von dannen». Gregor weiter: «Die Königin aber legte die Leichen der Kinder auf eine Bahre, folgte ihnen unter vielen Chorgesängen und unbeschreiblicher Trauer zur Kirche des heiligen Petrus und bestattete sie dort beieinander. Der eine war zehn, der andere sieben Jahre alt . . . Die Königin Chlotilde aber führte ein solches Leben, daß sie von jedermann verehrt wurde . . . ihr Wandel war stets rein in Keuschheit und aller Ehrbarkeit; den Kirchen, Klöstern und allen heiligen Orten gab sie Güter und gewährte ihnen gern und freundlich, was sie bedurften . . .»

Ein dritter Sohn Chlodomers, Chlodowald, der Jüngste, wurde gerettet und trat, sich angeblich selber scherend, in den Klerus ein. «Er verzichtete auf das irdische Reich und wandte sich dem Herrn zu», schreibt Gregor schön. Und Fredegar fügt hinzu: «und führte ein würdiges Leben; an seinem Grabe geruht der Herr Wunder geschehen zu lassen.» (Chlodowald, Begründer des nach ihm benannten Klosters Saint-Cloud bei Paris, starb um 560.)[15]

Die hl. Chlotilde aber schmerzten, «mehr als alles», versichert ein Katholik, «die Mordtaten ihrer Söhne, weil sie sich zum Vorwurf machte, sie habe durch eine Art Übereilung mit dazu beigetragen» (von Sales Doye). So was Sensibles! Und das alte katholische Kirchenlexikon von Wetzer/Welte weiß, die Heilige sei in einem «Zustande gar nicht wissend, was sie sagte», gewesen. Man habe nicht einmal versucht, sie «zur Besinnung kommen zu lassen und Weiteres abzuwarten», ja der Bote berichtete «fälschlich», sie sei mit der Bluttat ihrer Söhne einverstanden gewesen.

Auch später war die zu Krieg und Mord aufstachelnde Heilige hilfreich. Sie half und hilft nicht nur gegen «bösartiges *Fieber*, weil sie in Tours am Fieber starb», wie es mit umwerfender Logik heißt, sondern, und geht's zynischer noch, auch gegen «*Kinderkrankheiten*, weil sie drei Waisen, die Kinder ihres Sohnes Chlodomir, zu sich nahm und sie lieb gewann» (von Sales Doye). Die

beiden Onkel aber teilten sich, vermutlich im Frühjahr 532, das blutig genug verdiente Erbe, wobei Childebert, der Inspirator des Ganzen, den Löwenanteil bekam, der eigentliche Mörder-Onkel Chlothar, der Zustoßer, immerhin Tours und Poitiers samt den Sanktuarien der hl. Frankenpatrone Martin und Hilarius und dem Schatz.[16]

Theuderich I., der Schwiegersohn des Burgunderkönigs, hatte diesen nicht bekriegt. In Reims über das östliche Frankenreich regierend, reizte ihn besonders Germanien, zumal das benachbarte Thüringen, und so versuchte er wiederholt, dorthin vorzudringen.

Die Vernichtung des Thüringerreiches und die Ausrottung seines Königshauses

Der Name der Thüringer wird erstmals um 400 von einem römischen Heerestierarzt in einem Werk über Tierheilkunde genannt. Aus verschiedenen Gruppen Mitteldeutschlands und anderer elbgermanischer Stämme zusammengewachsen, waren sie bald das weitaus stärkste Volk zwischen Elbe und Rhein; das einzige dort mit einem erblichen, im späteren 5. Jahrhundert von König Bisin begründeten Königtum, auch eines der wenigen germanischen Königreiche außerhalb der römischen Einflußsphäre. Thüringen, dessen Blütezeit damals begann, reichte von der mittleren Elbe, der Ohre, dem Harz über den Obermain bis zur Donaugegend bei Regensburg (um 480 plünderte man Passau) und von der Tauber bis zum Böhmerwald; die Residenz war vielleicht Weimar. Als König Bisin vor 510 starb, wurde sein Reich unter seine Söhne Hermenefred (verheiratet mit Amalaberga, einer Nichte des Ostgotenkönigs Theoderich), Baderich und Berthachar geteilt. Und seit 510 gehörte Thüringen dem westgotischen Militärpakt, dem antifränkischen Bündnissystem Theoderichs an, das aber nach dessen Tod 526 rasch zerfiel.

Theuderich I., längst von Expansionsgelüsten besessen, hatte

bereits nach 515, gelockt wahrscheinlich durch interne Machtkämpfe, einen Vorstoß auf das mächtige Land unternommen, der allerdings mißlang. Einen zweiten Angriff wagte er erst einige Jahre nach Theoderichs Tod, 529, wobei Teilkönig Berthachar in der Schlacht umkam. Seine Kinder, darunter Radegunde, verschleppte man 531 ins Frankenreich, als Theuderich Thüringen erneut überfiel, gemeinsam mit Sohn Theudebert, Bruder Chlotar (auf den Theuderich noch in Thüringen einen mißglückten Mordanschlag machte) und sehr wahrscheinlich mit den Sachsen, die von der Nordseeküste südwärts drängten. (Die christlich inspirierten Quellen des Merowingerreichs schweigen allerdings über eine sächsische Beteiligung, vermutlich um nicht zugeben zu müssen, man habe nur mit Hilfe eines nichtfränkischen, ja heidnischen Stammes gesiegt.)

An der Unstrut fielen 531 so viele Thüringer, «daß das Bett des Flusses von der Masse der Leichname zugedämmt wurde, und die Franken über sie, wie über eine Brücke, auf das jenseitige Ufer zogen» (Gregor von Tours). Die Invasoren haben Thüringen furchtbar verheert, ausgeraubt, die Königsburg, deren genaue Lage nur zu vermuten ist, erstürmt und verbrannt. Hermenefred, der seinerseits schon, teilweise mit fränkischer Hilfe, die nächsten Verwandten im Machtkampf blutig ausgeschaltet, wurde tributpflichtig gemacht, 534 aus unwegsamen Landesteilen auf Ehrenwort, Zusicherung von Leib und Leben, in die Eifel nach Zülpich gelockt, mit Geschenken überhäuft – und während eines Gesprächs mit Theuderich von der Stadtmauer gestürzt. Jetzt gehörte Thüringen großenteils dem Mörder. Chlotar hatte nur einen Beuteanteil, Sachsen gegen einen Tribut Nordthüringen erhalten. Viele Thüringer waren geflohen, teils in die ostgotische Interessensphäre, teils zu den Langobarden nach Mähren. Ostgoten und Langobarden, beide Verbündete Thüringens, hatten dies preisgegeben.[17]

Nur die schöne Prinzessin Radegunde überlebte das ausgemerzte thüringische Königshaus. Als Tochter des früh beseitigten Berthachar hatte sie am Hofe ihres Onkels Hermenefred geweilt, bis sie Chlothar in seine Pfalz Athies bei Saint-Quentin ge-

schleppt. Fast wäre ein Krieg zwischen den beiden Frankenfürsten um die junge Königstochter entbrannt, zumal deren Besitz den Anspruch auf das Thüringerreich legalisierte. Theuderich machte einen Anschlag auf Chlotar, den (ungerechnet die Nebenfrauen) sechsmal Verheirateten, der dann Radegunde ins Kloster fliehen ließ, wenn er sie nicht gar verstieß, nachdem er noch ihren Bruder, vielleicht Blutrache fürchtend, ermordet hatte.

Vor Poitiers gründete Radegunde das Kloster zum hl. Kreuz. Und hier soll sie, nur im Gedenken an ihre Heimat, ihre Toten, als Asketin gelebt haben – mit den Worten ihres etwa zwanzig Jahre jüngeren Sekretärs und «Seelenfreundes» Venantius Fortunatus, des nachmaligen Bischofs von Poitiers, des ebenso (auch von ihr) verwöhnten wie versierten Gelegenheitsbedichters fränkischer Großer, der immer wieder ihre «dulcedo», ihre Liebenswürdigkeit, preist: «Ich sah sie Frauen in die Knechtschaft schleppen, die Hände gebunden, mit fliegenden Haaren, den nackten Fuß im Blut ihres Gatten oder tretend auf des Bruders Leiche. Alle weinten, ich weinte für alle ... Wenn der Wind rauscht, lausche ich, ob nicht der Schatten eines der Meinigen mir erscheine. Eine Welt trennt mich von denen, die ich liebte. Wo sind sie? Ich frage den Wind, die ziehenden Wolken frage ich, ein Vogel, wollt' ich, brächte mir Kunde.»

Radegunde wurde Heilige, Helferin bei Krätze, Kinderfieber, Geschwüren – und nach dem Glauben vieler Bewohner von Poitiers, wo man auch ihren bischöflichen Freund als Heiligen verehrt, lag es nur an Radegunde, daß sie 1870/71 keine deutsche Besatzung bekamen.[18]

Weitere Kriege gegen Goten und Burgunder

Zunächst zwar blieben die Westgoten, die einen Teil ihres von Chlodwig geraubten Landes wieder an sich gerissen, unbehelligt. Die Furcht vor Theoderich, dem Ostgotenkönig, hielt die Franken in Zaum. Doch scheint mancher katholische Prälat in den

rückeroberten Westgotengebieten erneut mit den Franken konspiriert zu haben. Oberhirte Quintian mußte aus Rodez flüchten (S. 69). «Denn wegen seiner Liebe zu uns, sagte er, ist er aus seiner Stadt vertrieben worden.» So erklärt Theuderich, läßt Quintian 516 in Clermont zum Bischof machen und ihm «alles Kirchengut» übergeben.[19]

Nach Theoderichs Tod (526) kam es zu ersten Aktionen gegen die Westgoten. Und obwohl scharfe konfessionelle Konflikte zwischen Arianern und Katholiken im allgemeinen fehlten, war der Anlaß anscheinend religiöser Natur. Die Schwester der Frankenkönige, Chlothilde, eine Chlodwigtochter, hatte den Westgotenkönig Amalarich (507–531) geheiratet, den Sohn Alarichs II. (S. 68 ff.), der die Katholiken angeblich wegen ihres Glaubens mißhandelte. «Oftmals ließ er», behauptet Bischof Gregor, «wenn sie zur heiligen Kirche ging, Mist und anderen Kot auf sie werfen, und zuletzt soll er sie mit solcher Grausamkeit geschlagen haben, daß sie ein mit Blut getränktes Schweißtuch ihrem Bruder übersandte.» Childebert fiel darauf 531 in Septimanien ein, begleitet unter anderen von dem späteren Bischof von Bordeaux, Leontius, besiegte Amalarich bei Narbonne und schob die Grenzen seiner aquitanischen Exklave bis zu den Pyrenäen vor. Amalarich floh nach Barcelona, wo ihn aber, als er eben nach Italien weiter wollte, der Franke Besso im Herbst erschlug.

532 greifen auch Theuderich und Chlotar in den Westgotenkrieg ein, der natürlich nichts als ein reiner Raubkrieg ist, wie die Frankeneinbrüche auch in Italien. 541 überschreiten Childebert und Chlotar erstmals die Pyrenäen, verwüsten Pamplona, das Ebrotal, scheitern aber an Saragossa, da die Belagerten «in Bußgewändern unter Chorgesang mit dem Rock des heiligen Märtyrers Vincentius auf den Mauern der Stadt umherzogen» (Gregor). «Caesaraugusta (Zaragoza) wurde durch Gebete und Fasten befreit» (Fredegar).[20]

Inzwischen, kurz nach dem Übertritt der Burgunder zum Katholizismus, hatte sich auch das Schicksal ihres Reiches entschieden. 532 nämlich, ein Jahr nach der blutigen Niederringung Thüringens, waren Childebert und Chlotar erneut in Burgund

eingefallen, während Theuderich, der König von Reims, noch in Thüringen operierte und gegen Ende 533 starb. Damit verschwindet, nach Chlodomer, der zweite Chlodwigsproß von der Bildfläche. Und sofort suchen die beiden Brüder des Toten dessen Sohn und Nachfolger, ihren in Reims regierenden Neffen Theudebert I. (533–548) zu beseitigen und um seinen Reichsteil zu bringen. Doch der Dreißigjährige, schon reichlich kriegserprobt, behauptet sich, ja er greift bald mit aller Energie aus, besonders nach Osten. Aber auch seine Vorstöße, richtiger Raubzüge 532 und 533 nach Südwestgallien, bis in die Narbonensis, in die ostgotische Provence, werden zu «einem vollen Erfolg» (Ewig).

In den letzten Schlachten metzelt Theudebert vielleicht sogar noch die Burgunder mit. Ihr König Godomar, der spurlos in der Nacht der Geschichte versinkt, wird endgültig besiegt, sein Reich 534 unter die drei Franken aufgeteilt. Der burgundische Stamm behält zwar, wie die Alemannen, die Thüringer, sein eigenes Stammesrecht. Er wird jedoch fortan zur Teilnahme an den Kriegen der Franken und zur Zinspflicht gezwungen, zur Entrichtung eines Tributs, auch wird der burgundische Arianismus durch den fränkischen Katholizismus definitiv vernichtet.[21]

Chlotar und Childebert, die beiden noch überlebenden Chlodwigsöhne, hatten den Neffen nicht beseitigen, sein Reich nicht rauben, ja, ihn nicht einmal von der Verteilung des niedergerungenen Burgund ausschließen können. So machte der söhnelose Childebert sich den immer mächtigeren Theudebert nunmehr zum Freund. «Ich möchte dich wie einen Sohn halten», sagte er, überhäufte ihn mit Wohltaten und adoptierte ihn gar als Erben. Und kaum hatten die beiden katholischen Könige sich geeinigt, begannen sie einen Feldzug gegen Chlotar, den Bruder und Onkel, den sie in jeder Hinsicht ausschalten, schon anderntags töten wollten. Der wich denn auch vor der anrückenden Familienbande in die Forêt de la Brotonne bei Rouen zurück, «legte hier im Gebüsch große Hindernisse an», setzte jedoch «allein auf die Gnade Gottes». Und auch die hl. Königin Chlothilde warf sich am Grab des hl. Martin nieder und «wachte die ganze Nacht».

So war, nach Gregor, auch wieder einmal mehr das wunder-

bare Eingreifen dieses Heiligen evident, ein schweres, die gegnerische Kampfkraft schwächendes Unwetter, «Blitze, Donner und Hagel», während auf Chlothars Seite «nicht ein einziger Regentropfen» fiel, ja, vom ganzen Sturm «nichts verspürt» wurde. In Wirklichkeit brachte eine große außenpolitische Krise, Justinians beginnendes Gotengemetzel (II 424 ff.), den eben erst ausgebrochenen Bruderkrieg zum Erliegen. Witterten die fränkischen Haudegen doch jetzt neue Beute in Italien, neue Möglichkeiten des Ausgreifens.[22]

Beide Seiten, Byzantiner und Goten, wünschten die kampferprobten Franken als Bundesgenossen. Kaiser Justinian erinnerte an den gemeinsamen katholischen Glauben, die arianische «Ketzerei» seiner Feinde «und fügte Geldgeschenke hinzu, versprach auch, mehr zu geben, wenn sie erst am Werke wären». Und die Franken versprachen ihm auch «mit großer Bereitwilligkeit ihre Bundesgenossenschaft» (Prokop), schlossen aber mit den «ketzerischen» Goten einen Vertrag, da ihnen Wittigis die Provence abtrat, die Childebert erhielt, sowie Churrätien, das Theudebert kassierte, der somit um 536 bereits vom Großen St. Bernhard das Alpenvorland bis weit nach Osten beherrschte. Ergo hatten die Franken nun Zugang sowohl zum Mittelmeer als auch zu Italien. Sie erhielten ferner das Protektorat über alemannische Gebiete. Und schließlich zahlten die Goten den Frankenfürsten, die nichtfränkische Hilfskontingente garantierten, noch 2000 Pfund Gold.[23]

Nun dachten die Franken freilich gar nicht daran, ihrem germanischen Brudervolk beizustehn. Childebert, ausschließlich an gallischen Raubobjekten interessiert, und Chlotar von Soissons, beim neuen Landgewinn im Süden leer ausgegangen, griffen überhaupt nicht in den Kampf ein. Dafür sorgte auch die Kirche, die sonst nicht so friedensorientiert ist. Jetzt jedoch hatte Papst Vigilius, der für 700 Goldstücke von Byzanz gekaufte Mörder seines Vorgängers (II 427 ff., 446 ff.), den provenzalischen Bischof Aurelianus von Arles – per Schreiben vom 23. August 546 – beauftragt, für die Wahrung des Friedens zwischen Childebert und Justinian zu sorgen.[24]

THEUDEBERT I. – «MAGNUS», «RELIGIOSUS», «CHRISTIANUS PRINCEPS», «EINE ART GIPFEL»

Drangen die Goten vor, wie unter Witigis, als sie 537 Rom einschlossen und die Byzantiner in Dalmatien attackierten, beorderten die Franken Hilfstruppen nach Venetien und ließen es schwer verheeren. Als aber Witigis 538 in Bedrängnis geriet, schickte man ihm zehntausend Burgunder zur Belagerung Mailands (II 431 f.). Und im nächsten Jahr fiel Theudebert I. selber mit angeblich 100 000 Mann in Italien ein. Erst brachte er Rätien, soweit noch ostgotisch, schon wegen seiner Alpenpässe in seine Gewalt. Dann, nachdem ihm die Goten den Poübergang ermöglicht, schlug er nacheinander, zur nicht geringen Überraschung beider, Goten und Byzantiner. Er erstürmte Genua, verwüstete mit wilden Plünderungen zum Schrecken des ganzen Landes die Aemilia, drang zeitweilig fast bis Venedig vor und wurde nur durch Hunger und Seuchen, die ein Drittel seiner Männer getötet haben sollen, zum Rückzug genötigt. Doch hinterließ er Garnisonen, nahm später wieder Verbindung mit Goten wie Byzantinern auf, schickte um 545 neue Heere nach Venetien, verweigerte beim Gotenuntergang König Totila (II 434 ff.) seinen Beistand und ist noch vor der byzantinischen Endoffensive, 547 oder 548, gestorben.[25]

Theudebert hatte in Norditalien nur ein Interesse: keine der kämpfenden Parteien gewinnen zu lassen, um selber möglichst viel an sich zu reißen. Dabei griff er eben bald diese, bald jene, gelegentlich beide zusammen an. Er schlug ganz Rätien, Bayern und Innernoricum (Kärnten) zu seinem Territorium und prahlte in einem Brief an Justinian, die Ausdehnung seines Reiches sei zugleich die Ausdehnung des katholischen Glaubens. Tatsächlich wurden damals auch die Bischöfe von Säben, Teurnia und Agunt im Pustertal durch fränkische Erzbischöfe bestellt.[26]

Theudebert, der sich als erster Franke Augustus nannte und als Nachfolger der römischen Caesaren fühlte, der imperiale Attitüden liebte, sozusagen widerrechtlich Goldsolidi mit seinem eignen Bild prägen, in Arles nach Art der Kaiser Zirkusspiele

abhalten ließ, der an eine Eroberung Konstantinopels gedacht haben soll und von einem, gemeinsam mit Gepiden und Langobarden geplanten Zug gegen Byzanz Kaiserwürde und Weltherrschaft erhoffte, ein solcher Mann stand natürlich mit der Kirche auf gutem Fuß, ja, stützte sich bei seiner intendierten Weltmachtpolitik bewußt auf sie. Er sandte seine Bischöfe zu den Nationalkonzilien, berief ein eigenes Konzil 535 nach Clermont und hielt sogar Verbindung zum römischen Stuhl: 538 informierte er sich über die «Bußdisziplin» bei Papst Vigilius (537–555), dem Mörder seines Vorgängers, des Papstsohnes Silverius, vielleicht aber auch schon in den Tod von Silverius' Vorgänger Agapet I. verstrickt (II 446 ff.).

Kein Wunder, daß Theudebert, der im großen Maßstab raubte, plünderte, der gegen den eignen Onkel zu Feld zog, der die Goten, die Byzantiner bekriegte, von katholischen Bischöfen als ein mit allen Herrschertugenden ausgezeichneter Regent gefeiert und mit dem Epitheton «magnus» geschmückt, vom hl. Bischof Aurelian von Arles als «religiosus» und «christianus princeps» bezeichnet worden ist. «Er regierte», schreibt der hl. Gregor, «sein Reich mit Gerechtigkeit, ehrte die Bischöfe, beschenkte die Kirchen, half den Armen und erwies Vielen viele Wohltaten aus einem frommen und liebevollen Herzen.»

In der Tat war König Theudebert ein Wohltäter der Kirche, die er «fiskalisch geschont und ... zielbewußt gefördert» hat (Zöllner), während er seine fränkischen Untertanen mit Steuern nach römischer Art nur so schröpfen ließ. Es spricht für sich, daß sein Finanzminister Parthenius (ein Enkel des Bischofs Ruricius von Limoges, Mörder seiner Frau und seines Freundes) nach Theudeberts Tod in Trier, trotz bischöflichen Schutzes, vom wütenden Volk aus einer Kirche gezogen, bespien, geschlagen und gesteinigt worden ist. Andererseits rühmt Bischof Gregor wieder: «Alle Abgaben, die die Kirchen der Auvergne seinem Staatsschatz zu leisten hatten, erließ er ihnen.» (Eine Schwester des Königs wurde wohl Gründerin von Saint-Pierre-le-Vif in Sens.)

Auch die spätere Geschichtsschreibung verbeugt sich durch die Zeiten vor dem Herrscher. Noch an der Schwelle des 20. Jahr-

hunderts rühmt ein Historiker: «Eine imponierende Persönlichkeit, dieser Theudebert! Voll von wilder Sinnenlust und unbändigem Stolz; treulos und unbedenklich in der Wahl seiner Mittel in einem Grade, daß er selbst in diesem leidenschaftlichen Zeitalter das Maß des Gewohnten weit überschritt; kühn, schrankenlos in seinen Plänen und Zielen ..., in den Künsten der diplomatischen Intrigue erfahren wie kein Zweiter; ein Feldherr, den der Sieg nie im Stich läßt ... so erscheint Theudebert als der glänzende Scheitelpunkt des heißblütigen, aber begabten Geschlechtes der Merowinger. In fortwährender Steigerung ... war jetzt eine Art Gipfel erreicht» (Schultze).[27]

Mörderkönige und Mörderpäpste

Noch verbrecherischer und noch mehr der Kirche ergeben war indes die Theudebert überlebende Sippe.

Chlotar I. führte auch in seinen letzten Lebensjahren fast unentwegt Krieg, ohne daß dies die Prediger von Frieden, Nächsten-, Feindesliebe bekümmert oder gar erregt hätte. Dabei hatte der König – lange der schwächste Frankenfürst, bis er nach Childeberts I. Tod (558) das Reich allein regierte – doch auch den wachsenden kirchlichen Reichtum gerügt, freilich gemäß der Konstitution seines Bruders vom Jahre 554 auch das Heidentum zielbewußt auszurotten gesucht. In einem Winterfeldzug 555 gegen die Sachsen unterlag er zwar, überwand aber schon im Jahr darauf Sachsen und Thüringer gemeinsam und beorderte auch Truppen gegen die Oströmer nach Italien. 557 bereits bekriegte er die Sachsen erneut, angeblich wider Willen, doch wurde er «unter gewaltigem Blutvergießen geschlagen, und eine so große Menge fiel auf beiden Seiten, daß niemand sie schätzen oder berechnen kann» (Gregor). Dafür siegte er über Dänen und Euten.

Schließlich sah er sich sogar in einen regelrechten Krieg mit dem eigenen Sohn Chramm verstrickt, dem Unterkönig Aquitaniens. Mit ihm nämlich schmiedete der fromme, kinderlose

Onkel Childebert I. wieder einmal – unter beiderseitiger Eidesleistung – ein Komplott gegen den eigenen Bruder. Und während die Sachsen, von Childebert gerufen, 557 das Rheinland bis in die Gegend von Deutz verheerten, berannte Chramm zwar vergeblich Clermont, Dijon, eroberte jedoch Chalon-sur-Saône und Tours, indes Onkel Childebert die Champagne bis Reims brandschatzte, Reims selber mit Feuer und Schwert verwüstete, aber am 23. Dezember 558 in Paris starb und in der Kirche des hl. Vicentius, später Saint-Germain-des-Prés genannt, feierlich beigesetzt wurde.[28]

Childeberts Tod befreite Bruder Chlotar aus einer üblen Situation. Er kassierte dessen Reich und Schätze, verbannte seine Frau samt den beiden Töchtern und beherrschte nun das ganze fränkische Reich für kurze Zeit, bis 561, allein. Sohn Chramm, als einziger Chlotar-Sohn mit seiner zweiten Gattin Chunsina gezeugt (alle sonstigen Söhne des mit fünf Frauen gesegneten Königs stammten von Ingunde oder Aregunde), versöhnte sich kurz mit ihm. 560 aber, nach einer neuerlichen Rebellion, wurde er in der Bretagne vom Vater geschlagen, gefangengenommen und auf dessen Befehl samt Frau und Töchtern in einer Hütte verbrannt, nachdem man Chramm erst noch mit einem Schweißtuch erdrosselt hatte (auf dieselbe Art läßt der hl. Sigismund seinen Sohn ermorden: S. 83).[29]

Ein Jahr später starb mit Chlotar auch der letzte der vier Chlodwigsöhne, die alle, wie der Vater, für Raub, Mord und Krieg gelebt. Und die alle, eher mehr als er, auf Religion hielten. Oder doch so taten. Überall fahndeten sie nach Märtyrergebein, sorgten für Translationen, die Verehrung der Heiligen. Sie stifteten viele Klöster, dotierten sie reich. Sie schenkten dem Klerus großzügig Besitz und erließen ihm Abgaben. Die alten Annalen sind voll des Lobes.[30]

Natürlich taten die Bischöfe alles, um auf ihre Kosten zu kommen. Die meisten waren zwar wie eh und je notorisch feig und fürstenhörig. Doch andere wußten die Herren schon richtig zu packen. Als etwa Chlotar von sämtlichen Kirchen den dritten Teil ihrer Einkünfte verlangte und «alle Bischöfe» auch unterschrie-

ben, widerwillig genug, weigerte sich ein einziger, der hl. Injuriosus (welch passender Name für einen Bischof!). «Wenn du», sagte er zu Chlotar, «Gott nehmen wirst, was sein ist, so wird der Herr dir bald dein Reich nehmen.» Und rasch kroch der stolze König zu Kreuz, verlangte nicht weiter Geld, schickte vielmehr, des hl. Martins Rache fürchtend, Injuriosus, dem Zornigen, viele Geschenke, erbat Verzeihung, seinen Beistand und nahm alles zurück – wenn wir Gregor von Tours glauben dürfen.[31]

Vielleicht machte sich Chlotar I., in dessen Land die Kirche schlechter organisiert und besonders zerrüttet war, noch am wenigsten aus dem Christentum. Gleichwohl ist auch er gläubiger Katholik, ein Christ gewesen, der einen Krieg nach dem anderen führte, der noch seine nächsten Verwandten, unmündige Knaben, Mädchen, den eigenen Sohn ermorden ließ, während er sich selber beträchtlich verlustierte, mit ungezählten Kebsen und mindestens sechs Ehefrauen nacheinander – «und nicht immer nacheinander» (Schultze). Und doch wird der König von einem geistlichen Autor des 7. Jahrhunderts mit einem Priester verglichen und hoch gelobt. Und doch kümmerte er sich um die Überführung von Märtyrergebein; förderte er die Verehrung des Medardus, des Schutzheiligen des Königshauses; unterstützte er die Gründung von Kirchen und Klöstern, dem Klerus immerhin so hörig, daß er Waldarada, seine langobardische Frau (wegen zu naher Verwandtschaft des ersten und zweiten Gatten!), nach kirchlichem Einspruch dem bayerischen Herzog Garibald zur Ehe gab. (Die Polygamie des Königs aber mit Ingund und deren Schwester Aregund rügt Bischof Gregor nicht.)[32]

Besonders glaubenseifrig und klerusergeben war Childebert I. Der Usurpator und Blutschänder errichtete dem heiligen Kreuz und dem spanischen Erzmärtyrer Vinzenz von Saragossa, dessen Leiden man mit großer propagandistischer Wirkung ausschmückte, eine Basilika bei Paris, die spätere Abtei Saint-Germain-des-Prés. Er pilgerte zur Zelle des hl. Eusicius, dem er gleichfalls eine Kirche erbaute. Überhaupt beschenkte er die Catholica reich, stiftete Klöster, worin er für sein Seelenheil und den Bestand des Frankenreiches beten ließ, gab Land hin, große Geld-

summen, auch seine Kriegsbeute. So verteilte er einmal an die fränkische Kirche Dutzende von Kelchen, viele Patenen, Evangelienkapseln, alle aus Gold und Edelsteinen, die er im spanischen Krieg geraubt hatte. Childebert machte Orléans zur kirchlichen Hauptstadt des Reiches. Vier Nationalkonzilien tagten dort (533, 538, 541 und 549). Alle Frankenkönige schickten dazu (ausgenommen das Konzil 538) ihre Bischöfe. 552 berief Childebert ein weiteres Nationalkonzil nach Paris. Er erließ ein Edikt gegen das Heidentum, lebendig vor allem noch im nördlichen und östlichen Frankenreich. Er verfolgte jeden scharf, der Götterbilder an den Feldern errichtete und ihre Zerstörung durch Priester nicht litt. Er verbot sogar heidnische Gelage, Lieder, Tänze, ohne freilich die Zwangsbekehrung direkt zu fordern.

Childeberts Beziehungen zum Kaiserhof wickelten sich seit 540 meist über die Kirche ab. Und natürlich stand dieser Fürst, von Bischof Venantius Fortunatus in Versen besungen, als «mild», «gut und zu allen gerecht», als «König und Priester» gerühmt und mit dem Melchisedech des Alten Testaments verglichen, in ständiger Verbindung mit Rom. Der stete Anstifter von Landraub und Mord großen Stils ließ sich von dort durch den Subdiakon Homobonus Reliquien liefern. Der Mörder-Papst Vigilius, der des Königs Intervention bei Totila zugunsten der Kirche erbat, nannte Childebert (am 22. Mai 545) «unseren ruhmreichen Sohn» und lobte (am 23. August 546) seinen «christlichen und gottgefälligen Willen».[33]

Vigilius' Nachfolger aber, Papst Pelagius I. (556–561), ebenso wie der Vorgänger eine Kreatur des byzantinischen Hofes (noch ihre Nachfolger konnten nur mit Zustimmung des Kaisers gewählt werden), mußte sich, da man seine Orthodoxie bezweifelte, denkbar blamabel demütigen und im Februar 557 einem Childebert ein ausführliches Glaubensbekenntnis vorlegen! Und am 13. April erkundigte sich der Papst, ob dies Glaubensbekenntnis den König, den Bischof von Arles und seine coepiscopi befriedigt habe.

Die Rechtgläubigkeit des Heiligen Vaters war freilich nicht nur im Frankenreich suspekt. Denn als Stellvertreter des Vigilius hatte

auch Pelagius die Schwenkmanöver des Papstes im Dreikapitelstreit getreu mitausgeführt, erst unerschrocken protestiert, dann zugestimmt, dann vielleicht den Papst sogar beseitigt. Zumindest begegnete er eisiger Ablehnung bei Adel, Klerus und Volk, da ihm der Ruf vorausging, den Tod des Vigilius verschuldet zu haben, wie dieser schon den Tod seines Vorgängers, vielleicht seiner zwei Vorgänger. Erst nachdem sich Pelagius durch einen feierlichen Eid bei den Evangelien und dem Kreuz «gereinigt» hatte, waren überhaupt mit Mühe zwei Oberhirten und ein Presbyter bereit, Pelagius zum Papst zu weihen.[34]

Natürlich setzte der dogmatisch anrüchige Pelagius die Ketzerbekämpfung selbst energisch fort. Bereits 557 wurden die Manichäer in Ravenna vor die Stadt geführt und gesteinigt. Und wie der Papst den Narses zur Ketzerjagd trieb – dessen Bedenken durch die Versicherung beschwichtigend, die Bestrafung des Übels sei nicht Verfolgung, sondern Liebe! –, so forderte er auch König Childebert I. zum Vorgehen gegen Schismatiker auf und verlangte entschieden staatlichen Zwang.[35]

Papst Pelagius I. starb im selben Jahr wie der letzte Chlodwigsohn, Chlotar I., 561.

In diesem Jahrzehnt aber begann, neben Franken und Westgoten, ein weiteres Germanenvolk eine immer größere Rolle zu spielen, die Langobarden.

4. KAPITEL

DIE LANGOBARDENINVASION

«Bald wütete das wilde Volk der Langobarden wie ein Schwert, aus der Scheide seiner Wohnstatt gezogen, gegen unsern Nacken, und das Volk, das in unserm Lande wie eine dichte Saat dastand, wurde dahingemäht und verdorrte.»

Papst Gregor I.[1]

Die Langobarden, die «Langbärte» (von longus, lang und barba, Bart), wie ihr Name traditionell gedeutet wird, eher den Ost- als den Westgermanen zugehörig, waren ein zahlenmäßig kleines Volk und kamen wahrscheinlich aus Skandinavien, vielleicht von Gotland. Um die Zeitenwende saßen sie, dadurch verwandt mit den Sachsen, an der unteren Elbe, wo ein Teil ihres Volkes auch ständig blieb und wo noch im 20. Jahrhundert die Namen Bardengau und Bardowiek an sie erinnern.

Jahrhundertelang werden die Langobarden in der Geschichte kaum genannt. Wie Bodenfunde belegen, folgten die Abwanderer zunächst der Elbe und zogen seit dem 4. Jahrhundert innerhalb von zweihundert Jahren bis zum Balkan: über Böhmen, Mähren, einen Teil des heutigen Niederösterreich, das «Rugiland» (das sie um 488 beim Abzug der – gleichfalls aus Skandinavien kommenden, gleichfalls germanischen – Rugier besetzten, die der Insel Rügen ihren Namen hinterließen). Sie drangen weiter über Ungarn nach Süden vor, ein Reich im Donauraum bis Belgrad schaffend. Langobardische Hilfstruppen hatten Justinians Kriege gegen die Perser sowie 552 unter Narses in der Entscheidungsschlacht gegen die Ostgoten (II 437) unterstützt. Von Byzanz enttäuscht, verbündete sich ihr Führer Alboin mit den Awaren und rottete mit diesen 567 in einer weiteren Entscheidungsschlacht das Reich der Gepiden aus, eines weiteren ostgermanischen Stammes – ein solches Gemetzel, auf beiden Seiten angeblich 60 000 Tote, «daß von dem zahlreichen Volke kaum noch ein Bote übrigblieb, die Vernichtung zu melden» (Paulus Diakonus).

Alboin nahm die Tochter des erschlagenen Gepidenkönigs Ku-

nimund, Rosemund, zur Frau. Doch nun saßen die Gepiden nicht mehr zwischen Langobarden und Awaren, die alsbald nachdrängten. Und im Frühjahr 568 verließ, so ein zeitgenössischer burgundischer Chronist, «das gesamte langobardische Heer, nachdem es seine Wohnsitze in Brand gesteckt hatte, gefolgt von Frauen und der übrigen Bevölkerung» Pannonien. Unter Druck der awarischen Expansion und gelockt vom Süden, fielen sie, geführt von ihrem König Alboin, über Emona (Laibach) und die Pässe der Julischen Alpen in den meist ungeschützten Norden Italiens ein – derselbe Weg, über den einst schon Alarich und Theoderich gezogen.

Es war der letzte große Treck der Völkerwanderung – ein fast harmlos klingendes Wort, aber ein jahrhundertelanges Rauben, Massenmorden, Hungern und Verhungern steht dahinter, das Verkaufen auch von Männern, Frauen, Kindern auf den Sklavenmärkten, so meldet ein Augenzeuge, «wie minderwertiges Vieh». Und zwei Jahrhunderte später werden die Langobarden selber aufgerieben, zermahlen von dem, was schlicht Geschichte heißt und doch kaum mehr ist als die unbändige Macht- und Mordgier des Menschen.

Mit den Langobarden, alles in allem vielleicht 130 000 sogenannte Seelen, kamen noch andere Stammesgruppen, Völkerschaften aus Pannonien, Norikum, dem Balkan, viele Sachsen, Reste der Gepiden, Thüringer, Sueben, slawische Sarmaten. Und wie die Langobarden für die Integration anderer offen waren, so auch für religiöse Toleranz. Seit etwa 500 weitgehend christianisiert, bestand ihre große Mehrheit aus Arianern. Doch gab es bei ihnen auch Katholiken – Alboin selbst war zunächst mit Chlotars I. Tochter Chlodosinda verheiratet –, es gab vor allem Heiden, die, nicht im mindesten bekämpft, noch länger ihre Opfer und Opferschmäuse hielten, wobei der Glaubenswechsel einzelner Könige anscheinend kaum eine Rolle spielte.[2]

Der Einfall

In Italien als dünne Herrenschicht in Städten und Burgen hausend, gründeten die Langobarden das letzte Germanenreich auf dem Boden des einstigen Imperium Romanum. Erst im Jahrzehnt zuvor hatte man dort die arianischen Ostgoten in einem grauenhaften Krieg, einem zwanzigjährigen Kreuzzug, so gut wie ausgerottet und das Land in eine rauchende Ruine, eine Wüste verwandelt – das Gemeinschaftswerk von Kaiser und Papst, dem Hauptprofiteur (II 424 ff.). Die Langobarden aber, denen die Vernichtung der Ostgoten den Weg freigemacht hatte, kamen nicht als foederati, sondern als brutale Eroberer in die unter oströmischer Reichsherrschaft stehende Region, bewaffnet mit so monströsen Spießen, daß man damit, schreibt noch Viscount Montgomery of Alamein beeindruckt, «den durchbohrten Gegner aufheben konnte, während er sich an der Lanzenspitze vor Schmerzen krümmte». Was die Byzantiner, Ausbeuter übelster Sorte, den Ostgoten geraubt, raubten nun wieder, Stück um Stück, die Langobarden: weithin abermals gebrandschatztes Land, entvölkerte Städte, ruinierte Klöster und Kirchen zurücklassend – über den von Christen schon ruinierten Tempeln.

Nahezu mühelos fiel König Alboin Italien in den Schoß. Es war durch den langen Gotenkrieg erschöpft, durch den Dreikapitelstreit gespalten. Die herrschende Pest, die Hungersnot taten ein übriges. Vor allem aber überraschte die Byzantiner der Angriff offenbar. Justinians Neffe, Justinos II., reagierte nicht (er wurde 574 geisteskrank). Ein im nächsten Jahr geschicktes Söldnerheer hat man ausgelöscht. Und die nachfolgenden Kaiser banden Krisen im Osten sowie auf dem Balkan.

Die Langobarden gewannen zunächst mehrere venetianische und lombardische Städte nördlich des Po. Im September 569 saßen sie in Mailand, das ihnen ohne Schwertstreich zufiel. Ausschreitungen, Gewalttaten unterblieben, nur die üblichen Abgaben wurden verlangt. Bis 571 eroberten sie das Po-Tal und drangen, wieder Land und Leute schikanierend, in Richtung Umbrien und Toskana vor. Erst 572, nach dreijähriger Belagerung,

nahmen sie das heftig umkämpfte Pavia und machten es zu ihrer Hauptstadt. Ihre Herrscher residierten im ostgotischen Königspalast.

Alboin freilich, der Siegreiche, wurde noch im selben Sommer durch seinen Schildträger Helmichis vergiftet, veranlaßt von dessen mutmaßlicher Geliebten, Königsgattin Rosamund. Ihren Vater, den Gepidenfürsten Kunimund, hatte der Langobarde einst im Kampf erschlagen. Vermutlich spielte bei dem Giftmord auch das Gold der Byzantiner eine Rolle. Mörder und Königin flohen samt Kronschatz zu ihnen nach Ravenna, wo beide gegenseitig sich vergiftet haben sollen.

Nur zwei Jahre darauf wurde auch Alboins (wahrscheinlich gleichfalls arianischer) Nachfolger Klef umgebracht, der jedoch selber eine lange Reihe prominenter Römer liquidiert hatte. Zehn Jahre blieben die Langobarden nun ohne König. Angeblich vertraten 36 Herzöge (nach den bereits kassierten Städten) Klefs minderjährigen Sohn Authari, der 584 zum König gewählt und wahrscheinlich wieder aus dem Weg geräumt worden ist. Die Langobarden bekundeten in derlei viel Geschick: schon um 512 war König Tato, 551 König Hildichis getötet worden.[3]

Beim Einfall der neuen Räuber hatten die alten sich auf die Linie Padua–Mantua zurückgezogen, um Ravenna, die Residenz ihres Statthalters, zu schützen. So stießen die Invasoren kaum auf Widerstand. Sie drangen vom Norden in die Region der Suburbicaria vor, gründeten um 570 die mächtigen Herzogtümer Spoleto und Benevent, machten Streifzüge sogar nach Kalabrien und eroberten bis 605 den größten Teil Italiens. Nur das Herzogtum Rom, die Küstenenklaven Venedig, Ravenna, Neapel, Rhegium, Tarentum und andere, bloß über den Seeweg miteinander verbunden, unterstanden weiter dem Kaiser. Auch Sizilien, Sardinien und Korsika wurden vorerst von den Langobarden verschont, weil sie nichts von der Seefahrt verstanden. Doch hörten auch nach ihrer «Landnahme» die Kämpfe nicht auf, machten sie Ausfälle in byzantinisch gebliebene Gebiete. Liebten sie neben der Jagd ja vielleicht am meisten den Raub, Beute und Beutezüge.

Bei ihrer Offensive hatten sie gelegentlich ein paar Mönche

aufgehängt, Priester abgestochen, Kirchen beraubt, jedenfalls nach Bischof Gregor von Tours und Papst Gregor I., der behauptet, bei einem Gemetzel seien «400 Gefangene, bei einem zweiten 40 Bauern und bei einem dritten eine Gruppe Valerianischer Mönche niedergemacht worden». Aber im Grunde wissen wir wenig Gesichertes über diese Invasion. Ein Drittel des Bodens wurde enteignet, vor allem den verhaßten Großgrundbesitzern genommen. Vermutlich hat man viele von ihnen erschlagen oder wirtschaftlich abhängig, zu zinspflichtigen Halbfreien gemacht, so daß die Güter bloß die Besitzer wechselten, die Hörigkeit erhalten blieb. Zahlreiche Menschen waren gefangen, verknechtet, an fränkische Sklavenhändler verkauft worden, viele verjagt. Auch vordem schon Unterdrückte, einheimische kleine Handwerker, Landarbeiter, bäumten sich auf, denunzierten, übten Lynchjustiz an den bisherigen Blutsaugern. Tausende kamen über Nacht um Hab und Gut.

Die Reichen hatten sich ohnedies oft abgesetzt, nicht selten bis über die Alpen, auch die bekanntesten Bischöfe mehr auf die Flucht als auf den Herrn vertrauend. Der Patriarch von Aquileia, Paulinus, war mit all seinen Schätzen auf die Insel Grado, der Mailänder Erzbischof Honoratus, ebenfalls nebst Kasse und den meisten seiner Geistlichen, in die Reichsfestung Genua geflohen, Bischof Fabius von Firmum samt Kirchenschatz nach Ancona, Bischof Festus von Capua zum Papst, wo er bald starb. Auch Mönche von Monte Cassino eilten nach Rom, Kleriker von Venafrum nach Neapel, Meßgewänder und Kelche aus ihrer Kirche an einen Juden verkaufend; auch flüchtend und im Exil wollte man standesgemäß leben. In Sizilien, dem sichersten Refugium, wo besonders große Priesterscharen landeten, verhökerte man auch besonders viel Kirchengerät. Selbst ganze katholische Bistümer verschwanden, mindestens 42, nicht durch Verfolgung allerdings, sondern durch Verluste ihrer Güter, durch Hunger und Seuchen.[4]

Kollaboration und Bekehrungseifer

«Bald wütete», erzählt Papst Gregor I. (590–604), «das wilde Volk der Langobarden wie ein Schwert, aus der Scheide seiner Wohnstatt gezogen, gegen unsern Nacken, und das Volk, das in unserm Lande wie eine dichte Saat dastand, wurde dahingemäht und verdorrte. Denn die Städte wurden entvölkert, die festen Plätze zerstört, Kirchen niedergebrannt, Männer- und Frauenklöster dem Erdboden gleichgemacht; die Landgüter sind verlassen, und niemand nimmt sich ihrer an; das flache Land liegt brach und ist verödet, kein Besitzer wohnt mehr dort, und wilde Tiere hausen, wo viel Volk einst wohnte.»[5]

Nun, das dürfte mehr Wasser auf die Mühlen gregorianischer Propaganda und Weltuntergangsstimmung oder -stimmungsmache (S. 158) gewesen sein als der Wirklichkeit entsprochen haben. Denn weniger «das Volk» wurde «dahingemäht und verdorrte» als die Besitzenden, die Großagrarier. Auch floh längst nicht alles, nicht einmal alle Priester rannten davon. In Treviso ging Bischof Felix König Alboin entgegen und übergab ihm den Ort, was nur zu seinem Vorteil war.

Andere Fälle lagen anders. Bischof Cethegus von Amiternum floh erst später aus seiner besetzten Stadt nach Rom. Er kehrte aber zurück, kollaborierte dann vermutlich mit den Byzantinern, wurde in eine Verschwörung verwickelt und unter Langobardenherzog Umbolus hingerichtet. Doch gab es auch erfreulichere Kontakte mit den Reichsfeinden, freilich nicht gerade für den Heiligen Vater, der «vielen Berichten» entnehmen mußte, daß Geistliche mit «ausländischen», wohl langobardischen Frauen zusammenlebten.[6]

Sosehr Gregor I. aber über die Langobarden jammerte, sosehr sie für ihn «Wilde» waren, «entsetzliche», «abscheuliche» Häretiker überdies, ja, teilweise Heiden, die zu Tiergöttern beteten – vernichten wollte er sie nicht. Hätte er's gewollt, behauptete er, «würde jene Nation heute weder einen König noch Herzöge oder Grafen haben, und sie würden dem unausweichlichen Untergang ausgeliefert sein». Ob es nur Gregors Gottesfurcht war, sein Chri-

stentum, was ihn vom Genozid abhielt, wie er dem Kaiser schreibt? Seine Vorgänger jedenfalls hatten ungezählte Kriege unterstützt, einige sogar die Ausrottung der Wandalen und Goten. Und auch Gregor war nicht zimperlich, ging es um Blutvergießen (S. 171 ff., 190 ff.).[7]

Doch, kein Zweifel, nicht vernichten, «bekehren» wollte er die Langobarden, denn das konnte nur sein Nutzen sein. So spielte er eine zwielichtige Rolle, und selbst sein fast stets für ihn Partei ergreifender Biograph Jeffrey Richards räumt ein: «Seine immer stärkere Verwicklung in alle Bereiche dieses Problems war es, die viel dazu beigetragen hat, die weltliche Macht und den Einfluß des Papsttums zu vergrößern.»[8]

Allmählich also arrangierte man sich – allen voran eben, wie gewöhnlich beim Überlaufen, die klerikalen Kreise. Das Zu-Kreuze-Kriechen ist ihnen eigentümlich, und sie hatten es doch bei Goten, den Byzantinern gerade wieder demonstriert und werden es durch die Jahrhunderte demonstrieren, noch lange über den deutschen Primas, den Fürst- und Erzbischof Kardinal Bertram von Breslau hinaus, der 1933 die entschlossene Kehrtwendung des hohen Klerus mit den schamlosen Sätzen rechtfertigt: «Wiederum hat sich gezeigt, daß unsere Kirche an kein politisches System, an keine weltliche Regierungsform, an keine Parteikonstellation gebunden ist. Die Kirche hat höhere Ziele ...» Gewiß, und ihr höchstes Ziel: der Opportunismus in dieser oder jener Form; um zu überleben, die Macht zu behalten, die Macht zu mehren, wie eben jetzt. «Denn viele Bischöfe beeilten sich, sich mit den Langobarden zu verständigen, mit dem Ergebnis, daß die reguläre Nachfolge und Kontinuität im bischöflichen Amt in vielen norditalienischen Diözesen gewahrt wurden» (Richards).[9]

Die Langobarden ließen den Katholiken ihre Kathedrale sogar in der Residenzstadt Pavia, deren Einwohnern man nach dreijähriger Zernierung kein Haar gekrümmt, bestätigten auch in anderen Städten katholischen Besitz, ja machten den feindlichen Prälaten nicht geringe Schenkungen. Dem Bischof Felix von Treviso stellte König Alboin einen Schutzbrief für «das sämtliche Vermögen seiner Kirche» aus (Paulus Diakonus). Doch reagierten

die Katholiken zuweilen wie die Mönche von Bobbio, welche die Gunsterweise arianischer Könige natürlich entgegennahmen, «Ketzern» aber nicht einmal den Gruß erwiderten. Und während die Langobarden nicht im geringsten um eine Bekehrung der Katholiken sich kümmerten, stand es umgekehrt ganz anders.

Als Alboin, der berühmteste Langobardenfürst, die katholische Frankenprinzessin Chlodoswintha heiratete, wandte sich Nicetius von Trier alsbald an sie: «Ich wundere mich, daß Alboin sich nicht Gedanken und Sorgen um das Reich Gottes und um sein Seelenheil macht, sondern jene in Ehren hält, sich mit jenen zufrieden gibt, die seine Seele eher in die Hölle bringen als sie den Weg des Heils führen ... Herrin, ich beschwöre dich daher bei dem Zittern vor dem Tage des Jüngsten Gerichts, daß du diesen Brief mit Verständnis liest und ihn verständig und häufig mit ihm besprichst.» Der hl. Bischof versäumt nicht, die Königin anzuregen, den Gatten durch dogmatische Fragen zu irritieren. Dabei verketzert er nach Kräften den Arianismus und führt, selbst ein Mann von «großen Wundertaten» (Gregor von Tours), die «Wunder» der katholischen Heiligen für die Rechtmäßigkeit seines Glaubens ebenso ins Feld wie einst den Segen des Katholizismus für Chlodwig. «Und du weißt ja, was er nach seiner Taufe alles gegen die Ketzer Alarich und König Gundobad vollbracht hat; und dir ist auch nicht unbekannt, wieviele Geschenke der Gnade Gottes er und seine Söhne auf dieser Erde ihr eigen nennen konnten ... Wache, wache, denn du hast einen gnädigen Gott. Ich bitte dich, so zu handeln, daß du das Volk der Langobarden stark gegen seine Feinde machst und wir uns über das Seelenheil deines Gemahles und deiner selbst freuen können.»[10]

Erfolg hatte Nicetius nicht. Doch als 584 ein Teil der Herzöge Klefs Sohn Authari zum König einsetzte, war zwar auch er Arianer, aber nun drang überall der Katholizismus vor. Und schließlich wurden die Langobarden so katholisch wie die Franken, bei denen inzwischen, nach dem Tod des letzten Chlodwigsohnes, Chlotars I. (561), die Epoche der Enkel und Urenkel angebrochen war.[11]

5. KAPITEL

DIE SPÄTEREN MEROWINGER

«. . . die Priester des Herrn mit ihren Gehilfen tötete man an den Altären der Kirchen selbst. Nachdem alle niedergemacht waren, daß keiner übrigblieb, der männlich ist, steckte man die ganze Stadt mit den Kirchen und den übrigen Gebäuden in Brand und ließ dort nichts zurück als den nackten Boden.»
Bischof Gregor von Tours[1]

«Niemand regiert als nur die Bischöfe, unser Ruhm ist dahin . . .» König Chilperich I.[2]

Während der Unterschied zwischen Franken und Galloromanen allmählich schwand, aber nicht die unterschiedliche Gesetzgebung, blieben die äußeren Grenzen des Merowingerreichs, wie sie waren, und zwar bis zum Ende der Merowingerzeit. Gewiß gab es politische Verwicklungen, einige Attacken der Awaren in Thüringen, der Westgoten in Südfrankreich, auch ein paar fränkische Ausfälle, Raubzüge jenseits der Grenzen. Aber nicht mehr um Expansion nach außen ging es vor allem, um Erweiterung des Gesamtreiches, das Unterwerfen und Schröpfen fremder, ferner Nachbarn, sondern die Könige, vier wieder, und ihre vielen Nachfolger suchten ihren Besitz, ihre Teilreiche, auf Kosten der anderen Teilreiche zu vergrößern und diese nahezu ununterbrochen und auf jede Weise zu schädigen, zu schwächen; kurz, jeder erstrebte die Vorherrschaft.

So kam es im späteren 6. und frühen 7. Jahrhundert, als fast alle Merowingerfürsten vorzeitig und gewaltsam starben, zu fortgesetzten Brutalitäten und Übergriffen großen Ausmaßes im Reich, wüteten fast unaufhörlich Bürger- und Beutekriege, immer neue Orte wurden eingeäschert, ganze Landstriche verheert, ungezählte Plünderungen, Verstümmelungen, Morde begangen, dazu kamen Seuchen, Hungersnöte. Die Bauern verkrochen sich in den Wäldern und raubten auf eigene Faust. Alle Mittel waren in diesem tobenden Hexenkessel den Kämpfenden recht, versprachen sie nur Aussicht auf Erfolg.[3]

Die Chlodwig-Enkel

Nach dem Ableben Chlotars I. wurde das Frankenreich in vier Teilreiche geteilt, nach dem frühen Tod seines ältesten Sohnes in drei, nach dem Tod seines zweiten Sohnes in zwei.

Zunächst teilten 561, wie schon ein halbes Jahrhundert früher nach Chlodwigs I. Abtritt, vier Erben das Reich, Chlotars I. Söhne (nach dem Alter angeführt):

Charibert I. von Paris, der schon Ende 567 starb, nachdem er seine Frau, Königin Ingoberga, verstoßen und sich mit den beiden Schwestern Meroflede und Marcovefa, einer Nonne, verbunden und in vierter Ehe Theodechilde, die Tochter eines Schafhirten, geheiratet hatte.

Guntram von Orléans (561–592), der das frankoburgundische Teilreich abwechselnd von Chalons an der Saône und von Orléans aus regierte. Von ihm ist der erste mittelalterliche Befehl zur Sonntagsheiligung (588) erhalten. Auch hat er gelegentlich – so daß man ihn «für einen Bischof des Herrn hätte halten können» (Gregor) – Bettage, Fasten (nur Wasser und Brot), Nachtwachen befohlen und überhaupt die Kirche sehr beschenkt, angeblich sogar sich selbst kasteit, freilich auch Mätressen sich gegönnt. Seine Konkubine Veneranda entließ Guntram, um Marcatrude, Tochter eines gewissen Magnachar, zu heiraten, die er aber gleichfalls verstieß, da sie Venerandas Kind vergiftet hatte. Darauf nimmt er Austrichilde, eine Magd Magnachars, dessen zwei Söhne er der «Ehre» seiner Gattin wegen umbringen und deren Güter er «für den Kronschatz» einziehen läßt. Und ihr, Austrichilde, verspricht der fromme Fürst, der voller «Wunderkraft» und «Herzensgüte» war (Gregor) und schon zu Lebzeiten als Heiliger galt, die Hinrichtung der Ärzte, die sie nicht heilen konnten – und erfüllte auch, was er versprochen (S. 129 f.). Und wurde später als Heiliger verehrt! (Fest: 27. März)

Die politische Szene beherrschten Sigibert I. von Reims (561–575), der König des fränkischen Ostreichs, und der Jüngste, Stiefbruder der drei andern, Chilperich I. von Soissons (561–584),

deren Frauen Brunichild und Galswintha, Schwestern aus dem westgotischen Königshaus, bei ihrer Verehelichung zum Katholizismus überwechselten.[4]

Da Charibert I., der älteste Chlodwigenkel und König von Paris, schon 567 starb, wurde sein Gebiet, fast die ganze Westhälfte Galliens, aufgegliedert und kassiert. Anstelle der Vierteilung trat so eine neue Teilung, die nun im wesentlichen fortdauernde Dreiteilung des Frankenreichs in Austrien, Neustrien – beide die «Francia» im weiteren Sinn – und Burgund. (Auch in der Langobardenzeit hieß das östliche Oberitalien Austria, das westliche Neustria.)

Auster, Austrien (Ostland), meist Austrasien genannt und von Sigibert regiert, bestand aus den Gebieten um Maas und Rhein sowie etlichen noch weiter ostwärts davon, mit einem größeren germanischen Anteil; die Residenz war erst Reims, dann Metz. Zu Neustrien (Niwister, Neu-Westland) gehörte der westliche Teil und der politische Kern des Merowingerreiches, den die Franken seit dem 5. Jahrhundert erobert hatten, also weitgehend das einstige Herrschaftsgebiet des Syagrius, von der Loire bis zur Seine und nach Flandern reichend. Diese «Francia» im engeren Sinn, mit überwiegend romanischer Bevölkerung und den Hauptstädten Soissons, später Paris, fiel an Chilperich I.; die Neustrier selber nannten sich auch lieber Franci, ihr Land Francia. Burgund war gegenüber dem alten Burgund wesentlich erweitert, Chalon-sur-Saône bevorzugter Königssitz Guntrams. Geteilt wurden aber auch Aquitanien und die Provence.

Die Zerstückelung des Chariberterbes hatte eine Kette weiterer Bürgerkriege um die Vorherrschaft zur Folge. Die blutigen Konflikte zwischen den Brüdern rissen nicht ab bis zum Tod Sigiberts, der seinerzeit auch heidnische Haufen, «die Wildheit der Völker» vom rechten Rheinufer, gegen das gute katholische Neustrien führte. Seit 562, als Sigibert erste Auseinandersetzungen mit den Awaren in der Nähe der Elbe banden, machte Chilperich, der in Soissons residierende jüngste und vielleicht wendigste der Brüder, Einfälle in das Ostreich und versuchte Reims, Tours und Poitiers zu gewinnen, «indem er alles verheerte und zugrunderichtete»

(Gregor von Tours); während Sigibert, ein Förderer des hl. Medardus, des Bistums Soissons Schutzpatron, die Reichsgutbezirke von Soissons und Paris angriff, die meisten Dörfer um Paris plündern, einäschern, die Bewohner in Gefangenschaft fortschleppen ließ und vergeblich seine Hand nach der provenzalischen Hauptstadt Arles ausstreckte, die Bruder Guntram gehörte. Doch Ortsbischof Sabaudus, ein würdiger Hirte des Herrn, legte Sigiberts Heer herein, lockte es hinterlistig wieder vor die Tore, so daß es «im Rücken von den Speeren der Feinde getroffen und von vorne mit Steinwürfen von den Städtern zugedeckt wurde ...» (Gregor von Tours)[5]

Der Kampf zwischen den Brüdern Chilperich und Sigibert verschärfte sich noch durch eine familiäre Tragödie, die in die Nibelungensage einging.

«... würdig einer Messalina und Agrippina»

Sigibert von Reims hatte um 566 Brunichild, die Tochter des Westgotenkönigs Athanagild, etwa ein Jahr darauf Chilperich von Soissons ihre ältere Schwester Galswintha geheiratet. Chilperich aber, der zuvor seine Frau Audovera verstoßen, überhaupt «bereits mehrere Weiber hatte», ließ die heimwehkranke Galswintha, die einstige, gerade noch «zur rechtgläubigen Kirche» übergetretene Arianerin, bald nach der Hochzeit durch eine seiner Kreaturen erdrosseln. Dann heiratete er, «die Tote nur wenige Tage beweinend» (Gregor), seine frühere Mätresse Fredegunde. Dies führte zu einer irren Feindschaft der beiden Königinnen, «Frauen, würdig einer Messalina und Agrippina» (Mühlbacher), und zu einem skrupellosen Blutrachekrieg der Könige von Reims und Soissons.[6]

Zumal Fredegunde, als ehemalige Unfreie («ex familia infima») zur Königin aufgestiegen und den König anscheinend völlig beherrschend, wird ein Prachtexemplar der Epoche. Sie ist die enge und langjährige Freundin des Bischofs Egidius von Reims, eines

der aktivsten Politiker Austriens, ist gelegentlich auch Schützling des Bischofs Ragnemond von Paris und zugleich Mordexpertin von hohen Graden, eine Christin, für die das Liquidieren von Königen fast zur Tagesordnung gehört, eine der teuflischsten, nahezu bloß mit Erpressung, Folter, Dolch und Gift regierenden Furien der Weltgeschichte.

Gemeinsam mit König Chilperich läßt sie allmählich mehrere Dutzend einflußreiche Widersacher ermorden. Ohne Skrupel, eher mit tiefer Genugtuung geht sie über Leichen. Sie läßt ihre Opfer einkerkern, geißeln, lange auf die Folter bringen und natürlich immer wieder ihrer Schätze berauben. Sie läßt aufhängen, verbrennen, vergiften; läßt einem Priester, der mit ihrem Mordbefehl scheitert, Hände und Füße abhauen; läßt den Bischof Praetextatus töten, ebenso ihren Stiefsohn Chlodovech, ebenfalls dessen Mutter Audovera. Sie soll auch schuld an der Ermordung König Sigiberts sein, dem die von ihr gedungenen Mörder, 575 auf dem Königshof Vitry, «in jede Seite ein tüchtiges Messer – Scramasax» stießen, das überdies «in Gift gesteckt war» (Gregor). Sie soll sogar den Tod Chilperichs, ihres eigenen Mannes, verursacht haben, auch ihres Stiefsohns Merovech. An der Beseitigung ihres Sohnes Samson gleich nach der Geburt hindert sie nur der König, doch stirbt das Kind mit kaum zwei Jahren. In Tournay schlichtet sie eine ganze Geschlechterfehde durch Liquidierung der Sippenhäupter. Sie macht eigenhändig einen mißglückten Mordanschlag auf ihre Tochter Rigunthe, schickt einen geistlichen Killer gegen Brunichild aus, schickt zwei weitere Pfaffen mit vergifteten Dolchen zu Brunichild und Childebert. Ja, einmal kamen gleich zwölf Kreaturen Fredegundes an den katholischen Königshof jener, wo man Kleriker wie Laien, «zum Gespött der Menschen», Hände, Nasen, Ohren abschnitt. Viele töteten sich aus Furcht vor den Torturen selbst. «Einige starben auch auf der Folter.» König Guntram entging den «Gesandten» der Fredegunde, die immerhin, als sie mit ihren Schätzen nach Paris floh, den Schutz des Bischofs Ragnemond genoß – eine edle christliche Haltung. Gregor von Tours sammelt ausführlich die Verbrechen der «inimica Dei atque hominum», die schließlich, als

Witwe im neustrischen Teilreich immer mehr führend, mit allen Mitteln bis zu ihrem Tod für die Anerkennung ihres unmündigen Sohnes Chlotar (II.) kämpft.[7]

Chilperich I. – Kriegszüge und geistliche Lieder

Bei den stets mehr eskalierenden Kämpfen zwischen Chilperich, der vor allem einen unmittelbaren Zugang zu seinen aquitanischen Exklaven, und Sigibert, der einen größeren Anteil am neustrischen Königsgut erstrebte, verbündete sich dieser zunächst mit Guntram, der erst in Orléans, später in Chalon-sur-Saône, wo er die Marcelluskirche erbaut, über Burgund regierte. Guntram war besonders kirchenhörig und wurde wegen seiner vielen Schenkungen an den Klerus und der Berufung von Konzilien, um es zu wiederholen, dann auch Heiliger (Fest: 28. März). Der fromme Fürst, ebenso grausam wie feig, erwies sich freilich als unzuverlässiger Patron und ging, wiederholt wortbrüchig werdend, mal zum einen, mal zum andern Bruder über. So geriet er 573 mit Sigibert wegen der Provence in Streit, und nun verband sich Guntram (der auch gegen die Langobarden operierte und die eroberten Alpengebiete zur fränkisch-burgundischen Kirche schlug) mit Chilperich von Soissons und bekriegte wieder einmal Sigibert von Reims. Sengend und brennend zog Chilperichs Sohn Theudebert durch die Gegend von Tours, Limoges, Cahors und die übrigen Städte dort, «verwüstete und zerstörte sie, äscherte die Kirchen ein, raubte die heiligen Gefäße, tötete die Geistlichen, zerstörte die Mannsklöster, schändete die Frauen und verwüstete alles. Damals war mehr Klagegeschrei in den Kirchen, als zu den Zeiten der Verfolgung des Diocletianus» (Gregor von Tours).

In der Mitte der siebziger Jahre unternimmt Chilperich wieder einen verheerenden Kriegszug gegen Sigiberts Reich, wobei er bis Reims vordringt, und Sigibert zieht, wie schon früher einmal, mit heidnischen Stammesverbänden von östlich des Rheins, gegen

Neustrien. Er besetzt Paris und treibt den Bruder auf Tournai zurück. Doch da, kurz vor dem Sieg, fast im Augenblick seines Triumphes – Chilperichs Krieger waren bereits zu ihm übergegangen – erliegt Sigibert vierzigjährig, im Winter 575 in Vitry (Artois), einem Mordanschlag mit vergifteten Dolchen (quos vulgo scramasaxos vocant) durch zwei Dienstleute von Chilperich und Fredegunde. «Da schrie er laut auf, stürzte zusammen und hauchte nicht lange danach den letzten Atem aus» (Gregor von Tours). Sigiberts Witwe Brunichild wurde von Chilperich beraubt und in ein Kloster in Rouen gesperrt, ihre Töchter hielt man in Meaux gefangen.[8]

Die Beseitigung des Reimser Regenten brachte den ersehnten Umschwung für die Mörder, brachte Erfolg auf Erfolg. Chilperich riß in der ausgebrochenen Verwirrung die umstrittenen Territorien an sich und gebot nun von Paris aus über zwei Länder, ein ererbtes und das seines Bruders Charibert. Die ganze Westhälfte des Frankenreiches unterstand ihm. Der König, der nur auf seine Konkubine, auf Macht scharf war und Geld, verschacherte die Bischofsstühle an die Meistbietenden, trieb brutal die Steuern ein, weshalb in Limoges ein Aufstand ausbrach, den er freilich mit aller Härte niederschlug; glich er doch in seiner Verachtung des Menschenlebens «einem Cäsar Borgia oder sonst einem italienischen Machthaber der Renaissancezeit» (Cartellieri).

Klar, daß ein solcher Mann auch dem Christentum zugetan, daß er sehr um die Bekehrung der Juden bemüht, ja, Verfasser war eines theologischen Traktats über die Hl. Dreifaltigkeit sowie geistlicher Lieder. Und mochte er auch das Trinitätsdogma als anthropomorphen Unsinn verwerfen und erklären, «der Vater und der Sohn seien derselbe, wie auch der heilige Geist derselbe wie mit dem Vater und dem Sohne»; mochte auch das ihm von Gregor zugeschriebene Wort «Niemand regiert als nur die Bischöfe, unser Ruhm ist dahin . . .» übertrieben gewesen, vielleicht gar nicht gefallen sein; mochte er schließlich auch in seinen Kriegen gegen Sigibert die Christentempel einäschern, Klöster plündern und zerstören, Nonnen schänden lassen, so genoß die Kirche doch jede Freiheit in allen religiösen Dingen. Es entstanden An-

sätze zu förmlichen Bischofsdynastien, wie in Tours. Sogar im Gericht führte der Bischof neben dem Grafen den Vorsitz. Wie sich überhaupt die Beamten des Staates und die Könige selber grundsätzlich dem sittlichen Urteil der Bischöfe und ihrer geistlichen Zucht unterwarfen.[9]

Nur knapp war der fünfjährige Sohn des erdolchten Sigibert, Childebert II. (575–596), dem Schicksal seines Vaters entrissen und durch den Herzog Gundowald nach Austrien in Sicherheit gebracht worden. Dort erhoben ihn die Großen zum König, und Hausmeier Gogo regierte für ihn. Offenbar aber blieb der Thronfolger, nach zwei Mordanschlägen schon mit etwa 26 Jahren, vielleicht durch Gift, sterbend, bis zuletzt ein Werkzeug König Guntrams, der ihn als Senior der Dynastie, nach dem Tode seiner eigenen Söhne als Sohn und Erben adoptierte, blieb er ein Werkzeug freilich auch seiner Mutter Brunichild.

Diese heiratete in Rouen den Merovech, Chilperichs Sohn aus erster Ehe mit Audovera. Der Metropolit von Rouen, Bischof Praetextatus, hat Merovech, sein Taufkind, entgegen dem Kirchenrecht, mit dessen Tante getraut und anscheinend gemeinsam mit jenem «einen echten Thronsturzversuch unternommen, wenn nicht gar einen Mord geplant» (Bund). In der zweiten Sitzung des Konzils von Paris (577) beschuldigte König Chilperich den Bischof Praetextatus auch, ihm wertvollen Schmuck und 5000 Solidi in Gold gestohlen zu haben. In der dritten Sitzung immerhin bekannte der Kirchenfürst (bald darauf ausgepeitscht, auf eine Insel verbannt und 585 in einer Kirche ermordet), dem König zu Füßen liegend, einen Anschlag auf dessen Leben geplant zu haben. Doch ehe die Verschwörer ihr Komplott noch politisch hatten nutzen können, war Merovech, auf Betreiben wohl seiner Stiefmutter Fredegunde, von der Nachfolge ausgeschlossen, 576 verhaftet, geschoren und zum Presbyter degradiert worden. Auf dem Weg ins Kloster Anisola (S. Calais) befreite ihn zwar sein Gefolgsmann Gailen, doch 577 oder 578, auf einer abermaligen Flucht von Feinden umstellt, bat er Gailen, ihn zu töten, worauf man diesem, der nicht gezögert, es zu tun, Hände, Füße, Nase, Ohren abgeschlagen, ihn weiter gefoltert und liquidiert hat. Auch

viele Begleiter Merovechs wurden zu Tod gemartert. Die Hauptanstifter des Anschlags sollen Bischof Egidius von Reims (der den hl. Gregor zum Bischof geweiht) sowie Herzog Gunthram Boso gewesen sein (ein intriganter Gangster, über dessen Tötung dann Bischof Agerich von Verdun sich so verzehrte). Und auch Merovechs junger Bruder ist ein Opfer Fredegundes geworden.[10]

577 konnte Brunichild der Gefangenschaft Chilperichs entkommen und ins Ostreich flüchten, ins Herrschaftsgebiet ihres Sohnes Childebert II., den sie zu einem Bündnis mit Guntram veranlaßte. Doch 581 fiel Brunichilds Anhang einer Empörung in Reims zum Opfer, wo Metropolit Egidius, der in viele Intrigen, Verschwörungen, in Hochverrat verstrickte Bischof, an der Spitze einiger Großer die Regierung an sich riß. Und da Chilperich ohnedies im Vormarsch und der starke Mann war, machte sich der Kirchenfürst samt Mitregenten an den Erfolgreichen heran; Bischof Egidius leitete selbst die Gesandtschaft an ihn. Und gleichzeitig zerstritten die Reimser Frondeure sich mit König Guntram, dessen Chariberterbe in Aquitanien 581 Chilperichs Feldherr Desiderius eroberte, so daß Chilperich jetzt das gesamte Reich seines 567 verstorbenen Bruders besaß.

Als der König sich aber anschickte, auch Guntrams Land selbst mit Hilfe der Reimser Überläufer, einem förmlichen Bündnis mit der austrischen Regentschaft, in die Zange zu nehmen, um Guntrams Heere zu zermalmen, trat in Austrien, durch einen Aufstand des minor populus gegen das Bündnis, ein abermaliger Kurswechsel ein, doch diesmal zugunsten der wohl dahinterstehenden Brunichild, und Chilperich mußte zurückstecken. Anfang des Jahres 584 restituiert Guntram seinen Neffen in Marseille. Und im selben Jahr wird Chilperich eines Nachts in seinem bei Paris gelegenen Hof Calam (Chelles) nach der Heimkehr von der Jagd durch mehrere Messerstiche getötet. «So beendete er ein sehr grausames Leben mit einem dementsprechenden Tod» (Fredegar). Er erinnert sehr an den seines eigenen Opfers Sigibert (S. 121). Auch Chilperich hinterließ einen unmündigen Sohn, den noch nicht einjährigen Chlotar II. Für ihn suchte seine Mutter Fredegunde nun das Regiment zu behaupten.[11]

Prälaten und hoher Adel drängen an die Macht

Chilperich, für Gregor von Tours der «Nero und Herodes seiner Zeit», war möglicherweise das Opfer konspirativer Adelskreise aller Teilreiche geworden, vielleicht aber auch das seiner Gattin Fredegunde. Hatte sie ihn ja derart betrogen, daß ihr Sohn Chlotar erst als Merowingersprößling galt, nachdem sie mit mehr als 300 weltlichen und geistlichen Eideshelfern, darunter drei Oberhirten, Chilperichs Vaterschaft beschworen. Und nach dem Tod beider Brüder durch Mörderhände tobte der Kampf zwischen ihren Frauen fort – obwohl (oder weil?) doch so viele sinistere Figuren inzwischen von der Bühne abgetreten waren.[12]

So hatten Chilperichs Söhne aus der ersten Ehe mit Audovera schon das Zeitliche gesegnet. Theudebert war 575 im Krieg gefallen, seine Leiche noch auf dem Schlachtfeld gefleddert worden. Merovech trieb Fredegundes Hetze in den Tod. Ihr letzter Stiefsohn Chlodovech landete auf einem pestverseuchten Gutshof. Er überlebte dort, wurde der Zauberei angeklagt, verhaftet und 580 meuchlings erstochen. Gräßlichen Martern erlagen seine Geliebte, deren Mutter und Chlodovechs eigene Mutter Audovera, während seine Schwester Basina im Kloster Poitiers verschwand. Ihrer schlimmsten Feinde ledig, konnte sich Fredegunde nun mit Sohn Chlotar ins politische Spiel bringen, wobei sie mehrere Mordanschläge auf König Guntram, auf Childebert und Brunichild inszenierte, deren verhinderten Killer sie, ergrimmt über das gescheiterte Attentat, verstümmeln ließ.

Der leitende Kopf aber der Konspiration wider das ostfränkische Herrscherhaus war Bischof Egidius von Reims, dessen Schatzkammer von Gold und Silber überquoll. Eines Nachts kam es zum Aufstand. Das «niedere Volk» (minor populus) erhob sich gegen ihn und die Herzöge des Königs, weil sie «sein Reich verkaufen, seine Städte unter die Herrschaft eines anderen bringen». Man suchte den Oberhirten, die Optimaten zu ergreifen; Egidius floh, ließ dabei alle Begleiter hinter sich, «und so groß war seine Angst, daß, als ihm ein Stiefel vom Fuß fiel, er nicht einmal sich soviel Zeit ließ, ihn wieder anzuziehen».

Der Bestechung («zweitausend Goldstücke und viel Kostbarkeiten»), des Hochverrats, der Anzettelung eines Bürger- und Bruderkriegs überführt, vor allem durch den Abt Epiphanius, «der immer um alle seine geheimen Pläne gewußt», gab Bischof Egidius nach ständigem Leugnen zuletzt zu, «als Majestätsverbrecher den Tod verdient» zu haben, «da ich immer gegen das Wohl des Königs und seiner Mutter gehandelt habe und auf meinen Rat oft Kämpfe geführt worden sind, welche viele Gegenden Galliens verwüsteten» (Gregor). Er wurde 590 auf dem Konzil von Metz abgesetzt und zum Tode verurteilt, nach Intervention der arg bekümmerten Prälaten aber von Childebert nach Straßburg verbannt. Abt Epiphanius jedoch enthob man seines Amtes.[13]

Waren bei Sigiberts Tod dessen Würdenträger, angeführt von Bischof Egidius, zu Chilperich übergegangen, schwenkten bei Chilperichs Tod nun zahlreiche seiner Großen zu Sigiberts Sohn Childebert um.

An Ostern geboren, an Pfingsten getauft, an Weihnachten zum König erhoben, erschien Childebert II. (575–596) am Merowingerhof wie eine Art «Verheißung glückhafter Gottesnähe» (Karl Hauck). (Besonders profitierte davon u. a. der Bischof Agerich von Verdun, Childeberts Taufpate. Zwar hatte er den «unreinen Geist» eines Mädchens nicht austreiben, doch den jungen König durch ein Wunder – eine Weinvermehrung – angeblich derart beeindrucken können, daß ihm dieser beträchtliche Schenkungen machte.) Auf der anderen Seite schlüpfte Chilperichs Witwe, die viele Hochgestellte jetzt verließen, mit ihrem vier Monate alten Söhnchen bei Bischof Ragnemond von Paris unter. Und alsbald traf dort, von ihr im Herbst 584 zu Hilfe gerufen, der König von Burgund ein – als einziger der vier Söhne Chlotars I. noch am Leben. Der hl. Guntram versprach Fredegunde auch seinen Schutz, verdrängte aber sofort ihren Sohn von der «cathedra regni» und kassierte den größten Teil von Chariberts Erbe.[14]

Mit der immer desolateren Lage in den verschiedenen Teilreichen, den fortgesetzten Kriegs- und Raubzügen der Könige, ihrem Ringen um die Vorherrschaft, war die Merowingerdynastie selbst geschwächt, die Klasse der feudalen Grundherren jedoch,

besonders deren oberste Schicht, die Hocharistokratie, gestärkt worden. Sie fühlte sich nicht mehr auf das Königtum angewiesen, sondern eher von ihm behindert, ja, die Könige bedurften immer mehr des Hochadels und wurden allmählich von ihm abhängig. Wie bei den Herrschern, waren auch bei den Großen bewaffnete Auseinandersetzungen, Okkupationen von Grafschaften, Bistümern, gewaltsame Aneignungen von Grundeigentum, Arbeitskräften nahezu alltäglich. Und da ihre Ländereien weit verstreut, oft in mehreren Reichsteilen lagen, konnten sie mal zu diesem, mal zu jenem König übergehn. Besonders die führenden Familien nutzten die stetig wachsende Anarchie, erweiterten ihren Besitz, vergrößerten ihre Schlagkraft und rückten so mehr und mehr in den Vordergrund, bis sie schließlich die durch ständige Machtkämpfe geschwächten Könige selbst mattstellten.[15]

Gundowalds Revolte und bischöfliche Überläufer

Mit Chilperichs Tod brach sein ganzes Regiment jäh zusammen. Die Leitung ging 584 vorübergehend auf das burgundische Teilreich über. Dabei geriet König Guntram jedoch in Gegensatz zu dem Prätendenten Gundowald in Südgallien, der behauptete, ein Sohn Chlotars I. zu sein – vielleicht stammte er einer Friedelehe des Königs. Jedenfalls hatten ihm sowohl Chlotar als auch sein Sohn Sigibert das lange Haar abgeschnitten. Jetzt aber brachten ihn die austrischen Verräter wieder ins Spiel.

Aus seinem Exil in Köln war der offenbar festgehaltene Gundowald (vor 568) zu Narses nach Italien, später nach Konstantinopel geflohen. Dort «lud» ihn 581 eine Gesandtschaft, angeführt von Herzog Gunthram Boso, einem hochintriganten Rebellen, nach Gallien ein. Durch Kaiser Tiberios I. reich ausgestattet, landete Gundowald im September 582 in Marseille. Zwar mußte er, schäbig verraten von Gunthram Boso, zunächst auf eine provenzalische Insel ausweichen, fand dann aber, zumal im Süden

und Westen des Reiches, starken Zulauf, wirkte sich jetzt ja schon die steigende Bedeutung des Hochadels aus, die noch geschichtsbestimmend werden sollte.

Die Revolte des Gundowald war vielen willkommen. Fürsten und Grafen besonders aus Neustrien wie Burgund, doch auch aus Austrien, schlossen sich ihm an: Desiderius etwa, der Herzog von Toulouse, und Herzog Bladast, zwei Große Chilperichs I.; Eunius Mummolus, ein Herzog König Guntrams und dessen bester Feldherr; Gunthram Boso, der Herzog Childeberts II.; Waddo, der Hausmeier der Königstochter Rigunthe. Aber auch viele Prälaten wechselten das Lager.

Gleich nach Gundowalds Landung in Marseille nahm ihn Theodorus, der Ortsbischof, mit offenen Armen, «mit der größten Güte» auf und stellte ihm sogar eine Reitertruppe zur Verfügung. Auch die Bischöfe Nicasius von Angoulême und Antidius von Agen gingen zu Gundowald über. Ebenso hing ihm ein Bischof Epiphanius (mit unbekannter Diözese) an und kam deshalb durch Guntram noch in Haft, in der er «nach vielen Leiden starb». Immer mehr Magnaten vergrößerten Gundowalds Feldschar. Er gab reiche Geschenke und beherrschte Aquitanien bald nahezu ganz. Bischof Sagittarius von Gap zählte zu seinen nächsten Vertrauten. Ähnlich Bischof Bertram von Bordeaux, der dem Usurpator Gundowald, so Gregor von Tours wieder, «in enger Freundschaft verbunden», mit König Guntram aber (mütterlicherseits) verwandt war, weshalb dieser ihm dann vorwarf, er habe über seine eigene Sippe die ausländische Pest (pestem extraneam) gebracht. (In enger Freundschaft verbunden war Bischof Bertram von Bordeaux auch Königin Fredegunde; der Kirchenfürst soll sie sehr getröstet haben. Er und Bischof Palladius von Saintes warfen sich an der königlichen Tafel zum Vergnügen vieler gegenseitig Unzucht, Ehebruch und Meineid vor.) Und auch Bischof Palladius von Saintes, der den König «schon öfters hintergangen hatte», durch gleich dreifachen Meineid nämlich, und der Abt von Cahors, den Guntram später geißeln und einkerkern ließ, unterstützten den Rebellen. Im Osten zählte hochwahrscheinlich wieder Bischof Egidius von Reims zu den Verschwörern; in Bur-

gund, nach Fredegar, vor allem Bischof Syagrius von Autun und Bischof Flavius von Chalon-sur-Saône.[16]

Im Dezember 584 proklamierte man den Prätendenten in Brives-la-Gaillarde (Limousin) durch Schilderhebung zum König. Doch Anfang des nächsten Jahres kam es zu einer abermaligen Annäherung Guntrams und Childeberts II., der das Mündigkeitsalter von 15 Jahren erreicht hatte. Der Senior der Merowingerdynastie erneuerte Childeberts Einsetzung zu seinem Erben, rüstete ein Heer und drang bis in baskisches Gebiet vor. Im äußersten Süden Aquitaniens, in St-Bertrand-de-Comminges (Lugdunum Convenarum) im Pyrenäenvorland, wurde Gundowald belagert, von seinen Anhängern, an deren Spitze Herzog Eunius Mummolus und Bischof Sagittarius, erneut verraten und bei einem Ausbruchsversuch heimtückisch getötet. Guntrams Schwertträger Cariatto, behauptet jedenfalls Fredegar, «der diese Sache gefördert hatte, erhielt zur Belohnung dafür den Bischofsstuhl von Genf». Gundowalds Leiche wurde geschändet und unbestattet liegengelassen.

Die Verräter, «die vornehmsten Männer in der Stadt», brachten alle Schätze an sich, auch «die heiligen Kirchengeräte», dann ließen sie die Tore öffnen. Guntrams Heer brach darauf ein und metzelte «alles Volk» nieder; «die Priester des Herrn mit ihren Gehilfen tötete man an den Altären der Kirchen selbst. Nachdem alle niedergemacht waren, daß keiner übrigblieb, der männlich ist, steckte man die ganze Stadt mit den Kirchen und den übrigen Gebäuden in Brand und ließ dort nichts zurück als den nackten Boden.» Die Tat des hl. Guntram (Fest: 28. März), der doch die besten Beziehungen zu den Bischöfen unterhielt, von Gregor von Tours als «gütig und stets zum Erbarmen geneigt» charakterisiert, der als «König und Priester» gefeiert wird. Tatsächlich aber konnte Guntram gegen rebellische oder widersetzliche Große erbarmungslos sein und sie ohne Untersuchung erschlagen oder steinigen lassen. Er nahm nun einen großen Teil Aquitaniens an sich und richtete hart die abgefallenen weltlichen Großen, doch bemerkenswert mild die gleichfalls abtrünnigen Prälaten. Den Feldherrn Eunius Mummolus und Bischof Sagittarius ließ er töten.[17]

König Guntram beweist seine Heiligkeit

Diese katholischen Fürsten schreckten beim Kampf auch vor Zerstörung der Kirchen nicht zurück, wie gerade Bischof Gregor häufig bezeugt. Chilperichs Herzöge Desiderius und Bladast (letzterer koitierte «sogar oft» in der Vorhalle der Kirche des hl. Hilarius zu Poitiers) verwüsteten 583 das Gebiet der Bischofsstadt Bourges, die angeblich 15 000 Mann ins Gefecht warf, in «ein gewaltiges Blutbad, so daß auf beiden Seiten mehr als siebentausend fielen. Mit dem übrigen Teile des Heeres drangen die Herzöge bis zur Stadt selbst vor, indem sie alles plünderten und verheerten, und es wurde eine solche Verwüstung dort angerichtet, wie man seit Vorzeit von keiner gehört hat. Kein Haus, kein Weinberg, kein Baum blieb verschont, alles wurde umgehauen, niedergebrannt und vernichtet. Sie nahmen auch aus den Kirchen die geweihten Gefäße und steckten die Kirchen selbst in Brand.»

585 attackierten Truppen des hl. Guntram die Kirche des hl. Vinzenz bei Agen, «voll von Schätzen aller Art, die den Bewohnern der Stadt gehörten. Denn diese hatten gehofft, Christen würden die Kirche eines so großen Märtyrers nicht verletzen. Die Türen waren aber sorgfältig verschlossen. Als nun das Heer herankam und die Türen der Kirche nicht zu öffnen vermochte, legte es unverzüglich Feuer an, und als dies die Pforten verzehrt hatte, nahmen sie alle Habe und alles Gerät, das sie dort fanden, und selbst die heiligen Kirchengerätschaften mit sich fort.» Und im eroberten Comminges stach dieselbe katholische Soldateska die Priester mit ihren Dienern an den Altären der Kirchen ab und setzten sie in Flammen. Wurden doch auch in Guntrams Land, in den Gegenden an der Saône, der Rhône, die Kirchen beraubt und die Priester getötet.[18]

Wie gesagt: heilig. Ein Heiliger, von dem Gregor einmal schreibt, er «sprach fortwährend von Gott, von der Erbauung von Kirchen»; der aber auch den letzten Wunsch seiner Gattin, Königin Austrichilde, erfüllte, nämlich die Ärzte, die ihr nicht helfen konnten, mit dem Schwert zu töten. Noch in extremis forderte sie «unter schwerem Seufzen Genossen auf dem Toten-

bett», forderte vom Gatten einen Eid, daß ihr Tod «nicht ungerächt bleibe», und dieser fromme christliche Schwur wird «von dem braven König Guntram pünktlich erfüllt», sagt der gleichfalls brave Daniel-Rops und sieht so dies haarsträubende Verbrechen «von einem grimmigen Humor gewürzt». Nach Fredegar wurden die Ärzte zuvor auf königlichen Befehl sogar noch «mannigfachen Foltern» (diversis poenis) unterzogen. Der hl. Guntram ließ ja auch die Söhne des Magnachar, eines fränkischen Großen, hinrichten und natürlich all ihr Vermögen «für den Kronschatz» einziehen, nur weil sie Lästerliches über eine Königin sprachen, die doch auch bei Bischof Gregor als «schändliches Weib» mit einer «schändlichen Seele» figuriert.[19]

Nach Gundowalds Ausschaltung kämpften die rebellierenden Optimaten in Austrien und Neustrien weiter gegen Guntram, Brunichild und den inzwischen mündigen Childebert, der die Moselstadt Metz, statt Reims, zu seinem Hauptsitz gemacht hatte. Mehrere Mordanschläge auf Guntram und die Königin schlugen fehl. Und nach der Geburt von Childeberts Söhnen Theudebert und Theuderich 586 und 587 planten austrische Verschwörer auch Childeberts Beseitigung sowie die Erhebung seiner Kinder. Zu den Revoluzzern unter Führung des Herzogs Rauching von der Champagne gehörte natürlich auch wieder Bischof Egidius von Reims. Doch bekam Guntram, der abgesetzt werden sollte, Wind von der Sache, und Childebert, von ihm verständigt, würgte sie ab. Er befahl Rauching zu sich, und unmittelbar nach der Audienz rissen ihn beim Verlassen des Raums zwei Türsteher an den Beinen nieder. «Sogleich warfen sich die, welche dazu bestellt waren und schon bereitstanden, mit Schwertern auf ihn und zerstückelten ihm den Kopf derart, daß das ganze wie Hirnmasse aussah.» Rauchings Schätze, größer angeblich als die des Königs, kassierte dieser.[20]

Die Königssippe, Childebert II., seine Frau Faileuba, seine Mutter Brunichild und Onkel Guntram trafen sich darauf an der Grenze ihrer beider Länder in der Pfalz Andelot und schlossen am 28. November 587 eine Erbverbrüderung, einen Pakt, der die Solidarität zwischen dem frankoburgundischen und austrischen

Herrscherhaus stärkte, verschiedene Besitzstreitigkeiten regelte und die Nachfolgefrage; der jeweils Überlebende, Onkel oder Neffe, sollte im Reich des anderen herrschen, ebenso seine Nachkommen.[21]

Der Vertrag von Andelot hatte vor allem innenpolitische Folgen. Doch geriet Guntram auch in allerlei außenpolitische Verwicklungen, besonders mit den Langobarden und den Westgoten, ja, er war da längst hineingeraten.

So hatte der wehrhafte Heilige bereits zwischen 569 und 575 immer wieder vereinzelt über die Westalpenpässe anstürmende Langobardenscharen zurückgedrängt. Sie plünderten, sengten und brannten auf diesen nicht sonderlich vorbereiteten Beutezügen in die Provence und das südliche Burgund alles, was sie erreichen konnten. Mehrmals wurden sie dabei, vor allem durch Guntrams Feldherrn Eunius Mummolus, nahezu aufgerieben, wie 571 inmitten der Wälder bei Embrun durch ein fränkisches Heer, in dem auch die Bischöfe von Embrun und Gap persönlich mitgekämpft und «viele getötet haben». Ein anderes Mal metzelte Mummolus in der Provence, so der hl. Gregor, «viele Tausende von ihnen und bis zum Abend hin ließ er vom Blutvergießen nicht ab, bis endlich die Nacht dem Morden ein Ende machte». Auch fochten die Franken nicht ohne entsprechende Gebietserweiterungen nach Süden, Guntram schlug angrenzendes oberitalienisches Gebiet seinem Reich zu sowie zwei Bistümer der fränkischen Kirche, das bereits bestehende Bistum Aosta und das von ihm neu gegründete Saint-Jean-de-Maurienne. Etwas später folgte noch das Bistum Wallis.[22]

Päpstliche Kriegswünsche

In Rom regierte seinerzeit Pelagius II. (579–590), der später an der Pest starb. Gerade während die Langobarden die Stadt zerniert hatten, war er Papst geworden. Und so beeilte er sich, sowohl Kaiser Tiberios II. (578–582) um Hilfe zu rufen, als auch den

König Guntram. Denn die arianischen Invasoren bekämpften nicht nur das Römische Reich, sondern auch die mit ihm liierte Römische Kirche und Hierarchie (längst nicht so den katholischen Glauben). Und sie erstrebten die Einigung Italiens mit Rom als Hauptstadt. Das aber hätte den Papst um seinen Einfluß gebracht; er wäre nur noch Primas einer Landeskirche gewesen. So kam es zum ersten päpstlichen Kriegswunsch an die Franken. Dies sollte noch Schule machen ...

Dem fränkischen Bischof Aunachar von Auxerre kündigt Pelagius damals Reliquien an, fordert aber auch dringend das Einschreiten der Frankenkönige zugunsten Roms. Er erregt sich über die langobardischen «Götzendiener» und schreibt, es hätte sich gehört, «daß ihr anderen Glieder der katholischen Kirche, einem Leibe unter der Leitung eines Haupts verbunden, mit allen euren Kräften unserem Frieden und unserer Ruhe um der Einheit des Heiligen Geistes willen zu Hilfe eilet. Denn nicht unnütz [otiosum], vielmehr höchst bewundernswert von der göttlichen Vorsehung gefügt erachten wir es, daß eure Könige dem Römischen Imperium im Bekenntnis des rechten Glaubens gleich sind; nämlich damit dieser Stadt und dem gesamten Italien nachbarliche Helfer erständen. Sehet euch also vor, geliebter Bruder, daß nicht, wenn euren Königen von Gott die Macht gegeben ist, uns zu helfen, eure Liebe lau erfunden werde ...» Und betont zum Schluß noch einmal: «So mahnen wir euch denn, daß ihr die Heiligtümer der Apostel, deren Kraft ihr suchet, von der Besudelung der Heiden befreit, so viel und so schnell es in euren Kräften steht, und euren Königen eindringlich anlieget, daß sie sich von Freundschaft und Bündnis des verruchten Feinds, der Langobarden, mit heilsamem Ratschlusse eiligst lösen möchten, damit, wenn für jene die Zeit der Rache kommt, wie wir es von Gottes Barmherzigkeit rasch erwarten, sie nicht als deren Spießgesellen erfunden werden.»[23]

Doch weder das Schreiben noch die Reliquien fruchteten. Kräfte verschleißende Kämpfe im eigenen Land hinderten die Franken daran einzugreifen.

Auch Pelagius hatte es ja nicht nur mit den Langobarden zu

tun, «jener gottlosen Nation», wie er seinem Nachfolger Gregor 584 nach Konstantinopel schrieb, obwohl die Langobarden ja längst christianisiert waren (S. 106). Auch gegen den Oberhirten von Forum Sempronii (Fossombrone) rief Pelagius den Staat zu Hilfe. Erst wollte er den renitenten Bischof in ein Kloster verbannen, dann sollte ihn der magister militum Johannes mit Gewalt nach Rom schaffen. Auch die Bischöfe Venetiens und Istriens widerstrebten ja dem Papst. Hartnäckig verharrten sie in jenen schismatischen Vorstellungen, die sie seit der Zeit des Mörderpapstes Vigilius (II 427 ff., bes. 447 ff.) und des Dreikapitelstreites vertraten. So wollte Pelagius auch den Narses und andere Generale dazu bringen, die mächtigen Erzbischöfe von Mailand und Aquileja, die ranghöchsten Prälaten des Nordens, die den Verkehr mit ihm mieden, nach Rom oder vor den Kaiser zu schleppen. Doch die papalen Anstrengungen im Verein mit mehreren Schreiben Gregors, des künftigen Papstes, der ausführlich die Verurteilung der Drei Kapitel rechtfertigte, hatten keinen Erfolg. Trotz wiederholter «Polizeimaßnahmen», die «den päpstlichen Mahnungen ... Nachdruck» gaben («Lexikon für Theologie und Kirche»), schwärte das norditalienische Schisma fort, sogar noch über den Pontifikat seines berühmten Nachfolgers hinaus.[24]

583 rief Pelagius II. noch einmal die Franken herbei. Und nun kam es zum Krieg, zumal auch der kurz zuvor gekrönte oströmische Kaiser Maurikios (582–602) das frühere, gegen die Langobarden gerichtete Bündnis mit den Franken erneuerte. Der Byzantiner, den Pelagius ebenfalls um militärische Hilfe bat, zahlte dabei König Childebert II., diesem skrupellosen, durch keine Verträge zu beirrenden Sigibertsohn, die beträchtliche Summe von 50 000 Goldsolidi, damit er die Langobarden vertreibe. Es folgte denn auch ein siebenjähriger, gelegentlich allerdings unterbrochener Krieg (584–591).

Zunächst rückte der König 584 in Italien ein, die Langobarden gelobten einen jährlichen Tribut von 12 000 Solidi, und Childebert kehrte wieder heim. Darauf wollte Kaiser Maurikios sein Geld zurück, bekam freilich «nicht einmal eine Antwort» (Paulus

Diakonus), geschweige sein Geld. Doch erfolgte 585 ein weiterer Zug. Da Childebert aber Absichten gegen die Westgoten hatte, versöhnte er sich rasch mit den Langobarden, ja, verlobte seine Schwester Chlodoswinda mit ihrem König Authari, der ihn reich beschenkte. Als jedoch im nächsten Jahr, 586, der König der Westgoten, Rekkared, katholisch wurde (S. 148), womit die austrische Politik «am Ziel ihrer Wünsche stand» (Büttner), änderte Childebert, offenbar aus religiöser Rücksicht, seine Pläne abermals. Er verlobte jetzt die eben noch mit dem arianischen Langobarden Authari verlobte Schwester Chlodoswinda mit dem Katholiken Rekkared und schickte Gesandte nach Byzanz, um die Fortsetzung des Langobardenkrieges anzusagen.[25]

Auch seinen Onkel Guntram suchte Childebert gegen die Langobarden zu mobilisieren. Guntram verweigerte sich zwar, doch Childebert und Brunichild rüsteten gleichwohl ein Expeditionsheer aus, während sie entsprechende Briefe nicht nur dem Kaiser sandten, sondern bezeichnenderweise auch den Bischöfen von Konstantinopel und Melitene sowie dem Apokrisiar des päpstlichen Stuhles in Konstantinopel. Ein weiteres Schreiben an den Mailänder Erzbischof bat diesen, den Exarchen von Ravenna über den bevorstehenden Kriegszug zu unterrichten, damit er seinerseits Vorbereitungen gegen die Langobarden treffe. Diese freilich wollten den Konflikt verhindern und schickten eine Gesandtschaft mit Geschenken an Childebert: «Friede sei zwischen uns: vernichte uns nicht, und wir wollen uns dir unterwerfen und einen bestimmten Tribut zahlen.» Doch die Franken marschierten und erlitten damals, 588, eine solche Niederlage, so Gregor, «daß man sich seit alter Zeit einer ähnlichen nicht erinnern kann».[26]

Schon bald darauf aber fielen sie mit großem Aufgebot unter zwanzig Herzögen erneut in Italien ein – plünderten und mordeten allerdings, wie später die Kreuzritterheere, bereits da und dort zu Hause derart, «daß man meinen konnte, sie trügen den Krieg in ihr eigenes Land» (Gregor). In Italien dagegen, im Bunde mit dem Exarchen von Ravenna, waren sie nur teilweise erfolgreich, obwohl ihr Überfall kein lokal begrenzter Raubzug mehr war, sondern offenbar ein wohlausgeklügelter Zweifrontenkrieg.

Durch eine weit ausholende Zangenbewegung suchten sie den Langobarden den Garaus zu machen und die einst von Theudebert I. okkupierten Gebiete (S. 95 ff.) zurückzuerobern. Zwar gewannen sie in mehrfachen Gefechten die offenen Landstriche Oberitaliens, dazu eine Menge Burgen, schleppten auch viele Gefangene fort, scheiterten aber an den meisten befestigten Städten, besonders an Pavia, litten zudem unter Ruhr, Hungersnot und kehrten von Krankheiten und Entbehrungen aufgerieben zurück. Immerhin nötigte Childebert 591 den Langobarden einen Jahrestribut von wieder 12 000 Goldschillingen auf. Fast dreißig Jahre wurde er gezahlt, bis Chlotar II. ihn 617/618 durch die einmalige Entrichtung des dreifachen Jahresbeitrages ablösen ließ.[27]

Das herausragende kirchenpolitische Ereignis im elfjährigen Pontifikat des Pelagius war der Übertritt der arianischen Westgoten in Spanien unter König Rekkared zum Katholizismus. Und während die Ostgoten, das ostgermanische Brudervolk, durch die katholischen Machthaber ausgerottet wurden aus der Geschichte, begannen die Westgoten, katholisch geworden, immer mehr selber auszurotten.

6. KAPITEL

DIE WESTGOTEN WERDEN KATHOLISCH

«Kein anderes Land in der westlichen Welt erfuhr eine so tiefgreifende und nachhaltige Formung durch das Christentum wie Spanien.» William Culican[1]

«In der katholischen Zeit erlangte der hispano-romanische Klerus einen überragenden Einfluß ... Die erlesene Kultur der hohen toledanischen Geistlichkeit und der gemäßigte Charakter der Herrscher, die eifrigst bemüht waren, sich nach den Entscheidungen der Konzile von Toledo zu richten, waren die natürlichen Ursachen dieser praktischen Regierungsform ...» Antonio Ballesteros y Beretta[2]

Die Gründung des spanischen Westgotenreichs

Nach der Niederlage bei Poitiers 507 durch Chlodwig (S. 70 ff.) brach das Tolosanische Großreich zusammen, und die Westgoten, fast restlos aus Südfrankreich verdrängt, konzentrierten sich auf Spanien, wo sie eine Provinz nach der anderen erobert hatten. Seit 473 gehörte ihnen, mit Ausnahme des kleinen Suebenreichs im Nordwesten und der baskischen Gebiete an der Biskaya, das ganze Land. Statt Toulouse wurde Toledo ihre neue Hauptstadt.

Obwohl auch die Westgoten längst Christen waren, hatten sie, nach Gregor von Tours, «die abscheuliche Gewohnheit angenommen, einen König, der ihnen nicht paßte, zu töten, und den König einzusetzen, der ihnen gefiel». Tatsächlich grassierte hier der Königsmord, waren Mord und Totschlag «an der Tagesordnung» (Claude). Von insgesamt 35 westgotischen Königen wurden 17 getötet oder abgesetzt. Nach dem Ende von Eurichs Dynastie sprang einer nach dem andern über die Klinge, auf dem Marktplatz, im Palast, beim Gastmahl, Amalarich 531, Theudis 548, Theudegisel 549.

Die katholische Kirche aber galt als durchaus rechtmäßige Glaubensgemeinschaft und konnte sich religiös auch frei entfalten. «Obgleich ein Ketzer», schreibt Bischof Isidor von Sevilla etwa von Theudis, «gewährte er der Kirche Frieden und gab sogar den katholischen Bischöfen die Erlaubnis . . ., in Freiheit und nach Gutdünken anzuordnen, was für die Kirchenzucht nötig geworden.» Mit Ausnahme Eurichs waren diese arianischen Könige tolerant, auch Theudegisels Nachfolger Agila war es.[3] Gegen ihn aber rebellierte 551, besonders geschützt durch das katholi-

sche Römertum des Südens, der gotische Adelige Athanagild. Und da er sich im Bürgerkrieg gegen den König nicht durchzusetzen vermochte, rief er die Truppen des katholischen Kaisers Justinian herbei, «die er nachher trotz aller Bemühungen nicht wieder aus dem Königreich entfernen konnte. Bis auf diesen Tag dauern die Kämpfe mit ihnen fort», schreibt Bischof Isidor.

Schon im Sommer 552 landete ein Expeditionsheer unter dem patricius Liberius. Es besetzt in Kürze den ganzen Südosten Spaniens, Málaga, Cartagena, Córdoba. 554 schlug es bei Sevilla, gemeinsam mit Athanagild, König Agila schwer, den sein Anhang schließlich im Frühjahr 555 in Emerita (Mérida) ermordete, um zu Athanagild (555–567) überzugehen, dem ersten regelrechten Gegenkönig in der westgotischen Geschichte. Noch kurz bevor Athanagild, der nun selbst häufig gegen die bisherigen Bundesgenossen, die Oströmer, focht, im Juni 567 in Toledo starb, als erster westgotischer König seit Eurich im Bett, verheiratete er, um des Friedens mit den Franken willen, seine beiden Töchter Brunichild und Galswintha mit den katholischen Merowingern Sigibert von Reims und Chilperich von Soissons (S. 118).[4]

Athanagilds Nachfolger Liuwa I., Ende 567 im septimanischen Narbonne von den gotischen Großen zum König erhoben, ernannte bereits ein Jahr später seinen Bruder Leowigild (568–586) zum Nachfolger, ja Mitherrscher, und dieser wird nach dem Tod Liuwas (572) Alleinherrscher. Doch schon im nächsten Jahr macht er seine Söhne Hermenegild und Rekkared zu Mitregenten.[5]

Die Neubegründung der westgotischen Königsmacht gelang dem Arianer Leowigild nicht ohne entsprechende Brutalität. Das darf man den katholischen Chronisten gern glauben. «Die Vornehmsten und Mächtigsten tötete er oder er zog ihr Vermögen ein, ächtete sie und schickte sie in die Verbannung», schreibt Bischof Isidor. Und Gregor von Tours behauptet: «Leowigild tötete alle jene, die gewohnt waren, die Könige zu beseitigen, und ließ nichts übrig, was männlich war.»[6]

Der christliche Herrscher führte Jahr um Jahr Krieg. 570/571 drängte er die Oströmer, die byzantinischen Besatzungen im Südosten zurück. 572 nahm er Córdoba ein. Dann rang er einen

Stamm nach dem andern nieder und erstickte jede regionale Selbständigkeit. 574 unterwarf er Kantabrien, 581 eroberte er baskische Gebiete, 585 vernichtete er das Suebenreich.[7]

Die Katholisierung der Sueben

Die Sueben, anfänglich im Gebiet der Havel und Spree wohnend, von Cäsar zuerst erwähnt, waren im Jahr 409, geführt von ihrem König Hermerich, mit Alanen und Wandalen nach Spanien gekommen. Hier bildeten sie im Norden und Nordwesten ein eigenes Königreich mit der römischen Provinz Gallaecia (Galicien) als Zentrum. Erst um 450 unter König Rechiar katholisch geworden, wechselten sie in eineinhalb Jahrhunderten, aus denen wir sehr wenig über sie wissen, noch viermal die Konfession, wurden sie arianisch, katholisch, wieder arianisch, bis sie, in den Westgoten aufgehend, 589 endgültig zum Katholizismus übertraten.[8]

Der häufige Glaubenswechsel zeigt, wie wenig wichtig die Konfession den Sueben war. Als Heiden haben sie nicht das Christentum, als Arianer nicht die Katholiken verfolgt. Und als Katholiken führten sie Kriege wie die Heiden oder Arianer. Ihr erster katholischer König, Rechiar (448–456), heiratete eine arianische Prinzessin, eine Tochter Theoderichs I., und unternahm noch mehr Feld- und Raubzüge als sein heidnischer Vater. Er verheerte und plünderte das Baskenland, die Gegend von Zaragoza, die Provinz Carthaginiensis und mehrmals und besonders furchtbar und unter Bruch eines Friedensvertrages die Tarraconensis, wobei er große Haufen von Gefangenen mit fortschleppte. Schließlich wurde er von dem wiederholt bei ihm vorstellig gewordenen Westgoten Theoderich II. vernichtend geschlagen und hingerichtet.[9]

Im Jahr 457 töteten die Westgoten auch den von ihnen eingesetzten Statthalter der Sueben, den Warnen Agiwulf, da er sich unabhängig zu machen suchte. Sein Gegenspieler, Suebenkönig Maldra, ein Brudermörder, wurde zwischen 458 und 460 ermor-

det, vermutlich durch seinen Neffen Frumari, dem dann wieder Maldras Sohn Remismund, allerdings vergeblich, nach dem Leben trachtete.[10]

Ein fröhliches Christentum, wie überall. Auch bei den Westgoten, wo Leowigild geschundene, aufsässige Bauern unterdrückt, wo er ringsum geplündert, erobert, einverleibt hat.

Der Arianer Leowigild und die katholische Opposition

Aber Leowigild, dieser letzte arianische Westgotenkönig, stärkte freilich auch die Macht der Krone. Er verbesserte das Münzsystem, revidierte die Gesetze, fügte fehlende ein, merzte überflüssige aus. Er gründete als erster Germanenfürst Städte – die wichtigste nannte er nach seinem Sohn Rekkared Reccapolis (am oberen Tajo). In achtzehnjähriger Regierung faßte er das bereits auseinanderbröckelnde Westgotenreich wieder zusammen. Selbst der hl. Isidor von Sevilla, der Leowigilds Erfolge der Gunst des Schicksals und der Tapferkeit seines Heeres zuschreiben möchte, räumt ein, daß den Goten, bisher bloß auf einen kleinen Raum in Spanien beschränkt, nun dessen größter Teil gehörte. «Nur der Irrtum der Ketzerei verdunkelte den Ruhm solcher Tapferkeit.»[11]

Das war natürlich der entscheidende Punkt: «das verderbliche Gift dieser Lehre», die «tödliche Seuche des Irrglaubens». «Erfüllt von der Wut arianischen Unglaubens, verfolgte er die Katholiken und verbannte die Mehrzahl der Bischöfe. Er nahm den Kirchen ihre Einkünfte und Privilegien, trieb durch Schreckmittel viele zum Übertritt in die arianische Pestilenz, noch mehr gewann er dafür ohne Verfolgung durch Gold und Geschenke. Er wagte sogar außer anderen ketzerischen Schändlichkeiten die Katholiken umzutaufen, und zwar nicht nur Laien, sondern auch Mitglieder des Priesterstandes, so den Vincentius von Caesaraugusta, der aus einem Bischof ein Apostat wurde und sozusagen aus dem Himmel in die Hölle geschleudert wurde.»[12]

In Wirklichkeit betrieb Leowigild gegenüber dem grundsätzlich intoleranten Katholizismus, der sich im westgotischen Reich noch gefestigt hatte, lange eine ausgesprochene Entspannungspolitik. Viele Klöster konnten unter ihm gegründet, viele katholische Kirchen gebaut werden. Den aus Afrika übersiedelten Abt Nanctus und seine Mönche stattete der König persönlich mit Grundbesitz aus. Ja, er kam selbst theologisch den Katholiken durch Zugeständnisse in der Trinitätslehre entgegen.

Nicht genug. Er betete in ihren Kirchen und an Gräbern ihrer Märtyrer. «Ganz offensichtlich sollte ein friedlicher Ausgleich ... angestrebt werden» (Haendler). Blieben diese Vermittlungsversuche freilich erfolglos, konnte er auch scharf reagieren und katholischen Kirchen Einkünfte und Güter zugunsten arianischer entziehen. Nur gegen den Klerus wandte er sich dann, nicht gegen die Katholiken insgesamt. Und die strengste nachweisbare Strafe war nicht etwa die Hinrichtung, wie Gregor von Tours behauptet, sondern die Verbannung. Sogar in den Jahren der Rebellion der Katholiken, zwischen 580 und 585, erlitt die Romana religio zwar erhebliche, aber nicht entscheidende Einbußen.[13]

Leowigild, der zwei Söhne aus erster Ehe hatte, vermählte Hermenegild 579 mit der jungen Frankenprinzessin Ingunde, einer Tochter König Sigiberts I. von Metz und der Brunichild. Als einst diese und ihre Schwester Galswintha aus dem westgotischen Königshaus die Frankenkönige Sigibert I. und Chilperich I. heirateten, wurden beide Arianerinnen katholisch. Jetzt erwartete man natürlich, daß die katholische Ingunde den arianischen Glauben annahm. Doch als die Zwölfjährige Anfang 579 die westgotische Grenze kaum überschritten hatte, trat ihr bereits Phronimius, der Bischof des septimanischen Agde, entgegen und mahnte sie, «sich niemals durch das Gift des ketzerischen Glaubens zu beflecken».[14]

Auch weiterhin hörten die Katholiken nicht auf, die am Hof von Toledo Vermählte zu beknien. Wie so oft schon gefährdete (und spaltete) der konfessionelle Gegensatz auch jetzt das Westgotenreich. Hermenegilds Mutter war Tochter des Befehlshabers Severianus in der Carthaginiensis, der byzantinischen und eifrig katholischen Südprovinz. Seine Onkel waren die drei katholi-

schen Bischöfe Leander, Fulgentius und Isidor von Sevilla. Leowigilds zweite Frau aber, Goswintha, Witwe seines Vorgängers Athanagild (S. 140), eine eifrige Arianerin, versuchte sofort, Ingunde zum Arianismus zu bekehren; zunächst sehr freundlich, zuletzt, nach Gregor, mit Händen und Füßen. Sie trat sie blutig und ließ sie nachts in einen Fischteich werfen. Leowigild selbst vermittelte und trennte die Streitenden, indem er das junge Paar nach Sevilla entfernte, wo der Halbgote Hermenegild als Statthalter seines Vaters residierte.[15]

Ein Rebell und Verräter wird heilig

In Sevilla steckte sich der Mönch und spätere Orts- und Erzbischof Leander, Bruder der Mutter Hermenegilds, hinter die katholische Frankenprinzessin, die damit in den Bannkreis einer ganzen heiligen Familie (spanisch-byzantinischer Abstammung) geriet. Der hl. Leander war der Bruder und Amtsvorgänger des hl. Isidor, Erzbischofs von Sevilla, Bruder auch des Bischofs Fulgentius von Astigi (Ecija) und Bruder der hl. Florentine. Wie hätte der Katholizismus da nicht florieren sollen!

Dem hl. Leander gelang denn auch gleich ein doppeltes Werk: Hermenegilds Übertritt zum Katholizismus noch 579 – und seine Rebellion gegen den eigenen Vater 580. Zuvor freilich versicherte der erste spanische Heilige aus königlichem Geschlecht sich noch der Mitwirkung der verfeindeten Nachbarreiche: des katholischen Byzanz, dem er die von seinem Vater eroberten Gebiete in Andalusien mit Córdoba abtrat, des katholischen fränkischen Königs und des katholischen Suebenkönigs Miro.

Erst nachdem diese «jugendliche und heldenmütige Person» (Grisar SJ) derart das Vertrauen seines Vaters mißbraucht und ihn von drei Seiten eingekreist hatte, erklärte er sich selbst in Sevilla zum König, brachte zahlreiche andere Städte und Kastelle auf seine Seite und schlug im Winter 579/580 gegen den völlig überraschten Leowigild los. Doch verstand dieser, trotz zunächst

schwerer Bedrängnis, seine Gegner diplomatisch zu trennen. Nachdem er 581 noch im Norden die Basken bekämpft, vielleicht ebenfalls Verbündete Hermenegilds, dann die Byzantiner durch die hohe Summe von 30 000 Solidi zur Desertion gebracht hatte, schloß er 583 Sevilla ein.[16]

Der hl. Erzbischof Leander, offenbar wegen Aufhetzung zur Empörung von Leowigild verbannt, war inzwischen nach Konstantinopel geeilt, wohin die Byzantiner auch Ingunde und deren kleinen Sohn Athanagild schickten; doch starb sie bereits auf der Reise, und Athanagild, anscheinend nach wenigen Jahren, in Konstantinopel. Erzbischof Leander aber, der dort Freundschaft mit dem späteren Papst Gregor I. schloß, suchte Kaiser Tiberios zu einer militärischen Intervention zugunsten Hermenegilds aufzustacheln, hatte allerdings kein Glück, da die Truppen für Spanien fehlten.[17]

Anfang 584 brach in Sevilla der Widerstand zusammen. Der zum Entsatz herbeigeeilte katholische Suebenkönig Miro, der Leowigild schon früher bekriegt und 574 mit den Franken ein antigotisches Bündnis betrieben, wurde von Leowigild auf dem Weg nach Sevilla umzingelt und zum Vasallen gemacht, 585 das Suebenland dem westgotischen Reich angegliedert.

Hermenegild hatte Sevilla vor dessen Fall verlassen und bei den Byzantinern in Córdoba Zuflucht gesucht. Die aber ließen ihren Verbündeten im Stich. Gegen viel Geld gaben sie ihn preis und traten auch die seit 579 besetzten Gebiete wieder ab. Hermenegild, nach Valencia und Tarragona verbannt, wurde hier, nach mehreren gescheiterten Versöhnungsversuchen Leowigilds, 585 getötet. Bruder Rekkared hatte geschworen, ihm werde nichts Schimpfliches geschehen.

Das Motiv ist unklar, ungewiß auch, ob Leowigild selbst seine Hände im Spiel hatte – jedenfalls eine «Passion», «würdig der alten Martyrer» (Daniel-Rops). «Toll vor Wut», behauptet dieser katholische Historiker, «gibt schließlich Leuwigild den Befehl, und der Herzog Sisbert enthauptet Hermenegild in seinem Kerker. Es war am Vorabend von Ostern 585, ein schöner Tag, um als Martyrer zu sterben.» Und ahnt offenbar gar nicht die Ironie

seiner Worte: «Der Karsamstag des Jahres 585 war das blutige Morgenrot des Katholizismus in Spanien.»[18]

Bereits Papst Gregor I. läßt Hermenegild sterben wegen seiner standhaften Weigerung, Arianer zu werden und an Ostern die Kommunion aus der Hand eines arianischen Bischofs zu empfangen! Er macht den ungetreuen Sohn und Rebellen, den «König Hermenegild», zum katholischen Märtyrer, zum schuldlosen Opfer des arianischen Fanatismus. Und je mehr man sich von den Ereignissen, den Tatsachen, entfernt, desto makelloser gerät der Heiligenschein um den Kopf des Verräters, bis ihn 1586 der «eiserne Papst» Sixtus V. heiligspricht.

Doch noch der vom Vater ins Verlies entsandte Rekkared, bald darauf selbst katholisch, fand für den Bruder keine Entschuldigung. Denn «welcher gerechte Grund konnte bestehen, gegen den Vater die Waffen zu richten?»

Sogar für die katholischen Bischöfe Johann von Biclaro, Gregor von Tours und Isidor von Sevilla ist Hermenegild nur der durch einen blutigen Bürgerkrieg niedergerungene Rebell. Alle drei nennen ihn «Empörer». Bischof Johann, einst von Leowigild doch verbannt, registriert gleichwohl Jahr um Jahr mit unverhohlener Genugtuung die Niederlagen des ungetreuen Sohnes. Und auch Bischof Gregor, der Hermenegild um ein Jahrzehnt überlebt, sieht mit den meisten alten, auch katholischen Autoren in dem perfiden Prinzen, den er einmal sogar «elend» (miser) nennt und entschieden verurteilt, keinen Heiligen – obwohl er dies im Lichte des bekannten Helvétius-Wortes von den tausend heiliggesprochenen Verbrechern nur allzusehr ist.[19]

Ingundes katholische Verwandte im Frankenreich, denen es doch sonst auf etwas Blutvergießen wahrhaftig nicht ankam, erregten sich jetzt allerdings nicht wenig. Und König Guntram, der Heilige, begann einen besonders um Nîmes und Narbonne sich abspielenden kräfteverzehrenden Krieg; angeblich natürlich wegen der Hinrichtung des Hermenegild, die, gut christ-katholisch, gerächt werden sollte. In Wirklichkeit wollte Guntram das den Westgoten gehörende Septimanien (das jetzige Languedoc) erobern. Auch Brunichilds Sohn Childebert II. beteiligte sich als

Bruder Ingundes daran, während Fredegunde mit Leowigild Beziehungen anknüpfte.

Nach gründlichen Vorbereitungen stieß ein burgundischer Heerbann 585 schwer brandschatzend in die Rhônegegend, ein aquitanischer gleichzeitig nach Septimanien vor. Zudem lief eine Flotte nach Galicien (Gallaecia) aus. Doch wurde Guntrams Armada gänzlich vernichtet, das Invasionsheer bei Carcassonne schlimm geschlagen. Nach Gregor kamen dabei etwa 5000 Franken um und mehr als 2000 gerieten in Gefangenschaft. Beide fränkischen Verbände warfen die Westgoten unter Rekkared wieder auf fränkisches Gebiet, wo sie, wie so oft, noch ungezählte Grausamkeiten und Räubereien begingen, besonders in der Provence, die dann, im Gegenzug, auch Leowigilds Sohn Rekkared mehrmals verwüstet und ausgeplündert hat.[20]

Leowigild aber betrieb nach seinen anfänglichen Ausgleichsversuchen zwischen beiden Konfessionen jetzt begreiflicherweise eine scharfe antikatholische Politik, wobei er sich auch der arianischen Kirche bediente, die er beherrschte, ja, deren Glaubensfragen er als oberste Instanz entschied. Auch die Sueben, die er seinem Reich eingegliedert, suchte er wieder dem Arianismus zuzuführen. Vergeblich. Daß er selbst, ehe er 586 in seiner Hauptstadt einer schweren Krankheit erlag, auf dem Totenbett katholisch wurde, wie katholische Kreise bald darauf kolportierten, war eine der häufigen Lügen dieser Art.

In der kirchlichen Überlieferung erscheint der letzte arianische Herrscher der Goten und einer ihrer bedeutendsten überhaupt fast stets als leibhaftiger Antichrist, als vom «Wahnsinn der arianischen Gottlosigkeit erfüllt», wie Isidor von Sevilla, ein Schwager des Königs, schreibt. «Viele Leute trieb er mit Gewalt in die Arme der arianischen Pest. Die meisten aber brachte er ohne Verfolgung um ihr Heil durch die Verlockungen mit Gold und Geschenken.» Noch im 20. Jahrhundert geißelt Jesuit Grisar Leowigild als «entmenschten Vater» und fabuliert: «Wie in den Zeiten der ersten Martyrer, die der Spanier Prudentius so ergreifend besungen hatte, füllten sich damals wieder die öffentlichen Gefängnisse; viele wurden gegeißelt und unter Qualen getötet.»

Tatsächlich jedoch «kann von einer Verfolgung keine Rede sein . . . im äußersten Fall kam es zu Verbannungen» (Claude).[21]

«. . . von der Glut des Glaubens entbrannt» oder «Katholik werde ich niemals»

Noch kein Jahr nach Leowigilds Tod trat sein Sohn Rekkared (586–601), Halbgote wie Hermenegild, zum Katholizismus über, zum wenigsten, gewiß, aus religiösen Gründen. Vielmehr wollte er zur Festigung seiner Innen- wie Außenpolitik die stärkere Kirche als Bundesgenossen, wollte er zu der vom Vater geschaffenen stabilen staatlichen Einheit noch eine stabile religiöse dazu.

Und Rekkared, der Katholik, war natürlich von völlig anderem Schlag, «ein frommer Mann und seinem Vater ganz unähnlich», versichert Bischof Isidor. «Ein Mann des Friedens» war König Rekkared, «des Glaubens. Denn gleich zu Anfang seiner Regierung trat er zum katholischen Glauben über und veranlaßte das gesamte Gotenvolk, die Seuche des eingewurzelten Irrglaubens abzuschütteln . . . Er erklärte sich laut dafür, daß die drei Personen in Gott eins seien, daß der Sohn vom Vater ‹consubstantialiter› gezeugt sei . . .» O der «Mann des Friedens», «des Glaubens», der «fromme Fürst»! Er «war sanft und mild, von außerordentlicher Herzensgüte», weiß der hl. Isidor weiter. «Er war so freigebig . . . er war so milde, daß er dem Volk die fälligen Steuern oftmals erließ», behauptet der Heilige. «Viele beschenkte er mit Gütern, noch mehr erhöhte er in Rang und Würden. Sein Geld verteilte er unter die Armen, seine Schätze unter die Bedürftigen . . .» Ja, alles «zum allgemeinen Besten», ganz besonders natürlich zum Besten des Klerus. Denn selbstverständlich gab er der hl. Kirche zurück, was ihr gehörte, «die Kirchengüter, die seines Vaters frevelhafte Habgier dem Fiskus zugewiesen . . .» Aber sonst gab er nichts, behielt er alles, alles, was der alte Herr genommen, geraubt, alles, was «sein Vater erobert hatte, erhielt er dem Reich . . .»

Nicht genug der edlen Taten: «Auch führte er ruhmreiche Kriege gegen feindliche Völkerschaften, und sein Glaube gab ihm Kraft dazu»; solche Kraft, daß der «Mann des Friedens» einmal «Tausende von Feinden in der Schlacht erschlagen» ließ, Franken übrigens, also Katholiken. Ja, die Kraft «des Glaubens»! Und «des Friedens»! «Auch gegen die Übergriffe der Römer», gleichfalls katholisch, «und die Einfälle der Basken erhob er öfters das Schwert. So führte er nicht nur Krieg, sondern schien auch sein Volk, wie die Ringer in der Ringbahn, durch Übung zur Schlagfertigkeit zu erziehen ...»[22]

Ist das kein herrlicher Glaube? Keine herrliche Religion? Keine grandiose Kirchengeschichtsschreibung? Der Erguß eines Bischofs, eines Heiligen, eines Kirchenlehrers, eine einzige Mixtur aus dreister Unverschämtheit, Widersprüchlichkeit und Heuchelei. Mit einem Wort: katholisch!

Der Arianismus brach nun im ganzen Reich zusammen, freilich nicht ohne heftige, von Bischöfen und Grafen geschürte Widerstände, Aufstände, besonders in Septimanien sowie im ehemaligen Suebenland.

Zwar trat ein Teil des arianischen Episkopats sofort zu Rekkared über. Doch das Volk, dessen Konversion der König gleichfalls verlangte, zögerte. Es kam zu einer schweren Revolte in Narbonne unter dem arianischen Bischof Athaloc und den beiden reichen Grafen Granista und Wildigern, denen sogar die Franken zu Hilfe eilten, natürlich nur, um nach altem Brauch «im Trüben zu fischen» (Dannenbauer), diesmal vergeblich. Den Führer einer weiteren Verschwörung, Graf Segga, der im Bund mit dem Arianerbischof von Mérida, Sunna, stand, hatte Rekkared 588 mit zwei abgehackten Händen in die Verbannung geschickt.[23]

Anfang 589 flackerte die Empörung sogar in der Hauptstadt auf. Leowigilds Witwe Goswintha und der arianische Bischof von Toledo, Uldida, beide kurzfristig katholisch geworden, kehrten zum Arianismus zurück. Uldida wurde, wie viele andere arianische Episkopen, verbannt, die greise Königinwitwe «starb» bald darauf, wahrscheinlich eines nicht freiwilligen Todes. Eine Konspiration im nächsten Jahr, die den dux Argimund an Rek-

kareds Stelle setzen sollte, endete mit einer Hinrichtung, während man Argimund selbst ausgepeitscht, geschoren, verstümmelt und auf einem Esel durch Toledo gezerrt hat.[24]

Endlich dachten die Goten, die einst, schreibt Bischof Isidor, das «verderbliche Gift» des Arianismus, «die Irrlehre», so begierig eingesogen und gar lang behalten, «an ihr Seelenheil, sagten sich von dem tiefeingewurzelten Irrglauben los und gelangten durch Christi Gnade zum alleinseligmachenden, katholischen Glauben» – Alleluja![25]

Auf dem 3. Konzil von Toledo im Mai 589, zu dessen würdiger Vorbereitung ein dreitägiges, vom König befohlenes Fasten gehörte, trat ein Teil der Arianer zum Sieger über. Der König erklärte den Katholizismus zur offiziellen Staatsreligion und begann, den Arianismus schnell und vollständig auszurotten: durch Zerschlagung seiner Kirchenorganisation, durch Ausschließung der Arianer von allen öffentlichen Ämtern und Verbrennung ihrer heiligen Bücher. Nicht zu Unrecht konnte Rekkared erklären: «Auch ich bin, wie ihr an meinen Taten seht, von der Glut des Glaubens entbrannt ...» Der Madrider Historiker Antonio Ballesteros y Beretta aber behauptet: «Mit der Bekehrung des Königs Rekkared nahmen die Verfolgungen ein Ende, und für die spanische Kirche begann eine ihrer glanzvollsten Zeiten.» In Wirklichkeit verfolgten Rekkared und die Bischöfe die Arianer derart gründlich, daß man nach seiner Regierung von Arianern in Spanien nichts mehr hört.[26]

Und die Bischöfe, angeführt von keinem anderen als Leander von Sevilla, der «Seele dieser Versammlung» (Ballesteros), der auf dem Konzil «de triumpho ecclesiae ob conversionem Gothorum» sprach, waren natürlich von Rekkared, der sich selbst als «Apostelkönig» sah, begeistert. Sie erkannten ihm «apostolisches Verdienst», ein «apostolisches Amt» zu, feierten ihn als wahrhaft katholisch, als «neuen Konstantin», «allerheiligsten König», sie erachteten ihn als kaisergleich und «voll des göttlichen Geistes».

Der Arianismus wurde auf dem Konzil, auf dem ein kleiner Teil der häretischen Prälaten, vier Westgoten und vier Sueben, zusammen mit anderen Priestern und den vornehmen westgotischen

Adligen, zum Katholizismus konvertierte, verdammt, auch das Judentum schweren Pressionen ausgesetzt, die Kirchensklaverei zugunsten des Kirchenbesitzes verschärft und das nunmehr fast alle Untertanen umfassende katholische Staatskirchentum in Spanien begründet. Der Westgotenkönig, jetzt jeweils vom Erzbischof von Toledo geweiht, galt als «Gesalbter des Herrn». Und nach der Toleranz der arianischen Herrschaft in Spanien erfüllte der Katholizismus dort mit Terror und Grausamkeit das kommende Jahrhundert.[27]

Der Metropolit von Sevilla aber, der hl. Leander, wohl der einflußreichste Kirchenpolitiker des Landes damals, vermittelte den Verkehr zwischen König und Papst. Ehrerbietigst schrieb ihm der spanische Konvertit, freilich erst drei Jahre nach der Wahl Gregors I. Und dieser war voller Anerkennung für die «Verdienste» des Königs – wie noch alle Päpste ihre hohen Handlanger auf der benachbarten Halbinsel lobten, bis zu Pius XII. und General Franco. Gregor I. schickte kostbare Reliquien, sah angesichts von Rekkareds grandioser Leistung die eigenen Bekehrungsunternehmen fast verschwinden und jubelte: «Mit Worten, trefflichster Sohn, vermag ich meine große Freude nicht auszudrücken über das Werk, das Du geleistest, und über das Leben, das Du führst.» Mit den obligatorischen Reliquien trafen die nicht minder obligatorischen Belehrungen, richtiger Regierungsanweisungen, am spanischen Königshof ein. Und Rekkared, der dem Papst einen kostbaren Kelch für St. Peter schickte, pflegte den Kontakt nicht zuletzt wegen seines Konflikts mit den Byzantinern.[28]

«Er war sehr friedliebend, und wenn er einzelne Kriege führte, so geschah es fast nur, damit sein Volk der Waffen nicht entwöhnt würde», schreibt ein moderner Katholik von Rekkared, der seine zahlreichen Kriege (gegen Franken, Burgunder, Byzantiner, Basken) offenbar nur als eine Art Volksleistungssport betrieb. Und ein Zeitgenosse, der hl. Isidor von Sevilla, seinerseits als «Leuchte des Jahrhunderts» angesehen, preist nicht nur Rekkared, der Feinde scheren, peitschen, verstümmeln und töten ließ, sondern auch die Totschlagkünste seines Volkes: bewahrten doch «die Goten sich ihre Freiheit mehr durch Kampf als durch friedliche

Unterhandlungen ... In den Künsten der Waffen sind sie sehr ausgezeichnet und kämpfen nicht nur mit Stoßlanzen, sondern auch zu Pferde mit Wurflanzen. Andererseits verstehen sie sich nicht nur auf den Reiterkampf, sondern auch auf das Gefecht zu Fuß ... Sie lieben es sehr, sich im Speerwurf und Scheingefecht zu üben; kriegerische Spiele veranstalteten sie täglich. Die einzige Übung im Kriegswesen, die ihnen noch fehlte, war die im Seekrieg. Aber nachdem Fürst Sisebut durch die Gnade des Himmels auf den Thron berufen war, kamen sie durch seine Bemühungen so weit in kriegerischer Tüchtigkeit, daß sie nicht zu Lande, sondern auch zu Wasser kampfgerüstet dastanden, und ihnen selbst die römischen Soldaten untertänig dienten, wie ihnen so viele Völker und ganz Spanien gehorsam war.» «Alle Völker Europas zitterten vor ihnen ...»[29]

Genau dies ist – hier durch einen Heiligen und Kirchenlehrer (!) bekundet – der Katholizismus, wie er bereits zwei Jahrtausende weltgeschichtlich sich auswirkt, richtiger auswütet: einerseits Bergpredigt, Feindesliebe, Friede, Freude, andererseits Stoßlanzen, Fußgefecht, Reiterkampf, Seekrieg – und alle Völker zittern!

Gemeinsam mit den Bischöfen macht Rekkared dem Arianismus in Spanien für immer den Garaus, macht er die Kirche zu einem Instrument der Unterdrückung, wie man dies nie zuvor in gotischer Geschichte gekannt. Jede christliche Opposition wird zerschlagen, Arianern der Staatsdienst verboten, das gesamte arianische Kirchengut zugunsten der katholischen Bistümer eingezogen und dem konvertierten Klerus das Zölibat aufgenötigt.

Es kam auch zu Zwangsbekehrungen. Ein Teil des arianischen Episkopats hat, wie Bischof Uldida oder der hartnäckige Oberhirte von Mérida, Sunna, in der Verbannung den Tod gefunden. «Catholicus numquam ero», soll Sunna auf Rekkareds Übertrittsforderung bekannt haben. «Katholik werde ich niemals, sondern in dem Kult, in dem ich gelebt habe, will ich auch in Zukunft leben oder für den Glauben, an den ich mich von Jugend an gehalten habe, gern sterben!»

Viele arianische Bischöfe aber wurden katholisch, wie unter Leowigild viele katholische Kleriker, darunter Bischof Vincentius

von Caesaraugusta, zur arianischen Reichskirche übergetreten waren. Nun begann das Bündnis des Staates mit der Catholica, begann das, was Bischof Johann von Biclaro die «renovatio» nennt, die Haltung des «christianissimus imperator». Nach alter katholischer Tradition ließ Rekkared sofort alle arianischen Bibeln und Lehrschriften in Toledo öffentlich und restlos verbrennen. «Nicht ein einziger gotischer Text blieb in Spanien erhalten» (Thompson).[30]

Doch das war nun einmal der Geist der Zeit – und ganz im Sinne des Heiligen Vaters.

7. KAPITEL

PAPST GREGOR I. (590–604)

«In seinem Liber Regulae Pastoralis hat Gregor das Idealbild eines Seelenhirten entworfen. Es ist nicht zuviel gesagt, daß er selbst in seiner gesamten Amtstätigkeit dieses Ideal verwirklicht hat.» Der katholische Papsthistoriker Franz Xaver Seppelt[1]

«Gerecht und liebevoll wie gegen die Armen und die wirtschaftlich Schwachen war Gregor auch gegen die *Sklaven*, die *Häretiker* und die *Juden*.» Der katholische Theologe F. M. Stratmann[2]

«Die Kirchengeschichte hat nicht viele Gestalten aufzuweisen, die mit demselben Recht den Beinamen des Großen erhalten haben.» Heinrich Kraft[3]

«Seine Haupttätigkeitsbereiche waren das Judentum, das Heidentum und das Schisma. Alle drei Gruppen wurden von Gregor angegriffen, wobei er Gewalt, Predigt oder Bestechung anwandte; manchmal sogar alle drei.» Jeffrey Richards[4]

«... und durch den Weihrauchnebel andächtiger Verehrung strahlte sein Bild mit dem Goldglanz des Heiligenscheins in übernatürlicher Vergrößerung ... ohne ein großer Herrscher oder eine große Persönlichkeit zu sein.» «Ein religiöser Papst war Gregor ohne Zweifel, aber religiös doch nur im Sinne seiner Zeit. Was das bedeutet, wie äußerlich und für unser Gefühl abstoßend seine Auffassung vom Christentum war, bezeugen zur Genüge die Maßregeln, die er zur Bekehrung von Juden und Heiden angewandt wissen wollte. Es ist noch nicht das Schlimmste, daß er gegen Widerstrebende mit Prügeln, Folter und Kerker vorzugehen riet, mit naivem Zynismus empfahl er sogar die Steuerschraube als Mittel der Bekehrung: den Übertretenden sollten Erleichterungen der Abgaben in Aussicht gestellt, Widerspenstige durch Steuerdruck mürbe gemacht werden.» Johannes Haller[5]

«Sein Gesichtsausdruck war gütig; er hatte schöne Hände, mit langen spitz zulaufenden Fingern, zum Schreiben gut geeignet.» Johannes Diakonus[6]

«Gregor ist weder philosophisch noch theologisch gebildet.» «Hier enthüllt sich der tiefe Niedergang, den der Zusammenbruch Italiens über das Geistesleben gebracht hat, in grausamer Nacktheit. Die Geistesarmut, der Mangel an eigenen Gedanken, der Verfall des Geschmacks feiern hier Triumphe wie sonst selten.» Heinrich Dannenbauer[7]

WELTFLÜCHTIG UND KARRIEREGEIL

Neben Leo I. (II 5. Kap.) ist der hl. Gregor I. (590–604) der einzige Papst – von über 260 – mit dem Titel eines Kirchenlehrers, der einzige auch mit dem Beinamen «der Große», den er nicht verdient, wie Haller sagt, weshalb ihn schon Mommsen einen im Grund recht kleinen großen Mann nennt. Doch wenigstens kam er aus der «großen Welt», entstammte der erste Mönch auf dem angeblichen Stuhl Petri (II 55 ff.) dem Senatorengeschlecht der Anicier, also reichem römischem Hochadel, de senatoribus primis, sagt Gregor von Tours (alle kirchlichen Schriftsteller betonen die «edle» und/oder reiche Abkunft ihrer Helden). Und auch rein äußerlich war das «Wunder seiner Zeit», der nur mittelgroße, mit winzigen gelblichen Augen, einer dezenten Hakennase und zwei kärglichen Löckchen versehene Mann mit dem gewaltigen, fast kahlen Schädel, ein Wunder für sich, nicht nur für seine Zeit. Denn dies wahrhaft ungewöhnliche Haupt vervielfältigte sich und konnte so, als hl. Reliquie, zugleich in vielen Städten sein. Konstanz, zum Beispiel, besaß Gregors Kopf, auch Prag, auch Lissabon, auch Sens . . .

Gregor war um 573 praefectus urbis, höchster Zivilbeamter Roms. Edelsteingeschmückt und flankiert von bewaffneter Leibgarde, residierte er in einem prächtigen Palast. Denn obwohl schon «von Himmelssehnsucht angeweht», wie sein Vorwort zu den «Moralia» bekennt, hielt er doch am schönen Schein, an seiner «äußeren Lebenshaltung» fest und diente wohl gar nicht so ungern «der irdischen Welt».[6]

Die Familie war in Rom, in der Umgebung Roms, besonders

aber in Sizilien begütert. Beziehungen gab es bis Konstantinopel, angeblich auch intensiv religiöse. Reichtum und Religion schließen einander ja nicht aus. Im Gegenteil: wen Gott liebt, den macht er reich, und natürlich kommt er – ungeachtet aller Kamele und Nadelöhre – gerade so in den Himmel. Gregors reiche Sippschaft hatte der Welt bereits zwei Päpste geschenkt: Agapet I. und Felix III., den er selbst seinen Urgroßvater (atavus) nennt. Und Mutter Silvia sowie die beiden Tanten, die Nonnen Tarsilla und Aemiliana, machte die Kirche ebenfalls heilig. (Die übergroße Mehrheit der Heiligen seit dem 4. Jahrhundert entstammt reichen oder doch vornehmen Häusern oder hat es wenigstens zum Bischof gebracht. Heiligkeit nistet in hohen Rängen. Dort brütet sie ihre Basiliskeneier aus. Die Heiligenviten betonen solche Abkunft stets sehr. Gregors jüngste Tante aber, Gordiana, gleichfalls Nonne, entrann diesem selbstgewählten Schicksal(sschlag) und zog sich des Neffen Tadel zu, weil sie eine Ehe unter ihrem Stand einging: mit ihrem Gutsverwalter.[9]

Gregor seinerseits, der das Weltende bevorstehen, fast schon herbeigekommen, der sogar die Kirche nur noch als «altes Wrack» sah, dem Wellensturm hoffnungslos preisgegeben, stimmte bald seine Trauerdithyramben an. «Die Geißelschläge der himmlischen Gerechtigkeit haben kein Ende», schrieb er – und erwartete das Ende doch. Erdbeben und Hungersnot gab es, Pestilenz, Zeichen am Himmel, feurige Schwerter, von Menschenblut gerötet. Die Äcker waren verwüstet, Kastelle geschleift, die Städte zerstört. Rom selbst lag im Ruinenschutt, entvölkert, dahin all sein Pomp, die maßlose Lust. Aber Gottes Zorn drohte, «sein nahendes Gericht unter schrecklichen Plagen». Ja, die Welt fand Gregor «alt und grau und durch ein Meer des Jammers zum nahen Tod gleichsam hingedrängt». Doch wer Gott liebe, «soll über der Welt Ende jauchzen ...»[10]

Schon zwischen seiner Wahl und Weihe am 3. September 590 hatte Gregor, vor Schwäche fast ständig bettlägrig, zur Bekämpfung der aus Ägypten eingeschleppten Beulenpest aufgerufen, der auch sein Vorgänger Pelagius II. (S. 131 ff.) am 8. Februar 590 erlegen war. Gregor erklärte die Seuche selbstverständlich als

Gottesstrafe, als Vergeltung für die Sünden der Langobarden, der Heiden, der «Ketzer», verlangte deren Bekehrung «zu dem wahren und rechten katholischen Glauben», forderte Reue, Buße, drei Tage lang Beten und Psalmensingen, «solange es noch Zeit ist zu Tränen». Also setzte er zwischen den Ruinen der geschlagenen Stadt einen spektakulären siebenfachen Bittgang in Bewegung – Ferdinand Gregorovius läßt mit ihm «das Mittelalter Roms» beginnen –, mit schauerlichen Trauerchorälen, mit Gebetsgeplapper von allen möglichen heiligen Märtyrern aus, einschließlich solcher, die es nie gegeben; wie die in jener blutigen Schmierenkomödie des hl. Kirchenlehrers Ambrosius von Mailand erfundenen Gervasius und Protasius (I 431 ff.). Verblüffend denn auch der Erfolg. Meldet doch dem hl. Gregor von Tours ein Augenzeuge, damals seien «im Verlauf einer Stunde, während das Volk die Stimmen im Gebet zum Herrn erschallen ließ, achtzig Menschen zu Boden gestürzt und gestorben». – Immerhin: in Konstantinopel soll die Pest zwischen 542 und 544 nach Gottes unerforschlichem Ratschluß 300 000 Menschen hinweggerafft haben.[11]

Inmitten all dieser grauenhaften Weltuntergangsstimmungen, -visionen und -realitäten (nicht nur die Pest ging um, auch antike Tempel waren eingestürzt, sogar päpstliche Kornspeicher und Kirchen) bereitete Gregor, den man den «letzten Römer», den «ersten mittelalterlichen Papst» genannt, erstaunlich zielstrebig seine Karriere vor. Angeblich stieg er, gleich so manchem Heiligen Vater, aus lauter Bescheidenheit und mönchischer Weltverachtung zur kirchlichen Spitzenposition auf. Tatsächlich aber hatte er im damaligen Staat, hatte er als byzantinischer Präfekt Roms keine Aufstiegschancen mehr, ging es ihm «weniger um die Nachfolge Christi als um die der römischen Cäsaren» (Misch). Oder, so Ferdinand Gregorovius schon: «Das höchste Ziel, welches dem Nachkommen der Anicier winkte, konnte nur der Thron des Bischofs sein.»

Ergo benutzte Gregor, einer der reichsten Männer Roms, sein Vermögen zur Gründung von sechs «monasteria» auf seinem italischen und sizilischen Besitz. Auch das eigene Palais auf dem Caelius (dem vornehmen Monte Celio) verwandelte er um 575 in

ein (später spurlos verschwundenes) «Andreaskloster», um sich von der Welt zurückzuziehen und ganz ungeteilt Gott zu dienen – und entging, wie er «freilich irrig» annahm, «nackend und bloß dem Schiffbruch dieses Lebens». Dabei fastete und nachtwachte der zwischen Überschwemmungs- und Pestkatastrophen in düsterem Bußwahn bald das Weltende erwartende Mann (der doch die «so herrliche Ruhe» auch rühmt, die er im Kloster «genossen») angeblich derart, daß er in Ohnmacht fiel, an Magenkrämpfen litt oder, so berichtete ein bei der Papstwahl anwesender fränkischer Diakon, «mit geschwächtem Magen kaum sich aufrecht halten konnte». Gregor kasteite sich «bis zum Herzbruch», zu schweren Gebresten, die er, zum Beispiel, «auf sich nimmt, um den Kaiser Trajan aus dem Fegefeuer zu lösen» (Keller).

579 wurde der Unehrgeizige einer der sieben Diakone Roms (höhere Verwalter, denen die sieben kirchlichen Regionen der Stadt unterstanden) und, im selben Jahr noch, römischer Apokrisiar (Geschäftsträger) am Kaiserhof, ein eigentlich erst durch Kaiser Justinian institutionalisierter Posten mit beträchtlichen Vollmachten, vergleichbar etwa den päpstlichen Nuntien im Mittelalter. In Byzanz, wo Gregor zwischen 579 und 585 wirkte (nicht ohne die ständige Gesellschaft seiner Vertrautesten aus dem Andreaskloster), sollte er zunächst die Gunst von Kaiser Tiberios II. und (ab 582) die des Maurikios sowie, Hauptzweck der Sache, schleunigst Militär und Geld zur Bekämpfung der Langobarden gewinnen. Sah sich doch Papst Pelagius «in solche Bedrängnis gebracht», wie Gregor schrieb, «daß wir dem Untergange preisgegeben sind, wenn nicht Gott das Herz des frommsten Kaisers rührt, seiner Knechte sich zu erbarmen» – der Schrei nach Militär gegen, so Pelagius, «das gottloseste Volk». Denn wer wider den Papst kämpft, ist immer gottlos! Apokrisiar Gregor kontaktierte deshalb auch mit den Generälen Narses und Priscus, freundete sich, bei Priestern üblich, mit den einflußreichsten Frauen an, mit Kaiserin Konstantina, der Prinzessin Theoktista, mit der Schwester des Maurikios, und hob dazwischen, strahlender Höhepunkt, den ältesten Kaisersohn aus der Taufe (was man sich besonders zu merken hat).

590 gelangte er dann auf den päpstlichen Thron – trotz aller Schwäche und nur widerstrebend natürlich. Das gehörte nicht bloß damals zum guten Ton, gehört zur Etikette, zur klerikalen Heuchelei bis ins 20. Jahrhundert. Waren seinerzeit doch auch geringere Kirchenämter so begehrt, daß Kaiser Maurikios 592 (nach manchen war es 593) den Übertritt von Soldaten ins Kloster oder von Zivilbeamten in den Klerusstand verbot. Und Gregor wußte sehr gut, «einer, der das Weltkleid auszieht, um schnell ein Kirchenamt zu übernehmen, wechselt nur die Stellen, will aber die Welt nicht verlassen».

Dachte er dabei vielleicht an sich? O nein. Er soll ja sogar, wie freilich schon einst Kirchenlehrer Ambrosius (I 401), geflohen sein, auch Kaiser Maurikios brieflich inständig gebeten haben, ihn nicht zu erheben «zu solcher Ehre und Macht». Doch der Brief wurde (un)glücklicherweise von Gregors Bruder Palatinus abgefangen, vernichtet und durch einen anderen Brief ersetzt, der prompt die kaiserliche Zustimmung fand. So hatte gerade Gregors «Bruder, der der Stadtpräfekt» war, schreibt Haller, an dieser Papstwahl «wesentlichen Anteil». Dem Patriarchen von Konstantinopel aber macht Gregor freundliche Vorwürfe, seine Wahl und die damit verbundene Bürde nicht verhindert zu haben, nennt sich ihm gegenüber einen unwürdigen, kranken Mann – und geht bald energisch gegen den Patriarchen vor.[12]

Der Titelstreit mit dem «Faster», die «Sucht nach eignem Ruhm»

Zunächst zwar hat Gregor den wegen seiner Askese weithin bewunderten Patriarchen Johannes IV. von Konstantinopel, den «Faster» (582–595), geschätzt, er ist sogar mit ihm befreundet gewesen. Er hatte ihn als Apokrisiar kennen- und achten gelernt, «einen sehr bescheidenen, bei allen beliebten Mann», wie er selbst sagte, «der sich mit Almosen, guten Werken, mit Beten und Fasten beschäftigte». Mit alldem konnte Gregor ja einverstanden sein.

Anders wenn es um Titel und Rechte, vermeintliche oder wirkliche Vorrechte ging; beispielsweise um den Titel eines «ökonomischen Patriarchen», den Johannes seit dem Jahr 588 führte, der im Osten aber schon seit etwa einem Jahrhundert üblich war.

Einen solchen Verstoß gegen die «Demut des bischöflichen Amtes», solche «Herrschaftsgelüste» des byzantinischen Hofpatriarchen, konnte der wahre episcopus universalis nicht hinnehmen. Seine Vorgänger, die römischen Bischöfe, hatten sich zwar den päpstlichen Primat über Jahrhunderte hinweg, aus Machtsucht, aus purer Herrschgier, erschlichen (II 55 ff.), und die Bestreitung dauerte bis in die Neuzeit fort (II 87 ff.). Doch seit Kaiser Justinian I. wurde dem Römischen Stuhl der Glaubensprimat und die erste Stelle gesetzlich zuerkannt.

Bereits Vorgänger Pelagius hatte so gegen die «törichte und anmaßende» Bezeichnung des Patriarchen protestiert. Gregor fand den Titelstreit eigentlich «armselig», behauptete aber, gegen die Arroganz des Patriarchen nicht seine Sache zu verteidigen, sondern die Gottes. Auch nannte er sich selber, nach einem augustinischen, dann in den Papsturkunden beibehaltenen Wort, demütig «Knecht der Knechte Gottes» (servus servorum Dei), schrieb jedoch auch: «Ich bin aller Bischöfe Knecht, sofern sie bischöflich leben. Wer aber aus Sucht nach eitlem Ruhm und wider die Satzung der Väter seinen Nacken erhebt, der wird, so hoffe ich zu Gott, mir den Nacken selbst nicht mit dem Schwert beugen.» «Er kämpfte in Demuth um die Weltherrschaft der Kirche und in der Kirche», formuliert Ludo Moritz Hartmann, «ebenso wie sein Rivale, der asketische Patriarch Johannes der ‹Faster›.»

Sie streiten gern. Auch Gregor stritt gern. Und in Demut.

Schon in einer fanatischen Pfaffenkontroverse (582) mit dem Vorgänger des Johannes, Eutychius, der lehrte, bei der «Auferstehung» würden die Körper stofflos werden, hatte Gregor dies bestritten und erreicht, daß der Kaiser das Buch des Patriarchen verbrennen ließ. (Beide Kampfhähne waren danach derart erschöpft, daß Gregor schwer erkrankte, Eutychius starb.) Und der Titelstreit setzte sich noch unter dem Nachfolger des Johannes

fort, die Entfremdung zwischen beiden Kirchen, das Auseinanderdriften von Byzanz und dem Westen. Bereits ein Jahr nach Gregors Tod wirft ihm kein anderer als Nachfolger Papst Sabinianus «Sucht nach eigenem Ruhm» vor.[13]

Das hätte man gewiß schon vielen Päpsten attestieren können, den scheinbar demütigsten noch, etwa Gelasius I. (492–496). Wie Gregor sich nicht würdig fühlte, so versäumte auch Gelasius nicht die Versicherung seiner völligen Unwürdigkeit. Und wie Gregor sich «Knecht der Knechte Gottes» nannte, so beteuerte Gelasius, «der Geringste aller Menschen» zu sein (sum omnium hominum minimus), und forcierte doch wie kein Papst vor ihm seinen Rang und Vorrang, und zwar gegenüber allen anderen Priestern nicht nur, sondern, in seiner sogenannten Zwei-Gewalten-Lehre, auch gegenüber dem Kaiser, der vor ihm «fromm den Nacken» zu beugen habe (II 324 ff.).

O diese Demütigen!

Patriarch Johannes IV. freilich nahm die Sache, wie es scheint, gelassen. Er reagierte mitunter nicht oder schrieb an Gregor, wie dieser selbst fand, äußerst freundlich und vernünftig. Doch den Titel, den «verderbten», den «hochmütigen» Titel, das «pestartige Wort», wie Gregor donnerte, nahm jener gelegentlich weiter in Anspruch; er kehrte auch in den Akten der Kirche von Konstantinopel immer wieder, was den Papst besonders reizte. Er zog alle Register. Er schrieb stets von neuem, erging sich in unbestimmten Drohungen. Er befahl seinem Apokrisiar (der offenbar in dem von Gregor so hochgespielten Titelstreit eine andere Auffassung vertrat), sich der Kirchengemeinschaft mit Johannes zu enthalten. Er beschuldigte ihn, seinen Nachfolger Papst Sabinian, den Kaiser, der Gregor brieflich zur Zurückhaltung, zum Frieden drängte, falsch zu informieren, doch fürchte er nichts, posaunte er pathetisch, «außer dem allmächtigen Gott».

Der Papst erhitzte sich immer mehr. Er wandte sich an den Patriarchen Eulogius von Alexandria, der indes den Zorn des Römers so wenig verstand wie der gleichfalls von ihm behelligte Patriarch Anastasius von Antiochien, der ihn vor Hochmut, vor Neid warnte, so daß Gregor sein Brief «stechend wie eine Biene»

erschien. Auch der General Narses suchte ihn zu beruhigen. Doch Gregor drohte, verdammte, erging sich in Hohn. Er kanzelte den im Grunde so friedfertigen Johannes ab, beschimpfte ihn als Nachahmer Luzifers, den Vorboten des Antichrist. In apokalyptischen Tönen beschwor er das Wüten der Pest und des Schwertes, «Volk erhebt sich gegen Volk, der ganze Erdkreis ist erschüttert». Ganze Städte sah der Papst vom Erdboden verschlungen, sah wieder einmal die Prophezeiung der Endzeit erfüllt. Und alles nur wegen eines schon an die hundert Jahre üblichen Titels, alles nur weil er ehr-, eifer-, herrschsüchtig, weil er gierig auf den Vorrang war, den Primat, den er bedroht sah, ganz unnötigerweise, was die Ironie der Sache noch erhöht.

Dabei belehrte er den Patriarchen ausgerechnet über die Demut. Er bezichtigte ihn der «Eitelkeit», «Torheit», warf ihm den steifen Nacken des Hochmuts vor, die Störung des Friedens der ganzen Welt. Er verlangte vom Kaiser, den «bösen Titel» zu unterdrücken, den Patriarchen «durch die Befehle meines allerfrömmsten Herrn» zu zwingen, ihn zu binden «mit den Fesseln der kaiserlichen Gewalt». Und da der Kaiser eigentlich so wenig einen Grund für Gregors Gezeter sah wie die Patriarchen, steckte sich der Papst auch noch hinter die Kaiserin. Beiden Herrschaften machte er klar, daß es bei allem natürlich gar nicht um seine, «nicht um meine, sondern um Gottes Sache» gehe, um die ganze Kirche, die ehrwürdigen Synoden, den Herrn Jesus Christus, daß der Patriarch sich vergangen habe «gegen den Geist des Evangeliums, gegen den hl. Apostel Petrus, gegen alle Kirchen . . .» etc.

Der Titelstreit, fast ausschließlich von Gregors Seite geführt, dauerte über den Hingang des Patriarchen Johannes hinaus. Der Nachfolger, der hl. Kyriakos, dem Gregor doch selbst wieder Zurückhaltung bescheinigte, ein ruhiges Herz, ein vornehmes Betragen, sah sich nicht zum Ablegen der Bezeichnung veranlaßt. Und so setzte der Papst den Kampf bis zu seinem Tod fort. Und da die Patriarchen den Titel «ökumenischer Patriarch» weiter beibehielten, resignierten die römischen Bischöfe schließlich und übernahmen den Titel gleichfalls.[14]

Mit persönlicher Anmaßung, mit Eitelkeit, Stolz hatte das alles

natürlich nicht das geringste zu tun. Stolz war dem ersten Mönchspapst völlig fremd, Demut ihm bei seiner Herkunft angeboren.

An Peter, den Rektor (Güterverwalter) von Sizilien, schrieb er im Juli 592: «Du hast mir einen jämmerlichen Gaul und fünf gute Esel geschickt. Den Gaul kann ich nicht reiten, weil er so erbärmlich ist, und auf den guten Eseln nicht sitzen, weil sie eben Esel sind.» Ja, der biblische Jesus, das scheint Seine Heiligkeit vergessen zu haben, konnte einen Esel reiten. Aber jetzt sollte es schon ein edles Roß sein. Heute fährt man im Mercedes 600, Spezialanfertigung. Oder reist im Jumbo mit eigens eingebautem Schlafgemach. Was haben sie mit dem Galiläer zu tun?[15]

Von Gregor I., dem demütigen Knecht der Knechte Gottes, bis ins 20. Säkulum ließen sich die Päpste bekanntlich auch den Fuß küssen. Eigene Ordines, Zeremonienbücher, regelten die Einzelheiten. Doch war es, wie wir ebenfalls wissen, nicht eigentlich ihr Fuß, sondern der Fuß Gottes. Deshalb verrichteten auch alle Kaiser, einschließlich Karls V., regelmäßig dies schmutzige Geschäft am Portal der Peterskirche.[16]

Im «Staub irdischer Beschäftigung»

Durch Herkommen, Laufbahn, Stand war Gregors Selbstbewußtsein verständlicherweise ausgeprägt. Stets brachte er sich gegenüber Klerus wie Laien dementsprechend zur Geltung. Er war, modern gesagt, ein Law-and-order-Typ, ein ehemaliger Polizeipräfekt, ein Strafrichter, der stark auf Gehorsam, Disziplin drang, vor allem gegenüber Mönchen und Nonnen, wobei ihn besonders deren Moral beziehungsweise Unmoral interessierte sowie die Einhaltung ihres Armutsgelübdes.[17]

Seine Geistlichen und Beamten pflegte Gregor, dessen Einfluß in der römischen Stadtverwaltung entscheidend wurde, «Soldaten Petri» oder auch «Soldaten der Römischen Kirche» zu nennen (milites beati Petri, milites ecclesiae Romanae). Den Lateran verwandelte der erste Mönch auf dem Papstthron fast in eine Art

Kloster, bevölkerte ihn jedenfalls mit Mönchen, die er in hohe Ämter brachte. Doch er selbst, der die mönchische Demutsfloskel «Knecht der Knechte Gottes» annahm, die nach seinem Tod in die offizielle Titulatur der Päpste eingeht, will natürlich «der erste Diener in der Kirche Gottes» sein (Altendorf).

Nie gebraucht Gregor den Namen Sankt Peters ohne den Zusatz «Fürst der Apostel».

Strikt verbietet er den Untergebenen (subditi), sich über das Leben der Vorgesetzten (praepositi) ein Urteil anzumaßen. Auch wenn diese versagten und mit Recht tadelnswert seien, dürfen sie nicht getadelt werden. Vielmehr soll man willig das Joch der Ehrerbietung tragen. «Denn wenn wir gegen die uns vergehen, die über uns gesetzt sind, verstoßen wir gegen die Ordnung dessen, der sie über uns gesetzt hat.» Und wer einen schlechten Herrscher erdulde, dürfe nicht den tadeln, den er erdulde. Daran ist etwas, zugegeben. Auch wenn derartiges leichter gesagt als getan wird; Gregor es überdies bloß in hinterhältiger Absicht vorbringt, nämlich gar nicht will, daß Herrscher, Vorgesetzte, durch Untergebene kritisiert, getadelt, geschweige gestürzt werden. Denn der Macht böser Herrscher unterworfen zu sein, habe der Mensch «zweifellos selbst verdient. Er soll also eher die eigene Übeltat tadeln als die Ungerechtigkeit des Herrschers.»

Untertanen müssen sich jeder Kritik auch an schlechten Vorgesetzten enthalten. Ein böser Regent sei nur die Strafe Gottes für die bösen Menschen, und wer gegen die obrigkeitliche Gewalt murre, tadle den, der sie verliehen; was freilich nur den paulinischen Gedanken und seine augustinische Weiterführung aufgreift, wenn auch mit Nachdruck.[18]

Daß für den von Natur – und von Amts wegen – erzkonservativen, legalistischen, für den auf Autorität bedachten und pochenden Papst Gehorsam eine große Rolle spielt, versteht sich von selbst. Eindringlich predigt er ihn allen Untertanen, sich damit, gleich seinen Vorgängern und Nachfolgern, beim Staat beliebt machend, bei den Kaisern, den Königen und Königinnen, bei all den Gouverneuren, hohen Militärs, dem Adel, bei der ganzen herrschenden Kaste, mit der er dauernd, in Byzanz ebenso wie in

Britannien, in Afrika, im Frankenreich, zu tun hatte, deren Wohlwollen er brauchte, seit er, um seine eigenen Worte anzuführen, «nach außen emporgekommen», aber «innerlich abgefallen», seit er bedeckt war «mit dem Staub irdischer Beschäftigung».[19]

Der Mann der doppelten Moral

Zu solch innerlichem Abfall, den mit Staub bedeckten irdischen Beschäftigungen, gehört wohl auch, daß Gregor stets gern seine Macht vergrößert, seine Befugnisse erweitert hat.

Bei den Bischofswahlen etwa sollten Volk, Klerus und Adel entscheiden. Der Papst konnte nur aus kirchenrechtlichen Gründen ein Veto einlegen oder, einigten sich die Wähler nicht, einen Kandidaten ernennen und weihen. Tatsächlich aber erklärte er da und dort seine ganz neue Beteiligung an der Wahl, der Weihe, einfach für alte Gewohnheit. Tatsächlich wirkte er auf alle mögliche Weise auf diese Vorgänge ein, scheute er keine Einflußnahme, nicht einmal die Einschaltung eines Militärbefehlshabers, des Herzogs Arsicinus, Befehlshaber der Pentapolis.[20]

Auch in Dalmatien suchte Gregor durchzugreifen.

Schon gegenüber seinem Vorgänger opponierten dortige Prälaten. Unter dem Erzbischof Natalis von Salona und dem früheren römischen Güterverwalter (Rektor) in Dalmatien, dem Bischof Malchus, sollten Kirchengüter vergeudet und allerlei sonstige krumme Dinge begangen worden sein. Erst nach mehrmaliger Ladung hatte sich Malchus Ende 593 oder Anfang 594 in Rom dem Gericht gestellt, war aber noch am gleichen Tag, in der Nacht nach seiner Verurteilung, plötzlich gestorben. Nicht nur am Hof von Konstantinopel hieß es, Gregor habe den Bischof vergiften lassen. Der Papst gab sich große Mühe, die Sache zu widerlegen.

Kurz nach seiner Unterwerfung starb auch Erzbischof Natalis von Salona, ein durch lukullische Gastmähler bekannter, bei den Mächtigen sehr beliebter Bonvivant. Seine Schlemmereien «zum Zweck der Wohltätigkeit» soll er mit Hinweisen auf das Alte

und Neue Testament verteidigt haben. Gregor, der ihm den Entzug des Palliums, ja, die Exkommunikation angedroht, wollte als Nachfolger des Natalis jeden anerkennen, nur nicht einen gewissen Maximus, der dann gerade den Bischofsstuhl bestieg, gedeckt durch eine starke antipäpstliche Volksstimmung, durch die Bischöfe und den Kaiser, der die Anerkennung des Maximus erzwang. Gregor, der dem Erzbischof Bestechung bei der Wahl, Gewaltanwendung und Verstöße gegen den Zölibat vorwarf, exkommunizierte ihn. Doch auch wiederholten Aufforderungen in den Jahren 595 und 596, sich in Rom dem Gericht zu stellen, leistete Erzbischof Maximus keine Folge; noch zu gut erinnerte man sich an das plötzliche Ende des Bischofs Malchus. Nur in Ravenna, wo er sich sicherer fühlen mochte, tat Maximus im Juli 599 öffentlich Buße, lag drei Stunden lang auf einer Straße und schrie: «Ich habe gegen Gott und den seligen Gregor gesündigt» und blieb, obwohl wider Gregors ausdrücklichen Willen ordiniert, rechtmäßiger Bischof von Salona. Nach sieben Jahren des Kampfes war der Papst fast völlig unterlegen.[21]

Sieht man auf viele Bischöfe in Gregors näherem Umkreis – vom gallischen Episkopat zu schweigen (s. 9. Kap.) –, lesen sich die Charakterbeschreibungen des idealen Bischofs in seiner Regula Pastoralis wie die reinste Satire, aber im Grunde nicht anders als so viele evangelische Partien im Hinblick auf Christentum und Kirchengeschichte. Fordert Gregor doch einen Bischof, «der allen fleischlichen Leidenschaften erstorben stets ein geistliches Leben führt; der den weltlichen Wohlstand mißachtet und sich vor keiner Not fürchtet; der nur nach geistlichen Dingen verlangt . . .; der nicht dazu verführt wird, die Güter anderer zu begehren, sondern von den eigenen großzügige Schenkungen macht . . .» Et cetera. Mitleidig soll der Bischof sein, verlangt Gregor, und sich übers Glück der andern freuen, keine krummen Dinge soll er drehen, kurz, in allem, was er tut, das beste Beispiel bieten.[22]

Gregor selbst ist davon weit entfernt – auch wenn man auf katholischer Seite fast stets das Gegenteil behauptet, Papsthistoriker Seppelt ihn geradezu «das Idealbild eines Seelenhirten» nennt, und dies sogar «in seiner gesamten Amtstätigkeit».[23]

Wo er Macht hat, übt sie Gregor, vielgerühmt doch ob seiner Gerechtigkeit gegenüber Untergebenen, rücksichtslos aus. Der seinetwegen bei der päpstlichen Nachfolge übergangene Erzdiakon Laurentius, der seine Enttäuschung nicht verbergen konnte, verlor sein Amt. Gregor feuerte ihn ein Jahr darauf in einer feierlichen Zeremonie und angesichts des gesamten Klerus «wegen des Stolzes und anderer Verbrechen».[24]

Viel bezeichnender noch folgendes. Der Mönch Justus, Arzt im Andreaskloster, der ihn selbst, den immer häufiger kranken Papst, pflegte, bekannte vor dem eignen Ende einem Bruder, dem Kollegen Copiosus, drei Goldmünzen versteckt zu haben. Als Gregor dies erfuhr, befahl er, Justus rigoros zu meiden. Keiner im Kloster durfte den Todkranken besuchen, keiner ihm helfen. Nach seinem Ableben aber sollte die Leiche samt den drei Münzen auf den Mist geworfen werden und der versammelte Konvent rufen: «Zur Hölle mit dir und deinem Geld!» Als Justus dies von Copiosus hörte, starb er vor Gram.

So streng nahm Gregor das Mönchsgelübde – bei anderen. Er selbst aber, der angeblich alles, was er nicht seinen Klöstern gegeben, verkauft und das Geld unter die Armen verteilt hatte, war immerhin auch als Mönch noch so vermögend, daß er dem Andreaskloster (ohnedies in Eigentümerallüre von ihm oft «mein Kloster» genannt) 587 eine weitere Schenkung machen konnte. Ja, er besaß mindestens dreizehn Jahre nachdem er Benediktiner geworden, noch immer mehrere Landgüter.[25]

Freilich war der Papst auch ein Mann der Kompromisse, des Lavierens, der doppelten Moral. So sehr und scharf er stets darauf drang, fortgelaufene Nonnen und Mönche zurückzuzwingen, bei Vornehmen konnte er Ausnahmen machen.

Als Venantius, ein Patrizier aus Syrakus und vermutlich Gregor-Freund, unter Mißachtung des kirchlichen Verbots sein Kloster verließ, die schöne, dominante Italica heimführte, Vater zweier Töchter und gar Mittelpunkt eines mönchsfeindlichen Literatenzirkels wurde, gebot ihm Gregor nicht die Rückkehr. Nur freiwillig suchte er ihn dazu mit viel Mühe und völlig vergebens zu bewegen, ja, er betreute auch noch die Kinder aus dieser wi-

derrechtlichen Ehe, einmal mehr demonstrierend, so Jeffrey Richards, sein moderner und ihm meist so wohlgesinnter Biograph, «daß es in Gregors Weltbild ein Gesetz für die Reichen und ein anderes für die Armen gab».[26]

Als in Sardinien ein Bischof vor dem Sonntagsgottesdienst das Feld eines Bauern umgepflügt und die Grenzsteine versetzt hatte, bestrafte Gregor lediglich den Mitarbeiter des Bischofs, und milde genug.

Noch großmütiger aber erwies er sich gegenüber Erzbischof Januarius von Calaris, der aus Sardinien ein «Hauptunglücksgebiet» machte. Die Laien plünderten dort Kirchengüter, die Priester Klostergüter, die Pächter flohen von den Latifundien der Mutter Kirche, das Heidentum nahm überhand, die Armen wurden geschröpft, alle möglichen Gebühren für klerikale Handlungen eingetrieben. Es gab offenbar viele herumschwärmende Nonnen, gab Fälle von Gewalttätigkeit im Klerus, von Wucher, Homosexualität, Selbstkastrierung. Der Archidiakon grapschte offen nach fremden Weibern, und der Erzbischof griff, wiewohl, so Gregor, «alt und beschränkt», gewaltsam und rechtswidrig nach fremdem Gut. Schon fast zu Beginn von Gregors Pontifikat war die Beschwerdeflut (tanta moles Querimoniarum) über den Kirchenfürsten von Calaris ungeheuer, und immer neue Berichte trafen ein. Aber auch zehn Jahre später hatte Gregor ihn noch nicht gefeuert – er blieb bis zuletzt im Amt und könnte den Papst sogar knapp überlebt haben.[27]

Ja, ging es um reiche Katholiken oder straffällig gewordene Bischöfe, konnte der Papst äußerst großzügig sein. Trotz haufenweise widerspenstiger oppositioneller und krimineller Prälaten setzte er in seiner ganzen Amtszeit nur sechs ab, darunter Bischof Demetrius von Neapel, «perversus doctor», vielleicht ein «Ketzer» und wegen krimineller Delikte todeswürdig. Übrigens waren auch die Diözesanen dieses wichtigsten Bistums in Campania unter Gregor dauernd derart aufmüpfig, daß man meinte, sie hätten länger Krieg gegeneinander geführt als gegen die Langobarden.[28]

Ein letztes Beispiel für Gregors Doppelmoral. Als Bischof An-

dreas von Tarent, der auch seine Priester mißhandelte und Weiber unterhielt, eine arme, von kirchlicher Mildtätigkeit lebende Frau so barbarisch verprügelte, daß sie kurz darauf starb, verbot der Papst dem Bischof lediglich für zwei Monate die Darbringung der Messe – dem Bischof vermutlich nur angenehm. Dagegen ließ Gregor «alle Fleischessünder» in Klosterkerker stecken, die einen modernen Forscher «an die alten Sklavenzwinger erinnern» (Grupp), wurde doch in diesen Mönchs-Zuchthäusern der «Sünder», wie Mönch Johannes Klimakus, ein jüngerer Zeitgenosse Gregors, bezeugt, so eingeschlossen, «daß er keinen Fuß bewegen konnte»![29]

«Anders zu denken als die Mehrheit ... ein fast todeswürdiges Verbrechen»

Erst recht griff dieser Papst, wie die meisten Päpste vor und besonders nach ihm, hart gegen Andersgläubige durch, gegen alle Nichtkatholiken. Die propagatio fidei, die planmäßige Ausbreitung der päpstlichen Macht, nahezu um jeden Preis, war sein großes Ziel.

Aus diesem Grund mischte er sich in England und im merowingischen Franken ein, dessen Könige er vergebens für eine Kirchenreform zu gewinnen suchte. Er empfahl als Zwangsmittel Tortur und Kerker, gelegentlich auch die friedliche Umwandlung heidnischer Kultstätten oder Bräuche, «damit die Leute um so zutraulicher an den gewohnten Plätzen zusammenkommen», je nach den Umständen. Auch riet er zuweilen, Konvertiten Steuererleichterung zu verheißen, Starrsinnige aber durch hohe Steuern zu «bekehren». Die Sardinier, die noch am Heidentum festhielten, sollte ihr Bischof gewaltsam zu Christen machen – falls es Sklaven waren!

Doch propagierte Gregor nicht nur die Bekehrung der Heiden auf Sardinien, Sizilien, Korsika und anderswo, sondern er bekämpfte auch unablässig die «Häresie». Er tritt ebenso eifrig für

den Ketzerkrieg innerhalb des Christentums wie für den Missionskrieg zur Glaubensverbreitung nach außen ein, gerne auch «Verteidigung der römischen Kirche» genannt oder «die Hirtensorge des Papstes».[30]

Schon bloße Außenseiter und Abweichler haben nichts zu lachen. «Anders zu denken als die Mehrheit, einen anderen Lebensstil als die Majorität zu pflegen, bedeutet mehr und mehr eine direkte Infragestellung der Lehren und Praktiken der vielen – und damit schon ein fast todeswürdiges Verbrechen» (Herrmann).[31]

Bereits das istrianische Schisma der «Drei Kapitel» hatte für den Papst nichts mit wirklichem Glauben, mit echter Religion zu tun. Diese Katholiken waren nichts als Eigensinnige, Widerspenstige für ihn, leidige Querulanten. Sie taumelten einfach nur deshalb in «der Blindheit ihres Unwissens», um wider die Kirchendisziplin nach Lust und Laune zu leben. «Sie verstehen weder das, was sie verteidigen, noch das, dem sie folgen.» Also schickte der Römer mit allerhöchster Erlaubnis Truppen nach Grado. Doch bald zog der Kaiser den sogenannten religiösen Frieden vor und versagte Gregor die Unterstützung gegen den Erzbischof Severus von Aquileja, den der Heilige Vater nach Rom geschleppt sehen wollte. Zähneknirschend fügte er sich. Doch sobald Maurikios tot und Phokas an seine Stelle getreten war, blutig genug, nützte der Papst die Wende. Er schrieb an den inzwischen von seinem Wahnsinn genesenen, von Phokas in Ravenna wieder eingesetzten Exarchen Smaragdos, der in seiner früheren Amtszeit Erzbischof Severus samt drei seiner Bischöfe schon einmal (588) gewaltsam nach Ravenna entführt, dort ein Jahr festgehalten und zum Widerruf gezwungen hatte: «Wir hoffen, daß der Eifer, den Ihr früher in dieser Sache gezeigt habt, mehr denn je zu größerer Glut entfacht wird und Ihr bereiter sein werdet, die Feinde Gottes zu bestrafen und zu bändigen ...»[32]

Freilich war Gregor ein vielseitiger Papst, und ging's nicht mit Gewalt, lockte er mit Geld. So schickte er zur Römischen Kirche zurückkehrende istrianische Schismatiker mit einer päpstlichen Rente nach Sizilien, den Diakon Felix etwa oder einen gewissen religiosus Johannes. «Denn wir wissen uns zu bedanken», wie der

Generöse einmal dem Herzog Arigis mit der Bitte um Dienstleute und Ochsen zum Holztransport schrieb, «und unseren Söhnen, die uns einen freundlichen Willen beweisen, Gegendienste zu leisten». Was zurückkehrt, in den Schafstall kommt, was nützt und sich als demütig erweist, ist gut. Gregor propagiert gern die Tugend der Demut. Und demütig ist selbstverständlich nur, wer dort steht, wo der Papst steht und untertänigst gehorcht.

Ein «Ketzer» dagegen konnte, nach Gregor, gar nicht demütig sein. «Ketzerei» war von vornherein das Gegenteil, war Spaltung der Herzen, Ruinierung der Seelen, ein Baals-, ein Teufelsdienst, war Abfall, Empörung, Hochmut. «Denn der Ort der Häretiker ist der Hochmut selbst ..., der Ort der Gottlosen ist der Hochmut, so wie umgekehrt die Demut der Ort des Guten ist.»[33]

Toleranz gegen «Ketzer» war von Anfang an, seit neutestamentlicher Zeit, undenkbar. «Ketzer» wurden schon in der frühen Kirche als «Antichristen» bekämpft, als «Erstgeborene Satans», «Tiere in Menschengestalt», «Bestien», «Teufel», «Schlachtvieh für die Hölle» usw. usw. (I 3. Kap.). Das alles war ja alte, gute Tradition in dieser Kirche und von einem Vorgänger Gregors, der seiner würdig ist, Gelasius I. (492–496), auf den Satz gebracht worden: «Toleranz gegen Ketzer ist verderblicher als die schrecklichsten Verwüstungen der Provinzen durch die Barbaren.»[34]

In Afrika, wo nach völliger Vernichtung der arianischen Wandalen (II 398 ff., bes. 415 ff.) wieder das katholische Kaiserhaus herrschte, störten den Papst die Manichäer, Reste der Arianer, nicht zuletzt auch der Donatisten. Denn wieder einmal, wie zur Zeit Augustins, war der Donatismus Vorkämpfer der Verelendeten. Doch sofort drang Gregor auf Unterdrückung der «Ketzer». In einem Brief an den afrikanischen Präfekten Pantaleo Anno 593 zeigt er sich aufs höchste verwundert, daß der Staat nicht energischer gegen die Sektierer vorgehe. Später protestierte er, indem er drei Bischöfe nach Konstantinopel delegierte, auch noch bei Kaiser Maurikios wegen Mißachtung der kaiserlichen Ketzergesetze in Afrika. Auch forderte er ein scharfes Durchgreifen und hatte damit offenbar Erfolg, obwohl sich sonst der katholische

Episkopat Afrikas auch von Papst Gregor I. nicht viel dreinreden ließ. Doch von den Donatisten ist in der zweiten Hälfte seiner Amtszeit nicht mehr die Rede.[35]

Allem, was nicht katholisch ist, zürnt der «große» Papst – er wäre denn nicht «groß». Er rottet es nicht nur aus, er diffamiert es. So machte er in Rom zwei bisher verschlossene arianische Bethäuser, Kirchen eines Volkes, das es freilich nicht mehr gab, zu Kirchen der Katholiken: S. Severin an der Via Merulana und S. Agatha de'Goti in der Subura, nahezu ein Jahrhundert lang kirchliches Zentrum der in Rom lebenden Goten. Nachdem die letzten Spuren der «Ketzerei» verfolgt waren, sei nach vollendeter Weihe, berichtet der «große» Papst, der Teufel in der zwar unsichtbaren, doch deutlich zu fühlenden Gestalt eines Schweines zwischen den Beinen der Gläubigen hindurch zur Tür hinausgelaufen. Und drei Nächte lang habe er noch im Dachstuhl gräßlich gepoltert, bis endlich eine wohlriechende Wolke auf den Altar gesunken sei ...[36]

Heiden besaßen für Gregor weder ein göttliches noch ein menschliches Recht. Heiden gab er – die Dinge, wie in seinen Kreisen bis heute Brauch, auf den Kopf stellend – als Verfolger der Katholiken aus! Zwar plädierte er nicht unbedingt für den Zwang, nicht um jeden Preis für Prügel, Folter, Kerker, selbst gegenüber Heiden nicht, die nach ihm «wie wilde Tiere leben». Nein, lang- und gutmütig, wie er nun einmal war, regte er ganz menschenfreundlich an, heidnische Pächter von Kirchengütern durch Geldauflagen kleinzukriegen. Man solle einen solch verblendeten, dickköpfigen Bauern, der sich auf jede Weise sträube, «zu Gott dem Herrn zu kommen», dann «so sehr mit Steuern belasten, daß ihn diese Strafe antreibt, schleunigst den rechten Weg einzuschlagen».[37]

Half freilich alles nicht, verfehlte einer auch bei schlimmstem Steuerdruck «den rechten Weg», zeigte sich der Heilige Vater von etwas härterer Art. Jetzt gebot er rigorose Einkerkerung, bei Sklaven sogar das Foltern, das ja schon Augustin, der Sprecher der «mansuetudo catholica», der kirchlichen Sanftmut, erlaubt; er nicht nur gegenüber Sklaven, sondern gegenüber allen (donatistischen) Schismatikern – wobei der begnadete numidische Zun-

genverdreher das Foltern «Kur» nennt, emendatio, eine Art Taufvorbereitung, eine Bagatelle verglichen mit der Hölle! (I 478 ff., bes. 485.)

Gregor, dem verehrten Vorbild tausendfach verpflichtet, christianisierte also im augustinischen Licht die trüben Reste des sardischen Paganismus. Anno 599 hielt er brieflich Erzbischof Januarius von Calaris, Sardiniens Metropoliten, «wärmstens» zur «pastoralen Wachsamkeit gegenüber den Götzendienern» an. Er empfahl Bekehrung zunächst durch «überzeugende Ermahnung» (und nicht ohne Beschwörung des «göttlichen Gerichts»), schreibt dann aber mit schöner Klarheit: «Wenn Ihr jedoch findet, daß sie nicht gewillt sind, ihre Lebensart zu ändern, so wünschen wir, daß Ihr sie mit großem Eifer festnehmt. Sind sie Sklaven, dann züchtigt sie mit Schlägen und Folter, um ihre Besserung zu bewirken. Sind sie aber freie Menschen, sollen sie durch strenge Kerkerhaft zur Reue gebracht werden, wie es angemessen ist, damit diejenigen, die es verachten, die Worte der Erlösung hören, welche sie aus der Gefahr des Todes retten, auf alle Fälle durch körperliche Qualen zum erwünschten gesunden Glauben mögen zurückgeführt werden.» Ein zweites Schreiben mahnt den Bischof noch «eindringlicher» und schärft ihm auch die Aufsicht über «Ketzer» ein. Er möge gegen sie in «glühendem Eifer» entbrennen, die Sklaven auspeitschen, die Freien einkerkern lassen.[38]

Durch körperliche Qualen also zu einem gesunden, einem katholischen Kopf.

Aus Sardinien bezog Papst Gregor übrigens auch für sich selber Sklaven. Es soll dort besonders brauchbares und profitabel zu verbrauchendes Material gegeben haben, und so schickte er seinen Notarius Bonifazius auf die Insel, wobei er nicht versäumte, den kaiserlichen Defensor brieflich um freundliche Mitwirkung zu bitten, damit er auch wirklich gute Exemplare bekomme.[39]

Heiden gab es damals noch in vielen Gegenden, nicht nur auf Sardinien, wo sie selbst Erzbischof Januarius unter seinen Pächtern duldete. Heiden gab es auf Korsika, Sizilien, in Kampanien, von Gallien oder gar Britannien zu schweigen. Und überall trieb Gregor zu ihrer Austilgung, wobei er nicht nur seinen Klerus

einschaltete, sondern auch den Adel, die Gutsbesitzer und natürlich den weltlichen Arm. Überall sollte dieser zusammen mit dem kirchlichen zuschlagen. So gebot er 593 dem Prätor Siziliens, dem Bischof von Tyndaris bei dessen Heidenvernichtung jede Hilfe zu leisten. Und als er 598 dem Agnellus von Terracina befahl, die Baumverehrer seines Bistums aufzuspüren und sie so zu züchtigen, daß anderen das Heidentum vergehe, ersuchte er um Beistand des dortigen Militärbefehlshabers Maurus. Selbstverständlich geschah das alles, mit dem Diakon Johannes zu sprechen, «durch Anwendung gerechter Gewalt».[40]

Auch den byzantinischen Exarchen von Nordafrika, Gennadius, preist Gregor wiederholt wegen seiner vielen Kriege gegen die Heiden, damit wieder schönstens auf den Spuren des hl. Augustin wandelnd (I 503 ff.; 514 ff.). (Eines der gregorianischen Klöster in Sizilien hieß das «Prätorianerkloster».) Dagegen hatte der Papst nicht das geringste Verständnis für die liberale Praxis des Gouverneurs (praeses) von Sardinien, der auch noch aus einer evidenten finanziellen Notlage handelte, indem er nämlich dringend sein suffragium aufbringen, also nach bewährtem Brauch das Volk erpressen mußte, um das Geld zu bekommen, das ihm die Erlangung seines Postens gekostet. Doch die letzten Härchen müssen sich Gregor gesträubt haben, als er 595 der Kaiserin Konstantina berichtete, der Gouverneur lasse sich nicht nur das Gestatten von Götzenopfern abkaufen, sondern ziehe eine Opfersteuer sogar von getauften Heiden ein.

Papst Gregor anerkennt, ja sanktioniert geradezu den Religionskrieg, den Angriffskrieg, zur Unterwerfung der Heiden. Im strikten Gegensatz zu Jesus billigt er Schwert und Kampf als Missionierungsmittel. Erst der Krieg, dann das Christentum. Erst sollte mit aller Gewalt unterworfen, dann mehr oder weniger sanft bekehrt werden; eine Maxime, die nach dem Katholiken Friedrich Heer «die christliche Eroberungs- und Expansionspolitik bis an die Schwelle des Ersten Weltkrieges» bestimmt. Dabei arbeitete Gregor – in einem Brief an den Kaiser – mit dem alten, schon ambrosianischen Gedanken, daß «der Friede der res publica am Frieden der universalen Kirche hänge»! Ergo unterhielt er

als militärischer Befehlshaber sogar seine eigene Soldateska, die sich auch mehrmals siegreich schlug.

Das alles ergab sich gleichsam ganz von selbst, war scheinbar die natürlichste Entwicklung der Welt. Aus «der abwesenden kaiserlichen Macht wuchsen dem Papsttum politische Aufgaben der Verteidigung und der Versorgung von Rom zu», und so wurden die Päpste, «ohne es eigentlich zu wollen, allmählich die unangefochtenen Herren von Rom» (Richards). Auch nach dem katholischen Papsthistoriker Seppelt verlief das alles «ganz naturgemäß», «wie von selbst», war Gregor «der Hort und Führer», der «Konsul Gottes», der «selbständig die Geschicke Italiens, die ‹seines Landes›», in die Hand nahm. Gregor protestierte gegen die geplante Verminderung der Besatzung Roms, ersuchte um Verstärkung der Garnison. Ja, der Nachfolger des armen Menschensohnes scheut sich auch nicht, selber Nachschub an Truppen zu schicken, sie zur Pflichterfüllung zu mahnen, ihnen eingehende Weisungen zu geben und natürlich auch Nachrichten über den Feind weiterzuleiten. Er kommandiert einen Tribun nach Neapel ab, den Dux Leontius nach dem Kastell Nepe, jedesmal Gehorsam gegen deren Anordnungen heischend. Und sprach aus seinem Mund nicht «der Herr»? Der arme pazifistische Wanderprediger Jesus?[41]

Gerecht und liebevoll gegen die Juden?

Bis heute gilt Papst Gregor I. als großer Beschützer der Juden, die sich damals vor allem als Händler, aber auch als Bauern im ganzen Reich aufhielten, von Afrika bis Spanien und Gallien. «Die Juden fanden in Gregor einen Wahrer ihrer Rechte, die ihnen seitens der Päpste für Jahrhunderte garantiert blieben» (Kühner). Ja, nach dem katholischen Theologen Stratmann war Gregor nicht nur gerecht gegen die Juden, sondern sogar «liebevoll».[42]

Gewiß, Gregor wollte nicht, «daß die Juden unbillig unterdrückt und gequält werden» – der Akzent dürfte auf unbillig liegen. Gewiß, Gregor gestand den Juden die, wieder seine Worte,

«durch das römische Gesetz gewährte Handlungsfreiheit» zu. Aber dieses Gesetz erlegte den Juden viele und schwere Nachteile auf. Sie wurden hart besteuert. Sie durften keine neuen Synagogen bauen. Sie durften keine Nichtjuden zum Judentum bekehren und keine Nichtjuden heiraten. Sie durften nichts vererben, kein Amt bekleiden, weder ein militärisches noch ein ziviles. Sie durften auch keine christlichen Sklaven halten und nicht mit christlichen Sklaven Handel treiben, was Christen selbstverständlich erlaubt war. Das alles fand der «große» Gregor, der das Judentum überhaupt nicht als Religion ansah, sondern als «Aberglauben» (superstitio), völlig richtig.[43]

Gegen christliche Sklaven hatte der Papst an sich nichts, gar nichts. Im Gegenteil, die hielt er haufenweise selbst. Über christliche Sklaven in jüdischen Diensten aber war er empört. Fand er es doch «ganz verderblich und abscheulich für Christen, bei Juden im Sklavendienst zu stehen». Und gegen Juden, die christliche Sklaven zur jüdischen Religion bekehrt hatten, forderte Gregor sofortiges strenges Einschreiten. Und natürlich sollten solche Sklaven befreit werden. Ebenso aber heidnische oder jüdische Sklaven in jüdischen Diensten, die Christen werden wollten, falls diese Sklaven nicht innerhalb eines Vierteljahres an Christen verkauft worden sind.[44]

Gewiß, Papst Gregor bot den Juden sogar wirtschaftliche Vorteile an. Er ging bis zur Bestechung, ließen sie sich taufen. Sein Angebot reichte von kostenlosen Taufkleidern bis zur Gewährung einer Rente. Jeder dritte Jude Roms, der katholisch wurde, mußte nur noch zwei Drittel seiner Miete zahlen. Das war dem versierten Finanz- und Verwaltungsfachmann (und Weltuntergangsapostel) die Sache immerhin wert. Wie er ja auch Katholiken die Bekehrung vom Dreikapitelschisma durch eine Rente versüßte (S. 172 f.). Mochte die Juden auch mehr das Geld locken als Christus, der Heilige Vater gewann doch gleich ihre Kinder mit, und deren Kinder, und so weiter, und deshalb schrieb er, «ist jede Ermäßigung der Miete um Christi willen nicht als Verlust zu betrachten». Ergo senkte er auch bei bekehrten Juden die Erbschaftssteuer.

Doch solch papale «Entwicklungshilfe» beiseite, war Gregor einer der Schrittmacher antijüdischer Politik im Westen. Zwar lehnte er jede Judenverfolgung noch scharf ab, erhob er Einspruch gegen die Zwangsbekehrung der Juden in Unteritalien, die Besetzung einer Synagoge durch Katholiken auf Sardinien. Er sah aber selbst die Absicht der Zwangstaufe noch als löblich an und propagierte nachdrücklich die «Bekehrung» der Juden. Auch verbot er ihnen strikt den Neubau oder auch nur die Erweiterung von Synagogen, verbot ihnen jede Missionstätigkeit und, in nicht weniger als zehn Briefen, das Halten christlicher Sklaven. Seinem Sonderbeauftragten in Sardinien, dem Notar Johannes, befahl er damit aufzuhören, entlaufene Sklaven ihren jüdischen Herrn zurückschicken zu lassen. Ja, Gregor untersagte Juden den geringsten Einfluß im öffentlichen Leben der Christen.[45]

Nach einem Wort dieses Papstes durfte kein Christ Sklave oder auch nur Diener von Juden sein, die Christus doch getötet und verworfen hätten. Auch befahl er einmal (591), daß ein Jude die von ihm gekauften Kelche, Kandelaber und Pallien «kraft eines Gesetzes» zurückgeben müsse. Und er verübelte es einem Bischof, daß er von jüdischen Händlern einen Pelz erworben. Er selbst soll nie mit ihnen geredet und sie angehalten haben, ihre Waren außerhalb des «porticus» feilzubieten, um auch den Schein eines Verkehrs zu vermeiden. Schließlich wissen wir auch, daß der angebliche Protektor der Juden den König Rekkared besonders belobte, weil er allen Versuchen widerstand, ein von ihm erlassenes antijüdisches Gesetz von den Juden sich wieder abkaufen zu lassen.[46]

Geschäfte vor dem Weltende oder Vom «Eigentum der Armen»

Derselbe Mann, der den drohenden Weltuntergang, das nah bevorstehende göttliche Gericht prophezeite, trieb eine so intensive Kirchengüterpolitik, als käme das göttliche Gericht nie.

Der Papst verfügte über eine Reihe gut organisierter Patrimo-

nien, etwa fünfzehn bei seinem Amtsantritt, insgesamt viele Hunderte von Quadratkilometern Land, Patrimonium des hl. Petrus genannt. Das heißt, das alles gehörte eigentlich gar nicht dem Papst oder dem Klerus oder der Kirche, nein, es gehörte eigentlich dem seligen Apostelfürsten. Und dieses Besitztum Petri reichte von Nordafrika, wo sich beinah menschenleere Gegenden zu Gregors großer Freude mit Kriegsgefangenen (billigstes «Arbeitsmaterial») bevölkerten, über Italien, das Stadtgebiet Roms, das «Patrimonium urbanum», bis hinüber nach Korsika, Sardinien, Dalmatien, Istrien und in die Provence; ein gewaltiger weitverstreuter Güterbesitz, der größte in Italien. Vieles davon entstammte kaiserlichen Stiftungen. Vielleicht der letzte riesige Schub waren die Ländereien der Arianischen Kirche, dieser nach Vernichtung des Ostgotenreiches geraubt. Und während der Privatbesitz immer mehr schrumpfte, nahm der Reichtum der Kirche immer mehr zu.

In Sizilien, seit alters die Kornkammer Roms, war das Patrimonium des «hl. Petrus» so groß, daß es Gregor in zwei Verwaltungszentren (Rektorate) einteilte: Palermo und Syrakus, mit insgesamt 400 Pächtern (conductores) – und er ist selbst darüber informiert, daß seit Jahren «viele Leute durch die Verwalter des römischen Kirchengutes gewaltsames Unrecht erlitten», daß man sie beraubt und ihre Sklaven fortgeschleppt habe.

Unterstützt wurde der Papst bei der Bewirtschaftung durch einige seiner engsten Vertrauten sowie durch die (am angeblichen, von ihm mit immerhin 100 Pfund Gold bedeckten Petrusgrab eidlich verpflichteten) Rektoren der diversen Patrimonien. Doch kümmerte sich Gregor selbst noch um (Beinah-)Bagatellen. Und er, der trotz des Schwarms seiner Wehwehchen noch einschritt, gingen die Diakone Catanias in Sandalen (campagi) daher, weil dies nur römischen Diakonen gestattet war, fand dann neben all seinen Standpauken, düsteren Bußpredigten, seiner zehrenden Weltuntergangserwartung immer noch Zeit, erstaunlich viel Zeit, über Felder etwa, Zuchtstuten, alte Ochsen zu sinnieren, über unbrauchbare Kühe oder Sklaven, die natürlich möglichst getaufte Glieder der heiligen Kirche sein sollten, wobei die Methoden des Heiligen Vaters nicht

sehr skrupulös gewesen sind. Hauptsache, die Erträge stiegen noch vor dem Jüngsten Gericht und der Chef konnte seinem Chef dort eine gute Rechnung legen. Seine Devise hieß, schrieb man: «Ansehen, Leistungsfähigkeit und Disziplin». Das könnte heute das Credo jedes US-Marketing Researchers sein.[47]

Zwar suchte der sinistere Weltuntergangsverkünder echt edel zu verhindern, daß «der Säckel der Kirche mit schändlichem Gewinn besudelt werde» – tat aber zugleich alles, um die Produktion zu steigern, den Gewinn. Dabei ging er, nicht als einziger Papst, so weit, Einkommen, aus Gallien beispielsweise, Pachtgelder mit am Ort geprägten Münzen, deren Wert von den amtlichen abwich, auch am Ort auszugeben, um beim Umtausch keine Wertminderung in Kauf zu nehmen.[48]

Die päpstliche Grundherrschaft stellte Gregor ständig große Güter- und Geldmengen zur Verfügung und machte die katholische Kirche überhaupt zur ersten Wirtschaftsmacht Italiens; zumal da selbst in solchen Zusammenhängen nicht unerhebliche Beträge noch aus Vermächtnissen und Schenkungen dazukamen, auch für den Heiligen Vater und die Bischöfe persönlich. Nach dem quadripartitum, einer sehr alten Tradition, der Vierteilung des Kirchenvermögens, kassierte der Papst, wie jeder Bischof, ein Viertel der gesamten Einkünfte für sich allein. Es kam sogar vor, daß manche Oberhirten ein Drittel für sich behielten oder aber, daß sie die übliche Vierteilung zwar für bisherige Einnahmen durchführten, alle neuen aber allein einstrichen (vgl. III 473 f.). Diese Praxis etwa der Bischöfe Siziliens verbot Gregor freilich. Immerhin: «Es ist bezeichnend, daß zur selben Zeit, als der letzte Bankier in Rom zu Grunde ging, ein italienischer Grundbesitzer eine hohe Summe Geldes durch den Papst auf die sicilischen Kircheneinkünfte zur Zahlung in Sicilien anweisen ließ, während er die Summe in Rom dem Diakon-dispensator auszahlte» (Hartmann).[49]

Gewiß hat sich Gregor, wie wohl die allerwenigsten Päpste, auch für die Pächter, die Bauern eingesetzt, hat er das schlimmste Unrecht zu steuern gesucht. Waren diese Kirchengüter doch, das zeigt die päpstliche Korrespondenz, ein einziger Sumpf von Ausbeutung, Bestechung, Unterdrückung, Schwindel.

Die elenden Bauern, richtiger Landsklaven, die man schon durch eine dreimal jährlich erhobene Reichsbodensteuer (burdatio), ferner durch die Pachtgelder und Abgaben an die Alleinseligmachende schröpfte, wurden noch durch die verschiedensten Mittel und Methoden der Kirchenbüttel zusätzlich bedrückt: durch Erpressung weiterer Gelder, zum Beispiel, durch stark erhöhte Gebühren für eine Heiratserlaubnis, durch falsche oder geänderte Kornmaße. Selbst wenn auf dem Seeweg nach Rom bei Schiffbruch Getreide verlorenging, waren offenbar die Bauern schuld, mußten es die Kolonen neu liefern. Nur falls die Rektoren die günstige Zeit für die Seefahrt versäumten, wollte der Papst sie selbst für Verluste belangen. Gregors Einschreiten in bekanntgewordenen diversen Fällen war leider nicht selbstverständlich, hob aber zweifellos die Ertragsfähigkeit der päpstlichen Güter und lag somit auch in seinem Interesse, in dem eines «gerechten und doch tüchtigen Gutsherrn», wie ihn Richards rühmt, der freilich auch zugeben muß: «Viele der alten Mißstände dauerten jedoch fort.»[50]

Vermutlich fast alle.

Gregor nannte sich den «Kassenverwalter der Armen» und den gewaltigen päpstlichen Besitz «das Eigentum der Armen»; eines «seiner schönsten Worte», rühmt das katholische Handbuch der Kirchengeschichte. Aber über Almosengeben ging das alles in aller Regel nicht hinaus, auch wenn Gregor sich, zugegeben, mitunter ganz persönlich, Notleidender und nicht zuletzt sonstiger «Bedürftiger» annahm. Zwar sollte dies etwa Subdiakon Anthemius erledigen. Doch hat er das, tadelt der Papst 591, «nur in wenigen Fällen getan» und dabei offenbar auch noch die wichtigsten vergessen. So befiehlt ihm Gregor gleich: «Ich will aber, daß Du der Frau Pateria, meiner Tante, unverzüglich nach Empfang dieses Auftrages zum Unterhalt ihres Gesindes 40 Dukaten und 400 Scheffel Weizen anweisest, der Frau Palatina, der Witwe des Urbicus, 20 Dukaten und 300 Scheffel Weizen, und Frau Viviana, der Witwe des Felix, ebenfalls 20 Dukaten und 300 Scheffel Weizen. Die 80 Dukaten sind in die Rechnung einzusetzen.»[51]

Die Tante des Heiligen Vaters erhält immerhin mehr Weizen als

jede der beiden Witwen. Und doppelt soviel Geld (übrigens zur Bezahlung ihrer Dienerschaft: Arbeitsplätze!) wie die beiden Witwen zusammen. Aber, so schreibt das Handbuch der Kirchengeschichte, «die Sorge um einen Rest von Ruhe und Ordnung, ja um das tägliche Brot für die Armen erfüllte oft die ganze Aufmerksamkeit des römischen Bischofs.» Um gleich darauf – nun wirklich glaubhaft – zu versichern: «Gregor war auch in den härtesten Zeiten nie nur Armenpfleger . . .» Schade, daß wir aus guten, das heißt bösen Gründen nicht wissen, was der Klerus im Laufe seiner ganzen Sieg- und Heilsgeschichte für die Armen ausgab und was für sich![52]

Sklaven brauchen und verbrauchen wie das Vieh oder «Die Verschiedenheit der Stände»

Wir wissen von Gregor selbst, daß zahlreiche Bischöfe weder Unterdrückter sich annahmen noch der Armen; generell sagt er es von den Bischöfen Kampaniens. Doch war er selber denn ein milder Herr? An die «coloni» von Syrakus schrieb er anläßlich der Ernennung des defensor Romanus zum Rektor: «Wir befehlen Euch also, seinen Anordnungen, die er zur Förderung der Interessen der Kirche für richtig hält, bereitwillig zu gehorchen. Wir haben ihn ermächtigt, sollte jemand sich unterfangen, ungehorsam oder widerspenstig zu sein, diesen schwer zu bestrafen. Wir haben ihn auch angewiesen, alle der Kirche gehörenden, aber davongelaufenen Sklaven wieder aufzuspüren und alles von jemand rechtswidrig besetzte Land umsichtig, energisch und schnell wieder zurückzubekommen.»[53]

Zum Bewirtschaften seiner Güter brauchte Gregor natürlich ganze Heere von Sklaven, an den Boden gebundene Kolonen. «Freie Kirchenbauern fanden sich selten» (Gontard). Es versteht sich von selbst, daß der Papst an der Sklaverei nicht gerüttelt hat – woher hätte er, der Verwalter des Gutes der Armen, dann auch das Geld für die Armen nehmen sollen! Von der Erhaltung der

«Arbeitsplätze», schon seinerzeit die Sorge jedes Unternehmers, ganz zu schweigen. Gewiß erinnert Gregor – denn seine Kirche wird seit je, vielleicht das größte aller ihrer Wunder, den Reichen und den Armen gerecht, beiden zugleich! – auch die Herren daran, daß die Sklaven ja als Menschen, der Natur nach, ihresgleichen seien, wie die Herren geschaffen. Aber so gleich auch die Menschen geschaffen sind, ganz gleich, die Verhältnisse waren nun einmal ganz anders. Ergo mußte man, nach Gregor, die Sklaven so ermahnen, «daß sie zu jeder Zeit die Niedrigkeit ihres Standes beachten» und daß sie «Gott beleidigen, wenn sie durch anmaßendes Verhalten gegen seine Ordnung verstoßen». Die Sklaven müssen sich, lehrt der hl. Papst, «als Diener der Herren betrachten» und die Herren als «Mitdiener unter Dienern». Schön gesagt.

Ist das keine nützliche Religion? Von Natur, lehrt Gregor, seien «alle Menschen gleich», aber eine «geheimnisvolle Fügung» stufe «die einen niedriger ein als die anderen», schaffe die «Verschiedenheit der Stände», und zwar als «eine Folge der Sünde». Fazit: «Da nun jeder Mensch nicht in gleicher Weise durch das Leben geht, soll der eine über den anderen herrschen.» Fazit: Gott und die Kirche – in praxi für den hohen Klerus stets dasselbe! – waren für die Erhaltung der Sklaverei. Und von Britannien über Gallien nach Italien gab es seinerzeit einen ständigen christlichen Sklavenhandel.

Die Römische Kirche brauchte Sklaven, die Klöster brauchten Sklaven – Gregor selbst regte 595 über den gallischen Rektor Candidus den Kauf von englischen Sklavenknaben für römische Klöster an – sie alle kauften, brauchten und verbrauchten Sklaven wie ihr Vieh. Und noch einen Feind wie dem Langobardenkönig Agilulf konnte der Papst versichern, daß die Arbeit dieser Unfreien doch beiden Parteien zustatten käme! (Welch modernes Denken wieder – über alle Grenzen hinweg.) Entliefen die Ärmsten ihrem Elend, was oft genug vorkam, so drang der Heilige Vater natürlich auf Rückgabe an ihre Herren. Er stellte den entsprungenen Sklaven eines römischen Klosters ebenso nach wie dem durchgebrannten Bäcker seines eigenen Bruders. Doch da

der Papst auch großzügig war, wollte er Vergehen der «coloni» nicht durch Besitzentziehung, sondern durch Verprügeln bestraft sehen und schenkte «regelmäßig seinen Freunden Sklaven» (Richards).[54]

So tätigt Gregor, der doch gar eindringlich das baldige Weltende verkündet, neben dem Glaubenskampf geradezu die «Leitvorstellung» seines Pontifikats, vorher noch große Geschäfte. Er macht den hl. Petrus zu einem immer reicheren Mann. Er hebt die Profite seines Besitzes beträchtlich und begründet entscheidend die folgenreiche Territorialherrschaft des Papsttums. Er versorgt durch seine sizilischen Latifundien Rom mit Getreide, er bezahlt die kaiserlichen Truppen der partes Romanae, er kümmert sich um Nachschub und Verteidigung, ja, befehligt in Krisenzeiten die römische Garnison. Derart leitet der «Säckelmeister des Kaisers», der «Kassenverwalter der Armen», wie er sich selbst nennt, der «Konsul Gottes», wie ihn seine Grabschrift feiert, die Entwicklung zum Kirchenstaat ein mit einer kaum übersehbaren Folge von Fehden, Kriegen und Betrug.[55]

Doch ist das Papsttum schon jetzt eine (sehr) weltliche Macht und Gregors Verhalten gegenüber Byzanz bereits bemerkenswert.

Manchmal noch mit dem Kaiser, manchmal schon gegen ihn

Während der Stürme der Völkerwanderung hatte Rom sich unter den Schutz der östlichen Kaiser geflüchtet, unter dem mächtigen Goten Theoderich aber gelegentlich kräftig gegen Byzanz agiert (II 345 ff.), ja, noch während des Gotenkrieges zeitweise gemeinsame Sache mit den «Ketzern» gemacht, von manchen weniger gefürchtet als der «Cäsaropapismus». Seinerzeit, unter den gotischen Königen, tasteten die katholischen Glaubenskämpfer keine arianischen Kirchen an – während sie doch Synagogen der Juden schon niederbrannten! (II 321 ff., 424 ff.)

Nach Vernichtung der Ostgoten aber und der Unterwerfung

Italiens unter den byzantinischen Gouverneur, den obersten Militärbefehlshaber (bald «Exarch» genannt) in Ravenna, dem neuen Regierungssitz, tanzte man in Rom zunächst wieder nach der oströmischen Pfeife (und Rute). Die byzantinischen «Befreier» erpreßten in Italien die gleichen Summen wie zuvor der Gotenkönig. Sie plünderten überdies und bereicherten sich auf eigene Faust. Erst als Ostrom nach Justinians Tod (565) erneut große Machteinbußen, vor allem territoriale Verluste erlitt, bereitete sich im Westen ein abermaliger Frontwechsel vor, die Kollaboration mit den Germanen, die nach dem katholischen Handbuch der Kirchengeschichte ausgerechnet «auf pastoralen Überlegungen beruhte» statt, wie sich bald immer mehr zeigte, auf politischen.

Zu augenfällig nämlich war die Erschöpfung von Byzanz, der Verschleiß. Im Osten drohten die Perser. In Italien schnitten die Langobarden Rom von Ravenna ab. Auf dem Balkan begann das Vordringen der Slawen, der Serben, der Kroaten, in Spanien der Aufstieg des Westgotenreiches. Dazu kamen Autonomiebestrebungen sogar innerhalb des Reichsverbandes, durch die Exarchate etwa von Ravenna, von Karthago oder durch große religiöse Randgruppen, Nestorianer, Monophysiten, Kopten. Auch die sozialen und wirtschaftlichen Strukturen zerfielen. Kurz, das Reich des Ostens war nicht mehr, was es einst war, und so beginnt mit Gregor I. das Papsttum von Byzanz fortzudriften.[56]

Der Heilige Vater operiert dabei mal mit dem Staat, mal gegen ihn. Bediente er sich beim Versuch, die illyrischen Bischöfe unter seine Fuchtel zu bringen, des weltlichen Arms, so handelte er gegen diesen beim analogen Versuch gegenüber den obstinaten Erzbistümern im italienischen Norden, Ravenna, Aquileja und Mailand. Damals baten die Bischöfe aus dem Sprengel von Aquileja Kaiser Maurikios um Hilfe gegen den Papst, da sie um ihre seit dem Dreikapitelstreit errungene Unabhängigkeit bangten. (Erst rund hundert Jahre später erlosch das Schisma völlig.)[57]

Gregors Taktieren war nun freilich nicht im Sinne des Maurikios (582–602) und seiner Reorganisation Italiens. Seit etwa 584

regierte der Kaiser dort durch seine Statthalter in Ravenna. Der erste sicher bekannte patricius et exarchus (Italiae), so die offizielle Titulatur, war Smaragdos, ein tüchtiger General, der aber (589) lange Zeit geisteskrank und durch Romanos abgelöst wurde. Den Exarchen, den höchsten, nicht nur militärischen Machthabern im Exarchat, blieben nach der Langobardeninvasion bloß noch die byzantinischen Küstengebiete – außer Ravenna und der Pentapolis die Venetianischen Inseln, das Gebiet um Genua, Rom, Neapel und Amalfi (nach den sie befehligenden Militärs mit dem Titel eines Dux), Ducatus genannt.

Doch während Maurikios Italien zurückgewinnen wollte, während seine Pläne noch über das Wiedereroberungsprogramm Justinians I. hinausgingen, während im Römischen Meßbuch noch immer das Gebet stand, «daß Gott dem Kaiser unterwerfen möge alle barbarischen Völkerschaften», näherte sich Gregor den neuen Machthabern und einigte sich, vorübergehend, mit den Langobarden. Gleichzeitig aber gab er Treue gegenüber dem Kaiser vor, mit dem es zu Zusammenstößen kam, und verkündete seine Obrigkeitslehre, an die sich jedermann zu halten hatte, nur nicht er. Denn gerade als seine ersten Missionare nach Westen aufbrachen, 595, erklärte er auch, die Franken überträfen alle anderen Nationen wegen ihrer Rechtgläubigkeit, ja (im Hinblick auf König Childebert II., dem er die Schlüssel zur Confession von St. Peter sandte): «Ebenso wie die königliche Würde jene jedes anderen Menschen übertrifft, so überragt das fränkische Königreich alle anderen Völker.»[58]

In Italien, wo sich die Langobarden ausbreiteten, war die Macht des Kaisers gering. Und je mehr sie abnahm, desto mehr wuchs die des Papstes. Er gebot wohl auch über die höchsten Beamten des Kaisers in Rom, und zwar im zivilen, politischen wie militärischen Bereich; zumindest hatte er über ihre Amtsführung eine Art Aufsichtsrecht, und es stand ihm der Rekurs an den Kaiser zu. So konnte man Gregor den Gründer der weltlichen Herrschaft des Papsttums nennen. Es war, auch noch ohne Kirchenstaat, bereits eine Art Staat, zumindest ein bedeutender Machtfaktor. Gregors Bischöfe wählten gemeinsam mit den

Großagrariern die Provinzstatthalter, sie bestimmten deren Befugnisse mit, besonders die richterliche Gewalt. Der Papst hatte zudem Einfluß auf den Handel; er kontrollierte, neben dem Senat, Maß und Gewichte. Und ihm gehörte, was seine Macht vielleicht am meisten mehrte, eben ein gewaltiger Grundbesitz, riesige Landgüter in ganz Italien und darüber hinaus.[59]

Dabei aber war Gregor, wie seine Vorgänger, der Untertan des Kaisers, dieser sein Oberherr; seine Person und Regierung galten als heilig. Der Monarch in Byzanz ist es, der auch die «Ketzereien» bekämpft, die kirchlichen Edikte erläßt, die Konzilien beruft. In einem Brief vom Juni 595 nennt Gregor den Regenten seinen «allerfrömmsten Herren», sich selber «unwürdiger Sünder», «sündiger Mensch». Er leistet den «durchlauchtigsten Befehlen» des Maurikios, zu dem er als Apokrisiar im allgemeinen gute Beziehungen unterhielt (zur Kaiserin sogar herzliche), «Gehorsam», jubelt freilich auch nach dessen Tod, um dem Mörder genauso «gehorsam» zu sein. Auch als Papst blieb Gregor sich seiner Unterordnung bewußt, zumal ja selbst die Kirche in Rom nicht unabhängig, der Kaiser vielmehr auch ihr Herr gewesen ist. Er hatte bei Besetzung des Römischen Stuhls das Bestätigungsrecht, bloß in Byzanz genehme Kleriker konnten ihn besteigen. Mußten doch Klerus und Volk von Rom nach jeder neuen Papstwahl den Herrscher ersuchen, «unter Tränen» ersuchen, «daß er geneigen möge das Flehen seiner Sklaven zu erhören und durch seinen Befehl die Wünsche der Bittsteller in Betreff der Ordination des Erwählten zur Erfüllung zu bringen». Auch für andere bedeutende italienische Bischofssitze beanspruchte der Kaiser gelegentlich dies Recht. Und Papst wie Klerus hatten zu gehorchen.

Selbst wenn es um rein Kirchliches ging und Gregor ganz anders dachte, konnte er bereitwillig Kompromisse schließen oder gehorchte einfach, wie nach dem Befehl, die katholischen Schismatiker nicht zu behelligen, die an den «Drei Kapiteln» festhielten. Und als der Kaiser den wahrscheinlich geisteskranken Erzbischof Johannes von Prima Justiniana, Metropolit von Dazien und Apostolischer Stellvertreter, absetzen wollte, machte der Papst, wie so oft, zwar Bedenken geltend, ohne aber wieder dem

höchsten Beschluß zu opponieren. Liege es doch am Fürsten zu befehlen, was er wolle, habe doch «unser frömmster Herr die Macht, zu tun, was ihm gefällig ist». Sei die kaiserliche Handlung konform dem Kirchenrecht, dann wollte er sie bestätigen, andernfalls aber «beugen wir uns ihr, sofern wir es ohne Sünde tun können».[60]

Freilich bricht Gregors Selbstbewußtsein ab und zu durch, sagt er etwa einmal «mein Land», als er von Italien spricht. Auch weist er darauf hin, daß die Heilige Schrift «die Priester bald Götter, bald Engel» nenne. Ja, er renommiert in seinem eiferndsten Brief mit dem Beispiel Kaiser Konstantins, der eine Bischöfe beschuldigende Anklageschrift angeblich mit den Worten verbrannte: «Ihr seid Götter und von Gott eingesetzt. Gehet und entscheidet selbst untereinander Euere Angelegenheiten; denn es ziemt sich nicht, daß wir über Götter zu Gericht sitzen.»

Doch im allgemeinen taktiert Gregor geschickt gegenüber seinem Herrn, attackiert er diesen oder den Staat im Konfliktfall nie direkt, sondern die «sündige Welt». Und natürlich bestreitet er die oberste Autorität des Herrschers schon deshalb nicht, weil er nur durch Anlehnung an Byzanz gegenüber den Langobarden sich behaupten kann. So laviert er zwischen Ost und West, immer auf seinen größten Vorteil bedacht. Während er anscheinend loyal dem Herrscher dient, als treuer Anhänger Ostroms auftritt, kann er sich gelegentlich doch eher mit den Reichsfeinden arrangieren, kann er die Beamten des Kaisers für schlimmer als die Langobarden erklären, die «Bosheit» der Byzantiner beklagen, «ihre Erpressungen und ausgedachte Hinterlist», die das Land «zugrunde richte», kann er schließlich sogar den Sturz des Kaisers als Befreiung preisen.[61]

Der Heilige Vater empfiehlt Rückenangriffe, Geiselnahme und Plünderung

Zwischen dem Exarchen in Ravenna und dem Papst herrschte kein gutes Einvernehmen. Italien, zumal das territoriale Gewirr in seiner Mitte, verursachte fast ständig Kleinkriege. So wollte der Exarch den Landkorridor Ravenna–Rom schützen, der Papst Rom selbst, wofür aber die Truppen nicht mehr reichten. Die römische Garnison, beträchtlich durch die Pest geschwächt und zudem ohne Sold, stand vor der Meuterei. Da übernahm Gregor das Kommando. Er befehligte die Stadt und war bei allen militärischen Aktionen führend dabei, von der Ernennung der Offiziere bis zu den Operationen der Reichsgeneräle oder dem Aushandeln von Waffenstillstandsabkommen. Er sorgte dafür, daß sich niemand unter dem Vorwand des Kirchendienstes der Wehrpflicht entzog. Ja, er rekrutierte selbst aus den Klöstern Leute zur Bewachung der Stadtmauern, mied es aber, Soldaten in Nonnenklöster zu legen. Doch arbeitete er noch für Kampanien, Korsika und Sardinien militärische Einrichtungen aus. Er kümmerte sich um Schwachstellen in den mit Truppenstützpunkten und Befestigungen übersäten Reichsenklaven. Er ernannte einen Befehlshaber für Neapel und für Nepe, dessen Bevölkerung er (mit biblischem Anklang) drohte: «Wer sich seinen rechtmäßigen Befehlen widersetzt, der wird als Rebell gegen uns betrachtet, und wer ihm gehorcht, der gehorcht uns.»

Papst Gregor suchte auch mit den drei Generälen an der Grenze des Herzogtums gemeinsam zu operieren, mit Velox, Vitalian und dem Herzog Maurisio von Perusia. (Dieser lief später zu dem Langobarden Ariulf über. So konnte er in dessen Namen weiter Perusia beherrschen. Bei der Gegenoffensive des Exarchen trat er wieder in den Dienst des Kaisers – er hatte das Wesen der Politik erfaßt! Freilich, nach Rückeroberung Perusias 593 durch den Langobardenkönig Agilulf konnte Herzog Maurisio seine Wendigkeit nicht abermals unter Beweis stellen und verlor den Kopf.)

Auch Papst Gregor, dessen Thronbesteigung ja mit dem Thronwechsel bei den Langobarden zusammenfiel, hält es mit ihnen je

nach Lage der Dinge, was gewiß nicht einfach war; schon weil er es auch religiös gleich mit drei Gruppierungen zu tun hatte. Einmal, größtes Problem, mit der «Ketzerei» der Arianer, dem Glauben des Königs; dann mit einem Restheidentum, hauptsächlich anscheinend im Herzogtum Benevent zentriert, wo es keine katholischen Diözesen mehr gab; und schließlich mit Schismatikern, da die katholischen Langobarden die «Drei Kapitel» unterstützten, wie auch fast alle Bischöfe der Lombardei, mit denen Gregor deshalb auf Kriegsfuß stand.[62]

Gegenüber den Langobarden, die als Räuber und Mordbrenner durch Gregors Schriften geistern, betrieb er eine variantenreiche Doppelstrategie. Er suchte die Landesfeinde, in deren Machtbereich die Kirche alle Einkünfte verloren hatte, durch Krieg und Mission zu unterjochen, dabei mal gegen sie operierend, mal mit ihnen.

Als man 591 einen Angriff Ariulfs von Spoleto, eines Heiden, auf Rom oder Ravenna erwartete, predigte Papst Gregor nicht die christliche Feindesliebe. Vielmehr kündigte er dem magister militum Velox Verstärkung aus Rom an und animierte die drei Generäle, den Herzog von hinten anzugreifen. So schrieb er Velox Ende September 591: «Wenn Ihr in Erfahrung bringt, wohin, ob gegen hier oder gegen Ravenna, Ariulf vorbricht, so müßt Ihr als wackere Männer in seinem Rücken vorgehen ...» Zwar unterblieb Ariulfs Attacke. Doch im nächsten Jahr wiederholte sich die Sache, und nun, im Juli 592, befiehlt Gregor erneut einen Rükkenangriff, just auf den 29., Petri Märtyrertag. Der «große» Papst, der Heilige und Kirchenlehrer, riet ferner zu Plünderungseinfällen in das herzogliche Gebiet sowie zur Geiselnahme! Die Militärs sollten auf ihre Ehre achten, doch nichts unterlassen, worauf er mehrmals insistierte, «was ihr für das Reich vorteilhaft erachtet», «was der Vorteil des Staates gebietet». Er meldete noch die letzte Position des langobardischen Heeres und befahl nachdrücklich, die feindlichen Stellungen zu plündern.[63]

Freilich erstrebte Gregor auch Übereinkünfte mit den Langobarden, ja einigte sich zeitweise wirklich mit ihnen, waren sie doch nun einmal militärisch stärker, die eigentlichen Herren im

Land – und schließlich nur Güter mit weder toten noch entlaufenen Sklaven ertragreich.

Nach dem Waffenstillstand schloß er auf eigene Faust auch einen Friedensvertrag, gewiß zu seinem Vorteil, doch auf Kosten Ravennas und des Reiches. Aber zweimal eine Belagerung Roms in zwei Jahren mochte ihm reichen, eine Atempause zur Verbesserung der Kommandostruktur, der Rüstung, ihm wünschenswert erscheinen, das gezahlte Gold, 500 Pfund, ihn schmerzen, noch mehr wohl das durch den Krieg seit Jahren stark geminderte Geschäft. So konnte er dem Langobardenkönig im Frieden sagen: «Wäre er nicht geschlossen worden, was Gott verhüte, was wäre dann anderes geschehen als daß das Blut der armseligen Bauern, deren Arbeit uns beiden zugute kommt, zur Schande und zum Verderben beider Parteien vergossen worden wäre.»

Es sei dahingestellt, ob es ihm mehr um das Blut der Bauern ging oder um den Nutzen aus ihrer Arbeit. Jedenfalls verhandelte er zeitweise sowohl mit Ariulf als auch mit Agilulf, kontaktierte zugleich aber mit den Reichsbeamten, dem Kaiser, der allerdings sehr unfreundlich reagierte, Gregors Verhalten heftig verurteilte, ihn der Naivität zieh; ja, in Ravenna, wo Exarch Romanos residierte, kam es zu einer so scharfen Plakat-Aktion gegen den Papst, daß dieser die Urheber exkommunizierte. Erst als Romanos 596 oder 597 überraschend starb und ihm der gregorfreundliche Gallicinus nachfolgte, konnte der, unter Hinzuziehung des Papstes, die Friedensverhandlungen mit Agilulf wieder aufnehmen und abschließen. Sowohl der König als auch der Exarch unterzeichneten auf zwei Jahre, der Papst aber, sehr merkwürdig und seine zwielichtige Situation noch einmal beleuchtend, weigerte sich, selbst zu unterschreiben, erlaubte jedoch anderen, es in seinem Namen zu tun.[64]

Erfolgreich war Gregor schließlich über die (schismatische) katholische Königin Theudelinde, die Witwe König Autharis, eine der nicht mehr seltenen, von der Kirche gelenkten suggestiblen Christendamen im Bett heidnischer Fürsten (S. 209 f.).

Der päpstliche Vertrauensmann bei dieser bayrischen Prinzessin, mit der Gregor bald eifrig korrespondierte, war neben dem

Mönch Sekundus, dem einflußreichen Berater der Königin, der Mailänder orthodoxe Diakon Konstantius. Er wurde, sicherlich nicht ohne römische Beihilfe, im Frühjahr 593 Bischof von Mailand. Gregor, der wußte, daß Theudelinde «zu jeglichem guten Werk schnell bereit war» (Paulus Diakonus), begann im selben Jahr mit ihr zu korrespondieren. Seinen ersten Brief bekam sie gar nicht zu Gesicht, Konstantius retournierte ihn, als noch zu unvorsichtig, an den Papst, und dieser überarbeitete ihn. Auch schickte er ihr in Ampullen abgezapftes Öl aus den Lampen römischer Märtyrergräber, einen Span vom Kreuz Christi, fläschchenweise Heilandsblut sowie vier seiner von Wundern strotzenden Opera, zuletzt Geschenke auch für die Königskinder. Denn Theudelinde ließ 603 ihren Sohn Adaloald, wie zuvor schon ihre Tochter Gundiperga, katholisch taufen. Pate des Thronerben wurde Sekundus, «der Knecht Christi» (Paulus Diakonus).[65]

Ohne die vom Papst dirigierte Theudelinde wäre die Taufe des Kronprinzen jedenfalls nicht erfolgt, wie noch manch anderes böse fromme Werk. «Durch diese Königin gewann die Kirche des Herrn viele Vorteile», schreibt Paulus Diakonus. Und schließlich näherte sich auch König Agilulf, der um 595 die aufständischen Herzöge von Verona, Bergamo und Pavia umbringen ließ, dem Katholizismus oder duldete zumindest die missionarischen Bemühungen seiner Gattin und ihrer Berater, was die allmähliche Konversion der Langobarden vorbereitete. Der Kirchenbesitz, bei deren Landnahme enteignet, wurde zurückgegeben, ja durch königliche Schenkungen vermehrt; beispielsweise das Dorf Bobbio samt vier Meilen im Umkreis dem hl. Columban (S. 41 f.) übereignet und ein Kloster erbaut, ein künftiges Zentrum im Kampf gegen Arianismus und Heidentum.[66]

In seiner ganzen pfäffischen Schäbigkeit zeigte sich der römische «Gott» bei einem Umsturz in Byzanz.

Papst Gregor umjubelt einen Kaisermörder

Als im Jahr 602 die oströmischen Truppen ins Winterquartier für einen Balkanfeldzug rücken sollten, aus Sparsamkeitsgründen aber jenseits der Donau, kam es unter Führung des Hauptmanns Phokas zu einer Meuterei. Er eroberte die Hauptstadt, entthronte Maurikios und wurde am 23. November mit seiner Gattin Leontia vom Patriarchen zum Kaiser gekrönt (602–610). Fast unmittelbar danach ließ Phokas die vier in den vermeintlichen Schutz einer Kirche geflüchteten jüngeren Kaisersöhne vor den Augen des Vaters ermorden, der jedesmal, zuckte das Messer des Mörders über einem Kind, gerufen haben soll: «Du bist gerecht, o Gott, und redlich sind deine Gerichte!» Dann wurde Maurikios selber abgestochen. Und kurz darauf auch sein ältester Sohn und Mitregent Theodosius, das päpstliche Patenkind.

Um die Bluttat zu rächen, ließ 604 der Maurikios-Verbündete, Schah Chosro II., der letzte sassanidische Großkönig (später gleichfalls liquidiert), in Dara und Odessa mehrere tausend gefangene Legionäre erwürgen. Phokas seinerseits tötete auch den Rest der kaiserlichen Familie, die in ein Nonnenkloster gesperrte Kaiserin Konstantina samt ihren Töchtern. Überdies ließ «das von Gott berufene Oberhaupt», so der katholische Kirchenhistoriker Karl Baus (1982), zwischen 602 und 610 noch einige hundert Verwandte, Senatoren und Anhänger des gemeuchelten Herrschers umbringen.[67]

Zu schwach, um politisch selbständig zu sein, mußte der Papst, trotz seiner unbotmäßigen Annäherungen an die Langobarden, immer noch in Konstantinopel Schutz und Anlehnung suchen. Doch wie es ihn nicht störte, einerseits zeitweise die Partei des Reichsfeindes zu ergreifen, andrerseits befreundet mit einem Kaiser zu sein, der nach einem Feldzug gegen die Awaren 12 000 eigene, in Gefangenschaft geratene Soldaten lieber niedermetzeln ließ, als sie freizukaufen, so zögerte der hl. Gregor jetzt nicht, mit dem Mörder des gesamten Kaiserhauses sofort gemeinsame Sache zu machen.[68]

Phokas nämlich, der Thronräuber, der Kaiser- und Kaiserin-,

Prinzen- und Prinzessinnenmörder, dessen acht anarchische Regentenjahre zu den «blutigsten Epochen» (F. G. Maier), zu einer «der katastrophalsten Herrschaften in der ganzen Geschichte des Reichs» zählen (Richards), dieses Jahrhundertscheusal wurde nun in Rom gefeiert. Mit «Jubel» reagierte der Papst auf die Nachricht vom Tode des Maurikios, dem er doch samt seiner Familie so freundliche, herzliche Briefe geschrieben! Und als am 25. April 603 die Bildnisse der neuen Majestäten in Rom ankamen, ging man den «Laurata», den Lorbeerbekränzten, mit angezündeten Kerzen festlich entgegen. Klerus und Adel riefen bei der Huldigungszeremonie in der Kirche S. Cesario: «Erhöre Christus! Phocas dem Augustus und Leontia der Augusta langes Leben!» Und Papst Gregor plazierte die Konterfeis des allerhöchsten Gangsterpaares im Lateranpalast im Oratorium eines Märtyrers, des hl. Caesarius, und schrieb gleichzeitig dem ehrenwerten Thronräuberweib, es überschwenglich auffordernd zur Verteidigung des christlichen Glaubens![69]

Dem kaiserlichen Kopfjäger selbst aber versicherte der päpstliche Kirchenlehrer im Mai 603 brieflich, daß «der Heilige Geist in Eurem Herzen wohnt», und wünschte, «das ganze Volk des Staates, das bisher so sehr betrübt war, möge durch Eure guten Taten froh werden!» «Ehre sei Gott in der Höhe, der, wie geschrieben steht, die Zeiten wandelt und die Reiche überträgt», jubiliert Gregor «der Große». «In des allmächtigen Gottes unerforschlichem Ratschluß sind verschieden die Geschicke des menschlichen Lebens. Bisweilen, wenn die Sünden Vieler zu strafen sind, wird einer erhoben, dessen Härte die Nacken der Untertanen unter das Joch der Trübsal beugt, wie wir es lange in unserer Prüfung erfahren haben. Bisweilen aber beschließt der barmherzige Gott, die vielen betrübten Herzen mit seinem Trost heimzusuchen und erhebt einen Mann zum Gipfel des Regiments, durch dessen mitfühlenden Sinn er die Gnade seines Jubels in alle Herzen gießt. Von solch überschwenglichem Jubel glauben wir in Bälde aufgerichtet zu werden, die wir uns freuen, daß Eure fromme Majestät zur Höhe des Kaisertums gelangt ist. Es freue sich der Himmel und es jauchze die Erde ...» etc. etc.

Ist das nicht prächtig! Einem Heiligen, dem «großen» Papst und Kirchenlehrer nur allzu angemessen, mitten aus der Mördergrube seines feigen, doch machtsüchtigen Herzens geschrieben?! Denselben Kaiser, dessen durch Phokas ermordeten Sohn Gregor einst – Höhepunkt seiner Nuntiuszeit – glückstrahlend aus der Taufe hob, diffamiert er jetzt gegenüber dem Mörder als eine Strafe für die Sünden vieler, als brutalen Unterdrücker. Und den Mörder dieses Kaisers, den Mörder seiner ganzen Familie, feiert er als Sendboten des barmherzigen Gottes, des Trost- und Gnadenspenders für alle Herzen, als fromme Majestät. Pfui Teufel, Papst!

Und schon im Juli 603 schreibt Gregor dem Usurpatorenpaar in Konstantinopel: «Petrus soll der Wächter eures Kaisertums, euer Schutzherr auf Erden, euer Fürsprecher im Himmel sein dafür, daß Ihr die schweren Lasten hinweghebt und den Untertanen eures Reichs Freude bringt.»[70]

608 errichtete man in Rom auf dem Forum Romanum dem Freudenbringer auch noch eine Ehrensäule. Und während die anderen Säulen und Statuen ringsum spurlos untergingen, überdauerte – o schönes Symbol! – die Säule des Scheusals zwei Jahrtausende, die letzte erhaltene Kaisersäule der Geschichte. Kein Wunder, bekam sie das majestätische Monstrum doch – was bei (katholischen) Kirchenhistorikern freilich kaum steht – von Papst Bonifaz IV., einem als Heiligen (Fest: 25. Mai) verehrten Benediktiner!

Aber schließlich hatte Phokas nicht nur einen Kaiser samt Familie ausgerottet, mit dem man in Rom, trotz Gregors Taufpatenschaft, nicht immer so gut auskam, sondern der gekrönte Staatsbandit hatte Papst Bonifaz auch das Pantheon überlassen, den prachtvollen, wie der Name schon sagt, allen Göttern geweihten Heidentempel: vom Pontifex im Mai 609 feierlich in eine christliche Kirche verwandelt, zu Ehren Marias und aller Märtyrer (S. Maria ad Martyres) geweiht und mit vielen Märtyrerreliquien ausgestattet – Blut zu Blut, sozusagen, und eine Hand wäscht die andere «für die zahllosen Wohltaten . . .» Und da das Pantheon einst allen Göttern diente, introduzierte Bonifaz mit der Kirchenweihe das Allerheiligenfest. Das nennt man Tradition.[71]

Zumal kirchliche Historiker hat das Verhalten Gregors angeblich erstaunt, bestürzt. Doch tat er nur, was seinesgleichen immer tat, schien es notwendig (heißt da stets nützlich, heißt wieder, in aller Regel, Anpassung an den Potentesten). Oder, so Katholik Stratmann (mit einer in derlei Fällen fast notorischen Floskel): «Der Papst beschaute die Lage von einer sehr hohen Warte.» Und sein Lobpreis ist um so verständlicher, als Kaiser Maurikios, mit dem Gregor zunächst ebenso harmonierte wie dann mit dessen Mörder, den päpstlichen Einfluß schließlich behindert und den Patriarchen von Konstantinopel zu dem Titel «Allgemeiner Bischof» ermutigt hat (S. 161 ff.).

Als Gregors Apokrisiar in Konstantinopel starb, ernannte er keinen Nachfolger; er unterbrach den diplomatischen Verkehr mit Kaiser und Patriarch. Erst als der rechtmäßige Herrscher durch Thronräuber Phokas beseitigt war, schickte Gregor wieder einen Nuntius an den Hof. Denn Phokas war von Anfang an betont romfreundlich. Und während er im Orient, wo er Monophysiten und Juden blutig verfolgen ließ, immer verhaßter wurde, während seine streng orthodoxe Kirchenpolitik Straßenkämpfe in Konstantinopel und bürgerkriegsähnliche Zustände in den Ostprovinzen heraufbeschwor, so daß er zuletzt von der rebellierenden Menge buchstäblich zerrissen und auf Spieße gesteckt worden ist, liebte und ehrte ihn Rom immer mehr. Erkannte er doch 607 in einem an Bonifaz III., Gregors zweiten Nachfolger, gerichteten Erlaß «die apostolische Kirche S. Petri als Haupt aller Kirchen an» (caput omnium ecclesiarum).[72]

Das war das Entscheidende. Da konnte der Papst und Kirchenlehrer zwei Augen zudrücken, wie immer, wenn es um seinen Vorteil ging. So etwa bei der ihm besonders hoch angerechneten Mission, als er nämlich «der Angeln Volk aus der Macht Satans zum Glauben an Christum durch seine Tätigkeit bekehrt», als er «unser Volk, das noch in der Knechtschaft des Götzendienstes befangen war, zu einer Kirche Christi gemacht hat», wie Kirchenlehrer Beda Venerabilis in seiner 731 vollendeten «Historia ecclesiastica gentis Anglorum» schreibt.[73]

Die päpstliche Propaganda in England beginnt

Der Anfang des Christentums in Britannien liegt im dunkeln. Wahrscheinlich kam es während des 2. Jahrhunderts durch Händler und Soldaten auf die Insel, Berufsgruppen, die das älteste Christentum (eher) verachtet hatte. Aber auch später waren im Norden die ersten Christen offenbar skandinavische Kaufleute gewesen. Im Jahr 314 sind drei britische Bischöfe als Teilnehmer der Synode von Arles bezeugt.[74]

Die römische Herrschaft über Britannien, 43 n. Chr. durch Kaiser Claudius mit vier Legionen (knapp 40 000 Mann) begründet, war um 400 zu Ende gegangen. 383 gab Theodosius den Hadrianswall auf, Anfang des 5. Jahrhunderts zogen die Römer unter Stilicho (II 21 ff.) und Konstantius III. (II 45) ihre Besatzer endgültig zurück. Wegen Pikten- und Skoten-Attacken von den Briten zu Hilfe gerufen, bilden darauf germanische Stämme, Jüten und Sachsen, dann auch die Angeln, eine Reihe sich gegenseitig bekämpfender regionaler Königreiche: Kent, Sussex, Essex, Wessex; später Mercia, Northumbria und Middleesex. Mal gewinnt dieser, mal jener Staat die Vorherrschaft. Doch ist die Zeit zwischen 450 und 600, den «Dark Ages», noch immer die unbekannteste Epoche der englischen Geschichte.[75]

In den Tagen Gregors bestand die Provinz Britannien im einstigen römischen Raum aus den römisch-britischen Königreichen im Westen sowie den noch heidnischen Königreichen der eingedrungenen Angelsachsen im übrigen Inselgebiet. Das Volk der Angeln, schreibt Gregor im August 598 an Bischof Eulogius von Alexandria, wohnte «an einer Weltenecke draußen» und «verehrte bisher noch Baum und Stein ...» – immerhin eine schöne, sinnvolle Verehrung (vgl. S. 38).

Gegen Ende des 6. Jahrhunderts heiratete König Aethelberht von Kent die katholische Merowingerprinzessin Bertha, eine Urenkelin Chlodwigs, eine Nichte Brunichilds und Tochter des Frankenkönigs Charibert von Paris. Sie hatte den Bischof Liuthard in ihrem Gefolge und durfte christliche Gottesdienste halten, Aethelberht selbst blieb noch Heide. Doch da er in England

der mächtigste König geworden und als Oberherr (bretwalda) anerkannt war, beeilte sich Gregor und schickte 595 oder 596 den Prior seines Andreasklosters, Augustinus, und etwa 40 Mönche zu den «Barbaren» mit eingehenden Anweisungen und angelegentlichen Empfehlungen an die Frankenherrscher, Königin Brunichild und ihre Enkel Theudebert und Theuderich. Schwierigkeiten in Gallien jedoch, Horrorgerüchte über britische Barbarei, die sie in Aix erreichten, ließen Augustinus nach Rom zurückkehren. Gregor beförderte ihn zum Abt, versprach seinen Mönchen «die Herrlichkeit des ewigen Lohnes», sandte ihn wieder mit Empfehlungsschreiben los, und schließlich landeten sie auf der Insel Thanet, an der Ostküste von Kent.

Augustinus, während der Reise auf päpstliche Anweisung Bischof geworden, kündigte gleich dem Aethelberht «die beste Botschaft» an, «nämlich daß alle, die ihm gehorchen, ewige Freude im Himmel und ein Reich ohne Ende zusammen mit dem lebendigen und wahren Gott haben sollten, und das sei die lautere Wahrheit . . .» Der König allerdings, trotz angetrauter Katholikin aus Paris, blieb vorerst skeptisch: «Schön sind freilich die Worte und Versprechungen, die ihr bringt; aber weil sie neu sind und ohne Gewähr, kann ich ihnen nicht ohne weiteres beipflichten und all das aufgeben, was ich mit dem ganzen Angelnvolke so lange Zeit heilig gehalten habe . . .»[76]

Leider gab Aethelberht den römischen Mönchen sein Reich für ihre Werbung frei. Und da es bloße Predigten, leere Versprechungen nicht taten, kam «nach Lautwerdung der himmlischen Worte», jubelt Papst Gregor (in seiner Einleitung zum Buch Job), die «Erscheinung helleuchtender Wunder» kraftvoll dazu, ergänzte die «Süßigkeit ihrer himmlischen Lehre», mit Beda, den schon siebenjährig ins Kloster Gesteckten, «die Kundgebung himmlischer Zeichen». Augustinus, bald Erzbischof von Canterbury, prahlt geradezu gegenüber dem Papst, nebst seinen Mönchen mit Wundertaten fast wie die seligen Apostel begnadet zu sein. Und Gregor bestätigt es generös aus der Ferne, warnt jedoch auch, nicht in Überhebung zu verfallen, weil «die Seelen der Angeln durch äußere Wunder zur inneren Gnade hingezogen werden».

Ein Jammer, daß wir all den Hokuspokus, diese äußeren Wunder, nicht auf Video haben. Nichts vermutlich wäre erhellender ...

Anstelle von Odinsdienst also, Druiden, nun römische Pfaffenherrschaft, Trinitäts- und Petrusmärchen etc. An Pfingsten 597 oder, etwas wahrscheinlicher, erst 601 – falls überhaupt –, ließ sich der König mit vielen Angeln taufen, und der fränkische Bischof Liuthard, der entscheidende Schrittmacher wohl, wurde jetzt als überflüssig gleich von den Römern beiseite geschoben. Sicher ist die «Bekehrung» freilich nicht, doch Aethelberht sicher der Gründer dreier Bischofskirchen in Kent und Essex: Canterbury, Rochester, London, die bereits 604, bei Augustins Tod, bestanden. Und der König schützte in seinen überwiegend weltlichen Gesetzen auch den Kirchenbesitz. Bei seinem Tod 616 (oder 618) aber, dies steht fest, war sein Sohn und Nachfolger Eadbald noch heidnisch, wahrscheinlich auch seine zweite Frau.

Im Jahre 602 kam bereits Verstärkung, Nachschub aus Rom – die «schönen Erfolge», meint Katholik Seppelt, «machten es ... nötig». Abt Mellitus, zwei Jahre später schon Bischof von London, eilte mit seiner bekutteten Truppe, mit allerlei Schmuck, Kirchengeräten, Reliquien und mehreren Papstbriefen herbei, darunter ein keine Übertreibung scheuendes Begrüßungsschreiben an das kentische Königspaar, das der römische Oberpriester mit Kaiser Konstantin und der hl. Helena verglich. Bis nach Konstantinopel sei die Kunde der Bekehrung gedrungen. Auch fehlte nicht die Aufforderung zur Vernichtung des Heidentums und Fortsetzung des Bekehrungswerkes unter warnenden Beschwörungen der Schrecken des Endgerichtes. «Also, mein erlauchtester Sohn», schrieb Gregor dem König, «bewahret sorgfältig die Gnade, die Ihr von Gott empfangen habt, und beeilt Euch, unter dem Euch untertanen Volk den Glauben zu verbreiten. Steigert noch Euren edlen Eifer für die Bekehrung; unterdrückt den Götzendienst; zerstört ihre Tempel und Altäre; stärket die Tugenden Eurer Untertanen durch hervorragend sittliches Verhalten und dadurch, daß Ihr sie ermahnt, ihnen Furcht einflößt, sie anlockt und züchtigt und ihnen ein Beispiel der guten Werke zeigt; damit Ihr im Himmel durch den belohnt sein möget, von dem Ihr auf

Erden Namen und Kenntnis verbreitet habt. Denn der, dessen Ehre Ihr suchet und unter den Völkern verteidiget, wird auch Euren ruhmreichen Namen für die Nachwelt noch ruhmreicher machen.[77]

So schreibt der Prediger der Demut.

Doch wenn es die Opportunität erheischt – immer ihre oberste Richtschnur –, kann Gregor auch behutsamer taktieren, scheinbar versöhnlichere Töne anschlagen, die zuweilen komisch klingen, kann er seinem «geliebtesten Sohn», dem Abt Mellitus, Leiter der neuen Werbeschar, auch sagen, was er «nach langem Nachdenken über die Angelegenheit der Angeln beschlossen habe. Man soll die heidnischen Tempel dieses Volkes nicht zerstören, sondern nur die Götzenbilder darin; dann soll man diese Tempel mit Weihwasser besprengen, Altäre errichten und Reliquien dort niederlegen; denn wenn diese Tempel gut gebaut sind, so können sie ganz wohl aus einer Stätte der Dämonen zu Häusern des wahren Gottes umgewandelt werden, so daß, wenn das Volk selbst seine Tempel nicht zerstört sieht, es von Herzen seinen Irrtum ablegt, den wahren Gott anerkennt und anbetet und sich an den gewohnten Orten nach alter Sitte einfindet. Und weil sie viele Ochsen zu Ehren der Dämonen zu schlachten gewöhnt sind, soll auch dies in eine Art Fest verwandelt werden: am Tag der Weihe oder an den Geburtstagen der heiligen Märtyrer, deren Gebeine dort ruhen, sollen sie um die Kirchen, die aus jenen Tempeln entstanden sind, herum Hütten aus Zweigen bauen und ein kirchliches Fest begehen. Dann opfern sie nicht mehr dem Teufel die Ochsen, sondern töten die Tiere bei ihrem Schmause Gott zu Ehren.»[78]

Noch einmal: Ist das keine herrliche Religion?!

Sind die Tempel «gut gebaut», braucht man das Teufelswerk gar nicht zu schleifen, nein, dann kann es als Gotteswerk dienen. Nur die «Götzenbilder» muß man zerstören: alte Idole raus, neue rein. Und auch die vielen Ochsen können ruhig verbluten, fort und fort – als hätte auch gerade diese Religion je etwas gegen das Schlachten gehabt, der Tiere wie Menschen: nirgends wurde mehr geschlachtet! Nur dem «Teufel» zu Ehren darf nicht mehr

geschlachtet werden. «Gott» zu Ehren aber floß da bis heute mehr Blut als für alle sonstigen «Götzen» und «Teufel» zusammen.

Zu den alten Tempeln kamen natürlich neue.

Als Augustinus nahe der Königsstadt Canterbury ein Kloster errichtete (dessen erster Abt Petrus als Legat auf einer Reise nach Gottes unerforschlichem Ratschluß im Meer ertrank), beschwätzte er Aethelberht so lange, bis dieser zu dem Kloster auch noch «eine Kirche der heiligen Apostel Petrus und Paulus vom Grund aus neu aufbaute und mit reichen Geschenken bedachte» (Beda). Alles zur höheren Ehre Gottes. Ein bißchen auch seiner Diener. Denn die Kirche hatte Erzbischof Augustin als bescheidene Grabstätte für sich ausgedacht. Und für seine Nachfolger. Und für die Könige von Kent. Noch im Tod nämlich will man da – schon wegen der Demut – unter sich sein ...[79]

Bildungsverächter und Weltuntergangsprophet

Die neuere Forschung rühmt diesem Papst einen geregelten Studiengang und eine sehr gründliche Schulung nach, «eine kulturelle und moralische Bildung von höchstem Rang» (RAC XII 1983). Doch nähere Angaben über eine wissenschaftliche Ausbildung Gregors fehlen. Sie gab es nämlich in dieser gesegneten christlichen Zeit gar nicht mehr. «Kritik und Urteil erloschen», schreibt Mitte des 19. Jahrhunderts Ferdinand Gregorovius. «Wir hören nichts mehr von Schulen der Rhetorik, Dialektik und Jurisprudenz in Rom.» Statt dessen findet er «mehr als je mystischer Schwärmerei und dem materiellen Kultus Platz» gemacht. Und auch der viel jüngere Jeffrey Richards konstatiert: «Die philosophische und wissenschaftliche Ausbildung hatte schon längst aufgehört.» Nur Römisches Recht hatte Gregor studiert, wahrscheinlich, und noch einen letzten Rest klassischer Bildung abbekommen.[80]

Doch mancher neigt neuerdings dazu, unser Kirchenlicht bei-

nah wieder so strahlend leuchten zu lassen wie Johannes Diakonus, der im späteren 9. Jahrhundert im päpstlichen Auftrag eine pompös verklärende Vita Gregorii Magni in vier Büchern verfaßte, worin Gregor als Meister der Grammatik, Rhetorik, Dialektik figuriert und Rom unter seiner Ägide als «ein Tempel der Weisheit, welchen die sieben Künste stützten».[81]

Sein Schrifttum selbst aber ist wenig, fast gar nicht von antiker Bildung geprägt, die er auch ausdrücklich verwirft. Zitate aus Klassikern fehlen auffallend. Die Weltweisen «lügen», sagt Gregor, sie würden nur geschminkte, eitle Worte drechseln, glänzende Fassaden ohne rechten Inhalt; mag oft ja so sein, mehr oder weniger. In Rom jedenfalls kann damals kaum noch jemand Griechisch. Und wie schlecht man Latein schreibt, zeigen die Papstbiographen im Liber Pontificalis. Auch Gregors eigene Sprache bekundet den Verfall der Latinität. Oft ermüdend, monoton sein Stil, vulgär, die Tautologien häufen sich. Syntax, Grammatik berühren ihn kaum, ja, er prahlt, ein mönchischer Gemeinplatz freilich, Grammatikregeln zu mißachten, da derlei den Heiligen Geist nicht binde. Er renommiert geradezu damit. Sei es doch ganz und gar unwürdig, «die Worte des göttlichen Orakels unter die Regeln des Donatus zu beugen» (ut verba caelestis oraculi restringam sub regulis Donati).

Die einzig relevante Philosophie steht für Gregor in der Bibel – «his supreme authority» (Evans). Und jede Weisheit der Welt, die Wissenschaft, die Schönheit der Literatur, die «freien Künste», all dies hat im Grunde nur dem Verständnis «der Schrift selbst» zu dienen, das heißt einem Leben steter Bußgesinnung und Zerknirschung. Alles aber, was nicht unmittelbar der Religion nützt, verwirft Gregor, unterdrückt er, merzt er aus, philosophisch so ungebildet wie theologisch.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß der Papst, einer der vier «großen» lateinischen Kirchenväter, der Schutzpatron der Gelehrten, die kaiserliche Bibliothek auf dem Palatin (wo noch die weströmischen Kaiser, ihre germanischen Erben und die byzantinischen Statthalter residierten) samt der des Kapitols verbrennen ließ. Jedenfalls behauptet der englische Scholastiker Johannes von

Salisbury, Bischof von Chartres, der Papst habe in römischen Bibliotheken Handschriften klassischer Autoren absichtlich zerstört.[82]

Groß ist Gregor nicht gewesen, vielleicht ein kleiner großer Mönchsfanatiker, im Rahmen seiner Zeit. Eifrig ließ er Askese und Weltflucht propagieren. Und er selbst litt, anscheinend als Folge rigorosen Fastens, an einem chronischen Magenleiden bis zuletzt. Später trat die von ihm oft beklagte Gicht hinzu. Zeitweise plagten ihn Atemnot, Ohnmachtsanfälle. Nach Peter de Rosa war er auch «ein Märtyrer des Zipperleins» (was der Chronist der dunklen Seite des Papsttums – als gebe es auch eine wesentliche, gar ebenso wesentliche helle! – auf den Wein zurückführt, den der hohe Asket eigens aus Alexandria für sich eingeführt hat. Doch, meint ein weiterer moderner Papstgeschichtler: «Was der Leib verlor, gewann der Geist» (Gontard) – obwohl man auch das eigentlich ganz anders kennt: mens sana in corpore sano. Mit dem abgewerteten Leib aber verkam auch der Geist, der eines ganzen christlichen Jahrtausends, zumal im Vergleich mit der Klassik der Griechen und Römer (III 4. Kap.).

Gregor verleiht der Verachtung dieser Bildung oft starken Ausdruck. Besonders verwarf er als Römer die griechische Kultur. Lernte er doch auch in all den Jahren in Konstantinopel als offizieller Papstvertreter nie Griechisch, wie freilich schon sein Vorgänger, der einstige Apokrisiar und Mörderpapst Vigilius (II 427 ff., bes. 446 ff.). Gregor konnte Griechisch weder lesen noch schreiben und es gibt Anzeichen dafür, daß er es für eine inferiore Sprache hielt. Schließlich stand er weltlicher Wissenschaft überhaupt, zumal der Beschäftigung von Klerikern mit den «freien Künsten», schroff feindselig gegenüber. Um 600 kanzelt er in einem berüchtigten Brief den gallischen Bischof Desiderius von Vienne ab, weil er Grammatik und klassische Literatur unterrichtet. Von Scham, Kummer, «großem Widerwillen» erfüllt, unterstellt er ihm «schwere Ruchlosigkeit», eine geradezu blasphemische Beschäftigung, könne doch derselbe Mund «unmöglich das Lob Jupiters und das Lob Christi singen».[83]

Wie sollte einer auch anders denken, urteilen, wie Kultur schät-

zen können, der vom Wahn des nah bevorstehenden Weltendes besessen war – ein Faktor, schreibt der Gregor doch rühmende Jeffrey Richards, «der jeden Aspekt seines Denkens in sozialen, politischen, theologischen und kirchlichen Angelegenheiten beherrschte». Überschwemmungskatastrophen, Pestnöte, Reichs- und Romverfall, Langobardeninvasion mit verwüsteten Städten, geschleiften Burgen, zerstörten Kirchen, verrottetem Land, dazu das eigene Elend eines immer häufiger, dann fast ständig Kranken, Bettlägerigen, all dies bestärkte seinen Glauben an das nahe Ende der Welt, von Bibel und alten Kirchenvätern ja oft genug als unmittelbar drohend prophezeit, von Bischof Hippolyt von Rom (I 159 f.) für das Jahr 500 vorausgesagt.

Man fühlt sich beinah an das Endzeitfieber Jesu, der Apostel, aller Urchristen erinnert, die sich samt und sonders getäuscht haben (III 70 ff.), ohne daß es dem Christentum geschadet hätte! Daß es Papst Gregor ebenso ernst meint, darf eher bezweifelt werden. Doch immer wieder erklärt er, daß die Welt alt und grau sei, dem herannahenden Tod schon entgegeneile; daß wir schon erblicken, «wie alles auf der Welt zugrunde geht»; «daß das Ende der gegenwärtigen Welt schon nahe ist». «Sehet darum auf den herabrückenden Tag des ewigen Richters mit achtsamen Herzen und kommet seinen Schrecken durch Buße zuvor. Waschet mit Tränen alle Sündenflecken ab. Besänftigt den Zorn, der mit ewiger Strafe droht ...» Besonders in seinen Predigten hat er die Katastrophe, die nicht eintrat, «in erschütternder Sprache» (Fischer) geschildert.[84]

Jeder, der Gregors Schriften liest – doch wer liest sie noch –, wird, ist er nicht kirchenblind, Johannes Haller beipflichten müssen: «Unwissend und abergläubisch, geistlos und geschmacklos, machen sie in peinlicher Weise fühlbar, auf welchen Tiefstand der Bildung Rom seit der justinianischen Kriegszeit herabgesunken war ... Auch seine verhältnismäßig beste Schrift, die Regula Pastoralis, ist doch im Grunde nicht mehr als eine Sammlung von Gemeinplätzen.»[85]

Von Ochsen, Eseln und Gregors Hiobkommentar

Papst Gregors Werke – «ein beredtes Zeugnis», nach dem Katholiken Seppelt, «von seinen hohen Fähigkeiten und der Gotteskraft, die ihm eigen war» – strotzen in Wirklichkeit von Geistlosigkeit, Unwissenheit, Aberglauben, von Banalitäten und Absurditäten. Darin sind sich so unterschiedliche Gelehrte wie Mommsen, Harnack, Caspar, Haller oder Dannenbauer einig. Der hl. Pessimist, der so vergrämt das Elend der Zeit bejammert und sich freut zugleich, weil es, wieder einmal, das Weltende ankünde, schreckt vor keiner Albernheit theologischer Auslegung zurück. Er belehrt uns nicht nur, daß das lange Haar des Bischofs seine äußeren Sorgen, die Tonsur dagegen die nach innen gerichteten Gedanken symbolisiere, sondern er sieht auch die gottmenschliche Natur Jesu dadurch erwiesen, daß dieser den Blinden im Vorbeigehen rufen höre, ihn aber im Stehenbleiben heile, denn: des Menschen Wesen ist Bewegung, Gott aber bleibt sich ewig gleich![86]

Gregor, der in seinen 35 Büchern Moralia in Job eine dreifache Schriftauslegung propagiert, kümmert sich schon im vierten Buch nicht mehr um den historischen Sinn und legt vom fünften Buch an bloß noch allegorisch-moralisch aus, und dies, obgleich er weiß, daß jeder Sinn verlorengeht, ignoriert man den historischen![87]

Das erleichtert indes mächtig die Prozedur. Und so kennen seine Allegoriekünste auch kaum noch Grenzen, wie freilich schon die von Ambrosius oder Augustin (vgl. III 371 ff., 379 ff.). Noch heute verneigt sich jedoch eine gewisse Wissenschaft tief vor Gregor, dem «feinsinnigen Exegeten», tritt für sie seine «Meisterschaft in den Moralia in Job voll zutage» (Reallexikon für Antike und Christentum). Sich und anderen «zum Trost» geschrieben, bereits in Konstantinopel begonnen und um 595 in Rom vollendet, gibt das monumentale Opus des Papstes «von seiner tiefen Menschenkenntnis und abgeklärten Lebensweisheit beredtes Zeugnis» (Altaner/Stuiber).

Hiob selbst zum Beispiel ist da der Typus des Erlösers, sein

Weib natürlich ein Typus des fleischlichen Lebens. Seine sieben Söhne sind einmal moralisch die sieben Gnadengaben des Heiligen Geistes, ein andermal aber allegorisch eine Weissagung auf die zwölf Apostel, denn 7 sei 3 + 4, 12 aber 3 x 4. Die Ochsen in der Bibel bedeuten mal die Dummen, mal die Guten, mal die Juden; die Esel die Heiden; die Schafe und Kamele symbolisieren die bekehrten Juden und Heiden. Doch könne unter dem Kamel auch Christus verstanden werden oder das Volk der Samariter. Die Heuschrecke versinnbildlicht Christi Auferstehung. «Denn wie die Heuschrecke ist er durch den Sprung seiner plötzlichen Auferstehung aus den Händen seiner Verfolger davongeflogen.» Ein Hiob 39,19 ff. geschildertes Pferd («Sooft die Trompete erklingt, wiehert es ‹Hui!›») versinnbildlicht gleich fünferlei, unter anderem einen frommen Prediger, dessen Predigt aus seinem Innern kommt wie das Gewieher des Pferdes![88]

Kein Wunder, daß schon um die Mitte des 7. Jahrhunderts der Bischof Taio von Saragossa voll Ehrfurcht nach Rom pilgert, um zu seiner und aller Spanier Belehrung den Teil aus Gregors berühmten Schriften abzuschreiben, der ihm noch fehlte. Kein Wunder, daß diese Schriften im Westen wie im Osten Furore machen. Daß gerade Gregors allegorische Bibelauslegung auf die mittelalterlichen Mönche und die Moraltheologie «eine tiefreichende Nachwirkung» hat (Baus). Und offenbar darüber hinaus. Denn dieser pseudofromme Stuß wirkt fort. Wirft doch der einstige Bonner katholische Kirchengeschichtler Karl Baus einem großen Historiker wie Johannes Haller «Verständnislosigkeit für die religiösen und moralischen Qualitäten» Gregors vor und preist auch noch im selben Atemzug das «gläubige Volk Italiens und später der übrigen Länder Westeuropas», habe es ja «die Größe des Herzens» dieses Papstes «mit sicherem Gespür empfunden» und «sich willig von der religiösen Welt Gregors jahrhundertelang prägen lassen».

Arme Idioten – teuer genug bezahlt.[89]

Triumphe der Abstrusität, um nicht zu sagen Eselei, in nicht weniger als 35 Büchern, von ihm selbst «libri morales», im Mittelalter, dem sie als Moralkompendium dienten, «Magna Mora-

lia» genannt und stets von neuem exzerpiert, kompiliert, kommentiert und sehr weit verbreitet. Und diese älteste, umfangreichste Schöpfung Gregors begründete seinen Ruf als Schriftausleger («deifluus»), als Moraltheologe: die Ausgeburt eines Kopfes, den Mit- und Nachwelt über Augustinus stellten, als unvergleichlich priesen, dessen Opera in Abschriften oder Auszügen in jeder mittelalterlichen Bibliothek prangten und jahrhundertelang das Abendland verblödeten! Mit Recht kommentiert Dannenbauer, Hiob habe von Satan nicht so viel gelitten wie von seinem Ausleger Gregor, der nicht das leiseste von der sprachlichen Kraft und Schönheit des grandiosen Werkes verspürt habe. «Grausamer ist wohl in der ganzen Weltliteratur nie ein großes Dichtwerk mißhandelt worden.»[90]

Das berühmte Papstbuch, das zwar, wie alles von Gregor Geschriebene, bar jeder Originalität war, aber, so sagte man, zusammenfaßt, was die drei andren «großen» lateinischen «Väter», Tertullian, Ambrosius (vgl. III 371 ff.), Augustinus, (sich) schon geleistet hatten, und die antike Exegese katholischer Koryphäen dem Mittelalter übermittelte, dies grandiose Opus verdient freilich Nachsicht. Entstand es doch «in einem Krankheitszustand», so sein Verfasser selbst, der fortfährt: «Denn wenn der Körper durch Krankheit geschwächt und der Geist ebenfalls niedergeschlagen ist, werden unsere Bemühungen, uns auszudrücken, gleichfalls schwach.» Schwach? Ein schwaches Wort für so viel Schwäche. Und er verteidigt – soll man sagen andrerseits? – dies auch noch damit, daß alles «unmittelbar durch den Heiligen Geist inspiriert worden» sei. Da aber der Papst fast dauernd krank war, oft, nach eigenem Bekenntnis wieder, «von beständigem und heftigem Schmerz gefoltert», da solche Geständnisse sich in seinen Briefen häufen, da er in der zweiten Hälfte seiner Amtszeit das Bett nur selten noch verlassen hat, ja, seine Qual wuchs, je länger er amtierte, wuchs auch, soweit möglich, die geistige Schwäche weiter – falls man seine eigene Erklärung zugrunde legen darf. Und vielleicht auch all dies noch in dauernder Zusammenarbeit mit dem Heiligen Geist . . .[91]

Selbst des Grossen grösster Stuss weist noch «nach vorne» ...

Nicht besser, eher übler steht es mit den 593/594 veröffentlichten vier Büchern «Dialogi de vita et miraculis patrum Italicorum», worin Gregors Diakon Petrus aber nur fingiert Gesprächspartner ist, um die Form eines Exsudats zu rechtfertigen, das ihm sogar den Beinamen «Dialogos» eintrug. Die päpstliche Sprache nähert sich hier oft noch mehr als sonst dem Vulgärlatein, für Prälat Josef Funk indes nur ein Beweis, «wie nahe Gregor dem Volke stand». Dieser führt darin umfassend und mit der ihm eigenen Bravour vor, daß auch zu seiner Zeit noch das Wunder floriere, die Prophezeiung, Vision, daß, allem Anschein zum Trotz, «Gott der Herr noch immer am Werk ist»; daß aber nicht nur der Orient glänze durch mirakulöse Asketen, Mönche, sondern auch, wie ihm glaubwürdige Gewährsleute, Priester, Bischöfe, Äbte und andere versichern, sein eigenes Vaterland. Und ein halbes Dutzend Wunder, «Himmelszier», «Gaben des Heiligen Geistes», «Schutzwehr» will er selbst erlebt haben.

Freilich, wen wundert's, daß von all den begnadeten Heiligen kaum einer bekannt ist – Paulinus von Nola beiseite; ebenso Benedikt von Nursia, Gregors Mönchsidol, das wir nur durch ihn kennen (und er kennt es nur vom Hörensagen). Dabei spielt Benedikt im ganzen zweiten Buch eine «Starrolle». Wen wundert's, daß diese Heiligen, immerhin 12 im ersten, 37 im dritten Buch, kaum zufällig, blaß bleiben, während die Wunder häufig wirklich starke Stücke sind. Und wen wundert's, schreibt K. Suso Frank dem päpstlichen Kirchenlehrer neuerdings anzüglich «ein gerüttelt Maß an schöpferischer Kraft» zu und meint: «Der Historiker findet da zuerst Vieles und Gutes über den Erzähler, dann aber wenig Sicheres und Zuverlässiges im Erzählten»?[92]

Das grandiose Machwerk «Dialoge über Leben und Wunder der italischen Väter» wurde mit göttlicher und geistlicher Hilfe rasch und ungewöhnlich populär. Es übte den «breitesten Einfluß auf die Nachwelt» aus (H. J. Vogt). Es half, über die Langobardenkönigin Theudelinde, mit, die Langobarden für den Katholizismus zu

gewinnen. Es wurde ins Arabische, Angelsächsische, Altisländische, Altfranzösische, Italienische und, durch Papst Zacharias (741–752), einen vor allem durch «Klugheit» ausgezeichneten Griechen, der sich das nicht nehmen ließ, ins Griechische übertragen. Es stand in allen Bibliotheken und erweiterte besonders den geistigen Horizont der Religiosen. Wurde es doch «von jedem gebildeten Mönch gelesen», ja schuf mit seinen Schule machenden Einblicken ins Jenseits, vor allem aber mit seinen zahlreichen Mirakelschwindeleien «einen neuen Typ der religiösen Pädagogik» (Gerwing). Nicht genug, Gregors Dialoge wiesen «nach vorne»; sie stellten (zusammen mit seinen «Homilien», eine Art Vorläufer der «Dialoge» und ähnlich umwerfend schlicht) «das Ergebnis einiger der dunkelsten Stunden Roms», wie man mit herrlich ungewollter Ironie schrieb, «die neue Form des Wissens» für das Mittelalter dar, «die neue Kultur . . . eher einfache Wahrheiten – das Leiden, das Religiöse, das Gute . . .» (Richards)[93]

Nichts fehlt da an Krassem, Krudem, Abergläubischem, hier virtutes genannt: Blindenheilungen, Totenerweckungen, Geisteraustreibungen, wunderbare Wein- und Ölvermehrungen, Erscheinungen von Maria, Petrus, das Auftreten von Teufeln aller Art. Überhaupt waren Strafwunder besonders beliebt. Das Angstmachen war (und ist) die große Domäne der Pfaffen.

Nicht zufällig kreist das vierte und letzte Buch «zur Erbauung vieler» (Gregor) sehr drastisch um den Tod, die sogenannten letzten Dinge, um Lohn und Strafe im Jenseits – extra mundum, extra carnem. Während der Pestzeit Anno 590 versichert Gregor, daß man in Rom «mit leiblichen Augen sehen konnte, wie vom Himmel Pfeile herab schossen und die Menschen zu durchbohren schienen». Ein heimwehkranker, aus Sehnsucht nach seinen Eltern bloß für eine Nacht aus dem Kloster entwichener Knabe stirbt bei seiner Rückkehr noch am selben Tag. Doch als man ihn beerdigt, weigert sich die Erde, einen «so schändlichen Verbrecher» aufzunehmen; wiederholt schleudert sie ihn heraus, bis der hl. Benedikt ihm das Sakrament auf die Brust legt.[94] – Die Verbrecher waren natürlich sie, die schon Kinder, nur kirchlicher Macht- und Profitsucht wegen, lebenslang ins Kloster sperrten.

Papst Gregor «der Große» hält eine ganze Reihe von Totenerweckungen fest: durch den Priester Severus, den hl. Benedikt, einen Mönch vom Berg Argentarius, den berühmten Geisterbeschwörer Bischof Fortunatus von Todi, der auch einen Blinden durch das bloße Kreuzzeichen sofort wieder sehend macht. Anderseits wird ein arianischer Bischof mit Blindheit geschlagen. Und in Langobarden, von Mönchen aus einer Kirche geschleppt, fährt der Teufel.

Gregor überliefert uns eine Weinvermehrung des Bischofs Bonifatius von Ferentino, der aus wenigen Weintrauben ganze Fässer bis zum Überlaufen füllt. Und Prior Nonnosus vom Kloster auf dem Berg Soracte in Etrurien bewegt allein durch sein Gebet einen Stein, den «fünfzig Paar Ochsen» nicht von der Stelle hätten bringen können. Gregor berichtet, wie Maurus, ein Schüler des hl. Benedikt, auf dem Wasser wandelt – «O Wunder, unerhört seit Petrus, dem Apostel!»; wie ein «Bruder Gärtner» eine Schlange dressiert, die einen Dieb stellt; wie ein Rabe ein vergiftetes Brot beseitigt («‹Im Namen unseres Herrn Jesu Christi nimm dieses Brot und wirf es an einen Ort, wo es kein Mensch finden kann!› Da sperrte der Rabe den Schnabel auf ...») Gregor der Große! Eine Nonne vergißt, einen Salatkopf, bevor sie ihn ißt, «mit dem Kreuzzeichen zu segnen», so daß sie den Satan mit verzehrt, der aus ihrem Mund brüllt: «Was tat ich denn? Was tat ich denn? Ich saß ruhig auf der Salatstaude, sie kam und hat mich gebissen ...» Böses Weib. Aber ein Heiliger treibt ihr den Satan wieder aus, gottlob. Gregor der Große!

Doch gibt's auch hilfsbereite, diensteifrige Teufel, Teufel, selbst und gerade dem Klerus ergeben, ihm aufs Wort gehorchend. «Komm her, Teufel, und ziehe mir die Schuhe aus!» befiehlt ein Priester beiläufig seinem Diener und wird prompt vom Teufel persönlich bedient. Oh, Gregor kannte den Teufel in vielerlei Gestalt, als Schlange etwa, Amsel, als schwarzen Jungen und schmutziges Scheusal. Nur als Papst kannte er ihn nicht. Ja, Vorsicht – Aufklärung war notwendig.

Der hl. Bischof Bonifatius tut bei Gregor ein Wunder nach dem andern. Als man einst dringend zwölf Goldstücke benötigte, be-

tete er zur hl. Maria, und schon hatte er sozusagen im Sack, was er brauchte, in den Falten seines Gewandes hatte er «plötzlich zwölf Goldstücke, die glänzten, als ob sie soeben aus dem Feuer gekommen wären». Der hl. Bonifatius verschenkt ein Weinfaß, dessen Wein nie abnimmt, obwohl man ständig daraus trinkt. Oder das Raupen-, das Kornwunder – nein, Gregor darf sie «nicht mit Stillschweigen übergehen». Da also der hl. Bonifatius sah, «wie alles Gemüse zugrunde gerichtet wurde, wandte er sich zu den Raupen und sprach: ‹Ich beschwöre euch im Namen des Herrn, unseres Gottes Jesu Christi, gehet weg von hier und verzehret mir dieses Gemüse nicht!› Sofort machten sie sich alle auf das Wort des Mannes Gottes davon, so daß auch nicht eine innerhalb des Gartens zurückblieb.»[95]

Schon als Junge wirkte Bonifatius Wunder. Als die Scheune der Mutter durch seine Freigebigkeit fast leer geworden, der Lebensunterhalt für ein ganzes Jahr, füllte sie «der Knabe Gottes, Bonifatius» durch sein Gebet sogleich wieder, und zwar so voll, «wie sie es früher nicht gewesen war». Und als der Fuchs ein Huhn der Mutter nach dem andern holte, da eilte der Knabe Gottes, Bonifatius, in die Kirche und sprach laut: «‹Gefällt es dir, o Herr, daß ich von dem, was sich die Mutter zieht, nichts zu essen bekomme? Denn siehe, die Hühner, die sie zieht, verzehrt der Fuchs.› Darnach erhob er sich vom Gebete und verließ die Kirche. Alsbald kam der Fuchs zurück, ließ das Huhn, das er in der Schnauze trug, los und fiel vor seinen Augen tot zu Boden.»[96]

So wird der Böse und das Böse bestraft. So wird man aber auch Kirchenlehrer und «der Große» – mindestens schließt all dieser hanebüchene Mumpitz, den ja Generationen von Christen geglaubt haben *und natürlich auch glauben sollten*, diese höchsten Ehren einer Kirche nicht aus, in der man freilich an Nonsens gewohnt ist. Von klein auf durch das ganze Leben ...

Strafwunder waren da seit je beliebt. Mal fällt ein Fuchs tot um, mal ein Spielmann. Hauptsache, man sah die Macht der Priester!

Als der hl. Bischof Bonifatius eines Tages bei einem Adeligen speiste und zum Lob Gottes noch nicht den Mund aufgemacht,

geschweige ihn sonst voll genommen hatte, «um mich zu erquikken», da kommt doch, entrüstet er sich, ein armer Spielmann daher «mit seinem Affen und schlägt die Zimbel!» Unerhört! Man stiehlt ihm die Schau. Der Heilige ist erbost und prophezeit mehrmals dem Störenfried den Tod. Und schon beim Weggehn erschlägt den Kerl ein vom Dach fallender Stein. Damit jeder die Moral auch versteht, schreibt Gregor: «Bei diesem Fall, Petrus, legt sich die Erwägung nahe, daß man heiligen Männern eine sehr große Ehrfurcht entgegenbringen muß; denn sie sind Tempel Gottes. Und wenn ein Heiliger zum Zorn gereizt wird, wer anders wird da zum Zorn herausgefordert als der Bewohner dieses Tempels? Um so mehr also ist der Zorn der Gerechten zu fürchten, als in ihrem Herzen, wie wir wissen, derjenige zugegen ist, den nichts hindert, Rache zu nehmen, wie er will.»[97]

Rache, das liebste Kind der Religion der Liebe.

Nach Johannes Haller konnten (mußten!) diese krassen Wunderstückchen, «der Nachwelt als Vorbild und Richtschnur angepriesen ..., hemmend und verbildend auf Jahrhunderte wirken». Meint neuerdings doch sogar der Gregor fast rundum verklärende Bearbeiter des Einschlägigen im «Reallexikon für Antike und Christentum» angesichts all des Mirakulösen, Monströsen in den vier päpstlichen Büchern: «Es bleibt die Frage, ob diese Vorstellung vom Göttlichen und vom Wunder nicht auch der Notwendigkeit entspricht, sich auf das Niveau der Gläubigen und der Erfordernisse des Volksglaubens herabzulassen» ... Denn sie, die christlichen Gelehrten, glauben selbst nicht, daß er es glaubte, der Schutzpatron der Gelehrten. So gläubig, das kann der gläubigste Kirchenmann (nicht erst heute) nicht mehr glauben, kann der «große» Papst nicht gewesen sein. So log er auf Teufel komm raus? Nun, es läßt sich feiner sagen: er gab nur, gemäß dem Sprüchlein «Mich erbarmt des Volks», dem Volke – was der Klerus brauchte. Darin bestand die ganze «Notwendigkeit».[98]

Und Karl Baus, doch «Gregors Größe» gerade «in seinem umfassenden pastoralen Wirken» erkennend, erwähnt im Gregor-Kapitel des vielbändigen katholischen Handbuchs der Kirchengeschichte die so sehr «pastoralen» Dialoge mit keinem Wort.

Sein Schüler dagegen, der Tübinger Kirchenhistoriker H. J. Vogt, räumt, in demselben Standardwerk, ein, daß Gregors Heilige oder, wie es da schon etwas anzüglich heißt, «Helden kaum bekannt», ergo «die Dialoge als historische Quelle nur sehr vorsichtig zu verwenden» seien; das klingt natürlich (ist aber nicht) besser, als wenn man das allermeiste darin erstunken und erlogen nennt. Doch eröffnet Vogt ja auch sein Gregor-Kapitel mit dem angesichts der Größe Gregors grandios komischen Satz: «Gregor d. Gr., letzter der vier großen lateinischen Kirchenlehrer, lebte in einer Zeit, die große geistige Leistungen weder forderte ... noch zuließ ...» À la bonne heure! Schön gesagt, wirklich.[99]

Auch die Topographie der Hölle bereichert der Wegweiser für Jahrhunderte. Ihre Eingänge, verrät er, sind feuerspeiende Berge. Und daß die Krater in Sizilien sich ständig vergrößern, erklärt der (wieder einmal) bevorstehende Weltuntergang: infolge des Andrangs der Verdammten bedarf es breiterer Zugänge zur Hölle! Wer da hineingeht, kommt nicht wieder. Doch seien, wußte Gregor, bestimmte Verstorbene für bis zu 30 Messen aus dem Fegefeuer erlöst worden; so ein Mönch, der sich gegen das Armutsgelübde vergangen. Aber Gregor wußte auch, daß nicht alle aus der Vorhölle erlöst werden, daß selbst ungetauft sterbende Kinder im ewigen Feuer schmoren. Päpste *sind* eben informiert. Und Gregor, dessen Fegefeuerlehre der theologische Hintergrund ist «für den Kult der Seelenmessen (Gregorianische Messen)» (Fichtinger), gab seine Informationen über Hölle und Teufel – sicher aus erster Hand – an das Mittelalter, an die Neuzeit weiter, wo sie Dichter und Künstler stimulierten, vom Volk nicht zu reden ...[100]

Da die gegenwärtige Zeit, wie der Papst immer wieder einschärft, «sich dem Ende nähert», drängt sich die Befassung mit der Hölle einfach auf. Wo liegt sie überhaupt? Gregor wagt dies «nicht leichthin zu entscheiden». Doch aus dem Wort des Psalmisten «Du hast erlöst meine Seele aus der unteren Hölle», schließt er messerscharf, «daß die obere Hölle auf der Erde, die untere aber unter der Erde liegt». Mit der oberen Hölle hat es sicher seine Richtigkeit. Was die untere betrifft, steht für Gregor

fest – und erhärtet Mt. 25, 46 auch biblisch –, wer in die Hölle kommt, muß ewig brennen. (Neuerer also, Progressisten, die das Höllenfeuer – weil unglaubhaft inzwischen – jetzt flink erlöschen lassen wollen, haben nicht nur den großen Papst und Kirchenlehrer, sondern auch Jesus gegen sich samt ungezählten anderen Kirchenkoryphäen.) Nach Gregor ist die Ewigkeit der Höllenqualen «ganz gewiß und unzweifelhaft wahr», und doch – er müßte denn kein Pfaffe sein, und was für einer! – lehrt er, «ist ihre Feuersqual zu etwas gut».

Zu etwas gut?

Unsereinem schwer vorstellbar. Ewige Höllenqualen ... Wofür das gut sein soll? Aber wir sind unbedarft. Doch ist man Papst und Heiliger und Kirchenlehrer und «der Große», weiß man's eben. Gut ist's für die «Gerechten», für all die lieben Engelein im Himmel, die da der Anblick des Elends der Verdammten (gleich vis-à-vis dem Paradies) belohnen, erbauen, denen dies die Seligkeit, die ewige, versüßen, ewig versüßen soll – «es erkennen nämlich die Gerechten in Gott die Freude, deren sie teilhaftig werden, und sehen in jenen die Qualen, denen sie entrannen; dadurch sollen sie um so mehr ihre ewige Dankespflicht der göttlichen Huld gegenüber erkennen, je mehr sie die Sünde auf ewig bestraft sehen ...»[101]

Ist das keine herrliche Religion, die Religion der Liebe?

Reliquien – oder Lügen, dass sich die Balken biegen

Gregor vertrat auch den abstrusesten Reliquienglauben, und er wirkt damit fort bis heute.

Reliquien freilich gab's, bei aller Fülle, nicht unbeschränkt. So beschritt der Papst den Weg der «Multiplikation», indem er zum Beispiel mit der Apostelleiche berührte und dadurch geweihte Tücher in Umlauf brachte. Oder indem er von angeblichen Ketten Petri Eisenstaub abfeilen und als «benedictiones sancti Petri» in

alle Welt verschicken ließ; selbstverständlich nur an Hochgestellte, vor allem an Fürsten. Kranken aufgelegt oder am Körper, etwa am Hals, getragen, taten sie Wunder. Mit dem Patriarchen von Alexandria betrieb der Papst Tauschgeschäfte. So erwarb er gegen «benedictiones» Petri solche des Apostelschülers Markus. Dem spanischen König Rekkared sandte er 599 ein Stück von der (vermeintlichen) Halskette des Petrus, ein Kreuz mit angeblichem Holz vom Kreuz Christi und sogar Haare von Johannes dem Täufer! Der fränkische König Childebert bekam Schlüssel des hl. Petrus mit Kettenteilen. Auch die Königin Brunichild erhielt Reliquien des Apostelfürsten. Der gallische Patrizier Dynamius gelangte außerdem durch Gregor zu Stücken vom Rost des (legendär) langsam zu Tode gebratenen hl. Laurentius. Ja, Papst Gregor bringt es fertig, Reste von der Nahrung des Täufers zu verschicken sowie zwei Hemden und vier Taschentücher «ex benedictione S. Petri».[102]

Das sind starke Stücke des Großen!

Aber es gab eben sehr viele Reliquien. Und wahre Kostbarkeiten (III 241 ff.). Schatz- und Knochengräber zogen im Auftrag von Bischöfen oder auf eigene Faust und Rechnung umher und verhökerten ihre mehr als dubiosen Funde. Gregor selbst importierte aus dem Orient einen Arm des Apostels Lukas, ebenso einen des Apostels Andreas, ohne Zweifel Raritäten. Und der angeblich gleichfalls von ihm erworbene Rock des Evangelisten Johannes soll noch nach Jahrhunderten die schönsten Wunder gewirkt und beim Ausschütteln vor dem Lateran, je nach Bedarf, Regen oder Sonnenschein gebracht haben – ganz wie sein Vorfahr einst, der lapis manalis, der Regenstein der göttergläubigen Römer, der bei ihren Prozessionen auf der Via Appia von Jahrhundert zu Jahrhundert schon dieselben Mirakel verursacht hatte![103]

Ermuntert offenbar von Gregors Großzügigkeit, begehrte die Kaiserin Konstantina, Gattin des Kaisers Maurikios, gleich den Kopf des hl. Paulus oder zumindest «sonst ein Glied von seinem Leibe». Das war natürlich zuviel verlangt, doch Gregor weder um Ausreden noch um Wunder verlegen. Es sei ein todeswürdiges Verbrechen, belehrte er die hohe Frau, heilige Leiber zu berühren,

sie nur anzusehen. Er selbst habe einen Beauftragten beobachtet, der am Grab des hl. Paulus Gebeine berührte, nicht einmal die des Apostels (*dies* glaubt man sofort), doch jäh getötet wurde. Und Papst Pelagius I. od. II., so schreckte der mit wunderbaren göttlichen Strafen aufwartende Experte weiter, habe einst das Grab von St. Laurentius, dem zu Tod Gerösteten, öffnen lassen – und sämtliche Mönche und Aufseher, die den hl. Leichnam erblickt, seien innerhalb von zehn Tagen gestorben. Doch erbot sich der Papst, für die Monarchin einiges von den Ketten des hl. Petrus abfeilen zu lassen, falls es gelinge; oft feile man, ohne daß auch nur irgendwas abfiele.[104]

Sie lügen, daß sich die Balken biegen.

Obwohl im Christentum nahezu jeder Kitsch und jede Absurdität bereits floriert hatten, übertrifft Papst Gregor mit seinen Histörchen vieles bis dahin Dagewesene. Es wimmelt bücherweise von Teufels- und Engelsgeschichtchen, von Geschmacklosigkeiten jeder Art: Dämonen ringen grotesk mit himmlischen Geistern; ein Bär hütet Schafe; eine Nonne frißt einen Teufel; beim Tod einer andern, der hl. Romula, Anno 590 in einem römischen Kloster, singen, behauptet Gregor, Engel, «männliche und weibliche Stimmen wechselweise in entzückenden Chören»; eine dritte wird halbiert und verkohlt zur Hälfte, weil sie geschwätzig gewesen. Alles scheinbar todernst gemeint und, wie gesagt, von vielen Generationen für bare Münze genommen, geglaubt.

Das Schönste aber: trotz all der Wunderdinge, der vielen mirakelwirkenden Reliquien, die Gregor laufend verschickte, die besonders seine Diplomaten verschenkten, sanktionierte Sensationen sozusagen, die man in Rom schon fabrikmäßig herstellen ließ, trotz allem half ihm selber, der an Magenschmerzen, an Podagra, Gicht, an stets neuen Leiden litt und 598/599 fast zwei Jahre im Bett lag, nichts. Er wurde, nach eigenem Bekenntnis, «beständig davon geplagt», bejammerte «Martern ohne Unterlaß». Dem Patriarchen von Alexandria schrieb er: «Meine Schmerzen wollen weder weichen noch mich töten» – und rühmte in Begleitbriefen beim Versand seiner Reliquien deren fabelhafte, Kranke heilende Kraft ... Wie denn auch er, der sich selbst nicht

helfen konnte, nach seinem qualvollen Tod noch selber mancherlei Wunder bewirkte.[105]

Dieser Papst nun, der die Priester mit Göttern und Engeln vergleicht, der den Untergebenen verbietet, sogar schlechte Vorgesetzte zu kritisieren, der Gehorsam gegenüber der Obrigkeit lehrt, aber selbst dem Kaiser nicht gehorcht, der die Entwicklung zum Kirchenstaat einleitet mit kaum übersehbaren Ketten von Raub- und Eroberungskriegen, der noch mit den größten Bluthunden seiner Zeit kollaboriert, mit Phokas, der Brunichild, der den Religions- und Angriffskrieg gutheißt, zu Überfällen aus dem Hinterhalt, zur Geiselnahme rät, der Prügel, Folter, Kerker, hohe Steuern zu Bekehrungszwecken propagiert, der den Antisemitismus fördert, die Literatur, die Wissenschaften unterdrückt, dessen Werke von haarsträubendem Unsinn strotzen, von jeder Menge Wunder- und Reliquienkitsch – dieser Mann wurde Heiliger der katholischen Kirche, bekam als einziger Papst des Mittelalters und der Neuzeit den Beinamen «der Große» und – schon seit dem 8. Jahrhundert (Leo I. erst seit dem 18.) – den raren Titel eines «Kirchenlehrers». Er wurde für Bernhard von Clairvaux, gleichfalls Kirchenlehrer (von Schiller freilich «Schuft» geschimpft), das Musterbeispiel gelungenen Zusammenwirkens weltlicher und geistlicher Herrscherpflichten, wurde der wohl meistzitierte Kirchenautor bei Theologen, Kanonisten, Publizisten, wurde überhaupt einer der meistgelesenen Schriftsteller des Mittelalters, für lange ein Vorbild Ungezählter und eine Idealfigur des Papsttums.

Doch attestiert auch noch P. E. Schramm Gregor «Größe» selbst auf «dem geistigen Gebiet», einen «Mund» – schlimm genug –, «der die Sprache des nächsten halben Jahrtausends zu reden wußte»; doch feiern auch noch katholische Kirchenhistoriker des 20. Jahrhunderts Gregor als einen «der bedeutendsten Seelsorger unter den Päpsten» (Baus), «eine der edelsten, lautersten Gestalten auf dem Stuhl Petri» (Seppelt/Schwaiger), und sehen ihn auch längst auf einem «Platz unter den Großen des Himmelreiches» (Stratmann). Harnack freilich, kaum bestreitbar gelehrter als die Genannten zusammen und wohl auch ehrlicher,

hat Gregor mit Recht «pater superstitionum» genannt, den Vater des (mittelalterlichen) Aberglaubens.[106]

Und sieht auch das große Reallexikon für Antike und Christentum am Ende einer ausführlichen Würdigung Gregor I. als einen «Knotenpunkt des kulturellen und spirituellen Übergangs, Filter und zugleich Schöpfer von Werten, der eine neue Geisteshaltung verwirklicht und den Weg zu ihr weist, die jetzt definitiv christlich ist ...»[107]: – schlimm genug.

Gegen renitente Bischöfe konnte Gregor I. oft nicht wirksam durchgreifen oder zog gar den kürzeren. Auf die Entwicklung in Spanien, die Katholisierung der Westgoten, nahm er so gut wie keinen Einfluß. Bei den Merowingern, wo er durch alle möglichen Zugeständnisse, alle möglichen Warnungen um Mitsprache buhlte, prallte er völlig ab; weder kam eine Reform der fränkischen Kirche noch auch nur die von ihm verlangte Synode zustande. Die merowingische Reichskirche wurde noch unabhängiger von Rom, als sie es schon war. Auch gegenüber den Langobarden hatte er kaum durchschlagende Erfolge. Und selbst sein größtes Ruhmesblatt, die Katholisierung Englands, verdorrte bald und brach, wenn auch erst nach seinem Tod, zusammen. Die Nachfolger mußten von vorn beginnen und erreichten, was man fälschlich ihm zuschreibt.[108]

Der Gregorianische Gesang aber, «dieses Juwel der Kirche» (Daniel-Rops), noch vielen derer zumindest nominell bekannt, die sonst von Gregor überhaupt nichts kennen, stammt gar nicht von ihm, so ungern das sentimentale Christen hören. In Wirklichkeit gehen nur wenige und geringfügige liturgische Änderungen auf ihn zurück. Doch galten im ganzen Mittelalter das Gregorianische Sakramentar, Meßbuch, das Gregorianische Antiphonar, das Meßgesangbuch, und der Gregorianische Gesang als Werke Gregors, der die tradierten Kirchengesänge neu geordnet, verbessert, vermehrt habe. Die neuere Forschung spricht sie ihm so gut wie einhellig ab; die Beweise sind einwandfrei. Ebensowenig ist er, dem man allerlei Preislieder zuschrieb, Hymnendichter gewesen – von Ergüssen auf Großverbrecher wie Phokas und andere abgesehen.[109]

Als Gregor I. am 12. März 604 starb, war die Welt für ihn immer finsterer geworden. Er war krank, in den letzten Jahren nicht mehr gehfähig, fast ständig bettlägerig, von Schmerzen drangsaliert, zermürbt. Die Langobarden, von ihm nicht gezähmt, bedrohten Rom, dessen Bevölkerung, von einer Hungersnot heimgesucht, den Papst verfluchte, ja, seine Bücher verbrannt hätte, hätte sie davor nicht sein Schüler Peter bewahrt. Doch «die Welt», wie Paulus Diakonus geistvoll kommentiert, mußte «Hunger und Durst leiden, weil nach dem Hingang eines so großen Lehrers in den Herzen der Menschen Dürre und Mangel an geistiger Nahrung herrschte»! Auch Paulus hatte, man sieht es, von dem Großen gelernt. Und während man Gregor nach seinem Tod im Norden verehrte, wurde er in Rom selbst jahrhundertelang fast vergessen, eine Folge wahrscheinlich des Weltklerus-Sieges über sein Mönchsregiment.[110]

Daß man diesen machtgierigen Intoleranten, diesen geistesarmen Papst den «Vater Europas» nennen konnte, ehrt es Europa?[111]

8. KAPITEL

BRUNICHILD, CHLOTAR II. UND DAGOBERT I. ODER «DIE VERCHRISTLICHUNG DES KÖNIGSGEDANKENS»

«... ein wildes politisches Tier». J. Richards über Brunichild[1]

«Gerade unter diesem Herrscher erreichte – wie klar belegt werden kann – die Verchristlichung des Königsgedankens einen ersten Höhepunkt.» H. H. Anton über Chlotar II.[2]

«... Gott über alle Maßen gefällig ... hörte er vor allem auf den Rat des heiligen Arnulf, des Bischofs der Stadt Metz ... hörte er weiterhin auf die Ratschläge seines Hausmeiers Pippin und Kuniberts, des Bischofs von Köln». Fredegar über Dagobert I.[3]

«Alle Königreiche im Umkreis versetzte er in Angst und Schrecken.» Liber historiae Francorum[4]

Papst Gregor I.
hofiert «ein wildes politisches Tier»

Im Frankenreich war inzwischen der merowingische Senior König Guntram nach einer Reihe von Morddrohungen und Mordanschlägen 592 kinderlos verstorben. Doch hatte er nach dem Tod der eigenen Söhne seinen unmündigen ältesten Neffen Childebert II. (575–596) adoptiert und ihm sein Teilreich hinterlassen, so daß dieser über zwei Teilreiche gebot, Austrien und Frankoburgund. Freilich stand Childebert, der in seiner letzten Lebenszeit im Westen rebellierende Bretonen, im Osten aufständische Warnen niederrang, ein thüringisches Volk zwischen Saale und Elbe, bald ganz unter dem Einfluß seiner Mutter.

Die mächtige Brunichild, lange die führende Figur im Frankenreich, hatte 575 die Herrschaft ihres fünfjährigen Sohnes in Austrien durchgesetzt und den darauf ausbrechenden Machtkampf mit den austrischen Großen an der Seite Guntrams für sich und das Königtum entschieden. Seinen Ausdruck fand dies im Vertrag von Andelot (S. 130 f.), der innerdynastische Spannungen eindämmte und den Einfluß der Aristokratie beschnitt. Auch als Brunichild nach dem frühen Tod ihres Sohnes Childebert (596), vielleicht, samt seiner Frau, durch Gift, für dessen erst zehn und neun Jahre alten Söhne regierte, ihre Enkel Theuderich II. von Burgund und Theudebert II. von Austrien, spielte sie die politisch ausschlaggebende Rolle, wurde eher noch bedeutender.

Auf der Gegenseite, in Neustrien, wo der erst drei Monate alte Chlotar II. (584–629) seinem Vater Chilperich gefolgt war, bekam spätestens seit Beginn der neunziger Jahre seine Mutter Frede-

gunde maßgebliche Bedeutung. Die Intimfeindschaft beider Königinnen tobte sich jetzt, nach Guntrams Tod, hemmungslos aus, wobei alle Chancen bei Brunichild und Childebert II. lagen. Sie hielten fast das ganze Frankenreich, ausgenommen einen schmalen Küstenstreifen nordwestlich von Paris, in ihren Händen. Zwar gewann Fredegunde in raschem Angriff noch Paris und andere Städte des Westens, starb aber schon 596 oder im Jahr darauf.[5]

Der stets mächtigeren Brunichild, die auch persönlich der Kirche ergeben, Verehrerin des hl. Martin, Förderin seines Kultes, überhaupt eine Stifterin von Gotteshäusern und Wohltäterin der Catholica war, hingen natürlich viele Bischöfe an, darunter der Mainzer Sigimund und sein Nachfolger Leudegasius. Auch Gregor I. machte ihr den Hof. Und seine sehr rege Post an die anrüchig-skrupellose Königin ist ganz von jener schleimigen Lobhudelei geprägt, die er auch gegenüber dem kaiserlichen Bluthund Phokas praktiziert. Dabei spricht alles dafür, daß der Papst die Methoden dieser «entsetzlichen Frau» (Nitzsch) durchaus kannte: eine Mächtige, die oft genug über Leichen ging, «ein wildes, politisches Tier, das zu allem bereit war, um die Macht zu behalten» (Richards).

Desungeachtet ignoriert der Heilige Vater in seinen Briefen Brunichilds gräßlichen Familienzwist völlig. Er sieht sie, ihren Sohn, ihr Reich, alle übrigen Reiche durch den rechten Glauben überragen «gleich einer strahlenden Leuchte in nächtlicher Finsternis des Unglaubens funkelnd und glänzend». Er dankt ihr wiederholt für die Unterstützung seiner englischen Missionare auf deren Reise durch das Frankenreich. Er rühmt ihre «Liebe zum Apostelfürsten Petrus, dem Ihr, wie ich weiß, von ganzem Herzen anhanget». Er erbittet, oft vergeblich freilich, ihre Hilfe gegen Simonisten, schismatische Gruppen, heidnische Kulte. Gregor ermahnt Brunichild, durch Zwangsmittel die Anbetung heiliger Bäume sowie andere Götzendienste zu verhindern, und befiehlt zur Bekehrung widerspenstiger Heiden die Anwendung von Prügel, Folter und Kerker. (Als aber Johannes der Faster von Konstantinopel [S. 161 ff.] einen orthodoxen Mönch wegen «Ket-

zerei» verurteilen und mit Ruten bearbeiten ließ, trat Gregor 595/596 energisch für den Geprügelten ein.)

Natürlich schickte der Papst der Königin auch Reliquien. Ja, wie er schon auf Wunsch ihres Sohnes Childebert den Bischof von Arles zum Apostolischen Vikar ernannt hatte, so verlieh er, wiewohl widerstrebend, auch ihrem Günstling und Berater Syagrius von Autun das Pallium, und zwar ohne daß man eine entsprechende Tradition oder einen Präzedenzfall kannte; ohne daß der Prälat selbst es auch nur für nötig erachtet hätte, den Papst persönlich darum zu bitten; ja, obwohl der Bischof im Verdacht stand, die Schismatiker zu unterstützen, und sogar einen Schismatiker zu seiner Vertretung nach Rom beordert hatte. (Syagrius wurde gleichwohl Heiliger; Fest: 27. August.)

Autun war überdies kein metropolitanischer Stuhl. Syagrius' Metropolit und damit Vorgesetzter war Bischof Aetherius von Lugdunum. Doch als der vom Papst das Pallium erbat, lehnte Gregor es ab, weil es keinen Präzedenzfall gebe. Offenbar wollte er das Pallium nur an besondere Protegés der Krone verleihen. Denn auch als es Childebert 595 für den Erzbischof Vergilius von Arles begehrte, erfüllte der Papst prompt das königliche Verlangen. Dagegen dachte er nicht daran, den gebildeten Bischof Desiderius von Vienne (S. 204), der gleichfalls um das Pallium ersuchte, damit auszuzeichnen. Desiderius gehörte zwar, was dem Papst sympathisch sein mußte, einem Reformflügel der fränkischen Kirche an, gerade deshalb aber schätzte man ihn nicht bei Hof. Desiderius war persona non grata bei der Königin, die ihn 602 oder 603 durch das Konzil von Chalon-sur-Saône wegen Unzucht amtsentheben, auf ein Inselkloster verbannen und nach seiner Rückkehr am 23. Mai 607 steinigen ließ.

Papst Gregor nahm auch das in Autun von Brunichild und Bischof Syagrius gegründete Kloster St-Martin unter seinen ausdrücklichen Schutz (1099 haben dessen Mönche den Abt Hugo vergiftet). Auch das Xenodochium wurde von der frommen Königin gegründet (und später in eine Frauenabtei umgewandelt). Wie ja wohl gleichfalls das Nonnenkloster St-Jean-le-Grand in Autun auf Brunichild zurückgeht, der das katholische «Lexikon

für Theologie und Kirche» generell gegenüber «der Kirche Willkür und Gewalt» unterstellt (um den Hochverrat Pippins und des hl. Bischofs Arnulf von Metz abzuschwächen: S. 230 ff.).[6]

Gregor I. schrieb der mächtigen, angeblich die Kirche befehdenden Königin nahezu ein Dutzend Briefe, die meisten ganz in jenem honigsüßen Schmeichelton, den er auch das Kaiserhaus vernehmen ließ, das (spätere) Mordopfer wie den Mörder.

Noch verhältnismäßig gedämpft begann die erste Papstepistel: «Die lobenswerte und gottgefällige Gesinnung Eurer Exzellenz zeigt sich sowohl durch Eure Regierung als durch die Erziehung Eures Sohnes.» Aber bald steigerte er sich. Und während der «Gregorianische Gesang» tatsächlich nichts mit Gregor zu tun hat, hier konnte er singen, in immer höheren Tönen: «Wie große Gaben Gott Euch verliehen und mit welcher Milde die Himmelsgnade Euer Herz erfüllt, das bezeugen nicht nur Euere sonstigen Verdienste, sondern wird besonders daraus allgemein erkannt, daß Ihr die rohen Herzen heidnischer Völker durch die Kunst vorsichtiger Klugheit regiert und, was noch ruhmvoller ist, der königlichen Gewalt den Schmuck der Weisheit beifügt.» Denn schließlich war Brunichild nicht nur mächtig, sie war auch der Kirche dienstbar. Sie machte ihr zahlreiche Schenkungen, sie erbaute auch Abteien, ergo wurde sie vom Papst sogar um eine Reform der fränkischen Kirche und den Schutz der Kirchengüter ersucht.

Als aber Brunichilds Macht ins Wanken geriet, wandelte sich sofort Gregors Ton. «Sorget für eure Seele, sorget für eure Enkel, denen ihr ein glückliches Regiment wünschet, sorget für die Provinzen und denket an die Besserung des Frevels, ehe der Schöpfer seine Hand zum Schlage ausreckt ...»[7]

Brunichilds Untergang und der erste Höhepunkt in der Verchristlichung des Königsgedankens

Beim Tod Childeberts II. 596 folgten ihm seine beiden Söhne in der Herrschaft nach: Theudebert II. (595–612) in Austrien, Theuderich II. (595–613) in Burgund. Tatsächlich indes regierte zunächst Brunichild für die noch minderjährigen Enkel, die erst allmählich, nach dem Erreichen der Mündigkeit, in die abermals ausbrechenden Kämpfe mit dem neustrischen Königshaus einzugreifen begannen. Dabei revoltierte jedoch die austrische Hocharistokratie. Sie verband sich mit Chlotar II. von Neustrien, und Brunichild, schon nah daran, gegen diesen die Macht über Gallien zu gewinnen, wurde 599 – durch eine (bereits früher) mit Neustrien konspirierende Gruppe ihres eigenen Adels – vom Metzer Hof vertrieben und floh zu dem von ihr bevorzugten Enkel, zu Theuderich II.

In Burgund, dessen eigentliche Herrin sie in Kürze wurde, setzte sie den Kampf gegen Chlotar fort und trieb, um sich an ihren austrischen Gegnern zu rächen, Theuderich gegen seinen Bruder Theudebert von Austrien, keines Königs, sondern eines Gärtners Sohn, wie sie ständig sagte. Beide Brüder hatten noch im Jahr 600 gemeinsam den damals 16jährigen Chlotar II. an der Marne schwer geschlagen, sein Reich verheert, geplündert und wieder auf einen schmalen Küstenstreifen um Rouen, Beauvais und Amiens reduziert. Noch 602 hatten sie zusammen auch die Basken bekriegt und «mit Gottes Hilfe» tributpflichtig gemacht. Dann aber stritten sie äußerst erbittert und blutig gegeneinander. Und Theuderich, einst durch den großen Wundertäter Bischof Veranus von Cavaillon (der mit bloßen Kreuzzeichen «sofort durch Gottes Gnade heilte») aus der Taufe gehoben, siegte 612 zweimal über Theudebert durch den Hausmeier Warnachar, einmal im Mai bei Toul, danach in einer zweiten Schlacht bei Zülpich, zu der ihn besonders der Bischof Leudegasius von Mainz aufgestachelt hatte: «Führe zu Ende, was du begonnen hast; du mußt diese Angelegenheit mit aller Kraft zu Ende bringen», sagte

«der heilige und apostolische Herr Leudegasius» zum König, und der vollendete die Sache «unter Gottes Führung».

Fredegar berichtet, «daß seit Menschengedenken die Franken und andere Völker niemals einen Kampf so erbittert begonnen hätten. Dabei wurde unter beiden Heeren ein solches Morden angerichtet, daß dort, wo die beiden Haufen die Schlacht eröffneten, die Körper der Toten keinen Platz fanden, wo sie hätten hinfallen können, sondern daß die Toten zwischen den übrigen Körpern so eingezwängt standen, als lebten sie noch. Theuderich aber besiegte unter Gottes Führung Theudebert nochmals, und Theudeberts Mannen wurden auf der Flucht von Zülpich bis Köln niedergemetzelt und bedeckten stellenweise die Erdoberfläche. Noch am selben Tage kam Theuderich nach Köln und empfing dort alle Schätze Theudeberts.» Theuderich ließ den Bruder in Köln, wo die Frankoburgunder Einzug hielten, tonsurieren, später köpfen und seine ganze Familie umbringen. Selbst sein «noch ganz kleiner Sohn», berichtet Fredegar, «wurde auf Befehl Theuderichs von einem (seiner Leute) am Fuß ergriffen und gegen einen Felsen geschleudert; das Hirn trat ihm aus dem Kopfe ...»

Ende eines der ungezählten rein katholischen Bruderkriege.

Der Sieger suchte jetzt ganz Gallien zu beherrschen und rüstete bereits gegen Neustrien. Doch als er, auf dem Gipfel seines Triumphes, schon 613 in noch jungen Jahren unerwartet starb, wurden auch seine Söhne durch Chlotar II. von Neustrien, den Sohn Fredegundes und Chilperichs, ermordet; nicht freilich das Patenkind Merowech, das Chlotar zwar in ein Kloster sperrte, ansonsten aber «mit der gleichen Liebe umfing, mit der er es aus dem heiligen Taufbecken gehoben hatte» (Fredegar).[8]

Nach Theuderichs Tod in Metz ließ Brunichild sofort dessen Ältesten, ihren etwa zehnjährigen Urenkel Sigibert II., zum König von Austrien und Burgund erheben. Doch die Großen Austriens verrieten sie. Angeführt von den Ahnherren der Karolinger, den beiden Abtrünnigen Majordomus Pippin dem Älteren und Arnulf, dem künftigen Heiligen und Bischof von Metz, gingen sie zu Chlotar II. über. Und nach dem Hochverrat der austrischen Aristokratie wurde die Königin auch von den burgundischen Feu-

dalherren unter dem Hausmeier Warnachar verlassen. Sie hatten dies von vornherein beschlossen, «und zwar die Bischöfe ebenso wie die übrigen weltlichen Großen», berichtet der zeitgenössische Chronist und meldet als Ziel der frommen Fronde, «nicht einen einzigen von Theuderichs Söhnen entkommen zu lassen, sondern sie alle zu töten und dann Brunichild zu vernichten und die Herrschaft Chlotars anzustreben . . .» Damit war der Untergang der Königin, die Ausschaltung, ja, Ausrottung der austroburgundischen Linie der Merowingerdynastie und zugleich der Sieg des Adels über die Krone besiegelt.

Brunichilds Heer desertierte bei Châlons, ohne Widerstand geleistet zu haben. Sie floh in den Jura und versuchte in das Innere Burgunds zu entkommen. Aber in Orbe, beim See von Neuchâtel, wurde sie durch den frankoburgundischen Hausmeier gefangengenommen und an ihren Neffen ausgeliefert. Der ganz kirchlich gesinnte, ebenso gottesfürchtige wie grausame Chlotar, den man als ersten fränkischen König mit David verglich (vgl. I 85 ff.), dessen «Frömmigkeit» Fredegar betont, ein Regent, der dem Klerus neue Rechte und reiche Geschenke gab, ihm die Freiheit der Bischofswahlen garantierte, alle Abgaben von seinen Gütern erließ, überhaupt «milde und voll Güte gegen alle» war, dieser jüngste Sohn ihrer Todfeindin Fredegunde ließ 613 die etwa Siebzigjährige drei Tage lang ausgesucht foltern, danach auf einem Kamel durch seine Soldateska führen, endlich mit ihrem Haar, mit einem Arm, einem Fuß «an den Schwanz des wildesten Pferdes» binden und zu Tode schleifen, «bis ihr Glied um Glied abfiel» (Fredegar). Die Knochen verbrannte man. Auch die Nachkommenschaft, ihre Urenkel, mit Ausnahme des Prinzen Merovech, Chlotars Patenkind, hat man ausgelöscht.

Ein moderner Forscher aber schreibt: «Gerade unter diesem Herrscher erreichte – wie klar belegt werden kann – die Verchristlichung des Königsgedankens einen ersten Höhepunkt» (Anton). Und Mönch Jonas von Bobbio triumphiert in seiner Kolumban-Vita: «Wie nun Theuderichs ganzes Geschlecht ausgerottet war, herrschte Chlotar allein über drei Königreiche und Kolumbans Weissagung hatte sich in allem erfüllt.» (Jonas konnte leicht weis-

sagen lassen, schrieb er doch, als sich alles längst «erfüllt» hatte; der alte Schwindel schon der Bibel: vaticinia ex eventu.)

Der besondere Schutzpatron des Königs war, wie dann auch der seines Sohnes Dagobert, der hl. Dionys, sein Schatzmeister der spätere Bischof Desiderius von Cahors; und auch die nachmaligen Bischöfe Paulus, Audoin von Rouen, Eligius von Noyon, Sulpicius von Bourges hatten zuvor Ämter am Königshof bekleidet. Chlotar II. residierte in Paris, der Hauptstadt des Gesamtreiches, und wurde nun im ganzen Frankenreich anerkannt. Allerdings mußte er, wie dem Klerus, so auch dem Adel, den Preis für die Unterstützung zahlen und die austrischen Großen durch das Edictum Chlotarii und die Einsetzung seines Sohnes Dagobert als Unterkönig in Austrien belohnen. Die Hocharistokratie war damit gestärkt worden.

Papst Gregor aber hatte sich verkalkuliert. Nicht Brunichild, nicht der austrische Zweig ging aus den unablässigen Greueln als Sieger hervor, sondern der Neustrier Chlotar II., dem Gregor nur einen einzigen seiner 854 erhaltenen Briefe hatte zukommen lassen. Anno 614 berief der König eine Reichssynode nach Paris – der Beginn der von Rom für ein Jahrhundert unabhängigen fränkischen Landeskirche.[9]

Stärker als Papst Gregor waren freilich fränkische Kirchenfürsten in die Politik des Reiches verstrickt. So der schon genannte Mainzer Bischof Leudegasius (S. 227 f.). Oder der Bischof Leudemund von Sitten. Oder der hl. Arnulf von Metz.

Der hl. Hochverräter von Metz

Schon gleich nach Chlotars II. Herrschaftsantritt hatte es in Burgund eine Verschwörung gegeben, bei der wieder ein Seelenhirt eine maßgebliche Rolle spielte.

Im Konflikt um Königin Brunichild waren mehrere führende Personen des regnum Burgundiae, der Hausmeier Protadius (604) und sein Gegner, der Patricius Wulfus, umgebracht worden.

Chlotar II. ernannte den Herpo im «transjuranischen Gau», in der heutigen Westschweiz, zum Herzog, einen frühzeitig zu ihm übergewechselten Frankoburgunder. Doch auch Herpo wurde ermordet: auf Befehl des Patricius Aletheus, ebenfalls eines Überläufers von 613, und des Bischofs Leudemund von Sitten. Dieser eilte darauf an den Hof, seinerzeit in Marlenheim bei Straßburg, und eröffnete Königin Berthetrud, daß ihr Gatte sterben und Aletheus, ein (angeblicher) burgundischer Königssproß, den Beseitigten vertreten werde, in Reich und Bett. Sittens Bischof riet Berthetrud, sich nach Sitten zu verfügen und so viel wie möglich vom Staatsschatz mitzunehmen. Chlotar, der den Anschlag erfuhr, ging blutig gegen die Empörer vor, ließ Aletheus hinrichten, Bischof Leudemund aber, der ins Kloster Luxeuil geflohen war, wurde begnadigt.[10]

Weit mehr involviert in die große Politik war der Verräter Arnulf, der Ahnherr des karolingischen Hauses.

Dieser Sproß eines zwischen Metz und Verdun sitzenden Geschlechts, Sohn «sehr vornehmer und reichbegüterter Eltern», wie seine Vita selbstverständlich festhält, war schon als Knabe an den Hof des austrischen Königs Theudebert II. (595–612) gekommen und gebot später als domesticus – rangmäßig damals etwa zwischen den comites (Grafen) und duces (Herzögen) stehend – über eine Reihe von großen Fiskalbezirken, sechs Krongütern. Zum Dank dafür hatte er dann, gemeinsam mit Pippin dem Älteren und einer austrischen Adelsopposition, dem Neustrier Chlotar II. zur Herrschaft auch über Austrien und Burgund verholfen, hatte er den Landesfeind gegen das eigene Königshaus herbeigerufen, worauf dieser 613 bis Andernach vorgedrungen war. Und zum Dank wieder dafür wurde der abtrünnige Arnulf schon im nächsten Jahr Bischof von Metz, Oberhirte der Landeshauptstadt, deren Könige er verraten. Natürlich wurde der künftige Heilige Bischof bloß, so sein zeitgenössischer Mönchsbiograph, «mit Tränen und nur gezwungen, weil es Gott so gefiel». Doch während er dem Bistum vorstand, behielt er zugleich, wiewohl auch hier wieder «gegen seinen eigenen Willen, das Amt des Haushofmeisters und die Vorstandschaft der Kö-

nigspfalz». (Der andere Verräter, hier erstmals kurz erwähnt, Freund Pippin der Ältere, avancierte schließlich zum Hausmeier am Hof Dagoberts I.) Und bald wird, damit ja kein Schatten auf den Rebellen falle, fast alles um ihn heilig, die Gattin, die edle, die hl. Itta, die Töchter, die hl. Gertrud, die hl. Begga, die Schwester, die hl. Amalberga «und noch einige Seitenverwandte» (Mühlbacher) – die eine und andere, zumindest in Belgien, bis in die Gegenwart verehrt.

Angeblich soll den treulosen Arnulf nach seiner geschichtemachenden Schuftigkeit das Gewissen geplagt und er seinen Eintritt ins Kloster geplant haben. Dann aber bestieg er doch lieber 614 den Metzer Bischofsstuhl und übernahm 623, nach Einsetzung von Chlotars Sohn Dagobert I. zum austrischen Unterkönig, mit Pippin die vormundschaftliche Regierung.

Der verräterische Frontwechsel des «überaus heiligmäßigen Herrn Bischof Arnulf» (beatissimo vero Arnulfo pontifice: Fredegar) hatte sich bezahlt gemacht. Arnulf ist nun abwechselnd militärisch tätig und sozusagen pastoral. Militärisch etwa in Thüringen 624 oder bei Niederwerfung der Rebellion des Agilolfingers Chrodoald, dem man «an der Tür zu seinem Schlafgemach den Kopf abhieb» (Fredegar). «Wer», rühmt Arnulfs Vita (von dem vielfachen Augenzeugen verfaßt), «wer vermöchte seiner Tapferkeit im Krieg, seine Kunst in Führung der Waffen zu schildern? Oftmals überwand er die Scharen feindlicher Völker im Streit.» Und auch als Konzilsvater 626 in Reims, 627 in Clichy, verfocht Bischof Arnulf die Frohe Botschaft, bevor er sich 629 tatsächlich zu einem einsiedlerischen Leben in die Vogesen, den Wasgenwald, in die Nähe des Klosters Remiremont zurückzog.

Bereits Ende des 8. Jahrhunderts beginnt die liturgische Verehrung, wird erstmals das Fest des hl. Arnulf erwähnt. Einer seiner Söhne, Chlot(d)ulf, wurde ebenfalls heilig und dritter Nachfolger seines Vaters auf dem Metzer Bischofsstuhl (den er immerhin 42 Jahre drückt), so unbedeutend im übrigen, daß Paulus Diakonus, der älteste Chronist der Metzer Kirche, von ihm nichts zu rühmen weiß, als daß er der Sohn seines Vaters war, «ein Reis aus dem

edlen Stamme». Der andere Sohn des hl. Arnulf und seiner Gattin Doda (selbstverständlich «die Tochter aus einem edlen Hause», die dann in ein Trierer Kloster ging), Ansegisel (Adalgisel), dann im Verlauf von Adelsfehden erschlagen, heiratete Pippins des Älteren Tochter Begga. Ihrer Ehe entstammt Pippin der Mittlere.[11]

Auch später trat in Burgund das Machtstreben der Bischöfe stark hervor. Das beweisen Oberhirten wie Leodegar von Autun (S. 286 ff.), Genesius von Lyon, Savarich von Auxerre und sein Nachfolger Hainmar. Dieser soll sogar das ganze Herzogtum Burgund an sich gerissen und mit dem aufständischen Herzog Eudo von Aquitanien kollaboriert haben. Auf Geheiß Karl Martells wurde Bischof Hainmar schließlich gefangengenommen und bei einem Fluchtversuch getötet.[12]

622/623 bekriegte Chlotar samt Sohn Dagobert mit starken Kräften wieder einmal die Sachsen und ging barbarisch gegen deren Führer vor. «Der König verwüstete das ganze Sachsenland, rottete die Bevölkerung aus und ließ niemanden am Leben, der größer als sein Schwert, die sogenannte Spada. Das setzte der König in jenem Gebiet als Beispiel . . .» (Liber historiae Francorum). 629 starb er und wurde in der Kirche des hl. Vinzenz bei Paris bestattet.[13]

«Angst und Schrecken» und immerwährendes Gebet unter Dagobert I.

Der junge Dagobert regierte schon seit 623 als Unterkönig über Austrien, gelenkt und beraten von Pippin und Bischof Arnulf von Metz. Beim Tod des Vaters 629 setzte Dagobert sich als Gesamtherrscher durch, verlegte den Regierungssitz von Metz nach Paris, das er definitiv zum Zentrum der fränkischen Königsherrschaft machte, und gebot als letzter Merowinger noch einmal dem ganzen Frankenreich (629–638/639).

Seinen jüngeren, doch regierungsfähigen Bruder Charibert II., der gleichfalls das väterliche Erbe beanspruchte, verdrängte Da-

gobert rasch in den äußersten Südwesten. Dort durfte er als Unterkönig über Aquitanien regieren und 631 die widerspenstigen Basken unterwerfen. Chariberts Parteigänger, auch dessen Onkel und Mentor Brodulf sowie andere Widersacher der eigenen Herrschaft, liquidierte der König 629/630 in Burgund. Der Rest kroch zu Kreuze, darunter auch «alle Bischöfe». Und als Charibert selbst schon ein, zwei Jahre später starb und ihm, merkwürdig rasch, sein kleiner Sohn Chilperich in den Tod folgte – «man sagt», schreibt Fredegar, «er sei auf Betreiben Dagoberts getötet worden» –, kassierte dieser wieder das abgetretene Aquitanien und Chariberts Schätze.[14]

Seinen zweijährigen Sohn Sigibert III. erhob der Herrscher zum Unterkönig über Austrien mit der Residenz in Metz. Die Regentschaft für das Kind führten der Bischof Kunibert und Pippins Schwiegersohn, der Herzog Adalgisel, die so viel Handlungsspielraum hatten. Insbesondere Bischof Kunibert, der das Kölner Bistum um 626 übernahm und nach 648 starb, gehörte als Erzieher sowohl Dagoberts wie Sigiberts III. zu den einflußreichsten Prälaten Austriens.[15]

Vorübergehend festigte der König wieder das Reich. Er schlug im Süden die Basken, ging in den nördlichen Grenzgebieten gegen die Friesen vor und dehnte seine Herrschaft über Maas und Waal hinaus aus. Dabei unterstützte er die christlichen Priester durch das Gebot der Zwangstaufe. Vor allem der Mönch und Bischof Amandus operierte hier, der zwei Klöster im Raum von Gent und ein Kloster bei Tournai errichtet hatte, Saint-Amand. Und auch Bischof Kunibert «wirkte» im Auftrag Dagoberts als Friesenmissionar im Schutz des Kastells Utrecht sowie in den nordöstlichen Randzonen des Reiches, am Oberlauf von Lippe und Ruhr, Gegenden, die dann in Karls Sachsengemetzel eine große Rolle spielten.[16]

Da er eine enorme Macht vereinte, wurde Dagobert I. vom Klerus hofiert und hochgeschätzt – obwohl er seine Gattin Gomatrude verstoßen und, neben zahlreichen Kebsen (sie alle zu nennen, sagt Fredegar, würde «zu weit führen») drei Frauen, Nanthilde, die einstige Magd, Wulfgunde und Berchilde, gleich-

zeitig hatte. Kirchliche Kreise aber feierten den seine leudes ausplündernden Lüstling mit biblischen Tönen als Herrscher der Gerechtigkeit. Begünstigte er doch viele Bistümer, besonders Augsburg, wo man regelmäßig für ihn betete, Konstanz, Basel, Straßburg, Speyer. Er gründete um 637 die Diözese Térouanne (Boulogne), privilegierte großzügig Klöster, wobei er, wie schon sein Vater Chlotar, die Häuser der irischen Missionare als Erziehungsstätten für die Sprößlinge des Adels deutlich bevorzugte. Der König gab Fiskalgut für die Gründung der Abteien Solignac und Rebais ab und ließ auch das Kloster Elno an der Schelde auf Königsgut errichten. Er förderte entscheidend die Abtei St-Denis, die später berühmte Grablege fränkischer und französischer Herrscher, der er ausgedehnte Ländereien zukommen ließ, auch aus Konfiskationen von ihm beseitigter «Rebellen», sowie einen Anteil an den Zolleinnahmen des Mittelmeerhafens Marseille samt weiteren Vergünstigungen – «so große Schätze und viele villae und Besitzungen an verschiedenen Orten, daß es bei den meisten Menschen großes Staunen erregte» (Fredegar). Und nach dem Beispiel schon König Sigismunds in St. Moritz und König Guntrams in St-Marcel von Chalon führte Dagobert in der Pariser Basilika (von ihm teilweise mit Gold, Silber und Edelsteinen «regelrecht bepflastert»: Angenendt) die «laus perennis» ein, das immerwährende Gebet. Der König förderte auch den Kult des hl. Dionysius. Er hatte ferner einen Kreis religiös interessierter Männer um sich, darunter einen Heiligen, St. Eligius, damals Goldschmied und Münzmeister, später Bischof von Tours.

Mission und Massaker

Unter Dagobert I., zu dessen Hauptratgebern nach Bischof Arnulf von Metz der Bischof Kunibert von Köln gehörte, wurde zunehmend das linksrheinische Heidentum bekämpft, wurden alle Juden des Reiches zwangsgetauft. (Auch im Osten kam es 631 zu antijüdischen Attacken, zur Ausweisung der Juden aus Jerusa-

lem.) Mit einem Befehl zur Zwangstaufe eröffnete Dagobert auch die Friesenmission, wozu er Bischof Kunibert förmlich verpflichtet hatte. Und wie der König im Süden, Westen, Norden Krieg führte, wie er die Basken, Bretonen, Sachsen, Friesen heimsuchte, so auch das um Mähren konzentrierte, doch sich vom Erzgebirge bis zu den Ostalpen erstreckende slawische Großreich des fränkischen Kaufmanns Samo, das erste Slawenreich überhaupt. 631 wollte es Dagobert mit Hilfe der Langobarden durch einen Zangenangriff vom Westen und Süden aus erdrücken. Sein Heer endete aber bei Wogastisburg (Kaachen an der Eger) nach dreitägiger Schlacht in einer Katastrophe. Die bereits unter fränkischer Oberhoheit stehenden Sorben zwischen Saale und Elbe schlossen sich darauf Samo an, der 35 Jahre lang regierte. Die Mainlande und das Herzogtum Thüringen allerdings blieben, wie schon vordem, besondere Militärbezirke, fränkische Aufmarschgebiete gegen Awaren und Slawen.

Vielleicht im Zusammenhang mit dem Debakel bei Wogastisburg steht ein schauerliches Blutbad des frommen Dagobert (mit hoher Wahrscheinlichkeit) 631/632, als Tausende von Bulgaren vor den Awaren auf bayrisches Gebiet geflüchtet waren. Denn damals ließ der König nördlich des heutigen Linz die bei ihm Schutz Suchenden samt Frauen und Kindern unter Verletzung der Gastfreundschaft «in *einer* Nacht» ermorden, um sich der unerwünschten Zuwanderer (und nicht zuletzt wohl ihrer Führer) zu entledigen.

Die einzige, das Bulgaren-Genozid berichtende Quelle steht bei Fredegar 4,72: «Nach ihrer Niederlage wurden die Bulgaren, 9000 Männer mit Frauen und Kindern, aus Pannonien vertrieben, woraufhin sie sich an Dagobert wandten und ihn baten, er möge sie in fränkischem Gebiete zu dauernder Siedlung aufnehmen. Dagobert gab den Bayern den Befehl, sie den Winter über bei sich aufzunehmen, während er inzwischen mit den Franken beraten wollte, was weiter geschehen solle. Als sie nun zum Überwintern auf die einzelnen Häuser der Bayern verteilt waren, befahl Dagobert nach dem Rat der Franken den Bayern, jeder von ihnen solle in einer bestimmten Nacht in seinem Haus die Bulgaren mit

Frauen und Kindern töten. Dies wurde von den Bayern alsbald ausgeführt.» Von 9000 Menschen haben sie alle bis auf 700 (die nach der Windischen Mark zu Herzog Walluc entkamen) hingemetzelt.[17]

Das primäre Motiv für diese ungeheure Schlächterei war vermutlich «die Vernichtung der bulgarischen Herrenschicht» (Störmer). Mit «Mission» hat das zunächst nichts zu tun, aber mit Ostpolitik, und diese freilich wieder viel mit «Mission». «Mission, Katholisierung, Seelsorge stehen im 6./7. Jahrhundert in engster Verbindung mit fränkischem König, Amtsherzog in Bayern, fränkischer Aristokratie in West und Ost», schreibt Karl Bosl unmittelbar im Anschluß an die Mitteilung des großen Massakers und fügt später hinzu: «Nicht von ungefähr ist der Name des letzten großen Merowingerkönigs Dagobert I., der eine kraftvolle Ostpolitik betrieb, im Prolog der Lex Baiuarium so stark hervorgehoben ... Man weiß von dem engen Zusammenwirken Dagoberts und des heiligen Amandus ...»

Ja, man weiß sogar, daß der «rex torrens» als Heiliger galt – wie andere Massenmörder, Karlmann etwa (S. 369 f.) oder Karl «der Große». Und endlich weiß man, daß der hl. Amandus dem König Dagobert, «was sonst kein Bischof zu tun wagte», «capitalia crimina» vorwarf – ein Heiliger einem «Heiligen», wobei die crimina weniger das Geschlechtsleben des Herrschers betrafen als seine Gewalttätigkeit.[18]

Doch das war eine Ausnahme. Denn nichts hinderte die alten Chronisten, Dagobert, den Großschlächter, den Initiator des Bulgarenmassakers und auch sonst nicht Zimperlichen, mit Salomon, dem «rex pacificus», zu vergleichen, ihn als «Wohltäter der Kirchen» (ecclesiarum largitor) zu feiern, als «gewaltigen Nährvater der Franken» (fortissimus enutritor Francorum), der dem ganzen Reich Frieden verschafft habe und sich selbst bei den Nachbarvölkern Achtung – was man indes (auch) so liest: «Alle Königreiche im Umkreis versetzte er in Angst und Schrecken» (Liber historiae Francorum). Dessenungeachtet oder gerade deshalb lebt der nach kurzer Krankheit am 19. Januar 638 oder 639 verstorbene «große», «kraftvolle» Merowingerherrscher, der

Pfaffenfreund Dagobert I. als «guter König», als der «bon roi Dagobert» noch heute besonders in Frankreich fort.[19]

Nach dem Tod des Königs wurde gemäß seiner Regelung das Frankenreich zwischen den zwei Söhnen geteilt. Austrien fiel an Sigibert III., Neustrien und Burgund an den erst vierjährigen Chlodwig II., für den die Königinmutter Nanthild regierte, freilich nicht allein. Denn da beide Thronfolger noch unmündig waren, übte die eigentliche Macht in jedem Reichsteil ein adliger Hausmeier aus: Grimoald in Austrien, Erchinoald in Neustrien, Flaochad in Burgund.[20]

Der Hausmeier (Maior domus, Maire du palais), ein bei fast allen germanischen Stämmen altes Amt, war zunächst nur ein Hofbeamter unter anderen. Im ausgehenden 6. Jahrhundert stieg er jedoch vom Verwalter des königlichen Hauses (Oberhofmeister) zu dem des Staatshaushalts auf, allerdings nur bei den Franken. Er bekam den Oberbefehl über die Haustruppen, die Antrustionen, die königliche Leibwache, die Oberaufsicht auch über die Krondomänen, und ist bald der angesehenste, mächtigste unter den höfischen Amtsträgern. Er wird auch Erzieher des Prinzen, Reichsfeldherr, eine Art Reichsverweser, der bei Minderjährigkeit oder Führungsschwäche des Königs selbst regiert. Dabei laviert er zwischen diesem, dem er schon seinerzeit an faktischer Macht kaum noch nachsteht, und der Hocharistokratie seines jeweiligen Reichsteils, unter deren Einfluß er seit 600 gerät, als deren Repräsentant er schließlich dem König gegenübertritt, mal diese, mal jene Interessen vertretend, vor allem die eigenen.

Schon am Vernichtungskampf von Fredegunde und Brunichild ist der Hausmeier maßgeblich beteiligt. Und im späteren 7. Jahrhundert, als man ihn schon «Unterkönig», «Frankenfürst» nennt, als aus den Reichsteilen längst und definitiv Teilreiche geworden, ringen die Hausmeier als die eigentlichen Regenten bereits um die Vorherrschaft. Die merowingischen Könige dagegen werden immer mehr Statisten, Thronpuppen. Sie erreichen selten das dreißigste Lebensjahr. In Luxus und Schwelgerei gammeln sie auf irgendwelchen Landgütern dahin, jeder das Bild des «roi fainé-

ant», des faulen Königs verkörpernd, freilich auch jeder noch weiterhin die Legitimität.[21]

Bevor wir jedoch unter den letzten Zuckungen dieser Dynastie die Heraufkunft der Karolinger verfolgen, wird ein zusammenfassender Blick auf die christliche Kirche, besonders auf den hohen Klerus jener Zeit, lehrreich sein.

9. KAPITEL

DIE KIRCHE IN DER MEROWINGERZEIT

«Das *Frankenreich* der Merowinger ... war eine Zeit voll Blut und Mord, voll grausigster Tragödien auf Königsthronen und doch wieder voll Glaubenseifer und Heiligkeit.» Katholik Franz Zach[1]

«Niemals wieder in der Geschichte wurden so viele Klöster gegründet ...» P. Lasko[2]

«... eine Blüteperiode der fränkischen Kirche». A. Hauck[3]

«Überall regierte die nackte Gewalt»; «das immer wiederholte Schauspiel geradezu unqualifizierbarer Verbrechen». Katholik Daniel-Rops[4]

Zur Merowingerzeit war Gallien im wesentlichen christlich, und es wurde immer christlicher.

Gewiß, seine älteste, sicher christliche Inschrift stammt erst aus dem Jahr 334, aus Lyon, ist aber heute verloren. Gewiß, noch lange stellten gallische Christen eine Minderheit dar, selbst in Städten, in denen christliche Kaiser und ihr natürlich gleichfalls christlicher Stab residierten.

Gleichwohl hatte die Ausbreitung des Christentums in Gallien offenbar schon im späteren 3. Jahrhundert rasche Fortschritte gemacht, gab es dort bereits Bischöfe anscheinend um 250; in Toulouse den hl. Saturninus, in Arles Bischof Martianus, in Paris den hl. Dionysius, in Narbonne, wo wenige Jahrzehnte später auch ein altchristlicher Friedhof bezeugt ist, Paulus. Allerdings waren diese Bischöfe sowie die von Tours, Clermont, Limoges keineswegs römische Abgesandte. Die angeblich römische Mission ist eine Fälschung wohl erst des 5. oder 6. Jahrhunderts, ein Versuch des Papsttums, seine Autorität zu festigen. Und natürlich sollte die Fälschung auch den apostolischen Ursprung dieser gallischen Bistümer sichern (vgl. II 69 ff.). Das gleiche Motiv begegnet in Spanien.[5]

Im 4. Jahrhundert aber wimmelt es schon in Gallien von Bischofssitzen. Auch im belgisch-germanischen Raum gibt es nun mehr und mehr Bistümer, in Orléans, Verdun, Amiens, Straßburg, Speyer, Worms, Basel, Besançon, Chalon-sur-Saône. Nicht zu reden von den älteren wie Trier, Metz, Köln, die alle, ebenso wie andere, Tongern etwa, Mainz, fälschlich behaupten, Gründungen von Apostelschülern zu sein. Um die Wende zum 5. Jahrhundert, als Gallien zum «Brennpunkt» der westlichen Geschichte wird, amtieren dort, fast ausschließlich in Städten, etwa

115 Bischöfe. Und gegen Ende des 6. Jahrhunderts überziehen 11 Metropolitanverbände mit 128 Bischofssprengeln das Land; Arles hat 24 Bistümer, Bordeaux 17, Bourges 9, Lyon 10, Narbonne 7, Reims 12, Rouen 9, Sens 7, Tours 8, Trier 9, Vienne 5.[6]

Eine Art heiliges Krebsgeschwür

Diese Zeit, in der die deutsche, die europäische Geschichte aufbricht wie ein Krebsgeschwür, in der das Christentum die germanische Welt infiziert, die fränkische Adelsherrschaft formt, seit dem 7. Jahrhundert die typisch mittelalterliche Gesellschaft von Königtum, Kirche, Adel entsteht, diese Zeit war von zügellosen Leidenschaften gezeichnet und blutigen Greueln wie wenige Epochen zuvor, heimtückisch, verbrecherisch bis zum Exzeß.

Hofintrigen, dynastische Fehden, fortwährender Verrat, die skrupellose Beseitigung von Fürsten und Fürstenkindern (errechneter Lebensdurchschnitt der Merowinger: 24,5 Jahre), bestialische Ausrottungskampagnen, die ganze Familien erfassen, waren ebenso alltäglich wie Suff und Seuchen, Hunger und Raub. Die Geschichte Galliens zur Merowingerzeit ist eine einzige Chronik der Barbarei. Die Verwaltung, der Handel, die Landwirtschaft, das alles lag mehr oder weniger darnieder, und das Verbrechen war obenauf.

Und doch gibt es Historiker, die urteilen: «. . . überall nicht nur ein wildbewegtes politisches Leben, sondern ein zielbewußtes Vorwärtsdrängen der verschiedenen Kräfte des Staatswesens; . . . selten hat ein Herrscherhaus so in ununterbrochener Folge Talent auf Talent hervorgebracht, wie das merowingische» (Schultze). Erst rundum Kriege, wodurch man ein gewaltiges (gewalttätiges) Reich zusammenraubt, dann, zwischen 561 und 613, beinah pausenloser Bürgerkrieg, wobei dieses Reich wieder zerfällt, und fortgesetzte Greuel auch noch unter den «rois fainéants».[7]

Theoretisch regierten die Merowinger in Übereinstimmung mit dem Willen des «Volkes», praktisch herrschten sie, seit

Chlodwig schon, absolutistisch. Die Volksversammlung im politischen Sinn verschwand, die Gerichtshoheit ging auf den König über, der stets mehr Rechte gewann, zumal die strafrechtliche Unverantwortlichkeit. Konnten diese Regenten sich nicht leisten, was immer sie wollten? «Er aber, unerschrocken wie er war», schildert Gregor von Tours einen Merowingerkönig (und hätte es grundsätzlich von jedem sagen können), «bestieg sein Pferd, ritt zu ihnen und besänftigte sie mit guten Worten. Nachher aber ließ er viele von ihnen steinigen.»

Dabei hat die Kirche die königliche Macht noch bedeutend gesteigert. Heilige zwar fehlen unter diesen Herrschern fast ganz. Nur Königinnen erlangten bereits Heiligkeit – es gab viel mehr: Chlotar I. beispielsweise hatte fünf, Charibert I. vier «reginae», ebenso Dagobert I., ohne daß, so der gern etwas schönfärbende Ewig, «im strengen Sinne» Vielweiberei bestand. Doch die Kirche forderte Gehorsam gegenüber jenen, die ihre Gewalt ja «von Gott» hatten, und sie fügte zu der politischen Königsherrschaft «die religiös sittlich verstandene Königswürde» hinzu (Tolksdorf) – «gerade die Bischöfe gingen von der Voraussetzung aus, daß die Macht des Königs unbeschränkt sei» (A. Hauck).[8]

Kaum je war eine Zeit anarchischer in Europa als diese frühen Jahrhunderte des Mittelalters. Und doch dachte der Klerus nicht daran, hier wirklich einzugreifen, zu verbieten. Prälaten drängt es nicht sehr zum Martyrium. Und die Kirche kam selbst in den Genuß all des Raffens und Raubens. Ihr Grundbesitz, schon während des 4. Jahrhunderts gewachsen, mehrte sich nicht zuletzt damals ungemein. Bereits im 6. Jahrhundert stieg ihr Reichtum «ins Unermeßliche» (Dopsch). «Nie kam es in der Merowingerzeit zu einer epochalen Auflehnung der geistlichen Gewalt gegen gewisse Praktiken des Staates und des Krieges, ganz einfach darum nicht, weil die Kirche nicht im Gegensatz zur weltlichen Macht stand, sondern eng mit ihr zusammenarbeitete» (Bodmer). Ja, die fränkischen Bischöfe nahmen teil an den Machtkämpfen zwischen Königen und Großen, «jedoch mit weltlichen und nicht mit geistlichen Waffen» (Bund), und zwar bis zur «de facto Usurpation . . . staatlich-militärischer Machtmittel» (Prinz).[9]

Denn Hochklerus und Hochadel sind geradezu die treibenden Kräfte dieses Tohuwabohus. Inmitten des Imperiums gründen sie halbselbständige Herrschaften und stürzen so jenes, mal auf dieser, mal auf jener Seite stehend, in permanente Krisen, ins Chaos.

Wie die Macht der Könige, war auch die des Adels bereits in der Merowingerzeit nicht nur politisch und wirtschaftlich begründet, sondern auch in einem «religiös gedachten Charisma, das ihm die Beherrschten zuerkannten». Dies führte sogar zu einem neuen adeligen Heiligenideal, aber damit auch zu einer «Rechtfertigung der herrenständischen Ordnung» (Bosl).[10]

Acht sächsische Könige verzichteten auf ihre Krone und gingen ins Kloster. Niemals gab es, die Märtyrerzeit mit ihren Scharen fingierter Blutzeugen vielleicht ausgenommen, mehr Heilige. Allein im 7. Jahrhundert zählte man deren achthundert. Ja, dies «für die abendländische Entwicklung so entscheidende merowingische Jahrhundert» fand «in der Heiligenvita einen zeitgemäßen geistigen Ausdruck», die Hagiographie erfuhr «einen unbezweifelbaren Aufschwung». Die Heiligen genossen hohes Ansehen. Sie erbauten große Klöster mit pompösen Kirchen. Sie standen, samt ihren Biographen, eindeutig positiv zum merowingischen Königtum, zum Adel, entstammten sie doch allermeist selbst der Aristokratie. So konnte man geradezu den Eindruck gewinnen, «als sei Adel eine Vorstufe der Heiligkeit», und von der «Selbstheiligung» der merowingischen Adelsgesellschaft sprechen (Prinz). Der Kirche kam dies ebenso zugute wie der Herrenkaste. Sie festigte ihren durch den Abfall vom alten Glauben lädierten politisch-charismatischen Dominanzanspruch mit den Mitteln des neuen Glaubens; sie gab diesem Anspruch eine christliche Legitimation. Gleichzeitig aber bezeichnet die Epoche, besonders das 7. Jahrhundert, mit einer «Blüte» der Hagiographie und Wundersucht, das heißt «stärkste(n) Verfälschung der Historizität», ganz konsequent «den Tiefstand abendländischer Geschichtsschreibung» – alles in allem «das Ergebnis einer Barbarisierung, nachdem der antike Strom versiegt war» (Scheibelreiter).

Unwissend, hochkriminell und gut katholisch

Gewiß, wir dürfen diese Zeit, eine Zeit unwissender, abergläubischer, betrügerischer und blutiger als die meisten, nicht mit unseren modernen, ach so ethischen Maßstäben messen, dürfen nicht anachronistisch gegen die Geschichte verstoßen. Aber wir dürfen, ja müssen doch wohl diese Zeit, diese durch und durch christliche Zeit, an christlichen Maßstäben messen? An gewissen biblischen, an den Geboten der Bergpredigt etwa, des Dekalogs? Und müssen wir sie nicht, gerade so gesehen, an ihren Früchten erkennen?

Auch dem Katholiken Daniel-Rops erweckt sie das vorherrschende Gefühl «des Grauens», «das immer wiederholte Schauspiel geradezu unqualifizierbarer Verbrechen». «Überall regiert die nackte Gewalt, in jedem Augenblick ist sie bereit loszubrechen. Nichts hält sie zurück, weder Familienbande noch die Gebote der elementarsten Anständigkeit, nicht einmal der christliche Glaube.» Nicht einmal? Ließ denn nicht er das alles weitgehend zu? Gab er ihm nicht die höhere Weihe sozusagen, die Sanktion? Betete man nicht für die Herrscher, die Feldherren, die Schlächter? Betete man nicht vor den Kriegen, in ihnen, danach? Kriegte, raubte man nicht selber mit oder ließ sich doch immer wieder Kriegs- und Raubgut schenken? Mästete man sich nicht am Elend der Massen?

Noch nach Daniel-Rops steckt doch selbst eine Reihe heiliger Könige tief in diesem Grauen. Ja, er muß «die noch schlimmere Feststellung machen», daß auch die damaligen Rechtsgrundsätze, die Basis der allgemeinen Moral, «den gleichen Geist verraten. Diese Barbarisierung des Rechtes ist in gewissem Sinne noch beunruhigender als die verbrecherischen Handlungen der Einzelpersonen; das christliche Europa brauchte länger, um sich ihrer zu entledigen.» Zu entledigen? Das christliche Europa hat doch viele dieser kriminellen Praktiken übernommen, oft noch intensiviert, abgesegnet. So behielt es die römische Rechtspraxis der Folter bei; ebenso die germanische der Unschuldsproben, des Gottesurteils, des gerichtlich verhängten Zweikampfes. Erst vom

Klerus zwar vehement verworfen, drangen all diese Barbareien doch wieder durch: «sie wurden als gerecht angesehen, wenn man ihnen dadurch eine Weihe verlieh, daß man sie mit Gebeten begleitete. Bischöfe sprachen sich dafür aus.»[11]

Doch nicht nur für einzelne grauenhafte Bräuche trat man ein, nein, für das ganze blutige System. Rückhaltlos schlug man sich auf die Seite der Schurken und Schlächter. Und während die Gewaltakte der Könige stets hemmungsloser werden, die Kette der Blutrache nicht abreißt, die Verwandtenmorde gerade unter den Großen grassieren, der katholische Sohn den katholischen Vater tötet, der katholische Bruder den katholischen Bruder, der katholische Onkel den katholischen Neffen, während der Raub der Merowingerkönige, die erschlagenen Feinden, germanischen Fürsten, weggenommene Beute an Gold, Schmuck, an Waffen in den unterirdischen Gewölben des Hofes von Brannaceum (Braine) beinah nicht mehr zu bergen ist, sieht der Episkopat in diesen gekrönten katholischen Verbrechern die legitimen Repräsentanten staatlicher Gewalt, die Stellvertreter Gottes auf Erden, für die das Gebet in die kirchliche Liturgie Eingang findet, wird die politische Situation von allen Bischöfen Galliens «uneingeschränkt bejaht» (Vollmann).

Denn die Kirche, von Anfang an Bündnispartner der merowingischen Machthaber, konnte sich entfalten wie seit langem nicht. Ihr Einfluß wird immer größer, der Welt-, der Ordensklerus ungeheuer reich. Und nicht zuletzt die fast dauernde Katastrophe, der fast nie abreißende Schrecken, das ganze umfassende Elend begünstigte das Zustandekommen von Schenkungen beträchtlich. «Weil sie von ihnen Schutz und Hilfe erwarteten, wandten sich die beständig von Plünderungen, Feuersbrünsten, Mord und Vergewaltigung bedrohten Menschen an die Kirche und ihre Heiligen» (Bleiber). Und das bezahlte der Gläubige natürlich. Zumal noch schlimme Naturkatastrophen, vermeintliche gerechte Strafakte Gottes, dazukamen. Und die Kriege. Auch sie, versteht sich, gerechte Rachetaten des Herrn. Krieg aber war alltäglich, galt geradezu als Erwerbsquelle, als ein Geschehen, mit dem sich wie von selbst die Vorstellung reicher Beute verband.

Die Kirche dachte nicht daran, dagegen zu sein. Ihr Weizen gedieh. Allein zwischen 475 und dem Beginn des 6. Jahrhunderts verzehnfachte sich die Zahl der gallischen Klöster. In der ersten Hälfte des folgenden aber baute man hier mehr Klöster als jemals früher oder später. Und im Hinblick auf die Mitte des 7. Jahrhunderts spricht ein moderner Forscher gar von einem «Bischofs- und Möchsstaat» (Sprandel). Der Episkopat, nicht nur eine wirtschaftliche, auch eine politische «Großmacht» (Dopsch), spielte eine fast ebenso maßgebende Rolle im Reich, wie das noch durchaus dominierende Königtum in der Kirche. Beide waren eng miteinander verflochten. Denn auch der Herrscher sollte der Kirche ergeben sein, devotissimus, und gilt, zumindest in der Karolingerzeit, «als Kleriker» (Brunner).[12]

Diese ganze Epoche, äußerst grausam und ungewöhnlich fraudulent, war zugleich sehr «fromm». Ganz allgemein ist der Besuch der Sonntagsmesse gewesen – «mit dem Glockenläuten stürzten sie in Haufen zu den Kirchen» (Pfister). Fast ebenso allgemein eilte man zum Kommunionsempfang. Eifrig gepflegt wurde der Kirchengesang. Fast alles beteiligte sich an Prozessionen. Die katholischen Feste wurden als große Volksfeste gefeiert. Man betete vor Tisch und trank keinen Becher Wasser, ohne das Kreuzzeichen darüber zu machen. Man betete aber nicht nur zu Gott, man rief fortgesetzt auch alle möglichen Heiligen an. Man baute zahlreiche Kirchen, mit Marmorsäulen und Marmorwänden, Glasfenstern und vielen Gemälden; die Reichen hatten sogar ihre Hauskapellen. Könige verkehrten mit Heiligen, wie 525/526 Theuderich I. mit dem hl. Gallus in Köln (der dort einen Tempel niederbrannte, «weil sich gerade keiner von den törichten Heiden blicken ließ»; nachher floh der Brandstifter in den Königspalast). Childebert I. suchte den hl. Eusicius auf. Königinnen, Radegunde beispielsweise, wuschen Bischöfen die Füße. Man predigte häufig in der Volkssprache. Es gab berühmte Kanzeltäter, wie die Oberhirten Caesarius von Arles, Germanus von Paris, Remigius von Reims. Metropolit Nicetius von Trier soll täglich gepredigt, sich gelegentlich gar als «Reichsbischof» des Reimser Reiches präsentiert haben, dogmatisch aber reichlich unwissend gewesen sein.

Ein Schreiben von ihm an Justinian bekundet dies geradezu peinlich, was Nicetius jedoch nicht abhielt, den Theologen auf dem Kaiserthron (II 369 ff.) als primitiven «Ketzer» hinzustellen und ihm – aus der Ferne – zuzurufen, «tota Italia, integra Africa, Hispania vel Gallia coniuncta» verfluchten seinen Namen. Der krasseste Wunderglaube war allgemein. Man hortete Reliquien aus Rom, aus Jerusalem, man wallfahrtete zu den angeblichen Apostelgräbern, um gesund zu werden.

Kurz, man war tief überzeugt, «von der Wirklichkeit und Gewalt des lebendigen Gottes» (Heinsius). Es grassierte «ein kräftiger, frischer Gottes- und Vorsehungsglaube: man handelte mit dem Göttlichen nicht als mit einer Abstraktion oder einer Vorstellung, sondern als mit einer sehr realen Kraft. Diese Überzeugung war allgemein herrschend: Geistliche und Laien ohne Unterschied teilten sie.» Die erste Hälfte des 7. Jahrhunderts hielt man geradezu für «eine Blüteperiode der fränkischen Kirche» (Hauck), sah diese «im Volk der Franken tief verwurzelt» (Schieffer) und Bischöfe, Bischofssynoden «fleißig am Werk» (Boudriot).[13]

Zwei berühmte Repräsentanten

Liest man Gregor von Tours' ebenso amorphe wie detaillierte «Fränkische Geschichte», unsere Hauptquelle dieser Zeit, staunt man, daß derselbe Kopf, in dem so grotesk der Wunder- und Teufelsglaube spukt, der kaum eine größere Sorge zu kennen scheint, als irgendeines seiner obskuren Mirakel und Zeichen – fraglos Fakten für ihn, «gesta praesentia» – nicht zu erwähnen, nicht für die Ewigkeit aufzubewahren, daß derselbe Kopf, auch ganz realistisch, oft fast amoralisch gleichgültig, die Greuel der Epoche referiert, ohne jedes Dekadenzbewußtsein, abgebrüht genug, noch die kriminellsten Helden der Ära zu bewundern. Denn so wenig der Bischof eine Volksgeschichte schreibt, sondern eine etwas kuriose Art hagiographischer Heilshistorie, in der alles nur nach Gottes Ratschluß, mit seiner Zulassung verläuft, unter un-

entwegtem Eingreifen der Heiligen, so wenig das fränkische «Volk» bei ihm eine Rolle spielt, so sehr schätzt er die neue Herrschaftsordnung der Franken, die gesellschaftliche, militärische Durchsetzungskraft seiner katholischen Führer, jener zumindest, deren «strenuitas» und «virilitas» der Kirche nützen. Er kennt dann nicht die geringsten Skrupel, Loyalitätskonflikte, steht uneingeschränkt zu der brutalen Politik der Fürsten, das heißt zu ihren Verbrechen, vor allem eben soweit sie den Vorteil der katholischen Kirche bedeuten, das heißt halbwegs, trotz allem, stabile Verhältnisse für sie sichern und nicht zuletzt den ständig wachsenden Reichtum des hohen Klerus, dem er selber zugehört. (Dabei sei einmal angemerkt, daß dies angeblich so aufreibende Bischofsamt Gregor Zeit genug ließ, seine sämtlichen Werke zu schreiben.)[14]

Die Bruder- und Bürgerkriege zwar passen dem Heiligen nicht ganz ins Konzept, weil diese natürlich ihn selbst und seine Kirche betreffen. Aber Kriege nach außen, Kriege zur Vergrößerung des allerchristlichen Reiches, zur Vernichtung von «Ketzern», zumal von Arianern (viermal tischt er die Kirchenväterlüge vom Krepieren des Arius im Abort auf), zur Auslöschung von Heiden und sonstigen Ungläubigen, können gar nicht genug geführt werden. So bekennt er unverhohlen zu Beginn des fünften Buches seiner «Fränkischen Geschichte»: «O möchtet doch auch ihr, o Könige, solche Schlachten schlagen, wie die, in denen eure Vorfahren ihren Schweiß vergossen haben, daß die Völker voll Furcht wegen eurer Eintracht, sich beugen müßten vor eurer Macht. Denket an Chlodovech, mit dem eure Siege begannen, was er getan hat: er tötete die Könige, die seine Gegner waren, schlug die feindlichen Völker, brachte die einheimischen unter seine Gewalt und hinterließ euch die Herrschaft darüber ungeteilt und ungeschwächt.»

Schlachten schlagen, gegnerische Könige töten, feindliche Völker und die eignen unterjochen, dazu ruft ein berühmter katholischer Heiliger auf – nach immerhin mehr als einem halben Jahrtausend Christentum. Denn «die Erfolge der Franken sind auch Erfolge Gregors» (Haendler).

Selbst wenn es um Sexualmord geht, tut Gregor mitunter wie

ein moderner «Progressist». Ohne zu zucken, erzählt er den Fall der geilen Deoteria. Während ihr Mann nach Béziers reist, schickt sie zu König Theudebert: «Niemand kann dir widerstehen, teuerster Herr. Wir wissen, du bist unser Gebieter. Komm also und tue, was deinen Augen wohlgefällig ist.» Und Theudebert rückt ein in die Festung, macht Deoteria zu seiner Beischläferin, seiner Frau, und Bischof Gregor nennt die katholische Dame (die dann die eigene Tochter als Nebenbuhlerin zu fürchten beginnt und in Verdun umbringt) «ein tüchtiges und verständiges Weib». So tüchtig und verständig wie eben auch Theudebert. Denn, rühmt Gregor, «er regierte sein Reich mit Gerechtigkeit, ehrte die Bischöfe, beschenkte die Kirchen», und «alle Abgaben, welche dem königlichen Schatz aus den Kirchen zu Arvern bisher gegeben wurden, erließ er ihnen in Gnaden.» Also drückt Gregor zwei Augen zu. Die bekannte katholische Doppelmoral.[15]

Ein anderer berühmter Kirchenfürst, Gaius Sollius Modestus Apollinaris Sidonius, der aus gallorömischem Hochadel stammende, ebenso wortreiche wie gedankenarme Bischof der «urbs Arverna», des heutigen Clermont-Ferrand, verherrlichte sogar, in einer Luxusvilla seines Landgutes Aduaticum sitzend, den schon in den Kindern lebendigen Kriegsgeist der Franken. Sidonius schrieb auch (wofür er Graf der Auvergne und Präfekt von Rom wurde mit dem Titel Patricius) Preisgesänge, «Phrasenpomp» (Bardenhewer): 456 auf seinen Schwiegervater Kaiser Avitus, nach dessen Sturz 458 auf den siegreichen Rivalen Kaiser Majoran, dann auf Kaiser Anthemius. Schließlich glorifizierte er noch den zuvor jahrelang von ihm bekämpften Westgotenkönig Eurich – ein typischer Repräsentant seines opportunistischen Standes.[16]

Machtgeile Speichellecker oder «Sie sind die handelnden Personen ...»

Auch wenn man sich schon lange um die Prälaturen riß – mit Religion hatte der Zulauf zum Bischofsamt, damals wie künftig, gewöhnlich gar nichts zu tun. Selbst die Theologie – das Problem des Semipelagianismus einmal beiseite – kümmerte die geistlichen Herren kaum. Um so mehr die wirtschaftliche und politische Seite der Sache. Das kirchliche Amt war wegen seines Einflusses für die führenden Familien attraktiv. Die Bischöfe nahmen seit dem 4. Jahrhundert auch öffentlich-rechtliche Aufgaben wahr, sie wurden spätantike «Civitas-Herren», wobei die immer häufigeren Klostergründungen in ihren Städten ihre Macht noch mehrten (im 6. Jahrhundert so wichtige, vom Königtum zwar begünstigte, doch nicht selbst gegründete Stiftungen wie Arles-Saint-Pierre, Saint-Andochius in Autun, Saint-Marcel in Chalon-sur-Saône, Saint-Croix in Poitiers, Saint-Médard in Soissons, Saint-Germain-des-Près in Paris, Saint-Germain in Auxerre, Saint-Pierre-le-Vif in Sens, das Ingytrudis-Kloster in Tours u. a.). Die Bischöfe hatten im Merowingerreich lange eine weitgehend unabhängige Position, die sich erst unter Pippin dem Mittleren und Karl Martell personell und verfassungsrechtlich ändert.

Rissen noch im 5. und im früheren 6. Jahrhundert die eingesessenen Senatorenfamilien die Bischofspfründen an sich, kamen dann, mit Hilfe ihrer Herrscher, immer mehr die germanisch-romanischen Großen zum Zug. Das Bischofsamt bildete für sie «den Abschluß einer Karriere ... im Königsdienst» (Ewig). Viele waren widerliche Speichellecker, adolatores – ein Ausdruck, den selbst der hl. Gregor wiederholt gebraucht, nicht ohne einmal hinzuzusetzen, «es schmerzt mich, daß man es von Bischöfen sagen muß». Im späteren Merowingerreich entstehen die größten kirchlichen Fürstentümer. Das Geldgeschäft, die Simonie in allen Formen, grassiert und korrumpiert den Episkopat, soweit er noch zu korrumpieren ist. «Alle Dekrete, alle Verbote der Konzilien, die dem Übel abhelfen sollten, blieben wirkungslos» (Pontal). Man untersagt und – die Doppelmoral – kümmert sich selbst

nicht darum: durch die Jahrhunderte. Eine Synode nach der anderen schritt völlig vergebens ein. Unbedenklich unterzeichneten auch simonistische Bischöfe die Verbote der Simonie.[17]

Unentwegt auch schlug der hohe Klerus alle möglichen Befugnisse für sich heraus. Die Befreiung etwa vom Militärdienst, den er andern doch stets so unerbittlich aufbürdet. Oder die Befreiung von Steuern, Zöllen, die natürlich ebenfalls alle übrigen entrichten sollen. Die Bischöfe waren, zumindest bis ins 5. Jahrhundert hinein, von der jährlichen Getreideabgabe (annona) und der Grundsteuer für den gesamten Kirchenbesitz befreit, übrigens auch von den munera sordida (Schmutzarbeiten) und extraordinaria (Sonderleistungen). Sie erstrebten die Entlastung von weiteren öffentlichen Pflichten und die Gewinnung neuer Rechte, etwa das so oft dann mißbrauchte Asylrecht für ihre Kirchen.

Sie brachten auch die (kirchliche) Gerichtsbarkeit an sich, das privilegium fori. Immer mehr erweiterten sie ihre Rechtsprechungsgewalt. Sie hatten fast uneingeschränkt die Jurisdiktion über ihre Kleriker, in gewissen Fällen sogar über Laien, konnten aber selbst prinzipiell nur von einer Bischofsversammlung verurteilt werden. Und Richter, die ohne ihre Ermächtigung über Geistliche Recht sprachen, wurden exkommuniziert.

Selbstherrlich verfügten sie über die Verwaltung der Kirchengüter. Von den Schenkungen der Fürsten kassierten sie den größten Teil. Die Hälfte der Opfergaben zwar ging an den Klerus, doch die viel wichtigeren Liegenschaften behielten die Prälaten ganz. Auch konnten sie einem ungehorsamen Geistlichen wieder nehmen, was sie ihm persönlich geschenkt. Überhaupt brauchte der Klerus bei jedem Anlaß die Erlaubnis des Bischofs.[18]

Dieser dominierte aber auch die Klöster. Er entschied über Vermächtnisse an sie, ordnete sich die Äbte in Ernennungs- und Strafsachen unter und hatte fast vollständig Gewalt über die Mönche. Sie hielten im übrigen oft so wenig ihr Keuschheitsgelübde wie die Priester. Viele kehrten dem Kloster den Rücken und heirateten; sie verfügten auch über Privatbesitz. Überhaupt vergesse man nie H. W. Goetz' Charakteristik: «Mittelalterliches Mönchtum war gewissermaßen das Herrenleben in seiner reli-

giösen Ausprägung. Darin liegt ein wesentlicher Grund für seinen Erfolg ...» «... viele Klöster wurden allmählich zu reinen Adelsklöstern.»[19]

Der Einfluß der Bischöfe aber war um so größer, als die germanischen Reichsgründungen des 5. und 6. Jahrhunderts den Kirchenbesitz unangetastet ließen. Ja, dieser wuchs noch durch umfangreiche Schenkungen der Könige im 6. und 7. Jahrhundert sowie durch viele andere Besitzübertragungen (mit jeweils Scharen von zugeordneten abhängigen Arbeitskräften), wuchs durch Kauf und testamentarische Verfügungen privater Eigentümer. So wurde die Kirche in kurzer Zeit «zum größten Grundbesitzer nach dem König» (Stern/Bartmuss). Und da anderseits der gallorömische Senatorenadel im germanischen Staatsdienst nicht mehr nach oben kam, bedeutete für ihn «der Episkopat die einzige Möglichkeit, Führungsaufgaben (auch politischer Art) wahrzunehmen ... Von dieser Möglichkeit macht die senatorische Oberschicht regen Gebrauch» (Vollmann). Die Bischöfe stehen in Gregors «Fränkischer Geschichte» im Vordergrund, «sie sind die handelnden Personen» (Dopsch), sind politische Funktionäre, ohne «eine bestimmte innere Haltung» (Scheibelreiter). Und anscheinend wurde man nur Bischof, hatte man dafür gezahlt. So schreibt Papst Gregor I.: «Wie mir einige berichtet haben, konnte in Gallien oder Germanien niemand zur Weihe, ohne dafür etwas entrichtet zu haben.»[20]

THRON UND ALTAR

Zwar riefen die Macht und der immer größer werdende Reichtum der Kirche gewisse Spannungen, Zwiste hervor. Doch Königtum und Episkopat sahen sich aufeinander angewiesen und arbeiteten zusammen. Die hierarchische Struktur der fränkischen Reichskirche stützte das politische System, und dieses wieder begünstigte jene – das alte Do-ut-des-Geschäft. Es herrschte «eine enge Verschränkung von Staat und Kirche» (Aubin). Gerade die

mächtigsten Familien des Merowingerreichs, die Waldebertsippe, die Burgundofaronen, Etichonen, Chrodoine, Arnulfinger, Pippiniden sicherten aufs neue mittels des Christentums, ja, der Heiligen aus ihren Reihen, der «Hausheiligen», ihre seit langem bestehenden Privilegien. Auch die Eigenklöster des merowingischen Hochadels und der dort eifrig betriebene Reliquien- und Wunderkult waren höchst irdische Machtmittel, neue subtilere Unterdrückungs- und Durchsetzungsformen des Führungsanspruchs, waren «in einem viel umfassenderen Sinne, als bisher angenommen, ‹politisch-herrschaftliche Stützpunkte›» (Prinz).

Während jederlei Roheit, Gewalt gegen Schwache, Wehrlose, Arme – die große Masse des Volkes, fast alle – üblich war, verhielten sich die Bischöfe staatsfreundlich, proköniglich, selbst gegenüber brutalsten Naturen. Andererseits trieben die Könige, oft auch und gerade schlimmste Despoten, eine ausgesprochen kirchenfreundliche Politik, förderten sie tatkräftig Missionare und Klöster, unterwarfen sie sich (und ihre Beamten) grundsätzlich dem sittlichen Maßstab der doch so hoch geschätzten Episkopen, deren Wergeld (Sühnegeld für einen Totschlag) denn auch – nach Salischem Gesetz – das Dreifache eines königlichen Beamten, das Neunfache eines freien Menschen betrug.

Selbstverständlich erkannten diese Fürsten auch die kirchliche Autorität des Papstes an, der freilich Beschlüsse gegen ihren Willen kaum durchsetzen konnte. Die Merowinger hatten häufig Geistliche in ihrer Hofverwaltung. Sie vergaben die Bischofsstühle als Sinekuren an verdiente Kombattanten. Sie beschenkten die Prälaten auch persönlich, überschütteten einige nur so mit Besitz, mit Privilegien, behandelten aber fast alle mit großer Hochachtung.

Nicht wenige zog man direkt zu Staatsgeschäften heran, wie den unter Childebert II. (seit 585) hochangesehenen Gregor von Tours, der freilich auch in anderen Herrscherhäusern ein und aus ging und in dessen Familie das Bischofsamt beinah erblich war. Schon sein Urgroßvater mütterlicherseits, Gregorius von Langres, nach dem er sich nannte, ist Bischof gewesen; sein Onkel väterlicherseits war Bischof Gallus von Clermont; sein Groß-

onkel mütterlicherseits Bischof Nicetius von Lyon; sein Vetter und Vorgänger Bischof Euphronius von Tours; ja, Gregor berichtet selbst, alle Bischöfe von Tours, bis auf fünf, seien mit seinem Geschlecht verwandt, das er nicht nur wiederholt ein senatorisches, sondern mit der seinen Kreisen eigenen Bescheidenheit und Demut auch das erste nennt.

Andere mischten sich, wenn auch selten so total wie im benachbarten Spanien, recht eigenmächtig in die Politik. Mancher errang dabei gar die «Märtyrerkrone». Doch vergossen noch die beiden größten «Blutzeugen» der fränkischen Kirche dieser Zeit, Praetextatus und Desiderius, nicht durch Heiden oder «Ketzer» ihr Blut, sondern «hauptsächlich durch die Schuld von zwei anderen Bischöfen, Gliedern derselben Kirche» (Rückert).[21]

Im merowingischen Gallien mit reichlich hundert Bistümern gab es zweitausend bis dreitausend Oberhirten. Von etwa tausend sind die Namen bekannt. Sie gehörten in ihrer großen Mehrheit zur Nobilität des Landes (III, 500). Von 27 bischöflichen Grabinschriften des 4., 5. und 6. Jahrhunderts in Gallien zeigen 24 die vornehme Abkunft der Toten an, von zwei weiteren läßt sie sich vermuten, und nur ein einziges Epitaph aus dem 4. Jahrhundert, das des Bischofs Concordius von Arles, erlaubt kaum dessen soziale Einordnung.

Fast alle also entstammten selbst dem Adel, oft den vornehmsten Familien. Sie besaßen große Landgüter mit Thermen, luxuriösen Speisesälen, Bibliotheken. Doch trieben sie nicht nur jeden Aufwand, sondern auch jede Art Machtpolitik «und wurden dennoch von ihren Zeitgenossen als Heilige verehrt» (Borst). Sie fungierten, juristisch, ökonomisch, sozial gestiegen, zuweilen auch als weltliche Potentaten, leiteten eigene Stadtherrschaften, ganze Fürstentümer; in Nordaquitanien: Poitiers, Bourges, Clermont; in Burgund: Orléans, Châlons, Auxerre u. a. Die mächtigeren Bischöfe hatten besonders großen Landbesitz, eine geradezu feudale Stellung. Einige unterhielten sogar persönliche Beziehungen zum Kaiser in Byzanz. Von merowingischen Königen gern zu Taufpaten der Prinzen gemacht, wurden sie geschützt und beherrscht. Sie anerkannten nicht nur deren Gewalt, sondern

unterstützten sie, billigten wohlwollend Kriege und Greuel. Könige zählten für die meisten von ihnen mehr als kirchliche Vorschriften, über die sie sich im Konfliktfall hinwegsetzten. Und natürlich sorgten die Könige für verläßliche, für hörige Hierarchen. Von den 32 auf der Synode von Orléans (511) versammelten Prälaten widersprach keiner der Forderung des Herrschers, den Eintritt in den Klerus von der königlichen Erlaubnis abhängig zu machen.[22]

So kam es zur Ausbildung einer vom König geleiteten Landeskirche. Der Herrscher hatte die Synodalhoheit; er rief Synoden ein, nahm daran teil, zumindest Chlodwig setzte sogar ihre Tagesordnung fest. Und nicht gerade selten fanden sie statt. So tagten in Gallien zwischen der Synode von Agde (506) und der von Auxerre (695) mehr als fünfzig Kirchenversammlungen. Das 5. Konzil von Orléans 549 gestattet ausdrücklich die Einmischung der Könige auch in Angelegenheiten des Episkopats, besonders in die Wahl. Am Tag des Konzils von Paris, am 18. Oktober 614 (615) bestätigt Chlotar II., seit 613 Alleinregent im Reich, die Verordnungen der 79 Konzilsväter und fügt an Kanon 1 den Zusatz an: «Der kanonisch zum Bischof Gewählte bedarf der Bestätigung des Königs» – was wenigstens für einige Zeit eine simoniefreie Bestellung der Bischöfe sicherte, wozu die Kirche von sich aus nicht fähig war.[23]

Die Prälaten wurden häufig nach Reichtum und Herkunft, nach ihren (weltlichen) Führungsqualitäten ernannt. Und schon seit Chlodwig griffen die Merowinger in die Wahl ein, entweder indirekt, wie bei der Einsetzung der Bischöfe von Sens, Paris, Auxerre. Oder direkt. So wurde auf König Chlodomers Befehl der Bischofssohn Ommatius Bischof von Tours. Bald darauf brachte dort Königin Chrodichilde auch Theodorus und Proculus auf den begehrten Stuhl. In Clermont machte ein königlicher Erlaß erst den hl. Gallus, den Onkel des hl. Gregor, dann den «aller Verbrechen» schuldigen Cautinus zum Oberhirten, worauf sich der Klerus in zwei Parteien spaltete und Priester Cato Gegenbischof wurde. König Chlotar I. ernannte Domnolus, den Abt von Saint-Laurent in Paris, zum Episkopus von Le Mans, und er wurde gleichwohl,

schwärmt Gregor, «zum Gipfel der höchsten Heiligkeit erhoben», gab «einem Lahmen die Kraft des Gehens, einem Blinden die Sehkraft wieder». (Sich selbst vermochte er allerdings nicht zu heilen und starb an Gelbsucht und argen Steinschmerzen.)[24]

Die Bischofskandidaten scheuten oft keine Mühe, um zum Ziel zu kommen, und keine Charakterlosigkeit. Sie intrigierten bei den Königen. Sie wirkten auf den Klerus ein, das Volk. Sie kauften, sie erpreßten Stimmen. Sie fälschten deshalb gelegentlich Urkunden. Sie erwarben die Bischofswürde käuflich. Wurde es doch überhaupt üblich, in der Kirche durch Kauf, durch Bestechung Karriere zu machen. Selbst die Konzilien klagen darüber, waren aber machtlos – als Bischof brachte man rasch alle Investitionen wieder ein.[25]

«... EHER MATERIELLE INTERESSEN DER KIRCHE DES MEROWINGERREICHES»?

Das plumpe, doch sehr profitable Insistieren des Klerus, der Gläubige möge sich doch durch den Schutz der Heiligen einen Platz im Himmel sichern, trieb Könige und sonstige Begüterte unausgesetzt zu Schenkungen, zu Vermächtnissen an. Indes die einen so reicher und reicher wurden, verarmten die andern, erlitt nicht nur die Krone durch riesige Landverzichte Verluste, sondern auch Teile des nicht selten sich erheblich verausgabenden Adels, zumal ja noch allerlei Immunitätsprivilegien hinzukamen. Kurz: «Die merowingischen Urkunden lassen die große Veränderung der Grundbesitzverhältnisse zugunsten der Kirche erkennen» (Sprandel).

Bertram, beispielsweise, seit 586 Bischof von Le Mans, verfügte, wie sein Testament 30 Jahre später ausweist, über Grundstükke in Paris, von wo er kam, in Le Mans, der näheren und weiteren Umgebung seines Bischofssitzes, aber noch in Aquitanien und Burgund: Felder, Wiesen, Wälder, Weinanbaugebiete, zahlreiche Dörfer, wobei er außer königlichen und privaten Schenkungen

auch viele Liegenschaften für beträchtliches Geld gekauft und so immerhin seinem Bistum 35 Landgüter hinterlassen und noch vier Güter (villae) an leibliche Verwandte vererbt hatte. Die Merowinger haben, wie die ersten karolingischen Könige, «das Kirchengut nach Möglichkeit geschont». Die Könige freilich, die den Kirchen gerade damals reiche Zuwendungen machten, wurden selbst bei ihren Reisen von den Kirchen kaum bewirtet. Sie lebten «so gut wie ausschließlich von ihrem Eigengut» (Brühl).

Die Hierarchen aber erhielten niemals mehr und größere Dotationen. Dabei flossen der Kirche «immer nur Gelder zu, niemand trat mit Zahlungsforderungen an sie heran, und sie war nie, wie die Könige, gezwungen, ihren Besitz unter eine Schar von Erben aufzuteilen . . .» (Lasko). Hatte man jedoch erst etwas, verteidigte man es mit allen Mitteln.[26]

Wenig spielt in den Konzilsdekreten der Merowingerzeit eine größere Rolle als der Schutz der Kirchengüter, die man immer wieder für unveräußerlich erklärt. Wer sie zurückbehält oder sie sich widerrechtlich beschafft, verfällt der Exkommunikation, wer sie beschlagnahmt, lebenslänglichem Kirchenbann. Alle Schenkungen zugunsten der Kirche sind unwiderruflich. Das Recht der Verjährung darf niemand zu ihrem Nachteil, wohl aber sie selbst zu ihrem Vorteil anwenden. Ja, sie geht gegen legitime Erben vor, die sich nicht um ihr Erbe bringen lassen wollen. Kurz, nichts bewachte die Kirche so eifersüchtig wie ihren immer größer werdenden Grundbesitz und ihren sonstigen Reichtum.[27]

Das 4. Konzil von Orléans (541) erklärt Schenkungen, schriftlich oder durch Handschlag vereinbart, als heilig und unwiderruflich, sind sie für die Kirche oder ihre Mitglieder bestimmt. Es läßt für Kirchengüter auch nach langdauernder Entfremdung keine Verjährung zu. Das Konzil von Tours (567) droht jedem, der im Bürgerkrieg Kirchengut ohne Rückerstattung raubt oder beschädigt, die Exkommunikation, den Kirchenbann an bis zum Tod. Das Konzil von Mâcon (581 oder 583) exkommuniziert eine Nonne Agnes, die Land an Große veräußerte, um deren Schutz zu bekommen. Und auch diese Großen werden exkommuniziert. Blauäugig schreibt Odette Pontal: «Diese auffallende Sorge um

die Wahrung des kirchlichen Besitzes könnte den Schluß auf eher materielle Interessen der Kirche des Merowingerreiches nahelegen» – während doch diese sich so nur gegen die wölfische Welt sichert![28]

Und zum stetig wachsenden Kirchenland – eine enorme Einkunftsquelle und, um es zu wiederholen, unveräußerlich – kamen noch andere finanzielle Vorteile hinzu; Opfergaben etwa, die Erhebung von Gebühren, der Zehnt, den man im 5. Jahrhundert als eine Art Almosen erfand, bis er im späteren 6. Jahrhundert aus einer moralischen Verpflichtung zu einer rechtlichen wurde mit entsprechenden Sanktionen gegen Übertreter. Wer ihn verweigerte, wurde exkommuniziert. Ein Schreiben, kurz nach dem Ende des Konzils von Tours (567) verfaßt und vom dortigen Metropoliten sowie von dreien seiner Bischöfe unterschrieben, fordert von den Gläubigen die Zahlung des Zehnten nicht nur von Gütern, sondern auch von Sklaven; wobei hier erstmals in einem merowingischen Text vom Zehnt die Rede ist. Wer aber gegen die richtige Verwendung des Zehnten verstößt, dem droht das Konzil von Mâcon die Exkommunikation an. Und 779 wird bei Karl «dem Großen» daraus eine obligatorische Steuer!

Güterschenkungen fielen übrigens nicht der Gesamtkirche zu, sondern gewissen Einrichtungen, Diözesen etwa, Abteien. Und natürlich waren auch die den Klöstern zufließenden Landschenkungen «als gutswirtschaftliche Sklavenbetriebe organisiert» (Angenendt). Allein das Kloster Sankt Gallen verfügte gegen Ende der Karolingerzeit über fast 2000 Zinsbauern. Schenkungen an die Kathedrale teilte der Bischof mit seinen Priestern: von Schenkungen an die Pfarrkirchen erhielt er «nur ein Drittel»; aber Weinberge oder Ländereien bekam er ganz, ebenfalls alle Sklaven.[29]

Man hat vermutet, daß es im Merowingerreich mehr Sklaven gab als im 4. Jahrhundert. Die Burgunder etwa gelangten zu einem großen Sklavenbestand wohl erst lange nachdem sie Christen geworden, vor allem durch die Kriegszüge nach Italien, durch Abtretung römischen Grundbesitzes, durch strafweise Verknechtung im Hausdienst und in der Landwirtschaft. Zwar

verwandte sich die Kirche in gewisser Hinsicht für die Sklaven. Für deren Sonntagsruhe zum Beispiel, was pastorale Gründe hatte, also (auch) eigensüchtige. Oder indem sie einem Sklaven Asyl anbot, das er freilich bei bloßer Versicherung seines Herrn, ihn weder zu töten noch zu mißhandeln, wieder verlassen mußte, notfalls mit Gewalt. Auch schützte sie ihn nicht mehr, wenn er Genugtuung verweigerte oder floh. Und christliche Sklaven eines Juden konnte der Bischof selbst behalten; nur gegen entsprechende Bürgschaft des Juden mußte er sie retournieren.

Auch am Eigentumsrecht des Herrn rüttelte eine Kirche nicht, die selber Sklaven haufenweise hielt – «ein grundlegendes Element ihres Eigentums» (Orlandis/Ramos-Lisson). Ihre gewaltigen Domänen ließen sich nur mit gewaltigen Sklavenscharen bewirtschaften. Und ein Sklave wurde, zumindest in der Karolingerzeit, in der Regel schon als Sklave geboren. Er galt rechtlich nicht mehr als eine bewegliche Sache; er konnte verkauft, und zwar auch von seiner Ehefrau getrennt verkauft werden. Nicht einmal durch die Priesterweihe wurde ein Sklave frei. Auch durch die Ehe nicht. Und jedes Sklavenkind blieb Sklave, war auch nur ein Elternteil versklavt. Auch kam es zu neuer Verknechtung, neuer Unfreiheit: bei Geldfälscherei, Verrat, Entführung oder Ehebruch. Ja, die sogenannte obnoxiatio ermöglichte die Versklavung eines Armen um Gottes willen, das heißt natürlich zugunsten der Kirche, der er dann gehörte. («Um Gottes willen!» – bedeutet nie etwas Gutes!) Hatte sie selbst aber Sklaven befreit und losgekauft, wurden ihr diese tributpflichtig. Noch die eigenen Sklaven des Bischofs mußten, ließ er sie frei, im Kirchendienst bleiben. Oder er hatte aus seinem Privatvermögen der Kirche so viel zu überlassen, daß diese Zuwendung den durch die Freilassung entstandenen Verlust mehrfach aufwog. Äbte durften dem Kloster geschenkte Sklaven überhaupt nicht befreien, hielten es doch die Konzilsväter von Epaon (517) für ungerecht, daß Mönche die tägliche Feldarbeit leisteten, während die Sklaven der Faulheit frönten.[30]

Verdienstvollerweise erinnert der Historiker Bosl einmal daran, «alle» daran, «daß die Geschichte der Unterschichten und der

Unfreiheit bzw. Leibeigenschaft für über 98% unserer Menschen ihre eigene Geschichte und die ihrer Familie ist», da «fast 99% aller heutigen Deutschen und Europäer von Leibeigenen abstammen».[31]

Das vielzitierte, durch Gregor überlieferte Wort Chilperichs I. veranschaulicht übertrieben, doch drastisch die Situation: «Seht, arm ist geworden unser Schatz, seht, unser Reichtum ist der Kirche zugefallen (ecce divitiae nostrae ad ecclesias sunt translatae). Nur noch die Bischöfe allein herrschen; mit unserer Macht ist es vorbei.» Begreiflich, daß der König, wie Gregor weiter mitteilt, Testamente zugunsten der Kirche immer wieder vernichtet, daß er die Bischöfe des Herrn unaufhörlich gelästert, über nichts im kleinen Kreis lieber gespottet habe. Begreiflich auch, daß Bischof Gregor den König «Nero nostri temporis et Herodis» nennt (aber weder Nero noch gar Herodes waren die Scheusale, wozu die Kirche sie machte!). Begreiflich, daß Gregor den König einen Säufer schimpft und schreibt, «sein Gott war der Bauch». Doch gerade dieser, von unserem Heiligen so heruntergerissene Herrscher verfaßte nicht nur diverse Schriften, versuchte nicht nur, als Bewunderer der römischen Kultur, dem lateinischen Alphabet neue Buchstaben einzufügen, sondern hatte auch eine Vorliebe für theologische Fragen.[32]

Das hatte die Mehrzahl des damaligen (und nicht nur damaligen) Klerus ganz gewiß nicht. Auch kein Interesse für sonstige gelehrte oder geistige Probleme. Die Wissenschaft, erklärt Bischof Gregor gleich zu Beginn seiner «Fränkischen Geschichte», sei in Gallien «gänzlich in Verfall geraten», «bei uns untergegangen». Sieht doch auch ein Schreiben des Papstes Agatho samt Synodalen Anno 680 an den Kaiser von Byzanz keinen Bischof auf der Höhe weltlicher Wissenschaft stehen. Vielmehr lebten sie unter fortgesetzten Kämpfen, und das einstige Kirchenvermögen sei verschwunden. Schon einige Jahrzehnte früher fand in Gallien der Mönch Jonas von Bobbio nicht nur durch äußere Feinde der Kirche, sondern auch «durch Nachlässigkeit der Bischöfe, die Kraft der Religion beinahe vernichtet».[33]

«... ein tiefes Niveau», «... ein barbarisches Niveau»

So urteilen zwei moderne Gelehrte – Karl Baus und Josef Fleckenstein – über den katholischen Klerus und die Katholische Kirche der Merowingerzeit. Denn der Durchschnitt der Bischöfe war um nichts besser als der Adel. Und gerade vom Episkopat aus verbreiteten sich Gewalt und Korruption durch die ganze Geistlichkeit. Es herrschte in dieser Kirche «ein barbarisches Niveau» (Fleckenstein).[34]

Die Bischöfe, die ja längst nicht mehr aus der Mitte der Gemeinde kamen – Chlotar II. (584–629) setzte als Norm ihre Wahl aus den Kreisen des Hofadels durch –, unterdrückten mit der übrigen Herrenkaste gemeinsam das Volk. Sie herrschten manchmal als wahre Despoten in ihrem Umkreis. Sie hurten und soffen kaum weniger als die Laien. Sie erzählten sich an der Königstafel ihre Meineide und Ehebrüche – Bischof Bertram von Bordeaux stand sogar in Verdacht, es mit Königin Fredegunde getrieben zu haben. Oft bestimmten sie selber ihre Nachfolger. Entsprechende Regelungen, Absprachen berichten Quellen immer wieder. Gern vererbten sie die Bistümer ihren Neffen. Ganze Diözesen gingen unter Karl Martell von Bischofsvätern auf Bischofssöhne über: Trier von Liutwin auf Sohn Milo; Mainz von Gerold auf Sohn Gewilib; Lüttich von Hubert, später sogar als Heiliger verehrt, auf seinen Sohn Floribert. Andere erwarben die Bischofssitze durch Urkundenfälschung oder gegen Geldzahlung, wie Bischof Eusebius von Paris, ein syrischer Kaufmann, der so den Bruder seines Vorgängers ausstach, Bischof Ragnemond von Paris. Und nach dem Tod des Cautinus zu Avern (Clermont), schreibt Gregor von Tours, «machten sehr viele große Anstrengungen, um das Bistum zu erlangen, indem sie viel Geld ausgaben und noch mehr versprachen». Auch am Hof arbeiteten manche mit Bestechung, wie Bischof Aegidius von Reims. Häufig bei Wahlen waren Parteikämpfe, auch Gewaltakte. Ja, es kam vor, daß eine Stadt zwei Bischöfe zugleich hatte. So teilten sich in Digne Bischof Agapius und Bischof Bobo das Kirchengut, ehe eine Synode beide absetzte.

Analoges geschah in Klöstern, die überdies im urbanen Bereich seit dem 5. Jahrhundert wichtige Stützpunkte bischöflicher Stadtherrschaft sind, seit dem 6. Jahrhundert sich stark vermehren, seit dem 7. zu den größten Grundherren des Landes gehören, oft reicher als die bischöflichen Kathedralen. Im ausgehenden 7. Jahrhundert, als es im ganzen Reich weit über vierhundert Klöster gibt, besitzen sie und die Kirchen ein Drittel Galliens! Doch verließen Bischöfe und Äbte auch ihre Posten und kehrten ins «weltliche» Leben zurück. Andere blieben und lebten als Kleriker oder Mönche wie irgendwelche Laien. Wieder andere mußten ihre Mitbrüder fliehen, wie Bischof Theodor von Chur, der wegen Differenzen mit seinem Mailänder Metropoliten 599 bei Bischof Syagrius von Autun Zuflucht sucht.[35]

Nicht selten steckten die Prälaten aber auch mit ihren eigenen Priestern fast in einer Art Dauerkrieg, befehdeten so mancher Bischof und sein Archidiakon sich auf Leben und Tod. Haßten die Oberhirten doch aus nichtigsten Gründen oft über jedes Maß und derart häufig, «daß es fast als ein Naturgesetz angesehen wurde, daß jeder Bischof der geborene Feind und Verfolger seines Klerus sei» (Rückert).

Die Priester konspirierten und intrigierten deshalb gegen ihre Vorgesetzten. Sie widersetzten sich offen, verbanden sich auch immer wieder zu Gilden, zu Verschwörungen, Eidgenossenschaften und riefen sogar die Hilfe der Laien an.

Es geschah, daß ein einzelner Geistlicher oder eine ganze Meute einen Bischof in seinem Haus überfiel, einsperrte, vertrieb. Es kam zu Mordversuchen und Morden, auch zu Aufständen in Klöstern. In Rebais mußte Abt Filibert sein monasterium verlassen. In Der wurde Abt Berchar von einem Mönch umgebracht. Der Bischof Aprunculus von Langres konnte nur durch Flucht bei Nacht über die Stadtmauer einem Totschlag entgehn. Den Bischof Waracharius vergifteten seine Kleriker.

In Lisieux konspirierten der Erzdiakon und ein Priester gegen Bischof Aetherius, doch mißlang das Mordkomplott ebenso wie ein Schmierenstück, durch das sie ihn zu diffamieren suchten.

Angeführt von dem Geistlichen Proculus und dem Abt Ana-

stasius sowie dem Statthalter der Provence, attackierte der Klerus von Marseille den dortigen Bischof Theodorus. Man verhöhnte, mißhandelte ihn. Wiederholt erbrachen die Priester alle Kirchengebäude, plünderten die Vorratskammern und schleppten einen Teil der Kirchenschätze fort. Doch was selbst durch königliche Hand noch Böses dem Prälaten passierte – «es blieb die Rache Gottes nicht aus, der immer seine Diener dem Rachen räuberischer Hunde zu entreißen pflegt». Oder wie Bischof Gregor nach einem anderen Skandalfall schreibt: «Denn Gott rächt seine Diener, die auf ihn hoffen.»

Die Rache, das liebste Kind der Religion der Liebe.

Den Erzbischof Praetextatus von Rouen stach, sinnigerweise am Ostersonntag 586 während der Messe am Hochaltar seiner Domkirche, ein Sklave der Fredegunde ab. Keiner der vielen Geistlichen, die um ihn waren, kam ihm zu Hilfe. Als fromme Beterin weidete sich die Königin selber am Anblick des Sterbenden. Sie hatte dafür 100 Goldgulden gezahlt; weitere 50 der Bischof Melantius, ebensoviel der Archidiakon von Rouen – kein singulärer Vorgang mehr. Später wurde der Mörder von Fredegunde ausgeliefert und durch den Neffen des Erzbischofs ermordet, während Fredegunde straflos blieb: Die Kleinen hängt man ...[36]

Immer wieder auch kam es zum Streit zwischen Klerus und Adel.

So lieferten sich die Diener des Bischofs Priscus von Lyon und des Herzogs Leudegisel blutige Kämpfe. In Javols wüteten die comites gegen die Geistlichkeit und den Bischof Parthenius, dem Graf Palladius auch die «abscheuliche Unzucht» mit seinen «Geliebten» vorwarf. Syagrius, Sohn des Bischofs Desideratus von Verdun, überfiel samt Haudegen seinen Gegner Sirivald in dessen Schlafkammer und machte ihm den Garaus. In Angoulême kam es zu Auseinandersetzungen zwischen dem Ortsbischof Heraklius und dem Grafen Nanthin. Als Neffe des ermordeten Bischofs Marachar von Angoulême erhob Nanthin Ansprüche auf Kirchenvermögen, wobei mehrere Laien und ein Priester getötet, Häuser geplündert und zerstört worden sind. Der Abt Germanus

des Klosters Münstergranfelden, Elsaß, fiel im späten 7. Jahrhundert gegen die Kriegsknechte des Herzogs Eticho (Vater der hl. Odilia) und wurde sogar Heiliger.[37]

Überfälle auf Kleriker waren schon damals häufig, nicht zuletzt weil man ihre (meist mitgeführten) kostbaren Gewänder und Kirchengeräte begehrte. Und oft wurden «Missionsmönche» bei der Urbarmachung von Klostergrund durch die Selbstjustiz der Bauern oder Jagdhüter erschlagen – mehr hierbei bezeichnenderweise als bei der «Evangelisation».

Auch das Asylrecht wurde fortgesetzt mißachtet, noch in den Kirchen gemordet, waren sie doch besonders geeignet zur bewaffneten Pirsch etwa auf schlachtreife Fürsten. Allein König Guntram hätte dreimal beim Kirchgang liquidiert werden sollen. Und natürlich focht man auch in den «Gotteshäusern», wie zwei verwandte, bei Chilperich hochangesehene Familien, die einander erschlugen «bis vor den Altar». «Viele wurden mit dem Schwerte verwundet, die heilige Kirche mit Blut bespritzt, die Türen von Speeren und Schwertern durchbohrt» (Gregor von Tours).[38]

Bei der Bischofswahl ging es zu wie nicht selten bei einer in Rom, geriet man gern «hart aneinander». In Clermont-Ferrand und Uzès half man mit Bestechungen nach. In Rhodez verschwanden aus gleichem Anlaß fast alle «heiligen» Geräte aus der Kirche und der größere Teil ihres Vermögens. In Langres erstach man bei der Bistumsbesetzung den Bruder des hl. Gregor, den Diakon Petrus, auf offener Straße, weil Petrus, wie Bischof Felix von Nantes behauptete, «auf das Bistum begierig seinen Bischof getötet hatte».[39]

Obwohl die Konzilien das Waffentragen der Geistlichen regelmäßig verurteilten, blieb dies bei ihnen Brauch. Sie zogen damit zur Jagd und in die Schlacht – etwas ungleich wohl ihrem Herrn Jesus. Sie mordeten eigenhändig Menschen, wie die Bischöfe Salonius und Sagittarius. Um 720 marschierte Bischof Savaricus von Auxerre höchst streitbar nach Lyon, um für sich Burgund zu erobern, fiel aber angeblich durch einen «Blitzstrahl» vom Himmel. Wiederholt ließen sich Geistliche auch als Killer dingen, um König Childebert oder Brunichild zu beseitigen. Aetherius, Bi-

schof von Lisieux, sollte auf Betreiben seines Archidiakons durch einen Priester mit der Axt erschlagen werden.[40]

Über den oder die Mörder eines seiner Vorgänger schweigt Gregor. Durch einen vergifteten Trunk, den er 529 genoß, «als gerade die hochheilige Nacht der Geburt des Herrn dem Volke anbrach» (nur dem Volke?), starb auf der Stelle der Bischof Francilio von Tours, ein von Senatoren abstammender, schwerreicher, verheirateter, doch kinderloser Prälat. Durch Gift, in einem Fischkopf gereicht, verblich 576 auch Bischof Marachar von Angoulême auf Anstiften seines Nachfolgers, des Bischofs Frontonius. Beteiligt waren auch einige Priester der dortigen Kirche. Und schon ein Jahr später ereilte Frontonius «das Gericht Gottes» (Gregor von Tours).[41]

Im März 630 wurde der Bischof Rustikus von Cahors von Diözesanen ins Jenseits befördert, ohne daß wir von einem Einschreiten der Kirche gegen die Mörder hören. Ungesühnt blieb auch die Tötung des Bischofs Theodard von Maastricht, wahrscheinlich 671 oder 672, durch Kirchenräuber, wobei ihn seine Begleiter in einem Wald bei Speyer preisgaben. Auch Theodards Nachfolger, Bischof Lambert von Maastricht, endete, wahrscheinlich 705, durch Mord, nachdem er selber zwei seiner Gegner, die Brüder Gallus und Riold, hatte erschlagen lassen. Der Bischof Gaudinus von Soissons, von Bürgern öffentlich des Wuchers bezichtigt, wurde um 707 in eine Zisterne des Dorfes Herlinum gestürzt, in der er erstickte. Nach der Beseitigung des Bischofs Herchenefreda ließ König Dagobert I. die Schuldigen teils verbannen, versklaven, verstümmeln oder töten.[42]

Lassen wir noch einige andere Vertreter dieses Klerus Revue passieren, der selbst nach dem katholischen Handbuch der Kirchengeschichte «allenthalben, vor allem im Frankenreich, auf ein tiefes Niveau abgesunken war». Nun, da fanden wir ihn doch schon in der Antike (III 5. Kap.). Später freilich sank er weiter ...[43]

Kleine Revue der Gottesmänner

Bischof Chramlin von Embrun hatte sich durch eine gefälschte Urkunde sein Bistum beschafft. Bischof Agilbert von Paris und Bischof Reolus von Reims schwuren zur Täuschung des austrischen Herzogs Martin ihre Eide auf leere Reliquienkapseln, worauf dieser, den Prälaten Glauben schenkend, «mit all den Seinen getötet wurde». Dem Bischof von Riez, Contumeliosus, warf das Konzil von Marseille (533) «multa turpia et inhonesta» vor: Ehebruch anscheinend, sogenannte Sittenlosigkeit, auch die Aneignung geraubter Kirchengüter, die er seinem Privatbesitz zuschlug.

Auch Bischof Badegisel von Le Mans (581–586) gaunerte und raubte sich ein Vermögen zusammen, selbst bei seinen eigenen Geschwistern. Prozesse führte er ebenso vortrefflich wie das Schwert, weidete aber auch die eignen Schäfchen mit eiserner Hand. Natürlich hatte er eine Frau, natürlich war sie «noch schlimmer», trieb sie ihn «durch die abscheulichsten Ratschläge zu Schandtaten an». Magnatrude, die edle Bischofsgattin, machte sich ein Pläsier daraus, Männern den Penis mit der Bauchhaut abzuschneiden und die Schamteile von Frauen mit glühenden Eisen zu versengen. «Noch viele andere abscheuliche Dinge tat sie, aber es ist besser, davon zu schweigen», sagt Gregor.[44]

Die Trunksuchr, wie der Chronist bezeugt, grassierte beim Klerus nicht weniger als bei den Laien. Auch der hl. Gildas, der erste Geschichtsschreiber der Briten, weist darauf hin. Ebenso der hl. Bonifatius, der einmal Erzbischof Cudberht von Canterbury vorhält, «daß in Euren Sprengeln das Laster der Trunkenheit allzusehr zur Gewohnheit geworden sei». Von manchen Bischöfen, schreibt Bonifatius, daß sie nicht nur sich selbst betrinken, sondern auch «andere durch Darreichung größerer Trinkgefäße zwingen, sich zu berauschen».

Die Bischöfe Salonius und Sagittarius durchzechten und durchsoffen noch die Nächte, «wenn die Geistlichen in der Kirche schon die Frühmesse lasen». Bischof Eonius von Vannes zelebrierte zwar etwas Ähnliches einst in Paris, immer eine Messe

wert, aber so sternhagelvoll, daß er «unter lautem Schreien und Schnauben» zu Boden ging und vom Altar getragen werden mußte. Er beduselte sich oft derart, «daß er keinen Schritt tun konnte». Gunther von Tours, ein ehemaliger Abt, wurde als Bischof durch Alkoholismus «fast blödsinnig». Oberhirte Droctigisil von Soisson war so keusch, daß er sich buchstäblich um den Verstand soff. Der Diakon Theudulf, ein Freund des Bischofs Audovech von Langres, kam im Suff um.

Cautinus, Erzbischof von Clermont, der, wen immer er konnte, um sein Eigentum brachte, auch durch nackte Gewalt, betrank sich täglich und wurde gewöhnlich von vier Männern von seinen Sauforgien geschleppt. Er las weder weltliche noch kirchliche Bücher, verstand sie angeblich gar nicht, hielt es aber, ihm sehr verübelt, mit Juden und steckte tief in Wuchergeschäften. Einen seiner Kleriker, dessen Geld er begehrte, deponierte er, um ihn gefügig zu machen, neben einer schon faulenden Leiche in einer Gruft. Zuletzt erlag Cautinus – «am Leidenstage unseres Herrn» – eben jener Seuche, vor der er dauernd auf der Flucht gewesen. Etwas später, unter Karl Martell, gehörte Bischof Milo von Trier zu den Säufern.[45]

Schlimmeren Schlages: die Brüder Salonius von Embrun und Sagittarius von Gap.

Beide einst tugendhafte Zöglinge des hl. Nicetius von Lyon, seinerseits Großonkel des hl. Gregor, Neffe und Nachfolger des hl. Sacerdos. Alles heilig ringsum! Und das edle Prälatengespann wütete «mit Raub, Blutvergießen, Mord, Ehebruch und anderen Verbrechen wie wahnsinnig» (Gregor von Tours). Doch erst als sie den Kollegen Victor von Trois-Châteaux in der Dauphiné, just während seines Geburtstagsbanketts, überfielen, verprügelten, bestahlen, seine Diener erschlugen, setzte sie eine Synode von Lyon (567/570) als «völlig schuldig» ab. Doch König Guntram, der Heilige, billigte ihre Berufung nach Rom – der einzige bekannte Fall einer solchen aus dem merowingischen Gallien im ganzen 6. Jahrhundert. Und der Heilige Vater Johannes III. führte sie wieder in Ämter und Würden und den Schutz Guntrams zurück. Weiter schlugen sie ihre Diözesanen «mit Knüppeln bis aufs

Blut» und erlegten in offener Feldschlacht die Leute mit eigener Hand, bis ihre Einmischung in das Intimleben des frommen Königs sie hinter (weit voneinander entfernte) Klostermauern versetzte, die Fürsprache vermutlich geistlicher Freunde aber auch wieder heraus. Erneut bestiegen sie ihre Bischofsstühle, um es (nach etwas Fasten, Beten, Psalmensingen) nur desto toller zu treiben mit Schwanz und Schwert. Indes wollte sie ein geistliches Gericht noch immer nicht depossedieren. Doch der König, einen Hochverratsverdacht hegend, brachte sie abermals ins Kloster – und ihr Ausbruch endgültig unter die Räuber.[46]

Ein Kloster war im ganzen Mittelalter häufig kein Ort des Friedens oder des lebendigen Begrabenseins (wiewohl auch dies, im schlimmsten Sinne). Und noch kirchenfreundliche Historiker nennen den Unfrieden dort «eine allgemeine Erscheinung», auch in «Frauenklöstern». Viele Christusbräute schlugen andere, schlugen Laienschwestern, Laienbrüder, Kleriker – wurden freilich auch von diesen geschlagen. Und Bekuttete beiderlei Geschlechts lebten selten sehr asketisch. Am wenigsten vielleicht jene Nonnen, die christkatholische Könige zur Vermehrung des Reiches Gottes mit ihren Konkubinen gezeugt.[47]

Rebellion im Nonnenkloster

Im Sainte-Croix zu Poitiers, im Kloster der hl. Radegunde, dieser zartesten, reinsten Heiligen ihrer Zeit (S. 91), revoltierten Anno 589/590 «vom Teufel verführt», wie zehn Bischöfe schriftlich bekennen, zwei Prinzessinnen. Chrodechilde, die Tochter König Chariberts, und Basina, die Tochter König Chilperichs (und der Audovera), lehnten sich gegen die Äbtissin Leubovera auf. Mit etwa 40 anderen, puellae vermutlich meist vornehmen Standes und wohl weniger ins Kloster eingetreten als hineingesteckt, entsprangen sie dem heiligen Haus, und ein harter geistlicher Rest sozusagen verschanzte sich außerhalb von Poitiers in der Kirche Saint-Hilaire, zusammen mit allerlei Kavalieren: Diebe angeb-

lich, Giftmischer, Mörder. Wochenlang terrorisierte man die Stadt, stürmte, plünderte das Kloster und verdrosch zurückgebliebene Schwestern noch in den Betsälen. Am Grab der hl. Radegunde, in der Domkirche, auf den Straßen: täglich soll Blut geflossen sein. Selbst als mehrere Prälaten, der Metropolit Gundegisel von Bordeaux sowie seine Suffragane samt Klerikern sich in die Kirche des hl. Hilarius wagten, das Haus der Großen Freiheit, um auf Befehl des Königs den Streit zu untersuchen, fiel die Schar «mit solcher Gewalttätigkeit über sie her und schlug die Bischöfe zu Boden, daß sie sich kaum wieder erheben konnten; auch die Diakone und die anderen Geistlichen liefen blutbespritzt und mit zerschlagenen Köpfen aus der Kirche». Die Äbtissin Leubovera aber wurde im Kloster überfallen, von einer Lade mit (natürlich «echten») Kreuzpartikeln, woran sie sich geklammert, weggerissen, durch die Gassen geschleift und in der Kirche des hl. Hilarius verwahrt.

Kein Wunder (oder vielmehr doch eines), daß in diesem Jahr, wie der hl. Gregor erzählt, so viele Zeichen geschahen (eigentlich freilich wie fast jedes Jahr), gewaltiger Regen, Hagelschlag niederging, die Flüsse über die Maßen schwollen, und Bäume blühten im Herbst. «Im November sah man Rosen ...» Zeichen über Zeichen, oh, die Entartung der Welt. Nur mit Gewalt, mit neuerlichem Blutvergießen konnte der comes Macco, der Graf der Stadt Poitiers, schließlich die Rebellen bezwingen. Man geißelte manche, schnitt ihnen christlich das Haar, die Hände, einigen auch Ohren, Nase ab – «und die Ruhe kehrte zurück» (Gregor). Die beiden Prinzessinnen aber schickte das Konzil von Metz (590) zurück nach Poitiers und hob, auf Intervention König Childeberts II., ihre kurz zuvor, im selben Jahr erst, ausgesprochene Exkommunikation auf. Basina wanderte wieder ins Heiligkreuzkloster, die unversöhnliche, eigenwillige Chrodechilde bekam eine «villa» in (oder bei) der Stadt, ein Geschenk König Childeberts.

So ging man sonst nicht mit widerspenstigen Nonnen um. Gerade in Klöstern hagelte es, oft schon für lächerliche «Vergehen», drakonische Strafen. Doch waren (und sind) Bischöfe in aller

Regel ein feiges Pack. Sie machten hier, formuliert Georg Scheibelreiter (vornehmer), «keine gute Figur». Und so kamen die Gottgeweihten aus dem Königshaus, trotz ihrer «maiora crimina», auffallend glimpflich davon. Ja, wir hören von keinerlei Strafe oder auch nur Buße. Um so merkwürdiger, als der Nonnenaufstand von Poitiers eine blutige Geschichte war, das der Äbtissin Unterstellte aber teils grundlos, teils eher geringfügig erscheint – «causae leviores»; wenn man etwa davon absieht, daß Männer das Nonnenbad benutzt, gelegentlich Schmausereien gefeiert haben (die allerdings gar keine waren, da nur «geweihtes Brot» gegessen wurde und überdies von «christlich gesinnten, gläubigen Personen»), absieht auch davon, daß mehrere Nonnen, doch nur infolge der «Wirren», schwanger geworden. Oder daß die Nichte der Äbtissin im Kloster wohnte, ohne Klosterfrau zu sein.[48]

Wundert man sich? Die Regel des hl. Caesarius, Bischof von Arles und Gründer eines Frauenklosters, gestattete es, bereits sechsjährige Mädchen zu heiligen Jungfrauen, «Gottgeweihten» zu machen. Und die Regel des hl. Benedikt sorgte dafür, im selben Alter Knaben für immer hinter Klostermauern zu vergraben, um den Mönchsnachwuchs zu decken.[49]

Alles haben die Herrschenden unterdrückt und ausgesogen. Am meisten verachtet aber wurden vermutlich die Juden; zumal vom christlichen Klerus verachtet, der ja mit der ihn kennzeichnenden Demut den Rangunterschied noch von Christen, von Klerikern und «Laien», zum Gegenstand von Konzilien machte. So dekretiert Mâcon (585) den steten Vorrang des Priesters vor dem Laien, der ihn nicht nur grüßen, sondern auch vom Pferd steigen mußte, ging jener zu Fuß.[50]

Und nun gar die Juden!

«. . . und begaben sich nach Marseille» oder Ohne Jude bleibt der Christ gesund

Die christliche Judenfeindschaft geht vom Neuen Testament aus, besonders von Paulus und dem sogenannten Johannesevangelium. Und die meisten, die prominentesten alten Kirchenväter und -lehrer haben diese Feindschaft dann weitergetragen und oft enorm verschärft (I 2. Kapitel, I 438 ff., 511 ff., II 48 ff., 271 ff., 391 ff. u. a.).

Nach vielen katholischen Vorgängern schleuderte auch Kirchenlehrer Isidor von Sevilla eine Schrift «Contra Judaeos». Und auch der hl. Julian, Erzbischof von Toledo, selbst jüdischer Abstammung, schrieb 686 ein christliches Opus mit antijüdischer Tendenz. Wie denn das 12. Konzil von Toledo (681) nicht weniger als 28 judenfeindliche Gesetze dekretiert, das 16. Konzil (693) sie bestätigt und die Juden vor allem wirtschaftlich schädigt. Das 17. Konzil von Toledo (694) aber erklärt alle Juden wegen staatsfeindlicher Umtriebe und Beleidigung des Kreuzes Christi zu Sklaven; ihre Vermögen werden konfisziert und ihre Kinder ihnen vom siebten Jahr an fortgenommen.

Die Kirche im Merowingerreich verbot jede Verbindung zwischen ihrem Anhang und den Juden, die vor allem in den gallischen Handelsstädten saßen. Katholiken durften Juden nicht heiraten, nicht einmal mit diesen essen. Kein Jude durfte sich im Beisein eines Priesters setzen, ohne dessen Erlaubnis. Schwere Strafen drohten Juden, die christliche Sklaven zu bekehren suchten. Ihre Freilassung gar, wenn sie übertraten, wurde für ungültig erklärt. Und seit dem Konzil von Mâcon (581 oder 583) gestattete man Juden überhaupt keine christlichen Sklaven mehr.[51]

Die Konzilien im Merowingerreich verboten im 6. Jahrhundert Juden alle öffentlichen Ämter; auch militärische. Im 7. Jahrhundert konnten sie beamtet bleiben, falls sie zu Kreuze krochen, das heißt sich taufen ließen. Ergo: nur religiöse Gründe oder das, was man so nennt, waren maßgebend.[52]

Die dauernde Judenfeindschaft der Catholica zeitigte natürlich Früchte.

So arbeitete beispielsweise der hl. Avitus von Vienne (S. 58, 63 ff.), noch im 20. Jahrhundert im «Lexikon für Theologie und Kirche» als «Säule der Kirche im Burgunderreiche» gerühmt, nicht nur «unermüdlich an der Ausrottung der Häresie», sondern auch, was da freilich nicht steht, an der des Judentums. Denn «sehr häufig», berichtet der hl. Gregor von Tours, ermahnte Avitus die bösen Juden, sich zu bekehren. Und einmal war es dann soweit, just während einer Prozession, «an dem heiligen Tage, da der Herr nach der Menschheit Erlösung glorreich zum Himmel auffuhr, stürzte sich plötzlich, als der Bischof unter Chorgesang von der Hauptkirche zu der Kirche zog, die ganze Menge derer, die ihm folgte, über die Judenschule und zerstörte sie von Grund aus, so daß ihre Stätte der Erde gleich gemacht wurde».

Ein Terrorakt? O nein. Schon anderntags schickte der überaus tolerante Heilige den Juden die Botschaft: «Mit Gewalt will ich euch nicht zwingen, den Sohn Gottes zu bekennen.» Nein, er, «zum Hirten gesetzt über die Schafe des Herrn», müsse nur, wie dieser, auch jene anderen «Schafe, die nicht aus seinem Stalle seien, die müsse er herbeiführen, auf daß Ein Hirt und Eine Herde werde. Wenn ihr deshalb glauben wollt wie ich» – darum geht es in ihrer ganzen unseligen Geschichte: alles soll glauben wie sie oder zum Teufel fahren! –, «so sollt ihr Eine Herde sein und ich euer Hirte, wenn aber nicht, so verlaßt diesen Ort.» Wahrlich eine klare, eine großartige, eine durch und durch christkatholische Botschaft. Und so wollten denn die einen glauben und sich auf diese «milde» Weise bekehren lassen. Die anderen aber, «welche die Taufe verschmäht hatten, zogen aus von der Stadt und begaben sich nach Marseille».

So einfach – und begaben sich nach Marseille ... Was im übrigen Gregor nur erzählt, «weil unser Gott nimmer müde wird, seine Priester zu verklären ...»[53]

Auch der hl. Gregor ist – natürlich! – ganz antijüdisch orientiert, was oft bei ihm durchschlägt, etwa wenn er den «Zorn», die «Bosheit» der Juden brandmarkt, ihren «Sinn, der sich geweidet hatte am Blut der Propheten», der erst recht danach gierte, «ungerecht den Gerechten» zu töten. Selbst der hl. Martin, der doch

Wunder über Wunder tut, ist ohnmächtig, wird ein Judenarzt hinzugezogen, wie bei dem erblindeten, dann wunderbar wieder sehenden und schließlich wieder wunderbar erblindeten Leunast, Erzdiakon von Bourges. «Denn er wäre gesund geblieben, wenn er nicht nach Gottes Wundertat noch den Juden gerufen hätte.»[54]

Der fromme König Guntram, der die Juden «schlecht und treulos» schimpft und «immerdar arglistigen Herzens», der sich weigert, die erst kürzlich von Christen zerstörte Synagoge wieder aufbauen zu lassen, hat Bischof Gregors ganzen Beifall. «O du herrlicher und du hochweiser König!»[55]

10. KAPITEL

DIE HERAUFKUNFT DER KAROLINGER

«... mit der Hilfe Christi, des Königs der Könige und des Herrn der Herrn ...» Fredegarii Continuationes[1]

«Bald drangen die Franken mit Schiffen und Wurfspeeren auf sie ein, durchbohrten sie in den Fluten und töteten sie. So triumphierten schließlich die Franken über die Feinde und eroberten viel Kriegsbeute; als sie viele Gefangene gemacht hatten, verwüsteten die Franken mit ihrem siegreichen Feldherrn das Gotenland. Die hochberühmten Städte Nîmes, Agde und Béziers ließ er samt ihren Haus- und Stadtmauern bis zum Boden niederreißen, legte Feuer und steckte sie in Brand; er zerstörte auch die Vorstädte und Befestigungen dieses Gebietes. Als er, der bei allen Entscheidungen von Christus geleitet wurde, in dem allein das Heil des Sieges liegt, das Heer seiner Feinde besiegt hatte, kehrte er wohlbehalten in sein Gebiet zurück ...» Fredegarii Continuationes[2]

«Das Handwerk der Karolinger war der Krieg. Nichts anderes hatten sie gelernt, für nichts anderes waren sie erzogen, durch nichts anderes konnten sie sich beweisen.» Wolfgang Braunfels[3]

Im Laufe des 7. Jahrhunderts wurden die drei Reichsteile Austrien, Neustrien, Burgund zunehmend selbständig. Ein Zeichen für diese Entwicklung ist auch das Auftreten der drei für das 7. und 8. Jahrhundert charakteristischen Ländernamen. Jedes Teilreich hatte eigene Gesetze, und der Adel zwang den König, keine höheren Beamten aus anderen Reichsteilen zu ernennen.[4]

Zeitweise schien sogar deren Auflösung in Adelsanarchien nahe. Keiner der vielen Herrscher erreichte das reife Mannesalter. Doch in den mörderischen Auseinandersetzungen zwischen den Teilreichen, den Hausmeiern, dem Adel schob sich das austrische Majordomat immer mehr an die Spitze. Und während das Hausmeieramt weder in Neustrien noch in Burgund erblich wurde, setzte sich die Tendenz dazu im Osten allmählich durch.

Blutiger Auftakt unter Bischof Kunibert, Pippin des Älteren Sohn Grimoald und dem hl. Sigibert

In Austrien hatte seit 622 Hausmeier Pippin das Heft in der Hand. Als freilich Dagobert I. Alleinherrscher geworden und 631 von Metz nach Paris übergesiedelt war, wurde der Hausmeier in Metz entmachtet, zum Erzieher des Königssohnes degradiert und der dreijährige Sigibert III., Heiliger der katholischen Kirche, als König von Austrien eingesetzt. Der eigentliche Regent aber, neben dem Herzog Ansegisel – dem Sohn des hl. Arnulf, Bischofs von Metz –, war bereits Bischof Kunibert von Köln (623–663). Als Archidiakon der Trierer Kirche «durch den Hl. Geist, die Synode

und den Befehl des Königs» natürlich wider seinen Willen Bischof geworden, spielte Kunibert, wie so viele seinesgleichen ein «political saint» (Wallace-Hadrill), im späten Merowingerreich eine große Rolle. Er führte Krieg mit den Wenden. Er bekam von Dagobert das eroberte Castell Trajectum (Utrecht) zu eigen, mit der Auflage, von hier aus die Friesen zu bekehren. Und als Dagobert 639 stirbt, fördert Bischof Kunibert den Aufstieg der Karolinger.

Unter Sigibert III. nämlich wird Pippin sofort wieder austrischer Hausmeier. Und Bischof Kunibert, zwischen Trier und Metz aufgewachsen, wo Pippins Güter liegen, und daher seit frühen Tagen mit ihm bekannt, schließt mit ihm einen «ewigen Freundschaftsbund». Auch sichern sich beide, da sie alle «leudes» geschickt und «mit Süße» behandeln, deren dauernde Ergebenheit. Beide partizipieren an der Teilung des Königsschatzes. Beide regieren zusammen. Und nach Pippins Tod (640) steigt sein Sohn Grimoald I. (der Ältere) als Protegé Bischof Kuniberts und gestützt auf seine große materielle und noch größere politische Macht, in Austrien zum Hausmeier auf. Dabei versucht er als deren erster die Merowingerdynastie zugunsten des eigenen Geschlechts zu entthronen, womit allmählich die Erblichkeit des Majordomats entsteht; allerdings nur im Ostreich, wo man den Hausmeier im 7. Jahrhundert auch schon «Frankenfürst» nennt, «Unterkönig».[5]

Freilich war der Machtübergang vom Vater auf den Sohn nicht ganz unblutig verlaufen. Rivalisierten damals doch vor allem zwei Gruppen.

An der Spitze der Pippiniden stand Pippins Sohn Grimoald, verbunden, neben anderen, mit Bischof Kunibert, mit den Söhnen Arnulfs von Metz, dem Herzog Bobo von der Auvergne, dem Alemannenherzog Leuthari. Die andere Gruppe führte ein gewisser Otto an, dessen Vater, der domesticus Uro, noch Dagobert I. zum Erzieher seines Sohnes Sigibert III. gemacht hatte. Otto, Vormund des minderjährigen Königs, beanspruchte gegen Pippins Sohn Grimoald die Nachfolge im Hausmeieramt. Zu Otto standen der Thüringerherzog Radulf und der Agilolfinger Fara.

Sein Vater Chrodoald war bei Dagobert, «auf Anstiften» des hl. Bischofs Arnulf von Metz und Pippins, in Ungnade gefallen und 625 auf königlichen Befehl in Trier ermordet worden. Um den Vater zu rächen, schloß Fara sich dem Thüringerherzog Radulf an. Von Dagoberts hl. Sohn Sigibert (später als «Wetterherr» verehrt, Reliquien in Nancy, Fest: 1. Februar) um 640 in einer «wilden Schlacht» vermutlich zwischen Mainz und Vogelsberg geschlagen, wobei Fara umkam, konnte der verfolgte Radulf dennoch in Thüringen an der Unstrut den Sieg für sich buchen. «Man sagt, es seien dort viele Tausende Männer durch das Schwert gefallen» (Fredegar). Otto freilich wurde auf Betreiben Grimoalds, Bischof Kuniberts engem Freund (in amiciciam constringens), 642 oder 643 von dem Alemannenherzog Leuthari ermordet. Jetzt stand Grimoalds Hausmeieramt nichts mehr im Weg; etwa 14 Jahre lang beherrschte er Austrien.

König Sigibert, zunächst kinderlos und unter Grimoalds Kuratel, mußte nun dessen Sohn adoptieren, der den merowingischen Königsnamen Childebert (III.) erhielt, eine in tiefes Dunkel gehüllte Regierungszeit, etwa zwischen 660 und 662. Doch bekam Sigibert selbst noch einen Sohn, Dagobert II. Und als der hl. König (der sich dem gleichfalls hl. Papst Martin I. bei der Bekämpfung des Monotheletismus [S. 337 ff.] verweigerte, auch den Bischöfen Synoden ohne königliche Genehmigung verbot) im Januar 656 tödlich erkrankte, trafen sich Grimoald und Bischof Dido von Poitiers im pippinischen Familienkloster Nivelles und stellten die Weichen für den Todesfall.[6]

König Sigibert, am 1. Februar 656 mit 27 Jahren bereits sterbend, hatte zwar sein unmündiges Kind der Obhut Grimoalds anvertraut. Doch der ehrgeizige Majordomus über Austrien unternahm nun seinen sogenannten Staatsstreich, den ersten Versuch, die Pippiniden auf den fränkischen Königsthron zu bringen. Durch Bischof Dido ließ er den noch unmündigen Merowingerprinzen Dagobert II. zum Mönch scheren, um seinem eigenen Sohn Childebert (III.) die Krone zu sichern. Absprachegemäß nahm Bischof Dido den rechtmäßigen Thronfolger Dagobert zunächst zu sich nach Poitiers und steckte ihn 660/661 in ein Kloster nach Irland, um

ihn für immer zu beseitigen. Freilich mißlang dies sowohl durch mächtige austrische Oppositionelle wie vor allem durch den Widerstand der neustrischen Franken, die ihren eigenen, noch immer unmündigen König Chlotar III. zum Gesamtherrscher machen wollten. So wurde Grimoald in eine Falle gelockt, der neustrischen Dynastie ausgeliefert und in Paris gefangengesetzt. Dort endete er um 662 wegen Dagoberts II. Exilierung auf dem Schafott. Auch sein Sohn Childebertus adoptivus fiel vermutlich mit ihm, starb jedenfalls. Statt seiner wurde Childerich II. (662–675), ein jüngerer Bruder Chlotars III., Königin Balthildes jüngster, erst sieben Jahre alter Sohn, in Austrien König.

Schon nach drei Generationen war 662 der Mannesstamm der Pippiniden erloschen. Einen König und zwei Hausmeier hatten sie hervorgebracht. Jetzt lebten nur noch zwei Schwestern Grimoalds, die Äbtissin Gertrud von Nivelles und Begga, seit etwa 635 mit Ansegisel verheiratet, dem zweiten Sohn des hl. Arnulf von Metz. Das pippinidische Erbe zwischen Kohlenwald und Maas ging auf die moselländischen Arnulfinger über, deren Güter um Metz, Verdun, Tongern, vielleicht auch um Trier lagen. Der Sohn Ansegisels und Beggas, nach seinem Großvater mütterlicherseits Pippin genannt (Pippin II., der Mittlere), und seine Nachkommen verfügten damit über den gewaltigen Besitz von Arnulfingern und Pippiniden, ihre Hausgüter im Maas- und Moselraum – ein geschichtemachendes Herrschaftspotential.[7]

... und viel Frommes

Das politische Geschehen dieser Jahre ist reichlich nebulos. Zählt doch die zweite Hälfte des 7. Jahrhunderts zu den «dunkelsten Epochen» der mittelalterlichen Geschichte. Denn einmal schweigen mit dem Ende der Fredegarchronik 643 die zeitgenössischen Quellen fast ganz. Sodann werden die fast durchweg minderjährigen merowingischen Kinderkönige immer mehr zum Spielball großer Reichsparteien, nicht zuletzt der Arnulfinger-Pippiniden.

Deutlicher tritt die Kirchenpolitik Grimoalds und seines Kreises hervor. Der nachmals Geköpfte hatte enge Kontakte mit den religiös führenden Figuren der Zeit. Er war mit den Bischöfen Desiderius von Cahors und Dido von Poitiers befreundet. Er ließ um 646/648 König Sigibert in den nordöstlichen Ausläufern der Ardennen die Klöster Stablo (Stavelot) und Malmédy in den Diözesen Maastricht und Köln stiften, wofür Sigibert ein Waldgebiet von zwölf Meilen zur Verfügung stellte.

Grimoalds Mutter, die hl. Iduberga (Itta), ist die Stifterin einer pippinischen Hausabtei, des Frauenklosters zu Nivelles, des ältesten in den Niederlanden. Und beide gründeten 651 auch die Abtei Fosses westlich von Namur für jene irischen Mönche, die Hausmeier Erchinoald samt ihrem Abt Foillan aus Neustroburgund ausgewiesen. Ein Teil von ihnen vergrößerte das «Familien»- und «Mutterkloster» Nivelles – «eine Stätte der Zucht inmitten eines zuchtlosen Volkes» (Hümmeler), machte es also zu einem der seit der christlichen Antike berüchtigten Doppelklöster.

Erste Äbtissin wurde die Tochter der hl. Iduberga, die gleichfalls hl. Gertrud (= sehr hold) von Nivelles, Grimoalds junge Schwester. Nur «Magd und Braut Jesu Christi» wollte sie sein, ganz allein «ihre Jungfräulichkeit dem himmlischen König» weihen (Hümmeler); eine Gottesbraut aber mit engen Beziehungen auch zu den irischen Mönchen, zumal zum ebenfalls hl. Abt Foillan. Dieser, der bald nach seiner Vertreibung bei der hl. Iduberga, der hl. Gertrud, Aufnahme fand und «weiterhin Kontakt mit dem ‹Mutterkloster›» hielt (van Uytfanghe), wurde um 655, von Nivelles heimkehrend, im Forst von Seneffe erschlagen und in den Abzugsgraben eines Schweinestalls geworfen. In großer Prozession freilich gelangte er nach Nivelles zurück, worauf der Kult des «Märtyrers» von Wallonien bis ins Rheinland expandierte.[8]

Die hl. Gertrud aber, die schon als Zwölfjährige ewige Keuschheit gelobt, war durch ihre «Askese ausgezehrt». Bereits mit dreißig Jahren trat sie zurück, übertrug das aufreibende Äbtissinnen-Amt Grimoalds einziger Tochter Wulfetrude, ihrer Nichte, auf daß alles in der Familie bliebe. Nur noch drei Jahre lebte sie dann «in Gebet und Buße» (van Uytfanghe). Und folgte während

der hl. Messe dem hl. Märtyrer Foillan ins Paradies – indes auf Erden ihr Kult sich rasch von Brabant über Deutschland bis nach Polen ausdehnte, ja, eine der meistverbreiteten mittelalterlichen Heiligengemeinschaften wurde.

Sinnigerweise avancierte Gertrud zunächst zur Patronin der Reisenden (sie «trinken beim Abschied die ‹Gertrudenminne›»), dann aber auch zur Schutzheiligen für einen guten Tod («Sankt Gertrud möge dir Herberge bereiten!»). Und vom 15. Jahrhundert an nahm ihre Anrufung gegen Ratten und Mäuse zu. In der Ikonographie erscheint sie im Nonnen- oder Fürstengewand mit Krone, Fürstenhut, doch auch mit überall an ihr oder auf dem Äbtissinnenstab hinaufkletternden oder auf ihrem Bauch sitzenden Mäusen: Symbol des Unreinen, Bösen! Mäuse waren es, die sie «beim andächtigen Spinnen störten».[9]

Nun, fabulöses Rankenwerk, klerikale Propaganda. Tatsache aber ist, daß das pippinische Familienkloster, gleich so vielen Klöstern, der Hausmacht der Familie zugute kam und deshalb auf den – selbstverständlich politisch motivierten – heftigen Widerstand der neustrischen Aristokratie stieß.[10]

Die hl. Balthilde tötet neun Bischöfe

Grimoalds mißglückter Thronsturzversuch brachte die Pippiniden für zwei Jahrzehnte machtpolitisch ins Abseits. Statt ihrer kamen Neustrien und Burgund zum Zug, weniger allerdings das Königshaus als der Hochadel dieser Länder.

Zunächst freilich hatte Balthilde, die als angelsächsische Sklavin durch den Hausmeier Erchinoald an den neustroburgundischen Hof gelangte und um 648 von Chlodwig II. (639–657) geehelichte «kostbare Perle um geringen Preis» (Vita s. Balthildis) mit allen Mitteln die fortgesetzte Schwächung des Königtums bekämpft. Dagegen blieb ihr Gatte, dem sie drei Söhne geboren, Chlotar, Theuderich und Childerich, ohne wirklichen Einfluß. Er starb 657, erst 23 Jahre alt, ein Lüstling, Wüstling angeblich und

in den letzten Lebensjahren wahnsinnig. Und als gleich danach auch Hausmeier Erchinoald verschied, sorgte wohl Balthilde dafür, daß ihm nicht sein Sohn Leudesius, sondern Ebroin, ein anscheinend im Soissonnais begüteter Grundherr, im neustrischen Hausmeieramt folgte, der de facto jedoch auch über das Majordomat Burgunds verfügte; zweifellos der Mann des Tages.

Da Ebroin nicht aus der Hocharistokratie kam, hoffte die einstige Sklavin vermutlich, leichteres Spiel mit ihm zu haben. Und zumindest zunächst konnte sie auch, gemeinsam mit ihm und unterstützt von den Bischöfen Chrodebert von Paris, Eligius von Noyon und Audoin von Rouen, eine zentralistische Politik verfolgen. Sie verhinderte eine Reichsteilung unter ihren Söhnen und regierte das neustroburgundische Teilreich ausschließlich im Namen Chlotars III., sicherte aber nach dem Sturz der Pippiniden, des Hausmeiers Grimoald in Austrien, dort ihrem jüngsten Sohn Childerich II. 662 die Nachfolge.

In Burgund ließ Balthilde zwischen 660 und 663 den Erzbischof Aunemund von Lyon sowie seinen Bruder Dalfinus, den «praefectus» der Stadt, hinrichten, da der Metropolit offensichtlich die burgundische Hocharistokratie gegen das neustrische Königshaus mobilisierte. Die Anklage gegen ihn lautete aber nicht nur auf Hoch-, sondern auch auf Landesverrat, hatte er doch insgeheim eine auswärtige Macht (extranea gens) ins Reich rufen wollen. Unklar läßt die Quellenlage nur, ob der Metropolit in Chalon exekutiert oder heimlich ermordet worden war. Immerhin meldet der angelsächsische Priester und Mönch Aeddi Stephanus (Eddins) im frühen 8. Jahrhundert, die neue Jezabel (die aber zu einer Heiligen der katholischen Kirche aufstieg; Fest: 26. Januar oder 3. Februar) habe nicht weniger als neun Bischöfe ums Leben gebracht – anscheinend ebenfalls aus rein politischen Gründen, wegen ihrer Opposition zur neustrischen Dynastie, wohl zum merowingischen Königtum überhaupt.

Vielleicht ist die Zahl, die Priester und Diakone freilich noch gar nicht einbezieht, übertrieben. Doch geboten seinerzeit gerade viele hochfeudalisierte Bischöfe über eine Machtfülle, die häufig die Herrschaftsrechte der Herzöge und Grafen erheblich übertraf

und Basis, ja Existenz des Throns immer gefährlicher bedrohte. Antiklerikalismus jedenfalls scheidet bei der Königin aus. Sie unterhielt zu verschiedenen Prälaten engere Beziehungen (Audoin von Rouen und Chrodebert von Paris gehörten zu ihren Beratern), sie hat auch viele der damals schon sehr zahlreichen Klöster Neustriens durch generöse Land- und Geldschenkungen, Spenden in Gold und Silber, besonders gefördert, mehrere gegründet. So überaus großzügig die Männerabtei Corbie (Diözese Amiens). Oder das Nonnenkloster Cala, Chelles-sur-Marne (Diözese Paris), in das sie bei ihrem Sturz um 665 als Nonne eintreten mußte und wo sie um 680 starb. Feiert sie doch die Vita Balthildis als tatkräftige Regentin und Christin zugleich. Und schließlich ist sie eine Heilige.[11]

Ebroin und Leodegar, Antichrist und Nachfolger Christi

Die kirchliche Tradition hat Ebroin als Bestie, Abschaum der Menschheit, Antichrist gebrandmarkt. Eine Quelle nennt ihn zwar einen «ansonsten tüchtigen Mann, aber mit dem Hinrichten von Bischöfen allzu schnell bei der Hand». Doch auch Ebroin war keinesfalls prinzipiell kirchenfeindlich, vielmehr Stifter einer eigenen Hausabtei, des Marienklosters in Soissons (um 667), lebenslanger Freund auch des hl. Bischofs Audoin von Rouen, der als Berater der Pariser Könige allerdings der letzte gewesen ist, der dem Aufstieg der Pippiniden noch wirkungsvoll widerstand.

Ebroin hatte offensichtlich auch gute Beziehungen zum hl. Eligius, Bischof von Noyon-Tournai, einem engen Freund wieder Bischof Audoins. Doch war der Hausmeier eher armer Herkunft und somit nicht verpflichtet, aus familiären Gründen die reichen Adelscliquen zu schonen, die ihn, nicht ganz zu Recht, für einen Emporkömmling hielten. Er drängte ihren Einfluß zurück, minderte indes auch den der Merowinger, betrieb aber rücksichtslos die Interessen der Krone, die Wiedervereinigung des Frankenrei-

ches unter neustrischer Führung. So geriet er in Konflikt mit den stets mehr eskalierenden Machtansprüchen der weltlichen, besonders jedoch kirchlichen Nobilität Neustriens und Burgunds. Sie führte der einst von Ebroin selbst sehr begünstigte Bischof Leodegar (Leudegarius) von Autun an, ein Abkömmling frankoburgundischer Hocharistokratie, ein Bruder des Gairenus (Warin), Grafen von Paris, und ein Neffe des austrischen Bischofs Dido von Poitiers.[12]

Durch Onkel Dido war Leodegar Archidiakon in Poitiers geworden, dann wahrscheinlich auch Abt dort von Saint-Maixent. Und als sich in Autun zwei regionale Adelsfraktionen zwei Jahre um den Bischofsstuhl geschlagen hatten, der eine Kandidat gefallen, der andere verbannt worden war, gelangte Leodegar um 662 durch die Gunst Königin Balthildes auf den begehrten Sitz und wurde einer der wichtigsten Politiker im Gallien des 7. Jahrhunderts. Doch indes er ein aufwendiges, prachtliebendes Leben führte, mit Gewalt und Schrecken die feindlichen Parteien unterdrückte und besonders die Reliquien des Märtyrers und Stadtheiligen Symphorian verehrte, ahnte er kaum, daß er selbst noch ein hl. Märtyrer werden würde.[13]

Denn Leodegars Machtgier brachte ihn bald in Gegensatz zu dem nicht minder herrschsüchtigen Ebroin, dessen Zentralisierungsbestrebungen er scharf widerstand, wobei die Feindseligkeiten wohl durch den Bischof eröffnet wurden, und dies in den diversen Phasen des Kampfes anscheinend wiederholt – Kämpfe «größten Ausmaßes im Merowingerreich» (Büttner). Und während Ebroin sich als Vertreter der Krone gegenüber den Optimaten fühlte, Gegner vor allem auch der burgundischen Separatisten war, wurde Bischof Leodegar zum Wortführer der Opposition, zum Exponenten der Adelspartei, der jede Einherrschaft widerstrebte.

Der unerwartet frühe Tod Chlotars III., des neustrischen Königs, im Frühjahr 673 traf Ebroin schwer und führte zu einem völligen Umschwung. Unter Ausschluß der Großen brachte der Hausmeier den jüngeren Königsbruder, den in Saint-Denis internierten Theuderich III., Balthildes zweiten Sohn, auf den Thron von Neustroburgund. Die Optimaten um Bischof Leodegar pro-

klamierten dagegen den bereits seit 663 in Austrien regierenden jüngeren Bruder Theuderichs, Childerich II., der rasch Anerkennung fand.

Ebroin und sein König unterlagen im Sommer 673 dem Adel und Episkopat. Der Hausmeier landete, zum Mönch geschoren, im fernen Vogesenkloster Luxeuil, Theuderich III. geschoren in Saint-Denis; Childerich II. von Austrien kam auf den Thron, Leodegar in die unmittelbare Umgebung des Königs. Und da dieser erkannte, schreibt ein anonymer Mönch aus Saint-Symphorien von Augustodunum (Autun) in der (vor 693 verfaßten) Vita seines Heros, «daß der heilige Leodegar mit dem Licht der Weisheit alle überstrahlte, so hatte er ihn beständig um sich in seinem Palast und machte ihn zu seinem Hausmeier»; und «jedermann» wünschte sich Glück, «den Leodegar zum Hausmeier zu haben».

In Wirklichkeit ist Leodegar nie Hausmeier gewesen, wohl aber ein enger Berater Childerichs, «rector palatii», als welcher er freilich bald eine so dominante Rolle spielte, daß er dem Hof auf die Nerven fiel, zumal er auch des Königs Ehe mit dessen Cousine Bilichilde kritisierte. Mit der Sprache seines Biographen war es der «alte böse Feind», der zwischen König und Bischof «das Unkraut der Zwietracht säte», weshalb «der Haß des Teufels», «der Neid der Bösen» sich wider den Heiligen Gottes erhob, und der Herrscher «suchte eine Gelegenheit zu Leodegars Tod». Mutig ging da der bischöfliche Held «am Morgen des Karfreitag in den Palast und bot sich an Christi Todestag selbst zum Opfer dar: der König wollte ihn auch mit eigner Hand durchbohren ...», doch der hl. Leodegar wollte jetzt «lieber entfliehen, als durch seine Ermordung das Fest von Christi Auferstehung entweihen lassen. Denn daß er sich vor dem Märtyrertod gefürchtet, wird wohl niemand glauben.»

Tatsache ist, der hl. Bischof wurde an Ostern 675 gestürzt und nun seinerseits «nach dem Vorschlag der Großen und Bischöfe», wie die Vita zugibt, zu seinem Gegner Ebroin ins Kloster Luxeuil verbannt, wo sie angeblich, kaum ohne Hintergedanken, so sehr ein Herz und eine Seele wurden, daß der Abt sie vorübergehend trennte.[14]

«Aber nicht lange ließ das göttliche Strafgericht bei Childerich auf sich warten», notiert befriedigt der Anonymus aus Autun. König Childerich II. nämlich, der Zwanzigjährige, der sich auch an einigen Komplizen des Bischofs rächte, den Grafen Hector von Marseille hinrichten, den fränkischen Großen Bodilo verprügeln ließ, wurde von diesem, einem Parteigänger Leodegars, und einigen Verschworenen im Spätsommer 675 auf der Jagd im Wald von Lognes, in der silva Lauconis, ermordet; ebenfalls sein etwa fünfjähriger Sohn Dagobert und seine schwangere Gattin Bilichilde, «was schmerzlich zu sagen ist», wie es in den «Taten der Frankenkönige» heißt. Und nun kehrten die Klosterhäftlinge ringsum rachsüchtig zurück, «gleich giftigen Schlangen, welche die erste Frühlingssonne aus ihrem winterlichen Versteck hervorlockt» (Passio Leudegarii).[15]

Leodegar und Ebroin kamen aus Luxeuil, trennten sich aber sofort wieder. Theuderich kam aus Saint-Denis, Dagobert II. aus Irland. Eine Partei in Austrien wollte ihn zum König erheben. Und ein Komet am Himmel kündete Mord und Umsturz an. Wirklich griff bald ein einziges Chaos um sich. Fehden, Verrat, Totschlag waren an der Tagesordnung, eine so große Verwirrung entstand, schreibt der Mönch aus Augustodunum, «daß man glaubte, der Antichrist werde erscheinen». Wie übrigens oft, geht es besonders turbulent zu – unter Christen.

Nicht Ebroin wurde Hausmeier, sondern Erchinoalds Sohn Leudesius. Ebroin aber attackierte mit austrischer Hilfe die Neustroburgunder, nahm in einem Handstreich den Königshof in Nogent, kassierte den Königsschatz in Baizieux und an der Somme-Mündung den König. Hausmeier Leudesius wurde liquidiert zugunsten von Hausmeier Ebroin. Und dessen Parteigänger, darunter Herzog Waimar von der Champagne (der dann Bischof wurde und gehenkt worden sein soll), Bischof Bobo von Valence und Bischof Desideratus (Diddo) von Chalon, der an der Spitze eines Heeres stand, rückten 676 nach Burgund gegen Leodegar.

Nachdem man um Autun «auf beiden Seiten bis zum Abend tapfer gestritten», ergab sich der Heilige. Unerschrocken und

«durch des Herren Mahl gestärkt» schritt er, sagt der Mönchsbiograph, «ins feindliche Lager, sich für seine Mitbürger opfernd». Und dort empfingen ihn die (ja gleichfalls katholischen, teils sogar bischöflichen) Teufel «wie die Wölfe ein unschuldiges Lamm». Doch kein Schmerzenslaut kam, «als man ihm die Augen aus dem Kopf riß, sondern er stimmte Psalmen an zum Lobe Gottes». Und als er, geblendet, an Lippen und Zunge grausam verstümmelt, fast zwei Jahre im Nonnenkloster Fécamp (Diözese Rouen) lag, erhielt er mirakulöserweise die Sprache wieder – «wuchsen doch durch Gottes Hand seine Lippen und Zunge ganz wunderbar wieder, und ich selbst habe es gesehen, wie ihm die Worte vom Munde flossen . . .»

Vor einer Bischofssynode 678 seiner «Würde» entkleidet, vom höchsten Gericht zum Tod verurteilt, wurde Leodegar als Mitschuldiger des Königsmordes auf Ebroins Befehl in einem Forst des Artois enthauptet, schon unmittelbar nach seinem Tod als Märtyrer betrachtet und nach Ebroins Liquidierung als Heiliger verehrt, wurde er Patron von Luzern und natürlich von Autun und in der kirchlichen Heldensage zum «eifrigen Apostel des Friedens», «Muster eines Priesters», «mit allen christlichen Tugenden geziert». «Die Legende ließ jetzt eine Serie von Wundern geschehen, zu denen der regierende Bischof nicht recht Zeit gefunden hätte. Bei all seinem Reichtum und Grundbesitz hatte Leodegar kein Kloster gegründet . . . Auch seine Fürsorge für Arme schöpfte erst aus dem Vollen, wenn sich die gehäuften Schätze nicht mehr politisch nutzen ließen» (Borst).

Wirklich, erst als Leodegar «wieder in seiner Stadt Augustodunum war, seine Herde zu weiden», als er, bedroht und umzingelt, die Tore verrammelt, die Bollwerke befestigt, doch keine Chance mehr hat zu entkommen, da weigerte er sich beharrlich, mit seinen Schätzen von dannen zu ziehen, wie unser Mönch rühmt, «sondern teilte sein ganzes Vermögen unter die Armen aus». Ein echter Ritter Christi. – Und schließlich beteten die Gläubigen: «Bitte für uns, heiliger Leodegar, segenreicher Bekenner Christi, daß wir unsere Hoffnung allein auf das Kreuz unsers Herrn setzen . . .»[16]

Dem Historiker Ewig aber gelingt ein szientifisches Kunststück. Er macht Leodegar zu einem Nachfolger Christi. Und dies aufgrund eines einzigen Briefes, seines letzten.

Gefangengesetzt, verstümmelt, ohne Augen, ohne Zunge, schrieb Leodegar an seine Mutter, nach der Hinrichtung seines Bruders und vor der eigenen, plötzlich ganz christlich fromme Sätze, wie: alle Trauer verwandle sich in Freude, «nicht zu hassen, sondern zu lieben» seien wir da. «Keine Tugend ist vollkommener als die Feindesliebe, durch die wir Kinder Gottes werden ...» Solche Sentenzlein waren dem Bischof wohl kaum je in den Kopf, geschweige über die Zunge gekommen, es sei denn beim Wort zum Sonntag, sozusagen. Aber selbst seine «Passio» versichert ausdrücklich, er sei froh über den Untergang seiner Feinde gewesen. Doch Ewig weiß kraft des von der Todesangst erquetschten Schwanengesangs Leodegar «in seiner Zeit, nach seiner Art, in der Nachfolge Christi»; «blitzartig» sieht er die dunkle Epoche erhellt und warnt, «die merowingischen Jahrhunderte nur nach den Bluttaten zu beurteilen, von denen die Chroniken voll sind».

Nach den Ausnahmen geht's natürlich auch. (Ich ziehe – hier und immer historiographisch! – die Regel vor.)

Die Mutter des Heiligen, Sigrada, kam in Klosterhaft. Sein Bruder, der Graf von Paris, war als (angeblicher) Urheber von Childerichs II. Ermordung schon früher zur Steinigung verurteilt worden. Einige Bischöfe mußten ins Exil. Andere, wie der Metropolit von Lyon, Genesius, gegen den Prälaten noch mit Heeresmacht gezogen waren, akzeptierten schließlich das von Ebroin geschaffene Fait accompli. Wieder andere, vor allem in Neustrien, sympathisierten mit dem Sieger. Die Mordanschläge rissen im übrigen nicht ab – «einer der Höhepunkte fränkischer Geschichte im 7. Jahrhundert» (Fischer).[17]

Pippin II., «der immer sogleich auf seine Feinde losstürzte ...»

Der Rückruf des letzten austrischen Merowingers Dagobert II. im Jahr 676 aus fast zwanzigjähriger irischer Klosterhaft durch Hausmeier Wulfoald war zweifellos ein Schlag für Pippin II., den Mittleren. Denn offensichtlich wollte er um jeden Preis Hausmeier in Austrien werden, wie bereits sein Großvater Pippin und sein Onkel Grimoald. Lange mußte er auch nicht warten. Schon zu Weihnachten 679, am 23. Dezember, erschlug einer der Söhne König Dagoberts den Vater auf der Jagd bei Stenay in den Ardennen, in der Nähe von Verdun – «durch die Tücke der Herzöge und mit Zustimmung der Bischöfe» (per dolum ducum et consensu episcoporum: Vita Wilfridi). Adel und Episkopat schlugen Dagoberts Schutzpatron St. Peter von Stablo und Malmédy. Auch Hausmeier Wulfoald verschwand mit dem König.

Wer aber konnte interessierter daran sein als Ebroin, als Pippin?

In Austrien war nach Dagoberts II. Beseitigung und dem gleichzeitigen Ende Wulfoalds der dux Pippin wohl der mächtigste Mann; seit dem 14. Jahrhundert «von Heristal» genannt (obwohl Heristal bei Lüttich, schon 722 in einer Urkunde als Krongut auftauchend, nie Privatbesitz der Karolinger war). Von späteren Sagen stark verklärt, ist der Enkel Pippins I., des Älteren, und des Bischofs Arnulf von Metz, Pippin II., der Mittlere, der Ahnherr sowohl Karl Martells als auch Karls «des Großen» und eröffnet recht eigentlich die Geschichte der Karolinger, die jetzt immer dreister das Erbe der Merowinger rauben.

Pippin, als Dux Austrasiorum Herr des Ostreichs, steht nun, nebst seinem Verwandten, dem Herzog Martin, wohl dux der Champagne, auf der einen Seite im Endkampf um die Frankenherrschaft. Auf der anderen Seite stehen Ebroin, dem sich Bischof Reolus von Reims anschließt, sowie die früheren, auf Veranlassung Leodegars abgesetzten Bischöfe Desideratus, genannt Diddo, von Chalon-sur-Saône, und Bobo von Valence. In einer «blutigen Schlacht» 680 im Buchenwald (Bois-du-Fays), östlich

von Laon, «in der von beiden Seiten viel Volk getötet wurde», siegt Ebroin und erzwingt Theuderichs III. Anerkennung auch in Austrien. Während Pippin entkommen konnte, hatte man Martin – nachdem ihm Bischof Reolus durch einen falschen Eid «auf leere Reliquienkästen» freies Geleit zugeschworen (ein von Ebroin schon einmal erfolgreich praktizierter Trick) – gefangengenommen und «mit allen seinen Leuten umgebracht» (Fredegarii Continuationes).

Neustrien schien die Oberhand zu behalten. Nach 18jährigem Ringen war Hausmeier Ebroin faktisch Alleinherrscher in Neustrien und Burgund, ohne jedoch den Thron zu beanspruchen. Doch den Versuch, sich auch in Austrien durchzusetzen, bezahlt er schon im Jahr nach seinem Sieg mit dem Leben. Kurz nach seiner Rückkehr aus dem Krieg, Ende April, Anfang Mai, spaltete ihm Ermenfred, ein hoher neustrischer Palastbeamter, das Haupt, just als Ebroin «des Sonntags vor Tagesanbruch zur Frühmesse gehen wollte ...» Ermenfred aber flüchtete zu Pippin, der vielleicht auch diesen Mord veranlaßt, jedenfalls wieder davon den größten Vorteil hatte, und belohnte die Bluttat durch Aufnahme des Mörders in den königlichen Rat. Pippin hatte sich im Kampf um die Vorherrschaft gegen die jahrzehntelang führenden neustrischen Hausmeier durchgesetzt; nicht zuletzt, weil ein Teil des neustrischen Adels nun wieder zum austrischen Majordomus überging.[18]

Ebroins Nachfolger im neustrischen Hausmeieramt, Waratto, suchte zwar Frieden mit Pippin. Doch gegen Warattos Sohn Gislemar führte Pippin «Bürgerkriege (bella civilia) und viele Kämpfe». Und Warattos Nachfolger und Schwiegersohn Berchar, der die Würde seiner Schwiegermutter Ansfled verdankte, trat erneut in Opposition zu dem Arnulfinger, dessen Verschwörerfront noch allerlei Überläufer verstärkten, auch bischöfliche, wie eben Metropolit Reolus, der jetzt eine Schwurfreundschaft mit Pippin schloß. Der Bischof und die Seinen stellten dem Hausmeier Geiseln «und hetzten ihn gegen Berchar und die übrigen Franken auf» (Fredegarii Continuationes).

Pippin trat wieder an die Spitze der Rebellen und stieß 687 mit dem austrischen Adel aus dem Kohlenwald vor. War er doch, sagt

Paulus Diakonus, «ein Mann von ungemeiner Kühnheit, der immer sogleich auf seine Feinde losstürzte und sie schlug». In der Schlacht bei Tertry an der Somme, von der karolingischen Tradition als Epochenereignis hochgespielt, besiegt Pippin die neustrische Armee unter Theuderich III. und seinem Hausmeier Berchar. Gleich danach verbündet er sich mit Warattos Witwe Ansfled, und diese läßt bald darauf ihren Schwiegersohn Berchar ermorden. Nachfolger des Opfers im Amt des neustrischen Hausmeiers wird Pippin, der damit auch die Führung in Neustrien bekommt, wo er, wie es in alten Annalen heißt, den König «mit seinen Schätzen und der Hofhaltung» in Empfang nimmt, als handle es sich um ein «Inventarstück». Tatsächlich sind die Könige nur noch Statisten, bloße Thronpuppen, die bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts lediglich noch nominell regieren.

Pippin beläßt den Merowinger Theuderich in Neustrien, gibt ihm freilich auch, während er nach Austrien zurückkehrt, eigene Leute, ihm selbst ergebene Hausmeier, zur Hand, zunächst Norbert, dann seinen Sohn Grimoald. Sein älterer Sohn Drogo, zum Herzog in der Champagne erhoben, aber führt nun Ansfleds Tochter Anstrud als Frau heim, die Witwe des von ihrer Mutter – der «vornehmen und tüchtigen Ansfledis» (matrona nobilis et strenua) – zugunsten Pippins ermordeten Berchar. So fügt sich alles schönstens. Das Erbe der Merowinger ist de facto beinah angetreten, die Familie der Pippiniden beginnt ihren Aufstieg aus dem Provinzadel zu den Herren Europas.[19]

Pippin residierte weniger in Metz als in Köln, wo wahrscheinlich seine Gattin Plectrudis, eine Tochter des späteren Bischofs Hugobert von Maastricht, das Stift Maria im Kapitol gegründet hat. Und auch Pippin selbst, der Neffe der ersten Äbtissin (Gertrud) des großen Klosters von Nivelles in Brabant (S. 281 f.) war bereits der Kirche besonders verbunden, war Gründer und Förderer von Klöstern, verehrte vor allem St. Peter, den er zu seinem Schutzpatron wählte, und stand überhaupt bei den Zeitgenossen im Ruf besonderer Frömmigkeit und Glaubensverbreitung. Denn Krieg und Klerus, Blut- und Taufbad, Massenmord und Mission, das gehört stets enger und enger zusammen.

Auch jene Züge zeigen dies, mit denen Pippin die Friesen unter ihrem fest zum alten Glauben haltenden König Radbod heimsucht.[20]

Schwertmission bei den Friesen

Neben den Sachsen (und Bretonen) widerstanden die Friesen den Franken am heftigsten. Für ihre Unterwerfung brauchten christliche Soldaten und Missionare ein rundes Jahrhundert.

Die Friesen waren ein Bauern-, Fischer- und Händlervolk, das seine Stammsitze an der Nordsee, die Küstengebiete zwischen Ems und Weser, auch während der Völkerwanderung nicht verließ. Vielleicht wurden die Friesen (teilweise) bereits Mitte des 6. Jahrhunderts unter Chlotars I. Botmäßigkeit gebracht. Sicher aber übertrug König Dagobert 630 dem Kölner Bischof das Kastell Utrecht mit der Auflage der Friesenbekehrung. Während der blutigen Querelen unter Dagoberts Nachfolgern kam es zum Aufblühen Frieslands, seiner Macht, seiner Wirtschaft, und einige irische Prediger unternahmen erneut Bekehrungsversuche, allerdings vergeblich. Und nicht mehr Glück hatte offenbar auch Bischof Wilfrid von York, ein Schrittmacher der römischen Observanz. Wiederholt durch seine Amtsbrüder, die Erzbischöfe Theodor und Brihtwald von Canterbury vertrieben, holte er sich jeweils in Rom Zuspruch und wirkte im Winter 678/679 in Friesland, wo ihn Fürst Aldgisel, König Radbods Vater, gastlich aufnahm.[21]

Der Erfolg aber kam erst mit den Waffen, nur wenige Jahre nach Wilfrids Gastspiel. Jetzt nämlich bekriegt Pippin, im engen Bündnis mit der Kirche, 689 und 695 die Friesen. Er besetzt Westfriesland bis zum Altrhein, worauf er und der fränkische Adel in den eroberten Gebieten der Kirche Land übertragen. Endlich hatten Haudegen und andere Frohe Botschafter den ersehnten Erfolg. «Als der Waffenlärm verklungen und Radbod von Pippin zurückgeworfen war», schreibt Camill Wampach, «strömten be-

sitzsuchende Franken in diese Gegenden nach. Das Land lud zur Einwanderung ein ...» Das klingt nicht schlecht. Und befriedigt schreibt der einstige Bonner Professor weiter, viele «Großgrundherren» werden nun «zu Wohltätern ...» Nicht der Friesen freilich; «zu Wohltätern Willibrords ... Wir stellen fest: der Apostel findet Eingang in den großen Kreisen.»[22]

Auch das klingt wieder gut – für den «Apostel der Friesen». Der Northumbrier Willibrord nämlich, ein Schüler Wilfrids in York, erschien bereits ein Jahr nach Pippins Feldzug mit zwölf anderen Propagandisten, stellte sich sofort unter den Schutz des Frankenherrschers und predigte im Einvernehmen mit ihm – täglich dem Teufel unzählige Verluste bringend, dem christlichen Glauben entsprechenden Gewinn (Beda). Dabei ist bezeichnend, daß zuerst der Adel zum Christentum überlief.

Der hl. Willibrord, schon als Kleinkind, als sechsjähriger «Oblate», von den Schottenmönchen zu Ripon bei York indoktriniert, brachte mit päpstlicher Ermächtigung und dem Beistand des austrischen Hochadels die christliche Wissenschaft weiter unter die Unwissenden (S. 310). Dabei dienten ihm zuerst Antwerpen, dann das Kloster Echternach als rückwärtige Stützpunkte. Seine besondere Gönnerin wurde die Äbtissin Irmina von Oeren bei Trier, wahrscheinlich die Mutter von Plektrud, Pippins Frau. Irmina machte Echternach dem Willibrord 697 oder 698 zum Geschenk. Etwas früher, auf seiner zweiten Romreise, hatte ihn Papst Sergius I., auf Pippins Wunsch, dem eine ganze friesische Kirchenprovinz Utrecht vorschwebte, zum Erzbischof ernannt. Und Pippin bestimmte seine Burg Traiectum (Utrecht) als Willibrords Sitz, «weil die Ausbreitung des Christentums bei den Germanen an der Grenze des Reiches dessen politischen Einfluß stärkte» (Buchner). «Fränkische Herrschaft und christliche Mission unterstützten einander» (Levison). «Das politische und das kirchliche Interesse in dem neuen Missionsgebiet ging Hand in Hand» (Zwölfer). Das alles ist längst erwiesen und unbestritten. Erst das Adelsschwert, dann das Klerusgeschwätz, dann das gemeinsame Schröpfen.

Nach Pippins Tod aber (714) schlug der heidnische Friesenher-

zog Radbod, der sich selbst auch König nannte, die Franken zurück. Er eroberte wieder die Gebiete westlich des Altrheins, und mit der fränkischen Herrschaft brach auch die christliche Kirche zusammen. Erst als Radbod 719 starb, drangen die Franken wieder in Westfriesland vor. «Das Land lud zur Einwanderung ein ...» Karl Martell, der Erzbischof Willibrords Wirken durch reiche Schenkungen von Fiskalgut förderte, indes der mehr oder weniger versklavte Rest «angepaßt» worden ist, zog dreimal gegen die Friesen und riß 733 und 734, in zwei Kriegen gegen Herzog Bobo, ganz Mittelfriesland an sich, während die Ostfriesen, zusammen mit den Sachsen, erst Karl «der Große» unterjochen konnte.[23]

Camill Wampach aber (einst auch Direktor des Luxemburger Regierungsarchivs) vermag nach den «glückverheißenden Anfängen des christlichen Glaubens» in Friesland unter dem hl. Willibrord erstehende Gotteshäuser zu melden, Taufkirchen, feierliche Gottesdienste etc.; Franken auch, die in «diesen Grenzgegenden ... auf verantwortungsvollem Außenposten des Reiches Wache hielten und die auf ihrem ausgedehnten Besitz, in ihren breit hingelagerten Herrenhöfen und ihren casatae, das Oratorium errichteten, die ersten basilicae zu Ehren der Gottesmutter und der Apostelfürsten, wo sie sich mit ihrem mehr oder weniger großen Kolonengefolge zum Gottesdienst einfinden konnten ...»[24]

Ausgedehnter Besitz, breit hingelagerte Herrenhöfe, Kolonengefolge – ist das kein herrliches Christentum?!

Und herrlich geht es denn auch weiter.

Karl Martell «... mit vielem Blutvergiessen» und «mit Gottes Hilfe»

Pippins älterer Sohn Drogo war schon 708 einem Fieber erlegen. Und der jüngere Grimoald (II.), Majordomus in Neustrien und nun eigentlicher Nachfolger Pippins, wurde auf dem Weg zu sei-

nem schwer erkrankten Vater in der Pfalz Jupille bei Lüttich im April 714 in der Lütticher Basilika des Märtyrers Lambert durch den Friesen Rantgar erschlagen. Da der Hausmeier selbst schon wenige Monate später, am 16. Dezember 714, starb, war die Vorherrschaft der Karolinger im Frankenreich gefährdet.

Kurz vor seinem Tod hatte Pippin Grimoalds außerehelichen Sprößling Theudoald, damals erst sechsjährig, zum Hausmeier bestimmt; von der Nachfolge ausgeschaltet aber seinen etwa dreißigjährigen Sohn (aus einer Nebenehe mit der schönen Chalpaida) Karl mit dem Beinamen «der Hammer» (Tudes, Tudites, Martellus), der erst im 9. Jahrhundert aufkommt und das Zerschlagen seiner Feinde versinnbildlicht. Pippins Witwe Plektrud, die unter der nominellen Herrschaft Dagoberts III. als Vormund regierte, setzte Karl Martell, ihren Stiefsohn, in Köln gefangen. Im Sommer 715 aber floh er «mit Gottes Hilfe» und bekriegte seine neustrischen Gegenspieler, Hausmeier Raganfred und König Chilperich II. (716–721), der als Kleriker Daniel hieß; zwei Katholiken, selbstverständlich, die kurz zuvor jedoch, im Bund mit heidnischen Friesen und Sachsen, siegreich gegen Plektruds Witwensitz Köln vorgerückt waren, «indem sie gemeinsam jene Lande verwüsteten» (Fredegarii Continuationes).[25]

Dann aber kam Karl zum Zug – «und es geschah ein großes Blutvergießen auf beiden Seiten», wie dieselbe Chronik meldet. Karl schlug die Neustrier 716 in den Ardennen, südlich Lüttich, 717 auch bei Vinchy, südlich Cambrai. Er jagte die Fliehenden bis Paris, kehrte beutebeladen zurück und zwang Plektrud zur Übergabe Kölns samt Auslieferung ihres reichen Schatzes. Damit hatte er zunächst das Regiment in Austrien; doch gab er dem Land mit Chlotar IV. (717–719) einen – allerdings völlig von ihm abhängigen – König, praktisch einen Gegenkönig zu dem Neustrier Chilperich.

718 verheerte Karl Martell Sachsen bis zur Weser und besiegte noch im selben Jahr oder im nächsten bei Soissons ein neustrisch-aquitanisches Aufgebot unter Hausmeier Raganfred und Herzog Eudo. Er führte bald neue Kriege gegen die Sachsen und bekämpfte sie noch einmal 738, wobei er jetzt «jene unverbesserlichen

Heiden» zur Tributpflicht und Geiselstellung zwingen konnte – im Wortlaut unserer Quelle: «... brach Karl, der tapfere Mann, mit dem fränkischen Heer auf, setzte nach klugem Plan, da wo die Lippe einmündet, über den Rheinstrom, verwüstete den größten Teil jenes Landstrichs mit vielem Blutvergießen, machte das wilde Volk zum Teil zinspflichtig, ließ sich viele Geiseln von ihm stellen und kehrte dann mit Gottes Hilfe siegreich nach Hause zurück.»

Dazwischen zog er noch zweimal gegen die Bayern, einmal, 730, gegen die Schwaben, die endgültig unterworfen wurden, und führte im folgenden Jahr zwei Kriege gegen Aquitanien, das er weithin brandschatzte.

Nach langen Kämpfen und schweren Rückschlägen errang Karl die Anerkennung als gesamtfränkischer Hausmeier. Bei Chlotars IV. Tod 719 bekam er von Herzog Eudo, den er wieder tolerierte, den flüchtigen merowingischen Schattenkönig Chilperich II. samt Königsschatz ausgeliefert, erkannte ihn aber in Neustrien als rex an. Freilich lebte Chilperich nur noch ein Jahr. Darauf ließ er Theuderich IV. (720–737) «regieren» – ein König auf dem Thron, von dem keine Quelle spricht, nicht einmal von seinem Tod, den wir nur zufällig erfahren. Und seit 737 herrschte Karl ohne jeden Merowinger unumschränkt, der eigentliche Begründer des Karolingerreiches.

Karl Martell hatte seine Macht durch fortgesetztes Schlachten gefestigt. Jahr für Jahr war er ausgerückt, keineswegs nur um die Grenzen zu sichern, sondern um sie vorzuschieben, um zu unterwerfen, zu versklaven. Er stritt nicht nur gegen die Neustrier, sondern rundum, gegen die Alemannen, gegen die er 725 und 730 überaus blutige Siege erfocht und den Bischof Pirmin missionierend im Sinne seiner Herrschaft wirken ließ. Er führte Kriege wider «das wilde Seevolk der Friesen» («eine der Hauptleistungen seines Lebens»: Braunfels), zwei Feldzüge, 733 und 734, wobei er zuletzt sogar in einem «kühnen Seezug» und «mit der gehörigen Anzahl von Schiffen» über die Zuidersee mit einer Flotte vorstieß, worauf er das Land vollständig verwüstet, den Herzog, ihren «hinterlistigen Ratgeber», getötet, die friesischen Heiligtümer geschleift und verbrannt hat – die gute christliche Art, die Frohe

Botschaft zu verbreiten und nebenher ein wenig auch die eigene Macht. Er bekämpfte die Sachsen, zu denen er Bonifatius mit einem Geleitbrief schickte. Er zog gegen die Thüringer, die Bayern, nach Burgund, in die Provence und wider die «gens perfida» der Sarazenen, der Araber 732.[26]

Der Aufbruch des Islam

Die Expansion des Islam, zunächst von Persien wie Byzanz unterschätzt, war das bedeutsamste Ereignis des 7. Jahrhunderts, ja, ein einzigartiges Geschichtsphänomen. Seit der germanischen Völkerwanderung hat nichts mehr derart die europäische Geschichte bestimmt. Und während das Ergebnis der entfernt vergleichbaren früheren Hunnen-, der späteren Mongolenstürme in Europa nur kurzlebig war, dauern die Folgen des Arabersturms bis jetzt fort. «Noch heute sitzen die Anhänger der neuen Religion fast überall da, wo sie unter den ersten Kalifen zum Siege gelangt ist. Ihre blitzartige Ausbreitung ist, verglichen mit dem langsamen Fortschreiten des Christentums, ein wahres Wunder» (Pirenne).[27]

Einerseits war der Islam (das Wort bedeutet nach koranischem Sprachgebrauch: Unterwerfung, Ergebung in den göttlichen Willen) streng monotheistisch. Er verdammte das in Arabien weit verbreitete und gerade deshalb befehdete Trinitätsdogma des Christentums als Polytheismus. (Doch hatte Mohammed selbst, vorübergehend, drei Göttinnen, engelartige Fürsprecherinnen, bei Allah zugelassen, plötzlich aber, als zu gefährlichen Kompromiß, wieder preisgegeben.) Anderseits ging der Islam aus Elementen des Judentums und Christentums hervor, war diesem sogar eng verwandt, wenn auch mit eigenen Zügen (u. a. der Erlaubnis für den Mann, vier Frauen zu haben und ungezählte Kebsen). Wie das Christentum verkündete der Islam das ganz nahe, furchtbare Endgericht (dessen Zeitpunkt man freilich, als es nicht kam, genau wie bei den Christen, in immer weitere Ferne verlegte). Man

kannte auch das Höllenfeuer in der neuen alten Religion, die schattigen Gärten des Paradieses, die Pflicht zu Glaube, Buße, Gebet.

In Moses und Jesus sah der Islam, der die Urreligion, die «Religion Abrahams», wiederherstellen wollte, nicht falsche Propheten, sondern solche, die noch nicht die ganze Wahrheit erkannt oder deren Jünger sie verfälscht haben. Es ist bezeichnend, daß man den neuen Glauben zunächst nur für eine weitere «Ketzerei» orientalischen Christentums hielt; wie ja noch die Scholastiker die Moslems unsicher als «Ketzer oder Heiden» bezeichnen.[28]

Mohammed ibn Abdallāh wurde wahrscheinlich um 570 in Mekka geboren und um 610 auf dem Berg Hirā durch jenseitige Visionen, Stimmen «berufen». Doch erst seine Ehe mit der bereits etwas bejahrten, aber reichen Kaufmannswitwe Khadīdscha, deren Kameltreiber er war, gab ihm die wirtschaftliche Unabhängigkeit für sein Prophetentum, seine Nervenkrisen, Gehörs- und Gesichtshalluzinationen, mystischen Offenbarungen. Und nach Khadīdschas Tod gönnte er sich die Freuden eines wohlbesetzten Harems – zum Übersinnlichen das Sinnliche.

Trotz kräftiger lokalpatriotischer Töne waren die Anfänge kläglich. Meist Sklaven und Arme hingen Mohammed an; es erinnert an die ersten Anhänger Jesu. Von der eigenen Familie blieb – selbst und gerade – sein treuer Pflegevater und Onkel Abū Tālib ungläubig bis ins Grab. So erlaubte Gott schließlich seinem Propheten, Ungläubige auch mit der Waffe zu bekämpfen. Der Missionar mauserte sich zum Kriegsherrn. (Auch das war bei den Christen, seit dem 4. Jahrhundert, nicht anders – nur kam hier ein ungeheuer widerliches Heucheln hinzu; tat man doch das Gegenteil von dem, was man lehrte.) Mohammed missionierte wenigstens mit *erklärter* Gewalt, mit etwas Raub bloß zunächst, bescheidenem Blutvergießen noch, einer Art Kleinkrieg gegen die ungläubige Vaterstadt. «Der Unterhalt meiner Gemeinde», lautet ein ihm zugeschriebenes Ondit, «beruht auf den Hufen ihrer Rosse und den Spitzen ihrer Lanzen, so lange sie nicht den Acker bestellen; wenn sie anfangen das zu tun, so werden sie wie die übrigen Menschen.»

622, dem Jahr 1 mohammedanischer Zeitrechnung, war der Prophet aus dem ungläubigen Mekka nach Medina geflohen. Und als er einmal mit 300 Soldaten eine Karawane aus seiner Geburtsstadt überfiel, wobei Engelscharen auf seiner Seite mitstritten, holte er sich seine ersten militärischen Lorbeeren. Es nährte seine Allüren wohl ebenso wie jener Glaubensakt in Medina, wo er 627 Hunderte von Juden köpfen und ihre Frauen und Kinder in die Sklaverei verkaufen ließ – was für ein inspirierendes Beispiel für die christliche Welt! 630 nahm er Mekka wieder in Besitz und «bekehrte» es, womit sein Sieg in Arabien entschieden war. 632 starb er, das Haupt im Schoß seiner Lieblingsgattin – und mitten in der Vorbereitung zu neuen Feldzügen, zwischen denen, auf denen er immer weitere göttliche Offenbarungen gehabt. «Das Paradies», lehrt er, «liegt im Schatten der Schwerter.»[29]

633 begann der Großangriff. Unter Mohammeds erstem Paladin, seinem Schwiegervater Abu Bekr (632–634) – er avancierte zum Kalifen (Khalifa, Nachfolger) –, gewann man das angrenzende Gebiet zwischen Jordan und Euphrat, erst der Auftakt. Doch unter Kalif Omar (634–644), dem eigentlichen Schöpfer des islamischen Großreiches, folgte ein phantastisch schneller Siegeslauf, vor allem auf Kosten des Christentums, dessen Länder die islamischen Großhändler für ihre Marktwirtschaft brauchten. «Es ist unsere Aufgabe», so Omar angeblich, «die Christen zu verschlingen, und die Aufgabe unserer Söhne, ihre Nachkommen zu verschlingen, solange es noch welche gibt.» Aber selbst das katholische «Handbuch der Kirchengeschichte» läßt die verhältnismäßige Toleranz der Araber bei ihren Eroberungen wiederholt durchblicken: «Die gleichen Steuern waren zu bezahlen, und das kirchliche Leben wurde nicht wesentlich gestört ... im Prinzip genossen Kirchen und Klöster eine relative Freiheit.».

635, nach sechsmonatiger Belagerung wurde Damaskus erobert, 636 Syrien überrannt, 638 Jerusalem und Antiochien gewonnen, 639 Ägypten, 642, nach der Schlacht von Nihawad, Persien. Mittellos und ohne Truppen floh sein letzter König Yazdgard (Jezdegerd) III. von Provinz zu Provinz, bis er 652 im Gebiet von Merw einem Mordanschlag erlag. 644 war auch Kalif Omar

durch einen persischen Sklaven in Medina umgekommen; doch zuvor, in wenigen Jahren, war das byzantinische Imperium auf ein knappes Drittel geschrumpft, die Eroberung des Herakleios, sein Lebenswerk, vor seinen Augen zusammengebrochen.

Auch Omars Nachfolger Othman (646–656) wurde ermordet, zuvor aber 647 Tripolitanien, die Cyrenaika genommen, 649 Kypros, 654 Rhodos, wo man den berühmten Koloß als Altmetall an einen jüdischen Händler verkaufte. Sogar die oströmische Flotte unterlag an der Küste von Lykien, ja Konstantinopel selbst geriet in Gefahr. Kaiser Konstans II. (641–668) gab die Stadt bereits auf und regierte in seinen letzten Jahren (663–668) von Italien aus.

Indes, am christlichen Byzanz, an seiner Flotte – vom 8. bis 11. Jahrhundert die beste im Mittelmeerraum und in ganz Europa – prallten die Araber ab. 668, 672, 677 stoppte sie die byzantinische Marine, besser gebaute, besser bewaffnete Schiffe, vor allem mit dem durch Kallinikos von Baalbek erfundenen «griechischen Feuer»: eine vom Bug katapultierte, auch unter Wasser weiter brennende und am Ziel haftende, geheimgehaltene Mixtur wahrscheinlich aus Naphtha, Bitumen, Pech, Schwefel, Harz, Öl und ungelöschtem Kalk, die jahrzehntelang die Seeschlachten entschied – die direkte Vorstufe des Schießpulvers. Obwohl die Araber fünf Jahre lang, zwischen 674 und 678, in härtesten Attacken die oströmische Hauptstadt zu Wasser und zu Land bestürmten, wurden sie stets von neuem abgeschlagen. Kalif Moawijah mußte 678, nach einem Doppelsieg der Byzantiner zu Land und See, einen unvorteilhaften Frieden unterzeichnen.

In der übrigen Welt freilich ging der Siegeslauf der Araber weiter. Unter Abdul Melik (685–705) und seinem Sohn Welid I. (705–715) gewannen sie Turkestan, Kaukasien und Nordafrika, wo man die Berber «bekehrte». 681 wurde erstmals die marokkanische Atlantikküste erreicht, 697 Karthago erobert. Bis 698 waren alle Festungen Nordafrikas endgültig genommen, und von Tunis, der neuen Hauptstadt aus, kontrollierte die Flotte der Okkupanten das westliche Mittelmeer. Noch ehe das Säkulum zu Ende ging, besaßen die Araber das größte Territorialreich der Weltgeschichte, ausgedehnter als das Römische Reich oder das

Alexanders. Schließlich reichte ihr Imperium vom Aralsee bis zum Nil und vom Golf von Biskaya bis China. Innerhallb eines Menschenalters verlor die Kirche zwei Drittel ihrer Gläubigen an den Islam. Und fast alle islamischen Eroberungen, abgesehen von Teilen Spaniens und des Balkans, sind bis heute islamisch geblieben.[30]

Die Iberische Halbinsel suchte erstmals im Juli 710 ein arabischer Voraustrupp von rund 400 Mann heim. Im nächsten Jahr folgte die Invasionsarmee, 7000 Soldaten, bald um weitere 5000 verstärkt. Man drang über Gibraltar ein (benannt nach dem arabischen Unterfeldherrn Tāriq ibn-Ziyād). Noch im gleichen Jahr vernichteten die Invasoren in der Schlacht von Jerez de la Frontera (bei Cádiz) das spanische Westgotenreich. Um 715 hatten sie alle wichtigen Städte des Landes besetzt und 720, nach Überschreitung der Pyrenäen, Narbonne erobert. Schließlich hieß es, sie rückten auf Tours vor, um den am Grab des hl. Martin aufgehäuften Kirchenschatz zu plündern.

Da trat Karl Martell mit dem «Heerbann» des gesamten Reiches den «Ungläubigen» entgegen, Räuber gegen Räuber. Vor der Schlacht nördlich von Poitiers, einem «später oft überschätzten» Sieg (Nonn), lag man einander erst sieben Tage lauernd gegenüber, ehe die Araber, am 17. Oktober 732, geschlagen nach Spanien retirierten. Der teils mächtig über-, teils untertreibende Bericht des Paulus Diakonus läßt, bei angeblich nur 1500 eigenen Schlachtopfern, 375 000 Sarazenen ins Gras beißen, darunter auch den muslimischen Feldherrn und Statthalter des Kalifen in Spanien Abd-ar-Rachmān – alles «mit Christi Beistand» (Fredegarii Continuationes). «Um die Weltherrschaft des Islam und der christlich-germanischen Kultur wurde gekämpft» (Mühlbacher), «das christliche Abendland vor der Überschwemmung durch die muhammedanischen Barbaren» gerettet (Aérssen), kurz, ein «schöpferischer Sieg» (Daniel-Rops), ein Sieg auch, der «den Hilariuskult neu aufleben» ließ (Ewig).

Karl Martell kämpft noch 735, 736, 737 und 739 gegen die Araber. Er fällt immer wieder in Aquitanien ein, «das Gotenland», in die Provence, die Narbonensis. Er läßt nach der Erstür-

mung Avignons die Verteidiger töten. Er zerstört Nîmes mit seinem alten Amphitheater. Er ruiniert Agde, Béziers. Er läßt «die hochberühmten Städte ... samt ihren Haus- und Stadtmauern bis zum Boden niederreißen, legte Feuer und steckte sie in Brand; er zerstörte auch die Vorstädte und Befestigungen dieses Gebietes. Als er, der bei allen Entscheidungen von Christus geleitet wurde, in dem allein das Heil des Sieges liegt, das Heer seiner Feinde besiegt hatte, kehrte er wohlbehalten in sein Gebiet zurück, ins Land der Franken, den Sitz seiner Herrschaft.[31] – Wer sprach da von muhammedanischen Barbaren? Und von christlich-germanischer Kultur?

Nach jedem Feldzug eilt Karl, wie schon Vater Pippin (un-) seligen Angedenkens, «samt den Schätzen» heim, «mit vielen Schätzen», «mit großen Schätzen», «mit großer Beute», «mit reicher Kriegsbeute», «mit ungeheurer Beute und vielen Gefangenen» etc. Und natürlich immer wieder auch mit «dem Beistand Christi», «mit Gottes Hilfe». Und natürlich, nach dem Mordzug (und vor dem nächsten), auch «im Frieden». So melden die Fortsetzungen der Chroniken des sogenannten Fredegar nach einem höchst erfolgreichen Raubunternehmen im Süden: «Siegreich und im Frieden kehrte er wieder heim unter Beistand Christi, des Königs der Könige, des Herrn der Herren. Amen.»[32]

Auch wider die eigene Familie hat Karl Martell gewütet, ihren großen Pfaffen ausgenommen. Er beseitigte 723 die beiden Söhne von Pippins ältestem Sohn Drogo, Arnulf und Godofred, die seiner Machtsucht offenbar im Wege standen, während er ihren Bruder Hugo, Erzbischof von Rouen, Bischof von Paris und Bayeux, Abt von St-Wandrille und Jumièges, mit Pfründen überschüttete – zufrieden wie der war in seinem Fett und ungefährlich (für Karl).[33]

Der erste «Karolinger» befehligte unter den merowingischen Schattenkönigen praktisch das Gesamtreich, wurde in den Quellen dux, princeps, von den Päpsten gelegentlich patricius und subregulus genannt, und urkundete seinerseits korrekt als «maior domus». Da aber «der kluge Mann», «der tapfere Mann», «der treffliche Streiter», «der große Krieger», «der ausgezeichnete

Krieger», «der triumphierende Feldherr» seine vielen Gemetzel auch mittels Kirchengutes finanzierte, von der Forschung oft fälschlich Säkularisation genannt, lebte er als ein dem Teufel verfallener Kirchenräuber fort. In Wirklichkeit war Karl Martell alles andere als kirchen- oder klerusfeindlich, wie schon seine Förderung so prominenter Propagandisten des Christentums wie Pirmin, Willibrord oder Bonifatius zeigt, dem wir uns damit zuwenden.[34]

11. KAPITEL

DER HL. BONIFATIUS, «APOSTEL DER DEUTSCHEN» UND ROMS

«The Greatest Englishman». Titel einer Anthologie von Timothy Reuter[1]

«Er war eine durch und durch feine, fast möchte man sagen eine zarte, keine stürmische oder Kraftnatur. Ein Mann von einem ganz reinen, hohen Idealismus.» Wilhelm Neuss[2]

«Ferner sollte jeder – auch der atheistische – Historiker zugeben, daß ... Bonifatius uns das Tor aufgerissen hat, daß durch ihn die Grenze Europas weiter nach Osten wanderte. Ein Gleiches gilt von den Sachsenkriegen Karls.» K. König/K. Witte[3]

«Bonifatius ... der tiefer auf die Geschichte Europas eingewirkt hat als jemals ein Engländer nach ihm ... nicht nur ein Missionar, sondern ein Staatsmann und ein Verwaltungsgenie und vor allem ein Diener der römischen Ordnung.» Christopher Dawson[4]

«Die Herrlichkeit des Mittelalters beruht zu einem guten Teil auf seiner Arbeit ...» Der katholische Theologe Joseph Lortz[5]

Um 680, im Alter von vermutlich sieben Jahren, wurde der Angelsachse Wynfreth (Winfrid), später in Rom Bonifatius genannt, als puer oblatus von seinem Vater ins Kloster gesteckt. «Im Kloster aber», schreibt heute ein deutscher Gelehrter, «wuchs der ihm willenlos übergebene Knabe zu einem Manne von eigenem Willen heran» (Schramm). Ausgerechnet im Kloster! Ein Mann eigenen Willens? Als wäre Bonifatius nicht zeitlebens Rom sklavisch hörig gewesen!

«Tag und Nacht», behauptet der Priester Willibald in seiner im späteren 8. Jahrhundert zu Mainz geschriebenen Schwulstvita, habe sein Held im Kloster «wissenschaftliche Studien» betrieben, um sich «die ewige Seligkeit zu verschaffen». Und im Frühjahr 716 reiste er samt all seinem Wissen zu den Friesen, wo er ungehindert predigen durfte. Da aber die fränkische Militärmacht ausfiel, ihm politische Unterstützung fehlte, war er ohne jeden Erfolg und verließ wieder «das unfruchtbare Land der Friesen ..., die ausgedorrten, des Taus himmlischer Befruchtung noch darbenden Gestade» (Vita Bonifatii).[6]

Bald jedoch ging Bonifatius auf eine neue propagandistische peregrinatio, jetzt aber mit einer «Missionsvollmacht» aus Rom. Papst Gregor II. (715–731) beauftragte ihn am 15. Mai 719 bei «allen im Irrtum des Unglaubens befangenen Völkern ... den Dienst am Reiche Gottes auszuüben». Zu erforschen, so poesiegedüngt Biograph Willibald wieder, «ob die unbebauten Gefilde ihrer Herzen von der Pflugschar des Evangeliums zu beackern seien». Und Bonifatius tat dies «mit einer großen Menge Reliquien» und «der klugen Biene vergleichbar, die nach ihrer Weise durch die Gefilde dahinfliegt, mit sanftem Flügelsummen die Fül-

le duftender Kräuter umflattert und mit prüfendem Rüssel ausspürt, wo die honigreiche Süße des Nektars sich birgt».[7]

Befreiung von «allem Unflat» bei Hessen, Thüringern und Sachsen – und etwas Blutvergiessen

Die honigreiche Süße des Nektars suchte «der größte Engländer» nun auf ausdrücklichen Wunsch des Papstes bei Hessen und Thüringern. Die Hessen waren noch ziemlich heidnisch, die Thüringer – bei denen die fränkischen Eroberer die ersten Kirchen wohl in ihren Zwingburgen erbauten – waren durch Sachseneinfälle und pagane Reaktionen teilweise wieder heidnisch geworden. Allerdings scheiterte Bonifatius, trotz honigsüßer Lehre, auch hier wieder rasch, teils an christlichen Bischöfen und Priestern, teils am fehlenden militärischen Rückhalt.

Noch 719 zog er aus Thüringen fort und ging – über den Tod des Friesenherzogs Radbod «von hohen Freuden erfüllt» (Vita Bonifatii) – bis 721 nach Friesland, wo er sich dem greisen Missionar Willibrord unterstellte, übrigens, wie er selbst, «Oblate», das heißt schon als Kleinkind geistig genotzüchtigt.

Gestützt auf fränkischen Hochadel und fränkische Waffengewalt, hatte Willibrord seit 690 bei den von Pippin II. niedergeworfenen Westfriesen sowie, kurz und erfolglos, bei Dänen und Sachsen seine Erkenntnisse propagiert (S. 295). Mit geringen Neigungen offenbar zum Märtyrer, floh er vor Radbod und kehrte erst nach dessen Tod zurück. Nur die siegreichen Kriegszüge Karl Martells 718 und 720 (auch wohl schon wieder 722 und 724) gegen die Sachsen ermöglichten überhaupt den Christianisierungsbeginn, ihre Befreiung von den «Dämonen», «vom Irrwahn» und «teuflischen Trug» (a diabolica fraude: Gregor II.). Unter Anrufung der Heiligen Dreifaltigkeit zerstörte Willibrord «Götzenbilder», entweihte und ruinierte friesische Heiligtümer, tötete den Friesen heilige Tiere, wirkte staunenerregende Mira-

kel. Kurz, in Verbindung mit den Militärs Pippin und Karl Martell jätete er «das Unkraut des Unglaubens», mühte er sich, «dieses erst vor kurzem durch Waffengewalt niedergeworfene Volk durch die Taufe zu erneuern» und «unverzüglich das ganze Licht des Evangeliums» zu verbreiten (Alkuin).

721 trennte sich Bonifatius von Willibrord aus uns unbekannten Gründen. Er hatte es abgelehnt, sich von Willibrord zum Bischof weihen zu lassen, und kehrte in den hessisch-thüringischen Grenzraum zurück, wo er ein kleines Mönchskloster auf der Amöneburg gründete.

Spuren des Christentums vor Bonifatius finden sich in Mittel- und Nordhessen bezeichnenderweise nur auf großen Burganlagen oder in deren nächster Umgebung. So war 721 auch Amöneburg, die hochgelegene fränkische Festung östlich von Marburg, die erste Missionsstation des Bonifatius, die, wie einst, 716, das Kastell Hammelburg an der Saale bereits als Basis Willibrords, für die Missionierung Thüringens dienen sollte. Andere Klostergründungen, stets auch politische Stützpunkte, die den fränkischen Einfluß weit nach Thüringen trugen, waren die monasteria Fritzlar in Hessen, nahe der mächtigen Frankenfestung Büraburg, Ohrdruf bei Gotha und vor allem 744 das Kloster in der «Buchonia», im Buchenwald: Fulda. Ihm schenkte Karlmann alles Königsgut im Umkreis von vier Meilen, wobei er noch die angrenzenden Großen veranlaßte, auch ihren Besitz in der Nähe den (bald 400) Mönchen zu überlassen.

Auch zu Bischofssitzen wurden fränkische Burgplätze gemacht. Würzburg (castellum Wirzaburg); Büraburg bei Fritzlar (oppidum Buraburg), eine der größten frühmittelalterlichen deutschen Burgen, in der Bonifatius (741) das Hessenbistum Büraburg errichtete; und – später als zu gefährdet wieder aufgegeben – Erfurt (locus Erphesfurt), schon früher eine heidnische Bauernburg.

Nach ersten Erfolgen hatte Gregor II. den Bonifatius noch einmal zu sich befohlen und ihn am 30. November 722 zum Missionsbischof (ohne festen Sitz) geweiht. Dabei wurde er ganz auf Rom eingeschworen, mußte er nicht nur geloben, den Päpsten «in

allem» gehorsam zu sein, sondern auch «mit den Bischöfen, welche gegen die alten Satzungen der hl. Väter lebten, keinerlei Gemeinschaft zu halten». Ferner bekam er ein Empfehlungsschreiben an den aus schweren Schlachten siegreich hervorgegangenen Karl Martell.

Offensichtlich erkannte der Papst den staatsrechtlich ja nicht als Herrscher Legitimierten an, vermied indes die Zuständigkeit juristisch zu benennen, verlangte jedoch Unterstützung. Möglicherweise aber ist dieser dem «Herzog» Karl, dem «Domino glorioso filio Karolo duci» geschriebene Brief auch gefälscht. Jedenfalls nahm der Hausmeier, der eine starke Bischofskirche zur Stütze der Staatsmacht wünschte, Bonifatius 723 ausdrücklich in seine Obhut, «so daß niemand etwas Nachteiliges oder Schädliches gegen ihn verüben darf, sondern er allezeit unter unserem Schutz und Schirm unangefochten und wohlbehalten wohnen soll». Andererseits nützten Karls Kriegszüge Bonifatius, ebenso Karls Geschenke für die Kirche in Utrecht und das Kloster Echternach, diese bald immer riesiger, bis zu Maas, Schelde, den Rheinmündungen sich hinziehende katholische Propagandabasis.

Gregor II. hatte dem «Apostel der Deutschen» 722 auch einen Missionsauftrag an die Sachsen gegeben. Sie waren zwar 718 durch Karl vom Niederrhein zurückgetrieben und geschlagen worden, blieben aber fast gänzlich dem alten Glauben treu – einer jener Germanenstämme östlich des Rheins, die der Papst «gleich rohen Tieren» umherirren und in deren «Truggottheiten» er natürlich «Teufel» (demones) sah.

Zur planmäßigen «Bekehrung» der Sachsen mit Massentaufen kam es erst nach Karls Feldzug von 738; lange und sorgfältig vorbereitet, war er in engster Zusammenarbeit mit dem Klerus erfolgt. Gregor III. (731–741), der den fast Jahr für Jahr Krieg führenden Franken einmal den «geliebten Sohn» des hl. Petrus nennt, deutet dies selbst in einem Brief vom 29. Oktober 739 an Bonifatius klar an: «Du hast uns Kenntnis gegeben von den Völkern Germaniens, die Gott aus der Gewalt der Heiden befreit hat, indem er an hunderttausend Seelen durch Dein und des Franken-

fürsten Karl Bemühen (tuo conamine et Carli principis Francorum) im Schoß der heiligen Mutter Kirche vereinigte.» Die Zahl ist sicher übertrieben. Doch «befreit» wurden die Sachsen «aus der Gewalt der Heiden» nur durch Karl Martells Heerfahrt (738) – «mit schrecklichem Blutvergießen» (Fredegarii Continuationes). Und im Anschluß daran kam es zu Massentaufen der Sachsen. Ihre Christianisierung erfolgte damals «in engster Anlehnung an die militärisch-politische Organisation» (Steinbach); wahrscheinlich handelt es sich hier sogar um «den größtangelegten Versuch einer Sachsenmission vor dem Zeitalter Karls des Großen» (Schieffer).

Zwar war Karl Martell nicht sehr religiös, aber aus politischen Gründen an der Verbreitung des Christentums im Osten aufs «höchste interessiert» (Buchner). Und es gibt keinen Zweifel, daß Bonifatius «den siegreichen Waffen und dem persönlichen Schutz Karl Martells alles verdankte» (Zwölfer) – «ein gezieltes Zusammenwirken von innerem Ausbau und militärischen Schutzmaßnahmen durch den Staat und übergreifender Organisation durch die fränkische Kirche» (Wand).[8]

Schon 718, wie erwähnt, 720, 722, 724 hatte Karl die Sachsen bekriegt. Wiederholt schlug er friesische und sächsische Aufstände nieder, und nur von solch blutigen Gewaltakten hing die «Bekehrung» ab, die Befreiung, so Bonifatius, von «allem Unflat der Heiden». Gregor III. schrieb den Missionserfolg ebenso Karl Martell wie Bonifatius zu. Und dieser selbst bekennt dem englischen Bischof Daniel von Winchester: «Ohne den Schutz des Frankenfürsten [sine patrocinio principis Francorum] kann ich weder das Volk der Kirche leiten noch die Priester und Geistlichen, die Mönche und die Gottesmägde beschirmen, noch ohne seinen Auftrag (mandato) und die Furcht vor ihm, heidnische Bräuche und die Greuel des Götzendienstes in Germanien verhindern». Nicht zufällig schickt Bonifatius, «Knecht der Knechte Gottes», dem König Aethelbald von Mercien 745/746 außer einem Habicht und zwei Falken auch «zwei Schilde und zwei Lanzen».[9]

Wiehernde Hengste, heilige Nonnen und ein «so gewinnbringendes Geschäft»

Der Heilige beschenkt übrigens Seine Majestät, obwohl dieser König (nicht als einziger christlicher Regent) auf Teufel komm raus herumhurt, und dies, «was noch schlimmer ist ... vor allem mit heiligen Nonnen und gottgeweihten Jungfrauen in den Klöstern». König Osred von Northumbrien huldigt der gleichen Leidenschaft, und ebenfalls – es mußte was Besonderes an ihnen sein! – mit gottgeweihten Jungfrauen und Nonnen. Weiß Bonifatius doch auch sonst «in den Zellen der Klöster die Unzucht» am Werk, sieht er die «heiligen Nonnen» ja sogar ihre «im Bösen empfangenen Kinder ... auch oft zu einem großen Teil töten ... [‹Schützt das keimende Leben!›] und die Hölle mit armen Seelen vollstopfen».

Wie die Nonnen, die bekanntlich die ambulante Prostitution in Europa eröffnen, nebst anderen christlichen Schwestern ja auch bei ihren Rom-Wallfahrten, schreibt der Apostel dem Bischof Cudberht, «zum großen Teil zugrunde gehen». Denn da seien «nur sehr wenige Städte in der Lombardei, in Francien oder in Gallien, in der es nicht eine Ehebrecherin oder Hure gibt aus dem Stamm der Angeln. Das ist aber ein Ärgernis und eine Schande für Eure ganze Kirche.» Leidet der Heilige doch überhaupt darunter, daß «das Volk der Angeln» keine rechtmäßigen Ehefrauen nimmt, sondern aller «göttlichen Ordnung» zuwider «nach der Gepflogenheit wiehernder Hengste oder in der Art schreiender Esel durch Ausschweifung und Ehebruch alles in schändlicher Weise besudelt und verwirrt». Durch Hurerei aber, durch rasende Sinnenlust, werde man, bemerkt Bonifatius einmal, «am Ende weder in einem weltlichen Krieg stark (in bello saeculari fortem) noch im Glauben standhaft».[10]

Denn der christliche Klerus pries ja den «richtigen» Glauben immer wieder als unabdingbare Voraussetzung für Waffenerfolge, für Kriegsruhm an! Mit Unkeuschheit und «Ketzerei» war da gar nichts zu gewinnen. «Denn Ihr habt», schreibt Papst Zacharias Ende Oktober 745 allen Bischöfen, Äbten, allen Herzögen,

Grafen, überhaupt »allen Gottesfürchtigen, die in Gallien und in den Provinzen der Franken wohnen» – «Ihr habt als Folge Eurer Sünden bis heute falsche und im Irrtum befangene Priester gehabt, weshalb auch alle heidnischen Völker Euch im Kampfe überlegen waren . . .» Doch haben die Franken erst «keusche Priester», beteuert der Papst, sind sie dem Bruder Bonifatius «in allem gehorsam», ja, dann «wird kein Volk vor Eurem Angesicht bestehen, sondern alle heidnischen Völker werden vor Euren Augen zusammenbrechen und Ihr werdet Sieger sein». Und großzügig verheißt er obendrein «das ewige Leben».[11]

Zurück zu den geilen Angeln. Denn, um gerecht zu sein, nicht alles war aller «göttlichen Ordnung» da zuwider und «nach Gepflogenheit wiehernder Hengste oder in der Art schreiender Esel». O nein. Es gab, unterschlagen, vergessen wir es nicht, da auch ganz andere, ganz christliche Stimmen aus Britannia.

Ganz keusch und rein zum Beispiel klingt gleich der Brief einer Schülerin des Bonifatius, der frommen Jungfrau Egburg, die offensichtlich unter der Trennung, vielleicht gar unter – gewiß nicht anrüchigen – Entzugserscheinungen leidet, vielleicht. Jedenfalls bevorzugt Egburg den «liebwerten» Bonifatius (mi amande), wie sie ihm ganz christlich offen gesteht, vor «fast allen Personen männlichen Geschlechts in herzlicher Liebe». Um so mehr beklagt sie, «das Band Deiner Liebe nur durch den inneren Menschen» gekostet zu haben. Ein Klagegrund, fürwahr. Doch «dieser Geschmack haftet wie etwas Honigsüßes». Zwar will sie bloß «Deinen Hals immer mit den Armen einer Schwester umschlingen». Aber andererseits: «glaube mir, Gott ist mein Zeuge, daß ich Dich mit höchster Liebe umfasse» (summo complector amore). Nicht genug: «kein Seefahrer, den der Sturm dahinjagt, sehnt sich so sehr nach dem Hafen, kein Acker, der dürr ist, verlangt so sehr nach Regen . . ., wie ich Euren Anblick genießen möchte». Indes, o weh, «wie geschrieben steht: Die Liebe zu einem Menschen führt den Schmerz herbei». Und so hat sie, die Ärmste, die Frevlerin, immer nur «in Verzweiflung . . . unter dem Druck meiner Sünden und unter der Last zahlreicher Verfehlungen . . . vor den Füßen Deiner Hoheit liegend, aus der innersten Tiefe des

Herzens flehend von den Enden der Erde zu Dir geschrieen, o glückseligster Herr...»[12]

Andere aus dem «Stamm der Angeln» zog der beatissimus dominus näher heran. Seine um ein volles Menschenalter jüngere Verwandte Leoba ernannte er zur Äbtissin in Tauberbischofsheim; eine Verwandte der Leoba, Thecla, zur Äbtissin in Kitzingen und Ochsenfurt am Main. Doch alles, ganz gewiß, nur um der großen Sache, der gesamtdeutschen Mission willen, wegen des, wie Gregor III., als er den «Apostel der Deutschen» (recte: Roms) auf einer erneuten Romfahrt 732 zum Erzbischof macht, in diesem Zusammenhang ausdrücklich bemerkt, «so gewinnbringenden Geschäftes» (talis commercii lucro). Mit der ganzen Kirche spendet deshalb der Papst dem Apostel Beifall.

Natürlich ist mit «Geschäft» nicht das bißchen «Silber und Gold» gemeint (argenti et auri tantillum), das Bonifatius auch gelegentlich dem Heiligen Vater schickt, sondern die Bekehrung vom «Heidentum und Irrglauben zur Erkenntnis des wahren Glaubens». Von Hessen bis Friesland zerstört er, «mehr Eroberer als Bekehrer», allenthalben die heidnischen Kulthäuser und erbaut auf ihren Ruinen, mit ihrem Stein, ihrem Holz, christliche Kirchen. Er zertrümmert die Götterbilder des Stuffo, Reto, Bil, der Astarot u. a. Er stürzt die Altäre, fällt die heiligen Bäume im Hessenland, wahrscheinlich, da im direkten Schutz der fränkischen Festung Büraburg stehend, ohne jede persönliche Gefahr die Donareiche bei Geismar, das Stammesheiligtum, und errichtet aus ihrem Holz St. Peter, eine Kapelle, «sein erstes Siegesmal» (Haller). Doch erlebt es Bonifatius noch, daß man ihm dreißig Kirchen und Kapellen in Thüringen auch wieder vernichtet.[13]

Der Apostel Roms bekämpfte indes nicht nur das Heidentum, sondern mindestens ebenso sehr, wahrscheinlich mehr noch – das Christentum, das nicht romhörige nämlich, wie bei Bayern und Alemannen: die zweite und kürzere, doch bedeutendere Phase seiner Tätigkeit.[14]

DER «PFAFFENWINKEL» ENTSTEHT

Über die geschichtlichen Anfänge des bayrischen Stammes, seine Herkunft, den Zeitpunkt der Stammesbildung, die Zusammensetzung der Baibari, Baiovarii, Baioarii sowie über deren frühe religiösen Verhältnisse gibt es (fast) keine zuverlässigen Quellen. Anders als Goten, Langobarden, Franken haben die Bayern zunächst keinen Geschichtsschreiber aufzuweisen. Erst ein rundes Vierteljahrtausend nach ihrer «Landnahme» liegen schriftliche Zeugnisse aus ihrem eigenen Reich vor. Ihre frühesten namentlichen Nennungen entstammen der Mitte des 6. Jahrhunderts.

Es steht auch nicht fest, woher die Bayern kommen. Vielleicht, ein prägender Kern, von Böhmen, wie ihr Name andeutet: die Männer aus dem Land Baia, die «Leute aus Bojohaim», seit etwa 550 belegt, als die ersten Einwanderer aus Böhmen sich vor allem in der späteren Residenzstadt Regensburg ansiedelten. Vielleicht aber waren die Baiovarii Kelten, ein kelto-romanisch-germanisches Mischvolk. Vielleicht stammten sie von den Markomannen, den Alemannen, Sueben ab. Sie alle und mehr, Thüringer, Hermunduren, Hunnen, können in ihnen aufgegangen sein, auch die, gegenwärtig gern betont, in Rätien und Noricum ansässigen Alpenromanen. Jedenfalls hat sich der bayrische Stamm erst bei und nach der (wie man annimmt friedlichen) Besetzung des Landes im früheren 6. Jahrhundert gebildet, östlich der Alemannen, zwischen Enns und Lech, Donau und Alpen. Und zwei Jahrhunderte später ist dort bereits alles voll von Klöstern, der «Pfaffenwinkel» noch heute. Wahrscheinlich sind die Bayern auch schon durch König Theudebert I. (533–548) (S. 95 ff.) unter fränkische Oberhoheit gekommen.

Wie man ethnogenetisch auf Vermutungen, Kombinationen angewiesen ist, so weiß man auch von der ursprünglichen Religion der Bajuwaren wenig. Schon zur Römerzeit mag das Christentum auf der späteren terra Bavariae, in Noricum und Rätien, durch Händler und Soldaten eingedrungen sein. Bestand aber damals dort bereits (wahrscheinlich) eine Kirchenorganisation, verschwand sie doch nach Abzug der römischen Soldaten und

Staatsbehörden nahezu gänzlich wieder – mit der einzigen Ausnahme von Chur. Die christliche Kirche, jahrhundertelang rigoros pazifistisch, konnte zwar gegen den Staat groß werden, dann aber nur mit dem Staat, in enger Bindung an den «weltlichen» Apparat, mit Gewalt, sich am Leben erhalten.

Bezeichnend, daß auch hier die Mächtigen zuerst zum Christentum überliefen. Das Herzogsgeschlecht war von Anfang an katholisch. Und wie gewöhnlich hat sich wohl auch hier zuerst der Adel aus politischen Gründen, das heißt aus Macht-, aus Prestigesucht, dem Christentum zugewandt. Das Volk, mehrheitlich im 6. Jahrhundert noch heidnisch, wurde (in seiner Masse) erst im Laufe des 7. Jahrhunderts christianisiert.

Vielleicht aber hatten schon vorher irische Mönche und Prediger aus Byzanz die Bayern teilweise «bekehrt». Vielleicht waren zumindest Teile von ihnen zuerst Arianer, wofür es immerhin eine Fülle von Hinweisen – und natürlich Bestreiter gibt; nicht zuletzt, weil man die ältesten Bajuwaren viel lieber als Heiden denn als «Ketzer» sieht. Schismatiker (infolge des Dreikapitelstreites) gab es sicher unter ihnen, wie ja Königin Theudelinde zeigt.

Der Anfang vom Ende der Agilolfinger oder Bayern gerät ins römische Netz

Die Bayern wurden schon in ältester Zeit von den Agilolfingern beherrscht. Deren Stammesherkunft ist ebenso unsicher wie Beginn und Form ihrer Herrschaft: sicher – und bezeichnend – ihr Ende: 788 (S. 481 ff.). Mehrfach wird fränkische Abstammung bezeugt; doch erwog man auch eine von den Burgundern, den Langobarden, mit denen sie enge Beziehungen pflegten. Die Lex Baiuvariorum, im früheren 8. Jahrhundert aufgezeichnet, die zuerst Angelegenheiten des Klerus behandelt, dann des Herzogs, zuletzt des Volkes, schreibt: «Der Herzog aber, der dem Volke vorsteht, war immer aus dem Geschlecht der Agilolfinger und muß es immer sein.»

Der erste urkundlich faßbare Bayernherzog aus der Familie der Agilolfinger ist Garibald I. (ca. 550–590). Er suchte sich gegenüber den Franken durch politische und verwandtschaftliche Bindungen an die Langobarden zu sichern. Selbst, wenn auch erzwungenermaßen, mit der Langobardenprinzessin Waldarada, Chlotars I. verstoßener Gattin, verehelicht, gab er eine Tochter dem Langobardenherzog Ewin von Trient, 589 eine andere, Theudelinde, dem Langobardenkönig Authari, nachdem ihm eine Verständigung mit den Franken mißglückt war. Diese aber, die in den siebziger, achtziger Jahren die Langobarden bekriegt, schlossen, nach einem wenig erfolgreichen weiteren Zug gegen sie 590, im folgenden Jahr Frieden (S. 130 f.) und setzten 592 Tassilo I. in Bayern ein.[15]

Nun orientierte man sich wieder mehr an den Franken. Doch versickern die Nachrichten aus Bayern, und auch die fränkischen Quellen schweigen zwischen etwa 630 und 680 über den Stamm ganz. Er löste sich allmählich mehr und mehr vom Frankenreich – wie ja auch andere, die nicht unbedingt unter fränkischem Joch leben wollten, Sachsen, Thüringer, Alemannen oder die einst in Aquitanien eingewanderten Basken. In Bayern aber drängte Pippin der Mittlere wieder auf stärkeren Einfluß über die christliche Mission, die das alte Heidentum restlos ausrottet. Und als Herzog Theodo um 716 eine selbständige bayrische Kirche erstrebt, interveniert schließlich Karl Martell. 725, unter Theodos Sohn Grimoald, verwüstet er das Land, macht große Beute und führt Grimoalds Frau mit fort, die Herzogin Pilitrud, und deren Nichte Swanahilt, die spätere Mutter seines Sohnes Grifo, den man 741 einkerkern, dessen Mutter Swanahilt man ins Kloster Chelles stecken wird (S. 369).

Und bereits 728 führte der Franke einen weiteren Feldzug gegen die aufbegehrenden Bayern, wobei Grimoald, damals in Freising residierend, vielleicht einem Meuchelmord erlag, jedenfalls brutal durch «Feinde» umkam. Ende der dreißiger Jahre aber, als Karl die Araber in Südfrankreich bekämpfte, konnte der von ihm selbst eingesetzte Herzog Odilo sich erneut der fremden Herrschaft ziemlich entziehen. Doch wurde seit Karls Kriegen mit

Bayern das neue Bistum Eichstätt zu einem kirchlichen Stützpunkt fränkischer Macht.[16]

Bonifatius hatte Bayern erstmals 719 auf seiner Reise von Rom nach Thüringen berührt, länger dort aber 736, vielleicht auch mehrfach in den beiden folgenden Jahren «gewirkt», besonders wider einen sonst nicht weiter bekannten Eremwulf, einen Schismatiker, in «ketzerischen Wahn» versunken. Natürlich wurde der verdammt, ausgestoßen, das Volk von der «verkehrten götzendienerischen Irrlehre» befreit.

Bei seinem dritten und letzten Romaufenthalt 738 bekam Bonifatius den Befehl zur Reorganisierung der Kirche in Bayern (und Alemannien). Gregor III. rief – wiederum «das Hundertfache» und «das ewige Leben» versprechend – alle ihm liebwerten fränkischen Bischöfe, alle ehrwürdigen Priester und gottesfürchtigen Äbte auf: «teilt ihm Helfer zu aus Eurem Schafstall» (ex vestro ovile) – ein da gern gebrauchtes Bild. Auch Nachfolger Zacharias spricht von «unserer Gemeinschaft in einem Schafstall»; und es trifft ja auch zu.[17]

Allerdings sollte Bayern schon zwei Jahrzehnte früher zu einer ganz von Rom abhängenden Landeskirche werden und selbstverständlich zu einer päpstlichen Schutzmacht jenseits der Alpen. Denn bereits Herzog Theodo war als «der erste seines Stammes» nach Rom geeilt «mit dem Wunsch zu beten» (Liber Pontificalis). Nach Rom pilgert man immer nur zum Gebet. Natürlich trägt es Früchte. So erteilte Gregor II. schon am 15. Mai 716 eine Instruktion für die Errichtung von Bistümern und befahl die Schaffung einer Bayrischen Landeskirche in Übereinstimmung mit dem Bayernfürsten. Jeder suchte dabei seinen Vorteil: der Herzog die Lösung seines Landes vom fränkischen Einfluß, der Papst eine Kirche, in der er, und nur er allein, den Ton angab, weshalb die bayrischen Priester auch auf ihre «Rechtgläubigkeit», das heißt Romhörigkeit, überprüft werden sollten.[18]

Doch damals wurde aus den päpstlichen Wünschen offensichtlich wenig oder nichts. So kam es zu einem neuen und nun erfolgreichen Versuch unter Gregor III. (731–741) mit Bonifatius. Wieder war die Errichtung einer bayrischen Kirchenprovinz im

Einvernehmen mit dem bayrischen Herzog geplant, aber nicht mit dem fränkischen Hausmeier. Denn Odilo ging es natürlich um seine Selbständigkeit. Und die richtete sich (indirekt) gegen Karl Martell. Er hatte eine Bistumsorganisation für das Frankenreich «in keiner Weise gefördert» (Reindel). Deshalb ließ sich auch die von Rom beabsichtigte Einbeziehung des schwäbischen Herzogtums, Alemanniens, in die bonifatianische Reform nicht realisieren. Der Einfluß des fränkischen Staates wie der fränkischen Kirche war hier schon zu groß.[19]

Nach seiner dritten Romreise nun teilte Bonifatius 739, in Anknüpfung an den römischen Organisationsplan von 716, im Einvernehmen mit Herzog Odilo und Gregor III., Bayern in vier Bistümer. Dabei lehnte er sich bezeichnenderweise an die bereits bestehenden herrschaftlichen Zentren an: Regensburg, Salzburg, Freising und Passau. Nur in Passau beließ er den vom Papst geweihten Bischof Vivilo. Die übrigen Bischöfe aber, «die Zerstörer der Kirchen und die Verderber des Volkes» (Vita Bonifatii), vertrieb er und bestimmte drei andere: Gaubald für Regensburg, Johannes für Salzburg und Erembert für Freising.[20]

«SETZE DEN KAMPF WEITER FORT, GELIEBTESTER ...»

Bayern, wo Bonifatius, nachdem sein Verhältnis zu Karl Martell offenbar abgekühlt war, 739 die Kirche mit Hilfe Herzog Odilos reformierte, war schon früher christianisiert, doch eben nicht romanisiert worden. Denn hierher und ins Österreichische, nach Mähren, hatte die meist im 7. und 8. Jahrhundert predigende iroschottische Mönchskirche ihr «Wandern für Christus» (peregrinare pro Christo) geführt. Weder mit Hilfe des Schwertes wurde da bekehrt noch durch Massentaufen. Nicht der Bischofssitz war der eigentliche Mittelpunkt, sondern das Kloster, das die organisierte Hierarchie verachtet hat, was häufig Konflikte heraufbeschwor.

Noch die höchstwahrscheinlich im Auftrag des Hausmeiers

Pippin 743 von Mönchen des Klosters Niederalteich verfaßten kirchenrechtlichen Satzungen der lex Baiuvariorum verraten keine Spur römischen Einflusses. Und noch damals hielten die östlichsten bayrischen Bischofssitze, Salzburg und Passau, zwei irische Mönchsbischöfe besetzt, trotz der Gegnerschaft Roms. In einer Kosmographie verspottet Bischof Virgil von Salzburg (767–784), ein Vertrauter Pippins, an dessen Hof er sich zeitweise aufgehalten, die Bonifatianer. 22 Jahre leitete der Priesterabt vom Kloster St. Peter aus seine Diözese, ehe er sich selbst zum Bischof weihen ließ.

So prallten das römische und das iroschottische Missionschristentum, «die erste ‹Los-von-Rom-Bewegung›» (Behn), nun in Bayern «mit aller Wucht aufeinander» (Schieffer). Bonifatius aber hat hier und in Thüringen dies alte, gewaltlos vorgehende Christentum, auf Betreiben Gregors II., soweit möglich, ausgerottet. Er hat den Nachfolgern dieser Geistlichen die Gemeinden zu entreißen versucht, sie entrissen und mit Hilfe der Staatsgewalt rücksichtslos unter das päpstliche Joch gezwungen. «Ich habe nämlich», meldet er, «die größten Kämpfe durch falsche Priester und Heuchler (hypocritas), die Gott widerstehen und sich selbst zugrunderichten, die das Volk durch viele Ärgernisse und mancherlei Irrlehren verführen . . .» Sooft er an den Hof komme, um Hilfe zu erbitten, klagt Bonifatius wiederholt, könne er die Berührung mit den «falschen Priestern und Heuchlern» nicht vermeiden.

Doch befehdet der Papstadlatus auch und gerade den fränkischen Klerus, der seine Selbständigkeit gegenüber Rom gewahrt hatte und dessen Reformer eher mied, wenn nicht bekämpfte. So schärft um 738 Gregor III. den Bischöfen Bayerns und Schwabens Gehorsam gegenüber seinem Mann ein und betont: «und ihr sollt heidnische Gebräuche und Lehren von umherziehenden Briten oder falschen häretischen Priestern und alle Schändlichkeiten aufhalten und verhindern und vernichten». Und am 22. Juni 744 schreibt Papst Zacharias an Bonifatius über gewisse Geistliche, «falsche Christen», «Diener und Vorläufer des Antichrist»: «Du hast wohl getan, daß Du sie nach aecclesiasticam regulam ver-

dammt und ins Gefängnis geschickt hast» (dampnavit et in custodiam misit). Oder wie Zacharias, der kein Ende findet gegen «des Teufels Diener und nicht Christi Diener» zu donnern, «die Betrüger, Landstreicher, Ehebrecher, Mörder, Lüstlinge, Knabenschänder», wider «die falschen, abtrünnigen, mordbefleckten und unzüchtigen Priester», am 31. Oktober 745 mit typisch pfäffischem Zungenschlag Bonifatius anreizt: «Deine heilige Brüderlichkeit möge unaufhörlich dem Gebet obliegen ... und nach Herstellung geistlicher Hacken und Ausrottung des Unkrauts dieses zum Verbrennen wegschaffen».[21]

Bonifatius, der bei vielen freien Menschen auf «erbitterten Widerstand» stieß (Epperlein), der nach außen rüd, rücksichtslos und stets mit großem Gefolge vorging, war gegenüber Rom so hörig, wie man dies dort nur wünschen konnte, päpstlicher als der Papst. Er sagt nie, warum; er ist es einfach; man hatte ihn so indoktriniert. Er war tatsächlich «der Erbe der römischen Kirche in England» (Lortz). Und indes er nach unten trat, dienerte er nach oben, ließ sich, in Glaubensdingen peinlich skrupulös und von kleinlichstem Formalismus geplagt, immer wieder weiter «belehren», so wie er das von klein auf eben gewohnt war.[22]

Der «Apostel der Deutschen» ist sich so wenig seines Glaubens sicher und auch zeitlebens derart vom eigenen Sündenwahn erfüllt, daß er laufend förmliche Fragebogen nach Rom schickt, «als ob wir auf den Knien zu Euren Füßen liegen würden», um sich die letzten Gewissensfragen beantworten zu lassen, und natürlich auch, damit «die räuberischen Wölfe (lupi rapaces) überführt und überwältigt zugrunde gehen». Zum Beispiel fragt Bonifatius, der «Kämpfer in der Rennbahn des Geistes» (Vita Bonifatii), was mit tollwutverdächtigen Tieren zu tun sei. Er fragt: Ist es erlaubt, Opferfleisch zu genießen, war darüber das Kreuz geschlagen worden? Wie viele Kreuze müssen bei der Messe gemacht werden? Sind mehrere Kelche zugelassen oder nur einer? Darf man Dohlen, Krähen, Störche essen? Fleisch vom Wildpferd oder Hauspferd? Wie steht es mit Speck? Ist es Nonnen gestattet, sich gegenseitig die Füße zu waschen? etc. etc.

Am 4. November 751 antwortet ihm Papst Zacharias: «Zu-

nächst fragst Du wegen der Vögel, das heißt der Dohlen, Krähen und Störche. Von deren Genuß sollen sich Christen vollständig enthalten. Und weit ängstlicher noch soll man sich hüten, von Bibern, Hasen und wilden Pferden zu essen.» Zu ungekochtem Speck rät der Heilige Vater «erst nach dem Osterfeste». Ja, Bonifatius wußte noch nicht einmal, was «notwendig» zur Taufe gehörte. (Immerhin war sie, nach Papst Zacharias, sogar gültig, spendete sie ein Priester, aus Unkenntnis, wie vorgekommen, mit der Formel: «Ich taufe dich im Namen Vaterland und Tochter und des heiligen Geistes», in nomine patria et filia et spiritus sancti. Und als ein Ire dem «Apostel der Deutschen» sagt, die Taufe sei überflüssig, fragt dieser deshalb an. Sogar der Kirchenzins verunsichert ihn, doch solle er «bedenkenlos», belehrt ihn Zacharias, «einen Solidus von jedem Hof» kassieren. Und als er gar wissen will, ob auch die Wenden – für ihn «der häßlichste und geringste Menschenschlag» – Zins zahlen müßten, antwortet Rom brüsk, das verstehe sich von selbst. Denn als Zinszahler wissen sie, «daß dieses Land einen Herrn hat».[23]

Gregor II., der am 22. November 726 den Fragedurst seines Apostels stillt, teilt als «den Stand in unserer Kirche» beispielsweise mit: Haben Eltern ihre Söhne oder Töchter schon früh «hinter Klostermauern» (inter septa monasterii) gebracht, dürfen diese später keinesfalls austreten und heiraten. «Das vermeiden wir durchaus, weil es Sünde ist, Kindern, die von ihren Eltern Gott geweiht worden sind, die Zügel der Lust schießen zu lassen.»

Welche Barbarei steckt hinter dieser Antwort. Oder hinter dieser: «Du hast auch noch die Frage aufgeworfen, wenn eine ansteckende Krankheit oder ein Sterben eine Kirche oder ein Kloster befallen hat, ob die noch nicht Betroffenen zur Vermeidung der Gefahr von diesem Ort fliehen sollen. Das erscheint recht töricht, denn niemand vermag der Hand Gottes zu entrinnen.»

Zeitgebunden? Doch welche Tragödien haben diese Zeitgebundenheiten – Jahrhundert um Jahrhundert – heraufbeschworen! Wie viele Schicksale für immer ruiniert! Zeitgebunden? Aber betont der Papst nicht ausdrücklich, er sage «nicht von uns aus (non quasi ex nobis), wie Du es halten sollst, sondern dank dem, der

den Mund des Stummen öffnet und die Zungen der Kinder beredt macht ...»[24]

Ist auch das zeitgebunden? Ja, ist es.

Auch den Ersten, den Zweiten Weltkrieg, die Gaskammern, die Atombomben auf Japan, das Vietnamgemetzel und weitere Großtaten unseres stolzen Säkulums kann man später, wann immer es beliebt, als zeitgebunden bezeichnen, mit Recht. Wie wieder spätere Brutalismen wieder später. Ad infinitum. *Zeitgebunden ist alles!* Ergo gehört diese, nicht zufällig so gern strapazierte, weil historisch alles «verstehbar», moralisch alles «entschuldbar» machende Floskel zum Lieblingsvokabular ordinierter Anpasser oder Schwachköpfe (häufig beides) und endgültig auf den Müllhaufen ausgedienter Apologetentricks. Sie hat, nicht immer, doch in der gängigen Praxis fast stets eine Verharmlosungs-, Entlastungs-, Schönfärbefunktion. Theologen und Historiker brauchen so dank all dem «Zeitgebundenen» Kirchen- und Staatsverbrechen, Kirchen- und Staatsverbrecher nicht Verbrechen und Verbrecher zu nennen.

Die Geistlichen (nicht nur) der deutschen Stämme waren seinerzeit so, wie sie, mit geringfügigen Einschränkungen, noch viele Jahrhunderte sein werden: vielfach brutal, unwissend, verheuchelt. Bonifatius fand im Frankenreich Kleriker und Bischöfe, die «in Wollust verstrickt schlimmere Vergehen als die Laien begehen»; «die sich nicht von Unzucht und verbotenen Ehen fernhalten und ihre Hände nicht rein halten von Menschenblut»; «die von Jugend auf stets in Ehebruch, stets in Unzucht und in jedem Schmutz lebten»; auch «einige Bischöfe, die ... Trunkenbolde und Zänker oder Jäger und Leute sind, die bewaffnet im Heer kämpfen und Menschenblut, sei es von Heiden oder von Christen, vergießen». Bischof Gewilip von Mainz verübte an dem sächsischen Mörder seines Vaters bei einer Unterredung auf einer Weserinsel Blutrache mit eigener Hand. Es gab auch solche, die beiden Seiten dienten, christlichen Gottesdienst hielten, zugleich aber dem Wotan Opfer darbrachten, «die Stiere und Böcke den Heidengöttern opferten, wobei sie davon aßen», was weder Christus noch Wotan geschadet haben dürfte. Die Pseudo-Priester,

klagt Bonifatius, seien viel zahlreicher als die katholischen, sie seien Häretiker, falsche Propheten, voller Anmaßung, Bischöfe und Presbyter angeblich, doch von keinem katholischen Bischof geweiht. Abtrünnig seien sie, äußerst gottlos. Sie betrügen, sagt er, das Volk, berufen sich, von Rom zurück, auf den Papst; schlimme Vagabunden, Ehebrecher, Mörder, wollüstige sakrilegische Heuchler. Trunk- und streitsüchtig sind sie, geschorene Sklaven, ihren Herren entlaufen, Diener des Teufels, die sich selbst in Diener Christi verwandeln. Sie leben, wie es ihnen gefällt ...[25]

Die Synoden hatten seit 695 völlig aufgehört. «Die Bischofssitze», schreibt Bonifatius, «sind großenteils habgierigen Laien und unzüchtigen Klerikern zu weltlichem Genuß überlassen.» Und nicht grundlos mahnte Zacharias am 1. April 743 die Oberhirten in Büraburg, Würzburg und (vielleicht) Erfurt – drei Bistümer, die Bonifatius nur dank der Hilfe des Hausmeiers Karlmann einzurichten vermochte: «Ihr sollt euch nicht unterstehen, einer in des anderen Sprengel einzudringen oder euch Kirchen zu entziehen.» In Reims zerstörte der Bischof die Häuser seiner eigenen Geistlichen und verschleuderte sie. In anderen Städten war es ähnlich. Die Prälaten fochten Händel mit ihren Diözesangeistlichen aus und bedrückten sie hart unter den albernsten Vorwänden. Häufig stritten Bischöfe beispielsweise mit ihren Kanonikern, raubten deren Burgen, Höfe, Pfründen, während umgekehrt Kanoniker gegen Bischöfe auftraten (S. 265 ff.).

Wieder andere Oberhirten attackierten die Klöster, um sie zu unterwerfen, vor allem auch wirtschaftlich. So suchte sich Madelgarius von Laon, freilich vergeblich, ein Nonnenkloster fügsam zu machen. So konkurrierten selbst Bonifatius' Lieblingsschüler jahrelang miteinander, der Mainzer Bischof Lul mit dem Abt Sturmi von Fulda, der 763 auf drei Jahre verbannt, dann rehabilitiert worden ist. Dagegen ging Abt Otmar von St. Gallen im Streit mit Bischof Sidonius von Konstanz 759 als Gefangener auf der kleinen Rheininsel Stein zugrunde. Später berichtet Hadrian I. (772–795) von den unaufhörlichen Kämpfen lombardischer Prälaten um ihre Bistumsgrenzen. Und Papst Hadrian selber

rang mit dem Erzbischof Leo von Ravenna um eine ganze Reihe von Städten in der Poebene und an der Adria. Und noch später, um 800, klagt der Patriarch Paulinus von Aquileja, daß die Bischöfe das Kirchengut für Kriege und Luxus verschleuderten, daß sie «raubgierig und kriegerisch» seien, «diejenigen anstachelnd und aufhetzend, die Blut vergießen und viele Verbrechen begehen».[26]

Einen gewissen Aldebert niederer Herkunft aus Neustrien, der lehrte, wie unnütz Beichten, Romwallfahrten, Kirchenweihen zu Ehren der Apostel, der Märtyrer seien, ließ Bonifatius 744 auf der Synode von Soissons verdammen, all seine Kreuze und Kapellen (oratoriola) an Quellen und auf Feldern verbrennen. Denn seine Wunder, weswegen man ihm nachlief, hatte er «betrügerischerweise getan» (false fiebant); er war, so Papst Zacharias auf der Römischen Synode 745, «ganz gewiß ... wahnsinnig geworden». Auch der irische Wanderbischof Clemens, ein Zölibatsgegner und Familienvater, wurde seinerzeit verurteilt und, wie Aldebert, «im Benehmen mit den Fürsten der Franken», abgesetzt, inhaftiert. Und natürlich sah Papst Zacharias «die falschen und abtrünnigen Bischöfe» zu Recht als Satansdiener, als Vorläufer des Antichrist verdammt, ihres Amtes enthoben und ihre «äußerst gottlose Lehre» entlarvt. «Das alles erklären wir für abscheulich und verrucht.» Ohne viel Erfolg wurde der Staat zum Einschreiten aufgefordert, als sie dem Klosterkerker entkamen. (Nach späterer Überlieferung freilich soll Aldebert bei der Flucht aus Fulda von Schweinehirten erschlagen worden sein.) «Setze den Kampf weiter fort, Geliebtester, handle mannhaft und bleibe wachsam im Dienste Christi ...», schrieb der Papst.[27]

Nun waren freilich alle Päpste Bonifatius wohlgesinnt, nicht ohne bösen Grund. Hatte er doch die von Rom fast völlig freie fränkische Reichskirche nach römischem Muster reorganisiert, Rom dort die Führung verschafft, überhaupt das für Europa folgenschwere Bündnis zwischen Papsttum und Frankenreich vorbereitet, das dann zur päpstlichen Weltmacht führte, zur «Herrlichkeit des Mittelalters» (Lortz); alles kaum denkbar ohne den «Baumeister des Abendlandes» (Semmler).[28]

Blutiger Krieg um Bayern und päpstliche Winkelzüge

Man kam Bonifatius am römischen Hof, wo er vielvermögende Freunde hatte, in jeder Hinsicht entgegen, überhäufte ihn mit Ehren, wollte keinen andern an seiner Seite sehen, weder, worum er selber bat, einen zweiten Legaten noch einen Nachfolger zu seinen Lebzeiten – «alles hast du aufs beste und nach den kirchlichen Satzungen ausgeführt (omnia optime et canonice)», lobte ihn wieder Zacharias.

Der Papst hatte freilich besonderen Grund, Bonifatius zu schmeicheln. War er diesem doch jäh in die Parade gefahren, als nach Karl Martells Tod sich die Herzöge von Aquitanien, Schwaben und Bayern 743 gegen Karls Söhne Karlmann und Pippin erhoben. Nun hatte zwar die fränkische Schwert- und Wirtschaftshilfe das Missionswerk des Bonifatius überhaupt erst ermöglicht. Der Papst aber wollte im Bund mit dem romeifrigen Odilo, dem Kopf der antifränkischen Liga, der Bayern vom Reich zu trennen suchte, auch die bayrische Landeskirche von der Reichskirche unabhängig haben und Rom direkt unterstellen. Und da er die fränkische Sache für verloren hielt, wechselte er sofort ins vermeintlich stärkere Lager, entsandte einen eigenen (zweiten) Legaten, den Presbyter Sergius, und unterstützte kräftig den bayrischen Separatismus gegen die beiden Hausmeier.

Doch Karlmann und Pippin warfen 743 die Aquitanier nieder. Sie verheerten ganz Alemannien bis zur Donau und lagen dann 15 Tage den Bayern am Lech gegenüber. Vor der Schlacht gebot der päpstliche Legat im Namen des hl. Petrus Pippin den Abzug und Verzicht auf die Oberhoheit. Vergeblich. Und wiewohl alemannische, sächsische, slawische Truppen die Bayern verstärkten, wurde Odilo (den Pippin kurz vorher mit seiner Schwester Hiltrud verheiratet hatte) durch einen fränkischen Flanken- und Rückenangriff, offenbar einen heimtückischen nächtlichen Überfall auf das schlafende bayrische Heer, geschlagen und bis auf den Inn zurückgeworfen. «Herzog Odilo entrann kaum mit Wenigen

in schimpflicher Flucht über den Inn-Fluß» (Annales Mettenses priores).

Der Papst aber schwenkte nun schnell wieder zur anderen Seite. Er unterließ nichts, um den aufgebrachten Bonifatius zu besänftigen. Sein Legat habe alles falsch dargestellt, behauptete er und gestattete Bonifatius jetzt nicht nur Bayern, sondern «das ganze gallische Land an unserer Statt zu reformieren». Und er selbst, «von seltener Herzensgüte», ja, noch seinen Feinden «die zärtlichste Liebe» beweisend (Donin), befahl 745 den Bischöfen, Herzögen und Grafen Frankens, jährlich zu einer Synode zusammenzukommen, «damit, sowie etwas *Gegnerisches* auftreten sollte, es mit *Stumpf und Stiel* ausgerodet werde» (radicitus amputetur).

Zusammen mit dem päpstlichen Legaten Sergius wurde auch der erste Regensburger Bischof Gawibald, der zu Odilo stand, als Gefangener Pippins vorgeführt, der schließlich zwei eigene Vertrauensmänner, die beiden iroschottischen Mönche Virgilius und Sidonius, auf die Bischofsstühle von Salzburg und Passau setzte. Dies geschah natürlich entgegen den Bestrebungen von Bonifatius und Papst Zacharias, der in einem Schreiben vom Mai 748 die beiden gebildeten Mönche mit einer Vorladung nach Rom bedrohte, weil sie die «ketzerische» Ansicht von der Kugelgestalt der Erde vertraten! Weil sie lehrten, «es gebe noch eine andere Welt und andere Menschen unter der Erde und auch noch eine Sonne und einen Mond ...» Zwei Jahre zuvor hatte der Papst die beiden noch «fromme Männer» (religiosi viri) genannt. Jetzt aber fordert er gegen Virgils «verkehrte und sündhafte Lehre» ein Konzil – «und stoße ihn aus der Kirche, nachdem Du ihm seine priesterliche Würde genommen hast». Mit der Bibel nennt er die beiden wegen eines immerhin schon seit einem Jahrtausend bekannten Faktums (III 369 f.) unklug, töricht, gottlos, ist aber doch auch wieder zur Milde gestimmt, übt Nachsicht: «wer den geringeren Verstand hat, denkt an Nichtiges», tröstet er, entschuldigt fast und dringt in Bonifatius: «mahne, beschwöre, widerlege ...», vielleicht gelangen sie ja doch noch «vom Irrtum zum Wege der Wahrheit».[29]

Ist's nicht schwer, keine Satire zu schreiben?

Schon 749, sechs Jahre nach der Vernichtung des bayrischen Heeres, war Pippin abermals mit einem großen Aufgebot in das Land zwischen Lech, Donau und Inn eingefallen. Die Bayern flohen damals, vielleicht Deportationen fürchtend oder Massaker, «von Angst ergriffen über den Inn». Doch nach den Blutbädern von 743 am Lech und 746 bei Canstatt gab man schnell nach, und so kehrte Pippin, wie die Fortsetzungen des Fredegar wieder melden, «unter Christi Führung glücklich und in großem Triumphe ins Frankenreich zurück».

Seinerzeit war Odilo gestorben, und Pippin ernannte dessen achtjährigen Sohn Tassilo III. (749–788), den letzten Agilolfinger, zum Herzog von Bayern. 757, mit 16 Jahren mündig geworden, mußte er seinem Onkel König Pippin und dessen Söhnen in Compiègne auf die Reliquien mehrerer namentlich genannter fränkischer Reichsheiliger den Vasalleneid leisten. Doch 763, als die Gelegenheit zur Erringung seiner Unabhängigkeit günstig schien, entfernte sich Tassilo wegen Krankheit, ohne Erlaubnis abzuwarten, von Pippins Heer, das durch Mißernte und Hungersnot litt. Er fand Beistand bei dem Langobardenkönig Desiderius (dessen Tochter Luitperga er heiratete), aber nicht bei Papst Paul. Der hielt es nach der blutigen Erfahrung von 743, diesem «ausgeklügelten Vernichtungsplan» (Störmer) der Franken gegenüber Bayern, mit dem eindeutig Stärkeren.[30]

Bonifatius aber verlor in Bayern, und nicht nur dort, stetig an Einfluß. Mehr und mehr formierte sich die klerikale Opposition, darunter «hochstehende Persönlichkeiten», und verweigerte ihm Bischofsstühle. Weder in Sens noch in Reims konnte er Erzbischöfe etablieren. Er selbst wäre gern Erzbischof von Köln geworden. Doch die fränkischen, besonders rheinischen Prälaten, die ihre Bistümer wiederholt von Onkel zu Neffen, ja Vater zu Sohn weitergaben, sträubten sich gegen sein Eindringen. Sie machten dem Heiligen und seinen Schülern «Schwierigkeiten, wo immer sie konnten» (Falck). Zwischen Bonifatius und der Mehrheit des austrischen Episkopats begann «offene Feindschaft» (Butzen). Hervorragend darunter der hochadelige Bischof Gewilip von Mainz,

der, später durch Karlmann abgesetzt, auf einer Heerfahrt, wahrscheinlich 744, mit eigener Hand Blutrache verübte. Ferner Karl Martells ebenfalls dem Hochadel entstammender enger Freund Milo, Bischof von Trier und Reims zugleich, der offenbar recht großzügig Kirchengut an seine Kinder verteilte und um 757 auf der Eberjagd umkam. Und anscheinend auch Bischof Hildegar von Köln, der im Sachsenkrieg fiel, 753 aber Utrecht für seine Diözese zurückgewinnen wollte, was Bonifatius ihm verwehrte.[31]

Als dieser nach dem Sturz eines seiner größten Gegner, des Gewilip von Mainz (745), dort Bischof geworden war, wurde sein persönlicher Erzbischofsrang nicht mit seinem Stuhl verknüpft, der Mainzer Einfluß am Mittelrhein vermutlich von Trier aus beschnitten. Auch hatte der Legat nicht die von ihm erstrebte völlige Unterordnung der fränkischen Kirche unter das Papsttum erreicht. Nur von 13 besonders romhörigen Bischöfen aus Neustrien und Austrien war eine von ihm initiierte Kirchenversammlung im Jahr 747 besucht. Kein Fürst ließ sich blicken. Bonifatius, der oft genug über «die falschen Brüder», die «falschen Priester» lamentiert, wurde auch von den zeitweise ihm verbundenen Karolingern mehr auf die Peripherie des Reichs verwiesen, indes die Päpste sich ins Herz der Herrscher logen. So zog er sich, «von bitteren Enttäuschungen erfüllt» (Tellenbach), aus der «großen» Politik zurück und wurde wieder Missionar. «Überall Mühe, überall Kummer. Außen Kämpfe, innen Angst», klagt der Gekränkte einmal einer Freundin, der Äbtissin Eadburg von Thanet. «Die Feindseligkeit der falschen Brüder ist schlimmer als die Bosheit der ungläubigen Heiden.»[32]

Am 5. Juni 754 wurde Bonifatius nach 25jährigem Wirken mit seinem Utrechter Chorbischof Eoban und 50 Gefährten von den Friesen bei Dokkum an der Doorn erschlagen – durchaus verteidigt von seinen «Mannen», im Kampf «Waffen gegen Waffen» (Vita Bonifatii). Wie sich das für Christen gehört. Vergeblich hielt er gegen den tödlichen Streich «das heilige Evangelienbuch» über den Kopf. Und in echt christlicher Weise fielen «alsobald schnelle Krieger der künftigen Rache ... wohlbehaltene, aber ungehaltene Gäste», wie Priester Willibald von Mainz witzelt (sospites sed

indevoti hospites), in «das Land der Ungläubigen» ein und brachten den «entgegentretenden Heiden eine vernichtende Niederlage bei». Die Friesen flohen, «wurden in gewaltigem Metzeln niedergemacht und verloren, den Rücken wendend, das Leben samt Habe und Hausrat und Erben. Die Christen aber kehrten mit den erbeuteten Weibern, Kindern, Knechten und Mägden der Götzendiener heim» (Vita Bonifatii).

Ist das keine fröhliche, keine fromme Religion? Zumal die überlebenden Beutefriesen, die versklavten Frauen und Kinder, jetzt auch noch, durch die Mörder, die Räuber, «durch das göttliche Strafgericht erschreckt», den Glauben dessen annahmen, den sie getötet hatten. Bis auf den heutigen Tag liegt der Rest davon in Fulda.[33]

Das ist natürlich nur die halbe Wahrheit. Die ganze berichtet Priester Willibald am Schluß des 8. Kapitels seiner Vita (das 9. und letzte Kapitel ist «nachträglich angefügt»: Rau). Denn nun strömten dort, «wo der heilige Leichnam beigesetzt war ..., reichlich die göttlichen Wohltaten, und alle, die hierhin, von den verschiedensten Krankheiten gedrückt, kommen, finden durch die Fürbitten des heiligen Mannes Heilung an Leib und Seele, so daß einige, deren ganzer Körper beinahe abgestorben, die beinahe ganz entseelt waren und den letzten Atem auszuhauchen schienen, die frühere Gesundheit wiedererlangen, andere, deren Augen von Blindheit bedeckt waren, das Gesicht wiederempfangen, noch andre, die sich in den Stricken des Teufels befanden, geistesgestört und wahnsinnig waren, nachher des Geistes ursprüngliche Frische erhalten ...» – Und das alles durch den «Kämpfer in der Rennbahn des Geistes». Und, versteht sich, so schließt Willibalds Werk (soweit echt), durch den «Herrn, dem da ist Ehre und Ruhm von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen».[34]

Leider sind damit nicht auch wir fertig mit dem Christentum. Im Gegenteil. Denn es entfaltet sich nun immer prächtiger.

Während Bonifatius sich für die Päpste engagierte, engagierten die Päpste sich für sich. Dabei waren die wichtigsten Machtfaktoren für sie zunächst immer noch die Byzantiner und Langobarden.

12. KAPITEL

AUFSTAND DES PAPSTTUMS UND BILDERSTREIT

«Er rüstete sich gegen den Kaiser wie gegen einen Feind.»
Liber Pontificalis[1]

«Wir betreten mit Gottes Güte den Weg in die entferntesten Regionen des Westens.» Papst Gregor II.[2]

«... trotz aller äußeren Mäßigung das Haupt der italienischen Revolution». L. M. Hartmann[3]

Im Lauf des 7. Jahrhunderts entwickelte sich der päpstliche Haushalt immer mehr zu einem Hofstaat, dem es auch an weltlichen Würdenträgern nicht mangelte.

Zwar gibt es von Gregors I. nächsten Nachfolgern, Sabinian, Bonifatius III. und IV., Deusdedit und Bonifatius V., kaum Überlieferungsberichte. Doch ganz so «stumm wie die Geisterkönige in Macbeth» (Mann) schreiten sie doch nicht über die Bühne; schon nicht Gregors unmittelbarer Nachfolger Sabinian (604–606). Denn als bei einer der in Rom nicht seltenen schweren Hungersnöte das elende Volk vor den päpstlichen Palast zog und schrie: «Apostolischer Vater, laß uns nicht umkommen!», wies es der Papst brüsk zurück. Er war hart und dachte voraus. Jede Hilfeleistung lehnte er ab. Später verkaufte er sein Korn zu Wucherpreisen. 13, ja 30 Solidi soll er pro Scheffel Getreide gefordert haben. Die Kirchenbestände wurden ein lukratives Geschäft. So sehr, daß er nach seinem Tod schleunigst auf einem Umweg aus der Stadt nach St. Peter gebracht werden mußte: die empörten Diözesanen wollten sich an seiner Leiche vergreifen. Und Papst Bonifatius IV. (608–615), «das schönste Haupt der Kirchen Europas» (Kolumban von Bobbio), ließ auf dem römischen Forum einem der größten Scheusale nicht nur des 7. Jahrhunderts, dem Despoten Phokas, eine Säule mit seiner vergoldeten Statue errichten: «für die zahllosen Wohltaten seiner Frömmigkeit» (S. 194 ff.).[4]

Ein Jahrzehnt darauf bestieg in Rom ein Mann die cathedra «Petri», der bis tief in die Neuzeit, beinah bis heute Geschichte (oder doch von sich reden) machte, ein Heiliger Vater, angesichts dessen die vom Papsttum fort und fort beanspruchte Unfehlbar-

keit in Glaubensdingen, die Definitio ex cathedra, genau als die Farce erscheint, die sie ist.

DIE KIRCHE VERFLUCHT EINEN PAPST

Fast in allem hätte sich Honorius I. (625–638), ein Schüler Gregors I. und auch wie dieser dem Adel entstammend, gut in die Galerie seiner Kollegen gefügt.

Honorius förderte den Übertritt der Langobarden zum Katholizismus, indem er gegen den Arianer Arioald zugunsten des Katholiken Adaloald Stellung nahm. Die schismatischen Prälaten wollte er durch den Exarchen Isacius zur Bestrafung nach Rom geschleppt sehen. Den Bischof Fortunatus von Aquileja-Grado vertrieb er. Südirland schloß sich unter seinem Druck dem römischen Osterbrauch an. Dem englischen König Eadwin von Northumbrien, der 627 zu Kreuze kroch, empfahl er, eifrig Gregors I. Schriften zu lesen. Und den spanischen Episkopat stachelte Honorius, als echter Schüler des «großen» Gregor, zu verschärftem Kampf gegen die Juden an (vgl. S. 177 ff.). Dabei verglich er (ein Wort des Jesaias 56,10 mit einem von Ezechiel verwechselnd) die Bischöfe mit «stummen Hunden, die nicht bellen können», und klagte, daß er allein die Züchtigung der Baalspfaffen betreibe! «Sein Lehrer Gregor der Große war sein Vorbild in der Führung seines Pontifikates», rühmt Papsthistoriker Seppelt.[5]

Honorius I. baute auch gewaltig. Er verschwendete dafür viel Silber und plünderte ungeniert heidnische Prachtpaläste. Dabei hatte er noch genug Kapital im Lateran. Und obwohl der Exarch 640, nach dem Tod des Papstes, einen Teil beschlagnahmte, um die Truppen zu bezahlen und die kaiserliche Kriegskasse zu füllen (S. 340), verfügten die folgenden Päpste noch immer über reiche Geldmittel.[6]

So weit, so gut, sozusagen.

Das dicke und sehr lange Ende dieses Pontifikats aber resultiert aus einem theologischen Streit, der in die Regierungszeit von Phokas' Nachfolger Herakleios (610–641) fällt.

Dieser Sohn des Exarchen von Afrika war als neuer Thronräuber mit der Fahne der Gottesmutter vor Konstantinopel erschienen, hatte Phokas so blutig gestürzt, wie er sich selbst einst erhoben und dann vom Patriarchen der Stadt am 5. Oktober 610 die Krone empfangen. Ein bedeutendes Datum; denn mit den Reformen dieses Herrschers beginnt das mittelalterliche griechische Kaiserreich.

Herakleios, oft «der erste Kreuzfahrer» genannt, eröffnete (sinnigerweise am Ostersonntag) 622 einen sechsjährigen Krieg gegen die Perser, die 614 Jerusalem erobert, das Heilige Grab zerstört, das Heilige Kreuz geraubt hatten und 617 bereits am Bosporus, vor der Hauptstadt standen. Also führte Herakleios einen echten Kreuzzug. Patriarch Sergius hatte ihn gefordert und finanzierte ihn auch, indem er dafür alle Kirchenschätze preisgab. Die Sache war auch ersichtlich von Gott gesegnet. «Überall gingen die heiligen Stätten der Mazdäer in Flammen auf» (Daniel-Rops); darunter der Feuertempel in Ganzak und der Geburtsort Zoroasters. 628 schloß Herakleios mit den Persern Frieden, nachdem Chusrau II., von seinem eigenen Sohn Kavadh Scheroe (Siroës) zum Tod verurteilt, noch einige seiner Kinder vor seinen Augen hatte sterben sehen (Februar 628). «Es war ein wunderbar schöner Triumph des Oströmischen Reiches, das die alte römische und zugleich die christliche Überlieferung wahrte» (Cartellieri). Unmittelbar danach freilich wurde Kleinasien von den Arabern überrannt.[7]

Vorerst aber hatte der «erste Kreuzfahrer» gewonnen. Am 21. März 630 richtete man in Jerusalem unter großem Jubel das von den Persern enthüllte heilige Kreuz des Erlösers wieder auf – «wie das Beweismaterial nahelegt» (Mango), ein unterschobenes. Dann suchte der Kaiser durch religiöses Entgegenkommen die monophysitischen Christen, die inzwischen die katholischen Bischöfe verjagt und durch Monophysiten ersetzt hatten, zur Reichskirche zurückzuführen. Er war auch ziemlich erfolgreich vermöge einer vom Hauptstadt-Patriarchen Sergius (wahrscheinlich selbst der Sohn monophysitischer Eltern) vorgeschlagenen Einigungsformel. Danach hatte der Gottmensch, der ja aus zwei

Naturen bestand (dies war Staatsdogma), nicht eine zweifache, sondern nur *eine* Wirkungsweise, eine gottmenschliche Energie (Monoenergismus).[8]

Nun, derlei (freilich das Ostreich fortgesetzt innerlich zerreißende) Rabulistik in einer an sich schon bodenlosen Spinnerei – jawohl! – braucht uns nicht zu kümmern. Als eine Art Brückenschlag zum Monophysitismus war es jedenfalls religionspolitisch geschickt ausgeknobelt, auch anfangs erfolgreich, noch in Syrien und Ägypten, ja – selbst beim Papst. Denn Honorius I. wandte sich gegen die besonders von dem Mönch und späteren Patriarchen Jerusalems, Sophronius, angeführte orthodoxe Opposition und erklärte: «Wir bekennen *einen* Willen unseres Herrn Jesus Christus ...» Folge davon: das von Sergius verfaßte, vom theologisch persönlich stark interessierten Kaiser erlassene und in der Hagia Sophia angeschlagene Glaubensedikt der «Ekthesis» (638). Anstelle der *einen* Wirkungsweise (Monergeia) trat jetzt die den Monophysiten noch mehr entgegenkommende und hauptsächlich den Frieden mit ihnen suchende Lehre von dem *einen* Willen in Christus: der Beginn des monotheletischen Streites, des letzten Dogmenkampfes zwischen Ost und West, und der – bis ins 19. Jahrhundert reichenden – Honoriusfrage.[9]

Zunächst zwar haben zwei Kirchenversammlungen in Konstantinopel (638 und 639) die «Ekthesis» als konform mit der apostolischen Predigt gebilligt, hat auch die Römische Kirche dies anerkannt, unterschrieben und verbreitet. Doch dann verwarfen die Nachfolger des Honorius, die kirchlich und politisch größere Selbständigkeit gegenüber Byzanz, ja, die Loslösung erstrebten, die monotheletische Lehre wieder.

Auf dem sechsten allgemeinen Konzil in Konstantinopel, 680/681 – wo Patriarch Makarios von Antiochia mit gefälschten Dokumenten arbeitete (wie seine Fälscher, ein Mönch und ein Gelehrter, gestanden) –, hat die Kirche am 28. März 681 Papst Honorius I. in aller Form als Monotheleten verflucht, zusammen mit vier anderen als monotheletische «Ketzer» verschrienen Patriarchen von Konstantinopel: Sergius, seinen Nachfolgern Pyrrhos I., Paulus und Petrus, und sein formell ex cathedra erlassenes

Schreiben feierlich verbrannt. Mit «offensichtlichem Wohlgefallen» (Palanque) erklärte das Konzil, «daß auch Honorius, der gewesene Papst von Alt-Rom, dem Anathem verfallen muß, weil wir in seinem Briefe an Sergius gefunden haben, daß er in allem der Meinung desselben folgte und seine gottlosen Lehren bestätigte».[10]

Nun gab es der «Häresie» überführte «Stellvertreter Christi» schon vor Honorius, etwa die Modalisten-Päpste Viktor I., Zephyrin und Kallist, die alle, mehr oder minder eindeutig, den Modalismus vertraten. Papst Honorius aber, der Schüler von Kirchenlehrer Papst Gregor «dem Großen», wurde von der römisch-katholischen Kirche selber offiziell als «Ketzer» verdammt. Und dies eben nicht nur auf dem sechsten allgemeinen Konzil von Konstantinopel 680/681.

Denn von nun an bezichtigte eine lange Reihe Heiliger Väter, vermutlich durch dreihundertfünfzig Jahre, bei ihrer Thronbesteigung in einem feierlichen Glaubensbekenntnis Papst Honorius I. der «Flamme der Ketzerei»: eine Selbstdesavouierung, um die man fort und fort stritt, zur Zeit des Jansenismus und Gallikanismus, ja, noch auf dem Ersten Vatikanischen Konzil 1870 bei der Dogmatisierung der Päpstlichen Unfehlbarkeit. Geht diese «Unfehlbarkeit» doch davon aus, daß kraft göttlicher Verheißung an den Apostelfürsten Petrus keiner seiner Nachfolger jemals im Glauben geirrt habe ... Bereits Leo II. (682–683) aber sah die Kirche durch des Honorius «unheiligen Verrat beschmutzt» und billigte die Verdammung seines Vorgängers durch das sechste ökumenische Konzil; er bestätigte sie in einem Brief an den Kaiser sowie in zwei Schreiben an die Bischöfe Spaniens. Und jahrhundertelang versuchte niemand, Honorius I. zu entlasten oder zu entschuldigen. In der Neuzeit freilich hat der offizielle Historiker der katholischen Kirche, Kardinal Cäsar Baronius (gest. 1607), die Verdammung des Papstes rundweg geleugnet![11]

Während Honorius regierte, starb 632 der Prophet Mohammed. Und indes der Monotheletismusstreit im Westen weiterschwärte, schickte sich im Osten der Islam an, die Welt zu erobern. Seit 635 wehte die grüne Fahne des Propheten über Damaskus, seit 638 über Jerusalem, seit 639 über Edessa, dem

Hauptsitz christlich-syrischer Theologie. Ganz Syrien war bereits erobert, das byzantinische Mesopotamien besetzt, Ägypten angegriffen.

In Rom aber brauchte nach des Honorius Tod der Heilige Geist fast zwei Jahre, ehe er sich für dessen Nachfolger Severinus (640) entschied. Und noch vor der Inthronisation stürmten römische Truppen den vom Papst drei Tage lang verteidigten Lateran. Dann eilte Exarch Isacius von Ravenna herbei, beschlagnahmte den Kirchenschatz, bezahlte damit das Heer, schickte den größten Teil des Geldes dem Kaiser und jagte die führenden Geistlichen aus der Stadt.[12]

Rom rebelliert gegen Byzanz

Da es um das Reich schlecht stand, unaufhaltsam der Islam anstürmte, Konstantinopel Palastrevolutionen und Aufstände erschütterten, dachte man in Rom daran, das scheinbar sinkende Schiff zu verlassen. Der neue Papst jedenfalls, Johannes IV. (640–642), setzte nicht den Weg des Honorius fort, sondern den seines Gegners, des Dyotheleten Sophronius von Jerusalem. Dieser zwar war 638, ein Jahr nach Eroberung der Stadt durch die Araber, gestorben. Er hatte aber noch einen seiner Kombattanten, den Bischof Stefan von Dor, durch einen Eid auf Golgatha verpflichtet, die «Heiligen» Roms gegen den Monotheletismus und zur Fortsetzung des Kampfes zu rufen.

In Rom fielen die Beschwörungen des Bischofs auf fruchtbaren Boden. Johannes IV., offenbar schon ohne Bestätigung aus Byzanz eigenmächtig geweiht, erhob sich gegen den Kaiser. Der Papst verfluchte die Ekthesis und forderte ihre Beseitigung. Dabei verteidigte er Honorius durch die Lüge, dessen – doch recht eindeutige – Schreiben hätten griechische Übersetzer gefälscht. Noch unverschämter wird dies, bedenkt man, daß derselbe Abt Johannes, der die Briefe des Honorius geschrieben, jetzt auch den Brief des Papstes Johannes verfaßte.

Der neue Pontifex maximus aber, Theodor I. (642–649), Sprößling eines (gleichnamigen) palästinensischen Bischofs, attackierte nicht nur mit aller Rücksichtslosigkeit den Monotheletismus, sondern auch das Kaiserhaus. Ja, es kam zu einer regelrechten Rebellion, wobei Religion und Politik raffiniert, gleichwohl vergeblich zusammenwirkten.[13]

Eine zentrale Rolle spielte dabei der Mönch Maximos, «der Bekenner» (Maximus Confessor). Einst Erster Geheimschreiber des Kaisers Herakleios, war er Abt des Skutari-Klosters, dann fanatischer Anhänger des Sophronios geworden. Seit einiger Zeit wirkte er in Afrika, wo der (wahrscheinlich mit dem Kaiserhaus verwandte) Exarch Gregorius einen Aufstand gegen Byzanz vorbereitete, offensichtlich im Einvernehmen mit dem Papst. In Afrika erschien aber auch der durch den neuen Kaiser Konstans II. (641–668), den Enkel des Herakleios, gestürzte Patriarch Pyrrhos I. von Konstantinopel. Und im Juli 645 inszenierte Maximos in Karthago, wo Exarch Gregorius regierte und kurz vor der Erhebung gegen Konstans stand, ein Religionsgespräch mit dem in den Sturz der Kaiserinwitwe Martina verwickelten und selbst, aus rein politischen Gründen, entthronten Pyrrhos. Am Ende der Schau, besser Schmierenkomödie, erklärte sich der bisherige Monothelet und Expatriarch für geschlagen, ging mit Maximos nach Rom und widerrief feierlich vor Papst Theodor und dem Klerus sein bisheriges monotheletisches Bekenntnis. Auf ein Stichwort aus Rom erhob sich darauf Gregorius in Karthago und nahm den Kaisertitel an. Zugleich tagten in seinem gesamten Machtbereich, offenbar auf Betreiben des Maximos, Synoden gegen den Monotheletismus.

Ein Abt Thomas berichtet, er sei als päpstlicher Gesandter zu dem aufständischen afrikanischen Exarchen geschickt worden, um diesem Mut zu machen und zu melden, im Traum habe Abt Maximos im Abend- und Morgenland je einen Engelchor am Himmel erblickt, doch die Stimmen der Engel im Westen sangen lauter und riefen: «*Kaiser* Gregor, Du sollst siegen!» Der ganze Westen rebellierte, politisch und kirchlich, gegen den Osten, wo der neue Kaiser den gestürzten Patriarchen wieder in sein Amt

einsetzen und der Papst den so aufsehenerregend Bekehrten beglaubigen sollte.[14]

Die großangelegte Erhebung scheiterte freilich früh, weil Gegenkaiser Gregorius, der Anwalt der Orthodoxie, schon 647 gegen die aus Ägypten anbrandenden Araber fiel. Als Expatriarch Pyrrhos das mit Maximos und Rom eingefädelte Spiel verloren sah, wechselte er erneut die Front. Rasch widerrief er beim Exarchen in Ravenna sein römisches Bekenntnis und kehrte nach Konstantinopel, so das offizielle Papstbuch, wie ein Hund zur ausgespienen Gottlosigkeit zurück. Der Kaiser aber, beraten von Patriarch Paulus, verbot 648 durch ein «Typos» genanntes Edikt, bei Androhung schwerer Strafen (Amtsenthebung, körperliche Züchtigung, Verbannung), jeden Streit über einen oder zwei Willen in Christus.

Auch der «Typos» war ein Einlenkungs-, ein Vermittlungsversuch. Doch die «Heiligen» in Rom gaben nun erst recht nicht nach. Papst Theodor verkündete die Absetzung des Patriarchen Paulus von Konstantinopel. Dieser verbot darauf dem päpstlichen Legaten den Gottesdienst in seinem Palast, ließ die Kapelle zerstören und die Protestierenden verprügeln, arretieren, verbannen. In Rom aber tauchten viele Afrikaner auf, besonders flüchtige Mönche aus dem Orient, und heizten den herrschenden Aufruhr weiter an. Und als Theodor I. starb, bekam man, ein Jahrzehnt nach dem Tod des Honorius, statt eines «Ketzer»-Papstes sogar einen «Märtyrer»-Papst.[15]

Martin I. (649–653), einst Theodors Nuntius am Hof, setzte den Kampf gegen Byzanz mit aller Schärfe fort. Ohne Genehmigung des Kaisers – schon ein Akt der Rebellion – konsekriert, ließ er, noch 649, durch eine große Synode im Lateran, auf der Stefan von Dor als Ankläger fungierte, die Mehrzahl der Abendländer jedoch kaum die komplizierte theologische Rabulistik zu verstehen vermochte, auch die Gegenpartei gänzlich fehlte, die Ekthesis samt dem «noch gottloseren Typos» als «Häresie» verfluchen. Diesem zufolge, behauptete der Papst, sei Christus ohne Persönlichkeit und natürliche Eigenschaften gewesen. Verflucht wurden, sicherheitshalber, auch alle «Ketzer» von Arius bis zu Hofpatri-

arch Sergius und Konsorten. Die Beziehungen zwischen Byzanz und dem Papst waren förmlich abgebrochen worden, beide rüsteten zum Kampf.[16]

Exarch Olympios, beauftragt, die Annahme des «Typos» in ganz Italien durchzudrücken und den Papst zu kassieren, verständigte sich indes mit diesem, da ihm ein Frontwechsel aussichtsreicher schien. Gemeinsam mit dem Papst rebellierte er gegen den Kaiser und vermochte auch mit Hilfe der italischen Miliz etwa drei Jahre den Usurpator zu spielen, zumal er auch auf Sizilien über die schon seit Gregor I. stark vom Papsttum abhängige römische Miliz gebot. Aber beide Empörer hatten die Rechnung ohne das Schicksal und den Kaiser gemacht. Olympios erlag auf Sizilien im Kampf gegen die Araber einer Seuche. Und Martin I. wurde das Opfer seines Verrats.

Der neue Exarch Theodor Kalliopa, schon vordem einmal in diesem Amt, rückte im Juni 653 mit einem Heer nach Rom und griff sich seinen Mann, der für Byzanz, da ohne kaiserlichen Konsens geweiht, überhaupt nicht Papst war. Der ängstliche Martin hatte schutzsuchend sein Bett am Altar der Lateranbasilika aufgemacht. Doch wurde er nicht aus Glaubensgründen verhaftet, wie der Exarch dem römischen Klerus entgegenhielt. Man brachte den Papst nachts heimlich zum Hafen, dort tiberabwärts im kleinen Kahn nach Porto, dann zur Flottenstation Miseno und in dreimonatiger Schiffsreise nach Konstantinopel.

Nach weiteren drei Monaten strenger Einzelhaft erfolgte am 20. Dezember die Eröffnung des Verhörs. Als Martin, nach alter Pfaffenart, auf Glaubensfragen rekurrieren wollte, schnitt ihm der Richter das Wort ab: «Bring uns hier nichts über den Glauben vor, über Hochverrat wirst Du jetzt verhört.» Der Papst suchte die Mitschuld am Aufstand des Olympios durch seine Ohnmacht gegenüber dem Exarchen zu rechtfertigen; eine Verbindung mit den Sarazenen aber stritt er wohl mit Recht ab. Er wurde zum Tod verurteilt, auf Fürbitte des schwerkranken Patriarchen Paulus II., seines Gegners, im letzten Augenblick begnadigt, nach weiteren drei Monaten Kerker nach Cherson am Schwarzen Meer verbannt, wo er Mitte Mai 654 eintraf und Mitte September 655

starb: – bis heute von der Römischen und Griechischen Kirche als Märtyrer verehrt, obwohl er nur das Ende eines Hochverräters nahm. Als erster Papst wollte er Italien kirchlich und politisch ernsthaft vom Reich losreißen.[17]

Die Kirche hat den ganzen Vorgang später umgefälscht, sich in der letzten Lebenszeit des Papstes aber, zumal in Rom, nicht im geringsten um ihn gekümmert, was Martin selbst mit bitteren Worten bezeugt. Feig der Staatsgewalt gehorchend, wählte man schon am 10. August 654 in dem Stadtrömer Eugen I. (654–657) einen Nachfolger, zu einer Zeit also, da Martin noch am Leben war. Doch hatte man schon Felix II. an die Stelle des Liberius gesetzt (II 108 ff.). Martin I. erstaunte über all dies, klagte, daß die römische Kirche ihn nicht einmal mit Lebensmitteln versorge, und schrieb noch im September 655, kurz vor seinem Tod: «Ich habe mich verwundert und wundere mich noch über die gleichgültige Erbarmungslosigkeit all derer, die mir einst angehörten, und meiner Freunde und Nächsten, daß sie meiner im Unglück so ganz vergessen haben . . .»

Ein Jahrzehnt danach aber beschimpfte dieselbe Kirche Martins Hochverratsprozeß als «Machenschaften falscher Verleumdungen» und seine Gegner als «Feinde der Wahrheit und Gottes selbst». Die ersten Pilger wallfahrteten bereits zu seinem Grab, schwärmten von «reichen Wundern» des «großen Märtyrers der Wahrheit» und nahmen als Reliquien ein Stück von seinem Schweißtuch mit sowie einen päpstlichen Schuh. Siebzig Jahre später behauptete Gregor II.: «Unser Vorgänger Martin saß zum Frieden mahnend auf dem Stuhle; deshalb hat ihn der böse Konstans . . . herabgerissen.»[18]

Als Hochverräter endete auch Abt Maximos, der fanatische Agitator der Orthodoxie und eigentliche Drahtzieher des Ganzen, bei dem freilich religiöse und politische Motive kaum noch unterscheidbar sind. Da er, der bedeutendste byzantinische Theologe des 7. Jahrhunderts, viel angesehener war als der Papst, gab man sich die größte Mühe, den Greis wenigstens religiös zum Nachgeben zu bewegen; vergeblich. Er starb verstümmelt im Kaukasus (662), und selbstverständlich gleichfalls als Heiliger,

als Märtyrer: die christliche Justiz schnitt ihm die rechte Hand ab und die Zunge aus. – Maximus Confessor, daran sei erinnert, war es auch, durch den einer der größten theologischen Fälscher, Pseudo-Dionysius, «für Jahrhunderte der Lehrmeister der westlichen Welt» (III 147 ff.), mit seinen Fälschungen das «Bürgerrecht in der Kirche» bekam («Lexikon für Theologie und Kirche»).[19]

Nach dem mißlungenen Aufstand aber geriet das Papsttum erst recht in die Gewalt des Kaisers. Eugen I. (654–657), schon im Sommer 654 als Gegenpapst zu Martin I. aufgestellt, kam dem Osten zunächst sogar in der berüchtigten «Willen»-Frage, dem kaiserlichen «Typos» von 648, entgegen. Noch nachgiebiger war Vitalian I. (657–672), der auch nicht den leisesten Widerstand wagte, nicht einmal theologisch. Und als Konstans II., der im Osten gewaltige Gebiete an den Islam verlor, wieder mehr im Westen Fuß zu fassen suchte und dabei in Rom erschien – der letzte Kaiserbesuch aus dem Osten –, empfing Papst Vitalian den «Henker Martins» mit höchsten Ehren und einer Kirchenfeier nach der andern. Am 5. Juli 663 ging er dem, der seinen Vorgänger elend im Exil hatte umkommen lassen, festlich mit Klerus und Volk bis zum sechsten Meilenstein entgegen und zog später auch samt Herrscher und dem ganzen Heer mit Kerzenlichtern nach St. Peter. Konstans spendete dort eine Altardecke, betete auch in St. Paul, in S. Maria maggiore. Er eilte von Kirche zu Kirche – und ließ dann alles Erz in Rom von den öffentlichen Gebäuden, sogar die ehernen Ziegel von S. Maria ad Martyres reißen und nach Konstantinopel schaffen. Ähnlich hauste der Christenkaiser in Sizilien, wo er den Päpsten einen letzten Schlag versetzte, indem er die Autokephalie des Erzbistums Ravenna anerkannte und ausdrücklich bestimmte, daß die dortigen Bischöfe auch nicht dem Patriarchen von Rom unterstehen. Allerdings: 668 wurde Konstans in seiner Residenz Syrakus von einem Kämmerer, dem Handlanger eines größeren Komplotts, im Bad ermordet, und der Nachfolger fand «den Beifall der Geistlichkeit» (Finley).

Auch auf Sizilien jedoch unterlag zuletzt Rom. «In der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts war die sizilische Kirche in

jedem Punkt, auf den es wirklich ankam, östlich orientiert ... So vollständig war damals der Triumph des Ostens in Sizilien, daß sogar die gebildete und politisch einflußreiche Minorität die lateinische Sprache aufgab und zum Griechischen zurückkehrte» (Finley).[20]

Wenn auch die Päpste, in Erinnerung an das Schicksal Martins, zunächst sehr vorsichtig agierten, Vitalian sogar für den durch einen Gegenkaiser (den Armenier Mezezios) bedrohten Sohn des ermordeten Konstans II., Konstantin IV., eintrat, so strebten sie doch von dieser rechtmäßigen Obrigkeit immer entschiedener fort. Die Versuchung war zu groß, der Augenblick zu günstig. Die Byzantiner verloren riesige Provinzen an den Islam; und sie hatten auch im Westen, wo die Franken sich immer mehr in den Vordergrund schoben, keine Erfolge, weder gegen Westgoten noch Langobarden.[21]

Bücherverbrennungen und Schlachten – die Katholisierung der Langobarden

Der nordgermanische, allmählich mehr und mehr romanisierte Volksstamm der Langobarden besaß seit seinem Einfall 568 (S. 107 ff.) Oberitalien und Teile Mittelitaliens; nur im Süden und auf Sizilien, dem Schwerpunkt freilich des päpstlichen Großgrundbesitzes, hatte er keinen Einfluß. Die Byzantiner aber wollten ihre eigene Herrschaft wenigstens in den Küstenstrichen und im Süden halten. Dazwischen lavierten die Heiligen Väter, mal mit Byzanz, mal mit den Langobarden im Bund, und gewannen so langsam, aber sicher mehr Macht. Äußerlich erfolgreicher waren zunächst die Langobarden durch Siege über die Byzantiner am Calore und bei Forino sowie, unter dem beneventinischen Herzog Romuald, durch Vorstöße bis Tarent und Brindisi (668).[22]

Mit der zunehmenden Katholisierung der Langobarden freilich im Laufe des 7. Jahrhunderts bekam die Römische Kirche bei ihnen immer größeres Gewicht. Sie untergrub diese schließlich

katholischen Germanen – und begrub sie ja zuletzt auch. Doch bevor man, unter dem Diktat des Klerus, eine Menge Kirchenfragen rechtlich regelte (von der Ehe bis zu den Gottgeweihten Jungfrauen, auch den Kampf gegen «Ketzer» gesetzlich verankerte und, nach Liquidierung des Arianismus, zur Ausrottung noch der letzten heidnischen Reste schritt), hatten kirchliche Fragen unter den arianischen Königen der Langobarden in der Gesetzgebung so gut wie keine Rolle gespielt. Von den 388 Kapiteln des Edictum Rothari (643), der ersten Aufzeichnung langobardischen Rechts und zugleich der bedeutendsten Leistung germanischer Rechtsgebung, betreffen nur zwei die Kirche direkt.[23]

Mit Aripert I. (653–661), dem Herzog von Asti, gewann die katholische Richtung der Theudelinde wieder das Übergewicht. Als erster männlicher Vertreter der von ihr abstammenden «bayrischen» Dynastie soll König Aripert, ihr Neffe, im Gegensatz zu seinen arianischen und römerfeindlichen Vorgängern, katholische Bischöfe bevorzugt, vielleicht gar den Arianismus bekämpft haben. Jedenfalls konvertierte unter ihm in Pavia, seiner Residenz, der letzte arianische Bischof Anastasius. Und Ariperts Sohn Perctarit, 671 von den Langobarden zum König proklamiert, ausgesprochen papstfreundlich, auch philo-byzantinisch, betrieb «eine intensive Katholisierungspolitik im Einverständnis mit der römischen Kirche» (Tabacco). So erhob sich bei Perctarits Tod (688), getragen von allen oppositionellen Gruppen, von den letzten Resten der Arianer und den Dreikapitelschismatikern, der Herzog Alahis von Trient gegen Perctarits Sohn Cunincpert. Zwar hatte Alahis bei dem schlagkräftigen Erzengel Michael, dem Schutzpatron der Langobarden, beiden Königen die Treue geschworen, zwang aber nun Cunincpert, der, seit 680 gemeinsam mit seinem Vater regierend, seine Katholizität auch durch eine Zwangsbekehrung der Juden demonstriert hatte, zur Flucht.

Vorübergehend amtierte Alahis als König in Pavia, machte sich freilich beim katholischen Klerus, den er drangsalierte, verhaßt, und Cunincpert, der priester- und römerfreundlich, dessen Tochter Äbtissin war, konnte in die Residenz zurück. An der Adda, auf

der Ebene von Coronate, führten bald darauf beide Fürsten ihre Heere gegeneinander, zugleich ein Kampf der Orthodoxie wider das Schisma. Es gab «ein ungeheures Blutvergießen». Doch «unter des Herrn Beistand» (Paulus Diakonus) siegte der rechtgläubige Cunincpert (und erbaute dann dort zu Ehren des hl. Märtyrers Gregor ein Kloster). Alahis fiel. Der flüchtige Feind wurde abgestochen oder ertrank im Fluß. Und nachdem noch der in Fortsetzung von Alahis' Plänen rebellierende Ansfrit in Verona gefangen, geblendet und exiliert worden war, folgte der politischen Einigung des Langobardenreiches auch die kirchliche. War doch Cunincperts wichtigstes Ziel «die vollständige Katholisierung der Langobarden» (Jarnut). Die schismatischen Bischöfe beugten sich Papst Sergius, der ihr «ketzerisches» Schrifttum feierlich verbrennen ließ und dem König für seinen blutigen Schlachtensieg Vergebung seiner Sünden versprach. Das hundertfünfzig Jahre dauernde Dreikapitelschisma war beendet.[24]

Nie freilich zögerten auch künftig die Langobarden, gegen römisches Gebiet zu ziehen, noch andererseits die Päpste, selbst mit deren Schlimmsten zusammenzuspielen. Etwa mit Aripert II. (701–712), einem Usurpator, der in den Thronwirren nach Cunincperts Tod dessen unmündigen Sohn Liutpert im Bad umbringen, die Familie seines Vormunds, des späteren Langobardenkönigs Ansprand, der an den bayerischen Herzogshof floh, scheußlich verstümmeln, Ansprands Sohn Sigiprand die Augen ausstechen, Ansprands Frau Theoderada Nase und Ohren abschneiden ließ, ebenso der Tochter Aurona, der Schwester des späteren Königs Liutprand, der gleichfalls nach Bayern zu seinem Vater entkommen war. Doch nicht genug: auch alle Blutsverwandten Ansprands strafte König Aripert II. «auf mancherlei Weise». Wie, verrät Paulus Diakonus nicht; doch hören wir, daß Aripert auch einem Rivalen, dem Herzog Rotharit von Bergamo, Haupt und Bart scheren, ihn nach Turin verbannen und ermorden ließ.[25]

Dem Heiligen Vater brachte das Bündnis mit dem Verbrecher auf dem Thron die Rückgabe päpstlicher Besitzungen an der ligurischen Küste – «in goldenen Buchstaben» stellte König Aripert

die Schenkungsurkunde aus und schickte sie nach Rom. Als aber Bayernherzog Teutpert dem Drängen Ansprands nachgab, mit Heeresmacht in Italien einrückte, in einer Schlacht «auf beiden Seiten viel Volk umkam» und König Aripert zu den Franken fliehen wollte, da ertrank er, mit Gold beladen, beim Durchschwimmen eines Flusses und wurde «in der Kirche unseres Herrn und Heilands beigesetzt . . .» Denn schließlich meldet Paulus Diakonus von dem vielfachen Mörder auch: «Er war ein frommer Mann . . .»[26]

Nach Ariperts Ende bestieg kurz der zurückgekehrte Ansprand den Thron; dann folgte ihm sein Sohn Liutprand, unter dem die Macht der Langobarden kulminierte. Noch auf dem Totenbett hatte der Vater die Nachricht von dieser Erhebung erhalten. Doch obwohl der neue König ein devoter Katholik und großer Begünstiger der Kirche war (S. 363 f.), bekämpfte ihn das Papsttum bis zuletzt, wie es Byzanz bekämpfte, nur vehementer, rücksichtsloser noch, weil es selber Italien beherrschen wollte.[27]

Mit der römischen Revolution verflocht sich eine große theologisch-politische Tragödie vor allem des Ostens, die unter dem Namen «Bilderstreit» (725–843) Geschichte machte, die damals begann und ein enormes Ausmaß annahm.

Der Bilderstreit beginnt

Sind wir über das 6. Jahrhundert der byzantinischen Geschichte, besonders durch die eingehenden Schilderungen des Historikers Prokop, gut informiert, so liegen das 7. und 8. Jahrhundert reichlich im Dunkel. Nur die Chroniken zweier Theologen, zweier Bilderverteidiger, die beide im Exil starben, des Patriarchen von Konstantinopel, Nikephoros, und, etwas ausführlicher, des Theophanes Confessor, werfen ein kümmerliches Licht auf diesen gewaltigen Zeitraum, in dem zumal das ausgehende 7. und beginnende 8. Jahrhundert als eine der düstersten Epochen byzantinischer Geschichte gilt.

Kaiser Justinian II. (685–695, 705–711), der sich so mühte, die Kaisermacht vom Willen Gottes abzuleiten, ließ viele Tausende durch ihn deportierte slawische Familien hinrichten. 695 wurde er vom Thron gestoßen und mit abgeschnittener Nase auf die Krim verbannt. Rasch lösten die nächsten Regenten einander ab, zwei Jahrzehnte herrschte totale Anarchie. Zudem brachen die Bulgaren, Nomaden aus dem Wolgagebiet, ins Reich ein und drangen 711, unter Chan Terwel, bis in die Vorstädte Konstantinopels. 717 erschienen dort wieder die Araber, zernierten die Hauptstadt, konnten von Leo III. (717–741), dem Isaurier, aber abgewiesen werden. Doch just dieser von der Christenheit bis heute hochgepriesene Retter von Byzanz wurde auch der Urheber eines blutigen christlichen Streites, der die byzantinische Welt länger als ein Jahrhundert und stärker als jeder Religionskrawall zuvor erschüttert, auch zur Entfremdung zwischen Ost- und Westrom nicht unerheblich beigetragen hat.[28]

Nach allgemeiner Annahme begann der Konflikt 726, als man ein verheerendes Erdbeben in der südlichen Ägäis für ein «Gottesgericht» hielt wegen des in der Kirche eingedrungenen neuen «Götzendienstes», des Bilderkults. Kaiser Leo III. befahl die Entfernung aller Heiligen-, Märtyrer- und Engeldarstellungen, 730 ihre Vernichtung, einschließlich aller Bilder Christi und Mariens. Der Ikonoklasmus, der Bildersturm, der nicht nur den Klerus, sondern auch die Volksmassen ergriff und, häufig untersucht, vielleicht gegensätzlicher erklärt wurde als jedes andere Phänomen der byzantinischen Geschichte, zerrüttete das Kaiserreich in kaum noch nachvollziehbarer Form. Weit mehr als bloßes Theologengezänk, als religiöse Reformbewegung, Auseinandersetzung vielmehr auch zwischen weltlicher und kirchlicher Gewalt, hat er den Staat an den Rand des Ruins gebracht, und dies zur Zeit einer gewissen außen- und innenpolitischen Erholung, nach dem Abklingen auch der christologischen Querelen.[29]

Ausgangspunkt des Bilderstreites war allerdings ein rein theologisch-dogmatisches Problem.

Schon die urindogermanische Religion ist bilderlos, die vedische, zarathustrische, altrömische, altgermanische Religion, be-

sonders aber die jüdische. Bereits das Alte Testament verbietet strikt jede Bilderverehrung. Und auch das Urchristenum kennt keine figürliche Gottesanbetung. Im Gegenteil. Wie das (alte) Judentum das Anfertigen von Darstellungen ausdrücklich verdammt, wie die Propheten die verhöhnen, «die einen Gott machen und einen Götzen anbeten», «das Werk ihrer Hände», «die Kälber küssen», so haben auch die frühen Kirchenväter den nachher so in Schwung gekommenen Bilderkult lang und scharf bekämpft. Noch im 4. Jahrhundert sind Theologen wie Eusebius oder Erzbischof Epiphanius von Salamis bilderfeindlich, untersagt das Konzil von Elvira das Anbringen von Bildern und ihre Verehrung. Dagegen waren es «Ketzer», Gnostiker, die mit dem Übergang begannen, die offenbar das Christusbild und seine Verehrung ins Christentum eingeführt haben.[30]

Seit dem 4. Jahrhundert grassiert der Brauch im Osten, im 6. bereits ist er dort so ausgedehnt wie heute, werden nicht nur die Bilder Christi, sondern auch die der Maria, der Heiligen und Engel verehrt. Besonders die Mönche fördern die Sache und haben auch sehr handfeste, materielle Gründe dafür; die Ikonolatrie ist ein Teil ihres Geschäfts (geldbringende Wallfahrten, zum Beispiel, zu den «Gnadenbildern»). Und die bilderfreundlichen Theologen rechtfertigen all dies, da man nach ihrer Auffassung im Bild nicht das tote Bild, sondern den lebendigen Gott verehrt und überhaupt, wie Nikephoros sagt, «das Sehen zum Glauben führt». Die Bilderzertrümmerer dagegen suchten den unbestreitbar älteren christlichen Grundsätzen wieder zu ihrem Recht zu verhelfen.

Das Volk aber verehrte die Ikone selbst als heilkräftig und wundertätig. Sie war geradezu der Inhalt seines Glaubens. Sie erschien auf Möbeln, Kleidern, Ohrgehängen. Dank dem Himmel oder der Priesterkunst begannen Ikonen zu sprechen, zu bluten, sich zu verteidigen, wenn man sie angriff. Ja, es gab schließlich als Novitäten Ikonen, die «nicht von Menschenhand verfertigt waren» (acheiropoietai), auch solche, die gar die Stelle eines Paten bei der Taufe vertraten. So verhimmelte das gläubige Volk die Bilder immer mehr, identifizierte sie mit dem Heiligen selbst. Es küßte die Statuen, Darstellungen, entzündete Kerzen,

Lampen vor ihnen. Kranke fraßen gelegentlich abgekratzte Farbteilchen, um gesund zu werden. Man räucherte mit Weihrauch, fiel davor nieder, kurz, behandelte diese Objekte nicht anders als die Heiden ihre «Götzenbilder».

Und als eine Art Götzendienst wurde dies eben auch von den Gegnern der Ikonolatrie, den Ikonoklasten («Bilderzertrümmerern»), empfunden. Sie kamen aus dem Kaiserhaus, der Armee und zumal aus gewissen, stark unter dem bilderfeindlichen Einfluß des Islam stehenden Landschaften, namentlich aus Gebieten Kleinasiens. Sie wohnten auch in jenen östlichen Grenzländern des Reichs, in denen vor allem die «ketzerischen», besonders Paulus schätzenden Paulicianer Kreuz- und Bilderverehrung, Zeremonien und Sakramente bekämpften, Christen, die um die Mitte des 7. Jahrhunderts erstmals in Armenien auftraten und für mehr als zwei Jahrhunderte eine äußerst aktive Macht an der byzantinischen Ostgrenze blieben.[31]

Nun ist es allerdings bemerkenswert und wirft ein bezeichnendes Licht auf den ganzen Krawall, daß die Kaiser und Kreise der Armee, die zu den heftigsten Gegnern des Bilderkultes gehörten, vordem seine besonderen Förderer waren. Die Herrscher des 6. und 7. Jahrhunderts hatten, den Massenwahn betreffs der Bilder nutzend, sich seiner für ihre Zwecke bedient, politisch und zumal militärisch. In ungezählten Schlachten waren Bilder mitgeführt, ganze Städte unter ihren Schutz gestellt, sie zu Verteidigern von Festungen gemacht worden. Aber freilich hatten sie nur allzuoft versagt, war Stadt um Stadt in die Hand von «Ungläubigen» gefallen, was uns der unmittelbaren Ursache des Ikonoklasmus wohl recht nahe bringt. Hätten die Bilder nämlich die erwarteten Wunder gewirkt, hätte es mit großer Wahrscheinlichkeit gar keinen Bildersturm gegeben. «Aber die Ikonen hatten nicht gehalten, was man sich von ihnen versprochen ...» (Mango)[32]

Ausgegangen war der Aufruhr vor allem vom orientalischen Episkopat. Die bilderfeindliche Partei hatte ihre Hauptvertreter in den kleinasiatischen Bischöfen Konstantin von Nakoleia, den Metropoliten Thomas von Klaudioupolis und Theodoros von Ephesos. Die bilderfeindliche Partei hatte auch die ersten Todes-

opfer: mehrere der zur Bilderentfernung befohlenen Soldaten wurden bei einem Volksaufstand getötet. Die Bilderverehrer, die Ikonodulen, fanden sich fast überall im Reich. Im Orient gehörten dazu besonders der neunzigjährige Patriarch Germanos von Konstantinopel (715–730), der Metropolit Johannes von Synnada sowie die Mönche. Im Westen zählte die große Masse zu den Bilderverteidigern, vor allem auch, von Anfang an, das Papsttum, das ja mehr Selbständigkeit, auch politische Führung erstrebte. Nicht zufällig brach die byzantinische Herrschaft in Mittelitalien weithin zusammen.

Allerdings wurde die Bedeutung des Bilderstreites für Rom lange überschätzt. Der Kaiserhof hat auf ikonoklastische Aktionen in Italien bald verzichtet. Doch verfaßte der vehement bilderfeindliche Monarch Konstantin V. (741–776), der sich den wahren Freund Christi nannte, einen Verehrer nicht seines Bildes, sondern des Kreuzes, sogar persönliche Streitschriften und schuf eine eigene Theologie besonders gegen das Christusbild – für ihn Ausdruck entweder des Nestorianismus (II 156 ff.) oder des Monophysitismus (II 213 ff.), also der Trennung oder Vermischung der «beiden Naturen» in Christus. Scharf verwarf das Konzil von Konstantinopel 757 den Bilderkult als Satanswerk und Götzendienst.[33]

Eine päpstliche Revolution scheitert

Die Masse des Klerus wußte natürlich, daß ihre Macht vor allem auf der Magie der Sache, dem schönen Schein, dem äußeren sinnlichen Zauber des Gottesdienstes beruhte, weshalb sie es mit dem bilderverehrenden Volk halten mußte. Schließlich hatte man dies die Wunderkraft der Idole beinah anzubeten gelehrt und hätte ihm durch deren Entzug den Fundus seiner Sitte, seiner Frömmigkeit entzogen. Als daher nach einem Erlaß des Kalifen Jezid (der 723 die Beseitigung der Bilder aus allen christlichen Kirchen des arabischen Reichs befohlen hatte) auch der energische Kaiser

Leo III., der Isaurier, der als Sarazenensympathisant (sarakenophron) galt, mit Zustimmung eines Konzils in einem förmlichen Edikt (726) aus den Kirchen alle Bilder von Märtyrern oder Engeln zu entfernen und unter Verschluß zu bringen gebot (730 ordnete ein weiteres Edikt ihre Zerstörung an), kam es zu Exzessen des Fanatismus in Ost und West: Christen gegen Christen, wie so oft – durch alle Jahrhunderte.[34]

Ganze Provinzen füllten sich mit den Trümmern von Kitsch und unersetzlichen Kunstwerken. Die Bilderverehrer wurden verfolgt, die bilderfeindliche Menge revoltierte. Papst Gregor II. (715–731) verbat sich – in unerhört herausfordernder Diktion, wie sie zuvor allenfalls Symmachus unter ostgotischem Schutz riskiert hatte – die Einmischung des Kaisers in Glaubensfragen und hatte ganz Italien auf seiner Seite, zumal die Bischöfe. Die Drohungen des Monarchen, daß er «nach Rom senden, das Bild des hl. Petrus einschließen und den Papst Gregor gebunden abführen werde, wie es Konstantin [Konstans II.] mit Martin [I.] machte», nahm er auf die leichte Schulter, ja er höhnte: «Wenn Du Dich brüstest und uns drohst, so haben wir nicht Not mit Dir zu ringen. Drei Milien [weit] wird der Papst von Rom ins Land Campanien entweichen, dann Wohlan! jage den Winden nach!» «Das ganze Abendland», behauptete der Papst, «hat auf unsere geringe Person seinen Blick gerichtet, und wenn wir dessen auch nicht würdig sind, so haben sie doch großes Vertrauen auf uns und auf den, dessen Bild Du vernichten und verschwinden lassen willst, des heiligen Apostelfürsten Petrus, den alle Reiche des Westens als einen Gott [!] auf Erden achten. Wenn Du es wagen solltest, das zu erproben, so sind wahrlich die Leute des Westens willens, Recht zu schaffen denen des Ostens.»[35]

Das Aufbegehren Gregors war freilich nicht nur theologisch, sondern auch höchst handfest, materiell motiviert.

Kaiser Leo III. hatte 717/718 Konstantinopel zu Land und See erfolgreich gegen die Araber verteidigt – eines der entscheidenden Gemetzel der Weltgeschichte. Blieb so doch Kleinasien, das er in jahrelangen Feldzügen von jenen befreite, noch für fast sieben Jahrhunderte byzantinisch und christlich. Zum Finanzausgleich

freilich mußte er nach dem Araberkrieg neue Steuern eintreiben, was vor allem die Römische Kirche traf, infolge ihres gewaltigen Grundbesitzes die erste wirtschaftliche Macht Italiens. Doch wie sie früher Steuernachlässe staatsfreundlich gestimmt hatten, so ging sie nun auf Gegenkurs. Die italienischen Bischöfe, die größten Steuerzahler des Landes, führten den Widerstand gegen die Zahlung an und verhinderten sie. Und zugleich bekämpften sie natürlich den Ikonoklasmus des Kaisers. Nicht genug, die Steuerverweigerung, die weder das Alte noch das Neue Testament erlaubt, wurde nun noch ein frommes Werk, wurde allmählich umgefälscht zum Widerstand gegen die bilderfeindliche Politik des Monarchen, der am Eingang seines Palastes ein Bild Christi durch ein Kreuz ersetzen ließ.

Papst Gregor II. aber war der eigentliche Führer Italiens im Aufstand gegen seinen Herrn, «das Haupt der italienischen Revolution» (Hartmann). «Seid untertan der Obrigkeit» galt jetzt nicht mehr. Jetzt galt: «Ihr sollt Gott mehr gehorchen als den Menschen.» Und Gott ist – in praxi! – da immer der Papst. Er ermutigte nicht nur den Patriarchen von Konstantinopel, den hl. Germanos, zum Kampf gegen den Kaiser, sondern rief alle Welt dazu auf, so daß ringsum der Bürgerkrieg begann. Ja, Gregor drohte mit einer Loslösung von Byzanz: «Wir betreten mit Gottes Güte den Weg in die entferntesten Regionen des Westens.»

Der Papst opponierte offen gegen den Kaisererlaß. Er verbot, dem Herrscher Steuern zu zahlen, und stellte sich damit an die Spitze der Erhebung. Sogar der offiziöse Liber Pontificalis schreibt: «Er rüstete sich gegen den Kaiser wie gegen einen Feind.» Der antipäpstliche Chartular Jordanes und der Subdiakon Johannes Lurion wurden von den Römern ermordet, den dux Basilios warf man ins Kloster – evidente Attacken gegen die Regierung. Folglich bekam Exarch Paulus den Befehl, Gregor von seinem Stuhl zu entfernen. Als aber die Milizen aus Ravenna heranrückten, widerstand ihnen der Papst im Bund mit italienischen Soldaten und Langobarden. In Venedig, Ravenna, Rom vertrieb man die kaiserlichen Befehlshaber und Beamten, aus Be-

nevent und Spoleto die byzantinischen Truppen. Exarch Paulus fiel durch Mörderhand. Man beseitigte auch seine Generale. Der dux Exhilaratus und sein Sohn Adrian, letzterer schon seit Jahren vom Papst wegen unerlaubter Ehe gebannt, wurden von der römischen Miliz gefangen und getötet. Dem römischen dux Petrus stach man die Augen aus, weil er dem Kaiser «gegen den Papst geschrieben». Überall siegte der Aufstand: Seine Heiligkeit und die Langobarden in einmütiger Rebellion wider den Kaiser. Selbst der Liber Pontificalis versichert, «daß das ganze Italien, empört über die Bosheit des Basileus, beschloß, einen andern zu erwählen und ihn nach Konstantinopel zu führen». Tatsächlich rief man in Griechenland den Gegenkaiser Cosmas aus, eine Flotte erschien mit ihm vor Konstantinopel, wurde aber in der Seeschlacht vom 18. April 727 gänzlich geschlagen, Cosmas gehängt.[36]

Noch 729 sah sich Gregor II. als Mittelpunkt des Widerstandes, sah er «den gesamten Okzident» zu sich emporschauen. «Die Völker des Westens sind bereit», schreibt er dem Kaiser. «Wir leiten unsere Macht und Autorität vom Apostelfürsten Petrus her, und wir könnten, wenn wir wollten, über Dich zu Gericht sitzen, aber Du hast Dir und Deinen Räten das Urteil bereits selbst gesprochen: Du und sie, Ihr seid gleichermaßen verflucht.»

Doch der Kaiser wurde des Aufstands Herr. 730, als er den greisen Hofpatriarchen Germanos, der die Bilderverehrung, zu Unrecht, weder im Widerspruch zum Alten Testament fand noch zur altchristlichen Tradition, durch Anastasios ablöste (falls Germanos nicht von allein zurücktrat), scheiterte die Revolution auch in Italien. Eben noch rechtzeitig war Gregor ins kaiserliche Lager geschwenkt. Als die italienischen Revolutionäre, wie die griechischen in Griechenland, auch in Italien einen gewissen Tiberius Petasius zum Kaiser ausriefen, mahnte der Papst, dem ein Kaiser in Rom, wo er selbst kommandieren wollte, denkbar unerwünscht sein mußte, das Volk, «nicht von der Liebe und Treue zum römischen Reich zu lassen», und gab dem Exarchen noch die römische Miliz zur Bekämpfung des neuen Gegenkaisers mit. Im römischen Tuszien wurde Petasius getötet, sein Kopf nach Konstantinopel geschickt.[37]

Im Bilderstreit blieb Gregor II. allerdings so unerbittlich wie sein Nachfolger. Durch eine Synode in Rom, November 731, verhängte Gregor III. (731–741) gegen Abnahme, Zerstörung und Schmähung der Bilder die Exkommunikation. Doch seine mit Mahnschreiben nach Konstantinopel gesandten Legaten wurden schon auf Sizilien von dem kaiserlichen Strategen Sergius abgefangen, monatelang eingekerkert und zurückgejagt. Zugleich holte der Imperator zu einem gewaltigen Gegenschlag aus, der die materielle Basis des Papsttums traf und die politische Geographie veränderte.

Nachdem eine gegen Italien befohlene Flotte Schiffbruch erlitten, rächte sich der Monarch auf andere Weise. Er zog nicht nur die Steuerschraube in Unteritalien und Sizilien extrem an, sondern löste die illyrische Kirchenprovinz sowie ganz Süditalien samt Sizilien von Rom und unterstellte alles der Jurisdiktion des Patriarchen von Konstantinopel; ein Schritt, den Byzanz nachdrücklich verteidigt, jeder neue Papst aber zu blockieren sucht. Außerdem nahm der Kaiser dem Papst seine sämtlichen süditalischen Patrimonien, wobei allein Sizilien einen Verlust von 350 Pfund Gold bedeutete.[38]

Der Bilderstreit dauerte durch Leos ganze Regierungszeit fort und verschärfte sich noch unter seinem Sohn und Nachfolger Konstantin V. (741–776), Ikonoklastes genannt, der Bilderstürmer (aber auch Kopronymos, weil er das Wasser bei seiner Taufe verunreinigte, und Caballinus, weil er gern Pferdemist roch). Als sich freilich 742 ein bildverehrender Usurpator, sein Schwager Artabasdos, erhob, hielt es Rom mit dem bilderfeindlichen Kaiser, der dem Besiegten samt seinen Söhnen die Augen ausstechen ließ, Papst Zacharias aber eine reiche Landschenkung vermachte. Konstantin, aktiv an der einschlägigen Diskussion beteiligt und überhaupt theologisch hervorragend interessiert, ließ die Anrufung der Heiligen und Marias verbieten sowie sämtliche Heiligenbilder aus den Kirchen nehmen oder zerstören.

Besonders verfolgt hat dieser Kaiser die Mönche, um so fanatischere Fürsprecher des Bilderkults, als sie ein wirtschaftliches Monopol für die Fabrikation der Ikonen hatten. Klöster wurden

enteignet, geschlossen, in Kasernen, Badeanstalten umgewandelt oder wie das Kallistratos-Kloster, Dios-Kloster, Maximinos-Kloster etc. total zerstört. Die Insassen standen vor der Wahl, entweder die Kutte abzulegen, eine Frau zu nehmen oder geblendet und verbannt zu werden. In Ephesos hat man Mönche und Nonnen zur Heirat gezwungen, andere (mit Rückendeckung durch ein Konzil von Konstantinopel 754) hingerichtet. Bilderverehrende Megären zerstückelten Soldaten, und Soldaten veranstalteten Martyrien im Hippodrom. Nicht weniger als 338 Bischöfe unterzeichneten 754 auf der Synode von Hieria die ikonoklastischen Erlasse Leos III. 50 000 Mönche, vom Kaiser geächtet, fliehen nach Rom. Und dies alles, während die Bulgaren bereits ihren Großangriff auf das Reich beginnen.[39]

Der Kampf «mit Feuer und Schwert» kulminiert in den sechziger Jahren.

Abt Stephanos vom Auxentiosberg, Anführer der bilderfreundlichen Opposition, wird im November 765 in den Straßen Konstantinopels gelyncht. Allein im August 766 richtet man 16 höhere Beamte und Offiziere hin, Anhänger des Bilderkultes. Im nächsten Jahr fällt auch der Kopf des Patriarchen Konstantin in der Arena. Der Kaiser hatte ihn erst geißeln, dann, am 6. Oktober, ihm vor versammeltem Stadtvolk in der Großen Kirche die Leviten lesen lassen. «Nach jedem Kapitel», schreibt der spätere Abt Theophanes, «schlug der Geheimschreiber dem Pseudopatriarchen ins Gesicht, wobei der Patriarch Niketas in seinem Stuhl saß und zusah.» Anderntags wurde Konstantin, kahlgeschoren und im ärmellosen Spottkleid, verkehrt auf einen Esel gesetzt, ins Hippodrom geführt und vom ganzen Christenvolk umheult, begeifert.

Den Esel führte sein Neffe Konstantin, dem man die Nase abgeschnitten hatte. «Als er zu den Zirkusparteien gekommen war, stiegen sie von ihren Sitzen herab, bespuckten ihn und bewarfen ihn mit Unrat. Zum Halteplatz vor der Kaiserloge gelangt, warfen sie ihn vom Esel herab und traten auf seinen Nacken.» Ende des Monats verleugnete der Mann seinen Glauben, und nachdem man sich noch diese Genugtuung verschafft,

enthauptete man ihn. Sein Leib wurde durch die Straßen auf den Schindanger der Gehenkten geschleppt, sein Kopf an den Ohren drei Tage zur öffentlichen Besichtigung am Milion aufgehängt.[40]

Ist das kein fröhliches Christentum?

Gewiß, dies geschah in Byzanz. Doch wie stand es in Rom?

13. KAPITEL

DIE ENTSTEHUNG DES KIRCHENSTAATES DURCH KRIEGE UND RAUB

«Aber gebet acht, o Söhne, bemühet euch eifrig, teilzunehmen an dem, was wir begehren! Denn wisset: wer immer auf die andere Seite tritt, der wird ausgeschlossen sein vom ewigen Leben.» Papst Stephan II.[1]

«Kampf für Christus und die Kirche wird den Franken als ihr geschichtlicher Beruf zugewiesen.» Johannes Haller[2]

Päpstliches Lavieren zwischen Byzanz, Langobarden und Franken

Während in Byzanz der Bilderstreit tobte und seine Auswirkungen noch das byzantinische Italien erschütterten, suchte König Liutprand die Gelegenheit zu nützen, das Langobardenreich auf ganz Italien, vor allem aber in der Emilia und Romagna auszudehnen. Er annektierte systematisch byzantinisches Gebiet, gewann Kastell um Kastell, festigte seine Autorität aber auch in den Herzogtümern Spoleto und Benevent, kurz, er vergrößerte innen- und außenpolitisch stetig seine Macht. Und als Liutprand 732 (oder 733) erstmals auch Ravenna – bisher fast zweihundert Jahre in oströmischer Hand – eroberte und der Exarch in die venetianischen Lagunen floh, wurde der Bundesgenosse dem Papsttum zu gefährlich.

An sich hatte der römische Bischof kaum Grund, ungehalten über Liutprand zu sein. Der König gab einst Gregor II. dessen eroberten Dukat sogleich frei. Und er erstattete auch das vom Papst heiß begehrte, die Straße nach Ravenna beherrschende Kastell Sutri zurück (in Form einer an die Apostel Petrus und Paulus ausgestellten Urkunde). Alles nur aus Respekt vor dem Apostelfürsten! Denn Liutprand war auch persönlich fromm – ein den Priestern ergebener gläubiger Katholik und ein demonstrativer Förderer der Kirche. Er errichtete in seinem eigenen Palast eine Hauskapelle und war der erste Langobardenkönig, der sich Hauskapläne hielt. Er stellte Geistliche ein, «die täglich den Gottesdienst für ihn halten mußen» (Paulus Diakonus). Einer seiner Verwandten wurde Bischof von Pavia. Dem Klerus gegenüber

war er freigebig. Er gründete Klöster, erbaute viele Kirchen, schmückte sie aus, und er pflegte den superstitiösen Reliquienkult. Ein Prolog zu seinen Gesetzen beginnt mit einem Bibelzitat. In einem späteren Prolog tritt er ausdrücklich als Verteidiger des römisch-katholischen Glaubens auf. Gregor II. bekämpfte die Rückkehr von Nonnen ins weltliche Leben, Liutprand unterstützte ihn mit einem entsprechenden Gesetz. Der Papst bekämpfte die Schwägerehen, Liutprand sprang ihm mit einem staatlichen Verbot bei.

Doch obwohl der König sich auch bei der Rebellion gegen den Kaiser an der Seite Roms befand, verriet ihn der neue Papst Gregor III. (731–741) an das aufsteigende Venedig. Denn Gregor fürchtete nicht nur die Macht Liutprands, sondern begehrte selber die Romagna. So befahl er, ungeachtet des mit Liutprand geschlossenen Vertrags, nun dem Metropoliten von Reichs-Venetien, Antoninus von Grado, dem in die Lagunen geflüchteten Exarchen beizustehen, damit Ravenna «wieder zu dem alten Verbande der heiligen res publica und der kaiserlichen Untertanenschaft zurückgeführt werde». (Um 735, nachdem die Langobarden etwa drei Jahre die Stadt besetzt hatten, nahmen sie die Venetianer in einem Handstreich von der See her.) In einem Brief an den Dogen aber schmähte der Papst die Langobarden, seine gläubigen Bundesgenossen, Bilderverehrer auch wie er, ein «schandbares» Volk, während er den Kaiser und dessen Sohn Konstantin Kopronymos «seine Herren und Söhne» nannte – bevor seine Nachfolger auch sie verrieten.[3]

Denn auch Byzanz schien dem Papst zu gefährlich.

So verbündete er sich, nachdem er die venezianische Flotte zur Rückeroberung Ravennas für den Exarchen getrieben, 738 mit dem verräterischen Herzog Transamund von Spoleto und mit dem Rebellen Godschalk, der Benevent an sich gerissen. Und wie (wahrscheinlich) schon Gregor II., so hetzte auch Gregor III. die langobardischen Herzöge gegen ihren König. Er selber aber ließ einen großen Teil von Roms Stadtmauern wiederherstellen und die Civitavecchia befestigen.

Transamund II. hatte 724 seinen Vater Farwald II. gewaltsam

abgesetzt, zur Tonsur und zum Eintritt in den geistlichen Stand gezwungen. Als König Liutprand nun 738/739 gegen ihn vorging, die Pentapolis brandschatzte, Spoleto überrannte, Transamund zum Papst floh, der ihm das römische Heer gegen Liutprand zur Verfügung stellte, der seinerseits plündernd in den römischen Dukat einbrach und dessen Grenzkastelle im Norden nahm, da entbrannte der Krieg ringsum, im römischen Raum ebenso wie im ravennatischen. Zwar gewann Transamund vorübergehend (im Dezember 740) seine Hauptstadt und tötete den neuen, von Liutprand eingesetzten Herzog Hilderich. Doch der Papst, der auch seine Bischöfe im Langobardenreich gegen dessen Herrn ausspielte, fürchtete des Königs Macht, und so appellierte er an den zwar fernen, aber starken Frankenfürsten Karl Martell.[4]

Der fränkische Hausmeier, der seit 720 unbestritten das Gesamtreich beherrscht und fast pausenlos Krieg führt (S. 297 ff.), wobei er auch weitgehend die Kirche heranzieht und Klöster als Brückenköpfe, Stützpunkte benutzt (Schwarzach, Gengenbach, Schuttern, die Abtei Reichenau), für den aber die Ausbreitung seiner Herrschaft und des Christentums untrennbar zusammengehörten, kurz, Karl, der mächtigste Mann Europas, so gewöhnt an Krieg und Eroberung, daß zeitgenössische Quellen es ausdrücklich vermerkten, kam es in einem Jahr einmal nicht dazu (und dies war nur Anno 740 der Fall), ein solcher schien gerade der richtige Schutzpatron für den Stellvertreter Christi.[5]

So suchte der dritte Gregor 739 und 740 mehrmals Karl Martell gegen Liutprand aufzustacheln, obwohl beide persönlich befreundet waren.

Der Papst lockte mit der Loslösung Roms vom byzantinischen Reich und bot Karl die Übertragung des römischen Konsulats sowie den Rang eines Patriziers an. Eine Gesandtschaft und zwei Schreiben schickte Gregor an «den liebevollen Sohn des heiligen Petrus», den «ganz ausgezeichneten Herrn Karl», beschwor ihn 741, noch kurz vor seinem Tod, «bei dem lebendigen und wahrhaftigen Gott und bei den heiligsten Schlüsseln zum Grabe St. Peters»: «Wir schweben in der äußersten Not, und Tag und Nacht rinnen Tränen aus unseren Augen, da wir sehen müssen, wie die

heilige Kirche Gottes täglich und überall verlassen wird von ihren Söhnen, auf die sie ihre Hoffnung gesetzt...» Beschwor Karl Martell, der mit Gattin und Söhnen immerhin zur Gebetsbruderschaft des St. Peter geweihten Klosters Reichenau gehörte, sich der päpstlichen Bitte nicht zu verschließen, auf daß der Apostelfürst, der Torwart des Himmels, ihm das Himmelreich nicht verschlösse. Auch schickte der heilige Oberhirte dem «princeps» der Franken «große und unermeßliche Geschenke, wie sie noch nie zuvor gehört und gesehen worden waren» (Fredegarii Continuationes). Und natürlich hatte der Papst nicht versäumt, Karl Martell etwas Alteisen beizulegen – angeblich Teile der Ketten des hl. Petrus und die Schlüssel des Apostelgrabes, um seine fürchterliche Knechtschaft unter Langobarden und Griechen diplomatisch zu verdeutlichen. Von irgendwelchen Gegenleistungen des Papstes war nirgends die Rede; bloß von den «Lügen» der Langobarden sowie dem Schutz der römischen Kirche und ihres Besitzes – «nur dieser wird immer betont» (Mühlbacher).

Aber Gregor III., der seine Bemühung bis zu seinem Tod fortsetzte – «Zu keiner Zeit vorher», sagt geschmeichelt ein fränkischer Chronist, «habe man etwas derart gehört oder gesehen» –, appellierte vergeblich an den «Unterkönig» Karl. Dieser, wenig kirchenfromm, stammverwandt mit den Langobarden, verbündet und befreundet mit Liutprand, der 737 seinen Sohn Pippin adoptiert und im folgenden Jahr, auf Karl Martells Wunsch, «ohne Zögern» und «mit dem ganzen Heer der Langobarden» (Paulus Diakonus) siegreich gegen die Sarazenen in der Provence interveniert hatte, blieb auf den ersten päpstlichen Hilferuf gänzlich taub und starb, ehe er sich eventuell zum zweiten hätte äußern können.

Als einziger unter den Ahnherrn der Karolinger wird Karl von den späteren Kirchenautoren verdammt, ewig in die Hölle verstoßen, besonders freilich wegen der durch ihn – precaria verba regis – erfolgten systematischen Schmälerung des Kirchengutes (S. 305). Zu seinen Lebzeiten hörte sich das alles ganz anders an – auch wenn er einen seiner geistlichen Verwandten, den Abt Wido von St. Vaast und St. Wandrille, der nach der Klosterchronik Jagd

und Krieg lieber hatte als den Gottesdienst, enthaupten ließ – nicht deshalb natürlich, sondern wegen einer Verschwörung gegen Karl. Denn ganz gewiß war der alles andere als ein grundsätzlicher Gegner der Kirche. Acht Güterschenkungen sind bekannt, die er selbst ihr machte.[6]

Der zungenflotte Zacharias beschwätzt die Langobarden

Einen Monat nach Karl Martell, im Dezember 741, starb auch Gregor III., der sich als letzter römischer Bischof vom Kaiser in Konstantinopel hatte bestätigen lassen. Sein Nachfolger wurde Zacharias (741–752). Und da dessen Vorgängers wiederholte Kriegshetze gegen die Langobarden an Karl Martell gescheitert war, schützte sich Papst Zacharias, dieser «Mann von seltener Herzensgüte» – der in Wirklichkeit ein raffinierter Kopf von großer Überredungskunst war – vor dem erneut anrückenden Langobardenkönig, indem er die Politik seines Vorgängers umkehrte und sich mit jenem verband.

Dies war um so leichter, als Liutprand, um den Ausklang der Langobardengeschichte des Paulus Diakonus zu zitieren, «immer mehr auf Gebet als auf Waffen» baute. Schloß die Kirche eben erst eine Allianz mit Herzog Transamund, einem Rebellen, gegen den Langobardenkönig, so ließ sie nun Transamund fallen und bekriegte ihn gemeinsam mit ihrem bisherigen Gegner. Transamund hatte keine Chance. Von zwei Seiten angegriffen, unterwarf er sich und verschwand mit Tonsur und Kutte im Kloster.

Papst Zacharias aber wallfahrtete 742 mit allem priesterlichen Pomp in das Lager König Liutprands in Terni, um die Früchte seines Verrats einzuheimsen. Und nach glänzendem Empfang und gemeinsamem Gebet beredete er (wohlpräpariert als exzellenter Kenner der von greulichem Aberglauben und grandiosen Mirakeln strotzenden Dialoge Gregors I. [S. 209 ff.], die er ins Griechische übersetzte) den gutgläubigen und nun schon altersge-

beugten König noch erfolgreicher als seinerzeit Gregor II. So erhielt Zacharias jetzt auch nicht nur ein Kastell, sondern gleich vier Kastelle (Horta, Ameria, Polimartium und Bleda) nebst Bewohnern in der Heilandskapelle der Peterskirche von Terni urkundlich geschenkt; ein Besitz, der freilich rechtmäßig dem griechischen Kaiser gehörte! Ja, der König machte dem hl. Heiligen Vater eine Reihe weiterer Zugeständnisse, auch territorialer Art, Rückgabe päpstlicher Ländereien, andrer Städte, sämtlicher Gefangenen. Jeder Bissen, den Liutprand an der päpstlichen Tafel verzehrte, höhnt Ferdinand Gregorovius, kostete ein Stück Land. Doch der alte König erhob sich vom Mahl und sagte mit artigem Lächeln, er erinnere sich nicht, je so kostbar gespeist zu haben.[7]

Als aber Liutprand im nächsten Jahr, 743, das Exarchat angriff, ja, die Erstürmung Ravennas vorbereitete und als Exarch Eutychius nebst dem Ravennater Erzbischof den Papst um Beistand baten, schickte dieser nicht nur eine Gesandtschaft nach Pavia, sondern eilte wieder selber zu dem höchlich überraschten König. Und nach zwei Messen, einer am Vorabend des Apostelfestes vor der Stadt in der Petersbasilika zum «goldenen Himmel», einer am nächsten Tag in der Residenz in Gegenwart des Königs, bedrängte er am dritten Tag im Palast wieder beschwörend Liutprand, vom Exarchat abzulassen. Und schließlich, wenn auch nach langem Sträuben, gab der König auf Drängen des Papstes, der im Lauf dieses Jahres den byzantinischen Kaiser als legitimen Herrscher anerkannt hatte, diesem die gemachten Eroberungen zurück, der nun seinerseits, auf päpstliches Ersuchen, dem Heiligen Vater, offenbar für geleistete Dienste, die zwei großen Domänen Nympha und Norma in Latium schenkte. «Die Souveränität des Papstes wurde der Kirche sehr ersprießlich», kommentiert Katholik Clemens Siemers.[8]

Liutprand starb, nach 32jähriger Regierung, Anfang 744. Und als der neue Langobardenkönig Ratchis (744–749), vordem Herzog von Friaul und eifriger Mitkämpfer Liutprands, sich trotz seiner feindlichen Politik gezwungen sah, 749 die Pentapolis anzugreifen, begab sich der Papst alsbald in sein Lager. Und hier konferierte der Zungengewandte nun wie vordem mit Liutprand.

Und nach einigen Tagen schon hatte er Ratchis so meisterlich beschwatzt, daß dieser im August 749 die Krone niederlegte, mit Frau und Kind nach Rom zu St. Peter pilgerte und alsbald in eine Mönchskutte kroch, um sein Leben in Monte Cassino zu verbringen. Gattin Tasia und Tochter Rotrudis verschwanden im nahen Nonnenkloster Plumbariola ... Freilich könnte sich hinter dieser renommistischen Darstellung des päpstlichen Chronisten auch die Möglichkeit verbergen, daß man den König gestürzt und mehr oder weniger gewaltsam ins Kloster gesteckt hat, was unter anderen Ludo Moritz Hartmann und Johannes Haller ebenso annahmen wie der Oxforder Historiker und hochrangige Geistliche John Kelly, der dem Papst überdies Bestechung unterstellt. Und liegt's nicht um so näher, als Ratchis, nachdem sein Bruder Aistulph im Herbst 756 sein Leben auf der Jagd verloren, Monte Cassino verließ und die Regentschaft in Pavia übernahm?[9]

Karlmanns Schwabenmassaker und das Bistum Konstanz

In Monte Cassino war etwas früher auch der Franke Karlmann gelandet ...

Karl Martell hatte vor seinem Tod am 21. Oktober 741 die Regierungsgewalt unter seine Söhne Karlmann, Pippin III. (den Jüngeren, den Kurzen) und Grifo geteilt. Der ältere Karlmann hatte Austrien, Thüringen, Schwaben erhalten, der jüngere Pippin Neustrien, Burgund und die Provence. Bayern und Aquitanien (das Land zwischen Atlantikküste, Loire und Pyrenäen) sollten beiden gemeinsam unterstehen. Ihr Halbbruder Grifo aber, der Sohn von Karls zweiter Gattin, der bayrischen Prinzessin Swanahilt (S. 319), wurde nicht als gleichberechtigter Erbe anerkannt, von seinen Stiefbrüdern gefangengenommen und auf einer Burg in den Ardennen eingekerkert; seine Mutter Swanahilt ins Kloster Chelles bei Paris gesteckt.

Schon ein Jahr nach dem Machtwechsel waren die (seit 732 von

Bonifatius geplanten) Bistümer in Hessen und Thüringen gegründet, 743 und 744 drei große Synoden in Austrien und Neustrien gehalten und dabei die Ausrottung von «Ketzerei» und Heidentum beschlossen worden. Außerdem führten Karlmann und Pippin – beide Mönchsschüler, Karlmann wahrscheinlich in Echternach durch Willibrord, Pippin in Saint-Denis erzogen – Kriege nach allen Seiten. Waren doch beide, wie Papst Zacharias von seinen «erlauchtesten Söhnen» (744) sagt, «Genossen und Helfer» des Bonifatius, ja, sie standen unter «Gottes Eingebung» (inspiratione divina). Also kann der Heilige Vater beiden Großschlächtern auch «reichen Lohn ... im Himmel» garantieren; «denn gesegnet ist der Mensch, durch den Gott gesegnet wird».

Der Gott segnende Karlmann fiel 743 – in einem Jahr, in dem er dem neugegründeten Bistum Würzburg 26 Königskirchen überließ – ins südliche Ostfalen, 744 in Engern ein, wobei dem Schwert jedesmal das Kreuz nachfolgte: Missionare, Predigten, Massentaufen. Im selben Jahr folgte die endgültige Unterwerfung Schwabens. Einen maßgeblichen «Brückenkopf» bildete dabei das Bistum Straßburg mit seinen Klöstern an der Kinzigstraße, die über den Schwarzwald ins Schwäbische führte. Ein letzter Aufstand in Cannstatt wurde 746 durch Karlmann, später etwa im Kloster Fulda als Heiliger verehrt, beim Cannstatter Blutbad barbarisch bestraft: die fränkischen Truppen metzelten – die Quellen sind ziemlich wortkarg oder widerspruchsvoll – vermutlich Tausende der zur Heerschau befohlenen (längst chistlichen!) Alemannen nieder. Mindestens ein Teil, wenn nicht fast der gesamte alemannische Adel, wurde ausgerottet, wahrscheinlich auf der Altenburger Höhe. Anstelle der heimischen Aristokratie traten fränkische Grafschaften, der alemannische Adelsbesitz verfiel weitgehend der Konfiskation.

Es gibt freilich Historiker, für die das Blutbad von Cannstatt nur ein «sogenanntes» war, das heißt der Adel des Landes, das klingt gleich viel besser, allenfalls «zur Rechenschaft gezogen wurde», ja, die ganze Sache «dem Bereich der geschwätzigen Legende» angehört (Büttner).

Als großer Profiteur dieser «Legende» aber ging die Kirche

hervor, genauer das Bistum Konstanz – «Ausgangspunkt der christlichen und fränkischen Durchdringung Alemanniens» (Tellenbach). Konstanz, dessen Bischof die Herrschaft der Franken zu sichern hatte, wurde zum Dank dafür ungemein begütert, wurde die größte deutsche Diözese des Mittelalters, von Bern bis Ludwigsburg reichend, vom Walsertal bis Breisach: 45 000 Quadratkilometer im Jahr 1435 umfassend und 1760 Pfarrkirchen. Doch auch die Klöster St. Gallen und Reichenau bereicherten sich am beschlagnahmten Grundbesitz der Besiegten und Geschlachteten und zählten «sehr bald zu den größten Grundbesitzern in Alemannien» (Nový).

Im Herbst 747 tritt Karlmann, «dieser heilige Mann» (Abt Regino von Prüm), angeblich freiwillig überraschend zurück, obwohl er noch im August dieses Jahres «alles tat, um seine und seines Sohnes Stellung zu sichern» (Bund). Er «weihte sich», vielleicht von Gewissensbissen wegen des Schwabenmassakers gequält, «dem hl. Petrus» (Vita Zachariae). «Freiwillig ließ er sein Reich zurück und empfahl seine Söhne seinem Bruder.» Das klingt gut christlich. Vom Papst zum Mönch geschoren, verschwindet Karlmann im Kloster auf dem Berg Sorakte vor den Toren Roms. 750 geht er nach Monte Cassino, auf langobardisches Gebiet; ein Schritt, dessen religiöse Motivierung (vermutlich mit Recht) des öfteren bezweifelt wird. «Nackt folgte er Christus nach» (Regino von Prüm).[10]

Wie Ratchis also. E tutti quanti . . .

Pippin III. – «ein guter Christ» und «ein grosser Soldat»

Auch Pippin der Jüngere (741–768), meist in den Pfalzen Quierzy, Attigny, Verberie und Compiègne residierend und schon 747 von Papst Zacharias «christianissimus» genannt, war «ein guter Christ» (Daniel-Rops), «von dem christlichen Geist völlig durchweht» (Büttner). Nicht nur der St.-Martins-Kult begann unter

Pippin seinen rechtsrheinischen Siegeszug, auch die Kapelle wurde jetzt zur «wichtigsten zentralen Institution des Reiches» (Ewig), überhaupt die Kirche durch ihn geschützt und unterstützt.

Auf Drogo, den Neffen aber, der selbständig über Austrien regieren sollte, nahm Pippin keine Rücksicht. Er schob ihn brutal beiseite und führte einen Krieg nach dem anderen – «ein großer Soldat, der keinen einzigen Feldzug seines Lebens gegen Alemannen, Sachsen, Langobarden, Aquitanien verloren hat» (Braunfels). Nur in vier Jahren seiner Regierung (749, 750, 759, 764) führte er nicht Krieg!

742 zog er, mit Karlmann gemeinsam, gegen den Alemannenherzog Theudobald, 743 gegen die Bayern, 744 wieder gegen Theudobald. 752 gewann er Septimanien, den Küstenstrich nebst Hinterland zwischen Ostpyrenäen und Nîmes. Gegen Ende des Jahrzehnts eroberte er Narbonne, stach die sarazenische Besatzung ab, vertrieb die Sarazenen, wobei seine Truppen «wahrscheinlich nicht weniger dazu beigetragen, dieses einst reiche Gebiet zu plündern, als die eingedrungenen Ungläubigen» (Bullough). Im Kampf gegen die Sachsen kam er 753 bis zur Weser, ein Kriegszug, auf dem der Kölner Bischof Hildegar am 8. August fiel. 758 drang er ins Münsterland vor und ließ sich von den schwer geschlagenen Westfalen Treue, 300 Pferde jährlich und die Zulassung christlicher Missionare versprechen.

In acht Feldzügen zwischen 760 und 768 ringt er Aquitanien nieder, wo er, noch zusammen mit Karlmann, einst die Vorstädte von Bourges in Brand gesteckt und Loches zerstört hatte. Nun bricht Pippin die Burgen, ruiniert das Land. Er brennt Bourbon-l'Archambault nieder, brennt Clermont nieder, ungezählte Dörfer stehen in Flammen. Pippins Ältester, Karl («der Große»), begleitet ihn: eine Schule fürs Leben! Systematisch beraubt und verwüstet der Franke Jahr für Jahr weit und breit die Gegend – noch durch Generationen waren die Verheerungen dieser Kriege spürbar.

Erst mit der heimtückischen Ermordung des unentwegt, schlimmer als jedes Tier, zunächst von Ort zu Ort, dann von Wald

zu Wald gejagten Waifar, des letzten Herzogs von Aquitanien, Anfang Juni 768 im Wald von la Double (bei Périgueux) verliert Aquitanien vorläufig seine Selbständigkeit. Dabei kam der Verdacht auf, Waifar, nach dem ganze Scharen Pippins gefahndet, sei auf dessen Anstiften umgebracht worden, was man heute «übereinstimmend» annimmt (de Bayac). Auch Waifars Onkel Romistan wurde gehängt, standrechtlich, Waifars Mutter und Schwestern nahm man gefangen. Derart hatte Pippin das ganze Gebiet von der Loire bis zu den Pyrenäen gewonnen und die Grundlage für das spätere Frankenreich gelegt. «Die Nachwelt hat die Erwerbung Aquitaniens als die größte Tat Pippins verzeichnet» (Mühlbacher). Verzeichnet![11] Und das vielbändige «Handbuch für Europäische Geschichte» bescheinigt ihm gar ein schon «seit 749 nach innen und außen befriedetes Reich»!

Weithin hatte man erwartet, daß Grifo gut abgefunden werde, weshalb der hl. Bonifatius Ende 741 nicht versäumte, ihn, «Eure Gottseligkeit bei Gott dem allmächtigen Vater und bei Jesus Christus seinem Sohn und beim heiligen Geist, bei der heiligen Dreifaltigkeit» etc. zu beschwören, «den Geistlichen und Priestern in Thüringen zu helfen ... gegen die Bosheit der Heiden» (paganorum malitiam), «wenn Dir Gott die Gewalt gibt». Aber das wollte Gott nicht. Der später da und dort als Heiliger verehrte Karlmann hatte Halbbruder Grifo in Neufchâteau, nahe den Ardennen, für sechs Jahre hinter Schloß und Riegel gebracht, ihn dann aber, in bewährter Nächstenliebe, laufenlassen. Der edle Pippin speiste ihn mit einigen Grafschaften ab. Grifo eilte zunächst zu den Sachsen – die Pippin 748 unterlagen, wobei es wieder zu Massentaufen kam. Dann trommelte Grifo Bayern, die Heimat seiner Mutter Swanahilt, zum Aufstand, den Pippin 749 niederschlug. Und nachdem auch ein Kontakt mit Waifar von Aquitanien zu nichts führte, wurde Grifo 753 auf der Flucht zu den Langobarden in den Alpen bei Maurienne von fränkischen Grenzposten erschlagen, wobei auch zwei fränkische Grafen fielen.[12]

Die «folgenschwerste Tat des Mittelalters»

Da man so beide Brüder Pippins unschädlich gemacht, trachtete der Herrscher über alle Franken nach der Königskrone. Doch standen ihm das Geburtsrecht und der letzte Merowingerkönig Childerich III., das Privileg des königlichen Blutes und der göttlichen Abstammung im Weg. Für seinen Sturz und den Thronraub brauchte der karolingische Hausmeier eine Rechtfertigung vor seinen römisch-katholischen Untertanen. Und wo hätte er die besser bekommen können als in Rom beim «Träger der höchsten sittlichen Autorität» (Seppelt/Schwaiger)?

Die «Träger der höchsten sittlichen Autorität» waren für Siege und Sieger stets sehr empfänglich. Bezeichnenderweise findet sich in ihren Briefen seit Stephan II. für die Frankenherrscher – neben den Versicherungen ihres hier beginnenden Gottesgnadentums («a Deo institutus»), ihrer göttlichen Inspiriertheit («a Deo inspiratus») – auch die verbale Feier ihrer militärischen Siege bis zum monströsesten Superlativ: «victor», «victoriosissimus», etwas später «invictissimus», ja, Papst Hadrian I. stellt alles in den Schatten durch das von ihm geprägte Wortungeheuer «triumphatorissimus» – Speichellecker![13]

Pippin schickte also 751 den Würzburger Bischof Burchard, einen Angelsachsen, und den Abt Fulrad von Saint-Denis, einen der führenden fränkischen Politiker, zum hl. Zacharias, «um bei ihm anzufragen, was von den Königen im Frankenreich zu halten sei, die keine königliche Macht besäßen: ob dies gut sei oder nicht» (si bene fuisset an non). Pippin bewies dadurch «seinen politischen Spürsinn» (Braunfels). Und der Papst wohl auch. Er erfaßte schnell die Lage und erklärte, «es sei besser, daß der den Königsnamen führe, der die Macht habe (qui potestatem haberet), und nicht der, der ohne Macht sei» – die «folgenschwerste Tat des Mittelalters» (Caspar).

Der Papst erkannte den eidbrüchigen Usurpator, der sich als erster treffend «von Gottes Gnaden» nannte, als König an, und Pippin wurde kraft dieser Weisung wohl gegen Jahresende auf einer Reichsversammlung «nach der Sitte der Franken» (secun-

dum morem Francorum) zum König gewählt. Eine wenig spätere Quelle spricht von einer «Vollmacht», geradezu «einem Befehl des Papstes Zacharias». Dann ließ ihn dieser nach der zeitgenössischen Karolingischen Chronik von fränkischen Bischöfen, nach den Reichsannalen aus der Zeit Karls «des Großen» durch Erzbischof Bonifatius als ersten fränkischen König feierlichst salben, legitimierte ihn also durch einen kirchlichen Weiheakt, was ihn zwar nicht zum Geistlichen machte, doch über einen Laien hinaushob. Von Childerich III. aber, dem rechtmäßigen König, dem letzten Merowinger – durch Pippin (und Karlmann), nachdem Karl Martell schon Jahre ohne König regiert hatte, 743 zum König eingesetzt, um den damaligen Aufständen einen Vorwand zu nehmen –, hieß es jetzt, er werde «fälschlich König genannt» (Annales regni Francorum und Chronicon Laurissense). Er verschwand geschoren im Kloster als Mönch; nach mehreren Quellen im Kloster Sithiu (Saint-Bertin). Seinen Sohn Theuderich, den letzten Merowinger, steckte man im nächsten Jahr geschoren ins Kloster Sainte-Wandrille.

Später steigerte man die Schwäche der Merowinger bis zu Blödsinn und Geisteskrankheit, um ihre Beseitigung noch einleuchtender zu machen. «Kraft der Autorität des hl. Petrus befehle ich dir, schere diesen und schicke ihn ins Kloster» (tonde hunc et destina in monasterium), wie eine etwas jüngere Quelle (Erchanberti breviarium) den Papst sagen läßt. Ein fiktives Wort. Doch die hier beginnende Schiedsrichterrolle der Päpste wurde beispielhaft und verheerend folgenreich in der europäischen Geschichte. Denn die päpstliche Weisung, Pippin zum König zu erheben, schon bald als «Befehl» ausgegeben, diente noch oft als Grundlage für das Verfügungsrecht des Papstes über Königskronen.[14]

Diese Erhebung war in mehrfacher Hinsicht einmalig. Weder hatte man im Frankenreich je den Papst zum Schiedsrichter in Staatsdingen gemacht noch je einen König aus königlichem Stamm durch einen Mann aus nichtköniglichem ersetzt, noch je einen König durch die Kirche weihen lassen. Theodor Mayer schreibt über diese Staatsauffassung der Karolingerzeit: «Was bei

Pippin und bei Karl in der Königszeit in Erscheinung trat, ist klar. Es ist die Auffassung des Königtums als eines Amtes, das nicht von der göttlichen Abstammung des Königsgeschlechtes oder von einem Heerkönigtum herzuleiten, sondern von Gott eingesetzt und vom Papst übertragen war.»[15]

Spätestens in karolingischer Zeit wurde das Königtum theokratisch fundiert, wurde der Herrscher «König von Gottes Gnaden» (rex Dei gratia), mehr eine Legitimations- als Devotionsformel, unter welcher Bezeichnung sie bekannt ist. «Die neubelebte Idee des Gottesgnadentums hatte seit der Salbung Pippins die königliche Würde erhöht und geheiligt» (Tellenbach). Und seit Pippins Söhnen Karlmann und Karl «dem Großen» haben alle mittelalterlichen Könige den neuen Titel «gratia Dei rex (Francorum)», König von Gottes Gnaden, geführt.

Der König wurde dadurch scharf vom Volk, dessen Wahl er ursprünglich seine Stellung verdankte, geschieden und in die nächste Nähe Gottes gerückt. Das heißt, da «Gott», recht verstanden, politisch gesehen, stets nur eine Chiffre für den hohen Klerus und sein Machtbedürfnis ist: in dem Maße, in dem man den König vom Volk trennte, wurde er mit der Priesterhierarchie verknüpft, in ihren Dienst genommen. Er wurde zu ihrem Organ, einem Teilhaber ihres Amtes, zu ihrem Geschöpf, einer «persona ecclesiastica». Gott, das heißt de facto die Kirche, die allmählich immer mehr den Ton angab, hatte ja das Königsamt vergeben, und je mehr man dessen theokratischen Charakter betonte, desto mehr stärkte man den Einfluß der Kirche. Ihre Kollaboration aber mit dem König führte zu einer immer größeren Entmachtung, zur totalen Ohnmacht des Volkes. Denn nicht das Volk sollte den König kontrollieren, sondern der hohe Klerus. Der König wurde dem Volk bewußt entfremdet, stand als «majestas» hoch über ihm. Das Volk ist nicht mehr Träger von Rechten, sondern von Pflichten, dem Herrscher, der ihm keine Verantwortung schuldet, absolut untertan – so wollten es jedenfalls die von der Hierarchie hergestellten, wenn auch erst im Laufe der nächsten Jahrzehnte und Jahrhunderte hochgezüchteten Leitbilder.[16]

Der Cambridger Historiker Walter Ullmann schreibt über die-

sen vom Klerus geschaffenen, unsere Geschichte Jahrhundert um Jahrhundert prägenden Souveränitätsgedanken in den mittelalterlichen Krönungsordines: «Daß die Lösung des Königs vom Volk, d. h. also dem Laientum, dem (höheren) Klerus nur willkommen sein konnte, läßt sich leicht begreifen. Durch die königlicherseits vollzogene Wendung zum theokratischen Gedanken wurde der Hierarchie erst die Möglichkeit geboten, in die Krönungssphäre einzugreifen ... Die Aussonderung des Königs vom Volk und seine Übernahme in den kirchlichen Dienst wurde noch durch die verheißene Mitregentschaft des Königs mit Christus im Himmel stärkstens betont ... Die Übernahme des Königs in den kirchlichen Dienst hatte zur Folge, daß er dem Volk gegenüber weder rechtlich noch sonst verbunden war: im Gegenteil, das Volk war ihm nicht nur anvertraut – deshalb auch die Gleichstellung des Volkes mit einem Minderjährigen –, sondern hatte auch, wie die Krönung darlegen sollte, kein Recht, an der Königsherrschaft teilzunehmen, oder gar, was wohl der Prüfstein ist, dem König auf rechtliche Weise zu widersprechen oder sich ihm zu widersetzen ... Daß sich damit große Vorteile für den König selbst ergaben, steht fest: von jeder Bindung an das Volk war er frei und in diesem Sinne auch in der Tat souverän. Die Kehrseite ist allerdings die wenigstens theoretisch gewollte Bindung des Königs an die Hierarchie, die ihn ja als König konstituiert hatte.»[17]

Die hier gezeichnete Entwicklung setzt spätestens jetzt ein.

Offener Rechtsbruch und Trennung von Byzanz

In Italien suchten sich die Langobarden, die das Papsttum so kläglich hereingelegt hatte, endlich durch ihren König Aistulph (749–756), den Bruder Ratchis', zu revanchieren. Forciert setzte er die Angriffe Liutprands fort. Erst brachte er Comacchio an der Pomündung, dann Ferrara an sich und eroberte schon in seinem zweiten Regierungsjahr 751 fast kampflos Ravenna. Er besetzte

das ganze Exarchat, außer Venedig und Istrien, den byzantinischen Besitz somit in Nord- und Mittelitalien. Ja, er bedrohte und beanspruchte energisch Rom selbst, als dort gerade Papst Zacharias durch Stephan II. abgelöst wurde, nachdem ein anderer Erwählter, wieder mal recht plötzlich, schon nach drei Tagen, noch vor seiner Inthronisation, verblichen war. (Es ist, beiläufig, einer jener «Päpste», derentwegen niemand weiß, wie viele Päpste es überhaupt gegeben hat. Denn dieser Stephan [II.] wird bis ins 15. Jahrhundert nirgends als Papst geführt, aber allmählich danach bis ins 20., bis 1960, und zwar als Papst Stephan II. Doch seitdem wieder unterdrücken ihn alle Ausgaben des offiziellen Annuario Pontificio.)[18]

Der «richtige» Papst Stephan II. – bzw. III. – (752–757), als Theologe so versiert, daß er ein alttestamentliches Wort als paulinisch oder auch vermeintliche Stellen des Neuen Testaments zitieren konnte, die gar nicht in der Bibel stehen, war im übrigen, wie die Papstbiographie rühmt, «ein äußerst mutiger Verteidiger seines Schafstalls». In der Tat hatte er als Politiker Glück. Zunächst zwar rief er seinen Oberherrn, den durch die Araber gebundenen Kaiser Konstantin V., umsonst gegen Aistulph zu Hilfe. Auch bei Aistulph selbst, dem er, als das byzantinische Heer ausblieb, seinen Bruder Paul mit reichen Geschenken schickte, prallte er ab. Und noch eine weitere päpstliche Gesandtschaft, bestehend aus den Äbten von Monte Cassino und S. Vincenzo am Volturno, blieb erfolglos. Vergeblich forderte Stephan die Rückgabe der «verlorenen Schafe des Herrn» und «des Eigentums an seine rechtmäßigen Besitzer» – die Manöver von Papst Zacharias seligen Angedenkens gegenüber Liutprand und Ratchis ließen sich offensichtlich nicht noch einmal wiederholen, jedenfalls nicht bei den Langobarden, die nahe vor ihrem Ziel, der Eroberung Italiens, standen.[19]

Die Not war groß. Im Osten tobte der Kampf um die Bilder schärfer als je zuvor. Im Westen drang Aistulph, der eben noch die wichtige Festung Ceccano, an der Straße nach Neapel, weggenommen hatte, auf Unterwerfung. Ohne Zweifel war er auf Vernichtung der Römerherrschaft aus. Er verschärfte die Wehr-

pflicht, die Grenzbewachung und drohte für den Verkehr mit Römern ohne königliche Erlaubnis Konfiskation aller Güter an.

Der Papst, weniger theologisch als demagogisch begabt, mit einer suggestiven Wirkung auf die Massen, machte in Rom, bloßfüßig, das Haupt mit Asche bestreut und selbst das «nicht mit der Hand gemalte» Christusbild auf den gebeugten Schultern tragend, eine Bittprozession, scheinbar alles Gott anheimstellend. In Wirklichkeit trieb er wieder einmal ein doppeltes Spiel. Noch während seine Gesandten in Konstantinopel den Kaiser um Hilfe baten, Italien von «dem Zugriff des Sohnes der Ungerechtigkeit» zu befreien, worüber Aistulph «wie ein Löwe» brüllte, wandte er sich schon heimlich durch einen Pilger an Pippin. Und der, der als «Gesalbter des Herrn» (Papstes) diesem in jeder Weise entgegenzukommen suchte, schickte auch umgehend den am Hof Karl Martells aufgestiegenen Bischof Chrodegang von Metz, das «Haupt des fränkischen Episkopats» (Oexle), nach Rom, von wo ihn der Papst dann wieder mit zwei Schreiben eiligst zurücksandte. Eines an Pippin mit der Mahnung: «Erfülle das Wort des Herrn», wofür er ihm «hundertfältigen Lohn» und «das ewige Leben» verhieß. Und ein zweites an «die ruhmreichen Männer, unsre Söhne, die gesamten Führer (duces) des Volkes der Franken», worin er genau dasselbe versprach – was hätte er auch sonst versprechen können! Wie er überhaupt unentwegt auf den «Beschützer Petrus», den «Apostelfürsten» verwies, den «Schlüsselbewahrer des Himmels», und natürlich auf den «Stuhl des ewigen Richters». «Aber gebet acht, o Söhne, bemühet euch eifrig, teilzunehmen an dem, was wir begehren! Denn wisset: wer immer auf die andere Seite tritt, der wird ausgeschlossen sein vom ewigen Leben.»[20]

Die Quellen zu all diesen Vorgängen sind zwar, wie so oft im Mittelalter, dürftig, vieldeutig, tendenziös. Doch was der Papst begehrte, war eindeutig: Krieg! «Jesus Christus war nun der Nationalgott der Franken» (Burr). Und dies wieder hieß: «Kampf für Christus und die Kirche wird den Franken als ihr geschichtlicher Beruf zugewiesen» (Haller). Da aber die Franken zunächst nicht so reagierten, wie vom Papst erhofft, machte er sich im Spätherbst

753 unter dem Wehklagen der Römer persönlich auf den Weg. Begleitet von fränkischen Boten nebst einem Gesandten des Kaisers, durchwandelte er das langobardische Gebiet und vergoß bei der Audienz in Pavia Tränen. Doch weder sie noch die reichen Geschenke stimmten den König um.

In Trauerkleidung überschritt Stephan, mitten im Winter, die Alpen – der erste Papst, der fränkischen Boden betrat. Anfang Januar 754 traf er Pippin in der königlichen Pfalz zu Ponthion, bei Châlons an der Marne. Der Heilige Vater sang Hymnen und Psalmen bei seinem Einzug. Nach der Vita Stephani des Papstbuches, die König Pippin in Adoration vor dem Ankömmling «cum magna humilitate terrae prostratus» zeigt, warfen Pippin, seine Gattin, Söhne und die Optimaten sich vor dem auf der Pfalz reitenden hohen Priester zu Boden. Dann soll ihm der König den Stratordienst geleistet haben. Davon weiß die fränkische Quelle (die sogenannten Älteren Metzer Annalen) kein Wort. Nach ihr ging vielmehr am zweiten Tag der Papst mit seinem ganzen Gefolge in Sack und Asche vor Pippin zu Boden und flehte unter Tränen, bei den Verdiensten der hl. Apostel Petrus und Paulus, ihn und die Römer aus den Händen der Langobarden zu retten (ut se et populum Romanum de manu Langobardorum et superbi regis Heistulfi servitio liberaret).

Diese Darstellung ist schwerlich erfunden, sondern beruht, wie die Überprüfung anderer Quellen ergibt, «offenbar auf zuverlässigen Informationen ... Auch der päpstliche Fußfall ist allem Anschein nach historisch, da spätere Papstbriefe wiederholt auf ihn anspielen» (Fritze). «Und nicht eher wollte er sich erheben», berichtet der fränkische Chronist, «als bis ihm der König, seine Söhne und die Vornehmen der Franken die Hände gaben und ihn als Zeichen der künftigen Hilfe und Befreiung vom Boden aufrichteten» (Annales Mettenses priores).

Immer wieder sprach der Papst vom «Staat des seligen Petrus und der heiligen Kirche Gottes». Denn schon Kaiser Konstantin sollte die Bischöfe Roms mit dem größten Teil Italiens beschenkt haben! Pippin, der 751 mit Zustimmung des Zacharias inthronisiert worden war, schwor, den «Nutzen des heiligen Petrus im

Römischen Reich» wahrzunehmen, während der Papst bald darauf, die Rechte des Kaisers sich anmaßend, Pippin samt seinen Söhnen zu Patriziern der Römer ernannte. Aber der Titel «patricius Romanorum», den bis 751 der Exarch in Ravenna geführt hatte, bedeutete einen offenen Rechtsbruch und die tatsächliche Trennung von Byzanz.[21]

Auf dem Reichstag zu Quierzy (Carisiacum), im April 754, kommt es dann zur berühmten «Pippinischen Schenkung» und damit zur Begründung des überflüssigsten Staates der Welt, des Kirchenstaates. Wie ein Keil spaltet er künftig Italien, trennt er den Norden vom Süden, bedingt er eine jahrtausendlange Geschichte nicht abreißender Miseren, Querelen und Kriege – bis 1870 Betrug und Blutvergießen. Pippin macht dem Papst ungeheure territoriale Zusagen, verspricht ihm, das heißt dem hl. Petrus, nicht weniger als den größeren Teil Italiens als Geschenk: das Exarchat von Ravenna samt Istrien und Venetien, die Herzogtümer Spoleto und Benevent, die Insel Korsika sowie den ganzen Süden des langobardischen Königreiches. Und er schenkte damit der Kirche, was weder ihr noch Pippin je gehörte, vielmehr rechtmäßiges Eigentum des Kaisers war! Urkunden oder Akten liegen darüber freilich nicht vor – ausgenommen im Liber Pontificalis.[22]

Der Kult und Trick mit St. Peter

Welches Motiv hatte Pippin für diese Donation des Wahnsinns?

In nicht weniger als 50 Briefen der Päpste an die Karolinger von Karl Martell bis zu Karl «dem Großen» wird auch nur mit einem Wort ein realpolitischer Nutzen, ein Machtgewinn, ein tatsächlicher Vorteil für die Franken angedeutet – es gab auch keinen. Statt dessen wird, plumpschlau und frech angesichts der primitiven fränkischen Gemüter, unablässig mit dem sagenhaften, angeblich in Rom begraben liegenden Apostel Petrus renommiert, wird mit ihm abergläubischen Fürsten, Königen, Kaisern Verheißungsvolles vorgebracht und Furcht eingejagt, wird fort-

gesetzt mit der Gunst dieses Petrus, des Himmelstorpförtners, mit dem Lohn «drüben» oder schon auf Erden gelockt, selbstverständlich auch mit ewigen Strafen gedroht, die alte, wenn auch heute recht ausgeweitete pseudometaphysische Masche.

Unmittelbar hinter dem Papst stand sozusagen St. Peter, der hier der eigentliche Vertragspartner war und dessen Kult Rom systematisch aufgebaut hatte, besonders bei den Germanen. Um die Wende zum 8. Jahrhundert war Petrus, bei den Angelsachsen wie den Franken, zum bedeutendsten Heiligen geworden (Dutzende erhaltener Urkunden der Merowinger waren an Petersklöster gerichtet, etwa 30 seit Dagobert I.). Die Germanen verehrten Petrus schließlich als Garanten der Macht im Diesseits wie im Jenseits, als großen Schutzherrn und Krieger, den Torwart des Himmels. Noch aus den fernsten Ländern pilgerten selbst ihre Könige zu seiner vermeintlichen Gruft, und manche legten dort Krone und Reichtum nieder und krochen in Kutten.

Wie kaum etwas sonst hat der Kult und Trick mit St. Peter die Macht des frühmittelalterlichen Papsttums, der irdischen Stellvertreter, verstärkt, wenn nicht gar begründet. Dabei weiß man von Petrus weder wann noch wo er gestorben noch wo er begraben ist, und alles, was man über seinen Aufenthalt in Rom berichtet, sind nichts als «Sagen und Fabeln» (Kawerau). (Vgl. II 58 ff.)[23]

Schon in den ersten Schreiben an Karl Martell heißt es: «Wir bauen darauf, du seist dem hl. Apostelfürsten Petrus und uns ein liebreicher Sohn und werdest in Ehrfurcht vor jenem unsern Weisungen gehorchen.» «Verschließe deine Ohren nicht vor meiner Forderung, so wird der Apostelfürst dir auch das Himmelreich nicht verschließen.» «Ich beschwöre dich bei dem lebendigen, wahrhaften Gott und bei den allerheiligsten Schlüsseln vom Grabe des hl. Petrus, die wir dir als Geschenk übersenden, ziehe nicht die Freundschaft der Langobardenkönige der Liebe zum Apostelfürsten vor.» «Wir ermahnen dich vor Gott und seinem furchtbaren Gericht.» «Wir fürchten, es wird dir als Sünde angerechnet.» Und ebenso wird den fränkischen Großen für den Krieg «für eure Mutter, die Kirche», entweder «vom Apostelfürsten die Vergebung eurer Sünden, aus Gottes Hand hundertfachen Lohn und

ewiges Leben» vorgeflunkert oder, bei Unterlassung, mit «dem Tage des künftigen Gerichts», der Rechenschaft «vor dem Stuhl des ewigen Richters» geschreckt – eine ebenso dummdreiste wie erfolgreiche permanente Zuckerbrot-und-Peitsche-Taktik.[24]

Noch Stephans II. Nachfolger Papst Paul I. erinnert Pippin einmal: «Ihr habt uns durch euer Schreiben kundgetan, daß keine Überredung, keine Schmeichelei und keine Versprechung euch abbringen könne von der Liebe und dem Treuegelöbnis, das ihr dem Apostelfürsten Petrus und seinem Stellvertreter, unserm Vorgänger und Bruder seligen Angedenkens, dem Herrn Papste Stephan geleistet habt.» Ja, er rühmt ihn seiner Langobardenkriege wegen: «Allen irdischen Gewinn hast du für Kot geachtet, den man mit Füßen tritt; St. Peter zu gefallen, seinen Befehlen mit ganzer Kraft zu gehorchen, das liegt dir am Herzen.»[25]

Kurz, nicht im geringsten politische, sondern pfäffische Gründe machten Pippin zum Hörigen des Papstes. Denn wie abgebrüht er auch als Krieger erscheint, in puncto «Metaphysik» ist er buchstäblich blutiger Laie, ein Gläubiger, der dem «römischen Orakel» (Zwölfer) einfach gehorsam, für den die «Liebe zu St. Peter» Richtschnur, dessen Petrus geleisteter Dienst «ganz durch religiöse Motive begründet» war (Ullmann) – ein naiver, massiv sinnlich denkender Mensch, wie Haller sagt, dem Stephan II., der ihn aus täglichem Umgang kannte, versprechen und drohen konnte: «Laß mich nicht im Stich, so wirst du auch nicht vom Himmelreich zurückgewiesen und nicht gewaltsam von deiner süßesten Gattin getrennt werden!»[26]

Der vom Papst gesalbte Thronräuber und König «von Gottes Gnaden» führt zwei Kriege für den Papst

Am 28. Juli 754 salbte Stephan II. in der Kirche von Saint-Denis im Namen der Dreieinigkeit noch einmal feierlich den Majordomus Pippin, den er seitdem immer «Gevatter» nannte, und seine

beiden Söhne Karl und Karlmann zu Königen der Franken «von Gottes Gnaden» (Dei gratia), um derart die Legitimität des Thronräubers zu festigen.

Möglicherweise nicht gesalbt hatte der Papst Pippins Gattin, sie vielleicht nur «gesegnet» (benedixit), während später auch die Gattinen gesalbt worden sind. Pippin aber, betonte Stephan, sei durch Gott selbst (oder den hl. Petrus) gesalbt worden. «Darum hat euch der Herr», schrieb er im nächsten Jahr an Pippin und dessen Söhne, «durch meine Wenigkeit unter Vermittlung des h. Petrus zu Königen gesalbt, damit durch euch seine h. Kirche erhöht werde und der Apostelfürst zu seinem Recht komme.»

Die Salbung demonstrierte zwar einerseits die Legalität des Herrschers, andererseits jedoch machte sie ihn zum «Diener der Kirche» (Funkenstein), bedeutete sie «Weihe zum Dienst für die römische Kirche» (Sickel). «Größer und würdiger als der Gesalbte ist der Salbende», sagt später Innozenz III. Unter Androhung der Exkommunikation verbot der Papst den Franken, jemals Könige anderer Abkunft zu wählen, verpflichtete er sie, nie einen König zu küren, der nicht dem Geschlecht angehöre, das zur höchsten Würde bestimmt, «das durch die Vermittlung der Apostel bestätigt und durch die Mittlerschaft ihres Stellvertreters, des Papstes, geweiht sei».

Pippin seinerseits schwor nach dieser «göttlichen Bestätigung» seines Regiments, die Gesetze zu achten, Raub und Unrecht zu verhindern, das Kirchengut zu schützen, zu mehren. Was freilich gerade auf Raub und Unrecht hinauslief; zumal Pippin die Zehntzahlung an die Kirche als Staatsgesetz durchführte, für kirchliches Leihgut sogar den Doppelzehnten (nona et decima) verlangte. Jeder soll geben, schrieb Pippin dem Mainzer Bischof, ob er will oder nicht (aut vellet aut nollet).

Wahrlich, wieder ein «gewinnbringendes Geschäft» (S. 316).

Im übrigen bedeuteten diese ganzen Absprachen, Schwüre, Versprechungen, wohleingebettet in päpstliches Himmelsgeflüster, nichts anderes als Krieg gegen die Langobarden. Seit weit über hundert Jahren aber, seit dem Merowinger Childebert II. (S. 133 ff.), hatte kein Frankenkönig die Langobarden bekriegt.

Man konnte ihnen, als einzigen Nachbarn, keinerlei feindselige Handlung vorwerfen. Auch waren die Franken seit langem ihre Freunde. Sie sahen in ihnen Stammesverwandte. Sie schätzten sie als Waffengefährten aus dem Kampf gegen die Araber. Darum widerstrebten die fränkischen Großen den Forderungen des Papstes fast bis zur Rebellion, und ein Teil der Vornehmen drohte, den König zu verlassen.

Sogar Pippins Bruder, der abgedankte Hausmeier Karlmann, eilte auf Drängen Aistulphs und im Interesse seiner eigenen Söhne aus Monte Cassino herbei zur Verhinderung des Krieges oder, wie der Papstbiograph dies ausdrückt, «um die Sache der h. Kirche Gottes zu untergraben». Karlmann beeindruckte die Franken mächtig, wurde jedoch vom Papst disziplinarisch gemaßregelt und in ein Kloster zu Vienne an der Rhône gesperrt. Er sei, meldet der Reichsannalist elegant, in Vienne «zurückgeblieben». Und hier im Klosterkerker starb Karlmann auch kurz darauf (als Pippin bereits auf dem Weg nach Italien war); während man seine Begleiter, Mönche aus Monte Cassino, noch jahrelang eingesperrt hielt, auch seine Söhne (namentlich bekannt ist nur Drogo) geschoren in Klosterhaft steckte – und Karlmanns Leiche nicht einmal in heimatlicher Erde bestatten, sondern, auf Pippins Befehl, nach Monte Cassino bringen ließ. Nur wenige Jahre früher hatte der hl. Papst Zacharias dem Usurpator die fromme Hand zur Beseitigung der rechtmäßigen Merowinger geboten, und nun der hl. Papst Stephan II. die seine zur definitiven Ausschaltung von Pippins eigener Verwandtschaft! Jeden geistlichen Beistand leistete er dabei.[27]

Die grundsätzliche und Weltgeschichte machende Zusage Pippins zum Krieg erhielt der Papst bereits im Sommer 753. «Besonders umstürzend war an dem Plan, daß auf Wunsch des heiligen Vaters Christen gegen Christen ins Feld geführt werden sollten, wobei der irdische Stellvertreter des Apostelfürsten den fränkischen Großen als gewiß zusicherte, daß Petrus und Gott selbst ihnen Vergebung der Sünden, hundertfältige irdische Vergeltung und das ewige Leben verheißen» (K. Hauck).[28]

Pippin rückte also im Sommer 754, nur um der Liebe zum hl.

Petrus und um Gotteslohn willen, wie er ausdrücklich erklärte, mit seinem Heer, in dessen Mitte sich der Papst befand, über den Mont Cenis, nicht ohne daß man unmittelbar zuvor noch in Saint-Jean-de-Maurienne, der letzten Stadt auf fränkischem Boden, ein feierliches Hochamt zelebriert hatte. Auch übergab Pippin nun das Aistulph als Entschädigung angebotene Geld dem Papst. Das langobardische Heer aber nahm er von vorn und im Rücken alsbald in die Zange und schlug es schwer. So haben die Franken, schrieb Stephan II. unmittelbar nach dem Krieg, «alle übrigen Völker im Dienste St. Peters übertroffen». Aistulph selbst entkam mit knapper Not dem Tod und zog sich mit dem Rest der Armee nach Pavia zurück. Dort verwüstete und plünderte das fränkische Heer die Umgegend, bis die Überfallenen unter harten Bedingungen, einer jährlichen Tributleistung von 5000 Solidi, Frieden schlossen. Der Papst indes, der bekam, wozu Pippin sich in Ponthion verpflichtet, doch nicht bekam, was er in Quierzy versprochen hatte, trieb weiter zum Krieg, den die Franken inzwischen restlos satt hatten.

Kaum freilich waren sie zu Hause, brach Aistulph den ihm aufgenötigten Frieden. Und während er das Land verheerte, Reliquien massenhaft aus Kirchen und Gräbern raubte, Rom mit mehreren Heeren völlig einschloß, drei Monate lang Sturm auf Sturm gegen die Stadt vortrug, deren Verteidigung der fränkische Abt Warnehar im Panzer leitete, rief der Papst zu Bittgängen auf und trug selbst in einer Prozession das Erlöserkreuz der Lateranbasilika, daran angeheftet der vom Langobardenkönig gebrochene Vertrag. Unermüdlich dröhnten die römischen Hilferufe nun erneut in Pippins Ohr, flehte, beschwor der Heilige Vater und zog alle Register seiner geistlichen wie rhetorischen Kunst, kaum an Übertreibungen aller Art sparend. Ja, er bedrohte Pippin samt Söhnen im Fall des Ungehorsams mit dem Bann und einer Art Vorwegnahme gleichsam des Jüngsten Gerichts.[29]

In mehreren Briefen an den König, an die weltlichen wie geistlichen Fürsten Frankens, das Heer und das ganze Volk, seine «Adoptivsöhne», schilderte Stephan II. wortreich die Misere des hl. Petrus, die verwüsteten Weinberge, geschlachteten Kinder, ge-

schändeten Nonnen, behauptete er, daß die der Kirche angetane Schmach keines Menschen Zunge zu erzählen vermöge, daß selbst die Steine darüber weinen könnten.

In einem schauderhaften Latein, gespickt mit Bibelphrasen und Prädikaten im übelsten byzantinischen Kanzleijargon (vom «honigsüßen Blick und Antlitz» bis zu «Euer honigflüssigen Gnaden» und «von Gott triefend», deifluo), jammerte, lockte, warnte er, bei Gott dem Herrn, der Jungfrau Maria, dem hl. Petrus natürlich, bei allen himmlischen Heerscharen, Märtyrern und Bekennern, einerseits das gute Werk zu vollenden und dem hl. Petrus sein «Recht» zu verschaffen, andererseits an ihr «Seelenheil» zu denken. «Von allem wirst du mit allen deinen Beamten Rechenschaft geben müssen vor dem Richterstuhl Gottes.» «Ihr werdet Gott und Sankt Peter Rechenschaft geben am Tage des fürchterlichen Gerichts.» «Wisset, daß der Apostelfürst euere Schenkung wie einen Schuldschein festhält.» «Wenn ihr alsbald gehorchet, wird es euch großen Lohn bringen . . .» «Wenn aber, was ich nicht glaube, ihr etwa zögert . . . so wisset, daß ich im Namen der heiligen Dreieinigkeit kraft des apostolischen Gnadenamtes» etc. etc. «euch ausschließe vom Reiche Gottes und vom ewigen Leben.»[30]

Zuletzt und wohl mit der größten Wirkung schrieb auch der Apostel Petrus selbst einen Brief an die Franken; natürlich genau so schlecht und schwülstig. Und auch der Himmelspförtner, versteht sich, protestierend, mahnend, befehlend, auch er die gesamte Paradiesesbesatzung aufbietend, «die immer jungfräuliche Gottesgebärerin Maria», all die «Throne und Herrschaften und das ganze Heer der himmlischen Miliz», auch die Märtyrer und Bekenner natürlich, wirklich, es klang genau, als schriebe der Papst selbst.

Aber nein, hier sprach der Apostel persönlich für die «heilige Kirche, so eilt, befreit und erlöset sie von den Händen der verfolgenden Langobarden, daß nicht (es sei ferne!) mein Leib, der für den Herrn Jesus Christus gelitten hat, und mein Grab, worin er auf Gottes Befehl ruht, von ihnen besudelt, daß nicht mein angehöriges Volk zerrissen und von eben diesen Langobarden

gemordet werde . . .» Und natürlich drohte auch St. Peter mit «dem furchtbaren Schöpfer aller Dinge». Und natürlich lockte auch er «mit ewigem Lohn und endlosen Wonnen des Paradieses». Aber eilen, eilen sollte man. «Eilet, eilet, bei dem allmächtigen Gott mahne und flehe ich euch an, eilet . . .»

Also unternahmen die düpierten Franken einen zweiten Krieg 756 mit dem Ziel, Mittelitalien für den Papst zu gewinnen. Pippin rückte abermals, und wieder nur aus Liebe zum hl. Petrus, den die fränkischen Haudegen jetzt bereits vor ihren Schlachten anzurufen pflegten, und um Vergebung seiner Sünden willen über den Mont Cenis, schlug die Langobarden abermals im Sturm von den Höhen auf die Klausen, die Pässe nach Italien, schloß sie in Pavia ein und diktierte ihnen dort verschärfte Friedensbedingungen. Aistulph wurde Pippin tributpflichtig, also fränkischer Vasall. Begeistert von der «Menge der Schätze und Geschenke» kehrten die Franken jetzt zurück. Und schon im folgenden Jahr konnte der Heilige Vater dem Frankenkönig den Tod des «Tyrannen» berichten, «des Nachfolgers des Teufels, des Fressers von Christenblut, des Zerstörers der Kirchen»; er sei «von Gottes Dolchstoß durchbohrt, in den Schlund der Hölle hinabgefahren».[31]

Der Papst hatte freilich, mit nur allzuviel Grund, Angst vor Byzanz. So berichtet er einmal, 300 Schiffe seien von Konstantinopel ausgelaufen, ihre Bestimmung wahrscheinlich Rom und das Frankenreich. Doch keine Flotte erschien. Auch erfolgte kein Angriff auf den neuen Raub der Kirche an der Adria, wozu der Papst sich bereits Beistand erbeten, da «die gottlose Schlechtigkeit der häretischen Griechen nur darauf sinne, die katholische Kirche zu zertreten, die Rechtgläubigkeit und die Überlieferung der Väter zu vernichten».

Mehr als zur Angst noch aber hatte der Papst Grund zum Jubeln. Er war nun Herr nicht nur über die Stadt Rom, sondern auch über das Exarchat und die Pentapolis. 22 Städte und Burgen heimste er nördlich und östlich des Apennin ein. Zusammen mit dem Dukat von Rom bildeten sie das «Patrimonium des heiligen Petrus», den mittelalterlichen Kirchenstaat. Byzanz hätte erwarten können und hat auch erwartet, daß ihm Pippin dies Gebiet

ausliefern werde. Statt dessen zog sein Bevollmächtigter, der Abt Fulrad von Saint-Denis, von Ort zu Ort, sammelte die Spitzen der Gesellschaft als Geiseln und legte die Schlüssel der Stadttore Sankt Peter zu Füßen. Pippin hatte das Territorium dem hl. Petrus und seinem Stellvertreter urkundlich zu ewigem Besitz geschenkt und die Gegenansprüche des griechischen Kaisers durch die Erklärung abgewiesen: nicht um eines Menschen, sondern aus Liebe zum hl. Petrus und für die Rettung seiner Seele sei dies geschehen.[32]

Noch im 8. Jahrhundert nennt der dankbare Klerus Pippin «David», «Salomon», «Novus Moyses». Und die Franken preist Papst Paul I. als «heiliges Volk». Hatte die Kurie doch nun ihren Staat, den Kirchenstaat. Wie aber der römische Bischof, so wollte allmählich auch jeder andere Bischof, ja, jeder Abt seinen «Priesterstaat». Und wie die Päpste den ihren durch Krieg und Betrug bekamen und ein Jahrtausend lang weiter durch Krieg und Betrug zu behalten, zu mehren suchten, so führten auch die übrigen Diener Christi Fehden um Fehden durch die Zeiten und wiesen, nach dem Beispiel Roms, ungezählte Schenkungsurkunden vor, die nicht minder Lug waren und Trug wie die sogenannte Schenkung Konstantins.[33]

Denn da die Franken durch zwei große Kriege für «St. Peter» den Kirchenstaat nur zusammengeraubt hatten, wollte Rom die Sache nicht so unchristlich auf sich beruhen lassen. Es schickte sich an (oder hatte sich bereits angeschickt), zu der begangenen blutigen Gaunerei noch eine weitere, größere zu begehen: es führte die durch das fränkische Schwert, durch einen zweifachen Überfall erzwungene territoriale Neuschöpfung auf einen scheinbar uralten Rechtsanspruch zurück.

14. KAPITEL

DIE «KONSTANTINISCHE SCHENKUNG»

«. . . die Fälschung, der freilich nicht ‹Kriminelles› anhaftet.»
Der Theologe Kantzenbach[1]

«Die Urkunde ist wohl in römischen Kreisen angefertigt worden, vielleicht anläßlich der Reise Stephans II. ins Frankenreich, vielleicht erst im Frankenreich, um König Pippin zu den erhofften Landschenkungen in Italien geneigt zu machen.» Die katholischen Papsthistoriker Seppelt/Schwaiger[2]

«Unter der unverkennbaren Leitung Gottes, ohne Unrecht und Gewalt, ohne List und Betrug entstand für das Haupt der Kirche ein unabhängiger, weltlicher Besitz: der materielle Untergrund und die äussere Sicherstellung seiner geistlichen Weltherrschaft.» Dieser ungeheuerliche, allen Tatsachen dreist ins Gesicht schlagende Satz hat einen der größten Gegner des römischen Katholizismus und Papsttums zum Verfasser, den Jesuiten Graf Hoensbroech – allerdings in seiner katholischen Zeit. Heute äußert sich kein Papstknecht mehr so.[3]

Das Fälschen ist stets die besondere Domäne der Priester gewesen, aller Priester wohl, speziell aber der römisch-katholischen. Pius XI., einer der erfolgreichsten Förderer von Mussolini, Hitler und Franco, nennt zwar in seinem Rundschreiben über die christliche Erziehung der Jugend die katholische Kirche «Säule und Grundfeste der Wahrheit». Doch das stellt, wie da üblich, die Wahrheit auf den Kopf. Es soll ja gerade verbergen, daß die Papstkirche, die christliche Kirche überhaupt, eine Säule und Grundfeste der Lüge ist – eine der stärksten ohne Zweifel.[4]

Das katholische Mittelalter – ein Eldorado klerikaler Fälschung

Man hat im Christentum immer gefälscht, von seinem Beginn, vom Neuen Testament an – wie schon im Alten (beides auf über dreihundert Seiten dargelegt und belegt: III 1. und 2. Kap.). Doch wie das christliche Altertum die heidnische Zeit an Fälschungen übertrifft, so wieder das christliche Mittelalter die christliche Antike. Am meisten freilich fälschte man nicht zufällig in jener Epoche, die als besonders katholisch, besonders gläubig gilt, die jedenfalls am meisten vom Klerus beherrscht gewesen war, im Mittelalter, «zu dessen Merkmal die zahlreichen Fälschungen und ihre Wirksamkeit gehören». «In keinem Zeitalter der europäischen Geschichte dürften Fälschungen eine größere Rolle gespielt haben» (Fuhrmann). Nach den Versicherungen moderner Forscher sind diese Fälschungen «zahllos», sind zumal die ge-

fälschten Urkunden, Heiligenviten und Mirakelberichte «Legion», hat diese «typisch christliche Gesellschaft die Fälscherwerkstatt zur Ordnungsinstanz von Kirche und Recht erhoben» (Schreiner).[5]

Das fromme Mittelalter war ein derartiges Eldorado der Fälscher, daß man nicht nur behaupten konnte, es habe fast ebenso viele unechte Urkunden, Annalen, Chroniken gegeben wie echte, sondern daß der Mediävist Robert Lopez geradezu erklärt, man halte alle diese Dokumente bis zum Echtheitsbeweis erst einmal für falsch. «We regard them guilty until proved innocent ...»

Wann diese hohe Kunst des Fälschens kulminierte, können wir auf sich beruhen lassen. Der deutsche Altphilologe Wolfgang Speyer, ein christlicher Kenner der Materie, meint: «Im griechischen Osten gehörte während des sechsten bis achten Jahrhunderts das Fälschen recht eigentlich zum Beruf des Theologen.» Wilhelm Levison hielt das 9. Jahrhundert, Drögereit das 12. Jahrhundert für «die Blütezeit der Fälschungen», während Marc Bloch der ganze Zeitraum vom 8. bis zum 12. Jahrhundert als besonders ergiebig erschien für die «Massenepidemie» des Fälschergeschäfts.[6]

Man fälschte von der französischen Atlantikküste bis tief in den byzantinischen Osten und von England bis nach Italien. Bei den (noch nicht kritisch edierten) Merowingerurkunden rechnet man mit einem Fälschungsanteil von rund 50 Prozent. Und von den erhaltenen Urkundentexten des Frühmittelalters überhaupt sind «bis zu 50 % und mehr gefälscht oder verfälscht» (Herde). Wobei Herde mit Recht betont, daß ein vom heutigen verschiedener Wahrheitsbegriff des Mittelalters schwer postuliert werden könne, «daß auch im Mittelalter ein fundamentaler Unterschied zwischen echt und wahr, unecht und falsch bestand». Dieser aber wurde eben durch Fälschungen aller Art überbrückt, «um der ‹höheren Wahrheit› willen» (Gawlik). Und bis ins Hochmittelalter waren die Fälscher im Abendland fast ausnahmslos Geistliche. Denn wie das Töten zu den Hauptaufgaben des christlichen Adels gehörte, so das Fälschen fast zu den Standespflichten der christlichen Geistlichkeit – weniger eine «Aporie», wie man flau

formulierte, als eine Konsequenz: wo *alles Wesentliche* auf Lug und Trug steht, kann Lug und Trug nur weiterhelfen.[7]

Klerus und Fälschen gehören im Mittelalter zusammen. «Es ist richtig, daß die Fälscher fast nie Laien waren», schreibt Bosl. Und T. F. Touts erklärt geradezu: «It was almost the duty of the clerical class to forge»; die Obliegenheit eines Lügnerhaufens, der freilich das Lügen anderer in Gegenwart eigener Experten als freches Sakrileg betrachtet hat – eine besondere Art Heuchelei dieser geistlichen Ganoven, die schon in der Antike aus Fälschen und Heucheln, zumal auch aus den alttestamentlichen Betrugsmanövern, eine Tugend machen konnten, eine heilsgeschichtliche Funktion. (Noch widerlicher sind ihre modernen, ach so einfühlsamen Verteidiger.)

Frommer Betrug, Doppelzüngigkeit, Verstellung waren im Christentum ja gerade deshalb von Anfang an erlaubt, weil hier der Zweck die Mittel heiligt, weil Lügen, Täuschen um des Seelenheils, der Heils- und Sieghistorie willen, eben kein Lügen mehr und Täuschen war, sondern ein Verdienst. Die «pia fraus» mußte nur «cum pietate», nur der hl. Kirche, des hl. Glaubens, des hl. Gottes wegen, mußte «instinctu Spiritus Sancti» oder «per inspirationem Dei» geschehen, und schon war alles gut. Denn dann ist Fälschen, nach Origenes, bloß ein «ökonomisches», ein «pädagogisches» Lügen. Oder, so der hl. Kirchenlehrer Erzbischof Johannes Chrysostomos, eine «edle List», eine «treffliche Lüge» (III 181 ff.). Oder, wie der hl. Augustinus lehrt, «keine Lüge, sondern Mysterium», nicht «fictio» (Erdichtung), sondern «figura» (Ausdruck) der Wahrheit. Zu den Lügen der alttestamentlichen Patriarchen entwickelten frühscholastische Moralisten und Glossatoren dann gleich eine ganze «reiche Kasuistik» (Schreiner).[8]

Übrigens war das vom Klerus so geliebte Geschäft nicht eben sonderlich riskant. «In große Gefahr begab man sich mit einer Fälschung nicht; normalerweise wurde sie nicht erkannt» (Drögereit).

Schon deshalb fälschten nicht irgendwelche Subalternen der «Grundfeste der Wahrheit» (es sei denn im Auftrag), sondern die

erlauchtesten Äbte und Oberhirten: Hilduin etwa, der Abt von Saint-Denis (814–840) und weiterer Klöster, der Erzkaplan Kaiser Ludwigs des Frommen und Erzkanzler Kaiser Lothars I., auch designierter Erzbischof Kölns. Oder der Erzbischof Hinkmar von Reims (845–882), der u. a. in einem fingierten Brief des Papstes Hormisdas seinem Vorgänger, Remigius von Reims, die kirchliche Obergewalt im Reich Chlodwigs, das päpstliche Vikariat, übertragen läßt. Oder der Bischof Pilgrim von Passau (971–991), der auch persönlich fälschte, darüber hinaus aber durch einen Notar in der Kanzlei Kaiser Ottos II. sich nützliche Legenden von Quirin und Maximilian erdichten und überhaupt zur Erweiterung seiner Macht und Förderung seiner Karriere eine ganze Serie falscher Urkunden in Rom präsentieren ließ, besonders unechte Pallienurkunden der Päpste Symmachus, Eugen II., Leo VII., Agapet II. und Benedikt VI. Oder Papst Calixt II. (1119–1124), der mit apostolischer Autorität jene Fälschungen bestätigte, die er kurz zuvor als Erzbischof von Vienne hatte fabrizieren lassen – «... denn der heilige Geist ‹flieht den Trug und den Lügner›, wie es in einer Urkunde Papst Hadrians III. (a. 885) ... heißt.» Und die Kirche ist die «Säule und Grundfeste der Wahrheit» (Pius XI.).[9]

Einige Beispiele für geistliche Fälschungen von Konzilsakten, Reliquien und Heiligenleben

Ungezählte Kleriker und Mönche haben im Mittelalter mittels Fälschungen der Kirche religiöse, politische, wirtschaftliche und rechtliche Vorteile, kurz Glauben, Ansehen und Geld verschafft, haben mit wahrer Leidenschaft auf allen nur in Frage kommenden Gebieten des religiösen und kirchlichen Lebens gefälscht.[10]

Man fälschte, schon vom 4. Jahrhundert an, Konzilstexte, fälschte ganze Konzilsakten, alles nur um des wahren Glaubens willen; wie man denn schon in die Bibel die Trinität hineinfälschte, «die wunderlichste dogmatische Zumutung» (Thomas Mann).

Während des Sechsten Allgemeinen Konzils in Konstantinopel (680/681) versuchte Patriarch Makarios von Antiochia, gegen Rom die Lehre von der Einheit des Willens in Christus, den sogenannten Monotheletismus, eine freilich auch von Papst Honorius I. anerkannte Ketzerei (S. 336 ff.), aus früheren Synoden und Kirchenvätern zu erweisen. Er arbeitete dabei mit verstümmelten, entstellten, plump erfundenen Texten, wofür er den Rest seines Lebens in einem römischen Kloster verbüßen mußte.[11]

Kirchenvater Abt Anastasius Sinaita bestritt um dieselbe Zeit leidenschaftlich die Monophysiten. Insbesondere bekämpfte er die Fälschereien jener vierzehn Kalligraphen, die unter Leitung des Präfekten Severian, in einer ganzen Fälscherwerkstätte vereint, im monophysitischen Sinne fälschten. Aber Kirchenvater Anastasius, ein veritabler Heiliger der katholischen Kirche (Fest: 21. April), bediente sich ihnen gegenüber derselben Methoden und fälschte seinerseits völlig skrupellos. Nicht genug, er bezeichnete sein Tun als vorbildlich, forderte die Ketzerbekämpfer zum Nachahmen seiner Methode auf und berief sich auf das Pauluswort: «Mit List habe ich euch gefangen!»[12]

Mit dem stets irrer ausartenden Heiligenkult begann eine wahre Blüte hagiographischen Schwindels, lokalpatriotischer und liturgisch-kultischer Betrügereien, Reliquienfälschungen etwa. Es gab so viele «echte» Kreuzpartikel, daß man daraus wohl ein Dutzend, wenn nicht mehr «echte» Kreuze Jesu hätte fabrizieren können. Es gab auch mehr als ein Dutzend wiederum echter Vorhäute des Herrn, die durch eine eigene «Bruderschaft von der Heiligen Vorhaut», durch spezielle Vorhautkapläne, festliche Prozessionen und Hochämter zu Ehren der heiligen Vorhaut verehrt worden sind.

Nur um die Schenkung gewisser Reliquien (neben einigen anderen «Rechten») nachzuweisen, fälschte Bischof Benno von Osnabrück (1068–1088) eine auf den 19. Dezember 803 datierte Kaiserurkunde Karls «des Großen». Und in Regensburg wurde seinerzeit durch einen der «interessantesten Schriftsteller des 11. Jahrhunderts» («Lexikon für Theologie und Kirche»), durch Otloh von St. Emmeram (der auch durch Fälschungen sein Kloster dem Einfluß

des Ortsbischofs zu entziehen suchte), ein ganzer Übertragungsbericht, die Translatio Dionysii, gefälscht, wonach man dort die Reliquien des Dionysius Areopagita zu besitzen behauptete, seinerseits selber einer der begnadetsten Fälscher der Christenheit und «für Jahrhunderte» ihr «Lehrmeister» (III 147 ff.).[13]

Es gab auch gefälschte «Teufelsbriefe» und «Himmelsbriefe» im Mittelalter, und je nach Bedarf forderte man mit den Himmelsbriefen zum Frieden oder zum Kreuzzug auf, auch zur Sonntagsheiligung, zu einer Klostergründung, zum Beten des Rosenkranzes oder zum Glauben an Jesu Auferstehung etc. (III 172 f.).

Vor allem aber grassierte jede Menge primitivster Mirakelfabeleien, Jenseitsvisionen, Heiligenlegenden. Denn hatte ein Heiliger keine Vita, war er in der Konkurrenz mit anderen Heiligen einer Stadt, einer Kirche, eines Klosters im Nachteil. Deshalb brauchte man auch für diese Heiligen eine Vita und fälschte sie einfach. So sind die Taten der hl. Genoveva, der Schutzpatronin von Paris (vor deren Gebet ein Attila ebenso zurückweicht wie ein Drachenpaar auf der Seine, eine Heilige, die überhaupt stupende Wunder haufenweise wirkt, auch vor Pest und Krieg, vor Augenleiden schützt und Blattern), wohl samt und sonders ebenso erstunken und erlogen wie die in Köln von den Hunnen hingemordeten elftausend (!) Gefährtinnen der hl. Ursula. «Das Blutbad wird bei Ankunft der Schiffe aufs grausamste verwirklicht. Zuletzt bleibt Ursula allein übrig. Der Hunnenfürst selbst begehrt sie und erschießt die sich verweigernde Standhafte mit seinem Pfeil.» Aber: «Ruhm und Reliquien verbreiten sich nachweislich vom 10. Jh. an.» (Keller)[14]

Völlig gefälscht ist zum Beispiel auch eine angebliche Passio des Abtes Vinzenz von León. Er soll unter dem arianischen Suebenkönig Rechila um seines katholischen Glaubens willen das Martyrium erlitten haben – am 11. März 630. Rechila war aber gar kein Arianer, sondern Heide und regierte überdies fast zweihundert Jahre früher, zwischen 441 und 448. Ebenso gefälscht ist die Passio von Vinzenz, Ranimirs angeblichem Nachfolger, der mit zwölf Mönchen das Martyrium erlitten haben soll.[15]

Gefälscht wurde im Laufe des 10. und 11. Jahrhunderts eine ganze Reihe von Heiligenviten, die zum Kreis der «falschen Karolinger» zählen. Einerseits hat man da einige bekanntere Karolinger nachträglich zu Heiligen gemacht, andererseits diese Familie durch völlig erfundene Heilige vermehrt. Zu dem Fälschungskreis gehören die Vita Ermelindis, Vita Berlindis, die Lebensbeschreibung der Gudula u. a., wobei die Fälscher, wie üblich, jeweils Geistliche oder Mönche waren.[16]

Nun unterscheidet die «fromme» (und sogar die weniger fromme) Forschung gern zwischen den Produkten einer «unreflektierten Wundergläubigkeit», die zwar ebenfalls historisch bodenlos, gänzlich erfunden, aber eben «guten Glaubens» erfunden worden seien, und den bewußten, absichtsvollen, den eigentlichen Fälschungen. Doch auch die Zahl allein dieser Gruppe im Mittelalter «ist unüberschaubar», «Legion» (Fuhrmann).[17]

Beispiele für bischöfliche Fälschungen vor allem aus macht- und besitzpolitischen Gründen

Nahezu unabsehbar gefälscht wurde an Bischofssitzen auch aus kirchenpolitischen Motiven, das heißt im Machtkampf der Bistümer gegeneinander. Man suchte so rivalisierende Ansprüche im Hinblick auf Rang oder Besitz durchzusetzen mittels Fabrikation falscher Diplome oder der Interpolation originaler.

Gefälscht wurden, wie überall in der christlichen Kirche, nicht zuletzt in Rom (II 69 ff.), die Bischofslisten, um die «apostolische Tradition» zu sichern. (Für die katholische «Forschung» entstand derart der «spätere Wildwuchs»: Neuss/Oediger.) Sehr früh erschwindelte man so die Bischofslisten von Köln, Tongern, Trier. Das Bistum Metz führt seine apostolische Gründung fälschlich auf Klemens zurück, das Bistum Mainz fälschlich auf den Paulusschüler Crescens, Salona fälschlich auf den Petrusschüler Domnius, Mailand fälschlich auf Barnabas usw. usw.[18]

Gefälscht wurde im Wettstreit zwischen den spanischen Bistü-

mern Toledo und Oviedo oder zwischen Barcelona und Mérida oder zwischen den französischen Bischofssitzen Limoges und Périgueux.[19]

Im Jahr 731 wurde in England ein berühmtes angebliches Antwortschreiben Papst Gregors I. an den Bischof Augustin von Canterbury erdichtet, und zwar durch Nothelm, den nachmaligen Erzbischof von Canterbury. Papst Gregor erteilt darin dem Bischof Augustin das Recht, allein Bischöfe zu ordinieren. Er ordnet ihn auch den in Britannien neu zu ernennenden Bischöfen über und stellt ihn den gallischen, besonders denen von Arles, gleich.[20]

In Arles selbst und in Vienne führte der durch Jahrhunderte sich hinziehende Streit zwischen den zwei alten Rivalinnen um den gallischen Primat zu ausgedehnten Urkundenfälschungen, zu zahlreichen unechten Papstbriefen gegen Ende des 11. Jahrhunderts. Und gefälscht hatte diese unter den Namen von Pius I. (gest. 155 ?) bis Paschalis II. (gest. 1118) offenbar der hochadelige Erzbischof Guido von Vienne – der nachmalige Papst Calixt II. (1119–1124), was später zu einem der aufsehenerregendsten «bella diplomatica» der Forschungsgeschichte führte. (Derselbe Fälscher-Papst, beiläufig, war es auch, der durch eine Synode von Toulouse am 8. Juli 1119 erstmalig die weltliche Gewalt zur Verfolgung von «Ketzern», der Petrobrusianer, einschalten ließ.)[21]

Etwa um die gleiche Zeit fälschte man auch im Erzbistum Canterbury fort, wo ja schon im frühen 8. Jahrhundert Erzbischof Nothelm durch einen gefälschten Papstbrief in Erscheinung getreten war. Nun suchte das Erzbistum in einem viele Jahrzehnte langen Streit seine Primatansprüche gegen das Erzbistum York mittels einer Serie von ergaunerten Papsturkunden durchzusetzen, fingierten Briefen, Privilegien, einem gefälschten Synodalbeschluß der Synode 679 in Rom. Die dem sogenannten Heiligen Stuhl vorgelegten Urkunden wurden zwar 1123 von ihm verworfen; schon 1127 aber stieg Erzbischof Wilhelm von Corbeil zum Päpstlichen Vikar und Legaten für England und Schottland auf. Und seit dem 13. Jahrhundert galten die Erzbischöfe von Canterbury als legati nati Roms. Die Suprematie über York war errungen.[22]

In Deutschland dehnte in der Auseinandersetzung mit dem Erzbistum Mainz das Bistum Würzburg, seit Kaiser Otto III. (983–1002), seine geistliche Jurisdiktion über die Klöster von Amorbach, Neustadt, Homburg, Schlüchtern und Murrhardt aus. So erwarb der Würzburger Bischof Bernward (der dann als Brautwerber Ottos auf der Insel Euböa starb) Anno 993 mehrere ihm angeblich entfremdete Abteien «hauptsächlich vermöge gefälschter Urkunden» (Hotz), und zwar auf den Namen Pippins und Karls «des Großen» – damit dort «*monastica vita – mönchische Lebensform* gepflegt werden könne . . .» (O. Meyer)[23]

Gefälscht ist eine angeblich durch den letzten Karolinger Ludwig IV., das Kind, am 27. Juni 907 zu St. Florian ausgestellte Urkunde, die dem Bischof Burkhard von Passau die ganze Pfalz Ötting zuspricht; wobei der Fälscher nicht nur das Pfalzstift, sondern den gesamten Ort (Alt-)Ötting als persönlichen Besitz des Bischofs ausgibt.[24]

Im Norden Deutschlands war das Bistum Merseburg, gemessen selbst an den unbedeutenden Territorien der Oberhirten von Meißen und Naumburg, ungewöhnlich klein. So halfen die Merseburger Prälaten nach. Bischof Thietmar von Walbeck (1009–1018), der Geschichtsschreiber, sprach sich durch Fälschung einer Königsurkunde den Königsforst «zwischen Saale und Mulde» zu, wobei er das Dokument (im Jahre 1017) auf den 30. Juli 977 datierte. «Seine Wahrheitsliebe ist unbezweifelt» («Lexikon für Theologie und Kirche»). Und der Merseburger Bischof Ekkehard von Rabil (1216–1240) suchte sich durch zwei Falsifikate, zu den Jahren 1021 und 1022 auf den Namen König Heinrichs II. fabriziert, die Städte Leipzig und Naunhof unterzujubeln. Weiter gefälscht wurde unter Bischof Ekkehard ein Lehnsrevers, der auf den Namen des 1221 gestorbenen Markgrafen Dietrich lautete, für dessen fünfjährigen Erben sein Onkel, der Landgraf Ludwig von Thüringen, nach besten Kräften die Vormundschaft führte. Bischof Ekkehard stieß mit dieser neuen, höchstwahrscheinlich 1221 angefertigten (und auf 1210 datierten) Fälschung bei dem Landgrafen begreiflicherweise auf einige Zweifel. So exkommunizierte er diesen samt seinen Ratgebern und verhängte das

Interdikt über das ganze Land, wodurch er auch noch die hohe Summe von 800 Mark Silber erpreßte.[25]

Gefälscht wurde die Gründungsurkunde des Bistums Bremen (auf das Jahr 788), zumal um Zehntansprüche willen. Auch behauptet diese Fälschung, die Kaiser Maximilian 1512 bestätigt, Karl «der Große» habe der Bremer Kirche 70 Hufen (Bauernhöfe) geschenkt. Die gefälschte Gründungsurkunde des Bistums Bremen – und «Bremen hatte ja seit Jahrhunderten gefälscht, um irgendein Recht zu erlangen oder es zu behalten» (Drögereit) – diente dann wieder zum Vorbild der gleichfalls gefälschten ähnlichen Gründungsurkunde des Bistums Verden im 12. Jahrhundert, die sich als ein Original Karls «des Großen» von 786 ausgibt. Noch im 16. Jahrhundert wurde die Verdener Gründungsfälschung, die sowohl die Ausstattung als auch die genaue Abgrenzung des Bistums angibt, bei Grenzstreitigkeiten mit Lüneburg und Bremen als Beweismittel herangezogen.[26]

Aber auch die gefälschte Gründungsurkunde des Bistums Bremen hatte offenbar ihrerseits bereits ein Vorbild, nämlich die im 10. Jahrhundert gleichfalls gefälschte Gründungsurkunde des Bistums Halberstadt, die in Inhalt und Ausdruck weitgehend mit der Bremer Fälschung übereinstimmt. Bischof Bernhard von Halberstadt (923–968) wehrte sich seinerzeit noch erfolgreich gegen die Gründung eines Erzbistums Magdeburg, dessen Erzbischof Giselher (981–1004) dann seinerseits auf die Gründung des Erzbistums Gnesen mit einer auf den Namen Papst Johannes' XIII. gefälschten Urkunde reagierte, wonach Anno 968 dem Erzbischof Adalbert von Magdeburg angeblich der Primat gegenüber allen Erzbischöfen und Bischöfen in der Germania verliehen worden war.[27]

Auch der jahrhundertelang mit allen Mitteln geführte Kampf zwischen den Erzbistümern Köln und Hamburg brachte viele Falsifikate hervor.

So wurden zwei Urkunden im Namen der Päpste Gregor IV. und Nikolaus I. für Hamburg gefälscht, genauer die Pallienbestandteile dieser sogenannten Hamburger Gründungsurkunden. Die Gaunerei bezweckte den Nachweis, daß nicht nur der erste

Bischof und Erzbischof der Stadt, Ansgar, 831 und 832 das Recht des Palliumtragens erhalten habe, sondern auch seine sämtlichen Nachfolger für alle Zeiten. Verfälscht wurde weiter eine Urkunde Agapets II. für Hamburg. Und auch hier geht es um eine interpolierte Stelle über die Pallienverleihung und deren Ausdehnung auf die Nachfolger. Doppelt verfälscht wurde eine Urkunde Papst Johannes' XV. für Hamburg. Und wieder ist Zweck und Motiv der Fälschung die Erlangung des Palliums. Weiter erschwindelt wurde eine Gründungsurkunde Ludwigs des Frommen für Hamburg sowie eine Papsturkunde Gregors IV.[28]

Gefälscht wurden die meisten dieser Urkunden wahrscheinlich von einem der bekanntesten mittelalterlichen Bischöfe des Nordens, dem Erzbischof Adalbert von Hamburg-Bremen (1043–1072). Ihm hatte Kaiser Heinrich III., einer der mächtigsten deutschen Herrscher des Mittelalters, nach der Absetzung dreier Päpste auf der Synode zu Sutri sogar die Papstwürde (falls man das so nennen mag) zugedacht. Aber Papst wollte Adalbert nicht werden. Doch sonst stellte «der große Gottesmann», dem bei seiner Ordination in Aachen zwölf Bischöfe die Hand aufgelegt hatten, mit Hilfe ihm höriger kaiserlicher Urkundenschreiber fast systematisch Urkunden früherer Kaiser und Päpste her, um sie für seine Ansprüche auszuspielen. Kein Wunder, gestand er ja freimütig, «in dem Grad werde ich niemanden schonen, weder mich selbst, noch die Brüder, noch das Geld, noch die Kirche selbst, damit mein Bistum endlich einmal vom Joch befreit und den übrigen gleich gemacht werde».[29]

All dies nur kurze Hinweise, die sich verhundertfachen ließen, auf Fälschungen vor allem bischöflicher Kurien, wobei die gleichfalls ungeheure Fülle der Fälschungen aus Klöstern noch gar nicht einbezogen ist.

Die Privilegien der Päpste beispielsweise für Klöster im Merowingerreich sind «fast sämtlich spätere Fälschungen» (Levison). Und selbstverständlich fälschten auch die Religiosen aus den verschiedensten Motiven, nicht zuletzt, um sich dem Einfluß der Bischöfe zu entziehen. In Regensburg etwa stritten deshalb die (zunächst meist dem höheren Adel zugehörigen) Mönche des

Klosters St. Emmeram verbissen durch das ganze Hochmittelalter mit den dortigen Bischöfen und erschwindelten vom 11. bis ins 13. Jahrhundert Urkunden und schließlich auch Reichsunmittelbarkeit und die Unterstellung unter den Päpstlichen Stuhl.

Vielleicht noch öfter fälschte ein Kloster zuungunsten des andern. So fabrizierte man in Thüringen unter dem Abt Ernst vom Kloster Reinhardsbrunn Mitte des 12. Jahrhunderts Urkundenfälschungen zur gebietsmäßigen Absicherung gegen ein benachbartes Zisterzienserkloster.

Mitunter aber betrog man nicht nur für das eigene Haus, sondern auf Bestellung auch für viele andere. So im Kloster Reichenau, wo im frühen 12. Jahrhundert ein Mönch mit Billigung des edlen Abtes Udalrich von Dapfen systematisch alte Urkunden zwar natürlich auch pro domo fälschte, doch ebenso für die Klöster in Kempten, Lindau, Stein am Rhein, Einsiedeln, Ottobeuren oder das Nonnenkloster Buchau, vor allem zur Einschränkung der Hof- und Heerespflicht sowie zur Sicherung der freien Abtswahl.[30]

Ein berüchtigter Fälscher, Petrus Diakonus, wirkte im selben Jahrhundert als Bibliothekar und Archivar in dem berühmten Kloster Montecassino, dessen Besitzstand er durch steten Betrug sicherte und mehrte. Er durchsetzte aber nicht nur den gesamten Casinenser Urkundenbestand mit Fälschungen, sondern fertigte auch ganze «Originale» an, er arbeitete andere Werke verfälschend um, ja, er gab für diverse hagiographische und historische Schriften falsche Verfasser vor. Gefälschte Herrscherdiplome wurden in Montecassino ebenso fabriziert wie gefälschte Papsturkunden.

Ganz ähnlich in Fulda. Etwa um dieselbe Zeit schuf dort der Mönch Eberhard das zweibändige Chartular seines Klosters, das dessen gesamtes Urkundenmaterial bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts enthält, Papsturkunden, Immunitäten, Besitztitel, Einkunftsverzeichnisse, vielfach interpoliert, teilweise aber völlig unecht. Der emsig kopierende Benediktiner fälschte diesen Codex Eberhardi derart passioniert, daß Engelbert Mühlbacher sagen konnte, bei ihm sei «die Urkundenfälschung zur Manie gewor-

den». Freilich bestand, was Falsa betrifft, im ehrwürdigen Fulda eine alte Tradition. Fälschten dort doch schon dreihundert Jahre früher – mit unterschiedlichem Erfolg – der Mönch Rudolf und der Mönch Meginhard diverse Zehntprivilegien (auf die Namen Pippin III., Karl «dem Großen» und Papst Zacharias), um dem Mainzer Erzbischof den Zehnt auf seinen Eigengütern zu entreißen.[31]

All die genannten und tausend andere Katholiken, Bischöfe, Äbte, Mönche, Priester und Laien also fälschten. Und warum auch nicht, wenn diese ganze Religion doch, um es zu wiederholen, von Anfang an *in allem Wesentlichen* auf Lug und Trug gegründet (III 1. und 2. Kap.), wenn zumal das Papsttum im frühen Mittelalter buchstäblich unübertrefflich mit der größten Fälschung aller Zeiten beispielhaft für alle folgenden vorangegangen war?

Entstehung und Bedeutung der «Konstantinischen Schenkung»

Täuscht nicht alles, entstand die sogenannte Konstantinische Schenkung, triumphaler Auftakt gewissermaßen ungezählter Fälschungen künftiger Zeiten, zu Beginn der fünfziger Jahre des 8. Jahrhunderts in der päpstlichen Kanzlei Stephans II., wahrscheinlich noch vor dessen Aufbruch ins Frankenreich. Nach Walter Ullmann und anderen Gelehrten spricht «alles dafür . . ., daß die päpstliche Kanzlei der Geburtsort der Fälschung war». Denn man brauchte einen Rechtstitel für den erhofften Territorialbesitz. So beseitigte offenbar auf dem Reichstag in Quierzy der Papst mittels des Machwerks alle Bedenken Pippins. Er präsentierte eine Urkunde, die den hl. Petrus als rechtmäßigen Herrn und Besitzer Italiens, den Papst als Inhaber kaiserlichen Ranges, ja, geradezu als «Kaiser des Abendlandes» (Brackmann) auswies und alsbald die Franken zum Krieg gegen die Langobarden trieb (S. 383 ff.).[32]

Vorlage für das Constitutum Constantini oder das Privilegium

sanctae Romanae ecclesiae, wie die Sache im Mittelalter gewöhnlich hieß, war die im ausgehenden 5. Jahrhundert wohl gleichfalls in Rom entstandene Legenda sancti Silvestri, die Silvesterlegende, einer der in Rom, England, im Frankenreich meistgelesenen Heiligenromane des Christentums, das mit Hilfe dieser Literaturgattung historische Tatsachen stets mit Vorliebe verdrängt und verfälscht hat. Schon Anfang des 6. Jahrhunderts fand die Fabel bei den sogenannten Symmachianischen Fälschungen (II 341 ff.) Verwendung.

Nach der in verschiedenen Fassungen umherschwirrenden, in Hunderten von Handschriften kolportierten Legende war Kaiser Konstantin Christenverfolger gewesen und zur Strafe dafür vom Aussatz befallen worden. Papst Silvester heilte aber den Kaiser und taufte ihn im Lateran. Tatsächlich jedoch hatte Konstantin die Christen bekanntlich nicht verfolgt, sondern immens begünstigt. Er war auch nie vom Aussatz befallen und nicht von Silvester getauft worden, sondern von Bischof Euseb von Nicomedien, einem Arianer, und zwar erst auf dem Totenbett im Jahre 337, während Papst Silvester schon 335 gestorben war. (Die Kirche feiert seinen Festtag am 31. Dezember, als wollte sie sich am Ende jedes Jahres erinnern, was sie dem hl. Silvester verdankt.)[33]

Die Urkunde nun, mittels deren sich das Papsttum den Kirchenstaat erschleicht und seine Weltherrschaft rechtlich begründet, hat die bestehende Situation völlig verkehrt: der römische Kaiser, dem bisher das Christentum unterstand, wird verfassungsrechtlich jetzt dem Papsttum unterstellt. Der Schwindel gibt sich als Erlaß Konstantins I. an Papst Silvester I. aus, mit Datum, eigenhändiger Unterschrift und dem Vermerk des Herrschers, er habe dies selbst am Grab des hl. Petrus niedergelegt. Aus Dankbarkeit für seine wunderbare Heilung vom Aussatz schenkt er dem Papst und dessen Nachfolgern einen ganzen Kontinent.

Nicht kleinlich, wirklich, der große Kaiser.

Feierlich bestätigt er dem Römer den Primat über alle Priester, über die Patriarchate von Antiochien, Alexandrien, Jerusalem, Konstantinopel und den Erdkreis. Er gestattet dem Papst, um jedem Zweifel an seinem Rang vorzubeugen, alle Abzeichen kai-

serlicher Würde und räumt ihm kaiserlichen Rang ein. Der Papst soll Oberhaupt aller Kirchen und Oberpriester aller Priester der Welt sein, ja, Konstantin schenkt ihm und seinen Nachfolgern den kaiserlichen Palast auf dem Lateran, die Stadt Rom sowie alle Städte und Provinzen Italiens und des ganzen Westens (omnes Italiae seu occidentalium regionum provintias, loca et civitates).

Der Imperator selbst, so schließt das überlange Dokument, wollte sein Reich und seine Macht in die «östlichen Regionen» verlegen. Denn «dort, wo ein herrliches Reich errichtet und die Hauptstadt der Christenheit gegründet worden ist, schickt es sich nicht, daß der irdische Kaiser seine Macht ausübe». Jedermann, heißt es, werde von ihm gebannt, der vermessen genug sei, die Verfügung zu ändern. Somit war der Grundstein gelegt für den jahrhundertelangen Kampf zwischen Kaisern und Päpsten.[34]

Zunächst zwar benutzte Rom sein Supergangsterstück nur sehr diskret (als erster Papst beruft sich anscheinend Hadrian I. im Briefwechsel mit Karl «dem Großen» darauf). Man hat zwar die Erinnerung an den ersten christlichen Kaiser und sein musterhaftes Wohlverhalten gepflegt, nicht aber das Constitutum Constantini als rechtliches Dokument, nie die Urkunde selbst gebraucht. Offenbar erkannten sie auch die Heiligen Väter als Fälschung; «es ist zu vermuten, daß sich die Päpste der Unrechtmäßigkeit der im C. C. erhobenen Ansprüche bewußt waren. Nur so ist es zu erklären, daß immer wieder um die Dinge herumgeredet wurde, ohne sie beim rechten Namen zu nennen» (Schlesinger).

Erst um die Mitte des 9. Jahrhunderts, als das Falsifikat schon eine gewisse Geltung genoß, wurde es als rechtlich bindend verwertet und ging in eine weitere große kirchliche Fälschung ein, die Pseudoisidorischen Dekretalen sowie schließlich in zahlreiche andere kanonische Rechtsbücher. Die ungeheure Territorialpolitik des Papsttums, das sich allmählich Fürstentümer und ganze Königreiche unterwarf, hatte ihre Rechtsgrundlage in dieser Erschleichung, ja, noch der heute existierende «Kirchenstaat» beruht darauf.[35]

Von Ausnahmen abgesehen, ruhte die Urkunde jedoch dreihundert Jahre im wesentlichen unbenutzt in den Archiven des

Klerus. (Unser ältester Text steht in den Handschriften der um 850 entstandenen Pseudoisidorischen Dekretalen.) Nachdem sich freilich viele Generationen an die Vorstellung der riesigen «Schenkung» gewöhnt und die Gaunerei eine gewaltige Autorität gewonnen hatte, begann sie eine große Rolle zu spielen, insistierten die Päpste bis ins Spätmittelalter darauf, verdammten sie, durch den Betrug gedeckt, jeden, der sich am kurialen Besitz vergriff oder dies irgendwie begünstigte. Besonders das sogenannte Reformpapsttum berief sich auf den Betrug! Seine Schreiben zitieren lange Passagen daraus. Leo IX. stützt damit (1053) nachdrücklich auch den päpstlichen Primat; wobei der Papst aus der Schenkung versiert eine Rückgabe macht, aus dem donare ein reddere: der Kaiser hatte sozusagen Gott nur zurückerstattet, was er von ihm empfangen. Derart vermied Leo den Anschein einer Abhängigkeit der Kirche von kaiserlicher Gnade.[36]

Zu ihrer vollen Bedeutung kam die «Konstantinische Schenkung» durch Papst Gregor VII. Sie wurde unter ihm zu einem anerkannten Bestandteil des kanonischen Rechts. Und im Krieg gegen Heinrich IV., der die aus krassem Unrecht abgeleiteten papalen Ambitionen nie berücksichtigt hat, forderte Gregor bei der Wahl sowohl des ersten Gegenkönigs Rudolf von Schwaben 1077 als auch bei der des zweiten Gegenkönigs Hermann von Salm 1081 einen Eid, der die Anerkennung des klerikalen Schwindels einschloß.

Der 1881 seliggesprochene Papst Urban II. (1088–1099), Initiator des ersten Kreuzzuges mit der Massenabschlachtung in Jerusalem, erklärte kraft der «Konstantinischen Schenkung» Korsika und die Liparischen Inseln zum Eigentum des Römischen Stuhls. Doch nutzten auch zahlreiche klerikale Schriften die «Konstantinische Schenkung» natürlich für kirchliche Ansprüche, was so weit ging, daß nach Honorius von Augustodunum, einem Scholastiker des früheren 12. Jahrhunderts, Silvester von Konstantin auch die Zusicherung bekam, kein Kaiser dürfe ohne päpstliche Zustimmung im Römischen Reich regieren.

Hier wurde sogar der Kaiser sozusagen der Beschenkte – und zugleich Lehensmann des Papstes, das Imperium ein päpstliches

Lehen. Eine Folgerung, die auch päpstliche Juristen aus der fiktiven Schenkung zogen. Und gerade Päpste wie Innozenz III. oder Gregor IX. leiteten daraus auch territoriale Forderungen ab. Gregor IX. (1227–1241) behauptete im Hinblick auf sie gar, Konstantin habe es für angemessen erklärt, daß der Papst auf dem ganzen Erdkreis nicht nur über Seelen, sondern auch über alle Menschen und Sachen herrsche, wonach es schlicht kein unabhängiges Kaisertum zu geben hatte, der Papst vielmehr der wahre Kaiser war.[37]

Überhaupt wurde die «Konstantinische Schenkung» gegen das Kaisertum der Salier und Staufer höchst effektvoll ausgespielt. Sie stand für die Römische Kirche auf dem ersten Platz aller mittelalterlichen Kaiserprivilegien. Noch bis ins 15. Jahrhundert galt diese in ihrer Wirkung gar nicht zu überschätzende Fälschung, ohne deren Hilfe Rom vielleicht nie seine spätere Macht und Bedeutung erreicht hätte, allgemein für echt. War sie doch nicht nur bei dem letzten großen Kampf des mittelalterlichen Papsttums gegen das Kaisertum, gegen Ludwig den Bayern (1314–1347), für weite Kreise die eigentliche Rechtsgrundlage der Kirche, sondern noch Sigismund mußte als künftiger Kaiser 1433 die Bewahrung der «Konstantinischen Schenkung» beschwören.[38]

Einige kluge Köpfe ließen sich allerdings nicht täuschen.

Die Aufdeckung der Fälschung

Ob schon Karl «der Große» das Constitutum Constantini für gefälscht hielt, läßt sich nicht nachweisen; manches spricht für diese noch sehr junge Hypothese. Zum erstenmal hat Kaiser Otto III. (983–1002) in einem ganz ungewöhnlichen und singulären Akt gegenüber Papst Silvester II. (999–1003) die «Konstantinische Schenkung», die noch ein Dante für echt hielt, als null und nichtig bezeichnet. In einem berühmten, durch Bischof Leo von Vercelli, den Leiter seiner italienischen Politik, verfaßten Diplom überließ «Otto, der Sklave der Apostel und nach dem Willen

Gottes des Heilandes der Römer imperator augustus» dem Papst beziehungsweise dem «heiligen Petrus» zwar die acht Grafschaften der Pentapolis zur Verwaltung, doch aus eigener Freigebigkeit und «unter Verachtung der erlogenen Urkunden und vorgespiegelten Schriftstücke». Otto III. nannte die «Konstantinische Schenkung» ausdrücklich Lügenwerk und Fälschung (documenta ... inventa). Alle darauf basierenden Ansprüche wies dieser Kaiser als unberechtigt zurück, die ganzen Ländereien der Päpste erkannte er als erschlichen. Und nicht zufällig verlegte er seine Residenz nach Rom selbst. Otto III. war also durchaus informiert über den Riesenschwindel der Catholica. Nach seiner Überzeugung hatte der Papst keinerlei Recht auf Territorialbesitz.

In der außergewöhnlichen Urkunde vom Jahr 1001 macht er seinem früheren Lehrer Gerbert von Reims, dem Papst Silvester II., zwar zu Beginn das Zugeständnis: «Rom verkündigen wir als das Haupt der Welt», um freilich gleich hinzuzufügen, daß der Glanz der Römischen Kirche durch Leichtfertigkeit und Unwissenheit der Päpste lange Zeit verdunkelt gewesen. «Denn sie verkauften nicht nur, was außerhalb der Stadt lag, und entfremdeten es durch viel Mißwirtschaft dem Sitze des heiligen Petrus, sondern sie verschleuderten auch, wovon wir nur mit tiefem Kummer reden können, den Besitz in dieser unserer königlichen Stadt an alle Welt gegen Geld, um nur hemmungsloser ihr ausschweifendes Leben führen zu können, bestahlen den heiligen Petrus, den heiligen Paulus, sogar die Altäre, und sie richteten, anstatt für Wiederaufbau zu sorgen, nur immer mehr Verwirrung an. Sie verdrehten die päpstlichen Gesetze und erniedrigten die römische Kirche, und einige Päpste verstiegen sich so weit, daß sie den größten Teil unseres Reiches für sich beanspruchten. Sie fragten nicht danach, was sie alles durch eigene Schuld verloren hatten, sie kümmerten sich nicht darum, was sie in ihrer Tollheit vergeudet hatten, sondern als sie ihren Besitz durch eigene Schuld in alle Winde verstreut hatten, wälzten sie ihre Schuld auf unser Reich und erhoben Anspruch auf fremden Besitz, nämlich auf unser und unseres Reiches Eigentum. Denn es sind Lügen, von ihnen selbst erfunden (ab illis ipsis inventa), aus denen der Diakon Johannes mit dem Beinamen

‹der Stummelfinger› eine Urkunde mit goldenen Buchstaben zusammenschrieb und unter dem Namen des großen Konstantin einen gewaltigen Betrug spann (sub titulo magni Constantini longi mendacii tempora finxit).»

Anschließend spricht Otto von weiteren Fälschungen der Kirche, wonach Karl II., der Kahle, der römische Kaiser und König des Westfränkischen (Französischen) Reiches 876 dem Papst Reichsbesitz übertragen, ein «besserer Karl», gemeint ist Karl III., der Dicke, römischer Kaiser und König des Ostfränkischen (Deutschen) Reiches, ihn davongejagt habe. «Lüge ist es auch, daß ein gewisser Karl dem heiligen Petrus unser Reich geschenkt habe. Aber wir erwidern darauf, daß dieser Karl überhaupt nicht in der Lage war, irgend etwas rechtskräftig zu verschenken, da er ja von einem besseren Karl verjagt, des Reiches beraubt, abgesetzt und zunichte gemacht worden ist. Er hat also gegeben, was er nicht besaß, und er hat so gegeben, wie er allerdings geben konnte, nämlich wie ein Mann, der unrechtes Gut erworben hat und nicht hoffen kann, lange im Besitz zu bleiben. Wir verachten alle diese erlogenen Urkunden und vorgespiegelten Schriftstücke.»[39]

Im 12. Jahrhundert erkannten auch die Anhänger Arnolds von Brescia den Betrug. Einer seiner Schüler, ein Römer namens Wezel, erklärte brieflich Friedrich Barbarossa bald nach dessen Wahl zum deutschen König 1152 die ganze «Konstantinische Schenkung» für Fabel und Lüge, was in Rom so stadtbekannt sei, daß darüber noch Taglöhner und Weiber den gelehrtesten Köpfen Rede stehen könnten. Im 13. Jahrhundert bezweifelte auch ein so außerordentlicher Herrscher wie Kaiser Friedrich II. ihre Echtheit. Und als um die Wende zur Neuzeit Oberhirte und -hurer Alexander VI. (1492–1503) kraft der «Konstantinischen Schenkung» von Venedig die Übergabe der adriatischen Inseln an den Apostolischen Stuhl verlangte, höhnte der venezianische Gesandte, Seine Heiligkeit möge die Urkunde für das Constitutum Constantini herbeischaffen und finde dann auf der Rückseite den Vermerk, daß den Venezianern das Adriatische Meer gehöre.

Damals verbrannte man noch Menschen, die dieser Urkunde mißtrauten, wie einen gewissen Johannes Dränsdorf nach einem

Verhör 1425 in Heidelberg. Und noch heute handeln Gelehrte den ganzen Fälschungs- und Schwindelkomplex des Mittelalters unter dem wohlklingenden Stichwort «Vergangenheitsfrömmigkeit» ab, nennen die Betrüger «ausgezeichnete Personen, bekannt für ihre Gewissenhaftigkeit», und selbst die Verbrecher der «Konstantinischen Schenkung» figurieren da immerhin als die «ehrwürdigen Fälscher» (Ariès).[40]

Noch das Florentiner Konzil 1439 hatte keinerlei Zweifel an dieser «Schenkung» aufkommen lassen. Und obwohl schon im folgenden Jahr der Humanist Laurentius Valla, selbst päpstlicher Sekretär und Domherr am Lateran, den Betrug in einer durch Ulrich von Hutten 1519 publizierten Schrift endgültig aufgedeckt hat, gab die römisch-katholische Geschichtsschreibung die Fälschung erst im 19. Jahrhundert zu. Doch wurden die darin gemachten Privilegien von der päpstlichen Kurie fast bis an die Schwelle der Gegenwart immer wieder nachdrücklich beansprucht.[41]

Im 8. Jahrhundert allerdings beherrschten die Päpste noch keinesfalls als selbständige Herren diesen Kirchenstaat; weder zur Zeit Pippins III. noch seines Sohnes Karl, ja, einige waren noch nicht einmal Herr im eigenen Haus, im Lateran, wie sich gerade zu Beginn der Regierung Karls I. drastisch zeigte.

15. KAPITEL

KARL I., DER SOGENANNTE GROSSE, UND DIE PÄPSTE

«... sein Haar war grau und schön, sein Antlitz strahlend und fröhlich. Seine Erscheinung war immer imposant und würdevoll ... seine Gesundheit immer ausgezeichnet.» «Der christlichen Religion, zu der er von Jugend auf angeleitet worden, war er mit größter Ehrfurcht und Frömmigkeit zugetan (sanctissime et cum summa pietate coluit) ... Die Kirche suchte er Morgens und Abends, auch bei den nächtlichen Horen und zur Zeit der Messe fleißig auf.» Einhard[1]

«Die wichtigsten Gesprächspartner Karls während seines ganzen Lebens sind die Päpste gewesen. Die Achse der karolingischen Politik, um die sich alles andere drehte, war das Verhältnis zum Heiligen Stuhl.» «Es ist bezeichnend, daß, solange Karl lebte, jeder Konflikt mit dem päpstlichen Stuhl vermieden werden konnte ... Das Vertrauen der Bevölkerung Italiens hat Karl freilich nie gewonnen. Er blieb dort immer ... ein Feind.» Wolfgang Braunfels[2]

«Der Staat der Merowinger war vorwiegend weltlich gewesen, das Karolingerreich aber war eine Gottesherrschaft ...» Christopher Dawson[3]

«Das Bild des karolingischen Gottesstaates gewann eine eindrucksvolle Geschlossenheit in der karolingischen Friedensidee, in der Auffassung des Reiches als corpus christianum.» Eugen Ewig[4]

«Nun schlug die Stunde des Mannes der Vorsehung.» «Die siegreichen fränkischen Waffen sind noch bei Karl dem Großen die Wegbereiter der katholischen Lehre.» «Seine Untertanen in Eintracht zu erhalten, unter den Menschen die *concordia pacis* herzustellen ..., das sind die idealen Ziele dieses gewaltigen Herrschers, unter dessen Regierung vielleicht kein einziges Jahr ohne Krieg verging. Diese Ideale aber entsprechen vollkommen einer christlichen Auffassung seines Berufes.» «Die vom Verstand nicht beherrschte Begeisterungsfähigkeit der Massen, die ein Augustus, ein Konstantin, ein Napoleon – und müssen wir hinzufügen, ein Hitler? – zu benützen verstanden, brannte für Karl in lichterlohen Flammen.» Daniel-Rops[5]

Kriminalexzesse am päpstlichen Hof beim Machtwechsel im Frankenreich

Papst Stephan II., der sich die «Konstantinische Schenkung» im entscheidenden Augenblick großzügig zugedacht, war am 26. April 757 gestorben. Er hatte ein bedeutend größeres Territorium hinterlassen, das indes zunächst in der Familie blieb. Denn Stephans Nachfolger wurde sein jüngerer Bruder Paul I. (757–767), der zweite, im Lateran herangewachsene Papst aus dem Hause Orsini. Er suchte die Politik seines Vorgängers fortzusetzen und Pippin – den auch er als Pate von dessen Tochter Gisla «Gevatter» (spiritualis compater) nannte – erneut gegen die Langobarden zu treiben.

Dem auf der Jagd tödlich verunglückten kinderlosen König Aistulph war inzwischen der Herzog der Toskana, Desiderius (757–774), gefolgt. Der Papst selbst hatte dafür im Einvernehmen mit dem Frankenabt Fulrad gesorgt, da Desideriùs von allen Anwärtern am leichtesten zu gängeln schien. Ein Irrtum. Der neue König wollte sein Reich nicht zwischen den Franken und dem Kirchenstaat eingezwängt und erstickt sehen. Eine Konspiration des Papstes mit zweien seiner Vasallen, den Herzögen von Spoleto und Benevent befürchtend, setzte Desiderius sein Heer in Bewegung, marschierte durch römisches Gebiet und verwüstete es mit Feuer und Schwert.

Paul I. bat Pippin um Unterstützung. Er geizte nicht mit Schmeicheleien. In einer Reihe von Briefen feierte er ihn als «Neuen Moses», «Neuen David», «Retter der Heiligen Kirche», ja, als «Fundament und Haupt aller Christen», die Franken als

«neues Israel», «heiliges Volk». Er und die Römer, beteuerte er, wollten an der Freundschaft mit Pippin bis zum letzten Blutstropfen festhalten. Er erinnerte den König immer wieder an seine Versprechen und beschwor ihn, sein Werk nicht unvollendet zu lassen. Ein Klagebrief und Hilfeschrei folgte dem anderen. Dabei bat er, der sich selbst «Mittler zwischen Gott und den Menschen» nannte, Pippin dringend in einem offenen Schreiben, dem Langobardenkönig entgegenzukommen, dem «erlauchten Sohne Desiderius» doch die von ihm gewünschten Geiseln zurückzugeben, während er in einem zweiten geheimen Schreiben drängte, dem Langobarden zu widerstehen, Pippin beschwor, die Geiseln zu behalten – die übliche Doppelmoral der Heiligen Väter.

Es war offensichtlich: Papst Paul, dem sein offiziöser Biograph noch mehr als üblich Neigung zur Milde bescheinigt, wünschte einen weiteren Krieg gegen die Langobarden. Doch Pippin war anderwärts gebunden, durch die Sachsen, durch mehrere Feldzüge gegen Aquitanien, dessen Herzog Waifar er jagte. Und er suchte eine langobardisch-byzantinische Verständigung zu durchkreuzen.[6]

Paul I. hatte am 28. Juni 767, von so gut wie allen seinen Nächsten verlassen, kaum die Augen geschlossen, als es in Rom, wie so oft schon (II 3. Kap. und 337 ff.), zu einem Gewaltstreich kam. Bereits am nächsten Tag nämlich drang Toto, der Herzog von Nepi, Haupt einer mächtigen Familie, mit seinen bewaffneten Kolonenhaufen nach Rom und ließ seinen Bruder Konstantin, einen Laien, zu Pauls Nachfolger wählen. Die Gründung des Kirchenstaates, die gesteigerte Machtstellung des Papsttums, machte dieses eben immer interessanter für den Adel.

Konstantin bemächtigte sich des Laterans, erhielt die erforderlichen Weihen und brachte es in sechs Tagen bis zum Papst. Im Petersdom wurde er von den Bischöfen von Palestrina, Albano und Porto feierlich geweiht.

Blitzkarrieren dieser Art sind zwar unkanonisch, aber es gab sie früher und später, und man konnte trotzdem heilig, ja, Kirchenlehrer werden, wie Ambrosius. Acht Tage nach seiner Taufe war er Bischof und hatte noch nicht einmal die Kenntnisse eines

gebildeten Laien vom Christentum (I 401). Tarasius, Kaiserin Irenes Geheimsekretär, wurde von ihr 784 vom Laien zum Patriarchen Konstantinopels erhoben und ebenfalls heilig. Die gleiche schnelle Metamorphose machte im Jahre 806 Nikephoros durch den Kaiser gleichen Namens und wird ebenfalls noch heute als Heiliger verehrt. Auch Patriarch Photius, ein Neffe oder Großneffe des Tarasius, durchlief binnen fünf Tagen alle Grade vom Laien bis zum Patriarchen. Und im 10. Jahrhundert stieg Leo VIII. sogar an einem Tag vom Laien zum Papst auf – und gilt doch als rechtmäßiger Papst.[7]

Konstantin II. (767–768), wiewohl unrechtmäßig erhoben, drückte immerhin dreizehn Monate lang unangefochten den berüchtigten Thron, führte die Geschäfte, ordinierte Kleriker, präsidierte auch einer hl. Synode. Dann aber erlag er einer Verschwörung Einflußreicher, darunter vor allem der Primicerius Christophorus, sein Kanzler, das Haupt der päpstlichen Beamtenschaft, sowie dessen Sohn, der Sacellarius Sergius. Vom Papst unter Hausarrest gestellt, wollten beide an Ostern 768 in ein spoletinisches monasterium wechseln, in das Erlöserkloster (St. Salvator) in Rieti. Sie verbürgten sich dafür mit einem Eid, flohen aber zum Langobardenkönig. Mit seiner Erlaubnis sammelten sie in Rieti Hilfstruppen, und Ende Juli 768 marschierten diese unter der Führung des Priesters Waldipert nach Rom. Dort öffnete man ihnen ein Stadttor, blutige Straßenschlachten folgten, wobei ein Verräter, eine Kreatur des Christophorus, der Kirchenarchivar Gratiosus, Herzog Toto hinterrücks erstach. Papst Konstantin floh von einer Kirche in die andere, bis man ihn, samt seinem nächsten Anhang, gefangen und eingekerkert hatte. Nun holte Waldipert, der Mann des Desiderius, eiligst den Priester Philipp aus dem Veitskloster (S. Vito) am Esquilin und rief: «Philippus Papa. Der hl. Petrus hat Philipp zum Papst erwählt.» Als Kandidat des Langobardenkönigs sollte er dessen Politik verfechten. Teile von Adel und Klerus erkannten ihn auch an. Doch Christophorus, erst etwas verspätet eingetroffen, wollte keinen von Desiderius vorgesetzten «Stellvertreter». Er schlug sich auf die fränkische Seite, erzwang augenblicklich Rücktritt und Rückkehr des

bereits festtafelnden Papstes Philipp ins Kloster und brachte dafür seinen eigenen Mann, den Frankenfreund Stephan, auf den päpstlichen Stuhl.[8]

Schon am 8. August wurde das Christophorus-Werkzeug Stephan III. (768–772) geweiht. Und alsbald begannen unter dem in langem Kuriendienst herangereiften, ebenso gewissenlosen wie schlauen Sizilianer, einem entschiedenen Parteigänger Pauls I., wilde Racheakte.

Man riß Kardinälen und Bischöfen Zunge und Augen aus. Man schleppte den aufgestöberten und entthronten Konstantin im lächerlichsten Aufzug durch Rom in einen Klosterkerker und verkrüppelte ihn dort unter Anführung des Kirchenarchivars Gratiosus, Mörder auch des Herzogs Toto (später selber Herzog). Nicht minder blutig verfolgte man seinen nächsten Anhang, man verstümmelte und blendete. Dem Bischof Theodor, der bis zuletzt Papst Konstantin gestützt, riß man Augen und Zunge aus, sperrte ihn in das Kloster am Clivus Scauri, wo er bald unter scheußlichen Schmerzen starb. Totos Bruder Passivus kerkerte man geblendet im Silvester-Kloster ein. Ihr gesamtes Eigentum wurde beschlagnahmt. Auch mit dem Priester Waldipert, dem Langobardenagenten, der den Priester Philipp auf den Papstthron gebracht, machte man kurzen Prozeß. Zwar suchte er an heiliger Stätte, in der Kirche Santa Maria Maggiore, Asyl, wurde aber mitsamt dem Madonnenbild, das er umklammerte, in ein Lateranverlies geworfen, verstümmelt und umgebracht.

An Ostern 769 tagte man im Lateran. Außer 24 italienischen waren erstmals auch 13 fränkische Bischöfe vertreten. Das unterstrich sozusagen, wie Seine Heiligkeit in der Eröffnungsrede selbst betonte, den ökumenischen Charakter der Sache. Der blinde Konstantin wurde am 12. und 13. April in der Basilika vorgeführt und verhört. Auf der ersten Sitzung bekannte er, mehr Sünden zu haben, als Sand sei im Meer. Er warf sich in den Staub, erklärte aber, daß ihn das Volk gewaltsam zum Papst gemacht, weil es mit Pauls hartem Regiment nicht zufrieden gewesen. Am nächsten Tag, auf der zweiten Sitzung, änderte er seine Taktik. Er nannte Präzedenzfälle für die Bischofsweihen von Nichtgeist-

lichen, sogar von Verheirateten. Geschickt berief er sich auf das Beispiel zwei der vornehmsten italienischen Kirchenfürsten, des Sergius von Ravenna und des Stephan von Neapel, die man ebenfalls als Laien erhoben habe. Sergius war selber unter den Synodalen. (Und Sergius' Nachfolger, Michael, wurde wieder vom Laien direkt zum Bischof befördert und residierte als solcher über ein Jahr in Ravenna.)

Wahrheiten sind im heiligen Rom unbeliebt. (Denn man hat «die Wahrheit»!) So stürzten sich die versammelten Väter jetzt auch wütend auf Konstantin, ohrfeigten den Entmachteten, schlugen ihn nieder und stießen ihn vor die Kirchentür. Die Akten seines Pontifikats wurden verbrannt, auch die seiner Wahl; sogar Stephan hatte sie unterschrieben. Jetzt aber stimmte der Papst ein Kyrieeleison an und alle warfen sich zu Boden und bekannten sich als Sünder, weil sie mit dem verdammten Konstantin Gemeinschaft gehalten. Zu lebenslänglicher Buße verurteilt, vegetierte er wahrscheinlich bis an sein Lebensende in einem Klosterkerker dahin. Immer wieder zeigt es sich, daß Christen barmherzig sind; nicht jeden Feind bringt man gleich um. Leben und leben lassen, ja wohl, auch hier. Katholik Seppelt verkennt das. Er spricht da von «Verwilderung», einer «verbrecherischen Zügellosigkeit» auch kirchlicher Kreise; «sie erhoben sich nicht über das Niveau der Barbaren. Und was das Schlimmste ist: diese Frevel sind nicht eine einmalige Verirrung geblieben, sondern sie sind nur wie ein Vorspiel der wilden und wüsten Parteikämpfe, die in den folgenden Jahrhunderten noch so oft in den Mauern Roms getobt haben.»[9]

Auf der Lateransynode von 769 wurde die Laienbevölkerung zumindest theoretisch von der Papstwahl ausgeschlossen. In den ersten Jahrhunderten dagegen hatte die ganze Gemeinde, auch die Roms, die Bischöfe gewählt. Damals konnte auch jeder Laie sofort Bischof werden, bis in die Mitte des 3. Jahrhunderts – falls er ehrbar, gastfrei, wahrhaftig, nachgiebig, nicht geldgierig sowie ein guter Gatte und Familienvater war. Wirklich zuviel des Guten. Und noch bis in das 6. Jahrhundert hatte im Westen grundsätzlich die gesamte Gemeinde den Bischof gewählt. Nun jedoch wurde das aktive Wahlrecht auf den römischen Klerus beschränkt

und das Volk völlig ausgeschlossen. Nur das Recht der Akklamation behielt es und der Unterzeichnung des Wahldekrets.

Stephans III. Politik konzentrierte sich im übrigen darauf, jede Verständigung zwischen Franken und Langobarden zu verhindern, wobei er sich zuerst auf die eine, dann auf die andere Seite schlug. Erst beschimpfte er den Langobardenkönig Desiderius, dann pries er ihn. Er wechselte «Ansichten und Bundesgenossen nach Bedarf» (Katholik Kühner). Bei den jungen Frankenherrschern, den Pippinsöhnen Karl und Karlmann, beklagte er sich über Desiderius, schrieb dabei zunächst an beide Brüder gemeinsam, dann an jeden getrennt. Ja, er führte schließlich Geheimverhandlungen mit Karlmann gegen die Politik Karls.[10]

Papst Stephan III. treibt zu einem weiteren Langobardenkrieg

Beim Tod Pippins im September 768 hatte Karl den größeren nördlichen, von Westaquitanien bis hinauf zu den Friesen und nach Thüringen reichenden Erbteil erhalten; der zehn Jahre jüngere, vermutlich 16jährige Karlmann die kleinere südliche Region, Alemannien, das Elsaß, Burgund, die Provence, Septimanien und die andere Hälfte Aquitaniens. Die Grenze zog sich somit vom Südwesten zum Nordwesten quer durch das ganze Reich, so daß beide Erben an den fränkischen Kerngebieten Austrien und Neustrien partizipierten, am germanischen Osten wie am römischen Westen; wobei allerdings Karls größerer Anteil den seines Bruders förmlich umklammerte.

Beide Brüder waren bereits 754 in Saint-Denis von Papst Stephan II. gesalbt und zu Patriziern der Römer ernannt worden. Bei ihrer feierlichen Thronbesteigung am 9. Oktober 768, am Tag des ersten Bischofs von Paris, des hl. Dionysius, eines der französischen Nationalheiligen und 14 Nothelfer, wurden sie aber noch einmal von den Bischöfen zu Königen gesalbt, Karl in Noyon, Karlmann in Soissons.[11]

Früh gab es Differenzen zwischen den Reichserben, spätestens seit Karlmann sich nicht an der Niederwerfung des beiden zur Hälfte zugefallenen Aquitanien 769 beteiligt hat – Karls erster Krieg «mit Gottes Beistand» (Reichsannalen). Nach Einhard hat Karl diese «Unfreundlichkeit und Eifersucht» seines Bruders zur allgemeinen Verwunderung «mit großer Geduld» ertragen.

In Rom aber versetzten die zunehmenden Zwiste der beiden Frankenfürsten den durch frankenfreundliche Kurialen, vor allem durch den mächtigen Christophorus, auf den Thron gelangten Stephan III. in Unruhe. Ja, diese steigerte sich zu beträchtlicher Aufregung, als er von einem Heiratsplan zwischen dem fränkischen und langobardischen Königshaus erfuhr. Denn die Franken, bis zu Pippins Kriegen für den Papst (S. 383 ff.) seit langem mit den Langobarden befreundet, sollten nach den Vorstellungen der Heiligen Väter Feinde ihrer Nachbarn in Italien bleiben. Stephans Sorge aber war um so größer, als sich die Langobarden durch eine Heirat von Desiderius' Tochter Liutperga und Herzog Tassilo auch mit Bayern bereits verbunden, Desiderius überdies für seinen Sohn Adelchis die Hand von Karls Schwester Gisla erbat (die allerdings bald Nonne wurde).

Nun hatte selbst der gottesfürchtige Pippin nicht den Titel eines «defensor ecclesiae» führen wollen und sich dem Papst gegenüber begnügt mit einer Hilfe «von Fall zu Fall» (Deér). Ja, er hatte in seinen letzten Jahren nach den in Italien für römische Machtsucht geführten Schlachten jeden weiteren Konflikt mit den Langobarden vermieden. Kein päpstliches Beschwerde- und Kriegsgeschrei konnte ihn mehr zum Einschreiten bewegen. Und nach seinem Tod betrieb die Königinmutter Bertrada eine programmatische Friedenspolitik, suchte sie ein gutes Verhältnis sowohl zu den Langobarden als auch zu den Bayern unter deren Herzog Tassilo. Mit starker Zustimmung der fränkischen Großen betrieb sie – «des Friedens halber» (Annales regni Francorum) – die Heirat des jungen Reichserben Karl mit einer der Töchter des Langobardenkönigs Desiderius. (Ihr Name ist unbekannt; doch wird sie, infolge einer mißverstandenen Quellenstelle, häufig Desiderata genannt; andere Historiker nennen sie Ermengarde oder auch Bertrade.)

Stephan III. und seinen Primicerius Christophorus erregte diese Entwicklung enorm. Der Papst erinnerte die beiden Frankenfürsten an ihre und ihres Vaters Versprechungen, «mit aller Eurer Macht jederzeit einzustehen für die Gerechtsame des heiligen Petrus». Er beschwor sie erneut, «bei dem Tage des Jüngsten Gerichts und der heilige Petrus selbst ermahnt Euch durch sie, unverzüglich der heiligen Kirche zu ihrem Recht zu verhelfen». Vor allem aber rief er den jungen Machthabern ihr Gelöbnis ins Gedächtnis, stets die gleichen Freunde und Feinde zu haben wie der Papst, was jede Verbindung mit einem verbrecherischen Volk ausschließe, «das nicht davon abläßt, die Kirche Gottes anzugreifen und die römischen Provinzen zu verheeren».

Da König Desiderius die von Stephan beanspruchten Güter nicht herausgab, tat dieser alles, um die geplanten Verbindungen wie überhaupt Frieden und Versöhnung zwischen beiden Völkern zu unterbinden. In einer langen und von Gehässigkeit überschäumenden Epistel erinnerte er an die Eide der Könige als Kinder, erklärte die beabsichtigte Heirat für eine teuflische Eingebung, verunglimpfte sie als «Concubinat» und verbot sie feierlich unter Anrufung Gottes und kraft der Autorität des hl. Petrus. Er nannte es einfach Wahnsinn, daß sich das berühmte, alles überstrahlende Frankenvolk und sein herrliches, erlauchtes Königshaus beschmutzen wolle durch die Verbrüderung mit dem treulosen, greulich stinkenden Volk der Langobarden, «welches nicht einmal unter die Zahl der Völker gerechnet wird (quae in numero gentium nequaquam conputatur) und aus deren Nation das Geschlecht der Aussätzigen (leprosorum genus) hervorgeht».

Die kurialen Quellen, der Liber Pontificalis und die berühmten Briefe des Codex Carolinus (99 in der heute allein bekannten Handschrift sämtlich undatierte und fast ausschließlich päpstliche Schreiben an die Karolinger zwischen den Jahren 739 und 791), setzen die Langobarden fortwährend herab. Dabei waren sie damals den Römern bildungsmäßig, kulturell, durch eine bedeutende Kunst (wenn auch mit Hilfe byzantinischer Künstler), gewaltig überlegen. Auch religiös, inzwischen ja leider katholisch, erwiesen sie sich als höchst aktiv durch Gründung von

Kirchen, Xenodochien und Klöstern. «Eine Welle von kirchlichen Stiftungen ging über das ganze Land ... Wir können ... sie nicht einmal aufzählen, da es zu viele sind» (K. Schmid). Der Papst aber fragt Karl, ob er der Stammvater von Aussätzigen werden wolle, und beschwört die Frankenfürsten bei Himmel und Hölle, keine Tochter des Desiderius heimzuführen, sondern der Römischen Kirche zur Rückgabe ihrer Güter zu verhelfen.

Der Heilige Vater wird nicht müde, die jungen Frankenherrscher unter Druck zu setzen: «Ihr seid beide nach Gottes Willen und Ratschlag ... Es ist Euch wahrhaftig nicht erlaubt ... Ihr dürft nicht ... Bedenkt auch ... Erinnert Euch ... Vergeßt auch nicht ... Erinnert Euch ferner ... Bedenkt vielmehr ...» etc. Der Freund der Freunde des Papstes habe der Franke zu sein und der Feind seiner Feinde. Ergo könne es kein Bündnis geben mit «dem meineidigen Volk der Langobarden», das doch «von jeher der Feind der Kirche Gottes gewesen». Derart donnert sich der allerhöchste Römer rhetorisch zum finis operis heran: «Darum ermahnt Euch durch mich der Fürst der Apostel, der heilige Petrus, dem die Schlüssel des Himmelreichs von dem Herrn gegeben sind und die Gewalt, zu lösen und zu binden im Himmel und auf Erden, und gleichermaßen beschwören auch wir Euch samt allen Bischöfen, Priestern, Äbten, Mönchen und der ganzen Geistlichkeit, allen Großen und Richtern und dem ganzen Volk dieses Landes, bei dem lebendigen und wahrhaftigen Gott, bei dem furchtbaren Tag des Jüngsten Gerichts, bei allen göttlichen Geheimnissen und dem heiligen Leib des Apostels Petrus, daß doch ja keiner von Euch sich mit der Tochter des Königs Desiderius vermähle. Ebensowenig gebt Eure edle und von Gott geliebte Schwester Gisla dem Sohn des Desiderius zum Weib. Verstoßt auch nicht Eure Weiber. Bedenkt vielmehr, was Ihr dem heiligen Petrus versprochen habt. Erhebt Euch kräftig gegen unsere Feinde, die Langobarden, und zwingt sie, das Eigentum der Kirche Gottes und des römischen Staats herauszugeben.»

Überdeutlich, was der Heilige Vater will: Krieg, Krieg, Krieg. Und zur größeren Wirksamkeit seines Schreibens legte er es auf das angebliche Petrusgrab, nahm darüber das Abendmahl, beteu-

erte, es unter Tränen abzusenden, und drohte nach derartigem Zauber – finis coronat opus: «Wenn jemand gegen den Inhalt dieser unserer Beschwörung zu handeln wagen sollte, so soll er wissen, daß er ... mit der Fessel des Anathem's umstrickt ist, ausgestoßen vom Reiche Gottes und verurteilt mit dem Teufel und seinem schrecklichen Höllenpomp und den übrigen Gottlosen im ewigen Feuer zu verbrennen.»[12]

Es ist die erste Bedrohung eines Frankenkönigs mit dem Anathem. Karl heiratete gleichwohl die langobardische Prinzessin. An Weihnachten 770 nahm er sie in Mainz zur Frau. Mutmaßlich aus persönlichen wie politischen Gründen verstieß er sie freilich ein Jahr später wieder, was deren Vater König Desiderius zu seinem Todfeind machte, den Papst aber nicht zum Protest trieb (so sehr man da sonst die Unauflösbarkeit der Ehe betont!). Stephan, der in seiner Epistel auch an die minderwertige Natur von Frauen generell gemahnte, an die sündige Eva, den Paradiesesverlust, insistierte doch auch darauf, daß beide Könige bereits rechtmäßig verheiratet seien, was indes nur für Karlmann zutraf, für Karl falsch war. Seine Verbindung mit Himiltrud, die ihm bereits einen Sohn, Pippin, geboren, ist keine legitime Ehe gewesen. Auch die darauf folgende Vermählung mit der Enkelin des Alemannenherzogs Gotfried, dem gerade erst 13jährigen Schwabenmädchen Hildegard – der hl. Karl machte ihr in zehnjähriger Ehe fast jedes Jahr ein Kind (S. 498), dann starb sie –, entsprach nicht kanonischen Grundsätzen, ohne daß die Kirche, soweit wir wissen, jemals Einspruch erhoben hätte.

Das konnte die Päpste auch kaum stören. Aber der Verlust ihrer Güter! Stephan wähnte sich von den Franken verlassen. Und fast noch während er gegen die Langobarden intrigierte, hetzte, sie unflätig beschimpfte, knüpfte er zu ihnen bereits Kontakt. Hatte er sie eben mit allem Abscheu diffamiert, ihnen jede Menschlichkeit abgesprochen, hatte er ihren König stets «verruchtest» genannt, so hielt er es nun schnell mit ihm.

Der jähe Schwenk fiel der Heiligkeit um so leichter, als es am Hof eine langobardische Partei gab, an deren Spitze der Kammerherr Paul Afiarta (von Desiderius mit «Spenden» gekauft) und

der Herzog Johannes standen, Stephans eigener Bruder. Dagegen wurden die Führer der fränkischen Faktion der neuen Politik geopfert. Der römische Oberpriester zögerte nicht, den Primicerius seiner Kirche, Christophorus, und dessen Sohn, den Sacellarius Sergius, denen er selbst die Papstkrone verdankte, an den Langobardenkönig zu verraten, da sie ihm jetzt bloß im Weg waren. Beide versuchten noch im Einvernehmen mit dem Frankengrafen Dodo, einem Abgesandten Karlmanns, einen Gewaltstreich, die Ergreifung Afiartas, vielleicht sogar ein Attentat auf den Papst. Sie brachen in den Lateran ein, doch Afiarta entkam ihnen, und der Papst floh zum Langobardenkönig, der als Wallfahrer nach Rom zum Beten am Apostelgrab gekommen war, vorsorglich mit seiner Armee, denn natürlich wollte er die frankophile Faktion an der Kurie liquidieren.

Afiartas Anhang schleppte Christophorus samt Sohn vor die Stadtmauer, fesselte die Opfer an Pfählen und riß ihnen vor einem begeistert heulenden Volkshaufen Augen und Zunge aus. Christophorus starb nach drei Tagen im Kloster der hl. Agatha. Der gleichfalls geblendete Sohn Sergius verschwand erst im Kloster auf dem Clivus Scauri, dann in einem Verlies des Laterans, bis schließlich der Blinde, unter Mitwirkung hoher Kirchenbeamter und Papst Stephans Bruder, geprügelt, gewürgt und, noch halb lebendig, verscharrt worden ist.

Derselbe Papst aber, der sonst Desiderius so gern mit dem Attribut «verruchtest» bedacht hatte, der preist ihn nun Königin Bertrada und König Karl als seinen Retter, habe er ihn doch vor den ruchlosen Anschlägen des Primicerius, aus dem Komplott mit dem Grafen Dodo und dessen teuflischen Einflüsterungen, gerettet. Derselbe Papst, der nur wenige Monate zuvor die Langobarden eine stinkende Rasse genannt, von der der Aussatz ausgegangen, der schreibt jetzt an Bertrada und Karl, «daß es uns mit Hilfe unseres Sohnes, des Langobardenkönigs Desiderius, der sich gerade bei uns befand, um seine Verpflichtungen gegen den heiligen Petrus zu erfüllen, gelang, samt unserer Geistlichkeit uns nach St. Peter zu retten». Und betont einige Zeilen später abermals: «Glaubt uns, ohne die Hilfe unseres erlauchten Sohnes, des Königs

Desiderius, hätten wir und unsere ganze Geistlichkeit und alle unsere Getreuen den Tod gefunden.» Um kurz darauf zu schließen: «Mit unserem erlauchten und von Gott beschirmten Sohne, dem König Desiderius, haben wir uns im besten Frieden vertragen, indem er alle Gerechtsame des hl. Petrus vollständig anerkannt hat, was Euch auch Euere Gesandten mitteilen werden.»

Allerdings sah sich Stephan III. vom Langobardenkönig bald grob im Stich gelassen und löste deshalb wieder die Beziehung zu ihm. Trat doch überhaupt ein gänzlicher Umschwung der politischen Verhältnisse ein.[13]

Widerrechtliche Alleinherrschaft Karls und beginnender Krieg für den Papst

Kurz vor Stephans Tod Ende Januar 772 war Karlmann (nach großen Geschenken an Kirchen und Klöster, besonders an die Kathedrale in Reims und die Abtei Saint-Denis) am 4. Dezember 771, am Rand der schönen Wälder bei Laon, wo er so gern gejagt, erst zwanzigjährig gestorben. Vermutlich verhinderte nur dies einen sich schon abzeichnenden Bruderkrieg. Karl aber, damals vielleicht 30 Jahre alt, wurde jetzt der Beherrscher des ganzen Frankenreiches: durch einen offenkundigen Rechtsbruch, indem er das Erbrecht der Söhne Karlmanns, beide noch im Kindesalter, mißachtet und so durch raschen Raubgriff das Reich seines Bruders an sich gerissen hat.

Dies war schließlich eine jahrhundertealte christliche Tradition in Ost und West. Und es lag überdies in der Familie. Denn ganz ähnlich hatte schon Karls Großvater Karl Martell – übrigens (ebenfalls?) als Bastard – die unmittelbaren Erben ausgeschaltet. Und hatte nicht auch Karls Vater Pippin die Söhne seines abgedankten Bruders Karlmann 754 zu Mönchen geschoren und so ihr Erbrecht für immer im Kloster begraben? (S. 385) Europas Begründer. Europas große Vorbilder. Europas Ideale!

Karl eilte nach Corbény (ein karolingisches Palatium an einer

alten Römerstraße zwischen Laon und Reims), nur wenige Kilometer vom Sterbeort seines Bruders entfernt, und rief dessen Große zusammen. Die meisten kamen, nicht zuletzt Bischöfe und Äbte, und erkannten Karls Staatsstreich an. Die Reichsannalen nennen von denen, die sich ihm unterwarfen, «den Bischof Wilhar von Sedunum (Sitten im Wallis), den Priester Folrad und viele andere Geistliche» an erster Stelle. Denn Gewalt geht vor Recht – auch stets und gerade für den hohen Klerus, sobald große Gewalt ihm auch große Vorteile verspricht. Rechtsbrecher Karl wurde Nachfolger im Reich seines Bruders, das ihm, wie man schon recht euphemistisch sagte, «nach dem Rechte der Anwachsung» zufiel. Er wurde erhoben und gesalbt. Doch noch später vermeiden es seine Urkunden mit Absicht, Karlmanns Namen auch nur zu nennen. Gerberga aber, Karlmanns Witwe, flüchtete mit ihren Kindern an den Hof des Langobardenkönigs Desiderius.

Über Karls Kindheit und Jugend wissen wir fast nichts, seltsamerweise. Sogar das Geburtsjahr ist umstritten. Häufig wird – nach den angeblich verläßlicheren Annalen – der 2. April 742 als Geburtstag genannt. Das neue, noch unabgeschlossene «Lexikon des Mittelalters» meint indes (konform mit den angeblich zweitrangigen Quellen): «wohl 2. April 747». Das Tagesdatum entstammt einem alten Kalender des Klosters Lorsch.

Lange Zeit galt Karl auch als uneheliches Kind; hat man geglaubt, daß er vor der Heirat seiner Eltern geboren worden sei, einer Friedelehe mit Bertrada, der Tochter des Grafen Caribert von Laon entstamme, einer Liaison, die erst Jahre nach seiner Geburt zu einer Vollehe wurde. Das könnte unter anderem verständlich machen, warum er sich mit dem sicher ehelich geborenen Bruder Karlmann nicht verstand. Würde auch gut die auffallende Diskretion seines Biographen Einhard erklären, der in seiner «Vita Karoli Magni» meint: «Ich halte es für sinnlos, von Karls Geburt, Kindheit und Jugendzeit zu erzählen, da bisher noch nie davon berichtet wurde und heute auch niemand mehr lebt, der Auskunft darüber geben könnte.» Zwar schrieb Einhard sein berühmtes Buch erst fünfzehn bis zwanzig Jahre nach Karls Tod, weilte aber selbst schon zwanzig Jahre vor diesem Tod am

Hof des damals etwa fünfzigjährigen Königs. Er verkehrte bald in dessen engstem Familienkreis, war sein Tischgenosse, Vertrauter, und es ist ganz und gar unwahrscheinlich, daß er nichts über Kindheit und Jugend seines Helden gehört haben, daß nicht einmal dessen Geburtsdatum bekannt gewesen sein soll; zumal Einhard ja selbst sagt, Karl habe fast unaufhörlich gesprochen, man konnte ihn «geschwätzig» nennen. Auch Paulus Diakonus berichtet, Karl habe gern von seinen Ahnen erzählt. Doch auch die Reichsannalen nennen ihn nur ein einziges Mal namentlich vor seinem Regierungsantritt (bei der Salbung durch Stephan II. in Saint-Denis 754: S. 383 f.).

Nicht erst in jüngster Zeit allerdings behauptet man eine eheliche Bindung von Pippin und Bertrada bereits bei der Geburt ihres ältesten Sohnes. Das paßt jedenfalls besser in das Bild vom «Vater Europas», von seiner Heiligkeit zu schweigen, wovon sich seinerzeit die Päpste freilich noch nichts träumen ließen.[14]

Nachfolger Stephans wurde Hadrian I. (772–795); kein Papst zuvor hat je so lang regiert.

Hadrian, aus römischem Adel, war bereits der dritte Papst aus dem Hause Colonna, und seinerseits wieder ein eifriger Begünstiger seiner Verwandten, die sich in den höchsten Staatsstellungen finden. Sein Onkel Theodat war Primicerius der Kirche und führte die Titel Konsul und Dux. Sein Neffe Paschalis wurde unter ihm ebenfalls Primicerius (das Amt entsprach etwa dem eines heutigen Ministerpräsidenten). Und auch Neffe Theodor bekam großen Einfluß in Rom.

Außenpolitisch brach Hadrian mit der zuletzt langobardenfreundlichen Politik seines Vorgängers. Sofort bezog er Front gegen Desiderius, der sich weigerte, der Römischen Kirche gewisse Städte und Gebiete herauszugeben, die sie den Raubkriegen Pippins verdankte. Auf päpstlichen Befehl wurde alsbald der Parteigänger der Langobarden, Paul Afiarta, auf dem Rückweg von deren Hof durch den Erzbischof Leo von Ravenna verhaftet, der ihn foltern und hinrichten ließ.[15]

Die Vernichtung der Häupter der langobardischen Kurienfaktion zeitigte wieder Drohungen und Angriffe des langobardischen

Königs gegen den Kirchenstaat, mit den obligatorischen Brandstiftungen, Plünderungen, Morden. So kam es erneut zu Hilferufen des Papstes, nicht anders als unter seinem Vorgänger Stephan II., der einst Karls Vater Pippin nach Italien gerufen. Und wie Papst Stephan seinerzeit auf Krieg bestand, so Papst Hadrian nun. Er erinnerte Karl geradezu an Pippins Beispiel. Er mahnte ihn wiederholt, drängte ihn, «für den Dienst Gottes und die Gerechtsame des h. Petrus und die Tröstung der Kirche gegen Desiderius und die Langobarden» einzutreten, «die Erlösung der h. Kirche Gottes zu vollziehen». Derart bahnte er das Eingreifen Karls in Italien an, der dann fünfmal in den Süden zog, ein Vorspiel vieler künftiger Italienzüge deutscher Kaiser.

Hadrian selbst, gegenüber Karl vielleicht der geschicktere Diplomat, der herauszuschlagen suchte, was rebus sic stantibus herauszuschlagen war, sah den fränkischen König (der gern versprochen, seine Romfahrten aber immer wieder hinausgezögert hat) allerdings nur dreimal. Jetzt freilich, da Desiderius sich auch zum Anwalt der Rechte der zu ihm geflüchteten Witwe Gerberga und der unmündigen Kinder Karlmanns machte, die der «große» Onkel um ihr Erbe, um die Hälfte des Frankenreiches gebracht, überzog dieser, nach eingehender Beratung mit seinen Großen, das Langobardenreich, neben dem Fränkischen das einzig noch übriggebliebene germanische Reich, 773 mit einem (weiteren) Krieg. «Für beide war kein Platz auf der Welt» (Cartellieri).

Warum nicht?

Einhard meldet darüber: «Auf Bitten des Bischofs Hadrian von Rom unternahm er [Karl] den Krieg gegen die Langobarden. Diesen hatte auch schon sein Vater Pippin auf Andringen des Papstes Stephan unternommen, nicht ohne große Schwierigkeiten, denn einige fränkische Große, mit denen er gewöhnlich zu Rate ging, sprachen sich so entschieden gegen sein Vorhaben aus, daß sie sogar offen erklärten, sie würden den König verlassen und nach Hause zurückkehren.»

Auch diesmal hatten die Franken keine große Lust, die Kastanien für den Heiligen Vater aus dem Feuer zu holen. Auch diesmal neigten sie zum Frieden. Doch der König gab offensichtlich den

Ausschlag. Sein einstiger Schwiegervater war ihm verhaßt, geradezu gefährlich geworden, seit er sich zum Beschützer der karolingischen Waisen gemacht, das Erbrecht von Gerbergas Kindern nicht nur verteidigt, sondern sogar versucht hatte, Hadrian zur Salbung von Karlmanns Söhnen zu Königen zu bewegen. Nicht zufällig fing Karl in Italien zuerst die Familie seines Bruders und machte sie unschädlich. Der Papst, dessen überall ausgehobene Truppen bei weitem nicht gegen die Kriegsmacht seiner Gegner aufkommen konnten, brannte nur so auf Karls Intervention. Doch da dieser nicht als böser Onkel, der er ja war, und nicht als Anzettler eines Krieges gegen die katholischen Langobarden vor der Welt erscheinen wollte, machte er seinem Glaubensgenossen und Ex-Schwiegervater vermittelnde Angebote, in der Hoffnung freilich, daß sie abgelehnt würden, was auch geschah.

Und noch während die Verhandlungen liefen, hatte Karl Geheimverbindungen mit Oppositionellen in Langobardien aufgenommen. Ein großer Teil des dortigen Klerus zumal war ihm gewogen, darunter ein besonderer Gegner des Desiderius, der Gründerabt Anselm von Nonantola (früher Herzog von Friaul), der auch Karls Sieg erleichtert haben soll. Natürlich hatte der Franke, noch während er auf das Scheitern der Verhandlungen wartete, militärisch mit den Kriegsvorbereitungen begonnen. Seine in Genf aufgestellte Soldateska, darunter Bischöfe, Äbte, die Geistlichen der Hofkapelle, war ungewöhnlich zahlreich und glänzend gerüstet. Nachdem er sie in zwei Kontingente geteilt, rückte eine Heeressäule unter seinem Onkel Bernhard, einem illegitimen Halbbruder Pippins III., über den Großen Bernhard, den «Jupiterberg», die Hauptmacht mit ihm selbst über den Mont Cenis gegen Italien vor.

War es schon schwierig, ungezählte Wagen und Tausende von Pferden über die Alpen zu bringen, so schien es fast unmöglich, die von den Langobarden gesperrten Pässe zu nehmen, die Klausen, «die Türen Italiens». Mauern, Vorwerke, Türme verschlossen von Berg zu Berg die Talengen. Zwischen steilen Gebirgswänden eingekeilt, saßen die Franken fest, ihre Reiterei war noch weniger manövrierfähig als das Fußvolk. Karl hockte verdrossen in sei-

nem Zelt, hielt einen Kriegsrat nach dem anderen mit seinen Militärs, unterhandelte mit den Langobarden und mäßigte von Mal zu Mal seine Forderungen – vergeblich. Da führte ein von dem Erzbischof Leo von Ravenna (S. 441) geschickter Diakon eine scara francisca (die Leibwache; unter Karl anscheinend eine stark vergrößerte Sondereinheit, eine sogenannte Elitetruppe, die als einzige ständig bewaffnet war) über einen hohen, unverteidigten Gebirgsgrat – noch Jahrhunderte später, als noch immer die Ruinen dieser Befestigungen standen, der «Frankensteig» genannt. Die überraschten Langobarden, die in ihrem Rücken plötzlich Franken sahen, glaubten sich umzingelt und verließen fluchtartig ihre Stellungen – eine von Karl auch im Sachsenkrieg, gegen Tassilo von Bayern und wider die Awaren häufig praktizierte Finte; Seppelt spricht von «überlegener Feldherrnkunst».[16]

Der Aggressor eroberte zunächst Turin, dann brandete sein Heer über die Poebene «wellenweise wie ein großer Strom aus Eisen» (Störmer) auf Pavia heran. Er vereinigte es mit der anderen Heeresgruppe und zernierte Ende September die stark befestigte, mit Soldaten, Waffen, Lebensmitteln wohlversorgte langobardische Königsstadt. Karl richtete sich auf eine längere Belagerung ein, ließ aus der fernen Heimat seine Kinder holen, nicht zuletzt die vierzehnjährige Gattin Hildegard. Und als er hörte, Desiderius-Sohn Adalgis habe mit Karlmanns Witwe und Kindern in Verona, damals wohl Italiens festeste Stadt, Zuflucht gesucht, brach er sogleich mit einer kleineren Truppe dorthin auf.

Entweder durch Verrat oder durch reguläre Übergabe kapitulierte Verona sofort. Die Verwandten, Gerberga samt den Söhnen, gerieten in Karls Gewalt; doch schweigen die Quellen über ihr Schicksal. Bestenfalls endeten sie – wie schon zwanzig Jahre früher die lieben Verwandten durch Vater Pippin (S. 385) – geschoren in Klöstern; sie verschwinden jedenfalls aus der Geschichte, und damit verschwinden auch die letzten Erbansprüche auf fast die Hälfte des Frankenreichs. Gute fränkische Familientradition. Adalgis entkam im letzten Augenblick nach Epirus und floh, mit einem Zwischenhalt in Salerno, im nächsten Jahr, als Karl in Rom auftauchte, nach Byzanz.[17]

Hadrians Besitzgier und Karls Raub des Langobardenreiches

Der Winter verging. Während im Norden eine langobardische Stadt nach der andern fiel, suchte der Papst klammheimlich die langobardischen Zentren Mittelitaliens zu nehmen; Ort um Ort geriet in seine Hand. Besonders interessiert war er dabei an dem Herzogtum Spoleto, dem er in eben jenem Hildebrand einen Fürsten bestellte, der sich dann von ihm losgesagt und Karl als seinen Oberherrn anerkannt hat, der seinerseits Spoleto dem Papst nicht mehr zugestand. Vorerst aber erfuhr der Kirchenstaat eine beträchtliche Erweiterung.

In Pavia hatte man längst alle Haustiere verzehrt und jagte nun Spatzen und Ratten. Doch trotz Hungersnot, Epidemien, trotz vieler Todesopfer war die Stadt noch immer nicht gefallen. So lenkte Karl vor Ostern seine Schritte nach Rom, um am (angeblichen) Grab des Apostelfürsten zu beten oder, wie es in den sogenannten Jahrbüchern Einhards heißt: «um daselbst seine Andacht zu verrichten» – eine von den Reichsannalen wiederholt gebrauchte Wendung, als reiste Karl stets nach Rom, um dort vor allem seine Andachr zu verrichten.

Es kam zu einem triumphalen Empfang am Karsamstag, dem 2. April 774. Schon dreißig Meilen vor Rom begrüßten den Franken die Befehlshaber der päpstlichen Armee. Nahe der Stadt standen Schulkinder mit Palmen- und Ölzweigen. Sogar Kreuze, wie nur bei höchsten Herren üblich, schickte der aufmerksame Hausherr dem Gast entgegen. Der seinerseits nahte dem Heiligen Vater vor St. Peter, in dessen Anbau er dann samt seinen Großen logiert, treppenschleckend, jede einzelne Stufe küssend wie jedermann. Oben umhalst ihn, umringt von Kardinälen und sonstigen Würdenträgern, der dankbare Boß, während die Priester singen: «Gesegnet sei, der da kommt im Namen des Herrn!» Händehaltend geht man gemeinsam zum (vermeintlichen) Grab des Apostels und kniet ehrfurchtsvoll nieder.

Es folgten feierliche Gottesdienste am Sonntag und Montag und sicher kaum minder eindrucksvolle Fest- und Arbeitsessen.

(Karl, ein sehr mäßiger Trinker, griff beim Mahl zu, wie er auch sonst gewohnt war, zuzugreifen: angeblich verschlang er, um satt zu werden, einen ganzen Hasen mit vier, fünf Beigerichten). Doch sang er dabei jetzt auf päpstlichen Wunsch auch die königlichen Laudes, Anrufungen, dem Papst geltend, dem König, dem fränkischen Heer. «Christus, erhöre uns!» sang mit hoher Stimme der spätere Heilige, den Hadrian ständig mit der Bezeichnung «Der Große» ehrte, die als Beinamen in die Geschichte eingingen.

Am Mittwoch, dem 6. April, kam der Hausherr dann – in der Peterskirche – zur Sache, zum Geschäftlichen, das auch den langen Rest seines Pontifikats bestimmte.

Gedrängt vom unersättlichen Papst, nun die Versprechungen zu erfüllen, die einst sein Vater ebenso wie er selbst samt Bruder Karlmann dem seligen Stephan im Frankenreich gemacht, erneuerte Karl die «Pippinische Schenkung» aus dem Jahr 754. Er ließ durch seinen Kanzler (Notar) Hitherius eine Urkunde gleichlautend der vielumstrittenen Dotation von Quierzy ausstellen («in dem in jener Schenkung bestimmten Umfang»), das heißt, er vermachte dem hl. Petrus «etwa drei Viertel Italiens» (Kelly). Darauf wurde das Dokument von ihm und seinen Großen unterschrieben, erst auf den Altar des Apostels, dann auf die angebliche Apostelgruft, die Confessio b. Petri, wurde sie mit eigner Hand sozusagen auf St. Peters (fehlende) Leiche gelegt, «zu fester Sicherheit und ewigem Gedächtnis seines Namens und des Königreichs der Franken».

Aber weiß der Himmel, was deren Beherrscher dabei gedacht haben mag. Karl war jedenfalls nicht mehr wie sein Vater Pippin. Er wußte zwischen dem Apostelfürsten und dem Papst zu unterscheiden, auch wenn er großzügig versprach, doch längst nicht so viel hielt, wie der Heilige Vater gern gehabt hätte. Denn der konnte, wie freilich fast jeder Heilige Vater, nicht genug kriegen.

Von den fünfundfünfzig erhaltenen Briefen Hadrians I. sind fünfundvierzig an Karl «den Großen» gerichtet und betreffen fast ausschließlich die päpstlichen Besitzungen, die Furcht, zu verlieren, und die Gier, zu gewinnen; alles unverhüllt nackt und widerlich. («Mein Reich ist nicht von dieser Welt.») Er wollte

große Stücke von Italien. Er bestand nicht nur auf Tuszien, Spoleto und Korsika. Er beanspruchte, «eine bisher unerhörte Kühnheit» (Ullmann), auch Gebiete, die nie den Langobarden gehörten, sondern byzantinisch waren, wie Venetien und Istrien. Drohte er doch sogar dem Kaiser den Bann an für nicht zurückerstattete Gebiete!

Hadrian, den selbst ein Konzil 825 in Paris «urteilslos, abergläubisch, sinnlos, unpassend, tadelnswert» nannte, berief sich wohl schon auf die «Konstantinische Schenkung», indem er Karl ermahnte, dem Vorbild des großen Herrschers nachzueifern, der unter Papst Silvester die Kirche so sehr beschenkt habe. «Die Urkunden über diese Abmachung werden in unseren Archiven im Lateran aufbewahrt», erklärte er Karl. Doch als dieser Einblick verlangte, die Bezeugung der Schenkungen sehen wollte, verweigerte der Papst die Vorlage.[18]

Statt dessen schickte Hadrian – «ein Meister im Betteln» (H. v. Schubert) – Beschwerde auf Beschwerde, schickte er Gesandte, forderte er alles, «was im Laufe der Zeit von Kaisern, Patriziern und anderen gottesfürchtigen Leuten dem Apostel Petrus ...» etc. «Glaube uns, großer christlichster König, guter erhabenster Sohn, und habe volles Vertrauen, daß dir Heil und unermeßlicher Sieg vom allmächtigen Gott unaufhörlich wird verliehen werden, sofern du mit treuem Eifer deinem Versprechen gemäß in der Liebe zum Apostelfürsten ...» etc. etc.

Im Vertrauen auf Hadrians Biographen glaubten die Historiker lange, Karl habe seinerzeit die Donation seines Vaters wesentlich erweitert und dem Papst den größten Teil Italiens zugestanden, lediglich das langobardische Königreich im Norden ausgenommen. «Heute ist man von dieser Meinung abgekommen» (de Bayac). Doch später fabelte man sogar, Karl soll in Rom dem hl. Petrus einen Teil Sachsens sowie der von ihm bereits zum Christentum bekehrten Provinz Westfalen vermacht haben – worauf sich Papst Gregor VII. einmal als eine allbekannte Sache berief.[19]

Nach der Einnahme des erbittert verteidigten und ausgehungerten Pavia, Anfang Juni 774, setzte sich Karl, der sich nun «König der Franken und Langobarden und Patricius der Römer»

nannte, selbst die Eiserne Krone auf und schlug das Langobardische Reich zum Fränkischen. Es gab weder eine Wahl noch eine eigentliche Krönung. Alles geschah aus eigener Macht, durch das «Recht» des Stärkeren. Das Reich blieb bestehen, nur sein König verschwand, und er trat an seine Stelle – in der Geschichte Europas die erste «Personalunion» (Fleckenstein).

Der Räuber bezog den Palast seines einstigen Schwiegervaters, kassierte den ungeheuren langobardischen Königsschatz und spendete davon nicht kärglich seinen Schlächtern. Er selbst behielt allerdings bloß den Norden des Reiches. Ravenna und Rom übergab er dem Papst; sah sich freilich auch hier als den eigentlichen Gewalthaber an.

Desiderius aber, der letzte König der Langobarden, wanderte nebst Gattin und Tochter, Karls früherer Frau, in fränkische Gefangenschaft und verschwand in einem fränkischen Kloster (wahrscheinlich in Corbie), wo er noch einige Zeit gelebt haben soll. Jedenfalls verschwand er für immer.

Das Langobardenreich war ausradiert. Nur ein einziges seiner Herzogtümer bestand bis 1050 relativ selbständig fort, das südlichste und größte, Benevent. Es umfaßte zu Beginn des 8. Jahrhunderts, der Zeit seiner höchsten Blüte, im Süden Teile Kalabriens bis Cosenza und Apuliens bis Tarent und Brindisi und reichte im Norden zeitweise sogar bis Chieti. Das Land war weit, fruchtbar und hatte einen gut entwickelten Handel. Im Innern besaßen seine Herzöge fast so viel Macht wie die langobardischen Könige in ihrem Reich, außenpolitisch wurden sie nahezu autonom. Von den Franken zunächst in loser Abhängigkeit gehalten, mußten sie diesen dann immer größere Tributzahlungen leisten.

Nach dem Raub Langobardiens durch Karl, nach der Beseitigung des Königs, der Vertreibung seines Sohnes aus Italien, setzte Herzog Arichis II. von Benevent das Paveser Königtum gewissermaßen fort. Er war ein besonders kunstbeflissener, von Desiderius 758 berufener und mit dessen ebenso kluger wie gebildeter Tochter Adelperga verheirateter Fürst, der nun den Titel princeps annahm und sich krönen ließ.

Die Franken waren den Beneventanern verhaßt. Um keinen

Preis wollten sie unter deren Knute kommen wie bereits ihre Nachbarn im Herzogtum Spoleto. Als Karl schon wieder Sachsen schlachtete, spann Arichis ein gegen den König und den Papst gerichtetes Komplott mit dem nach Byzanz geflohenen Desiderius-Sohn Adalgis. Er sollte sich mit griechischen Truppen an die Spitze eines Aufstands stellen, den auch die Herzöge Hrodgaud von Friaul, Hildebrand von Spoleto und Reginbald von Chiusi unterstützten. Doch bevor man im März 776 losschlagen konnte, wurde die Sache verraten, Papst Hadrian alarmierte Karl über den drohenden Angriff «zu Wasser und zu Lande», wobei er ganz ähnliche Zungenschläge benutzte wie zwanzig Jahre früher Papst Stephan gegenüber Pippin. «Darum beschwöre ich Euch bei dem lebendigen Gott und dem Fürsten der Apostel, uns unverzüglich zu Hilfe zu eilen, damit wir nicht zugrunde gehen.»

Karl, gerade von einem siegreichen Sachsengemetzel zurück, eilte trotz der ungünstigen Jahreszeit mitten im Winter des neuen Jahres 776 zum nächsten, wenn auch kurzen Krieg. Mit einer ausgewählten Truppe überquerte er die schneeverschütteten Alpen, schlug die nur in Friaul ausgebrochene Erhebung nieder «und unterwarf ganz Italien seiner Herrschaft», meldet Einhard lakonisch. Der Langobarde Hrodgaud, der Führer der Rebellen, von Karl selbst zum Herzog in Friaul eingesetzt, fiel im Kampf. Karl bestrafte die Verschwörer hart. Viele wurden verbannt, ihre Besitztümer konfisziert und noch mehr Geiseln genommen als früher. In die aufständischen Städte warf der Sieger Besatzungen und löste die langobardischen «duces» weitgehend durch fränkische Grafen ab (et disposuit omnes per Francos: Annales regni Francorum). Kollaborierende Langobarden blieben als Grafen zwar im Amt, doch nach ihrem Tod wurden auch sie durch Franken ersetzt.

Der Raub eines zweiten Landes (nach Aquitanien), wodurch das Frankenreich sich nun bis zur Adria erstreckte, ermöglichte es dem Räuber, den fränkischen Feudaladel an sich zu binden durch neue, besonders von mittelgroßen Grundbesitzern erstrebte Landzuteilungen (und Versklavungen bisher freier Bauern). Karl verpflanzte viele Franken und Alemannen in den Süden, die dort

(teilweise auch in untergeordneten Stellen) schalteten und walteten. Jedenfalls herrschte seitdem in Italien eine durchaus fränkische Adelsschicht.

Noch in nachkarolingischer Zeit, zwischen 888 und 962, entstammen von etwa 96 aus dieser Periode bekannten Grafen und Markgrafen Oberitaliens nachweislich 74 nordalpinen Familien. Und auch von den meisten übrigen wird dies als sicher angenommen. Innerhalb der ursprünglichen Reichsgrenzen wäre dies ohne gewaltige Eingriffe in den Bodenfonds der Kirche nicht möglich gewesen. Mußte ihr Karl doch als Entschädigung für bereits eingezogenes Kirchengut das Recht auf den Neunten und Zehnten zugestehen. Nun aber wurden auch zahlreiche kleinere Grundherren und Siedler in Italien, vor allem an den politisch-militärisch wichtigsten Plätzen, begütert, wo sie als Vasallen, als «custodes Francorum», Besatzungsaufgaben für den König übernahmen, um sich dann mit Awaren, Griechen und sonstigen Völkern herumzuschlagen.[20]

Auch Bischöfe und Äbte schickte Karl nach Langobardien. Profitierte ja überhaupt die fränkische Landeskirche besonders durch den siegreichen Krieg.

Die wichtigsten Bischofssitze kamen alsbald an Franken, Bayern, Alemannen: Pavia, Spoleto, Verona, Vicenza, Vercelli, Mailand u. a. Die Eingriffe waren derart, daß selbst Papst Hadrian fürchtete, durch einen Franken verdrängt zu werden. Zu Unrecht. Wurde anscheinend doch das ganze unter päpstlicher Oberhoheit stehende Gebiet, der künftige Kirchenstaat, bei der Ansiedlung von Vasallen geradezu «peinlich genau beachtet und gemieden» (Hlawitschka).[21]

Stark begünstigt wurden auch fränkische Klöster. So gab Karl gleich nach dem Zusammenbruch der Langobardenherrschaft dem Kloster Saint-Martin in Tours die Insel Sirmione im Gardasee, das ganze Val Camonica sowie Besitz bei Pavia. Saint-Denis erhielt das Tal Veltlin, die Abtei Saint-Maurice d'Augaune, Güter in Tuszien. Vor allem aber wollte der Aggressor durch solche Schenkungen die Alpenpässe sichern. So kontrollierte jetzt Saint-Martin die Verbindung zu den Paßsystemen der Bündner Alpen

und der Ostalpen. Saint-Denis sämtliche Bündner Pässe. Später erlangten die Klöster Fulda, St. Emmeram (Regensburg), St. Gallen, Reichenau in Italien Besitzungen und ließen sie von ihren Mönchen verwalten. (Nach dem Verlust dieser italienischen Güter suchten die Klöster ihre Ansprüche darauf durch so manche Urkundenfälschung noch lange aufrechtzuerhalten.)[22]

Auch gewisse italienische monasteria begabte der König und stellte sie dadurch in den Dienst seiner wirtschaftlichen und zumal militärischen Interessen. Dabei fällt auf, daß er kein einziges der im Landesinnern gelegenen Häuser bedachte, «daß dagegen alle von ihm beschenkten Klöster an strategisch besonders wichtigen Punkten, sei es an den Grenzen des Reiches oder an großen Verbindungsstraßen lagen» (Fischer). So privilegierte er das Kloster S. Dalmazzo in Pedona, das die ins Frankenreich führenden Pässe Colle di Finestre und Col de Larche sicherte, aber auch die Straße zur ligurischen Küste über den Col di Tenda. Dem Kloster Bobbio vermachte Karl schon wenige Tage nach Eroberung des Langobardenreichs das ganze zwischen Kloster und Meer gelegene Gebiet mit dem Montelongo, denn das Kloster kontrollierte die Straße von Piacenza nach Genua sowie die von Pavia nach Tuszien. Und ähnlich verhielt es sich mit Donationen an die Klöster S. Pietro in Brugnato, Montamiata südwestlich von Chiusi, S. Antimo, Farfa u. a.[23]

Sogar eine Hungersnot, die 776 beim Eindringen in Italien herrschte, nützte der Kirche. Viele Menschen hatten nämlich seinerzeit ihre Habe weit unter Preis verkauft, ja verschenkt, mit Weib und Kind sich dienstabhängig gemacht. All dies erklärte zwar ein Capitulare Karls vom 20. Februar 776 für nichtig – ausgenommen die an die Kirchen gemachten Verkäufe und Schenkungen! Über sie sollte das Königsgericht nebst Bischöfen und Grafen entscheiden. Dabei warf doch gerade der König schließlich den Bischöfen in Italien Habsucht vor.[24]

GENUG IST NICHT GENUG

Die unentwegte Besitzgier Hadrians I., dessen Reich doch nicht von dieser Welt sein sollte, hat etwas Widerliches. Dauernd bittet, bettelt, mahnt er (häufig im Krieg mit der Grammatik). Er flicht Segenswünsche für Karls Kriege ein. Er macht Komplimente, dankt für ein «nektartriefendes» Schreiben. Er versäumt (seit 781) nie, Karl «Gevatter» zu nennen. Aber es gibt wenig Briefe Hadrians, in denen er nicht auf das Eigentliche pocht, das eine, was nottut: den Besitz.

Immer und immer wieder kommt der Papst mit wahrlich peinlicher Penetranz darauf zurück. Ja, er scheut sich nicht, den König an die Konstantinische Schenkung zu erinnern, an «den frommen Kaiser Konstantin den Großen seligen Angedenkens, durch dessen Freigebigkeit die heilige katholische und apostolische römische Kirche Gottes erhoben und erhöht worden ist». Und wie (angeblich) damals, so möchte es der Heilige Vater wieder haben, soll auch unter Karl jetzt «die heilige Kirche Gottes, nämlich die des seligen Apostels Petrus, aufsprossen und jubeln und mehr und mehr auf die Dauer erhöht werden, damit alle Völker, denen davon Kunde wird, ausrufen können: O Herr, behüte den König und erhöre uns an dem Tage, an dem wir dich anrufen; denn siehe, ein neuer Konstantin, ein allerchristlichster Gotteskaiser ist in diesen Zeiten erstanden ...» etc. Hat sich doch das Papsttum «auch zu allen Zeiten gern an Geschriebenes gehalten, und sei es an Gefälschtes, wie jene Konstantinische Schenkung, die auch zur karolingischen Kultur gehört» (Braunfels).[25]

Der Heilige Vater will Patrimonien in Tuszien, Spoleto, Benevent, in der Sabina, auf Korsika. Er möchte Karl sehen, wie ja schon Vorgänger Stephan Karls Vater Pippin sehen wollte, um ihn dann so grandios begaunern und zu zwei Kriegen jagen zu können. Schon für Ostern 778 hatte der Franke seinen (zweiten) Rombesuch avisiert. «Wie die Erde nach Regen dürstet, so waren wir in Erwartung auf Eure honigsüße Hoheit», säuselte der Papst enttäuscht. Die honigsüße Hoheit führten Kriegszüge nach Spanien und Sachsen. So konnte der Römer nur weiter drängen,

«herbeizurücken, um Terracina wiederzugewinnen und zugleich auch Cajeta, Neapel und unser im Neapolitanischen gelegenes Gebiet zu erobern».

Erst zu Ostern 781 durfte Hadrian den Franken samt Gattin und Kindern in Rom empfangen, keinesfalls aber ganz auf seine Kosten kommen, bei weitem nicht. Zwar wurde ihm der Besitz des römischen Dukats, des Exarchats von Ravenna und der Pentapolis bestätigt, auch die Sabina zuerkannt. Doch das Herzogtum Spoleto, das sich die römische Kirche bei Karls Einfall auf eigene Faust unterworfen hatte, mußte Hadrian, trotz seiner Beteuerung, der König habe es persönlich dem hl. Petrus geschenkt, wieder herausrücken. Die fränkischen Bevollmächtigten amtierten darin ohne Rücksicht auf den Papst. Und auch dessen Hunger nach Tuszien blieb weitgehend ungestillt. Denn Karl wollte selber über das ehemalige Langobardenreich gebieten, wenn auch nur als Oberherr.

Die direkte Herrschaft hatte er seinem vierjährigen Sohn Pippin zugedacht – und Hadrian, der diesen taufte und die Patenstelle übernahm, mußte ihn auch zum König salben, ebenso dessen noch jüngeren Bruder Ludwig, der einmal Aquitanien regieren sollte. Karls Souveränität blieb dadurch ebenso gewahrt wie die Einheit des Reiches. Der junge Pippin hatte zwar ganz mit Land und Leuten sich zu verbinden, auch die Aktionen des römischen Bischofs (Taufe, Patenschaft, Salbung) dienten dazu, aber er durfte doch nur eine Art Vizekönig, ein Mitregent sein, ein «Teilhaber am Reich», wie es 806 heißen wird. Einstweilen wurden für jeden der «reges», wie man Pippin und Ludwig nannte, vormundschaftliche Regierungen bestellt.

Karl dachte somit nicht daran, Italien zugunsten des Papstes zu zerstückeln; er dachte nicht daran, sein Schenkungsversprechen von 774 einzulösen. Kam es ihm zustatten, hat er noch so heilig Verbrieftes ignoriert – wie das einem Heiligen allemal zusteht. Auch Hadrians Gebietswünsche in Süditalien blieben damals unberücksichtigt, da Karl sich nicht mit Desiderius' Schwiegersohn, dem Herzog Arichis von Benevent, hinter dem Byzanz stand, anlegen wollte.[26]

War es also seinerzeit auch zu einer Reihe von Schenkungen, zu Bestätigungen, Abgaben, Steuern zugunsten des Papstes gekommen, so blieben doch viele seiner territorialen Wünsche unerfüllt, und Karl, der einmal auch einen päpstlichen Gesandten wegen «einiger unerträglicher Worte» festnehmen ließ, machte sich offenbar nicht die Mühe, dies zu begründen. Er bestimmte über Hadrians Kopf hinweg, schaltete über Gebiete, die er dem Papst versprochen hatte oder die ihm gar schon gehörten, gänzlich unbekümmert. Zumal seit der Vernichtung des Langobardenreiches war der Römer völlig machtlos gegenüber Karl, sein Untertan, Rom eine fränkische Stadt, für deren Landesherrn Karl man im Gottesdienst betete, wie wahrscheinlich schon für Pippin (und später für viele mächtige gottgewollte Obrigkeiten – bis zu Hitler!).

Sogar ein alter geistlicher Rivale Roms, Leo von Ravenna, wurde durch Karl gedeckt, als er, gleich dem Papst, nicht genug bekommen konnte. Kaum nämlich war jener nach seiner Eroberung Pavias wieder zurückgeeilt, um vor allem die Sachsen heimsuchen zu können, entriß der Erzbischof dem Heiligen Vater in der Romagna, der Emilia eine Stadt nach der andern: Faenza, Forli, Cesena, Comacchio, Ferrara, Imola, Bologna ... Er vertrieb Hadrians Beamte mit Waffengewalt oder nahm sie gefangen, um ganz offensichtlich einen ravennatischen Kirchenstaat auf Kosten des römischen zu schaffen. Und wie der Papst berief er sich auf eine «Schenkung» Karls, dem er schließlich so behilflich im Langobardenkrieg war (S. 431). Er wehrte alle Proteste, Attacken, Verdächtigungen Hadrians ab, vertrat seine Sache persönlich vor dem König, wurde von diesem, zum großen Verdruß des Papstes, offensichtlich gestützt und behielt den annektierten Besitz bis zu seinem Tod.

Wenn ein ravennatischer Bischof so mit Rom umsprang, konnte es der fast allmächtige Franke erst recht. Er erlaubte sich denn auch nicht nur Eingriffe in den territorialen, sondern sogar in den innerkirchlichen Bereich, in die Verwaltung, die Gerichtsbarkeit, und Papst Hadrian mußte dies hinnehmen und replizierte dann kleinlaut: «In dem allen haben wir uns Eurer königlichen Forde-

rung gemäß verhalten.» Oder: «Wir haben dabei, wie wir gewohnt sind, mit günstigem Willen Eure Aufträge erfüllt.»[27]

Doch die unentwegte Gier des Papstes, den Kirchenstaat zu vergrößern, hielt an; was er selbst natürlich ganz anders sah. «Ihr dürft aber nicht glauben», schreibt er noch wenige Jahre vor seinem Lebensende an König Karl, «daß ich Euch solches mitteile, weil ich nach dem Besitz der von Euch dem heiligen Petrus verliehenen Städte begierig bin, sondern es geschieht bloß aus Sorge für die Sicherheit der heiligen römischen Kirche.»[28]

«. . . schickt sogleich ein Kriegsheer» – Papst Hadrian hetzt gegen Benevent

Nur um Sicherheit ging es Hadrian auch im Falle Benevents, ihm seit je ein Dorn im Auge. Immer wieder eifert er gegen dessen Fürsten. «Der Papst unterließ es nicht in seinem Hasse, gegen die Langobarden auf jede Weise zu schüren» (Hartmann). Dabei versuchte er nicht nur, Karl durch Intrige und Lüge in einen Krieg gegen Benevent zu treiben, dessen Herzog Arichis wiederholt seinen Friedenswillen ausdrücklich bekundete, sondern er verlangte sogar einen Angriffskrieg gegen das griechische Reich. Er behauptete, sichere Informationen über ein Komplott des Arichis mit Byzanz zu haben.

Karl, der im Winter 786 – es ist sein dritter Romzug – mit einem Heer die Alpen überschritt, war im Januar in der «Ewigen Stadt», wo ihn der Papst pomphaft empfing. Dort übermittelte ihm auch Arichis-Sohn Romuald mit reichen Geschenken das Angebot seines Vaters, «in allem den Willen des Königs zu erfüllen», marschiere dieser «nicht gegen Benevent» (Annales Regni Francorum). Der Papst aber wünschte den Krieg. Er wünschte die Besetzung und Unterwerfung Benevents, um einen gefährlichen Gegner beseitigen und die eigenen Besitzansprüche befriedigen zu können – «ein Werk zur Erhöhung der h. römischen Kirche», nannte er dies später.

Karl hielt Romuald fest und rückte auf Capua vor, während Arichis seine Residenz mit der starken Seefestung Salerno vertauschte, wo ihm schlimmstenfalls noch die Flucht übers Meer blieb. Durch eine weitere Gesandtschaft bot er dem Franken Geiseln an, außer Romuald neben anderen auch seinen jüngeren Sohn Grimoald, der mit ihm in Salerno saß. Auch von «einer großen Geldsumme» sprach Einhard.

Nun gab Karl nach. Er schenkte seinen Bitten Gehör und «stand zugleich auch aus Rücksichten der Gottesfurcht vom Krieg ab...» Aus Gottesfurcht? Wann je hätte die ihn davon abgehalten?! Mit Gottes Hilfe rückte er ja gerade aus, stets von neuem. Fast jedes Jahr! Doch lag ihm angeblich «mehr daran», so eine fränkische Quelle wieder, «für die Wohlfahrt des Volkes zu sorgen, als den Starrsinn des Herzogs zu beugen». In Wirklichkeit war Salerno, zumal ohne Flotte, schwer zu nehmen. Und eine Erhebung Süditaliens, ein Krieg mit Byzanz, mußte für Karl um so fataler sein, als im Norden ein Krieg mit den Awaren bevorstand. Und schließlich sollten auch «die Bistümer und Klöster nicht verheert werden».

Grund genug, einmal nicht zu «kriegen». Karl nahm also Grimoald samt zwölf langobardischen Adeligen als Geiseln, schickte Romuald zu seinem Vater, der samt Untertanen den Treueid schwören, die fränkische Oberhoheit anerkennen und künftig einen jährlichen Tribut von 7000 Goldsolidi zahlen mußte.[29]

Rigide Bedingungen. Karl konnte zufrieden sein. Er ging wieder nach Rom, «um an den heiligen Stätten seine Andacht zu verrichten» (Einhard). Mit großer Freudigkeit soll er daselbst das heilige Osterfest gefeiert haben. Der Heilige Vater dagegen war weniger erfreut, obwohl ihm der Frankenkönig seine Ansprüche weitgehend erfüllte. Er «schenkte» ihm eine große Anzahl von Städten, darunter im Süden Arpino, Aquino, Capua. Ferner wurde der päpstliche Patrimonienbesitz im Gebiet um Salerno vermehrt. Und auch nach Norden gestand er dem Papst «eine erhebliche Erweiterung des Kirchenstaates zu», überließ er ihm viele Städte des langobardischen Tuszien, darunter Soana, Viter-

bo, Orvieto – «ein beträchtlicher Erfolg», konstatiert wieder der katholische Papsthistoriker Seppelt.

Aber Hadrian blieb unzufrieden. Nicht einmal als im Juli und August 787 Herzog Arichis und sein ältester Sohn Romuald starben, beruhigte er sich. Die Beneventaner baten um Freilassung Grimoalds, des noch als Geisel im Frankenreich festgehaltenen nächstberechtigten Thronerben, sowie um Rückgabe der dem Papst abgetretenen Städte, andernfalls sie den Gehorsam aufkündigen wollten. Der Heilige Vater aber drängte Karl wieder, «tut, wie es Eure Weisheit für gut findet; sollten jedoch die Beneventaner nicht, wie sie versprochen haben, Euren Befehlen nachkommen, so schickt sogleich ein Kriegsheer gegen sie. Wir haben auch bereits mit Euren Gesandten ausgemacht, daß, wenn die Beneventaner nicht bis zum ersten Mai Euren Willen tun, Euer an der Grenze bereitgehaltenes Heer sogleich über sie herfalle, später wäre es wegen der Hitze des Sommers nicht ratsam.»

Der Papst verlangte den Einmarsch eines fränkischen Heeres bis zum 1. Mai 788 in Benevent. Darauf ließ sich Karl, wenn auch vielleicht nur infolge der Lage nördlich der Alpen, nicht ein. Er schickte ausnahmsweise bloß Sondergesandte nach Benevent und gab später, da Adalgis, auf einen Einmarsch ins Herzogtum lauernd, schon in Kalabrien stand, gegen Anerkennung seiner Oberhoheit und andere Auflagen, Grimoald zur Machtübernahme in Benevent frei. Dabei hatte der Papst den König gewarnt: «Glaubt also, darum bitten wir Euch sehr, was den Grimuald, des Arichis Sohn, betrifft, niemandem mehr als uns; Ihr könnt Euch darauf verlassen, daß Italien nicht ruhig bleibt, wenn Ihr den Grimuald nach Benevent gehen laßt.» Inzwischen war ein byzantinisches Heer in Kalabrien gelandet. Auf Karls Befehl aber griff Grimoald im Verein mit dem Herzog Hildebrand von Spoleto die Byzantiner an und schlug sie gänzlich.

Auf die Dauer freilich, Hadrian behielt recht, mochte Grimoald Karls drückende Diktate nicht tragen. Er heiratete eine Nichte des byzantinischen Kaisers und brach mit den Franken. Auftragsgemäß verwüstete darauf Pippin von Italien 791 das Gebiet des «Rebellen». Und zwei Jahre später unternahm Pippin, verstärkt

diesmal durch aquitanische Truppen unter seinem Bruder Ludwig, einen weiteren Rachezug nach Benevent, ohne jedoch Entscheidendes zu erreichen. Eine Hungersnot hatte ihn zum Rückzug gezwungen und sein Aufgebot sogar genötigt, wie der Lorscher Annalist schaudernd schreibt, in der Fastenzeit Fleisch zu essen! Und noch 801 scheiterte eine neuerliche Attacke an einer Pippins Heer dezimierenden Seuche.[30]

Die päpstliche Politik war natürlich nicht nur gegen Benevent, sondern auch gegen Byzanz gerichtet, dessen Herrscher ja von Jahrhundert zu Jahrhundert über Rom geboten hatten, bevor ihnen die Päpste mit Hilfe von Langobarden und Franken den Laufpaß geben und auf die ihnen von Gott vorgesetzte Obrigkeit pfeifen konnten.

Vielleicht schon seit 774, mit Sicherheit aber seit Karls zweitem Rombesuch 781 zählte Hadrian nicht mehr, wie von Kaiser Justinian I. verfügt, das Papsttum nach Kaiser-, sondern nach Pontifikatsjahren. Der Papst verweigerte dem byzantinischen Herrscher das Vorrecht der Datierung der päpstlichen Urkunden nach dessen Regierungsjahren und beanspruchte es für sich selbst. Dabei denkt er offenbar nicht daran, dieses bedeutende Privileg irgendwie dem König der Franken, der Langobarden zuzugestehen, dem Patricius der Römer, ja, es auch nur mit ihm zu teilen. Vielmehr demonstriert er so, daß er «außer Gott keine Obrigkeit mehr anzuerkennen gewillt sei» (Menzer). Und Hadrian ersetzt auch bereits auf seinen Silberdenaren Namen und Bild des Kaisers durch seinen eigenen Namen und sein eigenes Bild, womit «vielleicht das wesentlichste aller Kaiserrechte» auf den Papst übergeht, der sich dadurch «als *quasi imperator* präsentiert» (Deér).[31]

Hadrian I. starb an Weihnachten 795. Sein Nachfolger wurde schon tags darauf, angeblich einstimmig, zum Papst gewählt.

Ein (unechtes) Martyrium und eine (fast echte) Kaiserkrönung

Leo III. (795–816), ein gebürtiger Römer, von labiler Natur und eher von, wie man so sagt, geringer Herkunft, beeilte sich, Karl seiner Loyalität zu versichern. Er schickte ihm mit der Wahlanzeige die Schlüssel vom vermeintlichen Grab Petri, was keine politische Bedeutung hatte; während die Übersendung des Banners der Stadt Rom, verbunden mit dem Treueeid der Römer, ein deutliches Zeichen der Unterwerfung des Kirchenstaates unter den Frankenherrscher war. Dieser seinerseits sandte seinen Hofkapellan Angilbert, den Abt von Saint-Riquier (der in wilder Ehe Karls Tochter Bertha zwei Söhne machte), nach Rom mit der Instruktion: «Mahne den Papst dringend zu ehrbarem Lebenswandel und vornehmlich zur Beobachtung der heiligen Kirchensatzungen . . . Und mit allem Fleiß verweise ihn an die Ausrottung der simonistischen Ketzerei, welche den Körper der heiligen Kirche an vielen Orten befleckt, und an das, was wir beide, wie Du Dich erinnerst, öfter beklagt haben.»

Karl hatte offenbar Grund, den Heiligen Vater «zu ehrbarem Lebenswandel» anzuhalten. Noch fataler aber wird es für den Papst gewesen sein, in einem gleichzeitig überbrachten Schreiben lesen zu müssen, wie der fränkische König die Gewichte in der abendländischen Welt verteilt, wie er sich als den Herrn sah, der ihm nichts als das Beten überließ. «Unsere Sache ist es, mit Gottes Hilfe die heilige Kirche Gottes überall vor dem Einbruch der Heiden und der Verheerung durch die Ungläubigen mit den Waffen zu verteidigen, nach außen und im Innern den katholischen Glauben zu festigen. Eure Sache, heiliger Vater, ist es, gleich Moses mit zu Gott erhobenen Händen Unsere Streitmacht zu unterstützen, damit durch Eure Gebete mit der Gnade Gottes das christliche Volk überall und immer über die Feinde seines Namens den Sieg erlange und der Name unseres Herrn Jesus Christus auf der ganzen Welt verherrlicht werde.»[32]

Leo III. erkannte Karls Oberherrschaft über den Kirchenstaat von Anfang an. Karl hatte schon früher in Kircheninterna einge-

griffen, noch mehr oder weniger Kleinigkeiten verboten, den Geistlichen den Wirtshausbesuch, das Halten von Hunden, Habichten, Gauklern, den Nonnen das Schreiben von «Wonneliedern». Sogar um den Gebrauch von Schuhen beim Gottesdienst hatte er sich gekümmert, um die Verwendung von Altarhüllen. Erst recht regelte er natürlich gewichtigere kirchliche Angelegenheiten in seinem Reich, und der Papst gehorchte so gut wie immer. Auf der Frankfurter Synode von 794 entschied Karl mit seinem Hoftheologen sogar in Glaubensfragen gegen den Papst. Auf Veranlassung des Königs erhob Leo Salzburg (798) zum Erzbistum, berief er eine Synode in Rom ein, organisierte er die Kirche in den geraubten Awarengebieten. Und als Untertan des Kaisers datierte er auch seine Münzen nach dessen Regierungsjahren.

Zeitlebens blieb der Papst abhängig. Dies um so mehr, als sich der rücksichtslose, machtgierige «Stellvertreter» in Rom einer starken geistlichen Opposition gegenübersah, darunter höchste Würdenträger des Hofes, Verwandte seines verstorbenen Vorgängers. Denn da mit dem weltlichen Besitz der Päpste auch deren Nepotentum groß geworden war, führte fast jeder Amtswechsel zu neuen Parteibildungen, zum Hunger des Adels nach Kirchengut und -macht.

So auch jetzt. Unter Führung von zwei Verwandten Hadrians I., des Primicerius Paschalis und des Sacellarius Campulus, entluden sich die wohl seit Leos Pontifikatsbeginn schwelenden Spannungen in einem Anschlag. Bei der sogenannten Prozession der Schwarzen Kreuze, am Markustag, am 25. April 799, versuchte der Anhang des letzten Papstes, den Nachfolger anscheinend zu blenden und umzubringen. Zumindest nach den Reichsannalen wurden ihm, während er vom Lateran zur Kirche des hl. Laurentius ritt, «die Augen ausgestochen und die Zunge wurde ihm abgeschnitten» (ac lingua detruncaverunt).

Auch Einhard berichtet dies ganz ähnlich. So schlimm kann es aber nicht gewesen sein, spricht doch Karl selbst bald darauf von der «wunderbaren Gesundheit des Papstes». Freilich war auch die Version von seiner mirakulösen Heilung in Umlauf, der Wieder-

erlangung seines Augenlichts und seiner Sprache. Und offenbar hatte der Heilige Vater das Märchen persönlich an Karls Hof verbreitet. Anderseits bestritten seine Gegner, ihn überhaupt geblendet und verstümmelt zu haben – was die Gegner der Gegner dann allerdings als kein geringeres Wunder ansehen wollten: habe der hl. Petrus so das Attentat ja gänzlich vereitelt![33]

Anscheinend war Leo III., während sein Gefolge floh, vom Pferd gerissen, ins Gesicht gestochen, in eine Kirche geschleppt, vor dem Altar abermals mißhandelt und liegengelassen worden. Später sperrte ihn «der Anstifter dieser Tat», ein echter Samariter, in das Kloster des hl. Märtyrers Erasmus (dessen Abt im Bund mit den Verschwörern war), «um da geheilt zu werden» (Annales regni Francorum). Indes die zwei Parteien, beide gut katholisch, sich noch immer schlugen, wurde der Heilige Vater von seinem Kämmerer Albinus in der Nacht über die Klostermauer befördert und durch den herbeigeeilten Herzog Winigis nach Spoleto geführt. Darauf gelangte er – seit den Tagen Stephans II. die erste Reise wieder eines Papstes über die Alpen ins Frankenreich – zu Karl.

Ein einziger Triumphzug soll es gewesen, alles Volk herbeigeeilt sein, den kaum glaubhaft Geheilten zu schauen, seine Füße zu küssen. In Paderborn geht die Menge vor ihm zu Boden. Er stimmt ein «gloria in excelsis» an, und Karl und der Papst, der «rex pater Europae» und der «Summus Leo pastor in orbe», so das wohl damals dort entstandene panegyrische Epos «Karolus Magnus et Leo papa», umarmen einander unter Tränen. (Festgottesdienst und Bankett, ganze Wildschweine auf Silberplatten und Falerner in Goldpokalen. Reste des Thrones, auf dem Karl seinerzeit saß, wurden 1963 ausgegraben.) Staunend sieht der König – in der Dichtung – die ausgestochenen Augen wieder leuchten, hört die verstümmelte Zunge wieder sprechen, und die Geistlichkeit preist vor der Kirchentür, im Wechselgesang, das Wunder Gottes.

Bald aber erschienen auch die Vertreter der papstfeindlichen Partei, die «verruchten Söhne des Teufels», wie der päpstliche Geschichtsschreiber schimpft, die Leo, sehr präzisiert, Beste-

chung, Meineid und Ehebruch vorwarfen. Es waren keinesfalls grundlose Anklagen, wie nicht nur fränkische Kreise glaubten, (der Erzbischof von Salzburg stöhnte in vertrauten Briefen über die päpstlichen Vergehen), sondern auch die Untersuchungen in Rom ergaben das. Karl hatte von vornherein an Leos Eignung zum Papst gezweifelt. Doch wollte man die Autorität des Heiligen Vaters unter allen Umständen schonen. Denn welcher Hirt in der Kirche, rief der angelsächsische Theologe Alkuin, Leiter der karolingischen Hofschule und Abt von einem halben Dutzend Klöstern, bleibe noch unangetastet, «wird der abgesetzt, der das Haupt der Kirchen Christi ist?» Einen Bericht freilich des strenggläubigen und dem Papsttum sehr ergebenen Erzbischofs Arno aus Rom mit Hinweisen auf die Sittenlosigkeit des Papstes verbrennt Alkuin, «aus Furcht vor dem Aufsehen, das daraus entstehen könnte».

Leo aber reinigte sich, «dem Beispiel seiner Vorgänger folgend», am 23. Dezember 800 in Rom in Anwesenheit Karls, dessen Tribunal er sich unterwarf, «unter Anrufung der heiligen Dreieinigkeit durch einen Eid von den ihm vorgeworfenen Verbrechen» (Annales regni Francorum). Er hielt das Evangelium über seinen Kopf und rief Gott, «vor dessen Gericht alle erscheinen müssen», zum Zeugen an für seine Unschuld. Auch betonte er stark und wiederholte die Freiwilligkeit seines Eides – «Dies aber tue ich, um allen Verdacht zu beseitigen, aus eigenem freiem Willen» –, obwohl man ihn faktisch zu diesem Ausweg gezwungen hatte. Worauf seine Gegner als Majestätsverbrecher zum Tod verurteilt, dann gnadenweise ins Frankenreich verbannt wurden und unter dem nächsten Papst nach Rom zurückkehren durften. (Als Karl freilich erst kurz gestorben war, führte dieser Papst nach einem weiteren Komplott gegen ihn ein Hochverratsverfahren in eigener Regie durch, «verurteilte gnadenlos Hunderte zum Tod» (Kelly) – und wurde heiliggesprochen, wie dies einem päpstlichen Schreibtischmörder auch zukommt; sein Fest am 12. Juni wurde allerdings inzwischen aufgehoben.)[34]

Zwei Tage nach seinem Reinigungseid, Weihnachten 800, krönte Leo III. Karl während der Messe zum Kaiser – die Krö-

nungszeremonie war «Teil des Gottesdienstes» (Benz). Offenbar wollte der Papst ablenken von seiner peinlichen Rechtfertigung und sich selber eine Sonderstellung gegenüber den übrigen Metropoliten, also größere Selbständigkeit sichern. Jedenfalls war es die Begründung des mittelalterlichen Kaisertums im Abendland. Während die Versammelten Karl zum Augustus ausriefen, huldigte ihm Leo durch einen Kniefall, freilich der erste und letzte Kniefall eines Papstes vor einem westlichen Kaiser.

Karl war angeblich unangenehm überrascht. Denn selbstverständlich erschien dies alles in Konstantinopel wie ein Staatsstreich. Er würde an jenem Tag nie die Kirche betreten haben, versicherte er, laut Einhard, hätte er des Papstes Absicht gekannt. Dies ist zumindest eine starke Schönfärbung, besser wohl: eine Unwahrheit – wenn es ihn auch gestört haben dürfte, dem Papst, zumal diesem Papst, etwas verdanken zu müssen. Immerhin machte er kurz darauf Leo Geschenke im Gewicht von rund eineinhalb Zentner Gold, kam im übrigen nie mehr nach Rom und ertrug «die Eifersucht der oströmischen Kaiser», so Einhard wieder, «mit erstaunlicher Gelassenheit».

Indes wird die Deutung des Krönungsaktes als päpstliches Überraschungsmanöver seit langem wohl mit Recht bezweifelt, ja abgelehnt. Sicher jedenfalls gingen der Krönung, wie die Lorscher Annalen bezeugen, Vorverhandlungen voraus. Sicher war Karl nicht der Mann, sich etwas aufdrängen zu lassen, was er nicht wollte. Und sicher hatte Leo gute oder vielmehr böse Gründe für sein Tun. «Der Papst mag in der Erhöhung seines Schützers seine eigene Rehabilitation verfolgt, mag in der Schaffung eines Kaisers erhöhte Sicherheit für sich selber gesehen, mag mit der Krönung von seiner Hand die Demütigung des Reinigungseides haben verwischen wollen. Sicher stand hinter seinem Tun jene Fälschung auf den Namen Konstantins, die dem Papst die Verfügung über Rom und den Okzident übertrug – welche Leo nun an den Frankenkönig weitergab» (Aubin). Der Papst hatte sich ein Recht angemaßt, das unheilvoll weiterwirken mußte, war es doch, wie Ranke sagt, «zunächst ein seltsamer Anspruch, Kronen zu verteilen».

Weihnachten 804 suchte Leo für einige Wochen Karl in Quierzy und Aachen auf, spielte «die gefälschte Konstantinische Schenkung ... als politischen Trumpf Karl d. Gr. gegenüber aus» (Ohnsorge), und im folgenden Jahr kam es zum Krieg mit Byzanz, wobei man um Dalmatien und Venedig kämpfte, das gewonnen, verloren, wieder erobert wurde. Im Frieden von Aachen 812 gab Karl jedoch seine Eroberungen gegen die Anerkennung als Kaiser und die Gewährung der brüderlichen Anrede heraus. Er verzichtete auf Venedig, das dalmatinische Küstenland und Süditalien, erst danach erkannte ihn Michael I. (811–813) als Kaiser an.[35]

Sein ganzes Leben hatte Karl Kriege geführt. Und nichts tat er lieber.

16. KAPITEL

KARL «DER GROSSE» UND SEINE KRIEGE

«Den Franken habe zum Freund, nicht aber zum Nachbarn.»
Griechisches Sprichwort[1]

«Von allen Kriegen, die Karl führte, unternahm er zuerst den aquitanischen Krieg ... Nachdem dieser Krieg beendigt ... ließ sich Karl durch die Bitten und Beschwörungen des römischen Bischofs Hadrian dazu bewegen, den Langobarden den Krieg zu erklären ... Danach wurde der Sachsenkrieg wieder aufgenommen ... ununterbrochen dreiunddreißig Jahre lang ... und griff dann mit der größten Kriegsmacht, die ihm zur Verfügung stand, Spanien an ... Karl besiegte auch die Bretonen ... und drohte den Beneventern mit einem Angriff, falls sie sich ihm nicht unterwerfen wollten ... Nun brach plötzlich der bayrische Krieg aus ... Sobald diese Aufstände unterdrückt waren, wurde den Slawen der Krieg angesagt ... wohl der größte Krieg, den Karl je führte ... und in den Schlachten wurde so viel wertvolle Beute erobert, daß man mit Recht sagen kann, die Franken hätten den Hunnen rechtmäßig das weggenommen, was diese früher anderen Völkern unrechtmäßig geraubt hatten ... Seinen letzten Feldzug unternahm Karl gegen die Nordgermanen; man nennt sie auch Dänen ... ursprünglich Seeräuber ... Das waren also die Kriege, die der mächtige König Karl ... mit großer Umsicht plante und erfolgreich ausführte. Er vergrößerte das Frankenreich, das er bereits groß und stark von seinem Vater Pippin übernommen hatte, fast um das Doppelte ... Karl erwies sich so ... als großer Herrscher und war dauernd mit Plänen solcher Art beschäftigt.» Einhard[2]

«Sein Ziel war es, mit dem Einsatz der germanischen Wucht die Welt, soweit sie ihm erreichbar war, für Gott und Christus zu gewinnen.» Der Jesuit Schöffel[3]

1. Die blutige «Missionierung» der Sachsen (772–804)

Die Sachsen, deren Namen (eine Kurzform wohl von Sahsnôtas) Schwertgenossen, Schwertleute bedeutet, werden zuerst von dem im 2. Jahrhundert lebenden Mathematiker, Astronomen und Geographen Klaudios Ptolemaios erwähnt. Ihre Tapferkeit fürchteten schon die Römer, ihre Gerechtigkeit rühmte Tacitus. «Ohne Habgier, ohne Maßlosigkeit, ruhig und abgeschieden, fordern sie zu keinen Kriegen heraus, richten durch Raub- und Beutezüge keine Verheerungen an.» Ihre Waffengänge machten sie zu Wasser und zu Land, erstere in ausgehöhlten Baumstämmen, die etwa drei Dutzend Männer faßten.

Vielleicht von Skandinavien kommend, breiteten sie sich gern an Küstenlinien aus. Längere Zeit weilten sie an der nordfranzösischen Küste, die man sinus saxonicus nannte, und in Flandern sowie, nach dem Abzug der Langobarden, im Lüneburgischen. Um die Mitte des 5. Jahrhunderts ging ein beträchtlicher Teil von ihnen nach England, die Mehrheit aber siedelte weiter auf dem Kontinent, wo ihr Reich sich über das gesamte heutige Nordwestdeutschland erstreckte, ausgenommen die friesischen Gebiete.[4]

Von allen deutschen Gauen blieben allein die sächsischen, von denen wir über hundert noch namentlich kennen, stets in gleichem Besitz. Römischen Einflüssen mehr entzogen, wahrten sie auch mehr ihre nationale Eigenart als die weiter südlich lebenden Völker. Und diese heidnischen Sachsen hatten, so selbst der Fuldaer Abt Rudolf, «die besten Gesetze». «Und sie bemühen sich

um vieles Nützliche und gemäß dem Naturgesetz Ehrenhafte in der Redlichkeit der Sitten.»[5]

Ihr Name umgreift keinen Einzelstamm, sondern einen (in det Forschung umstrittenen) Bund von Stämmen, zu dessen Bildung, außer den Sachsen, auch die Chauken, Angrivarier, Cherusker, Langobarden, Thüringer und Semnonen beitrugen. Später gliederten sie sich die Engern, die West- und Ostfalen sowie die Elbsachsen ein. Sie wurden abet alle von den Franken als Glieder eines Volkes bettachtet und meist unterschiedslos «Saxones» genannt. Nach ihrer gemeinsam mit den Franken unternommenen Eroberung Thüringens 531 (S. 89 ff.) bekamen sie dessen östlichen Teil, der noch heute nach ihnen heißt.

Vielleicht hatten ursprünglich auch die Sachsen Kleinkönige; doch ein eigentliches König- oder Herzogtum entwickelte sich da nicht. Ihre Gesellschaft setzte sich aus vier Ständen zusammen: Edelinge (nobiles), Frilinge (liberi), Laten (liti) und Sklaven (servi), wobei schon die Laten an den Boden gebundene Hörige waren. Gerade die untersten Stände wehrten sich gegen die Christianisierung und Hettschaft der Franken, indes der Adel seine Interessen durch Anlehnung an den Staatsfeind zu wahren suchte.[6]

Auch sonst ist es ja wohl weithin die besitzende Klasse gewesen, die zuerst zum Christentum überging. Während, zum Beispiel, der Adel der Civitas Treverorum, des Bistums Trier, im späteren 4. Jahrhundett konvettierte, hielten dort anscheinend die Pächter, Knechte, Landarbeiter länger und zäher am alten Glauben fest und wurden erst gegen Mitte des 5. Jahrhunderts «bekehrt». Ähnlich war es in der Gegend von Trient, wo die Coloni noch als Heiden lebten, während ihre Grundherren schon Christen geworden waren. Und auch bei den Slawen gingen später die Fürsten wahrscheinlich ihten Stämmen in der Taufe voran. «So ist es überall bei der staatlich gesteuerten Missionsarbeit gewesen, also nicht etwas Besonderes, daß die fränkische Mission ‹von oben nach unten› sich entwickelte. Ein ‹demokratisches› Aufbauen von unten her, mit den gesellschaftlich unbedeutenden Volksschichten beginnend, wäte übethaupt unmöglich gewesen,

weil ohne weiteres als Demagogie empfunden und vom Adel abgelehnt worden» (Flaskamp). Es kann kaum ein Zufall sein, daß sich, in völliger Umkehrung der Situation in den ersten christlichen Jahrhunderten, überall die herrschende Klasse die größten Vorteile von der Religion der Liebe versprach.[7]

Rauben und christianisieren – «ein Stück fränkischer Regierungspolitik»

Hatten die Franken bei der Vernichtung des Thüringerreichs 531 noch gemeinsam mit den Sachsen gekämpft (S. 90), führte 555/556 Chlotar I. zwei Feldzüge gegen sie. Er unterlag im ersten empfindlich, nötigte ihnen im folgenden aber die Tributpflicht auf (S. 97). Um 629 ließ Chlotar II. bei einem Verwüstungszug alle Sachsen töten, die länger waren als sein Schwert. Als sie jedoch 632/633 Dagobert I. gegen ein wendisches Heer unter Samo beistanden, verzichtete der König, obwohl sie wenig gegen die Wenden bewirkten, auf den Tribut von 500 Kühen, den sie über ein Jahrhundert entrichtet hatten. Sie waren damit völlig unabhängig geworden. Nachdem sie aber 715 das Land an der unteren Ruhr überfallen, unternahm Karl Martell verheerende Angriffskriege gegen sie und zwang sie zu Steuerpflicht und Geiselstellung.

Wie bei den Friesen freilich, so zeitigten auch bei den Sachsen, die als «Erzheiden» (paganissimi) galten, Überfälle allein keinerlei Erfolg. Allen derartigen Vorstößen über den fränkischen Staat hinaus «haftete etwas hoffnunglos Verwegenes an» (Schieffer). Wie bei den Friesen, so kollaborierte darum auch bei der Niederringung der Sachsen der Klerus bald eng mit den Eroberern. Beide förderten sich gegenseitig. Erst raubte man mit dem Schwert das Land, dann festigte man mittels christlicher Ideologie und kirchlicher Organisation die gemeinsame Herrschaft, paßte die Eroberten und «Bekehrten» politisch an und beutete sie wirtschaftlich aus.

Die fränkischen Könige und Adeligen hatten keine ergebeneren Helfer als die Geistlichen, und diese wurden durch nichts eifriger gefördert als durch den fränkischen Feudalismus. Der militärische Sieg zog gleich die Christianisierung nach sich. Wohin das fränkische Schwert nicht reichte, zu den Dänen etwa, dort war auch jede Mission ausgeschlossen. Wie bei den Friesen war darum auch bei den Sachsen ihr Kampf um die Freiheit immer zugleich ein Kampf gegen das Christentum, das geradezu als Symbol von Versklavung und Zwangsherrschaft erschien. Deshalb auch haßten Friesen wie Sachsen den Klerus besonders, wurden von ihnen bei jedem Aufruhr die Kirchen zerstört und die Missionare vertrieben, Bischöfe und Priester nicht selten getötet, war überhaupt jeder da auftauchende christliche Prediger von vornherein suspekt. Stand er doch fast immer im Dienst einer feindlichen, auf Unterjochung dringenden Macht, fungierte als ihr Schrittmacher und Stabilisator – der denkbar größte Gegensatz zur altkirchlichen Mission, als man einzelne, langsam Gemeinde um Gemeinde zu gewinnen trachtete.

Nun aber wollte man möglichst viele auf einmal «bekehren», einen ganzen Stamm, ein Volk. Man war von vornherein, wie dann stets im Mittelalter, auf Massenerfolg aus. So ging man im Lauf des 8. Jahrhunderts immer mehr dazu über, dem Christentum um jeden Preis Bahn zu brechen und die Besiegten auch gewaltsam zu taufen. «Diese Verbindung von Krieg und Christianisierung kündigt die neue Form des Zusammenwirkens von Staat und Kirche an» (Steinbach) – gern allerdings auch «Grenzschutz» genannt und «Gegenmaßnahmen» (Schlesinger). Der Unterwerfung folgte jetzt die Christianisierung auf dem Fuß, um, wie nicht zu leugnen ist, die Unterworfenen nur desto fester an das Reich zu ketten – «ein Stück *fränkischer Regierungspolitik*, die von der Überzeugung ausging, daß die Lehre des Evangeliums von pflichtgemäßem Gehorsam mehr noch als die Macht des Schwertes widerspenstigen Trotz zu bändigen vermöge» (Naegle).[8]

Bei den Sachsen, wo es ungewöhnlich viele hörige Bauern gab, sträubten sich besonders die unteren Volksschichten teilweise hef-

tig gegen die fränkische Expansion und Zwangsbekehrung. Sie führte für sie in eine Art Leibeigenschaft. Der sächsische Adel hingegen, dessen Herrschaft Frilinge und Liten, ein sich stets mehr zuspitzender Klassenkampf, bedrohten, ist viel anfälliger gewesen für die neue, faktisch eben feudale Religion und für Vertragsabschlüsse. Er war zu einem Teil auch schon christlich und mit den Franken versippt. (Zumindest ähnlich verhielt es sich in Thüringen.) Der sächsische Adel hat die Mission somit schon früh gefördert, um die Botmäßigkeit der niederen Klassen zu sichern und seine eigene Stellung zu festigen – ein charakteristisches Verhalten im ganzen Krieg. 782 und 898 lieferte dieser Adel seine unzuverlässigsten Landsleute den Franken geradezu aus. Und er machte auch bald der Kirche zahlreiche Schenkungen. Dagegen lehnten die unteren Schichten (plebeium vulgus) noch in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts das Christentum ab.[9]

Das Volk hielt an heidnischen Opfern und Bräuchen fest und haßte die christlichen Pfaffen. Erst Karls Schwert führte zum Ziel. Unterwerfungen und Aufstände lösten einander ab, Feldzug auf Feldzug. Ein mehr als dreißigjähriger Krieg, der das Land fortgesetzt verheerte, das Volk dezimierte und rasch den Charakter eines Religionskrieges bekam, war nötig, um die Frohbotschaft und das Reich Gottes ein Stück weiter über die Welt zu verbreiten; um die Sachsen «zum Einen wahren Gott zu führen, um sie zu überzeugen, daß es noch etwas Höheres gab als Kampf und Sieg, als Tod auf dem Schlachtfelde und Genuß in Walhall» (Bertram). Es sei der blutigste und langwierigste aller Kriege der Franken gewesen, schreibt Einhard, der Vertraute Karls, in seiner Vita Caroli Magni, der ersten Herrscherbiographie des Mittelalters. Und diese «Predigt mit eiserner Zunge», durch die, nach einem Wort aus dem 9. Jahrhundert, das Sachsenland bekehrt worden ist, wurde eine Art Musterbeispiel für die gesamte christliche Missionspraxis des Mittelalters, wobei wir zu bedenken haben, daß uns nur fränkische Berichte über die Sachsenkriege vorliegen. Und bald fälschten die geistlichen Chronisten die Missionierung mit Feuer und Schwert in ein gänzlich gewaltloses, friedliches Bekehrungswerk um.[10]

Beginn karolingischer Kultur bei den «Erzheiden» oder Mit «christlichen Fahnen nach Sachsen hinein»

Karls Heere, bei seinen größten Feldzügen auf etwa knapp 3000 Reiter und 6000 bis 10 000 Fußsoldaten berechnet, haben in der Regel wohl selten mehr als 5000 bis 6000 Krieger umfaßt – was ihnen, nebst Bagage, schon die Länge eines vollen Tagesmarsches verlieh. Sie waren «gut» geführt. Ihr Kern bestand, ganz anders als noch bei seinem Großvater Karl Martell, aus schwerer Kavallerie; die Ritter ausgerüstet mit Kettenhemd, Helm, Schild, Beinschienen, mit Lanze und Streitaxt (was jeweils dem Gegenwert von etwa 18 bis 20 Rindern entsprach) – alles für Jesus Christus nun in die Waagschale geworfen. Die durchweg noch zahlreichen Fußverbände kämpften mit Keule und Bogen. (Erst seit Karl der Kahle 866 jeden Franken, der ein Pferd besaß, zum Kriegsdienst verpflichtete, spielte Infanterie im Heer keine große Rolle mehr.) Eine Bezahlung der karolingischen Krieger gab es übrigens nicht: der Raub wurde verteilt.[11]

Die christliche Metzelei («Schwertmission»), womit Karl die Sachsenkriege seines Vaters fortsetzte, begann 772. Der «milde König», wie ihn gerade seinerzeit wiederholt die Reichsannalen nennen, eroberte damals die sächsische Grenzfeste Eresburg (heute Obermarsberg an der Diemel), in der ersten Hälfte der Sachsenkriege ein wichtiger Ausgangspunkt seiner Militäroperationen. Und er zerstörte (wahrscheinlich dort) die Irminsul, das sächsische Nationalheiligtum: ein ungewöhnlich großer Baumstamm, den die Sachsen als die «das All tragende Säule» in einem heiligen Hain unter freiem Himmel verehrten. Später vertraute Karl dem Abt Sturmi von Fulda das Kommando über die immer wieder eroberte, verlorene, zerstörte und wieder aufgebaute Eresburg an.

Leisteten doch auch sonst Bischöfe und Äbte Kriegsdienste für ihn. Sie waren überdies, wie die Grafen, zur Unterhaltung eines Waffenlagers verpflichtet; selbst die Äbtissinnen. Auch begleiteten schon damals Scharen von Geistlichen das fränkische Heer,

«damit sie», berichtet Sturmis Biograph, «das Volk, welches seit Anfang der Welt von den Fesseln der Dämonen umstrickt war, durch heilige Unterweisung im Glauben unter das sanfte und süße Joch Christi beugten». Genau seit jenem Jahr auch führte Karl einen Siegesstempel mit der Umschrift: «Christus schütze Karl, den König der Franken.»

Nachdem die Christen drei Tage lang die Kultstelle gänzlich verheert, den heiligen Hain verbrannt, die Säule vernichtet hatten, zogen sie mit den dort aufgestapelten Weihgeschenken, reichen Gold- und Silberschätzen, davon – «der milde König Karl», melden die Reichsannalen schlicht, «brachte das Gold und Silber, das er dort fand, mit». Und schon bald erhob sich über dem geplünderten und ruinierten heidnischen Heiligtum eine Kirche «mit Peterspatrozinium» (Karpf) – der Torwart des Himmels anstelle des sächsischen Gottes Irmin (vermutlich identisch mit dem germanischen Gott Saxnoth/Tiwas), welch ein Fortschritt![12]

In den beiden nächsten Jahren stritt der «milde König» vor allem in Italien; hatte ihn doch Papst Hadrian durch den Boten Petrus (der Gesandte hieß wirklich so) eingeladen «aus Liebe zu Gott und für das Recht des hl. Petrus und der Kirche zu Hilfe gegen König Desiderius ...» (Annales regni Francorum). Doch bereits 774, kaum zurück vom Raub des Langobardenreiches, jagte der gute König Karl vier Heereskontingente zu den bösen Sachsen, drei gingen «mit Gottes Hilfe als Sieger hervor», wie der Reichsannalist abermals meldet, der vierte Trupp kehrte sogar kampflos, aber «mit großer Beute ohne Verluste wieder» ins traute Heim.

Und dann trug Karl gleichsam selbst «die christlichen Fahnen nach Sachsen hinein» (Groszmann), wobei vor seinem «Auge der Krieg immer klarer zum Glaubenskrieg sich gestaltete», wie Domkapitular Adolf Bertram 1899 erkennt.[13]

Karl selber befragte seinerzeit, besorgt um den weiteren Kriegsverlauf, mittels Kurier einen Experten, ob es ein Vorzeichen sei, daß der Mars seinen Lauf beschleunigt und schon das Sternbild des Krebses erreicht habe. Er eroberte die Sigiburg an der Ruhr und drang über die Weser, «viele Sachsen wurden dort erschla-

gen», nach Ostfalen vor, um «nicht eher abzulassen, bis die Sachsen entweder als Besiegte sich der christlichen Religion unterworfen hätten oder gänzlich ausgerottet sein würden» – das Programm eines 33jährigen Krieges, der eben «mehr und mehr auch religiös motiviert» worden ist (Haendler). Ja, der zumindest in seiner Planung kirchengeschichtlich etwas ganz Neues, «ein direkter Missionskrieg, der nicht Vorbereitung eines Missionswerks, sondern selbst Missionsmittel ist» (H.-D. Kahl).

Man stand gerade in jenem Jahrzehnt, in dem das Gebet eines Sakramentars (Meßbuch) die Franken geradezu das auserwählte Volk nennt. Wie überhaupt Karls Sachsenkriege zu seiner Zeit als Heidenkriege und schon deshalb natürlich als gerecht galten. «Erhebe dich, du von Gott gewählter Mann, und verteidige die Braut Gottes, deines Herrn», rief einer seiner engsten Berater, der Angelsachse Alkuin, ihm zu. Und Mönch Widukind von Corvey schreibt später: «Und da er sah, wie sein edles Nachbarvolk, die Sachsen, im leeren Irrglauben befangen war, mühte er sich auf alle Weise, es auf den wahren Weg des Heils zu führen.»

Auf alle Weise. Zum Jahr 775 verdeutlichen dies die Reichsannalen notorisch lapidar: «Nachdem er die Geiseln erhalten, reiche Beute an sich genommen und dreimal ein Blutbad unter den Sachsen angerichtet hatte, kehrte der genannte König Karl mit Gottes Hilfe (auxiliante Domino) heim nach Francien.»

Die Beute, die Blutbäder und Gottes Hilfe – das kehrt immer wieder. Stets von neuem ist der liebe Gott auf der Seite der Stärkeren. 776: «Aber Gottes Kraft überwand gerechtermaßen die ihre ... und die ganze Masse von ihnen, die in ihrer Angst einer vom andern in die Flucht mitfortgerissen worden waren, töteten sich gegenseitig ... wurden von gegenseitigen Stößen getroffen und so von Gottes Strafe ereilt. Und wie viel Gottes Macht zum Heil der Christen wirksam war, vermag niemand zu sagen.» 778: «Dort wurde eine Schlacht begonnen und sehr gut zu Ende geführt: mit Gottes Hilfe blieben die Franken Sieger und eine Menge Sachsen wurden dort erschlagen ...» 779: «... mit Gottes Hilfe ...» etc. Und zwischen den regelmäßigen sommerlichen Massenmorden feiert dann regelmäßig im Winter, mal auf diesem

Hofgut, mal in jener Stadt, «der genannte milde König Weihnachten ...»

Man kämpfte gegen Heiden; das rechtfertigte alles. Klerikerscharen begleiteten die Schlächter. Mancherlei Wunder geschahen. Und nach jedem Feldzug schleppte man reichen Raub mit heim. An der Lippe kam es zu Massentaufen, meist wohl von Adeligen, «kamen die Sachsen mit Frau und Kind in endloser Zahl (innumerabilis multitudo) und ließen sich taufen und stellten Geiseln, soviel der genannte König von ihnen begehrte».

Und auf dem glänzenden Reichstag 777 zu Paderborn strömten sie wieder herbei und schworen feierlich ab «Donar und Wotan und Saxnot und allen den Unholden, die ihre Genossen sind», und gelobten Glauben und Treue «Gott dem allmächtigen Vater, Christo Gottes Sohn und dem heiligen Geist». Ja, dies wurde nun ein festes Prinzip: erst das Schlachtfeld, dann das Missionsfeld. Wobei es zur besonderen, von jetzt an stets praktizierten Missionsmethode des Frankenkönigs gehörte, erst taufen, dann unterweisen zu lassen. Eine Abfolge, an die sich die Kirche (die in ihrer ältesten Zeit das Gegenteil, die Erwachsenentaufe, die Taufe erst *nach* der Unterrichtung propagierte) aus übelstem Grund noch heute hält.

Mission nach «den militärischen Stosslinien ...»

Die Sachsen mußten nun nicht nur mit «ihrer ganzen Freiheit und ihrem Eigentum» für ihre Unterwerfung bürgen, sondern ihr geraubtes Gebiet wurde jetzt gleich in Anwesenheit zahlreicher Bischöfe, je nach Lage, an die Bistümer Köln, Mainz, Würzburg, Lüttich, Utrecht sowie die Klöster Fulda und Amorbach in Missionssprengel aufgeteilt und fest in das fränkische Reich eingegliedert. Noch unter Karl entstanden die Bistümer Münster, Osnabrück, Bremen, letzteres ein «Brennpunkt» christlicher Propaganda unter den Sachsen. Dabei entsprach die Verteilung der Missionsbistümer seit 777 «den militärischen Stoßlinien der Franken vom Niederrhein und Main aus» (Löwe).

Von allen Seiten holte Karl bald Missionare in das eroberte Land, friesische und angelsächsische Missionare, Missionare aus Mainz, Reims, Châlon-sur-Marne. Von überall drangen die klerikalen Propagandisten vor, aus Bistumsstädten und Klöstern – die schon in der Antike «Zwingburgen» (Schultze) waren, im Frühmittelalter aber häufig bereits Funktionen hatten, die später, als die mittelalterliche Politik zu einem beträchtlichen Teil Burgenpolitik war, den eigentlichen Burgen zukamen. Aus Köln, Lüttich, Utrecht, Würzburg, aus Echternach, Corbie, Visbeck, Amorbach, Fulda, Hersfeld eilten die Frohbotschafter in das angrenzende Heidenland. Denn überall folgte dem Schwert «die Mission in untrennbarer Verbindung» (Petri), verflocht sich das Heilsgeschehen «jetzt untrennbar mit der kriegerischen Eroberung fremden Territoriums als gemeinsames Werk von Kirche und Feudalstaat» (Donnert). Annexionskrieg und Missionspolitik, Schwert und Kreuz, Militär und Klerus, das gehört jetzt in der Tat unlöslich zusammen, arbeitet sozusagen Hand in Hand. Was die Schlacht raubte, sollte die Predigt bewahren – «Die Mission hatte verheißungsvolle Anfänge genommen» (Beumann).[14]

Militärisches Rückgrat von Karls Kriegen, «wahren Blutbädern» (Grierson), waren die (nach römischem Vorbild) auf Bergen und an Flüssen erbauten, schwer einnehmbaren Grenzbefestigungen. Kein Zufall wohl, daß die ersten festeren Bistumsgründungen an den Ein- und Ausgangstoren der Weserfestung lagen: Paderborn, wo Karl dann auf dem Rückweg aus Ostsachsen mit seiner Truppe immer wieder Station machte, wo er eine königliche Pfalz erbaute und auch schon 777 eine «Kirche von wunderbarer Größe» (Annales Laureshamenses), die Salvator-Kirche; ferner Osnabrück, Minden, ebenso die beiden ältesten Klöster der frühfränkischen Zeit in Sachsen, Corvey und Herford. «Unter Karl dem Großen wurden neue Klöster fast nur als Stützpunkte im eben unterworfenen Heidenland begründet» (Fichtenau).

Hatte man doch auch schon die Bistümer Würzburg, Erfurt und Büraburg (bei Fritzlar) eben dort errichtet, wo dann wenige Jahre darauf bereits Karlmann und Pippin ihre Feldzüge gegen die Sachsen führten (743, 744, 748). Neben den Missionszentren in

Sachsen selbst spielte dabei das Kloster Fulda eine besondere Rolle. Nicht zuletzt auch Mainz, das bald, um 780, Erzbistum wurde, wobei man ihm die neuen sächsischen Bistümer Paderborn, Halberstadt, Hildesheim und Verden unterstellte, so daß die Mainzer Kirchenprovinz bis zu ihrer Auflösung 1802 flächenmäßig die größte der ganzen Christenheit war, während die westfälischen Neugründungen Münster, Osnabrück, Minden ans Kölner Bistum kamen.

Es versteht sich von selbst, daß dabei immer ausgedehnter Grundbesitz zugunsten der Kirche konfisziert und durch Burgen geschützt worden ist. Wichtige Klöster hat Karl reich beschenkt und im Streit mit ihren Hörigen unterstützt. So mußten die Sachsen nicht nur in jedem fränkischen Missionar einen Spion oder Festiger der Fremdherrschaft erblicken, sondern auch «in jeder christlichen Niederlassung einen Stützpunkt für die angreifenden fränkischen Heere» (Hauck). Jeder Krieg gegen die Christen war für die Sachsen auch eine Art Religionskrieg, der Kampf für das Heidentum und die staatliche Freiheit dasselbe. Immer wieder intensivierte gerade dies den sächsischen Widerstand, immer wieder wurden gerade deshalb die Kirchen zerstört, die Geistlichen vertrieben oder getötet.[15]

Wie König Karl schon in den ersten Jahren des Sachsenkonflikts wiederholt Heerfahrten gegen die Langobarden gelenkt hatte, so machte er im Jahr 788 auch einen berühmten «Abstecher» zu den Mauren in Nordspanien, einen bewaffneten Ausflug, der allerdings etwas anders verlief als geplant.

Schlappe in Spanien oder «Hier beginnen die Kreuzzüge»

In Spanien rivalisierten verschiedene arabische Machtgruppen. Der starke Mann war der letzte Omaijade Abd ar-Rahmān ben Muajia. 750 in Damaskus, bei der Machtergreifung der Abbasiden – der Abkömmlinge ihres Prophetenonkels Mohammed, die

systematisch die Omaijaden abgeschlachtet –, nach Spanien entkommen, war er 756 als Emir in Córdoba zur Herrschaft gelangt. Inzwischen aberbekämpfte ihn eine abbasidenfreundliche Opposition, und zu seinen gefährlichsten Widersachern gehörte Suleiman Ibn al-Arabi, der Statthalter von Barcelona und Gerona. Schon seit längerem im Aufstand und von seinem Gegner schwer bedrängt, hatte Suleiman mit anderen prominenten Oppositionellen 777 auf dem Reichstag in Paderborn den Frankenkönig zu Hilfe gerufen. Stets schnell einsatzbereit und auch willig, zögerte der nicht und führte einen reinen Eroberungskrieg gegen den Omaijadenemir, wobei er die Reichsgrenze – noch nach dem Fehlschlag sein Ziel – bis an den Ebro vorschieben wollte.

Nur politische Motive bestimmten ihn. Er hatte ohne Zweifel eine sehr schlachtbewährte Armee, die aber nur durch fortgesetztes Schlachten auf ihrem hohen Stand gehalten werden konnte. Zudem brachten Feldzüge Beute, und fast nichts war notwendiger. «Die Großen des Reiches mußten von Zeit zu Zeit ihren Happen bekommen, um bei Laune zu bleiben, und neue Vasallen konnten auch nur durch Freigebigkeit gewonnen werden» (de Bayac). Der karolingische Staat war ein reiner Raubstaat von Anfang an, und er blieb es, sogar mit steigender Tendenz. Gerade unter Karl «dem Großen» lebte man von nichts mehr als von Raub – und der Hilfe Gottes.

Nun gab es zwar jenseits der Pyrenäen, im gebirgigen Nordwesten, in Asturien und Galizien, noch ein schmales, von Christen gehaltenes Gebiet. Doch die Christen genossen damals durch die «Ungläubigen» Religionsfreiheit und eine milde Behandlung – haben doch überhaupt «die Araber in Spanien immer eine größere Duldung geübt, als sie selbst später von Seite der Christen erfuhren» (Mühlbacher). Erst nachfolgende christliche Chronisten ließen ihre Glaubensgenossen «in Spanien unter dem Joch der Sarazenen» schmachten und Karl der «leidenden Kirche zu Hilfe kommen». In Wirklichkeit hat der fromme Herrscher dem christlichen, einst von Westgoten gegründeten Königreich Asturien nie Hilfe geleistet. Vielmehr attackierte er als erstes eine christliche Stadt, und als letztes, schon auf dem

Heimweg, bescherten ihm christliche Basken noch einen blutigen Denkzettel.[16]

Mit einem ungewöhnlich starken Heer, nach Berichterstattern das bei weitem größte, das er je zusammengetrommelt hatte, brach er noch zu Beginn des Winters 777 auf und überschritt die Pyrenäen «unter Gottes Beistand», wie 840 ein Biograph Ludwigs des Frommen schreibt. «Denn des Königs Sinn ... wollte weder geringer als Pompejus' noch träger als Hannibals sein, die mit großer Anstrengung und Verlust für sich und die ihrigen einst die Schwierigkeiten dieser Gegend zu überwinden wußten.» Zwar eroberte Karl, nach Einhard, alle Städte und Burgen, die er belagerte. Doch über Saragossa hinaus vermochte er nicht vorzudringen. Der Wali al-Husain verschloß ihm dort die Tore, Karl machte anscheinend nach wenigen Tagen kehrt, und bis heute ist ungewiß, was ihn zu dem jähen Abbruch der «wohl größten militärischen Expedition seines Lebens» (Braunfels) bestimmt hat.

Auf dem Rückmarsch zerstörte er die Baskenstadt Pamplona. Und als er im August 778 sein eisenstarrendes Heer, in schier endlos langer Reihe aufgelöst, wieder über die schmalen Bergpfade der dichten Pyrenäenwälder führte, stürzten sich die Basken, angeführt von den Söhnen Suleimans, die ihren Vater dabei befreiten, vielleicht bei Roncevalles, wohin freilich erst die Sage den Schlachtort verlegt, wahrscheinlich aber am 15. August, in einer engen Schlucht von oben auf Karls Nachhut, warfen die völlig überraschten, in Panik geratenen Soldaten ins Tal und machten sie «in dem darauffolgenden Gemetzel bis auf den letzten Mann nieder» (Einhard).

Viele der vornehmsten Franken waren darunter, der königliche Truchseß Ekkehard – dessen Grabschrift mit dem Todestag 15. August allein das Tagesdatum überliefert –, der Kommandant der Palastwache, Pfalzgraf Anselm, und der Befehlshaber der Bretagne, Markgraf Hruotland (Roland), den im 12. Jahrhundert das altfranzösische Nationalepos «Chanson de Roland» und das deutsche «Ruolantes liet», das «Rolandslied» des Regensburger Pfaffen Konrad, verherrlichten, dessen Titelheld noch jetzt versteint vor Bremens prächtigem Rathaus steht. «Bis heute», klagt Einhard,

«konnte das unselige Geschehen nicht gerächt werden, da sich der Feind nach vollbrachter Tat so weit verstreute, daß man keine Ahnung hatte, wo er zu suchen sei.» Und die Reichsannalen halten fest: «Dieser Verlust überlagerte wie eine Wolke im Herzen des Königs einen großen Teil der spanischen Erfolge.» Ranke aber notiert: «Man kann sagen, hier beginnen die Kreuzzüge.»[17]

Karls spanisches Intermezzo war gescheitert; auch das, was er gewonnen, schon bald wieder verloren, und auch jeder jetzt dem Omaijaden preisgegeben, der mit dem Feind kollaboriert hatte, ob Christ oder Sarazene. Um so mehr suchte der König nun an den Sachsen sich schadlos zu halten.

Der Sachsenschlächter, «ein paar Nullen zuviel» und «die einfache Ruhe einer grossen Seele ...»

Während Karl in Nordspanien Eroberungen macht und wieder verliert – die einzige Niederlage, die ein fränkisches Heer unter seiner eigenen Führung erleidet –, stürmt der aus dänischer Emigration zurückgekehrte westfälische Adlige Widukind (777, als er dem Paderborner Reichstag fernbleibt, erstmals genannt) mit seinen Sachsen im Süden bis Fulda, im Westen bis Koblenz und Deutz. Zwingburgen und Kirchen werden ruiniert. Weithin rauchende Dörfer, Vernichtung; offensichtlich weniger ein Beute- als ein Rachezug.

779 stößt Karl bis zur Weser, 780 bis zur Elbe vor. Wieder tauft man, nicht nur Ostsachsen, sondern sogar Wenden von jenseits der Elbe und «Nordleute». Wieder gelobt man Treue und stellt Geiseln. Auf einem Reichstag in Lippspringe versucht der Herrscher die Verbreitung des Christentums in Sachsen «nachdrücklich zu fördern und damit die Entwicklung feudaler Verhältnisse zu beschleunigen» (Epperlein). Zwischen den besetzten Burgen verbreiteten die christlichen Priester die neue «Aufklärung» – «sie trugen Kreuze und sangen fromme Lieder. Schwer bewaffnete

Soldaten in voller Rüstung waren ihre Begleiter, die mit ihren entschlossenen Mienen die Christianisierung beschleunigten» (de Bayac).

Weiter wird das geraubte Gebiet an Bischöfe und Äbte verteilt, werden Missionssprengel geschaffen, Kirchen gebaut und selbst kleinere Klöster wie Hersfeld, Amorbach, Neustadt am Main, von Karl zur Heidenbekehrung eingesetzt. Erst recht natürlich Fulda, dessen Abt Sturmi noch kurz vor seinem Tod auf der sächsischen Eresburg kirchlich und militärisch das Kommando hat. Im Nordwesten agitiert Bischof Alberich von Utrecht, der in Westfriesland die Reste des Heidentums zerschmetterte. In seinem Auftrag und von Karls Militärmacht gedeckt, vertilgten Alberichs Mönche die Götterbilder, die paganen Heiligtümer und raubten, was ihnen wertvoll war. Überließ der König doch einen Teil der Tempelschätze dem Bischof für kirchliche Zwecke. Auch der hl. Angelsachse Willehad, der ebenfalls früher schon, nicht sehr erfolgreich, die Friesen indoktriniert hatte, organisierte seit 780 auf Karls Befehl den nördlichen Teil des unterworfenen Sachsenlandes. Im mittleren Friesland wirkte, gleichfalls von Karl berufen, in ähnlicher Weise der hl. Liudger.

Als aber die Ostfriesen und offenbar auch große Bevölkerungsgruppen Mittelfrieslands gemeinsam mit den Sachsen sich erhoben, die Kirchen zerstörten und zu ihrem alten Glauben zurückkehrten, verließen die Christentumsprediger eilig das Land. Der Engländer Willehad, bald darauf zum sächsischen Missionsbischof und ersten Oberhirten Bremens ordiniert, floh nach Rom, dann nach Echternach, «2 Jahre lang zu Studium und Gebet» («Lexikon für Theologie und Kirche»). Der hl. Liudger, später Bischof von Münster, flüchtete nach Rom und Monte Cassino. Ohne den Schutz der fränkischen Waffen konnten sich die Verkünder der Frohen Botschaft nicht halten. Kaum aber beherrschten die Okkupanten wieder das Feld, kehrten mit deren Schwertern auch die geistlichen Herren an die Propagandafront zurück. Willehad nahm seinen Sitz in Bremen, der hl. Liudger, auf Karls Befehl, östlich der Lauwers. Hier vernichtete er, gestützt auf die königliche Macht, die heidnischen Heiligtümer (fana), drang bis

auf die Inseln vor und verwüstete, geschützt von fränkischen Soldaten, noch die Opferstätten des friesischen Gottes Fosete auf Helgoland.

Viele Geistliche sollen allerdings nur ungern zu den widerspenstigen Sachsen gegangen sein. Und als diese sich 782, zugleich mit den Wenden, unter Widukind erneut erhoben, traf ihre Wut besonders Klerus und Christentum, flammten weithin die Kirchen im Feuer und flohen die Priester. Ein fränkisches Heer wird am Süntel aufgerieben, alles «fast bis auf den letzten Mann niedergehauen», berichten die Reichsannalen und fügen hinzu: «Der Verlust der Franken war noch größer, als es der Zahl nach schien.» Wurden doch auch zwei Dutzend sogenannte Erlauchte und Vornehme getötet. Noch ehe Karl aber selbst zur Stelle ist, werfen sächsischer Adel und fränkische Truppen gemeinsam den Aufstand nieder. Die sächsischen «Edlen» liefern die Empörer aus. Und nun steigert Karl den Expansions- und Missionskrieg bis zu der bekannten Abschlachtung in Verden an der Aller – und feierte dann, wie üblich, Weihnachten und Ostern, Geburt und Auferstehung des Herrn.[18]

Noch im 20. Jahrhundert suchte man gelegentlich von «berufener Seite», im katholischen und evangelischen Lager, die gräßliche Abmetzelungsorgie rundheraus zu leugnen. Bischofspostillen und einige «Fachtheologen» arbeiteten dabei Hand in Hand – besonders zur Nazizeit.

Der Kirchenbote des Bistums Osnabrück sprach 1935 von dem «Märchen vom ‹Verdener Blutgericht›». Ähnlich auch der evangelische Kirchenhistoriker der Universität Münster, Karl Bauer, der 1936 die quellenmäßige Bezeichnung decollare (enthaupten) als Schreibfehler erklärte statt des angeblich ursprünglich geschriebenen delocare oder desolare (aussiedeln), wonach also 4500 Sachsen nur weggeführt worden seien. Einerseits aber wird dies Wort oder ein ähnliches in verschiedenen Quellen überhaupt nicht gebraucht. Anderseits berichten gleich vier damalige Jahrbücher von der «Tötung» (decollare bzw. decollatio) der Sachsen: die Reichsannalen, die Annales Amandi, die Annales Fuldenses, endlich, in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts, auch die Anna-

les Sithienses: und all diese Chronisten aus den verschiedensten Gebieten hätten somit auf höchst mysteriöse Weise denselben «Schreibfehler» gemacht.[19]

Und um einen «Schreibfehler» ganz anderer Art handelte es sich, wenn schon vordem ein Forscher vermutete, der Verfasser der Quellen habe «in Folge falschen Lesens seiner Vorlage ein paar Nullen zu viel entnommen» (H. Ulmann). Mit Recht bemerkt dagegen Donald Bullough: «Dem König eine solche Tat nicht zuzutrauen, hieße aber, ihn tugendhafter zu machen, als fast sämtliche christliche Könige des Mittelalters gewesen sind. Denn das Niedermetzeln eines besiegten Feindes auf dem Schlachtfeld war damals üblich, es sei denn, man versprach sich mehr Vorteil von Sklaven oder Lösegeld. Auch vergißt man leicht eins: Die meisten Geiseln, die der König von Jahr zu Jahr mit sich nahm, wurden regelmäßig getötet, sowie sich diejenigen, für deren Gehorsam sie bürgten, wieder gegen den König erhoben.»[20]

Tatsächlich standen da 782 an einem Spätherbsttag 4500 Sachsen, eng zusammengedrängt, wie Tiere im Schlachthaus, und umgeben von ihrem eigenen «Adel», der sie ausgeliefert, sowie von den Helden des «großen» Karl, des «Leuchtturms Europas», wie ihn eine St. Galler Handschrift aus dem 9./10. Jahrhundert nennt. Und auf sein Urteil wurden sie niedergehauen, in die Aller geworfen, mit der sie in die Weser trieben und dann ins Meer ... «4500, und dies ist auch so geschehen» (quod ita et factum est), wie lakonisch der Reichsannalist festhält (dann, fast noch im selben Atemzug: «Und er feierte Weihnachten ...») – just dort, wo der künftige «Heilige» bald eine Kirche aufsteigen läßt (keine Sühne-, eher eine Siegeskapelle) und sich heute der Dom von Verden erhebt. Buchstäblich auf Strömen von Blut – wie, im übertragenen Sinn, längst alle Christentempel.

Man stelle sich vor: 4500 Menschen mit abgehackten Köpfen – und dann Heiligsprechung des Mörders. – Auch Frantisek Graus, ein «Lichtblick» oft in seiner meist so dunklen Zunft, läßt für Mord «keinerlei Entschuldigung» gelten, «auch keine ‹historische› im Abstand von Jahrhunderten, und Massenmorde sind ein Phänomen, das nie genügend gebrandmarkt werden kann ...»

Das angebliche Gründungsprivileg Karls von 786 für das Bistum Verden ist freilich eine Fälschung, zwischen 1155 und 1157 im Auftrag des Verdener Bischofs Hermann in dessen Kanzlei angefertigt. Hängt es doch wohl nicht zuletzt auch mit Karls Heiligkeit zusammen, daß die Zahl der in seinem Namen gefälschten Urkunden groß ist, mit denen Kirchen sich Privilegien erschlichen. Doch echt oder nicht: «Es ist wahr, er hat die 4500 Sachsen umgebracht», schreibt Ranke und fügt hinzu, «später aber tritt in ihm die einfache Ruhe einer großen Seele hervor.»[21]

«WIE NUN ÜBERALL FRIEDE WAR ...»

Das Großverbrechen des christlichen Herrschers, von der Kirche durch das ganze Mittelalter als «Apostel des sächsischen Stammes» gefeiert, verfehlte im übrigen zumindest zunächst auch politisch völlig sein Ziel. Denn der Widerstand der «Erzheiden» gegen Christentum und Frankenherrschaft wurde dadurch nicht geschwächt, sondern erst recht angefacht. Erneut brach der Aufruhr im ganzen Land aus. Wieder trat Widukind an die Spitze und riß auch die Friesen mit in die Empörung hinein. Wieder opferte alles zwischen Lauwers und Fli den Göttern. Was fränkisch und christlich war, wurde verfolgt, vertrieben, ausgerottet.

Karl eilte nach Sachsen, fort vom frischen Grab seiner jungen, am 30. April 783 zu Diedenhofen verstorbenen zweiten Gattin, der Seligen Hildegard, deren Verlust ihn – anders als der Tod von 4500 Sachsen – vielleicht getroffen haben mag. (Doch nahm er sich noch im selben Jahr eine Nachfolgerin. Und wieder fast ein Kind.) Und in Sachsen ging es wieder mit vielem Blutvergießen und «Gottes Hilfe» weiter. «Mit Gottes Hilfe blieben die Franken Sieger, und es fiel dort eine sehr große Zahl von Sachsen, so daß nur wenige sich durch Flucht retteten. Und von da aus kam der genannte ruhmreiche König siegreich nach Paderborn und sammelte dort sein Heer. Und setzte seinen Zug fort, als die Sachsen sich erneut vereinigten, bis zur Haase. Dort kam es wieder zu

einer Schlacht und dort fielen nicht weniger Sachsen und mit Gottes Hilfe blieben die Franken Sieger.»

Die eben zitierten Reichsannalen zum Jahre 783 beziehen sich auf die beiden einzigen großen Feldschlachten des ganzen Krieges, nahe dem heutigen Detmold und an der Haase, im Herzen der Weserfestung. Nur «wenige von der ungeheuren Menge», melden die Chronisten über die sächsische Niederlage bei Detmold, «sollen entronnen», «viele Tausend» gefallen sein. Und auch an der Haase bedeckte, nach einer weiteren alten Quelle, eine «unendliche Menge von Sachsen» das Schlachtfeld, «nochmal viele Tausende, mehr als früher». Wieder siegte Karl «mit Gottes Hilfe», kehrte nach Franken zurück und «feierte Weihnachten ...» Und viele Tausende hatte man inzwischen noch in die Sklaverei geschleppt.

Auch im folgenden Jahr 784 verheerte der Herrscher Sachsen, vor allem Ostfalen, während sein Sohn, bereits ganz in seinen Fußtapfen, Westfalen heimsuchte, auch er, versteht sich, mit Gott. «Mit Gottes Hilfe blieb Karl, der Sohn des großen Königs Karl, Sieger mit den Franken, nachdem viele Sachsen getötet waren. Nach Gottes Willen kehrte er unversehrt zu seinem Vater in die Stadt Worms zurück.»

Den Winter 784/785 verbrachte Karl mit der im Jahr zuvor geehelichten noch sehr jungen Fastrada samt seinen Söhnen und Töchtern auf der Eresburg. Und erst jetzt brach der Widerstand der Sachsen allmählich zusammen – während er das Fest der Auferstehung des Herrn feierte, immer wieder seine Soldateska ausschickte, auch selbst «einen Zug» unternahm, verwüstend, raubend, Straßen säubernd, ganze Wälder verbrennend, Saaten vernichtend, Brunnen verschüttend, Bauern metzelnd, Festungen und verschanzte Dörfer nehmend – «denn für sein Werk ist Ordnung Grundbedingung» (Daniel-Rops).[22]

785 schien die Widerstandskraft des schwergeschlagenen sächsischen Volkes fast erloschen, schien es sich endgültig «unter das sanfte und süße Joch Christi» zu ducken, wie der Biograph des Abtes Sturmi längst verlangt hatte, jenes fanatischen Sachsenmissionars, der den Kampf gegen die Heiden predigte, ihre Götter-

tempel zu zerstören, ihre altheiligen Haine zu fällen und Kirchen zu errichten forderte.

Widukind, der noch unbezwungen nach Nordalbingien ausgewichen war, kam nach Verhandlungen mit Karls Bevollmächtigten um Weihnachten 785 in die Pfalz Attigny an der Aisne, ließ sich taufen, durch den König, der selbst Pate stand, herrlich beschenken und verschwand für den Rest seiner Tage wohl auf seine Besitzungen und aus der Geschichte. Dafür wurden seine Reliquien aufbewahrt, in Legenden Gotteshäuser von ihm gebaut – und sein Urenkel Wichert avancierte bereits zum Bischof von Verden (gest. 908). Karl hatte dem Papst seinen Sieg gemeldet, der hatte Glückwünsche gesandt und Ende Juni 786 ein dreitägiges Dankfest durch die gesamte abendländische Christenheit angeordnet, sogar jenseits der Meere, so weit Christen wohnten.[23]

Ansonsten freilich ging der Krieg weiter.

Im selben Jahr noch schickte Karl ein Heer in die Bretagne, um die aufständischen, zinsbar gemachten Bretonen zu unterjochen, die sich begreiflicherweise ungern ausbeuten lassen wollten. So wurden zu ihnen seit Pippin III., unter Karl und Ludwig dem Frommen immer wieder neue Heerfahrten nötig, worauf jedoch stets neue Empörungen folgten. Noch 786 mußte auch in Thüringen eine «große Verschwörung» (Einhard), als deren Haupt ein Graf Hardrard galt, erstickt werden, wobei der edle Karl, angeblich auf Drängen seiner brutalen dritten Gattin Fastrada, hart durchgriff, töten, verbannen und – eine im Frankenreich seltene Strafe – blenden ließ.[24]

«Wie nun überall Friede war», melden die Reichsannalen zu diesem Jahr, «beschloß Karl nach Rom zu ziehen und den Teil Italiens anzugreifen, der jetzt Benevent heißt, indem er es für angemessen hielt, auch den Rest des Reichs sich zu unterwerfen ... dessen größten Teil er in der Lombardei bereits in seiner Gewalt hatte.» Denn ohne Krieg hielt es «der Große» nicht aus. Und wäre er denn ohne seine Kriege «der Große»?

Letzte Aufstände, Vernichtungskrieg – und «die stille Hoheit des Krummstabes»

Während der König im Süden agierte (S. 442 ff.), rumorte es im Norden fort. Zwar wird schon im Anschluß an die Meldung von Widukinds Taufe verkündet, «tota Saxonia subiugata est», ganz Sachsen sei nun unterworfen – «befriedet» war es, trotz oder wegen all des Blutes, nicht. So wenig wie Friesland, wo es in den neunziger Jahren im Osten zu neuen Tumulten kam, wo man wieder die Kirchen zertrümmerte, die Missionare vertrieb. Auch Liudger suchte abermals das Weite. Sobald die Heiden vorstießen, floh er, nach der Verfolgung – eine alte, schon frühchristliche Praxis – kehrte er zurück und setzte mit apostolischem Eifer das «Bekehrungswerk» fort: vertilgte fanatisch die paganen Reste, rottete «Götzentempel» aus, machte Blinde wieder sehend, kurz «trocknete allenthalben die Tränen», «verschaffte erquickenden Frieden» und wurde ja auch Heiliger.[25]

Begünstigt durch den Awarenkrieg, kam es in Sachsen ebenfalls zu einer Erhebung. Sie beschränkte sich allerdings im wesentlichen auf das bisher noch am wenigsten betroffene Land im Nordosten, auf die an der Unterelbe und in Holstein wohnenden ursächsischen Nordalbingier sowie, bei starker Zurückhaltung des Adels, auf die breite Masse des Volks.

«Wie der Hund, welcher zu seinem Gespei zurückkehrt (II. Petri 2,22)», melden die Lorscher Jahrbücher, «so kehrten sie zurück zum Heidentum, das sie früher abgeschworen hatten, sie verließen wiederum das Christentum und verbündeten sich mit den heidnischen Völkern im Umkreis. Aber auch zu den Awaren entsandten sie Boten, und sie erkühnten sich zu rebellieren vorerst gegen Gott, dann gegen den König und die Christen ...» Auch Karls ältester, aber unehelicher Sohn Pippin, ein schöner, doch buckliger Jüngling, empörte sich damals. Während seine Genossen teils hingerichtet, teils ausgepeitscht und verbannt worden sind, landete Pippin zum Mönch geschoren im Kloster Prüm, wo er nach fast zwanzigjähriger Haft (811) gestorben ist.

Doch galt der mehr als zehnjährige Kampf der Sachsen nicht

eigentlich der fränkischen Fremdherrschaft, nicht einmal dem Christentum als solchem. Vielmehr richtete er sich vor allem gegen dessen Vertreter und Einrichtungen, gegen die Kirche, ihre rigorosen Eingriffe ins Privatvermögen, ihre rücksichtslose Eintreibung der Zehnten, worüber schon Karls angelsächsischer Ratgeber Alkuin klagte, indem er in den Missionaren eher Plünderer (praedones) als Prediger (praedicatores) sah. «Daß die Zehnten Treu und Glauben vernichtet hatten», scheint bei den Franken eine sprichwörtliche Rede gewesen zu sein. Und so unbarmherzig die Kirche war, so unbarmherzig bekämpften sie die Nordalbingier jetzt. Die neuen Gotteshäuser wurden überall zerstört, die Geistlichen verjagt, selbst christliche Sachsen nicht selten getötet, ihre Besitzungen geplündert, kurz, die ganze Kirchenorganisation nördlich der Elbe mit Stumpf und Stiel vernichtet.

Der Aufstand wuchs sich zu einem mehr als zehnjährigen Vernichtungskrieg von äußerster Grausamkeit auf beiden Seiten aus. Die erst im Herbst 794 wieder aufgenommene Gegenoffensive, bei der Karl Reliquien mitführte, bestand in bloßen Verwüstungszügen. Mehrfach setzte er sogar heidnische Slawen, die Wilzen ein, auch Obodriten, deren König Witzin von den Sachsen bei Überquerung der Elbe angegriffen und umgebracht wurde. Karl plünderte, zerstörte, verheerte, mitunter hauptsächlich durch Feuer, metzelte tausendfach. Nach einem Sieg bei Kiel sollen 4000 Sachsenleichen das Schlachtfeld bedeckt haben. Auch schleppte er Jahr für Jahr große Mengen an Geiseln weg, einmal jeden dritten Mann, «so viele er wollte», wie ein Chronist sagt, von denen er die meisten «regelmäßig getötet» hat (Bullough). Bis 799 zog nun der «Apostel» der Sachsen, «der mit eherner Zunge das Evangelium predigte» (Bertram), jährlich gegen sie. 802 schickte er wieder ein Heer, indes er sich den ganzen Sommer in den Ardennen auf der Jagd vergnügte. 804 rückte er selbst noch einmal ins Feld, wobei die Sachsen endgültig der Übermacht erlagen.[26]

Der Herrscher hatte schließlich, um jede Erhebung unmöglich zu machen, Massendeportationen befohlen, erschreckend rück-

sichtslose Zwangsverpflanzungen großen Stils, wie sie auch die christlichen Byzantiner handhabten; «eine solche Menge von Geiseln», meldet ein Bericht, «wie man sie niemals in seinen Tagen oder in den Tagen seines Vaters noch jemals in den Tagen der Frankenkönige von dort weggeführt hat». Der Mann, der schon 794, auf der Frankfurter Synode, offen als «Haupt der abendländischen Kirche» auftrat, ließ in den Jahren 795, 796, 797, 798, 799 und 804 Tausende von Sachsen, mit Weib und Kind, rund zehntausend Familien durch seine Soldateska auf altfränkischen Boden verschleppen und diesseits wie jenseits des Rheins, in Gallien und Germanien, als Zinsleute geistlicher und weltlicher Großer ansiedeln. (Noch heute erinnern Ortsnamen in Franken wie Sachsendorf, Sachsenfahrt, Sachsenmühle daran.) Viele Deportierte steckte man aber auch in streng bewachte Lager, wo man sie ihr Leben verbringen ließ. Eine Quelle spricht geradezu von «gründlicher Ausrottung». Und nicht wenige Sächsinnen, die freilich noch nicht durch das heilige Taufbad von allem Heidendreck gereinigt sein durften, wurden während des ganzen Krieges nach Verdun geworfen, auf den großen Umschlagplatz für Sklaven.

Durch all dies haben sich die Besitz- und Eigentumsverhältnisse im Norden teilweise völlig verändert. Denn auch das geraubte Land an der Elbe verteilte Karl wieder an Bischöfe, Priester und seine weltlichen Vasallen. Und im ganzen 9. Jahrhundert wurden dann in Sachsen zahlreiche adlige Eigenklöster gegründet.[27]

So hatte Karl durch einen dreiunddreißigjährigen Krieg die «Erzheiden» doch überzeugt, «daß es noch etwas Höheres gebe, als Kampf und Sieg, als Tod auf dem Schlachtfelde», wie uns Kardinal Bertram, der Anfeurer zweier Weltkriege, der Hitlerbeisteher, versichert, hatte Karl «das Kreuz siegreich und segenspendend im jungfräulichen Boden des Sachsenlandes aufgepflanzt». Und endlich das Wichtigste, «waltete segensreich und vermittelnd die stille Hoheit des Krummstabes neben der Macht des königlichen Scepters und Schwertes».[28]

KARLS BLUTGESETZE

Während seines Kampfes erließ der König drakonische Gesetze; jeweils dann offenbar, wenn er glauben mochte, die Sachsen endgültig unterjocht zu haben und zur «Ordnung» übergehen zu können: vor allem die Capitulatio de partibus Saxoniae (782) und das Capitulare Saxonicum (797). Und da die Übertritte zum Christentum durch Massentaufen erzwungen worden waren, das sächsische Volk aber insgeheim weithin am Heidentum festhielt und den Klerus verabscheute, drang Karl auf restlose Ausrottung des alten Glaubens und seiner Riten, auf die Zwangstaufe aller Sachsen, die vollständige ideologische Umerziehung. Von den vierzehn die Todesstrafe verhängenden Bestimmungen der Capitulatio betreffen zehn allein Vergehen gegen das Christentum. Er hatte zuvor auch den Rat des Papstes eingeholt und orientierte sich zudem ganz offensichtlich an jener Missionsmethode der Fuldaer Mönche zur Vertilgung des Heidentums, die mit rücksichtslos durchgeführten Massentaufen und vollständiger Vernichtung seiner Heiligtümer begann.

Mit einem stereotypen «morte moriatur» wird alles bedroht, was die Verkünder der Frohen Botschaft ausmerzen wollten: das Berauben und Zerstören von Kirchen, die Verbrennung Toter, das Verweigern der Taufe, das heimliche Umgehen der Taufe, die Verhöhnung des Christentums, die Schmälerung kirchlichen Besitzes, das Darbringen heidnischer Opfer, die Ausübung paganer Bräuche etc.

Das hört sich so an:

«3. Wenn jemand gewaltsam in eine Kirche eindringt und in ihr etwas raubt oder stiehlt oder die Kirche in Brand steckt, so sterbe er des Todes.

4. Wenn jemand das heilige vierzigtägige Fasten aus Mißachtung des Christentums nicht hält und Fleisch ißt, so sterbe er des Todes . . .

7. Wenn jemand nach heidnischer Sitte den Leib eines verstorbenen Menschen durch Feuer verzehren läßt und seine Gebeine zu Asche brennt, so sterbe er des Todes.

8. Wenn jemand künftig im Sachsenvolk ungetauft sich verstecken möchte und unterläßt, zur Taufe zu kommen, weil er Heide bleiben will, so sterbe er des Todes ...

10. Wenn jemand gemeinsam mit Heiden etwas gegen Christen plant und mit ihnen in Feindschaft gegen die Christen zu verharren sucht, so sterbe er des Todes. Und wenn jemand diesem selben Verbrechen gegen den König und das christliche Volk zustimmt, so sterbe er des Todes.»

Sogar die Übertretung des Fastengebotes zog die Todesstrafe nach sich! (Karl selbst war das Fasten zuwider; es sei seinem Körper, klagte er, nicht zuträglich.)

Befohlen wurde: Taufe im ersten Lebensjahr, Kirchenbesuch an allen Sonn- und Feiertagen, Ablegen des Eides in den Kirchen, ja sogar die Einhaltung der kirchlichen Ehegesetze. Man forderte, wie schon Alkuin rügte, «strenge Bußen für die leichtesten Vergehen». (Am Hof Karls aber vögelte man bei Gelagen, an denen auch seine Töchter teilnahmen, ganz schön durcheinander, sollen auch Geistliche manchmal «gestrauchelt» sein.)

Da dem zwangsbekehrten Sachsenvolk wenig oder nichts am Christentum lag, mußte es weiter mit Gewalt zur Erhaltung der Kirche genötigt werden. Jedermann, Adelige, Freie, Liten, hatte den Zehnten vom Ertrag des Grundbesitzes und von allem Erwerb der Kirche zu geben. Außerdem mußte jede Kirche zwei Hufe, also zwei Bauerngüter, erhalten, sowie von je 125 Einwohnern einen Knecht und eine Magd, wodurch die Masse der Sachsen noch stärker ausgebeutet wurde als je zuvor.[29]

Der Christ Johannes von Walter fragt angesichts der grauenhaften Sachsengesetze scheinbar arglos: «Hat Karl hier im Sinne der Vertreter der Kirche gehandelt? Es ist kaum anzunehmen, daß sein Vorgehen viel Beifall fand.» So viel Falschheit, Verlogenheit in zwei Zeilen! Doch gefragt wird in dem Band «Die Nation vor Gott. Zur Botschaft der Kirche im Dritten Reich». Gefragt wird 1934. Dabei hatte Karl diese jahrzehntelangen Sachsen-(und sonstigen)Gemetzel mit dem engsten Beistand der Kirche betrieben und natürlich auch ganz und gar in deren Interesse. «Das Entscheidende war für die Kirche der Kampf für das Christentum,

den Karl in Sachsen und Spanien so sichtbar führte. Durch den Heidenkrieg entsprach seine Tätigkeit der kirchlichen Auffassung vom christlichen Imperium ...» (Zöllner).[30]

Nichts ist mehr evident. Und Einhard, dessen Berichten über Karl besondere Bedeutung zukommt, bemerkt einmal, der so viele Jahre währende Kampf sei erst beendet worden unter der Bedingung, daß die Sachsen ihrem «Teufelskult» (daemonum cultu) abschwören, daß sie den christlichen Glauben und die heiligen Sakramente annehmen und mit den Franken zu einem Volk vereint würden. Klarer, überzeugender kann man Karls Kriegsziel kaum benennen: Vernichtung des Heidentums, Ausbreitung des Christentums und Annexion.

Im (katholischen) «Handbuch der Kirchengeschichte» stehen die Sachsenkriege unter der Überschrift: «Die Abrundung des fränkischen Großreichs».[31] So läßt sich das auch betiteln, gewiß, ohne jede Spur von Barbarei, von Blut. Einfach und sauber! «Die Abrundung» – klingt glatt, beinah elegant. Es hat was Spielerisches, fast Artistisches. Als ging's um ein Kunstwerk, ein Staatskunstwerk. Und für ein Großreich, ist da nicht ohnedies alles erlaubt? Jedenfalls solang es «glückt»?

2. Die Beraubung und Auslöschung der Awaren (791–803)

Noch während Karl die Sachsen und Friesen blutig unterjochte, zerstörte er gleichzeitig das um 570 in Ungarn gegründete Awarenreich, zu dessen unmittelbarem Nachbarn er durch die Beseitigung des Baiernherzogs geworden war.

Karls kurzer Prozess mit Tassilo

Bayern hatte sich staatlich, rechtlich und sozial unter der dort alles dominierenden Führung der Agilolfinger gebildet und entwickelt. Erst mit den beiden Feldzügen Karl Martells geriet das Land, wenn vielleicht auch noch nicht unter die Oberhoheit der Franken, so doch in Abhängigkeit von ihnen, die nach der schweren Niederlage der bayrischen Armee im Jahr 743 (S. 328 f.) noch beträchtlich wuchs. Das Papsttum, das damals Herzog Odilo schmählich verraten hatte, ließ erst recht dessen Sohn Tassilo im Stich, als Karl ihn stürzte.

Dabei war Tassilo III. (748–788), der letzte Agilolfinger, dessen Herrschaft von Anbeginn unter der Hoheit seines Onkels, des Hausmeiers Pippin, stand, klerusergeben wie wenige Fürsten, vor allem «der ewigen Liebe und des furchtbaren Grauens halber, um dem Pfuhle des Teufels zu entgehen und den Himmelssaal zu verdienen». Er förderte die Geistlichkeit in jeder Weise. Er schützte die Priester durch ein hohes, die Bischöfe durch ein unerschwingliches Wergeld. Er begünstigte die Mission der Angelsachsen und des Bonifatius. Er holte Märtyrerleiber herbei, den Leichnam Valentins nach Passau (746), den Corbinians nach Freising (765). Er füllte Bayern mit Kirchen, mit Mönchsbehausungen und beschenkte sie verschwenderischer als irgendeiner seiner Vorgänger. Er gründete wahrscheinlich die Klöster Mattsee, Münchsmünster, Pfaffenmünster, Wessobrunn, sicher aber 769 das Kloster Innichen im Pustertal, «um das ungläubige Geschlecht der Slawen auf den Pfad der Wahrheit zu führen», und 777 das ungewöhnlich großzügig bedachte Kloster Kremsmünster im Traungau, ebenfalls als Vorposten und Stützpunkt der Slawenmission, als Sicherung seines Regiments über die Heiden. Missionarische, politische, wirtschaftliche Motive hängen hier, wie so oft, untrennbar zusammen.

Überhaupt dehnte Tassilo die bayrische Herrschaft immer weiter nach Süden und Osten aus, wobei nicht zuletzt eben Klostergründungen eine wichtige Vorarbeit leisten, die entscheidende Rolle aber ein Krieg spielt. Im Jahr 772 nämlich werden der Her-

zog, die Bischöfe und der Adel Bayerns durch einen gewissen «Clemens peregrinus» zu einem «Kreuzzug» gegen die Heiden Karantaniens aufgerufen, ein Land, das vor allem das heutige Kärnten sowie Teile der Ober- und der Mittelsteiermark umfaßte. Dort herrschten Slawenfürsten, bis 828 deutsche Grafen an ihre Stelle traten. «Gott verleihe den Baiern den Sieg gegen ihre Feinde, wie einst Gideon; Gott möge Tassilo Mut geben, wie Samson; Gott sei mit ihnen wie mit David, der Goliath besiegte. Gott ...» etc. Tassilo führte den «Kreuzzug», zog nach Kärnten, brachte die Karantanen um ihre politische Selbständigkeit und eröffnete damit dort «den Beginn der Deutschen Herrschaft bis in die neueste Zeit hinein» (Waldmüller). «*Dieser Sieg Tassilos III. über die Slawen hat für mehr als ein Jahrtausend die Herrschaft der Deutschen über die Slawen bestimmt* und zugleich Deutschland und christliche Mission in die gleiche Front gebracht» (Klebel).[32]

Noch Anfang der siebziger Jahre hatte Tassilo seinen Sohn Theodo von Papst Hadrian I. taufen und salben lassen. Und sein Herzogtum besaß auch schließlich «quasikönigliche Gewalt, der nur das *nomen regium* fehlte» (Schlesinger). Doch 781 einigte sich Karl anläßlich seines Rombesuches mit Hadrian zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen Tassilo. Noch im selben Jahr erschienen zwei Gesandte des Königs sowie zwei vom Papst beauftragte Bischöfe bei dem Herzog und drängten ihn zur Erneuerung des einst Pippin geleisteten Lehnseides. Tassilo lenkte zunächst ein, widersetzte sich dann aber erneut und bat 787 den Papst um Vermittlung. Der jedoch lehnte nicht nur strikt ab, sondern drohte Tassilo und seinen «Mitschuldigen» mit dem Anathem, falls er nicht Karl in allem gehorche. Ja, er erklärte, ein eventueller fränkischer Angriffskrieg gegen ihn sei ein «gerechter Krieg». «Wenn der Herzog durch meine Worte nicht bewogen wird, zu seiner Pflicht zu stehen, werden Karl der Große und sein Heer von jeder Sünde freigesprochen und der Verantwortung für Brandschatzung, Tötung und jeglicher Schadenshandlung, die zum Nachteil Tassilos und seiner Komplizen geschieht, enthoben.» Karl dagegen versprach er für alles mögliche Unheil, das er über die Bayern bringe, von vornherein die Absolution. Und als dieser 787 mit drei

Heeren konzentrisch auf Bayern vorrückte, fand er keinen ernsthaften Widerstand. Die bayrischen Großen, «namentlich die Bischöfe» (Heuwieser), hielten es selbstverständlich mit dem Stärkeren. Tassilo mußte sich kampflos ergeben, seinen Treueid erneuern und bekam sein Herzogtum als Lehen zurück.[33]

Schon im folgenden Jahr aber wurde Tassilo auf den Reichstag nach Ingelheim zitiert, wo ihn Karl sofort verhaften und entwaffnen ließ. Dann nahm man in Bayern auch Tassilos Frau, Kinder nebst Gesinde fest und brachte sie gleichfalls herbei. Erst danach beschuldigten ihn auf der Reichsversammlung «Anhänger einer vom bayrischen Episkopat angeführten tassilofeindlichen Partei» (Sprigade); Leute, nebenbei, die in seinem Gefolge nach Ingelheim gekommen waren, eines angeblichen Bündnisses mit den Awaren, und man machte ihm förmlich den Prozeß. Allerdings nicht wegen Hochverrats, was sich offenbar nicht erweisen ließ, sondern wegen seiner – 25 Jahre zurückliegenden! – 763 in Aquitanien begangenen «Fahnenflucht» (harisliz; vgl. S. 330).

Viel Dunkel hängt um diesen Tag – «wie über das Verschwinden der Hedenenherzöge in Mainfranken und der Alemannenherzöge nach 740» (Bosl). Die Versammlung verurteilte den Herzog einmütig zum Tod. Karl wandelte, angeblich «von Mitleid gerührt», so der offiziöse Annalist, «aus Liebe zu Gott und weil derselbe sein Blutsverwandter war», das Todesurteil in Klosterhaft um, gleichbedeutend mit lebenslänglichem Gefängnis – und erschien seinen Zeitgenossen auch noch als der gütige, gottesfürchtige Landesvater. Tatsächlich agierte er nur machtbesessen, bemerkenswert unbarmherzig, wirkt alles «wie eine geschickt arrangierte Szene – ein von Beginn an abgekartetes Spiel» (Epperlein).

Tassilo wurde am 6. Juli in Sankt Goar zum Mönch geschoren, dann in das Kloster Jumièges bei Rouen gebracht. Doch nach sechsjähriger Klosterhaft, wahrscheinlich in Lorsch, holte ihn Karl 794 auf einen Reichs- und Kirchentag nach Frankfurt, ließ ihn hier in einer widerlichen Farce um Verzeihung bitten für alles, was er ihm, Karl, und den Franken angetan, und auch für seine Söhne und Töchter schriftlich auf das Herzogtum Bayern und

seinen persönlichen Besitz Verzicht leisten. (Den herzoglichen Schatz hatte er natürlich schon 788 zu seinen Gunsten konfisziert.) Der Rex piissimus, dessen Barmherzigkeit die Annales Laureshamenses in diesem Zusammenhang ausdrücklich rühmen, wollte also nicht nur Tassilo, sondern die ganze Dynastie vernichten. Doch verzeiht ihm Karl auch jetzt, versichert ihn seiner Huld und nimmt ihn, wie es heißt, «wieder auf in seine Liebe, da er in Zukunft sicher sei durch Gottes Erbarmung».

Auf die Erbarmung Karls mußte der Herzog verzichten. Um dessen Land endlich kassieren zu können, hatte der König ja nicht nur Tassilo, sondern auch seine Gattin Liutperga, die Tochter des Langobardenkönigs Desiderius, hinter Klostermauern stecken lassen, ebenso ihre Söhne und ihre Töchter; Rotrud in Soissons und Gotani in Chelles, hier beaufsichtigt von Karls eigener Schwester. Tassilos ältesten Sohn Theodo brachte man nach St. Maximin in Trier, das Klostergefängnis ihres zweiten Sohnes Theopert ist nicht bekannt.

Tassilo starb im Kloster Laurisham (Lorsch) am Rhein; wann, weiß man nicht. Auch König Desiderius war ja durch Karl in einem Klostergefängnis verendet. Und auch Hunald, der Vater des Herzogs Waifar von Aquitanien (S. 373), endete wahrscheinlich dort, nachdem er sich, nach bereits 25jährigem Klosteraufenthalt, 768 noch einmal zu einem Aufstand hatte hinreißen lassen. Bayern wurde fränkische Provinz, wo erst «Statthalter», dann Unterkönige regierten. Und die bayerische Kirche, Tassilos wichtigstes, von ihm reich ausgestattetes Regierungsinstrument, wechselte zu Karl über.[34]

Mit Tassilos III. Absetzung und Gefangennahme zu Ingelheim 788 war Bayern fränkische Provinz und das Awarenreich zum unmittelbaren Nachbarn der Franken geworden.

Ersichtlich ein heiliger Krieg

Unter dem Druck der Turkvölker (eigentlich Türkvölker, Türken) waren die Awaren, ein zu den Hunnen gehörendes, vermutlich protomongolisches Steppen- und Reitervolk aus Zentralasien, nach Westen gestürmt. In der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts besetzten sie die Theißebene und den ganzen mittleren Donauraum für mehr als zweihundert Jahre. Bereits um 550 standen sie auch am Ostrand Germaniens und wurden im nächsten Jahrzehnt, als sie unter dem Khagan Baian ein energisch regiertes Großreich zwischen den Ostalpen und dem Schwarzen Meer zu gründen begannen, von dem Merowinger Sigibert I. bekämpft. 561 siegte er zwar über sie an der mittleren Elbe, mußte sich aber fünf Jahre später einen Tributfrieden erkaufen.

Mit breiten Massen slawischer Hilfstruppen attackierten sie weiter den Balkan. Ein Teil der um die Donau ansässigen Germanen und Sarmaten vermischten sich mit ihnen. 506 vernichteten sie, verbündet mit den Langobarden, die ostgermanischen Gepiden (S. 105). Und als jene 568 nach Italien zogen, drangen in die verlassenen pannonisch-norischen Landstriche Awaren und Slawen ein, die damit zu östlichen Nachbarn der Bayern wurden. Doch tendierte ihre Stoßrichtung vorerst noch nach Süden, vor allem nach Konstantinopel, dessen Bundesgenossen sie einst gewesen, das sie aber 626 mit Slawen, Gepiden, Bulgaren und anderen Hilfsvölkern von der europäischen Seite her einschlossen, während es die Perser an der asiatischen abriegelten. Die kleine slawische Flotte wurde vernichtet, und das Landheer scheiterte an den unbezwingbaren Mauern. Als Hunger und Seuchen die Awaren zum Rückzug zwangen, worauf auch die Perser abzogen, war das Ansehen des Khagans bei seinen Untertanen und Verbündeten erschüttert, wurde seine Herrschaft durch die slawischen Hilfsvölker beseitigt: bei den Sudetenslawen, den Bulgaren und in Dalmatien. Zwar erstarkten die Awaren noch einmal um 750, dominierten sie die Slawen ihres Machtbereichs durch neun befestigte, von einem ringförmigen Wall umgebene Lager, die sogenannten «Awarenringe»: Stützpunkte, in denen sich Le-

bensmittel, Kriegsbeute und unermeßliche Schätze häuften, wobei man das Zentrum awarischer Macht östlich des Wiener Walds vermutet. Doch dann ging Karl gegen sie vor und gab ihnen den Todesstoß.[35]

Nachdem er Bayern an sich gerissen – von 788 an zählte man in den bayrischen Urkunden die Jahre «seit König Karl Baiern erwarb» –, wurde es noch mehr in den Dienst der Awaren- und Slawenmission gestellt, wurden Krieg und Predigt im Südosten erst recht fortgesetzt, wobei die Annales regni Francorum als Hauptgrund für die Eröffnung der Feindseligkeiten die Christenfeindschaft der Awaren anführen, die angebliche allzu große und unerträgliche Übeltat, «die die Awaren gegen die heilige Kirche und das christliche Volk begangen hatten, weil man durch Abgesandte keine Genugtuung erlangen konnte ...» In Wirklichkeit wollte der König, ein notorischer Eroberer, expandieren, wollte er offensichtlich das Land zwischen Enns und Donau als «pannonische Mark».

Die Awaren waren 788 zur Rettung Tassilos mit zwei Armeen nach Bayern und Italien vorgedrungen, aber zu spät gekommen und überall zurückgeschlagen worden. Viele Tausende von ihnen krepierten auf den Schlachtfeldern oder kamen fliehend in der Donau um. Und 791 stieß Karl, während gleichzeitig italienische Truppen unter dem Herzog von Istrien von Südwesten ins Awarenreich einfielen, mit zwei weiteren großen Truppenkontingenten nach Ungarn vor. Weit und breit verwüstete er das Land bis zur Raab – nicht ohne alles auch entsprechend kirchlich vorbereitet zu haben.

«Mit Gottes Hilfe» hatte es, wie stets, begonnen. Und als man am 5. September an die Enns kam, die Grenze zu den Awaren, hielt man erst drei Tage lang Bittgänge, wobei «alle», wie Karl der Gattin Fastrada schreibt, «barfuß» mitgegangen seien. Dazu kamen Gottesdienste über Gottesdienste. Jeder Bischof und Priester hatte drei Messen, jeder Kanoniker und Mönch drei Psalter zur «Abwendung der Kriegsnot» (Ahlheim) beizusteuern, die man ja gerade über weite Gebiete zu verbreiten begann. Das Ganze förderte noch allgemeines Fasten. Doch davon konnte man sich

bereits loskaufen – erwarb man die «Licenz» des Weintrinkens oder Fleischverzehrs gegen Geld. Mit alldem erstrebte man «Gottes Trost», schreibt der Reichsannalist, «für die Rettung des Heeres und die Hilfe unseres Herrn Jesus Christus und für den Sieg und die Rache an den Awaren». Über die kommt denn auch bald «vom Herrn ein Schrecken», weil eben «Christus sein Volk führte» – und der allerchristlichste König, darf man ergänzen; begleitet von seinem Erzkapellan, dem Bischof von Metz, Angilram, der dabei starb, dem Bischof Sindpert von Regensburg, der dabei fiel, den Bischöfen Arno von Salzburg, Atto von Freising sowie vielen anderen Klerikern. Sie alle machten sich schließlich ans fromme Werk – «eine ungeheure Arbeit wurde geleistet, die den Samen des Christentums dort zum Keimen brachte, wo das Schwert Karls des Großen die Furchen aufgepflügt hatte» (Daniel-Rops).[36]

Da die Awaren aber sich keiner Feldschlacht stellten, da das wald- und sumpfreiche Land die Offensive hemmte und zudem im Heer eine Männer, vor allem jedoch neun Zehntel der Pferde, Tausende von Tieren hinwegraffende Seuche ausbrach, die jede weitere Verfolgung unmöglich machte, mußte die erste Attacke entscheidungslos abgebrochen werden. Immerhin war ein Teil-, ein Ersterfolg erzielt. Immerhin soll Karl – der hier ja «sichtlich einen heiligen Krieg» führte, «an dessen Ende nur die völlige Besiegung und Bekehrung des Feindes stehen konnte» (Kalckhoff) – eine gewaltige Beute aus seinem Sakralunterfangen weggeschleppt haben sowie eine große Menge von Gefangenen.

Auch gab er nicht nach. Im nächsten Jahr, 792, ließ er eine bewegliche Schiffsbrücke herstellen, um die Donau leichter überqueren zu können. Und 793 befahl er, durch einen «großen Graben», den «Karlsgraben», den Main mit der Donau zu verbinden, das Zentrum Frankens mit dem Südosten – im abendländischen Frühmittelalter der einzig bekannte Versuch (sicher vorwiegend aus strategischen Gründen) eines Kanalbaus, der freilich durch fortgesetzte Regenfälle und an technischen Schwierigkeiten scheiterte.[37]

795 griffen fränkische Truppen unter Karls Sohn Pippin, Un-

terkönig in Italien, und dem Markgrafen Erich von Friaul erneut die Awaren in Südungarn an. Dabei kam es bei diesen zu einer Empörung und Ermordung ihrer Fürsten. Der Haupt-«Ring» (kürijän, Lager), die wichtigste Festung im Landesinnern, wurde erobert, die awarische Königsburg geplündert, eine ungeheure, jahrhundertelang aufgestapelte Menge an Gold und Silber, Waffen und Schmuck geraubt und an Karl nach Aachen übersandt, der einen Teil davon mit «freigebiger Hand» den Bischöfen spendete, bis hinüber nach England, auch dem Herrn Papst, ihm sogar «einen großen Teil». Die ganze abendländische Christenheit erfreute sich «an dem durch Christi Gnade erhaltenen Schatze».

Und bald erfreute sie sich schon wieder. Denn bereits im nächsten Jahr, als der Tudun, ein Awarenfürst, sich in Aachen taufen ließ, drang Karls Sohn Pippin, begleitet wiederum von Bischöfen, den Oberhirten von Salzburg, Passau, Aquileja, von Italien aus in den «Ring» ein, den er zerstörte. Zuvor aber hatte er noch immer riesige Beute herausgeholt, Kostbarkeiten und Edelmetalle, und gleichfalls nach Aachen geschickt, wo man damals wahrscheinlich eine besondere Schatzkammer anlegte. (Die awarischen Khagane hatten im 6. und 7. Jahrhundert von Byzanz jährliche Zahlungen von bis zu 120 000 Solidi erhalten; durch den plötzlichen Zufluß soll der Wert des Edelmetalls im Frankenreich um ein Drittel gesunken sein.) Fünfzehn vierspännige Ochsenwagen mußten das ungeheure Raubgut aus dem «heiligen Krieg» zum hl. Karl nach Aachen bringen. Man erinnere sich nicht, schwärmt Einhard, daß sich die Franken je in einem andren Krieg durch Beute mehr bereicherten. Und wiewohl Laie (der freilich dennoch an der Spitze mehrerer Kirchen stand), fügt er mit pfäffischem Zungenschlag hinzu, «daß man mit Recht sagen kann, die Franken hätten den Hunnen rechtmäßig das weggenommen, was diese früher anderen Völkern unrechtmäßig geraubt hatten».

Doch dauerten die Feldzüge zur Unterwerfung der Awaren noch lange fort, noch 797, 799, 802, 803 gab es Heerfahrten. «Die friaulischen und ostmärkischen Markgrafen standen wohl ständig im Kampf» (Zöllner); «fast jedes Jahr eine neue Aktion» (Brackmann).

Die Härte des Krieges ist freilich umstritten. Die Reichsannalen kaschieren wohl seine Schwere. Andere Quellen melden große Grausamkeiten der Franken. Auch Einhard schreibt, Karl habe das Unternehmen leidenschaftlicher und mit größerem Aufwand geführt als alle anderen, «mit größter Hartnäckigkeit». «Das völlig menschenleere Pannonien und die Verwüstung der Residenz des Khans, wo heute keine Spur menschlichen Lebens aufzufinden ist, sind Zeugen der vielen blutigen Schlachten, die in diesen Jahren gefochten wurden. Der gesamte hunnische Adel und damit auch sein Ruhm gingen dabei zugrunde.»

Die Awaren erhoben sich wiederholt gegen ihre Unterdrücker, erschlugen 799 den Markgrafen Erich von Friaul bei Fiume im Kampf um die hochgelegene Burg Tersatto (Tarsatica), bald darauf den königlichen Präfekten (Statthalter) von Bayern, Gerold I., den Schwager Karls, einen besonders begabten und tätigen Haudegen, dessen Andenken zumal im Kloster Reichenau lebendig blieb – «märtyrerhaft gesteigert» (Störmer). Auch die Markgrafen Erich Kadaloh und Gotchramm kamen im Krieg um. Doch 803 wurde ganz Westungarn, bis in die Nähe des heutigen Belgrad, als «Pannonische Mark» dem Frankenreich lose eingegliedert.

826 werden die Awaren ein letztes Mal genannt. Sie verschwinden tatsächlich aus der Geschichte. Und nichts während der Regierung Karls beeindruckte die zeitgenössischen und späteren Geschichtsschreiber und Poeten, die den Königssohn Pippin, den Führer der Feldzüge, in zahlreichen Gedichten verherrlichten, mehr als die Erbeutung des gewaltigen Awarenschatzes und die totale Vernichtung des awarischen Reiches – noch ein Jahrhundert später weist man auf die «Wüste» östlich der Bayern hin. Und noch im 20. Jahrhundert begeisterten sich die Historiker für diese Leistung des «großen» Franken, starren sie verzückt auf die Folgen, die Folgen des Elends, das neue Elend, das fortgesetzte Blutvergießen, den fortgesetzten Raub. Ja, wieder war es natürlich eine «Großtat», «ein unvergleichliches Verdienst Karls des Großen um die deutsche Geschichte» (Heuwieser). Denn: *«Ohne Awarenkrieg Karls keine Wendenzüge Heinrichs des Löwen, keine Preußenzüge der deutschen Ritter»* (Klebel). Und natürlich

bildet gerade dies Wirken des Königs auch «für die Kirchengeschichte Österreichs ... einen epochemachenden Abschnitt» (Tomek).

Während aber König und Kirche im blutig geraubten Reichtum schwammen, grassierten Elend und Hungersnöte im Volk. Wie überhaupt während der ganzen Regierungszeit Karls Hungersnöte wiederkehrten, chronische Unterernährung herrschte, häufiger Bettel, und keinesfalls nur infolge Naturkatastrophen, Überschwemmungen etwa, Seuchen, sondern natürlich auch und gerade wegen der schaurigen sozialen Verhältnisse, des ständigen Geschröpftwerdens durch die potentes, die Herrenschicht: durch die Abgabenlasten, Steuerforderungen über den zugelassenen Satz hinaus, durch überhöhte Preise, falsche Maße, durch Verschuldung, Verpfändung, Raub des Besitzes, wobei die Armen schon seit der christlichen Merowingerzeit nicht nur unterdrückt, sondern verachtet waren, die Besitzenden sich von ihnen belästigt fühlten, in Notzeiten üblicherweise Hunde auf die Bettler hetzten, sogar Bischöfen das Vertreiben der Bettler durch Hundemeuten verboten werden mußte. Regelmäßig unterstützt haben Kirchen und Klöster «nur wenige Menschen, ausgewählt vom Klerus» (Mollat), in der Karolingerzeit anscheinend gewöhnlich 12. Und sie mußten für diesen Vorzug alle möglichen Gegenleistungen erbringen.

In Notzeiten aßen die Armen Brot aus Traubenkernen, Farnwurzeln und Gras. Nicht wenige karolingische Annalenwerke halten zumindest die Hungerkatastrophen fest. 784 «wurde in Gallien und Germanien ein Drittel der Bevölkerung dahingerafft ...» «Manche holten die Verhungernden ins Haus, töteten sie und legten sie in Salz ein», «Menschen aßen Menschen, Brüder ihre Brüder, Mütter ihr Kinder». Was konnte man dagegen tun? Pierre Riché schreibt: «Man konnte nur vermehrt beten, um das Ende der schlimmen Zeit herbeizuführen.»

Denen aber, die das hungernde und mitunter verhungernde Volk das Beten lehrten, ging es gut, vielen immer besser. Denn wie sie von der Abschlachtung der Sachsen profitierten, so auch vom Awarenkrieg. Er machte sich, zumal für die österreichische Kir-

che, hochbezahlt: durch ein Jahrtausend, bis zur Säkularisation von 1803, war sie so immens begütert.[38]

Wieder einmal: Kriegsgewinnler Kirche

Wie Karls Sachsenkriege Sachsen der christlichen Mission erschlossen, so seine, meint Ranke, fast geistlichen Awarenkriege den Raum bis zur Raab, die neue «Pannonische Mark» (Westungarn), ein weites Gebiet, anscheinend mehr slawisch als awarisch. Freilich hatten da schon andere gepredigt, hatten schon die durch Tassilo III. gegründeten Klöster, Innichen etwa oder Kremsmünster, eine systematische Slawenbekehrung betrieben, wozu noch die entsprechende Arbeit der Bistümer trat. Soll doch überhaupt im awarischen Pannonien durch den – von Rom und Bonifatius befehdeten – Salzburger irischen Mönchsbischof Virgil (S. 321 f.) die slawische Bevölkerung bereits christlich gewesen sein.

Wer im übrigen diese «Südostkolonisation», diese «Eindeutschung» des östlichen Alpengebiets und darüber hinaus mehr vorantrug, die Klöster, die Bischofskirchen oder einige (sonstige) hohe Adlige, ist schwer zu sagen, wohl auch von Fall zu Fall verschieden. Kein Zweifel aber: überall wirkten Krieger und Missionar, weltliche und geistliche Herrschaft, Germanisierung und Christianisierung zusammen. Denn die Kirche, die große Ländereien bekam, hatte die geraubten Gebiete zu christianisieren und die unterworfene Bevölkerung an das Frankenreich zu binden.

Noch vor dem Waffengang 796 hatte Pippin in seinem Feldlager am Donaustrand mit den Bischöfen Arn von Salzburg, Paulinus von Aquileja und anderen Prälaten die Christianisierung der Awaren besprochen, wohl auch schon die Aufteilung des eroberten Landes in Missionssprengel ventiliert. Die Erzbischöfe und Bischöfe der angrenzenden Gebiete begleiteten ja auch die Invasoren: Arn von Salzburg, ein Günstling Karls (und seit 798 Erzbischof: eine Folge der Awarenkriege), zog mit den bayrischen, der Patriarch Paulinus von Aquileja mit den italienischen

Truppen. (Sein Nachfolger, Patriarch Ursus, stritt bald mit Erzbischof Arn, da ihre Missionare, vermutlich in der Gegend von Villach, aufeinanderstießen und keiner von ihnen genug bekommen konnte!)

Aquileja hatte nach dem Krieg ausgedehnte Ländereien erhalten, auch die großen bayrischen Bistümer Salzburg, Freising, Regensburg, Passau überall reichen Besitz eingestrichen. Und im 9. Jahrhundert griffen sie stets weiter aus: Regensburg im Burgenland und in der südlichen Slowakei; Freising in Kärnten, den Dolomiten; Passau bis zum Wienerwald und zur Raab; Salzburg weit nach Pannonien, bis gegen den Plattensee und die Mündung der Drau. Lauter Früchte des siegreichen Raubzugs. Diese «Bauern» der Klöster siedelten bis zum Plattensee und Fünfkirchen. Mit Vorliebe ließen sich die Deutschen an der Donau nieder, während die Slawen an die kleinen Flüsse auswichen. Sclavi wurde nun gleichbedeutend mit servi, Leibeigenen. Versklavung und Verbreitung der Frohen Botschaft hingen untrennbar zusammen, Staat und Kirche arbeiteten auch hier Hand in Hand. Wie dem Eroberer der Missionar folgte, so beiden die Verknechtung.[39]

Die durch Karl derart erbeutete und dann christianisierte Pannonische Mark ging 895 bei der madjarischen Landnahme wieder verloren, das Christentum wurde zum Teil vernichtet. Doch hielten die bayrischen Bistümer und Klöster auch jetzt «ihren Besitz im Lande fest, so gut oder schlecht es gehen wollte» (Dannenbauer). Und nach der Vertreibung der Ungarn knüpften sie hier wieder an: Passau, Salzburg, Brixen, Regensburg, Eichstätt, Freising, viele Klöster, besonders Niederalteich und Tegernsee. Hatten sie doch dafür die unerläßlichen Voraussetzungen für jede größere «Kolonisation»: Menschen und Mittel, die nötigen Hörigen und das nötige Geld. Das Christentum konnte sich im 10. und 11. Jahrhundert dort wieder ausbreiten und unter Stephan dem Heiligen endgültig etablieren: eine Basis für weitere fromme «Ausgriffe» nach dem Osten durch die Kreuzzüge! Die ersten drei (1096–1099, 1147–1149, 1189–1192) führten durch das christlich gewordene Ungarn in den Orient.[40]

Vorher aber kamen noch die Slawen an die Reihe.

3. Die systematische Offensive gegen die Slawen beginnt

Gab es auch längst vor Karl I. gelegentliche Konflikte zwischen Franken und Slawen (vgl. S. 236 f.), so wurde doch ihr allmähliches Einsickern nach Thüringen, Bayern, bis an Naab und Regen, Main und Regnitz («Reichswenden»), wurde das Vordringen von Menschen serbischer und böhmischer Herkunft im 7. und 8. Jahrhundert durch die fränkische Staatsgewalt nicht gestoppt, sei es, weil man nicht konnte, sei es, weil man nicht wollte. Die slawische Landnahme im 8. Jahrhundert im Gebiet am oberen Main soll sogar im Einvernehmen mit dem Reich erfolgt sein. Karl aber eröffnete als erster Frankenherrscher eine systematische antislawische Politik, mischte sich auch in innerslawische Verhältnisse ein und machte diverse benachbarte Stämme tributpflichtig bis zur Oder.

Es war die Vernichtung des Awarenreiches, die den Beginn der Christianisierung der mährischen Slawen eingeleitet hat. Sie kamen kurz nach dem ersten Feldzug 791 gegen die Awaren unter fränkische Oberherrschaft.[41]

Doch dieser neue Erfolg stillte den königlichen Aggressionsdrang nach Osten nicht. Nun kam Böhmen an die Reihe, auf drei Seiten ja bereits vom Frankenreich umgeben. Und kaum hatte Karl Sachsen und Awaren endgültig überwunden, setzte er ein weiteres großes Kriegsunternehmen in Gang. Er warf 805, in dem Jahr, in dem sein Diedenhofener Capitulare den Waffenhandel mit Slawen beschränkte, drei Heere gegen die Böhmen, in den fränkischen Quellen Beheimi (Boemani) und Cichu-Windones (tschechische Wenden) genannt. Unter Führung seines ältesten Sohnes Karl ließ er Böhmen von drei Seiten angreifen und bis über die Elbe hinaus verwüsten, auf der ein viertes Heer mit Schiffen bis Magdeburg vordrang. Und während seine Truppen buchstäblich verheerend operierten, auch Lecho, den Böhmenherzog, töteten, vergnügte Majestät selbst sich wieder einmal monatelang auf der Jagd in den Vogesen.

Freilich – «die wahre Jagd war doch die Menschenjagd, der

Krieg» (Riché). Schon 806 erfolgte ein neuer Feldzug gegen Böhmen, der eigentlich aber nur eine Wiederholung des letzten war. Wieder stieß man mit drei Heersäulen aus Bayern, über das Fichtelgebirge und von Norden her gegen die Böhmen vor, die in die unwegsamen Wälder entwichen. Man unterjochte auch die östlich des limes sorabicus siedelnden slawischen Stämme und erzwang Steuern, Gold, Silber, Vieh, das die Böhmen mindestens bis in die Mitte des 11. Jahrhunderts entrichteten. Weitere erfolgreiche Angriffe wider die Heiden im Osten und Norden schlossen sich an. Noch 806 befahl Karl den Krieg gegen die Elbslawen, die Nachbarn der Böhmen. Nachdem einer ihrer Fürsten getötet worden war, unterwarfen sie sich. Und schließlich beugte man auch die Wilzen.[42]

Böhmen, Wilzen und Awaren wurden, wie Notker der Stammler, der Mönch von St. Gallen, von seinem im kaiserlichen Gefolge ziehenden Recken Eishere aus dem Thurgau rühmt, «wie das Gras auf der Wiese gemäht». Sieben, acht oder neun dieser «Kröten» (ranunculi) pflegte er auf seiner «Lanze aufgespießt» mit sich herumzutragen. Und unser Monachus Sangallensis läßt seinen Thurgauer Kämpen noch recht christlich hinzusetzen: «Unnützer Weise haben der Herr König und ich uns mit diesem Wurmzeug (vermiculos) abgemüht.»[43]

Was die Slawen für den Mönch des 9. Jahrhunderts, immerhin einen Seligen der katholischen Kirche, waren, «Kröten» und «Wurmzeug», sind sie durch sehr viele Jahrhunderte für sehr viele Christen geblieben.

Seit der Jahrhundertwende stand die «Slawenmission» für den Kaiser im Vordergrund. Ob es dabei mehr um Christianisierung oder um das Aufzwingen von Tributpflichten ging, sei dahingestellt. Jede Verweigerung der Abgaben wurde als Aufstand betrachtet und als Grund für einen neuen Krieg. Die fortwährenden Feldzüge aber und das – auch im ganzen 9. Jahrhundert – bewußt eingesetzte «Prinzip ‹divide et impera›» (Nový) hatten jeden festeren Zusammenschluß der sorbischen Stämme zu verhindern.

Besonders bemerkenswert dabei, daß der Krieg gegen die Böhmen kurz nach dem Besuch Papst Leos III. im Jahr 804 bei Karl

begann, und überhaupt jetzt die Offensiven gegen die Slawen, im Unterschied zu allen früheren, schnell vorübergehenden Zusammenstößen, systematisch geführt worden sind. «Erst mit der Übersendung der Awarenbeute an den Papst und mit der Begründung des Erzbistums Salzburg kam es zu einem planmäßigen Vorgehen, und diese Ereignisse hängen ihrerseits wieder ... mit dem Bündnisschluß zwischen Karl und Leo III. im Jahre 796 aufs engste zusammen.» «Am Anfang der karolingischen Slawenmission steht Karls des Großen Bund mit Rom» (Brackmann).

Am Ende all dieser Raubzüge stand ein Viertel des heutigen Südosteuropas unter fränkischer Oberhoheit: Böhmen, Mähren, Westungarn und der nordwestliche Balkan.[44]

808 und 810 führte Karl noch Feldzüge gegen die Dänen – ausnahmsweise Verteidigungskriege. König Göttrik hatte 808 Nordalbingien überfallen, den Ostseehafen der Abodriten, der mit den dänischen Häfen konkurrierte, zerstört, hatte zwei Jahre später mit einer Flotte von 200 Schiffen Friesland heimgesucht und die Friesen in drei Schlachten geschlagen. Karls Abwehr war nicht sehr erfolgreich, und Göttrik drohte, demnächst gegen Aachen zu ziehen. Karl, der einen gefährlichen, vielleicht sogar katastrophalen Schlag erwarten mußte, inspizierte seine Flotte und trommelte im ganzen Reich Truppen zusammen. Doch der Dänenkönig kam nicht. Einer seiner Leibgardisten hatte ihn getötet.

Die «Expansionskraft» der Franken war inzwischen erschöpft, auch die Kriegslust vieler, besonders die der freien Bauern; und der Landhunger des Adels war weitgehend saturiert. Im nächsten Jahr schloß Karl Friede mit den Dänen (deren Land Thron- und Parteikämpfe zerrissen) – und jagte gleich darauf drei Heere in die verschiedensten Himmelsrichtungen, «eines über die Elbe gegen die Linonen, welches ihr Gebiet verwüstete und die im vorigen Jahre von den Wiltzen zerstörte Feste Höhbeck an der Elbe wiederherstellte, das andere in die pannonischen Länder, um den Streitigkeiten mit Hunnen und Slawen ein Ende zu machen, das dritte endlich gegen die Bretonen, um sie für ihre Treulosigkeit zu bestrafen. Alle führten ihre Sache glücklich aus und kehrten ohne Verlust zurück» (Annales regni Francorum).[45]

Der Verlust war fast immer auf der anderen Seite. Ganz überwiegend. Und das Unglück auch. Doch davon sprechen die fränkischen Quellen kaum, andeutungsweise, allenfalls – wie die Historiker in der Regel (und ich rede hier, wie auch sonst stets, nur vom *Regelfall*) noch jetzt. Sie halten sich eben an das, was sie lesen. Woran sonst? Ist das nicht korrekt? Eben nicht. Denn wo so viel Triumph gemeldet wird, so viel Sieg und Heil und Heil und Sieg, gibt's stets auch viel vom Gegenteil, und bei den Besiegten nicht allein. Doch davon schweigen weithin die Sänger, von den alten Annalisten bis zu den Gelehrten heute. Sie alle liegen vor Karl «dem Großen» ganz gewöhnlich auf dem Bauch.

Warum? Doch nicht wegen der – um sie denn einmal zu nennen – Karolingischen Renaissance? Die ja, nach Motiv wie Zusammenhang, vor allem mit der «Reform» der fränkischen Kirche sich verband; die, wie diese, im wesentlichen dieselbe Zielsetzung hatte, somit auch niemandem mehr als der Kirche diente; den Geistlichen und Mönchen, ihrem – gewöhnlich! – Minimum an Wissen, an Bildung, der «Emendation» gerade auch christlicher Opera, des Alten, des Neuen Testaments, der Kirchenväter ... Während etwa die Erstellung einer deutschen Grammatik, die Sammlung germanischer Literatur schon unter Karls Sohn und Nachfolger Ludwig dem Frommen wieder abgebrochen worden ist.[46]

Natürlich leugnet niemand auch sonst einen gewissen Gewinn; etwa für die Tradierung antiker klassischer Texte. Doch dies stand nicht im Vordergrund. Und überhaupt: auch die «Karolingische Renaissance» war eine Frucht der karolingischen Kriege. Wie auch, was sonst noch für diesen Frankenkönig sprechen mag, ohne diese Kriege nicht denkbar ist. Einzig und allein sie, einzig und allein dies brutale Ausschreiten über tausendfaches Unrecht und Leid hinweg, einzig und allein dieser vieltausendfache Terror zum Nutzen für Reich und Kirche verhalfen Karl I. zu dem Attribut «groß». Wer jedoch war das? Das Reich? Die Kirche? Adel und Klerus. Zumal: der hohe Adel, der hohe Klerus. Sie allein wurden die großen Profiteure. Denn selbst die Masse des eigenen Volkes, 90, 95 Prozent, vielleicht noch mehr, hatte davon nichts.

Nicht einmal den Frieden im eigenen Land – denn die Kriege in Bayern, in Sachsen sind, zumindest zeitweise, schon Bürgerkriege gewesen.

Eins im Verbrechen – eins in der Heiligkeit

«Karolus serenissimus augustus a Deo coronatus magnus pacificus» (Karl, der durchlauchtigste, von Gott gekrönte, große und friedebringende Kaiser), wie der Beginn seines umständlichen Titels seit 801 lautete, dieser friedebringende, von Gott gekrönte und auch «per misericordiam Dei» (durch das Erbarmen Gottes) regierende Kaiser, der sich seit 802 auch «imperator christianissimus» nannte und (angeblich) mit den Worten des 31. Psalms starb: «In deine Hände, Herr, befehle ich meinen Geist», dieser Mensch hatte ein Gemetzel nach dem anderen veranstaltet, in seiner 46jährigen Regierung, von 768 bis 814, nahezu fortgesetzt Krieg geführt, fast 50 Feldzüge, nur in zwei Jahren, 790 und 807, schlachtete er nicht – «eine glückliche Zeit für die Kirche» (Daniel-Rops). Kein Wunder, wenn er in den Chansons de geste, den französischen Heldenepen des Hochmittelalters, bereits «zweihundert und mehr Jahre alt», mit den kühnsten seiner Recken in den Kampf reitet. Er hat die Langobarden, Sachsen, Friesen, die Bayern, Awaren, Slawen, die Basken, die Araber in Spanien, die Byzantiner in Süditalien bekriegt, in fast lauter kalt berechneten Angriffskriegen, und er hat dabei ungezählte Menschen in den Tod getrieben, einen oft grauenhaften, qualvollen Tod. Doch hat er nicht nur in Kriegen gemordet, sondern auch 4500 Gefangene töten und Tausende Familien vertreiben lassen – oder, wie es in einer der frühesten liturgischen Karlsdichtungen heißt, «Tausende niedergeworfen, die Erde von heidnischem Unkraut [!] gesäubert . . ., die Ungläubigen bekehrt, die Götzenbilder zertrümmert, die fremden Götter vertrieben». Wie denn für ihn selbst, nach seinem Biographen Einhard, die Sachsen- und Awarenkriege wichtiger waren als alle anderen politischen Aufgaben. Und wie

dann ja gerade kirchliche Kreise des 10. Jahrhunderts die Sachsenkriege als sein bedeutendstes Werk für die christliche Mission in den Vordergrund stellten.[47]

Nicht nur darum nämlich, obschon schlimm genug, geht es, daß Karl «der Große» so gut wie pausenlos (die Winter meistens ausgenommen) geschlachtet, unterjocht, versklavt hat, daß er nichts so sehr war wie Krieger, Eroberer, Mörder und Räuber im größten Ausmaß – das, belehren uns seit längerem die gelehrtesten der Gelehrten, sei damals eben so üblich, sei sozusagen der (gute) Stil der Zeit gewesen, es zu tadeln ein gräßlicher Anachronismus, von unserer «aufgeklärten» (in Wirklichkeit doch noch ganz genau so erobernden, mordenden und raubenden) Zeit her geurteilt, sei überdies unangemessen richterlich, rigoristisch, moralisch beckmesserisch, kleinkariert. Nein, es geht auch darum, daß Karl «der Große» diesen ganzen ungeheuren Blutsumpf mit intensivster Beteiligung des Christentums und der Kirche seiner Zeit (die natürlich auch «zeitgebunden» waren!) angerührt, daß diese Kirche nie dagegen protestiert, vielmehr gewaltig davon profitiert hat. Es geht darum, daß christlicher Feudalstaat und christliche Feudalkirche so gut wie eins waren, eins gerade im Verbrechen.

Denn Karl, dessen eigentliches «Staatsbuch» die Bibel war, zu dessen Lieblingswerken Augustins «Gottesstaat» gehörte, regierte und agierte nicht nur als König der Franken, sondern auch als erklärter Schutzherr der Kirche, als Partner und Bundesgenosse des Papstes, wie seine Gesetzgebung, seine Korrespondenz, die Geistliche führten, und seine nächsten Mitarbeiter bezeugen. Dieser Monarch war eine Art Königspriester, war «rector et devotus sanctae ecclesiae defensor et adiutor in omnibus» (Lenker und der heiligen Kirche ergebener Verteidiger und Beistand in allen Dingen).

Reich und Kirche sind im Imperium christianum unlösbar verquickt, Hoftage und Konzilien kaum noch unterschieden. Karl beruft Synoden, führt dabei den Vorsitz, er bestimmt nach eigenem Ermessen Bischöfe und Äbte, richtet die Bistümer in Sachsen, die er brauchte, selber ein. Er läßt den Papst, als er für seine

Awarenattacke ein Erzbistum benötigt, dazu Salzburg erheben. Und er verfügt über das Kirchengut. Er bereichert die Päpste durch Land, ebenso die Bischöfe. Er gewährt ihnen zahlreiche Immunitätsprivilegien und bedroht die Verletzung kirchlicher Immunität mit dem zehnfachen Königsbann von 600 Solidi. Er gibt Bischöfen Zollbefreiung, verleiht ihnen das Münzrecht. Er läßt Kirchenraub und -brandstiftung mit dem Tod bestrafen. Vor allem aber verfügt er die allgemeine Zehntpflicht zugunsten des Klerus, und er treibt die Zehnten für die Bischofskirchen staatlich ein. Auch vermachte er der Kirche, die ihn in seinen letzten Jahren besonders beschäftigte, drei Viertel seines Barschatzes (während seinen Kindern und Enkeln zusammen nur ein Zwölftel der beweglichen Hinterlassenschaft zufiel, so viel wie der Hofdienerschaft). Und hingen auch die Prälaten ganz von ihm ab, war doch ihr Einfluß unter ihm, den zumindest alle fränkischen als allgemeines Haupt der Kirche anerkannten, beträchtlich gewachsen; sie zogen mit Karl in den Krieg, fungierten neben den Grafen als Richter und spielten die Hauptrolle am Königshof.[48]

Zum engeren Mitarbeiter- und Freundeskreis des Herrschers zählten der Erzbischof Beornrad von Sens, der Patriarch von Aquileja, Paulinus, der Bischof Theodulf von Orléans, der Angelsachse Alkuin, früherer Leiter der Klosterschule von York, dann Abt von Saint-Martin in Tours, der einen fast entscheidenden Einfluß auf die Kaiserpolitik hatte. Überhaupt gehörten zu seinen nächsten, das Hofleben besonders beherrschenden Vertrauten einige weitere Äbte: sein Vetter Adalhard, Abt von Corbie, und dessen Nachfolger, Abt Wala von Corbie, ebenfalls Karls Vetter. Noch stärkeren Einfluß auf den Monarchen hatte Angilbert, der Abt von Saint-Riquier, der, beiläufig, auch noch Karls junger Tochter Bertha, der fünfzehn- und der zwanzigjährigen, je einen Sohn machte (Hartnid und Nithard, den Geschichtsschreiber) und infolge der «Wunder» an seinem Grab als Heiliger verehrt worden ist, in einer Vita des 12. Jahrhunderts als Heiliger erscheint.

Abt Fulrad von Saint-Denis leitete zunächst als oberster Kapellan die Hofkapelle und war «die beherrschende Figur unter

Karls Helfern der Frühzeit». Sein Nachfolger wurde Bischof Angilram von Metz, der 791 auf dem Awarenfeldzug starb, und dessen Nachfolger wieder Erzbischof Hildibald von Köln, der «unter Karl den ersten Platz in seiner Aachener Pfalz» einnahm (Fleckenstein). Die Hofkapelle, an sich ein rein geistliches Institut, erhielt, ganz konsequent, immer mehr politisches Gewicht. Ihr Vorsteher, der Erzkapellan (im Rang eines Erzbischofs ohne erzbischöfliches Amt), war erster Berater des Monarchen und einer der höchsten Würdenträger des Reiches. Unter Karl erledigten ausschließlich Geistliche die schriftliche Verwaltungstätigkeit, die bei den Merowingern sogenannte referendarii, meist Laien, besorgt hatten. Verbunden war die Hofkapelle mit dem Mittelpunkt der Regierung, der Hofkanzlei, die unter den Karolingern völlig klerikalisiert war und an deren Spitze der Kanzler oder Erzkanzler stand, gewöhnlich ein Kleriker. (Seit der Mitte des 9. Jahrhunderts wurde in Deutschland das Amt des Erzkaplans und Erzkanzlers vereint. Und endlich wird der Primas des Reiches, der Erzbischof von Mainz, zugleich auch der höchste Beamte des Königs.)[49]

Doch auch außerhalb der Zentralregierung, der weitgehend klerikalisierten königlichen Capella und der Kanzlei, hatte der fränkische Klerus einen großen und vielseitigen Einfluß auf das öffentliche Geschehen. Kirchliche Würdenträger übten rein politische Ämter aus. Sie hatten im Reich, das in 300 Grafschaften aufgeteilt war, neben den Grafen, nach dem Rechten zu sehen. Sie walteten auch als Königsgesandte (missi dominici), ein besonders wirksames Instrument der Zentralregierung, doch kein beliebtes, nicht zuletzt wegen der hohen Unkosten. (Ein Bischof, der in dieser Funktion kam, konnte für sich und seine Begleitung pro Tag vierzig Laib Brot erheben, drei Eber, ein Spanferkel, drei Hennen, drei modii Getränke und vier modii Futter für die Pferde.) – Im späteren 9. und im frühen 10. Jahrhundert wurde für Italien das Königsbotenamt sogar prinzipiell mit dem Bischofsamt verbunden. «Wir sind hergesandt», beginnt die uns erhaltene Ansprache eines solchen Sendboten, «von unserem Herrn, dem Kaiser Karl, um eures ewigen Heiles willen, und wir befehlen

euch, tugendhaft zu leben nach dem Gesetze Gottes und gerecht nach dem Gesetz der Welt. Wir wollen euch zunächst wissen lassen, daß ihr glauben müßt an den *einen* Gott, den Vater, den Sohn und den heiligen Geist ...» Diese Missi dominici, deren Tätigkeit an den jeweiligen Orten üblicherweise mit einem Gottesdienst begann, kontrollierten mehrmals jährlich Gerichts-, Militär- und Verwaltungswesen und hielten deshalb Inquisitionsgerichte ab. Mit den Grafen nahmen Bischöfe und Äbte in jedem Frühjahr auch an der Reichsversammlung teil, die mit einem Truppenantreten verbunden war, entweder am Königssitz oder im jeweiligen militärischen Aufmarschgebiet. Hatten sich doch überhaupt Bischöfe wie Äbte auch mit militärischen Fragen zu befassen und natürlich auch Heereskontingente zu stellen, sie sogar, entgegen dem Kirchenrecht, in den Kampf zu führen, ja, nicht selten befehligten sie selbst größere Heere.

Wie aber der Klerus in den Staat eingriff, so der König in die Kirche. Er regelte in seinen Kapitularien noch die Heiligung des Sonntags, den Kirchengesang oder die Aufnahme von Novizen in den Klöstern. Er kümmerte sich um die Ausstattung von Bethäusern, die Ausgestaltung des Gottesdienstes, um Ausbildung wie Lebensführung der Geistlichen. Er introduzierte 790 das sogenannte Sacramentarium Hadrianum, das heißt die Gründungsordnung der römischen Messe. Kirchengesetze machte er oft zu Reichsgesetzen, und die Vergehen gegen die Reichsgesetze wurden mit Kirchenstrafen bedroht.

Karl mischte sich sogar in dogmatische Angelegenheiten ein, etwa in den Adoptianismusstreit, und wollte «diese ungesunde Pest mit jedem Mittel ausrotten», die spanischen «Ketzer» gar den Sarazenen ausliefern. Er agierte eifrig im Bilderstreit (S. 349 ff.), wo er gegen den Papst stand, weshalb denn auch 794 ein großes, vom König berufenes Konzil der westlichen Bischöfe 794 in Frankfurt die Lehren der Bilderverehrer widerlegte. Fühlte er sich doch als «Stellvertreter Gottes», wie er in seinem ersten Brief an Leo III. schrieb, als «Herr und Vater, König und Priester, Führer und Schützer aller Christen». Auf der anderen Seite rühmt Papst Hadrian I. schon 785: Karl, der König der Franken und Lango-

barden und Patricius der Römer, habe «unseren Mahnungen Folge leistend die Barbaren des ganzen Ostens und Westens seiner Herrschaft angegliedert».

Nun war «der Große» ja auch persönlich ein gläubiger Katholik, der seinen Untertanen gegenüber so gern die christliche Moral vertreten, sie den armen Seelen eingeschärft hat, der aber selbst nicht nur nicht zögerte, die Kinder seines Bruders Karlmann um die Hälfte des Frankenreiches zu bringen, sondern der auch alles sonst verstieß, was ihm lästig war: die Fränkin Himiltrud, die ihm schon vor seiner ersten Ehe einen Sohn, den buckligen Pippin, geschenkt, ebenso wie seine rechtmäßige erste Gattin, die Tochter des Langobardenkönigs. Und der dann noch drei weitere Ehefrauen verbrauchte. Alle drei starben jung, an einer Krankheit; und die vierte, Liutgard, teilte bereits sein Bett, als die dritte, Fastrada, noch am Leben war. Dazu kamen, ohne daß der Hofklerus auch nur den geringsten Einspruch erhob, noch Nebenfrauen, die der Alternde sogar am Hof bei sich hatte (vier Konkubinen sind namentlich bekannt, doch gab es weitere). Ihnen machte er acht uneheliche Kinder, vier Söhne und vier Töchter. Sie kamen vor, zwischen und vor allem nach den Geburten von elf ehelichen Kindern, vier Söhnen und sieben Töchtern, zur Welt.

Beim Tod der heißgeliebten Hildegard (783), der Seligen der Kirche, wurden sogar «die ehernen Herzen der Krieger zu Tränen gerührt, ihre Zähren sah man zwischen Schild und Schwert niederrinnen». Und wie war Karl erst bewegt! Hatte er sie doch beinah Jahr für Jahr oder doch wenigstens jedes zweite geschwängert. (Bei drei Historikern las ich dazu drei verschiedene Zahlen: sechs, acht und zehn Kinder.) Aber wenige Monate später heiratete er schon Nummer drei.

Überhaupt duldete der allerchristlichste Regent, der doch die Tugend(en) seinen Franken so ans Herz gelegt, im eignen Heim ein lockeres, hedonistisches Leben. Während die Kirche nur den ehelichen Geschlechtsverkehr erlaubte, und den lediglich, um weitere Christen zu machen, ohne Unterbrechung des Koitus und bloß in einer einzigen Stellung, hurten Karls Töchter mit ihren

Liebhabern – Alkuin warnte vor den «gekrönten Tauben, die in den Räumen des Palastes herumfliegen». Sogar Prostituierte gab es in den Königspfalzen. Und warum nicht, wenn sie doch auch das fränkische Heer, sogar die Pilger in den Wallfahrtsorten befriedigten, etwa die bei Saint-Martin in Tours, wenn es (nicht nur) damals in den Klöstern viele «schmutzige Unzuchtsfälle» gab, einschließlich von Sodomiten unter den Mönchen. (Vgl. auch S. 314) – Wie anders sah es in dieser Hinsicht bei den heidnischen Germanen aus.

Dabei war Karl, «der Vater der Kirche», wie ihn Theodulf von Orléans schon Anno 800 nennt, auch persönlich ein eifriger Christ, ein praktizierender Katholik, der angeblich streng die kirchlichen Fasten hielt, auf seinen Reisen allerorten regelmäßig zuerst in die Kirche ging, ja täglich der Messe beiwohnte. Die Aachener Marienkirche besuchte er mehrmals täglich, sogar nachts. Er ließ sich gerne aus Augustins «De civitate Dei» vorlesen. Er besaß ein umfangreiches Reliquienarsenal. Als Talisman trug er in einem Medaillon «im Leben und auch im Tode» (natürlich unechte) Haare der Muttergottes. Aachens Basilika füllte er mit (vermeintlichen) Reliquien von Aposteln, Märtyrern, Bekennern, Jungfrauen, zum Schutz des Reiches und Nachlaß der Sünden. Auch unter seinen Steinthron dort konnten Reliquien geschoben werden, und noch in sein Grab kam ein Reliquiar.

Aachen selber wurde im 12. Jahrhundert als «sacra civitas» bezeichnet und überhaupt, in Deutschland wohl am meisten von Legenden umrahmt, zu einer «mythischen Stadt», einer «Art Nationalheiligtum» (Meuthen), zu einem hochbedeutenden Wallfahrtsort, nicht zuletzt wegen des hl. Karl. Er wurde von der Kirche über die Maßen gefeiert, galt als «rex et sacerdos», als Priesterkönig, als «mit dem Namen Christi gezeichnet», sein Reich als «Corpus christianum», «imperium christianum», ja, für die «Libri Carolini» ist Christus selber «unser König» (noster rex), «unser Kaiser» (noster imperator). «Christ ist Sieger, Christ ist König, Christ ist Kaiser», lautete der Refrain der Laudes, der Litaneien, die man Ende des 8. Jahrhunderts im Frankenreich an

hohen kirchlichen Feiertagen in Gegenwart des Königs sang. Und in Rom gedachte man seiner in Meßgebeten und beugte in der Liturgie der Fastenzeit am Samstag auf Anordnung Papst Hadrians I. das Knie bei Nennung seines Namens. Die Synode von Mainz 813 preist ihn als «den frommen Leiter der Kirche», der Mönch Notker von Sankt Gallen (gest. 912) als «Bischof der Bischöfe», ja «nicht dem Wort, aber der Sache nach – als Abbild Gottes» (Löwe). Erzbischof Odilbert von Mailand als «vom heiligen Geiste erleuchtet».[50]

Nicht genug. Nachdem man schließlich von Krankenheilungen und Wundern an Karls Grab zu berichten wußte, sprach ihn 1165 Papst Paschalis III., Gegenpapst Alexanders III., auf Betreiben Kaiser Friedrichs I. und dessen Kanzler Rainald von Dassel, heilig. Zur Kanonisierung führte Barbarossa Karls Verdienste für Kirche und Glauben an: Durch seine Bekehrung der Barbaren wurde er ein «wirklicher Apostel» (verus apostolus), und sein Mühen machten ihn zum «Märtyrer» (eum martyrem fecit), und ein Armknochen des hl. Karl wurde als Reliquie in einem kostbaren Schrein aufbewahrt. Papst Gregor IX. bestätigte die Kanonisation, spätere Päpste erklärten sie nicht für ungültig, gestanden vielmehr einzelnen Kirchen die Verehrung Kaiser Karls als eines Heiligen zu. In spätmittelalterlichen Gebetbüchern erscheint er mit einem eigenen Gebet. In Aachen wurde er Stadtpatron, als welchen man ihn noch im 17. Jahrhundert verehrte. Noch 1899 schreibt der damalige Domkapitular Adolf Bertram, in seiner Geschichte des Bistums Hildesheim, daß dieses Karl «den Großen» «als seinen ersten Stifter und als Heiligen hoch verehrt».[51]

Eine Untersuchung aus dem Jahr 1967 zählt nicht weniger als 109 «Kultstätten des hl. Karl» auf; darunter Aachen (wo man noch heute den Todestag Karls, 28. Januar – an dem ich als Kind noch meinen Namenstag beging –, im Münster feiert), Bremen, Brüssel, Dortmund, Frankfurt («einer der Hauptorte der Karlsverehrung»: Kötzsche), Fulda, Halle, Ingelheim, Köln, Konstanz, Lüttich, Mainz, Minden, Münster, Nürnberg, Regensburg, Straßburg, Trier, Wien, Würzburg, Zürich. Bemerkenswert auch,

daß Karl im gesamten sächsischen Gebiet kultische Verehrung genoß.[52]

Jahrhundertelang galt Karl «der Große» als Idealbild des Herrschers, und für viele, viel zu viele ist er es noch heute.

Voltaire und Gibbon hatten seine Barbarei gebrandmarkt und ihm persönliche Größe abgesprochen. Ranke aber fand ihn dann sogar «zu groß zu einer Biographie», nannte seine Tätigkeit «vielleicht die großartigste Regierung, die vorgekommen ist», und fand in seiner «Weltgeschichte», wo er weder Alexander noch Caesar, noch den christlichen Heroen Konstantin oder Otto I. so viel Gewicht und Aufmerksamkeit beimaß wie Karl, mit dessen Namen sogar «die Idee moralischer [!] und historischer Größe unwiderruflich» verbunden.

In Frankreich pries man im frühen 19. Jahrhundert Napoleon, ganz in seinem Sinne, als «wiedergeborenen Karl den Großen». Nach der Gründung des deutschen Reiches im 19. Jahrhundert entdeckten die Deutschen Karls «Germanentum» und kriegerischen Geist wieder, überlegten gar britische Gelehrte, ob man ihn nicht lieber «Karl» statt «Charles» nennen sollte.

In der faschistischen Ära, als man mitten im Zweiten Weltkrieg am 2. April 1942 den 1200. Geburtstag des «Großen» beging, wurde er als «Karl der Einiger», der «Europäer» im antikommunistischen, besonders antisowjetischen Sinn ausgespielt, eine Tendenz, auf die man auch in den Adenauerjahren zurückgriff, als man immer mehr das «christliche Abendland» gegen den «gottlosen Kommunismus» mobilisierte. Bezeichnenderweise war es der Kölner Kardinal Frings, der nicht nur als erster öffentlich in Deutschland die Aufrüstung der Deutschen forderte, sondern der auch im September 1952 feststellte: «Die Verwirklichung des Ideals, das Reich Karls des Großen zu errichten, ist noch nie so nahe gewesen wie jetzt.»[53]

Das karolingische Reich, das «imperium Christianum», wie es Alkuin seit 798 nannte, das «regnum sanctae ecclesiae» (Libri Carolini), reichte von der Nordsee bis zu den Pyrenäen und zur Adria. Es umfaßte das heutige Frankreich, Belgien, Holland, Westdeutschland, die Schweiz, den größten Teil Italiens, die Spa-

nische Mark und Korsika. Es umfaßte etwa 1 200 000 Quadratkilometer, war fast so groß wie das weströmische Imperium, und so gut wie alles in Nordosten und Süden dieses «Königreichs der Kirche» war zusammengeraubt.[54]

ANHANG

ANMERKUNGEN ZUM VIERTEN BAND

Die vollsrändigen Titel der angeführten Sekundärliteratur stehen auf S. 563 ff., die vollsrändigen Titel der wichtigsten Quellenschriften und Abkürzungen im Abkürzungsverzeichnis auf S. 591 ff. Autoren, von denen nur ein Werk benutzt wurde, werden in den Anmerkungen meist nur mit ihren Namen zitiert, die übrigen Werke mit Stichworten.

ÜBERBLICK

1 Rüger 311 f.

2 Rost, Fröhlichkeit 92. Ders., Die Katholische Kirche 70, 171

3 Huizinga 210. Ähnlich etwa Ullmann, Kurze Geschichte des Papsttums 80 f. u. v. a.

4 HEG I 15 ff., 23 f., 46 f. Scherr zit. nach Löhde 254. Vgl. etwa Kashdan 108 ff. Banniard 13 f., 18 ff.

5 Gregorovius I 1 246, 271

6 LMA II 1227 ff. Jäntere 158 f. Heer, Kreuzzüge 13. Alivisatos 15. Richards 76. Angenendt, Frühmittelalter 238. Vgl. 243, 270

7 Mk. 6,8 f. Mt. 10,10. Lk. 9,3; 10,4. Gregorovius I 1 239 f., 260 ff., 267. Seidlmayer 48. Graus, Volk 434. Deschner, Abermals 239 f.

8 Kühner, Lexikon 48 ff. Haller, Die Karolinger und das Papsttum 38 ff., bes. 62. Heer, Kreuzzüge 13,60. Schramm I 215 ff., bes. 220, 254. Maier, Mittelmeerwelt 341 f. Angenendt, Das geistliche Bündnis 54

9 Stonner, Nationale Erziehung 105. Maier, Mittelmeerwelt 349 f. Heer, Kreuzzüge 14, 60

10 Nietzsche II 1125, 1152, 1190, 1217, III 580, 784 u. a. Mack, Helvetius I 121.

11 Kober, Die Deposition 701. Schnürer, Kirche und Kultur I 247. Sprandel, Über das Problem 117 ff. Deschner, Opus Diaboli 18 f.

12 Haller II 181

13 v. Boehn 16. Lohse 143 ff.

14 Syn. Elv. c. 56, Greg. Tur. 6,46. Kober, Die Deposition 695. Voigt, Staat 174 f. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche im Frühmittelalter I 151, 153, 283 ff., 345, II 475. Seidlmeyer 47. Gaus, Volk 438. Zöllner, Geschichte der Franken 183

15 August. ep. 151,14. civ. dei 4,4; 5,17; 19,14; 19,16. Voigt, Staat 97 f. Freund 17 f. Haller, Epochen 42 ff. Engel/Holtz 11,217 ff.

16 Syn. Paris a. 829 3,8. Dazu Sommerlad II 185 ff. Bosl, Die Grundlagen der modernen Gesellschaft 148

17 Seppelt II 241 ff.

18 Levison, Die mittelalterliche Lehre 14 ff. Plöchl II 31 f.

19 Röm. 13,1 ff. Ausführlich Deschner, Abermals 499 ff. Vgl. auch Voigt, Staat 82

20 Kühner, Lexikon 118. Eichmann, Acht und Bann 38 f. Grupp III 151. Tödt 38. Plöchl II 31. Heer, Kreuzzüge 103 f. Gontard 224. Herrmann, Kirchenfürsten 63 ff.

21 Bernh. Clairv. ep. 131. Zit. bei Knotzinger 523. Laehr, Die Konstantinische Schenkung 61.

Schnürer, Kirche und Kultur III 61. Heer, Kreuzzüge 17 f. Mynarek, Denkverbot 11

1. KAPITEL
Die Einführung des Christentums bei den Germanen

1 Stasiewski I 712. Vgl. zur Haltung der katholischen Kirche und besonders der deutschen Bischöfe in den ersten Jahren des Hitlerreiches: Deschner: Die Politik der Päpste I 412 ff., 450 ff., bes. 459 ff.

2 Stonner, Germanentum und Christentum 33,92. Verweist im Vorwort auf «die Richtlinien des Reichsinnenministeriums» und will «gegenwartswach» die «anvertraute Jugend zu ganzen Deutschen und ganzen Christen» erziehen. Vgl. auch 73

3 Euseb. h. e. 10,5. Sozom. h. e. 2,6. Optat. Mil. Contr. Parm. Donat. 1,23 f. RAC VIII Gallia I 894. Vogt, Der Niedergang Roms 425. Dopsch II 196, 201. Ewig, Trier 29. Haendler, Die abendländische Kirche 124

4 RAC VIII Gallia I 921. Stamer, 12 ff., 24. Behn 101 ff. Neuss/Oediger 31 ff., bes. 36 ff. Oediger, Bistum Köln 75. Alföldi 99 f. Ewig, Das Bistum Köln 205. Beisel, Studien 129 f. Haendler, Die abendländische Kirche 125

5 Stamer 13. Zurückhaltend: Haendler, Die abendländische Kirche 125 f. mit vielen weiteren Literaturhinweisen

6 Greg. Tur. glor. conf. 76. RAC VIII Gallia I 897 ff., 921 ff. (Demougeot). HEG 81. Schneider, Das Frankenreich 84. Beisel, Studien 129. Haendler, Die abendländische Kirche 127

7 RAC VIII Gallia I 905 ff. Ausführlich: Beisel, Studien 136 ff. Vgl. auch 147 ff.

8 Isid. Sev. H. G. 84. LMA IV 1343. Altaner/Stuiber 232, 450. Diesner, Das Vandalenreich 12 ff.

9 Blanke 55. Frank, Kirchengeschichte 14. Misch 90. Schulze, Vom Reich der Franken 77. Beisel, Studien 130. Padberg 16 f.

10 Richards 25. Zum «Phänomen der Angst» vgl. etwa Mynarek, Mysrik und Vernunft 262 ff., bes. «Die Heilsangst» 277 ff.

11 Wetzer/Welte II 246 ff. LThK II[1] 777 f. Kraft 122. Kolb, Himmlisches 286

12 Notker, Gesta Karoli 2,19. Stern/Bartmuss 60. Graus, Volk 155 f.

13 Zum Begriff des «Germanen» vgl. etwa LMA IV 1338 ff. HEG 95 ff. v. See, passim, bes. 9 ff., 68 f., 102 ff. Sombart, Händler und Helden, 1915, zit. nach v. See ebd. 69. Döbler 8,91 ff., 125 ff.

14 Schmidt, Germanischer Glaube 52. Richards 29 f. Angenendt, Frühmittelalter 184. Zum hagiographischen Aspekt vgl. etwa Gurjewitsch 40 ff., 87 ff. Ferner Butzen, Die Merowinger östlich des mittleren Rheins 18. Padberg 76. Vgl. 129

15 Kindlers Literaturlexikon III 1605 f. Zwölfler 1 ff. mit einer Fülle von Quellenbelegen. Stonner, Germanentum 65 ff. Der Heliand, aus dem (nach Stonner) zitiert wurde, entstand zwischen 822 u. 840 und hat vermutlich einen Geistlichen zum Verfasser. Dannenbauer, Grundlagen 41

16 Lex. Sal. Prol. 1

17 HKG III/1 23. Schulze, Vom Reich der Franken 32 f. Vgl. auch Deschner, Abermals 517

18 Schutzwaffe war der Schild, der Harnisch anscheinend selten, ebenfalls der Helm: Zöllner, Ge-

schichte der Franken 160 ff. Vgl. auch 152 ff., 157 ff. Zur Bewaffnung der Franken auch: Bachrach, Procopius 435 ff.; Bodmer 109 vgl. 120 ff., 127 f., Behn 77, 105. Montgomery I 160 f.

19 Bodmer 137. McKitterick, The Frankish Kingdoms 61. Vgl. auch Prinz, Grundlagen 84 f.

20 Greg. Tur. 2,30. Beda, h. e. 2,9. Heinsius, Mütter der Kirche 15. Haller I 275. Schmidt, Germanischer Glaube 51 ff. Baetke 46 ff. Döbler 97. Böhner, Grabmäler 655 f. Angenendt, Frühmittelalter 172 verweist mit Recht darauf, daß das frühe Christentum kein «Sieghelfer»-Motiv kannte.

21 Zöllner, Die politische Stellung 67 ff. Oediger, Das Bistum Köln 72 mit weiteren Literaturhinweisen. Ewig, Die Merowinger und das Frankenreich 139

22 Oros., Hist. advers. pag. 7, 35, 21. Vgl. August. civ. dei 5,26. Tusculum Lexikon 69. dtv-Lexikon der Antike, Philosophie I 316 f. Wilpert, Lexikon der Weltliteratur 1,280 f. Maier, Mittelmeerwelt 114

23 Ann. Mett. prior. a. 743, 772, 776. Vgl. auch die zahlreichen weiteren Quellenbelege bei Zwölfer 115 ff., bes. Anm. 255

24 Hieron. ep. 60,17. Oros. 7, 39. Tödt 27 ff. Mollat 31. Deschner, Die Politik der Päpste I 236 ff., bes. 270 f. mit den Quellen- und Literaturhinweisen

25 Schmidt, Germanischer Glaube 57 f. Cram 7. Tödt 27 ff.

26 RGAK 1976 II 49 f. LMA I 1434 ff. Rückert, Die Christianisierung 6, 16 ff.

27 Baetke 1943, 143 ff. 1962, 7 ff. Frank, Kirchengeschichte 23 f. Angenendt, Taufe und Politik 159. Ders., Frühmittelalter 173

28 Schubert, Zur Germanisierung des Christentums 392 f. Ders., Geschichte der christlichen Kirche I 150. Baetke 25 f. Ewig, Die Merowinger und das Frankenreich 138. Reuter, Germany 42

29 LThK IV[1] 432. RAC VIII Gallia I 913 ff. LMA IV 1339. Hänlein, Die Bekehrung I 84. A. Hauck 7. A. 1952 I 116. Schmidt, Germanischer Glaube 41 ff. Stamer, Kirchengeschichte 22 ff. Schubert, Zur Germanisierung des Christentums 392 f. Ders., Geschichte der christlichen Kirche I 150. Graus, Volk 154 ff., 162 ff. Fleckenstein, Grundlagen 41. Zöllner, Geschichte der Franken 177. Southern, 18. HKG II/1. Gurjewitsch 97 f. Bemmann 53 f.

30 LThK VIII[1] 605. Stamer 14. Egger 410. Schieffer, Winfrid-Bonifatius 147 f.

31 Greg. Tur., Vitae padrum 6,2. RAC XII 1983, 900. Vogel II 3 f. Oediger, Das Bistum Köln 70

32 Greg. Tur. 8,15 f.

33 Greg. I. Dial. 2,8; 2,19. Wetzer/Welte XI 691 f. LThK X[1] 610. dtv-Lexikon der Antike, Philosophie I 239. LMA I 1867. Donin, II 251 f. Zöckler 357. Hänlein 63 f. Schultze, II 184, 197. Gregorovius I 1 242. Sparber, Kirchengeschichte Tirols 8,33 f. Der theol. Verfasser gebraucht die anschauliche Wendung «vom Feuereifer» gleich zweimal. Graus, Volk 185. Zur Herrschsucht Benedikts und seinem Insistieren auf strikter Unterwerfung bis zum Tod vgl. Felten, 201 ff., 236 ff. S. auch 198 f.

34 Jonas von Susa (Bobbio), Vita Columb. c. 4 f.; 10; 18 ff.; 23 ff. Vita Galli 5 ff. Wetzer/Welte II 696 ff. LThK IV[1] 278. III[1] 1 f. Fichtinger 230. LMA III 65 ff. Grupp I 360. Stonner, Heilige der deutschen

Frühzeit I 15 ff., 27 ff. Buchner, Germanentum 160 f. Tüchle I 54 ff. Levison, Aus rheinischer und fränkischer Frühzeit 248 ff. Mayer, Geschichte des Bistums Chur I 68 f. Walterscheid, Deutsche Heilige 45 ff. Büttner, Frühmittelalterliches Christentum 15. Ders., Geschichte des Elsaß 37 ff. Blanke 34 ff., 49 ff., 64 ff. Helbling 5 ff. Hümmeler 487 f. Frank, Die Klosterbischöfe 25. W. Müller, Der Anteil der Iren 338 f. Schäferdiek, Columbans Wirken 171 ff., bes. 196 ff. Daniel-Rops 296. Berschin 257 ff. Bosl, Europa im Mittelalter 78. Ewig, Die Merowinger 111 f., 123 ff. Steinbach, Das Frankenreich 25 f. Schneider, R., Das Frankenreich 85. Prinz, Entwicklung 237 f. Ders., Askese und Kultur 38 f. Ders., Die Rolle der Iren 203. Wood 63 ff.

35 Wetzer/Welte I 194. Keller, Reclams Lexikon 31, 167 f. LMA I 510. Vogel II 112, 527 ff. Daniel-Rops 296. Ewig, Die Merowinger 137 f., 150. Werner M., Der Lütticher Raum 231 ff. Pontal 266 f.

36 Als zur Zeit der Blut-und-Boden-ära Johannes Watterscheid mit kirchlicher Druckerlaubnis die «Heilige deutsche Heimat» erstehen ließ, konnte man beim Gang durchs Kirchenjahr den hl. Martin natürlich nicht gut als den Ruinierer alles dessen hinstellen, was die Bauern seiner Zeit hoch verehrten, Tempel, Altäre, Götterbilder. Ergo bemerkt Katholik W. darüber nur, daß auf dem Land «das Heidentum noch herrschend» war, daß Tempel, Altäre, Säulen der alten Götter «noch allenthalben» standen; «selbst öffentliche Umzüge mit Götzenbildern wurden noch gehalten». Unmittelbar darauf folgt der die Schandtaten des Heiligen plump kaschierende Satz: «Da wurde Martinus der Apostel des gemeinen Volkes, der Bauern und Hirten, die auf dem flachen Lande wohnten.» Ruinen und Brände aber finden sich allenfalls in dem kurz vorhergehenden Satz versteckt, es «kam auch die feurige Zunge des Apostolates über ihn». Als Martin starb, meldet Gregor von Tours, vernahm im weit entfernten Köln der greise Bischof Severin den Gesang der Engel, die Martins Seele zum Himmel trugen. (Der Historiker Matthias Zender spricht hier von der einzigen halbwegs historischen Nachricht aus dem Leben des hl. Severin, von dem man immerhin über 170 Kultstätten kennt.) Greg. Tur. 1,39. Sulp. Sev. Vit. Mart. 12 ff. Dial. 2,8. Vgl. auch Dial 1,4; Vita b. Maurilii 2. LThK VI^{1} 984 ff. dtv-Lexikon der Antike, Religion II 84. RAC VIII 1972 Gallia I 914 f. Schultze, I 271 f. II 104 f. Zwölfer 68 f. Schnürer, Kirche und Kultur I 208. Walterscheid, Deutsche Heilige 13 ff. Ders., Heilige deutsche Heimat II 265. Viller/Rahner 179. Zender, Die Verehrung 257 f. Deichmann 105 ff. Levison, Aus rheinischer und fränkischer Frühzeit 28 f. Schneider, C., Geistesgeschichte II 300. Ewig, Der Martinskult 11 ff. Graus, Volk 154 f. Prinz, Klerus und Krieg 39. Ders., Entwicklung 223 ff. Bosl, Europa im Mittelalter 43, 79 f. Weigel 86

37 Greg. Vit. patr. 6,2. Baudoniv. Vita Radeg. 2,2. Vita Gaug. 13. Vita Eligii 2,8. Vita Lupi Senon. 11. Vita Landiberti 10. Vita Hugberti 3. Vita Amandi 13. Nach Zöllner, Geschichte der Franken 176 f. Ferner RAC VIII 1972, Gallia I 914

38 RAC VIII 1972, 894, 916. Prinz, Entwicklung 255

39 Beda, h. e. 2,13. Kühner, Lexikon 41. Hänlein I 72. Algermissen XI ff., 229. Beisel, Studien 130. Graus, vgl. Anm. 41

40 Concil. Germanicum can. 5

41 Greg. Tur. Vita patrum 6,2; Baudonivia, Vita Radegundis 2,2; Vita Lupi episc. Sen. c. 11; Vita Gaugerici episc. Camerac c. 13; Vita Hugberti episc. Traiect. c. 3; Vita Landiberti episc. Traiect. c. 10; Vita Eligii episc. Noviomag. 2,8. 1. Syn. Orl. (511) c. 30. 2. Syn. Orl. (533) c. 12; 20,4. Syn. Orl. (541) 15 f. Syn. Elusa (Eauze 511) c. 3 Syn. Tours (567) c. 22. Keller, Reclams Lexikon 209 f. Schultze, II 113 ff. Weinhold, Die deutschen Frauen I 71 f. Schmitz 319. Hänlein II 9. Graus, Volk 156 ff., 184 f.

42 RAC VIII Gallia I 917

2. KAPITEL

Chlodwig, der Begründer des fränkischen Grossreiches

1 Einleitung W. v. Giesebrecht in: Gregor von Tours, Fränkische Geschichte I 9

2 Aland, Kirchengeschichtliche Entwürfe 30

3 Grisar, Rom 87

4 Salv., de gub. dei 6,13. Behn 79. Vogt, Der Niedergang 510. A. v. Müller, Geschichte unter unsren Füßen 118. Lasko 211. Maier, Mittelmeerwelt 126. Dannenbauer, Grundlagen 103. Zöllner, Geschichte der Franken 25 ff. Steinbach, Das Frankenreich 5 f., 10. Döbler 113 ff. Bleiber, Das Frankenreich 42 ff.

5 Bleiber, ebd. 44 f. Zum Begriff von König und Königtum generell vgl. etwa Anton LMA V 1298 ff., bes. 1300 f.

6 Greg. Tur. 2,9. LMA II 1861 f., 1863. HEG I 253. HKG II 2, 114 f. L. Schmidt, Aus den Anfängen 306 ff. Ewig, Die Merowinger und das Frankenreich 13 ff., 38. Bleiber, Das Frankenreich 36

7 Greg. Tur. 2,9 ff. Fredeg. 3,11 f. LMA II 1817 ff., 1863 f. HEG 253 f. Hauck I 98 ff. Menzel I 80. Vogt, Der Niedergang 510. Dannenbauer, Grundlagen 103 f. Stern/Bartmuss 61. Stroheker, Der senatorische Adel 141. Löwe, Deutschland 35, 40. Zöllner, Geschichte der Franken 167. Falco 53 ff., bes. 58 u. 67. Lasko 200, 202, 211 ff. Lautermann 866. Steinbach, Das Frankenreich 8. Bund 236 ff. Grahn-Hoek, Die fränkische Oberschicht 134 ff. Ewig, Die Merowinger 16 f., 20, 78. Schneider, Königswahl 66 ff. Bleiber, Das Frankenreich 44 ff., 48 f. Vgl. auch die folg. Anm.

8 Greg. Tur. 2,31. Avit. ep. 46. Behn 79 f. Koeniger 218. Zöllner, Geschichte der Franken 44 ff. Daniel-Rops 234. Aland, Kirchengeschichtliche Entwürfe 29 f. Bleiber, Das Frankenreich 50

9 Greg. Tur. 2,27. dtv-Lexikon der Antike, Geschichte III 233. LMA II 1863. Hauck I 98 ff. Böhner, Grabmäler 653. Löwe, Deutschland 40. Stern/Bartmuss 61 f. Zöllner, Geschichte der Franken 48. Steinbach, Das Frankenreich 8 f. Ewig, Die Merowinger und das Frankenreich 20 f. Pfister, Gaul. Narrative of Events 110

10 Greg. 2,28 f. Fredeg. 3,17 ff. Lib. hist. Franc. c. 11 ff. LMA II 1948. Stern/Bartmuss 61. Zatschek 24. Zöllner, Geschichte der Franken 51, 53 ff. Bleiber, Das Frankenreich 50 ff. Steinbach, Das Frankenreich 10 f.

11 Greg. Tur. 2,28 ff. Hauck I 106.

Rückert, Culturgeschichte I 314 ff. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 93. Stratmann IV 63 f. Schnürer, Kirche und Kultur I 35. Daniel-Rops 238. Pörtner 20 ff. Bosl, Europa im Mittelalter 64

12 Cass. Dio 78,13. Agath. 1,6. RGAK I 123. HEG I 227 f. LMA I 263 ff. Tüchle I 20 ff. Werner, Zu den alamannischen Burgen 439 ff. Peschel 259 ff., bes. 306 ff. Butzen, Die Merowinger östlich des mittleren Rheins 27. H. Keller, Spätantike und Frühmittelalter 1 ff. Demandt 276. Beisel, Studien 80 f. Selbst das HKG II/2 («Christus gab den Franken den Sieg») erinnert an die «wunderbare Offenbarung Christi an den Kaiser» Konstantin vor seinem Sieg an der Milvischen Brücke (105)

13 Greg. Tur. 2,30. RGAK 1973 I^2 140 f. LMA I 264. III 1852 f. HEG I 228 f. Tüchle I 34. Büttner, Geschichte des Elsaß 31 f. Löwe, Deutschland 42. Zöllner, Geschichte der Franken 56. Werner, Zu den alamannischen Burgen 453. Butzen, Die Merowinger östlich des mittleren Rheins 27. Ewig, Die Merowinger 24 f., 55 f. Pörtner 22 f. Bleiber, Das Frankenreich 55 f. Ein Teil der Forscher setzt den Alemannenkrieg 506 an und auch Chlodwigs Taufe im gleichen Jahr oder 507/508. Vertreter beider Ansichten nennt Zöllner, Geschichte der Franken 57 f.

14 Greg. Tur. 2,31. Fredeg. 3,21 erhöht die 3000 auf 6000. RGAK IV 1981, 478 ff., I 129. Die Umstrittenheit der Datierung in der älteren Forschung bei Levison, Aus rheinischer und fränkischer Frühzeit 202 ff. S. auch Aland, Kirchengeschichtliche Entwürfe 27 f. Haendler, Geschichte des Frühmittelalters 21 vermutet Chlodwigs Taufe 498. Ebenso Maier, Mittelmeerwelt 214. Ebenso Vogt, Der Niedergang 512 u. v. a. F. Oppenheimer, Francish Themes 17 ff. nimmt die Taufe im Jahr 508 an. Ebenso R. Weiss: Chlodwigs Taufe: Reims 508; geht vor allem auf die Ergebnisse von den Steinens zurück. – Vgl. ferner Kawerau, Geschichte der alten Kirche 38. Hauck I 109 ff. Hartmann, Geschichte Italiens I 155. Böhner, Grabmäler 655. Zöllner, Geschichte der Franken 60 ff., 187. Prinz, Die bischöfliche Stadtherrschaft 13. Cartellieri I 46 f. Fleckenstein, Grundlagen und Beginn 41. Stamer 21. Schulze, Vom Reich der Franken 27. Bleiber, Das Frankenreich 53 f. Fleckenstein, Das großfränkische Reich 272 f.

15 Greg. Tur. 2,31. Wetzer/Welte, IX 204. LThK VIII^1 477, 817 f. Vogel II 348 ff. Schultze, II 107. Angenendt, Frühmittelalter 170 f.

16 Greg. Tur. 2,31. Dante, Inferno 11,9. Wetzer/Welte IX 204. LThK VIII^1 817 f. Vogel II 349. Seppelt I 250 ff. Speyer 302, 309

17 Avit. ep. 46. Wetzer/Welte I 566, IX 204. LThK I^1 547, 874 VIII^1 817 f. VII^1 541 f. LMA I 1307 f. (Zotz) II 1865. Görres 33 ff. Fischer, Die Völkerwanderung 221. Böhner, Grabmäler 655. Stroheker, Der senatorische Adel 154. Zöllner, Geschichte der Franken 58 f., 63. Vgl. 179. Pfister, Gaul. Narrative of Events 112. Staubach 27 f., 43. Angenendt, Kaiserherrschaft und Königstaufe 2 ff. Ders., Frühmittelalter 171 f.

18 Hartmann, Geschichte Italiens I 155. Kosminski/Skaskin 72. Wein 88. Fleckenstein, Die Hofkapelle 6. Pfister, Gaul. Narrative of

Events 111 f. Altamira 159 f. Pontal 9 ff.

19 Nicet. MG Ep. III 122. LMA II 1865. Algermissen 186

20 Hauck 1952 I^7 104, 111. Stamer 20 f. Haller, Entstehung 303 f. Stern/Bartmuss 62. Steinbach, Das Frankenreich 20 f. Ballesteros 37. Bosl, Europa im Mittelalter 66. Brown 161. Angenendt, Frühmittelalter 170. Die kurzen Ausführungen Alands, Über den Glaubenswechsel 48 ff., die für den Übertritt Chlodwigs das politische Motiv leugnen, überzeugen nicht. Nach Aland hätte Chlodwig aus politischen Gründen *Arianer* werden müssen. Aber konnte er als Katholik nicht viel überzeugender arianische Staaten bekämpfen? Aland inkriminiert, daß wir «*unsere* Maßstäbe» an frühere Epochen anwenden. Doch wendet er nicht seine *religiösen* Maßstäbe an sie an? Den Beweis für seine Behauptung, Chlodwig sei, wie Konstantin und Friedrich der Weise, «vom neuen Glauben innerlich überwunden worden», tritt Aland nicht an, sondern will lieber «hier abbrechen ...» Vgl. auch Aland, Kirchengeschichtliche Entwürfe 30 f.

21 Taddey 180. Schmidt, Die Ostgermanen 129. Behn 61. K. D. Schmidt, Die Bekehrung der Ostgermanen 404 ff. Schwarz, Goten 181 ff. Bohnsack 105

22 Oros. 7,38,3. Chron. Gall. ad a. 436; 443. Zu den Burgundern generell: Wenskus, Die Burgunder HEG I 230 ff. K. F. Werner, Burgund, in LMA II 1062 ff. J. Richard, Burgunder, LMA II 1092 f. Bühler 49. Löwe, Deutschland 20. Behn 61, 69. Stroheker, Germanentum 246 ff., 257 ff. Schmidt, Die Ostgermanen 131. Schmidt, Die Bekehrung der Ostgermanen 404 ff. Dannenbauer I 208, 308. Dopsch 1961 I^2 217 f. Conrad I 83. Bleiber, Das Frankenreich 41

23 Greg. tur. 2,28. LThK II^1 644. LMA I 1092 ff., 1824 f. IV 1530 f., 1792. Schmidt, Die Ostgermanen 169. Peyer 98. Conrad I 83. Beck, Bemerkungen 446. Bleiber, Das Frankenreich 41

24 Socrat. h. e. 7,30. Oros. advers. pagan. 7,32. Greg. Tur. 2,28. Wetzer/Welte II 216 f. LMA IV 1530 f., 1791 f. Giesecke 141. Vogt, Der Niedergang 429. Dannenbauer I 308. Schmidt, Die Bekehrung der Ostgermanen 404 ff. Schmidt, Die Ostgermanen 137. Zöllner, Die polit. St. 110

25 Avit. ep. 5. Marius Avent. a. 500. Greg. Tur. 2,23; 2,28; 2,32 f. Wetzer/Welte, III 603. LThK IX^1 549. LMA II 1093, 1865 f. IV 1530 f. HEG I 233 f. Rückert, Culturgeschichte I 318 ff. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 93. Hartmann, Geschichte Italiens I 155 f. Giesecke 142, 162. Schmidt, Die Bekehrung der Ostgermanen 408 f., 413 f. Fischer, Die Völkerwanderung 222. Büttner, Der Alpenraum 63. Ensslin, Theoderich 132 f. Zöllner, Die polit. Stell. 85. Bosl, Europa im Mittelalter 66. Menzel I 150. Ewig, Die Merowinger und das Frankenreich 24. Beck, Bemerkungen 447 f., 451. Bund 164

26 Greg. Tur. 2,34. Wetzer/Welte 216 f. Kraft 101. Menzel I 150. K. D. Schmidt, Die Bekehrung der Ostgermanen 411 ff. Giesecke, 142 f., 159 f. Fischer, Die Völkerwanderung 117

27 Olymp. fr. 26 (FHG IV 63). Prosper Tiro ad a. 415. Oros. 7,43. Kleine Pauly, V 1121 f. dtv-Lexikon I 235. Stein, Vom römischen

404. Cattellieri I 23 ff. Schmidt, Westgermanen 207 f. Dannenbauer I 204, 209, 306. Capelle 250 ff. Ensslin, Einbruch 109 f. Culican, 191. Löwe, Deutschland 19 f. Claude, Geschichte der Westgoten 20. Ders., Adel, Kirche 30 f.

28 Apoll. Sidon. ep. 1,2; 7,12. Jord. Get. 44. Kleine Pauly IV 1350 V 684. Giesecke 91 ff. Schmidt, Die Westgermanen I 208 ff. Löwe, Deutschland 20. Stroheker, Eurich 4 ff. Claude, Geschichte der Westgoten 31 f., 51 f. Ders., Adel, Kirche 37. Bund 551 ff. Bleiber, Das Frankenreich 41

29 K. D. Schmidt, Die Bekehrung der Ostgermanen 300

30 Ennod. Vita Epiph. 7. Apoll. Sidon. ep. 6,12; 7,6. Wetzer/Welte I 355 f. Kleine Pauly II 439, V 176. LMA IV 104 f. Capelle 304 f. Claude, Geschichte der Westgoten 48 f. Haendler, Die abendländische Kirche 105

31 Apoll. Sidon. ep. 7,6 f. Jord. Get. 47. Giesecke 96. Stroheker, Germanentum 167. Vogt, Der Niedergang 473. Schnürer, Die Anfänge 98. Dannenbauer, Die Grundlegung I 306 f. Ensslin, Der Einbruch 117 f. Daniel-Rops 255. Maier, Mittelmeerwelt 208 ff. Langgärtner 108. Prinz, Die bischöfliche Stadtherrschaft 9. Claude, Geschichte der Westgoten 32 f.

32 Greg. Tur. 2,35. RGAK I 129. dtv-Lexikon der Antike, Geschichte 2,25. Ensslin, Einbruch 125. Maier, Mittelmeerwelt 209. Claude, Geschichte der Westgoten 33 f. Büttner, Die Alpenpolitik 63

33 Greg. Tur. 2,36. Hartmann, Geschichte Italiens I 158 f. Bodmer 38. K. D. Schmidt, Die Bekehrung der Ostgermanen 308. Stroheker, Germanentum 167 f. Giesecke 98. Dannenbauer I 311. Thompson, The conversion 5 ff. Langgärtner 108 f. Marschall 94 ff.

34 Greg. Tur. 2,26; 2,36. Vita patr. 4,1. Wetzer/Welte II 246 ff. Kleine Pauly II 276 f. HEG I 255. Giesecke, Die Ostgermanen 98 ff. Schmidt, Die Ostgermanen 347. K. D. Schmidt, Die Bekehrung der Ostgermanen 308. Ensslin, Theoderich 293. Altamira 159 f. Thompson, The conversion 5 f. Bleiber, Das Frankenreich 57. Zöllner, Geschichte der Franken 117

35 Conc. Agath. Praev. Wetzer/Welte II 247. Giesecke 100. Stroheker, Germanentum 167 f. Steinbach, Das Frankenreich 12. Claude, Geschichte der Westgoten 45. Haendler, Die abendländische Kirche 105

36 Greg. Tur. 2,37. HKG II/2, 107: «Wie ein Fanfarenstoß klingt die Proklamation» Chlodwigs. Hartmann, Geschichte Italiens I 159 ff. Cartellieri I 50. Steinbach, Das Frankenreich 11. Dannenbauer, Grundlegung I 311. Zöllner, Geschichte der Franken 65. Ewig, Zum christlichen Königsgedanken 19. Ders., Die Merowinger 25. Lasko 212. Claude, Geschichte der Westgoten 35. Pfister, Gaul. Narrative of Events 113 f. Bleiber, Das Frankenreich 56 ff.

37 Greg. Tur. 2,37. LMA II 2154. HEG I 258. Zu Ewig vgl. Anm. 36 und 400

38 Algermissen 187

39 Greg. Tur. 2,37

40 Prokop, bell. Goth. 1,12,33 ff. Chron. Gall. a. 511. Greg. Tur. 2,37. Fredeg. 3,24. RGAK I 129. HEG I 258. Rückert, Kulturgeschichte I 324 ff. Hauck I 170 f. Dannenbauer, Grundlegung I 311. Altamira 160. Zöllner, Geschichte der Franken 65. Claude,

Geschichte der Westgoten 35. Ennslin, Theoderich 142 f. Ewig, Die Merowinger und das Frankenreich 25 f. Bleiber, Das Frankenteich 56 f. Pontal 10

41 Greg. Tur. 2,37. Fredeg. 3,24. HEG I 258. Beisel, Studien zu den fränkisch-römischen Beziehungen 92 f. Vgl. ferner die folg. Anm.

42 Prokop. bell. Goth. 1,12. Jord. Get. 58. Isid. hist. Got. 36 ff. Cassiod. Variae 4,17. Chron. Caesar august. (MG Auct. ant. XI 222 f.) Greg. Tur. 2,37. 1. Conc. Orl. (511) c. 5.7; 10. Hauck I 130. Bodmer 102. Hartmann, Geschichte Italiens I 159 ff. Caspar II 6. Schmidt, Die Ostgermanen 155. Ennslin, Theoderich 138 ff. 151. Ders., Einbruch 127. Steinbach, Das Frankenreich 11 f. Neuss/Oediger, Das Bistum Köln 110. Dannenbauer II 22 f. Ewig, Zum christlichen Königsgedanken 19. Zöllner, Geschichte der Franken 66, 171. Claude, Geschichte der Westgoten 36, 54 f. Thompson, The Goths 7 ff. Bund 553 f. Falco 53 ff., bes. 58 und 67. Bleiber, Das Frankenreich 56 f. Ewig, Die Merowinger und das Frankenreich 25 ff. Pontal 11, 31

43 Greg. Tur. 2,40. Bodmer 106 f. Fischer, Die Völkerwanderung 235. Pfister, Gaul. Narrative of Events 116. Anton, Fürstenspiegel 49. Schneider, Königswahl 70 f. Grahn-Hoek, Die fränkische Oberschicht 143 ff. Steinbach, Das Frankenreich 12. Zöllner, Geschichte der Franken 70. Borst 229 ff. Ewig, Die Merowinger 30. Bleiber, Das Frankenreich 58 f.

44 Greg. Tur. 2,41 f. Zur Kritik an Gregor: Zöllner, Geschichte der Franken 70 ff. LMA V 1919. Menzel I 151. Hauck I 111. Schneider, Königswahl 71. Sprigade, Abschneiden 145 f. Ders., Die Einweisung 15 f. Graus, Über die germanische Treue 105 ff. Bosl, Europa im Mittelalter 64 f. Ewig, Die fränkische Reichsbildung 259 f. Bleiber, Das Frankenreich 59. Borst 232 f. Bund 241 ff., 245 ff. Pfister, Gaul. Narrative of Events 115. Falco 68

45 Greg. Tur. 2,42. Bodmer 106 f. Fischer, Die Völkerwanderung 235. Für Daniel-Rops ist Chlodwigs Abmurksen lästiger Verwandter «nur ein vom Volk erfundenes Märchen», wobei sich der Katholik auf ungenannte «verläßliche Historiker» beruft: 317

46 Fredeg. 3,21. Syn. Orl. (511) Praef. u. c. 4. Rückert, Culturgeschichte I 328 ff. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 93. Steinbach, Das Frankenreich 13. Bosl, Europa im Mittelalter 64. Pörtner 17 ff. Zöllner, Geschichte der Franken 44, 182 ff. Prinz, Die Entwicklung 226, Anm. 9. Ewig, Der Martinskult 17 f. G. Wolf rühmt zwar, wie üblich, Chlodwigs «Staatsraison», seine «historische Größe», spricht abet doch von dem «recht zweifelhaften Grad der persönlichen Religiosität» – «von christlicher Moral keine Spur!»: Chlodwig 27, 29, 31 f., 35. Angenendt, Frühmittelalter 191

47 Aland, Kirchengeschichtliche Entwürfe 31

48 Greg. Tur. 2,40. Zöllner, Geschichte der Franken 73. Wolf, Chlodwig 35. Der Historiker E. Ewig schreibt im HEG 259 f. u. a.: «In seinen letzten Regierungsjahren (508–511) vollendete Chlodwig die territoriale Abrundung seines Reiches . . . hat die Franken aus kleinräumigen Verhältnis herausgeführt . . . *eine germanisch-romanische Synthese neuer Art*

angelegt. Die ungestüme Expansionskraft der Franken erhielt durch die Annahme des katholischen Glaubens neue Impulse . . .»

3. KAPITEL
DIE CHLODWIG-SÖHNE

1 Anton, Fürstenspiegel 49
2 Zach, Christlich-Germanisches Kulturideal 83
3 Buchner, Germanentum 147. Schultze, Vom Reich der Franken 76 f. Vgl. auch die folg. Anm.
4 Greg. Tur 3,1. Fredeg. 3,29. LMA II 1815 f., 1869 f. Die Reichsteile der Chlodwig-Söhne wurden nur in ihrem hauptsächlichen Umfang, also keinesfalls vollständig angegeben. Holtzmann, Sachsen und Anhalt 98. Zatschek 12. Steinbach, Frankenreich 15, 32 f. Bullough, Karl der Große 26. Schneider, Königswahl 73 f. Löwe, Deutschland 49. Zöllner, Geschichte der Franken 76 ff. Butzen 27. Schultze, Das Frankenreich der Merowinger 76 f. Ewig, Die Merowinger 31 f. Bleiber, Das Frankenreich 77 ff.
5 Ewig, Die Merowinger und das Frankenreich 31 f. Bleiber, Das Frankenreich 78 f.
6 Greg. Tur. 3,9 f., 3,12 f., 3,16, 3,23. Vita patrum 4,3; 12,2. Fredeg. 3,36 f., 3,39. Zöllner, Geschichte der Franken 79 f. Von anderen wird der Auvergnatenaufstand ein Jahrzehnt später angesetzt. Grahn-Hoek, Die fränkische Oberschicht 167 ff. Tolksdorf 53 f.
7 Avit. Vienne ep. 8 (MG Auct. Ant. VI, 2, S. 40). Caspar II 126. Giesekke 160 ff. Schmidt, Die Bekehrung der Ostgermanen 415. Fischer, Die Völkerwanderung 223 f. Daniel-Rops 253 f. Ewig, Die Merowinger 33 f.
8 Marius, Avent. chron. a. 522. Greg. Tur. 3,5. Fredeg. 3,33. Wetzer/Welte III 603. LThK IX[1] 549. Keller, Reclams Lexikon 457 f. Menzel I 155. Giesecke 162 f. Schmidt, Die Bekehrung der Ostgermanen 415. Bodmer 32. Zöllner, König Sigesmund 1 ff. Graus, Volk 396 ff. Daniel-Rops 253. Bund 164 f.
9 Avit. Vienne ep. 8; 29. Wetzer/Welte III 603. LThK III[1] 915. LMA I 1980, 1307; III 2041 f. Caspar II 127. Giesecke 161. Blanke 25. Loening I 567 ff. Pontal 264
10 Syn. Epaon can. 2. Wetzer/Welte III 603 f. LThK III[2] 915. HGK II/2 200. Hauck, zit. bei Giesecke 166 f. Schmidt, Die Bekehrung der Ostgermanen 414. Fischer, Die Völkerwanderung 224. Beck, Bemerkungen 449
11 Greg. Tur. 2,28; 3,6. Fredeg. 3,33. Wetzer/Welte II 491. LMA II 1862 (Ebling), HEG I 234. Vgl. auch die folg. Anm.
12 Greg. Tur. 3,5 f. Liber in gloria martyrum, c. 74 (hier billigt bereits Gregor dem Mörder Sigismund mit gewissen Einschränkungen die Heiligkeit zu.) Marius von Avenches ad a. 523. Die geschichrlichen Tatsachen verkehrt ins Gegenteil die fränkische Passio Sancti Sigismundi regis (SS rer. Merov. II 324), die Sigismunds Ermordung den Burgundern unterstellt. LThK IX[2] 748 f. Keller, Reclams Lexikon 457 f. Schmidt, Die Bekehrung der Ostgermanen 417 f. Ensslin, Einbruch 128. Löwe, Deutschland 49 f. Zöllner, König Sigesmund 1 ff. Ders., Geschichte der Franken 79 f. Graus, Volk 396 ff. Ders., Die Entwick-

lung der Legenden 187 ff. Ewig, Die Merowinger 33 f. Bleiber, Das Frankenreich 80. Bund 165 f.

13 Greg. Tur. 3,6. Fredeg. 3,34 f. Vgl. auch die folg. Anm.

14 Venant. Fortunat. Carm. 2,10. Greg. Tur. 3,18; Zur frühen Legendenbildung und Ausschmükkung ihrer Vita bereits bei Gregor vgl. Zöllner, Geschichte der Franken 55 f. S. auch 74. Fredeg. 3,34 f. LMA II 1815 f., 1862, 1869, 1948 IV 1792. Ewig, HEG I 261 verliert über die entscheidende Beteiligung der hl. Chlotilde kein Wort. Donin III 344 ff. Menzel, I 148, 155. Rückert, Culturgeschichte II 417. Hauck [7]1952 I 116, 128. Dill 159. Finke 140 f. Schmidt, Die Bekehrung der Ostgermanen 417 f. Löwe, Deutschland 49 f. Sprigade, Abschneiden 142 ff. Ders., Die Einweisung 16 ff., 44. Steinbach, Das Frankenreich 14 f. Funkenstein 12. Zöllner, Geschichte der Franken 80 ff. Irsigler 103 f. Ewig, Zum christlichen Königsgedanken 19. Ders., Die Merowinger 34 f. Grahn-Hoek, Die fränkische Oberschicht 159 ff. Bleiber, Das Frankenreich 80. Pontal 18

15 Greg. Tur. 3,18. Fredeg. 3,38. Vgl. auch die vorh. Anm.

16 Wetzer/Welte II 492. v. Sales Doyé, Heilige I 210. Ewig, Die Merowinger 35

17 Greg. Tur. 3,4; 3,7 f. Fredeg. 3,32. HEG I 262. Menzel I 154. Hauck I 348. Heinsius 16 ff. Schmidt, Die späte Völkerwanderungszeit 175. Schmidt, Die Westgermanen 46. Buchner, Germanentum 137. Behn 72 f. Löwe, Deutschland 50. Dannenbauer II 28. Patze/Schlesinger I 322 ff. Zöllner, Geschichte der Franken 82 f., 86. Lautermann 904. Steinbach, Das Frankenreich 14 f. Ewig, Die fränkischen Teilungen 668 f. Grahn-Hoek, Die fränkische Oberschicht 170 ff. Butzen 27 ff. Bleiber, Das Frankenreich 34, 37, 81, 83 f. Haendler, Die abendländische Kirche 39

18 Greg. Tur. 3,7 f. Venant. Fortunat. Carm. 9,14 (weitere Quellenhinweise bei Scheibelreiter, Königstöchter 24 ff. Wetzer/Welte IV 117 f. LMA II 1869 f. Menzel I 154 f. Weinhold II 15. Heinsius 27 ff. Herrmann, Thüringische Kirchengeschichte I 10 ff. Dill 131, 282. Schmidt, Die späte Völkerwanderungszeit 175 f. Neuss/Oediger 114. Portmann 29 ff. Pörtner 30. Zöllner, Geschichte der Franken 83, 107 f. Schneider, Königswahl 76. Ewig, Studien zur merowingischen Dynastie 38 ff., bes. 43. Bleiber, Das Frankenreich 84. Butzen 29

19 Greg. Tur. 2,36; 3,2. Zöllner, Geschichte der Franken 83 f.

20 Prokop. bell. Goth. 1,13. Chron. Caesar-august. a. 531; vgl. a. 541. Greg. Tur. 3,10; 3,21; 3,29. gloria conf. 81. Fredeg. 3,30: vgl. 41. LMA I 505. HEG I 262. Pirenne, Geburt 187. Claude, Geschichte der Westgoten 64. Steinbach, Das Frankenreich 14. Zöllner, Geschichte der Franken 83 ff. Ewig, Die fränkischen Teilungen 669, 674 f. Ders., Die Merowinger 35. Pontal 18

21 Prokop. bell. Got. 1,13. Greg. Tur. 3,11; 3,23. LMA II 1062 f. IV 1792. Giesecke 167. Blanke 25. Steinbach, Das Frankenreich 14. Büttner, Die Alpenpolitik 64. Löwe, Deutschland 150. Drack/Schib 134 ff. Bleiber, Das Frankenreich 86. Ewig, Die fränkischen Teilungen 670. Ders., Die Merowinger 36

22 Greg. Tur. 3,24; 3,28. Zöllner, Ge-

schichte der Franken 86 f. Ewig, Die Merowinger 36 f.

23 Prokop. bell. Got. 1,5; 1,13. Agathias 1,6 ff. Buchner, Germanentum 137. Büttner, Die Alpenpolitik 64 f. Egger 401 f. Heuberger, Rätien 136 ff. Zöllner, Geschichte der Franken 88 f. Ewig, Die Merowinger 37

24 LMA I 1242. Zöllner, Geschichte der Franken 89 ff. Ewig, Die Merowinger 37. Heinzelmann, Bischofsherrschaft in Gallien 130 ff.

25 Mar. v. Avenches, Chron. ad a. 538. Prokop. bell. Got. 1,12; 2.21 f.; 2,28. Cass. Var. 12,7. Caspar II 237. Büttner, Die Alpenpolitik 65. Löhlein 29 ff. Zöllner, Geschichte der Franken 89 ff. Bleiber, Das Frankenreich 87. Ewig, Die Merowinger 37

26 dtv-Lexikon der Antike, Geschichte III 258. Büttner, Die Alpenpolitik 65 f. Löwe, Deutschland 51. Steinbach, Das Frankenreich 14 f., 26. Ewig, Die fränkischen Teilungen 671 ff. Zöllner, Geschichte der Franken 89 ff.

27 Greg. Tur. 3,25; 3,36. dtv-Lexikon der Antike, Geschichte III 258. Auch Ploetz feiert Theudebert I. als «Vollender des Reiches Chlodwigs» 65. Schultze II 120 ff. Löwe, Deutschland 51. Zöllner, Geschichte der Franken 94 f., 188. Anton, Fürstenspiegel 50. Bleiber, Das Frankenreich 87. Ewig, Die Merowinger 40

28 Mar. v. Avench. Chron. ad a. 555 f. Greg. Tur. 4,10; 4,14; 4,16 f. Agathias II 14. Vita Droctovei c. 15. LMA II 1869 f. Schultze II 124 f. Stamer 25. Löwe, Deutschland 53. Büttner, Die Alpenpolitik 68. Zöllner, Geschichte der Franken 102 f. Grahn-Hoek, Die fränkische Oberschicht 185 ff. Bund 255 f. Tolskdorf 55

29 Greg. Tur. 4,19 ff. Mar. v. Avench. Chron. ad a. 560. Wetzer/Welte VII 7 f. Keller, Reclams Lexikon 376. Schultze II 124 f. Mühlbacher I 39. Bodmer 32. Goertz, Mittelrheinische Regesten I 9. Zöllner, Geschichte der Franken 103 f. Lasko 213. Ewig, Die fränkischen Teilungen 674 f. Lear/Treason 200 f. Tolksdorf 56 f. Bund 256

30 S. dazu die Quellenzusammenstellung durch Zöllner, Geschichte der Franken 104 f. Ferner Ewig, Studien zur merowingischen Dynastie 43 sowie die drei folg. Anm.

31 Greg. Tur. 4,2

32 Greg. Tur. 4,3; 4,19; 9,39 ff. Schultze II 125. Bodmer 31. Zöllner, Geschichte der Franken 188. Anton, Fürstenspiegel 52. Ewig, Die fränkischen Teilungen 674 f. Ders., Bistum Köln 214

33 RAC II 122. Fichtinger 382 f. Hauck I 130, 229 f. Zöllner, Geschichte der Franken 104 f., 178, 186 ff. Anton, Fürstenspiegel 52. Ewig, Die ältesten Mainzer 122. Ders., Die fränkischen Teilungen 672 f. Ders., Die Merowinger und das Imperium 17

34 Lib. pont. Vita Pelagii I. Hartmann, Geschichte Italiens I 394 ff. Caspar II 288. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 122. Seppelt/Schwaiger 56 f. Maier, Mittelmeerwelt 246. Ewig, Die Merowinger und das Imperium 16 f.

35 Döllinger 53. Lea I 242. Voigt, Staat 260

4. KAPITEL
DIE LANGOBARDENINVASION

1 Greg. I. dial. 3,38

2 Prokop. bell. Got. 2,14,8. Paul.

Diac. Hist. Lang. 1,9; 1,22 f.; 1,27, 2,7 ff. Greg. Tur. 4,3; 4,41. LMA V 1688 ff. HEG I 222 ff. dtv-Lexikon der Antike, Geschichte II 240. Hartmann, Geschichte Italiens II 1 ff., 18 ff., 34 ff., 56 ff. Schnürer, Kirche und Kultur I 169. Catellieri I 69. Giesecke 199 f. Schmidt, Die Bekehrung der Ostgermanen 387 ff. Behn 54 f., 70. Maier, Kirchengeschichte I 36. Gontard 154. Conrad 86. Haller, Entstehung der germanisch-romanischen Welt 293. Löwe, Deutschland 34. Daniel-Rops 276 ff. Dannenbauer, Die Grundlegung II 13 ff., 18. Kupisch I 139. Herrmann, Slawisch-germanische Beziehungen 26 f. (mit vielen Quellenbelegen). Bosl, Europa im Mittelalter 53 f. Maier, Byzanz 72. Fröhlich 1 ff. Zusammenfassung 21. Bullough, Italien 171 f. Büttner, Die Alpenpolitik 70 f. Misch 50,53 ff., 59 ff., 64 ff., 73 ff., 79 ff., 81 ff. Schmidinger 372 f.

3 Marius. Avent. Chron. ad a. 572, 573. Johann. Biclar ad a. 573. Prokop. bell. Got. 4,27. Paul Diac. hist. Lang. 2,14; 2,27 ff.; 2,31; 3,16. Greg. Tur. 4,41. LMA I 1907, III 1382, V 1692
Hartmann, Geschichte Italiens II 1 ff., 34 ff. Cartellieri I 69 f. Kornemann 454 f. Schmidt, Die Bekehrung der Ostgermanen 390 f. Schnürer, Kirche und Kultur I 169. Büttner, Die Alpenpolitik 71. Bullough, Italien 172. Schneider, Königswahl 14 ff., 22 ff. Montgomery I 134. Zöllner, Die politische Stellung 133 ff. Misch 64 ff., 88 ff., 98 ff., 101 ff. Bund 195 ff. Ewig, Die Merowingerzeit 55. Richards, Gregor 18 ff. Schmidinger 373 ff.

4 Gregor I. dial. 1,4; 3,8; 3,27 f.; 4,22. ep. 1,66; 4,15. Greg. Tur. 4,41. Paul. Diac. H. L. 2,10; 2,25; 2,32. Hartmann, Geschichte Italiens II 1 ff., 41 f. Brechter, Monte Cassino 109 ff. Schnürer, Kirche und Kultur I 169. J. Funk, Allgemeine Einleitung 13. Dannenbauer, Die Entstehung II 14 ff., 18. Misch, Die Langobarden 64 ff., 87 ff., 93 ff. Richards, Gregor 16 ff., 104 ff., 176 f., 183. Altendorf, Gregor 189

5 Gregor I. dial. 3,38

6 Gregor I. ep. 13,38 f. Misch 93

7 Gregor I. ep. 3,4

8 Richards 188

9 dtv-Lexikon II 115. Richards 19. Das Bertram-Zitat bei Deschner, Die Politik der Päpste I 456

10 Paul. Diac. Hist. Lang. 2,12. Greg. Tur. 10,29. LThK VII² 941 f. Funk, Allgemeine Einleitung 13. Giesekke 200 ff. Dannenbauer II 18 f. Misch 93, 97 f. Altendorf 189

11 Paul. Diac. Hist. Lang. 3,16. Giesecke 201 ff.

5. KAPITEL
DIE SPÄTEREN MEROWINGER

1 Greg. Tur. 7,38. Vgl. auch 4,47; 6,29; 7,35 u. a.

2 Ebd. 6,46

3 LThK IV² 750. HGK II/2 133. Ewig, Das Merowingische Frankenreich 399 f. Ders., Die Merowinger 41. Bleiber, Das Frankenreich 122 f., 127. Pontal 116 f.

4 Greg. Tur. 4,25 ff.; 4,30; 5,17; 9,21. LMA IV 1794. Schultze II 128, 140, 161, 494. Giesecke 103. Bodmer 31. Löwe, Deutschland 64. Steinbach, Das Frankenreich 22, 33. Zatschek 13 f. Ewig, Die fränkischen Teilungen 676 ff. Bleiber, Das Frankenreich 122

5 Greg. Tur. 4,22 ff.; 4,30; 4,49 f. Taddey 72, 197, 370, 854. Zur Pro-

blematik civitas-Stadt im MA vgl. LMA II 2113 f. Schultze II 128, 142. Mühlbacher I 38. Dill 170 f. Bodmer 29. Zatschek 14 f. Büttner, Die Alpenpolitik 69. Löwe, Deutschland 64, 66 f. Schneider, Königswahl 87 ff. Steinbach, Das Frankenreich 33, 35 f. Ausführlicher Zöllner, Die politische Stellung 57 ff. Ewig, Das Bistum Köln 214. Ders., Die fränkischen Teilungen 676 ff. Ders., Die Merowinger 42 f. Ders., Die Merowingerzeit 54 f. Bleiber, Das Frankenreich 122 ff.

6 Greg. Tur. 4,27 f. LMA IV 1100. Mühlbacher I 40

7 Greg. Tur. 4,28; 4,51; 5,18; 5,22; 5,39; 7,7; 7,20; 8,29; 8,44; 9,34; 10,18. Fredeg. 3,84. LMA IV 885. Taddey 370. Heinsius 15

8 Greg. Tur. 4,28; 4,45 ff.; 4,51; 5,1. Fredeg. 3,70 ff. LThK IV² 1279. Taddey, Lexikon 474. Ullstein Weltgeschichte II 13. Schultze II 143, 151, 162 f. Menzel I 180 ff. Lea III 462. Cartellieri I 73, 84. Bodmer 29, 50. Dill 174 f. Berr 14. Ludwig 19. Zatschek 15 f. Folz, Zur Frage 322 ff. Maier, Mittelmeerwelt 242 f. Pörtner 26 f. Büttner, Die Alpenpolitik 69 ff. Steinbach, Das Frankenreich 33. Lautermann 866, 870. Ewig, Die fränkischen Teilungen 679 ff. Ders., Die Merowinger 43 f. Bleiber, Das Frankenreich 126 ff. Bund 261. Pontal 119

9 Greg. Tur. 4,47; 5,44. Schultze II 148 ff. Berr 14. Cartellieri I 73 f. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 151 ff., bes. 153. Zatschek 17. Maier, Mittelmeerwelt 242 f. Dannenbauer II 62. Steinbach, Das Frankenreich 22

10 Greg. Tur. 5,1; 5,14; 5,18 f., 8,31; 9,8; 9,10; 9,14; 9,23; 10,19. Fredeg. 3,74; 3,78. LMA II 1816 IV 1794 f. Dill 124, 134, 184. Cartellieri I 73. Zatschek 16 f. Sprigade, Die Einweisung 21 f. Schneider, Königswahl 94 ff. Steinbach, Das Frankenreich 33. Graus, Über die sogenannte germanische Treue 105. Ewig, Die fränkischen Teilungen 681. Ders., Die Merowingerzeit 54. Ders., Studien zur merowingischen Dynastie 19. Ders., Die Merowinger 44. Grahn/Hoek, Die fränkische Oberschicht 201. Bund 264 f., 265 ff. Pontal 118 f. Bleiber, Das Frankenreich 128

11 Greg. Tur. 6,46; 7,33; 10,19. Fredeg. 3,93. Ullstein, Weltgeschichte II 13. Schultze II 148. Zatschek 16 ff. Steinbach, Das Frankenreich 33 f. Ewig, Die fränkischen Teilungen 682 f., 714. Ders., Die Merowingerzeit 54. Ders., Die Merowinger 45 f. Grahn-Hoek, Die fränkische Oberschicht 220 ff. Bleiber, Das Frankenreich 128 f. Bund 270 ff.

12 Greg. Tur. 6,46. Fredeg. 3,93. Menzel I 182. Ewig, Die Merowinger 47

13 Greg. Tur. 4,50; 5,39; 6,31; 10,19. Schultze II 145 f., 151 f., 155 f., 160 ff. Bodmer 34, 200. Bund, Thronsturz 269 ff.

14 Greg. Tur. 7,4 ff.; 7,44; 9,8. LMA II 1816. Steinbach, Das Frankenreich 34. Ewig, Die fränkischen Teilungen 714. Ders., Die Merowinger 47

15 Bleiber, Das Frankenreich 126 ff., 136 ff.

16 Greg. Tur. 5,49; 6,24; 7,28; 7,30 f.; 7,36; 8,2; 8,7. Fredeg. 3,89. LMA IV 1989, 1792. Ewig, Die Merowinger 45, 47. Bleiber, Das Frankenreich 129 f. Scheibelreiter, Der Bischof 226. Vgl. auch die folg. Anm.

17 Greg. Tur. 6,36; 7,10; 7,27 ff.;

7,34 ff.; 7,38; 8,2; 9,21. Fredeg. 3,89. LThK IV[1] 750. LMA III 84, IV 1792, 1794 f. Schultze II 135, 154 f., 161. Bodmer 15 f., 50 f. Dill 195 ff. Büttner, Die Alpenpolitik 73 f. Sprigade, Die Einweisung 19 f. Ders., Abschneiden 147 f. Anton, Fürstenspiegel 53. Zöllner, Die politische Stellung 113. Steinbach, Das Frankenreich 34. Ewig, Die fränkischen Teilungen 683 ff., 703 ff. Ders., Die Merowingerzeit 54. Ders., Die Merowinger und das Imperium 33 ff. Ders., Zum christlichen Königsgedanken 19. Ders., Die Merowinger 47 f. Bund 277 ff. Grahn-Hoek, Die fränkische Oberschicht 232 ff.

18 Greg. Tur. 5,49; 6,31; 7,10; 7,35; 7,38. Schultze II 147. Berr 15

19 Greg. Tur. 4,25; 5,17; 5,35; 9,20. Fredeg. 3,82. Daniel-Rops 317

20 Greg. Tur. 9,9; 10,19. S. auch die folg. Anm.

21 Greg. Tur. 9,11; 9,20. Ewig, Die Merowinger 48, 50. Bleiber, Das Frankenreich 132

22 Mar. Avent. chron. ad a. 569; 574. Greg. Tur. 4,42. Fredeg. 3,68. Schultze II 129 f. Hartmann, Geschichte Italiens II 56 ff. Holtzmann, Italienpolitik 17 f., 21 f. Büttner, Die Alpenpolitik 79 ff. Löhlein 53 ff.

23 JK 1048 (MG Epist. III 448 Nr. 9). Migne 72, 705. Vgl. auch Pelagius' II. Brief an Aunachar von 586: JK 1057 (MG Epist. III 449 Nr. 10). Migne 72, 744. LThK VIII[1] 66. Fichtinger 312. Kelly 79. Hartmann, Geschichte Italiens II 167

24 Wetzer/Welte VIII 264. LThK VIII[1] 66. LMA III 1382. Denzinger, Enchiridion Symbolorum 113 ff. NUM 246 f. Kelly 79. Hartmann, Geschichte Italiens I 397 ff. Seppelt II 13

25 Greg. Tur. 6,42; 8,18; 9,25. Fredeg. 3,92. Paul. Diac. hist. Lang. 3,17; 3,22; 3,28 ff. Joh. Biclar. a. 584. LMA II 1816. Schultze II 131 f. Hartmann, Geschichte Italiens II 61 ff. Kornemann II 455 f. Holtzmann, Italienpolitik 22 ff. Büttner, Die Alpenpolitik 76 f. Ders., Frühmittelalterliches Christentum 126

26 Greg. Tur. 9,11; 9,20; 9,25; 9,29. Paul. Diac. hist. Lang. 3,22; 3,29. Schultze II 131. Hartmann, Geschichte Italiens II 69 ff. Büttner, Frühmittelalterliches Christentum 126

27 Greg. Tur. 9,29; 10,3. Paul. Diac. hist. Lang. 3,31. Fredeg. 4,45. Schultze II 131 f. Hartmann, Geschichte Italiens II 72 ff. Holtzmann, Italienpolitik 25 ff. Büttner, Die Alpenpolitik 77 ff. Ders., Frühmittelalterliches Christentum 126 ff. Ewig, Die Merowinger 49. Misch 116

6. Kapitel

Die Westgoten werden katholisch

1 Culican 189

2 Ballesteros 56

3 Chron. Caesar Aug. a. 531. Jord. Get. 58. Greg. Tur. 3,30. Fredeg. 3,42. Isid. Sev. hist. Got. 40 ff. LMA I 206 f. IV 1573. HEG I 236 f. Buchner, Germanentum 154. Stroheker, Germanentum 97, 168, 209. Maier, Mittelmeerwelt 209. Dannenbauer II 22 f. Conrad 80. Schäferdick, Die Kirche in den Reichen der Westgoten 22 f. Thompson, The Goths 12 ff., 18 ff. Claude, Geschichte der Westgoten 57 f. Ders., Adel, Kirche 48 f., 56 ff., 63. Bund 554 ff. Auch im Hinblick auf Eurich aber schreibt Gert Haendler: «Von einer westgotischen Propaganda für

das homöische Bekenntnis kann keine Rede sein.» Die abendländische Kirche 105. Vgl. auch 108

4 Greg. Tur. 4,8; 4,27. Fredeg. 3,47 f. Isid. hist. got. 46 f. LMA I 206; 1159 V 1950. Stroheker, Germanentum 135 f., 209 ff. Buchner, Germanentum 155. Thompson, The Goths 17 f., 324. Claude, Geschichte der Westgoten 58 f. Ders., Adel, Kirche 49 f. Bund 557 f. Altamira 163 f.

5 Greg. Tur. 4,38; Joh. Bicl. ad a. 568 f.; 573. Fredeg. 3,63. Isid. hist. got. 48, 49. Stroheker, Germanentum 136 f. Buchner, Germanentum 136 f. Thompson, The Goths 18 f., 59. Claude, Adel, Kirche 55, 59 f., 66

6 Greg. Tur. 4,38. Isid. hist. got. 51.

7 Isid. hist. got. 49; 54. LMA V 1903

8 Hydat. Chron. min. 2,25. Isid. hist. got. 85 ff. HEG I 243. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 29. Schmidt, L., Die Westgermanen 128, 192. Schmidt, K.D., Die Bekehrung der Ostgermanen 373 ff. Thompson, Christianity and the Northern Barbarians 71. Ders., The End of Roman Spain 18 ff. (nimmt an, daß die Sueben mit den Quaden identisch sind). Sprigade, Die Einweisung 46. Maier, Mittelmeerwelt 126 f. Kawerau, Geschichte der mittelalterlichen Kirche 29

9 Isid. hist. got. 87. Schmidt, K.D., Die Bekehrung der Ostgermanen 374 ff. Schmid, L., Die Westgermanen 208 f., 217 ff. Ballesteros 39 f. Voigt, Staat 147. Claude, Geschichte der Westgoten 124. Bund 159 f. Schäferdiek, Die Kirche in den Reichen der Westgoten 82 ff., 108 f., 112 ff.

10 Isid. hist. got. 88 ff. Claude, Geschichte der Westgoten 124. Bund 161

11 Isid. hist. got. 49 ff. Thompson, The Goths 49 ff.

12 Isid. hist. got. 50; 90

13 Greg. Tur. 6,18; 6,43; in glor. confess. 12. Joh. Bicl. ad a. 570 ff., 580, 584, 585. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 174 f. Schmidt, Die Bekehrung der Ostgermanen 309, 377. Schmidt, L., Die Westgermanen 214 ff. Buchner, Germanentum 155. Stroheker, Germanentum 147 ff., 169 ff., 178 ff., 230. Claude, Geschichte der Westgoten 66 f. Sprigade, Die Einweisung 46 ff. Altamira 165 ff. Thompson, The Goths 60 ff., 87. Bund 162 f. Haendler, Die abendländische Kirche 108

14 Greg. Tur. 4,27 f.; 5,38; 9,24. Fredeg. 3,82 f. Thompson, The Goths 18, 64 f. Altamira 168

15 Greg. Tur. 5,38. Fredeg. 3,83. Joh. Bicl. ad a. 579. Giesecke, Die Ostgermanen 105 f. Stroheker, Germanentum 152, 166. Daniel-Rops 257, 261 f. Thompson, The Conversion 11. Ders., The Goths 64 f. Altamira 168

16 Greg. Tur. 5,38; 6,18; 6,40; 6,43; in glor. confess. 12. Joh. Bicl. ad a. 574; 581 ff. Fredeg. 3,87. Isid. hist. got. 49. LMA V 1776. Grisar, Rom 692. Schmidt, Die Westgermanen I 215 f. Schmidt, Die Bekehrung der Ostgermanen 308 ff., 378. Gieseke, Die Ostgermanen 106 f. Stroheker, Germanentum 152 f., 173, 182 ff., 218 f. Daniel-Rops 257. Culican 192 f. Thompson, The Goths 65 f., 68 ff. Claude, Geschichte der Westgoten 68. Bund 559 ff. Altamira 169 f.

17 Greg. Tur. 6,43. Fredeg. 3,87. Gregor I. Praev. Moral in Iob (PL 75,510 f.) Paul. Diac. Hist. Lang. 3,21. RAC XII 933. Kraft 342. LMA V 1776. Hartmann, Geschichte Italiens II 175. Caspar II

356. Stroheker, Germanentum 177, 185. Thompson, The conversion 14. Ders., The Goths 65 f. Reydellet 49

18 Greg. Tur. 5,38; 6,18; 6,40; 6,43; 8,28. Joh. Bicl. ad a. 584. Isid. hist. got. 49. Keller, Reclams Lexikon 250 f. (legendär entstellt). Giesecke 108 f. Stroheker, Germanentum 184 f. Schneider, Königswahl 221 f. Daniel-Rops 258. Claude, Geschichte der Westgoten 68. Thompson, The Goths 72 f. Bund 560 f.

19 Greg. Tur. 5,38; 6,43; 8,28; 9,16. Joh. Bicl. ad a. 579; 585. Gregor I. dial. 3,1. Isid. hist. got. 49. LThK IX^{1} 612 f. u. 2. A IX 811 f. Keller, Reclams Lexikon 250 f. Fichtinger 352 ff. Kühner, Lexikon 213 ff. Giesecke 107, 109. Stroheker, Germanentum 185 f., 219 f. Altamira 168 f. Graus, Volk 396. Claude, Geschichte der Westgoten 68. Thompson, The Goths 91, 94. Bund 561 f.

20 Greg. Tur. 8,28; 9,31. Joh. Bicl. ad a. 585. Isid. hist. got. 54. Schultze II 134. Stroheker, Germanentum 187 f. Büttner, Die Alpenpolitik 74. Thompson, The Conversion 24. Ders., The Goths 75, 92 ff. Ewig, Die fränkischen Teilungen 686. Ders., Die Merowingerzeit 56. Ders., Die Merowinger 94

21 Greg. Tur. 8,46, vgl. auch 4,38. Isid. hist. got. 50. Grisar, Rom 692. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 176. Schmidt, Die Bekehrung der Ostgermanen 310, 378. Giesecke 103 f., 110. Stroheker, Germanentum 140 f. Claude, Geschichte der Westgoten 70 f. Ders., Adel, Kirche 72. Thompson, The Goths 91, 94. Ders., The Conversion 24 f.

22 Isid. hist. got. 52 ff. Vgl. auch Orlandis/Ramos-Lisson 96 ff.

23 Greg. Tur. 9,31. Joh. Bicl. ad a. 588 f. Giesecke 111 f. Dannenbauer II 25 f. Thompson, The Goths 94, 102 f. Ders., The Conversion 24 ff. Bund 563. Claude, Geschichte der Westgoten 72. Orlandis/Ramos-Lisson 100

24 Joh. Bicl. ad a. 589 f. Giesecke, Die Ostgermanen 112. Thompson, The Goths 103. Ders., The Conversion 26. Bund 563 ff. Claude, Geschichte der Westgoten 72. Orlandis/Ramos-Lisson 100

25 Isid. hist. got. 7 f.

26 HEG I 439. Ballesteros, Geschichte Spaniens 55. Giesecke 113. Buchner, Germanentum 155. Thompson, The Goths 104. Ausführlicher über das Konzil: Orlandis/Ramos-Lisson 101 ff.

27 3. Syn. Tol. (589) c. 3; 5 f.; 14 (De iudaeis) Zu den servi ecclesiae vgl. etwa auch 4. Syn. Tol. (633) c. 67. Kraft 342 f. Hartmann, Geschichte Italiens II 175. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 175 f. Schmidt, Die Bekehrung der Ostgermanen 308 ff. Ballesteros 40 f. Maier, Mittelmeerwelt 245, 303. Thompson, The Barbarian Kingdoms 24 ff. Ders., The Goths 88, 94 ff., 101. Ders., The conversion 34. Claude, Geschichte der Westgoten 72 f. Ders., Adel, Kirche 77 ff. Ewig, Zum christlichen Königsgedanken 26. Schäferdiek, Die Kirche in den Reichen der Westgoten 205 ff., 212. Orlandis/Ramos-Lisson 107 ff., 116 f.

28 Gregor I. e.p. 9. Hartmann, Geschichte Italiens II 175 f. Seppelt II 27 f.

29 Isid. hist. got. 68 ff. Gams II 2. Abt. 47. Maier, Mittelmeerwelt 306. Claude, Geschichte der Westgoten 74. Reydellet 48 sieht im Werk Isidors eine «Bemühung um intellektuelle und moralische Erneuerung».

30 Joh. Bicl. ad a. 580; 590. Isid. hist. got. 50. Vitae patrum Emerit. 5,11. Syn. Toledo (589) c. 5; 9. Syn. Sarag. (592) c. 2. Gregor I. dial. 3,31. Fredeg. 4,8. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 175. Ders., Zur Germanisierung des Christentums 392. Voigt, Staat 148. Schmidt, Die Bekehrung der Ostgermanen 308 ff. Giesecke 111, 116. Stroheker, Germanentum 177 f., 233. Thompson, The Goths 102 ff. Ders., The conversion 27 ff. Altamira 172. Claude, Adel, Kirche 90 f.

7. KAPITEL
PAPST GREGOR I. (590–604)

1 Seppelt II 33
2 Stratmann IV 85
3 Kraft 244
4 Richards 235
5 Haller I 217, 223
6 Joh. Diac. Vita. Greg. 4,84
7 Dannenbauer II 75 f.
8 Greg. Tur. 10,1. Gregor I. Moral. pref. Joh. Diac. vit. Greg. 4,84. Haller I 217. de Rosa, 397. S. auch folg. Anm.
9 Gregor I. Dial. 4,16; in Ev. 38,15. (PL 76, 129A) RAC XII 930 f. Kühner, Lexikon 31. Kelly 80. LMA IV 1663 f. Gregorovius, I 1 252. Hartmann, Geschichte Italiens II 92 ff. Funk, Allgemeine Einleitung 15 f. Maier, Mittelmeerwelt 338 f. Gontard 151. Daniel-Rops 282. Fines 108. Schramm, Kaiser, Könige I 86 f. Misch 121. Richards 34 f. Angenendt, Frühmittelalter 238 f.
10 Gregor I. ep. 3,29; 11,37; Hom. in Ev. 1,1. Vgl. auch ep. 3,61; 4,44; 11,37 u. a. Gregorovius, I 1 254 ff.
11 Greg. Tur. 10,1. Paul. Diac. Hist. Lang. 3,24. RAC XII 934 f. Gregorovius I 1 254 ff. Hartmann, Geschichte Italiens II 97. Giesecke 204. Seppelt II 13 f. Richards 22, 90
12 Gregor I. ep. 1,4; 3,61; 5,53 a. Praef. Dial. 3,33. Greg. Tur. 10,1. Joh. Diac. Vit. Greg. 1,39 f. Paul. Diac. Vit. Greg. 10. RAC XII 932 ff. LMA I 758 f. IV 1663. Keller, Reclams Lexikon 234. Kelly 79 f. Gregorovius I 1 248 ff., 253 ff., 285. Hartmann, Geschichte Italiens II 94 ff., 180 ff. Caspar II 343. Haller I 217 f. Seppelt II 7 ff. Seppelt/Schwaiger 58 f. Gontard 151 ff. Altendorf 186. Misch 120 ff. Schramm, Kaiser, Könige I 86 f. Richards 47 ff. Fines 108 f.
13 Gregor I. Reg. 5,37 ff.; 5,44 f.; 7,5; 7,30 f.; 8,29 u. a. Mor. 3,43,60. Paul. Diac. Vit. Greg. 9. Joh. Diac. Vit. Greg. 1,28 ff. LThK III[2] 118. RAC XII 937. Kelly 79. Hartmann, Geschichte Italiens II 160 ff., 180 ff. Caspar II 215 f., 264. Seppelt II 10, 22 ff. Seppelt/Schwaiger 62. Gontard 155, 162. Maier, Mittelmeerwelt 338 ff. Richards 56. Vgl. auch die folg. Anm.
14 Alle Belege hierzu und weitere bei Richards 224 ff. Vgl. auch Kelly 82. Haller I 224 ff.
15 Gregor I. ep. 2,38
16 Richards 129
17 Gregor I. ep. 1,38 ff.; 2,29; 3,3; 5,4; 5,55; 7,32; 10,9; 13,31; 14,16 u. a.
18 Gregor I. Reg. pastor. 3,4. moral. 25,34 ff. Gregorovius I 1 283. Caspar II 409, 468 f. Haller I 221. Seppelt/Schwaiger 61. Voigt, Staat 83. Daniel-Rops 282. Ullmann, Die Machtstellung 58 ff. Buchner, Germanentum 151. Richards 257 ff. Altendorf 188
19 Gregor I. ep. 1,5. Dial. Praef.
20 Vgl. Richards, bes. Kap. 9 u. 10. S. auch Haller I 221

21 Hartmann, Geschichte Italiens II 176 ff. Dort und bei Richards 84, 141, 208 ff. alle Quellenhinweise. Caspar II 431 ff.
22 Gregor I. Reg. Past. 1,10
23 Seppelt II 33
24 Gregor I. ep. 2,1
25 Richards 41 ff. Dort die weiteren Quellenbelege
26 Haller I 224. Richards 263
27 Richards 122 ff., 147 ff., 169 ff. mit allen Quellenhinweisen. S. auch Gontard 155 f.
28 Gregor I. ep. 1,14; 2,5. Caspar II 414. Richards 170 f.
29 Gregor I. ep 3,45. Kober, Die körperliche Züchtigung 48, Grupp I 298. Gregors Keuschheitswahn und Zölibatsrigorismus wäre ein eigenes Kapitel wert. Seine Ausfälle (in jeder Hinsicht des Wortes) sind ungezählt. Vgl. dazu etwa auch Ranke-Heinemann, Eunuchen 110 f., 128, 144, 147: «Die Lust kann nie ohne Sünde sein» u. a.
30 Beda h. e. 1,27. LMA IV 1663 f. Haller I 267 f., 223. Voigt, Staat 260, 296. Seppelt II 25. Maier, Mittelmeerwelt 338 f. Gontard 156. Misch 69. Herrmann, Ketzer in Deutschland 66. Richards, 9. Padberg 22 f. Ullmann, der Gregor schätzt, betont doch als Zweck der missionarischen Unternehmung Gregors, «Den päpstlichen Primatsanspruch seiner Verwirklichung nahezubringen»: Kurze Geschichte des Papsttums 51
31 Herrmann, Ketzer in Deutschland 66
32 Gregor I. ep. 8,4; 1,60; 2,45; 13,36; LThK VII[2] 5 f. Vgl. auch Speigl, Aquileja zwischen Ost und West 37 ff.
33 Gregor I. ep. 4,14; 6,36, Moral. 3,43. Reg. past. 24. Paul. Diac. Hist. Lang. 4,19. Padberg 23 f.
34 Außer Deschner Kriminalgeschichte I 3. Kap. Vgl. dazu und bes. zu Gelasius I. ebd. II 324 ff., bes. 332 ff.
35 Gregor I. ep. 5,3. Moral. 8,1 f.; 16,6. HKG II 2, 318. Hartmann, Geschichte Italiens II 163. Caspar, II 442 ff. Diesner, Der Untergang 76 f.
36 Gregor I. Dial. 3,30. RAC XII 936. Gregorovius I 1 275. Caspar II 74
37 Gregor I. ep. 4,26; 4,29
38 Gregor I. Dial. 3,27 f. ep. 4,26; 9,65; 9,204. Schultze I 425 f. Richards 242
39 Schultze II 191
40 Richards 242 ff. mit allen und weiteren Belegen
41 Gregor I. ep. 2,38; 5,38. Dial. Praef. LMA IV 1664 (Richards) Gregorovius I 1 267. Seppelt II 18 ff. Caspar II 343, 454. Fischer, Der niedere Klerus 43 f. (mit ausführlichen Belegen). Vgl. 74 f. Erben 53. Kühner, Gezeiten I 162. Ders., Die Kreuzzüge, Studio Bern 14. 10. 1970. Patze, Der Frieden 419. Daniel-Rops 476. Richards 92, 97. Herrmann, Kirchenfürsten 47 führt auch die Vokabel vom «Heiligen Krieg» auf Gregor zurück
42 Kühner, Lexikon 38 f. Stratmann IV 85
43 Gregor I. ep. 2,6. Richards 235 f.
44 Gregor I. ep. 3,37; 6,10; 7,21; 9,213
45 Gregor I. ep. 1,10; 1,45; 2,7; 2,38; 4,31; 6,33; 6,45; 7,24; 8,21; 8,23; 8,25; 9,38; 9,109 f., 9,195. Wiegand 236 f. Parkes 210 ff. Seiferth 76. Schopen 32 f. Gontard 153. Richards 123
46 Gregor I. ep. 1,87; 9,213. Browe 128, 138, 145. Caspar II 492. Sogar Angenendt verkennt jüngst Gregors antijüdische Grundhaltung: Frühmittelalter 241

47 Gregor I. ep. 1,39a; 1,73; 8,27. Lib. Pont. Vit. Greg. 313. RAC XII 935 f. HKG II 2 208. Gregorovius I 1 265 ff. Seppelt 15 ff. Gontard 158. Richards 101, 118, 133 ff., 144. Altendorf 186 ff., 194

48 Gregorovius I 1 265. Haller I 220. Richards 134 f.

49 Hartmann, Geschichre Italiens II 149

50 Richards 144 ff. mit den Quellenbelegen

51 Gregor I ep. 1,39; 13,19; 13,23; 13,31. HKG II 2 208, 318. Gregorovius I 1 265 ff. Seppelt II 15 ff. Richards 102 f.

52 HKG II 2 318

53 Gregor I. ep. 9,30

54 Gregor I. ep. 9,42. Haller I, 220. Gontard 159. Angenendr, Frühmittelalrer 219. Orlandis/Ramos-Lisson 216 f., 230. Richards 65 f., 116, 135, 246 mit allen weiteren Quellenbelegen

55 LMA IV 1663. Gregorovius I 1 267. Seppelt II 15 ff.

56 LMA II 1243 ff. HKG II 2 207 f. Gregorovius, I 1 267. Herde 1. Richards 15

57 Maier, Mittelmeerwelt 339. Reindel, Grundlegung 107

58 Paul. Diac. Hist. Lang. 3,18; 3,26. Der Kleine Pauly 3,1096. LMA IV 151 ff. HKG II 2 207. Hartmann, Geschichre Iraliens II 106 ff. Caspar II 474 ff. Dannenbauer II 21. Dawson 192, 195. Seppelt/Schwaiger 60. Richards, 21 f. Ullmann, Die Machrsrellung 57 f.

59 Gregorovius I 1 260 ff. Jenal 113. Vgl. auch die folg. Anm.

60 Gregor I. ep. 5,37; 11.29. RAC XII 936 f. Hartmann, Geschichte Italiens II 185 ff. Caspar II 479 ff. Richards 231 f.

61 Hartmann, Geschichte Italiens II 181. Caspar II 479 ff. Seppelt II 21. Haller I 226. Richards 93

62 Paul. Diac. Hist. Lang. 4,8. Kelly 21. LMA IV 151 ff. Richards 198. Jenal 113, 125 f. Hürten 38. S. auch die folg. Anm.

63 Gregor I. ep. 1,3; 2,7; 2,32. Dial. 3,28. Paul. Diac. Hist. Lang. 4,8. Hartmann, Geschichte Italiens II 102 f., 131 f. 168. Caspar II 471 f. Erben 71. Seppelt/Schwaiger 59. Zöllner, Die politische Stellung 136. Ausführlich Richards 93, 188 ff., dem ich hier zum Teil folge. Dort weitere Quellenhinweise

64 Gregor I. ep. 4,2; 5,36; 7,42; 7,19; 9,44; 9,66 f. Paul. Diac. Hist. Lang. 4,12. LMA I 208 f. HEG I 379 f. Hartmann, Geschichte Italiens II 105 ff. Caspar 476 ff. Gonrard 154. Seppelr/Schwaiger 60 f.

65 Gregor I. ep. 14,12. Paul. Diac. Hist. Lang. 4,5; 4,25; 4,27. LMA I 208 f. Harrmann, Geschichte Italiens II 68 f., 167 ff. Schnürer, Kirche und Kultur I 169 f. Caspar II 477, 491. Seppelr II 26 f. Stonner, Germanenrum und Christentum 41. Giesecke 204 f. Behn 71. Dollinger 84 f. Misch 126

66 Paul Diac. Hist. Lang. 4,6; 4,27; 4,41. LAM I 208 f. Giesecke 204 f. Behn 71. Holtzmann, Italienpolitik 30. Richards 199

67 LThK VIII[1] 250. LMA II 1894 f. HKG II 2 207. HEG I 308. Lecky, Sittengeschichte II 216 f. Cartellieri I 78. Caspar, Geschichte des Papsttums II 487 f. Ludwig, Massenmord 19. Baynes, The successors 282. Maier, Mittelmeerwelr 247. Richards, Gregor 232 f.

68 Fredeg. 4,23. RAC IV 576. Gregorovius II 23, 33. Donin II 162. Stratmann IV 107. Caspar II 364. Maier, Mittelmeerwelt 246

69 Hartmann, Geschichte Italiens II 117. Gregorovius I 1 268 f. Haller I 219. Caspar II 488. Gontard 155. Maier, Mittelmeerwelt 247.

Ders., Byzanz 76. Richards 56, 233. Deér, Die Vorrechte 55 ff.

70 Gregor I. ep. 13,32 ff. Vgl. 13,42. Hartmann, Geschichte Italiens II 117 f. Caspar II 488 ff. Stratmann IV 108 f.

71 LThK II^2 591 ff. Der Kleine Pauly IV 802 f. LMA II 413. HEG I 308. Fichtinger 74. Kühner, Lexikon 40. Gregorovius I 1 270. Hartmann, Geschichte Italiens II 118. Seppelt II 41. Ostrogorsky 69 f. Kühner, Das Imperium 67. Nach Schieffer HEG I 112 bewahrt Rom durch die Phokassäule bis heute «wenigstens einen Abglanz seines Ranges als Kaiserstadt»!

72 Fredeg. 4,63. Lecky II 217. Hartmann, Geschichte Italiens II 185. Stratmann IV 111. Ostrogorsky 69 f. Daniel-Rops 396. Maier, Mittelmeerwelt 247

73 Beda, h. e. 2,1. LThK II^1 82 f. u. 2. A. 93 f.

74 Orig. hom. 4,1 in Ez. Tert. adv. Jud. 7. Sozom. 2,6. Vogt, Der Niedergang 534. Delius 17. Lohaus 144 f.

75 LMA III 1924 ff. HEG I 283 f., 451 ff., 467 ff. mit zahlreichen Literaturangaben. Buchner, Germanentum 156 f. Schmidt-Liebich, Daten 10 ff. Collingwood/Myres 291 ff.

76 Beda, h. e. 1,23 ff. Greg. Tur. 4,26; 9,26. Gregor I. ep. 8,30. LMA I 1229 f. III 1926 ff. Gregorovius I 1 244. Hartmann, Geschichte Italiens II 172 f. Seppelt II 30 ff. Cartellieri I 79: Haller I 267. Gontard 156. Buchner, Germanentum 157. Daniel-Rops 291. Lohaus 5 ff., 11 ff., 145. Seppelt/Schwaiger 62. Bosl, Europa im Mittelalter 166. Schieffer, Winfrid-Bonifazius 65. Borst 35 ff. Prinz, Zum fränkischen und irischen Anteil 317 f.

77 Gregor I. ep. 9,43; 11,37; 11,39. Beda h. e. 1,26; 1,31; 2,1. RAC XII 938. LthK II^1 82 f. VII^2 261. LMA I 187. Hartmann, Geschichte Italiens II 173 f. Caspar II 507 ff. Seppelt II 32. Hänlein I 49 f. Schieffer, Winfried-Bonifatius 294. Gontard 156. Haller I 267. Lohaus 11 ff. Borst 37 f. Prinz, Zum fränkischen und irischen Anteil 318 ff. Viele Söhne christlicher Könige blieben ungetauft, damit sie nach einem event. Sieg der heidnischen Partei regieren konnten. Vgl. etwa Angenendt, Frühmittelalter 231

78 Gregor I. ep. 11,56. Beda h. e. 1,30

79 Beda h. e. 1,33

80 RAC XII 930 f. Gregorovius I 1 271 ff. Richards 35 f.

81 LMA V 569. Gregorovius I 1 279. Hürten 16 ff.

82 Gregor I. ep. 5,53; 11,34. Moral. 10,29; 18,46; 18,74. John of Salisbury, Policraticus 2,26. Der Kleine Pauly IV 424. Hartmann, Geschichte Italiens II 94 f. Buchner, Germanentum 151. Haller I 218 f. Dannenbauer II 73 ff. Sandys 444 f. Altendorf 189, 192. Evans, The thought of Gregory the Great 8

83 Leo I. ep. 3,63; 7,29; 11,55. Kühner, Lexikon 35 f. Gregorovius I 1 279. Funk, Gregor 22. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 198, Caspar II 344 ff. Seppelt II 9. Dannenbauer II 52 f. Gontard 152. Richards, Gregor 52 ff., 59 ff. Altendorf 186 f. de Rosa 397. Neuerdings überrascht etwa auch Scheibelreiter «die entschiedene und provokative Ablehnung der alten Bildungsgrundlagen»: Der Bischof 66

84 Gregor I, Dial. 4,41 ff. Fischer, Völkerwanderung 109. Richards 60 f., 89. mit allen und weiteren Quellenhinweisen

85 Haller I 218. Neuestens deutet auch Angenendt, wenn auch nur

knapp, «eher den jähen Absturz von dem antiken Niveau intellektueller und theologischer Bildung» an: Frühmittelalter 240. S. auch Herrmann, Kirchenfürsten 47

86 Seppelt II 35. Haller I 218 f. Vgl. Die peinlichen Ausflüchte im RAC XII 940 f.

87 Gregor I. Moral. 21,3. In Ezech. 1 ff. Hofmann, Die geistige Auslegung 12

88 Gregor I Moral. P. L. 75,509 ff., 76,1 ff. Altaner/Stuiber 468 f. RAC XII 943. Altendorf 187

89 Taionis, ep. ad Eugen. Tolet. praef. ad Quiric. Barcinon. ep. Nach Hartmann, Geschichte Italiens II 157 f. HKG II 2 209 f. (Baus). Richards 9. Zu Gregors ungewöhnlicher Hochschätzung im Mittelalter vgl. Hürten, Gregor der Große 16 ff. Noch im 8. Jh. ist im Lateran das «intellektuelle Niveau ... fast ausschließlich geistlicher Art». Banniard, Europa 123; findet aber Gregor I. in seinem Hauptwerk «immer auf hohem Niveau», ja spricht von «literarischer Meisterschaft», ebd. 151 ff.

90 Gregor I. ep. 5,53a; LMA IV 1664 f. Funk, Gregor 43. Seppelt, Geschichte des Papsttums II 36 f. Dannenbauer II 76 ff.

91 Gregor I. ep. 5,53a, 11,227. Richards 52 ff. mit vielen Quellenhinweisen. S. auch S. 269

92 Vgl. bes. Greg. dial. prol. 8; 1,7; 3,33; 3,35; 4,55. Moral. 17,31. Hom. in Ezech. 3,23. Altaner/Stuiber 469. Funk, Gregor XIII ff. Richards 260, 265, 267 f. Frank, Benedikt 35 ff. Altendorf 193

93 Paul. Diac. Hist. Lang. 4,5. Kühner, Lexikon 49. HKG II 2 321 (Vogt). LMA IV 1665 (M. Gerwing). Gregorovius I 1 276. Funk, Gregor XVII. Richards 262, 267 f.

94 Gregor I. Dial. 1,2 ff., 1,7; 1,9 f., 1,12; 2,5; 2,7 f., 2,11; 2,24; 2,29; 2,32; 3,17; 3,20; 3,29; 3,38. Lecky II 108 f. Daniel-Rops, Kirche im Frühmittelalter 284. Richards, Gregor 26, 30. Frank, Benedikt 36 f. Altendorf 193. Scheibelreiter, Der Bischof 254, Anm. 74

95 Gregor I. Dial. 1,9

96 Ebd.

97 Ebd.

98 RAC XII 948. Gregorovius I 1 276. Haller I 218 f.

99 HKG II 2 207 ff. (Baus) Ebd. 317 f. (Vogt). Hürten 16 ff. sagt ungeschminkt, daß dessen «Hauptwerke ... kaum mehr genießbar sind».

100 Gregor I. Dial. 4,30; 4,55. Moral. 9,32. Keller, Reclams Lexikon 236. Fichtinger 142. Lecky, II 179 f. Beissel, Die Verehrung der Heiligen 322. Dudden II 437

101 Gregor I. Dial. 4,41 ff.

102 Gregor I. ep. 3,33; 4,30; 7,27; 9,228. Keller, Reclams Lexikon 328. RAC III 869 f. Gams II 2. Abt. 31. Beissel, Die Verehrung der Heiligen I 72. Gregorovius I 1 273 f. Beringer II 231 f. Schnürer, Kirche und Kultur I 258. Buchner, Germanentum 151. Haller I 223. Andresen 513

103 Gregorovius I 1 274

104 Gregor I. ep. 30,3; 4,30. Gregorovius I 1 273. Caspar II 397. Fichtenau, Zum Reliquienwesen 84 f.

105 Gregor I. dial. 1,4; 3,15; 4,51. Donin I 582 IV 293. Beringer II 231 f. Wilpert 17. Hartmann, Geschichte Italiens II 193. Gontard 160. Von den Steinen 245. Fichtenau, Zum Reliquienwesen 84. Misch 126. Dannenbauer II 78 f.

106 Bernh. Clairv. de considerat. 1,9. Kraft 244. Stratmann IV 125. Caspar II 513. Dittrich, Ge-

schichte der Ethik II 235. Seppelt II 38 ff. Seppelt/Schwaiger 59, 62 f. Gontard 161. Schramm, Kaiser, Könige I 89

107 RAC XII 950

108 Vgl. Haller I 221 ff.

109 LMA IV 1664, 1688. Seppelt II 34. Daniel-Rops 284. Gontard 160. Richards 125 ff. Ullmann, Kurze Geschichte des Papsttums 48

110 Paul. Diac. Hist. Lang. 4,29. Richards 265 f. Kelly 82

111 Ullmann, Kurze Geschichte des Papsttums 50

8. KAPITEL

BRUNICHILD, CHLOTAR II. UND DAGOBERT I. ODER «DIE VERCHRISTLICHUNG DES KÖNIGSGEDANKENS»

1 Richards 220

2 Anton, Fürstenspiegel 51

3 Fredeg. 4,58

4 Lib. Hist. Franc. 42

5 Greg. Tur. 9,4: Fredeg. 4,7; 4,14 ff., 4,17. Paul. Diac. Hist. Lang. 4,11. Jonas, Vita Columb. 1,28. LMA I 595, II 761, 1816, 1870 f. IV 1794 f. Schultze II 162. Cartellieri I 84 f. Zatschek 20 f. Löwe, Deutschland 67. Lasko 214. Steinbach, Das Frankenreich 34 f. Ewig, Die fränkischen Teilungen 687, 689, 691, 706 f. Ders., Die Merowingerzeit 56. Ders., Die Merowinger 50 f. Ders., Studien zur Merowingischen Dynastie 24. Bund 283 f.

6 Gregor I. ep. 5,58 ff., 6,55; 8,4. Fredeg. 4,24; 4,32. Jonas, Vita Columb. 1,27. LThK II[1] 588 IX[1] 919 u. 2 A II 727, IX 1201. LMA I 1276 III 727. Schultze II 171. Hartman, Geschichte Italiens 171, 174. Seppelt II 28 f. Caspar II 496 f. Nitzsch, Geschichte des Deutschen Volkes 164. Haller I 222. Ewig, Die ältesten Mainzer 121. Ders., Der Martinskult 12 f., 18. Richards 220 f. McCulloh 145 ff.

7 Gregor I. ep. 6,5; 11,46; 11,49. Caspar II 500. Ewig, Die Merowingerzeit 56. Pontal 119

8 Greg. Tur. 8,31; 9,4. Fredeg. 4,19; 4,27; 4,29; 4,42. Jonas, Vita Columb. 28 f. Ewig, Studien zur merowingischen Dynastie 16, 24. Ders., Das merowingische Frankenreich 400 f., 410. Ders., Die Merowinger 50 ff., 122. Pontal 172 f. Bleiber, Das Frankenreich 138 f. Vgl. auch die folg. Anm.

9 Fredeg. 4,20 f., 4,24 ff., 4,38, 4,40 ff. Jonas, Vita Columb. 28. Lib. Hist. Franc. 40. Vita Marii appendix. Keller, Reclams Lexikon 317 f. Taddey 197. Altaner/Stuiber 467. LMA V 624. Schultze, II 165 f., 168 f. Mühlbacher I 40. Cartellieri I 85 f. Levison, Aus rheinischer und fränkischer Frühzeit 119. Zwölfer 70. Delius, Geschichte der irischen Kirche 107. Zatschek 20 ff. Löwe, Deutschland 67 f. Büttner, Geschichte des Elsaß 37 ff. Haller, Entstehung 305 f. Steinbach, Das Frankenreich 35 ff. Pörtner 27. Maier, Mittelmeerwelt 243 f. Doppelfeld 627. Schlesinger, Zur politischen Geschichte 26 f. Anton, Fürstenspiegel 51. Ewig, Zum christlichen Königsgedanken 19, 21 f. Ders., Die fränkischen Teilungen 708. Ders., Das Merowingische Frankenreich 400 f. Ders., Die Merowingerzeit 56 f. Ders., Die Merowinger 51 f., 117. Angenendt, Taufe und Politik 161. Bund 287 ff. Bleiber, Das Frankenreich 139 f. Zu den vatic. ex event. in der Bibel vgl. Deschner, Abermals, Kap. 16 «Der Weissagungsbeweis» S. 114 ff.

10 Fredeg. 4,26 ff., 4,43 f. Haller, Entstehung 305 f. Boehm, Geschichte Burgunds 80 ff. Zatschek 22. Zöllner, Die politische Stellung 113 f. Ewig, Die Merowinger 119. Bleiber, Das Frankenreich 145 f. Bund 294 ff.

11 Fredeg. 4,40; 4,52. Paul. Diac. Gesta episc. mett., in MG script. II 260 ff. Vit. Arn. c. 2 ff. zit. c. 2, c. 4, c. 7. RGAK I 436. LThK I[1] 700. Taddey 46, 223. LMA I 678, 1018 f., III 429. Mühlbacher I 37 ff. Stamer 31. Oexle, Die Karolinger 250 ff., 361. Hlawitschka, Die Vorfahren Karls des Großen 51 ff.

12 Zöllner, Die politische Stellung 116 f.

13 Lib. Hist. Franc. c. 41. Fredeg. 4,56. Ewig im HEG I 408 spricht von «der *Neuordnung des Reichs*», von ihm hervorgehoben.

14 Fredeg. 4,53; 4,57 f. Mühlbacher I 42. Ewig, Die Merowinger 126 f., 140. Bleiber, Das Frankenreich 148, 152

15 Fredeg. 4,56; 4,67; 4,75. LMA I 104. Mühlbacher I 42. Ewig, Die Merowinger 128, 131. Bleiber, Das Frankenreich 156

16 LMA I 510. Ewig, Die Merowinger 131. Bleiber, Das Frankenreich 152 ff.

17 Fredeg. 4,53; 4,58 ff.; 4,65; 4,68; 4,72; 4,74 ff. Lib. Hist. Franc. 42. LMA III 429 f. V 790. HKG II 2 117 ff. Hauck I 301. Schultze II 179 ff. Cartellieri I 106 f. Schnürer, Kirche und Kultur I 243 f. Zwölfer 70. Levison, Aus rheinischer und fränkischer Frühzeit 148 ff. Büttner, Die Alpenpolitik 86. Stamer 31. Löwe, Deutschland 72. Bosl, Bayerische Geschichte 28. Ders., Der «Adelsheilige» 170. Ders., Europa im Mittelalter 79. Maier, Mittelmeerwelt 309. Lasko 214. Ewig, Zum christlichen Königsgedanken 19, 21. Ders., Die Merowingerzeit 58 f. Ders., Der Martinskult 18. Ders., Die Merowinger 127 f. Ludwig 20. Lautermann 867. Donnert 301. Labuda 241 ff. Flaskamp, Die frühe Friesen- und Sachsenmission 185 f. Anton, Fürstenspiegel 49. Störmer, Früher Adel I 204. Steinbach, Das Frankenreich 25, 38. Vernadsky 264 f., 304. Schlesinger, Zur politischen Geschichte 39. Kunstmann 9 ff., 17 ff., 24 ff. Reindel, Grundlegung 115 ff. Prinz, Die Entwicklung 238 f. Bleiber, Das Frankenreich 145 ff. Meyer-Sickendick 145 f. Angenendt, Frühmittelalter 188

18 Zender, Die Verehrung des hl. Karl 100. Bosl, Der «Adelsheilige» 170, 174 f. Störmer I 204. Ewig, Die Merowinger 140

19 Lib. Hist. Franc. 42 f. LMA III 430. Ewig, Die Merowinger 139 f.

20 Fredeg. 4,79 f. Ewig, Studien zur merowingischen Dynastie 50, Anm. 194

21 Mühlbacher I 41. dtv-Lexikon 8,213. LMA IV 1974 f. Haller, Entstehung 306. Maier, Mittelmeerwelt 322 f. Lasko 214. Daniel-Rops 482. Ewig, Die Merowinger und das Imperium 51 ff. Schneider, Das Frankenreich 16. Butzen 35 f. Bleiber, Das Frankenreich 140 f., 157. Schulze, Vom Reich der Franken 82

9. KAPITEL
DIE KIRCHE IN DER MEROWINGERZEIT

1 Zach 84
2 Lasko 215
3 Hauck, vgl. Anm. 13
4 Daniel-Rops, vgl. Anm. 11
5 Alle Quellenhinweise bei E. De-

mougeot Gallia I RAC VIII 894 ff., 905 ff.

6 Ebd. 897 ff., 913. Hauck [7]1952 I 5 f. Gottlieb 26. R. Schneider, Das Frankenteich 84

7 Schultze II 228. Daniel-Rops 307. Ewig, Studien zur merowingischen Dynastie 51 Anm. 200. Maier, Mittelmeerwelt 308. Prinz, Adel und Christentum 5 ff. Ders., Frühes Mönchtum 144. Richards 219. Pirenne, Mohamed und Karl der Große 36

8 Greg. Tur. 4,49. Hauck [7]1952 I 141. Ewig, Zum christlichen Königsgedanken 19 ff. Ders., Studien zur merowingischen Dynastie 43. Tolksdorf 82 ff., 25

9 Dopsch II 206, 252. Bodmer 39, 68, 78, 80. Bosl, Der «Adelsheilige» 177. Weigel 86. Bund 348. Prinz, Herrschaftsformen der Kirche 2 ff.

10 Bosl, Leitbilder und Wertvorstellungen 10

11 Bosl, Der «Adelsheilige» 186. Daniel-Rops 317 f. Vgl. 314. Boussard 18. Scheibelreiter, Die Verfälschung der Wirklichkeit 299 ff. Angenendt, Frühmittelalter 232. Vgl. auch die folg. Anm.

12 RAC VIII, Gallia I 920. RAC XII 902 ff. (Vollmann). Dopsch, Neudruck [2]1961 II 253. Heinsius 14. Lasko 215. 287. Sprandel, Der merowingische Adel 49. Bosl, Der «Adelsheilige» 177. Bleiber, Das Frankenreich 135 f. Schulze, Vom Reich der Franken 80

13 Greg. vit. patrum. 6,2. RAC VIII Gallia I 910 ff. Lecky, Sittengeschichte II 192 ff. Ausführlich Hauck I 176 ff., 191, 204 ff., 387. Vgl. auch [7]1952 I 299. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 153. Marcuse, Die sexuelle Frage 39. Heinsius 13 f., 20. Zwölfer 66. Pfister, Gaul. Institutions 145. Ewig, Der Martinskult 18. Schieffer, Winfrid-Bonifatius 57. Steinbach, Das Frankenreich 22. Boudriot 1. Prinz, Heiligenkult 532. Ders., Askese und Kultur 77 ff. Anton, Trier im frühen Mittelalter 136 f. Meyer-Sickendick 156

14 RAC XII 895 ff., bes. 902 ff. (Vollmann). LMA IV 1679 ff. (H. H. Anton). Thürlemann 90. Boussard 18. Angenendt, Frühmittelalter 182 f., 192. Gutjewitsch 39 ff. Banniard, Europa 200 f., feiert Gregor freilich auch, mit Einschränkungen, als «Tacitus der Merowinger» 154 ff. Zugunsten der Franken übertreibt Gregor auch ohne Bedenken, um nicht zu sagen, er lügt: vgl. Beisel, Studien 287 f., Anm. 419

15 Greg. Tur. 3,22, 3,25 f. Angenendt, Frühmittelalter 183, 190 f. Haendler, Die abendländische Kirche im Zeitalter der Völkerwanderung 131

16 Sidon. carm. 2; 5; 7. MG. AA. epp. VIII/9 135 ff., 187 ff., 202 ff. Der Kleine Pauly V 176. LThK IX[1] 535 f. Tusculum Lexikon 239. Bardenhewer IV 652 ff. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche 171 f. Pörtner 36. Gautier 237, 273 f. Zöllner, Geschichte der Franken 164

17 Greg. Tur. 5,18. Syn. Orange 529. Kadziela 30. Maier, Mittelmeerwelt 220, 316 f. Boussard 13 ff. Ewig, Die lateinische Kirche 112. Zit. nach Prinz, Die Rolle der Iren beim Aufbau der merowingischen Klosterkultur 206 f. Prinz, Frühes Mönchtum 121 ff., 152 ff. Ders., Askese und Kultur 32 ff. Ders., Herrschaftsformen der Kirche 16. Haendler, Die abendländische Kirche 103. Vgl. auch 50 ff. Pontal 20, 41, 67 ff. Fink 60 f. Heinzel-

mann, Bischof und Herrschaft 37 ff. Kaiser, Königtum und Bischofsherrschaft 94 ff. Mckitterick, The Frankish kingdoms 42 f. Orlandi/Ramos-Lisson 238. Angenendt, Frühmittelalter 264. Scheibelreiter, Der Bischof 16 ff., schreibt auch, daß der Begriff «nobilis» die Viten der merowingischen Bischöfe beherrsche und es wirkliche «gemeine» Abstammung bei keinem merowingischen Bischof gab. S. 24,30. Ders., Der frühfränkische Episkopat 134 ff.: «Tatsächlich scheint eine kirchliche Karriere für Niedriggeborene kaum möglich gewesen zu sein.» (136) Vgl. auch Banniard 78 f.

18 Syn. Orl. (511) c. 14; 15. Syn. Orl. (538) c. 20. Syn. Orl. (541) c. 7; 26; 33. Viele weitere einschlägige Kanones bei Pontal 247 f. Vgl. auch Demougeot RAC VIII 902 f. Kaiser, Bischofsherrschaft 67 ff. Ders., Königtum und Bischofsherrschaft 94 ff. Angenendt, Frühmittelalter 178. Zur «Zwangsgewalt des Bischofs» vgl. auch Heinzelmann, Bischof und Herrschaft 65 f.

19 Vgl. etwa Syn. Epao (517) c. 19. Syn. Orl. (541) c. 11. HGK II 2, 112. Pontal 31, 41 f. Angenendt, Frühmittelalter 178. Goetz, Leben im Mittelalter 65 f., 92. Vgl. auch 113 f.

20 Greg. I. ep. 5,50. RAC XII 987 f., 902 (B. K. Vollmann). Dopsch ²1961 II 253. Stern/Bartmuss 60. Bleiber, Das Frankenreich 135 f. Fink 63 f. Nonn, Eine fränkische Adelssippe 186 ff. Orlandis/Ramos-Lisson 238. Zum geringen Vertrauen Gregors I. zum Weltklerus vgl. etwa Scheibelreiter, Der Bischof 115. Kaiser, Königtum und Bischofsherrschaft 83 f. Natürlich war auch der Grundbesitz der byzantinischen Kirche schon seit dem 4. Jh. stetig angewachsen, vgl. etwa Winkelmann, Die östlichen Kirchen 137

21 Greg. Tur. 5,49. Vit. patrum. 8. Vgl. auch die Einleitung von M. Gebauer, in: Gregor von Tours, Fränkische Geschichte I 15. LMA IV 1679 f. (Anton) Rückert, Culturgeschichte II 342 ff., 510 f. Hauck ⁷1952 I 127 f. 136. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 151 ff. Stern/Bartmuss 60. Maier, Mittelmeerwelt 215 f. Stroheker, Senatorischer Adel 72 ff. Ders., Germanentum 195. Zöllner, Geschichte der Franken 129, 132, 183 ff., 188. Lautermann 32. Claude, Die Bestellung 18 ff. Prinz, Entwicklung 238 ff. Ders., Heiligenkult 538 ff. Ders., Adel und Christentum 3 ff. Ders., Herrschaftsformen der Kirche 6 f., 17 f. Sprandel, Der merowingische Adel 49. Graus, Volk 338 ff. Ders., Die Gewalt bei den Anfängen 71. Bund 340. Aubin, Stufen 61 ff., bes. 74 ff. Fleckenstein, Grundlagen und Beginn 41 ff. Kaiser, Königtum und Bischofsherrschaft 85 ff. Angenendt, Frühmittelalter 263 f. Vgl. 299. Anton, Trier im frühen Mittelalter 155 f.

22 Hauck I 127, 137 ff., 144 f. v. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 260. Bodmer 39 f. Pfister, Gaul. Institutions 141 ff. Maier, Mittelmeerwelt 217, 220, 225. Fleckenstein, Grundlagen und Beginn 42. Prinz, Die bischöfliche Stadtherrschaft 3 ff. Ewig, Die Merowingerzeit 61. Graus, Volk 207 f., 343. Haendler, Geschichte des Frühmittelalters 24. Zöllner, Geschichte der Franken 182 f. Claude, Die Bestellung 4. Borst 502. Pontal 19 f., 75. Schnei-

der, Das Frankenreich 84. Beisel, Studien 145

23 Schultze II 502 ff. Maier, Mittelmeerwelt 220. Zöllner, Geschichte der Franken 183 f. Ewig, Die fränkischen Teilungen 703. Beisel, Studien 166 ff.

24 Greg. Tur. 3,17; 4,5 ff., 4,11; 6,9. Syn. Orl. (549) c. 10. Stamer 24 f. Scheibelreiter, Der Bischof in merowingischer Zeit 149 ff.

25 Vgl. etwa Syn. Orl. (533) c. 3; 4; 7. Syn. Clermont (535) c. 2. Syn. Orl. (541) c. 3

26 Brühl, Vodrum 25, vgl. 16 f. Sprandel, Grundbesitz und Verfassungsverhältnisse 45 f. Lasko 215. Prinz, Die bischöfliche Stadtherrschaft 1 f. Ders., Die Rolle der Iren 206 f. Ders., Askese und Kultur 30 ff. Pontal 85. Bleiber, Das Frankenreich 137

27 Pontal 89 f.

28 Syn. Orl. (511) c. 23; 538 c. 13; 541 c. 14; 18 f., 549 c. 13; 16. Paris (561/562) c. 1 f. Tours (567) c. 25 f. 4. Syn. Tol. (638) c. 15. Perels, Die kirchlichen Zehnten 14 ff., 22. Pontal 89 f., 130, 250 ff. Orlandis/Ramos-Lisson 113, 158, 183 u. a.

29 Syn. Tours 567. Syn. Mâcon (585) c. 5. Perels 14 ff. Lasko 215. Angenendt, Frühmittelalter 219. Goetz, Leben im Mittelalter 83. Pontal 250 f. mit den Beleghinweisen. Vgl. auch die vorherg. Anm.

30 Syn. Epaon (517) c. 8. Syn. Orl. (511) c. 1 ff.; 538 c. 14; 541 c. 9; 24. 549 c. 6; 22. Syn. Mâcon (585) c. 1. Syn. Auxerre nach 585 c. 16. Edict. Chlothari 614 c. 15. 4. Syn. Tol. (633) c. 67. Nehlsen 260 ff. Schmidt, Die Ostgermanen 176. Beck, Bemerkungen 447. Dhondt 31. Prinz, Askese und Kultur 68 ff. Pontal 252 ff. Orlandis/Ramos-Lisson 216, der außer den Sklaven zwar auch von den «Freigelassenen der Kirche» spricht. Doch wie es sich mit diesen verhält, s. ebd. Vgl. auch 230. Zur biblischen Bejahung der Sklavenhaltung vgl. neuestens Buggle 185 ff.

31 Bosl, Die Unfreiheit 4. Nach dem HEG mühte sich die christl. Gesetzgebung in der Sklavenfrage «schon seit Konstantin ..., wenigstens ärgste Härten zu mildern»: 85. Zum tatsächlichen Befund: Kriminalgeschichte I 265 ff.

32 Greg. Tur. 5,44; 6,46. Zur Kennzeichnung Chilperichs vgl. u. a. R. Wenskus, Chilperich I. in RGA IV 1981, 460 ff. Bleiber, Das Frankenreich 138. Kaiser, Königtum und Bischofsherrschaft 83 f.

33 Davidsohn I 67. Vgl. auch Stonner, Heilige der Deutschen Frühzeit 15 ff.

34 Hauck I 201 f., 355 ff. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 166. Marcuse, Die sexuelle Frage 39. Fleckenstein, Grundlagen und Beginn 42. Pontal 240. Auch (Nazi-)Theologe Lortz nennt den Zustand dieser Kirche «überwiegend hoch alarmierend»: Bonifatius 13

35 Greg. Tur. 4,35; 5,47 ff., 6,39; 8,22; 9,14; 10,26. Menzel I 152. Rückert, Culturgeschichte II 467 f., 517. Hauck I 136, 201 ff., 355 ff., 364. Marcuse, Die sexuelle Frage 39. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 166. Bodmer 49. Neuss/Oediger 112, 120. Dawson 196. Aubin, Die Umwandlung 107. Schieffer, Winfrid-Bonifatius 130, 133. Lasko 215. Graus, Volk 115. Steinbach, Das Frankenreich 23. Eggenberger 305. Prinz, Askese und Kultur 30. Pontal 233, 244, 252. Scheibelreiter, Der Bischof 132 ff., 150 f.

36 Greg. Tur. 2,23; 4,36; 5,36; 6,11;

6,36; 8,12; 8,22; 8,31. Vgl. auch 5,49 f., 6,22; 8,31; 8,41 u. a. Vita Filib. 4 f. Vit. Berechar. 29. Hauck I 170, 313. Rückert, Culturgeschichte II 467 f., 510, 514, 517. Berr 18 ff. Grupp I 341. Graus, Volk 115. Scheibelreiter, Der Bischof 142 f.

37 Greg. Tur. 3,35; 4,39; 5,36; 8,20. MG Scr. Merov. V 37 ff. Keller, Reclams Lexikon 228, 400. Walterscheid, Heilige Deutsche Heimat I 183. Bodmer 60 ff.

38 Greg. Tur. 5,32. Hauck I 171. Bodmer 62 f., 89 f. Meyer-Sickendick 160. Selbst der Grabraub war im 7. Jahrhundert im Merowingerreich weit verbreitet. Werner, Fernhandel 586

39 Greg. Tur. 2,13; 6,7; 6,38; 5,5. Bodmer 65

40 Greg. Tur. 4,42; 6,36; 7,20; 8,29. Mühlbacher I 64. Bodmer 65 f. Scheibelreiter, Der Bischof 261. Kaiser, Bischofsherrschaft 59

41 Greg. Tur. 3,17; 5,36. Vgl. 10,31

42 Vit. Desiderii Cadurca c. 8. Acta Theodardi auct. anonymo c. 8 ff. Berr 24 ff.

43 HKG II 2 209

44 Contin. Fredeg. 3. Zu Reolus vgl. Flodoard, Hist. Rem. eccl. 2,10. Greg. Tur. 6,9; 7,15; 8,39. Hauck I 363. Rückert, Culturgeschichte II 500 f. Hentig I 389. Prinz, Klerus und Krieg 47 f. Heinzelmann, Bischof und Herrschaft 61. Kaiser, Königtum und Bischofsherrschaft 91. Pontal 58 ff.

45 Greg. Tur. 4,7; 4,12; 4,31; 5,20; 5,40; 9,37; 10,14. Vgl. auch 8,34. Bonif. ep. 78. LThK IV² 893 f. Rückert, Culturgeschichte II 499 f. Petri, Der Rhein 596. Ewig, Trier im Merowingerreich 141 ff. Deschner, Das Kreuz 183. Meyer-Sickendick 151. Heinzelmann, Bischof und Herrschaft 61

46 Greg. Tur. 4,42; 5,20. Vgl. 7,39. LThK VII² 541. Rückert, Culturgeschichte II 502 ff. Bodmer 65. Ewig, Die Merowinger und das Imperium 32 f. Richards 70. Pontal 142 f. Scheibelreiter, Der Bischof 253, Anm. 73

47 Grupp II 305 f. III 344

48 Greg. Tur. 6,34; bes. 9,39 ff., 10,15 f., 10,20. Rückert, Culturgeschichte II 522. Neuss/Oediger 116 f. Bodmer 66. Ewig, Frühmittelalterliche Studien 48 f. Pontal 149 ff. Scheibelreiter, Königstöchter 1 ff., 27 ff. Angenendt, Frühmittelalter 178 f. Ennen, Frauen im Mittelalter 53 ff.

49 Caesar v. Arles, Stat. sanct. virg. c. 5. Benedic. Reg. 59,1

50 Syn. Mâcon (585) c. 15

51 Syn. Epaon (517) c. 15. Syn. Orl. (533) c. 19. 538 c. 14. 541 c. 31. Clermont (535) c. 6. Mâcon 581 o. 583 c. 14; 15; 16. Syn. Tol. (694) c. 8. Altaner/Stuiber 495 f. Orlandis/Ramos-Lisson 250 f., 254 ff., 306 ff., 320. Vgl. Deschner, Abermals 453 f.

52 Syn. Clermont (535) c. 9. Syn. Paris (614) c. 17. Vgl. auch Edictum Chlothari

53 Greg. Tur. 5,11. Wetzer/Welte I 566. LThK I² 874

54 Greg. Tur. 1,20; 5,6. Vgl. auch 6,5

55 Greg. Tur. 8,1

10. KAPITEL
DIE HERAUFKUNFT DER KAROLINGER

1 Cont. Fredeg. 15

2 Ebd. 20

3 Braunfels, Karl der Große (1991) 32

4 Lasko 214. Ewig, Die fränkischen Teilungen 693

5 Fredeg. 4,85. LThK IX² 548. Mühlbacher I 41 f. Ewig, Die Me-

rowinger 163. Bleiber, Das Frankenreich 161. Ebling 54 f. Wallace-Hadrill zit. nach Müller, Bischof Kunibert von Köln 167 ff., 179, 184 ff. Schulze, Vom Reich der Franken 82. Vgl. auch die folg. Anm.

6 Fredeg. 4,86 ff. LThK IX[1] 548. LMA IV 284, 1717. Kühner, Lexikon 42 f. Mühlbacher I 43. Ewig, Die Merowinger 143, 145 f. Friese 164 ff. Bleiber, Das Frankenreich 160 f. Ferner die folg. Anm.

7 Lib. Hist. Franc. 43. Vita Wilfr. c. 28; 33. Vit. Gertrudis c. 6. Sigeberti chronica a. 656. LThK IX[1] 548. LMA IV 1717. Zwölfer 79 f., 82 ff. Neuss/Oediger 76 ff., 127 f., 130. Büttner, Aus den Anfängen 164. Löwe, Deutschland 73, 75 f. Maier, Mittelmeerwelt 323. Lasko 214. Sprigade, Die Einweisung 23 ff. Ders., Abscheiden 152. Nach Fischer, Der Hausmeier 66 ff., erfolgte Dagoberts Verzicht freiwillig. Dagegen mit Recht: Sprigade, Abschneiden 151 ff. Prinz, Entwicklung 239 f., 250 f. Ewig, Die Merowingerzeit 59 ff. Ders., Noch einmal zum «Staatsstreich» Grimoalds 454 ff. Ders., Die Merowinger 145 ff., 156 f., 163 f. Schulze, Das Reich der Franken 83 f. Steinbach, Das Frankenreich 39. Braunfels, Karl der Große I 25. Schneider, Das Frankenreich 17 f. Bleiber, Das Frankenreich 161 ff. Bund 297 ff. Butzen 40 f. Meyer-Sickendick 163

8 LMA IV 604 f., 1356 f. (van Uytfanghe). Mühlbacher I 43. Hümmeler 139 f. Prinz, Frühes Mönchtum 185 ff., 278 f., 359. Werner, Zur Verwandtschaft 1 ff.

9 LMA IV 604 f., 1356 (Van Uytfanghe). Keller, Reclams Lexikon 228 f. Fichtinger 140 f. Hümmeler 139 f. Schneider, Das Frankenreich 17

10 LMA IV 1356

11 Lib. Hist. Franc. 44. Cont. Fredeg. 1 f. Vit. Balth. 2; 10. LThK II[1] 35 f. LMA I 1391 f. III 1531 f. Mayr-Harting 139 ff. Bleiber, Das Frankenreich 158 ff. Ewig, Die Merowinger 149, 153 ff.

12 Zusammenstellung der Quellen über Ebroin bei B. Krusch in seiner Einleitung zu den Passiones Leudegarii, SS rer. mer. V 249 ff. Pass. Leud. II c. 1. Vit. Elig. c. 56. LMA I 1196 f., 1392. II 1818, III 1531 ff., 1829 f. Ewig, Die Merowingerzeit 60. Ders., Die Merowinger 152 ff., 160. Fischer, Der Hausmeier Ebroin 7 f., 76 ff., 109 ff., 174 ff. Zöllner, Die politische Stellung 115 f., 214 f. Steinbach, Das Frankenreich 39. Bleiber, Das Frankenreich 158, 163. Schulze, Vom Reich der Franken 84

13 Pass. Leud. I c. 1 f. II c. 3. LMA V 1883. Hauck I 357 f. Fischer, Der Hausmeier Ebroin 105 ff. Prinz, Askese und Kultur 83 f. Borst 502 f. Ewig, Die Merowinger 160. Pontal 197 ff.

14 Lib. Hist. Franc. 45. Cont. Fredeg. 2. Pass. Leud. I c. 4 ff. II c. 7. Vit. Filib. c. 24. LMA III 1532 V 1883. Hauck I 357 ff. Büttner, Geschichte des Elsaß 69. Löwe, Deutschland 76 f. Maier, Mittelmeerwelt 324. Ewig, Die Merowinger 160 f., 165. Ders., Die Merowingerzeit 60. Sprigade, Die Einweisung 32 f. Fischer, Der Hausmeier Ebroin 108 ff., 119 ff., 142 ff., 178 f. Zöllner, Die politische Stellung 215. Borst 503. Ebling 131 f. Bleiber, Das Frankenreich 163 f. Steinbach, Das Frankenreich 39

15 Cont. Fredeg. 2. Lib. Hist. Franc. 45. Pass. Leud. 7. S. auch die folg. Anm.

16 Lib. Hist. Franc. 45. Cont. Fredeg. 1 f. Pass. Leud. I c. 15 ff., 29, 31 ff. LMA III 1532 V 1883. Vogel II 351 ff. Hauck I 359 ff. Sprigade, Abschneiden 153 f. Ders., Die Einweisung 37 f. Maier, Mittelmeerwelt 324. Ewig, Die Merowingerzeit 60 f. Ders., Die fränkischen Teilungen 213 ff. Ders., Die Merowinger 165 ff. Wallace-Hadrill, The Long-Haired Kings 236 f. Schneider, Königswahl 165 f. Steinbach, Das Frankenreich 40. Borst 503 f. Schulze, Das Reich der Franken 84 f. Für Fischer, Der Hausmeier Ebroin 136 ff., ist Bischof Leodegar zwar der «wirkliche Leiter der Verschwörung», hat aber mit den Mordtaten angeblich nichts zu tun. Scheibelreiter, Die Verfälschung der Wirklichkeit 310 ff. Ders., Der Bischof 227, stellt überhaupt «eine vermehrte Beteiligung von Bischöfen an militärischen Aktionen im siebenten Jahrhundert» fest.

17 LMA III 1532. Ewig, Die Merowinger 167 ff. Zur Passio vgl. Scheibelreiter, Die Verfälschung der Wirklichkeit 307 ff., bes. 309. Vgl. auch die folg. Anm.

18 Lib. Hist. Franc. 45 ff. Cont. Fredeg. 3 f. Pass. Leud. I c. 20, 25 f., 37. LMA III 430, 1531 ff. Vit. Wilfr. c. 33. Mühlbacher I 37, 44 f. Buchner, Germanentum 163. Zwölfer 74. Ebling 142 f. Wallace-Hadrill, The Long-Haired Kings 238 f. Ewig, Die Merowingerzeit 61. Ders., Die Merowinger 171 f., 184 ff. Maier, Die Mittelmeerwelt 324. Fischer, Der Hausmeier Ebroin 141, 148 f., 158 ff. Steinbach, Das Frankenreich 40. Bund 317 f. Meyer-Sickendick 157 f.

19 Lib. Hist. Franc. 47. Cont. Fredeg. 4 f. Paul. Diac. Hist. Lang. 6,37. Taddey 292, 943 f. LMA I 1931 III 1404. Mühlbacher I 45, 47. Haller, Entstehung der germanisch-romanischen Welt 306. Ewig, Die Merowinger 172, 185 f. Bleiber, Das Frankenreich 165. Schulze, Vom Reich der Franken 84 f.

20 Cont. Fredeg. 5. Codex. Carol. ep. 1; 33. Taddey 943 f. Mühlbacher I 45 f. Zwölfer 82 ff. Maier, Mittelmeerwelt 250, 323 ff. Pfister, Gaul. Narrative of Events 127. Stern/Bartmuss 65. Lasko 214. Hauck, Ein Utrechter 734. Prinz, Entwicklung 240 f., 248. Tellenbach, Europa 395 f. Steinbach, Das Frankenreich 40 f. Bleiber, Das Frankenreich 165. Ewig, Das Merowingerreich 61

21 Vit. Wilf. (MG SS rer. Merov. 6,120). Vgl. auch Beda h. e. 5,19. LThK X[1] 886. Levison, Aus rheinischer und fränkischer Frühzeit 268 ff., 315 f. Schmidt, Die Westgermanen 71, 76 f., 83. Ausführlicher Alberts 634 ff. Ferner Zöllner, Die politische Stellung 178 ff. Bleiber, Fränkisch-karolingische Klöster 127. Petri, Der Rhein 603. Schieffer, Winfrid-Bonifatius 96. Döbler 117 f.

22 Wampach, Das Apostolat 247 ff. Heute formuliert man «sensibel», versierter, «wissenschaftlicher», nennt das etwa «Landnahme», «Besitzverschiebungen» etc. Vgl. z. B. HEG I 136

23 Beda h. e. 5,9 ff. Lib. pont. Wit. Sergii 16. Vit. Willibr. c. 9 f. Cont. Fredeg. 17. LThK X[2] 1166. Neuss/Oediger 136 f. Zwölfer 81 ff. Levison, England 49 ff., 53 ff. Ders., Aus rheinischer und fränkischer Frühzeit 268 ff., 304 ff., 314 ff. Wampach, Das Apostolat 244 ff. Büttner, Mission und Kirchenorganisation 462. Buchner, Germanentum 163. Löwe, Deutschland 82 f., 108 f. Stern/Bartmuss 71, 73,

76. Schieffer, Winfried-Bonifatius 96 ff., 134 f. Bleiber, Fränkisch-karolingische Klöster 127 f., 130 f. Fritze, Zur Entstehungsgeschichte 140 ff., 145 f. Tellenbach, Europa 407. Alberts 647. Hauck, Ein Utrechter 734 f. Prinz, Die Entwicklung 241. Steinbach, Das Frankenreich 41, 43, 46 f. Flaskamp, Die frühe Friesen- und Sachsenmission 185 ff., 194

24 Wampach, Das Apostolat 249, 252

25 Paul. Diac. Hist. Lang. 6,42. Lib. Hist. Franc. 50 ff. Cont. Fredeg. 6 ff. LMA II 1825 f. 1872 III 1404 IV 1717 f. Zu den Ehen Pippins II. vgl. Konecny 47 f., 50

26 Lib. Hist. Franc. 52 f. Cont. Fredeg. 10 ff. LMA II 1825 f., 1872 IV 1717 V 954 ff. Mühlbacher I 51 f., 54. Löwe, Deutschland 111 ff.

27 Pirenne, Geburt des Abendlandes. Zit. nach Kornemann, Weltgeschichte II 462 ff.

28 LMA V 680. HKG II 2, 89. Ploetz 68. Erben 10. Daniel-Rops 415 ff. Kornemann II 468. Dawson 146 f. Maier, Mittelmeerwelt 263 ff. Gauss 278. Gabrieli 337 ff.

29 LMA I 835. HEG I 324 ff. Ploetz 68. Kornemann II 467 ff. Cartellieri I 93 ff. Daniel-Rops 410 ff. Cahen I 14 ff. Gabrieli 335 ff. Bevan 404 ff. Antes 38 f. mit vielen Koran-Verweisen. Wagner, Der Einbruch des Islam 324 ff.

30 LMA I 835 ff. HEG I 330 ff., 337 ff. HGK II 2, 91 f. Kornemann II 467 ff., 482 ff. v. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 226 f. Stadtmüller 102 f., 105 f. Maier, Mittelmeerwelt 259 ff., 268 ff., 282, 348. Montgomery I 147, 150. Bertaux 53. Dawson 148 ff. Eickhoff 143 f. Hunger 11. Gabrieli 357 ff., 364 ff., 374 ff. Cahen I 21 ff., 32 ff. Daniel-Rops 418 ff., 433 ff. Mango 106 ff. Oates 38. Angenendt, Frühmittelalter 233. Wagner, Der Einbruch des Islam 330 ff., 337 ff. Meyer-Sickendick 190. Mazal, Das Byzantinische Reich 354. Zu den Motiven für die arabische Expansion vgl. etwa W. M. Watt 15 ff. Im Hinblick auf das Fiasko des Christentums in Afrika betont G. Haendler, Die abendländische Kirche, mit Recht, man habe im Abendland «wenig Anteil genommen am Untergang dieser einst so bedeutenden Kirche» (123).

31 Cont. Fredeg. 13; 20. Paul Diac. Hist. Lang. 6,46. Taddey, Lexikon 974. LMA V 954 f. (Nonn). Mühlbacher I 33 ff., 48, 57 ff. Aerssen 103. Cartellieri I 132. Ewig, Der Martinskult 25. Daniel-Rops 487. Buchner, Germanentum 164. Pirenne, Geburt des Abendlandes 204. Lasko 214. Maier, Mittelmeerwelt 326. Steinbach, Das Frankenreich 45. Schieffer, Winfried-Bonifatius 27. Braunfels, Karl der Große I 25 ff., 32. Hlawitschka, Die Vorfahren 63. Watt 12

32 Cont. Fredeg. 10 ff., 15, 18 ff.

33 Mühlbacher I 53. Angenendt, Frühmittelalter 263

34 Cont. Fred. 14, 18, 20. LMA V 955

11. KAPITEL

DER HL. BONIFATIUS, DER «APOSTEL DER DEUTSCHEN» UND ROMS

1 Reuter (Ed.), The Greatest Englishman

2 Neuss 37

3 König/Witte 18

4 Dawson 211

5 Lortz, Bonifatius 11. Zu Lortz' typisch angepaßten, aber teilweise ekstatischen nazistischen Be-

kenntnissen vgl. Deschner, Mit Gott und den Faschisten 125 f.

6 Willib. Vit. Bonif. c. 1 ff.; 4. LThK X[2] 1166. LMA II 417 f. Herrmann, Thüringische Kirchengeschichte I 16 f. Wertellieri I 146. Schieffer, Winfried-Bonifatius 103 ff. Schramm, Der heilige Bonifaz 15. Fines 41. Zu England und Bonifatius vgl. Barlow, The English Background 11 ff. Haendler, Bonifatius 69. S. auch die Zeittafel bei Rau, Briefe des Bonifatius 3 ff., 452 f.

7 Bonif. ep. 12. Willib. Vit. Bonif. c. 5. Kühner, Lexikon 48. LMA II 418 IV 1667. HKG III 1 13

8 Bonif. ep. 12; 16; 20 (Zur möglichen Unechtheit dieses Briefes vgl. Rau ZKG 1964 337 f.); ep. 21; 22; 26; 50; 109. Willib. Vit. Bonif. c. 5. Cont. Fredeg. 19. Annal. s. Amandi ad a. 718. Annal. Mosellani ad a. 718. Alkuin, Vit. Willibr. 10,13 f. LThK III[1] 522 f. X[1] 919 f. LMA V 1664 f. Taddey, Lexikon 1310. HEG I 534 f. HKG III 1 12 ff. «Er (B.) fand Rückhalt an den Befehlshabern des fränkischen Kartells Amöneburg.» Mühlbacher I 55 f. Levison, England 74 f. Herrmann, Thüringische Kirchengeschichte I 1, 9. 19 ff. Buchner, Germanentum 168. Caspar II 696 ff. Haller I 290. Löwe, Deutschland 216. Zwölfer 86. Schieffer, Winfried-Bonifatius 27, 114 ff., 139 ff. Lortz, Bonifarius 29. Seppelt/Schwaiger 79. Werner, Iren und Angelsachsen 239 ff., bes. 284 ff. Über die mancherlei Spannungen mit Willibrord ebd. 290 f. Schlesinger, Zur politischen Geschichte 44. Dawson 211. Padberg 31 f., 60 ff. Steinbach, Das Frankenreich 43. Wand, Die Büraburg 208. Haendler, Bonifatius 71, 73. Butzen, Die Merowinger östlich des mittleren Rheins 53 ff., 64 ff. Lindner 130. Braunfels, Karl der Große. In Selbstzeugnissen I 25. Millot 160 ff. Angenendt, Frühmittelalter 268 ff. nennt Willibrord «Missionar im Zuge der fränkischen Eroberung» und schreibt von dem hl. Erzbischof, er habe sein mit «erheblichem Aufwand ausgestattetes Kloster Echternach den Karolingern und der eigenen Verwandtschaft» anheimgegeben.

9 Bonif. ep. 63; 69

10 Ebd. 73 f., 78. Vgl. Angenendt, Die irische Peregrinatio 76 f. v. Padberg: «Die Prostitution als Endstation der peregrinatio»: Wynfreth-Bonifatius 110

11 Bonif. ep. 61

12 Ebd. 13

13 Bonif. ep. 50. LMA II 939. Donin III 366 f. Grupp I 397. Haller I 286 f., 290. Neuss, Kirche des Mittelalters 35. Levison, England 72 f. Gontard 166. Flaskamp, Der Bonifatiusbrief 381. Schieffer, Winfried-Bonifatius 148. Dawson 211. Neben der Predigt sieht v. Padberg Bonifatius durch die «Tatmission» wirken, durch die demonstrative Zerstörung heidnischer Kultstätten: Wynfreth-Bonifatius 72. Vgl. 74

14 Levison, England 78. Ders., Aus rheinischer und fränkischer Frühzeit 259 f.

15 Greg. Tur. 10,3. Paul Diac. Hist. Lang. 3,10; 3,30. Lex. Baiw. 3,1. Taddey 15, 414. LMA I 1699 IV 1116 V 1928. Spindler, Handbuch I 136 ff., dort eine Fülle von Literaturhinweisen.

16 RGAK I 609. LMA IV 1718. Spindler, Handbuch I 151 f., 154. Mühlbacher I 47. Cartellieri I 122, II 694. Brackmann 78. Tüchle I 79. Stern/Bartmuss 73 ff. Löwe,

Deutschland 117. Zöllner, Die politische Stellung 152. Steinbach, Das Frankenreich 48. Pirenne, Die Geburt 204. Prinz, Grundlagen 83 f. Reindel, Grundlegung und Anfänge 118 ff. Konecny 52, 58. Freilinger 690

17 Bonif. ep. 41 f.; 82. Willib. Vit. Bonif. c. 6. Spindler, Handbuch I 194, 229. Herrmann, Thüringische Kirchengeschichte I 20. Schieffer, Winfried-Bonifatius 173 ff. Rau, Briefe des Bonifatius 4 f.

18 Lib. Pont. Greg. II. c. 4. LMA IV 1666 f. Mühlbacher I 54. Reindel, Grundlegung I 226 f.

19 Mühlbacher I 56 f. Barton 223 ff. Reindel, Grundlegung I 226 ff.

20 Bonif. ep. 45. Willib. Vit. Bonif. c. 7. LMA II 418. Spindler, Handbuch I 229. Mühlbacher I 57. Heuwieser, Geschichte I 100 ff., 108, 115

21 Bonif. ep. 44; 57; 60 f., 80. Willib. Vit. Bonif. c. 7. dtv-Lexikon II 224. Mühlbacher I 56 f. Bauerreiss 47 f. Caspar II 706. Wissig 5 ff., 25 ff. Levison, Aus rheinischer und fränkischer Frühzeit 258. Grupp I 397. Löwe, Deutschland 53 ff., 67 ff., 123. Zöepfel 30. Tomek 71. Delius 125 ff., 133 f. Maier, Mittelmeerwelt 344 f. Stern/Bartmuss 83. Löwe, Ein literarischer Widersacher passim, bes. 85 ff. Schieffer, Winfried-Bonifatius 181 ff., 245 ff. Finsterwallder, Wege und Ziele 203 ff., 210 ff. Levison, England 78 ff., 88 f. Behn 102. Buchner, Germanentum 168. Preidel I 120 ff. Haller I 286. Lautermann 45. Fleckenstein, Grundlegung 64 ff. Wolfram, Der Zeitpunkt der Bischofsweihe 297 ff. Reindel, Grundlegung 165 ff. Ament, Merowingische Grabhügel 93. Kahl, Zur Rolle der Iren 375 ff., bes. 395 ff. Zu Klosterbischöfen vgl. Frank, Die Klosterbischöfe passim. Zu Kloster- und Wanderbischöfen in Bayern ebd. 148 ff. Daß die Christianisierung der irischen Gesellschaft nicht so umfassend, daß bei der Überlieferung viel Apologetik im Spiel war, hat jüngst M. Richter gezeigt: Die Kelten im Mittelalter 285 f., 294

22 Lortz, Bonifatius 27. Epperlein, Karl der Große 14

23 Bonif. ep. 28; 50 f.; 68; 73; 80; 87. Willib. Vit. Bonif. c. 5. Hämlein II 84. Buchner, Germanentum 170 f. Gontard 166. Haller I 288 f. Schieffer, Winfried-Bonifatius 152 ff. Schramm, Der heilige Bonifaz 25 f., 32 f. Padberg 148 f.

24 Bonif. ep. 26

25 Bonif. ep. 50 f.; 57; 60; 63 f.; 80 u. a. Vgl. auch Grupp I 399. «Im ganzen Westen mit Ausnahme vielleicht von Spanien krankte es an theologisch gebildeten Geistlichen»: Scheibelreiter, Der Bischof 89. Zum geringen geistigen Niveau der Bischöfe: 108 f.

26 Bonif. ep. 50; 52. LThK VI² 1213 IX² 1127. Hauck I 351, 363 II 54 ff. Dresdner 132, 136 ff. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 310. Pirenne, Geburt 244 f. Haller I 329. Prinz, Klerus und Krieg 89. Kawerau, Geschichte der mittelalterlichen Kirche 37. Hartmann, Die Synoden der Karolingerzeit 47 ff.

27 Bonif. ep. 57; 60. Syn. Soissons c. 7. Syn. Rom (745) MG epist. select. I. Ausführlich über Adelbert (und Clemens): Gurjewitsch 108 ff.

28 Bonif. ep. 60. LMA II 420 (Semmler). Lortz, Bonifatius 11. Seppelt/Schwaiger 82. Haller II 285 ff.

29 Bonif. ep. 58; 68; 80. Cont. Fredeg. 25 f. Ann. Mettens. prior. a. 743.

Taddey 882. LMA II 419. Donin II 197 f. Cartellieri I 145. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche 308 f. Caspar II 705, 710 f. Haller I 290 f., 297. Beern/Bartmuss 73, 78. Wissig 115. Braunfels, Karl der Große in Selbstzeugnissen 49 f.

30 Ann. reg. Franc. a. 757; 763. Cont. Fredeg. 32. Löwe, Deutschland 131 f. Ders., Die karolingische Reichsgründung 46 f. Wolfram, Das Fürstentum 161 f. Krawinkel 48 ff. Rosenstock 33 ff. Mitteis 65 ff. Störmer I 171 ff. Braunfels, Karl der Große in Selbstzeugnissen 49 ff. Reindel, Grundlegung 127. Epperlein, Karl der Große 46

31 Bonif. ep. 64; 87; 109. Ann. Ss. Amandi ad a. 718. Ann. Mosellani ad a. 718. LMA II 418. HKG III 1 17 f. HEG I 538. Levison, Aus rheinischer und fränkischer Frühzeit 78. Büttner, Frühmittelalterliches Christentum 34. Petri, Der Rhein 596. Herrmann, Thüringische Kirchengeschichte I 21. Falck, Mainz 26. Mckitterick, The Frankish kingdoms 53 f. Schieffer, Winfried-Bonifatius 225 f. Löwe, Deutschland 116. Tellenbach, Europa 412 f. Ewig, Milo et eiusmodi similes 412 ff. Steinbach, Das Frankenreich 51 f., 58 f. Hauck, Ein Utrechter 736. Haendler, Die lateinische Kirche 53 f. Ders., Bonifatius 72, 76. Angenendt, Frühmittelalter 272 f. Butzen, Die Merowinger östlich des mittleren Rheins 68 ff. Anton, Trier im frühen Mittelalter 160 ff. Rau, Briefe des Bonifatius 7. Padberg 89

32 Bonif. ep. 60; 66. LMA II 419. HEG I 539. Schieffer, Winfried-Bonifatius 226 ff., 235 ff. Buchner, Germanentum 170 f. Tellenbach, Europa 412 f. Hartmann, Die Spuren der Karolingerzeit 59 f.

33 Willib. Vit. Bonif. c. 8 f. Ann. reg. Franc. 754. Hänlein II 96. Schieffer, Winfried-Bonifatius 271 ff. Fines 43 f. Stern/Bartmuss 88. Dörries II 22. Haller I 295. Hauck, ein Utrechter 736. Steinbach, Das Frankenreich 59. Im HEG I läßt Schieffer den geistlichen Komplizen der Räuber – einem «Raubmord» zum Opfer fallen (S. 544).

34 Willib. Vit. Bonif. c. 8. Ferner Rau, Briefe des Bonifatius 453

12. KAPITEL
Aufstand des Papsttums und Bilderstreit

1 Vgl. Anm. 36
2 Ebd.
3 Ebd.
4 JW 1,220 ff. LP 1,315 f. Kühner, Lexikon 40. Caspar II 518, 629. Mann zit. ebd. 517. Seppelt II 41 f. Seppelt/Schwaiger 63. Gontard 162
5 Caspar II 671. Seppelt II 44 ff. Seppelt/Schwaiger 64. Haller I 272. Orlandis/Ramos-Lisson 186 ff.
6 Caspar II 526 ff.
7 Cartellieri I 90 ff. Daniel-Rops 395, 399 ff. Foss 727
8 Hartmann, Geschichte Italiens II 199 f., 203, 214 ff. Kornemann II 457 ff. Buchner, Germanentum 152. Seppelt/Schwaiger 64 ff. Schwaiger, Honoriusfrage 86 f. Baynes 287 ff. Palanque 36 f. Mango 106 f. Beck, Das byzantinische Jahrtausend 182 f. Diesner, Der Untergang 77. Zum Monenergismus und Monotheletismus ausführlich etwa Winkelmann, Die östlichen Kirchen 62 ff.
9 LThK III² 791 f. Kraft, Kirchenväterlexikon 261. Kelly 85. Hart-

mann, Geschichte Italiens II 217 f. Cartellieri I 108. Seppelt II 46 ff. Kornemann II 461 f. Buchner, Germanentum 152 f. Haller I 233. Seppelt/Schwaiger 65 f. Schwaiger, Honoriusfrage 85 ff. Coler II 17

10 Mansi 11, 195 ff., 207 ff. Kelly, Lexikon 85. HKG II/2,37 ff. Hartmann, Geschichte Italiens II 259 f. Seppelt II 51 ff. Caspar II 602 ff. Vgl. 532 f. Buchner, Germanentum 153. Haller I 246 f. Palanque 38. Seppelt/Schwaiger 69. Schwaiger, Honoriusfrage 91 ff., bes. 94 f.

11 Ps. Tertull. adv. hom. haer. 8. Migne, Pl 96, 399 ff. Hipp. ref. 9,11,1. Vgl. auch 9,12. Kühner, Lexikon 45. Kelly 85. LMA V 18 ff. S. auch Kriminalgeschichte II 95. Harnack, Sitzungsber. d. Preuß. Akad. d. Wissensch. phil. hist. Kl. 1923 51 ff. Hartmann. Geschichte Italiens II 260 f. Seppelt II 46 ff. Caspar II 608. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 239. Buchner, Germanentum 253. Haller I 247 ff. Seppelt/Schwaiger 69. Der kathol. Theologe Schwaiger spricht 1977 von der «unbestreitbaren historischen Tatsache, daß die gesamte Christenheit des 7. Jahrhunderts, repräsentiert im Ökumenischen Konzil als der anerkannten höchsten Autorität in Glaubensfragen, einen Papst in einer wichtigen christologischen Frage als Häretiker verurteilt hat, daß auch die päpstlichen Legaten und Papst Leo II. ... ausdrücklich anerkannt haben, daß ein Papst in einer wesentlichen Glaubensaussage geirrt habe»: Honoriusfrage 96

12 Lib. Pont. Vit. Sever. 1,348. Kühner, Lexikon 41 f. Hartmann, Geschichte Italiens II 212 ff. Seppelt II 53 f. Gontard 163. Haller I 231. Coler II 17 f.

13 Kelly 87 f. Hartmann, Geschichte Italiens II 218 ff. Haller I 231 ff.

14 Mansi 10,710 ff.; 11,3 ff. Hartmann, Geschichte Italiens II 220 ff. Seppelt II 57 f. Haller I 234 f., dort die Quellenhinweise S. 392 f.

15 Kelly 88. Hartmann, Geschichte Italiens II 221, 223 f. Seppelt II 57 f. Palanque 38. Haller I 235; dort die Quellenhinweise S. 392 f. Ullmann, Kurze Geschichte des Papsttums 54

16 Lib. Pont. Vit. Mart. 4 ff. Mansi 10,855 ff.; 10,863. Kelly 88. Hartmann, Geschichte Italiens II 224 f. Haller I 235 ff. Palanque 38

17 Lib. Pont. Vit. Mart. 1,336 ff. (Duchesne). 181 ff. (Mommsen) 2078 ff. (Jaffé). Kelly 89. HKG II 2 41 f. Hartmann, Geschichte Italiens II 229 ff. Cartellieri I 109. Caspar II 564 ff. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 237 ff. Seppelt II 62 f. Seppelt/Schwaiger 67 f. Haller I 238 ff. Gontard 163. Maier, Mittelmeerwelt 341. Ullmann, Kurze Geschichte des Papsttums 54 f.

18 JE 2081. Kelly 89 weist u. a. darauf hin, daß Mattin als letzter Papst von der Kirche als Märtyrer geehrt worden ist. Caspar II 571 ff. Seppelt II 64. Seppelt/Schwaiger 68

19 LThK VII[1] 22. In der 2. A VII 208 ff. ist davon nicht mehr die Rede. Kraft 370. Altaner/Stuiber 521 ff. HKG II 2,41 f. Hartmann, Geschichte Italiens II 222, 231 f. Haacke 95. Haller I 240. Daniel-Rops 460

20 Lib. Pont. 1,339; 1,343. Hartmann, Geschichte Italiens II 249 ff. Kornemann II 484. Cartellieri I 109 f. Caspar II 574 ff. Seppelt II 65 f. Haacke 95. Haller I 241. Mango 108. Gontard 164.

Kühner, Gezeiten 151. Finley 221 f., 228 f.

21 Lib. Pont. Vit. Vital. 4

22 Paul. Diac. Hist. Lang. 6,1. Hartmann, Geschichte Italiens II 238 ff. Maier, Mittelmeerwelt 327 ff., 333 ff. Dannenbauer II 20 f.

23 Mar. Avench. ad a. 573. LMA III 1574 f. Hartmann, Geschichte Italiens II 244 ff. Schnürer, Kirche und Kultur I 169. Caspar II 581. Schmidt, Die Bekehrung 387 ff. Voigt, Staat 201 f., 227 f. Schmid, Zur Ablösung der Langobardenherrschaft 8. Maier, Mittelmeerwelt 329. Njeussychin 339 ff., 352 ff.

24 Paul. Diac. Hist. Lang. 4,48; 4,51; 5,25; 5,35 ff.; 6,1; 6,3; 6,17. Lib. Pont. Vit. Sergii 15. Vit. s. Barbadi ep. Benev. c. 5 ff. Keller, Reclams Lexikon 379 ff. LMA I 933, 1129. III 372 (J. Jarnut) V 1695 f. (G. Tabacco). Hartmann, Geschichte Italiens II 244 f., 266 ff.; 2 H. 25. Schnürer, Kirche und Kultur I 171. Cartellieri I 108. Giesecke 206. Buchner, Germanentum 156. Maier, Mittelmeerwelt 329 f. Misch 130. Schmidinger 383 ff.

25 Paul. Diac. Hist. Lang. 6,19 ff., 6,27 f. LMA I 691, 933. Caspar, Pippin und die römische Kirche 58 f. Maier, Mittelmeerwelt 331

26 Paul. Diac. Hist. Lang. 6,35

27 Vgl. 13. Kap. Anm. 3

28 LThK VII^1 568 f. X^1 79. LMA V 823. Mango, Erbe 106, 108. Maier, Byzanz 91 f. Vernadsky, Das frühe Slawentum 266. Mazal, Das Byzantinische Reich 352 ff.

29 LThK II^2 461 f. LMA II 150 f. Daniel-Rops 449. Mango 108. Haller I 258. Maier, Mittelmeerwelt 351 ff. Ders., Byzanz 92 f.

30 2. Mos. 20,3 ff. 3. Mos. 26,1. 5. Mos. 4,23 ff.; 27,15. Jes. 2,8; 44,10. Jer. 1,16; 10,3 ff. Hos. 13,2. Syn. Elvira c. 36. LMA II 151 f. V 371 ff. Heiler, Erscheinungsformen 111 ff. Kitzinger, The Cult 83 ff.

31 LThK VIII^1 205 f. Hartmann, Geschichte Italiens II 90 ff. Cartellieri I 125 f. Koch 89. Caspar II 650. Daniel-Rops 447 ff. Maier, Mittelmeerwelt 351 ff. Mango 108 f. Kühner, Gezeiten I 156. Seppelt/Schwaiger 76. Dawson 175. Alexander 6 ff. Zu den Hintergründen des Bilderstreites, seinen sozialen und wirtschaftlichen Folgen: Savramis 71 ff.

32 Mango 109

33 Greg. II. ep. 2. Kraft 240. LMA II 150 f. V 1376. HKG III 1 33. Hauck II 276. Caspar II 647. Dannenbauer, Die Grundlagen der mittelalterlichen Welt 52 f., 68 ff. Seppelt/Schwaiger 56 f. Dawson 175. Buchner, Germanentum 154. Daniel-Rops 448, 450. Heiler, Erscheinungsformen 114. Michel 7

34 LMA V 1890. Hartmann, Geschichte Italiens II 91 ff. Caspar II 651, 655. Stadtmüller, Geschichte Südosteuropas 108 f. Heiler, Erscheinungsformen 114. Seppelt/Schwaiger 76. Maier, Byzanz 93 ff. Hunger 215. Previté-Orton 245 ff.

35 Caspar II 654 ff., 660 f. Seppelt/Schwaiger 77. Maier, Byzanz 99 ff. W. Ullmann spricht von «unerhörter Grobheit» des päpstlichen Schriftverkehrs mit dem Kaiser «unter Mißachtung sämtlicher Höflichkeitsregeln und -floskeln»: Kurze Geschichte des Papsttums 65

36 2. Mos. 22,28. Mk. 12,14 ff. Mt. 17,24 ff. Lk. 20,22 f. Röm. 13,5 ff. Vit. Greg. II. c. 16 ff. Lib. Pont. (Duchesne) 404. Nach Kelly 102 führte Gregor «den zornigen Widerstand ganz Italiens» an,

«wankte» aber «nicht in seiner Loyalität». Ploetz 67 f. LThK IV[2] 754. LMA V 1890. Hartmann, Geschichte Italiens II 89 ff., 94 ff. Luegs, II 478 f. Haller I 253, 257 f. Dannenbauer, Grundlagen 52 f. Stadtmüller 107 f. Maier, Mittelmeerwelt 281, 300 f., 341. Pirenne, Geburt 218. Sickel 311 ff. Daniel-Rops 450, 478. Maier, Byzanz 95 f. Bosl, Europa im Mittelalter 121 f. Tellenbach, Europa 426

37 Lib. Pont. Vit. Greg. II. c. 23. Kraft 240. LThK IV[2] 754. LMA IV 1344 f., 5, 1890. Hartmann, Geschichte Italiens II 99. Caspar II 660 ff. Daniel-Rops 450. Pirenne, Geburt des Abendlandes 219 f. Seppelt/Schwaiger 77. Ullmann, Die Machtstellung 69 ff.

38 Lib. Pont. Vit. Greg. III c. 2. Kelly 102 f. Hartmann, Geschichte Italiens II 110 ff. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 249. Caspar II 664 ff. Pirenne, Geburt des Abendlandes 219 f. Haller I 261 f. Maier, Mittelmeerwelt 341 f. Seppelt/Schwaiger 79 f. Jedin, Kleine Konziliengeschichte 34. Hussey 131. Grotz, Erbe 22. Hartmann, Die Synoden der Karolingerzeit 40 f.

39 LMA I 1057; V 1376. Ostrogorsky 140 f. Michel, Die Kaisermacht 3. Dannenbauer, Grundlagen 53. Wein 90. Pirenne, Geburt des Abendlandes 222. Kühner, Gezeiten I 154 f. Ahlheim 174. Bosl, Europa im Mittelalter 122. Daniel-Rops 451 f.

40 Wein 90. Ostrogorsky 140 f. Daniel-Rops 452. Jedin, Kleine Konziliengeschichte 34. Bosl, Europa im Mittelalter 122

13. KAPITEL
DIE ENTSTEHUNG DES KIRCHENSTAATES DURCH KRIEGE UND RAUB

1 S. Anm. 20

2 S. Anm. 21

3 Paul. Diac. Hist. Lang. 6,58. LMA V 708 f., 2041. Gregorovius I 2 347 f. Cartellieri I 128. Hartmann, Geschichte Italiens II 96 f., 126 ff. (hier die Quellenhinweise). Caspar II 662, 727 ff. Maier, Mittelmeerwelt 337, 342

4 Paul. Diac. Hist. Lang. 6,44. Gregorovius I 2 244 f. Hartmann, Geschichte Italiens II 137 ff. Cartellieri I 134 f. Caspar II 729 f. Sickel 316. Pirenne, Geburt des Abendlandes 220. Haller I 262 f. Sprigade, Die Einweisung 52 ff. Brühl, Chronologie und Urkunden 19 ff.

5 Lecky II 219. Mühlbacher I 59. Löwe, Deutschland 115. Nonn, Das Bild Karl Martells 70

6 Lib. Pont. Vit. Greg. III. c. 14. Cod. Carl. 1 f. Paul. Diac. Hist. Lang. 6,53 f. Cont. Fredeg. c. 22. Chron. Moissiacense (MG SS I 292 f.) Ann. Mett. (MG SS I 326 f.) Kelly 103. Gregorovius I 2, 353 ff. Mühlbacher I 59 ff. Hauck I 470. Holtzmann, Italienpolitik 35 f. Caspar II 730. Hartmann, Geschichte Italiens II 136 f., 167 ff. Löwe, Bonifatius 112 f. Ders., Deutschland 118. Ders., Geschichtsschreibung 23. Buchner, Germanentum 170. Schieffer, Winfried-Bonifatius 239. Haller I 263 ff., 296 f. Gontard 167. Seppelt/Schwaiger 30. Lautermann 54. Steinbach, Das Frankenreich 45, 48. Ausführlich: Hlawitschka, Karl Martell 74 ff.

7 Ann. reg. Franc. 741. Lib. Pont. Vit. Zachar. 5 ff. Paul Diac. Hist. Lang. 6,57 f. Kelly 103. LMA V 2041. Gregorovius I 2 356 ff.

Hartmann, Geschichte Italiens II 140 ff., 170 f. Cartellieri I 136 f. Seppelt/Schwaiger 81. Holtzmann, Italienpolitik 35

8 Lib. Pont. Vit. Zachar. 12 ff. Paul. Diac. Hist. Lang 6,58 f. Kelly 104. Siemers 137. Gregorovius I 2 357 ff. Hartmann, Geschichte Italiens II 144 ff. Schieffer, Winfried-Bonifatius 188 ff.

9 Lib. Pont. Vit. Zachar. 23. Krüger, Königskonversionen 213, Anm. 224. Kelly 104. Gregorovius I 2 360. Hartmann, Geschichte Italiens II 146 ff. Cartellieri I 150. Haller I 301. Krüger, Königskonversionen 171 f., 212 ff.

10 Anm. reg. Franc. 743 f., 746. Cont. Fredeg. c. 23; 29 f. Einhard, Vit. Karoli II 4. Ann. Mett. 741. Ann. Petav. ad a. 746. RGAK I 142. Hauck I 471 II 3. Cartellieri I 144 ff. Meyer J., Kirchengeschichte Niedersachsens 16. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 306. Tüchle I 81 ff. Büttner, Geschichte des Elsaß 107 f., 119 f. Ders., Frühmittelalterliches Christentum 37. Löwe, Deutschland 121 ff. Ludwig 20. Caspar II 722 f. Buchner, Germanentum 129 f. Bosl, Bayerische Geschichte 31, 57. Haller I 297. Krüger, Königskonversionen 183 ff. Wallace-Hadrill, The Fourth Book 100 f. Stern/Bartmuss 78 f. Pirenne, Geburt des Abendlandes 206 f. Behn 80. Zender, Verehrung 100. Steinbach, Frankenreich 49 f., 54. Schieffer, Winfried-Bonifatius 191 f. Nový, Anfänge 16 f. Tellenbach, Europa 403 f. Borst 526 ff. Zöllner, politische Stellung 144 ff. Ewig, Martinskult 24. Bund 363 ff. Schlesinger, Zur politischen Geschichte 52. Holtzmann, Italienpolitik 27

11 Ann. reg. Franc. 742, 753, 758, 760 ff. Cont. Fredeg. c. 25, 52. Capit. Aquitan. ad a. 768. LMA I 830. HEG I 539. Mühlbacher I 112 ff. Cartellieri, Weltgeschichte I 144, 171. Hartmann, Geschichte Italiens II 173 f. Büttner, Aus den Anfängen 165. Ders., Geschichte des Elsaß 111. Neuss/Oediger 135. Daniel-Rops 489. Schieffer, Winfried-Bonifatius 250 f. Lasko 218. Zatschek 46. Ewig, Zum christlichen Königsgedanken 50. Ders., Der Martinskult 24. Brühl, Fodrum 18. Müller-Mertens, Karl der Große 112. Bachrach. Military Organisation 9 ff. Braunfels, Karl der Große in Selbstzeugnissen 29, 32. Bullough, Karl der Große 36 f. de Bayac 27, 38 ff., 386. Steinbach, Das Frankenreich 58

12 Ann. reg. Franc. 747 f. Cont. Fredeg. c. 35. Ann. Mett. 741; 747; 748; 749. Ann. Mett. prior. 751. Ann. regni Franc. 747; 748. Bonif. ep. 48. Mühlbacher, Geschichte Italiens I 67. Hartmann, Geschichte Italiens II 178. Cartellieri I 148, 156. Schieffer, Winfried-Bonifatius 251 f., 130 ff. Löwe, Deutschland 124. Steinbach, Das Frankenreich 54. Reindel, Grundlegung 126. de Bayac 31 ff.

13 Seppelt/Schwaiger 82. Ewig, Zum christlichen Königsgedanken 50 f. Fleckenstein, Rex Canonicus 60 ff.

14 Ann. reg. Franc. ad a. 747 f. Cont. Fredeg. c. 117, Einhard, Vit. Karoli 3. Chronic. Lauriss. 3,12. Gesta patrum Fontanell. 10,4. Nach Ann. reg. Franc. ad a. 750 Cod. C 3, Vita Caroli 1,3 Cod. A 5, Gesta patrum Fontanell. X, 4 kam Childerich in das Kloster Sithiu (S. Bertin); nach Ann. Lobiens. ad a. 750 (MG Script. 13,228) in das Medduskloster von Soissons.

Nach Notker, Gesta Karoli I, 10 wurde Childerich III. bei seiner Absetzung skalpiert: «deposito et decalvato ignavissimo Francorum rege Hilderico». LMA V 1009. S. ferner Caspar, nach Büttner, Aus den Mühlbacher Anfängen I 80 f. 165. Vgl. 157. Buchner, Germanentum 171. Sprigade, Die Einweisung 40 ff. Löwe, Deutschland 124 f. Haller I 299. Bosl, Frühformen 68. Stern/Bartmuss 88 ff. Fleckenstein, Grundlagen 75 f. Seppelt/Schwaiger 82 f. Steinbach, Das Frankenreich 54 f. Schmidt, Zur Ablösung der Langobardenherrschaft 7. Eichmann, Die Kaiserkrönung I 81. Affeldt, Untersuchungen 100 ff. Braunfels, Karl der Große in Selbstzeugnissen 29, 32. Bund 367 ff., 378. Jarnut, Wer hat Pippin 751 zum König gesalbt? 45 ff. Die bis heute sich wiederholenden Versuche, die Karolinger blutsmäßig von den Merowingern herzuleiten, sind nicht stichhaltig: Hlawitschka, Merowingerblut bei den Karolingern? 66 ff., 75 ff., 90 ff. Zu Fulrad von St-Denis, einem, wie freilich üblich, auch beträchtlich besitzgierigen Abt, vgl. auch Angenendt, Frühmittelalter 287 f. Die Gelehrten streiten noch heute darüber, wer Pippin zum König gesalbt hat: entscheidend allein aber ist das Faktum.

15 Mayer, T., Staatsauffassung in der Karolingerzeit 470. Reinhardt, Untersuchungen 6 f.

16 Tellenbach, Europa 415. Fleckenstein, Grundlagen und Beginn 76 ff.

17 Ebd. 78 ff.

18 Chron. Salernit. MG SS 3,471. Kühner, Lexikon 50. LMA I 246 f. Hartmann, Geschichte Italiens II 149 f., 176. Cartellieri I 150 f. Löwe, Deutschland 128. Haller I 301. Maier, Mittelmeerwelt 348. Bullough, Italien 174

19 Hauck II 16. Hartmann, Geschichte Italiens II 176 ff. Cartellieri I 152 f. Löwe, Deutschland 128. Seppelt/Schwaiger 83. Ullmann, Die Machtstellung 83

20 Lib. Pont. Vit. Steph. II. c. 9 f., 15 ff. Cod. Carol. 4 f. LMA II 1948 f. (O. G. Oexle). Hartmann, Geschichte Italiens II 150 f., 178 f. Cartellieri I 152 ff. Haller I 302 f. Schieffer, Winfried-Bonifatius 260 f. Steinbach, Das Frankenreich 55 f. Kosminski/Skaskin I 85. K. A. Fink weist auf die merkwürdig anmutende biblisch-religiöse Phraseologie hin, womit die Päpste ihre Untertanen und Territorien als «Besondere Herde des hl. Petrus» und ihren Staat als «Eigentum des Apostelfürsten (peculiaris populus s. Dei ecclesiae et b. Petri» bezeichnen: Papsttum und Kirche 15 f.

21 Lib. Pont. Vit. Steph. II. c. 18 ff. Ann. reg. Franc. 753 f. Cont. Fredeg. c. 36 f. Ann. Mett. prior. ad a. 753. HKG III 1, 26. Cartellieri I 157 f. Mühlbacher I 77 ff., bes. 85 ff. Hartmann, Geschichte Italiens II 179 ff. Gontard 168. Schieffer, Winfried-Bonifatius 261 f. Haller I 304 ff., 315. Ders., Abhandlungen 7. Stern/Bartmuss 89 f. Tellenbach, Europa 413. Seppelt/Schwaiger 83 ff. Maier, Mittelmeerwelt 338. Bullough, Karl der Große 31 f. Burr, The Carlovingian Revolution 576. Reinhardt, Untersuchungen 13 ff. Ullmann, Die Machtstellung 84 f. Kantzenbach, Geschichte der christlichen Kirche im Mittelalter 60. Haendler, Die lateinische Kirche 62. Bosl, Europa im Mittelalter 96, mutet die ganze Zeremonie

dem vor zwei Jahren verstorbenen Papst Zacharias zu.

22 Lib. Pont. Vit. Hadriani 41 ff. Vit. Steph. II 29. Das Fragmentum Fantuzzianum gilt den meisten Historikern als späte Fälschung. Mirbt/Ahland, Quellen 6. A. Nr. 508 S. 260. Mühlbacher I 89 f. Cartellieri I 158 ff. Haller I 306 f. Ders., Abhandlungen 8. Seppelt/Schwaiger 84. Brackmann 397 ff., 418 ff. Fritze, Papst und Frankenkönig 9 ff., 15. Schramm, Kaiser, Könige I 149 ff. bes. 170 ff., 176 ff. Haendler, Die lateinische Kirche 63 f.

23 Zwölfer 64 ff., 75, 79, 152 ff. Buchner, Germanentum 159. Haller I 298, 315. Ders., Abhandlungen 12 ff. Bosl, Europa im Mittelalter 96 f. Kawerau, Geschichte der alten Kirche 37

24 Haller, Abhandlungen 12 ff., bes. 16 f.

25 Cod. Carol. 36 f.

26 Zwölfer 122 ff. mit zahlreichen Quellenbelegen. Haller, Abhandlungen 24. Ullmann, Die Machtstellung 100. Barraclough, The Medieval Papacy 47

27 Lib. Pont. Steph. II. c. 27 ff. Ann. reg. Franc. 754 f. Einhard, Vita Caroli 6. Cont. Fredeg. 119 f. Cod. Carol. 7. Paul. Diac. Hist. Lang. 5,2. Ann. Mosell. ad 753; Ann. Laurenh. ad a. 753. Ann. Petav. ad a. 753. MG I 42 Nr. 17. Sickel, Die Verträge 335. Zit. nach Ullmann, Die Machtstellung 103. Hartmann, Geschichte Italiens II 182 ff. Mühlbacher I 81 ff., 90 ff. Kornemann II 495. Zwölfer 133 f. Löwe, Deutschland 123, 128. Schieffer, Winfried-Bonifatius 262 f. Sprigade, Die Einweisung 57 ff. Konecny 62. Haller I 307 f. Ders., Abhandlungen 13. Gontard 168. Stern/Bartmuss 90 f. Tellenbach, Europa 413. Ullmann, Die Machtstellung 85, 103 ff., 112. Tangl 1 ff. Funkenstein 6 ff., 11 ff. Steinbach, Das Frankenreich 56 ff.

28 Hauck, Von einer spätantiken Randkultur 76

29 Cod. Carol. 6. Ann. reg. Franc. 755. Cont. Fredeg. 10,37 f., 45. Vit. Steph. II. 37. Ann. Mett. ad a. 754. Hartmann, Geschichte Italiens II 185, 189 ff. Mühlbacher I 94 ff. Cartellieri I 163 ff. Zwölfer 133 ff. Gontard 168. Haller I 309 ff. Holtzmann, Italienpolitik 38 f. Steinbach, Das Frankenreich 57. Bund 386 f. Burr, The Carlovingian Revolution 589 f.

30 Cod. Carol. 3. Mühlbacher I 93. Seppelt/Schwaiger 85. Haller I 309 ff.

31 Lib. Pont. Vit. Steph. II. 43 ff. Cod. Carol 11. Ann. reg. Franc. 756. Cont. Fredeg. 121. Gregorovius I 2 372 f. Mühlbacher I 96 ff. Cartellieri I 166 f. Hartmann, Geschichte Italiens II 194 ff. Zwölfer 153. Haller I 311 f. Bullough, Karl der Große 32. Foakes-Jackson 699 f.

32 Mühlbacher I 98 f. Löwe, Deutschland 129. Bullough, Karl der Große 32. v. Falkenhausen, Untersuchungen 3. Haller I 312. Löwe, Deutschland 129. Gontard 168 f. Seppelt/Schwaiger 85

33 Gregorovius I 2 374 ff. Ewig, Zum christlichen Königsgedanken 51

14. KAPITEL
Die «Konstantinische Schenkung»

1 Kantzenbach, Geschichte der christlichen Kirche im Mittelalter 62

2 Seppelt/Schwaiger 86

3 Hoensbroech, Der Kirchenstaat

4 Archiv für kath. Kirchenrecht 1930; 491

5 Schreiner, Zum Wahrheitsverständnis 131. Zit. dort auch V. Saxer, H. Silvestre u. a. Speyer 200 f. Fuhrmann, Die Macht der Fälschung I

6 Levison, Die Politik in Jenseitsvisionen 236. Drögereit, Die Verdener Gründungsfälschung 64. Frenzel 713. Speyer 309. Zu Bloch vgl. Fuhrmann, Die Macht der Fälschung II. S. auch Deschner, Kriminalgeschichte I 25 f.

7 P. Herde und A. Gawlik, Fälschungen, in: LMA IV 246 ff. Fuhrmann, Einfluß und Verbreitung 79, erblickt darin «Aporie». Kehr 11 ff., 44 ff., 139. Speyer 302. Vgl. auch Fuhrmann, Die Macht der Fälschung I. S. auch die Ironie bei Southern 92 f. Vgl. an neueren Arbeiten über Fälschungen im Mittelalter auch die Aufsätze von P. Landau 11 ff. W. Hartmann, Fälschungsverdacht 111 ff. H. Schneider, Ademar von Chabanes 129 ff.

8 Vgl. außer dem Abschnitt «Der Zweck heiligt die Mittel» in: Deschner, Kriminalgeschichte III 181 ff. auch Schreiner, Zum Wahrheitsverständnis 167. Bosl, Frühformen 418 f. T. F. Touts, Mediaeval Forgers and Forgeries 1918-1920, zit. nach Fuhrmann, Einfluß und Verbreitung 76 ff., 85

9 LThK VI[2] 1142. LMA V 20. Hauck III 170 ff., bes. 180 ff. Levison, Aus rheinischer und fränkischer Frühzeit 23. Drögereit, Die Verdener Gründungsfälschung 64. Fuhrmann, Einfluß und Verbreitung I 68 f., 87, 89 ff. (dort das Hadrianzitat) und 89 ff. Speyer 303. Fichtenau, Zu den Urkundenfälschungen 157 ff. Erkens 195 ff. Mit Recht polemisiert Herrmann, Kirchenfürsten 51 f., gegen das so beliebte Entlasten mittelalterlicher Fälscher.

10 Vgl. etwa Levison, Aus rheinischer und fränkischer Frühzeit 23

11 Haller I 245 ff. Speyer 309. Thomas Mann zit. nach Fuhrmann, Die Macht der Fälschung IV

12 LThK I[2] 492. Schreiner, Zum Wahrheitsverständnis 167 f.

13 LThK VII[2] 1298 f. Tangel, Forschungen zu den Karolinger Diplomen 264 ff. Kraus, Die Translatio, passim. Speyer 303. Zur Fülle und Bedeutung der Reliquien vgl. etwa Southern 30 f.: «they were the object of a Huge commerce», ebd. Vgl. auch Deschner, Das Kreuz 118 ff., bes. 120 f., dort auch Literaturhinweise. S. auch ders., Kriminalgeschichte III 241 ff.

14 Keller, Reclams Lexikon 492 ff. Fichtinger 138 ff. Fuhrmann, Einfluß und Verbreitung I 71 f., 99 ff. Speyer 228

15 Schäferdiek, Die Kirche in den Reichen der Westgoten 116 f.

16 Wattenbach-Holtzmann, Geschichtsquellen I 122 f.

17 Fuhrmann, Einfluß und Verbreitung I 71 ff. Vgl. hierzu etwa neuerdings F.-J. Heyen 403 ff. mit dem bezeichnenden Eiertanz des Verfassers, bes. 414 f.

18 Neuss/Oediger 40 f., 113 f.

19 Speyer 302 mit weiterer Literatur.

20 Respons. b. Greg. ad August. episc. in Beda h. e. 1,27. Dazu Müller, Zur Frage nach der Echtheit 94 ff. Ritzer II 123

21 LThK[2] 884. LMA II 1397. Caspar I 452. Speyer 302

22 LMA II 1451. Speyer 302

23 Hotz 11. Hemmerle 183. Meyer, In der Harmonie 218 f. Verf. setzt das Wort «fälschte» und «Fälschungen» in Gänse-(hier Esel-) füßchen, weniger die feine als die feige Art.

24 Heuwieser, Geschichte I 308 ff.
25 LThK X[1] 106 f. Taddey, Lexikon 1195. Schlesinger, Kirchengeschichte Sachsens I 82 II 148 ff.
26 LMA V 154 ff. Kuujo 236 ff. Drögereit, Die Verdener Gründungsfälschung 1,64
27 LMA IV 1468, 1870. Kuujo 236 ff.
28 Schubert, Geschichte der christlichen Kirche II 505 ff. Schmeidler, Hamburg-Bremen 128 ff., 151 ff., 159 ff., 165 ff., 191 ff., 206 ff., 244 ff.
29 Adam von Bremen 3,2; 3,5. LMA I 97 f. Meyer, Kirchengeschichte Niedersachsens 35. Vgl. auch die vorherg. Anm.
30 Levison, Aus rheinischer und fränkischer Frühzeit 257. Weller 207. Schulte, Der Adel 97 f., 212, 216 ff. Patze, Politische Geschichte 12
31 LThK III[2] 628: VIII[2] 360 f. Mühlbacher I 121. Hoffmann, Chronik und Urkunde 188 ff. Kaminski, Das Diplom Herzog Romwalds II.; 16 ff. Speyer 303. Pitz, Erschleichung und Anfechtung 100 ff. Herrmann, Kirchenfürsten 52 zählt auch das Kloster St. Maximin bei Trier «zu den großen Fälschungszentren» im 10., 11. und 12. Jahrhundert.
32 LMA V 1385 f. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 320 f. Heer, Kreuzzüge 17. Kosminski/Skaskin 86. Schramm, Kaiser, Könige II 306 ff. Brackmann 68 f., 262. Kühner, Tabus 52. Lautermann 62. Kawerau, Geschichte der mittelalterlichen Kirche 88. Haller I 316 f. Ullmann, Die Machtstellung 114 ff. Kupisch I 87. Fuhrmann, Die Konstantinische Schenkung 65 f. Ders., Einfluß und Verbreitung I 66. Steinbach, Das Frankenreich 57. Barraclough, The Medieval Papacy 40. Folz, The Concept of Empire 10 f. Fuhrmann, Konstantinische Schenkung und Abendländisches Kaisertum 63 ff.
33 LMA V 1385. Burckardt, Die Zeit Constantins 350 f. Caspar I 227 ff. Laehr 3 f. Levison, Aus rheinischer und fränkischer Frühzeit 395 ff., 409 ff., 417 ff., 466 ff. Ullmann, Die Machtstellung 115 ff., 122 ff. Haendler, Die abendländische Kirche 95. Ders., Die lateinische Kirche 64
34 LMA V 1385. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 321. Laehr 3 ff. Haller I 316. Kawerau, Geschichte der mittelalterlichen Kirche 88. Ullmann, Die Machtstellung 128, 462. Williams 448 ff. Hay 340. Prause, Niemand 86 f., Haendler, Die lateinische Kirche 64 f. Fuhrmann, Einfluß und Verbreitung I 66. Textgeschichte des Constitutum Constantini: Fuhrmann, Konstantinische Schenkung und abendländisches Kaisertum 63 ff.
35 Levison, Aus rheinischer und fränkischer Frühzeit 397 f. Laehr 6 ff. Kawerau, Geschichte der mittelalterlichen Kirche 89. Schlesinger, Beobachtungen zur Geschichte 273, 416 f. Hlawitschka, Vom Frankenreich 67 f.
36 LMA V 1385 f. HEG I 545. Laehr 20 ff. Heiler, Altkirchliche Autonomie 239. Fried, Der Regalienbegriff 507 f. Angenendt, Frühmittelalter 286
37 LThK V[2] 477 f. Kühner, Lexikon 88. LMA V 122.; 1386. Laehr 26 ff., 37 ff., bes. 48 f., 61, 89 f. Holtzmann, Der Kaiser als Marschall des Papstes 27. Fuhrmann, Einfluß und Verbreitung I 67
38 Laehr 135 f. Kluke 148. Haller I 317. Lautermann 62. Southern 97. Fuhrmann, Einfluß und Verbreitung I 67

39 MG DO III 818 f. LMA V 1386. Wattenbach-Holtzmann, Geschichtsquellen I 11, 323. Hartmann, Geschichte Italiens IV 135 f. Laehr 20 ff. Holtzmann, Der Kaiser als Marschall des Papstes 26. Seidlmayer 93. Hay 340. Lautermann 205 f. Schlesinger, Beobachtungen zur Geschichte 273. Ullmann, Die Machtstellung 354 f. Fuhrmann, Konstantinische Schenkung und abendländisches Kaisertum 128 f. Fleckenstein/Bulst 106

40 Holtzmann, Der Kaiser als Marschall des Papstes 36 f. Runciman 22. Fuhrmann, Einfluß und Verbreitung I 135 f. Herrmann, Kirchenfürsten 51. Ariès 19

41 Haller I 316 f. Kluke 148. Fink 18. Fast gleichzeitig mit Valla erkannten die Fälschung als solche auch Kardinal Nikolaus von Kues und Reinald Pecock.

15. KAPITEL

KARL I., DER SOGENANNTE GROSSE, UND DIE PÄPSTE

1 Einhard, Vita Karoli 22; 26

2 Braunfels, Karl der Große mit Selbstzeugnissen 39

3 Dawson 214

4 Ewig, Zum christlichen Königsgedanken 73

5 Daniel-Rops 247, 493, 498, 506

6 Lib. Pont. Vit. Pauli I ff. LMA III 724 f. Gregorovius I 2 378 ff. Hartmann, Geschichte Italiens II 209 ff. Seppelt II 137 ff. Ewig, Zum christlichen Königsgedanken 46 f. Bayac 72 ff. Jarnut, Geschichte der Langobarden 116 ff.

7 Lib. Pont. Vir. Steph. III 1 ff. Mansi 12,716 ff. MG Conc. II/1 83 ff. Einhard, Ann. reg. Ftanc. ad a. 767. LThK VII[1] 568 f. VIII[2] 884 f. IX[2] 1298 f. Kühner, Lexikon 71. Gregorovius I 2 385 ff. Hauck II 69. v. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche II 424. Seppelt II 146 f., 360. Seppelt/Schwaiger 87 f. Haller, Das Papsttum I 321 f. Zimmermann, Papstabsetzungen 13 ff. Vgl. auch die Beispiele für unkanonische bischöfliche Blitzkarrieren bei Scheibelreiter, Der Bischof 123 ff. S. ferner Deschner, Abermals 236 f.

8 Lib. Pont. Vit. Steph. III. c. 5 ff. Gregorovius I 2 387 f. Seppelt, Geschichte des Papsttums II 147 ff. Hartmann, Geschichte Italiens II 231 ff. Seppelt/Schwaiger 88. Haller I 321 f. Bayac 76. Ausführlich: H. Zimmermann, Papstabsetzungen 13 ff., bes. 16 f. Fuhrmann/Märtl 10. Hartmann, Die Synoden der Karolingerzeit 83

9 Lib. Pont. Vit. Steph. III. c. 5 ff. Kühner, Lexikon 52. Hartmann, Geschichte Italiens II 236 ff. Cartellieri I 175 f. Seppelt II 149 ff. Seppelt/Schwaiger 88. Haller I 321 f. Kühner, Das Imperium 87. Ferrari 281 ff. Zimmermann, Papstabsetzungen 17 ff., 20 ff. Hartmann, Die Synoden 83 ff. Fuhrmann/Märtl 11

10 1. Tim. 3,1 ff. MG Cons. II/1 79; 86 ff. Kühner, Lexikon 52. Seppelt II 151 ff. Seppelt/Schwaiger 88 ff. Kühner, Das Imperium 87. Schneider, Geistesgeschichte II 246. Zimmermann, Papstabsetzungen 24. Ullmann, Die Machtstellungen 469. Lotter, Designation 148. Vgl. auch die vorherg. Anm.

11 Einhard, Vita Karoli 3. Ann. reg. Franc. ad a. 754; 768. LMA V 956; 996. LThK III[2] 408. HEG I 549. Mühlbacher I 124 f. Brühl, Fodrum 56. Bayac, Karl 43 f. Fleckenstein (1990) 21 f.

12 Cod. Carol. 45; 47. Einhard, Vita Karoli 3; 5 f., 18. Ann. reg. Franc. ad a. 769, LMA II 2202. III 725. Gregorovius I 2 393 f. Hauck II 74 f. Mühlbacher I 125 ff. Cartellieri I 179 f. Hartmann, Geschichte Italiens II 251 ff. Eichmann, Das Exkommunikationsprivileg 164. Haller I 323 f. Ders., Abhandlungen 29 f. Voigt, Staat 436. Wühr, Das abendländische Bildungswesen 35. Konecny 61 ff. Classen, Karl 545 f. Seppelt/Schwaiger 89. Schmid, Zur Ablösung der Langobardenherrschaft 7 ff. Büttner, Geschichte des Elsaß 126. Haendler, Die lateinische Kirche 69. Braunfels, Karl der Große mit Selbstzeugnissen 22. Ders., Karl (1991) 31. Bayac 76 ff. Fuhrmann/Märtl 12

13 Lib. Pont. Vit. Steph. III. c. 28 ff. Ebd. Vit. Hadr. c. 10 ff. Einhard, Vita Karoli 18. Cod. Carol. 48. Hauck II 76 f. Gregorovius I 2 390 ff., 396. Mühlbacher I 128 ff. Hartmann, Geschichte Italiens II 253 ff. Büttner, Geschichte des Elsaß 127. Classen, Karl 546 f. Seppelt/Schwaiger 89 f. Haller I 324 f. Bayac 79 ff. Fleckenstein, Karl (1990) 23. Braunfels (1991) 38 f.

14 Einhard, Vit. Karoli 4; 25. Ann. reg. Franc. ad a. 771. MGH Antiquit. Poet. lat. I 483 ff. Taddey 624. LMA I 2038. III 222; 1737 V 956. Mühlbacher I 119 ff., 136 f. Fichtenau, Das karolingische Imperium 35 ff., 47. Bayac 82 ff., 386. Braunfels, Karl (1991) 22, 117. Fleckenstein, Karl (1990) 23 f. Riché, Die Karolinger 114. Das HEG I 549 (Schieffer) verliert kein Wort über das Widerrechtliche der Annexion – «nahm Karl unverzüglich vom Reich des Bruders Besitz . . .»

15 Lib. Pont. Vit. Hadr. 1 ff. Vita Karoli c. 3. Ann. Lobienses a. 771. LMA IV 1821. Mühlbacher I 133 f. Hartmann, Geschichte Italiens II 259 f. Seppelt II 158 ff. Seppelt/Schwaiger 90. Stern/Bartmuss 92 f., 21. Aubin, Die Umwandlung 122. Epperlein, Karl 17 f. Bullough, Karl 45. Haller I 325. Fuhrmann/Märtl 14 ff. Steinbach, Das Frankenreich 59 f. Fleckenstein, Karl (1900) 25. Braunfels, Karl (1991) 80

16 Ann. reg. Franc. a. 773. Einhard, Vita Karoli 3; 6. LMA IV 1821. Mühlbacher I 134 ff. Seppelt II 161 ff. Brühl, Fodrum 397. Störmer I 175 f. Bayac 101 ff. Fleckenstein, Karl (1990) 25. Braunfels, Karl (1991) 36 ff. Vgl. auch die folg. Anm.

17 Ann. reg. Franc. 773 f. Einhard, Vita Karoli 3; 6. LMA III 725. Mühlbacher I 134 ff. Seppelt II 163. Störmer I 175 f. Epperlein, Karl 20 ff. Bayac 104 f. Fleckenstein, Karl (1990) 25

18 Ann. reg. Franc. a. 774. Cod. Carol 60. Kühner, Lexikon 54. Kelly 111. HEG I 549 f. Sogar das HKG III 1 167 hält fest: «Karl war nicht nur als Beter nach Rom gekommen.» Seppelt II 163 ff. Mühlbacher I 138. Cartellieri I 186. Heiler, Der Katholizismus 297. Ders., Altkirchliche Autonomie 236. Daniel-Rops 495, 501. Caspar, Das Papsttum unter fränkischer Herrschaft 158. Haller I 327 ff. II 33. Ullmann, Die Machtstellung 140 ff., 190. Epperlein, Karl 65. Bullough, Karl 49. Seppelt/Schwaiger 90. Beumann, Das Paderborner Epos 376 ff. Fritze, Papst und Frankenkönig 49 ff. Bayac 106 ff. Riché, Die Karolinger 126 f. Angenendt, Frühmittelalter 292 f.

19 Mühlbacher I 140. Schubert, Ge-

schichte der christlichen Kirche 348 f. Haller I 328 f. Bayac 389

20 Einhard, Vita Karoli 6. Ann. reg. Franc. a. 774; 776. Cod. Karol 50. 59. Lib. Pont. Vit. Hadr. c. 5 ff., 29 ff. LMA I 829 f., 930 f., III 190 ff., 724 f. Mühlbacher, I 133 ff., 142 f. Hartmann, Geschichte Italiens II 261 ff. Cartellieri I 183 ff. Hauck II 81. Brühl, Fodrum 392 ff. Fischer, Königtum 171. Schmid, Zur Ablösung 3 f., 12, 19 ff. Foakes-Jackson 701 f. Epperlein, Karl 19 ff. Haller I 26 ff. Steinbach, Das Frankenreich 60. Schramm, Kaiser, Könige I 35. Bullough, Karl 49. Braunfels, Karl der Große mit Selbstzeugnissen 39. Ders., Karl (1991) 39. Bayac 101 ff., 186 f. Prinz, Grundlagen und Anfänge 94. Hlawitschka, Franken, Alemannen 33 ff., 39 ff., 74, 96 f. Fleckenstein, Karl (1990) 26 ff. Deér, Zum Patrizius-Romanorum-Titel 271 f.

21 Alle Quellenbelege bei Hlawitschka, Franken, Alemannen 32, 38, 44. Vgl. auch Epperlein, Karl 24.

22 Alle Quellenbelege bei Hlawitschka, Franken, Alemannen 30 f., 66. Vgl. auch Epperlein, Karl 24. Schmid, Zur Ablösung 30 ff. Fischer, Königtum 7 f., 173 ff. Fleckenstein, Karl (1990) 28 f.

23 Fischer, Königtum 176 ff.

24 MG Capit. 1 Nr. 88. Schmid, Zur Ablösung 22 f. Fischer, Königtum 79

25 Mühlbacher I 149 f. Seppelt II 170 f. Braunfels, Karl (1991) 80

26 Ann. reg. Franc. 781. Cod. Carol. 64. Mühlbacher I 145 f., 150 f. Seppelt II 171 f. Caspar, Das Papsttum unter fränkischer Herrschaft 45 ff. Prinz, Grundlagen und Anfänge 94. Fleckenstein, Karl (1990) 29 f. Braunfels, Karl (1991) 39, 42, 80 f.

27 Cod. Carol. 86; 94. Annal. Lauriss. a. 786 f. Annal. Maxim. a. 787. Hauck II 84 ff., 89 ff. Hartmann, Geschichte Italiens II 278 ff., 285 ff., 301 ff. Mühlbacher I 150. Dresdner 132. Schuberr, Geschichte der christlichen Kirche I 348 f. Seppelt II 168 f., 174. Seppelt/Schwaiger 91 ff. Riché, Die Karolinger 128. Haendler, Die lateinische Kirche 71. Betont S. 73, «daß Papst Hadrian ... immer in Abhängigkeit von Karl gestanden hat».

28 Cod. Karol. 90

29 Ann. reg. Franc. ad a. 786 f. Einhard, Vita Karoli 10. Mühlbacher I 151 ff. Seppelt II 172 f. Bayac 187 ff. Fleckenstein, Karl (1990) 31. Mit Recht schreibt H. Enzensberger, Unteritalien S. 788: «Des Arichis eigentlicher Gegner war der Papst Hadrian I.»

30 Einhard, Vita Karoli 10. Cod. Carol. 79 ff. Annal. Guelferb ad a. 790 f. Annal. Lauresham. ad a. 793. Mühlbacher I 153 ff. Hartmann, Geschichte Italiens II 306 ff., 315 f. Seppelt II 173. Caspar, Das Papsttum unter fränkischer Herrschaft 69 ff. Bayac 190 ff. Deér, Zum Patrizius-Romanorum-Titel 241 Anm. 8; 272

31 JE 2395 (22. 4. 772) JE 2435. (1. 12. 781). JE 2437 (1. 11. 782). Just. Nov. 47 c. 1. LMA IV 1821. Deér, Die Vorrechte 34 ff., 38, 108 f. Ders., Zum Patrizius-Romanorum-Titel 288 ff., 306 f. Ullmann, Die Machtstellung 144

32 MG Epp. IV 135 f. Nr. 92. 136 ff. Nr. 93. LMA I 634 f. V 1877. Gregorovius I 2 444 f. Mühlbacher I 263 f. Bayac 244, 253 ff. Braunfels, Karl (1991) 71, 81

33 Ann. reg. Franc. ad a. 97. MG Epp. 4 Nr. 178. Einhard, Vita Karoli 28. Kühner, Lexikon 54. Kelly

113, LMA V 1877. Mühlbacher I 265 ff., 271 f. Cartellieri I 215. Beumann, Das Paderborner Epos 310 ff., 348. Wein 94. Braunfels, Karl (1991) 81. Prinz, Grundlagen und Anfänge 94. Bayac 263 f.

34 Ann. reg. Franc. 799 ff. Lib. Pont. Vit. Leon. III. c. 11 ff., 21 ff. MG Epp. V 63 f. MG Poetae 1,366 ff. Annal. Lauresham ad a. 800. Annal. s. Amandi (MG SS I 14) LThK VI² 947. Kelly 114. Simson, Jahrbücher II 224 ff. HEG I 580 f. Hartmann, Geschichte Italiens II 337 ff. Cartellieri I 215 ff. Mühlbacher I 271 ff. Hauck II 95. Stern/Bartmuss 110. Gontard 170 ff. Seppelt/Schwaiger 93 ff. Ferrari 119 ff., 305 ff. Zimmermann, Papstabsetzungen 27 ff. Beumann, Die Kaiserfrage 299 ff. Haller II 218 ff. Epperlein, Karl 67 ff. Beumann, Das Paderborner Epos 309 ff. Ders., Wissenschaft vom Mittelalter 258 ff. Ders., Nomen imperatoris 177 ff. Ders., Die Kaiserfrage 299 ff. Classen, Karl 59. Bayac 263 ff. Braunfels, Karl (1991) 81. Hartmann, Die Synoden 122 f. Haendler, Die lateinische Kirche 74 f. Herrmann, Kirchenfürsten 53

35 Vit. Leon. III. c. 23. Einhard, Vita Karoli 28. Annal. reg. Franc. ad a. 801; 804 ff. Annal. Lauresham ad a. 801. Hartmann, Geschichte Italiens II 348 ff. Kelly 113 f. Ploetz 71 f. Kornemann II 498. Eichmann, Die Kaiserkrönung I 23 ff. Haller II 20 ff. Gontard 172 f. Seppelt/Schwaiger 95 f. Hay 338 f. Tellenbach, Europa 431 ff. Benz, «Cum ab oratione surgered» 341 f., 347 ff. Steinbach, Das Frankenreich 65 f. Classen, Romanum gubernans Imperium 20 f. Epperlein, Karl 69. Brackmann 41 ff. Müller-Mertens 56 f. Schramm, Kaiser, Könige I 255 ff. Beumann, Nomen imperatoris 182 ff. Braunfels, Karl (1991) 86 f. Aubin, Die Umwandlung 142 f. Haendler, Die lateinische Kirche 75 f. Fleckenstein, Karolingerzeit 709. Ranke nach: Borst, Ranke und Karl der Große 461. Erdmann, Forschungen zur politischen Ideenwelt 16 ff., bes. 26 f. Dannenbauer, Grundlagen 79 ff., 87 ff. Prinz, Grundlagen und Anfänge 99 ff. Fines 53 f. Ohnsorge, Ost-Rom und der Westen 5 ff., zweifelt nicht an «dem Mißvergnügen Karls über die Kaisereinsetzung». Ferner 10 ff.

16. KAPITEL
Karl «der Grosse» und seine Kriege

1 Einhard, Vita Karoli 16

2 Ebd. 5 ff.

3 Schöffel, Kirchengeschichte Hamburgs I 4

4 Ptolem. geogr. 2,11,7. Plin. hist. nat. 16,76. Tacit. Germ. 35. Schmidt, Die Westgermanen 37 ff., 60 f. Behn 74 f. I 30 f. Stern/Bartmuss 94 f. Zöllner, Die politische Stellung 170. Njeussychin, Die Entstehung 231

5 Greg. Tur. 4,10. Fredeg. 4,74. Marius Avent. Chron. a. 555 f. HEG I 97,283 f. Hauck II 328. Schmidt, Die Westgermanen 46 ff. Petri, Der Rhein 594. Demm 64. Werneburg 15 f. Aubin, Die Umwandlung 123. Hauck, Ein Utrechter 735. Zöllner, Die politische Stellung 170. Cram 158

6 Taddey 1050. HEG I 147 ff. (zur german. Ständeordnung generell) u. 552 f. Schmidt, Die Westgermanen 62 f., 69. Behn 73 f. Jordan 530. Zöllner, Die politische Stellung

171. Haendler, Die lateinische Kirche im Zeitalter der Karolinger 102. Nový, Die Anfänge 41 ff.

7 Flaskamp, Die frühe Friesen- und Sachsenmission 194. Fleckenstein, Grundlagen 162

8 Cont. Fredeg. 13; 27, 35. Annal. reg. Franc. a. 744; 747; 753; 758. Ann. Mett. a. 748; 753; 758. Naegle I 36. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 338. Schmidt, Die Westgermanen 53 ff. Holl 125. Buchner, Germanentum 162. Sante 204 ff. Löwe, Deutschland 143. Schieffer, Winfrid-Bonifatius 273

9 Epperlein, Herrschaft und Volk 54. Bleiber, Fränkisch-karolingische Klöster 128 ff.
Ann. reg. Franc. a. 743 f.; 747. Transl. s. Liborii c. 7. Vita Lebuini antiqua c. 6. Hauck II 332 f. Bertram 17. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 335. Ahlheim 162. Dannenbauer, Grundlagen 147 ff. Stern/Bartmuss 96 ff. Drögereit, Die schriftlichen Quellen 466 f. Zöllner, Die pol. Stellung 172 f. Steinbach, Das Frankenreich 49 f. Patze/Schlesinger I 341. Schlesinger, Zur politischen Geschichte 47 f. Ders., Die Franken im Gebiet 1 ff. Kosminski/Skaskin 90. Schulze, Die Entwicklung 32. Epperlein, Herrschaft und Volk 54 f. Ders., Karl 32. Graus, Volk 159. Bei den beiden letzten Autoren Quellen- und weitere Literaturhinweise.

10 Einhard, Vita Caroli c. 7. Transl. s. Liborii c. 5. Mühlbacher I 159 f. Bertram 17. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 334. Hauck II 351. Wiedemann 11. Brandi 6 f. Epperlein, Herrschaft und Volk 55. Zöllner, Die politische Stellung 172 f. Fleckenstein, Karolingerzeit 707

11 HEG I 155 (hier Literaturhinweise Anm. 18) u. 560. Montgomery I 163, 168. Braunfels, Karl der Gr. mit Selbstzeugnissen 34 ff. Ausführlich: Riché, Die Karolinger 117 ff. Manche Forscher »errechneten« bis zu 100 000 Kriegern, s. ebd. Angenendt, Frühmittelalter 326, spricht von etwa 2000 direkten Vasallen und gegen 30 000 Untervasallen, »letztere großenteils solche der Kirche«.

12 Annal. reg. Franc. a. 772. LMA III 2129 f. V 663 (Karpf). Mühlbacher I 163 f. Fichtenau, Das karolingische Imperium 136. Kaminsky, Studien zur Reichsabtei Corvey 19 ff. Beumann, Die Hagiographie »bewältigt« 151. Döbler 104. Prinz, Herrschaftsformen der Kirche 19. Braunfels, Karl d. Gr. mit Selbstzeugnissen 34. Riché, Die Karolinger 134. Bemmann 84 f., 88, 120. Kahl schreibt im Hinblick auf die »ungewöhnlich reiche Beute ... die frommer Sinn dort niedergelegt hatte: wer läßt sich dergleichen entgehen, wenn es nur irgend in der Reichweite liegt?« Karl der Gr. und die Sachsen 57

13 Annal. reg. Franc. a. 773 f. Groszmann, Kloster Fulda 344. Bertram 18. Die weiteren Zitate Bertrams bei Deschner, Die Politik der Päpste II 202

14 Annal. reg. Franc. a. 775 f. Vita Wigberti c. 13. Widukind 1,15. Schultze I 298 f. Mühlbacher I 163 ff. Hauck II 328 ff. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 335. Löwe, Deutschland 143. Jordan 533. Büttner, Mission und Kirchenorganisation 468. Mit dieser Mission waren auch »mehrfach Massentaufen« verbunden: Bemmann 75. Ders., Die politische und kirchliche Erfassung 29,

43. Petri, Der Rhein 604 f. Ahlheim 161 ff. Stern/Bartmuss 98 f. Dollinger, Schwarzbuch 118 f. Brandi 8, 14 f. Steinbach, Das Frankenreich 61. Tellenbach, Europa 429. Donnert 309. Novy, Die Anfänge 21 f. Kahl, Karl der Gr. und die Sachsen 65. Steinbach, Das Frankenreich 62. Ebner 56, 70. Vgl. auch Backes 15 ff. Haendler, Die lateinische Kirche 99 f. Beumann, Das Paderborner Epos 314. Epperlein, Karl 33 ff., 46, 92, 95. Braunfels, Karl der Gr. mit Selbstzeugnissen 43 f. Fichtenau, Das karolingische Imperium 45. Viele, vermutlich weitaus die meisten Historiker sind voller Beifall für Karls Sachsengemetzel. Für H.-D. Kahl kommen diesen Sachsenkriegen «an Wirkung und Ausstrahlung und damit an geschichtlichem Rang nicht viele andere in der Vergangenheit der Deutschen» nahe. Karl d. Gr. und die Sachsen 51 ff. Betont und bedauert freilich auch einen so «radikalen Glaubenszwang», wie er «vielleicht in keinem anderen Zusammenhang der Weltgeschichte geschehen war». Und er fügt noch hinzu: «Die Saat eines Ambrosius und eines Augustinus hat in Karls Sachsenpolitik Früchte getragen, von denen man doch gern wüßte, wie diese Kirchenväter selbst sie beurteilt hätten.» Aber das ist nun wirklich keine Frage! Andererseits distanziert sich Kahl deutlich von Karl, vgl. S. 99.

15 Annal. Lauresham. a. 799. Montgomery I 164. Grierson, Der große König 290. Brandi 22. Stern/Bartmuss 99 f. Jordan 533. Löwe, Deutschland 143. Bleiber, Fränkisch-karolingische Klöster 129, dort das Hauck-Zitat. Vgl. auch Hauck, Die fränkisch-deutsche Monarchie 423. Patze/Schlesinger I 341 f. Falck, Mainz 28 f., 35. Epperlein, Karl 92 f. Fichtenau, Das karolingische Imperium 197

16 Annal. reg. Franc. a. 777 f. Einhard, Vita Karoli 9. Mühlbacher I 205 ff. Kalckhoff 45 ff. Bayac 129 ff.

17 Annal. reg. Franc. a. 778. Einhard, Vita Karoli 9. dtv-Lexikon 15, 218 f. Mühlbacher I 207 ff. Epperlein, Karl 28 ff. Ranke nach Borst: Ranke ... 460. Bullough, Karl 57 f. Braunfels, Karl d. Gr. mit Selbstzeugnissen 40 ff. Björkam 674 f. Kalckhoff 46 f. Bayac 131 ff.

18 Annal. reg. Franc. a. 778 ff. LThK VI[1] 681 f. X[1] 917 f. LMA V 2038. HKG III/1 73. Hauck II 324, 338 ff. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 334 ff. Cartellieri I 194 f. Mühlbacher I 170 ff. Löwe, Deutschland 142. Brandi 14 f. Coler 28 f. Bleiber, Fränkisch-karolingische Klöster 133 f. Zöllner, Die pol. Stellung 188 f. Schulze, Die Besiedlung der Altmark 146 f. Epperlein, Karl 135 ff. Steinbach, Das Frankenreich 60 f. Fines 52 f. Bayac 143 ff. Riché, Die Karolinger 134 f. Kahl, Karl d. Gr. und die Sachsen 54 f.

19 Ann. reg. Franc. 782. Bauer, K., Die Quellen für das sogen. Blutbad von Verden 109 ff. Ulmann, Zur Hinrichtung der Sachsen, 1889 (nach Ahlheim 164). Vgl. etwa auch die klägliche Apologetik von Dörries, Germanische Religion 293, 298 u. a. Ähnlich im 19. Jh. schon Donin I 261. Und neuestens wieder das HEG I, in dem Schieffer permanent die Sachsenkriege abschwächt und auch die «absurde Zahl 4500» zu den «phantastischen Angaben» zählt, wie sie «schon seit dem Al-

ten Testament» begegnen: S. 553 ff. u. Anm. 21. Vgl. auch die Beschönigungen im HKG III/1 74. Auch Büttner, Frühmittelalterliches Christentum, behauptet, daß «die Zahl von 4500 Getöteten weit übertrieben» sei, Beweise bietet er natürlich nicht. Und in seinem Beitrag zu dem großen und natürlich grundlegenden Karlswerk unserer Zeit meldet Büttner in diesem Zusammenhang nur «ein hartes Zuschlagen des Frankenkönigs, der in dem Strafgericht zu Verden die volle Schwere des Kriegsrechts zur Anwendung brachte». Büttner, Mission und Kirchenorganisation des Frankenreiches 469. Weiter nichts. Wobei man aus dem Hinweis auf das Kriegs*recht* sogar noch etwas Gerechtes aus dem Massaker herauslösen könnte. Dagegen zur Kritik ausführlich: von Klocke, Um das Blutbad von Verden 151 ff., bes. 189 ff. Rundnagel, Der Tag von Verden 205 ff., bes. auch 238 f. Schmitt, W., Das Gericht zu Verden 243 ff., wonach allerdings die Zahl der Opfer «bedeutend kleiner» sein soll. Eine Fülle weiterer und neuerer Literatur bei H.-D. Kahl, Karl d. Gr. 104, Anm. 2. S. auch K. F. Werner, Das NS-Geschichtsbild 74 ff.

20 Boullough, Karl 80. Zum Begriff «Geisel» vgl. etwa Döbler 121 f.

21 Annal. reg. Franc. a. 782. Hauck II 348. Cartellieri, Weltgeschichte I 198 f. Bertram 19. Rundnagel, Der Tag von Verden 237. Zender, Die Verehrung des hl. Karl 102 f. Steinbach, Das Frankenreich 61. Epperlein, Karl 40. Braunfels, Karl d. Gr. in Selbstzeugnissen 45 f. Bayac 147. Ranke nach Borst. Ranke und Karl der Große 462. Graus, Die Einheit der Geschichte 639. G. Wolf will den «Sachsenschlächter» zwar nicht «moralisch» rechtfertigen, erklärt aber seine «Härte» aus der «Staatsraison» und seinem «Missionsbewußtsein». Karl 112. Vgl. auch Angenendt, Frühmittelalter 29 f. K. Bemman schreibt, heute sei der Streit «für die Fachwelt entschieden». Es gebe «keinen vernünftigen, sachlichen Grund, der gegen die Richtigkeit der Quellen spricht» (86 f.). Deschner, Die Politik der Päpste II 236 ff.

22 Annal. reg. Franc. a. 783 ff. LThK V[2] 32 f. Sales Doye, Heilige 517. Hauck 322, 349. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 336. Klocke 188 f. Ahlheim 164. Hampe 70. Brandi 17. Dollinger, Schwarzbuch 120 f. Epperlein, Karl 40. Kalckhoff 81. Steinbach, Das Frankenreich 61. Bayac 148 f.

23 Cod. Carol. 76. Hauck II 349, 365. Cartellieri I 199. Neuss/Oediger 147, 152. Ahlheim 162, 164. Hampe 71. Epperlein, Karl 41 f. Riché, Die Karolinger 135 f. Hauck, K., Die Ausbreitung des Glaubens 158 ff. Althoff, Der Sachsenherzog 251 ff. Angenendt, Taufe und Politik 159

24 Annal. reg. Franc. a. 786. Einhard, Vita Karoli 20. LMA II 616 f. Cartellieri I 200. Dhondt 73. Kalckhoff 99

25 Keller, Reclams Lexikon 338 f. Donin II 294 ff. Bleiber, Fränkisch-karolingische Klöster 133 f.

26 Einhard, Vita Karoli 20. Alkuin ep. 174; 184. Annal. reg. Franc. a. 794 ff.; 802; 804. Annal. Lauresham. a. 792; 795. Annal. Guelferbytani a. 792. Annal. Mosellani a. 791. Mühlbacher I 189 ff., 248 f. Hauck II 364 f. Bertram 18. Schubert, Geschichte der christli-

chen Kirche I 337 f. Cartellieri I 206. Schöffel, Hamburg I 37. Meyer, Kirchengeschichte 18. Winter-Günther 12 ff., 19, 23 f. Hampe 71. Löwe, Deutschland 141. Dawson 218. Stern/Bartmuss 103, 261, Anm. 62. Epperlein, Karl 42 f. Kalckhoff 99, 101 f. Boullough, Karl 60. Hellmann, Die politisch-kirchliche Grundlegung 861 f.

27 Einhard, Vita Karoli 7. Annal. reg. Franc. a. 797; 804. Annal. Lauresham. a. 794; 796; 799. Annal. Mosellani a. 794. Annal. Mettens. prior. a. 804. Chron. Moissiacense 804. HEG I 554 (Schieffer). Hauck II 366 f. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 338. Cartellieri I 226 f. Beissel II 1. Grupp II 5 f. Ahlheim 164 f. Hampe 71. Löwe, Deutschland 142. Brandi 6 f. Schöffel I 8. Stern/Bartmuss 103. Köhler, Die Ottonische Reichskirche 154. Epperlein, Karl 43. Braunfels, Karl d. Gr. in Selbstzeugnissen 47. Ausführlich: Winter-Günther 24 ff., 32 ff., 59 ff., 78, 85 ff.

28 Bertram 17, 21

29 Capit. de part. Sax. MG Font. rea. Germ. 37 ff. Capt. Sax. ebd. 45 ff. LMA II 1481, 1483. Hauck II 350 ff. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 336 ff. Schnürer, Kirche und Kultur I 395 f. Meyer, Kirchengeschichte 18 f. Voigt, Staat 332. Drögereit, Die schriftlichen Quellen 457 f. Stern/Bartmuss 100 ff. Epperlein, Karl 37 f., 134. Ders., Herrschaft und Volk 54. Braunfels, Karl d. Gr. in Selbstzeugnissen 45. Riché, Die Karolinger 135. Hartmann, Die Synoden 101 f.

30 Einhard, Vita Karoli c. 7. J. v. Walter 301 f. Zöllner, Die politische Stellung 229 verweist dazu auf Hirsch, H., Der mittelalterliche Kaisergedanke in den liturgischen Gebeten, und: L. Biehl, Das liturgische Gebet für Kaiser und Reich, 1937. Häufig rühmt die moderne Forschung auch wie etwa Braunfels, Karl der Gr. in Selbstzeugnissen 43: «Durch seine Sachsenkriege hat Karl Deutschland geschaffen.»

31 HKG III/1 71

32 Annal. Iuvav. Maximi a. 772. Vita Corb. c. 39; 41. HEG I 556. Hauck II 376 ff., 418 f. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 339. Waldmüller 122 f. Holter 43 ff. Zimmermann, Der Gunzwitigau 39 ff. Sparber, Zur ältesten Geschichte 54 ff. Bosl, Geschichte Bayerns I 45 f. Ders., Die Gründung Innichens 451 ff., 467 ff. Löwe, Deutschland 145. Huter 450 ff. Ders., Die karoling. Reichsgründung 27 ff. zu Löwe. Klebel, Siedlungsgeschichte 42 ff. (von Klebel gesperrt). Kanzenbach, Geschichte der christlichen Kirche im Mittelalter 80. Reindel, Grundlegung 142, 155 ff., 207 ff., 223. Ders., Die Bistumsorganisation 277 ff. Ders., Herzog Arnulf 220. Störmer, Früher Adel I 214. Oettinger 90. Stern/Bartmuss 104 f. Maier, Kirchengeschichte von Kärnten II 6. Lechner, Studien zur Besitz- und Kirchengeschichte 195 ff. Wolfram, Das Fürstentum 165 ff. Zöllner, Der bayerische Adel 362 ff. Prinz, Entwicklung 355 ff. Lechner, Der «pagus Grunzwiti» 302 ff. Korošec, Die slawische Ansiedlung 103 ff., bes. 105

33 Ann. reg. Franc. 781. Heuwieser, Geschichte I 127. Wolfram, Das Fürstentum 169 ff. Schlesinger, Die Auflösung 805 f. Bullough, Karl 67. Bayac 194 ff. Riché, Die Karolinger 130 f. Haendler, Die

lateinische Kirche 70 f. Vgl. auch die folg. Anm.

34 Einhard Vita. Karoli c. 11. Conc. Francof. (794) c. 3. Annal. reg. Franc. 763, 781; 787 f. Annal. Lauresham a. 787 f.; 794. Annal. Mosell. a. 787 (mit falscher Ortsangabe). Annal. Nazar. a. 788. Annal. Petav. a. 788. Annal. Admunt. 772. HEG I 563. Mühlbacher I 240 ff., 251. Cartellieri I 202 ff. Grupp II 6. Hartmann, Geschichte Italiens II 305 f. Löwe, Deutschland 145 f. Faußner 362 ff. Sprigate, Die Einweisung 60 ff. Stern/Bartmuss 105 f. Zöllner, Die politische Stellung 154 ff. Aubin, Die Verwandlung 127. Tomek, Kirchengeschichte Österreichs 77. Uffelmann, Das Regnum 32 ff. Barraclough, Die mittelalterlichen Grundlagen 6. Mitteis, Lehnrecht 68 f. Krawinkel 57. Reindel, Bayern und Karolingerreich 224 f. Ders., Grundlegung 131 ff. Ders., Herzog Arnulf 215 ff., 246. Bund 388 ff. Graus, Herrschaft und Treue 17. Steinbach, Das Frankenreich 63. Fleckenstein, Grundlagen 117 f. Bosl, Bayerische Geschichte 59. Epperlein, Karl 47 f. Reindel, Die politische Entwicklung 250 f. Braunfels, Karl d. Gr. in Selbstzeugnissen 37, 49, 52 ff. Althoff, Der Sachsenherzog 271. Dabei hatte A. knapp 20 Seiten früher selbst unter Hinweis auf Desiderius, Tassilo und den Karolinger Pippin von den «entwürdigenden Bedingungen» der «Klosterhaft» gesprochen: ebd. 255. Zur «Zweckentfremdung» von Klöstern als Gefängnisse s. auch Goetz, Leben im Mittelalter 87

35 Greg. Tur. 4,23; 4,29. Meyers Taschen-Lexikon I 193; VI 130. LMA I 1283 ff. II 915. Erben 3. Stadtmüller 93 f., 100, 130 f. Klebel, Langobarden, Bajuwaren, Slawen 101 ff. Ders., Siedlungsgeschichte 29, 46. Dannenbauer II 9 f. Vernadsky 262 ff., 303 f. Herrmann, Slawisch-germanische Beziehungen 21 ff. Zahlreiche Belege ebd. 33 ff. Donnert 295. Reindel, Grundlegung 101, 121, 147, 152, 171. Zöllner, Die politische Stellung 193. Ewig, Die Merowinger 55. Schlesinger, Zur pol. Geschichte 22 setzt den Awarenkrieg 562 oder 563 an. Hellmann, Neue Kräfte in Osteuropa 357 ff.

36 Annal. reg. Franc. a. 788; 791. Annal. Lauresham. a. 791. Annal. qu. dic. Einh. 791. Der Kriegsbericht Karls an Kastrada: MG Epist. IV 528. HEG I 557. Hauck, II 419 f. Hartmann, Geschichte Italiens II 314 ff. Simson, Jahrbücher des Fränkischen Reiches II 20 ff. Mühlbacher I 246 f. Cartellieri I 205. Naegle I 39 f. LMA I 635. Tomek, Kirchengeschichte Österreichs 77. Heuwieser, Geschichte I 128 f. Löwe, Deutschland 146. Stern/Bartmuss 106 f. Ahlheim 165 ff. Stadtmüller 135 bezeichnet die Beseitigung der Awarengefahr als «das Haupthindernis für die Missionierung und Durchdringung des Donauraumes». Winter-Günther 20. Daniel-Rops 515 ff. Kalckhoff 52 f. Klebel, Siedlungsgeschichte 49 f. Reindel, Bayern im Karolingerreich 230. Epperlein, Karl 53. Bayac 198 f., 206 ff. Riché, Die Karolinger 116, 139. Steinbach, Das Frankenreich 63 f. Mckitterick, The Frankish kingdoms 62. Erdélyi, Slawen, Awaren, Ungarn 154 f. Hellmann, Neu Kräfte in Osteuropa 360. Die Bischöfe wurden seit der späten Merowingerzeit mehr und mehr zu militä-

rischen Maßnahmen und Kriegszügen herangezogen, ja es gelang ihnen «eine eigene militärische Macht aufzubauen»: Kaiser, Bischofsherrschaft 73 ff., bes. 76. Zur «redemptio» vgl. auch Angenendt, Das Mittelalter 211

37 Annal. reg. Franc. a. 792 f. Mühlbacher I 249 f. Hofmann, Fossa Carolina 437 ff. Zusammenfassung 451 ff. Epperlein, Karl 53 f. Bayac 218

38 Einhard. Vita Karoli 13. Annal. reg. Franc. a. 796; 805, 826. Annal. Lauresham. a. 796. LThK III[2] 748. LMA III 2144 f., 2163 (Dirlmeier) IV 1350 f. (Störmer). Mühlbacher I 251 ff. Hauck II 420. Cartellieri I 209. Naegle I 74. Maier, Kirchengeschichte von Kärnten II 6 ff. Tomek, Kirchengeschichte Österreichs 77 f. Herrmann, Slawisch-germanische Beziehungen 68 ff., 76 ff. (mit zahlreichen Quellenbelegen). Stadtmüller 136. Löwe, Deutschland 146. Stern/Bartmuss 107 f. Ahlheim 166 f. Zöllner, Die politische Stellung 224 f. Kosminski I 195. Epperlein, Karl 54 f. Heuwieser, Geschichte I 130, 298. Boullough, Karl 166 f. Klebel, Die Ostgrenze 2 ff. Ders., Siedlungsgeschichte 49 (von K. gesperrt). Preidel, Slawische Altertumskunde I 120 ff. Váczy, Die Anfänge 19. Brackmann 60 f., 65 f., 90 ff. Riché, Die Welt der Karolinger 67 ff. Kalckhoff, Karl 23 ff., 53 f. Steinbach, Das Frankenreich 64. Zu den geradezu sagenhaften Schätzen der Awaren vgl. auch Kollautz, Die Awaren 143 ff., ferner 164 ff. Zur Armut der Massen vgl. außer Riché vor allem auch Mollat, bes. 31 ff., 38 f., 41 ff.

39 Alkuin ep. 107. Vgl. ep. 110 f. Hauck II 420 ff. Stadtmüller 132 ff. Váczy 1 3 ff. Maier, Kirchengeschichte von Kärnten II 6 ff., 12 ff. Tomek, Kirchengeschichte Österreichs 78 f. Zagiba 280 ff. Preidel I 124 f. Kawerau, Geschichte der mittelalterlichen Kirche 130. Reindel, Bayern im Karolingerreich 242 ff. Bosl, Geschichte Bayerns I 46 f., 67. Ders., Europa im Mittelalter 175. Ders., Bayerische Geschichte 60 ff. Brackmann 61 ff., 82 ff., 94 ff. Epperlein, Karl 55. Störmer I 215. Huter 453. Heuwieser, Geschichte I 130 ff., 148 f., 206 f. Nový, Die Anfänge 18 f. Fleckenstein, Grundlagen und Beginn 96. Borst, Ranke 477. Zum weiteren Besitzzuwachs der bayerischen Bistümer und Klöster im Lauf der nächsten Jahrhunderte vgl. Prinz, Entwicklung 355 ff., 373 ff.

40 Stadtmüller 129. Kawerau, Geschichte der mittelalterlichen Kirche 130. Dannenbauer, Grundlagen 438 f.

41 Ann. reg. Franc. 789. LMA III 1779 ff. Stadtmüller 137. Heuwieser I 148 f. Preidel I 89. Reindel, Grundlegung 151

42 Ann. reg. Franc. a. 805 ff. Chron. Moiss. a. 805. Ann. Mettens. a. 805. Ann. Quedlinb. a. 805. Ann. Lobiens. a. 805. LMA II 335 f. Cartellieri I 227. Aufhauser, Bay. Missionsgeschichte 1. Stadtmüller 137. Naegle I 39 ff. Hellmann, Karl und die slawische Welt 717 f. Herrmann, Slawisch-germanische Beziehungen 84. Brackmann 67 f., 97. Reindel, Die politische Entwicklung 188 f. Ders., Grundlegung 256 f. Jenkins 39. Bayac 294 f. Riché, Die Welt der Karolinger 95. Vgl. auch Friedmann, Untersuchungen zur Geschichte 25 ff. Chropovský, Das Großmährische Reich 162, Herm, Deutschlands Herz 17 f.

43 Notker, Gesta Karoli 2,12. Daddey, Lexikon 869. dtv-Lexikon XIII 170. Zöllner, Die politische Stellung 150

44 Ann. reg. Franc. 805 f. Stadtmüller 137. Brackmann 67 f. Nový, Die Anfänge des böhmischen Staates 1. Teil 158. Herrmann, Die Slawen in Deutschland 260

45 Annal. reg. Franc. a. 808; 810 f. HEG I 555. Epperlein, Karl 57 ff. Bayac, Karl 298 f.

46 LMA II 187 ff (Fleckenstein)

47 Mühlbacher I 289. Classen, Romanum gubernans imperium 4 ff. Daniel-Rops 524. Bayac 277 f. Zur Wichtigkeit des Titels vgl. auch Ullmann, Die Machtstellung 172

48 HEG I 565. HKG III/1 22. Mühlbacher I 287 ff. Sommerlad II 57,70 f., 78 ff. Wissig 159. Müller-Mertens 54 ff. Steinbach, Das Frankenreich 70. Fleckenstein, Das großfränkische Reich 280 f. Riché, Die Karolinger 117, schreibt: «Karl war mit Leib und Seele Krieger, liebte das Schlachtgetümmel und kannte keine Ruhepause.» Vgl. auch 160 ff.

49 HEG I 561 f. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 361 ff., 561 f. Grupp II 16. Grierson, Der große König 291. Fleckenstein, Karl der Große und sein Hof 32 ff. Ders., Die Hofkapelle 47 ff. Ders., Grundlagen u. Beginn 83 f. Konecny 76. Epperlein, Karl 87 f., 193. Köhler, Die Ottonische Reichskirche 153. Tellenbach, Europa 408 f., 415 ff. Dawson 216 ff. Aubin, Die Umwandlung 138. Kasten 56 f. Haendler, Die lateinische Kirche 78. Hlawitschka, Franken, Alemannen 29 f. Angenendt, Das Frühmittelalter 261. Vgl. auch 288, 305, 32

50 Libri. Carol. 2,28. Einhard. Vita Karoli c. 24. Theod. v. Orle Carm. 32 v. 4 (MG Poetae latini I 523). Cartellieri, Weltgeschichte I 224. Aerssen, Kirchengeschichte 114 f. Wein 94. Gontard, Die Päpste 176. Voigt, Staat 356 ff. Holtzmann, Geschichte der sächsischen Kaiserzeit I 11 ff. Bosl, Geschichte Bayerns I 50. Löwe, Von Theoderich 49 f. Maier, Mittelmeerwelt 357. Tellenbach, Europa 417 ff., 428. Kaufmann, Vom Talisman 29 ff. Steinbach, Das Frankenreich 60 f. Ewig, Zum christlichen Königsgedanken 64 ff. Hirsch, Der mittelalterliche Kaisergedanke 27. Braunfels, Karl der Große in Selbstzeugnissen 32, 70 f. Grierson, Der große König 270. Hay 338. Zöllner, Die politische Stellung 187 ff. Konecny 65 ff. Meuthen, Aachen in der Geschichte 376 ff. Schramm, Kaiser, Könige I 307 ff., 389 ff. Ders., Karl 312 ff. Anton, Fürstenspiegel 109 ff. Epperlein, Karl 95, 136 ff., 146 ff. Borst, Kaisertum u. N. 43, 225 ff. Deér, Die Vorrechte 89 f. Wemple, Women 78 f. Southern 30. Fink 64 f. Bayac 228. Fleckenstein, Das großfränkische Reich 280 ff. Riché, Die Welt der Karolinger 80. Ders., Die Karolinger 114, 149, 162 f., 170. Boussard 98 ff. Zu der jahrhundertelangen Karl*feindlichen* Tradition vgl. Rundnagel, Der Ursprung der gegenwärtigen Beurteilung 91 ff. Zur (verhimmelnden) Einschätzung Karls in der neueren Forschung vgl. den umfassenden Überblick bei Bullough, Europae Pater 59 ff.

51 Bertram 17. Zender, Die Verehrung 104. Beissel, Die Verehrung der Heiligen I 117

52 Zender, Die Verehrung 102, 106 ff.

53 Ranke, Weltgeschichte V Teil 2 1884, 106. Dazu Borst, Karl der Große 448 ff. Epperlein, Karl 155 f. Kalckhoff 242 f. Bullough, Karl 11

54 Hay 338. Braunfels, Karl der Große in Selbstzeugnissen 148. Ullmann, Die Machtstellung 162. Novy, Die Anfänge 2 ff. Steinbach, Das Frankenreich 65. Montgomery I 162. Riché, Die Karolinger 117. Mckitterick, The Frankish kingdoms 78

BENUTZTE SEKUNDÄRLITERATUR

Aérssen, Jakob van, Kirchengeschichte für Schule und Haus, 1901 (mit Imprimatur!)
Ahlheim, K., Von Karl dem Großen bis zum Beginn des Ersten Kreuzzuges, in: K. Deschner (Hg.), Kirche und Krieg, 1970
Aland, K., Kirchengeschichtliche Entwürfe. Alte Kirche. Reformation und Luthertum. Pietismus und Erweckungsbewegung, 1960
Aland, K., Über den Glaubenswechsel in der Geschichte des Christentums, 1961
Alberts, J. W., Friesland und die Friesen im ersten Jahrtausend, in: K. Böhner (Hg.), Das erste Jahrtausend II, 1964
Alexander, P. J., The Patriarch Nicephorus of Constantinople. Ecclesiastical Policy and Image Worship in the Bycantine Empire, 1958
Alföldi, M. R., Die constantinische Goldprägung in Trier, in: JbNG Bd. 9, 1958
Algernissen, K., Germanentum und Christentum. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Frömmigkeit, 1934
Altamira, R., Spain under the Visigoths, in: Gwatkin/Whitney, The Cambridge Medieval History II, 1976
Altaner, B./Stuiber, A., Patrologie. Leben, Schriften und Lehre der Kirchenväter, [9]1980
Altendorf, H.-D., Gregor der Große, in: En, Band 7. Römisches Imperium und frühes Mittelalter. Revidierte A., 1985
Althoff, G., Der Sachsenherzog Widukind als Mönch auf der Reichenau. Ein Beitrag zur Kritik des Widukind-Mythos, in: FMSt 17, 1983
Ament, H., Merowingische Grabhügel, in: Schlesinger (Hg.), Althessen im Frankenreich, 1975
Andresen, C., Die Kirchen der alten Christenheit, 1971
Angenendt, A., Das geistliche Bündnis der Päpste mit den Karolingern (754–796), in: HJb 100, 1980
Angenendt, A., Das Frühmittelalter. Die abendländische Christenheit von 400 bis 900, 1990
Angenendt, A., Die irische Peregrinatio und ihre Auswirkungen auf den Kontinent vor dem Jahre 800, in: H. Löwe (Hg.), Die Iren und Europa im frühen Mittelalter, 1982
Angenendt, A., Kaiserherrschaft und Königstaufe. Kaiser, Könige und Päpste als geistliche Patrone in der abendländischen Missionsgeschichte, 1984
Angenendt, A., Taufe und Politik im frühen Mittelalter, in: K. Hauck (Hg.), FMSt 7, 1973
Antes, P., Ethik und Politik im Islam, 1982
Anton, H. H., Chlodwig, in: RGAK IV, 1981
Anton, H. H., Fürstenspiegel und Herrscherethos in der Karolingerzeit, 1968
Anton, H. H., Gregor von Tours, in: LMA IV, 1989
Anton, H. H., Trier im frühen Mittelalter, 1987
Anton, H. H., Fränkische Frühzeit, Merowingerzeit, in: LMA IV, 1989
Anton, H. H., König, Königtum, in: LMA V, 1991

Ariès, P., Geschichte im Mittelalter, 1988
Aubin, H., Die Umwandlung des Abendlandes durch die Germanen bis zum Ausgang der Karolingerzeit, in: W. Andreas (Hg.), Der Aufstieg des Germanentums und die Welt des Mittelalters, 1940
Aubin, H., Stufen und Formen der christlich-kirchlichen Durchdringung des Staates im Frühmittelalter, in: R. Nürnberger (Hg.), Festschrift G. Ritter, 1950
Auer, W., Heiligen-Legende, [5]1907
Aufhauser, J. B.: Bayerische Missionsarbeit im Osten während des 9. Jahrhunderts, in: Festgabe Alois Knöpfler, 1917
Babzer, M., ... et apostolicus repetit quoque castra suorum. Vom Wohnen im Zelt im Mittelalter, in: FMSt 26, 1992
Bachrach, B. S., Procopius, Agathias and the Frankish Military, Spec 45, 1970
Bachrach, B. S., Military Organization in Aquitaine, Under the Early Carolingians, in: Spec, 1974
Backes, M., Kirche und Burg, MSB, Jg. 9, 1960
Baetke, W., Die Aufnahme des Christentums durch die Germanen. Ein Beitrag zur Frage der Germanisierung des Christentums, in: H. E. Stier/Ernst, F. (Hg.), Die Welt als Geschichte. Eine Zeitschrift für Universalgeschichte, 1943. Sonderausgabe 1962
Ballesteros/Beretta, A., Geschichte Spaniens, 1943
Banniard, M., Europa von der Spätantike zum frühen Mittelalter. Die Entstehung der europäischen Kulturen vom 5. bis zum 8. Jahrhundert n. Chr., 1989
Baraclough, G., The Medieval Papacy, 1968
Bardenhewer, O., Geschichte der altchristlichen Literatur, 5 Bde., 1902–1932
Barlow, F., The English Background. In: T. Reuter (Ed.), The Greatest Englishman: Essays on St. Boniface and the Church at Credition, 1980
Barton, P. F., Die Frühzeit des Christentums in Österreich und Südostmitteleuropa bis 788, 1975
Basset, S. (Hg.), The origins of Anglo-Saxon kingdoms, 1989
Bauer, K., Die Quellen für das sogenannte Blutbad von Verden, 1936, wiederabgedruckt in: Lammers (Hg.), Die Eingliederung, o. J.
Bauerreiss, R., Irische Frühmissionäre in Bayern, in: Korbinian-Festgabe, 1924
Bayac, J. D. de, Karl der Große, Leben und Zeit, 1986
Baynes, N. H., The Successors of Justinian and Theodosius the Great, in: Gwatkin/Whitney, The Cambridge Medieval History II, 1976
Becher, M., Drogo und die Königserhebung Pippins, in: FMSt 23, 1989
Beck, M., Bemerkungen zur Geschichte des ersten Burgunderreiches, SZG, 1963
Beck, H.-G., Das byzantinische Jahrtausend, 1982
Behn, F., Römertum und Völkerwanderung. Mitteleuropa zwischen Augustus und Karl dem Großen, 1963
Beisel, F., Studien zu den fränkisch-römischen Beziehungen. Von ihren Anfängen bis zum Ausgang des 6. Jahrhunderts, 1987
Beissel, S., Die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien in Deutschland im Mittelalter, Nachdruck 1976
Bemmann, K., Der Glaube der Ahnen. Die Religion der Deutschen bevor sie Christen wurden, 1990
Benz, K. J., «Cum ab oratione surgeret». Überlegungen zur Kaiserkrönung Karls des Großen, DAM, 1974

Beringer, F., Die Ablässe, ihr Wesen und Gebrauch, 1915
Berr, A., Die Kirche gegenüber Gewalttaten von Laien (Merowinger-, Karolinger- und Ottonenzeit), 1913
Berschin, W., Gallus abbas vindicatus, HJb, 1975
Bertaux, P., Afrika. Von der Vorgeschichte bis zu den Staaten der Gegenwart, 1966
Bertram, A., Geschichte des Bisthums Hildesheim I, 1899
Berve, H. (Hg.), Das neue Bild der Antike, II. Rom, 1942
Beumann, H., Die Kaiserfrage bei den Paderborner Verhandlungen von 799, in: K. Böhner (Hg.), Das erste Jahrtausend I, 1962
Beumann, H., Nomen imperatoris. Studien zur Kaiseridee Karls des Großen, in: Wolf (Hg.), Zum Kaisertum Karls des Großen, 1972
Beumann, H., Das Paderborner Epos und die Kaiseridee Karls des Großen, in: Wolf (Hg.), Zum Kaisertum Karls des Großen, 1972
Beumann, H., Wissenschaft vom Mittelalter. Ausgewählte Aufsätze, 1972
Beumann, H., Die Hagiographie «bewältigt»: Unterwerfung und Christianisierung der Sachsen durch Karl den Großen, 1982
Bevan, A. A., Mahomet and Islam, in: Gwatkin/Whitney, The Cambridge Medieval History II, 1976
Björkam, W., Karl und der Islam, in: Braunfels (Hg.), Karl der Große, Lebenswerk und Nachleben I, 1965
Blanke, F., Columban und Gallus. Urgeschichte des schweizerischen Christentums, 1940
Bleiber, W., Fränkisch-karolingische Klöster als Grundherren in Friesland, in: JW III, 1965
Bleiber, H., Das Frankenreich der Merowinger, 1988
Bodmer, J.-P., Der Krieger der Merowingerzeit und seine Welt. Eine Studie über Kriegertum als Form der menschlichen Existenz im Frühmittelalter, 1957
Boehm, L., Geschichte Burgunds, Politik – Staatenbildung – Kultur, 1971
Boehn, M. v., Die Mode. Menschen und Moden im Mittelalter. Vom Untergang der alten Welt bis zur Renaissance, 1925
Böhner, K. u. a. (Hg.), Das erste Jahrtausend. Kultur und Kunst im werdenden Abendland an Rhein und Ruhr. I 1962, II 1964
Böhner, K., Rheinische Grabmäler der Merowingerzeit als Zeugnisse frühen fränkischen Christentums, in: Ders., Das erste Jahrtausend II, 1964
Bohm, E., Elb- und Ostseeslaven, in: LMA III, 1986
Bohnsack, D., Die Burgunder, 1940
Borst, A., Lebensformen im Mittelalter, 1973
Bosl, K., Geschichte Bayerns, I. Vorzeit und Mittelalter, 1952
Bosl, K., Frühformen der Gesellschaft im mittelalterlichen Europa. Ausgewählte Beiträge zu einer Strukturanalyse der mittelalterlichen Welt, 1964
Bosl, K., Der «Adelsheilige». Idealtypus und Wirklichkeit, Gesellschaft und Kultur im merowingerzeitlichen Bayern des 7. und 8. Jahrhunderts, in: Spec, 1965
Bosl, K. (Hg.), Zur Geschichte der Bayern. Wege der Forschung, 1965
Bosl, K., Europa im Mittelalter. Weltgeschichte eines Jahrtausends, 1970
Bosl, K., Die Gründung Innichens und die Überlieferung, ZBLG 33, 1970
Bosl, K., Bayerische Geschichte, 1971
Bosl, K., Die Grundlagen der modernen Gesellschaft im Mittelalter, 1972
Bosl, K., Die Unfreiheit im Übergang von der archaischen Epoche zur Aufbruchs-

periode der mittelalterlichen Gesellschaft. Bayer. Akademie d. W. phil. hist. Kl., 1973
Bosl, K., Leitbilder und Wertvorstellungen des Adels von der Merowingerzeit bis zur Höhe der feudalen Gesellschaft. Bayer. Akademie d. W. phil. hist. Kl., 1974
Boudriot, W., Die altgermanische Religion in der amtlichen kirchlichen Literatur (1928), Ndr. 1964
Boussard, J., Die Entstehung des Abendlandes. Kulturgeschichte der Karolingerzeit, 1968
Brackmann, A., Gesammelte Aufsätze, 1941
Brandi, K., Karls des Großen Sachsenkriege, in: W. Lammers (Hg.), Die Eingliederung der Sachsen, 1970
Braunfels, W. (Hg.), Karl der Große, Lebenswerk und Nachleben, 1965 ff.
Braunfels, W., Karl der Große. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, 1972
Braunfels, W., Karl der Große, 1991
Brechter, S., Monte Cassino: Erste Zerstörung, in: SMGBO, 1938
Brennan, B., The immage of the Merovingian bishop in the poetry of Venantius Fortunatus, in: JMH, 1992
Browe, P., Die Judengesetzgebung Justinians. Pontifica Universitas Gregoriana. Analecta Gregoriana, 1935
Brown, P., Welten im Aufbruch. Die Zeit der Spätantike. Von Mark Aurel bis Mohammed, 1980
Brühl, C., Königspfalz und Bischofsstadt in fränkischer Zeit. Rhein. VJbl. 23, 1958
Brühl, C., Fodrum, Histum, Servitium regis, 1968
Brühl, C., Chronologie und Urkunden der Herzöge von Spoleto im 8. Jahrhundert, in: QFIAB, 1971
Buchner, R., Die Provence in merowingischer Zeit, Verfassung – Wirtschaft – Kultur, 1933
Buchner, R., Germanentum und Papsttum von Chlodwig bis Pippin, in: F. Valjavec (Hg.), Frühes Mittelalter, 1956
Buggle, F., Denn sie wissen nicht, was sie glauben, oder warum man redlicherweise nicht mehr Christ sein kann, 1992
Bullough, D., Italien unter den Germanen. Die Königreiche der Ostgoten und Langobarden, in: Rice (Hg.), Morgen des Abendlandes, 1965
Bullough, D., Karl der Große und seine Zeit, 1966
Bund, K., Thronsturz und Herrscherabsetzung im Frühmittelalter, 1979
Burckhardt, J., Die Zeit Constantins des Großen, 1954
Büttner, H., Geschichte des Elsaß, 1939
Büttner, H., Die Alpenpolitik der Franken im 6. und 7. Jahrhundert, HJb, 1960
Büttner, H., Frühmittelalterliche Bistümer im Alpenraum, HJb 84, 1964
Büttner, H., Mission und Kirchenorganisation des Frankenreiches bis zum Tode Karls des Großen (K. d. Gr., Lebenswerk und Nachleben I), 1965
Büttner, H., Frühmittelalterliches Christentum und fränkischer Staat zwischen Hochrhein und Alpen, 1961, ²1973
Butzen, R., Die Merowinger östlich des mittleren Rheins. Studien zur militärischen, politischen, rechtlichen, religiösen, kirchlichen, kulturellen Erfassung durch Königtum und Adel im 6. sowie 7. Jahrhundert, 1987
Cahen, C., Der Islam I. Vom Ursprung bis zu den Anfängen des Osmanenreiches, 1968

Chropovsky, B., Das Großmährische Reich, in: J. Hetmann (Hg.), Welt der Slawen, 1986
Capelle, W., Die Germanen der Völkerwanderung. Auf Grund der zeitgenössischen Quellen dargestellt, 1940
Cartellieri, A., Weltgeschichte als Machtgeschichte. 382–911. Die Zeit der Reichsgründungen I, 1927
Caspar, E., Pippin und die römische Kirche, 1914
Caspar, E., Geschichte des Papsttums von den Anfängen bis zur Höhe der Weltherrschaft, I. Römische Kirche und Imperium Romanum, 1930. II. Das Papsttum unter byzantinischer Herrschaft, 1933
Caspar, E., Das Papsttum unter fränkischer Herrschaft, 1956
Classen, P., Karl der Große, das Papsttum und Byzanz. Die Begründung des karolingischen Kaisertums, in: Braunfels (Hg.), Karl der Große. Lebenswerk und Nachleben I, 1965
Classen, P., Romanum gubernans imperium. Zur Vorgeschichte der Kaisertitulatur Karls des Großen, in: Wolf (Hg.), Zum Kaisertum Karls des Großen, 1972
Claude, D., Die Bestellung der Bischöfe im merowingischen Reiche, in: ZSSR, Kan. Abt., 1963
Claude, D., Geschichte der Westgoten, 1970
Claude, D., Adel, Kirche und Königtum im Westgotenreich, 1972
Coler, C. (Hg.), Ullstein Weltgeschichte, 5 Bde., 1965
Collingwood, R. G./Myres, J. N. L., Roman Britain and the English settlements, ²1937
Conrad, H., Deutsche Rechtsgeschichte, Bd. I Frühzeit und Mittelalter. Ein Lehrbuch, 1954
Cram, K.-G., Iudicium Belli, Zum Rechtscharakter des Krieges im deutschen Mittelalter, 1955
Culican, W., ‹Am Ende der Welt›. Spanien unter den Westgoten und Mauren, in: Rice (Hg.), Morgen des Abendlandes, 1965
Daniel-Rops, H., Die Kirche im Frühmittelalter, 1953
Dannenbauer, H., Grundlagen der mittelalterlichen Welt. Skizzen und Studien, 1958
Dannenbauer, H., Die Entstehung Europas. Von der Spätantike bis zum Mittelalter. 1. Bd. Der Niedergang der alten Welt im Westen, 1959. 2. Bd. Die Anfänge der abendländischen Welt, 1962
Davidsohn, R., Geschichte von Florenz, 4 Bde., 1896–1927
Davis, H., Moral and Pastoral Theology, 4 Bde., 1935
Dawson, C., Die Gestaltung des Abendlandes. Eine Einführung in die Geschichte der abendländischen Einheit, ²1950
Deér, J., Die Vorrechte des Kaisers in Rom (772–800), in: Wolf (Hg.), Zum Kaisertum Karls des Großen, 1972
Deér, J., Zum Patricius-Romanorum-Titel Karls des Großen, in: Wolf (Hg.), Zum Kaisertum Karls des Großen, 1972
Deichmann, F. W., Frühchristliche Kirchen in antiken Heiligtümern, in: JAI, 1939
Delius, W., Geschichte der irischen Kirche von ihren Anfängen bis zum 12. Jahrhundert, 1954
Demandt, A., Die Anfänge der Staatenbildung bei den Germanen, 1980
Demm, E., Reformmönchtum und Slawenmission im 12. Jahrhundert. Wertso-

ziologisch-geistesgeschichtliche Untersuchungen zu den Viten Bischof Ottos von Bamberg, 1970
Demougeot, E., Gallia I, RAC VIII, 1972
Denzinger, H., Enchiridion Symbolorum. Definitionum et Declarationum de rebus fidei et morum, 1937
Deschner, K., Abermals krähte der Hahn. Eine kritische Kirchengeschichte, 1962. Neuauflage 1987
Deschner, K., Mit Gott und den Faschisten. Der Vatikan im Bunde mit Mussolini, Franco, Hitler und Pavelić, 1965
Deschner, K., Das Christentum im Urteil seiner Gegner, 2 Bde., 1969 und 1971
Deschner, K., Kirche und Krieg. Der christliche Weg zum Ewigen Leben, 1970
Deschner, K., Das Kreuz mit der Kirche. Eine Sexualgeschichte des Christentums, 1974, Neuausgabe 1992
Deschner, K., Opus Diaboli. Fünfzehn unversöhnliche Essays über die Arbeit im Weinberg des Herrn, 1987
Deschner, K., Die Politik der Päpste im 20. Jahrhundert. Erweiterte, aktualisierte Neuausgabe, 2 Bde., 1991
Deschner, K./Herrmann, H., Der Antikatechismus. 200 Gründe gegen die Kirchen und für die Welt, 1991
Dhondt, J., Das frühe Mittelalter, Bd. 10, 1968
Diesner, H.-J., Der Untergang der römischen Herrschaft in Nordafrika, 1964
Diesner, H.-J., Das Vandalenreich. Aufstieg und Untergang, 1966
Dill, S., Roman Society in Gaul in the Merovingian Age, 1926
Dittrich, O., Geschichte der Ethik. Die Systeme der Moral vom Altertum bis zur Gegenwart, 2 Bde., 1926
Döbler, H., Die Germanen. Legende und Wirklichkeit von A-Z. Ein Lexikon zur europäischen Frühgeschichte, 1992
Dollinger, H., Schwarzbuch der Weltgeschichte. 5000 Jahre der Mensch des Menschen Feind, 1973
Dollinger, P., Elsaß, in: LMA III, 1986
Döllinger, I. v., Geschichte der gnostisch-manichäischen Sekten im frühen Mittelalter, Neudruck ca. 1960
Donin, L. (Hg.), Leben und Thaten der Heiligen Gottes oder: Der Triumph des wahren Glaubens in allen Jahrhunderten. Mit Angabe der vorzüglichsten Geschichtsquellen und praktischer Anwendung nach den bewährtesten Geistesmännern. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, 7 Bde., 1861/62
Donnert, E., Studien zur Slawenkunde des deutschen Frühmittelalters vom 7. bis zum beginnenden 11. Jahrhundert, JGU 8, 1964
Doppelfeld, O., Köln als Brücke zum Abendland, in: K. Böhner (Hg.), Das erste Jahrtausend II, 1964
Dopsch, A., Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung. Aus der Zeit von Caesar bis auf Karl den Großen, 2 Bde., [2]1961
Dörries, H., Wort und Stunde. I. Gesammelte Studien zur Kirchengeschichte des vierten Jahrhunderts, 1966. II. Aufsätze zur Geschichte der Kirche im Mittelalter, 1969. III. Beiträge zum Verständnis Luthers, 1970
Doye, Franz von Sales, Heilige und Selige der römisch-katholischen Kirche. Deren Erkennungszeichen, Patronate und lebensgeschichtliche Bemerkungen I, 1929
Drack, W./Schib, W., Illustrierte Geschichte der Schweiz I, 1958

Dresdner, A., Kultur- und Sittengeschichte der italienischen Geistlichkeit im 10. und 11. Jahrhundert, 1890
Drögereit, R., Die schriftlichen Quellen zur Christianisierung der Sachsen und ihre Aussagefähigkeit, in: W. Lammers (Hg.), Die Eingliederung der Sachsen, 1970
Drögereit, R., Die Verdener Gründungsfälschung und die Bardowick-Verdener Frühgeschichte, 1970
Dudden, F. H., Gregory the Great. His place in History and Thought, ²1967
Dujčev, I., Bulgarien, in: LMA II, 1983
Ehling, H., Prosopographie der Amtsträger des Merowingerreiches. Von Chlotar II (613) bis Karl Martell (741), 1974
Ebner, H., Die Burg als Forschungsproblem mittelalterlicher Verfassungsgeschichte, in: Patze (Hg.), Die Burgen im deutschen Sprachraum I, 1976
Eggenberger, C., Die frühmittelalterlichen Wandmalereien in St. Prokulus zu Naturns, in: FS, 1974
Egger, R., Die Ostalpen in der Spätantike, in: H. Berve (Hg.), Das neue Bild der Antike, II. Rom, 1942
Eichkhoff, E., Seekrieg und Seepolitik zwischen Islam und Abendland. Das Mittelmeer unter byzantinischer und arabischer Hegemonie (650–1040), 1966
Eichmann, E., Acht und Bann im Reichsrecht des Mittelalters, 1909
Eichmann, E., Das Exkommunikationsprivileg des deutschen Kaisers im Mittelalter, ZSRK, 1911
Eichmann, E., Die Kaiserkrönung im Abendland, 2 Bde., 1942
Engel, G./Holtz, E., Deutsche Könige und Kaiser des Mittelalters, 1989
Ennen, E., Frauen im Mittelalter, 1987
Ensslin, W., Theoderich der Große, 1947
Ensslin, W., Einbruch in die antike Welt: Völkerwanderung, in: F. Valjavec (Hg.), Frühes Mittelalter, 1956
Enzensberger, H., Unteritalien seit 774, in: HEG, ³1992
Epperlein, S., Herrschaft und Volk im karolingischen Imperium. Studien über soziale Konflikte und dogmatisch-politische Kontroversen im fränkischen Reich, 1969
Epperlein, S., Karl der Große. Eine Biographie, 1975
Erben, W., Kriegsgeschichte des Mittelalters, 1929
Erdelyi, G. R., Slawen, Awaren, Ungarn, in: J. Herrmann (Hg.), Welt der Slawen, 1986
Erdmann, C., Forschungen zur politischen Ideenwelt des Frühmittelalters, 1951
Erdmann, C., Die nichtrömische Kaiseridee, 1951
Erkens, F.-R., Die Rezeption der Lorcher Tradition im hohen Mittelalter, in: Ostb. Grenzmarken 28, 1986
Evans, G. R., The Thought of Gregory the Great, 1986
Ewig, E., Die fränkischen Teilungen und Teilreiche (511–613), 1953
Ewig, E., Trier im Merowingerreich, 1954
Ewig, E., Milo et eiusmodi similes, in: Bonif. ep., 1954
Ewig, E., Das Bistum Köln im Frühmittelalter, AHN, 1954
Ewig, E., Zum christlichen Königsgedanken im Frühmittelalter, in: Mainau Vorträge, 1954
Ewig, E., Zum christlichen Königsgedanken im Frühmittelalter, in: Th. Mayer (Hg.), Das Königtum, 1956

Ewig, E., Die Merowingerzeit, in: P. Rassow (Hg.), Deutsche Geschichte im Überblick. Ein Handbuch. [2]1962
Ewig, E., Die ältesten Mainzer Patrozinien und die Frühgeschichte des Bistums Mainz, in: K. Böhner (Hg.), Das erste Jahrtausend I, 1962
Ewig, E., Der Martinskult im Frühmittelalter, AMK, 1962
Ewig, E., Noch einmal zum «Staatsstreich» Grimoalds: Bauer/Boehm/Müller (Hg.), Spec 1965
Ewig, E., Studien zur merowingischen Dynastie, in: FS 8. Bd., 1974
Ewig, E., Die Merowinger und das Imperium, 1983
Ewig, E., Die Merowinger und das Frankenreich, 1988
Ewig, E., Das merowingische Frankenreich (561–687), in: HEG I, [3]1992
Exempla historica. Epochen der Weltgeschichte in Biographien, Bd. 12. Römisches Imperium und Frühes Mittelalter. Menschen des frühen Mittelalters, Revidierte Ausgabe 1986
Falck, L., Mainz im frühen und hohen Mittelalter (Mitte 5. Jahrhundert bis 1244), 1972
Falco, G., Geist des Mittelalters. Kirche, Kultur, Staat, 1958
Falkenhausen, V. v., Untersuchungen über die byzantinische Herrschaft in Süditalien vom 9. bis ins 11. Jahrhundert, 1967
Falkenstein, L., Karl der Große und die Entstehung des Aachener Marienklosters, 1981
Faußner, H. G., Die Verfügungsgewalt des deutschen Königs über weltliches Reichsgut im Hochmittelalter, in: DAEM, 1973
Felten, F. J., Herrschaft des Abtes, in: F. Prinz (Hg.), Herrschaft und Kirche, 1988
Ferrari, G., Early Roman Monasteries, 1957
Fichtenau, H., Das karolingische Imperium. Soziale und geistige Problematik eines Großreiches, 1949
Fichtenau, H., Zum Reliquienwesen im früheren Mittelalter, in: MIÖG, 1952
Fichtenau, H., Zu den Urkundenfälschungen Pilgrims von Passau, in: Ders., Beitr. zur Mediävistik 2, 1972
Fichtenau, H., Diplomatiker und Urkundenforscher, in: MIÖG, 100. Bd., 1992
Fichtinger, C., Lexikon der Heiligen und Päpste, 1980
Fines, J., Who's who in the Middle Ages, 1970
Fink, K. A., Papsttum und Kirche im abendländischen Mittelalter, 1981
Finke, H., Die Frau im Mittelalter, 1913
Finley, M. I., Das antike Sizilien. Von der Vorgeschichte bis zur arabischen Eroberung, 1979
Finsterwallder, P. W., Wege und Ziele der irischen und angelsächsischen Mission im fränkischen Reich, in: ZK 47, 1928
Fischer, B., Der niedere Klerus bei Gregor dem Großen. Ein Beitrag zur Geschichte der ordines minores, in: ZK, 1938
Fischer, J., Die Völkerwanderung im Urteil der zeitgenössischen kirchlichen Schriftsteller Galliens unter Einbeziehung des hl. Augustinus, 1948
Fischer, J., Der Hausmeier Ebroin, 1954
Fischer, J., Königtum, Adel und Kirche im Königreich Italien (774–875), 1965
Flaskamp, F., Die frühe Friesen- und Sachsenmission aus northumbrischer Sicht. Das Zeugnis des Baeda, AK, 51 Bd., 1969

Flaskamp, F., Der Bonifatiusbrief von Herford. Ein angebliches Zeugnis zur Sachsenmission, in: W. Lammers (Hg.), Die Eingliederung der Sachsen, 1970
Fleckenstein, J., Rex Canonicus. Über Entstehung und Bedeutung des mittelalterlichen Königskanonikates, in: Classen/Scheibert (Hg.), Festschrift Percy Ernst Schramm I, 1964
Fleckenstein, J., Die Hofkapelle der deutschen Könige, 1. Teil: Grundlegung. Die karolingische Hofkapelle, 1959. 2. Teil: Die Hofkapelle im Rahmen der ottonisch-salischen Reichskirche, 1966
Fleckenstein, J., Grundlagen und Beginn der deutschen Geschichte, 1974
Fleckenstein, J., Das großfränkische Reich: Möglichkeiten und Grenzen der Großreichsbildung im Mittelalter, in: HZ, Bd. 233, 1981
Fleckenstein, J., Karolingerzeit, in: LMA IV, 1989
Fleckenstein, J., Karl der Große, [3]1990
Fleckenstein, J., Karl der Große, in: LMA V, 1991
Fleckenstein, J./Bulst, M. L., Begründung und Aufstieg des deutschen Reiches, 1973
Foakes-Jackson, The Papacy, to Charles the Great, in: Gwatkin/Whitney, The Cambridge Medieval History II, 1976
Folz, R., Zur Frage der heiligen Könige: Heiligkeit und Nachleben in der Geschichte des burgundischen Königtums, in: DA, 1958
Folz, R., The Concept of Empire in Western Europe from the Fifth to the Fourteenth Century, 1969
Foss, C., The Persians in Asia Minor and the end of Antiquity, EH 90, 1975
Frank, H., Die Klosterbischöfe des Frankenreiches, 1932
Frank, I.-W., Kirchengeschichte des Mittelalters, 1984
Frank, K.-S., Benedikt von Nursia, in: M. Greschat, Mittelalter I, 1983
Franz, G., Geschichte des deutschen Bauernstandes vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert, 1970
Freilinger, H., Der altbayerische Adel im Raum an der oberen Donau unter besonderer Berücksichtigung der Herren von Abensberg, ZBL 40, 1977
Frenzel, E., Gefälschte Literatur. Wesen, Erscheinungsformen und bedeutsame Fälle, in: AGB, Bd. IV, 1963
Freund, M., Deutsche Geschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, 1969
Fried, J., Der Regalienbegriff im 11. und 12. Jahrhundert, in: DAEM, 1973
Fried, J., Der karolingische Herrschaftsverband im 9. Jh. zwischen «Kirche» und «Königshaus», in: HZ, Bd. 235, 1982
Fried, P., Das Stammesherzogtum des Früh- und Hochmittelalters (ca. 500–1180), in: LMA I, 1980
Friedmann, B., Untersuchungen zur Geschichte des abodritischen Fürstentums bis zum Ende des 10. Jahrhunderts, 1986
Friese, A., Studien zur Herrschaftsgeschichte des fränkischen Adels, 1978
Fritze, W. H., Zur Entstehungsgeschichte des Bistums Utrecht. Franken und Friesen 690–734, in: RV, 1971
Fritze, W. H., Papst und Frankenkönig. Studien zu den päpstlich-fränkischen Rechtsbeziehungen von 754 bis 824, 1973
Fröhlich, H., Zur Herkunft der Langobarden, QFI 55/56, 1976
Frohnes, H./Knorr, U. W. (Hg.), Die alte Kirche, 1974
Fuhrmann, H., Konstantinische Schenkung und abendländisches Kaisertum. Ein Beitrag zur Überlieferungsgeschichte des Constitutum Constantini, DAM, 1966

Fuhrmann, H., Einfluß und Verbreitung der pseudoisidorischen Fälschungen. Von ihrem Auftauchen bis in die neuere Zeit. Erster Teil, 1972
Fuhrmann, H., Die Macht der Fälschung. Über den Wunsch der Menschen betrogen zu werden, in: Süddt. Ztg. Nr. 206, 7./8. Sept. 1985
Fuhrmann, H./Märtl, C., Karl der Große. Das Papsttum und Byzanz. Die Begründung des Karolingischen Kaisertums, 1985
Funk, J., Allgemeine Einleitung in: BKV, 1933
Funk, F. X., Kirchengeschichtliche Abhandlungen und Untersuchungen, 3 Bde., Neudruck 1972
Funkenstein, J., Unction of the Ruler, in: Fleckenstein/Schmid (Hg.), Adel und Kirche, 1968
Gabrieli, F., Mohammed und die arabische Welt, 1968
Gams, P., Kirchengeschichte von Spanien, 2 Bde., 1. Abtl. 1864
Ganshof, F. L., Was waren die Kapitularien?, 1961
Gauss, J., Anselm von Canterbury. Zur Begegnung und Auseinandersetzung der Religionen, in: S. Bd. 17, 1966
Gautier, E. F., Geiserich, König der Wandalen. Die Zerstörung einer Legende, 1934
Gebauer, M., Einleitung, in: Gregor von Tours, Fränkische Geschichte, 1988
Geuenich, D., Zur Landnahme der Alemannen, in: FMSt 16, 1982
Giesecke, H.-E., Die Ostgermanen und der Arianismus, 1939
Gnilka, Ch., Der neue Sinn der Worte. Zur frühchristlichen Passionsliteratur, in: FMSt 26, 1992
Goertz, A., Mittelrheinische Regesten oder chronologische Zusammenfassung des Quellenmaterials für die Geschichte der Territorien der beiden Regierungsbezirke Koblenz und Trier. Teil I 509–1152, Neudruck 1974
Goetz, H.-W., Leben im Mittelalter, 1986
Gontard, F., Die Päpste. Regenten zwischen Himmel und Hölle, 1959
Görres, F., Bischof Nicetius von Trier, Trierische Chronik 2, 1906
Gottlieb, G., Ost und West in der christlichen Kirche des 4. und 5. Jahrhunderts, 1978
Grahn-Hock, H., Die fränkische Oberschicht im 6. Jahrhundert. Studien zu ihrer rechtlichen und politischen Stellung, 1976
Grahn-Hoek, H., Chlodwig, in: LMA II, 1983
Graus, F., Über die germanische Treue (Historica I), 1960
Graus, F., Die Gewalt bei den Anfängen des Feudalismus und die «Gefangenenbefreiung» der merowingischen Hagiographie, in: JW, 1961
Graus, F., Volk, Herrscher und Heiliger im Reich der Merowinger. Studien zur Hagiographie der Merowingerzeit, 1965
Graus, F., Die Einheit der Geschichte, in: HZ 231, 1980
Graus, F., Böhmen, in: LMA II, 1983
Gregor von Tours, Fränkische Geschichte I., neu bearbeitet von M. Gebauer, 1988
Gregorovius, F., Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Vollständig edierte und überarbeitete Ausgabe von W. Kampf, 1978
Greschat, M. (Hg.), Mittelalter I, 1983
Grisar, H., Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter. Rom beim Ausgang der antiken Welt. Nach den schriftlichen Quellen und den Monumenten, 1901

Grotz, H., Erbe wider Willen. Hadrian II. (867–872) und seine Zeit, 1970
Grupp, G., Kulturgeschichte des Mittelalters, 6 Bde., 1907–1925
Guillou, A., Das Byzantinische Reich bis zum Ende der Herakleianischen Dynastie, in: LMA II, 1983
Gurjewitsch, A. J., Mittelalterliche Volkskulturen, 1987
Haacke, R. M., Rom und die Cäsaren. Geschichte des Cäsaropapismus, 1947
Haendler, G., Geschichte des Frühmittelalters und der Germanenmission, 1961, ²1976
Haendler, G., Bonifatius, in: M. Greschat (Hg.), Mittelalter I, 1983
Haendler, G., Die abendländische Kirche im Zeitalter der Völkerwanderung. ²1983
Haendler, G., Die lateinische Kirche im Zeitalter der Karolinger, 1985
Haller, J., Die Karolinger und das Papsttum, in: HZ, 1912
Haller, J., Entstehung der germ.-romanischen Welt, 1935
Haller, J., Abhandlungen zur Geschichte des Mittelalters, 1944
Haller, J., Die Epochen der deutschen Geschichte, 1956
Hampe, K., Karl der Große und Widukind, in: W. Lammers (Hg.), Die Eingliederung der Sachsen, 1970
Hänlein, T., Die Bekehrung der Germanen zum Christentum, 2 Bde., 1913
Hartmann, C. M., Geschichte Italiens im Mittelalter, 4 Bde., 1897, Neudruck 1969
Hartmann, W., Fälschungsverdacht und Fälschungsnachweis im früheren Mittelalter, in: Fälschungen im Mittelalter Teil II. Gefälschte Rechtstexte. Der bestrafte Fälscher, 1988
Hartmann, W., Die Synoden der Karolingerzeit im Frankenreich und in Italien, 1989
Hasdenteufel, M., Das Salzburger Erentrudis-Kloster und die Agilolfinger, in: MIÖG, 93. Bd., 1985
Hauck, A., Kirchengeschichte Deutschlands, 5 Bde., 1887–1920, ⁷1952
Hauck, K., Ein Utrechter Missionar auf der altsächsischen Stammesversammlung, 1965
Hauck, K., Von einer spätantiken Randkultur zum karolingischen Europa. FMSt 1, 1967
Hauck, K., Die fränkisch-deutsche Monarchie und der Weserraum, in: W. Lammers (Hg.), Die Eingliederung der Sachsen, 1970
Hauck, K., Die Ausbreitung des Glaubens, in: FMSt 4, 1970
Hauptfeld, G., Zur langobardischen Eroberung Italiens. Das Heer und die Bischöfe, in: MIÖG, 91. Bd., 1983
Hay, D., Das Reich Christi. Das mittelalterliche Europa nimmt Gestalt an, in: D. T. Rice (Hg.), Morgen des Abendlandes, 1965
Heer, F., Kreuzzüge – gestern, heute, morgen?, 1969
Heiler, F., Altkirchliche Autonomie und päpstlicher Zentralismus, 1941
Heiler, F., Erscheinungsformen und Wesen der Religion, 1961
Heinsius, M., Mütter der Kirche in deutscher Frühzeit, 1938
Heinzelmann, M., Bischofsherrschaft in Gallien, 1976
Heinzelmann, M., Bischof und Herrschaft vom spätantiken Gallien bis zu den karolingischen Hausmeiern. Die institutionellen Grundlagen, in: F. Prinz (Hg.), Herrschaft und Kirche, 1988

Helbling, B. u. H., Der heilige Gallus in der Geschichte, in: ZSG 12, 1962
Hellmann, M., Karl und die slaw. Welt. Karl der Große, Lebenswerk und Nachleben I, 1965
Hellmann, M., Neue Kräfte in Osteuropa, in: HEG, [2]1992
Hellmann, M., Die politisch-kirchliche Grundlegung der Osthälfte Europas, in: HEG, [2]1992
Hemmerle, J., Die Benediktinerklöster in Bayern, 1970
Hentig, H. v., Die Strafe. I. Frühformen und kulturgeschichtliche Zusammenhänge, 1954. II. Die modernen Erscheinungsformen, 1955
Herde, P., Das Papsttum und die griechische Kirche in Süditalien vom 11. bis zum 13. Jahrhundert, in: DAEM, 1970
Herm, G., Deutschlands Herz. Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen, 1992
Herrmann, E., Slawisch-germanische Beziehungen im südostdeutschen Raum von der Spätantike bis zum Ungarnsturm. Ein Quellenbuch mit Erläuterungen, 1965
Herrmann, H., Kleines Wörterbuch des Kirchenrechts, 1972
Herrmann, H., Ketzer in Deutschland, 1978
Herrmann, H., Kirchenfürsten zwischen Hirtenwort und Schäferstündchen, 1992
Herrmann, J. (Hg.), Die Slawen in Deutschland. Geschichte und Kultur der slawischen Stämme westlich von Oder und Neisse vom 6. bis 12. Jahrh., 1970
Herrmann, J. (Hg.), Welt der Slawen. Geschichte. Gesellschaft. Kultur, 1986
Herrmann, R., Thüringische Kirchengeschichte, 2 Bde., 1937/47
Heuberger, R., Raetien im Altertum und Frühmittelalter (Schlern-Schriften 20), 1932
Heuwieser, M., Geschichte des Bistums Passau. I. Die Frühgeschichte. Von der Gründung bis zum Ende der Karolingerzeit, 1939
Heyen, F.-J., Fälschung und Legende. Das Beispiel der Trierer Märtyrerlegende, in: Fälschungen im Mittelalter, Teil V, Fingierte Briefe. Frömmigkeit und Fälschung. Realienfälschungen, 1988
Hirsch, H., Der mittelalterliche Kaisergedanke in den liturgischen Gebeten, in: H. Beumann (Hg.), Heidenmission, 1963
Hlawitschka, E., Franken, Alemannen, Bayern und Burgunder in Oberitalien (774–962). Zum Verständnis der fränkischen Königsherrschaft in Italien (Forsch. z. oberrhein. Landesgesch. 8), 1960
Hlawitschka, E., Die Vorfahren Karls des Großen, in: Karls des Großen Lebenswerk und Nachleben I, 1965
Hlawitschka, E., Karl Martell, das Römische Konsulat und der Römische Senat. Festschrift Edith Ennen, 1972
Hlawitschka, E., Vom Frankenreich zur Formierung der Europäischen Staaten- und Völkergemeinschaft 840–1046. Ein Studienbuch zur Zeit der späten Karolinger, der Ottonen und der frühen Salier in der Geschichte Mitteleuropas, 1986
Hoensbroech, P. v., Der Kirchenstaat in seiner dogmatischen und historischen Bedeutung, [2]1889
Hoffmann, H., Chronik und Urkunde in Montecassino, in: QFIAB, 1971
Hofmann, D., Die geistige Auslegung der Schrift bei Gregor dem Großen, 1968
Holl, K., Die Missionsmethoden der alten und die der mittelalterlichen Kirche, in: H. Frohnes/Knorr, U. W. (Hg.), Die alte Kirche, 1974
Holter, K., Die Gründung von Kremsmünster und die Besiedelungsgeschichte des mittleren Oberösterreich, in: Mittl. d. oberösterr. Landesarchivs 8, 1964

Holtzmann, R., Der Kaiser als Marschall des Papstes. Eine Untersuchung zur Geschichte der Beziehungen zwischen Kaiser und Papst im Mittelalter, in: Schriften der Straßburger Wissenschaftlichen Gesellschaft in Heidelberg, 8. Heft, 1928

Holtzmann, R., Die Italienpolitik der Merowinger und des Königs Pippin, [2]1962

Holtzmann, R., Geschichte der sächsischen Kaiserzeit, 2 Bde., 1971

Hotz, W., Odenwald und Spessart, 1963

Hümmeler, H., Helden und Heilige, o. J.

Hürten, H., Gregor der Große und der mittelalterliche Episkopat, in: ZKG LXXIII, 1962

Huizinga, J., Herbst des Mittelalters. Studien über Lebens- und Geistesformen des 14. und 15. Jahrhunderts, in Frankreich und in den Niederlanden, [8]1961

Hunger, H. (Hg.), Byzantinische Geisteswelt. Von Konstantin dem Großen bis zum Fall Konstantinopels, 1958

Hussey, J. M., Zitadelle des Christentums. Die byzantinische Welt im 9. und 10. Jahrhundert, in: D. T. Rice (Hg.), Morgen des Abendlandes, 1965

Huter, F., Stift Innichen. Siedlungsleistung und Grundherrschaft, in: ZBLG 36, 1973

Irsigler, F., Divites und pauperes in der Vita Meinwerci. Untersuchungen zur wirtschaftlichen und sozialen Differenzierung der Bevölkerung Westfalens im Hochmittelalter, in: VSW, 1970

Jäntere, K., Die römische Weltreichsidee und die Entstehung der weltlichen Macht des Papstes, 1936

Jahn, J., Urkunde und Chronik. Ein Beitrag zur historischen Glaubwürdigkeit der Benediktbeurer Überlieferung und zur Geschichte des agilolfingischen Bayern, in MIÖG, 95. Bd., 1987

James, E., The origins of barbarian kingdoms: the continental evidence, in: S. Bassett (Hg.), The origins of Anglo-Saxon kingdoms, 1989

Jarnut, J., Geschichte der Langobarden, 1982

Jarnut, J., Wer hat Pippin 751 zum König gesalbt? In: FMSt 16, 1982

Jarnut, J., Genealogie und Bedeutung der agilolfingischen Herzöge, in: MIÖG, 99. Bd., 1991

Jedin, H., Kleine Konziliengeschichte. Die zwanzig ökumenischen Konzilien im Rahmen der Kirchengeschichte, 1959

Jedin, H., Handbuch der Kirchengeschichte II u. III, 1973/1979

Jenal, G., Gregor der Große und die Stadt Rom (590–604), in: F. Prinz (Hg.), Herrschaft und Kirche, 1988

Jenkins, A., Die Eingliederung «Nordalbingiens» in das Frankenreich, in: W. Lammers (Hg.), Die Eingliederung der Sachsen, 1970

Jockenhövel, A., Winter im Jahre 406/407 bis Herbst im Jahre 799. Archäologische Quellen zur Frühgeschichte der deutschen Mittelgebirgszone, in: FMSt 24, 1990

Jordan, K., Sachsen und das deutsche Königtum im hohen Mittelalter, in: HZ, Bd. 210, 1970

Kadziela, H., Die Herkunft der deutschen Bischöfe im 10. Jahrhundert, 1956

Kahl, H.-D., Zum Geist der deutschen Slawenmission des Hochmittelalters, in: Beumann (Hg.), Heidenmission, 1963

Kahl, H.-D., Die Rolle der Iren im östlichen Vorfeld des agilolfingischen und

frühkarolingischen Baiern, in: H. Löwe (Hg.), Die Iren und Europa im früheren Mittelalter, Teilbd. 1, 1982
Kahl, H.-D., Karl der Große und die Sachsen. Stufen und Motive einer historischen «Eskalation», in: Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte, Heft 18, 1982
Kaiser, R., Bischofsherrschaft zwischen Königtum und Fürstenmacht. Studien zur bischöflichen Stadtherrschaft im westfränkisch-französischen Reich im frühen und hohen Mittelalter, 1981
Kaiser, R., Königtum und Bischofsherrschaft im frühmittelalterlichen Neustrien, in: F. Prinz (Hg.), Herrschaft und Kirche, 1988
Kalckhoff, A., Karl der Große, [2]1990
Kaminsky, H. H., Studien zur Reichsabtei Corvey in der Salierzeit, 1972
Kaminsky, H. H., Das Diplom Herzog Romwalds II. von Benevent für die Äbte Zacharias, Paulus und Deusdedit und seine Verfälschung in Montecassino, in: QFIAB, 1973
Kantzenbach, F. W., Die Geschichte der christlichen Kirche im Mittelalter, 1967
Kashdan, A., Um die Grenze zwischen Altertum und Mittelalter in Europa, in: Das Altertum, Bd. 13, 1967
Kasten, B., Adelhard von Corbie. Die Biographie eines karolingischen Politikers und Klostervorstehers
Kawerau, P., Geschichte der alten Kirche, 1967
Kawerau, P., Geschichte der mittelalterlichen Kirche, 1967
Kehr, P., Rom und Venedig bis ins XII. Jahrhundert, in: QFIAB, 1927
Keller, H. L., Reclams Lexikon der Heiligen und der biblischen Gestalten. Legende und Darstellung in der bildenden Kunst, 1968
Keller, H., Vom Hof Karls des Großen zur ‹höfischen› Welt, in: FMSt 24, 1990
Keller, H., Spätantike und Frühmittelalter im Gebiet zwischen Genfer See und Hochrhein, in: FMSt, 1973
Keller, H., Alamannen und Sueben nach den Schriftquellen des 3. bis 7. Jahrhunderts, in: FMSt 23, 1989
Keller, H., Vom ‹heiligen Buch› zur ‹Buchführung›. Lebensfunktionen der Schrift im Mittelalter, in: FMSt 26, 1992
Kelly, J.N.D., Reclams Lexikon der Päpste, 1988
Kindlers Literaturlexikon, 1965
Kitzinger, E., The cult of images before iconoclasm, DOP 8, 1954
Klebel, E., Siedlungsgeschichte des deutschen Südosten, 1940
Klebel, E., Die Ostgrenze des Karolingischen Reiches, in: Wege der Forschung 1, 1956
Klocke, F. v., Um das Blutbad von Verden und die Schlacht am Süntel 782, in: W. Lammers (Hg.), Die Eingliederung der Sachsen, 1970
Kluke, P., Neue Geschichte, in: Kadelbach, Wissenschaft und Gesellschaft, 1967
Knotzinger, K., Das Amt des Bischofs nach Bernhard von Clairvaux. Ein Traditionsbeitrag, in: SCH.H.IV., 1963
Kober, F., Die Deposition und Degradation, nach den Grundsätzen des kirchlichen Rechts historisch dogmatisch dargestellt, 1867
Kober, F., Die körperliche Züchtigung als kirchliches Strafmittel gegen Cleriker und Mönche, 1875
Koch, H., Die altchristliche Bilderfrage nach ihren literarischen Quellen, 1917
Koder, J., Byzantinisches Reich. Geographische Grundlagen, in: LMA II, 1983

Köhler, O., Die Ottonische Reichskirche. Ein Forschungsbericht, in: Fleckenstein/Schmid, Adel und Kirche, 1968
König, K./Witte, K., Grundprobleme und Aufgaben des Geschichtsunterrichts heute, 1947
Koeniger, A. M., Das Recht der Militärseelsorge in der Karolingerzeit, in: Festgabe Alois Kröpfler, 1917
Kolb, H., Himmlisches und irdisches Gericht in karolingischer Theologie und althochdeutscher Dichtung, in: FS, 1971
Kolb, P.,/Krenig, E.-G. (Hg.), Von der germanischen Landnahme bis zum hohen Mittelalter, 1989
Konecny, S., Die Frauen des karolingischen Königshauses, 1976
Kornemann, E., Weltgeschichte des Mittelmeer-Raumes von Philipp II. von Makedonien bis Muhammed. Herausgegeben von H. Bengtson, 2. Bd., Von Augustus bis zum Sieg der Araber, 1949
Korösed, P., Alpenslawen und Slowenen. Die slawische Ansiedlung in den Alpen, in: J. Herrmann (Hg.), Welt der Slawen, 1986
Kosminski, J. A./Skaskin, S. D., Geschichte des Mittelalters, 1958
Kottje, R., Beda Venerabiles, in: M. Geschat (Hg.), Mittelalter I, 1983
Kraft, H., Kirchenväterlexikon, 1966
Kraus, A., Die Translatio S. Dionysii Ariopagitae von St. Emmeram in Regensburg, 1972
Krawinkel, H., Untersuchungen zum fränkischen Beneficialrecht (Forschung zum deutschen Recht II 2), 1937
Krüger, K. H., Königskonversionen im 8. Jahrhundert, in: FMSt 7, 1973
Kühner, H., Die Kreuzzüge – eine pseudotheologische Grundfrage. 3 Teile Radio Bremen, DRS Studio Bern, September/Oktober 1970
Kühner, H., Gezeiten der Kirche in zwei Jahrtausenden I, 1970
Kühner, H., Lexikon der Päpste von Petrus bis Paul VI., o. J.
Kühner, H., Das Imperium der Päpste. Kirchengeschichte – Weltgeschichte – Zeitgeschichte. Von Petrus bis heute, 1977
Künneth, W./Schreiner, H. (Hg.), Die Nation vor Gott. Zur Botschaft der Kirche im Dritten Reich, [4]1934
Kunstmann, H., Vorläufige Untersuchungen über den bairischen Bulgarenmord vor 631/632. Der Tatbestand – Nachklänge im Nibelungenlied, 1982
Kupisch, K., Kirchengeschichte I 1973; II 1974
Kuujo, E. O., Das Zehntwesen in der Erzdiözese Hamburg-Bremen bis zu seiner Privatisierung. Akademische Abhandlung, 1949
Labib, S. Y., Araber, in: LMA I, 1980
Labuda, G., Wogastis-Burg (Slavia Antiqua 2), 1949/50
Lacarra, J. M., Das Westgotenreich in Spanien (507–711), in HEG, [3]1992
Laehr, G., Die Konstantinische Schenkung in der abendländischen Literatur des Mittelalters bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, in: HS 166, 1926
Lammers, W. (Hg.), Die Eingliederung der Sachsen in das Frankenreich, 1970
Landau, P., Gefälschtes Recht in den Rechtssammlungen bis Gratian, in: Fälschungen im Mittelalter. Teil II, Gefälschte Rechtstexte. Der bestrafte Fälscher, 1988
Langgärtner, G., Die Gallienpolitik der Päpste im 5. und 6. Jahrhundert. Eine Studie über den apostolischen Vikariat von Arles, 1964

Lasko, P., Auf dem Weg zum Frankenreich. Das fränkische Königreich von den Merowingern bis zu Pippin, in: D. T. Rice (Hg.), Morgen des Abendlandes, 1965
Lautermann, W., Mittelalter, 1970
Lea, H. C., Geschichte der Inquisition im Mittelalter. I. Ursprung und Organisation der Inquisition, 1905. II. Die Inquisition in den verschiedenen christlichen Ländern, 1909. III. Die Tätigkeit der Inquisition auf besonderen Gebieten, 1913
Lechner, K., Der «pagus Grunzwiti» und seine Besitzverhältnisse (Jb, LKNÖ, NF 34, 1958–60), 1960
Lechner, K., Stud. z. Besitz- u. Kirchengeschichte der Karolinger und Otton. Mark an der Donau M G 52, 1938; Wiederabdruck in: Ders., Ausgew. Schr., 1947
Lechner, K., Ausgew. Schr., 1947
Lecky, W. E. H., Sittengeschichte Europas von Augustus bis auf Karl den Großen. Zweite rechtmäßige Auflage, mit den Zusätzen der dritten englischen vermehrt, und durchgesehen v. F. Löwe, 2 Bde., 1879
Levison, W., Aus rheinischer und fränkischer Frühzeit. Ausgewählte Aufsätze, 1948
Levison, W., Die mittelalterliche Lehre von den Schwertern, in: DA 9, 1952
Levison, W., Die Politik in Jenseitsvisionen des frühen Mittelalters, in: Ders., Aus rheinischer und fränkischer Frühzeit, 1948
Levison, W., England and the Continent in the Eighth Century. The Ford Lectures, 1946
Lindner, K., Untersuchungen zur Frühgeschichte des Bistums Würzburg und des Würzburger Raumes. Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 35, 1972
Loening, E., Geschichte des deutschen Kirchenrechts I, 1978
Löhde, W., Das päpstliche Rom und das Deutsche Reich. Eine Dokumentation, 1964
Löhlein, G., Die Alpen- und Italienpolitik der Merowinger im VI. Jh., 1932
Löwe, H., Bonifatius und die bayrisch-fränkische Spannung, in: Karl Bosl (Hg.), Zur Geschichte der Bayern. Wege der Forschung 60, 1965
Löwe, H., Deutschland im fränkischen Reich, in: Gebhard (Hg.), Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 2, 1973
Löwe, H. (Hg.), Die Iren und Europa im früheren Mittelalter, Teilbd. 1, 1982
Löwe, H., Ein literarischer Widersacher des Bonifatius. Virgil von Salzburg und die Kosmographie des Aethicus Ister (Abh. Mainz, Geistes- und sozialwiss. Klasse II), 1951
Löwe, H., Von Theoderich dem Großen zu Karl dem Großen. Das Werden des Abendlandes im Geschichtsbild des frühen Mittelalters, 1956
Lohaus, A., Die Merowinger und England, 1974
Lohse, B., Kirchengeschichte, in: C. Westermann (Hg.), Theologie VI × 12 Hauptbegriffe, 1967
Lortz, J., Bonifatius und die Grundlegung des Abendlandes, 1954
Lotter, F., Designation und angebliches Kooptationsrecht bei Bischofserhebungen. Zur Ausbildung und Anwendung des Prinzips der kanonischen Wahl bis zu den Anfängen der fränk. Zeit, in: ZSSR, Kan. Abt., 1973
Ludwig, G., Massenmord im Weltgeschehen. Bilanz zweier Jahrtausende, 1951
Luegs, S., Biblische Realkonkordanz, 2 Bde., 1928

Mack, V., Claude Adrien Helvetius, in: K. Deschner (Hg.), Das Christentum im Urteil seiner Gegner I, 1969
Maier, Kirchengeschichte von Kärnten, o. J.
Maier, F. G., Die Verwandlung der Mittelmeerwelt, 1968
Maier, F. G. (Hg.), Byzanz, Fischer Weltgeschichte, Bd. 13, 1973
Mango, C., Erbe des römischen Weltreichs. Konstantinopel von Justinian bis Theophilus, in: D. T. Rice (Hg.), Morgen des Abendlandes, 1965
Marcuse, J., Die sexuelle Frage und das Christentum. Ein Waffengang mit F. W. Förster, dem Verfasser von «Sexualethik und Sexualpädagogik», 1908
Marschall, W., Karthago und Rom. Die Stellung der nordafrikanischen Kirche zum apostolischen Stuhl in Rom, 1971
Mayer, J. G., Geschichte des Bistums Chur I, 1907
Mayr-Harting, H., The Coming of Christianity to England, 1972
Mazal, O., Das Byzantinische Reich (641–717), in: HEG, ^{3}1992
Mazal, O., Das Byzantinische Reich unter der Syrischen und der Makedonischen Dynastie, in: HEG, ^{3}1992
McCulloh, J. M., The cult of relics in the letters and Dialogues of Pope Gregory the Great, in: Traditio 32, 1976
Mckitterick, R., The Frankish kingdoms under the Carolingians 751–987, 1983
Mckitterick, R., Zur Herstellung von Kapitularien: die Arbeit des Leges-Skriptoriums, in: MIÖG, 101. Bd., 1993
Menzel, W., Geschichte der Deutschen, 3 Bde., 1872
Merta, B., Helenae conparanda regina – secunda Isebel. Darstellung von Frauen des merowingischen Hauses in frühmittelalterlichen Quellen, in: MIÖG, 96. Bd., 1988
Merta, B., Politische Theorie in den Königsurkunden Pippins, in: MIÖG, 100. Bd., 1992
Meyer, J., Kirchengeschichte Niedersachsens, 1939
Meyer, O., In der Harmonie von Kirche und Reich, in: P. Kolb/E.-G. Krenig (Hg.), I. Von der germanischen Landnahme bis zum hohen Mittelalter, 1989
Meyer-Sickendick, I., Gottes gelehrte Vaganten. Auf den Spuren der irischen Mission und Kultur in Europa, 1980
Meyers Taschenlexikongeschichte in 6 Bden., 1989
Michel, A., Die Kaisermacht in der Ostkirche (843–1204). Mit einem Vorwort von Franz Dölger, 1959
Millot, R. P. (Hg.), Das Heldenlied der Mission. Abenteuer und Missionen im Dienste Gottes vom hl. Paulus bis Gregor XV., 1959
Misch, J., Die Langobarden. Das große Finale der Völkersammlung, 1985
Mitteis, H., Lehnrecht und Staatsgewalt, ^{2}1958
Mollat, M., Die Armen im Mittelalter, 1984
Montgomery of Alamein, B. L., Weltgeschichte der Schlachten und Kriegszüge, 2 Bde., 1975
Mühlbacher, E., Deutsche Geschichte unter den Karolingern, 2 Bde., Neudruck o. J.
Müller, A. v., Geschichte unter unseren Füßen. Archäologische Forschungen in Europa, 1968
Müller, H., Bischof Kunibert von Köln. Staatsmann im Übergang von der Merowinger- zur Karolingerzeit, in: ZKG, 98. Bd., 1987

Müller, M., Zur Frage nach der Echtheit und Abfassungszeit des Responsum beati Gregorii ad Augustinum episcopum, in: Theol. Quartalsschrift, 1932
Müller, W., Der Anteil der Iren an der Christianisierung der Alemannen, in: Löwe (Hg.), Die Iren und Europa im früheren Mittelalter, 1982
Müller-Mertens, E., Karl der Große, Ludwig der Fromme und die Freien. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte und Sozialpolitik des Frankenreiches, 1963
Mynarek, H., Mystik und Vernunft. Zwei Pole einer Wirklichkeit, 1991
Mynarek, H., Denkverbot. Fundamentalismus in Christentum und Islam, 1992
Naegle, A., Einführung des Christentums in Böhmen, 2 Bde., 1915/1918
Nehlsen, H., Sklavenrecht zwischen Antike und Mittelalter. Germanisches und römisches Recht in den germanischen Rechtsaufzeichnungen. 1. Ostgoten, Westgoten, Franken, Langobarden, 1972
Neiske, F., Vision und Totengedenken, in: FMSt 20, 1986
Neuss, W., Die Kirche des Mittelalters, 1946
Neuss, W./Oediger, F. W., Das Bistum Köln von den Anfängen bis zum Ende des 12. Jahrhunderts, 1964
Nietzsche, F., Werke, hg. v. K. Schlechta, 1956
Nitzch, Geschichte des Deutschen Volkes
Njeussychin, A. I., Die Entstehung der abhängigen Bauernschaft als Klasse der frühfeudalen Gesellschaft in Westeuropa vom 6. bis 8. Jahrhundert, 1961
Nonn, U., Das Bild Karl Martells in den lateinischen Quellen vornehmlich des 8. u. 9. Jahrhunderts, in: FMSt 4, 1970
Nonn, U., Eine fränkische Adelssippe um 600. Zur Familie des Bischofs Berthram von Le Mans, in: FMSt, 1975
Oates, D., Aufstieg und Untergang des neupersischen Reichs der Sassaniden, in: D. T. Rice (Hg.), Morgen des Abendlandes, 1965
Oechsle, O. G., Die Karolinger und die Stadt des hl. Arnulf, in: FMSt, 1967
Oediger, F. W., Die Kirchen des Archidiakonats Xanten, in: Bibl. d. Ges. für Rhein. Geschichtskunde XII, 1969
Oediger, F. W., Das Bistum Köln von den Anfängen bis zum Ende des 12. Jahrhunderts, [2]1972
Oettinger, K., Das Werden Wiens, 1951
Oexle, O. G., Das Bild der Moderne vom Mittelalter und die moderne Mittelalterforschung, in: FMSt 24, 1990
Ohnsorge, W., Die Byzanzreise des Erzbischofs Gebhard v. Salzburg u. das päpstl. Schisma im Jahre 1062, HJb 75, 1955, 1956
Ohnsorge, W., Ostrom und der Westen. Gesammelte Aufsätze zur Geschichte der byzantinisch-abendländischen Beziehungen und des Kaisertums, 1983
Olberg, G. v., Ein sozialgeschichtliches Schlüsselzeugnis im Licht der Textsortenforschung, in: FMSt 20, 1986
Orlandis, J./Ramos-Lisson, D., Die Synoden auf der Iberischen Halbinsel bis zum Einbruch des Islam (711), 1981
Ostrogorsky, G., Geschichte des byzantinischen Staates, [2]1952
Padberg, L. E. v., Wynfreth-Bonifatius, 1989
Palanque, J.-R., Die Kirche in der Völkerwanderung, 1960
Parkes, J., The Conflict of the Church and the Synagogue. A study in the origins of antisemitism, 1934

Patze, H., Der Frieden von Christburg vom Jahre 1249, in: Beumann, Heidenmission, 1963
Patze, H. (Hg.), Die Burgen im deutschen Sprachraum I, 1976
Patze, H., Politische Geschichte im hohen und späten Mittelalter, in: Patze/Schlesinger, Geschichte Thüringens II, 1. Teil, 1974
Patze, H./Schlesinger, W. (Hg.), Geschichte Thüringens, 5 Bde., 1967 ff.
Pauly, Der Kleine, Lexikon der Antike, hg. v. K. Ziegler/W. Sontheimer, 1979
Perels, E., Die kirchlichen Zehnten im karolingischen Reiche, 1904
Peschel, K., Die Sueben in Ethnographie und Archäologie, in: Klio (60), 1978
Pirenne, H., Geburt des Abendlandes. Untergang der Antike am Mittelmeer und Aufstieg des germanischen Mittelalters, [2]1941
Pirenne, H., Mohammed und Karl der Große. Untergang der Antike am Mittelmeer und Aufstieg des germanischen Mittelalters, 1985
Pitz, E., Erschleichung und Anfechtung von Herrscher- und Papsturkunden vom 4. bis 10. Jahrhundert, in: Fälschungen im Mittelalter, Teil III, Diplomatische Fälschungen (I), 1988
Plöchl, W. M., Geschichte des Kirchenrechts. II. Das Kirchenrecht der abendländischen Christenheit 1055 bis 1517, 1955
Ploetz, Der Kleine, Hauptdaten der Weltgeschichte, [31]1980
Pohl, W., Konfliktverlauf und Konfliktbewältigung: Römer und Barbaren im frühen Mittelalter, in: FMSt 26, 1992
Pontal, O., Die Synoden im Merowingerreich, 1986
Portmann, M. L., Die Darstellung der Frau in der Geschichtsschreibung des früheren Mittelalters, 1958
Preidel, Slawische Altertumskunde des östlichen Mitteleuropa im 9. u. 10. Jahrhundert 1, 1961
Previté-Orton, C. W., The Shorter Cambridge Medieval History. Volume I., The later Roman Empire to the Twelfth Century, 1971
Prinz, F., Frühes Mönchtum im Frankenreich. Kultur und Gesellschaft in Gallien, den Rheinlanden und Bayern am Beispiel der monastischen Entwicklung (4.–8. Jh.), 1965
Prinz, F., Heiligenkult u. Adelsherrschaft im Spiegel merowingischer Hagiographie, in: HZ 204, 1967
Prinz, F., Klerus und Krieg im frühen Mittelalter. Untersuchungen zur Rolle der Kirche beim Aufbau der Königsherrschaft, 1971
Prinz, F., Die bischöfliche Stadtherrschaft im Frankenreich vom 5. bis zum 7. Jahrhundert, in: HZ, 1973
Prinz, F., Askese und Kultur. Vor- und frühbenediktinisches Mönchtum an der Wiege Europas, 1980
Prinz, F., Die innere Entwöhnung: Staat, Gesellschaft, Kirche, Wirtschaft, in: Spindler, Handbuch der bayerischen Geschichte, [2]1981
Prinz, F., Die Rolle der Iren beim Aufbau der merowingischen Klosterkultur, in: H. Löwe (Hg.), Die Iren und Europa im früheren Mittelalter, 1982
Prinz, F., Zum fränkischen und irischen Anteil an der Bekehrung der Angelsachsen, in: ZKG, 95. Bd., 1984
Prinz, F., Grundlagen und Anfänge. Deutschland bis 1056, 1985
Prinz, F., Herrschaftsformen der Kirche vom Ausgang der Spätantike bis zum Ende der Karolingerzeit, in: F. Prinz (Hg.), Herrschaft und Kirche, 1988

Prinz, F. (Hg.), Herrschaft und Kirche. Beiträge zur Entstehung und Wirkungsweise Episkopaler und Monastischer Organisationsformen, 1988
Rahner, K., Augustin und der Semipelagianismus, in: ZKT 2, 1938
Ramqvist, P. H., Über okonomische und sozio-politische Beziehungen der Gesellschaften der nordischen Völkerwanderungszeit, in FMSt 25, 1991
Rand, K., Founders of the middle ages, 1928
Ranke-Heinemann, U., Eunuchen für das Himmelreich. Katholische Kirche und Sexualität, 1988
Rau, R., Briefe des Bonifatius. Willibalds Leben des Bonifatius, ²1988
Reindel, K., Herzog Arnulf und das Regnum Bavariae (ZBLG 17), 1953/54. Wiederabdruck in: Die Entstehung des dt. Reiches, Wege der Forschung I, 1956
Reindel, K., Die Bistumsorganisation im Alpen-Donauraum in der Spätantike und im Frühmittelalter, in: MIÖG 72, 1964
Reindel, K., Bayern im Karolingerreich, in: H. Beumann (Hg.), Karl der Große, 1965
Reindel, K., Grundlegung: Das Zeitalter der Agilolfinger (bis 788), in: M. Spindler (Hg.), Handbuch der bayerischen Geschichte. I. Das alte Bayern. Das Stammesherzogtum bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts, ²1981
Reindel, K., Die politische Entwicklung, in: Spindler (Hg.), Handbuch der bayerischen Geschichte, ²1981
Reuter, T. (Ed.), The Greatest Englishman: Essays on St Boniface and the Church at Credition, 1980
Reuter, T., Germany in the early middle ages c. 800–1056, 1991
Reydellet, M., Isidor von Sevilla, in: M. Greschat (Hg.), Mittelalter I, 1983
Rice, D. T. (Hg.), Morgen des Abendlandes, 1965
Richard, J., Burgunder, in: LMA II, 1983
Richards, J., Gregor der Große. Sein Leben – seine Zeit, 1983
Riché, P., Die Welt der Karolinger, ²1984
Riché, P., Die Karolinger, 1987
Richter, M., Die Kelten im Mittelalter, in: HZ, Bd. 246, 1988
Richter-Bernhurg, L., Islam, in: LMA V, 1991
Riter, K., Eheschließung. Formen, Riten u. relig. Brauchtum der Eheschließung in den christl. Kirchen des 1. Jahrtausends, I, 1951, II, 1952
Rosa, P. de, Gottes erste Diener. Die dunkle Seite des Papsttums, 1989
Rosenstock, E., Unser Volksname Deutsch u. die Aufhebung des Herzogtums Bayern (Mitt. d. Schles. Ges. f. Volkskunde 29), 1928
Rost, H., Die Fröhlichkeit in der katholischen Kiche. Eine Philosophie des Glükkes, 1946
Rost, H., Die katholische Kirche, die Führerin der Menschheit. Eine Kultursoziologie, 1949
Rückert, H., Culturgeschichte des deutschen Volkes in der Zeit des Übergangs aus dem Heidenthum in das Christenthum, 2 Teile, 1853
Rückert, H., Die Christianisierung der Germanen. Ein Beitrag zu ihrem Verständnis und ihrer Beurteilung, ²1934
Rüger, L., Geborgenheit in der katholischen Kirche. Katholisches Familienbuch, 1951
Runciman, S., Die sizilianische Vesper. Eine Geschichte der Mittelmeerwelt im Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts, 1959

Sandys, J. E., A history of classical scholarship, ³1921

Sante, G. W., Bonifatius, der Staat und die Kirche, in: Sankt Bonifatius, Gedenkgabe zum zwölfhundertsten Todestag, ²1954

Savramis, D., Zur Soziologie des byzantinischen Mönchtums, 1962

Sawyer, P. H., England, in: LMA III, 1986

Schäferdiek, K., Die Kirche in den Reichen der Westgoten und Suewen bis zur Errichtung der westgotischen katholischen Staatskirche, 1967

Schäferdiek, K., Columbans Wirken im Frankenreich (591–612), in: H. Löwe (Hg.), Die Iren und Europa im früheren Mittelalter, Teilbd. 1, 1982

Scheibelreiter, G., Königstöchter im Kloster. Radegund (gest. 587) und der Nonnenaufstand von Poitiers (589), in: MIÖG, 1979

Scheibelreiter, G., Der Bischof in merowingischer Zeit, 1983

Scheibelreiter, G., Der frühfränkische Episkopat. Bild und Wirklichkeit, in: FMSt 17, 1983

Scheibelreiter, G., Die Verfälschung der Wirklichkeit. Hagiographie und Historizität, in: Fälschungen im Mittelalter, Teil V, Fingierte Briefe. Frömmigkeit und Fälschung. Realienfälschungen, 1988

Scheibelreiter, G., Griechisches-lateinisches-fränkisches Christentum. Der Brief Papst Martins I. an den Bischof Amandus von Maastricht aus dem Jahre 649, in: MIÖG, 100. Bd., 1992

Schieder, Th. (Hg.), Handbuch der europäischen Geschichte, ³1992

Schieffer, T., Winfried-Bonifatius und die christliche Grundlegung Europas, 1954, Neudruck 1972

Schieffer, T., Voraussetzungen und Grundlagen der Europäischen Geschichte, in: HEG, ³1992

Schieffer, T., Die wirtschaftlich-soziale Grundstruktur des frühen Europa, in: HEG, ³1992

Schieffer, T., Das Karolingerreich, in HEG, ³1992

Schlesinger, W., Kirchengeschichte Sachsens im Mittelalter, 2 Bde., 1962

Schlesinger, W., Die Auflösung des Karlsreiches (Karl d. Große, Lebenswerk und Nachleben I), 1965

Schlesinger, W., Die Franken im Gebiet östlich des Rheins. Skizze eines Forschungsprogrammes, Hess. Jb. f. LG 15, 1965

Schlesinger, W., Beobachtungen zur Geschichte und Gestalt der Aachener Pfalz in der Zeit Karls des Großen, in: Claus/Haarnagel/Raddatz, Studien zur europäischen Vor- und Frühgeschichte, 1968

Schlesinger, W., Zur politischen Geschichte der fränkischen Ostbewegung vor Karl d. Großen (Nationes 2), 1975

Schlesinger, W. (Hg.), Althessen im Frankenreich, 1975

Schmid, K., Zur Ablösung der Langobardenherrschaft durch die Franken, in: QFIAB, 1973

Schmid, K., Von den ‹fratres conscripti› in Ekkeharts St. Galler Klostergeschichten, in: FMSt 25, 1991

Schmidinger, H./Enzensberger, H., Das byzantinisch-langobardische Italien, in: HEG, ³1992

Schmidt, B., Die späte Völkerwanderung in Mitteldeutschland, 1961

Schmidt, K. D., Die Bekehrung der Ostgermanen zum Christentum (Der ostgermanische Arianismus), 1939

Schmidt, K. D., Germanischer Glaube und Christentum, 1948
Schmidt, L., Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung. Die Ostgermanen, [2]1934
Schmidt, L., Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung. Die Westgermanen. Erster Teil, [2]1938
Schmidt, L., Aus den Anfängen des saalfränkischen Königtums, in: Klio, 1942
Schmidt-Liebich, Daten englischer Geschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, 1977
Schmitt, W., Das Gericht zu Verden 788, in: W. Lammers (Hg.), Die Eingliederung der Sachsen, 1970
Schmitz, H. J., Die Bußbücher und die Bußdisciplin der Kirche. Nach handschriftlichen Quellen dargestellt, 1883
Schneider, C., Geistesgeschichte des antiken Christentums I. u. II., 1954
Schneider, H., Ademar von Chabannes und Pseudoisidor – der «Mythomane» und der Erzfälscher, in: Fälschungen im Mittelalter. Teil II, Gefälschte Rechtstexte. Der bestrafte Fälscher, 1988
Schneider, R., Königswahl und Königserhebung im Frühmittelalter. Untersuchungen zur Herrschaftsnachfolge bei den Langobarden und Merowingern (Monogr. z. Gesch. d. MA 3), 1972
Schneider, R., Das Frankenreich, 1982
Schnürer, G., Kirche und Kultur im Mittelalter, 3 Bde., [2]1927/29
Schnürer, G., Die Anfänge der abendländischen Völkergemeinschaft, 1938
Schöffel, J. B., Kirchengeschichte Hamburgs, Erster Band: Die Hamburgische Kirche im Zeichen der Mission und im Glanze der erzbischöflichen Würde, 1929
Schopen, E., Geschichte des Judentums im Abendland, 1961
Schramm, P. E., Die Anerkennung Karls des Großen als Kaiser, in: Ders., Kaiser, Könige und Päpste I, 1968
Schramm, P. E., Kaiser, Könige und Päpste I, 1968
Schreiner, K., Zum Wahrheitsverständnis im Heiligen- und Reliquienwesen des Mittelalters, in: S, 1966
Schubert, H. v., Geschichte der christlichen Kirche im Frühmittelalter, I. 1917; II. 1921
Schubert, H. v., Zur Germanisierung des Christentums. Erwägungen und Ereignisse, in: Festgabe von Fachgenossen und Freunden A. v. Harnack zum siebzigsten Geburtstag dargebracht, 1921
Schultze, V., Geschichte des Untergangs des griechisch-römischen Heidentums. I. Staat und Kirche im Kampfe mit dem Heidentum, 1887. II. Die Ausgänge, 1892
Schulze, H. K., Vom Reich der Franken zum Land der Deutschen. Merowinger und Karolinger, 1987
Schwaiger, G., Die Honoriusfrage. Zu einer neuen Untersuchung des alten Falles, in: ZKG (88), 1977
Schwarz, E., Goten, Nordgermanen, Angelsachsen. Studien zur Ausgliederung der germanischen Sprachen, 1951
Schwarz, E., Die Herkunft und Einwanderungszeit der Baiern (Südost-Forsch. 12), 1953
See, K. v., Deutsche Germanen-Ideologie. Vom Humanismus bis zur Gegenwart, 1970

Seidlmayer, M., Geschichte Italiens. Vom Zusammenbruch des Römischen Reiches bis zum Ersten Weltkrieg. Mit einem Beitrag ‹Italien vom ersten zum zweiten Weltkrieg›, von T. Schieder, 1962
Seiferth, W., Synagoge und Kirche im Mittelalter, 1964
Seppelt, F. X., Geschichte des Papsttums, 5 Bde., 1931/1936
Seppelt, F. X./Schwaiger, G., Geschichte der Päpste. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, 1964
Sickel, W., Die Verträge der Päpste mit den Karolingern, in: DZG, 1894
Siemers, C., Geschichte der christlichen Kirche für katholische Gymnasien. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, hg. v. Hölscher, A., 1852
Simson, B., Jahrbücher des Fränkischen Reiches unter Karl dem Großen II, 1883
Sommerlad, Th., Die wirtschaftliche Tätigkeit der Kirche in Deutschland. I. Bd. 1990; II. Bd. 1905
Southern, R. W., Western Society and the Church in the Middle Ages, 1972
Sparber, A., Kirchengeschichte Tirols, 1957
Sparber, A., Zur ältesten Geschichte Innichens (Der Schlern 29), 1955
Speigl, J., Aquileja zwischen Ost und West zu einem Brief vom Jahr 591 an Kaiser Maurikios, in: Bavaria Christiana, 1973
Speyer, W., Die literarische Fälschung im heidnischen und christlichen Altertum. Ein Versuch ihrer Deutung, 1971
Spindler, M., Handbuch der bayerischen Geschichte. Erster Bd. Das alte Bayern. Das Stammesherzogtum bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts, ²1981
Sprandel, R., Der merovingische Adel und die Gebiete östlich des Rheins (Forsch. z. oberrhein. Landesgeschichte 5), 1957
Sprandel, R., Über das Problem neuen Rechts im frühen Mittelalter, in: ZSSR, 1962
Sprandel, R., Grundbesitz- und Verfassungsverhältnisse in einer merowingischen Landschaft: die Civitas Cenomannorum, in: Fleckenstein/Schmidt (Hg.), Adel und Kirche, 1968
Sprigade, K., Die Einweisung ins Kloster und in den geistlichen Stand als politische Maßnahme im frühen Mittelalter, Phil. Diss. Heidelberg 1964, in: FMSt 17, 1983
Stadtmüller, G., Geschichte Südosteuropas, 1950
Stamer, L., Kirchengeschichte der Pfalz, 1936
Stasiewski, B. (Hg.), Akten deutscher Bischöfe über die Lage der Kirche 1933–1945. I, 1933–1934, 1968
Staubach, N., Germanisches Königtum und lateinische Literatur, in: FMSt, 1983
Stein, E., Vom römischen zum byzantinischen Staate (284–476 n. Chr.), 1928
Steinbach, F., Das Frankenreich (Brandt/Meyer/Just, Handbuch der deutschen Geschichte 1,2), 1957
Steinberger, L., Novicum, Baiern, Bayern – Namen, Sprache und Geschichte, in: ZBLG, 1955
Steinen, W. von den, Heilige als Hagiographen, in: HZ, Bd. 143, 1931
Stern, L./Bartmuss, H. J., Deutschland in der Feudalepoche vor der Wende des 5./6. Jh. bis zur Mitte des 11. Jh., 1973
Störmer, W., Früher Adel. Studien zur politischen Führungsschicht im fränkisch-deutschen Reich vom 8. bis 11. Jahrhundert I, 1973
Stonner, A., Germanentum und Christentum. Bilder aus der deutschen Frühzeit zur Erkenntnis deutschen Wesens, ²1934

Stonner, A., Nationale Erziehung und Religionsunterricht, 1934
Stonner, A., Heilige der deutschen Frühzeit. I. Aus der Zeit der karolingischen und sächsischen Kaiser, 1934
Stratmann, F. M., Die Heiligen und der Staat, 4 Bde., 1949–1952
Stroheker, K. F., Der senatorische Adel im spätantiken Gallien, 1948
Stroheker, K. F., Germanentum und Spätantike, 1965
Tabacco, G., Italien, in: LMA V, 1991
Tabacco, G., Langobarden, in: LMA V, 1991
Taddey, G. (Hg.), Lexikon der Deutschen Geschichte. Personen – Ereignisse – Institutionen. Von der Zeitwende bis zum Ausgang des 2. Weltkrieges, 1979
Tangl, G., Die Sendung des ehemaligen Hausmeiers Karlmann in das Frankenreich im Jahre 754 und der Konflikt der Brüder (QFIAB 40), 1960
Tebbe, W., Quellenbuch zur Kirchengeschichte. Von der Urgemeinde bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, in: Quellenbuch zur Kirchengeschichte I/II, 1967
Tellenbach, G., Europa im Zeitalter der Karolinger (Historia mundi 5), 1956
Tellenbach, G., Kaisertum, Papsttum und Europa im hohen Mittelalter (ebd. 6), 1958
Thompson, E. A., The Conversion of the Visigoths to Catholicism, Nottingham Mediaeval Studies 4, 1960
Thompson, E. A., The Babarian Kingdoms in Gaul and Spain, in: Nottingham Mediaeval Studies 7, 1963
Thompson, E. A., The Goths in Spain, 1969
Thürlemann, F., Der historische Diskurs bei Gregor von Tours. Topoi und Wirklichkeit, 1974
Tödt, H. E., Theologie und Völkerrecht. Eine Prüfung gemeinsamer historischer und gegenwärtiger Probleme angesichts der Mitverantwortung für den Weltfrieden, in: Picht/Eisenbatt, Ftieden und Völkerrecht, 1973
Tolksdorf, M., Politische «Prozesse» der Merowinger des 6. Jahrhunderts. Eine Untersuchung an Hand der Frankengeschichte Gregor von Tours, 1980
Tüchle, H., Kirchengeschichte Schwabens, 1. Bd. Die Kirche Gottes im Lebensraum des schwäbisch-alamanischen Stammes, ²1955
Tusculum Lexikon der griechischen und lateinischen Literatur vom Altertum bis zur Neuzeit, 1948
Uffelmann, Das Regnum Baiern von 788–911, 1965
Ullmann, W., Die Machtstellung des Papsttums im Mittelalter. Idee und Geschichte, 1960
Ullmann, W., Kurze Geschichte des Papsttums im Mittelalter, 1978
Váczy, P. v., Die Anfänge der päpstlichen Politik bei den Slawen, 1942
Vernadsky, G., Das frühe Slawentum. Das Ostslawentum bis zum Mongolensturm, in: F. Valjavec (Hg.), Frühes Mittelalter, 1956
Viller/Rahner, Aszese und Mystik der Väterzeit, 1939
Vogel, P. M., Lebensbeschreibungen der Heiligen Gottes auf alle Tage des Jahres. Mit zur Nachfolge ermunternden Lehrstücken, 1863
Vogt, J., Der Niedergang Roms. Metamorphose der antiken Kultur, 1965
Voigt, K., Staat und Kirche von Konstantin dem Großen bis zum Ende der Karolingerzeit, 1965
Vollmann, B. K., Gregor IV (Gregor von Tours), RAC XII, 1983
Vries, J. de, Keltische Religion, 1961

Wagner, E., Der Einbruch des Islam, in: HEG, ³1992
Waldmüller, L., Salzburg als Zenrrum d. bair. Slawenmission des achten Jhs., 1973
Wallace-Hadrill, J. M. (Hg.), The Fourth Book of the Chronicle of Fredegar with its Continuations, 1960
Wallace-Hadrill, J. M., The Long-Haired Kings, 1962
Walter, J. v., Die äußere Geschichte der Christianisierung der Germanen, in: W. Künneth/Schreiner, H. (Hg.), Die Narion vor Gott. Zur Botschaft der Kirche im Dritten Reich, ⁴1934
Walterscheid, J., Deutsche Heilige. Eine Geschichte des Reiches im Leben deutscher Heiliger, 1934
Walterscheid, J., Heilige Deutsche Heimat. Das deutsche Kirchenjahr mit seinen Festen, seinem Volksbrauch, den Volksheiligen, religiöser Literatur und religiöser Kunst I u. II, 1936
Wampach, C., Das Apostolat des hl. Willibrord in den Vorlanden der eigentlichen Frisia. Aktuelle Fragen um dessen räumliche Besrimmung, in: Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein, 1954
Wand, N., Die Büraburg bei Fritzlar, in: KBVF, 1974
Wand, N., Die Büraburg und das Fritzlar-Waberner Becken in der merowingisch-karolingischen Zeit, in: W. Schlesinger (Hg.), Althessen im Frankenreich, 1975
Watt, M. W., Der Einfluß des Islam auf das europäische Mittelalter, 1988
Weigel, H., Das Patrozinium des hl. Martin. Versuch einer Grundlegung von Ostfranken aus, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte, 1964
Wein, M. (Hg.), Ich kam, sah und schrieb. Augenzeugenberichte aus fünf Jahrtausenden, 1964
Weinhold, K., Die deutschen Frauen in dem Mittelalter, 2 Bde., 1882
Weiß, R., Chlodwigs Taufe: Reims 508, 1971
Weller, K., Württembergische Kirchengeschichte bis zum Ende der Srauferzeit, 1936
Wemple, S. F., Women in Frankish Society. Marriage and the Cloister 500 to 900, 1981
Wendling, W., Die Erhebung Ludwigs d. Fr. zum Mitkaiser im Jahre 813 und ihre Bedeutung für die Verfassungsgeschichre des Frankenreiches, in: FMSr 19, 1985
Wenskus, R., Chilperich I., in: RGA IV, 1981
Wenskus, R., Die Burgunder, in: HEG I, ³1992
Werneburg, R., Gau, Grafschaft und Herrschaft in Sachsen bis zum Übergang in das Landesfürstentum, 1910
Werner, J., Fernhandel und Naturalwirtschaft im östlichen Merowingerreich nach archäolog. u. numismat. Zeugnissen (Settimane di srudio del Centro Italiano di studi sull' alto medioevo 8), 1961
Werner, J., Zu den alemannischen Burgen des 4. u. 5. Jhs. Spec, 1965
Werner, K. F., Burgund, in: LMA II, 1983
Werner, K. F., Das NS-Geschichtsbild und die deutsche Geschichrswissenschaft 1967, in: FMSt 17, 1983
Werner, M., Zur Verwandtschaft des Bischofs Modoald von Trier I; Modoald, Itta und Getrud von Nivelles, in: Jb. f. Westdt. LG, 1978
Werner, M., Der Lütticher Raum in frühkarolingischer Zeit. Untersuchungen zur Geschichre einer karolingischen Stammeslandschaft, 1980

Werner, M., Iren und Angelsachsen in Mitteldeutschland. Zur vorbonifatianischen Mission in Hessen und Thüringen, in: H. Löwe (Hg.), Die Iren und Europa im frühen Mittelalter, Teilbd. 1, 1982
Westermann, C. (Hg.), Theologie VI x 12 Hauptbegriffe, 1967
Wetzer, H. J./Welte, B., Kirchen-Lexikon oder Encyklopädie der katholischen Theologie und ihrer Hilfswissenschaften I–XI, 1847–1854
Wiedemann, H., Die Sachsenbekehrung, 1932
Wiegand, F., Agobard von Lyon und die Judenfrage, in: Festschrift für Luitpold v. Bayern, o. J.
Williams, S., The Oldest Text of the «Constitutum Constantini», in: Traditio 20, 1964
Wilpert, J., Das Grab des hl. Petrus im Lichte der geschichtlichen Nachrichten, 1907
Wilpert, G. v. (Hg.), dtv-Lexikon der Weltliteratur, 4 Bde., 1971
Winkelmann, F., Die östlichen Kirchen in der Epoche der christologischen Auseinandersetzungen, ³1980
Winter-Günther, E., Die sächsischen Aufstände gegen Karl den Großen in den Jahren 792–804, 1940
Wissig, O., Iroschotten und Bonifatius in Deutschland. Eine kirchengeschichtlich-urkundliche Untersuchung, 1932
Wolf, G., Karl der Große, in: Exempla historica, Bd. 12. Römisches Imperium und Frühes Mittelalter. Herrscher des frühen Mittelalters. Revidierte Ausgabe, 1986
Wolf, G., Chlodwig, in: Exempla historica, Bd. 12. Römisches Imperium und Frühes Mittelalter. Herrscher des frühen Mittelalters. Revidierte Ausgabe, 1986
Wolfram, H., Das Fürstentum Tassilos III., in: Mitteil. d. Ges. f. Salzburger Landeskunde 108, 1968
Wolfram, H., Der Zeitpunkt der Bischofsweihe Virgils von Salzburg, MIÖG 79, 1971
Wood, I., The Vita Columbani and Merovingian hagiography, Peritia 1, 1982
Wühr, W., Das abendländische Bildungswesen im Mittelalter, 1950
Zach, R., Christlich-Germanisches Kulturideal. Österreich auf dem rechten Wege, ⁴1936
Zagiba, F., Die Missionierung der Slawen aus ‹Welschland› (Patriarchat Aquileja) im 8. und 9. Jahrhundert, in: Hellmann/Olesch/Stasiewski/Zagiba (Hg.), Cyrillo-Methodiana, 1964
Zatschek, H., Wie das erste Reich der Deutschen entstand. Staatsführung, Reichsgut und Ostsiedlung im Zeitalter der Karolinger, 1940
Zimmermann, F., Der Grunzwitigau (Burgenländ. Heimatb. 22), 1960
Zimmermann, H., Papstabsetzungen des Mittelalters 1, in: Mitteilungen des Instituts für Gesch. 69, 1961
Zöckler, O., Askese und Mönchtum, 2. und gänzlich neu bearbeitete und stark vermehrte Auflage der «Kritischen Geschichte der Askese», 1. und 2. Bd., 1897
Zöllner, E., Die politische Stellung der Völker im Frankenreich (Veröffentl. d. Inst. f. österr. Gesch. 13), 1950
Zöllner, E., König Sigismund, das Wallis und die historischen Voraussetzungen der Völsungensage, in: MIÖG, 1. und 2. Heft, 1957
Zöllner, E., Geschichte der Franken bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts. Auf

der Grundlage des Werkes von Ludwig Schmidt unter Mitwirkung von Joachim Werner, 1970
Zoepfl, F., Das Bistum Augsburg und seine Bischöfe im Mittelalter, 1955
Zotz, Th., Karolinger, in: LMA V, 1991
Zotz, Th., In Amt und Würden. Zur Eigenart «offizieller» Positionen im früheren Mittelalter, in: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte, 1993
Zwölfer, T., Sankt Peter, Apostelfürst und Himmelspförtner. Seine Verehrung bei den Angelsachsen und Franken, 1929

ABKÜRZUNGEN

von Quellen, wissenschaftlichen Zeitschriften und Nachschlagewerken, die in den Anmerkungen häufiger zitiert werden.

Adam von Bremen, Gesta Hamm: Gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum
Agathias: Agathias (Scholastikos) aus Myrina (Aiolis)
AHVN: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein, Köln 1855 ff.
Alkuin, Vita Willibr.: Vita Willibrordi (MG Script. rer. Merov. 7,81 ff.)
Annal. Am.: Annales Sancti Amandi
Ann. Iuvav.: Annales Iuvavenses maximi
Ann. Lauresh.: Annales Laureshamenses
Ann. Lauriss.: Annales Laurissenses
Ann. Maxim.: Annales Maximiniani
Ann. Mettens.: Annales Mettenses priores
Ann. Mosell.: Annales Mosellani
Ann. Naz.: Annales Nazariani
Ann. Pet.: Annales Petaviani
Ann. Quedl.: Annales Quedlinburgenses
Ann. reg. Franc.: Annales regni Francorum (Reichsannalen)
Apoll. Sid.: Apollinaris Sidonius (s. auch Sidonius Apollinaris)
August. civ. dei: Augustinus, de civitate Dei
Avit. Vienn.: Avitus von Vienne
Baudon.: Baudonivia, Vita Radegundis (MG Script. rer. Merov. 2,377 ff.)
Beda h.e.: Beda Venerabilis, Historia ecclesiastica gentis Anglorum
Bernh. Clairv.: Bernard von Clairvaux. De consideratione libri V (PL 182,727 ff.)
Bened. Reg.: Regula Benedicti
Bonif. ep.: Bonifatius, Briefe
Caes. Arles: Caesarius von Arles, Statuta sanctarum virginum
Cass. Dio: Cassius Dio
Cass. var.: Flavius Magnus Aurelius Cassiodorus, Variae
Chron. Sal.: Chronicon Salernitanum
Cod. Carol.: Codex Carolinus
Contin. Fredeg.: Fredegarii Continuationes
DAM: Deutsches Archiv für Geschichte des Mittelalters, 1937 ff. (ab Bd. 8: für Erforschung des Mittelalters)
DZG: Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft
Einh.: Einhard, Vita Karoli
Ennod.: Magnus Felix Ennodius, Vita S. Epiphanii
Euseb. h.e.: Eusebius von Caesarea, Kirchengeschichte
Flodoard von Reims, Flodoardi historia Remensis ecclesiae
FMSt: Frühmittelalterliche Studien, Berlin 1967 ff
Fredeg.: Chronicarum quae dicuntur Fredegarii libri quattu
Greg. I. Papst Gregor I. hom.: Homilien
Greg. I. reg. pastor.: Liber regulae pastoralis (4 Bücher)
Greg. I. Dial.: Dialogi de vita et miraculis patrum Italicorum (4 Bücher)
Greg. I. Moral.: Moralia in Job
Greg. Tur.: Gregor von Tours, Historiarum libri X (Hist. Francorum)
Greg. Tur.: Miraculorum libri VIII
Greg. Tur. virt.: De virtutibus
Greg. Tur. vit. patr.: De vita patrum
Greg. Tur. glor. conf.: In gloria confessorum

HEG: Handbuch der Europäischen Geschichte, hg. von Theodor Schieffer, I ^{3}1992
HJb: Historisches Jahrbuch
HKG: Handbuch der Kirchengeschichte, hg. von Hubert Jedin, Bde. II u. III 1973/82
HZ: Historische Zeitschrift
Isid. Sev.: hist. got.: Isidor von Sevilla, Geschichte der Goten, Wandalen und Sueben
JbAC: Jahrbuch für Antike und Christentum
Jer.: Jeremia
Jes.: Jesaja
JK: Regesta Pontificum Romanorum ab condita ecclesia ad annum post Christus natum MCXCVIII von Ph. Jaffé u. a., 1885 ff.
Jonas Vit. Columb.: Jonas von Bobbio, Vita Columbani
Jonas Vit. Ved.: Vita s. Vedasti
Jord. get.: Jordanes, de origine actibusque Getarum (Gotengeschichte)
Liber Pont.: Liber Pontificalis, 2 Bde., ed. Duchesne 1886 ff., ^{2}1955, Bd. 3 ed. v. C. Vogel, 1957
LMA: Lexikon des Mittelalters, 1980 ff.
LThK: Lexikon für Theologie und Kirche
Mansi, Conc. Coll.: J. D. Mansi, Sacrorum conciliorum nova et amplissima collectio. Nachdruck und Fortsetzung ed. v. Petit/Martin, 1899 ff.
MG: Monumenta Germaniae Historica
MIÖG: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, 1880 ff
Notk. Gest. Kar.: Notkeri Gesta Karoli (Taten Karls)
Olymp. frg.: Olympiodoros, Verf. von 22 Büchern bes. über die weströmische Geschichte zw. 407 und 425
Optat.: Optatus von Milewe
Oros. hist.: Orosius, Historiae advers. paganos libri VII
Paul. Diac. Hist. Lang.: Paulus Diakonus, Historia Langobardorum
PG: Patrologiae cursus completus ... series graeca
PL: Patrologiae cursus completus ... series latina
Prokop. bell. got.: Prokop von Caesarea, Gothenkrieg
Prosper, Chron.: Tiro Prosper, Chronik (PL 61, 535 ff.)
QFIAB: Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken, Zeitschr. des Preußischen bzw. Deutschen Historischen Instituts in Rom, 1898 ff.
RAC: Reallexikon für Antike und Christentum, 1950 ff.
RGAK: Reallexikon der germanischen Altertumskunde, 1911 ff.
Saec.: Saeculum, Jahrbuch für Universalgeschichte
Salv. de gub.: Salvianus von Massilia, de gubernatione dei
Sid. Apoll.: s. auch Apollinaris Sidonius
Socr. h.e.: Socrates, Kirchengeschichte
Sulp. Sev.: Sulpicius Severus dial. Dialogorum libri duo
Sulp. Sev.: Vit. Mart.: Vita S. Martini
Syn.: Synode
SZG: Schweizer Zeitschrift für Geschichte
ZBKG: Zeitschrift für bayerische Kirchengeschichte, 1926 ff.
ZBLG: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte, 1928 ff.
ZGW: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft
ZKG: Zeitschrift für Kirchengeschichte
ZSRG: Zeitschrift der Savignystiftung für Rechtsgeschichte

REGISTER

Das folgende Register umfaßt alle im vorliegenden Band 4 enthaltenen Namen von Personen, auch von fiktiven, legendären oder gefälschten, sowie die Namen aller mehr oder minder fingierten oder mythischen Gestalten aus alten Literaturen oder anderen Traditionen.

Da sämtliche Zitate buchstabengetreu aus den Quellen übernommen wurden, kommen etliche Namen in verschiedenen Schreibweisen vor.

Zur Erleichterung der Suche wurde in bestimmten Fällen ein und dieselbe Person mit mehreren Namensvarianten in das Register aufgenommen. Auf Querverweise wird weitgehend verzichtet, um dem Benutzer Unbequemlichkeiten zu ersparen.

Vornamen, Titel, Ränge, Verwandtschaftsverhältnisse, Zeitangaben ergänzen pragmatisch, nicht systematisch, das Stichwort, damit der Leser nicht unnötig nachschlägt. In der Regel werden Nebenfiguren genauer charakterisiert als die bekannteren Personen.

Abd ar-Rahman ben Muajira, omaijadischer Herrscher in Córdoba: 304, 465
Abdul Melik, omaijadischer Kalif in Bagdad (685–705): 303
Abu Bekr, Schwiegersohn des Propheten Mohammed, erster Kalif (573–634): 302
Abu Talib, Pflegevater und Onkel des Propheten Mohammed: 301
Adalbert von Hamburg und Bremen, Erzbischof: 403
Adalbert von Magdeburg, Erzbischof: 402
Adalgis, Sohn des Langobardenkönigs Desiderius: 431, 436, 444
Adalgisel, austrischer Herzog: 234
Adalhard von Corbie, Abt: 499
Adaloald, langobardischer Prinz: 193, 336
Adelchis, Sohn des Langobardenkönigs Desiderius: 421
Adelperga, Tochter des Langobardenkönigs Desiderius: 435
Adrian, Sohn des dux Exhilaratus: 356
Aeddi (Eddi) Stephanus, angelsächsischer Priester und Mönch: 285
Aegidius (Egidius) von Reims, Bischof, Metropolit: 51, 53, 118, 123, 125, 127, 130, 264
Aemiliana, Nonne, Tante von Papst Gregor I., d. Gr.: 158
Aerssen, Jakob van: 304
Aethelbald von Mercien, König: 313
Aethelberht, König von Kent: 198, 199, 200, 202
Aetherius von Lugdunum, Bischof: 225
Aetherius von Lisieux: 265, 267
Aëtius, Flavius, weströmischer Feldherr und Staatsmann: 50
Afiarta, Paul, päpstlicher Kammerherr: 424 f., 428
Agapet I., Papst (535–536): 96, 158
Agapet II., Papst (946–955): 396, 403
Agapius von Digne, Bischof: 264
Agatho, hl., Papst (678–681): 263
Agerich von Verdun, Bischof: 123, 125
Agila, Westgotenkönig (549–554): 139, 140
Agilbert von Paris, Bischof: 269

Agilulf, Langobardenkönig (591–615/616): 42, 184, 190, 192, 193
Agiwulf, warnischer Statthalter der Sueben: 141
Agnellus von Terracina: 176
Agnes, Nonne: 260
Agrippina d. J., Mutter des römischen Kaisers Nero, in 2. Ehe Gattin des römischen Kaisers Claudius, den sie vergiftete: 118
Agroecius von Trier, Bischof: 27
Ahlheim, Klaus: 486
Aistulph (latinisiert Heistulfus), Langobardenkönig (749–756): 369, 377–379, 385, 386, 388, 415
Alahis, Herzog von Trient: 347, 348
Aland, Kurt: 47, 77
Alarich I., Westgotenkönig (395–410): 65, 72, 106
Alarich II., Westgotenkönig (484–507): 53, 64, 68, 69, 70, 72, 92, 106, 112
Alaricus = Alarich
Alberich von Utrecht, Bischof: 469
Albinus, Kämmerer von Papst Leo III.: 448
Albofledis, Schwester Chlodwigs I., Nonne: 56
Alboin, Langobardenfürst (560–572): 105, 106, 107, 108, 110–112
Aldebert, neustrischer Ketzer: 327
Aldgisel, Friesenfürst: 295
Aletheus, burgundischer Patricius: 231
Alexander d. Gr., makedonischer König: 505
Alexander III., Papst (1159–1181): 504
Alexander VI., Papst (1492–1503): 411
Alfred d. Gr., angelsächsischer König (871–899): 18
Algermissen, Konrad: 44, 60, 71
Alivisatos, Hamilcar Spyridonos: 15
Alkuin, angelsächsischer Gelehrter und Autor: 311, 449, 462, 476, 479, 499, 503, 505
Altaner, Berthold: 206
Altendorf, H.-D.: 166
Amalaberga, Gemahlin Hermenefreds: 89
Amalberga, hl., Schwester des hl. Arnulf: 232
Amalarich, Westgotenkönig (522 bis 531): 92, 139
Amandus, hl., Abt und Missionsbischof bei den Friesen: 42, 43, 44, 234, 237
Ambrosius von Mailand, hl., Kirchenlehrer: 20, 159, 161, 206, 208, 416
Anastasios I., byzantinischer Kaiser (491–518): 73, 84
Anastasios, Hofpatriarch in Konstantinopel: 356
Anastasius, Patriarch von Antiochien: 163
Anastasius II., Papst (496–498): 58
Anastasius von Pavia, letzter arianischer Bischof: 347
Anastasius, ein Abt: 265f.
Anastasius Sinaita, hl., Abt, Kirchenvater: 397
Andreas, hl., Apostel: 216
Andreas von Tarent, Bischof: 170, 171
Angenendt, A.: 77, 235, 261
Angilbert von Saint-Riquier, Abt und Hofkapellan Karls d. Gr.: 499
Angilram von Metz, Bischof, Erzkapellan Karls d. Gr.: 487, 500
Anianus von Orléans, Bischof: 69
Ansegisel (Adalgisel), zweiter Sohn des hl. Arnulf von Metz und der Doda, Ehemann der Pippinstochter Begga, Vater Pippins des Mittleren: 233, 279, 282
Anselm, Pfalzgraf, Kommandant der Palastwache Karls d. Gr.: 467
Anselm von Nonantola, Gründungsabt, zuvor Herzog von Friaul: 430
Ansfled, Schwiegermutter Berchars, Gattin Warattos: 293, 294
Ansfrit, langobardischer Rebell: 348
Ansgar von Hamburg, erster Bischof, dann Erzbischof: 403
Ansprand, Langobardenkönig (712): 348, 349
Anstrud, Tochter Ansfleds, erste Gattin Berchars, zweite Gattin Drogos: 294

Anthemius, weströmischer Kaiser (467–472): 252
Anthemius, Subdiakon: 192
Antidius von Agen, Bischof: 127
Anton, H. H.: 79, 221, 229
Antoninus von Grado, Metropolit von Reichs-Venetien: 364
Apollinaris Sidonius *siehe* Sidonius Apollinaris
Apollinaris von Valence, hl., Bischof: 58, 59, 71
Apollo, griechischer Gott: 38
Aprunculus von Langres, Bischof: 265
Arduinna, keltische Göttin (= Diana): 40
Aregund[e], Gemahlin Chlotars: 98, 99
Argimund, dux: 149, 150
Arichis II. von Benevent, Herzog: 435 f., 440, 442, 443, 444
Ariès, Philippe: 412
Arigis, Herzog: 173
Arioald, arianischer Langobardenkönig (625/626–636): 336
Aripert I., Herzog von Asti, katholischer Langobardenkönig (653–661): 347
Aripert II., Langobardenkönig (701 bis 712): 348, 349
Ariulf von Spoleto, heidnischer Langobardenherzog: 190, 191, 192
Arius, alexandrinischer Presbyter, Begründer des Arianismus: 251, 342
Arn von Salzburg, Bischof: 491 f.
Arno, Erzbischof: 449
Arno von Salzburg, Bischof: 487
Arnold von Brescia, innerkatholischer Rebell (1100–1155): 411
Arnulf, Sohn Drogos, Enkel Pippins II. d. M.: 232, 305
Arnulf von Metz, hl., Bischof: 221, 226, 228, 230, 231, 232, 233, 235, 279 ff., 282, 292
Arsicinus, Herzog, Befehlshaber der Pentapolis: 167
Artabasdos, byzantinischer Usurpator, Schwager des Kaisers Konstantin V.: 357
Astarot, eine Göttin: 316
Athaloc von Narbonne, arianischer Bischof: 149
Athanagild, westgotischer Gegenkönig (551–567), Nachfolger von König Agilas, Vater von Brunichild: 118, 140, 144, 145
Athanasius d. Gr. von Alexandrien, hl., Kirchenvater: 40
Athaulf, Westgotenkönig (410–415): 65, 66
Attila, Hunnenkönig (434–453): 398
Atto von Freising, Bischof: 487
Aubin, H.: 255, 450
Audoin von Rouen, Bischof: 230, 285, 286
Audomar, hl.: 43
Audovech von Langres, Bischof: 270
Audovera, Gattin des Chilperich I. von Soissons: 118, 119, 122, 124, 271
Augustinus, Aurelius, hl., Kirchenlehrer: 21, 23, 26, 173, 174, 176, 395, 498, 503
Augustinus, Prior des Andreasklosters in Rom, dann Erzbischof von Canterbury: 199, 200, 202, 206, 208, 400
Augustus, Gajus Octavius, römischer Kaiser (*63 v. Chr.–†14 n. Chr.): 195, 413
Aunachar von Auxerre, Bischof: 132
Aunemund von Lyon, Erzbischof: 285
Aurelianus von Arles, Bischof: 94, 96
Aurona, Schwester des Langobardenkönigs Liutprand: 348
Austrachildis (Austrichilde), zweite Gemahlin des Königs Guntram: 116, 126
Authari, Sohn von König Klef, Langobardenkönig (584–590): 108, 112, 134, 192, 319
Avitus, Marcus Maecilius, weströmischer Kaiser (455–456): 25, 58, 59, 83, 84, 85
Avitus, Alcimus Ecdicius, hl., Metropolit von Vienne: 54, 57–59, 63, 64, 275

Badegisel von Le Mans, Bischof: 269
Baderich, Thüringerkönig: 89
Baetke, W.: 37
Baian, awarischer Khagan: 485
Ballesteros y Beretta, Antonio: 137, 150
Balthilde, angelsächsische Sklavin, austrische Königin, Mutter Childerichs II.: 282, 284–287
Barbarossa *siehe* Friedrich I.
Bardenhewer, Otto: 252
Barnabas, hl., urchristlicher Missionar, Reisegefährte des Apostels Paulus: 399
Baronius, Cesare (Cäsar), Kardinal (1538–1607): 339
Basilios, dux: 355
Basina, Tochter von Chilperich und Audovera, Schwester Merovechs: 124, 271, 272
Bauer, Karl: 470
Baus, Karl: 194, 207, 213, 218, 264
Bayac, J. D. de: 373, 434, 466, 469
Beck, M.: 63
Beda Venerabilis, hl., angelsächsischer Historiker, Kirchenlehrer (*673 bis †735): 197, 199, 202, 296
Begga, Tochter Pippins d. Ä., Gattin des Ansegisel, Mutter Pippins des Mittleren: 232, 233
Begga, hl., Tochter des hl. Arnulf und der hl. Itta, Gattin Pippins II., des Mittleren: 282
Benedikt VI., Papst (972–974): 396
Benedikt IX., Papst (1032–1044, 1045, 1047–1048): 19
Benedikt von Nursia, hl., Gründer des Benediktinerordens (480–550): 41, 209, 210, 211, 273
Benno von Osnabrück, Bischof (1068–1088): 397
Benz, K. J.: 450
Beornrad von Sens, Erzbischof: 499
Berchar, Abt in Der: 265
Berchar, neustrischer Hausmeier: 293 f.
Berchilde, Gattin König Dagoberts I.: 234
Berecinthia (= Kybele), Göttin: 28
Berlinde, hl.: 399
Bernhard, illegitimer Halbbruder Pippins III., Onkel Karls d. Gr.: 430
Bernhard von Clairvaux, hl., Mystiker und Reformer (1090–1153): 23, 218
Bernhard von Halberstadt, Bischof (923–968): 402
Bernward von Würzburg, Bischof: 401
Bertha, katholische Merowingerprinzessin, Urenkelin Chlodwigs I., Nichte Brunichilds, Tochter des Frankenkönigs Charibert von Paris: 198
Bertha, Tochter Karls d. Gr., Gattin Angilberts, des Abts von Saint-Riquier: 446, 499
Berthachar, Sohn Bisins, Thüringerkönig: 89, 90
Berthetrud, Burgunderkönigin: 231
Bertrada, Tochter des Grafen Caribert von Laon, in «Friedelehe» verbunden mit Pippin III., Mutter Karls d. Gr.: 421, 425, 427, 428
Bertrade = Desiderata oder Ermengarde
Bertram, Adolf, deutscher Kardinal (*1859–†1945): 111, 459, 461, 476, 477, 504
Bertram von Bordeaux, Bischof: 127, 264
Bertram von Le Mans, Bischof: 259
Besso, ein Franke: 92
Beumann, H.: 464
Bil, ein Gott: 316
Bilichilde, Cousine und Gattin König Childerichs II., Mutter Dagoberts: 288 f.
Bisin, Thüringerkönig: 89
Bladast, Herzog Chilperichs I.: 127, 129
Blanke, F.: 29
Bleiber, H.: 69, 248
Bloch, Marc, französischer Historiker (*1886–†1944): 394
Bobo von Valence, Bischof: 264, 289, 292
Bobo, Herzog der Auvergne: 280
Bobo, Friesenherzog: 297

Bodilo, fränkischer Magnat: 289
Bodmer, J.-P.: 76, 245
Bonifatius (= Wynfreth = Winfred), hl., angelsächsischer Benediktiner, sog. «Apostel der Deutschen» (*um 675–†754): 211, 212, 269, 300, 306, 307–332, 370, 373, 375, 481, 491
Bonifatius von Ferentino, Bischof: 211
Bonifatius III., Papst (607): 197, 335
Bonifatius IV., hl., Papst (608–615): 196, 335
Bonifatius V., Papst (619–625): 45, 335
Bonifatius (= Bonifaz) VIII., Papst (1294–1303): 23
Bonifazius, päpstlicher Notarius: 175
Borgia, Cesare (Cäsar), Sohn von Papst Alexander VI., italienischer Kirchenfürst, Staatsmann: 121
Borst, A.: 257, 290
Bosl, Karl: 43, 77, 223, 246, 262, 395, 483
Boudriot, W.: 250
Brackmann, A.: 405, 488, 495
Braunfels, Wolfgang: 277, 299, 372, 374, 413, 439, 467
Brodulf, Onkel und Mentor des aquitanischen Unterkönigs Charibert II.: 234
Brihtwald von Canterbury, Bischof: 295
Brühl, C.: 260
Brunichild[e], westgotische Prinzessin, Schwester der Galswintha, katholische Gemahlin des Königs Sigibert I. von Reims, heiratete ihren Neffen Merovech, Chilperichs Sohn mit Andovera, Mutter Childeberts II.: 41, 117–119, 121–123, 124, 130, 134, 140, 143, 146, 190, 199, 216, 218, 221–239, 267
Brunner, H.: 249
Buchner, R.: 81, 296, 313
Bullough, Donald: 372, 471, 476
Bund, K.: 122, 245, 371
Burchard von Würzburg, Bischof: 374
Burkhard von Passau, Bischof: 401
Burr: 379
Büttner, H.: 134, 287, 370, 371
Butzen, R.: 330

Caesar (Cäsar), Gajus Julius, römischer Staatsmann (*um 100–†44): 141, 505
Caesarius von Arles, hl.: 30, 69, 70, 195, 249, 273
Calixt II., Papst (1119–1124): 396
Campulus, Sacellarius unter Papst Leo III.: 447
Candidus, gallischer Rektor: 184
Caratene, katholische Gemahlin von König Chilperich II., Mutter Chlotildes: 64
Caribert von Laon, Graf, Vater der Bertrada: 427
Cariatto, Schwertträger des Königs Guntram von Orléans: 128
Cartellieri, A.: 59, 121, 337, 429
Caspar, Erich: 206, 374
Cato von Tours, Gegenbischof: 258
Cautinus von Avern (= Clermont), Erzbischof: 258, 264, 270
Cethegus von Amiternum, Bischof: 110
Chalpaida, Nebenehefrau Pippins II., des Mittleren, Mutter Karl Martells: 298
Chararich, König der Tongrer: 52, 75
Charibert I., ältester Chlodwigenkel, ältester Sohn König Chlotars I., Bruder des Chilperich von Soissons, König von Paris (561–567), hatte 4 «reginae», Vater der Bertha: 116, 117, 121, 125, 198, 245, 271
Charibert II., jüngerer Bruder Dagoberts I., Unterkönig über Aquitanien (630–632): 233, 234
Childebert I., Sohn Chlodwigs, neustrischer König (511–558): 45, 82, 85, 87, 89, 92, 93, 94, 97, 99–101, 249
Childebert II., Sohn des Sigibert und der Brunichild, wird 5jährig König von Austrien; ältester Neffe von Guntram, wird dessen Adoptivsohn und dadurch König zweier Teilreiche: Austrien und Frankoburgund (575–596): 119, 122, 123, 124, 125,

127, 128, 130, 133, 134, 135, 146, 187, 216, 223, 224, 225, 227, 256, 267, 272, 384
Childebert (III.) = «Childebertus adoptivus», Sohn Grimoalds, adoptiert von König Sigibert III., König 656–661: 281, 282
Childerich I., Frankenkönig (460–482), Vater Chlodwigs I.: 51, 52
Childerich II., Sohn von König Chlodwig II. und der Balthilde, Bruder von Chlotar III. und Theuderich; wurde mit 7 Jahren König in Austrien (662–675): 282, 284, 285, 288, 289, 291
Childerich III., der letzte Merowingerkönig (743–751): 374, 375
Chilperich I. von Soissons, jüngster Sohn Chlotars I., Merowingerkönig (561–584): 20, 62, 63, 64, 113, 116, 117, 118, 119–121, 123–129, 140, 143, 263, 267, 271
Chilperich II., burgundischer Teilherrscher in Valence, Vater der hl. Chlotilde: 54, 62, 64
Chilperich II., als Kleriker «Daniel» neustrischer (Schatten-)König (716 bis 721): 298, 299
Chloderich, Sohn des Königs Sigibert von Köln: 70, 74
Chlodio, Kleinkönig (ca. 425–ca. 455): 50
Chlodomer von Orléans, Chlodwigs I. zweitjüngster Sohn (511–524): 82, 85–88, 93, 258
Chlodomir, Sohn der hl. Chlotilde: 88
Chlodosinda, Tochter Chlotars I., erste Gattin Alboins: 106
Chlodoswinda, Schwester Childeberts II.: 134
Chlodoswinth, Enkelin König Chlodwigs I.: 60
Chlodoswintha, katholische Frankenprinzessin, Gemahlin Alboins: 112
Chlodovech, Sohn der Audovera und des Königs Chilperich I. von Soissons, Stiefsohn der Fredemunde: 119, 124, 251
Chlodowald, dritter, jüngster Sohn Chlodomers: 88
Chlodwig I., Merowingerkönig (466 bis 511): 18, 28, 34, 44, 46–78, 82, 84, 85, 87, 91, 112, 116, 139, 396
Chlodwig II., neustroburgundischer König (639–657); Sohn Dagoberts I. und der Nanthild, Bruder Sigiberts III., verheiratet mit der angelsächsischen Sklavin Balthilde; Vater von Chlotar III., Theuderich III., Childerich II.: 33, 198, 238, 245, 258, 284
Chlotar I., Chlodwigs I. jüngster Sohn, Merowingerkönig (511–561): 82, 85, 87–89, 92, 93, 94, 97, 101, 106, 112, 116–125, 126, 245, 258, 295, 319, 457
Chlotar II., Sohn der Fredegunde und des Königs Chilperich I. von Soissons, wurde (noch unmündig) Teilkönig von Neustrien (584–629); Vater Dagoberts I.: 120, 123, 124, 135, 223, 227, 228, 229, 230, 231, 232, 233, 235, 258, 264, 457
Chlotar III., Sohn König Chlodwigs II. und der Balthilde, Bruder von Theuderich III. und Childerich II.; wurde – unmündig – König in Neustrien (657–673): 90, 91, 98, 99, 282, 284, 285, 287
Chlotar IV., austrischer König (717–719): 298, 299
Chlotilde, hl., burgundische Prinzessin, Gattin Chlodwigs I., den sie zum katholischen Glauben bekehrte: 54, 56, 62, 63, 64, 77, 85, 87, 88, 93
Chlotilde, Tochter Chlodwigs I., Gattin des Westgotenkönigs Amalarich: 92
Chlot(d)ulf, Sohn des hl. Arnulf, dritter Nachfolger seines Vaters auf dem Bischofsstuhl von Metz: 232
Chosro (= Chusrau) II., sassanidischer Großkönig (591–628): 194
Chramlin von Embrun, Bischof: 269
Chramm, Sohn Chlotars I., Unterkönig von Aquitanien: 97, 98
Christophorus, Primicerius Papst Stephans III.: 417 f., 421, 422, 425

Christus: 11, 22, 25, 30, 32, 33, 34, 36, 41, 277, 288, 290, 291, 304, 305, 321, 326, 327, 330, 338, 339, 342, 350, 351, 353, 355, 361, 365, 371, 373, 377, 379, 387, 389, 397, 433, 446, 449, 453, 460, 461, 473, 487, 488, 503. *Siehe auch* Jesus.
Chrodichilde, Tochter des Königs Charibert I: 258, 271, 272, 283
Chrodebert von Paris, Bischof: 285, 286
Chrodegang von Metz, Bischof: 379
Chrodoald, ein Agilolfinger, Vater des Fara, 625 auf königlichen Befehl in Trier ermordet: 232, 281
Chunsina, Gattin des Königs Chlotar I., Mutter Chramms: 98
Chusrau *siehe* Chosro
Claude, D.: 139, 148
Claudianus, Claudius, römischer Dichter um 400: 35
Claudius, Tiberius C. Nero Germanicus, römischer Kaiser (41–54): 198
Clemens, irischer Wanderbischof: 327
Coifi, northumbrischer Oberpriester: 45
Columban *siehe* Kolumban
Concordius von Arles, Bischof: 257
Contumeliosus von Ríez, Bischof: 269
Copiosus, ein Mönch: 169
Corbinian, hl., Wanderbischof, Klosterbischof: 481
Cosmas, Gegenkaiser: 356
Crescens, hl. Paulusschüler, Gründer des Bistums Mainz: 399
Cudberht von Canterbury, Erzbischof: 269, 314
Culican, William: 137
Cunincpert, Sohn des Königs Perctarit: 347, 348

Dagobert I., Merowingerkönig (623–639), Sohn Chlotars II.: 221, 232–238, 245, 268, 279, 382, 457
Dagobert II., Merowingerkönig (675–679), Sohn Sigiberts III.: 281, 282, 289, 292, 295
Dagobert III., Merowingerkönig (711–715), Sohn Childeberts III.: 298
Dagobert, Sohn des Königs Childerich II. und der Bilichilde: 289
Dalfinus, Bruder des Erzbischofs Aunemund von Lyon, «praefectus» in Lyon: 285
Daniel-Rops, H.: 76, 83, 130, 145, 219, 241, 247, 304, 337, 371, 413, 473, 487, 497
Daniel von Winchester, Bischof: 313
Dannenbauer, Heinrich: 32, 149, 155, 206, 208, 492
Dante Alighieri, italienischer Dichter: 58
Dawson, Christopher: 307, 413
Deér, J.: 421, 445
Demetrius von Neapel, Bischof: 170
Demougeot, E.: 28
Deoteria, Ehebrecherin mit König Theudebert: 252
Desiderata, vermutlich fiktiver Name einer Tochter des Langobardenkönigs Desiderius: 421
Desideratus (Diddo) von Chalon-sur-Saône, Bischof: 289, 292
Desideratus von Verdun, Bischof: 266
Desiderius, der letzte Langobardenkönig (757–774): 330, 415–417, 420–430
Desiderius von Cahors, Bischof: 230, 283
Desiderius von Vienne, hl., Erzbischof, Märtyrer: 204, 225, 257
Desiderius, Herzog von Toulouse, Feldherr König Chilperichs I.: 123, 127, 129
Deusdedit, hl., Papst (615–618): 335
Diana, römische Göttin: 40
Dido von Poitiers, Bischof: 281, 283, 287
Diesner, Hans-Joachim: 28
Dietrich, Markgraf: 401
Diocletianus, Gaius Aurelius Valerius, römischer Kaiser (284–305): 120
Dionys[ius], hl., der erste Bischof von Paris: 230, 235, 243, 420
Dionysius Areopagita, fiktiver erster

Bischof von Athen im 1. Jh., angeblich vom Apostel Paulus bekehrt: 398
Doda, Gattin des hl. Arnulf: 233
Dodo, Frankengraf, Abgesandter Karlmanns: 425
Domnius, Petrusschüler: 399
Domnolus von Le Mans, Bischof: 258
Donar, germanischer Gott: 46, 463
Donin, Ludwig: 329
Donnert, E.: 464
Dopsch, Alfons: 245, 249, 255
Dränsdorf, Johannes: 411 f.
Droctigisil von Soissons, Bischof: 270
Drögereit, R.: 394, 395, 402
Drogo, Herzog in der Champagne, ältester Sohn Pippins II.: 294, 297, 305
Drogo, ein Sohn Karlmanns, Neffe Pippins III.: 372, 385
Dynamius, gallischer Patrizier: 216

Eadbald, König von Kent, Sohn und Nachfolger von Aethelberht: 200
Eadburg von Thanet, Äbtissin: 331
Eadwin (Edwin) von Northumbrien, englischer König: 34, 336
Eberhard, Mönch in Fulda aus der ersten Hälfte des 12. Jh.s, dem der «Codex Eberhardi» zugeschrieben wird: 404
Ebling, H.: 85
Ebroin, neustrischer Hausmeier: 285, 286–291, 292, 293
Ecdicius, Schwager des Bischofs Sidonius: 67
Edwin, König der Angeln: 45
Edwin von Northumbrien *siehe* Eadwin
Egburg, Schülerin des hl. Bonifatius: 315
Egidius (Aegidius) von Reims, Bischof, Metropolit: 51, 53, 118, 123, 124, 125, 127, 130, 264
Einhard, fränkischer Geschichtsschreiber, Vertrauter und Biograph Karls d. Gr.: 413, 421, 427 f., 432, 436, 443, 447, 450, 453, 459, 467, 474, 488, 489, 497
Eishere aus dem Thurgau, ein Haudegen: 494
Ekkehard, Truchseß Karls d. Gr.: 467
Ekkehard von Rabil, Bischof: 401
Eligius von Noyon-Tournai, Bischof: 43, 44, 230, 285, 286
Eligius von Tours, Bischof, hl.: 235
Ennodius von Pavia, Bischof: 69
Eoban, Chorbischof in Utrecht: 331
Eonius von Vannes, Bischof: 269
Epiphanius von Pavia, hl., Abt: 64, 125
Epiphanius von Salamis, Erzbischof: 127, 351
Epperlein, S.: 323, 468, 483
Erasmus, hl., Märtyrer: 448
Erchinoald, Hausmeier am neustroburgundischen Hof König Chlodwigs II.: 238, 283, 284, 285, 289
Erembert von Freising, Bischof: 321
Eremwulf, Schismatiker in Bayern zur Zeit des hl. Bonifatius: 320
Erich von Friaul, Markgraf: 488, 489
Erich Kadaloh, Markgraf: 489
Ermelinde, hl.: 399
Ermenfred, hoher neustrischer Palastbeamter: 293
Ermengarde *siehe* Desiderata
Ernst, Abt des Klosters Reinhardsbrunn: 404
Eticho, hl., Herzog, Vater der hl. Odilia: 267
Eudo von Aquitanien, Herzog: 233, 298, 299
Eufrasius von Arvern, Bischof: 69
Eugen I., hl., Papst (654–657): 344, 345
Eugen II., Papst (824–827): 396
Eugenius, weströmischer Kaiser (392–394): 35
Eulogius, Patriarch von Alexandria: 163, 198
Eunius Mummolus, Herzog König Guntrams: 127, 128, 131
Euphronius von Tours, Bischof, Vetter und Vorgänger des Gregor von Tours: 257
Eurich, Bruder und Mörder Theoderichs, der eigentliche Gründer des

Westgotenreiches (466–484): 53, 66, 67, 68, 139, 140, 252
Euseb von Nicomedien, arianischer Bischof: 406
Eusebius von Caesarea, Bischof, Kirchenschriftsteller: 351
Eusebius von Paris, Bischof: 264
Eusicius, hl.: 99, 249
Eutychius, «ökumenischer» Patriarch von Konstantinopel: 162
Eutychius, Exarch in Ravenna: 368
Evans, G. R.: 203
Ewig, Eugen: 35, 52, 70, 72, 75, 93, 245, 253, 291, 304, 372, 413
Ewin von Trient, Langobardenherzog: 319
Exhilaratus, dux: 356
Ezechiel (= Hesekiel), Prophet im AT: 336

Fabius von Firmum, Bischof: 109
Faileuba, Gattin des Königs Childebert II.: 130
Falck, L.: 330
Fara, ein Agilolfinger, Sohn des Chrodoald: 280 f.
Farwald II., Vater Transamunds II. von Spoleto: 364
Fastrada, dritte Gattin Karls d. Gr.: 473, 474, 486, 502
Felix II., Gegenpapst (355–358): 344
Felix III., Papst (483–492): 158
Felix von Nantes, Bischof: 267
Felix von Treviso, Bischof: 110, 111
Felix, ein Diakon: 172
Festus von Capua, Bischof: 109
Fichtenau, H.: 464
Fichtinger, C.: 214
Filibert, Abt in Rebais: 265
Finley, Moses I.: 345, 346
Fischer, B.: 205, 438
Fischer, J.: 76, 291
Flaochad, Hausmeier in Burgund unter Chlodwig II.: 238
Flaskamp, F.: 457
Flavius von Chalon-sur-Saône, Bischof: 128
Fleckenstein, J.: 59, 264, 435, 500
Florentine, hl.: 144
Florentinus, Priester auf dem Monte Cassino: 41
Floribert von Lüttich, Bischof: 264
Foillan, hl., Abt von Fosses bei Namur: 283, 284
Folrad, ein Priester: 427
Fortunatus von Aquileja-Grado, Bischof: 336
Fortunatus von Todi, Bischof: 211
Fosete, friesischer Gott: 470
Francilio von Tours, Bischof: 268
Franco, Francisco: 151, 393
Frank, K. Suso: 209
Fredegar, hypothetischer Autor einer lateinischen Chronik des Merowingerreiches, 1. Hälfte des 7. Jh.s: 72, 73, 77, 83, 85, 87, 88, 92, 123, 128, 130, 221, 228, 229, 234, 235, 236, 277, 281, 282, 293, 298, 304, 313, 330, 366
Fredegunde, erst Mätresse, dann Gattin des Chilperich I. von Soissons, Stiefmutter des Merovech, Mutter Chlotars II.: 118, 119, 121–123, 124, 125, 127, 147, 223, 224, 228, 229, 232, 238, 264, 266
Friedrich I. Barbarossa, deutscher Kaiser (1155–1190): 411, 504
Friedrich II., deutscher Kaiser (1220–1250): 411
Frings, Joseph, Kardinal: 505
Fritze, W. H.: 380
Frontonius von Angoulême, Bischof: 268
Frumari, Neffe und mutmaßlicher Mörder von König Maldra: 142
Fuhrmann, H.: 393, 399
Fulgentius von Sevilla, Bischof: 144
Fulrad, Frankenabt: 415
Fulrad von Saint-Denis, Hofkapellan Karls d. Gr.: 374, 389
Funk, Josef: 209
Funkenstein, J.: 384

Gailen, Gefolgsmann des Merovech: 122
Gairenus (Warin), Graf von Paris: 287
Galactorius von Béarn, Bischof: 70

Gallicinus, Exarch in Ravenna: 192
Gallus, hl.: 40, 42, 249
Gallus von Clermont, hl., Bischof, väterlicherseits Onkel des Gregor von Tours: 256, 258
Gallus, Gegner des Bischofs Lambert von Maastricht: 268
Galswintha, westgotische Prinzessin, Schwester der Brunichild, katholische Gemahlin des Königs Chilperich I. von Soissons: 117, 118, 140, 143
Garibald I., Agilolfinger, bayerischer Herzog (ca. 550–590): 99, 319
Gaubald von Regensburg, Bischof: 321
Gaudinus von Soissons, Bischof: 268
Gaugerich von Cambrai, Bischof: 44
Gawibald von Regensburg, Bischof: 329
Gawlik, Alfred: 394
Gelasius I., hl., Papst (492–496): 20, 163, 173
Genesius von Lyon, Metropolit/Bischof: 233, 291
Gennadius, byzantinischer Exarch von Nordafrika: 176
Genoveva, hl., Schutzpatronin von Paris: 398
Georg, hl.: 33
Gerberga, Gattin Karlmanns: 427–431
Gerbert von Reims, später Papst Silvester II.: 410
Germanos von Konstantinopel, hl., Patriarch (715–730): 353, 355, 356
Germanus von Paris: 249
Germanus, Abt des Klosters Münstergranfelden im Elsaß: 266
Gerold I., königlicher Schwager Karls d. Gr., Präfekt (Statthalter) in Bayern: 489
Gerold von Mainz, Bischof: 264
Gertrud von Nivelles, hl., Tochter des hl. Arnulf und der hl. Itta: 232, 282, 283, 284, 294
Gervasius, hl.: 159
Gerwing, M.: 210
Gewilip von Mainz, Bischof: 325, 330
Gibbon, Edward, englischer Geschichtsschreiber (1737–1794): 505
Giesebrecht, Wilhelm von: 47
Giesecke, H.-E.: 66
Gildas, hl.: 269
Giselher von Magdeburg, Erzbischof (981–1004): 402
Gisla, Schwester Karls d. Gr.: 415, 421, 423
Gislemar, Sohn des neustrischen Hausmeiers Waratto: 293
Godegisel, Sohn Gundioks: 62, 63, 64
Godofred, Sohn Drogos, Enkel Pippins II. des Mittleren: 305
Godomar, Sohn Gundioks: 62, 86, 93
Godschalk, Rebell in Benevent: 364
Goetz, H. W.: 254
Gogo, Hausmeier in Austrien, Regent für den mindetjährigen Childebert II.: 122
Gomatrude, verstoßene Gattin Dagoberts I: 234
Gontard, F.: 183, 204
Gordiana, Tante Papst Gregors I.: 158
Goswintha, Witwe Athanagilda, zweite Frau Leowigilds: 144, 149
Gotani, Sohn Tassilos III.: 484
Gotchramm, Markgraf: 489
Gotfried, Alemannenherzog, Vater Hildegards, Schwiegervater Karls d. Gr.: 424
Göttrik, Dänenkönig: 495
Granista, Graf: 149
Gratian[us], Flavius, weströmischer Kaiser (375–383): 27
Gratiosus, Kirchenarchivar, Mörder des Herzogs Toto: 417, 418
Graus, Frantisek: 44, 471
Gregor I., «der Große», hl., Papst (590–604): 14, 58, 64, 103, 109–111, 145, 146, 151, 155–220, 224, 225, 226, 230, 268, 335, 336, 339, 343, 367, 400
Gregor II., hl., Papst (715–731): 17, 309, 310, 311, 312, 320, 324, 333, 344, 354, 355, 356, 357, 363, 364, 368
Gregor III., hl., Papst (731–741): 312, 313, 316, 320, 321, 322, 357, 364, 365, 366, 367
Gregor IV., Papst (827–844): 402, 403

Gregor VII., hl., Papst (1073–1085): 23, 24, 408, 434
Gregor IX., Papst (1227–1241): 409, 504
Gregor von Tours, hl., Bischof und Historiker (538–594): 40, 51, 52, 53, 54, 56, 57, 60, 63, 65, 68, 69, 71, 72, 73, 75, 76, 83, 84, 88, 90, 92, 93, 96, 97, 98, 99, 109, 112, 113, 116, 118, 119–121, 123–125, 127, 128, 129, 130, 131, 133, 134, 139, 140, 143, 144, 145, 146, 147, 157, 159, 245, 250, 251, 252, 253, 255, 256, 258, 259, 263, 264, 267, 268, 270, 272, 275, 276
Gregor[ius], Gegenkaiser: 341, 342
Gregorius, Exarch in Afrika: 341
Gregorius von Langres, Bischof, mütterlicherseits Urgroßvater des Gregor von Tours: 256
Gregorovius, Ferdinand: 14, 159, 202, 368
Grierson: 464
Grifo, Sohn Karl Martells und Swanahilts, Halbbruder Pippins III. und Karlmanns: 319
Grimoald, Sohn des bayrischen Herzogs Theodo: 319
Grimoald I. (der Ältere), Sohn Pippins d. Älr. und der hl. Itta, Hausmeier in Austrien unter Sigibert III.: 238, 279–283, 284, 285, 292
Grimoald II., neustrischer Hausmeier, jüngerer Sohn Pippins II. des Mittleren, Bruder Drogos, Vater (außerehelich) des Theudoald: 294, 297 f.
Grimoald, Sohn von Arichis, Bruder von Romuald: 443 f.
Grisar, SJ, Hartmann: 47, 144, 147
Groszmann: 461
Grupp, G.: 171
Gudula, hl.: 399
Guido von Vienne, Erzbischof, später Papst Calixt II. (1119–1124): 400
Gundahar (= Gunther), Burgunderkönig: 62
Gundegisel von Bordeaux, Metropolit: 272
Gundiok (= Gundowech), König der Burgunder (443–470): 62, 63
Gundiperga, langobardische Prinzessin, Tochter des Königs Authari und der Theudelinde: 193
Gundobad, Sohn Gundioks, Princeps in Lyon (480–516): 54, 62, 63, 64, 65, 83, 112
Gundowald, Herzog in Austrien: 122, 126, 127, 128, 130
Gundowech *siehe* Gundiok
Gunthar, Sohn Chlodomers, Bruder Theudebalds: 87
Guntheuka, Witwe Chlodomers, dann Gattin Chlotars: 87
Gunther (= Gundahar), Burgunderkönig: 62
Gunther von Tours, Abt, Bischof: 270
Gunthram Boso, Herzog Childeberts II.: 123, 126, 127
Guntram von Orléans, hl., zweiter Sohn Chlotars I., Teilkönig (561–592): 116–132, 134, 146, 223, 224, 235, 267, 270, 276

Hadrian I., Papst (772–795): 326, 374, 407, 428, 429, 430, 433, 434, 436–445, 447, 453, 461, 482, 501, 504
Hadrian III., Papst (867–872): 396
Hadrian IV., Papst (1154–1159): 24
Haendler, G.: 143, 251, 462
Hainmar von Auxerre: 233
Haller, Johannes: 155, 157, 161, 205, 206, 207, 213, 316, 361, 369, 379, 383
Hannibal, karthagischer Feldherr: 467
Hardrard, thüringischer Graf und Verschwörer: 474
Harnack, Adolf von: 206, 218
Hartmann, Ludo Moritz: 162, 181, 333, 355, 369, 442
Hartnid, Sohn der Karlstochter Bertha mit Abt Angilbert von Saint-Riquier: 499
Hauck, A.: 45, 84, 241, 245, 250
Hauck, K.: 76, 125, 385, 465
Hector von Marseille, Graf: 289
Heer, Friedrich: 176
Heinrich II., der Heilige, deutscher König (seit 1002) und Kaiser (1014–1024): 24, 401

Heinrich III., deutscher König (seit 1039) und Kaiser (1046–1056): 403
Heinrich IV., deutscher König (seit 1053) und Kaiser (1084–1106): 408
Heinrich der Löwe, König von Sachsen und Bayern (1142–1195): 489
Heinsius, M.: 34, 250
Helena, hl.: 200
Helmichis, Schildträger und Mörder Alboins: 108
Helvétius, Claude Adrien, französischer Philosoph (1715–1771): 18
Herakleios, oströmischer Kaiser (610–641): 336, 337, 341
Heraklius von Angoulême: 266
Herchenefreda, Bischof zur Zeit König Dagoberts I.: 268
Herde, P.: 394
Hermann von Salm, zweiter Gegenkönig Heinrichs IV.: 408
Hermann von Verden, Bischof: 472
Hermenegild, Sohn Leowigilds, ab 572 mit seinem Bruder Rekkared Mitregent: 140, 143, 144, 145, 146, 148
Hermenefred, Sohn Bisins, Thüringerkönig: 89, 90
Hermerich, Suebenkönig: 141
Herodes, jüdischer König: 124, 263
Herpo, Herzog des Burgunderkönigs Chlotar II.: 231
Herrmann, Horst: 172
Heuwieser, M.: 483, 489
Hieronymus, hl., lateinischer Kirchenlehrer: 36
Hilarius, hl., Papst (461–468): 62
Hilarius von Poitiers, hl., lateinischer Kirchenlehrer (315–367): 70, 72, 89, 129, 272
Hildebrand, Herzog von Spoleto: 432, 436, 444
Hildegar von Köln, Bischof: 331, 372
Hildegard, sel., Tochter Gotfrieds, zweite Gattin Karls d. Gr.: 424, 431, 472, 502
Hilderich, Herzog in Spoleto: 365
Hildibald von Köln, Erzbischof, oberster Kapellan der Hofkapelle Karls d. Gr.: 500
Hildichis, Langobardenkönig: 108
Hilduin von Saint-Denis, Abt: 396
Hiltrud, Schwester des Karl-Martell-Sohnes Pippin, Gattin des Bayernherzogs Odilo: 328
Himiltrud, Fränkin, illegitime Gattin Karls d. Gr., Mutter des buckligen Pippin: 424, 502
Hinkmar von Reims, Erzbischof: 57, 396
Hiob (= Job), Gestalt im AT: 199, 206, 207, 208
Hippolyt von Rom, Bischof: 205
Hitherius, Kanzler Karls d. Gr.: 433
Hitler, Adolf: 36, 393, 413, 441, 477
Hlawitschka, E.: 437
Hoensbroech, SJ, P. Graf von: 391
Homobonus, Subdiakon: 100
Honoratus von Mailand, Erzbischof: 109
Honorius I., Papst (625–638): 336, 338, 339, 340, 397
Honorius von Augustodunum, Scholastiker des frühen 12. Jahrhunderts: 408
Hormisdas, hl., Papst (514–523): 58, 396
Hotz, W.: 401
Hrodgaud von Friaul, Herzog: 436
Hruotland (= Roland), Markgraf: 467
Hubert von Lüttich, hl., Bischof: 264
Hugbert von Tongern und Löwen: 44
Hugdietrich, Sagenname von Theuderich I.: 81
Hugo, Abt des Klosters Saint-Martin in Autun: 225
Hugo von Rouen, Erzbischof, Bischof von Paris und Bayeux, Abt von St-Wandrille und Jumièges: 305
Huizinga, Johan: 11
Hümmeler, Hans: 283
Hunald, Vater des Herzogs Waifar von Aquitanien: 484
Hutten, Ulrich von, deutscher Humanist (1488–1523): 412

Ibba, Befehlshaber des Ostgotenkönigs Theoderich: 73

Iduberga *siehe* Itta
Ingoberga, von Charibert I. verstoßene merowingische Königin: 116
Ingunde, Gattin Chlotars: 98, 99
Ingunde, katholische Tochter König Sigiberts I. von Metz und der Brunichild, seit 579 verheiratet mit dem Westgoten Hermenegild: 143, 144, 145, 147
Injuriosus, hl.: 99
Innozenz III., Papst (1198–1216): 384, 409
Irenäus von Lyon, lateinischer Kirchenlehrer: 44
Irmin, sächsischer Gott 461
Irmina von Oeren bei Trier, Äbtissin, Gönnerin des hl. Willibrord, wahrscheinlich Mutter von Plektrud, Pippins II. Frau: 296
Isacius, Exarch von Ravenna: 336, 340
Isichius von Vienne, Erzbischof: 58
Isidor von Sevilla, hl., Bischof, ein Onkel Hermenegilds, Kirchenlehrer: 28, 139, 140, 142, 144, 146, 147, 148, 150, 151, 274
Italica, Gattin des Ex-Mönchs Venantius: 169
Itta (= Iduberga), hl., Gattin des hl. Arnulf, Mutter Grimoalds: 232, 283

Januatius von Calaris, Erzbischof, Metropolit Sardiniens: 170, 175
Jarnut, J.: 348
Jesaias, Prophet im AT: 336
Jesus (Christus): 16, 29, 42, 54, 76, 159, 164, 176, 177, 178, 193, 195, 204, 205, 206, 207, 211, 212, 215, 216, 267, 274, 283, 301, 338, 373, 379, 387, 397, 398, 446, 460, 487. *Siehe auch* Christus
Jesabel (Jezabel), Gattin des Königs Ahab im AT: 41, 285
Jezid (Yazid) II., omaijadischer Kalif (720–724): 353
Job *siehe* Hiob
Johannes III., Papst (561–574): 270
Johannes IV., Papst (640–642)
Johannes IV., der «Faster», «ökumenischer» Patriarch von Konstantinopel (582–595): 161, 162, 163, 164, 224
Johannes XIII., Papst (965–972): 402
Johannes XV., Papst (985–996): 403
Johann[es] XIX., Papst (1024–1032): 19
Johannes der Täufer: 216
Johannes von Biclaro, Bischof: 146
Johannes «der Stummelfinger», Diakon: 176, 410f.
Johannes, Herzog, Bruder Papst Stephans III.: 425
Johannes, magister militum: 133
Johannes, päpstlicher Notar: 179
Johannes Chrysostomos, hl., Erzbischof, Kirchenlehrer: 20, 395
Johannes Diakonus (Hymmonides), Biograph Gregors I., d. Gr.: 155
Johannes von Prima Justiniana, Erzbischof: 188
Johannes, ein Religiosus: 172
Johannes Klimakus, Mönch: 171
Johannes Lurion, Subdiakon: 355
Johannes von Salisbury, Bischof von Chartres, englischer Scholastiker (1176–1180): 203, 204
Johannes von Salzburg, Bischof: 321
Johannes von Synnada, Metropolit: 353
Jonas von Bobbio, Mönch, Verfasser einer Kolumban-Vita: 41, 43, 229, 263
Jordanes, antipäpstlicher Chartular: 355
Julian (Apostata), römischer Kaiser (361–363): 43
Julian von Toledo, hl., Erzbischof: 274
Jupiter, römischer Gott: 38, 43, 46, 54, 204
Justinian I., d. Gr. byzantinischer Kaiser (527–565): 65, 94, 95, 105, 107, 140, 160, 162, 186, 187, 251, 445
Justinian II., byzantinischer Kaiser (685–695, 705–711): 350
Justinos II., Kaiser Justinians I. Neffe: 107
Justus, Mönch, Arzt im Andreaskloster: 169

Kahl, H.-D.: 462
Kalckhoff, A.: 487
Kallinikos von Baalbek, Erfinder des «griechischen Feuers»: 303
Kantzenbach, F. W.: 391
Karl, ältester Sohn Karls d. Gr.: 18
Karl I., der Große: 17, 56, 234, 237, 261, 292, 297, 313, 372, 375, 376, 381, 384, 397, 401, 402, 405, 407, 412, 413–506
Karl II., der Kahle, westfränkischer König (seit 843), Kaiser (875–877): 411
Karl III., der Dicke, ostfränkischer König (seit 876), Kaiser (881–888): 411
Karl V., deutscher Kaiser (1519–1556): 165
Karlmann, sel., Sohn Karl Martells, Bruder Pippins III., Halbbruder von Grifo (715–754): 311, 326, 328, 331, 369–370, 371, 372, 373, 375, 385, 464
Karlmann, Sohn Pippins III., jüngerer Bruder Karls d. Gr. (751–771): 376, 384 f., 420, 421, 424, 425, 426, 427, 429, 430, 431, 433, 502
Karl Martell (Karl «der Hammer», Carolus Martellus, Tudes, Tudites), Sohn Pippins II., des Mittleren, mit dessen Nebenfrau Chalpaida, Großvater Karls d. Gr. (689–741), Hausmeier seit 714: 233, 253, 264, 270, 292, 297–300, 304, 305, 306, 310, 311, 312, 313, 319, 321, 328, 331, 365, 366, 367, 369, 375, 376, 379, 381, 382, 426, 457, 460
Karpf, E.: 461
Kavadh Scheroë (Siroës), Sohn des persischen Königs Chusrau II.: 337
Kawerau, Peter: 56, 382
Keller, H.: 160, 398
Kelly, John: 369, 433, 449
Khadidscha, Ehefrau des Propheten Mohammed: 301
Klebel, E.: 482, 489
Klef, Nachfolger Alboins: 108, 112
Klemens (Clemens), apostolischer Gründer von Metz: 399
Kober, F.: 18
Kolumban (Columbanus), d. J., hl., irischer Missionar und Kirchenschriftsteller (543–615): 41, 42, 193, 229, 335
König, K.: 307
Konrad II., deutscher König (seit 1024) und Kaiser (1027–1039): 19
Konrad, der Pfaffe (= Konrad von Regensburg), mittelhochdeutscher Dichter des 12. Jahrhunderts: 467
Konstans II., byzantinischer Kaiser (641–668): 303, 341, 344, 345, 346, 354
Konstantin I., d. Gr., römischer Kaiser (306–337): 21, 55, 57, 60, 61, 74, 76, 77, 150, 189, 200, 380, 389, 406, 407, 408, 409, 411, 439, 450, 505
Konstantin II., Papst (767–768): 416, 418, 419
Konstantin IV., Sohn des ermordeten byzantinischen Kaisers Konstans II.: 346
Konstantin V. (Ikonoklastes, Kopronymos, Caballinus), Sohn und Nachfolger des Kaisers Leo III. (741–776): 353, 357, 364, 378
Konstantin, Patriarch: 358
Konstantin, Bruder des Herzogs Toto von Nepi, Nachfolger Pauls I. als Papst (767–768): 416, 418, 419
Konstantin von Nakoleia, Bischof: 352
Konstantina (= Constantina), byzantinische Kaiserin: 160, 176, 194, 216
Konstantius von Mailand, Diakon, dann Bischof ebendort: 193
Konstantius III., römischer Kaiser (†421): 198
Kötzsche: 504
Kraft, Heinrich: 155
Kühner, H.: 177, 420
Kunibert von Köln, Bischof (623–663), Erzieher Dagoberts I. und Sigiberts II.: 221, 234, 235, 236, 279–282
Kunimund, Gepidenkönig: 105, 106, 108
Kybele, phrygische Göttin: 28
Kyriakos, hl., «ökumenischer» Patriarch von Konstantinopel: 164

Lambert, hl., Märtyrer: 298
Lambert von Maastricht, Bischof: 268
Lasko, P.: 241, 260
Landbert von Lyon, Erzbischof: 44
Lantechilde, Schwester Chlodwigs I.: 56
Laurentius, hl.: 216, 217, 447
Laurentius, Erzdiakon: 169
Leander von Sevilla, hl., Bischof, Metropolit; Onkel Hermenegilds: 144, 145, 150, 151
Lecho, Böhmenherzog: 493
Leo I., d. Gr., hl., Papst (440–461): 157, 218
Leo II., hl., Papst (682–683): 339
Leo III., hl., Papst (795–816): 17, 446–451, 494 f., 501
Leo III., der Isaurier, byzantinischer Kaiser (717–741): 350, 354, 357, 358
Leo VII., Papst (936–939): 396
Leo VIII., Papst (963–965): 417
Leo IX., hl., Papst (1049–1054): 408
Leo XIII., Papst (1878–1903): 23
Leo von Ravenna, Erzbischof: 327, 428, 431, 441
Leo von Vercelli, Bischof: 409
Leoba, Äbtissin in Tauberbischofsheim: 316
Leodegar von Autun (= Leudegarius), Bischof: 233, 286–291, 292
Leontia, oströmische Kaiserin, Gattin des Phokas: 194, 195
Leontius, Dux: 177
Leontius von Bordeaux, Bischof: 92
Leowigild, Bruder und Nachfolger Liuwas I., Westgotenkönig (568 bis 586): 140–152
Leubovera, Äbtissin im Kloster Sainte-Croix in Poitiers: 271, 272
Leudegarius *siehe* Leodegar
Leudegasius von Mainz, Bischof: 224, 227, 228, 230
Leudesius, Sohn des neustrischen Hausmeiers Erchinoald, Hausmeier in Austrien: 285, 289
Leudemund von Sitten, Bischof: 230, 231
Leunast, Erzdiakon von Tours: 276
Leuthari, Alemannenherzog: 280 f.
Levison, Wilhelm: 296, 394, 403
Liberius, Papst (352–366): 344
Liudger, hl., friesischer Missionar, 1. Bischof von Münster (Westf.): 469, 475
Liutgard, nach Fastrada die vierte Ehefrau Karls d. Gr.: 502
Liuthard, fränkischer Bischof: 198, 200
Liutpert, Sohn Cunincperts: 348
Liutperga, Tochter des Langobardenkönigs Desiderius, Gattin von Herzog Tassilo III.: 330, 421, 484
Liutprand, Sohn des Königs Ansprand, Langobardenkönig (712–744): 348, 349, 363–369, 377, 378
Liutwin von Trier, Bischof: 264
Liuwa (Leowa) I., Bruder Leowigilds, Westgotenkönig (567–568): 140
Lopez, Robert: 394
Lortz, Joseph: 307, 323, 327
Lothar I., Sohn Ludwigs des Frommen, fränkischer Kaiser (840–843): 17, 396
Löwe, H.: 52, 463, 504
Ludwig der Fromme, Sohn Karls d. Gr., deutscher Kaiser (814–840): 396, 403, 467, 474, 496
Ludwig (IV.), das Kind, der letzte deutsche Karolingerkönig (900–911): 401
Ludwig von Thüringen, Landgraf: 401
Lukas, hl., Evangelist: 216
Lul von Mainz, Bischof: 326
Lupus von Sens, hl., Bischof: 43, 44
Lupus von Troyes, Bischof: 69

Macco, Graf von Poitiers: 272
Magnachar, fränkischer Magnat: 116, 130
Madelgarius von Laon, Bischof: 326
Magnatrude, Bischofsgattin: 269
Maier, Franz Georg: 195
Majoran[us], Julius, weströmischer Kaiser (457–461): 252
Makarios von Antiochia, Patriarch: 338, 397
Malchus, Bischof, Rektor (d. h. Güterverwalter) in Dalmatien: 167, 168
Maldra, Suebenkönig: 141, 142
Mango, C.: 337, 352

Mann, Thomas: 335, 396
Marachar von Angoulême, Bischof: 266, 268
Marcatrude, Tochter des Magnachar, Gattin des Königs Guntram von Orléans: 116
Marcovefa, erst Nonne, dann die dritte Gattin des Königs Charibert I.: 116
Maria, hl., Mutter Jesu: 196, 210, 212, 350, 357, 387
Markus der Evangelist, hl., Apostelschüler: 216
Martianus von Arles, Bischof: 243
Martin I., hl., Papst (649–653): 42, 224, 275, 281, 342, 343, 344, 345, 346, 354
Martin, dux der Champagne, austrischer Herzog: 269, 292, 293
Martin[us] von Tours, hl. (316–397): 33, 43, 44, 70, 71, 73, 76, 89, 93, 99, 304
Martina, byzantinische Kaiserin: 341
Maternus von Köln, hl., Bischof, angeblich Petrusschüler: 27
Maurikios, byzantinischer Kaiser (582–602): 16, 133, 160, 161, 172, 173, 186, 187, 194, 195, 197, 216
Maurisio von Perusia, Herzog: 190
Maurus, hl., Schüler des hl. Benedikt: 211
Maurus, Militärbefehlshaber: 176
Maxentius, Marcus Aurelius Valerius, römischer Kaiser (306–312): 55
Maximilian I., deutscher Kaiser (1493–1519): 402
Maximin, hl.: 40
Maximilian, fiktiver Heiliger zur Zeit Kaiser Ottos II.: 396
Maximos, «der Bekenner» (= Maximus Confessor), Mönch: 341, 342, 344, 345
Maximus von Salona, Bischof: 368
Mayer, Theodor: 375 f.
Medardus, Schutzheiliger des merowingischen Königshauses: 99, 118
Meginhard, Mönch in Fulda: 405
Melantius von Rouen, Bischof: 266
Melchisedech, König von Salem im AT: 100
Mellitus, Abt in, dann Bischof von London: 200, 201
Menzet: 445
Mercurius (Merkur), römischer Gott: 38, 43, 46
Meroflede, zweite Gattin des Königs Charibert I.: 116
Merovech (Merowech), Sohn König Chilperichs I.: 119, 122–124, 228, 229
Merowech, Stammvater der Merowinger: 50, 51
Messalina, Valeria, wegen ihrer Sittenlosigkeit berüchtigte römische Kaiserin (25–48): 118
Meuthen, Erich: 503
Meyer, O.: 401
Mezezios, ein Armenier, byzantinischer Gegenkaiser: 346
Michael I., byzantinischer Kaiser (811–813): 17, 451
Michael von Ravenna, Bischof: 419
Milo von Trier und Reims, Bischof, enger Freund Karl Martells: 264, 270, 331
Minerva, römische Göttin: 43
Miro, katholischer Suebenkönig: 145
Misch, Jürgen: 29, 159
Moawijah I., omaijadischer Kalif (660–680): 303
Mohammed ibn Abdallah, der Prophet Allahs, Stifter des Islams: 300 ff., 339, 465
Mollat, M.: 490
Mommsen, Th.: 157
Montgomery of Alamein, Bernard Law Viscount (1887–1976): 107
Moses, jüdischer Gesetzgeber im AT: 301
Mühlbacher, Engelbert: 118, 232, 304, 366, 373, 404, 466
Mussolini, Benito: 393

Naegle, August: 458
Nanctus, katholischer Abt aus Afrika: 143
Nanthilde, Gattin des Königs Dagobert I.: 234, 238

Nanthin, Graf: 266
Napoleon I., Kaiser der Franzosen: 413, 505
Narses, Feldherr, Statthalter des Kaisers Justinian I. (478–573): 101, 105, 126, 133, 160, 164
Natalis von Salona, Erzbischof: 167, 168
Nepos, Julius, weströmischer Kaiser (474–475): 68
Nero, Claudius Caesar Drusus Germanicus, römischer Kaiser (54–68): 124, 263
Nestorius, Patriarch: 19
Neuss, Wilhelm: 307
Nicasius von Angoulême, Bischof: 127
Nicetius von Lyon, hl., Bischof, mütterlicherseits Großonkel des Gregor von Tours: 257, 270
Nicetius von Trier, hl., Bischof, Metropolit: 59, 60, 112, 249, 250
Nicomachus Flavianus, praefectus praetorio: 35
Nietzsche, Friedrich: 18
Nikephoros, Patriarch von Konstantinopel: 349, 351, 417
Niketas, Patriarch: 358
Nikolaus I., Papst (858–867): 21, 402
Nithard, illegitimer Sohn Abt Angilberts von Saint-Riquier mit Bertha, der Tochter Karls d. Gr.: 499
Nitzsch: 224
Nonn, U.: 304
Nonnosus, Prior im Kloster auf dem Berg Soracte bei Rom: 211
Norbert, neustrischer Hausmeier: 294
Nothelm von Canterbury, Erzbischof: 400
Notker der Stammler (= Monachus Sangalliense), Mönch in Sankt Gallen: 494, 504
Nový, R.: 371, 494

Odilbert von Mailand, Bischof: 504
Odilia, hl.: 267
Odilo, bayrischer Herzog: 319, 321, 328, 329, 330, 481
Odin, germanischer Gott: 34, 46
Oediger, F. W.: 40, 399
Oexle, O. G.: 379
Ohnsorge, W.: 451
Oediger, F. W.: 40, 399
Olaf II., der Heilige, norwegischer König (1015–1028): 18
Olympios, Exarch: 343
Omar I., Kalif (634–644): 302, 303
Ommatius von Tours, Bischofssohn, Bischof: 258
Orlandis, J.: 262
Orosius, lateinischer Kirchenschriftsteller (um 400): 35, 36
Osred, König von Northumbrien: 314
Otloh von St. Emmeram zu Regensburg (um 1010–um 1070): 397
Othman, Kalif (646–656): 303
Otmar, Abt von Sankt Gallen: 326
Otto I., d. Gr., deutscher König (seit 936) und Kaiser (962–973): 18, 505
Otto II., deutscher König (seit 961) und Kaiser (967–983): 396
Otto III., deutscher König (seit 983) und Kaiser (996–1002): 401, 409, 410 f.
Otto, austrischer Rebell: 280 f.

Palanque, J.-R.: 339
Palatina, Witwe des Urbicus: 182
Palatinus, Bruder des späteren Papstes Gregor I.: 161
Palladius von Saintes, Bischof: 127
Palladius, Graf: 266
Pantaleo, Präfekt in Afrika: 173
Parthenius, Finanzminister Theudeberts I.: 96
Parthenius von Javols, Bischof: 266
Paschalis II., Papst (1099–1118): 400
Paschalis, Neffe Papst Hadrians I., Primicerius: 428, 447
Paschalis III., Gegenpapst (1164–1168): 504
Passivus, Bruder von Herzog Toto: 418
Pateria, Tante des Papstes Gregor I.: 182
Paul I., Papst (757–767): 330, 378, 383, 389, 415, 416
Paul VI., Papst (1963–1978): 41
Paul Afiarta, päpstlicher Kammerherr: 424 f., 428

Paulinus, Patriarch von Aquileja: 109, 327, 491, 499
Paulinus von Nola, hl., Bischof und lateinischer Dichter: 209
Paulus, hl., Apostel: 202, 216, 217, 274, 352, 363, 380, 410
Paulus II., Patriarch: 342, 343
Paulus, Exarch: 355, 356
Paulus, comes: 51, 67
Paulus, Bischof: 230
Paulus Diakonus, langobardischer Geschichtsschreiber (720–799): 105, 111, 133, 134, 193, 220, 232, 294, 304, 348, 349, 363, 366, 367, 428
Paulus von Konstantinopel, Patriarch: 338
Paulus von Narbonne, Bischof: 243
Perctarit, Sohn von König Aripert I., Langobardenkönig (671–688): 347
Pelagius I., Papst (556–561): 100, 101, 217
Pelagius II., Papst (579–590): 131, 132, 133, 135, 158, 160, 162, 217
Petasius *siehe* Tiberius Petasius
Peter, Schüler des Papstes Gregor I.: 220
Peter, Sankt, *siehe* Petrus, hl.
Peter, Rektor von Sizilien: 165
Petri: 464
Petrus, hl., (= Sankt Peter), Apostel: 23, 35, 42, 88, 164, 165, 166, 180, 185, 196, 202, 209, 210, 211, 213, 215, 216, 217, 218, 224, 292, 294, 312, 328, 335, 339, 354, 356, 363, 365, 366, 369, 371, 375, 379, 380, 381–389, 405, 406, 410, 422, 423, 425, 426, 429, 433, 434, 439, 440, 446, 448, 461
Petrus, Diakon, Bruder des hl. Gregor: 267
Petrus, Abt in einem Kloster bei Canterbury: 202
Petrus Diakonus, Bibliothekar und Archivar im Kloster Montecassino im 12. Jh.: 404
Petrus von Konstantinopel, Patriarch: 338
Petrus, dux: 356
Pfister, Friedrich: 249
Philipp, römischer Priester, Papstprätendent: 417f.
Phokas (Phocas), byzantinischer Kaiser (602–610): 172, 194–196, 197, 218, 219, 224, 335, 336, 337
Photius von Konstantinopel: 417
Phronimius von Agde, Bischof: 143
Pilgrim von Passau, Bischof: 396
Pilitrud, Herzogin, Gattin Grimoalds: 319
Pippin I., der Ältere, Hausmeier in Austrien seit 622; gestorben 640: 18, 35, 221, 228, 231, 232, 233, 234, 279 ff., 292
Pippin II., der Mittlere, Enkel Pippins I., des Älteren, Hausmeier in Austrien, dann im ganzen Frankenreich, Vater Karl Martells; gestorben 714: 226, 233, 253, 282, 292–295, 296, 297, 298, 305, 310, 311, 319
Pippin III., der Jüngere oder der Kurze (741–768), Sohn Karl Martells, Bruder Karlmanns und Grifos; verheiratet mit Bertrada, Vater Karls d. Gr. und Karlmanns: 328, 329, 330, 366, 369, 370, 371–377, 379, 380, 381, 383–389, 391, 401, 405, 412, 415, 416, 420, 421, 426, 428, 429, 430, 431, 433, 436, 439, 441, 453, 464, 474, 481
Pippin, Unterkönig von Italien, ältester, aber unehelicher, buckliger Sohn Karls d. Gr. und der Fränkin Himiltrud: 440, 444 f., 475, 487, 488, 491, 502
Pirenne, Henri: 300
Pirmin, Bischof: 299, 306
Pius I., Papst (140–155): 400
Pius XI., Papst (1922–1939): 393, 396
Pius XII., Papst (1939–1958): 151
Plektrud (= Plectrudis), Tochter des späteren Bischofs Hugobert von Maastricht, Gattin Pippins II.: 294, 298
Pontal, Odette: 72, 87, 253, 260
Poppo von Aquileja, Patriarch: 19
Praetextatus von Rouen, Erzbischof, Metropolit: 119, 122, 257, 266
Pribilla, SJ, Max: 36

Principius, hl., Bischof von Soissons: 57, 58
Prinz, F.: 245, 246, 256
Priscus von Lyon, Bischof: 266
Priscus, General neben Narses: 160
Proculus von Tours: 258
Proculus, ein Priester: 82
Proculus, ein Geistlicher in Marseille: 265
Prokop, byzantinischer Geschichtsschreiber (500–562): 94, 349
Prosper Tiro, Mönch in Marseille: 28
Protadius, burgundischer Hausmeier: 230
Protasius, hl.: 159
Prudentius [Clemens], aus Spanien stammender christlicher Hymnendichter (348–405): 147
Pseudo-Dionysius: 345
Ptolemaios, Klaudios, griechischer Geograph und Mathematiker (Mitte des 2. Jh.s n. Chr.): 455
Pyrrhos I. von Konstantinopel, Patriarch: 338, 341, 342

Quintianus von Rodez, Bischof; später Bischof von Clermont: 69, 82, 92
Quirin, fiktiver Heiliger zur Zeit Ottos II.: 396

Radbod, Herzog, später König der Friesen: 295, 297, 310
Radegunde, hl., thüringische Fürstin: 40, 90, 91, 249, 271, 272
Radulf, Thüringerherzog: 280 f.
Raganfred, neustrischer Hausmeier: 298
Ragnachar von Cambrai, König: 52, 53, 75
Ragnemond von Paris, Bischof: 119, 125, 264
Rahner, Karl: 44
Rainald von Dassel, Kanzler Kaiser Friedrichs I. Barbarossa: 504
Ramos-Lisson, D.: 262
Ranimir, Nachfolger des Vinzenz von León: 398
Ranke, Leopold von: 450, 468, 472, 491, 505
Rantgar, ein Friese, Mörder: 298
Ratchis, Langobardenkönig (744 bis 749): 368 f., 377, 378
Rau, R.: 332
Rauching, Herzog: 130
Rechiar, katholischer Suebenkönig: 66
Rechiar, Suebenkönig (448–456): 141
Rechila, heidnischer Suebenkönig (441–448): 398
Reginbald von Chiusi, Herzog: 436
Regino von Prüm, Abt: 371
Reindel, K.: 321
Rekkared I., Sohn Leowigilds, ab 572 mit seinem Bruder Hermenegild Mitregent, Westgotenkönig (586 bis 601): 134, 135, 140–153, 179, 216
Remigius von Reims, hl., Bischof: 52, 53, 54, 56–59, 76, 249, 396
Remismund, Sohn des Suebenkönigs Maldra: 142
Reolus von Reims, Bischof, Metropolit: 269, 292, 293
Reto, ein Gott: 316
Reuter, Timothy: 307
Richar, Bruder von König Ragnachar: 75
Richards, Jeffrey: 15, 30, 111, 155, 176, 177, 182, 185, 195, 202, 205, 210, 221, 224
Riché, Pierre: 490, 494
Rignomer, Bruder von Richar und Ragnachar: 75
Rigunthe, Tochter der Fredegunde und des Königs Chilperich von Soissons: 119, 127
Riold, Gegner des Bischofs Lambert von Maastricht: 268
Roland *siehe* Hruotland
Romanos, General, byzantinischer Exarch in Ravenna: 187, 192
Romistan, ein Aquitanier, Onkel Waifars: 373
Romuald, Herzog von Benevent: 346
Romuald, Sohn von Arichis, Bruder von Grimoald: 442–444
Romula, hl.: 217
Rosa, Peter de: 204

Rosamund (Rosemund), Tochter Kunimunds, Gattin Alboins: 106, 108
Rost, Hans: 11
Rotharit, Herzog von Bergamo: 348
Rotrud, bayrische Prinzessin, Tochter Tassilos III. und der Liutberga: 484
Rotrudis, Tochter des Langobardenkönigs Ratchis: 369
Rückert, H.: 257, 265
Rudolf von Fulda, Abt: 405, 455
Rudolf von Schwaben, erster Gegenkönig Heinrichs IV.: 408
Rufin [Tyrannius], lateinischer Kirchenschriftsteller (345–411): 21
Rüger, Leo: 11
Ruricius von Limoges, Bischof: 96
Rustikus von Cahors, Bischof: 268

Sabaudus von Arles, Bischof: 118
Sabinianus, Papst (604–606): 163, 335
Sacerdos, hl., Bischof, Onkel und Vorgänger Gregors von Tours: 270
Sagittarius von Gap, Bischof: 127, 128, 267, 269, 270
Sales Doye, Franz von: 88
Salomon, König im AT: 237
Salonius von Embrun, Bischof und Mörder: 267, 269, 270
Samo, fränkischer Kaufmann, Begründer des ersten Slawenreiches: 236, 457
Samson, Sohn der Fredegunde und des Königs Chilperich von Soissons: 119
Satan, Anführer der rebellierenden Engel: 211 ff.
Saturninus von Toulouse, Bischof: 243
Saturnus, römischer Gott: 41
Savarich (Savaricius) von Auxerre, Bischof: 233, 267
Saxnot[h], sächsischer Gott: 461, 463
Scheibelreiter, Georg: 246, 255, 273
Scherr, Johannes: 14
Schieffer, T.: 40, 250, 313, 457
Schiller, Friedrich: 218
Schlesinger, Walter: 407, 458, 482
Schmid, K.: 423
Schmidt, K. D.: 32, 62, 69
Schöffel, SJ, J. B.: 453
Schramm, Percy Ernst: 218, 309
Schreiner, Josef: 394, 395
Schubert, Hans von: 434
Schultze, Victor: 57, 60, 97, 99, 244, 464
Schulze: 81
Schwaiger, G.: 218, 374, 391
See, K. von: 31
Segga, Graf: 149
Sekundus (Secundus), Mönch, Berater der Langobardenkönigin Theudelinde: 193
Semmler, Josef: 327
Seppelt, Franz Xaver: 21, 155, 168, 177, 200, 206, 218, 336, 374, 391, 419, 431, 444
Sergius I., hl., Papst (687–701): 296, 348
Sergius, Hofpatriarch von Konstantinopel: 337, 338, 339, 343
Sergius, päpstlicher Beamter, Saccelarius, Sohn des Primicerius Christophorus: 417, 425
Sergius, Presbyter, päpstlicher Legat: 35, 328, 329
Sergius, oströmisch-kaiserlicher Stratege in Sizilien: 357
Sergius von Ravenna, Bischof: 419
Severian, Präfekt: 397
Severianus, Befehlshaber in der Carthaginiensis: 143
Severin von Köln, Bischof: 27
Severinus, Papst (640–642): 340
Severus von Aquileja, Erzbischof: 172
Severus, ein Priester, der Tote erwecken konnte: 211
Sidonius Apollinaris (eigtl. Gaius Sollius Modestus Apollinaris Sidonius), Vater von Bischof Apollinaris: 64, 67, 71, 252
Sidonius von Mainz, Bischof: 27, 326
Sidonius von Passau, iroschottischer Mönchsbischof: 329
Siemers, Clemens: 368
Sigerich, Nachfolger Athaulfs, katholischer König der Westgoten (415): 66
Sigerich, ältester Sohn des Burgunderkönigs Sigismund aus erster Ehe;

arianischer Prinz, konvertierte 516/517 zum Katholizismus: 83
Sigibert I. von Reims; dritter Sohn von Chlotar I., Merowingerkönig (561 bis 575): 116, 117, 118, 119–126, 140, 143, 485
Sigibert, Regulus (= Kleinkönig) in Köln: 55, 74, 75
Sigibert II., Urenkel Brunichilds, ältester Sohn des Königs Theuderich (II.) von Austrien und Burgund: 228
Sigibert III., hl., Sohn Dagoberts I.: 234, 238, 279, 281, 283
Sigimund von Mainz, Bischof: 224
Sigiprand, Sohn Ansprands: 348
Sigismund, hl.: 98
Sigismund, deutscher König (seit 1410) und Kaiser (1433–1437): 235
Sigismund, Sohn Gundobads, seit 501 Unterkönig in Genf anstelle Godegisels (516–523): 64, 83–86
Sigrada, Mutter des hl. Leodegar: 291
Silverius, hl., Papstsohn und Papst (536–537): 96
Silvester I., hl., Papst (314–335), 406, 408, 434
Silvester II., Papst (999–1003): 409
Silvia, die Mutter Papst Gregors I.: 158
Simplicius von Autun, Bischof: 28
Sindpert von Regensburg, Bischof: 487
Sirivald, Gegner seines späteren Mörders Syagrius: 266
Siroës *siehe* Kavadh Scheroë
Sisbert, Westgotenherzog: 145
Sisebut, Westgotenkönig: 152
Sixtus V., Papst (1585–1590): 146
Smaragdos, Exarch von Ravenna: 172, 187
Sombart, Werner: 31
Sophronius, Mönch, Patriarch von Jerusalem: 338, 340, 341
Southern, R. W.: 39
Speyer, Wolfgang: 394
Sprandel, R.: 249, 259
Sprigade, K.: 483
Staubach, N.: 59
Stefan von Dor, Bischof: 340, 342
Steinbach, F.: 313, 458
Stephan I., der Heilige, ungarischer König (997–1038): 492
Stephan II., hl., Papst (752–757): 361, 374, 378, 380–386, 391, 415, 428, 429, 433, 436, 439, 448
Stephan III., Papst (768–772): 418, 420 bis 426
Stephan von Lyon: 64
Stephan von Neapel, Bischof: 419
Stephanos vom Auxentiosberg, Abt: 358
Stern, L.: 255
Stilicho, Flavius, weströmischer Heermeister und Staatsmann (365–408): 198
Stonner, Anton: 25
Störmer, W.: 237, 330, 431, 489
Stratmann, F. M.: 155, 177, 197, 218
Stuffo, ein Gott: 316
Stuiber, Alfred: 206
Sturmi von Fulda, Abt: 326, 460 f., 469, 473
Suavegotho, Tochter Sigismunds, Gattin von Theuderich I.: 85
Suleiman Ibn al-Arabi, Statthalter von Barcelona und Gerona: 466 f.
Sulpicius von Bourges, Bischof: 230
Sulpicius Severus, lateinischer Historiker, Biograph des hl. Martin von Tours: 43
Sunna von Mérida, Bischof: 149, 152
Swanahilt, Nichte der bayrischen Herzogin Pilitrud, zweite Gattin Karl Martells, Mutter Grifos: 319, 369, 373
Syagrius, letzter römischer Statthalter in Gallien (430–487): 51, 53, 75, 116
Syagrius von Autun, hl., Bischof: 128, 225, 265
Syagrius, Sohn des Bischofs Desideratus von Verdun, Mörder Sirivalds: 266
Symmachus, hl., Papst (498–514): 84, 354, 396
Symphorian, hl., Märtyrer, Stadtheiliger von Autun: 287

Tabacco, G.: 347

Tacitus, Cornelius, römischer Historiker: 455
Taio von Saragossa, Bischof: 207
Tarasius, Geheimsekretär der byzantinischen Kaiserin Irene, Patriarch von Konstantinopel: 417
Tāriq ibn Ziyād, arabischer Unterfeldherr, nach dem Gibraltar benannt ist: 304
Tarsilla, Nonne, eine Tante Gregors I.: 158
Tasia, Gattin des Langobardenkönigs Ratchis: 369
Tassilo I., Herzog von Bayern (ab 592): 319
Tassilo III., Sohn von Bayernherzog Odilo, mit 8 Jahren von Pippin III. zum Herzog von Bayern ernannt (749–788), der letzte Agilolfinger: 330, 421, 431, 481–484, 486, 491
Tato, Langobardenkönig (gestorben 512): 108
Tellenbach, G.: 331, 371, 376
Tertullian, lateinischer Kirchenschriftsteller (160–220): 208
Terwel, Bulgaren-Chan: 350
Teutpert, Bayernherzog: 349
Thecla, Äbtissin in Kitzingen und Ochsenfurt am Main: 316
Theodard von Maastricht, Bischof: 268
Theodat, primicerius, Konsul, Dux; Onkel Papst Hadrians I.: 428
Theodechilde, Tochter eines Schäfers, die vierte Gattin König Chariberts I.: 116
Theoderada, Gattin Ansprands: 348
Theoderich I., d. Gr., Ostgotenkönig (474–526): 18, 55, 70, 73, 83, 89, 90, 91, 92, 106, 185
Theoderich II., Westgotenkönig (453–466): 66, 141
Theodo, Sohn Tassilos III., Bayernherzog: 319, 320, 482, 484
Theodor I., Papst (642–649): 341, 342
Theodor, Bischof, Parteigänger von Papst Konstantin II.: 418
Theodor, Neffe Papst Hadrians I.: 428
Theodor Kalliopa, Exarch: 343
Theodor von Canterbury, Erzbischof: 295
Theodor von Chur, Bischof: 265
Theodoros von Ephesos, Bischof: 352
Theodorus von Marseille, Bischof: 127, 266
Theodorus von Tours, Bischof: 258
Theodosius I., d. Gr., römischer Kaiser (379–395): 27, 35, 77
Theodosius, Sohn und Mitregent des byzantinischen Kaisers Maurikios: 194, 198
Theodulf von Orléans, Bischof: 499, 503
Theoktista, Tochter des byzantinischen Kaisers Maurikios: 160
Theopert, Sohn von Tassilo III.: 484
Theophanes, Abt: 358
Theophanes Confessor: 349
Theudebert, Sohn Chilperichs von Soissons und Audovera: 120
Theudebert I., Sohn Theuderichs I., König in Reims (533–548): 90, 93 f., 96, 135, 252, 317
Theudebert II., Enkel Brunichilds, Sohn Childeberts II., König von Austrien (595–612): 42, 130, 199, 223, 227, 228, 231
Theudegisel, Westgotenkönig (548 bis 549): 139
Theudelinde, bayrische Prinzessin, verheiratet (589) mit dem Langobardenkönig Authari; schismatische / katholische Königin: 192, 193, 209, 318, 319, 347
Theuderich I., ältester Sohn Chlodwigs I. (mit einer Konkubine gezeugt), König von Reims (511–533): 40, 81 ff., 89, 90–93, 249
Theuderich II., Enkel Brunichilds, Sohn Childeberts II., Teilkönig in Burgund (595–613): 130, 199, 223, 227, 228, 229
Theuderich III., Sohn von König Chlodwig II. und Balthilde, Bruder von Chlotar II. und Childerich II., Nachfolger seines Bruders Chlotar II. als

König von Neustroburgund (673 bis 691): 284, 287, 288, 289, 292, 294
Theuderich IV., neustrischer Unterkönig (720–737): 299
Theuderich, Sohn des letzten Merowingerkönigs Childerich III.: 375
Theudis, Westgotenkönig (531–548): 139
Theudoald, illegitimer Sohn Grimoalds II.: 298
Theudobald, Alemannenherzog: 372
Theudulf, Diakon: 270
Thietmar von Walbeck, Bischof (1009 bis 1018): 401
Thiudigotha, Tochter des Westgotenkönigs Theoderich: 68
Thomas, Abt: 341
Thomas von Klaudioupolis, Metropolit: 352
Thorismund, älterer Bruder des Westgotenkönigs Theoderich (453–466): 66
Thompson, E. A.: 153
Tiberios II., byzantinischer Kaiser (578–582): 126, 131, 145, 160
Tiberius Petasius, italischer Thronprätendent: 356
Tiwas, sächsischer Gott: 461
Tolksdorf, M.: 245
Tomek: 490
Totila, Ostgotenkönig (541–552): 95
Toto, Herzog von Nepi: 416 ff.
Touts, T. F.: 395
Trajan[us], Marcus Ulpius, römischer Kaiser (98–117): 160
Transamund II. von Spoleto, Herzog, Rebell: 364, 365, 367

Udalrich von Dapfen, Abt: 404
Uldida von Toledo, arianischer Bischof: 149, 152
Ullmann, Walter: 376 f., 383, 405, 434
Ulmann, H.: 471
Umbolus, Langobardenherzog: 110
Urban II., sel., Papst (1088–1099): 408
Urbicus, ein Römer z. Zt. Papst Gregors I.: 182
Uro, domesticus: 280
Ursmar, hl.: 43
Ursula, hl.: 398
Ursus von Aquileja, Patriarch: 492
Uytfanghe, M. van: 283

Valentin, hl., Märtyrer: 481
Valentinian II., Flavius, römischer Kaiser (383–392): 27
Valla, Laurentius, italienischer Humanist (1407–1457): 412
Vedastus, hl.: 43
Velox, General, magister militum: 190, 191
Venantius, Patrizier aus Syrakus: 169
Venantius Fortunatus, Bischof von Poitiers, christlicher lateinischer Dichter (530–600): 91, 100
Veneranda, Konkubine König Guntrams: 116
Venus, römische Göttin: 43
Veranus von Cavaillon, Bischof: 227
Vergilius von Arles, Erzbischof: 225
Verus von Tours, Bischof: 69
Victor von Trois-Châteaux, Bischof: 270
Vigilius, Papst (537–555): 94, 96, 100, 101, 133, 204
Vigilius von Trient, hl., Bischof: 41
Vignier, Abbé Jérôme: 58
Viktor I., hl., Papst (189–199): 339
Vinzenz (Vincentius), hl., von Agen: 44, 92, 98, 129, 233
Vinzenz von León, hl., fiktiver Abt, Märtyrer: 398
Vinzenz von Saragossa oder Zaragoza oder Caesaraugusta, Erzmärtyrer: 99, 142, 152, 153
Virgil[ius] von Salzburg, iroschottischer Mönchsbischof (767–789): 329, 491
Vitalian I., Papst (657–672): 345, 346
Vitalian, General: 190
Viviana, Witwe des Felix: 182
Vivilo von Passau, Bischof: 321
Vogt, H. J.: 209, 214
Vollmann, B. K.: 248, 255
Voltaire, französischer Philosoph: 505
Volusianus von Tours, Bischof: 69

Waddo, Hausmeier der Prinzessin Rigunthe: 127
Waifar, Sohn von Hunald, Herzog von Aquitanien: 373, 416, 484
Waimar von der Champagne, Herzog: 289
Wala von Corbie, Abt; Vetter und Vertrauter Karls d. Gr.: 499
Waldarada, Langobardenprinzessin; Gattin König Chlotars I., verstoßen; dann Gattin des Bayernherzogs Garibald I.: 99, 319
Waldipert, italischer Priester, Rebell: 417, 418
Waldmüller, L.: 482
Wallace-Hadrill, J. M.: 280
Wallia, Westgotenkönig (415–418): 66
Walluc, Herzog in der Windischen Mark: 237
Walter, Johannes von: 479
Walterscheid, J.: 43
Wampach, Camill: 295, 297
Wand, N.: 313
Waratto, Nachfolger Ebroins im neustrischen Hausmeieramt: 293, 294
Warnachar, Hausmeier König Theuderichs II.: 227, 229
Warnehar, fränkischer Abt: 386
Welid I., Kalif (705–715); 303
Wetzer, H. J.: 69, 88
Welte, Bernhard: 69, 88
Wezel, ein Römer, Schüler Arnolds von Brescia: 411
Wichert von Verden, Bischof; Urenkel Widukinds: 474
Wido von St. Vaast und St. Wandrille, Abt: 366
Widukind, westfälischer Adliger: 468, 470, 472, 474, 475
Widukind von Corvey, Mönch: 462
Wildigern, Graf: 149
Wilfrid von York, Bischof: 295, 296
Wilhar von Sedunum, Bischof: 427
Wilhelm I. der Eroberer, englischer König (1066–1087): 24
Wilhelm von Corbeil, Erzbischof: 400
Willehad, hl., erster Bischof von Bremen: 469
Willibald von Mainz, Priester: 309, 331, 332
Willibrord, hl., Northumbrier, «Apostel der Friesen»: 296, 297, 306, 310, 370
Winfrid (Wynfreth) *siehe* Bonifatius
Winigis von Spoleto, Herzog: 448
Witte, K. 307
Wit[t]igis, Ostgotenkönig (536–540): 94, 95
Witzin, König der slawischen Obodriten: 476
Wodan (Wotan), germanischer Gott: 34, 325, 463
Wolf,.G.: 77
Wulfetrude, Äbtissin des Klosters Nivelle: 283
Wulfgunde, Gattin von König Dagobert I.: 234
Wulfilaich, Diakon: 40
Wulfoald, austrischer Hausmeier: 292
Wulfus, burgundischer Patricius: 230
Wynfreth (Winfrid) *siehe* Bonifatius

Yazdgard (Jezdegerd) III., der letzte persische König (632–651): 302

Zach, Franz: 79, 241
Zacharias, Papst (741–752): 210, 314, 320, 322, 323, 324, 326, 327, 328, 329, 357, 367, 368, 370, 371, 374, 375, 378, 380, 385, 405
Zephyrin, hl., Papst (198–217): 339
Zöllner, E.: 48, 96, 488
Zoroaster (Zarathustra), iranischer Religionsstifter: 337
Zotz, Th.: 59
Zwölfer, T.: 32, 34, 296, 313, 383

ÜBER DEN AUTOR

Karl Heinrich Leopold Deschner wurde am 23. Mai 1924 in Bamberg geboren. Sein Vater Karl, Förster und Fischzüchter, katholisch, entstammte ärmsten Verhältnissen. Seine Mutter Margareta Karoline, geb. Reischböck, protestantisch, wuchs in den Schlössern ihres Vaters in Franken und Niederbayern auf. Sie konvertierte später zum Katholizismus.

Karlheinz Deschner, das älteste von drei Kindern, ging zur Grundschule in Trossenfurt (Steigerwald) von 1929 bis 1933, danach in das Franziskanerseminar Dettelbach am Main, wo er zunächst extern bei der Familie seines Tauf- und Firmpaten, des Geistlichen Rats Leopold Baumann, wohnte, dann im Franziskanerkloster. Von 1934 bis 1942 besuchte er in Bamberg das Alte, Neue und Deutsche Gymnasium als Internatsschüler bei Karmelitern und Englischen Fräulein. Im März 1942 bestand er die Reifeprüfung. Wie seine ganze Klasse meldete er sich sofort als Kriegsfreiwilliger und war – mehrmals verwundet – bis zur Kapitulation Soldat, zuletzt Fallschirmjäger.

Zunächst fernimmatrikuliert als Student der Forstwissenschaften an der Universität München, hörte Deschner 1946/47 an der Philosophisch-theologischen Hochschule in Bamberg juristische, theologische, philosophische und psychologische Vorlesungen. Von 1947 bis 1951 studierte er an der Universität Würzburg Neue deutsche Literaturwissenschaft, Philosophie und Geschichte und promovierte 1951 mit einer Arbeit über «Lenaus Lyrik als Ausdruck metaphysischer Verzweiflung» zum Dr. phil. Einer im selben Jahr geschlossenen Ehe mit Elfi Tuch entstammen drei Kinder, Katja (1951), Bärbel (1958) und Thomas (1959 bis 1984).

Von 1924 bis 1964 lebte Deschner auf einem früheren Jagdsitz der Würzburger Fürstbischöfe in Tretzendorf (Steigerwald), dann zwei Jahre im Landhaus eines Freundes in Fischbrunn (Hersbrucker Schweiz). Seitdem wohnt er in Haßfurt am Main.

Karlheinz Deschner hat Romane, Literaturkritik, Essays, Aphorismen, vor allem aber religions- und kirchenkritische Geschichtswerke veröffentlicht. Auf über zweitausend Vortragsveranstaltungen hat Deschner im Laufe der Jahre sein Publikum fasziniert und provoziert.

1971 stand er in Nürnberg «wegen Kirchenbeschimpfung» vor Gericht.

Seit 1970 arbeitet Deschner an seiner großangelegten «Kriminalgeschichte des Christentums». Da es für so unruhige und beunruhigende Geister wie ihn keine Posten, Beamtenstellen, Forschungsstipendien, Ehrensolde, Stiftungsgelder gibt, war ihm die ungeheure Forschungsarbeit und Darstellungsleistung nur möglich dank der selbstlosen Hilfe einiger Freunde und Leser, vor allem dank der Förderung durch seinen großherzigen Freund und Mäzen Alfred Schwarz, der das Erscheinen des ersten Bandes im September 1986

noch mitgefeiert, den zweiten Band aber nicht mehr miterlebt hat, dann des deutschen Unternehmers Herbert Steffen.

Im Sommersemester 1987 führte Deschner an der Universität Münster einen Lehrauftrag aus zum Thema «Kriminalgeschichte des Christentums».

Für sein aufklärerisches Engagement und für sein literarisches Werk wurde Karlheinz Deschner 1988 – nach Koeppen, Wollschläger, Rühmkorf – mit dem Arno-Schmidt-Preis ausgezeichnet, im Juni 1993 – nach Walter Jens, Dieter Hildebrandt, Gerhard Zwerenz, Robert Jungk – mit dem Alternativen Büchnerpreis und im Juli 1993 – nach Sacharow und Dubček als erster Deutscher – mit dem International Humanist Award.

DAS LITERARISCHE WERK KARLHEINZ DESCHNERS

Die Buchveröffentlichungen in zeitlicher Reihenfolge:

1956 Die Nacht steht um mein Haus. Roman
1957 *Was halten Sie vom Christentum?* 18 Antworten auf eine Umfrage
1957 Kitsch, Konvention und Kunst. Eine literarische Streitschrift
1958 Florenz ohne Sonne. Roman
1962 Abermals krähte der Hahn. Eine kritische Kirchengeschichte von den Anfängen bis zu Pius XII.
1964 Talente, Dichter, Dilettanten. Überschätzte und unterschätzte Werke in der deutschen Literatur der Gegenwart
1965 Mit Gott und den Faschisten. Der Vatikan im Bunde mit Mussolini, Franco, Hitler und Pavelić
1966 *Jesusbilder in theologischer Sicht*
1966 *Das Jahrhundert der Barbarei*
1968 *Wer lehrt an deutschen Universitäten?*
1968 Kirche und Faschismus
1969 *Das Christentum im Urteil seiner Gegner, Band 1*
1970 *Warum ich aus der Kirche ausgetreten bin*
1970 *Kirche und Krieg. Der christliche Weg zum Ewigen Leben*
1971 Der manipulierte Glaube. Eine Kritik der christlichen Dogmen
1971 *Das Christentum im Urteil seiner Gegner, Band 2*
1974 Das Kreuz mit der Kirche. Eine Sexualgeschichte des Christentums
1974 Kirche des Un-Heils. Argumente, um Konsequenzen zu ziehen
1977 *Warum ich Christ/Atheist/Agnostiker bin*
1981 Ein Papst reist zum Tatort. Flugschrift
1981 Ein Jahrhundert Heilsgeschichte. Die Politik der Päpste im Zeitalter der Weltkriege, Band 1
1983 Ein Jahrhundert Heilsgeschichte. Die Politik der Päpste im Zeitalter der Weltkriege, Band 2
1985 Nur Lebendiges schwimmt gegen den Strom. Aphorismen
1986 Die beleidigte Kirche oder Wer stört den öffentlichen Frieden? Gutachten im Bochumer § 166-Prozeß
1986 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 1: Die Frühzeit – Von den Ursprüngen im Alten Testament bis zum Tod des heiligen Augustinus
1987 Opus Diaboli. Fünfzehn unversöhnliche Essays über die Arbeit im Weinberg des Herrn
1988 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 2: Die Spätantike – Von den katholischen «Kinderkaisern» bis zur Ausrottung der arianischen Wandalen und Ostgoten unter Justinian I.

1989 Dornröschenträume und Stallgeruch. Über Franken, die Landschaft meines Lebens
1990 Woran ich glaube
1990 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 3: Die Alte Kirche – Fälschung, Verdummung, Ausbeutung, Vernichtung
1991 Die Politik der Päpste im 20. Jahrhundert
1991 Der Anti-Katechismus. 200 Gründe gegen die Kirchen und für die Welt (mit Horst Herrmann)
1992 Der Moloch. Zur Amerikanisierung der Welt
1994 Die Vertreter Gottes. Eine Geschichte der Päpste im 20. Jahrhundert
1994 Argernisse. Aphorismen
1994 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 4: Frühmittelalter – Von König Chlodwig I. (um 500) bis zum Tode Karls «des Großen» (814)
1994 Was ich denke
1995 Weltkrieg der Religionen. Der ewige Kreuzzug auf dem Balkan (mit Milan Petrović)
1997 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 5: 9. und 10. Jahrhundert – Von Ludwig dem Frommen (814) bis zum Tode Ottos III. (1002)
1997 Oben ohne. Für einen götterlosen Himmel und eine priesterfreie Welt. Zweiundzwanzig Attacken, Repliken und andere starke Stücke
1998 Die Rhön. Heidnisches und Heiliges einer einsamen Landschaft
1998 Für einen Bissen Fleisch. Das schwärzeste aller Verbrechen
1999 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 6: 11. und 12. Jahrhundert – Von Kaiser Heinrich II., dem «Heiligen» (1002), bis zum Ende des Dritten Kreuzzugs (1192)
1999 Zwischen Kniefall und Verdammung. Robert Mächler – Ein gläubiger Atheist
1999 Memento! Kleiner Denkzettel zum «Großen Bußakt» des Papstes im Heiligen Jahr 2000
2002 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 7: Das 13. und 14. Jahrhundert – Von Kaiser Heinrich VI. (1190) zu Kaiser Ludwig IV. dem Bayern († 1347)
2003 Mörder machen Geschichte. Aphorismen
2003 Musik des Vergessens. Über Landschaft, Leben und Tod im Hauptwerk Hans Henny Jahnns
2004 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 8: Das 15. und 16. Jahrhundert – Vom Exil der Päpste in Avignon bis zum Augsburger Religionsfrieden

Bücher Karlheinz Deschners wurden und werden übersetzt ins Arabische, Chinesische, Englische, Französische, Griechische, Italienische, Niederländische, Norwegische, Polnische, Russische, Serbokroatische, Spanische.

FSC
www.fsc.org
MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen, Schweden.

Mit dem *Frühmittelalter* setzt Karlheinz Deschner die «Kriminalgeschichte des Christentums» fort: von der katholischen Taufe König Chlodwigs I. um 500 bis zum Tode Karls «des Großen» 814. Diese ersten dreihundert Jahre des Frühmittelalters waren eine Zeit des turbulenten Aufbruchs und Umbruchs, aber auch des Fortwurstelns, eine Zeit, wild und blutbefleckt wie kaum eine, und doch weihrauchgeschwängert, in der das Abendland, Europa, Deutschland entstehen.

www.rororo.de

ISBN 978-3-499-60344-0

9 783499 603440

€ 16.99 (D)
€ 17.50 (A)

KARLHEINZ DESCHNER

Kriminalgeschichte des Christentums

BAND 5
9. UND 10. JAHRHUNDERT

ZU DIESEM BUCH

Der Band beginnt im Jahre 814 mit dem Tod des später heiliggesprochenen Länderfressers und Massenschlächters Karl, genannt: «der Große». Schon in der Regierungszeit seines Sohnes Ludwig, genannt: «der Fromme», geht im karolingischen Familienkreis das Gezerre um die Macht los. Das Imperium zerbricht. Nach knapp hundert Jahren stirbt mit dem erst achtzehnjährigen Kaiser Ludwig, genannt: «das Kind», die ostfränkische Karolingerdynastie aus.

Die kulturell glanzvolle, aber politisch bluttriefende Zeit der Ottonen dauert nach damaligen Begriffen nur zwei Menschenleben, etwas über sechzig Jahre, und endet mit Kaiser Otto III. im Jahre 1002, mit dem auch dieser 5. Band schließt.

Im hier dargestellten 9. und 10. Jahrhundert kommt es zu einer innigen Verfilzung kirchlicher und weltlicher Macht. Der Kaiser schafft sich ein Gegengewicht zu den stets neidischen Herzögen, indem er Bischöfe und Reichsäbte mit riesigen Ländereien aus dem Königsgut beschenkt und ihnen königliche Hoheitsrechte überträgt: hohe Gerichtsbarkeit sowie die hochprofitablen Markt-, Zoll- und Münzregalien. Geistliche Fürstentümer entstehen. Dafür werden die geweihten Herrschaften mit ihren ritterlichen Gefolgsleuten zur Hoffahrt und Heerfahrt verpflichtet.

Üppiger als je zuvor blüht der Kriegsdienst des hohen Klerus. Unter den Ottonen ist die Reichskirche völlig militarisiert; Bistümer und Abteien gebieten über ein bedeutendes militärisches Potential.

Auch Päpste ziehen in den Krieg: 849 etwa Leo IV., der den katholischen Kämpfern erstmals für den Todesfall das Himmelreich verspricht; 877 Johann VIII.; 915 Johann X.

Oft hat ein Papst den anderen exkommuniziert, verschiedene Heilige Väter werden ins Kloster, nicht wenige in den Kerker gesteckt, verstümmelt, erstickt, erwürgt, vergiftet. Papst Sergius III. (904–911) läßt gleich zwei seiner Vorgänger, Papst Leo V. und Papst Christophorus, umbringen. Besonders sicher wollte man beim ersten Papstmord der Geschichte sein: Bei einer Palastrevolte hat ein frommer Verwandter Johanns VIII. den Papst vergiftet, dann «so lange mit einem Hammer geschlagen, bis dieser im Gehirn steckenblieb».

DER AUTOR

Karlheinz Deschner, geb. 1924 in Bamberg, im Krieg Soldat, studierte Jura, Theologie, Philosophie, Literaturwissenschaft und Geschichte. Seit 1958 veröffentlicht Deschner seine entlarvenden und provozierenden Geschichtswerke zur Religions- und Kirchenkritik. Der forschende Schriftsteller lebt in dem durchaus katholisch geprägten Frankenstädtchen Haßfurt am Main. 1988 wurde er mit dem Arno-Schmidt-Preis ausgezeichnet.

Weitere im Rowohlt Taschenbuch Verlag erschienene Bände der «Kriminalgeschichte des Christentums»: Band 1 «Die Frühzeit» (rosach 19969), Band 2 «Die Spätantike» (rosach 60142), Band 3 «Die Alte Kirche» (rosach 60244), Band 4 «Frühmittelalter» (rosach 60344).

KARLHEINZ DESCHNER

Kriminalgeschichte des Christentums

FÜNFTER BAND

9. UND 10. JAHRHUNDERT

Von Ludwig dem Frommen (814)
bis zum Tode Ottos III. (1002)

rororo

ROWOHLT

3. Auflage April 2013

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, August 1998
Unveränderter, fotomechanischer Nachdruck
Copyright © 1997 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
Umschlaggestaltung Werner Rebhuhn
(Die deutsche Kaiserkrone; entstanden um 962 auf der Reichenau,
später ergänzt. Wien, Kunsthistorisches Museum, weltliche Schatzkammer)
Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin
Gesamtherstellung CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 60556 7

Gewidmet besonders meinen Freunden Alfred Schwarz und Herbert Steffen sowie allen, deren selbstlosen Beistand ich, nach dem steten meiner Eltern, dankbar erfuhr:

Wilhelm Adler
Prof. Dr. Hans Albert
Lore Albert
Klaus Antes
Else Arnold
Josef Becker
Karl Beerscht
Dr. Wolfgang Beutin
Dr. Otto Bickel
Prof. Dr. Dieter Birnbacher
Dr. Eleonore Kottje-Birnbacher
Kurt Birr
Dr. Otmar Einwag
Dieter Feldmann
Dr. Karl Finke
Franz Fischer
Kläre Fischer-Vogel
Henry Gelhausen
Dr. Helmut Häußler
Prof. Dr. Dr. Norbert Hoerster
Prof. Dr. Walter Hofmann
Dr. Stefan Kager und Frau Lena
Hans Kalveram
Karl Kaminski und Frau
Dr. Hedwig Katzenberger
Dr. Klaus Katzenberger
Hilde und Lothar Kayser
Prof. Dr. Christof Kellmann
Prof. Dr. Hartmut Kliemt
Dr. Fritz Köble
Hans Koch
Hans Kreil
Ine und Ernst Kreuder
Eduard Küsters
Robert Mächler
Jürgen Mack
Volker Mack
Dr. Jörg Mager
Prof. Dr. H. M.
Nelly Moia
Fritz Moser
Regine Paulus
Jean-Marc Pochon
Arthur und Gisela Reeg
Hildegunde Rehle
M. Renard
Gabriele Röwer
German Rüdel
Dr. K. Rügheimer u. Frau Johanna
Heinz Ruppel und Frau Renate
Martha Sachse
Hedwig und Willy Schaaf
Friedrich Scheibe
Else und Sepp Schmidt
Dr. Werner Schmitz
Norbert Schneider
Alfred Schwarz
Dr. Gustav Seehuber
Dr. Michael Stahl-Baumeister
Herbert Steffen
Prof. Dr. Dr. Dr. h. c.
Wolfgang Stegmüller
Almut und Walter Stumpf
Artur Uecker
Dr. Bernd Umlauf
Helmut Weiland
Klaus Wessely
Richard Wild
Lothar Willius
Dr. Elsbeth Wolffheim
Prof. Dr. Hans Wolffheim
Franz Zitzlsperger
Dr. Ludwig Zollitsch

INHALT

REPLIK Seite eins
EDITORIAL Seite drei
WES BROT ICH ESS'
oder «Vor jeder Form von Macht auf dem Bauch» Seite sieben

1. KAPITEL: Kaiser Ludwig I. der Fromme (814–840) 13

Töten und beten 16 · «Neuer Anlauf zur Reform . . .» – bis zu fünf Liter Wein und vier Liter Bier pro Tag und Kanoniker 22 · Kampf um das «Kirchengut» und gegen die Eigenkirche 23 · Ehereform und Mondfinsternisse oder Vom Aberglauben des Kaisers 25 · «. . . jenes Mörderspiel, die Jagd» 28 · Säuberung Aachens von «Hochverrätern» und Huren 32 · Der Kaiser, der Klerus und die Reichseinheit 34 · Die Ordinatio imperii (817) und die Ironie der Geschichte 38 · Ludwig der Fromme läßt Verwandte schinden, scheren und legt ein öffentliches Schuldbekenntnis ab 40 · Die Habgier der Großen und die Habenichtse 43 · Außenpolitik oder «des Sommers liebliche Reize . . .» 45 · Krieg gegen Dänen, Sorben und Basken 46 · Krieg gegen die Bretonen 47 · Krieg gegen Abodriten und Basken 49 · Krieg gegen die Kroaten 50 · Krieg in Spanien und gegen die Bretonen 52 · Krieg gegen die Bulgaren 56 · Römische Zustände: Warum man Mörderpapst Leo III. kanonisierte 57 · Schwindel mit Kaiserkrone und -krönung: Stephan IV. (816–817) und Paschalis I. (817–824) 59 · Papst Paschalis blendet und köpft, wird heilig und im Kalender wieder gestrichen 63 · Mitkaiser Lothar I. und die «Constitutio Romana» 64 · Die fränkischen Bischöfe demütigen den Kaiser und wollen selbst von niemandem gerichtet werden 67 · Katholiken unter sich: Der erste Aufstand 69 · Katholiken unter sich: Der zweite Aufstand 76 · Viel schlimmer als Canossa – und alles «nach dem Urteil der Priester» 80 · Das gewissenlose Bischofspack wechselt abermals die Front 85 · Die «Causa Ebonis» 89 · Des Kaisers Kampf für Karl (den Kahlen) und gegen die Enkel oder Für «Ordnung» und wider die «Pest» 92 · Des Kaisers Tod 96 · Fränkisches und Kosmisches 98 · Die Männer des Nordwinds 100

2. KAPITEL: Die Söhne und Enkel 105

Man war christlich geworden – und vornehm 107 · Stets wechselnde Fronten oder Treueide, wohlfeil «wie Brombeeren» 110 · Die Schlacht von Fontenoy

oder «Wohin Gottes Fügung die Sache lenken würde ...» 113 · Kaiser Lothar verbündet sich mit Heiden und raubt Kirchen aus – Ludwig der Deutsche köpft 116 · Die Straßburger Eide (842) sowie Gottes und der Pfaffen Wille 118 · Von einer merkwürdigen Meinung alter und neuer Historiker 120 · Die Verträge von Verdun (843) und Meersen (870) 122 · Ludwig, von Gottes Gnaden König der Bayern 125 · Karl der Kahle und der Westen 132 · Mord und Totschlag in der Bretagne 134 · Karl der Kahle liquidiert seine Neffen 136 · Ludwig der Deutsche attackiert das westfränkische Reich 139 · Die Slawen sickern ein ... 144 · ... und vom «Recht der Kulturvölker wider die Barbarei» 146 · Slawisches Wurmzeug und fränkisches Gottesvolk 148 · In 400 Jahren 170 Kriege gegen die Slawen 152 · Großmähren 156 · Die Ludwig-Sippe: Milde Arbeit unterm Kreuz und «des Schwertes blutiges Schaffen» 157 · ... und wieder katholische Söhne gegen den katholischen Vater ... 164 · Prinz Karl (Kaiser Karl III. der Dicke) im Kampf mit bösen Geistern 167

3. KAPITEL: Das Papsttum in der Mitte des 9. Jahrhunderts 171

Sergius II. oder «... so gut wir können» 173 · Der Vatikan wird zum Kastell – ein hl. Papst als Festungsbaumeister 175 · Erstmals garantiert ein Papst für das Krepieren im Krieg das Himmelreich 177 · Kaiser Ludwig II. (850–875) scheitert an der Nachfolgerfrage 179 · Die Pseudoisidorischen Dekretalen – «die folgenreichsten Fälschungen, die jemals gewagt wurden ...» 181 · a) Umfang und Art 184 · b) Zweck 186 · Anastasius Bibliothecarius oder Ein Gegenpapst debütiert 189 · Nikolaus I. – ein päpstliches Pfauenrad, «... als ob er der Herr des Erdkreises wäre» 191 · Lothars II. Ehestreit: Kaiser Lothar I. teilr sein Reich 198 · Abt Hucbert – «Huren, Hunde und Jagdfalken» und 6600 Märtyrer 199 · Erzbischof Gunthar von Köln verrät ein erlogenes Beichtgeheimnis 201 · Nikolaus I. im Kampf mit dem ostfränkischen Episkopat und dem Kaiser 203 · «Höre, Herr Papst Nikolaus ...» – Gekrönte Aasgeier und päpstlicher Frontwechsel 207 · Vom Familienidyll unter Papst Hadrian bis zum uneigennützigen Tod Kaiser Ludwigs II. «für die Sache Christi» 210 · Ab- und Wiederaufstieg des Anasrasius: Tod Lothars II. – ein «Gottesgerichr» 211 · Heil und Sieg für Karl den Kahlen – und «Siegheil» der Bischöfe 213 · Kaiser Ludwig II. stirbt erschöpft für Christus, und die Kirche beerbt ihn 217 · Rom verliert Bulgarien 219 · Sex, Seelsorge, kleine Bestechungen und Abstechungen am Hof von Byzanz 221 · Päpstlicher Rat für Bulgarien: nicht mit dem Pferdeschwanz, sondern mit dem Kreuz in die Schlacht! 223 · Rom gewinnt Böhmen und Mähren – Die «Slawenapostel» kommen 225 · Herzog Ratislaw wird geblendet, Erzbischof Method vom Passauer Bischof mit der Reitpeitsche traktiert 227 · Einfälle im Osten oder «Keiner entrann von dort außer Bischof Embricho ...» 229 · Endgültiges Verbot der slawischen Liturgie und Aufstieg der «Slawenapostel» zu Landespatronen und «Modeheiligen» 231

4. KAPITEL: Johann VIII. (872–882): Ein Papst, wie er im Buch steht 235

Frische Initiative oder Der erste Papst-Admiral 237 · Johanns Geschäfte mit Karl dem Kahlen, dem «Retter der Welt» 238 · Ludwig der Deutsche stirbt:

Abt Reginos Nachruf 242 · Karls des Kahlen Beileid und erste Schlacht der «Erbfeinde» um den Rhein 243 · Johann umwirbt Karl, dessen «Vorzüge die menschliche Zunge nicht auszusprechen vermag ...» 246 · Tod nach 37jähriger Herrschaft «an Durchfall in großem Jammer ...» 248 · Johann preist Karlmann und krönt Ludwig den Stammler 250 · Pfaffenkönig Boso tritt ins Rampenlicht 253 · Den Kaiser will «zuerst und allermeist» Papst Johann berufen 256 · Letzter Appell an Boso: «... jetzt ist der Tag des Heils» oder Johanns «vierfaches Spiel» 257 · Fränkische Verwandtenkontakte 259 · Gegen Überlassung von Kriegsschiffen u. a. will Johann den zweimal abgesetzten und verfluchten Patriarchen Photios anerkennen 261 · Von Karlmann zu Karl III. dem Dicken 262 · Papst Johann jagt Sarazenen – die Katholiken kollaborieren mit ihnen 264 · Tötung gefangener Moslemführer: päpstliche Bedingung für Wiederaufnahme in die Kirche 267 · Johanneische Spießgesellen und erster Papstmord 269

5. KAPITEL: Normannennot und Kaiser Karl III. der Dicke 273

Töten «mit Gottes Hilfe» und Besiegtwerden ohne sie 275 · Fürstensterben in Ost- und Westfranken 277 · Karl der Dicke, dem alles zufällt und alles mißlingt 278 · Wenn Christen ertragen müssen, was sie sonst anderen antun 280 · De bellis Parisiacis oder «Nichts was kaiserlicher Majestät würdig gewesen wäre» 281 · Die göttliche Vorsehung operiert meuchlings: Ende der Normannenherrschaft in Friesland 283 · Innenpolitisches – bis zum Abschneiden der Geschlechtsteile, «daß auch keine Spur davon blieb ...» 285 · Bischof Liutward von Vercelli – gefeiert und gefeuert 287 · 25 Jahre Josephsehe – Feuerprobe bestanden 289 · Arnulfs «Staatsstreich» und Karls schnelles Lebensende 291

6. KAPITEL: Arnulf von Kärnten, ostfränkischer König und Kaiser (887–899) 295

1. Arnulf von Kärnten: Ostfranken und der Osten 297 · «Heil Arnolf, dem großen König» 297 · Der hl. Emmeram oder: «Gott loben ohne Zung, / Macht ja Verwunderung» 300 · «... ein Schlachtgeschrei bis zum Himmel» 303 · Der (deutsche) Drang nach Osten 305 · Verheerende Kriege mit Mähren 306 · Die politische «Schlüsselfigur» der Zeit, Erzbischof Fulco von Reims, dreht sich wie ein Wetterhahn 311 · König Zwentibolds (heiliges) Ende oder So war das Leben nun mal in den gehobenen christlichen Kreisen 316 · 2. Arnulf von Kärnten: Papsttum und Italien 321 · Luxus und Verbrechen 321 · Wido und Berengar – Bürgerkrieg in Italien und päpstliche Schaukelpolitik 323 · Papst Formosus krönt die «Tyrannen» Italiens und ruft Arnulf auf, sie zu bekämpfen 326 · Die Einnahme Bergamos oder Eine Morgenmesse gibt allemal Kraft 327 · Arnulf belagert Rom, köpft dort und wird erster fränkisch-deutscher Gegenkaiser 329 · Kaiser Arnulf und Papst Formosus sterben 330 · Die Leichensynode – ein makabres Schmierenstück papalen Ranges 332 · Formosianer und Antiformosianer 334 · Kaiser Lambert und Kaiser Arnulf sterben, die Ungarn überfluten Norditalien 336 · Wie aus Ludwig III. durch den Bischof von Verona Ludwig der Blinde wurde 338

7. KAPITEL: König Ludwig IV., das Kind (900–911) 341

Ludwig IV., das Kind, die Marionette des Klerus 343 · Der Ungarnsturm beginnt 348 · «Deutsche christliche Aufbauarbeit im Osten» und «der garstigste Hund» 350 · Von «unsteten Räubern und der europäischen Völkerfamilie» 352 · Die Babenberger-Fehde (897–906) 354

8. KAPITEL: König Konrad I. (911–918) 359

Die Rückgewinnung Lotharingiens mißlingt 361 · Wie aus «Arnulf von Gottes Gnaden», «dem Gerechten», Arnulf «der Böse» wurde 364 · Mörderbischof Salomo triumphiert 366

9. KAPITEL: Heinrich I., der erste deutsche König 373

So sorgt man für die Seinen 375 · Profiteure der Sachsenabschlachtung 377 · Der ungesalbte König tritt an 378 · Lukrative Bräute und ein gefügiger Bischof 380 · «Verbrüderungsbewegungen» und Pfaffennähe 382 · Die «Heilige Lanze» 384 · Vom Höllenfrieden der Christen und von ihren «Grundwerten» 386 · Historiker gestern ... 387 · ... und Historiker heute 389 · Heinrichs «Grenzsicherung» oder «... kam keiner davon» 391 · «... weil der Soldat nach Verwesung stinkt» – Bischof Thietmar «auf der Höhe der Bildung seiner Zeit» 395 · «... jahrelange Erziehungsarbeit» 399 · «Bewährungsprobe» 402 · Der hl. Wenzel, die hl. Ludmila und zwei fromme christliche Verwandtenmörder 403 · Der hl. Kollaborateur und Märtyrer wird antideutscher Kriegsheld, Heinrich I. «Gründer und Retter des Deutschen Reiches» 408

10. KAPITEL: Otto I., «der Große» (936–973) 411

Zuerst das Schwert ... 413 · Schutz der Kirche, Krieg den Heiden 415 · Die Bischöfe – ein profitables Herrschaftsinstrument 417 · Katholische Fürsten- und Familienbande – Bayern und die Königsbrüder rebellieren 420 · «Verwandtenfürsorge» und die Folgen: der Liudolfinische Aufstand 425 · «Christi bonus odor» (Christi angenehmer Wohlgeruch) oder «ein königliches Priestertum» 430 · «Liebliche Perlen» und dreißigjähriger Machtkampf 433 · Die Lechfeldschlacht 955 – eine «große Gabe der göttlichen Liebe» 435 · Bischof Pilgrim von Passau (971–991), ein großer Fälscher vor dem Herrn, setzt sich ein literarisches Denkmal 441 · Ein Sklavenhalter und Krieger wird als erster Katholik feierlich und förmlich kanonisiert 444 · «Patron gegen Ratten und Mäuse», «die Gefahr aus dem Osten» und die 29 Nummern der «heiligen Gebeine» 447 · Begründung der deutschen «Ostkolonisation» oder Die «guten Werke» der Markgrafen Hermann Billung und Gero 450 · Otto eröffnet die Christianisierung der Wenden und macht «hier reinen Tisch» 453 · Otto «der Große» läßt 700 slawische Kriegsgefangene köpfen und befiehlt die Ausrottung der Redarier 455 · Gunsterweise über Gunsterweise für die «Hauptstadt des deutschen Ostens ...» 458 · Polen vertraut dem Wolf die Schafe an 461 · Die hl. Olga (gest. 969) 464 · Der hl. Vladimir, der «Große und

Apostelgleiche» 466 · Skandinavienpolitik – Krieg und Geschäft um Gottes willen? 470 · Das «finstere Zeitalter» zieht herauf 475 · Papst Sergius III. – Mörder zweier Päpste 478 · Auftakt des «Römischen Hurenregiments» – Papst Johann X.: im Bett und auf dem Schlachtfeld 481 · Anarchische Zustände in Italien 485 · König Hugo greift durch und bereichert die Seinen 487 · Päpste von Marozias Gnade und König Hugos Hochzeitsnacht 489 · Berengar II. wird König von Italien 492 · Johann XII. macht die Liebe zum Mittelpunkt seines Pontifikats 496 · Johann XII. krönt Otto I. zum Kaiser, und dieser stellt das Privilegium Ottonianum aus 498 · Der Papst konspiriert mit allen Reichsfeinden 501 · Ein «Monstrum» wird vom Papstthron gestürzt und stirbt durch einen «Schlaganfall» 503 · Tumulte und Greuel in Rom und in der Geschichtsschreibung 507 · Hauptstütze und Nutznießer auch in Italien: der Klerus 510 · Der Kaiser erringt «eines der wichtigsten Lebensziele in seinen letzten Regierungsjahren» 514

11. KAPITEL: Kaiser Otto II. (973–983) 519

Kleriker in Herrschernähe 521 · Kriege um Bayern und Böhmen 523 · Krieg um Lotharingien 526 · Krieg im Norden 531 · Capo di Colonne – die erste große Niederlage der ottonischen Dynastie 536

12. KAPITEL: Kaiser Otto III. (983–1002) 541

Thronkonflikt durch Heinrich den Zänker und die Bischöfe 544 · In der Hand frommer Frauen und des Klerus 546 · Zwischen zwei Heiligen und einem künftigen Papst 550 · «Unser bist du ...» 552 · Szenen um den Heiligen Stuhl 554 · Erzbischof Giselher besticht, fälscht und kassiert 561 · Vierzehn Jahre Dauerkrieg gegen die Elbslawen 563 · «... die Legionen zu sammeln» – Konzertierte Aktion in Gnesen zum Vorteil Roms 568 · Der Gandersheimer Streit 574

ANHANG 581

Anmerkungen 583 · Benutzte Sekundärliteratur 623 · Abkürzungen 647
Register 651 · Über den Autor 673 · Das literarische Werk Karlheinz Deschners 674

REPLIK

EDITORIAL

Nach rund dreißig Jahren der Vorbereitung erschien im September 1986 der erste Band von Karlheinz Deschners auf zehn Bände angelegter *Kriminalgeschichte des Christentums*. Es folgten im Oktober 1988 der zweite und im Oktober 1990 der dritte Band. Damit war die erste Epoche, das Altertum, abgeschlossen.

Drei stattliche Bände – was da auf etwa 1600 Seiten dargestellt und auf rund 350 Seiten wissenschaftlich belegt wird, umfaßt rund anderthalbtausend Personen- und fast ebenso viele Ortsnamen, zitiert Tausende von Primär- und Sekundärquellen – alles in allem eine wahre Milchstraße von Namen, Daten, Dogmen, Titeln, Fakten.

Eine so fundierte und so fundamentale Anklage gegen das Christentum (nicht etwa nur die Kirche) hatte es noch nicht gegeben. Gleichwohl hielt sich die angegriffene Seite zunächst an die Oggersheimer Regel: aussitzen.

Als den berufenen und beruflichen Christen das Totschweigen nicht gelang, als Zehntausende von Lesern alle zwei Jahre einen neuen Band von Deschners historischem «Krimi» verschlangen, als die Zahl der jährlichen Kirchenaustritte rapide auf sechs Stellen anschwoll und viele Austrittswillige für ihren Entschluß historische Gründe nannten, eben die Greueltaten, die Deschner anprangert – da wurde es den attackierten Amtsträgern des organisierten Christentums dann doch zu bunt. 1992 bliesen sie zum Gegenangriff.

Hans Reinhard Seeliger, Professor für Historische Theologie an der Universität-Gesamthochschule Siegen, organisierte unter der Überschrift *Kriminalisierung des Christentums? Karlheinz Deschners Kirchengeschichte auf dem Prüfstand* ein dreitägiges Symposium in der Katholischen Akademie Schwerte am Nordrand des Sauerlandes.

Vom 1. bis zum 3. Oktober 1992 wurden dort Vorträge gehalten, die sich im allgemeinen oder im einzelnen mit den bis dato erschie-

nenen 23 Kapiteln der ersten drei Bände befaßten. Die meisten Referenten waren Professoren aus Deutschland und Österreich: ordentliche, außerordentliche, außerplanmäßige, emeritierte; dazu ein Titular- und ein Honorarprofessor. Zwei gehören dem Dominikaner-, einer dem Franziskanerorden an. Das Fächerspektrum reicht von Alter und Älterer Kirchengeschichte, Patrologie, Christlicher Archäologie, Alter Geschichte, Altphilologie über Judaistik bis zur Historischen und Systematischen Theologie. Hinzu kamen ein Hochschullehrer für Strafrecht, Strafprozeßrecht und Kriminologie (weil es sich ja um eine *Kriminal*geschichte handelt!) sowie ein frisch promovierter Dr. med. aus Freiburg.

Auch Karlheinz Deschner war – eine ritterliche Geste – eingeladen worden, «die Grund- und Gesamtkonzeption seines Werkes» vorzutragen. Einer allein gegen zweiundzwanzig – für einen kämpferischen Geist wie Deschner eine durchaus reizvolle Herausforderung. Trotzdem hat er abgelehnt. Zu dem angebotenen Thema hatte er bereits in der Einleitung zum Gesamtwerk ausführlich geschrieben: *Über den Themenkreis, die Methode, das Objektivitätsproblem und die Problematik aller Geschichtsschreibung* (60 Druckseiten). Dem habe er, schrieb Deschner an die Veranstalter, nichts hinzuzufügen.

Sämtliche Referate erschienen 1993 als Buch in dem katholischen Traditionsverlag Herder in Freiburg, herausgegeben vom Initiator Hans Reinhard Seeliger. Umfang: 320 Seiten. Auf dem Umschlag: «Die Verbrennung des Dominikaners Savonarola als Ketzer in Florenz» von Fra Bartolommeo. Ein Scherz? Wunschdenken? Immerhin schreibt der Herausgeber in seiner Einleitung, daß «ein ‹Dahinschlachten› des Autors ... leicht zu bewerkstelligen gewesen wäre» (11).

Das bei Herder erschienene, recht teure Buch (58 DM) wurde, natürlich, kein Bestseller. Doch auch in kleiner Stückzahl erfüllte es seine Alibifunktion, wenn man fortan mit dem so gelehrt wirkenden Hinweis auf diesen Sammelband das Verdikt verquickt, dort sei von über zwanzig Experten bewiesen worden, Deschner arbeite unwissenschaftlich und schreibe parteiisch. Wenn jetzt jemand mit Verweis auf Deschner peinliche Fragen an die Kirche richtet, braucht der Eingeweihte nur noch mitleidig zu lächeln und auf diesen – natürlich ungelesenen – Band zu zeigen, und schon löst sich durch diesen autoritären Zaubertrick das ganze histori-

sche Mosaik der *Kriminalgeschichte* in Wohlgefallen auf, und die von Deschner verführte Seele darf weiter glauben, das Christentum und seine Kirche(n) hätten nie eine Kriminalgeschichte gehabt, sondern immer nur eine Sakralgeschichte.

Der Dortmunder Philosoph Prof. Hermann Josef Schmidt hat Seeligers Herder-Band gründlich untersucht und seinen katastrophalen Befund unter dem Titel *Das «einhellige» oder scheinheilige «Urteil der Wissenschaft»? Nachdenkliches zur katholischen Kritik an Karlheinz Deschners «Kriminalgeschichte des Christentums»* veröffentlicht.*

Deschner ging davon aus, daß der interessierte Leser selbst beurteilen könne, welcher Standpunkt überzeugender, welcher Autor kritischer und der geschichtlichen «Wahrheit» näher sei. Er, der seinem Publikum stets empfiehlt, zu prüfen, was er sagt, ihm nicht zu «glauben» – er glaubt seinerseits: an den Sog der Vernunft.

Doch Schweigen wäre in diesem Falle selbstschädigend und weltfremd. Calumniare audacter, semper aliquid haeret: Beim Anschwärzen nur nicht schüchtern! Etwas bleibt immer hängen! An diesen alten (und wahren) Zynismus erinnerte besonders nachdrücklich ein ausländischer Wissenschaftler: Deschner müsse unbedingt, unverzüglich und öffentlich Stellung nehmen zu seinen Schwerter Kritikern.

Eine böse Grippe im Winter 1996 erschwerte Deschner das Schreiben des fünften Bandes der *Kriminalgeschichte*. Da nahm er sich, gleichsam als geistige Krankengymnastik, erneut den Herder-Band vor und suchte nach einem Modus operandi. Den ganzen dreihundert Seiten langen Text kritisch analysieren? Unmöglich. Also konnte man nur exemplarisch vorgehen: einen Aufsatz herausgreifen und den gründlich durchmustern.

Deschner entschied sich für das Referat *Kaiser Konstantin: ein Großer der Geschichte?* von Maria R.-Alföldi (der einzigen Frau in der Korona von Schwerte). Dieser Aufsatz entspricht, alles in allem, dem durchschnittlichen Pegelstand des Bandes. Etliche Texte

* In: Clara und Paul Reinsdorf (Hg.): *Drahtzieher Gottes. Die Kirchen auf dem Marsch ins 21. Jahrhundert.* Aschaffenburg: Alibri 1995. Darin auch die Studie von Oliver Benjamin Hemmerle: *Klerikale Kontinuitäten: Wer sie lehrte, was sie lehren. Biographisch-bibliographische Annotationen zu ausgewählten Deschner-Kritikern, ihren Lehrern und Vorbildern*

darin sind unter aller Kritik. Einige wenige enthalten sich wenigstens der persönlichen Verunglimpfung und versuchen, Deschners Eigenart und Leistung gerecht zu werden.* Maria R.-Alföldi liegt im Mittelfeld, ist also repräsentativ.

Maria Radnóti-Alföldi, geboren 1926 in Budapest, wurde 1949 promoviert, 1961 in München habilitiert, arbeitete seit 1965 als Wissenschaftlicher Rat, später als Professorin am Seminar für Griechische und Römische Geschichte der Universität Frankfurt am Main in den Fächern Hilfswissenschaften der Altertumskunde sowie Geschichte und Kultur der römischen Provinzen. Zu den historischen Hilfswissenschaften zählen Disziplinen wie Epigraphik, Papyrologie, Glyptographie, Sphragistik. Maria Radnóti-Alföldi hat vor allem über Numismatik (Münzkunde) publiziert, unter anderem *Die constantinische Goldprägung: Untersuchungen zu ihrer Bedeutung für Kaiserpolitik und Hofkunst* (1963) oder *Antike Numismatik: Theorie, Praxis, Bibliographie* (1978).

Frau Prof. em. Radnóti-Alföldi ist korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz. Der Schwerte-Initiator Seeliger stellt sie als «international angesehene Konstantinforscherin» (148) vor. Ihr Referat wurde in Schwerte besonders beifällig aufgenommen, schien hier doch eine Koryphäe Deschners Zuverlässigkeit als Historiker zu torpedieren. Wie viele Treffer landete sie denn nun wirklich? Dies untersucht Karlheinz Deschner in der folgenden Replik.

Reinbek, 23. August 1996 Hermann Gieselbusch
Sachbuchlektorat
Rowohlt Verlag

* Aus Gesprächen mit Karlheinz Deschner weiß ich, daß er besonders vier Referenten für ihre Fairneß dankt: Professor Ulrich Faust O.S.B., Dekan der Historischen Sektion der Bayerischen Benediktinerakademie, Professor Theofried Baumeister O.F.M., Universität Mainz, Professor Erich Feldmann, Universität Münster, und zumal Professor Gert Haendler, Universität Rostock.

WES BROT ICH ESS'
oder «Vor jeder Form von Macht auf dem Bauch»

von Karlheinz Deschner

Maria R.-Alföldi rezensiert und zensiert auf knapp 12 Seiten (148–159) unter dem Titel *Kaiser Konstantin: ein Großer der Geschichte?* die 72 Seiten (213–285) des Kapitels «Der Hl. Konstantin, der erste christliche Kaiser. ‹Signatur von siebzehn Jahrhunderten Kirchengeschichte›» in Band I meiner *Kriminalgeschichte des Christentums*. Gleich eingangs findet sie es «schwer, auch annähernd den Inhalt der Ausführungen Deschners anzugeben» (149). Warum? Wohl weil der Inhalt selbst, in zehn Zwischenüberschriften doch präzisiert und dementsprechend genau referiert, ihr mißfällt, ebenso die unakademische Direktheit der Darstellung, die sie «populär» nennt, «sogar populistisch» (159), von «starker Tendenziösität geprägt» (149), zu der ich mich in meiner «Einleitung zum Gesamtwerk» bereits nachdrücklich bekannte (Band I, 36 ff.). Und mahnt sie zum Abschluß ihres Berichts zu einem vorsichtigen Umgang mit der Geschichtsschreibung, kann ich nur energisch beipflichten!

Maria R.-Alföldis Versuch steht im Dritten Teil, den der Herausgeber «Exemplarische Einzelkritik» tituliert. Exemplarisch, pars pro toto, unterziehe ich diesen Aufsatz jetzt, dicht am Text bleibend, einer Einzelheitenkritik. Notwendig muß solche Kritik der Kritik Kleinigkeiten aufgreifen, muß daraus fast zwangsläufig eine etwas mühselige Lektüre werden. Manches mag krittelsüchtig, pedantisch, spröd wirken. Anders aber geht es kaum, soll die Entgegnung überzeugend sein. Viele Steinchen ergeben so immerhin ein klar konturiertes aussagefähiges Mosaik, an dem die Geister sich scheiden mögen.

«Man liest, daß Konstantin seine Abstammung gefälscht hat...» (149). Man liest's. Na und? Ist's falsch? Das sagt die Autorin nicht. Sie suggeriert es nur – ein Nadelstich, Bestandteil der Taktik, mich unterschwellig unglaubhaft zu machen, zu disqualifizieren. Daß Konstantin, um die Mitherrscher als Usurpatoren abzustempeln, seinem Vater Konstantius Chlorus eine viel edlere Aszendenz andichten, daß er den Heiden und, nach Kirchenvater Laktanz, sogar Kirchenzerstörer, als Christen ausgeben ließ, verhehlt sie und bagatellisiert die gefälschte Abstammung als «zeitweiliges Propagandamanöver» (149). Man liest, er habe, fügt sie hinzu, «seine Vorfahren kompromittierend gefunden». Na und? Ist's falsch? (Siehe oben)

«Seine Mutter Helena wird mit allem Klatsch bedacht, die [!] eine mißgünstige Meinung je zutage fördert; sie war seinerzeit situationsabhängig und natürlich standesbedingt. Deschner kriecht ihr unbesehen auf den Leim» (149).

Erneut ignoriert Frau Alföldi die Gründe für diese «mißgünstige Meinung». Sie nennt sie «situationsabhängig» (was Meinung meistens ist) und, was sie hier ja nicht abschwächt, «standesbedingt». Wobei sie abermals verschweigt, daß auch prominente Prälaten den «Klatsch» kolportierten, daß deswegen Konstantin Bischof Eustathius von Antiochien auf Nimmerwiedersehen exiliert, daß Kirchenlehrer Ambrosius gar von Helena sagt, Christus habe sie «von der Miste auf den Thron erhoben».

«Die ersten Regierungsjahre des jungen Kaisers im Westen sind nichts als schreckliche Kriege gegen armselige Germanen, die dann, gefangengenommen, erbarmungslos abgeschlachtet werden.» Alles scheint da von mir grausig übertrieben, nicht wahr, wird aber wieder nicht gesagt. Denn alte Quellen wie neue Untersuchungen bestätigen, Konstantins Barbarei war schon seinerzeit ungewohnt, furchtbar. Doch liebt die Kritikerin diskrete Andeutungen, tadelnde Beiklänge, die mich als historischen Obskuranten hinstellen, ohne daß sie, dezente Tükke, dies ausspricht; obwohl sie auch davor, unter dem Druck ihrer Beweislast, nicht zurückschreckt (vgl. S. 154, 156), ja meinen Text einfach fälscht (S. 150).

Konstantins Opfer Maxentius, meint sie, werde «trotz nachgewiesener Willkürherrschaft stets entschuldigt» (149). Stets? Als schriebe ich nicht auch von Maxentius, daß er «die Landbewohner schröpfte», daß er «den bisherigen Steuerlasten neue hinzu»fügte – freilich «sein Geld in erster Linie eben dort» holte, «wo es fast unbegrenzt vorhanden war»; letzteres doch ein löbliches Unterfangen. Im übrigen: nicht ich entschuldige. Ich führe einen Forscher an, der im 28. Halbband der *Realencyclopädie* von Pauly-Wissowa so extensiv wie intensiv begründet, warum er Maxentius verteidigt – dessen Lage der «eines umstellten Wildes« glich (Groag).

Die christliche Seite allerdings schmäht den «gottlosen Tyrannen» beinah bis heute und verfälscht systematisch seine Biographie (vgl. S. 220 f.). Bereits der «Vater der Kirchengeschichte», Bischof Euseb, den Jacob Burckhardt «den ersten durch und durch unredlichen Geschichtsschreiber des Altertums» nennt, behauptet zum Beispiel von «der blutigen Rohheit des Tyrannen» Maxentius: «Die Zahl der Senatoren, die er hinrichten ließ..., kann gar nicht berechnet werden. In Massen ließ er sie... ermorden.» Tatsächlich aber ist kein von ihm getöteter Senator bekannt. Auch kennt die Überlieferung für die ihm unterstellte Grausamkeit «keinen einzigen konkreten Beleg». Ebensowenig stimmt, weder für Rom noch für Afrika, die ihm kirchlicherseits angeschwindelte Christenfeindschaft. Manche seiner Wohltaten für den Klerus hat man später auf Konstantin übertragen. Selbst christliche Quellen bestätigen die Toleranz des Maxentius. Bischof Optatus von Milewe nennt ihn korrekt den Befreier der Kirche.

Von alldem erwähnt die Autorin nichts. Vielmehr rügt sie, und wieder ohne es zu bestreiten, «Konstantin gilt als Aggressor» (149). Als erklärte nicht Konstantin den Krieg, sondern Maxentius! Als stürmte nicht Konstantin vom Rhein nach Rom, sondern Maxentius von Rom an den Rhein! Als habe nicht Konstantin bald auch die anderen Mitregenten niedergerungen bzw. niederringen und töten lassen! Und als brächte nicht Konstantin bald auch den Vater des Maxentius um!

Konstantins «Kriegsführung, die Schlachten, triefen vor Blut, vor allem die eben noch bedauerten Germanen, nunmehr dienstverpflichtet, strotzen vor Grausamkeit» (149). Nun schreibe ich zwar, überlieferungsgemäß, Konstantin habe die Aufstände seiner germanischen Gegner in Blut erstickt, ihre Könige in der Trierer Arena von Bären zerfleischen lassen und derartige Darbietungen als «Fränkische Spiele» zu einer Dauereinrichtung, dem jährlichen (14. bis 20. Juli) Höhepunkt der Saison erhoben. Doch äußere ich – sosehr ich es empfinde – weder Bedauern, noch strotzen da «die eben noch bedauerten Germanen ... vor Grausamkeit». Was ja auch kein Widerspruch wäre.

Unmittelbar darauf zitiert Frau Alföldi mich: «Am Ende wird ‹der Sohn des Besiegten samt seinen politischen Anhängern über die Klinge gejagt› (I/223)», und fährt fort: «doch der Maxentius-Sohn Romulus lebt damals seit Jahren nicht mehr. Ob ein zweiter Sohn brutal beseitigt wird, ist nicht bekannt». Daß Romulus Valerius «seit Jahren» nicht mehr lebte, mag stimmen. Wir kennen aber sein genaues Todesjahr so wenig sicher wie das genaue Jahr seiner Geburt. Und ich nenne gar nicht Romulus Valerius. Wäre freilich auch kein anderer Maxentius-Sohn seinerzeit umgekommen, hätte ich mich geirrt. Ich gebe jedoch zu bedenken, daß beispielsweise Karl Hönn in seiner Biographie *Konstantin der Große. Leben einer Zeitenwende* auf S. 107 von Maxentius schreibt: »Seine Kinder [!] wurden getötet»: wonach sogar mehrere Kinder des Besiegten Konstantins Opfer geworden sind. Wie denn Frau R.-Alföldi mein Zitat mitten im Satz abbricht und unterschlägt: «... das ganze Haus des Maxentius [wird] ausgerottet». Dies ist das entscheidende Faktum.

«Daß die hohen heidnischen Würdenträger in Rom mit äußerster Klugheit verschont und in Dienst genommen werden, nimmt der Autor nicht zur Kenntnis» (149 f.). O doch! «Vielmehr sehen wir die führenden römischen Aristokraten», steht bei mir auf Seite 220, «unter Konstantin wieder in Amt und Würden».

Bewußt falsch gleich weiter die Behauptung, den nächsten Bürgerkrieg gegen Maximinus Daia «führte jedoch nicht, wie Deschner suggeriert, Konstantin, sondern sein Mitkaiser Licinius» (150). Denn ich berichte (228), daß «Konstantin und [!] Licinius», daß «zwei [!] gottgeliebte Männer» den Ausbruch dieses Waffengangs betrieben, daß ihn aber «Licinius» mit «christlichen Devisen unternommen» und «Licinius» vor der Schlacht am 30. April 313 kommandiert habe: «Helm ab zum Gebet...» Von Konstantin ist in diesem ganzen Konflikt keine Rede.

Während Frau Alföldi jedoch, wie so oft, mir ankreidet, den Leser hinters Licht zu führen, tut sie es selbst. Und während sie erklärt, ich suggeriere, Konstantin habe den Krieg geführt, suggeriert sie, erneut unwahrhaftig, schon mit dem nächsten Satz – «Man liest wieder extrem emotionale Schilderungen von Atrozitäten aller Art» (150) –, diese Schilderungen seien von mir, obwohl sie sämtlich, wie klar vermerkt, von den Kirchenvätern Euseb und Laktanz stammen. Indes muß ich um so eher als Verfasser erscheinen, als sie mich unmittelbar darauf auch noch zitiert: «Licinius' Soldaten heißen schlicht ‹Schlächter›» (150). (Nebenbei: also plötzlich doch Licinius! Und nicht Konstantin, wie sie mir zwei Zeilen vorher untergeschoben hatte!)

Soldaten sind Schlächter bei mir: Wie unseriös! Die Professorin für Hilfswissenschaften der Altertumskunde etc. schaudert's. Schlachterfahren, Schlachtenlenker, Schlachtenglück, Schlachtenruhm, Schlachtentod, das darf man sagen und schreiben, es klingt gut, ist aller Ehren wert, wie die Schlacht selbst! Doch Schlächter ist schlicht unfein.

Mit «hämischer Schärfe» (150) – so wird mir vorgeworfen – kommentiere ich dann die Alleinherrschaft dessen, den sogar sie des «Byzantinismus» zeiht. «Er zwingt die Kirche unter seine Fuchtel; diese wiederum beugt sich Deschner zufolge gerne und opportunistisch, um zu Geld und Macht zu kommen.» Das aber sei nur «eine bestimmte klar abgrenzbare Gruppe am Hofe...»

Nein. Denn die Kirche gelangte durch Konstantin (und sei-

ne nächsten Nachfolger) *als ganze* zu eminentem Einfluß, zu Prestige, was unbestritten ist. Überall im Reich jubelten dem Diktator die Bischöfe zu. Ergossen sich seine Gunstbezeigungen doch über die Hierarchen auch ferner Länder, ja kamen dem katholischen Klerus, der nun anerkannten, privilegierten Kaste, insgesamt zugute durch Geld, Ehren, Titel, durch Basiliken und andere Bauten, durch Auflagen-, Steuererlaß, Befreiung von Eidesleistung, Zeugnisabgabe, durch die Erlaubnis zur Benutzung der Staatspost, durch das Recht, letztwillige Verfügungen, Vermächtnisse anzunehmen, ja, der Herrscher trat – wie so viele künftige noch! – den Prälaten staatliche Macht ab, und er entschied freilich auch Fragen des Glaubens. Nicht wenige Oberhirten ahmten an ihren Amtssitzen schon das Gepräge und Zeremoniell der Kaiserresidenz nach. Immer wieder heißt es in den Quellen, «er machte sie geehrt und beneidenswert in aller Augen», «verschaffte ihnen durch seine Befehle und Gesetze noch mehr Ansehen», «öffnete mit kaiserlicher Großherzigkeit alle Schatzkammern...» Und so preisen Konstantin – der sich nicht nur Mit-Bischof, «Bischof für die äußeren Belange» (epískopos tōn ektós), sondern, bescheiden, «Unsere Gottheit» (nostrum numen) nannte – bald noch und gerade die größten Kirchenlichter, Ambrosius, Chrysostomos, Hieronymus, Kyrill von Alexandrien.

Meine Kritikerin aber tadelt, daß «andere in Opposition gehen, wird nicht gesagt» – weil nicht relevant; der ungleich bedeutendere Widerstand der Schismatiker und Häretiker wird seitenlang erörtert. Was hilft's! «Daß die Kirchengeschichtsschreibung als erste ihrem Helden den Beinamen eines ‹Großen› gegeben hat, ist wieder falsch: Es war der Athener Praxagoras...» (150). Was heißt hier «wieder» falsch? Und was heißt da «falsch»? Steht bei mir doch korrekt: «die Kirchengeschichte gibt Konstantin den Beinamen ‹der Große›». Um dies freilich erst falsch zu machen, um mich eines weiteren «Fehlerchens» überführen zu können, schmuggelt Frau Professor R.-Alföldi ebenso unauffällig wie infam die beiden Wörtchen «als erste» ein, die bei mir fehlen!

Nun spricht nicht alles für mich, was bei mir fehlt: «Offenbar fehlende Forschungstechnik» zum Beispiel, die mir der Herausgeber nachsagt. Frau R.-Alföldi hat sicher jede Menge «Forschungstechnik». Nicht zuletzt deshalb mißfällt ihr auch meine Polemik. Und besonders polemisch findet sie mich gegenüber Kirche, Militär und Krieg. Indes weder polemisch noch populistisch, nein, fachlich elegant hebt sie an: «Er sieht in dieser Form des Mittragens des Staates schlicht den Verrat an Christus selbst. Seine Tendenziösität gipfelt in der eigens herausgehobenen Wendung: ‹Genau dies aber, die Größe des Wütens, die das Verbrechen straflos macht, wurde die Moral der Kirche und blieb es» (150 f.).

Nun ist die stets obszöne Liaison von Thron und Altar, zumal in ungezählten Gemetzeln vom 4. Jahrhundert bis heute, ja nicht ein Produkt meiner «Tendenziösität» (149), sondern grauenhaft genug. Doch wie bei sehr vielen Konformisten vom Fach fließt auch bei ihr kaum Blut, in Wahrheit: kein Tropfen, während sie mir, so scheint's, mit allem Abscheu zuruft: «die Schlachten triefen von Blut» (149) – als würde ich es vergießen!

Dagegen ignoriert sie, zweifellos mit dem Gros der Historiker-Zunft, die geschichtsnotorische Perversität, die Epoche um Epoche moralisch ad absurdum führt, ethisch gänzlich diskreditiert: die überaus peinliche Praxis, kleine Gangster hängen, große glorifizieren zu lassen. Nichts spezifisch Christliches, gewiß. Schon der afrikanische Bischof, Märtyrer und Heilige Cyprian geißelt dies am Heidentum. Werde Blut im einzelnen vergossen, klagt er, nenne man es Untat, wenn öffentlich, Tapferkeit. «Die Größe des Wütens ist es, die das Verbrechen straflos macht...» (251 f.).

Meine «Tendenziösität», so Maria R.-Alföldi, gipfele in dieser Wendung, wobei sie völlig verschweigt, daß sie vom hl. Cyprian stammt! Ich dagegen werde, heißt es gleich danach, «immer undifferenzierter und gefühliger...» (151). Denn während sie, nur in einem Nebensatz, forschungskühl, summarisch vom «tragischen Ende» der Konstantin-Verwandten spricht, zähle ich offenbar «immer undifferenzierter und gefühliger»

auf, daß der große Heilige und heilige Große seinen Schwiegervater Kaiser Maximian 310 in Marseille erhängen, dann seine Schwäger Licinius und Bassianus erwürgen, den Sohn des Licinius, Licinianus, in Karthago totschlagen, seinen eigenen Sohn Krispus vergiften (dazu auch zahlreiche Freunde massakrieren) und seine Gattin Fausta, Mutter von fünf Kindern, im Bad ersticken ließ – indes er selber andere Verwandtenmörder durch das längst abgeschaffte fürchterliche Säcken (poena cullei, besonders langsames Ersäufen in einem Ledersack) zur Hölle schickte.

Nicht genug des immer Gefühligeren: ich untersuche auch «die Veränderungen in der Strafgesetzgebung», bemängelt die Professorin indigniert, «stets mit negativem Vorzeichen» (151). Und ist damit wieder unwahrhaftig, falls sie meine Arbeit nicht bloß überflogen und einfach geschlampt hat. Denn ich räume – durchaus nicht stets negativ – sehr wohl ein, daß die Rechtsentwicklung «oft humanisierenden Tendenzen des älteren (heidnischen) Rechts oder der (heidnischen) Philosophie folgte, sie manchmal, zugegeben, unter christlichem Einfluß verstärkte». Und betone vom ersten christlichen Kaiser überdies, «gewiß hat auch Konstantin manche Strafbestimmung gemildert, vielleicht sogar, im einzelnen oft schwer zu ermitteln, unter christlichem Einfluß. So wurde die einseitige Ehescheidung erschwert (nicht abgeschafft!), der Schuldner besser vor seinen Gläubigern geschützt, die Todesstrafe durch Kreuzigung und Beinbrechen (320 gesetzlich noch bezeugt) durch Erdrosseln am Galgen ersetzt. Auch verbot Konstantin das Brandmarken im Gesicht (der zu Gladiatorenkampf und Bergwerksarbeiten Verurteilten), ‹weil der Mensch nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen ist...›» – wobei ich nicht den Nachsatz verbergen will: «und man ja auch Hände und Waden brandmarken könne!» So steht es bei mir auf Seite 266.

Die Kritikerin aber macht nicht einmal den Versuch, das von mir «stets» negativ Behandelte richtigzustellen, ihre Rüge zu begründen. Denn natürlich paßt es gar nicht in ihr apologetisches Konzept, daß der von Theologen und Historikern bis

heute hoch gefeierte Despot (der «unter dem Einfluß christlicher Vorstellungen», wie ihm das *Handbuch der Kirchengeschichte* nachrühmt, «eine steigende Achtung vor der Würde der menschlichen Person» bekunde, die «christliche Achtung vor dem Menschenleben»: Katholik Baus), daß dieser heilige Halsabschneider zum Beispiel Denunzianten vor ihrer Hinrichtung noch die Zunge herausreißen, daß er bei Brautraub noch das beteiligte Hauspersonal töten, Sklaven verbrennen, Ammen durch flüssiges Blei in den Mund sterben ließ; daß er überhaupt jeden Sklaven und Domestiken, der seinen Herrn nur anklagte (ausgenommen, bezeichnenderweise, Fälle von Ehebruch, Hochverrat und Steuerbetrug!) ohne Untersuchung oder Zulassung von Zeugen sofort zu töten befahl; daß er, selber der Astrologie ergeben, selber gesetzlich Heil-, Wetterzauber, Sympathiekuren erlaubend, schon das bloße Verabreichen von «Liebesbechern» mit Exil und Güterkonfiskation, bei Todesfolge aber mit Zerreißen durch Raubzeug oder Kreuzigung bestrafte.

Zu alldem und mehr kein Wort der Konstantinexpertin. Vielmehr fährt sie unmittelbar nach der Falschmeldung, ich bespräche die konstantinische Strafgesetzgebung stets negativ, fort, ich zeihe «den Kaiser sogar des Antisemitismus», und dies «trotz der bekannten Tatsache, daß die Juden zu jener Zeit ihren Glauben noch frei ausüben können» (151).

Als widerspreche die freie Glaubensausübung der Juden dem Antisemitismus des Kaisers – eines Herrschers, der die Juden geistig blind schimpft, ein «verhaßtes Volk», dem er «angeborenen Wahnsinn» attestiert; der ihnen das Betreten Jerusalems nur an einem Tag im Jahr gestattet, ihnen die christliche Sklavenhaltung ganz untersagt, womit ihre folgenschwere Verdrängung aus der Landwirtschaft beginnt; ja, dessen erstes judenfeindliches Gesetz aus dem Herbst 315 für Bekehrung zum Judentum dem bekehrenden Juden und dem bekehrten Christen bereits mit Verbrennung droht!

Daß ich Konstantins Zurückhaltung gegenüber den Heiden nur «zögerlich» einräume (151), trifft ebenfalls nicht zu. Ge-

genüber den Heiden, konzediere ich auf Seite 278, wahre der Regent «zunächst deutlich Reserve». Ich hebe seine lebenslange Stellung als Pontifex maximus hervor, als Präsident des heidnischen Priesterkollegiums, betone, daß sein Oberpontifikat, der die Verbundenheit mit der paganen Religion bezeugt, in den offiziellen Texten immer an der Spitze seiner Ämter stand u. a.

Dagegen verschweigt die Kennerin des Kaisers, daß ihr Heros mit wachsender Macht und Bewegungsfreiheit stets rigoroser auch die Heiden attackierte, am deutlichsten in seinen letzten Regierungsjahren, wenn es auch nicht in seinem Interesse lag, die große Mehrheit des Reiches frontal anzugehn. Immerhin, er verbot die Wiederherstellung baufälliger Tempel, befahl auch bereits das Schließen von Tempeln. In allen Provinzen wurden sie außerdem für ihn, seine Günstlinge, für die Kirchen bestohlen, «rücksichtslos ausgeplündert» (Tinnefeld), ja es kam zu einem «Kunstraub noch nie dagewesener Art» (Kornemann). Und dann verfügte Konstantin auch schon ihre Vernichtung; «er zerstörte von Grund aus gerade diejenigen, die bei den Götzendienern in höchster Ehre standen». «Auf einen Wink», triumphiert Bischof Euseb, lagen ganze Tempel «am Boden». Nicht zuletzt ließ der Potentat die fünfzehn Bücher des Porphyrios *Gegen die Christen* verbrennen, womit dieser der «gesamten Bibelkritik der Neuzeit» vorgreift (Poulsen) und «auch heute», so der Theologe Harnack, «nicht widerlegt» ist.

Von alldem verlautet bei Maria R.-Alföldi wieder absolut nichts. Hingegen vermerkt sie die «nicht zu leugnende Zurückhaltung Konstantins gegenüber den Heiden», die ich angeblich nur «zögerlich» zugebe, und tischt gleich die weitere Unwahrheit auf, von mir werde «wieder kaum gesehen», daß seine «Strenge» gegen Häretiker aus dem Wunsch resultiere, «den inneren Frieden zu sichern» (151).

Denn in Wirklichkeit, so steht bei mir auf Seite 277 f., ging der Kampf des Kaisers gegen die «Ketzer» weniger um Religion «als um die Einheit der Kirche ... und damit um die Ein-

heit des Reiches ... zur Stärkung des Staates erstrebte der Herrscher die Einheit der Kirche, haßte er den ‹Brand der Zwietracht›». Ich mache deutlich, daß Konstantin, wie er selbst sagt, «unter allen Dienern Gottes Einigkeit» wünschte, auf daß auch der Staat «von deren Früchten genießen könnte»; ich unterstreiche, daß der Regent deshalb «staatliche Einheit suchte wie nichts sonst», daß er in Briefen an Bischöfe, Synoden, Gemeinden «unermüdlich die Einigkeit, Concordia» beschwor, «Frieden und Einklang», «Zusammenklang und Einheit», daß er immer wieder «eine einheitliche Ordnung» postulierte, immer wieder forderte, daß bei «der katholischen Kirche ein einziger Glaube», «daß die allgemeine Kirche *eine* sei» – und bekomme nachgesagt, dies werde «wieder kaum gesehen ...»

Dagegen konkretisiert die Autorin die knapp gestreifte kaiserliche «Strenge» gegenüber Häretikern wieder nicht im geringsten. Der erste christliche Imperator im Kampf gegen Christen, das paßt nicht gut ins Bild. Kein Wort also dazu, daß Konstantin in einem scharfen «Ketzer»-Edikt (falls es Bischof Euseb, der Überlieferer, nicht gefälscht hat) alle Häretiker «Lügen» zeiht, der «Torheit», sie «Feinde der Wahrheit» schimpft, «Verführer zum Untergang»; daß er jahrelang die afrikanischen Donatisten bekriegt, ihnen die Kirchen wegnimmt, das Vermögen, daß er Soldaten gegen sie schickt, wobei es, noch ehe man die Heiden massakriert, zur ersten, im Namen der Kirche geführten Christenverfolgung kommt, zum Sturm auf Basiliken, zur Ermordung von Männern, Frauen, zur Tötung von zwei donatistischen Bischöfen, zu einem blutigen Bauernkrieg auch, da sich die Verfolgten mit den schwer drangsalierten Landsklaven verbinden. Und ebenfalls nichts natürlich über die Bekämpfung der markionitischen Kirche, die vielleicht größer, jedenfalls älter war als die katholische. Er verbot ihre Gottesdienste, konfiszierte ihre Grundstücke, zerstörte ihre Bethäuser. So kann die Expertin, alles Abträgliche im einzelnen weitgehend aussparend, zuletzt nicht nur einem vieltausendfachen Mörder, sondern auch einem unum-

schränkten Autokraten, dem ersten Kaiser, der seinen persönlichen Willen als «unmittelbare Rechtsquelle» (Schwartz) aufstellte, das Attribut «der Große ... nicht ohne Grund» zuerkennen (159).

Alles Bisherige betraf bloß etwas mehr als zwei Seiten Text der Historikerin.

Nun offeriert sie im Kleindruck einige «besonders störende Fehler und Entstellungen». Doch da sie schon im Großdruck wenig, vor allem wenig Wesentliches zu sagen wußte, vielerlei Unrichtiges aber, Richtigstellungen, die Falschstellungen waren, euphemistische Verdrehungen, unredliche Suggestionen, Unterschlagungen, vom Entscheidenden – typisch für den nach der Kirchen- oder Staatsmacht schielenden Geschichtsdarsteller – meist Ablenkendes, ahnt man wohl, welche Bedeutsamkeiten sie im Kleindruck bietet.

Ich will damit nicht langweilen. Doch pars pro toto ein paar Beispiele (von insgesamt zehn).

Da werde der Name eines Senators der Konstantinzeit «stets ‹Anylinus› geschrieben» (152). Nun, der Name kommt zweimal vor. Wieso also «stets»? Und die Schreibung «Anylinus» ist durchaus nicht falsch. Denn so schreibt u. a. stets auch der «Vater der Kirchengeschichte», Bischof Euseb. Und selbstverständlich kann man ungezählte Namen griechisch oder lateinisch schreiben, ohne im geringsten einen Lapsus zu begehen. Sie aber behauptet: «er heißt in Wirklichkeit Annulinus ...»

Zu Seite 223 notiert sie «‹Doch noch in seinen letzten Lebensjahren läßt Konstantin sich in einer Porphyrstatue wie Helios abbilden (....)› – was bei Deschner für seine eminente Falschheit steht» (152). Davon aber ist in meinem Kontext überhaupt nicht die Rede. Denn es geht hier gar nicht um den Kaiser, sondern um die Kirchenväter, die dessen Sieg über Maxentius mit Hilfe einander widersprechender Legendenlügen zu einem Sieg des Christentums über das Heidentum machen und damit eine bis in den Ersten und Zweiten Weltkrieg

fatal fortwirkende politisch-militante «Religiosität», die «Kaisertheologie», begründen. Demgegenüber, berichte ich auf Seite 223, erscheint auf Konstantins Münzen noch lange Juppiter Conservator, auch Mars, am längsten jedoch der unbesiegte Sonnengott, Sol Invictus. Dann folgt der von ihr gebrachte Satz, und ich zitiere den Abschnitt zu Ende: «Doch noch in seinen letzten Lebensjahren läßt Konstantin sich in einer Porphyrstatue wie Helios abbilden, ja, noch einen Tag vor seinem Tod schärft ein Gesetz ein, ‹daß die heidnischen Priester für immer von allen niederen Lasten frei sein sollen›. Wie er denn selber der Meinung war, den Gott, zu dem er betete, nie gewechselt zu haben.»

Wo hätte ich hier Konstantins «eminente Falschheit» auch nur angedeutet? Die Forscherin erfindet es.

Auf derselben Seite (152) greift sie meine Bemerkung auf und an, der Kopf des Licinius erscheine zunächst, «wie der Konstantins, auf Münzen mit einem ‹nimbus›, einem Heiligenschein: Symbol ihrer inneren göttlichen Erleuchtung» (233).

Worum geht es? Solange Konstantin den Licinius zur Vernichtung seiner Gegner braucht, loben und preisen die Kirchenväter auch den Licinius. Sobald aber Konstantin sich gegen Licinius wendet, verteufeln die krassen Opportunisten den bisher «Gottgeliebten» und krempeln ihn zu einem Scheusal ohnegleichen um; nun plötzlich ist er grausam und verrückt! Alles, was der Kritikerin dazu einfällt: «Die Gleichsetzung von Nimbus und Heiligenschein stimmt für die Spätantike nicht» (152). Sie lenkt vom Wesentlichen ab. Sie geht auch hier wieder auf meine größeren und großen Anschuldigungen, auf die eigentliche Sache, gar nicht ein und präsentiert stattdessen irgendwelche Nebensächlichkeiten wie «stimmt für die Spätantike nicht ...» Als ob das mein Thema wäre! Doch trifft der Einwand überhaupt für sich genommen? Denn was heißt hier Spätantike? Wie lange dauert sie? Bis 313? Bis 375? Bis 476? Oder bis gegen die Mitte des 7. Jahrhunderts? Darüber gibt es keine communis opinio. Und jeder weiß, solchem Epocheneinteilen, zeitlichem Abgrenzen, Zuordnen haftet immer etwas

Willkürliches an – stets nur scheinbare, weil in Wirklichkeit ungewisse Fixpunkte.

Fest steht dagegen, daß der Nimbus, der in Form einer verhüllenden oder leuchtenden Wolke göttliche Erscheinungen signalisiert, sich bereits bei Homer zeigt, daß er Götter, Heroen, Könige auszeichnet, Venus etwa, Neptun, Mithras, Alexander, schließlich, im 4. Jahrhundert, von Konstantin auf Christus übertragen wird und seit dem beginnenden 5. Jahrhundert regelmäßig und allgemein bei Engeln, Aposteln, Heiligen vorkommt. (Findige katholische Theologen entdecken den nimbus, die gloria, den Heiligenschein schon im Neuen Testament!) Wie auch immer: die inkriminierte «Gleichsetzung von Nimbus und Heiligenschein» spielt erstens in meinem Textzusammenhang keine Rolle, zweitens ist sie sachlich richtig, und drittens stimmt sie auch zeitlich für die Spätantike.

Zu meiner Seite 243 f. passim merkt Maria R.-Alföldi an, «*divus*» werde «als Titel der Kaiser apostrophiert, *sacer* und *sanctus* im kaiserlichen Umfeld als höchste Anmaßung gescholten» (153). Aber bei mir heißt es erstens klar, daß «man Konstantin nicht mehr, wie noch Diokletian samt Mitregenten, Divus nennen» durfte; und zweitens werden die Termini *sacer* und *sanctus* von mir nirgends gescholten, weder als höchste Anmaßung noch überhaupt.

Ein letztes Beispiel für das kritische Ingenium Maria R.-Alföldis aus ihrem kleingedruckten Einschub über «besonders störende Fehler und Einstellungen» (151). Sie zitiert mich: «Auf Münzen aus den Prägestätten seiner christlichen Söhne fährt er zum Himmel auf, wie schon sein Vater», und findet hier «einmal mehr, wie wenig sich Deschner unter Kontrolle halten kann, wenn er seine Kritik formuliert: Es ist ihm offenbar unbekannt geblieben, wie gerade auf Münzen die klassisch-heidnische *consecratio* mit dem aus dem brennenden Scheiterhaufen aufsteigenden Adler von Constantius Chlorus überliefert ist» (153).

Danach fehlt mir also nicht nur die «Forschungstechnik», nein, es fehlt mir auch an Wissen. Dessen bin ich mir übrigens

selbst sehr bewußt. Wem fehlte es nicht an Wissen? Keinesfalls «offenbar unbekannt» aber blieb mir, womit sie meine vermeintliche Wissenslücke stopft. Zitiert sie mich ja selbst, Konstantin fuhr «zum Himmel auf, wie schon sein Vater...» Und vor fast vierzig Jahren bereits, in *Abermals krähte der Hahn*, nachzulesen, waren mir zahlreiche weitere Himmelfahrten heidnischer und jüdischer Herrschaften bekannt, die von Kybele, Herakles, Attis, Mithras, von Caesar und Homer, von Henoch, Moses, Elias... Freilich: «Das ‹Himmelfahrt› zu nennen, ist zumindest mißverständlich» (153). Doch warum denn? Soll etwa nur Herr Jesus ganz wirklich und wahrhaftig aufgefahren sein?

Maria R.-Alföldi, die es schon «schwer» fand, «auch annähernd den Inhalt» meines Konstantin-Kapitels anzugeben, hatte, wie sie eingangs ihres II. Textteils bekennt, bereits Probleme beim Lesen der «als Motto vorangestellten Zitate»; war ihr die Auswahl doch wieder «nicht eben einsichtig», zugleich aber «charakteristischer noch als die eben angedeuteten Einzelheiten», nämlich: «Tendenz und Stimmungsmache also schon als Auftakt» (153 f.). Doch tendenziös ist jede Geschichtsschreibung, ausnahmslos; die ehrliche gibt es zu! Denn jede hat eine gewisse Neigung, Richtung, jede tritt für oder gegen etwas ein, «stimmt» also für oder gegen etwas. Jeder Historiker ist selbstverständlich vorgeprägt, gebunden, subjektiv. Jeder hat seine Determinanten, Prämissen, Prädilektionen; jeder seine Wertesysteme, Hypothesen, Auswahlmechanismen, Projektionen, Egoismen, seine Deutungsmuster und Typisierungen, seine Interpretationsmodelle. Jeder beleuchtet, erforscht, erklärt die Welt und die Geschichte im Sinne seiner Weltanschauung. Und am gefährlichsten allemal: wer dies leugnet, wer unparteiisch tut, Wertneutralität vortäuscht, wissenschaftstheoretische Unschuld, kurz, wer Objektivität mimt, die es vermutlich nicht gibt, am wenigsten wohl in der Theologie und in der Geschichtsschreibung (man lese dazu meine «Einleitung zum Gesamtwerk» im Ersten Band, Seite 37 ff.).

«Objektiv», sagt Johann Gustav Droysen, «ist nur der Gedankenlose!»

Es geht um sechs Zitate. Das erste, von Augustin, preist in aller Kürze Konstantins Kriege und Siege; das zweite, von Kirchenhistoriker Bischof Euseb, bejubelt des Herrschers Ausrottung aller Arten von «Götzendiensten». In drei weiteren Zitaten von Theologen aus dem späteren 20. Jahrhundert ist der erste Christenkaiser für Peter Stockmeier ein «leuchtendes Vorbild», für Kurt Aland «Christ, und zwar Christ dem Herzen, nicht nur der äußeren Handlung nach». Und Karl Baus nennt seine Seelenhaltung «die eines wirklichen Gläubigen». Den Beschluß bildet ein Text Percy Bysshe Shelleys, «des frühvollendeten großartigen Lyrikers vom Anfang des 19. Jhs., der für Deschner offenbar das einzig Wahre gesagt hat» (154): «... dieses Ungeheuer Konstantin ... dieser kaltblütige und scheinheilige Rohling durchschnitt seinem Sohn die Kehle, erdrosselte seine Frau, ermordete seinen Schwiegervater und seinen Schwager und unterhielt an seinem Hofe eine Clique blutdürstiger und bigotter christlicher Priester, von denen ein einziger genügt hätte, die eine Hälfte der Menschheit zur Abschlachtung der anderen aufzureizen.»

Nun ist Shelleys Statement für mich keinesfalls «das einzig Wahre». Wohl aber kommt diese Sicht der Dinge dem Geschehenen sicher näher als die der vor ihm zitierten antiken und modernen Pfaffen.

Bevor ich gleich zum III. und letzten Hauptteil der Alföldi-Kritik übergehe, noch einige Vorwürfe aus ihrer Nummer II.

Zum Beispiel belehrt sie mich über Termini technici, die ich schon vor Jahrzehnten bei der Darstellung des Herrscherkultes und seiner Beeinflussung des Neuen Testaments beschrieb, und suggeriert – ein so beliebter wie plumper Trick –, ein «Spötteln» über Titel wie «Heiland und Wohltäter» renne offene Türen ein; es «lohnt sich nicht». Als wüßte nicht auch sie: das Gros der Gläubigen hat von diesen (und hundert anderen) religionshistorischen Hintergründen, hat von der Tatsache, daß *nichts* im Christentum ursprünglich ist – vom Weihnachtsfest

zur Himmelfahrt lauter Plagiate –, noch heute keine Ahnung. Davon leben ja die Kirchen! Im übrigen erschöpft sich mein «Spötteln» in dem Satz – von mir angeblich «eigens höhnisch hervorgehoben» –: «Der ‹Heiland und Wohltäter› hatte den Entscheidungskampf mit religionspolitischen Aktionen vorbereitet...»

Sie hat nichts Entscheidendes vorzubringen, also kann sie immer wieder nur andeutend, weil unbegründet, sticheln, muß sie verzerrend übertreiben, glatt unterschlagen oder einfach unwahrhaftig sein. Doch zeigt die mir häufig zugedachte, nicht nur in Anbetracht des zur Debatte Stehenden geradezu lächerliche Schulmeisterei mehr als vieles, wie wenig stichhaltig dies alles ist. Etwa wenn sie (S. 154 f.) moniert, der Gebrauch moderner, der Antike unbekannter Ausdrücke wie «Aggressor» (sic) und «Angriffskrieg» sei nicht «sachgerecht» und führe den Leser «in die Irre». Doch wie viele neuere Historiker verwenden neue Vokabeln für alte Epochen; in meinem Konstantin-Kapitel zitiere ich Altmeister Otto Seeck mit dem Wort «Angriffskrieg».

Aus eklatantem Mangel an handfesten Einwänden bemäkelt sie sogar, bei mir seien «Aufsätze verglichen mit den Monographien relativ unterrepräsentiert» (155). Nun, das genügt doch. Auch hier gibt es keine Norm. Zwar wird gewiß «gerade in Aufsatzform sehr viel Neues geschrieben»; viel zuviel. Doch «sehr viel Neues» muß ja nicht, worauf es mir ankommt, schon sehr viel Gutes sein. Und nach dem Guten frage ich bestimmt nicht sie.

«Unkenntnis» kreidet mir Frau R.-Alföldi auch über die stammesmäßige Zusammensetzung der Franken an.

Der junge Kaiser Konstantin, schreibe ich auf Seite 217, habe als Herr über Britannien und Gallien die Franken besiegt und darauf «deren Könige Ascaricus und Merogaisus zur allgemeinen Augenweide von hungrigen Bären zerfleischen» lassen. Etwas später ergänze ich, diese «fränkischen» Könige seien möglicherweise Brukterer oder Tubanten gewesen. Dies aber, kontert sie, offenbare nicht, «wie vielleicht beabsichtigt,

Gelehrsamkeit und Wissen, sondern die Unkenntnis der historischen Tatsache, daß ‹die Franken› ein Stammesverband sind, in denen [sic] sehr wohl auch die Brukterer und die Tubanten ihren Platz haben» (156)

Doch schließt mein Text das aus? «Möglicherweise», sage ich, waren die beiden Könige der Franken «in Wirklichkeit Brukterer oder Tubanten». Konstantin hatte seinerzeit den germanischen Stamm der «bructeri» am Rhein besiegt. Es gab aber auch «Boruktuarier», wie Beda berichtet, die erst sehr viel später, gegen Ende des 7. Jahrhunderts, zwischen Lippe und Ruhr unter sächsische Herrschaft kamen. Als Missionsbischof Suitbert (gest. 713) diese westfälischen Brukterer zu «bekehren» suchte, mußte er vor den Sachsen fliehen. Somit gingen die Brukterer zunächst keinesfalls (ganz) in den Franken auf. Und gehörte auch zur Zeit Konstantins ein Teil jener zu diesen, waren sie doch Brukterer – so wie die Sachsen auch unter den Franken Sachsen blieben.

Ich zitiere nie sinnwidrig. Und führe ich Zitate an, so geschieht es mit aller Sorgfalt. Natürlich zitiere ich regelmäßig aus dem «Zusammenhang gerissen» (154); das habe ich mit allen Zitierenden der Welt gemein. Erstaunlich aber die Verleumdung, ich böte «Zitate aus antiker und moderner (Fach-)Literatur meist verstümmelt» (154). Dies wäre, selbst wenn ich nicht auf der besonders infamen Vokabel «meist» insistiere, durch eine Fülle von Belegen zu untermauern gewesen. Wo sind sie?

Einen Treffer freilich kann Maria R.-Alföldi wirklich verbuchen (156): meine Verwechslung der Lateranbasilika mit der Basilika am Forum Romanum. Triumph!

Ich fasse meine Darstellung des Kaisers zusammen, beziehe auch bereits Erörtertes, das mir besonders triftig scheint, ein und konfrontiere damit abschließend, ebenfalls nur kurz, das von der Kritikerin skizzierte «Gegenbild Konstantins».

Konstantin I. hat um seiner Karriere willen die Religion seines Vaters Konstantius Chlorus, eines einstigen kaiserlichen

Leibwächters, gefälscht, hat illegal zum Kaiser sich erheben und in einer Machtsucht ohnegleichen das diokletianische System der Tetrarchie zerschlagen, drei Mitkaiser ermorden lassen. Konstantin führte sein Leben lang Krieg. Er ist aggressiv «von Anfang an» (Stallknecht); vor Augen stets «nur dieses Ziel einer größeren Herrschaft» (Vogt); dabei immer wieder «furchtbare Härte» (Kornemann) praktizierend: 306 gegen die Brukterer, 310 gegen die Brukterer, 312 gegen Mitkaiser Maxentius, 313 gegen die Franken, 314 gegen die Sarmaten, 315 gegen die Goten, ungefähr um diese Zeit auch gegen Mitkaiser Licinius, wobei Konstantin mehr als 20 000 seiner Feinde vernichtet haben soll. 320 gegen die Alemannen, 322 gegen die Sarmaten, 323 gegen die Goten, wobei er jeden, der ihnen beisteht, lebendig zu verbrennen befiehlt. 324 gegen Mitkaiser Licinius, ein «Religionskrieg», vor dem Konstantin, der schon mit Feldbischöfen ausrückt, «heilig und rein», mit seiner Soldateska betet und schließlich 40 000 Leichen das Schlachtfeld bedecken; 130 Schiffe und 5000 Matrosen versinken vor der Steilküste bei Kallipolis.

Dem Licinius verspricht Konstantin eidlich das Leben und läßt ihn ein Jahr später erwürgen, auch viele seiner prominenten Parteigänger in allen Städten des Ostens liquidieren. «Diesem großen Vorbild nachzueifern bemühte sich jeder christliche Kaiser», versichert der katholische Theologe Stockmeier; «beliebig ließ sich darauf verweisen, um ein Ideal [!] vor die Augen der Fürsten zu stellen». Ja, er wurde zur «Idealfigur ... christlichen Herrschertums überhaupt« (Löwe).

All dies, hier nur aufgezählt, spiegelt sich bei R.-Alföldi (148) in dem Satz: «Er behauptet sich zunächst, gewinnt dann Schritt für Schritt die Gebiete seiner Mitregenten hinzu, um schließlich 324 das ganze römische Reich unter seinem Zepter zu vereinen.» So gesehen wird Geschichte gewiß eine saubere, aseptische Sache. Blut fließt da kaum, selbst wenn sie noch hinzusetzt: «Er muß wiederholt an den Grenzen kämpfen, um das Reichsgebiet zu sichern».

328 zieht Konstantin gegen die Goten, 329 gegen die Ale-

mannen, 332 gegen die Goten, deren Verluste, auch durch Hunger und Frost, auf hunderttausend berechnet worden sind. Und noch in seinem Todesjahr 337 wollte der «Schöpfer des *christlichen* Weltreiches» (Dölger) mit vielen Militärbischöfen zu einem Kreuzzug gegen die Perser ausrücken.

Von alldem aber, womit Konstantin das christliche Abendland begründete, was Konstantin ja erst – wie mutatis mutandis dann Karl I. – zu «dem Großen» macht, steht bei Maria R.-Alföldi sehr wenig, und dies mehr zwangsläufig in der Polemik gegen mich. Auch von der persönlichen Grausamkeit des Kaisers, für den Menschenleben «keinen Wert» hatten (Seeck), von den durch ihn initiierten «Fränkischen Spielen» (14.–20. Juli), von den «ludi Gothici» (4.–9. Februar), wobei er Gefangene massenweise in der Arena wilden Tieren vorwerfen ließ, findet sich schlechthin nichts; ähnlich von der Meuchelung seiner nächsten Verwandten. Wahrscheinlich gilt diesem brutalen Hinmorden (das sein Sohn Konstantius II. noch im Todesjahr seines Vaters fortsetzt, wie überhaupt Verwandtenmassaker in christlichen Dynastien die Regel bleiben), wahrscheinlich gilt diesem schlimmen Wesenszug des heiligen Großen Maria R.-Alföldis damenhafter Satz, der grotesker kaum sein könnte: «Er scheint sogar zu Jähzorn zu neigen» (158).

Die vom christlichen Idealfürsten Konstantin gewünschte Beibehaltung der Folter auch vor Gericht – «und die dafür vorgesehenen Methoden waren grausam» (Grant) – wird von der «international angesehenen Konstantinforscherin» (148) mit keinem Wort erwähnt. Ebenso die jämmerliche Sklavenschinderei. Wann immer Sklaven durch Schläge ihrer Herren sterben, verfügt Konstantin am 18. April 326, so sind die Totschläger «von Schuld frei (culpa nudi sunt) ... mögen die Herren keine Untersuchung (quaestionem) befürchten ...» Und seine Majestät verbietet in einem weiteren Dekret sogar ausdrücklich nachzuforschen, ob absichtlich getötet wurde oder nicht! Derlei verschweigt die Verteidigerin des «Großen» gänzlich. Auch nahezu jedes Detail aus dem besonders wichtigen und deshalb mit Abstand längsten Unterkapitel «Von der Kir-

che der Pazifisten zur Kirche der Feldpfaffen». Es thematisiert die fundamentale, die Catholica bis heute desavouierende Tatsache, daß ihre Theologen der ersten *drei Jahrhunderte* nirgends in Ost und West den Kriegsdienst erlauben; daß sie sogar jede Notwehr und die Todesstrafe, das Todesurteil ebenso wie die Hinrichtung oder auch nur die Anzeige, die dazu führt, verbieten (daß nach der Kirchenordnung des römischen Bischofs und Heiligen Hippolyt aus dem 3. Jahrhundert selbst Jäger nicht Christen sein können). Da macht Konstantin das Christentum 313 zu einer erlaubten Religion mit einer Fülle von Vorteilen zumal für die Hierarchen – und sofort liefern die bisherigen Pazifisten dem plötzlich prochristlichen Staat die Schäfchen ans Messer. Wer jetzt im Krieg die Waffen wegwarf, wurde ausgeschlossen, und die Soldatenmärtyrer von einst flogen aus den Kirchenkalendern!

In diesem Zusammenhang kämpfe ich gegen alte und neue Verteidiger solch ungeheuren Verrates, unter anderem auch gegen Hans von Campenhausen – worauf Maria R.-Alföldi mit dem ihr eigenen Gespür fürs Wesentliche nichts zu sagen weiß als den Satz: «Einen Höhepunkt stellt die Zitierweise ‹der freiherrliche Theologe› ... dar» (156).

Und wie sieht nun ihr «Gegenbild Konstantins in wenigen Zügen skizzenhaft» (157) aus? Ich muß es hier noch einmal, wo möglich *in wörtlicher Anlehnung*, verknappen: Der geschwächte Limes wird vom Herrscher wieder ausgebaut, ein effektiveres Steuersystem eingeführt, das Reichsgebiet zur Mehrung der Erträge neu durchstrukturiert, die Bürokratie gewaltig vermehrt. Berufe und Aufgaben werden – das ist nicht mein Deutsch – zwangsweise erblich gemacht, Mängel tunlichst beseitigt, ein mächtiger Generalstab entsteht, gegründet wird die neue Residenz Konstantinopel an strategisch entscheidender Stelle.

Konstantin selbst hat demnach nicht zu bezweifelnde militärische Gaben und weiß seine enormen Möglichkeiten als Kaiser souverän zu nutzen. Er kann mild sein, greift aber, kommt seine Position in Gefahr, hart durch, bleibt indes an-

fangs ein vorsichtiger Realpolitiker. Mit Macht versucht er die Gräben zwischen dem alten und dem neuen Glauben einzuebnen, bevorzugt freilich die Christen, doch handelt er auch hierbei meist vorsichtig-realistisch, wenngleich das Problem des gerechten Krieges der Angegriffenen gute Christen stark belastet. Kurz, ein unerschrockener Neuerer, sein Wirken hat erstaunlich lange Bestand und dient der Zukunft als brauchbare Basis – «auch das Christentum ist in diesem Sinne neu, es führte und führt bis heute historisch weiter» (159).

Klingt das nicht gut, nicht sehr vertraut akademisch, wie sie, so der Herausgeber im Vorspann, «den Wissensstand zu Kaiser Konstantin zusammen»faßt? Fließt da Blut? Krepieren da Stämme und Völker im Dreck? Nein, der Dreck staut sich bei mir! Mein «übermäßiger, mehr noch, gefühlsgeladener Eifer befremdet», wirkt «unglaubwürdig», macht «echte Diskussionsbeiträge» unmöglich. Und so gilt für mein Unternehmen «ohne Einschränkung das nachdenkliche Wort des französischen Dichters Paul Valéry, wenn er sagt: ‹Die Geschichtsschreibung stellt das gefährlichste Produkt dar, das in der Giftküche des menschlichen Intellekts je gebraucht wurde.›» (Nebenbei: «wenn er sagt...», etwas linkisch, dämlich, völlig überflüssig. Nicht nebenbei: Die Professorin für Hilfswissenschaften der Altertumskunde liefert in einer Fußnote die Originalfassung des Satzes. Den Tippfehler «dangeureux» übergehe ich. Aber von der «Giftküche des menschlichen Intellekts», in der «je» etwas «gebraut» wurde, findet sich bei Valéry keine Silbe. Hätte *ich* mir irgendwo derartige Übersetzerfreiheiten herausgenommen, wären mir von der Hilfswissenschaftlerin garantiert «traduttore, traditore», «Tendenziösität», ja «Fälschung» nachgesagt worden.)

Im übrigen: von der Trefflichkeit des Valéry-Bonmots, seiner Signifikanz, bin auch ich überzeugt, von der Bedeutung dieses Wortes im Hinblick auf die übliche, von machtpolitischen Kategorien beherrschte Geschichtsschreibung, auf eine Geschichtsschreibung, die zwar stets alles kleine Gangstertum beflissen verteufelt, oft auch bloß vermeintliches, gar erst dazu

gemachtes, die großen Geschichtsverbrecher aber devot durch die Zeiten hofiert. Fort und fort stellt diese Geschichtsschreibung die verderblichsten Leitbilder auf. Fort und fort korrumpieren ihre perversen, bösartigen Pseudoideale die Menschheit. Fort und fort hat sie deren aus zutiefst unethischem, menschenverachtendem, aus nur machthörigem, nur erfolgsberauschtem Denken resultierendes Elend kaum weniger mitverschuldet als die glorifizierten Bluthunde selbst. Und als das Christentum. Jenes Christentum, von dem es bei R.-Alföldi (159) im unmittelbaren Anschluß an Konstantins «Wirken» heißt: «auch das Christentum ist in diesem Sinne neu». Es klingt unziemlich zynisch angesichts seines damaligen ungeheuren Verrats, doch auch unbestreitbar wahr.

Und nichts wurde so fatal für die Völker, zumal für die christlichen, nichts spricht diesem Christentum selbst so vernichtend das Verdikt wie gerade das gerühmte Faktum, daß es «bis heute historisch weiter» führte und führt.

Folgte aber der herkömmlichen, nur die Sieger bekränzenden, nur eine andere Art von Hagiographie pflegenden Historiographie eine herrschaftskritische, eine wirklich ethische Geschichtsbetrachtung und -beurteilung, was wäre wünschenswerter, was den Völkern, diesen immer und immer wieder unterdrückten und verheizten Völkern, nützlicher? Und so erinnere auch ich zum Schluß an ein Dichter- und Denkerwort, an eine Sentenz des Literaturnobelpreisträgers Elias Canetti, die dem ersten Band der *Kriminalgeschichte des Christentums* voransteht: «Den Historikern sind die Kriege wie heilig, diese brechen, heilsame oder unvermeidliche Gewitter, aus der Sphäre des Übernatürlichen in den selbstverständlichen und erklärten Lauf der Welt ein. Ich hasse den Respekt der Historiker vor irgendwas, bloß weil es geschehen ist, ihre gefälschten, nachträglichen Maßstäbe, ihre Ohnmacht, die vor jeder Form von Macht auf dem Bauche liegt.»

1. KAPITEL

KAISER LUDWIG I. DER FROMME (814–840)

«Ludwigs Reich sollte ja ein Reich des Friedens sein ... Das schloß jedoch Kriege gegen die Heiden nicht aus, sondern verlangte sie geradezu, da sie als Verbündete Satans galten.»
Heinrich Fichtenau[1]

«Wie verhielt sich die Kirche während dieser ganzen traurigen Zeit? Es ist interessant zu beobachten, wie es der Kirche gelingt, in dem Augenblick die Oberhand zu gewinnen, als die Kaisermacht zu verfallen beginnt. Es ist sicher, daß die fränkischen Bischöfe dabei eine entscheidende Rolle spielten ... Allem Anschein nach hielten Männer wie Agobard und Wala, Paschasius Radbert, Bernhart von Vienne und Ebbo von Reims die Fäden dieser verwickelten Intrigen in der Hand und nützten die Habgier und den Ehrgeiz der Laien in der ehrlichsten und selbstlosesten Absicht für die größere Ehre Gottes aus.» H. Daniel-Rops[2]

«Mit dem Reich aber ging es, da jeder von seinen bösen Leidenschaften getrieben, nur seinen Vorteil suchte, von Tag zu Tag schlimmer.» Nithardi historiarum[3]

«... und das Elend der Menschen wuchs vielfach mit jedem Tag.» Annales Xantenses (834)[4]

Karl «der Große», der Heilige, war nicht nur auf dem Schlachtfeld aktiv. Soweit bekannt, hatte er auch neunzehn Kinder gezeugt, acht Söhne, elf Töchter, und dies mit immerhin neun verschiedenen Frauen – (freilich noch eine fast bescheidene Schar angesichts der 61 Kinder des Bischofs Heinrich von Lüttich, diesem emsigen Arbeiter im Weinberg des Herrn, dem Papst Gregor X. im 13. Jahrhundert allein «innerhalb 22 Monaten 14 Söhne» attestiert).

Trotz des karolingischen Kindersegens aber gab es keine Probleme in der Nachfolgefrage.

Für den Todesfall hatte Karl in der sogenannten Divisio regnorum das Reich unter seine drei Söhne geteilt. Jeder sollte dabei die Defensio sankti Petri übernehmen, den Schutz der römischen Kirche. Doch die beiden Älteren sah der Vater völlig unerwartet ins Grab sinken: Pippin 810, Karl, dem als Haupterbe offenbar lange Zeit die Kaiserkrone zugedacht war, schon im Jahr darauf. Es traf den Herrscher so, daß er daran dachte, Mönch zu werden. Nur der jüngste und, wie er wußte, am wenigsten für den Thron taugliche, 778 in Chasseneuil bei Poitiers geborene Ludwig blieb von seinen «legitimen» Söhnen übrig, um schließlich, bereits sechsunddreißig Jahre alt, als Kaiser eingesetzt, dann abgesetzt, wieder eingesetzt, noch einmal gestürzt und noch einmal zurückgeholt zu werden.

Ende gut, alles gut? Nun, jedenfalls hatte der fromme Ludwig, was ja mehr zählt als alles, schon von kleinauf «immer Gott fürchten und lieben gelernt», wie der eine seiner zeitgenössischen Biographen um 837 überliefert, der vornehme Franke Thegan, Chorbischof des Trierer Bistums, Propst des St. Cassius-Stifts in

Bonn. Seit 781 war Ludwig Unterkönig in Aquitanien und von Papst Hadrian I. gesalbt. Und am Sonntag den 11. September 813 ließ ihn der Vater in Aachen zum Nachfolger proklamieren, auch zum Mitkaiser krönen, dabei freilich auf jede Beteiligung des Papstes verzichtend, ja, auf die jedes Geistlichen.

Doch geschah das Ganze vor einem Altar, geschah «zu Ehren unseres Herrn Jesus Christus» nach langen Gebeten der beiden Potentaten. Karl ermahnte den Sohn und Nachfolger, besonders den Allmächtigen zu lieben, zu fürchten, seine Gebote in allem zu befolgen, seine Kirchen zu leiten, die Priester zu ehren wie Väter, das Volk zu lieben wie Söhne. Hochmütige und üble Menschen sollte er auf den Weg des Heils zwingen, die Klöster trösten und gottesfürchtige Diener anstellen. Er fand kaum ein Ende in seiner Beschwörung des Herrn, krönte Ludwig dann aber, nachdem dieser eidlich alles zu halten gelobt hatte, zum Mitkaiser, worauf das Volk schrie: «Es lebe Kaiser Ludwig!», und beide Monarchen die Messe hörten.

Seit dieser Krönung hat Karl, schon recht hinfällig, auf einem Fuß auch lahm, nur noch, falls wir Bischof Thegan trauen dürfen, gebetet, Almosen gespendet – und die vier Evangelien, das unfehlbare Gotteswort, «verbessert» oder, wie Thegan auch sagt, «aufs Beste korrigiert» (optime correxerat), bevor er am 28. Januar 814 starb. Er hinterließ dem Sohn ein riesiges, von ihm sowie den hochgeschätzten Ahnen und Vorgängern *fast ganz zusammengeraubtes*, aus vier mächtigen Einheiten bestehendes Reich: die Francia, das Zentrum des Staates, mit den Königshöfen, den großen Abteien, ferner die Germania, Aquitania und Italia.[5]

Töten und beten

Zwei Bereiche, die jeden christlichen Herrscher seit langem und noch durch viele Jahrhunderte entscheidend bestimmten, prägten auch das Leben des jungen Ludwig: der Krieg und die Kirche.

Alle edlen Christen hatten das sogenannte Kriegshandwerk

von früher Kindheit an zu lernen. In der Regel mußten sie bereits bis zur Pubertät im Reiterkampf ausgebildet und mit 14 oder 15 Jahren, manchmal noch früher, zum Waffenführen fähig sein. Und natürlich «brannten die Adeligen darauf, in den Kampf zu ziehen» (Riché). (Dagegen kannte man kaum einen Großen unter ihnen, der Lesen oder gar Schreiben konnte. «Drei Finger schreiben, aber der ganze Körper arbeitet», lautete ein vielzitiertes Wort. Es verderbe die Augen, hieß es, krümme den Rücken, verletze Rippen und Bauch, die Nieren schmerzen, der ganze Körper nährt den Überdruß.)

Auch Ludwig, der einen kräftigen Körper, starke Arme, der im Reiten, Bogenschießen, Lanzenwerfen «nicht seinesgleichen» hatte, doch nach Auskunft der Forschung friedfertig war, begleitete den Vater auf dessen Verlangen schon bei seiner Awarenvernichtung (IV 485 ff.), jedenfalls bis zum Wiener Wald. Bald darauf, 793, unterstützt er, wieder auf väterlichen Befehl, einen Rachefeldzug seines Bruders Pippin in Süditalien. Erst feiert der katholische Jüngling «das Geburtsfest Christi zu Ravenna», wie der Verfasser der zweiten zeitgenössischen (allein vollständigen) Biographie Ludwigs schreibt – ein nach eigener Angabe seit 814 am Kaiserhof lebender und wegen seiner sternkundlichen Kenntnisse Astronomus genannter unbekannter Geistlicher der Hofkapelle –, dann «fallen sie mit vereinten Kräften in die Provinz Benevent ein, verwüsten alles, wohin sie kommen ...»

Dabei war Ludwig ein besonders guter Christ, noch besser als der hl. Vater. Eine Fülle zeitgenössischer Zeugnisse, darunter allein 28 Fuldaer Urkunden aus den Jahren 819 bis 838, nennt ihn «pius», «piissimus»; ein allerdings längst zur Floskel erstarrtes Herrscherprädikat. Doch schwärmt man oft von Ludwigs «Frömmigkeit»; ja, der fränkische Kleriker Ermoldus Nigellus meint in dem panegyrischen Epos «in honorem Hludowici Christianissimi Caesaris Augusti» (von dem er freilich die Aufhebung seines Verbannungsurteils erhofft), Ludwig regiere geradezu «mit Hilfe seiner pietas». Übrigens bekam der Kaiser den in alle europäischen Sprachen eingegangenen Beinamen «pius» (der Fromme, le Pieux, il Pio, the Pious, auch Louis le Débonnaire, der

Gutmütige, eine neuzeitliche Abwertung französischer Historiker) keinesfalls zu seinen Lebzeiten, wo man ihn gewöhnlich Hludovicus imperator nannte, sondern frühestens wohl im ausgehenden 9. Jahrhundert.

Bereits als Kind aber hatte Ludwig das Unterkönigtum Aquitanien samt einem Regentschaftsrat erhalten, und dorthin kehrte er nach dem Beneventer Kriegszug im Frühjahr 794 zurück, begleitet von «comites» seines Vaters. So konnte er nicht nur die Macht des einheimischen Adels beschneiden, sondern auch häufig in das südliche Nachbarland vorstoßen, gewiß nur auf höhere Weisung hin, was für alle außenpolitischen und zumal militärischen Aktionen des Unterkönigs galt.

Auf Karls Befehl überfiel der fromme friedfertige Sohn also immer wieder Spanien. Er unterwarf und zerstörte Lerida. «Hierauf», schreibt der Astronomus, «und nachdem die übrigen Städte verwüstet und verbrannt waren, ging er bis Huesca vor. Das an Fruchtfeldern reiche Gebiet der Stadt wurde von dem Kriegsvolk abgemäht, verwüstet, verbrannt und alles was sich außerhalb der Stadt fand, durch die Verheerung des Feuers vernichtet.»

Wie fast immer seinerzeit, hinderte den jungen Ludwig bloß der Winter an weiteren Taten christlicher Kultur. Im übrigen verfeuerte der katholische Heros außer Städten gelegentlich auch Menschen, wenn auch nur «nach dem Recht der Wiedervergeltung» (Anonymi vita Hludowici); ganz biblisch: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Und kaum war «dies erledigt», so dieselbe Quelle, «schien es dem König und seinen Ratgebern nötig, zum Angriff auf Barcelona zu schreiten». Und als die Eingeschlossenen vor Hunger schon wochenlang altes, als Türbehang dienendes Leder verschlungen, andere sich aus Verzweiflung über das Elend des Krieges kopfüber von den Mauern gestürzt hatten, ergab sich der böse Feind, und Ludwig feierte dies «mit einem Gottes würdigen Dankfeste», zog mit den Priestern, «welche ihm und dem Heere vorangingen, in feierlichem Aufzug, unter Lobgesängen in das Tor der Stadt ein und begab sich nach der Kirche des heiligen und siegreichen Kreuzes ...»

Natürlich kam König Ludwig stets wieder zu den schlimmen

spanischen Nachbarn, nichts lag ja näher. Der Astronomus meldet solche Attacken aus immer neuen Jahren. «Im nächsten Sommer aber zog er mit so großer Kriegsmacht, als ihm nötig schien, nach Spanien, über Barcelona bis nach Tarragona, nahm dort, wen er fand, gefangen, jagte andere in die Flucht, und alle Ortschaften, Kastelle und Städte bis Tortosa zerstörte das Heer und verzehrte die gierige Flamme.» Dann wieder fielen sie aus dem Hinterhalt dem ganz unvorbereiteten Gegner in den Rücken, «verwüsteten sie weit und breit das Land der Feinde..., kämpften heftig und zwangen sie mit Christi Hilfe die Flucht zu ergreifen. Wen sie ergriffen, töteten sie, und holten sich fröhlich die Beute... König Ludwig aber kehrte nach Hause zurück, nachdem er die Seinigen fröhlich empfangen und das feindlich Land überall verwüstet hatte.»

Ein fideles Christentum.

Dabei liest man in einem alten katholischen Standardwerk von Ludwig: «Er meinte es überall gut», sein Gemüt sei «edel», sein Herz «mit allen guten Sitten ausgeschmückt» gewesen (Wetzer/Welte). Ein blutiges Schwert und ein goldnes Gemüt, das paßt zu dieser Religion durchaus; war's nicht ein ferner, bescheidner Abglanz geradezu des lieben Gottes selbst und seiner Höllenfeuerpraxis?

Denn, so mit messerscharfer Theo-Logik Kirchenlehrer Papst Gregor I. «der Große»: «Der allmächtige Gott hat, insofern er gütig ist, kein Wohlgefallen an der Qual der Unglücklichen; aber insofern er gerecht ist, wird er durch die Strafe der Bösen in Ewigkeit nicht milde gestimmt.»

Eine kommode Religion. Etwas für alle Fälle.

Mit eben diesem Gott, gütig, doch gegen Böse – und alle Feinde sind böse – «in Ewigkeit nicht mild», geschah jedwedes Rauben und Morden, wie schon zu Zeiten der seligen Merowinger und Pippiniden, stets von neuem im christlichen Abendland. So liest man wieder: «Doch mit Vertrauen auf Gottes Hilfe zwangen die Unsern, obgleich ungleich und an Zahl weit schwächer als jene, die Feinde dennoch zur Flucht und erfüllten den Weg der Fliehenden mit vielen Toten: und nicht eher ließen sie ab vom Morden (et eo usque manus ab eorum caede non continuerunt), als bis, da

die Sonne und mit ihr das Tageslicht geschwunden war und Schatten die Erde deckte, die leuchtenden Sterne erschienen um die Nacht zu erhellen. Hierauf zogen sie unter Christi Beistand mit großer Freude und vielen Schätzen zu den Ihrigen zurück.»

Fast romantisch, so ein kleiner Aderlaß. Und immer eben mit Gott, mit seiner Hilfe, seinem Segen, seinem Schutz. Als man etwa gerade jemand aufhing, «den übrigen fast allen nahm man die Weiber oder die Söhne», heißt es gleich danach: «Hierauf zogen der König und sein Volk unter Gottes Schutz nach Hause.»

Zuweilen darf Ludwig einen Feldzug nicht «in eigener Person» leiten und begleiten. Doch im nächsten Jahr zieht er wieder gegen Tortosa, «bedrängte und schädigte er die Stadt so durch Mauerböcke, Steinschleudern, Schutzdächer und andere Belagerungsmaschinen, daß ihre Bürger die Hoffnung aufgaben ...» Oder es geht wider die Wasken. Nur auf das «Gerücht» hin, daß sie sich erheben wollten, beschließt der König für «das öffentliche Wohl» einen neuen Kriegszug, überläßt er «alle ihre Besitzungen dem Heere zur Plünderung. Endlich als alles, was ihnen zu gehören schien, zugrunde gerichtet war, kamen sie um Gnade zu flehen und mußten es zuletzt, nachdem sie alles verloren hatten, als ein großes Geschenk betrachten, daß sie Verzeihung erhielten» (Anonymi vita Hludowici).

So erzieht man die Seinen. Kurz, von Mal zu Mal bestätigt sich, daß bei Ludwig dem Frommen, mit Forscher Fichtenau zu sprechen, «die christliche Lehre tiefere Schichten erfaßte ...»

Denn damit das Blut all der barbarisch Hingemetzelten nicht gar zu dick sprudelt, damit es diese Chronik des Grauens nicht ganz und gar ersäuft, wird das Geistliche, Göttliche stets noch stärker aufgetragen und mit dem Blut würdevoll verschmiert. Wie Ludwig so «niemand im Bogenschießen oder Lanzenwerfen gleichkam», im Gebrauch von Waffentechniken, von Mordinstrumenten, so besaß er, der im strengen Mönchsgeist Aquitaniens Aufgewachsene, der «Adjutor Dei», der Adjutant, der Helfershelfer sozusagen Gottes, das heißt immer der Kirche, auch eine bemerkenswerte priesterliche Würde, ja gleichsam geistlich begabte Kniee. Chorbischof Thegan sagt deshalb im selben Zu-

sammenhang von ihm: «Niemals erhob er seine Stimme zum Gelächter.» Und: «Wenn er sich täglich morgens zum Gebet in die Kirche begab, beugte er immer die Kniee und berührte mit der Stirn den Fußboden, lange demütig betend, manchmal unter Tränen ...» Kurz, so der bischöfliche Biograph unmittelbar anschließend: «und immer zierten ihn alle guten Sitten.» Ja, «von heiliger Frömmigkeit getrieben», beteuert auch der Anonymus, ließ er «nichts ungeschehen, wovon er meinte, daß es zur Ehre der heiligen Kirche Gottes gereichen könnte.»

Ludwig der Fromme stand seit seiner Kindheit unter dem Einfluß des Klerus. Er war deshalb von früh an so kirchenhörig, daß ihn nur der Vater gehindert hatte, Mönch zu werden. Wie ihm denn auch der Astronomus nachrühmt, er sei derart «für den göttlichen Dienst und die Erhöhung der heiligen Kirche besorgt, so daß man ihn nach seinen Werken eher einen Priester als einen König nennen möchte». Ludwig, pietistisch, hyperklerikal, auch der von seinem Vater gepflegten Bildung eher feindlich, ersetzte in Aachen nicht nur genußsüchtige Höflinge durch Kleriker, sondern vertrieb auch alle Prostituierten und steckte seine Schwestern ins Kloster (S. 33).

Dementsprechend sind seine Regierungsmaßnahmen von kirchlichen Vorstellungen geprägt oder durch Prälaten mit-, wenn nicht oft allein bestimmt. Auch als es seit 819 personelle Änderungen unter seinen Beratern gibt, als Erzbischof Hildebald von Köln stirbt, Abt Helisachar sich zurückzieht, stehen die neuen Räte, allen voran der Erzkapellan und Leiter der Hofkapelle, Abt Hilduin von St-Denis, Abt auch von St-Germaine-des-Prés, von St-Médard bei Soissons, St-Ouen in Rouen und Salonne, natürlich nicht nur der Kirche nahe, sondern sind wieder meist Geistliche, ja, vertreten in Kirchenfragen eine eher «noch radikalere Richtung als ihre Vorgänger» (Konecny) – und werden später die hauptsächlichsten Gegner seiner zweiten Frau Judith.[6]

«Neuer Anlauf zur Reform...» – bis zu fünf Liter Wein und vier Liter Bier pro Tag und Kanoniker

Besonders in den ersten Jahren nach seiner Gesamtregierungsübernahme ließ Ludwig eine Reihe von Synoden nach Aachen einberufen, ließ er schon bald den hohen Klerus zusammentreten, um Details einer großen Kirchenreform zu beraten. War doch für sein Programm der «Renovatio regni Francorum» die Einheit der Kirche die Voraussetzung für die Einheit des Reiches.

So wurde etwa auf dem Tag zu Aachen im Spätsommer 816 in den «Institutiones Aquisgranenses» eine Regel für Kanonissen kreiert, vor allem aber die Kanonikerregel Chrodegangs von Metz erneuert, die dieser hl. Bischof aus einer der «allerersten» Familien «fränkischen Adels» im Sinne der «vita communis» um 755 geschaffen hatte. Gegenüber seiner «Reform» in lokalem Rahmen wurde nun allgemeinverbindlich weiter reformiert, wurde insbesondere «jetzt eine viel stärkere Ausrichtung auch der Kanoniker am mönchischen Ideal angestrebt» (W. Hartmann).

Einen gewissen Begriff davon vermitteln etwa die Speise- und Getränkevorschriften der großen Synode von Aachen 816. Jeder Kanoniker sollte – so «gleich» war man in dieser hochfeudalen Ära bereits – dieselbe Menge an Speisen und Getränken bekommen, jeder nicht nur täglich vier «Pfund» Brot, sondern auch, je nach Gegend, zwischen einem und fünf Liter Wein. Und zusätzlich noch bis zu vier Liter Bier, ebenfalls am Tag! Freilich sieht die Forschung das mönchische «Ideal» erst «angestrebt». (Oder wie Wilfried Hartmann diesbezüglich titelt: «a) Neuer Anlauf zur Reform». – Im 12. Jahrhundert bestand das Sonntagsessen des Bamberger Domkapitels aus acht Gängen, im 18. Jahrhundert das Geburtstagsmahl des Ebracher Abtes aus 28.)[7]

Was für den hohen Klerus damals (wie heute) im Zentrum des Interesses steht, spiegeln die Dokumente ziemlich getreu, nämlich daß sein Reich «von dieser Welt» ist.

Kampf um das «Kirchengut» und gegen die Eigenkirche

Schon 813 hatte eine Fülle von Kanones der fünf fränkischen «concilia» (in Arles, Reims, Mainz, Chalon und Tours) an das Kirchengut, die Kirchengebäude, Kirchenschenkungen erinnert, ja, jede der fünf Synoden den Zehnt thematisiert. Es beleuchtet übrigens die geistliche Geldgier, wenn (nicht nur seinerzeit) verboten werden mußte, daß in der Kirche Märkte stattfinden! Doch schließlich wurde schon in biblischen Tagen das Haus des Herrn «zu einer Räuberhöhle» gemacht. Nicht verwunderlich, wenn nach Weihnachten 818 ein «conventus» in Aachen «viel über den Zustand der Kirche und Klöster verhandelt»; wenn schon Kapitel 1 der Reichsversammlung 818/819 dem Schutz des Kirchengutes gilt; Kapitel 7 die Schenkungen an die Kirche betrifft, ebenso Kapitel 8; wenn Kapitel 12 die Zehnten neu gegründeter Dörfer, Kapitel 14 noch einmal die Kirchenzehnten, auch die Kirchenneunten erörtert; und wenn das abschließende Kapitel 29 sich abermals den Kirchengütern zuwendet sowie dem Problem der Eigenkirchen, das bereits die Kapitel 6 bis 14 behandelt hatten.

Eine Eigenkirche (ecclesia propria) war ein sogenanntes Gotteshaus (Kloster), das unter privatem Eigentumsrecht, das auf dem Eigentum eines weltlichen oder geistlichen Grundherren stand und diesem in jeder Hinsicht, in wirtschaftlicher und geistlicher, auch absolut unterstand. Wie jeder Landkirche schon im 9. Jahrhundert ihre eigenen Einnahmen und Grundstücke voll und ganz gehörten, so gebot auch der Grundherr einer Eigenkirche über das Kirchengebäude wie über seinen übrigen privaten Besitz. Er verfügte über die ungeschmälerte Nutzung des gesamten Gutes einer solchen Kirche samt ihrer Einkünfte, über Vermögen, Baulichkeiten, Ertrag, über alle Arten von Abgaben, die Zehnten zumal, die Regalien, Spolien etc., wie auch über die Ein- und Absetzung der Kleriker oder (bei Eigenklöstern) der Äbte.

Das Eigenkirchenwesen, bereits in der Antike auf römischem Boden angebahnt, war schließlich in ganz Europa verbreitet und hatte seinen Höhepunkt in den germanischen Staaten des 9. und

10. Jahrhunderts. Seit der Durchsetzung des allgemeinen Zehntgebotes lohnte es sich also, eine Kirche zu bauen und ihr Besitzer zu sein, wurden die Eigenkirchen immer lukrativer, wurden zu begehrten Objekten ökonomischer Spekulation, von Kauf, Tausch, Leihe, Schenkung, Erbschaft u. ä., kurz die «Gotteshäuser» wurden zu «einer rentablen Kapitalanlage» (Schieffer), einem «gewinnbringenden Unternehmen» (Nylander).

Damit hängt sicher entscheidend zusammen, daß die Kirche das von ihr zunächst lange geduldete, schon seit karolingischer Zeit faktisch wie rechtlich anerkannte Eigenkirchenwesen allmählich im Hochmittelalter bekämpft. Dabei, bemerkenswert, bestreitet sie zuerst, um den Schein zu wahren, als offenbar besonders schlimm, die Verfügung von Laien über geistliche Ämter an den Eigenkirchen, dann aber die ihr gewiß weit wichtigere private Nutzung durch Laien bis zur Androhung der Exkommunikation und schließlich zum grundsätzlichen Verbot – während davon die Eigenkirchenherrschaft der Bischöfe und Klöster unberührt bleibt![8]

So hat Ludwig der Fromme, stark unter kirchlichem Einfluß stehend, auch gewisse radikale agrarpolitische Neuerungen hinsichtlich des Kirchengutes intendiert, sollten die grundbesitzenden Laien doch um wesentliche Einnahmequellen gebracht werden, überhaupt jeden Einfluß auf die Besetzung von Kirchenämtern verlieren, wodurch der Kaiser in schroffen Gegensatz zum Adel geriet.

Immer wieder indes erinnern die Bischöfe an das für Staatszwecke verwendete «Kirchengut», an das an diesem Gut begangene «Unrecht» und an seine Rückgabe. So auf dem Reichstag von Attingny 822, ein Jahr später schon wieder auf dem Reichstag vom Compiègne. Und in weiteren Erklärungen davor und danach.

In einer Rede vor der Synode 822 macht sich für das Kirchengut auch der berüchtigte Erzbischof Agobard von Lyon stark, dessen große Lebensaufgabe die «Verchristlichung der Welt» war (Boshof) und die – vom Kaiser offenbar nicht gebilligte – Bekämpfung der Juden (die Agobard in fünf Traktaten attackiert, wobei schon

er den Nazislogan «Kauft bei keinem Juden» vorwegnimmt!). Das Kirchengut aber sollte so sakrosankt wie möglich sein. Folglich erklärt der Erzbischof alle Kanones für unverletzlich, da sie auf den Konzilien in Übereinstimmung mit der Heiligen Schrift und unter Mitwirkung des Heiligen Geistes entstanden. Ergo sei jeder Verstoß ein Widerspruch gegen Gott, jede Säkularisation von Kirchengut eine Verletzung göttlicher Rechte.

So macht man das: alles, was der Klerus haben, an sich raffen, behalten will, gehört Gott. Und Gott darf man auf keinen Fall prellen! (Gott freilich, das muß die gläubige Welt lernen, ist in praxi stets der geld- und machtgeile Prälatenhaufen.)

Ludwig der Fromme hat auch die Ausnahmestellung der Klöster in der Volkswirtschaft gefestigt und gefördert durch Erteilung zahlreicher Zollfreiheiten, Münzrechte, Gebührenbefreiungen, durch Verzicht auf Heerespflichtleistungen, was sich unter seinen Nachfolgern fortsetzt, wo vor allem Markt- und Münzverleihungen immer häufiger vorkommen.[9]

EHEREFORM UND MONDFINSTERNISSE ODER VOM ABERGLAUBEN DES KAISERS

Daß sich ferner unter dem pfaffenhörigen Herrscher der Tugend- und Moralkodex der Kirche noch mehr verbreitete, wenn auch, wie üblich, oft nur auf dem Papier, wird kaum wundernehmen. Besonders gilt dies für Ludwigs Eherecht und seine Ehepolitik. Er identifizierte sich, hier nicht gerade zum Vorteil des Staates, voll mit den Wünschen des Klerus. Hatten nämlich die christlichen Merowinger noch kräftig der Polygamie gefrönt (s. etwa IV 99), ähnlich die frühen Karolinger, ja stand die Konkubine noch lange fast gleichrangig neben der Ehefrau, so daß sie selbst die Kirche zeitweise tolerierte, wie etwa die Synode von Mainz (852 c. 15) bezeugt, so duldete Ludwig der Fromme sogar das monogame Konkubinat nicht mehr.

Zunächst zwar hatte er offenbar selbst im Konkubinat gelebt.

Schon 794, ungefähr sechzehnjährig, war er mit Ermengard, der Tochter des Grafen Ingram aus der Familie der Robertiner, verbunden worden, wohl um ihn vor Ausschweifungen, vor – so sein anonymer Biograph – «den natürlich hitzigen Trieben seines Fleisches» zu bewahren. Ja, anscheinend hatte er bereits vorher Beziehungen zu Frauen, denen Alpais und Arnulf entstammten. Doch seit seiner Alleinregierung lebte er in erster wie in zweiter Ehe ganz gemäß dem kanonischen Recht, nahm weder eine Kebse noch löste er eine Ehe eigenmächtig auf, wie er denn auch seine Kinder in Vollehen verheiratete, zumindest die ihm von Ermengard geborenen Söhne, Lothar (795), Pippin (um 797) und Ludwig (806), während die eine oder andere seiner Töchter, Rotrud und Hildegard, vielleicht erst nachträglich Vollehen führten.

Freilich scheiterte der Monarch mit seiner rein kirchlich inspirierten Reform des Eherechts. Denn der Verzicht auf die frühere Vielfalt der Eheformen sowie auf herrscherliche Sonderformen der Ehe gefährdete die von ihm erstrebte Reichseinheit und führte eine beträchtliche Rechtsunsicherheit herbei. Und nach ihm kehrte man zu den alten Rechtsvorstellungen zurück, stellte man im Reich Ludwigs des Deutschen wie Karls des Kahlen den eigenen Vorteil weitgehend über die Kirchenlehre, an die man sich meist nur erinnerte, um politische Rivalen oder mißliebige Partner auszuschalten.[10]

Auch den christlichen Aberglauben förderte der Kaiser, wie allerdings schon eine lange Reihe seiner Vorfahren.

So hat man immer wieder heilige Leichen aus Rom geholt, auch entführt, den hl. Marcellinus, den hl. Petrus (durch Einhards Schreiber Ratleik über Michelstadt im Odenwald), worauf sie, die Leichen, versichern die Reichsannalen, «durch viele Zeichen und Wunderkräfte berühmt wurden». Auch «die Gebeine des seligen Märtyrers Sebastian» kamen – «Heeresheiliger», Patron der Soldaten, der Schützenvereine, gut ferner gegen Viehseuchen, Pest. Und auch «die Überreste des heiligen Streiters Christi» bewirkten bald «eine so große Fülle von Segnungen, daß ihre Menge jede Zahl übersteigt. Und ihre Beschaffenheit machte sie fast unglaublich ...» Doch sei, fügt der geistliche Anonymus hinzu –

und dies, wie so oft, noch nicht mal aus eignem Ingenium, sondern die Reichsannalen plagiierend –, für den, welcher glaubt, alles möglich» (omnia possibilia esse credenti).[11]

Sofort reagierte der Herrscher aller Franken auch, wenn «Zeichen» sein Gemüt beunruhigten, Dinge, mit denen er «sich viel ... beschäftigte», Gestirnsbewegungen, furchtbare Kometen, Erdbeben, Mondfinsternisse, vom Himmel gefallenes Getreide, «unerhörte Töne ... zur Nachtzeit», «häufige und ungewöhnliche Blitze, das Herabfallen von Steinen mit dem Hagel, Seuchen von Menschen und Vieh». Nicht minder bewegte ihn das Fasten eines Mädchens von etwa zwölf Jahren aus dem Dorf Commercy bei Toul, das, natürlich «nach dem Genuß des heiligen Abendmahls» aus Priesterhand, weder trank noch aß, es vielmehr «soweit im Fasten brachte, daß es gar keine leibliche Nahrung zu sich nahm und ohne jedes Verlangen nach Speise drei volle Jahre zubrachte», übermitteln die Reichsannalen. Derartiges raubte dem aufmerksamen Kaiser mitunter den Schlaf. Es geschah, daß er deshalb eine ganze Nacht kaum ein Auge zudrückte, sondern «unter Lobgesängen und Gebeten zu Gott» den Morgen abwartete, war es ihm doch klar, «daß diese Wunderzeichen schweres Unheil für das menschliche Geschlecht anzeigten». Somit befahl er dagegen Fasten und anhaltendes Beten und reiche Almosen zur Versöhnung der durch die reuelosen unbußfertigen Sünder erzürnten Gottheit. Almosen für die Armen nicht nur, sondern auch, selbstverständlich, für die Diener Gottes, Weltpriester und Mönche, «und ließ durch jeden, der das konnte, Messen lesen; nicht so sehr aus Furcht für sein Wohl, als aus Besorgnis für die ihm anvertraute Kirche» – obwohl auch manch Zeichen, wie er wußte, «auf Veränderung des Reichs und Tod des Fürsten deutet ...» Ja, und dann «begab er sich zur Jagd nach den Ardennen» (Anonymi vita Hludowici).[12]

Jahr um Jahr Krieg, Mord, Totschlag, Versklavung. Und Tag für Tag Kirchgang, langes demütiges Gebet. Doch all das ergänzt sich hier – und nicht nur hier – wie die natürlichste Sache der Welt, «zur Ehre der heiligen Kirche».

Wozu noch die Jagd kam.

«... jenes Mörderspiel, die Jagd»

Die Jagd hat bei Ludwig dem Frommen alljährlich monatelang sogar Krieg und Diplomatie verdrängt, war übrigens auch selbst eine Möglichkeit, auf den Krieg vorzubereiten. Dabei sind die riesigen Forste des Frühmittelalters wildarm gewesen, «zum Verhungern leer», so daß ein altsächsischer Dichter geradezu vom «Grab des Waldes» (waldes hlêo) sprechen kann. Gleichwohl: «Im Monat August aber, wenn die Hirsche am fettesten sind, lag er der Jagd ob, bis die Zeit der Eber kam.» Dies geschah einfach «nach Sitte der fränkischen Könige». Auch von Ludwigs Sohn Pippin, dem König von Aquitanien, wird dieselbe Leidenschaft berichtet. Selbst der am aquitanischen Hof lebende Kleriker Ermoldus Nigellus ermahnt Pippin, über seiner unmäßigen Passion für Jagd und Hunde nicht die Pflichten seines hohen Berufes zu versäumen.

Und die Jagd blieb feudaler, fürstlicher Brauch (um die angebliche Sünde des historischen «Anachronismus» zu begehen) durch die Jahrhunderte. Denn, wie Christian Weiße sagt: «Von allen ritterlichen Lustbarkeiten ist keine, die so sehr den großen Herrn behagt, wie jenes Mörderspiel, die Jagd.» Und Friedrich Heer, der den engen Zusammenhang von Jagd und Krieg, Tierjagd und Menschenjagd besonders im adeligen Leben seit Karls «des Großen» Tagen betont, fordert, die «mörderische Jagdlust dieser hohen Herren» einmal tiefenpsychologisch und metapolitisch zu untersuchen.[13]

Der Jagd frönte und frönt man zwar vor allem des «Vergnügens», doch auch des Profites wegen, weshalb beispielsweise im Frühmittelalter ein gewisser Othere an zwei Tagen mit nur sechs Gehilfen («Speeren») 60 Walrösser umbringt. «Die Abendländer vernichten Wälder, zerstören ‹Biotope›, rotten halbe Tierpopulationen aus», schreibt Johannes Fried in seinem sehr lesenswerten Werk «Die Formierung Europas».

Auch den frommen Ludwig hielt da nichts ab, kein Wunder, kein Zeichen, keine Seuche. Sogar als 820 eine besonders heftige Epidemie unter Mensch und Tier ausbrach, die im ganzen Fran-

kenreich «kaum einen Strich Landes» verschonte, verzichtete der passionierte Nimrod nicht auf «seine gewohnte Herbstjagd». «Herbstjagd» – eine historiographische Untertreibung. Denn das Verfolgen, Verwunden, das Töten der Tiere in dem – selbst gegenüber Mönchen – eifersüchtig gehüteten Jagdrevier (brolium, foresta, forêt, Forst) genoß man vom Spätsommer bis (zuletzt besonders mit Falkenjagd auf Federwild) oft in den Winter hinein, bevorzugt in Aachen, in den Vogesen, Ardennen, der Eifel, in Franken, dem Hofgut Frankfurt etwa, in Kreuznach. Doch war auch die Gegend um Paris von den Merowingern der ausgedehnten Forste wegen zum Aufenthalt gewählt worden, und Jahrhunderte später noch gab es dort nicht weniger Wald.

Dazu kamen spezielle Mordgehege in nächster Nähe der Pfalzen – die Karolinger hatten ihre eigenen «Jagdpfalzen» (später gab es auch besondere Jagdtraktate) – zwecks Jagd mit kleinem Gefolge, gelegentlich mit Staatsgästen und Staatsschmäusen. So lud Ludwig den Dänenkönig Harald bei seinem Besuch in Ingelheim zur Jagd auf einer Rheininsel ein, mit anschließendem Hirsch-, Reh-, Eberbratenessen, mit erlegten Bärenteilen – «und auch der Klerus erhält manches treffliche Stück», alles mitten im Forst unter einem luftigen Zelt. Ja, erst «Herbstjagd», dann, «nach hergebrachter und ihm stets teurer Sitte», schon wieder «Geburtstag des Herrn und das Osterfest» samt folgendem Sommerkrieg. Darauf die feisten Hirsche. Dann die geilen Eber – der Kaiser «vergnügte sich wie gewöhnlich im Herbst mit Jagen»; «vergnügte sich bis zur Winterzeit in den ... Wäldern mit der Jagd»; «jagte hier solange es ihm gefiel und die nahe Kälte des Winters zuließ»; trieb «so lange es ihm beliebte Fischen und Jagen». Danach schon wieder, «würdig, wie es sich gehörte», diverse Feste, besonders «das Geburtsfest des Herrn und die übrigen», vor allem auch das seiner Auferstehung. Und nun erneut ein frisch-fröhlicher kleiner Krieg. «Im Monat August aber, wenn die Hirsche ...»

Das liest sich wie Satire, ist aber nicht meine Regie, ist die der Herren selbst. Es sind die Höhepunkte des kaiserlichen Christenjahres. Und manchmal dominiert die Jagd das ganze Jahr. Anno 825 beispielsweise. Kaum war zu Aachen «das heilige Osterfest»

gefeiert, Anfang April, «bei lachendem Frühlingswetter, begab er sich zur Jagd nach Nymwegen». Mitte Mai Rückkehr zu einem Reichstag nach Aachen, dann ab «in den Wasgenwald nach Remiremont zur Jagd»; «nach dem Schluß der Jagd nach Aachen», im August ein weiterer Reichstag, darauf wieder nach Nymwegen und «kehrte nach dem Schluß der Herbstjagd zu Anfang des Winters nach Aachen zurück».

Regieren ist anstrengend. Man braucht Entspannung. Nicht nur durch Töten von Hirschen, Damwild, Hindinnen, Sauen, auch durch das von Wölfen, Bären, Büffeln (bubalus), Auerochsen (urus) u. a. Es gab mancherlei Tiere im deutschen Wald. Und sie warteten nur darauf, für den Kaiser ihr Blut zu vergießen. Und für die Aristokratie natürlich, die ja auch das «Wild» zu Tode hetzte, vom Pferd aus darauf einstach, es erstach, es schoß und erschoß, auf der Pirsch, bei der Hetze, mit speziellen vierbeinigen Verfolgungs-, Greif-, Zerreißrudeln.

Hatten die edlen Weidmänner doch allem Anschein nach schon im frühen Mittelalter «eine formgerechte Hetzjagdtechnik» (Schwenk) entwickelt mit vielen Arten von Hunden, Leithunden, Meutehunden, Spürhunden, Windhunden, Hirtenhunden, Vorstehhunden, Stöberhunden, Laufhunden, Vogelhunden, Biberhunden. Von den Terrier, den Spitzern und Pintschern, die zu den ältesten Jagdhunden gehören, über Pointer, Setter, Wachtel, Spaniels bis zu den Doggen, all das wurde zur Befriedigung hochgeborener Mordlust gezüchtet, scharf gemacht, auch in Klöstern, im Ardennenkloster St. Hubert zum Beispiel, und es erschien, liebevoll abgebildet, in den Mönchshandschriften, auf Altarbildern in Kirchen. (Jagdhunde und Reliquien zählt Ingrid Voss – unmittelbar hintereinander und in dieser Reihenfolge – als Präsente mittelalterlicher Fürsten an Fürsten auf.) Hielt ja auch – trotz der Konzilienverbote – der geistliche Adel hier kräftig mit. Leisteten sich doch Bischöfe, Äbte, simple Priester kostspielige Meuten und zogen das große Halali noch allemal der Sonntagsmesse vor – da sie «die Hymnen der Engel weniger als das Gebell der Hunde schätzten» (Bischof Jonas von Orléans).

Schon die Kinder der Edlen wurden zur Jagd erzogen. Auch

Ludwigs eigener Sohn Karl begleitete dabei den Vater, zusammen mit Mutter Judith, bereits als Dreijähriger, wie 826 bei Ingelheim. Und sobald der kleine Karl das Wild erspähte, erzählt Ermoldus Nigellus, der fränkische Kleriker, vielleicht Mönch, wollte er es «unbedingt nach dem Vorbild seines Vaters verfolgen». Er flehte um ein Pferd, um Waffen. «Aber andere junge Leute fangen das flüchtige Jungwild und bringen es unversehrt zu Karl. Sofort greift er nach seinen Spielzeugwaffen und schlägt das zitternde Tier.»

Früh übt sich. So wuchs man im christlichen Abendland auf. So «gehörte» es sich...

Töten, Mensch und Tier. Und Beten. Auf beides hin war Ludwig der Fromme eben von kleinauf dressiert. Eines so selbstverständlich wie das andere. «Des Königs frommer Sinn war schon von früher Jugend an», schreibt der sogenannte Astronomus wieder, «für den göttlichen Dienst und die Erhöhung der heiligen Kirche besorgt, so daß man ihn nach seinen Werken eher einen Priester als einen König nennen möchte.» Ja, er brachte es dahin, daß «die ganze Geistlichkeit Aquitaniens», die sich bisher «mehr dem Reiten, dem Kriegsdienst, dem Lanzenschwingen als dem göttlichen Dienst» gewidmet, es dann geradezu umgekehrt hielt. Jetzt nämlich blühte dank Ludwig – der doch sogar in der Fastenzeit (!) das Reiten nicht ganz unterließ – der göttliche Dienst samt der weltlichen Wissenschaft «schneller auf als man es glauben konnte». Ja, dieser Klerus, vor Ludwig «ganz verfallen» (conlapsus erat), florierte durch den jungen König, der auch viele Klöster – bis 814 angeblich 25 – in seinem Machtbereich reformierte, wiederherstellte oder erst neu erbaute, nun derart, «daß er selbst das denkwürdige Beispiel seines Großoheims Karlmann» (vgl. IV 370 f. u. 385!) «nachzuahmen wünschte und daran dachte, den Gipfel des gottseligen Lebens zu erreichen».[14]

Nun, daraus wurde nichts. Die Macht schmeckte besser. Denn da seine älteren Brüder Pippin und Karl schon gestorben waren, «erwachte in ihm die Hoffnung auf die Herrschaft des ganzen Reichs» (Anonymi vita Hludowici). Und so titulierte sich der fromme Potentat nicht mehr schlicht «rex Francorum», sondern von allem Anfang an «imperator Augustus».[15]

Säuberung Aachens von «Hochverrätern» und Huren

Ludwig der Fromme, beim Tod seines Vaters sechsunddreißig Jahre alt, weilte damals gerade in der Pfalz zu Doué-la-Fontaine (bei Saumur) in Aquitanien, jenem weiten, erst nach langen schweren Kämpfen 768 endgültig unterworfenen Land zwischen Atlantik und Rhone, zwischen Loire und der Pyrenäenkette. Zunächst ordnete er eine kirchliche Totenfeier, Gebete, Hymnen, Meßgesang an. Dann zog er über Orléans – wo ihn Ortsbischof Theodulf, der erfahrene Höfling, in einer ad hoc fabrizierten Ode so schwülstig wie überschwenglich verhimmelte – und Paris nach Aachen, allerorts zuerst Christentempel und Klöster besuchend, S. Aignan, S. Mesmin, S. Geneviev, S. Germain-des-Prés, S. Denis, die Grabstätte seines Großvaters Pippin. Und überall eilte ihm der hohe Adel, sagt der Astronom, «um die Wette in großer Menge» zu. Selbst Wala, Karls I. Vetter und einer seiner einflußreichsten Berater, ein Mann, von dem man es vielleicht am wenigsten erwartet hatte, leistete Ludwig sogleich den Treueid.

Noch von unterwegs befahl der neue Herr, die Aachener Pfalz, wo der amtierende Klerus nebst Prostituierten unter dem hl. Karl einem wohl zu unbeherrschten Genuß gefrönt (IV 502 f.), von unwürdigen Elementen zu säubern und einige, «welche sich durch besonders greuliche Unzucht und hochmütige Hoffart des Majestätsverbrechens schuldig gemacht hätten, sorgsam bis zu seiner Ankunft in Gewahrsam zu halten».

Angeblich befand sich ein Gesindel von «Huren, Dieben, Todtschlägern und anderen Verbrechern» (Simson) am Hof und in den umliegenden Dörfern. Ein Bote Ludwigs, Graf Warnar, wurde bei dieser Hygienemaßnahme in Aachen getötet, sein Neffe Lambert schwer verletzt; ihr Gegner Hoduin kam um. Der fromme, gelegentlich jedoch jähzornige Monarch, der «gegen andere stets gütige Kaiser», ließ darauf seinerseits einem schon «beinah» Begnadigten, Tullius, in seiner «Mildherzigkeit» (clementia), so beteuert der Astronomus, bloß die Augen ausreißen.[16]

Und noch bevor Ludwig in Aachen einzog, räumte man dort

einige Personen als «Hochverräter» aus dem Weg. Gerade solche, die an Karls Hof zuletzt bedeutenden Einfluß hatten, verschwanden schnell, wie die Kinder Bernhards, eines Bruders von König Pippin. Karls Stiefvetter Adalhard, Abt von Corbie an der Somme (IV 499), seinerzeit schon ein Greis, landete, ohne Verhör und Gericht abgesetzt und seiner Güter beraubt, im Kloster St-Filibert auf der abgelegenen Atlantikinsel Heri an der aquitanischen Küste, seine Schwester Gundrada, die Freundin Alkuins, seinerseits Abt von einem halben Dutzend Klöstern, in einem Nonnenhaus in Poitiers. Gleich von selbst eilte ihr Bruder, Graf Wala, Ludwigs Zorn zuvorkommend, ins Kloster Corbie, aus dem der Kaiser den dritten, dort als einfacher Mönch lebenden jüngsten Bruder Bernar in das Kloster Lérins auf einer Insel an der Küste der Provence verwies.

Auch Karls I. heißbegehrte Töchter, Ludwigs vielumschwärmte leibliche Schwestern Bertha und Gisla, deren lockeres Liebesleben, «der einzige Flecken» am kaiserlichen Hof, den Frommen «schon lang» genervt, wurden nun in diverse Klöster gesteckt – strikt entgegen der väterlichen Verfügung, sie zwischen Ehe und Schleier wählen zu lassen; strikt auch wider Ludwigs eidliches Gelöbnis von 813, gegenüber Schwestern und Brüdern, den Neffen sowie allen übrigen Verwandten «immer unwandelbare Barmherzigkeit zu üben». Doch die Entfernung der (später kaum noch erwähnten) Schwestern aus der Pfalz – wohin ist unbekannt – gehörte zu Ludwigs ersten Regierungsmaßnahmen. Und vermutlich diente ihr «unmoralischer» Lebenswandel dem Neuling in Aachen überhaupt nur als Vorwand. In Wirklichkeit fürchtete er wohl mehr ihre Einmischung, Aufsässigkeit, die Vertrautheit mit den seit langem die Staatsgeschäfte führenden Beamten, fürchtete er, sie könnten besser mit der Macht umgehen als er selbst.

Während aber der Kaiser so im Familienkreis nicht immer schonend verfuhr, auch nicht mit näheren Verwandten – die Halbbrüder Drogo, Hugo, Theoderich, seines hl. Vaters «Bastarde» von dessen Kebsen Regina und Adallindis zunächst einmal beiseite –, nahm er sich der eigenen Nachkommen doch recht

fürsorglich an. Die schon erwachsenen Söhne Lothar und Pippin machte er zu Unterkönigen in Bayern und Aquitanien, seinen illegitimen Sprößling Arnulf zum Grafen von Sens, seinen Schwiegersohn aus der Familie der Gerhardiner, den seit etwa 806 mit der gleichfalls vorehelichen Tochter Alpais verbundenen Bego von Toulouse, zum Grafen von Paris.

Bevorzugt wurden später auch die Welfen, die Verwandten der ehrgeizigen Kaiserin Judith, seiner zweiten Gattin. Ihre Mutter Heilwig bekam die vornehme Königsabtei Chelles geschenkt, ihr Bruder Rudolf die Klöster Saint-Riquier und Jumièges, ihr Bruder Konrad, der als Magnat in Alemannien aufstieg, erhielt Sankt Gallen und zudem als Ehefrau Adelheid, die Tochter des Grafen Hugo von Tours, Ludwigs Schwiegervater.[17]

Kaum war der Monarch in der Aachener Pfalz, da übernahm er nicht nur «alle Reiche, welche Gott seinem Vater gegeben» – schön gesagt von einem Großräuber der Weltgeschichte –, sondern er ließ sich, wie verständlich, so Chorbischof Thegan, «vor allem mit großer Eile alle Schätze des Vaters in Gold und Silber, wertvollen Edelsteinen» etc. zeigen – und schickte «den größten Teil des Schatzes» natürlich «nach Rom zur Zeit des seligen Papstes Leo ...» Herrscht dort doch immer Not wie nirgends. Und hatte ja auch Ludwigs Vater dem «Heiligen Stuhl» schon großzügig massenhaft geraubtes Gut gesandt (IV 488). Denn wie Goethes «Faust» weiß:

«Die Kirche hat einen guten Magen,
Hat ganze Länder aufgefressen
Und doch noch nie sich übergessen ...»[18]

Der Kaiser, der Klerus und die Reichseinheit

Ludwig der Fromme kam überhaupt der Geistlichkeit noch mehr entgegen als der Vater, und die zahlreichen Historiker, die ihn gottergeben, klerushörig, bigott nennen, haben durchaus recht.

Schon zu Beginn seiner Regierung erneuerte der junge Monarch «alle Verordnungen, welche zu Zeiten seiner Voreltern für die Kirche Gottes erlassen waren». Dabei stützte er sich fast ausschließlich auf Geistliche, zumeist «Aquitanier», Leute, von denen selbst der dem Kaiser wohlgesonnene Bischof Thegan wieder meint, er habe «seinen Ratgebern mehr vertraut als nötig war».[19]

Mit Ausnahme des Erzkapellans Hildebald von Köln ließ Ludwig keinen der bisher führenden Männer des Staates im Amt; er besetzte so gut wie alle maßgebenden Hofstellen neu, zumal mit Leuten eben, die schon in Aquitanien leitenden Einfluß besessen.

Darunter war der Priester Helisachar, der seit 808 bereits der aquitanischen Kanzlei vorgestanden und nun in Aachen die Reichskanzlei übernahm, bald generös beschenkt mit der Abtei St-Aubin, dann mit der Abtei St-Riquier und wahrscheinlich auch noch mit dem besonders reichen St-Jumièges samt seinem weit gestreuten Besitz vom Loire- bis zum Schelderaum. Zum Dank dafür ging der Priester und Abt beim Aufstand 930 zu Ludwigs Feinden über.[20]

Der vermutlich wichtigste Berater des Kaisers aber wurde der von ihm hoch verehrte Westgote Witiza, mit dem programmatischen Mönchsnamen Benedikt, ein Sohn des Grafen von Maguelonne, eines gefürchteten Haudegen. Wie denn auch der an den Höfen Pippins III. und Karls I. aufgewachsene Benedikt (Fest: 11. Februar) als guter Christ an den Kriegszügen Pippins – ja gleichfalls ein «guter Christ» und «großer Soldat» (IV 371 ff.) – wie Karls teilgenommen, ehe ihn der tragische Tod seines Bruders in die Mönchskutte trieb. Doch scheiterte er in seiner Asketen-Laufbahn wiederholt. Das Kloster St. Seine bei Dijon verließ er, weil es ihm zu lax erschien. Dann stieß er auf dem väterlichen Erbgut zu Aniane bei Montpellier seine ersten Jünger durch Rigorismus ab. Nun bekannte er sich zu den Mönchsregeln von Pachomius (I 163) und Basilius; denn die Regel Benedikts von Nursia fand er «nur für Schwächlinge und Anfänger» tauglich. Doch als er erneut in eine «Berufungs»-Krise geriet, erhob er – «kompromißlos» (Lexikon für Theologie und Kirche) – eben diese verworfene Regel für «Schwächlinge und Anfänger» zur einzig

gültigen Regel klösterlicher Existenz und wurde der «zweite Benedikt».

Allzu schwächlich ging es aber unter Benedikt kaum zu. Tadelte seine Mönche ein Vorgesetzter, mußten sie sich zu dessen Füßen legen, bis er ihnen das Aufstehen erlaubte. Und als ein Mönch flüchtete, befahl Benedikt, ihn mit gefesselten Beinen zurückzuschleppen und auszupeitschen. Auch ließ der Heilige in jedem Kloster ein Gefängnis einrichten – und die mittelalterlichen Klosterkerker waren barbarisch, die Vollzugsbedingungen darin «äußerst hart», da die Haft «in den Auswirkungen einer Leibesstrafe gleichkam» (Schild). Zudem enthielt diese Klosterreform «stets eine gegen menschliche Wissenschaft und Bildung gerichtete Spitze» (Fried).[21]

Abt Benedikt von Aniane, dem Ludwig zuerst im Elsaß das Kloster Maursmünster anvertraute, dann, nächst Aachen, das Kloster Inden (Kornelimünster), eine reich mit Krongut ausgestattete Neugründung, eine Art «Musterkloster» im Gesamtreich, weilte häufiger am Hof als in seinem Kloster, das der Herrscher gleichwohl oft besuchte, was diesem den Beinamen «der Mönch» eintrug. Benedikt, der über alle fränkischen Klöster gebot, blieb bis zu seinem Tod (821) wohl auch der maßgebende Mann am Hof, wo er sich um Kleines, um Bittschriften, Beschwerden ebenso kümmerte wie um Großes und nicht zuletzt den Kaiser bei der 816 begonnenen umfassenden weltlich-kirchlichen Reform beriet.

Die Reformbewegung des Abts gemäß der Regel des Benedikt von Nursia suchte aus den vielen Völkern des Reiches – und dies entsprach genau der staatlichen Politik – ein einziges Christenvolk, das Christentum überhaupt zur Grundlage des gesamten öffentlichen Lebens zu machen, ja, die «Civitas Dei» auf Erden herzustellen: Ein Gott, eine Kirche, ein Kaiser, dessen Amt immer mehr als ein von Gott verliehenes Amt innerhalb der Kirche galt.

Die Prälaten waren deshalb stark an der Einheit des Reiches interessiert, und gerade ihre Führer verfochten den Gedanken dieser Einheit leidenschaftlich. Dabei ging es ihnen keinesfalls in erster Linie um das Reich, sondern um die Kirche, hatten sie nicht dessen, sondern deren Vorteil im Auge. Denn das Teilungsprinzip,

in der Staats- und Rechtsanschauung tief verwurzelt, führte bei konsequenter Anwendung zu immer mehr Teilreichen, je mehr erbberechtigte Söhne ein Herrscher hinterließ, und folglich auch zu immer kleineren Teilreichen, das heißt zu immer größerer Zersplitterung. Mit der Zerreißung des staatlichen Verbands aber zerriß auch der kirchliche, kamen die zahlreichen, oft weit zerstreuten Ländereien von Kirchen und Klöstern unter die verschiedensten Herren, wurde das Kirchengut schwerer verwaltbar, schwerer kontrollierbar, und es konnte leichter und schneller, zumal in Krisenzeiten, konfisziert werden. Kurz, für niemand waren die Nachteile der Zersplitterung und die Vorteile der Einheit des Reiches größer als für die Bischöfe.

Betraf ja auch Benedikts Klosterreform, sein «Prinzip der una regula», nicht nur das Mönchsleben, sogenannte geistliche Dinge. Mindestens ebenso wichtig, wenn nicht wichtiger, war das Kirchengut. Der Kaiser wollte es weder teilen noch mindern lassen, auch unter seinen Nachfolgern nicht. Allerdings verbot er auch die schon längst florierende Seelenfängerei, das Locken von Kindern, von Männer und Frauen ins Kloster, um an ihr Vermögen zu kommen; verbot somit ein seit der Antike (vgl. III 475 ff. bes. 502 ff.) und soweit möglich noch heute hochbeliebtes Geschäft, Verwandte zugunsten von Kirchen zu enterben.[22]

Wohl den größten Einfluß auf den Kaiser bekam neben dem bisherigen aquitanischen Kanzler, dem Presbyter und Abt Helisachar, und neben Abt Benedikt von Aniane, zumal seit 819, Hilduin, Abt von St-Denis, St-Médard in Soissons, St-Germain-des-Près in Paris (einem Kloster, dem damals allein in der näheren und weiteren Umgebung mehr als 75 000 Hektar Land gehörten!). Abt Hilduin leitete nach dem Tod des Erzkapellans und Erzbischofs Hildebald von Köln die Hofkapelle, die Hofgeistlichkeit und setzte allmählich den Titel «Erzkapellan» (archicapellanus) durch. Beim ersten Aufstand gegen Ludwig 830 freilich wechselte Abt Hilduin, wie Abt Helisachar, ins Lager der kaiserlichen Feinde, wo sich u. a. auch der Führer des gallischen Episkopats, Erzbischof Agobard von Lyon, einfand, der große Judenfeind, der gerade unter Ludwig besonders hervorgetreten war.[23]

Die Ordinatio imperii (817) und die Ironie der Geschichte

Die grundlegende, auf der von weltlichen und geistlichen Großen stark besuchten Aachener Reichsversammlung im Juli 817 vorgenommene und durch dreitägiges Fasten, Beten, Messelesen eingeleitete Verfassungsänderung verfügte die unteilbare Einheit der Herrschaft im Frankenreich. Das neue Thronfolgegesetz, die Ordinatio imperii, ersetzte die Divisio regnorum, das Reichsteilungsgesetz und die Nachfolgeordnung Karls I. vom 6. Februar 806 (die – gemäß dem fränkischen Erbrecht – die Teilung des Reichs unter alle Kaisersöhne vorsah) und ordnete, neu in der fränkischen Geschichte und entgegen dem bisherigen Brauch der Reichsteilungen, dem traditionell gleichen Erbrecht aller legitimen Königssöhne, ordnete jetzt der Unitas ecclesiae die Unitas imperii zu und verdammte jede Spaltung als Verbrechen am Corpus Christi. Uralte Thronfolgeordnungen, Rechtsprinzipien wurden damit umgestoßen, nicht zuletzt im Interesse der Kirche, ja «vornehmlich von Kreisen der hohen Geistlichkeit» (Schieffer).

Die ganze Sache hatte man natürlich im engsten Zirkel genau beredet. Doch da das alles tiefeingewurzelten Rechtsanschauungen widersprach, da es neu war, war es auch, «wie stets in solchen Fällen», sagt Bernhard Simson, notwendig, «das neue Recht, welches man schaffen wollte, mit einer religiösen Weihe, mit dem Schein göttlicher Eingebung und Vorsehung, zu umkleiden». In wohlgeübter Heuchelei gab man also vor, durch drei Tage lange allgemeine Fasten, durch Beten, Messelesen etc. den Willen des Allerhöchsten zu erforschen, und anschließend verkündete der fromme Fürst, was längst beschlossene Sache und hauptsächlich «das heilige Interesse der Kirche» war, als plötzliche göttliche Eingebung. So durfte jetzt nicht aus Ludwigs Liebe zu den Söhnen das Reich zerrissen, vielmehr mußte der älteste Sohn, Lothar, aus Gehorsam zu «Gott» Alleinherrscher werden. Und so wurde er denn auch «auf göttliche Eingebung hin» zum Mitkaiser gewählt und unmittelbar danach gekrönt, wobei ihm nun Ludwig, wie

diesem einst dessen Vater, den Schutz der Kirche und besonders des Apostolischen Stuhles ans Herz gelegt hat. Allerdings bekam Lothar die Krone aus eigener Hand, also ohne päpstliche oder bischöfliche Vermittlung; er bekam auch den größten Reichsteil.

Die jüngeren Söhne, Pippin und Ludwig, erhielten den Königstitel sowie verhältnismäßig kleine, wenn auch nicht unbedeutende Gebiete: Pippin Aquitanien, Waskonien, die Mark Toulouse nebst einigen weiteren Grafschaften, Ludwig den größeren Teil Bayerns, die Ostmark, Pannonien und Kärnten. Beide wurden, um nach Ludwigs Tod dem Zerfall des Reiches in Teilreiche vorzubeugen, Lothar nachdrücklich untergeordnet, in den wichtigsten Herrscherrechten erheblich entmachtet, auf die Innenpolitik beschränkt und als Unterkönige dem Kaiser zum jährlichen Rapport verpflichtet; auch durften sie nur mit seiner Bewilligung heiraten und hatten zudem der Reichsversammlung zu gehorchen. Kurz, die jüngeren Brüder wurden von jeder gleichberechtigten Teilnahme an der Regentschaft ausgeschlossen.

Andererseits haben die Unterkönige das Recht, alle Ämter in ihren Reichen zu vergeben, nicht nur die weltlichen, wie die Grafschaften, sondern auch die geistlichen, die Bischofssitze und Abteien. Und selbstverständlich behalten die fränkischen Bistümer und Klöster (St-Denis, St-Germain-des-Prés, Reims, Trier, Fulda u. a.) ihre eher mehr als weniger ausgedehnten Besitzungen in Aquitanien, Italien sowie anderen abhängigen Gebieten.

Auf der Reichsversammlung von Aachen 817 wurden also die Teilreiche zu Reichsteilen. Sie sollten keine selbständigen Staaten, sondern Lothar, dem Beherrscher des Gesamtreiches, unterstellt und jede weitere Teilung, etwa infolge weiterer gesetzlicher Erben der Brüder, ausgeschlossen sein. Alle schworen, die vom Kaiser eigenhändig unterzeichneten Verfügungen zu halten.[24]

Die Ironie der Geschichte: *Karls I.* Divisio regnorum von 806 sah die Reichs*teilung* unter seine drei Söhne vor. Da aber die beiden älteren Söhne starben, wurde Ludwig Alleinherrscher und das Reich blieb ungeteilt. *Ludwigs* Ordinatio imperii von 817 suchte die Reichs*einheit* unter allen Umständen zu sichern. Doch das Unterfangen mißlang – trotz göttlicher Eingebung –, und das

Reich wurde geteilt. Nicht zuletzt deshalb, weil König Bernhard von Italien, ein Neffe des Kaisers, in der Ordinatio imperii sang- und klanglos übergangen worden, aber auch keiner der jüngeren Kaisersöhne damit einverstanden war. Die neue Ordnung führte – wie so oft, ja, wie gewöhnlich – zu neuem Streit, zu fortgesetzten Rivalitäten innerhalb des Kaiserhauses und damit zur beginnenden großen Krise des karolingischen Imperiums.

Ludwig der Fromme lässt Verwandte schinden, scheren und legt ein öffentliches Schuldbekenntnis ab

Das erste Aufbegehren gegen Ludwigs neue Regelung, welche die Einheit von Reich und Kirche, Thron und Altar sichern sollte, ging von Bernhard von Italien aus. Der einzige Sohn König Pippins, des Awarenschatz-Räubers (IV 487 f.), nach dem Tod seines Vaters (810) im Kloster Fulda erzogen, amtierte seit dem Aachener Reichstag vom September 813 offiziell als «König der Langobarden». Er hatte beim Regierungswechsel dem neuen Kaiser gehuldigt, war «wieder unversehrt», wie Chorbischof Thegan sagt, nach Italien gelassen, aber zum Reichsteilungsgesetz weder hinzugezogen noch darin auch nur erwähnt worden. Doch als er kraft der Ordinatio imperii Ludwigs Sohn Lothar I. so unterstehen sollte wie bisher Karl «dem Großen», seinem Großvater, und Kaiser Ludwig, empörte er sich mit zahlreichen Magnaten seines Reiches. Allerdings ging die Initiative dazu, wie die Quellen übereinstimmend berichten, nicht von dem jungen, etwa 20jährigen König aus, sondern von seinen Beratern.

Wenige Monate nach Veröffentlichung der Ordinatio imperii von 817 hat also der darin gänzlich übergangene Bernhard – zusammen mit «einigen schlechten Menschen» (Annales regni Francorum), ihn aufstachelnden Großen, darunter Bischof Theodulf von Orléans, der Hofpoet, die Bischöfe Anselm von Mailand und Wolfold von Cremona sowie, nach einer alten Quelle, auch

Äbte – einen zwar weit verzweigten, aber schlecht vorbereiteten «Aufstand» inszeniert. Ludwig sollte angeblich entthront und Bernhard an seine Stelle gesetzt werden. Doch spricht alles dafür, daß es hier um keinen Thronsturz ging, sondern um die Sicherung von Bernhards Teilkönigtum.

Der Kaiser mobilisierte umfangreiche Truppenverbände, forderte noch von Äbten und Äbtissinnen, «den Kriegsdienst zu leisten», weil «durch Satans List der König Bernhard sich zur Empörung» anschicke, rückte in Eilmärschen gen Süden und ließ die Alpenpässe nach Italien besetzen. Aber noch bevor die Erhebung recht begann, ja, ohne einen Schwertstreich stellte sich Bernhard mit seinen Getreuen in Chalon-sur-Saône anscheinend freiwillig. Er tat seine Waffe ab und warf sich dem Kaiser zu Füßen. Ähnlich Bernhards nächste Große, die «auch gleich bei dem ersten Verhör aus freien Stücken den ganzen Verlauf der Sache offen darlegten». Vergeblich. Ludwig ließ sie festnehmen, nach Aachen schaffen und dort im Frühjahr 818 auf der Reichsversammlung, zartfühlender Weise, wie der Reichsannalist wieder meldet, erst nachdem «die vierzigtägige Fastenzeit vorbei war», zum Tod verurteilen, jedenfalls alle sogenannten Weltlichen, dann zur grausameren Strafe der Blendung «begnadigen». Sie wurden «bloß des Augenlichts beraubt» – «juristisch einwandfrei» (Boshof).

Als Henker des «gegen andere stets gütigen Königs», eines Monarchen, der «immer Milde zu üben pflegte», «von Natur barmherzigen Sinnes», waltete Graf Bertmund von Lyon. König Bernhard, von Ludwig früher sein Sohn genannt und selber soeben Vater eines Sohnes mit dem Namen (des Großvaters) Pippin geworden, sah sich, wohl mit Recht, zu schwer bestraft. Er wehrte sich und starb mit leeren Augenhöhlen «trotz der gnädigen Handlungsweise des Kaisers» zwei Tage später, am 17. April 818. Auch sein Kämmerer und Berater Reginhard sowie Reginhar, der Sohn des Grafen Meginhar, dessen Großvater Hadrad 785 die Verschwörung der Thüringer gegen Kaiser Karl angezettelt, wehrte sich und erlag der fürchterlichen Prozedur; beide, weil sie «die Blendung nicht geduldig genug ertrugen» (Anonymi vita Hludowici).

Die anderen überstanden sie. Und die beteiligten Bischöfe, Äbte und sonstige Priester kamen wie immer viel glimpflicher davon, da sie nur von der Synode, von ihresgleichen, gerichtet wurden und der geistliche Stand – was ja zur Kriminalität geradezu animieren mußte – stets vor dem Schlimmsten schützte; leider nicht die «Laien» vor dem Schlimmsten der Geistlichkeit. Deren Rebellen wurden am 17. April 818 in Klöster gebracht, weitere weltliche Teilnehmer entweder verbannt oder zu Mönchen geschoren, ihre Güter konfisziert.[25]

Seine Grausamkeit, besonders gegen den jungen und freundlichen, von seiner Umgebung verleiteten König Bernhard, wurde dem frommen Ludwig allgemein verdacht. Er aber ließ jetzt, mißtrauisch geworden, sogar seine kleinen Stiefbrüder, die nicht «vollbürtigen» Söhne Karls I., scheren, Drogo nach Luxeuil, Hugo nach Charroux, Theuderich an einen unbekannten Ort stecken, sowohl wider ihren Willen als auch erneut entgegen seinem eidlichen Versprechen, zu seinen Schwestern, Brüdern und allen übrigen Verwandten immer unwandelbar barmherzig zu sein (S. 33). Doch so unterband er einen eventuellen Anspruch auf das Reich, eine Teilhabe an der Regierung. Später söhnte er sich mit den beiden aus und erkaufte sich durch die Vergabe von geistlichen Posten und Pfründen ihre dauernde Treue. Stiefbruder Drogo wurde schon mit 20 Jahren Bischof von Metz, Stiefbruder Hugo Abt des reichen Klosters S. Quentin, Abt auch von S. Omer (Sithiu) und Lobbes; Theuderich scheint früh gestorben zu sein.[26]

Vermutlich trug zu dem brutalen Vorgehen des Kaisers sein einflußreicher Freund Abt Benedikt von Aniane bei. Auffallend jedenfalls: kaum war der Heilige 821 gestorben, so begnadigte Ludwig noch im Herbst auf der Diedenhofener Reichsversammlung die überlebenden Rebellen, ja, die Brüder Adalhard und Wala, die in jahrelanger Verbannung geschmachtet, holte er an den Hof zurück und machte sie zu wichtigen Beratern.

Im August 822 legte Ludwig auf dem Reichstag von Attigny an der Aisne gar ein öffentliches Schuldbekenntnis ab. Er beklagte sein Verbrechen an dem entsetzlich umgekommenen jungen Neffen Bernhard, beklagte die Hartherzigkeit gegenüber seinen ge-

schorenen kleinen Stiefbrüdern sowie gegenüber Adalhard und Wala, den Vettern seines Vaters: ein einmaliger Vorgang in der fränkischen Geschichte, eine vom Klerus ausgehende Erniedrigung des Kaisers, hinter der vielleicht besonders die einst tief gedemütigten Karlsvettern standen. Jedenfalls minderte der von den Prälaten verhängte Bußakt vor allem Volk das Ansehen des Herrschers, während er das der Bischöfe hob, auch wenn sie beiläufig ihre Nachlässigkeit in Lehre wie Amt bekannten «an mehreren Orten, die aufzuzählen nicht gut möglich sei».[27]

Nein, da ist man diskret.

Die Habgier der Grossen und die Habenichtse

Bei dieser Entwicklung der Dinge verbesserten sich nicht die Zustände im Staat, es trat eine Verschlimmerung ein. Wachsender Egoismus machte sich breit, Unzufriedenheit, Ungehorsam. Die Kriegszüge brachten immer häufiger keinen Erfolg, die Ränke am Hof, die Rechtsbrüche eskalierten, die Ausbeutung durch Bedienstete wuchs, die Bestechlichkeit des Adels, die Brutalität.

Die fortwährenden Fehden im Innern und Kriege nach außen (S. 45 ff.) hatten zwar die Reichen oft reicher gemacht, die Armen aber blieben arm oder verarmten noch mehr. Sie wurden überdies durch die Habsucht der Magnaten, der Priester weiter geschröpft, belastet, unterjocht. Weltliche wie geistliche Herren diktierten die Preise, schindeten ihre Hörigen, ließen sie hungern. Selbst nach einem Biographen Ludwigs fanden seine Königsboten «eine unzählbare Menge Unterdrückter», die die Ungerechtigkeit der Beamten um Erbe oder Freiheit gebracht. Die Intrigen der Großen aber, ihre Konkurrenzkämpfe, ihre Sucht, einander zu übervorteilen, sich immer fettere Pfründen zuzuschanzen, die in der Kirche grassierende Korruption, die Simonie, die am schlimmsten in Rom war, all das vermehrte das Elend der Massen noch. Und während viele Mächtige, Reiche der Jagd frönten, dem Spiel, der Trunksucht, Völlerei, während sie der Blutrache nachgingen

und allen Arten geschlechtlicher Exzesse, während sie manchmal mit Dieben und Verbrechern unter einer Decke steckten, bestachen, sich bestechen ließen, prügelten sie die von ihnen Abhängigen, fast Rechtlosen, peitschten, verstümmelten, töteten sie. Und während die Bischöfe in Üppigkeit schwelgten, Luxus, in Machtrausch, während auch Priester und Mönche ihre Häuser verließen, Klöster, während sie sich herumtrieben, dem Vergnügen nacheilten, Wuchergeschäften, während sie das Kirchengut verschleuderten, sie soffen, hurten und predigten, daß «die Knechte den Herren von Natur gleich sind», stießen sie die Masse des Volkes in stets größere Armut, betrogen sie durch falsche Maße, Gewichte, durch blutsaugerische Preise. Nicht wenige der Geschundenen wanderten aus oder rotteten sich zu Banden zusammen.

Karl Kupisch schreibt in seiner Kirchengeschichte des Mittelalters, daß es auch mit den verschiedenen, von Ludwig dem Frommen begrüßten Anläufen zu einer Kirchenreform «schlecht stand», denn: «In der Kirche hatten diese Bemühungen wenig Erfolg, weil der hohe Episkopat nach dem Tode Karls des Großen nach Unabhängigkeit und Vermehrung des Reichtums strebte. Aber auch in den Klöstern waren die Erfolge nur gering.»

Es war eine Zeit, klagt Paschasius Radbertus, der Abt von Corbie und Augenzeuge, die «die Bande der Brüderlichkeit und des Blutes auflöste, überall Feindschaften entstehen ließ, Landsleute trennte, Glaube und Liebe aufhören ließ, selbst den Kirchen Gewalt antat und überall Verderbnis hervorrief...» Kurz, es war eine christliche Zeit, eine Zeit, wie wir sie im wesentlichen ja auch aus früheren Jahrhunderten kennen. Und, im wesentlichen wieder, doch auch aus allen späteren. Es war eine Zeit, wie der Franke Nithard, einer der wenigen Laienschriftsteller des Frühmittelalters, meldet, in der es mit dem Reich ständig schlechter ging, weil jeder, von seinen bösen Leidenschaften getrieben, nur den eigenen Vorteil suchte. Und letzteres dürfte freilich wieder für viele Zeiten gelten – bis heute.

Zu den herrschenden Übelständen stießen Naturkatastrophen, schier endlose Regengüsse, Hochwasser, Großbrände – anno 823

wurden allein in Sachsen 23 Dörfer «bei Tage und heiterem Himmel» vom Blitz angezündet. Erdbeben erschütterten die Welt, Seuchen brachen über alle Kreatur herein und verschonten manchmal «kaum ein Stück Landes». Rauhe, langanhaltende, schneereiche Winter tobten, in denen Mensch und Tier zugrundegingen, mitunter selbst die größten Ströme, Rhein, Donau, Elbe, viele Wochen lang so zugefroren waren, daß sie Wagen voller Fracht «wie auf einer Brücke» überqueren konnten, gefolgt im Frühjahr von verheerendem Eisgang. Ungewöhnlich dürre, heiße Sommer kamen, Hungersnöte, zeigt doch die landwirtschaftliche Produktion des Frühmittelalters überhaupt «alles andere als einen hohen Grad der Naturbeherrschung», vielmehr «ein niedriges Kulturniveau» (Bentzien). Die Sterblichkeit ging um. Das Elend wuchs fortwährend in diesen frühen zwanziger Jahren.[28]

Dazu, wie stets, die Außenpolitik.

Aussenpolitik oder «des Sommers liebliche Reize ...»

Ludwig der Fromme führte, wie sich das für einen christgläubigen Herrscher ziemte, fast Jahr für Jahr Krieg, vor allem dynastischer Konflikte, innenpolitischer Probleme wegen. Immer wieder aber überschritt er auch die Grenzen oder ließ sie überschreiten, nahm er als Gesamtherrscher doch beinah nie persönlich an Feldzügen teil, sondern ließ andere für sich kämpfen – ja nun längst Methode aller Herrschenden in inzwischen freilich viel größeren Gemetzeln.

Um Verträge kümmerte man sich kaum.

Kurz nach Regierungsantritt des Kaisers suchte zum Beispiel der Sarazenenkönig Abulaz, der Vater des 'Abdarraḥmān, Emir von Cordoba (796–822), um einen dreijährigen Frieden nach. «Dieser wurde auch zuerst gewährt», berichtet Ludwigs anonymer Biograph, «später aber als unvorteilhaft wieder verworfen

und den Sarazenen Krieg angekündigt.» «Nach Aufhebung des Scheinfriedens», wie er ein anderes Mal notiert, wurde «der Krieg erklärt.» Frieden konnten weder die Merowinger noch die Karolinger brauchen. So geschah das Schlachten unter diesen christlichen Fürsten fast so regelmäßig wie das Beten, jedenfalls sobald die Pferde Futter fanden, sobald, so sagt dieselbe Quelle kurz darauf, «des Sommers liebliche Reize folgten ...» Ja, dann ließ man kaum einen dieser Reize vergehn, ohne in irgendeiner Himmelsrichtung, in mehreren, mitunter auch in allen zuzuschlagen, natürlich – «mit Christi Hilfe ...»[29]

Schließlich war Krieg gegen Heiden und Feinde der heiligen Kirche heilige Pflicht. Und wie schon die erste christliche Majestät Feldpfaffen begleiteten (I 247 ff.), so auch die karolingischen Regenten. «Jeder Bischof soll drei Messen mit drei Psalmen feiern, eine für den König, eine für das Heer der Franken, die dritte für die augenblickliche Bedrängnis.» Dabei plünderten die fränkischen Haudegen im Feindesland hemmungslos; vorher zu plündern war verboten. Dann aber wandte man «eine Politik der verbrannten Erde an ...; und wer immer dem Aufgebot in die Hände fiel, wurde umgebracht. Aquitanien, die Bretagne, Sachsen, Septimanien und viele andere Gegenden wurden derart verwüstet, daß die Folgen jahrhundertelang spürbar blieben» (Riché).[30]

Krieg gegen Dänen, Sorben und Basken

Die neueste Forschung attestiert Ludwig dem Frommen zwar den «Versuch einer durchgängigen ethischen Fundierung seiner Politik» (R. Schneider). Beiseite aber, daß der Versuch noch keine Realität ist, die Politik wird nicht nur vom Kaiser und vom Kaiserhof gemacht. Und als Ludwig zu Beginn seiner Regierung in allen Teilen seines Reiches nachforschen ließ, wie Chorbischof Thegan geradezu rührend unschuldig schreibt, «ob irgend jemand ein Unrecht zugefügt wäre», da fanden seine Männer «eine

unzählige Menge von Unterdrückten, sei's daß ihnen das väterliche Erbe entzogen oder die Freiheit geraubt war: was ungerechte Beamte, Grafen und Stellvertreter arglistiger Weise zu tun pflegten ...» Doch sprang man schon mit den eigenen Untertanen so um, wie dann erst mit Feinden!

815 suchte ein sächsisch-abodritisches Heer die Dänen heim, kehrte aber, nach Verwüstungen «rings umher», mit vierzig Geiseln ohne Erfolg zurück. 816 schickte Ludwig sein Kriegsvolk gegen die Sorben. Es kam diesmal dem kaiserlichen Befehl «kräftig nach» (strenue compleverunt: Reichsannalen), und attackierte sie, so die Quellen, «ebenso schnell als leicht mit Christi Hilfe» und trug «mit Gottes Hilfe den Sieg davon»; der Kaiser aber «begab sich zur Jagd nach dem Wasgenwald». Ferner wurden damals am anderen Ende des Reiches, an den Nordhängen der Pyrenäen, die gleichfalls aufsässigen Basken überwältigt, wenn auch erst nach zwei Feldzügen, dafür aber «vollständig» (Annales regni Francorum), worauf sie, so der Anonymus, «sehr nach der Unterwerfung verlangten», die sie doch gerade abzuschütteln suchten.[31]

Krieg gegen die Bretonen

Wiederholt führte Ludwig verheerende Unternehmen gegen die aufständischen Bretonen durch, deren Fürsten manchmal den Königstitel selbst beanspruchten. Mehrmals griff er «das lügenhafte, hochmütige und rebellische» Volk an, das nicht einmal sein Vater ganz niedergerungen hatte, das vor Karl und Pippin schon die Merowinger stets von neuem bezwingen wollten.

Im Sommer 818 rückte er in persona – beinah sein einziger Kriegszug als Kaiser — mit Franken, Burgundern, Alemannen, Sachsen und Thüringern gegen die «ungehorsamen Bretonen, welche soweit in ihrer Frechheit gingen, daß sie einen der Ihrigen, Marmanus, zum König zu ernennen wagten und jeglichen Gehorsam verweigerten» (Anonymus). Die herrischen Christen frei-

lich, die auf die ihnen so fremden Menschen – wie ihr König Morman doch gleichfalls Christen – herabsahen, forderten die «Oberhoheit», Unterordnung, Zins. Die Versagung der Huldigung, des Tributs (fünfzig Pfund Silber «von altersher») reichte ihnen gewiß als Kriegsgrund. Doch mochten Ludwig auch klerikale Motive bewegen. Die bretonische Kirche war noch ziemlich selbständig, das heißt mehr durch die schottische, von den benediktinischen Regeln abweichende Kirche bestimmt, dem Einfluß Roms merklich entzogen. Der fränkische Klerus verabscheute vor allem die größere Freiheit des bretonischen Eherechts, die Gestattung der Ehen unter nahen Verwandten.

Schon auf dem Anmarsch wallfahrtete Ludwig in Paris erst wieder von Kirche zu Kirche. Und unterwegs besuchte er Kloster um Kloster, wurde er von den Äbten Hilduin von S. Denis, Durandus von S. Aignan, einem eifrigen Beamten seiner Kanzlei, von Abt Fridugis von S. Martin in Tours u. a., wie das so Brauch war, reich beschenkt. Dann verwüstete er weithin das Land; doch alles, so der Reichsannalist, «ohne große Anstrengung». Der fromme Herrscher, von dem seinerzeit Bischof Thegan vorsichtig rühmt: «Er nahm von Tag zu Tag zu an heiligen Tugenden, was aber aufzuzählen zu weit führen würde», erdrückte die Bretonen durch seine Übermacht. Er äscherte sämtliche Gebäude, mit Ausnahme der Kirchen, ein und ließ sich während all der Mordbrennereien von dem Abt Matmonocus von Landevennec ausführlich über das Mönchswesen des Landes unterrichten.

Töten und beten, beten und töten, dann war alles gut, alles, zumindest im Krieg, erlaubt – vorausgesetzt es geschah auf der «rechtgläubigen» Seite. König Morman, der einen Teil des fränkischen Trosses niedergemacht, fiel durch einen Aufseher der kaiserlichen Pferde, Choslus, der ihm den Speer durch die Schläfen rammte, mit dem Schwert dann den Kopf abschlug, bevor er selbst durch einen Bretonen umkam, den wieder der Knappe des Choslus niederstreckte, worauf ihn noch, bereits sterbend, der Bretone abstach: Innenansichten des Krieges, ein Schnappschuß sozusagen vom süßehrenvollen Tod fürs Vaterland ... Eine Menge Gefangene, viel Vieh wurde weggeführt, und die Bretonen

unterwarfen sich – «auf welche Bedingungen immer der Kaiser wollte ... Und Geiseln, wen und wieviel er befahl, wurden gestellt und angenommen, und das ganze Land nach seinem Willen eingerichtet», schreibt der Astronomus.[32]

Krieg gegen Abodriten und Basken

819 warf Ludwig ein Heer über die Elbe geben die Abodriten. Man schleppte ihren abtrünnigen Fürsten Sclaomir (809–819) nach Aachen, nahm sein Land und verbannte ihn; wenig später jagte man ihn wieder zurück, aber noch in Sachsen erlag er einer Krankheit, immerhin inzwischen mit dem Sakrament der hl. Taufe versehen; war das Slawenvolk an der Elbe doch durchaus noch heidnisch und Ludwigs Oberhoheit noch 838 und 839 schweren Aufständen ausgesetzt (S. 95).

Auch wider die aufmüpfigen Basken oder die mit ihnen verwandten Waskonen errang der Fürst, ja so oft als friedfertig gepriesen, 819 einen blutigen Sieg.

Seit dem Fiasko von Roncevaux war die Gascogne für die Franken eine Art Niemandsland, vom Grafen von Toulouse nur mühsam überwacht. Ludwig selbst besuchte als Kaiser zwar nie mehr das Land seiner frühen Schlachterfahrung, setzte aber das Grenzgebiet zum islamischen Spanien 816 der verstärkten Kontrolle eines Grafen von Bordeaux und Herzogs der Waskonen aus. Und 819 stellte sein Sohn Pippin durch einen Kriegszug in die Gascogne, im Frühmittelalter ein eigenes Herzogtum, «die Ruhe in dieser Provinz so vollständig her, daß man keinen Empörer oder Ungehorsamen mehr darin fand»; indes der Regent – wie wieder Reichsannalist und Astronomus melden – «in der üblichen Weise» sich «der Jagd in den Ardennen» zuwandte. – Mit den Mauren freilich gab es in den zwanziger Jahren stets erneute Zusammenstöße.[33]

Krieg gegen die Kroaten

Einen dreijährigen Krieg mit großem Aufgebot führte der Kaiser gegen die Kroaten.

Die Kroaten waren Slawen, die in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten als Nomaden oder Halbnomaden durch das Schwarzmeergebiet in den Karpatenraum, im 7. Jahrundert nach Dalmatien und Pannonien zogen. Doch ist über ihre Geschichte in dieser und der nächstfolgenden Zeit fast nichts bekannt. Um 800 wurden sie während der Awarengemetzel (IV 485 ff.), wenn auch noch nicht endgültig, unterworfen, auch Christen, und Pannonisch- wie Dalmatinisch-Kroatien dem Patriarchen von Aquileja kirchlich unterstellt.

819 erhob sich der zwischen Drau und Save regierende Herzog von Niederpannonien, Ljudevit Posavski (gest. 823), gegen das Reich, aufgestachelt übrigens von dem Patriarchen Fortunatus von Grado, der Ljudevit sogar die zum Festungsbau benötigten Handwerker, die Baumeister und Maurer, stellte.

Einst hatte der Patriarch es zwar sehr mit dem mächtigen Karl gehalten, war wiederholt im Norden erschienen, das erstemal mit reichen Geschenken bereits im Sommer 803 in der Pfalz Salz (heute Bad Neustadt) an der Saale, vom Herrscher selbst auch mit umfassenden Privilegien beglückt, u .a. mit einem Benefizium im Frankenreich. Jetzt aber glaubte der wendige, seiner Hab- und Machtsucht frönende Kirchenfürst an die stärkere Potenz der slawischen Stämme, an die Zukunft des Slawenreiches in seiner Nachbarschaft, witterte dort seinen Vorteil und kollaborierte entsprechend. (Solche Wendungen nach Osten gibt es im Lauf der Jahrhunderte unter erfolgsgierigen Prälaten immer wieder, natürlich auch und gerade in Rom – bis hin, beispielsweise, zu Leo XIII., der vor dem Ersten Weltkrieg vollen Kurs nicht nur auf Frankreich, sondern mehr noch auf Rußland nahm.)

den superdummen Satz unterjubeln, mit dem man gar ergiebig im Trüben fischt: die Geschichte wiederholt sich nicht. Doch alles Geschichtstypische, -notorische, Verrat, Unterdrücken, Verdummen, Ausbeuten, Wirtschaftskrisen, Währungsschwindel, staatlich verordneter Mord und Totschlag, all das wiederholt sich unablässig (vgl. I 30 ff.). Was tut's, wer jeweils den Tanz ums Goldene Kalb an- und die Tanzenden an der Nase herumführt – in der Hauptsache: semper idem.

Bei seiner Erhebung gegen die fränkische Zentralgewalt 819 behauptete sich Ljudevit zwar zunächst gegen den Markgrafen Cadolah von Friaul, wurde dann aber an der Drau von dem Nachfolger Cadolahs (der selbst seinen glanzlosen Rückzug nicht überlebte), dem Markgrafen Balderich von Friaul, geschlagen und aus dem Land gejagt. Doch konnte Ljudevit noch Borna, den Herrscher über Küstenkroatien, mit dem er 818 zum Hoftag in Aachen anreiste, an der Kulpa besiegen; wobei Ljudevits eigener Schwiegervater, Dragamosus, als Mitstreiter Bornas umkam, dieser aber dank seiner Leibwache zu fliehen vermochte. Der Kroatenfürst suchte auch weiter seinen Vorteil bei den Franken und leistete dem in Dalmatien eingedrungenen Rivalen von den festen Küstenplätzen aus erfolgreich Widerstand; griff ihn bald im Rücken, bald von der Seite an, angeblich Tag und Nacht, und zwang ihn zuletzt zu einem verlustreichen Abzug, «denn dreitausend seiner Leute waren gefallen, über dreihundert Rosse gefangen», behauptet der Reichsannalist, während sich der Herrscher wieder einmal im königlichen Jagdrevier in der Eifel von den Regierungsstrapazen erholte. 820 erschien Borna erneut in Aachen, um dort einen gemeinsamen Krieg gegen Ljudevit vorzuschlagen, starb freilich bereits im folgenden Jahr, wahrscheinlich eines gewaltsamen Todes.

820, sobald die Pferde draußen Futter fanden, brachen drei Heere Ludwigs von drei Seiten zugleich, aus Italien, Kärnten sowie aus Bayern und Oberpannonien, in Ljudevits, «des Tyrannen (Anonymi vita Hludowici), Gebiet ein und brandschatzten «fast das ganze Land» (Annales regni Francorum), blieben im übrigen aber erfolglos. Ja, ein beträchtlicher Teil der (durch Pannonien gezogenen) Truppe ging an einer Seuche zugrunde, während sich

Ludwig der Fromme jetzt «in der üblichen Weise der Jagd» in den Ardennen widmete. Und bereits im nächsten Jahr, 821, machten wieder drei seiner Schlachthaufen «das ganze Gebiet» des Ljudevit zuschanden, indes Majestät nun «den Rest des Sommers und den halben Herbst auf der Jagd im abgelegenen Wasgenwald zubrachte» (Reichsannalen).

822 focht man fast in allen Himmelsrichtungen.

Im Südosten warf man aus Italien Militär nach Pannonien. Der Kroate mußte diesmal nach Serbien ausweichen, wo er Schutz und Gastfreundschaft eines Serbenführers genoß, den er heimtückisch ermordete, um sich seiner Burg und Stadt zu bemächtigen. Doch erst als man Ljudevit selbst 823 in der Burg Srb an der Una beseitigte, als er «von jemand durch List getötet wurde», übrigens als Gast eines Onkels des Kroatenfürsten Borna, kam der ganze Raum zwischen Drau und Save wieder unter fränkische Oberhoheit.[34]

Im Norden, wo die Sachsen auf Ludwigs Befehl in Delbende jenseits der Elbe eine Feste erbaut hatten, legte man eine Besatzung in den Ort und vertrieb «die bisherigen slavischen Bewohner aus der Gegend» (Annales regni Francorum).[35]

Und auch im Südwesten, im Nordwesten: Raub und Mord.

Krieg in Spanien und gegen die Bretonen

Die Grafen der spanischen Mark fielen über den Segre «in das Innere von Spanien» ein und kehrten «mit großer Beute von dort glücklich zurück», nachdem «sie alles verwüstet und verbrannt», wie der Astronomus schreibt. Ebenso registriert der Reichsannalist die Verheerung der Felder, das Verbrennen der Dörfer sowie «nicht geringe Beute» und fügt unmittelbar darauf hinzu: «In gleicher Weise wurde nach der Tag- und Nachtgleiche, im Herbste, von den Grafen der bretonischen Mark in das Besitztum eines aufrührerischen Bretonen namens Wihomarkus ein Einfall gemacht und alles mit Feuer und Schwert verwüstet.» Und warum

nicht – schließlich galt das Kaisertum «als göttlicher Auftrag und wie ein kirchliches Amt» (Schieffer). Ludwig aber begab sich danach «auf die Jagd in die Ardennen» und dann zu einem Reichstag in Frankfurt, wo er «von allen Ostslaven ... Gesandtschaften mit Geschenken zu empfangen» hatte: von Abodriten also, Sorben, Wiltzen, Böhmen, Mährern, Prädenecentern (einer östlichen Abodriten-Gruppe im Gau Branitschewo) sowie von den Awaren Pannoniens – dieses Volk verschwindet danach für immer aus der Geschichte.[36]

Denn natürlich ließ man sich bei Hof nicht lumpen und seine Furchtbarkeit honorieren. Noch den fernen Fürsten Grimoald von Benevent verpflichtete der Kaiser von seinem Regierungsantritt an, «durch Vertrag und Eide (pacto et sacramentis), jährlich 7000 Solidi Gold in den königlichen Schatz zu zahlen» (Anonymi Vita Hludowici).[37]

824 zog der Monarch mit drei Heeresgruppen – eine führte er selbst – wieder gegen die Bretonen und ihren Fürsten Wihomarch, den Nachfolger Mormans. Die beiden anderen Armeen kommandierten die kaiserlichen Söhne Pippin und Ludwig, wobei sich offenbar besonders die Führer der angrenzenden Gaue, die Grafen von Tours, Orléans und Nantes, engagierten.

Wie im Herbst Drossel und andere Vögel in dichten Schwärmen in die Weinberge einfallen, um die Trauben zu holen, so kamen die Franken sofort bei Erntebeginn und plünderten den reichen Ertrag des Landes. Dies erzählt im vierten Gesang seines Heldenepos der fränkische Priester Ermoldus Nigellus, der, bewaffnet mit Schild und Schwert, den Feldzug gegen die Bretonen (nicht ohne Selbstironie) begleitet und als große Leistung Ludwigs besungen hat. «Sie suchten nach den in Wäldern, Sümpfen und Gräben versteckten Reichtümern. Sie nahmen unglückselige Menschen, Schafe und Rinder mit. Die Franken verwüsteten alles. Die Kirchen wurden, wie es der Kaiser befohlen hatte, geschont, aber alles andere wurde in Brand gesteckt.»

Über vierzig Tage, melden die fränkischen Quellen, verödete Ludwig der Fromme «das ganze Land mit Feuer und Schwert», suchte er es «mit großer Verheerung» (magna plaga) heim – er,

der doch «der frömmste der Kaiser ist», wie ihn Chorbischof Thegan preist, «da er schon früher seine Feinde schonte, das Wort des Evangelisten erfüllend, wo gesagt ist: ‹Vergebet und es wird euch vergeben werden›». Ludwig zerstörte Felder und Wälder, ruinierte weithin den Viehbestand, tötete viele Bretonen, schleppte viele gefangen fort und kehrte mit Geiseln von «dem treulosen Volk» zurück. (König Wihomarch wurde bald darauf von den Leuten des Grafen Lambert von Nantes in seinem eigenen Haus umzingelt und erschlagen.)

Weniger «glücklich» endete im gleichen Jahr eine militärische Expedition nach Pamplona, wo auf dem Rückweg durch die Pyrenäen die Franken im selben Engpaß von Roncevalles ihr Schicksal ereilt haben soll, in dem, wie die Sage weiß, 778 die Nachhut Karls «des Großen» nach seiner Zerstörung der Baskenstadt Pamplona zugrundeging (IV 466 ff.). Jetzt, ein knappes halbes Jahrhundert später, wurden in der finsteren Gebirgsschlucht die Truppen der Grafen Aeblus und Asenarius «von den treulosen Bergbewohnern ... fast bis auf den letzten Mann aufgerieben». Die beiden Grafen überlebten – «nach Verlust ihres ganzen Heeres» (Astronomus).[38]

In seiner Gesetzgebung begann sich der Kaiser damals wieder deutlich an die Kirche zu klammern, mit deren Repräsentanten er inzwischen so schmerzliche Erfahrungen hatte machen müssen (S. 42 f.), ohne daraus zu lernen oder lernen zu können. Jedenfalls trat er nun ausdrücklich für die Ehre, den Schutz dieser Kirche ein, für ihre Erhöhung, natürlich auch für die Würde ihrer Diener, denen man Ehrfurcht zu erweisen, deren Predigt man zu hören habe. Er verlangte Fasten, Sonntagsheiligung, das Errichten von Schulen zur Heranbildung des Klerus, sah sich allerdings auch genötigt, die Bischöfe zu mahnen, «ihre Hirtenpflichten in vollem Umfang zu erfüllen».[39]

Überhaupt konnte man sich auf Gott und die Kirche nicht allein verlassen. Wann immer deshalb Ludwig in den ja stets schwereren Zeiten des Himmels Segen auf seine Maßnahmen herabflehte, vergaß er keineswegs, was diesen erst die Durchschlagskraft gab. Als er so nur wenige Jahre später allen ein

dreitägiges Fasten auferlegte und allerhöchste Unterstützung erbat, befahl er doch zugleich angesichts der Feinde der Christen ringsum sämtlichen Heerespflichtigen, mit Roß und Waffen, mit Kleidung, Karren, Proviant bereitzustehen, um gegebenenfalls unverzüglich ausrücken zu können. Ja – wer Gott vertraut, brav um sich haut...[40]

Als er freilich 826 auf dem Königshof Salz an der Saale von dem Abfall des vornehmen Westgoten Aizo erfuhr und von dem Aufruhr, den jener in der spanischen Mark verursachte, wo er Kastelle in seinen Besitz, Grafen auf flüchtige Beine und die enorm ausgebeutete, oft von ihren Höfen vertriebene oder verknechtete Bevölkerung auf seine Seite brachte, da beschloß der Monarch alsbald die böse Sache reiflich zu bedenken und vor allem seinen Zorn erst mal auf der Herbstjagd («autumnali venatione») verrauchen zu lassen.

Aizo warf inzwischen Besatzungen in die genommenen Kastelle, eroberte weitere, fühlte bei den Mauren vor, die auf der Halbinsel über einen gut funktionierenden Staat verfügten, und mit denen die Bevölkerung, Goten und spanische Ansiedler – die sich schon unter Karl I. bitter über die Bedrückung durch christliche Grafen und deren Büttel beklagt hatten – besser auskamen, als man meinen könnte. Tag für Tag wandelte und handelte man miteinander, mit fränkischem Silbergeld, mit arabischen Goldmünzen, und Aizo, der offenbar die spanische Mark den Franken zu entreißen suchte, versäumte auch nicht, mit ʿAbdarraḥmān II. (822–852), dem Emir von Cordoba, zu kontaktieren, und zwar durchaus erfolgreich.

Ludwig der Fromme seinerseits schickte 827 zunächst den Abt Helisachar, seinen einstigen Kanzler, dann seinen Sohn Pippin, den König von Aquitanien, «mit zahllosen fränkischen Truppen» in den Süden. Doch konnten die Mauren, die den Ebro überschritten, das Gebiet um Barcelona und Gerona brandschatzten, die auch Kirchen eingeäschert, Priester grausam ermordet, viele Christen fortgeschleppt haben sollen, sich wieder nach Saragossa zurückziehen, ohne daß das – aus welchen Gründen immer zu spät kommende – fränkische Aufgebot sie auch nur gesehen hät-

te; was freilich schon gar «schreckliche Schlachtbilder bei nächtlicher Zeit» hatten ahnen lassen, wie der Astronom weiß. Folglich beeilte sich der so gott- wie abergläubische Monarch, als er von den grauenhaften Zeichen vernahm, sandte «Hilfstruppen zum Schutz der genannten Markgrafschaft und vergnügte sich bis zur Winterszeit in den um Compiegne und Quierzy liegenden Wäldern mit der Jagd». 828 blieb auch ein Zug seines Sohnes Lothar «mit einem zahlreichen fränkischen Heer» ohne Ergebnis. Und Aizo verschwindet spurlos aus der Geschichte.[41]

KRIEG GEGEN DIE BULGAREN

Zum Konflikt kam es auch mit den Bulgaren.

Ihr Khan Omurtag (815 – ca. 831), der als erster bulgarischer Herrscher direkt mit den Franken konferierte, hatte seit 824 immer wieder Gesandtschaften – auch mit Geschenken – an Ludwig geschickt und um Grenzklärungen sowie Herstellung eines friedlichen Verhältnisses ersucht. Immer wieder aber ließ Ludwig die Gesandten ungebührlich lange warten und den Khan hinhalten. Schließlich drang dieser nach dem Scheitern aller Versuche 827 zu Schiff von der Drau aus in Unterpannonien ein, verwüstete das Land und bestellte dort sogar bulgarische Beamte. Da Pannonien verloren ging, unternahm im folgenden Jahr der jüngere Ludwig eine Heerfahrt gegen die Bulgaren, offensichtlich aber erneut ohne Erfolg, obwohl die Mönche von Fulda sich rühmten, in der Fastenzeit (19. Februar bis 4. April) tausend Messen und ebensoviel Psalter für die Truppe gesungen zu haben. Schon im nächsten Jahr fuhren die Bulgaren wieder die Drau herauf und «verbrannten einige Dörfer der Unsern nahe am Flusse» (Annales Fuldenses). Der kaiserliche Hof bezeichnete «die Einfälle und Verheerungen der Ungläubigen» – auch die Sarazenen wüteten in der spanischen Mark – sowie andere Kalamitäten als «gerechte Strafen Gottes».[42]

Etwas mehr «Glück» hatte seinerzeit offenbar der Markgraf

von Tuscien, Bonifacius, dem vom Kaiser der Schutz Korsikas anvertraut war. Bei der «Jagd» auf ungläubige Seeräuber stieß der eifrige Insel-Verteidiger gleich bis Afrika vor! Zwischen Utika und Karthago ging er an Land, griff ganze Massen von Eingeborenen an, «schlug sie fünfmal oder noch öfter in die Flucht und machte eine große Menge Afrikaner nieder»; verlor aber auch «eine beträchtliche Zahl seiner eigenen Leute». Immerhin hinterließ er «durch diese Tat große Furcht» (Annales regni Francorum).[43]

Besonders im letzten Jahrzehnt von Ludwigs Regiment gingen die auswärtigen Konflikte stark zurück. Das katholische Herrscherhaus hatte durch Palastrevolutionen nun genug mit sich selbst zu tun. Das war indes auch an anderen Höfen des christlichen Abendlandes schon länger, schon seit Beginn dieser Gesamtherrschaft so.

Zum Beispiel in Rom.

Römische Zustände: Warum man Mörderpapst Leo III. kanonisierte

Am Tiber hatte man beim Tod des alten Kaisers Karl alsbald Morgenluft gewittert. Kaum war dieser am 28. Januar 814 zweiundsiebzigjährig gestorben und ihm Ludwig in der Regierung gefolgt, da spürte der hohe Klerus jenseits der Alpen gleich, daß er gegenüber dem Sohn anders auftreten konnte. Man erstrebte nun wieder mehr Selbständigkeit, Macht, wollte «Handlungsfreiheit» zumal innerhalb des Kirchenstaates, und erhielt sie auch.

Als noch im gleichen Jahr die Ewige Stadt den arg verhaßten, der Unzucht und des Meineids angeklagten Papst Leo III. bekämpfte – diesen (kraft seiner wunderbar geheilten Augen und Zunge nach einer, laut den Quellen, nur versuchten, doch unterbliebenen Verstümmelung!) 1673 kanonisierten hundertfachen Schreibtischmörder (IV 446 ... ff.) –, ließ der die «Majestätsverbrecher» schnurstracks haufenweise baumeln. Es bestürzte sogar

den frommen Ludwig, «daß von dem ersten Priester der Welt so strenge Strafen verhängt worden seien» (Anonymus). Hatte doch einst selbst sein Vater Karl die offenbar zahlreichen Todesurteile gegen Leos stadtadelige Widersacher in Verbannung umgewandelt. Und anno 815, als Leo, nachdem er mehr als zwei Jahrzehnte den von Petrus nie besetzten Stuhl gedrückt, schon todkrank lag, erschütterte eine neue Rebellion, eine Adelsrevolte und ein Bauernaufstand, das Regiment des Heiligen, der Güter gewaltsam für die «apostolische Kammer» einziehen, enteignete Eigentümer köpfen ließ, Todesurteile gleich reihenweise fällte, und dem man natürlich auch selber ans kostbare Leben wollte.

Die Römer sammelten sich zu Hauf, schreibt der Reichsannalist, «und plünderten zuerst die Landgüter aus, die der Papst in der letzten Zeit in dem Gebiet der einzelnen Städte angelegt hatte, und brannten sie dann nieder. Hierauf beschlossen sie, nach Rom zu ziehen und sich das mit Gewalt zu nehmen, was ihnen, wie sie sich beschwerten, entrissen worden war.» Auf die Stadt vorrükkend, wurden sie jedoch von dem fränkischen Herzog Winigis, obwohl altersmüde schon und schwach wie der Papst, niedergeworfen. Zum Trost in seiner Trübsal (nicht für seine Untertanen) pflegte der Geplagte schließlich mehrmals am Tag die Messe zu lesen. Und Herzog Winigis wurde wenige Jahre später Mönch und starb gleichfalls bald darauf.

Warum aber kam Leo III. im 17. Jahrhundert in das römische Martyrologium? Warum sprach man dieses Mörderscheusal heilig? (Einen Papst, nebenbei, während dessen 21jährigem Pontifikat auch nicht eine Synode auf seine Initiative tagte, die Kanones zur Festigung der Kirchendisziplin erlassen hätte!) Nicht wegen seiner Brutalität kanonisierte man ihn, nicht wegen seiner Liquidierungen, erst recht nicht wegen seines Kniefalls vor Karl «dem Großen» – es war, wenn nicht die erste, so doch die letzte Proskynesis eines Papstes vor einem westlichen Kaiser –, dem allein er sein Überleben (mehr im Amt als in der Würde) verdankte. Nein, man kanonisierte ihn, weil er Karl an Weihnachten 800 die Krone auf den Kopf gesetzt (IV 449 f.); weil er derart die Herrschsucht, das nimmersatte Suprematiestreben der Päpste eindrucksvoll for-

ciert, weil er mit diesem die Zeiten durchstrahlendem Signal, diesem «Geniestreich» (de Rosa) ihren absoluten Führungsanspruch gleichsam für immer ins triste Buch der Geschichte geschrieben hat. Nur darum sieht auch Franz Xaver Seppelt, der katholische Papsthistoriker, Leos III. Namen im «Katalog der Heiligen» prangen – ungeachtet aller Fatalitäten seines langen Terrors, aller Leichen, die seinen Weg säumen – heilig, heilig heilig! (Fest: 12. Juni)[44]

Schwindel mit Kaiserkrone und -krönung: Stephan IV. (816–817) und Paschalis I. (817–824)

Leo war am 12. Juni 816 gestorben.

Sein Nachfolger Stephan IV., ein von Kind an im Lateran herangedrillter adeliger Römer, den man binnen zehn Tagen erhob, ohne den Kaiser zu fragen, regierte nur wenige Monate, doch stellte seine vornehme Familie im Lauf des Jahrhunderts zwei weitere Päpste. Stephan selbst brach noch im August von Rom auf, um, begleitet von König Bernhard, «mit größter Eile» über die Alpen nach Reims zu reisen, wo sich in den ersten Oktobertagen Ludwig, von Gold und Edelsteinen strotzend, unter den Lobgesängen des Klerus, dem byzantinischen Zeremoniell gemäß, dreimal vor dem Papst niederwarf und darauf diesen mit dem Psalmwort begrüßte: «Gebenedeit sei, der da kommt im Namen des Herrn». Umarmung, Küsse, Kirchgang, Tedeum, neue Lobgesänge – und am nächsten und folgenden Tag «gegenseitig viele Geschenke» und «herrliche Gastereien» (Reichsannalen). Der Imperator opferte dem Kirchenfürsten Silber, edelsteingeschmückte Pokale, Tafelgeschirr aus Gold, mit Gold beladene Pferde u. a. Stephan spendierte sparsam, etwas Gold auch, Gewänder, wobei er freilich «hundertfach zurückerhielt, was er an Geschenken aus Rom mitgebracht» (Ermoldus Nigellus). Ja, so macht Schenken Freude. So gibt gerne selbst der Papst.

Und Heiligkeit, die nicht vergaß, Ludwig «einen zweiten König

David» (Thegan) zu nennen, war nur so erpicht darauf, bei einer Festmesse in der Reimser Marienkirche, wo Chlodwig getauft worden sein sollte, den Kaiser zum Kaiser zu krönen: obwohl der schon drei Jahre vorher, 813, doch in Aachen zum Kaiser gekrönt und auch nach dessen Tod noch einmal in Aachen feierlich als Kaiser akklamiert worden, sogar nach kurialer Ansicht «schon unbestritten ‹Kaiser› war» (Eichmann). Dennoch – das durfte, konnte nicht genügen. Roms Mitwirkung sollte, mußte zur vollen Geltung cäsarischer Würde notwendig sein. Kaiserkronen wollten die Päpste vergeben, mochten sie Kaisern gegenüber sonst noch so knauserig sein. Eine Krone aber hatte Stephan bereits im Reisegepäck, «eine goldene Krone von wunderbarer Schönheit mit den wertvollsten Edelsteinen geschmückt» (Thegan), eine, die der Papst auch noch als Krone Kaiser Konstantins ausgab! (Das katholische Handbuch der Kirchengeschichte präsentiert diese «Krone Konstantins» dezent in Gänsefüßchen.)

Der Schwindel, rechtlich zwar belanglos, konnte und sollte selbstverständlich auch an die römische Herkunft des Kaisertums erinnern sowie an die Beziehung der beiden Potentaten, an die «Achse» Aachen–Rom gleichsam. Vor allem aber: es war eine Anknüpfung an den Coup seines Vorgängers, eine Fortsetzung und ein neuer Vorstoß somit zugunsten der römischen Ansicht der Dinge, der höchsten Aspekte der Historie; gewissermaßen der papalen Auffassung nämlich «von der Kaiserwürde, ... vom Recht des Papstes auf die Kaiserkrönung und von der päpstlichen Übertragung des Kaisertums» (Seppelt). Das Reich wurde nun als das «Heilige Reich» feierlich bestätigt.

Stephan IV. salbte seinerzeit auch den jungen Monarchen und dessen Gemahlin Irmingard, wobei er erstmals die Krönung eines Kaisers mit der Salbung verband. Bezeichnenderweise kam die Personensalbung in der abendländischen Kirche auf, in der orientalischen, in der man, viel früher als im Westen, nur Altar und Gotteshaus salbte, war sie unbekannt und wurde erst später aus dem Westen übernommen.

Nach der Segnung betete Papst Stephan beziehungsreich: «O Christus, Herrscher über die Welt und alle Zeitalter, der Du ge-

wünscht hast, Rom als Haupt des Erdenkreises zu sehen ...» Ludwig seinerseits leistete offenbar einen Schutzeid für die römische Kirche, der bald unter dem Namen Pactum Hludowicianum bekannt geworden ist, an ältere generöse Freundschaftsdienste der Franken anknüpfte und Rom eine interne Bischofswahl, reguläre Gerichtsbarkeit gewährte, auch den ganzen Territorialbesitz des Papstes aufzählte, kurz, diesem großzügig bemessene Privilegien gab, sowohl seine Kirchengüter als auch Hoheitsrechte garantierte, freilich auch den fränkischen Suprematieanspruch zu sichern suchte.

Das Streben nach Macht und Besitz stand wie stets im Vordergrund, während die von Ludwig so geförderte kirchliche Reformpolitik «bezeichnenderweise ohne erkennbare Beteiligung der Päpste» blieb (Schieffer). Doch: «So lange der Papst anwesend war, pflogen sie jeden Tag Unterhaltung über das Beste der heiligen Kirche Gottes (de utilitate sanctae Dei aecclesiae). Nachdem aber der Kaiser ihn mit großen und unzähligen Geschenken überhäuft hatte, mehr denn dreimal so vielen, als er selbst von jenem empfangen hatte, wie er es denn immer zu tun pflegte, mehr zu geben als zu nehmen, ließ er ihn wieder nach Rom ziehen ...» (Thegan); «... kehrte der Papst, der alles erreicht hatte, was er wünschte, nach Rom zurück» (Astronomus). Tatsächlich traf er dort reich beladen mit Gold und Silber ein, vor allem aber mit Besitz-Garantien, Bestätigungen von Privilegien, Immunitäten; auch hatte er eine zusätzliche kaiserliche Schenkung erhalten, das fränkische Krongut Vendeuvre (bei Bar-sur-Aube), verschied jedoch schon im folgenden Winter, am 24. Januar 817, und wirkte nach dem Tod noch ein paar Wunder.[45]

Stephans Nachfolger Paschalis I. (817–824) ließ sich das mit seinem Vorgänger ausgehandelte Pactum Hludowicianum alsbald vom Kaiser bestätigen, d. h. den ganzen Umfang der von Pippin und Karl, Ludwigs Großvater und Vater, gemachten Schenkungsversprechen und Schenkungen, die Autonomie des Kirchenstaates also, die päpstlichen Herrschaftsrechte und nicht zuletzt die freie Papstwahl. Die Urkunde, ein vielumstrittenes, nicht einmal im offiziellen Papstbuch erwähntes, nur als Ab-

schrift (nicht im Original) in den kirchlichen Rechtssammlungen des 11./12. Jahrhunderts überliefertes Dokument, wurde wegen ihrer eigenartigen, von den üblichen Diplomen abweichenden Formeln lange als Fälschung angesehen. Sie gilt inzwischen aber, formell wie sachlich, meist als echt – bis auf diverse Verunechtungen, Interpolationen, die Einschiebung Sardiniens etwa, Korsikas, Siziliens, die man in alter Raffsucht offenbar dazugeschwindelt hat.[46]

Der Akt von Reims 816 erfuhr an Ostern 823 noch eine bedeutsame Wiederholung und Ergänzung in Rom.

Damals nämlich weilte Ludwigs Sohn Lothar I. in Italien, wo er, beraten von Wala, seit 822 die Herrschaft Pippins und Bernhards fortzusetzen hatte. Zu Ostern bat ihn Stephans Nachfolger Paschalis I. zu sich, ein harter, viel böses Blut machender Papst, der wiederum ohne Befragung des Kaisers, wofür er sich allerdings entschuldigte, konsekriert worden war. Und in der Peterskirche zelebrierte er am Ostertag (5. April 823) mit Lothar, doch bereits 817 vom Vater in Aachen zum Kaiser gekrönt, dasselbe Ritual wie eben sein Vorgänger mit diesem Vater einst in Reims. Und wieder hatte die Krönung, die Lothar umso eher zustatten kam, als man gerade die Schwangerschaft der Kaiserin erfahren, denselben Zweck: das Kaiserreich an Rom zu binden, die Salbung und Krönung durch den Papst als unerläßlich auch für bereits von weltlichen Instanzen ernannte und gekrönte Kaiser erscheinen zu lassen. Und tatsächlich hat man das «Recht» der Päpste zur Kaiserkrönung ebenso wie das «Recht» Roms und Sankt Peters, wofür man hier ein Präjudiz geschaffen, Krönungsstätte zu sein, «immer mehr anerkannt» (Kelly). Bemerkenswerterweise wurde diese Zweitkrönung Lothars erstmalig auch mit der Übergabe eines Schwertes verbunden; wie man denn jetzt auch die Kooperation bei der Mission des Nordens intensivierte (S. 70, 470). Das Schwert aber, das der Papst außer der Krone Lothar überreichte, war Symbol des Schutzes wie der Gewalt, Zeichen der Verpflichtung zur Ausrottung des «Bösen».[47]

Papst Paschalis blendet und köpft, wird heilig und im Kalender wieder gestrichen

Das Böse aber erkannte stets niemand besser als die Päpste.

Paschalis, zum Beispiel, erkannte es selbst in den eigenen Ministern, und zwar, interessanterweise, in den führenden Köpfen der profränkischen Partei. Deshalb wurden zwei der höchsten päpstlichen Beamten, der hochadelige Primicerius Theodor (noch 821 Nuntius am fränkischen Hof) und sein Schwiegersohn, der Nomenclator Leo, 823, nach Lothars Abzug, «wegen ihrer Treue gegen Lothar» (Astronomus), weil sie, berichten auch die Reichsannalen, «in allen Stücken treu zu dem jungen Kaiser Lothar gehalten», durch päpstliche Bedienstete im Lateranpalast geblendet und geköpft – ohne jedes Rechtsverfahren. Dabei schrieb man dem Papst oder doch «seiner Zustimmung alles zu», sagt der Astronom.

Die ganze Sache erinnert etwas an die blutige Prozedur des hl. Leo III. im Jahr 815 (S. 57 f.). Der Monarch aber sandte auch 823 seine Richter nach Rom und zog sich für den Rest des Sommers sowie für den Herbst in den Wormsgau und zur Jagd in die Eifel zurück. Doch Paschalis (bei den Römern so beliebt, daß es noch bei seinem Leichenbegängnis zu Tumulten kam) stritt jede Mitschuld ab und entzog sich, Grund genug dafür mochte er haben, dem Verfahren, indem er – ein schon durch den hl. Leo III. im Dezember 800 erprobtes (IV 449), besonders bei den kirchlichen Offizialaten häufiges «Beweismittel» – unter Beihilfe von 34 Bischöfen sowie fünf Presbytern und Diakonen öffentlich den Reinigungseid schwor. Zugleich verfluchte er die Ermordeten als Hochverräter, nannte ihren Tod einen Akt der Gerechtigkeit, hätten sie doch als Majestätsverbrecher ihr Schicksal verdient, und nahm die Mörder als Dienstleute des hl. Petrus (de familia sancti Petri) «aufs entschiedenste in Schutz» (Annales regni Francorum).[48]

Kaiser Ludwig resignierte. Und Papst Paschalis I. starb 824 inmitten der familia sancti Petri. Der Mann war schlau, Ludwig unverkennbar überlegen, und hart. Fuldaer Mönche, die ihm eine

unliebsame Nachricht brachten, ließ er kurzweg in den Kerker werfen und bedrohte ihren Abt Rhabanus Maurus mit Exkommunikation. In Rom selbst war sein rigoroses, den Staat völlig zerrüttendes Regiment verhaßt. Und da nicht nur seine beabsichtigte Beisetzung, sondern auch die folgende Papstwahl im Zeichen schwerer Krawalle stand, blieb Paschalis' Leiche längere Zeit unbestattet, bis sie sein Nachfolger unter die Erde bringen konnte, allerdings nicht in St. Peter.

Dafür gelangte jedoch Paschalis' Name, etwas später, Ende des 16. Jahrhunderts, durch den Kirchenhistoriker Cäsar Baronius – er mußte zur Annahme der Kardinalswürde durch Exkommunikationandrohung gezwungen werden – in den Heiligenkalender der katholischen Kirche (Fest 14. Mai), noch einmal etwas später freilich (Roms Mühlen mahlen langsam), 1963, auch wieder hinaus; sein Festtag wurde gestrichen.[49]

Mitkaiser Lothar I. und die «Constitutio Romana»

Als nach Paschalis' Hingang erbitterte Kämpfe zwischen Volk und Adel ausbrachen, wobei dieser den Erzpriester Eugen von Santa Sabina zum Pontifex maximus machte, kam der energische Junior-Kaiser Lothar I., der durchaus politisches Talent entwikkelte, ein zweites Mal nach Rom. Er protestierte gegen die Ermordung seiner Anhänger, «die dem Kaiser, ihm und den Franken getreu gewesen», protestierte gegen «die Unwissenheit und Schwäche einiger Päpste», gegen die Habgier ihrer Richter, die widerrechtliche Enteignung von Gütern im Namen der Päpste sowie wider die ganze Unfähigkeit des geistlichen Regiments. Und sein Vorgehen wurde von der römischen Bevölkerung dankbar begrüßt.

Kapitularien Kaiser Ludwigs hatten bereits die Simonie und Profitgier der Bischöfe in Italien gebrandmarkt, die ihre Pfarreien oft finanziell ausbeuteten, die Kirchen verfallen ließen und die

den Priestern auf einer Synode 826 in Rom unter Eugen II. einschärften, daß sie nicht spielen, wuchern, auf die Jagd oder den Vogelfang gehen, daß sie die Kirchenausstattungen nicht verschleudern, nicht herumhuren dürfen etc. (Es ist übrigens die einzige römische Synode aus der ganzen ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts, von der Akten vorliegen. Und im ersten Jahrhundertviertel gab es in Rom offenbar gar keine Kirchenversammlungen!) Jetzt nahm sich Lothar in einer scharfen Untersuchung viele Verbrechen und Mißbräuche vor: die «schon längere Zeit durch das verkehrte Benehmen mehrerer Päpste in große Verwirrung geratenen römischen Zustände», wie der Reichsannalist sagt. «Immer erschreckender stellte sich der Umfang der vorgekommenen unrechtmäßigen Güterconfiskationen, die Willkür und Habsucht, mit welcher die päpstlichen Beamten gewirtschaftet hatten, heraus» (Simson).

Selbstverständlich machten die Hohenpriester dabei auch vor Klöstern nicht halt, vergriffen sie sich auch an diesen, zumal an besonders ergiebigen.

Zum Beispiel an Farfa.

Das um 700 gegründete Benediktinerkloster gehörte zu den reichsten Abteien Italiens im .Mittelalter. Zwischen Rom und Rieti gelegen, hatte es den Schutz der Langobardenkönige genossen, verdankte aber vor allem den spoletinischen Herzögen, doch auch vielen privaten Stiftern einen umfangreichen Grundbesitz in und außerhalb der Sabina. Mit fränkischer Immunität, Abtswahlrecht und Exemtion durch Karl I. schon seit 775 ausgestattet und durch die nachfolgenden Kaiser in seinem Besitz wie seiner Rechtsstellung bestätigt, konnte es zudem Bestätigungsbullen der Päpste vorweisen. Noch wenige Tage vor seinem Tod erkannte Stephan IV. all dies an, wenn auch gegen einen jährlichen Zins von 10 Goldsolidi.

Gleichwohl hatten andere Päpste immer wieder kraft ihrer Landesherrschaft über die Sabina die Reichsunmittelbarkeit Farfas zu ignorieren und die reiche Abtei sich zu unterwerfen gesucht. Hatte ihr Hadrian Güter weggenommen, ebenso der hl. Leo III.; hatte schließlich der hl. Paschalis mit der Behauptung,

Farfa stehe «zu Recht und Herrschaft der römischen Kirche», vor dem kaiserlichen Gericht einen Prozeß gegen den Abt Ingoald angestrengt und verloren. (Doch schon wenige Jahre später, 829 – Päpste können einfach kaum nachgeben, da sie stets im Recht sind, es immer um Gott geht –, führte Gregor IV. einen neuen Rechtsstreit um Farfa.)

Nach einem förmlichen Verfahren verurteilte Lothar Papst Eugen II. (824–827) zur Herausgabe aller konfiszierten Güter der Römer, verbannte unter dem Jubel des Volkes die päpstlichen Richter ins Frankenreich und veranlaßte die Rückkehr der unter Paschalis I. Verfolgten. Und am 11. November 824 stellte er durch eine Neuregelung der fränkisch-päpstlichen Beziehungen, die (das Pactum Hludowicianum von 817 wieder einschränkende) sogenannte «Constitutio Romana»[50], die höchste Gewalt des Kaisers im Kirchenstaat sowie die Abhängigkeit des Papstes wieder her, stellte er die Verwaltung des Kirchenstaates unter Kontrolle eines ständigen päpstlichen und kaiserlichen Missus, vor dem schließlich jeder «electus», jeder zu weihende Papst, erst den Treueid auf den Kaiser leisten mußte «pro conservatione omnium». Somit war wieder, wie von Justinian bis zur Lossagung Italiens von Konstantinopel, die Bestätigung der Papstwahl durch den Kaiser erforderlich, war das Pactum Hludowicianum teilweise aufgehoben und eine Kulmination kaiserlicher Macht über die Kurie erreicht – freilich ohne langen Erfolg. Immerhin hat sie Johann IX. auf einer römischen Synode 898 ausdrücklich sanktioniert, um die fast üblichen Unruhen bei den Papstwahlen zu verhindern. Ja, Lothars Konstitution kam noch in die kanonistischen Sammlungen der Zeit Gregors VII., wenn auch, wen wundert's (vgl. S. 181 ff.) – «verstümmelt und zurecht gerichtet» (Mühlbacher).[51]

Die fränkischen Bischöfe demütigen den Kaiser und wollen selbst von niemandem gerichtet werden

Wie die Hirten in Rom, wurden allmählich auch die im Reich immer aufsässiger. Das lag gewiß nicht an ihnen allein, lag ebenso an ihren weltlichen Mit- und gelegentlichen Gegenspielern. Denn Priester wissen stets recht gut, wann sie zu kuschen haben, wann sie bellen, zupacken, wann sie beißen können.

Ludwig der Fromme, viel weicher als der «große» Vater, viel weniger energisch, brutal, hatte dementsprechend auch viel geringere «Erfolge» – in der Außenpolitik, gegen Dänen, Bulgaren, Mauren, aber auch im Reich und, bei allem Reformeifer, vielleicht deshalb, in der Kirche.

Die Bischöfe waren zwar bereit, die Könige zu salben, zu krönen, sie über alle Laien zu erheben, doch dafür wollten sie auch selbst über allen Fürsten stehn. Sie erstrebten einen theokratischen Staat und machten Ludwig zu einem König «von ihrer Gnade» (Halphen). Und verzichtete dieser gegenüber Rom schon bald auf die Bestätigung der Papstwahl, auf die Inspektion im Kirchenstaat, unterlag er innenpolitisch dem Episkopat zeitweise noch viel mehr.

Im August 822 erschien der Kaiser auf der Reichsversammlung von Attingny in der dortigen Kirche im Büßergewand und legte ein öffentliches Reuebekenntnis ab. Es geschah auf den Rat der Prälaten. Er gestand die Mitschuld am Tod seines Neffen Bernhard, sein Unrecht gegenüber den Stiefbrüdern, Vettern und anderen. Er demütigte sich, wie dies sein Vater nie getan hat und hätte; er unterwarf sich dem Urteil der Priester. Damals verlangte Agobard von Lyon die Rückerstattung aller Güter, die frühere Fürsten der Kirche genommen!

Ludwig trug es zerknirscht, jagte Truppen nach allen Richtungen, schickte ein Heer nach Pannonien, ein zweites in die spanische, ein drittes in die bretonische Mark – und lag selber «nach der Sitte der fränkischen Könige während der Herbstzeit der Jagd ob...» All das, immer wieder zu bedenken, ist Teil christlich-

abendländischer Kultur, kein akzidenteller, sondern ein essentieller Teil.

Ebenso dies.

Bemüht nämlich, sich den Staat unterzuordnen, forderten die Bischöfe 829 in Paris, im Rückgriff auf die ungewöhnlich hochfahrenden Lehren von Papst Gelasius I. (II 324 ff.), daß sie niemand richten dürfe, daß sie selber nur Gott verantwortlich seien, die übrigen Großen aber ihnen, den Bischöfen. Ja, ihre «auctoritas» stehe auch über der «potestas» des Königs, des Kaisers, der andernfalls zum Tyrannen werde und jedes moralische Recht auf seine Herrschaft verliere.

Ihre Anmaßung, mitunter in Floskeln scheinbarer Bescheidenheit, in Pseudo-Ehrerbietung gekleidet – die notorische Pfaffenheuchelei –, konnte kaum größer sein. Sie lobten, hierin sogar aufrichtig, die Demut der Kaiser, denn Demut bei andern finden sie stets sehr verdienstvoll. Sie aber traten als jene auf, denen der Herr Gewalt gab, zu binden und zu lösen, und erinnerten selbstgefällig an das angebliche Kaiser-Konstantin-Wort zu den Bischöfen (aus Rufins ominöser Kirchengeschichte): «Gott hat euch zu Priestern eingesetzt und euch die Macht gegeben, auch über uns zu richten. Deshalb werden wir von euch mit Recht gerichtet; ihr jedoch könnt von Menschen nicht gerichtet werden.» Zu wohlerfunden, um wahr zu sein. Dagegen glaubt man ihnen gern, plädieren sie mit allem Nachdruck für das Kirchengut – das sie selber nicht zusammenhielten, mit dem sie oft umsprangen wie mit Privatbesitz. Nur Neidern, so erklären sie, erscheine es zuviel; tatsächlich könne es, «recht» verwendet, «nie zu viel sein»![51]

Nun, das verfolgen wir. (Vgl. jedoch schon: III 435 ff., bes. 465 ff.!)

Verriet all dies bereits eine kaum zu überbietende episkopale Arroganz, Herrschgier, trieben sie es bald noch widerlicher beim Streit Ludwigs mit seinen Söhnen.

Aber hatte den der Regent nicht selbst durch seine Ergebenheit provoziert? Hatte er nicht selber bei den Beratungen in Aachen Mitte Dezember 828, als man alles Unheil, Hungersnot – grassierend freilich «während des ganzen Mittelalters» (Goetz), eine

«wilde Welt, eine Welt in den Fängen des Hungers» (Duby) –, als man Armut, Seuchen, Mißernte, greulichen Aberglauben, Auflehnung der Magnaten, Habgier der Beamten, der Grafen, Bestechlichkeit, Simonie, sittliche Verwilderung des Klerus, Hurerei, Päderastie, Sodomie, Raubzüge der Heiden etc. etc., kurz, als man alles Übel nach bewährtem Brauch auf den göttlichen Zorn über die Sünden der Christenheit zurückführte, für die Priester jedoch Befreiung von Abgaben forderte, Verzicht des Kaisers auf jede Einmischung in kirchliche Angelegenheiten, hatte er es da nicht als Aufgabe der Bischöfe bezeichnet zu erforschen, welch spezielle Sünden das Elend verschuldet, damit man sie gehörig sühnen könne? Und auch 829, auf der Pariser Synode, sprachen die Prälaten der geistlichen Gewalt ausdrücklich den Vorrang vor der königlichen zu.[52]

In die schlimmsten innenpolitischen Bedrängnisse mit zweifellos weltgeschichtlichen Folgen aber glitt Ludwig durch ein Ereignis, das normalerweise als freudiges gilt: durch die Geburt eines Kindes, eines nachgeborenen Sohnes.

Katholiken unter sich: Der erste Aufstand

Kaiserin Ermengard hatte dem Herrscher drei Söhne zur Welt gebracht: Lothar (795), Pippin (797) und Ludwig (806). Als sie nach etwa zwanzigjähriger Ehe am 3. Oktober 818 in Angers starb, fürchtete man, den frommen Witwer im Kloster verschwinden zu sehen. Und natürlich galt dem Klerus «mönchische Gesinnung auf dem Thron mehr ... als ein Kaiser im Mönchsgewande zwischen Klostermauern» (Luden). So präsentierte man ihm auf einer Art Schönheitskonkurrenz, einer «Besichtigung», wie der nüchterne Reichsannalist etwas undelikat formuliert, eine Auswahl des Hochadels. Und der für Frauen keinesfalls unempfängliche Karolinger entschied sich für die Tochter des Grafen Welf, Judith, die sich nicht nur durch ihre Abkunft empfahl – das ursprünglich fränkische, dann vor allem in Alemannien und

Bayern begüterte ältere Welfengeschlecht –, sondern die angeblich alle Vorzüge in sich vereinigte, ungewöhnlich «süß und verführerisch» war (Erzbischof Agobard), doch auch reich, geistvoll, gebildet. Schon wenige Monate nach dem Tod seiner ersten Frau heiratete sie der Kaiser Anfang 819, und nach einer Tochter Gisela gebar sie am 13. Juni 823 in der neuen Pfalz zu Frankfurt einen Sohn, der nach dem Großvater den Namen Karl und später den Beinamen «der Kahle» bekam.[53]

Denn kraft der Bemühungen der Mutter, dem kleinen Nachzügler ebenfalls ein Erbe wie seinen Stiefbrüdern zu sichern, durch diese nun unentwegten Einmischungen der so anziehenden wie willensstarken jugendlichen Welfin, nahm die Geschichte einen anderen Verlauf; wurde Ludwigs eigene Ordinatio imperii, die doch so feierlich beschworene, auf «Gottes Eingebung» hin geschaffene Erbfolgeordnung von 817 (S. 38 ff.), die das Reich bereits unter seine Söhne aus erster Ehe aufgeteilt hatte, völlig umgestoßen und statt der Dreiteilung eine Vierteilung vorgenommen.

Prinz Karl war 829 erst sechs Jahre alt, als ihn Ludwig auf dem Wormser Reichstag zum König von Alemannien bestimmte, dem Stammland seiner Mutter, ihm dazu das Elsaß, Rätien sowie Teile von Burgund verlieh. Und infolge der jetzt einsetzenden, wohl meist von der Kaiserin ausgehenden Kabalen wurde Ludwig mit seinen älteren Söhnen verfeindet, wurde Lothar gegen die Brüder, die Brüder gegen Lothar, doch auch ein Bruder gegen den anderen ausgespielt, kurz, Demoralisation, Korruption, Bestechung, Verrat zu Hauf. Und, weißgott, nicht zufällig gingen all dem Zeichen voraus, verfinsterte sich der Mond am 1. Juli in der Dämmerung und noch einmal am 25. Dezember 828 um Mitternacht. Ja, während der kommenden «heiligen vierzigtägigen Fastenzeit», vor dem «heiligen Osterfest», räumte ein nächtliches Erdbeben samt heftigem Sturmwind zu Aachen selbst die mit Bleiplatten gedeckte «Kirche der heiligen Mutter Gottes zu einem nicht geringen Teil ab» (Reichsannalen). Ergo ging es bald mit dem Reich «von Tag zu Tag schlimmer».[54]

Die erste Empörung 830 gegen den Senior leitete in dem from-

men und doch so familienfreundlichen Abendland ein Jahrzehnt fortgesetzter Palastrebellionen und Bürgerkriege ein.

Die älteren Söhne des Kaisers waren über die Entwicklung begreiflicherweise erbittert. Zumal Lothar, dessen Reich man kräftig zugunsten Karls geschmälert, sah außerdem seine künftige Vorherrschaft gefährdet. Doch auch das jüngere Brüderpaar Pippin und Ludwig bedrohte weiterer Gebietsverlust. Ebenso bangte die auf die Reichseinheit bedachte kirchliche Hierarchie um ihr Konzept. Die Situation spitzte sich noch zu, als Lothar, seit Ende 825 formell gleichberechtigter Regent an Ludwigs Hof, im Herbst nach Italien, Wala in sein Kloster Corbie abgeschoben wurde. Statt ihrer aber kam als Kämmerer, als «Zweiter in der Herrschaft», der den bisher führenden Magnaten verhaßte Graf Bernhard von Barcelona, ein anscheinend besonders hochmütiger Ehrgeizling, der durch Preisgabe des Krongutes neue Anhänger zusammensuchte.

Ludwig selbst zog, nachdem er noch den Staat «in Ordnung gebracht», natürlich «auf sein Hofgut Frankfurt zur Herbstjagd» «und jagte hier so lang es ihm gefiel», notieren die Biographen. Erst gegen Winter feierte er wieder in Aachen die Feste, wie sie fielen, Martinsmesse, Andreastag, das heilige Weihnachtsspektakel, und alles, versichert der Reichsannalist, «mit Freude und Jubel».

Die sollten ihm allerdings vergehn.

Bernhard, Abkömmling fränkischen Hochadels, Sohn Wilhelms – des unter Karl I. sehr geachteten Grafen von Toulouse, zuletzt durch seinen Freund Benedikt von Aniane Mönch mit strengster Askese –, Bernhard verspürte zu derlei wenig Neigung. Das Bett der jungen Kaiserin, so böse Zungen, zumal bischöfliche, habe ihm viel näher gelegen. Und Ludwig der Fromme hatte den Mann von kleinauf gefördert, ihn bereits aus der Taufe gehoben, dann zum Grafen von Barcelona ernannt und an die Spitze der spanischen Mark gestellt, wo er den Gotenaufstand unter Aizo (S. 55 f.) erfolgreich bekämpfte.

Als Parteigänger der Kaiserin holte man Bernhard 829 an den Hof und suchte mit seiner Hilfe die «Reichseinheitspartei» zu zerschlagen. Doch gerade das Gegenteil geschah. Bernhards Berufung war ein Schritt, schreibt selbst Ludwigs Lobredner, der

Astronom, der «die Saat der Zwietracht nicht erstickte, sondern vielmehr mehrte». Und auch Nithard, Karls «des Großen» Enkel, der sich im Bruderzwist an Karl (den Kahlen) anschloß, in dessen Auftrag er die Zeitgeschichte dokumentierte, meint von Bernhard: «Statt den schwankenden Staat zu befestigen, richtete er diesen durch den unbesonnenen Mißbrauch der Gewalt gänzlich zugrunde.»[55]

Dem eigenen Anhang soll der Kämmerer rasch zu Macht und Würden verholfen haben. Doch die Gruppe war verhältnismäßig klein, bestand vor allem aus seinem Bruder Heribert, Vetter Odo, den Brüdern der Kaiserin, Konrad und Rudolf, und natürlich zählte auch Judith selbst dazu, angeblich des Kaisers böser Geist. Der Kreis seiner Widersacher aber war groß und einflußreich. Denn rundum sammelten sich die Mißvergnügten, Gedemütigten, alle, die durch einen Umsturz oder doch eine Änderung der Verhältnisse zu profitieren hofften, die Meute derer, die, «wie Hunde und Raubvögel, anderen Schaden zuzufügen suchte, um selbst daraus Gewinn zu ziehen» (Astronomus). Gerüchte kursierten, vielleicht Verleumdungen, regelrechte Kampagnen, die zumal von den darin versierten Prälaten ausgingen, die der Kaiserin alles Mögliche unterstellten, einschließlich Ehebruch mit dem Kämmerer Bernhard und anderen.

«Die geringeren Leute machten sich darüber lustig», kolportiert Erzbischof Agobard, «die vornehmen und großen litten darunter, daß das kaiserliche Lager beschmutzt, der Palast entehrt und der Ruf der Franken verdunkelt wurde, weil die Herrin frivole Spiele sogar in der Gegenwart von Geistlichen trieb». Abt Regino von Prüm spricht gleich von ihrer «vielfältigen Hurerei» (multimodam fornicationem), was zumindest unsicher ist.

Man bezichtigte Judith auch teuflischer Künste, heimtückischer Zauberei. Amulette aber, Magie, Weissagen, Wahrsagen, Zukunfts- und Traumdeuten sowie ähnlich «verderbliche Übel» hatte ja gerade erst 829 die Synode von Paris verdammt, und alle, die derart «dem ruchlosen Teufel dienen», wollte sie selbstverständlich «besonders streng» bestraft sehen.

Kaum weniger schlimm aber erscheint Bernhard. Der im Non-

nenkloster von Soissons erzogene hl. Abt Paschasius Radbertus, Walas Biograph, sieht den schurkischen Kämmerer in allen Schmutzsuhlen sich wälzen, wie ein wilder Eber die Pfalz verwüsten, gar das Bett der Kaiserin besetzen. «Der Palast wurde zum Freudenhaus, in dem die Ehebrecherin herrscht und der Ehebrecher regiert, in dem sich Verbrechen häufen, in dem besonders ruchlose und hexerische Zaubereien aller Art gebraucht werden.» Dagegen geht der «große und sanftmütige Kaiser» getäuscht «wie ein unschuldiges Lamm zur Schlachtbank...»

Bernhard hatte seine Frau Dhuoda – Verfasserin des «Liber manualis», der eindringlichen Anleitung zu einem christlichen Leben – nicht bei Hofe, sondern sie nach Uzès verwiesen. Ob die Unterstellungen des Heiligen etwas Wahres enthielten, war bis heute nicht nachweisbar, die Kampagne freilich erfolgreich. Calumniare audacter...

Um von den desolaten inneren Verhältnissen abzulenken, wollte der Kaiser wieder einmal gegen die Bretagne ziehen, mit dem gesamten Heerbann des Reiches, und ausgerechnet auch noch am 14. April, Gründonnerstag! Angeblich erbitterte dies «das ganze Volk» (Annales Bertiniani). Tatsächlich erregten sich nur die Mächtigen über die Neuregelung zugunsten des nachgeborenen Karl, der nun eben nach dem fränkischen Gewohnheitsrecht einen Teil des Gesamterbes bekommen sollte, was die drei Söhne aus Ludwigs erster Ehe, Karls Stiefbrüder, Pippin I. von Aquitanien, Ludwig von Bayern, besonders jedoch Lothar, benachteiligte. Dieser eilte schnell aus Italien über die Alpen, um gemäß der Entscheidung von 817 sein Recht zu verfechten. Dabei traten ihm weltliche wie geistliche Fürsten zur Seite, die alle nach außen für die Einheit des Reiches, in Wirklichkeit freilich mehr für ihr eigenes Interesse streiten wollten.

An der Spitze der Verschwörung standen frühere Kaiseranhänger, einige seiner ersten Ratgeber, der einstige Kanzler Helisachar, der Erzkanzler und Abt Hilduin von St. Denis, der Bischof Jesse von Amiens, vor allem aber der damals 56jährige Abt Wala, der geistige Kopf der Erhebung und gefährlichste Gegner Ludwigs, der die Parole prägte «pro principe contra principem» und

dessen Kloster Corbie geradezu «das Zentrum» und «Hauptquartier» (Weinrich) der Rebellen wurde. (Durch die Jahrhunderte dienen katholische Klöster als Verschwörerzentralen, wie noch während des Zweiten Weltkriegs bei der Vorbereitung und Auflösung des klerofaschistischen Mörderparadieses «Großkroatien».)[56]

Die Aufständischen, die sich, Ludwigs Zug gegen die Bretonen nutzend, im Kloster Corbie sammelten, warfen dem Kaiser vor, daß er «gegen die christliche Religion ..., ohne irgeneinen Nutzen für den Staat und ohne bestimmte Notwendigkeit für die Fastenzeit eine allgemeine Heerfahrt anbefohlen und den Heertag an der äußersten Reichsgrenze für den Tag des Abendmahls des Herrn bestimmt habe».

Die Rebellen wollten nicht nur Bernhard und die junge Kaiserin samt Anhang, sondern auch den alten Kaiser entfernen und womöglich Lothar an seine Stelle setzen.

Judith wurde nach verschiedenen Peinigungen sogar mit dem Tod bedroht und zu dem Versprechen gezwungen, den Kaiser zu nötigen, sich das Haar scheren zu lassen und ins Kloster zu gehn. Sie selbst mußte den Schleier nehmen und bei den Nonnen des hl. Kreuzes (St-Croix) in Poitiers verschwinden. Ihre Brüder, die Welfen Konrad und Rudolf, wurden, um sie politisch auszuschalten, zu Mönchen geschoren und, in König Pippins Gewahrsam, in aquitanische Klöster gesteckt. Der hochverhaßte Kaiserberater Graf Bernhard von Barcelona und Herzog von Septimanien, der «Schänder des väterlichen Ehebettes» (Astronomus), rettete sich mit Ludwigs Zustimmung nach Spanien. (Karl der Kahle ließ 844 den einstigen Günstling seiner Mutter als Hochverräter köpfen.) Bernhards Bruder Heribert, angeblich mitschuldig, wurde «mit dem Verlust der Augen bestraft» und nach Italien in Haft geschleppt, sein Vetter Odo exiliert.

Ludwig und den kleinen Karl nahm Lothar «in freie Haft». Von ihm beauftragte Mönche des Médardklosters bei Soissons suchten den Kaiser mit dem Asketenleben bekannt zu machen und zum freiwilligen Eintritt in ihren Stand zu bewegen. Doch der fromme Ludwig war jetzt weit davon entfernt.

Lothar, der zwar den Anhang der eingesperrten Fürstin hartnäckig verfolgte, vermied es immerhin auf der Reichsversammlung zu Compiègne im Mai 830, den Vater selbst ganz zu entmachten. Er begnügte sich damit, dessen Verfügungen aus dem letzten Jahr zu annullieren, und mochte im übrigen glauben, das Heft in der Hand zu haben. Doch während die Großen sich immer mehr verfeindeten, jeder nur seinen Nutzen suchte, die Lage sich nicht besserte und der Mißmut über die neue Regierung wuchs, gelang des dem Kaiser, seine beiden jüngeren Söhne gegen den Älteren aufzustacheln. Durch einen gewissen Guntbald, einen Mönch, bot er Ludwig und Pippin eine Vergrößerung ihrer Reichsteile an, womit er sie schnell auf seine Seite und die bisher Verbündeten auseinander brachte, zumal den Brüdern Lothars Oberherrschaft nicht weniger drückend erschien als die des Vaters.

So mißlang der Staatsstreich völlig. Auf dem Reichstag zu Nymwegen im Oktober 830 gewann der Monarch wieder die Freiheit, Lothar unterwarf sich, seine führenden Parteigänger wurden eingesperrt und im Februar auf dem Reichstag zu Aachen abgeurteilt. Abt Wala von Corbie, der zunächst in sein Kloster – 774 schon Haftort des Langobardenkönigs Desiderius (IV 420 ff.) – verschwinden mußte, kam in ein schwer zugängliches Felsennest am Genfer See, wo er nur den Schnee der Alpen und den Himmel sah. Bischof Jesse von Amiens wurde durch die Prälaten seiner Würde entsetzt, Abt Hilduin als Erzkaplan durch den Abt Fulco abgelöst und in das Kloster Korvei in Sachsen gegeben, auch Abt Helisachar verbannt. Härter ging man, wie üblich, gegen die sogenannten Laien vor, die man um Ämter und Güter brachte. Und Lothar selbst fand sich, als Mitregent entthront, schließlich in Italien wieder, nachdem er versprochen, «niemals mehr solches zu begehen».

Die Kaiserin kehrte mit ausdrücklicher Dispens Gregors IV. und der fränkischen Bischöfe alsbald aus dem Kloster zurück und leistete, ihre Verwandtschaft als Mitschwörer (sacramentales) benutzend, einen Reinigungseid, der von jeder weiteren «Beweisführung» entband, und den dann auch der wieder auftauchende

Graf Bernhard schwor. Judith wurde rehabilitiert und mächtiger als zuvor. Und natürlich waren auch ihre beiden geschorenen Brüder längst wieder die Mönchskutte los.[57]

Katholiken unter sich: Der zweite Aufstand

Indes Lothar nun auf Italien beschränkt blieb, teilte der Kaiser den übrigen Söhnen Pippin, Ludwig und Karl im Februar 831 etwa gleich große regna zu. Doch trotz deren beträchtlicher Erweiterung schwelte der Konflikt fort, wollten die einen die Reichseinheit, die anderen mehr Einfluß oder mehr Land – alles aber von nacktem Egoismus diktiert, nicht zuletzt von den nimmer ruhenden Bemühungen der Kaiserin für ihren Sprößling, den Nachzügler Karl. Kaisersohn Pippin revoltierte in Aquitanien und verlor es, Judiths Sohn bekam es. Und der Adel des Landes, der Pippin treulos verließ, leistete dem neuen Herrn den Eid. Ist dieser Adel doch kaum minder opportunistisch wie der Episkopat, läuft doch auch er gewöhnlich von einem zum andern über und gewöhnlich natürlich dorthin, wo er mehr Geld und Gut zu ergattern hofft, mehr Macht – das alles ergibt dann mehr Ehre und Edelhaftigkeit: sozusagen höheren Adel...

An Ostern 832 rebellierte der Bayernherzog Ludwig (der Deutsche).

Mit allen bayerischen und sogar slawischen Truppen, ja mit Hörigen (liberis et servis, et sclavis) unternahm er einen Kriegszug zur Rückgewinnung Alemanniens, das inzwischen seinem Stiefbruder Karl (dem Kahlen) gehörte. Allmählich bis Worms vordringend, hatte Ludwig zwar «alles schrecklich verwüstet», mußte sich aber, in Ermangelung erhoffter Zuzüge von Franken und Sachsen, im Mai 832 bei Augsburg ergeben und wurde in sein Land zurückgeschickt. Eidlich gelobte er, «nie wieder dergleichen zu begehen oder anderen dazu seine Zustimmung zu geben» (Annales Bertiniani) – und brach schon im nächsten Jahr seinen Schwur.

Da der kleine Karl Aquitanien bekommen sollte, wurde Pippin noch im Oktober bei Limoges unterworfen, abgesetzt und «zur Besserung seiner schlechten Sitten» mit Frau und Kind nach Trier verbannt. Er entkam jedoch bereits auf dem Transport, erreichte Aquitanien, vom Vater alsbald verfolgt, der aber nach schweren Verlusten retirieren mußte.

Und schon Anfang nächsten Jahres, 833, verbündeten sich die drei älteren Brüder, um den Vater, ungeachtet ihrer Vasalleneide wie Kindespflicht, mit großer Heeresmacht anzugreifen. Sie appellierten an das Volk, «eine gerechte Regierung zu schaffen». Denn auch Ludwig der Deutsche (der bereits 838 und 839 wieder revoltierte) und Pippin I. von Aquitanien sahen sich benachteiligt, bedroht. Lothar zog mit einem eilig mobilisierten Heer samt Papst Gregor IV. (827–844), der noch von Italien aus versucht hatte, den fränkischen Klerus zu gewinnen, in Burgund ein. Die dortigen Erzbischöfe liefen sofort über, Bernhard von Vienne und Agobard von Lyon, der Geiferer gegen die Juden (580), der jetzt auch, dem Vierten Gebot zum Trotz, ein Manifest verfaßte für das Recht der Söhne wider den Vater.

Lothar stieß zu den Brüdern und trat erneut an die Spitze der Empörer. Doch stand die Mehrzahl der fränkischen Kirchenoberen zunächst noch zum alten Herrn und erinnerte brieflich den «Bruder Papst» an seinen Treueid, den er Ludwig geschworen, ja, drohte bei feindseligen Maßregeln mit Exkommunikation. Eine kleinere Prälatengruppe, darunter Abt Wala und Agobard, hielt aber zum Papst, der Gehorsam forderte, auch wenn seinem Befehl einer Ludwigs entgegenstehe, weil das geistliche Amt bedeutsamer sei als das weltliche, die Leitung der Seelen wichtiger als alles Zeitliche und überhaupt das Papsttum dem Kaisertum übergeordnet – eine Behauptung, die spätere Päpste unablässig den Kaisern entgegenschleudern. Doch hatte Gregor ganz recht, schmähte er die Bischöfe (freilich nur seine Gegner), unbeständig wie der Wind und das schwankende Rohr, charakterlose Schwächlinge und egoistische Kriecher vor der weltlichen Gewalt.[58]

Da Ludwig zu unterliegen drohte, harrten immer weniger Prä-

laten bei ihm aus. Der Papst schimpfte deren Schreiben hochmütig, dumm und bestritt heftig den ihm von den Kaiserlichen allseits gemachten Vorwurf, er sei bloß als Werkzeug der Söhne gekommen, um über deren Gegner den Bann zu verhängen.

Zwischen Straßburg und Basel, in der weiten Ebene auf dem Rotfeld bei Colmar – vom Volksmund angeblich schon bald das «Lügenfeld» (Campus-mentitus), von schwäbischen Annalisten «die Schande der Franken» (Francorum dedecus) genannt – lag man einander im Juni 833 tagelang nahe in Kampfordnung gegenüber. Und während Gregor IV., alte Pfaffen-Taktik, stets nur das eine Ziel betonte, Frieden zwischen den streitenden Parteien zu stiften, während er auch, doch nur kurz (non diu), sagt Thegan, im Auftrag der Söhne mit ihrem Vater verhandelte, übernahm er «die führende Rolle» in den Verfahren, «die in der Absetzung des Kaisers gipfelten» (Dawson), und ließ sich zu einem «bedauerlichen Schuldspruch ... verleiten» (Grotz S. J.).

Es ist klar, daß der Papst die Erhebung für die Masse rechtfertigen, den zaudernden Rest auf die Seite der Rebellen ziehen sollte. Just nach seiner Rückkehr zu den Brüdern ging auch fast Ludwigs ganzes Heer (trotz dessen zusätzlichen Treueides, wider seine Söhne wie gegen Feinde sich zu schlagen), verräterisch zu diesen über – «wie ein Wildbach», schreibt der Astronom, «teils durch Geschenke verführt, teils durch Drohungen erschreckt», worin der Klerus auf Lothars Seite ein göttliches Wunder erkannte. Und nun wechselten auch die meisten Bischöfe, die vordem Gregor IV. mit der Absetzung gedroht, die Fronten, so daß dieser, der seine Schuldigkeit getan, nach Rom zurückkehren konnte – mit Lothars Zustimmung.[59]

Der alte Kaiser aber mußte in jenem Sommer sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Er galt jetzt als durch Gottes Hand gestürzt, als «Unkönig», zweiter Saul, und die Bischöfe und andere taten ihm, so Chorbischof Thegan, «viel Leids an». Lothar hatte den Vater zunächst mit durch die Vogesen geführt, über Metz, Verdun nach Soissons, wo Ludwig im Kloster St.-Médard eingekerkert, der erst zehnjährige Karl ihm weggenommen und in das Eifelkloster Prüm gesteckt wurde, in strenge Haft – wie ein

Schwerverbrecher, meint Karl später, doch machte man ihn nicht zum Mönch. Die Brüder Judiths aber kamen geschoren nach Aquitanien in Pippins Gewalt, während sie selbst gleich mit Gregor nach Italien befördert und dort nach Tortona verbannt worden war.

Mit päpstlicher Billigung dekretierte man den Übergang des Reiches vom alten Kaiser – von den Bischöfen nur noch der «ehemalige Kaiser», der «ehrwürdige Mann» oder auch «Herr Ludwig» genannt – auf Lothar. Er kassierte den größten Teil der Beute, das dem kleinen Stiefbruder zugedachte Erbe mit Ausnahme Alemanniens (das Ludwig der Deutsche mit fast dem ganzen östlichen Reichsteil bekam).

Der Sieger datierte nun seine Urkunden nach «der Regierung Kaiser Lothars in Francien». Und auch aus den Diplomen Ludwigs (des Deutschen) schwand die Oberherrlichkeit des Seniors. Ludwig urkundete nicht mehr als rex Baioariorum, sondern als rex und datierte nach seinen Regierungsjahren «in orientali Francia» (erstmals am 19. Oktober 833). Nur Pippin von Aquitanien datierte noch nach dem Kaiser. Im übrigen wurde das Reich zwischen den drei Brüdern von neuem geteilt. Und wenn Lothar auch an die Stelle des Vaters trat und der Hauptgewinner war, so gewannen doch auch die beiden anderen Brüder dazu; und aller drei Länder standen selbständig nebeneinander. Stiefbruder Karl freilich hatte man ganz übergangen, enterbt.[60]

Seinerzeit ergriff Hrabanus Maurus, der Abt von Fulda, ein Verfechter der Reichseinheit, für Ludwig den Frommen Partei und schrieb in einem für diesen verfaßten Traktat, es sei «völlig unzulässig, daß Söhne gegen den Vater und Untertanen gegen ihren Herrscher rebellieren». Hraban zeigte die Ungerechtigkeit des Komplotts wider Ludwig auf. Weder sei Lothar berechtigt, den Vater zu entthronen, noch der Episkopat befugt, ihn zu verdammen, zu exkommunizieren. (Nach 840 ergriff der «Praeceptor Germaniae» für Lothar, einige Jahre später für Ludwig den Deutschen Partei, worauf er 847 Erzbischof von Mainz werden konnte.)[61]

Dagegen stützte sich, angeführt von Agobard von Lyon, Ebo

von Reims, Jesse von Amiens, zumindest ein Teil des hohen Klerus auf die bereits 829 beschlossenen Leitsätze: «Ein Herrscher, der seine Amtspflichten verletzt hat, ist nicht mehr König, sondern Tyrann und darf abgesetzt werden. Wer die Abmachungen von 817 gebrochen hat und durch das ‹Gottesurteil› des Zusammentreffens im Elsaß seiner Macht beraubt wurde, der müsse seine Schuld öffentlich bekennen und Kirchenbuße tun.»[62]

Viel schlimmer als Canossa – und alles «nach dem Urteil der Priester»

Als am 1. Oktober 833 in Compiègne unter Lothars Vorsitz eine allgemeine Reichsversammlung zu dieser christlichen Tragödie zusammentrat, forderte der einst von Ludwig besonders begünstigte, ihm viel verdankende Erzbischof Agobard in einer eigenen Schrift Kirchenbuße für den abgesetzten, den «gewesenen Kaiser» (domnus dudum imperator) und öffentlichen Sünder. Nicht nur diesmal freilich hatte er gegen den Herrscher gehetzt, hatte er seine Gattin Judith vom Teufel besessen und jeder Untat fähig, seinen Hof vom «Schmutz der Verbrechen» verseucht erklärt und vorbehaltlos, geradezu leidenschaftlich die Rebellion der Söhne gerechtfertigt.

War Agobard doch, wie die meisten seiner Zunft, überhaupt ein großer Hasser, auch der Heiden, «Ketzer», nicht zuletzt der Juden. Fünf rabiate Bücher schmetterte er gegen sie, darin bereits der berüchtigte Nazislogan «Kauft bei keinem Juden»! So konnte man das hochgeschätzte Kirchenlicht (freilich schon in vornazistischer Zeit) «den brutalsten Judenfeinden aller Zeiten» an die Seite stellen, konnte Jesuit Rahner 1934 Agobard – nebst anderen kirchenväterlichen Judenfeinden – prompt für die katholische Kirche ausspielen. Kaiser Ludwig dagegen hatte den Juden zahlreiche Schutzbriefe gewährt.[63]

Wie aber deuteten die in Compiègne versammelten Oberhirten, die mit allen Großen Lothar ein Treueversprechen leisteten, Ludwigs Niederlage? Selbstverständlich als Folge seines Unge-

horsams gegenüber den Ermahnungen der Priester. Gott und den Menschen habe er viel Mißfälliges getan und seine Untertanen an den Rand des Verderbens gebracht. Ergo erklärte man ihn zum «Tyrannen», seinen siegreichen Sohn und Nachfolger aber zum «Freund des Herrn Christus». Sie, die «Stellvertreter Christi», die «Schlüsselträger des Himmelreiches», fordern von dem alten Fürsten ein umfassendes Sündengeständnis, fordern ihn zur Weltentsagung auf und präsentieren ihm ein Schriftstück über seine Vergehen, damit er «wie in einem Spiegel die Häßlichkeit seiner Handlungen schauen könne».

Wilfried Hartmann bemerkt dazu in einer der neuesten Konziliengeschichten: «Diese Vorgänge waren nur möglich, weil der fränkische Episkopat bereits 829 in Paris Leitsätze formuliert hatte, die eine Art Kontrolle des weltlichen Herrschers durch die Bischöfe vorsahen.» So verkündete Kanon 55: «Wenn einer fromm und gerecht und barmherzig regiert, wird er nach Verdienst König genannt; die aber, die gottlos, ungerecht und grausam regieren, heißen nicht Könige, sondern Tyrannen». Wie freilich ein König zu heißen hat, gerecht oder gottlos, das bestimmen die Prälaten.

Und wie glücklich waren sie unter Ludwigs Vater und schon lange vordem!

Allen riefen sie ins Gedächtnis, «wie dieses Reich durch die Verwaltung des vortrefflichsten Kaisers Karl seligen Andenkens und durch die Arbeit seiner Vorfahren befriedet und geeinigt und rühmlich erweitert wurde ...»! Tatsächlich hatten Merowinger und Karolinger, hatte nicht zuletzt auch der «vortrefflichste» Karl einen Krieg nach dem andern geführt, waren diese Fürsten der Franken *nichts so sehr wie Räuber und Schlächter* gewesen, Ausbeuter, Versklaver, in zwei Worten: christliche Abendländer, wofür sie ja noch heute das Gros der Historiker glorifiziert!

Wie seinerzeit schon die frommen Seelenhirten. Die andererseits den Sohn verachteten, zumindest zur Zeit seiner Erniedrigung, seiner Niederlage den Besiegten, durch dessen «Kurzsichtigkeit», «Nachlässigkeit», wie sie jetzt schrieben, das Reich «zu solcher Schmach und Erbärmlichkeit herabsank, daß es nicht nur

den Freunden zur Trauer, sondern auch den Feinden zum Spotte wurde, und wie derselbe Fürst das ihm anvertraute Amt nachlässig geführt und vieles, was Gott und den Menschen mißfiel, sowohl tat als zu tun veranlaßte oder geschehen ließ und in vielen verruchten Anschlägen Gott reizte und der heiligen Kirche Ärgernis gab ... und wie durch göttliches und gerechtes Urteil ihm plötzlich die kaiserliche Macht genommen wurde».

In Gruppen und gemeinsam bearbeiteten die Kirchenfürsten den Gefangenen, «schmiedeten sie viele Anklagen gegen den Kaiser», führten sie ihm «fleißig» zu Gemüte, «wodurch er Gott beleidigt und der heiligen Kirche Ärgernis gegeben ...» Und so soll er «gern ihrem Rat und ihren sehr heilsamen Ermahnungen» gehorcht haben; was aber wohl gelogen ist. Liest man ja auch: «Er jedoch weigerte sich und fügte sich ihrem Willen nicht. Alle Bischöfe aber bedrängten ihn hart und vor allem die, welche er aus dem Zustand der niedrigsten Knechtschaft zu Ehren gebracht hatte ...» (Thegan); «und so lange peinigten sie den Kaiser, bis sie ihn dahin brachten, die Waffen abzulegen und seine Kleidung zu ändern, und ihn von der Schwelle der Kirche verstießen, so daß niemand mit ihm zu sprechen wagte, außer denen, welche dazu verordnet waren» (Annales Bertiniani). Er legte, melden die Annales Fuldenses, «nach dem Urteil der Bischöfe die Waffen ab und wurde um Buße zu tun eingesperrt».

Ludwig soll sich in St-Médard, wo ihm die Prälaten noch einmal die Leviten lasen, tief gedemütigt, dreimal oder noch öfter vor den Oberhirten und einer Menge anderer Kleriker niedergeworfen, alles, was er eingestehen sollte, in ihm offenbar eingetrichterten Sprüchen – die auch heute noch praktizierte Gehirnwäsche – eingestanden und um Vergebung gebeten haben.

Zum Auskosten ihrer Häme hatten die Hierarchen dies Schauspiel in der Marienkirche des Klosters vor dem Altar inszeniert. Im Beisein eines großen Volkshaufens ließen sie den auf ein härenes Bußgewand ausgestreckten Kaiser – «mit lauter Stimme unter reichlichem Tränenstrom ...» – drei-, viermal das von ihnen verfaßte Sündenbekenntnis verlesen, worin sie ihn für fast alles Elend des Reiches, auch sofern er nur mittelbar, nur passiv daran beteiligt

war, verantwortlich machten; besonders für drei Kapitalverbrechen: sacrilegium, homicidium, periurium, für Störung des öffentlichen Friedens, Verbannung, Mord, Totschlag, Tempelschändung, Kirchenraub, Konfiskation, Plünderung, Notzucht, Bürgerkrieg, überhaupt für Vergehen gegen göttliches und menschliches Recht, für Ärgernis und Eidbrüchigkeit, Unfähigkeit und willkürliche Reichsteilung etc. etc. – alles «nach dem Urteil der Priester». Er mußte dies lange Schandregister schriftlich den Seelenhirten überreichen, mußte seine Waffen vor dem Altar, «vor dem Leichnam des heiligen Bekenners Medardus und des heiligen Märtyrers Sebastian» (S. 584) niederlegen, sein Oberkleid ausziehen und unter Psalmen und Gebeten das Büßergewand empfangen, in das ihn die geistlichen Herren gleich eigenhändig steckten.[64]

Die ganze Prozedur sollte einerseits den Monarchen moralisch vernichten, ihn unfähig machen, auf den Thron zurückzukehren, ja, nur Waffen zu tragen – das kanonische Recht schloß dies, wie auch Ludwig wußte, nach einer öffentlichen Kirchenbuße aus. Andererseits sollte die ungeheuere Herabsetzung die volle Superiorität der Bischöfe demonstrieren.

In einer Denkschrift, in der sie sich selbst als «die Vertreter Christi und Schlüsselträger des Himmelreiches» feierten, «die das Recht zu binden und zu lösen auf Erden wie im Himmel besitzen», verkündeten sie auch dem gemeinen Christenhaufen: «Weil dieser Fürst das ihm anvertraute Amt nachlässig gehandhabt, in vielen verwerflichen Entschließungen Gott beleidigt und die heilige Kirche skandaliziert und jüngst erst alles Volk, das ihm untertan war, zum gänzlichen Untergang gebracht hat, so sei von ihm kraft göttlichen und gerechten Richterspruches die kaiserliche Gewalt genommen worden, nach göttlichem Beschlusse und kirchlicher Autorität.» «Es war die Rache der kirchlichen Partei» (F. Schneider). Es waren dieselben Leute, die schon die Erhebung von 830 betrieben hatten, durch neue Opportunisten vermehrt, waren vor allem, wenn auch keinesfalls allein, die Kirchenführer aus Westfrancien, Burgund, Aquitanien, die Erzbischöfe von Reims, Lyon, Vienne, Narbonne, die Bischöfe von Amiens, Auxerre, Troyes.[65]

Noch vor 33 Jahren hatte Karl I. Papst Leo III. gerichtet (IV 446 ff.). Jetzt richtete der fränkische Episkopat den Kaiser! Mit der kläglichen Zeremonie, der größten Schmach im Leben Ludwigs, eine der tiefsten Demütigungen der Fürsten überhaupt, weit schlimmer als Canossa, war Ludwig der Fromme auch von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen und durfte nur noch mit wenigen, ganz bestimmten Personen verkehren und sprechen. Als man deshalb Lothar die Gefangenschaft des Vaters vorhielt, konnte er mit Recht erwidern, daß ihn doch die Bischöfe dazu verurteilt hätten. «Niemand», sagte er, «habe mehr Mitgefühl mit dem Wohl und Wehe seines Vaters als er, nicht ihm dürfe man es als Schuld anrechnen, daß er die ihm angebotene Herrschaft übernommen habe, da ja sie selbst den Kaiser abgesetzt und verraten hätten, nicht einmal die Kerkerhaft könne man ihm zum Vorwurf machen, da es ja bekannt sei, daß sie durch das Urteil der Bischöfe verhängt wurde.»

Als Ludwigs Kerkermeister fungierte der Erzbischof Otgar von Mainz.[66]

Eine Hauptrolle in dieser Tragödie, die zwischen 833 und 843 eine Kette von Bürgerkriegen auslöste, hatte kein anderer als der mit Agobard von Lyon eng befreundete Erzbischof Ebo von Reims gespielt, geradezu ein Prototyp geistlicher Undankbarkeit und Verräterei – und auch ein Mann mit beachtlichen Missionserfolgen. War er doch vor Jahren «nach dem Rat des Kaisers und mit Ermächtigung des Papstes nach dem Land der Dänen gezogen, um das Evangelium zu predigen» und hatte «viele von ihnen bekehrt und getauft ...»

In der Tat gilt dieser von Papst Paschalis I. zum Legaten des Nordens ernannte Prälat im Rahmen der karolingischen Skandinavienpolitik als der Initiant der nordischen Mission. Einst hatte Karl «der Große» den Nachkommen von «Ziegenhirten», den Sohn eines unfreien Bauern, in seine Hofschule aufgenommen, hatte ihn Ludwig, als König von Aquitanien von Jugend an mit ihm befreundet, zum Hofbibliothekar, als Kaiser 816 zum Erzbischof von Reims und Abt von St. Remi, aus dem Nichts also fast zu einem der ersten Männer des Reiches gemacht. Jetzt aber

stieß er seinen kaiserlichen Freund und Förderer, der auch noch den Kirchenfürsten oft begünstigte, in dessen schlimmster Stunde vom Thron. «Sie suchten damals», schreibt Chorbischof Thegan, «einen frechen und grausamen Menschen aus, Bischof Ebo von Reims, aus ursprünglich unfreiem Geschlecht, daß er den Kaiser mit den Lügen der übrigen unmenschlich peinigte.» Ein Prälat war also frech und grausam, die übrigen logen auf Teufel komm raus, kurz, die ganze heilige Meute fiel über den Herrscher her. «Unerhörtes redeten sie, Unerhörtes taten sie, indem sie ihm täglich Vorwürfe machten ...» Und kein anderer als Ebo verdonnerte im Oktober 833 zu St-Médard in Soissons seinen einstigen Gönner persönlich zur Kirchenbuße, wofür ihm Lothar die Abtei St-Vaast gegeben haben soll.

Von Compiègne trieb man Ludwig, «den frömmsten der Fürsten», so nennt ihn Thegan nicht nur einmal, nach Aachen. Und der ihn trieb, war auch ein katholischer Fürst, sein eigener Sohn! Und in Aachen verhielt sich der ganze katholische Klüngel «nicht nur nicht menschlicher», klagen die Jahrbücher von St. Bertin, «sondern seine Feinde wüteten noch viel grausamer gegen ihn, indem sie Tag und Nacht bemüht waren, durch so schwere Kränkungen seinen Mut zu brechen, daß er freiwillig die Welt verlasse und sich in ein Kloster begebe».[67]

Das gewissenlose Bischofspack wechselt abermals die Front

Nach Ludwigs Absetzung 833 folgten langjährige schwere Kämpfe nicht nur zwischen Vater und Söhnen, sondern, unter Vertauschung der Fronten, auch zwischen den Brüdern. Die Gier nach diversen Herrschaftsanteilen führte zu wechselnden Koalitionen, je nach dem Vorteil, den man sich versprach; das beständigste politische Prinzip, das punctum saliens schlechthin.

Zunächst versuchten offenbar alle drei Brüder ihre Macht zu erweitern, Pippin von Aquitanien und Ludwig der Deutsche ge-

gen Lothar, dieser gegen jene. Auch stritten sich die führenden Magnaten, Hugo, Lambert, Matfried, «über die Frage, wer von ihnen im Reich nach Lothar die zweite Stelle einnehmen sollte». Kurz, «jeder», fährt Nithard fort, «war auf seinen eigenen Vorteil bedacht» – wie die (meisten) Politiker noch heute. («Anachronistisch» wieder?)[68]

Unter solchen Streitereien schlug die Stimmung abermals um. Man verdachte Lothar nicht nur sein habgieriges, gewalttätiges Verhalten, sondern offenbar auch die unbarmherzige Behandlung des ständig von ihm mitgeschleppten Vaters. Ludwig (der Deutsche), der bei einer neuerlichen Wende wohl am wenigsten zu riskieren und verlieren hatte, war schon im Winter 833/34 für den Vater eingetreten, dabei von Hrabanus Maurus, dem Fuldaer Abt, unterstützt (S. 79). Und auch Pippin von Aquitanien änderte offenbar seine Haltung wieder, zumal er einen Angriff Lothars auf sein Reich befürchtete, dieser überhaupt den ganzen Gewinn einzusacken entschlossen und die Herrschaft über das Reich anzustreben schien. Als dann freilich beide Brüder mit zwei Heeren auf ihn zuzogen, Ludwig von Osten, Pippin von Westen, verlor er den Mut, ergriff die Flucht und ließ den alten Kaiser in Saint-Denis zurück, ebenso den jungen Karl, den er aus Prüm geholt.

Während Lothar am 28. Februar mit seinem Anhang nach Burgund floh, kam das gewissenlose Pack der Kirchenfürsten, das Ludwig entthront hatte, nach Saint-Denis, nahm diesen schon am nächsten Tag, am Sonntag, den 1. März 834, feierlich wieder in die Kirche auf und huldigte ihm. «Kaum hatte sich Lothar entfernt, so traten die anwesenden Bischöfe zusammen, sprachen in der Kirche des heiligen Dionysius den Kaiser von aller Buße los und legten ihm seine königlichen Gewänder und Waffen an» (Annales Bertiniani) – die sie ihm vordem abgenommen – und «brachten Gott demütig Lobgesänge dar» (laudes Deo devote referunt: Nithard).

Die meisten Oberhirten wechselten sofort die Front. Natürlich hatte man vorher bei Ludwig angefragt, «ob er, wenn ihm die Herrschaft wieder zugewendet würde, das Reich und vor allem den Gottesdienst, den Wahrer und Lenker aller Ordnung, nach

Kräften aufrichten und fördern wolle». Und natürlich hatte sich der fromme Ludwig «hierzu ohne weiteres bereit erklärt». Ergo «beschloß man schnell seine Wiedereinsetzung» (Nithard). Und selbstverständlich wußte der Kaiser, was er jetzt zu tun hatte, nämlich «vieles Schlechte, was sich eingewurzelt», abzustellen, «vorzüglich aber folgendes. Er befahl seinem Sohne Pippin durch den Abt Hermold die geistlichen Güter in seinem Reiche, welche er entweder selbst den Seinigen geschenkt, oder diese sich selbst zugeeignet hatten, ohne Zögern den Kirchen wieder zurückzugeben. Auch schickte er Sendboten in den Städten und Klöstern umher, um das fast ganz verfallene Kirchenwesen wieder aufzurichten ...» (Anonymi vita Hludowici).

Lothar hatte inzwischen sein Heer in den Diözesen seiner getreuesten Genossen, der Erzbischöfe von Lyon und Vienne, verstärkt. Und während Kaiser Ludwig, nachdem er «mit gewohnter Andacht das heilige Osterfest» gefeiert, sich bereits wieder weidlich mit sportlichem Tieretöten «vergnügte», erst in den Ardennen, darauf, nach Pfingsten, noch in den Vogesen jagte und fischte, siegte die Partei Lothars 834 in einem blutigen Gefecht über ein weit stärkeres kaiserliches Kontingent. Man kämpfte an der Grenze der bretonischen Mark, wobei Bischof Jonas von Orléans, Abt Boso von Fleury sowie viele andere Prälaten mitfochten und zahlreiche Große Ludwigs fielen, darunter auch sein Kanzler Abt Theoto von Marmoutier lès Tours.

Lothar fühlte sich ermutigt.

Er zog gegen Châlon sur Saône, ein wichtiges Waffenlager seiner Gegner, äscherte die ganze Umgebung ein und ließ dann die mehrere Tage lang berannte Stadt, nach einem Vergleich mit ihr, plündern und niederbrennen. Dabei wurden – gute Katholikenarbeit – «nach Art grausamer Sieger erst die Kirchen ausgeraubt und verwüstet», darauf die führenden Verteidiger, Graf Gauzhelm von Roussillon, Graf Sanila, der königliche Vasall Madahelm geköpft – Chorbischof Thegan spricht gleich von «Märtyrern», die übrigen Grafen in Gefangenschaft geschleppt. Sogar die Schwester Herzog Bernhards von Septimanien, die Nonne Gerberga, kam als «Giftmischerin» in ein Weinfaß und wurde in

der Saône ertränkt. «Und er peinigte sie lange», schreibt Thegan, «schließlich ließ er sie töten nach dem Urteil der Frauen seiner nichtswürdigen Ratgeber, erfüllend die Weissagung des Psalmisten: ‹Und bei den Reinen bist du rein und bei den Verkehrten verkehrt.›»

Die Ermahnung des Vaters, «daß er von seinem schlechten Wege abkehre», schlug Lothar zunächst in den Wind, vermied aber eine Auseinandersetzung mit dem gegen Blois angeblich «zur Befreiung des Volkes» (Annales Bertiniani) anrückenden Heer der Brüder und Ludwigs, warf sich diesem dann freilich samt seinen prominentesten Gefolgsleuten zu Füßen, um ihm Treue und Gehorsam zu schwören, auch zu versprechen, Italien nie mehr ohne väterlichen Befehl zu verlassen.

Lothars Anhang stand es frei mit zu ziehen, und die meisten, auch namhaftesten, schlossen sich an, die Grafen Hugo, Lambert, Matfrid, Gottfrid u. a., die wohl all ihre fränkischen Güter, Lehen und Würden verloren. Lothar entschädigte sie jedoch, indem er ihnen, ungeachtet aller älteren, jüngeren, jüngsten Schwüre, in Italien gelegene Besitzungen fränkischer Stifter gab, ganze Klöster, San Salvatore in Brescia etwa, die berühmte Abtei Bobbio, eine Stiftung des hl. Columban (IV 193), sogar päpstliche Güter – maximeque ecclesiam sancti Petri, und dies noch auf grausamste Weise, crudelissima (Astronomus).

Auch einige Prälaten – die Erzbischöfe Agobard von Lyon, Bernhard von Vienne, Bartholomäus von Narbonne, die Bischöfe Jesse von Amiens, Elias von Troyas, Herebald von Auxerre sowie Abt Wala von Corbie – verließen vorsichtshalber, gegen jede kanonische Vorschrift, ihre Bistümer. Und fast alle folgten Lothar, hinter dem man die Alpenpässe sperrte, in den Süden, um einst nach Ludwigs Tod mit dem künftigen Kaiser zurückzukommen. Viele von ihnen aber wurden das Opfer einer 837 grassierenden Pest.[69]

Die «Causa Ebonis»

Inzwischen hatte man im November 834 auf dem Reichstag in Attigny wieder einmal die schlimmen allgemeinen Verhältnisse beschworen und wieder einmal Abhilfe versprochen. Doch alles, was wirklich geschah, war der Auftrag des Kaisers, die in Aquitanien entfremdeten Kirchengüter schleunigst zurückzugeben. Das Elend des Volkes blieb unverändert.

Auf der am 2. Februar 835 in die Pfalz Diedenhofen einberufenen Reichsversammlung, die vor allem eine Kirchenversammlung war, verlangte Ludwig die Nichtigkeitserklärung seiner Absetzung und Kirchenbuße, wie man sie in St-Denis ja bereits vollzogen, noch einmal ausführlich und in würdevoller Weise zu wiederholen. Und natürlich waren jetzt auch die ehrwürdigen Oberhirten dafür; natürlich erklärte «eine große Versammlung fast aller Bischöfe und Äbte» aus dem «ganzen Reich» die Entscheidung von Compiègne – ihre eigene – als «unverdient», die Machenschaften der kaiserlichen Gegner, «die Treulosigkeit von Böswilligen und Gottesfeindlichen», für vereitelt durch ein neues «Urteil Gottes». Und «schließlich befanden und bekräftigten alle ohne Ausnahme und einmütig, daß, nachdem durch Gottes Hilfe die Umtriebe jener zu Schanden geworden und der Kaiser in die väterlichen Ehren wieder eingesetzt und zu Recht mit der königlichen Würde wieder bekleidet sei, er fortan von allen in treuestem und unbedingtestem Gehorsam und Untertänigkeit als ihr Kaiser und Herr zu achten sei» (Annales Bertiniani).

So nahmen denn diese allzeit widerlichsten Opportunisten am Jahrestag seiner Befreiung in feierlichster Form in der Reichsversammlung am 28. Februar 835 im Dom zu Metz noch einmal die Rekonziliation des Herrschers vor. Umringt von 44 Bischöfen, setzte ihm hier Halbbruder Drogo die Krone wieder auf. Mit dem Wortlaut der «Annales Bertiniani» (das heißt der westfränkischen Fortsetzung der 829 abbrechenden Reichsannalen), unserer wichtigsten, von Karl dem Kahlen bis zur Zeit Karlmanns und Ludwigs III. (882) reichenden Quelle: «und nachdem die heil. Messe gelesen und darauf der ganze Hergang der Sache dem

anwesenden Volke mitgeteilt worden war, nahmen die heiligen und verehrungswürdigen Priester eine Krone, das Sinnbild der Herrschaft, von dem geweihten Altar und setzten sie ihm unter dem größten Jubel aller Anwesenden eigenhändig auf» – «denn mit den Realitäten hatte sich auch der Wille Gottes» gewandelt (Bund).

Der Oberhirte aber, der 833 an erster Stelle das schimpfliche Schauspiel der Kaiserentmachtung inszeniert hatte, der «Bannerträger» bisher der kaiserfeindlichen Partei, Erzbischof Ebo von Reims, «der schändliche Bauer Ebo» (turpissimus rusticus), so seinerzeit Chorbischof Thegan, jedoch auch «der Apostel des Nordens», hatte Lothar nicht nach Italien begleitet, sondern sich in Paris verborgen. Dort freilich war er im Frühjahr 834 von seinen Mitbrüdern, dem Ortsbischof Erchenrad und dem Bischof Rothad von Soissons, verhaftet und dann in Fulda gefangen gesetzt worden. Und nun besteigt Ebo, nicht freiwillig allerdings, sofort nach der offiziellen kirchlichen Restitution des Monarchen in der Metzer Stefansbasilika die Kanzel, verdammt «freimütig vor allem Volk» Ludwigs Ablösung, die gegen jedes Recht gewesen, «dem Gesetz und allen Geboten der Gerechtigkeit zuwider», und feiert seine nach Gebühr und Würden erfolgte Wiedereinsetzung.

Zwar wagten die Bischöfe zunächst nicht, Ebo in die Wüste zu schicken, fürchteten sie doch, «er könne gegen sie zum Verräter werden». Dann aber wurde er – wie einige der nach Italien entwichenen Prälaten – von den 44 versammelten Seelenhirten auf Antrag des Kaisers einstimmig abgesetzt. Selbst die Kaiserin soll mit allem Nachdruck, doch vergeblich zugunsten Ebos bei den Bischöfen interveniert haben. Einer nach dem anderen sprach die Formel: «Nach Deinem Bekenntnis gib Dein Amt auf!»

Dabei ist es ein Genuß besonderer Art zu verfolgen, wie Ebo nun, nachdem die «Laien» kraft bischöflichen Protestes ausgeschlossen worden waren, völlig richtig sich damit verteidigte, daß er allein zur Rechenschaft gezogen werde, alle anderen an den Vorgängen von 833 beteiligten Bischöfe aber unbehelligt blieben. Diese redeten sich durch die «Zwangslage», in der sie sich be-

funden, heraus; sie hätten den traurigen Akt «im Herzen keineswegs gebilligt». Doch nach außen waren sie mannhaft dafür eingetreten, sogar, wie auch jetzt, in einem doppelten Protokoll, in einer eigenhändig unterzeichneten Erklärung jedes einzelnen Bischofs und in einem ebenfalls unterschriebenen Dokument der Gesamtheit.

Ja, jetzt waren sie froh, einen Sündenbock zu haben, einen zwar einst von ihnen selbst Beauftragten, durch dessen nunmehrige Verdammung sie aber ein Exempel statuieren und die eigene schäbige Rolle vertuschen konnten – eine Rolle, die sie doch nur wenige Jahre später weiterspielten! Eine Rolle, in der Ungezählte der Ihren durch die Zeiten brillierten und brillieren. Der Schuft fand keinen einzigen Verteidiger unter all den Schuften in Christo.

Aber sieben Erzbischöfe sangen lauthals während der Messe ...[70]

Die «Causa Ebonis» wurde von den sogenannten Ebo-Klerikern, darunter auch Bischöfe, noch viele Jahre in westfränkischen Synodalprozessen stets von neuem aufgegriffen und beschönigt. Ebo selbst kam wieder nach Fulda in Haft, dann in strengeren Gewahrsam zu dem Bischof Frechulf von Lisieux, endlich zu dem Abt Boso von Fleury. Er fiel später auch bei seinem Beschützer Lothar I., der ihn nur wenige Wochen nach Ludwigs Tod als Erzbischof von Reims restituierte, in Ungnade, ergatterte aber durch Ludwig den Deutschen 845 die vakante Diözese Hildesheim, wobei er den unkanonischen Übergang in ein anderes Bistum auch noch durch ein gefälschtes Schreiben Papst Gregors IV. zu rechtfertigen suchte. Hatte er doch überhaupt im Kampf um seine Wiedereinsetzung «zahlreiche Fälschungen angefertigt oder anfertigen lassen» (W. Hartmann).[71]

Der feierliche Krönungsakt in Metz beendete weder den Verwandtenzwist der Karolinger noch die Begehrlichkeit des hohen Klerus, sein Verlangen nach stets größerer Macht.

Auf einer Aachener Synode im Februar 836 betonte der Episkopat, nach Wiederholung früherer Reformvorschläge, einmal mehr den Vorrang der priesterlichen Gewalt vor der königlichen. Schon die Vorrede führt Gelasius' I. (492–496) berüchtigte Zwei-

Gewalten-Lehre an, die den Staat zum Büttel der Päpste macht (II 324 ff., bes. 329 ff.); in karolingischen Synoden erstmals 829 im Kanon 3 von Paris rezipiert. Im übrigen demonstrierten die Bischöfe in Aachen – wo sie sich selbst zu «Nüchternheit» ermahnen, Vermeidung von «Begehrlichkeit», wo sie die Nonnenklöster «zum Teil zu Bordellen verkommen» sehen, zu Stätten, «in denen das Verbrechen blüht» – natürlich ihre Kaisertreue. Und obwohl doch gerade sie «offenbar gar viel und vielfach gefehlt haben», sind selbstredend «hauptsächlich» nur die anderen schuld, besonders «der schmähliche Abfall» der Kaisersöhne sowie «die Verkehrtheit und Treulosigkeit einiger Großer». Und alles kann selbstverständlich nur dann gut enden, wenn «die Ehre der heiligen Kirche Gottes vollständig wieder hergestellt wird und die Bischöfe ihres eigenen, von Christus ihnen anvertrauten Amtes wieder walten können».[72]

Des Kaisers Kampf für Karl (den Kahlen) und gegen die Enkel oder Für «Ordnung» und wider die «Pest»

Ludwigs Vertrauen freilich in die Kirchenführer mochte inzwischen etwas angeschlagen sein. Jedenfalls blieb er taub gegenüber Mahnungen und Bitten; beiseite einmal, daß Pippin immerhin das eingezogene Kirchengut zurückzugeben hatte. Doch noch die vordem mit Benedikt von Aniane so intensiv betriebene Klosterreform kümmerte den Herrscher kaum. Vielmehr duldete er jetzt das stets mehr einreißende Wohlleben in den Orden, etwa in St-Germain-des-Prés oder in St-Denis. Abt und Mönche teilten sich hier die Einkünfte, ja, die Mönche entzogen ihre Dotationen auch dem Zugriff des Abtes, der sie weder kürzen noch Leistungen daraus fordern noch den Konvent vergrößern durfte, ohne auch dessen Einnahmen entsprechend zu vergrößern – alles durch kaiserliche Urkunden förmlich verbrieft. (Um die Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert gibt die Abtei St-Denis von 33000 Pariser

Pfund Jahreseinnahmen – nicht, wie durch mehr als ein Jahrtausend, bis ins 17. Jahrhundert, von der Kirche gefordert, vgl. III 466 ff. bes. 473!, ein Viertel, sondern – weniger als 1000 Pfund, drei Prozent des Budgets, für die Armenhilfe aus. Dies genügte den Asketen allerdings, an Feiertagen und zur Fastenzeit «spektakuläre Verteilungen zu veranstalten»: Geremek.)

Nur die junge Gattin und die Ausstattung des gemeinsamen Sohnes schien den alternden Monarchen wirklich zu bewegen.[73]

Die neue Teilung auf dem Reichstag 837 in Aachen zugunsten Karls (des Kahlen), dem Kaiser Ludwig «auf dringendes Bitten der Kaiserin» (Astronomus) ein beträchtliches Gebiet und überdies den besten Teil des Reiches verlieh, nämlich alles Land zwischen Friesland, der Maas und weit nach Burgund hin, das bald noch um Aquitanien erweitert werden sollte, auch die neue Teilung führte schließlich zu einem neuerlichen Zerwürfnis und zum Aufstand Ludwigs des Deutschen. Er fühlte sich, nicht zu Unrecht, benachteiligt, da ihm der Vater im Sommer 838 auf dem Reichstag in Nymwegen alle außerbayerischen Regionen wieder entzog, die ihm nach der Verhaftung des Kaisers auf dem «Lügenfeld» und der Reichsteilung zugefallen und, aus Dankbarkeit des Herrschers für seine Befreiung, bisher auch belassen worden waren: Alemannien, Elsaß, Ostfranken, Sachsen, Thüringen.

Aufgestachelt hatten den Monarchen einige persönliche Gegner des Bayern – darunter vermutlich Erzbischof Otgar von Mainz, des Kaisers einstiger Kerkermeister, der sich wieder in allerhöchste Gunst zu schmeicheln wußte. So galten diese Länder nun als «angemaßt». Es kam «zu einem ziemlich heftigen Streit zwischen den beiden und Ludwig mußte dem Vater alles zurückgeben» (Annales Bertiniani), worauf es denn hieß, der Bayernkönig wolle wieder «die ganze Reichshälfte jenseits des Rheins an sich reißen» (Nithardi historiarum).

Auf dem Reichstag zu Quierzy im September 838 setzte der Kaiser dem gerade fünfzehn-, doch somit volljährigen Karl eine Krone auf, was sehr ungewöhnlich und keinem seiner Stiefbrüder beim Herrschaftsantritt widerfahren war. Und Pippin von Aquitanien, seit Jahren ein treuer Parteigänger des Vaters, trat jetzt

auch noch auf Karls Seite als «Bundesgenosse». Karl erhielt weitere Gebietszuweisungen, sein Besitz wuchs und wuchs. Es kam zu einem Aufmarsch des Bayernkönigs bei Mainz – «hier der fromme Vater, dort der ungeratene Sohn». Als aber die Ostfranken, Thüringer und Alemannen, die Ludwig der Deutsche zunächst gewonnen hatte, von ihm abfielen, alle ostfränkischen Stämme, außer den Bayern, ihn verließen, floh er nach Bayern zurück.

Inzwischen war im Spätherbst 838 Pippin I., der König von Aquitanien, gestorben. Er hatte sich in seinen Urkunden «rex Aquitanorum» genannt, war schon 814 durch den Vater zum Unterkönig gemacht, 832 zwar abgesetzt, infolge einer Aussöhnung jedoch erneut mit der aquitanischen Herrschaft betraut worden, freilich ohne weitergehende Hoffnungen verwirklichen zu können. Nach seinem Tod mißachtete Ludwig der Fromme, offensichtlich gedrängt von der nur auf den Machtzuwachs ihres Sohnes bedachten Gattin, das Nachfolgerecht seiner beiden Enkel Pippin und Karl, der Pippinsöhne, deren ältester, Pippin II., gerade volljährig geworden war. Er gab Aquitanien 839 dem eigenen Sohn Karl, der dort zunächst allerdings schwer Fuß fassen konnte.

Das südlich der Loire gelegene Land war besonders stark von römischer Kultur geprägt und, nach Kirchenschriftsteller Salvian, im 5. Jahrhundert der reichste Teil Galliens. Bisher weitgehend selbständig, hatte Aquitanien unter dem Zustrom heidnischer Basken u.a. mancherlei Formen von Partikularismus entwickelt; so wurden die «Romanen» von den Franken häufig verspottet, diffamiert. Während der vielen Feldzüge gegen die aquitanischen Herzöge, gegen ihren ins Kloster gesteckten Herzog Hunald (IV 484) sowie gegen dessen schlimmer als jedes Tier gejagten, dann heimtückisch ermordeten Sohn Waifar (IV 372 f.), haben die Franken Aquitanien «systematisch verwüstet, um durch Schädigung der Wirtschaft den Widerstand zu brechen» (Claude). Nach acht mörderischen Kriegen rang Pippin III. das Land nieder, doch wurde es weder von ihm noch von Karl «dem Großen» recht bezwungen.

839 nun kam es im Herbst zu einer Heerfahrt Ludwigs gegen den eigenen Enkel – eine besonders unverschämte Attacke, weil dessen Vater Pippin I. in all seinen letzten Jahren stets unverbrüchlich zu Kaiser und Reich gehalten hatte. Kaum aber war Pippin tot, gab Ludwig die Enkel kaltblütig preis und begann, «die Ordnung in Aquitanien herzustellen». Übte Pippin II. doch mit seinem Anhang, «überall umherziehend, wie es solcher Leute Art ist ..., Raub und Tyrannei», behauptet jedenfalls Oberhirte Ebroin von Poitiers, das Haupt der Kaiserlichen. Daher bat der «edle Bischof» den Herrscher, «diese Krankheit nicht lange um sich greifen zu lassen, sondern bei Zeiten durch seine Gegenwart Heilung zu bringen, bevor diese Pest die Mehrzahl anstecke» (Astronomus).

Der fromme Ludwig machte sich also stark für «die Ordnung», die «Heilung» und – auch dies durch zwei Jahrtausende klerikale Schlagwörter wider alles, was priesterlicher Eigensucht nicht paßt – gegen «Krankheit», «Pest», hoffend, «mit Gottes Hilfe als Sieger aus Aquitanien» zurückzukehren. Er hatte starke Verbände aufgeboten, errang in einem strapaziösen Kleinkrieg auch Teilerfolge. Doch wurden seine Truppen durch «schwere Drangsale» dezimiert, durch einen entnervenden Guerillakrieg, zumal um die Felsennester der Auvergne, durch allerlei Streif- und Beutezüge, eine lähmende Hitzewelle, eine Seuche, «während die Übrigen unter den größten Schwierigkeiten zurückkehrten».

Auch im Norden erschütterten Aufstände Ludwigs Oberhoheit.

So zog im Herbst 839, indes Majestät selbst «den Freuden der Jagd in den Ardennen» frönte, ein ostfränkisch-thüringischer Heerbann unter den Grafen Adalgar und Egilo gegen die Sorben, ein sächsischer gegen die Obodriten und Linonen. Elf feste Plätze der Sorben wurden erobert, ihr König Czismislaw fiel im Kampf, sein Nachfolger mußte Geiseln stellen und Land abtreten.

Der Kaiser begab sich ins Winterquartier nach Poitiers, der seinerzeit reichsten Stadt Aquitaniens, feierte da die Feste der Geburt, der Erscheinung des Herrn, der Reinigung der seligen Maria, der reinen Magd, mühte sich zugleich um Unterjochung

der Aquitanier und empfing eine neue Hiobsbotschaft: Sohn Ludwig beanspruchte «in seinem schon lange gewohnten Übermut die Herrschaft des Reiches bis zum Rhein» (Annales Bertiniani).

Der Vater nämlich hatte sich im Jahr zuvor auf dem Wormser Hoftag mit Lothar, dem «verlorenen Sohn» (Nithard), in einem reichlich schmählichen Handel ausgesöhnt, ausgerechnet mit dem ungetreuesten, ihn am meisten drangsalierenden seiner Söhne. Und dies – angeblich unter dem Beifall aller – auf Kosten des dabei (bis auf Bayern zwischen Lech und Donau nebst den östlichen Alpenländern) enterbten Ludwig. So suchte der Monarch den jungen Karl zu schützen, um dessentwillen er ja gerade auch den Kindern seines Sohnes Pippin ihr rechtmäßiges Erbe geraubt hatte. Jetzt vertrieb er Ludwig, indem er ihm durch Thüringen «bis an die Grenze der Barbaren» folgte, so daß dieser sich den Rückweg durch das Slawenland auch noch erkaufen mußte und nur «mit großer Mühe» (Annales Fuldenses) nach Bayern heimkehren konnte.[74]

Doch gleich darauf verschwand der Herrscher selbst vom Schauplatz seines bewegten Erdenlebens.

Des Kaisers Tod

Ludwig der Fromme, dessen Lunge verschleimt, dessen Brust geschwächt, der überhaupt vorzeitig altersgeschädigt und zudem durch ein unheilbares Geschwür, vielleicht ein Lungenemphysem, geschlagen war, begann unter häufigen Brustbeklemmungen, mit Brechreiz und bei gänzlichem Widerwillen gegen Nahrung dahinzusiechen. Nachdem er über den Königshof Salz an der fränkischen Saale zu Schiff auf dem Main nach Frankfurt gekommen war, starb Ludwig I. zweiundsechzigjährig am Sonntag, den 20. Juni 840, in einer «zeltartigen Sommerwohnung» auf einer kleinen Rheininsel unterhalb von Mainz. Sie lag gegenüber Ingelheim, jener karolingischen Prachtpfalz, in der einst sein Vater dem bayerischen Herzog Tassilo und dessen Familie den

berüchtigten Prozeß gemacht (IV 481 ff.) und die dann, durch Karl IV. in ein Kloster umgewandelt, schließlich im Bauernkrieg wie im Dreißigjährigen Krieg ruiniert worden ist.

Der Kaiser starb kurz nachdem er – gerade zu Beginn der sonst so festlich von ihm begangenen (mitunter aber gar nicht gehaltenen) «heiligen Fasten» – die Kriegsvorbereitungen gegen seinen Sohn Ludwig getroffen, dessen letzten Aufstand er dann auch niedergeschlagen und dem er noch erklärt hatte, daß er «eingedenk bleiben möge, wie er seines Vaters graue Haare mit Herzeleid in die Grube gebracht und Gottes und unser aller Vater Gebote und Drohungen verachtet hat».

37 Jahre war Ludwig König von Aquitanien, 27 Jahre Kaiser gewesen. Seine Nächsten, seine Frau Judith, sein Sohn Karl, weilten weit von ihm in Aquitanien. Doch mehrere Prälaten, darunter auch sein einstiger Kerkermeister Otgar von Mainz und viele Priester, umstanden sein Sterbelager, auf dem er sich, solang er es vermochte, selbst über Stirn und Brust das Kreuzzeichen machte. Auch hatte er vorsorglich einen (vermeintlichen) Splitter vom Kreuz Christi sich auf die Brust legen lassen. Und «vierzig Tage», behauptet der Astronom, der selbst aber nicht zugegen gewesen, «war der Leib des Herrn seine einzige Speise: und er lobte deswegen die Gerechtigkeit des Herrn, indem er sagte: ‹Du bist gerecht, o Herr, daß du mich, da ich es in der Fastenzeit unterlassen habe, jetzt nötigst diese Fastenpflicht zu erfüllen.›»

Noch kurz bevor der Herrscher hinging rief er «wie im Zorn mit aller Kraft zweimal: Hutz, hutz! das heißt: Hinaus! Es ergibt sich daraus, daß er einen bösen Geist sah, dessen Gesellschaft er weder im Leben noch im Tode dulden wollte. Dann richtete er seine Augen gen Himmel, und je finsterer er dorthin geblickt hatte, desto heiterer schaute er hierhin, so daß er geradezu zu lächeln schien. So erreichte er das Ende des irdischen Lebens und ging, wie wir glauben, glücklich zur Ruhe ein, denn wahr ist gesagt vom wahren Lehrer: ‹Es kann nicht übel sterben, der gut gelebt hat›» (Anonymi vita Hludowici).

Ludwigs des Frommen Leiche wurde nach Metz überführt, dort in der alten Grabstätte der Karolinger von seinem bischöf-

lichen Halbbruder Drogo neben seiner Mutter Hildegard – doch in Abwesenheit aller Söhne – «ehrenvoll» beigesetzt und zur Zeit der französischen Revolution aus dem Sarg geworfen.[75]

Fränkisches und Kosmisches

Der blutige, das ganze Frankenreich jahraus, jahrein in Mitleidenschaft ziehende Familienzwist wurde natürlich (oder richtiger übernatürlich) durch wunderbare Zeichen des Himmels und der Erde begleitet, schlimme Signale meist mit furchtbaren Folgen, von den Jahrbüchern, besonders den Xantener, aufmerksam registriert.

Zum Beispiel Erdstöße «in tiefer Nacht», Mond- und Sonnenfinsternisse, gewaltige Unwetter. Als Kaiser Ludwig in Lothars Gewalt gerät, übersteigt der Wasserstand der Flüsse jedes Maß, und die Windstöße machen sie unbefahrbar. «Bei seiner Freisprechung aber zeigten sich die Elemente so verschworen, daß bald die Wut der Winde sich legte und des Himmels Antlitz in der frühern, seit längerer Zeit nicht gesehenen Heiterkeit erschien.»

Immer wieder Kometen: «ein furchtbarer Komet im Sternbild des Skorpion»; «bald darauf der Tod Pippins». Oder: «ein Komet im Sternbild der Jungfrau». Er «durchschritt in fünfundzwanzig Tagen, was wunderbar zu berichten, die Zeichen des Löwen, des Krebses und der Zwillinge und legte endlich am Kopf des Stieres unter den Füßen des Fuhrmanns den feurigen Leib mit dem langen Schweif nieder» – drei Jahre danach: der Tod des Kaisers.

Die «Kirche der heiligen Gottesmutter Maria», schon erwähnt (S. 70), wird größtenteils abgedeckt, doch die kleine Kirche «zu Ehren des heiligen Märtyrers Georg» steht unzerstört inmitten einer Feuersbrunst – «ein staunenswertes Wunder». Und just als fast ganz Gallien ein starkes Erdbeben traf, «wurde der berühmte Angilbert zu Centulum feierlich erhoben, und man fand ihn, neunundzwanzig Jahre nach seinem Tode, ohne daß er einbalsamiert worden wäre, in völlig unversehrtem Zustande». Auch

staunenswert, fürwahr. Aber schließlich war Angilbert stets gut beisammen (oder «drauf») und hatte als Hofkapellan und Abt von Saint-Riquier der fünfzehn- und der zwanzigjährigen Karls-Tochter Berta in wilder Ehe zwei Söhne gemacht (IV 499); einer davon der Geschichtsschreiber Nithard, der uns eben das grandiose Mirakel berichtet (in seinen – im Auftrag Karls des Kahlen verfaßten – «Historien»; zwar sehr parteiisch, doch wichtigste Quelle über die Brüderkämpfe).[76]

Fast mehr, überspitzt gesagt, eine Natur- als Staats- oder Landesgeschichte produziert partienweise der Kleriker Gerward, Pfalzbibliothekar Ludwig des Frommen, in den Annales Xantenses.

Nach Mondfinsternissen 831, 832: Empörung Ludwigs gegen den Vater. 834 stürmen im Norden «die Gewässer weit über das Land» – und «die Heiden in das hochberühmte Wyk bei Durstede». Mondfinsternis 835: erneut «Heiden in ... Friesland ... Und sie plünderten abermals Durstede». Februar 836: «bei Beginn der Nacht wunderbare Lichter», und wieder fallen «die Heiden über die Christen her». 837 gewaltige Wirbelwinde, ein Komet «mit einem großen Schweif im Osten ...: und die Heiden verwüsteten Walcheren und führten viele Weiber von dort gefangen fort samt unermeßlichem Vermögen verschiedener Art».

Im nächsten Jahr «Donner», «Sonnenhitze», «Erdbeben», «Feuer in der Form eines Drachen in der Luft»: «eine ketzerische Irrlehre» beginnt. Im Jahr darauf wildester Wirbelwind, meerüberflutete Ufer, Häuser, Höfe, Menschen sinken haufenweise weg und ganze Flotten draußen. Man meint, der Teufel samt allen höllischen Heerscharen müsse erscheinen. Aber: «In diesem Jahr kamen die Leiber der Heiligen Felicissimus und Agapitus und der heiligen Felicitas nach Vreden.» Ist's nicht wunderbar? Dagegen künden Lichtphänomene und eine Sonnenfinsternis anno 840 offenbar des Kaisers Tod an, wahrhaftig bengalische Himmelsbeleuchtungen 841 das Wüten der Christen «mit großem Blutbad gegeneinander», auch «viel Unverantwortliches» der Stellinga in Sachsen. Und so weiter und so fort.[77]

Den vom Klerus geschürten Familienstreit hatten vor allem

Episkopat und Hochadel genutzt. Sie bekamen, zumal in Ludwigs späterer Regierungszeit, ein größeres politisches «Eigengewicht». Doch auch die äußeren Reichsfeinde profitierten davon, besonders die Normannen.

Die Männer des Nordwinds

Die Normannen, auch Wikinger, Nordleute genannt, im Mittelalter als «Männer des Nordwinds» gedeutet, waren Skandinavier. Sie suchten vom endenden 8. bis ins 11. Jahrhundert, zunächst noch als Heiden, aus Abenteurer- und Beutelust, aus Mißmut mit den heimischen Verhältnissen, andere Länder heim, in denen sie da und dort, in Friesland, an der Loiremündung und sonstigen Stützpunkten, schließlich auch seßhaft wurden.

Ihre Taktik, sehr beweglich, als teuflisch verschrien, war voller Listen, besonders beliebt der Blitzangriff. Plötzlich standen ihre Segel am Horizont – und noch bevor eine Küstenwache einschreiten konnte, hatten sie ihre Beute schon weggeschleppt. Auf christlicher Seite stoben übrigens die weltlichen und geistlichen Anführer «oft als erste» davon (Riché). Hinkmar von Reims, der berühmte Erzbischof, hatte zwar den Rückzug von Priestern, «die weder Frau noch Kinder zu unterhalten haben», verpönt, floh aber selbst 882 vor den Invasoren Hals über Kopf.

Nicht alle Prälaten waren indes Hasenfüße. Als die Eindringlinge 885 bei der Belagerung von Paris (S. 281 ff.) jeden massakrierten, der sich nicht auf der Ile de Paris in Sicherheit gebracht, während die Franken ihrerseits «den Feind mit kochendem Öl, Wachs und Pech» bedienten, erwies sich auch der Abt von Saint-Germain nicht aus Pappe. Gelang es ihm doch, «mit einem einzigen Pfeilschuß sieben Menschen zu durchbohren» – freilich wohl mehr ein katholischer Wunschtraum –, «und scherzend befahl er, sie in die Küche zu tragen».

Die Plünderungen der Normannen begannen 793 mit dem Überfall auf das (von iro-schottischen Mönchen im 7. Jahrhun-

dert gegründete) Kloster der Insel Lindisfarne (später als Holy Island bekannt) vor der nordenglischen Küste von Northumberland, eine anscheinend besonders reiche Abtei. Sie bestand indes fort, erwarb immer weiteren Landbesitz auf dem Festland, wurde aber 850 erneut verlassen. Norwegische Wikinger, wie üblich wochenlang auf hoher See, hatten seinerzeit Proviant benötigt, das Klostervieh geschlachtet und an Bord ihrer Drachenschiffe gebracht, auch alle Schätze geraubt und Mönche niedergeschlagen.

Die Nordleute suchten Irland heim, über das 820 die Katastrophe kam. «Das Meer spie Fluten von Fremden über Erin aus, und es gab keinen Hafen, keinen Landeplatz, keine Befestigung, keine Burg, keine Wehr ohne Flotten von Wikingern und Seeräubern», melden die Ulsterannalen. Die Nordleute überfielen England und dann, immer mehr, auch von England aus, das Frankenreich, besonders Westfranken mit seinen verlockend langen Küsten, doch seit 799 auch das friesische Gebiet. Sie schnappten sich die Wertsachen, schleppten Geiseln zur Erpressung von Lösegeld fort, plünderten aber nicht nur die Küstenorte. Sie fuhren mit ihren wendigen Seglern die Flüsse hinauf und brandschatzten selbst Städte wie York, Canterbury, Chartres, Nantes, Paris, Tours, Bordeaux, Hamburg, wo sie den Bischofssitz einäscherten. Gerne stürzten sie sich auf Klöster, auf Jumièges etwa, Saint-Wandrille. An der Atlantikküste mußten die Mönche das seit 820 heimgesuchte Noirmoutier 836 preisgeben.

Es ist kaum von ungefähr, daß die Normannenattacken gerade während der heftigsten karolingischen Familienfehden, als die Schlagkraft des Reiches nach außen geschwächt war, also Mitte der 830er Jahre, sich erschreckend zu häufen begannen; daß die nordischen Piraten, damals die furchtbarsten Feinde, vor allem Dänen, Jahr für Jahr wiederkamen. Ein durch das ganze Jahrhundert andauernder Normannensturm brach seitdem über die christliche Welt herein.

834 und 835 überfielen dänische Wikinger den reichsten Handelsplatz im Norden, «das hochberühmte Wyk bei Durstede und verwüsteten es mit ungeheuerer Grausamkeit». Von «den Hei-

den», Menschen, die noch mit Inbrunst an ihren alten Göttern, den Asen, hingen, wird dabei «eine nicht geringe Menge erschlagen» (Annales Xantenses). Gleichwohl, Dorestad (Dorestate, Duristate), der bedeutende, wüst gewordene Handelsplatz in den Niederlanden, südlich von Utrecht (nahe der Rheinmündung und dem heutigen Wijk-bij-Duurstede), auch ein wichtiges kirchlich-missionarisches Zentrum und der zeitweilige oder dauernde Sitz des Bischofs von Utrecht, wurde zwischen 834 und 837 viermal ausgeraubt und zum Teil eingeäschert.

836 werden Antwerpen verbrannt und die Hafenstadt Witla an der Mündung der Maas. 837 attackierten die Normannen unvermutet die Insel Walcheren, «töteten viele und plünderten eine noch größere Anzahl der Bewohner völlig aus; nachdem sie dort einige Zeit gehaust und nach Belieben von den Einwohnern Tribut erhoben hatten, zogen sie auf ihrem Raubzug weiter nach Dorestad und trieben hier in gleicher Weise Tribute ein» (Annales Bertiniani). 838 verhinderte ein Seesturm einen neuen Angriff, doch schon 839 verheerten sie Friesland abermals. Auch suchten sie die Loiregegenden bis hinauf nach Nantes heim – eine «Gottesgeißel», über die die Mönchsschreiber – vielleicht auch übertreibend – ein Vierteljahrtausend klagten: «Piraten, Mörder, Räuber, Schänder, Plünderer, Barbaren, Wüteriche, Teufel – eben Heiden ...»[78]

Ach, wieviel besser waren doch die Christen auf ihren Kriegszügen!

Warum aber wüteten auch die Wikinger so? Wielant Hopfner schreibt: «Sie hatten ihre ersten Erfahrungen mit dem Christentum gemacht. Ihr Zeitgenosse Karl der ‹Große› hatte die ‹Sachsengesetze› zur Zwangsbekehrung der Sachsen erlassen. Die häufigsten Redewendungen darinnen lauten: ‹Wird mit dem Tode bestraft ..., soll getötet werden ..., ist bei Todesstrafe verboten ..., verfällt dem Eigentum der Kirche ..., soll hingerichtet werden.›» Tatsächlich bedrohten Karls Blutgesetze, ein Seitenarm sozusagen der Frohen Botschaft, alles was man bei den Sachsen ausrotten wollte, mit einem stereotypen «morte moriatur», betrafen von seinen vierzehn den Tod verhängenden Be-

stimmungen der Capitulatio zehn allein Vergehen gegen das Christentum (IV 478 ff.).

Selbstverständlich wußten die Normannen, daß die Karolinger «die Kirche über jedes Maß hinaus bereichert hatten», wobei «in erster Linie» diese Schätze aus den beraubten «heidnischen Verehrungsstätten» stammten. «Die christlichen Chronisten verraten ja, daß Klöster und Kirchen ‹herrlich erbaut› oder ‹wunderbar eingerichtet› waren. Woher sollte denn der Reichtum kommen, wenn nicht vom Eigentum und der Fronarbeit der germanischen Bevölkerung?»

Diese Menschen aber wurden von ihren christlichen Führern ja schon im Rahmen des Üblichen geschröpft. Nun jedoch hatten sie auch an die Normannen enorme Zahlungen zu erbringen; 845 zum Beispiel 7000 Pfund, 861 5000 Pfund, im nächsten Jahr 6000 Pfund, 866 4000 Pfund. Dabei forderten die Herrschenden, um sich «Reserven» zu schaffen, manchmal mehr als die Normannen verlangten. Überhaupt darf man vermuten, daß auch von diesen Geldern nicht wenig in christliche Taschen floß.

Und folgendes ist hier bemerkenswert.

Nicht nur riefen Heerführer und Fürsten Normannen gegen lästige Rivalen selbst ins Land. Nicht nur hetzten sie natürlich auch Normannen gegen Normannen. Nein, als diese Landplage allmählich immer schlimmer wurde und, besonders auf westfränkischer Seite, zuwenig dagegen geschah, da organisierte das Volk den Widerstand, ergriff es wider die stets tiefer vorpreschenden Piraten selbst die Waffen. Und die entwand ihm nicht der Landesfeind, sondern die eigene Aristokratie! Sie nämlich befürchtete, ihre Bauern, die fränkischen «Verschwörer», könnten sich auch gegen sie erheben «als nicht minder arge Bedränger» (Mühlbacher), könnten Gelegenheit finden, «sich von ihren Herrn zu befreien» (Riché).

Der Klerus allerdings verstand auch hier, das wilde Wasser noch auf seine Mühlen zu lenken. So verkündeten die 845 in Meaux versammelten Prälaten: «Die Angreifer sind zwar grausam, aber dies ist nur gerecht, denn die Christen waren ungehorsam gegen die Anweisungen Gottes und der Kirche.»[79]

Auch im Süden wuchs die Not durch auswärtige Feinde. Stürmten dort doch die Araber heran – «sarazenische Seeräuberflotten» (Saracenorum pyraticae). Nur die Christen raubten nicht! Und töteten nicht! Die ungläubigen Sarazenenhunde aber griffen die Balearen, Korsika, Sardinien an. Sie begannen seit 827 sich auf Sizilien festzusetzen. Sie überfielen 838 Marseille und «führten alle Nonnen, deren sich eine nicht geringe Zahl daselbst befand, so wie alle Geistlichen und Laien männlichen Geschlechts gefangen mit sich fort, verwüsteten die Stadt und nahmen auch die Schätze der christlichen Kirchen insgesamt mit» (Annales Bertiniani). Die Slawen aber bedrohten die Ostgrenze. Und die Not fraß die eigenen Leute auf. «Zu dieser Zeit wurde das Reich der Franken in sich selber gar sehr verödet und das Elend der Menschen wuchs vielfach mit jedem Tag» (Annales Xantenses).[80]

Und wuchs weiter nach Ludwigs Tod.

2. KAPITEL

DIE SÖHNE UND ENKEL

Über Ludwig II. den Deutschen: «Er war ein sehr christlicher Fürst, von Glauben katholisch ... der eifrigste Vollstrecker dessen, was die Religion, der Frieden, die Gerechtigkeit erforderte. Von Geist war er sehr verschlagen (callidissimus) ... in den Schlachten war er überaus siegreich und eifriger in der Zurüstung der Waffen als der Gastmähler, da die Werkzeuge des Krieges sein größter Schatz waren.»
Reginonis chronica[1]

Zu Karl II. dem Kahlen: «Karl machte seinen Zug nach Aquitanien in der Fastenzeit und blieb dort bis nach dem Osterfest; sein Heer aber tat nichts als plündern, brennen und Menschen gefangen wegführen, und selbst die Kirchen und Altäre Gottes blieben von ihrer Gier und Frechheit nicht verschont.»
Annales Bertiniani[2]

Zu Karl III. dem Dicken (Ludwigs II. jüngstem Sohn): «Und als man schon aufbrechen mußte, erkrankte er und sah sich daher gezwungen, den jüngsten seiner Söhne Karl über dieses Heer zu setzen, den Ausgang der Sache dem Herrn empfehlend ... brannte er auf Gottes Hilfe vertrauend alle Häuser jener Gegend nieder; was in den Wäldern versteckt oder auf den Feldern vergraben war, fand er mit den Seinigen und raubte es, und verjagte oder tötete alle, die mit ihm zusammenstießen. Ebenso verwüstete Karlmann mit Feuer und Schwert das Reich des Zwentibald.» Annales Fuldenses[3]

Über Karlmann (Ludwigs II. ältesten Sohn): «Es war aber dieser sehr vortreffliche König in den Wissenschaften wohlunterrichtet, der christlichen Religion ergeben, gerecht, friedliebend und mit aller Ehrbarkeit der Sitten geziert ... sehr viele Kriege führte er zusammen mit seinem Vater und noch mehr ohne ihn in den Reichen der Slaven und stets trug er den Triumph des Sieges davon; die Grenzen seines Reiches mehrte und erweiterte er mit dem Schwert.»
Reginonis chronica[4]

Man war christlich geworden – und vornehm

Kaum war Ludwig der Fromme 840 verschieden, beanspruchte sein ältester Sohn das Recht auf Gesamtherrschaft und drohte Gegnern mit dem Tod. Und nun brechen zwischen Lothar I. (gest. 855), Ludwig II. dem Deutschen (gest. 876) und Karl II. dem Kahlen (gest. 877) blutige Kriege aus. Alle drei sind Brüder, sind Christen, Katholiken. Alle sind voller Mißtrauen. Alle voller Neid. Alle leisten Falscheide. Alle operieren «mit Schenkungen, Versprechungen, Drohungen» (Tellenbach). «Jeder lauert nur auf ein Zeichen von Schwäche bei den andern, um über seiner Brüder oder nach deren Tod seiner Neffen Erbteil herzufallen» (Fried). Dazwischen rüsten sie, schwören einander «Frieden», «Freundschaft», bekunden «Sehnsucht und Liebe» – rund hundert Königstreffen gibt es bis Ende des Jahrhunderts.

Vieles erinnert an die Merowinger-Ära, die Gemetzel nach Chlodwigs Tod, die Fehden seiner Söhne, Enkel (IV 3., 5., 8. Kap.). Auch die extreme Verrohung ähnelt jener grauenhaften Zeit, wobei im christlichen Byzanz die Dinge sich sehr analog entwickeln. Pierre Riché findet unter den Karolingern einen kompletten Katalog aller Arten physischer Gewaltanwendung, findet jeden Fall detailliert geschildert und zwecks Abbuße strafrechtlich genau taxiert, u. a. für «abgeschnittene Ohren mit oder ohne Taubheit als Folge, abgerissene Lider, herausgerissene Augen, ganz oder teilweise abgeschnittene Nasen, ausgerissene Zungen, eingeschlagene Zähne, ausgeraufte Bärte, zerquetschte Finger, abgehackte Hände und Füße, abgeschnittene Hoden.»[5]

Man war christlich geworden.

Gelehrte Konformisten wollen das alles aus dem Geist der Zeit heraus verstehen. Ganz recht. Der Geist der Zeit aber war christlich. Oder war er noch nicht christlich genug? Das sagen doch immer die Apologeten. Also wann war er christlich, katholisch genug? Etwa im 20. Jahrhundert, als die katholischen Kroaten genau das gleiche machten, massenhaft?! Und, so der Würzburger Jurist und Historiker Ferenc Majoros, «mit unbeschreiblicher Bestialität...»

Man war christlich geworden. Und die «Ordnungshüter» vergalten solche Untaten – nach dem altbewährten Bibelprinzip: Schaden um Schaden, Auge um Auge, Zahn um Zahn (3. Mos. 24,20; 5. Mos. 19,21) – nicht minder brutal. Das Strafregister reicht von der Verstümmelung, der Blendung etwa, Kastration, bis zum lebendig Verbrennen oder Ertränken. Und protestierten auch vereinzelte Kleriker, im allgemeinen, schreibt Riché, verhängten «selbst Geistliche gegen ihresgleichen schreckliche Strafen» – nicht gegen Kirchenfürsten selbstverständlich.

Auch zwischen den diversen Adelsgruppen ruht der Positionskampf keinen Augenblick. Wie bei den Merowingern ist auch jetzt Verrat, wechseln die politischen Konstellationen, an der Tagesordnung; leistet man Treueschwüre, bricht sie, schwört erneut. Alles kreist um Besitz-, um Herrschaftsakkumulation, um Macht- und Ruhmsucht. All diese potentes, priores, primores, maiores, optimates, nobiles, viri optimi und wie die sogenannten Vornehmen (d. s.: die zuerst, die «vor» den andern nehmen, ihnen viel wegnehmen) damals heißen, wollen stets mehr, immer noch reicher, noch «vornehmer» werden, wollen immer noch größere Lehen, wobei ihnen jedes Unrecht recht ist, wenn sie auch der nackten Gewalt, der Fehde, dem Krieg gern die Tücke, jederlei Hinterfotzigkeit vorziehen. Und das alles unter christlichen, unter katholischen Fürsten, leiblichen Brüdern!

Die Könige sind von unersättlicher Gier, gewiß. Doch sie denken dabei nicht an sich allein. Das Volk, die «Masse» zwar spielt noch lange keine Rolle – die völlig abhängigen Arbeitssklaven, die servi, noch seinerzeit «Sklaven im antiken Sinn» (Werner), ganz beiseite. Dieser Stand scheint damals sogar noch zugenom-

men zu haben, vor allem auch durch ungezählte Flüchtlinge, die sich als Lohnarbeiter verdingten, von ihren Grundherren aber zu Leibeigenen gemacht oder einfach einem Magnaten geschenkt worden sind. Und diese ärmste und weitaus größte Schicht, in der es seinerzeit verschiedene Grade der Freiheitsbeschränkung, der Unfreiheit, gibt, die jedoch von den allermeisten Rechten der «Freien», des Adels ausgeschlossen bleibt, diese Schicht, die ja immerhin alles, restlos alles trägt, kommt in den Quellen so gut wie nicht vor. Es ist eine seltene Ausnahme, dringt aus einem Text des englischen Abtes Ælfric von Eynsham um die Jahrtausendwende einmal der Jammer eines Bauern: «Ach! Ach! Eine große Plage ist es, denn ich bin nicht frei.»

Zwar klagt selbst Karl I. darüber, «daß viele, die bekanntermaßen Freie sind, von den Großen gewaltsam unterdrückt werden»; kennt auch Ludwig der Fromme «eine unzählige Menge von Unterdrückten, denen das väterliche Erbe entzogen oder die Freiheit geraubt war». Doch beide Male handelt es sich um Freie, die ihre Freiheit verloren hatten, nicht um Unfreie, die, wie die meisten, schon immer unfrei waren. Ist darum im Frühmittelalter vom «Volk» die Rede, hat man sich in aller Regel keine anonymen Haufen mehr oder weniger Unfreier, Unadliger vorzustellen. Nein, die existierten, die gab es sozusagen gar nicht für die Herrschenden. «Gewöhnlich», betont Karl J. Leyser, «bestand *populus*, das Volk, das Rechtsstreitigkeiten führte, Bischöfe wählte, Könige erhob oder von ihnen abfiel, aus Adligen und ihrer Gefolgschaft, kleinen Hierarchien, in denen wiederum die Vornehmeren und die von besserer Herkunft den ersten Rang einnahmen.»

An die untersten Klassen zu denken, hatten die Könige kaum Zeit. Dafür dachten sie an ihre Helfer und Helfershelfer um so mehr, besonders an den hohen Adel, der nicht der Ehre, der des Lohnes wegen zu ihnen stand, der mit Königsgütern, Königslehen abgefunden werden wollte, zumal er selber wieder seine Gefolgschaft zu versorgen hatte. So herrschte auf allen Seiten ein fortgesetztes Konkurrieren und Rivalisieren, das auf nichts mehr Rücksicht nahm als auf das eigene Interesse, den eigenen Land-

hunger. Grund und Boden aber waren seit den riesigen Raubzügen des «großen» Karl knapp geworden.[6]

STETS WECHSELNDE FRONTEN ODER TREUEIDE, WOHLFEIL «WIE BROMBEEREN»

Lothar erbte als einziger die Kaiserwürde, freilich mit der Auflage, das Erbrecht der Brüder zu sichern. Doch forderte Lothar, der aus Italien heranrückte, wo er seinen Sohn Ludwig II. zurückließ, das ganze Reich, «sein» Reich, für sich. Der hohe Klerus ging auch großenteils zu dem «Nachfolger des Vaters im Frankenreich» über: die Erzbischöfe Hetti von Trier, Amalwin von Bisanz, Otgar von Mainz, ein Todfeind Ludwigs des Deutschen, die Bischöfe von Metz, Toul, Lüttich, Lausanne, Worms, Paderborn, Chur, der Abt von Fulda und spätere Erzbischof von Mainz Rhabanus Maurus u. a. Auch wurde der vertriebene, inzwischen jahrelang in Haft gehaltene Parteigänger Lothars, Erzbischof Ebo von Reims, wieder in aller Form restituiert, mußte aber vor Karl bald erneut zu Lothar flüchten, der ihm die Klöster Stavelot und Bobbio gab, bis er auch bei Lothar in Ungnade fiel, die Abteien verlor, doch dafür durch Ludwig den Deutschen Bischof von Hildesheim wurde.[7]

Indes gingen nicht nur die Kombattanten früherer Kämpfe zu Lothar über, sondern selbst Prälaten aus der nächsten Umgebung des alten Kaisers, allen voran Karlssohn Drogo, Bischof von Metz, Ludwig des Frommen Erzkapellan, der Lothar Krone, Schwert und Szepter des verstorbenen Vaters überbrachte.

Da die Großen, «von allen Seiten von Hoffnung oder Furcht getrieben», nun zu Lothar strömten, Ludwig und Karl aber viele Vasallen verließen, überspannte Lothar den Bogen, indem er erwog, «durch welche Mittel er ungehindert das gesamte Reich an sich reißen könnte», wobei er beschloß, sich zuerst auf Ludwig «zu stürzen» und «dessen Macht zu vernichten» (Nithard). Als ihm dieser freilich die Zähne zeigte, vereinbarte er mit ihm ein

Stillhalteabkommen und beabsichtigte jetzt, sich auf Karl zu werfen und ihn mit einem gewaltigen Heer «bis zur Vernichtung zu verfolgen», wie Graf Nithard, der «illegitime» Karlsenkel, der für Karls des Kahlen Sache mit Feder und Schwert streitende und 845 fallende Historiker der Bruderkriege schreibt, einer der wenigen Laienschriftsteller des Frühmittelalters.[8]

Dank der unentwegten Machenschaften seiner nun allerdings entmachteten Mutter besaß Karl der Kahle beim Tod Ludwigs des Frommen die Anwartschaft auf die Hälfte des Reiches. Lothar aber rückte zuerst zur Seine, dann gegen die Loire vor und trieb Karl im Herbst 840 in die Enge. Denn Karl hatte nicht nur diesen Bruder zum Feind, auch Pippin von Aquitanien und die noch selbstbewußteren Bretonen standen gegen ihn in Waffen. Zudem ging man dort, wo Lothar vorrückte, gern zu ihm über; nichts als der übliche Opportunismus von Klerus und Adel. So ließ sich eine Tochter Karls «des Großen», die Äbtissin Rothild von Faremoutier, klösterlichen Besitz von Lothar bestätigen. So eilten u. a. «Abt Hilduin von St. Denis und Graf Gerard von Paris, von Karl abfallend, eidbrüchig zu ihm». Und wie sie, zogen es auch andere vor, «lieber nach Sklavenart ihre Treue zu brechen und ihrer Eide sich zu entschlagen, als für einige Zeit ihr Hab und Gut zu verlassen» (Nithard).

Karl aber wollte «das ihm von Gott übertragene Reich» nicht preisgeben, zumal es ja «Gott und sein Vater ihm mit seiner, Lothars, eigener Zustimmung, übertragen hatte». Mehrmals eilten deshalb Gesandte hin und her, darunter auch Nithard, den Lothar freilich, weil er sich ihm versagte, gleich seiner Güter und Rechte beraubte. War der neue Kaiser ja überhaupt ein Mann, der nur suchte, so Karls Parteigänger, «durch welche Künste er ohne Schlacht Karl betrügen und überwinden könnte»; während Nithards eigener Dienstherr natürlich «aus reiner Gerechtigkeit Frieden» forderte. Jedenfalls standen beide vom Kampf vorläufig ab.

Kaum war es jedoch zu der einstweiligen Einigung mit Karl gekommen, bereitete Lothar jetzt wieder den Krieg gegen Ludwig vor «mit ganzer Seele darauf bedacht, Ludwig durch List oder

Gewalt zu unterwerfen, oder was er noch mehr wünschte, ganz zu vernichten». Ludwig aber, von vielen seines Anhangs verlassen und verraten, mußte nach Bayern zurück, worauf es zu einem Bündnis zwischen ihm und Karl kam. Dieser hatte mittlerweile die Zeit zu kleinen Gemetzeln und großen Gebeten genutzt (in St-Denis, zum Beispiel, in St-Germain), zuletzt in Aachen, wo ihm am Vorabend des «heiligen Osterfestes» 841 aus Aquitanien Gesandte wunderbarerweise «eine Krone und allen königlichen Schmuck sowie gottesdienstliche Geräte» überbrachten und, ein weiteres Wunder, «soviel Pfund Gold und solche ungeheuere Menge von Edelsteinen unversehrt», obwohl doch «da überall Beraubung drohte»(!), ohne Zweifel «eine besondere Gnade», «ein besonderer Fingerzeig Gottes» (Nithard).

Wer von beiden, Karl oder Ludwig, wen zu Hilfe rief, weiß man nicht, da sich die Quellen widersprechen. Doch waren beide endlich «vereint wie in brüderlicher Liebe so durch ihre Heerlager» (Annales Bertiniani) – eine gloriose christliche Verschmelzung. Auch hatte jeder der drei in diesem steten Hinundher mit wechselnden Fronten, Huldigungen, Schwüren die schwankenden Großen durch Gewalt, Geschenke, durch Versprechungen und Drohungen weichzumachen, in Pflicht zu nehmen, aufzuwiegeln gesucht, wobei unter diesen hochadeligen Katholiken Treueide bereits wohlfeil waren «wie Brombeeren» (Mühlbacher).

Dann aber schlug Ludwig der Deutsche am 13. Mai 841 auf dem Ries die schwäbischen Parteigänger Lothars schwer. Der größere Teil der Besiegten kam auf der Flucht um (– nein, wie das alles so «papieren» klingt! So floskelhaft geläufig! Man muß das Schreien, Stöhnen, Flennen hören, das furchtbare Verstummen, muß das Krepieren sehen, das letzte tödliche Entsetzen ...) Und schon am 25. Juni 841 die noch viel blutigere und auch schon deshalb wohl als Gottesgericht aufgefaßte Schlacht von Fontenoy (Fontanetum) bei Auxerre (vorwiegend, wie seit langem freilich bei den Franken, eine Reiterschlacht). Katholiken stachen Katholiken, Franken Franken ab, Verwandte Verwandte; wobei in Lothars Gefolge mit «ungeheuren Schätzen» und drei Gesandten von Papst Gregor IV. der Ravennater Erzbischof Georg sich be-

fand, der Karl den Kahlen in sein Bistum schleppen, ihm die Zwangstonsur verpassen wollte (auf der Flucht aber gefangen genommen und angeblich übel traktiert worden ist).[9]

Die Schlacht von Fontenoy oder «Wohin Gottes Fügung die Sache lenken würde...»

Vor dem Gemetzel hatte Gesandtschaft um Gesandtschaft die jeweils andere Seite aufgesucht, hatte man den Herrn, die Kirche, die Christenheit beschworen, auch, wie längst üblich, «Gutachten» des Klerus eingeholt, «um willig da zur Hand zu sein, wohin Gottes Fügung die Sache lenken würde».

Wir besitzen einen ausführlichen Bericht über das von allen Parteien gut bezeugte christ-katholische Bruder-Treffen (eine der sehr seltenen offenen Feldschlachten der frühmittelalterlichen Geschichte) durch Nithard, im zweiten Buch seiner Historiae. Er hat selbst auf Karls des Kahlen Seite mitgeschlachtet, ja, «mit Gottes Beistand nicht geringe Hilfe geleistet...»

Gleich nach Vereinigung ihrer Streitmacht hatten Ludwig und Karl einander «alle die Leiden», «diese trostlosen Zustände» durch Lothar geklagt und diesem dann durch Boten eindringlich vorgestellt, «daß er des allmächtigen Gottes eingedenk seinen Brüdern und der gesamten Kirche Gottes Frieden gewähre..., andernfalls könnten sie ohne Zweifel aus Gottes Hand Beistand erhoffen»; was Lothar, von Aachen nach Aquitanien eilend, allerdings als «wertlos» abtat. Unter mancherlei Botschaften, frommen wie forschen, bewegte man sich aufeinander zu, allenthalben strapaziert durch Weglänge, Pferdemangel und Kämpfe. Doch wollte man «lieber jedes Elend», sogar «den Tod» ertragen, als seinen «ruhmvollen Namen» verlieren.

So ging's gleichwohl mit «Hochsinn» und «in Eilmärschen fröhlich vorwärts», bis man bei Auxerre auf einander stieß. Wieder wechselten Gesandte die Fronten, und die Verbündeten be-

standen darauf, wenn man einander schon absteche, so ja recht christlich. Ergo: «zuerst unter Fasten und Beten Gott anrufen, dann aber ... ohne alle Täuschung und Hinterlist zum offenen Kampf zusammentreffen ...» Eine saubere Sache.

Beide Heere änderten noch einmal die Position und sandten sich bei Fontenoy en Puisaye neue Gruß- und Beschwichtigungsworte. Ludwig und Karl erinnerten Lothar an «ihre Stellung als Brüder», an «die Kirche Gottes und das ganze christliche Volk». Und auch Lothar ersuchte um «Waffenruhe», wobei er mehrere seiner Großen eidlich versichern ließ, er wolle dadurch bloß – das übliche christliche Geschwätz – «das allgemeine Beste, das Wohl der Brüder sowie des gesamten Volkes, wie es die Gerechtigkeit unter Brüdern und Christi Volk fordere». Tatsächlich erwartete er nur noch Pippins II. Heerhaufen aus Aquitanien. Am 24. Juni treffen sie ein, am 25. geht es «zum Gerichte des allmächtigen Gottes».

Ein «Gottesgericht» versprach von vornherein einiges. So sollen auf Lothars, des Besiegten Seite, gewiß sehr übertrieben, 40 000 Mann gefallen sein. Doch kostete auch die verlustreiche Überraschungsattacke seiner Gegner am frühen Morgen mit Tausenden von Reitern enorme Opfer. Und dies in einem Waffengang, der ohne unmittelbare Wirkung blieb. Allerdings: die Reichseinheit war unwiederbringlich verloren; ebenso für lange jede Hegemonie im Abendland. Denn das Kaisertum dominiert nun nicht mehr die Könige; Kaiser und König sind gänzlich gleichrangig.

Es ist sozusagen die Geburtsstunde des «Nationalstaates». Und bekanntlich führten die Nationalstaaten eher häufiger Krieg, zumindest in meist viel größeren Dimensionen – bis heute. Bereits Fontenoy, ihr grandioser Geburtstag, brachte allen furchtbare Verluste, zumal auch der fränkischen Führungsschicht. Die «Jahrbücher von Fulda» sprechen von «einem Blutbad auf beiden Seiten, wie sich niemals unsere Zeit bisher solcher Verluste beim fränkischen Volk erinnert». Und Jahrzehnte später sieht Regino von Prüm in dieser Metzelei die Ursache für die Schwäche des spätkarolingischen Imperiums, sieht er der Franken «glorreiches

Heldentum» nicht mehr recht fähig zur Verteidigung, «geschweige zu einer Erweiterung des Reiches».

Das war das Schlimmste: nicht andere zerfleischen, Slawen, Heiden, Sarazenen! So stört einen Zeitgenossen die «für alle Christen bejammernswerte Bürgerschlacht» (omnibus christianis lamentabile bellum), weil das Schwert der Franken, «einst allen anderen Nationen furchtbar, in seinen eigenen Wunden» gewütet. Das war's. Und sollte doch, echt christlich, evangelisch, in den Wunden anderer wüten! Tatsächlich aber massakriert man Nichtchristen wie Christen, besonders freilich diese, fort und fort – bis heute. Bereits seinerzeit indes bekennt ein Mitkämpfer im Heer Lothars, der in vorderster Schlachtreihe kämpfende Angilbert: «Niemals war ein böseres Morden, nie selbst auf dem Feld des Mars, / Nie ward je der Christen Satzung durch ein Blutbad so verletzt.» In Wirklichkeit jedoch war das bereits jahrhundertelang so, *im Wesentlichen*, und blieb es.

Auch die Heuchelei.

Denn am Ende der Abschlachtung blühten sogleich die erbaulichsten christkatholischen Gefühle hervor. «Überall wurden die Flüchtenden niedergehauen, bis Ludwig und Karl, von heißer Frömmigkeit getrieben, dem Blutvergießen Einhalt geboten» (Annales Bertiniani). Und nun feierten die Sieger den Tag des Herrn, die hl. Messe, und «die Könige selbst hatten Erbarmen mit dem Bruder», von dem sie freilich keine «ungerechten Absichten» erhofften! Vielmehr Verbundenheit «in wahrer Gerechtigkeit», «in wahrer Treue». Und selbstverständlich stellten die Bischöfe noch auf dem Schlachtfeld einmütig fest: «die Verbündeten hätten allein für Recht und Billigkeit gekämpft und dieses sei durch Gottes Gericht klar bewiesen; daher müsse man jeden in diesem Zusammenhang, den Berater wie den Vollstrecker, für Gottes schuldloses Werkzeug halten.» Womit sie sich selbst, wie immer durch die Zeiten, schönste Schuldlosigkeit attestierten, göttliche Schuldlosigkeit, sozusagen – sonst aber jeden in der Beichte «nach dem Maß seiner Schuld» richten wollten (Nithard).[10]

Kaiser Lothar verbündet sich mit Heiden und raubt Kirchen aus – Ludwig der Deutsche köpft

Die Geistlichkeit auf Lothars Seite sah dagegen in dem Blutvergießen überhaupt kein «Gottesgericht». Man bemäntelte seine Niederlage durch allerlei unwahre Gerüchte: Karl sei in der Schlacht gefallen, Ludwig verwundet und flüchtig. Lothar jedenfalls, zwar besiegt, doch weder völlig geschlagen noch zum Aufgeben bereit, soll jetzt dänische Normannen, die gerade erst Rouen und die Seinegegend gebrandschatzt, zu Hilfe gerufen und «ihnen einen Teil der Christen unterstellt», ja ihnen zugestanden haben, «die übrigen christlichen Völker zu berauben» (Nithard).

Tatsächlich belehnte er den Wikingerkönig Harald Klak mit der Insel Walcheren und mit weiteren friesischen Gebieten, entzog sie anscheinend aber später den Dänen wieder – und verlieh sie ihnen erneut. Zudem nutzte er Klassendifferenzen, die Feudalisierung Sachsens (vgl. IV 455 f.), und entfesselte den Stellinga-Aufstand, eine Erhebung der dortigen Unter- und Mittelschicht, der Halbfreien und Freien des Stammes, der fränkischer Fremdherrschaft am längsten, härtesten widerstrebt hatte. Nach Hans K. Schulze, «mit einiger Phantasie» gesehen, «die erste revolutionäre Volksbewegung auf deutschem Boden».

Der Kaiser verhieß den Empörern wider die Aristokratie sogar die Rückkehr zum Heidentum. Sollten sie doch, folgten sie ihm, ihr Recht wiederbekommen, «wie sie es zur Zeit, als sie noch Götzendiener waren, hatten» (Nithard).

Ludwig der Deutsche aber befürchtete nicht nur eine Ausrottung des christlichen Glaubens, sondern auch eine Kooperation von Normannen und sächsischen Rebellen. Also ließ er – der gegen Lothar vornehme sächsische Anhänger ebenso in den Kampf schickte wie dieser gegen ihn – «die übermütig aufgeblasenen Knechte» (Annales Xantenses) blutig zusammenschlagen, ließ er die Stellinga «mit Strenge dämpfen», wie die Jahrbücher von Fulda formulieren, oder, wie eine andere Quelle so schön sagt, «auf eine für ihn ehrenvolle Weise, aber nicht ohne gerechtes Blutvergießen, in einem furchtbaren Blutbad» vernichten: ließ er

14 seiner Gegner am Galgen aufhängen und 140 Rädelsführer köpfen, «eine ungeheuere Menge verstümmeln und keinen am Leben, der sich noch irgendwie gegen ihn auflehnte».[11]

Während Ludwig der Deutsche derart seinen Herrschaftsbereich ehrenvoll und gerecht nach Norden erweiterte, rüstete Lothar, sammelte in Diedenhofen ein stattliches Heer gegen Karl und rückte rasch auf Paris vor, so daß Karl nun Ludwig beschwor, ihm sobald wie möglich militärisch zu helfen. Da jetzt jedoch Lothar durch seinen Zweifrontenkrieg und diverse Umstände in die Klemme geriet, übermittelte er dem Stiefbruder, mit ihm zu paktieren, wenn «Karl das Bündnis, welches er mit seinem Bruder Ludwig eingegangen war und eidlich bekräftigt hatte, aufgebe, wohingegen er von dem Bündnis, welches er mit seinem Neffen Pippin abgeschlossen und gleichfalls eidlich bekräftigt hatte, sich lossagen wolle» (Nithard).

Karl aber wollte nicht, und so vereinigte sich Lothar in Sens mit Pippin von Aquitanien, den er doch gerade erst noch dessen Todfeind hatte opfern wollen. Und zog weiter nach Le Mans, «überall», nach den westfränkischen Jahrbüchern von St.Bertin, «mit Plünderung, Feuer, Schändung, Kirchenraub und Eideszwang wütend, so daß er selbst die heiligen Räume nicht verschonte; denn er nahm unbedenklich alles mit, was er von Schätzen finden konnte, mochten sie auch, um sie zu retten, in den Kirchen oder in ihren Schatzkammern niedergelegt sein, indem er selbst die Priester und Geistlichen der anderen Rangstufen zu eidlichen Aussagen nötigte; auch die dem Dienste Gottes ergebenen heiligen Nonnen zwang er ihm Eide zu leisten».

Dagegen begab sich Karl von Paris nach Châlons, «um hier das Fest der Geburt des Herrn zu begehen». So fromm war man auf dieser Seite.[12]

Die Strassburger Eide (842) sowie Gottes und der Pfaffen Wille

Da und dort bröckelte Lothars Anhang ab. Er wurde gewaltsam unterworfen, gab auf oder floh, wie Erzbischof Otgar von Mainz, der mit seiner Soldateska u. a. die Vereinigung von Ludwig und Karl bei Koblenz hatte verhindern sollen. Und bald ging auch Karls «des Großen» Sohn Drogo, der Bischof von Metz, der sich Lothar angeschlossen und dessen Hofkapelle geleitet, zum Feind über.

Die verbündeten Könige trafen sich in Straßburg (einst Argentoratum genannt) und leisteten dort die berühmten, von Nithard wörtlich tradierten Eide. Sie schworen einander «Aus Liebe zu Gott und zu des christlichen Volkes und unser beider Heil» am 14. Februar 842 in feierlicher Form einen Beistandspakt, Ludwig in romanischer, Karl in deutscher (fränkischer) Sprache – das älteste altfranzösische Sprachdenkmal und eines der ältesten Zeugnisse des Althochdeutschen (die offizielle Sprache, die Sprache für Staat, Kirche, Literatur war im ganzen christlichen Abendland das Lateinische; die deutsche Sprache, «Thiudisca», galt als «barbarisch»).

Altfranzösisch hört sich das so an: «Pro Deo amur et pro Christian poblo et nostro commun saluament...» Und deutsch oder althochdeutsch (die Quellen nennen das aus verschiedenen Dialekten bestehende Germanische lingua theotisca, daher das Wort «deutsch»): «In Godes minna ind in thes Christianes folches ind unser bedhero gealtnissi...» Zuvor hatten beide Könige zu den versammelten Kriegern viel von brüderlicher Liebe geredet, christlicher Gesinnung, «Erbarmen mit dem christlichen Volke», überhaupt vom gemeinsamen Besten, natürlich auch von Gottes Barmherzigkeit, dem Gericht des Allmächtigen etc. Und dazwischen, schön in Salbungsvolles gehüllt, wurde vor den beiderseitigen Heergenossen der böse Bruder bezichtigt, «unsere Völker mit Brand, Raub und Mord zugrunde» zu richten.[13]

Immer mehr Große verließen Lothar. Ludwig und Karl zogen von Straßburg getrennt nach Worms, trafen sich hier knappe zehn

Tage später und marschierten, nachdem sie alle beide «den Gau Wormsfeld geplündert» (Annales Xantenses), nach Mainz, wo sie Ludwigs ältester Sohn Karlmann noch mit bayerischen und alemannischen Haufen verstärkte. Darauf wandten sie sich wieder getrennt rheinabwärts und vereinigten ihre Streitmacht in Koblenz. Dort hörten sie in der Kirche des hl. Kastor eine hl. Messe und setzten dann rasch über die Mosel, indes Erzbischof Otgar von Mainz floh, Lothar über Aachen – wo er den ganzen kaiserlichen Schatz zusammenraffte, auch «den von St. Marien» mitgehen ließ (Annales Bertiniani) – und Châlons nach Troyes, wo er am 2. April 842 das heilige Osterfest feierte, ehe er nach Lyon weiterzog.

Das Land Lothars brandschatzend, rückten Ludwig und Karl nach Aachen vor. Und dort ließen sie sich von dem zahlreich versammelten Klerus gleichsam «wie durch Gottes Wink» bescheinigen, wie selbstsüchtig, meineidig, korrupt ihr katholisches Bruderherz Lothar war. Wie er – nicht sie zusammen! – «seinen Vater vom Reich vertrieben, wie oft er durch seine Herrschsucht das christliche Volk eidbrüchig gemacht, wie oft dieser selbe die dem Vater und den Brüdern geleisteten Eide gebrochen, wie oft er nach des Vaters Tod seine Brüder zu enterben und zu verderben gesucht habe, wie viel Mord, Ehebruch, Brand und Schandtaten jeder Art die gesamte Kirche durch seine ruchlose Habgier erduldet habe, auch behaupteten sie, er besitze weder die Fähigkeit den Staat zu regieren, noch könne man eine Spur von Wohlwollen in seiner Regierung entdecken. Aus diesen Gründen, erklärten sie, habe er nicht unverdient, sondern nach dem gerechten Urteil des allmächtigen Gottes, zuerst vom Schlachtfeld und dann aus seinem Reich weichen müssen. Und sie waren alle einmütig der Ansicht und stimmten darin überein, daß Gottes Strafe ihn wegen seiner Sünden ausgestoßen und daß sich sein Reich in rechtmäßiger Weise seinen Brüdern als den Besseren zur Herrschaft ausgeliefert habe» (Nithard).

Doch wären sie keine Pfaffen gewesen, hätten sie damit den Königen gleich eine «Regierungsvollmacht» gegeben. Hätten sie ihnen alles zur Herrschaft ausgeliefert, ohne sie erst öffentlich zu

fragen, «ob sie das Reich nach Art des verjagten Bruders oder nach dem Willen Gottes regieren wollten.»[14]

Gottes Wille aber ist ihr Wille! Immer und überall. Nichts sonst. (Oder hörte man je etwas anderes von Gott als von Päpsten und Bischöfen?!)

Von einer merkwürdigen Meinung alter und neuer Historiker

Lothar geriet noch mehr in Bedrängnis. Man fiel massenweise von ihm ab, brach alte Treueide, schwur neuen Herren neue und verschaffte sich so neue Vorteile gegenüber den stets unsichereren alten – der ewig gleiche Zug der Geschichte. Im übrigen wurde durch den dauernden Machtwechsel, die ständigen Positionskämpfe der hohe Adel immer stärker, gerieten die Könige unter seinen Druck und gewannen und behielten bloß durch ihn ihre Macht.

In unserer wichtigsten Quelle über diese ständigen dynastischen Zwiste, in den vier Büchern «Historien» des Nithard, bedauert dieser die innere Zerrissenheit, den Zerfall des Einheitsstaates, und erblickt das eigentliche Ideal in der Regierung seines «großen» Ahnen. So beklagt er am Ende des Werks die «wahnwitzige Vernachlässigung des öffentlichen Wohls», «das selbstsüchtige Streben nach dem eigenen Vorteil», hadert er, weil «von beiden Seiten Raub und Übel sich überall verbreiten», und erinnert wehmütig an die Zeit «des großen Karl, glücklichen Andenkens». Herrschte doch da «überall Friede und Eintracht ... nun aber ist überall Uneinigkeit und Streit zu sehen, weil jeder, wie er will, einen besonderen Weg geht. Und damals war allerorts Überfluß und Freude, jetzt aber ist nur Mangel und Trauer ...»[15]

Diese Sätze, der noch heute herrschenden Historikeransicht konform, die Karls I. Staat als Einheitsstaat, aufstrebende Weltmacht, christliches Universalreich, als eine Art Weiterentwicklung der römischen Kaiseridee bejubelt, diese Sätze sind deshalb

so bezeichnend, weil sie – «überall Friede» behaupten. Tatsächlich jedoch hatte Karls 46jähriges Regiment fast unentwegt Krieg, nahezu fünfzig Feldzüge gebracht, hatte er allein die Sachsen, die «Erzheiden», dreiunddreißig Jahre mörderisch bekämpft! Was indes am Rand des immer weiter expandierenden Groß-Raub-Reiches geschah, betraf ja nicht den «Frieden» im Innern. Im Gegenteil. Je mehr «Ruhe und Ordnung» da, desto besser funktionierte das Töten, Versklaven, Annektieren dort, außerhalb der Grenzen. Doch «überall Überfluß und Fröhlichkeit» gab's nicht einmal hier, im Inland. Das genoß bloß die lächerlich kleine Schicht der Besitzenden, Adel und Klerus, die im fremden, im blutig geraubten Reichtum schwamm, während im schamlos geschröpften eigenen Volk chronische Unterernährung herrschte, Elend und Hungersnöte grassierten, die 784 in Gallien und Germanien ein Drittel der Menschen dahinrafften (IV 490).

Unter Karls Enkel trat lediglich anstelle des auswärtigen Kriegs der Krieg im Innern, der sogenannte Bürgerkrieg – freilich ein Pleonasmus, denn jeder Krieg ist Bürgerkrieg!

Natürlich war Nithards Sicht nicht exzeptionell.

Der Zeitgenosse Florus von Lyon, der dichtende Diakon, ein emsiger Kirchendiener, sieht das nicht anders. Auch er bedauert das dreifach gespaltene Imperium, die Herrschaft von Königlein statt eines Königs. Auch er glorifiziert «das Reich im Glanz der erhabenen Krone, / Herr war einer und eins auch das Volk, das dem Herren gehorchte ... / Friedlichkeit waltete drin und Tapferkeit schreckte die Feinde.» Und nachdem Florus noch den eignen, den «geheiligten Stand», ganz christlich demütig gehörig herausgestrichen, preist er beredt das Verknechten im Osten, das Werfen der «Zügel des Heils um Besiegte». «Hier bog heidnisches Volk sich dem Joche der Kirche, indessen / Dort der ketz'rische Wahn, mit Füßen getreten, dahinsank.»[16]

Ja, das gefiel Christen immer: die Heiden im Joch, ihr Glaube mit Füßen getreten!

DIE VERTRÄGE VON VERDUN (843) UND MEERSEN (870)

Doch war man allgemein kriegsmüde. Das heißt: die Nachteile des Krieges wurden für die Mächtigen größer als die Vorteile; was nicht zuletzt auch für den hohen Klerus galt, dessen gewaltiger Besitz mit Vorliebe gebrandschatzt worden ist. Nach langen, schwierigen, von Mißtrauen gezeichneten Verhandlungen – gemischte Kommissionen, 120 Beauftragte hatten zuvor die Grenzen bereist und ermittelt –, nach Vorgesprächen im Juni 842 auf einer Saône-Insel bei Mâcon, im Oktober in Koblenz, im November in Diedenhofen, kam es im nächsten Jahr zu einer neuen Teilung.

Das Reich Ludwigs des Frommen wurde im Vertrag von Verdun, dessen Text unbekannt ist, im August 843 nach dem dynastischen Erbrecht, dem alten Grundsatz brüderlicher Gleichberechtigung, nach Ausscheiden allerdings von Bayern, Aquitanien und Italien, im Beisein der Magnaten, in West-, Ost- und Mittelreich gegliedert, in drei gleich große Länder – «ob die Könige wollten oder nicht wollten».

Ludwig der Deutsche erhielt sein Stammland und das gesamte Ostreich, die Francia orientalis, manchmal auch noch mit ihrem früheren Namen Austria, Austrasien (deutsch «Ostarrichi» im «Heliand») genannt (IV 117). Er bekam also zu Bayern die Gebiete östlich von Rhein und Aare, die der Sachsen, Thüringer, Ostfranken, Alemannen (ohne Elsässer) sowie Speyer, Worms und Mainz links des Rheins; womit sich, über das ostfränkische Reich, die «deutsche Geschichte» sozusagen verselbständigt, von den beiden anderen Teilreichen abzweigt.

Karl der Kahle erbte das westliche Frankenreich, die Francia occidentalis, die von nördlich der Loire bis zu Maas und Schelde reichte, dazu Aquitanien und die spanische Mark, was die Voraussetzung schuf für das Entstehen des französischen Volkes, wenn auch seinerzeit Sprache, Volkstums-, Stammesgrenzen keinesfalls den Ausschlag gaben, die Grenzziehung vielmehr reichlich willkürlich geschah, ohne Rücksicht sogar auf zusammengehörige Volksgruppen oder Bistumsverbände. Auch hatte Karl,

eher unkriegerisch, persönlich jedenfalls feig, viele der ihm zuerkannten Länder mehr oder weniger gegen sich: Aquitanien, die Bretagne, Septimanien, die spanische Mark.

Das geschichtlich wirkungslos bleibende, geographisch und bevölkerungspolitisch unorganische, zwischen die beiden anderen regna gezwängte Mittelstück, das Regnum der Francia Media, wurde sowohl von Romanen (Burgundern, Provençalen) wie Germanen (Alemannen, Rheinfranken, Friesen) bewohnt. Es war ein langgestreckter Länderstreifen, der immerhin von Italien bis Friesland reichte, also das Mittelmeergebiet von Benevent über die wichtigen Westalpenpässe, über die Provence, Burgund nebst der mittleren Francia, das spätere Lotharingien, den Maas-, Mosel-, Niederrheinraum mit dem Nord-Ostseebereich verband. Dieses Gebiet hatte Lothar I. gewählt, der mit den Kaiserstädten Rom und Aachen zugleich den Kaisertitel behielt. Doch partizipierten auch die beiden anderen Königreiche an den fränkischen Kernlandschaften: Ludwig der Deutsche bekam das fränkisch besiedelte Rhein-Main-Gebiet, Karl der Kahle das fränkische Neustrien zwischen Seine und Schelde.

Pippin II. aber, der Sohn Pippins I., des inzwischen verstorbenen Sohnes Ludwig des Frommen, der den Thron von Aquitanien beanspruchte und lang Karl dem Kahlen widerstand, der seinerseits das Land «durch zahlreiche Einfälle heimsuchte» (Annales Fuldenses), wurde 864 gefangengenommen und in ein Kloster gesteckt (S. 138 f.).

Lotharingien, das Mittelreich, währte nicht lang (855–900). Es wurde nach dem Tod Lothars I. (855) unter seine drei Söhne, Ludwig II., Lothar II. und Karl geteilt. Dieser starb früh, und nach dem Ableben auch von Lothar II. (869) rissen seine Onkel, Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche, das Mittelreich im Vertrag von Meersen (870), unter Übergehung der Ansprüche Ludwigs II., an sich. Als aber der ostfränkische Karolinger Arnulf von Kärnten 895 Lotharingien wiederherstellte und dort seinen Sohn Zwentibold als König einsetzte, fand dieser anno 900 im Kampf mit der örtlichen Aristokratie den Tod und das eigenständige lotharingische Königtum sein Ende (S. 318 f.).

So halbwegs ausgewogen Ludwigs des Frommen Reich den jeweiligen Anteilen gemäß gedrittelt worden war, qualitativ, sozial- und kulturhistorisch, auch organisatorisch gesehen, waren die Unterschiede beträchtlich.

Der Westen und Italien repräsentierten alte, noch von der Antike imprägnierte Kulturlandschaften. Man war anspruchsvoller, vergleichsweise. Wenigstens da und dort gab es dichter gestreute Stadtregionen. Es gab eine wie auch immer geartete Literalität, gab Bücher, Schulen. Wir begegnen hier auch ökonomischem Engagement, Handel- und Gewerbetreibenden sowie mehr und mächtigeren Aristokratenclans. Demgegenüber wirken weite Gebiete des Ostreichs «unterentwickelt», «waldüberzogen, menschenleer, ‹kulturlos› und ohne geistige Zentren» (Fried). Freilich lebten auch hier einige Vertreter der «karolingischen Renaissance»: Hrabanus Maurus, erst in der Neuzeit zum «praeceptor Germaniae» aufgestiegen; Walafrid Strabo, als Gesandter Ludwigs 849 in der Loire ertrunken; Notker Balbulus, der Mönch von Sankt Gallen.

Vielleicht war der Vertrag von Verdun noch nicht, wie namhafte ältere Historiker (Waitz, Droysen, Giesebrecht) glaubten, eine Art «Geburtsstunde» der deutschen und französischen Nationalität, zweier Völker, in deren Interesse man ihn gewiß nicht schloß. Doch eine deutsche, eine französische Geschichte bahnt sich an, Nationen beginnen aus älteren Völkerschaften, aus den Bewohnern bestimmter Länder hervorzuwachsen, das pränationale Stammesbewußtsein wird schließlich – besonders, bezeichnenderweise, durch das «gemeinschaftsbildende», alle Waffenpflichtigen verschiedener Stämme und Regionen einigende Heer – zum Nationalbewußtsein. Wie denn das Aufkommen auch anderer nationaler Königreiche, in England etwa, Spanien, Skandinavien, Polen, Böhmen, Ungarn, politisch das Frühmittelalter prägt. Freilich, im ganzen 9. Jahrhundert denkt man noch nicht in völkischen Kategorien, fühlt sich noch kein Volk als «nationale Einheit», noch kein Mensch als «Deutscher», «Franzose», vielleicht noch nicht einmal im 10. Jahrhundert, wenn es auch die unmittelbare Übergangsphase ist.

Diese Aufteilung des karolingischen Reiches, der während des 9. Jahrhunderts weitere Teilungen, doch auch neue Vereinigungen folgten, war ein durch die Verhältnisse erzwungener Kompromiß. Sie beendet zunächst zwar das gegenseitige Übereinanderherfallen, führt aber auch dazu, daß das Kaisertum seine Vormachtstellung gegenüber dem Papsttum allmählich verliert, daß die Dreiteilung in Deutschland, Frankreich, Italien sich vorbereitet, und daß die frühere Einheit – die Episode unter Karl dem Dicken (S. 278 ff.) beiseite – nie mehr zurückkehrt.[17]

Ludwig von Gottes Gnaden König der Bayern

Ludwig II. der Deutsche (843–876) wird zwar in zeitgenössischen (westfränkischen) Quellen wiederholt «rex Germanorum» und «rex Germaniae», sein Herrschaftsgebiet – von der eigenen Kanzlei als «orientalis Francia» bezeichnet – bei den Autoren schon seinerzeit nicht selten «Germania» genannt, sein Beiname «der Deutsche» jedoch erst seit dem 19. Jahrhundert üblich.

Als dritter Sohn Ludwigs I. des Frommen um 805 geboren, hatte der zweite Ludwig seine Jugend am Hof verbracht und 817 in der Ordinatio imperii unter der Oberhoheit des Kaisers als Teilkönigtum Bayern erhalten; dazu, wie der Vater seinerzeit bestimmte, «die Karantanen, Böhmen, Avaren und Slaven, die im Osten Bayerns wohnen ...» Da der etwa Zwölfjährige zu jung ist, selbst zu regieren, tut er dies tatsächlich erst knapp zehn Jahre danach. Doch spätestens seit 830 urkundet er als «Ludwig von Gottes Gnaden König der Bayern». Hauptsächliche Ziele seiner Politik: die Ostexpansion und die Ausdehnung im Karolingerreich.

Während des Winters bevorzugt er Regensburg als Residenz, wo er gern Hoftage und Reichsversammlungen abhält, während des Sommers Frankfurt, wo er auch das Salvator-Stift einrichtet. Außer dem Kernland, der eigentlichen Machtbasis und ihm durch seinen «Heerführer», den Grafen Ernst, gesichert – bis zu dessen Sturz 861 «unter des Königs Freunden der erste» (Annales

Fuldenses) –, beherrscht der Monarch auch Schwaben, Rhein- und Mainfranken, Thüringen und Sachsen, also die meisten germanischen Reichsvölker.

Ludwig II. der Deutsche war keiner der «bedeutenden» Regenten, doch der bedeutendste unter seinen Brüdern.

Schon durch seine lange Regierungszeit wirkt er gleichsam stabilisierend auf das ostfränkische Reich, indem er, in den blutigen Spuren seines «großen» Ahnen Karls I. wandelnd, fast unentwegt Krieg gegen die Slawen in Böhmen und Mähren sowie im Nordosten führt. Dabei kooperiert er eng mit dem Episkopat, wie freilich auch die andren Karolingerfürsten, die alle den hohen Klerus an der Erfüllung ihrer Interessen, dem Verwirklichen ihrer Ziele beteiligen, wodurch sie ihn verstärkt abhängig machen, aber auch selber abhängig werden, immer mehr verkirchlichen, mehr als je etwa die Merowinger.

Ludwig der Deutsche galt geradezu als Lenker und Verteidiger der Kirche. Er kümmerte sich um die Mission in Mähren, Böhmen, im Norden, von Bremen und Hamburg bis Schweden, wo man das Christenidol allerdings nur beim Versagen der älteren Götter angerufen, sozusagen bloß als Aushilfsgott, als eventuellen Nothelfer anerkannt hat. Ludwig berief Synoden ein, nahm daran teil, und erst seine Bestätigung machte ihre Beschlüsse rechtskräftig; übrigens die einzige Gesetzgebung des ostfränkischen Reiches, aus dem zu seiner Zeit sonst nur von einem staatlichen Gesetz berichtet wird.

Bis zuletzt übt der Bayer den entscheidenden Einfluß auf die Besetzung der Bischofsstühle aus, die er bevorzugt selbstverständlich seinen Günstlingen gibt. So macht er 842 den (reich mit römischen Märtyrerknochen gesegneten) Abt Gozbald von Niederaltaich zum Bischof von Würzburg; zu Gozbalds Nachfolger den Bayern Arn, der insgesamt vier Fürsten dient und (mit Reliquien auf der Heroenbrust) mindestens in vier Feldzügen als Heerführer kämpft (bis er 892 – alles für Christus – gegen die Slawen fällt). 845 ernennt Ludwig den vertriebenen Ebo von Reims (S. 91) zum Oberhirten von Hildesheim, 847 den gelehrten Fuldaer Abt Hrabanus Maurus zum Erzbischof von Mainz.

Die Prälaten dominierten auch in seinem «consilium»: etwa Abt Ratleik von Seligenstadt, der Abt von Herrieden, Liutbert, auf Betreiben des Königs seit 863 Erzbischof in Mainz, der Konstanzer Bischof Salomo I., der Hildesheimer Bischof Altfrid, der als Regentenberater sich weit mehr mit Politik als mit seiner Diözese befaßte, in manchen Quellen aber als Heiliger figuriert und an seinem Grab beziehungsweise in der Hildesheimer Chronik viele wunderbare Heilungen vollbringt.

Den König umgaben also ständig hohe Kleriker. Und ganz beiseite, daß die Karolinger ausschließlich Geistliche als Notare beschäftigten, daß sie überhaupt, im Unterschied zur Merowingerära, die gesamte schriftliche Verwaltung am Hof in Priesterhände legten: auch Ludwigs Kanzleivorstände (Kanzler) oder Erzkapellane – die Zusammenfügung beider Ämter erfolgte unter ihm – also Leute, die in seinem Rat die Spitzenstellungen einnahmen, waren selbstverständlich Prälaten: Abt Gozbald von Niederaltaich, Abt Grimald von Weißenburg und Sankt Gallen, ein Verwandter der Trierer Erzbischöfe Hetti und Thietgaud, Ludwigs wichtigster Konsulent. Endlich als neuer Leiter der Kanzlei wie Kapelle Erzkapellan und Erzbischof Liutbert von Mainz, der noch unter zwei Söhnen Ludwigs das Amt verwaltet, das die Mainzer Erzbischöfe seit dem 10. Jahrhundert, seit Kaiser Ottos I. Sohn Wilhelm (ab 965), dauernd behalten.

Die Hofkapelle aber, jahrhundertelang ein Herrschaftsinstrument europäischer Fürsten, in der Karolingerzeit «ein typisches Produkt des Gottesgnadentums» (Fleckenstein), bildet nicht nur damals in Ostfranken «die dichteste Kontaktstelle zwischen karolingischer Politik und bayerischem Episkopat» (Glaser). Auch unter Ludwigs Söhnen blieb so der entscheidende Einfluß der Kirche auf die Politik gewahrt. Die Bischöfe agierten weiter in der Kanzlei und beteiligten sich an der Regierung.[18]

Ludwig der Deutsche war auch persönlich fromm. Er las geistliche Schriften. Bei öffentlichen Bittgängen folgte er barfuß dem Kreuz. In seiner Pfalz Frankfurt ließ er 852 eine Kapelle bauen, an der zwölf Geistliche dienten. Er gründete das Frauenkloster St. Felix und Regula in Zürich. Und alle seine Töchter wurden Non-

nen: Irmingard Äbtissin des schwäbischen Klosters Buchau, Hildegard Äbtissin des Frauenklosters Schwarzach bei Würzburg, Bertha Äbtissin von St. Felix und Regula in Zürich.

Im Oktober 847 tagten im Mainzer Albankloster Bischöfe, Äbte und andere Geistliche Ostfrankens. Zum Wohl des Königs, seiner Familie sowie für die Sicherheit des Reichs ließ die Synode in allen Diözesen, so teilte sie dem Herrscher mit, 3500 Messen und 1700 Psalter lesen – und bat ihn dann, nach dem Brauch seiner Ahnen die Diener der Kirche und ihren Besitz zu schützen und nicht jenen sein Ohr zu leihen, die ihm raten, sich weniger um das Kirchengut als um sein Eigengut zu kümmern.

Nicht beiläufig: zwei Kanones befaßten sich damals mit den Armen, drei mit dem Glauben und sechs mit dem Kirchengut und den Zehnten.

Und dieselbe Mainzer Synode war es, die gegen eine Frau Thiota aus der Konstanzer Gegend – eine derart suspekte Predigerin (pseudoprophetissa), daß ihr selbst, so die Fuldaer Annalen, «Männer des heiligen Standes... wie einer vom Himmel bestimmten Meisterin» folgten – die öffentliche Auspeitschung verhängte, worauf sie in geistige Umnachtung verfallen sein soll.

Und dieselbe Mainzer Synode hat auch – nach einer Reihe von Handschriften – gegenüber der Mainzer Synode von 813 die jurisdiktionellen Befugnisse des Episkopats kaltblütig erweitert. Hießen nämlich 813 die Bischöfe noch die Helfer der Grafen und Richter bei der Rechtswahrung, so machte die Mainzer Synode von 847 daraus, daß «die Grafen und Richter ihren Bischöfen bei der Rechtswahrung beistehen sollten, wie es das göttliche Recht verordnet hat...»![19]

Die Klerisei beteiligte sich somit intensiv an der Politik Ludwigs des Deutschen. Es bestand vollendete Einheit von Thron und Altar – «immer stehen die Bischöfe hinter ihrem König und der König hinter seinem Episkopat». Der hohe Klerus führt politische Verhandlungen, schließt Verträge, sehr viel häufiger als die Grafen. Prälaten wirken als Königsboten, als Gesandte an auswärtige Mächte. Und noch im Krieg ziehn sie mit ganzen Scharen von Hintersassen zum König oder gar in seinem Auftrag «selbst an

der Spitze eines Heeres allein oder zusammen mit Grafen zu Felde» (Schur). Anno 845 mußte die Synode von Meaux abgebrochen (und im nächsten Jahr in Paris fortgesetzt) werden, weil man die Bischöfe inzwischen beim Kampf gegen den Bretonenfürsten Nominoë benötigte, der dann im November in Ballon, nahe bei Le Mans, Karl den Kahlen schwer schlug.

Nichts klarer, als daß sich die ständig wachsende Macht des Klerus und sein immer größeres Selbstbewußtsein zumal seit den Tagen Ludwigs des Frommen mit entsprechenden Ansprüchen verbindet. «Mit großem Nachdruck wird Unterordnung und Gehorsam auch der Fürsten den Bischöfen gegenüber gefordert, das Übergreifen von Laien auf das geistliche Gebiet abgelehnt» (Voigt).

Ludwig II., seit 827 mit der jüngeren Schwester der Kaiserin Judith, der zweiten Frau seines Vaters, der Welfin Hemma, verheiratet, hatte anscheinend keinerlei Aufsehen erregende Frauenaffären. Jedenfalls werden seine geschlechtlichen Verhältnisse niemals beanstandet. Desto intensiver aber widmete er sich, ein im christlichen Abendland gewöhnlich über jeden Tadel erhabenes Geschäft, dem Krieg – von der Forschung meist seriös umschrieben, etwa: «seine aktive und zielstrebige Politik im Osten» (Reindel). Die ausgedehnte Nord- und die noch längere Ostgrenze seines Reiches, die über eineinhalbtausend Kilometer von der westlichen Ostsee bis zum Adriatischen Meer sich erstreckten, bis zu den Marken Istrien und Friaul, provozierten fast dazu. Und dies um so mehr, als es, verglichen mit Westfranken oder Italien, einerseits mit der wirtschaftlichen Entwicklung seines Landes nicht so weit her, andererseits mit dessen politisch-militärischer Stabilität sowie der Autorität seines Königs in Kreisen des Adels und der Kirche deutlich besser bestellt war. Nicht unwesentlich trug dazu die geschickte Heiratspolitik Ludwigs bei, der seine Söhne, den ältesten Karlmann, Ludwig den Jüngeren sowie den Jüngsten, Karl III., mit Frauen des fränkischen Hochadels vermählte; Karlmann mit einer Tochter des Grafen Ernst.

Die Ostgrenzen des Reiches, schreibt Johannes Fried, seien

«zwar nie völlig befriedet, aber weithin ungefährdet» gewesen, weil es keine kraftvollen politischen Zentren der Slawen gab. Erst mit der Bildung des «Mährischen Großreiches» habe sich dies allmählich geändert, und nicht zuletzt deshalb, weil «die Mission gerade von Bayern aus vorangetrieben wird». Auch nach Wilhelm Störmer hat Ludwig in den östlichen Grenzzonen anscheinend «sehr entschieden durchgegriffen», wobei ein «wichtiges Aufbauelement» für ihn «die Kirchen (Bistümer und Abteien)» waren, «die Grundherrschaften vor allem in der Donauzone, dem Aufmarschgebiet der Heere, erhielten. Auch die Slavenmissionierung durch bayerische Kirchen scheint Ludwig sehr geschickt delegiert zu haben.»

Die Slawen aber verteidigten natürlich ihren Glauben. Sie vergalten «Angriffe», schreibt Gerd Tellenbach, «von denen sie selbst heimgesucht worden waren». Und die Christen kannten angeblich kein hehreres Ziel, als ihre Frohe Botschaft zu verbreiten mit Feuer und Schwert. «Völlig hemmungslos konnten sich die Franken austoben, wenn sie sich mit Heiden schlugen» (Riché). Womit der erste ostfränkische König allerdings nur an der «Praxis der Vorgänger» festhielt, wie das in der beschönigenden Art zumal deutscher Historiographie heißt, um «durch wiederholte einschüchternde Vorstöße dem Status quo Respekt zu verschaffen» (Schieffer). – Die deutsche Forschung liebt diesbezüglich über Jahrhunderte hin Termini wie «Ostbewegung», «Landesausbau», «besitzmäßiges ‹Festwachsen›». Und selbst wenn sie freiweg von «Angliederung» oder «Einverleibung» spricht, klingt es wie ein fast harmlos-natürliches Hineingleiten in den Reichskörper, es ist schlicht «Verschmelzung».

Ludwig der Deutsche operierte vor allem im böhmisch-mährischen Raum, führte aber auch gegen die weiter im Norden sitzenden Obodriten und Sorben Krieg: gegen die Obodriten 844, deren Volk, formulieren so edel wie christlich die Fuldaer Jahrbücher, «ihm von Gott unterworfen» worden war, wobei König Gostemysl fiel; während die «Annales Bertiniani» lakonisch melden: «König Ludwig verheerte fast das ganze Gebiet der Slaven und unterwarf es seiner Herrschaft.» 851 zog er gegen die Sorben,

wobei er sie mehr durch Vernichtung ihrer Felder und Ernten, durch Hunger, als militärisch bezwang. 856 unterjochte er die Daleminzier zwischen Elbe und Mulde. Und noch in seiner Spätzeit, nach 867, schickt er seinen Sohn Ludwig mit Sachsen und Thüringern wieder gegen die Obodriten.

Es war, so Engelbert Mühlbacher vielsagend, «eine schwierige, aber auch für die Zukunft bedeutungsvolle Aufgabe, die Aufrechthaltung und Erweiterung der Oberhoheit über die Slaven jenseits der Elbe, der Saale und des Böhmerwaldes, die nach und nach, je mehr der deutsche Machteinfluß sich festigte und ausdehnte, auch dem Vordringen deutschen Elementes und der Kultur freie Bahn brach, in den südöstlichen Alpenländern die Weiterführung der Kolonisation, Aufgaben, die zugleich der Tatenlust neue Wege eröffneten und sie aus dem Kreis innerer Unruhen bannten».

Klar, worum's ging: um Festigung, Erweiterung, Ausdehnung, um das «Vordringen deutschen Elementes und der Kultur». Deutlich gesagt: um weiteren mörderischen Raub. Szientifisch (mit Rudolf Schieffer): «Mehr politische (und missionarische) Bewegung». Klingt nobel, neutral. Tut keinem weh – auf dem Papier. Und nicht zuletzt dämpfte, paralysierte man derart die «Tatenlust» im innerstaatlichen Bereich – im Grunde die Kriminalstrategie der Großmächte doch oft noch heute. (Anachronistisch wieder?)

Und zu all den Ost-Attacken, die wir später noch genauer betrachten (S. 159 ff.), kam Ludwigs Angriff auf das Westfränkische Reich, auf das Erbe seines Stiefbruders Karl, das nicht nur andauernde Einfälle äußerer Feinde schwächten, sondern auch erhebliche «Wirren» im Innern, Kämpfe zumal in der Bretagne, in Aquitanien.[20]

Karl der Kahle und der Westen

Das Westfrankenreich wird jetzt durch Kriege, durch bürgerkriegsähnliche Zustände und Adelsoppositionen besonders erschüttert. Aus dem Süden, aus Spanien und Afrika, brechen die Sarazenen, aus Skandinavien fallen die Normannen ein. Ihre Züge übers Meer und an den Flußläufen herauf kosten immer mehr Menschenopfer, Geld, Tributzahlungen, Kirchenschätze. Doch blüht das Raub- und Bandenwesen, gegen das Karl das Kapitular von Servais erläßt, auch im Land selbst, wobei klerikale Würdenträger, steinreiche Aristokraten aus Beutegier oft gemeinsame Sache mit den Banditen machen oder diese auch gegen Entgelt für Mordtaten anwerben – fällt es doch zu allen Zeiten schwer, sich die Unterwelt schlimmer vorzustellen als die Etagen darüber. Auch der König ist kein so schlechtes Beispiel dafür. Karl der Kahle, am 13. Juni 823 in Frankfurt am Main aus Ludwigs des Frommen zweiter Ehe geboren, heiratete als Neunzehnjähriger 842 Irmintrud, die Tochter des einige Jahre zuvor gegen Lothar gefallenen Grafen Odo von Orléans; offenbar eine rein politische Partie, weil er so, schreibt Nithard, «den größten Teil des Volkes zu gewinnen hoffte». «In demselben Jahre», schließen die «Annales Xantenses» ihre kargen Mitteilungen, «ging in der Stadt Tours die Kaiserin Judith aus der Welt, die Mutter Karls, nachdem ihr Sohn ihr alles Vermögen geraubt hatte».[21]

Irmintrud gebar Karl, nach einer Tochter Judith, vier Söhne: Ludwig, Karl, Karlmann und Lothar. Die zwei jüngsten zwang der Vater, von Erzbischof Hinkmar dafür gelobt, in den geistlichen Stand. Der gelähmte Lothar starb noch im Knabenalter als Abt von S. Germain d'Auxerre. So blieb ihm das Schicksal Prinz Karlmanns erspart.

Familienschwierigkeiten löste Karl II. nach Art vieler Potentaten (nicht nur seiner Zeit). Zwar als Tochter Judith nach zwei Ehen an englischen Königshöfen 861 mit dem flandrischen Grafen Balduin I. durchgebrannt und (nach einer päpstlichen Intervention) 863 dessen Frau geworden war, da konnte Karl nur

resignieren. Als aber seine Söhne, der von Geburt an lahme Lothar und der durch eine Verletzung geistesgestörte Karl das Kind, 865 und 866 kurz hintereinander starben, versöhnte sich der König zunächst ganz christlich mit seiner Gattin Irmintrud und ließ sie zur Königin salben. Doch ihren Bruder Wilhelm, der sich unmittelbar darauf gegen ihn verschwor, ließ Karl köpfen – Irmintrud ging ins Kloster.

Karl, gelegentlich durch den Bischof Frechulf von Lisieux mit dem Werk des Militärschriftstellers Vegetius über die Kriegskunst beschenkt (womit der Christ bereits um 400 dem Verfall des römischen Militärwesens entgegenwirken wollte!), Karl war persönlich alles andere als mutig, liebte es schon gar nicht, selbst zu kämpfen, neigte aber zur Grausamkeit.

Das veranschaulicht auch sein Vorgehen gegen Karlmann. Er hatte den Prinzen, der viele Sympathien genoß, aus politischen Rücksichten in den geistlichen Stand gesteckt, genauer, ihn, wie den gelähmten Lothar, noch sehr jung zum Mönch scheren lassen, worauf er immerhin nacheinander Abt von Saint-Médard, Saint-Germain-d'Auxerre, Saint-Amand, Saint-Riquier, Saint-Pierre de Lobbes und Saint-Aroul geworden ist.

Im Auftrag des Königs zog Abt Karlmann 868 an der Spitze eines Heeres gegen die Normannen, empörte sich aber 870/872 gegen den Vater, wurde in Senlis eingekerkert und 873, aufgrund einer Klageschrift des Regenten, durch eine dort versammelte Synode jeder geistlichen «Würde» beraubt. Es soll ihm nur willkommen gewesen sein, zumal es ihm wieder Thronaussichten eröffnete – zugleich dem Vater jedoch die Möglichkeit, den Sohn noch strenger zu bestrafen. Als darum dessen Parteigänger seine Befreiung und Erhebung zum König vorbereiteten, stellte ihn Vater Karl abermals vor Gericht und ließ ihm die Augen ausstechen, «damit die wahnwitzige Hoffnung der Friedensstörer auf ihn vereitelt werde und die Kirche Gottes und die Christenheit im Reich außer der Befeindung durch die Heiden nicht auch durch einen verruchten Aufstand in Verwirrung gebracht werden könne». Noch im selben Jahr vermochte der Blinde aus Corbie zu seinem ostfränkischen Onkel Ludwig dem Deutschen zu fliehen, der ihm

das Kloster Echternach gab, als dessen Laienabt er einige Jahre später starb.[22]

Karl II. der Kahle konnte sich lange bloß schwer behaupten. Nicht nur geriet er durch die Agitationen der Mutter für seine Ausstattung in beträchtliche Krisen. Auch Mißverhältnisse im eigenen, geographisch, ethnisch und geschichtlich sehr unterschiedlichen Reich setzten ihm zu; Spannungen im Süden, mit den spanisch-septimanischen Goten, den Basken, und Schwierigkeiten mit dem fränkischen Norden. Auch gewann er anfangs viele Magnaten nicht, da sie sich lieber Lothar anschlossen. Erst nach dessen Niederlage bei Fontenoy konnte er langsam seine Position verbessern.[23]

In die gefährlichsten Konflikte aber stürzten Karl die selbstbewußten Bretonen sowie die Ansprüche seines Neffen Pippins II. auf Aquitanien.

Mord und Totschlag in der Bretagne

Die Bretagne wurde von den Franken spätestens seit Pippin III. dem Jüngeren (wohl schon 753) und seinem Sohn Karl «dem Großen» durch Einfälle 786, 799 und 811 heimgesucht; ebenso wieder durch Karls Sohn Ludwig den Frommen 818, 824 und 830. Auch dessen Sohn Ludwig der Deutsche war bei dem Bretonenfeldzug 824 dabei. Ab bove majori discit arare minor – ausnahmsweise deutsch höflicher: Wie die Alten sungen ...

Gelegentlichen Unterwerfungen der Bretonen folgten stets neue Erhebungen und Abfälle. Doch als Ludwig 831 auf dem Hoftag von Ingelheim den Bretonenfürsten Nominoë (831–851) als «missus imperatoris» in der Bretagne einsetzte, wahrte dieser die Loyalität. Erst seit dort unter Karl dem Kahlen verschiedene karolingische Magnaten zu expandieren versuchten, kam es mit diesen und dann auch dem König zu militärischen Konfrontationen, wobei Nominoë sein Land indes völlig verselbständigte und sich von dem Metropoliten in Dol, den er selbst eingesetzt, wahr-

scheinlich 850 zum König salben ließ – der erste von den Franken faktisch nie unterworfene König der Bretagne. Zwar erkannte er die Oberherrschaft des weit entfernten Kaisers, Lothars I., an, doch Karls des Kahlen Ansprüche nicht.

Aber Nominoë starb schon im nächsten Jahr plötzlich auf einem seiner Kriegszüge. Den einzigen Sohn und Nachfolger Erispoë (851–857) glaubte Karl rasch ausschalten zu können. Doch Erispoë, der die Franken bereits 843 bei Messac geschlagen, vernichtete jetzt deren Heer – auch «unzählige Pferde gingen zu Grunde» – noch vor der Überquerung des Grenzflusses in der dreitägigen Schlacht von Jengland-Beslé (im Anjou) vom 22. bis 24. August 851. Karl selbst verließ dabei, schon am zweiten Schlachttag Hals über Kopf fliehend, seine Truppe, so daß auch diese danach «an nichts anderes mehr als an Flucht» dachte – und die Bretonen «hauen jeden, auf den sie stießen, entweder mit dem Schwerte nieder oder nehmen ihn lebend gefangen ...» (Regino von Prüm).

Erispoë versöhnte sich jedoch durch den Frieden von Angers mit Karl, kommendierte sich diesem als fidelis regis, wurde von ihm aber auch selber als König anerkannt und konnte die Territorialausdehnung seines Landes durch Überlassung der gesamten bretonischen Mark um Nantes und Rennes verdoppeln, 856 auch seine Tochter mit Karls ältestem, damals zehnjährigem Sohn Ludwig (II. dem Stammler) verloben. Die Bretagne war damit vorerst für die Franken verloren.

Erispoë suchte auch die kirchliche Krise zu bereinigen, die seit langem schwelte, seit seinem Vater. Der hatte die frankenfreundlichen Bischöfe von Dol, Vannes, Quimper und Léon mit dem Beistand des hl. Conwoion (der deshalb bis nach Rom reiste) abgesetzt und die Bretagne durch Ernennung ihm höriger Bischöfe auch kirchlich selbständig gemacht. Doch 857 wurde Erispoë von seinem Vetter Salomon ermordet, der nun das Land an sich riß, den jungen Ludwig vertrieb und als König «von Gottes Gnaden», so titulierte er sich, die höchste Unabhängigkeit der Bretonen erreichte. Notgedrungen haben ihn die Franken 863 anerkannt, 874 aber umgebracht. Auch seine Nachfolger, die beide regierten und einander bekriegten, starben in kurzer Zeit.[24]

Und als kaum minder turbulent erwies sich der aquitanische Kampfplatz.

Karl der Kahle liquidiert seine Neffen

In Aquitanien hatte Karl II. gegen seinen Neffen Pippin II. zunächst keinen Erfolg. Zwar gehörte Karl seit der Teilung von Verdun (S. 122 ff.) das Land, doch das Land wollte, zumindest mit seiner Bevölkerungsmehrheit, nicht ihm gehören. So suchte er es «durch zahlreiche Einfälle» heim, erlitt aber oft «große Verluste» (Annales Fuldenses), wie im Juni 844 bei Angoulême gegen Pippin und Wilhelm, den kaum erwachsenen Sohn des Markgrafen Bernhard. Seinerzeit fielen für Karl u. a. sein Onkel und erster Erzkanzler Hugo, ein «natürlicher» Sohn Karls «des Großen», Abt von St. Quentin und St. Bertin; und ein Enkel des hl. Karl, Abt Richbodo von St. Riquier. Unter den Gefangenen: Karls Erzkapellan, der Bischof Ebroin von Poitiers, Bischof Ragenar von Amiens, Abt Lupus von Ferrières sowie viele Grafen. Karl hatte die Hoheit über fast ganz Aquitanien verloren.[25]

Nur eine Heldentat glückte dem König damals. Er ließ den Grafen Bernhard, «der arglos war und nichts Böses von ihm vermutete» (Annales Fuldenses), freilich, so ein anderer Annalist, immer ein «öffentlicher Räuber», auch der Geliebte von Karls Mutter gewesen sei, heimtückisch in sein Lager locken und gleich töten.

Erst nach einem bescheidenen Erfolg gegen die Aquitanien bedrängenden Normannen ging der Adel, der Pippin mangelnde Verteidigung vorwarf, zum größeren Teil zu Karl über. Und nun konnte sich dieser 848 in Orléans von der geistlichen und weltlichen Aristokratie zum aquitanischen König wählen und – nicht durch den Papst – durch den Erzbischof Wenilo von Sens salben und krönen lassen; ein von Erzbischof Hinkmar übernommenes traditionsbildendes Konzept, da Hinkmar die sakrale Herrscherautorität auf Karl übertrug und die Reimser Kathedrale zur Krönungsstätte der Frankenkönige machte.[26]

Karl festigte also im Verein mit der Kirche seine Amtsgewalt durch die Idee des rex christianus, überhaupt durch die stete Sakralisierung dieser Gewalt mittels zeremonieller Weiheakte wie eben Krönung und Salbung. So, um einmal kurz vorauszublicken: bei der Ernennung Karls des Kindes, seines ältesten Sohnes, zum aquitanischen Unterkönig 855; bei der Erhebung seiner Tochter Judith zur englischen Königin anläßlich ihrer Hochzeit 856; bei der eigenen Gattin Irmintrud 866. Ließ er sich ja auch selbst nach seiner Krönung 848 in Orléans zum König von Aquitanien, noch 869 in Metz zum König von Lothringen und 875 in Rom zum Kaiser krönen. Und 859 demonstrierte er bei einem Thronsturzversuch seine Abhängigkeit vom Klerus durch die Erklärung, von niemandem abgesetzt werden zu können als von dem «Spruch und Urteil der Bischöfe, durch deren Mitwirkung ich zum König geweiht wurde; denn sie sind der Thron Gottes, auf dem Er sitzt und von dem Er herab das Urteil spricht. Ihren väterlichen Vorhaltungen und Strafen unterwerfe ich mich allzeit...» Ein Beweis mehr des stets steigenden Einflusses der Priester auf die Politik.

Selbstverständlich zog auch Karl Nutzen daraus. Denn wie die übrigen Karolinger, förderte er, der gelegentlich, wie in Saint-Denis, sogar die Abtswürde beanspruchte, den «Thron Gottes» nicht nur, sondern er kooperierte auch eng mit ihm. Kein anderer als Pippins I. einstiger Kanzler, Bischof Ebroin von Poitiers, führte als Erzkapellan Karls Hofgeistlichkeit an. Und Hugo, den illegitimen Karlssohn (von der Konkubine Regina), den Abt von St-Quentin und St-Bertin und letzten Kanzler Ludwigs des Frommen, machte Karl zu seinem ersten, bevor der Abt für ihn bei Angoulême gefallen ist.

Vor allem aber erhob Karl den adligen Mönch Hinkmar aus dem Kloster Saint-Denis 845 zum Nachfolger des Ebo von Reims. Freilich, Erzbischof Hinkmar, der wohl einflußreichste fränkische Prälat der Zeit (der auch, sehr subjektiv, ganz im Hinblick auf seine bischöflichen Ziele, von 861 bis 882 die Annales Bertiniani schrieb, wobei der versierte Fälscher natürlich nicht zögerte, auch den Text seines Vorgängers zu fälschen), unterstützte

zwar Karls mißlungenen Annexionsversuch gegen das Mittelreich, widersetzte sich aber scharf seiner Kaiserpolitik und seinen Italienzügen.

Schon ein Jahr nach der Krönung des Königs in Orléans (848) fiel ihm Pippins jüngerer Bruder Karl in die Hand. Der Monarch war nicht nur sein Onkel, sondern auch sein Taufpate (patrem ex fonte sacro), dem damals etwa Zwölfjährigen somit verwandtschaftlich wie kirchlich besonders verbunden. Gleichwohl erpreßte er von dem jungen Prinzen, dem eventuellen Prätendenten, auf der Reichsversammlung in Chartres von der Kanzel herab die Aussage, er wolle, so die Jahrbücher von St. Bertin, «aus Liebe zum Dienste Gottes ohne jedwede Nötigung Kleriker werden»; worauf ihn die Prälaten sofort schoren und ins Kloster Corbie steckten. Und als er Karls Bruder Pippin II., den König, im Herbst 852 in seine Gewalt bekam, ließ er auch ihn «mit Zustimmung der Bischöfe und Großen» (Regino von Prüm) – übrigens in derselben Kirche von Soissons, in der man auch Ludwig den Frommen zu Kreuz gezwungen (S. 80 ff.) – scheren und im Kloster zum hl. Medardus inhaftieren.[27]

Ein erster Fluchtversuch Pippins mit Hilfe zweier Priester, Mönche des Hauses, mißlang; er mußte Karl auf einer Synode 853 in Soissons den Treueid leisten, mußte ein förmliches Mönchsgelübde ablegen, noch einmal in eine Kutte kriechen und wieder in Klosterhaft. Es war das Jahr, in dem fast alle Aquitanier von Karl abfielen, und im nächsten, von ihnen gerufen, Ludwig der Deutsche seinen Sohn Ludwig III. den Jüngeren schickte, der bis in den Raum von Limoges vorstieß. Karl zog gleichfalls nach Aquitanien, sogar «in der Fastenzeit» und über das «Osterfest», wie die Annales Bertiniani rügen; «sein Heer aber tat nichts als plündern, brennen und Menschen gefangen wegführen, und selbst die Kirchen und Altäre Gottes blieben von ihrer Gier und Frechheit nicht verschont».

Nun hätte Prinz Ludwig, vom Vater für kurze Zeit zum König der Aquitanier erhoben, mit seinen Thüringern, Alemannen, Bayern sich wohl gegen den ungeliebten Karl behaupten können. Doch scheiterte die ostfränkische Invasion in dem Moment, als

Ex-König Pippin, den Karl vermutlich hatte entweichen lassen, auf der Bildfläche erschien. Denn zu Pippin stand das Volk, zumindest dessen Majorität, und machte ihn abermals zum König. Er gewann einige Landstriche Aquitaniens zurück, wurde indes, nach Ludwigs Abzug, im nächsten Jahr (855) erneut von Karl angegriffen, der seinen noch minderjährigen Sohn Karl das Kind Mitte Oktober in Limoges auch zum aquitanischen Unterkönig erheben und durch die Bischöfe salben ließ. Die Aquitanier bekannten sich jedoch im Jahr darauf wieder zu Pippin, der nun bei den Bretonen und Normannen Hilfe suchte, doch 864 noch einmal in Karls Gewalt geriet. Und jetzt ließ der den «Verräter am Vaterland und am Christentum» zu «strengster Haft» ins Kloster Senlis, in das Reichsgefängnis des Westens werfen, wo er wahrscheinlich bald umgekommen ist.[28]

Unterdessen hatte Ludwig der Deutsche ein Angebot des westfränkischen Adels, Karls Reich zu regieren, nicht nur 854 akzeptiert, sondern auch noch 858/859. Und zumindest beim zweitenmal konnte sich der bereits nach Burgund geflohene König bloß dank der entschiedenen Haltung der westfränkischen Bischöfe um Hinkmar von Reims behaupten.

Ludwig der Deutsche attackiert das westfränkische Reich

Seit Aquitanien den rechtmäßigen Erben, den Königssöhnen Pippin und Karl, entzogen worden war, stand es dort besonders übel, gärte es an allen Ecken und Enden. Das Land wurde von Unruhen geschüttelt, und Karl der Kahle, einst von den Aquitaniern doch gewünscht, wurde immer unbeliebter, geradezu als Tyrann, als feig und grausam zugleich empfunden. Als er 853 den Grafen Gozbert von Maine köpfen ließ, einen ihm bisher treu ergebenen Mann, machte er sich bei dessen einflußreicher Sippe und weithin beim Adel verhaßt, der zumindest teilweise mit Ludwig dem Deutschen sympathisierte. So gingen, wie die ostfränkischen

Reichsannalen gerade seinerzeit melden, Gesandte der Aquitanier «König Ludwig häufig mit Bitten an, entweder selbst die Herrschaft über sie zu übernehmen oder seinen Sohn zu schicken, um sie von König Karls Tyrannei (a Karli regis tyrannide) zu befreien, damit sie nicht etwa bei Reichsfremden und Glaubensfeinden unter Gefahr für die Christenheit die Hilfe suchen müßten, die sie bei rechtgläubigen und rechtmäßigen Herren nicht finden könnten».[29]

Im Februar 854 vereinbarte Karl der Kahle mit Lothar in Lüttich ein wieder mal feierlich beschworenes Sonderbündnis, das sich gegen Ludwig richtete, dessen gleichnamiger Sohn, Ludwig der Jüngere, inzwischen in Aquitanien eingefallen war, bei Pippins Auftauchen aber fluchtartig das Land verlassen hatte. Doch schloß auch Ludwig der Deutsche jetzt ein Sonderbündnis mit Lothar, der gleichwohl, auf Drängen Karls, auch das Sonderbündnis mit diesem erneuerte. Und als Lothar, der als Witwer noch zwei Kebsen aus seinem Gesinde beglückte, tödlich erkrankte, koalierten, verlockt von der großen Beute und wie Aasgeier lauernd, nun die Brüder Ludwig und Karl.[30]

Kaiser Lothar I. war eine Woche vor seinem Tod in das Kloster Prüm eingetreten, als Mönch. Und bevor er dort am 29. September 855 «den sterblichen Menschen auszog» und «das ewige Leben» begann, teilte er das Mittelreich unter seine Söhne (S. 198): den Ältesten, Ludwig II., der Italien und die Kaiserkrone bekam; Lothar II., der über die dann «Lotharingia» benannten Gebiete von der Rhone bis zur Nordseeküste gebot; und den Jüngsten, Karl von der Provence – insgesamt ein gewaltiger Besitz, den schließlich Karl der Kahle, Zug um Zug, kassierte.[31]

Wie nach Teilungen die Regel, brachen bald Rivalitäten aus; ja zeitweise schien es, als sollte Karl von der Provence, ein Knabe noch, zum Geistlichen geschoren, sein Land aufgeteilt werden. Der entschlossene Widerstand der burgundischen Magnaten, die ein autonomes Land erstrebten, verhinderte dies.

Indes formierten sich bald wieder feindliche Konstellationen unter den älteren Brüdern.

Lothar II. schloß am 1. März 856 in St. Quentin ein förmliches

Bündnis mit seinem Onkel Karl dem Kahlen, der sich wachsenden Schwierigkeiten gegenüber sah: brandschatzenden Normannen, siegreichen Bretonen, aufrührerischen Aquitaniern, mit denen es sogar die eigenen Großen hielten, fast alle Grafen seines Landes, die im übrigen kaum minder plünderten und raubten als die normannischen Räuber, die 856/857 u. a. wiederholt Paris in Brand steckten und ganze Gegenden an der Loire mit Feuer und Schwert verheerten. Und nach dem Pakt Karls des Kahlen mit dem Neffen Lothar II. suchte und fand Ludwig der Deutsche einen Bundesgenossen in seinem Neffen Kaiser Ludwig von Italien.

So standen die Karolinger wieder fest geschlossen einander gegenüber. Und im Sommer 858, als Karl endlich einmal die Normannen auf der Seineinsel Oissel schon wochenlang eingeschlossen, als im Osten Ludwig der Deutsche gerade drei Heere zum Bekämpfen der Slawen vorgesehen hatte, der Mährer, der Abodriten, Lionen, Sorben, da baten ihn westfränkische Große, ein Graf Otto und der Abt Adalhard von St. Bertin, um eine bewaffnete Intervention im Reich seines Bruders, dessen Krone sie ihm offerierten. Sie verlangten die Beseitigung von Karls «Tyrannei», da er «durch sein böswilliges Wüten zu Grunde richte», was ihnen die von außen anstürmenden Heiden eben übrig ließen; «im ganzen Volk sei niemand, der seinen Versprechungen oder Eidschwüren noch Glauben schenke» (Annales Fuldenses).

Tatsächlich gehörte ein Großteil des westfränkischen Adels zu dieser mächtigen Fronde; auch Robert der Tapfere, der Ahnherr der Kapetinger, Laienabt des Klosters Marmoutier bei Tours sowie von Saint Martin in Tours. Karl hatte ihn 852 zum Grafen von Anjou und der Touraine ernannt, nun wechselte er zu Ludwig dem Deutschen über. Und dieser versprach, «gestützt auf die Reinheit seines Gewissens» (die seinesgleichen wohl oder übel immer hat), «mit Gottes Beistand zu helfen». Auf der anderen Seite warnte zwar Hinkmar von Reims den König, daß er durch den Bruderkrieg «seiner Verdammung zuschreite», und verhinderte den Abfall der Bischöfe. Doch Ludwig drang «zur Befreiung des Volkes» im Sommer über das Elsaß tief ins westfränkische

Reich ein, wo ihm der Adel, treulos wie gewöhnlich, nur so zulief, darunter der dann reich belohnte Erzbischof Wenilo von Sens; ein Jahrzehnt früher hatte er seinen westfränkischen Herrn in Orléans nach dessen Königswahl gesalbt und gekrönt!

Karl brach die Belagerung der Normannen ab, und am 12. November lagen die Heere beider Brüder bei Brienne an der Aube einander gegenüber. Erst wollte Karl mit Ludwigs «Rat und Beistand und Gottes Hilfe, was Übles geschehen sei, bessern». Dann forderte er, gleichfalls vergeblich, von seinen Bischöfen den Kirchenbann über Ludwig. Zuletzt verließ er «heimlich mit wenigen» (cum paucis latenter) seine bereits zur Schlacht aufgestellte Truppe und floh nach Burgund, worauf sein Kriegsvolk zu Ludwig überlief. Und auch Lothar ließ jetzt, unter Bruch seiner Bündnispflicht, Karl im Stich und schloß sich dem kampflosen Sieger an.

Ludwig, dem ein Großteil des westfränkischen Reiches so mühelos zufiel, verteilte an jene, die ihn gerufen, großzügig honores und Land, ganze Grafschaften, Klöster, königliche Güter und Allodien (eine rechtliche Benennung für «Vollgüter», den durchaus eigenen Besitz), und begab sich über Reims nach St. Quentin, wo er, allzeit fromm, im Kloster des hl. Märtyrers Quintinus das Fest der Geburt des Herrn beging.[32]

Der westfränkische Episkopat widersetzte sich allerdings dem Eindringling. Die Prälaten der Kirchenprovinzen Reims und Rouen – federführend Erzbischof Hinkmar selbst – redeten Ludwig ins Gewissen und beschuldigten ihn, größeres Elend verursacht zu haben als die Heiden. Sie bedauerten die Not im Gefolge des Krieges von Christen gegen Christen, während es doch des Königs erste Pflicht gewesen sei, das Schwert wider die verdammten Heiden zu schwingen! Und darüber hinaus die kirchlichen Rechte und Vorrechte zu schützen!

Und da Ludwig, zu siegessicher, sein Heer vorschnell nach Hause entlassen, auch die Meldung von einem Sorbenaufstand erhalten hatte, da zudem im Westen die «Befreiung» schon bald mißfiel, die Söhne des Welfengrafen Konrad zu Karl übergingen, ihn gegen den jetzt fast schutzlosen Bruder hetzten, floh dieser,

«nachdem das ganze Reich zugrunde gerichtet und in nichts gebessert war» (Annales Xantenses), Hals über Kopf nach Worms, während Karls Sieg in scheinbar schwieriger Situation seinen Aufstieg geradezu begründete. Worauf Lothar abermals die Partei wechselte und bald nach Ludwigs Flucht wieder zu dem gerade erst verratenen Karl überlief, indem er in Warq bei Mezières erneut einen Eid auf das alte Bündnis leistete. Bis schließlich selbst Ludwig und Karl im Juni 860 in der Burg Koblenz, wo sich auch Lothar einfand, einander Frieden durch einen feierlichen Eid garantierten, sogar, wie 842, in beiden Sprachen – «nach dem Willen Gottes und zu der heiligen Kirche Bestand, Ehre und Verteidigung ...», doch selbstverständlich auch «zum Wohle und Frieden des uns anvertrauten christlichen Volkes», und nicht zuletzt «zur Erhaltung von Gesetz, Gerechtigkeit und Ordnung ...»[33]

Man lebte eben in gläubigen, zutiefst christlichen Zeiten – wo etwa gerade erst «an sehr vielen Orten blutroter Schnee gefallen war»; wo eben auch Liutbert von Münster, «der selige Bischof», das Kloster Freckenhorst mit «vielen Gliedmaßen» lauter heiliger Märtyrer und Bekenner füllte, ja, mit «einem Teil von der Krippe des Herrn und von seinem Grab ...» Nicht genug des Wunderbaren: man hatte «zugleich auch von dem Staub seiner Füße, als er zum Himmel aufstieg ...» Unmittelbar darauf lesen wir, daß die (christlichen) Könige bei Koblenz «alles im Umkreis verwüsteten». Und gleich danach, König Lothar (II.) habe «seine rechtmäßige Gemahlin» verlassen, um es «öffentlich mit dem Kebsweib» zu treiben. Und König Ludwig habe «den gottlosen Hughard zum Grafen» gemacht. Es waren eben gläubige, zutiefst christliche Zeiten. Der Chronist schließt seinen Jahresbericht: «Es wäre nur verdrießlich, die Zwietracht unserer Könige und das Unheil, das die Heiden über unsere Reiche brachten, zu erzählen.»[34]

Nun, erzählen wir einiges davon.

Die Slawen sickern ein ...

Die Slawen, die einige römische Gelehrte der frühen Kaiserzeit (Plinius der Ältere, Tacitus, Ptolemaios) Venedi, die Deutschen dann Wenden nannten, bezeichneten sich selbst nie so, sondern, wie seit dem 10. Jahrhundert belegt, als Slowenen (Slověnin, Mz.Slověne). Der zuerst im frühen 6. Jahrhundert bezeugte Slawenname Sklabēnōī harrt trotz vieler Mühen etymologisch noch der Erklärung. Dagegen steht die davon abgeleitete, um Jahrhunderte jüngere Gleichsetzung von Sclavini, Sclavi (arab. ṣaqāliba) mit slawischen Kriegsgefangenen, mit Sklaven, im Zusammenhang mit dem in den (katholischen und islamischen) Mittelmeerländern, besonders in Spanien, herrschenden Sklavenhandel. Und hier gibt es (im Unterschied, wie man meint, zum «innereuropäischen Frühmittelalter») eine Kontinuität jener alten Sklaverei, die von der Antike bis in die koloniale Sklaverei der Neuzeit reicht – und vielleicht gibt es diese Kontinuität ja über die angedeutete Begrenzung hinaus.

Ist die slawische Ethnogenese bisher auch nur in Umrissen geklärt, behauptet die neueste Forschung doch einigermaßen übereinstimmend, daß die ursprüngliche Heimat der Slawen «irgendwo nördlich der Karpaten» lag (Váňa): im Gebiet des mittleren Dniepr, im Gebiet von Oder und Weichsel, zwischen Oder, Weichsel und dem mittleren Dniepr, vielleicht in der westlichen Ukraine, in der Nähe der großen Pripjetsümpfe. Später spalteten sich diese Slawen in drei Hauptströme. Die Ostslawen (Russen, Ukrainer, Weißruthenen) siedelten um den Dniepr; die Westslawen (Tschechen, Slowaken, Polen, Elb- und Ostseeslawen) um Weichsel und Oder; die Südslawen (Serben, Kroaten, Slowenen, Bulgaren) auf dem Balkan; ein Riesenraum, der sich zwischen Schwarzem Meer, Ostsee, Adria und Ägäis erstreckt.[35]

Im 5. und 6. Jahrhundert wurden Slawen von den Kut(r)iguren, dann von den Awaren beherrscht. Diese hatten das westsibirische Flachland am Irtysch erobert, 557 die oströmischen Grenzen erreicht, 561 auch schon die Elbe. Nach der Abwanderung der Langobarden unter König Alboin aus Pannonien und ihrem Ein-

fall 568 in Italien (IV 107 ff.) besetzten die Awaren den mittleren Donauraum, nun das Zentrum ihres ausgedehnten Reiches, dem Bulgaren und zahlreiche Slawenstämme als Hilfsvölker dienten.

Seit der Mitte des 6. Jahrhunderts waren die westlichen Slawen über die Weichsel in die – von den Germanen zur Völkerwanderungszeit zwar nicht überall, doch weithin entleerten – nordost- und mitteldeutschen Räume langsam eingesickert und seit dem ausgehenden 6. Jahrhundert bis Elbe, Saale, Naab und Obermain vorgedrungen. Das heutige Oberfranken war größtenteils Slawenland. «Sie stahlen sich ein wie Diebe», schreibt der Theologe Albert Hauck; «man weiß nicht, wie und wann sie kamen ...» Schließlich siedelten sie in Ostholstein, im Hannöverschen «Wendland» oder in Thüringen ebenso wie im böhmischen Kessel, in Kärnten, Osttirol, Steiermark, Krain, wo nach und nach die Völker der Polen, Wenden, Tschechen, Slowaken, Mährern entstanden.[36]

Wie neue Grabungsfunde beweisen, geschah das Eindringen der Slawen von Südpolen über Böhmen und Mähren bis zum Balkan auf friedlichem Weg. Teilweise saßen dort noch germanische Bauern, teilweise lag da, wie zwischen mittlerer Elbe und mittlerer Oder Mitte des 6. Jahrhunderts, wüstes Gebiet. Eine byzantinische Quelle berichtet um 600, die Slawen hätten es ihren Gefangenen gewöhnlich überlassen, sich loszukaufen oder «frei und als Freunde» bei ihnen zu bleiben. Kriegsuntüchtig, wie manchmal angenommen, waren die Slawen nicht. Vielmehr verbesserten sie allmählich ihre Ausrüstung, Kampfart und Befestigungen; zumal die Grenzslawen standen darin den westeuropäischen Völkern nicht nach.

Im 8. und 9. Jahrhundert wird der gesamte ostelbische Raum von Slawen bewohnt. Sie finden sich aber auch von Ostholstein und Hamburg bis Nordostbayern in menschenreichen Landstrichen. Der Ackerbau florierte, die Vieh- und Waldbienenzucht, das Handwerk, der Handel, so daß ihnen «ein unübersehbarer Anteil an der Formierung der europäischen Zivilisation zukommt» (Fried). Sogar der Prozeß der «Volkwerdung» beginnt bei ihnen, wie bei den Germanen, früher als bei den Romanen, den Italienern, den Franzosen.

Im Norden siedelten die elbslawischen Stämme, die Obodriten von der Ostsee bis zur unteren Elbe, weiter östlich die Liutizen (Wilzen), zwischen Elbe und Saale die Sorben und die Daleminzier. Die Tschechen, erst in späteren Jahrhunderten so genannt, wohnten in den böhmischen Gebirgen, die Mährer zum Teil im Tal der March, die Slowenen (Karantanen) und Südslawen an der Donau und ihren Nebenflüssen.

Im Ostalpenraum umfaßte das Siedlungsgebiet der Alpenslawen im 8. Jahrhundert etwa das heutige Kärnten, Krain, die Steiermark, Niederösterreich mit der Donau als Nordgrenze; ihr westlichstes Wohngebiet war das heutige Osttirol, wo sie bis ins Pustertal kamen und fast bis zu den Quellen der Drau. Natürlich saßen da und dort auch bayerische Bauern, gab es somit Mischsiedelzonen und, nach Kämpfen gegen Ende des 6. Jahrhunderts, ein friedliches Nebeneinander.

Am weitesten waren die Slawen im 7. Jahrhundert in den Westen vorgedrungen, etwa bis zur Linie Elbe – Saale – Böhmerwald. Und bis zum 8. Jahrhundert bestand ein relativ friedliches Verhältnis zwischen Elbslawen und Franken. Zumindest sind die zwischen Elbe/Saale und Oder, also auf später deutschem Territorium (neuerdings auch «Germania Slavica» genannt) siedelnden Elbslawen – Sorben, Liutizen (oder Wilzen, slaw. Weletabi) und Obodriten – jahrhundertelang politisch und ökonomisch unabhängig.[37]

... und vom «Recht der Kulturvölker wider die Barbarei»

Doch schon im 8. Jahrhundert beginnt, was über ein Jahrtausend später Droysen den Kampf mit jener «Wut und Grausamkeit» nennt, jenem «Haß gegen die Deutschen, der slavisch ist bis auf den heutigen Tag»; beginnt, was für den sächsischen Generalssohn Treitschke, für den deutschen Herrenstandpunkt, das «Recht der Kulturvölker wider die Barbarei» bedeutet; für Franz Lüdke 1936 «die in der Vergangenheit gewaltige Leistung unseres

Volkes». Kurz, es beginnt die bis ins 19. Jahrhundert dauernde deutsche «Ostkolonisation». Es ist dies ein steter Raumgewinn, der vor allem in drei mächtigen Schüben erfolgt: in der Karolingerzeit, als sich die Slawen bereits durch zahlreiche Burgen jenseits der fränkischen Grenze zu schützen suchen, besonders unter Karl «dem Großen», der 789 den ersten Kriegszug gegen die Wilzen und Havel-Spree-Stämme eröffnet sowie die westlich der Elbe sitzenden Sachsen und Thüringer unterwirft. Doch gibt es auch im folgenden Jahrhundert, zumal unter Ludwig dem Deutschen, an der Elbe-Saale-Linie mit Abodriten, Wenden, Sorben größere Kriege, u. a. 844, 846, 858, 862, 874.

Im Mittelteil der Slawengrenze stoßen, gleichfalls unter Karl I., fränkische Heere 805/806 nach Böhmen vor (IV 493 f.), das, schon seinerzeit dem fränkischen Reich tributpflichtig, zu den «vorgelagerten Tributärstaaten» gehört. Und auch hier ist es wieder Ludwig der Deutsche, der überwiegend im südöstlichen «Vorfeld» Bayerns eine fortgesetzte militärische und kirchliche Expansion betreibt, wobei er am 13. Januar 845 in Regensburg 14 böhmische duces samt Gefolgschaft (cum hominibus suis) taufen lassen konnte, weil sie «nach der christlichen Religion verlangten», schwerlich aber nach fränkischer Oberherrschaft. Böhmen, seitdem zum Bistum Regensburg gerechnet, hatte sich zeitweise Großmähren angeschlossen, war jedoch wieder dem «Deutschen Reich» unterworfen worden.[38]

Es kommt in dieser christlichen Welt kaum vor, daß man einmal irgendwo irgendwann nicht schlachtet, und wird deshalb auch eigens vermerkt, wie 847 in den «Annales Fuldenses»: «Dieses Jahr war frei von Kriegen.» Auch wenn die Christen einander nicht gegenseitig abstechen, staunen die Chronisten. So heißt es in den «Xantener Jahrbüchern» 850: «In demselben Jahr herrschte zwischen den beiden Brüdern, Kaiser Lothar und König Ludwig, ein solcher Friede, daß sie sich im Eisling» – ein Teil des Ardennengaus – «zusammen sehr viele Tage lang in geringer Begleitung der Jagd widmeten, so daß sich viele darüber wunderten (ut multi hoc facto mirarentur); und in Frieden gingen sie auseinander.[39]

Ja, Friede, er erstaunt, ist rar, höchst ungewöhnlich; nicht nur

zwischen Christen und Heiden, gerade auch unter Christen. Und heute? Durch zweitausend Jahre herrscht Krieg unter Christen. Herrschten nirgends mehr Kriege auf der Welt! Und nirgends größere!

In den späteren vierziger Jahren war es zu wiederholten Revolten der Böhmen gekommen, die «in gewohnter Weise» die Treue brachen. 848 und 849 schickte Ludwig der Deutsche Heere gegen die Tschechen, wobei 849 auch mehrere Äbte mitzogen und man schwer geschlagen wurde. Die Franken mußten Geiseln stellen, um überhaupt heimkehren zu können.

Die Historiker nennen vor allem Ludwigs Kriege im Osten und Norden gern Befriedungsversuche, Grenzsicherungen, Festigungen, Konsolidierungen, Stabilisierungen, Integrierungen, Christianisierungen. Sie sprechen von einem nicht «rein» defensiven Markengürtel, einem ungemein flexiblen Grenzsicherungssystem, einer sehr bewegten Außengrenze der christlichen Welt von der Ostsee bis zur Adria, von der Behauptung und dem Ausbau des durch die strategische Weitsicht Karls I. Errungenen etc.

Doch so schön wie sich die Sache anhört, war sie nicht. Die unentwegten Heerfahrten über die Grenzen hinweg sprechen da eine ebenso deutliche Sprache wie nicht wenige fränkische Grenzkastelle, die, zumal an strategischen Schlüsselpunkten, stets auch Ausfalltore sind; im Norden gegen die Dänen etwa die Feste Esesfeld bei Itzehoe, im Osten an der Elbe Burg Höhbeck auf dem Hochufer gegenüber von Lenzen, oder Magdeburg, oder auch Halle an der Saale.[40]

Slawisches Wurmzeug und fränkisches Gottesvolk

Die Slawen waren Heiden und selbst in christlichen Ländern wie Thüringen, Hessen, den ostfränkischen Gauen länger «Ungläubige» geblieben als die sonstigen Bewohner. Ihre Kultur stand nachgewiesenermaßen höher als zeitweise und gelegentlich noch

heute angenommen. Wir haben – und nicht nur hierbei – zu bedenken, daß die fränkisch-deutschen Berichte über die Slawen lange Zeit hindurch, vom 7. bis zum 11. Jahrhundert, fast ausnahmslos von christlichen Priestern stammen, die zudem oft selbst nicht Augenzeugen waren, sondern häufig aus zweiter oder dritter Hand schöpften. Und befand man sich, wie meist, mit den Slawen im Krieg, beschimpfte man sie. War man aber mit ihnen verbündet, wurden sie plötzlich gelobt, wobei man zuweilen noch betonte, daß sie dies «in bewunderswerter Weise verdienten».

Differieren auch karolingische und ottonische Historiographie in ihrer Beurteilung, herrscht doch seit langem ein gewisser Volkshaß vor, falls nicht gar Erbfeindschaft besteht, nicht zuletzt aus religiösen Gründen, aus dem Gegensatz von Heiden und Christen, und das schon seit der Merowingerzeit. Später verdammt man die Slawen gern pauschal. Je christlicher die Welt wird, desto böser werden die andern. Sind ja überhaupt alle «Bösen», das heißt von Gott abgewandten Menschen, alle «Ungläubigen» also, nach mittelalterlicher, von Augustin (I 503 u. 514 ff.) und von Papst Gregor «dem Großen» (IV 171 ff.) beeinflußter Ansicht, gentiles, infideles, pagani, kurz «Teufelsgenossen, die man mit allen Mitteln zu vernichten hat, wenn sie sich nicht zur Gottessache bekehren» (Lubenow).

Slawen schienen den Christen nur als «Sklaven» tauglich – ein ja von «slavus» abgeleitetes Wort – oder reine Mordobjekte zu sein, Leute, die von frommen Katholiken etwa als «Wurmzeug» verhöhnt und «wie das Gras auf der Wiese gemäht» worden sind, Untermenschen eben, Tiere. «Was wollt ihr mir mit diesen Kröten?», läßt Mönch Notker von St. Gallen einen christlichen Recken bramarbasieren. «Sieben oder acht und sogar neun von ihnen pflegte ich auf meine Lanze aufgespießt und irgend etwas brummend mit mir herumzuschleppen.» Die Slawen waren auch grundfalsch, heimtückisch. «Die Wenden», so nicht nur die «Jahrbücher von St. Bertin», «wurden in ihrer gewöhnlichen Treulosigkeit gegen Ludwig wortbrüchig.» Hatte sie doch schon der hl. Bonifatius, der «Apostel der Deutschen», «das abscheu-

lichste und schlechteste Geschlecht der Menschen» (foedissimum et deterrimum genus hominum) geschimpft und sie so sehr verachtet, daß er in all seinen vom Missionierungswahn geprägten Briefen nie davon spricht, auch den Slawen zu predigen.[41]

Dagegen fühlten sich die Franken – die als Christen doch hätten «von Herzen demütig» sein sollen, wie es Mt. 11,29 und analog an ungezählten Bibelstellen heißt – als «erhabenes Volk», als etwas ganz Besonderes. Schon der Prolog der bereits auf Chlodwig I. zurückgehenden «Lex Salica» (das älteste westgermanische Volksrecht) zeigt dies drastisch: «Der berühmte Stamm der Franken, der von Gott selbst geschaffen wurde, mutig im Krieg und ausdauernd im Frieden, [...] von edler Gestalt und makellosem Glanz und außergewöhnlicher Schönheit, wagemutig, schnell und draufgängerisch, zum katholischen Glauben bekehrt und gegen jede Häresie gefeit [...]. Es lebe Christus, der die Franken liebt.»

Und nach Otfrid von Weißenburg (gest. nach 870), dem ersten namentlich bekannten deutschsprachigen Dichter, einem puer oblatus und Theologen, gelegentlich vielleicht an Ludwigs des Deutschen Hofkapelle tätig, sind die Franken ein gottesfürchtiges Volk, ist Gott überall mit ihnen; alles, was sie denken und tun, denken und tun sie mit Gott, nichts unternehmen sie ohne seinen Rat, und sie wollen sein Wort nicht nur lernen, singen, sondern auch erfüllen. Otfrids Ziel aber war es, wie er einem Mainzer Metropoliten bekennt, die mündliche heidnische Dichtung seiner Zeit zu verdrängen.[42]

Nach kirchlicher Anschauung mußte jeder christliche Fürst die Heiden bekämpfen, im Lande und an den Grenzen. Ja, nach der herrschenden augustinischen Lehre von der Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden hatte man den slawischen Osten überhaupt zu gewinnen, zu «bekehren». Nicht zufällig war Augustins magnum opus «Vom Gottesstaat» eine Lieblingslektüre Karls «des Großen» (vgl. I 503 ff.). Und Karl, die Karolinger, die fränkische Aristokratie nebst der übrigen grundbesitzenden Schicht, sie alle waren desto mehr an «Ausgriffen», Raub, an Tributen im Osten interessiert, als die landwirtschaftliche Produktivität kärglich

und die Aussicht auf Zuwachs an Grund und Boden im Landesinnern unbeträchtlich gewesen ist. Auch bildeten die Gebiete der Slawen stets ein Reservoir für Hilfstruppen und Sklaven.

Zwar sah der christliche Adel die Slawenmission nicht immer mit ungemischter Freude, und natürlich aus einem höchst egoistischen Grund. Entfiel doch, zumal für die unmittelbar angrenzende, etwa für die benachbarte sächsische Edelklasse mit der Annahme des Christentums durch die Heiden ein Vorwand, sie zu überfallen, zu unterjochen und zu berauben. «Wenn die Christianisierung der Slawen den kriegerischen sächsischen Feudaladligen auch nicht das völlige Versiegen einer wichtigen Einnahmequelle brachte..., so wurde den Sachsen die Ausplünderung ihrer Nachbarn zumindest erschwert» (Donnert). Und selbstverständlich war deren Schröpfen den Christen allemal wichtiger als das Evangelium; ging es den katholischen Fürsten zuerst um Macht, Habsucht, um Mehrung ihres Grundbesitzes und ihrer Feudalrente – «wie denn», sagt Abt Regino, «die Herzen der Könige gierig und stets unersättlich sind». Erzbischof Wilhelm von Mainz nannte Otto «des Großen», seines Vaters Behauptung, es gehe um Ausbreitung des Christentums, eine Beschönigung. Und ganz unverblümt heißt es dann in Helmholds Slawenchronik im Hinblick auf Heinrich den Löwen: «Niemals war vom Christentum die Rede, sondern nur vom Gelde...»

Doch geht es nicht bloß darum, «daß das Christentum jenseits von Elbe und Saale zuerst im Zusammenhang mit kriegerischen Auseinandersetzungen Fuß gefaßt hat» (Fleckenstein). Nein, die christliche Kirche, und zwar natürlich die deutsche Kirche, war auch eine «treibende Kraft» für diese ganze hochaggressive Ostexpansion, eine Kraft, der gleichfalls der Glaube vor allem ein Mittel zum Zweck war, eine Kraft, schreibt Kosminski, die «auf den Zehnten, auf Güter und Leibeigene Jagd machte und in der ‹Bekehrung der Heiden› eine höchst einträgliche Beschäftigung erblickte. Dabei half ihr auf energischste Weise das Papsttum, das einer der Hauptorganisatoren der Feldzüge nach dem Osten Europas war, da es hoffte, seine Einflußsphäre ausdehnen und seine Einkünfte erhöhen zu können.»

Aber gerade das ließ sich eben hervorragend mit Hilfe der christlichen Missionspropaganda, mit dauerndem Pallaver über «das Höhere» tarnen, den «Herrn» – zumal *die* Herren, die Bischöfe, die Äbte, ja nicht minder an diesen bereits als Kreuzzüge erscheinenden Raub- und Eroberungsaktionen beteiligt waren, von den Karolingern, wenn nicht schon Merowingern an über die Heerfahrten der sächsischen, salischen Kaiser bis in die Zeit der eigentlichen Kreuzzüge hinein.[43]

Es gab zwei Formen, die Slawen zu gewinnen.

Einmal die selbständige kirchliche Mission, etwa die von Bischof Ansgar, der in Dänemark und Schweden Knaben kaufte, um christliche Geistliche aus ihnen zu machen; die Mission des Bischofs Adalbert von Prag bei den Prussen im ausgehenden 10. oder die des Günther von Magdeburg bei den Liutizen im frühen 11. Jahrhundert.

Da diese individuellen Bekehrungsversuche so gut wie erfolglos waren, zog es die Kirche vor, die Frohe Botschaft mittels der staatlichen Heere zu verbreiten, mit Feuer und Schwert oder auch durch Bestechung. Die Annahme des Christentums jedenfalls war für die Slawen «gleichbedeutend mit Sklaverei» (Herrmann) und um so eher vorauszusetzen, um so leichter möglich, je wirksamer die Waffen die Macht des Christengottes und die Ohnmacht der alten Götter erwiesen.[44]

In 400 Jahren 170 Kriege gegen die Slawen

Schon Pippin II. (gest. 714) hatte seine Eroberungen Westfrieslands und Thüringens im engen Bündnis mit der römisch-katholischen Kirche unternommen, ihr Land in den annektierten Gebieten übertragen und so, wie heute Papst Wojtyla sagen würde, die «Evangelisierung» ermöglicht (IV 295 ff.).

In Karls grauenhaften Sachsenkriegen war es nicht anders. Rauben und Christianisieren gehörte einfach zu seiner Politik. Immer ging es mit christlichen Fahnen nach Sachsen hinein, im-

mer folgten der Pfaffe und sein «Segen» dem Militär und dessen Stoßlinien, immer wuchs aus dem Blut- das Taufbad hervor, aus dem Massenmord die Mission (IV 457 ff.). Und auch die Auslöschung des Awarenreiches an der Ostflanke des fränkischen Imperiums, dieses gleichfalls rein annektionistische Großverbrechen Karls, wurde als heiliger Krieg und mit Hilfe von Feldbischöfen betrieben. Überall wirkten auch hier Krieger und Kleriker zusammen, wurden die weiten, durch das Schwert gewonnenen Räume im Südosten dann besonders durch das Patriarchat von Aquileja und das Erzbistum Salzburg «bekehrt» (IV 485 ff.).

Nach der Vernichtung des awarischen Reiches folgten ungezählte weitere Züge wider die dort wohnenden slawischen Völker, einige noch in der ersten Hälfte, immer mehr aber seit der Mitte des 9. Jahrhunderts. Die Felder wurden verwüstet, die Herden vernichtet, viele Menschen getötet. Fast das ganze Leben des älteren Sohnes von Ludwig dem Deutschen, des 880 gestorbenen Karlmann, des Herrn über Bayern, Kärnten, Pannonien, Böhmen und Mähren, war von Kriegen ausgefüllt. Und alle waren mit Mission verbunden. Immer kam mit dem Schwert das Kreuz. Während man von Bayern, bevorzugt von Regensburg, der Zentralpfalz aus, Stück um Stück im Südosten an sich riß, betrieben die bayerischen Prälaten bei den unterjochten Slawen die Christianisierung. Der hohe Klerus begleitete aber auch die Truppen, ja führte diese manchmal an; so Bischof Otgar von Eichstätt, der 857 an der Spitze eines Aufgebots in Böhmen Eroberungen machte; so 871/872 Bischof Arn von Würzburg, der auch 892 dort einfiel und mit dem größten Teil seines Haufens erschlagen wurde; so 872 Bischof Liutbert von Mainz und Abt Sigehard von Fulda.[45]

Anfang des Jahres 874 weigerten sich die Sorben und Susler an der thüringischen Grenze, den ihnen aufgezwungenen üblichen Zins zu zahlen. Darauf überschritten Erzbischof Liutbert von Mainz und Ratolf, der Markgraf der Sorbenmark, mit einem Heer im Januar die Saale und schlugen durch Brand und Plünderung die Erhebung der dortigen kleinen Grenzvölker nieder. Es

war der letzte Slawenzug während der Regierung Ludwigs des Deutschen. Doch schon 877 wiederholte sich unter seinem gleichnamigen Sohn eine ganz ähnliche Attacke gegen die Susler und ihre Nachbarn; der König ließ sich «einige Geiseln und nicht wenige Geschenke geben und brachte sie in die alte Dienstbarkeit zurück».[46]

Natürlich unterstützte die Kirche alle Söhne Ludwigs des Deutschen dauernd, wie ja auch diesen selbst. Die geschundene, als bloße Arbeitssklaven mißbrauchte Masse speiste man mit Sündenvorwürfen ab, mit plumpem Reliquienschwindel, sogenannten Bittprozessionen, je schlechter es ging, desto mehr; gerade etwa in den Jahren 873 und 874, als besonders großes Elend hereinbrach, wie freilich oft: Schneeschmelze, Überschwemmungen, Hungersnot, Seuchen, Heuschreckenschwärme, so daß man «kaum den Himmel wie durch ein Sieb sehen» konnte und an sehr vielen Orten «die Hirten der Kirche und die ganze Geistlichkeit ihnen mit den Reliquiarien und Kreuzen entgegenzogen, unter Anrufung von Gottes Erbarmen». Ja, «mit verschiedenen Plagen schlug der Herr beständig sein Volk und suchte heim mit der Rute ihre Ungerechtigkeiten und mit Schlägen ihre Missetaten» (Annales Xantenses).

Der Herr über den Wolken schlug zu – nicht der Herr auf dem Pferd! Der liebe Himmelvater schlug beständig zu. Und traf beständig. Auch die «Fuldaer Jahrbücher» sahen «das germanische Volk infolge seiner Sünden nicht wenig getroffen». «Sünden» und «Missetaten» waren da stets schuld – nicht die Naturalwirtschaft des Adels, sein blutsaugerisches Dauer-Ausbeuten. Es schien schicksalhaft, wie die Naturgewalten, die doch auch vor allem wieder jene ereilten, von denen der Volkskundler Jeggle schreibt: «Der eigene Körper kannte keinen Genuß, nur Arbeit, die Frau und die Kinder waren ebenfalls bloße Arbeitsmittel. Sozialisation war nichts als Eingewöhnung in diesen Arbeitsprozeß... Die Arbeit definierte den Tagesablauf, die Jahresphasen, die Lebensabschnitte... Arbeiten und Leben fiel zusammen». Fast ein Drittel der Bevölkerung des ost- und westfränkischen Reiches kam damals um. Noch im folgenden Sommer riß ein Regenhoch-

wasser allein in Eschborn (westlich von Frankfurt) 88 Menschen in den Tod. Selbst «die Dorfkirche wurde samt ihrem Altar vernichtet, so daß sie denen, welche sie eben noch sahen, keine Spur ihrer Erbauung ließ» – und alles natürlich «als Folge unserer Sünden» (Annales Fuldenses).[47]

Wie unter den Karolingern kooperierten Staat und Kirche bei den Vorstößen der Ottonen, der Salier gegen die Elbslawen, der polnischen Herzöge gegen die Pommern, bei den Missionsunternehmen des Erzbistums Bremen-Hamburg. Immer ist da das «Ideelle und Religiöse ... sehr verschlungen ... mit weltlichen Motiven» (Bünding-Naujoks); ist die Ausweitung des christlichen Reiches jenseits der deutschen Ost- und Nordgrenzen «stets ein gemeinsames Werk der Kirche und des Staates, der Predigt und der Nötigung gewesen; die Arbeit des lehrenden und taufenden Priesters folgte der kriegerischen Eroberung oder geschah nach erfolgter Zulassung» (Bauer).

Man hat errechnet, daß die katholischen Franken und Sachsen in einem Zeitraum von nicht ganz 400 Jahren, vom Zug nämlich Karls «des Großen» zu den Liutizen 789 bis zu Friedrich Barbarossas und Heinrichs des Löwen Überfall auf Polen 1157, gegen die Slawen 170 Kriege führten! 20 davon endeten mit einem Fiasko für die kaiserlichen Truppen, kaum ein Drittel soll für sie erfolgreich gewesen sein.

In den ersten frühmittelalterlichen Jahrhunderten kannten die Slawen kaum ein gesamtslawisches, all die vielen Stämme, Kleinstämme, die «civitates» verbindendes Gemeinschaftsbewußtsein. Doch änderte sich ihre politische und soziale Struktur beträchtlich, wuchs die Macht der Stammesfürsten wie der Stammesaristokratie, kam es allmählich zur Konsolidierung von Stammesstaaten.[48]

Auch gab es im 7. und 8. Jahrhundert schon slawische Fürstentümer. Einem solchen Verband stand etwa der «Herzog» (dux) Dervanus der Sorben vor, der sich nach 632 dem fränkischen Kaufmann Samo, dem Begründer des ersten Slawenreiches (620-658) überhaupt, anschloß, nachdem dieser in der dreitägigen Schlacht bei Wogastisburg (an der Eger) den Merowingerkönig

Dagobert I. katastrophal geschlagen hatte (IV 236). Und um 740 bildete sich in den Ostalpen bei den Karantaner Slawen ein Herzogtum, dessen christenfreundlicher dux Boruth den Bayernherzog Odilo gegen die Awaren zu Hilfe rief, kurz bevor diesen selber Pippin III., sein Schwager, durch eine heimtückische nächtliche Attacke auf das schlafende Bayernheer besiegte (IV 328 f.).

Im 9. Jahrhundert aber entstand auf slawischer Seite das Großmährische Reich, und im 10. entwickelten sich zwei weitere größere Slawen-Staaten: erst Böhmen, unter dem tschechischen Fürstenhaus der Premsliden, dann Polen unter den Piasten.

Grossmähren

Eine besondere Bedeutung bekamen für die Ostfranken die «Mährer». Im frühen 9. Jahrhundert aus verschiedenen Kleinstämmen hervorgegangen, werden sie von einer fränkischen Quelle erstmals 822 genannt. Der Reichsannalist notiert damals, der Kaiser habe auf dem Tag in Frankfurt von allen Ostslaven – er nennt Abodriten, Sorben, Wiltzen, Böhmen, Awaren, Prädenecenter (eine östliche Abodritengruppe im Gau Branitschewo) und eben auch die Mährer (Marvanorum) – «Gesandtschaften mit Geschenken» (cum muneribus) empfangen. Und diese «Geschenke» waren natürlich keine Liebesgaben, sondern all den Völkerschaften aufgezwungene, von ihnen als drückend und schändlich empfundene Lasten.[49]

Seinerzeit hatten sich aus einigen slawischen Kleinstämmen zwei miteinander rivalisierende Fürstentümer gebildet, eines im Tal der March, von Mojmír I. (830–846) geführt, das andere in Nitra, der südwestlichen Slowakei, mit dem Fürsten Pribina an der Spitze. Dieser ließ, wiewohl noch Heide, 827/828 durch den Salzburger Erzbischof Adalram die erste Kirche auf seinem Gebiet zu Neutra weihen, wurde aber 833 von Mojmír, dem ersten in den Quellen erwähnten Herrscher des Großmährischen Reiches, vertrieben. Der Ahnherr der Mojmiriden-Dynastie annek-

tierte Pribinas Territorium und gebot, zunächst noch ohne offene Auseinandersetzungen mit Ostfranken, fortan über beide Fürstentümer, während Pribina 834 in das bayerische Ostland floh und auf Befehl Ludwigs des Deutschen Christ wurde. Später fungierte er als fränkischer Vasall in Unterpannonien, im Raum um den Plattensee, wo sich bald mit Salzburger Hilfe zahlreiche Kirchen erhoben, Salzburger Missionare auftauchten, bayerische Bauern, vor allem aber bayerische Stiftskirchen und Klöster zu Grundbesitz kamen: Altaich, St. Emmeram, Freising, kurz, die Salzburger Mission wurde im Fürstentum Pribinas «besonders erfolgreich» (Prinz) – Pribina freilich wurde um 860 von den Mährern erschlagen.

Der Name «Mähren» (Moravia) kommt von der March (Morava), einem linken, bereits von Tacitus als «Marus» (mar, mor, «Sumpf») erwähnten Nebenfluß der Donau. Der Name Großmähren geht auf Constantin porphyrogenitus, De administrando imperio, zurück und bürgerte sich in der neueren Forschung ziemlich ein; manche ziehen aber die Bezeichnung «Altmähren» vor. Jedenfalls war dieser Staat, der den Kern des Samos-Reiches gebildet, auch Kontakte zu den Awaren hatte, ein im 9. Jahrhundert zwischen Böhmerwald und der Gran entstandenes Großreich, der älteste Stammesstaat der Westslawen und damals einer der größten, mächtigsten Staaten Europas, zugleich ein Mittelpunkt des zentraleuropäischen Handels; er umfaßte Böhmen, Mähren, die Slowakei, die Lausitz sowie die Gebiete der Obodriten.[50]

Die Ludwig-Sippe: Milde Arbeit unterm Kreuz und «des Schwertes blutiges Schaffen»

Nur lose vom Frankenreich abhängig, war Großmähren zunächst weder frankenfreundlich noch christlich, stand jedoch immer wieder unter dem militärischen Zugriff des ostfränkischen Rei-

ches und dem missionarischen der ostfränkischen Kirche (Passaus nach Mähren, Regensburgs nach Böhmen). Gelegentlich aber expandierte es auch auf Kosten seiner Gegner, wobei zu den heftigen kriegerischen Konflikten noch der kirchenpolitische Gegensatz kam zwischen dem römischen Bischof und dem Patriarchen von Konstantinopel, ja, kurzfristig sogar zwischen Papst und ostfränkischem Episkopat.[51]

Das Christentum war spätestens um die Wende zum 9. Jahrhundert in Mähren eingedrungen, wo es einige Jahrzehnte darauf auch Steinkirchen gab. Grabungen in Mikulčice, der Metropole des Großmährischen Reiches, haben im Innern einer gewaltigen, aus dieser Zeit stammenden Festungsanlage von 6 Hektar allein fünf Kirchen freigelegt. Und auf dem Gelände der rund 100 Hektar umfassenden Vorburg erhoben sich wenigstens fünf Kirchen innerhalb der befestigten Areale von Adelshöfen.

Selbstverständlich erwehrten sich die Slawen mit Gewalt der ihnen drohenden Religion und der feudalen Unterdrückung, wobei ihr Widerstand eher wuchs, die Kriege immer härter, grausamer wurden. Das tatsächliche Ziel war: Machterweiterung und Ausbeutung, die «Kolonisationsarbeit». Man wollte die Slawen abhängig machen und in Zinspflicht nehmen. Die «Christianisierung» diente mehr oder weniger als Vorwand, als Bemäntelung. «Die milde Arbeit unter dem Banner des Kreuzes sollte des Schwertes blutiges Schaffen veredeln. Die bayerische Kirche war zu diesem hohen Ziele besonders befähigt...» (Aufhauser).

Die entscheidende kirchliche Eskalation ging dabei von Regensburg aus, von dessen Königspfalz und Bischofssitz (wo man böhmische Prinzen und Herren als Geiseln hielt) und vom Regensburger Domkloster.

Bereits vor 833 operiert der fränkische Grenzkommandant (Präfekt) Radbod bis zum Plattensee. 852 konstatiert die Synode von Mainz noch «ein rohes Christentum beim Mährervolk» – doch wo war das Christentum, politisch gesehen, seit Konstantin «dem Großen» nicht roh? In der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts wird die neue Religion schon zu einem «ideologischen Eckpfeiler» (Nový) des großmährischen Staates; was ein anony-

mer Hagiograph dezent so umschreibt: «Auch das mährische Reich begann immer mehr seine Gebiete zu erweitern und seine Feinde zu besiegen ...» Im beginnenden 10. Jahrhundert gehört ganz Böhmen zur Diözese Regensburg; 973 wird Prag Bischofssitz und dem Erzbistum Mainz unterstellt. Bis ins Hochmittelalter hinein aber wollen viele Slawen von christlichen Priestern nichts wissen. Und noch im 14. Jahrhundert wenden sich Prager Synoden gegen die mannigfaltigsten heidnischen Bräuche.

Unter Mojmír umschloß das Großmährische Reich Mähren und die Slowakei; doch hat es anscheinend die Oberhoheit des mächtigen Nachbarn anerkannt, wenngleich in den vierziger Jahren die pagane Partei stets von neuem gegen das Christentum ihr Haupt erhob, besonders auch gegen den engen Anschluß an Bayern, wozu man Mähren zeitweise zwang. Überhaupt wurde Ludwig seit 843, seit der Vertrag von Verdun (S. 122 ff.) seine Herrschaft stärkte, im Osten wieder deutlich aktiver.

Beim Tod Mojmírs rebellierten die Mährer, die Ludwig – der schon 844/846 zumal die Wenden angegriffen, «alle Könige jener Länder durch Gewalt oder in Güte» (Annales Bertiniani) unterjocht und einen Fürsten getötet hatte – immer wieder bekämpfte. Dabei mochte es ihn ermutigen, daß damals aus dem von Mähren bedrängten Böhmen 14 duces in Regensburg erschienen und sich taufen ließen. Jedenfalls marschierte er im August 846 ein, setzte Mojmír ab und übertrug zur Festigung seiner Oberhoheit Mährens Führung Rastislav (846-870), Mojmírs Neffen. Und der, vermutlich Christ geworden, mußte nun deutsche und italienische Missionare aufnehmen.

So schuf Ludwig «Ordnung», melden die Annales Fuldenses, und «regelte die Verhältnisse, wie es ihm beliebte ... Von da kehrte er durch Böhmen heim mit großer Schwierigkeit und bedeutendem Verlust seines Heeres.» Das liest sich kurz, klischee-, fast formelhaft – wer sieht da Menschen leibhaftig am Weg krepieren ...?

Es folgen weitere Züge Ludwigs nach Böhmen, wobei sich erstmals sein zweiter Sohn, Ludwig der Jüngere, hervortut. Ab bove majori discit ... Und bis 850 dauern die Einfälle fort: 848

etwa, als man, da der König krank lag, «nicht wenige Grafen und Äbte» samt ihren «zahlreichen» Truppen losschickte und «mit den Feinden, die sich um Frieden bemühten, Krieg anfing», indes «schmählich besiegt» worden ist, wie die eigenen Chronisten einräumen. Viele Franken fielen – die «Fuldaer Jahrbücher» sprechen von einem «beständigem Blutbad». Und die übrigen «zogen sehr gedemütigt in ihr Vaterland heim. Die Heidenschaft aber schädigte vom Norden her nach Gewohnheit die Christenheit und sie wuchs mehr und mehr an Stärke, aber das ausführlicher zu erzählen, würde Überdruß erregen» (Annales Xantenses).[52]

Die Christenheit freilich drangsalierte, wie so häufig, gerade eine schwere Hungersnot. Der einstige Fuldaer Abt, der Mainzer Metropolit Hrabanus Maurus, soll seinerzeit mehr als 300 Arme gespeist haben, behaupten jedenfalls die Fuldaer Annalen und erzählen u. a.: «Es kam auch eine fast verhungerte Frau mit einem kleinen Kind zu ihm und wollte von ihm wieder belebt werden, doch ehe sie die Türschwelle überschritt, stürzte sie vor allzu großer Schwäche zusammen und hauchte den Geist aus. Und als der Knabe die Brust der toten Mutter, als wenn sie noch lebte, aus dem Kleid zog und zu saugen versuchte, brachte er viele, die es mit ansahen, dahin zu seufzen und zu weinen.»

Dies berichtet der Annalist zum Jahr des Herrn 850. Im nächsten schreibt er, daß König Ludwig wieder einmal die Sorben «schwer bedrängte und nach Vernichtung der Feldfrüchte und Wegnahme aller Hoffnung auf Ernte mehr durch Hunger als durch das Schwert bändigte».[53]

Anno 852, als schon eine neue Hungersnot begann, insistiert eine große, vom König nach Mainz berufene, unter Hraban tagende Synode u. a. natürlich auf Kirchengut und Zehnten (gestattet jedoch das Konkubinat Unverheirateter, da es dem Monogamiegebot nicht widerspreche!). Die Mährer aber sind nach dem Konzil notdürftig zum Christentum bekehrt.

Fürst Rastislav allerdings wollte auf Dauer durchaus kein unterwürfiger Vasall, wollte nicht stets Befehlsempfänger des Frankenkönigs sein. Vielmehr suchte er dessen Oberhoheit wieder abzuschütteln. Ja, er, den Ludwig der Deutsche als Herzog ein-

gesetzt, entpuppte sich als Hauptgegner des Bayerischen Reiches. Und so äußern die «Annales Bertiniani» zum Schluß ihres Jahresberichts 855 etwas lakonisch: «Ludwig, der König der Germanen, wurde durch häufigen Abfall der Slawen belästigt.»[54]

Und die andere Seite?

Schon im Frühjahr dieses Jahres drang man wieder dort ein. Etwa zur Zeit, als Mainz zwanzig Erdstöße erschütterten und viele Häuser verbrannten, als selbst die Kirche des hl. Märtyrers Kilian vom Blitz oder, so die Fuldaer Jahrbücher, vom «himmlischen Feuer» getroffen, in Flammen aufging (ausgerechnet «während der Klerus die Vesperlieder sang») und bald darauf ein schreckliches Unwetter sogar die Kirchenmauern «von Grund aus» zerstörte, noch im Frühjahr 855 rückt eine starke Streitmacht Ludwigs gegen Rastislav vor, wobei mehrere Bischöfe an der Spitze eines bayerischen Aufgebots fechten, allerdings vergeblich. Und im Sommer kommt Ludwig selber nach Mähren, freilich auch er «mit wenig Erfolg», «ohne Sieg». «Doch suchte sein Heer einen großen Teil der Provinz mit Raub und Brand heim und rieb eine nicht geringe Anzahl Feinde, als diese in des Königs Lager eindringen wollten, vollständig auf.» Rastislav hatte sich in eine starke Verschanzung zurückgezogen, die Ludwig nicht anzugreifen wagte, angeblich um seine Truppen zu schonen (die bekannte Feldherrn-Sensitivität!). Und als er sieglos abmarschiert, plündert Rastislav seinerseits die bayerischen Grenzgebiete.

Anno 856 aber kämpft der König bereits wieder im Osten, wobei er einen großen Teil seines Kriegsvolks verliert. Man hatte im August «mit gesammelter Heeresmacht» erst die Daleminzier blutig niedergezwungen, von da aus «das Land der Böhmen» durchstreift und eben hierbei mehrere bayerische Grafen samt zahlreichen Truppen eingebüßt. Doch schon im folgenden Jahr operiert man abermals auf böhmischem Gebiet. Es ist das Jahr, in dem ein Blitz «wie ein feuriger Drache» jetzt die Kölner Peterskirche zerreißt, dazu zwei Kleriker und einen Laien (jeden präzis neben einem Altar: des hl. Petrus, des hl. Dionysius, der hl. Maria) und sechs weitere Beter «halbtot» niederstreckt, die jedoch «kaum genasen» (Annales Fuldenses) – schon 857 überfällt Bi-

schof Otgar von Eichstätt mit anderen Großen Böhmen erneut. Und 858 kommt Ludwigs ältester Sohn Karlmann, während gleichzeitig ein zweites Heer die Sorben angreift sowie ein drittes unter Ludwigs gleichnamigem jüngerem Sohn die Obodriten, gegen die er mit diesem auch 862 zieht, ohne etwas auszurichten, außer daß er einmal mehr «einige seiner Großen verlor» (Annales Bertiniani).[55]

Im August 864 überschritt «der Deutsche» dann wieder mal die Donau «mit starker Mannschaft», belagerte Rastislav in Dowina und erzwang von ihm und seinen Edlen Eide sowie «Geiseln nach Art und Zahl wie der König es befahl» (Annales Fuldenses). Anno domini 869 aber, nachdem die Slawen sich von der Donau bis zur mittleren Elbe gegen ihre Bedrücker erhoben und bayerisches sowie thüringisches Gebiet verwüstet hatten, da rückten die Franken gleich wieder mit drei Heeren unter den Söhnen des plötzlich erkrankten Ludwig nach Osten: der Gleichnamige mit Thüringern und Sachsen gegen die Sorben, Karlmann mit den Bayern gegen Svatopluk (Zwentibald), den Neffen des Rastislav, und der jüngste Sohn Karl mit Franken und Alemannen gegen Rastislav selbst.

Der kranke König empfahl «den Ausgang der Sache dem Herrn», und so konnte es denn an nichts fehlen. Karl attackierte mit der ihm anvertrauten Truppe den verschanzten Mährerfürsten, und dort, melden die «Fuldaer Jahrbücher», «brannte er auf Gottes Hilfe vertrauend alle Häuser jener Gegend nieder; was in den Wäldern versteckt oder auf den Feldern vergraben war, fand er mit den Seinigen und raubte es, und verjagte oder tötete alle, die mit ihm zusammenstießen. Ebenso verwüstete Karlmann mit Feuer und Schwert das Reich des Zwentibald, des Neffen des Rastiz; und nach Verwüstung des ganzen Landes kamen die Brüder Karl und Karlmann zusammen mit gegenseitigen Glückwünschen über den vom Himmel verliehenen Sieg.»

Auch der Jüngste aber, Ludwig, hatte inzwischen in zwei Schlachten die Sorben geschlagen, ihre gekauften böhmischen Hilfsvölker teils niedergemacht, teils verjagt, und so kehrte alles mit reicher Beute zurück. Ein glückliches Jahr für die Ostfranken,

fürwahr, zumal eben seinerzeit auch Gundacar, ein offenbar besonders treuloser Vasall des (ja auch treulosen) Karlmann, wie gemeldet, gefallen war. So hieß denn nach der erhebenden Botschaft König Ludwig «alle gemeinsam den Herrn loben für den Untergang des vernichteten Feindes, unter dem Geläut aller Kirchenglocken in Regensburg ...»[56]

Immerhin konnte Rastislav längere Zeit ostfränkische Angriffe erfolgreich abwehren, da er bereits über mächtige, quellenmäßig und archäologisch nachgewiesene Burgzentren verfügte. Diese Stabilisierung entzog Großmähren indes nicht nur dem fränkischen Reich, sondern auch der fränkischen Reichskirche, deren Bischöfe und Äbte doch häufig selbst an der Spitze ihrer Soldateska im Osten fochten: 857 Bischof Otgar von Eichstätt, 871 Bischof Arn von Würzburg, 872 Bischof Arn von Würzburg, Bischof Liutbert von Mainz und Abt Sigehard von Fulda, 892 wieder Arn von Würzburg.

Freilich war dem Mährer klar, daß militärisches Glück allein ihn auf die Dauer vor dem starken Nachbarn nicht retten konnte, da sein Land ja eben auch in den Fängen der fränkisch-bayerischen Kirche hing. Er erkannte, daß ihm das Abschütteln westlicher Oberhoheit nicht ohne die kirchliche Befreiung gelang. So nutzte er geschickt das geopolitische Kräftespiel im Donauraum und auf dem Balkan, wo neben Ostfranken und dem sehr hegemoniebewußten Byzanz ja auch der gleichfalls aggressive bulgarische Khanat agierte.

Während aber Ludwig der Deutsche bei seinen Attacken auf Rastislav sogar mit Bulgaren sich verband, deren Khan auch fränkische Missionare erbat (S. 221), stritt Rastislav abwechselnd im Bund mit Tschechen, Sorben, fränkischen Grafen, ja, 858 mit Ludwigs Sohn Karlmann.

Macht erstrebt offenbar meist mehr Macht, politische, wirtschaftliche, religiöse, vielleicht jede Macht. So wurden seinerzeit auch die ostfränkischen Grenzgrafen immer wieder zum Aufruhr verleitet, unter ihnen der wohl mächtigste der Ostmark, Präfekt Graf Radbod, durch zwei Jahrzehnte dort die eigentlich beherrschende Figur. Er stand gleich neben dem Grafen Ernst, der sich

jedoch auch erhob, wie noch so mancher Grenzgraf seinerzeit. Und wahrscheinlich im Zusammenhang mit seiner Empörung 854 gab König Ludwig 856 die Ostmark, die «marca orientalis», jetzt erstmals so genannt, seinem Sohn Karlmann.[57]

... und wieder katholische Söhne gegen den katholischen Vater ...

Obwohl diese Söhne eines gut katholischen Vaters selbstverständlich alle gut katholisch erzogen und alle von hohen katholischen Geistlichen umgeben waren und vermutlich auch alle das Vierte Gebot kannten: Du sollst Vater und Mutter ehren, standen alle, und nicht nur einmal, gegen den Vater auf. Dynastische Kämpfe im Frankenreich hatten freilich eine große Tradition. Und gerade Ludwig der Deutsche dürfte da immer wieder an die eigene rebellische Jugend erinnert worden sein ...

Zunächst erhob sich anno 861 der Älteste, der etwa dreißigjährige Karlmann (um 830–880), Herrscher über Bayern und Kärnten – wie Regino von Prüm, der etwas jüngere Zeitgenosse, ihm bescheinigt, nicht nur «sehr vortrefflich» und «der christlichen Religion ergeben», sondern auch «friedliebend»; was immer Abt Regino darunter verstanden haben mag. Denn nur zwei Zeilen später rühmt er ihn mit der ganzen Unschuld seiner Religion und seines geistlichen Standes auch: «sehr viele Kriege führte er zusammen mit seinem Vater und noch mehr ohne ihn in den Reichen der Slaven und stets trug er den Triumph des Sieges davon; die Grenzen seines Reiches mehrte und erweiterte er mit dem Schwert ...» Doch wird es sich, wie meist in solchen Fällen, schlicht so verhalten: gerade weil Karlmann friedliebend war, mußte er so viele Kriege führen, mußte er mit dem Schwert des Reiches Grenzen mehren und erweitern und, wiewohl «mild» zu den Seinen, «den Feinden furchtbar» (terribilis) sein.

Wie auch immer, Karlmann, «in der Ordnung der Reichsangelegenheiten ungemein tüchtig» (Regino), hatte, gierig offenbar

von Anfang an nach Macht, nicht nur wiederholt die fränkischen Grafen im Ostland bekämpft, sondern auch seinen Aufstand wohl vorbereitet, hatte, friedliebend, wie er nun einmal war, 858 mit Rastislav von Mähren, dem Landesfeind, Frieden geschlossen, um Krieg gegen den eigenen Vater zu führen. Und mit Hilfe des Mährers bemächtigte er sich «eines großen Teils des väterlichen Reiches bis zum Inn» (Annales Bertiniani).

Dabei unterstützte ihn sein Schwiegervater, der mächtige Graf Ernst, «der erste unter den Adligen», «der erste unter den Freunden des Königs», nebst seinem gesamten Anhang, etlichen weiteren Grafen und dem Abt Waldo. Auch Graf Ernst hatte früher in Böhmen gekämpft, hatte dorthin 849 einen ostfränkisch-bayerischen Heerbann geführt, und 855 wird er wieder als «ductor» der gegen die Böhmen ziehenden Krieger genannt. Jetzt aber verlor Graf Ernst wohl wegen seiner «Untreue» seine Lehen. Ebenso entsetzte Ludwig die gräflichen Brüder Uto und Berengar sowie ihren Bruder Abt Waldo, die zu Karl dem Kahlen gingen. Und dem Slawenfürsten Pribina kostete Karlmanns Bund mit Rastislav das Leben. Der Prinz opferte ihn dem Mährer; Nachfolger in Pribinas Fürstentum am Plattensee wurde sein Sohn Kozel.

Karlmann selbst aber, der mit Rastislavs Beistand dem Vater einen großen Teil seines Reiches genommen hatte, bekam nach seiner Unterwerfung diesen Reichsteil wieder, mußte jedoch dem Senior 862 in Regensburg einen Sicherheitseid leisten. Er schwur ihm, «gegen dessen rechtmäßige Gewalt fernerhin nichts in böswilliger Absicht zu unternehmen», kümmerte sich indes – der offiziöse Bericht bleibt etwas unklar – wenig darum, sodaß Ludwig 863 mit einem Heer gegen ihn zog, «um seinen Sohn zu bezwingen» (Annales Fuldenses). Dabei wurde dieser von seinen besten Truppen unter Graf Gunakar verraten. Der öffnete nämlich dem König durch die Preisgabe der Schwarzafurt am Semmering die Zugänge nach Karantanien (Kärnten), und so bekam der Verräter des Verräters diese Markgrafschaft.

Karlmann gelobte wieder eidlich Unterwerfung, blieb mehr als ein Jahr in Regensburg in «freier Haft», aus der er jedoch 864

erneut entfloh, worauf er abermals abtrünnig wurde, bis er sich endgültig mit dem Vater versöhnte. Er lieferte ihm anfangs der 870er Jahre sogar den «König der Mähren» aus, und Ludwig der Deutsche ließ den später sehr christlich blenden und in einem Kloster verschwinden (S. 228)[58]

Verrat war in diesen hochgeborenen katholischen Kreisen so macht- wie karrierefördernd und darum selbstverständlich. Man sieht das auch gleich wieder an Karlmanns höchstem politischem Würdenträger, seinem Erzkaplan und Erzkanzler, dem Erzbischof Thietmar von Salzburg (874–907). «Auf Thietmar stützte Karlmann seine politischen Pläne» (Schur). Beim Komplott aber der bayerischen Großen, einschließlich der Bischöfe, vor allem gegen Karlmanns Sohn Arnulf, ging Erzbischof Thietmar 879, noch zu Lebzeiten des schwerkranken Karlmann, zu Ludwig III. über.

Diesem zweiten Sohn Ludwigs des Deutschen, Prinz Ludwig (III. dem Jüngeren, um 835–882), unterstanden Ostfranken, Sachsen und Thüringen. Nach einem frühen Abfall hatte er sich schon 862 «mit den schwersten Eiden» (districtissimis sacramentis) verpflichtet, «seinem Vater künftig treu zu bleiben» (Annales Bertiniani), wofür er mit einer Grafschaft und der Abtei des hl. Crispin belohnt worden ist. Dann jedoch zettelte der jüngere Ludwig gleich drei Aufstände wider den Vater an: 866, 871 und 873.

Aber schließlich war Ludwigs III. Ratgeber, der Leiter seiner Hofkapelle und Hofkanzlei, kein anderer als Liutbert, «der Stadt Mainz edler Erzbischof» (863–889). Die «Fuldaer Jahrbücher» nennen diesen Edlen zwar einen «Friedliebenden», vielleicht weil er 874 die Sorben und Siusler jenseits der Saale mitten im Winter bereits «durch Plünderung und Brand, ohne Kampf ... in die alte Knechtschaft zurückbrachte. Doch konnte der Mainzer Metropolit auch ganz schön das Schwert schwingen, etwa 883 «nicht wenige» Normannen, 885 «sehr viele» niederstrecken – freilich auch wieder «Holz vom Heiligen Kreuze» tragen.

Das alles schließt sich ja nicht aus. Im Gegenteil. Und so leitete der Stadt Mainz edler Oberhirte, in den Fuldaer Annalen auch als

«geduldig, demütig und gütig» gefeiert, einerseits Hofkapelle und Hofkanzlei des dreimal gegen den Vater revoltierenden Ludwig. Andererseits ließ er 866 selber eine Erhebung in Mainz, bei der etliche seiner Leute umkamen, grausam rächen. «Einige nämlich wurden an den Galgen gehängt, anderen die Spitzen der Hände und Füße abgeschnitten, auch das Augenlicht genommen, einige, die ihre ganze Habe im Stich ließen, um dem Tode zu entrinnen, wurden verbannt» (Annales Fuldenses).

Der Fürst und sein Bischof waren rohe Naturen, aber gewiß nicht über den Rahmen des christlich Üblichen hinaus. Und selbstverständlich war auch die Kirche unter Ludwig dem Jüngeren (III.), «diesem ehrgeizigen und gewaltsamen Herrscher, ... an den Regierungsgeschäften beteiligt und blieb eine treue Helferin in der Politik des Königs in Krieg und Frieden» (Schur).

Anno 865 hatte Ludwig der Deutsche sich mit seinem Ältesten, Karlmann, gerade ausgesöhnt. Und schon im nächsten Jahr rebellierte Ludwig der Jüngere, «indem er zugleich den Wenden Restiz aufreizte, bis nach Baiern hin plündernd vorzudringen, damit er selbst, während der Vater oder seine Getreuen in jenen Gegenden beschäftigt seien, ungehindert sein Beginnen durchführen könnte» (Annales Bertiniani). Dabei bezog Prinz Ludwig auch die von seinem Vater abgesetzten, teilweise zu Karl dem Kahlen übergegangenen Grafen in seine Pläne ein und bedrängte vor allem Rastislav, «ohne Weigerung diese Verschwörung zu fördern» (Annales Fuldenses).[59]

Und die zweite wie dritte Rebellion Ludwigs III. erfolgte im Verein mit Ludwigs des Deutschen drittem Sohn, Prinz Karl (III.).

Prinz Karl (Kaiser Karl III. der Dicke) im Kampf mit bösen Geistern

871 besetzten die beiden Brüder zusammen mit einer «nicht geringen Menge» den Speyerer Gau, bereinigten im nächsten Jahr den Bruch mit dem Vater und wollten im folgenden, 873, sich

seiner anläßlich einer Reichsversammlung in Frankfurt bemächtigen. Dabei hatten sie gerade erst auf dem Reichstag zu Forchheim, inmitten der Fastenzeit «eidlich im Angesicht des ganzen Heeres» geschworen, dem König «Treue zu halten alle Zeit ihres Lebens». Und nun zogen sie nach Frankfurt «voll unbilliger Gedanken, der gleichnamige (Ludwig) und Karl, um eine Gewaltherrschaft aufzurichten, ihre Eidschwüre hintanzusetzen, den Vater des Reiches zu berauben und ins Gefängnis zu schicken» (Annales Xantenses).

Prinz Karl, der Jüngste, war aber anscheinend der nervlichen Belastung nicht gewachsen. Er erlitt einen epileptischen Anfall – oder in der Sprache der Zeit: es geschah öffentlich «ein großes Wunder: der böse Geist fuhr vor aller Augen in Karl und quälte ihn schrecklich, unter mißtönenden Lauten» (eumque horribiliter discrepantibus vocibus agitavit). (In Parenthese: mit bösen Geistern und ihrer Abwehr war man im Christentum – Gott sei Dank! – von Anfang an und durch die ganze Antike bestens vertraut: III 389 ff.! Und noch unlängst hatte man von Mainz aus einen solchen «bösen Geist» in einem Ort bei Bingen, dem Hof Caputmontium, «Berghaupten», mit Priestern, Reliquien, Kreuzen, mit Bittgebeten und Weihwasser wahrhaftig drei Jahre lang bekämpft und erst schachmatt gesetzt, als dieser dort «fast alle Gebäude mit Feuer vernichtet hatte»: Annales Fuldenses.)

Was nun Prinz Karl betrifft, der ja immerhin als Kaiser Karl III. der Dicke für kurze Zeit noch einmal das ganze Reich Karls «des Großen» beherrschen sollte, so konnten ihn auf dem Frankfurter Reichstag sechs der stärksten Männer kaum zähmen, und er drohte, «die ihn Haltenden mit offenem (!) Munde (aperto ore) zu beißen».

Worauf alsbald ein zweites Wunder geschah (denn ein Wunder kommt selten allein): noch am selben Tag trieben begnadete Gottesmänner den «malignus spiritus» wieder aus – mit besonderem Erfolg der fromme Erzbischof Rimbert von Hamburg-Bremen (nicht zufällig der Lieblingsschüler seines Vorgängers, des hl. Ansgar, des päpstlichen Legaten unter Dänen, Schweden, Slawen). Darauf aber brachten König, Bischöfe und sonstig Edles

den Besessenen noch zu den Grüften mirakulöser Heiliger, ihn für immer allen Teufelsklauen zu entreißen; um so nötiger, als «derselbe Karl mit lauter Stimme vor vielen Hörern» bekannte – ein drittes Wunder –, «er sei ebenso oft der feindlichen Gewalt ausgeliefert worden, wie oft er gegen den König eine Verschwörung eingegangen sei» (Annales Fuldenses). Und endlich noch ein Mirakel: der ältere Bruder warf sich dem Vater, statt diesen ins Gefängnis zu werfen, zu Füßen.[60]

Katholisches Familienleben auf höchster Ebene. Wie auch immer, Lektion gut gelernt: bleibt keine andere Wahl, kriecht man zu Kreuz.

Über all den Familienzwisten des Herrscherhauses aber hatte das Morden gegen die Mährer fortgedauert, bis Zwentibald auf dem Reichstag in Forchheim (874) um Einhalt ersuchte. Er werde dem König treu bleiben alle Tage seines Lebens und auch Jahr für Jahr den festgesetzten Zins zahlen, «gönne man ihm nur ein ruhiges und friedliches Leben» (quiete agere et pacifice vivere).[61]

Ein ruhiges und friedliches Leben ... Vielleicht, wer weiß, hätten es sich ja manchmal sogar die Heiligen Väter im fernen Rom gewünscht. Doch sie gönnten es sich selber und einander nicht und niemandem.

3. KAPITEL

DAS PAPSTTUM IN DER MITTE DES 9. JAHRHUNDERTS

«Kämpft mannhaft gegen diese Feinde des heiligen Glaubens, gegen diese Gegner aller Religionen!» Papst Leo IV. (847–855) vor einer Schlacht gegen die Araber[1]

«Denn der Allmächtige weiß, wenn einer von euch umkommen sollte, daß er für die Wahrheit des Glaubens, die Erlösung seiner Seele und für die Verteidigung des christlichen Landes gefallen ist. Darum wird er den erwähnten Lohn» – die ewige Seligkeit – «erhalten». Papst Leo IV. in einem Aufruf «an das fränkische Heer»[2]

Das Fälschungswerk der Pseudoisidorien (um 850) hat «die Stellung und das Ansehen des Heiligen Stuhles in ungeahnter Weise gehoben» (Manfred Hellmann); es war «das willkommenste Geschenk, das das Papsttum je erhalten hat» (Walter Ullmann), die «erfolgreichste Fälschung der ganzen Kirchengeschichte» (der katholische Papsthistoriker Hans Kühner), «die größte Gesetzesfälschung der Geschichte» (Jesuit Grotz)[3]

«Den Königen und Tyrannen gebot er und er beherrschte sie durch sein Ansehen, als ob er der Herr des Erdkreises wäre.» Abt Regino von Prüm über Papst Nikolaus I. (858–867)[4]

In Rom waren «durch das verkehrte Benehmen mehrerer Päpste», so melden 824 die offiziellen Reichsannalen, die römischen Zustände «in große Verwirrung geraten». Nach dem Hingang Karls I. hatte der hl. Papst Leo III. 815, ein Jahr bevor er selbst starb, Hunderte von Menschen gnadenlos zum Tod verurteilt (S. 57 f.). Sein Nachfolger Stephan IV. tauchte im nächsten Jahr mit einer gefälschten «Konstantinskrone» in Reims auf (S. 59 f.). Beim Tod seines Nachfolgers Paschalis I., eines verhaßten, harten Papstes, war es 824 zu solchen Tumulten gekommen, daß die geplante Beisetzung in St. Peter ausfallen, die Leiche zunächst unbestattet bleiben mußte (auch dieser Papst wurde gleichwohl heilig, sein Fest 1963 aber abgeschafft). Der Wahl seines Nachfolgers Eugen II. (824–827) folgten monatelange Unruhen, hatten Adel und Klerus doch zwei konkurrierende Kandidaten aufgestellt. Danach verliefen wenigstens die Wahlen der beiden nächsten Heiligen Väter glatt: Valentin (August–September 827) und Gregor IV. (827–844).[5]

SERGIUS II.
ODER «... SO GUT WIR KÖNNEN»

An den Tod Papst Gregors reihten sich erneut gewalttätige Aktionen. Noch ehe nämlich der Adel seinen Mann erheben konnte, hatte das Volk den päpstlichen Palast eingenommen und den Diakon Johannes auf den begehrten Stuhl gesetzt; ein Glück, das er freilich nur kurz genoß, anscheinend nur einen Tag. Dann fegte

ihn der Adel aus dem Lateran, zerschlug die Opposition und machte einen alten, gichtgeplagten Erzpriester zum Pontifex maximus. Sergius II. (844–847), der den Rivalen in ein Kloster sperren ließ (mehr weiß man über dessen Schicksal nicht), war ein Vertreter der Oberschicht und angeblich bereits der fünfte Papst aus dem Haus Colonna, das der Heilige Geist zu bevorzugen schien. Die kaiserliche Genehmigung, laut Constitutio Romana von 824 erforderlich (S. 64 ff.), schenkte man sich in der Eile.

So schickte der verärgerte Lothar I. seinen Sohn Ludwig, kurz zuvor in Pavia als Vizekönig von Italien inthronisiert, und Erzbischof Drogo von Metz, den «natürlichen» Sohn Karls «des Großen» und Halbbruder Ludwigs des Frommen, mit einem fränkischen Heer gegen Rom. Es wütete im Kirchenstaat so gnadenlos, als führte es Krieg, und eine Strafexpedition sollte es auch sein. Aber der alte Papst wußte den jungen König zu zähmen, zu demütigen fast, wobei ihm ein Zufall vielleicht zustatten kam: der Horror über einen Ritter im königlichen Gefolge, der auf den Stufen vor St. Peter in Krämpfe fiel. Nach einer wochenlangen synodalen Untersuchung wurde Sergius' Wahl immerhin bestätigt. Allerdings mußte er anerkennen, daß der designierte Papst erst nach Anordnung des Kaisers und im Beisein seiner Gesandten konsekriert werden dürfe; er mußte Lothar einen Treueid leisten sowie den jungen Ludwig zum «König der Langobarden» krönen und salben.

Doch wollte sich Sergius nicht alles bieten lassen: wenn es um die Reichseinheit, die Geschlossenheit des Abendlandes ging, wenn einer der drei regierenden Brüder die «im Glauben an die Dreifaltigkeit geeinte Einheit» zerbreche oder einer von ihnen «lieber dem Urheber der Zwietracht» folge, dann, drohte der Papst, «werden wir uns bemühen, diesen verdientermaßen mit Gottes Hilfe und gemäß kirchenrechtlichen Grundsätzen zu züchtigen, so gut wir können.»

Nur drei Jahre regierte Sergius II. Die Simonie war so augenfällig wie der Nepotismus. Papst-Bruder Benedikt wurde Bischof von Albano: ein skrupelloser, macht- und geldgieriger Mensch, der Sergius, zwar krank, doch ausgesprochen willensstark, ener-

gisch, vermutlich die Zügel aus der Hand genommen, der durch Bestechung die Stellung eines Kaisergesandten in Rom ergaunert, Bischofsstühle gegen Höchstpreise zugeschlagen hat, ebenso andre Kirchenämter; wohl alles auch – «so gut wir können ...»

Wahrscheinlich sollen solche Nachrichten aus römischen Kleruskreisen den Papst selbst entlasten. Jedenfalls: als im August 846 etwa fünfundsiebzig Sarazenenschiffe an der Tibermündung aufkreuzten, als angeblich 11 000 Mann mit 500 Pferden über Rom rechts des Tibers herfielen, die außerhalb der Aurelianischen Mauer gelegene Peterskirche wie die Paulsbasilika restlos ausraubten und alles, was nicht geflohen war, in Gefangenschaft schleppten, «auch die Klosterinsassen, Männer und Weiber» (Annales Xantenses), da sahen dies die Zeitgenossen als Vergeltung der Vorsehung für die in Rom grassierende Korruption an. Freilich nahm man die Gottesstrafe keinesfalls untätig hin. Vielmehr widersetzte man sich ihr, warf man den Eindringlingen fränkische Truppen entgegen, Milizen aus Spoleto, der Campagna, Flotten aus Neapel, aus Amalfi. Und als ein Teil der Räuber auf stürmischer Heimfahrt samt Beutegut unterging, erkannte man auch darin unschwer die strafende Hand des Herrn.[6]

Der Vatikan wird zum Kastell – ein hl. Papst als Festungsbaumeister

Nach dem Überfall erregte die Gläubigen die Niederlage, das Unglück durch Sarazenen, durch Heiden. Warum wurde der «heilige Petrus» nicht besser verteidigt? Ein Kapitular weist die Schuld den Sünden der Christenheit zu und nennt als Heilmittel: das Einschreiten gegen eigene Übelstände, gegen fleischliche Vergehen und Entwendung des Kirchengutes! Außerdem ließ Lothar I. im ganzen Reich Spenden nebst einer Sondersteuer eintreiben für die Wiederherstellung der Peterskirche und ihren Schutz, wozu auch der Kaiser und seine Brüder «nicht wenige Pfunde Silber» beisteuerten.

Inzwischen war Sergius II. gestorben. Noch an seinem Todestag wurde sein Nachfolger gewählt, ein schon früh im Benediktinerkloster St. Martin erzogener Römer und «musterhafter Ordensmann» (Lexikon für Theologie und Kirche). Es war Leo IV. (847–855), den man nach einem «interpontificium» von sechs Wochen zum Papst weihte, und zwar wieder ohne die seit 824 nötige kaiserliche Zustimmung. Angeblich erlaubte die durch die arabischen Piraten ausgelöste Krise keinen Aufschub; doch holte man den Treueid nach.

Ruhm, sozusagen bis heute fortdauernden, errang dieser Heilige Vater als Festungsbaumeister. Er verwandelte nämlich, in der Tat noch für Jahrhunderte bedeutsam, Roms Vorstadt auf dem rechten Tiberufer, das ganze vatikanische Viertel, in ein Kastell; ein Plan schon Leos III., doch erst der vierte Leo führte ihn aus. In jahrelanger, wie es heißt stets von ihm selbst zu Fuß oder Pferd überwachter Arbeit verstärkte er die alten Stadtmauern, schuf neue Fortifikationen, und wurde so zum Schöpfer der civitas Leonina, der er bescheiden seinen Namen gab: Leostadt; zwischen den Jahren 848 und 852 mit einer fast vierzig Fuß hohen und entsprechend dicken Mauer sowie mit 44 Türmen bewehrt. Noch andere Orte ließ der Papst befestigen; stark das Centumcellae der Römer, das heutige Civitavecchia, und ebenfalls nach sich Leopolis nennen. (Wie er denn auch, solcher Selbstbescheidung gemäß, in seinen Bullen zuerst seinen Namen regelmäßig denen der Empfänger vorangestellt und den Fürsten auch nicht mehr den üblichen Titel dominus gegeben hat.)

Leos Aufrüstung verschlang Material und zahlreiche Arbeitssklaven, die Städte und Klöster des Kirchenstaates, Domänen und Milizen abkommandieren mußten. Nicht zuletzt aber kostete das papale Bollwerk gewaltige Summen, Gelder, die zumal, was der Papstbiograph völlig unterschlägt, aus dem fränkischen Reich auf Befehl des sehr kulanten Lothar erpreßt worden sind – mit dem Effekt, daß all dies dem Ansehen des Papstes zugute kam und seiner Position gegenüber dem Kaiser! Bei der Einweihung der Leostadt am 27. Juni 852 wurde während einer Prozession (von sieben Kardinalbischöfen) viel Weihwasser auf den Festungsgürtel des Heili-

gen gesprengt – und in den folgenden Jahrhunderten noch viel mehr Blut. Das hängt ohnehin eng zusammen.

Das geplünderte St. Peter selber aber stattete man verschwenderisch neu aus. Auf den Hauptaltar kamen edelsteinbesetzte Platten aus Gold; jede einzelne wog 216 Pfund; ein von Perlen und Smaragden übersätes goldenes Kreuz wog 1000, ein silbernes Ciborium über dem Altar 1606 Pfund. Da man auch St. Paul und viele Gotteshäuser sogar der Provinzen kostbar herausgeputzt, kann man erwägen, wie unermeßlich reich die Kirche war, für die man bereits damals allerwärts sammelte – ihrer Armut wegen, wie noch heute ...[7]

ERSTMALS GARANTIERT EIN PAPST FÜR DAS KREPIEREN IM KRIEG DAS HIMMELREICH

Begreiflich, daß die «Satanssöhne» schon 849, von Sardinien aus, wieder vor der Tibermündung erschienen, längst ehe St. Leos Festung stand. Schließlich hatten sie gesehen, was in diesen Christentempeln, was allein in St. Peter steckte. «Die Vorstellung reicht nicht hin, den Reichtum der dort aufgehäuften Schätze zu fassen» (Gregorovius).

In aller Eile konnte der Heilige Vater die Armaden von Neapel, Amalfi und Gaeta mobilisieren – die erste Liga südlicher Seestädte im Mittelalter –, wozu noch die Kriegsschiffe Seiner Heiligkeit, des Stellvertreters Christi stießen. Und sogar er selber kam. Nicht um zu fechten: er las die hl. Messe, segnete die Schlachtflotte, reichte den Kriegern am Kampftag die hl. Kommunion und betete dann auf den Knien: «Gott, der du den auf den Fluten wandelnden Petrus aus dem Versinken erhobst, der du Paulus, als er zum drittenmal Schiffbruch litt, aus dem tiefen Meer gezogen, erhöre uns gnädig und verleihe um der Verdienste beider willen den Armen dieser Gläubigen Kraft, welche wider die Feinde deiner Kirche streiten, auf daß der gewonnene Sieg deinem heiligen Namen bei allen Völkern zum Ruhm gereiche.»

Eifrig trieb der Hohepriester seine Streiter an: «Kämpft mannhaft gegen diese Feinde des heiligen Glaubens, gegen diese Gegner aller Religionen!» Für Frohe Botschafter, die Prediger der Feindesliebe, schon seit Jahrhunderten ein unerläßliches Geschäft. Auf die Frage der Bulgaren wegen des Krieges in der Fastenzeit, meinte denn auch Leo, Krieg gehe zwar stets auf diabolische List zurück, und man sollte sich seiner, ohne Notwendigkeit, enthalten. «Doch wenn man ihn nicht vermeiden kann und wenn es sich um die Verteidigung des Vaterlandes und der väterlichen Gesetze handelt, kann man sich ohne Zweifel auch während der Fastenzeit zum Krieg bereiten.»

Vor der Seeschlacht bei Ostia aber hatte Leo IV. seinen Schlächtern für den Todesfall schon den «himmlischen Lohn» verheißen – die früheste Antizipation des Kreuzzugsablasses, ein Versprechen, mit dem sich noch viele Heilige Väter durch die Zeiten logen. Hier geschah's zum erstenmal, daß ein Papst generös den Himmel all jenen garantierte, die starben für «den wahren Glauben, die Rettung des Vaterlandes und für die Verteidigung der Christenheit».

So wurde die Sache denn ein voller Erfolg. Weniger durch die katholischen Seestädte Neapel, Amalfi, Gaeta samt den päpstlichen Galeeren, als durch ein Unwetter, das die größeren Schiffe der Christen überstanden, die leichteren des Feindes in den Abgrund riß. Die frommen Gläubigen aber machten die an der Küste waffenlos umherirrenden Schiffbrüchigen nieder, hingen sie in Ostia an Galgen, «damit ihre Zahl nicht zu groß erscheine», oder schleppten sie in Ketten nach Rom, wo sie als Kriegssklaven zum Aufbau der vatikanischen Festung dienten und man das Ganze als ein Wunder des Apostelfürsten feierte.[8]

Überhaupt hatte man für die eigenen Abhängigen nun geradezu ein Patentrezept. Und so sicherte denn Papst Leo auch 852 bei einem Feldzug Ludwigs II. gegen die Sarazenen in Süditalien in einem Aufruf «an das fränkische Heer» wieder kurzerhand jedem, der dabei fallen werde, den Eingang ins Himmelreich zu. «Denn der Allmächtige weiß, wenn einer von euch umkommen sollte, daß er für die Wahrheit des Glaubens, die Erlösung seiner

Seele und für die Verteidigung des christlichen Landes gefallen ist. Darum wird er den erwähnten Lohn erhalten.»

Auch der Heilige Vater erhielt seinen Lohn: er wurde heilig – und sein Festtag (17. Juli) inzwischen wieder abgeschafft. Na, der Mohr hat seine Schuldigkeit getan. Und Undank ist der Welt Lohn. Dabei hatte Leo gleich zu Beginn seines Pontifikats ein grandioses Wunder gewirkt, nämlich Rom von einem so frech wie gefährlich just neben der Kirche der hl. Lucia unterirdisch hausenden Scheusal, von einem Basilisken befreit (einer gar grauenvollen Mixtur aus Drache und Hahn, einem Fabeltier mit tödlichem Blick, dem sprichwörtlichen Basiliskenblick!). Ein andres Mal löschte er bloß durch Gebet und Kreuzzeichen eine verheerende Feuersbrunst...

Der Leo IV. der Geschichte (wozu doch auch diese Riesenüberschwemmung des Erdballs mit Legenden und Lügen gehört, die vielleicht mehr als alles sonst Geschichte machte, dieser Wahn, so Friedrich Schiller vom Christentum insgesamt, «der die ganze Welt bestach»), Leo IV. war ein selbstbewußter, resoluter Papst, der über alle Kirchen der Welt gebieten, über alle die oberste Entscheidung haben wollte. Doch trat er nicht nur herrisch gegen «Mitbrüder», einflußreiche Prälaten auf, den Patriarchen Ignatius von Konstantinopel, die Erzbischöfe Hinkmar von Reims, Johannes von Ravenna, den Kardinalpriester Anastasius, der bald Gegenpapst wurde. Nein, er legte sich auch mit den Fürsten an, zumal mit dem jungen Kaiser, Lothars I. Ältestem, dem «Schützer der römischen Kirche».

Kaiser Ludwig II. (850–875)
scheitert an der Nachfolgerfrage

Ludwig II., um 825 geboren, amtierte seit 840 als Unterkönig seines Vaters in Italien, wo ihn Papst Sergius II. am 15. Juni 844 zum König der Langobarden gekrönt, Leo IV. 850 in Rom zum Mitkaiser gesalbt hatte. Er regierte dort selbständig und ver-

mochte das Land, in dem Räuberbanden Rompilger, Kaufleute auf offener Straße überfielen, ja, ganze Dörfer ausplünderten, umso eher zu stabilisieren, als er nach dem Tod des Vaters auf die nordalpinen Länder des Mittelreiches zugunsten seiner Brüder, Lothars II. und Karls von der Provence, verzichtete.

So konnte Ludwig II. seine Herrschaft auch über Rom und den Kirchenstaat festigen, und begreiflicherweise waren die Beziehungen zu Leo IV. oft gespannt, was noch dessen sehr spärlich tradierte Korrespondenz bezeugt. Einmal will Leo, aus Sicherheitsgründen, Gesandte des Kaisers nicht sehen, einmal wird ein päpstlicher Legat ermordet, einmal läßt er deshalb selber drei kaiserliche Bevollmächtigte zum Tod verurteilen – wurden ja unter seinem Vorgänger Paschalis I. zwei hohe fränkisch orientierte Beamte im Lateran geradezu «wie Majestätsverbrecher» hingerichtet.

Es gab natürlich antifränkische Stimmungen und Umtriebe in Rom, vielleicht gar hochverräterische Kontakte mit Byzanz. Jedenfalls bestand keinerlei Vertrauen zwischen Papst und Kaiser. Seit 855, dem Todesjahr Leos IV., war Ludwig II. Alleinherrscher. Und seit 860 – um hier sein Leben, kurz vorausschauend, zusammenzufassen – konnte der Kaiser sein Regiment auch in den lange selbständigen langobardischen Fürstentümern Benevent und Salerno zumindest zeitweise zur Geltung bringen; schließlich, nach mehrjähriger Belagerung, 871 sogar Bari einnehmen, den Sitz des arabischen Emirs (S. 217).

Freilich war Ludwig II., der vierte karolingische Kaiser, nur ein italischer Teilherrscher, der nicht einmal Unteritalien ganz zu gewinnen vermochte. Adelchis, der Fürst von Benevent (gest. 878), der es im Kampf um seine Unabhängigkeit erst mit den Franken, dann mit den Byzantinern, dann mit den Sarazenen hielt, bevor er einer Verschwörung der eignen Sippschaft zum Opfer fiel, leitete durch Ludwigs vorübergehende Gefangennahme den Niedergang imperialer Macht in Italien ein. Letztlich allerdings wurde dieser Kaiser in Süditalien weniger das Opfer der instabilen politischen als gewisser dynastischer Verhältnisse (S. 217 f.).[9]

In Leos IV. Amtszeit fällt auch ein Skandal von in seiner Art

beinah beispiellosen Ausmaßen wie Folgen. Kam es doch zu einer geistlichen Fälschung, die in dem von Schwindeleien strotzendem christlichen Mittelalter und darüber hinaus so gut wie alles an Lug und Trug und Skrupellosigkeit in den Schatten stellt, ausgenommen allenfalls die «Konstantinische Schenkung» (IV 391 ff.).

Die Pseudoisidorischen Dekretalen – «die folgenreichsten Fälschungen, die jemals gewagt wurden...»

Mit allem Recht freilich nannte man die pseudoisidorischen Fälschungen «zwar die bedeutendste Fälschung der Karolingerzeit, aber keineswegs eine Ausnahme» (Dawson); denn der katholische Klerus fälschte schon längst auf Teufel komm raus (III 1. Kap.! IV 393 ff.). Für den protestantischen Juristen Emil Seckel (gest. 1924), den vielleicht besten Kenner der pseudoisidorischen Dekretalen, sind diese die «kühnste und großartigste Fälschung kirchlicher Rechtsquellen, die jemals unternommen worden»; für Johannes Haller «die dreistesten, die folgenreichsten Fälschungen, die jemals gewagt wurden», ja, der überragende Papsthistoriker (gest. am 24. 12. 1947) brandmarkt sie als «den größten Betrug der Weltgeschichte».

Noch im 9. Jahrhundert hat Hinkmar von Reims die Fälschung geahnt, vielleicht erkannt, doch, von einzelnen Stücken abgesehen, nicht aufgedeckt. Schließlich fälschte der ehrwürdige Reimser Erzbischof – der als einer der wichtigsten Berater der westfränkischen Könige, besonders Karls des Kahlen, nicht nur politisch eine bedeutende Rolle spielte, sondern dem wir auch ein reges literarisches Schaffen verdanken, darunter «vor allem materialreiche Rechtsgutachten» (Schieffer) –, schließlich fälschte der Kirchenfürst mit hoher Virtuosität selber fast am laufenden Band. Und dies sogar mit scheinbarer Berechtigung, wollte er doch nicht das Opfer anderer kirchlicher Fälschungen, nicht zuletzt der Pseudo-Isidorien sein.

Und gefälscht wurde rundum. Auch Hinkmars Vorgänger, Erzbischof Ebo (gest. 851), fälschte. Auch Hinkmars Neffe, der an seinem Hof erzogene und von dem Onkel zunächst geförderte Hinkmar der Jüngere, Bischof von Laon. Er hat sogar als erster pseudoisidorische Fälschungen in größerem Umfang vertreten und stand wahrscheinlich mit der Fälscherwerkstatt in Verbindung. So beschwor er einen scharfen Streit mit seinem Onkel und Karl dem Kahlen herauf und wurde 871 abgesetzt, sieben Jahre später jedoch teilweise rehabilitiert.

Trotz frühzeitiger Bezweiflung der Echtheit des kolossalen katholischen Betrugs (bereits im 9. Jahrhundert; im 14. durch den als «Ketzer» verurteilten Staatstheoretiker Marsilius von Padua), galt der Schwindel im ganzen Mittelalter als echt, gelang der früheste grundlegende Nachweis der Fälschung erst 1559 den Magdeburger Centuriatoren in deren erster, von den evangelischen Fürsten finanzierten protestantischen Kirchengeschichte (1559–1574). Endgültig entlarvte die Unechtheit der reformierte Theologe (und spätere Professor für Geschichte in Amsterdam) David Blondel 1628. Wie kein anderer vor dem 19. Jahrhundert unterschied er mit bewundernswertem Scharfsinn das Echte vom Falschen, obwohl sich auch seinerzeit noch fromme Verteidiger der Fälschung fanden.

Überhaupt taten auch nach deren Aufdeckung im 16. Jahrhundert die Katholiken häufig noch lange alles, um sie zu verharmlosen, schönzufärben, fast zu feiern. Sie sprachen von «Legende», «Dichtung» oder, wie Kardinal Bona (gest. 1674), gewohnt «den höhern Zweck der Wissenschaft im Auge zu behalten» (Mast), von «frommem Betrug». Eine «Fraus pia» war es auch noch für den berühmten katholischen Theologen Johann Adam Möhler (gest. 1838). Er pries Pseudoisidor geradezu als «sehr frommen, innig gläubigen, tugendhaften, um das Wohl der Kirche aufrichtig besorgten Mann». Und auch für Möhlers Kollegen Roßhirt ist Pseudoisidor im Jahre 1849 gar nicht im eigentlichen Sinn Fälscher, sondern «ein Liebhaber des Kirchenrechts», dessen ungeheure Täuschungen überhaupt keinen anderen Zweck hatten «als einen gelehrten, wissenschaftlich historischen, nämlich die größt-

möglichste Vollständigkeit einer Sammlung von Kirchenrechtsquellen».

Katholik Luden weiß zwar, daß diese Sammlung «voll ist von Lug und Trug», doch gelte das bloß im Hinblick auf frühere Zeiten. Für das 9. Jahrhundert, in dem sie entstand, enthalte sie selbst in ihren Fälschungen «meistens eine Wahrheit». Sie habe kein neues Kirchenrecht gegründet, sondern nur ausgesprochen, «was schon in den Seelen der Menschen gegründet war», habe ihnen «eine Richtung gegeben ... und den Weg zum Ziel abgekürzt. Es ist aber die vollendete päpstliche Herrschaft, wohin sie will ...» Und die vollendete päpstliche Herrschaft ist natürlich immer etwas Gutes, ganz gleich, wie sie zustandekommt. Und wofür. Wilhelm Neuss meint denn auch noch 1946 von den gelehrten Gaunern, daß «deren Absichten offenbar gut waren». Wieder andere Katholiken unterschieden, in der für sie bezeichnenden Art, zwischen dem «edlen» und dem «gemeinen» Fälscher; wobei edel stets der ist, der für die Kirche, gemein der, der außerhalb von ihr oder gar gegen sie fälscht. Neuerdings freilich bezeichnet sogar Jesuit Grotz die pseudoisidorischen Dekretalen als «die größte Gesetzesfälschung der Geschichte». Denn inzwischen sprach es sich wirklich herum ...[10]

Die Pseudo-Isidorien entstanden um 850 (nicht vor 847 und nicht nach 852) im Westfränkischen Reich, vielleicht in Sens oder Tours, wahrscheinlich im Erzbistum Reims. Man wollte die Macht der Bischöfe, des Papstes gegenüber dem Staat stärken, und da man keine oder doch keine ausreichenden Rechtsgrundlagen hatte, schuf man sie einfach, fälschte sie. Ihren riesigen Schwindel aber gaben die geistlichen Halunken (wohl ein Pleonasmus) als das Werk des 636 in Sevilla verstorbenen Kirchenlehrers Isidor von Sevilla aus. Er war einer der bekanntesten frühmittelalterlichen Autoren, ja seit Augustinus der angesehenste Heilige des Abendlandes. Zudem wußte man von ihm, daß er ein umfangreiches Rechtsbuch hinterlassen, und so haben diese Rechtsfälschungen während des ganzen Mittelalters als echtes Erzeugnis Isidors gegolten und kraft seiner Autorität entsprechend gewirkt.

a) Umfang und Art

Der Umfang dieses Kriminalakts ist so außerordentlich, daß die bis heute erhaltenen Manuskripte und Fragmente, auf normales Buchoktav übertragen, mehrere tausend Seiten Text umfassen würden. Wahrscheinlich handelt es sich auch nicht um die Arbeit eines einzelnen, sondern einer ganzen theologischen Fälscherzentrale, einer Gruppe wohlinformierter westfränkischer Kleriker, «Reformer» ganz offensichtlich, denen das bisherige Staatskirchenrecht im fränkischen Reich nicht paßte, die aber bis heute, trotz aller Nachforschungen, unbekannt geblieben sind. Zweifellos belesen und rechtlich wie archivalisch geschult, haben sie ein ungeheures Material mehr oder weniger geschickt zusammengeflickt, Echtes und Gefälschtes miteinander verbindend.

Der pseudoisidorische Komplex besteht aus vier großen Gruppen:

1) Die Hispana Gallica Augustodunensis, die verfälschte Bearbeitung einer Sammlung spanischer Kanones des 7. Jahrhunderts.

2) Die Capitula Angilramni, eine Kollektion von echten und unechten konziliaren, päpstlichen und kaiserlichen Gesetzen, die angeblich Papst Hadrian I. (772–795) dem Bischof Angilram von Metz am 14. September 786 übergeben hatte, einem Seelenhirten, der 791 auf einem Feldzug Karls I. gegen die Awaren starb. Der Zweck dieser Kapitel Angilrams entsprach dem Bestreben der fränkischen Prälaten, Anklagen gegen sie möglichst zu erschweren und sie nur einem geistlichen Gericht zu unterstellen, da eine Krähe bekanntlich keiner anderen die Augen aushackt. Die capitula Angilramni, die somit schlicht darauf hinauslaufen, daß Päpste und Bischöfe nicht anklagbar seien, daß sie sich, wie Katholik Hans Kühner schreibt, «alle Taten erlauben können», erweitern damit noch die großen Symmachianischen Fälschungen aus dem 6. Jahrhundert (II 341 ff.).

3) Der Benediktus Levita, eine enorme Anhäufung königlicher und kaiserlicher Dekrete von Pippin bis zu Ludwig dem Frommen, eine Kapitularienzusammenstellung in drei Büchern von

insgesamt 1721 Kapiteln, wovon gut dreiviertel gefälscht oder verunechtet sind! Kirchliche Vorschriften wurden hier, um sie durch Staatsautorität zu decken, zu fränkischen Reichsgesetzen der jüngsten Vergangenheit umfrisiert und von einem angeblichen Mainzer Diakon Benedictus Levita 847 im angeblichen Auftrag seines Erzbischofs Otgar als Fortsetzung der offiziell anerkannten Kapitulariensammlung des 833 gestorbenen Abtes Ansegis von Fontenelle (St. Wandrille) ausgegeben.

4) Die Pseudoisidorischen Dekretalen (Decretales Pseudo-Isidorianae), die umfangreichste und wichtigste Kollektion unter allen vier Gruppen, weil sie zu größtem Einfluß und Erfolg gelangte: eine Anthologie von Papstbriefen und Konzilsakten vom ausgehenden 1. bis ins 8. Jahrhundert, von etwa 90 bis 731. Unter dem durchtrieben erzeugten Anschein altertümlicher Echtheit will sie als vollständiges kirchenrechtliches Gesetzbuch der Catholica gelten. Dabei wurden die Dekretalen der Päpste der ersten Jahrhunderte vom angeblichen Klemens bis auf den hl. Miltiades (311–314) in lückenloser Folge durchweg gefälscht, die Dekretalen vom hl. Silvester I. (314–335) bis zum hl. Gregor II. (715–731) zum Teil gefälscht. Durch Einschübe verunechtet hat man eine lange Reihe von Konzilsbeschlüssen, vom hochberühmten Nicänum (325) bis zur dreizehnten Synode von Toledo (683). Besonders bemerkenswert, daß die Kleriker in ihre gewaltige Fälschung eine noch größere aufnahmen: die «Konstantinische Schenkung», aller Wahrscheinlichkeit nach das Produkt (der Kanzlei) Papst Stephans II., ein Jahrhundert früher verbrochen (ausführlich: IV 405 ff.).

Das ganze weltgeschichtliche Schurkenstück besteht aus rund zehntausend Zitaten, Exzerpten, nicht immer geschickt Wahres und Falsches mosaikartig vermischt, doch auch das Falsche nicht völlig frei erfunden, sondern aus echten Texten von Päpsten, Synoden, Kirchenschriftstellern zusammengebastelt, mit vielen Auslassungen, Zufügungen, Änderungen. Immerhin stecken darunter mehr als hundert gefälschte und verfälschte Papstbriefe, meist aus den ersten drei Jahrhunderten, in denen man römische Dekretalen gar nicht gekannt hatte. Kaisererlasse aus dem 5. Jahr-

hundert, etwa des Theodosius II., erscheinen als Papstverordnungen des 1. Jahrhunderts, Passagen der Synode von Paris (829) wörtlich in einem Text des fast zwei Jahrhunderte früher gestorbenen spanischen Kirchenlehrers.

«Es dürfte in der ganzen Geschichte kaum ein zweites Beispiel aufzufinden sein von einer so vollständig gelungenen und dabei doch so plump angelegten Fiction.» So urteilte einst Kirchenhistoriker Ignaz von Döllinger (der nach seiner Exkommunikation 1871 ohne formellen Beitritt die Altkatholische Kirche unterstützte). Papsthistoriker Seppelt spricht dagegen von einer mit «großer Umsicht» vorbereiteten und unterbauten, «in ihrer Art großartigen Fälschung». Papsthistoriker Kühner nennt sie geradezu die «erfolgreichste Fälschung der ganzen Kirchengeschichte».[11]

b) Zweck

Als Zweck ihres Betrugs, der alles mögliche beinhaltet, liturgische, dogmatische, moralische, erbauliche Ergüsse, nannten die Betrüger selbst die systematische Sammlung der weit verstreuten Kirchenrechtsquellen; natürlich glatt gelogen. Vielmehr war es ihre Absicht, da das alte Recht für den Klerus unbrauchbar war, neues Recht zu schaffen, durchzusetzen und dabei vor allem die Macht der Bischöfe sowohl gegenüber dem Staat als auch gegenüber dem großen Einfluß der Metropoliten enorm zu stärken.

So soll die Anklagemöglichkeit der Bischöfe stark eingeschränkt, ihre Verurteilung und Absetzung außerordentlich erschwert, praktisch unmöglich gemacht werden. Sie, die panegyrisch als «Augen des Herrn», «oberste Priester», «Heilige», «Götter» u. a. gefeiert werden, darf kein Laie, auch kein niederer Geistlicher, kein Untergebener, die man dafür mit Ehrlosigkeit und Exkommunikation bedroht, anklagen, schon gar nicht bei weltlichen Gerichten. Geschieht es doch, sind 72 Belastungszeugen nötig, was die Verurteilung eines Bischofs faktisch nahezu ausschloß. Auch sollte über ihn nur eine vom Papst genehmigte

kirchliche Synode richten dürfen. Die Kompetenz weltlicher Justiz wird dabei gänzlich ausgeschaltet. Denn dem Bischof ist nicht nur das Volk, sind auch die Fürsten untergeordnet. Ihm haben sie, wie man mit großem Nachdruck fordert, zu gehorchen, da er über allen Fürsten stehe und nur von Gott und dem Papst oder von dessen Ermächtigtem zu richten sei, was häufig wiederholt wird.

Was den Bischöfen nützt, nützt natürlich besonders dem Bischof von Rom. Und tatsächlich profitiert er durch die monströse klerikale Mogelpackung am meisten. Denn ihm allein gehört die Fülle der Macht. Er ist nicht nur Priester, sondern auch König. Und steht schon die bischöfliche Würde über der königlichen, so noch viel mehr die päpstliche. Der Papst ist, wie man es Felix II. in den Mund legt, «gleichsam das Haupt der ganzen Welt». Deshalb verleihen ihm die Fälscher sogar das Recht, Staatsgesetze aufzuheben.

Ordneten sie aber dem Papst noch die Gewalt der Könige tief unter, erkannten sie ihm erst recht «die Diktatur» in der Kirche zu. Schärften sie doch jedermann ein, daß der Papst der alleinige Gesetzgeber und Richter der Kirche sei, daß ohne seine Erlaubnis weder ein Metropolit noch eine Synode etwas Gültiges beschließen, daß ohne seine Genehmigung gar keine Synode zusammentreten könne etc. Ja, nach den geistlichen Ganoven besaßen bereits die Päpste der frühesten Zeit Rechtsbefugnisse, die nicht einmal ihre viel späteren Nachfolger hatten.

Schon der hl. Leo IV. verwendete die Fälschung, die ihm Reimser Kleriker ganz oder auszugsweise präsentierten. Viel häufiger zog sie der gleichfalls hl. Nikolaus I. als Rechtskodex heran. Er benutzte sie seit dem Jahr 864, weil er ihre enormen Vorteile für den Römischen Stuhl schnell erfaßte. Ergo erklärte er die Echtheit eines Werkes, das Erzbischof Hinkmar von Reims sogleich nach seinem Erscheinen als Fälschung erkannte, was Hinkmar jedoch keinesfalls hinderte, sich dieser wiederholt selbst zu bedienen, sobald es ihm zustatten kam.[12]

Dem Papsttum am meisten nützten auf die Dauer die pseudoisidorischen Dekretalen. Von sämtlichen Pseudo-Isidorien hatten

sie die stärkste historische Wirkung und waren in allen mittelalterlichen Kirchenrechtssammlungen das wohl am weitesten verbreitete Opus. Immer wieder zog man es heran, um Roms Macht zu stützen und zu mehren. Nicht zuletzt insistierten natürlich die Päpste selber darauf. Nikolaus I., Hadrian II., Gregor V., Leo IX., Gregor VII. u. a. haben es zu politischen Zwecken ausgebeutet. Der berüchtigte «Dictatus papae» Gregors fußt zum größten Teil auf diesem ungeheuerlichen Schwindel. Im Investiturstreit wurde er voll rezipiert; er spielte in den Kämpfen zwischen Kaisern und Päpsten des 11. und 12. Jahrhunderts eine außerordentliche Rolle. Das Fälschungswerk, schreibt Manfred Hellmann, hat «die Stellung und das Ansehen des Heiligen Stuhles in ungeahnter Weise gehoben». Es war «das willkommenste Geschenk», sagt Walter Ullmann, «das das Papsttum je erhalten hat». Zumal es verstand, daraus am meisten zu profitieren und die von den Betrügern vielleicht noch mehr begünstigten Bischöfe um diesen Vorteil zu bringen.

Der Einfluß der Pseudoisidorischen Dekretalen auf Kirche und Kirchenrecht, spätestens seit dem frühen Hochmittelalter enorm, ist bis ins 19. Jahrhundert groß, in dem aus dem Blendwerk etwa das Unfehlbarkeitsdogma Pius' IX. gewaltigen Nutzen zog, weshalb auch der Papst noch nach 1870, Jahrhunderte nach der definitiven Aufdeckung der grandiosen Gaunerei, Autoren, die weiter daran festhielten, ausdrücklich gelobt hat! (Verdientermaßen erfolgte zu Pius' IX. Heiligsprechung 1985 der erste Schritt mit der offiziellen Anerkennung seiner «heroischen Tugend» – einst erklärten ihn katholische Bischöfe, katholische Kirchenhistoriker und Diplomaten für dumm und verrückt: vgl. meine Politik der Päpste im 20. Jahrhundert I 23 f.).

Der sagenhafte Streich der Pseudo-Isidorien aber wirkt beinah bis heute fort, bis zum Codex Iuris Canonici von 1917, der beispielsweise dem Papst das alleinige Einberufungsrecht zu einem ökumenischen Konzil vorbehält. Als 1962 Johannes XXIII. ein solches berief, konnte er sich auf nicht weniger als sechs Belegstellen im CIC stützen – drei aus den Pseudoisidorischen Dekretalen, drei von ihnen abgeleitet.[13]

Da es aber für die Prediger des Jenseits nichts Wichtigeres als Geld und Gut im Diesseits gibt, geht es in den großen Fälschungen nicht zuletzt auch um den Zehnten, um Dienstleistungen an Sonn- und Feiertagen, den Schutz des Kirchengutes, die Unverletzbarkeit und Unveräußerbarkeit von geistlichem Besitz. Was immer der Klerus einmal bekam, Felder, Bücher, Häuser, Kleider, Flüsse etc., alles bewegliche und unbewegliche Gut, wird zu Kirchengut und jedes Antasten desselben mit Exkommunikation, Verlust aller Würden und schwersten Strafen vor dem weltlichen Gericht gesühnt.[14]

Anastasius Bibliothecarius oder Ein Gegenpapst debütiert

Schon Leo IV., während dessen Amtszeit die Pseudoisidorischen Fälschungen entstanden, hatte sie benutzt. Als er am 17. Juli 855 starb, wollte man an seine Stelle den Kardinalpriester Hadrian setzen. Da dieser, ein seltener Fall in der Papstgeschichte, aber ablehnte – vielleicht weil er sich später bessere Chancen errechnete (womit er, trifft dies zu, auch recht behalten hätte) –, wählte die Mehrheit jetzt Benedikt III. (855–858), einen gebürtigen Römer.

Zwar war Kardinal Benedikt bereits in feierlicher Prozession nach dem Lateran geführt, auch das Wahldekret, von Klerus und Adel unterzeichnet, dem Kaiser mit der Bitte um Bestätigung geschickt worden. Doch gerade eine kaisertreue Gruppe hatte den hochadeligen, hochbefähigten und sogar hochgebildeten Kardinal Anastasius (Bibliothecarius) als Papst erkoren: nicht nur, so Wattenbach, «ein gelehrter Mann und schlauer Fuchs», sondern auch Sohn des reichen Bischofs Arsenius von Orte, den übrigens Anastasius selbst (in einem Brief an Erzbischof Ado) fälschlich Onkel nennt (wie noch Katholiken des 20. Jahrhunderts, Seppelt etwa; andere ignorieren das Faktum).

Kardinal Anastasius aber war in Gegensatz zum letzten Papst

getreten und offenbar aus Furcht vor Rache fünf Jahre seiner römischen Kirche ferngeblieben. Als ebenso einfluß- wie kenntnisreicher hochgescheiter Rivale wurde er von Leo IV. fast während seines ganzen Pontifikats erbittert bekämpft und auf mehreren Synoden, Ende 850 sowie im Mai, Juni und Dezember 853, exkommuniziert, gebannt und abgesetzt – eine in St. Peter durch Bild mit Kommentar verewigte Verdammung.

Anastasius hatte im Herrschaftsgebiet von Kaiser Ludwig II. Schutz gefunden und dieser mehrfach abgelehnt, den Flüchtling auszuliefern, worum der Papst sich unablässig mühte. Und als jetzt römische Gesandte Benedikts Wahldekret pflichtgemäß dem Kaiser zu überbringen suchten, wurden sie unterwegs, in Gubbio (Umbrien), durch einen der führenden Köpfe der Kaiserlichen, Bischof Arsenius von Orte, dem Vater des Anastasius, abgefangen und für diesen umgestimmt, so daß sie sich am Hof für ihn verwandten.

Nachdem Benedikts Wahl für ungültig erklärt, der offiziell aus der Kirche ausgestoßene Anastasius aber, wohl etwas außerhalb der Legalität, in Orte zum Papst gemacht worden war, kehrte er in Begleitung von kaiserlichen Gesandten nach Rom zurück, wo zunächst viele zu ihm übergingen und er neue Gesandte Benedikts III. in Ketten legen ließ. Darauf begann er sein Regiment in St. Peter mit der Beseitigung seiner an der Wand verewigten Schmach sowie dem Zertrümmern und Verbrennen von Heiligenbildern, wobei er mit der Axt (schließlich war er ein ausgezeichneter Kenner der Kirchengeschichte) sogar die Figuren Christi und Marias zusammenschlug. Dann ließ er die Türen des Laterans aufbrechen, setzte sich auf den Päpstlichen Stuhl und befahl die Vertreibung seines in der Basilika auf einem anderen Stuhl thronenden Gegners.

Diese Aufgabe löste der Bischof Romanus von Bagnorea. Mit einer von Waffen starrenden Schar drang er in die Kirche ein, stieß Benedikt vom Sessel und riß ihm, unter Mißhandlungen, die Papstgewänder herunter. Doch konnte sie der Malträtierte dank der Volksgunst und einer Umorientierung der Kaiserlichen – nach dreitägigem allgemeinen Fasten – wieder anlegen, während nun

Papst Anastasius um seine Insignien gebracht, mit Schimpf aus dem Palast getrieben, vermöge der kaiserlichen Missi aber bloß in Hausarrest überführt worden ist. Ja, Benedikt ließ zwar das Verfluchungs-Dokument in St. Peter wiederherstellen, doch den Expapst, wenn auch nur als Laie, wieder in die Kirche aufnehmen, und allmählich stieg er erneut erstaunlich auf.

Bereits Benedikts Nachfolger, Nikolaus I., machte Anastasius zum Abt. Er gab ihm gleichsam als kleine Kompensation für alle erlittene Unbill durch Mutter Kirche die Leitung und Einkünfte des Klosters der Heiligen Jungfrau in Trastevere, zog ihn aber auch schon als «eine Art Geheimsekretär», als Konsulent, besonders in byzantinischen Belangen, heran, wobei Anastasius die Gelegenheit nutzte, ihn belastendes Material im päpstlichen Archiv zu vernichten.[15]

Nikolaus I. – ein päpstliches Pfauenrad, «... als ob er der Herr des Erdkreises wäre»

Nikolaus I. (853–867) war der Sohn eines Klerikers und wuchs sozusagen im Lateran heran. Er gewann unter drei Päpsten, Sergius II., Leo IV. und Benedikt III., dessen erster Berater er bereits war, immer größeren Einfluß. Und als Benedikt starb, der Kardinalpriester Hadrian zu kandidieren sich weigerte, trat Nikolaus an die Stelle des verstorbenen Papstes, und zwar, wie die Annales Bertiniani, die bedeutendste Fortsetzung der 829 abbrechenden Reichsannalen, melden, «mehr infolge der Anwesenheit und durch die Gunst des Königs Ludwig und seiner Großen als durch die Wahl der Geistlichkeit».[16]

Kaiser Ludwig II. nämlich war kurz vor Benedikts Tod aus Rom abgerückt, dann jedoch sofort zurückgekehrt und hatte dem Diakon Nikolaus zur Befriedigung seines Ehrgeizes verholfen. Und Nikolaus revanchierte sich sogleich auf seine Weise bei dem abermals aus Rom abgereisten Ludwig durch einen Abschiedsbesuch. Umringt von Klerus und Adel ließ er bei der Ankunft sein

Pferd ein Stück weit vom Kaiser am Zügel führen, sich darauf in dessen Zelt bewirten, reich beschenken und beim Aufbruch erneut den erniedrigenden Stratordienst leisten.

So stolz begann dieses Pontifikat.

Angeblich hatte ja schon Pippin III. im Januar 754 in seiner Pfalz Ponthion gegenüber Stephan II. nach dessen winterlicher Alpenüberquerung das demütigende Ritual zelebriert. Doch die fränkische Quelle (die Annales Mettenses Priores) weiß davon nichts. Vielmehr zeigt sie den Papst samt Gefolge in Sack und Asche flehentlich vor Pippin am Boden..., was auch andere Berichte nahelegen (IV 380).

Mittlerweile freilich hatten sich die Machtverhältnisse verändert, waren Fürstentümer und Königreiche versunken und die römischen Prälaten, nicht ohne ihr Zutun, weiter nach oben gelangt. Jede Menge Gewalt, Fehden, Kriege hatten dazu beigetragen, Versklavung, Betrug. Sogenannte Rechte wurden gewonnen, Privilegien, Immunitäten, die herrlichen Gegenden des Kirchenstaates ergaunert, von Ravenna bis Terracina, Land- und Seestreitkräfte wurden rekrutiert, die größten Fälschungen der Geschichte verbrochen, die berüchtigte Konstantinische Schenkung, die kaum minder berüchtigten Pseudo-Isidorien, deren sich gerade Papst Nikolaus bereits bedient, und die jene vermeintlichen riesigen Länderdonationen noch ausdrücklich involvieren.[17]

Nikolaus I. (858–867), den zumal Katholiken gern auch «den Großen» nennen, was immer einiges verspricht, zählt Leopold von Ranke nicht von ungefähr den Männern zu, die man «als lebendig gewordenes System» betrachten könne. Und dies verspricht fast noch mehr.

Knüpft Nikolaus doch an weitere «Große», an die papalen Ambitionen von Leo I., Gelasius I. und Gregor I. an.

An Leo, der mit der obligatorischen Bescheidenheit von seinesgleichen den Papst nahe zu Christus und Gott hin rückt, dem «ewigen Hohenpriester», ihm «ähnlich und dem Vater gleich» (II 243 ff.)! An Gelasius I., der sich, wiewohl «der Geringste aller Menschen», öffentlich immer wieder als dem «Apostel Petrus»,

dem «Vikar Christi» huldigen läßt; der die auctoritas des Papstes über die potestas des Kaisers stellt und fordert, auch der Kaiser habe die Befehle des päpstlichen Stuhles, des «engelhaften Stuhles», auszuführen und vor ihm «fromm den Nacken» zu beugen (II 324 ff.)! An Gregor I., der wieder demutsvoll darauf verweist, daß die Heilige Schrift «die Priester bald Götter, bald Engel» nenne, dem aber sogar sein Nachfolger, Papst Sabinianus, «Sucht nach eigenem Ruhm» vorwirft (IV 163, 189).

Nun waren die Ansprüche, die Anmaßungen seiner «großen» Vorgänger lauter Wunschträume, nicht im geringsten, besonders in Band II gezeigt, durch die Geschichte gedeckt. Nikolaus aber griff die gierig ersehnte imperiale Machtfülle keinesfalls nur gelegentlich auf – dabei bereits, ohne sie zu nennen, der Pseudo-Isidorien sich bedienend, sondern er faßte das früher Zerstreute gewichtig zusammen und steigerte es noch eindringlich diktionell, wenn auch kaum kraft eigenen Kopfes, sondern seines brillanten, seit 861/862 wieder an Einfluß gewinnenden engsten Mitstreiters Anastasius (Bibliothecarius), der offenbar viele der allerhöchsten Schreiben formulierte.

Papst Nikolaus entwickelte nun voll den erst bei Leo IV. in Ansätzen aufscheinenden päpstlichen Jurisdiktionsprimat. Er verlangte umfassende Macht. Wenn vom Herrn dem Papst «alles übergeben worden, so fehlt nichts, was er ihm nicht gegeben hätte». (Wenn ist eben nicht nur, wie Hebbel meint, das deutscheste aller Worte.) Und niemand könne, da von Gott gegeben, des «apostolischen Stuhles» Vorrechte mindern. Nikolaus erkannte den Päpsten jetzt den «Fürstenrang göttlicher Macht» zu, nannte sie demütig wieder «die Fürsten über die ganze Erde» und die ganze Erde schlicht «die Kirche», ja, titulierte seinesgleichen zum erstenmal «Stellvertreter Gottes». Der Papst kann von niemandem gerichtet werden, auch nicht vom Kaiser, er aber kann alle richten, selbstverständlich auch die Konzilien, die Staaten, die Herrscher. Denn komme diesen auch eine gewisse Eigenständigkeit zu, haben sie sich doch, außen- wie innenpolitisch, von kirchlichen Prinzipien bestimmen zu lassen, haben sie jedwedes Unheil von der Kirche fern zu halten und deren Befehle und Süh-

nemaßnahmen zu vollstrecken, bei Androhung irdischer und ewiger Strafen, des Kirchenbannes und der Hölle.

Nicht genug. Ist die weltliche Gewalt der Kirche nicht gehorsam, ist es der Gläubigen verdammte Pflicht und Schuldigkeit, der weltlichen Gewalt selbst ungehorsam zu sein. Denn nun gilt niemals – bis heute! – das paulinische Gebot: Seid untertan der Obrigkeit! Nein, jetzt gilt ihr alter Trick: Ihr sollt Gott mehr gehorchen als den Menschen – und Gott, stets einzuschärfen, sind – in praxi – sie! Alles muß nach ihrer Pfeife tanzen. Mit der weltlichen Obrigkeit darf man es nur halten, solange die es mit der Kirche hält, wenigstens nicht gegen sie, denn dann wird dies schweres Unrecht, das nie auf päpstlicher Seite stehen kann, weil da ja Gott steht! Beschwören sie also das Recht, meinen sie im Grunde dasselbe, wie wenn sie Gott beschwören – sich! «Sehet zu», schreibt Papst Nikolaus ins Frankenreich, «ob sie nach Recht herrschen, sonst sind sie mehr als Tyrannen wie als Könige anzusehen, denen wir mehr widerstehen und entgegentreten müssen als ihnen unterworfen sein.»

War Nikolaus I., den manche – nach rund hundert Vorgängern – den ersten Papst nennen, ein Theokrat, ein Vorläufer papaler Weltherrschaft? Unter den Interpreten ist dies kontrovers. Doch eine Art Brücke zu Gregor VII., zu Innozenz III. bildet er, mögen auch viele der einschlägigen Zitate keineswegs originell, die Briefe überdies zumeist von Anastasius geprägt worden sein, nicht formal nur, auch gedanklich; indes gleichfalls nicht unumstritten.[18]

Feststeht das herrische Gebaren dieses Papstes, sein betont monarchisch-autoritärer Stil. «Den Königen und Tyrannen gebot er», schreibt Abt Regino, «und er beherrschte sie durch sein Ansehen, als ob er der Herr des Erdkreises (dominus orbis terrarum) wäre.» Tatsächlich profitierte der prätentiöse Pontifex von der fortwährenden Aushöhlung kaiserlicher Macht, der Schwäche der Karolinger, die ihm mehr als alles das Papsttum weiter zu stärken, zu festigen erlaubte, ihm ermöglichte, wie man auf katholischer Seite schwärmt, es «auf die stolze Höhe einer Weltstellung emporzuführen, die alle anderen Gewalten weit hinter sich

ließ», während für die Magdeburger Centuriatoren damit die Herrschaft des Antichrist über die Kirche beginnt.

Nikolaus, verherrlicht und gefürchtet, beanspruchte kraft der Autorität der Apostelfürsten Petrus und Paulus (vgl. bes. II Kap. 2) die höchste Gewalt und die Unumstößlichkeit seiner Urteile. Nichts geht über seine Würde, nichts über seine Rechte hinaus, ja, nichts erreicht sie auch nur. Überall versucht er die Suprematie seines Amtes durchzusetzen. Alles auch bloß annähernd Einschlägige ambitionierter Vorgänger sammelt er dafür in häufiger Wiederholung, was früher nur sporadisch anklang, faßt er zum Chor zusammen, wenig originell zwar, doch imposant. Selbst das mit Imprimatur erschienene Handbuch der Kirchengeschichte aber muß zugeben, «eine zentrale Kirchenregierung, wie Nikolaus sie anstrebte, kannte das traditionelle Kirchenrecht nicht – sie wurde als System erst von Pseudo-Isidor entwickelt». Eine phantastische Fälschung also präfabriziert die Zukunft.

Indes, Nikolaus behauptet, propagiert nicht nur, er handelt auch entsprechend, drängt auf Verwirklichung. Und seine Grundsätze, Forderungen, Verweigerungen, seine Proteste gegen jede Einmischung der Kaiser, der Könige in die Kirche, seine Ablehnung alles Landes- und Staatskirchentums bedeuteten, so Katholik Seppelt, «unermüdlichen, erbitterten Kampf».[19]

Zunächst griff Nikolaus gegen die Metropoliten durch. Denn, behauptet er: «Der Papst hat das Recht, die Angelegenheiten aller Kirchen zu regeln, alle Synoden dürfen nur auf seine Anordnung hin einberufen werden, die Metropoliten unterstehen seiner Autorität; wo das Kirchenrecht schweigt, kann er neues Recht setzen.»

Die Metropoliten freilich wollten davon wenig wissen. Schon gar nicht der Erzbischof Johannes von Ravenna (850–861), einer Stadt, die als Residenz der Kaiser, der Gotenkönige, der Exarchen seit Jahrhunderten eine Rivalin Roms und nächst diesem Italiens mächtigste Metropole gewesen ist. Seine Kirchenfürsten hatten von Kaiser Konstans II. im Jahr 666 ein Autokephalieprivileg erhalten, doch wieder verloren; sie hatten dann mit karolingischer Hilfe vergeblich einen eigenen Kirchenstaat erhofft,

kurz, der Streit um Einfluß, Territorialbesitz, um Unabhängigkeit von Rom riß nicht mehr ab. Er verschärfte sich vielmehr, als der kampfeslustige Erzbischof Johannes den ravennatischen Stuhl bestieg, zumal sein Bruder, der dux Georg, das weltliche Haupt im dortigen Bereich, kräftig mit ihm kooperierte. Oberhirte Johannes erstrebte Selbständigkeit, die Landesherrschaft, beanspruchte päpstliche Güter, entzog sie, erpreßte Abgaben, entließ nach Rom tendierende Kleriker, suchte den Verkehr seiner Diözesanbischöfe mit dem Papst ebenso zu verhindern wie die Geschäfte von dessen Beamten, die er beschimpfte. Schließlich wurde ihm jede Menge von Bedrückungen, Übergriffen angelastet, natürlich auch «Ketzerei», so daß Nikolaus, der den Widerstand des Bischofs «wie ein Spinngewebe verachtete», den vom Kaiser Gedeckten dreimal vorlud, dann Suspension samt Kirchenbann über ihn verhängte. Doch erst als auch der Kaiser den nunmehr Exkommunizierten mied, konnte sich Nikolaus durchsetzen, Johannes zur Unterwerfung, zu vielen Auflagen und nicht zuletzt zur Rückerstattung der «dem heiligen Petrus entrissenen Besitzungen» zwingen – ein Scheinfriede, der nicht von langer Dauer war.[20]

Und selbstverständlich stellten sich auch anderwärts die Mitbrüder wider den hl. Nikolaus, besonders scharf Hinkmar von Reims (845–882), der mächtigste Metropolit nicht nur im Frankenreich. Vergeblich hatte er davon geträumt, Vikar des Papstes zu werden, ja, mit königlicher Hilfe die westfränkische Kirche von Rom zu lösen, natürlich unter Reimser Primat.

Erzbischof Hinkmar lebte im offenen Konflikt mit seinem aufmüpfigen Suffragan, dem Bischof Rothad von Soissons. Gestützt auf die Pseudoisidorischen Fälschungen, wollte dieser gewisse Rechte oder vermeintliche, die ihm Hinkmar absprach, behalten. Altes und neues Recht, richtiger altes und neues Unrecht standen gegeneinander. Da aber Rothad, der – ganz konform wieder mit den Pseudo-Isidorien – alle Übergriffe auch der weltlichen Macht auf den kirchlichen Bereich, auf Kirchengut, Benefizien und dergleichen verwarf, auch den König gegen sich hatte, setzte Hinkmar den widersätzlichen Bischof «nach den kanonischen Geset-

zen» im Herbst 862 ab und warf ihn in Klosterhaft. Es geschah «am Märtyrergrab der hl. Crispin und Crispinian bei Soissons», berichtet der Annalist von St. Bertin – es ist für diesen Zeitraum Erzbischof Hinkmar selbst (S. 137), und so wundern wir uns denn nicht, daß sein Bruder in Christo, Bischof Rothad, bei ihm «als neuer Pharao» figuriert «und als ein zum Tier verwandelter Mensch» (vgl. I 155 ff, 159 ff.). Papst Nikolaus aber erreichte nach einem Wechsel forscher Schreiben zwischen Rom und Reims Hinkmars Unterwerfung und Rothads Wiedereinsetzung 865. Das Interessanteste dabei, um wieder mit dem imprimierten Handbuch der Kirchengeschichte zu sprechen: «Das Verfahren lief ganz nach den Regeln der falschen Dekretalen...»

Tatsächlich hatte der Papst gegenüber Hinkmar nicht nur selbst auf diese angespielt, sondern sie auch als seit langem gültig bezeichnet und mit ihnen die Prozeßführung wie sein Urteil begründet. Man nimmt sogar an, daß Bischof Rothad der Überbringer der Fälschung nach Rom, vielleicht gar einer der Fälscher gewesen sei – wobei offen bleibt, ob der Papst die Dekretalen als Fälschung erkannt hatte.

Wie auch immer – gleich allen Verkündern katholischer Demut behagte es Nikolaus, wenn man vor ihm zu Kreuze kroch; wenn etwa ein schuldbewußter Prälat in der devoten Art dieser Spezies nach der Gnade Seiner Heiligkeit gierte: «Dem allmächtigen Gott und Sankt Peter und der unvergleichlichen Milde Eurer Hoheit empfehle ich meine Wenigkeit, der Ihr Gottes Vertretung führt und auf dem ehrwürdigen Stuhl des höchsten Fürsten als wahrer Apostel sitzt... Eurem Befehl will ich in allen Stücken gehorchen wie Gott, an dessen Statt und in dessen Namen Ihr alles verrichtet.»[21]

Widerlich.

War es aber schon nicht nach jedes Prälaten Geschmack, sich derart in Rom anzudienern, so sträubte sich erst recht mancher Fürst gegen unwillige Hohepriester. Dies illustriert der Streit, der größtenteils in das Pontifikat Nikolaus' I. fällt, ein Streit, hinter dessen vordergründigen moraltheologischen Implikationen wieder nichts als nackte Machtpolitik das Haupt erhebt.

Lothars II. Ehestreit: Kaiser Lothar I. teilt sein Reich

Ludwigs des Frommen ältester Sohn, Kaiser Lothar I., war am 29. September 855 im karolingischen Hauskloster Prüm (bei Trier) mit Tonsur und unter mönchischen Übungen gestorben (S. 140) – nachdem er sich noch in seinen letzten Lebensjahren mit zwei leibeigenen Mägden in wilder Ehe verbunden, doch nur sechs Tage in die Asketenkluft gesteckt hatte. Um seine Seele sollen denn auch die Geister des Lichts und der Finsternis heftig gerungen, die guten Engel aber durch Fürbitte der Prümer Mönche, von Lothar reich mit Schätzen, mit Land beschenkt (wofür der Himmel sich erkenntlich zeigt), die Oberhand behalten haben.

Kurz vor seinem Tod hatte der Kaiser sein Reich unter seine drei Söhne geteilt, was die schon angeschlagene imperiale Macht weiter schwächte. Dem Ältesten, Ludwig II. (855–875), seit 840 bereits in Vertretung Lothars Unterkönig in Italien, war dies Land und die Kaiserkrone zugefallen. Doch blieb das Kaisertum praktisch auf Italien beschränkt und wurde, entgegen der bisherigen Anschauung, von der Krönung durch den Papst hergeleitet!

Lothars I. zweiter Sohn, Lothar II., der mittlere (855–869), bekam das karolingische Stammland, die fränkischen Kerngebiete um Aachen und Metz mit Nordburgund, das regnum Hlotharii, das, später nach ihm benannt, bis heute seinen Namen trägt, sowie das nördlich anschließende rheinische Gebiet bis Friesland. Lotharingien, für den Rest des Jahrhunderts heftig umstritten, zunächst von Lothars Brüdern Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen, dann von den anderen Potentaten aus Ost- und Westfranken, gewann schließlich 925 König Heinrich I. als festen Bestandteil des ostfränkisch-deutschen Reiches – nicht ohne einen ersten Feldzug freilich.

Der jüngste Kaisersohn Karl von der Provence, ein Epileptiker, von dem man weder Nachkommen noch ein langes Leben erwartete, erhielt die Provence, das südliche Burgund und den Dukat Lyon. Bruder Lothar wollte Karl alsbald ins Kloster stecken, aber die provencalischen Großen verhinderten es. Doch starb Karl

schon mit etwa 23 Jahren im Januar 863 bei Lyon, und die beiden älteren Brüder teilten sein Erbe; ihre Beziehungen verschlechterten sich ständig, es kam zu gegenseitigen, erfolglos bleibenden Einfällen.

Lothars II. skandalöser Ehehandel, der ein Jahrzehnt lang die fränkische Geschichte prägte, ist sowohl kirchen- wie profanpolitisch von besonderer Bedeutung. Er führte einerseits zur letzten Instanz des Papsttums in Ehesachen, er verhalf andererseits dem ostfränkischen Reich/Deutschland zur Gewinnung Lothringens.[22]

Abt Hucbert – «Huren, Hunde und Jagdfalken» und 6600 Märtyrer

Nach dem Zeugnis des Bischofs Adventius von Metz war bereits der unmündige Lothar von seinem Vater mit Waldrada förmlich verlobt worden. Er war mit ihr verbunden in germanischer Friedel-Ehe (althochdeutsch: friedila, «Geliebte», «Gattin»), die man besonders bei Standesunterschied schloß, bei Einheirat des Mannes oder Entführung der Frau. Gleich nach seines Vaters Tod jedoch hatte Lothar II. aus rein politischen Gründen Theutberga geheiratet, die Tochter des burgundischen Grafen Boso, deren einer Bruder, Graf Hucbert, als Abt von St. Maurice den Alpenübergang von Italien in das Rhonetal beherrschte, und die Kontrolle wichtiger Alpenpässe verschaffte Lothar eine Position für eventuelle Vorstöße nach Burgund. Die Ehe blieb indes kinderlos, und um die Fortdauer seines Reiches zu sichern, verstieß er nach Jahresfrist 857 Theutberga, um seine frühere Geliebte Waldrada zu heiraten. Wie Theutberga entstammte sie fränkischem Hochadel, und nach mehreren Quellen soll sie eine Schwester des Erzbischofs Gunthar von Köln gewesen sein. Schon vor Lothars Thronbesteigung (855) hatte sie ihm einen Sohn, Hugo, sowie zwei Töchter, Bertha und Gisla geschenkt, die später auch als ebenbürtig galten.[23]

Nun waren seit Ludwig dem Frommen, offenbar unter dem Einfluß seiner geistlichen Berater, erstmals bestimmte christliche Moralvorstellungen durchgedrungen. Lothar freilich beseelte eine hitzige lebenslange Leidenschaft, die sich die frommen Christen jener Zeit nur als Produkt finsterer Hexerei denken konnten. Regino von Prüm hielt den König «vom Teufel entflammt», und selbst der hochgelehrte Erzbischof Hinkmar erörterte unter Aufbietung seines ganzen Wissens die Frage, «ob es wahr sein könne, wie viele sagen, daß es Frauen gebe, die durch Zauberkunst unauslöschlichen Haß zwischen Gatten und Gattin wecken und ebenso unsagbare Liebe zwischen Mann und Weib entzünden können, so daß der Mann nicht mehr mit seiner Gattin einen ehelichen Verkehr zu pflegen vermöge und nur nach anderen Weibern lechze». Es versteht sich von selbst, daß der Erzbischof diese Frage bejahte, ja durch eine schauerliche Geschichte samt einer ganzen Liste von Zauberern und Zauberkünsten belegte, zumal er wußte, daß es, wie für jedes Laster besondere Teufel, so auch spezielle Unzuchtsteufel gebe.

Bis zu seinem Tod, durch zwölf Jahre, ringt Lothar um seine Ehescheidung, wobei ihn die beiden Erzbischöfe von Köln und Trier unterstützten sowie die meisten lotharingischen Oberhirten. Natürlich machte er gelegentlich fromme Schenkungen, wie an das Peterskloster zu Lyon, Schenkungen für alles mögliche, zum Seelenheil seines jüngsten Bruders, der dort begraben liegt, zum Heil seines Sohnes Hugo, seiner geliebten Gattin Waldrada, zur Sühne seiner Vergehen – es gibt viele Gründe, Klöster und Kirchen reich zu machen.

Um die Scheidung zu erreichen, bezichtigte jetzt Lothar – unter Ausstreuung mannigfacher Details – Theutberga der Blutschande mit ihrem eigenen Bruder Hucbert, dem Abt, auch einer künstlich herbeigeführten Fehlgeburt. Nun beging der Abt zwar ringsum Raub und Mord mit «einer Bande von Verbrechern», trieb es auch bekanntermaßen weidlich mit Weibern und gab für «Huren, Hunde und Jagdfalken» die Einkünfte einer Abtei aus, die hochberühmt war wegen der Gebeine der thebaischen Legion: 6600 Mann erlitten da unter Diokletian das Martyrium – erstmals

allerdings fast eineinhalb Jahrhunderte später behauptet. (Und eine Ziffer, die allein die mutmaßliche *aller* christlichen Märtyrer in den ersten *drei Jahrhunderten* um ein Mehrfaches übersteigt!) Doch die spezielle Beschuldigung des Prälaten Schürzenjäger war wohl erlogen. Vergeblich auch unternahm Lothar zwei Feldzüge gegen den in seinen Alpenburgen sicher sitzenden Abt.

Erzbischof Gunthar von Köln verrät ein erlogenes Beichtgeheimnis

Als selbst ein «Gottesurteil», eine «Wasserprobe», bei der Theutbergas Vertreter Hand und Arm «unverbrüht» aus dem siedenden Wasser zog, zu ihren Gunsten ausging, fand man noch das «Gottesurteil» nicht ausreichend (das manche schon damals für faulen Zauber hielten, mittels dessen man andere austricksen konnte – indes die Kirche, trotz des Widerspruchs nicht weniger Theologen, die Praxis dieses iudicium Dei durchaus geduldet, noch in den Hexenprozessen praktiziert, wahrscheinlich sogar neue Formen, besonders die «Kreuzprobe», erst entwickelt hat). So tischte der königliche Erzkaplan, Erzbischof Gunthar von Köln (850–870) – der das dortige reiche Kirchengut, einschließlich der heiligen Gefäße «von Gold und Silber und vieler Art» (Annales Xantenses) zugunsten seiner zahlreichen feudalen Verwandtschaft verschleuderte, seiner Brüder, Neffen, Schwestern, Nichten –, tischte der Prälat die Lüge auf, Theutberga habe ihm ihre Sünde in der Beichte bekannt.

Darauf verurteilte sie eine von Schmerz und Schauder erfüllte, außer von Gunthar von den Erzbischöfen Teutgaud von Trier und Wenilo von Rouen angeführte Landessynode in Aachen im Februar 860, vor der sie ein erzwungenes, schriftlich aufgezeichnetes, mündlich noch einmal bestätigtes, bald aber widerrufenes Geständnis ablegte: «Ich, Theutberga, ins Verderben geführt durch weiblichen Vorwitz und Schwäche, gefoltert von Gewissensbissen, lege zur Rettung meiner Seele und aus Treue gegen

meinen Herrn ein wahres Geständnis ab vor Gott und seinen h. Engeln, diesen ehrwürdigen Bischöfen und edlen Laien, und bekenne, daß mein Bruder, der Kleriker Hucbert, mich in früher Jugend verführt und mit meinem Körper widernatürliche Unzucht getrieben hat. Das bezeuge ich auf mein Gewissen hin, nicht durch eine böswillige Einflüsterung dazu bewogen, noch durch gewalttätigen Zwang dazu getrieben, sondern der einfachen Wahrheit gemäß, so wahr mir der Herr helfe, der gekommen ist, die Sünder zu retten und denen, welche die Sünden aufrichtig und wahrheitsgemäß bekennen, wahre Verzeihung versprochen hat. Ich erdichte nichts, ich bekenne die Wahrheit mit meinem Munde, ich bekräftige sie durch dieses eigenhändige Schriftstück, weil es für mich unkluges und betrogenes Weib ein geringeres Unglück ist, vor den Menschen offen meine Schuld zu bekennen, als vor dem Richterstuhl Gottes erröten zu müssen und der ewigen Verdammnis anheimzufallen.»

Nach Regino von Prüm hatte der König die Zustimmung des Kölner Kirchenfürsten, damals sein Erzkapellan, «auf jegliche Weise» zu gewinnen versucht, hatte er dem großen Verwandtenwohltäter sogar versprochen, seine Nichte zu ehelichen. Sie wurde denn auch, berichtet der Abt, 864 an den Hof geholt und, «wie man erzählt, einmal von ihm genotzüchtigt (constupratur), dann unter dem Gelächter und dem Hohne aller ihrem Oheim zurückgeschickt». Aber Seelsorge ist noch nie leicht gewesen ...

Immer mehr entwickelte sich eine Schmierenkomödie. Die ehrwürdigen Konzilsväter waren über Theutbergas Bekenntnis zutiefst schockiert. Sie wollten vom König wissen, ob «dieses Weib» von ihm erpreßt worden sei, was er mit Schwüren und Seufzern verneinte. Und ebenfalls versicherte Theutberga, sie habe alles ganz freiwillig bekannt und wolle nie dagegen klagen. Darauf verbot man ihr zwar die Führung der Ehe mit Lothar, annullierte diese selbst aber nicht. Doch verschwand die Königin sofort in Klosterhaft, um ihr Vergehen nach dem Wunsch der Synodalen zeitlebens zu büßen, zu beweinen. Noch im selben Jahr indes floh sie in das Westreich, wo auch ihr Bruderherz Hucbert, der verheiratete Priester und dann in einem Gefecht fallende Abt, aus

seiner Abtei verjagt, unter Karls des Kahlen Schutz und Schirm weilte, der seinerseits bereits zu hoffen begann, das Erbe des Neffen, Lothars Land, zumindest teilweise zu gewinnen – freilich nur, falls dessen Ehe mit der kinderlosen Gattin fortbestand, wofür Karl selbstverständlich eintrat. Und ebenso sein einflußreichster Prälat, Hinkmar von Reims, Ende 860 in seiner so umfänglichen wie spitzfindigen Schrift «Über die Ehescheidung König Lothars».

Lothar, von tiefstem Gram erfüllt, hätte Theutbergas Schande am liebsten verschwiegen, doch sei alles schon zu weit verbreitet gewesen. Ja, er hätte Theutberga «aus freien Stücken bei sich behalten», wäre sie «für das Ehebett geeignet und nicht durch den verderblichen Makel der Blutschande besudelt» (Reginonis chronica). So erwies sich eine weitere Landessynode in Aachen Ende April 862 (mit den Bischöfen von Metz, Verdun, Toul, Tongern, Utrecht und Straßburg sowie den Wortführern, den Metropoliten wieder von Köln und Trier) dem König erneut nützlich. Sie erklärte die Ehe mit Theutberga für nichtig und erlaubte eine andere rechtmäßige Heirat. Noch an Weihnachten vermählte sich Lothar, «durch Zauberkünste, wie es heißt, verhext» (Annales Bertiniani), offiziell und feierlich mit der Konkubine seiner Jugend, und ein Bischof aus dem Reich Ludwigs II., Hagen von Bergamo, krönte Waldrada zur Königin.[24]

Nikolaus I. im Kampf mit dem ostfränkischen Episkopat und dem Kaiser

Der Papst hatte bisher, trotz des offenkundigen Unrechts, das Theutberga widerfahren, jahrelang geschwiegen, ja deren wiederholte Hilferufe ignoriert – er war von Lothars Bruder Kaiser Ludwig II. (S. 179 ff.), dem Herrscher über den größten Teil Italiens, auch über Rom und den Kirchenstaat, faktisch abhängig. Erst als Lothar 863/864 mit Ludwig um das Erbe ihres Bruders Karl von der Provence in Streit geriet, ging Nikolaus (schärfer)

gegen Lothar vor. Er kommandierte nun den gesamten ost- und westfränkischen Episkopat zu einer Reichssynode nach Metz, die auch im Juni 863 zusammentrat, doch nur Bischöfe Lothars versammelte. Dazu kamen zwei den Vorsitz führende römische Legaten, die der Papst seine «vertrauten Ratgeber» nannte, die Bischöfe Johann von Ficocle (heute Cervia bei Ravenna) und Radoald von Porto, letzterer schon, was eben ruchbar wurde, durch die Byzantiner bestochen. Lothar nutzte gleich die Gelegenheit und bestach beide. Die Legaten legten darauf die Schreiben ihres Herrn teils gar nicht, teils verfälscht vor «und taten nichts von dem, was ihnen gemäß dem heiligen Befehl aufgetragen war» (Annales Bertiniani). So wurde die Ehe Lothars in seiner Gegenwart durch die Bischöfe einstimmig für nichtig erklärt und die selbst nicht anwesende Theutberga erneut verurteilt, was freilich gegen das Kirchenrecht verstieß, da über Abwesende nicht gerichtet werden durfte.

Doch beschloß man – vom Papst gar nicht verlangt –, noch seine Bestätigung einzuholen. Mit den Legaten reisten die beiden Metropoliten, Gunthar von Köln, der als besonderer Kenner der Bibel und Kanones die Schriftsätze für die königliche Scheidung geliefert hatte, sowie der reichlich einfältige, aber gleichfalls sehr edelbürtige Teutgaud, zu «jenem Stuhl des seligen Petrus», wie Abt Regino kühn behauptet, «der weder je täuschte noch sich durch irgend eine Ketzerei je täuschen ließ ...»[25]

In Rom hatte inzwischen der Episkopat aus dem Westreich interveniert, neue Vorwürfe gegen Lothar erhoben, ja, die Lauheit des Papstes getadelt, der erst jetzt von der Krönung Waldradas erfuhr. Und da er durch Karl den Kahlen die eigene Macht zu stärken glaubte, machte er sich nun dessen Politik zu eigen. Er trat erstmals streng gegen Lothar auf, nannte seine Ehe verbrecherisch und eröffnete gegen die eignen Legaten ein Disziplinarverfahren, wobei er einen bisherigen Vertrauten, Bischof Radoald, der neuen Politik opferte.

Die beiden Kirchenhäupter von Köln und Trier, die Nikolaus im Herbst 863 zunächst freundlich empfangen, ließ er dann drei Wochen warten und erklärte sie durch eine römische Synode,

ohne Zuziehung einer Synode von Bischöfen derselben Provinz, was jedem Herkommen widersprach, für abgesetzt und exkommuniziert: gänzlich ungehört, ohne förmliches Gerichtsverfahren, ohne Anklage, Verteidigung, ohne Vernehmung und Zeugen – ein eklatanter Bruch der Rechtsordnung, doch von brausendem Beifall begleitet. Die Legaten von Metz traf die gleiche Strafe.

Den König verurteilte Nikolaus noch nicht. Die Metzer Synode aber charakterisierte er als eine «Räubersynode» und «Hurenwirtschaft», das Protokoll derselben, das «profanum libellum», wurde zerissen und verbrannt. Eine rechtliche Begründung für sein Urteil unterließ der Papst freilich. Doch sein Widerstand machte Lothars Reich noch zu dessen Lebzeiten zum Streitobjekt zwischen den Angrenzern im Osten und Westen.[26]

Als der Papst im Sommer 864 Gunthar exkommunizierte, nahm diesem Lothar, der ihm doch einiges verdankte, auch sein Erzbistum sowie die damit verbundene Würde eines lotharingischen Erzkaplans und gab den Kölner Stuhl nach eigenem Ermessen einem Welfen, dem Abt Hugo. Der aber brach nun «wie ein räuberischer Wolf in die Herde Gottes ein». Zwar vertrieb man ihn schnell wieder, doch erst «nachdem sehr viele von ihm in diesem Bistum getötet worden waren» (Annales Xantenses).

Als einziger Kirchenfürst opponierte Hinkmar, seit 845, dank der Gunst des westfränkischen Königs, Erzbischof von Reims. Wie üblich entstammte er feudalen Kreisen und war im Kloster St. Dénis erzogen worden. Er galt als einer der großen Gelehrten seiner Zeit, und während er seine erzbischöflichen Rechte gegenüber dem Papst eifrig verteidigte, erstrebte er nicht minder eifrig die eigenen Privilegien gegenüber seinen Bischöfen zu mehren, darunter Rechtstitel, «an die seine Vorgänger nicht einmal gedacht hatten» (Grotz S. J.).

Als Metropolit der lotharingischen Bistümer gehörte Hinkmar zwar ebenfalls zu den Bischöfen Lothars, sein eigener Sprengel aber lag im angrenzenden Reich Karls des Kahlen, dessen leitender Staatsmann und einflußreichster Berater er war. Doch schon um machtvoller als Metropolit schalten und walten zu können, erstrebte Hinkmar die Angliederung Lotharingiens an den We-

sten. Deshalb hatte gerade er an Lothars Ehestreit ein eminent politisches Interesse und machte daraus die «cause célèbre». Und erst recht war selbstverständlich König Karl II., schnell seinen Vorteil witternd, voller «Mitgefühl» für Theutbergas «Unglück» und strikt gegen Lothars, seines Neffen, Scheidung, weil dessen kinderlose Ehe ihm eine große Erbschaft garantierte.

So nahm er nicht nur die aus ihrer Klosterhaft entkommene Theutberga bei sich auf und gab ihrem vertriebenen Bruder Hucbert, dem Schürzenjäger, die berühmteste Abtei des Landes, St. Martin in Tours, sondern er versagte schließlich auch Lothar die kirchliche Gemeinschaft, ja, bezweifelte sein Königtum. Und Erzbischof Hinkmar machte sich natürlich ganz zum Sprachrohr seines Herrn, suchte seinen Vorteil immer mehr im Vorteil seines Königs, brandmarkte Lothars Vorgehen, teils entrüstet, teils voller Hohn, und wollte die Entscheidung durch eine Reichssynode fällen.[27]

Die beiden gemaßregelten Erzbischöfe aber eilten wütend nach Benevent, wo Kaiser Ludwig II. gerade mit einem Heer lag. Sein zunächst gutes Verhältnis zum Papst war längst abgekühlt. So brach er «fassungslos vor Zorn» gleich nach Rom auf und stieß mit einer Bittprozession zusammen, von Nikolaus prophylaktisch, neben anderen Prozessionen und der Verfügung allgemeinen Fastens, zur Bekehrung des kaiserlichen Sinnes angeordnet. Der Papst ging dem Fürsten nicht, wie üblich, entgegen. Und dessen Haudegen schlugen auf die Bittgänger ein, mißhandelten die Geistlichen, rissen Kirchenfahnen in den Kot, zerschmetterten Kreuze, darunter sogar das Kreuz der hl. Helena mit angeblichen Stücken vom Kreuz Jesu. Man plünderte, erbrach Kirchen, demolierte Häuser, beging Greuel gegen Männer und Frauen; Verletzte gab es, Tote. Und als sich der edle Karolinger nach wenigen Tagen von Rom absetzte, ließen seine Truppen nicht nur ausgeraubte, zerstörte Wohnstätten zurück, sondern auch geschändete Kirchen, vergewaltigte Nonnen und andere Frauen ... Und die katholische Majestät «begab sich nach Ravenna und feierte daselbst das Osterfest ...» (Annales Bertiniani).

Der Papst, dem dies alles wahrscheinlich sehr willkommen

war, hatte sich heimlich nach St. Peter geflüchtet und dort zwei, drei Tage strikt gefastet. Er wartete, ein wenig den Märtyrer spielend, gelassen ab. Dann gab der heißspornige Kaiser, umgestimmt durch einen Todesfall, eine eigene Erkrankung und Gewissensbisse auch schon nach.

«Höre, Herr Papst Nikolaus ...» – Gekrönte Aasgeier und päpstlicher Frontwechsel

Die beiden Erzbischöfe von Köln und Trier aber verfluchten jetzt ihrerseits Nikolaus I., «der sich Papst nennt, als Apostel zu den Aposteln zählt und sich zum Kaiser der ganzen Welt machen möchte». Sie warfen ihm «Aufgeblasenheit» vor, «Verschlagenheit», «tyrannisches Wüten», «Wahnwitz», auch «bei verschlossenen Türen eine Art Räubersynode», die einen «verfluchten Urteilsspruch» hervorgebracht habe, «ein verfluchtes, nichtiges Machwerk«. Und da Nikolaus die Annahme ihres eigenen verweigerte, deponierten sie nun durch Gunthars Bruder, den vom Papst abgesetzten Bischof Hilduin von Cambray, und einen Schwarm Bewaffneter auf dem Grab St. Peters diese erstaunlich dreiste Anklageschrift, «teuflische und bisher unerhörte Kapitel» (Hinkmar), beginnend mit: «Höre, Herr Papst Nikolaus ...», wobei sie einen der Grabwächter erschlugen und mit gezückten Schwertern sich den Rückzug bahnten.[28]

Später freilich wurden die zwei Aufmüpfigen sehr viel kleinlauter und starben, sich wieder und wieder vergeblich um ihre Restitution bemühend, als Verbannte in Italien, Thietgaud 868, Gunthar 871.

Papst Nikolaus aber, dem die beiden Bischöfe ja gar nicht so falsch angekreidet, er spiele sich als Kaiser der ganzen Welt auf, stachelte – unbeeindruckt durch Römer 13 – die fränkischen Prälaten zum Ungehorsam gegen ihren König auf. Er proklamierte, worauf das katholische Mittelalter noch gern zurückkam, das

Widerstandsrecht gegen unbequeme Herrscher, gegen Lasterhafte und Tyrannen. Er exkommunizierte 866 Waldrada «in göttlichem Eifer», so die Fuldaer Jahrbücher, «samt allen ihren Mitschuldigen, Teilnehmern und Gönnern», drohte Lothar gleichfalls mit dem Bann und lehnte das Scheidungsersuchen der aufs äußerste eingeschüchterten Theutberga ebenso wie ihren ersehnten Klostereintritt ab – es sei denn, der König verpflichte sich gleichfalls zum Zölibat! «Weil du deinen leiblichen Trieben nachgabst und der Wollust die Zügel schießen ließest», schrieb ihm der Papst einmal, «bist du in einen See von Armseligkeit geraten und liegst in einem Unflat von Kot.» Dies spiegelt beiläufig ziemlich genau jene von der Kirche durch die Jahrhunderte gepredigte Sexualmoral, die Roberto Zapperi auf die kurze Formel brachte: «Alles, was mit der Sexualität zusammenhängt, ist schmutzig».

Da die Dinge für Lothar sich stets schlechter gestalteten, griffen seine Onkel jetzt nach der längst belauerten Beute. Zwar war der allein berechtigte Erbe Lothars Bruder, Kaiser Ludwig – von Lothar noch kurz vor seinem Tod in Benevent besucht. Doch Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche schlossen im Mai 867 an der Grabstätte Ludwigs des Frommen, dem Kloster St. Arnulf von Metz, einen ungewöhnlich schamlosen «Teilungsvertrag» über Lothars Land. Im Beisein mehrerer Erzbischöfe und Bischöfe aus dem West- wie Ostreich erkannten sie sich – übrigens auf dem Territorium des Opfers – den zu erwartenden Zuwachs «in wahrer Brüderlichkeit» zu gleichen Teilen zu; und natürlich versprachen sie auch der römischen Kirche Schutz und Schirm. Lothar aber, dessen Reich seinen beiden Onkeln zuzufallen drohte, erneuerte darauf sogleich mit Ludwig dem Deutschen in Frankfurt ein älteres Sonderbündnis, das sich für Ludwig auszuzahlen schien, denn er suchte sofort beim Papst zu vermitteln, fand Beistand auch bei den eigenen Bischöfen, die ihn sogar als Kriegsheld feierten, weil er gerade die Normannen vertrieben hatte.

Doch Papst Nikolaus blieb hart. Noch von seinem Krankenbett, zwei Wochen vor seinem Tod, schickte er unerbittliche Schreiben in den Norden und starb am 13. November 867 «nach vielen Mühen für Christus ...»[29]

Seine Haltung, die der Kirchenlehre entsprach, trug Nikolaus seither hohen Ruhm ein. Beiseite freilich, daß zum Beispiel kein Papst und kein Bischof protestierten, als Karl «der Große» seine Ehe löste und eine neue schloß, so gaben für Nikolaus' Vorgehen offensichtlich brisante politische Gründe den Ausschlag. Denn da er von Karl dem Kahlen mehr für die eigene Macht erhoffte, wechselte er die Fronten, ging er von Kaiser Ludwig II. zu Karl über, wurde er, mit der Sprache späterer Zeiten gesagt, aus einem kaiserlichen ein französischer Papst. Er machte dem Westfranken Aussichten auf die Kaiserwürde, er begünstigte bewußt dessen Pläne auf die Erbschaft des Neffen, ja «er zeigte Karl die Möglichkeit, unter Umständen schon bei Lothars Lebzeiten die Hand auf sein Reich zu legen» (Haller). Zwar hatte Karl der Kahle, bestochen von Lothar durch Abtretung der reichen Abtei St. Vaast, vorübergehend die Seite getauscht, kehrte aber rasch wieder auf die des Papstes zurück.[30]

Zu bedenken ist auch folgendes.

Die Ehe hatte seinerzeit noch längst nicht den künftigen kirchlichen Stellenwert. Der katholische Moraltheologe Bernhard Häring sieht zwar im III. Band seiner Moraltheologie «Das Gesetz Christi» auf nur einem Blatt gleich wiederholt die Ehe schon «im Paradies gestiftet», bleibt uns aber beim Hinweis auf «die Erhebung der Ehe zum Sakrament» durch Christus auch einen biblischen Quellenbeleg schuldig. Tatsächlich nämlich hatte man die Monogamie aus dem Heidentum übernommen – wie ja alles, was man nicht von den Juden stahl! – und sich um die Trauung jahrhundertelang nicht gekümmert. Selbst Nikolaus I. verlangte keine entsprechende kirchliche Zeremonie. Erst im Hochmittelalter erfolgt die Konsenserklärung der Eheleute vor dem Priester. Und erst im 16. Jahrhundert wird die Ehe ein reguläres Sakrament!

So wird es kaum überraschen, daß im Frankenreich die Bischöfe mit Eheproblemen juristisch nichts zu tun hatten und auch lange gar nicht sonderlich damit zu tun haben wollten. Als Ludwig der Fromme der Bischofssynode von Attigny (822) die Schlichtung eines Streites zwischen zwei Ehegatten zuwies, zuzu-

weisen suchte, übertrugen dies die Bischöfe den Laien, die gemäß weltlichem Gesetz entscheiden sollten! Nach Wilfried Hartmann war es im Frankenreich anscheinend noch um 860 selbstverständlich, «daß Ehestreitigkeiten vor ein weltliches Gericht gehören». Erst im späteren 9. Jahrhundert urteilten die Prälaten in Fragen der Ehescheidung allein, hatten sie auch dieses Recht errungen.[31]

Während Nikolaus I. noch in den letzten Zügen lag, wurde durch einen seiner Verwandten, den magister militum Sergius, der Kirchenschatz geplündert. Und Herzog Lambert von Spoleto und Fürst von Capua nutzte den Trauerfall, um Ende 867 in Rom Paläste, Kirchen, Klöster auszurauben und Adelstöchter zu entführen. Die Übergriffe, die Gewalttaten waren derart, daß viele aus der Stadt flohen.

Vom Familienidyll unter Papst Hadrian bis zum uneigennützigen Tod Kaiser Ludwigs II. «für die Sache Christi»

Nach dem Abtritt des Papstes hatte ein ungewöhnlich heftiger Wahlkampf, bestritten besonders von der kaiserlichen Partei und den mit ihr rivalisierenden «Nikolaiten», dem Anhang des letzten Pontifex, mit Verhaftungen und Ausschreitungen aller Art begonnen; anscheinend auch wieder mit Ambitionen des früheren Gegenpapstes Anastasius. Im allgemeinen Drunter und Drüber entfernte und vernichtete er nicht nur ihn belastende Akten aus dem päpstlichen Archiv, sondern ließ auch einen persönlichen Feind, der in einer Kirche Zuflucht gesucht, blenden.

Schließlich kam ein verheirateter 75jähriger Priester auf den begehrten Thron. Hadrian II. (867–872), schon 855 und 858 als Papstkandidat genannt, war ein Sprößling des Bischofs Talarus von Minturno-Gaeta, von dessen Ruf er wohl zu profitieren schien. Überdies sagte man dem einäugigen Heiligen Vater, der auch hinkte, wunderbare Gebetserhörungen nach. Vor seiner Weihe hatte er ein Fräulein Stefania geehelicht, mit ihr eine Toch-

ter unbekannten Namens, vielleicht auch Söhne, gezeugt und dann ein trautes Familienleben im Papstpalast geführt.

Jäh beendet wurde dies am 10. März 868, als einer der Söhne des Bischofs Arsenius, Eleutherius, der die bereits anderweitig verlobte Papsttochter zur Frau verlangte, diese samt Mutter Stefania, der Gattin des Heiligen Vaters, mitten in der Fastenzeit entführte und vergewaltigte. Nicht genug, als auf Hadrians Hilferuf Kaiser Ludwig einschritt, ermordete der enttäuschte Bischofssohn in seiner Wut beide Frauen und wurde seinerseits abgestochen. Bischof Arsenius, offenbar nicht unbeteiligt, flüchtete aus Rom und starb bald darauf. Den angeblichen Anstifter des Verbrechens, Gegenpapst Anastasius, den Bruder des Mörders, hatte Hadrian noch am 8. März 868 in einem Brief an Hinkmar von Reims, zwei Tage vor den oben berichteten Morden, seinen allerliebsten Anastasius genannt, in seine Priesterwürde wiedereingesetzt und zum Bibliothekar der Kirche gemacht. Nun setzte er ihn ohne Verhör, Zeugen, Verteidigung abermals als Kleriker ab und exkommunizierte ihn.

Ab- und Wiederaufstieg des Anastasius: Tod Lothars II. – ein «Gottesgericht»

Die Verurteilung des Kardinalpriesters Anastasius erfolgte auf der römischen Synode vom 12. Oktober 868 aufgrund schwerster Bezichtigungen: Versuchte Entzweiung von Kaiser und römischer Kirche, Ausraubung des Papstpalastes nach dem Tod von Nikolaus I., Entwendung gegen ihn ergangener Synodaldekrete unter Leo IV. und Benedikt III., Beteiligung an der Entführung und Ermordung von Hadrians II. Frau und Tochter. Noch andere Vorwürfe schleuderte der Papst auf der Synode dem Anastasius ins Gesicht und erklärte: «Zuletzt aber hat er – wie viele von euch mit mir zusammen von einem gewissen Priester Ado, der mit ihm sogar verwandt ist, selbst gehört haben und wie mir auch auf andere Weise aufgedeckt wurde – in krasser Undankbarkeit gegen

die Wohltaten, die wir ihm erwiesen haben, einen Mann zu Eleutherius geschickt und ihn aufgefordert, die Morde auszuführen (exhortans homicidia perpetrari). Ach, sie sind geschehen, ihr wißt es.» Indes, schon Ende des Jahres 869 war Anastasius wieder Berater des Papstes, war er zumindest wieder Bibliothekar der römischen Kirche, was auf den Heiligen Vater ja ein merkwürdiges Licht wirft.[32]

Zur Stütze seiner papalen Macht gegenüber Bischöfen hatte sich der tieffromme, aber nicht sonderlich charakterfeste Hadrian gleich zu Beginn seines Pontifikats auf zahlreiche Kirchenvätersprüche berufen, genau auf 21 Sätze, die sämtlich den pseudoisidorischen Fälschungen (S. 181 ff.) entstammten.

Freilich war er nicht aus dem Schrot und Korn seines Vorgängers. Er schwankte, lavierte, löste etwa, zwar unter Vorbehalten, doch aufgrund bloßer Zusicherung, Waldrada vom Bann und reichte Lothar, der deshalb viele Geschenke gab, Gold und Silber, am 1. Juli 869 in Monte Cassino die Kommunion. Hatte der König ja beteuert (und sein Gefolge es bestätigt), keinerlei Kontakte mehr mit Waldrada zu haben. Auch «seine Helfershelfer (fautores) nahmen mit ihm zusammen aus den Händen des Papstes das Abendmahl»; darunter sogar der abgesetzte Kölner Erzbischof Gunthar, «der Urheber und Betreiber dieses öffentlichen Ehebruchs»; er allerdings nach Abgabe einer Sondererklärung «vor Gott und seinen Heiligen ...» (Annales Bertiniani).

Noch auf der Heimreise, auf der sein Gefolge einer Seuche zum Opfer fiel, wurde auch Lothar in Lucca von einem Fieber befallen und starb am 8. August 869 in Piacenza – ein «Gottesgericht», wie man allgemein glaubte, wegen des in Monte Cassino geleisteten Meineids. Man begrub den König in dem kleinen Kloster St. Antonin außerhalb der Stadt. Theutberga aber, die bald sein Grab besucht haben soll, zumindest dort die Mönche generös begüterte, damit sie für des Gatten Seelenruhe beteten (denn alles hat hier seinen Preis!), endete ihr Leben als Äbtissin des von Lothar reich ausgestatteten Klosters der hl. Glodesinde in Metz. Und ihre Nebenbuhlerin Waldrada wurde Nonne in Remiremont an der Mosel.[33]

Heil und Sieg für Karl den Kahlen – und «Siegheil» der Bischöfe

Kaum hatte Karl der Kahle, zeitlebens einer der habgierigsten, treulosesten, feigsten und erfolgreichsten Fürsten seiner Zeit, vom überraschenden Ende seines Neffen Lothar II. gehört, brach er, entgegen früheren Vereinbarungen, nach Lotharingien auf.

Die Lage war günstig: Lothar tot, sein Sohn Hugo illegitim, überdies noch ein Kind; Ludwig der Deutsche lag schwer krank in Regensburg. Und seine Söhne, wie sich das für gute Christen ziemt, standen alle im Feld gegen die Slawen: Prinz Ludwig (III.) bekriegte mit Sachsen und Thüringern die Sorben, Prinz Karlmann mit den Bayern die Mährer, Prinz Karl (III.) vertrat mit fränkischen und alemannischen Truppen den kranken König, der «Gott den Ausgang der Sache» empfahl. Kaiser Ludwig aber, Lothars Bruder und nächstberechtigter Erbe, war nicht nur weit weg, sondern auch kaum abkömmlich. Seit über drei Jahren stritt er gegen die Sarazenen in Unteritalien, wo er endlich Bari, ihr Bollwerk in Apulien, auf der Landseite eingeschlossen und mit Hilfe einer gerade erschienenen byzantinischen Flotte von 400 Schiffen auch von der Seeseite her abgeriegelt hatte.

Karl der Kahle dagegen, der seit Jahren alle Angelegenheiten Lotharingiens, zumal Lothars II. Eheprozeß, aufmerksam verfolgte, stand gleichsam unmittelbar vor der Tür und konnte sich bei dem nun beginnenden Raubzug auf die Komplizenschaft mehrerer Episkopi fest verlassen, auf Hatto von Verdun, Adventius von Metz, Franco von Lüttich, Arnulf von Toul u. a. Auch begleitete ihn Erzbischof Hinkmar mit zwei seiner Suffraganen, was den Schluß erlaubt, daß er den Usurpationsplan «von Anfang an unterstützt», den Überfall «maßgeblich» geleitet hat (Reinhardt).

In Attigny forderten einige lotharingische Bischöfe und Große Karl zwar auf, die Grenze nicht zu überschreiten. Eine andre Gesandtschaft aber lud ihn ein, möglichst rasch nach Metz zu kommen, wo Adventius Bischof war, der nun ebenso beflissen für Karl agierte wie bisher für Lothar. Bedenkenlos rückte der Ag-

gressor vor. In Verdun huldigten ihm der Ortsbischof nebst dem von Toul, in Metz weitere Prälaten. Und am 9. September 869 feierte dort Adventius in der Stephanskirche den Herrn Karl als von Gott erkorenen Nachfolger und rechtmäßigen Erben. Adventius wurde nicht müde, das Zauberwort Gott zu wiederholen, den Retter in der Not, um allen klar zu machen, daß es hier um nichts als um Gottes Willen ging, den anwesenden Herrn Karl, den rechtmäßigen Erben, den Gott selbst zu ihrem Heil erwählt, nun zu ihrem König und Fürsten zu machen. Und wie das Metzer Oberhaupt, so viele andere Seelenhirten.

Eine «Komödie der Rechtfertigung» nennt es Engelbert Mühlbacher. «Die Bischöfe, welche noch vor Jahresfrist so feierlich ihren Patriotismus gegen die westfränkischen Aneignungsgelüste bekundet hatten, zauderten jetzt keinen Augenblick, dem Rechtsbruch gegenüber dem Neffen, dem Vertragsbruch gegenüber dem Bruder die kirchliche Weihe zu leihen. Unwahrheit und Heuchelei, die sich nicht scheute, selbst den Namen Gottes in ihr Getriebe hineinzuzerren, umhüllten den eigennützigen Zweck. Woher nahmen sie, noch dazu eine Minderheit, das Recht, über ein Reich, dessen Besitz an die Erbfolge gebunden war, zu verfügen, in einem Reich, das nur ein Erbkönigtum kannte, einen fremden König zu bestellen? Taten sie anders als die westfränkischen Großen, da sie den deutschen König in ihr Land riefen? War Karl nicht ebenso Usurpator als bei seinem Angriff auf das Westreich der deutsche König, den Hinkmar von Reims und zum Teil dieselben Bischöfe nicht scharf genug verurteilen, nicht tief genug demütigen zu können glaubten?»

Karl insistierte seinerseits auf seiner göttlichen Erwähltheit, betonte auch den allgemeinen Konsens der Geistlichen und Großen, versprach, Ehre und Würde der Kirche zu wahren, auch alles mögliche sonst zu schätzen und zu schützen – das bei derlei Gelegenheiten stets Abzuleiernde. Daß auch Erzbischof Hinkmar beteuerte, König Karl sei unter Gottes Führung nach Metz gekommen, versteht sich von selbst. Worauf man «Großer Gott, wir loben Dich» anstimmte und der königliche Räuber zu seinem Heil (und Sieg) jeden Bischof ein Gebetlein sagen und sich salben,

krönen ließ, um gleich danach in den Ardennen beim «edlen» Weidwerk auszuspannen, für neue Taten fit zu werden.

Zum Beispiel – da gerade am 6. Oktober in St. Denis seine Frau Irmintrud, die Mutter von acht Kindern, verschieden war – für die Begegnung mit seiner jugendlichen Konkubine Richildis, einer Verwandten Lothars II. Ihr Bruder, Graf Boso, hatte sie schleunigst zu liefern und bekam für diesen Liebesdienst die Abtei St. Maurice nebst weiteren Lehen. Der katholische Fürst aber feierte, noch keine Woche Witwer, kaum drei Tage nach seiner Benachrichtigung vom Tod der Gattin, am 12. Oktober seine «Vereinigung» mit Richildis – während gleichzeitig die Normannen, die schon an der Loire siedelten, Le Mans und Tours nach allen Regeln der Kriegskunst brandschatzten.[34]

Die Bischöfe hatten Karls Usurpation ungezähltemale auf das Wirken Gottes bezogen, hatten den Landraub geradezu als Gottes Werk erklärt. Papst Hadrian II. dagegen mühte sich, die Thronfolge Ludwig II. zu verschaffen, seinem «geliebten geistlichen Sohn», von Abt Regino nicht nur «fromm» genannt, sondern auch «ein Beschützer der Kirchen» und «voll demütiger Unterwürfigkeit gegen die Diener Gottes», was da stets mehr zieht als alles. Zudem dieser Kaiser, zu seinem Schaden selbstverständlich, die immer mehr anstürmenden Sarazenen bekriegte, besiegte und damit ja auch durchaus nicht aufhören sollte, um etwa im Norden sein Erbe zu sichern. Ergo bedrohte der Heilige Vater alle, besonders aber die Bischöfe, die sich gegen seinen Schützling stellten und an dessen Erbrechten vergriffen, mit dem Kirchenbann; wie Ungläubige und Tyrannen wollte er sie behandeln. Doch niemand scherte sich um das Gezeter des Römers, und der Kaiser selbst war weit und, wie gesagt, beschäftigt.

Erst recht kümmerten natürlich Karl den Kahlen die päpstlichen Wünsche nicht. Vielmehr verband er sich mit dem Normannenführer Rorich, der, inzwischen zwar Christ, gleichwohl «die Geißel der Christenheit» blieb – wie ja auch sonst Christen einander solche Geißeln seit Jahrhunderten waren, fort und fort blieben und bleiben. Als freilich der überraschend genesene Lud-

wig der Deutsche dem Usurpator mit Krieg drohte, ihm auch gleich entgegenrückte, lenkte Karl ein.

Nach längeren Vorverhandlungen kamen beide Könige bei Meersen zusammen (am Maasufer in den Niederlanden, wo sich um die Mitte des Jahrhunderts schon mehrfach fränkische Fürsten verabredet hatten) und teilten am 8. August 870, genau ein Jahr nach Lothars II. Tod, kurzerhand dessen Reich nördlich der Alpen gleichmäßig unter sich auf; wobei Maas, Mosel und Saone ungefähr die Grenze bildeten – bis zehn Jahre später freilich durch die Verträge von Verdun (879) und Ribemont (880) der ganze westliche Teil Lotharingiens wieder Ostfranken zufiel.[35]

Weitere Proteste des Papstes hinkten nur hinter dem Vollzogenen her. Doch weder Karl der Kahle, der «zum drittenmal Gemahnte», noch der wohl am meisten abgekanzelte Erzbischof Hinkmar, den der Römer, vermutlich zu Recht, geradezu den Initiator des Bösen, des Raubes schimpfte, noch die übrigen Prälaten scherten sich sehr darum. Vielmehr hörte der Heilige Vater bald darauf von Karl, daß die Frankenkönige in ihren Ländern herrschten und nicht die Bischöfe, weshalb er denn auch gelassen annektierte, was ihm der Teilungsvertrag von Meersen eingebracht.

Wie Hadrian aber schon gegenüber Lothar und Waldrada nachgeben mußte, so auch in anderen Konflikten, in zivilen und kirchlichen Streitfällen im Karolingerreich, zumal in einem Zerwürfnis des Bischofs Hinkmar von Laon und seines mächtigen Onkels Hinkmar von Reims sowie Karls des Kahlen. Man verwahrte sich gegen Einmischungen, zu denen er nicht befugt sei. Ganz massiv verbat sich Karl römische Befehle, die in seine Rechte eingriffen. Der Papst mußte sogar persönliche Briefe verleugnen, die sein Sekretär geschrieben hatte. Sie seien ihm, erklärte er, während seiner Erkrankung entrissen, ja, sie seien erdichtet worden. Auch eine Synode von 30 fränkischen Bischöfen ergriff Partei für den König.

Kaiser Ludwig II. stirbt erschöpft für Christus, und die Kirche beerbt ihn

Nun schien seinerzeit wenigstens im Süden Italiens sich ein Lichtblick zu bieten. Gelang es doch endlich Ludwig II. nach mehrjähriger Belagerung 871 Bari, das Sarazenenzentrum auf der Halbinsel, den Sitz eines arabischen Emirs, mit byzantinischer Hilfe zu erobern. Freilich konnte der Kaiser auch im selben Jahr durch den Herzog Adelchis von Benevent in einem Handstreich gefangen genommen werden, wonach er seine beherrschende Stellung verlor, allerdings weniger wegen solcher als infolge mißlicher dynastischer Umstände. Seine Frau Angilberga, der einst fränkischen Sippe der Suponiden entstammend, war zwar ungewöhnlich aktiv an seiner Regierung beteiligt, selbst (besonders seit seiner Erkrankung und Jagdverletzung 864) an militärischen Aktionen, hatte ihm aber nur zwei Töchter geboren. Ihr Versuch, nach Eintritt des Erbfalls Italien samt Kaiserkrone den ostfränkischen Karolingern zuzuspielen, mißlang durch den Widerstand des oberitalischen Adels, der sich mehrheitlich für Karl den Kahlen entschied. Und der Papst stellte jetzt in einer jähen politischen Wendung Karl sogar die Kaiserkrone in Aussicht.[36]

Kaiser Ludwig II. (855–875), Lothars I. ältester Sohn, hatte fast sein ganzes Leben in Italien verbracht. Im Süden des Landes rivalisierten byzantinische und langobardische Machtinteressen, dazu gab es zahlreiche lokale Zwistigkeiten – alles selbstverständlich Wasser auf die Mühlen der Sarazenen, gegen die Ludwig 866 sämtliche freie Männer Italiens aufgerufen. Oft gelobt und immerfort angefeuert von den Päpsten, führte er häufig Krieg, unterwarf die Herzöge von Salerno, Benevent, Capua, kämpfte lange in Apulien und konnte so sein Kaisertum natürlich nur in Reichsitalien, nicht aber nördlich der Alpen zur Geltung bringen, wo im «Mittelreich» seine Brüder Lothar II. und Karl von der Provence herrschten, so daß ihn Erzbischof Hinkmar von Reims geringschätzig «imperator Italiae» nannte. Und schließlich mußte er auch noch den Süden sich selbst überlassen, vor allem wegen der Feindseligkeit seiner christlichen Fürsten, zumal auch des oströmischen Kaisers.

Ludwig II., der sich «ganz uneigennützig für die Sache Christi erschöpfte» (Riché), ging in der Fremde unter, und als er am 12. August 875 bei Brescia gestorben war, erbte seinen gesamten Eigenbesitz in Italien – die Kirche. Kein Wunder, daß sich Bischof Anton von Brescia und Erzbischof Ansbert von Mailand sogleich um seine Leiche rauften. Bischof Anton hatte sie bereits in der Kirche der Jungfrau seiner Stadt beigesetzt, als sie der Mailänder Metropolit in Begleitung der Oberhirten von Bergamo und Cremona und der gesamten Klerisei unter Hymnen nach Mailand holte.

Da der Kaiser keinen männlichen Nachkommen hinterließ, sollten die ostfränkischen Karolinger begünstigt und einer seiner Vettern König von Italien werden; der Herrscher soll noch Karlmann, den ältesten Sohn des Monarchen, als seinen Nachfolger bezeichnet haben; auch seine Witwe Angilberga und ihr Anhang wirkten in diesem Sinn. Aber Ludwig der Deutsche war alt, sein Reich ging der Teilung unter drei Söhne entgegen, die italienischen Großen waren uneins, und Papst Johann VIII. hatte die Kaiserkrone Karl dem Kahlen zugedacht, dem sie zuletzt ja schon Johanns Vorgänger Hadrian II. heimlich versprochen. Dabei hatte dieser – seine letzte überlieferte Amtshandlung – Ludwig II. Mitte Mai 872 in St. Peter ein zweites Mal zum Kaiser gekrönt. Im selben Jahr aber, in seinem Todesjahr, schrieb der Papst an Karl: «Wir versichern euch aufrichtig und treu – doch sei dies eine geheime Rede und ein nur den Vertrautesten mitzuteilender Brief –, daß ..., falls euere Hoheit bei unseren Lebzeiten den Kaiser überlebt, und wenn jemand uns auch viele Scheffel Gold anbieten sollte: Wir werden niemand anderen zum römischen König und Kaiser wünschen und fordern und freiwillig annehmen als dich ... Falls du unseren Kaiser überlebst, so ... wünschen wir alle dich nicht nur als unseren Anführer und König, Patricius und Kaiser, sondern als Schutzherrn der gegenwärtigen Kirche ...»

Nur an den Vorteil der römischen Kirche dachte natürlich auch Johann VIII., der 872 Papst wurde und nun dem westfränkischen König den Kaiserthron anbot, was er später so erläutert: «Karl zeichnet sich aus durch seine Tugend, seine Kämpfe für den Glau-

ben und das Recht, sein Bemühen, die Geistlichkeit zu ehren und zu unterweisen. Gott hat ihn daher auserwählt zur Ehre und Erhöhung der römischen Kirche.»

Zum Vorteil Italiens war dies nicht, sollte es auch nicht sein. Vielmehr folgten lauter rasch wechselnde instabile Regierungen: Karl der Kahle, Karlmann, Karl III., Berengar I., Wido. Und kaum jemand verhinderte im Regnum Italiae so zielstrebig-selbstsüchtig wie die Päpste von Jahrhundert zu Jahrhundert jede eigenstaatliche Entfaltung.[37]

Unter Hadrian II. hatte Rom mancherlei peinliche Kompromisse und Einbußen hinnehmen müssen. Den wohl größten Verlust aber erlitt es im Zusammenhang mit einem Missionsstreit, der sich aus einem Kompetenzkonflikt zu einem Kampf zwischen Ost und West auf der Balkanhalbinsel und darüber hinaus entwickelte.

Rom verliert Bulgarien

Bei der Ausbreitung des Christentums arbeiteten die Kirchen des Ostens und Westens einander nicht zu, sondern entgegen; sie konkurrierten scharf. Jede Seite wollte möglichst viel an sich reißen. Die Franken von Böhmen und Mähren, von Kroaten und Serben, die Griechen im Land der Waräger (altruss. varjag = Wikinger) von Kijew – skandinavische Herren, die sich dort mit ihrem Gefolge im späten 8. oder frühen 9. Jahrhundert festsetzten (S. 464). Doch machten griechische Prediger auch im Mährischen Reich Front gegen die Franken. Und als Khan Boris von Bulgarien 862 dem ostfränkischen König wider dessen aufständischen Sprößling Karlmann beistand, worauf die Franken die Christianisierung Bulgariens ins Auge faßten, bekriegte Michael III. von Byzanz die Bulgaren und zwang sie durch seine Priester zur Taufe.

Die Bulgaren, deren Nation im Lauf des Frühmittelalters aus der Verschmelzung von Thrakern, Slawen und Protobulgaren entstand, waren Asiaten vom Mittel- und Oberlauf der Wolga,

wo sie ein (dann mohammedanisch gewordenes) Khaganat gegründet hatten; es behauptete sich mit seiner Hauptstadt Bulgar bis ins Spätmittelalter, bis es der Mongolensturm überrollte.

Im Gefolge der Hunnen kamen bulgarische Volksgruppen an die Donau, auf den Balkan, wurden dort allmählich seßhaft und ein gefährlicher Nachbar von Byzanz. Als Wall gegen sie errichtete Kaiser Anastasios I. (491–518), ein entschiedener Monophysit (II 324ff., 346ff.), 65 Kilometer vor Konstantinopel eine Mauer vom Marmarameer bis zum Schwarzen Meer. Zur Zeit Justinians (II 7. Kap.) brandeten sie mit anderen Slawenstämmen in immer neuen Wellen heran, 557 fielen sie in Thrakien ein, um 589 erreichten sie den Peloponnes. 592 begann Kaiser Maurikios einen Krieg wider sie, der sich auch nach seiner Ermordung noch lange hinzog. Und im späten 7. Jahrhundert hatten sie die byzantinischen Herrscher bereits zu einer jährlichen Tributzahlung, 716 zur Anerkennung ihrer Unabhängigkeit genötigt. Ihr erstes Königreich, 681 mit der Hauptstadt Pliska gegründet, bestand bis 1018.

Allerdings überschätzten sich die Bulgaren, als sie kurz nach der Mitte des 8. Jahrhunderts im Süden und Südwesten auf byzantinisches Gebiet vorstießen. Kaiser Konstantin V. Kopronymos führte darauf in zwanzig Jahren gegen ihren Khan Tervel zehn Feldzüge zu Wasser und zu Land, ohne ihn freilich vernichten zu können. Wiewohl sehr geschwächt und trotz häufiger Thronstürze mit teilweiser Tötung oder Verbannung ihrer Fürsten erholten sich die Bulgaren wieder und machten unter dem Khan Krum (803–814), einem ihrer bedeutendsten Herrscher, neue Eroberungen, u. a. 809 Serdika (Sofia). Zwar beantwortete Kaiser Nikephoros I. Krums antibyzantinische Außenpolitik 811 mit einem Einmarsch, wobei er mit seiner großen Armee sogar die bulgarische Hauptstadt Pliska nahm und zerstörte, wurde jedoch seinerseits von Krum am 26. Juli auf dem Rückweg, wohl am Verigava-Paß (heute Vurbiški prochod), aus dem Hinterhalt überfallen und verlor Schlacht wie Leben.

Seit diesem Jahr tranken die bulgarischen Zaren, die sich schon früh «Fürsten von Gott» nannten, aus dem Schädel des byzanti-

nischen Kaisers, der in Gold gefaßten Hirnschale des Nikephoros. Krum selbst ruinierte fast ganz Thrakien, kam bis vor die Mauern Konstantinopels, starb aber plötzlich mitten in den Vorbereitungen der Belagerung im April 814.

Einen seiner Nachfolger, Khan Boris I. (852–889, gest. 907), trieb die Annäherung zwischen dem Byzantinischen und dem Großmährischen Reich unter Ratislav zu einem Bündnis mit Ludwig dem Deutschen, einer Öffnung auch gegenüber der ostfränkisch-bayerischen Kirche. Zunächst freilich verhinderte Byzanz dies, indem es 864 durch einen großen Feldzug, eine überraschende Heeres- und Flottendemonstration, Khan Boris I. zwang, sein Bündnis mit den Franken preiszugeben und die Bulgaren im Frühherbst 865 durch byzantinische Priester taufen zu lassen. Und als bulgarische Große sich widersetzten, schlug Boris den Aufstand seiner heidnischen Adligen nieder, wobei er deren Frauen und Kinder hinrichten, ganze Geschlechter grausam ausrotten ließ – Grund genug, ihn nach seinem Tod als Heiligen zu verehren. Gleichwohl: durch sechshundert Jahre haben das christliche Bulgarien und das christliche Byzanz einander bekämpft.[38]

Sex, Seelsorge, kleine Bestechungen und Abstechungen am Hof von Byzanz

Als Khan Boris 865 zu Kreuz kroch, als er den offiziellen Übertritt zum byzantinischen Bekenntnis vollzog, erhielt er den Namen seines kaiserlichen Paten: Michael.

Michael III. von Byzanz (842–867), nicht ganz so zügellos, wie lange von der Geschichtsschreibung geschildert, schätzte immerhin Pferde, Weiber sehr, auch den schönen, von Frauen begehrten verheirateten Pferdeknecht Basileios, den er zum kaiserlichen Stallmeister und Oberkammerherrn machte, auch zum Ehemann der eigenen Geliebten, mit der er's gleichwohl selber weitertrieb, während Basileios, der ihn später umbrachte, sich an des Kaisers

Schwester schadlos hielt, und in Wirklichkeit Onkel Bardas regierte, bis ihn Basileios gleichfalls ermordet hat. Ein christlicher Kaiserhof schon jahrhundertelang.

Bardas, seit 862 zum Cäsar aufgestiegen, vielseitig begabt, gebildet, Gründer gar einer privaten Hochschule in Konstantinopel, war freilich auch in den nicht unblutigen Staatsstreich von 856 verstrickt sowie in die Verdrängung der Kaiserwitwe Theodora. Auch hatte er seine erste Gattin verstoßen und lebte offenkundig in «Blutschande» mit der Witwe seines Sohnes, was dem Patriarchen Ignatios so mißfiel, daß Bardas 858 ebenso energisch dessen Abdankung und Verbannung betrieb wie die Ernennung des Photios noch im selben Jahr. So gehen Sex und Seelsorge häufig schönstens ineinander über – wie mutatis mutandis bekanntlich noch heute.

Patriarch Photios (858–867 und 877–886), ein Verwandter des Kaiserhauses, hatte es, nach dem erzwungenen Verzicht seines Vorgängers Ignatios (Sohn des gestürzten Kaisers Michael I.), entgegen dem Kirchenrecht, in fünf Tagen vom Nichtkleriker bis zum Patriarchen gebracht – ein Laientheologe zwar, jedoch der bedeutendste Gelehrte seiner Zeit. Natürlich protestierte er gegen westliche Missionare im Bulgarenreich, gegen die Ehelosigkeit der westlichen Priester, gegen westliche «Ketzerei», die Einfügung des «Filioque» (das Emanieren des Heiligen Geistes aus Vater «und Sohn», für die griechische Kirche Hauptursache des Schismas von 1054) in das Glaubenssymbol u. a.

Der Papst vermochte sich aus dem im Orient tobenden Kampf zwischen Photianern und Ignatianern, die wechselseitig die Legitimität des alten wie des neuen Patriarchen anfochten, natürlich nicht herauszuhalten. Nikolaus I. verweigerte dem gefährlichen Rivalen Photios die Anerkennung, und Photios erklärte das Patriarchat des Ignatios durch eine Synode für illegitim. Zwei päpstliche Legaten, im Osten bestochen, billigten die Absetzung des Ignatios sowie die Einsetzung des Photios. Der Papst bannte sie, erkannte Ignatios als rechtmäßig an und sprach auf der Lateransynode 863 feierlich die Deposition und Exkommunikation des Photios aus, was eine gereizte Korrespondenz zwischen diesem,

Nikolaus, und dem Ostkaiser auslöste. 867 verurteilte Photios den Papst und erklärte ihn seinerseits, was er nie im geringsten bedauert hat, für abgesetzt und alle für ausgeschlossen, die weiter zu ihm stehen würden. Und exkommunizierte man ihn schließlich auch im Osten auf dem Konzil von Konstantinopel 869/870, man setzte ihn auch wieder ein, ja selbst Rom erkannte ihn an. Der Papst bestand nur darauf, daß sich Photios für alle seine Taten entschuldige, und ließ dann auch diese Forderung fallen – wohl weil man byzantinische Hilfe gegen die Araber erhoffte (S. 261). Doch der ganze Streit führte schließlich zum Schisma und zur endgültigen Trennung Roms vom griechischen Reich.[39]

Und er verschärfte die Auseinandersetzung über die Christianisierung der Slawen.

Päpstlicher Rat für Bulgarien: nicht mit dem Pferdeschwanz, sondern mit dem Kreuz in die Schlacht!

Mit dem Patriarchen Photios zusammen förderte Cäsar Bardas die byzantinische Missionisierung der Slawen, um den sowohl politischen wie kirchlichen Druck aus dem Westen, besonders auf Bulgarien, besser bestehen zu können. Andererseits aber suchte der Bulgarenfürst Boris I. seinerzeit dem übermächtigen Einfluß der byzantinischen Politik und Kirche zu entgehen. Dabei nutzte er die politische Unsicherheit im Osten nach der Ermordung des Bardas 866 durch den späteren Kaiser Basileios I. (S. 261) zu einer Kontaktnahme mit Rom in Erwartung einer weniger abhängigen Kirchenorganisation. Nikolaus I., dessen Beziehungen zu Byzanz sich ohnehin ständig verschlechtert hatten, sandte denn auch im Herbst 866 die beiden Bischöfe Paulus von Populonia und Formosus von Portus, den späteren Papst, die unausgesetzt Bulgarenscharen tauften, die griechischen Priester außer Landes jagten und den Khan drängten, bloß römische Geistliche und römische Liturgie anzunehmen.

Da Bulgarien großenteils unter byzantinische Kirchenhoheit fiel und gerade erst auch durch Byzantiner christianisiert worden war, verurteilte eine von Photios im Spätsommer 867 einberufene Synode die lateinische Mission in Bulgarien und setzte Papst Nikolaus I. ab, den diese (Frohe) Botschaft dann allerdings nicht mehr erreichte. Doch wachten seine Bekehrer eifersüchtig über ihre Errungenschaften. Auch Ludwigs des Deutschen etwas später kommende Heilsbringer unter dem am Südosten besonders interessierten Passauer Bischof Ermenrich (866–872) mußten verärgert wieder umkehren, da die römische Mission von Papst Nikolaus sie nicht sonderlich schätzte, hatte diese doch «das ganze Land schon mit Predigten und Taufen erfüllt» (Annales Fuldenses).

Der Papst persönlich belehrte die Bulgaren, unter dem Titel «Responsa», in 106 Punkten über fast alle wichtigen Dinge des menschlichen Lebens. Zum Beispiel, daß der Patriarch von Rom, also er selbst, viel bedeutender sei als der von Konstantinopel, daß sie sich vor griechischen Riten, die er nicht nur angriff, sondern lächerlich machte, vorsehen und Rom unterwerfen sollten. Er sagte ihnen auch, wie sie sich kleiden, wie sie heiraten, wann sie essen, wann ehelichen Beischlaf vollziehen dürften etc. Und riet geradezu revolutionär, doch nicht mehr mit einem Pferdeschweif als Fahne in die Schlacht zu ziehn, sondern mit dem Kreuz! So wurde der Bulgarenkhan schließlich überzeugt, er bekannte sich als Diener des hl. Petrus und erklärte seine Unterwerfung – «die abendländisch-römische Obödienz hatte nahezu die Tore von Konstantinopel erreicht!» (Handbuch der Europäischen Geschichte).

Freilich, auch Roms Triumph währte nicht lang. Denn da Fürst Boris keinen autokephalen bulgarischen Patriarchen bekam, da weder Nikolaus I. den erbetenen Bischof Formosus noch Nikolaus-Nachfolger Hadrian II. den angeforderten Diakon Marinus schickte, da Boris zudem hören mußte, der römische Papst und der Patriarch von Konstantinopel hätten einander gegenseitig exkommuniziert und abgesetzt, wandte sich die von Byzanz stets eifrig umworbene bulgarische Kirche gleich nach dem Konzil von

Konstantinopel 869/870 wieder dem dortigen Patriarchat zu, womit ihr Missionsgebiet erneut an die griechische Kirche fiel. Und nun wurden, allen päpstlichen Protesten zum Trotz, die lateinischen Priester vertrieben. Und mochte auch Johann VIII. bald noch so sehr den Bulgarenzaren mahnen, warnen und mit Petri Himmelsschlüsseln locken, drohen, mochte er sich wie auch immer mühen, Bulgarien doch noch unter das römische Heil und gegen die «sub fide falsi» zu zwingen, es blieb fortan bei Konstantinopel und konnte so auch seine Eigenständigkeit wahren. 928 wurde die bulgarische Kirche von der byzantinischen als autokephal anerkannt.

Photios aber, alles im Christentum seiner Zeit überragend, stürzte 886 ein zweitesmal und zog sich hinter Klostermauern zurück, zumindest als Theologe und Gelehrter bis heute berühmt. Und auch Khan Boris, der grausame Schlächter seines heidnischen Adels, der Mörder von Frauen und Kindern, wurde (889) Mönch – und heilig, sogar Nationalheiliger der Bulgaren (Fest 2. Mai).[40]

Verdient, verdient.

Rom gewinnt Böhmen und Mähren – Die «Slawenapostel» kommen

In Mähren hatte Ratislaw klar erkannt, ein Anschluß an die Kirchenprovinz Salzburg würde seine Unabhängigkeit noch stärker gefährden. So erstrebte er auf der Höhe seiner Macht die kirchliche Loslösung von Bayern, suchte er durch Einladung italienischer Missionare Rückhalt in Rom, dachte er an eine nur dem Papst verbundene slawische Landeskirche. Nachdem ihn Nikolaus aber mit Rücksicht auf die Reichskirche und Ludwig den Deutschen abgewiesen, wünschte er eine Anlehnung an Byzanz, für ihn politisch weniger gefährlich als die nahen fränkischen Nachbarn. Er drängte also die bayerische Mission zurück und bat 862 Byzanz um Entsendung von griechischen Geistlichen. Und

bald schickte Cäsar Bardas, nur wenige Jahre vor seiner Ermordung wie der auch Kaiser Michaels durch dessen Nachfolger Basileios, die beiden Brüder Konstantin und Methodios mit ihren Missionaren. So gewann das Großmährische Reich nicht nur seine faktische Unabhängigkeit von den unterwerfungssüchtigen Ostfranken, sondern auch ein slawisches Christentum, gewann in Anlehnung an die griechisch-byzantinische Kirche vorerst eine Nationalkirche Mährens.

Konstantin (meist mit seinem späteren Namen Kyrill genannt) und Methodios, das als «Slawenapostel» bekannt gewordene Brüderpaar, entstammte einer hohen Beamtenfamilie in Thessalonike (Saloniki) und wurde im Umkreis des Patriarchen Photios in Konstantinopel ausgebildet. Der um 815 geborene ältere Methodios war zunächst kaiserlicher Stratege, dann Abt, der jüngere Konstantin, ein Diakon, vielleicht Priester, hatte den Lehrstuhl des Photios übernommen und ging 860 zuletzt als kaiserlicher Gesandter zu den Chasaren in der heutigen Ukraine. Beide hatten schon in der Slawenmission Erfahrungen gemacht, und als Ratislav zwei Jahre später Michael III. um Lehrer ersuchte, die u. a. byzantinische Gesetzbücher ins Slawische übertragen sollten, brachen die beiden Brüder an der Spitze einer Missionsdelegation auf.

Die «Slawenapostel» konnten zu den Mähren in deren Muttersprache sprechen und predigen, sie vermochten die christliche Liturgie, die römische Messe («St.-Peters-Liturgie»), in der slawischen Sprache und in der kirchlichen Tradition des Orients zu praktizieren, und sie übertrugen auch die Bibel in die Volkssprache. Mit alldem schufen sie ein als «Altkirchenslawisch» bezeichnetes Kirchen- und Liturgie-Idiom. Doch all dies führte auch zu einem schweren Streit mit dem in Ratislavs Bereich längs der Donau bereits tätigen lateinisch-fränkischem Klerus. Und dies um so mehr, als sie die bayerische Mission rasch übertrumpften.

Selbstverständlich folgten der Vorwurf der «Ketzerei» und eine Vorladung nach Rom. So machten sich Konstantin und Method nach etwa dreijährigem Wirken 866/867 auf den Weg. Sie gingen über Pannonien zu dem Sohn des inzwischen verstorbenen Sla-

wenfürsten Pribina (S. 156 f.), Kocel (in fränkischen Quellen: Chozilo, Chezilo), der bis zu seinem Tod um 875 in der Hauptfeste Mosapurg (Zalavár) am Plattensee herrschte und nun die slawische Liturgie zu fördern begann. Und von dort zogen sie 868 über Venedig weiter zum Papst, um ihr Unternehmen allerhöchst absegnen zu lassen.

Tatsächlich billigte in Rom (wo Konstantin, der den Namen Kyrill angenommen, 869 starb) Hadrian II. ihre Missionspraxis. Er genehmigte die slawische Liturgie, befahl allerdings Epistel und Evangelien lateinisch zu lesen. Als Hadrian aber 870 auf Bitte Kocels, der sich aus der ostfränkischen Abhängigkeit befreien und eine unabhängige Kirche wollte, Methodios zum Päpstlichen Legaten und Erzbischof von Pannonien und Mähren ernannte, ihm auch die seit dem Awarensturm von 582 eingegangene Metropolie Sirmium (heute Mitrovica bei Belgrad) unterstellte, kam es zum heftigen Widerstand der Bischöfe von Salzburg und Passau. Denn Hadrians Verfügung betraf ihre Diözesen, und zwar keinesfalls nur ihr geistliches Regiment, sondern natürlich ebenfalls den Fortgang der fränkischen «Kolonisation». So verschärfte sich der schon etwa fünfzehnjährige Kirchenstreit, wobei es jedem um etwas anderes ging: «Method um die slawische Kirchensprache, den Bayern um die Unversehrtheit ihres Missionssprengels, dem Papsttum um unmittelbare Herrschaft über die mährische Kirche, den Mährern selbst aber um ihre Unabhängigkeit» (Zöllner). Im Grunde ging es jedem um dasselbe: um Macht.[41]

Herzog Ratislaw wird geblendet, Erzbischof Method vom Passauer Bischof mit der Reitpeitsche traktiert

Mit dem Kirchenstreit unlösbar verbunden war der politische Konflikt. Ludwig der Deutsche fiel eben seinerzeit wieder einmal im Osten ein. Mit drei Heereskontingenten rückte er vor (S. 162).

Dabei attackierte Prinz Karlmann von Kärnten aus das Fürstentum Neutra in der Slowakei, wo Ratislavs Neffe Swatopluk regierte (870–894). Er hatte dort, wo der Salzburger Erzbischof Adalram 828 den ersten Christentempel geweiht, als Teilfürst begonnen und offenbar die römische Kirche begünstigt. So wurde er denn aus all den da drohenden dynastischen Tücken wunderbar durch «Gottes Gnade», «das gerechte Gericht Gottes» gerettet. Karlmann zog ihn auf seine Seite, und Swatopluk lieferte ihm den Onkel aus. Karlmann ließ Ratislav in Regensburg in ein Gefängnis sperren und drang jetzt «ohne irgend einen Widerstand in dessen Reich ein, brachte alle Städte und Burgen zur Unterwerfung, ordnete und verwaltete das Reich durch seine Leute und zog, bereichert mit dem königlichen Schatz, heim».

Ratislav aber wurde im Spätherbst «schwer gefesselt» König Ludwig vorgeführt, – gnadenweise – geblendet und blind erneut in einen Klosterkerker geworfen. (Schließlich hatte es das ganze Jahr über Vorzeichen gegeben, «Wunderzeichen»: nächtelang eine wie in Blut getauchte Luft über Mainz, ein zweimaliges Erdbeben dort, auch wütete eine Rinderpest «aufs schrecklichste an einigen Orten Franciens». Ja, während einer Synode in Köln wurden in der Kirche des hl. Petrus «Stimmen böser Geister gehört, die miteinander sprachen und sehr darüber klagten, daß sie aus den so lange innegehabten Sitzen ausgetrieben werden sollten»: Annales Fuldenses). – Man erinnert sich wohl an den «bösen Geist» von Caputmontium (S. 168).

Als Methodios aber seinen Schützer Ratislav verlor, ließen die bayerischen Bischöfe auch Methodios verhaften und jahrelang in Bayern – wo ist unbekannt – einkerkern, doch sicher stand dahinter «der gesamte bayerische Episkopat in enger Fühlungsnahme mit der weltlichen Macht» (Maß). Mähren wurde nun durch deutsche Markgrafen verwaltet.

Zuvor freilich, 870, hatte man den gerade erst durch den Papst approbierten Erzbischof auf eine Regensburger Synode geschleppt, einen Mann, der vermutlich ein ernsteres Christentum vertrat als der damals in Mähren missionierende fränkische Kle-

rus, und es kam zu einem Zusammenstoß mit den bayerischen Prälaten, denen alles Slawische verhaßt war. «Du lehrst auf unserem Gebiet», hielt man dem Verhafteten vor, während dieser seinerseits die Oberhirten von Salzburg und Passau bezichtigte, aus Ehrgeiz und Habgier die «alten Grenzen» überschritten zu haben.

Bischof Ermenrich von Passau hatte Methodios vielleicht gefangengenommen. Und Ermenrich, ein gebildeter Literat aus schwäbischem Adel, in Fulda Schüler Hrabans und Rudolfs, in Reichenau Walafrid Strabos, zeitweise auch am Hof Ludwigs des Deutschen in Regensburg weilend, er stürzte sich – nach Papst Johann VIII. – mit einer Reitpeitsche auf den Bruder in Christo, setzte ihn längere Zeit unter freiem Himmel dem Winter, dem Regen aus und kerkerte ihn vermutlich auch ein. Von Ende 870 bis 873 jedenfalls saß Erzbischof Methodios in Klosterhaft, entweder bei Freising, in Regensburg oder in Ellwangen, wo Ermenrich einst Mönch gewesen.[42]

Einfälle im Osten oder «Keiner entrann von dort ausser Bischof Embricho ...»

Auch Großfürst Swatopluk, der eigentliche Beherrscher des Großmährischen Reiches, der gesamten Sudetenländer, einschließlich Böhmens, Schlesiens sowie Mittelungarns, hatte in fränkischen Gefängnissen gesteckt, sich aber allmählich als immer nützlicher erwiesen, bereits auch benachbarte Slawenstämme unterworfen und «bekehrt», wie die östlichen Tschechen. Der Fürstensitz Neutra war in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts schon Bischofssitz, der östlichste der lateinischen Kirche.

871 aber wurde Swatopluk der Treulosigkeit angeklagt und erneut von den Franken in Gewahrsam genommen, von Karlmann, dessen Enkel er aus der Taufe gehoben. Doch da wohl unschuldig, mußte man ihn, sogar «mit königlichen Geschenken», wieder entlassen. Freilich rächte sich der Fürst jetzt. Er

nahm Ratislavs antifränkische Politik auf, erhob sich und fügte dem bayerischen Heer noch 871 eine furchtbare Niederlage zu. Die Grenzgrafen gegen Mähren, Wilhelm und Engelschalk, kamen mit vielen anderen um. «Alle Freude der Bayern über so viele vorangegangene Siege wurde in Trauer und Wehklage verwandelt.» Was man nicht niederhaute, endete in Gefangenschaft. Swatopluk, der sich immerhin für die wichtigsten politischen Geschäfte christlicher Priester bediente, des Johann von Venedig, des Schwaben Wiching, bleibt so gleichwohl für die Franken das «Hirn voll Trug und Hinterlist», «unmenschlich und blutgierig wie ein Wolf» (Annales Fuldenses).

872 greift man zwar Mährer wie Böhmen mit einer ganzen Reihe von Gewalthaufen an, doch wieder mit wenig «Glück». Thüringer und Sachsen werden «mit sehr großem Verlust» in die Flucht gejagt, «fliehende Grafen von den Weiblein jener Gegend geprügelt und mit Knüppeln von den Pferden herab zu Boden geschlagen». Dafür macht freilich, «im Vertrauen auf Gottes Beistand» (der zur selben Zeit doch den Dom zu Worms mit «himmlischem Feuer verzehrt»), das Kriegsvolk unter dem Mainzer Erzbischof gleich fünf feindlichen Herzögen Beine «samt einer großen Menge Empörer», tötet, läßt in der Moldau ertrinken, verwüstet einen «nicht kleinen Teil» des Landes und kehrt dann «unversehrt heim. Bei diesem Zug hatte der Erzbischof Liutbert die oberste Leitung».

Ein weiterer fränkischer Haufen, geführt von Bischof Arn von Würzburg – dem Erbauer eines dortigen Doms sowie «verantwortlicher Heerführer in vier überlieferten Feldzügen» (Lindner) – und Abt Sigehard von Fulda, eilte dem «mit Mord und Brand» wider Swatopluk operierenden Karlmann zu Hilfe. Aber die Bayern unterlagen. Sie mußten «mit Verlust des größten Teiles der Ihrigen unter größten Schwierigkeiten umkehren». Und ein weiterer Bayerntrupp, zum Schutz der Schiffe am Donauufer zurückgelassen, wurde durch eine Schar Swatopluks gänzlich aufgerieben – «keiner entrann von dort außer Bischof Embricho von Regensburg...»

Nach ungewöhnlich opferreichen Einfällen konnte Swatopluk

seine Herrschaft festigen, und 874 brachte ihm der Frieden von Forchheim eine relative Unabhängigkeit, auch kirchenpolitisch, allerdings gegen jährliche Tributzahlungen.[43]

Endgültiges Verbot der slawischen Liturgie und Aufstieg der «Slawenapostel» zu Landespatronen und «Modeheiligen»

Erst 873 hatte Papst Johann VIII. die Freilassung des Methodius erwirkt. Nach seiner Rückkehr in den pannonischen Sprengel sollte er zwar auf die slawische Liturgie, die «barbarische» Sprache, verzichten und die Messe nur lateinisch oder griechisch zelebrieren, «wie die über den ganzen Erdkreis verbreitete Kirche Gottes singt», doch fügte Methodios sich nicht, und der Papst widerrief 880 das Verbot.

Swatopluk selbst, der Herr Groß-Mährens, stand zwar politisch hinter Method, neigte persönlich aber mehr westlicher «Kultur», vor allem dem Papsttum zu. So ließ er seinen Günstling, den im Kloster Reichenau erzogenen schwäbischen Mönch Wiching in Rom zum Bischof von Neutra wählen, Swatopluks früherem Sitz. Darauf wurde Wiching der Suffragan des Methodios. Er intrigierte jedoch unausgesetzt gegen dessen Missionsprogramm – obwohl es Johann VIII. im Juni 880 durch die Bulle «Industriae tuae» genehmigt und überraschenderweise gegen Wiching entschieden hatte, nachdem der nach Rom zitierte Method die Bezichtigung der «Ketzerei» restlos widerlegen konnte.

Papst Stefan V. (885–891) aber, der unter dem Einfluß des fränkischen Klerus stand, untersagte endgültig den slawischen Messekanon und ließ ihn durch den römischen Ritus ablösen, «die letzte bedeutsame kirchliche Entscheidung eines karolingerzeitlichen Papstes» (Handbuch der Europäischen Geschichte). Denn dadurch wurde ein Teil der West- und Südslawen für immer in

den lateinischen Westen einbezogen. Stefan V. verwarf «die falsche Lehre gänzlich» und empfahl dem «König der Slawen» wärmstens Bischof Wiching als rechtgläubig. Doch erst nach Methods Tod um 885/886 war Wiching gegen den von Method gewünschten Nachfolger erfolgreich.

Methods Versuch, in Anlehnung an Byzanz eine slawische Nationalkirche zu schaffen, war vollends zusammengebrochen. Der bayerische Episkopat hatte auf der ganzen Linie gesiegt. Ein großer kirchlicher Umschwung erfolgte. Die lateinische Liturgie trat wieder anstelle der slawischen, die fränkische Kirchenprovinz anstelle der mährischen, Slowenen und Kroaten kamen wieder unter die römisch-katholische Knute, die byzantinische Mission war in Mähren für alle Zeit beendet. Wie in Bulgarien der Osten, hatte in Mähren der Westen sich durchgesetzt. Fortan lief die Scheidelinie zwischen griechischem und römischem Christentum, zwischen dem größeren slawischen Südosteuropa und dem kleineren Westteil der Slawen, mitten durch die Südslawen, mitten durch den Balkan, standen Byzanz und Rom hier einander feindlich gegenüber mit all den katastrophalen Folgen noch im 20. Jahrhundert, besonders im Zweiten Weltkrieg sowie im Balkankrieg der neunziger Jahre.

Der «slawische» Klerus, der Anhang des Methodios, wurde 886, vor allem unter dem Einfluß des Bischofs Wiching, längere Zeit eingekerkert, zum Teil angekettet, dann aus Mähren vertrieben, von wo er zumeist nach Bulgarien, aber auch auf serbisches und kroatisches Gebiet floh. Zugleich wurde in Mähren die slawische Liturgie ausgerottet, ein kostbarer Handschriftenschatz altslawischer Schule barbarisch zerstört. Entgegen der Verfügung seines Vorgängers erließ Stefan V. ein absolutes Verbot des Slawischen im Gottesdienst und ernannte den Ostfranken Wiching zum Erzbischof von Neutra. Keinerlei altkirchenslawische Tradition blieb erhalten, in Mähren so wenig wie in Böhmen.

Erst im 14. Jahrhundert stiegen Konstantin-Kyrill und Methodios zu den Landespatronen von Mähren auf, ja, sie wurden jetzt schlagartig zu typischen «Modeheiligen». Dabei steht eindeutig

fest, daß es vor 1347 in Böhmen und Mähren überhaupt keine kultische Verehrung der beiden Missionare gab. Auch Reliquien – «begreiflicherweise sehr dubioser Art» (Graus) – wurden erst jetzt «entdeckt».[44]

4. KAPITEL

JOHANN VIII. (872–882): EIN PAPST, WIE ER IM BUCH STEHT

«Derjenige, der von uns zur Kaiserwürde erhoben werden soll, muß auch von uns zuerst und hauptsächlich von uns berufen und erwählt werden.» Papst Johann VIII.[1]

« ... die Welt hatte begriffen, daß es bei dem, was er gleich seinen Vorgängern erstrebte und forderte, um weltliche Rechte und irdische Herrschaft, nicht um Glauben und Kirche ging». Johannes Haller[2]

«In Rom war nämlich der Bischof des apostolischen Stuhles verschieden, Johannes mit Namen; dieser hatte schon früher von seinem Verwandten Gift erhalten, jetzt aber wurde er von demselben und zugleich anderen Genossen seiner Freveltat ..., da sie sowohl seinen Schatz wie die Leitung des Bistums an sich zu reißen dürsteten, so lange mit einem Hammer geschlagen, bis dieser im Gehirn stecken blieb.» Annales Fuldenses[3]

«Keine Frage: in Italien herrschte die völlige Anarchie ... Von den neun Päpsten, die in den kommenden zwölf Jahren in rascher Folge den Stuhl Petri bestiegen, ist kaum einer eines normalen Todes gestorben.» Karl Kupisch[4]

Von Hadrians Nachfolger, dem bereits hochbetagten gebürtigen Römer Johann VIII., einem der bekanntesten Päpste zwischen Nikolaus I. und Gregor VII., meinte selbst der relativ kritische Katholik Kühner: «Sein ganzes Streben galt dem Frieden und der Gerechtigkeit». Tatsächlich aber war Johann VIII. ein äußerst zweideutiger, ein buchstäblich nach allen Seiten konspirative Fäden spannender, nichts als der Macht nachjagender, ja, von traurigem Kriegsruhm umglänzter Papst. Keiner vor ihm hat so viele Bannsprüche gefällt, keiner vor ihm so gewissenlos, so versiert sich jedem Wechsel des Zeitlaufs angepaßt, wenn auch genug seiner Vorgänger schon ähnlich ungeniert kirchliche Macht rein politischer Ziele wegen auszuspielen pflegten.

Frische Initiative
oder Der erste Papst-Admiral

Inspiriert von Gregor I., von Nikolaus I., seinen Vorbildern, forcierte er die päpstliche Führungsrolle. Wie Leo IV. St. Peter, das vatikanische Viertel, die «Leostadt», in eine Festung verwandelt hatte, so ummauerte Johann VIII. die Paulsbasilika samt der ganzen dortigen Vorstadt, die er «Johannipolis» nannte. Und wie bereits Vorgänger Hadrian – nachdem er Ludwig II. von einem (durch den beneventanischen Herzog Adelchis 871 abgepreßten) Eid großzügig gelöst – den Kaiser aufgeputscht hatte «zur Erneuerung des Kampfes» (Regino von Prüm), so begleitete auch Papst Johann mit markigen Bibelsprüchen Ludwigs Sarazenen-

krieg und sprach, ähnlich wieder wie Leo IV. (S. 177 ff.), alle von ihren Sünden los, die «in katholischer Frömmigkeit gegen Heiden und Ungläubige fallen», und verhieß ihnen ebenfalls den Frieden des «ewigen Lebens».

Auch hielt dieser Stellvertreter Christi sich Soldaten, erbat vom König von Galicien maurische Kavallerie und begründete vermutlich das Amt des Vorstandes der Schiffswerften, sicher aber, in einer «frischen Initiative» (Katholik Seppelt), die erste päpstliche Marine: truppenbesetzte, mit zwei Kastellen bewehrte, nebst Maschinen zum Schleudern, Brennen, Entern bestückte und von Galeerensklaven geruderte Boote. Ja, er leitete selber militärische Unternehmen, machte als erster Papst-Admiral persönlich Jagd auf Sarazenen, wobei er viele dieser – so nannte er sie wahrhaft heilig-väterlich – «wilden Tiere» umbringen und ihnen beim Kap der Circe 18 Schiffe wegnehmen konnte – ein «Heldenstück» (Katholik Daniel-Rops). Nicht zuletzt suchte er Christen – über die er, taten sie sich mit Sarazenen zusammen, den Kirchenbann verhängte – durch beträchtliche Bestechung von jeder Kollaboration abzuhalten.[5]

JOHANNS GESCHÄFTE MIT KARL DEM KAHLEN, DEM «RETTER DER WELT»

Nach Kaiser Ludwigs II. Tod beanspruchten Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle, die beiden Onkel des Verstorbenen, die Kaiserkrone. Johann VIII. schickte also seine Legaten zu Karl, der italienische Klerus entschied sich darauf gleichfalls für ihn, und «der Tyrann Galliens» drang alsbald über den Großen St. Bernhard in Italien ein, wo er «mit gekrümmter Hand alle Schätze zusammenraffte, die er finden konnte» (Annales Fuldenses). Dagegen wurden die (im Auftrag ihres Vaters) über die Alpen rückenden Ostfranken Karl III. und Karlmann nur von dem Markgrafen Berengar von Friaul, dem späteren König und Kaiser, unterstützt (seine Mutter Gisela war eine Tochter Ludwigs des Frommen).

Ludwig der Deutsche aber benutzte die Abwesenheit des Bruders, um – wie schon anno 858 (S. 141 f.) – in Westfranken einzufallen; ein reiner Rachezug. Das königliche Heer, melden die Annales Fuldenses, «raubte und verwüstete alles, was es fand». Zwar verbanden sich die westlichen Magnaten unter Eid zur Abwehr der Invasoren, ruinierten jedoch ihrerseits Karls Reich, «indes sie es selbst wie Feinde ausplünderten». Ja, so mancher Graf und Bischof lief zu Ludwig über, indes der brandschatzende Ostfranke «das Geburtsfest des Herrn in Attigny» beging, und nach dem Überfall in der Pfalz Frankfurt «die Fastenzeit und das Osterfest» (Annales Bertiniani).

Karl der Kahle freilich, doch schon von Nikolaus I. durch «göttliche Eingebung» in Aussicht genommen und designiert, verfügte unstreitig über die stärkste Macht, so daß er Papst Johann wohl gegen römischen Adel wie gegen Araber beistehen konnte, mit denen Fürsten und Städte immer wieder beutegierig sich verbanden – und nach Beute hungerte auch Johann sehr. Zugleich aber war Westfranken derart von räuberischen Dänen bedroht, daß der Papst in Italien selbst wohl genügend freie Hand für eigene politische Pläne zu haben glaubte.

Karl jedenfalls, der sein Reich, trotz der grassierenden Not, unersättlich schröpfte, die dortige Kirche aber generös beschenkte, schien seine Schätze auch im Süden verschleudern, schien das Imperium förmlich erkaufen zu wollen. So konnte er Karlmann, dessen Schwert er, wie gewiß jedes, fürchtete – «denn er ist so furchtsam wie ein Hase», durch «Gold und Silber und kostbare Edelsteine in unendlicher Menge» zum Abzug bewegen. Ebenfalls bestach er «den ganzen Senat des römischen Volkes mit Gold wie Jugurtha und gewann ihn für sich» (Annales Fuldenses).

Und selbst Papst Johann, ohnedies kein Freund der ostfränkischen Karolinger, mögen Karls gewaltige Geldsummen nicht wenig beeindruckt haben.

Denn natürlich hatte dieser auch und gerade «dem heiligen Petrus viele und kostbare Geschenke gemacht». Und so erklärte dessen «Nachfolger», daß Karl den Vater, sogar den Großvater übertreffe; behauptete, Gott habe seine Kaiserwahl schon «vor

Erschaffung der Welt» vorausbestimmt; feierte ihn in lächerlicher Speichelleckerei als das heilbringende Gestirn, welches der Menschheit aufgegangen, als den Langersehnten, den «Retter der Welt», den Mann Gottes, dem Engel den Weg gewiesen durch unwegsame Gegenden, Sümpfe, durch unbekannte Furten, reißende Ströme etc. Und krönte Karl den Kahlen an Weihnachten 875 in der Peterskirche pompös zum Kaiser – genau 75 Jahre nach der Krönung seines Großvaters Karl, während er alle, Bischöfe wie Laien, mit Ausschluß, Absetzung, Verfluchung bedrohte, die Ludwig den Deutschen unterstützen würden.

Kaum genug ist dabei der Wandel zu bedenken, die gänzliche Verkehrung der Geschichte: beanspruchten nämlich einst die Kaiser kraft Erbrechts die Krone, so beanspruchte nun das Papsttum, allein das Papsttum, diese Krone nach Gutdünken zu verleihen!

Zugleich machte Rom ein weiteres großes Geschäft. Nicht nur gab Karl die 824 durch Lothar I. festgelegten Rechte des Kaisers im Kirchenstaat preis (S. 66); nicht nur verzichtete er auf die Einkünfte aus den drei kaiserlichen Klöstern S. Salvatore, S. Maria in Farfa und S. Andrea auf dem Soracte; nicht nur erneuerte er alle Schenkungen seiner Vorfahren von Pippin bis Ludwig II. an die römische Kirche. Sondern der Papst bekam auch beträchtliche Gebietserweiterungen im Beneventischen und bei Neapel, die Landschaften Samnium und Kalabrien, die toskanischen Grenzbefestigungen Chiusi und Arezzo sowie vor allem die Oberhoheit über die Herzogtümer Spoleto und Benevent. Dies trug ihm freilich alsbald die Feindschaft zweier benachbarter Fürsten ein, des Herzogs Adalbert von Toskana und besonders des Herzogs Lambert von Spoleto, die anfangs 878 in Rom eindrangen und dort vier Wochen lang übel hausten, wie denn noch die späteren Päpste dauernd unter der Rache des Spoletiners zu leiden hatten. Dazu bedrängten die Araber den Kirchenstaat mehr denn je.

So folgten einerseits unentwegt hohepriesterliche Hilferufe, Notschreie über Landverheerungen und Rechtverletzungen, deren Heiligkeit sich allerdings selbst schuldig machte, folgten Klagen über Sarazeneneinfälle und Raubzüge durch Christen (den Herzog von Spoleto!). Andererseits wurde dem «fußfällig»

angeflehten Kaiser von Papst Johann, der «keinen Schlaf für die Augen, keine Speise für den Mund» mehr fand, im Falle seiner Unterstützung wieder einmal großzügig «die Hallen des Himmelreichs» in Aussicht gestellt «und die Weiden des ewigen Lebens unter den Engeln».[6]

Johann VIII. arbeitete an der Zerstörung des Kaisertums und des italienischen Königtums, um den eignen Stuhl erhöhen, Bischöfe und Fürsten in gleicher Weise beherrschen, Italien politisch führen zu können. «Derjenige, der von uns zur Kaiserwürde erhoben werden soll, muß auch von uns zuerst und hauptsächlich von uns berufen und erwählt werden», erklärte er erstaunlich kühn und lockte mit dieser Krone, manchmal gleichzeitig, fast alle nur möglichen Kandidaten, Boso von Vienne, den König der Provence, die Söhne Ludwigs des Deutschen, Karlmann und Ludwig III., vor allem aber den Westfranken Ludwig (II.) den Stammler, den Sohn Karls des Kahlen. Und jedem versprach er jede Erhöhung, Ehre und Heil im Diesseits und Jenseits, alle Königreiche. Und jedem beteuerte er, der einzige Kandidat zu sein, und behauptete, bei keinem sonst Hilfe und Beistand gesucht zu haben! Und als sich schließlich zeigte, daß er von den Franken nicht viel erwarten konnte, wandte er sich noch an Byzanz.

Nachdem Karl Ende 875 in Rom zum Kaiser gekrönt worden war, fiel ihm auf der Rückkehr auch noch die italienische Königskrone zu. Den Seinen gibt's der Herr im Schlaf. Eine Versammlung von Magnaten in Pavia trug ihm die weitere Würde an, vor allem eine Gruppe zahlreicher Bischöfe, an ihrer Spitze Erzbischof Anspert von Mailand, der ihm als erster Treue schwor, wohlverklausuliert, wie man fand. Einstimmig machten die Großen im Februar Karl zu ihrem Beschützer, Herrn und König, hatte ihn doch, hieß es, die göttliche Gnade durch Vermittlung der Apostelfürsten und des Papstes zum Kaiser erhoben.

Es kam zu gegenseitigen Eidschwüren und auch hier wieder zu Zugeständnissen des Kaisers an den Klerus. Karl empfahl, Papst Johann zu stärken, die römische Kirche zu ehren, ihren Landbesitz zu schützen, und nicht zuletzt übertrug er den Prälaten die ständige missatische Gewalt.[7]

Ludwig der Deutsche stirbt: Abt Reginos Nachruf

Ludwig der Deutsche dachte indes nicht daran, Karl Italien allein zu überlassen. Und als päpstliche Legaten die zwischen den Brüdern ausgebrochenen «Mißhelligkeiten» untersuchen und «nach kanonischem Recht und weltlichem Gesetz» entscheiden wollten, empfing sie Ludwig erst gar nicht. Statt dessen schickte er eigene Gesandte, den Kölner Erzbischof Willibert mit zwei Grafen, zu Kaiser Karl. Sie trafen diesen in der Pfalz Ponthion, zusammen mit den von Ludwig abgewiesenen Bischöfen Johann von Arezzo und Johann von Toskanella samt einer stark besuchten, fast drei Wochen tagenden Synode von Geistlichen und vielen weltlichen Großen, der sie erst am 4. Juli im Beisein Karls die Forderung ihres Königs präsentieren konnten, «einen Teil vom Reich des Kaisers Ludwig, des Sohnes ihres Bruders Lothar» zu bekommen, «wie es ihm nach Erbrecht (ex hereditate) zustehe und eidlich zugesichert worden sei».

Darauf antworteten die römischen Legaten mit der Verlesung zweier Briefe ihres Herrn an die ostfränkischen Bischöfe und Grafen von 13. Februar, worin der Papst «den Bayernkönig» ungewöhnlich beschimpfte, mit Kain verglich, ihm Neid gegen den Bruder unterstellte, Friedensbruch, Treuelosigkeit, pausenlose Hetzerei. In zwei Erlassen vom selben Tag an die westfränkischen Bischöfe und Großen rief er die zu Ludwig Übergelaufenen unter Androhung des Bannes zur Wiedergutmachung auf, während er die anderen lobte für ihre Treue «härter als Diamant».[8]

Im selben Jahr starb der seit längerem kränkelnde Ludwig der Deutsche am 28. August über siebzigjährig in der Pfalz zu Frankfurt, übrigens inmitten der Vorbereitungen zu einem Krieg gegen seinen Bruder Karl. Schon am nächsten Tag wurde Ludwig im nahen Kloster Lorsch beigesetzt, wo sein Sarkophag noch im frühen 17. Jahrhundert in der Kirchengruft stand, seitdem aber spurlos verschwunden ist.

In einem Nachruf auf den König schreibt Regino von Prüm: «Er war ein sehr christlicher Fürst, von Glauben katholisch, nicht

nur in den weltlichen, sondern auch in den kirchlichen Wissenschaften hinlänglich unterrichtet; der eifrigste Vollstrecker dessen, was die Religion, den Frieden, die Gerechtigkeit erforderte. Von Geist war er sehr verschlagen (ingenio callidissimus) und vorsichtig im Rate; bei der Verleihung oder Entziehung öffentlicher Ämter ließ er sich von einem maßvollen Urteil leiten; in den Schlachten war er überaus siegreich und eifriger in der Zurüstung der Waffen als der Gastmähler, da die Werkzeuge des Krieges sein größter Schatz waren ...»

Der berühmte Abt, dem Reinhold Rau «ein ziemliches Verständnis» attestiert «für die Eigengesetzlichkeit der Machtbildung», schuf hier in nuce einen fast verblüffend vielsagenden katholischen Fürstenspiegel: ein sehr christlicher Fürst und sehr verschlagen, von Glauben katholisch, überaus siegreich, ein Freund der Waffen, die Werkzeuge des Krieges sein größter Schatz, doch auch emsig für den Frieden tätig, kurz: «der eifrigste Vollstrecker dessen, was die Religion ... erforderte ...»

KARLS DES KAHLEN BEILEID UND ERSTE SCHLACHT DER «ERBFEINDE» UM DEN RHEIN

Karl der Kahle aber – ein ebenfalls bewegender christlicher Zug – wurde bei der Nachricht vom Tode seines Bruders «von übergroßer Fröhlichkeit erfüllt» (Reginonis chronica) und hatte kaum einen anderen Gedanken, als seinen Neffen möglichst viel von ihrem väterlichen Erbe zu nehmen. Drohte er doch schon zuvor seinen katholischen Verwandten «viel Unglaubliches» an; zum Beispiel einen Angriff mit solcher Übermacht, «daß wenn dann der Rhein von ihren Pferden ausgetrunken sei, er selber das ausgetrocknete Bett dieses Flusses durchschreiten und Ludwigs ganzes Reich verwüsten werde» (Annales Fuldenses).[9]

Zumindest den Ansatz dazu machte der Großsprecher. Suchte er ja sogleich sein Territorium im Osten zu erweitern. Die Hälfte

des lotharingischen Reiches, die er dem Bruder hatte überlassen müssen, wollte er wiederhaben, vermutlich sogar bis zur Rheingrenze vordringen, also auch Ostfrankens linksrheinische Gebiete um Mainz, Worms, Speyer besitzen.

Er verhieß den Führern Lotharingiens, die er zum Anschluß auffordern ließ, reiche Lehen, drohte Renitenten mit «Ausrottung» und fiel, ungeachtet aller Eide, die er seinem Bruder geschworen, ungeachtet auch der Normannen, die mit hundert großen Schiffen Mitte September die Seinegegenden bedrängten, in das Reich des gerade Gestorbenen ein. Mit einem ansehnlichen Heer rückte er über Ostlotharingien und Aachen, das er mit der Illusion, das Reich seines Großvaters, Karls I., zu erneuern, gern zu seinem Hauptsitz gemacht hätte, nach Köln vor, so das Land plündernd und verheerend wie die skandinavischen Piraten; dabei immer begleitet von den beiden päpstlichen Legaten, Johann von Arezzo und Johann von Toskanella – «geistliche Helfershelfer des Raubzugs» (Mühlbacher).

Da die Attacke des Westfranken völlig überraschend geschah, da der älteste Sohn Ludwigs des Deutschen, Karlmann, gerade im Osten die Mährer bekämpfte, der jüngste, Karl, in Alemannien stand, eilte Ludwig (III.), dessen Gebiet auch zuerst gefährdet war, mit rasch zusammengerafften, zahlenmäßig weit unterlegenen Truppen aus Sachsen, Thüringen und Franken dem unersättlichen Onkel entgegen an den Rhein, nach Deutz, während Karl auf der anderen Seite des Stroms in Köln hielt. Ludwig schickte ihm Gesandte, beschwor die Verwandtschaft, Eide, Verträge, auch das kostbare Christenblut auf beiden Seiten, und suchte, verspottet vom Gegner, seine Truppe durch Fasten, Gebete, Bittgänge und die übliche Erkundung an höchster Stelle (je zehn Mann unterzogen sich dem Gottesurteil mit kaltem, mit heißem Wasser, mit glühendem Eisen) moralisch zu kräftigen – und natürlich «gingen alle unversehrt aus dem Gottesgericht hervor» (Annales Bertiniani).

Karl hatte Ludwig durch Verhandlungen hinhalten und den Waffenstillstand nutzen wollen, um den Gegner im Morgengrauen hinterrücks zu überfallen. Erzbischof Willibert aber verriet

den Plan, und als das westfränkische Heer, 50 000 Mann («wie man erzählt»), nach einem erschöpfenden Nachtmarsch bei strömendem Regen am Morgen des 8. Oktober bei Andernach ankam, wurde es von den kampfbereiten Truppen Ludwigs attakkiert. «Dieser legte sich sofort den Harnisch an», so die Fuldaer Jahrbücher, und setzte «all sein Vertrauen auf den Herrn ...» Der gute alte christliche Brauch wieder: wer Gott vertraut, brav um sich haut, dem wird es stets gelingen ...

Und in der Tat: «Wie das Feuer über das Stoppelfeld fährt und in einem Augenblick alles verzehrt, so zermalmen sie die Macht der Gegner mit dem Schwert und strecken sie zu Boden» (Regino von Prüm). Der ganze Troß und sämtliche Schätze der Kaufleute fallen in die Hände der Sieger. Die aber nicht fliehen konnten, «wurden von den Landleuten dergestalt ausgeplündert, daß sie sich in Heu und Stroh wickelten, um nur die Schamteile zu verhüllen ...» (Annales Bertiniani). Unter den Gefangenen: des Kaisers Kanzler, Abt Gauzlin, und der Bischof Ottulf von Troyes. Die Beute ist ungeheuer, Waffen, Rüstungen, Pferde, das Gold und Silber der Großen sowie Karls mitgeschleppter Schatz. Er selbst, der, vorsichtig wie stets, den Kampf gemieden, flieht zum Abend des nächsten Tages nach Lüttich, angeblich «fast nackt» (pene nudus), wie der Mönch aus Fulda behauptet. Die Kaiserin, gleichfalls flüchtend, hat eine nächtliche Frühgeburt «beim Hahnenschrei auf offener Straße» (Annales Bertiniani). Das Kind, ein Sohn Karl, stirbt bald darauf, doch konnte seine Seele für den Himmel gerettet werden – und König Karl sich bald «erholen»: die Schlacht bei Andernach, die erste Schlacht zwischen «Deutschen» und «Franzosen» um den Rhein.[10]

Nach diesem Debüt sozusagen der künftigen «Erbfeinde» zog der siegreiche Ostfranke zwar noch nach Aachen, war aber zu schwach, um den geschlagenen Kaiser (den sogar Erzbischof Hinkmar in den westfränkischen Reichsannalen jetzt einen «Räuber» nennt – wie hätte er ihn wohl im Falle seines Sieges genannt!) auf dem eigenen Boden verfolgen zu können.

Im November teilten die drei ostfränkischen Brüder das Reich gemäß den Verfügungen ihres Vaters und schworen einander

Treue. Sie teilten allein kraft des Erbrechts und ohne, wie im Westreich üblich, eine Krönung an sich vornehmen zu lassen. Karlmann, der älteste Sohn Ludwigs des Deutschen, wurde «König in Bayern» mit Pannonien und Karantanien, trat jedoch die Verwaltung des letzteren seinem Sohn Arnulf ab. Ludwig III. der Jüngere, der «König im östlichen Francien», bekam Ostfranken, Thüringen, Sachsen und Friesland samt den tributpflichtigen Grenzstämmen. Karl III. der Dicke, der Jüngste, erhielt zunächst Alemannien und Churrätien und herrschte nach dem frühen Tod seiner Brüder (880 und 882) auch über deren inzwischen erheblich erweitertes Erbe, wobei ihm bereits 881 die Erneuerung des Kaisertums gelang.[11]

JOHANN UMWIRBT KARL, DESSEN «VORZÜGE DIE MENSCHLICHE ZUNGE NICHT AUSZUSPRECHEN VERMAG ...»

Karl der Kahle aber hatte nicht nur gegenüber Ostfranken beträchtlich zurückstecken müssen. Auch bei den Normannen an der Seine und Loire erreichte er nichts. Vielmehr kaufte er sich frei durch Gelder, die er natürlich von den Besitzenden, doch selbst wieder Schröpfer großen Stils, erpreßte. So ließ er eine jeweils genau bezifferte Steuer von jeder herrschaftlichen Hube (ein Wirtschaftsbetrieb im Rahmen frühmittelalterlicher Grundherrschaft) in jenen Gebieten Franciens eintreiben, die er vor Lothars Tod besessen, sowie in Burgund von jeder freien, jeder unfreien Hube. Derart ergatterte der König immerhin fünftausend Pfund Silber, wobei er zur Aufbringung des Tributs selbstverständlich auch Kirchenschätze nahm. Wie Karl – laut Papst Johann durch seine «Tugend» ausgezeichnet, «seine Kämpfe für den Glauben ... sein Bemühen, die Geistlichkeit zu ehren» (vgl. S. 239 f.) – ja auch die nach seinem gescheiterten Raubzug zu ihm geflohenen lotharingischen Kombattanten mit Abteien und Landgütern der Kirche entschädigte.

Natürlich verspürte der Herrscher keine Lust, den Papst vor den immer aggressiveren Sarazenen zu schützen. Johann freilich wollte Karl nicht vergebens zum Kaiser gekrönt haben. Zwar hatte dieser inzwischen den Kirchenstaat erweitert und auf einige Privilegien verzichtet. Doch Rom, stets unersättlich, wollte mehr, zumal der neue Fürst auch wiederholt mehr versprochen hatte, vor allem eben Hilfe gegen die Araber, was so gar nicht Karls Geschmack war.

So drängte man nach altbewährter Methode (vgl. bes. IV 381 ff.! 386 ff.!), beschwor die «Heuschreckenschwärme» der muselmanischen Teufel, die alles ausraubten, brandschatzten, in die Gefangenschaft schleppten, beschwor Greuel, die noch gar nicht geschehen, Gefahren, die sich angeblich aber schon abzeichneten, eine heranjagende gewaltige Flotte mit Rom attackierenden Truppenverbänden. Man malte schwarz in schwarz, mahnte Bischöfe und Magnaten, besonders jedoch den Kaiser selbst. Päpstliche Legaten erschienen, ein Hilferuf nach dem anderen erscholl. Die Sarazenen raubten, hieß es, zerstörten die Kirchen, aber die Herzöge Lambert und Wido, von Karl zum Schutz des Kirchenstaates bestimmt, rührten dafür keinen Finger, und auch Graf Boso, als Vizekönig in Italien eingesetzt, bleibe taub. Brief auf Brief folgte, «kniefällig» bat man, die «Christenheit» zu retten, zuerst natürlich das Papsttum, das den kahlen Karl umschmeichelte. «Vortrefflichster aller Cäsaren», lobte der immer wieder und mehr anreizende Johann, der auch wußte, daß Karls «Weisheit vom Mutterleibe an wuchs», daß dessen «Vorzüge die menschliche Zunge nicht auszusprechen vermag...»

Dabei hatte Karl um diese Zeit etwas getan, was ihn am päpstlichen Hof eigentlich nicht beliebt machen konnte: er hatte seinen Sohn, den Thronfolger Ludwig (II. den Stammler) genötigt, seine Ehefrau Ansgard zu verstoßen, um eine ihm, dem kaiserlichen Vater, genehme Dame zu heiraten. Erwägt man jedoch, wie erbittert Vorgänger Nikolaus I. schließlich Jahr um Jahr gegen Lothars II. Ehehandel stritt, wie sehr er auf der Unauflöslichkeit dieser Ehe bestanden, so erstaunt es, daß Papst Johann jetzt gegen die Zweitehe des westfränkischen Thronerben überhaupt keine

Einwände, geschweige kirchenrechtliche Sanktionen den westfränkischen Fürsten gegenüber hatte.[12]

Tod nach 37jähriger Herrschaft «an Durchfall in grossem Jammer...»

Da in Italien kaum eine Hand für den Papst sich rührte, weder der zum Schutz des Kirchenstaates verpflichtete mächtige Herzog von Spoleto noch gar der seit 876 zum missus für das Land bestellte Boso von Vienne, blieb dem Kaiser, wollte er seine Glaubwürdigkeit, sein Ansehen und Italien selbst behalten, nichts anderes übrig, als in den Süden zu ziehen, wie prekär zu Hause die Lage auch war, besonders durch die Normannen. Alles Schröpfbare hatte er zu ihrer Besänftigung schröpfen lassen.

Auch nach Italien führte Karl, als er im August 877 in Begleitung seiner Gattin aufbrach, einen «sehr großen Schatz an Gold und Silber sowie von Pferden und anderen Kostbarkeiten» mit (Annales Bertiniani), aber nur ein verhältnismäßig geringes Gefolge. Das Heer seiner Großen, die noch weniger Lust auf das italienische Abenteuer hatten als er selbst, sollte später folgen. Und nicht ohne das Versprechen ließ er sie zurück, weder die Kirchengüter noch seinen Familienbesitz anzutasten! (Es kam dennoch zu einer Rebellion führender Aristokraten, darunter anscheinend sein eigener Sohn Ludwig der Stammler.)

Der Papst indes feierte Karl überschwenglich, da er ihn zu einem Krieg brauchte. Er pries ihn ganz offiziell vor einer heiligen Synode in Ravenna, vor immerhin fünfzig Bischöfen, zumeist aus Ober- und Mittelitalien. Und seine – uns erhaltene – Ansprache an die Konzilsväter sollte offenbar eine Art Geschenk des Gastgebers an den erwarteten Kaiser sein, den «von Gott berufenen» und von ihm, Johann, erwählten und gekrönten, dem erlauchten großen Großvater ebenbürtigen Fürsten. Auch die versammelten Prälaten sahen Karl durch eine «Eingebung des heiligen Geistes» erkoren, bestätigten noch einmal seine ja schon 875 erfolgte Kai-

serkrönung und bedrohten auf Johanns Anweisung alle, die diese «zweifelsohne von Gott verfügte Einsetzung» bekämpften, als «Diener des Teufels» mit dem Kirchenbann.

In den letzten Kanones der ravennatischen Synode wird wieder besonders die Unantastbarkeit der Kirchengüter betont, wird es verboten, Güter des Römischen Stuhls als Lehen oder anderweitig auszugeben – «außer wenn die Empfänger Verwandte der Päpste sind»! Zuwiderhandelnde soll das Anathem treffen.[13]

Schutz ihres Vermögens erwarteten die Synodalen auch von dem nun schon bald über den St. Bernhard anrückenden Kaiser, dem die Gesandten eines Papstes entgegeneilten, der ihn so oft und dringlich gerufen. Denn wäre auch alles Holz in den Wäldern in Zungen verwandelt, würde es nicht genügen, um das Leid aufzuzählen, das ihm die Sarazenen bereiten. Schlimmer aber als die Heiden seien die schlechten Christen. Doch niemand höre seinen Angstschrei, niemand helfe, rette, es sei denn der Kaiser. Johann reiste ihm auch selbst bis Pavia entgegen und, da er sein Verlangen, Karl zu begegnen, kaum zähmen konnte, auch nach Vercelli noch, wo er ihn «mit größten Ehrenbezeugungen» (honore maximo) empfing.

Allein als beide dann in Pavia waren, der alten Krönungsstadt, wo die Kaiserin auch Königin von Italien werden sollte, rückte schon Karls Neffe, Ludwigs des Deutschen ältester Sohn, der Bayer Karlmann, mit starken Verbänden über den Brenner heran. Man überquerte deshalb den Po nach Süden, wo in Tortona der Papst, einfach genug und in aller Eile, Richildis zur Kaiserin weihte, um sich dann schnell und sozusagen auf Schleichwegen nach Rom zu begeben, faktisch nichts in den Händen als ein Präsent für den hl. Petrus, einen schweren, mit erlesenen Edelsteinen verzierten Gekreuzigten aus purem Gold, «wie noch nie einer von einem König geschenkt worden war» (Annales Vedastini).

Die Kaiserin kehrte mittlerweile über den Mont Cenis mit Karls Schätzen zurück, während er selbst zuletzt gleichfalls floh, da die erwartete Verstärkung durch die Großen seines Reichs, die ihm wiederholt Treue geschworen, ausblieb, ja, sie sich nun, wie auch die meisten Bischöfe, gegen ihn verschworen. So wagte Karl

den Kampf mit Karlmann nicht; «denn sein Leben lang», schreibt der ostfränkische Annalist, «pflegte er, wo er dem Feind die Stirne bieten sollte, offen den Rücken zu kehren oder heimlich seinen Soldaten davonzulaufen» (Annales Fuldenses).

Noch unterwegs fieberte er, erkrankte, wie kirchliche Chronisten unterstellen, an einem Medikament seines jüdischen Leibarztes Sedechias gegen Fieber – «ein Pulver», weiß der Verfasser der Jahrbücher von St. Bertin, «ein tödliches Gift»; «ein Betrüger», der, so Abt Regino, die Leute «mit magischen Gaukeleien und Verzauberungen behexte» (magicis prestigiis incantationibusque... deludebat). Todkrank gelangte Karl in einer Sänfte über den Mont Cenis und verschied an dessen Fuß in «einer elenden Hütte» (Annales Bertiniani) des Weilers Brides der Maurienne (Savoyen) am 6. Oktober 877 im Alter von 54 Jahren nach 37jähriger Regierung «an Durchfall in großem Jammer» (Annales Fuldenses). Einbalsamiert «mit Wein und allen möglichen Wohlgerüchen» wurde er weiterbefördert, wegen des Geruchs aber bald in ein Faß gelegt, das innen und außen verpicht und überdies in Leder eingenäht war. Trotzdem wurde der Gestank immer unerträglicher, weshalb man Karls des Kahlen Reste nicht, wie von ihm gewünscht, nach St. Denis überführte, sondern ihn zunächst so, wie er in dem Faß lag, im Kloster Nantua bei Lyon der Erde überließ.[14]

JOHANN PREIST KARLMANN UND KRÖNT LUDWIG DEN STAMMLER

Nun sah sich der Papst, dessen ganze Pläne, den Kirchenstaat zur beherrschenden Macht Italiens zu erheben, mit dem Tod des Kaisers zuammenbrachen, schutzlos seinen Feinden gegenüber. Nach Karls Flucht und Tod fiel das Königreich Italien mühelos an seinen Neffen Karlmann. Und dieselben Bischöfe, die gerade erst in Ravenna Karl den Kahlen als den «christlichsten und mildesten» Kaiser gefeiert, ja, deren Banndrohung gerade auch Karl-

mann gegolten hatte, dieselben Bischöfe huldigten nun ihm. Ebenso der Papst, Inbegriff eines Opportunisten. Flott sprach er vom «unerforschlichen Ratschluß Gottes» und pries jetzt Karlmann als den einzigen Beschirmer der Kirche und ihren treuesten Verteidiger...

Doch der Bayer war selbst geschlagen, wenn nicht schon vom Tod gezeichnet, jedenfalls schwer erkrankt, und im November zum Rückzug nach (Alt-)Ötting, seiner Pfalz, genötigt. Auch er trat die Heimkehr in einer Sänfte an. Und sein Heer schleppte eine schlimme, viele Opfer fordernde Seuche ins Frankenreich, wo bereits Epidemien gewütet, das «italienische Fieber» und eine Augenkrankheit, «so daß sehr viele am Husten die Seele aushauchten» (Annales Fuldenses).[15]

In Italien aber meldeten sich jetzt die Markgrafen Lambert von Spoleto und dessen Schwager Adalbert von Tuszien, zwei eng verbundene Sippen, mit ihren Ansprüchen. Weder die Wut des Papstes half, noch seine Umschmeichelung Lamberts. Im Frühjahr 878 stand dieser, bald Johanns «einziger Beistand» und «getreuester Verteidiger», bald der «Sohn des Verderbens», wieder einmal plötzlich mit seinem Schwager in Rom, um Karlmanns Anerkennung durchzusetzen. Dreißig Tage hielten sie den Papst, der gegen die Kirchenräuber den Bannstrahl schleuderte, gefangen. Dann eilte Johann, der in Westfranken eine allgemeine Synode ausgeschrieben hatte, mit drei aus Neapel bezogenen Schnellseglern über Genua nach Arles. Und am 7. September krönte er in Troyes Karls des Kahlen Sohn, Ludwig II. den Stammler (877–879), zum König, obwohl der wegen seiner Krankheitsschübe kaum regierungsfähig war, obwohl ihn überdies Erzbischof Hinkmar, der geübte Coronator, erst am 8. Dezember des letzten Jahres schon in Compiègne gekrönt, und obwohl er soeben, im selben Jahr, seine Frau Ansgard, die ihm zwei Söhne, Ludwig III. und Karlmann, geschenkt, verstoßen und in zweiter Ehe, während seine erste Frau noch lebte!, die Tochter des Grafen Adalhard, Adelheid, geheiratet hatte, die 879 als Postumus Karl III. den «Einfältigen» zur Welt brachte. Immerhin krönte sie der Papst nicht, unterstützte aber Ludwig den Stamm-

ler durch die «Befestigungskrönung» (Schneidmüller) sowie mit Bannsprüchen gegen alle Feinde. Und schließlich verlangte er in seiner Schlußrede von Troyes – dem ersten Konzil in Anwesenheit des Papstes im Frankenreich nördlich der Alpen – von den Bischöfen, mit Waffengewalt seine Rückkehr nach Rom zu erzwingen.

Johann hatte die Synode am 11. August 878 eröffnet und dazu auch die drei ostfränkischen Könige nebst ihren Bischöfen erwartet, wollte er seinen Kaiserkandidaten doch vor einem großen Forum küren. Es kam aber niemand aus Ostfranken, ja, die Könige beantworteten die päpstlichen Schreiben gar nicht, Karlmann schwieg sogar nach einem zweiten Papstbrief, und aus Italien waren nur drei Bischöfe da; Johann hatte sie gleich selber mitgebracht.

Im übrigen ging es auf der Synode – zu der auch der 871 abgesetzte, später geblendete Bischof Hinkmar von Laon erschien und (sehr zum Ärger Hinkmars von Reims) wenigstens teilweise «rehabilitiert» worden ist – u.v.a. wieder einmal massiv um die Rückgabe von Kirchengütern durch die Laien, denen man andernfalls die Exkommunikation und die Verweigerung eines christlichen Begräbnisses androhte; ging es um Reduzierung der Steuern, die angeblich seit Jahrzehnten auf die Kirchengüter drückten (seien doch, schrieb der greise Hinkmar dem neuen König, «die einstmals reichen Kirchen völlig mittellos geworden»).

Ludwig II. der Stammler, «durch das Erbarmen Gottes und die Wahl des Volkes (!) zum König bestellt», versprach zwar die Kirchenverordnungen und die Gesetze unangetastet zu lassen. Doch war er krank und schon im nächsten Jahr, nach einer plötzlichen Verschlechterung seines Zustands, man sprach von Gift, am Karfreitag tot, nicht ganz 33 Jahre alt.[16]

Noch zu Lebzeiten des Königs aber hatte Papst Johann VIII. einen Mann umworben, der ihn bereits nach Troyes begleitet, der ihn dann auch nach Italien zurückgeführt hat und dem er ganz offenbar nichts Geringeres als die Kaiserkrone aufs Haupt zu setzen gedachte – Graf Boso von Vienne (gest. 887).

Pfaffenkönig Boso tritt ins Rampenlicht

Boso war der Sohn des lotharingischen Grafen Biwin, des Laienabtes von Gorze, und ein Neffe von Lothars II. Gattin Theutberga sowie ihres Bruders, des Abtes Hucbert von Saint-Maurice. Nach der Vermählung Karls des Kahlen mit Bosos Schwester Richilde – er hatte sie ihm damals zugeführt (S. 215) – begann sein Aufstieg im Dienst des Königs, der ihn mit zahlreichen Herrschaften und Ämtern bedachte, in Aquitanien, Burgund und Italien. Noch 869 bekam Boso die Abtei Saint-Maurice, 870 die Grafschaft Vienne, zwei Jahre später wurde er Kämmerer und magister ostiariorum für Karls Sohn Ludwig, den Unterkönig von Aquitanien, das er nun verwaltete. 875/876, bei Karls erstem Italienzug, bekam er wohl die Provence und wurde im Februar 876 auf der Reichsversammlung in Pavia zum missus für Italien bestellt und mit dem Titel eines Herzogs der Lombardei gleichsam Vizekönig.

An Frömmigkeit scheint es Boso so wenig gefehlt zu haben wie an Grausamkeit. Zumindest verfügte er über eine Reihe von Klöstern, in denen auf seinen Befehl für ihn gebetet wurde. Dem gestürzten und mehrere Jahre in Haft gehaltenen Bischof Hinkmar von Laon ließ Boso im Kerker die Augen ausreißen, seine erste Frau hat er nach einer «glaubwürdige(n) Quelle» vergiftet und dann Ermengard, ehemals Verlobte des byzantinischen Thronfolgers, die einzige Erbin Kaiser Ludwigs II., geraubt, um sie zu heiraten, brachte sie ihm doch einen beträchtlichen Besitz in Oberitalien ein.

Papst Johann VIII. aber billigte nicht nur die Unregelmäßigkeit dieser Ehe, sondern versicherte schriftlich, Boso und Ermengard wie seine eigenen Kinder zu betrachten. Schien ihm doch ein Emporkömmling wie Boso gerade geeignet, es in Italien mit Karlmann aufnehmen und diesem das italienische Reich entreißen zu können. So ernannte er denn 878 Boso, den «glorreichen Fürsten», per adoptionis gratiam zu seinem Sohn (ein Akt, der traditionsbildend wirkte), womit dieser als filius adoptivus unter den besonderen geistlichen Schutz des Papstes gestellt wurde, er seinerseits aber auch besondere Schutzaufgaben für den Papst

übernahm, der jedem, der gegen seinen «Sohn» (predictum filium nostrum) sich zu wenden wagte, den Bann androhte.

Der Heilige Vater lockte Boso, der ihn im Auftrag Ludwigs II. nach Rom zu geleiten hatte, mit der Königskrone der Provence, ja mit der Kaiserwürde – nichts weniger als eine geplante Revolte wider die Karolinger, da Boso deren Dynastie gar nicht angehörte. Doch nicht genug: «Der Papst inszenierte ein geradezu heimtückisches Spiel. Er warb bei Ludwig dem Stammler, der selbst Ansprüche auf Italien anmeldete, um Truppen zur Unterstützung Bosos; der Karolinger sollte den Niedergang seines Geschlechts selbst noch fördern» (Fried).[17]

Boso, der sich 877 gegen Karl den Kahlen, dem er seine ganze Karriere, zahlreiche hohe Ämter und große Ländereien verdankte, sogar offen verschworen und ebenso dessen Sohn und Nachfolger Ludwig den Stammler unter schweren Druck gesetzt hatte, gab schließlich auch dessen Söhne Ludwig III. und Karlmann preis. Dafür ließ er sich, nachdem er schon vorher als «Boso Dei gratia» firmierte, am 15. Oktober 879 in der (heute gänzlich verschwundenen) Pfalz Mantaille, südlich von Vienne (bei Anneyron, Dép. Drôme), zum König in Burgund und in der Provence wählen – zu einer Art «Pfaffenkönig», denn er wurde, in enger Anlehnung übrigens an die Bischofswahl, nur vom Klerus proklamiert, von 27 Erzbischöfen und Bischöfen, und dann gesalbt, alles natürlich kraft göttlicher Eingebung.

Ein Vorgang von weittragenden Folgen. Denn die Prälaten aus dem Rhoneraum mißachteten dabei Bosos mangelnde Legitimität, mißachteten die ostfränkische Karolingerdynastie und deren «Geblütsanspruch» überhaupt. Wurde damit doch erstmals seit 130 Jahren das alleinige Anrecht der Karolinger auf eine Krone durchbrochen. Boso hatte die jugendlichen Söhne des Stammlers ignoriert, sie «für nichts», als «unechte Kinder» angesehen, sei ihre Mutter ja auf Karls Befehl (S. 247, 251) «abgelehnt und verstoßen worden» (Regino von Prüm). Und Bosos ehrgeizige Gattin Ermengard wollte gar nicht mehr länger leben, könnte sie, Tochter eines Kaisers und Braut eines Kaisers – man hatte sie 866 mit Basileios I. (S. 261) verlobt – nicht ihren Mann zum König machen.

So warf Boso mit Geschenken um sich und gelobte, in allem nach dem Wunsch des Klerus zu verfahren. Ganz beiseite, daß viele Bischöfe nicht nur «durch Versprechungen von Abteien und Landbesitz», sondern auch «durch Drohungen» (Annales Bertiniani) gefügig gemacht worden waren. Bedenkenlos hat dann Boso auch Klostergüter und Reimser Kirchenbesitz geraubt, sich sogar an dem päpstlichen Krongut Vendeuvre vergriffen, um die einflußreichsten Prälaten und Vasallen befriedigen zu können, Leute, die einmal mehr electio per inspirationem vorgaukelten, indem sie behaupteten, Bosos Wahl habe ihnen, kraft ihres brünstigen Gebetes, Gott eingegeben. Denn den Electus als von Gott Prädestinierten hinzustellen, war «schon beinahe phrasenhaft geworden» (Eichmann) – und erstunken und erlogen war es allemal. «Nicht nur in Gallien», rühmten die Bischöfe Boso, «sondern auch in Italien leuchtete er allen voran, so daß der römische Papst Johann, ihn gleich einem Sohne achtend, seine lautere Gesinnung mit vielem Lob pries ...» Und der Mörder seiner ersten Frau, der Räuber seiner zweiten bekannte seinen alleinseligmachenden katholischen Glauben, unterwarf sich dankbar der Aufsicht der Kirchenfürsten und versprach, ihre Privilegien zu schützen.

In Lyon, der größten Stadt des neuen Reiches, krönte Erzbischof Aurelian den Boso zum König – keiner dank seiner Geburt, seines Erbrechts, sondern dank des Klerus, der sich dabei offenbar an Papst Johann orientierte. Denn wie der sich herausnahm, einen Kaiser als Schirmherrn zu wählen, so beanspruchten auch sie nun das Recht, einen Beschützer nach Gutdünken zu küren, natürlich zu ihrem größtmöglichen Vorteil. Die Frankenkönige einigten sich zwar gegen den Usurpator und eroberten im Sommer 880 die Festung Mâcon an der Sâone, vermochten indes Vienne nicht zu nehmen, da Karl überraschend die Belagerung abbrach, um nach Italien zu ziehen. Und Boso behauptete sich gegen den Widerstand der west- wie ostfränkischen Karolinger bis zu seinem Lebensende am 11. Januar 887.[18]

Den Kaiser will «zuerst und allermeist» Papst Johann berufen

Auf dem Recht zur Kaiserwahl und -krönung aber bestand der Papst. «Denn derjenige», schrieb Johann einmal dem Erzbischof Ansbert von Mailand, «welcher von uns für das Kaisertum zu weihen ist, muß zuerst und allermeist von uns berufen und erwählt sein.»

Jahrhundertelang jedoch hatte der römische Bischof in dieser Frage überhaupt kein Mitsprache-, geschweige ein Entscheidungsrecht. Jahrhundertelang war er, wie alle anderen Patriarchen und Bischöfe, der Untergebene des Kaisers, war dieser sein Oberherr. Und kein Geringerer als Leo I. (440–461), «der Große» (als einziger Papst, neben Gregor I. und dito «Großen», mit dem raren und höchsten Titel der Catholica, dem eines Kirchenlehrers bedacht), sprach dem Kaiser sogar das Recht zu, Dogmen betreffende Konzilsbeschlüsse zu kassieren. Nicht genug, er konzedierte ihm – und keinesfalls nur einmal! – Unfehlbarkeit, Irrtumslosigkeit *im Glauben*, während es seine, des Papstes «Pflicht» sei, «zu offenbaren, was du weißt, und zu verkünden, was du glaubst ...» (II 254 f.).

Difficile est satiram non scribere.

Noch Karl I. hatte sein Kaisertum durch eigenes Machtbewußtsein an seinen Sohn Ludwig den Frommen weitergegeben, Papst Leo III. (795–816) Karls Oberherrschaft über den Kirchenstaat von Anfang an anerkannt. Er hatte ihm noch in Kircheninterna so gut wie immer gehorcht und als sein Untertan auch seine Münzen nach den Regierungsjahren des Kaisers datiert, ja diesem, nach dessen Kaiserkrönung, durch einen Kniefall gehuldigt (IV 446 ff.). Und nach des Vaters Beispiel gab auch Ludwig der Fromme die Kaiserkrone an Lothar I., seinen Erstgeborenen, wie dieser wieder seinen Ältesten zum Kaiser selbst bestimmt. Die kirchliche Segnung durch den Papst kam nachträglich dazu, doch folgte daraus noch kein päpstliches Verfügungsrecht, das aber Johann VIII. aus der Krönung Karls des Kahlen ableitet, allerdings auch an Nicht-Karolinger, womit sich die Kandidaten fraglos gern abfanden.

Letzter Appell an Boso «... jetzt ist der Tag des Heils» oder Johanns «vierfaches Spiel»

Natürlich gab es genug Widersacher gegen die papalen Ambitionen, vor allem unter den italienischen Fürsten und Kirchenfürsten. Und Erzbischof Ansbert von Mailand, der sie anführte, war schon zu der im Dezember 878 nach Pavia einberufenen Synode nicht erschienen. Johann hatte seinerzeit, von Boso und dessen Gattin geführt, den Mont Cenis überquert und in Turin drängend und schmeichelnd die italienischen Großen nach Pavia bestellt, um dort über «die Lage der heiligen Kirche Gottes und die Ruhe des Landes» zu beraten. Doch keiner kam. Selbst als der Papst den Termin verschob und abermals und dringender Fürsten und Kirchenfürsten nach Pavia beschied, ja, vom westfränkischen König «zur Bekämpfung seiner Feinde» Truppen erbat, blieb alles aus und der Heilige Vater samt seinem Paladin allein in der Stadt.

So setzte jeder von ihnen für sich die Reise fort, Boso zurück in die Provence, der Papst zurück nach Rom. Und als er Ansbert samt allen seinen Suffraganen nun zu einer Synode im Mai 879 befahl, um u. a. auch die Einsetzung eines neuen Königs von Italien zu besprechen, die seines Adoptivsohnes Boso selbstverständlich, kam Ansbert wieder nicht; er entschuldigte sich nicht einmal und wurde exkommuniziert. Und als der Metropolit, der seelenruhig weiter die Messe las und seines Amtes waltete, auch auf einer Synode im Oktober in Rom nicht eintraf, wurde er abgesetzt. Freilich – im nächsten Jahr gab er klein bei und schwur dem Papst einen Treueeid.

An Boso aber wandte sich Johann auch aus Italien noch ein letztesmal, indem er mit biblischem Zungenschlag lockte: «Den geheimen Plan, den wir unter Gottes Hilfe zu Troyes mit Euch verabredet, bewahren wir sonder Zweifel fest und unwandelbar in unserer apostolischen Brust wie einen verborgenen Schatz und wünschen, so lange wir leben, ihn, so viel an uns liegt, mit allen Kräften rüstig zu vollenden. Darum sollt Ihr, wenn es Eurer Hoheit beliebt, ihn jetzt in's Werk richten; denn, wie der Apostel

ermahnt: Sehet, jetzt ist die angenehme Zeit, jetzt ist der Tag des Heils, an dem Ihr mit dem Herrn Eure Wünsche wirksam erfüllen könnet.»

Doch vermutlich hatte Papst Johann bereits des längeren erkannt, daß Boso ihm nicht mehr dienen konnte oder wollte. Also gab er den geliebten Adoptivsohn, dessen «teure Freundschaft» er doch «um keines Menschen willen» missen wollte, offenbar um Gottes willen preis. Nun appellierte er – zweifellos noch immer zur angenehmen Zeit, am Tag des Heils – an die ungeliebten Frankenkönige, den Schwabenkönig Karl und an Karlmann, deren beider Reiche an Italien grenzten. «Während er sich stellte, als hielte er an Boso fest», schreibt Johannes Haller, «und beteuerte, bei keinem andern Hilfe gesucht zu haben, knüpfte er schon mit Karl von Schwaben an und versprach ihm jede Erhöhung, verhandelte aber noch eifriger mit Karlmann, sendete dem schon seit Monaten vom Schlagfluß Gelähmten und der Sprache Beraubten noch im Sommer 879 durch zwei Bischöfe einen Hilferuf mit der Versicherung, sonst niemandes Beistand gewünscht zu haben, stellte ihm Ehre und Heil in diesem und jenem Leben in Aussicht, ja drohte ihm mit dem Richterstuhl Christi. Sogar den ältesten der deutschen Brüder, Ludwig III. von Rheinfranken und Sachsen, also den entferntesten der Karolinger, hat er mit der römischen Kaiserkrone zu locken gesucht, die ihm höheren Ruhm als allen seinen Vorfahren bringen und alle Königreiche zu Füßen legen werde. Dabei verlangte er nach wie vor, daß man sich im Königreich Italien nach ihm richte ...» Und auch Ludwig III. den Jüngeren, Kaiser Karls III. Bruder, hat Johann, bald nachdem ihn Boso enttäuschte, adoptiert. «Es ist deutlich, daß der Papst nicht ein doppeltes, sondern ein dreifaches oder vierfaches Spiel spielt» (Hartmann).[19]

Boso jedenfalls wollte für die fragwürdige Kaiserkrone und den lockenden Papst nicht alles, was er schon gewonnen, aufs Spiel setzen. Ohne sich die apostolische Gunst zu verscherzen, kümmerte er sich nun um Erweiterung und Festigung seiner Macht zu Hause, in der Provence. Die Lage war auch dort prekär genug.

Fränkische Verwandtenkontakte

Ludwig der Stammler hatte aus seiner ersten Ehe (mit Ansgard) zwei Söhne, Ludwig und Karlmann, hinterlassen und den älteren, Ludwig III. (879–882), zuletzt noch zu seinem alleinigen Nachfolger bestimmt. Auch der mächtige Hugo Abbas, ein Vetter Karls des Kahlen und Laienabt von St.-Germain d'Auxerre, trat dafür ein. Doch Boso betrachtete den Stammlersohn, wie dessen Bruder Karlmann, als illegitim (degeneres) und überging ebenso den gerade nachgeborenen Karl (III. den Einfältigen).

Sogar Ludwigs eigener Kanzler, Abt Gauzlin, verriet ihn. Dabei war der Abt schon Kanzler und einer der engsten Vertrauten Karls des Kahlen gewesen, dem er auch einige der reichsten Abteien verdankte: Jumièges, St. Amand, St.-Germain-des-Prés, 878 noch St.-Denis. 884 wurde er Bischof von Paris. Abt Gauzlin war, neben Abt Hugo, zeitweise der führende Mann des Westfrankenreiches. Er vertrat das Haus der einflußreichen Rorgoniden, während Hugo Abbas den Familienclan der westfränkischen Welfen repräsentierte. So forderte Gauzlin, zusammen mit dem Adel zwischen Seine und Maas, gleich nach dem Tod des Königs, aus Furcht vor dem mächtigen Rivalen Hugo, den Ostfranken Ludwig den Jüngeren zum Einmarsch ins Westreich auf und bot ihm die Krone des Landes an.

Ludwig ließ sich das nicht zweimal sagen. Er stieß über Metz nach Verdun vor, wobei seine Greuel und Verwüstungen während des Vormarsches, seine «Schlechtigkeiten jeder Art», angeblich «noch die Übeltaten der Heiden übertrafen» (Annales Bertiniani); auch Verdun wurde geplündert. War aber zunächst Abt Gauzlin den Königstreuen zuvorgekommen, so traten diese nun, allen voran Laienabt Hugo, um nicht alles zu verlieren, Ludwig West-Lotharingien ab. Zweimal hatte Karl der Kahle durch einen Rechtsbruch das ganze Lotharingien einzuheimsen, dem Westreich anzugliedern versucht, und nun gehörte es ganz zu Ostfranken, freilich ebenfalls durch einen Rechtsbruch.

Dafür aber gab Ludwig der Jüngere sofort Gauzlin und Genossen preis, kehrte zufrieden zurück – und wurde von seiner

raffgierigen, ehrgeizgeplagten Frau Liutgard sogleich zu einem neuen Krieg überredet, um das ganze Westreich zu gewinnen. Er nahm jetzt die Opposition im Norden, Gauzlin nebst Anhang, die ihn erneut rief, wieder in Dienst, worauf sie auch gleich, sozusagen als Vorauskommando, raubend und plündernd durchs Land zog, Ludwigs Kommen signalisierend.

Allerdings war dieser noch mit Bayern befaßt, dessen König, sein Bruder Karlmann, immer jämmerlicher dahinsiechte. Ludwig eilte von Forchheim, wo er gerade den «Geburtstag des Herrn» gefeiert, nach Bayern, entthronte den bereits Sprachunfähigen rücksichtslos, riß sein Land an sich und feierte danach die Auferstehung des Herrn in Frankfurt. Dazwischen, am 22. März 880, ist Karlmann gestorben. Ludwig war weiter nach Westfranken vorgedrungen, gab sich aber mit der Abtretung des westlichen Lotharingien zufrieden.

Bereits im Spätsommer 879 hatte nämlich Abt Hugo durch den Erzbischof Ansegis von Sens die westfränkischen Prinzen Ludwig III. und Karlmann zu Königen krönen und salben lassen. Und im Süden war ja eben noch ein Dritter, Boso, der Herzog der Provence, im Oktober König geworden, der erste König nichtkarolingischer Abstammung im einstigen Gesamtreich. Als im Osten dann, zwei Jahre nach dem Tod seines Bruders Karlmann, auch Ludwig III. der Jüngere am 20. Januar 882 in Frankfurt am Main kinderlos starb (da sein einziger kleiner gleichnamiger Sohn durch einen Sturz aus dem Fenster des Palastes sich das Genick gebrochen hatte), fiel ganz Ostfranken dem jüngsten Bruder zu, dem Schwabenkönig Karl.[20]

Gegen Überlassung von Kriegsschiffen u. a. will Johann den zweimal abgesetzten und verfluchten Patriarchen Photios anerkennen

Da Papst Johann vorerst auch die ostfränkischen Karolinger nicht gewinnen konnte, zögerte er nicht, in seinen letzten Lebensjahren wieder mit Konstantinopel zu kontaktieren, zumal es schien, als könnte Italien wieder byzantinisch werden. Bari, durch Kaiser Ludwig II. anno 871 eingenommen, war bereits 876 wieder zu Byzanz gekommen, und dessen Generale in Unteritalien behielten oft die Oberhand; die griechische Herrschaft festigte sich.

So hatte der Papst, noch vor seinem Aufbruch ins Frankenreich, im April 878 einen Hilferuf auch an Kaiser Basileios I. (867–886) geschickt, einen weit rasanteren Karrieristen noch als Boso. Hatte der einstige Pferdeknecht doch alle Rivalen skrupellos beseitigt, auch seinen Gönner Michael III., der ihn 866 zum Mitkaiser krönte und den er – selbst ausgerechnet rechtsgeschichtlich von größter Bedeutung durch seine neue Rechtskodifikation – im Jahr darauf nächtens ermorden ließ (S. 221 f.).

Papst Johann wiederholte seine Kontaktnahme 879. Und er scheute sich nicht, für militärische Hilfe, für die avisierte Überlassung von Kriegsschiffen des oströmischen Herrschers und die Räumung des bulgarischen Missionsgebietes durch die griechische Reichskirche, den Patriarchen Photios, trotz aller früheren Bannflüche, als rechtmäßigen Patriarchen wieder anzuerkennen, ihn als Amtsbruder zu begrüßen und hoch zu loben. Dabei hatten ihn gleich zwei seiner Vorgänger unwiderruflich abgesetzt und feierlich verflucht! Hatte auch das bekannte VIII. Ökumenische Konzil in der Hagia Sophia 869/870 unter Leitung der päpstlichen Legaten bzw. des ehrenwerten Basileios I. persönlich die Absetzung des Photios bestätigt und die von ihm erteilten Weihen annulliert.

Nun, im Winter 879/880 erklärten Johanns Gesandte durch ihre Unterschrift auf einem Konzil, dem letzten der gesamten Kirche, jetzt allerdings unter der Regie des inzwischen rehabili-

tierten Photios, alles zu verfluchen, was sich seiner Anerkennung widersetzen würde! «Um Streitigkeiten zu vermeiden», belehrt uns Theologe Bernhard Ridder (einst Generalpräses des internationalen Kolpingswerkes), «willigte der Papst unter gewissen Bedingungen ein». Doch nur um Streit zu vermeiden, hat wohl noch kein Papst irgendwo eingewilligt, jedenfalls nicht in Vorgänge von solcher Relevanz. Tatsächlich war es einfach ein neuerliches Anpassen an die Verhältnisse, das überdies das Mißtrauen des Frankenkönigs Karl weckte, auch nicht zum Erfolg führte. Weder in Unteritalien, wo die Griechen zwar mit der Eroberung von Tarent 880 die für sie wichtige Ostküste wieder beherrschten, aber die Westküste weiter den Arabern überließen; noch im Bulgarenreich, das auch künftig der griechischen Kirche unterstand (S. 219 ff.).[21]

Daniel-Rops freilich, der katholische Kirchenhistoriker, sieht nicht den Heiligen Vater in einen einzigen Sumpf von Korruption, Kabalen, Verschlagenheit hineingezogen, sondern lediglich seine Akteure, alles um ihn herum. «Rings um ihn wimmelte es von politischen Intrigen.» Er selbst thront, ein so alter wie plumper, durch alle Zeiten strapazierter Apologeten-Trick, wie die leibhaftige Unschuld inmitten. («Der Führer weiß das nicht.»)[22]

VON KARLMANN ZU KARL III. DEM DICKEN

In Wirklichkeit war dieser Papst der verkörperte Opportunismus. Ließ er sich doch fast mit allen ein, je mächtiger, desto lieber. Lockte, schreckte, beschwor er noch jeden, der ihm gerade passend schien, schickte Schreiben, Legaten, flehte um Rettung, Hilfe, schmeichelte, verhieß Freundschaft, ewiges Seelenheil, sicherte jedem die Krone zu, die «alle Königreiche unterwerfe». Und als er von Karlmann, dem Siechen, der Sprache Beraubten, dem unheilbar Kranken nichts mehr erhoffen konnte, nötigten diesem seine Legaten eine Verzichterklärung zugunsten Karls ab, seines Bruders, nicht nur jünger, auch williger, gefügiger, brauch-

barer für den Heiligen Vater. Und als man in Ostfranken sich einig geworden, Karl III. von Schwaben (dem Dicken) Italien zu überlassen, beteuerte ihm der Papst: «In Bezug auf Boso sollt ihr euch versichert halten, daß er weder ein freundschaftliches Entgegenkommen noch Beistand von unserer Seite bei uns haben und finden wird, weil wir euch als Freund und Helfer gesucht haben und mit ganzem Herzen euch als unseren teuersten Sohn halten und hegen wollen.»

Er erklärte nun Boso, seinen Adoptivsohn, inzwischen König der Provence und mit all seinen dortigen Bedrängnissen, Schwierigkeiten für ihn unnütz, zum Tyrannen. Dagegen krönte er Karl III. den Dicken im Januar 880 auf einer Reichsversammlung in Ravenna in Anwesenheit der Magnaten und Bischöfe des Landes zu dessen König. Alle weltlichen und geistlichen Großen, außer dem Papst, leisteten ihm einen Treueid. Doch zur gewaltigen Enttäuschung des Römers hatte Karl gar keine Lust auf die Kaiserkrone, gar keine Lust, sich dann «mit den Heiden und falschen Christen» herumzuschlagen. Vielmehr kehrte er im Mai wieder über die Alpen zurück und hinterließ zum Schutz des Papstes nur die ihm wenig gewogenen Herzöge von Tuszien und Spoleto.

In wahrer Verzweiflung bat Johann jetzt, der König möge doch für den Staat des hl. Petrus sorgen, einen bevollmächtigten missus (Legaten) nach Rom schicken. Er bettelte, klagte, und wieder nicht nur einmal. Doch als das Kommen des Herrschers selbst bevorstand, machte er ihm plötzlich in seinem letzten Brief vom 25. Januar 880 Bedingungen, drohte, warf ihm Übereilung vor, verbot ihm, die Grenzen des Kirchenstaates zu überschreiten, bevor er zum Wohl seiner Seele Garantien gegeben, bevor er seine, des Papstes, durch einen Legaten überstellten Wünsche sanktioniert habe, in jedem Wort und Paragraphen.

Karl scherte sich allerdings nicht darum, reiste sehr gemächlich, monatelang in Oberitalien verweilend, nach Rom und wurde am 12. Februar 881 in St. Peter – mit einer Krone aus der Schatzkammer des hl. Petrus – zum römischen Kaiser gekrönt, als erster aus der ostfränkischen Linie der Karolinger. Sie siegte über die papale Politik, freilich erst nachdem der Papst schon in Ra-

venna Karls folgenschweres Versprechen erlangt hatte, «die Verträge und Privilegien der heiligen römischen Kirche zu bewahren»; ein Versprechen, das der König von Italien, der rex Romanorum, wie er später hieß, durch das ganze Mittelalter vor dem Empfang der Kaiserkrone leisten mußte.[23]

Karl aber, ein Machthaber, dessen Wirken in wenig mehr als im Abwarten, im Nichtstun bestand, das ihm ja auch Erfolg über Erfolg brachte, lenkte, nun im Besitz der Kaiserwürde, seine Schritte noch gemächlicher zurück, wobei er ein ganzes Jahr in Pavia und Mailand verbrachte, auch einen Ausflug an den Bodensee unternahm, während ihn Johanns Bettelei unablässig verfolgte. Bloß Jammer und Trauer ohne Ende sah der Römer rings um sich. Die Übel wüchsen von Tag zu Tag, schrieb er, es wäre besser zu sterben, als sie länger zu ertragen. Krieg wider Christen und Sarazenen wünschte er und bat Karl, ohne Aufschub ein Heer zu senden, endlich Ordnung zu schaffen – vergeblich. So klagte Johann (der Kaiserin und Erzkanzler Liutward) weiter sein Leid. Der Schlaf fliehe seine Lider, die Speise seine Lippen. Mitten in der Finsternis hoffte er auf Licht, wagte aber Rom nicht mehr zu verlassen und fürchtete, gefangen und erdrosselt zu werden.[24]

PAPST JOHANN JAGT SARAZENEN – DIE KATHOLIKEN KOLLABORIEREN MIT IHNEN

All die Anpassungsaktionen des Papstes dienten nicht zuletzt dem Ziel, seine Hausmacht, den Kirchenstaat, zu vergrößern, ihm insbesondere Teile des Südens zu unterwerfen. Dort jedoch häuften sich seit Beginn der islamischen Besetzung des byzantinischen Sizilien 827 allmählich die maritimen Attacken der «Piraten», mehr oder weniger spektakuläre Überfälle, deren Tragweite man am fränkischen Kaiserhof offenbar nicht erkannte. Zumal seit dem Zusammenbruch von Kaiser Ludwigs Macht stießen die Araber von Sizilien und Tarent aus meist an der Westküste vor.

Die Sabina, Latium, Tuszien wurden geplündert, die päpstlichen Landgüter, die Klöster verheert, Rom und seine Schätze selbst bedroht. Johann VIII., durch seinen «fanatischen Eifer», «vor allem aber durch seinen heiligen Kriegseifer eine der bedeutendsten Figuren der dunklen Geschichte des späteren 9. Jahrhunderts» (Eickhoff), segelte schließlich als erster Papst mit eigener Flotte gegen die Mohammedaner, nahm ihnen am Kap der Circe 18 Galeeren weg und garantierte jedem seiner Gefallenen die ewige Seligkeit (S. 237 f.). Alle Welt forderte er zur Sarazenenjagd auf: die Italiener, Karl den Kahlen, Boso von Vienne, den dalmatischen Fürsten Domagoj, einen «charismatischen» Kroaten und Piraten, dessen Schiffe «häufig Seeraub in der Adria» betrieben (Ferjančić), was ihm Venezianer und Byzantiner auf den Hals hetzte.

Der päpstliche Kampf, der ja keinesfalls nur den Sarazenen, nur dem Landesschutz galt, sondern insgeheim eben der Unterjochung Süditaliens, war freilich nicht sehr aussichtsreich. Um so weniger, als katholische Fürsten und Kirchenfürsten mit den Feinden Christi kooperierten, um sich gegen östliche wie westliche Kaiser und gegen den Heiligen Vater zu schützen, natürlich auch vieler Handelsvorteile wegen (in der apologetischen Diktion des Daniel-Rops: «ja selbst politische Bischöfe versuchten, ihre kleinen Schifflein selbständig zu steuern»). Die Christen schlossen Bündnisse, Verträge mit den «Ungläubigen», sie warben Söldner bei ihnen, duldeten sie in nächster Nachbarschaft, versorgten, schützten sie, manche fochten anscheinend sogar auf sarazenischen Kriegszügen gegen Christen. Neapel, Gaeta, Amalfi, Salerno hielten es mit den Arabern. Und der Papst, der eine unteritalische Liga um sich zu sammeln suchte, schleuderte Bibelsprüche und Bannstrahlen gegen die Ungetreuen, die er gelegentlich noch für ein Bündnis bezahlte.[25]

Zum Beispiel die Amalfitaner.

Amalfi, die Küstenstadt am Golf von Salerno, zwischen Gebirg und Meer sowie den benachbarten Gebieten von Sorrent, Neapel, Salerno gezwängt, konnte sich nur durch eine starke Flotte und wechselnde Zusammenschlüsse eine gewisse Eigenständigkeit

schaffen. 846 und 849 bekämpfte es an der Seite Neapels die Sarazenen, später stand es mit Kaiser Ludwig II. gegen Neapel. Dann paktierte es schon aus Handelsinteresse mit den Arabern. Da Johann VIII. sie von diesen abzubringen, sich selbst ihre Flotte zu sichern suchte (jährlicher Küstenschutz zwischen Traetto und Civitavecchia, die beide der Kirche gehörten), hatten die Amalfitaner von ihm 10 000 Goldstücke (Silberschillinge, mancusi) kassiert, doch keinem Sarazenen ein Haar gekrümmt und auch dem Papst keinen Denar zurückgezahlt. Vielmehr behaupteten sie bald, ihnen stünden vertraglich 12 000 zu und kollaborierten, obwohl ihnen Johann ja 879 die 10 000 gegeben, weiter mit den Feinden des Herrn. Auch als der Papst ihnen einerseits 1000 Goldstücke zusätzlich für das laufende Jahr und völlige Zollbefreiung für ihre sämtlichen Handelsschiffe im Hafen von Rom versprach, andererseits dem Bischof wie dem Präfekten von Amalfi Ende 879 Exkommunikation und Bann androhte nebst Handelsboykott «in allen Ländern, in denen sie Handel zu treiben pflegten», konnte weder Drohung noch versprochene Subsidien-Aufstockung die Amalfitaner zum Krieg für Seine Heiligkeit bewegen.

Schwierigkeiten auch mit Capua.

Die Stadt in Kampanien, 456 von den Wandalen, 841 von den Sarazenen zerstört, dazwischen byzantinisch, lange langobardisch, war 856 unter dem Bischof Landulf etwas abseits an einer Schleife des Volturno neu errichtet worden. Zugleich begründete Landulf eine Dynastie, die seit 900 den Fürstentitel führte. Schon der Prälat gebot auch über die weltliche Gewalt seines Gebietes und kooperierte anhaltend mit den Widersachern Christi, während der Heilige Vater Jagd auf sie machte. Eide, die Landulf dem Kaiser, dem Papst, dem Fürsten von Salerno geleistet, kümmerten ihn so wenig wie die kirchlichen Dogmen. Bloß Macht und Genuß fesselten den Seelenhirten, der einen Hof wie ein Sultan führte, weit mehr von Eunuchen als von Klerikern umgeben. Und indes er sich mit den Sarazenen verband, stritt er mit dem Kloster Monte Cassino, öffentlich erklärend, so oft er einen Mönch erblicke, sei es von schlimmer Vorbedeutung für ihn.[26]

Mehr Glück hatte Johann in Salerno.

Er besuchte es 876, brachte Herzog Guaiferius von seinem Bündnis mit den Arabern ab, und bewaffnete ihn gegen Neapel. Der wackere Katholik ließ nun nicht nur, nach dem Vorbild seiner Verwandten in Benevent, alle ihm dienstbaren Moslems erschlagen, sondern auch, auf Befehl des Papstes, 25 gefangene neapolitanische Adelige köpfen.

Tötung gefangener Moslemführer: päpstliche Bedingung für Wiederaufnahme in die Kirche

In Neapel befehdeten sich jahrelang der Stadtherr Sergius II. und sein Bruder Athanasius, den Papst Johann zum Stadtbischof gemacht hatte. Der Herzog, der um keinen Preis von den Sarazenen lassen wollte, vertrieb Athanasius und suchte ihn schließlich mit sarazenischer Hilfe endgültig zu beseitigen, was freilich mißlang.

Der Papst nämlich benutzte im März 877 die Synode von Gaeta, um einen Aufstand in Neapel anzustiften, und finanzierte sogar mit seinem Gold die Revolution. Bischof Athanasius riß dem eignen Bruder Sergius die Augen aus und schickte den so Zugerichteten dem laut jubelnden Heiligen Vater, der den «neuen Holofernes» eingekerkert verhungern läßt. Folgen bares Gold, Bibelsprüche und viel Lob aus Rom für die «gottgefällige Tat», den bischöflichen Brudermörder, den «Mann Gottes», wie der Papst ihn nennt, der Gott mehr liebt als sein eigen Fleisch und Blut, der das Christenvolk in Gerechtigkeit und Heiligkeit wie ein guter Hirte regiere! (Nebenbei: als bei einer kroatischen Revolution ein führender Bundesgenosse der Griechen fiel und der Täter und Nachfolger sich auf Roms Seite schlug, pries Johann VIII. gleichfalls den Fürstenmörder und verhieß ihm Sieg über alle sichtbaren wie unsichtbaren Feinde.)

Bischof Athanasius von Neapel aber, nun auch Herzog dort, wurde der gelehrige Schüler seines römischen Herrn. Alsbald wechselte er die Front. Er spielte jetzt die Rolle des liquidierten

Bruders und schloß sich noch enger als dieser den Moslems an. Kein Gold und Bannfluch des Papstes, der mit beiden um sich warf wie noch kaum einer, hielt ihn vom Bündnis mit den «Ungläubigen» ab. Er nahm sie als Besatzung in den Hafen von Neapel auf, ließ sie vor den Stadtmauern, ließ sie am Vesuv siedeln, worauf sie Gaeta, Salerno samt den langobardischen Herzogtümern bis Spoleto und Benevent brandschatzten.

Erst als sie Neapel selbst bedrängten, Waffen, Pferde, Weiber requirierten und der Papst den Bischof durch Geld bestach, vertrieb dieser seine Bundesgenossen, wurde mit der Stadt vom Bann gelöst – und holte sogleich, darauf abermals gebannt, neue Sarazenen aus Sizilien, um dann noch einmal die Seite zu wechseln, jetzt wieder zum Papst zu stehen und gemeinsam mit Aufgeboten von Rom, Capua, Salerno über seine jahrelangen Helfershelfer herzufallen. Johann aber hatte ihm die Auslieferung oder Tötung der gefangenen Moslemführer zur Bedingung für seine Wiederaufnahme in die Kirche gemacht. Er forderte von dem Bischof, ihm namentlich benannte vornehme Sarazenen zu überstellen und die anderen über die Klinge zu jagen. Doch dann wurde Papst Johann selbst tief gedemütigt, mußte er jährlich Tributzahlungen an die Sarazenen vornehmen und für 25 000 Silberlinge den einstweiligen Frieden erkaufen.

Die ungläubigen Teufel aber ließen sich bei Paestum nieder. Wieder andere setzten sich, vom Herzog Docibilis I. von Gaeta aus Furcht vor dem Papst gerufen, an der Mündung des Garigliano fest, von einem mächtigen Kastell aus jahrzehntelang Kampanien, Tuszien, die Sabina bis in die Gegend Roms verheerend. Und wie schon Amalfi, doch viel kostspieliger noch, bestach Johann jetzt das durch seine Lage wie Flotte wichtige Gaeta, indem er ihm zur Erweiterung seines knappen Terrains 882 das küstennahe Hinterland mit Fondi und Traetto (heute Minturno) gab.

Selbst die größten Klöster Süditaliens, wie S. Vincenzo am Volturno und Monte Cassino, legten die Sarazenen 881 und 883 in Schutt und Asche; dagegen nicht, wie oft behauptet, das kaiserliche Farfa im Sabinischen, neben dem lombardischen Nonantula

damals Italiens schönstes Kloster und reich wie ein Fürstentum. Sieben Jahre lang verteidigte es Abt Petrus, brachte seine Schätze in Sicherheit und verließ die Abtei. Während die Araber das Monasterium wegen seiner Schönheit schonten, brannten es christliche Räuber der Gegend ab, worauf es dreißig Jahre verwüstet lag. «So war die Furcht katholischer Fürsten vor den irdischen Entwürfen eines Papstes eine der wesentlichsten Ursachen, welche die Sarazenen in Unteritalien sich befestigen ließ» (Gregorovius). Oder wie Johannes Haller resümiert: «Die Politik des Papstes in Unteritalien war von vollständigem Mißerfolg gekrönt»; «die Welt hatte begriffen, daß es bei dem, was er gleich seinen Vorgängern erstrebte und forderte, um weltliche Rechte und irdische Herrschaft, nicht um Glauben und Kirche ging, und für diesen Kampf als ewigen Lehnssold das Paradies zu verheißen, hätte er nicht denken dürfen.»[27]

Wie Johann VIII. nach außen seine Machtkämpfe führte, so auch nach innen, und zwar ebenso gegen einflußreiche Kleriker wie Adelsgeschlechter.

JOHANNEISCHE SPIESSGESELLEN UND ERSTER PAPSTMORD

Besonders beargwöhnt, wohl auch gefürchtet, hat Johann den Bischof Formosus von Porta (864–876). Dieser war bereits unter früheren Päpsten hervorgetreten. Unter Nikolaus I. als Bulgarenmissionar und Begründer der bulgarischen Kirche, wobei allerdings seine Erhebung zu ihrem Erzbischof gescheitert ist; unter Hadrian II. als Legat in Konstantinopel sowie in anderen Missionen. Johann aber exkommunizierte den Bischof am 19. April 876 wegen angeblicher Konspirationen gegen Kaiser und Papst, ein sogar mehrfach erneuertes Urteil. Er entsetzte ihn auch seines Bistums und jedes geistlichen Grades. Vielleicht war Formosus ein Konkurrent bei Johanns Erhebung, war er selbst scharf auf die päpstliche Würde – und er bekam sie ja noch (S. 326).

Als Formosus sich seiner Verurteilung durch Flucht ins westfränkische Reich entzog, verließen auch andere Persönlichkeiten Rom; Leute, die, betraut mit den wichtigsten Ämtern des Hofes, jahrelang in Johanns nächster Umgebung geweilt und da durch Unterschlagungen, Frauenaffären, Raub und Mord sozusagen Figur gemacht.

Der Schatzmeister des Papstes, vielleicht auch Herr der gesamten Verwaltung, ein gewisser Georgius vom Aventin, hatte wegen Weibergeschichten den eigenen Bruder umgebracht, sich durch die Hochzeit mit einer Nichte Papst Benedikts III. finanziell saniert, darauf, fast öffentlich, seine Frau ermordet, um nun, durch Bestechung des Richters ungestraft, Konstantina zu heiraten, die ihn freilich selber sitzen ließ, überhaupt ebenso locker mit Männern umging wie mit Geld. Schließlich war sie die Tochter des päpstlichen Zeremonienmeisters Gregor, der sich seinerseits schon unter Hadrian II. angeblich durch Betrug und Räubereien enorm bereichert hatte und als Apokrisiar den Papst vertrat. Auch der Milizführer Sergius gehörte zu diesem illustren Kreis. Aus pekuniären Gründen ehelichte er eine Nichte Nikolaus' I., verstieß sie jedoch wieder, um mit seiner fränkischen Konkubine Walwisindula zusammenzuleben.[28]

All diese sowie weitere ehrenwerte christkatholische Herren wurden nun unter Johann VIII. des Einverständnisses mit den Arabern bezichtigt, mit anderen Papstfeinden, dem Herzog von Spoleto und Camerino, mit Adalbert von Tuszien. Und als das Gerücht von ihrer bevorstehenden Liquidierung oder Verstümmelung umging, flohen sie in einer Frühjahrsnacht des Jahres 876 mittels eines Nachschlüssels durch die Porta S. Pancrazio aus der Ewigen Stadt. Dabei hatten Georg und Gregor erst noch den Lateran nebst sonstigen Gotteshäusern beraubt und den Kirchenschatz mitgehen lassen. Johann exkommunizierte sie und den angeblich nach der Papstwürde begierigen Formosus, der übrigens gleichfalls mit Hilfe von Geldern aus Kirchen und Klöstern seines Bistums seine Flucht bestritten haben soll.

Auf der Synode von Troyes (S. 251 f.) anno 878 wandten sich dann die Bischöfe in Anwesenheit des Papstes («unsere Tränen

mit den Euren vereinigend») wiederum gegen all diese «boshaften Menschen und Teufelsdiener» und erklärten in einem pompösen Wortschwall noch einmal deren «Vernichtung mit dem Schwerte des heiligen Geistes», brachten noch einmal «mit Herz und Mund, mit unserem einhelligen Willen und mit der Autorität des heiligen Geistes» die Verdammung jener «zur Vollstreckung», indem sie «alle, welche Ihr, wie gesagt, exkommuniziert habt, für exkommuniziert, die Ihr aus der Kirche verstoßen habt, für verstoßen, die Ihr verflucht habt, für verflucht» erklärten. Und nachdem sie ihrem «heiligsten und ehrwürdigsten Herrn und Vater der Väter Johannes» derart beigesprungen waren, erheischten sie unmittelbar darauf seine Hilfe «gegen die Räuber unserer Kirchen», «wider die nichtswürdigen Räuber und Verwüster der kirchlichen Besitzungen und Güter, sowie gegen die Verächter des heiligen bischöflichen Amtes ...»

Vier Jahre später war allerdings der Römer selbst an der Reihe. In einer Palastrevolte am 16. Dezember 882 hat ihn ein frommer Verwandter, der selber Papst und reich werden wollte, vergiftet und dann, weil das Gift nicht schnell genug wirkte, wie die Annales Fuldenses kurz doch eindringlich schildern, ihn «so lange mit einem Hammer geschlagen, bis dieser im Gehirn stecken blieb» (malleolo, dum usque in cerebro constabat, percussus est, expiravit) – der erste Papstmord. Und ein Beispiel, das Schule machte (S. 477).[29]

Während so die Christen übereinander herfielen, nicht nur im engeren Umkreis der Päpste, nicht nur in Italien, während ihre Großen sich gegenseitig erpreßten, während sie raubten, töteten, brandeten im Süden die Sarazenen, im Norden weiter die Normannen an. Ja, die Normannennot war wieder schlimmer geworden. Sogar Frankenkönig Karlmann fragt im Jahr 884: «Soll man sich wundern, daß die Heiden und fremden Völker Herr über uns werden und unseren zeitlichen Besitz wegnehmen, wo doch jeder von uns mit Gewalt seinem Nächsten das Lebensnotwendige entreißt? Wie sollen wir mit Zuversicht gegen unsere und der Kirche Feinde kämpfen, da wir doch in unserem eigenen Haus das den Armen geraubte Gut aufbewahren [Jes. 33,1] und da wir doch ins Feld ziehen, den Bauch vollgeschlagen mit Geraubtem?»[30]

5. KAPITEL

NORMANNENNOT UND KAISER KARL III. DER DICKE

«Karl aber, der den Kaisertitel führte, zog mit einem großen Heere gegen die Normannen und gelangte bis vor ihre Befestigung; da aber sank ihm das Herz und durch Vermittelung mehrerer erreichte er durch Vertrag, daß sich Gotfrid mit den Seinigen taufen ließ und Friesland, sowie die anderen Güter, welche Rorich besessen hatte, wieder zu Lehen nahm.»
Annales Bertiniani

«Als der Kaiser ihrer listigen Kunstgriffe und des Zusammenspiels ihrer Umtriebe inne wurde, verhandelt er mit Heinrich, einem sehr klugen Manne, in der geheimen Absicht, durch eine List den Feind, den er in das äußerste Ende des Reiches eingelassen hatte, aus dem Wege zu räumen; ... beschloß er es mehr mit einem Kunstgriff als mit Gewalt zu versuchen. Die Gesandten fertigte er demnach mit unklarem Bescheid ab und ließ sie zu Godefrid zurückkehren unter der Versicherung, er würde durch seine Boten auf alle Gegenstände ihrer Sendung eine Antwort erteilen, wie sie sowohl ihm als Godefrid geziemte, nur damit er weiterhin in der Treue verharre. Hierauf schickte er Heinrich zu jenem Mann und mit ihm, um den Betrug, der im Werke war, zu verbergen, Willibert, den ehrwürdigen Bischof von Köln ... Und in der Tat Godefrid stirbt, nachdem ihm zuerst Everhard den Hieb versetzt, dann Heinrichs Begleiter ihn durchbohrt hatten, und alle Normannen, welche sich auf der Betuwe vorfanden, werden niedergemetzelt. Nur wenige Tage später wird Hugo auf den Rat des nämlichen Heinrich durch Versprechungen nach Gondreville gelockt und hinterlistig gefangen genommen, auf Befehl des Kaisers werden ihm von demselben Heinrich die Augen ausgestochen ... Hiernach wird er nach Alamannien in das Kloster des heiligen Gallus geschickt ... schließlich wurde er zur Zeit des Königs Zwentibolch im Kloster Prüm von meiner Hand geschoren.» Abt Regino von Prüm

Töten «mit Gottes Hilfe» und Besiegtwerden ohne sie

Fast zwei Jahrzehnte lang waren durch Tributzahlungen Karls des Kahlen die Attacken der Invasoren eingeschränkt worden. Seit 878/879 aber mehrten sich die Überfälle wieder. Zwar hatte gerade seinerzeit der englische König Alfred «der Große», der die Kirche durch Schenkungen, Klostergründungen und jährlich nach Rom geschickte Gelder, den späteren «Peterspfennig», förderte, die ständigen Wikingerangriffe zumindest vorerst zum Stehen gebracht durch eine Heeresreform, Stützpunkte, Fluchtburgen, große Schiffe. Doch brandete gerade unter dem Druck der Angelsachsen eine neue Normannenwelle, das «Große Heer», von Britannien übers Meer und verwüstete «mit Feuer und Schwert, ohne Widerstand zu finden, die Stadt der Moriner, Thérouanne. Und als sie sahen, wie gut ihnen der Anfang geglückt war, verheerten sie umherziehend das ganze Land der Menapier mit Feuer und Schwert. Darauf drangen sie in die Schelde ein und richteten ganz Brabant durch Feuer und Schwert zugrunde.» Auch das reiche Kloster St. Omer wurde niedergebrannt. Zwar vertrieb sie der Ostfrankenkönig Ludwig III. der Jüngere, der Sieger von Andernach (S. 244 f.); ja, er tötete viele «mit Gottes Hilfe» (Annales Bertiniani), «durch Gottes Hand den größten Teil» (Reginonis chronica), «mehr als 5000» (Annales Fuldenses). Aber auch Hugo, ein außerehelicher Sohn des Königs, kam dabei um – sonst «hätte er über sie einen herrlichen Sieg davongetragen» (Annales Vedastini).

Doch viel zu selten wurden sie verjagt «und getötet», wie es in

den Fuldaer Jahrbüchern so schön christlich heißt, «indem Gott ihnen vergalt, was sie verdient hatten». Vielmehr vernichteten Normannen am 2. Februar 880 bei Hamburg das Aufgebot unter dem Sachsenherzog Bruno völlig. Dabei fiel dieser, der Bruder der Königin, selbst, fielen der Bischof Theoderich von Minden, der Bischof Markward von Hildesheim sowie elf Grafen und 18 königliche Trabanten samt all ihren Leuten.[3]

Normannenhaufen, die Ende des Jahres 880 brandschatzend rheinaufwärts bis in die Gegend von Xanten drangen, äscherten zuletzt auch die prachtvolle, von Karl «dem Großen» errichtete Pfalz in Nimwegen ein. Am 28. Dezember verbrannten die Nordleute das Kloster St. Vaast in Arras, verbrannten die Stadt und alle Höfe in der Gegend, töteten, vertrieben, durchzogen das Land bis zur Somme, schleppten Menschen, Vieh und Pferde fort, zerstörten Cambrai, verheerten alle Klöster am Hißcar, alle Klöster und Orte am Meer, suchten Amiens heim, Corbie, erschienen wieder in Arras «und töteten alle, die sie fanden; und nachdem sie das ganze Land im Umkreis mit Feuer und Schwert verwüstet hatten, kehrten sie unversehrt nach ihrem Lager zurück» (Annales Vedastini).[4]

Am 3. August 881 besiegte allerdings der junge Westfranke Ludwig III. (der ältere Sohn des Stammlers aus dessen erster Ehe mit Ansgard) bei Saucourt-en-Vimeu (nahe Abbeville) an der Sommemündung die Räuber – und ein althochdeutsches Preislied, das «Ludwigslied», machte ihn «unsterblich». In rheinfränkischer Mundart verfaßt, ist es die erste freie deutsche Reimdichtung, das älteste erhaltene historische Lied unserer Literatur überhaupt.

Freilich verwischt der unbekannte, vermutlich geistliche Federheld die Geschichte, «überhöht» er alles christlich. Dort fechten «heidine man», da «godes holdon», die Franken, des Herren auserwählte Streiter. Mit «Kyrieleison» preschen sie ins Treffen, Ludwig selbst als Beauftragter des Allerhöchsten, voll von «godes kraft» und edler Feindesliebe selbstverständlich und Barmherzigkeit. «Suman thuruhskluog her, Suman thruhstah her.» (Einige schlug er mitten entzwei, einige durchstach er.) Ja, wer Gott

vertraut, brav um sich haut... Angeblich soll er «9000 Reiter getötet haben» (Annales Fuldenses). «Uuolar abur Hluduîg, Kuning unsêr sâlîg!» (Heil dir, Ludwig, unserm gesegneten König!) Heil![5]

Doch dafür traten jetzt «die Heidenleute» unter ihren Fürsten Gottfried und Siegfried an. Samt Flotte und mit einem durch Kavallerie verstärkten Landheer drangen sie weit ins Ostfrankenreich vor, verwüsteten nicht nur Maastricht, Tongern, Lüttich, äscherten auch Köln und Bonn «mit Kirchen und Gebäuden» ein (Annales Fuldenses) sowie die Festungen Zülpich, Jülich, Neuss. In Aachen machten sie die Marienkirche, die Grabstätte Karls «des Großen», zu einem Pferdestall und zündeten die prachtvolle Pfalz an. Sie steckten aber auch die Klöster Inden (Cornelimünster), Stablo, Malmedy, Prüm in Brand. Die sich erhebende Landbevölkerung mähten sie «wie dummes Vieh» nieder (Regino von Prüm), die Flüchtlingströme ergossen sich bis Mainz.

Fürstensterben in Ost- und Westfranken

Vom nahen Frankfurt schickte der todkranke König Ludwig III., der Sieger von Andernach, ein Heer gegen die Eindringlinge. Doch als er am 20. Januar 882 «für die Kirche und das Reich» starb, wie es heißt, «nach einem Leben ohne Gewinn für sich» (Annales Bertiniani), kehrten seine Truppen, bereits vor dem befestigten Standlager in Elsloo stehend, wieder um, verfolgt von den Normannen, die Ludwigs Tod bejubelten, sengend und brennend bis Koblenz vorstießen und dann sich moselaufwärts wandten. Am 5. April, «am Tage des heiligsten Abendmahles des Herrn», überfielen sie Trier, das sie plünderten und «gänzlich verbrannten, nachdem sie die Einwohner teils verjagt teils getötet hatten» (Annales Fuldenses). Als sie gegen Metz zogen, fiel Ortsbischof Wala «in der Schlacht» (Regino von Prüm).

Im Westen war seinerzeit Ludwig III., der Sieger von Saucourt, bereits unterwegs, um weitere Feindesscharen im Loiregebiet zu

stoppen, starb jedoch am 5. August 882, erst etwa zwanzig Jahre alt (weil er, verraten die Annales Vedastini, angeblich «im Scherz», iocando, zu Pferd hinter einem Mädchen her, zu heftig gegen den Türsturz ihres Vaterhauses prallte). Zwar setzte sein Bruder Karlmann den Kampf fort, mit wechselndem Erfolg und einer enormen Zahlung von 12 000 Pfund Silber, erlag indes, erst 18jährig, im Dezember 884 einem Jagdunfall im Wald von Bézu (bei Andelys) – nicht durch einen Eber, wie man zunächst hörte, sondern, versichern die Annalisten, «unfreiwillig», durch einen Weidgenossen, einen seiner Dienstmannen, «der ihm helfen wollte». Beide Könige wurden in St. Denis bestattet. Zwar hatte Ludwig II. der Stammler, von seiner zweiten Frau Adelheid noch einen Sohn. Da dieser aber, der nachmalige Karl III. der Einfältige, noch ein fünfjähriges Kind war, erhofften sich die Großen des Landes nun Hilfe von Karl III. dem Dicken und luden ihn nach Westfranken ein.[6]

KARL DER DICKE, DEM ALLES ZUFÄLLT UND ALLES MISSLINGT

Der jüngste Sohn Ludwigs des Deutschen, Karl III. (839–888), der den Beinamen «der Dicke» (Crassus) erst im 12. Jahrhundert von Historikern bekam, die damit wohl seine spärliche Energie ausdrücken wollten, war der Erbe des kleinsten Reichsteiles – Alemannien und Elsaß – und zunächst ungewöhnlich erfolgreich. Doch hatte er einfach Glück. Ohne Ehrgeiz, Tatendrang, ohne Machtgier fiel ihm alles zu wie von selbst: 880 Italien, 881 die Kaiserkrone, dann das gesamte Ostfranken.

Seit 876 zunächst nur über das kleine schwäbische Teilreich gesetzt, regierte er nach dem Tod seiner Brüder, des kranken Bayernkönigs Karlmann, der 879 in seiner letzten Urkunde zugunsten Karls verzichtet hatte, und König Ludwigs III. des Jüngeren, der am 20. Januar 882 in Frankfurt am Main ohne Erben starb, auch über deren regna. Und nach dem Tod der bei-

den westfränkischen Könige, Ludwigs III., des Siegers von Saucourt, am 5. August 882, und seines Bruders Karlmann im Dezember 884 – jener Herr über den Norden, dieser über den Süden des Westreiches –, wurde Karl III. auch dort als Kaiser anerkannt. 885 unterwarfen sich ihm in der Pfalz zu Ponthion alle weltlichen und geistlichen Großen, womit das Frankenreich in seinem ganzen Umfang wieder erstanden war.[7]

Karl der Dicke bekriegte nun allerdings nicht, wie vom Papst erwartet, die Sarazenen, sondern die Normannen, wozu man ihn nördlich der Alpen auch ständig aufgefordert hatte. Und natürlich kämpfte er auf seine Weise; ließ er sich, aus Italien zurück, erst in Bayern, dann in Worms huldigen, ehe er im Juli 882 mit einem gewaltigen Heer, darunter sogar langobardische Truppen, das Normannenlager in Asselt (Elsloo) am Unterlauf der Maas einschloß. Doch selbst als ihm ein glücklicher Zufall zu Hilfe kam, als ein entsetzliches Gewitter eine Bresche in die ummauerte Verschanzung brach, blies er nicht zum Sturm, sondern begann nach 12 Tagen mit den Normannen zu verhandeln und erkaufte durch große Zugeständnisse ihren Abzug.

Für einen Lehenseid und das Versprechen ihres Führers Gottfried, Christ zu werden, trat ihm Karl die Provinz Friesland ab. Gottfried, wohl mit dem dänischen Königsgeschlecht verwandt und auch in den Quellen oft König genannt, wurde vom Kaiser persönlich «aus dem heiligen Quell gehoben» und durfte Gisla heiraten, Lothars II. und der Waldrada illegitime Tochter. Der Versuch freilich, den Fürsten in die Karolingerdynastie zu integrieren, scheiterte blutig (S. 283 f.). Und König Siegfried samt den übrigen Normannen, berichtet Abt Regino wieder, bekam «eine unermeßliche Menge Gold und Silber» – «mehrere tausend Pfund Silber und Gold», meldeten die «Annales Bertiniani» und bekennen, daß sie der fromme Kaiser «aus dem Schatz des hl. Stephanus zu Metz und von anderen Heiligen mitgenommen hatte, und ließ zu, daß sie wie seither blieben, um seinen und seines Vetters Reichsteil zu verwüsten».

Ganz offen wurde damals der Erzkanzler des Kaisers, Bischof Liutward von Vercelli, bezichtigt, vom Feind bestochen worden

zu sein und zusammen mit einem Grafen Wikbert den Vergleich vermittelt zu haben. (887 verlor derselbe Kirchenfürst, wegen Ehebruchs mit der Kaiserin verklagt, seine Hofämter, worauf er zu Karls Gegner Arnulf von Kärnten überwechselte; 899 erschlugen ihn die Ungarn: S. 287 f.)[8]

Das Normannenelend war mit all dem freilich nicht beendet, zum wenigsten im Westreich.

WENN CHRISTEN ERTRAGEN MÜSSEN, WAS SIE SONST ANDEREN ANTUN...

Wer die «Annales Vedastini» liest, die erst Mitte des 18. Jahrhunderts entdeckten Jahrbücher eines Mönchs aus dem Kloster St. Vaast bei Arras, wird stets von neuem, monoton, gewiß, grammatikalisch erbärmlich, mit dieser Misere konfrontiert. Immer ist da von «Verwüstung und Mordbrennerei» der heidnischen Räuber die Rede, von ihrem «Durst nach Menschenblut». Immer töten sie da Tag und Nacht «das Christenvolk», stecken sie «Klöster und Kirchen Gottes in Brand», setzen sie «in gewohnter Art ihre Raubzüge fort...»[9]

Alles Leid und Elend, das die Christen sonst in andere Länder trugen, Jahrhundert um Jahrhundert, erfuhren sie nun einmal selbst. Und natürlich nehmen ihre Klagen kein Ende. Überall Plünderung, Verheerung, Versklavung, Ausrottung. Überall eingeäscherte Klöster, Kirchen, Geiselmorde, flüchtende und massakrierte Menschen. So «im Jahre des Herrn 882»: «... und die Normannen... zerstörten Klöster und Kirchen bis auf den Grund, brachten die Diener des göttlichen Wortes durchs Schwert oder durch Hunger um oder verkauften sie übers Meer und töteten die Einwohner des Landes, ohne auf Widerstand zu stoßen». So «im Jahre des Herrn 884»: «Die Normannen aber hörten nicht auf... zu töten, die Kirchen zu zerstören, die Mauern niederzureißen und die Dörfer zu verbrennen. Auf allen Straßen lagen die Leichen von Geistlichen, von adligen und an-

deren Laien, von Weibern, Jugendlichen und Säuglingen.» Oder 885: «Darauf begannen die Normannen wieder zu wüten, dürstend nach Brand und Mord ...»[10]

De bellis Parisiacis oder «Nichts was kaiserlicher Majestät würdig gewesen wäre»

Im November 885 erschien das «Große Heer» der Invasoren vor Paris. Angeblich mit ungezählten kleinen und 700 größeren Schiffen sowie einer Streitmacht von 40 000 Mann waren sie die Seine aufwärts gezogen – möglicherweise ein Racheakt für die heimtückische Ermordung ihres Königs Gottfried im Mai desselben Jahres, wobei auch Hugo geblendet worden ist (S. 283 f.).

Zusammen mit dem Grafen Odo von Paris, dem nachmaligen König, führte zunächst Bischof Gauzlin (aus dem vornehmen Geschlecht der Rorgoniden, einst einer der engsten Vertrauten Karls des Kahlen und Erzkanzler, seit 884 Oberhirte von Paris) das Kommando über die eingeschlossene Stadt, deren berühmte Belagerung ein Augenzeuge, der Mönch Abbo, in seinem Epos «De bellis Parisiacis» besang. Als Bischof Gauzlin erkrankte und starb, leitete ein weiterer geistlicher Haudegen, der Abt Ebolus von St. Germain-des-Prés, die Verteidigung, die immer schwieriger wurde, zumal das einzige zum Entsatz geschickte ostfränkische Heer unter dem berüchtigten Grafen Heinrich (S. 282 ff.) unverrichteter Dinge wieder abzog. Dabei brandschatzten die Normannen längst das umliegende Land nach allen Regeln der «Kriegskunst» und schreckten auch bei ihren Stürmen auf die Stadt vor keiner Grausamkeit zurück. Sogar ihre Gefangenen sollen sie geschlachtet und mit deren Leichen die Wallgräben ausgefüllt haben. Jedenfalls wurden «auf beiden Seiten viele getötet, noch mehr durch Wunden kampfunfähig gemacht», setzten die Normannen «Tag für Tag die Bestürmung fort», bedrängten sie Paris «ohne Unterlaß mit dem verschiedensten Rüstzeug von

Waffen, Maschinen und Mauerbrechern. Aber indem sie alle mit großer Inbrunst zu Gott schrieen, wurden sie immer gerettet; und ungefähr acht Monate dauerte der Kampf in verschiedener Weise, ehe der Kaiser ihnen zu Hilfe kam» (Annales Vedastini).[11]

Doch keine Hilfe half so recht, weder die von diversen gräflichen noch kirchlichen Truppen – Walo von Metz, «der gegen die heilige Vorschrift und seine bischöfliche Würde zu den Waffen griff und in den Krieg zog», fiel «im Jahre des Herrn 882» auf der Flucht vor den Normannen. Immer wieder liest man, daß es gar keine Hilfe gab, keinen Widerstand (nemine sibi resistente), oder daß, schritt man schon militärisch ein, doch «nichts Glückliches oder Ersprießliches» herauskam (nil prospere vel utile) daß «nichts Denkwürdiges» (nihil dignum memoriae) vollbracht wurde; falls es nicht gleich hieß: «Und sie richteten dort nichts Ersprießliches aus, sondern kehrten mit großer Schande in ihre Heimat zurück». «Denn statt einen glücklichen Schlag auszuführen, retteten sie sich kaum in schimpflicher Flucht, wobei die meisten von ihnen gefangen genommen und getötet wurden» (Annales Vedastini).[12]

Auch der Kaiser enttäuschte allgemein.

Erst im Oktober traf er endlich ein und lagerte auf den Höhen des Montmartre. Das Heer war ungeheuer, doch der Befehlshaber Graf Heinrich, selbst ein versierter heimtückischer Mörder und Schinder (S. 283 f.), stürzte mit seinem Pferd in eine Fallgrube der Normannen und wurde, von den Seinen im Stich gelassen, darin erschlagen. Karl konnte sich zu nichts entschließen. Wochenlang blieb er untätig und «vollführte an diesem Orte nichts, was kaiserlicher Majestät würdig gewesen wäre». Als es gar hieß, ein Entsatzheer unter dem Normannenkönig Siegfried eile bereits auf der Seine heran, kaufte er Paris los und gab den Normannen die Gebiete jenseits der Seine «zur Plünderung» frei, «weil die Einwohner derselben ihm nicht gehorchen wollten» (Regino von Prüm).

Auch Burgund überließ Karl dem Landesfeind zur Brandschatzung, blieb aber vorerst noch im Westen. Doch König Siegfried drang bereits in die Oise ein und zog hinter Karl her, wobei er

«alles mit Feuer und Schwert verwüstete. Als dies der Kaiser erfuhr – und das Feuer brachte ihm sichere Kunde, – kehrte er schleunig in sein Land zurück.» Darauf setzte Siegfried erst recht sein Zerstörungswerk fort. Und auch im folgenden Jahr, 887, machten die Normannen «nach ihrer gewohnten Art ihre Streifzüge bis zur Saone und zur Loire ... und machten durch Brennen und Morden das Land zur Wüste» (Annales Vedastini). König Siegfried aber wandte sich im Herbst nach Friesland, wo man ihn getötet hat.[13]

Die göttliche Vorsehung operiert meuchlings: Ende der Normannenherrschaft in Friesland

Zuweilen nämlich gab es Triumphe.

Zum Beispiel gegenüber Gottfried. Er war durch seinen Vergleich 882 mit Karl Christ, Ehemann von König Lothars II. (mit Waldrada gezeugter) Tochter Gisla, sowie Herr über das Gebiet etwa des heutigen Holland geworden. Als man ihn beschuldigte, mit seinem Schwager Hugo, König Lothars II. illegitimem Sohn, Gislas Bruder, sich wider das Reich verschworen zu haben, da «war Gott dagegen», «verlieh ihm der Herr den verdienten Lohn» (Annales Fuldenses).

Nicht offen operierte die göttliche Vorsehung.

Der Kaiser – Gottfrieds Taufpate – ließ ihn durch einen von dessen Anklägern, den ostfränkischen Grafen Heinrich, den Bruder Poppos (S. 354), ermorden. Heinrich, «ein sehr kluger Mann», der die Sache offenbar ausgeheckt, und Willibert, «der ehrwürdige Bischof von Köln» (Regino von Prüm), treffen den arglosen Gottfried «im Jahr der göttlichen Menschwerdung 885» auf der Insel Betuwe (zwischen Niederrhein und Waal). Am zweiten Tag der «Verhandlungen» ruft Bischof Willibert Gottfrieds Gemahlin Gisla von der Insel, um anderwärts «ihren Eifer für den Frieden rege zu machen», indes Heinrichs Begleiter, just während der anderwärtigen pazifistischen Bischofsbemühungen, den Kö-

nig heimlich abstechen. Nicht genug: auch «alle seine Begleiter», «alle Normannen, welche sich auf der Betuwe vorfanden, werden niedergemetzelt.»

Und nur wenige Tage darauf lockt man auch Hugo, «der sich unklug in des Kaisers Reich benahm» (Annales Fuldenses), auf den Rat desselben Heinrich nach Gondreville, an den kaiserlichen Hof, läßt ihm durch denselben edlen Grafen die Augen ausstechen und nimmt auch seinen sämtlichen Anhängern die Lehen. Später wird Hugo im Kloster Prüm, wo schon sein Großvater Kaiser Lothar I. als Mönch geendet (S. 140), durch Abt Regino, der all dies berichtet, eigenhändig geschoren und stirbt nach wenigen Jahren, während seine Schwester Gisla, Gottfrieds Witwe, ihr Leben im Nonnenkloster Nivelles bei Namur beschließt.[14]

Ein frommes Geschlecht.

Das Normannenregiment in Friesland ging seinerzeit zu Ende. Bei Norden wurden sie im Kampf mit den Friesen überwunden «und sehr viele von ihnen getötet». Und im Todesjahr Gottfrieds berichten wieder die Fuldaer Jahrbücher: «Endlich wüteten die Christen gegen sie mit solchem Blutbad, daß wenige von einer so großen Menge übrig blieben. Dann erstürmten diesselben Friesen ihre Schiffe und fanden soviel Schätze an Gold und Silber nebst mannigfachem Gerät, daß alle vom Niedrigsten bis zum Größten reich wurden.» Der alte Traum der Menschen, auch der Christen: Schätze aus Silber und Gold! Als ginge nicht eher ein Kamel durch ein Nadelöhr ... Doch wie auch immer: «Die Normannenherrschaft in Friesland endete, ohne faßbare Spuren zu hinterlassen» (Blok).[15]

Nun waren die «Männer des Nordwinds» im Frühmittelalter aber in viele Länder gekommen, auch nach Island und Grönland, nach Spanien, Marokko, Rußland, Byzanz, und weithin hat sie die Kirche bekämpft, unblutig und blutig, durch Annalisten, Autoren, Bischöfe und Päpste. Als die Normannen jedoch, im 11., im 12. Jahrhundert, die besten Reiterheere Europas stellten, die mutigsten Ritter, die modernsten Festungsbauer (sie entwickelten seit Mitte des 11. Jahrhunderts die Burg mit Wall und Graben),

als sie in Sizilien auch eine starke Kriegsflotte, in Georg von Antiochia einen der fähigsten Admirale des Mittelalters hatten und militärisch die Führung übernahmen, ging das Papsttum zu ihnen über und sie spielten nicht nur in den Kreuzzügen eine große Rolle. Als «ein kriegsgewohntes Volk», wie William von Malmesbury meinte, das «kaum ohne Krieg leben» könne, waren sie den Stellvertretern Christi gerade recht.[16]

Unter Karl III. dem Dicken aber verargte man dem Herrscher seinen geringen Kampfgeist nicht nur ihnen gegenüber. Zunehmende Unsicherheit im Innern, alltägliche Wegelagerei, notorischer Raub, jahrlange Sippenfehden, auch und gerade jetzt im ostfränkischen Reich, all dies stärkte nicht das kaiserliche Prestige.

INNENPOLITISCHES – BIS ZUM ABSCHNEIDEN DER GESCHLECHTSTEILE, «DASS AUCH KEINE SPUR DAVON BLIEB ...»

So brach 882 eine blutige Fehde zwischen Sachsen und Thüringern aus, zwischen Poppo, dem Grafen der Sorbenmark, und dem fränkischen Grafen Egino, wobei wir den Kriegsgrund nicht erfahren, sondern nur, daß «Poppo mit den Thüringern unter schweren Verlusten unterlag». Auch im nächsten Jahr meldet dieselbe Quelle bloß lakonisch «einen grausamen Krieg», den Poppo wieder verlor, «wie schon vorher gewöhnlich». Er entfloh «kaum mit wenigen Männern, während alle übrigen fielen». Andererseits war er gegen die Slawen anno 880, gegen Daleminzier, Böhmen, Sorben «und die übrigen Nachbarn ringsum», sehr erfolgreich – «im Vertrauen auf Gottes Hilfe schlug er sie so, daß von dieser großen Menge keiner übrig blieb» (Annales Fuldenses). Er selbst verlor 892 sein Leben.[17]

In der Ostmark wütete seinerzeit Graf Aribo in einem zweieinhalbjährigen Gemetzel gegen die Nachkommen seiner Amtsvorgänger, die Söhne der 871 im Kampf wider die Mährer

gefallenen Markgrafen Wilhelm und Engilschalk, wobei sich der «marchio» sogar mit dem Mährerherzog Swatopluk verband, dem Vasall des Reiches, der ihn mehrfach militärisch unterstützte. Und nach Aribos Vertreibung 882 durch die Markgrafensöhne überfiel Swatopluk wiederholt die Ostmark und tötete «unmenschlich und blutgierig wie ein Wolf». Pannonien wurde 884 bis an die Raab geplündert, der größte Teil des Landes «verwüstet, zerstört und vernichtet mit Feuer und Schwert». Ja, der Mährer brach im selben Jahr hier noch ein zweitesmal ein, «um, wenn vorher etwas übrig geblieben war, es jetzt wie im Wolfsrachen vollends zu verschlingen». Auch sämtliche Besitzungen der Markgrafensöhne wurden niedergebrannt. Die zwei ältesten von ihnen, Megingoz und Poppo, ertranken auf der Flucht in der Raab. Werinhar aber, einen der Söhne Engilschalks, und seinen Verwandten, den Grafen Wezzilo, verstümmelte man, schnitt ihnen die rechte Hand, die Zunge ab sowie «die Scham- oder Geschlechtsteile, daß auch keine Spur davon blieb. Auch einige von ihren Leuten kamen ohne Rechte und Linke zurück». «Knechte und Mägde mit ihren Kindern sind umgebracht... Dies alles geschieht ohne Zweifel durch das Erbarmen oder den Zorn Gottes» (Annales Fuldenses). Und geschah ohne jedes Sühneverlangen des Kaisers. Ihm genügte die Huldigung des Mährers und sein Schwur, «solange Karl lebe, niemals das Reich mit einem feindlichen Heer zu überziehen».

Inzwischen war der Stern des Monarchen immer tiefer gesunken, sein übergroßes Glück zu Beginn seiner Laufbahn mehr und mehr ins Gegenteil verkehrt. Zwar hatte sich nach dem Tod König Bosos von Vienne am 11. Januar 887 auch die Provence als letztes noch außerhalb des Reiches stehendes Land im Frühjahr 887 in Kirchen der Lehenshoheit des Kaisers wieder förmlich unterstellt, wofür er Bosos unmündigen Sohn Ludwig (von der Tochter König Ludwigs von Italien) adoptierte. Doch fiel dies wenig ins Gewicht angesichts seines Verhaltens gegenüber den Normannen, seinem ihm allgemein verübelten Rückzug von Paris, seiner Preisgabe von Burgund sowie anderweitig geduldeter fortdauernder Verheerungen durch die Freibeuter, nicht zuletzt auch gegenüber skandalöser

Vorgänge in seiner nächsten Umgebung, vor allem dem Fall seines Erzkanzlers Liutward (gest. 899).[18]

Bischof Liutward von Vercelli – gefeiert und gefeuert

Dieser Mann, ein Schwabe aus, so unterstellen feindliche Quellen, ganz niedrigem Geschlecht, war Mönch auf der Reichenau (einem Kloster, das im Lauf des 10. Jahrhunderts nur noch Adlige aufnahm) und Karls Kanzler schon in dessen schwäbischer Königszeit. Der Aufsteiger nützte die Karriere seines hohen Gönners, wurde 879/880 Bischof von Vercelli, wurde Karls Erzkanzler und Erzkaplan, sein einflußreichster Berater und zuletzt «mehr als der Kaiser von allen geehrt und gefürchtet» (Annales Fuldenses). Der klerikale Emporkömmling verfügte schließlich über einen kaum vorstellbaren Reichtum und sorgte rührend für seine Verwandten: ein Bruder Chadolt wurde 882 Bischof von Novara, ein Neffe mit dem gleichen Namen Liutward etwas später Bischof von Como.

Infolge seiner fortschreitenden Erbkrankheit überließ der Kaiser das Regieren immer mehr Liutward. Er hielt schließlich die meisten Fäden in der Hand, führte sämtliche wichtigen Delegationen an, regelte insbesondere seit je alle Verhandlungen mit dem Papst, kurz, der Bischof stand als «der allmächtige Minister neben dem schwachen Herrscher», war «geradezu der Leiter der Politik Karls III.» (Schur), «die Schlüsselfigur ... seiner Herrschaft» (Fleckenstein).

Allmählich aber zog Bischof Liutward immer mehr den Zorn weiter Kreise auf sich. Nicht nur weil er jeden von des Kaisers Seite zu verdrängen suchte, nicht nur durch sein Nachgeben gegenüber den Normannen in Elsloo, wo er von ihnen bestochen worden sein soll, auch durch seine Habgier, seinen Nepotismus, überhaupt seine infame Sippenpolitik, wobei er Mädchen der vornehmsten Familien aus Schwaben wie aus Italien rauben ließ,

um sie Verwandten als Frauen zuzuführen. Er befahl sogar einen Einbruch in das Nonnenkloster S. Salvatore in Brescia, um für einen Neffen eine Tochter des Markgrafen Unruoch von Friaul herauszuholen, mütterlicherseits eine Enkelin Ludwigs des Frommen – eine glänzende Partie. «Aber die Nonnen dieses Ortes wandten sich dem Gebet zu und baten den Herrn, die dem heiligen Ort zugefügte Schmach zu rächen; ihre Bitte wurde sofort erhört. Denn der, welcher mit dem Mädchen die Ehe in üblicher Weise vollziehen wollte, starb in derselben Nacht und das Mädchen blieb unberührt (intacta). Dies wurde einer Nonne aus dem obengenannten Kloster... geoffenbart» (Annales Fuldenses).[19]

Dem Onkel der Geraubten, dem Markgrafen Berengar von Friaul, schien der jähe Tod des Bischofsneffen in der Brautnacht noch zu wenig. Er eilte nach Vercelli, «und dort angekommen, raubte er so viel von des Bischofs Sachen wie er wünschte». Nicht genug, man beschuldigte Liutward noch der «Ketzerei», nämlich «unsern Erlöser zu verkleinern, indem er behauptete, daß jener Eins sei durch die Einheit der Substanz, nicht der Person» (Annales Fuldenses). Man bezichtigte ihn auch des Ehebruchs, gar mit der Kaiserin persönlich – alles ganz öffentlich vorgebracht im Sommer 887 auf dem Reichstag in Kirchen (bei Lörrach).

Karl der Dicke aber war nicht nur von Natur bequem, ehrgeizlos, er war auch krank, körperlich, vielleicht geistig. Er hatte sich im Frühjahr in der Pfalz Bodmann, dem von ihm bevorzugten Bodenseeraum, wie der Annalist mitteilt, «vor Schmerz einen Kopfeinschnitt» (incisionem) machen lassen – eine falsche Übersetzung, meint man inzwischen, keine Trepanation, weniger dramatisch.

Gleichwohl, der Kaiser war fast regierungsunfähig (freilich das Schicksal vieler Regierenden). Und in dieser fatalen Situation gab er auch noch seinen ersten Mann der allgemeinen Wut und Enttäuschung preis. Ohne jede Unterredung mit Liutward entzog er ihm viele Lehen «und trieb ihn als allen verhaßten Ketzer mit Schande aus dem Palast. Doch jener begab sich nach Baiern zu Arnulf und sann mit diesem darauf, wie er dem Kaiser die Herrschaft raube...»[20]

25 JAHRE JOSEPHSEHE – FEUERPROBE BESTANDEN

Wie seinen ersten Mann (oder ihren zweiten?) wollte das hohe Paar aber auch den Ehebruch nicht auf sich sitzen lassen. Karl brachte darum schon nach wenigen Tagen seine Gattin Richardis «wegen derselben Sache vor die Reichsversammlung, und», schreibt entzückt Abt Regino, «es klingt wunderbar, sie bekennt öffentlich, daß er sich niemals in fleischlicher Umarmung mit ihr vermischt habe, obgleich sie mehr als zehn Jahre durch eine gesetzmäßig geschlossene Ehe sich in seiner Gemeinschaft befunden».

Mehr als zehn Jahre? 25 Jahre. Denn bereits 862 hatte der dicke Karl die Tochter des elsässischen und breisgauischen Grafen Erchanger geheiratet. Ein Vierteljahrhundert Josefsehe. Nein, viel schöner, reiner noch: «Sie behauptet sogar, daß sie nicht bloß von seiner, sondern überhaupt von aller männlichen Beiwohnung (omni virili commixtione) frei geblieben sei, sie rühmt die Unversehrtheit ihres Magdtums und erbietet sich zuversichtlich, sie wolle dies, wenn es ihrem Gatten beliebe, durch das Urteil des allmächtigen Gottes erweisen, entweder durch einen Einzelkampf oder durch die Probe der glühenden Pflugscharen; sie war nämlich eine gottergebene Frau.» Deshalb zog sich Kaiserin Richardis auch nach der Scheidung in das Kloster Andlau im Elsaß zurück, das sie auf ihren Besitzungen erbaut hatte, um auch nicht mehr zum Schein irgendwelchen Männern, sondern, sagt Abt Regino, «um Gott zu dienen».[21]

Der Kaiser verzichtete generös auf einen Nachweis ihres unversehrten Magdtums durch gerichtlichen Zweikampf wie durch glühende Pflugscharen.

Die kirchliche Propaganda aber nahm sich des wunderbaren Keuschheitsfalles an, ließ, phantastisch ausgeschmückt, die verleumdete Kaiserin die Feuersglut glorios bestehen – noch das «Martyrologium Germaniens» (mit Imprimatur vom 6. Mai 1939) hält an solch «bestandener Feuerprobe» fest. Auch präsentiert man jahrhundertelang (im Kloster Etival) ein Wachshemd, das, auf den nackten Leib der Geprüften an allen vier Enden

entzündet, weder den jungfräulichen Körper der Majestät versehrte noch selbst versehrt worden ist. Und während der Verleumder die schmutzige Lüge am Galgen büßt, verteilt die arme Richardis (die so ganz arm nicht war; schon Ende der 70er Jahre hatte sie eine Reihe von Frauenklöstern übertragen bekommen) «alles, was sie noch hatte, an die Armen und Klöster».

Und auch sie geht ins Kloster, nur noch ihrem Seelenheil lebend, der Demut, dem Gebet; weshalb denn auch Gott ihr Grab durch Wunder verherrlicht und schließlich 1049 der hl. Papst Leo IX. ihren hl. Leib erhebt, was «einer Heiligsprechung gleich» kam, schreibt der Kapuzinerordenspriester P. Wilhelm Auer von Reisbach «Mit Approbation des Hochwürdigsten Bischöflichen Ordinariates Augsburg und mit Erlaubnis der Obern» bereits im 154. bis 160. Tausend seiner «Heiligen-Legende». Und mutet uns gleich darauf das «Kirchengebet» zu: «O Gott, der du deine hl. Jungfrau Richardis von den Verleumdungen der Menschen befreit und mit der ewigen Herrlichkeit gekrönt hast: wir bitten dich, verleihe uns, daß wir nach ihrem Beispiele und durch ihre Fürbitte so den Nächsten in Wort und Tat lieben, damit wir die Belohnungen der ewigen Liebe erlangen. Amen.»

Gut gesagt, beiläufig: nach ihrem Beispiele so den Nächsten in Wort und Tat lieben ... An den armen Karl den Dicken darf man dabei nicht denken. Und nach 25jähriger Josefsehe mit einer Heiligen – wo bleibt die Parität! – wird er nicht mal selig! Freilich, so Kapuzinerordenspriester Wilhelm Auer von Reisbach: «Er war im Geiste immer schwächer ... geworden und verstieß nun die edle Frau, wiewohl sie sich zu allen Proben ihrer Unschuld und Reinheit bereit erklärte.»[22]

Mit einem wie Karl dem Dicken, der bei jeder Schandtat gleich die Nerven verliert, wissen Pfaffen eben wenig anzufangen. Und Historiker nicht viel mehr. Beide verhimmeln Herren ganz andren Schlages, Männer mit Schlag vor allem, ja, mit Durchschlagskraft, Typen etwa vom Verbrecherformat Karls I. «des Großen», Staatsbanditen, Völkerfresser, Menschheitsgeißeln, große Führer, die Hunderttausende von Quadratkilometern zusammenrauben und dabei über Leichen gehn wie über Dreck,

Kannibalen von Säkularstatur, welthistorische Terroristen. Karolingische Universalpolitik nennt man das, während Karl III. der Dicke doch immer «wieder versagt» (Handbuch der Europäischen Geschichte), und Historiker in aller Regel nichts so verabscheuen wie Schwäche, Erfolglosigkeit, nichts so lieben wie Stärke, Erfolg, egal um welchen Preis. Im Gegenteil: je höher der Preis, desto höher ihr Preisen.[23]

Arnulfs «Staatsstreich» und Karls schnelles Lebensende

Liutward von Vercelli wurde im Juni 887 durch seinen Gegenspieler, den Erzbischof Liutbert von Mainz (863–889), abgelöst, einen wackeren Normannenschlächter, der mal «nicht wenige», mal «sehr viele» niederstreckt (Annales Fuldenses) – den dieselbe katholische Quelle aber auch gar «geduldig, demütig und gütig» nennt, was christlich gesehen ja auch schönstens harmoniert. Liutward, einst schon Erzkaplan Ludwigs des Deutschen und Ludwigs des Jüngeren, ging nach seinem Sturz als Erzkanzler zu Herzog Arnulf von Kärnten über. Und Erzbischof Liutbert von Mainz, der noch 887 zum wichtigsten Berater des Kaisers wurde, tat alsbald dasselbe. Sein Parteiwechsel auf der Reichsversammlung in Tribur, die Arnulfs Königtum gleichsam begründete, entschied Karls Absetzung mit, aber der Erzbischof mußte eben «seine angeschlagene Position ... verbessern» (W. Hartmann). Und hätte er sich nicht auch beim neuen Herrn wieder ganz nach vorn gespielt, wäre er nicht schon im Februar 889 gestorben?

Arnulfs Empörung, sein «Staatsstreich» begann, als er die Bayern zum Abfall brachte und schon bald mit ihnen und seinen karantanischen Truppen nach Frankfurt zog, wo ihn die Ostfranken, vor allem auch die Konradiner, im November 887 zum König erhoben. Karl wich vor dem Anrückenden nach Tribur aus. Doch sein Versuch, auf dem Reichstag gegen Arnulf eine Streitmacht zu rekrutieren, scheiterte kläglich. Eine einflußreiche

Adelsverschwörung griff um sich und zwang ihn zur Abdankung. Selbst seine Alemannen ließen ihn sämtlich im Stich. Der Hof löste sich auf, auch seine Diener liefen davon. Man geht «um die Wette» zu Arnulf über, schreibt Abt Regino, «so daß nach drei Tagen kaum jemand übrig blieb, der ihm auch nur die Pflichten der Menschenliebe erwiesen hätte».

Praktisches Christentum (in doppelter Wortbedeutung).

Wie üblich sprangen die Bischöfe gleich in Scharen ab. Ja, sie huldigten dem Usurpator «ausnahmslos und bereitwillig» (Dümmler). Schon zwei Monate nach Karls Absetzung fand sich dessen Notar und Kanzler Bischof Waldo von Freising beim neuen Herrscher ein. Auch die nur ein halbes Jahr darauf tagende große Versammlung in Mainz verlor, laut Synodalakten, kein mißbilligendes Wort über den Kaisersturz. Im Gegenteil. Die Synode – die wieder einmal lang und breit für den (ja immensen) Kirchenbesitz nebst Zehntleistung an den Klerus eintritt (c. 6, 11, 12, 13, 17, 22) und gegen die Unzucht von Klerikern (hätten die doch sogar mit ihren eigenen Schwestern Kinder gezeugt: c.10) – diese Synode befiehlt schon in ihrem 1. Kanon das Beten aller für den neuen König Arnulf und seine Gattin.

Es half natürlich auch gar nichts, daß Karl dem rebellierenden Neffen jenes vermeintliche Stück «Holz vom heiligen Kreuze Christi», auf dem ihm Arnulf einst Treue geschworen, schickte, «damit er seiner Eidschwüre eingedenk nicht so grausam und barbarisch gegen ihn handle». Denn soll auch der recht abgebrühte Fürst Tränen bei diesem Anblick vergossen haben, er schaltete natürlich «nach Belieben über das Reich» (Annales Fuldenses). Immerhin stellte der Mainzer Erzbischof Liutbert dem Kaiser, der «zum Bettler geworden», noch das Existenzminimum zur Verfügung, bis ihm der neue Herr – von dem Gestürzten erbettelt – ein paar Höfe in Alemannien überließ «aus Gnade ... zum Nießbrauch bis an sein Lebensende ...».[24]

Aber das Lebensende kam überraschend schnell für Kaiser Karl III., der schon am 13. Januar 888, von allen verlassen, bei Neudingen an der oberen Donau gestorben, nach den Annales Vedastini sogar «von den Seinigen erwürgt worden» ist, ja nicht

so unmöglich; «jedenfalls endete er bald sein gegenwärtiges Leben, um, wie wir glauben, das himmlische zu besitzen». Die Fuldaer Jahrbücher jedoch behaupten: «... denn nur wenige Tage weilte er voll Frömmigkeit an den vom Könige ihm zugestandenen Orten, und nach Christi Geburtstag beschloß er am 13. Januar glücklich sein Leben; und wunderbarerweise haben, während man ihn ehrenvoll in der Kirche der Reichenau begrub, viele Zuschauer den Himmel offen gesehen ...» – die immerwährenden christlichen Lügen. Der Sieger ließ sich indes vom ostfränkischen und slawischen Adel in Regensburg hofieren «und feierte daselbst würdevoll den Geburtstag des Herrn und Ostern».

Nach dem Ende des letzten Herrschers über das karolingische Gesamtreich entstehen, nun für immer, lauter Teilreiche, Königtümer. Der einzige Karolinger unter den neuen Herrschern war Arnulf von Kärnten, allerdings ein illegitimer Sproß der Dynastie und darum mit zumindest zweifelhaftem Recht auf den Thron. Die Westfranken erhoben den Grafen Odo von Paris, den legendären Verteidiger der Stadt. In Burgund begründete 888 der Welfe Rudolf ein neues Königtum. In Italien stritten zwei Angehörige fränkischen Hochadels, Berengar von Friaul und Wido von Spoleto, um die Macht.

Der karolingische Staat als Ganzes hatte seine Rolle ausgespielt. Der Kaisertitel wurde zum Zankapfel italienischer Kleinfürsten. Als letzter Schattenkaiser der Dynastie starb Ludwig III. der Blinde, ein Sohn Bosos (S. 253 ff.), um 928, nachdem er 901 in Italien Kaiser, 905 dort geblendet und damit praktisch regierungsunfähig geworden war. Das Papsttum aber hatte unter den Karolingern des 9. Jahrhunderts einen beträchtlichen Machtzuwachs gewonnen, das Fundament seines weiteren Aufstiegs im 11. Jahrhundert.[25]

6. KAPITEL

ARNULF VON KÄRNTEN, OSTFRÄNKISCHER KÖNIG UND KAISER (887–899)

«Wie sein Vater Karlmann ist auch Arnulf durch die politische und militärische ‹Schule› als Befehlshaber in den südöstlichen Marken gegangen ... Als der kranke Kaiser Karl III. politisch immer schwächer wurde, griff Arnulf rasch zu, verband sich 887 mit dem abgesetzten Erzkanzler Liutward zum Sturze Karls ... Arnulf konnte sich seit der Synode von Frankfurt 888 stark auf die Bischofskirchen stützen.» Wilhelm Störmer[1]

«In mir habt ihr den entschlossensten Gegner aller, welche der Kirche Christi feind und eurem priesterlichen Amte widerspenstig sind.» Arnulf von Kärnten[2]

«Aus Franken zog der König sieggekrönt nach Alamannien und feierte auf dem Königshof Ulm in würdiger Weise den Geburtstag des Herrn. Von da zog er nach Osten ... und kam im Juli nach Mähren. Vier Wochen hindurch verweilte er daselbst mit einer solchen Übermacht – auch Ungarn hatten sich daselbst seinem Zuge angeschlossen – das ganze Land niederbrennend ... Vor Fasten besuchte der König im ganzen Land der Westfranken» (Lotharingien) «Klöster und Bischofssitze, um zu beten.» Annales Fuldenses[3]

«Anarchie, Rechtlosigkeit und Rechtsunsicherheit sind das Merkmal der Zeit, erwachsen auf dem Boden des feudalen Aufbaus der Gesellschaft ...» L. M. Hartmann[4]

1. Arnulf von Kärnten: Ostfranken und der Osten

Arnulf «von Kärnten» (um 850–899) war der älteste außereheliche Sproß des Bayernkönigs und Königs von Italien, Karlmann, des ältesten Sohnes von Ludwig dem Deutschen und seiner Mutter Liutwind, offenbar einer Luitpoldingerin. Neben seiner rechtmäßigen Gattin Ota beglückte Arnulf mehrere Kebsweiber, hatte auch an außerehelichen Kindern keinerlei Mangel, was den Klerus aber nicht störte. Vielmehr wurde der durchaus kirchenfromme Fürst von der Gemeinschaft der Heiligen ebenso begünstigt, wie er sie begünstigte, auch wenn er auf eine Salbung verzichtet hat.

«Heil Arnolf, dem grossen König»

Von Anfang an bestand ein enges Verhältnis zwischen den Bischöfen und dem neuen Herrn, der sich selbst einmal den «entschlossensten Gegner» aller Kirchenfeinde, in einer Urkunde «Sohn und Verteidiger der katholischen Kirche» nennt, der er auch nach seiner Erhebung gleich durch Schenkungen und Gnadenerweise seine Gewogenheit signalisierte. «Auffallend großzügig» stattet er die Bischöfe mit Königsgütern, mit Forsten, Münz-, Markt- und Zollrechten in einer «zuvor unbekannten Häufigkeit» aus (Fried). Fünf Synoden berief er in seiner nur gut 12jährigen Regierungszeit ein. Die Autorität der Prälaten war

ihm erwünscht gegen die aufsteigenden partikularen Gewalten. Überdies konnte sie sein illegitimes Königtum sanktionieren.

Der Kirche andererseits nützte die Macht des Herrschers in der Auseinandersetzung mit den Herzögen und dem hohen Erbadel. Deshalb förderte auch sie ihn sofort, ließ sie von Anfang an für ihn beten und verwandte sich unverzüglich unter Androhung kirchlicher Strafen für seinen Schutz. Aber selbstverständlich machte sie ihm auch die Pflichten eines christlichen Regenten klar. Und indem sie diesen stützte, stützte sie sich selbst. So setzte eine Entwicklung ein, die der Kirche – mit all den daraus resultierenden fatalen Folgen – mehr Mitsprache einräumte als je zuvor, die sie «zum mächtigsten Faktor im Staatswesen machte» (Mühlbacher).[5]

Während Grafen in der Umgebung des Königs jahrelang gar nicht mehr nachweisbar sind, gibt eine Reihe von ihm vielfach bevorzugter Bischöfe politisch fortwährend den Ausschlag. Erst Erzbischof Thietmar von Salzburg, Arnulfs Erzkaplan, Leiter der Hofkapelle und Kanzlei; später immer mehr der Kanzler und Diakon Aspert, von Arnulf 891 zum Bischof von Regensburg gemacht, und dessen Kanzler-Nachfolger (seit 893), Bischof Wiching von Neutra (S. 231 f.). Ein maßgeblicher Politiker in Herrschernähe war der ebenso intelligente wie verschlagene Hatto I. von Mainz, dessen Tod (913) mancher einem rächenden Blitzstrahl zuschrieb. Hatto entstammte einem schwäbischen Geschlecht, Parteigängern Karls, stand aber nach des Kaisers Sturz gleich auf der Seite Arnulfs, von diesem dafür mit den Abteien Reichenau, Ellwangen, Lorsch und Weißenburg, 891 mit dem Erzbistum Mainz belohnt. Der Prälat begleitete den König zweimal nach Italien und griff in alle bedeutenden öffentlichen Fragen ein. Beachtliches politisches Gewicht hatten auch die Bischöfe Salomon III. von Konstanz (seit 884 Notar, seit 885 Kanzler Karls III., 888 schon Kapellan Arnulfs!), ferner Waldo von Freising, Erchanbald von Eichstätt, Engilmar von Passau, der hochadelige Adalbero von Augsburg, den Arnulf zum Erzieher seines Sohnes machte.[6]

Im Mai 895, auf der Reichsversammlung zu Tribur, der Königspfalz bei Mainz, auf einer der größten und glänzendsten Synoden des Jahrhunderts, feierte der ungewöhnlich zahlreich

tagende ostfränkische Episkopat Arnulf überschwenglich als den König, «dessen Herz», so die Synodalakten, «der heilige Geist mit Feuer entflammte und mit dem Eifer der göttlichen Liebe entzündete, damit die ganze Welt erkenne, daß er nicht von einem Menschen und durch einen Menschen, sondern durch Gott selbst erwählt worden ist». Alte Sprüche der Prälaten. Denn wen sie wählen, sie stützen, der ist immer von Gott – nämlich von ihnen!

Auf der Synode, laut Regino von Prüm «gegen sehr viele Weltliche abgehalten, die die Autorität der Bischöfe zu mindern strebten», dachten diese desto eifriger, ihre Autorität zu erhöhen. So erörterten sie eingehend Rechtsstreite von Geistlichen und Laien, Mißhandlung von Klerikern, deren Verwundung oder Tötung, was anscheinend häufiger als früher vorkam – man ließ sogar einen geblendeten Priester auftreten. Ein Kanon enthält den Befehl des Königs, Kirchenbannverächter zu verhaften, wobei das Umbringen Widersetzlicher kein Wehrgeld kostete! Weiter wird völlige Unterwerfung unter das Papsttum gefordert, «wenn auch ein kaum erträgliches Joch vom heiligen Stuhl auferlegt werde»! Mehrere Kapitel gelten dem da immer Wichtigsten, Geld, Besitz, Zehnten (c. 13 und 14), auch den Kirchenräubern (c. 31). Nach Kapitel 7 ist geraubtes Kirchengut gleich dreifach zu ersetzen, und dies mit Berufung auf die pseudoisidorischen Fälschungen (die man auch zu weiteren Canones, wie 8 und 9, heranzieht – befiehlt aber andererseits, Vorzeiger gefälschter Papstbriefe in Gewahrsam zu nehmen).[7]

Selbstverständlich billigte der König die Beschlüsse. Ja, auf die rhetorische Frage, wie sehr er «die Kirche Christi zu verteidigen und ihr Amt zu erweitern und erhöhen geruhe», ermutigte er erst einmal die «Hirten», auch als «hellste Leuchten der Welt» apostrophiert, selber kräftig zuzupacken – «es sei zu rechter Zeit oder Unzeit, strafet, dräuet, ermahnet mit aller Geduld und Lehre, auf daß ihr in wachsamer Sorge und durch unablässige Mahnung die Schafe Christi in die Hürde des ewigen Lebens treiben möget». Dann aber betonte er seine ganze Solidarität. «In mir habt ihr den entschlossensten Gegner aller, welche der Kirche Christi feind und eurem priesterlichen Amte widerspenstig sind.»

Kein Wunder, daß sich die ehrwürdigen Konzilsväter von ihren Plätzen erheben und samt der umstehenden Klerisei drei- oder viermal in den Ruf ausbrechen: «Christus, erhöre uns, Heil Arnolf, dem großen König». (Erinnert's nicht an Heil-Geschrei, das uns noch selbst im Ohre dröhnt ...?) Dazu Glockenläuten, das Tedeum, alles Gott zum Preis, «der seiner h. Kirche einen so frommen und milden Tröster und einen so wackeren Helfer zur Ehre seines Namens zu schenken geruht hat».[8]

Besonders innig verehrte der Herrscher seinen Schutzpatron, unter ihm gar zum Patron des Reiches, zu einem Reichsheiligen aufgestiegen.

Der hl. Emmeram oder: «Gott loben ohne Zung, / Macht ja Verwunderung»

Emmeram, ein reichlich mysteriöser Bischof und Märtyrer (schwer zu sagen, was er weniger war, falls er beides gewesen sein sollte) aus dem späteren 7. Jahrhundert, wurde in den Tagen des Bayernfürsten Theodo der Verführung der schwangeren Herzogstochter Uta beschuldigt und dann von deren Bruder Lantpert auf dem Weg nach Rom in Helfendorf (heute Kleinhelfendorf, Oberbayern) erschlagen. Die Legendentafeln der dortigen Marterkapelle haben den «Vorgang» in Bild und Vers verewigt:

«O Grausamkeit der Pein und Qual,
So Emeram erlitten,
Sein Glider wurden all und all
von Leib hinweck geschnitten,
Die Händ und Füs, auch d'Finger z'gleich,
wurd alles abgehauet,
Erwirbt dadurch das Himmelreich,
So er stätts angeschauet.»[9]

Wann dies war, wenn es denn war, ist völlig ungewiß und umstritten, wie fast alles an dieser Figur, ihre Herkunft, ihr Bischofsamt, besonders auch die Gründe, die zu der Ermordung führten; vielleicht, doch auch dies ganz unsicher, 685. Fiel der «Märtyrer» als Repräsentant fränkischer Macht in dem nach Selbständigkeit strebenden Bayern? Errang er die Palme des Martyriums als Verführer der schwangeren Herzogstochter? Oder hat er freiwillig die Schuld der Verführung auf sich genommen, wie dies die fromme Version seines ersten Hagiographen, des Bischofs Arbeo von Freising, in seiner «Vita Haimhrammi» unterstellt, aber «wohl nur nach der ausschmückenden romantischen Volkssage», so selbst das katholische «Kirchen-Lexikon» von Wetzer/Welte, das überdies hinzufügt, «die mit seiner eigenen Erzählung im Widerspruche steht».

Bischof Arbeo verfaßte sein Opus erst 772 und offenbar aus recht egoistischen Gründen, nämlich, so 1931 das katholische «Lexikon für Theologie und Kirche» (das in seiner neuesten Ausgabe von 1995 überhaupt nicht mehr vom «Märtyrer» spricht), «vornehmlich im Interesse der Stätten der Emmeram-Verehrung in seiner Diözese». Und Bischof Arbeo, aus dem Adelshaus der Huosi, das den Freisinger Bischofsstuhl mehrmals besetzen konnte, war ein sehr geschäftstüchtiger Prälat, der Besitz und Recht seines Bistums auszudehnen vermochte. Doch verbreiten fast alle populären katholischen Darstellungen einen eher mehr als weniger grauenhaften Kitsch, wie er Arbeos oberhirtlichen Ausschwitzungen auch angemessen ist. Da stirbt dann, nachdem Utas Bruder dem abgereisten «Heiligen» nachgejagt ist, dieser wie ein großer christlicher Blutzeuge. Hat Herzogssohn Lantpert doch «fünf flaischhacker» engagiert, «dy des hayliges mannes leichnam sand Haymram von ader zu ader, von glied zu glied zwerlegen». Und während man ihn grauenhaft verstümmelt, ihm die Augen ausreißt, Nasen und Ohren abschneidet, Hände, Füße und das (natürlich nur vermeintlich) unkeusche Glied, dankt er Gott «mit großer Andacht» für die herrliche Tortur.[10]

Emmerams Verehrung als Heiliger setzt freilich erst Jahrzehnte nach seinem Tod ein, dann allerdings begleitet von den schönsten Mirakeln, Krankenheilungen, Teufelsaustreibungen, nicht zu-

letzt Strafwundern (denn die Regensburger Bischöfe vergriffen sich immer wieder an seinem stets wachsenden Besitz. Auch Leibeigene schenkt man dem Heiligen später!)

Der gloriose Kult, noch im 17. Säkulum neu belebt, dehnte sich im Frühmittelalter nicht nur über Bayern aus. Unter den ostfränkischen Karolingern aber erreichte Emmeram seine größte Bedeutung als Stammesheiliger, und unter Arnulf wird er persönlicher Schutzherr des Kaisers, wird Schlachtenhelfer gegen die Mährer. Ihm allein glaubt der Herrscher beim Feldzug 893 wider Swatopluk (S. 308) seine Rettung aus Lebensgefahr zu verdanken, weshalb er die bayerischen Klöster reich begabte, besonders St. Emmeram, das den gesamten Schmuck seiner Pfalz bekam, und 899 seine Leiche – aber im Lexikon für Theologie und Kirche 1995 gar keinen eigenen Platz mehr: der ganze Artikel über das Kloster «St. Emmeram», 1931 noch doppelt so lang wie der über den Heiligen selbst, entfällt jetzt.

Wie auch immer: die Emmeramer Mönche ehrten das Andenken ihres Wohltäters, indem sie alljährlich an seinem Todestag ein feierliches Amt begingen und das Jahr über in seinem Namen Erfindungen und Fälschungen von Urkunden wie die, daß er ihnen die gesamte Neustadt vermacht haben sollte. Vor all diesen Gaunereien trat sogar «der eigentliche Klosterpatron Emmeram für lange Zeit immer mehr in den Hintergrund» (Babl). Gleichwohl – auf den Kleinhelfendorfer Legendentafeln (und wahrlich nicht nur dort) lebt er weiter:

«Gott loben ohne Zung,
Macht ja Verwunderung.
Es kunte die gottlose Rott
Auch diss nicht länger leyden
Das er nun immer lobet Gott,
Thuet ihm die Zung abschneiden.
Doch lobet er Gott noch immer fort,
Last unß diss Wunder loben,
Alß wär die Zung am alten Ohrt,
Fragt nichts nach Wüttrichs Toben.»[11]

«... EIN SCHLACHTGESCHREI BIS ZUM HIMMEL»

Arnulf, geprägt durch die Waffengänge in den südöstlichen Marken, war nach der Enthebung einiger Grenzgrafen von seinem Vater, dem Bayernkönig Karlmann, kurz nach 876 mit der Verwaltung des alten slowenischen Herzogtums Karantanien betraut worden, seiner eigentlichen Machtbasis im Osten; daher ja auch sein Beiname «von Kärnten». Doch während er in Unterpannonien auszugreifen vermochte, scheiterte er (mit seinem gelähmten Vater) im nördlichen Donauraum zunächst an der innerbayerischen Opposition. Seine Gegner, erst Graf Ermbert vom Isengau, dann Markgraf Aribo, gewannen die Unterstützung von Arnulfs mächtigen Verwandten, Ludwig dem Jüngeren und Karl III. dem Dicken, den Brüdern seines Vaters, die sich in Bayern durchsetzen konnten.

Immerhin hatte Arnulf politisch taktieren, hatte er abwarten und, natürlich, kämpfen gelernt. Er war als Haudegen erprobt, u. a. 882 bei Elsloo als Befehlshaber des bayerischen Heerbanns gegen die Normannen, wo man freilich nichts hatte ausrichten können (S. 277), während er sie Mitte Oktober 891 bei Löwen an der Dyle (heute Belgien) schlug. Übrigens ein erklärter Racheakt. War doch kurz zuvor im Juni an der Geule ein «Heer der Christen, o Schmerz, als Folge seiner Sünden» besiegt worden und unter vielen Vornehmen auch einer der Heerführer, der von Arnulf eingesetzte Erzbischof Sunderold von Mainz, gefallen (Regino von Prüm).[12]

Nun aber, an der Dyle, verlieh «Gott vom Himmel herab ihnen Kraft». Umso offensichtlicher, als die gleichfalls aufgebotenen Alemannen zuvor unter Ausreden umgekehrt und «vom König nach Hause zurückgeschlichen sind». Wie markig aber putschte er «die edlen Herren der Franken» auf: «Ihr Männer, da Ihr den Herrn verehrt und allezeit, wenn Ihr unter Gottes Gnade die Heimat verteidigtet, unbesieglich gewesen seid, fasset Mut, wenn Ihr daran denkt, an den ja doch ganz heidnisch rasenden Feinden das vergossene fromme Blut Eurer Eltern zu rächen ... Jetzt, Krieger, auf, nun Ihr die Verbrecher selbst vor Augen habt, folgt

mir ... nicht unsere Schmach, sondern die des Allmächtigen zu rächen greifen wir unsere Feinde in Gottes Namen an» (Annales Fuldenses).

Von den frommen Franken wurde nun «ein Schlachtgeschrei bis zum Himmel erhoben» und dort auch prompt erhört, was ja nicht immer so ist. Aber da jetzt «die Christen mordend andrangen», schmissen sie die Heiden «haufenweise» in den Fluß, «zu Hunderten und Tausenden ..., so daß ihre Leichen das Wasser stauten ...» Zwei Könige, Siegfried und Gottfried, wurden getötet, 16 königliche Feldzeichen im Triumph nach Bayern geschickt, Prozessionen befohlen. Arnulf selbst «hielt mit dem ganzen Heer Umzug, Gott Lob singend, der solchen Sieg den Seinen gab ...»

Denn, ja, wahrhaftig, nur «uno homine» hatte die christliche Seite verloren (was muß das für ein Teufel gewesen sein!), die andere aber «tanta milia hominum»! Katholische Geschichtsschreibung. Dabei standen dort zwar «Verbrecher», doch zugleich, so hebt der Annalist zur Erhöhung der eignen Leistung stolz hervor, focht «das Volk der Dänen, das tapferste unter den Normannen», das «niemals früher» in einer Verschanzung besiegt worden sei. Jahrhundertelang feierte man in Löwen diesen wunderbaren Sieg, seit dem die Normannen immerhin das ostfränkische Reich verschonten (ein letzter Raubzug bis Bonn und Prüm im nächsten Jahr beiseite).

Es war überhaupt ein wunderreiches Jahr.

Denn eben anno 891, als Bischof Embricho von Regensburg alt und «glücklich» starb, da brannte auch Regensburg ab: «durch göttliche Rache auf wunderbare Weise plötzlich in Flammen stehend, verbrannte am 10. August mit allen Bauten, auch Kirchen, ausgenommen das Haus des hl. Emmeram des Märtyrers und die Kirche des hl. Cassian, die obwohl mitten in der Stadt liegend, gegen das Feuer von Gottes wegen geschützt wurden». Da göttliche Rache, die (fast) die ganze Stadt, auch Kirchen, verschlang; dort aber zwei Kirchengebäude «von Gottes wegen» gerettet (Annales Fuldenses).[13]

O dies wunderbare Walten des Herrn!

«Die Wege sind oft krumm und doch gerad',
darauf du läßt die Kinder zu dir gehn;
da pflegt's oft wunderseltsam auszusehn,
doch triumphiert zuletzt dein hoher Rat.»

DER (DEUTSCHE) DRANG NACH OSTEN

König Arnulf ließ in Regensburg eine neue Pfalz bauen. Die Stadt war schon die Zentralpfalz Ludwigs des Deutschen gewesen, ein Mittelpunkt der Ostmission, ein Zentrum des Karawanenhandels mit Böhmen, Mähren, Ungarn – alles wesentlich Christlich-Abendländische ballte sich hier, die Macht von Staat, Kirche und Geld. Regensburg wurde die Stadt, mit der sich Arnulf (der häufig, wie schon sein Vater und Großvater, auch die Pfalzen Ötting und Ranshofen aufsuchte) wohl am meisten verbunden fühlte, wo ein Drittel seiner Urkunden ausgestellt, von ihm mindestens vier Reichsversammlungen abgehalten worden und überhaupt zahlreiche Aufenthalte bezeugt sind. Für die Forschung spiegelt diese Wahl seines Kernlandes nicht nur seine eigene Vergangenheit, «sondern auch die Betonung der Tradition Ludwigs des Deutschen und die Priorität der Südost-Politik, aber auch das feine Gespür Arnulfs für politische Realitäten» (Störmer).

Anders gesagt; der (deutsche) Drang nach dem Osten wird bei König Arnulf bereits deutlich.

Gleich nach seinem «Staatsstreich» retirierte er zur Festigung seiner Stellung auf seine wichtigste Machtbasis, jetzt immerhin stark genug, den Aufstandsversuch des jüngeren Vetters Bernhard in Schwaben mühelos zu unterdrücken. Bernhard (ca. 876–891/892), unehelich wie Arnulf, war der Sohn Kaiser Karls III., der 885 Bernhard als Thronfolger nicht durchsetzen konnte (wie Karl zwei Jahre später auch die Adoption Ludwigs, Sohn Bosos von Vienne und mütterlicherseits ein Karolinger, mißlang). Doch

Bernhard, der wohl das ursprüngliche Reich seines Vaters wieder zu errichten suchte, wollte auch nach Arnulfs Erhebung zum ostfränkischen König nicht auf seine Thronrechte verzichten. Er erhob sich 889 im Bunde mit Adligen aus Rätien und Alemannien, auch mit Abt Bernhard von St. Gallen (den Arnulf dann abgesetzt hat), wurde aber ein Jahr darauf beim Niederschlagen des Putsches durch den Markgrafen Rudolf von Rätien getötet.

Arnulf selbst zog bereits im Spätsommer 889 als Führer eines starken Heeres gegen die Abodriten, nachdem er noch kurz zuvor mit seinen Großen und vielen Bischöfen, darunter Sunderold von Mainz und Willibert von Köln, in Frankfurt getagt hatte. Allerdings konnte er diesmal im Norden nichts ausrichten und feierte wieder «in Regensburg in würdiger Weise den Geburtstag des Herrn».

Und mit Kirchgängen, mit Kriegszügen, mit dauerndem Beten und Töten geht es weiter. Insbesondere griff Arnulf in den letzten Jahren des 9. Jahrhunderts fast fortgesetzt in Mähren ein. Zwar hatte er mit ihm 985, da es allmählich zu stark geworden, Frieden geschlossen, hatte Swatopluk gar zum Taufpaten seines Sohnes Zwentibold gemacht. Doch das alles hielt nicht lang, und bald kehrte man zur gewohnten Verkehrsart zurück.[14]

Verheerende Kriege mit Mähren

«Im Jahr der göttlichen Menschwerdung 890», meldet Abt Regino, habe sich der Herzog der Mährer «von dem Dünkel des Hochmuts aufgeblasen», gegen den König erhoben. So suchte dieser natürlich das Reich der Mährer mit Soldaten heim «und machte alles, was er außerhalb der Städte vorfand, dem Erdboden gleich. Zuletzt da auch alle fruchttragenden Bäume mit der Wurzel ausgerodet wurden, bat Zwentibolch um Frieden und erlangte diesen spät genug, indem er seinen Sohn als Geisel gab!» Doch fand Arnulf, der im Osten offenbar die Taktik der «verbrannten Erde» praktizierte, auch noch Zeit, wie wir aus anderer

Quelle erfahren, auf die Reichenau zu gehn, «um zu beten» und dann wieder mal in Regensburg «den Geburtstag Christi» zu feiern.

Und nachdem er 892, diesmal auf dem Königshof Ulm, abermals «in würdiger Weise den Geburtstag des Herrn» begangen, zieht er erneut «nach Osten», in bester Absicht, «in der Hoffnung, dort mit Herzog Zwentibald zusammenzutreffen». Doch Swatopluk, «dieser Kopf voll Trug und List», war einfach nicht friedfertig. Er weigerte sich schlicht, «zum König zu kommen», so daß der König zu ihm kommen mußte, was umso leichter ging, als er inzwischen Ostfranken fest im Griff hatte. Und vielleicht trauerte er ja auch früher gemachten Konzessionen nach. «Jedenfalls war er es, der den Krieg eröffnete» (Reindel). Er war es, der wieder «die Oberhoheit des deutschen Königs über das Großmährische Reich» erstrebte (Stadtmüller). Es hatte unter Swatopluk – kaum zu Unrecht gelegentlich der erste große Panslawist, vom Papst «König der Slawen» genannt – seine größte Machtentfaltung gewonnen. Im Süden dehnte es sich zu beiden Seiten der Donau bis zur Drau und Save aus, im Osten bis zum bulgarischen Reich, im Norden über das von ihm unterworfene Böhmen beinahe bis gegen die Saale hin. Und sein Einfluß soll «bis zu den Elbslawen und an die Weichsel» (Löwe) gereicht haben.

Gerade diese Machtfülle freilich provozierte den Ostfranken. Mit drei Kriegshaufen, mit Franken, Bayern, Alemannen, fiel er im Juli 893 abermals in Mähren ein und ließ sogar die Ungarn für sich kämpfen, diese unchristlichen Teufel, die damit ein katholischer König ins katholische Abendland gerufen, dem sie bald die Hölle heiß machen sollten, wie man Arnulf auch vorwarf (und noch vorwirft). «Vier Wochen hindurch verweilte er daselbst mit einer solchen Übermacht ... das ganze Land niederbrennend». Und besuchte wieder im Winter überall in Lothringen «Klöster und Bischofssitze, um zu beten» (Annales Fuldenses).[15]

In jenem Jahr war auch Arn, «der ehrwürdige Bischof von Würzburg» (855–892), einmal mehr zum Schlachten der Slawen ausgezogen, diesmal jedoch umgekommen. Zweifellos war Bischof Arn, den die christlichen Nachfahren der Heiden, die ihn

erschlugen, als Heiligen verehrten, ein Mann mit «Osterfahrung». Die Forschung rühmt ihn als Heerführer in «mindestens vier Feldzügen» und, im selben Atemzug, so eng hängt das auch zusammen, als «Wahrer der Missionsaufgaben seines Bistums» (Wendehorst), beteuernd, sein «Diözesenanliegen» habe «vor allem der Verchristlichung und dem Ausbau der kirchlichen Organisation» gegolten (Störmer).

Leider wissen wir nicht viel von Bischof Arns Feldherrntalenten. Doch konnte der Kriegslüsterne, «Vertreter einer ausgeprägten vita activa» (Störmer), den Böhmen, wie die Fuldaer Jahrbücher festhalten, 871 auf einen Streich immerhin «644 Pferde gezäumt und gesattelt und eine gleiche Anzahl Schilde» rauben und entsprechend «fröhlich» zu weiteren «Missionsaufgaben» und weiterer «Verchristlichung» der Welt zurückkehren.

Bereits 893 erfolgte ein neuer Feldzug gegen Mähren. Es war das Jahr, das den Söhnen zweier Markgrafen, der Brüder Engilschalk I. und Wilhelm, ein schlimmes Ende brachte.

Der gleichnamige Sprößling Engilschalks, Engilschalk II., hatte einst eine uneheliche Tochter Arnulfs geraubt, war nach Mähren geflohen, doch bald, in Gnaden aufgenommen, wieder Markgraf im Osten geworden. Er zog sich deshalb aber die Feindschaft der bayerischen Großen zu und wurde von ihnen, als er 893 arglos die Regensburger Pfalz betrat, angeblich ohne Wissen des Königs, verurteilt und geblendet. Als darauf sein Vetter Wilhelm, um sein Leben fürchtend, sich Swatopluk zuwandte, wurde er als Hochverräter geköpft. Und als jetzt Wilhelms Bruder, Graf Rudbert, zu Swatopluk floh, ließ der ihn «mit sehr vielen anderen», mit allen seinen Begleitern, meuchlings ermorden. Der gesamte Besitz der Beseitigten beiderseits der Donau wurde konfisziert und zum Teil an den Abt Snelpero des Klosters Kremsmünster vergabt, einen der Hauptnutznießer der Tragödie. Arnulf marschierte nun erneut in Herzog Swatopluks Reich, diesmal verbündet mit den Bulgaren, und «plünderte den größten Teil ...», gelangte jedoch in einen Hinterhalt und nur «mit großer Schwierigkeit» nach Bayern zurück. – Und im Emmeramskloster erzählte man später, daß er dem hl. Emmeram, seinem Patron, seine Rettung zuschrieb (S. 302).[16]

Die fränkischen Kriegszüge 892 und 893 waren mißlungen, obwohl Arnulf Großmähren, mit Hilfe der Ungarn und der Bulgaren, jedesmal von zwei Seiten angegriffen hatte (ein altes «Staatskunst»-Verfahren bis heute: zwei Partner fallen über einen Dritten her und zerfleischen sich dann gegenseitig). Swatopluks Macht blieb ungebrochen.

Im nächsten Jahr aber kamen die Ungarn wieder. Diesmal jedoch ungerufen. Und sie führten auch nicht für, sondern gegen Arnulf Krieg. «Die Männer und alten Weiber töteten sie insgesamt, nur die jungen schleppten sie wie Vieh mit sich, ihrer Lust zu frönen, und verwüsteten ganz Pannonien bis zur Vernichtung» (Annales Fuldenses). Nicht von ungefähr ruft Bischof Liutprand von Cremona erregt: «O blinde Herrschsucht des Königs Arnulf! o unseliger, schmerzlicher Tag! Um ein einziges Menschenkind zu demütigen, wird ganz Europa in Not und Jammer gestürzt. O blinder Ehrgeiz! wie viele Frauen machst du zu Witwen, wie viele Väter beraubst du ihrer Kinder, wie vielen Jungfrauen raubst du die Ehre, wie vielen Priestern Gottes samt ihren Gemeinden die Freiheit; wie viele Kirchen veröden durch dich, wie viele bewohnte Gebiete legst du, verblendeder Ehrgeiz, wüst!»[17]

Nach dem Ungarnsturm schien es den Bayern freilich an der Zeit, mit den Mährern Frieden zu schließen. Doch lange dauerte er nicht. Zwar kaum wegen innerstaatlicher Miseren, großer Hungersnöte, die gerade seinerzeit weite Teile Ostfrankens heimsuchten. Zweimal, 895 und 897, meldet sie der Annalist fast gleichlautend «im ganzen Land Baiern, so daß man an sehr vielen Orten vor Hunger starb». Aber auch 893 hatte man gehungert, 889 sogar eine übermäßig schwere Hungersnot erlitten, natürlich nicht die Edelschicht. Bei ihr fiel statt dessen ins Gewicht, daß mittlerweile Herzog Swatopluk I., dieser «Urquell jeder Treulosigkeit», dieser nach Menschenblut dürstende Vampir, 894 gar «unselig sein Leben» beendet hatte – und natürlich nicht ohne zuletzt noch die Seinen zu beschwören, «nicht Liebhaber des Friedens zu werden» (Annales Fuldenses), sondern Feinde der bösen Nachbarn zu bleiben.

Und das wollten ja auch die Nachbarn.

König Arnulf, nicht zu Unrecht sich immer stärker fühlend, wußte jedenfalls, was zu tun war. Erst hielt er im Sommer 897 auf der Pfalz Tribur eine Reichsversammlung ab, dann «suchte er das Kloster Fulda auf, um zu beten». Danach empfing er auf dem Königshof Salz an der Saale Boten der Sorben, hernach böhmische Herzöge in Regensburg, die Hilfe gegen ihre Feinde, die Mährer, forderten, «von denen sie damals häufig, wie sie selber bezeugten, auf das härteste bedrängt wurden. Diese Herzöge nahm der König und Kaiser freundlich auf, sprach ihnen reichlich Worte des Trostes zu und ließ sie froh und durch Geschenke geehrt in ihr Vaterland abziehen; und die ganze Herbstzeit jenes Jahres verweilte er in den benachbarten Orten nördlich von Donau und Regen, auch in der Absicht, mit seinen Getreuen bereit zu sein, wenn für das oben genannte Volk seine Hilfe nötig wurde» (Annales Fuldenses).[18]

Dies war begreiflicherweise bald der Fall. Denn Swatopluks Söhne Mojmír II. und Swatopluk II. hatten zwar nach ihres Vaters Tod mit den Ostfranken Frieden geschlossen, konnten aber bald darauf keinen mehr unter sich selber halten, was wohl auch an ihrem Frieden mit den Ostfranken lag, deren Stunde nun gekommen schien. Brach doch zwischen beiden Söhnen jetzt solcher Haß aus, «so daß wenn einer hätte den andern mit seinen Kräften erreichen und fassen können, diesem die Verurteilung zu Tode sicher war» (Annales Fuldenses).

Arnulf, der für den jüngeren Bruder Swatopluk II. Partei ergriff, nützte diese sicherlich von Gott geschickte Situation, um mit Feuer und Schwert das Gebiet Mojmírs zu verwüsten und viele Slawen zu erschlagen; ein gutes christkatholisches Werk, das für ihn die Markgrafen Liutpold und Aribo leisteten, wobei sie freilich auch die «mit Feuer und Schwert demütigten . . ., plünderten und mordeten», die sie schützen und befreien sollten. Doch hatte Aribo selber die Brüder gegeneinander gehetzt und den mährischen Bürgerkrieg nur ausgelöst, um Beute zu machen. Gewiß wurde Aribo kurz entfernt, bald aber gänzlich begnadigt und wieder in sein altes Amt eingesetzt.[19]

Mit Mojmírs Alleinherrschaft begann auch die Wiederherstel-

lung der kirchlichen «Ordnung». Unter Übersendung reicher Geschenke an Papst Johann IX. erbat der Fürst für seine verwaiste Kirche neue Bischöfe und erhielt sie prompt. Doch intensivierte die Errichtung einer nationalen Kirche in Mähren noch die Feindschaft mit Bayern. Denn der Krieg wurde mit derselben Erbitterung jetzt gleichsam auch religiös geführt.

Bereits während des Winters 898 «drangen die Fürsten der Baiern mit ihren Leuten tapfer und gewaltig» in Mähren ein, durchzogen es «mit starker Mannschaft», verheerten, raubten, klauten, kurz, «sammelten Beute und kehrten mit dieser heim». Und schon im Sommer 899 überfielen die Bayern Mähren erneut, ja unternahmen nun dorthin gleich zwei Kriegszüge, «plünderten und verwüsteten, was sie konnten», wobei sie beim zweitenmal den gefangengehaltenen jungen Swatopluk samt Genossen aus dem Gefängnis befreiten und «aus Mitleid» mit sich fort führten, nicht ohne vorher die Stadt in Brand gesteckt zu haben. Und noch im Jahr 900 durchwüteten und durchsengten sie gemeinsam mit den Böhmen drei Wochen lang das Mährische Reich, nichts als Zerstörung erreichend – «und kehrten zuletzt glücklich und wohlbehalten nach Hause zurück» (Annales Fuldenses). Dann aber bekam man selbst genug mit den Ungarn zu tun.[20]

Und auch im Westen gab es Turbulenzen.

Die politische «Schlüsselfigur» der Zeit, Erzbischof Fulco von Reims, dreht sich wie ein Wetterhahn

Nach der Absetzung Karls III. und der Anerkennung Arnulfs von Kärnten hatte der karolingische Großstaat sich endgültig aufgelöst und die führende Schicht in den diversen Reichsteilen die Könige der Nachfolgeländer aus ihren eigenen Reihen bestimmt. Es erinnert, bei allen Unterschieden, etwas an die letzten Zuckungen der Merowingerdynastie (IV 279 ff.).

Im Westreich, aus dem Arnulf Thronangebote abgelehnt hatte,

was die Entwicklung eines «deutschen» Reiches nach dem Akt von 843 (S. 122 ff.) weiter vorantrieb, bekämpften sich zwei Parteien. Die stärkere Gruppe krönte den Robertiner Graf Odo von Paris, den Sohn Roberts des Tapferen, einen Nichtkarolinger, da Karl, der nachgeborene Sohn Ludwigs des Stammlers, als Herrscher noch nicht in Frage kam. Den Krönungsakt vollzog am 29. Februar 888 in der Pfalz Compiègne der gänzlich in Politik aufgehende junge Erzbischof Walther von Sens, dem Paris als Suffraganbistum unterstand. König Odo (888–898), der sich gelegentlich inmitten eines Kriegszugs an einem Heiligengrab niederwerfen, «aufs eifrigste» beten und dazu «viele Tränen» (Annales Vedastini) vergießen konnte, war dank der Gunst Kaiser Karls des Dicken Herr über sämtliche (besonders «kriegstüchtige») Grafschaften an der Loire, verfügte auch über einige der berühmtesten Abteien (St-Martin in Tours, St-Germain-des-Prés, St-Denis, St-Amand) und hatte einen beträchtlichen Teil des Episkopats hinter sich. Er gelobte urkundlich, den Besitz der Kirche nach Kräften zu mehren, zu erweitern, versprach auch die Verteidigung der christlichen Glaubensgrundsätze, und erst danach leistete man ihm den Treueid.

Die andere Partei, die sich in Odos eigenem Reich gegen ihn aufwarf, führte der Erzbischof Fulco von Reims (883–900) wohl schon deshalb an, weil der Erzbischof Walter von Sens, ein Nebenbuhler seines eignen Stuhles, Odo zum König gesalbt hatte.

Fulco, durch die Gunst von Hugo Abbas (S. 259 f.) seit 883 Nachfolger Hinkmars in Reims, war eine politische «Schlüsselfigur» (Hlawitschka), ein Seelenhirte, der Reims befestigte, die Abtei St-Bertin, der auch die beiden ersten bischöflichen Burgen, in Omont und Epernay, errichten ließ, vor allem aber war Fulco ein geistlicher Opportunist erbaulichsten Schlages. Zunächst hatte er den durch den Papst adoptierten Herzog Wido von Spoleto favorisiert, diesen herbeigerufen und ihn, kurz vor Odos Wahl, in Langres durch den dortigen Bischof Geilo zum König krönen lassen. Geilo, vordem Anhänger des Thronräubers Boso, verdankte Boso beträchtliche Besitzzuteilungen und erwartete nun wahrscheinlich weitere Vorteile von Wido. Und Fulco war mit

Wido verwandt und hätte gern einen seiner Sippe mit der westfränkischen Königskrone gesehen.

Angesichts der tatsächlichen Machtverhältnisse resignierte Wido freilich und kehrte nach Italien zurück. Erzbischof Fulco aber unterwarf sich nach dem Fehlschlag mit Wido König Odo und legte auf ihn im Frühjahr 888 einen Treueid ab. Um sich indes vor Isolierung zu bewahren, seine Macht zu stützen, suchte Fulco noch im Juni Arnulf von Kärnten während des Reichstags in Frankfurt auf und bot jetzt ihm die Krone Westfrankens an. Begleitet wurde der Erzbischof bei diesem edlen Unterfangen von den Bischöfen Dodilo von Cambrai, Honorat von Beauvais, Hetilo von Noyon, dem aus seinem Bistum verjagten Erzbischof Johannes von Rouen sowie dem Abt Rudolf von St. Omer und St. Vaast; letzteres jenes Kloster bei Arras, in dem seinerzeit ein Mönch die Jahrbücher von St. Vaast, die Annales Vedastini, niederschrieb.[21]

Aber Arnulf hatte durch das Debakel Karls des Dicken wohl erkannt, daß das großfränkische regnum von einem einzelnen kaum noch zu regieren war. So verzichtete er nicht nur auf das Westreich, sondern auch auf Italien und die Provence. Er entließ Erzbischof Fulco «ohne Rat und Trost» und traf sich mit Odo (nach dessen Triumph über die Normannen am 24. Juni in den Argonnen) im August 888 in Worms. Dort schloß er mit ihm ein Freundschaftsbündnis, schickte ihm eine Krone, mit der Odo am 13. November 888 in Notre-Dame zu Reims, in Anwesenheit ostfränkischer Gesandter, sich ein zweites Mal krönen ließ – eine «Befestigungskrönung» –, und zwar durch den Reimser Erzbischof Fulco!

Doch spätestens 892 kehrte Fulco auch dem von ihm gekrönten Odo wieder den Rücken und verschwor sich gegen ihn, u. a. mit den Bischöfen der Reimser Kirchenprovinz, die zu seinem Anhang zählten, wie Riculf von Soissons, Hetilo von Noyon und Herilandus von Thérouanne; von außerhalb der Provinz stieß Bischof Teutbald von Langres dazu, der Fulco sein Bischofsamt verdankte. Und am 28. Januar 893 weihte kein anderer als Erzbischof Fulco in Reims nun Karl III. den Einfältigen (893–923),

den Sohn Ludwigs des Stammlers, einen gerade dreizehnjährigen Jungen, zum König (sein Beiname stammt aus späterer Zeit). Zwar war er ein Karolinger, der letzte Nachkömmling ihrer westfränkischen Linie, somit ein durchaus rechtmäßiger Reichserbe. Doch Fulco hatte Odo vier Jahre lang, von 888 bis 892, als rechtmäßigen König anerkannt, ihm auch Treue geschworen – und jetzt lesen wir: «Und alle verschworen sich gegen König Odo» (Annales Vedastini).[22]

Freilich machte nicht Karls «Legalität» den Prälaten zu seinem Fürsprecher, sondern «die offenkundige Feindschaft und der Haß gegen Odo». Unermüdlich agitierte er wider diesen und für seinen Schützling. Angeregt von Fulco, ergriff auch Papst Formosus für Karl Partei, billigte Odo aber weiterhin den Königstitel zu. Und nach Ostern 893 zog das Reimser Kirchenhaupt unter Mitnahme des jungen Königs gar mit Truppen gegen Odo. Dieser jedoch lehrte sie laufen, drang in die Francia ein, verwüstete, raubte, entvölkerte, belagerte Reims, das Karl im September 893 mit einem starken Heer befreite. «Und so kommen wechselweise auf beiden Seiten viele ums Leben; man verübt gewaltig viel Böses, unzählige Räubereien und beständige Plünderungen» (Regino von Prüm). – Gerade auch Kirchen und Klöster waren seit langem und weithin immer wieder geplündert, geraubt, zerstört worden, und natürlich von gläubigen Christen.

Dann schließt man einen Waffenstillstand, worauf Erzbischof Fulco Hilfe für Karl den Einfältigen sucht, zunächst, indem er gegen Wido Stellung nimmt, bei Arnulf, dann bei dessen erbittertem Gegner Wido, den er auch wissen läßt, daß Arnulf gegen ihn einen Feldzug vorbereite. Nach Ablauf des Waffenstillstands führte Odo im Frühjahr 894 erneut sein Kriegsvolk vor Reims, worauf König Karl zu Arnulf floh, der sich nun für Karl und gegen Odo entschied, was aber die Machtverhältnisse im westfränkischen Reich nicht änderte.

Als Karl aus Ostfranken zurückkam, erwartete ihn Odo schon kampfbereit an der Aisne, und Karl sah sich jäh von zahlreichen Grafen und Bischöfen verlassen. Ja, als Odo gar auf dem Wormser Reichstag 895 die Anerkennung Arnulfs fand, der sich jetzt

Karl versagte, knüpfte Karl, wohl auf Vorschlag Fulcos, seines leitenden Staatsmanns, nun mit Arnulfs Sohn, dem eben zum König von Lotharingien erhobenen Zwentibold an. Doch kaum war dieser zur Unterstützung Karls im Westreich eingefallen, verleitete er einige von dessen Magnaten zum Abfall, und nun wandten sich Karl und Erzbischof Fulco, mißtrauisch geworden, heimlich Odo zu und verständigten sich mit diesem, ohne freilich auch ihm trauen zu können. Deshalb suchte Erzbischof Fulco, über Papst Formosus, ein Bündnis mit Kaiser Lambert, dem Sohn des Ende 894 verstorbenen Wido, was aber fehlschlug, da Arnulf sich selbst Mitte Februar in Rom die Kaiserkrone holte.

So ging es drunter und drüber im Westreich. Man mordete, schloß Frieden, verheerte, mordete weiter. Auch Kirchenfürsten waren nicht mehr sakrosankt. Schon 850 hatte man den Bischof David von Lausanne getötet. Bischof Theutbold von Langres wurde 894 von den Gefolgsleuten Karls, dem Herzog Richard von Burgund samt Anhang, geblendet, der Erzbischof von Sens eingekerkert. Erzbischof Fulco konnte 895 bei einem ungewollten Zusammentreffen mit Gegnern vorerst gerade noch entkommen, sein Begleiter aber, Graf Adelung, blieb auf der Strecke.

Nachdem Odo im Frühsommer 896 Reims erobert hatte, wechselte Ortsbischof Fulco, bisher entschiedener Parteigänger Karls, natürlich zum Sieger über und stand jetzt, mindestens äußerlich, auf dessen Seite; «notgedrungen», wie ihn die «Annales Vedastini» entschuldigen, «und tat demselben in allem Genüge, was er ihm befahl». Karl floh, einigte sich jedoch im nächsten Sommer mit Odo, der inzwischen schwer erkrankt war, Karl noch ein Landgebiet sowie die Nachfolge im Königsamt vertraglich zugesichert hatte, und Anfang Januar 898 starb.

Darauf gelangte Karl der Einfältige zu Reims «wieder auf den väterlichen Thron»; er wurde alleiniger Herr im Westfrankenreich, die Grundlage für die karolingische Restitution im Westen war geschaffen. Odo hatte zwar keinen Erben hinterlassen, aber zum Ärger des Adels stets allzu offensichtlich für die Mehrung seiner Hausmacht, die Förderung der eigenen Sippe gesorgt und zumal seinem Bruder Robert – ohne diesem klugerweise die Kro-

ne zu vermachen – ein bedeutendes Machtpotential vermittelt: die Basis für eine robertinische Sonderposition, die 922/923 Robert I. und 987 Hugo Capet zur Gewinnung des Thrones nutzten.

Erzbischof Fulco, unterdessen noch zum Erzkanzler erhoben, war jedoch am 16. Juni 900 von einem Dienstmann Balduins II., Graf von Flandern (infolge eines Besitzstreites um die reiche Abtei St-Vaast zu Arras, die vordem Balduin gehörte) «ungesäumt» erschlagen worden (Annales Vedastini). – (Wenige Jahre später wurde der Straßburger Bischof Otbert von seinen Diözesanen vertrieben und ermordet, auch Erzbischof Arnustus von Narbonne umgebracht, nachdem man ihm zuvor die Augen ausgestochen sowie Zunge und Genitalien ausgerissen hatte.)[23]

Eine eigene Rolle spielte zwischen West und Ost auch das «Land dazwischen».

KÖNIG ZWENTIBOLDS (HEILIGES) ENDE ODER SO WAR DAS LEBEN NUN MAL IN DEN GEHOBENEN CHRISTLICHEN KREISEN

Lotharingien, nach dem Tod Lothars II. im Vertrag von Meersen 870 zwischen West- und Ostfranken geteilt, war ein Jahrzehnt darauf durch den Vertrag von Ribémont ganz zum Ostfränkischen Reich gekommen, in dem es eine Sonderstellung erhielt. Blieb es doch auch später als Teilreich ein recht eigenständiges Land mit separater Kanzlei unter wechselnden Herren; blieb es als historische Landschaft etwas von «Germania» und von «Gallia» oder, anders gesagt, das «Land dazwischen», das für die Ostfranken in Gallien lag, doch auch für die Westfranken fast ein fremdes Gebiet und Volk war – die «Lotharienses». Selbst als es seit dem 10. Jahrhundert zum regnum teutonicum, zum sogenannten Heiligen Römischen Reich gehörte, gehörte es, behauptet jedenfalls Karl Ferdinand Werner, «nicht zu Deutschland».

Infolge der Geburt seines Halbbruders Ludwig IV. des Kindes 893, des einzigen Sohnes von Arnulf aus gültiger Ehe (mit der

Konradinerin Ota), verlor der Friedelsohn Zwentibold die ihm zugesicherte Aussicht auf eine Thronnachfolge. Gegen den anfänglichen Widerstand zunächst der ostfränkischen, dann der lotharingischen Großen gelang es aber König Arnulf auf dem Wormser Reichstag 895 den außerehelichen Zwentibold, so benannt nach seinem Taufpaten, dem Mährerherzog Swatopluk (Zwentibald), zum König von Lotharingien bestellen und nach westfränkischem Vorbild salben zu lassen. Es sollte das letzte ganz eigenständige lotharingische Königreich und überhaupt ein folgenschwerer Vorgang sein, am wenigsten zum Vorteil der deutschen Seite.[24]

König Zwentibold (895–900) beherrschte unter der Lehnshoheit seines Vaters ein autonomes Teilreich. Er führte, selbst heftig und ungezügelt, ein unruhiges, zerfahrenes Regiment in einem Land, das von den Friesen im Norden bis nach Burgund und dem Elsaß Räuber, Strauchritter, blutige Fehden erschütterten und das er eher noch mehr zerrüttete, je eigenmächtiger er darüber gebieten konnte. Er erließ selbständig Urkunden und Gesetze, verfügte über das Reichsgut, war auch außenpolitisch unabhängig und beteiligte sich nicht an den Reichsheerfahrten. Er regierte aber wie üblich mit bischöflichem Beistand. Seine Hofkapelle leitete Erzbischof Hermann I. von Köln, seine Kanzlei Erzbischof Ratbod von Trier, der zeitweise einen sehr großen Einfluß auf ihn hatte. Im Jahr 900 jedoch fielen die Bischöfe von Zwentibold ab und schlossen sich dem neuen König Ludwig IV. und dem Ostfrankenreich an.[25]

König Arnulf hatte die Sache fürsorglich eingefädelt, auch in Lotharingien selbst, wo der dortige Große, Graf Megingaud vom Mayenfeldgau, ein Neffe König Odos (von einer späteren Quelle sogar «dux» genannt), durchaus rechtzeitig über die Klinge sprang: Graf Alberich hat ihn «im Jahr der göttlichen Menschwerdung 892» am 28. August zu Rethel im Kloster des hl. Xystus heimtückisch gekillt – und König Arnulf dann Megingauds Lehen und Ämter seinem Sprößling Zwentibold verliehen; ein erster Schritt sozusagen zu dessen Eingemeindung. Der Mörder des Grafen Megingaud, nebenbei, Graf Alberich, wurde vier Jahre

später, «um das Fest des hl. Andreas», von dem Grafen Stephan liquidiert. Und der Mörder Graf Stephan seinerseits wieder fünf Jahre danach, bei besonders romantischem Ambiente, «als er in nächtlicher Stunde auf dem Abort sitzend seinen Leib entleerte, von irgend jemand durch das Fenster des Gemaches mit einem vergifteten Pfeile...» (sagittae toxicatae).[26]

So war das Leben nun mal in den gehobenen christlichen Kreisen – so oder ähnlich kam man hinein, so oder ähnlich hielt man sich darin oder nicht; doch all dies und derlei tausendfach mehr blieb Kleinarbeit neben den «großen historischen» Taten.

Zunächst zwar standen die kirchlichen Repräsentanten wie die des Hochadels, die Grafen Reginar, Odakar, Wigerich, Richwin loyal zum neuen König. Doch bald geriet Zwentibold in Konflikt mit den in Lotharingien besonders zahlreichen großen Feudalfamilien (kein Honiglecken, wie gerade am Rande und mehr punktuell gezeigt). Und dem lokalen Adel fiel schließlich auch er zum Opfer.

Zuerst verfeindete er sich mit dem in den Ardennen begüterten Matfridinger-Clan, den Grafen von Metz, den Brüdern Gerhard und Matfrid II. Ihnen und einigen anderen «Edlen», wie dem Grafen Stephan, entzog Zwentibold «im Jahr der göttlichen Menschwerdung 897» Lehen und Würden und verteilte ihre Ländereien oder ihren monastischen Besitz unter seine Leute. – «Wollte man einen Getreuen oder Verwandten beschenken, so waren die Abteien gerade recht» (Parisse); wobei der König einige Klöster, in Trier, in Metz, natürlich auch sich selbst zukommen ließ.[27]

Schließlich überwarf sich Zwentibold 898 auch mit seinem bisherigen Ratgeber und Günstling, dem mächtigsten seiner Großen, dem zwischen Maas und Schelde weithin mit Land gesegneten Grafen Reginar I. (Langhals), einem Enkel Kaiser Lothars I., Laienabt des Klosters Echternach im Bistum Trier und der St. Servatiusabtei zu Maastricht. Der maasländische Feudalmagnat rief Karl den Einfältigen, den westfränkischen König, zu Hilfe, und der, vorsichtig wie sein Großvater, aber auch gierig wie dieser, drang bis Aachen und Nymwegen vor. Der gänzlich überraschte Zwentibold floh; doch mit dem Beistand des streitbaren Bischofs Franko

von Lüttich und dessen Truppen sowie weiteren Zuläufern brachte er Karl im Herbst 898 ohne Kampf, nach Verhandlungen, zurück in sein Reich. Und der Friedenschluß von St. Goar im nächsten Jahr unter Arnulfs Vermittlung sicherte Zwentibold zwar vorläufig Lotharingien, doch wurden damals wohl insgeheim auch schon die Weichen für seinen Sturz nach des Kaisers Tod gestellt.

Einstweilen jedenfalls war die Macht des rebellierenden Reginar noch immer ungebrochen. Zusammen mit anderen Bedrängten, wie dem Grafen Odakar, hatte er sich in dem stark befestigten Durofostum oder Durfos an der Maas eingenistet, mit Hab und Gut und Weib und Kind. Zwentibold vermochte es in zwei Feldzügen auch «mit aller Kraft» (Regino von Prüm) nicht zu erobern. Und da nun die Bischöfe – die Zwentibold bisher begünstigt, zuletzt aber etwas geschröpft, um «kirchliches Vermögen» gebracht hatte – die Partei der Empörer durchaus nicht, wie Zwentibold gefordert, bannten, sondern zu ihr überwechselten, wäre sein Schicksal und das des Königreiches Lotharingien besiegelt gewesen, auch wenn er nicht seinem eigenen Erzkanzler, dem Erzbischof Ratbod von Trier, vielleicht während der letzten Belagerung von Durfos, «gegen die priesterliche Würde mit einem Stock auf den Kopf» geschlagen hätte (Annales Fuldenses).

Die Rebellen um Graf Reginar sowie der hohe Klerus forderten schließlich Ludwig das Kind auf, in Lotharingien die Macht zu ergreifen. Nach ihrer Huldigung in Diedenhofen zog Ludwig jedoch wieder ab, ohne Zwentibold ausgeschaltet zu haben. Dieser sammelte neue Anhänger, verlor aber am 13. August 900 bei einem «Treffen» an der mittlern oder unteren Maas Reich und Leben. Seine Erleger waren jene Grafen Stephan, Matfrid und Gerard, die er drei Jahre früher um ihre Lehen gebracht. Und Gerard nahm sich, nur wenige Monate nach der Tötung des Königs, zur besonderen Belohnung noch dessen Gattin Ota zur Frau.

Während Zwentibolds Gegner Graf Reginar nun seine Macht erweitern, nämlich zu den Abteien Echternach und St. Servatius zu Maastricht noch die Klöster Stavelot und Malmedy erwerben

konnte, kam der mit Klerushilfe beseitigte Zwentibold immerhin in den Geruch der Heiligkeit. Zumindest im Kloster Süsteren, wo seine beiden Töchter (von Ota), Cäcilia und Benedikta, nacheinander als Äbtissinnen walteten und er die letzte Ruhe fand, begann man ihn als Heiligen zu verehren, zumal ein Zahn von ihm sich häufig als wundertätig bei Zahnschmerzen erwies. Und noch die beiden Töchter, deren Reliquien dann gleichfalls Wunder wirkten, galten hier als heilig.[28]

Nicht besser als im katholischen Frankenreich sah es im katholischen Italien aus, schon gar nicht am päpstlichen Hof, über den nun immer wirrere und verwirrendere Zeiten hereinbrechen, Adelstumulte, Priesterverbrechen, Affären, über die wir oft selbst im Unklaren, Dunklen gelassen werden.

2. Arnulf von Kärnten: Papsttum und Italien

Luxus und Verbrechen

Man versteht schnell die ebenso intrigen- wie blutreichen Kämpfe dort, stellt man sich einmal Wohlleben und Reichtum dieser – ja schon in der Antike (vgl. bes. III 5. Kap.) – im Überfluß schwelgenden Prälaten vor, einen unverschämten Luxus, wie ihn gerade für das späte 9. Jahrhundert Gregorovius beschreibt, und keinesfalls nur für Rom, sondern auch für die Bischöfe Italiens «in Stadt und Land»: «Sie wohnten in prachtvollen Gemächern, die von Gold, Purpur und Samt strahlten; sie speisten gleich Fürsten auf goldenem Geschirr; sie schlürften ihren Wein aus köstlichen Bechern oder Trinkhörnern. Ihre Basiliken starrten von Ruß, aber ihre dickbäuchigen Obbae oder Weingefäße glänzten von Malerei. Wie beim Gastmahl des Trimalchio ergötzte ihre Sinne der Anblick schöner Tänzerinnen und die ‹Symphonie› von Musikanten. Sie schlummerten in den Armen ihrer Beischläferinnen auf seidenen Kissen in künstlich mit Gold ausgelegten Bettgestellen, während ihre Vasallen, Kolonen und Sklaven ihren Hofstaat versorgten. Sie würfelten, jagten und schossen mit den Bogen. Sie verließen ihren Altar, an dem sie, mit Sporen an den Füßen und ein Dolchmesser an der Seite, Messe gelesen, und ihre Kanzel, um auf goldgezäumte Pferde mit sächsischen Sätteln zu steigen und ihre Falken fliegen zu lassen. Wenn sie reisten, umgab sie der Schwarm ihrer Hofschranzen, und sie fuhren in kostbaren Wagen mit Rossen, deren sich kein König würde geschämt haben.»[29]

Bleibt dies aber nicht durch ein Jahrtausend so oder doch sehr ähnlich?

Johann VIII. war noch nicht bestattet, da wurde Marinus I. (882–884) schon sein Nachfolger. Marinus (gelegentlich falsch Martin II. genannt) war Sohn eines Priesters, bereits als Zwölfjähriger im römischen Kirchendienst und später meist päpstlicher Legat (vor allem in Byzanz gegen Photios); er wurde Schatzmei-

ster, dann als erster Bischof eines anderen Bistums (von Caére, heute Cerveteri) Papst. Dabei mißachtete er freilich das kaiserliche Bestätigungsrecht ebenso wie die kirchlichen Kanones (besonders den 15. Kanon des Nicaenums), die den Übergang der Bischöfe von einer Diözese in die andere verbieten.

Marinus gehörte zur Partei der von seinem Vorgänger exkommunizierten und verbannten Formosus von Porto, Gregor und Georg (S. 269 ff.), die nun, begnadigt, sogleich wieder das Ruder ergriffen. Formosus wurde erneut in seinen Sprengel eingesetzt, der einstige Zeremonienmeister Gregor zum Oberhofmeister befördert und wahrscheinlich, nicht unbestritten, Patriarch Photios abermals verdammt.

Von Hadrian III. (884–885) ist wenig bekannt. Und als er nach einem kurzen Pontifikat im Sommer 885 Rom verließ, um Kaiser Karl III. den Dicken in Worms zu treffen, kam er nur bis S. Cesario sul Panaro bei Modena; hier starb er plötzlich, vielleicht eines gewaltsamen Todes. Der Verdacht besteht zumindest, und bezeichnenderweise hat man seine Leiche nicht nach Rom überführt, sondern im Kloster Nonantula beigesetzt. Doch wurde dieser Heilige Vater, der die Römer bei Dürre und Hungersnot mit harten Strafen drangsalierte, 1891 wirklich «heilig», offiziell: Fest 8. Juli.

Konnte aber unter Hadrian III. die Gruppe der von Papst Johann Verbannten sich noch behaupten, sorgte der aus seinem engeren Kreis kommende Stefan V. (885–891) für ihre Beseitigung. Oberhofmeister Gregor, «sehr reich», wurde von einem kurialen Amtsbruder in der Vorhalle des Peterdomes erschlagen «und der Fußboden der Kirche, durch die er geschleppt wurde, ganz mit seinem Blute besudelt»; sein Schwiegersohn Georg vom Aventin, der päpstliche Kämmerer, wurde geblendet, Gregors Witwe nackt aus Rom gepeitscht. Nach dieser Glanzleistung beglückwünschte Erzbischof Fulco von Reims, wendig wie kaum einer (S. 311 ff.), den neuen Papst zur erfolgreichen Niederwerfung der Feinde des Heiligen Stuhles.[30]

Waren solche Feinde freilich nicht auszuschalten, versuchte man einfach, sich ihnen anzupassen, anzufreunden, wie das Ver-

halten Stephans gegenüber Wido von Spoleto zeigt. Es begann ein gänzlicher Umschwung in der päpstlichen Politik.

Wido und Berengar – Bürgerkrieg in Italien und päpstliche Schaukelpolitik

Dem längst in Italien heimisch gewordenen, seit 842 als Herzöge von Spoleto begegnenden, mit den Karolingern aber nicht verwandten fränkischen Hochadelsgeschlecht der Widonen-Lambertiner entstammend, war Wido II. von Spoleto und Camerino seinem Vater Lambert gefolgt. Außenpolitisch nach Westfranken orientiert, familiär auch mit Toskana sowie Salerno verbunden und so der eigentliche Beherrscher Mittelitaliens, suchte er in den Spuren des Vorgängers sein Territorium vor allem im Süden und nicht zuletzt auf Kosten des Kirchenstaates zu vergrößern, ja, in Italien eine eigene Dynastie zu begründen.

Schon Johann VIII., der Wido als schlimmsten Feind der Kirche haßte, hatte immer wieder Kaiser Karl III. zu Hilfe gerufen, ihn umschmeichelt und gebeten, «dem langwierigen Übel ein Ende zu machen». Nachfolger Marinus I. traf den Herrscher 883 in der reichen oberitalischen Benediktinerabtei Nonantula (bei Modena), bereits seit ihren Anfängen auch ein bedeutendes politisches Zentrum. Wido wurde nun hochverräterischer Umtriebe mit dem griechischen Basileus bezichtigt und seines Herzogtums entsetzt. Gefangengenommen, entfloh er, warb in Unteritalien Mauren an, mit denen er sich fest verband, worauf der Kaiser gegen ihn einen seiner führenden Parteigänger und Blutsverwandten schickte, den seit etwa 875 in Friaul gebietenden Markgrafen Berengar, einen Unruochinger, somit ebenfalls aus längst in Italien ansässigem fränkischem Hochadel. Der Kaiserenkel war durch seine Mutter Gisela, eine Tochter Ludwigs des Frommen, mit den Karolingern nah verwandt und unterstützte deren ostfränkischen Zweig und dessen Ansprüche auf die italienische Königswürde. Den ausbrechenden Krieg beendete indes bald eine

Seuche in Berengars Heer, die sich über ganz Italien verbreitete, die bis an den Hof und zum König vordrang.

Wido aber konnte sich behaupten, wurde Ende 884 von Karl begnadigt und wohl oder übel wieder in sein Herzogtum eingesetzt. Schließlich erlangte er solche Macht, daß Papst Stephan V., nachdem er den griechischen wie fränkischen Kaiser um ihr Einschreiten ersucht hatte, sich dann doch an den im Moment Stärksten hielt, den Erzfeind der Kirche, Wido II. von Spoleto. Er adoptierte ihn sogar – wie einst Johann VIII. den Boso, gewann ihn auch zu einem Feldzug gegen die Sarazenen, wobei Wido 885 deren Festung am Garigliano erstürmte und plünderte, ein anderes Mal den Araberführer Arran mit 300 Gefährten bei Arpaja niederstach.

Berengar allerdings wurde im Januar 888 in Pavia, besonders mit Hilfe oberitalischer Bischöfe, zum König gekrönt, herrschte faktisch freilich nur über Oberitalien (888–924). Wido weilte seinerzeit außer Landes, um sich die westfränkische Krone zu holen (S. 312 f.), kehrte jedoch nach seinem Mißerfolg ebenso rasch wie er gekommen über die Alpen zurück.

In Italien begann damit der Bürgerkrieg zwischen den zwei katholischen Fürsten.

Wido hatte nach der Enttäuschung in Westfranken sofort gegen Berengar gerüstet, diesen freilich im Herbst 888 bei einem äußerst blutigen Zusammenstoß nahe Brescia nicht zu besiegen vermocht. Beide Seiten hatten große Verluste, schlossen einen kurzen Waffenstillstand, eine nur der weiteren Aufrüstung, Verstärkung, der Verbündetensuche dienende Atempause bis zum nächsten Treffen zu Beginn des Jahres 889 an der Trebia, wo einst Hannibal die Römer schlug. Es kam zu einem mörderischen Gemetzel, einer den ganzen Tag währenden Schlacht, in der auch hohe Geistliche das Schwert führten und Tausende ihr Leben verloren. Berengar mußte weichen; er konnte sich jetzt nur noch im östlichen Oberitalien (mit dem Zentrum Verona) behaupten. Wido aber wurde Mitte Februar 889 in der Pfalz zu Pavia vor allem von den oberitalischen Bischöfen zum senior et rex proklamiert – es waren «zum großen Teile dieselben, die vorher auf der

Seite Berengars gestanden» (Dümmler). Dafür mußte Wido freilich wieder den Schutz der Kirche, die Vorrechte und Ehren der Prälaten garantieren, ja, er förderte manche derart, daß er ihnen bereits allen öffentlichen Besitz ihrer Städte schenkte und auch Befestigungen zu errichten erlaubte.

Papst Stephan V. hatte zunächst Wido begünstigt. Doch bald war ihm die neue Macht des Spoletiners, dessen Erblande in nächster Nachbarschaft lagen, nicht geheuer. Zwar wagte er nicht, ihm offen zu widerstehen. Doch an Hilferufe war er, gleich ungezählten seiner Vorgänger, gewöhnt. So hatte Stephan schon den byzantinischen Herrscher um regelmäßige Entsendung von Kriegsschiffen gebeten, und dies obwohl er den Patriarchen Photios wie Stephanos die Anerkennung versagte. Ebenso hatte der Papst das Eingreifen Kaiser Karls III. in Italien gefordert, wo dieser immerhin sechsmal erschienen ist. Doch da der Monarch inzwischen gestürzt und gestorben und durch seinen Neffen, König Arnulf von Kärnten, abgelöst worden war, ersuchte er nun diesen anfangs 890 dringend, «Rom und Sankt Peter zu besuchen und das italische Reich, befreit von schlechten Christen und dräuenden Heiden, in Besitz zu nehmen». Weil aber Arnulf, durch innere und äußere Gegner gebunden, ablehnte, der erflehte Beistand ausblieb, unterwarf sich Stephan den «schlechten Christen» und krönte den zwar Verhaßten, doch damals Mächtigsten in Mittelitalien wohl oder übel am 21. Februar 891 (nebst Gattin Ageltrude) in St. Peter zum Kaiser – der erste Kaiser aus nichtkarolingischem Haus, aber freilich nur ein italischer Partikularpotentat, der indes auch bald seinen etwa fünfzehnjährigen Sprößling Lambert zum König erheben ließ.[31]

Papst Formosus krönt die «Tyrannen» Italiens und ruft Arnulf auf, sie zu bekriegen

Nachfolger Stefans V. wurde Formosus (891–896), der Gründer der bulgarischen Kirche. In eine (angebliche) Verschwörung wider Kaiser und Johann VIII. verstrickt und von diesem 876 exkommuniziert, war Formosus im westfränkischen Reich, sein Anhang im Herzogtum Spoleto untergetaucht. Dann hatte er 878 dem Konzil von Troyes, nachdem er sich schuldig bekannt, eidlich versichert, seine Degradierung zum Laien anzuerkennen und nie wieder nach einem geistlichen Amt zu trachten, auch nie wieder Rom zu betreten. Er leistete diesen Eid auf die vier Evangelien, auf das Kreuz Christi, die Sandalen des Herrn, die Reliquien der Apostel, endlich bekräftigte er ihn noch unterschriftlich – und wurde am 6. Oktober 891 Papst! Er hatte, ebenso fähig wie ambitiös, sicher keinen größeren Ehrgeiz, erklärte sich aber, wie noch fast jeder seiner Vorgänger seit langem, für unwürdig; gewaltsam mußte er von seinen Wählern in Porto vom Altar der Bischofskirche, den er umklammert hielt, gerissen werden. Gewiß hatte ihn Marinus I. vom Eid wieder entbunden und erneut als Bischof in Porto eingesetzt. Gehörte ja auch Marinus, wie Formosus selbst, zu jener Partei, die durch Johanns VIII. Ermordung zur Herrschaft gelangt war.

Gleich zu Beginn seines Pontifikats klagte Formosus über «Ketzereien» und Spaltungen in der Kirche. Sein Hauptgegner wurde der Diakon Sergius, der berüchtigte spätere Papst, ein Parteigänger der Spoletiner oder der nationalen Faktion, während Formosus, dessen ganzer Anhang doch einst unter Johann VIII. in Spoleto Zuflucht gefunden, zu Arnulf und dessen Schützling Berengar stand. Gleichwohl hat Formosus unter dem Druck der Verhältnisse Wido von Spoleto, den Tyrannen Italiens, so die ostfränkischen Chronisten, anerkannt, ja, wie widerwillig immer, dessen Kaiserkrönung am 30. April 892 in Ravenna wiederholt und gleichzeitig auch Widos Sohn Lambert zum Mitkaiser gekrönt. Wie üblich wurden in einem Pactum die päpstlichen Besitztümer und Privilegien bestätigt. Als aber Wido den Beren-

gar einmal mehr geschlagen und nach altem Brauch Patrimonien des Kirchenstaates eingezogen hatte, als überhaupt seine Macht stets zu wachsen schien, schickte Formosus im Sommer 893 König Arnulf Legaten mit dem wieder einmal dringenden Ersuchen, das Königreich Italien und das Erbgut des hl. Petrus «schlechten Christen», also dem «Tyrannen» Wido, zu entreißen, «ut Italicum regnum et res sancti Petri ad suas manus a malis christianis eruendum adventaret» (Annales Fuldenses).[32]

Die Einnahme Bergamos oder Eine Morgenmesse gibt allemal Kraft

Arnulf setzte zunächst seinen Sohn Zwentibold in Marsch. Zusammen mit Berengar lag er drei Wochen vor Pavias Mauern Wido reichlich tatenlos gegenüber und kehrte darauf, angeblich von ihm bestochen, zurück. Nun folgte Arnulf selbst. Mit starker Heeresmacht überquerte er im Januar 894, mitten im strengen Winter (noch im März erfroren in manchen Gegenden Bayerns Reben, Schafe, Bienen), die tiefverschneiten Alpen, vermutlich den Brenner. In Verona wurde er wieder durch Berengars Truppen verstärkt und ließ dann, «um die Reinigung der heiligen Maria» (2. Februar), nach der Feier der hl. Messe, «beim Morgenrot» das hochgelegene Bergamo in schweren Kämpfen stürmen und «nach Gottes Führung» (Annales Fuldenses) erobern – ein von den zeitgenössischen Chronisten wie von den späteren mittelalterlichen Historikern vielbeachtetes Ereignis, nicht zuletzt wegen der dabei demonstrierten Liebe zum Feind. Denn Arnulfs durch die hl. Messe gestärkte Streiter, nachweislich darunter Erzbischof Hatto von Mainz, Bischof Waldo von Freising und der Bischof von Neutra, Kanzler Wiching, verrichteten auch nach der Einnahme noch allerlei notorisch Christliches, worüber Bischof Liutprand von Cremona schreibt: «Priester Gottes wurden gebunden fortgeschleppt, geweihte Jungfrauen genotzüchtigt, Ehefrauen geschändet. Nicht einmal die Kirchen konnten

den Flüchtenden eine Freistätte bieten; denn in diesen gab es Schlemmereien, unanständige Aufzüge, unzüchtige Gesänge und Trinkgelage. O Greuel! es wurden dort sogar Weiber öffentlich der Unzucht preisgegeben.» Das alles im Beisein der hochwürdigsten Herren aus Mainz, Freising und Neutra. Aber eine Morgenmesse gibt allemal Kraft.

Widos Grafen Ambrosius ließ Arnulf vor den Toren in voller Rüstung an einen Baum hängen, ebenso einen bewaffneten Kleriker Godfrid. Dagegen übergab er den Bischof Adelbert von Bergamo dem Mainzer Seelenhirten, der ihm natürlich kein Haar krümmte. Und auch Arnulf versöhnte sich sehr rasch mit dem geistlichen Ortsoberen und bestätigte ihm schon am 1. Januar 895 alle Besitzungen seiner Kirche; noch die Landgüter des ante portas strangulierten Grafen Ambrosius von Bergamo gingen in den Besitz des Bischofs von Bergamo über.[33]

Arnulf aber kam nur bis zur Lombardei.

Zwar hatte er in Mailand bereits eine Urkunde nach «dem ersten Jahr der deutschen Herrschaft in Italien» datiert. Doch mehrere Magnaten des Landes, deren Gier nach großen Lehen der König unbefriedigt ließ, stellten sich, trotz eines ihm gerade geleisteten Treueids, gegen ihn. Vor allem aber war sein Heer durch den Anmarsch im strengen Winter, durch Lebensmittelmangel und Krankheiten geschwächt, und so kehrte er im März 894 in Piacenza um. Südlich des Pos herrschte Kaiser Wido, «der Tyrann des italischen Reiches» (Annales Fuldenses), der freilich, gerade im Begriff wieder gegen Bergamo zu ziehen, noch im Herbst desselben Jahres am Fluß Taro bei Parma jäh einem Blutsturz erlag, worauf ihm sein Sohn Lambert, seit 891 schon Mitkönig, in der Herrschaft folgte.

Papst Formosus hatte Lambert an Ostern 892 in Ravenna zum Mitkaiser gesalbt und viel später noch beteuert, daß er sich von seinem «teuersten Sohn», für den er väterliche Gefühle hege, durch nichts trennen lasse. Tatsächlich wollte er sich um fast jeden Preis aus dem Griff der Widonen befreien. So schickte er auch alsbald, was die spoletinische Partei bis zur Weißglut entfachte, König Arnulf eine Gesandtschaft, die diesen erneut münd-

lich sowie durch mitgebrachte Schreiben bedrängte, dem Heiligen Vater Hilfe zu leisten, hatte doch schon sein Vorgänger Stephan nichts sehnlicher als die Entmachtung der Spoletiner gewünscht.[34]

Arnulf belagert Rom, köpft dort und wird erster fränkisch-deutscher Gegenkaiser

Nach Beratung mit den Bischöfen entschloß sich Arnulf zu einem neuen Romzug.

Im Dezember 895 unterwarf er die Lombardei. Dann traf er, nach einem äußerst mühevollen, unter gewaltigen Stürmen, Regengüssen und schlimmem Pferdesterben erfolgten Marsch – nun zunächst mit Ochsen, «nach Art der Pferde gesattelt» – durch Tuszien, im Februar 896 vor Rom ein. Dort aber hatten die Spoletiner, hatte Widos couragierte Witwe, die Kaiserin Ageltrude (Tochter des Herzogs Adelchis von Benevent, der einst Ludwig II. in einem Handstreich gefangengesetzt: S. 217), überraschend die Tore schließen und die Stadt in Verteidigungszustand bringen lassen.

So kam es zur ersten Belagerung Roms durch einen fränkisch-deutschen König. Und wieder war der Herr dabei. Alle feierten, berichten die ostfränkischen Chronisten, die hl. Messe, beichteten ihre Sünden, fasteten, schwuren Arnulf «unter Tränen Treue» und erstürmten «auf Gottes Wink», das heißt wohl «mit Beistimmung des obersten Priesters», im ersten Anlauf und mit Hilfe, wie Arnulf glaubte, des hl. Pankratius (dem er dann zwei Kapellen, in Roding und Ranshofen, erbaute) die heilige Stadt, aus der Ageltrude in aller Stille verschwand. Ja, sie eroberten Rom «durch Gottes Vorsehung, ohne daß auf Seiten des Königs aus einem so großen Heer einer fiel». Dafür rollten allerdings auf der anderen Seite noch beim Einzug die Köpfe. Jedenfalls meldet Bischof Liutprand, Arnulf ließ, «um die dem Papst geschehene Unbill zu

rächen, eine Menge vornehmer Römer, die ihm entgegeneilten, enthaupten».

Gleichwohl: Kreuze, Fahnen, Jubelgesänge. In festlicher Prozession ging's nach St. Peter, und dort krönte Papst Formosus unter Verleugnung Lamberts, den er selbst zum Kaiser gekrönt, Arnulf, den «Bastard», zum Kaiser, zum ersten fränkisch-deutschen Gegenkaiser.

Arnulf blieb nur zwei Wochen in Rom. Dann brach er Anfang März zur Eroberung Spoletos auf – nach mancherlei Gunsterweisen und seinerseits versehen mit vielen Reliquien, den kostbarsten Schätzen des Papstes, der auch andere damit eingedeckt hatte. (Den einflußreichen Hatto von Mainz zum Beispiel mit dem angeblichen Haupt und einem Glied des hl. Georg, denen Hatto auf der Reichenau eine eigene Kirche errichtete. Besaß man doch dort auch eine vom Konstanzer Bischof öffentlich anerkannte Reliquie des Evangelisten Markus! Und dies, obwohl sie durch Bischof Ratold von Verona 830 unter dem Namen «Valens» ins Kloster gelangt war. Beiläufig noch: Georg, einer der christlichen «Soldatengötter», trat allem Anschein nach an die Stelle eines arabischen Gottes, des kriegerischen Theandrites; zudem war der «hl. Georg» wahrscheinlich ein «Ketzer», nämlich Arianer, der erst in der Legende zum Katholiken wurde.)

Doch trotz des ganzen Reliquiensegens befiel Arnulf noch vor Erreichung seines Zieles eine schwere Lähmung. Wie sein Vater Karlmann (S. 251, 260) erlitt er einen Schlaganfall, die Erbkrankheit der Familie, und der so siegreich begonnene Feldzug wurde fluchtähnlich abgebrochen.[35]

Kaiser Arnulf und Papst Formosus sterben

Während die spoletinische Partei rasch wieder über Rom zu herrschen begann, kehrte der König verstört nach Regensburg zurück, wo er in fortschreitendem Siechtum noch vier Jahre lebte. Und bis zuletzt, noch im Jahr vor seinem Tod, wurde er, der doch

selbst so manchen «Bastard» in die Welt gesetzt, offenbar von Eifersucht gequält, verbreitete sich das Gerücht, «von einem seit vielen Zeiten unerhörten Verbrechen der Königin Uta», hieß es, sie gebe «ihren Körper in buhlerischer und unedler Verbindung preis». Erst 72 Eideshelfer konnten den ungeheuerlichen Verdacht vor Gericht als unbegründet erweisen.

Es war übrigens nicht der einzige Argwohn, der den todkranken, und, kaum Mitte fünfzig, am 8. Dezember 899 sterbenden Herrscher beschlich: – seine Ärzte sollten ihn gelähmt haben. Einer von ihnen floh und verbarg sich in Italien; ein anderer, ein gewisser Graman, wurde deswegen zu Ötting geköpft. Und «ein Weib, Namens Rudpurc, die als Anstifterin dieses Verbrechens durch sichere Untersuchung überführt wurde, starb in Aibling am Galgen» (Annales Fuldenses), anscheinend auf dem Königshof Aibling bei Rosenheim, wo Arnulf gelegentlich «den Geburtstag des Herrn» gefeiert hatte, bevor er nun «an der schmählichsten Krankheit» starb, weiß Liutprand von Cremona. «Von kleinen Würmern nämlich, Läusen, wie man sie nennt, wurde er aufs äußerste gequält, bis er seinen Geist aufgab. Man behauptet aber, dieses Ungeziefer habe bei ihm so überhandgenommen, daß kein ärztliches Mittel Abhilfe schaffen konnte.»[36]

Nach Arnulfs Rückzug beherrschte Lambert mit Hilfe seiner energischen Mutter, der Kaiserin Ageltrude, wieder große Teile Italiens, das er im Herbst 896 mit Berengar vertraglich geteilt. Es war jenes Jahr, in dem Lambert auch den reichen Grafen Meginfred von Mailand hinrichten, einen Sohn und Schwiegersohn desselben blenden ließ. Und sicher hätte es jetzt auch Papst Formosus, nach seinem Verrat der Spoletiner, schwer gehabt, wäre er nicht schon wenige Wochen nach Arnulfs Abzug aus Rom, am 4. April 896 einer Krankheit erlegen oder Gift.

Sein Nachfolger, Bonifatius VI. (April 896), Sohn eines Bischofs namens Hadrian, war ein Mann, so munkelte man, mit dunkler Vergangenheit und als Kleriker bereits zweimal von Johann VIII. abgesetzt worden. Ein Pöbelaufruhr soll ihn tumultuarisch auf den Heiligen Stuhl gebracht haben, allerdings nur 15 Tage, dann starb er, «wie man hört», an Podagra (bekanntlich

Gicht des Fußes, «bes. der großen Zehe»: Duden). Und Bonifatius' Nachfolger hielt sich immerhin ein gutes Jahr, eigentlich ein schlechtes, jedenfalls ein äußerst kurioses, zierte der geschworene Feind des Formosus sein Pontifikat doch bald durch einen singulären Akt, mit dem er wohl für lang in die Geschichte eingegangen ist, die zwar alle Akte umfaßt, vorzugsweise aber kriminelle.[37]

Die Leichensynode – ein makabres Schmierenstück papalen Ranges

Stefan VI. (896-897), wiederum ein Priestersohn, erkannte zunächst Kaiser Arnulf an, ging indes, als Kaiser Lambert von Spoleto erneut Rom in die Hand bekam, zu diesem über, den im Mai 898 auch die große Synode von Ravenna nochmals ausdrücklich bestätigt hat. Inzwischen aber vollzog Stephan als Kreatur des Spoletinerhauses dessen Rache an Formosus. Obwohl einst selbst von Formosus zum Bischof geweiht, obwohl selbst unkanonisch auf den römischen Stuhl gewechselt, machte er nun dem toten Papst in aller Form den Prozeß.

Der seit neun Monaten Bestattete wurde jetzt, bereits stark angefault, von den Anhängern der Widonen aus dem Grab gerissen, in Pontifikalgewänder gesteckt und wohl im Januar 897 vor der «Leichensynode» in St. Peter auf den sogenannten Apostolischen Stuhl gesetzt. Darauf hielt man drei Tage in aller Form über die herausgeputzte Mumie Gericht, die drei Kläger, die Bischöfe Petrus von Albano, Silvester von Porto und Paschalis (mit unbekanntem Bistumssitz) sowie einen Diakon als Pflichtverteidiger an die Seite bekam, der mit zittriger Stimme und natürlich unbefriedigend für sie geantwortet hat.

Man fand einige Vorwände; warf dem halb Verwesten Eidbruch vor, wovon ihn allerdings Marinus I. schon losgesprochen. Man bezichtigte ihn des ehrgeizigen Strebens nach dem Papstamt, wessen man ungezählte Päpste (und andere Prälaten) selbstver-

ständlich ebenfalls hätte bezichtigen können. Und man kreidete ihm den Übergang von Porto nach Rom, von einem Bistum in ein andres an, damals, nach alter Tradition, zwar generell verboten, gelegentlich jedoch erlaubt. Hatte ja sein fürchterlicher Richter, Papst Stephan VI., eine solche Translation in persona vorgenommen, nämlich seinen Bischofssitz Agnani mit dem römischen vertauscht. (Waren aber alle Weihen des Formosus ungültig, so auch die Konsekration Stephans zum Bischof von Agnani, da sie Formosus vollzogen, womit dann freilich keine Translation mehr vorlag, Stephan VI. also zu Recht auf dem Papstthron saß!)

Vielleicht ist ja nicht einmal der Vorgang an sich, der Einfall eines von kaum glaublichem Haß verzehrten Heiligen Vaters das Erstaunlichste an einer Sache, die wie das Szenario aus einer Nervenklinik, ein Alptraum anmutet, als die Tatsache, daß diesem geistlichen Gruselkabinett eine ganze Bischofsversammlung drei Tage beiwohnt – sei es nun ehrfürchtig oder nicht. Wie es in diesem Rahmen auch ganz gleichgültig ist, ob Formosus ein Ganove war oder nicht! Man kann der Menschheit wirklich alles bieten – zumal der gläubigen ...

Am Ende des makabren Schmierenstücks – von den Quellen bald das «erschütternde Schauspiel», die «Schauersynode» (horrenda synodus) genannt – erklärte man Formosus für abgesetzt, die von ihm erteilten Weihen für ungültig, unterschrieb ein entsprechendes Dekret, verfluchte ihn und befahl, alle von ihm Geweihten nochmals zu weihen. Man riß der Leiche sozusagen protokollgerecht die papalen Gewänder bis auf ein Hemd herunter, hüllte sie in Laienklamotten, schlug ihr ein paar Finger der rechten Hand, die Schwur- bzw. Segensfinger ab und schleifte sie barbarisch brüllend aus der Kirche und durch die Straßen. Schließlich warf man sie unter dem Protestgeschrei der Zusammengeströmten erst in eine Grube, worin man namenlose Fremde verscharrte, dann, nachdem man sie nochmals ausgegraben, nackt in den Tiber – gerade in einer Zeit, in der die alte Basilika des Lateran zusammenbrach, worauf die Römer jahrelang den kostbaren Schutthaufen nach Schätzen durchwühlten.

Auch Papst Stephan überlebte die Prozedur nicht lang. Noch

im selben Jahr, im Juli 897, wurde er bei einer Volkserhebung, hinter der wohl die ostfränkische Partei Roms und der Anhang des Formosus standen (nicht zuletzt auch etliche Wunder, die dessen elende Leiche bewirkt haben soll), abgesetzt, seiner Insignien beraubt, in einen Klosterkerker geworfen, erwürgt – und später durch ein prächtiges Epitaph geehrt.[38]

Formosianer und Antiformosianer

Fortan bekämpften sich Formosianer und Antiformosianer in Rom, auch literarisch, in Attacken und Apologien, jahrzehntelang.

Noch im Todesjahr des ermordeten Papstes gingen die sehr kurzen Pontifikate seiner Nachfolger Romanus und Theodor II. zu Ende. Sie konnten in diesen turbulenten Tagen gerade noch Formosus rehabilitieren, ehe sie starben. Romanus, ein Bruder von Papst Marinus und Anhänger des Formosus, erklärte alle Beschlüsse des Leichenspektakels für nichtig. Doch amtierte er nur vier Monate, und über seine Amtszeit wissen wir fast nichts. Trifft eine revidierte Fassung des Liber Pontificalis zu, wurde er «hinterher zum Mönch gemacht», das heißt in einem Kloster verwahrt.

Und Theodor II., der im Spätherbst 897 bloß zwanzig Tage regierte, annulierte auf einer römischen Kirchenversammlung abermals alle Verfügungen des Kadaverkonzils, erkannte die Weihen des Formosus an, ließ die Absetzungsurkunden Stephans VI. verbrennen und bestattete aufs feierlichste die von Tiberfischern (oder von Mönchen) aufgefundenen Reste des Formosus, vor denen sich, als sie im Sarg lagen, sogar einige Heiligenbilder in St. Peter «ehrfurchtsvoll verneigten. Dieses habe ich von den gottesfürchtigsten Einwohnern der Stadt Rom oftmals gehört», versichert der Bischof Liutprand, ohne mit der Wimper zu zucken. Weder der genaue Tag von Theodors II. Amtsantritt noch der seines Todes sind bekannt, noch der Grund für seinen frühen Tod.[39]

Nun machten die Gegner des Formosus den Bischof Sergius von Caëre (heute Cerveteri), einen Grafen von Tusculum, zum Papst. Doch noch vor seiner Weihe brachte ein Straßenkampf – mit Hilfe Lamberts von Spoleto, den Formosus 892 zum Kaiser gekrönt – den Kandidaten der Formosianer, Johann, auf den begehrten Thron, den Gegenpapst Sergius erst 904 besteigen konnte. Während dieser samt seinen verjagten Gewalthorden in Tuszien unter dem Schutz des dortigen Markgrafen Adalbert stand, bereit bei jeder Gelegenheit über Rom herzufallen, exkommunizierte Johann IX. (898–900), ein von Formosus zum Priester geweihter Benediktinerabt aus Tivoli, die Sergianer inzwischen.

Johann IX. ließ auch nochmals durch ein Konzil in Ravenna die Leichensynode verdammen. Einerseits wurden die von Formosus geweihten, durch Stephan VI. aber gefeuerten Geistlichen wieder in ihre sogenannten Würden eingesetzt, andererseits Stephans VI. Handlanger bei Formosus' Leichenschändung aus der Kirche ausgeschlossen. Exkommuniziert und depossediert wurde auch Presbyter Sergius, der im Dezember 897 Gegenpapst zu Johann IX. war, 904 jedoch rechtmäßiger Papst geworden ist (S. 478 ff.).

Leider verfügte Kapitel 7 der Synode von Ravenna, die Akten der Leichensynode zu verbrennen. Aber diese Kirche hat stets gern verbrannt, Menschen, Gotteshäuser, Schriften; vor allem systematisch und von früh an Traktate der «Ketzer», doch auch Texte der Heiden und Juden; sogar aktenmäßig dokumentierte eigene Schandtaten, die Akten des Konzils von Rimini 359 etwa (I 393 ff.), des Konzils von Ephesus 449 (II 220 ff.), des Konzils von Konstantinopel 867 (S. 223). Und Verbrennen wurde in der Gemeinschaft der Heiligen selbstverständlich nie verboten. Dagegen verbot man, was für sich spricht, gleich durch Kapitel 1 der ravennatischen Versammlung, für alle Zukunft das Zitieren von Toten vor Gericht.[40]

Kaiser Lambert und Kaiser Arnulf sterben, die Ungarn überfluten Norditalien

Johann IX. kollaborierte im übrigen mit dem jungen Lambert von Spoleto, als dessen Schützling er auch Papst geworden war. Somit erklärte er Lamberts Kaiserkrönung als rechtskräftig «für ewige Zeit», während er die Arnulfs als «barbarische», vom Papst «durch Betrug erpreßte» ganz verwarf. Und er arbeitete ihm desto lieber in die Hand, als Lambert nicht nur unbestritten dem größten Teil Italiens gebot, sondern auch Arnulf ohnmächtig und todkrank in Deutschland dahinsiechte. Denn vom 4. bis ins 20. Jahrhundert, vom hl. Konstantin I., «Signatur von siebzehn Jahrhunderten Kirchengeschichte» (I 5. Kapitel), bis zu Hitler (s. dazu Bd. II der «Politik der Päpste im 20. Jahrhundert»), schreitet die Heilsgeschichte gern im Gleichschritt mit der Heil-und-Sieg-Geschichte.

Dasselbe Konzil, das die Akten der Leichensynode kassierte, erklärte so auch die Kaiserkrönung des «Barbaren» Arnulf für nichtig. Dagegen machte man, anscheinend ebenfalls in Ravenna, dem vermutlich selbst anwesenden Kaiser Lambert einige Zugeständnisse, wofür dieser allerdings Roms Privilegien, zumal seinen Territorialbesitz, garantieren mußte. In nicht weniger als einem halben Dutzend Kanones fordert der Papst die Rückgabe der seinem Stuhl entfremdeten Liegenschaften, seine Rechte, und versäumte auch nicht, allen die Exkommunikation anzudrohen, welche die Zehntleistung verweigern. Hab und Gut sind den Hierarchen heilig, gewöhnlich das Allerheiligste (indes «Zynikern» wie unsereinem natürlich nichts heilig ist).[41]

Kaiser Lambert aber, jung, begabt, schön, starb jäh Mitte Oktober auf der Eberjagd in der Gegend des oberen Po; angeblich durch einen Sturz vom Pferd. Doch Bischof Liutprand von Cremona verrät uns, was auch andere alte Quellen bestätigen, daß der Unfall fingiert gewesen, der Kaiser in Wahrheit ermordet worden sei. Im Marengo, in einem Wald «von ungewöhnlicher Größe und Schönheit, besonders für die Jagd geeignet», habe ihn während eines kurzen Schlummers sein Begleiter Hugo umge-

bracht, der Sohn des von Lambert getöteten Mailänder Grafen Maginfred, um seines Vaters Tod zu rächen, und dies später auch gestanden. «Er fürchtete nicht», schreibt Bischof Liutprand, «die ewige Verdammnis, sondern brach unter Aufbieten aller Kraft mit Hilfe eines starken Astes dem Schläfer den Hals. Denn mit dem Schwert ihn zu töten, scheute er sich, damit der offenkundige Befund ihn nicht als den Schuldigen am Verbrechen auswies.»

Da auch Kaiser Arnulf Ende des Jahres 899 in Regensburg seinem Leiden erlegen war, versuchte jetzt Berengar von Friaul, Lamberts alter Gegner, die italische Krone an sich zu reißen. Doch erlitt er Ende September 899 an der Brenta durch die Ungarn eine blutige Niederlage, wobei auch viele Prälaten fielen. Und Bischof Liutward von Vercelli, Karls III. des Dicken einstiger Erzkanzler (S. 287 f.), wurde seinerzeit auf der Flucht samt seinen Schätzen, diesen «unvergleichlichen Schätzen, deren Überfluß über alles Maß hinausging» (Regino von Prüm), und die er natürlich vor den Ungarn retten wollte, von diesen erschlagen.

Es war der erste Einfall der Magyaren in «dem unglücklichen Italien», überliefert Liutprand, der die Offensive breit schildert, wiederholt das riesige, unermeßliche Heer der Invasoren betont, dann aber überraschend meint, Berengar habe ihnen ein dreimal so starkes entgegengestellt. So faßten denn auch die fliehenden Ungarn den – freilich vergeblichen – Beschluß, für ihre Heimkehr den Christen die Rückgabe ihrer ganzen Beute nebst Entschädigung zu bieten. Und machten bald, hart bedrängt über die weiten Gefilde um Verona zur Brenta jagend, gepeinigt durch die große Ermattung ihrer Pferde, durch Angst, ein neues Angebot: Auslieferung sämtlicher Habseligkeiten, Gefangenen, Waffen, Pferde; allein das nackte Leben wollten sie behalten, Italien auch nie wieder betreten, sogar ihre Söhne als Geiseln stellen – erhielten aber «auf der Stelle» eine weitere Abfuhr, eine sehr christliche: «Wenn wir, zumal von Leuten, die in unserer Gewalt und bereits soviel wie tote Hunde sind, das als Geschenk annehmen, was uns schon übergeben ist, und mit ihnen einen Vertrag eingehen woll-

ten, so würde der wahnsinnige Orestes schwören, daß wir den Verstand verloren hätten.»

Tatsächlich hatten sie ihn verloren. War man ja nicht nur aufgeblasen, sondern auch uneinig, wünschten manche offenbar noch lieber als den Untergang der Heiden den gewisser Christen, auf daß sie dann nach deren Tod «selbst allein gewissermaßen schrankenloser herrschten».

Die Ungarn indes legten den Christen auf drei Seiten einen Hinterhalt, setzten mit dem Mut der Verzweiflung geradewegs über den Fluß, jagten mitten hinein in Berengars überraschte Scharen – «und die Heiden überließen sich ihrer Mordlust...» Bis auf einen kläglichen Rest kam das gesamte Christenheer um; die Poebene wurde von den Siegern überflutet.

Wie aus Ludwig III. durch den Bischof von Verona Ludwig der Blinde wurde

Papstnachfolger Benedikt IV. (900–903) krönte im Februar 901 den jungen Ludwig III. von der Provence (890–928) zum Kaiser. Der Sohn des Burgunderkönigs Boso und der Irmingard, der Enkel Kaiser Ludwigs II. also, war von Anhängern des 898 verstorbenen Kaisers Lambert anno 900 gegen Berengar I. ins Land gerufen, in Pavia zum rex Italiae erhoben und dann gleich von Benedikt IV. freundlich in Rom empfangen und gekrönt worden. Ein erheblicher Teil des Adels und der Bischöfe mißgönnte nämlich Berengar die Krone, zeigte sich offenbar auch enttäuscht durch seine Niederlage gegen die Ungarn, wie dann durch sein Paktieren mit ihnen.

Allerdings konnte Kaiser Ludwig III. Berengar nicht Trotz bieten, da diesen die oberitalischen Großen bald wieder begünstigten. Durch einen Eid, nie mehr nach Italien zurückzukehren, erkaufte sich Ludwig bereits 902 den Abzug über die Alpen, folgte jedoch drei Jahre später einer neuen Einladung und ging Berengar, der zunächst bis auf bayerisches Gebiet hatte flüchten

müssen, dann auch mit bayerischer militärischer Hilfe durch einen Handstreich 905 auf Verona ins Netz, allem Anschein nach nicht ohne Zutun des Ortsbischofs.

Der siegreiche Ludwig hatte sein Heer bereits entlassen und begab sich, berichtet Abt Regino, «in Folge einer Aufforderung des Bischofs Adalhard von Verona mit sehr geringer Begleitung in die besagte Stadt. Die Bürger aber taten dies in größter Eile dem Berengar kund, der zu jener Zeit in Baiern als Vertriebener lebte. Dieser zog ohne Zaudern mit Truppen, die er von allen Seiten zusammenraffte, nach Verona, fing den unvorsichtigen Mann mit List und beraubte ihn in der Gefangenschaft des Augenlichtes.»

Man hatte Berengar «zur Nachtzeit» die Stadttore geöffnet, Ludwig III. geblendet, den fast noch ein Vierteljahrhundert blind Lebenden und nun auch «der Blinde» Genannten als praktisch regierungsunfähig in die Provence zurückgeschickt, einen Priester Johannes Kurzhose als Mitschuldigen geköpft. 915 wurde Berengar selber Kaiser – damals jedoch nur noch ein Ehrentitel in Italien, das Amt eine Farce.[42]

All die hier mehr angedeuteten Kämpfe um das «regnum Italicum» spiegeln den Zusammenbruch der karolingischen Dynastie. All diese Feldzüge, Handstreiche, Verschwörungen werden von Repräsentanten großer fränkischer Familien, werden von bekennenden Katholiken unternommen, von Arnulf, Wido, Lambert, Berengar, Ludwig dem Blinden. Und dieser ganze Niedergang des karolingischen Königtums hatte eine stetige Steigerung der bischöflichen Macht zur Folge – wie schon zuvor der Aufstieg der karolingischen Könige, und wie schon davor der Aufstieg und das Fiasko der Merowingerkönige! (Vgl. dazu IV.)

Alle überlebte das perpetuelle Parasitentum der Kirche. Wo andere zugrunde gingen, gedieh sie, wie stets, so auch in dieser Epoche: durch Verleihung von Immunitäten, durch Übertragung der missatischen Gewalt (unter Karl dem Kahlen), durch Anhäufung des Besitzes. So war, zum Beispiel, schon unter Wido der Bischof von Modena zum tatsächlichen Herrn der Stadt geworden. Ebenso schalteten die Oberhirten von Cremona, Parma, Piacenza, Mantua faktisch selbständig; sie geboten über die Gra-

fengewalt und das Steuereinkommen. Berengar, dessen Erzkanzler die Bischöfe Adalhard von Verona und Arding von Brescia waren, machte den Kirchen aus Liebe zu den Heiligen (und seinem Seelenheil) mancherlei Konzessionen. Und unter Lambert nahmen die großen Schenkungen an den Klerus noch zu. Gerade die Bischöfsstädte waren wirtschaftlich und verwaltungsmäßig dem Einfluß des Königtums fast entzogen, dessen Macht sich auch dadurch entsprechend verminderte. «Anarchie, Rechtlosigkeit und Rechtsunsicherheit sind das Merkmal der Zeit, erwachsen auf dem Boden des feudalen Aufbaus der Gesellschaft, begünstigt durch die Schwäche und den beständigen Wechsel der Zentralgewalt ...» (L. M. Hartmann).[43]

War aber die Zentralgewalt stark, profitierte die ewig opportunistische Ecclesia ebenfalls davon. Und war die Zentralgewalt schwach, profitierte der ewig machtgierige Klerus davon erst recht, wie die Geschichte auch unter dem Sohn und Nachfolger Kaiser Arnulfs lehrt.

7. KAPITEL

KÖNIG LUDWIG IV. DAS KIND (900–911)

«Eine eigenständige Regierung vermochte das stets kränkelnde Kind aber nicht zu verwirklichen. Die Herrschaft ging auf Adel und Episkopat über. Entscheidende Berater waren Erzbischof Hatto von Mainz und Bischof Salomo von Konstanz.»
Alois Schmid[1]

«Von der Tätigkeit der Laienfürsten im Reichsregiment melden die Annalisten nichts». Schur[2]

«In dieser überaus verdorbenen Zeit sind in der Kirche viele Schandtaten begangen worden und werden noch begangen ...»
Abt Regino von Prüm[3]

Nach dem Tod Kaiser Arnulfs wurde sein einziger ehelicher Sohn, der erst sechsjährige Ludwig, in der Reihe der ostfränkisch-deutschen Könige: Ludwig IV. (893–911), am 4. Februar 900 in Forchheim offiziell zum König erhoben – die erste gesicherte Königskrönung ostfränkisch-deutscher Geschichte. Arnulf hatte die Großen des Reiches (ohne die seit 895 selbständigen Magnaten Lotharingiens) schon 897 eidlich auf Ludwigs Nachfolge verpflichtet, dessen Regierung jedoch nur nominell sein konnte. Und im folgenden Monat huldigte ihm auch die lotharingische Aristokratie, freilich nur in der Hoffnung auf möglichst große Eigenmächtigkeit.

Die erhofften indes auch andere, zumal die zunehmende Aktivität eines selbstbewußteren Adels, seine wilden Fehden und Rivalitätskämpfe, dem Im-Trüben-Fischen eher förderlich war. Dabei wurden allerdings im Ringen um die Führung zugunsten von einigen wenigen noch weiter aufsteigenden Adelsfamilien namhafte andere ausgerottet, besonders in Franken und Lotharingien.[4]

Ludwig IV. das Kind, die Marionette des Klerus

Hatte schon Ludwigs IV. Vater, der König und Kaiser, eng mit der Kirche kooperiert (S. 297 ff.), hatten beide ihre Macht im Kampf mit dem Hochadel gefestigt, so regierten für den unmündigen Priesterzögling Ludwig jetzt beinah ausschließlich Prälaten. Sie

waren im Lauf des 9. Jahrhunderts immer mächtiger geworden und nahmen nun, durch kein starkes Königtum mehr eingeengt, das Steuer des Reiches begierig in die Hand.

Zwar bildete der kleine König, der schon bald in der Geschichtsschreibung den Beinamen «das Kind» (infans, puer, adolescens) bekam, rein äußerlich den Mittelpunkt, gruppierte sich das staatliche Leben um ihn, zelebrierte man in seinem Namen auch das tradierte Ritual der Reichsversammlungen: 901 in Regensburg, 903 in Forchheim, 906 in Tribur; wie Ludwig bei Beurkundungen auch eigenhändig den Vollziehungsstrich in das Königsmonogramm setzte. Aber zum selbständigen Regieren gelangte der überdies Kränkelnde nie. Und gab es auch einige «königsnahe» Magnaten, wie die Konradiner, Verwandte der mütterlichen Seite des jungen Königs, oder den bayerischen Markgrafen Liutpold, einen weitläufigeren väterlichen Verwandten, die Reichspolitik bestimmten vor allem Vertreter des Klerus. Es war «eine rein bischöfliche Regierung» (Nitzsch). «Von der Tätigkeit der Laienfürsten im Reichsregiment melden die Annalisten nichts» (Schur). Und auch unter den «Intervenienten», den «Fürsprechern», das heißt jenen Hochgestellten, auf deren Rat, Empfehlung, Einflüsterung das königliche Kind Rechte verleiht, Güter schenkt, Krongüter tauscht, standen an erster Stelle Geistliche.

Selbstverständlich verkehrten auch die weltlichen Großen am Hof, nicht zuletzt gerade Graf Konrad der Ältere vom Lahngau (der Vater Konrads des Jüngeren, des späteren Königs Konrad I.) und sein Bruder Gebhard. Wuchs ja überhaupt ein potenteres Adelsregiment heran, häufiger konkurrierende Partikulargewalten, aus denen Herzöge und Herzogtümer hervorgingen; doch eben jetzt eine Prälatenregentschaft darüber. Die Bischöfe begleiteten den jungen Regenten – nicht mehr als ihre Marionette – auf Schritt und Tritt. Und anders als manch weltliche Magnaten waren sie auch auf allen seinen Zügen dabei. So blieb Ludwig das Kind wohl bis zu seinem frühen Tod völlig unselbständig, abhängig von den führenden Männern, hohen Klerikern mit nicht geringen Eigeninteressen.[5]

Einen maßgeblichen Regierungsanteil hatte freilich kaum

mehr als ein halbes Dutzend von ihnen; allen voran der schon von Arnulf eingesetzte Erzbischof Hatto und Bischof Salomo III.

Hatto I. von Mainz (891–913), sehr aktiv, intelligent, verschlagen, damals eine Art «Papst für Deutschland», wie Wolfgang Menzel einst schrieb, war unentwegt politisch tätig, ohne dabei den Nutzen seiner Kirche und seiner selbst zu vergessen; das hängt ohnedies gewöhnlich eng, fast untrennbar zusammen. Schwäbischem Adel entstammend, stützte der um 850 Geborene zuerst mit seiner Sippe Karl den Dicken, nach dessen Sturz sofort Arnulf von Kärnten, was sich auch schnell auszahlen sollte: noch 888 und 889 wird Hatto mit den äußerst begüterten Abteien Reichenau und Ellwangen begabt und erhält zwei Jahre danach das Erzbistum Mainz, eine Kirchenprovinz, die sich als größte des ostfränkischen Reiches von Sachsen bis Schwaben, von der Elbe bis zu den Alpen erstreckte. So kam den Mainzer Bischöfen (die auch, erstmals seit 870, dauernd seit 965, das Erzkanzleramt, die königliche Kanzlei leiteten) eine Spitzenstellung im Staat zu; sie galten als «Königsmacher».

Bald nach Ludwigs Regierungsantritt versteht es Hatto, noch das reiche Kloster Lorsch (Lauresham) zu bekommen, obwohl Arnulf die Selbständigkeit des von Karl I. zum Königskloster erhobenen, von Ludwig dem Deutschen mit wertvollem Reichsbesitz beschenkten Lorsch garantiert hatte; eines Klosters, das von der Nordsee bis zum Bodensee begütert war und ab 766 rund 100 Schenkungen pro Jahr erhielt! Schließlich verdankt Hatto auch das Kloster Weißenburg der Fürstengunst.

Der Mainzer Erzbischof bewegte sich mit Vorliebe in Herrschernähe. Er wurde 893 einer der beiden Taufpaten des jungen Königs, begleitete Arnulf auch auf seinen Italienzügen 894 sowie 896 zur Kaiserkrönung, war maßgeblich beteiligt 899 bei dem hinterhältigen Treffen mit Zwentibold in St. Goar (S. 319) und der Wahl Ludwigs im folgenden Jahr; nicht zu vergessen seinen Vorsitz auf der wichtigen Synode 895 während der großen Reichsversammlung in der Königspfalz Tribur bei Mainz (S. 298 ff.). Kurz, Erzbischof Hatto, schon zu Arnulfs Zeiten «das Herz des Königs» genannt, erscheint jetzt als der faktische Regent.[6]

Von kaum viel minderer Bedeutung für das Regierungsgeschäft unter Ludwig dem Kind wurde Bischof Salomo III. von Konstanz (890–919), in den letzten Jahren des Königs der eigentliche Leiter der Kanzlei, seit 909 auch mit dem Titel des Kanzlers. Salomo war ein enger Freund des einflußreichen Hatto und bemerkenswert skrupellos. In Schwaben schaltete er als der mächtigste Feudalherr des Landes zweimal brutal die Herzogsprätendenten aus (S. 366 ff.).

Beide Bischöfe repräsentierten ihren Stand auch insofern würdig, hochwürdig, als sie die da sehr entwickelte Kunst beherrschten, vor allem den eigenen materiellen Vorteil wahrzunehmen, und zwar ganz gleich, ob es Schenkungen aus Kriegsgut betraf oder weniger blutig erworbene Vergabungen oder sonstige lukrative Geschäfte, etwa gewinnbringenden Tausch von Klostergut gegen Krongut. «St. Gallen ist damals so zu manchem schönen Stück Kronland gekommen. Auch ihre Bistümer mögen sie bedacht haben, doch aus Mainz und Konstanz ist keine einzige ältere Urkunde erhalten. Man hat unwillkürlich den Eindruck, daß die Herren diese Geschäfte unter sich selbst abmachten, denn das Kind auf dem Thron verstand nicht einmal, um was es sich handelte. Und peinlich berührt es noch zu sehen, wie eifrig diese Hände auch nach dem Wittum der durch den Ehebruchprozeß allerdings bloßgestellten Königin-Mutter Uta langten: so ließ man den kleinen König aus dem Wittum seiner Mutter auf ‹Fürsprache› von fünf Bischöfen und Liutpolds der Kirche von Seben den Hof Brixen, wohin das Bistum dann verlegt wurde, dann wieder mit ‹Zustimmung› mehrerer Bischöfe und einiger Grafen und, wie gesagt wird, auf ‹Fürsprache› Utas selbst der Kirche von Regensburg den Hof Velden, der Kirche von Freising den Hof Föhring schenken. Man müsse, heißt es in einer derartigen Schenkungsurkunde, den königlichen Dienst durch Fürsorge für die Kirche ermöglichen» (Mühlbacher)[7]

Einfluß auf die Regierung des ostfränkischen Reiches übte aber auch der zunächst noch als Erzkapellan und Erzkanzler amtierende Erzbischof Thietmar von Salzburg aus; ferner Erzbischof Pilgrim I. von Salzburg (907–923), der durch Ludwig IV. im Jahr

908 den Königshof Salzburghofen (im heutigen Freilassing) erhält samt reichem Zubehör, Zöllen und Bedeutung für die wichtige Saline Reichenhall, im folgenden Jahr (zusammen mit dem Markgrafen Aribo) auch die Abtei Traunsee (Altmünster), bis er unter Konrad I. 912 dessen Erzkapellan wird. Weiter spielten eine beachtliche Rolle Erzbischof Rutbod von Trier, der Erzkanzler für Lotharingien, die Bischöfe Waldo von Freising, Erchanbald von Eichstätt, Tuto von Regensburg, Rudolf von Würzburg, Thietelah von Worms.

Von besonderer Bedeutung endlich war Bischof Adalbero von Augsburg, der Erzieher des Königs und ein weiterer Pate, hatte er das Kind doch gemeinsam mit Hatto in «der heiligen Quelle der Taufe» gewaschen (Annales Fuldenses) und ihm den Namen seines Großvaters gegeben. Gerieten die Taufpaten ja überhaupt häufig tief in die Politik, falls sie nicht schon tief darin steckten und eben auch darum Taufpaten wurden. Bereits Adalberos Vorgänger, Bischof Witgar, war ganz in Reichsgeschäfte verstrickt und wirkte vornehmlich in den Hofkreisen Ludwigs des Deutschen und Karls des Dicken. Und Adalbero selbst hatte schon als steter Ratgeber und Begleiter Arnulfs agiert, ehe er anscheinend sogar leitender Minister des jungen Königs wurde, der ihn seinen getreuesten Erzieher, geliebten Lehrer, geistlichen Vater nannte. So hat ihn das Volk denn auch bald als Seligen verehrt, wahre Wunder geschahen an seinem Grab – nur aus Adalberos Tätigkeit für sein Bistum ist nicht das geringste bekannt.[8]

Zwei Ereignisse belasteten das ostfränkische Reich zur Zeit Ludwigs des Kindes besonders, eine langanhaltende, von außen kommende Katastrophe und ein verhältnismäßig kürzeres innenpolitisches Desaster, der Ungarnsturm und die sogenannte Babenberger Fehde.

Der Ungarnsturm beginnt

Nach dem Tod Arnulfs griffen die Ungarn an.

«Sein Sterbetag war für sie fröhlicher als alle Festtage, erwünschter als alle Schätze», behauptet wohl kaum ganz zu Unrecht Bischof Liutprand. Ihr Vorstoß geschah unerwartet. Mit ungeheurer Wucht und arger Not im Gefolge verheerten sie weite Teile West-, doch auch Südeuropas, besonders aber das ostfränkische Reich, wohin sie freilich einst Arnulf selbst als Bundesgenossen gerufen hatte.

Auch waren die Ungarnkriege zwar hauptsächlich, doch keinesfalls ausschließlich Verteidigungskriege, und nicht nur 907 (S. 350). Seit dem Sieg des Bayernherzogs Berthold – er war der jüngere Sohn des 907 bei Preßburg gefallenen Markgrafen Liutpold – am 12. August 943 bei Wels, dem bis dahin größten deutschen Erfolg gegen die Ungarn, ergriffen die Bayern die Offensive. Einen weiteren Vorteil errangen sie 948. Bereits im nächsten Jahr schlugen sie sich mit den Magyaren offenbar in Ungarn selbst. Und auch 950 ging der Bruder Ottos I., der bayrische Herzog Heinrich, einer der ungestümsten Draufgänger unter den ostfränkischen Fürsten, wieder offensiv in Ungarn vor. Er siegte zweimal jenseits der Theiß, erbeutete reiche Schätze, viele Gefangene und kehrte «wohlbehalten in das Vaterland zurück» (Widukind).[9]

Die Ungarn oder Magyaren, wie sie sich selbst nannten, waren ein in Zelten oder Schilfrohrhütten lebendes berittenes Nomadenvolk, teils finnisch-ugrischer, teils turkstämmischer Abkunft; die lateinischen Quellen setzen diese schnellen, wendigen Reiter und trefflichen Bogenschützen häufig mit Hunnen und Awaren gleich. Von den Pečenegen, einem besonders kriegerischem reiternomadischem Turkvolk, schwer bedrängt und im Bündnis mit den Bulgaren 895 aus ihren Sitzen zwischen Wolga und Donau am Schwarzen Meer vertrieben, überfielen, verwüsteten, beraubten sie von der Theißebene aus immer wieder Pannonien, Böhmen und das Mährerreich, das König Arnulf 892 noch Seite an Seite mit ihnen bekämpft hatte und das sie bis 906 völlig vernichteten,

buchstäblich verschwinden ließen. Ab 899 suchten sie auch Oberitalien heim, brandschatzten sogar Südfrankreich, attackierten aber im beginnenden 10. Jahrhundert in oft jährlichen Raubzügen Bayern, Sachsen, Alemannien, Elsaß, Lotharingien. Und länger als ein halbes Jahrhundert setzten sie ihre Einfälle fort – eine schlimmere Plage als die Normannen, die sich inzwischen mehr auf Ostengland konzentrierten.

Anno domini 900 erschienen die Ungarn erstmals auf einst bayerischem, heute österreichischem Boden.

Über die Enns brachen sie in den Thraungau ein, «auf 50 Meilen in die Länge und Breite mit Feuer und Schwert alles mordend und plündernd». Allerdings erledigte im Spätherbst ein bayerisches Heer unter Graf Liutpold von Kärnten und dem Bischof Richar von Passau eine kleine ungarische Nachhut bei Linz, rühmlich kämpfend, sagt der Annalist, noch rühmlicher triumphierend. Denn angeblich fand man durch die «Gnade Gottes» unter den Gefallenen und in der Donau Ertrunkenen zwar 1200 Heiden, aber «kaum einen einzigen Christen» (Annales Fuldenses).

901 wurden die Ungarn nach einem Einfall in Karantanien auf dem Rückweg an der Fischa, östlich von Wien, geschlagen, 902 in Mähren gemeinsam mit den Mährern, deren Reich die Bayern noch zwei Jahre zuvor geplündert hatten, wie ja schon 890 und 899. Auch 903 kam es zu Kämpfen mit den Magyaren, diesmal mit unbekanntem Ausgang. Und 904 luden die Bayern eine ungarische Gesandtschaft unter deren Heerführer Chussal zu sich ein, veranstalteten erst ein Gastmahl, dann ein Massaker mit ihnen, killten sie komplett, und offensichtlich wieder mit dem Beistand Gottes.

«DEUTSCHE CHRISTLICHE AUFBAUARBEIT IM OSTEN» UND DER «GARSTIGSTE HUND ...«

Doch dann scheint der Herr sie verlassen zu haben, kamen die Ungarn fast Jahr für Jahr wieder, erledigten diese am 5. Juli 907 in einem ostfränkischen Offensivkrieg – von bayerischen Bischöfen, Äbten und Adeligen mit König Ludwig dem Kind am 17. Juni 907 beschlossen – den bayrischen Heerbann bei Preßburg total. Eine «gewaltige Schlacht», melden lakonisch die Annales Alamannici und fügen knapp hinzu: «und ihr abergläubischer Hochmut ist vernichtet worden». Auf dem Mordfeld lagen nicht nur mehrere Grafen nebst viel sonstig Edlem, sondern auch drei Äbte und drei Bischöfe, der Erzbischof Thietmar von Salzburg sowie die Bischöfe Udo von Freising und Zacharias von Seben-Brixen – «die Blüte des bayerischen Adels und Episkopats ... und die Aufbauarbeit (!) blieb unterbrochen» (Bosl); in einem Land, das man zwar gern als alten Besitz ansah, das aber erst Karl «der Große» in vielen jahrelangen Kriegen von den Awaren geraubt hatte, deren gesamter Adel dabei zugrunde gegangen, ja, deren ganzes Volk damals aus der Geschichte verschwunden ist (IV 485 ff.) – «Aufbauarbeit»!

Erzbischof Thietmar von Salzburg, dessen «Reliquien» man 1602 wieder gefunden haben will, was für ein Glück, wurde in Salzburg zu den Heiligen bzw. Seligen gezählt; Bischof Zacharias von Seben und Bischof Udo von Freising erkannte man immerhin die «palma martyrii» zu, hatten sie doch ihr Leben «fuer den Glauben Christi auffgeopffert» (Meichelbeck). In der Ungarnschlacht in Thüringen vom 3. August 908 fiel auch Bischof Rudolf von Würzburg, offenbar der Initiator der blutigen Babenberger Fehde (S. 354 ff.). Dagegen ignoriert die Überlieferung das innerkirchliche Wirken dieses Oberhirten «fast völlig». Auch sein Nachfolger, Bischof Thioto, anscheinend gleichfalls eine Kreatur der Konradiner, geht ganz im «Reichsdienst» auf; über eine kirchliche Tätigkeit in der Diözese Würzburg, der er fast ein Vierteljahrhundert vorsteht, hört man «praktisch nichts» (Störmer).[10]

909, 910, 913 liquidierten die Bayern zwar ungarische Streifscharen, doch verwüsteten die Invasoren von den Alpen bis zur

Nordsee weiter das Land, setzten sie ihre Züge nach Deutschland unentwegt fort – nicht weniger als zwanzig zwischen 900 und 955. Bischof Michael von Regensburg verlor im Ungarnkrieg ein Ohr, streckte aber gleichwohl noch einen Gegner nieder und erwarb viel Beifall dafür. Was half's! Die «deutsche christliche Aufbauarbeit im Osten» war «neuerdings zusammengebrochen» (Heuwieser).

Dabei ist zweierlei bezeichnend: erstens, daß die Ungarn, ebenso wie die Normannen, sich gut über die inneren Zwiste des katholischen Abendlands zu informieren und diese zu nutzen verstanden; zweitens, daß die katholischen Fürsten auch gegenüber den Ungarn, wie gegenüber den Normannen oder Arabern, oft wenig Solidarität zeigten und meist lieber ihre Erbhändel ausfochten, als ihre Untertanen vor dem Feind zu schützen – was immerhin Herzog Arnulf «dem Bösen» (S. 364 f.) gelang, der die Ungarn durch einen Vertrag auf Jahrzehnte von Bayern fast gänzlich abhalten konnte. Vielmehr sind alle drei, Sarazenen, Normannen, Ungarn, «in zahllosen Fällen den Gegnern im eigenen Land auf den Hals gehetzt worden. Man trug kein Bedenken, sich mit ihnen zu verbünden. Emigranten gingen zwecks Wiedergewinnung der eigenen Stellung zu ihnen, um sie zum Eingreifen aufzumuntern.» Andererseits freilich hat die abendländische Christenheit «eine Fülle von ergreifenden Gebeten gegen die Heidennot gerade im 9. und 10. Jahrhundert geformt» (Tellenbach).[11]

Ja, war das nicht wunderbar, wahrhaftig wie von Gott geschaffen, wenn die Heidennot zu einer Fülle ergreifender Gebete führte? Wenn sie – Not lehrt beten – zu Gott hinführte? Ja, konnte da die Not überhaupt groß genug sein? Je größer die Not, desto größer doch der Pfaffengewinn, mochten auch Kirchen und Klöster vorerst in Feuer aufgehen, Rauch, man baut sie wieder auf, meist imposanter, schöner (– und läßt, wie heute noch, die «Laien» alles zahlen).

So machten die frommen geistlichen Herren die Ungarneinfälle noch schrecklicher als sie schon waren; machten sie die Ungarn schlechthin zu «Werkzeugen des Teufels», zu «Gog und Magog» und erklärten, der Jüngste Tag stehe bevor.

Nach Bischof Liutprand haben diese Höllengeister keinen Gott und kein Gewissen. Sie ruinieren nicht nur Burgen und Kirchen, töten nicht bloß Menschen, sondern «um immer mehr Schrecken zu verbreiten, tranken sie das Blut der Erschlagenen». Bischof Salomo III. von Konstanz (S. 366 ff.) schreckt mit seit der Bibel und den Kirchenvätern (auch gegenüber Christen) in allen Varianten hochbeliebten Tiervergleichen (I 3. Kap.): «jetzt dringt der garstigste Hund selbst in das Haus Christi ein». Und Regino, Abt von Prüm (bis 899) und von Trier (bis 915), produziert geradezu «Greuelmärchen» (Weinrich) über die Barbaren, wobei er sich, offenbar der größeren Authentizität wegen, der reichen ethnographischen Topoi des Altertums bedient, reihenweise schlechte Eigenschaften der (neuen) Hunnen herzählt, vor allem «blutdürstige Wildheit (cruentam ferocitatem), «viehische Wut» (beluino furori); sie leben nicht «nach Art von Menschen, sondern wie das Vieh» – «wie die wilden Tiere», sagt auch Widukind –, ja, sie «verschlingen als Heilmittel die in Stücke zerteilten Herzen ihrer Gefangenen».[12]

Von «unsteten Räubern und der europäischen Völkerfamilie»

Diese zumal deutsche Verachtung des Andersartigen, Fremdrassigen, Asiatischen zieht sich durch alle Jahrhunderte. Und mag selbst ein verdienter Historiker wie Albert Hauck (1845–1918) noch so sehr darauf insistieren, daß diese «Nomaden» in ihrer «Kulturlosigkeit» für «den seßhaften Germanen» «nur abstoßend sein», daß der Seßhafte «nichts Häßlicheres sehen» konnte «als diese Wilden» und nichts Gräßlicheres hören konnte als ihr «mißtönendes Gegrunze», mag Hauck die Ungarn mit allem Recht immer wieder «Räuber» und «Räuberbanden» schimpfen, mag er das einstige Jäger- und Hirtenvolk, ein Volk von Kriegern gleichsam wider Willen, eine «Nation» nennen, «die den Raub als nationalen Beruf trieb» – täuscht er sich nicht sehr mit der Be-

hauptung: «es gab überhaupt keinen Berührungspunkt zwischen diesen unsteten Räubern und der europäischen Völkerfamilie»?

Kein Zweifel, so ähnlich sahen auch die «Großdeutschen» unter Hitler die östlichen, slawischen, asiatischen «Untermenschen» (und wie sitzt das noch jetzt in jenen Teutonen, deren Zahl Legion ist!). Doch verrät sich Hauck nicht, fügt er im letzten Zitat seinen «Räubern» das schlichte, unscheinbare «unstet» bei, als erinnerte zumindest sein Unbewußtes sich noch an andere, weniger unstete, an stete Räuber, an Räuber, die gleich, wo immer möglich, auf ihrem Raub hocken blieben, die nicht nur das bißchen Beutegut behielten, sondern das ganze erbeutete Land dazu!

Der protestantische Theologe schreibt: «Weil das deutsche Reich des zehnten Jahrhunderts erobernd war, deshalb wurde die deutsche Kirche zur Missionskirche Europas.» Eben. Deshalb konnte Europa am deutschen Wesen genesen. Doch was heißt hier «erobernd» anders als raubend?!

Hauck selbst wieder erinnert daran: «noch am Ende des neunten Jahrhunderts ist Slavenland eine ganz gewöhnliche Bezeichnung für Kärnten.» Aber schon im 10. Jahrhundert wird es besser, geht es aufwärts, vorwärts: – «nun hat deutscher Adel großen Grundbesitz im Lande erworben»; erworben, wie schön. «Auch die deutschen Stifter nennen weit ausgedehnte Flächen ihr eigen» – ihr eigen, klingt auch nicht schlecht. Auch die Bistümer Freising und Seben bekommen jetzt im Südosten «großen Grundbesitz». Ebenso ist nun erst recht der Salzburger Sprengel «weit nach Osten hin ausgedehnt» – ausgedehnt, weit ausgedehnt, mächtig ausgedehnt etc., Hauck nimmt sich nicht einmal die Mühe, sein Vokabular etwas zu variieren. Die Sache selbst ist zu schön und treibt ihn, als könne er nicht schnell genug den ganzen Erwerb, diese ausgedehnte Aneignung literarisch nachvollziehen, sodaß er natürlich gar keine Zeit findet darüber nachzudenken, ob es denn wirklich «überhaupt keinen Berührungspunkt zwischen diesen unsteten Räubern und der europäischen Völkerfamilie» gab, zwischen diesen wüsten Ungeheuern, wie sie Bischof Pilgrim von Passau, der berüchtigte Fälscher (S. 441 ff.), nennt, und dem deutschen Volkstum, das in «seinem» Osten, nun mit

Hauck zu sprechen, «festen Fuß zu fassen» beginnt. Ja: «Es ist als ob man einen Eindruck davon gehabt hätte, wie viel für Deutschland die Ausbreitung nach Osten bedeutete ...»[13]

Aber auch für die Slawen bedeutete sie viel – auch wenn es natürlich etwas ganz andres ist, wenn Christen dort die «Untermenschen» massakrieren und expropriieren, als wenn «der garstigste Hund selbst in das Haus Christi» eindringt – – das ja auch nicht immer so sehr friedlich war (und ist). Und voller Nächstenliebe. Und Froher Botschaft. Entbrannte doch gerade seinerzeit, während des Pfaffenregiments, ein brutaler Bürgerkrieg im Reich, die sogenannte Babenberger-Fehde (897–906), deren Anfänge allerdings noch in die letzten Regierungsjahre Arnulfs fallen.

DIE BABENBERGER-FEHDE (897–906)

Franken, das ursprünglich die meisten alten Adelsfamilien aufwies, hatte dann auch die größten Fehden und die schlimmsten Verluste. Am Ende des 9. und zu Beginn des 10. Jahrhunderts rangen nur noch die beiden führenden fränkischen Geschlechter um die Vorherrschaft im Mainraum und zugleich um eine optimale Ausgangsposition für die Jahre nach der nominellen Regentschaft des Kinderkönigs: die Popponen-Babenberger – benannt nach dem Grafen Poppo im Grabfeld und ihrer Burg Babenberg (Bamberg) – und die Konradiner.

Die Babenberger, Adalbert, Adalhard und Heinrich (II.), die über Grafschaften um Fulda, im Grabfeld, im oberen Maingebiet geboten, die sie schließlich alle verloren, waren die Söhne Heinrichs, des 886 vor Paris gegen die Normannen gefallenen Separatkillers und Truppenführers (S. 282) Karls des Dicken, und wohl schon insofern, wie der Vater, Gegner Arnulfs, der ihre Entmachtung betrieb, wo immer er konnte. Dazu bediente er sich der aus dem Moselraum stammenden, im Rhein-Main-Gebiet, im Niederlahngau, in Hessen und der Wetterau begüterten Konradiner, der Brüder Konrad, Gebhard, Eberhard und Rudolf.

König Arnulf, dessen Hof die Babenberger mieden, war mit der Konradinerin Uta verheiratet und förderte das Vorrücken von deren Familie auf Babenberger Terrain, begünstigte sie durch Schenkungen, ja er machte 892, nach dem Schlachtentod des Würzburger Bischofs Arn, den Konradiner Rudolf zum Bischof am Main (892–908). Damit ist die blutige Auseinandersetzung programmiert – «ein gewaltiger Hader der Zwietracht und ein Streit voll unversöhnlichen Hasses», schreibt Regino von Prüm «im Jahr der göttlichen Menschwerdung 897», indem er die «gegenseitigen Metzeleien» mit einer «ungeheueren Feuersbrunst» vergleicht, die sich von Tag zu Tag ins Unermeßliche vergrößere. «Unzählige gehen auf beiden Seiten durch das Schwert zu Grunde, Verstümmelungen an Händen und Füßen werden verübt; die ihnen untertänigen Landschaften werden durch Raub und Brand von Grund aus verwüstet.»[14]

Die Konradiner, die unter ihrem Verwandten, König Arnulf, mit Gütern und Grafschaften nach Osten ausgriffen, die unter ihm und seinem unmündigen Sohn zu Herzogswürden aufstiegen, wurden nun nicht nur in Franken, sondern auch in Lothringen bevorzugt, wo Gebhard, der Konradiner, als Amtsherzog eingesetzt, in einer Urkunde geradezu als «Herzog von Lothringen» erscheint. Die Babenberger dagegen sahen sich immer mehr zurückgedrängt, ließen 897 nahe Würzburg, vermutlich infolge Gebietsabtretungen, den königlichen Diener Trageboto ermorden, so daß die Fehde zunächst, noch ohne direktes Zutun des Königs, mit dem Bischof von Würzburg begann, zu dem später, schon unter Ludwig dem Kind, seine Brüder Eberhard und Gebhard stießen.

Es kam zu einem Treffen. Der Babenberger Heinrich II. fiel, der Konradiner Eberhard wurde schwer verwundet, und als er starb, ließ sein Bruder Gebhard den in Gefangenschaft geratenen Babenberger Adalhard 902/903 kurzerhand köpfen. Darauf trat das Pfaffenregiment in Aktion. Ludwig das Kind ergriff die Partei der siegreichen Konradiner und ließ den Besitz der getöteten Babenberger Heinrich und Adalhard konfiszieren und zwar, zumindest teilweise, zugunsten des Bischofs von Würzburg. «Nachdem die

Babenberger im Kampfe unterlegen und ihre Güter confiscirt waren, schenkte zu Tarassa (Theres) den 9. Juli 903 K. Ludwig das Kind dem Bischofe Rudolf von Würzburg ‹einige Güter unsers Eigenthums (juris nostri), welche des Adalhart und Heinrich gewesen und wegen der Größe der Bosheit dieser … für unser Eigenthum erklärt worden sind›.»[15]

Im Jahr 906 operierte der Sohn des Grafen Konrad, der spätere König Konrad I., mit einer beträchtlichen Truppe in Lotharingien. Nach bewährtem Brauch verheerte er «mit Raub und Feuer» die Besitzungen seiner gutkatholischen Gegner, der uns schon bekannten Grafen von Metz, der Brüder Gerhard und Matfrid (S. 318 f.). Und diese günstige Gelegenheit nützte natürlich Adalbert, der letzte Babenberger, und rückte mit seinen Leuten in die Wetterau ein. Es kam zu mehreren Gefechten, wobei zuletzt Graf Konrad der Ältere bei Fritzlar fiel, der Babenberger sich behauptete. Das heißt: erst verfolgte der Sieger «mit seinen Gefährten die Fliehenden und streckte eine zahllose Menge, hauptsächlich solche zu Fuß, mit dem Schwerte nieder …» – gelernt ist schließlich gelernt. Und nach Beendigung dieser Aufgabe widmete sich Adalbert der ganzen Gegend, das heißt: er durchstreifte sie mit seinen Spießgesellen und richtete «durch Mord und Plünderung alles zu Grunde. Als dies vollbracht war, kehrte er mit seinen Genossen, die mit Kriegsbeute und unermeßlichem Raube beladen waren, in die Feste Bamberg zurück» (Regino von Prüm).

Soweit, so gut, mochte der letzte Babenberger denken. Doch noch im Sommer desselben Jahres lud ihn die Reichsregierung, der faktisch der mit den Konradinern eng befreundete Erzbischof Hatto von Mainz vorstand, auf eine Reichsversammlung nach Tribur. Und als er dort nicht erschien, schlossen ihn Hatto und der 13jährige König mit einem Reichsheer in seiner Burg Theres (bei Schweinfurt) ein; dreimal ist hier Ludwig das Kind im Zusammenhang mit der Babenberger Fehde bezeugt.

Nach langem Widerstand lockte man den letzten Popponen-Babenberger durch «honigsüße Reden», einen schmutzigen Trick Hattos aus der Burg. Er wurde heimtückisch in Haft genommen, «vom Bischof dem König Ludwig überantwortet» (Widukind),

gebunden angesichts des ganzen Heeres vorgeführt und am 9. September, wie einst sein Bruder, geköpft – «das Urteil wurde auch auf Betreiben Konrads des Jüngeren, des späteren Königs Konrad I., vollstreckt. Dieser hatte sich mit seinem Vorgehen den Weg zum Königtum erkämpft...» (W. Hartmann). Doch war auch Markgraf Liutpold, der erste Mann Bayerns nach dem König, «entscheidend» an dem Krieg gegen Adalbert sowie an «seiner verräterischen Gefangennahme und Hinrichtung beteiligt» (Reindel). Sein Vermögen und seine Besitzungen wurden zum Krongut geschlagen und darauf vom König «unter lauter Männern von vornehmer Geburt verteilt» (Reginonis chronica). Das heißt an die Gegner des Babenbergers, wobei auch Erzbischof Hatto von Mainz sich bediente, der größte Schurke dieses ganzen Stückes; ein Hierarch, dessen Hinterlist selbst Herzog Heinrich von Sachsen, der spätere König, so fürchtete, daß er seine Weigerung, zu einem Mainzer Hoftag zu gehen, mit einem drohenden Mordanschlag des dortigen Oberhirten begründet hat.

Burg Theres verwandelte man in eine Benediktinerabtei, Adalberts Schloß Babenberg nebst ganzer Grafschaft kassierte König Ludwig; es ergab dann das Bistum Bamberg. Und noch im Hochmittelalter sang man vom Verrat des Erzbischofs Hatto, des beim Volk besonders Unbeliebten. Eine Ausnahme freilich ist der Mann nicht gewesen. Abt Regino von Prüm schreibt in seinem ausgerechnet Hatto, dem damaligen Reichsregenten, gewidmeten Buch «De synodalibus causis et disciplinis ecclesiasticis»: «In dieser überaus verdorbenen Zeit sind in der Kirche viele Schandtaten begangen worden und werden noch begangen, die in den alten Zeiten unerhört waren» (Praefatio).[16]

Als Ludwig IV. das Kind gerade erst achtzehnjährig und erbenlos am 24. September 911 starb, erlosch die ostfränkische Linie Ludwigs des Deutschen und der Karolinger. Noch im Jahr zuvor hat der längst Kränkelnde gegen die Ungarn auf dem Lechfeld persönlich mit einem Reichsheer eine schwere Niederlage erlitten, im übrigen aber Mit- und Nachwelt so wenig beschäftigt, daß keine zeitgenössische Quelle auch nur seinen Sterbeort oder seine Grabstätte nennt.

Kurz nach Ludwigs Tod wurde zwischen dem 7. und 10. November auf einem Fürstentag in Forchheim von den Großen der Franken, Sachsen, Alemannen und Bayern die Krone des ostfränkischen Reiches zuerst dem Sachsenherzog Otto dem Erlauchten angetragen. Doch da er, der über Sachsen fast unabhängig herrschte und allzeit Höchstgewalt (summum imperium) ausübte, aus Altersgründen oder welchen Erwägungen immer, sich verweigerte (er starb auch schon ein Jahr darauf), wählte der Adel, so jedenfalls Widukind von Corvey (was man indes oft bezweifelt), nach Ottos Rat, einhellig den fränkischen Grafen Konrad den Jüngeren zum König, das Haupt der Konradiner, seit der Babenberger-Ausrottung der Mächtigste des Frankenstammes.

Es war die erste «freie» Wahl, freilich nur der Großen, in der deutschen Geschichte und im Ostfrankenreich, ein definitiver Bruch mit der Tradition, nämlich die endgültige Lösung von der Karolingerdynastie. Dafür hatte Erzbischof Hattos Bündnis mit den Konradinern, das den Untergang der Babenberger ebenso bedeutete wie zuvor bereits den Zwentibolds, den Weg geebnet – dynastisch zwar ein epochales Ereignis, änderte sich faktisch für die Völker nichts.

Lotharingien allerdings, wo der neue Herr verhaßt war, schloß sich, vor allem unter dem Einfluß der Reginare, dem Westfrankenreich an. Bei ihm verblieb es bis 925 und wählte noch im selben Jahr (911) Karl den Einfältigen zum König, den posthum geborenen Sohn Ludwigs des Stammlers, der seit 893 als Nachfolger des Nichtkarolingers Odo bis 923 regierte. So ließ sich die Trennung Lotharingiens von Ostfranken auch karolingisch-legitimistisch motivieren.[17]

8. KAPITEL

KÖNIG KONRAD I. (911–918)

«Gestützt auf seine Berater, vor allem die Erzbischöfe von Mainz und den Kanzler Bischof Salomon III. von Konstanz, verfolgte Konrad anfangs eine ... entschlossen an der karolingischen Tradition festhaltende Politik, konnte in drei Kriegszügen (912/913) aber nicht verhindern, daß Lothringen zum Westreich abfiel.» Hans-Werner Goetz[1]

«Beraren von den bisher einflußreichsten geistlichen Würdenträgern der Zeit Ludwigs des Kindes – Erzbischof Hatto von Mainz und Bischof Salomo von Konstanz – suchte er in der hohen Geistlichkeit eine Stütze gegen die ... weltlichen Spitzenpolitiker.» Eduard Hlawitschka[2]

Die Rückgewinnung Lotharingiens misslingt

Konrad I. (911–918), bevorzugt in Frankfurt, Weilburg an der Lahn und Forchheim residierend, führte seit dem Tod seines Vaters Konrad des Älteren vom Oberlahngau in der Babenberger Fehde (906) und seines Onkels Gebhard die Konradiner an. Die Sippe hatte durch den zehnjährigen Krieg gegen die Babenberger und deren vollständige Ausmerzung ihre eigene Machtstellung in Mainfranken enorm ausgebaut, Konrad 906 den Babenberger Adalbert entscheidend mit vernichtet, im selben Jahr auch das lotharingische Brüderpaar Gerhard und Matfried bezwungen, worauf er eine herzogliche Stellung in Ostfranken einnahm.

Zunächst ging es dem neuen König um die Rückgewinnung Lotharingiens. Denn nach dem Tod des letzten ostfränkischen Karolingers, Ludwigs des Kindes, war der westfränkische König Karl III. der Einfältige (893/898–923), ein Sohn Ludwig des Stammlers und Enkel Karls des Kahlen, im Jahr 911 Herr von Lotharingien geworden. Karl der Einfältige (Charles le Simple, simplex, hebetus, stultus; franz. sot ist eine erst spätere Benennung) hatte auf Lotharingien schon 898 einen Anlauf genommen. Von einem Verbündeten, dem mächtigen Grafen Reginar gerufen, der sich Zwentibolds Ungnade zugezogen, war Karl rasch bis nach Aachen und Nymwegen vorgestoßen. Doch dann trat Zwentibold im Verein mit einigen Magnaten dazwischen, vor allem mit dem Bischof Franco von Lüttich, und unterstützt durch Herzog Otto von Sachsen, Zwentibolds Schwiegervater. 899 schloß man in St. Goar am Rhein Frieden (S. 319).

911 aber gelang Karl die Annexion. Der lotharingische Adel

erwartete davon größere Selbständigkeit, die Bischöfe erhofften neue Güter und Rechte. Tatsächlich ist auch Karls III. des Einfältigen erste Urkunde vom 20. Dezember bereits für die Domherren von Kammerich ausgestellt: «nach Erlangung der reicheren Erbschaft». Schon im Januar erfuhr Bischof Drogo von Toul urkundlich seine Gunst, ebenfalls das Kloster der Mönche von St. Maximin bei Trier. Der Trierer Bischof Ratbod wurde Karls Erzkaplan und stand jetzt zum Westfrankenreich so fest wie Erzbischof Hermann I. von Köln, einst Erzkaplan doch König Zwentibolds (und Ehemann Gerbergas, vielleicht einer Konradinerin) oder der Graf Reginar, der außer seinen Grafschaften nun mindestens sechs Abteien besaß.[3]

Zwar verdrängte Konrad I. im Winter 911/912 Karl den Einfältigen aus dem Elsaß, wo er lediglich, ebenso wie in Friesland, zeitweise anerkannt wurde. Doch gegen Lotharingien schlugen 912/913 drei Feldzüge fehl. Der König hatte kaum Erfolg, wenn man davon absieht, daß Straßburg zweimal besetzt, daß es verwüstet und in Brand gesteckt worden ist. Und nach 913 verzichtete er auf jede Rückgewinnung. Karl der Einfältige aber, seit dem Tod Ludwigs des Kindes der einzige karolingische König, nannte sich sofort nach Konrads Wahl nicht mehr mit dem bisher gebräuchlichen bloßen Titel «rex», ohne weitere Bereichsbezeichnung, sondern, im bewußten Rückgriff auf die fränkisch-karolingische Tradition, wie die frühen Karolinger «rex Francorum». Er residierte auch bevorzugt in Metz, Diedenhofen, Herstal, Aachen, scheiterte indes mit all seinen ambitiösen, doch nicht mehr zeitgemäßen Erwartungen und starb 929 in Gefangenschaft.[4]

Da Konrad I. seinen Aufstieg, zumal die Beseitigung der Babenberger, der maßgeblichen Mithilfe der Reichsregenten und der Reichskirche verdankte, das heißt den führenden ostfränkischen Prälaten, mußte er sich ihnen auch gefügig erweisen. Zwar verdankte er die Krone ebenso den Herzögen, wäre er ohne ihre Wahl bzw. Zustimmung gar nicht gekrönt worden. Doch benutzte er sein Königtum unklugerweise zur Unterwerfung der Stammesherzöge, aus deren Reihen er selbst kam, und die zunächst

meist durchaus gute Beziehungen zum Hof unterhielten. Dafür hatte er aber den hohen Klerus an seiner Seite, vor allem seine «bischöflichen Freunde» (Hlawitschka), den Erzbischof Hatto von Mainz, der freilich schon 913 starb, und seinen Kanzler Bischof Salomo III. von Konstanz.

Konrad I., militärisch zwar nicht unbefähigt, doch politisch instinktlos, ging bald gegen die Herzöge (duces) vor, besonders gegen deren erstarkende Gewalt in Bayern und Schwaben. Und zum Kampf gegen die Regionalmächte kam noch der gegen die Dauerinvasionen der Ungarn, die fast Jahr für Jahr das Reich überfielen, mit Vorliebe Bayern und Schwaben, aber auch Franken, Thüringen, Sachsen, das Elsaß, sogar Lotharingien. Und gegen die Ungarn versagte Konrad I. ganz, während die Großen da und dort, wie etwa Arnulf «der Böse» von Bayern und seine schwäbischen Onkel, das Brüderpaar Erchanger und Berthold sowie der Graf Udalrich sich durch ihren Sieg 913 am Inn profilierten, nachdem Arnulf «der Böse» die Ungarn schon 909 an der Rott und 910 bei Neuching geschlagen hatte. Der Konflikt mit den mehr Achtung und Ansehen gewinnenden Partikularmächten, den «Mittelgewalten», wurde so noch verstärkt.

Rückhalt suchte und fand der König bei der Kirche. Der Laienabt von Kaiserswerth, der Graf im Wormsfeld, im Hessen-, im Keldachgau, der sich auch durch einen Bischof hatte salben lassen – diese Königssalbung wird im Ostreich zum ersten Mal ausdrücklich bezeugt –, stützte sich im Süden besonders auf Bischof Salomo III. von Konstanz, im Norden auf Erzbischof Hatto von Mainz, der ein Vierteljahrhundert das Reich regierte. Und diese maßgeblichen Staatsmänner unter Ludwig dem Kind gehörten auch zu Konrads bevorzugten Beratern.[5]

Wie aus «Arnulf von Gottes Gnaden», «dem Gerechten», Arnulf «der Böse» wurde

Weniger gut mit kirchlichen Kreisen harmonierte dagegen «Arnulf von Gottes Gnaden Herzog der Bayern und auch der angrenzenden Gebiete». Er übte in seinem Bereich die Kirchenhoheit aus, besetzte Bistümer und Reichsabteien, verlangte Anteil an ihren Einkünften und sprang auch, wie einst Karl Martell, etwas eigenmächtig mit ihrem Besitz um. So zog er, etwa zwischen 907 und 914, ihre Güter ein, weshalb der Klerus ihm, der den zusätzlichen Namen «der Gerechte» bekam, den Beinamen «der Böse» gab. Seitdem hängt dem «Zerstörer der Kirchen», dem «Feind der Kirche», die böse Benennung an, auch wenn Arnulf durch die umfangreiche Konfiskation kirchlicher Liegenschaften nicht nur seine militärische Schlagkraft gestärkt, sondern auf Jahrzehnte auch den Frieden mit den Ungarn erkauft, freilich zugleich seiner Vasallen Besitzgier befriedigt hat.[6]

Arnulf von Bayern hatte schon früh den Herzogstitel angenommen, betont eigenständig Politik gemacht, auch gegenüber dem König deutlich Distanz bewahrt. Um den Aufmüpfigen mehr an sich zu binden, heiratete Konrad 913 die aus Schwaben stammende Mutter Arnulfs, Kunigunde, die Witwe Liutpolds von Bayern und Schwester der Grafenbrüder Erchanger und Berthold. Doch als Erchanger 914 Konrads Kanzler, Bischof Salomo, gefangennahm und Arnulf für seine schwäbischen Onkel Partei ergriff, vertrieb ihn der König mit Hilfe von bayerischen Bischöfen und Äbten: dem Erzbischof Pilgrim von Salzburg, seit 912 Konrads Erzkaplan, den Bischöfen Tuto von Regensburg, Dracholf von Freising, Udalfried von Eichstätt, Meginbert von Seben. Kurz, die bayerische Kirche stand in diesem Krieg «durchweg auf der Seite des Königs» (Handbuch der Europäischen Geschichte).

Herzog Arnulf suchte und fand darauf Zuflucht beim Landesfeind, bei den Ungarn. Und als er 916 wieder kam, verjagte ihn der König abermals, beraten jetzt und begleitet sogar von dem sächsischen Bischof Adalward von Verden, einem «Slawenmissio-

nar». An der Spitze zahlreicher Truppen in Bayern eindringend, brandschatzte König Konrad – «ein stets milder und weiser Mann und Liebhaber der göttlichen Lehre» (Erzbischof Adalbert) – wie in Feindesland. Er schlug Arnulf, eroberte dessen Hauptstadt Regensburg, die teilweise in Flammen aufging und deren Bischof Tuto offenbar zu Arnulfs entschiedensten Gegnern gehörte. (Tuto wurde auch Seliger seiner Kirche.) Konrad setzte in Bayern seinen Bruder und Mitkämpfer Eberhard als Statthalter ein. Und während die weltlichen Großen mehr und mehr aus der Umgebung des Königs verschwanden, stand der bayerische Episkopat selbstverständlich zum Sieger.

Zwar konnte Arnulf sein Herzogtum 917 zurückerobern, Konrads Bruder Eberhard vertreiben. Ja, er gewann jetzt auch seine Bischöfe wieder, zumal er sehr selten sie, sondern die von ihnen beneideten reichen Klöster geschröpft und die Bischöfe an der Beute beteiligt, also die Klöster – «mit den Prälaten zusammen» (Prinz) – rigoros säkularisiert hatte. Bei seinem Tod aber, am 14. Juli 937, rächte sich der Himmel, und dies, wie üblich, mit Hilfe der Hölle. Wurde doch Arnulfs Leichnam, mitten aus einem Regensburger Gelage heraus, vom Teufel geholt und in ein nasses Grab, einen See bei Scheyern gestürzt. Dies weiß jedenfalls der Chronist des Klosters Tegernsee, das schon im späten 8. Jahrhundert 15 Pfarrkirchen besaß und dessen Ländereien, bereits damals bis Tirol und Niederösterreich gestreut, Arnulf beschlagnahmt hatte, offenbar auch zugunsten des Bistums Passau.[7]

Genoß aber Herzog Arnulf «der Böse» den schlechtesten Ruf bei den Mönchen, zog es König Konrad I. stark zu ihnen hin. Oft besuchte er Klöster, St. Gallen und Lorsch, Korvei und St. Emmeram, Fulda und Hersfeld, und meistens vermehrte er dann durch Vergabungen deren Besitz.

MÖRDERBISCHOF SALOMO TRIUMPHIERT

Aus dem Kloster kam auch jener Oberhirte, auf den sich König Konrad im Süden seines Reiches vor allem stützte, Salomo III. von Konstanz, einer jener ungezählten Prälaten, die ihr Amt, ihre «Berufung» ihrer Familie verdanken. Der Nepotismus, eine Spielart feudaler Sippenpolitik, ist besonders «berühmt und berüchtigt» bei den Päpsten durch fast alle Jahrhunderte, wobei er im 15., 16., 17. den «Höhepunkt erreicht» (Schwaiger). Natürlich findet sich das Phänomen auch bei anderen Kirchenfürsten, Domkapiteln, Großklöstern. «Immer wieder lesen wir, wie Bischöfe, Äbte und Äbtissinen ihre Verwandten im Amt nachfolgen lassen. Ja, sogar ganze Diözesen haben sich über Generationen gleichsam im Besitz von Adelssippen befunden» (Angenendt).

In Konstanz nun regierten zwischen 838 und 919 drei Bischöfe derselben hochadligen alemannischen Familie: Salomo I. stirbt 871; vier Jahre später wird Neffe Salomo II. (875-889) Nachfolger; und auf ihn folgt Neffe Salomo III. (890-919). Eine katholische Dissertation nennt die drei «die bedeutendsten Bischöfe des 9. Jahrhunderts.» Die Welt verdankt sie dem Nepotismus, der im Christentum von Anbeginn floriert, seit den Tagen des biblischen Jesus; hier gibt es tatsächlich einmal eine apostolische Tradition – bis ins 20. Jahrhundert (vgl. III 499 ff.).[8]

Salomo III., um 860 geboren, wuchs in der Klosterschule von St. Gallen auf und war, zumindest seinerzeit, scharf auf Frauen. So mißbrauchte er die Gastfreundschaft eines Vornehmen, indem er dessen jungfräulicher Tochter ein Kind und die Verführte später zur Äbtissin in Zürich machte, worauf sie auf jede Weise «viel für seine und ihre Seele tat» (Casus s. Galli). Salomo wurde 884 Notar, 885 Kanzler Karls des Dicken. Nach dessen Sturz wechselt er zum Sieger über, wird bereits 888 Kapellan Arnulfs, zwei Jahre später Abt von St. Gallen und Bischof von Konstanz. Seit 909 ist er Kanzler unter Ludwig IV. dem Kind, seit 911 unter Konrad I., der ihn stark begünstigt und so manche Vergabung macht «auf Ermahnung unseres getreuesten Bischofs Salomon», und dies nicht zuletzt auf Kosten der alemannischen Grafenbrüder Erchanger und Berthold.

Als Markgraf Burchard von Rätien, der princeps Alamannorum, in Schwaben als erster offen nach der Herzogswürde strebte, hatte er sofort den «königsnahen» Salomo entschieden gegen sich – «dank einer bunten Schar von Kriegern stark überlegen» (Casus s. Galli). Burchard I. wurde im Herbst 911 auf Betreiben des Bischofs hinterlistig ermordet und damit der erste Versuch, ein schwäbisches Herzogtum zu gründen, vereitelt. Doch nicht zufrieden damit, wollte der Bischof (im Bund mit anderen geistlichen Großen, besonders mit den Äbten von St. Gallen und Reichenau) die ganze Familie vernichten. Burchards Witwe kam so um alle ihre Güter. Burchards Söhne, Burchard II., der spätere Herzog von Schwaben, und Udalrich, wurden exiliert, ihre Ländereien gleichfalls an die Gegner vergeben. Burchards I. Bruder Adalbert, Graf von Thurgau, im Volk sehr beliebt, verlor, ebenfalls auf Anstiften des Salomo, sein Leben, vermutlich mit Einverständnis der übrigen ostfränkischen Oberhirten. Selbst noch der Schwiegermutter des jüngeren Burchard, Gisla, nahm man, während sie nach Rom pilgerte, allen Besitz und verteilte ihn.

Bald darauf bekämpfte Bischof Salomo III. mit gleicher Härte den schwäbischen Pfalzgrafen Erchanger und dessen Bruder Berthold, die weiteren Prätendenten auf die Herzogswürde; verwandt mit dem oberrheinischen Grafengeschlecht der Erchangare, dem Richgard, die Frau Kaiser Karls III., entstammte.

König Konrad hatte zunächst zu vermitteln, den Konflikt zu verhindern gesucht, hatte nach einem glänzenden Sieg Erchangers über die 913 Schwaben heimsuchenden Ungarn dessen Schwester Kunigunde geheiratet, die Witwe des 907 bei Preßburg gefallenen bayerischen Markgrafen Liutpold. Waren doch Erchanger und seine Verbündeten durch diese neue Ungarnschlacht die Herren Schwabens geworden, weshalb Bischof Salomo immer wieder gegen sie die Fehde schürte.

Jahr um Jahr wurde so das Land verwüstet. Aber vorerst blieben die Brüder, an deren Seite noch Burchard II., der Sohn des 911 ermordeten Markgrafen stritt, dessen Familie ewige Verbannung getroffen, erfolgreich. Erchanger nahm 914 Bischof Salomo gefangen, wurde zwar im Gegenzug vom König festgesetzt und des

Landes verwiesen. Doch nach seiner Rückkehr schlug er, zusammen mit Bruder Berthold und dem jüngeren Burchard, 915 bei Wahlwies, unweit Stockach, die Anhänger des Königs. Der suchte darauf, indes Erchanger sich zum Herzog ausrufen ließ, bei der Kirche Hilfe und fand auch die Unterstützung Papst Johanns X.

Bischof Salomo triumphierte schließlich auf einer von Konrad am 20. September 916 mit dem fränkischen, schwäbischen und bayerischen Episkopat abgehaltenen Synode zu Hohenaltheim (bei Nördlingen am Ries). Es war die erste allgemeine Kirchenversammlung in Deutschland in nachkarolingischer Zeit, wobei allerdings die sächsischen Prälaten – es wurde scharf gerügt – durch Abwesenheit glänzten.

Die Synodalen stellten sich entschieden auf die Seite des Königs, des «Gesalbten des Herrn», der offenbar teilnahm. Sie schärften aufs strengste Treuepflicht gegen ihn ein und drohten seinen Widersachern, voran den namentlich genannten Arnulf und Erchanger, mit Kirchenstrafen. Den Vorsitz führte der Legat Johanns X., Bischof Petrus von Orte, einer der nächsten päpstlichen Vertrauten, eigens abgesandt, wie es hieß, «daß er das in unseren Landen aufgegangene teuflische Unkraut ausrotte». Tagte die Synode ja auch, so steht es in den Akten, um «die gottlose Empörung einiger Verruchter zu beendigen und niederzuschlagen».

Nach dem Begleitbrief des Papstes (der seinerzeit ein fünfjähriges Kind zum Erzbischof von Reims machte) sollte man über kirchliche Mißstände beraten! So trat man, neben Selbstermahnungen, nicht zuletzt wieder für die eigene Macht ein, kräftig gestützt auf die pseudoisidorischen Fälschungen, forderte die Zehnten, Schutz des Kirchengutes, das Privileg, daß Geistliche nie von weltlichen Richtern verurteilt werden dürften: wer einen Bischof oder Priester verklage, verklage die göttliche Weltordnung («nahezu alle Bestimmungen über die Sicherung der Bischöfe vor weltlichen Gewalten sind wörtliche Zitate aus der Dekretalensammlung des Fälschers»: Hellmann). Während es den Prälaten jedoch freistand – nach dem berüchtigten Vorbild von Papst Leo III. anno 800 (IV 448 f.), der freilich nur «dem

Beispiel seiner Vorgänger» folgte –, sich von einer Anklage durch einen Reinigungseid zu befreien, suchte man die Strafen der Kirche gegen andere noch zu schärfen kraft der gerade erschwindelten pseudoisidorischen Dekretalen, deren Geist die Synodalbeschlüsse «voll und ganz» atmen (Hellmann).

So wurden die beiden Grafenbrüder Erchanger und Berthold sowie ihr Neffe, die sich, allzu vertrauensvoll offenbar auf eine Beilegung des Verwandtenstreits hoffend, der Synode überantwortet hatten, von ihr zu lebenslänglicher Klosterhaft verurteilt (während der bayerische Herzog Arnulf nebst Bruder Berthold, Konrads Stiefsöhne, trotz Aufforderung, vorsichtigerweise die Synode mieden). Noch härter aber war der König, dem sich die Synodalen übrigens gleichgestellt. Nur drei Monate nach ihrer Zusammenkunft, am 21. Januar 917 – es erinnert fatal an das Ende des Babenbergers Adalbert –, ließ Konrad I. den Pfalzgrafen Erchanger und dessen Bruder Berthold, seine Schwäger, sowie ihren Neffen Liutfried als «Hochverräter» köpfen; «doch hinter ihm steht Salomo, der Schuldige wohl auch dieser Tat» (Lüdtke).[9]

Es nutzte dem König nicht. Noch 917 erhob sich in Schwaben der Sohn des durch Bischof Salomo ermordeten rätischen Markgrafen (S. 367), der Hunfridinger Burchard II., der Rivale der Hingerichteten, und setzte sich an deren Stelle. Er okkupierte ihren Besitz und gewann rasch die Anerkennung der schwäbischen Großen als Herzog (dux). Im gleichen Jahr kehrte Arnulf nach Bayern zurück, rebellierte gegen den König und jagte dessen Bruder Eberhard aus seiner «Hauptstadt». Schließlich stoben 917 auch wieder die Ungarn heran und verheerten besonders schwer Schwaben, das Elsaß samt Lotharingien, ohne daß irgend eine vom König organisierte Abwehr erkennbar wäre. Doch zog dieser im Herbst 918 noch einmal gegen Regensburg und wieder ohne Erfolg.[10]

Von Konrads letzter Regierungszeit wissen wir wenig. Kinderlos verschied er am 23. Dezember 918 an einem uns unbekannten Ort und fand in Fulda seine letzte Ruhe. Er hatte weder die aufstrebenden Herzöge bändigen noch die eigene Macht festigen können, ja er starb an einer Wunde, die er eben auf dem schei-

ternden Bayernfeldzug erhalten. Als Nachfolger aber schlug er, so heißt es, seinen einstigen Gegner, den Sachsenherzog Heinrich vor. Um den Frieden wieder herzustellen, jedem Zwiespalt vorzubeugen, die Reichseinheit zu wahren, beschwor er noch auf dem Sterbebett seinen aus Bayern vertriebenen Bruder Eberhard, dem sächsischen Herzog Heinrich, dem Mann mit der wahren königlichen Macht, dem echten Königs-Charisma, die Königsinsignien zu schicken und mit ihm Freundschaft zu schließen – falls die Meldung des Corveyer Mönchs zutrifft.

Denn ob diese edle, seitdem so viele alte und neue Federn in Bewegung setzende, so ungezählte Leser rührende Geste historisch, ob die oft bestaunte Designation des Sachsen durch den Franken wirklich geschehen ist, müßte offen bleiben, auch wenn Widukinds Bericht nicht zweifellos topische Bestandteile und mancherlei suspekte Ausschmückungen enthielte. Der hochadlige Mönchs-Chronist war stolz auf seinen Stamm, war durchdrungen von sächsischem Volksbewußtsein und auch sonst darauf aus, die Legitimität der liudolfingischen Dynastie zu betonen, die hier vielleicht nachträglich eine politische Legende in die Welt setzen ließ, sei es um der Sache eine höhere Weihe zu geben, sei es um eine Usurpation zu vertuschen.[11]

Schließlich haben auch die Merowinger ihre Kronen geraubt. Und die Karolinger. Und viele andere davor und danach. Denn gewöhnlich wird die Geschichte, die politische Geschichte, durch nichts mehr als durch brutales Nehmen geprägt, durch Gewalt: die Basis des Staates, die von allen, wohl oder übel, akzeptierte Integrationsinstanz; Gewalt: spätestens sobald die Interessen, sobald der Besitz, sobald das Potential und Prestige der Herrschenden impliziert sind – und sie sind es, offen oder verdeckt, immer; Gewalt: etwas zutiefst Barbarisches, Vernichtendes, auch wenn sie, je verheuchelter die Gesellschaft, desto mehr, mit Vorliebe im Gewand von Recht und Ordnung daherkommt, als «Rechtsstaat». Denn jeder Staat beruht auf Macht, jede Macht auf Gewalt, und Gewalt, sagt Albert Einstein, zieht stets moralisch Minderwertige an. Noch heute gilt so die primitive Gleichung: Macht gleich Recht. Noch heute gibt, gerade im zwischenstaat-

lichen Bereich, die Macht den Maßstab dafür, wer im Recht ist. «Einem erfolgreichen Putsch oder einer Revolution folgt über kurz oder lang die Anerkennung der neuen Regierung durch andere Nationen. Wer einen Krieg gewinnt, bestimmt über den neuen Verlauf von Grenzlinien und den Inhalt neuer Verfassungen – er ist es, der die neuen Regeln festlegt» (Esther Goody).[12] Selbst wenn Heinrichs I. Wahl somit ganz «legal» verlief, die Voraussetzung dafür, das Wegnehmen, das Akkumulieren von Macht, von Gewalt durch ihn, seine Väter, Vorväter konnte nur durch fortgesetztes Rivalisieren, Übervorteilen, Unterdrücken, Blutvergießen erfolgen.

Und genauso sollte es weitergehn.

9. KAPITEL

HEINRICH I., DER ERSTE DEUTSCHE KÖNIG

«Lesen und Schreiben konnte er nicht, womit er keine Ausnahme unter den frühmittelalterlichen Königen war. Auch für die Bildung seiner Söhne tat er diesbezüglich nicht viel.» Elfie-Marita Eibl[1]

«Erst im Winter 928/929 ... drang Heinrich in das Gebiet der Elbslawen ein und eroberte Brandenburg. Von dort wandte sich der König nach Süden, wo er das Gebiet der Daleminzier verwüstete ... Weitere Kriegszüge in den Jahren 932 und 934 erweiterten den deutschen Machtbereich.» Dietrich Claude[2]

«Erstaunlich sind Heinrichs Erfolge ... Der Erfolg ruht allein auf der Schärfe des Schwertes.» «Den erobernden Truppen folgte, noch vor dem Priester, der Sklavenhändler auf dem Fuß.» Johannes Fried[3]

«König Heinrich, der große Förderer des Friedens und eifrige Verfolger der Heiden, starb am 2. Juli, nachdem er viele Siege tapfer und männlich erfochten und die Grenzen seines Reiches überall erweitert hatte.» Adalberti continuatio Reginonis[4]

So sorgt man für die Seinen

Nach dem Tod seines Vaters, des Sachsenherzogs Otto des Erlauchten (912), war Heinrich von den Großen zum Herzog gewählt worden. Und mit seiner Königswahl ging die Herrschaft im ostfränkischen Staat von den Franken auf die Sachsen über. Gleichzeitig markiert der Regierungsbeginn – so jedenfalls im Rückblick auf eine schon im 12. Jahrhundert umstrittene Frage – den endgültigen Übergang vom ostfränkischen zum «deutschen» Reich, auch wenn einerseits dessen Wurzeln zweifellos weiter zurückführen, andererseits das ottonische Reich noch niemand im 10. Jahrhundert als «deutsches» Reich betrachtet hat.

Das mächtige, zumal in Ostsachsen, zwischen Leine und Harz, reich begüterte Adelshaus der – mit den Karolingern mehrfach verschwägerten – Liudolfinger-Ottonen, dem Heinrich I. entstammte, dies illustre Geschlecht (benannt einerseits nach seinem ältesten, andererseits nach seinem berühmtesten Repräsentanten) zeigt einmal mehr, wie sehr sich Machtsucht und «Frömmigkeit» in der Geschichte verbinden und wie sehr sie gedeihen können. Der Ahnherr, der erste uns sicher bekannte Vorfahre, der im Harzvorland und im thüringischen Eichsfeld begüterte Sachsengraf Liudolf (gest. 866), der Großvater Heinrichs I., profitierte beträchtlich an der Sachsenschlachtung Karls I. durch Landzuweisungen. Er heiratete die Fränkin Oda, die Gott mit einem Alter von 107 Jahren segnete (gest. 913), pilgerte mit ihr 845/846 nach Rom und erwarb vom Heiligen Vater Sergius II., der Bischofsstühle und andere Kirchengüter gegen Höchstangebote vergab, die Reliquien verschiedener weiterer heiliger Vorgänger im Amt. Schließlich schuf er mit

Gattin 852 in Brunshausen ein Kanonissenstift, das 881 nach Gandersheim verlegt wurde, eine der ersten Klostergründungen sächsischen Adels. Wie so viele diente sie der Versorgung einiger Töchter – und zugleich bekundete das fromme Familienunternehmen eine christliche Gesinnung.

Die Söhne, der ältere Brun, Heinrichs I. Onkel, 880 an der Spitze eines sächsischen Heeres gegen die Dänen gefallen, und Otto der Erlauchte, Heinrichs I. Vater, erwirkten nach der Heirat ihrer Tante, der Liudolftochter Liutgard, mit König Ludwig dem Jüngeren (S. 259 f.) diverse Privilegien, darunter auch die Garantie der Äbtissinnenwürde für die Töchter des liudolfingischen Hauses. Darauf trat hier eine Tochter nach der anderen das Regiment an. Und bis zur Einführung der Reformation, bis 1589, blieb der Reichsfürstinnenstand der Gandersheimer Äbtissinnen erhalten. Ja, noch bis ins frühe 19. Jahrhundert ist Gandersheim ein Damenstift des Hochadels. So sorgt man für die Seinen...

Daß solch fromme Schöpfung aber keine Ausnahme war, zeige parenthetisch das Frauenstift Essen (852–1803), das ebenfalls bis zu seiner Säkularisation bestand, fast ein Jahrtausend.

Um 852 durch den Hildesheimer Bischof Altfrid gegründet, stammten die Santimonialen aus den vornehmsten Familien des Reichs. Zur Zeit Kaiser Heinrichs IV. (gest. 1106) besitzt das Frauenstift über hundert Herrenhöfe und mehr als dreitausend bäuerliche Hufen! Bewirtschaftet wurden die Güter durch abhängige Bauern, (halbfreie) Hörige; zahlreiche Spann- und Handdienste, Mäh- und Gartendienste waren üblich. Die Äbtissinnen des Stiftes, die Gut um Gut und Hoheitsrecht um Hoheitsrecht errangen, wurden schließlich in den Reichsfürstenstand erhoben. Nach der Auflösung der vita communis im 10. Jahrhundert führte die Äbtissin des Essener Frauenstifts einen eigenen Haushalt mit vier Hofämtern, mit zahlreicher Dienerschaft, auch einem eigenen Koch, Unterkoch, Bäcker, Brauer. Allabendlich fragte der Küchenmeister bei der Äbtissin an, was sie anderntags zu speisen wünsche und gab dann dem Oberkoch wie dem Rentmeister entsprechende Befehle. Droste (Küchenvorstand) und Schenk bedienten sie beim Mahl.

Profiteure der Sachsenabschlachtung

Liudolfs des Ahnherrn jüngerer Sohn Otto der Erlauchte herrschte als Herzog bereits über ganz Sachsen, besaß aber ausgedehnte Liegenschaften auch in Thüringen, im Eichsfeld, einer Landschaft zwischen Harz und Thüringerwald, im Südthüringgau sowie in Hessen, wo er als Laienabt des Klosters Hersfeld über dessen reichen Zehntbesitz auch links der Saale gebot. Da zwei von Ottos Söhnen, Thankmar und Liudolf, schon vor ihm starben, folgte ihm der Jüngste, Heinrich (I.), nach. Doch begann damit eben nicht bloß das sächsische Regiment im ostfränkischen Reich, sondern zugleich der Schritt vom ostfränkischen zum deutschen.

Nur wenig mehr als ein Jahrhundert nach der überaus blutigen, 33 Jahre dauernden Unterwerfung der Sachsen, dieser begnadeten Predigt «mit eiserner Zunge», durch ihren Schlächter, den «Sachsenapostel», den hl. Karl I. (IV 455 ff.), wurde ein Sachse der eigentliche erste deutsche König. Dabei sei freilich nachhaltig daran erinnert, daß sich gerade der sächsische Adel früh mit dem fränkischen versippte, daß seine Mehrheit zu den neuen Herren überlief und man die Kollaboration oft mit konfisziertem Land belohnt hat. So waren auch die Liudolfinger während Karls Sachsengemetzel «als Parteigänger der Franken hervorgetreten» (Struve) und zum Dank für den Verrat, der Sachsens Überführung auch in feudale Fron beschleunigte, noch während der Sachsenkriege auf sequestriertem Grund im Leinegebiet mit Gütern bedacht worden. Dort und anderwärts breiteten sie sich aus, u. a. durch die gewaltsame Wegnahme von Mainzer Besitz, was wieder zum Konflikt mit den Konradinern führte, zumal Otto der Erlauchte die Babenbergerin Hadwig geheiratet hatte.[5]

Aus Heinrichs I. Zeit sind so wenig Quellen (insgesamt 41 Urkunden, davon 22 Originale) erhalten, daß man sagen konnte, über kaum einen andren mittelalterlichen König «wissen wir so wenig» (Eibl). Und die von ihm erzählenden Geschichtsschreiber, der Mönch Widukind (gest. nach 973), die Bischöfe Liutprand von Cremona (gest. 970/972), Adalbert von Magdeburg (gest.

981), Thietmar von Merseburg (gest. 1018), gehören nicht nur, wie üblich, dem geistlichen Stand an, sie sind auch zum Teil dem sächsischen Stamm, sind fast alle dem sächsischen Fürstenhaus besonders verbunden. Und sie berichten sämtlich aus einer späteren Zeit.

Der ungesalbte König tritt an

Heinrich I., um 876 geboren, wurde Mitte Mai 919, im Alter von fast 45 Jahren, in Fritzlar (Nordhessen), einst Stützpunkt der Mission des Bonifatius, von Sachsen und Franken zum König gewählt. Auf fränkischem Boden, doch nah dem Sachsenland, überantworteten sie dem neuen Herrn «unter Tränen vor Christus und der ganzen Kirche als unverbrüchlichen Zeugen, was ihnen anvertraut war» (Thietmar von Merseburg). Die fränkischen Großen sollen, wie neuerdings vermutet, ihn gar schon vorher zu ihrem König erkoren und ihm gehuldigt haben. Schwaben und Bayern fehlten; erst recht die Lotharingier. Die Schwaben standen gerade gegen Rudolf II. von Hochburgund (912–937) im Kampf, der offenbar nach Nordosten expandieren wollte. Die Bayern hatten seinerzeit König Konrad geschlagen, ja, in den Tod geschickt (S. 369 f.) und ihren Herzog Arnulf «den Bösen», vermutlich zusammen mit einigen Mainfranken, zum König gemacht – wann, ob vor oder nach Konrads Erwählung, ist offen und somit auch, wer wessen «Gegenkönig» war.

Jedenfalls verging bis zu Heinrichs Erhebung fast ein halbes Jahr nach Konrads Tod, was Probleme indiziert. Schließlich hatte der neue Herrscher als Nichtkarolinger, sogar Nichtfranke gleich ein doppeltes Legitimationsdefizit. Umso erstaunlicher, daß er, was allein Widukind berichtet, der «ungesalbte König» wurde, und zwar aus eigenem, ganz persönlichen Entschluß. War er vielleicht, trotz neuerer Abschwächungsversuche, zunächst doch etwas weniger klerushörig als sein Vorgänger, der die Kirche zum Kampf gegen die Herzöge und Prätendenten genutzt, was den

Bischöfen wiederum mehr Einfluß verschafft hatte? Wie auch immer, Heinrich, angeblich solcher Ehre unwert, ließ sich nicht salben, was ihm der Mainzer Metropolit Heriger (913–927) angeboten, natürlich aus Prestigegründen, Machtkalkül. War ja die kirchliche Benediktion des Königs seit der Zeit des besonders klerusergebenen Ludwig IV. auch in Ostfranken üblich geworden.

Heinrich aber wollte nicht als Gegner der Herzöge erscheinen, als Fortsetzer von Konrads gescheiterter Politik, kurz gesagt als Mann des Episkopats. So stützte er sich, ohne im geringsten antiklerikal, auch nur antiepiskopal zu sein, zunächst bloß auf einen einzigen, gleichsam von seinem Vorgänger übernommenen Notarius (Simon), statt auf die traditionelle geistliche Kanzlei, mit deren Aufbau er zögerte. Und während Konrad mit dem Klerus eng kooperiert hatte, erstrebte Heinrich, mehr als primus inter pares, ganz allgemein die Zusammenarbeit mit den weltlichen «maiores» des Reichs, natürlich zugunsten von dessen Einheit und Schlagkraft.

Diese Integrierung gelang ihm zuerst 919 mit dem schwäbischen Herzog Burchard, der das jüngste und noch am wenigsten gefestigte Herzogtum anführte und sich überdies gerade in einem ernsten Konflikt mit dem benachbarten Burgunderkönig Rudolf II. befand (der über die von ihm eroberte Pfalz Zürich in den Bodenseeraum vorzustoßen begann; mit großen Königsgütern, der Pfalz Bodmann, der Abtei Reichenau, der Bischofsstadt Konstanz, das damalige Herz Schwabens). Und mit dem Bayernfürsten Arnulf, der wohl mehr ein bloß bayerisches Königtum beabsichtigte, arrangierte er sich 921 – nach einem ersten mißglückten, einem zweiten unentschiedenen Kriegszug.

Heinrich war bis vor Regensburg gezogen, vermied jedoch eine Entscheidungsschlacht. Denn anders als sein Vorgänger Konrad I. suchte das «Genie entschlossenen Zauderns» in der Regel nicht den offenen Schlagabtausch. «Er droht, hochgerüstet, aber er schlägt nur ungern zu» (Fried). Das gilt freilich mehr für seine Innen-, gewiß nicht für seine Ostpolitik. Gegenüber den Herzögen seines Reiches indes verhandelt er lieber, macht Kompromis-

se. So überläßt er beiden süddeutschen Fürsten das auf ihrem Gebiet liegende Fiskalgut, er gestattet ihnen die Kirchenherrschaft, die Verfügung über die Bischofssitze und Reichsklöster, erteilt vielleicht sogar einige außenpolitische Befugnisse; natürlich all dies einzig und allein, weil ihm die Macht fehlte, völlig zu unterwerfen; aber er wurde anerkannt. Und als er mächtiger, seine Position stabiler war, da griff er auch das Problem der Kirchenherrschaft auf und verband sich immer enger mit dem Klerus (S. 382 ff.).[6]

Lukrative Bräute und ein gefügiger Bischof

Die Regierung des ersten deutschen Königs zeigt einmal mehr den Angelpunkt der Politik. «Der König aber wuchs und nahm zu an Macht von Jahr zu Jahr», rühmt Widukind von Corvey. Macht – und je mächtiger ein Mächtiger, desto tiefer beugen sich, jedenfalls in der Regel, worum es hier stets geht, die Geschichtsschreiber vor ihm.

Heinrich I. sorgte zunächst durch eine reiche Frau für Stärkung seiner Position. Im Alter von etwa 25 Jahren warb er um Hatheburg, die Erbtochter des söhnelosen Grafen Erwin von Merseburg. Auf ihren auch politisch bedeutsamen Besitz – ein Ausfalltor nach Osten, mit weiten Ländereien in jenem Raum – war freilich (in Gestalt Hattos I.) auch die Kirche scharf, unter deren Einfluß die verwitwete Hatheburg offenbar den Schleier genommen. Und so eigensüchtig, wie der Klerus sie ins Kloster gebracht haben mochte, so eigensüchtig holte sie Heinrich, «ob ihrer Schönheit und der Brauchbarkeit ihres reichen Erbes», auch wieder heraus, heiratete sie und zeugte mir ihr seinen Sohn Thankmar.

Aber, verrät Thietmar von Merseburg wieder, «die Liebesleidenschaft des Königs zu seiner Gemahlin nahm ab». Und da traf es sich gut, daß der «wackere», «kluge», der «so rechtschaffene» Bischof Siegmund von Halberstadt (894–924), dieser «Gipfel voll-

kommenen Strebens», die Rechtmäßigkeit der Ehe anfocht. Unterstellte doch der «im Eifer für Christus erglühende Mann», der überdies «durch vielseitige Kenntnis geistlicher und weltlicher Wissenschaft damals alle Zeitgenossen überragte», ein Heinrichs Ehe ausschließendes früheres Gelübde Hatheburgs. Ergo verbot er beiden prompt «die weitere eheliche Gemeinschaft kraft der Banngewalt apostolischer Bevollmächtigung». Worauf der folgsame katholische Fürst ja gar nicht anders konnte, als die unkanonische Ehehälfte zu verstoßen.

Dabei traf es sich einmal mehr gut, daß Heinrich bereits «ob ihrer Schönheit und ihres Vermögens für die junge Mathilde» erglühte. Also sperrte er die erste Gattin bald wieder ins Kloster, selbstverständlich unter Zurückbehaltung ihres reichen Brautschatzes, großer in Ostsachsen gelegener Ländereien – ein Grundstock des beträchtlichen ottonischen Königsgutes um Merseburg. Und wie Heinrich damit seine Macht nach Osten vergrößert hatte, weitete er sie nun, durch eine zweite Ehe, nach Westen aus. Er heiratete im Jahr 909 die Tochter des Grafen Thiederich, die junge Mathilde, wegen «ihrer Schönheit und ihres Vermögens» (Thietmar), zudem berühmt durch ihre Abstammung (wenn auch nicht in der männlichen Linie) von dem sächsischen Heroen und Widersacher Karls im Sachsenkrieg, Widukind. Mathilde war seine Urenkelin und überdies, so ihr Biograph, «höchsten Lobes wert», natürlich auch wieder höchst begütert, eben durch das westfälische Erbe der Widukinde. Und selbstverständlich war auch sie wieder sehr der Kirche ergeben, kurz: «in religiösen wie in weltlichen Dingen wertvoll» (in divinis quam in humanis profuit: Thietmar).

Erneut holte sie Heinrich, jetzt offenbar mit Hilfe seines Vaters, des Herzogs Otto, Laienabtes in Hersfeld, aus einem Nonnenkloster, diesmal aus Herford, wo sie, angeblich ohne für den geistlichen Stand bestimmt zu sein, eine gleichnamige großmütterliche Äbtissin erzog. «Sie trat hervor, die schneeigen Wangen von flammender Röte übergossen, als wären weiße Lilien mit roten Rosen vereint» (Vita Mathildis). Schon einen Tag nach seiner Ankunft in dem hl. Haus soll Heinrich mit seiner Beute

davongezwitschert sein. Und ihre Morgengabe brachte ihm nun einen Einflußgewinn in Ostfalen und Engern.[7]

Daß dieser Mann, dem die Sage dann durch die Zeiten als «Heinrich dem Vogler», als «König am Vogelherd», eine gewisse unhöfische Haltung, eine beinah bäuerliche Bescheidenheit zusprach, auch als König nicht zu kurz kam, versteht sich von selbst. Sogar Bischof Thietmar, der doch Heinrichs «Tüchtigkeit», «große Leistungen» rühmt, «die ewiger Erinnerungen würdigen Taten unseres Königs», räumt ein: «Wenn er sich während seines Königtums, wie viele behaupten, bereichert hat, möge es ihm der barmherzige Gott verzeihen.»[8]

«Verbrüderungsbewegungen» und Pfaffennähe

Daß Heinrich nach seiner Wahl die Salbung verweigerte, hat den Klerus anscheinend befremdet, zumal das Einsetzen des Königs stets Rechte des Königsmachers erzeugte. Also raunte dem hl. Ulrich – Heinrich gab ihm 923 das Bistum Augsburg – der Apostelfürst Petrus persönlich ins Ohr: «Melde dem König Heinrich, daß jenes Schwert ohne Handgriff einen König darstellt, der ohne bischöflichen Segen (sine benedictione pontificali) sein Reich regiert, das Schwert mit dem Knauf aber einen König, der das Steuer des Reiches mit göttlichem Segen hält» (Vita Oudalrici). Woraus sich für Heinrich der Name «ensis sine capulo» (Schwert ohne Griff) entwickelte.

Diese Prälatenlehre durfte Heinrich nicht allzu lange mißachten. Um so weniger, als die Bischöfe im Lauf des 9. und 10. Jahrhunderts immer mehr Rechte erhalten hatten und erhielten, sogar solche, die ursprünglich dem König eigneten, bis selbst die Grafschaften an sie kamen – all dies vermutlich weit wichtiger für den Monarchen als der Rat des hl. Petrus und dessen Auftreten vor einer ganzen Synode!

Dabei war Heinrich keineswegs grundsätzlich antiklerikal. Vielmehr wandte er sich nach wenigen Jahren, nach dem vergeb-

lichen Versuch, die bischöfliche Macht in Deutschland zu beschneiden – Albert Hauck behauptete einst geradezu: «am Hofe keines anderen Königs waren die Bischöfe so einflußlos wie an dem Heinrichs» –, immer mehr der Kirche zu. Die geistlichen Chronisten rühmen ihn deshalb. Heinrich erbaute Gotteshäuser in Sachsen, wo er offenbar mit den Landesbischöfen «in bestem Einvernehmen stand» (Eibl). Er trat samt Familie auch der Gebetsgemeinschaft wichtiger Klöster bei, in Fulda, St. Gallen, auf der Reichenau, im südlotharingischen Vogesenkloster Remiremont. Überschwemmte doch seinerzeit – Zeiten der Not! – eine ganze Verbrüderungsflut des Adels mit den Klöstern das Land, letztlich nichts anderes als eine vertragliche Vereinbarung von laikalen und geistlichen Personen zwecks gegenseitigen Beistandes, selbstverständlich auch in der Fehde. Bezeichnenderweise kam es zu regelrechten «Verbrüderungsbewegungen» besonders bei der Mission und Ausbreitung der Kirche in den christianisierten Ländern.

Ganz ähnlich verhielt es sich mit den florierenden Freundschaftsbündnissen. Zumal Heinrichs Amicitia-Pakte mit den Herzögen, mit «gemachten Freunden», wodurch er seine Herrschaft wesentlich zu sichern suchte, entsprangen einem rein opportunistischen Kalkül, waren offensichtlich Integrationsbestrebungen, «Bündnispolitik zu Herrschaftssicherung» (Beumann), im Grunde nur eine eigensüchtige Kumpanei der Fürsten und des Hochadels. Derartige Partnerschaften mit den Großen des Reichs – die dann Otto I. verweigerte – schloß Heinrich mit den Herzögen Eberhard von Franken, Arnulf von Bayern, Giselbert von Lotharingien, auch mit seinem Vorgänger Konrad, mit König Rudolf von Hochburgund und mehreren westfränkischen Königen. Schließlich war «Rat und Hilfe» auch eine Formel der «konstruierten» Freundschaft gegenüber der «geborenen», der Blutsverwandtschaft, mit der es im Christentum, wie schon oft gezeigt, nicht weit her war.

Im übrigen verband sich Heinrich I. immer enger mit der Reichskirche, ja, er soll bald nichts ohne die Befragung von Bischöfen unternommen haben, die bei ihm «fortwährend eine

hervorragende Stellung» einnahmen (Waitz). Schon 921, als ihm Karl der Einfältige die Hand des hl. Dionysius gab (den man zwar im Mittelalter für eine Person hielt, der aber, wie wir heute wissen, aus der Mixtur von drei verschiedenen Personen entstand), hatte er, auf Rat eines bayerischen Prälaten, einen längeren Feldzug gegen den Bayernherzog Arnulf geführt, den die Kirche als den Bösen, als Tyrannen und Sohn der Verderbnis verschrie, dessen große Säkularisationen aber zum Teil bereits Herzog Berthold, Arnulfs Bruder, wieder rückgängig machte. Schon 922 ernannte Heinrich den Erzbischof Heriger von Mainz, dessen Salbungsofferte er doch abgewiesen, offiziell zu seinem Erzkapellan und umgab sich immer mehr mit Oberhirten und Äbten, die in den Königsurkunden ebenfalls stark überwogen. Auch übergab er (929) seinen vierjährigen Sohn Brun dem Bischof Balderich I. von Utrecht zur Erziehung und bestimmte ihn für die bischöfliche Laufbahn.

Die «Heilige Lanze»

Schließlich erwarb Heinrich nach monatelangem Ersuchen, Fordern, Drohen von König Rudolf II. von Hochburgund 926 für Gold, Silber sowie, als weitere Gegengabe, einen «nicht geringen Teil des Schwabenlandes», Basel, die mit einem vermeintlichen Nagel vom Kreuz Christi ausgestattete, siegverheißende Heilige Lanze, angeblich ein Symbol für den Anspruch auf Italien.

Das kostbare Stück nahm unter den «Reichsinsignien» (deren Besitz die Rechtmäßigkeit der Herrschaft auswies) «lange den vornehmsten Platz» ein (Althoff/Keller). Allerdings wurde diese Heilige Lanze mal als Konstantinlanze ausgegeben, mal als Lanze des Longinus, der in der Passionsgeschichte die Seite des Gekreuzigten einstach, später, so erzählte man, (samt dem von ihm bekehrten Kerkermeister) selbst Märtyrer wird, und den man darum sinnigerweise beim «Blutsegen» anruft, beim Besprechen von Blutungen und Wunden. Endlich gilt die Heilige Lanze seit

dem 11. Jahrhundert auch als Lanze des hl. Mauritius, eines prominenten, von den Franken als «Kriegsheiligen» verehrten und zum «Reichsheiligen» gemachten Märtyrers, der – in der christlichen Heldensage! – unter Diokletian in der Schweiz als Führer der Thebäischen Legion samt nicht weniger als 6600 weiteren Märtyrern glorreich umgekommen war (S. 460): – ein Schwindel reiht sich in dieser Kirchen-, Heiligen- und Märtyrergeschichte an den anderen, und oft ist einer größer als der andere.

Die heilige Rarität, in der sozusagen drei Heilige Lanzen in einer Heiligen Lanze steckten (wie in dem einen Dionysius drei komplette Heilige – ja, oder wie in der einen göttlichen Person drei göttliche Personen ...), dies «unschätzbare Geschenk des Himmels», neben dem es natürlich weitere, auch auf Kreuzzügen (1098, 1241) mitgeführte (doch weniger wirksame) Heilige Lanzen gab, zierte seitdem den Kronschatz der deutschen Könige und soll 1938 von Wien in die «Stadt der Reichsparteitage» Nürnberg gebracht worden sein. Heute ruht sie jedenfalls wieder in der Schatzkammer Wiens, brächte aber als Gegengabe kaum noch einen «nicht geringen Teil des Schwabenlandes» oder auch nur die Stadt Basel ein. Damals freilich verbürgte das «Kleinod», die «Trägerin einer höchst kostbaren Reliquie ... als Herrschaftssymbol dem sehr handfest gläubigen König herrscherliche Siege» (Kämpf) – vor allem wohl seinen Triumph, wobei man sie dem Heer vorantrug, über die Ungarn im Jahre 933, wofür Heinrich den 15. März gewählt hatte, den Tag des hl. Longinus ...[9]

Ob nun aber König Heinrich I. sich mehr, nach Widukind, durch die «Gnade Gottes» geleitet sah oder durch das «geopolitische *Gesetz der Elbe*» (Lüdtke), er stürzte sich schließlich mit wahrer Wut und Wonne auf die Heiden, indem er eine Reihe verheerender Feldzüge gegen die Elbslawen unternahm, von Erzbischof Adalbert von Magdeburg deshalb als «Anhänger des Friedens» gefeiert.

Vom Höllenfrieden der Christen und von ihren «Grundwerten»

Der Friede bekam (nicht nur damals!) ein ganz bestimmtes Gesicht für gewisse Kreise, besonders für die kirchlichen – «eine pax, die nicht in der bloßen Abwesenheit von Krieg und Zerstörung bestand, sondern das irdische Gegenstück zur civitas celestis bildete, in welcher *iustitia*, die ‹rechte Ordnung›, überall herrschte und nirgendwo entstellt oder gestört wurde» (Bullough). Es kann also sehr wohl in so verstandener «pax» durch Kampf und Grauen drunter und drüber gehn, ja, es muß geradezu Krieg geben, wird «iustitia», die «rechte Ordnung» verletzt, eben die christliche.

Das ist, unschwer zu zeigen, noch heute so.

Frieden um jeden Preis kennt die christliche Geschichte nicht. «Freiheit», «Ordnung», die «christlichen Grundwerte» müssen gewahrt, müssen verteidigt werden – notfalls bis aufs Blut, bis zum totalen Ruin selbst des zu Verteidigenden. Gegen «gewissenlose Verbrecher» erlaubte Papst Pius XII. sogar den Atom-, ja den ABC-Krieg. Und dies, so damals sein Interpret Jesuit Gundlach, Professor (und zeitweilig Rektor) der päpstlichen Gregoriana in Rom: bis zum «Untergang eines Volkes» – ging doch schon mehr als ein Volk mit intensiver kirchlicher Beihilfe unter (II 415 ff., 424 ff., IV 485 ff.) – ja bis zum Untergang der ganzen Welt, da für das von ihnen dann erlaubte Weltende Gott «auch die Verantwortung übernimmt». – Glücklicherweise kennen wir um das Jahr 2000 gar keine Kriege mehr, leben wir in einer ganz und gar friedlichen Zeit: es gibt nur noch «friedenschaffende» und «friedenerhaltende» Maßnahmen ...

Doch schon seinerzeit, als man schlicht und frei heraus Krieg führte, nahezu Dauerkrieg, ging es eigentlich stets um den «Frieden», wurde die pax immer mehr, besonders unter Otto I., zu einem Standardbegriff christlicher Politik, angebliches Ziel jeder (defensiven oder offensiven) Heidenabschlachtung.[10]

HISTORIKER GESTERN ...

Im Nordosten aber hatte nicht einmal Karl «der Große» sonderlich ausgreifende Absichten gehegt. Altmeister Hauck meint sogar, der Kaiser habe dort nur an die Behauptung der «natürlichen Grenzen» gedacht. «An der Elbe hatte der große Eroberer keine Eroberungspläne ... Karl ließ sich nicht dazu verleiten, wendisches Gebiet dem fränkischen Staatswesen einzuverleiben ... Der Beweis liegt vor allem darin, daß nicht das Geringste geschah, um die Wenden zum Christentum zu bekehren.»

Mag dies schon ein etwas kühner Schluß des Verfassers der gewiß noch immer gewichtigen «Kirchengeschichte Deutschlands» sein, so ist noch bemerkenswerter seine Meinung, auch die späteren Karolinger, Ludwig der Fromme, Ludwig der Deutsche, dessen Söhne und deren Nachfolger hätten an dieser «Defensive» Karls im Osten festgehalten, die ostfränkischen Fürsten seien durch das ganze 9. Jahrhundert über diese «defensive Politik», über die fortgesetzte kraftlose, nie weiterführende Folge von Abfall und Unterwerfung, Verweigerung des Tributs und Nötigung zum Tribut, nicht hinausgekommen (vgl. dazu bes. S. 157 ff.).

Dagegen erscheint Albert Hauck im 10. Jahrhundert das liudolfingische Engagement als wahres «Glück». «Denn mochten auch die sächsischen Herzoge zunächst nur um Sieg und Beute kämpfen, so führte doch ihre Überlegenheit im Felde von selbst dazu, daß an Stelle des Raubkriegs der Eroberungskrieg trat. Es ist das Verdienst des Herzogs Otto, wendisches Gebiet zuerst wirklich der deutschen Herrschaft unterworfen, wendische Stämme zuerst an die Botmäßigkeit unter deutschen Fürsten gewöhnt zu haben. Mit Kraft und Erfolg setzte Heinrich I. das von ihm begonnene Werk fort: an die Stelle der defensiven Politik trat an der ganzen langgezogenen wendischen Grenze jetzt die Offensive.» «In diesem Gebiet haben Herzog Otto und König Heinrich die Grundlage der deutschen Herrschaft und damit der deutschen Nationalität gelegt.»

«Seit der Besiegung der Dänen im Jahre 934 war vollends das deutsche Übergewicht über die Slaven gesichert. Auf der ganzen

Linie vom Erzgebirge bis zur Eider wurde die deutsche Herrschaft über das wendische Land ausgedehnt... An die Stelle einer sehr losen Abhängigkeit trat die mehr oder weniger bestimmt ausgesprochene Einverleibung. Man ermißt die Bedeutung dieser Erfolge, wenn man sich vergegenwärtigt, daß das Gebiet, das auf diese Weise mit dem Reich verbunden wurde, an Umfang größer war, als das irgend eines deutschen Stammes. Die wendischen Eroberungen sind die weltgeschichtliche Tat Heinrichs I. Durch sie hat er das deutsche Volk in das Gebiet geführt, in das sich nach fast einem Jahrtausend der Schwerpunkt der deutschen Macht verlegen sollte.»[11]

Na, wunderbar. Wir werden den Spuren dieser «deutschen Macht» folgen, von Band zu Band, dem deutschen Wesen, an dem der Osten genesen sollte...

Von Opfern ist hier natürlich nicht die Rede, weder von eignen noch gar von den Opfern der andern. Blut? Kein Tropfen, sozusagen. Schließlich ist dies eine saubre Sache, rundum glorios. Man siegt. Man siegt, weil man stärker ist. Man erobert, bezwingt, bezwingt wieder, unterwirft, unterwirft von neuem, man behauptet sich, man bricht die Kraft eines Stammes, nötigt zur Anerkennung, vor allem auch immer wieder zur Anerkennung der Tributpflicht, man gewöhnt an die Botmäßigkeit, man dehnt die deutsche Herrschaft weiter aus. Ah, eine wirklich schöne Sache! Und Blut fließt da nicht. Und Unrecht herrscht da nicht. Nicht Flucht auch, Vertreibung, Versklavung, nicht Not und Tod. Nur – die «deutsche Macht», die «deutsche Herrschaft», «die weltgeschichtliche Tat»! Und natürlich widmet ihr der Theologe und Kirchenhistoriker Hauck, der sein opus magnum in der Wilhelminischen Ära schreibt, immerhin etliche Seiten – längst bevor Heinrich Himmler und Alfred Rosenberg «ihre Liebe zu dem ‹urgermanischen› Heinrich entdeckten, was eine Literatur entsprechenden Niveaus hervorrief...» (Brühl).

... UND HISTORIKER HEUTE

Da aber die politische Großwetterlage nun anders aussieht, die historische Konstellation sich etwas verschoben hat, vermittelt man auch ein etwas anderes Geschichtsbild. Heinrichs «weltgeschichtliche Tat», die natürlich gar nicht mehr als solche figuriert, wird jetzt gern heruntergespielt, so knapp wie möglich behandelt, fast eskamotiert und selbstverständlich ganz anders akzentuiert.

Der Mediävist Eduard Hlawitschka, beispielsweise, widmet in einem «Studienbuch» Heinrich I. zwar knapp 11 Seiten, Heinrichs Ostoffensive aber nicht einmal eine halbe Seite (weniger noch als der «Erwerbung der Heiligen Lanze»). Überdies geht es dabei nur um: «Präventive Grenzsicherung», «Vorsorge», die «Ausbildung einer Reitertruppe», mit der man dann die «kleinen slawischen Nachbarstämme ... besiegt und tributpflichtig» macht. Doch dies mehr beiläufig, ja, eigentlich bloß, um das neue Reiteraufgebot «erprobt» gegen die Ungarn einsetzen zu können und die «slawischen Nachbarn» vor einer Unterstützung jener zu warnen.

In einem Sammelband bietet derselbe Gelehrte uns einen zehnseitigen Beitrag über König Heinrich I., über dessen «weltgeschichtliche Tat» aber sage und schreibe einen einzigen Satz, worin lediglich die Rede ist «von Grenzkämpfen mit den slawischen Nachbarn an der Elbe und Saale – Hevellern, Daleminziern, Wilzen, Abodriten und Redariern, dazu auch Böhmen –, um die neuen Reitertruppen zu erproben und zugleich die slawischen Nachbarn vor einer Unterstützung der Ungarn zu warnen».

Das von Heinrich geraubte bzw. blutig eroberte Gebiet, das Hauck mit unverkennbarer Bewunderung größer nennt «als das irgend eines deutschen Stammes», wird bei dem hundert Jahre später schreibenden Hlawitschka bloß zu einer Art Truppenübungsplatz, bequem benachbart, worauf man den doch höchst achtbaren Krieg gegen die Ungarn vorbereitet.[12]

Von den Kämpfen selbst sprechen die neueren Historiker im allgemeinen so wenig wie Hauck. Nein, Blut? Gewöhnlich kaum – es wäre einfach inadäquat, weniger sach- als «fach»-fremd,

unter jedem (Ordinarien-)Niveau. Das «Handbuch der Europäischen Geschichte» (1992) nennt «Zu den Kämpfen allgemein» eine einzige Publikation – und die aus dem Jahr 1938.[13]

Die Historiographie, zumal die «zünftige», verfährt eben auch nicht annähernd so «objektiv», wie deren meiste Vertreter noch immer vorgeben. «Die Bewertungen waren stets beeinflußt von den politischen Problemen der jeweiligen Gegenwart.» Dies Urteil Gerd Althoffs und Hagen Kellers in ihrer zweibändigen Studie «Heinrich I. und Otto der Große» (1994) ist zwar nur auf die den zwei ersten Ottonen geltende Geschichtsschreibung gemünzt, charakterisiert diese aber mehr oder weniger überhaupt. Die beiden Historiker würden das vielleicht bestreiten. Gleichviel, Heinrichs «weltgeschichtliche Tat» nötigt auch ihnen in ihrem ganzen Buch über diesen König bloß zwei Sätze ab. Und auch hier erscheinen seine (immerhin) «mit großer Grausamkeit geführten Feldzüge gegen die Slawen» – unter Berufung auf Widukind – wieder bloß «als Vorbereitung für die Ungarnabwehr, vor allem als Bewährungsprobe für die neue Reiterei».[14]

Dies ist ein Motiv – «möglicherweise», wie es in dem gerade genannten Handbuch heißt. Aber ein anderes Motiv ist: Heinrich brauchte neues Königsland, neue Ausbreitungsmöglichkeiten und neue Stämme, die er schröpfen konnte – «der Königsschatz füllte sich wieder» (Fried). «Folgende Länder», rühmt Thietmar (aus dem «ruhmvollen Lebenslauf» seines Helden «nur ganz wenig» erwähnend), «machte er sich tributpflichtig: Böhmen, Daleminzien, die Obodriten, Wilzen, Heveller und Redarier». Der Prälat schreibt zwar gleich darauf: «Die empörten sich freilich sofort wieder ...» Aber dann attackiert man sie eben auch gleich wieder, nimmt man, wie Bischof Thietmar gut christlich folgert, «hierfür Rache». Doch läßt sich, vor allem mit vielen deutschen Historikern, natürlich auch eine *«präventive und tributäre Grenzsicherung»* (Reindel) annehmen, kann man von «Grenzschutz» sprechen, von Heinrichs Bemühen, «einen militärisch gesicherten Schutzgürtel vor das Binnenland zu legen» (Fleckenstein).

Indes: Albert Hauck behält recht. Heinrich I. war im Osten offensiv. Je bedeckter er sich im Westen hielt, je vorsichtiger, ja

nachgiebiger er oft dort im allgemeinen taktierte, desto rücksichtsloser griff er im Osten an.

HEINRICHS «GRENZSICHERUNG» ODER «... KAM KEINER DAVON»

Mit diesem König bekam dort, wo selbst in Friedenszeiten der Sklavenhandel florierte, der Heidenkrieg – besonders mit Panzerreiterei, allmählich eine feststehende Erscheinung – jenen Terrorcharakter gegen einige westslawische und baltische Völker, den er Jahrhunderte hindurch behielt. Wobei sich mit der gewaltsamen Bekämpfung der Böhmen, Elbslawen, Dänen immer sofort die Mission verband. Nahm das deutsche Volk stetig zu, wurden die Elbslawen (die Abodriten, Wilzen, Redarier, Ukrer, Heveller, Sorben, Milzener, Daleminzier) mit ungewöhnlicher Härte fortwährend dezimiert, ihre Dörfer hundertweise zerstört, ihre Menschen ermordet, vertrieben, deportiert. «Fremdherrschaft ist das größte Elend», klagt Bischof Thietmar, denkt dabei aber, wie das einem christlichen Oberhirten zusteht, natürlich nur an die Unterdrückung des eigenen Volkes. («Thietmars Chronik verlangt, lieber Leser», so er selbst im Prolog I, «nach etwas Geneigtheit ...»)

Heinrich I. war schon 906 im Auftrag seines Vaters gegen den nordwestslawischen Stamm der Daleminzier gezogen. Derart bewies er «seine Befähigung zum Krieger» und kehrte «nach schweren Verwüstungen und Brandschatzungen erfolgreich» (Thietmar) zurück, was übrigens den ersten Ungarneinfall in Sachsen nach sich zog. Selbstverständlich hat Heinrich, wie jeder Sachse, die Wenden gehaßt und ihnen gegenüber keinerlei Unrecht gekannt: einer in Merseburg aus lauter Banditen, aus Dieben und Räubern rekrutierten und angesiedelten Truppe, der «Merseburger Legion» (die noch unter Otto «dem Großen» ins Feld zog, bis sie durch Boleslav I. von Böhmen vernichtet worden ist), erlaubte er gegen Wenden jedes Verbrechen. Und unentwegt ergänzte er

sein Gangsteraufgebot. Wann immer er nämlich sah, «daß ein Dieb oder Räuber ein tapferer Mann und tüchtig zum Kriege sei, erließ er ihm die gebührende Strafe und versetzte ihn in die Vorstadt von Merseburg, gab ihm Äcker und Waffen und befahl ihm, die Mitbürger zu verschonen, gegen die Barbaren aber, soviel sie sich getrauten, Raubzüge zu machen. Die aus solchen Leuten gesammelte Menge also stellte eine vollständige Heerschar zum Kriegszuge.» Und Merseburg, direkt an der Grenze zum Slawenland gelegen, war selbstverständlich eine gute Ausfallbasis. Sieben Jahre seiner 17jährigen Regierungszeit benutzte der König zum Kampf gegen die elbslawischen Völker, tief ungerechte, bloß Unterwerfung und Ausbeutung bezweckende Kriege – einer «jener großen Führer ..., wie das Schicksal sie unserem Volke nur einmal im Jahrtausend gibt» (Lüdtke).[15]

928, Heinrich stand bereits im 52. Lebensjahr – nach manchem Historiker nun ein vollausgereiftes «Genie» –, eröffnete er die deutsch-hevellischen Kämpfe, «viele Kämpfe», wie Widukind betont, die bis zum Beginn der vierziger Jahre dauern. Dabei nutzte der König einen mit den Ungarn geschlossenen Frieden und überfiel plötzlich im Winter, sehr ungewöhnlich seinerzeit, die Heveller, einen Teilstamm der Wilzen, jenseits der Elbe, an der mittleren Havel. (Von diesem Fluß, von seinem germanischen Namen Habula, ist der ursprüngliche Stammesname der Heveller, Habelli, abgeleitet; wie man denn auch annimmt, daß nach der slawischen Einwanderung im 6. Jahrhundert die germanische Restbevölkerung mit den Slawen sich vermischt und den Hevellerstamm gebildet hat; eine Wurzel der späteren Mark Brandenburg.)

Bei Heinrichs Anschlag auf die Heveller hatte ihn sein 16jähriger Sohn Otto begleitet – eine gute Schule für das Leben. Sonst konnte der Sprößling damals weder Lesen noch Schreiben, wie der gekrönte Vater zeitlebens, dessen immerhin mächtige Körpergestalt laut Widukind der herrscherlichen Würde erst die rechte Zierde verlieh! Auch trinkfest war der Fürst. Und ein großer Jäger, dessen Ende sich allerdings selbst auf der Jagd ankündigte (S. 409), auf der er manchmal «auf einem Ritt vierzig oder noch

mehr Stück Wild erlegte» (Widukind; vgl. S. 585 Anm. 13!); wenn es nicht Jägerlatein ist. (Auch Latein verstand Otto nicht.) Doch das Menschenschlachten. Virtuos praktizierten es Vater wie Sohn. Und Nachfahren wie Vorfahren. Die Christen insgesamt, zumal ihre Edelauslesen.

Nach vielen Gefechten nahm man bei strengem Frost den wassergeschützten Hauptstützpunkt der Heveller, die strategisch besonders günstig gelegene Burg Brennabor (Brandenburg) – sie sollte später noch zehnmal den Besitzer wechseln (und nach einer angeblich gut begründeten Mutmaßung bereits das Ziel Karls «des Großen» bei seinem Wilzenzug von 789 gewesen sein). 948 wird in der Vorburg die älteste Bischofskirche etabliert. Und das mittlere Havelgebiet um die Brandenburg bildete dann die durch Otto I. dem Markgrafen Gero (S. 450 ff.) unterstellte Nordmark.

Gleich nach Eroberung der Brandenburg bezwang der König, unter Verwüstung ihres Landes, die südwärts im Raum um Meißen und Dresden wohnenden Daleminzier, die schon Karl «der Große», die auch Heinrich selbst in jungen Tagen im Auftrag seines Vaters und noch einmal 922 bekämpft hatte und deren Hauptburg Gana (nach Jahna benannt, einem linken Nebenfluß der Elbe bei Riesa) er erst nach zwanzigtägiger Belagerung erstürmen konnte, worauf er sie dem Erdboden gleichmachte. Sämtliche Männer, vielleicht auch Frauen und Kinder, wurden erschlagen – nach Widukind alle Erwachsenen (puberes) niedergemacht, Knaben und Mädchen in die Sklaverei geschleppt. Zur Sicherung seiner Herrschaft errichtete der deutsche König dort auf einer Anhöhe 40 m über der Elbe die Burg Meißen (Misni), eine Festung von beträchtlicher strategischer Bedeutung. Und von kirchlicher, da hieran das spätere Bistum anknüpft. Die politische Rolle der Daleminzier war damit beendet.

Noch im selben Jahr, am 4. September 929, schlachtete ein sächsisches Heer, vor allem durch die Überlegenheit seiner Panzerreiter, die aufständischen Slawen bei Lenzen rechts der unteren Elbe, einer Sperrfeste in der Priegnitz. Quellen melden, sehr übertrieben, 120 000, ja 200 000 gefallene Wenden; zumeist waren es Fliehende und Gefangene, die man umbrachte, abstach oder in

einen See trieb und ertränkte. Jedenfalls: man «schlug sie so, daß nur wenige entkamen» (Bischof Thietmar). «Von dem Fußvolk kam keiner davon, von der Reiterei nur sehr wenige, und so endete die Schlacht mit dem Untergang aller Gegner» (Mönch Widukind). Nach ihm fechten bei Lenzen die Barbaren, wie die Slawen immer wieder heißen, schlicht gegen das «Volk Gottes», dessen Angesicht «Helle und Heiterkeit» umstrahlt – das gute Gewissen, das der Klerus in allen Kriegen zu seinen Gunsten seiner Soldateska attestiert. Am nächsten Tag fiel Lenzen – «durch Gottes Huld und Gnade ein herrlicher Sieg». Sämtliche Einwohner wurden versklavt, Frauen und Kinder nackt weggetrieben. Die Besatzung der Burg, der an dem einzigen, strategisch wichtigen Elbübergang zwischen Bardowieck und Magdeburg gelegenen Hauptburg der slawischen Linonen, wurde, trotz Zusicherung freien Abzugs, geköpft – «man kannte keine Schonung, nur Vernichtung oder Knechtschaft» (Waitz).

Eine «Großtat der Kriegsgeschichte», so ein Historiker der Nazizeit; geleistet durch den «Größten unter den Königen Europas» (regum maximus Europae), wie sich schon Mönch Widukind vernehmen ließ. Feierte doch auch Bischof Thietmar den Schlächter als einen, «der die Seinen klug zu behandeln wußte, Feinde aber schlau und mannhaft zu überwinden verstand». Ja, es waren die gloriosen Jahre 928 und 929, in denen «die gewaltige, wahrhaft heroische Gestalt», «die revolutionäre, schicksalgestaltende Größe Heinrichs I.», «der Schöpfer des Reiches, der große deutsche König und Mensch» «seine schöpferische Ostpolitik begann» und jenen Boden gewann, «den nun der deutsche Mensch gestalten, den das lebendige Blut unzähliger Geschlechter arthaft und heimatlich formen durfte» (Lüdtke). Aber auch Richard Wagner rühmte Heinrich I. im «Lohengrin»: «Ruhmreich und groß dein Name soll / von dieser Erde nie vergehn!»[16]

«... WEIL DER SOLDAT NACH VERWESUNG STINKT» – BISCHOF THIETMAR «AUF DER HÖHE DER BILDUNG SEINER ZEIT»

Stolz meldet der Chronist auch den Schlachtentod «zwei meiner Urgroßväter namens Liuthar» bei Lenzen, des Liuthar von Stade und Liuthar von Walbeck; «treffliche Ritter von hoher Abkunft, Zierde und Trost des Vaterlandes ...» Dieselben Phrasen – durch die Jahrtausende: vom alten Rom (hier präsent durch dessen «Nationalepos», Vergils Aeneis 10, 858 f.) bis zur entsprechenden Weltkriegspropaganda (man vgl. «Die Politik der Päpste im 20. Jahrhundert» I 236 ff.!, II 112 ff.) – semper idem. Das Entscheidende jedenfalls, das Geschichts-Notorische, -Normierende: die kolossale Verdummungs-, Unterjochungs-, die Kriminal- und Katastrophenhistorie, besonders auch das völkerverblödende Glorifizieren und Sanktifizieren all der unsäglichen Schlacht- und Abstechungsorgien, das wiederholt sich immer wieder – selten so drastisch und gut gegeißelt wie in Brechts «Ballade vom toten Soldaten»:

> «Und weil der Soldat nach Verwesung stinkt,
> drum hinkt ein Pfaffe voran,
> der über ihn ein Weihrauchfaß schwingt,
> daß er nicht stinken kann.»

Eben dies Weihrauchfaß schwingt auch Bischof Thietmar von Merseburg, indem er unmittelbar nach der Erinnerung an seine Urgroßväter, die «Zierde und Trost des Vaterlandes», mehrere Beispiele, «Beweise» auftischt, damit ja «kein Christgläubiger mehr an der künftigen Auferstehung der Toten zweifle ...» Denn das christliche Dauermassaker viribus unitis von Thron und Altar seit dem frühen 4. Jahrhundert (I 247 ff.) wird traditionell innig mit dem christlichen Glauben verwoben. Je mehr Blut fließt, desto nötiger der «liebe» Gott, besonders aber die Predigt von der Auferstehung – die Weiterlebenslüge.

So präsentiert Thietmar gleich «eine jüngst aus dieser Welt

Gegangene», die sich, wieder aufgerappelt, ganz normal mit einem Priester unterhält, was natürlich «zuverlässige Kunde» verbürgt. Etwas «ganz Ähnliches», fährt der Bischof fort, «sahen und hörten zu meiner Zeit in Magdeburg Wächter». Sahen und hörten sie doch in einer Kirche zwei wiederum Mausetote «richtig singen». Und auch die herbeigeholten «angesehensten Bürger» erlebten diesen wirklich wunderbaren Genuß, wofür es abermals «glaubhafte Zeugen» gibt. Wie denn auch in Deventer Tote in einer Kirche opferten und sangen und einen sie beguckenden Priester kurzerhand hinauswarfen, ja diesen in der nächsten Nacht mir nichts, dir nichts vor dem Altar «zu Staub und Asche» verbrannten, was sogar Thietmars kranke Base Brigida bezeugt (wohl die Tochter seines Onkels, des Markgrafen Liuthar von der sächsischen Nordmark), die überdies versichert: «Hinderte mich meine Schwäche nicht, lieber Sohn, so könnte ich Dir noch viel von alledem erzählen.»

Und Bischof Thietmar uns!

Geht es ihm – der selbst einmal «deutlich ein Totengespräch» belauschte, wie jetzt ein «Gefährte» von ihm erhärten könnte – doch nur darum, «allen Gläubigen», und zwar «deutlich», wie er wieder betont, «die Gewißheit der Auferstehung und zukünftiger Wiedervergeltung nach ihren Verdiensten» zu predigen; allen also glauben zu machen, daß man im Krieg stolz «Zierde und Trost des Vaterlandes» sein, daß man seelenruhig «fallen» könne, weil man ja wieder aufsteht, aufersteht, wie seine beiden Urgroßväter bei Lenzen ... Und noch dem «Ungläubigen» macht er dies gänzlich unbezweifelbar durch die Worte der Propheten: «Herr, deine Toten werden leben!» Oder: «Und die Toten in den Gräbern werden sich erheben, die Stimme des Gottessohnes hören und frohlocken ...» Ja, welcher Schwachkopf möchte da noch zweifeln!

Da alles so einfach, glaubhaft und vor allem so wahrhaftig ist, zumal für einen christlichen Bischof, füttert uns Thietmar in seinem Geschichtswerk förmlich mit Wunderbarem, mit Traumgesichten, Offenbarungen, Teufelserscheinungen, Visionen, mit Zeichen und Wundern, Heilungswundern, Strafwundern, mirakulösen Sonnenfinsternissen etc. etc. Ist dies doch das Werk eines

Mannes, wie uns die Forschung versichert, der «aus einer der besten Schulen hervorgegangen», «der auf der Höhe der Bildung seiner Zeit stand», der «weitreichende Kenntnisse» hatte (Trillmich) – Ergo kann der vom Schlag getroffene Magdeburger Dekan Hepo zwar »kaum noch flüstern», aber noch «sehr schön mit den Brüdern die Psalmen singen». Ergo erneuert sich irgendwo ausgegangener Wein von ganz allein, so daß nicht nur die Nonnen eines Klosters «lange Zeit» davon trinken, «sondern auch viele andere Umwohner und Gäste zum Lobe des Herrn». Und irgendwo stinkt ein heiliger Leichnam nicht, sondern duftet einfach so kräftig wie lieblich «nach dem Zeugnis höchst glaubwürdiger Männer noch in mehr als drei Meilen Entfernung».

Selbstverständlich dürfen wir all das und derlei schockweise mehr, so belehren uns Historiker wie Theologen, nicht von heute, sondern nur von einer Zeit aus beurteilen, die anders glaubte, anders dachte. Das klingt weise. Doch beiseite, daß noch heute Millionen so glauben und denken – warum dachte und glaubte man denn diesen ganzen unsterblichen Stuß über Epochen hin so verbissen? Weil Tausende und Abertausende verpfaffter Tölpel und Betrüger ihn eingetrichtert, weil sie die klassischen Ideale der griechischen Antike durch Jahrhunderte ruiniert, «die Weisheit dieser Welt zur Torheit» gemacht (1. Kor. 1,20), weil sie das Abend- wie Morgenland in diesen ganzen finster fatalen Sumpf von Unwissenheit und Aberglauben, von Reliquien-, Wunder-, Wallfahrtsschwindel gestürzt, die Völker geistig geradezu darin begraben haben (vgl. bes. III 3. u. 4. Kapitel!); weil sie die Allgemeinbildung aus den Schulen verbannt, die gesamte Erziehung der Christianisierung untergeordnet, aufgeopfert, weil sie ihren theologischen Geisterwahn zum Unterricht schlechthin gemacht haben, so daß noch Thomas von Aquin das Streben nach Erkenntnis «Sünde» nennen konnte, wenn es nicht «die Erkenntnis Gottes» bezweckt (vgl. auch I 26 ff.).

So ließ sich noch jeder Wahnsinn, auch der monströseste, mühelos verbreiten und verinnerlichen, je toller, desto schöner! Nicht nur der große Haufen: illiterati et idiotae. «Ein verzücktes Volk», höhnt Voltaire, «das hinter ein paar Schwindlern herläuft,

genügt; mit der Ansteckung mehren sich die Wunder – und nun ist die ganze Welt verrückt.»

Bis tief in die Neuzeit vegetieren die christlichen Massen im Zustand völligen Analphabetentums. Ja, warum denn! Doch auch die Aristokratie, die Mehrheit der Fürsten: bis in die Stauferzeit nicht schreibkundig. Nur eines hatte dieser Christenadel besser als alles gelernt, nicht die Nächsten-, nicht die Feindesliebe, nicht die Frohe Botschaft, nein: schlachten, schlachten, schlachten![17]

931 zieht Heinrich gegen die Obodriten. 932 wird das 10 000 Einwohner zählende Liubusua, Zentrum des Slavenstammes der Lusici (nach neuesten Forschungen im Kreis Luckau gelegen), erobert und niedergebrannt, achtzig Jahre später die durch eine deutsche Besatzung gesicherte Burg von Boleslaw Chrobry, dem Polenfürsten, genommen. (Es geschah im zweiten der drei Kriege, die Kaiser Heinrich der Heilige, mit Heiden im Bunde, gegen den Polen führte, den man seinerseits immerhin als Ideal des christlichen Herrschers feierte, als rex Christianissimus und athleta Christi; Rühmungen, deren sich Boleslaw u. v. a. auch dadurch würdig erwies, daß er am 20. August 1012 bei der Einnahme von Liubusua ein «jammervolles Blutbad» veranstaltete [Bischof Thietmar] und die Burg abermals niederbrannte.) Heinrich I. machte seinerzeit die Lausitz tributpflichtig, ebenfalls, durch einen Feldzug 934, die Uckermark. «Kein Wunder, daß solche Taten auch die Kirche begeisterten», schwärmt man noch im 20. Jahrhundert. «Mitgerissen von dem Strom des Lebens, der mit Heinrich aufquillt, kommt auch das kirchliche Leben in Fluß ...» (Schöffel).[18]

Das gilt sogar noch für den Norden. Im selben Jahr nämlich, 934, besiegt Heinrich in einem blutigen Krieg gegen die als fast unüberwindbar geltenden, in ganz Westeuropa gefürchteten Dänen deren Unterkönig Gnuba, den Beherrscher von Haithabu, macht ihn zinspflichtig und zu seinem Vasallen. Nicht zuletzt aber schuf der König dadurch auch im Norden eine neue Basis für die Ausbreitung des Gottesreiches auf Erden. Brachte er so doch die Heiden «von ihrem alten Irrglauben ab und lehrte sie das Joch Christi tragen» (Thietmar). Denn getreu der alten Strategie: erst

das Schwert, dann die Mission, begann gleich nach dieser Niederlage Erzbischof Unno von Hamburg-Bremen in Dänemark und Birka die Bekehrungsarbeit. Bald danach fiel Gnuba im Kampf gegen den nordjütischen König Gorm, unter dessen Sohn König Harald Blauzahn die Dänen Christen werden.[19]

Im Osten freilich hatte man jetzt die wildesten Teufel vor sich und noch längst nicht im «Joch Christi».

«... JAHRELANGE ERZIEHUNGSARBEIT»

Die Ungarn, «fürchterlich an Tracht und Körperbau», wie Mönch Widukind, «das sehr wilde und alle Raubtiere an Grausamkeit übertreffende Volk», wie Abt Regino von Prüm seinerzeit schreibt, Männer mit «greulichem Grunzen», mit «hundeartigem Geheul», so Ekkehard IV. von St. Gallen, kurz, die «Kinder des Teufels» (filii Belial, Annales Palidenses), waren erstmals 894 über die Donau in die Pannonische Mark, anno 900 erstmals in Bayern eingefallen. Seitdem verwüsteten sie häufig süddeutsche Gegenden, und die Kirche hatte große – vordem freilich selbst geraubte – Gebiete verloren. Die Bistumsgrenzen von Passau und Salzburg waren schon zu Beginn des 10. Jahrhunderts bis an die Enns und den Alpenabhang zurückgeschoben – wie blutig auch immer sogar die Seelenhirten sich wehrten: nach der Schlacht bei Preßburg am 4. Juli 907 lagen mit dem ganzen bayerischen Heer auch die Bischöfe von Salzburg, Freising und Seben tot auf dem Schlachtfeld.

Nach Sachsen und damit in den Norden stießen die Eindringlinge erstmals 906 vor, als der junge Heinrich auf Befehl seines Vaters den Kriegszug gegen die Daleminzier geführt und diese schwer gebrandschatzt hatte. Von ihnen zu Hilfe gerufen, verheerten die Ungarn darauf fürchterlich das Land. Sie töteten viele Sachsen, schleppten andere gefangen mit sich und kamen während Heinrichs Regierung 919, 924 wieder, 926 erneut, jetzt auch jenseits des Rheins; überfluteten ihre Reiterhorden doch nun

ganz Westeuropa – «... et vastaverunt omnia», eine typische Wendung der Jahrbücher.

Als der König im Schutz seiner Pfalz Werla das weitere abwartete, fiel ihm zufällig ein Ungarnführer in die Hand. Heinrich nahm die Gelegenheit zum Abschluß eines neunjährigen Waffenstillstands wahr (unter Zusicherung jährlicher Tributzahlung) und benutzte die Schonfrist zur Schaffung eines Verteidigungsgürtels, zur Errichtung neuer Burgen sowie zur Erneuerung alter, vor allem an der Slawengrenze, wobei das dort wohnende Volk Tag und Nacht mitbauen, auch für Verproviantierung im Ernstfall sorgen mußte. Die Burgen hatten sich offenbar seit karolingischer Zeit gemehrt, und in ottonischer ruhte auf ihnen das gesamte politische Leben, «mit gewissen Einschränkungen auch das kirchliche» (Schlesinger). Heinrich erbaute «Burgen zum Heile des Landes und Kirchen für den Herrn zum Heile seiner Seele», notiert Bischof Thietmar, dabei schön das reale Christentum auf dessen (im doppelten Wortsinn) praktische Grundwerte reduzierend: Kirche und Krieg.

Weiter wurde eine Fülle von Klöstern und Stiftern massiv befestigt, Hersfeld etwa, Corvey, St. Gallen, selbstverständlich auch so manche Pfalz, Werla oder Merseburg, und nicht zuletzt das sächsische Reiterheer modernisiert, gepanzert und östlich der Elbe, der Saale in steten Slawengemetzeln für den Ungarnkrieg «geschult»; die Forschung spricht hier auch von einer «Bewährungsprobe» (Beumann). Nach sechs Jahren fühlte sich der König durch die «jahrelange Erziehungsarbeit, die Wehrhaftmachung seines Volkes» (Lüdtke) stark genug, den Waffenstillstand zu brechen, wobei ihm die Kirche eifrig beisprang. Schließlich hatte auch sie den Ungarntribut mit bezahlen müssen; vielleicht der Grund, warum sie bei seiner Aufkündigung 932 in Erfurt auf der ersten zur Zeit Heinrichs I. bezeugten Reichsynode sofort eine Kopfsteuer zugunsten ihrer selbst einzuführen beschloß.

In Verbindung mit dieser Reichsynode im Juni unter dem Vorsitz des Erzbischofs Hildebert von Mainz und in Anwesenheit des Königs sowie zahlreicher deutscher Bischöfe verfügte die gleichzeitige Volks- und Heeresversammlung auch den Ungarnkrieg.

Denn nun glaubte man, wie gesagt, sich gerüstet genug, um den Kampf aufzunehmen. So sprach der König zum «Volk»: «Von welchen Gefahren euer Reich, das früher gänzlich in Verwirrung war, jetzt befreit ist, das wißt ihr selbst nur zu gut, die ihr durch innere Fehden und auswärtige Kämpfe so oft schwer zu leiden hattet. Doch nun seht ihr es durch die Gnade des Höchsten, durch unsere Bemühung, durch euere Tapferkeit befriedet und geeinigt, die Barbaren besiegt und unterworfen. Was wir jetzt noch tun müssen, ist uns gegen unsere gemeinsamen Feinde, die Awaren, vereint zu erheben.»

Ein Feind bleibt immer, durch die Jahrtausende. Wohin auch käme man ohne ihn! Ja, alles verarmt, schien es, heruntergekommen, pleite. Nur nicht, versteht sich, Mutter Kirche. Ihr Reichtum war offenbar noch so ungeschmälert wie der der räuberischen Ungarn. «Bisher habe ich, um ihre Schatzkammern zu füllen, euch, euere Söhne und Töchter ausgeplündert, nunmehr müßte ich die Kirche und Kirchendiener plündern, da uns kein Geld mehr, nur das nackte Leben geblieben ist. Geht daher mit euch zu Rate und entscheidet euch, was wir in dieser Angelegenheit tun sollen. Soll ich den Schatz, der dem Dienst Gottes geweiht ist, nehmen und als Lösegeld für uns den Feinden Gottes geben? Oder soll ich nicht eher mit dem Gelde die Würde des Gottesdienstes erhöhen, damit uns vielmehr Gott erlöst, der wahrhaft sowohl unser Schöpfer als Erlöser ist?»[20]

Rhetorische Fragen. Selbstverständlich wollten sie den Kirchenschatz erhalten, wollten alle «durchaus von dem lebendigen und wahren Gott erlöst werden, weil er treu sei und gerecht in allen seinen Wegen und heilig in allen seinen Werken». Und so streckten sie denn, erlösungshungrig, «die Rechte zum Himmel» und schwuren dem König Beistand.

«Bewährungsprobe»

Nun hat durch das ganze mittelalterliche Jahrtausend wohl niemand Tribute regelmäßiger erpreßt als Franken und Deutsche! Aber selbst entrichtete man sie natürlich höchst ungern. Und so schickte man 932 die den Jahressold fordernden Gesandten aus dem Osten mit leeren Händen nach Hause – und hatte schon im nächsten Jahr die Ungarn da. In Thüringen teilten sich ihre Haufen. Das westwärts gegen Sachsen stürmende Korps nahmen zunächst sächsische und thüringische Truppen in Empfang – «die Führer der Ungarn fallen», jubelt Widukind, «ihr Heer wird zersprengt, durch das Land hin verfolgt, ein Teil wird durch Hunger und Kälte aufgerieben, andere sterben niedergehauen oder gefangen, wie sie es verdienten, allesamt eines jämmerlichen Todes».[21]

Eine wahrhaft christliche Sicht der Sache. Man sprach auch von einem Gottesgericht. Und ein zweites folgte sogleich am 15. März 933 durch das Reichsheer, durch ein Aufgebot aller Stämme unter Heinrich bei Riade (wahrscheinlich Kalbsrieth am Zusammenfluß von Helme und Unstrut). Bischof Liutprand von Cremona preist dabei «den löblichen und nachahmenswerten Brauch» der Sachsen, «daß kein waffenfähiger Mann, der über dreizehn Jahre zählt, dem Heerbann sich entziehen darf». Man rückte also mit Kindern in die Schlacht und drohte Kriegsdienstverweigerern die Todesstrafe an.

«Noch durch Krankheit geschwächt», berichtet der Bischof weiter, besteigt der König, «so gut er kann, sein Roß, schart seine Krieger um sich, begeistert sie durch Worte zur Kampfeswut...» Wobei er, «von göttlichem Anhauch beseelt», hinzufügt: «Das Beispiel der Könige der Vorzeit und die Schriften der heiligen Väter (!) lehren uns, was wir zu tun haben.» Nun sprengen die Kinder Gottes unter dem Feldzeichen des Erzengels Michael – in der Bibel (Apk. 12,7 ff.) Anführer der Engel im endzeitlichen Kampf – mit einem markigen und selbstverständlich gottgefälligen, überdies wunderkräftigen «Kyrie eleison!» dem höllischen «Hui! Hui!» der «Kinder des Teufels» entgegen, der König selbst «bald vorn, bald in der Mitte, bald in den letzten Reihen» (Wi-

dukind), und schlagen die Reichsfeinde, als Heiden ja zugleich Feinde der Kirche, ganz famos aufs Haupt «durch die Gnade der göttlichen Barmherzigkeit» (Liutprand). Nach Flodoard, dem sicher mächtig (doch noch nicht am mächtigsten) übertreibenden Kanonikus der Reimser Kathedrale, 36 000 Tote, ungerechnet die angeblich zahllosen im Fluß Ertrunkenen.

Immerhin: danach kommen die Ungarn zu Lebzeiten Heinrichs nicht wieder – eine schöne «Bewährungsprobe», ein Zeugnis der «geschichtlichen Lebensfähigkeit» des deutschen Reiches (Fleckenstein). Der erste Ungarnsieg eines deutschen Königs, der danach von seinen Streitern als «Vater des Vaterlandes, Herr der Welt und Imperator» gefeiert wird, auch in der Merseburger Pfalz seinen Triumph im Bild «verewigen» läßt, doch «auf alle Weise der Ehre Gottes, wie es sich gehörte», Dank abstattet, das heißt der Kirche und angeblich sogar den Armen den zuvor dem Feind entrichteten Tribut spendiert.[22]

Ab Mitte des 10. Jahrhunderts erfolgt die Zurückwerfung der Ungarn; wobei man nach dem Sieg 944 auf der Welser Haide unter Herzog Berthold zur Offensive übergeht, sie 948 schlägt, 949 in Ungarn einfällt, u. a. begleitet von dem Bischof Michael von Regensburg (der, selber verwundet, noch einen schwer angeschlagenen Ungarn absticht), bis man 955 vor Augsburg triumphiert.[23]

Etwa gleichzeitig mit seinen Attacken gegen die Elbslawen unternahm Heinrich I. einen Zug nach Böhmen, dessen Stämme erst seit dem 9. Jahrhundert die Aufmerksamkeit der fränkischen Annalisten finden.

Der hl. Wenzel, die hl. Ludmila und zwei fromme christliche Verwandtenmörder

Böhmen hatte Karl «der Große» sofort nach seinen Siegen über Sachsen und Awaren bekriegt, bemerkenswerter Weise gleich nach dem Besuch Papst Leos bei ihm 804. Schon 805 und 806 ließ

er es jeweils mit drei Heeren angreifen (IV 493 ff.), und seitdem wurde es auch christianisiert, vor allem durch Missionare aus Regensburg. So konnte man dort 845 auch 14 böhmische Große (duces) mit ihrem Gefolge (cum hominibus) taufen.[24]

Nach dem Zusammenbruch Großmährens war Böhmen unter den westslawischen Völkern die bedeutendste Macht. Die Tschechen, um Prag sitzend, eine der ältesten «Hauptstädte» Europas, hatten das ganze Land vermutlich schon bis zum ausgehenden 9. Jahrhundert geeint. Damals waren Herzog Bořivoj I. (gest. um 894) und, an unbekanntem Ort, auch seine Frau Ludmila, Tochter eines Sorbenfürsten, «bekehrt» worden, der Herzog, der Überlieferung nach, am Hof Svatopluks von Mähren durch den Erzbischof Method, wenn das Datum der Taufe auch nicht feststeht.

Mit ihnen jedenfalls beginnt eine neue, und zwar christliche Fürstenreihe, das tschechische Geschlecht der Přemysl (Primizl), das Böhmen bis 1306 regiert. Auch die Söhne dieses Fürstenpaares, Spytihněv (889–915) und Vratislav I. (915–921) – Breslau trägt seinen Namen –, sind Christen. Ebenso des letzteren Söhne, die Přemysliden-Herzöge Wenzel (Václav) I. (921–935) und sein Bruder Boleslav I. (929–967 oder 973), nach mehreren Quellen der Jüngere, nach einer Quelle der Ältere. Beide kamen nach dem frühen Tod ihres Vaters, des Herzogs Vratislav, als noch Unmündige unter die Vormundschaft ihrer Mutter Drahomir, Tochter eines Hevellerfürsten, die gleichfalls Christin war und die Regierungsgewalt hatte. Und beide Söhne erzog sogar eine Heilige, ihre Großmutter, die hl. Ludmila (860–921).

Spätere christliche «Legenden» freilich machten aus Drahomir und Boleslav Heiden, weil jene ihre Schwiegermutter, die hl. Ludmila, dieser seinen Bruder, den hl. Wenzel, ermordet hat bzw. ermorden ließ. Und noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts läßt sich katholische Geschichtsschreibung von Legenden bestimmen, gibt Wetzer/Weltes kirchliches Standardwerk Drahomir als «Heidin» aus, die seit Ludmilas Ermordung «mit ihrem heidnischen Anhang nach Herzenslust» schaltete.

Im 20. Jahrhundert aber ist auch im katholischen «Lexikon für Theologie und Kirche» Drahomir «nicht heidnisch», vielmehr

«getauft». Und ebenso ist Boleslav *«durchaus Christ»*, und zwar «sicherlich von Jugend auf» (Naegle). Haben doch nun auch nach dem «Handbuch der Kirchengeschichte» Boleslav I. wie sein Sohn Boleslav II. (gest. 999) «am Christentum durchaus festgehalten, ja sogar zu seiner Festigung beigetragen».

Noch am Tag des Brudermords demonstriert der Mörder nach einer altslawischen Überlieferung sein Bekenntnis, indem er dem Priester Paul befiehlt, über Wenzels Leiche zu beten. Und auch Drahomir, die am 15. September 921 durch ihre Gefolgsleute Tunna und Gommon die hl. Ludmila töten und die Täter reich belohnen läßt, erbaut über Ludmilas Grab eine S. Michaeliskirche (während das Mörderduo auf ihren Befehl schließlich verfolgt und Gommon umgebracht wird, Tunna entkommt). Doch hat, Jahrhunderte später, nicht in Würzburg ein Bischof Hexen verbrannt, nicht wenige, und Messen gestiftet für ihre Seelen?! Kein Wahnsinn ist ausgeschlossen in dieser Religion, die Wahnsinn ebenso als Vernunft wie Vernunft als Wahnsinn ausgeben kann, als Werk des Teufels.[25]

Boleslav ließ auch die Gebeine seines Opfers aus Stara Boleslav (Altbunzlau), seiner Residenz, in die Prager St. Veitskirche bringen. Die Überführung geschah mit seiner Zustimmung, vielleicht gar auf seinen Befehl. Und er ließ diese Kirche auch durch den Regensburger Bischof Michael unter besonderer Teilnahme von Volk, Adel und Klerus konsekrieren. Ferner sorgte der Mörder Wenzels dafür, daß sein zweiter Sohn Strachkvas, später «Christian» genannt, im Kloster St. Emmeram in Regensburg, zu dem er enge Beziehungen unterhielt, als Benediktiner heranwuchs. Boleslavs Tochter Milada wurde die erste Äbtissin des Prager Nonnenklosters St. Georg, seine Tochter Dubrawka (Dobrawa) 965 die Frau des polnischen Herzogs Mieszko I. aus dem Hause der Piasten; nach polnischen Quellen unter der Auflage, daß er zum Christentum übertrete, was im folgenden Jahr auch geschah und Polen christlich machte (S. 463).[26]

Natürlich haben heidnische Restgruppen beim Machtkampf in Böhmen eine Rolle gespielt, ebenso aber innerdeutsche, genauer sächsisch-bayerische Auseinandersetzungen. Suchte Heinrich I.

doch zweifellos in Böhmen Einfluß zu nehmen, wobei er, wie vermutet wurde, Wenzel als Gegenspieler gegen den vom Bayernherzog Arnulf unterstützten Boleslav gewann. Als sich die beiden Deutschen freilich im Sommer 921 überraschend arrangierten, sah Drahomir darin kaum zu Unrecht eine Bedrohung Böhmens, zumal die hl. Ludmila, offenbar von dem in Prag wirkenden Regensburger Archipresbyter Paul bestimmt, zu Arnulf hielt. Deshalb ließ Drahomir 921 ihre Schwiegermutter auf der Burg Tetin erdrosseln und verwies die bayerischen Priester des Landes. Herzog Arnulf marschierte darauf im nächsten Jahr in Böhmen ein und unterwarf Drahomir.

Heinrich fand erst gegen Ende des Jahrzehnts, nach Niederringung der nördlichen Slawen, der Heveller und Daleminzier, wieder Zeit, sich um Böhmen zu kümmern. Gerade im Kampf gegen die Elbslawen von Meißen bis ins Gebiet der Daleminzier an der böhmischen Grenze vorgedrungen, zog er über das Erzgebirge noch nach Prag weiter, während bezeichnenderweise der Bayernherzog gleichzeitig von Westen her vorstieß. Es war ein gemeinsamer Krieg gegen Böhmen, der sicher der Tributerzwingung, der seit Karl I. obligatorischen Zinszahlung, und im übrigen doch wohl eher der Unterwerfung des Boleslav, vielleicht der Erstickung eines Komplotts christlicher Tschechen mit paganen Restverbänden, als dem Wenzel galt, der im selben Jahr noch seinem Bruder zum Opfer fiel.[27]

Über Václav I., den hl. Wenzel, wie ihn dann die katholische Geschichtsschreibung nennt, ist ein Schwall von Legenden im Umlauf, die als historische Quellen meist nicht in Betracht kommen. Vergessen kann man auch vieles, was noch später Theologen und Historiker kolportieren, was zum Beispiel eine katholische Kirchengeschichte – mit Imprimatur und (ent)sprechendem Stil – noch im 20. Jahrhundert verbreitet: «Dieser Fürst pflegte selbst die Hostien zu backen und den Wein zu keltern zum Gebrauche beim hl. Meßopfer, um seine Hochachtung gegen dieses hochheilige Geheimnis dadurch zu bekunden» (Aerssen). Und das elfbändige Kirchenlexikon der katholischen Altmeister Wetzer/Welte weiß sogar, daß der hl. Herzog den für die Hostien-

bäckerei benötigten Weizen nachts auf einem Acker zur Erntezeit (wo und wann sonst) eigenhändig mähte und «auf seinen Schultern nach Hause trug»; räumt aber auch ein, er habe, wiewohl im Trinken «äußerst mäßig», manchmal doch «mehr als gewöhnlich getrunken ...», um von anderem zu schweigen.

Daß Wenzel das Christentum nach Kräften gefördert, darf man umso eher glauben, als er seine Tschechen ganz offensichtlich mit christlicher Hilfe, das heißt der seiner westlichen Nachbarn, zu beherrschen suchte. Von deutschen Priestern ausgebildet, war er bemüht, die böhmische Kirche nach dem Muster der deutschen und im engsten Anschluß an die bayerische einzurichten, hatte er sich offenbar doch selbst dem Regensburger Diözesanheiligen Emmeram geweiht und pflegte dessen Fest zu feiern. Böhmen war unter Wenzel kirchlich vom Regensburger Bistum völlig abhängig, war der Diözese des Bischofs Tuto einverleibt. An ihn wandte sich Wenzel auch, als er auf der Prager Burg, wo seine Vorgänger Spytihněv und Vratislav bereits eine Marien- und Georgskirche errichtet hatten, noch einen neuen und prächtigeren Christentempel zu bauen beschloß.

Der Nationalheilige der Tschechen wollte aber nicht nur deren engen Anschluß an die bayerische Kirche, sondern ebenso sehr die *«dauernde politische Anlehnung an und Unterwerfung unter das Deutsche Reich»*, weil dies «allein ihm die Durchführung seines Regierungsprogramms ermöglichte» (Naegle). Gerade damit freilich war man weithin unzufrieden in Böhmen, wo eine mächtige und anscheinend noch wachsende Adelsopposition, offensichtlich von Wenzels thronsüchtigem Bruder Boleslav angeführt, nichts weniger als eine bayerisch-deutsche Orientierung wünschte, eine Unterordnung unter den gefährlichen und gefürchteten großen Nachbarn und dessen Kirche, die man vielfach grundsätzlich verabscheut hat. War doch Arnulf von Bayern schon einmal 922 mit seinem Heerbann in Böhmen einmarschiert, um den damals etwa 15jährigen Wenzel, der seinen Gegnern geradezu als «geisteskranker Herrscher» erschien, vor dieser nationaltschechischen Partei zu schützen, die ihn nun liquidierte. Denn, so das «Martyrologium Germaniens» (auch

sprachlich erhebend): «Um seiner christlichen und deutschen Gesinnung fiel er seinem Bruder und seinen Meuchlern zum Opfer.»[28]

Wenzel, vor dem heimtückischen Anschlag Boleslavs in dessen Residenz Stara Boleslav angeblich gewarnt, schlug dies in den Wind und setzte «all sein Vertrauen auf Gott». Der aber verließ ihn am 28. September 929. Darauf eilte der Brudermörder sofort nach Prag, bemächtigte sich des Thrones und ließ viele Anhänger Wenzels, zumal die diesem besonders ergebenen christlichen Priester, töten oder außer Landes jagen, falls sie sich nicht schon in Sicherheit gebracht. Zwar wollte Boleslav, ja selber Christ, nicht das Christentum in Böhmen beseitigen, doch sicher die von Wenzel gestützte deutsche Oberherrschaft. Er blieb, schreibt Bischof Thietmar, «voller Übermut lange Zeit aufsässig; schließlich warf ihn der König aber mannhaft nieder ...»[29]

Schon bald nach seiner Ermordung wird Wenzel als Märtyrer verehrt, die offizielle Kanonisation indes erst im 17./18. Jahrhundert betrieben. Immer mehr wächst der Ruf von seiner Heiligkeit und den Wundern kraft seiner «Fürsprache». Auch jenseits der Grenze verbreitet sich der Kult; weithin gibt es Wenzel-Reliquien in deutschen Landen. Die Hauptstücke aber befinden sich bis ins 20. Jahrhundert in Prag, das früh ganze Pilgerscharen heimsuchen, falls die alten Legenden wenigstens darin glaubhaft sind. Wenzel wurde jedenfalls einer der häufigsten Vornamen der Tschechen.

Der hl. Kollaborateur und Märtyrer wird antideutscher Kriegsheld, Heinrich I. «Gründer und Retter des Deutschen Reiches»

Mittelalterlichen Chronisten gilt der «Märtyrer» Wenzel als großer Kriegsheld. Einen seit dem 13. Jahrhundert bekannten St. Wenzel-Choral schmetterte man nicht nur bei der Krönung böh-

mischer Könige, er war auch «Schlachtgesang der hussitischen Heere» (Lexikon für Theologie und Kirche). Und seit der hussitischen Umwälzung diente er zur antideutschen Propaganda. In einem rein religiösen Wenzellied sang man statt des Verses «Tröste die Betrübten, vertreibe alles Übel»: «Treibe die Deutschen, die Ausländer, aus». Ja, in einem Gesangbuch des späteren 15. Jahrhunderts prangten auf der Fahne des hl. Wenzel die Worte: «Auf die Deutschen, auf die Gottesverräter!» Mal mit den Deutschen, mal gegen sie, ganz nach Bedarf – die (Über-)Lebenskunst dieser Religion.[30]

Zurück zu Heinrich I.

Auf der Jagd bei der Pfalz Bodfeld (nahe Quedlinburg) erlitt der König einen Schlaganfall. Schwerkrank nahm er noch an der letzten, von ihm einberufenen Reichsversammlung in Erfurt 936 teil. Dann traf ihn in der Pfalz Memleben an der Unstrut ein zweiter Schlaganfall, an dessen Folgen er am Morgen des 2. Juli 936, ungefähr sechzigjährig, starb – «der großmächtige Herr und größte unter den Königen Europas, an jeglicher Tugend der Seele wie des Körpers keinem nachstehend, und hinterließ einen Sohn, noch größer als er selbst, und diesem Sohn ein großes, weites Reich, welches er nicht von seinen Vätern ererbt, sondern durch eigene Kraft errungen und Gott allein ihm gegeben hatte».[31]

Heinrich I. wurde in Quedlinburg in der Kirche des hl. Petrus beigesetzt, vor dem Altar, und angeblich «unter dem Jammer und den Tränen vieler Völker» (Widukind). Noch spät haben ihn Hans Sachs besungen, Klopstock («Der Feind ist da. Die Schlacht beginnt. Wohlauf, zum Sieg herbei!») und Richard Wagner. Und, natürlich wissenschaftlich fundiert, Historiker haufenweise. Genau nach tausend Jahren, «am 20. Ostermond 1936», bekennt Franz Lüdtke: «Während mein Buch schon gedruckt wird und ich als letztes dieses Vorwort schreibe, kommt mir ein Aufsatz der Zeitschrift ‹Neues Volk, Blätter des Rassenpolitischen Amtes der NSDAP› vom 1. April (!) 1936 zu Gesicht: ‹Heinrich I., Gründer und Retter des Deutschen Reiches›; in ihm wird in markanten Linien die ragende Gestalt des Königs als deutsche Führerpersön-

lichkeit gezeichnet und ihm ‹jener Ehrenplatz zugewiesen, der ihm nach unserer heutigen Auffassung von den Lebensnotwendigkeiten des deutschen Volkes und nach den rassischen Erkenntnissen unserer Tage gebührt›.»[32]

10. KAPITEL

OTTO I., «DER GROSSE» (936–973)

«... abgesehen vom Schrecken der königlichen Strafgewalt stets liebenswürdig.» Mönch Widukind von Corvey[1]

«Kaum wird ein Hirte wie er je wieder des Königtums walten! Neue Bistumssitze vermochte er sechs zu errichten. Kraftvoll gewann er den Sieg über Berengars schändlichen Hochmut. Auch der empörten Lombarden Nacken zwang er zu Boden ... Fernste Gestade entrichteten willig ihm ihre Tribute. Immer ein Friedensfürst ...» Bischof Thietmar von Merseburg[2]

«In der Gesinnung des christlichen Imperialismus hat Otto der Große seine Ostkriege geführt. Politik und Religion griffen so ineinander über, daß sie eine ‹unlösliche Einheit› bildeten.» Bünding-Naujoks[3]

«Papst Johannes XIII. hat ihn 967 wegen seiner Leistungen für die römische Kirche in eine Reihe mit Konstantin dem Großen und Karl dem Großen gestellt.» Helmut Beumann[4]

«... von der Gesamtleistung her, die aus klar gesehenen Konzeptionen sowie wohldurchdachten und dann auch konsequent durchgeführten Situationslösungen resultierte, ist er ohne jeden Zweifel unter die Großen der Weltgeschichte einzureihen. Weiterführung und Ausgestaltung der beharrlichen Aufbauarbeit Heinrichs I. ist dabei nur das eine Signum seines Wirkens, das andere und wichtigere ist das aus seiner eigenen neuen Staatsidee sich entfaltende zielsichere Vordringen zu einer europäischen Hegemonie.» «Und er ist der einzige unserer mittelalterlichen deutschen Herrscher, dem die Geschichte den Beinamen ‹der Große› auf Dauer bewahrt hat. Er hat sein Reich zur Hegemoniemacht in Europa erhöht.» Eduard Hlawitschka[5]

Zuerst das Schwert ...

Heinrich I., «der Vater seines Landes – größter und bester der Könige» (Widukind), hinterließ aus seiner zweiten Ehe mit Mathilde (S. 381) drei Söhne: Otto, Heinrich und Brun. Noch im Frühjahr hatte er auf der Reichsversammlung in Erfurt den Ältesten, den am 23. November 912 geborenen 24jährigen Otto offiziell zum Nachfolger designiert. Der ältere Thankmar, aus erster – ungültig erklärter – Ehe, war dabei ebenso übergangen worden wie der Zweitgeborene aus zweiter Ehe, Heinrich, Lieblingssohn der Königin Mathilde, den sie anscheinend lieber auf dem Thron gesehen hätte. So wurde – in einer für die deutsche Königskrönung traditionsstiftenden Zeremonie – Otto I. aus dem Sachsengeschlecht der Liudolfinger, der künftige erste deutsche Kaiser, am 7. August 936 in Lotharingien (das Ottos Vater dem Burgunderkönig Rudolf abgenommen) in der karolingischen Pfalz Aachen gesalbt und gekrönt. Danach endete der Tag mit dem rituellen «Krönungsmahl», einer gewaltigen Freß- und Sauforgie («wesentlicher Bestandteil aller Feierlichkeiten, bei denen der König zugegen war»: Bullough).

Zunächst aber hatten sich die drei rheinischen Erzbischöfe von Trier, Köln und Mainz wegen des Vorrangs beim Weihevollzug gestritten. Ruotbert von Trier, bald Erzkanzler/Erzkapellan, ehe er 956 an der Pest starb, insistierte auf dem höheren Alter seines Bischofssitzes sowie dessen Gründung «gleichsam durch den heiligen Petrus» (tamquam a beato Petro apostolo). Doch auch Wilfried von Köln wollte den Krönungsakt vornehmen. Zuletzt einigte man sich auf Hildebert von Mainz unter Assistenz des

Kölner Metropoliten. Dabei übergab dann der Mainzer, «ein Mann von wunderbarer Heiligkeit» (Widukind), im Innern der Kapelle und sozusagen unter dem Krummstab, den er trug, Otto als erstes der Reichsinsignien das Schwert mit den Worten: «Nimm hin dies Schwert, mit dem Du alle Widersacher Christi, Heiden und Ketzer, austreiben sollst auf Grund der Dir verliehenen göttlichen Vollmacht und auf Grund der Macht des ganzen Reiches der Franken, zur Befestigung des Friedens aller Christen». Ein Satz, von dem Pierre Riché sagt, er enthalte «schon das gesamte ottonische Herrschaftsprogramm». Den Heidenkrieg jedenfalls brachte der Gekrönte zur Genüge, den Frieden unter Christen nie, weder diesseits noch jenseits der Alpen.[6]

Nach der Weihe und Salbung in der basilica «Magni Karoli» wurde Otto, der bewußt in fränkischer Tracht, also mit enganliegendem Gewand, erschienen war, im Westchor des Münsters auf den steinernen Thron Karls gesetzt (noch immer auf der Empore der Pfalzkapelle zu bestaunen); und dies ganze, gewiß sorgfältig vorbedachte Zeremoniell zeigt den jungen Monarchen als rex Francorum, als Fortsetzer karolingischer Traditionen. Die Kirche machte ihn zum «rex gratia dei», zum König von Gottes Gnaden, zu dem «von Gott erkorenen» (a Deo electum), und hob ihn damit deutlich über den gesamten Adel.

Ebenso deutlich freilich zeichnete sich bereits jetzt, im eklatanten Unterschied zum Regierungsbeginn seines Vaters und Vorgängers, eine neue Machtposition, eine Schlüsselstellung des Klerus und die klare Unterordnung der Herzöge ab. Sie sind nicht mehr Ranggleiche unter einem Ersten, wie unter Heinrich I., sondern sie sind «Diener» eines Gesalbten, eines Herrn von Gottes Gnaden. Sie, Giselbert von Lotharingien, Eberhard von Franken, Hermann von Schwaben und Arnulf von Bayern, versehen beim Königsmahl in feierlicher Form gegenüber dem neuen Gebieter die Hofdienste des Kämmerers, Truchsessen, Mundschenken und Marschalls, Ämter, die sich schon am Hof der Merowingerfürsten finden und aus denen später die vier Erzämter des Reiches hervorgehen.

Aachen aber wurde zum Krönungsort der deutschen Macht-

haber des Mittelalters. In sechshundert Jahren, zwischen 936 und 1531, empfingen hier 34 Könige und 11 Königinnen die Krone.[7]

Schutz der Kirche, Krieg den Heiden

Otto I., der sich gleich bei seiner Thronbesteigung kirchlich salben, eine «höhere» Weihe geben ließ, war ein sehr gläubiger, durch und durch katholischer Fürst, ja so vom sakralen Charakter seines Herren- und Herrschertums, so von dessen Zuordnung auf den Klerus durchdrungen, «daß die Ausübung königlicher Gewalt für ihn zum Priesterdienst wurde» (Weitlauff). Sein durch den Salbungsakt sozusagen gesteigertes Königtum bekundet von Anbeginn an «eine gewandelte Einstellung gegenüber der Kirche» und wird «gleichsam zum Vorbild der christlichen Monarchien des Mittelalters» (Struve). Ottos Untertanen, wenn wir Widukind glauben können, sehen in ihm die Norm gottgerechten Handelns. Der König, der übrigens sächselt, ein rötliches Gesicht und einen langen Bart hat, steht ständig unter Gottes Schutz, ist die Stütze und Hoffnung der Christenheit, der große Gottesfürst, dessen Herrschaft der des Herrn über das All ähnelt.

Wie Karl «der Große» erblickt auch Otto «der Große» seine Hauptaufgabe im Schutz der Kirche und, trotz mancher Zwischenfälle, des Papsttums. Geradezu wörtlich hat er in einer noch erhaltenen Urkunde die üblichen Versprechungen der Karolinger gegenüber den Päpsten erneuert, hat er die alten Schenkungen wieder verbrieft und die kanonische Besetzung des römischen Stuhles garantiert.

Neben und mit der «defensio ecclesiae» aber sieht dieser Fürst, der nie die Krone trägt, ohne vorher gefastet zu haben, seine weitere Hauptaufgabe «in der Bekehrung der Heiden zu Gott» (Brackmann). Zeigt sich doch gerade bei ihm «sehr stark eine ziemlich lange Verbindung von Ostkrieg und Ostmission» (Bünding-Naujoks). Und war die Kirche auch kein ganz einheitlicher Interessenblock, läßt sie doch selbstverständlich für Otto und

seine Truppen beten, ist die Bitte für das Heer in den Litaneien und Laudes ja schon seit dem 8. Jahrhundert die Regel.[8]

Im Krieg weht die Reichsfahne mit dem Bild des Erzengels Michael den königlichen Schlächtern voran. Und natürlich zieht auch die «heilige Lanze» mit ihnen. In militärischer Bedrängnis wirft sich Otto, wie im März 939 südlich von Xanten, inbrünstig betend vor dieser «heiligen Lanze» zu Boden. Nach der Schlacht am 2. Oktober 939 gegenüber von Andernach kniet er weinend zu einem Dankgebet nieder. Auf wichtigen Kirchentreffen, der Generalsynode in Ingelheim 948, dem späteren Nationalkonzil in Augsburg, fordert er programmatisch das Christentum und seine Verbreitung und verspricht feierlich, jederzeit mit Herz und Hand für die Kirche zu kämpfen. Er zerstört heidnische Heiligtümer und errichtet christliche Missionsbasen, er sorgt für Missionare und schafft fest organisierte Diözesen. 967, auf der großen Reichs- und Kirchenversammlung von Ravenna, erstattet er Papst und Synodalen Bericht über seine «Missionstätigkeit» bei den Slawen.

Otto I. schloß also den traditionellen Bund der Karolinger mit der Kirche noch enger. Er und seine Nachfolger entwickelten die überlieferten Tendenzen fort. Er, Otto II. und Otto III., die sächsischen Kaiser, beherrschten wie niemand zuvor und danach die abendländische Kirche. Otto I. ließ Vorschriften gegen Geistliche verabschieden, die Jagd auf Wild oder Frauen machten, und gegen Laien, die Priestern die Zehnteinkünfte raubten. Er leitete Synodalversammlungen. Er zog 941 nach Würzburg und Speyer, 942 nach Regensburg, um dort an Bischofswahlen teilzunehmen. Und selbstverständlich entschieden die Ottonen über die Bischofssitze – wobei der Heilige Geist sich auffallend an die königlichen Verwandten erinnert: Otto macht seinen (außerehelichen) Sohn Wilhelm 954 zum Erzbischof in Mainz, seinen Bruder Brun 953 zum Erzbischof in Köln, seinen Vetter Heinrich 956 zum Erzbischof in Trier. Die Bischöfe Poppo I. und Poppo II. von Würzburg, Dietrich I. von Metz, Berengar von Verdun, Berengar von Cambrai, Liudolf von Osnabrück sind weitere königliche Verwandte. Ottos Tochter Mathilde wird, elfjährig, die erste Äbtissin von Quedlinburg.

Auch Päpste setzten die Ottonen ganz nach Gutdünken ein und ab. Otto I. entthronte Johann XII. und Benedikt V., Otto III. den Invasor Johann XVI. Ohne diese Eingriffe wären die kirchlichen Zustände Roms (S. 475 ff.) noch scheußlicher gewesen. Die katholischen Majestäten hatten von den «Stellvertretern Christi» auch keine allzu euphorischen Vorstellungen. Otto III. wies als erster die «Konstantinische Schenkung» (IV 14. Kap.) in aller Schärfe als Fälschung zurück.

Die Bischöfe – ein profitables Herrschaftsinstrument

Vor allem zog Otto I. die Bischöfe sowie Äbte der großen Reichsklöster an sich, um sie für den «Reichsdienst» einzuspannen. Die gewöhnlich dem Hochadel angehörenden maßgeblichen Kleriker kamen oft aus der Kapelle des Königs, wo sie ursprünglich (auch) geistliche Aufgaben wahrnahmen, jetzt aber geradezu für die Interessen des Herrschers herangebildet wurden. Unter Otto stammten die meisten Bischöfe in Sachsen, Franken und Bayern aus seiner Kanzlei und Hofkapelle. In den frühen 950er Jahren wurde die Zahl der Kapellane beträchtlich erhöht; seit den späteren 960er Jahren aber verdoppelte, ja verdreifachte sich der Personalbestand der zentralen Schaltstelle des Reiches. Wir kennen aus Ottos I. Regierungszeit immerhin 45 Hofgeistliche, davon etwas mehr Säkularkleriker als Mönche. Und wie schon unter den Karolingern fungieren sie als seine Berater, seine Diplomaten, Verwaltungsfachleute, Feldherren.

Denn selbstverständlich zogen die zumeist in der Hofkapelle «auf Reichstreue und vertieftes Verständnis des Christentums (!) hin ausgebildeten Bischöfe und Reichsäbte» (Hlawitschka) auch mit in den Krieg. Zum Beispiel befanden sich auf Ottos Zug nach Frankreich im Herbst 946 in seinem Heer, welches das gesamte Gebiet bis zur Loire und die Normandie mit ausgedehnten Plünderungen heimsuchte, die Metropoliten von Mainz, Trier, Reims

nebst weiteren Seelenhirten. Die Trierer Erzbischöfe agieren 946 und 948 als Befehlshaber auch im Süden, sind dort aber zwischen 953 und 965 ebenfalls auf Heereszügen. Bischof Dietrich von Metz – dessen Vorgänger Adalbero, mehrfach an Kriegen beteiligt, vermutlich auch schon in Italien operierte – war dort unter Otto I. fünf Jahre ununterbrochen. Fast ebenso lang Erzbischof Adaldag von Hamburg, der die ottonische Reichs- und Kirchenpolitik stark beeinflußt und später mit Hilfe von Ottos II. dänischem Krieg (974) auch in Skandinavien die Frohe Botschaft verbreitet hat und sein «vertieftes Verständnis des Christentums», das auch er sicher in der Hofkapelle, zeitweise sogar als Kanzler Ottos, erworben haben dürfte. Die vom Kaiser besonders geschätzten Otker von Speyer und Lantward von Minden blieben alles in allem mehr als sieben Jahre im Süden. Insgesamt sind unter Otto I. nicht weniger als 28 deutsche Bischöfe in Italien nachweisbar, und fechten auch vermutlich nicht alle im Heer für den Herrn (welchen Herrn immer man sich da vorstellen mag), so doch gewiß die meisten.

Die Prälaten handeln somit als Vertreter der königlichen Politik nach innen und außen. Sie haben Einfluß auf die Reichsverwaltung, den weltlichen und geistlichen Hofdienst, das Gerichtswesen, den Ausbau von Handel und Verkehr, sie bestimmen die wirtschaftliche Entwicklung ihrer Territorien, die Fronarbeit. Und ihre administrative, ökonomische, militärische Tätigkeit dauert durch das ganze Mittelalter fort, wobei sie auch bei fast allen Königswahlen eine hervorragende Rolle spielen, die Mainzer Erzbischöfe mitunter geradezu als Königsmacher gelten.[9]

Natürlich lohnte sich die Staatshörigkeit des Klerus. Denn wie der König mit seiner Hilfe die Machtkonzentration, die Selbständigkeitsbestrebungen des hohen Adels, zumal der Herzöge, bekämpfte, so erhielt der Klerus mit der immer engeren Zuordnung zum Reich eine Fülle von Herrschafts- und Fiskalrechten, gewann er vor allem den Schutz des Königs gegen die Übergriffe der Aristokratie auf seine großen Güter. Außerdem erlaubte eine starke staatliche Zentralgewalt die Hinzugewinnung ausgedehnter Grundherrschaften durch die Unterwerfung benachbarter Heidenvölker.

Bischöfe und Äbte, ja längst im Erlangen von Immunitäten (vom lat. munus, «Dienst, Amt, Gunst, Geschenk») geübt, wurden so mit reichen Güterschenkungen, mit neuen Immunitätsprivilegien bedacht. Sie erhielten nun erweiterte Rechte, die sie dem Eingriff von Grafen und Herzögen entzogen. Ihnen wurde die volle Gerichtsbarkeit in sogenannten Causae maiores zuerkannt, die Bischofsstadt samt Einwohnern aus der Grafschaft eximiniert, die Kirchenvogtei der Grafschaft gleichgesetzt. Und oft kam zu diesen Immunitäts-, Bann-, Gerichtsbarkeitsprivilegien noch die Verleihung von Markt-, Münz-, Zollrechten dazu – ursprünglich dem König vorbehaltene Rechte. Als Otto beispielsweise 965 dem Erzbischof Adaldag von Bremen-Hamburg die Erlaubnis gab, in Bremen einen Markt zu errichten, übertrug er ihm Bann, Zoll und Münze mit sämtlichen daraus fließenden Einkünften, womit der Erzbischof Stadtherr Bremens wurde. Die Übertragung all solch königlicher oder gräflicher Regalien auf die Bischöfe aber «ging weit über das hinaus, was vorher in Deutschland üblich gewesen» (Bullough). Dagegen gibt es unter den Ottonen «Immunitätsprivilegien an weltliche Herren so gut wie keine mehr ...» (Schott/Romer).[10]

So sehr freilich die umfassende Heranziehung der Kirche zu den Reichsgeschäften das Königtum stabilisierte, die immer großzügigere Ausstattung von Bischofssitzen und Klöstern und deren stets wachsendes Prestige legten doch zugleich den Grund für die Untergrabung der Königsmacht durch die Kirchenreform des 11. Jahrhunderts. Aber der Monarch hatte nun einmal entschieden auf den Episkopat gesetzt, und zwar zum Nachteil der eigenen Verwandtschaft und hoher Adliger.

Katholische Fürsten- und Familienbande – Bayern und die Königsbrüder rebellieren

Ottos alleinige Machtübernahme im ostfränkisch-deutschen Reich bedeutete einerseits einen Bruch mit der karolingischen Praxis der Herrschaftsteilung bei der Thronfolge zugunsten des Einheitsgedankens, der Unteilbarkeit des Reiches. Andererseits suchte er in Anlehnung an die Karolinger-Tradition die Stellung des Königs gegenüber den Magnaten wieder zu stärken.

So führte der Beginn seines Regiments alsbald zu Destabilisierungen, ersten Unruhen, ja heftigen Kämpfen im Landesinnern, teils durch königliche Verwandte, die sich übergangen, zu kurzgekommen, teils durch Fürsten, die gleichfalls ihre Rechte beschnitten sahen. Nahezu zwanzig Jahre lang wird nun der Regent, der Freundschaftspakte mit der Reichsaristokratie meidet, in Erbschaftsauseinandersetzungen verstrickt und zeitweilig beinah an den Rand des Ruins getrieben, wobei seine Gegner einen starken Rückhalt im Hochadel haben, der mächtig genug ist, noch beim Tod Ottos I. (973) wie Ottos II. (983) sich erneut zu erheben. Fast die Hälfte seiner Regierungszeit muß der erste der Ottonen auf die Klärung der Positionsverhältnisse im Staat verwenden, muß er Kämpfe mit fränkischen Christen, Katholiken führen, von den Kriegen nach außen vorerst zu schweigen.

Selbst in Sachsen und Franken, den eigentlichen Kernlandschaften des ottonischen Imperiums, kam es zu Spannungen.

Als 936, nach Niederwerfung der Elbslawen, der König den Sachsen Hermann Billung zum Markgrafen über gewisse Grenzstriche an der unteren Elbe machte und 937 dem Grafen Gero die Markgrafenschaft an der mittleren Elbe und Saale zuwies, verließ Hermann Billungs älterer Bruder Wichmann, ein Schwager der Königin Mathilde, das Heer. Doch auch Ekkehard, Ottos Vetter, der bald darauf im Kampf gegen die Slawen fiel, sah sich ebenso zurückgesetzt wie Thankmar, Ottos Halbbruder (aus Heinrichs I. erster Ehe mit Hatheburg), der von vornherein auf das Erbe aus dem Privatnachlaß beschränkt worden war. Und Probleme gab es auch mit dem Frankenherzog Eberhard. Noch kurz zuvor füh-

rend an Ottos Königserhebung beteiligt, wurde er nun, nach Lehnsstreitigkeiten im fränkisch-sächsischen Grenzbereich – wobei «das Sengen und Brennen nirgends aufhörte» (Widukind) – und der Maßregelung eines sächsischen Vasallen von Otto, bestraft, nicht ohne daß dieser zuvor zwei Erzbischöfe und acht Bischöfe um Rat gefragt hätte.[11]

Zum offenen Konflikt aber kam es mit Bayern.

Dort nämlich war der gefürchtete Herzog Arnulf «der Böse» (S. 364 f.) am 14. Juli 937 gestorben. Der mehrfache Ungarnbesieger hatte sich gegenüber dem Königtum eigenwillig verhalten und auch den Klerus seines Landes voll im Griff. Otto jedoch verlangte eine stärkere Anpassung und wollte weder Bayerns eigenmächtige Außenpolitik noch seine Kirchenhoheit samt dem damit verbundenen Privileg der Bischofseinsetzung mehr dulden, sondern das Land in ein «Amtsherzogtum» umwandeln. So lehnte Arnulfs ältester Sohn Eberhard (937–938) es ab, Otto zu huldigen, zumal er sich völlig zu Recht als Nachfolger seines Vaters im Herzogtum glaubte, hatte ihn dieser dazu doch 935 designiert.

Eberhard und seine Brüder trotzten einer stärkeren Eingliederung. Sie verweigerten den «comitatus» – ein schon den alten Römern geläufiger politischer Begriff mit freilich breitem Bedeutungsspektrum, den man hier u. a. als militärische Gefolgschaft deutet. Es kam, so Bischof Thietmar, «zu recht erheblichen Unstimmigkeiten unter unseren Landsleuten und Waffengefährten». Der König suchte eine kriegerische Entscheidung und marschierte Anfang 938 nach Bayern, holte sich aber eine Schlappe. Darauf schlugen Graf Wichmann, der ältere Bruder Hermann Billungs (S. 450 ff.), und Ottos älterer Halbbruder Thankmar gemeinsam mit dem Frankenherzog Eberhard im Frühsommer 938 gegen Otto los. Sie nahmen dessen jüngeren Bruder Heinrich als Geisel fest, und während ihn Eberhard in freier Haft mit sich führte, eroberte Thankmar die Eresburg.

Der König zog nun zur Eresburg (bei Obermarsberg an der Diemel), wo die Aufständischen sich ergaben, die Tore öffneten und der eindringende Haufen Thankmar, «den kampfmüden jun-

gen Mann in die St. Petruskirche» trieb (Thietmar); die Sachsen hatten hier einst die Irminsul verehrt, bis sie der «große» Karl zerstörte (IV 460). Doch obwohl Thankmar, ein «staatssymbolischer» Akt, seinen goldenen Halsring und seine Waffen auf den Altar niederlegte, ermordeten ihn – von Otto angeblich laut beweint – seine Verfolger von hinten durch einen Lanzenwurf. «Sie scheuten sich nicht», schreibt Widukind, «mit Gewalt die Türen einzuschlagen, und drangen bewaffnet in das Heiligtum. Thankmar aber stand neben dem Altar und hatte die Waffen samt der goldenen Kette auf demselben niedergelegt... Aber einer der Ritter, Maincia mit Namen, durchbohrte den Thankmar von hinten durch ein Fenster nahe beim Altar mit einer Lanze und tötete ihn so neben dem Altar.» Und dann raubte der Ritter noch das Gold darauf. – Das Asylrecht, das in der römischen Kaiserzeit zunächst den Tempeln vorbehalten war und selbst im merowingischen Franken eine große Rolle spielte, wurde damals praktisch kaum mehr beachtet.

Nach einem neuen Zug Ottos noch im selben Jahr gegen Bayern setzte er dessen Herzog Eberhard ab und verbannte ihn, worauf dieser aus der Geschichte verschwindet. An seine Stelle tritt, weniger frei, weniger machtvoll, der Bruder des verstorbenen Herzogs Arnulf, Berthold von Kärnten, ein Fürst von Ottos Gnaden; über die Nachfolge in Bayern sowie über die Besetzung der Bischofsstühle entschied jetzt der König.[12]

Unzufrieden aber war auch Ottos jüngerer Bruder Heinrich, im Gegensatz zu ihm schon als Königssohn geboren. Unterstützt von ihrer beider Mutter und sächsischen Adligen, beanspruchte er wohl nicht nur eine Mitregierung, sondern den Thron überhaupt, die Übernahme der ganzen Macht, und dies anscheinend gleich bei seines Vaters Tod. Deshalb hatte man Heinrich auch von Ottos Aachener Inthronisation ausgeschlossen. So empörte er sich 939, bald nach seiner Freilassung, mit seinem Schwager Herzog Giselbert von Lotharingien (einem Urenkel Lothars I.), der bei Ottos Krönung noch als Kämmerer fungierte, und mit Herzog Eberhard von Franken, dem die Niedermetzelung aller älteren Babenberger so nützlich war (S. 354 ff.). Eberhard hatte sich nach Abstechung

des Königsbruders Thankmar notgedrungen ergeben, zuvor aber noch mit Königsbruder Heinrich ein höchst bedrohliches Komplott geschmiedet, um diesen an die Macht zu bringen.

Die königlichen Truppen konnten zwar im März 939 bei Birten am Niederrhein (südlich von Xanten) ein Gefecht gegen Giselberts und Heinrichs überlegene Kontingente für sich entscheiden. Doch gelang dies nur mit Glück und offenbar durch einen Ablenkungsangriff im Rücken des Feindes, was man freilich dem Gebet des auf dem rechten Rheinufer samt «heiliger Lanze» zurückgebliebenen Königs zuschrieb. «O Gott, du aller Dinge Urheber und Regierer, sieh auf dein Volk ...» Immerhin wurden so mit Gottes Hilfe «alle entweder getötet oder gefangen oder wenigstens in die Flucht getrieben» (Widukind). Die Empörung aber weitete sich noch aus. Die Aufständischen fanden Rückhalt bei dem westfränkischen Karolinger Ludwig IV., während Otto sich mit dessen innenpolitischen Gegenspielern verband, dem mächtigen Robertinerherzog Hugo von Francien, der 937 Ottos Schwester Hadwig geheiratet hatte, sowie mit dem Grafen Heribert II. von Vermandois (der 925 seinen fünfjährigen Sohn Hugo für immerhin zwei Jahrzehnte zum Erzbischof von Reims hatte erheben lassen).

Otto, der den Abfall Lotharingiens verhindern wollte, ließ dieses im Sommer 939 auf einem Zug nach Westen verwüsten. Und als seine Gegner – darunter «auch einige verbrecherische und Gott verhaßte Männer der Kirche» (Continuator Reginonis), wie Erzbischof Friedrich von Mainz, den Otto als Vermittler eingesetzt – ihm den Rückweg nach Sachsen abzuschneiden suchten, viele seiner Gefolgsleute schon flohen, rettete ihn gerade noch vor der Katastrophe ein schwäbisches Heer unter den konradinischen Grafen Udo und Konrad Kurzbold, beide nahe Verwandte nicht nur des Schwabenherzogs, sondern auch Herzog Eberhards. Sie überfielen am 2. Oktober 939 bei Andernach plötzlich die Rebellen und schlugen sie, Eberhard von Franken kam im Kampf um, Giselbert von Lotharingien auf der Flucht in den Fluten des Rheins – «und wurde nie wiedergefunden» (Widukind).[13]

Nun waren in diese großen Erhebungen gegen den König stets auch hohe Kleriker verstrickt. So bei dem Aufstand 938/939 Bischof Ruthard von Straßburg oder die Bischöfe Bernain von Verdun, Gauzlin von Toul, ein Heiliger (Fest 7. September) und Adalbero I. von Metz, ein eifriger Reformer und Abt des Klosters St. Trond. Metz wurde sogar zum Sammelplatz aller Gegner des deutschen Herrschers. Und während dieser im Westen den Aufruhr bekämpfte und im Osten die heidnischen Ungarn über Thüringen und Sachsen herfielen, zerstörte im Kampf gegen den König Bischof Adalbero, der Promotor der lothringischen Reformbewegung, noch die Kapelle Ludwigs des Frommen in Diedenhofen (Thionville), damit sie kein Bollwerk des Feindes wurde.

Hervorzuheben ist hier der neue Mainzer Kirchenfürst, der, so ein zeitgenössischer Chronist, der Continuator Reginonis, nur darin tadelnswert erschien, «daß er sich, wo immer sich einer als Feind des Königs zu erkennen gab, sofort als zweiter anschloß». Dabei war der Hildesheimer Domherr Friedrich erst Ende Juni von Otto zum Erzbischof, auch, wohl noch im gleichen Jahr, von Leo VII. zum Apostolischen Vikar und päpstlichen Legaten für ganz Deutschland ernannt und, beiläufig, vom Heiligen Vater zugleich aufgehetzt worden, «Juden, welche die Taufe verweigerten, zu vertreiben». (Der Chronist und Priester Flodoard von Reims, im Gefolge der dortigen Seelenhirten auch auf diversen Feldzügen bewährt, speiste 936 während einer politischen Mission in Rom mit dem judenfeindlichen Pontifex und empfing «einen äußerst günstigen Eindruck von seiner ... Warmherzigkeit»: Kelly.) Wie Leo VII., war auch sein – mitunter ganz weltflüchtig unkritisch gestimmter – Vikar Erzbischof Friedrich, dem einst nach einem Abfall vom König die eigenen Diözesanen die Tore verschlossen, der Reform, strenger Zucht der Mönche zugetan. Ihm mißfiel die Behandlung von Kirchengütern in seinem Sprengel ebenso wie die bevorzugte Stellung des Klosters Fulda. Der Potentat seinerseits setzte den Mainzer Oberhirten und päpstlichen Legaten für Gesamtdeutschland, der es, wie sein Vorgänger seit der Babenberger Fehde, mit den Konradinern hielt, 939/940 und 941 in Klosterhaft.

Nach Niederschlagung der Empörer unterstellte Otto das Herzogtum Franken sich selbst – es verlor damit seine Eigenständigkeit für immer. Und Lotharingien gab er (als Nachfolger Giselberts) 940 seinem begnadigten Bruder Heinrich, der sich dort freilich nicht behaupten konnte und schon im selben Herbst aus dem Land gejagt worden ist. Noch immer gierig nach der Krone, auf die er wohl ein gewisses Recht hatte, versuchte nun Heinrich, den Bruder durch ein Mordkomplott auszuschalten, und das ausgerechnet am heiligen Osterfest (941) in Quedlinburg. Die Sache flog jedoch auf. Otto ließ mehrere Verschwörer, meist sächsische Adelige, köpfen. Der ebenfalls verdächtige Mainzer Metropolit, erst im Jahr zuvor aus der Fuldaer Klosterhaft entlassen, «reinigt» sich öffentlich durch ein «Gottesurteil», die Kommunion. Und das immer wieder aufmüpfige Bruderherz, gefangen nach Ingelheim geschleppt, liegt noch an Weihnachten desselben Jahres dem Mächtigeren zu Füßen, wird erneut in Gnaden aufgenommen und nach immerhin drei Erhebungen jetzt nicht einmal mehr rückfällig.[14]

«Verwandtenfürsorge» und die Folgen: der Liudolfinische Aufstand

Um nicht, wie sein Vater, an den Herzogsgewalten zu scheitern, trieb Otto seit 940 eine gewisse «Familienpolitik», versah er mehr oder weniger liebe Angehörige mit Herzogtümern, und zwar mit peripheren, um sie von den Machtzentren Sachsen und Franken fernzuhalten. Oder er verheiratete Verwandte mit ihm ergebenen Personen.

So gab er seinem rebellischen, bei der Erbzuteilung aber offensichtlich vernachlässigten Bruder Heinrich erst das Herzogtum Lotharingien, freilich eine Fehlbesetzung; dann, nach dem Tode Herzog Bertholds 947, das Herzogtum Bayern, allerdings unter Ignorierung des dort von den Luitpoldingern eingeführten Erbrechts. Nun hatte der neue Herr, Heinrich I. (948–955), zwar

schon vor einem Jahrzehnt die Luitpoldingerin Judith, die Tochter des einstigen Herzogs Arnulf, geheiratet. Gleichwohl war längst nicht alles in Bayern mit dieser Besitznahme einverstanden, u. a. der Salzburger Erzbischof Herold (939–958, gest. um 970). Als Parteigänger Liudolfs verließ er während des Aufstands 954 den König und ging offen zu dessen Feinden über. Er wurde jedoch gefangengenommen und als (angeblicher) Kollaborateur der Ungarn durch Heinrich von Bayern nach der Schlacht bei Mühldorf am Inn, vermutlich am 1. Mai 955, geblendet und verbannt, was seinerzeit, da es einen Kirchenfürsten traf, die Gemüter sehr erregt hat. Noch auf dem Totenbett aber wollte der Herzog diese Untat nicht bereuen, obwohl es Bischof Michael von Regensburg verlangte.

Wie Bruder Otto (S. 455 ff.) war auch Heinrich, «der erlauchte Herzog von Bayern», nicht zimperlich, «der Schrecken der Barbaren und aller Nachbarvölker, selbst der Griechen» (Vita Brunonis). Als er zum Beispiel 951 zur Erweiterung seines Einflusses in Italien Aquileia eroberte, ließ er den dortigen Patriarchen Engelfried (um 944–963) entmannen.

Einen Prälaten geblendet, den andern entmannt – persönlich gut katholisch. Als der Herzog bald darauf starb, lebte seine Gattin, Judith von Bayern, «in tiefer Trauer» und «als Witwe enthaltsam», kam aber «bedenklich ins Gerede» wegen ihres Beraters, des Bischofs Abraham von Freising (957–993). Doch erwies sich Bischof Abraham durch ein Gottesurteil, den Kommunionempfang, als «rein an Seele und Leib» (Bischof Thietmar).

Um seine Herrschaft weiter zu konsolidieren, bahnte der König auch dynastische Verbindungen mit den Großen des Reiches an.

So verheiratete er 947 seine sechzehnjährige Tochter Liudgard mit dem ebenfalls noch recht jungen Rheinfranken Konrad dem Roten, der im Worms- und Speyergau reich begütert, seit drei Jahren Herzog von Lotharingien (944–953) und seit längerem einer von Ottos engsten Vertrauten war. Ferner verehelichte er seinen ältesten, doch noch im Jünglingsalter stehenden, 946 zum Thronfolger designierten Sohn Liudolf ein Jahr darauf mit Ita, der Tochter des söhnelosen Hermann I. von Schwaben (926–949),

des Hauptes der fränkischen Konradiner, nach dessen Tod 949 Liudolf Herzog in Schwaben wurde (950–954) – «ein Jüngling von einzigartigem Ruhm und Ansehen», dem es aber «nicht schnell genug ging, an die Macht zu kommen» (Vita Brunonis).[15]

So vermochte der zielstrebige Monarch nicht, die kraft seiner Alleinherrschaft benachteiligten Mitglieder der Königssippe durch Herzogtümer oder vorteilhafte Ehestiftungen enger an die Krone zu binden. Vielmehr hungerten die Geförderten nach mehr Macht, und so kam es – das wiederholt sich in diesen christlichen Herrscherhäusern von Generation zu Generation – zu einer neuen Empörung, der Liudolfs 953. Er glaubte sich durch seinen Onkel, den Bayernherzog Heinrich, ebenso gefährdet wie durch einen, Ottos zweiter Ehe mit Adelheid Ende 952 entsprossenen, doch bereits 954 wieder gestorbenen Sohn Heinrich.

Der für den König sehr gefährliche Aufstand, eine Erhebung zahlreicher Unzufriedener, wurde von Liudolf angeführt, Ottos ältestem Sohn aus der Ehe mit Edgith, dem Herzog von Schwaben (mit engen Kontakten zu den Klöstern St. Gallen, Reichenau, Pfäfers und Einsiedeln), und von Konrad dem Roten, Ottos Schwiegersohn, seit 944 Herr über Lotharingien, «vor kurzem noch der tapferste Herzog, jetzt aber der frechste Räuber». Beide fürstlichen Empörer kämpften «mit allen Mitteln der Gewalt und nicht minder auch der List, ruhten weder Tag noch Nacht, machten ihre Gegner untereinander mißtrauisch, ließen nichts unversucht und scheuten vor nichts zurück. Ihr großes Ziel war, die bedeutendsten und reichsten Städte des Reiches auf irgendeine Weise in ihre Hand zu bekommen. Von hier aus, so glaubten sie, würden sie unschwer alle Teile des Reiches beherrschen können.»

Otto nannte die Insurgenten, die im Bunde mit den brandschatzenden Ungarn gewesen sein sollen, «Landesfeinde», «Vaterlandsverräter», «Fahnenflüchtige, die in ihrer gotteslästerlichen Frechheit mich selbst am liebsten, ich glaube von ihrer eigenen Hand ermordet oder sonstwie des bittersten Todes gestorben sehen würden» (Vita Brunonis).

Fast alle Luitpoldinger wechselten ins Lager der Putschisten, wie wohl die Mehrzahl des bayerischen Adels überhaupt; auch

Pfalzgraf Arnulf, der Sohn Herzog Arnulfs «des Bösen», schon beim Aufstand 937/938 unter den Rebellen, dennoch von Otto zum Pfalzgrafen und erst 953 von Ottos Bruder, dem Bayernherzog Heinrich (als dieser mit seinem Heerbann zur Unterstützung des Königs nach Mainz eilte), zu seinem Stellvertreter ernannt. Auf der Seite der Empörer, deren Revolte bald ganz Süddeutschland erfaßte, sogar nach Sachsen übergriff, standen auch Erzbischof Herold von Salzburg und wieder Erzbischof Friedrich von Mainz, der dann auf dem Tag von Langenzenn im Juni 954 beteuerte, nie etwas gegen die dem König schuldige Treue unternommen zu haben, tatsächlich aber vielen, so der Regent selbst, «die Lust am Wahnsinn des Bürgerkriegs geweckt hat» (Vita Brunonis). Er überließ den Aufständischen Mainz als Stützpunkt, das Otto zwei Monate, im Juli und August 953, vergeblich berannte.

Wie schon an Ostern 941, so entkam der Herrscher auch jetzt einem geplanten Mordanschlag seiner katholischen Verwandten. Der folgende Bürgerkrieg freilich, ein Hin und Her von Überfällen, von Zernierungen und Stürmungen diverser Burgen und Städte, von Gefechten vor allem um Mainz und Regensburg, ließ sich zunächst ungünstig für Otto an, brachte aber besonders dem Volk schwere Verluste an Hab und Gut, an Menschenleben, «heerte und brannte» der König doch «im Lande» (Thietmar). Auch die bayerische Hauptstadt Regensburg, die er Ende 953 monatelang erfolglos belagerte, ging dabei teilweise in Flammen auf.

Doch fast alle festen Plätze Bayerns hielten die Rebellen, Otto stand vor verschlossenen Toren. Dazu drangen im Frühjahr 954 die Ungarn, «diese alte Pest des Vaterlandes» (Vita Brunonis), bei einem überraschenden Einfall bis an den Rhein, bis Lotharingien vor. Erschienen ihnen ja gerade Unruhen, Fehden, Bürgerkriege natürlich als passendste Zeitpunkte für ergiebige Beutezüge. Je toller sich die Christen schlugen, desto besser. So nutzten die fremden Reiterscharen auch jetzt das innerkatholische Gemetzel zu ihrem verheerendsten Angriff auf Deutschland, zumal auf dessen Süden. Freilich nutzten, wie so oft, so auch diesmal Fürsten des Reiches den Landesfeind als willkommenen Verbündeten.

Liudolf nahm, behauptet zumindest Thietmar, «gegen seinen Vater und König awarische Bogenschützen als Bundesgenossen in Sold». Und auch Konrad der Rote wurde der Kooperation mit den Ungarn bezichtigt.

Doch eben deshalb schlug die Stimmung zugunsten Ottos um. Und mochten selbst einige Exponenten der deutschen Kirche, wie die Erzbischöfe Friedrich und Herold, zu den Aufrührern stehen, in einem entscheidenden Moment wurde der Herrscher vielleicht nur dadurch vor dem Fiasko gerettet, daß kein anderer als ein veritabler Heiliger, Ulrich von Augsburg – am Fest der Unschuldigen Kinder zum Bischof gemacht –, von der Kutsche aufs Pferd wechselte und mit seinen Kriegern dem bedrängten König zu Hilfe galoppierte. Und auch im Endstadium des Kampfes spielte Ulrichs Heeresaufgebot (und das des Bischofs von Chur) eine ausschlaggebende Rolle.[16]

Otto I. hatte sich eben durch generöse Ausstattung des Episkopats mit Gütern und Hoheitsrechten eine wirksame Stütze, ein Gegengewicht zur Macht der Fürsten geschaffen, was vor allem im servitium regis, dem «Reichsdienst» von Bistümern und Abteien zum Ausdruck kam. Sie legten diese Last natürlich auf ihre Hintersassen um, während eine Leistungspflicht des Hochadels unsicher ist. Das Personal aber für den «Reichsdienst», der häufig ein Kriegsdienst war, nahm Otto mehr und mehr aus seiner Hofkapelle, der seine besondere Aufmerksamkeit galt (S. 417).[17]

Über das ottonisch-salische Reichskirchensystem entstand in jüngster Zeit ein Disput: ob nämlich dieser durch die ältere Forschung (L. Santifaller) geschaffene typologische Ordnungsbegriff geschichtlich gerechtfertigt sei. Ob also Otto I. im «Reichskirchensystem» einen neuen Typus geschaffen oder ob er, wofür wesentlich mehr spricht, gewisse ältere karolingische Traditionen nur verstärkt fortgesetzt, gewisse Elemente der Kontinuität nachdrücklicher, konsequenter weiterentwickelt habe, spielten auch in der karolingischen Reichskirche die Klöster, in der ottonischen die Bistümer die entscheidende Rolle. Das sozusagen *geistliche* Amt des Bischofs (das freilich auf völlig bodenlosen, zudem gänzlich aus anderen Religionen übernommenen Glaubensvorstellun-

gen beruht, von mir systematisch im engen Anschluß an die historisch-kritische Theologie in «Abermals krähte der Hahn» gezeigt) war doch längst von politisch-militärischen Aufgaben durchsetzt, mag auch das «weltliche» Fürstentum und die «nationale» Orientiertheit der Prälaten unter den Ottonen noch offensichtlicher geworden sein. Etwas grundsätzlich Neues liegt hier nicht vor, vielmehr ein seit Jahrhunderten stets augenfälliger werdendes Herrschaftsinstrument, mit dem Bischöfe und Äbte übrigens sehr deutlich auch ihre eigenen Ziele verfolgen, auf die Dauer zum schweren Schaden des Staates.[18]

«Christi bonus odor» (Christi angenehmer Wohlgeruch) oder «ein königliches Priestertum»

Eine markante Verkörperung, geradezu der Prototyp eines ottonischen Kirchenfürsten, war Ottos leiblicher Bruder Brun, der im Mai 925 geborene jüngste Sohn König Heinrichs I. und der Königin Mathilde, während der Jahre 953 bis 965 Erzbischof von Köln.

Von früh an zum Kleriker bestimmt, wurde Brun bereits als Vierjähriger von Balderich von Utrecht (918–976), einem mit dem Königshaus verschwägerten Prälaten, an dessen Domschule erzogen. Mit vierzehn Jahren kam Brun auf Wunsch seines Bruders an den Hof, wo er bald beherrschenden Einfluß gewann. Schon 940, im Alter von 15 Jahren, stieg er zum Kanzler, schon 951, noch vor seiner Bischofsernennung, ein sehr ungewöhnlicher Fall, zum Erzkaplan und Erzkanzler auf, womit er die Oberaufsicht über die Hofkanzlei hatte. 953, mit achtundzwanzig Jahren, avancierte er zum Erzbischof von Köln; er gebot schließlich über mehrere Bistümer und Abteien und wurde auf dem Höhepunkt des Liudolfinischen Aufstandes – faktisch – auch Herzog von Lotharingien: «archidux», wie ihn sein erster Biograph, der Mönch Ruotger nennt, mit der Zusammenziehung von archi-

episcopus und dux Bruns Doppelstellung als Kirchen- und Reichsfürst erfassend. Hat der ruhmbedeckte Heilige doch gerade auch in Lotharingien mit «militärischen Mitteln ... alle dem Königtum entgegenstehenden Widerstände des Adels beseitigt» (Pätzold).

Am Hof, wo Brun «inmitten seiner purpurtragenden Diener» selbst nur «in einfacher Kleidung und bäuerlichen Schafpelzen» erschien (Vita Brunonis), auch ohne je ein Bad zu nehmen («Christi bonus odor»), erzog man unter seiner Leitung in der Kapelle und besonders der Kanzlei junge Geistliche zu Bischöfen, Äbten, zu Männern, denen der Gedanke der Heidenbekehrung ebenso vertraut war wie die augustinische Idee (I 514 ff.) des «gerechten Krieges», bellum iustum, auch des Angriffskrieges: gut zur Rechtfertigung des Massenmordes an «Ungläubigen».

So war Erzbischof Brun einerseits ein Vorkämpfer der «Reform», der die mönchischen Prinzipien von Gorze propagierte, der berühmten lotharingischen Benediktinerabtei (das Gründungsdatum von 748 beruht auf gefälschten Diplomen), andererseits aber rückte er – dem es freilich nie darum ging, daß etwas «ihm selbst, sondern daß es Gott gefiel» (Vita Brunonis) – auch mit seiner Soldateska aus, attackierte blutig Grafen und andere Große, Christen doch, Katholiken, erbeutete, zerstörte Burgen, «daheim und im Krieg», wie sein Biograph beteuert, «ein nimmermüder Streiter des Herrn». Mindestens sechsmal focht der Heilige an der Spitze eines Heeres – vita activa nennen das Forscher. Er belagerte (959 und 960) Dijon und Troyes. Er kämpfte mit seinen Haufen in Burgund, in Frankreich und griff besonders in Lotharingien, das wiederholt gegen ihn aufstand, brutal durch. Den Grafen Reginar III. vernichtete er militärisch völlig. Er wurde vom König geächtet, sein Hab und Gut konfisziert; 973 starb er in Böhmen in der Verbannung. (Seine Söhne, Reginar IV. und Lambert, nach Ottos Tod ins Land zurückgekehrt, mußten bereits um 974 beim Anrücken Ottos II. ins Westfrankenreich flüchten.) Dagegen verhalf Brun dem Bischof Berengar von Cambrai (956–962), dessen Untertanen sich während einer seiner Hoffahrten erhoben, zur Rückkehr in die Stadt, worauf Berengar

ein Schreckensregiment begann, bei passender Gelegenheit über seine Diözesanen herfiel und viele töten ließ, ohne sich doch dauernd in Cambrai halten zu können. (Und der Nachfolger, Bischof Ansbert [966–971], behauptete sich dort nur mit auswärtiger Hilfe.)

Bei alldem aber, wozu ihn ja bloß «die Not des Volkes» trieb, war der hl. Erzbischof natürlich stets der «Gottesmann Brun» (Vita Brunonis), hatte er, insgeheim mönchisch-eschatologisch gestimmt, den Sinn ganz aufs Jenseits gerichtet. Doch im Kampf für den königlichen Bruder, «das Licht des Erdkreises», den «Gesalbten des Herrn», werden alle Gegner, gleich welchen Glaubens – dies ist auf christlicher Seite so durch die Jahrtausende! – zu blanken Teufeln; «vom Geist des Hasses getrieben», «des Satans entflammt», verbreiten sie «das Gift ihrer Bosheit im ganzen Körper des Reiches»: Eidbrüchige, Räuber, die «Pest des Menschengeschlechts», «tollwütige Wölfe, die die Kirche Gottes verwüsten» etc. Hingegen verbindet in dem hl. Brun «die Liebe» alles, höchsten Adel, hohe Ämter, Würden, Weisheit – und tiefste Demut, Milde, tägliche Tugendfortschritte. Bringt er doch, wie Otto selbst es ausgedrückt haben soll, «zu unserer Königsherrschaft ein königliches Priestertum hinzu». So ist der Heilige «zugleich liebenswürdig und furchtgebietend», ist er, das liegt in der Familie, ganz wie der Bruder: «abgesehen vom Schrecken der königlichen Strafgewalt stets liebenswürdig». Ja, «Unter Sanften und Demütigen war niemand sanfter und demütiger, gegen Böse und Übermütige niemand strenger». Denn Erzbischof Brun, «Christi angenehmer Wohlgeruch», hat eben nicht nur, mit seinem Biographen zu sprechen, «Politik getrieben und sich mit dem gefährlichen Kriegshandwerk befaßt». Nein, er war auch «Tag für Tag» die Zuflucht der Bedrängten, Armen. Doch noch im Krieg tat er Gutes, Heilsames – «auch durch seine Feldzüge brachte er dem Dome und den anderen Kirchen die Schätze des Heils, die Reliquien der Heiligen, zu wie kaum einer seiner Vorgänger» (Oediger); «liebliche Perlen und süße Unterpfänder», «fast aus allen Ländern und Enden der Welt» (Vita Brunonis).[19]

«Liebliche Perlen» und dreissigjähriger Machtkampf

Als das Beste, Schönste, Bedeutsamste aller Brunschen Schätze aber galten der Stab und die Ketten des hl. Petrus. Zwar waren diese (wie wohl viele andere) Reliquien, die der Bischof mit wahrer «Liebe», «mit Begeisterung» erworben, den Petrusstab aus Metz, die Kettenglieder mutmaßlich 955 durch Papst Agapet II. aus Rom, natürlich erstunken und erlogen. Gerade um den Petrusstab freilich – er wird noch im 20. Jahrhundert im Kölner «Domschatz» gezeigt! – entbrannte zwischen dem Kölner und dem Trierer Metropoliten ein dreißigjähriger Machtkampf. Hing doch die Würde eines Bischofssitzes und seine – in der Religion der Demut so wichtige – Vorrangstellung gegenüber einem anderen Bistum wesentlich davon ab, inwieweit sich seine Gründung auf Petrus oder einen Petrusschüler zurückführen ließ, wovon selbstverständlich keine Rede sein kann (vgl. II 56 ff.).

Metz und Trier erhoben also Anspruch auf die (erst im 9. Jahrhundert schriftlich fixierte) «Petrusjüngerschaft»! Und gegen die erdrückende Übermacht, die Brun von Köln gewann, bot man die angebliche apostolische Sukzession des Trierer Stuhls auf und stützte sie durch das Petrusstabmärchen, worin alles erfunden ist; nicht zuletzt die Totenerweckung des Kölner Oberhirten Maternus – er selbst zwar im 4. Jahrhundert historisch bezeugt, doch schon vom Apostel Petrus ausgesandt zur Mission! Bei seinem plötzlichen Tod holte man Petri Stab aus Rom, und mit dessen wunderbarer Hilfe wurde der schon vierzig Tage im Elsaß begrabene Maternus wieder lebendig und dann Bischof von Trier.

Ein weiteres Mal steht übrigens der – wer könnte es ihm verdenken – anscheinend gern lebende Bischof zur Zeit Karls «des Großen» für neun Jahre von den Toten auf. Und sollte, wie christliche Chronisten auch wissen, der hl. Maternus (gut gegen Infekte und Fieber; Fest 14. September) sogar ein Verwandter Jesu gewesen sein, nämlich der bekannte Jüngling von Nain, so wäre Maternus immerhin dreimal gestorben und wieder und wieder auferstanden – wenn seine Totenerweckung in der Bibel auch nur

Lukas berichtet, alle anderen Evangelisten, die doch so viele kleinere Mirakel Jesu erwähnen, aber darüber schweigen. Nebenbei: 1059 begründete auch der Reimser Metropolit seine Rechte auf Primat und Königskrönung mit Berufung auf den Petrusstab, den einst Papst Hormisdas Bischof Remigius von Reims verliehen habe!

Brun von Köln bemächtigte sich also, vermutlich 953, des im Metzer Dom befindlichen ominösen Stabes, um das Trierer Primatstreben zu entkräften. Doch fälschte man in den sechziger Jahren des 10. Jahrhunderts, wohl im Trierer Domklerus, das sogenannte Silvesterdiplom, wonach Papst Silvester I. (314–335) der Trierer Kirche jene Primatsrechte über die gallischen und germanischen Bistümer bestätigt, die ihr einst Petrus selber verliehen! Und aufgrund dieses Schwindels erkannte dann Papst Johann XIII. am 22. Januar 969 dem Trierer Erzbischof Theoderich (965–977) den begehrten Primat über Gallien und Germanien zu.

Leider befand sich nun aber der so wichtige «Petrusstab» in Köln. Doch gelang es dem Trierer Erzbischof Egbert (977–993), einem in der königlichen Hofkapelle geschulten hochgebildeten Kopf, der 976 Kanzler Ottos II. wurde, vom Kölner Erzbischof Warin (975–985) – der vielleicht unter der Last der «historischen Beweise» Triers zusammenbrach – die Einwilligung zu einer Teilung des Stabes durchzusetzen. Nach christlicher Anschauung war ja jede Teilreliquie so gut wie eine ganze, da auch in der geteilten die Heilswirkung der ganzen steckte. Erzbischof Egbert, ebenso auf die materielle Sicherung seines Sprengels bedacht wie auf den Primatsanspruch Triers über Gallien und Germanien, ließ speziell zu seinem Fragment noch einen äußerst preziösen Knauf anfertigen, wodurch das Kölner «Original» schließlich beträchtlich übertroffen und der Trierer Petrusstab zu einem der Meisterwerke «ottonischer Goldschmiedekunst» wurde (Achter).

Nicht genug. Eine ausführliche Inschrift der Kostbarkeit erzählt die Geschichte des Stabes, wonach dieser einst vom hl. Petrus «zur Auferweckung des Maternus von ihm (Petrus) selbst übersandt» worden sei und rügte dazu noch mild die Aneignung

alten Trierer Kirchenguts durch Erzbischof Brun von Köln, der den Stab «abgefordert» habe. «Die Schriftquellen lassen den Kampf, den Trier seit der Jahrhundertmitte um Primat und Stab führt, in aller Schärfe deutlich werden. Je mehr Trier aus der Reihe der deutschen Erzbistümer herausgedrängt zu werden drohte, desto intensiver wird das Bestreben, durch Demonstration des eigenen Alters und des apostolischen Auftrags die Rivalen auszustechen» (Achter).[20]

Nach der Unterwerfung der liudolfingischen Empörer glückte Otto I. noch ein weiterer und größerer Machtgewinn, der Sieg auf dem Lechfeld über die Ungarn. (Eine Niederlage hätte ihn wahrscheinlich in erneute innenpolitische Konflikte gerissen.)

Die Lechfeldschlacht 955 – eine «grosse Gabe der göttlichen Liebe»

Bei Augsburg – seine Bischöfe sind vom 4. bis zum 8. Jahrhundert (von Zosimus/Dionysius bis zu Marcianus) «legendär», das heißt vorgetäuscht (quellenmäßig gesichert ist erst Bischof Wicterp, gest. vor 772), bei Augsburg war der schwäbisch-fränkische Heerbann von den Ungarn schon 910 unter Ludwig dem Kind geschlagen worden (S. 357). 913 und 926 hatten die Invasoren erneut die Umgebung der Stadt verwüstet. Und wie 954 waren sie auch 955 in Bayern eingefallen, um vom Bürgerkrieg in Deutschland, vom Liudolfinischen Aufstand, zu profitieren. Sie brandschatzten zwischen Donau und Iller, raubten unbefestigte Orte aus und begannen, die Bischofsstadt Augsburg zu belagern.

Nun aber behinderten den König nicht mehr Rebellen im eigenen Lager. Vielmehr mobilisierte er rasch ein Aufgebot aus fast allen deutschen Stämmen, zumal aus Franken, Bayern, Schwaben, doch sogar aus Böhmen. Nur das lothringische Heer fehlte und der größte Teil des sächsischen, das gegen die Slawen bereitstand. Dafür focht aber auf christlicher Seite ein wirklicher

Heiliger, der Bischof Ulrich von Augsburg – freilich focht da auch der Mörder, der Brudermörder eines Heiligen, der Tscheche Boleslav (S. 403 ff.), von Otto 950 durch einen Feldzug zur Lehenshuldigung gezwungen.

Als der deutsche König herangerückt war und «das riesige Heer der Ungarn erblickte, dünkte ihn, es könne von Menschen nicht bezwungen werden, es sei denn, daß Gott sich erbarme und sie töte» (Vita Oudalrici).[21]

Und Gott und Otto kooperierten; wobei Otto nicht mit Versprechungen und Drohungen geizte, seinen Recken jedoch besonders «Lohn und Huld für ihren Beistand» verhieß, «ewigen Lohn, wenn sie fallen sollten, die Freuden dieser Welt aber, wenn sie siegreich wären» (Thietmar). So konnte, zumindest für den Einzelnen, nichts schief gehn.

Indes die Ungarn angeblich den Ihren zum Kampf «mit der Peitsche drohten» (Vita Oudalrici), setzte der katholische König das ganze geistliche Instrumentarium ein, tat er alles, was auch sonst in christlichen Massenmordfällen zu tun ist, um den Himmel zu bestechen und die potentiellen Schlachtopfer metaphysisch zu präparieren. Schon tags zuvor hatte er ein Fasten im Lager befohlen, und nun gelobte er unter Tränen, für einen Sieg an diesem Tag in der Burg Merseburg ein Bistum errichten und seine große, jüngst begonnene Pfalz zur Kirche ausbauen zu lassen. «Er erhob sich vom Boden, feierte die Messe und empfing die von seinem wackeren Beichtiger Ulrich gereichte Kommunion; dann ergriff er unverzüglich Schild und heilige Lanze, brach als erster vor seinen Kriegern in die Reihen der Widerstand leistenden Feinde ein ...» (Thietmar)

Irrt sich auch der Chronist, da nicht der «Beichtiger Ulrich», eingeschlossen ja in Augsburg, dem königlichen Feldherrn die Kommunion gereicht haben kann, so sieht man hier doch, wie «unverzüglich» die heilige Messe, die heilige Kommunion, die heilige Lanze in die, wie der Bischof gleich darauf schreibt, «Blutarbeit» umgesetzt werden. Sehr gut. (Und genau so noch in den großen christlichen Vernichtungsorgien des 20. Jahrhunderts – mal beiseite, daß die «heilige Lanze» da im Mu-

seum und auch kein König oder sonstiger Oberster Kriegsherr – leider! – mehr dabei ist, wovon man gar nicht genug verlieren könnte.)[22]

Mönch Widukind überliefert noch eine kurze, recht bemerkenswerte Rede Ottos I. unmittelbar vor der allgemeinen Abstechung: «Daß wir in dieser Bedrängnis guten Muts sein müssen, das seht ihr selbst, meine Mannen, die ihr den Feind nicht in der Ferne (!), sondern vor uns sehen müßt. Bis hierher habe ich mit eueren rüstigen Armen und stets siegreichen Waffen rühmlich gekämpft und außerhalb (!) meines Bodens und Reiches allenthalben gesiegt; sollte ich nun in meinem eigenen Lande und Reiche den Rücken zeigen?... Schämen müßten wir, die Herren fast ganz Europas, uns, wenn wir uns jetzt den Feinden unterwerfen.»

Bis hierher, bekennt die deutsche Majestät, haben ihre Mannen den Feind (Otto vergißt die vielen Bürgerkriege!) offenbar stets «in der Ferne» bekämpft, «außerhalb meines Bodens und Reiches ...» Das besagt doch klipp und klar, was allerdings ohnedies feststeht, die Franken, die Deutschen trieben es ganz ähnlich wie die gottverdammten Ungarn; überfielen fremde Länder, Völker, brandschatzten, mordeten, schleppten Geiseln, Gefangene fort, ja annektierten ganze Landstriche. Und *nur auf diese* sehr ungarnanaloge *blutig-räuberische Weise* wurden die Franken, die Deutschen, wie Majestät sich brüstet, «die Herren fast ganz Europas». Der Hauptunterschied ist lediglich papierener, historiographischer Natur, besteht bloß in einer kolossalen Heuchelei, schöner gesagt Verdrängung oder, wenn man so will, «vaterländischen» Verranntheit (bis heute «zeitgeschichtlich bedingt»!), besteht bloß darin, daß die christliche Geschichtsschreibung ihre (paganen) Antagonisten – die Ungarn hier einmal nur pars pro toto genommen – stets rundum verteufelt, zum Abschaum schlechthin macht, während sie die doch nicht anders (in doppelter Wortbedeutung) draufgehenden eigenen Teufel als strahlende Sieger hinstellt, edle Ritter, Helden, und das Ganze, euphemistisch bemäntelnd, nein, einfach ekelhaft glorifizierend, als Missionierung rühmt, Christianisierung, Verbreitung der Kultur!

Kurz vor dem Eintreffen des deutschen Entsatzheeres lösten die Ungarn ihre Umklammerung Augsburgs und es kam am 10. August 955 in den Lechniederungen vor der Stadt zu einem gewaltigen Abschlachten. Dabei teilten sich die fremden Reiterscharen in einem unerwarteten Manöver. Sie überschritten den Lech, umgingen das gegnerische Heer und griffen nach einem Pfeilregen von hinten an, die wohltrainierten tschechischen Truppen zuerst, die dabei – «besser mit Rüstungen als mit Glück versehen» (Widukind) – besonders aufgerieben, die schwäbischen, die in die Flucht geschlagen wurden.

Es stand schlecht um die Deutschen, bis die Attacke der gut geschulten fränkischen Reiter unter Konrad dem Roten (S. 426), der zuletzt noch selbst (da er in der Hitze des Gefechts die Bänder seines Panzers löste) von einem Pfeil durch die Kehle getroffen, fiel, das Blatt wendete und das Hauptheer um den König, die «Auserlesenen aus allen Tausenden der Streiter» (Widukind), den Sieg herbeimordete. Oder wie es voller unbegrenztem Gottvertrauen in der «Vita S. Oudalrici» heißt: «Im gegenseitigen Gemetzel fielen die Krieger auf beiden Seiten, und es starben, denen von Gott bestimmt war zu sterben. Dann aber wurde von Gott, dem nichts unmöglich ist, der glorreiche Sieg dem König Otto verliehen. Das Heer der Ungarn wandte sich zur Flucht und hatte nicht mehr die Kraft zu kämpfen. Und obwohl eine unglaublich große Zahl von ihnen erschlagen worden war, blieb dennoch eine so große Menge von ihnen übrig, daß die, welche sie von den Bollwerken der Stadt Augsburg aus herankommen sahen, glaubten, sie kämen nicht als Besiegte, bis sie erkannten, daß sie an der Stadt vorüberjagten und in höchster Eile das andere Ufer des Lechs zu erreichen suchten.»[23]

Die Schlacht auf dem Lechfeld, angeblich die größte des 10. Jahrhunderts, am Fest des hl. Laurentius, des großen «Sieghelfers gegen die Ungarn» (Weinrich), wurde mit Hilfe des Himmels eingeleitet und beendet. Auch mit einem Gelübde Ottos gegenüber dem «Feuersieger», dem Tagesheiligen (neue große «Missionspläne» im Osten), Stiftung des Bistums Merseburg. Und danach Dankgottesdienste im ganzen Reich: «dem höchsten Gott

Preis und würdige Lobgesänge in allen Kirchen» (Widukind). Man hatte unter dem Reichsbanner, dem Feldzeichen des hl. Michael, gefochten, unterstützt auch von den Truppen des hl. Ulrich – «Ulrichsreliquien waren lange Zeit sehr gefragt» (Zoepfl). Nicht zu vergessen die stimulierende Wirkung der hl. Lanze, die Otto in der Schlacht trug. So siegten angeblich 20 000 Deutsche über 120 000 Ungarn, die man freilich auch bei dem großen Triumph seines Vaters 933 an der Unstrut, auch 943 bei Wels an der Traun, 948 bei Floß am Entenbühl und 950 in Italien am Tessin aufs Haupt geschlagen hatte, allerdings selbst da noch immer in der Defensive stehend.

Das Lechfeldgemetzel aber wird oft als besondere Leistung «strategischer Kunst» (Erben) gerühmt, zumal es, wie Mönch Widukind, vielleicht ein Nachfahre des gleichnamigen Sachsenherzogs, scheinbar unschuldig schreibt, «nicht gerade unblutig war». Noch am selben und nächsten Tag verfolgte der König im Blut- und Siegesrausch die überlebenden Ungarn und, so der Augsburger Dompropst Gerhard, «machte nieder, was er erreichen konnte». Man jagte die Fliehenden in den Lech, man verbrannte sie samt den Höfen, worin sie sich verbargen, gelegentlich mit ganzen Dörfern der Gegend. Kurz, man ersäufte, zündete an, stach ab und erschlug. «Kein Weg und keine weglose Wildnis war für sie mehr zu finden, wo nicht auf Schritt und Tritt die Rache des Herrn offenkundig über ihnen geblieben wäre» (Vita Oudalrici).

Und Otto, der Sieger, der Held, den die Truppen als «imperator» ausriefen (eine umstrittene Notiz Widukinds), dachte einfach an alles. Nicht nur ließ er «sorglich feststellen, wer aus seinem Heere geblieben war», nicht nur tröstete er den hl. Ulrich wegen des Schlachtentodes seines Bruders Dietbald «und wegen anderer Verwandter, die gleichfalls dort den Tod gefunden hatten», nicht nur sandte er die Leiche seines Schwiegersohnes Herzog Konrads «sorgsam bereitet zur Bestattung nach Worms», sondern er schickte auch gleich «nach der Blutarbeit» Boten, um «die Herzen der Gläubigen zum frohen Lobe Christi aufzufordern. Solch große Gabe der göttlichen Liebe nahm die ganze, und

besonders die dem Könige anvertraute Christenheit mit unsagbarem Jubel auf und erwies Gott in der Höhe einmütig lobsingend Preis und Dank.»

Nicht zuletzt aber gab Otto Befehl durch Eilboten, in Bayern alle Fährten und Furten der Flüsse zu besetzen und derart noch möglichst viele der fliehenden Feinde zu liquidieren, deren letzte Reste («Nur sieben Magyaren kamen nach Ungarn», wissen Wetzer/Welte) über Böhmen ihre Heimat erreichten. Oder wie im 19. Jahrhundert der Augsburger Tabakfabrikant und Sonntagsdichter Philipp Schmid in einem Lechfeld-Schlacht-Schauspiel den hl. Ulrich sagen läßt: «Die Heimat eines biederen Christenvolkes Zu säubern von der Heiden rohen Scharen.»

Apropos: so ganz «wilde Heiden» waren die Ungarn, zumal ihre Herren, schließlich nicht mehr. Ihr letzter Oberführer, Bulcsu, Ottos Gegenspieler am Lech, war ein seit Jahren (in Konstantinopel) getaufter Christ. Gleichviel: wie Karl Martells Sieg über die Araber bei Poitiers 732 «den Hilariuskult neu aufleben» hatte lassen (Ewig IV 304), so ist eine schöne Frucht und Folge des Ungarnsieges nun das «Aufblühen der Verehrung des Tagesheiligen, des HL. Laurentius» (Büttner) – bringt doch eine gewisse Forschung die Geschichte stets auf den entscheidenden Punkt. (Und vergessen wir auch nicht, daß durch die Kriege «die Schätze des Heils, die Reliquien der Heiligen» in die Kirchen kamen: S. 432!)

Im übrigen spannte man geschnappte Ungarnführer in Regensburg «mit vielen anderen ihrer Landsleute auf die Folter» (Vita Oudalrici) und knüpfte sie auf. Man erdrosselte Gefangene und schmiß sie in Massengräber, nachdem man sie noch um Gold und Silber erleichtert hatte, was dann goldene Kelche, Kreuze und jede Menge Kirchensilber ergab. Insgesamt soll man damals 100000 Menschen ermordet und den Ungarn derart den «Anschluß an die Kultur des westlichen Europa» (Holtzmann) ermöglicht haben.

Otto I., in seiner sächsischen Heimat «in höchster Begeisterung» empfangen (Thietmar), hieß seitdem «der Große». Und obwohl er, wie es heißt, alles, was er «an Landbesitz und sonsti-

gem Eigentum» in seinem ganzen Leben erworben, «unverkürzt Gott und seinem Streiter Mauritius zu eigen» gab (Thietmar), war der große Magen, mit Goethe zu sprechen, der Kirche natürlich nicht satt. Wie sie schon nach den ersten bayerischen Siegen über die Ungarn durch den Bischof Adalbert von Passau sogleich ihre Ansprüche geltend gemacht, so erstrebte sie auch jetzt schnell den einst geraubten, doch in den Ungarnstürmen wieder verlorenen Besitz. Die Bistümer Passau, Regensburg, Freising, Salzburg und die maßgeblichen bayerischen Klöster nahmen erneut ihre verlassenen Güter in der Ostmark ein, ja, Bischof Pilgrim von Passau drang missionierend bis Ungarn vor, wobei er – durch gewaltige Urkundenfälschungen – Erzbischof werden wollte.[24]

Bischof Pilgrim von Passau (971–991), ein grosser Fälscher vor dem Herrn, setzt sich ein literarisches Denkmal

Immerhin bemerkenswert, daß (auch) die Bekehrung der Magyaren in Ungarn mit enormen Fälschungen begann – wobei die fromme «Forschung» freilich lieber von der «Lorcher Frage» spricht, «welche seit Jahrhunderten viele Federn in Bewegung gesetzt hat» (Heuwieser).

Der berühmt-berüchtigte Seelenhirte, im Kloster Niederaltaich erzogen und mit Hilfe des Salzburger Erzbischofs Friedrich, seines Onkels, erhoben, gilt in der Kirchengeschichte als «ein bedeutender Mann», sollte doch seine zwanzigjährige «Regierung» (971–991) «die spätere Größe des Passauer Bistums begründen» (Tomek). Auch war der hohe geistliche Betrüger ein enger Freund des hl. Wolfgang, der auf Pilgrims Betreiben 972 Bischof von Regensburg wurde (später Patron der Holzhauer, Zimmerleute, Hirten, Schiffer, hilfreich auch bei Augen-, Fuß- und Kreuzschmerzen) – «innige Freundschaft vereinigte in Bälde die beiden Männer bis zu Pilgrims 991 erfolgtem Tode» (Janner).

Vor allem aber hatte Bischof Pilgrim beste Beziehungen zu den Ottonen, von denen er zahlreiche Privilegien erhielt. Der rührige Förderer der Mission im Südosten, wo einer seiner zahlreichen Missionare sogar den Großfürsten Géza (Geycha 972–997) in Gran (ung. Esztergom), den Vater Stephans I., zum Christen machte, wollte allerdings mehr: nicht nur die Stadthoheit (Grundherrschaft, Zoll, Immunität), nicht nur die Ausdehnung seines Bistums in der «Ostmark», sondern auch das Pallium sowie das Ungarnland und Mähren unter Passauer Metropolitangewalt. Deshalb gab er in den «Lorcher Fälschungen» Passau als legitimen Erben des römischen Bistums Lorch (Lauriacum) an der Enns (Oberösterreich) aus, das er nachträglich zum Erzbistum erhob. Es sollte in römischer Zeit über ganz Pannonien, Mähren und Moesien sich erstreckt und bis 738 existiert haben.

Um den Zusammenhang seines 739 gegründeten Sprengels mit dem Erzbistum Lorch zu beweisen und selbst Erzbischof zu werden, seine Macht zu erweitern, seine Einkünfte zu mehren und sich von der bayerischen Metropole Salzburg zu lösen, fälschte Pilgrim als versierter Schreiber der königlichen Kanzlei zwischen 970 und 985 eine Reihe von Dokumenten: eine Gründungsbulle auf den Namen von Papst Symmachus (498–514), ferner Pallienurkunden auf die Namen von Päpsten des 9. und 10. Jahrhunderts, von Eugen II., Leo VII., Agapet II. und Benedikt VI.

Auch präsentierte der Bischof weitere, nach Form und Inhalt falsche, doch geschickt gemachte kaiserliche und königliche Diplome: einige angebliche Kaiserurkunden Karls «des Großen», Ludwigs des Frommen und Arnulfs, die er wohl von einem Notar der kaiserlichen Kanzlei fabrizieren ließ; wozu noch die Verunechtung und Manipulierung echter Urkunden Ottos I. und Ottos II. kamen. Eine unter Pilgrim gefälschte Urkunde Kaiser Arnulfs vom 9. September 898 beispielsweise, die u. a. die Gerichtsbarkeit der Stadt ausschließlich dem Bischof zugestand, bildete die Grundlage für das am 3. Januar 999 ausgestellte Diplom Ottos III., das dem Passauer Oberhirten Markt, Münze, Zoll, Bann und öffentliche Gewalt in Passau vorbehielt.

In den falsifizierten Papstschriftstücken wird den Passauer Bi-

schöfen der erzbischöfliche Titel und ihrem «Erzbistum» magyarisches und slawisches Land zugesprochen, das apostolische Vikariat in Pannonien, Mösien, dem Hunnenland und Mähren. Das ganze ehrgeizige Unternehmen sollte auf Kosten Salzburgs gehen, weshalb der dortige Erzbischof Friedrich, der Onkel Pilgrims, denn auch alsbald mit einer Gegenfälschung auftrat und seine durchaus besseren Rechte durch ein rasch fingiertes Privileg Benedikts VI. sicherte. Trotz des Passauers «Verdiensten» um die Ungarnmission – er strich sie selbst in einem Begleitschreiben zu seinen Schwindeleien heraus – entschied Papst Benedikt VII. zugunsten des Salzburgers und dessen Gewalt über ganz Pannonien.

War Bischof Pilgrims frommen Bemühungen aber auch kein Erfolg beschieden, blieb sein Name dennoch in Passau gefeiert (wie natürlich lange in der theologischen «Forschung»); ja, er ging als Oheim Kriemhilds und ihrer Brüder in das Nibelungenlied ein. So ist ihm, rühmt das «Lexikon für Theologie und Kirche», «ein literarisches Denkmal gesetzt». Tatsächlich ließ der große Fälscher die Nibelungensage aufzeichnen – «Von Pazowe der bischof Pilgerîn / durch liebe der neven sîn / hiez schrîben dis ein maere».[25]

Schon 1854 hatte Ernst Dümmler in einer Schrift über Pilgrim und das Erzbistum Lorch die Fälschungen aller Lorch betreffenden Pallienurkunden für Passau samt der Unechtheit einer Urkunde Kaiser Arnulfs für Bischof Wiching durch Pilgrim erwiesen. Natürlich widersprach man, ohne widerlegen zu können. Auch als eine Generation später K. Uhlirz, gestützt auf die Edition der karolingischen und sächsischen Kaiserurkunden, die Fälschungen zu Passau erneut erhärtete, protestierte man abermals. Um den «berühmten Bischof» (Heuwieser) zu entlasten, war man sogar bereit, andere, minder «berühmte» Prälaten zu bezichtigen, wie Wiching oder die im ausgehenden 12. Jahrhundert lebenden Bischöfe Diepold und Wolfker. 1909 freilich wies Waldemar Lehr in seiner Berliner Dissertation die in Verbindung mit Pilgrim begangenen Fälschungen noch einmal mit äußerster Sorgfalt nach. Eine von W. Peitz angekündigte Entgegnung unterblieb. Und selbst in der zum 1200jährigen Bestehen im «Jubeljahr 1939» erschienenen Bistumsgeschichte Passaus muß der Verfasser zuge-

ben, «daß unter Bischof Piligrim mittels einer Reihe unechter, hiezu gefertigter Königs- und Papsturkunden der Versuch unternommen wurde, die Bischöfe von Passau als die Nachfolger der Erzbischöfe von Lorch in Geltung zu bringen und ihnen die Metropolitanrechte über Ungarn zu verschaffen».[26]

Ein Sklavenhalter und Krieger wird als erster Katholik feierlich und förmlich kanonisiert

Anscheinend unsterbliche Meriten errang seinerzeit auch Bischof Ulrich von Augsburg (923–973). Nach dem Sieg auf dem Lechfeld bekam er vom König die gräfliche Gerichtsbarkeit, das Münz- und wohl auch Marktrecht. Und schon wenige Jahrzehnte darauf wurde er heilig gesprochen. Nicht jedem freilich, der noch immer die üblichen Vorstellungen von Heiligkeit hegt, mag er heute so heilig erscheinen.

Ulrich verdankte sein Amt, wie bei Bischöfen ja seit Jahrhunderten die Regel (III 499 f.), seiner Familie, dem Geschlecht der späteren Grafen von Dillingen. Schon der Onkel, der sel. Adalbero, war (seit 887) Bischof in Augsburg gewesen, dazu Berater Kaiser Arnulfs, Erzieher von dessen Sohn Ludwig und während der Regierung dieses Unmündigen «fast Regent des Reiches» (Lexikon für Theologie und Kirche). Unter dem sel. Onkel amtierte der hl. Neffe als Vermögensverwalter des Bistums, quittierte den Dienst aber nach Ableben des Onkels (909), war ihm doch der neue Bischof Hiltin «nicht vornehm genug». Er verwaltete jetzt vierzehn Jahre lang den Grundbesitz seiner Sippe, bis er 924 durch die Verwandten selbst Bischof von Augsburg wurde – wie er denn unbedingt, strikt entgegen den Kirchengesetzen, auch wieder seinen Neffen Adalbero als Nachfolger wollte. Ohne ordiniert zu sein, fungierte der auch bereits als Bischof; so mußten sich beide wegen schlechten Beispiels und des Verstoßes gegen das kanonische Recht im September 972 auf der Synode von Ingelheim verantworten. Doch bald darauf waren beide tot.

Als hl. Bischof und Truppenkommandant, der die Domstadt auch mit einer Mauer umgab, hielt Ulrich Sklaven, ließ sich auf «Visitationsreisen» von seinen Hörigen schützen und führte einen ganzen «Wagenzug» zum Einsammeln der Abgaben mit. Auch reiste er stets in Begleitung «seiner fähigsten Vasallen», damit er bei irgendwelchen Problemen «die Verhandlungen mit der nötigen Sicherheit» führen konnte (Vita Oudalrici). Immer wieder kämpfte der Heilige mit dem Schwert hoch zu Roß. So etwa im Spätherbst 953 mit König Otto gegen Regensburg. Und als er nach seiner Rückkehr in der eigenen Bischofsstadt nicht mehr bleiben konnte, verschanzte er sich, einen ganzen Winter lang alle Angriffe abschlagend, in der Burg «Mantahinga» (Schwabmünchen). Am 6. Februar 954 schlug man den Pfalzgrafen Arnulf samt «den Haufen jener Unseligen, die zuvor die Stadt Augsburg geplündert». Man schlug sie so, daß «die meisten von ihnen tot» waren. Und als darauf Bischof Ulrich wieder nach Augsburg zurückkehrte, da schreibt sein Biograph Dompropst Gerhard: «Keiner von denen, die in Augsburg feindlich gegen die heilige Gottesmutter Maria Beute gemacht hatten, kam ungestraft davon, es sei denn, er hätte sich unverzüglich aus eigenen Mitteln die Verzeihung des ehrwürdigen Bischofs erkauft.»

Tatsächlich folgte jede Menge «Strafwunder».

Einer, der in Augsburg geplündert, verlor den Verstand und hauchte seinen Geist aus. Ein anderer sank durch den Hufschlag eines Pferdes tot nieder. Der Sohn des Bayernherzogs, Pfalzgraf Arnulf, «der sich erkühnt hatte, feindlich in die Güter der heiligen Maria einzufallen» (obwohl der «ehrwürdige Bischof» bei Strafe des Kirchenbannes gedroht, man sollte «sich ja nicht erfrechen, Güter der heiligen Maria, die in seinem Bistum lagen, auch nur im mindesten anzutasten»: Vita Oudalrici), fiel 954 im Kampfgetümmel vor Regensburg. Ein Vierter, der in Augsburg bloß ein Stück billigen Tafeltuchs genommen, wurde sofort «vom Teufel besessen und konnte ihn nirgends mehr loswerden, weder in der Kirche noch außerhalb, noch durch Besprengung mit Weihwasser. Der Teufel wich nie von seiner Seite. Endlich machte er sich auf den Weg nach Augsburg, brachte das unrechte Gut zurück und bat

den Bischof, er möge ihn im Namen Christi mit Ruten züchtigen und ihm Vergebung seiner Schuld gewähren. Und so wurde er vom Teufel befreit und kehrte geheilt nach Hause zurück.» Ja, sie wußten mit Schafen umzugehn.

Als es derart die Schäden zu überwinden, den Aufbau zu bewerkstelligen galt, förderte Ulrich natürlich «besonders», betont Dompropst Gerhard, die «ausgeplünderten Domgeistlichen», «unterstützte sie in jeder Weise». Und nicht zuletzt unterstützte er auch sich, befahl er, seine eigenen Güter, die niedergebrannt und trostlos dalagen, «durch emsige Arbeit auf den Feldern und an den Gebäuden wieder in die Höhe zu bringen. Die wackere Schar seiner Hörigen ging gehorsam an die Arbeit und erbrachte nach entsprechender Zeit für den nötigen Bedarf, was immer möglich war.» Was immer möglich war – steht das schon in einem Heiligentraktätchen! Ja, sie wußten, mit Schafen umzuspringen, zumal mit hörigen Schafen.

Insbesondere aber leitete Ulrich 955 heroisch die Verteidigung Augsburgs, bis Ottos Kriegsvolk nahte und der hl. Bischof seine eigenen Truppen in die Schlacht warf. Zwar predigte und mahnte er: «Böses nicht mit Bösem zu vergelten, sondern mit Segen; Verfolgung um der Gerechtigkeit willen geduldig zu ertragen». Doch es gehörte auch zu seinen Prinzipien, alle Menschen zu lieben, «alle Menschen guten Willens, von denen der Chor der Engel singt: ‹Und auf Erden Friede den Menschen, die guten Willens sind›, den Bösen aber in allem ihrem schlechten Tun zu widerstehen, gemäß den Worten des heiligen Propheten David: ‹Zu nichts geworden ist vor seinem Angesicht der Böse ...›»

Nach Ulrichs Biographem ließ der Bischof zwar nur seine Streitmacht (milites) «mannhaft vor dem Tore kämpfen» und saß dabei dahinter «auf seinem Roß (super caballum), angetan mit der Stola, ohne durch Schild, Harnisch und Helm geschützt zu sein». Doch vermutet die Forschung, daß Ulrich, der nicht nur häufig in der Umgebung des Königs geweilt (nachweislich fünfzehnmal), sondern selbst monatelang in seinem Heer «mitgewirkt» hat (Weitlauff), auch schlachtend auf dem Lechfeld teilnahm. Nicht anders als sein eigener Bruder Dietbald und sein

Neffe Reginbald, die beide im Gemetzel fielen. Nicht anders als Bischof Michael von Regensburg (gest. 972), dem man im Kampfgetümmel ein Ohr abschlug; sichtlich beschützt, von ihm selber bezeugt, durch den hl. Emmeram – deshalb so bemerkenswert, weil auch Bischof Michael zu jenen Regensburger Kirchenfürsten zählte, die sich an Emmerams Schätzen vergriffen![27]

Die Hagiographie möchte den Heiligen, der doch «eine führende Rolle in der Ungarnschlacht» spielte (Bosl), freilich weniger blutbesudelt sehen.

Die Lebensbeschreibung «des heiligsten unter allen Menschen jener Zeit» (Mönch Ekkehard IV.), von dem jüngeren, zu seiner engsten Umgebung zählenden Gerhard zwischen 983 und 993 schon «zum Zweck der Heiligsprechung» verfaßt (Lexikon für Theologie und Kirche), und auch deshalb bereits mit vielen Wundererzählungen, Visionen, Prophezeiungen und sicher falschen Nachrichten versehen, wurde bald darauf in Rom vorgelegt. Und am 31. Januar 993 hat auf einer Lateransynode Papst Johann XV. – selbst durch einen Nepotismus «schlimmster Form» und seine «krankhafte Geldgier» (Katholik Kühner) beim Volk wie beim eigenen Klerus verhaßt – Ulrich, diesen dem Nepotismus huldigenden bischöflichen Sklavenhalter und Krieger, der indes auch dreimal «wallfahrend» in Rom und überhaupt «ein Juwel unter den Priestern» (Thietmar) gewesen ist, als ersten Katholiken förmlich und feierlich kanonisiert.

«Patron gegen Ratten und Mäuse», «die Gefahr aus dem Osten» und die 29 Nummern der «heiligen Gebeine»

Von nun an wurde sein Kult mächtig vorangetrieben. Bischof Gebhard von Augsburg (996–1000) und Abt Berno von Reichenau (1008–1048) haben die inhaltlich wichtige, doch schlecht geschriebene erste Ulrich-Vita überarbeitet, bezeichnenderweise alles Historische weggelassen und mit Bibelzitaten, Schwulst, Mi-

rakulösem nur so gespickt; Spätere haben all das noch vielfach interpoliert. Ulrichs Grabkapelle aber, worin Kaiser Heinrich II. auch Ottos III. Eingeweide beisetzen ließ, besuchten schon früh sogar ausländische Wallfahrer. Nach Ulrich wurden massenhaft Kirchen, Kapellen, Ortschaften benannt. Bereits im 10. und 11. Jahrhundert riß man sich um seine Reste; die angesehensten Klöster bewarben sich darum, auch der Bamberger Dom. Im 12. Jahrhundert überführte Kaiser Barbarossa eigenhändig Ulrichs Reliquienschrein (und lag bald selbst zerstückelt: mit seinen Innereien in Tarsus, seinem «Fleisch» in Antiochia, seinen Gebeinen in Tyrus).

Natürlich erfuhr das Volk an Ulrichs Grab Wunder. Die Verwandlung eines Fleischstückes in einen Fisch ist freilich literarisch erst spät «bezeugt». Doch half Ulrich besonders bei Augenkrankheiten; bei Fieber heilte ein Trunk aus seinem Meßkelch, bei Mäuseplage Erde von seinem Grab und bei Bissen tollwütiger Hunde der Ulrichschlüssel, ein auf seinen Namen geweihter Schlüssel. Man bekam «Ulrichsbrünnlein» und wallfahrtete zu ihnen. Ulrich wurde der «Brunnenheilige», wurde Patron auch der Fischer, «Reisepatron», «Patron gegen Ratten und Mäuse», überhaupt gegen «Ungeziefer», Patron in «allerlei Leibsgebrechen».

So hielt man das Volk allzeit auf der geistigen Höhe der Zeit.

Der erste und älteste St.-Ulrichs-Verein konstituierte sich bereits im 12. Jahrhundert. Kein Geringerer als Kaiser Friedrich I. gehörte dazu. Auch in der frühen Neuzeit gründete man eine «rasch aufblühende Ulrichsbruderschaft» mit Bischöfen, Herzögen, Kaisern als Mitgliedern. Ja, der Heilige wird nun, selbstverständlich «fälschlich», zum Vorkämpfer protestantischer Freiheit gegenüber päpstlicher Tyrannei.

Noch im 19. Jahrhundert betet man in einer Ulrichslitanei: «Heiliger Udalrikus / Du lebendiges Muster der Frömmigkeit und Heiligkeit / Du Mann nach dem Herzen Gottes / Du sonderbarer Liebhaber des Gebeths / Du Beyspiel der Abtödtung und Bußfertigkeit / Du eifriger Hirte deiner Heerde...» usw. Noch im «Jubiläumsjahr 1955» florierte angeblich die Ulrichsverehrung

wieder, u. a. durch neue Ulrichskirchen sowie durch die zunehmende Beliebtheit der Taufnamen Ulrich und Ulrike, und zwar als deutliche «Manifestationen obrigkeitlicher geförderter Frömmigkeitslenkung» (Hörger), war doch «die ‹Gefahr aus dem Osten› ... der Kerngedanke des Ulrichjahres 1955».[28]

Als man zu Beginn des 17. Jahrhunderts in Mailand behauptete, der Leib des hl. Ulrich sei in Mailand, sein Kopf in Rom, veranlaßte der Augsburger Bischof Joseph Landgraf von Hessen-Darmstadt 1762 die Exhumierung des Heiligen. Nach einigem Suchen fand man ihn denn auch, und etliche Mediziner, die Leibärzte des Bischofs und andere fromme Chirurgen und Wundheiler, registrierten 1764 unter 29 Nummern die «heiligen Gebeine des heiligen Ulrich»: So den oberen Teil des Kopfes, der «mit Recht unversehrt genannt werden kann, abgesehen von einigen äußeren Teilchen, die vom Zahn der Zeit zernagt waren». «2. Der Unterkiefer mit vier Schneide- und drei Mahlzähnen. 3. In einem silbernen Kästchen wurde ein Zahn gefunden mit einem Fingerglied; von diesem Glied überliefert die Geschichte, was gelesen zu werden wert ist. 4. Einzeln wurde ein Mahl- und ein Schneidezahn gefunden. 5. Das Zungenbein. 6. Ein Teil des Kehlkopfes» usw. – 1971 machte sich dann eine neue Ärztekommission über die «heiligen Gebeine des heiligen Ulrich» her ...[29]

Selbstverständlich galt Ottos Sieg über die Ungarn, die Feinde der Christenheit, den Zeitgenossen als Sieg des Gottesreiches, als Triumph Christi. Er hat die Ungarneinfälle in das deutsche Reich für immer beendet, war somit folgenreicher als das Treffen bei Riade 933 (S. 402 f.). Er war «in der Erinnerung aller» deutschen «Stämme ein Ereignis, das ihre Herzen höher schlagen ließ» (Schramm), war «die Geburtsstunde des heutigen Österreich» (Pater Grill). Und er gab vor allem «auch den Weg frei für die deutsche Ostpolitik bis 1945»! (Fischer) Man sieht, wie hier ein hehres, Herzen höher schlagen lassendes Ereignis fortschwärt bis zum Massenmord Hitlers. Und waren erst die Ungarn in Deutschland eingefallen, so hielt man es jetzt umgekehrt – «es wurde möglich, die christliche Mission nach Ungarn hineinzutragen.

Ottos Name gewann dadurch Klang über die Grenzen seines Reiches hinaus» (Schramm).

Denn natürlich begnügte man sich nicht mit Abwehrgemetzeln. Um 970 eröffnete der junge Bayernherzog Heinrich II. die Offensive. Und während er den Ungarn die karolingischen Marken am Ostrand der Alpen entriß, raubte gleichzeitig der mit ihm ziehende Boleslav II. Mähren und die Slowakei bis an die Waag. Für die «Seelsorge» in dem gewaltigen Raum reichte Regensburg nicht mehr aus. Deshalb beschloß 973 der Reichstag von Quedlinburg die Gründung des Bistums Prag, wahrscheinlich auch die eines weiteren für Mähren.[30]

Nach den spektakulären Erfolgen auf dem Lechfeld sowie an der Unstrut gegen die Slawen intensivierte Otto, der triumphierende Vernichter der Heiden, deren Mission. Im Südosten errichtete er die bayerische «Ostmark», seit dem Jahr 976 das dreihundertjährige Aktions- und Annexionsfeld der jüngeren Babenberger – vielleicht Abkömmlinge der älteren Babenberger (S. 354 ff.) –, bis jene von den Habsburgern abgelöst wurden. Im Osten bezwang der König in einem langen Krieg die Böhmen. Im Nordosten betrieb er in Fortsetzung der mörderischen Attacken seines Vaters (S. 391 ff.) die verstärkte Christianisierung der Elbslawen und gründete zwei Marken zwischen Elbe und Oder.[31]

Begründung der deutschen «Ostkolonisation» oder Die «guten Werke» der Markgrafen Hermann Billung und Gero

Das blutige Geschäft der deutschen «Ostkolonisation», die Otto I. recht eigentlich begründete, erledigten für ihn hauptsächlich zwei Sachsen, die über die neuen Marken im Nordosten geboten: Hermann Billung (gest. 973), der Otto persönlich nahestand (die königliche Kanzlei vermied es, ihn mit dem Herzogstitel zu belegen, sie nannte ihn «marchio» oder «comes»); seine Familie besaß Grafschaften und Kirchen von Lüneburg bis Thüringen.

Und Gero, ebenfalls ein persönlicher Freund des Königs und einer seiner «zuverlässigsten Helfer» (Keller), «für diese Aufgabe hervorragend geeignet» (Fleckenstein); er herrschte über die sogenannte Nordmark. Seit der erneuten Niederringung der rebellischen Redarier (936), des Hauptstammes der Liutizen, womit Otto den Billunger beauftragt hatte, unterjochten die beiden Feudalherren in den folgenden Jahrzehnten in unentwegten Kriegen und Gemetzeln Abodriten, Sorben und Wilzen.

Dem Mönch Widukind verklärte sich dies zum Kampf eines Gottesfürsten gegen ein Volk Satans. Nach dem Jargon der Forschung baute der König derart «die Beziehungen zu den Slawen im Osten aus» (Schramm). «In jahrelangen blutigen Kämpfen haben diese beiden großen Kriegsleute die Aufgabe, die ihnen übertragen war ... glücklich (!) gelöst» (Holtzmann). «Die eroberten Burgbezirke wurden einzeln oder mehrere zusammen zu deutschen Burgwarden, in deren Vororte man Besatzungen legte. Deutsche Ritter erhielten Slawendörfchen zu eigen oder Lehen, und mit ihnen kamen die Priester. 948 schien die Lage schon so gefestigt zu sein, daß man die ersten Bistümer gründete» (Hauptmann).

Ein besonderer Verehrer des Billungers, dessen Sippe 170 Jahre lang über das von der Ostsee begrenzte Gebiet herrschte, war Erzbischof Adalbert von Magdeburg (968–981). Persönlich geleitete er den großen Schlächter unter Glockengeläut und Vorantragen von Kerzen in den Dom, ließ ihn bei Tisch, wie den König, zwischen den Bischöfen sitzen, ja im Bett des Kaisers schlafen. (Diese Ovationen gingen Otto zu weit; er verurteilte den Erzbischof dazu, ihm so viele Pferde nach Italien zu senden, «wie er dem Herzoge habe Glocken läuten und Kronleuchter anzünden lassen». Denn, behauptet Bischof Thietmar von Merseburg ein andermal, «wie der Herr, so waren auch seine Fürsten. Überfluß an Speisen und anderen Gütern schätzten sie nicht, es erfreute sie stets nur das goldene Maßhalten (aurea mediocritas). Alle Tugenden, von denen wir lesen, blühten zu ihren Lebzeiten, mit ihrem Tode welkten sie dahin ..., doch ihre unsterblichen Seelen leben fort und erfreuen sich ob ihrer guten Werke der ewigen Seligkeit.»

Die Kämpfe, durch die man die Elbslawen zunächst zinspflichtig machte, waren lang und erbittert; sie wurden von beiden Seiten mit äußerster Grausamkeit geführt. Auch die Rache der Wenden kannte keine Schonung. Nach ihrer Eroberung von Walsleben 929 ermordeten sie alles, Greise und Kinder, Männer und Frauen, eine unzählbare Menge, behauptet jedenfalls Widukind. Und im Frühjahr 955 sollen sie der deutschen Besatzung der Burg der Cocarescemier freien Abzug versprochen, dann jedoch die Waffenlosen sämtlich niedergestochen haben.

Nun waren die Deutschen freilich die Aggressoren. Und unter ihnen brillierte besonders Gero, der «Würger der slawischen Stämme» (Donnert), dem indes Mönch Widukind «für den Dienst Gottes guten Eifer» bescheinigt und natürlich auch «eine gewaltige Beute», ja, den noch das Nibelungenlied als den starken, den schnellen Gere rühmt. Sah er doch in der Niederkämpfung der Slawen «seine Lebensaufgabe» (Bullough), wobei es ihm freilich zugleich um ihre Christianisierung ging.

Denn dieser Haudegen, «der Schützer unseres Landes» (Bischof Thietmar), der das Vorrücken der deutschen Grenze von der Elbe-Saale bis zur Oder hauptsächlich erzwang, der 27 Jahre lang Raub- und Unterdrückungsfeldzüge gegen die Elbslawen führte, war unermüdlich und drang systematisch in ihr Gebiet ein. Und während sogar die sächsischen Ritter über den strapaziösen Dauerkrieg schon anfangs der vierziger Jahre zu murren begannen, riß sich Gero nur einmal, zu Beginn des Jahres 950, mitten im Winter, als keinerlei Treffen in Aussicht stand, von der allmählich bis zur Oder vorgemordeten Grenze los, um eine Wallfahrt zu den Apostelfürsten Peter und Paul nach Rom zu machen. Unterwegs trat er der Gebetsverbrüderung des Klosters St. Gallen bei und trug als herrliche Reliquie den Arm des hl. Cyriacus – er stiftete ihm noch ein Kloster zu Frose – zur Verehrung (und Verheerung) dorthin zurück, wo er mit ebensoviel Kraft wie Niedertracht das deutsche Wesen und die alleinseligmachende Religion verbreitete. Dabei ließ er kurz nach der Eröffnung seines Regiments über das südliche Wendenland etwa dreißig gegen ihn verschworene Slawenführer, Fürsten und Edle (principes), die im

Vertrauen auf die Unantastbarkeit der Gastfreundschaft über einem großen Saufgelage eingeschlafen waren, in einer Nacht hinterrücks an seinem Tisch erschlagen, angeblich um ihrer Mordabsicht zuvorzukommen – «gewiß nur eine Schutzbehauptung» (H. K. Schulze). «Keinen tapfereren Vorkämpfer hatte Deutschland in jenen östlichen Gegenden als ihn ... Und er war im Kriege nicht verroht», rühmt Theologe Albert Hauck, betont bei dieser Gelegenheit auch Geros Überzeugung, daß der Mensch dem himmlischen Herrn für sein Leben verantwortlich sei, aber, so im selben Atemzug, «den Wenden gegenüber hielt er alles für erlaubt». –

Mönch Widukind berichtet die teuflische Beseitigung der dreißig Slawen ohne jeden Tadel. Pries er doch noch danach als des Verbrechers beste Eigenschaft (quod optimum erat) seinen «löblichen Eifer für den Dienst Gottes». 960 wallfahrtete Gero sogar ein zweitesmal nach Rom und gründete bei seiner Rückkehr ein weiteres Kloster, das nach ihm benannte Nonnenhaus Gernrode (Rodung des Gero), südlich Quedlinburg. Als Äbtissin setzte er die Witwe seines einzigen, 959 gefallenen Sohnes Siegfried ein, die Nichte Hermann Billungs, und vermachte «in seligem Sterben» (Mai 965) dem Kloster, wo er auch begraben wurde, all seine Habe. Er «barg sich», schreibt Bischof Thietmar, «mit seinem ganzen Erbgut bei Gott» – die letzte Leistung nicht weniger Großmörder der Geschichte.[32]

Otto eröffnet die Christianisierung der Wenden und macht «hier reinen Tisch»

Auch Otto I. hat im Krieg wider die Wenden, wie nicht nur sein Verhalten gegenüber dem verräterischen Wendenführer Tugumir zeigt (S. 455), keine Bestechung, keinen Verrat, keinen Mord gescheut, hat mehrmals selber Hand angelegt, um die Slawen fast bis zur Ausrottung zu schlagen. «Einheimische slawische Fürsten wurden vertrieben oder beseitigt, hatten Abgaben zu leisten und

Kinder der Versklavung zu überlassen; die Unterworfenen wurden in die Knechtschaft gedrückt» (Fried).

Es ist bezeichnend, daß man seinerzeit die Worte Wende und Heide als Synonyma gebrauchte. Denn die Wenden waren noch Heiden. Offensichtlich hatte sich Heinrich I. mehr um die Eroberung, den Raub dieser Gebiete bemüht, als um ihre Missionierung. Jenseits von Elbe und Saale gab es kaum Kirchen. Es gab nur heidnische Heiligtümer, heilige Haine, gab Götterbilder und bildlose Götterverehrung und selbstverständlich die dazugehörigen Priester oder doch Ältesten, die früher Opfer dargebracht hatten.

Unter König Heinrich war anscheinend auch die Kirche auf Missionierung des Ostens kaum bedacht. Erst als Otto die Praxis seines Vaters preisgab und, nach dem Vorbild Karls «des Großen», dem Schwert die Priester folgen ließ, konnte man hoffen, mittels der Religion die «Beuteslawen» immer mehr an sich zu binden und ihr Land dazu. Offenbar holte erst Otto den Klerus in den Osten, und zwar, wie auch anders, einen Militärklerus: – «sozusagen als Feldprediger kamen die ersten christlichen Priester in das Land rechts der Elbe und Saale; Burgkapellen sind die Ahnen unserer Kirchen; die ersten Christengemeinden, die sich hier sammelten, bestanden aus Soldaten».[33]

Otto war auf solch frommen Schwertdienst freilich vorbereitet. Hatte er sich anscheinend doch schon an den Slawenschlächtereien seines Vaters 928 und 929 beteiligt und auf seine Weise missioniert: noch als Halbwüchsiger schwängerte er eine gefangene vornehme Slawin, die ihm seinen unehelichen Sohn Wilhelm schenkte, den späteren Erzbischof von Mainz. (Dieser allerdings, wie man versichert, war noch von asketischen Idealen erfüllt. Doch auch von anderen. Dem Papst gestand Ottos «des Großen» erzbischöflicher Bruder einmal rundheraus: für Bestechung alles!)

Das ganze, von seinem Vater geraubte Gebiet hat der König nun nicht nur «behauptet», sondern schlicht «einbezogen», natürlich unter dauernden Kämpfen, insgesamt 50 000 bis 60 000 Quadratkilometer. Denn Otto «mußte», wie Theologe Hauck formuliert, «seine Waffen mit allen wendischen Völkerschaften

kreuzen», die beiden südlichen Stämme der Sorben und Daleminzier einmal beiseite. Und auf diese fürsorgliche Weise bildete dann eben nicht mehr die Saale, die Elbe die Grenze des deutschen Reiches, sondern die Oder.

Gleich Ottos erste Maßnahmen nach seiner Krönung in Aachen 936 galten den Elbslawen. Noch im selben Jahr brach er gegen sie auf, zumal gegen die Redarier. Und 939 erfolgte dort ein weiterer Waffengang. Denn dieser Fürst, der in der Ostexpansion eine seiner Hauptaufgaben sah und systematisch auch die Christianisierung der Unterworfenen betrieb, war entschlossen, «hier reinen Tisch zu machen» (Holtzmann), war fest gewillt, «die Herrschaft des Gottesvolkes über die Ungläubigen auszudehnen» (Lubenow).

Dabei schreckten Otto und seine gräflichen Spießgesellen, da sie den Widerstand der Elbslawen ersichtlich im offenen Kampf nicht brechen konnten, auch vor keiner Arglist zurück. Als sie zum Beispiel im Winter 928/929 Brandenburg zwar erobert (S. 392 f.), doch wohl schon bald wieder verloren hatten, schickte Gero den seit König Heinrichs Zeiten als Geisel in Sachsen gefangengehaltenen und von Otto nun mit «pecunia multa» bestochenen rechtmäßigen Hevellerfürsten Tugumir, zweifellos ein Christ, 939 zu den Hevellern nach Brandenburg zurück. Tugumir täuschte ihnen eine Flucht vor, wurde freudig aufgenommen und wieder ihr Herr. Darauf ermordete er im Brandenburger Fürstenhof den letzten Fürsten des Stammes, seinen eigenen Neffen, übergab das gesamte südlutizische Gebiet bis zur Oder König Otto und herrschte mit einer sächsischen Besatzung als dessen Vasall.[34]

Otto «der Grosse» lässt 700 slawische Kriegsgefangene köpfen und befiehlt die Ausrottung der Redarier

Nachdem Brandenburg durch Verrat und Mord in deutsche Hand gefallen, dort eine Kirche erbaut worden war und Tugumirs Re-

giment sich gefestigt hatte, gründete Otto am 1. Oktober 948 das Bistum Brandenburg und, wohl gleichzeitig, das Bistum Havelberg (dessen angebliche Stiftungsurkunde von 946 eine spätere Fälschung, eine Vordatierung ist) mit dem Burgward Nitzow.

Erst dem Erzbistum Mainz, dann dem Erzbistum Magdeburg unterstellt, war das Bistum Brandenburg, das zehn slawische Stämme umfaßte, sehr viel größer als die meisten deutschen Diözesen. Es reichte von der Elbe bis zur Oder und umschloß im Süden zunächst auch noch die Lausitz. Der Bischof von Brandenburg bekam bereits 948 die Hälfte der Burg samt der Hälfte aller dazugehörenden Dörfer sowie die Burgwarde Pritzerbe und Ziesar. Burgwarde waren kleinere (seit der Mitte des 10. Jahrhunderts burgowarde, burgwardium oder burgwardum genannte) Burgen, die wohl auf karolingische Vorbilder an der Saale zurückgingen. Im Verlaufe der ottonisch-salischen Ostexpansion sicherten sie den Magdeburger «Siedlungsbereich» etwa bis zur Havel ebenso wie den sorbischen Raum bis zur Elbe militärisch ab – somit ein der Beherrschung des eroberten Landes dienendes strategisches System. Zu einem Burgwardhauptort gehörten etwa zehn bis zwanzig Dörfer, deren Einwohner, damals und noch im 11. Jahrhundert fast ausschließlich Slawen, rigoros ausgebeutet, zum Burgenbau, zu Wachdiensten, Abgaben von Zehnten und Tributen gezwungen wurden. Und manche Burgwardhauptorte hatten auch eine «Burgward-Kirche», wenn auch wohl längst nicht alle, wie die ältere Forschung meinte.

Im Jahr der großen Schlacht gegen die Ungarn, 955, zog Hermann Billung gleich zweimal gegen die aufständischen Obodriten. Dabei hatten sogar die Söhne seines eigenen erstgeborenen Bruders Wichmann (der Ältere), die Grafen Wichmann der Jüngere und Ekbert (der Einäugige), Verwandte der Königin Mathilde, die mit ihnen verbündeten Obodritenfürsten Nakon und dessen Bruder und Mitherrscher Stojgnef aufgehetzt; beide übrigens Christen.

Obwohl die Slawen seinerzeit zu weiterer Tributzahlung durchaus bereit waren, nur nicht sich völlig verknechten lassen wollten, hatte auch Otto selbst sie, «unternehmend wie er war»

(Thietmar), mit Krieg überzogen. Nur zwei Monate nach seinem Triumph auf dem Lechfeld und offenbar dadurch gestärkt, schlug er sie schwer am 16. Oktober 955 an dem Flüßchen Raxa, wahrscheinlich der Recknitz (im östlichen Mecklenburg), wobei das Slawenschlachten bis tief in die Nacht dauerte und Otto – den Bischof Liutprand «heilig» und «sehr heilig» nennt, Theologe Hauck «eine sittlich viel durchgebildetere Persönlichkeit als sein Vater» – noch am nächsten Morgen vor dem aufgesteckten Haupt des an der Spitze des Heeres gefallenen Obodritenfürsten Stojgnef 700 Kriegsgefangene köpfen ließ. Stojgnefs Berater wurden die Augen ausgestochen und die Zunge herausgeschnitten – «dann ließ man ihn, nicht mehr zu gebrauchen, inmitten der Leichen liegen» (Widukind). Und Stojgnefs Erleger bekam als «Belohnung» von Otto 20 Hufen Land geschenkt.

Widukind findet, wie bei der Abstechung der 30 Slawenführer durch Gero (S. 452 f.), wieder kein Wort des Tadels. Und schon 957, 958 und 960 führt Otto neue Kriege gegen die Redarier und andere Elbslawenstämme. Nicht um Sieg ging es, nicht um Tributeinheimsung, wie unter Heinrich I., sondern um Vernichtung, um Eingliederung der slawischen Länder in das ottonische Reich. Es herrschte «totaler» Krieg. Was fehlte, war nur die Technik, die man ein Jahrtausend später hatte.[35]

965 starb Gero. Zwei Jahre später kämpfte Herzog Hermann gegen Redarier und Obodriten. Und dann wurde das ganze Obodriten-Reich der entstehenden Billunger-Mark zugeschlagen, erhoben sich anstelle heiliger Haine die Christentempel. Denn nach Nakons Tod ermöglichte sein Sohn Mstivoj mit Hilfe Hermann Billungs und unter Ausschaltung der heidnischen Opposition in Wagrien 968/972 (das genaue Jahr ist unbekannt) die Gründung des alle Obodritenstämme umfassenden Bistums Oldenburg (Aldinburg, slaw. Starigard). Das war ein längst bestehender befestigter Platz, die Hauptburg der slawischen Wagrier, wo noch für 967 ein paganes Standbild bezeugt ist, das der Herzog wahrscheinlich zerstört hat. Das gesamte wendische Missionsgebiet Hamburgs reichte nun von der Kieler Bucht bis an den Havelberger Sprengel.

Zu dieser Zeit, nur wenige Jahre vor seinem Tod, verbietet Kaiser Otto I. in einem Schreiben vom 18. Januar 968 den sächsischen Großen den Frieden mit den geschlagenen Redariern und fordert die Beendigung des Kampfes durch Ausrottung. «Überdies wollen wir, daß die Redarier, wenn sie, wie wir vernommen, eine so große Niederlage erlitten haben, von euch keinen Frieden erhalten, denn ihr wißt ja, wie oft sie die Treue gebrochen und welche Unbilden sie zugefügt haben. Daher erwägt dies mit dem Herzog Hermann und setzt alle eure Kräfte ein, damit ihr durch ihre Vernichtung (destructione) euer Werk vollendet. Wenn es nötig wäre, wollen wir selbst gegen sie ziehen ...»[36]

Gunsterweise über Gunsterweise für die «Hauptstadt des deutschen Ostens ...»

Nach Ottos Kaiserkrönung (S. 498 f.) hatte man eine Reihe neuer Bistümer gegründet, darunter vor allem 968 das Erzbistum Magdeburg, dem Papst Johann VIII. Privilegien erteilte, als habe man hier an eine Art Rom im Norden gedacht. Was herauskam, war immerhin eine gewinnbringende mächtige Handelsstadt. Wie überhaupt der Unterwerfung der Elbslawen, der Polen, Böhmen ein ergiebiger Handel folgte. Doch ließ Kaiser Otto nicht nur Gold und Edelsteine nach Magdeburg schaffen, sondern auch Heiligenreliquien. Das Heilige und der Handel gehören zusammen. Der Handel ist heilig, und das Heilige auch Handel. Die Kirche erhielt ausgedehnten Grundbesitz, bezog hohe Abgaben, baute überall ihre Tempel im unterjochten Land und wurde für Jahrhunderte ein Hauptnutznießer und eine Hauptstütze der deutschen Herrschaft in den eroberten elbslawischen Gebieten.

Magdeburg, als Burg und Fernhandelsplatz an der Elbe seit der Zeit Karls «des Großen» bezeugt, ebenso weit vorgeschoben – was seine Stoßrichtung signalisiert – in slawisches Land, wie durch den Strom geschützt, war Ottos Lieblingsstadt. Schon kurz nach Beginn seiner Regierung, ein Jahr nach Gründung des Frau-

enstifts St. Servatius in Quedlinburg durch seine Mutter Mathilde, hatte er 937 in Magdeburg das mit «Reformmönchen» besetzte Moritzkloster gestiftet und zugleich mit diesem und ganz in dessen Nähe eine Handelsniederlassung etabliert, in der sich Kaufleute aus Landstrichen östlich der Elbe einfanden.

Bei der Gründung des Klosters waren die beiden Erzbischöfe Friedrich von Mainz und Adaldag von Hamburg-Bremen, Ottos vormaliger Kanzler, sowie acht Bischöfe (von Augsburg bis Utrecht) vertreten. Der König hat das Kloster, das er erst zu einem Vorposten, dann zu einem Zentrum der Slawenmission machte, das er oft und reich und immer von neuem dotierte, mit vielen Dörfern bedacht, mit Hörigen, Leibeigenen, mit Zollrechten, zum Beispiel sogleich mit dem ganzen in Magdeburg anfallenden Zoll, nachher aber auch mit Bann, Markt, Münze, mit Münzrechten anderwärts, mit Zinsen, Silberzinz, Honigzins, Zehnten etc., mit mehreren Königshöfen, Klöstern, so mit dem Kloster Hagenmünster bei Mainz, dem Nonnenkloster Kesselheim im Maienfeld, selbst noch mit Gütern in Ostfalen (in 60 Orten!), in Thüringen, Hessen, im Harz-, Nahe-, Speyergau, in den Niederlanden – nicht weniger als 57 Urkunden Ottos I. für das Kloster sind erhalten, 32 davon im Original.

Schließlich aber, nicht sofort, wurde es mit geraubtem Boden, mit Burgen, Zehntrechten (Schartau, Grabow, Buckau) in den rechtselbischen, also slawischen Gebieten ausgestattet, ja, mit dem ganzen Slawengau Neletici, zu dem die bedeutenden Salzquellen von Halle gehörten. In dem Magdeburg benachbarten Gau Moraciani erhielt es 15 Burgen und Höfe. Dort und in anderen Slawengauen kam auch das Recht des Holzschlags, der Schweinemast dazu, ebenfalls in der Lausitz der Zehnte von allen Abgaben und dem Einkommen der Krone, der Grafen. Das Stift bekam Immunität, Königsschutz und bald auch den Schutz des Papstes.

Mit Recht konnte dieser 962 erklären, Otto habe das Kloster «wegen der neuen Christenheit» gegründet. Zum Patron des Hauses machte der Stifter seinen eigenen specialis patronus, den Kirchenheiligen Mauritius, den Bekämpfer der Heiden, ein Hinweis darauf, «daß die Krieger den Missionaren den Weg bereiten

sollten» (Fleckenstein). Um 955 ließ er den Magdeburger Dom beginnen, anstelle der ersten Kirche des Moritzstifts, und füllte ihn – aus Italien herbeigeschleppt – mit Marmor, Gold, mit Edelsteinen. Und, «in gebührender, tiefer Verehrung» (Thietmar), mit jeder Menge echter und vor allem falscher Reliquien.

Zunächst hatte Otto für Magedeburg bloß die Überbleibsel eines gewissen Innocentius, nur einer von angeblich 6600 oder auch 6666 thebäischen Märtyrern (S. 384 f.). Einer war wohl zu wenig bei so vielen Helden. Doch konnte Otto vom burgundischen König auch Reliquien des Führers der thebäischen Legion, des hl. Mauritius, des Hauptpatrons des Magedeburger Stifts, empfangen, vermutlich wegen der Kostbarkeit nur kleinere Teile. (Aber weitere Knochen desselben Mauritius übergab auch Heinrich II. der Magedeburger Kirche. Ja, noch 1220 erwarb Ortsbischof Albrecht die Hirnschale des Heiligen vom Grafen Otto von Andechs, nachdem lang zuvor schon der hl. Ulrich von Augsburg Mauritius-Teile vom Abt der Reichenau bezog.) Otto bekam seinerzeit weiteres Märtyrergebein für die Stadt, und endlich ließ er alle Säulenkapitäle der neuen Kirche mit Heiligenresten füllen. Keinen Ort hat Otto I. so oft besucht, 22mal hielt er sich in Magdeburg auf, das man geradezu, etwas überspitzt, «Hauptstadt des deutschen Ostens im frühen Mittelalter» nannte (Brackmann).

Wenige Jahre nach der Gründung des Erzbistums Magdeburg erfolgte die Gründung des Bistums Prag. Und auch dafür hatte Otto bahnbrechend gewirkt, und selbstverständlich ebenfalls mit dem Schwert.

Gleich nach Herzog Wenzels und König Heinrichs Tod (935/936), als Boleslav I. in Böhmen einen (ungenannten) subregulus bekämpfte, schickte Otto diesem alsbald sächsische und thüringische Truppen zu Hilfe, die getrennt marschierten und von Boleslav auch getrennt besiegt worden sind. Seinen böhmischen Rivalen konnte Boleslav ebenfalls erledigen, dessen Burg beim ersten Anlauf «zur Wüste» machen und die eigene Herrschaft durch Burgbezirke sowie Dienstleistungen festigen.

Der deutsche König aber führte nun einen vierzehnjährigen

Krieg gegen Böhmen, der erst 950 mit dessen gänzlicher Unterwerfung endete. Otto hatte damals die nördlichen Slawen überwunden, mit päpstlicher Genehmigung seine Herrschaft 948 durch die Gründung der drei Slawenbistümer Brandenburg, Havelberg, Oldenburg (?) gesichert und überall die Bevölkerung zur Entrichtung der verhaßten Zehnten verpflichtet. Darauf drang er 950 mit einem starken Heer bis in die Mitte Böhmens vor und stellte, so formuliert die Forschung seriös, «*die Bindung Böhmens ans Reich wieder her*». Oder sie nennt Analoges auch «die *Einbeziehung der Randländer* in den Reichsverband»: Hauptsache, all dies geschieht möglichst blutfrei auf dem Papier – je dreckiger die Geschichte, desto sauberer muß die Arbeit der Geschichtsschreiber sein, die der Staat auch bezahlt. Wes Brot ich eß ... – eine Kooperation ehrwürdigen Alters.[37]

Mit Krieg hatte Otto I. die «Barbaren» Böhmens bezwungen, mit Krieg ging er auch gegen das im Nordosten angrenzende Polen vor.

Polen vertraut dem Wolf die Schafe an

Wie das russische Reich von dem Wikinger Rjurik (skand. Hrørikr), einem Schweden, in Alt-Ladoga oder (und) Nowgorod geschaffen worden war (S. 464), so soll Polen der Normanne Dago, vermutlich ein Däne, um 960 mit der Hauptstadt Posen an der Warthe gegründet haben. Der Name Polen, Poloni, Polonia, Polska (von pole = Feld, Ebene, das heißt steter Ackerbau in Waldlichtungen, das Land der Ebene), bürgerte sich erst seit etwa der Jahrtausendwende ein. Und nach polnischer Tradition (aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts) heißt der Normanne Dago: Mieszko I. (um 960–992) und war der vierte Nachkomme eines gewissen Piast, des Ahnherrn der Piasten (pol. Piastowie), eines Geschlechts, das in Polen bis 1370, in Masowien bis 1526, in Schlesien bis 1675 regierte. Vielleicht aber hatte, wie man heute auch meint, Mieszko zwei Namen, einen heimischen und einen

fremden. Und ob die zwischen Oder und Weichsel siedelnden, sich in langen Grenzkämpfen bekriegenden polnischen und pomoranischen Slawen (von pomorje = am Meer) dort schon, ungeachtet aller Bevölkerungsbewegungen, in dem ganzen Jahrtausend vor der sogenannten Zeitenwende saßen, wie der wohl größere Teil der polnischen Forschung annimmt, oder ob sie, wie besonders die deutsche meint, nicht bodenständig, sondern Einwanderer waren, sei dahingestellt.

Jedenfalls ist dieser Dago oder Mieszko (Mescho von seinen polnischen Untertanen, in den lateinischen Quellen Misaca und Miseco genannt) der erste historisch gesicherte Fürst der Polen. Und die Größe des neuen Westslawenstaates – von dessen verschiedenen polnischen Stämmen die namengebenden Polen (poln. Polanie, lat. Poloni, Poliani) am spätesten, nämlich erstmals 1015 in den Hildesheimer Annalen vorkommen – war beträchtlich. Er reichte von der Oder bis an die russische Grenze, im Norden bis ans Meer. Er schloß auch (im 11. Jahrhundert verloren gehende) Grenzländer ein, etwa Mähren, die Lausitz, das nachmalige Ruthenien am oberen Bug und San, und wurde von Mieszko straff regiert.

Der Pole expandierte von Gnesen aus, überschritt im Norden die Warthe, im Süden die Oder, geriet aber unter den Druck des Markgrafen Gero und schließlich in die Abhängigkeit vom deutschen Nachbarn. Schon 963 rückte der Herr der Sorbenmark, diesmal im Bund mit den Redariern, mit zwei Heersäulen in die Lausitz und gegen das neue Reich vor. Mieszko I., wie seine Untertanen noch Heide, war ein lockendes Ziel für die «Mission», zumal in Geros Nordmark schon seit 948 die Bistümer Brandenburg und Havelberg bestanden. Mieszko wurde in zwei schweren Schlachten zwischen Oder und dem rechten Wartheufer «mit gewaltiger Kraft» (Widukind) geschlagen, sein Bruder getötet, das Land ausgeraubt, er selber zur Zinszahlung und Anerkennung der deutschen Oberherrschaft genötigt. Widukind spricht von «vollständiger Knechtschaft» (ultimam servitutem). Der Verlauf der polnischen Geschichte war dadurch auf Jahrzehnte hin geprägt.[38]

Sehr wahrscheinlich gleichzeitig mit Gero stieß Boleslav I. von Böhmen an der Südflanke Polens vor und brachte sich in den Besitz Krakaus. 965 (oder 966) heiratete Mieszko aber eine Tochter Boleslavs, die Christin Dobrawa (Dubravka), und wurde im Jahr darauf, 966 (oder 967), ein bedeutsames Datum, römisch-katholisch. Tschechische Missionare folgten, faßten rasch Fuß, und wahrscheinlich waren in der ersten Christianisierungsphase Polens noch bayerische Kleriker aktiv. Denn da sich Mieszko taufen ließ, zwang er auch sein Volk dazu, und diese «Revolution von oben» wiederholt sich zwei Jahrzehnte später bei der Christianisierung Rußlands (S. 467). Das Märchen vom Himmelspförtner (IV 381 ff!) hatte auch im Osten seine magische Wirkung. Ein Jahr nach dem Tod des Schlächters und Romreisenden Gero (20. Mai 965) wurde Polen unter dem Patrozinium St. Peters christlich. Mieszko I. unterstellte es dem «Schutz» des Papstes, und kaum ein Land haben die Päpste stets so hemmungslos verraten wie das ihnen nun ein Jahrtausend unverbrüchlich ergebene Polen.

Schon 968 wurde ein Bistum in Posen gegründet, sein erster Bischof der Deutsche Jordan, sein Nachfolger der Deutsche Unger. Und Mieszko, der entgegen kirchlicher Vorschrift nach dem Tod seiner ersten Frau (977) die Nonne Oda des Klosters zu Calbe heiratete, eine Tochter des Markgrafen Thiedrich von der Nordmark, entwickelte sich nun zum Vorkämpfer des Christentums an der nördlichen Heidenfront und genoß bei seinen Offensiven gegen die Heiden den eifrigen Beistand der christlichen Böhmen.[39]

Otto I. aber suchte in seine Missionspläne noch Rußland einzubeziehen, wenn auch vergeblich.

Die hl. Olga (gest. 969)

Das Reich von Kiew (907–1169), seit dem späteren 10. Jahrhundert allmählich das «Rus»-Reich genannt (ein Name, der auf die mittelschwedische Landschaft Roden, heute Roslag, hinweist), war die erste Herrschaftsbildung zwischen Ostsee und Schwarzem Meer und ein Werk schwedischer Wikinger (die nun Waräger hießen), genauer ein Werk der Wikingerdynastie der Rjurikiden (die erst 1598 ausstarb) samt ihrem normannischen Gefolge. Der neue «Staat», der erste russische, war also schwedischer Herkunft und verdankte seinen Aufstieg vor allem dem Handel mit Byzanz. Und über den Handel (nicht nur mit Waren) fühlte man sich, wie bald zu sehen ist, auch weiterhin sehr verbunden.

Um 945 war Fürst Igor von Kiew durch Drevljanen erschlagen worden. Der ostslawische Stamm, seit einem halben Jahrhundert dem Fürstentum tributpflichtig, hatte die drückende Last schon wiederholt abzuschütteln versucht und durch Igors Tod auch vorübergehend die Unabhängigkeit erlangt. Als aber seine Witwe, Großfürstin Olga (skand. und griech. Helga), in der orthodoxen Kirche als Heilige verehrt (Fest 11. Juli), um 945 für ihren kleinen Sohn Svjatoslav die Regentschaft übernahm, rächte sie grausam den Tod ihres Mannes.

Nach der «Nestor-Chronik» (Povest' vremennych let, Erzählung der vergangenen Jahre) – ein berühmtes, im frühen 12. Jahrhundert in Kiew entstandenes Denkmal altrussischer Chronistik –, ließ Olga zwei Gesandtschaften der Drevljanen, deren «beste Männer», einmal lebendig begraben, ein andermal lebendig verbrennen und dann bei einem Gelage 5000 berauschte Menschen niederhauen. Dies ist zwar sagenhaft aufgemacht, übertrieben. Doch hat die Fürstin – die, so sang man in einem alten Lobpreis, dem christlichen Land voranging «wie der Morgenstern der Sonne, wie die Morgenröte dem Tageslicht» – um 950 tatsächlich einen beträchtlichen Teil des gegnerischen Adels ausgerottet, diverse Burgen der Drevljanen verbrannt, deren Gebiet endgültig annektiert und sich selbst 955 oder 957 in Kiew oder Konstantinopel taufen lassen – ein kaum oder gar nicht

religiös motivierter Akt, der ihr innen- wie außenpolitisches Prestige erhöhen sollte.

Nach Thietmar von Merseburg hatte Kiew schon zu Beginn des 11. Jahrhunderts «mehr als 400 Kirchen und acht Märkte» (mercatus). Es war die bevölkerungsreichste russische Stadt des Mittelalters: vor dem katastrophalen, doch von göttlichem Sendungsbewußtsein beflügelten Mongolensturm im 13. Jahrhundert mit annähernd 40 000 Einwohnern, danach noch mit etwa 2000.

Als die hl. Olga 957 in die Kaiserstadt am Bosporus reiste, hatte sie nicht nur einen Priester, sondern auch auffallend viele Kaufleute in ihrem Gefolge. Und zwei Jahre später nützte sie den Thronwechsel in Byzanz, den Tod des kultur- und geistesgeschichtlich bedeutsamen Kaisers Konstantin VII. Porphyrogennetos, zu einer direkten Anknüpfung im Westen. Sie erbat anno 959 von König Otto I. Priester und vor allem Handelsbeziehungen! Der darauf schnell zum Missionsbischof geweihte Mainzer Mönch Libutius starb aber noch vor Antritt der Reise. Und der nun von Otto nach Kiew geschickte, zum «Bischof für die Russen» geweihte Adalbert – vordem Mönch in Trier, danach Abt in Weißenburg, zuletzt, 968, der erste Erzbischof Magdeburgs – kam 962 erfolglos zurück; nicht ohne Glück trotz allem, vertrieben entweder von feindlichen Christen oder einer heidnischen Reaktion; auf der Strecke blieben getötete Gefährten. Olga hatte seinerzeit ihr Sohn Svjatoslav abgelöst, ein verwegener heidnischer Haudegen, und dann rief man – eine weltgeschichtliche Entscheidung – nicht westliche, sondern byzantinische Missionare nach Rußland, erfolgte unter Vladimir von Kiew mit dessen Taufe 888/889 endgültig die Hinwendung zum byzantinischen Kulturkreis, worauf letztlich Moskaus Anspruch zurückgeht, «das dritte Rom» zu sein.[40]

Der hl. Vladimir, der «Grosse und Apostelgleiche»

Der Enkel der hl. Olga, Vladimir der Heilige (980–1015) – als Heiliger wird er in der orthodoxen Kirche der Rus' seit dem 13. Jahrhundert verehrt –, erstritt sich erst, wie das seinesgleichen zusteht, mit einem eigens aus Schweden angeworbenen warägischen Kriegshaufen gegen seinen Bruder Jaropolk den Thron und die Alleinherrschaft. Dabei mordete er das in Polozk an der Düna herrschende skandinavische Geschlecht aus und machte die überlebende Tochter Rogneda gewaltsam zu seiner Frau, was viel feinen Sinn verrät. Darauf kam er durch Heimtücke in den Besitz von Kiew und ließ seinen Bruder Jaropolk töten. Und als seine nordische Gefolgschaft belohnt werden wollte, soll er sie, nach einer alten Quelle, an das reiche Byzanz gewiesen und den Kaiser vor ihr gewarnt haben.

Der Heilige führte Krieg um Krieg und erpreßte von allen unterjochten Völkern Tribute. 981/982 unterwarf er die Wjatitschen, 984 die Radimitschen, und dazwischen, 983, griff er die Jadwiger (oder Sudauer) an, ein baltisches Volk im prußischen Siedlungsgebiet. Er besetzte ein Land, das im 13. Jahrhundert durch den Deutschen Orden zur «Großen Wildnis» wurde, wobei die Jadwiger selbst aus der Geschichte verschwanden.

Einige Jahre nach seinem Angriff im Westen, wo Vladimir außerdem gegen Polen auch schon die červenischen Burgen zwischen oberem San und oberem Bug in seine Gewalt gebracht hatte, rettete er im Süden den byzantinischen Kaiser Basileios II. (Bulgaroktónos, den Bulgarentöter 976–1025) aus einer großen innenpolitischen Kalamität. Mitten in den viele Jahre währenden Rivalitätskampf der Magnatenfamilien warf Vladimir eine Söldnertruppe, die warägisch-russische Družina, die Basileios' Sieg entschied.

Doch reicht das Wirken des Heiligen weiter: erlaubte ja dieser Sieg dem Kaiser indirekt einen weiteren, seinen größten Triumph. Denn bei Beendigung des 15jährigen bemerkenswert brutalen Krieges gegen die Bulgaren 1014 im Strymontal ließ die christli-

che Majestät sämtliche Gefangenen, angeblich 14 000, blenden – nur jeder Hundertste behielt ein Auge, um die Blinden dem Bulgarenzaren Samuel zurückzuführen!

Vladimir der Heilige hatte allerdings für seine Hilfe wider die Gegenkaiser in Byzanz die Hand der purpurgeborenen Prinzessin Anna, der Kaiserschwester, gefordert. Und als man bei Hof zögerte, das Versprechen gegenüber dem «Barbarenfürsten» einzulösen, unternahm er im April 988 einen Kriegszug nach Cherson, der bedeutendsten byzantinischen Kolonie am Nordufer des Schwarzen Meeres (bald nach 1500 zugrundegegangen und heute wüst). Er gewann die Stadt durch Verrat des Priesters Anastasius, den er dafür zum Kirchenvorsteher in Kiew machte, und gewann jetzt auch die «in der Porphyra (dem Kaiserpalast) geborene» Prinzessin aus Byzanz, was nicht einmal Otto «dem Großen» für seinen Sohn und Mitkaiser gelungen war.

Freilich hatte auch die Purpurgeborene wieder ihren Preis. Vladimir von Kiew «mußte sich dafür», so das katholische Handbuch der Kirchengeschichte, «aber taufen lassen» und zwang anschließend das Kiewer, seine Götter beklagende Volk – wieder eine «typische ‹Revolution von oben›» (Hösch) –, vermutlich im Sommer 988 zur Massentaufe im Dnjepr.

Heilig wird man nicht umsonst – weder in der römischen noch in der orthodoxen Kirche!

Doch wird der erste christliche Großfürst Rußlands, in dessen Geschichte er mit den Beinamen des «Großen und Apostelgleichen» glänzt, auch in der griechisch-unierten Kirche als Heiliger verehrt, und zwar mit Genehmigung des päpstlichen Stuhles!

Schließlich war Vladimir mannigfach hervorgetreten: durch Verrat und Mord, durch Brudermord gar, durch jede Menge blutiger Eroberungszüge und Verknechtungen, durch den Bau von Kirchen, Burgen und Festungen nach dem neuesten Stand der Kriegstechnik, auch durch Vernichtung aller heidnischen Idole und Tempel seines Reiches.

Denn gleich nach seiner Rückkehr aus Cherson hatte er dem Heidentum den Krieg erklärt, das er noch zu Beginn seiner Regierung eifrig vertreten, angeblich sogar durch das Hinschlachten

von Menschen, wie den Opfertod eines jungen christlichen Warägers. Ja, das Bild des Perun, des vornehmsten russischen und polnischen, auch als Herr der ganzen Welt gedachten Gottes, dessen Hauptverehrung in Kiew war, wo vor ihm ein ewiges Feuer brannte, dieses Bild, von Vladimir selbst noch wenige Jahre zuvor in der Stadt zu neuen Ehren gebracht, wurde jetzt an einen Pferdeschweif gebunden, ausgepeitscht und in den Dnjepr gestürzt, auch alle übrigen Götterbilder beseitigt, allmählich die heiligen Stätten der Altgläubigen in ganz Rußland verheert und durch Kirchen ersetzt.

Was tat es da, daß der Heilige, der Große und Apostelgleiche, allzeit ein geiler Bock war!

Zwar soll Vladimir, der in einem Palast residierte, den, nimmt man an, mindestens siebenhundert Menschen bewohnten, nur vor seiner Bekehrung ein weiberbesessener Lüstling gewesen sein. Doch dies ist die Darstellung der überaus tendenziösen, mehrfach redigierten «Nestor-Chronik». «Unersättlich war er in der Wollust», steht da, «Frauen und Mädchen ließ er sich zuführen, um sie zu entehren, denn er war ein Liebhaber des weiblichen Geschlechts gleich Salomo». Neben fünf legitimen Gattinen soll er in Wyschegorod, Bjelgorod und Berestow mehrere Harems mit insgesamt achthundert Beischläferinnen aus allen benachbarten Völkern gehabt haben – ein Massenfeinschmecker, der freilich «auch nach der Taufe die Polygamie fortsetzte» (Wetzer/Welte); ein «Wüstling», von dem Bischof Thietmar von Merseburg festhält: «Um seine angeborene Bereitschaft zur Sünde noch weiter zu steigern, trug der König eine Reizbinde um die Lenden.» Und als er sein Heiligenleben schon lange geführt, wurde er 1015 inmitten der von ihm selbst erbauten Kiewer Muttergotteskirche, später die «Zehntkirche» (desjatinnaja cerkov') genannt, an der Seite seiner Gattin Anna, der purpurgeborenen, begraben.[41]

Nach Vladimirs Tod am 15. Juli 1015 kämpfte man gleich wieder um die Nachfolge, wobei seine jüngeren Söhne Boris und Gleb alsbald ermordet (und 1072 kanonisiert) worden sind. Die hagiographische Tradition schreibt die Bluttat ihrem ältesten Bruder, dem Thronerben Svjatopolk zu. Aber: «Als Urheber ihrer

Ermordung kommt auch der Gewinner der Auseinandersetzungen, Jaroslav I., in Betracht» (A. Poppe); «der Weise» also, der durch seine großen kirchenpolitischen Aktivitäten bei der Geistlichkeit äußerst beliebte weitere Sohn Vladimirs des Heiligen. Jaroslaw vermochte allerdings erst 1036, nach zwei Jahrzehnten fortwährender Fehden mit der Verwandtschaft, sich gänzlich durchzusetzen. Und nach seinem Abtritt (1054) stritten seine Söhne und Enkel erneut um die Macht. Die Bruderkriege rissen nie ab. Und dies, obwohl man die vertragschließenden Fürsten durch einen Eid band, der noch verstärkt war durch die kirchliche Zeremonie der Kreuzküssung. In den 170 Jahren nach Jaroslaw des Weisen Tod hat man nicht weniger als 83 Bürgerkriege und 62 Kriege mit anderen Völkern gezählt, die das Reich von Kiew führte.

Die christliche Saat ging immer herrlicher auf.

Doch, mit Bischof Thietmar zu sprechen: «Quia nunc paululum declinavi, redeam ... Jetzt bin ich etwas abgeschweift, also zurück!»[42]

Schon vor Ottos mißglücktem Intermezzo in Kiew hatte er in Dänemark, wo König Harald Blauzahn vorerst noch Heide war, Markgraf Hermann Billung wirkte und es häufig Grenzgefechte gab, die jütländischen Bistümer Schleswig, Ribe und Aarhus dem Erzbischof Adaldag von Hamburg-Bremen, dem Nachfolger Unnis unterstellt. Dadurch sollte der deutsche Einfluß im Norden gestärkt und energisch die Kirchenherrschaft ausgebreitet werden.

Die «missionarischen» Mühen um diese Himmelsstriche reichen freilich viel weiter zurück.

Skandinavienpolitik – Krieg und Geschäft um Gottes willen?

Im Rahmen der karolingischen Skandinavienpolitik waren zunächst zwei prominente Heilsverkünder besonders tätig geworden.

Zuerst trat 823 der eigentliche Initiator der Frohen Botschaft unter den Dänen in Erscheinung, der von Papst Paschalis I. zum Legaten des Nordens ernannte Erzbischof Ebo von Reims, jener begnadete Opportunist also, der mehrfach in schönster Pfaffenart die politischen Fronten gewechselt (S. 84 f., 89 ff.), übrigens auch ein Papstschreiben zu seinen Gunsten gefälscht hat.

Drei Jahre später ließ sich in Ludwigs des Frommen Ingelheimer Pfalz der Dänenkönig Harald Klak, um des Kaisers Unterstützung zu gewinnen, samt Gefolge taufen. Auf seiner Rückreise nahm er den einst als Frühwaise ins Kloster Corbie gesteckten Mönch und Missionar Ansgar, wohlversehen mit «Reisealtar und Reliquien» (Walterscheid), nach Dänemark mit, hat es aber kaum noch betreten, sondern sich in der ihm übereigneten Grafschaft Rüstringen in Friesland gleich niedergelassen. Als dann Ludwig 831 auf dem Reichstag zu Diedenhofen das Bistum Hamburg als Missionssprengel für Dänen, Schweden und Ostseeslaven gründete, Ansgar zum Bischof machte und ihm Papst Gregor IV. – wie Vorgänger Paschalis I. dem Ebo – 831/832 die «Missionsvollmacht» verlieh, ging Ebo nun Ansgar zur Hand. Doch wenige Jahre darauf saß Erzbischof Ebo – gerade noch vom Papst als Legat mit der «Oberhoheit» über den anderen Legaten, den hl. Ansgar, betraut, des öfteren in Haft, wiederholt im Kloster Fulda, auch in Lisieux und Fleury (S. 91). Und Ansgar war inzwischen zwar Erzbischof, doch die Stoßkraft des Frankenreiches unter Ludwig, zumal seit seinen letzten Jahren, stets schwächer geworden.

Dänische Wikinger hatten 845 Hamburg überfallen, hatten den Dom, das Stift (das 964 als Gefängnis für Papst Benedikt V. diente), die Bibliothek, die Stadt in Flammen aufgehen lassen und die Kirchenschätze geraubt. Ansgar aber, der «Apostel der Wikinger» (Walterscheid), mit knapper Not samt hl. Reliquien entkom-

men, tröstete sich mit Hiob: «der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen» und mit der «frommen Matrone Ikia», die den Flüchtling auf ihrem Gut aufnahm. Er wurde Bischof in dem seit 845 vakanten Bremen, der neuen Missionsbasis, aber einem Suffraganbistum Kölns, weshalb schwere jahrelange Streitereien mit Erzbischof Günther (seit 850) folgten.

Von Bremen aus entstanden jedoch einige, wenn auch recht bescheidene kirchliche Stützpunkte. So in Haithabu (Hedeby), einem bedeutenden Ort für Export/Import im nördlichen Schleswig-Holstein, wo der hl. Ansgar, von Ludwig dem Deutschen wiederholt als Gesandter benutzt, mit Erlaubnis König Horiks I. eine Kirche errichtete, «die den Handelsplatz zum bevorzugten Ziel christlicher Kaufleute ... werden ließ» (Radtke); in Ribe (dt. Ripen), der ältesten Stadt Dänemarks und (schon seit Beginn des 8. Jahrhunderts) ebenfalls ganz dem Merkantilen zugewandt, vermutlich auch der Münzprägung; und wahrscheinlich in Birka, einem reichen, relativ großen, wohl oft vom König aufgesuchten schwedischen Handelsort mit weitreichenden Verbindungen (meist Luxuswaren: wenig Raumverbrauch und viel Gewinn) vor allem nach Westeuropa, aber auch nach Rußland, Byzanz, dem Kalifat von Bagdad.

Vielsagenderweise lauter Handelszentren; denn Krieg und Kapital, das eine so eng mit der Heilsgeschichte verbunden wie das andere – bis heute. «Es ist bezeichnend für die Stellung Birkas, daß die christliche Mission – den Haupthandelswegen folgend – gerade an der einzigen stadtähnlichen und verhältnismäßig volkreichen Siedlung Schwedens ansetzte und dort erste, wenn auch vorübergehende Erfolge erzielte» (H. Ehrhardt).

Und bezeichnend auch: die Dänen, deren Reich seit etwa 800 bestand und Jütland, die Inseln sowie drei südschwedische Landschaften umfaßte, wollten vom Christentum nichts wissen. Noch zwei Jahrzehnte nach Königs Harald Klaks Taufe, anno domini 847, gab es in Ansgars eigener Diözese erst vier Taufkirchen. Und die dänischen Zöglinge für seine Missionsschulen mußte der hl. Erzbischof Ansgar – kaufen! Doch warum nicht. Schon vor zweieinhalb Jahrhunderten hatte selbst der hl. Papst Gregor I., «der

Große», der Kirchenlehrer, englische Sklavenknaben für römische Klöster gekauft (IV 183 ff.). Auch lieferte das christliche Europa lange und skrupellos Sklaven in orientalische Länder. Agiert neben der Macht doch gleich das Geschäft, ein Teil der Macht. Und nützt es dem Glauben nicht, den Gläubigen, ja, handelt man nicht auch und gerade – um Gottes willen?[43]

Schließlich brach die Skandinavienmission restlos zusammen. Der Übertritt zum Christentum wurde einfach verboten. In ganz Dänemark gab es keine Kirche mehr, in Schweden, wo die Bevölkerung den Bischof schon viel früher vertrieb, jahrelang keinen christlichen Kleriker. (Aber mehr als ein Priester ist in jener Zeit in Schweden nie gewesen.) Man dachte sogar – nicht zum erstenmal – wieder daran, das Erzbistum Hamburg aufzulösen.

Doch im 10. Jahrhundert begann die Christentumspredigt im Norden wieder, auch durch englische Missionare; bezeichnenderweise aber erst, nachdem das Schwert erneut eine Bresche geschlagen. Selbst das katholische Handbuch der Kirchengeschichte räumt ein: «Heinrichs I. siegreicher Feldzug gegen König Gnupa von Südjütland hatte 934 den deutschen Predigern das Tor geöffnet.» Der unterworfene Gnupa, König der Wikinger um Haithabu, der bald darauf im Kampf gegen den jütischen Heidenkönig Gorm fiel, mußte nämlich jetzt «das Joch Christi tragen» (Thietmar) und eben, die Hauptsache, Tribute erbringen. Und schon im nächsten Jahr eilte der von Heinrichs Vorgänger Konrad noch kurz vor seinem Tod, entgegen der Kleruswahl, ernannte Erzbischof Unni von Hamburg mit Zustimmung des Königs nach Dänemark, konnte indes den lebenslang gegen die Deutschen kämpfenden Gorm nicht zum Christen machen. Er hatte aber wohl kleine Erfolge auf dänischen Inseln, bevor er nach Schweden weiterzog, wo er, bereits unmittelbar vor seiner Rückkehr nach Hamburg, im September 936 in Birka starb.

In Dänemark duldete der christenfeindliche Gorm der Alte (Gorm den Gamle) – mit dem erstmals eine datierbare dänische Königsreihe beginnt (die sogenannte Jellingdynastie, der alle folgenden Könige des Landes bis 1375 angehören) – nun vielleicht die christliche Predigt. Und unter seinem Sohn Harald Blauzahn

(Blåtand) Gormsson (belegt 936–ca. 987) beginnt die offizielle Christianisierung der Dänen etwa nach 960, als Harald sich selbst taufen ließ – «aller Wahrscheinlichkeit nach auf politischen Druck von deutscher Seite» (Skovgaard-Petersen). – An dieses Ereignis erinnern einige der meistbeachteten archäologischen Zeugnisse des dänischen Frühmittelalters in Jelling (an der Ostküste Jütlands, nahe Vejle), darunter der von Harald Blauzahn gesetzte «große» Runenstein. Außer einer Gedenkinschrift für seinen Vater Gorm und seine Mutter Thorwi enthält er die Selbstnennung als Harald, «der ganz Dänemark und Norwegen für sich gewann und die Dänen zu Christen machte.»[44]

Weit erfolgreicher als Unni wirkte sein Nachfolger in Hamburg, Erzbischof Adaldag (937–988).

Der Abkömmling einer vornehmen Sachsenfamilie, zunächst in der Kapelle Heinrichs I., dann als Kanzler Ottos I. tätig, war mit dem Hofleben vertraut, behielt aber auch als Erzbischof einen starken Einfluß auf die ottonische Reichs- und Kirchenpolitik. Insbesondere förderte er wie kein anderer Ottos Pläne im Norden. Griff doch sein Bistum 947/948 über die deutschen Grenzen auf Dänemark über durch Gründung der drei ihm unterstellten, vom König vielfach begünstigten Diözesen in den Hafenstädten Haithabu (Schleswig), Ribe und Aarhus.

Zum erstenmal hatten damit die Hamburger Erzbischöfe Suffragane. In diesem Fall freilich, entschied einst Papst Formosus, sollte Bremen wieder in den Diözesanverband der Kölner Erzdiözese, zu der es vordem gehörte, zurückkehren. Ergo kam es zu Reklamationen durch Erzbischof Wicfrid von Köln; sofort erhob er Ansprüche auf Bremen. Das aber wollte Erzbischof Adaldag, durch Entsendung von Priestern, durch Kirchenbauten der weitaus eifrigste Frohebotschafter im Norden, nicht hinnehmen. Und da er kaum Skrupel kannte, etwa die Tochter des Grafen Heinrich von Stade (Bischof Thietmars Großvater), ein knapp zwölfjähriges Kind, zur Äbtissin machte, fabrizierte er, einst viele Jahre Verfasser und Schreiber königlicher Urkunden, auch eine Reihe falscher Diplome – und ward vom Herrn gesegnet. Ihm wurde nicht nur 968 noch das Bistum Oldenburg in Ostholstein unter-

stellt, womit das schon länger geplante Kirchenregiment im Abodritenland begann, sondern er konnte auch seine Stellung festigen, nicht zuletzt durch die endgültige Unabhängigkeit von der Kölner Konkurrenz. So hob der Fälscher, alles in allem, «das Ansehen des Erzbistums während seiner langen, tatkräftigen Regierung bedeutend» (Lexikon für Theologie und Kirche).

Die drei neuen Bischofssitze im Norden lagen zwar sämtlich auf dänischem Gebiet, doch nicht allzuweit vom Reich entfernt. Und natürlich sollten ihre Inhaber, Adaldags Suffragane Hored, Liafdag und Reginbrand, ihren Einfluß ausdehnen, vor allem auf die Inseln, auf Fünen, Seeland, Schonen (das lange noch zu Dänemark gehörte, erst 1658 an Schweden kam). Denn gerade zur Bekehrung der Inseldänen wurden die neuen Missionsbischöfe ausdrücklich verpflichtet. Es ging ja um Expansion, Besitzergreifung. Ergo mußten diese Prälaten ihren Diözesanen «als feindliche Vorposten im eigenen Land erscheinen. Und das sollten sie nach Ottos Plan ohne Zweifel auch sein» (A. Hauck).[45]

Um das Christentum rissen sich die Dänen so wenig wie die Slawen im Osten. Anscheinend schon viel war erreicht, erachteten einzelne das Christenidol für nicht geringer als die eigenen Götter. Doch selbst solche «Erfolge» gediehen nur im Schatten deutscher Schwerter. Und als Harald Blauzahn die wilden Machtkämpfe in Norwegen nach König Harald Schönhaars Tod (um 930, er war der erste Alleinherrscher über ganz Norwegen) zu einem Kriegszug nutzte und das südliche Norwegen unter dänische Kontrolle geriet, da traten die christlichen «Glaubensboten» auch dort in Aktion – wie nach dem Sieg Heinrichs I. über die Dänen in Dänemark (S. 398 f.).

Die Tätigkeit der geistlichen Feudalherren und ihrer Missionare, ihr Einnisten erst auf dem Boden, dann in den Seelen der Überwältigten, Vergewaltigten, war für das Königtum von enormem Wert. Wo immer Otto losschlug, wo immer er wider Dänen, Slawen, Ungarn zu Feld zog und militärisch Fuß faßte, da wurzelte er sich durch die Kirche ein, da schuf er «auf den ihnen entrissenen Territorien Bistümer und Klöster als Stützpunkte seiner Macht» (Kosminski).

So 948 auf dänischem Territorium die Bistümer Schleswig, Ribe, Aarhus; im gleichen Jahr, und zwar noch vor der Christianisierung dieser Gebiete, die Slawenbistümer Brandenburg und Havelberg, die der Mainzer Erzbischof erhielt, sowie, erst später, das dem Erzbischof Adaldag von Hamburg-Bremen unterstellte Oldenburg. Mit der Gründung des Erzbistums Magdeburg 968, errichtete man die Bistümer Merseburg, Zeitz und Meißen, schließlich 973, in Ottos Todesjahr, das Bistum Prag.

Erst der Militärschlag, dann die Mission, dann der staatliche «Anschluß». War es doch Ottos «des Großen» offenbares Endziel, alle eroberten Länder «zunächst kirchlich und dann politisch dem Deutschen Reiche einzugliedern, wie es schon karolingische Praxis gewesen war» (Brackmann). Gerade das enge Kooperieren aber mit dem Klerus, die Kumpanei von Thron und Altar bei dem so ordinären wie blutigen Raubgeschäft en gros, gab den ottonischen Aus- und Übergriffen noch den Anstrich des Numinosen, die höhere Weihe, das Gottesgnadentum. Oder, wie man mit probatem Zungenschlag schrieb, die «Mission als Element» dieser Politik, die Verbreitung des Glaubens unter den Heiden, die «hehrste Kaiserpflicht», konnte «Ottos Ansehen und seine dem Kaisertum zustrebende Stellung noch weiter sublimieren» (Hlawitschka).[46]

Sublimieren –. Und Ottos Streben nach dem Höchsten im weltlichen Bereich bedurfte natürlich des Höchsten im geistlichen, des Hehrsten überhaupt, des Sublimsten, des Papsttums in Rom.

DAS «FINSTERE ZEITALTER» ZIEHT HERAUF

Als seien sie nicht samt und sonders finster gewesen! Zumindest auch finster. Vor allem finster. Doch die Zeit vom späten 9. Jahrhundert bis zur Mitte des 11. nennt man «saeculum obscurum» speziell. Obwohl andere Epochen – man kann es sich kaum genug einprägen –, in denen Rom unvergleichlich mächtiger und eben

darum unvergleichlich gefährlicher war, für viele Völker viel finsterer gewesen sind, die Zeit der Kreuzzüge ebenso wie etwa das 20. Jahrhundert, in dem das Papsttum zwei Weltkriege sowohl mitverursacht als intensiv gefördert hat, desgleichen sämtliche faschistische Spielarten. (Auch an seine Assistenz im Vietnam-Krieg ist hier zu erinnern, an seine Anheizung des – nicht nur jüngsten – Balkankonflikts; erscheint doch eben jetzt, da ich dies schreibe, eine deutsche Tageszeitung mit der Schlagzeile: «Der Papst ruft zum Krieg auf.»)

Jene finstere mittelalterliche Zeit aber, suggeriert der katholische Kirchenhistoriker Franzen, habe nur der Adel verursacht! «Diesen allein trifft die Schuld an den traurigen Verhältnissen; denn ihm war das Papsttum schutzlos ausgeliefert, seitdem es keinen Kaiser mehr gab.»

Der Adel der Sündenbock, das Papsttum einmal mehr salviert – in einer Kirchengeschichte des Herder Verlags, die «die neuesten Erkenntnisse der wissenschaftlichen Forschung, die das geschichtliche und theologische Bewußtsein unserer Zeit zum Teil ganz erheblich verändert haben, ... überall berücksichtigt und verarbeitet». Die neuesten Erkenntnisse? Das sind da *im Wesentlichen* doch stets dieselben alten armseligen Apologetenausflüchte. Zudem ist ein Papsttum, das, wie Franzen klagt, zum «gewöhnlichen Territorialbistum herabgesunken» ist, *von vornherein viel harmloser* als eines von weltumspannender Bedeutung!

Das arme Papsttum. Schuldlos wie stets. Opfer bloß des «wilden und herrschsüchtigen Adels» (immerhin ja eines ganz christlichen, ganz römisch-katholischen Adels) – «seitdem es keinen Kaiser mehr gab ...» Doch waren die Herrscher des «saeculum obscurum», die Ottonen und Salier, keine Kaiser? Regierte nicht gar ein Heiliger, Heinrich II.? (Der freilich drei Kriege gegen das schon gut katholische Polen führte – und dies auch noch an der Seite der heidnischen Liutizen!) Das Papsttum «schutzlos ausgeliefert ...» Und als es nicht mehr schutzlos, als es stark, immer stärker, «universal», eine Weltmacht war? Da rang es mit den Kaisern um die Weltherrschaft – hundertmal gefährlicher nun,

tödlich. Doch durchaus nicht «tödlich», als einige seiner Repräsentanten einander umbrachten – tödlich, als es die Völker umbringen ließ! Als man schrie «Gott will es!» Im Mittelalter, 1914, 1941. Und immer wieder dazwischen.[47]

Doch wie stand es in Rom zur Zeit der Karolinger, der Ottonen, der frühen Salier?

Die Turbulenz jener Jahre, die Anarchie interner Parteifehden macht den Mangel an Dokumenten verständlich. Von nicht wenigen Päpsten ist vieles ungewiß. Von etlichen steht heute noch nicht fest, waren sie rechtmäßig oder nicht. Manche werden von manchen zu Gegenpäpsten erklärt, gelten aber im allgemeinen als legitim. Andere saßen nur so kurz auf dem Heiligen Stuhl, daß sie schon deswegen nie anerkannt wurden. Der römische Mönch Philipp resignierte noch am Tag seiner Wahl, am 31. Juli 768, und ging freiwillig wieder ins Kloster. Der Diakon Johannes regierte im Januar 844 gerade eine Stunde lang. Leo VIII. regierte von 963 bis 965; doch von Mai bis Juni 964 regierte auch Benedikt V. – und beide gelten als rechtmäßig. Andererseits wird Papst Christophorus, der anno 903 seinen unmittelbaren Vorgänger Leo V. nach nur 30tägiger Amtszeit ins Gefängnis warf und marterte, heute nicht mehr für so recht legitim gehalten, obschon ihn das ganze Mittelalter dafür hielt. Im übrigen flog auch Papst Christophorus bald ins Gefängnis, und dort hat sowohl ihn als auch seinen Vorgänger Leo V. ihr Nachfolger Papst Sergius III. erwürgt.[48]

Nicht wenige Päpste kamen vorübergehend oder dauernd in den Kerker. So Stephan VI., der darin 897 stranguliert, Johann X., der 929 im Verlies der Engelsburg mit einem Kissen erstickt wurde; Benedikt VI., den dort sein Nachfolger, Papst Bonifaz VII., 974 durch den Priester Stephan erdrosseln ließ; Johann XIV., der 984 im Castel Sant' Angelo entweder verhungerte oder vergiftet worden, Stephan VIII., der im Kerker, scheußlich verstümmelt, 942 seinen Verletzungen erlegen ist. Hinter Schloß und Riegel gerieten auch die Päpste Benedikt III. (gest. 858), Johann XI. (gest. 936), Benedikt X. (gest. nach 1073).

Ins Kloster steckte man Konstantin II., dem man die Augen

ausriß, Benedikt X., Christophorus, Johann XVI. Philagathos, den man ebenfalls geblendet, brutal an Nase, Zunge, Lippen, den Händen verstümmelt und danach auf einer Spottprozession durch Rom geführt hat.

Exiliert wurden Benedikt V. nach Hamburg, wo er bald darauf starb, und Gregor VI. nach Köln, wo er gleichfalls bald starb.

Und wie oft hat nicht einer den andern exkommuniziert! Johann XII. exkommunizierte 964 den entflohenen Leo VIII., Benedikt VII. anno 974 den flüchtigen Bonifaz VII., der Episkopat des Reiches im Jahr 997 Johann XVI., die Synode von Sutri 1059 Benedikt X. Alexander II. und Honorius II. exkommunizierten sich gegenseitig, Leo IX. exkommunizierte Benedikt IX. (er war der Neffe zweier Papstvorgänger und der einzige Papst, der das heilige Amt, jedenfalls de facto, dreimal hintereinander innehatte). Und Benedikt IX. wiederum exkommunizierte Silvester III., den er mit Schimpf und Schande aus Rom vertrieb, wie er zuvor selber aus Rom vertrieben worden war. Aus alledem möchte man im Heiligen Geist eine ziemlich konfuse Persönlichkeit vermuten.[49]

Papst Sergius III. – Mörder zweier Päpste

Benedikt IV. war im Sommer 903 gestorben. Nach Mutmaßungen, die allerdings keine zeitgenössischen Quellen stützen, ließ ihn Berengar I., der König von Italien, beseitigen. Seine beiden Nachfolger überlebten bloß wenige Monate. Papst Leo V., der nur im August 903 regierte, wurde durch den Kardinal Christophorus, seinen Nachfolger, in den Kerker geworfen. Doch auch Christophorus (903–904) konnte den Heiligen Stuhl gerade bis zum nächsten Jahr einnehmen. Dann verdrängte ihn Sergius III. (904–911), ein gebürtiger römischer Aristokrat, früher Gegenpapst zu Johann IX., und kurz nach seiner Amtseinführung im Lateran von Johann abgesetzt, verdammt und verbannt. Unterstützt durch die Antiformosianer und Herzog Alberich I. von

Spoleto, rückte Sergius mit einem bewaffneten Haufen gegen Rom vor, ließ sich zum Papst machen, Christophorus in eine Mönchskutte und zu dessen eigenem Opfer Leo V. hinter Schloß und Riegel stecken, womit in nur acht Jahren acht Päpste von der heiligen Bildfläche verschwunden waren.

Nachdem man auch die ihm feindlichen Kardinäle verjagt oder erschlagen hatte, erreichte Sergius nach siebenjährigem Exil endlich sein langverfolgtes Ziel und ließ alsbald seine beiden Vorgänger, Leo V. und Christophorus, im Kerker ermorden, angeblich aus Mitleid. Doch bei allem Mitgefühl für die heimgegangenen Kollegen, war Sergius nicht ohne Tatkraft und saß immerhin sieben Jahre auf dem ja doch recht heißen Stuhl.

Auch liebte dieser Papst bürokratische Genauigkeit, alles mußte seine Ordnung haben. Und so datierte er sein Pontifikat nach einer wenn auch kurzen ersten Amtszeit, die aus kaum viel mehr als seiner Einführung im Lateran im Dezember 897 bestand, aus dem ihn die Horden des Nachfolgers, Johanns IX., wieder vertrieben hatten. Als Freund des Leichenschänders Stephans VI. verdammte er jetzt sofort den toten Formosus erneut, erklärte alle seine Weihen – und Formosus hatte viele Bischöfe ernannt, die ihrerseits wieder viele Priester geweiht – für null und nichtig, entsetzte dessen Anhänger ihrer Ämter und drohte Widerstrebenden auf schon zum Auslaufen bereitliegenden Schiffen Verbannung und Tod an. Nur wenige widersetzten sich seinem Gewaltregiment, zumal der Adel hinter ihm stand. Dafür gab er auch die besten Pfründen seinen Parteigängern, den Führern der römischen Aristokratie.

Die Nonnen des Klosters Corsarum, denen er viele Grundstükke schenkte, ließ der Mörder zweier Päpste täglich hundert Kyrieeleison für seine Seele singen – wie vorteilhaft doch diese Religion ist! Ein Denkmal schuf sich der Mordspezialist durch den Wiederaufbau der nach Gottes unerforschlichem Ratschluß 897 von einem Erdbeben in Schutt gelegten Lateranbasilika. Und erst rund vier Jahrhunderte später ließ Gott der Herr den neuen Bau, in dem man lange, statt in St. Peter, fast alle Päpste begrub, in Feuerflammen untergehen.

Bescheidener erinnerte Papst Sergius auf Münzen an sich. Zwar prägten solche auch andere Heilige Väter, doch Sergius als erster Papst seit Hadrian I. (772–795) mit seinem eigenen Bild. Zwei Päpste hatte er umgebracht, doch sein Grabstein in St. Peter lobte ihn und seinen unerbittlichen Krieg gegen die «Wölfe», die ihn sieben Jahre von seinem rechtmäßigen Thron ferngehalten.[50]

Bemerkenswert auch das Eingreifen von Sergius in den sogenannten Tetragamiestreit.

Dieser Streit, der reichlich Irritationen stiftete, betraf die vier Ehen des byzantinischen Kaisers Leon VI. des Weisen (886–912). Der Schüler des berühmten Patriarchen Photios (den er, infolge persönlichen Widerwillens, gleich nach seiner Thronbesteigung durch den eigenen jungen Bruder Stephanos ersetzte) hatte die Jahre zuvor (883–886) im Gefängnis verbracht wegen einer Konspiration gegen seinen Vater Basileios I. (Derlei kennen wir ja auch aus den christlichen Herrscherhäusern des Westens zur Genüge.)

Indes war dies nicht das einzige Problem des seit 886 regierenden Byzantiners, des Schwiegervaters Kaiser Ludwigs des Blinden, dem Berengar in Verona hatte die Augen herausreißen lassen (S. 338 f.). Auch solche Dinge quälten Leon kaum. Wohl aber seine Ehen. Durch drei Gattinen war er zu keinem Nachkommen gelangt. Dabei hatte das byzantinische Eherecht bereits eine dritte Frau untersagt, doch Patriarch Antonios Kauleas (893–901) den Regenten noch einmal dispensiert. Die Kaiserin Eudokia Baiana starb indes samt ihrem neugeborenen Sohn im Jahr 901 im Kindbett. Darauf zeugte der Monarch mit seiner Maitresse Zoe Karbonopsina einen Sprößling, Konstantin (VII.), und machte die Mutter, entgegen dem von ihm selbst erlassenen Gesetz, das schon die dritte Ehe verbot, Anfang 906 zu seiner vierten Frau.

Nun war Leon der Weise – berühmt durch den Abschluß der von seinem Vater eingeleiteten Rechtskodifikation, eines gewaltigen Werkes in 60 Bänden, das auch das Unternehmen Justinians verdrängte – sogar selbst Verfasser eines Rechtshandbuches für die Praxis, auch Autor übrigens von Kirchenliedern, Predigten und strategischen Studien, was alles ganz wunderbar zusammen-

paßt, und suchte sich, wenn schon nicht rechtlich, so doch kirchlich abzusichern. Sein eigener neuer Patriarch freilich, sein vormaliger «Schulfreund» und Geheimsekretär Nikolaos I. Mystikos (901–907, 912–925), hatte offen protestiert, den Kaiser mit dem Bann belegt und die Anerkennung Konstantins als legitimen Erben verweigert. Papst Sergius aber, der selbst locker mit Frauen umging, als etwa 45jähriger der 15jährigen Marozia einen Sohn machte, der dann als Papst Johann XI. den Stuhl Petri bestieg (S. 490), erteilte dem schon vom Gottesdienstbesuch ausgeschlossenen Herrscher die Ehedispens, und Patriarch Nikolaos mußte als Verbannter für Jahre in sein Kloster Galakrenai zurück.[51]

Auftakt des «Römischen Hurenregiments» – Papst Johann X.: im Bett und auf dem Schlachtfeld

Entscheidend für länger als ein Jahrhundert wurde, daß durch den Heiligen Vater Sergius III., den Doppelmörder, das Geschlecht eines gewissen, mit ihm wahrscheinlich verwandten Theophylakt in Rom die Macht bekam, darunter auch einige herrschbegierige, ebenso gerissene wie genußsüchtige Damen. – Das Etikett «Römisches Hurenregiment» oder «Pornokratie» haftet dieser Periode der Stellvertreter Christi seit dem protestantischen Theologen Valentin Ernst Loescher an (Herausgeber der theologischen Zeitschrift «Unschuldige Nachrichten von alten und neuen theologischen Sachen: 1701–1720). Doch florierte die Hurerei, an sich ja kein so schlimmer Zug, wie beim katholischen Klerus überhaupt, so auch in Rom, wo es am heiligsten ist, durch alle Zeiten fort.

Theophylakt (gestorben in den frühen 920er Jahren), aus römischem Hochadel, Konsul, Senator, magister militum, stand nicht nur an der Spitze der römischen Stadtverwaltung, sondern stieg auch zum Leiter der päpstlichen Finanzen, zum höchsten Verwaltungsbeamten der Kirche auf.

Seine Frau, die ehrgeizig-energische und schöne Theodora d. Ä. – «die schamlose Hure», wie Bischof Liutprand von Cremona in seinem anrüchigen, oft boshaft-ironischen, episodenreichen, aber gleichwohl wichtigsten Geschichtswerk dieser Zeit «Antapodosis» sagt –, nannte sich selbst «Senatrix», war Mutter zweier Töchter, Theodora d. J. und der Marozia, «sogar noch eifriger im Venusdienst», und koitierte mit einem künftigen Papst, Johann X. (Der katholische Papsthistoriker Franz Xaver Seppelt möchte dies nicht glauben, möge auch sein, «daß der neue Papst nicht gerade christlich gesinnt war und daß sein Leben den Anforderungen des Sittengesetzes und seines hohen Amtes nicht entsprach».)

Theodoras nicht minder verführerische Tochter Marozia (diminutiv für Maria: Mariuccia, Mariechen), in erster Ehe Gattin des Herzogs Alberich I., der sich nach Kaiser Lamberts Tod Spoletos bemächtigt hatte, trieb es indessen, wenn wir Bischof Liutprand und dem offiziösen Papstbuch glauben dürfen (und sogar Seppelt hält dies jetzt für «höchst wahrscheinlich»), mit Papst Sergius III., vermutlich ihrem Onkel; beider Bemühungen entsprang Papst Johann XI. (931–935). Der englische Theologe de Rosa weiß: «Das erste mal hatte Papst Sergius sie im Lateranpalast verführt.» Ganz ähnliche Zustände aber, die in Rom «fast immerhin eineinhalb Jahrhunderte dauerten» (Halphen), herrschten auch an anderen Bischofssitzen.[52]

Nachdem Papst Lando (913–914), Sohn des reichen Langobardenfürsten Taino und eine Marionette Theodoras d. Ä. (gest. nach 916), deren Schützling Johann vom Bischof von Bologna, der er angeblich gewaltsam und tatsächlich ohne Weihe geworden war, für neun Jahre (905–914) zum Erzbischof von Ravenna gemacht, soll Johann – «zweifellos eine starke Persönlichkeit» (Handbuch der Kirchengeschichte) – öfter bei Theodora im Bett als zu Ravenna in der Kirche gewesen sein; Gerüchte vielleicht, nicht zuletzt Pfaffengerüchte. Doch schildert Bischof Liutprand ziemlich atemberaubend den Aufstieg des nachmaligen Papstes Johann: wie geistliche Pflichten ihn wiederholt nach Rom rufen, wie Theodora, die «recht schamlose Dirne, von der Hitze der

Venus entflammt (Veneris calore succensa)», sich in die schöne Erscheinung des Priesters verliebt – «und wollte mit ihm nicht nur huren, sondern nötigte ihn nachher immer wieder dazu ...» Natürlich waren die Wartezeiten, wie immer man sie sich vertrieben haben mag, lang und lästig, besonders wohl für Theodora, die bedürftige. Und so ist es wirklich wunderbar, wie nun ein Kirchenfürst nach dem andern rasch verbleicht und sozusagen seinen Sessel für Johann freimacht, der derart immer höher und vor allem Rom ständig näher rückt.

Zuerst stirbt, «während dieses schamlosen Treibens», der Bischof von Bologna – und Johann wird Bischof in Bologna. Nach kurzer Zeit stirbt der Erzbischof von Ravenna – und Johann wird Erzbischof von Ravenna. Und nach wieder nur kurzer Zeit wird auch der Papst «von Gott gerufen» – und nun ist klar, was geschieht, geschehen muß, ist doch alles in Gottes Heilsplan vorgesehen: Theodora also, «deren verdorbenes Gemüt es nicht dulden konnte, daß ihr Liebhaber, zweihundert Meilen, die Rom von Ravenna trennen, von ihr entfernt, nur selten zum Beischlaf zur Verfügung stehen würde, nötigte ihn, den erzbischöflichen Stuhl in Ravenna zu verlassen und – es ist unerhört – in Rom die höchste Würde als Pontifex in Besitz zu nehmen».

Theodora war zwar nicht mehr die Jüngste und starb bald darauf. Doch jedenfalls saß jetzt der so strapazierte Ravennater Erzbischof als Johann X. (914–928), trotz klerikalen Widerstandes, fest im Sattel; und dies verdankte er sogar nach Seppelt (der hier ganz den Heiligen Geist vergißt), «lediglich der Familie des Theophylakt». Der zehnte Johann aber hielt sich um so länger, als er für seine geistlichen Pflichten nur wenig Zeit und Augenmaß hatte, wenn ausgerechnet auch ihn Chronisten, da er die strenge Regel von Cluny bestätigte, den Reformatoren des Mönchtums zuzählen. Und erwies er wohl schon im Bett sich als der, wofür man ihn hielt, im Krieg stand er erst recht seinen Mann.

Die dauernden «Wirren» unter den Christen, ihr jahrzehntelanges gegenseitiges Abmurksen (und das anderer) hatte die Aktivität der Araber noch angeregt und u. a. zu einem Stützpunkt für ihre Operationen an der Mündung des Garigliano geführt.

Doch kaum war Johann Papst, schloß er einen Militärpakt, stellte er einen großen Kampfbund mittel- und süditalischer Machthaber zusammen, bestehend aus Truppen von Spoleto, Benevent, Neapel, Gaeta und vor allem der Griechen. Ihr Kaiser schickte, «als frommer, gottesfürchtiger Mann», sofort Soldaten per Schiff. Und der Papst, ohne Zweifel viel frömmer noch als der Byzantiner, ließ die Römer schwören, «keinen Frieden» mit den Sarazenen zu schließen, «bevor wir sie nicht aus ganz Italien ausgerottet haben».

In der Tat gelang es ihm, auch sein kriegerisches Treiben «mit einer Serie schöner Erfolge zu krönen» (Eickhoff). Auf päpstliche Initiative wurde zunächst das Tibertal und das Salernitaner Gebiet von Arabern «gesäubert». Im Mai 915 schloß man die Garigliano-Sarazenen ein und schlug – mit entscheidender Hilfe der Byzantiner – im August die Schlacht am Carigliano, bei der vielen christlichen Kämpfern die Apostel Peter und Paul erschienen sein sollen. Das wieder mag dazu beigetragen haben, daß den Rechtgläubigen nur wenige Gegner entkamen, die man dann noch in den Bergen vertilgte. Bischof Liutprand behauptet gar: «Im täglichen Kampf der Griechen und Lateiner blieb durch Gottes Barmherzigkeit nicht einer der Punier übrig, der nicht mit dem Schwert getötet oder sofort lebend gefangen wurde.» Der Stellvertreter Christi aber, der selbst am Krieg teilnahm, prahlte gegenüber dem Erzbischof Hermann von Köln, sich und sein Leben eingesetzt und die Soldaten zweimal persönlich zum Angriff geführt zu haben.

Als Realpolitiker mißachtete Johann X. die Rechte des geblendeten Kaisers Ludwig III. von der Provence (S. 338 f.) und krönte noch im Dezember 915 den einflußreicheren, über Oberitalien gebietenden König Berengar (888–924), zu dem er schon als vielbeschäftigter Ravennater Erzbischof Beziehungen pflegte, in St. Peter zum Kaiser; nach Wido und Lambert der dritte und letzte Kaiser italienischer Nation. Berengar schwor den hergebrachten Eid, die Interessen sowie den Besitz des Römischen Stuhles zu schützen, und beschenkte Klerus, Adel und Volk. Doch sein Kaisertum war nicht viel mehr als Schall und Rauch.[53]

Anarchische Zustände in Italien

Im sogenannten unabhängigen Königreich Italien zerbröckelte immer mehr die Königsgewalt. Es begann, typisch für seine mittelalterliche Zeit, eine ungemeine Diskontinuität, ein vielfältiges Gewirr von klerikalen, militärischen, grundherrschaftlichen Instanzen, ein Mit- und Gegeneinander lokaler Machtstrukturen, «jeweils durch kriegerische Unternehmungen von Klöstern und Kirchen und weltlichen Herren entstanden» (Tabacco). Über aller feudalen Zersplitterung aber erhoben sich die großen Territorialherrschaften zumal der führenden Familien fränkischer Herkunft, die seit dem Zerfall des karolingischen Reiches um die Hegemonie im Regnum Italicum sich stritten und zerfleischten.

Unter Führung der Grafen Adalbert von Ivrea und Odelrich sowie mit maßgeblicher Beteiligung des Erzbischofs Lambert von Mailand (921–932) kam es 920/921 zu einer neuen Empörung gegen Berengar. Ja, Lambert, so Bischof Liutprand, war geradezu «die Ursache ihrer Erhebung». Zwar hatte ihn König Berengar gerade erst zum Kirchenhaupt von Mailand bestellt, doch dafür, unkanonisch, aber weithin üblich, «keine geringe Summe Geldes verlangt», und Lambert zahlte sie auch, «zahlte, von großer Begierde nach dem erzbischöflichen Stuhl getrieben, alles, was der König verlangte...» Bald freilich tat ihm dies leid; nicht etwa weil es gegen das Kirchengesetz verstieß, nein, «weil er das viele Geld nicht vergessen konnte». So begann er «den Abfall vom König zu erörtern».

Doch Berengar rief gegen die Aufständischen die Ungarn zu Hilfe, die schwer die Toskana verwüsteten, und schlug die Rebellen bald. Diese aber holten im Winter 921/922 König Rudolf II. von Hochburgund, ihn zuvor wahrscheinlich mit der Heiligen Lanze (S. 384 f.) bewaffnend. Berengar mußte in den Osten weichen und Oberitalien mit Rudolf teilen, der in Pavia residierte, wo sich schnell die Prälaten einfanden, zumal der neue König den Berengar mehrmals schlug, entscheidend am 17. Juli 923 nahe Fiorenzuola (bei Piacenza), wobei 1500 Mann gefallen sein sollen. Immerhin zog sich der Sieger für etwa ein Jahr über die Alpen

zurück. Berengar aber wurde am 7. April 924 in Verona, von seinem ganzen Reich ihm zuletzt allein verblieben, von seinem Vasallen und Gevatter Flambert, dessen Sohn er einst «aus der heiligen Taufe hob», hinterrücks erstochen, passenderweise beim Morgengottesdienst.[54]

Schon zwei Tage danach fanden allerdings auch Flambert und seine am Königsmord beteiligten Leute ihr Ende durch einen jungen Freund Berengars, einen Vertrauten namens Milo; zeichnete sich doch dieser Jüngling, von dem Bischof Liutprand lakonisch schreibt, er «ließ sie hängen», «wahrhaftig durch nicht wenige und vortreffliche Tugenden aus ...»

Über Oberitalien brach nun völlige Anarchie herein. Die Sarazenen kamen, die Ungarn; letztere vielleicht noch von Berengar gerufen, um Rache für seine Niederlage bei Fiorenzuola zu nehmen. Sie schlossen Pavia ein, lehnten Lösegeld ab und brannten am 12. März 924 – ein neuer Höhepunkt in dieser Chronik des Grauens – die Königsstadt samt dem Palast und 44 Kirchen nieder, natürlich – «unserer Sünden wegen» (Liutprand). Denn mißglückt was, ist's Gottes strafende, glückt was, ist's Gottes rettende Hand – primitiver geht's nimmer; aber so durch Jahrhunderte ... Ortsbischof Johannes und der zu ihm geflüchtete Oberhirte von Vercelli kamen in den Flammen um, dazu angeblich alle Einwohner bis auf zweihundert Reiche, die sich freikaufen konnten (offensichtlich die Sündenfreien!). Und in den Jahren 926/928 folgten weitere Raubzüge der Ungarn durch die Toskana, bis vor Rom, bis Apulien.

König Rudolf war zwar im Sommer 924 nach Pavia zurückgekehrt, vermochte sich aber nicht zu halten. Derselbe Erzbischof Lambert nämlich, der einst Mittelpunkt der folgenreichen Rebellion gegen Berengar war, durch die Rudolf ins Land kam, wurde jetzt Initiator einer Verschwörergruppe, die gegen den König dessen Nachbarn Graf Hugo von Arles und Vienne herbeirief, anscheinend als Rudolf gerade wieder mal in Burgund weilte. Auch Papst Johann X. gehörte offenbar zu den Gegnern. Denn der Beistand, den er sich wohl im römischen Machtkampf von Kaiser Berengar versprochen, war ausgeblieben. Und nach dessen

Ermordung suchte Johann, der mit der Partei der Marozia rivalisierte, gleich einen neuen Partner und lud eben, zusammen mit den lombardischen Großen, Hugo von der Provence nach Italien ein.

Dem König aber eilte sein Schwiegervater Herzog Burchard von Schwaben zu Hilfe. Der Verwandte und Förderer des hl. Bischofs Ulrich von Augsburg überschritt mit einem Heer die Alpen und traf den Mailänder Erzbischof Lambert. Dieser jedoch, berichtet Liutprand, habe als «kluger Mann» Burchard keineswegs mit Geringschätzung empfangen, ihn vielmehr, freilich «in böser Absicht», mit den größten Ehren aufgenommen. «Unter anderem gab er ihm sogar als Zeichen seiner besonderen Freundschaft die Erlaubnis, in seinem Gehege einen Hirsch zu jagen, was er sonst nur seinen liebsten und vornehmsten Freunden gestattete. Inzwischen entbot er alle Mannschaft von Pavia und noch einige italienische Fürsten zu Burchards Untergang und behielt diesen solange bei sich, bis er glaubte, daß alle, die ihn töten sollten, versammelt sein könnten.» Und schon am nächsten Morgen, am 29. April 926, vertauschte Herzog Burchard vor Novara, durchbohrt von den Lanzen der auf ihn eindringenden Italiener, «das Leben mit dem Tode». Desgleichen wurde sein Gefolge, das in der Kirche «des heiligen Christusbekenner Gaudentius» Zuflucht gesucht, samt und sonders erschlagen, «sogar vor dem Altar selbst».

Darauf räumte König Rudolf kampflos das Feld.[55]

König Hugo greift durch und bereichert die Seinen

Nicht die eigentlichen Rivalen hatten in Italien gesiegt, sondern ein vordem wenig beteiligter Dritter. Hugo von Arles und Vienne, inzwischen zu Schiff nach Pisa, in das Herrschaftsgebiet seines Halbbruders Wido geeilt, wurde nun dort, nach Rudolfs Vertreibung, von den Legaten Johanns X. feierlich begrüßt und

Anfang Juli 926 in Pavia durch Erzbischof Lambert von Mailand zum italienischen König gekrönt (926–947). Kurz darauf fand sich in Mantua auch der Papst bei ihm ein, wo beide einen förmlichen Pakt geschlossen haben sollen. Einerseits vermutlich über Hugos schon damals in Aussicht genommene Kaiserkrönung, aus der nichts wurde; andererseits über Gebietserweiterungen zugunsten des Heiligen Stuhls in der Sabina, dem Herzogtum Spoleto und der Mark Camerino, wo wahrscheinlich Petrus, der Bruder des Papstes, als Markgraf schaltete.[56]

König Hugo beseitigte zunächst mehrere ihm verdächtige oder unliebsame Große. Sie wurden gefangen, gefoltert, geblendet, geköpft, einige mit Beihilfe des Ortsbischof Leo von Pavia – das «tat der Bischof bereitwillig», zumal die beiden «allmächtigen Richter» von Pavia darunter waren. Dem iudex Gezo stach man beide Augen aus, schnitt ihm die Zunge ab und nahm ihm seinen Besitz. Der iudex Walpert wurde enthauptet, sein Hab und Gut enteignet, seine Gemahlin Christina ergriffen «und auf mannigfache Weise gefoltert, um sie zur Herausgabe versteckter Schätze zu nötigen». Liutprand fährt bezeichnend fort: «Infolgedessen wuchs nicht allein in Pavia, sondern überall in Italien die Furcht vor dem König, und statt ihn, wie die anderen Könige, für nichts zu achten, erwies man ihm jegliche Art von Ehren.»

Starkes Durchgreifen ehrt hohe Halsabschneider durch die Zeiten, zumal wenn dazu noch große Ungerechtigkeit kommt, Ämterpatronage, zum Beispiel.

König Hugo versorgte rührend seinen burgundischen Anhang, darunter mehrere Sprößlinge seiner drei Kebsweiber Pezola, Roza und Stephanie. Zu der letzteren war der gekrönte Lüstling, überhaupt «betört von den Reizen zahlreicher Konkubinen», ganz «besonders heftig in schändlicher Liebe entbrannt», während er sich seiner Gattin Bertha nicht nur ehelich verweigerte, sondern sie «in jeder Weise verwünschte» (Liutprand).

Über politisch-militärische Machtpositionen verfügte Hugo bei den Vergabungen für die liebe Verwandtschaft ebenso wie über kirchliche. Sohn Hubert wurde Pfalzgraf und Markgraf von Spoleto, erhielt aber auch die Mark Tuscien. Sohn Tedbald wurde

Archidiakon von Mailand mit der Aussicht auf Nachfolge im Erzbistum. Sohn Gottfried bekam die reiche Abtei Nonantula. Der mit Hugo verschwägerte, von seinem Lütticher Stuhl vertriebene Hilduin gewann das Bistum Verona, bald darauf auch Mailand. Ein Neffe des Königs, Erzbischof Manasse, verließ seinen Sprengel Arles und ging, auf den Onkel bauend, nach Italien, «um hier von Ehrgeiz getrieben viele Kirchen zu mißhandeln, ja zugrunde zu richten». Er erhielt, «wider menschliches und göttliches Recht», die Bistümer Mantua, Trient, Verona «zum Fraße» (Liutprand). Verona verkaufte er später einem Grafen Milo, den auch der Papst begünstigte. Johann X. war stets entgegenkommend, ersah er einen Vorteil, was man auch «Zweckdenken» nennt oder, noch schöner, «pragmatisch». Mit Rücksicht auf König Rudolf von Burgund machte der Papst, schon mehrfach erwähnt, das Söhnchen des Grafen Heribert II. von Vermandois, den noch nicht fünfjährigen Hugo, zum Kirchenhaupt von Reims, während er den Vater die weltlichen Besitzungen des Erzbistums verwalten ließ.[57]

Doch die vom Papst erhoffte Hilfe blieb aus. Im Gegenteil. Es kam schlimmer. Marozia, deren Vater Theophylakt und deren Mann Alberich I. von Spoleto gestorben waren, heiratete 926 in zweiter Ehe den Markgrafen Wido von Toskana (Tuszien). Durch die Vereinigung von Spoleto und Toskana aber erhöhte sie noch ihre Macht und wurde die eigentliche Herrin Roms.

Päpste von Marozias Gnade und König Hugos Hochzeitsnacht

Der päpstliche Hof rebellierte. Johann X. war offenbar nicht bereit, das neue Regiment zu dulden und sich der Partei zu fügen, der er selber seinen Sitz verdankte. Doch sein Bruder Petrus, eine Art «Markgraf», dem der Papst immer mehr Macht zugeschanzt, so daß er in Rom eine maßgebliche Rolle gespielt hatte, wurde vertrieben. Von Orte aus, das er zur Festung gemacht, attackierte

er darauf die Stadt. Vielleicht rief er auch die Ungarn herbei, die Tuscien weit und breit brandschatzten; die Nachricht ist unsicher, die Zeit dunkel. Ende 927 aber wurde Petrus von den empörten Römern im Lateranpalast vor den Augen des Papstes erschlagen, Johann X. selbst im nächsten Sommer von einer Schar Widos, angeblich während des Hochamts in der Lateranbasilika, überfallen, entführt und später in die Engelsburg geworfen, wo er eingekerkert blieb, bis er dort Mitte 929 umkam, wahrscheinlich mit einem Kissen erstickt. Durch Theodora hatte er das Papsttum erlangt, durch ihre Tochter Marozia, nun Alleinherrscherin Roms, es wieder verloren und das Leben dazu.

Und König Hugos Kaisertraum war vorerst ausgeträumt.

Die folgenden Päpste Leo VI. und Stephan VII., beide Römer, Heilige Väter von Marozias Gnaden, wurden wahrscheinlich gleichfalls ermordet. Und diese Frau, die sich Senatrix, Patricia titulieren ließ, hatte sie ernannt. Leo VI. (928–929) war schon Papst, als sein Vorgänger noch im Kerker lag, ja, er starb selbst noch vor Johann X. Anfang 929. Auf Leo folgte Stephan VII. (929–931). Und möglicherweise sind beide überhaupt nur Platzhalter für den nächsten gewesen. Denn nun machte Marozia ihren eigenen, einst vom Heiligen Vater Sergius III. gezeugten Sohn im Alter von erst Anfang Zwanzig zum Papst Johann XI. (931–935). Und da 929, bald nach Johann X., auch ihr zweiter Mann, Margraf Wido von Toskana, gestorben war, heiratete sie, durch den Verbrauch zahlreicher Liebhaber und zweier Gatten leicht lädiert, im Sommer 932 in dritter Ehe Widos Stiefbruder Hugo von der Provence, zwar schon verehelicht, aber auch König von Italien (926–948) und auf der Höhe seiner Macht. Und endlich schien sich sein Kaisertraum zu erfüllen.

Getraut hat das hohe Paar aller Wahrscheinlichkeit nach Papst Johann XI., obwohl dies gegen das seinerzeitige kanonische Recht verstieß, da der König der Schwager seiner Braut war. Im übrigen: ein so skrupel- wie zügelloser, mit Konkubinen und Mätressen gesegneter, doch durchaus gut christ-katholischer Gewaltmensch, der unter einem Geblendeten, Kaiser Ludwig dem Blinden, Karriere gemacht: erst Graf, dann dux und marchio der

Provence, darauf faktischer Regent des niederburgundischen Königreichs. Hugos «Schwäche für die Weiber» aber stellte alles in den Schatten. Kein Wunder, daß er die Bistümer und Abteien Italiens verkaufte. Indes: auch «ein Verehrer Gottes» und Freund der «Liebhaber des heiligen Glaubens» (Liutprand). Ein kluger Fürst also, der häufig mit Heiligen wie Odo von Cluny verkehrte und überhaupt die kirchliche «Erneuerungsbewegung» förderte. Seine ganze Regierungszeit freilich, noch immer stimuliert durch die ambitiösen karolingischen Traditionen des Mittelreiches, die imperiale Konzeption, füllten Feldzüge aus und ein fortgesetztes Niederschlagen von Aufständen. Die Kaiserkrone errang er gleichwohl nicht.

Aber sicher sah sich auch Marozia schon als Kaiserin; schien ja nichts selbstverständlicher als eine Krönung durch ihren päpstlichen Sohn. Doch gleich nach ihrer Hochzeit nebst Hochzeitsnacht im Juni 932 in der Engelsburg kam es zu einem jähen Umschwung. Ihr Sohn Alberich II. (aus der Ehe mit Alberich I. hatte sie mindestens vier Söhne) rebellierte mit Unterstützung der Römer und riß die Stadtherrschaft an sich. König Hugo, dessen Lebensziel das Kaisertum blieb, seilte sich nachts vom Kastell St. Angelo ab und floh über die angrenzende Stadtmauer. Marozia aber und Papst Johann XI., Mutter und Stiefbruder Alberichs II., verschwanden im Kerker und wurden nacheinander getötet.[58]

Immerhin regierte nun Alberich II. (932–954), Marozias Sohn aus dem Geschlecht der Markgrafen von Spoleto, als «Fürst und Senator aller Römer» fast ein Vierteljahrhundert unbestritten und mit einer straffen Verwaltung in Rom wie dem Kirchenstaat und – beinahe – ohne expansive Ambitionen. Religiös gesinnt, persönlich fromm, beschenkte er zwar die Klöster, ordnete sich jedoch die Päpste völlig unter. Leo VII. (936–939), Stephan VIII. (939–942), Marinus II. (942–946) und Agapet II. (946–955) verdankten, nächst dem Hl. Geist, Alberich ihre Erhebung und erwiesen sich ihm gefügig. Nichts geschah ohne Befehl des Fürsten, übrigens auch ein besonderer Förderer der von Cluny ausgehenden Klosterreform – nicht zuletzt aus politischen und eigensüchtigen Gründen, um nämlich «die auf den Klostergütern

hausenden Barone und seine eigenen, auf Klosterländereien sitzenden Dienstmannen, die ihm schließlich nur selbst gefährlich werden konnten, zu vertreiben» (Sackur). Bloß Stephan VIII. tanzte anscheinend aus der Reihe und soll im Herbst 942 nach der Teilnahme an einem Aufruhr gegen Alberich eingekerkert und derart verstümmelt worden sein, daß er starb.[59]

König Hugos indes wiederholte Versuche, Rom zurückzuerobern, blieben vergeblich. Schon 932/933 und nochmals 936 stand er mit Heeresmacht vor der Stadt seiner Träume, und noch 939, 941 und 942 machte er mißglückende Vorstöße. «Jahr für Jahr», schreibt Liutprand, bedrängte er Alberich, «verwüstete er alles, was er konnte, mit Feuer und Schwert und entriß ihm sämtliche Städte außer Rom».

Dazwischen aber wehrte Hugo noch zwei weitere Interessenten ab, beide wahrscheinlich 933 während seines Kampfs um Rom: friedlich, doch durch Abtretung seiner niederburgundischen Herrschaftsrechte (nicht seiner Besitzungen), Rudolf II. von Hochburgund; und durch eine militärische Gegenaktion den Herzog Arnulf von Bayern, den Graf Milo sowie Bischof Rather von Verona herbeigerufen und «mit Freuden aufgenommen» hatten (Liutprand).

Berengar II. wird König von Italien

In Italien mußte König Hugo stets am meisten jene Geschlechter fürchten und bekämpfen, die er selbst am meisten gefördert, so daß sie schließlich dem kaum zu Unrecht chronisch Mißtrauischen, gelegentlich Grausamen, zu gefährlich schienen.

Dazu gehörte auch der Markgraf Berengar II., ein Enkel Kaiser Berengars I. (S. 324 f.), ein Anhänger Hugos und mit dessen Nichte Willa verheiratet. Doch nach der blutigen Liquidierung der tuscischen Dynastie beargwöhnte Hugo immer mehr den Einfluß des Hauses Ivrea: Berengar II. und seinen Halbbruder Anskar II. von Ivrea, Markgrafen von Spoleto-Camerino, deren Hausmacht

sein eigenes, von den Alpen bis zum Prinzipat von Rom und Benevent sich erstreckendes Reich im Norden und Süden umklammerte. Deshalb betrieb er ihren Sturz, wobei Anskar umkam.

Aber Hugos Absicht, Berengar II. durch Blendung zu beseitigen, mißlang. Dabei hatte er doch bereits den Markgrafen Lambert von Toskana, seinen eigenen Halbbruder, durch das einfache Herausreißen der Augen – ein so beliebtes wie wirksames und gewiß gottgefälliges Regierungsinstrument so vieler christlicher Herrscher – erfolgreich ausgeschaltet. Indes wurde der neue Plan durch Hugos Sohn, den jungen König Lothar (benannt nach seinem Urgroßvater König Lothar II. S. 198 ff.), seit 931 Mitkönig, verraten; durch einen «schwachen» König, wie ihn Historiker inzwischen gern charakterisieren. Berengar, der Lothar ein Jahrzehnt später «Krone und Leben raubte», floh wahrscheinlich im Herbst 941 zu Herzog Hermann von Schwaben, der ihn zu Otto I. weiterleitete. Anfangs 945 kehrte er jedoch zurück und eroberte mit Ottos Duldung Teile Norditaliens, wobei er die italienischen Großen durch Versprechungen von Lehen gewann, die er noch gar nicht besaß.

Vor allem der Klerus lief sogleich wieder zu ihm über.

Dem Priester Adelhard, der die das Etschtal beherrschende Feste Formicaria (Siegmundskron) befehligte, die Berengar passieren mußte, da alle übrigen Pässe in sarazenischer Hand waren, versprach er eidlich das Bistum Como. Adelhards Bischof Manasse, ein Verwandter König Hugos und von diesem mit den Bistümern Trient, Verona und Mantua beschenkt, sicherte er die Nachfolge im Erzbistum Mailand zu, worauf Manasse, berichtet Liutprand, alle Italiener aufforderte, Berengar beizustehen. Auch Bischof Wido von Modena wechselte das Lager, weil ihm Berengar die reiche Abtei Nonantula in Aussicht stellte; und Wido «zog auch noch eine Menge anderer mit sich». Ebenso verriet Erzbischof Arderich von Mailand den König und lud dessen Gegner an seinen Hof, wo dann die große Umverteilung der Güter begann.[60]

Nebenbei: nicht allen Pfaffen kam Berengar entgegen. Den

Priester Dominikus ließ er entmannen. Nicht weil er es mit Berengars Töchtern trieb, die er erzog, sondern, wiewohl selbst äußerst unattraktiv, kurz, struppig, ungewaschen, mit ihrer Mutter, mit Gattin Willa, der Nichte König Hugos. Bei der brutalen Prozedur zeigte sich denn auch, was die edle Fürstin an dem angeblich recht bäurischen, borstigen, zottigen, ungebildeten etc., freilich auch geilen «Pfäfflein» so angezogen hat. Bezeugten seine Entmanner doch, «daß die Herrin ihn mit recht liebte, da er nach übereinstimmendem Urteil wie Priapus ausgestattet war».[61]

König Hugo aber gab auf. Nach jahrelangem Krieg, nach mehrmaliger Verheerung der Umgegend von Rom mit Feuer und Schwert, legte er 946, wie gewiß schon so manches Mal, den Streit bei. Ringsum verraten, nicht zuletzt von jenen, die er begünstigt hatte, beschloß er nach zwanzigjähriger Herrschaft seinen Rückzug. Zwar gestand man ihm formell die Königskrone weiter zu. Da jedoch der wirkliche Herrscher Berengar II. von Ivrea war, setzte sich Hugo, unter Versicherung friedlicher Absichten, im Frühjahr 947 «mit all seinem Gelde» in die Provence ab – und bereitete dort den Krieg gegen Berengar vor. Er rüstete zum Entscheidungskampf, starb aber schon am 10. April 948 in Arles.

Sein Sohn Lothar, jetzt offiziell allein König von Italien, festigte zwar etwas seine Stellung durch die Heirat mit der erst 16jährigen, seit ihrem 6. Lebensjahr mit ihm verlobten Welfin Adelheid, Tochter des verstorbenen Königs Rudolf II. von Burgund, vielleicht auch durch Intervention des byzantinischen Kaisers, verschied freilich plötzlich am 22. November 950 in Turin, angeblich von Berengar durch Gift beseitigt.

Bereits am 15. Dezember desselben Jahres wurden Berengar II. (950–961) und sein Sohn Adalbert in S. Michele von Pavia zu Königen von Italien gekrönt, was Otto I. als Usurpation betrachtete. Und schon in Pavia scheinen die neuen Regenten Lothars junger Witwe Adelheid den Königsschatz, ihren Schmuck und gesamten persönlichen Besitz geraubt zu haben. Sie selbst, flüchtig, wurde am 20. April 951 in Como eingefangen und vier Monate, wahrscheinlich in Garda, inhaftiert. Doch gewann sie mit Hilfe Adelhards von Reggio ihre Freiheit. Es war derselbe

Kleriker, der einst Berengar den Weg nach Italien geöffnet hatte und dafür Bischof geworden war (S. 493), jetzt aber, in richtiger Einschätzung der Lage, die Zeit für gekommen hielt, erneut die Front zu wechseln.

Adelheid, die als rechtmäßig anerkannte Königin, rief Otto I. um Hilfe, und dieser griff ein. Zum erstenmal zog er jetzt nach Italien und erschien am 23. September 951 in Pavia, das erst tags zuvor Berengar und Sohn verlassen hatten. Otto übernahm ohne Wahl beziehungsweise Krönung den Titel eines Königs der Langobarden, sein Bruder Brun und der Erzbischof Manasse von Mailand walteten als seine Erzkaplane. Noch im Herbst heiratete er die um 18 Jahre jüngere Burgunderin Adelheid, fragte in Rom auch gleich wegen der Kaiserkrone an, bekam aber eine Absage durch Alberich und brach im Februar nächsten Jahres wieder nach Deutschland auf.[62]

Berengar II. ergab sich bald freiwillig. Er leistete im August 952 Otto in Augsburg den Lehenseid und wurde als sein Vasall mit dem Königreich Italien belehnt. Die Marken Verona und Aquileia schlug man aus «geostrategischen» Gründen zum Herzogtum Bayern. Da der deutsche König in den nächsten Jahren an den Norden gebunden war, regierte Berengar in Italien ziemlich ungestört. Er versuchte die Selbständigkeit seines Königreichs gewaltsam wiederherzustellen und benutzte jede Gelegenheit, sich an jenen, die ihn zuerst verlassen hatten, zu rächen, besonders also an den Bischöfen. Sie mögen auch vor allem Berengars Ankläger bei Otto geworden sein, der dann, beraten von Erzbischof Brun von Köln, seinen Sohn Liudolf, Herzog von Schwaben, nach Italien schickte.

Anno 956 besetzte dieser ohne Schwertstreich Pavia und besiegte Berengars Sohn, König Adalbert, auf dem Schlachtfeld (vielleicht bei Reggio). Als Liudolf aber am 6. September 957 in Piomba (südlich des Lago Maggiore) plötzlich einer fiebrigen Krankheit oder Gift erlag, ging Berengar erneut gegen die Bischöfe vor, die ihn diesmal an Liudolf verraten hatten. Walpert, den Berengar selbst, indem er den ungetreuen Erzbischof Manasse vertrieb, zum Bischof von Mailand gemacht, floh nun, «halbtot»,

wie es heißt, der Wut Berengars und Adalberts entronnen, über die Alpen, und Manasse bestieg wieder seinen Stuhl. Über die Alpen gingen auch die Bischöfe Waldo von Como und Petrus von Novara. Und während Adalbert 959 von Spoleto aus, das sein Bruder Wido erobert hatte, wiederholt in der Sabina einfiel, vereinten sich mit den Klagen der Emigranten jetzt auch die des Papstes.

Johann XII. macht die Liebe zum Mittelpunkt seines Pontifikats

Johann XII. wurde aber nicht nur durch Einfälle Berengars und Adalberts vom Norden her in den Kirchenstaat bedroht. Er war 959 auch im Süden «in einem mutwillig vom Zaune gebrochenen Krieg» (Zimmermann) gegen Capua, Benevent und Salerno unterlegen. So wandte sich der «liederliche Junge», der «unreife Jüngling», «der Bube im Ornat des Papstes», wie man ihn auf katholischer Seite gern recht verniedlichend kritisiert, anno 960 hilfesuchend an König Otto. In schon alter Tradition schickte er wieder einmal heimlich zwei Gesandte über die Alpen, den Kardinaldiakon Johannes und den Protoscriniar (Kanzleivorstand, Notar) Azzo, wofür beide – über die Heilige Stadt und den Heiligen Vater im Norden wahrscheinlich zu gesprächig – noch büßen sollten. Das römische Kirchenhaupt bat den deutschen König, er möge ihn, den Papst, und die ihm anvertraute Kirche, um der Liebe Gottes und der Apostelfürsten willen, aus den Klauen Berengars und Adalberts befreien, und bot ihm die Kaiserkrone an – eine völlige Abkehr von der Politik seines Vaters.[63]

Doch die Hilfe war um so dringender, als sich auch bei den Römern selbst wachsender Widerstand regte. Denn Fürst Alberich, Marozias strammer Sprößling – seine Macht hatte sogar Otto respektiert –, ruhte seit dem 31. August 954 für immer in Rom. Seinem Wunsch gemäß aber, dessen Ausführung die Großen der Stadt dem Sterbenden feierlich beschwören mußten,

wurde sein Sohn Oktavian sein Nachfolger und, bereits im nächsten Jahr, kaum achtzehnjährig, auch Papst. Dabei ist durchaus fraglich, ob Johann XII., wie er sich nannte, schon das kanonische Alter erreicht, ja überhaupt eine geistliche Ausbildung erhalten hatte. Sicher dagegen verstieß Alberichs Anordnung, nach dem Ableben von Papst Agapet II., der gleichfalls eingewilligt, seinen Sohn Oktavian zum höchsten Priester zu machen, strikt gegen die Vorschrift. Verbot es doch Symmachus' I. Dekret vom 1. März 499, einen Nachfolger zu Lebzeiten des amtierenden Papstes zu bestimmen.

Johann XII. (955–963), Alberichs unehelicher Sproß, war ein großer Weidmann, Reiter, Würfelspieler, der gern die Götter anrief, die heidnischen, versteht sich, und nach Auskunft der Zeitgenossen, mit dem Teufel im Bunde stand. Einen Zehnjährigen ordinierte er in Todi zum Bischof. Eine Priesterweihe vollzog er, etwas unkanonisch, im Pferdestall, «und nicht einmal zur gesetzlichen Zeit». Einen anderen Kleriker ließ er kastrieren. Die Messe feierte er ohne zu kommunizieren, Prälaten weihte er für Geld. Er begattete die Witwe seines Dienstmannes Rainer, setzte sie über viele Städte und verehrte ihr goldne Kreuze von St. Peter, goldne Kelche. Er koitierte mit der Konkubine seines Vaters, Stephana, mit deren Schwestser. Er schlief auch mit den eignen Schwestern und trieb es mit der Witwe Anna und deren Nichte. Er vergewaltigte fromme Rompilgerinnen, Ehefrauen, Witwen, Mädchen, die an den Apostelgräbern hatten beten wollen. Kein Wunder, daß ihn böse Zungen beschuldigten, aus dem päpstlichen Palast ein Bordell gemacht zu haben, «einen Tummelplatz unzüchtiger Weiber» (Liutprand).[64]

Doch tat dies etwas unkeusche Leben, meint jedenfalls John Kelly, der Oxforder Kirchenhistoriker, dem Ansehen des Papstes in der Gesamtkirche anscheinend kaum Abbruch. Denn Johann XII., der derart die Liebe in den Mittelpunkt seines Pontifikates rückte, regierte nicht nur im Bett. Vielmehr achtete er auf Behauptung der päpstlichen Autorität, sogar auf administratives Funktionieren. Einige Klöster unterstützte er materiell, ja, er wallfahrte im Mai 958 zur Abtei Subiaco (80 km östlich von

Rom). Er schien überhaupt, wie sein Vater, an der Reform des Mönchtums, der kirchlichen «Erneuerungsbewegung», nicht ganz desinteressiert. Und noch in seinem letzten Regierungsjahr sprach sich ein römisches Konzil gegen klerikale Simonie aus! Auch im Panzer aber, behelmt,mit dem Schwert traf man ihn an. Galt sein Hauptinteresse ja durchaus dem Kirchenstaat und dessen Erweiterung. Darum führte er, kurz nach seiner Subiaco-Wallfahrt, gemeinsam mit den Toskanern und Spoletinern, auch jenen kleinen Krieg gegen Capua und Benevent, der so kläglich mißlang. Fiel doch König Berengar II. dabei dem Herzog von Spoleto, dem päpstlichen Bundesgenossen, erfolgreich in den Rücken, eroberte das Herzogtum 959 und plünderte und dezimierte den Kirchenstaat.[65]

So kam es zum zweiten Italienzug des deutschen Königs, der wohl bereits bei seinem ersten, 951, mit der Kaiserkrone gerechnet, aber die römischen Machtverhältnisse respektiert hatte. Jetzt war die Situation zweifellos günstiger, jetzt regierte statt Alberich dessen Sohn Johann XII. Ganz glücklich konnte diesen das Erscheinen Ottos, den sein Vater noch auf Distanz gehalten, kaum machen. Doch mochte er unter dem Druck gewisser reformerisch gesinnter Kreise, ihrem Unwillen über seinen skandalösen Lebenswandel stehen.

Johann XII. krönt Otto I. zum Kaiser und dieser stellt das Privilegium Ottonianum aus

Otto nahm die Offerte des Papstes jedenfalls gern an. Um die Modalitäten hatte Abt Hatto von Fulda (der Neffe seines Vorgängers Hadamar, denn überall floriert der Nepotismus fort) sich in Rom zu kümmern – 968 wird er Erzbischof von Mainz. Der König selbst ließ im Mai 961 seinen Sohn Otto II., seinerzeit erst sechs Jahre alt, in Worms zum König wählen, in Aachen krönen, gab ihn darauf in die Obhut seines Bruders Brun, des Erzbischofs

von Köln, und seines Sohnes Wilhelm, des Erzbischofs von Mainz, und brach im August von Augsburg auf.

Vergebens versuchte ihn König Adalbert an der Klause von Verona aufzuhalten, und dann vertrieb er mit großer Heeresmacht Berengar aus Pavia, «weil er, wie man ganz sicher ist, die heiligen Apostel Petrus und Paulus zu Mitstreitern hatte» (Liutprand). Am 31. Januar 962 stand Otto vor Rom. Bevor er jedoch dort einzog, sagte er, so erzählte man, zu seinem Schwertträger Ansfried von Löwen: «Wenn ich an den Gräbern der Apostel bete, so halte dein Schwert beständig über meinem Haupte, denn römische Treue war meinen Vorfahren oft schon verdächtig. Sind wir zum Monte Mario zurückgelangt, so magst auch du beten soviel du willst».[66]

Am 2. Februar 962 wurde Otto I. unter großem Pomp durch den höchstens halb so alten Johann XII., dem er zuvor einen Sicherheitseid hatte leisten müssen, in St. Peter zu Rom gesalbt und zum Kaiser gekrönt, vielleicht mittels jener Krone, die heute noch in der Schatzkammer der Wiener Hofburg ist. Ebenfalls hat der Papst die Otto begleitende Gattin Adelheid, «die Genossin des Reiches», gesalbt und gekrönt. Und seither waren Kaisertum und deutsches Königtum – bis zum Untergang des «Heiligen Römischen Reiches» 1806 – dauernd miteinander verbunden und die Päpste für die Verleihung der Kaiserwürde wesentlich. Jeder deutsche König, der fortan Kaiser werden wollte, mußte nun nach Italien ziehen und zum Papst; Zündstoff genug für kommende Geschlechter. Und unendliche Tragik ...

Nach der Krönung präsentierte man dem Herrscher alsbald eine Urkunde zwecks Bestätigung aller päpstlichen Liegenschaften und «Rechte». Und am 13. Februar 962 stellte Otto das Privilegium Ottonianum aus, jenes berühmt berüchtigte Dokument, das freilich nicht im Original vorliegt, auch nicht unumstritten ist. Es erneuert im ersten Teil die Pippinische Schenkung (IV 381) und garantiert den Besitz des Kirchenstaates, verpflichtet aber im zweiten Teil jeden Papst, zwischen seiner Wahl und Weihe im Beisein der Königsboten oder des Kaisersohnes zu einem Treueid, womit der Kaiser Einfluß auf die Papstwahl bekam: im Grunde eine Anknüpfung an die karolingische Tradition.

Was Otto jedoch seinerzeit unterschrieb und viele Jahrhunderte lang als Rechtsbasis des Kirchenstaates galt, war wieder einmal ein Diplom aus alten und neuen, echten und unterschobenen Elementen, angeblich längst überlieferter Besitz zwar, tatsächlich aber frisch fingierte Erweiterungen. Erscheinen da doch Städte, Länder, die nie der Kirche gehörten, Gaeta zum Beispiel, Neapel. Auch beanspruchte man Venetien, Istrien, die Herzogtümer Spoleto und Benevent und selbstverständlich das, was Pippin und Karl «der Große» versprochen, aber nicht gehalten hatten. Kurz, als rechtmäßiger alter Besitz wurde nicht nur verbrieft, was der Kirche *auf Grund früherer Fälschungen* zustand, sondern auch alles, was sie demnächst noch zu erobern gedachte, was, alles in allem, den Kirchenstaat auf zwei Drittel Italiens ausdehnen sollte.[67]

Kein Wunder, daß man in Rom den Kaiser als dritten Konstantin pries und begann, ihn Otto «den Großen» zu nennen. Allerdings hielt der große Otto seine Zusage so wenig wie einst der große Karl. Er beanspruchte eine ganze Reihe von Gebieten, die das Papsttum für sich beanspruchte. In der Pentapolis z. B., die man in Rom zum Patrimonium Petri zählte, erzwang er einen Eid der Bewohner, der sie zu seinen Untertanen machte. Auch scheint Otto den päpstlichen Schwindel erkannt zu haben, zu dessen besserer Durchsetzung damals der Kardinal Johannes (digitorum mutilus) von dem vor über zweihundert Jahren gefälschten Constitutum Constantini (IV 405 ff.) eine Prunkabschrift «mit goldenen Lettern» hergestellt hat, um bei Ottos Kaiserkrönung die «Konstantinische Schenkung» offiziell demonstrieren zu können.

Kurz nach der Krönung erlaubte Johann XII. – ein alter Wunsch Ottos – auch die Errichtung eines Erzbistums in Magdeburg und war ebenso mit der Gründung des Bistums Merseburg einverstanden. Schließlich hatte der deutsche Herrscher, wie der katholische Papsthistoriker Seppelt dies nennt, eine «großzügige Ostpolitik gegenüber den Slawenstämmen» getrieben (vgl. S. 450 ff., 455 ff.).

Ein am 12. Februar 962 ausgestelltes Papstprivileg spricht von

der Vorgeschichte dieser Ereignisse, auch von der Ungarnschlacht sowie weiteren Kämpfen gegen das Heidentum «zur Verteidigung der heiligen Kirche Gottes» (ad defensionem sanctae Dei ecclesiae). Denn Verteidigung heißt hier nie nur oder auch nur in erster Linie Abwehr, sondern vor allem Angriff, Ausgriff, «Ausweitung des christlichen Glaubens», heißt an der langen Ostgrenze des Reiches die lockende Möglichkeit nutzen, «neue Völker für das Christentum zu gewinnen. Der Sieg über die Heiden, Ungarn und Slaven, war eine materielle Voraussetzung für die Mission ...» (Büttner).[68]

Der Papst konspiriert mit allen Reichsfeinden

Noch Mitte Februar 962 kehrte Otto nach Oberitalien zurück, wo er Berengar, der sich samt Anhang in verschiedene Kastelle zurückgezogen, bis gegen Ende 963 bekämpfte. Bald schon konnte er Berengars Verbündeten, Markgraf Hubert von Tuszien, König Hugos Sohn, vertreiben, gegen den nächsten Jahreswechsel auch den Berengarsohn Adalbert. Hubert floh zu den Ungarn nach Pannonien, Adalbert zu den Sarazenen, erst in die Provence nach Fraxinetum, dann nach Korsika.

Doch da erreichten Otto auch schon schlimme Meldungen aus Rom. Denn so wenig wie der fromme Kaiser, hielt der unfromme Papst sein Versprechen, als er davon nicht die erwarteten Vorteile erlangte, vielmehr Ottos Macht zu fürchten begann, so daß beide Häupter der Christenheit einander gegenseitig des Eidbruchs bezichtigten.

Der Papst nämlich, der dem Kaiser feierlich Treue geschworen, ging nun, während dieser Berengar bekriegte, zu den ehemaligen Feinden über. Er konspirierte, kaum daß Otto Rom den Rücken gekehrt, mit halb Europa und darüber hinaus. Nach allen Seiten jagte er seine Agenten. In hochverräterischer Absicht kontaktierte er mit Byzanz. Aber eben dabei wurde Kardinal Johannes, mit dem Bischof von Velletri samt Geheimpost nach Konstantinopel

unterwegs, durch den (langobardischen) Fürsten Pandulf I. von Capua und Benevent (genannt «Eisenkopf»: 961–981) aufgegriffen und vor Otto gebracht. (Der Fürst war ein treuer Kaiseranhänger – und sein Bruder Johann, auf daß auch hier möglichst viel in der Familie blieb, der erste Erzbischof von Capua.) Der Papst distanzierte sich sogleich, beschuldigte seine Gesandten als «Treubrüchige» (infideles), erregte sich künstlich über den Kaiser, der sie aufgenommen habe, und rächte sich 964 grausam an seinem Kardinal (S. 506).

Heiligkeit konspirierte auch mit den alten Christenfeinden, den heidnischen Ungarn. Als Missionare getarnte Legaten sollten sie anscheinend zu neuen Einfällen in Deutschland reizen. Doch auch die päpstlichen Briefe an die Ungarn fielen Otto in die Hand, schwerbelastendes Material, das der Papst als gefälscht und dem Kaiser absichtlich zugespielt hinstellte.

Ja, Johann XII. steckte sich noch hinter kaiserfeindliche italische Kreise, obschon es die teilweise mit den Sarazenen hielten. So machte er mit seinem einstigen Gegner König Adalbert, dem ältesten Sohn Berengars, gegen den er doch zuvor Ottos Hilfe angerufen und zu dem er, wie gerade erst geschworen, nie abfallen wollte, nun gemeinsame Sache. Und Adalbert, im Herbst 962 vor Otto nach Fraxinetum geflüchtet, dem bekannten arabischen Seeräubernest an der provencalischen Mittelmeerküste – ausnahmsweise einmal eine Piraterie auf «privater», nichtstaatlicher Basis (H. R. Singer) –, ging seinerseits wieder mit den dortigen Sarazenen ein Bündnis ein; zehn Jahre später wird ihr Stützpunkt durch ein burgundisch-provencalisches Heer mit Hilfe einer byzantinischen Flottenblockade ausgehoben und der überlebende Araberrest versklavt. Jetzt setzte Adalbert via Korsika aufs Festland über und kam im Juni 963, mit allen Ehren empfangen, nach Rom. Berengar II. aber kapitulierte noch Ende desselben Jahres in der Apenninfestung St. Leo (westlich von San Marino), wurde nebst Gattin Willa nach Bamberg verbannt und starb dort am 6. August 966. Das regnum Italiae galt seitdem sozusagen als Reichsitalien und mit dem deutschen Reich vereint.[69]

Ein «Monstrum» wird vom Papstthron gestürzt und stirbt durch einen «Schlaganfall»

Im Frühjahr 963 hatten Otto in Pavia auch Nachrichten über das lustreiche Leben des Heiligen Vaters erreicht, der den Papstpalast in ein Bordell verwandelt habe, an seine Dirnen ganze Städte verschleudere, indes der Regen durch die eingestürzten Kirchendächer auf die Altäre rinne und keine anständige Frau mehr die Wallfahrt nach Rom riskiere, aus Furcht in die Hände Seiner Heiligkeit zu fallen. Am 1. November 963 erschien Otto vor Rom, und während man ihm nach kurzer Belagerung am 3. die Stadttore öffnete, flohen Adalbert und der Papst, der eben noch in voller Rüstung mit seinen und Adalberts Truppen, auch sarazenischen, am Tiber verzweifelt Widerstand geleistet, eilends mit dem Kirchenschatz, um sich anscheinend im starken Tivoli festzusetzen. Die Römer aber schwuren Otto Treue und gelobten, nie einen Papst zu wählen und zu ordinieren «ohne die Zustimmung und Bestätigung des erhabenen Herrn Kaisers Otto und seines Sohnes, des Königs Otto». Dieser «Römereid», der den Papstwahlpassus des «Ottonianum» verschärfte, ein Eid, den selbst die Karolinger so nicht zu fordern gewagt, wurde für die hochmittelalterliche Papstgeschichte noch besonders bedeutsam.

Drei Tage darauf, am 6. November 963, trat unter dem Vorsitz des Kaisers in St. Peter ein vier Wochen tagendes Konzil zusammen – immerhin 17 Kardinäle und mehr als fünfzig Bischöfe, doch leider, wie der Monarch bedauerte, nicht «der Herr Papst Johann», von dem die «herrliche und heilige Versammlung» fand, er gehöre «gar nicht mehr zu denen, welche in Schafskleidern kommen, inwendig aber reißende Wölfe sind, er wütet so offenbar, er treibt so offen des Teufels Werk, daß er auf alle Umschweife verzichtet».

In einer ersten höflich-dringlichen Einladung an den summus pontifex et universalis papa, die dieser äußerst bündig mit einer Exkommunikationsdrohung der zum Konzil Versammelten quittierte, hatte man ihn noch mit «Euer Würden» (magnitudo vestra) apostrophiert. In einer zweiten Vorladung wünschte man dem

«summo pontifici et universali papae, dem Herrn Johann» zwar noch immer «Heil im Herrn», verglich ihn aber bereits mit Judas, «dem Verräter, ja vielmehr Verkäufer (proditor immo venditor) unseres Herrn Jesu Christi». Auf der folgenden Sitzung schimpfte man ihn «ein noch nie dagewesenes Geschwür», das man mit einem entsprechenden Brenneisen auszubrennen empfahl und nannte ihn schlicht «Monstrum». Aber der Papst ging Wichtigerem nach, der Jagd bei Tivoli: «er war schon mit Köcher und Bogen ins Feld gegangen» (Liutprand).[70]

Die Synode hatte fein säuberlich das lange Sündenregister des Stellvertreters Christi aufgezählt, Sakrilegien aller Art, eine Fülle schwerster Bezichtigungen: Versäumnis der Kommunion, der kanonischen Gebetszeiten, Irregularitäten bei der Vornahme der Ordination, wie die eines Diakons im Stall, Ämterhandel, Verschleuderung von Kirchengut, Verachtung der Bekreuzigung, Verhöhnung der Sakramente, Abfall zum Heidentum, Bündnis mit dem Teufel, Jagd- und Spielleidenschaft, diverse Unzuchtdelikte, Ehebruch, Blutschande, Geschlechtsverkehr mit der Konkubine seines Vaters, mit deren Schwester u. a., Handgreiflichkeiten gegenüber Pilgerinnen in St. Peter, Meineid, Kirchenraub, Brandstiftung, Verstümmelung, Kastration und Tötung eines Kardinals, Blendung seines Paten, Mord von Geistlichen etc.

Manches an diesem Lasterkatalog mag durchaus übertrieben, vielleicht sogar unwahr sein. Doch dann haben 17 Kardinäle und mehr als 50 Bischöfe gelogen! Und immerhin stützten sich die von dem Kardinal Benedikt angeführten Konzilsväter teils auf eigene Augenzeugenschaft, teils auf sicheres Wissen. Ja, sie beeideten einstimmig und bei Gefahr ihrer ewigen Seligkeit – an die sie freilich selber kaum recht geglaubt haben mögen –, mit Selbstverfluchung also, Johann XII. habe nicht nur die genannten, sondern noch viel mehr der schändlichen Verbrechen begangen. Und auch der Biograph des Papstes schildert ihn im «Liber Pontificalis» gänzlich negativ.

In der dritten Sitzung, am 4. Dezember 963, drängten die Bischöfe, wie von Otto natürlich erwartet, wenn nicht befohlen: «Wir bitten daher die Herrlichkeit Eurer kaiserlichen Würde,

jenes Ungeheuer, dessen Laster durch keine Tugenden aufgewogen werden, aus der Heiligen Römischen Kirche auszustoßen ...» Und so wurde, entgegen der Bestimmung, daß der Papst – was man bei Leos III. und Paschalis' I. Prozessen beachtet hatte – von niemanden gerichtet werden dürfe, wurde Johann XII., der gar nicht gehört, auch nicht verteidigt, auch nur zweimal statt, wie kanonisch erforderlich, dreimal vorgeladen worden war, wurde Johann, der Otto erst unlängst gesalbt und gekrönt, auf dessen Wunsch an jenem Tag einstimmig abgesetzt und, ebenfalls entgegen der Kirchensatzung, ein neuer Papst, der Kandidat des Kaisers selbstverständlich, im Petersdom, angeblich una voce, am 6. Dezember 963 erhoben: Leo VIII. (963–965). Da der bisherige Kanzleivorstand Leo noch Laie war, verpaßte man ihm, die kirchlichen Kanones wieder schwerstens verletzend, im Schnellverfahren alle Weihen, vom untersten der ordines minores, dem Ostiarius (Türhüter, etwa Mesner), über den Lektor, Akolythen, Subdiakon und Diakon bis zum Priester, an einem Tag und ordinierte ihn am 6. Dezember durch Kardinal Sico von Ostia mit Assistenz der Bischöfe von Porto und Albano zum Papst.[71]

Der Umsturz aber machte böses Blut in Rom.

Johann/Oktavian war immerhin der Sohn des «großen Alberich», war Fürst und Kirchenhaupt der Römer. So kam es am 3. Januar 964 zu einem von ihm selbst angezettelten Anschlag auf den Kaiser, wofür der nach Korsika geflüchtete Pontifex als Lohn «den Schatz des heiligen Petrus und sämtlicher Kirchen (beati Petri omniumque ecclesiarum pecuniam) versprochen haben soll – der erste Aufstand der Römer gegen einen deutschen Kaiser, ein mörderischer Straßenkampf, den Otto, noch am selben Tag gewarnt, freilich niederschlug, da seine «kampfgewohnten Krieger, unerschrocken im Herzen und im Gebrauch ihrer Waffen», sich auf die Empörer stürzten – «und trieben sie wie Jagdfalken einen Vogelschwarm ohne Widerstand in die Flucht. Nicht Schlupfwinkel, nicht Körbe, nicht Tröge, nicht die Abwasserkanäle konnten die Fliehenden schützen. Sie wurden also niedergemacht und, wie es tapferen Männern zu geschehen pflegt, allenthalben im Rükken verwundet. Welcher hätte damals von den Römern dieses

Blutbad überlebt, wenn nicht der heilige Kaiser aus Barmherzigkeit, die man ihnen doch nicht schuldig war, seine nach Blut dürstenden Krieger zurückgehalten und abgerufen hätte?»

Ach, der barmherzige, große, der heilige Kaiser, dem dann auch die Römer über St. Peters (vermeintlichem) Grab abermals Treue schwuren und hundert Geiseln stellten, die er, auf Bitte seines Papstes, bald wieder laufen ließ. Doch kaum war er abgezogen, wurde Leo VIII., «ein Lamm unter lauter Wölfen», im Februar 964 aus der Heiligen Stadt vertrieben, und Johann XII., für den sich seine zahlreichen Mätressen, «da sie von vornehmem Geschlechte und ihrer viele waren», mächtig und erfolgreich ins Zeug legten, kehrte im selben Monat zurück. Widerstandslos öffnete man ihm die Tore.

Der Papst nahm nun recht christlich Rache an seinen beiden einst zu Otto gesandten Legaten, ließ dem Kanzleivorsteher Azzo die rechte Hand, dem Kardinal Johann Nase, Zunge und zwei Finger abschneiden. Der deutsche Vertreter in Rom, Bischof Otger von Speyer, wurde nach päpstlicher Anweisung ausgepeitscht und eingekerkert. Auf einer Synode in St. Peter Ende Februar, feierlich eröffnet durch das Hereintragen der vier Evangelien, erkannten fast dieselben Kardinäle, die Johann XII. vor drei Monaten abgesetzt, ihn jetzt wieder an. Und fast dieselben Kardinäle, die den flüchtigen Leo VIII. erhoben hatten, exkommunizierten ihn nun. Die Bischöfe von Porto und Albano, bei Papst Leos Ordination besonders beteiligt, verfielen der Suspension, Kardinal Sico von Ostia dem Ausschluß aus dem Klerus.

Doch wurde Johann XII. seines Sieges nicht froh. Vor dem anrückenden Kaiser wich er in die Campagna aus. Und dort starb er «in einem Ehrenhandel» (Kämpf) noch am 14. Mai 964, wenige Tage nach einem Ehebruch, «als er sich mit der Frau eines gewissen Mannes ergötzte» (Liutprand), wahrscheinlich durch die Aufmerksamkeit des betrogenen Gatten – oder, wie es auch gut heißt, durch einen «Schlaganfall». Und dies sogar «ohne daß er die heilige Wegzehrung empfangen» (Seppelt).[72]

«Durch seine Wiedereinsetzung hatte die Vorsehung sein Recht geschützt, durch seinen plötzlichen Tod seinen unwürdigen Wan-

del bestraft.» So erklärt die katholische Kirchengeschichtsschreibung das weise Handeln der «Vorsehung». Aber wäre die nicht weiser gewesen, hätte sie Johann XII. seinen Sturz, der Kirche seinen skandalösen Wandel erspart – und uns das Papsttum überhaupt?[73]

TUMULTE UND GREUEL IN ROM UND IN DER GESCHICHTSSCHREIBUNG

Die Römer kürten nun, die geleisteten Schwüre rasch vergessend, einen Kardinal, der nicht nur Johann XII. mit amtsenthoben, sondern auch seinen eigenen Vorgänger Leo mitgewählt hatte: Benedikt V. (22. 5. – 23. 6. 964, gest. 966). Er wurde inthronisiert, und man versprach, ihn nie zu verlassen, ihn unter allen Umständen zu verteidigen. Doch der Kaiser wollte seinen Papst. Er führte Leo VIII. zurück, plünderte, verwüstete das römische Gebiet und belagerte im Juni 964 die Stadt, in der trotz Feuersbrünsten, Hungersnöten, Seuchen, Papst Benedikt, «ein durchaus würdiger, frommer Mann» (Seppelt), die Römer zur Verteidigung trieb. Er beteiligte sich persönlich, stieg auf die Mauern, stachelte die Seinen an und schleuderte gegen das Belagerungsheer seine Bannflüche. Aber von Übermacht, Hunger und Not bezwungen, öffneten die Eingeschlossenen am 23. Juni die Tore, lieferten Benedikt aus und gelobten dem Kaiser und Leo VIII. erneut über dem Grab St. Peters Treue. Benedikt V. freilich, «der Eindringling» (invasor: Liutprand), wurde auf einer Synode im Juni 964 öffentlich als Usurpator verurteilt. Papst Leo nahm ihm die Insignien der sogenannten Würde, «riß ihm das päpstliche Pallium, das er sich angeeignet hatte, ab, entriß seiner Hand den Bischofsstab und zerbrach ihn vor den Augen aller in Stücke». Der abgesetzte Papst wurde zum Diakon degradiert, auf ewig exiliert und wanderte nach Hamburg in die Verbannung, wo er schon am 4. Juli nächsten Jahres starb.[74]

Nach Leos Tod 965 ging es in Rom mit den üblichen Tumulten weiter. Kaisertreue und kaiserfeindliche Päpste lösten einander in

rascher Folge ab, einer bekämpfte den andern, verbannte, verstümmelte, mordete. Auf einer Synode französischer Prälaten 991 zu Reims sah Bischof Arnulf von Orleans in einem der schärfsten mittelalterlichen Angriffe auf das Papsttum dieses sehr deutlich in völliger Verkommenheit, in Verbrechen, Schande, sah die Gegenwart durch das päpstliche Rom «mit so schrecklicher Nacht geschwärzt, daß sie noch in Zukunft berüchtigt sein wird». Man wußte damals den «Antichrist in Rom» schon seit Jahrhunderten am Werk – während uns Jesuit Hertling noch Mitte des 20. Jahrhunderts weismachen möchte: «An diese unerhörten Skandale darf man keine heutigen Maßstäbe anlegen.»

Doch das kann man *immer* sagen. Und das sagt man auch immer. Damit läßt sich *alles* bagatellisieren. Und deshalb ist dies nur eine bis heute allerwärts nachgepappelte Ordinarienbetise, nein, schlimmer – denn wer schon ist so dumm! – pure Heuchelei. Derart läßt sich – in fünfzig, in fünfhundert Jahren – auch die Etablierung und Förderung des Faschismus durch die Päpste rechtfertigen. Oder die wiederholte Erlaubnis des ABC-Krieges, des Einsatzes atomarer, biologischer, chemischer Waffen durch Papst Pius XII....

Keine heutigen Maßstäbe anlegen? Situativ, temporär verstehen? Den Geist der Zeit begreifen? Aber wer oder was ist das? War und ist das denn nicht stets «der Herren eigner Geist», der seit Jahrhunderten schon existente christliche Geist? «Wir sind die Zeiten; wie wir sind, so sind die Zeiten.» Kein anderer als Augustin schrieb das (I 55 ff.!). Und Johannes Haller, der große Papsthistoriker, insistiert: «Es war schon nicht anders: was sich damals heilige apostolische römische Kirche nannte, stellt sich dem Betrachter dar als ein Gebäude sehr weltlicher Herrschaft, wo unter dem Decknamen Sankt Peters der Ehrgeiz und die Habsucht um Thron und Ämter ringen, wo dieselben Waffen wie anderswo gebraucht werden und der Kampf um die Macht noch rohere, abstoßendere Formen annimmt als irgend sonst.» Und Haller zitiert – trotz jener «fast literaturlosen Zeit» – Zeitgenossen, die es schon einst so empfanden wie wir. Wie etwa jener unbekannte Dichter in seiner Apostrophe an Rom:

«Niederes Volk, von den Enden der Erde zusammengelaufen,
‹Knechte der Knechte› fürwahr, heißen jetzt Deine Herrn ...
Schmutzigen Bastarden liegest du jetzt im Staube zu Füßen ...
Allzu sehr überwand Habsucht und Geiz deinen Sinn ...
Grausam hast du der Heiligen Leiber im Leben verstümmelt;
Jetzt ist der Toten Gebein gut dir zu jeglichem Kauf,
Und wenn die Erde gierig des Lebens Reste vertilgte,
Hältst du immerhin noch falsche Reliquien feil.»

Nun gibt es freilich christliche Köpfe, die all dem noch heute viel Geschmack abgewinnen, die wie immer aparte Patina des Morbiden goutieren und das Kunststück vollbringen, die Häupter der Hydra selbst zu verklären. So meint Katholik Daniel-Rops im Hinblick auf das papale Horrorarsenal, daß «diese Einzelheiten, wie man gestehen muß, auch romantisch und fesselnd sind wie ein Roman von Alexander Dumas». Allerdings dürften «Skandalaffären –, Gewalttaten, die zu jeder Zeit (!) den päpstlichen Thron beschmutzen, nicht dem von Christus eingesetzten heiligen Amt angelastet werden, sondern der Unterdrückung, die es erleiden mußte».[75]

Daß solchem Maule nicht schlecht von sich selber wird! Von Phrasen, kläglicher doch fast noch als was sie bemänteln ...

Papst Johann XIII. (965–972), wohl ein Sohn Theodoras d. J., der Schwester Marozias, war laut dem «Liber pontificalis» der Sohn eines Bischofs. Während des Schismas zwischen seinen Vorgängern Leo VIII. und Johann XII. hatte er sich zweideutig verhalten, opportunistisch; hatte Johann XII. angeklagt, darauf für Leos Erhebung gestimmt, dann dessen Absetzung unterzeichnet. Johann XIII., herrschsüchtig und germanophil, kooperierte eng mit dem Kaiser, hielt mit diesem gemeinsam Synoden in Rom und Ravenna. Er verfeindete sich mit dem heimischen Adel und dem Volk. Er förderte rücksichtslos seine Verwandten und wurde schon nach wenigen Monaten, Mitte Dezember, von den Römern unter Führung des Stadtpräfekten Petrus und des kampanischen Grafen Rotfred gestürzt, verhöhnt, mißhandelt, erst in der Engelsburg, dann in der Campagna unter Rotfreds Aufsicht eingekerkert. Mit Hilfe von Verwandten konnte er jedoch anfangs 966

fliehen und nach allerlei Scharmützeln mit seinen Gegnern im November 966 an der Spitze eines Heeres aus kaiserlichen und eigenen Soldaten im Triumph nach Rom zurückkehren.

Kurz darauf ließ dort Otto – der große, von Gott gekrönte Cäsar, der dritte Konstantin, wie ihn der Papst in einer Bulle pries – die am Aufstand beteiligten Adeligen nach Deutschland deportieren, die Führer des Volkes aber, die zwölf Milizkommandanten der zwölf Regionen Roms, dazu einen dreizehnten aus Trastevere, hängen. Für den auf der Flucht ergriffenen Stadtpräfekten Petrus hatte sich Seine Heiligkeit selbst, immerhin ein Beweis kreativer Phantasie, eine bizarre Spezialbehandlung ausgedacht, die in papalem Kreis sogar eine gewisse Schule machte. Erst wurde der Namensvetter des Apostelfürsten auf päpstlichen Befehl mit geschorenem Bart an den Haaren aufgehängt. Dafür mißbrauchte der Heilige Vater als Pranger die Reiterstatue Marc Aurels, die man (irrtümlich) für ein Monument des hl. Kaisers Konstantin I. hielt (den sog. Caballus Constantini), weshalb sie vor dem Lateran stand. Dann wurde der Nackte mit einem Kuheuter an Kopf und beiden Hüften nebst Glöckchen garniert und rücklings auf einem Esel unter Schlägen durch die Stadt getrieben, wobei Petrus das Gesicht gegen den Schwanz des Tieres (sein Zügel sozusagen) halten mußte. Er wurde eingekerkert und endlich nach Deutschland exiliert. Der Kerkermeister des Papstes in der Campagna, Graf Rotfred, war bereits erschlagen, allerdings auf kaiserliche Anordnung wieder ausgegraben und vor die Stadt geworfen worden.[76]

Hauptstütze und Nutzniesser auch in Italien: der Klerus

Von 961 bis zu seinem Tod 973 weilte Otto I. nur noch selten in Deutschland. Zehn von seinen letzten zwölf Lebensjahren verbrachte er in Italien, in dessen Süden drei Kriege führend, gegen die moslemischen Araber und das christliche Byzanz. Nördlich

der Alpen und im Westen, wo er gegen Frankreich die Hegemonie, ja eine faktische «Mitregentschaft» errungen und Burgund in Abhängigkeit gebracht hatte, wurde er durch Erzbischof und Erzherzog Brun vertreten. Die Erziehung und Vormundschaft seines Sohnes Otto II. lag in den Händen von Erzbischof Wilhelm von Mainz. Der Regent selbst hielt sich zur Wahrung seiner Herrschaft besonders in Rom auf, wo er 962 vom Heiligen Vater – und von welchem! – zum Kaiser gekrönt, wo das «imperium christianum» von neuem begründet und die künftige Geschichte Deutschlands mit der Zukunft des Papsttums verbunden worden ist, wie dieses selbst mit dem deutschen Reichskirchensystem.

Im Süden der Halbinsel erhoben Otto und seine Nachfolger, in bewußtem Rückgriff auf die sogenannte Karlstradition, Anspruch auch auf das Herzogtum Benevent, also auf das kontinentale Süditalien, ausgenommen das – seit der Zeit Kaiser Justinians (I 7. Kap.) – byzantinische Südapulien, Südkalabrien und die kleinen tyrrhenischen Seerepubliken.

Die so oft und noch heute idealisierten, romantisch verklärten, besonders seit Otto I. einsetzenden Italienzüge der deutschen Kaiser – eine Politik, die im 13. Jahrhundert gescheitert ist – waren in der Forschung lang und heiß umstritten. Hauptkontrahenten: der Ranke-Schüler und Bismarck-Gegner Heinrich von Sybel (gest. 1895), der die deutsche Kaiserpolitik des Mittelalters verwarf, und Julius Ficker (gest. 1902), der sie verfocht. Mit Objektivität, ohnedies in der Geschichtsschreibung unmöglich (vgl. I Einleitung!), hatte auch dieser Streit nichts zu tun. Sybel lehnte von seinem kleindeutschen Standpunkt aus ab, Ficker verteidigte von seiner katholisch-großdeutschen Position her. So bestimmten fast ausschließlich tagespolitische Vorstellungen die historische Debatte, da eben die kleindeutsche, dort die großdeutsche Sicht. Weil all dies aber zur Zeit keine Rolle spielt, ist zur Zeit auch für die historische Forschung «der ganze Streit recht unfruchtbar» (Hlawitschka). Johannes Fried allerdings erinnert an «die erschütternde Einsicht» Ottos von Freising kaum zweihundert Jahre später, «der Heerzug nach Italien sei ein Opfergang gewesen, den der König angetreten habe, um die wankende Kirche zu

stützen; kaum war sie wieder erstarkt, habe sie sich gegen ihren Helfer von einst, den deutschen König und Kaiser, gewandt», womit der Investiturstreit heraufzog.

Eines steht fest: Wie Ottos I. Ostpolitik, so diente, ungeachtet vieler Differenzen im Detail, selbstverständlich auch seine Italienpolitik der eigenen Machtbereicherung und der systematischen Ausplünderung des Landes.

Eng involviert war auch im ottonischen Süden – was man unlängst wenig überzeugend zu bagatellisieren, ja umzuinterpretieren versuchte – wieder der Klerus, «indem die Kirchen besonders gefördert und zu Stützen der Reichsgewalt ausgebaut wurden» (Handbuch der Europäischen Geschichte). Ottos «Hauptstütze in Italien waren hierbei die Bischöfe, die ihre Position mit deutscher Hilfe verstärkten. Ihnen wurden große Zuwendungen gemacht...» (Stern/Bartmuß).[77]

Gewiß wünschten Otto und seine Nachfolger keinen übermächtigen Episkopat. Aber starke Kirchenfürsten konnten ihnen nur willkommen sein, wie in Deutschland so selbstverständlich, trotz der Unterschiede, auch jenseits der Alpen. Im Grunde setzten sie die sehr klerusfreundliche Politik der Karolinger fort, bauten sie noch aus, mögen sie auch entschiedener verfahren sein. Ganz zu schweigen davon, daß auch ihre Gegner in Italien den hohen Klerus oft begünstigt haben.

Otto I. jedenfalls stattete bestimmte Bistümer mit Königsland aus, mit öffentlichen Rechten, Einkünften. So vermehrte er etwa, um dies zu exemplifizieren, bemerkenswert die Macht des Bischofs Aupald von Novara, dessen Vorgänger Petrus II. offen gegen Berengar aufgetreten war. So wurde Bischof Bruning von Asti, der Erzkanzler Lothars und Berengars, auch Erzkanzler Ottos. Dazu bekam er die weltliche Gewalt über seine Bischofsstadt sowie über deren Umfeld. Und sein Nachfolger Rozo erhielt außer weiteren rechtlichen und wirtschaftlichen Privilegien, wie das Recht, Zoll zu erheben, Märkte, Häfen anzulegen, ja Befestigungen zu bauen, offenbar auch größere Besitzzuteilungen.

Bischof Hubert von Parma (960–980), noch im Sommer 961 Kanzler bzw. Erzkanzler Berengars II. und Adalberts, ist im Fe-

bruar 962 bereits bei Ottos Kaiserkrönung zugegen und erfährt die allerhöchste Gunst schon im folgenden Monat. Nicht nur bestätigt Otto der Parmenser Bischofskirche eine Reihe älterer Vergabungen, Immunität, Königsschutz, Inquisitionsrecht, sondern er verleiht Hubert auch die Rechte eines Pfalzgrafen über Stadt und Umkreis, was ihn da zum «Alleinherrscher» macht. Ja, Otto favorisiert den Prälaten auch in Grafschaften, wo das Bistum Besitzungen hat – «noch dazu strategisch günstig gelegene(n) Kirchenbesitz ...» (Pauler). Und selbstverständlich begleitet Bischof Hubert den Kaiser auch im Krieg; er übernahm bei dessen drittem Italienzug sogar das Erzkanzleramt, da der bisherige Erzkanzler Wido von Modena gerade wieder mal abgesprungen war.[78]

Bischof Wido von Modena (943–968), der von Mal zu Mal die Fronten wechselte, erst 945 Berengars Erhebung unterstützte, bald darauf Hugos Sohn Lothar, dann Otto I., ehe er noch einmal zu König Adalbert überging, wurde gleichwohl von allen Seiten beschenkt. Von Lothar erhielt er, «dilectus fidelis noster», Güter in der Grafschaft Comacchio, von Berengar II. drei Burgen. Ein Jahrzehnt, von 952 bis 961, war er, bei guter Beziehung, versteht sich, zu seinem Herrn, Berengars Erzkanzler. Dann führte er dasselbe Amt, zu Otto übergelaufen, unter diesem fort, wofür er von ihm den Besitz der Berengar-Söhne Wido und Konrad in mehreren Grafschaften bekam, möglicherweise ohne großen Nutzen daraus ziehen zu können. Roland Pauler, der die Verräterei des notorisch treulosen Kirchenfürsten Schritt für Schritt verfolgt, kann dann, als Hlawitschka-Schüler, doch nicht umhin, Ottos höchsten Berater (summus consiliarius) auch zu loben: «Zunächst strebte er danach, seine eigene Macht zu erweitern, und es war ihm auch das Mittel des Verrats nicht zu schlecht, um seine Ziele zu erreichen; dann aber erfüllte er unter den jeweiligen Herrschern seine Pflichten als Reichsbischof, war Erzkanzler, missus und Helfer im Schlachtfeld wie ein weltlicher Vasall auch.»[79]

Ehre, wem Ehre gebührt.

Anders gesagt: Verbrechen müssen im richtigen personellen Rahmen verbrochen werden. Das heißt: stets in der potentesten Komplizenschaft.

Der Machterweiterung und Ausraubung (etwas akademischer: dem deutschen Feudalstaat) galt natürlich auch Ottos Süditalienpolitik.

Der Kaiser erringt «eines der wichtigsten Lebensziele in seinen letzten Regierungsjahren»

Ottos Bastionen waren in Italien die drei – den Kirchenstaat vom byzantinischen Süden trennenden – langobardischen Fürstentümer Capua mit Spoleto und Camerino sowie Benevent und Salerno, die dann, nach Ottos Tod und nur für kurze Zeit, Fürst Pandulf I. Eisenkopf in Personalunion vereinigte. Schon Anfang 967 hatte Pandulf dem Kaiser gehuldigt, ebenso Landulf von Benevent, jener dafür mit den Markgrafenschaften Spoleto und Camerino, dieser mit einer generösen Bestätigung seines Besitzes belohnt. Freilich betrachtete auch Byzanz seit alters diese langobardischen Gebiete als seine Interessensphäre und beanspruchte die Oberhoheit. Otto aber ließ an Weihnachten 967 seinen gleichnamigen Sohn in Rom (nach dem Beispiel Ludwigs des Frommen, Lothars I., Ludwigs II.) zum Kaiser krönen – das einzige Doppelkaisertum der deutschen Geschichte –, um den Konflikt durch die Ehe mit einer byzantinischen Prinzessin beizulegen. Dies jedoch scheiterte an der von Kaiser Nikephoros Phokas geforderten Preisgabe Benevents und Capuas.[80]

So holte man keine Braut heim – sondern führte Krieg. Er begann im Süden im Anschluß an Ottos dritten Italienzug (966). Im nächsten Jahr kommandierte der Basileus ein Heer quer durch den Balkan, um in Süditalien einzugreifen, ohne daß es dazu kam. Dafür eröffnete Otto den Kampf. Über Capua und Benevent fiel er in Apulien ein und verwüstete im Herbst 968 monatelang das griechische Kalabrien. «Otto war kriegslustig», versichert Kirchenhistoriker und Theologe Albert Hauck, «und begierig nach Eroberungen; niemals konnte er der Versuchung, einen kühnen

Zug zu unternehmen, der großen Lohn verhieß, widerstehen.» Kriegslustig, das waren diese katholischen Herren doch fast alle – schon seit mehr als einem halben Jahrtausend! Doch kein Kastell wurde jetzt gewonnen, keine Feldschlacht geschlagen, Bari nicht erobert. Auch Bischof Liutprands diplomatische Bemühungen in Konstantinopel mißlangen völlig; worauf er sein episodenreiches Pamphlet «Gesandtschaft an den Kaiser Nikephorus Phokas in Konstantinopel schrieb (den er darin «ausgebrannte Kohle» nennt, «altes Weib», «Waldteufel», «Wildsau», «Hornochse», «Borstenvieh» u.a.m., der für ihn «Äuglein wie ein Maulwurf» hat und «ein Schweinsgesicht», kurz einer, «dem man um Mitternacht nicht begegnen möchte»). Der Basileus verlangte jetzt mehr: ganz Süd- und Mittelitalien, einschließlich Rom, und versagte Otto auch die Anerkennung der Kaiserwürde.

Der Beherrscher des Westens verließ bald das Kampfgebiet, sandte aber ein neues Truppenkontingent, Schwaben und Sachsen. Nachdem es in Benevent die Messe gehört, fiel es mit dem Segen von Erzbischof Landulf in Apulien ein, schnitt nach dem Sieg von Asculum den gefangenen und immerhin christlichen Byzantinern die Nase ab und schickte sie «mit abgeschnittener Nase in das neue Rom zurück» (Widukind) – «gewiß ein nennenswerter Erfolg der deutschen Waffen» (C. M. Hartmann).

Im Frühjahr 970 drang dann Otto wieder selbst im Süden vor, verheerte die Umgebung von Neapel, brandschatzte in Apulien weit und breit, trieb das Vieh fort. Die christliche Regierung von Byzanz warf dem christlichen Sachsenkaiser sarazenische Söldner entgegen. Doch wenn Liutprand auch recht oberhirtlich protzte, daß die «vielen Schwächlinge» des Nikephoros, «denen nur ihre Menge Mut gibt, von unseren wenigen, aber kriegsgewohnten, ja nach Krieg dürstenden Streitern zermalmt werden» – weder Otto I. noch Otto II. konnten Apulien dem nördlichen Reichsteil dauerhaft angliedern.[81]

Eine Wende im Kampf der Waffen und der Diplomaten erbrachte eine der vielen byzantinischen Palastrevolutionen.

In der Nacht vom 10. auf 11. Dezember 969 fiel Kaiser Nike-

phoros einer Verschwörung seiner Gattin mit seinem Vetter und Nebenbuhler Johannes Tzimiskes, einem General, zum Opfer. Die Bluttat kam auch der Kirche zugute. Patriarch Polyeuktos (956–970) fügte nämlich den Herrscherwechsel gleich zu seinem Vorteil. Er verweigerte dem Mörder so lang die Krönung, bis dieser sich bereit erklärte, die Bestimmungen des Nikephoros gegen das Überhandnehmen des Klosterbesitzes sowie die Zulassung zum Bischofsamt ohne kaiserliche Einwilligung zurückzunehmen.

Im Westen führte der Umsturz zum Frieden, der Apulien bei Byzanz beließ, Capua und Benevent beim deutschen Kaiser. Doch gewann man nicht die Wunschbraut, die Porphyrogenita Anna, dafür aber, mit vielen Reliquien, die Prinzessin Theophanu, eine Nichte des neuen Kaisers Johannes Tzimiskes, zwar nicht in der Porphyra, im Kaiserpalast geboren, doch schön und klug. Am 14. April 972 wurde sie mit dem etwa gleichaltrigen 16jährigen Otto in der Peterskirche zu Rom vermählt und durch Johann XIII. zur Kaiserin gekrönt.[82]

Dabei konnte Otto «der Große» seinen rastlosen Ehrgeiz insofern befriedigen, als der oströmische Kaisermörder und Kaiser (vielleicht auch, weil er sich noch nicht so fest im Sattel fühlte) nun die weströmische Kaiserwürde anerkannte – eine Würde, die in aller Regel freilich sehr viel mehr Verbrechen an der Menschheit einschließt als Wohltaten für sie. Doch war die Anerkennung als zweiter gleichberechtigter Imperator für Otto «eines der wichtigsten Lebensziele in seinen letzten Regierungsjahren» (Glokker).[83]

Als der Kaiser am 7. Mai 973 auf seiner Pfalz zu Memleben starb – nicht ohne «die Stärkung der hl. Wegzehrung» (Thietmar) –, umfaßte das deutsche Reich rund 600 000 Quadratkilometer, wozu südlich der Alpen noch 150 000 bis 160 000 Quadratkilometer kamen. Und das Volk rühmte Otto, laut Widukind, nach, er habe «die übermütigen Feinde, Awaren (Ungarn), Sarazenen, Dänen, Slawen, mit Waffengewalt besiegt, Italien unterworfen, die Götzentempel bei den benachbarten Heiden zerstört, Gotteshäuser und geistliche Stände eingerichtet», ja, sie

redeten «noch viel anderes Gute (!) über ihn». Hinterließ doch der Kaiser der Römer und König der Völker, so schließt der Mönch das dritte und letzte Buch seiner Sachsengeschichte, «in kirchlichen wie in weltlichen Dingen viele ruhmwürdigen Denkmäler der Nachwelt». Und auf dem Deckel seines Sarkophags nennt ihn eine Inschrift (auf Goldblech) «die höchste Ehre des Vaterlandes« und den «Stolz der Kirche».[84]

11. KAPITEL

KAISER OTTO II. (973–983)

«Pallida mors Sarracenorum» – bleicher Tod der Sarazenen.
Otto I. Bischof von Freising[1]

«Glücklich war seine Jugend, jedoch am Ende des Lebens
Suchte ihn Unglück heim, da schwer wir alle gesündigt.»
Thietmar von Merseburg[2]

Kleriker in Herrschernähe

Otto II. wurde im Jahr der großen Ungarnvernichtung am Lech sowie, noch im selben Herbst, des großen Slawengemetzels als viertes Kind Ottos I. (und seiner zweiten Frau Adelheid) geboren, wurde sechsjährig 961 in Aachen zum König, zwölfjährig 967 in Rom zum Mitkaiser gekrönt. Der Kapellan Folkold, seit 969 Bischof von Meißen, und der St. Galler Mönch Ekkehard II. erzogen ihn. Und sicher haben, neben der frommen Mutter, auch sein Onkel, Erzbischof Brun von Köln, und sein Bruder, der außereheliche älteste Kaisersohn Erzbischof Wilhelm von Mainz (für Bestechung alles!), auf den Prinzen gewirkt. Zumal dem Bischof Wilhelm wurde während Ottos I. Abwesenheit 961 und 966 der Thronfolger ausdrücklich «zum Schutz und zur Erziehung» anvertraut (Adalberti continuatio Reginonis).

Kein Wunder, daß die Zeitgenossen Ottos Frömmigkeit loben, daß ihn Thietmar geradezu «maßlos in frommen Werken» nennt. So schenkte er dem Bischof Giselher von Merseburg, einem seiner Günstlinge, «erstens die Abtei Pöhlde, dann die Burg Zwenkau mit allem Zubehör zum Dienste für St. Johannes den Täufer; ferner überließ er ihm das gesamte, von der Mauer umschlossene Ortsgebiet Merseburgs samt Juden, Kaufleuten und Münze, ferner einen Forst zwischen Saale und Mulde bzw. zwischen den Gauen Siusuli und Pleißnerland; ferner Kohren, Nerchau, Pausitz, Taucha, Portitz und Gundorf; das alles bestätigt er durch eigenhändig vollzogene Urkunden».

Der Bischof Giselher, «ein stets auf Emporkommen erpichter Krämer» (mercenarius, ad maiora semper tendens), konnte dies

natürlich brauchen. Und um Erzbischof zu werden, berichtet Thietmar wieder, «bestach er mit Geld alle Fürsten, besonders die römischen Richter, denen stets alles käuflich ist...»

Erheblichen Einfluß auf den rex iunior gewann sein jahrelanger Ratgeber, der intrigante Bischof Dietrich I. von Metz; als Schwestersohn der Königin Mathilde und Vetter Ottos I. wie Erzbischof Bruns, die ihn beide zum Oberhirten machten, gleichfalls ein Mitglied des kaiserlichen Hauses und (ebenfalls) im Rufe kolossaler Geldgier stehend. Bischof Thietmar meldet, der Metzer Kirchenfürst sei von Erzbischof Giselher für «1000 Pfund Gold und Silber... für die Verdunkelung der Wahrheit» bestochen worden. Der Kaiser selbst ließ ihm wohl nicht nur «scherzhaft» sagen: «Gott sättige dich im Jenseits mit Gold, wir hier können es alle nicht!» Freilich vermehrte er auch die Gnadenfülle seiner Bischofsstadt durch einen imposanten Reliquienfond, den er eigens aus Italien transferierte, wo heilige Knochen zu den edelsten Bodenschätzen zählen.

Beträchtlichen Einfluß auf Otto II. übte Erzbischof Willigis von Mainz aus (975–1011), der als Ottos Erzkapellan und Erzkanzler für Deutschland amtierte, wo er noch heute als Heiliger verehrt wird, nicht zuletzt in Mainz.

Gewicht in der Regierung hatte auch, zumal seit der fast völligen Ausschaltung der Luitpoldinger, Bischof Hildibald von Worms, seit Herbst 977 Leiter der deutschen Königskanzlei; ein Amt, das er als erster Kanzler auch nach der Ernennung zum Oberhirten bis zu seinem Tod behielt. Dabei veranlaßte er zugunsten seiner episkopalen Macht, zur Sicherung und Erweiterung verschiedener Besitz- und Rechtstitel des Bistums, «die Fälschung oder Verfälschung von 18 Königsurkunden des 7.–10. Jahrhunderts» (Seibert). Und wie Erzbischof Willigis, ist auch dieser versierte Seelenhirte dann viele Jahre an der Vormundschaftsregierung für den Sohn und Nachfolger beteiligt. (Und Bischof Burchard von Worms, einer «der bedeutendsten Kanonisten des Frühmittelalters» [Lexikon für Theologie und Kirche], hat dann diese «Fälschungsaktivität» [Landau] mit «skrupelloser Feder» [Seckel] fortgesetzt.)

Eine Rolle am Hof Ottos II. spielten u. a. Bischof Hugo von Würzburg (983–990), ein Mitglied der kaiserlichen Kapelle, gelegentlich auch der hochadelige Abt Adso von Montier-en-Der (später als Verfasser einer Schrift über das Kommen des Antichrist bekannt geworden) sowie der gelehrte Gerbert von Aurillac, Abt, Erzbischof und schließlich Papst (Silvester II.).[3]

So setzte der Sohn, wenn auch mit geringerer «Kraft», die Politik, besonders die Kirchenpolitik, des Vaters fort, nicht zuletzt im Osten und Norden, und hatte die Bischöfe fast geschlossen hinter sich. In Italien aber ging er noch über den von Otto I. gesteckten Rahmen hinaus, beabsichtigte er doch von Anfang an, auch den Süden des Landes zu erobern, um es ganz zu beherrschen.[4]

Kriege um Bayern und Böhmen

Geschah der Regierungsantritt auch noch reibungslos, erging es dem neuen Herrn doch bald wie dem alten. Immerhin sieben Jahre mußte sich Otto II. zunächst starker Gegenspieler im Inneren erwehren, besonders wieder aus dem christlichen Verwandtenkreis, vor allem Heinrichs II. von Bayern (955–976, 985–995).

Der Herzog, dessen Beiname der Zänker (rixosus) erst in der Neuzeit belegt ist, war ein Neffe Ottos I., also ein Vetter Ottos II. Und war sein Vater Heinrich I. von Bayern einst der gefährlichste Gegner Ottos I., seines Bruders, in dessen frühen Regierungsjahren, so wurde der Sohn, Heinrich der Zänker, bald der gefährlichste innenpolitische Kontrahent Ottos II. Die Macht des ehrgeizigen Bayern war offenbar enorm. Sie reichte von der sogenannten Nordmark, der heutigen Oberpfalz, über das bayerische Kerngebiet um Isar, Inn und Donau, über die Ostmark, das heutige Österreich, bis zu den italienischen Marken Aquileia und Istrien.

Die Gründe für Heinrichs Erhebung sind nicht ganz klar; aber

Rivalitätsmotive, Machtgier, Herrschaftserweiterung, Regentschaftsträume, Bedrohungsgefühle standen dahinter. Die Empörung (974–977) fand Rückhalt vor allem bei den übrigen Luitpoldingern, griff rasch auf Schwaben und Lotharingien aus, ja noch auf Böhmen und Polen. Dabei traten die bayerischen Bischöfe Abraham von Freising und zwei leibhaftige Heilige, der hl. Wolfgang, Bischof von Regensburg, und der hl. Alboin, Bischof von Brixen, auf die Seite des Rebellen. (Und aus dem Sohn des Zänkers machte der hl. Wolfgang, Erzieher der Herzogskinder, einen weiteren, sogar besonders herrlichen Heiligen, dem wir leider erst im nächsten Band begegnen werden: den hl. Kaiser Heinrich II.) Aber auch die Bischöfe von Trier, Metz und Magdeburg hielten es mit dem Bayern. Haben doch gerade Bischöfe «immer wieder in der Ottonenzeit die Partei der Aufständischen ergriffen», und zwar «in aller Regel Bischöfe ... aus vornehmsten Adelsfamilien» (Althoff/Keller).

Da das Komplott verraten wurde, kam Heinrich nach Ingelheim in Haft. Anfang des Jahres 976 floh er nach Regensburg, das Otto II., nach diversen militärischen Zusammenstößen im Bayerischen, noch im selben Sommer einnahm, während die in seinem Heer kämpfenden Bischöfe den Zänker nebst Anhang exkommunizierten, er selbst aber nach Böhmen entkam.

Denn auch im Osten standen gut katholische Fürsten gegen den gut katholischen Kaiser. So der Pole Mieszko I., der seit seiner Taufe die Mission eifrig gefördert und damit «den Anschluß an das christliche Europa» (Lübke) vollzogen hatte. Mit ihm Schulter an Schulter: sein Schwager Boleslav II., anders als sein Vater Boleslav I. der «Grausame» (S. 404 ff.) mit dem Beinamen «der Fromme» geschmückt (967 [973?]–999); ein eifriger Förderer des Klerus, Erbauer und Ausstatter von angeblich 20 Kirchen, mehreren Klöstern, auch von jenem Nonnenhaus, in dem seine Schwester Milada unter dem Namen Maria Äbtissin wurde. Der Prager Domdechant Cosmas (gest. 1125) sah in seiner «Chronica Boemorum», der ersten böhmischen Chronik, in Boleslav II., dem Rebellen gegen den christlichen Kaiser, geradezu «die wahre und reine Christusliebe» glühen. «Alles, was Gerech-

tigkeit, den katholischen Glauben, die christliche Religion betraf, dessen nahm er sich mit Feuereifer an.»[5]

Mit Feuereifer aber attackierte auch Otto II. den in Christusliebe erglühten Tschechenfürsten, den Bundesgenossen des rebellischen Zänkers, in drei Feldzügen. Er verwüstete Böhmen 975 und 976, vermochte jedoch, trotz eines starken Heeres «gegen die beiden gar nichts». Im Gegenteil, ein großer bayerischer Hilfstrupp wurde auf dem Anmarsch zu Ottos Unterstützung, denn Bayern war wieder einmal gespalten, in einem Lager bei Pilsen vernichtet. «Die Baiern wuschen sich am Abend, ohne sich durch Wachen zu sichern. Schon war der gepanzerte Gegner da, streckte die ihm nackt entgegen Laufenden in ihren Zelten und auf den Wiesen nieder und kehrte mit aller Beute froh und unbeeinträchtigt heim» (Thietmar).

Während der Kaiser in Böhmen operierte, nutzte der Zänker die Zeit in Bayern und es kam zu dem «Aufstand der drei Heinriche», dem sich sogar mächtige Sachsen anschlossen, wie Markgraf Gunther von Merseburg und Graf Dedi von Wettin. Heinrich von Bayern okkupierte jetzt das für die Verbindung nach Böhmen bedeutsame bischöfliche Passau. Es geschah gemeinsam mit dem gerade erst 976 von Otto zum Herzog von Kärnten erhobenen und ihn nun schnöd bekriegenden Heinrich dem Jüngeren, dem Sohn Herzog Bertholds aus der einflußreichen Luitpoldingersippe. Und der dritte Heinrich, der gleichfalls luitpoldingische Bischof Heinrich I. von Augsburg, sicherte unterdessen die Donaustraße, vor allem durch die Besetzung des strategisch wichtigen Neuburg.

Erst im August 977 konnte Otto auf einem dritten Kriegszug Böhmen unterwerfen, im September auch Passau erobern. Er ließ es zerstören und auf dem Magdeburger Hoftag im Frühjahr 978 die drei Heinriche verbannen. Der Zänker kam nach Utrecht zu Bischof Folkmar, zuvor Ottos II. Kanzler, und blieb dort bis zum Tod des Kaisers. Dann ließ ihn der Bischof frei und schloß sich ihm an. Auch Herzog Heinrich III. der Jüngere von Kärnten wurde fünf Jahre hinter Schloß und Riegel gebracht, dagegen der Dritte im Bunde, Bischof Heinrich von Augsburg, nur etwa vier

Monate in Werden verwahrt. Den Zänker aber hatte der Kaiser nicht nur abgesetzt, er hatte inzwischen auch rigoros das Herzogtum beschnitten, nämlich Kärnten sowie die seit 952 zu Bayern gehörenden Gebiete südlich der Alpen davon getrennt, die oberitalischen Marken Friaul, Istrien Aquileia, Verona, Trient, die zu Kärnten gekommen waren.[6]

Im übrigen ging es mit Krieg im Osten weiter.

Der polnische Staat, um die Mitte des 10. Jahrhunderts entstanden (S. 461 f.), dehnte sich aus und nahm es offenbar mit seinen «Verpflichtungen» so wenig genau wie die Slawen zwischen Elbe und Oder. Deshalb stellte Otto durch einen Feldzug 979 nicht nur deren Abhängigkeit wieder her, sondern nötigte auch die Polen zu erneutem Tribut. Als Katholik Mieszko I. freilich nach dem Tod seiner böhmischen Frau Dobrawa (977) die hochadelige sächsische Nonne Oda aus dem Kloster heraus heiratete, war dies zwar zunächst verdrießlich für Bischof Hildiward von Halberstadt, doch zweifellos zum Vorteil für die weitere Verbreitung der Frohen Botschaft in Polen. Immerhin verfügte Mieszko, der «König des Nordens», über eine Gefolgschaft von 3000 Gepanzerten. Und während sich nun die deutsche und polnische Seite immer näher kamen, erkalteten gleichzeitig Polens Beziehungen zu Böhmen, ja es kam zwischen den zwei katholischen Ländern zu schweren Auseinandersetzungen, wobei Mieszko Schlesien größtenteils und Kleinpolen ganz erobert hat.[7]

Militärische Konflikte gab es auch im Westen.

Krieg um Lotharingien

Einst hatte dort Otto I. seinen Bruder Brun, den Kölner Erzbischof, zum Herzog gemacht und dieser die dortigen Bischofsstühle mit seinen Schülern besetzt und auch derart das unsichere Grenzland an das deutsche Reich gebunden.

Die bischöflichen Kirchen, auch in Lotharingien seit langem reich, wurden jetzt noch reicher und unabhängiger durch die

sächsischen Kaiser, die sich gegen die Ansprüche der weltlichen Großen auf die Prälaten stützten. Dies führte dazu, «daß sie den Bischöfen und Äbten manches bis dahin den Grafen vorbehaltene Recht anvertrauten oder ihnen seine Wahrnehmung ohne besondere Bewilligung überließen. So gibt es fast keine genauen Angaben über die Übertragung des Rechts zur Münzprägung, und doch hatten die Bischöfe in den letzten Jahrzehnten des 10. Jhs. Münzwerkstätten in Händen und ließen ihren Kopf und ihren Namen auf den Geldstücken anbringen. Manche Abgaben vom Handel, auch die Einsetzung eines von ihnen gewählten Grafen, werden ihnen überlassen ... Schließlich überhäuften die Kaiser die Prälaten mit Gütern, sie schenken ihnen Pfalzen, Wälder, Jagdrecht, ja sogar ganze Grafschaften. Im Verlauf eines Jahrhunderts, von 950 bis 1050, verwandeln sich die Bistümer in autonome Fürstentümer, deren alleinige Herren die Prälaten sind. In manchen Fällen kamen so stattliche Territorien zusammen und ließen in Lothringen das entstehen, was die Geschichte mit ‹Trois-Evêchés› (Drei Bistümer) bezeichnet» (Parisse).

Nach dem Tod Bruns 965 blieb sein Herzogtum unbesetzt, bis es Otto II. 977 dem westfränkischen Karolinger Karl verlieh, dem jüngeren Bruder des französischen Königs Lothar (954–986).

Karl, in der rein männlichen Linie der vorletzte Nachfahre Karls «des Großen», väterlicherseits also der Karolinger-, mütterlicherseits aber der Ottonendynastie entstammend, war ein jüngerer Sohn König Ludwigs IV. von Frankreich und seiner Gattin Gerberga, der Schwester Ottos I., und durch seinen Bruder Lothar in vieler Hinsicht benachteiligt. Seinerseits hatte er allerdings dessen Gattin Emma, eine ersteheliche Tochter der Kaiserin Adelheid, schwer beleidigt, sie nämlich des Ehebruchs mit Lothars einstigem Kanzler, dem Bischof Adalbero von Laon, bezichtigt (einem Neffen des Erzbischofs Adalbero von Reims). Und seit Karls Ernennung zum Herzog von Niederlotharingien (977–991) fürchtete Lothar wohl die Rivalität des unglücklichen Bruders, dieses traurigen Opfers dauernden Machtgerangels zwischen dem französischen und deutschen Königtum; er mußte sie bedrohlich finden, zumal der durch ihn – gegen die karolingische

Tradition – vom Thron ausgeschlossene, überdies mit keinerlei Besitz ausgestattete Karl Anspruch auf die französische Krone erhob.

Als daher Otto 977 das vakante Herzogtum Niederlotharingien Karl gab, provozierte er den mit seinem Bruder zerstrittenen König Lothar, der darauf eine Rückeroberung Lotharingiens unternahm. Schon Lothars Name hatte programmatische Bedeutung, schon sein Vater, König Ludwig IV., nicht zufällig mit der lotharingischen Herzogswitwe Gerberga verheiratet, 939 Lotharingien militärisch zurückzugewinnen versucht, überhaupt das westfränkische Königtum seinen Anspruch auf Lotharingien nie aufgegeben. Blitzartig fiel dort Lothar im Juni 978 mit starken Kräften ein und stieß, unterstützt von Herzog Hugo Capet, bis Aachen vor, wobei ihm ein Handstreich auf seinen Schwager Otto II., der gerade in der Pfalz weilte, knapp mißlang.

Mönchschronist Richer von Reims schildert als unmittelbarer Zeitzeuge den Überfall in seinem für Frankreichs Geschichte im ausgehenden 10. Jahrhundert wichtigen Werk (lediglich in dem Autograph des Autors tradiert und erst im 19. Jahrhundert in Bamberg wieder entdeckt): «Die königlichen Tische wurden umgeworfen, die Speisevorräte von den Troßknechten geplündert, die königlichen Insignien aus den inneren Räumen geraubt und fortgetragen. Den eisernen Adler, der auf dem Giebel der Pfalz von Karl dem Großen in fliegender Stellung aufgerichtet worden war, drehten sie nach Osten, denn die Germanen hatten ihn nach Westen gedreht, um so auf feine Art anzuzeigen, daß die Gallier durch seinen Flug einmal besiegt werden könnten.»

Nur durch Flucht entging Otto II. der Gefangenschaft. Im Herbst 978 aber drang er im Gegenangriff mit einem Heer vor, in dem nicht nur Herzog Karl von Niederlotharingien, sondern auch wieder ein wirklicher Heiliger, der hl. Wolfgang, kämpfte – ausgebildet an der Reichenauer Kloster-, an der Würzburger Domschule; durch den Helden von Augsburg, Bischof Ulrich, Priester; auf Veranlassung vor allem des großen Urkundenfälschers Bischof Pilgrim seit Januar 973 Bischof von Regensburg; 1052 heiliggesprochen: Patron der Holzhauer, Zimmerleute, Hir-

ten, Schiffer, Helfer bei Augen-, Fußleiden, Kreuzweh, doch auch «allgemeiner» Nothelfer. Als «Wolfgangs-Medaillen» vertrieb man später gern am Rosenkranz getragene Beile, die sogenannte Wolfgangshacke, «daher auch die Hackelbruderschaften». Zu Lebzeiten förderte er «Frömmigkeit und Sittlichkeit des Volkes», setzte überhaupt als Bischof «das strenge Leben des Mönchs fort; seine Zeit teilte er zwischen Gebet, Amtsarbeiten und Studium» (Lexikon für Theologie und Kirche) – und gelegentlichen kleinen Kriegszügen, wie eben damals wider die bösen Westfranken (Franzosen).

Der Magdeburger Kanoniker und emsige Missionserzbischof Brun von Querfurt verurteilte allerdings unter dem Eindruck der Cluniazensischen Reformen wie persönlicher Animositäten den Überfall des Königs auf Frankreich und schrieb: «Es wäre besser, eifrig die Heiden zu bekämpfen, anstatt ein stattliches Heer gegen die christlichen Brüder, die karolingischen Franken zu sammeln.» Ein katholischer Pazifist und Heiliger, wie er im Buch steht: «Vertrat das Prinzip der friedlichen Überzeugungsmission, ohne den Missionskrieg rundweg abzulehnen» (Lexikon für Theologie und Kirche).

Otto II. stieß im Herbst 978 bis fast nach Paris vor, «alles verwüstend und niederbrennend» (Thietmar), Kirchen und Klöster aber schonend. Ja, er beschenkte sie und betete darin; zerstörte allerdings auch die alten karolingischen Pfalzen Attigny, Soissons und Compiègne, ein empfindlicher Verlust an Machtsubstanz westlichen Königtums. Und ehe ihn der nahe Winter, Nahrungsmangel, ausbrechende Krankheiten im November zum Rückzug zwangen, versammelte er alle Pfaffen seines Heeres auf dem Montmartre und ließ sie noch ein Halleluja über die Stadt donnern.

Auch der hl. Wolfgang schrie seinerzeit mit, der so beredte Prediger eines lebendigen Evangeliums: «Sehet, das wirkt der Glaube, solche Früchte trägt er.» Und als er beim ruhmreichen Rückzug über die angeschwollene Aisne ins Wasser sprang, folgten ihm die Seinen vor den nachsetzenden Franzosen. «Niemand kam dabei um das Leben», melden Wetzer/Welte – fast ein Wun-

der. In Wirklichkeit freilich erlitt der ottonische Troß hier eine Schlappe, die sich der französischen Geschichtsschreibung gar zum Triumph verklärte, während die deutsche schrieb: «Der Kaiser kehrte mit Siegesruhm bedeckt heim...» (Thietmar). Beide Seiten siegten – auch das kennen wir noch.

Karl, der Herzog von Niederlotharingien, versuchte die Stunde zu nutzen und proklamierte sich 979 in Laon zum König, scheiterte indes wie immer, vor allem an den Machtstrukturen im Westfrankenreich, nicht zuletzt auch am Episkopat, der ihm u. a. sein Vasallentum bei einem fremden Fürsten sowie seine «Mißheirat» vorhielt. König Lothar aber gab infolge innerer Schwierigkeiten bei einer persönlichen Begegnung mit Kaiser Otto im Mai 980 in Margut-sur-Chiers (bei Ivois) angeblich seine Ansprüche auf Lotharingien gänzlich auf. Doch bald nach Ottos Tod sicherte er sich ein Faustpfand. Er besetzte 984 Verdun und wiederholte nach seiner Vertreibung die Besetzung im nächsten Jahr.[8]

Auch der Kampf um den Thron ging weiter. Noch mehrmals griff Herzog Karl nach der Macht. Mag sein, daß er gelegentlich etwas extravagant vorging, wenn er etwa bei der Einnahme Cambrais – es blieb nicht unbezweifelt – sofort nach Verjagung der Grafen die teure Gattin rief, um mit ihr in rauschenden Orgien den Reichtum des Prälatenhofes zu verprassen und im bischöflichen Bett zu schlafen; aber so ungewöhnlich war das ja wohl nicht.

Karls letzter Kraftakt, wobei er wiederholt auch Bischof Adalbero aus Laon verscheuchte, endete in eben dieser Festung, nachdem sich der Prälat in alter Pfaffenschläue mit Karl ausgesöhnt, mehr und mehr befreundet und diesem «mit den heiligsten Eiden» (Glocker) seine Treue versichert hatte. Doch in der Nacht nach dem Palmsonntag im März 991 lieferte Bischof Adalbero die Festung samt Karl dessen damaligem Gegenspieler, dem französischen König Hugo Capet aus, der ihn nebst Familie in seinen Kerker nach Orléans warf, in dem Karl zu einem unbekannten Zeitpunkt gestorben ist.

Auch im Norden wurde Otto II. tätig.

Krieg im Norden

Nach allen Himmelsrichtungen hatten die Franken ihr Reich ausgedehnt, auch gegen Skandinavien hin. Als besonders markanter Punkt spielte dort der bedeutende Fernhandelsplatz Haithabu (Hedeby) im nördlichen Schleswig in der Kriegsgeschichte immer wieder eine Rolle. Er lag auf dänischem Gebiet, wenn auch nicht weit von der Grenze zu den Sachsen, die ja einst auch nicht zu den Franken gehörten! Im Jahr 804 hatte König Gudfred (Gøttrik) von Haithabu aus mit Karl «dem Großen» verhandelt, der jenseits der Elbe stand und 808 und 810 wider jede Gewohnheit zwei Verteidigungskriege gegen den aggressiven Dänen führen mußte (IV 495).

Allerdings wollte auch dieser sich schützen und arbeitete wohl schon am Danewerk («Göttrikswall», 808 in schriftlichen Quellen genannt), an jener mächtigen, auch Haithabu berührenden Befestigung vom Langwalltyp, woran die Dänen vom 8. bis zum Ende des 12. Jahrhunderts bauten, um den Zugang nach Jütland zwischen Nord- und Ostsee zu sperren; ein Verteidigungssystem vor allem gegen Franken und Deutsche. So versuchte man im 9. Jahrhundert zunächst missionarisch vorzudringen, zumal durch den hl. Ansgar, den ersten Erzbischof von Hamburg-Bremen (S. 470 ff.), der in Dänemark und Südschweden mit Vorliebe an Fernhandelsplätzen wirkte, und so auch eine Kirche in Haithabu errichtete, die «den Handelsplatz zum bevorzugten Ziel christlicher Kaufleute» machte (Riis).

Im 10. Jahrhundert rückte der Sieg Heinrichs I. über Gnuba 934 bei Haithabu die Grenze wieder ein Stück hinauf. Dann zwang Otto I. die Dänen, bei denen sich Deutschen- und Christenhaß verbanden, mit Gewalt zur Einführung der Frohen Botschaft. Und noch an Ostern 973 ließ Harald Gormsson Blauzahn (S. 472 f.), der erste christliche Dänenkönig, dem deutschen Kaiser einen «Zins» zustellen, hatte aber dazu im nächsten Jahr offenbar keine Lust mehr. Es kam zu einem Aufstand, die Dänen fielen im Frühjahr 974 im Bund mit dem Norweger Jarl Hákon, einem Heiden, in Nordalbingien ein. Otto schlug sie im Herbst zurück,

stieß über das Danewerk am Nordrand der Mark bei Haithabu vor und errichtete jene Zwingburg bei Schleswig, welche die Dänen 983 erstürmten und zerstörten. War aber 974 die erste Folge der dänischen Niederlage die weitere Ausbreitung der christlichen Mission im Norden, nebst weiteren Tributleistungen, versteht sich, so lebte nach dem Sieg der Dänen das Heidentum bei ihnen wieder auf. Die deutschen Priester wurden aus dem Land gejagt, alles Deutschtum und Christentum ging jäh zugrunde.[9]

Die gewaltige Slawenrevolte des Jahres 983, bei der die Liutizen mit Hevellern, Redariern, Obodriten sich erhoben, soll bezeichnenderweise von einer Versammlung in der Tempelburg Rethra (Riedegost), wo man den Kriegsgott Svarozic (bzw. Radogost) besonders verehrte, ausgegangen sein, dem Zentralheiligtum (metropolis Sclavorum) aller nordwestslawischen Stämme. Sie siedelten zwischen Elbe/Saale und Oder, wo sie vor den Ottonen die Autonomie genossen, bis Otto I. und sein Markgraf Gero ihre Fürsten beseitigten und sie durch ein Netz von Burgwarden und Kirchen knechteten. In einem wütenden Sturm aber fegten sie nun ihre deutschen und christlichen Unterdrücker östlich der mittleren Elbe hinweg, zerstörten die Bischofssitze, mordeten, versprengten den Klerus und sicherten sich für eineinhalb Jahrhunderte ihre Unabhängigkeit (1068 verheert dann Bischof Burchard von Halberstadt das Liutizenland und raubt das in Rethra verehrte heilige Roß.)

Markgraf Thiedrich und Herzog Bernhard I. von Sachsen (973–1011), der 973 die Nachfolge seines Vaters Hermann Billung angetreten und durch Jahrzehnte gegen Dänen und Slawen gekämpft, hatten die Menschen im Nordosten unterjocht, ausgeraubt, auch die Missionare sich nicht beliebter gemacht. Selbst Bischof Thietmar, der doch die «Schandtaten» der «Empörer», der «habgierigen Hunde» geißelt, eröffnet seine Schilderung des großen Slawenaufruhrs: «Völker, die nach Annahme des Christentums unseren Königen und Kaisern zu Tribut und Diensten verpflichtet waren, griffen, bedrückt durch die Überheblichkeit Herzog Dietrichs, in einmütigem Entschluß zu den Waffen.» Und bei seiner Erwähnung des Obodritenüberfalls auf die Burg Calbe

an der Milde, wo die Slawen auch das Laurentiuskloster niederbrannten, gesteht er, sie «setzten den Unsrigen wie flüchtigen Hirschen nach, denn auf Grund unserer Missetaten (facinora) hatten wir Angst, sie aber guten Mut.»

Viel deutlicher noch läßt der trotz mancherlei Irrtümern wohlunterrichtete, reiche Quellen verwertende und auch (geistliche) Augenzeugen heranziehende Domherr Adam von Bremen (gest. vor 1085) die «Missetaten» der Christen erkennen. So notiert er nach Meldung eines großen Heidengemetzels und dem Angebot der Unterlegenen von 15 000 Pfund Silber: «Die Unseren kehrten triumphierend heim; vom Christentum aber war gar nicht die Rede. Die Sieger waren nur auf Beute bedacht.»

Gleich darauf berichtet er ein Gespräch mit einem «höchst wahrhaften» Dänenkönig, offenbar mit Sven Estrithson, bei dessen Konferenzen mit Erzbischof Adalbert von Hamburg Domscholaster Adam zugegen war, wobei er hörte, «daß die Slawenvölker ohne Zweifel schon längst vorher hätten zum Christentum bekehrt werden können, wenn die Habsucht der Sachsen dem nicht im Wege gestanden hätte; ‹denn›, sagte er, ‹diesen steht der Sinn mehr nach der Zahlung der Steuern als nach Bekehrung der Heiden›. Und die Elenden bedenken nicht, welcher Strafen sie sich durch ihre Gier schuldig gemacht haben, da sie zuerst in Slavanien das Christentum aus Habsucht störten, dann die Unterworfenen durch ihre Grausamkeit zum Aufstand zwangen und nun das Seelenheil derer, die zum Glauben kommen würden, unbeachtet lassen, weil sie von ihnen nichts weiter verlangen als Geld.»

Adam von Bremen erblickt in der Erhebung ein Gottesgericht, eine Züchtigung «unserer Ungerechtigkeit» und meint: «Denn in Wahrheit, wie wir, so lange wir sündigen, uns von den Feinden überwunden sehen, so werden wir, sobald wir uns bekehren, über unsere Feinde Sieger sein, und wenn wir von diesen nur den Glauben forderten, so würden wir gewiß den Frieden haben und hätten zugleich auch das Heil jener Völker begründet.»

Schon 980 war Bischof Dodilo von Brandenburg durch seine Diözesanen erdrosselt worden. Nun, am 29. Juni 983, zerstören

die Liutizen das Bistum Havelberg, dessen Besatzung sie niedermachen, dessen Kirchen sie ruinieren. Was ans Christentum erinnert, wird vernichtet. Drei Tage später stürmen sie Brandenburg, wo schon zuvor Bischof Folkmar I. sich durch seine Flucht um das Martyrium bringt, dann auch, in letzter Minute, Markgraf Thiedrich samt seiner Mannschaft flieht. Der zurückgebliebene geringere Klerus wird gefangen, zum Teil getötet, der Dom verwüstet und ausgeraubt, die Leiche des von den Seinen strangulierten Dodilo, der beim Eintreiben der Zehnten sich besonders verhaßt gemacht und schon drei Jahre im Grab lag, aus dem Sarg gerissen, entkleidet – «die habgierigen Hunde plünderten sie aus und warfen sie dann achtlos zurück. Alle Kostbarkeiten der Kirche wurden geraubt und das Blut Vieler elendiglich vergossen. An Stelle Christi und seines Fischers, des hochwürdigsten Petrus, wurden fortan verschiedene Kulte teuflischen Aberglaubens gefeiert; und nicht nur Heiden, sondern auch Christen lobten diese traurige Wendung!»[10]

Im Norden überschritt seinerzeit der Obodritenfürst Mistui, ein Christ, dem auf allen Feldzügen der Kaplan Avico zur Seite stand, die Elbe, stieß raubend und verheerend auf Hamburg vor, plünderte es und ließ die Kathedrale samt der Stadt in Flammen aufgehn. Und derlei «Kriegshandlungen» durch «getaufte Fürsten» sollen seinerzeit «nichts Außergewöhnliches» (Friedmann) gewesen sein.

Doch geschah so Fürchterliches natürlich nicht ohne allerhöchste Handreichung, buchstäblich. Und dies, ein phantastisches miraculum, erzählt unser Bischof, «sollte voller Andacht die gesamte Christenheit beachten. Eine goldene Hand griff aus höheren Regionen herab, faßte mit ausgestreckten Fingern mitten in die Brände und zog sich, allen sichtbar, gefüllt wieder zurück. Staunend sahen es die Krieger, erschreckt und entsetzt Mistui.» Für Bischof Thietmar, kein Zweifel, ein himmlischer Rettungsakt zugunsten der Reliquien! «Gott hat auf diese Weise die Reliquien der Heiligen ergriffen, in den Himmel aufgenommen, die Feinde aber voller Schrecken in die Flucht getrieben» – obschon damals ja nur Christen flohen, Deutsche, vor dem Sla-

wenchristen Mistui, dem sich das Ganze, Wirklichkeit und Wunder, fatal auf den Magen bzw. das Gemüt schlug. Denn: «Später wurde Mistui wahnsinnig und mußte in Ketten gelegt werden; als man ihn mit Weihwasser besprengte, schrie er: ‹Der hl. Laurentius verbrennt mich!› und starb jämmerlich, ohne die Freiheit wieder zu erlangen.»

Nachdem aber die Slawen zu Fuß und Roß und ohne Verluste, «mit Hilfe ihrer Götter von Posaunenbläsern geführt», weithin gewütet hatten, ermannten sich die Christen. Der Magdeburger Erzbischof Giseler, der große Bestechungsspezialist (S. 521 f., 561 f.), von den Liutizen besonders verabscheut, und Bischof Hildeward von Halberstadt vereinigten ihre Haudegen mit den Haufen des edlen Markgrafen Thiedrich und anderer gräflicher Spießgesellen. «Sie alle», so Thietmar von Merseburg, «hörten am Samstagmorgen die Messe, stärkten Leib und Seele durch das himmlische Sakrament, brachen in Vertrauen auf Gott in die entgegenkommenden Feinde ein und streckten sie nieder; nur wenige konnten auf einen Hügel entkommen. Die Sieger lobten Gott, der so wunderbar ist in allen seinen Werken, und wieder bewährte sich das wahrhaftige Wort unseres Lehrers Paulus: ‹Es gibt weder Klugheit noch Tapferkeit noch Rat wider den Herrn.›»[11]

Indes, wenn dies Gemetzel an der Tanger (südlich von Stendal) im August 983 auch die Slawen über die Elbe zurückwarf, die Sieger folgten ihnen nicht mehr. Schon anderntags kehrten sie «vollzählig bis auf drei frohgemut heim» und von allen umjubelt, wie stets triumphierende Schlächter. Ottos «des Großen» Eroberung (sein «Grenzschutz und sein Missionswerk»: Hlawitschka) östlich der Elbe war verloren, die Elbe die Ostgrenze des Reiches. Und Otto II. kam dort leider nicht mehr zu «eigenen Aktivitäten» (Hlawitschka). Auch weitere christliche Feldzüge – nach 983 führte man fast jährlich wider die Liutizen Krieg – erreichten nichts. Etwa 150 Jahre konnten die Elbslawen sich unabhängig entwickeln, erst gegen Mitte des 12. Jahrhunderts kehrten die Bischöfe von Brandenburg und Havelberg auf ihre Stühle zurück.

Nur die nicht an der Erhebung beteiligten sorbischen Gebiete im Süden standen wie bisher unter deutscher Herrschaft. Diese

Sorben erschlugen die Missionare nicht, aber verspotteten sie. Ihre Führer, gelegentlich sogar Könige genannt, ließen sich auch nicht, wie so häufig die der nordwestlichen Slawen, mit ihren Stämmen taufen. «Im Widerstand gegen Deutschtum und Christentum sind diese Slavenfürsten in den mittelelbischen Landen offenbar zugrunde gegangen; keine Quelle berichtet von ihren Nachkommen» (Schlesinger).[12]

Capo di Colonne – die erste grosse Niederlage der ottonischen Dynastie

In Italien ging es Otto, der dort das Engagement seines Vaters noch gesteigert fortsetzen wollte, wohl von vornherein um Angriff, Expansion. Doch als er im Herbst 980 in den Süden zog, geschah es, nach seinem Bekenntnis, vor allem des Kirchenbesitzes wegen, um entwendetes Kirchengut und von den Bischöfen verschleudertes wieder den Kirchen zurückzugeben. Schon unterwegs beschenkte er Ordenshäuser und Bistümer, St. Gallen etwa, das Bistum Chur. Dann kamen die oberitalienischen Bischofssitze und Klöster mit Vergabungen an die Reihe, zuletzt, von Rom aus, die weiter südlichen.[13]

Auch in der Heiligen Stadt stand nicht alles zum besten.

Auf Johann XIII., der 967 den zwölfjährigen Otto II. zum Mitkaiser gekrönt, war Benedikt VI. gefolgt (973–974). Die kaiserliche Partei hatte ihn erwählt, Otto I. ihn bestätigt. Mit kirchlichen Mitteln versuchte er, seine eigene Familie möglichst zu begünstigen, wurde aber im Juni 974, als ihn der Thronwechsel in Deutschland in Schwierigkeiten brachte, gestürzt und in den Kerker der Engelsburg gesperrt. Dort ließ ihn der neue Papst Bonifaz VII. (974, 984–985), von den Zeitgenossen als «Monstrum» geschildert, durch den Priester Stephan und dessen Bruder erdrosseln. Aus Spoleto war inzwischen der kaiserliche Missus Graf Sikko herangerückt, Papst Bonifaz vor den erregten Römern in die Engelsburg geflüchtet. Doch als Sikko sie stürmen ließ, konn-

te der Heilige Vater entkommen und über Süditalien nach Konstantinopel fliehen – nicht ohne den Kirchenschatz im Gepäck. Und nicht ohne noch zweimal zurückzukehren.

Mittlerweile hatte man im Oktober, mit Billigung des deutschen Vertreters, Papst Benedikt VII. (974–983) bestellt, einen römischen Adligen, mit Fürst Alberich II. verwandt und Kaiser Otto weitgehend gefügig, sowohl bei dessen Kirchenpolitik im Osten Deutschlands, als auch bei seinem antibyzantinischen Unterfangen im Süden. Dafür stützte ihn der Herrscher auch, zumal als Bonifaz VII., den Benedikt – eine seiner ersten Maßnahmen – aus der Kirche ausgestoßen, sich im Sommer 980 wieder in Rom etablierte, ehe er, im folgenden Jahr erneut vertrieben, nach Konstantinopel entwich, um 984 noch einmal zurückzukehren, wohlversehen mit oströmischen Waffen und mit Gold (S. 554).[14]

Der junge Kaiser weilte vom Frühjahr bis Herbst 981 mit Unterbrechungen in Rom, wo er sich entschloß, Sarazenen wie Byzantiner in Unteritalien zu bekriegen und das ganze Land zu erobern.

So mußte er für Nachschub seines Heeres sorgen. Er kommandierte ein gewaltiges Kontingent heran, vermutlich das bisher größte des deutschen Kaisertums. Bemerkenswerterweise bestand es hauptsächlich aus Verbänden deutscher Bischöfe und Äbte. Nach dem Aufgebotsbrief von 981 lieferten zum Beispiel u. a. die Abteien von Prüm, Hersfeld, Ellwangen und St. Gallen je 40 Panzerreiter, die Abteien von Lorsch und Weißenburg je 50, die von Fulda und Reichenau je 60, die Bischöfe von Verdun, Lüttich, Würzburg ebenfalls je 60, die Bischöfe von Trier, Salzburg, Regensburg je 70, die von Mainz, Köln, Straßburg und Augsburg je 100 Panzerreiter. Zwölf Äbte erbrachten immerhin fast halb soviel Soldaten wie neunzehn Oberhirten. Insgesamt stellten in diesem Gesamtanschlag die Jünger des Herrn Jesus, die Prediger der Feindesliebe, die Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte 1482 Panzerreiter, die sogenannten weltlichen Herren nur 508! Doch liegt mit diesem undatierten Verzeichnis offenbar nur eine Nachforderung des Kaisers vor.[15]

In Süditalien verfocht Otto II. ausdrücklich kirchliche Ansprü-

che. Gegenpapst Bonifaz VII. hatte sich auf oströmisches Terrain geflüchtet, der Papst in Rom den Kaiser unterstützt, indem er etwa Salerno zum Erzbistum erhob und ihm ein weit in byzantinisches Gebiet reichendes Territorium zusprach. Ebenso verhielt es sich mit der Erhebung der Diözese Trani zum Erzbistum. Ja, noch in Dalmatien soll der Papst gegen Byzanz agitiert und Dubrovnik als eigenes Erzbistum der griechischen Kirche entzogen und unter römische Obödienz gestellt haben.

Anscheinend hat Otto erst in Rom den Krieg beschlossen und dann die 2100 Panzerreiter von geistlichen und weltlichen Großen zur Verstärkung angefordert. Während er bis Kalabrien vordrang, verhielten sich die byzantinischen Besatzungen neutral, öffneten dem Kaiser aber nicht die Tore. Doch der Emir von Sizilien, Abul Kasim, der bereits Eroberungen in Kalabrien und Apulien gemacht, rief zum heiligen Krieg auf und trat Mitte Juli 982 mit einer gewaltigen, aufs Festland geworfenen Streitmacht am Capo di Colonne, südlich von Cotrone, den Deutschen entgegen. «Hüben wie drüben war der Sinn der Kämpfer auf das Jenseits gerichtet» (Uhlirz).

Die kaiserlichen Panzerreiter zerschmetterten im ersten Ansturm die Schlachtreihen der Sarazenen, zersprengten sie, der Emir selbst fiel unter einem Schwertschlag und wurde als heiliger Märtyrer verehrt. Doch während die Christen nach großen Anfangserfolgen und im Glauben, den Sieg schon errungen zu haben, auf dem Kampfplatz sich zu lagern und ihren Triumph zu feiern gedachten, brachen die Moslems, verstärkt durch Reserven, aus den Bergen hervor, drängten die Deutschen gegen das Meer, schlachteten sie ab, töteten einen Teil auch ihrer Führer, mehrere Herzöge, ein Dutzend Grafen, nahmen einen andern Teil gefangen, darunter Bischof Petrus von Vercelli, der jahrelang in arabischem Gewahrsam blieb, erbeuteten noch die Reliquienschreine und ließen 4000 tote Christen auf der Walstatt. Andere gingen fliehend vor Durst und Erschöpfung zugrunde. «Fast jedes deutsche Totenbuch erinnert durch eine Eintragung an einen Verlust in der unseligen Schlacht» (C.M. Hartmann).

Es war die erste große Niederlage der ottonischen Dynastie.

Fast das ganze deutsche Heer kam um. «Gott weiß ihre Namen» (Thietmar). Auch Bischof Heinrich von Augsburg, der kurz zuvor, vermutlich im Gefolge des Kaisers, eine Bußwallfahrt nach Rom gemacht, fiel zwischen seinen Panzerreitern. Otto rettete sich aus dem Inferno im letzten Augenblick schwimmend auf ein vorüberfahrendes byzantinisches Schiff, von dem er sich später, durch eine List, schwimmend wieder in Sicherheit brachte – und bekam kurioserweise durch den Bischof Otto von Freising das renommistische Epitheton «Pallida mors Sarracenorum» (bleicher Tod der Sarazenen), das bis tief in die Neuzeit sein Beiname blieb.

Kaiser Otto, der seit 982 zuweilen den Titel imperator Romanorum augustus gebrauchte, dachte gleichwohl bald an einen Rachezug. Noch auf dem Rückweg gewährte er, wohl nicht zuletzt deshalb, dem Erzbischof von Salerno große Vergünstigungen, ebenso privilegierte er damals mehrere süditalienische Klöster. Freilich bedurfte ein solcher Krieg gründlicher Vorbereitung, und die deutschen Fürsten waren den kaiserlichen Plänen nach dem Fiasko nicht sehr gewogen. Zudem wurden sie durch Dänen und Slawen bedrängt.

Dennoch besprach man bereits ein Jahr später, im Frühsommer 983, auf einem Reichstag in Verona, als deutsche und italienische Magnaten Ottos dreijährigen Sohn zu seinem Nachfolger wählten, neue Truppenaufgebote und beschloß einen weiteren Angriff.

Im Hochsommer 983 drang der Kaiser bis Bari vor, hatte aber keine nennenswerten Erfolge. Im September war er schon wieder, anscheinend malariakrank, in Rom. Und dort starb er plötzlich, nach Ablegung der Beichte und Empfang der Sterbesakramente, erst 28 Jahre alt, am 7. Dezember 983 in den Armen seiner Frau. Die Todesursache ist nicht völlig geklärt. Offenbar erlag er einem Fieber, wohl Malaria. Eine Quelle spricht von dauerndem Darmbluten infolge einer Medikamentenüberdosis, einer Gewaltkur vielleicht gegen die Krankheit.

Als einziger deutscher Kaiser wurde Otto II. in der Vorhalle von St. Peter beigesetzt, nach sieben Jahrhunderten aber sein

Grab beim Neuaufbau der Basilika vernichtet. Zwar erhielt er einen anderen Sarg, doch die antike Urne überließ man «grabschänderisch den Köchen des Quirinals zum gemeinen Gebrauch eines Wasserbehälters» (Gregorovius).[16]

12. KAPITEL

KAISER OTTO III. (983–1002)

«Die Missionsarbeit war zu sehr mit politischen Zielen verquickt, als daß sie bei den Wenden hätte großen Anklang finden können. Als daher die Ljutizen 983 den großen Aufstand entfesselten, brach jenseits der Elbe das aufgebaute kirchliche Werk mit den Diözesen Havelberg, Brandenburg und Oldenburg gänzlich zusammen.» Handbuch der Kirchengeschichte[1]

«Jahrelang zieht der Königsknabe, z. T. noch in der Kindersänfte getragen, ins Feld.» Johannes Fried[2]

«Unablässig sucht der König die Slawen mit heftigen Feldzügen heim.» Thietmar von Merseburg[3]

«Die kaiserliche Schutzpflicht gegenüber der römischen Kirche war für Otto III. zweifellos eine höchst reale Aufgabe, und er setzte die Machtmittel des Imperium in bisher ungekannter Konsequenz für die Verteidigung der *libertas* der römischen Kirche gegen die Übergriffe weltlicher Machthaber in Rom ein.» Knut Görich[4]

Schon zu seiner Zeit hat man ihm den Ehrennamen «Mirabilia mundi», Wunder der Welt, zugedacht, ihn noch im 20. Jahrhundert als «Jüngling im Sternenmantel» (G. Bäumer) verklärt. In der Geschichtsschreibung schwankt sein Charakter- und Tatenbild. Doch ob Otto III. nun ein verführter Schwächling oder ein frühreifes Genie, ein phantastischer Träumer oder mehr «pragmatisch» orientiert, ein Freund fester «Regierungskonzepte» war oder nicht, ob «deutsch» oder «undeutsch», ein Verächter sächsischer Rohheit und Bewunderer byzantinischen Geistes, ob mehr dem weltflüchtigen Asketismus des Eremiten zugeneigt oder der sensiblen Spiritualität eines wie immer «gehobenen» Glaubens, all dies interessiert hier wenig. Entscheidend dagegen ist – und durchaus nicht nur in unserem Rahmen –, daß auch Kaiser Otto III., bei allen Unterschieden im einzelnen zu seinen Vorgängern, allen Abweichungen und Andersartigkeiten, ein Bewahrer des Überlieferten, der «gottgewollten Ordnung», ein Begünstiger der Bischöfe durch eine Fülle von Privilegien und Besitzzuweisungen gewesen, ein weiterer wesentlicher Mehrer reichskirchlicher Macht, ein Förderer des Imperium christianum, des christlichen Europa, ein Potentat, der sich selbstverständlich als «defensor ecclesiae», als Verfechter des Gottesreiches auf Erden fühlte, wobei er unübersehbar gewisse karolingische wie ottonische Traditionen fortsetzte und seine Italien- wie vor allem seine Ostpolitik letztlich mehr der christlichen Kirche zugute kam als dem deutschen Reich.

Daß die alte Idee der «renovatio imperii Romanorum», der Neugründung der römischen Weltmacht, bei dem christgläubigen Otto III. nicht nur auf das antike Rom bezogen, sondern gewiß

stark christlich akzentuiert, auch in den sozusagen heilsgeschichtlichen Horizont (den blauen – oder schwarzen – Dunst) hineingestellt war, sollte eigentlich nicht ernsthaft bezweifelt werden, ob er selbst nun Weltherrscher oder Heiliger sein wollte oder beides zugleich. Allein entscheidend blieb, die Macht zu behalten, zu festigen, womöglich auszuweiten, mag das «Konzept» mehr so oder so orientiert gewesen sein – falls man eines hatte.

Thronkonflikt durch Heinrich den Zänker und die Bischöfe

Die Nachricht vom Tod Ottos II. am 7. Dezember 983 in Rom traf kurz nach Ottos III. Krönung an Weihnachten in Aachen ein (die Boten legten damals durchschnittlich 70 Kilometer pro Tag zurück) und «machte dem Freudenfest ein Ende» (Thietmar). Darauf ging die Herrschaft formell auf den seinerzeit erst Dreijährigen über, das letzte der vier Kinder, die Otto II. und Theophanu zusammen hatten. Als der Thronfolger 994 nach mittelalterlichem Recht mündig wurde, war er vierzehn, als er starb, 1002, noch nicht zweiundzwanzig.

Sofort nach seines Vaters Tod setzte der Streit um die Regentschaft ein. Dabei erstrebte Herzog Heinrich II. von Bayern «der Zänker», ein Neffe Ottos «des Großen» und der nächste männliche Verwandte, nicht bloß die Regierungsgewalt, sondern auch die Krone. Und da Verträge nur inter vivos galten, beim Tod des Vertragspartners endeten, hatte Bischof Volkmar von Utrecht gleich anfangs 984 den Herzog aus der Haft entlassen und war mit ihm nach Köln geeilt. Dort lieferte ihnen Erzbischof Warin, dessen «zuverlässiger Treue» der kaiserliche Vater das Kind samt Krönungsinsignien einst anvertraute, dies offenbar ohne jedes Widerstreben aus. Und nun zog der Zänker, was zunächst seinen Erfolg wahrscheinlich überhaupt erst ermöglichte, durch Versprechungen und Bestechungen zumindest zeitweilig alle deut-

schen Erzbischöfe – ausgenommen den Mainzer Willigis, der ihn als einziger Reichsmetropolit nie unterstützt hat – sowie fast alle bayerischen, sächsischen und zahlreiche weitere Bischöfe auf seine Seite.

Gerade in Sachsen nützte er die christlichen Hochfeste zu seiner Machtdemonstration. Nachdem er in Magdeburg, dessen Kirchenhaupt Giselher ihn förderte, den Palmsonntag begangen, wurde er während des Osterfestes in Quedlinburg, am 23. März 984, «publice» zum König gewählt; er wurde, berichtet Thietmar, wohl selbst seinerzeit dort, «öffentlich als König begrüßt und durch kirchliche Lobgesänge ausgezeichnet». Dagegen verbanden sich Heinrich nur wenige weltliche Herren, darunter kein Herzog. Wohl aber eilten viele, «die aus Gottesfurcht nicht treubrüchig werden wollten», von Quedlinburg nach der Asselburg (bei Hohenassel südlich Burgdorf, Hannover) und taten sich da bereits – in Form einer coniuratio, eines Schwurverbandes (schon in karolingischen Kapitularien verboten) – offen gegen Heinrich zusammen.

Der Obodritenherrscher Mistui freilich, der noch im Vorjahr während des großen Slawenaufstandes an der Seite seines katholischen Kaplans Avico den Bischofssitz Hamburg niederbrannte, trat im Thronkonflikt auf Heinrichs Seite. Und auch die Slawenfürsten Mieszko und Boleslav II., die Heinrich schon in den siebziger Jahren unterstützten (S. 524 f.), sicherten ihm eidlich Beistand zu. Ja, Katholik Boleslav nutzte die Rebellion auf seine Weise. Auf dem Heimweg eroberte er durch Verrat Meißen, ließ den Burggrafen Rikdag «aus dem Hinterhalt erschlagen», belegte die Veste, in der er bald Wohnung nahm, sofort durch eine Besatzung und verjagte den Ortsbischof Fokold (969–992) für vermutlich zwei Jahre.

Der Aufstand scheiterte allerdings an der Einmischung der Metropoliten Willigis von Mainz und Adalbero von Reims. Und darauf schloß sich auch das Gros der Oberhirten wieder dem siegreichen Otto III. bzw. der vormundschaftlichen Regierung an. Sogar einer von Heinrichs hartnäckigsten Anhängern, Giselher von Magdeburg, der Ottos Vater doch seinen Erzbischofssitz

verdankte, wechselte jetzt wieder ins andere Lager. Es gab Verhandlungen, Gefechte, Raubüberfälle, wobei man von Burg Ala (wohl nahe den Silbergruben bei Goslar) Adelheid, die vermutlich vom Zänker geraubte älteste Tochter Ottos II., nachmals Äbtissin von Quedlinburg (dann auch von Gernrode, Vreden, Gandersheim) entführte «und das viele dort bewahrte Geld» (Thietmar). Zuletzt aber mußte sich Heinrich am 29. Juni 984 auf dem Reichstag zu Rara (im thüringischen Rohr) unterwerfen, Otto an Theophanu und Adelheid ausliefern und damit auf die Krone verzichten.[5]

In der Hand frommer Frauen und des Klerus

Da Adelheid, die Gattin Ottos I. und Rivalin Theophanus, noch 985 vom Hof nach Italien zog, führte die Regentschaft für den unmündigen Thronfolger über sieben Jahre hin in bisher unüblicherweise dessen junge, um 955 geborene Mutter Theophanu, wobei zwei Prälaten maßgeblich mitsprachen: Erzbischof Willigis und der Kanzler Bischof Hildibald von Worms, der Fälscher von 18 Königsurkunden zu seinen Gunsten (S. 522).

Theophanus Abkunft ist nicht sicher geklärt. Vermutlich war sie die Tochter des byzantinischen Kaisers Romanos II. Gewiß aber war sie politisch talentiert, ehrgeizig, sogar gebildet, auch fromm. Dementsprechend widmete sie sich nach Ottos II. Tod 983 der Erziehung ihres Sohnes. Zwei ihrer Töchter wurden Nonnen, Sophie Äbtissin von Gandersheim (S. 574 ff.), Adelheid Äbtissin von Quedlinburg, ihre Enkelin Theophanu Äbtissin von Essen. (Später machte Otto III. während seiner Anwesenheit in Italien [seit 997] die Äbtissin Mathilde von Quedlinburg, seine Tante, zu seiner Stellvertreterin in Sachsen.)

Ottos II. Witwe urkundete nicht nur gelegentlich als «Theophanu von Gottes Gnaden Kaiserin», ja, mit dem maskulinisierten «Theophanius imperator augustus», «Herr Kaiser Theophanius» (falls kein Kopisten-Irrtum vorliegt), sondern sie regierte

jedenfalls zunächst auch das Reich ziemlich straff. Natürlich war sie vom hohen Klerus umgeben und auch der Thronfolger in dessen Hand. 987 bestellte sie zum Lehrer des Siebenjährigen ihren Günstling Johannes Philagathos, einen Griechen aus Kalabrien, der durch Otto II. im Jahr 980 Kanzler von Italien, durch die kaiserliche Witwe 988 Erzbischof von Piacenza wurde, ein sehr selbstbewußter Prälat, der als Gegenpapst noch ein entsetzliches Schicksal hatte (S. 556 ff.). Und 989 übertrug Theophanu Ottos Erziehung dem sächsischen Kapellan Bernward, dem späteren Bischof von Hildesheim, einem das Kreuz wie das Schwert gleichermaßen sicher handhabenden Heiligen, der noch beträchtlichen Einfluß bei Hof bekam.

Nach dem unerwarteten Tod der jungen Kaiserin in Nymwegen am 15. Juni 991 regierte bis zu Ottos Mündigkeit 994 seine mehr als sechzigjährige Großmutter Adelheid. Die verwandtschaftlich mit halb Europa verbundene Mutter Ottos II., Schwester König Konrads von Burgund und Schwiegermutter König Lothars von Frankreich, «die Mutter der Königreiche», wie sie Gerbert von Aurillac nannte, war wieder sehr fromm und endete als Heilige (Fest 16. Dezember). Selbst das Lexikon für Theologie und Kirche gibt (in der 1. Auflage von 1930) zu: «Unter dem Einfluß Adalberts von Magdeburg wirkte Adelheid bei Otto für die Machtstellung der Kirche.» (Die 3. Auflage von 1993 spricht nur noch von ihrem «politischen Einfluß».) Von der Quedlinburger Äbtissin Mathilde unterstützt, bewies sie in der Tat weit mehr Geschick bei der Begünstigung des Klerus als bei der Führung der Reichsgeschäfte. Sie gründete zahlreiche Klöster und verschwendete das Königsgut mit wachsender Frömmigkeit immer häufiger an Kirchen, denen sie gleich zu Beginn ihrer neuen Macht eine Schenkung nach der anderen zukommen ließ.

Allein die Abtei Selz (Unterelsaß), ihre Lieblingsstiftung, wo sie in ihren letzten Lebensjahren, ehe sie 999 «froh in die ewige Heimat einging», meist wohnte, bekam in den drei Jahren ihrer Reichsverwesung zehn Höfe, sieben Hufen, drei Wälder, die Einkünfte mehrerer Kirchen und Kapellen sowie Immunität, Wahlrecht, Markt, Münze, königlichen und päpstlichen Schutz. So

konnte Gott kaum umhin, «an ihrem Grabe zahlreiche Wunder» zu wirken (Thietmar). Ungefähr die Hälfte aller erhaltenen Schenkungsurkunden Adelheids nennen Klöster als Empfänger. Auch sie selbst residierte nicht in Pavia, der alten langobardischen Königsstadt, sondern im Nonnenkloster SS. Salvator und Julia, vielleicht weil dessen Einkünfte und ausgedehnter Besitz als Basis für den Wiederaufbau der Macht geeigneter waren. Die Herrin des Reiches stand unter dem Einfluß der cluniazensischen Reform, war selbst eine Hauptstütze derselben und mit den Äbten Majolus und Odilo von Cluny (letzterer ihr Biograph) befreundet.

Nicht zu vergessen ist unter diesen kaiserlichen Damen Ottos I. gelegentlich schon erwähnte Tochter Mathilde, die der Vater bereits im Alter von 11 Jahren zur Quedlinburger Äbtissin machen ließ. Sie spielte eine sehr politische Rolle besonders unter ihrem Bruder Otto II., den sie auf Italienzügen begleitete, und unter Otto III., als dessen Stellvertreterin sie in Sachsen fungierte.

Auf all diese dominae imperiales, zumal auf Theophanu und die hl. Adelheid, hatten ihre geistlichen Berater, vorzüglich Erzbischof und Reichserzkanzler Willigis von Mainz, der jahrelang kaum von der Seite des jungen Königs wich, sowie der Kanzler Bischof Hildibald von Worms, außerordentlichen Einfluß. Wie wenig sich etwa Willigis, vom Papst mit umfassenden Vorrechten vor allen Erzbischöfen Germaniens und Galliens ausgestattet, um Kaiserin Theophanu kümmerte, wenn es ihm nicht paßte, zeigt der sogenannte Gandersheimer Streit (S. 574 ff.). Es war zeitweise eher ein Klerus- als ein Weiberregiment; zumal in der ersten Jahreshälfte 993 scheinen die Bischöfe Willigis und Hildibald «das Reich allein verwaltet zu haben» (Böhmer). Aber auch darüber hinaus «hat die Bedeutung der beiden kirchlichen Regenten ... noch zugenommen». Dagegen nahm insgesamt «das Ansehen des Königs während der Zeit der vormundschaftlichen Regierung mehr und mehr ab» (Glocker). Ist ja auch von anderen Prälaten, von Hatto I. von Mainz (S. 345) oder im 11. Jahrhundert von den Metropoliten Adalbert von Hamburg-Bremen und seinem Gegenspieler Anno II. von Köln zur Genüge bekannt, «wie selbst-

herrlich und anmaßend die Bischöfe auftraten, denen so etwas wie die Reichsregentschaft anvertraut war» (Althoff), wobei sie mitunter die Führung der Reichsgeschäfte faktisch an sich rissen. – Auch Erzbischof Giselher von Magdeburg hatte in den Jahren 991 bis 994 offenbar enge Kontakte zum Hof.

Sogar bei mehr oder weniger selbständig regierenden Potentaten spielte ihre nächste Umgebung in vieler Hinsicht eine maßgebliche Rolle, u. a. schon deshalb, weil ohne ihre Vermittlung niemand Zugang zum König bekam; seine Vertrauten konnten eine Unterredung mit ihm ebenso gewähren wie verwehren.

Als Otto 994 die Mündigkeit erlangte, ging der Einfluß sowohl Adelheids als auch der beider Kirchenfürsten Willigis und Hildibald, aus deren reduzierten Interventionen erschließbar, erheblich zurück. Dafür förderte der junge Monarch allerdings andere Pfaffen. So setzte er sofort den mit ihm früh befreundeten Kapellan Heribert, Erzbischof von Köln (999–1021), als Kanzler in Italien ein. Vier Jahre später übernahm dieser – ein Zeichen von Ottos hoher Wertschätzung – auch das deutsche Kanzleramt, amtierte somit für das gesamte Imperium. 996 nominierte Otto seinen Kapellan und Vetter Brun zum Papst, der darauf als Gregor V. den «Heiligen Stuhl» bestieg.

Großes Ansehen bei dem jungen Herrscher genoß auch Bischof Leo von Vercelli (998–1026), der Nachfolger seines von dem Markgrafen Arduin von Ivrea ermordeten Vorgängers Petrus. Leo, ein Italiener, war seit 996 Mitglied der Hofkapelle und, neben Gerbert, vielleicht der wichtigste politische Berater Ottos III., seit 1000 kaiserlicher Kanzler, wobei der Bischof keinesfalls den eigenen Nutzen und die eigene Macht übersah, z. B. die Güter des Grafen Arduin und die seiner Anhänger kassierte.

Gewicht bei Hof hatte ferner der Lütticher Bischof Notker, von Otto mit einigen Grafschaften beschenkt und im königlichen Dienst zu mehreren Italienreisen herangezogen (989–990, 996, 998–1002). Häufig an Regierungsgeschäften und anderen Unternehmungen des Regenten beteiligt, auch Empfänger königlicher Schenkungen sowie Intervenient, ist der hochadlige Heinrich I. von Würzburg, der seinen Bischofsstuhl seinem (ablehnenden)

Bruder und Kanzler Heribert verdankt, der dafür 999 Erzbischof von Köln wird (weitere Verwandte, vermutlich Neffen, sind die Bischöfe Heribert und Gezemann von Eichstätt).

Zwischen zwei Heiligen und einem künftigen Papst

Wie Heinrich ist auch der schon genannte, aus sächsischem Hochadel stammende hl. Bernward ein typischer Repräsentant des ottonischen Reichsepiskopats; seit 987 in der Hofkapelle, seit 989 Erzieher Ottos, seit 993 Bischof von Hildesheim. (Auch in seiner Familie häufen sich die hohen geistlichen Posten: Onkel Folkmar ist Bischof von Utrecht, ein weiterer Verwandter, Erchanbald, Erzbischof von Mainz, seine Schwester Judith ist Äbtissin des immedingischen Hausstifts Ringelheim, seine Tante Rotgard Äbtissin des Reichsstiftes Hilwartshausen, eine weitere Verwandte, Frideruna, Äbtissin von Steterburg.)

Trotz diverser Erziehungs- und Regierungsgeschäfte aber findet Bernward noch Zeit für die Hebung sogenannter Kirchenzucht, findet er Zeit, immerhin sieben Jahre (1000–1007), mit dem Erzbischof Willigis um das Kloster Gandersheim zu streiten und zu siegen (S. 576 ff.); findet er auch Zeit, Festungen zu errichten (einen turmbewehrten Mauerring um seinen Bischofssitz) sowie Burgen (Mundburg und Warenholz). Und bei alldem führt er nicht nur die Feder für Otto, sondern auch das Schwert: 994/995 gegen die Elbslawen, 1000/1001 vor Tivoli und beim Niederschlagen der stadtrömischen Revolte, ja, er nahm, gelernt ist gelernt, noch 1006/1007 an einem Kriegszug Heinrichs II. des Heiligen teil, schlüpfte dann aber in seinem Todesjahr schnell in ein Mönchshabit, eine Benediktinerkutte – und wurde auch seinerseits heilig: am 21. Dezember 1192. Denn schließlich war er «überall segensreich», «überall nur Streiter der heiligen Kirche wegen» (Wetzer/Welte).

Sehr geprägt wurde Otto während seines römischen Aufent-

halts von dem gelehrten Gerbert von Aurillac, seinem Freund und Erzieher, dem der junge Kaiser keinen Wunsch versagte. Infolge seiner herausragenden Kenntnisse besonders auf den Gebieten der Naturwissenschaften, Mathematik und Musik, infolge eines wahrhaft phänomenalen Wissens, das er arabischer Kultur und Geisteswelt verdankte, war er bereits Otto I. vorgestellt worden. 982 wurde Gerbert Abt des norditalienischen Klosters Bobbio (der Preis für seinen Disputationssieg in Ravenna im Jahr zuvor über den sächsischen Domscholaster Ohtrich vor Otto II.). 991 avancierte Gerbert zum Erzbischof von Reims, wo er sich nicht halten konnte, sogar um sein Leben fürchten mußte. 998 wurde er Erzbischof von Ravenna, ein Jahr später, auf Anraten Abt Odilos von Cluny, Papst (Silvester II.).

Schon vor Ottos Kaiserkrönung war Gerbert im kaiserlichen Gefolge zu finden, «und, wie er bereits den alternden Otto I. für sich zu interessieren und dann auch durch seine dialektischen Künste sich die einträgliche Gunst Ottos II. zu erwerben gewußt hatte, so verstand er auch jetzt den jungen Kaiser ganz für sich einzunehmen» (Böhmer). Tag und Nacht will er mit ihm gesprochen haben.

Auffallenden Einfluß gewann in Rom auf den Herrscher auch der hl. Adalbert, ein Sohn des Fürsten Slavnik von Libice, der bedeutendsten Familie Böhmens nächst den Přemysliden. Adalbert wurde 983 Bischof von Prag, bekämpfte aber vergeblich die paganen Bräuche der Tschechen und machte sich wegen seiner Strenge verhaßt. 988 ging er nach Rom, wo ihn Theophanu mit Geschenken überhäufte, sollte er doch für das Seelenheil ihres verstorbenen Gatten beten. Zwar nahm er 992 seinen Prager Stuhl wieder ein, zog indes nach dem Bruch mit Herzog Boleslav um 994/995 nach Aachen zu Otto III. und von dort aus abermals nach Rom, wo auch Otto wieder war. Und nach dessen Rückkehr in den Norden 996, fand sich alsbald auch Adalbert, falls er mit dem Kaiser nicht schon über die Alpen kam, in Mainz bei ihm ein, wo er sogar sein Schlafzimmer mit ihm teilen durfte «wie ein sehr geliebter Kammerdiener» (dulcissimus cubicularius).

Wie überhaupt der Bischof den jungen Regenten, so Adalberts

ältester Biograph, unablässig belehrte, ihn «bei Tag und Nacht» mit «heiligen Gesprächen» anging und «mit süßen Worten zur Liebe des himmlischen Vaterlandes» verlockte. Wie viel oder wie wenig in solchen Heiligenviten der Wirklichkeit auch entsprechen mag, beide hatten einen ungewöhnlich vertrauten Verkehr, und bald ließ der Herrscher dem späteren Missionar und Märtyrer in Aachen, in Rom Adalbertskirchen erbauen und ihn schon 999 kanonisieren.[6]

«UNSER BIST DU ...»

Otto III. arbeitete mit dem päpstlichen Rom und den Prälaten ständig und eng zusammen. Er kooperierte mit ihnen vielleicht noch intensiver als seine unmittelbaren Vorgänger. Er war Mitglied mehrerer Domkapitel. Nicht weniger als 35 Hofkapläne sind unter ihm bekannt, und über sie konnte die Kirche fortgesetzt und jederzeit mit dem Hof kontaktieren.

Wiederholt führte der Monarch gemeinsam mit dem Papst den Vorsitz auf Synoden. Und mehrfach trat er auch mit diesem zusammen für die Restituierung kirchlichen Besitzes ein. Er stärkte die Macht der Bischöfe durch Immunitätsprivilegien, vermittelte ihnen gute Einnahmen, gab ihnen immer öfter die gerade jetzt stets einträglicher werdenden Markt-, Münz- und Zollrechte, verlieh einigen selbst im Innern Deutschlands ganze Grafschaften, was erstmals und nur vereinzelt unter seinem Vater vorgekommen ist. So überließ er dem Bistum Lüttich die Grafschaft Huy, dem Bistum Würzburg die Grafschaft in den fränkischen Gauen Waldsazin und Rangau, dem Bistum Paderborn eine Grafschaft, die sich über fünf Gaue erstreckte. Unter seinem Nachfolger Heinrich II. erhielten Würzburg und Paderborn weitere Grafschaften. Natürlich verschwanden dort die königlichen Beamten. «Der Bischof war der Inhaber aller weltlichen Gewalt, er war im eigentlichen Sinn des Worts zum Fürsten geworden», ja er sollte «keiner politischen Macht außer dem König unterworfen

sein» (A. Hauck). Ist es doch bereits unter Otto III. «die offizielle Anschauung, daß die geistlichen den Laienfürsten, selbst wenn diese zu der kaiserlichen Familie gehören, im Range voranstehen» (Böhmer).

Otto III., der «imperiale Politik mit missionarischer Tendenz» trieb (Fleckenstein), wie gewiß nicht wenige seiner Vorgänger, war persönlich noch mehr als andere christliche Könige und Kaiser der Religion ergeben und dachte alle seine Taten dem «Nutzen der Kirche» zu (Schramm). Otto III. ist fünfzehn, als er Kaiser wird, und einundzwanzig, als er stirbt! Wie muß dies empfängliche, schwärmerische, lebhafte Gemüt der hohe Klerus um ihn her beeinflußt haben – und der Pietismus seiner Zeit, Askese, Mystik, der cluniazensische Fanatismus. «Unser, unser ist das römische Reich!», jauchzt Gerbert-Papst Silvester brieflich dem Jüngling entgegen. Noster, noster est Romanum imperium. «Unser bist du, Cäsar, Imperator der Römer und Augustus ...» Unser!

Otto fügt seinem Titel apostolische Devotionsformeln hinzu: «Knecht Jesu Christi», «Knecht der Apostel», «nach dem Willen Jesu Christi römischer Kaiser, der heiligen Kirchen frömmster und getreuester Ausbreiter». Er legt sich wiederholt schwere Bußübungen auf, fastet zuweilen fünf Tage in der Woche, betet manchmal angeblich ganze Nächte. Er läßt sich in Gnesen am Grab des hl. Adalbert geißeln. Er macht im Winter und Frühjahr 999 von Rom aus eine weite Wallfahrt nach Benevent zu Fuß, zum Heiligtum des Erzengels Michael auf dem Monte Gargano. Noch im Sommer geht er nach Subiaco im Sabinergebirge, um sich in das Andenken des hl. Benedikt zu versenken. Mit einem Vertrauten, Bischof Franko von Worms, verschließt er sich vierzehn Tage in einer Höhle (spelunca) neben der Kirche S. Clemente in Rom, um zu büßen. Er weint wiederholt mit frommen Eremiten und führt «Reliquien» Karls «des Großen» mit sich, u. a. einen Zahn, den er von der Leiche an sich nahm. «Unser bist du ...»[7]

Im September 994 endete mit Ottos Schwertleite, seiner «Wehrhaftmachung» (auf einem, so vermutet man, ohne den Zeitpunkt genau festlegen zu können, Hoftag in Sohlingen), die Vormund-

schaft der Kaiserwitwe Adelheid. Sie zog sich darauf in ihr elsässisches Kloster Selz zurück (S. 547), und Otto III. trat die faktische Herrschaft an. Ein Verwüstungszug führte ihn, unterstützt von polnischen und böhmischen Haufen, noch im Sommer 995 gegen die Obodriten in Ostholstein und Mecklenburg, worauf er das Bistum Meißen erstaunlich erweitert und die Zehnteinkünfte vervielfacht hat – falls die Königsurkunde, wie oft gemutmaßt und behauptet, nicht gefälscht ist.

Dann trieb es den jungen Herrscher mächtig in den Süden. Unter Psalmengesang zog er 995 aus Regensburg. Noch im Winter, sehr ungewöhnlich, überschritt er den Brenner, wobei er dem Heer die Heilige Lanze vorantragen ließ, Symbol des Anspruchs auf Italien und das Kaisertum. In Pavia huldigten ihm die italienischen Großen und leisteten ihm den Treueid. Am 20. Mai erschien Otto vor Rom.[8]

Szenen um den Heiligen Stuhl

Am päpstlichen Hof ging es inzwischen, wie üblich in jener Zeit, recht bewegt zu.

In den Wirren nach Ottos II. Tod war Bonifatius VII. (S. 536 f.) im Frühjahr 984, wohlversehen mit Waffen und Gold aus Konstantinopel in die Heilige Stadt zurückgekehrt. Er ließ den regierenden Papst, den ehemaligen italienischen Kanzler Ottos II., Bischof Petrus von Pavia, Johann XIV. (983–984) absetzen, mißhandeln, vier Monate in ein Verlies der Engelsburg stecken, dann verhungern oder, nach anderen Meldungen, vergiften (die Grabinschrift in St. Peter übergeht dezent die Todesumstände). Und regierte als Bonifaz VII. nun ein Jährchen, ehe man ihn selber liquidierte; ihm das Pontifikalgehänge herunterriß, die nackte Leiche trat, zerstach, an den Beinen aus dem Palast und durch die Gassen schleifte.

Auf Bonifaz VII., den der Volksmund später «Malefatius», Gerbert von Aurillac «monstrum horrendum» nennt, Rom aber erst 1904 als Gegenpapst einstuft, folgte Ende Juli der Römer

Johann XV. (985–996). Er verdankte dies, nebst dem Heiligen Geist, offenbar der Familie der mächtigen Crescentier, einem römischen Geschlecht ungeklärter Herkunft (der wissenschaftliche Hilfsname «Crescentier» ist von einem in der Familie häufigen Vornamen abgeleitet). Die Crescentier übten in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts und etwas darüber hinaus auf Rom und Teile der Umgebung großen Einfluß aus, wobei sie zeitweise die Hohepriesterschaft der Stadt beherrschten, aber von ihr auch selbst gefördert worden sind. Sie gerieten jedoch immer mehr in einen Interessengegensatz sowohl zu den Ottonen wie zu dem erstarkenden Papsttum.

Die Erhebung Johanns XV., wohl von Patricius Johannes Crescentius durchgesetzt, erfolgte ohne Konsultation des deutschen Hofes. Der Papst, Sohn des römischen Priesters Leo, war kein Freund der Priester, ein Begünstiger vielmehr des Adels und vor allem seiner Verwandten, die er bereicherte, während er selbst wegen seiner Geldgier, Käuflichkeit, seines Nepotismus weithin, gerade auch beim Klerus, verhaßt gewesen ist. Als Johannes Crescentius 988 starb, sein Bruder Crescentius II. Nomentanus sich zum Beherrscher des Kirchenstaates aufschwang, sollen unter seinem Druck «großzügige Bestechungsgeschenke» (Kelly) die Voraussetzung für eine Audienz beim Heiligen Vater gewesen sein. Alles sei käuflich in Rom, erklärte ein Bischof 991 auf einer Synode bei Reims, und die Urteile würden nach dem Goldgewicht abgemessen. Immerhin sprach der geldgeile Pontifex am 31. Januar 993 auf einer Lateransynode Ulrich von Augsburg heilig. Es war die erste formelle Kanonisierung durch einen Papst, und immerhin kanonisierte er einen Bischof, der auf den Kriegszügen zweier Herrscher, Heinrichs I. und Ottos I., das Schwert geschwungen, noch als fast sechzigjähriger Seelenhirte gefochten und ja wohl auch getötet hatte.[9]

Im März 995 floh der Papst vor dem Druck des Crescentius, dem Haß des Klerus nach Sutri und erbat in alter römischer Tradition Hilfe von jenseits der Alpen. Doch noch bevor sie Otto überquerte, kam Johann XV. wieder nach Rom, sogar mit allen Ehren, erlag aber bald einem Fieberanfall.

Beim Anmarsch des Königs gab es bereits in Verona Krawalle, wobei man eine Anzahl seiner Soldaten erschlug. In Pavia erreichte ihn die Nachricht vom Tod Johanns XV. Er designierte darauf in Ravenna, als handelte es sich um die Besetzung eines Reichsbistums, den jungen Brun, seinen Kapellan und Vetter, zum Papst, den Sohn Herzog Ottos von Kärnten, seinerseits ein Sohn Konrads des Roten (S. 426) und der Liutgard, Tochter Ottos I. Der Urenkel des Kaisers bestieg nun als erster Deutscher Anfang Mai 996 unter dem Namen Gregor V. (996–999) den päpstlichen Stuhl, und am 21. Mai wurde der sechzehnjährige Otto III. durch den vierundzwanzigjährigen Papst zum Kaiser gekrönt – die Familie war an der Spitze sozusagen unter sich.

In den nächsten Tagen suchte der Herrscher die römischen Hauptkirchen auf und leitete dann gemeinsam mit Gregor die dreitägige Krönungssynode in der Peterskirche, hauptsächlich Kirchenstreitereien betreffend, den Reimser Streit, den Streit des Bischofs Odelrich von Cremona, der die führenden Kaufmannsschichten der Stadt zu sehr schröpfen wollte, den Streit des Abtes Engizo von Brugnato mit Bischof Gottfried von Luni um das Kloster, wobei der Papst die vom Bischof der Synode präsentierten Urkunden zerriß. Trotz gelegentlicher Spannungen zwischen Kaiser und Papst hat man eben erst das gute Einvernehmen, das «konzertierte Verhalten» (Althoff) beider betont. Schließlich verdankte Gregor dem Vetter sein Papsttum, und so ist es ganz natürlich, daß er die Mönche des Klosters Monte Amiata für den Bestand (stabilitas) des Reiches beten ließ.

Doch kaum hatte Otto Italien den Rücken gekehrt, erhob sich Crescentius und schwang sich zum unbeschränkten Beherrscher der Stadt auf. Noch im Herbst 996 mußte Gregor V. für vierzehn Monate Rom verlassen und kam auch durch zwei Versuche mit Waffengewalt nicht zurück. Er residierte meist in Oberitalien, rief wiederholt den Kaiser durch Gesandschaften um Hilfe und verhängte im Februar 997 auf einer Synode in Pavia über Crescentius den Bann. Eben damals machte man in Rom Johannes Philagathos, den Erzbischof von Piacenza, Pate sowohl von Gregor als auch dem Kaiser, als Johannes XVI. zum Papst, nicht ohne einige

Bestechungen – hat doch sogar der deutsche Reformpapst Gregor V. für seine Entscheidungen Geld eingesteckt, was selbst Otto III. als gerichtsmäßig erwiesen annahm.[10]

Die Vertreibung Gregors durch die Römer und die Erhebung des Johannes Philagathos, des einstigen Freundes der Theophanu, zum Gegenpapst, veranlaßte Otto, zum zweitenmal über die Alpen zu gehn, während in Deutschland für ihn seine Tante Mathilde, Äbtissin von Quedlinburg, regierte.

Der Kaiser erschien Mitte Februar 998 vor Rom. Wie stets war auch jetzt eine Anzahl Prälaten in seinem Heer. So Bischof Notger von Lüttich, ein alter Kämpfer, der mindestens viermal für die Ottonen nach Italien zog, aber auch in nächster Nähe von Lüttich die schwer zu erobernde Burg Chèvremont 987 für immer zerstörte. Der Straßburger Bischof Wilderod zog mit, ebenso eine Reihe oberitalienischer Seelenhirten mit ihren Gewalthaufen. Unter den Äbten sogar Odilo von Cluny, ein echter Heiliger (Fest 2. Januar), der ungeachtet aller Heiligkeit auch viele Jahre mit dem Bischof von Mâcon stritt.

Gegenpapst Johann XVI., der zehn Monate amtiert hatte, versuchte vergebens sich in einem befestigten Turm zu verstecken. Durch eine Schar des Grafen vom Breisgau Birichtilo (Berthold), des Ahnherrns der Zähringer und Gründers des Klosters Sulzburg, wurde er aufgespürt, gefaßt und angeblich mit Billigung Gregors V. wie Ottos III., seines einstigen Schülers, entsetzlich zugerichtet – der Breisgaugraf aber bald (wenn nicht, wie wahrscheinlich, deshalb, so zumindest trotzdem) ungewöhnlich geehrt und beschenkt. So durfte er schon ein Jahr darauf als Vertreter des Kaisers dessen Schwester Adelheid mit einem goldenen, von Rom nach Quedlinburg gebrachten Abtsstab dort als Äbtissin investieren. Und zur gleichen Zeit erhielt der gräfliche Foltermeister ein Markt-, Münz- und Zollprivileg für Villingen im Schwarzwald, um seinen Marktort den Märkten von Konstanz und Zürich gleichwertig zu machen. Ergo: «Seine Tat hat ihn nicht in Ungnade fallen lassen, sondern ihm die kaiserliche Huld in höchstem Ausmaß beschert ... Beide ‹Ehrungen› deuten stark darauf hin, daß sich Birichtilo den Dank des Kaisers in besonderer Weise verdient hatte ...» (Althoff).

Und was hatte der edle Breisgaugraf vollbracht? Er hatte den gefangenen Gegenpapst erbärmlich martern, seine Hände verstümmeln, seine Augen ausreißen, ihm Nase, Lippen, Zunge, Ohren abschneiden lassen. Die Quedlinburger Annalen betonen zwar, die Täter seien nicht Freunde des Kaisers, sondern «Freunde Christi» gewesen. Doch wie auch immer, man stellte den durch die kaiserliche Soldateska Geschundenen jetzt auch noch vor das Gericht des Papstes, der ihn darauf förmlich abgesetzt und nach dem in der Kirche Christi gebräuchlichen Ritual der Devestitur behandelt hat. Gregor, ein reformbewußter, nicht ungebildeter Papst, dessen Grabschrift seine Fähigkeit rühmt, lateinisch, französisch, deutsch predigen zu könnnen, ließ nun den geblendeten, fast tauben und sprachunfähigen Johann XVI. in der Kirche nochmals in päpstliche Gewänder hüllen und sie ihm Stück für Stück abreißen.

Inzwischen war ein Landsmann des elenden Opfers, der hl. Nilus, ein in ganz Italien bewunderter 88jähriger Greis herbeigeeilt. Kaiser und Papst holten ihn voller Ehrfurcht in den Lateran, küßten ihm die Hände und ließen ihn Platz zwischen sich nehmen. Doch äußerte er nur den einen Wunsch, den armen Philagathos, der sie doch beide aus der Taufe gehoben und jetzt von ihnen verstümmelt, der Augen beraubt worden sei, in sein Kloster bringen zu dürfen zur gemeinsamen Beweinung der begangenen Sünden. Der Kaiser, dem angeblich die Tränen kamen, war zum Nachgeben bereit. Aber der Papst wollte seine Rache ganz genießen. Er ließ den Blinden statt mit päpstlichem Kopfputz mit einem Euter krönen, aus der Kirche stoßen und, verkehrt auf einem Esel sitzend, dessen Schwanz als Zügel in der Hand – ein makabres Plagiat (vgl. S. 510) – durch Rom in einen Klosterkerker reiten, wo er noch jahrelang vegetiert haben soll. Otto hat, falls die Nachricht zutrifft, durch einen hohen Geistlichen bei Nilus sich entschuldigt, der jedoch erwidert, Kaiser und Papst hätten ihm, ja Gott selber angetan, was sie an dem unglücklichen Philagathos verbrochen, und Gott werde ihnen so wenig verzeihen, wie sie Philagathos verziehen. Und verließ Rom am selben Tag.[11]

Der Rebell Crescentius aber war in die Engelsburg geflohen. Sie galt als uneinnehmbar, wurde zwei Monate belagert, unablässig, so heißt es, Tag und Nacht angegriffen und am 28. April durch den Markgrafen Ekkehard von Meißen im Sturm genommen. (Der Kaiser belohnte den auch im Osten martialisch gegen die Slawen vorgehenden Krieger generös mit Land. Doch als der 1002 die Nachfolge des kinderlosen Herrschers antreten wollte, wurde er von einer Adelsclique unter Anführung der Grafen Heinrich und Udo von Katlenburg vermutlich aus persönlicher Rache in der Pfalz Pöhlde ermordet.)

Dem Crescentius hatte Tammo, der Bruder des Bischofs Bernward von Hildesheim und Freund Ottos, auf dessen Befehl den Schutz seines Lebens geschworen. Mehrere italienische Quellen sprechen von solch beeidigten Sicherheitsgarantien, andere zeitgenössische bestätigen es zumindest im Kern. Doch hatte man Crescentius getäuscht und ihn, woran es «nichts abzuschwächen oder abzuleugnen gibt . . ., auf Betreiben des ihm feindlich gesinnten Papstes als Hochverräter hingerichtet» (Uhlirz). Er wurde, anscheinend eine Anregung des Heiligen Vaters, mit zwölf Unterführern auf der höchsten Stelle der Engelsburg, allen sichtbar, geköpft, seine Leiche überdies von den Zinnen gestürzt, von Kühen durch die versumpften Straßen Roms gezogen und mit den zwölf Hingerichteten kopfunter an ein Kreuz auf dem Monte Mario oberhalb des Vatikans gehängt. Der Papst war nicht zimperlich, und der Gedanke ans Hängen kam ihm wohl gern. Einen Grafen der Sabina namens Benedikt, mit dem der Heilige Vater sich um geraubten Kirchenbesitz stritt, brachte er durch die Drohung zum Nachgeben, den gefangenen Sohn des Grafen vor dessen Augen aufzuknüpfen.

Papst Gregor V., den Römern aufs äußerste verhaßt, starb plötzlich – «nach tüchtiger Amtsführung» (Bischof Thietmar) – im Frühjahr 999, doch kaum an Gift, wie man munkelte, sondern an Malaria. Durch die Vita Nili geistert auch das Gerücht von seiner Blendung; man habe dem Papst die Augen ausgerissen – vermutlich eine literarische Reaktion auf seine Grausamkeit gegenüber dem Gegenpapst im Jahr zuvor.[12]

Deutsche Quellen sprechen von der römischen «Jauchegrube», die der Kaiser habe säubern müssen. Sie schimpfen Crescentius «perversus», «membrum diaboli». Und noch Gerd Althoff, der ja gerade hier manches gegen Kaiser und Papst vorbringt, will dann doch beider Brutalität entlasten, indem er sie «weniger aus individuellen Befindlichkeiten wie Rachegelüsten, Enttäuschungen und Erbitterung» erklärt als durch die «Spielregeln des 10. Jahrhunderts», die «Regeln der Zeit». Unterlegenen habe man zwar Milde gewährt, aber nur einmal, beim erstenmal, und bei Rückfällen keine Schonung gekannt.

Nun, beiseite, daß es Gegenbeispiele gibt, nicht wenige – jene «Regeln» waren eben *christliche* «Regeln». Christen haben sie gemacht, Christen sie praktiziert. Die «Zeit» war nicht schuld, der Mensch der Zeit. Doch genaugenommen nicht einmal er. Schuld waren der Brauch, das Recht, das Gesetz, das Denken, der Glaube der Zeit. Das alles aber war seit Jahrhunderten *christlich!* Es sollte, mußte christlich sein – um jeden Preis! Auch und gerade um den Preis des Lebens. So interessiert hier stets, was Christen im Namen des Christentums, der Kirche, des Staates oder auf eigene Faust verbrochen haben, nicht zuletzt gegen Grundgebote ihrer Religion selbst. Das allein ist unser Thema. Zutiefst antihumanes, menschenverachtendes, menschenvernichtendes Verhalten der Christen zu jeder Zeit und überall.

Zum Beispiel auch im Osten. Schon das Kind Otto III. hatte sich dort, so sagt Wolfgang Menzel, einer der deutschen Scharfmacher des 19. Jahrhunderts, «seine Sporen zu verdienen».[13]

Erzbischof Giselher besticht, fälscht und kassiert

Die Kriege im Osten, die Feldzüge zumal gegen den elbslawischen Stammesbund der Liutizen zur Anerkennung der deutschen Herrschaft und des Christentums wurden nach dem Aufstand von 983 (S. 532) selbstverständlich erst recht fortgesetzt, immer häufiger. Gerade unter der Regentschaft Theophanus begann da eine aggressive Politik, «in der Hauptsache von Giselher von Magdeburg und Eckhard von Meißen getragen» (Kretschmann).

Erzbischof Giselher, uns schon wiederholt begegnet, entstammte ostsächsischem Adel; «von edlem Wesen und edler Herkunft», nennt ihn Bischof Thietmar, der sonst kaum ein gutes Haar an ihm läßt. Otto I. holte ihn an den Hof und machte ihn 970 zum Bischof von Merseburg. Doch der überaus ehrgeizige, mit allen schmutzigen Wassern gewaschene Kirchenfürst weilte auch künftig weit mehr in der Nähe von Königen und Kaisern als in seinem Sprengel. Er verstand es, die Gunst der Mächtigsten, verstand es, große und zahlreiche Schenkungen zu erhalten, und endlich, wonach sein ganzes Sinnen und Trachten stand, Erzbischof von Magdeburg (981–1004) zu werden. Dies freilich kraft kirchenrechtlicher Bestimmungen erst nach Auflösung des Merseburger Bistums; der Grund, warum Thietmar von Merseburg ihn so haßte, zumal Giselher bei seinem unbändigen Verlangen nach mehr Ansehen, höheren Würden und größerer Wirkung vor wenig zurückschreckte.

So soll er beim Verfolgen seines Zieles selbst den hl. Laurentius beraubt, alle Fürsten und die römische Kurie mit gewaltigen Geldern bestochen und vom Papst enorme Privilegien bekommen haben, darunter das ungewöhnliche Recht, Kardinalpriester, Kardinaldiakone und -subdiakone weihen zu dürfen, wessen sich sonst bloß eine einzige Diözese (Trier) rühmen konnte, wenn auch nur aufgrund einer Fälschung. Und Erzbischof Giselher von Magdeburg (oder ein Komplice von ihm) fälschte ebenfalls, fälschte, als er sich durch die Gründung des Erzbistums Gnesen mit Recht um seinen Einfluß bedroht sah, ein Papstprivileg für

den früheren Erzbischof Adalbert von Magdeburg, worin dessen Bistum der Primat in der «Germania» verliehen und außerdem das Recht auf 12 Kardinalpriester, 7 Kardinaldiakone und 24 Kardinalssubdiakone zuerkannt wurde – Übertreibungen, die sofort unglaubwürdig erscheinen mußten, weshalb die Fälschung auch erfolglos blieb.

Doch ergatterte Giselher entgegen den Verfügungen einer päpstlichen Synode vom September 981 andere bemerkenswerte Vorteile, u. a. die bischöflichen Rechte über sieben, zumeist von heidnischen Slawen besiedelte Burgwarde, womit er den Nordteil des aufgelösten Merseburger Bistums bekam. Er erhielt zwei Eigenklöster, das Kloster Pöhlde und die Merseburger Laurentius-Abtei, beide mit beträchtlichem Grundbesitz. Otto II., der schon dem Merseburger Bischof Giselher 974 den riesigen Forst im Gau Chutizi, einen der größten Waldkomplexe Deutschlands, geschenkt hatte, gab ihm nun auch die Burg Kohren (bei Altenburg) sowie den vordem Merseburg verliehenen Königshof Prießnitz (bei Borna). Dazu riß der Erzbischof offenbar weitere einst merseburgische Liegenschaften an sich, insgesamt «ohne Zweifel den wertvollsten Teil des ehemaligen Merseburger Ausstattungsgutes» (Claude).

Um sein – vom Kaiser gelegentlich gedecktes – Vorgehen zu beschönigen und ursprüngliches Recht zu vertuschen, beseitigte Giselher anscheinend allerlei Aktenkundiges. Zumindest behauptet Bischof Thietmar: «Urkunden, die königliche oder kaiserliche Schenkungen enthielten, verbrannte er im Feuer oder ließ sie durch Veränderung des Empfängers seiner Kirche zuschreiben.» Die Mediävistik bemerkte in diesem Zusammenhang, daß die meisten Merseburger Urkunden von Erzbischof Giselher zwar nach Magdeburg mitgenommen, bei der Wiederherstellung Merseburgs aber nicht zurückgegeben wurden. «Fälschung und Vernichtung weiterer Dokumente sind durchaus möglich» (Claude).

Da Giselher nicht nur sehr karriere- und besitzsüchtig war, sondern auch die Reichsgrenze bloß eine Tagesreise von seiner Residenz entfernt verlief, wird gerade seine Aktivität bei den kaum noch abreißenden Kriegen im Osten verständlich. Mit

schöner Regelmäßigkeit melden die Quellen, daß Jahr um Jahr «mit Feuer und Schwert» (incendiis et caedibus) das ganze Slawenland (totam terram) verwüstet worden sei, wobei man die Mordbrennerei sinnigerweise gern zum «üblichen Termine» (Böhmer) eröffnete, an Mariä Himmelfahrt.[14]

Vierzehn Jahre Dauerkrieg gegen die Elbslawen

Offensichtlich bestimmt von der gegenwärtigen Geschichtskonstellation, spielt zumindest ein Teil der deutschen Mediävistik diesen fortgesetzten Terror im Osten sehr dezent herunter. So erwähnt Eduard Hlawitschka in seinem «Studienbuch» (!) bei Gelegenheit von Theophanus Ostpolitik gerade knapp, daß die Sachsen «wiederholt die Elbslawen angriffen», zur Regentschaft Adelheids, ebenfalls in einer halben Zeile, «Kämpfe gegen die Liutizen und Abodriten 991–995», und Otto III. selbst führt wider die Rebellen «im Sommer 997 nur zwei kurze Feldzüge».

In Wirklichkeit geht es um einen fast vierzehnjährigen Dauerkrieg, bei dem das Reich, eine neue Ostpolitik einleitend, sich jetzt auch mit den Polen unter Mieszko verband, was den Vorteil hatte, daß man die Liutizen von zwei Seiten, von Westen und Osten, in die Zange nehmen oder sie auch vereint gemeinsam angreifen konnte. (Der Name «Liutizen» trat im Lauf des 10. Jahrhunderts an die Stelle der älteren Bezeichnung «Wilzen».) Vermutlich hat Erzbischof Giselher, der 984 mit dem Polenherzog noch zu Heinrich dem Zänker stand, dies Bündnis arrangiert.

Bereits 985 überfällt ein sächsisches Heer mit Beteiligung Mieszkos das Liutizenland und verwüstet es. Auch zwei weitere Kriegszüge der Deutschen, 986 und 987, gelten den Liutizen sowie Boleslav von Böhmen, der sich weigert, die 984 an ihn verlorene (und im nächsten Jahr zurückeroberte) Mark Meißen herauszugeben. Auch diese Attacken unterstützt Mieszko von Polen, ja, den Zug des Jahres 986 begleitet der sechsjährige König, der offenbar zur «Anfeuerung» der immer müder oder gar renitent

werdenden Krieger dient. Vermutlich ist, auch wenn nicht direkt bezeugt, bei beiden Heerfahrten Erzbischof Giselher mit von der Partie. Ringsum entsetzliche Verwüstungen, sechsundvierzig feste Plätze werden vernichtet, doch allenfalls Tributentrichtungen erzwungen, keine verlorenen Gebiete wieder gewonnen.

990 erfolgt gleich ein zweimaliger Einfall in den Elbslawenraum, den Thietmar von Merseburg vom Teufel beherrscht sieht. Im ausbrechenden Konflikt zwischen Polen und Böhmen rücken deutsche Truppen unter Erzbischof Giselher und Markgraf Ekkehard von Meißen zur Entlastung der Polen an. Boleslav trickst aber die Deutschen, die im Morgengrauen noch die Messe gehört, aus und läßt Bischof und Graf entwaffnen, bis sie eidlich Frieden schwören.

991 beschließt man, wohl während des hl. Osterfestes in Quedlinburg, mit Mieszko von Polen einen gemeinsamen weiteren Krieg. Otto selbst erobert und verliert noch im selben Jahr mit einem großen sächsischen Aufgebot das viel- und wechselvoll umkämpfte Brandenburg, die Hauptstadt der Heveller, eines Wilzenverbandes, den man seit 983 den Liutizen zuzählt. Wieder dabei ist Erzbischof Giselher. Besonders verdient macht sich Bischof Milo von Minden mit seinen Westsachsen, hier erstmals in einem Gefecht gegen die Liutizen nachweisbar.

992 bricht man erneut zweimal (im Juni und August) ins Liutizenland ein, wobei die frommen Polen in all diesen Kämpfen beispringen. Und zum zweiten Angriff kommt mit einem ungewöhnlich großen Heer nicht nur Otto III. selbst, sondern erstmals auch der christliche Boleslav von Böhmen. So nimmt dieser neue verlustreiche Vorstoß, bei dem der Klerus an der Spitze kämpft und der Fahnenträger Diethard, ein Diakon der Verdener Kirche, fällt, geradezu den «Charakter eines Glaubenskrieges» an (M. Uhlirz).

Dennoch scheint man nicht mehr als Tribute erpreßt zu haben, wenn überhaupt, und in den eigenen Reihen äußert sich sogar Verdruß über die fortgesetzten unergiebigen Züge. Freilich versucht die Vormundschaftsregierung durch Schenkungen an Adel und Klöster in den Grenzgebieten die Kampfbereitschaft zu he-

ben, zumal man nun auch die Böhmen auf seiner Seite hatte. (So erhielt beispielsweise das Stift Quedlinburg 993 umfangreichen Besitz im Havelland, die Orte Potsdam und Geltow sowie eine nicht näher bezeichnete Insel.)

Schon 993 werden gleich drei neue Offensiven der Sachsen gegen die Slawen gemeldet, worauf der König die Bischöfe Hildibald von Worms und Giselher von Magdeburg für besondere Verdienste mit großen Schenkungen belohnt. Schließlich hatte der Magdeburger, wie die Forschung vermutet, bei all jenen Kriegen kaum gefehlt, hatte er gerade in den frühen neunziger Jahren intensive Beziehungen zum Hof Ottos III. unterhalten und galt überhaupt als «Träger der deutschen Ostpolitik» (Claude).

995 erfolgte ein weit und breit das Land verheerender Vergeltungszug Ottos für einen Großaufstand aller Liutizen und Obodriten im Jahr zuvor. Mit stritten auch diesmal die christlichen Polen und Böhmen, unter ihnen der älteste Sohn Slavniks, Sobebor, ein Bruder des hl. Bischofs Adalbert von Prag. Und in hohem Grade zeichneten sich anscheinend die Mannschaften des Bistums Meißen aus, das nun Ottos besondere Gunst erfuhr.

997 kämpft, brandschatzt, plündert man weiter im Gebiet der Heveller, meist unter kaiserlichem Oberbefehl, einige Wochen auch, in einem Teilbereich, unter dem Giselhers, der dabei etliche seiner Mannen einbüßt und dann seinem Nachfolger im Kommando die Schuld geben ließ, selbst allerdings sofort die Flucht ergriffen hatte, ohne Ottos Sympathie zu verlieren.

Der Kaiser hatte seinerzeit dem Erzbischof die Arneburg (links der Elbe bei Stendal) zur Sicherung anvertraut. Da aber lockten diesen die Slawen unter dem Vorwand von Verhandlungen vor die Feste und in einen Hinterhalt. Während seine Bedeckung ins Gras biß, machte sich der Oberhirte Hals über Kopf davon. «Schon gerieten die Krieger beider Parteien aneinander», berichtet Thietmar; «der im Wagen sitzende Erzbischof konnte zwar auf fliegendem Pferde entkommen, aber von seinen Leuten entrannen nur wenige dem Tode. Die siegreichen Slawen plünderten – es war am 2. Juli – gefahrlos die Toten aus und bedauerten nur das Entwischen des Erzbischofs.»

Doch nicht genug damit. Ohne auf seine Ablösung, den Markgrafen Liuthar, Thietmars Onkel, zu warten, verließ Giselher, da sein Wachdienst inzwischen abgelaufen war, die Burg, begegnete unterwegs dem anrückenden Grafen, dessen Kommando sie nun unterstand – «empfahl sie ihm dringlich und zog ab». Mittlerweile waren jedoch die Slawen in die unbewachte Feste gedrungen, hatten sie angezündet, und Liuthar fand sie, als er näherkam, bereits in Rauch und Flammen und «suchte vergeblich durch einen Boten, den Erzbischof zur Umkehr zu bewegen». Der Prälat verweigerte jede Hilfe und kehrte heim. Der Graf aber vermochte das im Feuer stehende Kastell nicht zu löschen, mußte «das den Feinden offene Tor verloren» geben, sich dann beim Kaiser anklagen lassen und durch einen Eid vom Vorwurf der Schuld reinigen.

Während dieser Feldzüge, auf denen Otto III. das Slawenland «schwer durch Feuer und Plünderung verwüstet hat» (incendio et magna depredacione vastavit), begleitete ihn auch der gewesene Erzbischof von Reims, Gerbert von Aurillac, der künftige Silvester II., der erste französische Papst. Ferner fochten seinerzeit im Osten u. a. Erzbischof Willigis von Mainz, trotz seines Alters, sowie Bischof Heinrich von Würzburg mit ihren Truppen, und besonders vorbildlich Bischof Ramward von Minden (996–1002), allen, selbst den Fahnenträgern, voran mit dem Kruzifix in der Hand und machtvoll gegen den Feind hetzend – «ein schönes Beispiel dieser kriegerischen Reichsbischöfe, die das Schwert ebenso zu tragen wußten wie das Kreuz» (Holtzmann). So fiel denn auch gerade damals von den slawischen Teufeln «eine sehr große Zahl», und dem traurigen Rest jagte man die Beute ab.[15]

Nun hat man neuestens, ohne diese «immensen militärischen Aktivitäten» im Osten im geringsten herunterspielen zu wollen, doch davor gewarnt, dort allzu starre Fronten, systematisch vorbedachte Aktionen kriegführender Staaten zu sehen, eine Strategie der Rückeroberung oder gar mehr zentral gelenkte Ausgriffe. «Die Antriebskräfte scheinen weit eher der Drang nach Rache, die Gier nach Beute oder Tributen gewesen zu sein, die die sächsischen Markgrafen und Bischöfe nicht selten auch ohne den

König und ohne seinen Auftrag tätig werden ließen» (Althoff). Das mag in manchen Fällen so, in andren anders gewesen sein; für uns – und die Opfer – sind diese Unterscheidungen nicht so relevant. Denn ob christliche Grafen, ob Bischöfe irgendwo eigenmächtig rauben und töten oder ob sie einer zentral gegebenen Weisung folgen – das wie jenes gehört ohne Zweifel zur Kriminalgeschichte des Christentums.[16]

Noch 997 hatte Otto III. gegen die Liutizen gekämpft. Doch als er in den Süden zog, als er der Italienpolitik den Vorzug gegenüber der Ostpolitik gab, und zwar unter dem Einfluß offenbar vor allem des Gerbert von Aurillac, des künftigen Papstes, wollte man Ruhe im Osten und schloß mit dem Feind Frieden. Vierzehn Jahre hatte man ihn unentwegt bekriegt, fast jährlich mindestens durch einen Waffengang, in manchen Jahren sogar mehrmals. Selbst die Böhmen und immer wieder die christlichen Polen wurden gegen die Heiden aufgeboten. Plötzlich aber ging es auch friedlich. Und nur wenige Jahre danach führte gar ein Heiliger, Kaiser Heinrich II., Seite an Seite mit den heidnischen Liutizen, drei lange und überaus blutige Kriege – wider die christlichen Polen, die seinem Vorgänger doch so nützlich waren, wie dieser freilich wohl noch mehr ihnen.

(Dabei hatte man gerade damals, zur Zeit der Cluniazensischen Reformen, ausdrücklich den Gedanken verbreitet, daß die Christenheit eine Einheit sei und sich untereinander nicht bekriegen dürfe. So schrieb 994 in dem von Cluny reformierten Kloster Fleury an der Loire der gelehrte Abt Abbo, der mit seinem Diözesanbischof Arnulf von Orléans, Hugo Capets führendem Berater, erbittert stritt: «Echtes Rittertum bekämpft sich nicht gegenseitig im Schoß seiner Mutter, der Kirche, sondern richtet alle seine Kräfte darauf, die Gegner der heiligen Kirche Gottes zu unterwerfen.» Nicht die «Rechtgläubigen», die Heiden sollten die Christen attackieren, predigte der Reformer – und wurde bei der Inspektion des ihm unterstehenden gascognischen Priorats La Réole von seinen aufsässigen Mönchen erschlagen.)

«... die Legionen zu sammeln» – Konzertierte Aktion in Gnesen zum Vorteil Roms

Daß man in Polen spätestens 968 das Bistum Posen gegründet, das Land selbst innerhalb eines knappen Jahrzehnts verchristlicht hatte (S. 461 ff.), brachte seinem Herrn unbestreitbare Vorteile. Mieszko I. konnte bald darauf ganz Pommern erobern.

Nach dem Tod seiner Frau, der Přemyslidin Dobrawa (977), heiratete Mieszko Oda von Haldensleben, die Tochter des mächtigen Markgrafen Dietrich von der Nordmark, und trat nach dessen Tod (985) im Einvernehmen mit der Reichsregierung als Interessenvertreter seiner Gattin in den Marken auf. Und hatte seine Ehe mit Dobrawa einst das Bündnis mit Böhmen besiegelt, so zerbrach dies in den ausgehenden 80er Jahren wegen Schlesien. Mieszko geriet darüber in Streit mit seinem Schwager Boleslav II., den die paganen Liutizen unterstützten, während der Pole den Beistand deutscher Truppen fand und Schlesien behalten konnte. Und das, obwohl er zwischenzeitlich sogar mit dem Gegenspieler Ottos II., Heinrich dem Zänker, sich verbunden, ihm 984 auch noch als seinem «König und Herrn» gehuldigt, ohne in Nachteil zu geraten. Freilich ging er bereits im nächsten Jahr zu Otto III. über und bekriegte nun mit den Sachsen die heidnischen Slawen.

Im Verfolgen einer zielbewußten Politik an der Seite des deutschen Reiches entwickelte sich Mieszko zum aggressiven Vorkämpfer des Christentums an der nördlichen Heidenfront. Mission und Militär wurden jetzt auch in Polen miteinander verknüpft. Symbolisch für den engen Zusammenhang: die unmittelbare Verbindung des Posener Domes schon um das Jahr 1000 mit der dortigen Burg – mit ihrem gut 10 Meter hohen und etwa 20 Meter breiten Wall die größte und stärkste Polens.

Bei seinen Attacken gegen die Liutizen im Markengebiet zwischen Elbe und Oder standen dem Polenherzog ideologisch und militärisch bereitwillig die christlichen Böhmen bei, die auch die ersten Missionare nach Polen geschickt hatten. Allerdings konnten ihn die Böhmen nicht dauernd von ihren eigenen Einflußge-

bieten im Süden und Westen abhalten. Mieszko griff sie überraschend in den späteren 980er Jahren an, als Böhmen mehrmals mit dem Reich und der Kirche in Konflikt geraten war. Er bemächtigte sich nicht nur der Odermündung, sondern nahm den christlichen Tschechen auch Schlesien ab. Und als diese 990 mit Hilfe der heidnischen Liutizen ihr Gebiet zurückzugewinnen suchten, da vereitelte es ein sächsisches Heer unter Erzbischof Giselher und Markgraf Ekkehard von Meißen im Bund mit dem Polen, der sicherheitshalber, ohne seine Beziehung zum deutschen Reich preiszugeben, nun sein Land dem hl. Petrus schenkte, im übrigen selbstverständlich weiter die deutschen Offensiven gegen die Liutizen stützte.[17]

Der berühmte Schenkungsakt, durch den ein Dagome iudex und seine Gattin, senatrix Ote (Oda), nebst zwei Söhnen Papst Johann XV. ihr Land Gnesen (Schinesghe) unterstellen, ist in dem sogenannten Dagome-iudex-Dokument überliefert, das auch die älteste geographische Beschreibung der Grenzen Polens enthält. Das in sechs Handschriften vorliegende und von einer unübersehbaren Literatur begleitete Regest ist die erste bekannte Schenkung eines Landes an den sogenannten Apostolischen Stuhl. Darüber hinaus wird dieser Rechtsakt allerdings nirgends bezeugt, vielleicht aber durch den von Polen immerhin entrichteten «Peterspfennig» bestätigt.

Wollte freilich damit Mieszko I., wie man annimmt, die direkte Thronfolge für seine minderjährigen Kinder sichern, ist dies gründlich mißlungen. Denn kaum war er gestorben und ihm als Senior sein berühmter Sohn aus erster Ehe Boleslaw I. Chrobry der Tapfere (992–1025) gefolgt, da schaltete dieser die Konkurrenten aus. Er verjagte seine Stiefmutter Oda samt Kindern nach Deutschland und ließ zwei weitere Verwandte blenden. So sicherte er sich seine Alleinherrschaft und, wenn nicht deshalb, dann trotzdem, seinen Weg zum Ruhm. Sein kluger Vater und Vorgänger aber hat mit dem Dagome-iudex-Regest die Gründung einer eigenen Kirche vorbereitet und damit die Unabhängigkeit Polens vom deutschen Reich.

Boleslaw, der sich als tributarius St. Peters betrachtete, war ein

durchaus frommer Christ. Er hatte die Mission Adalberts gefördert, auch dessen Leichnam den heidnischen Prußen abgekauft und diesen in der Marienkirche von Gnesen beisetzen lassen. Allerdings hatte er auch das christliche Reich bedrängt, hatte er Pommern, Breslau, Krakau erobert und sich zum ersten König Großpolens gemacht, das damals vom Baltischen Meer im Norden bis zum Kamm der Sudeten und Karpaten im Süden reichte und vom Land der Russen bis zur Oder.

Polen war rasch immer mächtiger geworden, ein begehrter Bundesgenosse für die katholischen Kämpfer. «Hand in Hand mit dem Papst konnte der Kaiser jetzt ruhig die Organisierung der Ostmission, die Otto I. hatte abbrechen müssen, von neuem in Angriff nehmen» (Hauptmann).[18]

Dabei mag beiden der Märtyrertod des Adalbert von Prag sehr erwünscht gewesen sein. Dieser Sohn des Fürsten Slavnik von Libice (gest. 981) – der Namensgeber der mit den Přemysliden vielleicht verwandten, sicher aber scharf konkurrierenden und von ihnen Ende September 995 ausgerotteten Slavnikiden (vier seiner Söhne kamen um, der fünfte fiel ein knappes Jahrzehnt später) – Adalbert hatte angeblich nicht mehr die Lasterhaftigkeit seiner Diözesanen ertragen (oder, wie andere meinen: die Reibereien mit seinem Oberherren Boleslav II., dem die Slavnikiden zu mächtig schienen). Der Bischof reiste nach Rom, wurde von Papst Johann XV. zur Rückkehr genötigt, geriet wieder in Konflikte, eilte erneut nach Rom, Gregor V. schickte ihn abermals zurück. Er weilte noch bei Kaiser Otto III. in Mainz, mit dem er das Schlafgemach teilte (S. 551), und ging dann zu den heidnischen Prußen (Pruzzen).

Diese Altpreußen, deren Religion, eng verwoben noch mit der Natur, zahlreiche heilige Berge, Bäume, Wälder, Gewässer kannte, wehrten sich erbittert gegen ihre Christianisierung. Erst nach mehr als zweihundertjährigen Kämpfen, die besonders im 13. Jahrhundert durch den Deutschen Orden bis zur Entvölkerung ganzer Gebiete führten (S. 466), konnten die Prußen zur Annahme der Frohen Botschaft gezwungen, erst im 17. Jahrhundert endgültig mit den Deutschen verschmolzen werden.

Bischof Adalbert wollte schon seinerzeit die Prußen «mit dem Zaume heiliger Verkündigung» bändigen, wurde aber rasch Blutzeuge, was er angeblich immer ersehnt hatte (obwohl er ja vor den eigenen Diözesanen wiederholt davongelaufen war – mehr noch vermutlich vor dem Böhmenherzog Boleslav II., dem Ausrotter der Slavnikiden, freilich auch Erbauer zahlreicher Kirchen und Klöster, daher «der Fromme»). Nun kaufte Polenfürst Boleslaw Chrobry «sofort um Geld Kopf und Glieder des herrlichen Märtyrers los» (Thietmar), und man errichtete gleichsam über der Leiche im Jahre 1000 das Erzbistum Gnesen. Ja Kaiser, Papst und Boleslaw selbst waren einverstanden, ihn zum König zu erheben. Doch vermutlich protestierten die Fürsten. So konnte Otto beim Festschmaus dem «Freunde und Bundesgenossen», dem «Bruder und Mitarbeiter am Reiche» die eigene Krone nur symbolisch aufs Haupt setzen.[19]

Noch Bischof Thietmar aber, der den «verschlagenen» Polen alles andere als schätzt, meldet von diesem, Otto III. habe in Gnesen «einen Tributpflichtigen zum Herrn gemacht» (tributarium faciens dominum); und fleht Gottes Erbarmen auf den Kaiser herab, weil er Boleslaw «so hoch erhöhte», daß der sich «unablässig erfrechte, Höherstehende allmählich in Untertänigkeit herabzuziehen, sie mit dem billigen Köder vergänglichen Geldes zu locken und zum Schaden für Knechte und Freie zu fangen».

Die polnische Seite sieht dies natürlich anders. In der ältesten Chronik des Landes erscheint der Piastenstaat, jetzt Polonia genannt, innerhalb des imperium als ein Deutschland ebenbürtiges Reich. Herzog Boleslaw selbst, dieser «athleta Christi», dieser «rex christianissimus», wie ihn die Zeitgenossen preisen, wird mit römischen Ehrentiteln überhäuft. Er wird «populi Romani amicus et socius», Freund und Bundesgenosse des römischen Volkes, wird «frater et cooperator imperii». Auch berichtet die älteste Chronik Polens, Otto habe dem Polenfürsten an kirchlichen Ehren übertragen, «was im Reiche der Polen zum Imperium gehörte».

Nun schrieb freilich Gallus Anonymus, der südfranzösische

Benediktiner, seine «Cronica et gesta ducum sive principum Polonorum» erst im frühen 12. Jahrhundert. Und er war überdies in der Kapelle Boleslaws III. Krzywousty (Schiefmund, 1085–1138) tätig, ja, sein Geschichtswerk wurde am polnischen Hof Würdenträgern nicht nur vorgelesen, sondern dabei auch zensuriert.

Wie weit die Selbständigkeit des Polenherrschers deshalb wirklich ging, ob ihn Otto zum patricius oder zum König ernannte, Polen also ein abhängiges oder unabhängiges Land war, ist bis heute heftig kontrovers, besonders selbstverständlich zwischen der deutschen und polnischen bzw. osteuropäischen Forschung, in der, neben vielem, nicht zuletzt der politische status quo mächtig herumspukt.

Unbestreitbar ist: Boleslaw empfing eine Nachbildung der (heute im Krakauer Domschatz befindlichen) Heiligen Lanze, die den Empfänger zur «defensio ecclesiae» verpflichtete (und gab als Gegengeschenk den Arm des hl. Adalbert). Auch die Rechte des Kaisers über die polnische Kirche gingen auf Boleslaw über. Sein Ansehen wurde somit enorm gesteigert, sein Ehrgeiz desgleichen. Und den Vorteil all dieser Würden- und Insignienverleihungen hatte schließlich nicht das römische Reich, sondern die römische Kirche – bis heute.[20]

Aber die nationale Mission im Osten war nun einmal sehr mit dem Odium des «deutschen» Gottes belastet. Dies hatte erst 983 der Liutizenaufstand wieder drastisch gezeigt. Deshalb machte Otto die Polnische Kirche selbständig. Als «Apostel im Dienste des Herrn» (Holtzmann), als «Knecht Jesu Christi», ein paulinischer Titel, der die «apostolisch-kirchliche Rolle des Kaisers» hervorhebt und Ausdruck seiner «sehr engen Zusammenarbeit» mit dem Papst ist (Jedlicki) – wallfahrtete er im Jahr 1000 nach Polen, wurde an der Grenze von Boleslaw Chrobry «sehr freudig» empfangen und sank in dessen Hauptstadt Gnesen tränengebadet am Grab des hl. Märtyrers nieder.

Die Aufgabe Ottos im Osten, die auch der eben erwähnte Titel «servus Jesu Christi» ausdrückt und mit der Auffassung des Kaisers wie der des Papstes übereinstimmt, hatte kurz vorher Ger-

bert, der künftige Papst, so formuliert: «die Legionen zu sammeln, in das feindliche Land einzubrechen, den Angriff der Feinde auszuhalten, sich selbst für das Vaterland, *für die Religion* und für das Wohl ... des Staates den größten Gefahren entgegenzustellen».

Alle Aktionen in Gnesen entsprangen der Kooperation von Kaiser und Papst. Zweifellos mit diesem gemeinsam gründete Otto anno 1000 das polnische Erzbistum Gnesen auf der dortigen Burg – in Anwesenheit des päpstlichen Legaten und Boleslaws I. Chrobry und gegen den Widerstand des Posener Bischofs Unger, eines Deutschen. Otto gab dem neuen Bistum einen slawischen Heiligen, seinen Freund Vojtěch-Adalbert, gab ihm einen slawischen Erzbischof, nämlich Adalberts Halbbruder Radim-Gaudentius, der Adalbert auf seiner Missionsreise zu den Prußen begleitet hatte. Und er unterstellte ihm die Suffraganbistümer Breslau, Kolberg, Krakau, vermutlich sogar weitere.

Mit dieser schicksalhaften Konzession an den Polenfürsten verfolgte der Kaiser religiöse und politische Zwecke. Polen sollte so, ähnlich wie Ungarn, kirchlich gefestigt, enger ans Christentum gebunden und eine Ausfallbastion gegen den Paganismus im Norden werden. Zugleich wollte Otto dadurch natürlich die Stoßkraft des Reiches verstärken, dieses weiter ausbreiten und ihm auch die Länder des Ostens eingliedern.

Polen war deshalb für die Christen interessanter als Böhmen. Herzog Boleslaw, den man mit Ehren und Gunstbezeugungen fast überhäufte, wies man Selencia, Pommern und Preußen als Missionsgebiete zu, wobei sich der Papst auch eine Verbesserung der kirchlichen Vermögensverhältnisse versprach. In mittelitalienischen Klöstern und in Polen ließ man spezielle Missionare für die Slawenmission ausbilden, wobei die Ausländer bis auf Kleidung und Haarschnitt sich den Slawen anpaßten.[21]

Auch hinsichtlich Ungarns arbeiteten Otto III. und der Papst zusammen. Dort hatte sich Waik, der Sohn Herzog Gaisas von Ungarn, 996 taufen lassen und den Namen Stephan angenommen. Der Kaiser war sein Taufpate, und gemeinsam mit dem Papst genehmigte er im April 1001 die Errichtung des Erzbistums

Gran. Ein Schüler Adalberts, Ascherius, übernahm es und krönte als päpstlicher Legat Stephan mit einer von Otto übersandten Krone. Ähnlich wie in Polen, griffen also auch in Ungarn Kaiser und Kirche gemeinsam nach Osten aus. Aber auch im hohen Norden und im Süden, in Dalmatien, deuteten sich weitere Missionserfolge und Triumphe Ottos III. an. «Als neuer Apostel begriff er sich. So traten in seinem Ideenkreis die geistlichen Elemente in den Vordergrund» (Schramm).[22]

Bereits über unseren Zeitraum hinaus, Jahrzehnte ins 11. Jahrhundert hinein reicht ein Pfaffenzwist, der noch unter Otto III. beginnt und kulminiert und darum hier anschließend einbezogen werden soll.

Der Gandersheimer Streit

Gandersheim, das älteste Familienstift der Liudolfinger, wurde von dem Grafen Liudolf, dem Ahnherrn des sächsischen Kaiserhauses, Mitte des 9. Jahrhunderts gegründet (S. 375 f.). Erst hatte der fromme Mann dazu sein Familiengut Brunshausen bestimmt, dann jedoch dafür einen kleinen, von Moor und Sumpf umgebenen Hof ausersehen, eine Unterkunft seiner Schweinehirten. Nun gehörte Brunshausen zum Bistum Hildesheim, der Schweinehirtenhof aber, der sich zum Nonnenkloster Gandersheim auswuchs, vermutlich zum Gebiet des Mainzer Erzbischofs. Demzufolge hatte die erste Äbtissin, ursprünglich für Brunshausen vorgesehen, der Diözesanbischof Altfried von Hildesheim konsekriert, während die zweite, nur in Gandersheim wirkende, von den Bischöfen von Hildesheim und Mainz gleichzeitig ordiniert worden war.

Der Streit um das reichbegüterte Stift entzündete sich sozusagen durch Sophie, die älteste Tochter Kaiser Ottos II. und der Theophanu. Bereits 979 als etwa Vierjährige dem Stift Gandersheim übergeben, sollte Sophie eine «Magd Gottes» werden,

verschmähte es freilich strikt, von ihrem Hildesheimer Bischof, «dem Herrn Osdag, den heiligen Schleier zu empfangen, und wandte sich an Willigis. Denn sie hielt es für unter ihrer Würde, von einem Bischof eingesegnet zu werden, der kein Palliumträger war» (Vita Bernwardi). Sie wollte einen Metropoliten, den mächtigen Mainzer (wie sie später, zur Äbtissin gewählt, für die Weihe wieder einen Palliumträger erbat und bekam), das versteht sich für demütige Christen von selbst. Der Erzbischof, unter dessen anregendem Einfluß sie vermutlich ohnedies stand, brachte dafür um so mehr Verständnis auf, als das Erzbistum Mainz seit der Gründung des Erzbistums Magdeburg schon die Bistümer Brandenburg und Havelberg verloren hatte, weitere Einbußen vermeiden wollte und auch «offenbar mit Recht alte territoriale Ansprüche auf das Gandersheimer Gebiet erheben konnte» (Goetting).

So forderte Willigis erstmals anno domini 987 die Oberhoheit über das Kloster. Als dort am 18. Oktober die inzwischen etwa zwölfjährige Kaisertochter Sophie zur Nonne geweiht wurde (Willigis kämpfte kurz zuvor noch auf Ottos III. böhmischem Kriegszug), brach zwischen dem Erzbischof und seinem Suffragan, dem Bischof Osdag von Hildesheim, im Beisein des siebenjährigen Königs, der Kaiserin Theophanu nebst mehreren Bischöfen und Fürsten in der Kirche vor dem Altar über den Besitz von Gandersheim ein langer und heftiger Wortwechsel aus. Jeder der beiden Brüder in Christo rechnete das Stift seinem Sprengel zu, Willigis dem Erzbistum Mainz, Osdag seinem Suffraganbistum Hildesheim. Und der «Herr Osdag» – in einer zeitgenössischen Denkschrift als «simplicis animi vir» figurierend – ließ sich nicht durch den Erzbischof einschüchtern, sondern «auf göttliche Eingebung seinen Bischofsstuhl neben dem Altar aufstellen, um auf diese Weise den Ort und sein Herrschaftsrecht zu verteidigen» (Vita Bernwardi). Der Streit endete damals nur mühsam mit einem Vergleich: Willigis zelebrierte ein feierliches Hochamt am Hochaltar und vollzog dann gemeinsam mit Osdag die Weihe Sophies, während die übrigen «Mägde Gottes» der Hildesheimer Bischof allein einsegnete.[23]

Angeblich ging man danach «in bestem Frieden und Einvernehmen» auseinander und lebte in Eintracht sowohl unter Bischof Osdag wie seinem Nachfolger Gerdag (990–992). Doch unter dem hl. Bischof Bernward von Hildesheim (993–1022) flammte der Streit, in den auch Kaiser und Papst hineingezogen wurden, viel heftiger wieder auf und bereitete der «keimenden Liebe durch das Gift der Falschheit ein Ende» (Vita Bernwardi).

Die Sache begann zum zweitenmal, als die Nonne Sophie mit etwa zwanzig Jahren zum großen Ärger ihrer (ebenfalls schon als Kind ins Gandersheimer Stift gesteckten) Äbtissin und Cousine Gerberga II. (949–1001), einer Nichte Ottos «des Großen» und Lehrerin der Kanonissin und berühmten Dichterin Hrotsvit, Roswitha (gest. um 975), dem Kloster Gandersheim entsprang, um für immerhin mehrere Jahre am Hof ihres königlichen Bruders ein etwas unkanonisches Leben zu führen – «und ließ allerhand Gerüchte über sich kursieren» (Vita Bernwardi). Sie weilte übrigens gerade so lange am Hof, als dort Erzkanzler Willigis noch amtierte. Zum gleichen Zeitpunkt, in dem er abtrat, kehrte auch die Prinzessin nach Gandersheim zurück. Pech für den Mainzer war es überdies, daß 993 Ottos hochgeschätzter Hofkapellan und Erzieher Bernward Bischof von Hildesheim wurde. Und wie Äbtissin Gerberga, die gestrenge, nahm auch der neue Hildesheimer Bischof, der sächsische Graf Bernward, heftigen Anstoß an Sophies Ausbruch – obwohl doch seine eigene Freundin, die Äbtissin Mathilde von Quedlinburg, einst ein ganzes Jahr, auch ziemlich außerhalb ihrer Klostermauern, in Italien verbracht hatte – was natürlich nicht die leiseste Anspielung impliziert, übertraf Bernward doch «an Sittenreinheit selbst die bejahrtesten Männer» (Walterscheid).

Erzbischof Willigis dagegen, hoferfahren wie wenige, vermochte an solchen Eskapaden von dem Kaiserhaus angehörigen Nonnen nichts ungewöhnliches zu sehen. Und Prinzessin Sophie, die Schutzbedürftige (patrocinanda), hetzte den Erzbischof «mit bittren Reden» auf, erklärte, «der Bischof Bernward habe ihr überhaupt nichts zu sagen, das Kloster Gandersheim gehöre zur Diözese des Erzbischofs», und brachte diesen «schwer gegen den

Herrn Bernward auf» und natürlich zur Erneuerung seiner Ansprüche auf Gandersheim. Ja, «Sophie war beständig an seiner Seite, wohnte bei ihm und betrieb Tag und Nacht ihre Sache», ein schönes Sätzchen, und doch im Original eher aussagefähiger, inniger verwoben noch: «Sophia assidue illi cohaerens et cohabitans, haec interdiu noctuque ambiebat.» Was freilich keinesfalls heißt, daß die Prinzessin, Ottos III. ältere Schwester, mit Hans Goetting zu sprechen, mehr als «das geneigte Ohr des Erzbischofs» besaß.

Das alles empörte den Sittenprediger Bernward. Zwar verdankte er Willigis so gut wie alles, hatte ihn dieser schon zum Subdiakon, Diakon, Priester geweiht, vermutlich auch durch seine Fürsprache zum Kaisererzieher gemacht, und dann noch auf den Hildesheimer Bischofsstuhl gebracht; wie überhaupt Charakter und Interessen der beiden nicht sehr verschieden waren. Nur freilich wollte jeder eben Gandersheim. Die Nonnen aber, wegen der schwer erkrankten Gerberga jetzt unter Führung der wieder ins Stift zurückgekehrten Sophie, verweigerten dem Heiligen aus Hildesheim die Obedienz. Bloß unter dem Schutz zahlreicher Ministerialen konnte er sich gegen einen Haufen von Leuten, der ihn gegebenenfalls (natürlich «cum iniuria») davonjagen sollte, am 14. September, Fest der Kreuzerhöhung, des Jahres 1000, den Zutritt zur Klosterkirche erzwingen und dort die hl. Messe feiern. Dabei schleuderten ihm allerdings die frommen Klosterfrauen, als man zur Opferung gelangt war, ihre Oblationen unter wilden Flüchen vor die Füße, «mit unglaublichen Äußerungen des Zornes», mit «wilden Schmähworten gegen den Bischof», in dem sich doch noch fast ein Jahrtausend später für die Hildesheimer Diözese «*das Andenken an ihre goldene Zeit*» verkörpert (Wetzer/Welte). Wohl nur dank seiner bewaffneten Begleitung kam er unverletzt davon.[24]

Ganz anders wurde sechs Tage darauf Erzbischof Willigis von Mainz, gleichfalls mit großem Gefolge, in Gandersheim empfangen, wo er seine Besitzansprüche bekundete, während Bischof Bernward von Hildesheim nun direkt an Papst und Kaiser, seinen einstigen Zögling, appellierte, erkannte er ja klar, «daß das ein-

gedrungene Gift nurmehr durch päpstliches und kaiserliches Gegengift auszutreiben war».

Denn inzwischen hatte sich auf einer Synode in Gandersheim im Spätherbst anno 1000 ein wilder Tumult ereignet, hatte der von den Dänen vertriebene Bischof Ekkehard von Schleswig, das Sprachrohr des vorsichtigerweise ferngebliebenen Bernward, dazu aufgerufen, die Synode zu unterlassen, worauf der Kirchenfürst aus Mainz – auch er heute nicht nur dort als Heiliger verehrt – «in unvorstellbare Wut» geriet und drohte, den Bischof «mit Schimpf und Schande hinauswerfen» zu lassen. Der Metropolit, ganz klar, war das Opfer «böser Menschen» – «und erst recht Sophie setzte ihm beständig zu ...» So wurden zuletzt seine eigenen Besitzansprüche auf Gandersheim durch die Synodalen anscheinend anerkannt und der Streit von ihm für entschieden erklärt.

Auf einer weiteren, vom Papst befohlenen Synode in Pöhlde (Harz) am 22. Juni 1001, erschien neben dem päpstlich-kaiserlichen Legaten Kardinal Friedrich, einem Sachsen, auch der hl. Bischof Bernward mit einem ansehnlichen bewaffneten Aufgebot. Denn: «Als Bischof führte er einen Wandel genau nach der Forderung des Apostels» – der ja auch schon zu Jesu Zeiten das Schwert geschwungen. (Heiligkeit ist «immer gesundes und blutvolles Leben, stets höchste und gesammelte Kraft»; zumal «deutsche Heilige sind deutsche Helden und deutsche Heldinnen, also auch Führerpersönlichkeiten des deutschen Volkes», schrieb Johannes Walterscheid natürlich 1934, und natürlich mit Imprimatur des Generalvikars von Kardinal Faulhaber, dem großen Widerstandskämpfer. Denn 1934 schien es den Herren «besonders angebracht, das deutsche Volk zu einer solchen Betrachtung des Lebens der deutschen Heiligen hinzuführen», sollten die deutschen Heiligen doch 1934 «die unentbehrlichen Helfer beim inneren Aufbau unseres Vaterlandes sein ... vielleicht auch Kriegsführer, wie unsere großen Bischöfe des Mittelalters ...»)

Da wären wir also wieder bei unserem Helden, beim hl. Bernward, und dem päpstlichen Legaten, die seinerzeit von gegnerischen Bischöfen «in unglaublicher Weise» beschimpft, bedroht

worden sind. Es kam «zu schier unbeschreiblichem Streit und Tumult. Denn dem Stellvertreter des Papstes gestand man nicht einmal einen angemessenen Sitzplatz zu. Ein fürchterlicher Lärm brach aus, Recht und Gesetz wurden mißachtet, jegliche kanonische Ordnung hörte auf.» Zuletzt drangen sogar Laien in die Kirche der Gottesmänner. Und angeblich schrien natürlich «die Mainzer nach Waffen und stießen unerhörte Drohungen gegen den Stellvertreter des Papstes und gegen Bischof Bernward aus.» «Tod den Reichsverrätern», schrien die Leute des Erzbischofs, des hl. Willigis, «nieder mit Bernward, nieder mit dem Cardinal Friedrich.» Doch am nächsten Tag, Erzbischof Willigis hatte sich in aller Morgenfrühe mit seiner Schar heimlich aus dem Staub gemacht, suspendierte ihn der päpstliche Legat feierlich von jeder priesterlichen Tätigkeit, worum sich der Mainzer freilich nicht kümmerte. Vielmehr suchten seine Vasallen bald darauf in der Nacht die Abtei Hildwardshausen heim, ein Geschenk des Kaisers für den hl. Bernward, von diesem selbst «aufs ehrerbietigste eingeweiht, sorgfältig für den Dienst Gottes ausgestattet und durch viele Wohltaten und Geschenke in reichem Maße ausgezeichnet». Und natürlich waltete dort seine Tante als Äbtissin. Jetzt aber «überfielen die Leute des Erzbischofs im Dunkel der Nacht die Abtei, drangen überall ein und schlugen alles kurz und klein».

Christen, nein – Heilige unter sich!

Nun wollte der hl. Bischof Bernward im Kloster Gandersheim «nach dem Rechten sehen». Doch die Gandersheimer Nonnen setzten beim Anrücken Bischofs Bernwards ihr Kloster in Verteidigungszustand. Kastell, Türme und Schanzen wimmelten derart von Bewaffneten des Stifts und des Mainzer Erzstifts, daß der heranrückende hl. Bischof sich schnellstens wieder in seinen – von ihm selbst – ummauerten und turmbewehrten Hildesheimer Dombezirk zurückzog.[25]

Auf einer weiteren Synode in Frankfurt, im Sommer 1001, auf der Bischof Bernward wieder fehlte – er schützte Krankheit vor –, stellten sich auch die maßgeblichen deutschen Prälaten auf die Seite des Mainzers. Und als der Papst am 27. Dezember 1001 in

Todi ein Konzil eröffnete, um Willigis angesichts der deutschen Bischöfe zu demütigen, fanden sich nur drei von ihnen ein, wobei zwei, Siegfried von Augsburg und Hugo von Zeits, schon seit längerem im Gefolge des Kaisers standen, der dann kurz darauf, am 23. Januar 1002 in Paterno starb.

Bernward von Hildesheim ging erst am 20. November 1022 «zum besseren Dasein über» und wurde «bald durch leuchtende Wunder in den weitesten Kreisen verherrlicht» (Wetzer/Welte). Er stieg in der ganzen katholischen Christenheit zum Heiligen und Nothelfer auf, indes die Mitte des 12. Jahrhunderts in Mainz eifrig betriebene Kanonisation seines Gegners durch die Wirren, die dort zur Ermordung des Erzbischofs Arnold führten, ins Stokken geriet. Erst im 17. Jahrhundert brachte Willigis es zu einem heute fast vergessenen Mainzer Lokalheiligen, und auch dies nur «weil ein findiger Domprobst in der Erhebung seiner Gebeine eine gute Reklame zur Steigerung der Einnahmen des Stephansstiftes erblickte» (Böhmer).[26]

Der Gandersheimer Streit war damit nicht beendet. Sophie, inzwischen Äbtissin in Gandersheim (1001–1039) – auf dessen Äbtissinnenstuhl noch bis 1125 fast ausschließlich kaiserliche Prinzessinnen saßen –, dann auch zusätzlich Äbtissin in Vreden und Essen, agitierte weiter. Und Erzbischof Willigis machte immer wieder Mainzer Ansprüche auf Gandersheim geltend. Selbst als Kaiser Heinrich II. der Heilige im Januar 1007 den Streit zugunsten von Hildesheim entschied, lebte er unter dem Mainzer Erzbischof Aribo II., einem Verwandten Kaiser Heinrichs, um 1021, kurz vor Bernwards Tod, noch einmal auf. Und obwohl Aribos reichspolitische Position schon unter Kaiser Heinrich stark war, unter dessen Nachfolger Konrad II., dessen Wahl er maßgeblich mitentschied und den er 1024 in Mainz zum König krönte, zunächst noch stärker wurde, stritt der Erfolgreiche um das Kloster bis 1030 so verbissen wie erfolglos mit dem von ihm selbst zum Bischof geweihten Kaiser-Heinrich-Günstling Godehard von Hildesheim, übrigens einem weiteren Heiligen (Fest 5. Mai).[27]

ANHANG

ANMERKUNGEN ZUM FÜNFTEN BAND

Die vollständigen Titel der angeführten Sekundärliteratur stehen auf S. 623 ff., die vollständigen Titel der wichtigsten Quellenschriften und Abkürzungen im Abkürzungsverzeichnis auf S. 647 ff. Autoren, von denen nur ein Werk benutzt wurde, werden in den Anmerkungen meist nur mit ihren Namen zitiert, die übrigen Werke mit Stichworten.

1. KAPITEL
Kaiser Ludwig I. der Fromme (814–840)

1 Fichtenau, Das karolingische Imperium 217

2 Daniel-Rops 554

3 Nith. hist. 1,3

4 Ann. Xant. 834

5 Ann. reg. Franc. 781; 806; 813. Thegan 3; 6 (hiernach krönt Ludwig sich selbst), Astron. 3 f.; 20. LMA V 2171. Simson I 1 ff. Mühlbacher II 7. Hartmann, Geschichte Italiens III 1. H. 77 f. Reinhardt 29 f. *Klebel*, Herzogtümer 74 . Aubin 144. Classen 109 ff. Schramm, Kaiser, Könige und Päpste I 296 ff. Steinbach, Das Frankenreich 68 f. 71. Fleckenstein, Grundlagen und Beginn 104. Schlesinger, Kaisertum 116 ff. Konecny, Eherecht 3. Deschner, Das Kreuz 186. Rau I 213. Riché, Die Welt 21. Schieffer, Die Karolinger 112. Boshof, Ludwig der Fromme 86 ff. Zu eingangs angedeuteten Sexualexzessen des (hohen) Klerus vgl. auch: Mynarek, Eros, 29 ff. 49 ff. u.o. Ranke-Heinemann, Eunuchen 118 ff. Herrmann, H. Kirchenfürsten 165 ff. Deschner, Das Kreuz 124 ff. 132 ff. 181 ff. Ders. Opus Diaboli 92 ff. Zum Frauenproblem in der Kirche in Geschichte und Gegenwart vgl. etwa: Deschner/Herrmann 83 ff. Moia, Für die Frauen passim. Dies. Géint d'Pafen 109 ff. 6 Greg. dial. 4,44. Ann. reg. Fr. 809. Astron. 3 f.; 6; 10; 13 ff. Ermold. Nig. in honor. Hlud. 1,56. Wetzer/Welte VI 626 ff. LMA I 1153; III 2160. HEG I 1009 f.; Simson I 37 f. Mühlbacher II 7 f. 13, 148. Konecny, Eherecht 1 ff. bes. 10, 15. Fichtenau, Das karolingische Imperium 215 f. Schieffer, Ludwig ‹der Fromme› 58 ff. bes. 62 ff. 70 ff. Ders. Die Karolinger 112 ff. Riché, Die Karolinger 179 f. Ders. Die Welt 92 f. Wattenbach/Dümmler/Huf II 239, 261 f. Hartmann, Die Synoden 153 ff. 165. Fried, Der Weg 369. Vgl. auch 401 f. Boshof, Ludwig der Fromme 5 f. 27 ff. 74 ff. Schmitz 79

7 LMA II 1948 f. V 451 f. 903 f. 907 f. Hartmann, Die Synoden 155 ff. Zur «monastischen Reform» unter Ludwig s. auch Oexle 112 ff. Vgl. auch 141 f. Anm. 216. Ferner Goetz 108. Deschner, Dornröschenträume 169

8 LThK III[1] 592 f. III[3] 527 f. LMA III 1705 ff. (Schieffer). Nylander, 24. Lassmann 229. Hartmann, Der rechtliche Zustand 397 ff. Ders. Die Synoden 161 ff. Ehlers 30. Brunner 37 f.

9 LMA I 216 f. (Boshof). Mühlbacher II 63. Konecny, Eherecht 14 f.

Boshof, Erzbischof Agobard 100. Hartmann, Die Synoden 166 f. Vgl. auch 187, 192 f. Deschner, Abermals 453. Und prinzipiell für das Mittelalter Gurjewitsch 274 ff.: «Die einzige Vorschrift der Kirche, die auf eine teilweise Umverteilung der Güter gerichtet war, beschränkte sich auf die Mahnung zum Almosengeben.»

10 Ermold. Nig. in honor. Hlud. 2. Astron. 8. Konecny, Eherecht 2, 12 f. 21. Schieffer, Die Karolinger 114, 119 f. Werner, Die Nachkommen 4, 443 f. Riché, Die Karolinger 179. Boshof, Ludwig der Fromme 59 f. Wemple 79 f.

11 Astron. 40. Ann. reg. Fr. 826 f. Ann. Fuld. 828. LThK IX[1] 391 ff. Fichtinger 344. Vgl. auch Deschner, Abermals 268.

Fast unglaublich und doch wahr ist auch folgendes, das nicht nur des Kuriositätenreizes wegen im Zusammenhang mit dem Patron der Schützenvereine mitgeteilt sei, sondern auch weil es zeigt, wie lang solch christlicher Wahn ganz ernsthaft fortwest.

Am Samstag, 22. Januar 1977, beging die «Kgl. privil. Hauptschützengesellschaft Würzburg» in der dortigen Augustinerkirche ihr hundertjähriges Bestehen mit einer «Feier des ‹Sebastian-Gottesdienstes›», mit «Fahnenabordnungen», auch anderer «Schützenfreunde», mit «Königspaar» und «Ehren-Schützenmeister», sogar einer «Schützenschwester», mit einer «Jagdhornbläsergruppe» nebst «Festgottesdienst», wobei der «Zelebrant der (sic) Hl. Amtes» in seiner Predigt herausstellte, «daß die Schützengesellschaft, gruppiert um die alle Schützen vereinende Zielscheibe, das Ideal der Kirche vollzieht», sage die Kirche doch «ja zum Sport, zur Gemeinschaft und zur Gesellschaft», und insofern «Liebe, Treue, Gemeinschaft bei der HSG verwirklicht werden, baut die Schützengesellschaft mit am Auftrage Christi und am Reiche Gottes.» Ist's nicht prächtig, wie nah hier die königlich privilegierte Hauptschützengesellschaft Würzburg, wie nahe da die Zielscheibe an das «Ideal der Kirche» samt dem «Reiche Gottes» rückt! Wundert man sich noch, daß die Augustiner-Patres «den Altartisch wieder (!) mit einer Reliquie, und zwar einer Pfeilspitze, welche den Hl. Sebastian durchbohrt haben soll, geschmückt» hatten?! Ewig schade nur, daß, als der Königlich privilegierten Hauptschützengesellschaft Würzburg im Anschluß an den Gottesdienst «nach altem Privileg der ‹Sebastiani-Trunk› gereicht« wurde, «dieses Jahr ein 1975er Iphöfer Julius Echterberg», derselbige nicht aus der Hirnschale ihres Heiligen in die Schützenkehlen floß. Die Kgl. privil. HSG hätte sich (und kann dies ja auch künftig tun) an Ebersberg in Oberbayern wenden sollen, da zumindest früher die Ebersberger «aus der angeblichen Hirnschale Sebastians gesegneten Wein tranken» (Lexikon für Theologie und Kirche).

Den Hinweis auf die Würzburger Schützengesellschaft – ST. SEBASTIAN zur Ehr» – verdanke ich einem Leser, der mir am 28. 2. 1977 eine entsprechende Beilage schickte mit der Schlußbemerkung: «Ausführungen dazu erspare ich mir, nachdem alles deutlich erkennbar ist. Daß ich per Jahreswechsel der HSG die Mitgliedschaft aufkündigen werde und entsprechend begründet, steht außer Zweifel. Ansonsten, es ist nicht zu fassen . . .»

12 Ann. reg. Fr. 823; 825. Astron. 37; 42

13 «Jagd und Adel gehören zusammen, getreu dem höfischen Halali», schreibt Karl August Groskreutz in seinem hintersinnig versponnenen und oft so wortwunderreichen Streifzug durch die Anatomie der Schweine-Menschen, einem wohl einzigartigen Werk in der zeitgenössischen deutschen Literatur. «Exakt 116 106 Kreaturen hetzte und fing und schoß Herzog Johann I., Kurfürst von Sachsen in seiner Regierungszeit (1611–55), darunter allein 3192 Wildschweine, und selbst die persönlich von ihm ‹erlegten› 27 Igel sind in der Jagdstatistik des Hofes aufgelistet worden. Exakt 5218 Stück Wild, mit 330 Wildschweinen darunter, ließ der verderbte Schubart-Herzog Karl Eugen von Württemberg für seine Geburtstagsfeier am 20. Februar 1763 aus den Forsten seines Machtbereiches für ein gar ergötzliches Massakrieren zusammentreiben und in Käfigen herankarren, und zwar ohne Rücksicht auf die Schonzeiten; ebenbürtig den tyrannischen Visconti von Mailand. Burckhardt sagt: ‹Der wichtigste Staatszweck ist die Eberjagd des Fürsten; wer ihn darein greift, wird martervoll hingerichtet. Das zitternde Volk muß ihm fünftausend Jagdhunde füttern, unter der schärfsten Verantwortlichkeit für deren Wohlbefinden.›»
Ein Jäger und auch sonst grausamer Feind der Tiere, der selbst Schweine schlachtete und in ihren Eingeweiden wühlte, war Karl IX. von Frankreich, der seiner Mutter Katharina von Medici 1572 sein Einverständnis auch zur Vernichtung der Hugenotten gab, worauf es zur «Pariser Bluthochzeit», der «Bartholomäusnacht» kam, in der unter dem Schlachtruf «Es lebe die Messe! Tötet, tötet!» die Katholiken in wenigen Stunden 20 000, vielleicht auch 30 000 Hugenotten schlachteten, gefolgt von römischen Jubelgottesdiensten, Prunkprozessionen und einer Festmedaille Papst Gregors XIII. mit einem hugenottenabstechenden Engel samt eignem Stellvertreter-Christi-Konterfei.
Noch Kaiser Franz Joseph tötete bei einer Treibjagd in Kürze 50 bis 70 Tiere. Und Kaiser Wilhelm II. ließ anläßlich seines 150 000. Jagdmordes einen Gedenkstein in der Ostpreußischen Heide setzen. Jagd und Krieg hängen eng zusammen, und recht gesehen ist die Jagd noch widerlicher als der Krieg, weil sie längst so gut wie immer völlig wehrlosen Wesen gilt. – Vgl. vor allem Groskreutz, Der Schnauzenkuß 81 f. Heer, Europäische Geistesgeschichte 384 f. Ders. Europa 66, 88, 93. Goetz 199. Rösener 111. Den Ritter und den Jäger nennt M. Gilsenan 113 f. die «beiden klassischen Sinnbilder einer bestimmten Herrschaftsform«. Deschner, Die Politik der Päpste I 572. Ders. Opus Diaboli 31.
Das unendliche Elend der Tiere in der christlichen Geschichte, in Krieg und Frieden, wird von den Historikern gewöhnlich ganz und gar unterschlagen. Um so verdienstvoller die wenigen Ausnahmen unter den Wissenschaftlern. Z. B. Singer, Befreiung der Tiere, ein überaus notwendiges Werk, passim. Vgl. bes. auch den Anhang 1, 275 ff. Ferner Singer/Dahl 280 ff. Hermann, H., Passion der Grausamkeit 26 ff. Moia, Géint d'Pafen, 193 ff. S. auch Deschner, Warum

ich Christ, Atheist, Agnostiker bin 167 ff. Was ich denke 93 ff. Ärgernisse 55 ff. Bissige Aphorismen 84 ff.

14 Ann. reg. Fr. 820; 825 ff. Thegan 19. Astron. 19; 32; 35; 40 ff. 46; 57 ff. LMA III 2160; V 270 ff. (Schwenk) HKG III/1, 120, 126. Simson I 34 f. 344. Wattenbach/Dümmler/Huf II 239. Mühlbacher II 48, 133, 143. Brühl, Fodrum 31 ff. Fichtenau, Lebensordnungen 196 f. Fried, Die Formierung 12, 14. Voss 161. Die Details über die Jagd verdanke ich vor allem dem materialreichen, in vieler Hinsicht sehr lesenswerten Buch von Pierre Riché, Die Welt der Karolinger 41 ff. 114. Vgl. bes. 94; hier das Zitat von Ermoldus Nigellus. Boshof, Ludwig der Fromme 63. Werner, Die Ursprünge 421 f. Zum ganzen Komplex: Lindner, Geschichte des deutschen Weidwerks II 235 ff. u. – rechts- und sozialgeschichtlich betrachtet Jarnut, Die frühmittelalterliche Jagd 765 ff.

15 Astron. 20. Schieffer, Die Karolinger 117. Fried, Der Weg 341 f.

16 Ann. reg. Fr. 814. Astron. 21; 23; 44. Simson I 10 ff. 33 f. Mühlbacher II 7 ff. Fichtenau, Das karolingische Imperium 220 f. Weinrich, Wala 28 ff. Semmler, Ludwig der Fromme 28 ff. Fried, Der Weg 342 f. Kasten 100 f.

17 Nithardi hist. 2. Astron. 21; 23. Simson I 17 ff. 20 ff. HKG III/1, 120 f. LMA I 105, 2023; V 162 f. Hartmann, Geschichte Italiens III 1. H. 92 f. 108 f. 144. Mühlbacher II 8 ff. Weinrich, Wala 30 f. 33 ff. Konecny, Eherecht 11 f. Fichtenau, Das karolingische Imperium 221 f. Hartmann, Die Synoden 153. Schieffer, Die Karolinger 112 ff. 120. Riché, Die Karolinger 180, 183 f. Fried, Der Weg 342 f. Boshof, Ludwig der Fromme 91 ff. Zu Adalhard: Kasten passim

18 Thegan 8. Zum ungeheuren Reichtum der Kirchen heute und zu ihren Ausbeutungsmethoden vgl. H. Herrmann, Die Kirche und unser Geld passim. Ders. Caritas-Legende 93 ff. 255 ff. Ders. Kirchenaustritt 80 ff. Ders. Pecunia non olet 226 ff. Ferner: Deschner/Herrmann 69 ff. 249 ff. 265 ff. Deschner, Das Kapital der Kirche 299 ff.

19 Thegan 10; 20.

20 Ann. reg. Fr. 827. LMA IV 2121; V 806. Simson I 23 f.

21 LThK II^{3} 200 f. LMA IV 1168 f. (Schild). Fichtenau, Das karolingische Imperium 202. Riché, Die Karolinger 335 f. Boshof, Ludwig der Fromme 46 ff. Fried, Der Weg 345 f. Auch Prinz, Askese und Kultur 61 ff. beurteilt die Weitergabe literarischer Kultur in den Klöstern «eher negativ». Nicht organisierte Wissensvermittlung sei charakteristisch für das Kloster, sondern «Erweckungserziehung». Zur Situation im frühesten Mittelalter: Illmer passim bes. 65 f. 89 ff. 153 ff. ebenfalls insgesamt mit sehr negativem Resultat.

22 Astron. 28. Vita Benedicti 35. LThK II^{1} 147 f. II^{3} 200 f. LMA I 1864 ff. Simson I 24 f. Hartmann, Geschichte Italiens III 1. H. 94. Mühlbacher II 11 ff. 19 ff. 25 ff. 40. Cartellieri I 240. Löwe, Deutschland 171 f. Steinbach, Das Frankenreich 71 f. Mayer, Staatsauffassung 172 ff. Zöllner 232 ff. Sprandel 100. Haendler 117 f. Kasten 91 ff. Fichtenau, Das karolingische Imperium 197 f. Schieffer, Die Karolinger 114 f. Riché, Die Karolinger 334 ff. Hartmann, Die Synoden 153 ff. Ders. Herrscher der Karolingerzeit 46. Schneider, Das Frankenreich 38. Goetz 68 f. Fried, Der

Weg 346 ff. Staubach 34 spricht von Ludwigs «marottenhaften» Vorlieben für Mönchswesen und Fragen der Klosterdisziplin

23 Thegan 36. LMA V 10 f. 20, 625. Simson I 23 f. Hartmann, Geschichte Italiens III 1. H. 133. Levison 517. Riché, Die Karolinger 339 f. Schieffer, Die Karolinger 121

24 MG Cap. I 270 ff. Ann. reg. Fr. 817. HKG III/1, 125. LMA III 1133 f. VI 1434 f. Simson I 100 ff. 112 f. Mühlbacher II 22 ff. Cartellieri I 243. Reinhardt, Untersuchungen 31 f. Conrad 102. Steinbach, Das Frankenreich 71 f. Tellenbach, Die Unteilbarkeit 113. Fleckenstein, Grundlagen und Beginn 104 f. Schieffer, Die Karolinger 117 f. Hartmann, Die Synoden 160 f. Schneider, Das Frankenreich 38. Semmler, Ludwig der Fromme 28 ff. Fried, Der Weg 350 ff., der (im Zitat) auch führende Adelsgruppen einschließt. Boshof, Ludwig der Fromme 129 ff. Werner, Die Ursprünge 421 ff.

25 Einh. vita Karoli 19. Ann. reg. Fr. 812 ff. bes. 817 f. Thegan 22 f. Astron. 29 f. 39; 42. Nith. hist. 1,2. Reginon, chron. 818. LMA I 1983, VI 2171. Simson I 8 f. bes. 112 ff. 120 ff. Hartmann, Geschichte Italiens III 1. H. 102 ff. Cartellieri I 244. Mühlbacher II 30 ff. Faulhaber 36. Mohr 80 f. Bund, 393 ff. Sprigade 71 ff. Schaab 65 ff. Fichtenau, Das karolingische Imperium 241 f. Noble 315 ff. Riché, Die Karolinger 181 f. Boshof, Ludwig der Fromme 141 ff.

26 Thegan 24. Nith. hist. 1,2. Astron. 35. Chron. Moiss. 817. Simson I 127 f. 177. Mühlbacher II 32 f. 62. Schaab 167. Sprigade 73 ff. Fichtenau, Das karolingische Imperium 243. Riché, Die Karolinger 182

27 Ann. reg. Fr. 822. Astron. 35. Simson I 177 ff. Mühlbacher II 61 ff. Schieffer, Die Karolinger 121. Riché, Die Karolinger 183. Boshof, Ludwig der Fromme 147

28 Ann. reg. Fr. 820 ff. Nith. hist. 1,3. LMA VI 1201, 1754. Simson I 300 ff (mit einer Fülle von Quellenbelegen). Mühlbacher II 11, bes. 64 ff. Kupisch 14. Riché, Die Karolinger 187. Duby 11 ff. Vgl. auch Schneider, Das Frankenreich 77. Geremek 7 ff. 21 ff. Bentzien 53. Cipolla/Borchardt 30 ff.

29 Astron. 25 f. 34

30 Riché, Die Welt 98 ff.

31 Thegan 13; 15. Astron. 25 f. Ann. reg. Fr. 815 f. Simson I 52 f. 64 f. Mühlbacher II 44 f. R. Schneider, Das Frankenreich 37. Kretschmann, Die stammesmäßige Zusammensetzung 23

32 Ann. reg. Fr. 818. Thegan 25. Astron. 30. LMA II 615 ff. Simson I 128 ff. Mühlbacher II 42 f. Schieffer, Die Karolinger 124. Boshof, Ludwig der Fromme 100 f.

33 Ann. reg. Fr. 819; 821. Ann. Bertin. 839. Ann. Sith. 819. Astron. 31 f. dtv Lexikon VII 117. LMA IV 1126 f. Simson I 140 f. 151. Dümmler 166 ff. Schieffer, Die Karolinger 123 f. Friedmann 193

34 Ann. reg. Fr. 819 ff. Thegan 27. Astron. 32 f. 36. Ann. Sith. 820. LMA II 463; V 1538, 2055. Simson I 149 ff. 158 ff. 173 ff. Mühlbacher II 54 ff. Hauptmann, Kroaten, Goten 325 ff. Ders. Die Kroaten im Wandel der Jahrhunderte 12. Vernadsky 265, 279. Cartellieri I 245 ff. Zatschek 69 f. Pirchegger, Karantanien 272 ff. Schulze, Vom Reich der Franken 379. McKitterick 129. Babić/Belošević 81 ff.

35 Ann. reg. Fr. 822

36 Ebd. Astron. 35 f. Simson I 187 ff. Schieffer zit. nach HKG III/1, 141

37 Astron. 23

38 Ann. reg. Fr. 824. Thegan 31; 49. Astron. 30; 37. Tusculum Lexikon 90 f. LMA III 2160 f. Simson I 216 ff. Mühlbacher II 43 f. Dümmler I 24 f. Ermoldus Nigellus zit. nach Riché, Die Welt 98. Anton, Die Iren 606 ff. Godman 45 ff. 250 ff.

39 Mühlbacher II 58 f.

40 Simson I 311 mit den Quellenhinweisen

41 Ann. reg. Fr. 826 ff. Astron. 40 ff. LMA VI 1406. Simson I 47 ff. 267 ff. 273 ff.

42 Ann. reg. Fr. 824 ff. Ann. Fuldens. 828 f. LMA VI 1407 f. Simson I 223, 235 f. 253, 277, 297 f. Mühlbacher II 57 f. Schieffer, Die Karolinger 123

43 Ann. reg. Fr. 828. Astron. 42. Simson I 299

44 Ann. reg. Fr. 815. Astron. 25. Wetzer/Welte VI 458. HEG I 580 f. LThK ¹VI 494. Kelly 113 f. LMA V 1877 f. Simson I 60 ff. 234. Hartmann, Geschichte Italiens III 1. H. 96. Gregorovius I/2 478. Mühlbacher II 14. Stratmann, Die Heiligen IV 173. Cartellieri I 241. Haller, Papsttum II 18, 24. Seppelt/Schwaiger 96 f. Seppelt II 186 f. Prinz, Grundlagen und Anfänge 102. Schieffer, Die Karolinger 115. Riché, Die Karolinger 180. Hartmann, Die Synoden 120, 286. Moser 73. Peter de Rosa stellt die ausgerissenen Augen und die abgeschnittene Zunge als Tatsache dar: Gottes Erste Diener 58

45 Ann. reg. Fr. 816. Thegan 16 ff. Astron. 26. LP Vita Steph. IV. 2,49 ff. JW 1, 316 ff. LThK¹ IX 805, IX² 1039 f. HKG III/1 124. HEG I 584. Kühner, Lexikon 55. Kelly 114 f. Simson I 67 ff. Mühlbacher II 14 ff. Gregorovius 12, 482 f. Cartellieri I 241. Eichmann I 15 ff. 40 ff. Zur Krone generell: II 57 ff. Fritze, Papst 43 ff. Aubin 152. Haller II 24. Seppelt II 200 ff. Ullmann 215 ff. bes. 218. Gontard 177. Dawson 252. Ermoldus Nigellus zit. nach Riché, Die Welt 91. Ders. Die Karolinger 180. Schieffer, Die Karolinger 115. O. Engels 23 f. Fried, Der Weg 344 f. Boshof, Ludwig der Fromme 136 ff., wie oft etwas apologetisch, weshalb ihm Frieds Interpretation auch «nicht nachvollziehbar» ist. Oder S. 162 Anm. 389, «ohne daß wir hier auf Einzelheiten eingehen könnten, nicht überzeugt».

46 Ann. reg. Fr. 817. Kelly 115. LMA VI 1612. HEG I 585. Mühlbacher II 18. Gregorovius I 2, 484. Seppelt II 203 ff. Hahn 15 ff. Prinz, Grundlagen und Anfänge 108. Boshof, Ludwig der Fromme 139 f.

47 Ann. reg. Fr. 823. Astron. 36. Kühner, Lexikon 56. Kelly 115. LMA VI 1752. Mühlbacher II 34. Cartellieri I 241, 247. Gregorovius II 1, 487. Schnürer II 29. Eichmann I 47 f. Seppelt II 205. Ullmann 233 ff. Aubin 152. Riché, Die Karolinger 184. Schieffer, Die Karolinger 121 f.

48 Ann. reg. Fr. 823. Thegan 30. Astron. 37 f. Ann. Sith. 823. Kelly 114 f. LMA III 1673 ff. bes. 1681. HKG III/1, 129. Simson I 202 ff. Mühlbacher II 34 f. Gregorovius I 2, 488. Hartmann, Geschichte Italiens III 1. H. 111 ff. Cartellieri I 246 f. Haller II 25. Seppelt II 205 f. Seppelt/Schwaiger 97. Gontard 177. Zimmermann, Papstabsetzungen 37 f.

49 Ann. reg. Fr. 824. Thegan 30. LThK I¹ 985 meldet, daß Baronius zur Annahme der Kardinalswürde durch Androhung der Exkommunikation gezwungen werden mußte. LThK I³ 31 unterdrückt das peinliche Fak-

tum. Kelly 116. Simson I 213 ff. Gregorovius I 2, 489. Seppelt II 206

50 Constitutio Romana: MG Capit. I 323 f. Vgl. auch: De imperatoria potestate in urbe Roma libellus: MG SS III 720. LP Vita Eugen 2,69 f. JW 1,320 ff. Ann. reg. Fr. 824. Astron. 38. Kühner, Lexikon 56. Kelly 116 ff. 133. LMA III 176 f. IV 295. VI 1752. HKG III/1 129 f. Simson I 225 ff. Hartmann, Geschichte Italiens III 1. H. 113 ff. Mühlbacher II 35 f. Cartellieri I 247. Gregorovius I 2, 487 f. Seppelt/Schwaiger 98. Seppelt II 205, 208 f. Haller II 25 f. Steinbach, Das Frankenreich 73. Löwe, Deutschland 174. Fischer, Königtum, Adel 81. Prinz, Grundlagen und Anfänge 108. Schieffer, Die Karolinger 121 f. Hartmann, Die Synoden 173 ff.

51 MG Cap. 2,4. MG Conc. 2,606 ff. Astron. 35. Altaner/Stuiber 225 f. Kraft 448. Simson I 303, 315 ff. Hartmann, Geschichte Italiens III 1. H. 96 ff. 128 f. Dümmler I 48 ff. Cartellieri I 245. Steinbach, Das Frankenreich 72 f. Voigt, Staat und Kirche 419 f. Faulhaber 46 ff. 100 ff. Mohr 91 f. Löwe, Deutschland 181 f. Halphen, The Church 444. Bund 398 ff. Schieffer, Die Karolinger 121, 127. Riché, Die Karolinger 183, 185. Vgl. dazu auch Gurjewitsch 196 ff.

52 Simson I 300 ff. mit vielen Quellenhinweisen. Dümmler I 46 f. Cartellieri I 252. Dörries II 217. Weinrich, Wala 60 ff. Goetz 27. Duby 12

53 Ann. reg. Fr. 819. Nith. hist. 1,2. Thegan 25 f. Astron. 8; 32. Simson I 145 ff. (hier das Luden-Zitat). Mühlbacher II 39 f. Konecny, Die Frauen 99 f. Fichtenau, Das karolingische Imperium 250 ff. (hier das Agobard-Zitat).

54 Ann. reg. Fr. 828 f. Thegan 35 f. Astron. 43. Nith. hist. 1,3. Mühlbacher II 40 f. Simson I 325 ff. Faulhaber 50 f. Sprigade 80 f. Boshof, Erzbischof Agobar 195 ff. Weinrich, Wala 70 f. Fichtenau, Das karolingische Imperium 252 ff.

55 Ann. reg. Fr. 827; 829. Nith. hist. 1,3. Astron. 43. LMA I 1985. Simson I 330 ff. Mühlbacher II 74 ff. Schieffer, Die Karolinger 127 f. Vgl. auch die folg. Anm.

56 Thegan 36. Astron. 44. Ann. Fuldens. 830. Ann. Bertin. 830. Regin. chron. 838. Pasch. Radbert. Epitaph. Arsenii 2,8. Agobard, Lib. apologet. 2. LMA III 934, IV 2121, V 2123., VI 2170. Simson I 329, 335 f. Mühlbacher II 74 ff. Boshof, Erzbischof Agobard 196 ff. 208. Weinrich, Wala 70 ff. Fichtenau, Das karolingische Imperium 167 f. Bund 401 ff. Riché, Die Karolinger 184 f. 187. Ders. Die Welt 117, 222 f.

57 Nith. hist. 1,3. Ann. Bertin. 830 f. Astron. 44 ff. Thegan 36. Ann. Mett. 830. Paschal. Radbert. Vita Walae 9 f. LMA III 225, 295, 1682. Simson I 335 ff. 341 ff. 351 ff. II 1 ff. 232 ff. Mühlbacher II 82 ff. Dümmler I 56 ff. 65 ff. Cartellieri I 253 ff. 286 f. Sprigade 80 ff. Weinrich, Wala 74 ff. Konecny, Die Frauen 97 f. Fichtenau, Das karolingische Imperium 257 f. 267 f. Schieffer, Die Karolinger 128 ff. Riché, Die Karolinger 187 f.

58 Thegan 39. Astron. 47 f. Ann. Fuldens. 832. Ann. Bertin. 832 f. Nith. hist. 1,3 f. LMA I 216, VI 2170 HKG III/1 140. HBG I 263 f. Simson II 17 ff. 32 ff. 40 ff. Mühlbacher II 88 ff. 91 ff. Cartellieri I 244, 246 f. 256. Hartmann, Geschichte Italiens III. 1. H. 133 ff. Steinbach, Das Frankenreich. 73. Haller II 38. Seppelt/Schwaiger 98 f. Aubin 153 f. Bund 405 ff. Fleckenstein,

Grundlagen und Beginn 105 f. 124 f. Schieffer, Die Karolinger 127 f. 130 f. Riché, Die Karolinger 188 f.

59 Ann. Xantens. 833 Thegan 42. Ann. Fuldens. 833. Ann. Bertin. 833. Astron. 48. Nith. hist. 1,4. Paschas. Radb. Epit. Arsen. 2,14 ff. LMA III 1405. HKG III/1. 141. Dümmler I 74 ff. Simson II 31 ff. 44 ff. 61. Mühlbacher II 98 ff. Hartmann, Geschichte Italiens III 1. H. 138. Cartellieri I 256. Voigt, Staat und Kirche 448 ff. Boshof, Erzbischof Agobard 216 ff. Sprigade 78 f. Grotz 22. Steinbach, Das Frankenreich 74. Weinrich, Wala 79 ff. Dawson 254 f. legt die päpstliche Taktik noch zugunsten des Papstes aus. Seppelt/Schwaiger 99. Fleckenstein, Grundlagen und Beginn 125. Fichtenau, Das karolingische Imperium 278 f. Riché, Die Karolinger 189 f. Schieffer, Die Karolinger 131 f. Ullmann 246 ff. Bund 407 ff.

60 Astron. 48. Thegan 42 ff. Ann. Bertin. 833. Ann. Remens. 833. Ann. Fuldens. 834. Dümmler I 79 ff. Simson II 52 ff. 62 ff. 76. Mühlbacher II 100 ff. Hartmann, Geschichte Italiens III 1. H. 139. Cartellieri I 257. Boshof, Erzbischof Agobard 240 f., 253. Voigt, Staat und Kirche 448 ff. Bund 409 ff. Schieffer, Die Karolinger 132 f. Riché, Die Karolinger 190.

61 Zit. ebd. 191. Vgl. auch LMA V 144. HBG I 263 f. Simson II 54 ff. 80 ff. Zum geistigen Werk von Rhabanus Maurus: Haendler 125 ff.

62 Nach Riché, Die Karolinger 190

63 LThK ^{1}I 143 f. LMA I 216 f. Mühlbacher II 103 ff. Rahner 181. Vgl. auch Deschner, Abermals 453, 460. Boshof, Erzbischof Agobard 244. Wiegand 221, 232, 247. Oepke 292 f.

64 Nith. hist. 1,3. Thegan 43. Ann. Bertin. 833. Ann. Fuldens. 834. Astron. 48 f. LMA I 216 f. V 2124. HKG III/1 141. Simson II 63 ff. 66 ff. Mühlbacher II 105 ff. Hartmann, Geschichte Italiens III 1. H. 139 f. Dümmler I 84 ff. Cartellieri I 257 f. Mohr 98 ff. Schöffel I 53. Zatschek 74. Wiegand 221. Boshof, Erzbischof Agobard 228 ff. 241 ff. Bund 413 ff. Schieffer, Die Karolinger 133. Riché, Die Karolinger 190. Hartmann, Die Synoden 188

65 Simson II 72 ff. Mühlbacher II 109 f. Sommerlad II 192 f. Schöffel I 53

66 Astron. 51. Mühlbacher II 110 ff. Simson II 73 ff. Hartmann, Geschichte Italiens III 1. H. 140. Cartellieri I 258. Schöffel I 53

67 Astron. 54. Thegan 44 f. Ann. Bertin. 833 f. Flod. 2,20. LMA III 1527 f. Dümmler I 86 ff. Simson I 207 ff. II 75. Hartmann, Geschichte Italiens, III 1. H. 140. Bertram 33. Boshof, Agobard von Lyon 251. Schöffel 52 f. Haller II 42. Seppelt/Schwaiger 100. McKeon 437 ff.

68 Nith. hist. 1,4

69 Ann. Bertin. 834. Nith. hist. 1,3 ff. Astron. 50 ff. Thegan 48 ff. Simson II 79 ff. 84 ff. 102 ff. 113 ff. Dümmler I 90 ff. 97 ff. Mühlbacher II 110 ff. 116 ff. 132. Hartmann, Geschichte Italiens III 1. H. 140 f. 145. Cartellieri I 259. Steinbach, Das Frankenreich 74. Hoffmann 11 f. Fichtenau, Das karolingische Imperium 269, 284. Hlawitschka, Franken 54 f. Riché, Die Karolinger 191. Schieffer, Die Karolinger 133 f. Götting 56 ff.

70 Ann. Bertin. 835. Astron. 54. Thegan 56. LMA I 661. Simson II 75, 120 f. 126 ff. 132 f. Mühlbacher II 121 f. Hartmann, Die Synoden 188 f.

71 LMA III 1527 ff. Mühlbacher II

123, 217 f. Hartmann, Fälschungsverdacht und Fälschungsnachweis 111 ff.

72 Syn. Aachen 836 c.5 f.; 12; 14. Simson II 148 ff. Mühlbacher II 126 ff. Hartmann, Die Synoden 190 ff.

73 Mühlbacher II 126, 128. Geremek 52. Staubach 30 ff.

74 Ann. Bertin. 838 f. 844. Ann. Fuldens. 838; 840. Einh. vita Kar. 3; 5. Ann. reg. Fr. 760 ff. Astron. 59 ff. Nith. hist. 1,6 ff. LMA I 829 f. (Claude). VI 2170. HBG I 264. Simson II 148 ff. 171 ff. 176 ff. 195 ff. 217 ff. 222 ff. Dümmler I 268. Mühlbacher II 133 ff. 137 ff. 144 ff. Nový, Die Anfänge 162 f. Schieffer, Die Karolinger 136 f. Riché, Die Karolinger 192. Ders. Die Welt 22

75 Astron. 62 ff. Ann. Bertin. 840. Ann. Fuldens. 840. Ann. Xantens. 840. Nith. hist. 1,8. Dümmler I 135 ff. Simson II 228 ff. Mühlbacher II 47, 148. Schieffer, Die Karolinger 137.

76 Astron. 42 f. 51 f. 58 f. 62. Nith. hist. 2,10; 3,5; 4,5. LMA I 634, 2023, VI 1201

77 Ann. Xantens. 831 ff.

78 Ann. Bertin. 837 f. Ann. Xantens. 834 f. Nith. hist. 1,3. LMA III 1264 f. V 1999 f. VI 1249 f. Dümmler I 102 ff. 122, 193 f. Mühlbacher II 49 f. 131 f. 135. Hartmann, Geschichte Italiens III 1. H. 143 ff. Steinbach, Das Frankenreich 74. Aubin 154. Mayr-Harting 94 ff. Riché, Die Karolinger 193. Ders. Die Welt 298 ff. Schieffer, Die Karolinger 134 f. 138, 144. Hopfner, Wikinger 11 ff.

79 Hopfner ebd. Mühlbacher II 251, Riché, Die Welt 299 ff.

80 Ann. Bertin. 838. Ann. Xantens. 834

2. KAPITEL
DIE SÖHNE UND ENKEL

1 Regin. chron. 876

2 Ann. Bertin. 854

3 Ann. Fuldens. 869

4 Regin. chron. 880

5 Fried, Die Formierung 61. Riché, Die Welt 298

6 Thegan 13. Riché, Die Welt 302 f. Leyser, Herrschaft und Konflikt 15. Fried, Der Weg 368 ff. Schneider, Das Frankenreich 74 ff. Werner, Die Ursprünge 450. Vgl. zur zunehmenden Verknechtung der freien Bauern während des 9. bis 11. Jahrhunderts: Rösener, Bauern 18 ff. bes. 26 ff. S. auch Schneider, Das Frankenreich 76 ff. Und zur «Ambivalenz» der Kirche etwa Bentzien 54 f. Majoros bei Umeljić 13

7 Nith. hist. 2,1. Ann. Bertin. 840. Ann. Xantens. 840. Ann. Fuldens. 840. Regin. chron. 840. Flod. hist. Remens. 2,20. Mühlbacher II 151 ff. Dümmler I 139 ff. 148, 168, 253 ff. Riché, Die Welt 302 f. Schieffer, Die Karolinger 140. Fried, Die Formierung 5 f. 60 f.

8 Nith. hist. 2,1; 4. Ann. Fuldens. 840. LMA VI 1201. Mühlbacher II 152 ff. Werner, Die Ursprünge Frankreichs 430

9 Nith. 2,2 ff. Ann. Fuldens. 841. Ann. Bertin. 841. LMA IV 626. Mühlbacher II 157 ff.

10 Nith. hist. 2,8 ff. 3,1. Ann. Fuldens. 841. Ann. Bertin. 841. Regin. chron. 841. LMA IV 626 f. HEG I 594. Mühlbacher II 161 ff. 178. Pietzcker 318 ff. Rau I 383 f. Daniel-Rops 556. Schieffer, Die Karolinger 140 f. Riché, Die Karolinger 196 ff. Fried, Die Formierung 61. Schulze, Vom Reich der Franken 326

11 Nith. hist. 3,2; 4,2 ff. Ann. Bertin.

841 f. Ann. Fuldens. 842. Ann. Xantens. 841 f. LMA IV 1928. Schulze, Vom Reich der Franken 326 f. Schieffer, Die Karolinger 141. Leyser, Herrschaft und Konflikt 14

12 Nith. hist. 3,3. Ann. Bertin. 841. Mühlbacher II 170 f.

13 Nith. hist. 3,5. Mühlbacher II 171 ff. 195 f. Vgl. auch Banniard 214

14 Nith. hist. 3,5; 7. 4,1. Ann. Fuldens. 842. Ann. Bertin. 842. Ann. Xantens. 842. Mühlbacher II 173 ff. Riché, Die Welt 23 ff. Schulze, Vom Reich der Franken 327

15 Nith. hist. 4,7

16 LMA IV 577. Zit. nach Mühlbacher II 193 f. Vgl. zur Karls-Kritik die sehr gute Darlegung von Kahl, Karl der Große 94 ff. bes. 98 ff.

17 Nith. hist. 4,3 ff. bes. 4,7. Ann. Fuldens. 842 f. Ann. Bertin. 843. Ann. Xantens. 843. Taddey 559, 744, 869. LMA IV 577, V 971, 2124 f. 2128 f. VI 1289 f. Zum Vertrag von Verdun vgl. etwa die Literaturangaben bei Reindel in HBG I 264 Anm. 120. Mühlbacher II 176 ff. 195 ff. Riché, Die Welt 21. Fried, Die Formierung 1 ff. 16 ff. 61 f. 65. Schulze, Vom Reich der Franken 327 ff.

18 Ann. reg. Fr. 817. Ann. Fuldens. 849. Chronic. Hildesh. 851. LMA III 2176 f. IV 1 f. 445 f. 1615 f. 1713 f. V 71 (Fleckenstein), 910 ff. 2039 f. HBG I 223, 260, 373 f. 467, 530 (Glaser). Dümmler I 26. Lindner, Untersuchungen 227 ff. Schur 24 ff. Pothmann 746 ff. Werner, Die Ursprünge Frankreichs 425. Störmer, Im Karolingerreich UG I 163 f. Prinz, Die innere Entwicklung HBG I 367 f. Schneider, Das Frankenreich 56. Schieffer, Die Karolinger 149 f. Nach Fried, Der Weg 392 f. steht Ludwig II. reserviert gegenüber der Geistlichkeit. Voss, Herrschertreffen 9 nennt im Anschluß an C. Brühl Ludwig II. nicht «Der Deutsche», sondern «von Ostfranken». Dazu Brühl, Deutschland-Frankreich 140 f.

19 Ann. Fuldens. 847. Ann. Bertin. 844, 853, 855. LMA IV 1615, V 2172 f. Dümmler II 426 ff. Mühlbacher II 200, 206 ff. 210, 299. Schur 10 f. 13 ff. Lugge 59 ff. Löwe, Gozbald von Niederaltaich 164 ff. Schieffer, Das Frankenreich 607 ff. Fried, Die Formierung 16 ff. 57 f. Ders. Der Weg 392. Schulz, Vom Reich der Franken 332. Hartmann, Die Synoden 222 ff, 466.

20 Ann. Bertin. 844; 851; 856; 867. Ann. Fuld. 844; 851. LMA III 2177, V 2173 (W. Störmer). HBG I 260 (Reindel). HEG I 607 ff. (Schieffer). Dümmler II 424. Mühlbacher II 197 ff. 229 ff. Voigt, Staat und Kirche 431. Schur 11 f. Zatschek 78 ff. 90 ff. Epperlein 268 ff. Prinz, Innere Entwicklung HBG I 368. Vgl. auch 371 f. Werner, Die Ursprünge Frankreichs 437. Riché, Die Karolinger 431. Ders. Die Welt 298. Schieffer, Die Karolinger 150. Fried, Die Formierung 65. Hartmann, Die Synoden 208. Schulze, Vom Reich der Franken 378. Tellenbach, Die westliche Kirche F 19

21 Nith. hist. 4,6. Ann. Bertin. 842. Ann. Xantens. 843.

22 Ann. Bertin. 868; 873. Regin. chron. 870. LMA IV 514. Tusculum Lexikon 267 f. Dümmler II 321 ff. 334 f. 356 ff. Simson I 326. Mühlbacher II 334 ff. Grotz, 268 f. Sprigade 95 ff. Riché, Die Karolinger 229 f. 237

23 Vgl. etwa Ann. Bertin. 844 f. 850. LMA V 967. HEG I 609. Schieffer, Die Karolinger 144 f. Riché, Die Welt 297. Fried, Die Formierung 64

24 Ann. Bertin. 851, 856 f. Regin.

chron. 860; 866; 874. LMA II 615 ff. III 211 f. 2149. IV 433, V 2172, VI 1228 f. HEG I 487 ff. 603 f. Kienast, Der Herzogstitel 143. Werner, Die Ursprünge Frankreichs 437

25 Ann. Fuldens. 844. Ann. Bertin. 844. LMA V 159. Mühlbacher II 219 f. Sprigade 89 f.

26 Ann. Fuldens. 843 f. Ann. Bertin. 844. LMA VI 2170 f. HEG I 603. Werner, Die Ursprünge Frankreichs 437 f.

27 Ann. Bertin. 848 f. 852 ff. 864. Ann. Fuldens. 851. Regin. chron. 853. LMA VI 2170 f. Dümmler I 95 ff. 108 ff. Simson II 90 ff. 126 ff. Hartmann, Geschichte Italiens III 1. H. 141. Mühlbacher II 224, 227. Bertram 34. Cartellieri 260. Aubin 154 f. Kern 346. Voigt, Staat und Kirche 448 ff. Sprigade 90 ff. Boshof, Erzbischof Agobard 254 ff. Vgl. dagegen die apologetischen Ausflüchte bei Dawson 253 ff. Rau II 2 ff. Bund, 424 ff. Werner, Die Ursprünge 438 ff. Schieffer, Die Karolinger 145

28 MG Capit. II 263 ff. 277 f. Ann. Bertin. 852 ff. 864. Regin. chron. 853. LMA V 29 f. 159, 967 ff. 2174. VI 2170 f. Martindale, Charles the Bald 109, 114. Sprigade 92 ff. Werner, Die Ursprünge 440. Schieffer, Die Karolinger 146

29 Ann. Fuldens. 853 f. Mühlbacher II 229 ff.

30 Ann. Fuldens. 854. Ann. Bertin. 854. Mühlbacher II 231 ff. Werner, Die Ursprünge 440

31 Ann. Fuldens. 855. Ann. Bertin. 855. Regin. chron. 855. LMA II 1065. Mühlbacher II 234 f. Werner, Die Ursprünge 441 f.

32 Ann. Bertin. 857 f. Ann. Fuldens. 858. LMA I 440 f. Mühlbacher II 235 ff. 242 ff. 262. Werner, Die Ursprünge 441

33 Ann. Bertin. 860. Ann. Fuldens. 860. Ann. Xantens. 860. HEG I 604. Mühlbacher II 247 ff. 254 ff. Werner, Die Ursprünge 441. Voss 42

34 Ann. Xantens. 861 f. Über Staub als Reliquie und Heilmittel: Trüb 108 ff. – ein enthüllendes Buch über den christlichen Heiligenkult

35 LMA VII 2000 f. HEG I 160 f. 362 f. Vernadsky 252 ff. Jireček 61 ff. 81 ff. 100 ff. Dannenbauer II 7. Rice 140. bes. 33 ff. Herrmann, J., Urheimat und Herkunft, Einleitung 12 f.

36 Viele Quellenbelege bei Herrmann, Slawisch-germanische Beziehungen 21 ff. LMA III 1779, VII 2001. Hauck II 350 ff. Stadtmüller 88 ff. Ewig 55. Bosl, Europa im Mittelalter 155 f. 175. Störmer, Früher Adel 202. Stern/Bartmuss 116 f. Vgl. auch die Rezension von B. Wachter in: ZO 1972, 539 ff. Angelov/Ovčarov 58 ff.

37 LMA III 1779 ff. HEG I 364. Waldmüller 111 ff. Fried, Die Formierung 16. Babić/Belošević 81 ff. 88 ff. Friesinger 109 ff. Kahl, Zur Rolle der Iren 375 f.

38 Ann. Fuldens. 845. Taddey 727. LMA III 1779. Kaiser 9 f. Vgl. Huber, Die Metropole 24 ff. Ders. Das Verhältnis 58 f. Schieffer, Das Frankenreich: in HEG I 600 f. Hellmann, Die politisch-kirchliche Grundlegung: in HEG I 862 f. Mühlbacher II 202. Naegle I 43 ff. II 226. Hilsch, Die Bischöfe von Prag 25. Schulze, Vom Reich der Franken 378 f.

39 Ann. Fuldens. 847. Ann. Xantens. 850

40 Ann. Fuldens. 849. Ann. Bertin. 853. Schulze, Vom Reich der Franken 378

41 Bonifat. ep. 73. Ann. Bertin. 853. Notker, Gesta Karoli 2,12. Hauck II 351 ff. Zöllner 195 ff. Donnert

357. Lubenow 10. Fried, Die Formierung 16. Zur Situation vor Bonifatius: M. Werner, Iren und Angelsachsen 239 ff. Vgl. zur Verteufelung Andersgläubiger auch: Patschovsky, Der Ketzer als Teufelsdiener 317 ff. Tellenbach, Die westliche Kirche F 17 ff. 22

42 LMA VI 1557 f. Hauck II 728 (dort über Otfrid von Weißenburg mit Quellenangabe).

43 Vgl. Bonifat. ep. 80. Regin. chron. 866. Helm. Chron. Slav. 68. LMA V 1931 f. Erdmann, Heidenkrieg in der Liturgie 57. H. Hirsch, Der mittelalterliche Kaisergedanke 22 f. Holtzmann, Geschichte I 179. Donnert, Studien zur Slawenkunde 329. Schlesinger, Die mittelalterliche Ostsiedlung 45. Bünding-Naujoks 67 ff. 113. Kosminski/Skaskin 158 f. Stern/Bartmuss 123. Epperlein 263 ff. Schneider, Das Frankenreich 65. Leyser, Herrschaft und Konflikt 14 ff.

44 Herrmann, Materielle und geistige Kultur 259 ff. Dörries II 182 f. Leyser, Herrschaft und Konflikt 14 ff.

45 Ann. Fuldens. 857; 871. Regin. chron. 892. Thietm. 1,4. Schnürer II 13. Aufhauser 1. Weller, Württembergische Kirchengeschichte 47 f. Bosl, Herzog, König und Bischof. 270. Ders. Bayerische Geschichte 61 ff. Ders. Europa 175

46 Ann. Fuldens. 874; 877. Dümmler II 372

47 Ann. Fuldens. 873 ff. Ann. Xantens. 873. Mühlbacher II 333 ff. Jeggle 109 f.

48 LMA VII 2001 f. HEG I 360, 364, 890. K. Schünemann, Deutsche Kriegsführung im Osten während des Mittelalters, in: DAM Bd. 2 1938 S. 55 ff. Ich beziehe mich hierbei auf Hensel, Die Slawen im frühen Mittelalter 443. Menzel I 406. Bauer, Der Livlandkreuzzug 27. Bünding-Naujoks s. Anm. 43. Fried, Die Formierung 20

49 Ann. reg. Fr. 822.

50 Ann. Fuldens. 846. LMA VI 106 f. 720 f. VII 232. HBG I 261 ff. 265 f. 443 (Prinz). Auf die Zusammenfassung der Quellen zur Geschichte des Großmährischen Reiches verweist Novy, Die Anfänge 166 Anm. 67. Zur Grenze des Großmährischen Reiches: Klebel 19 ff. Mühlbacher II 204 f. Graus, Die Entwicklung der Legenden 161 f. Kosminski/Skaskin 151. Schieffer, Die Karolinger 150. Schulze, Vom Reich der Franken 381 f. Erdelyi 155 f. Chropovský 161 ff.

51 Hilsch, Die Bischöfe von Prag 25. Graus, Die Entwicklung der Legenden 161 f.

52 Ann. Bertin. 846; 848 f. 850. Ann. Fuldens. 844 ff. 849. Ann. Xantens. 844 ff. 849. HBG I 265 f. Vgl. zu Großmähren vor allem die Magnae Moraviae Fontes Historici, 5 Bde 1966/1977. Hauck II 713 ff. Aufhauser 1. Hilsch, Die Bischöfe von Prag 25. A. v. Müller, Geschichte unter uns. Füßen 125 u. Tafel 25. Hellmann, Grundfragen slavischer Verfassungsgeschichte 387 ff. Novy, Die Anfänge 173. Bosl, Herzog, König und Bischof 271, 278 f. Schieffer, Die Karolinger 150. Hartmann, Die Synoden 228 ff.

53 Ann. Fuldens. 850 f. Rau III 2 f. Vgl. Geremek 51 f.

54 Ann. Fuldens. 852; 855. Ann. Bertin. 855. HBG I 266 Hartmann, Die Synoden 228 ff.

55 Ann. Fuldens. 855 ff. Ann. Bertin. 856 f. 862

56 Ann. Fuldens. 864; 869; Ann. Bertin. 869

57 Ann. Fuldens. 857; 871 f. HBG I 265 f. Mitterauer 91 ff.

58 Ann. Fuldens. 861 ff. Ann. Bertin. 861 f. 864 ff. 870. Ann. Xantens.

871. Regin. chron. 880. LMA III 2176 f. V 996. HBG. 265 ff. Mühlbacher II 321 ff. bes. 323 f. Bund 469

59 Ann. Fuldens. 866, 883, 885, 887, 889. Ann. Bertin. 862; 866. LMA V 996. HBG I 277. Schur 24 ff.

60 Ann. Fuldens. 858; 866; 871 ff. Ann. Bertin. 862; 866. Ann. Xantens. 873. LMA V 2174. Mühlbacher II 325 f. 333 f. Trüb 73 ff.

61 Ann. Fuldens. 874

3. KAPITEL
Das Papsttum in der Mitte des 9. Jahrhunderts

1 S. Anm. 8

2 s. Anm. 9

3 s. Anm. 10 f. 13

4 Regin. chron. 868

5 LP 2,52 ff. JW 1,318 ff. Ann. reg. Fr. 824. LMA IV 78; VI 1752. Kühner, Lexikon 56 f. Kelly 116 f. Seppelt II 207, 214. Haller II. 27. Kolmer 5

6 LP 2,86 ff. JW 1,327 ff. Ann. Bertin. 844. Ann. Xantens. 844, 846. Ann. Fuldens. 843. Kühner, Lexikon 57. Kelly 118 f. LThK IX[1] 492. LMA III 1404. Mühlbacher II 213 ff. Hartmann, Geschichte Italiens III 1. H. 221 f. Haller II 27 ff. Seppelt II 220 ff. Seppelt/Schwaiger 100. Grotz 30. Riché, Die Karolinger 212. Schieffer, Die Karolinger 148

7 LP 2,106 ff. JW 1,329 ff. Wetzer/Welte VI 458 ff. LThK VI[1] 494. Dümmler I 305 f. 393. Hartmann, Geschichte Italiens III 1. H. 216 f. Gregorovius I 2, 510 ff. Cartellieri I 284. Haller II 29. Seppelt II 224 f. Grotz 31 f. Hlawitschka, Franken 60. Zimmermann, Das Papsttum 80

8 Ann. Bertin. 847. LMA V 1878. Gregorovius I 2, 509 f. Hartmann, Geschichte Italiens III 1. H. 224 f. Cartellieri I 284. Höffner 54. Grotz 32 f. Haller I 52 f. 71. Gontard 178. Seppelt/Schwaiger 101. Ahlheim 172. Bünding-Naujoks 85. Riché, Die Karolinger 212. Schieffer, Die Karolinger 148

9 Ann. Bertin. 850. Wetzer/Welte VI 460. Pierer IV 181. LThK VI[1] 494. Kelly 119 f. dtv Lexikon 2,36. LMA I 145, 634, V 1878, 2177, VI 1752. Mühlbacher II 218 f. Gröne I 351 ff. bes. 358. Gregorovius I 2, 492 ff. 505 ff. Haller II 28 f. 51 f. Seppelt II 221 ff. 234 f. Kühner, Das Imperium der Päpste 95. Gibson/Ward-Perkins I/II 30 ff. 222 ff. Deschner, Opus Diaboli 22. Schieffer, Die Karolinger 148 f.

10 Wetzer/Welte VIII 849 ff. (dort die genannten Mast, Roßhirt, Luden). Pierer II 900, III 817, XIII 662 f. Taddey 536, 968. dtv Lexikon 12,91; 14, 295 (hier das Seckel-Zitat) LMA V 29 f. (Schieffer), 1710. Auch Dümmler I 231 spricht von den «großartigen Fälschungen». Cartellieri I 302 f. Seckel, Pseudoisidor 267. Schubert II 416, 537. Haller II 45. Seppelt/Schwaiger 103. Kühner, Das Imperium der Päpste 96 ff. Grotz 46, 48. Neuss 76. Dawson 256 f., der freilich, wie stets, apologetisch argumentiert. Viele Belege bei Fuhrmann, Einfluß und Verbreitung 8, 61 f. 95 f. 112 ff. 122, 232 u. ders. in LMA VII 308 f. Ders. Zur Überlieferung des Pittaciolus 518. Vgl. auch Brunner 94. Haendler 123 f. Außer zu den Fälschungen in III 1. Kap. (187 Seiten!) u. IV 393 ff. vgl. etwa Landau 11 ff. Hartmann, Fälschungsverdacht und Fälschungsnachweis 111 ff. 118 ff. Schneider, Ademar von Chabannes 129 ff. Pitz, Erschleichung und Anfechtung passim.

Ranke-Heinemann, Nein und Amen 257 ff.

11 Pierer XIII 662 f. dtv Lexikon 4,149. LThK VIII[1] 549 ff. VIII[2] 864 ff. LMA I 635, 677, 1857. Bardenhewer II 637 ff. Dümmler I 231 f. Gregorovius I 2, 538. Hauck II 546 ff. Cartellieri I 303. Fuchs/Raab 650 f. Neuss 76 f. Grupp II 176 f. Schubert II 415 f. 536 f. Haller II 45 ff. Seppelt II 236 ff. Kühner, Das Imperium der Päpste 95 f. Ullmann 261 ff. Fuhrmann, Die Fälschungen im Mittelalter 531. Ders. Einfluß und Verbreitung I 4, 8, 67, 137 ff. 167 ff. 194 ff. 232 f. Schieffer, Kreta, Rom und Laon 15

12 Dümmler I 232 ff. Gregorovius I 2, 538. Hauck II 547 ff. Schubert II 415 f. Haller II 45 ff. Voigt, Staat und Kirche 431 f. Kantzenbach 62, 85 f. Seppelt II 237 f. Seppelt/Schwaiger 102. Grotz 47. Ullmann 270. Fuhrmann, Einfluß und Verbreitung I 4, 145 ff.

13 Nikolaus I. verteidigt die Pseudoisidorischen Dekretalen in seinem Brief vom Januar 865 an die gallischen Bischöfe: Mansi 15,693 ff. MG Epp. VI 393 f. CIC can. 222 § 1. Taddey 968. Kelly 328. Schubert II 416. Grupp II 176 f. Wühr 106 f. 116. Seppelt/Schwaiger 103. Ullmann zit. bei Kühner, Imperium der Päpste 95 ff. Fuhrmann, Die Fälschungen im Mittelalter 531. Ders. Einfluß und Verbreitung 4, 167 ff. 194 ff. Zur Diskussion der Wirkungsgeschichte der Pseudoisidorischen Dekretalen vgl. auch Fuhrmann, Päpstlicher Primat 313 ff. Hellmann, Die Synode von Hohenaltheim 298

14 Pierer XIII 662 f. Dümmler I 232 f. Gregorovius I 2, 538. Haller II 46 ff. Ullmann 273 f.

15 LP 2, 140 ff. JW 1,235 f. Ann. Bertin. 855. Kühner, Lexikon 59 f. Kelly 121 f. LThK IV[3] 1090 LMA I 573 f. Wattenbach/Dümmler/Huf 2, 349. HKG III/1, 193. Gregorovius I 2, 519 ff. 540. Hartmann, Geschichte Italiens III 1. H. 237 ff. 245 f. Gröne I 361. Haller II 52 ff. Seppelt II 230 ff. Seppelt/Schwaiger 102. Grotz 33 ff.

16 LP 2,151 ff. JW 1,341 ff. Ann. Bertin. 858. Kelly 123. Gregorovius I 2, 522. Seppelt II 241. Seppelt/Schwaiger 103. Haller II 54 f. Grotz 18, 40.

17 Ann. Mett. prior. 753. Kelly 123. Haller II 54 ff. Seppelt II 241

18 Epist. sive Praef. MG Epp. VII 395 ff. Kelly 123 f. LMA I 573, VI 1168 f. HKG III/1 164. Gregorovius I 2, 536 ff. Haller II 69 ff. Seppelt II 243 ff. Kühner, Das Imperium 101 f. Riché, Die Karolinger 212 f.

19 Regin. chron. 868. Kelly 124. Wattenbach/Dümmler/Huf 2,349. HKG III/1 165. Haller II 55, 69 f. Seppelt II 242

20 Kelly 123. HKG III/1 164 ff. Gregorovius I 2, 522 f. Seppelt II 249 ff. Riché, Die Karolinger 212 f.

21 Ann. Bertin. 861 f. Kelly 123. HKG III/1 166. Haller II 71. Seppelt II 252 ff. Rau II 2 f.

22 Ann. Bertin. 855; 863. Regin. chron. 855. Ann. Fuldens. 855. LMA II 428 f. V 971, 2124 f. 2177. Dümmler I 391 f. 397, 399, II 4. Mühlbacher II 233 f. Hauck II 530. Zöllner 245 ff. Schlesinger, Karolingische Königswahlen 234 f. Kienast, Deutschland und Frankreich I 51 f. Fleckenstein, Grundlagen und Beginn 126 f. Fried, Der Weg 397 f.

23 LMA III 1629. Mühlbacher II 259. Hauck II 560 f. Hartmann, Die Synoden 274

24 Ann. Bertin. 860; 862; 864. Regin. chron. 864; 866. Ann. Xantens. 865. MG Cap. II 463 ff. LThK IV[3] 942 f. LMA IV 1594 f. Dümmler II 5 ff. 110. Hartmann, Geschichte

Italiens III 1. H. 262. Mühlbacher II 260 ff. 270 f. 284. Cartellieri I 295 ff. Brühl, Hinkmariana 58 f. Schrörs 184 ff. Ehrhard, Kirche der Märtyrer 103. Neuss/Oediger 154 ff. Haller II 63 ff. Deschner, Abermals 343 ff. bes. 347. Konecny, Die Frauen 97. Seppelt II 260. Grotz 43 f. Hartmann, Die Synoden 274 ff. Fried, Der Weg 398. Staubach 119

25 Ann. Bertin. 863. Ann. Fuldens. 863. Ann. Xantens. 864. Regin. chron. 864. Dümmler II 61 ff. Mühlbacher II 278 f. Gregorovius I 2, 527. Hartmann, Geschichte Italiens III 1. H. 255 f. Neuss/Oediger 154 ff. Haller II 65 f. 87. Seppelt II 261 f. Grotz 88 ff. Konecny, Die Frauen 109. Hartmann, Die Synoden 280 ff.

26 Ann. Bertin. 863. Ann. Xantens. 864 f. Dümmler II 68 f. 71. Mühlbacher II 279 f. Gregorovius I 2, 527 f. Hartmann, Geschichte Italiens III 1. H. 256 f. Steinbach, Die Ezzonen 851. Haller II 65, 67. Neuss/Oediger 156 f. Seppelt II 262. Grotz 91 f. Konecny, Die Frauen 109. Hartmann, Die Synoden 282 f.

27 Ann. Xantens. 866. Hinkm. De divortio Lotharii reg. et Tetb. regin. (Migne PL 125, 623 ff.) Dümmler II 13 ff. 38. Mühlbacher II 283. Cartellieri I 296, 312. Mayer, Mittelalterliche Studien 22. Löwe, Deutschland 186. Brühl, Hinkmariana 56 ff. Haller II 63 ff. Neuss/Oediger 158 f. Steinbach, Das Frankenreich 77. Grotz 44 ff. 88 f. Konecny, Die Frauen 105 f. 114 ff. Anton, Fürstenspiegel 282, 329, 425. Penndorf 54 ff. Staubach 150 ff.

28 Ann. Bertin. 864. Dümmler II 69 ff. Mühlbacher II 280 f. Gregorovius I 2, 528 f. Hartmann, Geschichte Italiens III 1. H. 258 ff. Cartellieri I 301 f. Neuss/Oediger 158. Haller II 73 f. Perels, Papst Nikolaus I. 217 ff. Ders. Propagandatechnik 423 ff. Hartmann, Die Synoden 283 f.

29 Regin. chron. 865; 868. Ann. Bertin. 867; 869. Ann. Fuldens. 864, 867. Ann. Xantens. 871. Mühlbacher II 294 ff. 305. Seppelt II 265. Grotz 97. Stratmann, Das Recht der Erzbischofsweihe 60. Zapperi 15

30 Dümmler II 237 ff. 243 f. Mühlbacher II 289 ff. 299. Gregorovius I 2, 541 f. Hartmann, Geschichte Italiens III 1. H. 278 f. Cartellieri I 301, 304, 309. Grupp II 177 f. Pothmann 759. Haller II 68, 76 f. 91, 96. Seppelt/Schwaiger 109 f. Grotz 97, 192 f.

31 Häring III 322. Vgl. dazu Deschner, Das Kreuz 236 ff. bes. 239. Hartmann, Die Synoden 167 (mit Verweis auf MG Cap. I 304 f.) und 275

32 LP 2,173 ff. JW 1,368 ff. Ann. Bertin. 867 f. Kelly 124. LMA IV 1822. Dümmler II 222 f. 232 f. Hartmann, Geschichte Italiens III 1. H. 270 f. Haller II 89 ff. Cartellieri I 308 f. Seppelt II 285 f. Jesuit Grotz, 16, stellt eine auf pure Annahme beruhende Rechnung auf, nach der Hadrians Vater Talarus bei der Geburt Hadrians «etwa 20 Jahre alt» gewesen sei. Daraus schließt er, daß T. zwar Kleriker, aber «sicher noch nicht Priester» war. Als habe es nicht schon jüngere Bischöfe gegeben! Vgl. auch Grotz ebd. 24 ff. 34, 126 ff. 168 ff. Gontard 186. Hartmann, Die Synoden 296 f. Riché, Die Karolinger 218 f.

33 Ann. Bertin. 669. Regin. chron. 869. Kelly 125. Mühlbacher II 301 f. Seppelt II 287. Zimmermann, Das Papsttum 86. Riché, Die Karolinger 218

34 Ann. Bertin. 869. Regin. chron. 869. Dümmler III 57. Mühlbacher II 305 ff. Reinhardt 38 f. Grotz 198 f. Riché, Die Karolinger 237 f.

35 Regin. chron. 869 f. 874. Taddey 1020, 1235. LMA VI 466 (dort weitere ältere und neueste Literatur). Mühlbacher II 310 ff. Seppelt II 301 f. Prinz, Grundlagen und Anfänge 115. Werner, Die Ursprünge 441 f. Zu den Fürstentreffen seinerzeit vgl. Voss, Herrschertreffen 11

36 Ann. Bertin. 871 Kelly 125. LMA V 2177. Mühlbacher II 316 ff. Dümmler II 226 ff. Hartmann, Geschichte Italiens III 1. H. 275 ff. Haller II 98 ff. Seppelt II 289 f. 300 f. Seppelt/Schwaiger 110. Schieffer, Die Karolinger 164. Brühl, Deutschland–Frankreich 362 f. Zu Hinkmars kirchenpolitischen Streitigkeiten etwa Boshof, Odo von Beauvais 39 ff. Vgl. auch Anm. 9

37 Regin. chron. 874. Kelly 125. LMA V 2177. Hartmann, Geschichte Italiens 1. H. 298. Seppelt II 300 ff. Riché, Die Karolinger 219 ff. 240. Schieffer, Die Karolinger 147 f. Kupisch 33

38 Ann. Fuldens. 866. Ann. Xantens. 868. Regin. chron. 868. LThK II^3 594 f. 774 f. LMA I 571 f. 1456. II 369, 458, 914 ff. bes. 916 ff. V 1552. HEG I 924 f. Gregorovius I 2, 524 ff. Hauptmann, Die Frühzeit 307 f. Haller II 61. Erben 3. Ostrogorski 161. Dollinger 127. Novy 175. Grotz 80. Rice 150. Maier, Die Verwandlung 348. Fine 94 ff. Herrmann, J., Wegbereiter einer neuen Welt 53 ff. Angelov/Ovčarov 77

39 Kelly 123 f. LMA I 1456, 1521 f. IV 449 f. VI 597 f. 2109 f. HEG I 625 f. HKG III 1, 207 ff. 214 f. Gregorovius I 2, 523 f. Cartellieri I 300 f. 306. Haller II 56 ff. 83 ff. 92 ff. Seppelt II 272. Seppelt/Schwaiger 108. Hunger 181 f.

40 Ann. Fuldens. 867 f. LThK II^1 419, II^3 594 f. LMA II 458, VI 2109 f. Kelly 123 f. HEG I 626 f. HKG III/1, 202 ff. 209 ff. Haller II 95. Seppelt II 293 f. Schreiner, Byzanz 16 f. Vgl. auch 73 f.

41 LThK III^1 112 f. LMA V 1244, 1382 f. VI 597. HEG I 601, 609, 627 f. 878 f. Zahlreiche Literaturhinweise: HBG I 267 Anm. 148. HKG III/1 169 ff. Hauck II 718 ff. Stadtmüller 139, 141. Hauptmann, Die Frühzeit 312. Maß, Das Bistum Freising 119 ff. Heuwieser I 152 f. Graus, Die Entwicklung der Legenden 161. Zöllner 202. Prinz, Grundlegung und Anfänge 118. Schulze, Vom Reich der Franken 382 ff. Schreiner, Byzanz 76, 143

42 Ann. Fuldens. 870. Ann. Bertin. 870. LMA III 2157. VI 1201 f. HBG I 588. HEG I 879. Dümmler II 301 f. Mühlbacher II 321 f. Hauck II 722 ff. Schwarzmaier 60 f. Maß, Das Bistum Freising 123. Burr 50 ff. Bosl, Herzog, König und Bischof 271. Löwe, Deutschland 188. Prinz, Grundlegung und Anfänge 118. Fried, Der Weg 405. Schieffer, Die Karolinger 157. Vgl. auch die folg. Anm.

43 Ann. Fuldens. 871 f.; 874; 884. Ann. Xantens. 871 f. HEG I 608 f. 879. HBG I 270. Dümmler III 390 f. Maß, Das Bistum Freising 62 f. Lindner, Untersuchungen 150, 232. Dhondt 25. Schieffer, Die Karolinger 157. Prinz, Grundlegung und Anfänge 118

44 LThK III^1 112 f. Kelly 127 ff. HEG I 41 f. 628, 879 f. Haller II 136 f. Schwarzmaier 60 ff. Deschner/Petrović passim. Deschner, Die Politik der Päpste II 210 f. Zur späteren Legendenentwicklung ausführlich Graus, Die Entwicklung der Legen-

den 161 ff. Ders. St. Adalbert und St. Wenzel 205 ff. Zu den Schülern Konstantins und Methods und zum Bildungswesen vgl. Zagiba 15 ff.

4. KAPITEL
JOHANN VIII. (872–882)
EIN PAPST WIE ER IM BUCH STEHT

1 S. Anm. 7
2 Haller II 132
3 Ann. Fuldens. (Altaich) 883
4 Kupisch II 38
5 LP 2,221 ff. JW 1,376 ff. Ann. Bertin. 871. Regin. chron. 871 f. Kühner Lexikon 61. Kelly 126. Hartmann, Geschichte Italiens III 2. H. 6. Gregorovius I 2, 550 f. 561. Cartellieri I 316. Haller II 106. Seppelt II 300 ff. Eichmann II 243. Seppelt/Schwaiger 112. Daniel-Rops 600
6 Ann. Fuldens. 875. Ann. Bertin. 875. Ann. Vedast. 875. Mansi XVII 72 f. 77, 79. LMA V 2177. Mühlbacher II 338 ff. Dümmler II 351, III 73 ff. Gregorovius I 2, 546 f. 554 Haller II, 107 ff. Seppelt/Schwaiger 113. Seppelt II 304 f. Eichmann I 51 f. Steinbach, Das Frankenreich 78. Zu Karls II. Gunsterweisungen gegenüber dem Klerus s. etwa auch Falkenstein 35 ff.
7 MG Capit. II 98 ff. Haller II 116 ff. 130. Seidlmeyer 77. Seppelt II 306. Hlawitschka, Franken, 67 ff. Riché, Die Karolinger 241
8 Ann. Bertin. 876. Mühlbacher II 345 ff. Riché, Die Karolinger 241 f. Zur Synode v. Ponthion 876 vgl. auch Hartmann, Die Synoden 333 ff.
9 Ann. Fuldens. 876. Ann. Bertin. 876. Regin. chron. 876. Ann. Vedast. 876. Rau III 8. Hlawitschka, Vom Frankenreich 83
10 Ann. Fuldens. 876. Ann. Bertin. 876. Ann. Hildesheim. 876. Ann. Aquiens. 876. Regin. chron. 876. Mühlbacher II 349 ff. Dümmler II 35 ff. Steinbach, Das Frankenreich 78
11 Ann. Fuldens. 876. Regin. chron. 876. LMA V 968 f. 996, 2174. Mühlbacher II 352 f.
12 Mansi XVII 21. Kelly 126. LMA V 154 ff. Dümmler III 39. Mühlbacher II 353 ff. Riché, Die Karolinger 243
13 Ann. Bertin. 877. Mühlbacher II 354 ff. Seppelt II 306 f. Riché, Die Karolinger 243 ff. Hartmann, Die Synoden 347 ff.
14 Mansi XVII S. 337 ff. Ann. Bertin. 877. Ann. Fuldens. 877. Ann. Vedast. 877. Mühlbacher II 354 ff. Dümmler III 44, 47 ff. 58. Hartmann, Geschichte Italiens III 2. H. 29 ff. Gregorovius I 2, 555 f. Haller II 114 f. Steinbach, Das Frankenreich 78. Cartellieri I 322. Seppelt II 307. Riché, Die Karolinger 245
15 Ann. Fuldens. 877 f. Ann. Bertin. 877 f. LMA V 996, 2174 f. Mühlbacher II 357 f. Zur Öttinger Pfalz: W. Störmer, Die Anfänge des karolingischen Pfalzstifts Altötting 61 ff.
16 Ann. Fuldens. 877. Ann. Bertin. 878. Ann. Vedast. 878. LMA I 96, V 2175 f. (Schneidmüller). Gregorovius I 2, 556 ff. Haller II 111, 115 ff. Fried, Boso von Vienne 193 ff. Riché, Die Karolinger 249 ff. Hartmann, Die Synoden 336 ff.
17 Ann. Fuldens. 878 f. Ann. Bertin. 876. Regin. chron. 877. Ann. Vedast. 878. LMA II 477 ff. Mühlbacher II 361 f. 368 f. Hartmann, Geschichte Italiens III 2. H. 30, 56, 60 ff. Dümmler III 78 ff. 87 ff. 113 ff. Gregorovius I 2, 558. Cartellieri I 317 f. 324 ff. Haller II 117 f. Hirsch, Die Erhebung 131 ff. Zöllner 120. Fried, Boso von Vienne 193 ff. Konecny, Die Frauen 126 ff. Odegaerd 76 ff. Schramm, Kaiser,

Könige und Päpste II 251 ff. Hlawitschka, Franken 70 f. Ders. Nachfolgeprojekte 32. Hartmann, Die Synoden 340

18 Ann. Bertin. 879 f. Ann. Fuldens. 880. Regin. chron. 879. MG Capit. II 365 ff. LMA II 477 f. Dümmler III 122 ff. 145 ff. Eichmann II 59. Fried, Boso 193 ff. Schramm, Kaiser, Könige und Päpste II 257 ff. Bund 499 ff. Riché, Die Karolinger 252 f. Hlawitschka, Vom Frankenreich 84 f.

19 Ann. Fuldens. 878. Mühlbacher II 362 ff. Haller II 118. Vgl. Gregorovius I 2, 559. Hartmann, Geschichte Italiens III 2. H. 66 f. Hartmann, Die Synoden 349 ff. mit vielen Quellenhinweisen

20 Ann. Fuldens. 879 ff. Ann. Bertin. 879. Regin. chron. 880; 882. Ann. Vedast. 879. LMA IV 1146, V 159, 970, 2175 f. Dümmler III 100. Mühlbacher II 369 ff. Hlawitschka, Vom Frankenreich 84 f. Werner, Die Ursprünge 443 ff.

21 LMA I 1461, 1521. V 1396, VI 597. Dümmler III 174 ff. Hartmann, Geschichte Italiens III 5 f. 79 f. Gregorovius I 2 554, 559. Haller II 119 ff.

22 Daniel-Rops 602, 606

23 Ann. Bertin. 880. Mansi XVII 161. Dümmler III 105 ff. 176 ff. Mühlbacher II 378 f. Gregorovius I 2 560. Hartmann, Geschichte Italiens III 2. H. 71 ff. Cartellieri I 326 f. Haller II 128 f. Löwe, Deutschland 196. Steinbach, Das Frankenreich 79. Ullmann 244. Reinhardt 61 ff. Riché, Die Karolinger 255

24 Dümmler III 187 f. Hartmann, Geschichte Italiens III 2. H. 75 ff.

25 LMA III 1175 (Ferjančić). V 1538. Hartmann, Geschichte Italiens III 2. H. 83 ff. Gregorovius I 2, 549 ff. Cartellieri I 280 ff. Eickhoff 225 ff. Haller II 106 f. Daniel-Rops 593. Seppelt/Schwaiger 112

26 Erchemp. Ystoriola Langob. Benev. deg. 31; 40. LMA I 506 f. II 1490. Mühlbacher II 378 f. Hartmann, Geschichte Italiens III 1. H. 246 ff. 301. 2. H. 6, 22, 83 f. Haller II 107

27 Erchemp. Ystor. Langob. Benev. 39; 44. Ann. Farfens. 891. Mansi XVII 156 f. LMA IV 1075 f. Dümmler III 72 f. 172 ff. 189 f. Hartmann, Geschichte Italiens III 2. H. 49 f. 86 ff. Gregorovius I 2, 550 ff. 584 f. Eickhoff 229 ff. 297 ff. Haller II 113 ff. 123, 127 ff. 132, 145. Schubert II 433. Ahlheim 173

28 Ann. Bertin. 876; 878. LMA IV 655. Dümmler III 28 f. Gregorovius I 2, 548. Hartmann, Geschichte Italiens III 2. H. 22 ff. hält die Vorwürfe für mehr oder minder unbegründet oder doch für übertrieben. Haller II 105, 109. Zimmermann, Papstabsetzungen 49 f.

29 Ann. Bertin. 878. Ann. Fuldens. (Altaich) 883. Ann. Alam. 883. Kühner, Lexikon 61. Gregorovius I 2, 548 f. 560. Haller II 109, 129 f. Gontard 187 f. Zimmermann, Papstabsetzungen 50 f.

30 Zit. nach Riché, Die Welt 301

5. KAPITEL
Normannennot und Kaiser Karl III. der Dicke

1 Ann. Bertin. 882

2 Regin. chron. 885

3 Ann. Fuldens. 880. Ann. Bertin. 880. Ann. Vedast. 879 f. Ann. Fuldens. (Wien) 884. LMA I 409, V 2174, VI 1249. HEG I 619, 941. Bertram 46 f. Riché, Die Karolinger 253 f. Ehlers 18

4 Ann. Bertin. 881. Ann. Vedast. 880 f. Mühlbacher II 377 f.

5 Ann. Fuldens. 881. Ann. Bertin. 878 f. Frenzel 9. Kindlers Literatur

Lexikon IV 1695 f. v. Wilpert III 834
6 Ann. Fuldens. 881 f. 884 (Wien). Ann. Bertin. 881 f. Ann. Vedast. 882, 884. Regin. chron. 881 f. 884. LMA V 997, 2177. Mühlbacher II 379 ff. 388 ff. Riché, Die Karolinger 253 f.
7 LMA V 968 f. 2176. Mühlbacher II 381 ff. Riché, Die Karolinger 255 f. Hartmann, Herrscher der Karolingerzeit 76 f. 79. Brühl, Deutschland–Frankreich 366 ff.
8 Ann. Fuldens. (Wien) 882. Ann. Bertin. 882. Ann. Vedast. 882. Regin. chron. 882. LMA V 2042. Mühlbacher II 385 ff. Riché, Die Karolinger 255 f. Hartmann, Herrscher der Karolingerzeit 77 f.
9 Ann. Vedast. 879 f. 884
10 Ebd. 882 ff.
11 Ebd. 885 f. Regin. chron. 887. LMA IV 1146. Mühlbacher II 403 ff. Hartmann, Herrscher der Karolingerzeit 78. Riché, Die Karolinger 256 f.
12 Ann. Vedast. 880, 882 f. 885. Vgl. a. 886: «nil utile ...» Ann. Bertin. 882. Regin. chron. 882. Mühlbacher II 401
13 Ann. Vedast. 886 f. Regin. chron. 887. Ann. Fuldens. (Wien) 886. (Altaich) 886
14 Ann. Fuldens. 882 f. 885. Regin. chron. 885. HEG I 620. Mühlbacher II 398 ff. Hartmann, Herrscher der Karolingerzeit 78.
15 Ann. Fuldens. (Wien) 885. LMA IV 1597 (Blok)
16 Montgomery I 164 ff. 170 ff. 182 f. Tellenbach, Europa 445 f.
17 Ann. Fuldens. 880, 882 f. 892. S. auch die folg. Anm.
18 Ann. Fuldens. 884 (Altaich), 887 (Altaich). Regin. chron. 887. LMA I 929, V 2042. Mühlbacher II 393 ff. 397. Mitterauer 188 ff. Störmer, Früher Adel 192 f. 227 f.
19 Ann. Fuldens. (Wien) 887. LMA V 2042, VII 612 f. Mühlbacher II 408 f. Schur 31 ff. Hartmann, Herrscher der Karolingerzeit 77
20 Ann. Fuldens. (Altaich) 886. Ann. Fuldens. (Wien) 887. Regin. chron. 887. Mühlbacher II 409. Konecny 147 f. Oesterle 445 ff. Riché, Die Karolinger 257
21 Regin. chron. 887. LThK VIII[1] 878
22 LThK VIII[1] 878. Keller, Reclams Lexikon 436 f. Mühlbacher II 410. Thrasolt 522 f. Auer, Heiligen-Legende 523. Hartmann, Herrscher der Karolingerzeit 78 f.
23 HEG 621
24 Ann. Fuldens. 883, 885, 887 (Wien), 887 (Altaich). Ann. Vedast. 887 f. Regin. chron. 887, 889. LMA V 2039. Dümmler III 300 ff. 306 f. Maß 77 f. 80 f. Riché, Die Karolinger 257, Hartmann, Die Synoden 361 ff. Ders. Herrscher der Karolingerzeit 84. Fried, Der Weg 429 ff.
25 Ann. Fuldens. 887 f. (Altaich) Ann. Vedast. 887. Regin. chron. 887 f. LMA V 2177 f. Riché, Die Karolinger 258 ff.

6. KAPITEL
ARNULF VON KÄRNTEN, OSTFRÄNKISCHER KÖNIG UND KAISER (887–899)

1 Störmer in LMA I 1013 f.
2 s. Anm. 8
3 Ann. Fuldens. 892 f.
4 s. Anm. 43
5 LMA I 1013. Dümmler III 476 f. 479 f. Mühlbacher II 426 ff. 445. Schur 41 ff. Hartmann, Herrscher der Karolingerzeit 83 f., der allerdings in Arnulf keinen Herrscher sehen möchte, «der sich in erster Linie auf die Kirche stützte», das aber kaum ausreichend darlegt; eher wird das Gegenteil deutlich.

Vgl. hierzu auch Fried, Der Weg 434 f.

6 Taddey 494, 1060. LMA I 93. IV 1957 f. Dümmler III 303, 401 f. 480 ff. 497, 590. Schur 48 ff. Kehr 2, 8 ff. Tellenbach, Zur Geschichte Kaiser Arnulfs 149

7 MG Capitul. II 196 ff. Ann. Fuldens. 895. Regin. chron. 895. Mühlbacher II 426 ff. Hartmann, Die Synoden 367 ff. Ders. Herrscher der Karolingerzeit 84

8 Mühlbacher II 427. Dümmler III 397

9 Babl 99

10 Arbeo, Vita Haimhrammi 16 ff. LThK III[1] 658. In III[3] wurde der Emmeram-Text fast um zwei Drittel gekürzt. Vgl. auch HKG II/2 125. LMA I 888 V 229. Wetzer/Welte III 556. Babl 74, 80 f. Der übliche Schwulst bei Vogel II 324 ff.

11 LMA III 1888. Dümmler III 477 ff. Babl 99, 138 ff. 150 ff. 188 ff.

12 Ann. Fuldens. (Altaich) 882. Ann. Fuldens. 891 Regin. chron. 891. LMA I 1013. HBG I 272. Hartmann, Herrscher der Karolingerzeit 86

13 Ann. Fuldens. (Altaich) 891. Regin. chron. 891. HEG I 636. Mulert 42, 60. Vgl. Deschner, Agnostiker 160 ff. bes. 165 f. Prinz, Grundlagen und Anfänge 120 f. Hartmann, Herrscher der Karolingerzeit 86

14 Ann. Fuldens. (Altaich) 889. Ann. Alamann. 890. LMA I 1014 (Störmer), 1983, V 969. HBG I 274. Dümmler III 341 f. Bosl, Bayerische Geschichte 60 ff. Bund 489 f. Hartmann, Herrscher der Karolingerzeit 83 f.

15 Ann. Fuldens. (Altaich) 892 f. Regin. chron. 890 HBG I (Reindel) 274. Mühlbacher II 423 f. Stadtmüller 142. Aufhauser 2. Löwe, Deutschland 198. Prinz, Grundlagen und Anfänge 121 f.

16 Ann. Fuldens. 871; 893 (Altaich). Regin. chron. 892. LMA I 1014. HBG I 272 f. 369. Dümmler III 360 f. Mühlbacher II 424. Störmer, Im Karolingerreich 164. Wendehorst zit. ebd. Hartmann, Herrscher der Karolingerzeit 85, 87

17 Ann. Fuldens. (Altaich) 894. Liutpr. antapod. 1,13. Bosl, Handbuch der Geschichte der böhm. Länder I 197 f.

18 Ann. Fuldens. 889, 893, 895, 897 (Altaich)

19 Ebd. 894, 898. LMA VI 721. Dümmler III 460 ff. Mühlbacher II 425, 444

20 Ann. Fuldens. 899 f. Mühlbacher II 444, 453. Dümmler III 462 ff.

21 Ann. Vedast. 883, 888, 895 f. Regin. chron. 888. LMA III 2047, IV 1018 f. VI 1353 f. HEG I 634 f. Alle Quellenbelege bei Schneider, Erzbischof Fulco von Reims 39 ff. s. auch 43 ff. Nach Zatschek 223 trafen sich Arnulf und Fulco in Frankfurt, nach Hlawitschka, Lotharingien 70, Anm. 23 in Worms. S. auch 73 f. 116. Dümmler III 316 f. 320. Hiestand 48 f. Penndorf 138 ff. Mohr 172 ff. Schneidmüller 105 ff. Werner, Die Ursprünge 446 ff. Rau II 6 f. Prinz, Grundlagen und Anfänge 121. Riché, Die Karolinger 258 f. 278 f. Hartmann, Herrscher der Karolingerzeit 85

22 Ann. Vedast. 888. 893 ff. Regin. chron. 888, 893 ff. LMA IV 1018. HEG I 635. Alle Quellenbelege bei Schneider, Erzbischof Fulco 47 ff. 54 ff. 68 ff. 93 ff. 105 ff. 113 ff. Mühlbacher II 432. Dümmler III 320 ff. Hlawitschka, Lotharingien 65 ff. 76 f. 115 ff. Werner, Die Ursprünge 447 f. Bund 504 f. Hartmann, Herrscher der Karolingerzeit 85

23 Ann. Vedast. 893 ff. 900. Regin. chron. 893, 895, 898, 903. Alle Quel-

lenbelege bei Hlawitschka, Lotharingien 117 ff. 132 ff. 141 ff. 161 ff. und Schneider, Erzbischof Fulco 121 ff. 130 ff. LMA IV 1018 f. VI 1354. Berr 43 ff. 50 ff. 64 f. Riché, Die Karolinger 176 ff. Werner, Die Ursprünge 448

24 Ann. Fuldens. 895. Ann. Vedast. 895. Regin. chron. 894 f. Taddey 1351. LMA V 2129. Mühlbacher II 435 f. Boshof, Lotharingien–Lothringen 141 f. 144. Werner, Die Ursprünge 476. Löwe, Deutschland 202 f. Prinz, Grundlagen und Anfänge 122. Hlawitschka, Vom Frankenreich 90 f.

25 Mühlbacher II 435 ff. 442 f. Löwe, Deutschland 202 f. Hlawitschka, Vom Frankenreich 91. Parisse 119. Boshof, Lotharingien–Lothringen 142 f.

26 Regin. chron. 892, 896, 901. LMA I 1014. Boshof, Lotharingien–Lothringen 141

27 Regin. chron. 897. Riché, Die Karolinger 269. Boshof, Lotharingien–Lothringen 143. Parisse 119, 132

28 Ann. Fuldens. 900. Regin. chron. 898 f. Ann. Vedast. 898. Taddey 992, 1351. Dümmler III 466 ff. 471 ff. 501 ff. Mühlbacher II 443. Bund 494 ff. Löwe, Deutschland 203. Boshof, Lotharingien–Lothringen 143. Werner, Die Ursprünge 476 f. Riché, Die Karolinger 169, 291 f. Hlawitschka, Lotharingien 172 ff. Ders. Vom Frankenreich 91

29 Gregorovius I 2, 563

30 LP 2,224 f. JW 1, 425 ff. Ann. Fuldens. 883, 885 (Altaich). Kühner, Lexikon 62. Kelly 127 f. LMA VI 294. Mühlbacher II 392. Gregorovius I 2, 561 f. Haller II 133, 140. Seppelt II 322. Zimmermann, Papstabsetzungen 51 f. Ders. Das Papsttum 94

31 Ann. Fuldens. 883 f. (Altaich), 888. Regin. chron. 888. Ann. Vedast. 888. Liutpr. antapod. 1,18 f. Kühner, Lexikon 62. LMA I 1933, V 1623 f. VI 1232, VII 2128. HEG I 651 ff. Mühlbacher II 392, 417, 428 f. Dümmler III 313 ff. 365 ff. Hartmann, Geschichte Italiens III 2. H. 105 ff. Gregorovius I 2, 562, 564 ff. Cartellieri I 334 ff. 346 ff. Steinbach, Das Frankenreich 79 f. Haller II 128, 139 ff. Seppelt II 325 f. Seppelt/Schwaiger 116. Werner, Die Unruochinger 133 ff. Riché, Die Karolinger 258 f. 263

32 JW 1,435 ff. Ann. Fuldens. 893. LMA IV 655 f. Dümmler III 372 f. Mühlbacher II 429. Hartmann, Geschichte Italiens III 2. H. 113. Haller II 109, 112. Seppelt II 328. Ullmann 245. Bund 490 ff. Zimmermann, Papstabsetzungen 53 ff. bes. 68 f. Hartmann, Die Synoden 388

33 Ann. Fuldens. 893 f. Regin. chron. 894. Liutpr. antapod. 1,20 ff. 1,33. Dümmler III 373 ff. Mühlbacher II 429 ff. Seppelt II 329. Maß, Das Bistum Freising 86

34 Ann. Fuldens. 894 f. Liutpr. antapod. 1,28; 1,37. HEG I 654. Dümmler III 379 ff. 414 f. Zimmermann, Das Papsttum im Mittelalter 96

35 Ann. Fuldens. 895 f. Regin. chron. 896. Liutpr. antapod. 1,27 f. Kühner, Lexikon 63. LMA V 1623 f. VII 613. HEG I 655. Dümmler III 414 ff. 420 ff. 473 f. Hartmann, Geschichte Italiens III 2. H. 111 ff. Gregorovius I 2, 566. Cartellieri I 350 ff. 358 f. Haller II 141 f. Seppelt/Schwaiger 116. Steinbach, Das Frankenreich 80, 82. Schramm, Kaiser, Könige und Päpste II 267. Jarnut, Die Eroberung Bergamos 208 ff. Hlawitschka, Franken 123 f. Ders. Lotharingien 122 ff. Zimmermann, Das dunkle Jahrhundert 24. Riché, Die Karolinger

263 f. Vgl. auch Deschner, Abermals 351
36 Ann. Fuldens. 899
37 Ann. Fuldens. 896. Liutpr. antapod. 1,38. Kelly 131. Duden 958. LMA II 414. HEG I 655. Dümmler III 423 ff. Seppelt II 330 f. Haller II 142
38 LP 2,229. JW 1,439 f. Ann. Fuldens. 896. Ann. Laubac. 896. Liutpr. antapod. 1,30 (der das Leichengericht allerdings fälschlich Papst Sergius III. unterstellt) Flodoard, de triumphis Christi 12,6. Kelly 131 f. Dümmler III 426 ff. Gregorovius I 2, 570 ff. 579. Hartmann, Geschichte Italiens III 2. H. 123 f. Schubert II 444. Haller II 142. Fischer, Strafen und sichernde Maßnahmen 41 f. Seidlmeyer 79 f. Seppelt II 331 f. Seppelt/Schwaiger 116 f. Dhondt 86 f. Gontard 189. Hartmann, Die Synoden 388 ff. Zimmermann, Papstabsetzungen 56 ff. Ders. Das dunkle Jahrhundert 25 f. Ders. Das Papsttum 96 f.
39 LP 2,230 f. JW 1,441. Liutpr. antapod. 1,31. Kühner, Lexikon 64. Kelly 132. Hartmann, Geschichte Italiens III 2. H. 125 f. Gregorovius I 2, 572 f. Seppelt/Schwaiger 117. Zimmermann, Papstabsetzungen 59. Hartmann, Die Synoden 390 ff.
40 LP 2,232. JW 1,442 f. 2,705 Flodoard, de triumph. Christi 12,7. Kühner, Lexikon 65 f. Kelly 132 f. Gregorovius I 2, 573. Haller II 142. Seppelt II 334. Zimmermann, Das dunkle Jahrhundert 27. Ders. Papstabsetzungen 60 ff. Hartmann, Die Synoden 390 ff. Deschner, Abermals 80 f. 96 f. 125, 418, 450 f. 453, 465 ff.
41 Kelly 133. Seppelt II 333 f. Bund 492 f. Hartmann, Die Synoden 392 f. 394 f.
42 LP 2,233. Ann. Fuldens. 900. Ann. Alamann. 899. Regin. chron. 901, 905. Liutpr. 2,7 ff. 2,32 ff. LMA V 2177 f. HEG I 637, 643 f. 656 f. Mühlbacher II 456 f. 460 f. Dümmler III 429 ff. 507 f. 536 f. Gregorovius I 2, 573 ff. 580. Hartmann, Geschichte Italiens III 2. H. 128 ff. 176 ff. 186. Cartellieri I 360 ff. Haller II 143. Steinbach, Das Frankenreich 80. Seppelt/Schwaiger 117. Seppelt II 336. Zimmermann, Das dunkle Jahrhundert 30 ff. Ders. Das Papsttum 97. Hlawitschka, Vom Frankenreich 93. Riché, Die Karolinger 264
43 Hartmann, Geschichte Italiens III 2. H. 182 ff. Riché, Die Karolinger 265. Fried, Die Formierung 69 f.

7. KAPITEL
KÖNIG LUDWIG IV. DAS KIND (900–911)

1 A. Schmid in LMA V 2175
2 s. Anm. 5
3 Regino, De synod. caus., Praef.
4 Ann. Fuldens. 900. Regin. chron. 900. LMA V 2175. Mühlbacher II 449. Kehr 16. Heumann, Die Einheit des ostfränkischen Reichs 142 ff. Schramm, Kaiser, Könige und Päpste II 299 f. Hlawitschka, Vom Frankenreich 92 f. Fleckenstein/Bulst 15. Riché, Die Karolinger 292. Schieffer, Die Karolinger 195. Hartmann, Herrscher der Karolingerzeit 92
5 LMA V 2175. HBG I 275 (K. Reindel findet, wie andere, auch den bayerischen Adel in der Reichsregentschaft «vertreten», hebt aber Hattos führende Rolle hervor). HEG I 638. Dümmler III 560 f. Mühlbacher II 449 ff. Schur 56 f. Nitzsch, Geschichte des Deutschen Volkes 272. Hlawitschka, Vom Frankenreich 94. Schieffer, Die Karolinger 195 ff. Hartmann,

Herrscher der Karolingerzeit 92. Eibl 23

6 Ann. Fuldens. 893. Widukind 1,22. Meyers Taschenlexikon Geschichte 41. LMA IV 1957. V 2117. Dümmler III 497 f. Menzel I 263. Mühlbacher II 450 f. Herrmann, Thüringische Kirchengeschichte I 46. Schur 56. Schieffer, Die Karolinger 196. Hartmann, Die Synoden 367. Ders. Herrscher der Karolingerzeit 92. Beumann, Die Ottonen 15

7 Mühlbacher II 451

8 Ann. Fuldens. 893. LMA I 93, III 2121, VI 2158. Dümmler III 497 ff. HBG I 422, 469, 504. Kehr 3. Cartellieri I 363 f. Schur 55 ff. Holtzmann, Geschichte der sächsischen Kaiserzeit I 43 f. 46 f. Stutz 59 ff. Maß, Das Bistum Freising 92. Erdmann, Der ungesalbte König 311 ff. Fleckenstein, Die Hofkapelle II 4 ff. Ders. Grundlagen und Beginn 134. Reindel, Herzog Arnulf 238. Lintzel, Miszellen zur Geschichte 313 f. Angenendt, Taufe 145 f. Bullough, Nach Karl 317. Schieffer, Die Karolinger 196

9 Liudpr. antapod. 2,1. Widukind 2,36. LMA I 2025. Hauck III 152 f. mit weiteren Quellenhinweisen

10 Ann. Fuldens. 900 ff. Ann. Augiens. 907. Ann. Alamann. 907. Regin. chron. 900. Adalb. cont. Regin. 907 f. Liudpr. antapod. 2,2; 2,7. Widukind 1,17; 1,20. Ann. Corbeiens. 907. Ann. Laubac. 908. Ann. Hildesh. 908. LMA VI 1845 f. HBG I 275 mit weiteren zahlreichen Literaturhinweisen. HEG I 636 ff. Dümmler III 530, 551 f. Mühlbacher II 457 ff. Hauck III 150. Meichelbeck nach Fischer, Bischof Uto 63, vgl. auch 57 ff. Hóman I 100. Büttner, Die Ungarn, das Reich 433 ff. Heuwieser 184. Tomek 109 ff. Bosl, Bayerische Geschichte 64. Brackmann, Gesammelte Aufsätze 192. Fleckenstein/Bulst 15. Hlawitschka, Vom Frankenreich 94. Hartmann, Herrscher der Karolingerzeit 93. Schieffer, Die Karolinger 196 f. Störmer, Im Karolingerreich, UG I 165

11 Adalb. cont. Regin. 909 ff. LMA I 1015. HEG I 639, Dümmler III 556 ff. Tomek 109 ff. Fleckenstein/Bulst 20. Fischer, Das Zeitalter des heiligen Ulrich 82. Heuwieser I 189. Tellenbach, Europa 447 f.

12 Regin. chron. 889, 901. Widukind 1,18. Liudpr. antapod. 2,2 f. Dümmler III 509. Hauck III 149. Weinrich, Tradition und Individualität 294

13 Hauck III 69, 147 ff.

14 Regin. chron. 892; 897; LMA I 1321. HEG I 638. Dümmler III 522. Mühlbacher II 453. Fleckenstein/Bulst 16. Prinz, Grundlagen und Anfänge 122. Hlawitschka, Der König einer Übergangsphase 105. Hartmann, Herrscher der Karolingerzeit 92 f. Störmer, Im Karolingerreich, UG 182 f.

15 Looshorn 25. Vgl. auch die folg. Anm.

16 Regin. chron. 902 f. 906. Widukind 1,22. Liudpr. antapod. 2,6. LMA IV 1957. HBG I 279 (Reindel) HEG I 638. Mühlbacher II 454 ff. Menzel I 260 f. Fries 72 ff. 114 f. Schnürer II 42. Holtzmann, Geschichte I 39 ff. 62. Lüdtke, König Heinrich I. 53. Schieffer, Die Karolinger 196 f. Prinz, Grundlagen und Anfänge 122 f. Hartmann, Herrscher im Karolingerreich 93. Hlawitschka, Der König einer Übergangsphase 105. Störmer, Im Karolingerreich 196 f. Beumann, Die Ottonen 25

17 Widukind 1,16. Adalb. contin. Reginon. 911. Liudpr. antapod. 2,3 f. LMA VI 1579. HEG I 640. HBG II 282 f. Fleckenstein/Bulst 15, 17. Schieffer, Die Karolinger 200. Ri-

ché, Die Karolinger 292. Hartmann, Herrscher der Karolingerzeit 93. Hlawitschka, Der König einer Übergangsphase 104, 106. Boshof, Königtum 3

8. KAPITEL
KÖNIG KONRAD I. (911–918)

1 Goetz, in LMA V 1337 f.

2 Hlawitschka, Vom Frankenreich 98

3 LMA IV 2163, V 970, 2175 f. HEG I 740. Dümmler III 580 f. Schieffer, Die Karolinger 201 f. Werner, Die Ursprünge 476 f. Boshof, Königtum 3. Ehlers 20

4 HEG I 640, 738 ff. bes. 740 f. Prinz, Grundlagen und Anfänge 124. Fleckenstein/Bulst 19 f. Hlawitschka, Vom Frankenreich 98. Ders. Der König einer Übergangsphase 107. Ehlers 20 f. Brühl, Deutschland–Frankreich 404 f.

5 HBG I 282. HEG I 639 f. Barraclough 18. Prinz, Grundlagen und Anfänge 124 ff. Hlawitschka, Vom Frankenreich 98. Ders. Der König einer Übergangsphase 107. Boshof, Königtum 4. Fried, Der Weg 451

6 Pierer I 754. LMA I 1015. HBG I 280 ff. (mit vielen Literaturhinweisen). Schur 65. Reindel, Herzog Arnulf 214 ff. Bullough, Nach Karl 317. Prinz, Grundlagen und Anfänge 123. Hlawitschka, Der König einer Übergangsphase, 103 f. 106, 109. Beumann, Die Ottonen 28 f. Eibl, Heinrich I. 24, Brunner 54

7 Fragment. de Arnulfo (MG SS 17,570). Adalb. contin. Regin. 919. LThK X[1] 341. LMA I 1015. V 1337 f. VII 569. HBG I 280 ff. 467 f. HEG I 641. Dümmler III 598. Lüdtke, König Heinrich 64, 69. Bullough, Nach Karl 319. Reindel, Herzog Arnulf 214, 247 f. 257 ff. 287. Prinz, Grundlagen und Anfänge 123. Störmer, Im Karolingerreich 198. Hlawitschka, Vom Frankenreich 99. Ders. Der König einer Übergangsphase 108. Eibl 23 f. Beumann, Die Ottonen 27, 29, 45. Hellmann, Die Synoden 295. Brunner 54 ff. Nach Schneider, Eine Freisinger Synodalpredigt 98 f. hat man in Bayern sogar für Herzog Arnulf, seine Frau und Kinder öffentlich gebetet.

8 Taddey 1060. LMA VI 1093 f. (Schwaiger). VII 1314. Dümmler III 617. Tüchle I 139 ff. Maß, Das Bistum Freising 30. Brühl, Fodrum 37. Angenendt, Taufe und Politik 162

9 Ann. Alamann. 911, 913. Ann. Laubac. 911. Adalb. contin. Regin. 913. Ekkeh. Casus s. Galli 1 ff. 29. Taddey 1060. LMA I 1015, II 940, III 2123 f. V 82, VII 1314. HEG I 641, 638. Waitz, Jahrbücher 29 ff. Dümmler III 569 f. 577 ff. 590 ff. 597, 605 ff. Weller, Württembergische Kirchengeschichte 91. Ders. Geschichte des schwäbischen Stammes 148 ff. Tüchle 141 ff. Büttner, Geschichte des Elsaß 169 f. Holtzmann, Geschichte 62 ff. Lüdtke, König Heinrich 68 f. 71 ff. Schur, 64, 73 f. Reindel, Herzog Arnulf 257 ff. Fleckenstein/Bulst 16 f. 20 ff. Hlawitschka, Vom Frankenreich 98 ff. Ders. Der König einer Übergangsphase 107 ff. Fuhrmann, Die Synode von Hohenaltheim 440 ff. Hellmann, Die Synoden 287 ff. 300 ff. 309 f. Brühl, Deutschland–Frankreich 408 f. Fried, Der Weg 457.

10 HEG I 640 f. Fleckenstein/Bulst 22. Hlawitschka, Der König einer Übergangsphase 109. Fried, Der Weg 458

11 Widukind 1,25. Adalb. contin. Regin. 919 f. Liudpr. antapod. 2,20. Ekkeh. Casus s. Galli 49. Taddey

1294. LMA I 1015. VI 1588. HEG I 641 f. 669 f. HBG I 284. Fleckenstein/Bulst 24 f. Prinz, Grundlagen und Anfänge 125 f. Hlawitschka, Vom Frankenreich 100. Beumann, Die Ottonen 30. Brühl, Deutschland–Frankreich 411 f. (betont die schlechte Quellenlage). Althoff/Keller, Heinrich I. und Otto der Große I 56 ff. Schulze, Hegemoniales Kaisertum 135. Vgl. auch Deschner, Ärgernisse 39

12 Goody, Warum die Macht recht haben muß 69

9. KAPITEL
HEINRICH I., DER ERSTE DEUTSCHE KÖNIG (919–936)

1 Eibl 31

2 Claude, Geschichte des Erzbistums Magdeburg I 18

3 Fried, Die Formierung 77. Ders. Der Weg 464, 473

4 Adalb. contin. Regin. 936

5 Thietm. 1,8. Widukind 1,25 f. Kelly 119. Kühner, Lexikon 57. LMA III 1670, IV 1102 f. VI 1579, 1588 (Struve), VII 1227. HEG I 670. Hlawitschka, Der König einer Übergangszeit 112 f. Althoff/Keller I 31 ff. 51 f. Eibl 21. Zur «sozialen» Bedeutung der sehr zahlreichen Gründungen sächsischer Frauenklöster: Leyser, Herrschaft und Konflikt 105 ff. Vgl. auch die folg. Anm.

6 Thietm. 1,8. Widukind 1,26. Thaddey 1195, 1294. LMA I 98 f. IV 981, V 2041 f. Lüdtke, König Heinrich 78 f. Heimpel 36 f. Bullough, Nach Karl 318. Schramm, König, Kaiser und Päpste II 302. Althoff/Keller I 60 ff. 66 f. 68 f. Hlawitschka, Der König einer Übergangsphase 112 ff. Eibl 24 ff. Beumann, Die Ottonen 14, 22 ff. 28, 32 ff. Schulze, Hegemoniales Kaisertum 141 ff. Fried, Der Weg 462. Beumann, Otto der Große 53, spricht von einer «Doppelwahl». Schlesinger zit. nach Brühl, Deutschland–Frankreich 411 ff.

7 Thietm. 1,5; 1,9. Widukind 1,31; 2,11. LMA IV 2036, VI 1579. Waitz 15 ff. 113. Dümmler III 584 f. Hauck III 21. Lüdtke, König Heinrich 51, 55 ff. 164. Eibl 21 f. Beumann, Die Ottonen 26. Fried, Der Weg 454 f. Schulze, Hegemoniales Kaisertum 137 ff. Zu Widukind und seinem unklaren Schicksal vgl. etwa Althoff, Der Sachsenherzog Widukind 251 ff.

8 Thietm. 1,16; 1,28. Eibl 20 f. Schulze, Hegemoniales Kaisertum 134 f. Der romantische Beiname «der Vogler» ist erst über drei Jahrhunderte nach Heinrichs Tod erstmals bezeugt: Brühl, Deutschland–Frankreich 141

9 Thietm. 1,8. Widukind 1,26 f. Ruotg. Vita Brunon. 4. Vita Oudalr. 3 LThK II[1] 407, VI [1]637. LMA III 1076, IV 1161, 2020 f. V 2107, VI 412, VII 623 f. Waitz 66 f. 106 ff. Hauck III 17. Lüdtke, König Heinrich 78 f. 97 f. 166 f. Reinhardt 152 ff. Lippelt 148. Erdmann, Der ungesalbte König 334 ff. Lintzel, Zu den deutschen Königswahlen 199 ff. Heimpel 16 ff. 35 ff. Holtzmann, Geschichte 69 ff. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 10 ff. Wattenbach-Holtzmann, Geschichte I 100 f. Ehrhard, Die Kirche der Märytrer 103. Vgl. zur «christlichen Heldensage» Deschner, Abermals 349 ff. Büttner, Heinrichs I. Südwest- und Westpolitik 49 ff. Schlesinger, Die Königserhebung 538 f. Claude, Geschichte I 23 ff. 27 ff. Kallfelz, Lebensbeschreibungen 12. Fleckenstein, Grundlagen und Beginn 137, 139.

Fleckenstein/Bulst 26. Stern/Bartmuss 152 ff. 169 f. Beumann, Die sakrale Legitimierung 150 ff. Ders. Die Ottonen 40 f. 48. Schneider, Das Frankenreich 72. Hlawitschka, Vom Frankenreich 103, 108. Ders. Der König einer Übergangsphase 117 f. K. Schmid, Bemerkungen über Synodalverbrüderungen 693 ff. Schulze, Hegemoniales Kaisertum 170. Zufferey 42 ff. Giese 486 ff. Fried, Die Formierung 76 f. Ders. Der Weg 462 ff. 472. Althoff/Keller I 33, 63 ff. 92 f. 122 f. Ausführlich zur Herrschaftsstabilisierung durch Bündnis und Einung: Althoff, Amicitiae und Pacta passim, bes. 16 ff. 52 ff. 69 ff.

10 Widukind 1,26. Vgl. 1,41. Lüdtke, König Heinrich 123. Bünding-Naujoks, Imperium Christi 70. Ahlheim 178. Bullough, Nach Karl 318. Lubenow 12 f. 19 f. Vgl. auch Deschner, Die Politik II 417 ff.

11 Hauck III 73 f. 76 f.

12 Hlawitschka, Vom Frankenreich 109 f. Ders. Der König einer Übergangsphase 111 ff. bes. 118. Brühl, Deutschland–Frankreich 413 f.

13 HEG I 677 Anm. 32. K. Schünemann, Deutsche Kriegsführung im Osten während des Mittelalters, DA 2, 1938

14 Althoff/Keller 7, 88

15 Thietm. 1,3; 1,10. Widukind 2,3. HEG I 674 (Reindel). Dümmler III 584. Hauck II 87 ff. Lüdtke, König Heinrich I. 3. Holtzmann, Geschichte I 88 f. Bauer, Der Livlandkreuzzug 306, Fußnote 12. Brüske, Untersuchungen zur Geschichte des Liutizenbundes 16. Donnert 289 ff. 289 ff. Stern/Bartmuss 174, 190. Schlesinger, Kirchengeschichte Sachsens I 7. Claude, Geschichte des Erzbistums I 18. Fleckenstein, Grundlagen und Beginn 159. Tellenbach, Vom Zusammenleben 15. Eibl 22. Fried, Der Weg 473 f. Brunner 35. Schulze, Hegemoniales Kaisertum 157 ff.

16 Thietm. 1,10; 1,16; 1,24. Widukind 1,35 ff. Ann. Corb. 929. LMA II 550 f. 554 f. III 439 f. IV 2198 f. V 1875, 2038. Waitz 123 ff. 130, 144. Kötzschke/Ebert 30. Lüdtke, König Heinrich I. 3 ff. 15, 124 ff. 128, 134 ff. Holtzmann, Geschichte 89 ff. Donnert 332 f. Ahlheim 178. Brüske 17 ff. Büttner, Die christliche Kirche ostwärts 149 f. Claude, Geschichte I 18. Schlesinger, Kirchengeschichte Sachsens 35 f. Ders. Die mittelalterliche Ostsiedlung 45. Fleckenstein, Grundlagen und Beginn 159 f. Fleckenstein/Bulst 34 f. Epperlein 274. Lippert 9 ff. Stern/Bartmuss 190 f. Beumann, Die Ottonen 44 f. Eibl 28 f. 31. Cram 155 f. Lubenow 16 f. Ludat, An Elbe und Oder 9 ff. Vgl. dazu in der 2A. das Nachwort von Lothar Dralle 213. Boshof, Königtum 8. Schulze, Hegemoniales Kaisertum 159 ff.

17 Thietm. 1,10 ff. 3,2; 4,33; 4,37; 4,65 u.o. Widukind 1,36. Tusculum Lexikon 269. Voltaire 88. Vgl. hierzu den instruktiven Aufsatz von J.-C. Schmitt, Macht der Toten 143 ff. Und generell zur Verdummungsstrategie bes. im späten 20. Jahrhundert: Buggle 3 ff. 289 ff. 369 ff. 398 ff., sehr lesenswert. Vgl. auch Gelhausen 162 ff., Kliemt 170 ff. und den entlarvenden Aufsatz Mynareks, Wie «progressive» Theologen das Christentum «retten» 193 ff. Ferner ders. Denkverbot 53 ff. 70 ff.

18 Thietm. 1,16 f. Vgl. auch 6,59; 6,80. LMA II 359 ff. IV 2038. Schöffel I 107 f. Hlawitschka, Der König einer Übergangsphase 119

19 Thietm. 1,17. Widukind 1,40. Adam v. Bremen 1,55 ff.

20 Thietm. 1,18. Widukind 1,38. Re-

gin. chron. 889. Ekkeh, Casus s. Galli 54; 64. Holtzmann, Geschichte I 39, 83 ff. 92 f. Lüdtke, König Heinrich I. 168 ff. Aufhauser 2 f. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 11,13 f. Stern/Bartmuss 169, 173 f. Schlesinger, Archäologie des Mittelalters 19. Fleckenstein/Bulst 20. Beumann, Die Ottonen 39 f. 44. Zur Burg vgl. vor allem auch Dannenbauer, Adel, Burg 121 ff. 140 ff. 150 ff. in: Grundlagen der mittelalterlichen Welt

21 Widukind 1,38. Lüdtke, König Heinrich I. 170 f. Eibl 29

22 Widukind 1,38 f. Liudpr. antapod. 2,25 ff. Flodoard. Ann. 933. LMA VI 593. Waitz 150 ff. Lüdtke, König Heinrich I. 171 ff. Fleckenstein, Grundlagen und Beginn 160

23 Lüdtke, König Heinrich I. 176. Beumann, Die Ottonen 46 f.

24 Ann. Fuldens. 845. LMA II 335 f. Bosl, Der Eintritt Böhmens und Mährens 43 ff. Ders. Probleme der Missionierung 1 ff.

25 Thietm. 1,2. LThK VI[1] 682, X[1] 882 f. LThK II[3] 557. LMA II 357 f. 461. III 1350 f. V 2166. VII 159. Wetzer/Welte XI 864. HKG III 1, 272. HEG I 872 f. Naegle II 258, 354 ff. Hauptmann, Die Frühzeit 321. Fleckenstein, Grundlagen und Beginn 159

26 LThK II[1] 429, II[3] 557. LMA II 358, VI 616. Naegle II 288, 354 ff. 360 ff.

27 LMA V 2166. HBG I 287 (mit Literaturhinweisen). Naegle II 247, 328 ff. Hauptmann, Die Frühzeit 321. Lüdtke, König Heinrich I. 137 ff. Holtzmann, Geschichte I 90. Zimmermann, Das dunkle Jahrhundert 126

28 Wetzer/Welte XI 864 f. Fichtinger 386. Aerssen, Kirchengeschichte 120. Naegle II 33 ff. 62 ff. 73, 139 f. 177 f. 188 ff. 226, 252 ff. 262. Stadtmüller 150. Thrasolt 334. Das Opus mit Imprimatur vom 6. Mai 1939 erschien gerade rechtzeitig vor Beginn millionenfacher deutscher (und anderer) Martyrien. Die Einführung strotzt von Anleihen beim Nazivokabular, will sie ja «Bilder großer Persönlichkeiten, Kämpfer und Überwinder» bieten, «Bilder von all den Stationen christlich germanischer, christlich völkischer Geschichte und Kultur«. «Diese und solche *täglich gebetete christlich deutsche Geschichte* bedeutet Wiedererwekkung unserer großen herrlichen (!) christlich germanischen Geschichte, bedeutet Besinnung auf unsere christlich germanische Art, bedeutet Besamung mit christlich germanischer Art, bedeutet Tradition und Traditionserneuerung, d. h. geschichtliche Gebundenheit und Verbundenheit und aus ihr heraus neues christlich deutsches Selbst- und Sendungsbewußtsein, bedeutet nach soviel Entwurzelung und Entartung durch einseitige unvölkische Überfremdung und durch einseitige völkische Selbstverengung wieder christlich deutsche Aufartung, Vertiefung und Weitung, bedeutet neues Leben aus dem alten ehrwürdigen heiligen christlich deutschen Boden und Blut» (Blut und Boden!) «bedeutet ‹Mementote patrum vestrorum – Seid eingedenk der Väter und Ahnen› der allgemein christlichen und der besonderen christlich germanischen Ahnen, bedeutet: Seid ihrer würdige Enkel und Nachfahren.»

29 Thietm. 2,2. LMA II 358. Naegle II 264 ff. 275, 328

30 LThK X[1] 823. Naegle II 283 ff. 300 ff. 312, 319 ff.

31 Thietm. 1,18; 1,21. Widukind 1,41. Eibl 29 f.

32 Lüdtke, König Heinrich I. 5, 189 f.

198 f. 205. Zur Kritik an dem «Narren» Lüdtke: Brühl, Deutschland–Frankreich 413 f.

10. KAPITEL
OTTO I., «DER GROSSE» (936–973)

1 Widukind 2,36
2 Thietm. Prol. II
3 Bünding-Naujoks 71
4 Beumann, Otto der Große 51
5 Hlawitschka, Kaiser Otto I. 126, 141
6 Thietm. 2,1. Widukind 2,1 f. LMA VI 1563 f. VII 1104. HEG I 679 f. Büttner, Der Weg Ottos 45 f. Holtzmann, Geschichte I 111 f. Lintzel, Miszellen 381 ff. Schmid, Die Thronfolge Ottos des Großen 422 ff. Grundmann, Betrachtungen 207. Schlesinger, Kirchengeschichte I 15. Ders. Die Anfänge der deutschen Königswahl 344 ff. Erdmann, Forschungen 25 ff. Bullough, Nach Karl 318. Fleckenstein, Grundlagen und Beginn 140 ff. Fleckenstein/Bulst 42 f. Hlawitschka, Vom Frankenreich 113 f. Schramm, Kaiser, Könige und Päpste III 39 ff. 47 ff. 54 ff. 157 f. Reinhardt 155 ff. Beumann, Die Bedeutung Lotharingiens 25. Ders. Otto der Große 56. Riché, Die Karolinger 300 f. Pätzold 33 f. Hehl, Iuxta canones 117 f. Zu kirchlichen Rangstreitigkeiten im Mittelalter: Fichtenau, Lebensordnungen 18 ff. 25
7 Widukind 2,1. LMA V 67 f. VI 1564. Schlesinger, Beobachtungen zur Geschichte 419. Fleckenstein, Die Struktur des Hofes 5 ff. Hlawitschka, Kaiser Otto I. 127. Beumann, Otto der Große 56. Pätzold 34 f. Riché, Die Karolinger 300 f. Vgl. auch die vorherg. Anm.
8 LMA VI (Struve) 1566. HEG I 680. Weitlauff 7. Brackmann, Der römische Erneuerungsgedanke 7. Fried, Die Formierung 5. Beumann, Otto der Große 50. Lubenow 13 ff. Boshof, Königtum 13
9 Flodoard. 946. LMA I 104. Schnürer II 119 ff. Holtzmann, Geschichte I 130 f. 205, 245 f. Auer, Kriegsdienst des Klerus I 342 f. (in: MIÖG: 370) Schramm, Kaiser, Könige und Päpste III 135. Hlawitschka, Vom Frankenreich 129. Ders. Kaiser Otto I. 138 f. Riché, Die Karolinger 303 f. Fried, Die Formierung 58. Pätzold 44
10 LMA V 390 f. (Schott/Romer). Dauch 241. Steinbach, Die Ezzonen 855. Bullough, Nach Karl 322. Stern/Bartmuss 185. Hlawitschka, Kaiser Otto I. 139. Ders. Vom Frankenreich 129 f. Fried, Die Formierung 58. Pätzold 44
11 Widukind 2,6; 2,10. LMA III 1512 f. VI 1564. HEG I 681. Hlawitschka, Vom Frankenreich 114 f. Ders. Kaiser Otto I. 127 f. Krah, Absetzungsverfahren 261 ff. Riché, Die Karolinger 303. Beumann, Otto der Große 56 f. Fried, Die Formierung 76 f. – Ottos eigentliche «Basislandschaft», der politische «Zentralraum seiner Königsherrschaft» war das Harzumland, Müller-Mertens/Huschner 13 f.
12 Thietm. 1,26; 2,2; 2,34. Widukind 2,8; 2,11. Adalb. contin. Regin. 938. LMA I 1015 f. 1156 ff. III 78, 1512 f. VI 1564. HBG I 288 ff. (mit vielen Literaturangaben). HEG I 681 f. Schramm, Kaiser, Könige und Päpste III 156. Riché, Die Karolinger 302. Fried, Die Formierung 78. Pätzold 38. Hlawitschka, Vom Frankenreich 115 f. Ders. Kaiser Otto I. 128. Krah, Absetzungsverfahren 258 ff. Wies 95 f. O. Meyer, In der Harmonie von Kirche und Reich 212. I. Schröder,

Zur Rezeption merowingischer Konzilskanones 244 f. Zur Entwicklung des Asylrechts vgl. Lotter, Heiliger und Gehenkter 9 f.

13 Thietm. 2,34. Widukind 2,12; 2,15; 2,17; 2,24; 2,26. Adalb. contin. Regin. 939. LMA II 226, III 1512 f. IV 1466, 2154, VI 1564. HEG 682. Hlawitschka, Vom Frankenreich 116 f. Ders. Kaiser Otto I. 128 f. Pätzold 38 f. Wies 98 ff. beginnt beim «Wunder von Birten» fast selbst zu beben vor «religiöser» Ergriffenheit oder Brunst.

14 Thietm. 2,21. Adalb. contin. Regin. 939 f. 954. Kelly 140. LMA I 93 f. IV 549 f. 964 f. 1146. HEG I 682. Büttner, Geschichte des Elsaß 179 ff. Holtzmann I 121 ff. 148 ff. Auer, Der Kriegsdienst 327 ff. Lippelt 60. Steinbach, Die Ezzonen 853. Schmid, Die Thronfolge Ottos des Großen 490 ff. Bullough, Nach Karl 319 f. Fleckenstein, Grundlagen und Beginn 144. Zimmermann, Das dunkle Jahrhundert 117 ff. Pätzold 39 f. Karpf 94 ff. Hlawitschka, Vom Frankenreich 117. Ders. Kaiser Otto I. 129

15 Thietm. 2,4; 2,39 ff. Vita Brunon. 17 f. LMA IV 2063. Holtzmann, Geschichte I 153, 156. Hirsch, Der mittelalterliche Kaisergedanke 33 f. Hlawitschka, Vom Frankenreich 117 f. Ders. Kaiser Otto I. 129. Fried, Die Formierung 78. Riché, Die Karolinger 302. Pitz, Wirtschafts- und Sozialgeschichte 52 spricht von «der Gestaltung der deutschen Ostgrenze», der «Befriedung des deutschen Siedlungsgebietes».

16 Thietm. 2,6 ff. Adalb. contin. Regin. 953 f. Widukind 3,13; 3,32 ff. Ruotg. Vita Brunon. 16 ff. Vita Oudalrici 10. LMA I 1016, IV 964 f. V 1344, 2039, VI 1564 f. HEG I 682, 685 f. HBG I 293 f. (mit zahlreicher weiterführender Literatur). Büttner, Geschichte des Elsaß 188. Fischer, Das Zeitalter des heiligen Ulrich 84, 88 f. Falck 60. Weitlauff 37 f. Bullough, Nach Karl 320. Fleckenstein, Grundlagen und Beginn 145. Zimmermann, Das dunkle Jahrhundert 119, 122. Pätzold 40. Wies 139 ff. 143 ff. Hlawitschka, Vom Frankenreich 121. Zur Opposition in Sachsen vgl. bes. Leyser, Herrschaft und Konflikt 20 ff.

17 LMA VI 1565, VII 1796

18 Fried, Die Formierung 165 ff. mit zahlreichen Literaturhinweisen

19 Thietm. 2,23. Vita Brunon. passim bes. 8; 12; 14; 20; 25; 30 f. LMA II 753 ff. VI 1565 f. VII 578; 1104 f. Keller, Reclams Lexikon 82 f. HEG I 748, 751. Holtzmann, Geschichte I 151 f. 171 ff. 200 f. 233. Auer, Der Kriegsdienst 336, 340 f. Prinz, Klerus und Krieg 175 ff. Apologetisch-euphemistisch: Köhler 180. Steinbach, Die Ezzonen 854. Hallinger 48. Neuss/Oediger 166 ff. Fischer, Politiker um Otto den Großen 98 ff. Kallfelz 171 ff. Lotter, Die Vita Brunonis 75. Ders. Das Bild Brunos I. 19 ff. Bloch 41 ff. 48. Wattenbach/Holtzmann I 8. Fleckenstein, Grundlagen und Beginn 147. Bullough, Nach Karl 320 f. Pätzold 45.

20 LThK VI[1] 1019. LMA III 1600. Wetzer/Welte II 673 f. Achter, Die Kölner Petrusreliquien 955, 977 ff. 982 ff. Zur Bedeutung des Trierer Metropolitanverbandes vgl. auch Haverkamp, Einführung passim, bes. 123 ff. Zu Trier im frühen Mittelalter: Anton 135 ff. 163 ff. Ferner: H.-J. Schmidt, Religiöse Mittelpunkte und Verbindungen 182 ff. Ranke-Heinemann, Nein und Amen 217 ff.

21 Thietm. 2,9; Widukind 3,44. Flo-

doard. 955. Vita Oudalr. 12. LMA I 1212 f. V 1786. LThK I[1] 804. HEG I 686. Pätzold 45

22 Thietm. 2,9 f. Vita Oudalrici 12

23 Widukind 3,46 f. Vita Oudalr. 12. Vita Brunon. 35

24 Thietm. 2,10 f. Widukind 3,46 ff. Vita Oudalr. 12. LMA V 1786. Wetzer/Welte XI 377. HEG I 665 f. 686 f. Weitlauff 39 f. Erben 70. Holtzmann, Geschichte 136, 157 ff. 177, 217. Zoepfl, Der heilige Bischof 9 ff. Büttner, Der Weg Ottos 50. Leyser, The Battle 15 ff. Fischer, Das Zeitalter des heiligen Ulrich 85. Zimmermann, Das dunkle Jahrhundert 133. Fleckenstein, Grundlagen und Beginn 145. Wattenbach/Dümmler/Huf II 469. Fried, Der Weg 513 ff.

25 LThK VI[1] 642, VIII[1] 280 f. X[1] 960 f. dtv Lexikon 14, 155 f. Kelly 147. LMA IV 1434, V 1761 f. 2112, VI 2157. HKG III/1 280. HBG I 224, 305. Uhlirz I 96 ff. Hauck III 163 ff. bes. 177 ff. Zibermayr 120. Pfeiffer, Die Bamberg Urkunde 16 ff. Wattenbach/Holtzmann I 285 ff. Holtzmann, Geschichte I 252 ff. Janner I 354. Heuwieser, Geschichte I 63 ff. Tomek 115 ff. Dauch 11. Bosl, Probleme der Missionierung 6. Hóman I 155 f. Fuhrmann, Der angebliche Brief 51 ff. Zimmermann, Das dunkle Jahrhundert 211 ff. Fichtenau, Zu den Urkundenfälschungen Pilgrims 96 ff. Reindel, Bayern im Karolingerreich 242. Brunner 85 ff. bes. 90 ff.

26 Heuwieser I 63 ff.

27 Vita Oudalr. passim, bes. 1, 3, 5, 9 ff. 21 ff. Arnold v. St. Emmeram, Libri duo de S. Emmerammo 1,17 (PL 141, 1016). Wetzer/Welte XI 372, 376, 386 f. LThK I[1] 78, I[3] 126, X[1] 365 ff. LMA I 1213. Babl 167. Zoepfl, Das Bistum Augsburg 66. Weitlauff 8 ff. 35, 38 ff. Bosl, Bayerische Geschichte 75. Kallfelz 12, 37, 53 Anm. 5. Plötzl 83 f. 90 ff.

28 Thietm. 3,8. Ekkeh. Casi s. Galli 51; 57. Wetzer/Welte XI 376, 382. LThK X[1] 366 f. II[1] 219. Keller, Reclams Lexikon 489. Fichtinger 370. Kühner, Lexikon 74. Kelly 150. LMA IV 931, 1315. Wattenbach/Holtzmann, Geschichtsquellen I 257 f. Wattenbach/Dümmler/Huf 463. Zoepfl, Das Bistum Augsburg im Mittelalter 74 f. Dorn, 116 ff. 126 ff. Kallfelz 12, 37 ff. Kühner, Das Imperium 124. Rummel, Ulrichslitaneien 351 f. Hörger, Die «Ulrichsjubiläen» 309. Vgl. auch die vorherg. Anm.

29 Thummerer, Urkundlicher Bericht 231 ff.

30 Thietm. 2,9 f. Vita Brunon. 35. LMA V 1786. Hauptmann, Die Frühzeit 324. Keller, Das Kaisertum 247. Fischer, Das Zeitalter des heiligen Ulrich 85. Schramm, Kaiser, Könige und Päpste III 162

31 LMA I 1321 f. Fried, Die Formierung 79. Riché, Die Karolinger 312. Pätzold 45 f.

32 Thietm. 2,12; 2,14; 2,19; 2,28. Widukind 2,9; 2,20; 3,54. Taddey 522. LMA IV 2160. Hauck III 107. Hauptmann, Die Frühzeit 321. Keller, Das Kaisertum Ottos 374. Holtzmann, Geschichte I 126, 134 f. Ders. Aufsätze 3. Kossmann 452 f. Bullough, Nach Karl 321. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 17, 29. Stern/Bartmuss 192. Donnert 333 f. Fleckenstein, Grundlagen und Beginn 161 f. Schramm, Kaiser, Könige und Päpste III 160. H. K. Schulze, Hegemoniales Kaisertum 230. Lubenow, 18 ff. Althoff, Das Bett des Königs 141 ff. Fried, Der Weg 500 f.

33 Hauck III 84 ff. 96. Boshof, Königtum 13. Fried, Der Weg 500 f.

34 Widukind 2,4; 2,20 f. Adalb. cont.

Regin. 928. HEG I 679. Hauck III 21 f. 77 ff. 90 f. Holtzmann, Geschichte I 108, 133 f. Ders. Aufsätze 3. Brüske, Untersuchungen 21 f. Stern/Bartmuss 192. Ludat, An Elbe und Oder 10 ff. Fleckenstein/Bulst 41, 44, 59 f. 70 f. Haller II 182. Lubenow 24. Schulze, Hegemoniales Kaisertum 77

35 Thietm. 2,12. Widukind 3,53 ff. Liutpr. hist. Otton. 10,17. Taddey 522. LMA II 551, 1101 f. III 1762, IV 1980, VI 1009. Hauck III 88 ff. 102 ff. Holtzmann, Geschichte I 134, 160 ff. 179 f. Hampe, Karl der Große 70. Ahlheim 179, 181. Stern/Bartmuss 193. Pätzold 45 f. Fichtenau, Lebensordnungen 220

36 Widukind 3,70. LMA I 48, VI 1009, 1390 f. Hauck III 105 ff. Zur Totalen-Kriegs-Predigt, zu Völkermord und überhaupt der Propagierung gewalttätiger Intoleranz schon und gerade in der Bibel: Buggle 36 ff. 56 ff. 68 ff. 95 ff. Dabei ist, sehr instruktiv, nach Streminger, Die Jesuanische Ethik 126 f., «der grollende Jahwe relativ harmlos im Vergleich zum lieben Vater des Neuen Testaments.» Vgl. auch Ders., Gottes Güte 215 ff. Baeger 206 f. Mynarek, Denkverbot 83 ff. Deschner, Die unheilvollen Auswirkungen 182 ff. Im übrigen läßt sich auch die Bibel für alles gebrauchen. Denn da sie «nicht nur die Bergpredigt mit der Aufforderung zur Feindesliebe, sondern auch die Bücher Samuel mit der Aufforderung zum Völkermord enthält, ist es kein Wunder, daß sie sich auf pazifistischen Kundgebungen ebensogut zitieren läßt wie in Feldgottesdiensten auf Vernichtungsfeldzügen ...», schreibt Birnbacher 148. Nie zu vergessen aber H. Herrmann, Passion 38: «Der wahre Täter ist nicht der Folterknecht, nicht der professionelle Henker, sondern die anonyme Menge der Zuschauer.»

37 Thietm. 2,7; 2,16 f. Widukind 3,8. Flodoard Ann. 350. Adalb. contin. Regin. 950. Naegle II 330 ff. Holtzmann, Geschichte I 173 f. 210, 219, 235 f. Ders. Aufsätze 5 f. Stern/Bartmuss 194. Claude, Geschichte des Erzbistums Magdeburg I 17 ff. 25 ff. bes. 34 ff. 45 ff. Wentz/Schwineköper 17 f. 42, 81 ff. Brackmann, Magdeburg als Hauptstadt 18, 29 u.o. Lippelt 151 f. Hlawitschka, Vom Frankenreich 127. Riché, Die Karolinger 301 f. 376. Pätzold 46

38 Thietm. 2,14; 2,29. Widukind 3,66 f. LMA I 476, VI 616, 2125, VII 52 f. 880 f. HEG I 905 ff. HKG III/1, 262 f. Hauptmann, Die Frühzeit 322 f. Holtzmann, Geschichte I 180 ff. Ketrzyński, The Introduction 16. Halecki 19 f. Hensel 236 ff.

39 Thietm. 4,55. Hauptmann, Die Frühzeit 323 f. Holtzmann, Geschichte I 198 f. Kossmann 452 f. Mayer, Mittelalterliche Studien 66. Bosl, Europa 236. Rice 155. Rhode 11

40 Thietm. 8,32. Nach Thietm. ebd. bestand die Bevölkerung von Kiew vor allem aus «kampftüchtigen Dänen» (Danis). Adalb. contin. Regin. 959; 961. dtv Bd 15, 296. LMA I 98 f. III 1121 ff. 1130 f. 1398 f. V 1121 ff. bes. 1123 f. VI 756 f. 1395 f. VII 137 f. 880 f. 1112 f. HEG I 694, 842, 925 ff. 989 ff. HKG III/1 275 ff. Benz 12 f. Ammann 12. Fleckenstein, Grundlagen und Beginn 163 f. Riché, Die Karolinger 313. Beumann, Otto der Große 68 f. Schreiner, Byzanz 143. Poppe 271 ff. Blum 15 f. Janin/Sedov/Toločko 203 ff.

41 Thietm. 7,43 f. Wetzer/Welte IX 457 ff. LMA I 1522. II 459 f. 1794 ff. (wird 989 als Jahr des Feld-

zugs nach Cherson genannt) III 768 ff. bes. 771 ff. V 267, 306, 1124 (Hösch). VII 137 f. HEG I 841 ff. 929 ff. 992. Rice 155. Vernadsky 286 f. Jirecek I 141. Ammann 15, 21. Hellmann, Slawisches, insbesondere ostsl. 264 f. Blum 21 f.

42 Thietm. 7,75. LMA II 459 f. V 306 (A. Poppe). Hellmann, Slawisches, insbes. ostsl. 266 f. Ammann 23

43 Wetzer/Welte I 270 f. LThK I[1] 471 f. I[3] 715 f. Kelly 115, 118. LMA I 690, II 220 ff. (H. Ehrhardt), III 499, 1527, IV 1865 ff. (Ch. Radtke), 1883 ff. 1928, VII 804. HEG I 953. Hauck II 698 ff. Walterscheid 87 ff. Stratmann, Das Recht der Erzbischofsweihe 67 f. Haendler 119 ff. Friedmann 194 f. 198

44 Thietm. 1,17. Adam von Bremen, Gesta Hammaburgens. eccl. pontif. 1,56; 1,59. Übertritt des Dänenkönigs Harald ausführlich: Ermoldus Nigellus, Carmen IV v. 606 ff. (Poet. lat. aevi Carol. II 75). LMA III 502 (Skovgaard-Petersen), IV 1561, 1929. V 348. HKG III/1,264. HEG I 675, 953 f. Hauck II 706 ff. III 80 ff.

45 Thietm. 2,42. Adam 2,4. LThK I[1] 82, I[3] 131. dtv Lexikon 16, 191. LMA I 104, IV 1929, VI 1257, 1391. HKG III/1, 264. Hauck II 708 ff. III 93 f. 99 ff. (hier Quellenhinweise)

46 LMA IV 1930. Kosminski/Skaskin I 127. Brackmann, Gesammelte Aufsätze 31. Hlawitschka, Kaiser Otto I. 134 f. Zur Gründung des Bistums Meißen vgl. Pfeifer, Die Bistümer Prag und Meißen 77 ff. bes. 81 ff. Zum «sakralen« Königtum auch in der Neuzeit vgl. die lehrreiche Abhandlung von G. Feeley-Harnik, Herrscherkunst 195 ff.

47 Franzen, Kleine Kirchengeschichte 165. Abendzeitung München, 24. Juli 1995. Vgl. zum 20. Jhrh.: Deschner, Die Politik der Päpste I u. II passim sowie: Deschner/Petrović, Weltkrieg der Religionen 261 ff. Umeljić passim Dokumentation 281 ff.

48 LP 1,470 f. JW 1,284. LP 2,86 f. JW 1,327. LP 2,246 ff. JW 1,466 ff. LP 2,251 JW 1,469 ff. LP 2,234 JW 1,444 f. Zimmermann, Papstabsetzungen 158 ff.

49 LP 2,251, JW 1,469 f. LP 2,229 JW 1,439 f. 2,705. LP 2,240 f. JW 1,449 ff. 2,706. LP 2,255 ff. JW 1,477 ff. 2,707. LP 2,259 JW 1,484 f. LP 2,243 JW 1,454 f. LP 2,244 JW 1,457 f. LP 2,140 ff. JW 1,235 f. LP 2,279 JW 1,556 f. LP 2,261 f. JW 1,495 f. Zimmermann, Papstabsetzungen 198 f. Nitschke 40 ff. Vgl. ferner die einschlägigen Texte bei Kühner, Kelly, im LMA

50 LP 2,236 ff. JW 1,445 ff. Kühner, Lexikon 65 f. Kelly 132 ff. LMA VII 1787. Hartmann, Geschichte Italiens III 2. H. 208 f. Dümmler III 601. Gregorovius 1,2, 576 ff. Cartellieri I 368. Haller II 143. Seppelt II 336 f. Seppelt/Schwaiger 118 f. Zimmermann, Das dunkle Jahrhundert 27. Ders. Papstabsetzungen 63

51 Kelly 136. LMA V 1891, 2178, VI 1165, 2110. HEG I 833 ff. Seppelt II 339 f. Zimmermann, Das dunkle Jahrhundert 35. Beck 120 ff. de Rosa 63

52 LP 2,240 f. JW 1,449 ff. LP 2,243 JW 1,454 f. Liutpr. antapod. 2,47 f. Pierer X 524. Kühner, Lexikon 66. LThK V[1] 470. Kelly 139. LMA VI 321. Gregorovius I 2, 578 ff. 583 f. Holtzmann, Geschichte I 98 f. Haller II 143 f. Portmann 111 f. Seppelt II 337 f. 341, 346. Seppelt/Schwaiger 118. Neuss 102. de Rosa 63. Karpf 5 ff.

53 Liutpr. antapod. 2,48. Kelly 137. HKG III/1, 226. HEG I 796. Dümmler III 602 f. Hartmann, Geschichte

Italiens III 2. H. 166 f. Gregorovius I 2, 580 f. 587 f. Haller II 147. Seppelt II 341 f. Seppelt/Schwaiger 118. Eickhoff 298 f. Falco 167. Erben 53. Zimmermann, Das dunkle Jahrhundert 44 ff. 54 f. 71

54 Liutpr. antapod. 2,57 ff. 2,68 ff. Flodoard Ann. 922 ff. LMA V 397 ff. 710 f. (Tobacco) HEG I 657 f. Hartmann, Geschichte Italiens III 2. H. 188 ff. Hlawitschka, Franken, Al. 102 f. Zimmermann, Das dunkle Jahrhundert 72

55 Liutpr. 3,2 ff. 3,11 ff. Flodoard. Ann. 923 f. 926. Ann. Alamann. 926. HEG I 658. LMA II 940 f. Hartmann, Geschichte Italiens III 2. H. 193 ff. Hlawitschka, Franken, Al. 104. Zimmermann, Das dunkle Jahrhundert 73

56 Flodoard Ann. 926. LMA V 158. HEG I 658. Gregorovius I 2, 592. Hartmann, Geschichte Italiens III 2. H. 197. Zimmermann, Das dunkle Jahrhundert 73 f.

57 Liutpr. antapod. 3,39 ff. 4,14. HEG I 660 f. Hartmann, Geschichte Italiens III 2. H. 198 ff. 248. Seppelt II 344

58 Flodoard 946. De triumph. Christi 12,7. Liutpr. antapod. 3,18; 3,43 ff. 4,14. Kelly 139. Kühner, Lexikon 68 ff. HKG III/1, 226 f. HEG I 650 ff. 659. LMA I 280 f. V 158, VI 321. Dümmler III 603. Gregorovius I 2, 592 ff. Hartmann, Geschichte Italiens III 2. H. 215 ff. Haller II 148 ff. Seppelt II 345 ff. Seppelt/Schwaiger 118 f. Holtzmann, Geschichte I 99. Zimmermann, Das dunkle Jahrhundert 74, 76 ff. 93, 96 f. Ders. Papstabsetzungen 78. Gontard 191. de Rosa 64

59 Liutpr. antapod. 5,3. LMA I 280 f. Kühner, Lexikon 69 f. Kelly 140 f. Seppelt II 348 f. (hier Zitat von E. Sackur)

60 Liutpr. antapod. 3,49; 5,3 ff. 5,12; 5,26 ff. LMA I 1933 f. V 158. HEG I 660 f. Hartmann, Geschichte Italiens III 2. H. 232 ff. Zimmermann, Das dunkle Jahrhundert 99

61 Liutpr. antapod. 5,32

62 Thietm. 2,5 Liutpr. antapod. 5,31. Widukind 3,7; 3,9 f. Flodoard 950 f. Vita Mathild. poster. 15. LMA I 95, 145, 1933 f. V 2128. Hartmann, Geschichte Italiens III 2. H. 236 f. 243 ff. H. Keller, Zur Struktur der Königsherrschaft 177 ff. Fleckenstein, Grundlagen und Beginn 170 f. Zimmermann, Das dunkle Jahrhundert 100

63 Thietm. 2,5 Widukind 3,10. Flodoard 952. Liutpr. Liber de Ottone rege 1; 15. Kelly 143. LMA I 95, 1934, V 2039. Hartmann, Geschichte Italiens III 2. H. 250 ff. Holtzmann, Geschichte I 188 f. Seppelt II 353 f. Zimmermann, Das dunkle Jahrhundert 134, 137. Ders. Papstabsetzungen 235 f. Bernhart 93. Fleckenstein, Grundlagen und Beginn 171. Fleckenstein/Bulst 65

64 Liutpr. de Ott. rege 3; 10. Flodoard Ann. 954. Kelly 142 ff. Sickel, Alberich II. 104 f. Köpke/Rümmler 350 ff. Dresdner 62. Haller II 151. Seppelt II 352 f. Klauser 187. Zimmermann, Papstabsetzungen 78, 257. Zimmermann, Parteiungen 365 ff.

65 Liutpr. de Ott. rege 10. Kelly 142 f. Haller II 151. Fleckenstein/Bulst 65. Zimmermann, Das dunkle Jahrhundert 135 f.

66 Liutpr. de Ott. rege 2. LThK IV[1] 841, IV[3] 1210. LMA I 95, IV 1958. HEG I 690. Sommerlad II 239 f. Holtzmann, Geschichte I 116 ff. 174 f. 201. Vehse I 10. Bullough, Nach Karl 322. Seppelt II 355, 358. Bernhart 93. Zimmermann, Das dunkle Jahrhundert 139. Ders. Papstabsetzungen 183, 186. Fleckenstein/Bulst 60. Heer, Mittelal-

ter 532 f. Schulze, Hegemoniales Kaisertum 198 f.

67 Liutpr. de Ott. rege 3. MG Const. I Nr. 10 ff. Tract. cum Joh. XII. S. 20 ff. HEG I 690 f. Kelly 143. Hartmann, Geschichte Italiens IV 1. H. 2 f. Hampe, Die Berufung Ottos 153 ff. Grundmann 200 ff. Haller II 152 ff. Bullough, Nach Karl 322. Seppelt II 356 f. Fleckenstein, Grundlagen und Beginn 173 f. Schulze, Hegemoniales Kaisertum 199 ff. Zur zwiespältigen Haltung der zeitgenössischen Quellen zur Kaiserkrönung Ottos I. vgl. Keller, Das Kaisertum 218 ff.

68 Holtzmann, Geschichte I 192. Büttner, Der Weg Ottos 58 ff. Haller II 155. Seppelt II 355, 357. Seppelt/Schwaiger 122. Fuhrmann, Konstantinische Schenkung 128 ff. Beumann, Otto der Große 69

69 Thietm. 2,13. Adalb. cont. Regin. 963 f. Liutpr. de Ott. rege 3 f. 6 f. Otto v. Freis. Chr. 6,23. LMA II 1490, IV 882 (Singer), VI 1652. HEG I 664, 691. Hartmann, Geschichte Italiens IV 1. H. 4 ff. Gregorovius I 2, 619 ff. Hampe, Die Berufung 163 ff. Haller II 155 f. Ders. Das altdeutsche Kaisertum 26. Seppelt II 358 f. Schöffel I 115. Fleckenstein/Bulst 67. Prinz, Grundlagen und Anfänge 148 f. Fuhrmann, Konstantinische Schenkung 128 ff. Zimmermann, Papstabsetzungen 81 ff. 254 ff. Ders. Das dunkle Jahrhundert 144 ff. 154. Graf 53 f. Hlawitschka, Vom Frankenreich 126 f. Beumann, Otto der Große 68

70 Adalb. cont. Regin. 963. Liutpr. de Ott. rege 8 ff. Ann. Hildesheim. 963. Hartmann, Geschichte Italiens IV 1. H. 6 ff. Gregorovius I 2, 620 f. Holtzmann, Geschichte I 194. Seppelt II 359. Haller II 156. Boye 55 f. Tangl 107 ff. Zimmermann, Das dunkle Jahrhundert 148. Ders. Papstabsetzungen 255 ff. Prinz, Grundlagen und Anfänge 149. Gontard 195

71 LP 2,246 ff. JW 1,466 ff. Adalb. cont. Regin. 963. Liutpr. de Ott. rege 10 ff. 15 f. Kelly 144. LThK VII[1] 763, 823 f. Hartmann, Geschichte Italiens IV 1. H. 8 ff. Gregorovius I 2, 622. Haller II 155 f. Ders. Das altdeutsche Kaisertum 26. Seppelt II 360. Fleckenstein/Bulst 67. Zimmermann, Papstabsetzungen 85 f. 243 f. 248, 255. Ders. Das dunkle Jahrhundert 149

72 Adalb. cont. Regin. 964. Liutpr. de Ott. rege 17 ff. Kühner, Lexikon 70 f. Kelly 143 f. Hartmann, Geschichte Italiens IV 1. H. 10 ff. Gregorovius I/2, 624 ff. Holtzmann, Geschichte I 196. Haller II 156 f. Seppelt II 360 f. Seppelt/Schwaiger 123. Kämpf, Das Reich 52. Bernhart 93. Gontard 195. Graf 54 f. Boye 56. Zimmermann, Papstabsetzungen 258. Ders. Das dunkle Jahrhundert 150 f. Hlawitschka, Kaiser Otto I. 137

73 Hergenröther II 211 f.

74 LP 2,251 JW 1,469 f. Liutpr. de Ott. rege 21 f. Adalb. cont. Regin. 964 f. Kelly 145. Hartmann, Geschichte Italiens IV 1. H. 14 f. Gregorovius I 2, 626 f. Haller II 157. Gontard 195. Boye 56. Seppelt II 362. Zimmermann, Papstabsetzungen 92 ff. 247. Ders. Das dunkle Jahrhundert 152. Schreiner, Gregor VIII., nackt auf einem Esel reitend 171 f.

75 Holtzmann, Geschichte II 303. Haller II 145 f. Hertling 131. Gontard 199 f. Daniel-Rops 686, 689. Vgl. auch Buggle 7 f. Deschner, Die Politik der Päpste passim, bes. II 417 ff.

76 LP 2,253 f. JW 1,470 ff. Adalb. cont. Regin. 965 f. Kelly 145 f. LMA V 542. Hartmann, Geschichte Italiens IV 1. H. 17 f. Gregorovius I/2, 629 f. Holtzmann, Geschich-

te I 203. Haller II 158 f. Seppelt II 363 ff. Graf 57 f. Gontard 196. Zimmermann, Papstabsetzungen 95 ff. Ders. Das dunkle Jahrhundert 153 f. Ders. Das Papsttum im Mittelalter 101. Beumann, Die Ottonen 101. Schreiner, Gregor VIII., nackt auf einem Esel reitend 172. Althoff/Keller II 198

77 HEG I 692. Holtzmann, Geschichte I 204. Büttner, Der Weg Ottos 54. Hay 339. Steinbach, Die Ezzonen 855. Kempf, Das mittelalterliche Kaisertum 228. Kosminski/Skaskin 133. Stern/Bartmuss 188. Zimmermann, Das Papsttum im Mittelalter 100 ff. Bullough, Nach Karl 322. Prinz, Grundlagen und Anfänge 149. Hlawitschka, Vom Frankenreich 118 f. 124, 131. Zur Karlstradition: Deér 38 ff. Beumann, Grab und Thron 9 ff. – Eine «neue Interpretation» versucht, getreu in den Spuren seines Doktorvaters, der Hlawitschkaschüler R. Pauler, Das Regnum Italiae passim, bes. 164 ff. Zur Historiker-Diskussion der deutschen Italienpolitik im Mittelalter vgl. vor allem die sehr instruktiven Darlegungen von Althoff/Keller 2 Bde passim und Fried, Der Weg 529 ff.

78 Pauler, Das Regnum Italiae 9 ff. 21 f. 102 ff.

79 Ebd. 64 ff. Spendabel war der Kaiser auch gegenüber italienischen Klöstern, vgl. etwa Zotz 172 ff.

80 LMA I 1908, VI 1652, VII 1295. HEG I 695. Hlawitschka, Vom Frankenreich 130. Ders. Kaiser Otto I. 140. Beumann, Die Ottonen 101 f. 108. Pätzold 48. Glocker, Die Verwandten der Ottonen 156 f.

81 Widukind 3,72. Liutpr. Legatio passim, bes. 3; 9. Zitat 44. LMA I 821. HEG I 695. Hauck III 217. Hartmann, Geschichte Italiens IV 1. H. Bauer/Rau 239. Beumann, Die Ottonen 108 f. Glocker, Die Verwandten der Ottonen 155 ff. Rentschler passim, bes. 9 ff.

82 LMA V 532. VII 74. Uhlirz Jahrbücher I 20 ff. Hartmann, Geschichte Italiens IV 1. H. 27 ff. Fleckenstein, Grundlagen und Beginn 125 f. Beumann, Die Ottonen 109. Glocker, Die Verwandten der Ottonen 154 ff. Hlawitschka, Kaiser Otto I. 140. Pätzold 48

83 Glocker, Die Verwandten der Ottonen 154

84 Thietm. 2,43. Widukind 3,75 f. Adam von Bremen, Gesta Hammaburg. eccl. 2,21 nennt Otto «den Bezwinger aller Völker des Nordens». Holtzmann, Geschichte I 216. Schulze, Hegemoniales Kaisertum 77

11. KAPITEL
KAISER OTTO II.
(973–983)

1 Otto v. Freis. 6,26

2 Thietm. III Prol.

3 Thietm. 2,44; 3,1; 3,13 f. 3,16; 4,6. Adalb. cont. Regin. 955; 961, 967. Widukind 3,76. LThK X[1] 920 f. II[3] 799 f. Ekkeh. Casus s. Galli 98. LMA I 169 f. III 1030, 1766. IV 1468. V 19 (Seibert). VI 1567. Taddey 263 f. 1308, 1310 f. Uhlirz, Jahrbücher I passim u. 212. Wattenbach/Holtzmann, Geschichte I 10. Holtzmann, Geschichte I 239 ff. Brackmann, Gesammelte Aufsätze 200. O. Meyer, In der Harmonie 218. Beyreuther, Otto II. 67 f. Prinz, Grundlagen und Anfänge 163. Landau 29 ff., hier auch Zitat von Seckel

4 LMA VI 1567. Stern/Bartmuss 196 f.

5 LMA II 358 f. III 300, IV 2063 f. VI 616 f. (Lübke), 1567. HEG I 696 f. HBG I 297 f. Hartmann, Geschich-

te Italiens IV 1. H. 70 ff. Naegle II 353 f. 366 ff. 372 f. Staber 26. Fleckenstein, Grundlagen und Beginn 190 f. Glocker, Die Verwandten 167 ff. 175 ff. Hlawitschka, Vom Frankenreich 132. Prinz, Grundlagen und Anfänge 161 f. A. Kraus. Geschichte Bayerns 61 ff. Fried, Der Weg 552 ff. Beyreuther, Otto II. 68. Althoff/Keller II 150. Nach Beumann, Die Ottonen 113 kannten den Namen des Zänkers «schon Zeitgenossen»

6 Thietm. 3,7; 3,24. Ann. Weißenb. 975; Ann. Hildesh. 976. Ann. Magdeb. 976. LMA II 358, IV 613, 2063 f. HBG I 224 f. 298 ff. HEG I 697. Uhlirz I 92 ff. Holtzmann, Geschichte I 247 ff. Hellmann, Die Ostpolitik Kaiser Ottos II. 49 ff. Prinz, Grundlagen und Anfänge 162. Fleckenstein/Bulst 82 f. Hlawitschka, Vom Frankenreich 132 f. Ders. Otto II. 147. Beumann, Die Ottonen 115. Fried, Der Weg 554

7 LMA V 1204, VI 616 f. VII 1481. HEG I 907. Holtzmann, Geschichte I 251 f. Rhode 3 ff. 7. Fleckenstein/Bulst 85

8 Thietm. 3,8. Widukind 2,39. Richer v. Reims 3,69 ff. bes. 3,71. LThK X[1] 960 f. II[3] 724. Wetzer/Welte IX 97 ff. Taddey 162, 1323. LMA I 93, II 755 f. V 993, 2127. HEG I 697 f. VI 1567. VII 830 f. Uhlirz, Jahrbücher I 105 ff. bes. 116. Janner I 385. Staber 26. Walterscheid 167 ff. Bullough, Nach Karl 323. Hlawitschka, Vom Frankenreich 133, 137. Ders. Kaiser Otto II. 148, 151. Glocker, Die Verwandten 187 ff. 191, 198. Beyreuther, Otto II. 69. Fichtenau, Lebensordnungen 50. Sprandel 101

9 Thietm. 2,14. Taddey 46. LMA III 534 f. IV 1762 f. 1865 (Riis), VI 1567. HEG I 953 f. Uhlirz I 134 f. Holtzmann, Geschichte I 245 f. 275 ff. II 279. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 35. Schöffel I 118. Bauer, Der Livlandkreuzzug 306 Fußnote 12. Fleckenstein/Bulst 83

10 Thietm. 3,17 ff. Ann. Hildesh. 983. Ann. Magdeburg. 983. Adam v. Bremen, Gesta Hammaburg. 3,21 f. LMA I 107, 1986, II 193, VI 23 f. Uhlirz, Jahrbücher I 203 f. Holtzmann, Geschichte I 275 f. Ders. Das Laurentius-Kloster 167. Abb/Wentz 21. Fleckenstein/Bulst 88. Stern/Bartmuss 194 f. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 35. R. Schmidt, Rethra 368. Bullough, Nach Karl 323. Fritze, Beobachtungen 1 ff. Bündig-Naujoks 71 f. A. Heine (Hg.), Adam von Bremen 7 ff. Beyreuther, Otto II. 71. Lubenow 24 ff. Ludat, An Elbe und Oder 2. A. 38 ff. 41 f. Herrmann, Die Nordwestslawen 276 ff. Friedmann 259 ff.

11 Thietm. 3,18 f. Uhlirz, Jahrbücher I 203 ff. Fleckenstein/Bulst 88, Stern/Bartmuss 195. Schöffel I 118. Claude, Geschichte des Erzbistums Magdeburg 157 f. Beumann, Laurentius und Mauritius 241. Lautemann 198. Friedmann 259 ff. bes. 266

12 Schlesinger, Kirchengeschichte I 146. Claude, Geschichte des Erzbistums Magdeburg 156. Hlawitschka, Otto II. 150, 152. Beyreuther, Otto II. 71

13 Hartmann, Geschichte Italiens IV 1. H. 71 ff. Seppelt II 371. Fried, Der Weg 557 f.

14 LP 2,255 ff. JW 1,477 ff. 2,707. Kühner, Lexikon 72 f. Kelly 146 ff. Uhlirz, Jahrbücher II 58 f. Gregorovius I 2, 639 ff. Hartmann, Geschichte Italiens IV 1. H. 68, 97. Nach Haller II 160 ist die Ermordung «nicht klar». Ähnlich Zimmermann, Papstabsetzungen 100 ff. Ders. Das dunkle Jahrhun-

dert 202 f. 224. Holtzmann, Geschichte II 290. Seppelt II 369 ff. Seppelt/Schwaiger 124 f. Gontard 197 f. Beyreuther, Otto II. 69 ff.

15 MG Constit. I S. 436. Sommerlad II 254. Schulte, Der Adel 211. Beyreuther, Otto II. 71. Hlawitschka, Kaiser Otto II. 149.

16 Thietm. 3,20 ff. Ann. Sangall. 982. Ausführlich: Uhlirz, Jahrbücher 177 ff. 254 ff. 262 ff. Gregorovius I 2, 643 f. Hartmann, Geschichte Italiens IV 1. H. 74 ff. 85 ff. Eykhoff 365 ff. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 33 f. Zoepfl, Das Bistum Augsburg im Mittelalter 79. Holtzmann, Geschichte I 267 ff. Bullough, Nach Karl 323. Stern/Bartmuss 197. Fleckenstein, Grundlagen und Beginn 191 f. Weller, Württembergische Kirchengeschichte 95. Zimmermann, Das dunkle Jahrhundert 222 ff. Hlawitschka, Kaiser Otto II. 149. Beyreuther, Otto II. 71 f. Fried, Der Weg 560

12. KAPITEL
KAISER OTTO III. (980–1002)

1 HKG III/1, 271

2 Fried, Die Formierung 82

3 Thietm. 4,9

4 Görich, Otto III. 277

5 Thietm. 3,18; 3,25 f. 4,1 ff. 4,7 f. Richer 3,96. Ann. Quedlinb. 984 f. LMA III 135 f. IV 1468, 2063. Uhlirz, Jahrbücher I 206 f. II 12 ff. 31 ff. Holtzmann, Geschichte II 281 ff. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 36. Bullough, Nach Karl 323 f. Auer, Der Reichskriegsdienst 142. Claude, Geschichte des Erzbistums Magdeburg 158 ff. Prinz, Grundlagen und Anfänge 166 f. Hlawitschka, Vom Frankenreich 135 f. Glocker, Die Verwandten 160 f. 294 ff. Beumann, Die Ottonen 127 ff. Ders. Otto III. 73. Althoff, Otto III. 39 f. 43 ff. 124 f. Erkens, Die Frau als Herrscherin 275 f. Ludat, An Elbe und Oder 2A. 23 ff. Görich, Otto III. 187 ff. bes. 203 ff. S. auch 278. Zu den Quedlinburger Annalen ausführlich ebd. 52 ff., zur «Romgebundenheit der Kaiserwürde» und der Haltung des «nördlichen Reichsteils oder der Sachsen» vgl. ebd. 113 ff.

6 Thietm. 4,15; 4,43. Vita Bernw. 2,2 ff. Wetzer/Welte I 848 ff. Vgl. LThK I^1 96 mit LThK I^3 129 f. 152. LThK II^3 286 f. VI^1 502, X^1 81. Taddey 118, 1194. Kelly 151 ff. LMA I 101, 145 f. 915 f. 2012 f. IV 1300 ff. 2087, 2155 f. V 542 f. 1881 f. VI 136, 391, 1288 f. Uhlirz, Jahrbücher I 188, II 8, 266 f. Hartmann, Geschichte Italiens IV 1. H. 104 ff. Böhmer, Willigis 53 ff. 71 ff. 80 ff. Wattenbach/Holtzmann, Geschichte I 11, 46 f. 61, 294 f. 323. Holtzmann I 240, 273, II 279, 285 ff. 301 ff. 320 ff. Falck 64. Bullough, Nach Karl 323 f. Wollasch 135 ff. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 35 ff. Voigt, Adalbert 34 ff. 46 ff. Bosl, Herzog 292 f. Stern/Bartmuss 198. Fleckenstein, Grundlagen und Beginn 192 f. 195. Ders. Hofkapelle und Kanzlei 305 ff., bes. 307 f. Fleckenstein/Bulst 90 ff. 96 ff. 105. H. Müller, Heribert, Kanzler Ottos III. passim, bes. 88 ff. Claude, Geschichte des Erzbistums Magdeburg I 122 f. Brackmann, Gesammelte Aufsätze 246 f. O. Meyer, In der Harmonie 219 f. Zimmermann, Das Papsttum im Mittelalter 104 f. Ders. Gerbert als kaiserlicher Rat 235 ff. Schramm, Kaiser, Könige und Päpste 216 ff. Hlawitschka, Vom Frankenreich 135 f. Prinz, Grundlagen und Anfänge 166 f. Fried, Die Formierung 82. Beu-

mann, Die Ottonen 131, 133, 135, 137. Ders. Otto III. 76 f. Glocker, Die Verwandten 93 ff. 98. Althoff, Otto III. 57 f. 68 ff. 78 ff. 91 ff. 96 ff. 154. Görich, Otto III. 211 ff.

7 Vita S. Nili 92 f. Petr. Damian., Vita S. Rom. 25. Hartmann, Geschichte Italiens IV 1. H. 110, 121 ff. 133. Looshorn I 52. Nach Uhlirz II 275 begünstigte Otto (in Italien) noch mehr die Klöster und Kanonikerstiftungen. Es kam sogar zu Neugründungen, «unzweifelhaft nur zu dem Zweck vorgenommen ..., die Stützpunkte der kaiserlichen Gewalt zu vermehren.» – Zur politischen und militärischen Komponente der Wallfahrt nach dem Monte Gargano: ebd. 290. Hauck III 62 ff. Böhmer, Willigis 73 f. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 38 ff. Holtzmann, Geschichte 175 f. Köhler, Die Ottonische Reichskirche 182. Schramm, Kaiser, Könige und Päpste III 137. Fried, Die Formierung 82. Althoff, Otto III. 25, 122 f. 130

8 Thietm. 4,19. Ann. Quedlinb. 995. Uhlirz I 197. Seppelt II 374. Prinz, Grundlagen und Anfänge 168 f. Hlawitschka, Vom Frankenreich 139. Fried, Otto III. und Boleslaw Chrobry 13 ff. Althoff, Otto III. 73 ff. 82 ff.

9 LP 2,259 f. JW 1,484 ff. Kelly 149 f. LMA V 542. Hartmann, Geschichte Italiens IV 1. H. 97 f. Zimmermann, Papstabsetzungen 104 f. Ders. Das dunkle Jahrhundert 227 ff. Vgl. auch 11. Kap. Anm. 14

10 Thietm. 4,30. Ann. Quedlinb. 997 f. Ann. Hildesh. 996 f. Ann. Lamb. 996. Johannes diac. Chronic. Venet. 152 f. Martin v. Troppau, Chron. (MG SS XXII 432). Kühner, Lexikon 74. Kelly 150 f. LMA IV 1668, V 542, 569 f. VI 347 f. 1577. Hartmann, Geschichte Italiens IV 1. H. 100 ff. 110 f. Holtzmann, Geschichte II 290. Haller II 162. Gontard 200 f. Zimmermann, Das dunkle Jahrhundert 256 ff. Ders. Papstabsetzungen 104 ff. Ders. Das Papsttum 103 f. Schramm, Kaiser, Könige und Päpste 220 ff. Moehs, Gregorius V. 59 ff. Wolter, Die Synoden 144 ff. Görich, Otto III. 222. Althoff, Otto III. 82 ff.

11 Thietm. 4,30, 4,43. Ann. Quedlinb. 998. Vita S. Nili 89 ff. Joh. diac. Chron. Venet. 154. Kühner, Lexikon 74. Kelly 151 ff. LMA II 1805, VI 1288, 1351 f. Uhlirz, Jahrbücher II 258 ff. Hartmann, Geschichte Italiens IV 1. H. 112 ff. Haller II 162. Gontard 201. Schramm, Kaiser, Könige und Päpste 232 ff. Bullough, Nach Karl 324. Fleckenstein, Grundlagen und Beginn 197 f. Ders. Rex Canonicus 66 ff. Nitschke 40 ff. Althoff, Otto III. 100 ff.

12 Chron. Monast. Casin. (MG SS 34 S. 202). Thietm. 4,30; 4,43. Ann. Quedlinb. 998. Petr. Damiani, Vita s. Romualdi 25. Taddey 304. LMA III 1764 f. Uhlirz, Jahrbücher II 261 f. 526 ff. Hartmann, Geschichte Italiens IV 1. H. 114. Haller II 162. Gontard 201. Althoff, Otto III. 103, 105 ff. (hier die italien. Quellen u.a.), 122, 130

13 Menzel I 302. Althoff, Otto III. 110 ff. Zu den christlichen «Regeln» seit dem Alten und Neuen Testament s. neuerdings bes. Buggle 36 ff. 68 ff. 95 ff.

14 Thietm. 2,37; 3,13 ff. Ann. Hildesh. 985, 987, 990. Ann. Quedlinb. 985 f. 995. HEG I 863. Uhlirz, Jahrbücher II 70 f. Hauck III 97, 142 ff. Böhmer, Willigis 79. Schlesinger, Kirchengeschichte Sachsens I 305. Claude, Geschichte des Erzbistums Magdeburg 136 ff. 149 ff.

157, 161 ff. 171, 196 ff. Hlawitschka, Vom Frankenreich 137 f. 141. Wolter, Die Synoden 123 ff. Ludat, An Elbe und Oder 4 ff.

15 Thietm. 4,11; 4,21 f. 4,29; 4,38. Ann. Hildesh. 985 ff. 990 ff. Ann. Quedlinb. 986. Adam 2,41; 2,44. HEG I 702, 864 f. 907. M. Uhlirz 156. Uhlirz, Jahrb. II 125 f. 145 f. 156, 168 ff. 188 f. 240 ff. 468 ff. Böhmer, Willigis 176. Holtzmann, Geschichte II 293 f. 309 f. 325 f. Ahlheim 181 f. Fleckenstein/Bulst 96, 100. Claude, Geschichte des Erzbistums Magdeburg I 161 ff. 167 ff. 180. Lubenow 26 ff. Ludat, An Elbe und Oder 2. A, 43 ff. Friedmann 165: Mindener Bischöfe sind mehrfach «Befehlshaber im sächsischen Aufgebot»

16 Althoff, Otto III. 64 f.

17 PL 139, 464 B (zit. nach Sprandel) Thietm. 4,11. LMA I 15, 1019, II 359 ff. 2172 VI 616 f. VII 82 f. 124. LThK I[3] 14 f. II[3] 1235 ff. HEG I 907. Hauptmann, Die Frühzeit 325. Rhode 7 ff. 11 ff. Holtzmann, Aufsätze 191 f. Kossmann 453. Vgl. 444. Claude, Geschichte des Erzbistums Magdeburg I 163 ff. 171 f. Hensel 237 ff. Sprandel 101

18 LMA II 359 f. III 430 f. VI 617. HEG I 907. Holtzmann, Geschichte II 308 f. 322 f. Maschke 304 ff. Kossmann 449 f. Hauptmann, Die Frühzeit 326. Bosl, Europa im Mittelalter 236. Althoff, Otto III. 127 f. Hensel 239. Warnke 127 ff.

19 Thietm. 4,28. LMA II 358 f. VII 292 ff. 2004. Hartmann, Geschichte Italiens IV 1. H. 106 ff. Hauptmann, Die Frühzeit 326. Vgl. auch bei Uhlirz II den Exkurs XVIII: «Die Vorbereitung der Fahrt nach Gnesen» 538 ff.

20 Thietm. 5,10. LMA II 365 f. IV 1099. HEG I 908. Uhlirz, Jahrbücher II 320 f. Holtzmann, Geschichte II 344 f. Kossmann 460. David 64. Dvornik, The Making 147. Fleckenstein, Grundlagen und Beginn 199. Erdmann, Forschungen zur politischen Ideenwelt 99 ff. Schramm, Herrschaftszeichen 502. Zeißberg 3 ff. Ludat, Piasten 330 ff. Ders. An Elbe und Oder 71 ff. 92. Ausführlich über die Heilige Lanze: Brackmann, Gesammelte Aufsätze 211 ff. bes. 226 ff. Vgl. auch 249 ff. 257. Zur heiligen Lanze vgl. auch den ausführlichen Untersuchungsbericht von H. Malissa: Vorläufiger Bericht zur Heiligen Lanze, als Anhang bei: K. Hauck, Erzbischof Adalbert 345 ff. Ludat, An Elbe 2. A. 67 ff. bes. 71 ff. – Zum Einfluß der Tagespolitik vgl. etwa jüngst: Althoff, Otto III. 126 f. Görich, Otto III. 80 ff.

21 Ann. Hildesh. 1000. LMA IV 1142, 1523. Uhlirz II 323 f. Holtzmann, Geschichte II 342 ff. Kossmann I 420 ff. bes. 437 ff. Hilsch, Die Stellung des Bischofs von Prag 1,432. David 62 f. Dvornik, The Making 142 ff. Jedlicki 524 ff. Fleckenstein, Grundlagen und Beginn 198 f. Brackmann, Die Anfänge des polnischen Staates 24. Ders. Der «Römische Erneuerungsgedanke» 15 ff. Claude, Geschichte des Erzbistums Magdeburg I 194 f. Ludat, Piasten 338. Beumann, Otto III. 94

22 Fleckenstein, Grundlagen und Beginn 199 f. Schramm, Kaiser, Könige und Päpste III 279

23 Vita Bernw. 13; 39. LMA IV 1102 f. V 148 f. Uhlirz, Jahrbücher II 115 f. 346 ff. Hauck III 268 f. Böhmer, Willigis 87 ff. (hier weitere Quellenbelege), 173. Goetting, Das Bistum Hildesheim 159 ff. 180 ff. Glocker, Die Verwandten 206 ff. Görich, Otto III. 123 ff. Zur Vita Bernwardi ausführlich Görich ebd. 92 ff. Ferner Görich, Der Gandersheimer

Streit 56 ff. Wolter, Die Synoden 182 ff. (dort weitere Literatur). Althoff, Otto III. 57 f. 160 ff. Goetting 159 ff. 174 ff. Rebellierende Prinzessinnen im Kloster gab es bereits zur Merowingerzeit, vgl. etwa Ennen 53 ff. Scheibelreiter passim. S. dazu auch IV 271 ff.

24 Vita Bernw. 16 ff. Wetzer/Welte I 851. LMA V 148 f. Uhlirz, Jahrbücher II 348 f. Böhmer, Willigis 91 ff. 176. Walterscheid 269. Leyser, Herrschaft und Konflikt 93 Anm. 47. Wolter, Die Synoden 184 ff. Glocker, Die Verwandten 207 ff. Goetting 160, 171, 174

25 Vita Bernw. 19 ff. 28 ff. Wetzer/Welte XI 1106 f. LMA I 2012. Uhlirz, Jahrbücher II 349. Hauck I 270. Böhmer, Willigis 93 ff. 100 f. 176. Walterscheid Vorwort u. 269. Görich, Otto III. 127 f. Althoff, Otto III. 162 ff. Goetting 183 ff. 190 ff.

26 Wetzer/Welte XI 1107. Böhmer, Willigis 101 ff. 167 f.

27 LThK IV[3] 286 f. 814 f. LMA I 927, 2013, IV 1102 f. 1531, V 1338. Wolter, Die Synoden 227 ff. Glocker, Die Verwandten 208 f. Görich, Otto III. 130. Goetting 197 ff. 246 f.

BENUTZTE SEKUNDÄRLITERATUR

Abb, G./Wentz, G., Das Bistum Brandenburg, 1929

Achter, I., Die Kölner Petrusreliquien und die Bautätigkeit Erzbischof Brunos (953–965) am Kölner Dom, in: Böhner, K., (Hg.), Das erste Jahrtausend, 1964

Ahlheim, K., Von Karl dem Großen bis zum Beginn des Ersten Kreuzzuges, in: Deschner K. (Hg.), Kirche und Krieg, 1970

Altaner, B., Patrologie, Leben, Schriften und Lehre der Kirchenväter, 2. A., 1950

Altaner, B./Stuiber, A., Patrologie. Leben, Schriften und Lehre der Kirchenväter, 8. A. 1980

Althoff, G., Das Bett des Königs in Magdeburg, Zu Thietmar II 28, in: Fschr. für B. Schwineköper, 1982

Althoff, G., Der Sachsenherzog Widukind als Mönch auf der Reichenau. Ein Beitrag zur Kritik des Widukind-Mythos, in: FMSt. 1983

Althoff, G., Amicitiae und Pacta. Bündnis, Einung, Politik und Gebetsgedenken im beginnenden 10. Jahrhundert, 1992

Althoff, G., Otto III., 1996

Althoff, G./Keller, H., Heinrich I. und Otto der Große, Neubeginn auf karolingischem Erbe. 2. verb. Auflage 1994

Ammann, A. M., Abriß der ostslawischen Kirchengeschichte, 1950

Andreas, W. (Hg.), Der Aufstieg des Germanentums und die Welt des Mittelalters, 1940

Angelov, D./Ovčarov, D., Slawen, Protobulgaren und das Volk der Bulgaren, in: Herrmann, J. (Hg.), Welt der Slawen, 1986

Angenendt, A., Taufe und Politik im frühen Mittelalter, in: K. Hauck (Hg.) FMSt 7, 1973

Angenendt, A., Kaiserherrschaft und Königstaufe. Kaiser, Könige und Päpste als geistliche Patrone in der abendländischen Missionsgeschichte, 1984

Anton, H. H., Fürstenspiegel und Herrscherethos in der Karolingerzeit, 1968

Anton, H. H., Die Iren im frühen Mittelalter, II 1982

Anton, H. H., Trier im frühen Mittelalter, in: Quellen und Forschungen aus dem Gebiet der Geschichte, 1987

Aerssen, J. van, Kirchengeschichte für Schule und Haus, 1901

Aubin, H., Die Umwandlung des Abendlandes durch die Germanen bis zum Ausgang der Karolingerzeit, in: W. Andreas (Hg.), Der Aufstieg des Germanentums und die Welt des Mittelalters, 1940

Auer, L., Der Kriegsdienst des Klerus unter den sächsischen Kaisern, I. Teil: Der Kreis der Teilnehmer, MIÖG 1971. II. Teil: Verfassungsgeschichtliche Probleme, in: MIÖG 1972

Auer, W., Heiligen-Legende für Schule und Haus. Mit Bild, Leben eines Heiligen, Lehre und Gebet für jeden Tag des Jahres, 154. bis 160. Tausend, 1907

Aufhauser, J. B., Bayerische Missionsarbeit im Osten während des 9. Jahrhunderts, in: Festgabe für Alois Knöpfler, 1917

Babić, B./Belošević, J. u. a., Die Südslawen in Jugoslawien, in: Herrmann (Hg.), Welt der Slawen, 1986
Babl, K., Emmeram von Regensburg. Legende und Kult, 1973
Baeger, E., Staat und Kirche, in: Dahl (Hg.), Die Lehre des Unheils, 1993
Banniard, M., Europa. Von der Spätantike bis zum frühen Mittelalter, 1993
Bardenhewer, O., Geschichte der altchristlichen Literatur, 5 Bd. 1902–1932
Barraclough, G., Die mittelalterlichen Grundlagen des modernen Deutschland, 1953
Bauer, A., Der Livlandkreuzzug, in: Wittram, R., (Hg.), Baltische Kirchengeschichte, 1956
Bauer, A./Rau, R., Quellen zur Geschichte der sächsischen Kaiserzeit. Widukinds Sachsengeschichte; Adalberts Fortsetzung der Chronik Reginos, Liudprands Werke, 4. A. 1992
Beck, H.-G., Geschichte der orthodoxen Kirche im byzantinischen Reich, 1980
Becker, K., Sag Nein zum Krieg, o. J.
Bentzien, U., Bauernarbeit im Feudalismus. Landwirtschaftliche Arbeitsgeräte und -verfahren in Deutschland von der Mitte des ersten Jahrtausends u. Z. bis um 1800. 2. verbesserte Auflage 1990
Benz, E., Die russische Kirche und das abendländische Christentum, 1966
Berg, D./Goetz, H.-W. (Hg.), Ecclesia et regnum. Beiträge zur Geschichte von Kirche, Recht und Staat im Mittelalter. Festschrift für Franz-Josef Schmale zu seinem 65. Geburtstag, 1989
Bernhart, J., Der Vatikan als Weltmacht. Geschichte und Gestalt des Papsttums, 19.–23. A., 1951
Berr, A., Die Kirche gegenüber Gewalttaten von Laien (Merowinger-, Karolinger- und Ottonenzeit), 1913
Bertram, A., Geschichte des Bisthums Hildesheim I, 1899
Beumann, H., Widukind von Korvei. Untersuchungen zur Geschichtsschreibung und Ideengeschichte des 10. Jahrhunderts, 1950
Beumann, H. (Hg.), Karl der Große, 1965
Beumann, H., Grab und Thron Karls des Großen zu Aachen, in: Braunfels, W./Schramm, P. E. (Hg.) Karl der Große. Lebenswerk und Nachleben, 1967
Beumann, H., Die Bedeutung Lotharingiens für die ottonische Missionspolitik im Osten, 1969
Beumann, H., Die sakrale Legitimierung des Herrschers im Denken der ottonischen Zeit, in: E. Hlawitschka (Hg.), Königswahl und Thronfolge in ottonisch-frühdeutscher Zeit, 1971
Beumann, H. (Hg.), Heidenmission und Kreuzzugsgedanke in der deutschen Ostpolitik des Mittelalters, 1963, 2. A. 1973
Beumann, H., Laurentius und Mauritius. Zu den missionspolitischen Folgen des Ungarnsieges Ottos des Großen. Festschrift für W. Schlesinger, 1974
Beumann, H., Die Einheit des ostfränkischen Reichs und der Kaisergedanke bei der Königserhebung Ludwigs des Kindes, in: Archiv für Diplomatik 23, 1977
Beumann, H., Otto der Große 936–973, in: Beumann, H. (Hg.), Kaisergestalten des Mittelalters, 3. A. 1991
Beumann, H. (Hg.), Kaisergestalten des Mittelalters, 3. A. 1991

Beumann, H., Otto III. 983–1002 in: Beumann, H. (Hg.), Kaisergestalten des Mittelalters, 3. A. 1991
Beumann, H., Die Ottonen, dritte ergänzte Auflage, 1994
Beyreuther, G., Otto II. 973–983, in: Engel/Holtz (Hg.), Deutsche Könige und Kaiser des Mittelalters, 1989
Beyreuther, G., Otto III. 983–1002, in: Engel/Holtz (Hg.), Deutsche Könige und Kaiser des Mittelalters, 1989
Birnbacher, D., Das Dilemma der christlichen Ethik, in: Dahl (Hg.), Die Lehre des Unheils, 1993
Bloch, P., Erzbischof Bruno in Darstellung des frühen Mittelalters, JKG 1966
Blum, G. G., Die Taufe des Großfürsten Vladimir. Historiographie und christliche Deutung, in: ZKG 1988
Boehmer, A., Erzbischof Giselher von Magdeburg, ein Beitrag zur sächsischen Kaisergeschichte, 1887
Böhmer, H., Willigis von Mainz, 1895
Böhner, K. (Hg.), Das erste Jahrtausend, Kultur und Kunst im werdenden Abendland an Rhein und Ruhr, I 1962, II 1964
Boshof, E., Erzbischof Agobard von Lyon, 1969
Boshof, E., Lotharingien – Lothringen: Vom Teilreich zum Herzogtum, in: Heit (Hg.) Zwischen Gallia und Germania, 1987
Boshof, E., Odo von Beauvais, Hinkmar von Reims und die kirchenpolitischen Auseinandersetzungen im westfränkischen Reich, in: Berg/Goetz (Hg.), Ecclesia et regnum, 1989
Boshof, E., Königtum und Königsherrschaft im 10. und 11. Jahrhundert, 1993
Boshof, E., Ludwig der Fromme, 1996
Bosl, K., Geschichte Bayerns, I. Vorzeit und Mittelalter, 1952
Bosl, K., Der Eintritt Böhmens und Mährens in den westlichen Kulturraum im Lichte der Missionsgeschichte, in: Böhmen und Bayern, 1958
Bosl, K., Probleme der Missionierung des böhmisch-mährischen Herrschaftsraumes, in: Cyrillo-Methodiana, 1964
Bosl, K. (Hg.), Handbuch der Geschichte der böhmischen Länder, I, 1967
Bosl, K., Europa im Mittelalter. Weltgeschichte eines Jahrtausends, 1970
Bosl, K., Bayerische Geschichte, 1971
Bosl, K., Herzog, König und Bischof im 10. Jahrhundert, in: Seibt, F. (Hg.), Bohemia Sacra 1974
Boye, M., Quellenkatalog der Synoden Deutschlands und Reichsitaliens von 922–1059, 1930
Brackmann, A., Magdeburg als Hauptstadt des deutschen Ostens im frühen Mittelalter, 1937
Brackmann, A., Gesammelte Aufsätze, 1941
Brackmann, A., Der Römische Erneuerungsgedanke und seine Bedeutung für die Reichspolitik der deutschen Kaiserzeit, in: Gesammelte Aufsätze, 1941
Brackmann, A., Die Anfänge des polnischen Staates, in: Gesammelte Aufsätze, 1941
Braunfels, W./Schramm, P. E. (Hg.), Karl der Große. Lebenswerk und Nachleben, 1967
Brühl, C., Hinkmariana, in: DAEM, 1964
Brühl, C., Fodrum, Histum, Servitium regis, 1968

Brühl, C., Deutschland–Frankreich. Die Geburt zweier Völker, 2. verbesserte A., 1995
Brunner, K., Herzogtümer und Marken. Vom Ungarnsturm bis ins 12. Jahrhundert, 1994
Brüske, W., Untersuchungen zur Geschichte des Lutizenbundes, Deutsch-wendische Beziehungen des 10.–12. Jahrh., 1955
Buggle, F., Denn sie wissen nicht, was sie glauben. Oder warum man redlicherweise nicht mehr Christ sein kann, 1992
Bund, K., Thronsturz und Herrscherabsetzung im Frühmittelalter, 1979
Bünding-Naujoks, M., Das Imperium Christianum und die deutschen Ostkriege vom zehnten bis zum zwölften Jahrhundert, in: Beumann, Heidenmission und Kreuzzugsgedanke, 1963
Burr, V., Anmerkungen zum Konflikt zwischen Methodius und den bayerischen Bischöfen, in: Hellmann/Olesch/Stasiewski/Zagiba, Cyrillo-Methodiana 1964
Büttner, H., Geschichte des Elsaß, 1939
Büttner, H., Die Ungarn, das Reich und Europa bis zur Lechfeldschlacht in: Us. für bayerische Landesgeschichte 19/2, 1956
Büttner, H., Der Weg Ottos des Großen zum Kaisertum, in: Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte 14, 1962
Büttner, H., Heinrichs I. Südwest- und Westpolitik, hg. vom Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte, 1964
Büttner, H., Die christliche Kirche ostwärts der Elbe bis zum Tode Ottos I., in: Fs. von Zahn, 1968
Cartellieri, A., Weltgeschichte als Machtgeschichte. 382–911. Die Zeit der Reichsgründungen I, 1927
Chropovský, B., Das Großmährische Reich, in: Herrmann (Hg.), Welt der Slawen, 1986
Cipolla, C. M./Borchardt, K. (Hg.), Europäische Wirtschaftsgeschichte. Bd. I: Mittelalter. 1983
Classen, P., Karl der Große und die Thronfolge im Frankenreich in: Festschrift Heimpel 3, 1972
Classen/Scheibert (Hg.), Festschrift Percy Ernst Schramm I, 1964
Claude, D., Geschichte der Westgoten, 1970
Claude, D., Geschichte des Erzbistums Magdeburg bis in das 12. Jahrhundert. Die Geschichte der Erzbischöfe bis auf Ruotger (1124) Bd. 1; 1972
Claus/Haarnagel/Raddatz, Studien zur europäischen Vor- und Frühgeschichte, 1968
Coler, C. (Hg.), Ullstein Weltgeschichte, 5 Bde., 1965
Comsa, M., Romanen – Walachen – Rumänen, in: Herrmann (Hg.), Welt der Slawen, 1986
Conrad, H., Deutsche Rechtsgeschichte, Bd. I, Frühzeit und Mittelalter, Ein Lehrbuch, 1954
Cram, K.-G., Judicium belli, Zum Rechtscharakter des Krieges im deutschen Mittelalter, 1955
Dahl, E. (Hg.), Die Lehre des Unheils. Fundamentalkritik am Christentum, 1993
Daniel-Rops, H., Die Kirche im Frühmittelalter, 1953
Dannenbauer, H., Grundlagen der mittelalterlichen Welt, Skizzen und Studien, 1958
Dannenbauer, H., Die Entstehung Europas. Von der Spätantike bis zum Mittel-

alter. 1. Bd. Der Niedergang der alten Welt im Westen, 1959. 2. Bd. Die Anfänge der abendländischen Welt, 1962
Dauch, B., Die Bischofsstadt als Residenz der geistlichen Fürsten, 1913
David, P., The Church in Poland from its Origin to 1250, in: The Cambridge History of Poland, 1950
Dawson, C., Die Gestaltung des Abendlandes. Eine Einführung in die Geschichte der abendländischen Einheit, 2. A. 1950
Deér, J., Papsttum und Normannen. Untersuchungen zu ihren lehnsrechtlichen und kirchenpolitischen Beziehungen, 1972
Deschner, K. (Hg.), Kirche und Krieg, 1970
Deschner, K., Das Kapital der Kirche in der Bundesrepublik, in: G. Szczesny, Club Voltaire IV 1970
Deschner, K., Das Kreuz mit der Kirche. Eine Sexualgeschichte des Christentums, 2. A. 1974
Deschner, K. (Hg.), Warum ich Christ/Atheist/Agnostiker bin, 1977
Deschner, K. (Hg.), Das Christentum im Urteil seiner Gegner, I 1969, II 1971, gek. Neuausgabe 1986
Deschner, K., Opus Diaboli, Fünfzehn unversöhnliche Essays über die Arbeit im Weinberg des Herrn, 1987
Deschner, K., Dornröschenträume und Stallgeruch. Über Franken, die Landschaft meines Lebens, 1989
Deschner, K., Die Politik der Päpste im 20. Jahrhundert. Erweiterte, aktualisierte Neuausgabe von «Ein Jahrhundert Heilsgeschichte» I und II, 1991
Deschner, K., Die unheilvollen Auswirkungen des Christentums, in: Dahl, E. (Hg.), Die Lehre des Unheils, 1993
Deschner, K., Ärgernisse, Aphorismen, 1994
Deschner, K., Was ich denke, 1994
Deschner, K., Bissige Aphorismen, 1996
Deschner, K., Abermals krähte der Hahn. Eine kritische Kirchengeschichte. 1962, jüngste Neuauflage 1996
Deschner, K./Herrmann H., Der Antikatechismus. 200 Gründe gegen die Kirchen und für die Welt, 1991
Deschner, K./Petrović, M., Weltkrieg der Religionen. Der ewige Kreuzzug auf dem Balkan, 1995
Dhondt, J., Das frühe Mittelalter, 1968
Dölger, F. J., Byzanz und die europäische Staatenwelt. Ausgewählte Vorträge und Aufsätze, 1964
Dollinger, H., Schwarzbuch der Weltgeschichte. 5000 Jahre der Mensch des Menschen Feind, 1973
Donnert, E., Studien zur Slawenkunde des deutschen Frühmittelalters vom 7. bis zum beginnenden 11. Jahrhundert, JGU 8, 1964
Dorn, L., St. Ulrich in der Volksüberlieferung des ehemaligen Bistums Konstanz, JAB 1973
Dörries, H., Wort und Stunde. I: Gesammelte Studien zur Kirchengeschichte des vierten Jahrhunderts, 1966. II: Aufsätze zur Geschichte der Kirche im Mittelalter, 1969. III: Beiträge zum Verständnis Luthers, 1970
Dresdner, A., Kultur- und Sittengeschichte der italienischen Geistlichkeit im 10. und 11. Jahrhundert, 1890

Duby, G., Die Zeit der Kathedralen. Kunst und Gesellschaft 980–1420, 2. A. 1984
Dümmler, E., Geschichte des Ostfränkischen Reiches. I: Ludwig der Deutsche bis zum Frieden von Koblenz 860, II: Ludwig der Deutsche vom Koblenzer Frieden bis zu seinem Tode (860–876) 2. A. 1887. III: Die letzten Karolinger. Konrad I. 2. A. 1888. Neudruck 1960
Dvornik, F., The Making of Central and Eastern Europe, 1949
Dvornik, F., The Patriarch Photius in the Light of Recent Research, Berichte zum XI. Internationalen Byzantinistenkongreß, 1958
Ebner, H., Die Burg als Forschungsproblem mittelalterlicher Verfassungsgeschichte, in: Patze (Hg.), Die Burgen im deutschen Sprachraum I 1976
Ehlers, J., Geschichte Frankreichs im Mittelalter, 1987
Ehrhard, A., Die Kirche der Märtyrer, 1932
Eibl, E.-M., Heinrich I. 919–936, in: Engel E./Holtz E. (Hg.), Deutsche Könige und Kaiser des Mittelalters, 1889
Eichmann, E., Die Kaiserkrönung im Abendland. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte des Mittelalters. Mit besonderer Berücksichtigung kirchlichen Rechts, der Liturgie und der Kirchenpolitik. 2 Bde. 1942
Eickhoff, E., Seekrieg und Seepolitik zwischen Islam und Abendland. Das Mittelmeer unter byzantinischer und arabischer Hegemonie (650–1040), 1966
Engel, E./Holtz, E. (Hg.), Deutsche Könige und Kaiser des Mittelalters, 1989
Engels, O., Zum päpstlich-fränkischen Bündnis im 8. Jahrhundert, in: Berg/Goetz (Hg.), Ecclesia et regnum, 1989
Ennen, E., Frauen im Mittelalter. Dritte, überarb. A., 1987
Epperlein, S., Fränkische Eroberungspolitik, feudale deutsche Ostexpansion und der Unabhängigkeitskampf der slawischen Stämme bis zum 11. Jahrhundert in: Herrmann, J. (Hg.), Die Slawen in Deutschland, 1970
Erben, W., Kriegsgeschichte des Mittelalters, 1929
Erdélyi, I., Slawen, Awaren, Ungarn, in: Herrmann (Hg.), Welt der Slawen, 1986
Erdmann, C., Der ungesalbte König, DA 2, 1938
Erdmann, C., Forschungen zur politischen Ideenwelt des Frühmittelalters, 1951
Erdmann, C., Der Heidenkrieg in der Liturgie und die Kaiserkrönung Ottos I., in: Beumann, H. (Hg.), Heidenmission und Kreuzzugsgedanke in der deutschen Ostpolitik des Mittelalters, 1963, 2. A. 1973
Erkens, F.-R., Die Frau als Herrscherin in ottonisch-frühsalischer Zeit, in: Euw, A. v./Schreiner P. (Hg.), Kaiserin Theophanu. Begegnungen des Ostens und Westens um die Wende des ersten Jahrtausends, 2 Bde., 1991
Euw, A. v./Schreiner, P. (Hg.), Kaiserin Theophanu. Begegnungen des Ostens und Westens um die Wende des ersten Jahrtausends, 2 Bde., 1991
Ewig, E., Die Merowingerzeit, in: P. Rassow (Hg.), Deutsche Geschichte im Überblick. Ein Handbuch. 2. A. 1962
Falck, L., Mainz im frühen und hohen Mittelalter (Mitte 5. Jahrhundert bis 1244), 1972
Falco, G., Geist des Mittelalters. Kirche, Kultur, Staat, 1958
Falkenstein, L., Karl der Große und die Entstehung des Aachener Marienstiftes, 1981
Faulhaber, R., Der Reichseinheitsgedanke in der Literatur der Karolingerzeit bis zum Vertrag von Verdun, 1931

Feeley-Harnik, G., Herrscherkunst und Herrschaft: Neuere Forschungen zum sakralen Königtum, in: Lüdtke, A. (Hg.), Herrschaft, 1991
Fichtenau, H., Das karolingische Imperium. Soziale und geistige Problematik eines Großreiches, 1949
Fichtenau, H., Zu den Urkundenfälschungen Pilgrims von Passau, in: MOL 1964 u. in Beitr. z. Mediäv. 2, 1972
Fichtenau, H., Lebensordnungen des 10. Jahrhunderts. Studien über Denkart und Existenz im einstigen Karolingerreich, 2. A. 1994
Fichtinger, C., Lexikon der Heiligen und Päpste, 1980
Fine, J., The Early Medieval Balkans, 1983
Fischer, F. M., Politiker um Otto den Großen, 1938
Fischer, J., Königtum, Adel und Kirche im Königreich Italien (774–875), 1965
Fischer, J. A., Bischof Uto von Freising (906–907), BAK 1962
Fischer, J. A., Das Zeitalter des heiligen Ulrich, BAK 1974
Fischer, P., Strafen und sichernde Maßnahmen gegen Tote im germanischen und deutschen Recht, 1936
Fleckenstein, J., Rex Canonicus. Über Entstehung und Bedeutung des mittelalterlichen Königskanonikates, in: Classen/Scheibert (Hg.), Festschrift Percy Ernst Schramm I, 1964
Fleckenstein, J., Grundlagen und Beginn der deutschen Geschichte, 1974
Fleckenstein, J., Die Struktur des Hofes Karls des Großen im Spiegel von Hinkmars De ordine palatii, in: Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins 83, 1976
Fleckenstein, J., Hofkapelle und Kanzlei unter der Kaiserin Theophanu, in: Euw/Schreiner, Kaiserin Theophanu, 1991
Fleckenstein, J./Bulst-Thiele M. L., Begründung und Aufstieg des deutschen Reiches, 1973
Fleckenstein J./Schmid, K., Adel und Kirche, 1968
Franzen, A., Kleine Kirchengeschichte, 1965
Frenzel, H. A. und E., Daten deutscher Dichtung, 2. A. 1959
Fried, J., Boso von Vienne oder Ludwig der Stammler? Der Kaiserkandidat Johanns VIII., in DA 32, 1976
Fried, J., Otto III. und Boleslaw Chrobry. Das Widmungsbild des Aachener Evangeliars, der «Akt von Gnesen» und das frühe polnische und ungarische Königtum. Eine Bildanalyse und ihre historischen Folgen, 1989
Fried, J., Die Formierung Europas 840–1046, 1991
Fried, J., Der Weg in die Geschichte. Die Ursprünge Deutschlands. Bis 1024, 1994
Friedmann, B., Untersuchungen zur Geschichte des abodritischen Fürstentums bis zum Ende des 10. Jahrhunderts, 1986
Fries, L., Geschichte, Namen, Geschlecht, Leben, Taten und Absterben der Bischöfe von Würzburg und Herzöge zu Franken. Nach zwei der ältesten und vorzüglichsten Handschriften herausgegeben, 1924
Friesinger, H., Alpenslawen und Bayern, in: Herrmann (Hg.), Welt der Slawen, 1986
Fritze, W. H., Beobachtungen zu Entstehung und Wesen des Lutizenbundes, in: Jb. f. d. Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands, 1958
Fritze, W. H., Papst und Frankenkönig. Studien zu den päpstlich-fränkischen Rechtsbeziehungen von 754 bis 824, 1973
Fuchs, K./Raab, H. (Hg.), dtv-Wörterbuch zur Geschichte, 2 Bde. 1972

Fuhrmann, H., Die Fälschungen im Mittelalter. Überlegungen zum mittelalterlichen Wahrheitsbegriff, in: HZ Bd. 197, 1963
Fuhrmann, H., Konstantinische Schenkung und abendländisches Kaisertum. Ein Beitrag zur Überlieferungsgeschichte des Constitutum Constantini, DAM, 1966
Fuhrmann, H., Päpstlicher Primat und pseudoisidorische Dekretalen, in QFIAB 49, 1969
Fuhrmann, H., Der angebliche Brief des Erzbischofs Hatto von Mainz an Papst Johannes IX. in MIÖG 1970
Fuhrmann, H., Zur Überlieferung des Pittaciolus Bischof Hinkmars von Laon (869), DAM 1971
Fuhrmann, H., Einfluß und Verbreitung der pseudoisidorischen Fälschungen. Von ihrem Auftauchen bis in die neuere Zeit. Erster Teil, 1972
Fuhrmann, H., Die Synode von Hohenaltheim (916) – quellenkundlich betrachtet DA 43, 1987
Gelhausen, H., Atheismus – ein Stadium der Reife, in: Dahl (Hg.), Die Lehre des Unheils, 1993
Geremek, B., Geschichte der Armut. Elend und Barmherzigkeit in Europa, 1991
Gibson, S./Ward-Perkins, B., The Surviving Remains of the Leonine Wall I/II, Papers of the British School, 1979
Giese, W., Die lancea Domini von Antiochia 1098/99, in: MGH Schriften 33, 1988
Gilsenan, M., Patrimonialismus im Nordlibanon – Willkürherrschaft, Entzauberung und Ästhetik der Gewalt, in: Lüdtke (Hg.), Herrschaft 1991
Glocker, W., Die Verwandten der Ottonen und ihre Bedeutung in der Politik. Studien zur Familienpolitik und zur Genealogie des sächsischen Kaiserhauses, 1989
Godman, P., Poetry of the Carolingian Renaissance, 1985
Gontard, F., Die Päpste. Regenten zwischen Himmel und Hölle, 1959
Goody, E., Warum die Macht rechthaben muß: Bemerkungen zur Herrschaft eines Geschlechts über das andere, in: Lüdtke (Hg.), Herrschaft 1991
Görich, K., Der Gandersheimer Streit zur Zeit Ottos III. Ein Konflikt um die Metropolitanrechte des Erzbischofs Willigis von Mainz, in: ZRG KA 110, 1993
Görich, K., Otto III. Romanus Saxonicus et Italicus. Kaiserliche Rompolitik und sächsische Historiographie, 1993
Goetting, H., Das Bistum Hildesheim. Die Hildesheimer Bischöfe von 815 bis 1221 (1227). Im Auftrage des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 1984
Goetz, H.-W., Leben im Mittelalter vom 7. bis zum 13. Jahrhundert, 5. unver. A. 1994
Graf, G., Die weltlichen Widerstände in Reichsitalien gegen die Herrschaft der Ottonen und die beiden ersten Salier 951–1056, 1936
Graus, F., Die Entwicklung der Legenden der sog. Slavenapostel, in: JGO, 1971
Graus, F., St. Adalbert und St. Wenzel. Zur Funktion der mittelalterlichen Heiligenverehrung in Böhmen, in: Grothusen/Zernak, Europa Slavica, 1980
Gregorovius, F., Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom V. bis zum XVI. Jahrhundert, 2. A. 8 Bde. 1869/1874. Fast stets benutzt wurde aber die im dtv vollständig edierte und überarbeitete Ausgabe von W. Kampf, 1978
Grivec, F., Konstantin und Method, Lehrer der Slawen, 1960
Gröne, V., Papst-Geschichte, I, 2. A., 1875
Groskreutz, K. A., Der Schnauzenkuß, Eine Anatomie der Schweine-Menschen. 1995, 2. A. 1996

Grothusen, K.-D./Zernak, K. (Hg.), Europa Slavica – Europa Orientalis, Festschrift für Herbert Ludat zum 70. Geburtstag, 1980
Grotz, H., Erbe wider Willen. Hadrian II. (867–872) und seine Zeit, 1970
Grundmann, H., Betrachtungen zur Kaiserkrönung Ottos I., in: Zimmermann, H. (Hg.), Otto der Große, 1976
Grupp, G., Kulturgeschichte des Mittelalters, 6 Bd., 1907–1925
Gurjewitsch, A. J., Das Weltbild des mittelalterlichen Menschen. Vierte unveränderte A. 1989
Haefele, H. F. (Hg.), Ekkehard IV., St. Galler Klostergeschichten, 3. A. 1991
Haendler, G., Die lateinische Kirche im Zeitalter der Karolinger, 1985
Hahn, A., Das Hludowicianum. Die Urkunde Ludwigs des Frommen für die römische Kirche von 817, in: Archiv für Diplomatik, 21, 1975
Halecki, O., Geschichte Polens, 1963
Haller, J., Das altdeutsche Kaisertum, 1944
Haller, J., Das Papsttum. Idee und Wirklichkeit I–V, 1965
Hallinger, K., Gorze-Kluny. Studien zu den monastischen Lebensformen und Gegensätzen im Hochmittelalter, 2 Bde., 1950/51, Neudruck 1971
Hampe, K., Die Berufung Ottos des Großen nach Rom durch Papst Johann XII., Festschrift K. Zeuner, 1910
Hampe, K., Karl der Große und Widukind, in: Lammers, W. (Hg.), Die Eingliederung der Sachsen, 1970
Handbuch der Bayerischen Geschichte, hg. von F. Spindler, I. Bd. Das alte Bayern. Das Stammesherzogtum bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts, 2. A., 1981
Handbuch der Kirchengeschichte, Die mittelalterliche Kirche. Erster Halbband: Vom kirchlichen Frühmittelalter zur gregorianischen Reform, Bd. III/1, 1985
Handbuch der Europäischen Geschichte I, hg. von Th. Schieder, 3. A., 1992
Häring, B., Das Gesetz Christi. Moraltheologie, 6. A. 3 Bde 1961
Hartmann, C. M., Geschichte Italiens im Mittelalter, 4 Bde., 1897 ff. Neudruck 1969
Hartmann, W., Der rechtliche Zustand der Kirchen auf dem Lande: Die Eigenkirche in der fränkischen Gesetzgebung des 7. bis 9. Jahrhunderts, in: Settimane di studio del centro italiano di studi sull'alto medioevo, 1982
Hartmann, W., Fälschungsverdacht und Fälschungsnachweis im früheren Mittelalter, in: MGH Schriften Bd. 33, Fälschungen im Mittelalter, 1988
Hartmann, W., Die Synoden der Karolingerzeit im Frankenreich und in Italien, 1989
Hartmann, W., Herrscher der Karolingerzeit, in Schnith K. R. (Hg.), Mittelalterliche Herrscher in Lebensbildern, 1990
Hauck, A., Kirchengeschichte Deutschlands, 5 Bde., 1887–1920, Neudruck: 9. unveränderte Aufl. 1958
Hauck, K., Die Ausbreitung des Glaubens in Sachsen und die Verteidigung der römischen Kirche als konkurrierende Herrscheraufgaben Karls des Großen, in: FMSt, 1970
Hauptmann, L., Kroaten, Goten und Sarmaten, in: Germanoslavica, 1935
Haverkamp, A., Einführung, in: Heit, A. (Hg.), Zwischen Gallia und Germania, 1987
Hay, D., Das Reich Christi. Das mittelalterliche Europa nimmt Gestalt an, in: D. T. Rice (Hg.), Morgen des Abendlandes, 1965

Heer, F., Europäische Geistesgeschichte, 2. A. 1953
Heer, F., Mittelalter, 1961
Heer, F., Europa, Mutter der Revolutionen, 1964
Hehl, E.-D., Iuxta canones et instituta sanctorum patrum. Zum Mainzer Einfluß auf Synoden des 10. Jahrhunderts, in: Mordek, H. (Hg.), Papsttum, Kirche und Recht im Mittelalter, 1991
Heimpel, H., Bemerkungen zur Geschichte König Heinrichs I., 1937
Heine, A. (Hg.), Adam von Bremen, Hamburgische Kirchengeschichte. Geschichte der Erzbischöfe von Hamburg, 1986
Heine, A. (Hg.), Helmold, Chronik der Slaven, 2. A. 1990
Heit, A. (Hg.), Zwischen Gallia und Germania, Frankreich und Deutschland. Konstanz und Wandel raumbestimmender Kräfte, 1987
Hellmann, M., Grundfragen slavischer Verfassungsgeschichte des frühen Mittelalters, in: Jahrbuch für Geschichte Osteuropas, 1954
Hellmann, M., Slawisches, insbesonders ostslawisches Herrschertum des Mittelalters, in: Das Königtum, Verträge und Forschungen 3, 1956
Hellmann, M., Die Ostpolitik Kaiser Ottos II., in: Festschrift für H. Aubin, 1956
Hellmann, M., Die Synode von Hohenaltheim. Die Entstehung des Deutschen Reiches (Deutschland um 900), Wege der Forschung 1, WBG, 1956
Hellmann, M., Die politisch-kirchliche Grundlegung der Osthälfte Europas, in: Schieder (Hg.) HEG, Bd. I; 3. A. 1992
Hellmann, M., Neue Kräfte in Osteuropa, in: Schieder (Hg.) HEG, Bd. 1; 3. A., 1992
Hellmann/Olesch/Stasiewski/Zagiba (Hg.), Cyrillo-Methodiana. Zur Frühgeschichte des Christentums bei den Slaven, 863–1963, 1964
Hensel, W., Die Slawen im frühen Mittelalter. Ihre materielle Kultur, 1965
Hensel, W., Polen und der Staat der Piasten, in: Herrmann (Hg.), Welt der Slawen, 1986
Hergenröther, J., Handbuch der Kirchengeschichte, neu bearbeitet von J. P. Kirsch, 2 Bde 1925
Herrmann, E., Slawisch-germanische Beziehungen im südostdeutschen Raum von der Spätantike bis zum Ungarnsturm. Ein Quellenbuch mit Erläuterungen, 1965
Herrmann, H., Kleines Wörterbuch des Kirchenrechts für Studium und Praxis, 1972
Herrmann, H., Die Kirche und unser Geld, 1990
Herrmann, H., Kirchenfürsten. Zwischen Hirtenwort und Schäferstündchen, 1992
Herrmann, H., Die Caritas-Legende. Wie die Kirchen die Nächstenliebe vermarkten, 1993
Herrmann, H., Pecunia non olet, in: Dahl (Hg.), Die Lehre des Unheils, 1993
Herrmann, H., Passion der Grausamkeit. 2000 Jahre Folter im Namen Gottes, 1994
Herrmann, J., Materielle und geistige Kultur, in: Ders. (Hg.), Die Slawen in Deutschland, 1970
Herrmann, J. (Hg.), Die Slawen in Deutschland, Geschichte und Kultur der slawischen Stämme östlich von Oder und Neisse vom 6. bis 12. Jahrh., 1970

Herrmann, J., Urheimat und Herkunft der Slawen, in: Herrmann (Hg.), Welt der Slawen, 1986
Herrmann, J., Wegbereiter einer neuen Welt – der Welt der Staaten und Völker des europäischen Mittelalters, in: Herrmann (Hg.), Welt der Slawen, 1986
Herrmann, J. (Hg.), Welt der Slawen, Geschichte Gesellschaft Kultur, 1986
Herrmann, J./Struve, K. W., Die Nordwestslawen zwischen Germanen und Deutschen, in: Herrmann (Hg.), Welt der Slawen, 1986
Herrmann, R., Thüringische Kirchengeschichte, 2 Bde., 1937/47
Hertling, L., Geschichte der katholischen Kirche, 1949
Heuwieser, M., Geschichte des Bistums Passau, 1. Die Frühgeschichte. Von der Gründung bis zum Ende der Karolingerzeit, 1939
Hiestand, R., Byzanz und das Regnum Italicum im 10. Jahrhundert, 1964
Hilsch, P., Die Bischöfe von Prag in der frühen Stauferzeit. Ihre Stellung zwischen Reichs- und Landesgewalt von Daniel I. (1148–1167) bis Heinrich (1182–1197); 1969
Hilsch, P., Die Stellung des Bischofs von Prag im Mittelalter – ein Gradmesser böhmischer «Souverenität»? in: ZO 1974
Hirsch, H., Der mittelalterliche Kaisergedanke in den liturgischen Gebeten, in: Beumann (Hg.), Heidenmission und Kreuzzugsgedanke, 1963, 2. A., 1973
Hirsch, P., Die Erhebung Berengars I. von Friaul zum König von Italien, 1910
Hlawitschka, E., Franken, Alemannen, Bayern und Burgunder in Oberitalien (774–962). Zum Verständnis der fränkischen Königsherrschaft in Italien (Forsch. z. oberrhein. Landesgesch. 8), 1960
Hlawitschka, E., Lotharingien und das Reich an der Schwelle der deutschen Geschichte, 1968
Hlawitschka, E. (Hg.), Königswahl und Thronfolge in ottonisch-frühdeutscher Zeit, 1971
Hlawitschka, E., Nachfolgeprojekte aus der Spätzeit Kaiser Karls III., in: DA 34, 1978
Hlawitschka, E., Vom Frankenreich zur Formierung der europäischen Staaten- und Völkergemeinschaft 840–1046. Ein Studienbuch zur Zeit der späten Karolinger, der Ottonen und der frühen Salier in der Geschichte Mitteleuropas, 1986
Hlawitschka, E., Kaiser Otto I. (der Große), in: Schnith, K. R. (Hg.), Mittelalterliche Herrscher in Lebensbildern, 1990
Hlawitschka, E., Kaiser Otto II. in: Schnith, K. R. (Hg.), Mittelalterliche Herrscher in Lebensbildern, 1990
Hlawitschka, E., Der König einer Übergangsphase und die Herrscher der frühdeutschen Zeit: Konrad I. und die Liudolfinger/Ottonen, in: Schnith, K. R. (Hg.), Mittelalterliche Herrscher in Lebensbildern, 1990
Hoffmann, U., König, Adel und Reich im Urteil fränkischer und deutscher Historiker des 9.–11. Jahrhunderts, 1968
Höffner, J., Christentum und Menschenwürde, 1947
Holtzmann, R., Aufsätze zur deutschen Geschichte im Mittelelberaum, 1962
Holtzmann, R., Das Laurentius-Kloster zu Calbe, in: Aufsätze zur deutschen Geschichte im Mittelmeerraum, 1962
Holtzmann, R., Geschichte der sächsischen Kaiserzeit, 900–1024, 2 Bde., 1955, 1971

Hóman, B., Geschichte des ungarischen Mittelalters. I. Bd.: Von den ältesten Zeiten bis zum Ende des XII. Jahrhunderts, Bd. 1, 1940, II. Bd. Vom Ende des XII. Jahrhundert bis zu den Anfängen des Hauses Anjou, 1943
Hopfner, W., Wikinger und Christentum, in: Nordische Zeitung, Heft 2 1987
Hörger, H., Die «Ulrichsjubiläen» des 17. bis 19. Jahrhunderts und ihre Auswirkung auf die Volksfrömmigkeit in Ulrichspfarreien, in: Z. f. b. L. 37, 1974
Huber, A. K., Die Metropole Mainz und die böhmischen Länder, in: Archiv für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien III, 1973
Huber, A. K., Das Verhältnis der Bischöfe von Prag und Olmütz zueinander. Ein Überblick, in: Archiv für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien III, 1973
Hunger, H. (Hg.), Byzantinische Geisteswelt. Von Konstantin dem Großen bis zum Fall Konstantinopels, 1958
Illmer, D., Erziehung und Wissensvermittlung im frühen Mittelalter. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Schule, 1979
Janin/Sedov/Petrovič Toločko, Die Ostslawen und die Kiewer Rus, in: Herrmann (Hg.), Welt der Slawen, 1986
Janner, F., Geschichte der Bischöfe von Regensburg, 3 Bde, 1883/1886
Jarnut, J., Die Eroberung Bergamos, in: DA 1974
Jäschke, K.-U., Königskanzlei und imperiales Königtum im 10. Jahrhundert, in: HJB 84, 1964
Jedlicki, S., Die Anfänge des polnischen Staates, in: HZ 152, 1935
Jeggle, U., Alltag, in: Bausinger, H., Grundzüge der Volkskunde, 1978
Jireček, C., Geschichte der Serben I, 1911
Kahl, H. D., Zum Geist der deutschen Slawenmission des Hochmittelalters, in: Beumann (Hg.), Heidenmission, 1963
Kahl, H. D., Karl der Große und die Sachsen. Stufen und Motive einer historischen «Eskalation», in: Ludat/Schwinges (Hg.), Politik, Gesellschaft, Geschichtsschreibung, 1982
Kahl, H. D., Zur Rolle der Iren im östlichen Vorfeld des agilolfingischen und frühkarolingischen Baiern, in: Löwe, H. (Hg.), Die Iren und Europa im früheren Mittelalter, 1982
Kaiser, V., Die Gründung des Bistums Prag, in: Archiv für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien III, 1973
Kalischer, E., Beiträge zur Handelsgeschichte der Klöster zur Zeit der Großgrundherrschaften, 1911
Kallfelz, H. (Hg.), Lebensbeschreibungen einiger Bischöfe des 10.–12. Jahrhunderts, 2. A. 1986
Kämpf, H. (Hg.), Die Entstehung des Deutschen Reiches, 1980
Kampf, W. (Hg.), Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom V. bis zum XVI. Jahrhundert, Bd. I,2 und Bd. II,1 2. A. 1978
Kantzenbach, F. W., Die Geschichte der christlichen Kirche im Mittelalter, 1967
Karpf, E., Herrscherlegitimation und Reichsbegriff in der ottonischen Geschichtsschreibung des 10. Jahrhunderts, 1985
Kasten, B., Adalhard von Corbie. Die Biographie eines karolingischen Politikers und Klostervorstehers, in: Studia humaniora, Düsseldorfer Studien zu Mittelalter und Renaissance, Bd. 3

Kehr, P., Die Kanzlei Ludwigs des Kindes, Abhandlung der Akademie Berlin, 1939
Keller, H., Das Kaisertum Ottos des Großen im Verständnis seiner Zeit, DA 20, 1964
Keller, H., Zur Struktur der Königsherrschaft im karolingischen und nachkarolingischen Italien, QFIAB, 47 1967
Kelly, J. N. D., Reclams Lexikon der Päpste, 1988
Kern, F., Gottesgnadentum und Widerstandsrecht im früheren Mittelalter. Zur Entwicklungsgeschichte der Monarchie, 2. A. 1954, 6. A. 1973
Ketrzyński, S., The Introduction of Christianity and the Early Kings of Poland, in: The Cambridge History of Poland, 1950
Kienast, W., Der Herzogstitel in Frankreich und Deutschland, 1968
Kienast, W., Deutschland und Frankreich in der deutschen Kaiserzeit (900–1270), 2. A. 1974
Kindlers Literatur Lexikon 1968
Klauser, T., Die liturgischen Austauschbeziehungen zwischen der römischen und der fränkisch-deutschen Kirche vom 8. bis 11. Jahrhundert, in HJ 53, 1933
Klebel, E., Herzogtümer und Marken bis 900, in: DA 2, 1938
Klebel, E., Die Ostgrenze des Karolingischen Reiches, in: Wege der Forschung I, 1956
Kliemt, H., Der Glaube als Feind der Aufklärung, in: Dahl (Hg.), Die Lehre des Unheils, 1993
Köhler, O., Die Ottonische Reichskirche. Ein Forschungsbericht, in: Fleckenstein/Schmid, Adel und Kirche, 1968
Kolb, P./Krenig, E.-G. (Hg.), Unterfränkische Geschichte I, 3. A. 1991
Kolmer, L., Christus als beleidigte Majestät. Von der Lex «Quis-quis» (397) bis zur Dekretale «Vergentis» (1199), in: Mordek, H. (Hg.), Papsttum, Kirche und Recht im Mittelalter, 1991
Konecny, S., Die Frauen des karolingischen Königshauses. Die politische Bedeutung der Ehe und die Stellung der Frau in der fränkischen Herrscherfamilie vom 7. bis zum 10. Jahrhundert, 1976
Konecny, S., Eherecht und Ehepolitik unter Ludwig dem Frommen in: MIÖG 85. Bd., 1977
Köpke, R./Dümmler, E., Kaiser Otto der Große. Jahrbücher der deutschen Geschichte, 1876
Kosminski, J. A./Skaskin, S. D., Geschichte des Mittelalters, 1958
Kossman, O., Deutschland und Polen um das Jahr 1000. Gedanken zu einem Buch von Herbert Ludat, in: ZOF 21, 1972
Kötzschke, R./Ebert, W., Geschichte der ostdeutschen Kolonisation, 1937
Kraft, H., Kirchenväter Lexikon, 1966
Krah, A., Absetzungsverfahren als Spiegelbild von Königsmacht. Untersuchungen zum Kräfteverhältnis zwischen Königtum und Adel im Karolingerreich und seinen Nachfolgestaaten, 1987
Kraus, A., Geschichte Bayerns. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, 1983
Kühner, H., Lexikon der Päpste von Petrus bis Paul VI., o. J.
Kühner, H., Das Imperium der Päpste. Kirchengeschichte – Weltgeschichte – Zeitgeschichte. Von Petrus bis heute, 1977
Kupisch, K., Kirchengeschichte II. Das christliche Europa. Größe und Verfall des Sacrum Imperium. 2. A. 1984

Lacarra, J. M., Mauren und Christen in Spanien (711–1035), in: Schieder (Hg.) HEG Bd. I. 3. A. 1992
Ladner, G. B., Die Papstbildnisse des Altertums und des Mittelalters, 1984
Lammers, W. (Hg.), Die Eingliederung der Sachsen in das Frankenreich, 1970
Landau, P., Gefälschtes Recht in den Rechtssammlungen bis Gratian, in: MGH Schriften Bd. 33., Fälschungen im Mittelalter, 1988
Lassmann, H., Die Testamente der Bamberger Fürstbischöfe von Albrecht Graf v. Wertheim bis Johann Gottfried v. Aschhausen, in: Historischer Verein Bamberg, 1972
Last, M., Zur Einrichtung geistlicher Konvente in Sachsen während des frühen Mittelalters, in: FMSt 4, 1970
Lautemann, W., Mittelalter, 1970
Levison, W., Aus rheinischer und fränkischer Frühzeit. Ausgewählte Aufsätze, 1948
Lexikon des Mittelalters LMA. Bd. I bis VII, 1980/1995
Leyser, K., The Battle at the Lech, 955. A Study in Tenth-Century Warfare, History 50, 1965
Leyser, K. J., Herrschaft und Konflikt. König und Adel im ottonischen Sachsen, 1984
Lindner, K., Geschichte des deutschen Weidwerks II: Die Jagd im frühen Mittelalter, 1940
Lindner, K., Untersuchungen zur Frühgeschichte des Bistums Würzburg und des Würzburger Raumes. Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 35, 1972
Lintzel, M., Zu den deutschen Königswahlen der Ottonenzeit, 1948
Lintzel, M., Miszellen zur Geschichte des 10. Jahrhunderts, 1953, und in: Ders., Ausgewählte Schriften, Bd. 2, 1961
Lintzel, M., Zur Designation und Wahl König Heinrichs I. (DA 6), 1943 und in: Hlawitschka, E. (Hg.), Königswahl und Thronfolge in ottonisch-frühdeutscher Zeit, 1971
Lippelt, H., Thietmar von Merseburg. Reichsbischof und Chronist (Mitteldeutsche Forschungen 72), 1973
Lippert, W., Die Aufrichtung der deutschen Herrschaft im Meißner Land, in: W. Lippert (Hg.), Meißnisch-sächsische Forschungen, 1929
Lobbedey, U., Zur archäologischen Erforschung westfälischer Frauenklöster des 9. Jahrhunderts, in: FMSt 4, 1970
Looshorn, J., Geschichte des Bisthums Bamberg, nach den Quellen bearbeitet, 7 Bde. 1886–1910
Lotter, F., Die Vita Brunonis des Ruotger. Ihre historiographische und ideengeschichtliche Stellung. Bonner historische Forschungen 9, 1958
Lotter, F., Das Bild Brunos I. von Köln in der Vita des Ruotger, in: Jb. des Kölner Geschichtsvereins 40, 1966
Lotter, F., Heiliger und Gehenkter. Zur Todesstrafe in hagiographischen Episodenerzählungen des Mittelalters, in: Berg/Goetz (Hg.), Ecclesia et regnum, 1989
Löwe, H., Gozbald von Niederaltaich und Papst Gregor IV, in: Festschrift B. Bischoff, 1971
Löwe, H., Deutschland im fränkischen Reich, 9. neu bearb. Aufl. 1973
Löwe, H. (Hg.), Die Iren und Europa im früheren Mittelalter, 1982

Lubenow, H., Die Slawenkriege der Ottonen und Salier in den Anschauungen ihrer Zeit, 1919
Ludat, H., Piasten und Ottonen, in: L'Europe aux IXe–XIe siècles, 1968
Ludat, H., An Elbe und Oder um das Jahr 1000. Skizzen zur Politik des Ottonenreiches und der slawischen Mächte in Mitteleuropa, 1971, 2. A., 1995
Ludat, H./Schwinges, R. C. (Hg.), Politik, Gesellschaft, Geschichtsschreibung. Gießener Festgabe für František Graus zum 60. Geburtstag, 1982
Lüdtke, A. (Hg.), Herrschaft als soziale Praxis. Historische und sozial-anthropologische Studien, 1991
Lüdtke, F., König Heinrich I., 1936
Lugge, M., ‹Gallia› und ‹Francia› im Mittelalter, 1960
Maier, A., Kirchengeschichte von Kärnten, Heft 2, Mittelalter, 1953
Maier, F. G., Die Verwandlung der Mittelmeerwelt, 1968
Maschke, E., Der Peterspfennig in Polen und dem deutschen Osten, 1933
Mass, J., Bischof Anno von Freising 854/55–875. Cyrillo-Methodiana. Zur Frühgeschichte des Christentums bei den Slaven 863–1963, 1964
Mass, J., Das Bistum Freising in der späten Karolingerzeit. Die Bischöfe Arno (854–875), Arnold (875–883) und Waldo (884–906), 1969
Mayer, T., Staatsauffassung in der Karolingerzeit, HZ 173, 1952
Mayer, Th., Mittelalterliche Studien, 1959
Mayr – Harting, H., The coming of Christianity to Anglo-Saxon England, 1972
McKeon, P. R., Archbishop Ebbo of Rheims, in: Church History, 1974
McKitterick, R., The Frankish kingdoms under the Carolingians, 751–987, 1983
Menzel, W., Geschichte der Deutschen I, 1872
Meyers Taschenlexikon Geschichte, 2. A., 1989
Meyer, O., In der Harmonie von Kirche und Reich, in: Kolb/Krenig (Hg.), Unterfränkische Geschichte. Von der germanischen Landnahme bis zum hohen Mittelalter, Bd. 1, 3. A., 1991
Mitterauer, M., Karolingische Markgrafen im Südosten. Fränkische Reichsaristokratie und bayerischer Stammesadel im österreichischen Raum, 1963
Moehs, T. E., Gregorius V 996–999, A biographical study, 1972
Mohr, W., Die karolingische Reichsidee, 1962
Moia, N., Für die Frauen. Pour les femmes, 1992
Moia, N., Géint d'Pafen, 1994
Montgomery of Alamein, B. L., Weltgeschichte der Schlachten und Kriegszüge, 2 Bde., 1975
Monumenta Germaniae Historica, Schriften Bd. 33. Fälschungen im Mittelalter. Internationaler Kongreß der Monumenta Germaniae Historica, Teil II u. III, 1988
Mordek, H. (Hg.), Papsttum, Kirche und Recht im Mittelalter, Festschrift Horst Fuhrmann zum 65. Geburtstag, 1991
Moser, B. (Hg.), Das Papsttum. Epochen und Gestalten, 1983
Mühlbacher, E., Deutsche Geschichte unter den Karolingern, 2 Bde. Neudruck o.J.
Mulert, H., Gott im Schicksal? 1947
Müller, A. v., Geschichte unter unseren Füßen. Archäologische Forschungen in Europa, 1968
Müller, H., Heribert, Kanzler Ottos III. und Erzbischof von Köln, 1977

Müller-Mertens, E./Huschner, W., Reichsintegration im Spiegel der Herrschaftspraxis Kaiser Konrads II., 1992
Mynarek, H., Eros und Klerus. Vom Elend des Zölibats, 1978
Mynarek, H., Mystik und Vernunft. Zwei Pole einer Entwicklung, 1991
Mynarek, H., Denkverbot. Fundamentalismus in Christentum und Islam, 1992
Mynarek, H., Wie «progressive» Theologen das Christentum «retten», in: Dahl (Hg.), Die Lehre des Unheils, 1993
Naegle, A., Einführung des Christentums in Böhmen. 2 Bde., 1915/1918
Neuss, W., Die Kirche des Mittelalters, 1946
Neuss, W./Oediger, F. W., Das Bistum Köln von den Anfängen bis zum Ende des 12. Jahrhunderts, 1964
Nitschke, A., Der mißhandelte Papst, Folgen ottonischer Italienpolitik, in: Gedenkschrift für J. Leuschner, 1983
Nitzch, F., Geschichte des deutschen Volkes
Noble, Th. F. X., The Revolt of King Bernhard of Italy in 817, in: Studi medievali III, 15, 1974
Nový, R., Die Anfänge des böhmischen Staates, 1969
Nylander, J., Das kirchliche Benefizialwesen Schwedens während des Mittelalters, 1953
Odegaard, Ch. E., The Empress Engelberga, in: Speculum 26, 1951
Oepke, A., Das Neue Gottesvolk, 1950
Oesterle, H. J., Die sogenannte Kopfoperation Karls III. 887, in: AKG 61, 1979
Oexle, O. G., Forschungen zu monastischen und geistlichen Gemeinschaften im Westfränkischen Bereich, 1978
Ostrogorsky, G., Geschichte des byzantinischen Staates, 2. A. 1952, 3. a. 1962
Parisse, M., Lothringen – Geschichte eines Grenzlandes. Deutsche Ausgabe H.-W. Herrmann, 1984
Patschovsky, A., Der Ketzer als Teufelsdiener, in: Mordek (Hg.), Papsttum, Kirche und Recht, 1991
Patze, H. (Hg.), Die Burgen im deutschen Sprachraum I, 1976
Pätzold, B., Otto I. 936–973, in: Engel/Holtz (Hg.), Deutsche Könige und Kaiser des Mittelalters, 1989
Pauler, R., Das Regnum Italiae in ottonischer Zeit. Markgrafen, Grafen und Bischöfe als politische Kräfte, 1982
Penndorf, U., Das Problem der «Reichseinheitsidee» nach der Teilung von Verdun, 1974
Perels, E., Papst Nikolaus I. und Anastasius Bibliothecarius, 1920
Perels, E., Propagandatechnik im 9. Jahrhundert. Ein Originalaktenstück für Erzbischof Gunthar von Köln, in: AUF 15, 1938
Pfeifer, W., Die Bistümer Prag und Meißen. Eine tausendjährige Nachbarschaft, in: Archiv für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien III, 1973
Pfeiffer, G., Die Bamberg-Urkunde Ottos II. für den Herzog von Bayern, in: HVB 1973
Pierer's Universal-Lexikon. Vergangenheit und Gegenwart, 19 Bde. 1857–1865
Pietzcker, F., Die Schlacht bei Fontenoy 841. Rechtsformen im Krieg des frühen Mittelalters, in ZSRGGA 81, 1964
Pitz, E., Wirtschafts- und Sozialgeschichte Deutschlands im Mittelalter, 1979
Pitz, E., Erschleichung und Anfechtung von Herrscher- und Papsturkunden vom

4. bis 10. Jahrhundert, in: MGH Schriften 33, Fälschungen im Mittelalter, 1988
Plötzl, W., Die Anfänge der Ulrichsverehrung im Bistum Augsburg und im Reich, in: Jahrbuch des Vereins für Augsburger Bistumsgeschichte, 1973
Poppe, A., Once again concerning the baptism of Olga, archontissa of Rus', in: DOP 46, 1992
Portmann, M. L., Die Darstellung der Frau in der Geschichtsschreibung des früheren Mittelalters, 1958
Pothmann, A., Altfrid. Ein Charakterbild seiner Persönlichkeit: Das erste Jahrtausend. Textband I, 1964
Prinz, F., Klerus und Krieg im frühen Mittelalter, Untersuchungen zur Rolle der Kirche beim Aufbau der Königsherrschaft, 1971
Prinz, F., Askese und Kultur. Vor- und frühbenediktinisches Mönchtum an der Wiege Europas, 1980
Prinz, F., Die innere Entwicklung: Staat, Gesellschaft, Kirche, Wirtschaft, in: Spindler (Hg.), HBG 2. A. 1981
Prinz, F., Grundlagen und Anfänge. Deutschland bis 1056, 1985
Rahner, Juda und Rom, in: Stimmen der Zeit, 65. Jg. 1934
Ranke-Heinemann, U., Eunuchen für das Himmelreich. Katholische Kirche und Sexualität, 1988
Ranke-Heinemann, U., Nein und Amen. Anleitung zum Glaubenszweifel, 1992
Rassow, P. (Hg.), Deutsche Geschichte im Überblick. Ein Handbuch. 2. A. 1962
Rau, R., Quellen zur karolingischen Reichsgeschichte, Erster Teil, Die Reichsannalen/Einhard Leben Karls des Großen/Zwei «Leben» Ludwigs/Nithard Geschichten, Nachdr. 1987. Zweiter Teil, Jahrbücher von St. Bertin/Jahrbücher von St. Vaast/Xantener Jahrbücher, Nachdr. 1992. Dritter Teil, Jahrbücher von Fulda/Regino Chronik/Notker Taten Karls, Nachdr. 1992
Reindel, K., Herzog Arnulf und das Regnum Bavariae (ZBLG 17), 1953/54. Wiederabdruck in: Die Entstehung des dt. Reiches, Wege der Forschung 1, 1956
Reindel, K., Bayern im Karolingerreich, in: H. Beumann (Hg.), Karl der Große, 1965
Reindel, K., Bayern vom Zeitalter der Karolinger bis zum Ende der Welfenherrschaft (788–1180) in: Spindler (Hg.), HBG, 2. A. 1981
Reindel, K., Grundlegung: das Zeitalter der Agilolfinger (bis 788), in: HBG 1. Bd. M. Spindler (Hg.), 1981
Reindel, K., Königtum und Kaisertum der Liudolfinger und frühen Salier in Deutschland und Italien (919–1056), in: Schieder (Hg.) HEG, Bd. I, 3. A. 1992
Reinhardt, U., Untersuchungen zur Stellung der Geistlichen bei den Königswahlen im Fränkischen und Deutschen Reich, 1975
Rentschler, M., Liudprand von Cremona. Eine Studie zum ost-westlichen Kulturgefälle im Mittelalter, 1981
Rhode, G., Kleine Geschichte Polens, 1965, 3. verb. A. 1980
Riché, P., Die Welt der Karolinger, 1984
Riché, P., Die Karolinger. Eine Familie formt Europa, 3. A. 1995
Rice, D. T. (Hg.), Morgen des Abendlandes, 1965
Rice, D.T., Schmelztiegel der Völker. Osteuropa und der Aufstieg der Slawen, in: Rice, Morgen des Abendlandes, 1965
Ridder, B., Geschichte der katholischen Kirche für Schule und Haus in Überblikken, Bd. II Das Christentum und die abendländische Kultur, 1953

Rosa, P. de, Gottes erste Diener. Die dunkle Seite des Papsttums, 1989
Rösener, W., Bauern im Mittelalter, 4. unver. A. 1991
Schaab, M., Die Blendung als politische Maßnahme im abendländischen Früh- und Hochmittelalter. Diss. Masch, 1955
Scharf, J., Studien zu Smaragdus und Jonas, in: DAEM, 1961
Scheibelreiter, G., Königstöchter im Kloster. Radegund († 587) und der Nonnenaufstand von Poitiers (589), in: MIÖG 87. Bd., 1979
Schieder, T. (Hg.), Handbuch der Europäischen Geschichte, Bd. 1, 3. A., 1992
Schieffer, R., Ludwig ‹der Fromme›. Zur Entstehung eines karolingischen Herrscherbeinamens, in: FMSt. 16. Bd., 1982
Schieffer, R., Kreta, Rom und Laon. Vier Briefe des Papstes Vitalian vom Jahre 668, in: Mordek, H. (Hg.), Papsttum, Kirche und Recht im Mittelalter, 1991
Schieffer, R., Die Karolinger, 1992
Schieffer, T., Voraussetzungen und Grundlagen der Europäischen Geschichte. Die Europäische Welt um 400, in: Schieder (Hg.) HEG, Bd. 1, 3. A., 1992
Schieffer, T., Das Karolingerreich. Der Aufstieg der Karolinger (687–751), in: Schieder (Hg.) HEG Bd. I; 3. A., 1992
Schieffer, T., Das Ostfränkische Reich (887–918), in Schieder (Hg.) HEG Bd. I; 3. A. 1992
Schieffer, T., Burgund (879–1038), in: Schieder (Hg.) HEG Bd. I; 3. A., 1992
Schieffer, T., Nord- und Mittelitalien (888–962), in: Schieder (Hg.) HEG Bd. I; 3. A., 1992
Schlesinger, W., Kaisertum und Reichsteilung. Zur Divisio regnorum von 806, in: Forschungen zu Staat und Verfassung, Festschrift Fritz Hartung, 1958
Schlesinger, W., Kirchengeschichte Sachsens im Mittelalter, I: Von den Anfängen christlicher Verkündigung bis zum Ende des Investiturstreites, 1962
Schlesinger, W., Die Anfänge der deutschen Königswahl, in: Die Entstehung des Deutschen Reiches, 1956 und mit zusätzlichen Anmerkungen in: W. Schlesinger, Beiträge zur deutschen Verfassungsgeschichte des Mittelalters 1, 1963
Schlesinger, W., Karolingische Königswahlen, in: Zur Geschichte und Problematik der Demokratie. Festschrift Hans Herzfeld, 1958 u. in ders. Beiträge zur deutschen Verfassungsgeschichte des Mittelalters 1, 1963
Schlesinger, W., Beobachtungen zur Geschichte und Gestalt der Aachener Pfalz in der Zeit Karls des Großen, in: Claus/Haarnagel/Raddatz, Studien zur europäischen Vor- und Frühgeschichte, 1968
Schlesinger, W., Die mittelalterliche Ostsiedlung im Herrschaftsraum der Wettiner und Askanier, in: Deutsche Ostsiedlung in Mittelalter und Neuzeit, 1971
Schlesinger, W., Die Königserhebung Heinrichs I., der Beginn der deutschen Geschichte und die deutsche Geschichtswissenschaft, in: HZ 1975
Schlesinger, W., Archäologie des Mittelalters in der Sicht des Historikers, 1974, zuletzt in: Ausgewählte Aufsätze, 1987
Schmid, K., Die Thronfolge Ottos des Großen, ZRG GA 81, 1964
Schmid, K., Die Mönchsgemeinschaft von Fulda als sozialgeschichtliches Problem, in: FMSt 4, 1970
Schmid, K., Bemerkungen über Synodalverbrüderungen der Karolingerzeit, in: Festschrift R. Schmidt-Wiegand, 1986
Schmidt, H.-J., Religiöse Mittelpunkte und Verbindungen, in: Heit, A. (Hg.), Zwischen Gallia und Germania, 1986

Schmidt, R., Rethra. Das Heiligtum der Lutizen als Heiden-Metropole, 1974
Schmitt, J.-C., Macht der Toten, Macht der Menschen. Gespenstererscheinungen im hohen Mittelalter, in: Lüdtke (Hg.), Herrschaft 1991
Schmitz, G., Intelligente Schreiber. Beobachtungen aus Ansegis- und Kapitularienhandschriften, in: Mordek, H. (Hg.), Papsttum, Kirche und Recht im Mittelalter, 1991
Schneider, F., Rom und Romgedanke im Mittelalter. Die geistlichen Grundlagen der Renaissance, 1926
Schneider, G., Erzbischof Fulco von Reims (883–900) und das Frankenreich, 1973
Schneider, H., Ademar von Chabannes und Pseudoisidor – der «Mythomane» und der Erzfälscher, in: MGH Schriften Bd. 33, Fälschungen im Mittelalter, 1988
Schneider, H., Eine Freisinger Synodalpredigt aus der Zeit der Ungarneinfälle (Clm 6245) in: Mordek, H. (Hg.), Papsttum, Kirche und Recht im Mittelalter, 1991
Schneider, R., Das Frankenreich, 3. A., 1995
Schneidmüller, B., Karolingische Tradition und frühes französisches Königtum. Untersuchungen zur Herrschaftslegitimation der westfränkisch-französischen Monarchie im 10. Jahrhundert, 1979
Schnith, K. R. (Hg.), Mittelalterliche Herrscher in Lebensbildern. Von den Karolingern zu den Staufern, 1990
Schnürer, G., Kirche und Kultur im Mittelalter, I 3. A. 1936, II 1926, III 1929
Schöffel, J. B., Kirchengeschichte Hamburgs, Erster Band: Die Hamburgische Kirche im Zeichen der Mission und im Glanze der erzbischöflichen Würde, 1929
Schramm, P. E., Herrschaftszeichen und Staatssymbolik, 3 Bde, 1954/1956
Schramm, P. E., Kaiser, Könige und Päpste. Gesammelte Aufsätze zur Geschichte des Mittelalters, I u. II, 1968
Schreiner, K., Gregor VIII., nackt auf einem Esel. Entehrende Entblößung und schandbares Reiten im Spiegel einer Miniatur der «Sächsischen Weltchronik», in: Berg/Goetz (Hg.), Ecclesia et regnum, 1989
Schreiner, P., Byzanz. 2. überarbeitete A. 1994
Schröder, I., Zur Rezeption merowingischer Konzilskanones bei Gratian, in: Mordek (Hg.), Papsttum, Kirche und Recht, 1991
Schrörs, H., Hinkmar, Erzbischof von Reims, 1884
Schubert, H. v., Geschichte der christlichen Kirche im Frühmittelalter, I. 1917, II. 1921
Schulte, A., Der Adel und die deutsche Kirche im Mittelalter, 1910
Schulze, H. K., Vom Reich der Franken zum Land der Deutschen. Merowinger und Karolinger. 1987
Schulze, H. K., Hegemoniales Kaisertum. Ottonen und Salier. 1991
Schünemann, K., Deutsche Kriegsführung im Osten, DA 2, 1938
Schur, J., Königtum und Kirche im ostfränkischen Reich, 1931
Schwarzmaier, H., Ein Brief des Markgrafen Aribo an König Arnulf über die Verhältnisse in Mähren. FS 6, 1972
Seckel, E., Pseudoisidor, in: Realencyclopädie für protest. Theologie und Kirche, 16, 1905
Seibt, F. (Hg.), Bohemia Sacra. Das Christentum in Böhmen 973–1973, 1974

Seidlmayer, M., Geschichte Italiens. Vom Zusammenbruch des Römischen Reiches bis zum Ersten Weltkrieg. Mit einem Beitrag, Italien vom ersten zum zweiten Weltkrieg, von T. Schieder, 1962
Semmler, J., Corvey und Herford in der benediktinischen Reformbewegung des 9. Jahrhunderts, in: FMSt 4, 1970
Semmler, J., Ludwig der Fromme 814–840, in: H. Beumann (Hg.), Kaisergestalten des Mittelalters, 3. A. 1991
Seppelt, F. X., Geschichte des Papsttums. Eine Geschichte der Päpste von den Anfängen bis zum Tod Pius' X., 5 Bde. 1931–1936
Seppelt, F. X./Schwaiger, G., Geschichte der Päpste. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, 1964
Simson, B., Jahrbücher des Fränkischen Reichs unter Ludwig dem Frommen, Bd. I: 814–830, Neudruck der 1. Aufl. von 1874, Bd. II: 831–840, Neudruck der 1. Aufl. von 1876, 1969
Singer, P., Befreiung der Tiere. Eine neue Ethik zur Behandlung der Tiere, 1982
Singer, P./Dahl, E., Das gekreuzigte Tier, in: Dahl, E. (Hg.), Die Lehre des Unheils, 1993
Sommerlad, Th., Die wirtschaftliche Tätigkeit der Kirche in Deutschland. I. Bd. 1890; II. Bd. 1905
Spindler, M., Handbuch der Bayerischen Geschichte. Das alte Bayern. Das Stammesherzogtum bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts, 2. A. 1. Bd., 1981
Sprandel, R., Verfassung und Gesellschaft im Mittelalter, 5. überarbeitete Auflage 1994
Sprigade, K., Die Einweisung ins Kloster und in den geistlichen Stand als politische Maßnahme im frühen Mittelalter, Phil. Diss. Heidelberg 1964, in: FMSt 17, 1983
Sprotte, F., Biographie des Abtes Servatus Lupus von Ferrières. Nach den Quellen des neunten Jahrhunderts, 1880
Staber, J., Kirchengeschichte des Bistums Regensburg, 1966
Stachnik, R., Die Bildung des Weltklerus im Frankenreiche von Karl Martell bis auf Ludwig den Frommen. Eine Darstellung ihrer geschichtlichen Entwicklung, 1926
Stadtmüller, G., Geschichte Südosteuropas, 1950
Stamer, L., Kirchengeschichte der Pfalz, 2 Teile, 1936/1949
Staubach, N., Das Herrscherbild Karls des Kahlen. Formen und Funktionen monarchischer Repräsentation im frühen Mittelalter, 1981
Steinbach, F., Das Frankenreich (Brandt/Meyer/Just, Handbuch der deutschen Geschichte 1, 2), 1957
Steinbach, F., Die Ezzonen. Das erste Jahrtausend, 1964
Stern, L./Bartmuss, H. J., Deutschland in der Feudalepoche von der Wende des 5./6. Jh. bis zur Mitte des 11. Jh., 1973
Steuer, H., Historische Phasen der Bewaffnung nach Aussagen der archäologischen Quellen Mittel- und Nordeuropas im ersten Jahrtausend n. Chr., in: FS 4, 1970
Störmer, W., Früher Adel, Studien zur politischen Führungsschicht im fränkisch-deutschen Reich vom 8.–11. Jahrhundert, 1973
Störmer, W., Die Anfänge des karolingischen Pfalzstifts Altötting, in: Berg/Goetz (Hg.), Ecclesia et regnum, 1989

Störmer, W., Im Karolingerreich, in: Kolb/Krenig (Hg.), Unterfränkische Geschichte. Von der germanischen Landnahme bis zum hohen Mittelalter, Bd. 1, 3. A., 1991
Stratmann, F. M., Die Heiligen und der Staat, 4 Bde., 1949–1952
Stratmann, M., Das Recht der Erzbischofsweihe im ostfränkisch-deutschen Reich vom 8. bis 13. Jahrhundert (mit einem Ausblick auf Westfranken und England), in: Mordek, H. (Hg.), Papsttum, Kirche und Recht im Mittelalter, 1991
Stutz, U., Die rheinischen Erzbischöfe und die deutsche Königswahl, in: Fs. H. Brunner, 1910
Taddey, G. (Hg.), Lexikon der Deutschen Geschichte. Personen–Ereignisse–Institutionen. Von der Zeitwende bis zum Ausgang des 2. Weltkrieges, 1979
Tangl, G., Die Teilnehmer an den allgemeinen Konzilien des Mittelalters, 1932
Tellenbach, G., Vom Zusammenleben der abendländischen Völker im Mittelalter, in: Festschrift Gerhard Ritter, 1950
Tellenbach, G., Europa im Zeitalter der Karolinger (Historia mundi 5), 1956
Tellenbach, G., Die Unteilbarkeit des Reiches. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte Deutschlands und Frankreichs, 1956
Tellenbach, G., Zur Geschichte Kaiser Arnulfs, in: Kämpf, H. (Hg.), Die Entstehung des Deutschen Reiches, 1980
Tellenbach, G., Die westliche Kirche vom 10. bis zum frühen 12. Jahrhundert, 1988
Thrasolt, E., Das Martyrologium Germaniens. Geschichtliche Gebetslesungen zum täglichen Gedächtnis der deutschen Heiligen, 1939
Tomek, E., Kirchengeschichte Österreichs, 2 Bde. 1935/1948
Trillmich, W. (Hg.), Thietmar von Merseburg. Chronik, 7. A. 1992
Trüb, C. L. P., Heilige und Krankheit, 1978
Tüchle, H., Kirchengeschichte Schwabens, I. Bd. Die Kirche Gottes im Lebensraum des schwäbisch-alamanischen Stammes, 1955
Tusculum Lexikon der griechischen und lateinischen Literatur vom Altertum bis zur Neuzeit, 1948
Uhlirz, K., Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Otto II. und Otto III., Bd. 1 Otto II. (973–983), 1902; Otto III. (983–1002) bearb. v. M. Uhlirz, 1954
Uhlirz, M., Otto III. und das Papsttum: HZ 162, 1940
Ullmann, W., Die Machtstellung des Papsttums im Mittelalter. Idee und Geschichte, 1960
Umeljić, V., Die Besatzungszeit und das Genozid in Jugoslawien 1941–1945, 1994
Valjavec, F. (Hg.), Frühes Mittelalter, 1956
Vehse, O., Die päpstliche Herrschaft in der Sabina bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts, in: QFIAB, 1929/30
Vernadsky, G., Das frühe Slawentum. Das Ostslawentum bis zum Mongolensturm, in F. Valjavec (Hg.), Frühes Mittelalter, 1956
Vogel, P. M., Lebensbeschreibungen der Heiligen Gottes auf alle Tage des Jahres. Mit zur Nachfolge ermunternden Lehrstücken, 1863
Voigt, H. G., Adalbert von Prag, 1898
Voigt, K., Staat und Kirche von Konstantin dem Großen bis zum Ende der Karolingerzeit, 1965
Voltaire, Aphorismen und Gedankenblitze, 1979
Voss, I., Herrschertreffen im frühen und hohen Mittelalter. Untersuchungen zu

den Begegnungen der ostfränkischen und westfränkischen Herrscher im 9. und 10. Jahrhundert sowie der deutschen und französischen Könige vom 11. bis 13. Jahrhundert, 1987
Waitz, G., Jahrbücher des Deutschen Reichs unter König Heinrich I., 3. A., 1885, 4. erg. A., 1963
Waldmüller, L., Salzburg als Zentrum der bairischen Slawenmission des 8. Jahrhunderts, in: Bavaria Christiana, 1973
Walterscheid, J., Deutsche Heilige. Eine Geschichte des Reiches im Leben deutscher Heiliger, 1934
Warnke, C., Ursachen und Voraussetzungen der Schenkung Polens an den heiligen Petrus, in: Grothusen/Zernak (Hg.), Europa Slavica, 1980
Wattenbach, W./Holtzmann R. (Hg.), Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. Die Zeit der Sachsen und Salier, Erster Teil: Das Zeitalrer des Ottonischen Staates (900–1050), Neuausgabe 1967
Wattenbach/Dümmler/Huf, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. Frühzeit und Karolinger, neu bearbeitet und ergänzt von Franz Huf, hg. von Heine, A., 1991
Weinrich, L., Wala. Graf, Mönch und Rebell. Die Biographie eines Karolingers, 1963
Weinrich, L., Tradition und Individualität in den Quellen zur Lechfeldschlacht 955, in: Deutsches Archiv für Forschung, Geschichte des Mittelalters, 1971
Weitlauff, M., Der heilige Bischof Udalrich von Augsburg (890–4. Juli 973), in: Jb. des Vereins für Augsburger Bistumsgeschichte 7, 1973
Weller, K., Württembergische Kirchengeschichte bis zum Ende der Stauferzeit, 1936
Weller, K., Geschichte des schwäbischen Stammes bis zum Untergang der Staufer, 1944
Wemple, S. F., Women in Frankish Society. Marriage and the Cloister 500 to 900, 1981
Wentz, G./Schwineköper, B., Das Erzbistum Magdeburg, hg. vom Max-Planck-Institut für Geschichte, 1972
Werner, K. F., Die Unruochinger, in: Karl der Große. Lebenswerk und Nachleben, 1965 ff.
Werner, K. F., Die Nachkommen Karls des Großen, in: Karl der Große, hg. v. W. Braunfels, 1967
Werner, K. F., Die Ursprünge Frankreichs bis zum Jahr 1000, 1989
Werner, K. F., Westfranken-Frankreich unter den Spätkarolingern und frühen Kapetingern (888–1060), in: Schieder (Hg.) HEG, Bd. I; 3. A. 1992
Werner, M., Iren und Angelsachsen in Mitteldeutschland. Zur vorbonifatianischen Mission in Hessen und Thüringen, in: Löwe (Hg.), Die Iren und Europa, 1982
Wetzer, H. J./Welte, B., Kirchen-Lexikon oder Encyklopädie der katholischen Theologie und ihrer Hilfswissenschaften I–XI, 1847–1854
Wiegand, F., Agobard von Lyon und die Judenfrage, in: Festschrift für Luitpold von Bayern o. J. I
Wies, E. W., Otto der Große, Kämpfer und Beter, 2. A. 1991
Wilpert, G. v. (Hg.), dtv-Lexikon der Weltliteratur, 1971
Wollasch, J., Das Grabkloster der Kaiserin Adelheid in Selz am Rhein, in: FMSt 2, 1968

Wolter, H., Die Synoden im Reichsgebiet und in Reichsitalien von 916 bis 1056, 1988
Wühr, W., Studien zu Gregor VII. – Kirchenreform und Weltpolitik, 1930
Wührer, K., Die Anfänge der nordeuropäischen Monarchien, in: Schieder (Hg.) HEG Bd. I, 3. A. 1992
Zagiba, F., Das abendländische Bildungswesen bei den Slawen im 8./9. Jahrhundert. Jb. für altbayrische Kirchengeschichte, 1962
Zapperi, R., Der schwangere Mann. Männer, Frauen und die Macht, 1984
Zatschek, H., Wie das erste Reich der Deutschen entstand. Staatsführung, Reichsgut und Ostsiedlung im Zeitalter der Karolinger, 1940
Zeissberg, H., Die öffentliche Meinung im 11. Jahrhundert über Deutschlands Politik gegen Polen, in: Beumann, Heidenmission, 1963
Zibermayr, I., St. Wolfgang und die Johanneskirche am Abersee, in: MIÖG, 1952
Ziegler, A. W., Der Konsens der Freisinger Domherren im Streit um Methodius. Ein Beitrag zur kirchlichen Rechtsgeschichte, in: Hellmann/Olesch u. a. Cyrillo-Methodiana, 1964
Zimmermann, H., Papstabsetzungen des Mittelalters, in: MIÖG 69, 1961
Zimmermann, H., Das dunkle Jahrhundert. Ein historisches Portrait, 1971
Zimmermann, H. (Hg.), Otto der Große, 1976
Zimmermann, H., Das Papsttum im Mittelalter. Eine Papstgeschichte im Spiegel der Historiographie, 1981
Zimmermann, H., Gerbert als kaiserlicher Rat, in: Gerberto Scienza, storia e mito, Atti del Gerberti Symposium, Archivum Bobiense, Studia 2, 1985
Zöllner, E., Die politische Stellung der Völker im Frankenreich (Veröffentl. d. Inst. f. österr. Gesch. 13), 1950
Zoepfl, F., Udalrich, Bischof von Augsburg, in: G. v. Pöllnitz, Lebensbilder aus dem bayerischen Schwaben, 1952
Zoepfl, F., Das Bistum Augsburg und seine Bischöfe im Mittelalter, 1955
Zotz, T., Präsenz und Repräsentation. Beobachtungen zur königlichen Herrschaftspraxis im hohen und späten Mittelalter, in: Lüdtke (Hg.), Herrschaft, 1991
Zufferey, M., Der Mauritiuskult im Früh- und Hochmittelalter, in: HJb, 1986

ABKÜRZUNGEN

von Quellen, wissenschaftlichen Zeitschriften und Nachschlagewerken

Adalb. contin. Regin.: Adalbert von Weißenburg/Magdeburg: Continuatio Reginonis
Adam von Bremen, Gesta Hamm.: Gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum
Agobard, Lib. apologet.: Agobard von Lyon: Liber apologeticus
AKG: Archiv für Kulturgeschichte
AmrhKG: Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte
Ann. Alam.: Annales Alamannici
Ann. Altah.: Annales Altahenses maiores
Ann. Bertin.: Annales Bertiniani
Ann. Corb.: Annales Corbeienses
Ann. Einsidl.: Annales Einsidlenses
Ann. Farf.: Annales Farfenses
Ann. Fuld.: Annales Fuldenses
Ann. Hildesh.: Annales Hildesheimenses
Ann. Laub.: Annales Laubienses
Ann. Lob.: Annales Lobienses
Ann. Magdeb.: Annales Magdeburgenses
Ann. Mett.: Annales Mettenses
Ann. Mett. prior.: Annales Mettenses priores
Ann. Quedlinb.: Annales Quedlinburgenses
Ann. reg. Franc.: Annales regni Francorum (Reichsannalen)
Ann. Remens.: Annales Remenses (s. auch Flodoard)
Ann. Sangall.: Annales Sangallenses maiores
Ann. Vedast.: Annales Vedastini
Ann. Weissenb.: Annales Weissenburgenses
Ann. Xant.: Annales Xantenses
Arbeo, Vita Heimhr.: Arbeo von Freising: Vita sancti Haimrhammi
Astron.: Astronomus: Vita Hludowici imperatoris
AUF: Archiv für Urkundenforschung

Bonif. ep.: Bonifatius: Briefe

Chron. Hildesh.: Chronicon Hildesheimense
CIC: Codex juris canonici

DAM: Deutsches Archiv für Geschichte des Mittelalters (1937–1944), ab 1951 (Bd. 8) Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters
DOP: Dumbarton Oaks Papers, ed. Harvard University 1941 ff.

Einh.: Einhard: Vita Karoli
Ekkeh.: Ekkehard IV. von St. Gallen: Casus sancti Galli
Erchemp.: Erchempert von Montecassino: Ystoriola Langobardorum Beneventi degencium
Ermold. Nig.: Ermoldus Nigellus: In honorem Hludowici Christianissimi Caesaris Augusti

Flod. de Christi triumph.: Flodoard von Reims: De Christi triumphis
Flod. Hist. Remens.: Flodoard von Reims: Historiarum ecclesiae Remensis libri IV
FMSt: Frühmittelalterliche Studien, Berlin 1967 ff.
FrhLG: Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte

Greg. dial.: Papst Gregor I.: Dialogi de

vita et miraculis patrum Italicorum (4 Bücher)

HBG: Handbuch der bayerischen Geschichte. Erster Band: Das alte Bayern. Das Stammesherzogtum bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts, herausgegeben von Max Spindler, 2. überarbeitete Aufl. 1981

HEG: Handbuch der Europäischen Geschichte. Band 1: Europa im Wandel von der Antike zum Mittelalter, herausgegeben von Theodor Schieder, 3. Aufl. 1992

Helm. Chron. Slav.: Helmold v. Bosau, Chronica Slavorum

HJb: Historisches Jahrbuch

HKG: Handbuch der Kirchengeschichte, herausgegeben von Hubert Jedin. Band III/1: Die mittelalterliche Kirche: Vom Frühmittelalter bis zur gregorianischen Reform. Sonderausgabe 1985

HZ: Historische Zeitschrift, München 1859 ff.

JGO: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas, München u. a. 1936–1941. Neue Serie 1953 ff.

JGU: Jahrbuch für Geschichte der UdSSR

Joh. diac.: Johannes Diaconus von Venedig, Chronicon Venetum

JW: P. Jaffé, Regesta pontificum Romanorum ab condita ecclesia ad annum post Christum natum MCXCVIII, 2. Aufl. herausgegeben von G. Wattenbach 1885 ff. Nachdruck 1956

Liutpr. antapod.: Liutprand v. Cremona, Antapodosis

Liutpr. hist. Otton: Historia Ottonis

Liutpr. Legatio: Legatio ad imperatorem Constantinopolitanum Nicephorum Phocam

LMA: Lexikon des Mittelalters I–VII 1980–1995

LP: Liber Pontificalis 2 Bde. ed. von L. Duchesne 1886 ff. 2. Aufl. 1955

LThK: Lexikon für Theologie und Kirche 1. Aufl. 1930 ff. 2. Aufl. 1957 ff. 3. völlig neubearb. Aufl. 1993 ff. (bisher Bde. 1–5)

Mansi: J. D. Mansi (Hg.), Sacrorum Conciliorum nova et amplissima collectio 31 Bde. 1759 ff. Neudruck und Forts., ed. von Petit/Martin, 60 Bde. 1901 ff.

MG: Monumenta Germaniae historica 1826 ff.

MG Capit.: Leges. Capitularia

MG Conc.: Leges. Concilia

MG Const.: Leges. Constitutiones

MG Epp.: Epistolae

MG SS: Scriptores

MIÖG: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 1880 ff.

Nith. hist.: Nithardi historiarum libri IV

Notk. Gesta Kar.: Notkeri Gesta Karoli

Pasch. Radb.: Paschasius Radbertus: Vita Walae

Pasch. Radb. Epit. Ars.: Paschasius Radbertus: Epitaphium Arsenii

Petr. Damin. Vita Rom.: Petrus Damiani, Vita beati Romualdi

PL: J.-P. Migne, Patrologiae cursus completus. Series latina

QFIAB: Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken, Zeitschr. des Preußischen bzw. Deutschen Historischen Instituts in Rom, 1898 ff.

Regin. chron.: Regino von Prüm: Reginonis chronica

Regin. de synod. caus.: Regino von Prüm: De synodalibus causis et disciplinis ecclesiasticis
Richer: Richer von Reims: Richeri historiarum libri IV
Ruotg. Vita Brun.: Ruotger von Köln: Vita Brunonis

Sett. cent. it.: Settimane di studio del centro italiano di studi sull'alto medioevo 1953 ff.
StM: Studi medievali 1904 ff.

Thegan: Thegani vita Hludowici
Thietm.: Thietmar von Merseburg: Chronicon

UG: Unterfränkische Geschichte I

Vita Bernw.: Vita Sancti Bernwardi Episcopi Hildesheimensis
Vita Ouldalr.: Vita Sancti Ouldalrici Episcopi Augustani

Widuk.: Widukind von Corvey: Res Gestae Saxonicae

ZBKG: Zeitschrift für bayerische Kirchengeschichte 1926 ff.
ZBLG: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 1928 ff.
ZKG: Zeitschrift für Kirchengeschichte 1876 ff.
ZOF: Zeitschrift für Ostforschung 1952 ff.
ZSRG GM: Zeitschrift der Savignystiftung für Rechtsgeschichte Germanische Abteilung 1880 ff.
ZSRG KA: Zeitschrift der Savignystiftung für Rechtsgeschichte Kanonistische Abteilung 1911 ff.

REGISTER

Das folgende Register umfaßt – ausgenommen die gesondert paginierte «Replik» des Vorspanns – alle im vorliegenden Band 5 enthaltenen Namen von Personen, auch von fiktiven, legendären oder gefälschten, sowie die Namen aller mehr oder minder fingierten oder mythischen Gestalten aus alten Literaturen oder anderen Traditionen.

Da sämtliche Zitate buchstabengetreu aus den Quellen übernommen wurden, kommen etliche Namen in verschiedenen Schreibweisen vor.

Zur Erleichterung der Suche wurde in bestimmten Fällen ein und dieselbe Person mit mehreren Namensvarianten in das Register aufgenommen. Auf Querverweise wird weitgehend verzichtet, um dem Benutzer Unbequemlichkeiten zu ersparen.

Vornamen, Titel, Ränge, Verwandtschaftsverhältnisse, Zeitangaben ergänzen pragmatisch, nicht systematisch, das Stichwort, damit der Leser nicht unnötig nachschlägt. In der Regel werden Nebenfiguren genauer charakterisiert als die bekannteren Personen.

Erstellt hat das Register Ralf Lang (M.A.), Düsseldorf.

Abbo, Mönch, gelehrter Abt von Fleury: 281, 567
Abdirahman, Emir von Cordoba (796 bis 822): 45
Abdarrahman II., Emir von Cordoba von 822 bis 852: 15, 55
Abraham von Freising, Bischof (957–993): 126, 521
Abul Kasim, Emir von Sizilien: 538
Abulaz, Sarazenenkönig: 45
Achter I.: 434–435
Adalbero von Augsburg, Bischof, Onkel des Ulrich von Augsburg: 298, 347, 444
Adalbero von Laon, Bischof: 527, 530
Adalbero von Reims, Erzbischof: 527, 545
Adalbero, Bischof von Metz: 418, 423
Adalbert, hl., Sohn des Fürsten Slavnik von Libice: 551, 553, 572
Adalbert, Sohn Berengars II., König von Italien: 494–496, 499, 501–503, 512–513
Adalbert von Evrea, Graf, Empörer gegen Berengar I.: 485
Adalbert von Hamburg-Bremen, Erzbischof: 533, 548
Adalbert von Magdeburg, Erzbischof (968–981), von Otto I. nach Kiew geschickt, «Bischof für die Russen»: 377, 385, 451, 465, 547, 562
Adalbert von Prag, Bischof, Missionar: 152, 565, 570–571, 573–574
Adalbert von Toscana, Herzog: 240, 251, 270, 335
Adalbert von Babenberg, Graf: 354, 356–357, 361, 369
Adalbert von Passau, Bischof, siegte über die Ungarn: 441
Adaldag, Erzbischof von Hamburg-Bremen: 418–419, 459, 469, 473–475
Adalgar, Graf: 95
Adalhard, Abt von Corbie an der Somme, Stiefvetter Karls «des Großen»: 33, 42–43

Adalhard, Graf: 251
Adalhard von St. Bertin, Abt: 141
Adalhard von Verona, Bischof: 340
Adalhard von Babenberg, Graf: 354–355, 356
Adalward von Verden, Bischof: 364
Adallindis, Kebse Karls «des Großen»: 33
Adalram, Erzbischof von Salzburg: 156, 228
Adam von Bremen, Domherr u. Domscholaster († vor 1085): 533
Adelbert von Bergamo, Bischof: 328
Adelchis, Herzog von Benevent: 180, 217, 237
Adelhard, Priester, befehligte die Feste Formicaria, danach Bischof von Reggio: 493–494
Adelheid, Schwägerin der Judith (Ehefrau Ludwigs «des Frommen»): 34
Adelheid, 2. Frau Ludwigs des Stammlers: 251, 278
Adelheid, Kaiserin, 2. Frau Ottos I.: 427, 494–495, 499, 521, 527, 546–549, 554, 563
Adelheid, Tochter Ottos II., Äbtissin von Quedlinburg, von Heinrich dem Zänker geraubt: 546
Ado, Priester, Verwandter des Anastasius: 211
Ado, Erzbischof: 189
Adventius von Metz, Bischof: 199, 213–214
Aeblus, Graf, fränkischer Heerführer gegen Pamplona: 54
Aerssen, J. van: 406
Agapet II., Papst (946–955): 433, 442, 497
Agapitus, Heiliger: 99
Ageltrude, Frau des Kaisers Wido: 325, 329
Agobard von Lyon, berüchtigter fränkischer Erzbischof: 13, 24, 37, 67, 70, 72, 77, 79–80, 84, 88
Aizo, vornehmer und abtrünniger Westgote unter Ludwig «dem Frommen»: 55–56, 71
Alberich, Graf: 317
Alberich I., Herzog, Antiformosianer, verheiratet mit Marozia: 478, 482, 489, 491, 495
Alberich II., Sohn der Marozia und Alberichs: 491–492, 496–498, 505, 537
Alboin, König der Langobarden: 144
Alboin von Brixen, hl., Bischof: 524
Albrecht von Magdeburg, Bischof: 460
Alexander II., Papst: 478
Alfred «der Große», englischer König: 275
Alkuin, Abt: 33
Alpais, uneheliche Tochter Ludwigs «des Frommen»: 26, 34
Altfried, Diözesanbischof von Hildesheim: 127, 376, 574
Althoff, Gerd, Historiker: 384, 390, 524, 549, 556–557, 560, 567
Amalwin von Bisanz, Erzbischof: 110
Ambrosius von Bergamo, Graf: 328
Anastasios I., byzantinischer Kaiser (491–518): 220
Anastasius Bibliothecarius, Kardinalspriester, später Gegenpapst: 179, 189–191, 193–194, 210–212
Anastasius, Priester und Verräter: 467
Angenendt, Arnold: 366
Angilberga, Frau Kaiser Ludwigs II.: 217–218
Angilbert, Hofkaplan und Abt: 98–99
Angilram von Metz, Erzbischof: 184
Anna, Schwester des Kaisers Basileios II.: 167–168
Anna, Witwe, Konkubine Papst Johanns XII.: 197
Anno II. von Köln, Erzbischof: 548
Anonymus, unbekannter Biograph Ludwigs «des Frommen». S. auch Astronomus: 21, 26, 45, 47, 58
Ansbert (Anspert) von Mailand, Erzbischof: 218, 241, 256–257
Ansbert von Cambrai, Bischof (966–971): 432
Ansegis von Sens, Erzbischof: 260
Anselm von Mailand, Bischof: 40
Ansfried von Löwen, Schwertträger Ottos I.: 499

Ansgar, hl. Bischof von Hamburg-Bremen u. Missionar: 152, 470–471, 531
Ansgard, Frau Ludwigs des Stammlers: 247, 251, 276
Anskar II. von Ivrea, Markgraf von Spoleto-Camerino, Halbbruder Berengars II.: 492–493
Anton von Brescia, Bischof: 218
Antonios Kaulens, Patriarch (893–901): 480
Arbeo von Freising, Bischof: 301
Arderich von Mailand, Erzbischof: 493
Arding von Brescia, Bischof: 340
Arduin von Ivrea, Markgraf: 549
Aribo, Markgraf: 285–286, 303, 310, 347
Aribo II. von Mainz, Erzbischof: 580
Arn von Würzburg, Bischof (855–892): 126, 153, 163, 230, 307–308
Arnold von Mainz, ermordeter Erzbischof: 580
Arnulf von Kärnten, Herzog, ostfränk. König u. Kaiser, Sohn König Karlmanns: 123, 166, 246, 280, 288, 291–300, 302–311, 313–317, 319, 321, 325–332, 336–337, 339–340, 343, 345, 347–348, 351, 366, 442–444
Arnulf «der Böse», Herzog der Bayern: 351, 363–365, 368–369, 378–379, 383–384, 406–407, 414, 421–422, 426, 492
Arnulf von Orleans, Bischof, Kritiker des Papsttums: 508, 567
Arnulf von Toul, Bischof: 213
Arnulf, Graf von Sens, unehelicher Sohn Ludwigs «des Frommen»: 26, 34
Arnulf, Pfalzgraf, Sohn Arnulfs des Bösen: 115, 128
Arnustus von Narbonne, Erzbischof: 316
Arran, Araberführer: 324
Asenarius, Graf: 51
Ascherius, päpstlicher Legat in Ungarn: 574
Arsenius von Orte, Bischof: 189–190, 211
Aspert, Bischof von Regensburg: 298
Astronomus, Geistlicher, unbekannter Biograph Ludwigs «des Frommen»: 17–19, 21, 31–32, 49, 52, 54, 56, 61, 63, 72, 74, 88, 93, 95, 97
Athanasius von Neapel, Bischof: 267
Auer von Reisbach, P. Wilhelm, Kapuzinerordenspriester: 290
Aufhauser, J.B.: 158
Augustin (Augustinus), Bischof, Heiliger u. Kirchenlehrer: 149–150, 183, 508
Aupald von Novara, Bischof: 512
Aurelian, Erzbischof: 255
Avico, Kaplan des christlichen Obodritenfürsten Mistui: 534, 545
Azzo, Kanzleivorstand Johanns XII.: 496, 506

Babl, K.: 302
Balderich, Markgraf von Friaul: 51
Balderich, Bischof von Utrecht: 384, 430
Balduin I., Graf von Flandern: 132
Balduin II., Graf von Flandern: 316
Bardas, byzantinischer Kaiser: 222–223, 226
Bartolomäus von Narbonne, Bischof: 88
Basileios I., byzantinischer Pferdeknecht, später Kaiser: 221–223, 226, 254, 261, 480
Basileios II., Kaiser (976–1025), Bulgarentöter: 466
Bauer, A.: 155
Bäumer, G., Frauenrechtlerin und Schriftstellerin: 545
Bego von Toulouse, Graf von Paris, Schwiegersohn Ludwigs «des Frommen»: 34
Benedikt III., Papst (855–858): 189–191, 211, 270, 477
Benedikt IV., Papst (900–903): 338, 478
Benedikt V., Papst: 417, 470, 477–478, 507
Benedikt VI., Papst: 442–443, 477, 536
Benedikt VII., Papst: 443, 478, 537
Benedikt IX., Papst: 478
Benedikt X., Papst: 477–478
Benedikt, hl.: 553

Benedikt von Aniane (-Witiza, Westgote): 35–37, 42, 71, 92
Benedikt von Nursia: 35–37
Benedikt, Bischof von Albano: 174
Benedikt, Kardinal: 504
Benedikt, Graf der Sabina: 559
Benedikta, Tochter König Zwentibolds: 320
Benediktus Levita, Mainzer Diakon: 184–185
Bentziew, U., Volkskundler: 45
Berengar, Graf: 165
Berengar von Cambrai, Bischof (956–962): 416, 431
Berengar I. von Italien (= Berengar von Friaul), König u. Kaiser: 219, 238, 288, 293, 323–327, 331, 337–340, 478, 480, 484–486, 512
Berengar II., König von Italien, Enkel Berengars I.: 492–496, 498–499, 501–502, 512–513
Berengar von Verdun, Bischof seit 940, gest. 959: 416
Bernain von Verdun, Bischof: 424
Bernar, jüngster Bruder der Gundrada: 33
Bernhard, König von Italien («König der Langobarden»): 40–42, 59
Bernhard, Bruder des Königs Pippin von Aquitanien: 33, 67
Bernhard, Graf von Barcelona und Herzog von Septimanien: 71–74, 76, 87, *136
Bernhard von Vienne, fränkischer Bischof: 13, 77, 88
Bernhard, Sohn Karls des Dicken: 305–306
Bernhard von St. Gallen, Abt: 306
Bernhard I. von Sachsen, Herzog (973–1011), Sohn Hermann Billungs: 532
Berno von Reichenau, Abt: 447
Bernward, hl., sächsischer Kapellan, Erzieher Ottos III., später Bischof von Hildesheim: 547, 550, 559, 576–580
Bertha, vielumschwärmte leibliche Schwester Ludwigs «des Frommen»: 33, 99
Bertha, Tochter Ludwigs des Deutschen, Äbtissin: 128
Bertha, Tochter Lothars II. mit Theutberga: 199
Bertha, Gattin König Hugos: 488
Berthold, Bayernherzog: 348, 384, 403, 405
Berthold von Kärnten, Bruder Arnulfs: 422
Berthold, schwäbischer Onkel Arnulfs «des Bösen»: 363–364, 366–369
Bertmund von Lyon, Graf: 41
Beumann, H., Historiker: 383, 400, 411
Birichtilo (Berthold), Graf vom Breisgau: 557
Biwin, lotharingischer Graf: 253
Blok, Dirk, P.: 284
Blondel, David, Theologe und Historiker: 182
Böhmer, H.: 548, 551, 553, 563, 580
Boleslav I., der «Grausame», der Jüngere von Böhmen: 391, 404–408, 460, 463
Boleslav II., «der Fromme», Sohn Boleslavs I.: 405, 436, 545, 551, 563, 568–573
Boleslav III. Krzywousty (Schiefmund): 572
Boleslaw I. Chobry der Tapfere (992–1025), Polenfürst: 398, 569, 571–573
Bona, Kardinal: 182
Bonifacius, Markgraf von Tuscien, Schutzherr Korsikas: 56–57
Bonifatius, hl., «Apostel der Deutschen»: 149, 378
Bonifatius VI., Papst: 331–332
Bonifaz VII., Papst: 477–478, 536–538, 554
Boris, Sohn Vladimirs von Kiew: 468
Bořivoj I., Herzog († um 894): 404
Borna, Herrscher über Küstenkroatien, besiegte auf fränkischer Seite den aufständischen Ljudevit (†821): 51–52
Boris I. von Bulgarien, Khan: 219, 221, 222–225

Boruth, slawischer dux: 156
Boshof, Egon, Historiker: 24, 41
Bosl, K., Historiker: 350
Boso von Fleury, Abt: 87, 91
Boso, burgundischer Graf: 199, 215
Boso von Vienne, Burgunderkönig: 241, 247–248, 252–255, 257–261, 263, 267, 286, 293, 305, 312, 338
Brackmann, A.: 415, 460, 475
Brigida, Base Thietmars von Merseburg: 396
Brühl, C., Historiker: 388
Brun, Onkel Heinrichs I. (–880): 376
Brun, hl., Sohn Heinrichs I., Erzbischof von Köln: 384, 413, 416, 430–434, 435, 495, 498, 511, 521–522, 526–527
Brun von Querfurt, Missionserzbischof: 529
Brun, Kapellan und Vetter Ottos III., von diesem zum Papst gemacht (Gregor V.): 549, 556
Bruning von Asti, Bischof, Erzkanzler Lothars, Berengars und Ottos I.: 512
Bruno, Sachsenherzog: 276
Bulesu, ungarischer Oberführer, Ottos I. Gegenspieler am Lech: 440
Bullough, D.: 386, 413, 419, 452
Bund, K.: 90
Bünding-Naujoks, M.: 155, 411, 415
Burchard von Rätien, Markgraf: 367
Burchard von Worms, Bischof und Fälscher: 522
Burchard, schwäbischer Herzog, Schwiegervater Berengars I.: 379, 487
Burchard II., Sohn des Burchard: 367–369
Burchard von Halberstadt, Bischof: 532
Büttner, H.: 440, 501

Cäcilia, Tochter König Zwentibolds: 320
Cadolah von Friaul, Markgraf, kämpfte auf fränkischer Seite gegen den aufständischen Ljudevit: 51
Cäsar Baronius, Kirchenhistoriker und Kardinal des 16. Jahrhunderts: 64
Chadolt, Bruder des Liutward von Vercelli: 287
Chlodwig I., Merowingerkönig: 60, 107, 150
Choslus, Aufseher der kaiserlichen Pferde unter Ludwig «dem Frommen», Mörder des Königs Marmanus: 48
Christophorus, Papst: 477–479
Christus: 208–209, 534
Chrodegang von Metz, fränkischer Bischof: 22
Chussal, ungarischer Heerführer: 349
Claude, Dietrich: 94, 562, 565
Columban, Heiliger (um 543–615): 88
Constantin VII. porphyrogenitus (porphyrogennetos), byz. Kaiser: 157
Conwoion, hl.: 135
Crescentius II. Nomentanus, Bruder des Johannes Crescentius: 555–556, 559
Cyriacus, hl.: 452
Czismislaw, König der Sorben: 95

Dago (-Mieszko I), Normanne, soll Polen gegründet haben: 461–462, 569
Dagobert I., Merowingerkönig: 156
Daniel-Rops, H., kath. Kirchenhistoriker: 13, 238, 262, 265, 509
David, König und Prophet: 60, 446
David von Lausanne, Bischof: 315
Dawson, C.: 78, 90, 181
Dedi von Wettin, Graf: 525
de Rosa, englischer Theologe: 59, 482
Dervanus, «Herzog» der Sorben: 155
Desiderius, Langobardenkönig: 75
Dhuoda, Ehefrau Bernhards von Barcelona, Verfasserin des «Liber manualis»: 73
Diepold, Bischof: 443
Dietbald, Bruder des hl. Ulrich: 439, 446
Dietrich I., Bischof von Metz: 416, 418, 522
Dietrich von der Nordmark, Markgraf: 532, 568

Diokletian, römischer Kaiser: 385
Dionysius, Heiliger: 384–385
Dionysius, Bischof von Augsburg: 435
Dobrawa (Dubravka), Tochter Boleslavs I, Frau des Mieszko: 463, 526, 568
Docibilis I. von Gacta, Herzog: 268
Dodilo von Brandenburg: 533–534
Dodilo von Cambrai, Bischof: 313
Döllinger, Ignaz von, Kirchenhistoriker: 186
Domagoj, dalmatischer Fürst: 265
Dominikus, entmannter Priester: 494
Donnert, E.: 151, 452
Dracholf von Freising, Bischof: 364
Dragamosus, Ljudevids Schwiegervater: 51
Drahomir, Frau Vratislavs: 404–406
Drogo von Metz, Erzbischof, Halbbruder Ludwigs «des Frommen»: 33, 42, 89, 98, 110, 118
Drogo von Toul, Bischof: 362
Droysen, Johann Gustav, Historiker: 124, 146
Dubrawka (Dobrawa), Tochter Boleslavs: 405
Duby, Georges: 69
Dumas, Alexandre, Schriftsteller: 509
Dümmler, Ernst: 292, 325, 443
Durandus, Abt von St-Aignan: 48

Eberhard, Sohn Arnulfs: 421–423
Eberhard, Konradiner: 355
Eberhard, Bruder Konrads I., Statthalter in Bayern: 365, 369
Eberhard, Herzog von Franken: 383, 414, 420–423
Ebo (Ebbo) von Reims, Erzbischof: 13, 79–80, 84–85, 90–91, 110, 126, 137, 182, 470
Ebolus von S. Germain-des-Prés, Abt: 281
Ebroin von Poitiers, Abt, Karls des Kahlen Erzkapellan: 95, 136–137
Egbert, Erzbischof von Trier (977–993), Kanzler Ottos II.: 434
Egilo, Graf: 95
Egino, Graf: 285
Eibl, Elfie-Marita, Historikerin: 373, 377, 383
Eichmann, E.: 60, 255
Eickhoff, F.: 265, 484
Einhard, Hofkaplan und Biograph Karls «des Großen»: 26
Ekbert (der Einäugige), Sohn Wichmanns des Älteren: 456
Ekkehard, Vetter Ottos I.: 420
Ekkehard II. von St. Callen, Mönch: 521
Ekkehard IV. von St. Gallen, Mönch: 447
Ekkehard (Eckhard) von Meißen, Markgraf: 559, 561, 564, 569
Ekkehart von Schleswig, Bischof: 578
Eleutherius, Sohn des Bischofs Arsenius: 211–212
Elias von Troyas, Bischof, Anhänger Lothars I.: 88
Elfric von Eynsham, englischer Abt: 109
Embricho von Regensburg, Bischof: 229–230, 301
Emma, Gattin Lothars von Frankreich, Tochter der Kaiserin Adelheid: 527
Emmeram, hl., Bischof und Märtyrer: 300–302, 304, 308, 407, 447
Engelfried, Patriarch in Aquileia: 426
Engelschalk (Engilschalk), Grenzgraf gegen Mähren: 230, 308
Engilschalk II., Sohn Engilschalks: 308
Engilmar von Passau, Bischof: 298
Engizo von Brugnato, Abt: 556
Erben, W.: 439
Erchanbald von Eichstätt, Bischof: 298, 347
Erchanbald, Erzbischof von Mainz: 550
Erchanger, schwäbischer Graf, Kanzler Konrads I.: 289, 363–364, 366–369
Erchenrad, Bischof: 90
Erhardt, H.: 471
Erispoë, Sohn und Nachfolger des Nominoë (851–857): 135
Ermbert vom Isengau, Graf: 303

Ermengard (†818), 1. Frau Ludwigs «des Frommen»: 26, 69
Ermengard, Erbin Kaiser Ludwigs II.: 253–254
Ermenrich, Bischof von Passau (866–872): 224, 229
Ermoldus Nigellus, fränkischer Kleriker, unter König Pippin am Hof von Aquitanien lebend: 17, 28, 31, 53, 59
Ernst, Graf: 125, 129, 163, 165
Erwin von Merseburg, Graf: 380
Eudokia Baiana, Frau Leons VI.: 480
Eugen II. (= Eugen von Santa Sabina), Papst (824–827): 64–66, 173
Everhard, Mörder des Godefried: 273

Faulhaber, Kardinal, angeblicher Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus: 578
Felicissimus, Heiliger: 99
Felicitas, Heilige: 99
Felix II., Papst: 187
Ferjančić, Božidar: 265
Fichtenau, Heinrich, Historiker: 13, 20
Ficker, Julius, Historiker: 511
Fischer, J. A.: 449
Flambert, Vasall und Gevatter Berengars I.: 486
Fleckenstein, J., Historiker: 127, 151, 287, 390, 403, 451, 460, 553
Flodoard, Kanonikus in Reims: 403, 424
Florus von Lyon, dichtender Diakon: 121
Folkmar, Bischof von Utrecht: 525, 550
Folkmar I., Bischof von Brandenburg: 534
Folkold, Kapellan, Bischof von Meißen (969–992), Erzieher Ottos II.: 521, 545
Formosus von Portus (Porta), Bischof (864–876): 223–224, 269–270
Formosus, Papst (891–896): 314–315, 322, 326–328, 330, 331–335, 473, 479
Fortunatus von Grado, Patriarch, Unterstützer des aufständischen Kroaten Ljudevit: 50
Franco von Lüttich, Bischof: 213, 319, 361
Franco von Worms, Bischof: 553
Franzen, August, katholischer Kirchenhistoriker: 476
Frechulf von Liseux, Bischof: 91, 133
Frideruna, Äbtissin von Steterburg: 550
Fried, Johannes, Historiker: 28, 107, 124, 129, 145, 254, 297, 373, 379, 390, 454, 511, 543
Friedmann, B.: 534
Friedrich I. Barbarossa: 155, 448
Friedrich von Mainz, Erzbischof, zuvor Hildesheimer Domherr: 423, 424, 428–429, 459
Friedrich, Kardinal, päpstlich-kaiserlicher Legat, Sachse: 578–579
Friedrich, Erzbischof von Salzburg, Onkel Pilgrims von Passau, Gegenfälscher: 441, 443
Fridugis, Abt von St-Martin in Tours: 48
Fulco, Abt, löste Hilduin als Erzkaplan am Hofe Ludwigs «des Frommen» ab: 75
Fulco von Reims, Erzbischof: 311–316, 322

Gaisas von Ungarn, Herzog: 573
Gallus Anonymus,. südfranzösischer Benediktiner: 572
Gauzhelm vom Roussillion, Graf: 87
Gauzlin, Abt, Kanzler Karls des Kahlen, später Ludwigs des Stammlers: 245, 259–260, 281
Gauzlin von Tour, Bischof: 424
Gebhard vom Lahngau, Graf: 344
Gebhard, Konradiner, Amtsherzog unter Arnulf: 354–355, 361
Gebhard von Augsburg, Bischof (996–1000): 447
Geilo von Langres, Bischof: 312
Gelasius I., Papst (492–496): 68, 91, 192
Georg, dux von Ravenna: 196
Georg, Erzbischof von Ravenna: 112
Georg von Antiochia, Admiral: 285
Georgius vom Aventin: 270, 322
Gerard, Graf von Paris: 111
Gerberga, Nonne, Schwester des Bernhard von Barcelona: 87

Gerberga, Gattin König Ludwigs IV. von Frankreich: 527–528
Gerberga, Äbtissin von Gandersheim (949–1001), Nichte Ottos «des Großen»: 576–577
Gerbert von Aurillac, Abt, Erzbischof und später Papst (Silvester II.): 523, 547, 549, 551, 553–554, 566–567, 572–573
Geremek, Bronislaw, Historiker: 93
Gerhard (Gerard), Graf von Metz: 318–319, 356, 361
Gerhard, Augsburger Dompropst: 439, 445–447
Gero, Markgraf: 393, 420, 450–453, 455, 457, 462–463, 533
Gerward, Pfalzbibliothekar Ludwigs des Frommen: 99
Géza (Geycha, Gaisa), Großfürst in Gran (972–997): 442
Gezemann von Eichstätt, Bischof: 550
Gezo, iudex von Pavia: 488
Giesebrecht, Wilhelm von, Historiker: 124
Gisela, Tochter Ludwigs des Frommen: 70, 238, 323
Giselbert, Herzog von Lotharingien: 383, 414, 422–423, 425
Giselher von Magdeburg, Erzbischof: 535, 545, 549, 561–562, 564–566, 569
Giselher von Merseburg, Bischof: 521–522, 562
Gisla, leibliche Schwester Ludwigs des Frommen: 33
Gisla, Tochter Lothars II. mit Waldrada: 199, 279, 283–284
Glaser, Hubert: 127
Gleb, Sohn des Heiligen Vladimir: 468
Glocker, Winfrid, Historiker: 530, 548
Gnuba (Gnupa), dänischer König von Südjütland: 398–399, 472
Godehart von Hildesheim, Bischof: 580
Goethe, Johann Wolfgang: 34
Goetting, Hans: 575, 577
Goetz, Hans-Werner, Historiker: 68, 359
Gommon, Gefolgsmann Drahomirs: 405
Goody, Esther: 371
Görich, Knut: 543
Gorm der Alte, nordjütischer und heidnischer König: 399, 472–473
Gormsson, Sohn des Gorm: 473
Gostemysl, König der Obodriten: 130
Gottfried (Gotfried/Godefrid), heidnischer Normannenkönig: 273, 277, 279, 281, 283–284, 304
Gottfried, Graf, Anhänger Lothars I.: 88
Gottfried, Sohn König Hugos: 489
Gottfried von Luni, Bischof: 556
Gozbald, Abt von Niederaltaich und Bischof von Würzburg: 126–127
Gozbert von Maine, Graf: 139
Graus, F., Historiker: 233
Gregor I., «der Große», Papst: 19, 149, 192–193, 237, 256, 471
Gregor IV., Papst (827–844): 66, 75, 77–78, 91, 112, 173
Gregor V., Papst: 188, 549, 556–559, 570
Gregor VI., Papst: 478
Gregor VII., Papst: 66, 188, 194, 237
Gregor X., Papst: 15
Gregor, päpstlicher Zeremonienmeister: 270, 322
Gregorovius, Ferdinand, Historiker: 177, 269, 321, 540
Grill, Pater: 449
Grimald, Abt von Weißenburg und Sankt Gallen: 127
Grimoald von Benevent, Fürst: 53
Grotz, Jesuit: 78, 171, 183, 205
Guaiferius, Herzog: 267
Gunakar, Graf: 165
Gundacar, treuloser ostfränkischer Vasall: 163
Gundlach, Gustav, Jesuit: 386
Gundrada, Schwester Adalhards und Freundin des Alkuin: 33
Guntbald, Mönch: 75
Gunthar von Köln, Erzbischof: 199, 201, 204–205, 207, 212
Günther von Magdeburg, Missionar: 152

Gunther von Merseburg, Markgraf: 525
Günther von Köln, Erzbischof: 471

Hadamar von Fulda, Abt: 498
Hadrad: 41
Hadrian, Kardinalspriester: 189, 191
Hadrian I., Papst (772–795): 16, 65, 184, 480
Hadrian II., Papst (867–872): 188, 210–212, 215–216, 218–219, 224, 227, 237, 269–270
Hadrian III., Papst (885–891): 322
Hadwig, Frau Ottos des Erlauchten: 377
Hadwig, Schwester Ottos I.: 423
Hagen von Bergamo, Bischof: 203
Haller, Johannes, Papsthistoriker: 181, 209, 235, 258, 269, 508
Halphen, Louis: 67, 482
Harald Blauzahn Gormsson: 399, 469, 472–474, 531
Harald Klak, dänischer Wikingerkönig: 29, 116, 470–471
Harald Schönhaar, norwegischer König: 474
Häring, Bernhard, kath. Moraltheologe: 209
Hartmann, Wilfried, Historiker: 22, 81, 91, 210, 258, 291, 357
Hartmann, G. M.: 295, 515, 538
Hatheburg, Erbtochter Erwins von Merseburg: 380–381, 420
Hatto von Fulda, Abt, später Erzbischof von Mainz: 498
Hatto von Verdun, Bischof: 213
Hatto I. von Mainz, Erzbischof: 298, 327, 330, 341, 345–347, 356–359, 363, 380, 548
Hauck, Albert, Theologe/Historiker: 145, 352–353, 383, 387–390, 453, 454, 457, 474, 514, 553
Hauptmann, L.: 451
Hebbel: 19
Heer, Friedrich, Historiker: 28
Heilwig, Mutter der Judith, der Ehefrau Ludwigs «des Frommen»: 34
Heinrich I. von Sachsen, dt. König (†936): 198, 370–371, 373, 375–385, 387–394, 398–400, 402–403, 405–406, 409, 411, 413–414, 420, 430, 454, 457, 460, 472–474, 531, 555
Heinrich II., der Heilige, dt. König u. Kaiser: 448, 460, 476, 524
Heinrich IV. (†1106): 376
Heinrich von Lüttich, fränkischer Bischof: 15
Heinrich der Löwe: 151, 155
Heinrich von Babenberg, ostfränkischer Graf, Bruder Poppos, Mörder Gottfrieds: 273, 281–284, 354
Heinrich I., bayrischer Herzog, Bruder Ottos I.: 348, 413, 421–423, 425–428
Heinrich I. von Augsburg, Bischof: 525, 539
Heinrich I. von Würzburg, Bischof: 549–550
Heinrich II., der Zänker, Bayernherzog: 451, 523–526, 544–546, 563, 568
Heinrich, Sohn Ottos I.: 427
Heinrich III. der Jüngere von Kärnten, Herzog: 525
Heinrich (II.) von Babenberg, Graf: 354, 356
Heinrich von Kadlenburg, Graf: 559
Heinrich von Trier, Erzbischof: 416
Heinrich von Stade, Graf, Großvater Bischof Thielmars: 473
Heinrich von Würzburg, Bischof: 566
Helena, hl.: 206
Helisacher, fränkischer Abt und Priester: 21, 35, 37, 55, 73, 75
Hellmann, Manfred: 171, 188, 368–369
Helmhold, Schreiber einer Slawenchronik: 151
Hemma, Frau Ludwigs II.: 129
Hepo, Magdeburger Dekan: 397
Herebald von Auxerre, Bischof, Anhänger Lothars I.: 88
Heribert, Bruder des Bernhard von Barcelona, von den Gegnern Ludwigs «des Frommen» als Mitverschwörer geblendet: 72, 74
Heribert II., Graf von Vermandois: 423, 489

Heribert, Kapellan, Erzbischof von Köln (999–1021): 549–550
Heriger, Erzbischof von Mainz: 379, 383
Herilandus von Thérouanne, Bischof: 313
Hermann Billung, Markgraf: 420–421, 450, 453, 456–457, 469, 532
Hermann I. von Köln, Erzbischof: 317, 362, 484
Hermann von Schwaben, Herzog: 414, 457–458, 493
Hermold, Abt: 87
Herold, Salzburger Erzbischof: 426, 428–429
Herrmann, J., Historiker: 152
Hertling, L., Jesuit: 508
Hetilo von Noyon, Bischof: 313
Hetti von Trier, Erzbischof: 110, 127
Heuwieser, M.: 351, 441, 443
Hildebald von Köln, Erzbischof: 21, 35, 37
Hildebert, Erzbischof von Mainz: 400, 413
Hildegard, Mutter Ludwigs des Frommen: 98
Hildegard, Tochter Ludwigs des Deutschen und Äbtissin von Schwarzach: 128
Hildibald von Worms, Bischof: 522, 548–549, 565
Hildiward von Halberstadt, Bischof: 526, 535
Hilduin von S. Denis, Abt: 48, 111
Hilduin, Erzkapellan und Leiter der Hofkapelle unter Ludwig «dem Frommen»: 21, 37, 73, 75
Hilduin von Cambrai, Bischof: 207
Hilduin, Bischof von Lüttich, dann Verona, schließlich Mailand: 489
Hiltin, Bischof von Augsburg: 444
Himmler, Heinrich: 388
Hinkmar von Reims, Erzbischof (845–882): 100, 132, 136–137, 139, 141–142, 179, 181–182, 187, 196–197, 200, 203, 205–206, 211, 213–214, 216–217, 245, 251–252, 312
Hinkmar der Jüngere, Bischof von Laon: 182, 252–253
Hiob: 471
Hitler, Adolf: 353, 449
Hlawitschka, Eduard, Historiker: 312, 359, 363, 389, 411, 417, 475, 511, 513, 535, 563
Hoduin, Gegner Ludwigs «des Frommen»: 32
Holtzmann, R., Historiker: 440, 451, 455, 566
Honorat von Beauvais, Bischof: 313
Honorius II., Papst: 478
Hopfner, Wielant: 102
Hored, Suffraganbischof Adaldags: 474
Hörger, H.: 449
Horig I., König: 471
Hormisdas, Papst: 434
Hösch, E.: 467
Hrabanus Maurus, siehe Rhabanus Maurus
Hubert, Pfalzgraf und Markgraf von Tuszien und Spoleto, Sohn König Hugos: 488, 501
Hubert von Parma, Bischof: 512–513
Huebert, Graf und Abt: 198–200, 202, 206, 253
Hughard, Graf: 143
Hugo, Mörder des Kaisers Lambert: 336
Hugo, illegitimer Sohn Karls «des Großen», Onkel und Erzkanzler Karls des Kahlen: 33, 42, 136–137
Hugo, führender Großer des Reiches unter Ludwig «dem Frommen» und Lothar I: 86, 88
Hugo Abbas, Vetter Karls des Kahlen, Erzbischof von Reims: 259–260, 312
Hugo Capet, Herzog u. König: 316, 528, 567
Hugo von Arles und Vienne, Graf und König: 486–494
Hugo von Francion, Robertinerherzog, Vater Hugo Capets, Schwager Ottos I.: 423
Hugo von Tours, Graf, Schwiegervater Ludwigs «des Frommen»: 34
Hugo von Würzburg, Bischof (983–990): 523

Hugo von Zeits, Bischof: 580
Hugo, Sohn Lothars II. mit Theutberga, später geblendet und ins Kloster gesteckt: 199–200, 273, 281, 283–284
Hugo, Abt, Erzbischof von Köln: 205
Hugo, Erzbischof von Mainz: 423
Hugo, außerehelicher Sohn Ludwigs III. des Jüngeren: 275
Hugo, Sohn des Grafen Heribert II., mit 5 Jahren Kirchenhaupt von Reims: 489
Hunald, Herzog: 94

Ignatius von Konstantinopel, Patriarch: 179, 222
Igor von Kiew, Fürst: 464
Ikia, fromme Matrone: 471
Ingoald, Abt des reichen Benediktinerklosters Farfa: 66
Ingram, Graf, Vater der Ermengard, der 1. Frau Ludwigs «des Frommen»: 26
Innocentius, angeblicher Märtyrer der Thebäischen Legion: 460
Innozenz III., Papst: 194
Irmingard, Gemahlin Ludwigs des Frommen: 60
Irmingard, Äbtissin, Tochter Ludwigs des Deutschen: 128
Irmingard, Frau des burgundischen Königs Boso: 338
Irminsul: 422
Irmintrud, Frau Karls des Kahlen: 132–133, 137, 215
Isidor von Sevilla, Erzbischof, Heiliger u. Kirchenlehrer: 183
Ita, Tochter Hermanns I. von Schwaben: 426

Janner, F.: 441
Jarl Hákon, norwegischer Heidenfürst: 531
Jaropolk, Bruder Vladimirs des Heiligen: 466
Jaroslav I. «der Weise»: 468–469
Jedlicki, S.: 572
Jeggle, U. Volkskundler: 154
Jesse von Amiens, Bischof, späterer Gegner Ludwigs «des Frommen» an der Seite Lothars I.: 73, 75, 80, 88
Jesus (Christus): 384, 433–434, 504, 537, 553, 572, 578
Johann, Bruder des Pandulf I.: 502
Johann von Arezzo, Bischof: 242, 244
Johann von Toskanella, Bischof: 242, 244
Johann von Ficolo, Bischof: 204
Johann von Venedig, Priester: 230
Johann VIII., Papst (872–882): 218, 225, 229, 231, 235, 237–239, 241, 246–247, 249–252, 252–253, 255–258, 261, 263–271, 321–324, 326, 331, 458
Johann IX., Papst (808–900): 66, 311, 335–336, 478–479
Johann X., Papst: 368, 477, 481–484, 486–487, 489
Johann XI., Papst: 477, 481–482, 490–491
Johann XII., Papst (955–963): 417, 478, 496–500, 502–507, 509
Johann XIII., Papst: 434, 509, 536
Johann XIV., Papst: 477, 554
Johann XV., Papst: 447, 555–556, 569–570
Johann XVI., Papst: 417, 477–478, 556–558
Johannes XXIII., Papst: 188
Johannes, Diakon, für eine Stunde Papst (Januar 844): 173, 477
Johannes von Pavia, Bischof: 486
Johannes von Ravenna, Erzbischof (850–861): 179, 195–196
Johannes von Rouen, Bischof: 313
Johannes Crescentius, Patricius: 555
Johannes Kurzhose, Priester: 339
Johannes Tzimiskos, General, byzantinischer Kaiser: 516
Johannes (Johann), Kardinaldiakon, Gesandter Johanns XII.: 496, 506
Johannes, Kardinal, verfaßte eine Prunkschrift für Otto I.: 500–501
Johannes Philagathos, griechischer Lehrer Ottos III. u. Gegenpapst: 547, 556–558
Jonas, Bischof von Orléans: 30, 87

Jordan, Bischof von Posen: 463
Joseph, Landgraf von Hessen Darmstadt, Augsburger Bischof: 449
Judas: 504
Judith, zweite Frau Ludwigs «des Frommen»: 21, 34, 69, 72, 74, 76, 79–80, 97, 129, 132
Judith, Tochter Karls des Kahlen, engl. Königin: 132, 137
Judith, Tochter Herzog Arnulfs: 426
Judith, Schwester des Bernward, Äbtissin in Ringelheim: 550
Jugurtha, König von Numidien, 104 v. Chr. in Rom hingerichtet: 239
Justinian, byzantinischer Kaiser: 66, 220, 480, 511

Kämpf, H.: 506
Karl Martell: 364, 440
Karl, Sohn Karls «des Großen» (1811): 15, 31
Karl das Kind, Sohn Karls des Kahlen: 132–133, 137, 139
Karl I. «der Große»: 15–16, 18, 28, 32–33, 35, 38–42, 44, 47, 50, 54–55, 57–58, 61, 65, 71–72, 81, 84, 94, 102, 109–111, 118, 120–121, 126, 134, 136, 147–148, 150, 152–153, 155, 168, 173, 184, 209, 240, 244, 256, 276–277, 290, 345, 350, 375, 377, 381, 387, 393, 403, 406, 411, 414–415, 433, 442, 454, 458, 500, 527–528, 541, 553
Karl II. der Kahle, fränk. König u. Kaiser, Sohn Ludwigs «des Frommen»: 26, 31, 70–74, 76–79, 86, 89, 93–94, 96–97, 100, 105, 107, 110–119, 122–123, 129, 131–143, 165, 167, 181–182, 198, 201, 204–205, 208–209, 213–219, 238–251, 253–256, 259, 265, 275, 339, 361
Karl III. der Dicke, fränk. König u. Kaiser, Sohn Ludwigs des Deutschen: 105, 125, 129, 162, 167–169, 213, 219, 238, 246, 258, 260, 262–264, 273, 278–280, 283, 285–292, 295, 298, 303, 305, 311–313, 322–325, 345, 347, 354, 366, 367
Karl III. der Einfältige, Sohn Ludwigs des Stammlers: 251, 259, 278, 312–315, 318–319, 358, 361–362, 384
Karl IV.: 97
Karl, westfränkischer Karolinger, Herzog von Niederlotharingien, Sohn König Ludwigs IV. von Frankreich: 527–528, 530
Karl von der Provence, Sohn Lothars I.: 123, 140, 180, 198, 203, 217
Karlmann, fränkischer Hausmeier, Bruder Pippins des Jüngeren: 31, 105
Karlmann, Sohn Ludwigs des Deutschen, König von Bayern: 89, 119, 129, 153, 162–167, 213, 218–219, 228–230 238–239, 241, 244, 246, 249–253, 258, 260, 262, 271, 295, 297, 303, 330
Karlmann, Sohn Karls des Kahlen, Abt: 132–133, 259, 278–279
Karlmann, Sohn Ludwigs des Stammlers: 254, 259
Kastor, Heiliger: 119
Keller, Hagen: 384, 390, 451
Kelly, John, Oxforder Kirchenhistoriker u. hoher Geistlicher der anglikanischen Kirche: 62, 424, 497, 555
Klemens, angeblicher Papst: 185
Klopstock: 409
Kocel (Chozilo, Chezilo), Slawenfürst: 227
Koncony, S.: 21
Konrad, Magnat in Alemannien, Bruder der Judith: 34, 72, 74
Konrad, Welfengraf: 142
Konrad der Ältere vom Lahngau, Graf: 334, 356, 361
Konrad I. (der Jüngere), König von Burgund (911–918): 344, 347, 356–359, 364–369, 378–379, 472, 547
Konrad II., Kaiser: 580
Konrad, aus der Familie der Konradiner: 354
Konrad Kurzbold, konradinischer Graf: 423
Konrad der Rote, Schwiegersohn Ottos I., Vater Herzog Ottos von Kärnten: 426–427, 429, 438, 556

Konstans II., oström. Kaiser: 195
Konstantin I. «der Große», hl., röm. Kaiser: 60, 68, 158, 384, 411
Konstantin V. Kopronymos, oström. Kaiser: 220
Konstantin VII. Porphyrogennetos, byzantinischer Kaiser, Sohn Leons mit seiner Maitresse Zoe: 465, 480–481
Konstantin (Kyrill), byzantinischer Diakon, «Slawenapostel»: 226–227, 232
Konstantin II., Papst: 477
Konstantina, Tochter des päpstl. Zeremonienmeisters Gregor: 270
Kornemann: 16, 25
Kosminski, J. A.: 151, 171
Kozel, Fürst, Sohn des Pribinas
Kretschmann: 561
Kriemhild, Protagonistin des Niebelungenliedes: 443
Krum, bulgarischer Khan: 220–221
Kühner, Hans, Papsthistoriker u. Katholik: 171, 184, 186, 237, 447
Kunigunde, Mutter Arnulfs «des Bösen», heiratet Konrad I.: 364, 367
Kupisch, Karl, Historiker: 44, 235

Lambert, führender Großer des Reiches unter Ludwig «dem Frommen» und Lothar I.: 86, 88
Lambert, Neffe des Grafen Warnar: 32
Lambert von Mailand, Erzbischof (921–932), Empörer gegen Berengar I.: 485–488
Lambert von Nantes, Graf: 54
Lambert von Spoleto, Kaiser, Sohn des Wido: 210, 241, 247, 251, 315, 323, 326, 328, 331–332, 335–338, 339, 482, 484
Lambert von Toskana, Markgraf: 493
Lambert, Sohn Reginars III.: 431
Landau, P.: 522
Lando, Papst (913–914): 482
Landulf, Bischof, Begründer einer Fürstendynastie: 266
Landulf von Benevent, Erzbischof: 514–515
Lantpert, Bruder der Uta und Mörder des Emmeram: 300–301
Lantwart von Minden, Bischof: 418
Laurentius, hl.: 438, 440, 535, 561
Lehr, Wlademar: 113
Leo III., heiliggesprochenes Mörderscheusal (–816): 34, 57–59, 63, 84, 173, 176, 256, 368, 403
Leo I., Papst (440–461): 256
Leo IV., Papst (847–855): 171, 176–180, 187, 189–191, 193, 211, 237–238
Leo V., Papst für 30 Tage: 477–478
Leo VI., Papst (928–929): 490
Leo VII., Papst (936–939): 424, 442, 491
Leo VIII., Papst: 478, 505–507, 509
Leo IX., Papst: 290, 478
Leo XIII., Papst (1878–1913): 50
Leo, Nomenclator: 63
Leo, römischer Priester, Vater Papst Johanns XV.: 555
Leo von Pavia, Bischof: 188
Leo von Vercelli, Bischof (998–1026): 549
Leon VI. der Weise, byzantinischer Kaiser (886–912): 480
Leyser, Karl J.: 109
Liafdag, Suffraganbischof Adaldags: 474
Libutius, Mainzer Mönch, später Missionsbischof: 465
Lindner, K.: 230
Liudolf, Sachsengraf (–866): 375–377, 574
Liudolf, Sohn Ottos I.: 426, 429, 495
Liudolf, Sohn Ottos des Erlauchten: 377
Liudolf, Bischof von Osnabrück: 416
Liudolf, Herzog in Schwaben: 426–427
Liutbert von Mainz, Erzbischof (863–889): 127, 153, 163, 166, 230, 291–292
Liutbert von Münster, Bischof: 143
Liutfried, Neffe Erchangers und Bertholds: 369
Liutgart, Frau Ludwigs des Jüngeren: 260, 376
Liutgart, Frau Konrads des Roten: 426, 556

Liuthar, Markgraf von der sächsischen Nordmark, Onkel des Thietmar von Merseburg: 396
Liuthar von Stade: 395
Liuthar von Walbeck: 395
Liutpold, Markgraf: 310, 344, 346, 348–349, 367
Liutprand von Cremona, Bischof: 309, 327, 329, 331, 334, 336–337, 348, 352, 377, 402–403, 457, 482, 484–489, 491–493, 497, 499, 504, 506–507, 515
Liutward von Vercelli, Bischof: 279, 287–288, 291, 295, 337
Liutward, Neffe des Liutward von Vercelli: 287
Liutwind, Kebse Ludwigs des Deutschen, Mutter Karlmanns: 297
Ljudevit Posavski, Herzog von Niederpannonien in Kroatien, Aufrührer gegen Ludwig «den Frommen» (–823): 50–52
Loescher, Valentin Ernst, Theologe: 481
Longinus, Heiliger: 385
Lothar, Sohn Karls des Kahlen: 132–133
Lothar I., fränk. König und Kaiser: 26, 34, 38–40, 56, 62–66, 69–71, 73–80, 84–88, 90–91, 96, 98, 107, 110–114, 116–120, 123, 132, 134–135, 140, 147, 174–176, 179, 198, 217, 240, 242, 246, 284, 318, 422, 514
Lothar II., Sohn Lothars I.: 123, 140–143, 180, 198–206, 208–209, 211–213, 215–217, 247, 253, 279, 283, 316, 493
Lothar, König von Italien, Sohn König Hugos, Urenkel Lothars II.: 493–494, 512–513
Lothar, König von Frankreich (954–986): 527–528, 530, 547
Löwe, H., Historiker: 25, 307
Lubenow, H.: 149, 455
Ludon, Katholik: 69, 183
Ludmilla, Frau von Herzog Bořivoy I.: 404–406
Ludwig I. «der Fromme» (latinisiert: Hludovicus imperator) (814–840): 13, 15–22, 24–25, 28–29, 31–59, 61–64, 67–71, 73–74, 77–100, 104, 107, 109–111, 122–125, 129, 132, 134, 137–138, 184, 198, 200, 208–209, 238, 256, 288, 323, 387, 423, 442, 470, 514
Ludwig II. der Deutsche, ostfränk. König, Sohn Ludwigs «des Frommen» (843–876): 26, 39, 53, 56, 69, 71, 73–77, 79, 85–86, 91, 93–94, 96–97, 99, 105, 107, 110–119, 122–131, 133–135, 138–143, 147–150, 153–154, 157, 159–167, 198, 208, 213, 215–216, 218, 224–225, 227–229, 238–242, 244, 246, 249, 278, 291, 297, 305, 345, 347, 357, 387, 471
Ludwig II., König in Italien und fränk. Kaiser, Sohn Lothars I. (855–875): 110, 123, 174, 178–180, 190–191, 198, 203, 206, 208–211, 213, 217–218, 237–238, 240, 242, 253, 261, 264, 266, 286, 514
Ludwig III. der Jüngere, Sohn Ludwigs II. des Deutschen: 89, 129, 131, 138, 140, 159, 166–167, 213, 241, 244–246, 258–260, 275, 277–278, 291, 303, 376
Ludwig II. der Stammler, Sohn Karls des Kahlen: 132, 135, 241, 247–248, 250–252, 253–254, 259, 278, 312, 314, 358, 361
Ludwig III. von Rheinfranken und Sachsen: 258
Ludwig III. von der Provence, der Blinde, letzter karolingischer Schattenkönig, Sohn Bosos von Vienne, Kaiser: 286, 293, 338–339, 365, 480, 484, 490
Ludwig IV. das Kind, Sohn Kaiser Arnulfs: 316, 319, 341, 343–347, 350, 355–357, 359, 361–363, 366, 379, 423, 435, 444
Ludwig IV., König von Frankreich: 527–528
Lübke, Chr.: 24
Lüdtke, Franz: 146, 369, 385, 392, 394, 400, 409

Luitbert, Abt von Herrieden und Erzbischof von Mainz: 127
Lukas, Evangelist: 431
Lupus von Ferrières, Abt: 136

Magdahelm, Graf, führender Verteidiger der Stadt Châlon sur Saône gegen Lothar I.:
Maginfred, Mailänder Graf: 337
Maincia, Ritter: 422
Majolus von Cluny, Abt: 548
Marcellinus, hl. Leiche: 26
Marcianus, Bischof von Augsburg: 435
Majoros, Ferenc, Jurist und Historiker: 108
Manasse, Erzbischof von Arles u. von Mailand: 489, 493, 495, 495–496
Maria, Gottesmutter: 445
Marinus I., Papst (882–884): 321–323, 326, 332, 334
Marinus II., Papst (942–946): 491
Markward von Hildesheim, Bischof: 276
Marmanus (= Morman), von den Bretonen zum König ernannt, von Ludwig «dem Frommen» besiegt: 47
Marozia, Tochter des Theophylakt: 482, 489–491, 496
Marsilius von Padua, Staatstheoretiker: 182
Mass, J.: 228
Mast: 182
Malernus, Kölner Oberhirte des 4. Jahrhunderts, mehrmals gestorben: 433–434
Matfried, führender Großer des Reiches unter Ludwig «dem Frommen» und Lothar I.: 86, 88
Matfried II., Graf von Metz: 318–319, 356, 361
Mathilde, Frau Heinrichs I: 381, 413, 420, 430, 439, 522
Mathilde, Tochter Ottos I., Äbtissin von Quedlinburg, von ihrem Neffen Otto III. zu dessen Stellvertreterin in Sachsen gemacht: 416, 546, 548
Matmonocus von Landevennec, Abt: 48
Maurikios, Kaiser von Byzanz: 220
Mauritius, Heiliger: 385, 441, 459–460
Medardus, hl. Bekenner, Leichnam: 83
Meginbert von Soben, Bischof: 364
Meginfred von Mailand, Graf: 331
Megingaud vom Mayenfeldgau, Graf: 317
Meichelbeck: 350
Mengingoz: 286
Menzel, Wolfgang, Literaturhistoriker u. Publizist: 315, 560
Methodios, byzantinischer Abt, «Slawenapostel», Erzbischof: 226–229, 231–232, 404
Michael, Erzengel: 402, 416, 439
Michael I., Kaiser von Byzanz: 222
Michael III., Kaiser von Byzanz (812–867): 219, 221, 226, 261
Michael von Regensburg, Bischof: 351, 403, 405, 426, 447
Mieszko I. (= Dago), polnischer Herzog: 405, 461–463, 524, 526, 545, 563–564, 568–569
Milada, Tochter Boleslavs: 405
Militiades, hl., Papst (311–314): 185
Milada, Schwester Boleslavs II., Äbtissin: 524
Milo von Minden, Bischof: 364
Milo, Graf, kaufte das Bistum Verona: 489, 492
Mistui, christlicher Obodritenfürst: 534–535, 545
Möhler, Johann Adam, kath. Theologe: 182
Mojmir I., slawischer Fürst (830–846): 156, 159
Mojmir II., Sohn Swatopluks: 310
Morman = Marmanus: 48, 53
Mühlbacher, Engelbert, Historiker: 66, 103, 112, 130, 214, 298, 346

Naegle, A.: 407
Nakon, Obodritenfürst: 456–457
Neuss, Wilhelm: 183
Nikephoros I., byzantinischer Kaiser: 220–221
Nikephoros II. Phokas, byzantinischer Kaiser (963–969): 514–516

Nikolaos I. Mystikos, Patriarch: 481
Nikolaus I., Papst (858–867): 171, 187–188, 191–197, 203–211, 222–225, 237, 239, 247, 269–270
Nilus, ein in ganz Italien bewunderter Abt: 558
Nithard, Laienschriftsteller des Frühmittelalters: 44, 72, 86–87, 94, 96, 99, 110–113, 115–121, 132
Nitzsch, F.: 344
Nominoë, Bretonenfürst (831–851): 134–135
Notker Balbulus, Mönch von Sankt Gallen: 124, 149
Notker, Lütticher Bischof: 519, 557
Nový, R.: 158
Nylander, J.: 24

Oda, Fränkin, Gattin des Sachsengrafen Lindolf (–913): 375
Oda von Haldensleben, Nonne des Klosters zu Calbe, 2. Frau Mieszkos: 463, 526, 568–569
Odakar, Graf: 318–319
Odelrich, Graf, Empörer gegen Berengar I.: 485
Odilo, Bayernherzog, Schwager Pippins III.: 156
Odilo von Cluny, Abt, Biograph der Kaiserin Adelheid: 548, 551, 557
Odo, Graf von Orleans: 132
Odo, Vetter des Bernhard von Barcelona: 72, 74
Odo von Cluny, hl.: 491
Odo von Paris, Graf, später König (888–898), Sohn Roberts des Tapferen: 281, 293, 312–315, 317, 358
Olga (Helga), die hl., Großfürstin von Kiew (†969): 464–466
Oktavian, Sohn Alberichs: 497
Olderich von Cremona, Bischof: 556
Omurtag, Khan, bulgarischer Herrscher (815–831): 56
Osdag, Bischof von Hildesheim: 575–576
Ota, Frau des Arnulf: 317, 319–320
Otbert, Straßburger Bischof: 316
Othere, Walroßmörder: 28
Otfried von Weißenburg: 150
Otgar von Eichstätt, Bischof: 153, 162–163
Otgar, Erzbischof von Mainz, Kerkermeister Ludwigs «des Frommen»: 84, 94, 97, 110, 118–119, 185
Othrich, sächsischer Domscholaster: 551
Otker (Otger) von Speyer: 418, 506
Otto I., Bischof von Freising: 511, 539
Otto I. «der Große» (–973), König u. Kaiser: 127, 151, 348, 383, 386, 390–393, 411, 413–432, 435–440, 442, 446, 449–451, 453–461, 463, 465, 467, 469, 473–475, 492–496, 498–506, 510–516, 521–523, 526–527, 531–532, 535–536, 544, 546, 548, 550, 555–556, 561
Otto II., Sohn Ottos I., dt. König u. Kaiser (973–983): 416, 418, 420, 431, 434, 442, 498, 511, 515–516, 521–531, 535–539, 544, 546–548, 550, 554, 562, 568
Otto III., Sohn Ottos II., König u. Kaiser: 416–417, 442, 448, 543, 545–560, 563–568, 570–577
Otto der Erlauchte, Sachsenherzog, Vater Heinrichs I., 358, 375–377, 381
Otto von Kärnten, Herzog, Vater des jungen Brun Papst Gregors V.: 556
Otto von Sachsen, Herzog: 361
Otto von Andechs, Graf: 460
Otto, Graf, westfränk. Großer: 143
Ottulf von Troycs, Bischof: 245

Pandulf von Capua und Benevent, «Eisenkopf», langobardischer Fürst (961–981): 502, 514
Parisse, Michel, Historiker: 318
Paschalis I., Papst von 817 bis 824: 61–66, 84, 173, 180, 470, 505
Paschalis, Bischof: 332
Paschasius Radbertus, hl. Abt von Corbic: 13, 44, 73
Pätzold, Barbara: 431
Paul, Priester: 405
Paul, Regensburger Archipresbyter: 406

Pauler, Roland: 513
Paulus, Apostelfürst: 195, 452, 484, 499, 535
Paulus von Populonia, Bischof: 223
Peitz, W.: 443
Perun, vornehmster russischer und polnischer Gott: 468
Petrus, hl., Apostel: 26, 58, 195, 224–225, 382, 433–434, 452, 459, 484, 499, 534
Petrus, römischer Stadtpräfekt: 509
Petrus, Abt des Klosters Farfa: 269
Petrus von Albano, Bischof: 332
Petrus II. von Novara, Bischof: 512
Petrus von Vercelli, Bischof: 538, 549
Petrus, Markgraf, Bruder Papst Johanns X.: 488–490
Pezola, Kebsweib König Hugos: 488
Philipp, römischer Mönch, Papst für einen Tag: 477
Photios, Patriarch: 222–226, 261–262, 321–322, 325, 480
Pilgrim I. von Salzburg, Erzbischof: 346, 364
Pilgrim von Passau, Bischof (971–991), großer Fälscher, im Niebelungenlied verewigt: 353, 441–444, 528.
Pippin II. der Mittlere (†714): 152
Pippin III. der Jüngere (714–768), fränkischer Hausmeier, erster karolingischer König: 35, 41, 47, 61, 134, 156, 184, 192, 240, 500
Pippin (†810), Sohn Karls «des Großen»: 15, 17, 31
Pippin I., König von Aquitanien, Sohn Ludwigs «des Frommen»: 26, 28, 33–34, 39, 49, 53, 55, 69, 71, 73–77, 79, 85–87, 92–96, 98, 111, 114, 117, 123, 137
Pippin II., Sohn Pippins I. und Enkel Ludwig des Frommen: 123, 136, 138–140
Pius IX., Papst: 188
Pius XII., Papst (1939–1958), erlaubte ABC-Krieg: 386, 508
Plinius der Ältere: 144
Poppe, A.: 469
Poppo, Graf der Sorbenmark: 285
Poppo im Grabfeld, Babenberger Graf: 354
Poppo I., Bischof von Würzburg: 416
Poppo II., Bischof von Würzburg: 416
Porphyrogenita Anna: 516
Priapus: 494
Pribina, slawischer Fürst: 156–157, 165, 227
Prinz, Friedrich, Historiker: 157, 365
Pseudoisidor: 182, 195
Ptolemaios: 144

Radbod, Graf, fränk. Grenzkommandant: 158, 163
Radbod von Trier, Erzbischof: 317, 362
Radoald von Porto, Bischof: 204
Radim-Gaudentius, Halbbruder Adalberts von Prag, Erzbischof von Gnesen: 573
Radtke, Chr.: 471
Ragenar von Amiens, Bischof: 136
Rahner, Jesuit: 80
Ramward von Minden, Bischof (996–1002): 366
Ranke, Leopold von, Historiker: 192
Rastislav (Ratislav), mährischer Führer (846–870): 159–163, 165, 167, 221, 225–228, 230
Ratbod von Trier, Erzbischof: 319
Rather von Verona, Bischof: 492
Ratleik, Schreiber Einhards: 26
Ratleik, Abt von Seilgenstadt: 127
Ratold von Verona, Bischof: 330
Ratolf, Markgraf der Sorbenmark: 153
Rau, Reinhold: 243
Regina, Kebse Karls «des Großen»: 33, 137
Reginar I. (Langhals), Graf: 318, 361–362
Reginar III., Graf, von Otto I. militärisch vernichtet: 431
Reginar IV., Graf, Sohn Reginars III.: 432
Reginbald, Neffe des hl. Ulrich: 447
Reginbrand, Suffraganbischof Adaldags: 474
Reginhar, Verschwörer gegen Ludwig «den Frommen»: 41

Reginhard, Kämmerer und Berater Ludwigs «des Frommen» sowie Verschwörer gegen ihn: 41
Regino von Prüm, Abt: 72, 114, 135, 138, 151, 164, 171, 194, 200, 202, 204, 213, 237, 242, 245, 250, 254, 273, 277, 279, 282–283, 284, 289, 292, 299, 303, 314, 319, 337, 341, 352, 355, 357, 399
Reindel, Kurt, Historiker: 129, 307, 357, 390
Reinhardt, U.: 213
Remigius von Reims, Bischof: 434
Rhabanus Maurus (= Hrabanus Maurus), Abt in Fulda u. Erzbischof von Mainz: 64, 79, 86, 124, 126, 160, 229
Richar von Passau, Bischof: 349
Richard von Burgund, Herzog: 315
Richardis, Frau Karls des Dicken: 289–290
Riché, Pierre, Historiker: 17, 46, 100, 103, 107–108, 130, 218, 414
Richer von Reims, Mönchschronist: 528
Richgard, Frau Kaiser Karls III.: 367
Richildis, Konkubine Karls des Kahlen, später Kaiserin: 215, 249
Richobodo von St. Riquier, Abt, Enkel Karls «des Großen»: 136
Richwin, Graf: 318
Riculf von Soissons, Bischof: 313
Ridder, Bernhard, Theologe: 262
Riis, Thomas: 531
Rikdag, Burggraf von Meißen: 545
Rimbert, Erzbischof von Hamburg-Bremen: 168
Rjurik, Wikinger, begründete das russische Reich: 461
Robert der Tapfere, Laienabt, Ahnherr der Capetinger: 141, 312
Robert I., Bruder des Königs Odo: 315–316
Rogneda, Tochter des Jaropolk: 466
Romanos II., byzantinischer Kaiser: 546
Romanus von Bagnorea, Bischof: 190
Romanus, Papst: 334
Romer, Hermann: 419
Rorich, Normannenführer: 215, 273
Rosenberg, Alfred, nationalsozial. Politiker, 1946 in Nürnberg hingerichtet: 388
Roßhirt, katholischer Theologe: 182
Rotfred, kampanischer Graf, kerkerte Johann XIII. ein: 509–510
Rotgard, Äbtissin in Hilwartshausen: 550
Rothad von Soissons, Bischof: 90, 196–197
Rothild von Faremoutier, Äbtissin: 111
Roza, Kebsweib König Hugos: 488
Rozo, Nachfolger Brunings von Asti: 512
Rudolf II., König von Hochburgund: 378–379, 383–384, 413, 485–487, 492
Rudolf von Fulda, Schüler und Nachfolger Rhabanus in der Leitung der Fuldaer Schule; Fälscher mehrerer Urkunden: 229
Rudolf von Rätien, Markgraf: 306
Rudolf, Magnat in Alemannien, Bruder der Judith: 34, 72, 74
Rudolf, welfischer König in Burgund: 293, 489
Rudolf von Würzburg, Bischof: 350, 355–356
Rudolf, Abt von St. Omer u. St. Vaast: 313
Rufin, Kirchenschriftsteller, Schreiber einer ominösen Kirchengeschichte: 68
Ruotbert von Trier, Erzkanzler: 413
Ruotger, Mönch, erster Biograf Bruns: 430
Rutbod von Trier, Erzbischof:
Ruthard von Straßburg, Bischof: 424

Sabinianus, Papst: 193
Sachs, Hans: 409
Salomo, König: 468
Salomo I., Bischof von Konstanz: 127, 366
Salomo II., Bischof von Konstanz: 366
Salomo III. von Konstanz, Bischof:

341, 345–346, 352, 359, 363–364, 366–369
Salomon, Vetter des Erispoë und von diesem ermordet: 135
Salvian, Kirchenschriftsteller: 94
Samo, fränkischer Kaufmann: 155
Samuel, Bulgarenzar: 467
Sanila, Graf, führender Verteidiger der Stadt Châlon sur Saône gegen Lothar I.: 87
Santifaller, L: 429
Schieffer, Rudolf: 131
Schieffer, Theodor, Historiker: 24, 38, 53, 61, 130, 181
Schiller, Friedrich von: 179
Schlesinger, W., Historiker: 400, 536
Schmidt, Alois: 341
Schmidt, Philipp, Augsburger Tabakfabrikant und Sonntagsdichter: 440
Schneider, R., Historiker: 46, 83
Schneidmüller, B.: 252
Schöffel, J. B.: 398
Schott, Clausdieter: 419
Schramm, P. E., Historiker: 449–452, 553, 574
Schulze, Hans K., Historiker: 116, 453
Schur: 129, 167, 287, 341, 344
Schwaiger, Georg, kath. Theologe u. Papsthistoriker: 366
Schwenk, Sigrid: 30
Sclaomir, abtrünniger Slawenfürst: 49
Sebastian, Heiliger, selige Märtyrerleiche: 26, 83
Seckel, Emil, protestantischer Jurist: 181, 522
Sedechias, jüdischer Leibarzt Karlmanns: 250
Seppelt, Franz Xaver, katholischer Papsthistoriker: 59–60, 186, 189, 238, 482–483, 500, 506–507
Sergius II., Papst (844–847): 173–174, 176, 179, 191, 375
Sergius III., Papst und Doppelmörder: 326, 335, 477–482, 490
Sergius II., Stadtherr Neapels: 267
Sergius, magister militium, plündert Kirchenschatz: 210, 270
Sico von Ostin, Kardinal: 505–506
Siegfried, heidnischer Normannenkönig: 277, 279, 282–283, 304
Siegfried, einziger Sohn des Markgrafen Gero: 453
Siegfried von Augsburg, Bischof: 580
Siegmund, Bischof von Halberstadt: 380
Sigehard von Fulda, Abt: 153, 163, 230
Sikko, Graf, kaiserlicher Missus: 536
Silvester I., hl., Papst (314–335): 185, 434
Silvester II., Papst: 523, 553
Silvester III., Papst: 478
Silvester von Porto, Bischof: 332
Simon, Notar König Konrads I. u. König Heinrichs I.: 379
Simson, Bernhard, Historiker: 38, 65
Slavnik von Libice, Fürst: 551, 565
Snelpero, Abt von Kremsmünster: 308
Sobebor, Sohn des Slavnik: 565
Sophie, Tochter der Kaiserin Theophanu, Äbtissin von Gandersheim: 546, 574–578, 580
Spytihnev (889–915): 407
Stadtmüller, G.: 307
Stefan I. von Gran (= Waik), Sohn des Großfürsten Géza: 442, 573–574
Stefania, Frau Papst Hadrians II.: 210–211
Stefan V., Papst (885–891): 231–232, 322–326, 329
Stephan II., Papst: 185, 192
Stephan IV., Papst (816–817): 59–62, 65, 173
Stephan VI., Papst: 332–335, 477
Stephan VII., Papst: 490
Stephan VIII., Papst (939–942): 477, 491
Stephan, Graf: 318–319
Stephan, Priester, erdrosselte Papst Benedikt VI.: 477, 536
Stephana, Konkubine des Alberich: 497
Stephanie, Kebsweib König Hugos: 188
Stephanos, Patriarch, Bruder Leons VI.: 325, 480
Stern, L./Bartmuss, H. J.: 512
Stojgnef, Obodritenfürst: 456–457

Strachkvas (Christian), Sohn Wenzels: 405
Störmer, Wilhelm, Historiker: 130, 295, 305, 308, 350
Struve, Tilman: 377, 415
Sunderhold von Mainz, Erzbischof: 303, 306
Svarozic (Radogost), slawischer Kriegsgott: 532
Sven Estrithson, Dänenkönig: 533
Svjatopolk, Vladimirs Thronerbe, Bruder der Kaiserin Anna: 468
Svjatoslav, Sohn der hl. Olga: 464–465
Swatopluk I. (Svatopluk) (= Zwentibald), Neffe des Rastislav, Großfürst (870–894): 162, 169, 228–231, 286, 302, 306–311, 317, 404
Swatopluk II., Sohn Swatopluks I.: 310
Sybel, Heinrich von, Historiker: 511
Symmachus I., Papst (498–514): 442, 497

Tabacco, Giovanni: 485
Tacitus: 144
Taino, reicher Langobardenfürst, Vater des Papstes Lando: 482
Talarus von Minturno-Gaeta, Bischof: 210
Tammo, Bruder des Bischofs Bernward von Hildesheim: 559
Tassilo, bayerischer Herzog: 96
Tedbald, Archidiakon von Mailand, Sohn König Hugos: 488
Tellenbach, Gerd, Historiker: 130, 351
Terfel, Khan: 220
Teutbald (Theutbold) von Langres, Bischof: 313, 315
Teutgaud (Thietgaud) von Trier, Erzbischof: 201, 207
Thankmar, Sohn Ottos des Erlauchten: 377
Thankmar, Sohn Heinrichs I.: 380, 413, 420–423
Thegan, fränkischer Chorbischof: 15–16, 20, 34–35, 40, 46, 48, 54, 60–61, 78, 82, 85, 87–88, 90
Theoderich (Theuderich), Halbbruder Ludwigs «des Frommen»: 33, 42
Theoderich von Minden, Bischof: 276
Theoderich, Erzbischof von Trier (965–977): 434
Theodo, Bayernfürst: 300
Theodor, Primicerius, Nuntius am fränkischen Hof unter Ludwig «dem Frommen»: 63
Theodor II., Papst: 331
Theodora, byzantinische Kaiserwitwe: 222
Theodora d.Ä., Frau des Theophylakt, «schamlose Hure»: 482–483, 490
Theodora d.J., Tochter des Theophylakt: 482
Theodosius II., röm. Kaiser: 186
Theodulf, Bischof von Orléans, Hofpoet, Verschwörer gegen Ludwig «den Frommen»: 32, 40
Theophanu, byzantinische Prinzessin, Frau Ottos II., Kaiserin: 516, 546–548, 551, 557, 561, 563, 574–575
Theophanu, Enkelin der Kaiserin Theophanu, Äbtissin von Essen: 546
Theophylakt, Leiter der päpstlichen Finanzen unter Sergius III.: 481, 483, 489
Theoto von Marmoutier lès Tours, Abt, Kanzler Ludwigs «des Frommen», fiel im Kampf gegen Lothar I.: 87
Theutberga, Frau Lothars II.: 199–204, 206, 208, 212, 253
Thiederich, Graf: 381
Thiedrich von der Nordmark, Markgraf, Vater der Oda (Frau des Mieszko): 463, 532, 534–535
Thietelah von Worms, Bischof: 347
Thietgaud, Erzbischof von Trier: 127
Thietmar von Salzburg, Erzbischof: 166, 298, 346, 350
Thietmar von Merseburg, Bischof: 378, 380–382, 390–391, 394–396, 398, 400, 408, 411, 421, 426, 428–429, 436, 440–441, 447, 451, 452–453, 457, 460, 465, 468–469, 472, 473, 516, 519, 521–522, 525, 529–530, 532, 534–535, 539, 543–544, 546, 548, 559, 561–562, 564–566, 571
Thiota, suspekte Predigerin: 128

Thioto von Würzburg, Bischof: 350
Thomas von Aquin, Heiliger u. Kirchenlehrer: 397
Thorwi, Frau des Gorm: 473
Tomek, E.: 441
Trageboto, königlicher Diener: 355
Treitschke, Historiker, sächsischer Generalssohn: 146
Trillmich, Werner, Historiker: 397
Tugumir, verräterischer Wendenführer: 453, 455
Tullius, Opfer Ludwigs «des Frommen»: 32
Tunna, Gefolgsmann Drahomirs: 405
Tuto von Regensburg, Bischof: 347, 364–365, 407

Udalfried von Eichstätt, Bischof: 364
Udalrich, Graf: 363
Udo, konradinischer Graf: 423
Udo von Freising, Bischof: 350
Udo von Kadlenburg, Graf: 559
Uhlirz, K.: 443, 538, 559, 564
Ullmann, Walter: 171, 188
Ulrich, Heiliger, Bischof von Augsburg (923–973): 382, 429, 436, 439, 440, 444–449, 460, 528, 555
Unger, Bischof von Posen: 463, 573
Unno (Unni), Erzbischof von Hamburg-Bremen: 399, 469, 472–473
Uruoch von Friaul, Markgraf: 288
Uta, bayerische Herzogstochter: 300
Uta, Frau des Kaisers Arnulf: 331, 346
Uto, Graf: 165

Vladimir von Kiew, der Heilige, der «Große und Apostelgleiche», läßt sich 888/889 von östlichen Missionaren taufen: 465–469
Volkmar von Utrecht, Bischof: 544
Voltaire: 397
Voss, Ingrid: 30
Vratislav I. (915–921): 404, 407

Wagner, Richard: 394, 409
Waifar, Sohn des Herzogs Hunold: 94
Waik, Sohn des Herzogs Gaisas von Ungarn: 573
Waitz, Georg, Historiker: 124, 384, 394
Wala, Graf, Abt von Corbie, Vetter Karls «des Großen» sowie dessen Berater: 32, 33, 42–43, 62, 71, 73, 75, 77, 88
Wala (Walo), Bischof von Metz: 277, 282
Walafried Strabo, Gesandter Ludwigs, Kleriker: 124, 229
Waldo, Abt: 165
Waldo von Como, Abt: 496
Waldo von Freising, Bischof: 292, 298, 327, 347
Waldrada, Frau Lothars II.: 199–200, 203, 205, 208, 212, 216, 279, 283
Walpert, Erzbischof von Mailand: 495
Walpert, iudex von Pavia: 488
Walterscheid, Johannes: 470, 576, 578
Walther von Sens, Erzbischof: 312
Warin, Kölner Erzbischof (975–985): 434, 544
Warnar, Graf, Bote Ludwigs «des Frommen»: 32
Weinrich, Lorenz: 74, 352, 438
Weiße, Christian, Dichter: 28
Weitlauff, M.: 415
Welf, Graf: 69
Wendehorst: 308
Wenilo von Sens, Erzbischof: 136, 142
Wenilo von Rouen, Erzbischof: 201
Wenzel (Václav) I. (921–935): 404–409, 460
Werinhar, Sohn Engilschalks: 286
Werner, Karl Ferdinand, Historiker: 108
Wetzer/Welte: 19, 301, 404, 406, 440, 468, 529, 550, 577, 580
Wezzilo, Graf: 286
Wiching, Erzbischof von Neutra: 230–232, 298, 327, 443
Wichmann (der Ältere), Bruder Hermann Billungs: 420–421, 456
Wichmann der Jüngere, Graf, Sohn Wichmanns des Älteren: 456
Wicfrid von Köln, Erzbischof: 473
Wicterb, Bischof von Augsburg († vor 772): 435
Wido von Modena, Bischof: 493, 513

Wido II. von Spoleto, Herzog, später Kaiser: 293, 312–315, 323–329, 339, 484, 487, 496
Wido von Toscana, Markgraf, Gatte der Marozia: 489, 490
Widukind, Widersacher Karls I.: 381
Widukind von Corvey, Chronist: 348, 352, 356, 358, 371, 377–378, 380, 385, 390, 392–394, 399, 402–403, 409, 411, 414–415, 421, 423, 437–439, 452–453, 457, 463, 515–516
Wihomarkus (Wihomarch), aufrührerischer Bretone: 52–54
Wikbert, Graf: 280
Wilderod, Straßburger Bischof: 557
Wilfried von Köln, Erzbischof: 413
Wilhelm, Graf von Toulouse: 71
Wilhelm von Mainz, Erzbischof, unehelicher Sohn Ottos I.: 127, 151, 416, 454, 499, 511, 521
Wilhelm, Bruder der Königin Irmintrud: 133
Wilhelm, Sohn des Markgrafen Bernhard: 136
Wilhelm, Grenzgraf gegen Mähren: 230, 286, 308
Willa, Nichte König Hugos und Frau Berengars II.: 492, 494, 502
William von Malmesbury: 285
Willibert, Erzbischof von Köln: 242, 244, 273, 283, 306
Willigis von Mainz, Erzbischof: 522, 545, 548–550, 566, 575–580
Wingis, fränkischer Herzog, rettet Papst Leo III. gegen Aufständische: 58
Witgar von Augsburg, Bischof: 347
Witiza, Westgote, siehe Benedikt: 35
Wojtyla, Papst: 152
Wolfgang, hl., Bischof von Regensburg auf Betreiben Pilgrims von Passau: 441, 524, 528–529
Wolfker, Bischof: 443
Wolfold von Cremona, Bischof, Verschwörer gegen Ludwig «den Frommen»: 40

Zacharias von Sobon-Brixen, Bischof: 350
Zapperi, Roberto: 208
Zimmermann, Harald, Historiker: 496
Zoe Karbonopsina, Maitresse Leons VI.: 480
Zoepfl, F.: 439
Zöllner, E.: 227
Zosimus, Bischof von Augsburg: 435
Zwentibold, König von Lotharingien, Sohn Arnulfs von Kärnten: 123, 306, 316–320, 327, 345, 358, 361–362
Zwentibolch: 273, 306
Zwentibald, siehe Svatopluk

ÜBER DEN AUTOR

Karl Heinrich Leopold Deschner wurde am 23. Mai 1924 in Bamberg geboren. Sein Vater Karl, Förster und Fischzüchter, katholisch, entstammte ärmsten Verhältnissen. Seine Mutter Margareta Karoline, geb. Reischböck, protestantisch, wuchs in den Schlössern ihres Vaters in Franken und Niederbayern auf. Sie konvertierte später zum Katholizismus.

Karlheinz Deschner, das älteste von drei Kindern, ging zur Grundschule in Trossenfurt (Steigerwald) von 1929 bis 1933, danach in das Franziskanerseminar Dettelbach am Main, wo er zunächst extern bei der Familie seines Tauf- und Firmpaten, des Geistlichen Rats Leopold Baumann, wohnte, dann im Franziskanerkloster. Von 1934 bis 1942 besuchte er in Bamberg das Alte, Neue und Deutsche Gymnasium als Internatsschüler bei Karmelitern und Englischen Fräulein. Im März 1942 bestand er die Reifeprüfung. Wie seine ganze Klasse meldete er sich sofort als Kriegsfreiwilliger und war – mehrmals verwundet – bis zur Kapitulation Soldat, zuletzt Fallschirmjäger.

Zunächst fernimmatrikuliert als Student der Forstwissenschaften an der Universität München, hörte Deschner 1946/47 an der Philosophisch-theologischen Hochschule in Bamberg juristische, theologische, philosophische und psychologische Vorlesungen. Von 1947 bis 1951 studierte er an der Universität Würzburg Neue deutsche Literaturwissenschaft, Philosophie und Geschichte und promovierte 1951 mit einer Arbeit über «Lenaus Lyrik als Ausdruck metaphysischer Verzweiflung» zum Dr. phil. Einer im selben Jahr geschlossenen Ehe mit Elfi Tuch entstammen drei Kinder, Katja (1951), Bärbel (1958) und Thomas (1959 bis 1984).

Von 1924 bis 1964 lebte Deschner auf einem früheren Jagdsitz der Würzburger Fürstbischöfe in Tretzendorf (Steigerwald), dann zwei Jahre im Landhaus eines Freundes in Fischbrunn (Hersbrucker Schweiz). Seitdem wohnt er in Haßfurt am Main.

Karlheinz Deschner hat Romane, Literaturkritik, Essays, Aphorismen, vor allem aber religions- und kirchenkritische Geschichtswerke veröffentlicht. Auf über zweitausend Vortragsveranstaltungen hat Deschner im Laufe der Jahre sein Publikum fasziniert und provoziert.

1971 stand er in Nürnberg «wegen Kirchenbeschimpfung» vor Gericht.

Seit 1970 arbeitet Deschner an seiner großangelegten «Kriminalgeschichte des Christentums». Da es für so unruhige und beunruhigende Geister wie ihn keine Posten, Beamtenstellen, Forschungsstipendien, Ehrensolde, Stiftungsgelder gibt, war ihm die ungeheure Forschungsarbeit und Darstellungsleistung nur möglich dank der selbstlosen Hilfe einiger Freunde und Leser, vor allem dank der Förderung durch seinen großherzigen Freund und Mäzen Alfred Schwarz, der das Erscheinen des ersten Bandes im September 1986 noch mitgefeiert, den zweiten Band aber nicht mehr miterlebt hat, dann des deutschen Unternehmers Herbert Steffen.

Im Sommersemester 1987 führte Deschner an der Universität Münster einen Lehrauftrag aus zum Thema «Kriminalgeschichte des Christentums».

Für sein aufklärerisches Engagement und für sein literarisches Werk wurde Karlheinz Deschner 1988 – nach Koeppen, Wollschläger, Rühmkorf – mit dem Arno-Schmidt-Preis ausgezeichnet, im Juni 1993 – nach Walter Jens, Dieter Hildebrandt, Gerhard Zwerenz, Robert Jungk – mit dem Alternativen Büchnerpreis und im Juli 1993 – nach Sacharow und Dubček als erster Deutscher – mit dem International Humanist Award.

ro
ro
ro

«Der Kirchengeschichten gibt es viele;
er (Deschner) schreibt die **Kriminal**-Geschichte
des Christentums, wie es der Geschichte gemäß ist.»
Jan Philipp Reemtsma

«Inzwischen bin ich dabei, ein Deschnerologe zu werden.
Ich kaufe alles von ihm, was ich bekommen kann.»
Prof. Dr. Jehuda Bauer,
Direktor des Internationalen Zentrums für Holocaust-Studien der Gedenkstätte Yad Vashem, Jerusalem

www.rororo.de

ISBN 978-3-499-60556-7

9 783499 605567

€ 16.99 (D)
€ 17.50 (A)

KARLHEINZ DESCHNER

Kriminalgeschichte des Christentums

BAND 6

DAS 11. UND 12. JAHRHUNDERT

ro
ro
ro

ZU DIESEM BUCH Band 6 der «Kriminalgeschichte des Christentums» behandelt das Hochmittelalter, also das 11. und 12. Jahrhundert. Zentrale Herrschergestalten der Epoche sind: der letzte Ottone Kaiser Heinrich II., der Heilige, mit seinen drei großen Kriegen an der Seite von Heiden gegen das katholische Polen, der Salier Heinrich IV. sowie der Staufer Friedrich O. Barbarossa. Der folgenschwere Pontifikat Gregors VII. (1073–1085), eines aggressiven «heiligen Satans», führt im berüchtigten Investiturstreit – Stichwort: Canossa – zum Sieg des Heiligen Stuhls über den Kaiserthron. Die Ecclesia militans et triumphans spiegelt sich im vergossenen Blut von Millionen, die sie zu den drei Kreuzzügen aufhetzt. Deschner seziert ebenso unbestechlich den barbarischen Wendenkreuzzug von 1147, überhaupt die Heidenmission, die päpstliche Ostpolitik, die rasch wachsenden «Ketzer»-Bewegungen, die beginnende Inquisition.

DER AUTOR Karlheinz Deschner, geboren 1924 in Bamberg, im Krieg Soldat, studierte Jura, Theologie, Philosophie, Literaturwissenschaft und Geschichte. Seit 1958 veröffentlicht Deschner seine entlarvenden und provozierenden Geschichtswerke zur Religions- und Kirchenkritik. Der forschende Schriftsteller lebt in dem durchaus katholisch geprägten Frankenstädtchen Haßfurt am Main. Für seine Forschungen wurde er mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet.
Weitere im Rowohlt Taschenbuch Verlag erschienene Bände der «Kriminalgeschichte des Christentums»: Band 1 «Die Frühzeit» (rororo 19969), Band 2 «Die Spätantike» (rororo 60142), Band 3 «Die Alte Kirche» (rororo 60244), Band 4 «Frühmittelalter» (rororo 60344), Band 5 «9. und 10. Jahrhundert» (rororo 60556), Band 7 «13. und 14. Jahrhundert» (rororo 61511), Band 8 «15. und 16. Jahrhundert» (rororo 61670). Im Buchverlag sind erschienen: «Opus Diaboli», Reinbek 1987; «Die Politik der Päpste im 20. Jahrhundert», Reinbek 1991; «Oben ohne», Reinbek 1997; «Memento!», Reinbek 1999.

KARLHEINZ DESCHNER

Kriminalgeschichte des Christentums

BAND 6

DAS 11. UND 12. JAHRHUNDERT

Von Kaiser Heinrich II., dem «Heiligen» (1002), bis zum Ende des Dritten Kreuzzugs (1192)

ROWOHLT TASCHENBUCH VERLAG

3. Auflage August 2014

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, April 2001
Unveränderter, fotomechanischer Nachdruck
Copyright © 1999 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Umschlaggestaltung ZERO Werbeagentur, München
(Abbildung: Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin)
Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 61131 5

Gewidmet besonders meinen Freunden Alfred Schwarz und Herbert Steffen sowie allen, deren selbstlosen Beistand ich, nach dem steten meiner Eltern, dankbar erfuhr:

Wilhelm Adler
Prof. Dr. Hans Albert
Lore Albert
Klaus Antes
Else Arnold
Josef Becker
Karl Beerscht
Dr. Wolfgang Beutin
Dr. Otto Bickel
Prof. Dr. Dieter Birnbacher
Dr. Eleonore Kottje-Birnbacher
Kurt Birr
Dr. Otmar Einwag
Dieter Feldmann
Dr. Karl Finke
Franz Fischer
Kläre Fischer-Vogel
Henry Gelhausen
Dr. Helmut Häußler
Prof. Dr. Dr. Norbert Hoerster
Prof. Dr. Walter Hofmann
Dr. Stefan Kager und Frau Lena
Hans Kalveram
Karl Kaminski und Frau
Dr. Hedwig Katzenberger
Dr. Klaus Katzenberger
Hilde und Lothar Kayser
Prof. Dr. Christof Kellmann
Prof. Dr. Hartmut Kliemt
Dr. Fritz Köble
Hans Koch
Hans Kreil
Ine und Ernst Kreuder
Eduard Küsters
Robert Mächler
Jürgen Mack
Volker Mack
Dr. Jörg Mager
Prof. Dr. H. M.
Nelly Moia
Fritz Moser
Regine Paulus
Jean-Marc Pochon
Arthur und Gisela Reeg
Hildegunde Rehle
M. Renard
Gabriele Röwer
German Rüdel
Dr. K. Rügheimer u. Frau Johanna
Heinz Ruppel und Frau Renate
Martha Sachse
Hedwig und Willy Schaaf
Friedrich Scheibe
Else und Sepp Schmidt
Dr. Werner Schmitz
Norbert Schneider
Alfred Schwarz
Dr. Gustav Seehuber
Dr. Michael Stahl-Baumeister
Herbert Steffen
Prof. Dr. Dr. Dr. h. c.
Wolfgang Stegmüller
Almut und Walter Stumpf
Artur Uecker
Dr. Bernd Umlauf
Helmut Weiland
Klaus Wessely
Richard Wild
Lothar Willius
Dr. Elsbeth Wolffheim
Prof. Dr. Hans Wolffheim
Franz Zitzlsperger
Dr. Ludwig Zollitsch

INHALT

1. KAPITEL: Kaiser Heinrich II. der Heilige 11

Kirchenluft und ihre Folgen 13 · Heinrich der Heilige raubt die Reichsinsignien und wird wider jedes Recht König 16 · Blutiger Regierungsantritt 18 · Reformieren – und kassieren 21 · «Gute Schäferhunde» und «heilige Leithammel» 26

EXKURS: Klerus und Krieg 31

Militärseelsorge oder «Liebe in fremder Gestalt» 35 · Segnen der Feldzeichen, der Waffen, der Schlächter oder «Christ ist geboren» 37 · Dem Klerus war Kriegsdienst streng verboten 40 · Militärisches Draufgängertum der Bischöfe «geradezu eine Art Voraussetzung der Heiligkeit» 42 · Sie kommandieren ganze Heere, sie morden und fallen in der Schlacht 44 · Das gute Beispiel der Päpste 51 · Auch die Äbte töten 52 · Prälaten- und Kirchenburgen entstehen 54 · Gleich nach Heinrichs Wahl Bürgerkriege in Schwaben und Franken 59 · Heinrichs des Heiligen Kriege im Westen 63 · Das Bistum Bamberg entsteht durch einen königlichen Schurkenstreich 67 · Arduin von Ivrea, der letzte Nationalkönig Italiens vor Viktor Emanuel (1861!), wird niedergerungen 77 · Heinrichs des Heiligen Kriege gegen das katholische Polen 83 · Papst Sergius Schweinsmaul erläßt den ersten Kreuzzugsaufruf 105 · Papst Benedikt VIII., den der hl. Heinrich «verstehen und achten» konnte 108 · Der hl. Kaiser, der Heilige Vater und ihr Feldzug gegen das christliche Byzanz 114 · Die Synode von Pavia 1022 – gnadenloser Kampf gegen den eigenen Klerus aus purer Macht- und Profitsucht 118

2. KAPITEL: Kaiser Konrad II. –
Auftakt des salischen Jahrhunderts 123

Die Salier 125 · Königswahl und Bürgerkriege 126 · Herr seiner Kirche und «Simonist» 128 · Massaker unter südlicher Sonne – Pomp und Komik einer Kaiserkrönung 131 · «Constitutio de feudis» und Erzbischof Aribert II. von Mailand 136 · Kaiser Konrads «mutiger Angriff» wirft die Franzosen aus Burgund 139 · Christliches Abstechen in und um Polen 144 · Der hl. Stefan I., König von Ungarn und «Stellvertreter Gottes im Lande» 147 · Der Mörderkönig Knud «der Große» und Olaf der Heilige: Streiter für Christus und gegeneinander 153

3. Kapitel: Kaiser Heinrich III., «der fromme Friedensbringer» 159

Noch mehr Besitz und Macht für die Prälaten 162 · Der friedliche Krieger 164 · Blutige Kämpfe um Lothringen 167 · Krieg gegen Polen und Böhmen und «das ehrwürdige Zeugnis des Alten Testaments» 171 · Heinrich, «der fromme Friedensbringer», bekriegt das katholische Ungarn 174 · Der «Gottesfrieden» – und wem er nützte 178

4. Kapitel: «Ein Papst drängt sich neben den anderen ...» – Die heiligen Väter um die Mitte des 11. Jahrhunderts 185

Ein Papst geht mit Heiratsplänen um und verkauft das Papsttum 187 · Heilige Väter – «Idioten» oder Opfer? 190 · Heiliger und Feldherr – Papst Leo IX. (1049–1054) 193 · Reform? Revolution! Weltmachtgelüste auf der Basis von purem Lug und Trug 201 · Viktor II. und Stephan IX., die letzten seit Clemens II. regierenden deutschen Päpste 205 · Benedikt X., Nikolaus II. und das neue Papstwahldekret 207 · Nikolaus II. kollaboriert mit den Normannen 211 · Das Cadalus-Schisma beginnt 215 · Der hl. Anno und sein Staatsstreich von Kaiserswerth 217 · Das Ende des Cadalus-Schismas 223 · Vorläufer der Kreuzzüge in Sizilien und Spanien 226

5. Kapitel: Heinrich IV. (1065–1106) und Gregor VII. (1073–1085) 231

Regierungsbeginn Heinrichs 233 · Demutsbekundungen des hohen Klerus 236 · Beginnender Bürgerkrieg in Deutschland 238 · Die Schlacht bei Homburg – «aller christlichen Ehrfurcht vergessend, Menschen abschlachteten wie Vieh» 242 · Papst Gregor VII. – der «heilige Satan» tritt an 245 · Wie der hl. Gregor die bisherige Rangordnung verkehrt 250 · Der Papst, der Untergeordnete des Kaisers, macht sich zu dessen Herrn und will die Welt beherrschen 253 · Papst Gregor VII. erstrebt die Königsherrschaft über Frankreich, Ungarn, Spanien u. a. 258 · Ein Kriegsplan nach dem andern, Suche nach Schlachtopfern oder «die Verwirklichung des Gottesreiches auf Erden ...» 263 · Ein Kreuzzug mit zwei Damen fällt ins Wasser 266 · Beginnender Machtkampf und altes metaphysisches Schmierentheater 272 · «Steige herab, steige herab, du ewig Verdammter!» 276 · Canossa 281 · Rudolf von Rheinfelden wird Gegenkönig 287 · Bürgerkrieg in Deutschland 290 · Papst Gregor ergreift offen die Partei des Gegenkönigs 293 · Herrsch- und Besitzgier eines hl. Papstes 296 · Gregors Absetzung, unerfüllte Prophezeiungen und Kriegsträume 299 · Die Schlacht an der Elster, ein neuer Gegenkönig und Heinrichs IV. Sturm auf Rom 306 · Flucht und Ende 313 · Besser Königstreue töten als Heiden 314 · Klerikales Leben im Detail oder «gelebt wie reißende Wölfe» 317 · Gegenpäpste, Gegenbischöfe und Krieg von Deutschland bis Rom 330 · Kaiser Heinrich IV. in den Netzen Papst Urbans II. 336

6. KAPITEL: Der Erste Kreuzzug (1096–1099) 339

Kreuzzugsmotive 344 · «Die Hunde sind ins Heiligtum gekommen ...» – Papstagitation auf dem Konzil von Clermont 350 · Christliche Kriegshetze 356 · In Deutschland beginnen die Judenmassaker – frühe Präludien der Nazizeit 362 · Der «Bauernkreuzzug» endet, der «Kreuzzug der Fürsten» beginnt 369 · Der «Weg des Kreuzes ...» 375 · ... und der Triumph 380

7. KAPITEL: Das Ende der Salierzeit und des Investiturstreits 385

Heinrichs IV. letzte Jahre 388 · In den Spuren des verratenen Vaters 392

8. KAPITEL: Lothar von Süpplingenburg – Krieg für Kirche und Papst 405

Die neue Phase der Ostkolonisation – «wo der Teufel seinen Sitz hatte und alle unreinen Geister wohnten» 409 · Bischof Otto, der Pommernapostel 412 · Erneuter Bürgerkrieg in Deutschland – Staufer, Welfen (und ein Heiliger verketzert den anderen) 419 · Kämpfe der Päpste und Gegenpäpste und Kardinalkanzler Haimerichs Regie 426 · Wie Innozenz II. mit König Lothar umging 431 · Ein zehnjähriger Landfriede, ein großer Krieg und die Erbärmlichkeit des Menschengeschicks 436

9. KAPITEL: Der erste Stauferkönig, Kreuzzüge wie vom Fließband und ein heiliger Kirchenlehrer 445

Der «Staatsstreich von Koblenz» und weitere «Regierungsgeschäfte» 447 · Unruhen, Aufstände und Kriege in Italien 450 · «Die blühenden Lande veröden» oder «wer dort arm war, wurde hier reich durch Gott» 455 · Die Ritterorden – die neue «Herrlichkeit Christi auf Erden» 460 · Kirchenlehrer Bernhard verheißt «einen großen Markt» 467 · Der Kreuzzug der Könige 471 · «Tod oder Taufe» – Der Wendenkreuzzug 476 · Die Reconquista beginnt 478 · «Hie Sankt Jakob!» 481 · Offensivere Phasen und Roms Interesse 482

10. KAPITEL: Barbarossas mildes Antlitz 491

Zähne – weiß wie Schnee ... 493 · Freuden eines Königs 495 · Barbarossa wird Kaiser – und einige Randerscheinungen 499 · «.... und nahm in Frieden seinen Weg» 505 · Pakt mit dem Feind 507 · Wie alles zum allgemeinen Besten ist und zügig und sinnvoll ineinander greift 510 · Die Belagerung von Crema oder «die Milde seines Antlitzes ...» 513 · Der Kampf zwischen Barbarossa und Alexander III. entbrennt 517 · «Gedenke Deiner Milde, o Herr!» 519 · Dritter und vierter Italienzug Barbarossas 524 · St. Peter in Flammen, Barbarossa im Zenit seines Ruhms und «eine wunderbare tödliche pestilentia» 528 · Die Liga der Lombarden und der Friede von Venedig 532 · Das Dritte Lateranum (1179), Alexanders Tod und die Nachfolger 536

11. Kapitel: Der Dritte Kreuzzug (1189–1192) 545

· Feudale Galgenvögel im «Heiligen Land» 548 · «... wie Gazellen schossen wir sie ab» – Die Schlacht bei den Hörnern von Ḥaṭṭīn 551 · Die Päpste blasen zum Angriff 557 · Aufbruch der gekrönten Häupter 560 · Akkon, das Massaker des Richard Löwenherz und die liturgische Errungenschaft des Heiligen Vaters 565

Anhang 567

Anmerkungen 567 · Benutzte Sekundärliteratur 603 · Abkürzungen 625 · Register 627 · Über den Autor 654 · Das literarische Werk Karlheinz Deschners 655

1. KAPITEL

KAISER HEINRICH II. DER HEILIGE
(1002–1024)

«Der über alles kirchlich gesinnte Mann.»
Annales Hildesheimenses[1]

«Jetzt will ich anheben, von ihm zu schreiben, der durch Gottes Gnade und eigene Tüchtigkeit jeden demütigte, der gegen ihn aufstand, und der sie alle zwang, ihm mit gebeugtem Nacken zu huldigen.» Bischof Thietmar von Merseburg[2]

«Wie keiner seiner Vorgänger griff er in die Leitung des Gottesvolkes, der Kirche, ein, glich sich den Bischöfen an.» «Heinrich war ein König, der konfrontierte, nicht befriedete, der Gräben aufriß, nicht zuschüttete. Er bediente sich aller Mittel, von der List über den Verrat bis zur nackten Gewalt und mit besonderer Vorliebe des kanonischen Rechts.» «Der den Frieden bringen wollte, wurde einer der kriegerischsten Könige der Zeit.» Johannes Fried[3]

«... vermochte sich durchzusetzen ..., indem er auf die gesunden (!) Regierungsprinzipien Ottos I. zurückgriff».
Handbuch der Kirchengeschichte[4]

KIRCHENLUFT UND IHRE FOLGEN

Kaiser Heinrich II. (= Herzog Heinrich IV. von Bayern) der Heilige (1002–1024) wurde am 6. Mai 973 oder 978 geboren; vielleicht in Abbach bei Regensburg, vielleicht in Hildesheim. Hier jedenfalls lebte er während der Verbannung seines Vaters Heinrich «des Zänkers» von Bayern (V 523 ff., 544 ff.). Und die Hildesheimer Domschule hat ihn auch für den geistlichen Stand ausgebildet; wahrscheinlich weniger wegen seiner schwachen Gesundheit, als wegen Kaiser Ottos II. Absicht, den Sprößling seines Gegners um jede Teilhabe an der Reichsgewalt zu bringen. In Regensburg wurde dann die Ausbildung des Prinzen durch den «Reformkleriker» Ortsbischof Wolfgang beendet, den Freund des großen Urkundenfälschers Pilgrim von Passau (V 441 ff., 528 f.), wobei ihn auch Abt Ramwold von St. Emmeram beeinflußt hat, gleichfalls ein reger Propagandist der Gorzer Reform. Kurz, Heinrich wuchs in Kirchenluft auf, und zeitlebens blieb er darin, blieb er seiner geistlichen Erziehung verhaftet – ja Sinn der Sache.

Für einen so geformten Kopf aber zeitigt das Folgen. Er lavierte nicht nur, was sich schwer vermeiden ließ, wollte man zwischen all den Adelsgruppen regieren; er lockte nicht nur, da mit großen Lehen, dort mit attraktiven Pfründen. Nein, er nutzte auch die Zwietracht der Magnaten, intrigierte, agitierte, trieb immer wieder zu Konflikten. Er setzte vor allem die tradierte Gegnerschaft der Liudolfinger, zumal der bayerischen, gegen die Konradiner und die schließlich mit ihnen kooperierenden Salier fort. Er verbreitete Angst. Er schloß Freundschaften und brach sie rasch

wieder. Er bedachte besonders die bayerischen Bistümer, begünstigte Verwandte und übersah noch so berechtigte Erwartungen anderer. Er verstellte sich gern. Seine häufigen Listen streiften mitunter an Heimtücke. Er betrieb offensichtlich Unrecht durch ungerechte Richter, und selbst der ihm wohlgesonnene, sehr ergebene Thietmar, der ihm zwei Bücher seiner Chronik widmete, gestand einmal: «alles Volk murrte, und heimlich beschwerte man sich, der Gesalbte des Herrn sündige».

Harmloser vielleicht Heinrichs Faible für makabre Späße. So amüsierte er sich zum Beispiel mit seinem ganzen Hofstaat (freilich nicht ohne Zurechtweisung) über die Todesangst eines nackten, mit Honig beschmierten Mannes, den ein Bär ableckte! Makaber, auf ganz andere Art, seine forcierte Ausbeutung der Silberminen des Rammelsberges bei Goslar, ein so gewaltiges Holzverschwenden, daß es zu einer ökologischen Krise im Harz führt, mit der rasch wachsenden Fichte im Gefolge.

Vor allem aber gebraucht der Heilige, der immer wieder Frieden gebietet, Frieden beschwören läßt, fortdauernd Gewalt – einer «der kriegerischsten Könige der Zeit» (Fried).

Persönlich wirkt der künftige Kaiser fromm. Er besucht ab und zu ein prominentes Heiligengrab, verehrt selbstverständlich Reliquien, nimmt überhaupt häufiger als andere Fürsten der Zeit an kirchlichen Zeremonien teil. Ja, er demonstriert bei fast jeder Gelegenheit seinen Glauben. Kaum nachdem er so an Weihnachten 1002 in Frankfurt «die Fleischwerdung des Herrn» gefeiert, verbringt er am 24. Januar 1003 in Aachen das Jahresgedächtnis seines Vorgängers «in größter Andacht», kommt dann aus Liebe zu dem hl. Servatius (gest. 384) zu dessen Grab nach Maastricht, zieht weiter nach Lüttich, um den dortigen Patron Lambert (gest. um 703) zu verehren, begeht, wieder in Aachen, am 2. Februar 1003, «in Ehrfurcht das Reinigungsfest der Gottesmutter», worauf er nach Nimwegen eilt, um da zur Fastenzeit «zunächst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit zu erlangen . . .», wie Thietmar von Merseburg meint, unsere Hauptquelle für Heinrich.

Hat diese Frömmigkeit etwas «Berechnendes»? Natürlich, wie jede Frömmigkeit; zumal die christliche! Die seiner Gattin etwa,

der hl. Kunigunde, von der es nicht weniger als 60 Urkunden mit der Formel «pro remedio animae» gibt, zum Heil der Seele oder mit analogen Floskeln.

Bekanntlich war Heinrich, der «rex canonicus», der sich als «oberster Reichskleriker» verstand, auch Inhaber mehrerer Kanonikate. Seit 1007 gehörte er in Bamberg, seit 1010 in Magdeburg dem Domkapitel an, ist aber auch Kanoniker in Straßburg, Aachen, Paderborn, Hildesheim. Er beteiligt sich an Gebetsgemeinschaften von Domkapiteln und bezieht deren Pfründen. Er tritt der Gebetsgemeinschaft von Montecassino bei, schließt mit Cluny eine «Societas et fraternitas», verbrüdert sich auch mit anderen Reformklöstern, mit Fruttuaria, mit Saint-Benigne in Dijon. Er vollzieht die Wiedergründung des Bistums Merseburg (1004), die Neugründung des Bistums Bamberg (1007) sowie des Bistums Bobbio (1014) – «als dritte Zier seines frommen Lebenswerkes» (Thietmar): möglicherweise von der Abtei Bobbio initiiert, die, durch benachbarte Bischöfe viel geplagt, von einem eigenen Bistum Bobbio mehr Schutz erhoffen mochte. Noch heute jedenfalls preist man in hergebrachter Apologetik Heinrichs (und seiner hl. Gattin) Willen «nach einem Leben in der Maßgabe Christi», spricht man von einer «persönlichen Nachfolge nach der Weisung des Evangeliums» und bescheinigt ihm «eine religiöse Begabung eigener Art» (Guth).

Letzteres mag zutreffen. Denn war Heinrich auch «wahrhaft fromm», wie Benediktiner Bauerreiss, der bayerische Kirchenhistoriker beteuert, so doch nicht zu fromm, nicht von jener Frömmigkeit des «guten Kerl» etwa, die nur zur unrechten Zeit begegne, nur abstoße. Nein, ein «weichherziger König», nein, «das wäre auch schlecht», zitiert Bauerreiss Brun von Querfurt, einen weiteren Heiligen.

Denn natürlich beherrschte der Herzogssohn auch das «Kriegshandwerk». Beten und töten (vgl. V 16 ff!, 28 ff!), das verband sich da harmonisch. Schließlich war der blutige Streit (freilich nicht nur) in dieser Familie sozusagen ein Herrschaftsrequisit. Schlug sich Heinrichs Vater, der Zänker, doch so mit seinem Vetter, Kaiser Otto II., daß er Freiheit und Herzogtum

verlor (V 523 ff.). Und schon Heinrichs Großvater, Heinrich I. von Bayern, der Bruder Kaiser Ottos I., befehdete diesen jahrelang (V 420 ff.).[5]

Heinrich der Heilige raubt die Reichsinsignien und wird wider jedes Recht König

Obwohl zunächst nicht für den Thron bestimmt, wurde er von seinem Vater zum Mitregenten (condux) gemacht und nach dessen Tod 995 vom bayerischen Adel zum Herzog gewählt, in Bayern auch sein Griff nach der Krone unterstützt, zumindest allseits toleriert. Sonst freilich war seine Anwartschaft auf den Herrschersitz des so unerwartet und erbenlos gestorbenen Otto III. alles andere als unbestritten. Gab es doch weder einen direkten Leibeserben noch eine vorherige Designation, wohl aber mehrere Bewerber und uneinige Fürsten, die alle eigene Wahlversammlungen einzuberufen beschlossen. Zwar war Heinrich ein Urenkel Heinrichs I., ein Großneffe Ottos I., ein Vetter zweiten Grades Ottos III. Doch gab es auch des letzteren nächsten Verwandten, den Salier Otto von Kärnten, einen Enkel Ottos «des Großen». Und als Sohn von dessen Tochter stand er dem verstorbenen Herrscher um einen Grad näher noch und war wohl auch mächtiger als Heinrich. Der Kärntner allerdings verzichtete, wenn wir Bischof Thietmar, Heinrichs ausgemachtem Parteigänger, glauben können; wenn es nicht ein erzwungener Verzicht war. Und auch weitere Aspiranten, zumal die beiden Abkömmlinge von Geschwistern König Heinrichs I., Schwabenherzog Hermann und Markgraf Ekkehard von Meißen, schieden schließlich aus.

Denn Heinrich, obwohl von früh an krank, war versessen auf die 936 seinem Haus entgangene Königskrone. Nicht gesonnen, lange zu fackeln, lauerte er, so listig wie brutal, dem zuerst ständig vom Feind bedrohten Trauerkondukt des über die Alpen geführten Toten auf dem Hof Polling des Bischofs Siegfried von

Augsburg auf, des einzigen Großen, der anfangs entschieden für Heinrich, der ihn eben zum Bischof gemacht, eintrat. Und in Polling entriß der Bayer dem Leichenzug die kaiserlichen Insignien, seinerzeit besonders bedeutsam, versinnbildlichten sie doch das Reich. Der Räuber vergoß bei dieser dreisten Action directe reichlich Tränen und ersuchte jeden Magnaten «einzeln» (singulatim) und «unter großen Versprechungen ... ihn zu ihrem Herrn und König zu wählen» (Thietmar).

Allerdings fehlte die Heilige Lanze. Der mißtrauische Kölner Erzbischof Heribert, der seinen Verwandten, den Schwabenherzog Hermann II., zum König machen wollte, hatte sie vorausgesandt. So erzwang Heinrich ihre Herausgabe durch Inhaftierung des Erzbischofs – übrigens gleichfalls hl. (Fest ursprünglich 16. März, jetzt 30. August) –, dann durch Geiselnahme von dessen Bruder, dem Würzburger Bischof Heinrich I. Beide Heilige mißtrauten einander zeitlebens, und der hl. König stellte den hl. Kirchenfürsten fast während seiner ganzen Regierung kalt. Freilich ließ Heinrich auch Ottos Eingeweide in Augsburg beisetzen und machte große Stiftungen für dessen Seelenheil – wobei nicht überliefert ist, daß er sie auch erfüllt hat.

Es war besonders die Mehrzahl der mächtigsten Prälaten, die Heinrichs Throngelüste, nicht zuletzt wegen seiner Versprechungen, befriedigte. Doch stellte er reiche Belohnungen auch den weltlichen Großen in Aussicht, deren Majorität ihn aber zunächst «aus vielerlei Gründen für ungeeignet» zum Regieren hielt, «worin die Nachwelt den Fürsten Jahrhunderte lang zugestimmt». Heinrich, eher verschlagen, wie jeder Vollblutpolitiker, war schnell mit Zusicherungen zur Hand, deren Einlösung jedoch oft auf sich warten ließ. So erlangte er auch bei der Jagd auf seine Legitimation die Königswürde nur durch eine formelle, hastige Teilwahl und «wider alle zu Recht bestehenden verfassungsmäßigen Normen» (Hirsch), neben der Wahl Heinrichs I. «die umstrittenste in der Geschichte des Ostfrankenreichs» (Brühl).

Am 7. Juni 1002 wurde der Neunundzwanzigjährige als letzter männlicher Nachkomme des sächsischen Herrscherhauses in Mainz, wo man bisher noch keinen König gekürt, durch Franken,

Bayern und Oberlothringer zum König gewählt, darauf rasch durch den dortigen Erzbischof Willigis, seinen eifrigen und wichtigsten Helfer, unter Lobgesängen zu Ehren Gottes gesalbt und gekrönt. Metropolit Willigis, dem Heinrich dabei gelobt, «Gottes Kirche und Christi Priester nach Wissen und Können in wachsamster Verehrung zu erhöhen und zu erheben» (dem er aber auch, wie so manchem, persönlich «viel geschenkt und viel versprochen»), war ohne Zweifel der legitime Coronator. Doch sonst war fast alles unüblich, die Zeit, der Ort, und der Karlsthron fehlte natürlich ebenso wie eine allgemeine Wahl.

Blutiger Regierungsantritt

Miterhoben hatten Heinrich, der sein ganzes Wollen und Können «mit Herz und Verstand dem göttlichen Kult übergeben», die Bischöfe Albwin von Brixen, Hartwig von Salzburg, Christian von Passau, Gebhard von Regensburg, Werner von Straßburg, Gottschalk von Freising, sogar der von Heinrich zuvor als Geisel genommene Würzburger Prälat. Andere aber neigten anderen Prätendenten zu oder traten für sie ein; für Markgraf Ekkehard von Meißen einige der wichtigsten Persönlichkeiten Sachsens, Arnulf von Halberstadt und Bernward von Hildesheim, der hl. Krieger, Burgenbauer und einstige Lehrer Ottos III. (V 550), der Ekkehard in Hildesheim bereits mit königlichen Ehren empfangen hat; für Herzog Hermann von Schwaben vor allem Erzbischof Heribert von Köln, Gisiler von Magdeburg, Lantbert von Konstanz, Othelrich von Chur, wenn auch aus oft unterschiedlichen Motiven. Die Sachsen, Schwaben und Niederlothringer fehlten bei der Wahl ganz.

Ekkehard von Meißen allerdings, der ambitiöse Volksherzog von Thüringen und Favorit besonders der Sachsen, der «Schrekken der Feinde», der unter dem mit ihm befreundeten Otto III. 998 die Engelsburg erstürmt und Crescentius samt Genossen brutal liquidiert hatte (V 559), wurde nun seinerseits und eben noch

rechtzeitig umgebracht. Schnitt man doch diesem wichtigen Bewerber um die Krone – der freilich gerade zugunsten des Schwabenherzogs aufzugeben schien, was dessen Position beträchtlich verstärkt hätte – eines Nachts in der Pfalz Pöhlde am Harz den Kopf ab und bestahl noch die Leiche: die, wie es immer wieder heißt, Privatrache der Grafen Siegfried II. und Benno von Northeim nebst Spießgesellen, die darauf «froh und unbehelligt» heimkehrten, während Abt Alfger die «Seelenmesse» las. Ohne diesen Meuchelmord, bei dem vermutlich doch politische Gründe mitspielten, wäre Heinrich, eingeweiht nun oder nicht, vielleicht kaum König geworden, der Mann, der, so Bischof Thietmar, «durch Gottes Gnade und eigene Tüchtigkeit jeden demütigte, der gegen ihn aufstand», der «sie alle zwang, ihm mit gebeugtem Nacken zu huldigen».

Das gilt auch für Hermann II. von Schwaben und Elsaß (997–1003) aus dem rheinfränkischen Haus der Konradiner (V 354 ff.). Der Großneffe Heinrichs I. verfügte über beste Beziehungen und erschien zunächst sogar aussichtsreichster Thronbewerber, da ihn die meisten der bei Ottos III. Beisetzung versammelten Fürsten ihrer Solidarität versicherten. Man wünschte seine Kandidatur, er suchte auch bei Worms mit einem aus Schwaben, einigen Franken und Elsässern bestehenden Heer dem Rivalen die Rheinüberquerung zur Krönung in Mainz zu verwahren, wurde indes durch ein Scheinmanöver ausgetrickst.

Jetzt aber ergriff der «gottesfürchtige und demütige Herzog» gegen den künftigen Heiligen die Waffen. Seine Schwaben nahmen das zum König stehende Straßburg, plünderten es, raubten gar «den gesamten Schatz» in der Domkirche der hl. Gottesmutter und steckten dann, zur Krönung ihrer Heldentat, «das Haus des Herrn in Brand» – ohne Wissen des Herzogs, behauptet Thietmar, sein Verwandter; doch die meisten Quellen beschuldigen ihn. Der heilige Heinrich aber, der den ganzen Thronstreit dem Teufel zuschrieb, der ihm sein königliches Glück mißgönne, verheerte im Gegenschlag die Ländereien des Schwaben und räumte dessen Höfe aus; ein notwendiges Geschäft, das dann offenbar die Bischöfe von Straßburg und Basel fortgesetzt haben.

Denn um seine Dominanz zu erhärten, um als König zu gelten, mußte dieser, so war nun mal der fromme Brauch, das Land verwüsten, plündern, «ob er wollte oder nicht».

Bevor indes Heinrich die für das Frühjahr geplante Heerfahrt antreten konnte, unterwarf sich der Schwabe am 1. Oktober zu Bruchsal. «Auf so gewaltsame Weise hat sich weder vorher noch nachher ein deutscher König der Krone bemächtigt» (R. Usinger) – wenn man freilich auch feststellen konnte, daß es so ähnlich, nämlich mit Gewalt und Krieg gegen Widerstände, «alle Könige bisher gehalten hatten» (Fried). Doch wollte Heinrich seinerzeit ja auch nicht selig, nicht heilig werden. Er wollte nur um jeden Preis eine Würde gewinnen, die schon sein Vater und sein Großvater vergebens begehrt, kurz er wollte zurückgreifen «auf die gesunden (!) Regierungsprinzipien Ottos I.» (Handbuch der Kirchengeschichte).

Daß der künftige Heilige sich noch nicht fest im Sattel fühlte, zeigt sein der Krönung gleich folgender, viele Monate dauernder «Königsumritt». Bei den Merowingern üblich, war er danach jahrhundertelang entfallen. Heinrich nahm ihn wieder auf, und zwar offensichtlich zur «Legalitäts»-Demonstration: ein Kampf gleichsam um die Zustimmung nach der Wahl, eine Königserhebung, sagt Roderich Schmidt, «in Etappen»; ein Zug, der über Thüringen, Sachsen, Niederlothringen, Schwaben, Bayern nach Oberlothringen führte.

Und schon auf diesem Umritt floß wieder Blut, kam es zu einem «sehr heftigen Kampf». Stießen doch am 10. August, anläßlich der Krönung der hl. Kunigunde in Paderborn, plündernde bayerische Truppen mit den Einheimischen zusammen, wobei auch der königliche Truchseß Heinrich, der Bruder des Kanzlers Eilbert, fiel. Bischof Thietmar macht dafür die «Habgier der Baiern» verantwortlich. «Zu Hause müssen sie sich wohl immer mit wenigem begnügen, in der Fremde aber sind sie fast unersättlich.»[6]

Reformieren – und kassieren

Heinrich II., ein ausgesprochen «pragmatischer» Typ, war zäh, berechnend, vorteilserpicht, mit einem fast untrüglichen Gespür für Leute, die er brauchen konnte. Kein Anflug von Genialem, nicht der kleinste, haftet ihm an, nicht einmal im Kriminellen. Das berüchtigte Pokerspiel Alles oder Nichts ist ihm gänzlich fremd. Er sieht nur das Mögliche, Nächstliegende und sucht es zu realisieren. Deshalb ersetzt er auch Ottos III. Devise «Wiederherstellung des Römerreiches» auf seinem Königssiegel – mit Rückgriff auf eine karolingische Herrscherbulle – durch den Wahlspruch «Erneuerung des Frankenreiches» und gibt die romzentrierte Kaiserideologie, die universalistischen Ambitionen seines Vorgängers, preis.

Die ottonische Kirchenpolitik allerdings führte er bruchlos fort. Dabei machte «der über alles kirchlich gesinnte Mann» (vir omni ecclesiastica perfectione praecipuus), der geradezu «Simpnista», Kollege sein wollte der Bischöfe, sie sich durchaus dienstbar. Seine Sorge für sie wandelte er, wie nicht ich zum erstenmal erkenne, in Herrschaft über sie um – mehr noch als unter Otto I.; ja, mehr als alle seine Vorgänger brachte er System in die Sache.

Heinrich II. stützte die Reform, die strengere Beachtung kirchlicher Disziplin, das Zölibat etwa (S. 122), das Naheheverbot, gewisse monastische Normen; doch die Reform stützte auch ihn – und nützte ihm.

Schon als Herzog galten seine ersten Regierungsmaßnahmen der Klosterreform, wobei er sich sogar gegen die Bischöfe stellen konnte. Und später betreute er derart den Besitzstand der Klöster, ihre Bauten, daß man ihn «pater monachorum» nannte, Vater der Mönche. Freilich, mehr noch wurde er pater episcoporum. Unentwegt machte er große Schenkungen an den hohen Klerus, die Bistümer, die Säulen seiner Macht. «Welcher (Kaiser)», rühmt ein zeitgenössisches Klagelied auf seinen Tod, «hat so glänzend erhöht und bereichert die Tempel der Heiligen mit Überfluß an Gütern?»[7]

Heinrich II. war aber nicht nur «der große Tröster der Heiligen

Kirche» (Annales Quedlinburg), sondern war eben auch und noch mehr «Realpolitiker», ja, war es so sehr, daß er, der Heilige, viele Jahre, schien es vorteilhaft, ohne weiteres gemeinsam mit den verfluchten Heiden focht, Seite an Seite gegen einen katholischen Fürsten (S. 83 ff.), einen Fürsten, der noch vor kurzem, gemeinsam mit den Deutschen, eben diese verfluchten Heiden bekämpft hatte!

Frömmigkeit und ausgeprägter Sinn für Nutzen waren bei ihm untrennbar verknüpft. Kümmerte er sich um die Klöster, trieb er ihre Reform voran (schon am ersten Tag seines Königsregiments bestätigte er eine Abtswahl in Lorsch), beschenkte er Äbte und Bischöfe mehr als zuvor mit Reichsgut, so deshalb, weil die Klöster, in Reichtum und Luxus versunken, Versorgungsinstitute des Feudaladels geworden waren, die Mönche oft wie dieser lebten oder leben wollten, Heinrich aber ihre Leistungsfähigkeit brauchte, keinesfalls nur für seine Kriege jenseits der Grenzen, oft vielmehr noch für seine Schwächung der adligen, der fürstlichen Machtkonzentration im Reich. Die Klöster, die Bischofskirchen mußten, da die Pfalzen inzwischen darin versagten, für die Königsgastung (servitium regis) sorgen, mußten Heinrich – häufiger noch, auch viel aufwendiger unterwegs als die Vorgänger – und sein Gefolge unterhalten, seine Gesandten, Boten sowie deren Begleitung, Personal, denn auch diese Herren reisten natürlich nicht allein. Ganz zu schweigen davon, daß die Kirche einen wesentlichen Teil des Reichsheeres zu stellen, daß Heinrich gerade «seine meisten und bedeutendsten Feldzüge», wie Looshorn betont, mit den Truppen «der geistlichen Fürsten hauptsächlich geführt» hatte. (Noch in seinem Todesjahr erhielt das Kloster Fulda, dessen Äbte bereits wie Fürsten residierten, von ihm die Grafschaft Stoddenstadt im Maingau; selbst das Nonnenkloster Gandersheim war erst wenige Jahre vorher zu einer Grafschaft gekommen.)

So machte er sich die wichtigsten Reichsklöster Fulda, Prüm, Reichenau, Corvey, St. Maximin bei Trier politisch wieder voll nutzbar – und beschränkte ihre Selbständigkeit. Mißachtete er doch schon als Herzog das Recht der Tegernseer Mönche auf freie Abtwahl – sie sollen anno 1003 ihrem Abt sogar nach dem

Leben getrachtet haben – ebenso wie den Einspruch des Freisinger Bischofs Gottschalk gegen seinen, Heinrichs, Kandidaten. (Dabei hatten die Mönche von Tegernsee für das Heil ihres mit Otto III. in Italien weilenden Herzogs einhundertfünfzig Messen und sieben Psalterien gebetet.)[8]

Alle Klöster mußten Heinrich feste Abgaben entrichten, das servitium regale, und fast überall, wo er Klöster reformierte, säkularisierte, kassierte er auch, kassierte höchst ungeniert, schröpfte er oft bis zur Erschöpfung. Nicht von ungefähr brandmarken ihn die Quedlinburger Annalen als «Kirchenräuber». Seine dauernden Fehden und Kriege verschlangen viel Geld, und zur Beschaffung der nötigen Mittel forderte er von Kirchen und Klöstern Leistungen weit über die Praxis Ottos I. hinaus. Es war jedesmal dasselbe Verfahren, jedesmal das Reformerische wunderbar harmonisch mit dem ökonomischen Bedarf verbunden, das Religionsinteresse sozusagen mit dem Reichsinteresse, wobei Heinrich sich mit Vorliebe an die vermögendsten Abteien hielt.

So zwang er 1003 dem Eifelkloster Prüm die erste Reform auf und vergriff sich an dessen Besitzstand. Die reiche Abtei Hersfeld, wo die hochherrschaftlichen Kuttenträger in Saus und Braus lebten, getrennt voneinander in eigenen Häusern, mit Pferden und üppigen Gelagen, ließ Heinrich 1004 reformieren und zog einen großen Teil ihrer Besitzungen ein. Auch bei der Reform von Kloster Berge bei Magdeburg (1005) und Kloster Reichenau (1006), seit dem 10. Jahrhundert nur noch dem Adel zugänglich, bereicherte er sich. In Reichenau feuerte er den von den Brüdern gewählten Mönch Heinrich, «obwohl er von ihm Geldzahlungen angenommen hatte» (quamvis ab eo peccunias accepisset), und ernannte an dessen Stelle den Abt Immo von Gorze und Prüm, der manche Brüder «durch Fasten, Schläge und Verbannung schwer bedrängte; so erlitt das vornehme Kloster», schreibt Hermann von Reichenau, der da schon siebenjährig «den Wissenschaften» übergebene und dort bis zu seinem Tod 1054 an den Tragstuhl gefesselte bedeutende Chronist, «einen schweren Verlust an großen Männern, Büchern und Kirchenschätzen». Allerdings wurde auch Abt Immo bald wieder gefeuert.

Ähnlich kam es 1013 bei der Reform Fuldas, der «Königin unter den deutschen Klöstern», und Corveys an der Weser zu beträchtlichen Enteignungen zugunsten der königlichen Domäne. Den Abt des mächtigen, Heinrich viel zu mächtigen Fulda, dessen Riesenbesitz er erst 1012 bis auf entlegenste Ansprüche und Rechte bestätigt, noch vermehrt hatte, setzte er kurzerhand ab und konfiszierte «die überflüssigen Güter des Konvents» (Guth); vielleicht sogar eine vorsätzliche Beraubung zur Bestreitung der Kosten seines Römerzugs. Jedenfalls verließen die Herren scharenweise das Kloster, vor allem die von freier Geburt. Fulda schien zu veröden; es glich vorübergehend, so ein Zeitgenosse, einer «Brandstätte».

Auch den Abt Walh von Corvey entließ Heinrich und machte, gegen den Willen der Religiosen, den Mönch Druthmar aus Lorsch zum neuen Abt. Die hochfeudalen Insassen griffen zwar «wie Rebellen» zu den Waffen. Doch Heinrich steckte siebzehn von ihnen ins Gefängnis, worauf die übrigen parierten, was man nicht nur damals als schmählichen Schlag gegen Recht und Herkommen der fast zwei Jahrhunderte bestehenden hochangesehenen Stiftung empfand.

Zu Hilfe gerufen hatte seinen Herrn der Ordinarius der Reichsabtei, Meinwerk von Paderborn (1009–1036), dem Kaiser verbunden durch Versippung mit dem sächsischen Königshaus, durch seinen Reichtum, wovon er viel der Paderborner Kirche übertragen mußte, sowie durch seinen Kriegsdienst, ja schon durch die gemeinsame Mitschülerschaft an der Domschule von Hildesheim. Heinrich hat den Bischof – in Corvey mehrfach schroff hinausgewiesen – häufig durch Schenkungen belohnt, u. a. durch die Abteien Schildesche und Helmarshausen, letzteres besonders im 12. Jahrhundert, als es seinen Privilegienbestand durch Fälschungen gegen Paderborn zu sichern suchte, «ein nicht unbedeutender Fernhandelsplatz» (Fahlbusch). Und Meinwerk, dieser überaus erwerbstüchtige, bauwütige, prunksüchtige Prälat, «das Ideal eines Reichsbischofs ottonisch-frühsalischer Zeit» (Struve), ging bis zum Beklauen des Herrschers; er stiehlt ihm einen Becher, läßt diesen zu einem Meßkelch umschmieden und

erklärt, durch das Monogramm überführt, dem Bestohlenen, doch gar nichts geraubt, sondern nur die eitle Habgier des Kaisers in den Dienst Gottes gestellt zu haben.

In Memleben, dessen Kloster Otto II. gegründet und mit der ungewöhnlich großen Schenkung von elf Burgwarden versehen, Otto III. noch mit thüringischem Besitz, mit Markt-, Münz-, Zollrecht ausgestattet hatte, setzte Heinrich den Abt Reinhold ab und entzog dem Haus alle Dotationen und Vorrechte. Darauf zerstreute sich ein großer Teil der Belegschaft, und die Abtei, fortan Propstei, ein Anhängsel Hersfelds, verarmte für Jahrhunderte.

In Trier, wo es in St. Maximin, dem ältesten und reichsten aller dortigen Klöster, bei Durchführung der Reform sogar zu einem Mordversuch der Brüder an dem neuen strengen Abt Poppo kam, kassierte der Monarch 1023 nicht weniger als 6656 Hufe oder Mansen (wobei diese Bezeichnung für einen landwirtschaftlichen Betrieb oft über den Rahmen eines Bauernhofes, einer Hofstätte, hinausgeht). Ein Chronist des 17. Jahrhunderts schätzt, unter Zugrundelegung der Preise seiner Zeit, den Wert des vom König dem Kloster genommenen und, zu einem nicht unbeträchtlichen Teil, dem Herzog von Bayern, seinem Schwager, gegebenen Gutes auf nahezu 43 Millionen Gulden.

Für viele Mönche, zumal für die konservativen, reformfeindlichen, war Heinrich II. lediglich «ein Tyrann, der sich an Gütern, Rechten und Lebensformen geheiligter Institutionen vergriff» (Schulze). Reihenweise schenkte er den Bischöfen Klöster, dem Bistum Würzburg Seligenstadt, dem Bistum Straßburg St. Stephan und Schwarzach; Paderborn bekam die Abteien Helmarshausen und Schildesche, Trier St. Florin zu Koblenz, Brixen Disentis etc. Und in Italien verfuhr er nicht anders: ein politisches Konzept, das den Bischöfen erlaubte, ausreichend und regelmäßig «ihren militärischen und wirtschaftlichen Leistungspflichten ... nachzukommen» (Seibert).

Gab Heinrich aber mal aus seinem «Eigengut», nannte er es «unsere Pflicht, von den uns von Gott verliehenen Glücksgütern vor allem die heiligen Kirchen Gottes auszustatten». Dies konnte

er jedoch umso eher, als alles, was die Bistümer, deren Grundbesitz stetig wuchs, bekamen, ihm selbst dienstbar blieb, euphemistisch oder historiographisch (oft dasselbe) gesagt: den «Reichsinteressen». Daß sich so mancher Bischof zwecks Eigenversorgung am Klosterbesitz vergriff, ist klar; aber die Strafwunderberichte der Mönche mochten Prälaten viel weniger schrecken als gewöhnliche Gläubige. Den Lütticher Bischof Durand tadelt die Chronik von St. Lorenz aufs schärfste, weil er rücksichtslos Klostergüter genommen, teils um seine Ritter damit zu belehnen, teils zugunsten der eigenen Tafel. Denn wie der Herr, so's Gescherr. Noch 1023, nach seiner letzten Klosterreform in St. Maximin bei Trier, übertrug Heinrich einen großen Teil dieser Besitzungen leistungsfähigen Vasallen. Gar nicht zu reden davon, daß er die Äbte, ohne jede Rücksicht auf das Wahlrecht des Konvents, ein- und abgesetzt hat, wie es ihm paßte.[9]

«Gute Schäferhunde» und «heilige Leithammel»

Heinrich II., der am Einsetzungsrecht der Bischöfe festhielt, der resoluter noch als Otto I. freie Wahlen verhinderte, der gelegentlich, wie in Paderborn, bei der Erneuerung von Privilegien, das Wahlrecht einfach fortließ, Heinrich gab die wichtigsten Kirchenämter Männern seines Vertrauens, ohne sich viel um Vorschläge von Domkapiteln, Konventen, um freie Zustimmung, kurz um die electio canonica und ihre durchaus verbrieften Rechte zu scheren. Bei Widerspruch im Episkopat, bei Gegenwirkungen, setzte er seinen Willen durch, in Magdeburg, Trier, Hamburg, Halberstadt, einen einzigen, etwas undurchsichtigen Fall in seiner ganzen zweiundzwanzigjährigen Herrschaft ausgenommen.

Viele Bischöfe kamen auch direkt aus der «Hofkapelle», dem politisch diplomatischen Dienst; von den zehn Erzbischöfen, die Heinrich ernannte, sechs. Mochte er doch überhaupt nur Kleriker zu Bischöfen machen, die sich zuvor, gleichsam unter seinen

Augen, bewährt hatten. So besetzte er von den 51 während seiner Regierung eingetretenen Vakanzen 21 mit Mitgliedern der Hofkapelle, 41,2 Prozent; wobei die Bischofsernennungen in Merseburg, Bamberg, Cambrai, Toul, Brixen und Trient noch fehlen. Doch er zog seine Leute auch aus Kathedralschulen heran, fünf allein aus Absolventen der Lütticher Domschule, sein Kanzler Gunther darunter, sein Biograph Adelbold.

Vielfach machten jüngere Männer durch ihn klerikale Karrieren, mußten gelegentlich aber auch Leistungen in Geld und Gut zugunsten von Kaiser und Reich erbringen. Vergab er das Bischofsamt ja nicht zuletzt im Hinblick auf das Kapital seiner Kandidaten; so an Thietmar von Merseburg, so an Meinwerk von Paderborn und Unwan von Hamburg, die beide der sehr begüterten sächsischen Sippe der Immedinger entstammten und einen beträchtlichen Teil ihres Reichtums der Kirche überlassen mußten. Dem Heiligen blieb deshalb auch der Vorwurf der Simonie nicht erspart.

Jedenfalls bekam jeder seiner Kanzler schließlich ein Bistum. Dadurch hielten die führenden Prälaten, Willigis von Mainz, Burchard von Worms, Bernward von Hildesheim, Meinwerk von Paderborn, Eberhard von Bamberg, stets fest zu ihm. Er vermehrte ihren Besitz, gab ihnen noch mehr Grafschaften, Gerichtsherrschaften, Königsbann zu Lehen als sein Vorgänger. Er erweiterte ihre Rechte, stärkte ihre Macht, aber ohne daß ihre Selbständigkeit gegenüber der Krone wuchs. Im Gegenteil. Er drückte ihnen seinen Willen auf. Er verlangte unbedingten Gehorsam. Als es mit Gundachar von Eichstätt Differenzen gab, sagte er ihm rundheraus, ihn deshalb zum Bischof gemacht zu haben, damit unverzüglich geschehe, was er wolle; wünsche er im Amt zu bleiben, müsse er sich danach richten. Und als der Lütticher Bischof Wolberto sich mehrmals sträubte, der königlichen Kammer Geld zu schicken, als er sich widersetzte, es «den Gauklern und sonstigen Hofhunden» in den Rachen zu schmeißen, als er lieber Kirchen dafür bauen und Arme unterstützen wollte, tobte der hl. Herr.

Heinrich, der die Königshoheit in der Reichskirche vollendet,

indem er über diese die uneingeschränkte Macht beansprucht, wurde «Priesterkönig» wie kaum ein zweiter deutscher Regent. Er leitete geradezu – selbstverständlich im Gegensatz zum kanonischen Recht – die deutsche Kirche. Noch in ihren Tempeln hatte er den Vorsitz unter den Prälaten, und keinesfalls nur einen Ehrenvorsitz. Fünfzehn sogenannte Reichssynoden berief er als König, wobei er viele Mißstände in der Kirche zu regeln versuchte wie (andere) Dinge des Reiches. Hoftag und Synode, die Zusammenkünfte des Laienadels, regelmäßig neben den Konzilien tagend, gingen ohnedies ineinander über.

Heinrich verhandelte mit den Bischöfen wie mit seinen Untergebenen. Er kontrollierte die Disziplin in der Kirche, die Verwaltung. Er brachte seinen Willen in rechtlichen Problemen zur Geltung, bei Prozessen, bei Auseinandersetzungen um das Kirchengut, die Bistumsgrenzen, beim Absetzen von Bischöfen, in Fragen der Sittlichkeit, der Ehe, ja noch im theologischen Bereich. Er nötigte sogar Benedikt VIII. zur Einführung des Symbolum in die stadtrömische Meßliturgie.

Überhaupt hatten die Päpste bei alldem wenig zu melden. Die Kirche war im wesentlichen Heinrichs Instrument, ein Politikum. Doch er regierte sie nicht nur, er regierte auch durch sie. Wie andererseits der Staat hoch verkirchlicht war, noch mehr als unter den Ottonen, und die Klerikalisierung des Königtums ihren Gipfel erreichte. Daß Heinrich die innerkirchliche Reform ernst nahm, widerspricht dem nicht, unterstreicht es vielmehr, zumal das gorzisch beeinflußte Reichsmönchtum prinzipiell positiv zu seiner Reichspolitik stand, er auch die Bischofsgewalt über die Klöster nicht einschränken ließ.[10]

Heinrich stellte 1004 das unter Otto II. aufgelöste Bistum Merseburg wieder her, erhob 1014 Bobbio zum Bistum und gründete zwischenzeitlich – «nicht ohne Verschlagenheit» (Wendehorst) – 1007 das Bistum Bamberg (S. 67 ff.). Der Mainzer Erzdiözese zugeordnet, wurde es noch unter den besonderen Schutz des Papsttums gestellt und vom Herrscher in jeder Hinsicht gefördert, beschenkt mit Königsgut, bayerischem Herzogsgut, mit oberfränkischen Grafschaften, mit Ländereien in Steiermark, Kärn-

ten, Tirol und mit Klöstern. War doch die politisch-missionarische Hauptaufgabe dieses Bistums zweifellos die endgültige Unterwerfung der an Regnitz und Obermain sitzenden und noch ein halbes Jahrhundert später bezeugten slawischen Bevölkerung (S. 70 ff.), also wieder die «bewährte» karolingische Politik, Gewinnung der Slawen «durch Schwert *und* Mission» (Brackmann).

Heinrich II. stützte sich um so mehr auf die Bischöfe, als sie ihm als Gegengewicht wider den laikalen Adel dienten, als er mit ihrer Hilfe alle Empörungen weltlicher Feudalherren, oft sogar seiner Verwandten, im ersten Jahrzehnt seiner Regierung niederschlug, dabei noch «die letzten Reserven des Reichsgutes» (Fried) zum Nutzen der Kirche mobilisierend.

So ruinierte er den Markgrafen Heinrich von Schweinfurt, dem er das Herzogtum Bayern versprochen hatte (S. 60 ff.). So zerstörte er systematisch die Machtpositionen des bayerischen und des schwäbischen Herzogs. Gerade die unter Otto II. und III. besonders mächtig gewordenen Fürsten waren des Königs größte Gegner. So verfolgte er, der bayerische Liudolfinger, mit unerbittlichem Haß die fränkischen Adelshäuser der Salier, der Konradiner und bot dagegen die Bischöfe von Worms, Mainz, Würzburg, Bamberg, Straßburg, Basel auf. Er stärkte die Prälaten auf Kosten der Herzogsgewalt mit generösen Privilegien. Ergo führte er auch die meisten und entscheidenden Feldzüge hauptsächlich mit Hilfe der Bischöfe, von denen er wohl mehr als 42 eingesetzt und gefordert hat, «gute Schäferhunde» und «heilige Leithammel» zu sein!

Denn was längst vordem galt: «In den politischen Kämpfen spielen die Erzbischöfe, die Metropoliten, die erste Rolle» (Daniel Rops), gilt unter Heinrich erst recht. Der Episkopat ist eines seiner maßgebenden Herrschaftsinstrumente. Das kriegerische «Reichskirchensystem» kulminiert.[11]

Schon früher, besonders in den Bänden 4 und 5, wurde die zunehmende militaristische Implikation des hohen Klerus deutlich. Doch erscheint es wünschenswert, den gesamten, in der Geschichte des Frühmittelalters so staats- wie kirchentragenden

Komplex einmal etwas systematischer, mehr zusammenhängend zu thematisieren. Bedingt dies auch längere Rückblicke und teilweise Wiederholungen, wird es für das Verständnis dieser und der folgenden Zeit desto förderlicher sein.

EXKURS

KLERUS UND KRIEG

«Fränkische Herrscher und insbesondere Karl d. Gr. stützten ihre Politik, Verwaltung und das Heerwesen bereits zunehmend auf Bischöfe und Äbte.» Reinhard Schneider[12]

«Von Kriegstaten hörten und schrieben sogar Klosterschüler gerne; durch sie erlangte man ‹unsterblichen› Ruhm, ohne sie war das Leben öde und prosaisch.»
Heinrich Fichtenau[13]

«Erträglicher ist der Kampf mit den Waffen als ein Rechtsstreit.» Gerbert von Aurillac (Papst Silvester II., 999–1003)[14]

Noch heute gilt das Christentum, wunderbarerweise, als ein Verein des Friedens, der Nächsten-, Feindesliebe, Frohen Botschaft. Noch heute ahnt die Mehrzahl der Menschen und zumal der christgläubigen nicht das ungeheure Ausmaß der Verstrickung schon der spätantiken, vor allem aber der frühmittelalterlichen Kirche in Fehden und Kriege. Denn mehr als jede andere Religion, selbst mehr als der Islam, ist das Christentum die Religion des Krieges gewesen und geblieben.

Bereits im frühen 4. Jahrhundert erfolgt dieser Verrat, die jähe Metamorphose der Kirche der Pazifisten in die der Feldpfaffen, ihr schlimmster Fall, und sozusagen einer über Nacht (I 247 ff!). Zwar klingt gelegentlich ein armseliger Rest von urchristlichem Pazifismus nach, setzten frühmittelalterliche Poenitentialien, in Fortführung einer Bestimmung des Basilius von Cäsarea, für Tötung des Kriegsfeindes eine Buße für 40 Tage fest, ja manchmal für ein Jahr, wie noch Fulbert, seit 1006 Bischof von Chartres. Doch umging man derartige Strafen im Investiturkampf dann dadurch, daß man den jeweiligen Gegner nicht als Menschen ansah – und konnte nun ungestraft töten.

Im Orient gibt es bald Soldatengötter, kriegerische Heilige, den hl. Demetrius, den hl. Theodor, hl. Sergius, hl. Georg. Und schon im ausgehenden 4. Jahrhundert schlägt sich die Sache literarisch nieder, schreibt Christ Vegetius seine «epitoma rei militaris»: ein offenbar an Kaiser Theodosius I. gerichtetes Opus, die sogenannte Kriegskunst betreffend: Rekrutenaushebung und -ausbildung, das Heer samt seinen Einrichtungen, den Festungs-, den Seekrieg. Durch Jahrhunderte hat dies Lehrbuch eines Christen das militärische Denken der Christenheit beherrscht. Es wurde bis ins

spätere Mittelalter eifrig gelesen, abgeschrieben und von den Heerführern praktisch gebraucht. Es stand in Klosterbibliotheken, in Reichenau, in St. Gallen. Bischöfe schenkten es gern Fürsten, wie Bischof Hertgar von Lüttich (mit entsprechendem Widmungsgedicht) dem Heerführer Graf Eberhard von Friaul (gest. 864 oder 866), einem Schwiegersohn Ludwigs des Frommen.

Eberhard, ein erfolgreicher Haudegen gegen Sarazenen wie Slawen und in der von ihm gegründeten Abtei Cysoing bei Tournai als Heiliger verehrt, war befreundet mit Rhabanus, dem berühmten Abt von Fulda und Metropoliten von Mainz. Und dieser schuf, wahrscheinlich noch in seinem letzten Lebensjahr, 855, eine gekürzte Fassung des Vegezschen Werkes für den jungen König Lothar II., einen Neffen Karls des Kahlen. In einigen Zusätzen rühmt der Erzbischof den Kampf für Freiheit, König, Vaterland als beste Gewähr für den Eingang ins Paradies. «Denn wer die seinem Fürsten gelobte Treue unversehrt bewahrt und lieber sein gegenwärtiges Leben verlieren will als die Treue, der wird ohne Zweifel das ewige Leben von dem erhalten, welcher das Recht geschaffen und es zu bewahren befohlen hat.»[15]

Im selben Säkulum beantwortet Nikolaus I. (858–867), der heilig gesprochene Papst, die Anfrage der Bulgaren, ob man an bestimmten heiligen Tagen Krieg führen dürfe, recht christlich: «Wenn zu diesen Zeiten Krieg vermeidbar sei, so solle man von ihm ablassen; erweise er sich aber zu Verteidigung des Vaterlandes oder aus ähnlich gerechten Gründen als notwendig, so sei er zu führen; es hieße Gott versuchen, angesichts der größten Gefahr die Hände in den Schoß zu legen; nicht auf bestimmte Tage, sondern allein auf den Herren seien Hoffnung und Heil zu setzen; diese Lehre zu erteilen, habe Gott die Hebräer niedermetzeln lassen, als sie sich am Sabbat zu kämpfen geweigert hätten (1 Mac. 2,32 ff.).»

Oh erhebendes biblisches Beispiel! Und wie willkommen stets: Niedermetzeln, wer nicht metzeln will – «gerechte» Gründe natürlich vorausgesetzt. Doch die gab es immer. Vom »gerechten» Krieg reden und leben (!) die Theologen seit Augustinus (I 514 ff.).

In Wirklichkeit freilich zerbrach man sich, fing der Krieg erst einmal an, über seine Gerechtigkeit nicht mehr den Kopf, sollte man vielmehr marschieren, sollte auf Befehl zuschlagen, sollte töten von Anfang an und von Anfang bis Ende. Wie noch heute! Im Mittelalter aber waren Kriege so häufig, daß man Kriegserklärungen im modernen Sinn kaum kannte, daß man geradezu sagte, sie seien nicht gebräuchlich gewesen. (Krieg – und ebenso die nah verwandte Fehde – begann gewöhnlich durch die faktische Attacke auf den Feind.)[16]

Auch Päpste aber, Leo IV. (847–855) und Johann VIII. (872–882), sicherten bereits allen, die im Kampf wider Heiden und sonstige Kirchengegner fielen, den himmlischen Lohn, das ewige Leben zu.

Militärseelsorge oder «Liebe in fremder Gestalt»

Längst nämlich sorgte sich Mutter Kirche um die Seelen ihrer schlachtenden Söhne. Kein Geringerer als der «Apostel der Deutschen», der hl. Bonifatius (IV 11. Kap.), der dem König von Mercien Schilde und Lanzen schenkte, erstrebte energisch eine intakte Militärseelsorge. So verfügte das Concilium Germanicum 742: «der Fürst soll einen oder zwei Bischöfe samt den Pfalzpriestern bei sich haben und jeder Kommandierende (Graf) einen Priester, welche über solche, die ihre Sünden beichten, das Urteil sprechen und ihnen Buße auflegen können». Der Beschluß wurde von Karlmann, dem Herrscher Austrasiens, durch Königsgesetz wiederholt und bestätigt, später auch von Papst Hadrian I. befürwortet, womit die karolingische Militärseelsorge erstmals rechtlich und förmlich begründet worden war.

Seit der Ära Karls I. wird sie oft erwähnt. Und nicht wenige begleiteten zwecks Gottesdienst, Sakramentenspende, Propaganda das Heer, zumal im 9., im 10. Jahrhundert, in dem unter den Ottonen in Italien die Domkanoniker als Feldpfaffen fungierten.

Wie ja auch die Kriege, besonders die sogenannten Bürgerkriege und Fehden (ein Unterschied mehr der Größenordnung als der Gattung) im Mittelalter kaum abgerissen sind, wobei weniger die Ethik der Christen erstarkte als ihre Barbarei.

So ist es pure Augenwischerei zu behaupten, das Christentum habe erst die Welt tiefer durchdringen müssen und dabei erst mittels «immer neuer Impulse, neuer religiöser Kraftströme», von Benedikt von Aniane (V 35 ff.) im 9. Jahrhundert über Cluniazenser und Gorzer, Zisterzienser und Prämonstratenser bis zu den Bettelmönchen im 13. Jahrhundert, das blutige Geschäft, die disciplina militaris, gleichsam humanisiert. Es gab «eine Veredlung des Waffenhandwerks durch ein christliches Ritterideal», wenn es auch «erst auf der Höhe des Mittelalters geschichtlich wirksam wurde» (Schieffer) – nach eintausendzweihundert Jahren christlicher Zeitrechnung!

Und wurde es denn wirksam?

In Wirklichkeit blieben doch die Kriege im ganzen Mittelalter gleich fürchterlich. Und wurden danach unter christlichen Völkern nicht nur umfassender, sondern noch fürchterlicher, immer geordneter und zermalmender zugleich, eine schrankenlos ausufernde, faktisch fast unbegrenzte, aber kirchlich grundsätzlich abgesegnete Eskalation der Gewalt, die sich mehr und mehr auch auf die Nichtkombattanten erstreckte.[17]

Gleichwohl setzen die Apologeten ihr abgeklappertes Repertoire, ihre permanente Volksverblödung und -verrohung fort. So schreibt, völlig unerschüttert durch zwei Weltkriege, Franz Böckle, Deutschlands einst prominentester Moraltheologe: «Wenn Gewalt dem wirklichen Verbrechen selbst wehrt, ist sie nicht böse, sondern erscheint dann vielmehr als Liebe in fremder Gestalt. Absolute Gewaltlosigkeit führt geradezu zu Anarchie und Gewalttätigkeit.»

Absolute Gewaltlosigkeit ist des Teufels, klar. Ergo praktiziert die Christenheit die «Liebe in fremder Gestalt» und wird von ihren Pfaffen dafür längst nicht mehr gestraft, wird vielmehr dafür buchstäblich zu Tod gelobt. Noch ins 4. Jahrhundert zwar gebietet Basilius, Bischof, Heiliger und Kirchenlehrer, den Krie-

gern, «mit ihrer unreinen Hand drei Jahre wenigstens der Kommunion fernzubleiben». Und noch Jahrhunderte später verlangt Fulbert von Chartres für das Töten im Krieg ein Jahr lang Buße – für Töten eines Priesters (im Frieden) allerdings einundzwanzig Jahre.[18]

Segnen der Feldzeichen, der Waffen, der Schlächter oder «Christ ist geboren»

Da ein Jahr Buße, dort einundzwanzig Jahre – wen das nicht nachdenklich macht! Dabei wurde damals das Abstechen im Kampf von der Kirche schon lang gefordert, jahrhundertelang. Wurde darüber hinaus das ganze Kriegsgeschehen mit klerikalem Ungeist angereichert, wurde der Massenmord pseudoreligiös ritualisiert, mystifiziert, durch Verwendung christlicher Texte, durch Symbole, Weihe, Segen etc. in der Liturgie, der Schlacht, in deren Vorbereitung.

Bereits im 5. oder 6. Jahrhundert heißt es im leonianischen Sakramentar, seinerzeit in Rom entstanden: «Besiege, Herr, die Feinde des römischen Namens und des katholischen Bekenntnisses! Beschütze allerorten die Lenker Roms, damit durch ihren Sieg Dein Volk sicheren Frieden habe! Vernichte die Feinde Deines Volkes!» Die gallikanischen Sakramentare des 7. und 8. Jahrhunderts setzen in den Gebetstexten anstelle des römischen Reiches gewöhnlich das fränkische und schließen mit dem König manchmal auch schon das Heer in die Fürbitte ein.

Kriegsflaggen lehnten die frühen Christen selbstverständlich ab, im Abendland länger als im Orient. Doch um die Jahrtausendwende kommt es auch im Westen zu ihrem kirchlichen Gebrauch. Ja, Papst Nikolaus I. (858–867) empfiehlt in seinem ausführlichen Lehrschreiben an die Bulgaren die Führung des Kreuzes als Feldzeichen und tut so, als wäre das in der Christenheit bereits allgemein üblich.

Im 10. Jahrhundert taucht zuerst in deutschen Pontifikalien der

liturgische Segen der Kriegsfahnen auf. «Wie du Abraham gegen fünf Könige hast triumphieren lassen und dem König David zum Ruhme deines Namens den Schlachtensieg gegeben hast, so lasse dich herbei und segne und heilige auch dieses Feldzeichen, das zur Verteidigung der heiligen Kirche gegen den Feind, der vor Wut rast, getragen werden soll.» Immer, nebenbei, dieselbe Schwarzweißmalerei: da das heilige Feldzeichen, die heilige Kirche, die Verteidigung, dort der vor Wut rasende Feind.

Natürlich wird auch die christliche Soldateska selbst benediziert. So lautet ein Segen für das Heer im 11. Jahrhundert: «ihr Mut sei unerschrocken, ihre Kampfesgier sei aufrecht, und wenn das Heer durch deinen Engel gesiegt hat, dann gebe es nicht seiner eigenen Kraft, sondern nur deinem Sohne, dem siegreichen Christus, den Dank und den Triumph, der durch die Demut seines Leidens und Sterbens am Kreuze über den Tod und den Teufel triumphiert hat.» Ja, wie gut läßt sich doch Golgatha vermarkten! Bis in die beiden letzten Weltkriege dient es den menschlichen Schlachttieren als Vorbild, wird es zum metaphysischen Kraftreservoir für das physische Krepieren.[19]

Nur konsequent, daß man bereits auch die Mordwaffen weiht (was ich oft bestreiten hörte und meist ganz generell: «Die Kirche hat nie Waffen gesegnet!»).

Nun steht aber, wieder zuerst in deutschen Pontifikalien, bereits im späteren 10. Jahrhundert ein «Schwertsegen», der auch in den Titeln der Handschriften so heißt. Und er gilt vor allem dem Totschlagstück selbst: «Erhöre, Herr, unsere Bitten und segne mit der Hand deiner Majestät dies Schwert, mit dem dieser Dein Knecht N. umgürtet zu werden wünscht, damit es Verteidigung und Schutz sei für die Kirchen, Witwen und Waisen, für alle Diener Gottes gegen das Wüten der Heiden, und den Gegnern Angst und Schrecken einflöße.» (Daß Witwen und Waisen hier – und sonst – nur euphemistische Versatzstücke, bloße rhetorische Figuren zwischen Kirchen und Gottesdienern sind, um die allein es den Pfaffen wirklich geht, wer möchte das bezweifeln? Oder ist's Zynismus? Denn Witwen und Waisen kamen ja gerade dank solcher Kirchenbeihilfe massenhaft zustande.)

Die katholischen Kämpfer rüstete der Bischof selbst mit Fahne, Schwert, Lanze und Schild aus.

Kriegspatrone wie Mauritius (vgl. V 459 f.), Sebastian, Georg werden immer beliebter. Es entsteht eine christliche «Ritterethik» und ein christliches Rittertum, in dem «die Gestalt des Kriegers ihre Apotheose» erreicht (Contamine). Vor Schlachtbeginn schluckten die Schlächter den lebendigen Leib des Herrn (um so nötiger, als ihr eigener bald tot, bald selbst geschlachtet sein konnte). Auch empfahl man sich Gott und allen Heiligen zur moralischen Aufrüstung. Und zur waffentechnischen schliff man die Schwerter an Kirchenportalen, wie noch die «Wetzmarken» norddeutscher Christentempel zeigen.[20]

Doch ging man nicht nur aus solch «religiösen» Gründen in die Kirchen, nicht nur zu einer «gottesdienstlichen» Handlung, einem Fahnensegen, einer Waffenweihe. Vielmehr trafen sich dort die Ausrückenden, wie beispielsweise im mittelalterlichen Florenz, auch zur Verlesung der Kriegskapitel, der für den Feldzug festgesetzten «Statuten und Ordnungen» mit detaillierten Bestimmungen über Marsch, Lager, Strafen etc. «Das umfangreichste Spionenwesen (später pflegten Mönche das militärische Nachrichtenbureau zu leiten) diente der Vorbereitung des Kampfes und begleitete ihn» (Davidsohn).

Spätestens im 10. Jahrhundert zogen Bischöfe oder Priester den tötenden Haufen mit Kreuzen, Fahnen, Reliquien voran. Sie sprachen Gebete, Litaneien, intonierten fromme Lieder, etwa das beliebte «In Gottes Namen fahren wir ...». (Noch über meinem Bauch stand im Zweiten Weltkrieg: «GOTT MIT UNS». Und bei vielen stand und steht es leider noch immer auch im Kopf.) Dann stürzten sich die in jeder Hinsicht Aufgerüsteten, fest um das Banner, das geweihte, geheiligte, geschart, auf den bösen Feind mit den allerreligiösesten Schlachtrufen, mit «Kyrieleison» oder den Namen diverser Heiliger, wie des hl. Benedikt. «Christ ist geboren», schrie Erzbischof Christian von Mainz, in Gedanken vielleicht noch bei seinen zahlreichen Lustweibern (S. 527). Der Bischof von Basel rief auf dem Marchfeld, Schauplatz so vieler Gemetzel durch zwei Jahrtausende: «Sant Marei, Mutter und

Maid, all unsere Not sei dir geschlait.» Die Reichstruppen brüllten «Rom», die Franzosen «Montjoie», die Normannen «Gott hilf», die Kreuzritter «Heiliges Kreuz». Und dann begann die Arbeit, das eigentliche Wirken im Weinberg des Herrn...

So beinah pausenlos aber auch die Christianitas, zumal die katholische, im Mittelalter Krieg geführt hat, Zeit, um zusammenfassende Kriegs*geschichten* zu schreiben, fand sie kaum. Bezeichnenderweise begannen damit erst die Humanisten.[21]

Dem Klerus war Kriegsdienst streng verboten

Während die Kirche ihren Laien das Töten im Krieg schon seit Konstantin großzügig gestattete – *strikt entgegen* freilich der vorausgehenden *dreihundertjährigen* pazifistischen Lehre und Praxis! –, verweigerte sie dies dem Klerus. Denn er hatte sich, keusch und unbefleckt, um seine Besonderheit, Auserwähltheit, seine Würde zu demonstrieren, von dem übrigen hurenden und mordenden Christenvolk abzuheben. So sollte er schließlich keine Ehe mehr führen und, von Anfang an, kein Schwert. Ein Priester durfte keine blutbesudelten Hände haben, durfte weder Kriegs- noch Militärdienst leisten noch Waffen tragen. Verstöße dagegen zogen jahrhundertelang Absetzung und Ausstoßung nach sich. Kirchliche Vorschriften der Antike verboten dem Klerus auch die Jagd. Ebenso jede kriminalgerichtliche Tätigkeit. Geistliche sollten nicht an der Fällung oder Vollstreckung eines Todesurteils beteiligt und derart mitschuldig sein. Zuwiderhandelnde wurden abgesetzt, durch das 11. Konzil von Toledo (675) mit lebenslänglichem Gefängnis belegt, und dies sogar bereits bei direkter oder indirekter Verhängung einer bloßen Leibesstrafe.[22]

Nun untersagte man zwar auch im ausgehenden 6. und im 7. Jahrhundert Priestern Waffentragen und -gebrauch, doch ohne dafür noch eine konkrete Sühne anzudrohen. Auch das germanische Nationalkonzil verbot ihnen 742 die Beteiligung am Kampf, ja, schon das Waffenführen, setzte freilich, zur Wahrung der

«geistlichen» Funktionen, auch die Militärseelsorge durch. Noch Päpste des 8. und 9. Jahrhunderts indes drängten den Klerus zum Verzicht auf das blutige Tun. Papst Zacharias etwa oder Hadrian I., der Karl «den Großen» ersuchte, insbesondere Bischöfe von jedem Kriegsdienst fernzuhalten – und doch selbst 778 mit einem eigenen Heer den ersten päpstlichen Angriffskrieg wegen Terracina unternahm.[23]

Und Sachsenschlächter Karl – in der Kirche ein Jahrtausend lang als Heiliger gefeiert – zwinkert dem Papst gleichsam zu, wiederholt im ältesten seiner erhaltenen Kapitulare (um 769) die Erlasse des Concilium Germanicum, untersagt auch noch mehrmals, so in seinem Kirchenkapitulare von Aachen (789), Klerikern Bewaffnung, ihnen ratend, mehr auf den Schutz des Herrn zu bauen. Tatsächlich aber konnte der große Blutvergießer bei seinen unentwegten Feldzügen, seiner Schaffung «Europas», überhaupt nicht auf die Kontingente der Prälaten verzichten, drang er immer wieder auf ihre Heeresdienstpflicht, ließ er Bischöfe und Äbte unter und für sich fechten, bedeutete sein Staat «ohne Frage einen wichtigen Schritt auf dem Wege zur Einbeziehung des Krieges in die kirchliche Ethik» (Erdmann). Wurden ja auch «die Kriege immer häufiger durch religiöse Motive bestimmt» (Montgomery).[24]

Und wie Karl im Widerspruch zu seinen eigenen Verfügungen und denen seiner Vorgänger verfuhr, so auch die Kirche. Während noch Papst Nikolaus I. im späteren 9. Jahrhundert sich wiederholt gegen einen armierten Klerus und dessen Heerfolge aussprach, auch auf das Schwert zu schwören verbot, während die italische Geistlichkeit noch im 10. Jahrhundert mit Bischof Atto von Vercelli, dem bekannten Theologen und Kulturgeschichtler, im Kämpfen keine Sache von Priestern sah, sondern von Dämonen, zogen ringsum Kirchenfürsten ins Feld; übrigens bei feindlichen Einfällen, bei Landesnot, auch gewöhnliche Kleriker.

Denn eins war gewöhnlich die Predigt – und das andere das Gegenteil, die Praxis. Spätestens vom 4. Jahrhundert an taumelte man so als ein einziges krasses kriminelles Paradoxon durch die

Zeiten. Die Kriegspflichten der Bischöfe, strikt wider die kanonischen Bestimmungen, wurden geleistet; viele eigentliche Pfaffenpflichten, strikt kanonisch, kaum getan. Und indes das Ansehen der Oberhirten, ihr Selbstbewußtsein, ihre Macht wuchsen, sahen ihre Diözesanen sich stets mehr geschröpft.[25]

MILITÄRISCHES DRAUFGÄNGERTUM DER BISCHÖFE «GERADEZU EINE ART VORAUSSETZUNG FÜR DIE HEILIGKEIT»

Die Beteiligung des Klerus, besonders des hohen, am Kriegsdienst resultierte aus verschiedenen Faktoren: aus dem Umschlag des rigorosen christlichen Pazifismus in das abscheulichste, die Geschichte durchgellende Schlachtgeschrei (I 247 ff.); aus einer gewissen Germanisierung (IV 32 ff.); aus dem enormen kirchlichen Grundbesitz, der seinerseits wieder zur Immunität und Vasallität führte, zur Herausbildung des Heer- und Burgbannes, die jedoch auch ausdrücklich verliehen wurden. Beim Heerbann stand der Bischof an der Spitze der Schlächter, der Burgbann gab dem hohen Klerus das Recht, Befestigungen anzulegen.

So geboten allmählich alle Bistümer über ihre militia, über milites, Vasallen, Ministerialen, die für ein Lehen oder Dienstgut hauptsächlich zum Kriegsdienst für den König verpflichtet waren. Dabei rekrutierten die Bischöfe ihre Truppe mit Vorliebe aus ihren Verwandten. Ebenso verfügten die meisten Klöster über militärische Mannschaften, nicht nur die reichsunmittelbaren, sondern auch die Eigenklöster des Königs sowie die der weltlichen und geistlichen Großen.

Schon seit der Völkerwanderung werden die Prälaten «zentrale Träger des Widerstandes» (F. G. Maier) gegen die Germanen. So verteidigt sich bereits zu Beginn den 5. Jahrhunderts Toulouse unter seinem Bischof gegen die Wandalen. So ruft der um 410 geborene St. Severin die Noriker zum militärischen Einsatz gegen die Alemannen auf und kommandiert persönlich das Unterneh-

men. 470 leitet Oberhirte Sidonius Apollinaris, Schwiegersohn des gallischen Gegenkaisers Avitus, die Verteidigung von Clermont-Ferrand (Avernum) wider die Westgoten.

Unter den Merowingern – sie kämpften «primitiv», schreibt seinerzeit der griechische Dichter und Historiker Agathias, mit Wurfspießen und, ihre wichtigste Waffe, der Streitaxt – stritt der hohe Klerus schon selber an der Spitze seiner Haufen. In der Schlacht bei Embrun 571 fechten der Ortsbischof und der Bischof von Cap gegen die Langobarden und erschlagen, so ein zeitgenössischer Prälat, «sehr viele mit eigener Hand». Seelenhirte Sagittarius, ein großer Säufer und Hurenbock, reitet damals ins Gemetzel «nicht gewappnet mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, sondern mit dem weltlichen Brustpanzer und einem Helm» (vgl. IV 269 ff.).[26]

Im 7. Jahrhundert sind schlachterfahrene Bischöfe – Leodegar von Autun etwa (IV 286 ff.), Desideratus von Chalon-sur-Saône, Bobo von Valence oder Genesius von Lyon – schon ganz «normal», wird militärische Tüchtigkeit (ähnlich wie adelige Abkunft) «geradezu eine Art Voraussetzung für die Heiligkeit» (Prinz).

Man sieht das gleich an Emilianus, dem 725 gefallenen Christenhaupt von Nantes. In der an Helden und Heiligen so reichen Bretagne geboren, focht er dreimal wie ein Berserker gegen die Sarazenen, streckte selbst ihren bösen General Nympheus nieder, zerschmettert, zerstreut, reißt seine Kombattanten, von ihm zweifach gestärkt, durch sein tollkühnes Beispiel und «die himmlische Speise» (Donin), zu wahren Großtaten im Totschlagen hin, ruft fallend noch, für die heilige Kirche zu kämpfen, zu sterben, röchelt, «ich sehe schon den Himmel offen; dort ist unser wahres Vaterland» – und wird Heiliger der Catholica.

Seit Ende des 7. Jahrhunderts mußten Bischöfe und Äbte, laut «Staatsrecht», ihre dienstpflichtigen Hintersassen und Vasallen persönlich dem Heer zuführen. Zwar sollten sie selbst nicht schlachten, töten. Aber Pippin II. der Mittlere (gest. 714) sah kriegstüchtige Kleriker nicht ungern. Und unter seinem Sohn Karl Martell waren streitende Seelenhirten schon eher die Regel.

Auf einer seiner Sachsenfahrten fiel Bischof Gerold von Mainz. Und Sohn Gewilib, wiederum Mainzer Bischof, übte auf dem nächsten Feldzug Blutrache an jenem Sachsen, der seinen Vater umgebracht. (Gewilib wurde zwar 745 abgesetzt, lebte aber als Eigenkirchenherr noch 14 Jahre «in Ehren». Beiläufig: die Namen beider Mainzer Hohenpriester fehlen in den meisten katholischen Kirchengeschichten – wie die so vieler schwarzer Schafe!)[27]

Sie kommandieren ganze Heere, sie morden und fallen in der Schlacht

Seit Karl «dem Großen», dessen Gesamtstreitkräfte mehrere Zehntausende an Berittenen umfaßte samt einer noch größeren Zahl von Fußsoldaten, erscheinen die Prälaten allmählich immer regelmäßiger auf Kriegszügen und Schlachtfeldern. Bei Karls Angriff auf Pavia sind in seinem Heer die Bischöfe und Äbte des Reiches sowie die Geistlichen der Hofkapelle, sie marschieren sogar noch vor dem König. Und 791 werden Erzbischof Angilram von Metz und Bischof Sintbert von Regensburg Opfer seiner Awarenoffensive. Im 9. Jahrhundert ist der Kriegsdienst (hostilicium) des hohen Klerus fast schon eine Selbstverständlichkeit. Auch unter Ludwig dem Frommen, als die Prälaten immer tiefer in Politik und politische Parteiungen geraten, ist Kriegsdienst üblich. Ja, zu der Zeit, als Erzbischof Hinkmar von Reims (845–882), im Anschluß an Augustin, Krieg zur Ehre Gottes stets erlaubt, sind Bischöfe und Äbte derart auf dem Schlachtfeld aktiv, daß Franco von Lüttich den Papst bittet, ihm für alle geistlichen Verrichtungen zwei Chorbischöfe zu geben, da seine Hände allzu oft Feindesblut beflecke. «Das waren nicht Ausnahmen, sondern so stand es überall» (Hauck). Und nicht einmal selten starben jetzt die geistlichen Haudegen den Heldentod.

In Italien stattete Kaiser Lothar besonders rege Krieger unter den Prälaten mit einer Abtei aus. Ludwig II. erließ 866 noch verschärfte Bestimmungen über den klerikalen Kriegsdienst. Nur

ein triftiger Grund, hohes Alter etwa oder Krankheit, entband davon. Bloß ein einziger italienischer Bischof, Ansovin von Camerino, war seinerzeit unseres Wissens vom Kriegsdienst befreit.[28]

Die geistlichen Herren ziehen aber nicht nur ins Feld, sie kommandieren oft ganze Heere, wie 857 Otgar von Eichstätt, 872 Liutbert von Mainz oder Arn von Würzburg.

Oberhirte Arn (855–892), ein besonders rühriger Recke, erbeutet 871 beim Überfall auf den Hochzeitszug einer böhmischen Herzogstochter u. a. 644 Pferde. Im nächsten Jahr befehligt er, zusammen mit dem Fuldaer Abt Sigehard, eine Streitmacht gegen die Böhmen; er wird aber mit schweren Verlusten heimgeschickt. 884 siegt er als Oberbefehlshaber an der Spitze eines ostfränkischen Heeres gegen die Normannen. 892 bricht er auf eigene Faust wieder in Böhmen ein, doch die Sorben erschlagen ihn mit dem größten Teil seiner Truppen, passenderweise angeblich, «während er die Messe sang». Dabei ließ er, wie das einem Bischof ziemt, erst «alle seine Begleiter im Martyrium voraufgehen» und brachte sich dann, samt den hl. Hostien, «selbst Gott dem Vater dar» (Thietmar). Der Bischof, kommentiert Siegfried Hirsch, demonstriere mit seinen «Zügen an die Heidengrenze ... die Aufgabe des Bisthums ... so recht ...». Nun, immerhin konnte er den abgebrannten Würzburger Dom wieder aufbauen und neun Kirchen errichten lassen, wohl auch mit Hilfe etlichen Kriegsgewinnes. Und zumindest noch im 18. Jahrhundert verehrt man in Franken den wilden Kämpen als Märtyrer (Fest 13. Juli).

Arns Nachfolger, Bischof Rudolf, nach einem zeitgenössischen Chronisten zwar adelig, doch recht dumm (licet nobilis, stultissimus tamen), führt verheerende, ganz Ostfranken wie eine Naturkatastrophe erschütternde Fehden mit den älteren Babenbergern (V 354 ff.). Er fällt 908 gegen die Ungarn, die ein Jahrzehnt später, 919, auch Erzbischof Heriveus von Reims mit 1500 Bewaffneten heimsucht.

Nicht minder streitbar als die Würzburger: ihr Nachbar Erzbischof Liutbert von Mainz, dessen verräterischer Frontwechsel auf der Reichsversammlung zu Tribur Kaiser Karls III. Absetzung

mit entschied (V 291). Der geistliche Herr attackiert bald Wenden, bald Normannen, zieht 872 mit einem Heer nach Böhmen, schlägt fünf ihrer duces und verwüstet das Land. 883 kämpft er auch gegen die Normannen und tötet viele. Sein Nachfolger Erzbischof Sunderhold fällt 891 in dem verlustreichen Treffen am Geulenbach bei Meersen als Führer einer fränkischen Feldschar.[29]

Gegen die Normannen hatten schon 854 die Bischöfe Agius von Orléans und Burchard von Chartres Schiffe und Soldaten geschickt. Der Diakon und Abt von S. Amand, Karlmann, ein Sohn Karls des Kahlen, marschierte 868 gegen sie. Bischof Wala von Metz wurde 882 ihr Opfer. Bischof Franco von Lüttich und Abt von Lobbes (856–903) griff sie nach eigenem Bekenntnis in «vielen Kriegen» an. Auch Gauzlin, Abt von Saint-Amand, St. Germain-des-Prés, St. Denis, seit 884 noch Bischof von Paris, war Truppenführer gegen sie, streckte die Teufel – gelegentlich «nach einem tränenreichen Gebet zur Gottesmutter» – mit eigener Hand nieder und half so «auf alle Weise dem christlichen Volke». (Sein Neffe war jener Abt Ebolus, der mit einem einzigen Pfeil sieben Normannen gekillt und dann humorvoll befohlen haben soll, sie in die Küche zu schaffen.) Nur nach einem Sieg über den gottlosen Feind hielt Bischof Gauzlin sich der hl. Messe für die Jungfrau Maria würdig. Sein Nachfolger, Bischof Askerich von Paris (886–910), wird gerühmt, unter ihrem Schutz mit Gottes Hilfe sechshundert Normannen geschlachtet zu haben.[30]

Nun bissen natürlich nicht nur teuflische Landesfeinde oder christliche Laien ins Gras. Vielmehr blieben damals, um 900, nicht weniger als zehn Bischöfe auf dem Schlachtfeld. Stellten die hohen Seelenführer für die Heerfahrten doch nicht bloß ihre Aufgebote, sondern partizipierten auch selbst «als Mitglieder des Schwertadels an den Feldzügen» (Prinz), ja sie kämpften «an der Spitze eigener Heereskontingente» (Störmer) – während sie später (nichts paßt uns!) nur noch andere für sich krepieren lassen. 880 fallen Markward von Hildesheim und Theoderich von Minden, 882 Wala von Metz (gegen die Normannen), 885 Wolfher von Minden (gegen die Slawen); 891 Sunderold von Mainz; 892 Arn von Würzburg. Am 5. Juli 907 sterben bei Preßburg an der

Enns (gegen die Ungarn) der bayerische Metropolit Thietmar von Salzburg sowie die Bischöfe Udo von Freising und Zacharias von Säben, 908 fällt Rudolf von Würzburg.

Doch fochten die Prälaten auch schon gegeneinander. So zwang im September 946 vor Reims ein deutsches Heer, darunter die Erzbischöfe von Mainz und Trier nebst anderen geistlichen Fürsten, den Erzbischof Hugo von Vermandois zum Abzug aus seiner Bischofsstadt. Und bald darauf eroberten lothringische Oberhirten Hugos Schlupfwinkel, die Burg Mouzon, und zerstörten sie.[31]

Unter den Ottonen stand die Reichskirche sozusagen in voller Kriegsbemalung da, durch und durch waffenstarrend. Auf rund 10 000 Panzerreiter (loricati) schätzte man den damaligen Gesamtbestand des «Regnum Teutonicum», davon etwa 6000 der weltlichen Lehnsträger, 3000 der Kirche und 1000 des Königs, wozu noch der Troß kam. Fast alle Bistümer und Abteien verfügten über ein beträchtliches militärisches Potential. Und nicht selten stellten sie die stärksten Haufen der kaiserlichen Heere; im Aufgebot Ottos II., verglichen mit den Weltlichen, sogar im Verhältnis 2,5 : 1. Während der längsten Zeit seiner Regierung sind an allen Aktionen Bischöfe beteiligt. So bei der Belagerung und Zerstörung des Kastells Boussu im Westen (Januar 974). Oder vier Jahre später bei dem Vergeltungszug für Lothars Überfall auf Aachen (V 528), wo die Bischöfe Notker von Lüttich, Dietrich von Metz und der hl. Wolfgang von Regensburg in der Streitmacht des Kaisers stecken, ebenso, wie gewöhnlich, nicht wenige Feldgeistliche.

Notker von Lüttich (972–1008), ein typischer Repräsentant des ottonischen Reichskirchensystems, dem er u. a. die Grafschaften Huy und «Brunnengeruut» verdankte, befestigte nicht nur seine Bischofsstadt, sondern ließ zu ihren Gunsten 987 auch die Burg Chevremont zerstören, ihm wie seinem Klerus schon lang ein Dorn im Auge, wobei er mit echt pfäffischer Heimtücke vorgeht. Da er nämlich das starke Kastell nicht gewaltsam nehmen kann, erklärt er, am herannahenden Gründonnerstag auf der Burg Beichte zu hören und das heilige Öl zu weihen. Mit Freuden ist

man dort einverstanden. Notker aber schleust seine Vertrauten mit Waffen unter ihren geistlichen Gewändern ein, wirft sofort die Besatzung, «wohl nicht ohne Blutvergießen» (Hirsch), aus der Burg und kann nun Ländereien und Zehnten benachbarter Dörfer einstreichen. Und die Methode behagte dem hohen Herrn. Drang er doch unter dem Vorwand, das heilige Sakrament zu spenden, ein weiteres Mal in fremdes Eigentum ein und setzte sich wieder blutig in dessen Besitz – ein Bischof, der angeblich fortwährend in der Heiligen Schrift las. Und dessen Zöglinge an der gefeierten Lütticher Domschule bekannte Vertreter des Reichsepiskopats wurden: Adalbold von Utrecht, Ruthard und Erluin von Cambrai, Heimo von Verdun, Hermann von Toul, Gunther von Salzburg, Durandus und Wazo von Lüttich.[32]

Zur Ottonenzeit hatten alle Reichs-Bischöfe Truppen, ausgenommen vielleicht die Bistümer Brandenburg und Havelberg bei Beginn ihres Bestehens. Dabei ließen die Prälaten, zumal in lothringischen Diözesen und Klöstern, ihre Schlachthaufen mit Vorliebe durch Verwandte befehligen. Doch mußten sich die Herren auch oft selbst samt ihrer Soldateska stellen. So war unter Otto I. der Bischof Dietrich von Metz fünf Jahre ununterbrochen in Italien im kaiserlichen Heer, fast ebensolang Bischof Adaldag von Hamburg. Die Bischöfe Lantward von Minden und Otker von Speyer wurden zweimal nacheinander in den Süden aufgeboten, wo sie insgesamt mehr als sieben Jahre verbrachten. Unter Otto III. leisteten die Christenhäupter von Konstanz, Worms und Würzburg beinah ständig bewaffneten Dienst. Bischof Bernward von Hildesheim segnet bei der Erhebung der Römer gegen diesen Kaiser nicht nur dessen Truppe, sondern stürzt auch selbst mit der heiligen Lanze in die ersten Schlachtreihen (»signifer ipse cum sancta haste in prima fronte aciei egredi parat«) – und ist seit 1192 Heiliger der katholischen Kirche, Fest 20. November. Doch auch beim Feldzug nach Flandern 1006/1007 des hl. Heinrich zieht der hl. Bernward mit. Denn: «Der Krieg für das Reich ist heiliger Krieg» (Köhler).

Natürlich empörten sich Prälaten mit ihren Gewalthaufen zeitweise auch gegen den König, etwa die lothringischen Bischöfe

Gauzlin von Toul, Adalbero von Metz und der äußerst kriegerische Bernain von Verdun. Denn so wenig der Adel je als einheitlicher Interessenblock auftrat, fast so wenig mitunter «die Kirche», in der Bischofs-, Klosterkirchen und Prälaten konkurrieren und stark rivalisierende Faktionen bilden konnten.

Im Osten verband sich zur Ottonenzeit die verstärkte Slawenmission auch mit einer verstärkten Teilnahme des Klerus am Kriegsdienst, besonders unter Otto III., der einen Feldzug nach dem andern persönlich leitet: 992 gegen die Heveller und, noch im selben Jahr, einen gegen die Elbslawen, 993 gegen die Liutizen, 995 gegen Abodriten und Wilzen, 997 gegen die Heveller. Doch läßt Otto weitere Züge gegen die Slawen auch ohne sich ausführen. Und schon seine Vorgänger waren im Osten nicht faul. Sogar Bischof Thietmar schreibt, das Erzbistum Magdeburg, ja offensichtlich (wie das gleichzeitig errichtete Bistum Meißen) an strategisch bedeutender Stelle gegründet, diene nicht nur der Hoffnung auf ewigen Lohn, sondern auch «zum Schutz des gemeinsamen Vaterlandes» (defensionemque communis patriae).

Im Osten kämpfte Gisilher von Merseburg, der als Günstling Ottos II. Erzbischof wurde, im Osten kämpften die Bischöfe Milo von Minden, Hildiward von Halberstadt, Eiko von Meißen, Gebhard von Regensburg, Gottschalk von Freising. Bischof Ramward von Minden riß, «machtvoll zum Kampfe» treibend (Thietmar), seine Westfalen mit einem Kreuz in der Hand zum Gemetzel hin. «Zweifellos trug der religiöse Charakter der Slawenkriege bedeutend zur Mitwirkung der geistlichen Fürsten bei» (Auer). Und im späteren 9. Jahrhundert wurde unter dem Druck der Zeit auch die Befreiung des niederen Klerus vom Wehrdienst generell aufgehoben. Nun waren, wie in den Ungarnkriegen, auch niedere Kleriker an den Waffengängen im Osten beteiligt, ja Geistliche dort häufig Fahnenträger; die Fahnenträger der Verdener und Bremer Vasallen, ein Diakon und ein Priester, fielen 992 gegen die Slawen.

Hat doch die Kirche selbst im Laufe des 10. Jahrhunderts ihre Einstellung zum Kriegsdienst der Christen, zum Soldatenstand, insofern noch geändert, als der Stand des Kriegers gleichsam

«christanisiert», um nicht zu sagen «verkirchlicht» worden ist. Bekam dieser blutrünstige Beruf, dieses legitimierte Morden doch jetzt «eine unmittelbare kirchliche Zwecksetzung, indem der Krieg im Dienst der Kirche oder der Schwachen als heilig angesehen und nicht nur für den König, sondern für jeden einzelnen Ritter zur religiösen Pflicht erklärt wurde» (Erdmann).

Am häufigsten hat Heinrich II. die Oberhirten in den Krieg gerufen, war seine Regierung ja, einem Heiligen offenbar angemessen, «der eindeutige Höhepunkt in der Heranziehung des hohen Klerus zur Heerfolge im Westen und Osten» (Auer). Und wie schon vor den Ottonen weithin in Europa Seelenführer als Schlachtführer in Erscheinung traten, so kommandierten auch jetzt unter ihnen und ihren Nachfolgern Kirchenfürsten Heeresgruppen oder ganze Heere: die Erzbischöfe von Köln und Trier im Westen, wo u. a. auch die drei sächsischen Bischöfe Bernward von Hildesheim, Thiedrich von Münster und Meinwerk von Paderborn an Feindseligkeiten beteiligt sind; die Erzbischöfe von Magdeburg (die allein zwischen 983 und 1017 dreizehn Feldzüge unternehmen, wie immer wieder auch die Bischöfe von Halberstadt) in den Slawenkriegen; der Patriarch von Aquileja, der Erzbischof von Mailand, der Erzbischof Heribert von Köln, «ein Mann von großer Heiligkeit» (er wurde tatsächlich kanonisiert) und «durch viele Wunder berühmt» (Hermann von Reichenau), in Italien, wo insbesondere der Bischof Leo von Vercelli (998–1026), dort einer der führenden Anhänger Heinrichs II., auf dessen Politik er nicht unbeträchtlichen Einfluß nahm, jahrelang immer wieder in blutigen Gefechten als Feldherr fungierte. So schloß er das Kastell von Orba ein, ebenfalls Arduin auf der Burg Sparrone, bekriegte mit den Bischöfen von Pavia und Novara den Grafen Ubert, ja mußte nach zeitweiligem Verlust die eigene Bischofsstadt zurückerobern, schied aber dann als «ein sehr kluger Herr von der Welt in seligem Frieden» (Wipo).

Gewiß gab es Proteste hoher Kleriker gegen das Kriegstreiben des Klerus.

So geißelte tief im 11. Jahrhundert Kardinal und Kirchenlehrer Damiani mit der ihm eigenen Leidenschaft, daß den Prälaten

nicht ihre Geistlichen folgten, sondern waffenstarrende Krieger. «Da reitet er voran», schreibt er von einem italienischen Bischof, «wie der Heerfürst einer heidnischen Kriegerschar, in voller Rüstung; ihm nach drängen die Haufen der Schild- und Lanzenträger.» Kirchenlehrer Damiani war ein erklärter Gegner nicht nur von heiligen, sondern von allen Kriegen.

Und vor ihm hatte auch Bischof Fulbert von Chartres (1006–1028) die Bischöfe als Tyrannen und Schlächter angeklagt. Sie verstünden sich besser als die weltlichen Großen auf den Krieg, ja, es sei geradezu ihr Hauptvergnügen, Truppen zu organisieren und Blutvergießen. Fulbert verwirft zwar nicht den Krieg der profanen Welt, aber jeden des Klerus, auch den sogenannten gerechten Krieg.

Doch zur nämlichen Zeit begeistert sich Bernard von Angers für einen Prior zu Conques, der regelmäßig an der Spitze seiner Leute ins «Feld» eilt und die Waffen gleich in seiner Zelle behält, natürlich «nur aus Eifer für Gott, zur Verteidigung des Guten und zum Schutz seines Klosters». Und im selben Jahrhundert wird Erzbischof Burchard von Vienne noch auf seinem Grabstein als kriegsruhmreicher Kirchenfeldherr glorifiziert, und dies sogar durch den Mund des Heiligen Geistes – gleich hinter den Märtyrern zieht der klerikale Militär samt Siegespalme in den Himmel ein.[33]

Das gute Beispiel der Päpste

Natürlich war das Kriegstreiben des hohen Klerus nicht zuletzt deshalb möglich, weil auch die Päpste, entgegen der eigenen Kirchenlehre, damit einverstanden, ja selbst daran, indirekt und direkt, Land- und Seeschlachten leitend, beteiligt waren.

Bereits Gregor I. (590–604), der einzige Heilige Vater mit dem Beinamen «der Große», befehligte in Krisenzeiten die römische Garnison. Er rekrutierte Männer aus Klöstern, kümmerte sich um militärische Einrichtungen, um Truppenstützpunkte, Befesti-

gungen, ja empfahl bei kriegerischen Operationen Rückenangriffe, Geiselnahme und Plünderung (IV 190 ff.). Er wurde Heiliger und Kirchenlehrer. Sein Schüler Honorius I. (625–638) trieb als echter Gregor-Jünger nicht nur zu einer verschärften Bekämpfung der Juden, sondern ernannte auch einen magister militum für Neapel. Zwar wurde Papst Honorius von seiner eigenen Kirche offiziell verflucht (das Anathema von Papst Leo II., einem Heiligen, 682 ratifiziert: IV 336 ff.), aber gewiß nicht als Antisemit oder Soldatenfreund, sondern als «Ketzer».

Schon 778 hatte Hadrian I., dieser extrem landgierige Mensch (IV 432 ff.), mit einem eigenen Heer den ersten päpstlichen Angriffskrieg geführt. 849 begleitete Papst Leo IV. seine Haudegen. 877 schlägt Johann VIII. die sarazenische Flotte bei Capo Circeo (V 265), 915 Johann X. die Sarazenen am Garigliano (V 484) und rühmt sich in einem Brief an den Kölner Erzbischof Hermann, zweimal persönlich gegen sie gekämpft zu haben. Benedikt VIII. besiegt sie 1016 bei Luni an der ligurischen Küste – während christliche Potentaten, auch Bischöfe, wie Athanasius von Neapel, nicht selten auf Seite der Araber stehen (V 267 f.). Und Leo IX. (1049–1054), ein deutscher Graf von Egisheim, führt als erster Heiliger Vater selbst Krieg im Namen der Kirche (S. 197 ff.).[34]

Auch die Äbte töten

Die meisten Klöster, reichsunmittelbare, Königsklöster sowie andere Eigenklöster geistlicher und weltlicher Herren, besaßen eine gut ausgebildete «militia». Denn wie die Bistümer, so waren auch viele Mönchshäuser verpflichtet, den Machthunger des Herrschers, unter Anführung des Abtes, mit Schlachtfutter, mit Kirchenvasallen (milites oder homines ecclesiae), zu füttern, sobald der König dessen bedurfte. Und wie oft bedurfte er! Selbst Frauenklöster waren kriegsdienstpflichtig und hatten Truppen zu stellen. Klöster aber ohne Soldaten mußten mitunter fremde ausstatten. Und schon im 10. Jahrhundert wurden kleinere, dem

Reich keine Waffenhilfe leistende Monasterien in der Regel verschenkt oder verlehnt.

Äbte sind seit karolingischer Zeit häufig Vertraute des Regenten, einflußreiche Funktionäre, die innerhalb seiner Politik, je nach Rang und Bedeutung ihres Hauses, mehr oder weniger wichtige Aufträge ausführen. Nicht zuletzt eben ziehen sie, wie die Bischöfe, für den König in den Krieg.[35]

So verrichtet in der Karolingerzeit, um nur kurz zu exemplifizieren, Abt Achivus hostilicium, ebenfalls Abt Ermenland; er zwar widerstrebend, doch, laut Bericht, ganz vorzüglich. Fardulfus, Abt von St. Denis, streitet auf einer Heerfahrt Karls gegen die Sachsen, wobei er als Kampfhilfe auch Reliquien mitführt – töten und beten ...

Dem Abt Fulrad von Altaich befiehlt der Kaiser 806: «Am 20. Mai sollst du mit deinen Männern nach Staßfurt an der Bode kommen, bereit, in jedem von uns bestimmten Teil unseres Reichs zu kämpfen. Du sollst mit Waffen, Ausrüstung und aller für die Kriegsführung benötigten Bekleidung und Verpflegung erscheinen. Jeder Reiter soll Schild, Lanze, Schwert, Dolch, Bogen und Köcher haben. In deinem Wagen sollst du Spaten, Äxte, Picken und mit eisernen Spitzen versehene Stangen sowie alles für die Truppe benötigte Material mitführen. Die Rationen sollen für drei Monate reichen ...»[36]

Ja, eines nur ist not!

Helisachar, Abt von St. Aubin, kommandiert 827 Kriegsvolk zur Niederschlagung eines Aufruhrs in der spanischen Mark. In der Schlacht bei Angoulême anno 844 fallen Abt Hugo von St. Quentin, St. Bertin und Lobbes, ein Sohn Karls «des Großen», sowie Richboto von St. Riquier; gefangen wird, außer etlichen Bischöfen, Abt Lupus von Ferrières (V 136). Auch in der Schlacht bei Preßburg kommen drei Äbte um. Und zur Zeit der sächsischen Kaiser begleiten die deutschen Monarchen auf ihren Feldzügen allein in Italien, soweit bekannt, 15 Äbte.

Beim Ungarneinfall 954 eilten auch Klostermilizen wider die Invasoren. Manchmal rückten selbst Mönche bewaffnet aus, gegen Landesfeinde, Städte, Ritter; ja, Klöster lieferten sich gegen-

seitig Schlachten. Aus dem Mönch wurde allmählich der Mönchsritter. Und am Kriegsgurt des Mönchsritters – die merkwürdige Metamorphose des antiken «Ringkämpfers Christi» – hängen Bogen und Köcher, Zange, Hammer, Schwert und eine Eichenkeule. Wahrscheinlich produzierten die Klosterwerkstätten um die Wende zum 9. Jahrhundert bereits Schwerter und andere Waffen.[37]

Selbstverständlich dienten die Hochburgen der Asketen – wie noch im Spanischen Bürgerkrieg oder in Kroatien gegen Mitte des 20. Jahrhunderts - auch als militärische Stützpunkte. So etwa Kloster Elten, das zum Bistum Utrecht gehörte, dessen Bischof Ansfrid, ein mächtiger adliger Kriegsmann, unter dem Erzbischof und vielfachen Heerführer Brun (V 430 ff.) militärisch ausgebildet, wohl nicht zuletzt diesen Fähigkeiten seine geistliche Würde verdankte.

Doch wurden viele Klöster schon im frühen Mittelalter zu wehrhaften Gebäuden, regelrechten Burgen umgebaut; ähnlich viele Bischofsstädte. Voraussetzung dafür: die Erlaubnis des Königs, die Verleihung des Burgbanns, die bei neugegründeten Klöstern häufig erfolgte; das heißt das Recht des Burgherrn, das umwohnende (freie) Volk zu allen Arbeiten an der Burg heranzuziehen gegen dessen Recht, in Notzeiten darin Schutz zu finden.[38]

Prälaten- und Kirchenburgen entstehen

Der Burgenbau ist älter, als man lange annahm. Er reicht im fränkischen Imperium bis ins 8. Jahrhundert zurück, beginnt in Europa allgemein am Ende des 9. Jahrhunderts und dient besonders zur Sicherung geraubter Gebiete, zum Ausgangspunkt für weitere Raubzüge, für Fehden sowie zum Schutz von Nachschubwegen.

Die Burg (lat. burgus/burgum, got. baurgs, ahd. burg, frz. bourg, altslaw. grad), auch arx, castellum, castrum genannt, ge-

hörte schließlich zum adligen Lebensstil und damit auch zur Kirche. Denn der hohe Klerus entstammte durchaus dem Adel und lebte wie der Adel. Die Wendung «castrum cum ecclesia» auf Herrscherdiplomen drückt das nahe Verhältnis zwischen Burg und Kirche aus. Wie ja im Slawischen bezeichnenderweise das «castellum» als Kirche des 5. Jahrhunderts zu «costel» wurde.[39]

Schon im 6. Jahrhundert erwähnt Bischof Venantius Fortunatus die Verdienste seines Kollegen Vilicus um die Festungsbauten von Metz. Ebenso rühmt er den Bischof Nicetius als Errichter einer Mosel-Burg. Im 7. Jahrhundert umgeben die Bischöfe Desiderius von Cahors und Leodegar von Autun ihre Stadt mit wehrhaften Mauern. Papst Gregor IV. (827–844) befestigt im Krieg gegen die vordringenden Araber Ostia durch ein mächtiges Kastell, das er bescheiden nach sich Gregoriopolis nennt. Sein Nachfolger, der hl. Leo IV. (847–855), baut Roms Verteidigungsanlagen aus und wird so Schöpfer der «Urbs Leonina» (V 176).

In Bayern sind alle fünf Bischofssitze im 8./9. Jahrhundert fortifiziert. Es waren schließlich richtige «Bischofsburgen», deren Verteidigung den Bischofsvasallen oblag. Schon in der ausgehenden Karolingerzeit besitzen Prälaten mitunter eine Stadt oder das Befestigungsrecht. Um die Jahrtausendwende ist in Deutschland die bischöfliche Stadt-Herrschaft anstelle der gräflichen die Regel.[40]

Auch manche Äbte erhielten bereits im späteren 8. Jahrhundert die Befestigungshoheit über ihre Abtei. Seit Karl dem Kahlen häufen sich die Nachrichten über militärische Sicherungen von Klöstern, die freilich durchweg Laienäbten unterstehen.

Die Abtei Pfäfers in Rätien, etwa 735/740 gegründet, wurde auf schwer zugänglichem Fels geradezu unangreifbar über dem Rheintal errichtet, nicht zuletzt aus politisch strategischen Gründen. Seit 806 karolingisches Reichskloster, hatte Pfäfers beachtliche Bedeutung für die großen Paßstraßen und konnte außerdem durch seine Liegenschaften im Rheintal den Weg vom Bodensee nach Chur und zu den Alpen kontrollieren. Die Abtei Peterlingen (Payerne), gegründet schon zur Zeit des Bischofs Marius von Avenches und 961/962 wiederhergestellt, mußte u. a. einen siche-

ren Zugang zum Großen St. Bernhard gewähren. «Die Klostergüter sind aufgereiht wie Straßenstationen an der Route nach dem wichtigen Alpenpaß» (Büttner).[41]

Auch in Italien hatten bereits die von den langobardischen und fränkischen Königen geförderten oder von ihnen selbst vorgenommenen Klostergründungen neben ihrer politischen und wirtschaftlichen Bedeutung meist auch eine strategische.

Zu wehrhaften Klöstern bzw. regulären Klosterburgen zählen im 9. Jahrhundert St. Philibert, St. Quentin, die großen Reichsabteien Corbie, St. Vaast in Arras, St. Bertin, St. Médard in Soissons; im 10. Jahrhundert St. Martin in Tours, St. Hilaire zu Poitiers, St. Martialis von Limoges. Nicht zufällig wurden Burgen häufig in Klöster verwandelt oder Klöster in Burgen verlegt. Manche Klöster besaßen auch Burgen, wie etwa die Abtei St. Maximin.

Bischof Dietrich von Metz (965–984) erbaute, zusammen mit einem Kloster, das Fort Epinal. Auch die Erzbischöfe Fulco von Reims (883–900) und Nachfolger Heriveus (900–922) liebten den Burgen-, den Festungsbau, das Fundament und eigentliche Statussymbol ritterlicher Welt und feudaler Macht. Sie schützten so ihre eigene Bischofsstadt, ließen aber auch Fortifikationen in Omont (bei Sedan), Epernay an der Marne und anderwärts aufmauern, freilich eine alte und sie lang überdauernde geistliche Tradition.[42]

Nicht anders Notker von Lüttich (972–1008), der sich übrigens seinen episkopalen Schlachthaufen sicherte, indem er ihm ein Drittel des gesamten Kirchenbesitzes überließ, die wohlüberlegte Kalkulation einer frühen Mitbeteiligung – beinah eine Pioniertat. Notker umgab nicht nur Lüttich als erster mit einer Mauer, sondern schuf neben den bereits bestehenden Befestigungen des Bistums in Dinant und Huy neue in Thouin, Fosses und Malines (Mecheln). Derart zertrümmerte er den lokalen Feudaladel, zumal den Machtkomplex der Reginare – die Basis für eine fürstliche Position.

Sogar der maßgebende Repräsentant der lothringischen Reformer, Bischof Waso von Lüttich, hat, ohne angeblich selbst die

Waffen zu führen, Ritter eidlich zum Kampf verpflichtet, Burgen gebrochen, die Verteidigung seiner Stadt geleitet, kurz, militärische Verbände kommandiert.

Auch Burchard I. von Worms (1000–1025), den Heinrich II. sehr begünstigte, stellte die Wormser Stadtmauer wieder her und befestigte den Bischofssitz. Und sofort ließ der Prälat die Salierburg Ottos «von Worms», des Herzogs von Kärnten, abreißen, des Thronkandidaten 1002, der als Enkel Ottos I. dem verstorbenen Kaiser näherstand als Heinrich II., ein Urenkel Heinrichs I. (S. 16).

Selbst der hl. Bischof Bernward von Hildesheim, der Erzieher Ottos III., der sein Oberhirtenamt 993 gleich mit Kriegszügen gegen die Normannen begann, führte 994 zwei Festungen an der Nordgrenze seiner Diözese auf, die Mundburg an der Ockermündung und Burg Wahrenholz an der Ise, die er dem hl. Lambert anvertraute. Und auch die eigene Bischofsstadt umzog er mit Mauern und Türmen, wie man seinerzeit auch Bremen mit einer Ringmauer umgab. Oder wie im 11. Jahrhundert die ja immer reicher und mächtiger werdenden Prälaten ihre Verteidigungssysteme schufen, Meinwerk von Paderborn etwa. Errichtete doch der Bauwütige keineswegs nur Sakrales oder für sich eine Bischofspfalz, sondern ließ auch die Domfreiheit ummauern und die Stadtbefestigung verbessern – «eine notwendige Maßnahme gegen die Bedrohungen, denen sich die Bischofskirchen infolge ihrer Herrschaftsentfaltung zunehmend ausgesetzt sahen» (Bannasch).

Erst kürzlich führte Stefan Weinfurter sehr erhellend aus, daß die Bischöfe der Salierzeit ein neuartiges Selbstverständnis entwickelten: «Sie gestalteten nicht nur ein kirchliches Zentrum, sondern den Sitz eines geistlichen Fürsten, der an Macht und Einfluß den Großteil des Adels im Reich übertraf. Sie begannen in ihren Urkunden, Münzen und Siegeln, sogar in Herrschaftszeichen und Hofhaltung, die bisher dem König vorbehaltenen Formen der Herrschaftsrepräsentation zu imitieren, und sie gingen schließlich daran, aus diesem neuen Herrschaftsverständnis heraus ihre Leute immer härteren Belastungen zu unterwerfen.

Gleichzeitig wurde die sich verdichtende Amtsherrschaft durch Burgen gesichert, indem man sie neu bauen ließ, wie beispielsweise in Hamburg-Bremen auf der Höhe des Süllbergs oder in Bamberg mit Gößweinstein, oder indem man sie einem weltlichen Fürsten entriß, wie in Köln die ezzonische Tomburg an der Aachen-Frankfurter Heerstraße, in allen Fällen nicht zur Abwehr nach außen, sondern zur Stabilisierung nach innen. Diese Burgen waren nicht mehr zum Schutz der Bevölkerung gedacht, etwa als Fliehburgen, sondern erhielten nun zur Interessenvertretung ihrer Herrn feste Besatzungen.»[43]

Schließlich wurden im Mittelalter Tausende von Kirchen als Burgen erstellt. K. Kafka nennt in seinen «Wehrkirchen Niederösterreichs» allein für den dortigen Bezirk 114 heute noch erkennbare Kirchen mit Wehreinrichtungen und weist weitere 129 inzwischen verschwundene für Niederösterreich nach. Doch gab es sogar Kirchen, die nicht nur, wie häufig, zu Befestigungen, sondern zu regelrechten Raubnestern ausgebaut worden waren, zum Beispiel im 11. Jahrhundert in der Reimser Kirchenprovinz.

Damals führte die Entwicklung des Reformgeistes zu Konflikten mit der Reichsgewalt, zu Verweigerungen des Reichskriegsdienstes, dieser ganzen Heerfolge des hohen Klerus, die eben unter Heinrich II. dem Heiligen, von dem wir ausgingen, kulminierte, und zu dem wir damit zurückkehren.[44]

Gleich nach Heinrichs Wahl Bürgerkriege in Schwaben und Franken

Heinrich II. der Heilige – 1002 deutscher König, 1004 König von Italien, 1014 römischer Kaiser –, der «große Friedensstifter», dem es, glaubt man dem Heer seiner meist kirchlichen Apologeten, zuerst um Frieden ging, um Friedenspolitik, Friedenseinung, Friedensbemühung, Gerechtigkeit, Versöhnung, dem man noch heute auf christlicher Seite besondere Friedensliebe nachrühmt, dieser seltsame, tatsächlich sogar häufig den Frieden gebietende und beschwörende Heilige kam zeitlebens aus Kriegen und Fehden, aus lauter blutigen Auseinandersetzungen mit Katholiken, kaum heraus: mit den katholischen Polen, mit dem katholischen Adel im Reich, im Elsaß, in Lothringen, Burgund (allein hier drei Feldzüge), mit dem katholischen Adel in Schwaben, Sachsen, mit der katholischen Aristokratie Oberitaliens, mit den katholischen Römern, mit katholischen Verwandten und katholischen Bischöfen. Und bei all dem, zumal bei seinem großen Krieg gegen die Polen, wurde Heinrich von einem «deutschen Nationalgefühl» so wenig geleitet wie sein Adel. Doch gehörte das Morden und Töten im gewissen Sinn zu den Hauptaufgaben eines christlichen Königs, waren der von ihm verbreitete «Schrecken» und die von ihm ausgehende «Angst» seine wichtigsten Regierungsmittel. Er besaß Banngewalt, er hatte das Recht zu strafen, Besitz zu nehmen und das Leben. Er praktizierte die Unterwerfung, Ausstoßung, Vernichtung. «Von allen soll er gefürchtet werden», steht im ottonischen Krönungsordo des «Pontificale Romano-Germanicum», «und wird geliebt ...»

Was Wunder, wimmelte das Reich von Störungen, Unruhen, Terrorakten aller Art. «Die Jahrbücher der Regierung Heinrichs II. sind voll von Thaten schnöder Gewalt und frechen Friedensbruches, gegen die der Kaiser unablässig, aber erst in seinen letzten Lebensjahren mit sichtlicherem Erfolg ankämpfte: wieder und wieder hören wir von Plünderungen und Räubereien der Mächtigen gegen die Machtlosen, der Laien gegen die Kirchen, deren Straflosigkeit die Schriftsteller der Zeit beklagen» (Breßlau).[45]

Gleich nach seiner Wahl verheerte Heinrich II., eine seiner ersten Regierungshandlungen, das Land des Herzogs Hermann II. von Schwaben, der sich selber Hoffnungen auf die Krone gemacht, zunächst auch der Kandidat vieler Großer war. Und Hermann erobert und plündert das mit seinem Bischof Wernher zu Heinrich abgefallene Straßburg; die Schwaben rauben den Dom aus, stecken ihn sogar in Brand (S. 19). Da der König für das Frühjahr bereits einen Kriegszug gegen den Thronrivalen plante, unterwarf sich dieser noch im Herbst und starb schon wenige Monate danach, im Mai 1003, worauf Heinrich die Regierung für dessen unmündigen Sohn Hermann III. selbst übernahm. Auch er starb, sicher zur Erleichterung des Herrschers, 1012, rechtzeitig bevor er großjährig geworden wäre, höchstens zwölf Jahre alt. Und drei Jahre später wurde Herzog Ernst I. von Schwaben, ebenfalls noch jung und dubios genug auf der Jagd durch einen Schuß getötet, der, wie es heißt, einer Hirschkuh galt.

Einen weiteren Bürgerkrieg, eine Fortsetzung gleichsam der blutigen Babenbergerfehde ein Jahrhundert früher (V 354 ff.) führte Heinrich II. im Nordgau gegen den Markgrafen Heinrich von Schweinfurt aus der Sippe der Babenberger.

Der Heilige, beim Ringen um die Krone zunächst noch in prekärer Position, hatte vor seiner Wahl dem mächtigen Markgrafen das frei gewordene Herzogtum Bayern versprochen, ihn dann aber geprellt. (Warum also, in Parenthese, sollte heute ein katholischer Politiker Wahlversprechen halten, wenn ein katholischer Kaiser schon tausend Jahre früher keine hielt – und dennoch heilig wurde?! Die Geschichte der Christiani strotzt von solchen Schulbeispielen.)

Als Heinrich König geworden, speiste er den anfragenden Markgrafen mit Ausreden ab, was der sich nicht bieten ließ. Schließlich hatte ihm Heinrich das Herzogtum «längst fest zugesagt» und er ihn deshalb auch «getreulich bei seinen Bemühungen zur Erlangung der Königswürde unterstützt». So überliefert Bischof Thietmar von Merseburg, ein Vetter des Schweinfurters, der seinerseits ein Sohn des Grafen Berthold war, den Otto I. im bayerischen Nordgau eingesetzt, nachdem er den Bayernherzog Eberhard für immer ausgeschaltet hatte (IV 421 f.). Die Schweinfurter Grafen geboten damit über eine Brückenstellung zwischen Nord- und Süddeutschland, sie hatten ihr Territorium ausgebaut und, außer dem Stammsitz, durch einen stattlichen Burgenkranz – Banz, Kronach, Creussen, Ammerthal, Hersbruck – gesichert.

Nach dem Wortbruch des Königs, der wohl die Macht des Bayern an der Südostflanke des Reiches fürchtete, zog sich der Markgraf, der Heinrich durch «die trefflichsten Männer» vergeblich an sein Versprechen erinnern ließ, von diesem zurück und näherte sich Boleslaw Chrobry, dem Gebieter über Polen und Böhmen, der Heinrich die Huldigung für Böhmen verweigerte. Beide Herren, verbündet mit dem Babenberger Ernst von Österreich, dem Vetter des Schweinfurters, und mit des Königs eigenem Bruder Brun, erhoben sich im Frühsommer 1003 gegen den noch keineswegs fest im Sattel sitzenden Regenten.

Thietmar berichtet von einem weit verzweigten Verschwörungsnetz, und zunächst erlitt Heinrich auch eine Schlappe bei Hersbruck, überzog dann aber – Feldgeschrei: Kirieleison! – das ganze Land des Grafen mit Krieg «und zerstörte die meisten seiner Burgen» (Hermann von Reichenau). Denn «Friede und Eintracht zu stiften, war zeitlebens das oberste Ziel des Herrschers» (Guth). Es ging Schlag auf Schlag. Er nahm dem Franken eine Burg nach der andern. Ammerthal, die Residenz des Markgrafen, unweit vom heutigen Amberg, wurde niedergebrannt, die Stadt ruiniert, die dort gefangene polnische Besatzung unter die Sieger verteilt. Creußen am Roten Main wird übergeben, Burg Crana (Kronach) auf Befehl des verzweifelten Markgrafen eingeäschert, bevor er vorübergehend zu Herzog Boleslaw flieht.

Den Schlußstrich unter das Drama ziehen zwei hohe Pfaffen. Schickte der Heilige doch Bischof Heinrich von Würzburg – den er gleichfalls noch reinlegen sollte – sowie den Abt Erchanbald von Fulda (in jedem Krieg und Konflikt eisern an der Seite des Monarchen, weshalb ihn dieser auch zum Mainzer Erzbischof ernennt), um die «Festung Schweinfurt» zu vernichten. Dies taten beide Seelenhirten «in schonendster Weise». Machten sie doch «bloß die Stadtmauern und Gebäude dem Erdboden gleich» und versprachen gar Graf Heinrichs Mutter Eila, Thietmars Tante, die lieber in der Burg verbrennen, als lebend daraus gehen wollte, alles wiederherstellen zu lassen, falls des Königs Gnade es gestatte ... Heinrichs Biograph, der als Hofkapellan 1010 zum Bischof gemachte Adalbold von Utrecht, verschweigt die ganze Tragödie.

Der König hatte alle befestigten Orte seines Gegners gebrochen, alle seine Eigengüter verheert, ihm auch sämtliche Ämter und Lehen, ein großes Territorium, weggenommen. Danach genoß er seinen Triumph auf Burg Bamberg, beging dort am 8. September «das Geburtsfest der Gottesmutter in festlicher Freude», erholte sich «von den Anstrengungen des Feldzuges» bei der Herbstjagd im Spessart und sagte für den nächsten Winter einen Einfall ins Milzenerland an.

Den vor ihm zu Kreuz kriechenden Grafen – in Büßerkleidung bekannte er «unter Tränen alle seine schwere Schuld» (Thietmar) – sperrte er in den zuweilen als Fürstengefängnis dienenden Giebichenstein. Dort, Tag und Nacht bewacht, sang er einmal, neben anderen «geistlichen Übungen», an einem Tag unter 150 Kniebeugen den Psalter ab – schließlich hielt ihn der Magdeburger Erzbischof Tagino, ein zwischen Wutausbrüchen und Askese hin- und herschwankender Jugendgefährte des Königs, in Verwahrung. Und nach seiner Freilassung blieb Heinrich von Schweinfurt politisch gänzlich entmachtet, wurde aber im September 1017 durchaus generös in Schweinfurt von drei Bischöfen (aus Würzburg, Bamberg und Triest) unter die Erde gebracht – «außerhalb der Kirche nahe dem Tore», wie er bemerkenswerterweise gewünscht. Und Heinrich der Heilige soll den Tod dieser «Zier Ostfrankens» jetzt «tief betrauert» haben (multum doluit).

Die Verwandten des Schweinfurters begünstigte er jedoch wie kaum eine andere Familie durch gewaltige Güterzuweisungen in der bayrischen Ostmark, durch das Herzogtum Schwaben, das Erzbistum Trier – keine Wiedergutmachung etwa, sondern die Stärkung des Adelshauses für den Kampf gegen Salier und Konradiner, seine verhaßtesten Feinde. Alles gemäß dem Prinzip, zu teilen und zu herrschen, alles zur Vernichtung der salisch-konradinischen Partei, die er mit glühender Rache verfolgte, ohne ihren Sieg verhindern zu können.[46]

Heinrichs des Heiligen Kriege im Westen

Im Mai/Juni 1005 griff der König durch einen – zu Thiel in der heiligen Fastenzeit vorbereiteten – Feldzug über die Zuidersee die Westfriesen an; angeblich ein Rachekrieg für den Schlachtentod des Grafen Arnulf. Dieser war freilich schon zehn, zwölf Jahre früher gefallen. So geschah die mäßig erfolgreiche Attacke auf die Westfriesen wohl eher zugunsten der wachsenden Macht der Utrechter Bischöfe und der Witwe Arnulfs, Liudgard, einer Schwester von Heinrichs Gattin Kunigunde. Das Bistum Utrecht gehörte seit Karl I. zur Kirchenprovinz Köln, umfaßte den größten Teil der heutigen Niederlande und trieb einen blühenden Handel bis nach Sachsen, England, Dänemark und Norwegen. Die in Utrecht geprägten Münzen (Münzrecht seit 936) wurden bis nach Skandinavien, bis ins Baltikum verbreitet. Und wie sehr sich das Bistum gegen seine friesischen Nachbarn engagierte, zeigt u. a. der Friesenfeldzug 1018, bei dem die bischöflichen Truppenkontingente größer waren als die der weltlichen Fürsten.

Schon ein Jahr nach seiner Friesenheerfahrt kämpfte Heinrich erneut im Westen.

Kaiser Otto II. hatte entlang der Schelde Marken errichtet, die offensichtlich den französischen Kronvasallen Balduin IV. den Bärtigen, Graf von Flandern (988–1035), bedrohten. Dieser suchte die Schelde, den Grenzfluß, zu beherrschen. So schloß Heinrich

gegen Balduin im August 1006 ein Bündnis mit dem (wundertätigen) König Robert II. dem Frommen von Frankreich (987/996–1031), das kein anderer als Bischof Notker von Lüttich (S. 47 f.) vermittelt hatte. Und Dritter im Bunde Herzog Richard II. von der Normandie (996–1026); auch er in den Quellen gefeiert als «Muster an Tugend, Friedenshüter und Schirmherr der Kirche» (Renoux). Doch trotz solch dreifach gottgefälliger Vereinigung des Heiligen, des Frommen, des Kirchen-Schirmherrn kam es gerade durch letzteren im Spätsommer 1006 im Gebiet von Arras nicht nur zu den üblichen Plünderungen, sondern sogar zum Kampf um das Kloster Mont-Saint-Eloi, das die Mönche vergeblich verteidigten; das «Gotteshaus» wurde von den Angreifern vollständig ausgeraubt. Da der Vorstoß dennoch mißlang, nahm Heinrich den Krieg bereits im nächsten Jahr wieder auf. Dabei suchten seine Scharen – unter ihnen, an der Spitze eines großen Aufgebots, der hl. Bischof Bernward von Hildesheim – plündernd das Kloster Holthem heim und dessen Kirche. Man eroberte Gent und verwüstete Flandern, worauf Balduin Geiseln stellen und sich im Oktober in Aachen unterwerfen mußte. Den «ersten und sichersten Gewinn aus dem glücklichen Feldzug» (Hirsch) aber machte das Bistum Cambrai; es erhielt gleich noch zu Aachen die Grafschaft des Cammerichgaues.[47]

Sogar mit den Brüdern seiner hl. Gattin Kunigunde, Tochter des Grafen Siegfried I. von Luxemburg (Lützelburg), führte Heinrich II. in Oberlothringen, diesem von Fehden geschüttelten Land, langjährige Bürgerkriege (1008–1015). Freilich war auch das Verhältnis zu seinem eigenen Bruder, dem Bischof Brun von Augsburg, nicht gut – er jagte ihn zweimal, 1003/1004 und 1024, in die Verbannung.

Die Luxemburger hatten ihre Stellung unter dem königlichen Schwager ausgebaut. Sie beherrschten den größten Teil Oberlothringens, wollten aber auch nach Osten expandieren, an der mittleren Mosel Fuß fassen, was Heinrich zu weit ging. Zwei von Kunigundens Brüder waren Geistliche. Sie brannten vor Ehrgeiz und suchten die frei werdenden Bischofsstühle von Metz (1005) und Trier (1008) zu gewinnen, zwei Diözesen in ihrer Einflußsphäre.

Zunächst hatte sich 1006 Bruder Dietrich II. angeblich eigenmächtig zum Bischof von Metz gemacht. Wahrscheinlich jedoch erhielt er nach dem Tod Adalberos II. den vakanten Metzer Sprengel Anfang 1006 durch Zutun seines Schwagers Heinrich selbst. Und auch dem Schwager Adalbero, Propst von St. Paulin in Trier, scheint der König, nach Auskunft der Quellen, das dortige Erzstift versprochen zu haben. Jedenfalls wählte man nach dem Tod von Erzbischof Liudolf von Trier dort Adalbero, Kunigundes jüngsten Bruder, übrigens ein bewährter Kirchenräuber, kanonisch korrekt zum Nachfolger. Doch nun wurden die aufstrebenden Verwandten dem König zu stark und er übertrug, entgegen den «dringenden Bitten seiner geliebten Gemahlin und anderer Freunde» (Thietmar), Trier einem Gegenbischof, dem Mainzer Kämmerer Megingaud (1008–1015). Dieser kaufte sich zwar, längst nicht mehr ungewöhnlich, für Kirchengut Krieger ein, aber der bereits rechtmäßig Gewählte verweigerte ihm den Einzug in die Moselmetropole. Und nun brach jener Aufruhr aus, der einen großen Teil des lothringischen Adels erfaßte, zeitweise auf Seite der Luxemburger auch deren holländische Verwandte, ferner den Pfalzgrafen Ezzo, den Salier Konrad, den späteren Kaiser Konrad II. u. a., ein Krieg, der ein Jahrzehnt durch immer neue Brandschatzungen und Greuel in Atem hielt.

Heinrich, hier «Invasor regni», Usurpator, geschimpft, führte drei Feldzüge gegen seine Schwäger. Erzbischof Adalbero verteidigte sich 1008 in Trier sechzehn Wochen lang geradezu heldenmütig in der eigens mit Mauern, Türmen, Gräben befestigten Pfalz. Doch während der Heilige die Häuser der Stadt abbrechen ließ, um aus den Steinen Belagerungstürme zu bauen, steckten sie die Belagerten wieder in Brand, wobei Trier zu einer Schutthalde wurde. Und dann konnte es Heinrich im August 1008 zwar erobern, Adalbero vertreiben, exkommunizieren und den Mainzer Kämmerer Megingaud weihen lassen. Aber später vermochte Erzbischof Adalbero in Trier wieder einzuziehen, während Erzbischof Megingaud bis an sein Lebensende in Koblenz residieren mußte.

Im nächsten Sommer, mitten im zweiten Polenkrieg, setzte der König auf einem Regensburger Hoftag den Herzog Heinrich V.

von Bayern ab, behielt Bayern (bis 1017) in eigener Hand und rückte erneut gegen die Verwandtschaft vor, die ihn nun entschieden bekämpfte: Erzbischof Adalbero von Trier, Bischof Dietrich von Metz, Herzog Heinrich von Bayern sowie die Grafen Friedrich von Luxemburg und Gerhard von Elsaß. Der hl. König aber belagerte Metz mit einem Heer, in dem nicht nur die Bischöfe Berthold von Toul und Heimo von Verdun fochten, sondern kurioserweise auch Heiden, liutizische Truppenverbände, welche die vor den Toren liegende Abtei St. Martin gänzlich ausraubten.

Große Anstrengungen zugunsten des Königs machte auch der Abt von Moyenmoutier, wobei ihn sein Diözesanbischof Berthold von Toul beriet. Der Abt führte Heinrich ein größeres Truppenkontingent sowie beträchtliche Geldsummen zu und kam dadurch auch in den Besitz des von ihm heiß begehrten Gutes Bergheim, allerdings nur für ein Jahr. Dann entzog es ihm, durch einen Trick, sein Diözesanbischof, und der Betrogene soll vor Kummer gestorben sein.

Bischof Dietrich hatte sein Kriegsvolk mittels großzügig verteilten Kirchengutes verstärkt, konnte sich auch in Metz behaupten, doch wurde es gewaltig ramponiert, vor allem aber ganz Oberlothringen durch Heinrichs Soldateska restlos geplündert und verwüstet; Städte wurden geschleift, fast alle Dörfer verbrannt, Felder verheert, noch Weinstöcke und Bäume mit ihren Wurzeln vernichtet. Denn, berichtet die Vita des Bischofs Bernward von Hildesheim (seinerseits bekanntlich gleichfalls heilig und auf vielen Heerfahrten bewährt – 994/995 gegen die Elbslawen, 1000/1001 bei der Einnahme Tivolis und der Niederwerfung der Römer, 1006/1007 auf dem Feldzug nach Flandern): «Überall, wohin der weise Herrscher sein geheiligtes Antlitz wandte, stiftete er, wenn er etwa Zwietracht entdeckte, auf der Stelle Versöhnung» (Thietmar).

Was im Kampf gegen die Luxemburger an Einheimischen nicht durch Feuer und Schwert umkam, erlag dem Hunger oder der Pest. Ungezählte entflohen auch der Kriegsfurie oder suchten aus Hunger und anderer Not zu entkommen, allein vom Metzer Domstift St. Stephan 800 Hörige. Seit einem Vierteljahrhundert

hatte Deutschland keinen solchen Bürgerkrieg mehr gesehen. Und im Herbst 1011 zog der König ein drittes Mal heran und verbot Dietrich, nachdem er, entschlossen, jeden Widerstand zu brechen, Metz abermals belagert und die Gegend gebrandschatzt hatte, am 11. November 1012 zu Koblenz die Ausübung des Bischofsamtes. Anfangs 1015 baten die Schwäger «nudis pedibus», barfuß, den hl. Kaiser um Gnade, doch dauerte der Streit fort und wurde endgültig erst auf einem Fürstentag in Aachen im Mai 1017 beendet, worauf Heinrich V. von Luxemburg das Herzogtum Bayern wieder bekam.[48]

Fraglos waren die Luxemburger auch deshalb so verbittert, weil Kunigunde auf ihre Morgengabe, Bamberg, zugunsten des neuen Bistums verzichtet hatte, wodurch ihre Brüder, die ein reiches Erbe erwartet, sich getäuscht sahen.

Das Bistum Bamberg entsteht durch einen königlichen Schurkenstreich

Das Netz, mit dem die deutschen Diözesen seit langem das Land überzogen, machte Heinrich der II. noch enger durch die Gründung des Bistums Bamberg, wo man ihn noch heute besonders verehrt.

Die Errichtung dieses Bistums gilt gern als seine bedeutendste kirchliche Leistung, eine seiner «schönsten Handlungen» (Wetzer/Welte). Und angeblich hatte der König, der Bamberg «von klein auf», sagt Thietmar, «besonders geliebt», hier «schon immer» ein Bistum errichten wollen, natürlich zum Heil seiner Seele. Seine Ehe war kinderlos, und da sollte Gott sein Erbe sein. Ein ganz persönliches Motiv, mit dem aber die Kirche früh eine «fromme Umdeutung» verband (ein tausend- und abertausendfach bewährter Pfaffen-Trug): Heinrichs Kinderlosigkeit, so hieß es durch die Zeiten, sei die Folge eines Keuschheitsgelübdes, der Josephsehe mit seiner dann gleichfalls sanktifizierten Gattin Kunigunde gewesen.

Davon kann freilich keine Rede sein, soviel man darüber auch gepredigt, geschrieben und so der Welt gleich zwei Heilige, zwei Asketen aufgebunden hat. Meint doch selbst der gelehrte, verhältnismäßig nüchterne (zum Beispiel auch den historischen Charakter der Heldensage bezweifelnde) Mönch Frutolf (gest. 1103) des Bamberger Klosters Michelsberg: «Wie viele bezeugen, erkannte er die Königin Kunigunde niemals, sondern liebte sie wie eine Schwester.» Und noch im 20. Jahrhundert verbreitet der Klerus: «Sie führten zusammen ein wahrhaft engelreines Leben» (van Aerssen). Noch im 20. Jahrhundert offeriert man mit Imprimatur das «Kirchengebet. O Gott, der du am heutigen Tage (15. Juli) deinen hl. Bekenner Heinrich von der höchsten Stufe der irdischen Herrschaft in das Himmelreich versetzt hast, wir bitten dich demütig: gleichwie du ihn mit überreicher Gnade unterstützt hast und ihm beigestanden bist, die Reize der Welt zu besiegen: so verleihe auch uns, daß wir durch dessen Nachahmung die eitlen Freuden dieser Welt überwinden und mit reinem Herzen zu dir gelangen. Amen.»

Die ältesten Nachrichten über diesen ganz keuschen, die Reize der Welt besiegenden Bund stammen aus dem frühen 12. Jahrhundert und gehen nur auf mündliche Tradition zurück, die schon Leibniz als unglaubwürdig erkannte. Vermutlich dürfte die hl. Gattin des hl. Kaisers, sinnig als Patronin der Schwangeren und der Kinder verehrt, im Bett nicht weniger aktiv gewesen sein als im politischen Leben, an dem sie regen Anteil nahm. So inthronisierte sie, als der Heilige Krieg in Burgund führte, ihren Bruder Heinrich als bayerischen Herzog. So organisierte sie während des Gatten Abwesenheit die Landesverteidigung.

Und die Kirche organisierte dann über sie ein Mirakelmärchen nach dem anderen. Ja, ungezählte Wunder geschahen am Grab der hl. Kunigunde: Taube, Stumme, Gelähmte, Blinde, die Kranken erlangten nach dem Zeugnis eines geistlichen Chronisten «in jeder Krankheit Heilung». Staub vom Grab der Heiligen wurde «oft in Getreidekörner verwandelt», wie Papst Innozenz III. in seiner Kanonisationsbulle vom 3. April 1200 dekretiert, wo auch bezeugt wird, daß durch sie «Blinde ihr Gesicht, Lahme ihre ge-

sunden Glieder, Stumme ihre Sprache, Taube ihr Gehör und andere Kranke ihre Gesundheit wieder erhalten haben». Werden doch von der Kaisergattin sogar drei Totenerweckungen berichtet, «welche allen Glauben verdienen» (Donin).

Ein Chronist vermeldet auch: «Mit eigenen Augen haben wir gesehen, daß der vom Grabe der h. Jungfrau gewonnene Staub in wohlriechendes Kraut oder Weihrauch sich verwandelte. Die Hausthiere, welche gestohlen oder von Raubthieren fortgetragen waren, kamen nach einem Gelübde mit Anrufung der h. Kunigunda wieder in ihre Ställe. Wie oft das geschehen, kann man unmöglich aufzählen, da es zahllos war.» Ein aufgehängter Roßdieb gelangte nach Anrufung der Heiligen heil wieder vom Galgen. Auch ein geraubtes Kind wurde vom bösen Wolf wieder zurückgebracht, «unversehrt und freundlich lächelnd», versteht sich. Ein anderes Kind, schon tot, wurde auf dem Grab der Heiligen wieder lebendig. «Ganz Bamberg ist Zeuge» (Looshorn).

Und viele Jahrhunderte sind Zeuge, daß man mit diesem und ähnlichem, Bibliotheken füllenden, die Vernunft monströs strapazierenden Stuß Generationen um Generationen unglaublich verdummt, doch nicht zuletzt eben dadurch geistlich gegängelt hat.

Eine Josephsehe aber – zurück zu der gloriosen Pfaffenflunkerei – wird durch den König selbst widerlegt. Bekannte er – der «aus mancherlei Gründen» ungeeignet schien, der vielleicht schon früh kränkelte – ja mit eigenem Mund auf der großen, von 35 Bischöfen, Oberhirten auch aus Burgund, Ungarn, Italien sowie von der Königin besuchten Kirchenversammlung vom 1. November 1007 in Frankfurt am Main, er habe die Hoffnung auf Kinder aufgegeben! Wörtlich gestand er da, meldet Bischof Thietmar, möglicherweise persönlich anwesend: «Um der künftigen Wiedervergeltung willen habe ich Christus zu meinem Erben erwählt, denn auf Nachkommen kann ich nicht mehr hoffen.» Und auch das Sydonalprotokoll enthält den Hinweis auf den vergeblichen Kinderwunsch des Königs. Begegnet denn noch in zeitgenössischen, in mehreren von ihm selbst (z. B. für das von Kunigunde gegründete Kloster Kaufungen) ausgestellten Urkun-

den wiederholt das Wort «qui duo sumus in carne una» (die wir zwei sind in einem Fleisch), dessen Bedeutung auch im Mittelalter eindeutig war, von weiterem hier zu schweigen.[49]

Viel wichtiger aber als das herrscherliche Seelenheil war aller Wahrscheinlichkeit nach für die Schaffung des neuen Bischofstuhles ein anderer Grund, der freilich damit verbunden werden konnte: die Vernichtung der dort seit langem sitzenden slawischen Heiden. «Heinrich selbst war davon durchdrungen, daß das wendische Heidentum endlich beseitigt werden müsse. Als Mittel zu diesem Zweck betrachtete er die Stiftung des Bamberger Bistums» (Hauck). Und tatsächlich hat sie die Niederringung der Slawen am Obermain, im Fichtelgebirg und in den benachbarten böhmischen Gebieten besiegelt.

Noch auf der Frankfurter Synode investierte Heinrich mit dem neuen Sprengel seinen Kanzler Eberhard. Und der fränkische Graf, vermutlich mit dem König verwandt und auch gleich mit der gräflichen Gerichtsbarkeit ausgestattet, fand als Bamberger Oberhirte (1007–1040) immerhin noch Zeit, länger als ein Jahrzehnt, von 1013 bis 1024, auch Erzkanzler für Italien zu sein. Erst Konrad II. löste Eberhard in diesem Amt ab, worauf dessen Einfluß auf die Reichspolitik zurückging und er sich seiner Diözese widmete.

Das Land um Bamberg, Radenzgau oder Slawenland genannt, steckte voller Sachsen, Wenden und war noch halbslawisch, woran bis heute viele Ortsnamen mit der Silbe Wind (wind) erinnern. Die ganze Gegend um Bamberg, sagte seinerzeit Bischof Heinrich von Würzburg, sei von Slawen bewohnt (totam illam terram fere silvam esse, Sclavos ibi habitare). Zwar hatte schon Karl «der Große» mit der Christianisierung der Wenden um den Obermain, um Rednitz und Wiesent begonnen, zwar gab es dort schon seit karolingischer Zeit etwa drei Dutzend, allerdings weitgestreute Taufkirchen bis hinauf zum Fichtelgebirg und Frankenwald, zwar saßen gerade um Bamberg, um den Zusammenfluß von Main und Regnitz, besonders viele Pfaffen, weshalb man den Namen, unter allerlei mehr oder weniger gelehrten Kombinationen, gelegentlich auch von Papenberg, Pfaffenberg hergeleitet.

Die Slawen dort aber hatten durch zwei Jahrhunderte weder ihre Sprache noch ihr Brauchtum noch ihren alten Glauben aufgegeben. Sie lebten oft noch als Heiden oder halbe Heiden. Und auch wenn sie bereits Christen waren, nannte man sie weiter «Heiden», «Barbaren», «falsche Christen». Hatte sie doch, trotz aller Tauferei, das Christentum nicht überzeugt. Im Gegenteil, sie lehnten es ab, sie mieden die Priester. Sie begingen nicht den Sonntag, beachteten auch keine sonstigen Kirchenbräuche, ignorierten anscheinend sogar das kanonische Eherecht und begruben ihre Toten lieber auf irgendeinem Hügel, im freien Feld, als auf einem Kirchhof. «An Leistung der Zehnten war vollends nicht zu denken; auch vor die bischöfliche Sende wurden sie vergeblich gefordert. Ungescheut wurden den alten Göttern die herkömmlichen Opfer dargebracht» (Hauck). Noch im späteren 11. Jahrhundert klagt man über die Slawen, die Heiden der Gegend, und noch die Gründung des Zisterzienserklosters Ebrach (1127) verband man mit dem ringsum fortwuchernden «Götzendienst».[50]

So schien den Bekehrungsverfechtern eine intensivere Wendenmission angezeigt. Heißt es ja selbst im Protokoll der Frankfurter Synode, «daß das Heidentum der Slaven vernichtet werden und der Name Christi dort für immer in feierlichem Andenken stehen soll». Von Bamberg aus aber ging dies zweifellos leichter, wie denn auch das Volk ringsum nach und nach seinen slawischen und paganen Charakter verlor, wie es deutsch und christlich wurde.

Bei diesem Prozeß hatten die Slawen freilich keine Nachsicht zu erwarten. Man haßte, verachtete sie seit langem. Der hl. Bonifatius, der «Apostel der Deutschen», wollte sie nicht einmal missionieren. Für den Mönch Widukind waren sie nichts als «Barbaren», «Barbari»; für Bischof Thietmar Törichte, Gottesverächter, unzuverlässig, leicht bestechlich, falsch und grausam, «schlimmer als das unvernünftige Vieh»; Leute, die sogar die Ihren brutal regieren, die man bei bloßem Widerspruch in der Volksversammlung mit Stockschlägen traktiert, deren Hab und Gut man bei offener Widersetzlichkeit einäschert. Unter Christen ging es zwar grundsätzlich nicht anders zu. Doch Wenden, lehrt

der Bischof, müßten wie ein Stier gehütet und wie ein Esel gepeitscht werden. «Wenden und Deutsche», schreibt Albert Hauck, «haben sich nur gehaßt», weshalb man auf deutscher Seite nach dem Grundsatz vorging, daß gegen sie «nur mit Gewalt und Härte etwas auszurichten sei». Mochten darum auch Klerus und Mönchtum die Missionierung der Heiden betrieben haben, wird dies doch, wie üblich, wenig effizient gewesen sein. Also dachte man bald gar nicht mehr daran, die Slawen mit «geistlichen Mitteln» herumzukriegen, durch Unterricht, Predigt, durch besondere Obhut und Fürsorge, durch neue Christentempel. Vielmehr, das machen die Beschlüsse der Bamberger Synode 1059 deutlich, appellierte man an den weltlichen Arm: «Widerspenstige sollten mit dem Kirchenbann belegt und von ihren Herren aus ihren Gütern vertrieben werden» (v. Guttenberg).[51]

Mit der Slawenbekehrung aber, dem kirchlichen Motiv, ist ein wohl nicht minder relevantes und davon kaum zu trennendes verknüpft: die geographisch sofort ins Auge springende reichspolitische wie strategische Bedeutung des Obermaingebietes, des bayerischen Nordgaus für das Reich. Denn da dieses im Südosten und Nordosten weit vorstieß, lag dazwischen die Mitte sehr zurückgezogen, drang Böhmen, die «terra Slavorum», wie ein Keil in die Gegend herein. Ausgerechnet die zentrale Ostflanke war einigermaßen ungeschützt und ohne festen Mittelpunkt. Die Reichsregenten hatten dort in eigensüchtigem Interesse die starke lokale Aristokratie bekämpft; hatten erst unter Ludwig dem Kind durch Erzbischof Hatto von Mainz, den niederträchtigsten Schurken seinerzeit, die Babenberger so brutal wie verräterisch liquidiert (V 354 ff.); dann, ein Jahrhundert später, Heinrich von Schweinfurt, den Markgrafen der bayerischen Nordmark, gestürzt und die jeweils Niedergerungenen all ihrer Besitzungen beraubt.

Nun freilich gedachte Heinrich II., das «Machtvakuum» zwischen Steigerwald und Frankenwald nach ottonischem Beispiel durch ein Reichsbistum zu beseitigen und so die eigene Königsmacht am Obermain zu stärken. Denn schließlich war Bamberg auch ein Verbindungsglied zwischen dem Norden und Süden,

dem Elbe-Saale-Raum und dem bayerischen Stammland des Herrschers.[52]

Wie aber brachte Heinrich das Bistum zustande? Woher nahm er das nötige Land?

Bamberg samt Burg, dem alten castrum Babenberg, seit Auslöschung 906 der Babenberger königliches Eigentum, hatte Otto II. dem Bayernherzog Heinrich dem Zänker, Heinrichs Vater, 973 geschenkt. (Der 1012 geweihte erste Dom trat an die Stelle der einstigen Babenberger Burgkirche und eines dazugehörigen Friedhofs.) Nun vermachte der König am Gründungstag des Bistums diesem Güter und Dörfer aus eigenem Besitz in Bambergs Umgebung, doch auch Ausstattungsgüter bis nach Schwaben und ins heutige Oberösterreich hinein. Außerdem unterwarf er dem neuen Sprengel sechs Klöster, drei Männer- und drei Frauenhäuser, worüber man dort nicht sehr glücklich war. Noch gegen Ende des 12. Jahrhunderts will man im Kloster Kitzingen (Gau Gozfeld) von dem längst kanonisierten Kaiser nichts wissen. Auch in der Abtei Stein im Hegau sieht man sein Lieblingsbistum mit allerwärts zusammengebrachtem ungerechtem Gut bedacht. Mehr als zwei Dutzend Schenkungsurkunden stellte Heinrich bereits zum Gründungstag, 1. November 1007, aus; sie erhöhten sich allmählich um Dutzende.

Neuere Historiker sprechen von «launenhaftem Ehrgeiz», «maßloser Freigebigkeit»; sogar Benediktiner Romuald Bauerreiss kennt kaum eine Kirchenstiftung von «einer solchen Verschwendung». Doch da der Heilige das Religiöse mit dem Nützlichen stets schönstens vereinte, so dienten auch die Erträge der Bamberger Diözese «zeitweilig der königlichen Hofhaltung auf Reichstagen» (Prinz). Der vorausschauende Fürst hatte deshalb dem Bistum keines jener Immunitätsprivilegien gewährt, die sonst die Unantastbarkeit kirchlicher Institutionen garantierten.

Weiter gab Heinrich seiner Schöpfung einen beträchtlichen Teil der dem Schweinfurter Markgrafen entwendeten großen Liegenschaften, ja, vielleicht hatte sie der Räuber schon im Hinblick auf die Bistumsgründung an sich gerissen.

Interessanterweise stammen die ersten Zeugnisse für Bam-

bergs Ernennung zum Bischofssitz aus der Zeit unmittelbar nach Beendigung des Krieges gegen Schweinfurt. Heinrich II. wollte das wendische Heidentum endlich mit Hilfe des neuen Bistums vernichten. Die Schweinfurter Grafen aber hatten eine besonders slawenfreundliche Politik getrieben. Vor allem gestanden sie, im Gegensatz zu den härteren Forderungen der Kirche, ihren grundherrlichen Bauern, Deutschen wie Slawen, sowie den neuen Kolonisten spürbare Zehnterleichterungen bei der Ansiedlung auf Rodungsland zu.[53]

Den Hauptteil freilich – Bamberg bekam allein am Tag der Stiftung soviel wie andere Bistümer in Jahrzehnten – nahm der hl. Heinrich der bis dahin ganz Ostfranken umfassenden Würzburger Diözese weg, einen Großteil des Radenzgaues sowie ein Stück des Volkfeldgaues, den Teil zwischen Aurach und Regnitz; Würzburg verlor damals ungefähr ein Viertel, gegen 5000 Quadratkilometer.

Der König hatte «immer wieder den ihm sehr nahestehenden Bischof» Heinrich, dessen Sprengel nach der Vernichtung der Babenberger anscheinend den größten Teil des so blutig erstrittenen Raubes bekommen, mit seinem «Herzenswunsch» bedrängt. Und schließlich war der Würzburger mit dem großen Gebietsverlust auch einverstanden, da ihm der «allergütigste und allergnädigste» Souverän, so die Reichsbischöfe seinerzeit, «Heinrich, der Große und Friedenstiftende», das Pallium, die Erhebung zum Erzbischof, in einer geheimen Abmachung versprochen sowie die Unterordnung des Bamberger Bischofs als Suffragan. Dieser »Geheimvertrag» lief indes auf reine Täuschung hinaus, bezweckte er doch lediglich, dem König die kirchenrechtlich unumgängliche Einwilligung des bisherigen Bistumsherrn über das künftige Bistumsgebiet zu beschaffen – eine umso schäbigere Haltung des Herrschers, als der Würzburger Bischof für Heinrichs Thronansprüche von vornherein, früher als die meisten, energisch eingetreten war. (Und dann bekam nicht der Würzburger, sondern der Bamberger Bischof das Pallium durch Leo IX. 1053.)

Doch ist von den Versprechungen des Monarchen später niemals mehr die Rede, der fürstliche Ganove bemühte sich nicht im

geringsten darum. Warum auch? Hatte er sich etwas vorzuwerfen? Eine große Gaunerei? Handfesten Betrug? Hatte er gehandelt wie ein kleiner Allerweltsschwindler, er, der Kaiser? Ein Heiliger? Nie und nimmer. Denn was andre vielleicht hinter Gitter, an den Galgen brachte, war bei ihm einfach ein «taktischer Schachzug» (Wolter), ein Beweis seiner Regierungskunst. Der betrogene Würzburger aber, der in die größte Aufregung geriet und jeden Verkehr mit dem König, mit seinen Kollegen abbrach, nahm seine Zustimmung zurück und protestierte durch einen Sendling, den Kapellan Beringer, offiziell und heftig vor der Synode, die am 1. November zu Frankfurt zusammentrat. Er protestierte derart, daß selbst die Synodalen, acht Erzbischöfe und 27 Bischöfe, ernstlich schwankten und der König in einer dramatischen Sitzung vor ihnen mehrmals, immer wenn seine Sache schlecht stand, zu scheitern schien, aufs Knie ging oder vielleicht gar, selbst damals ungewöhnlich, auf den Bauch.[54]

Natürlich gehörten all diese Posen des Regenten zum mittelalterlichen Stil der Kommunikation, gehörten auch sie zu jenen formelhaft verwendeten Verhaltensmustern, die Gerd Althoff, ganz generell, einen Ersatz nennt für den weitgehenden Verzicht auf verbales Argumentieren in öffentlicher Diskussion. Man nahm damit Rücksicht auf den «honor» Hochstehender, vielleicht ja auch etwas auf ihren Geist. Man ging, zumal unter gewissen Umständen, eine Sache viel mehr emotional als rational an. Und überhaupt, wer weiß, ob nicht das ganze gestenreiche Szenario, ob nicht alles einfach von vornherein schon abgesprochen worden war.

Doch wie auch immer – hatten Willigis von Mainz und Tagino von Magdeburg, die beiden Metropoliten, die allerhöchste Schurkerei eingefädelt, so beendeten sie die Synodalen in Frankfurt. Der Heilige freilich hatte den Würzburger Bischof ebenso hintergangen wie den Markgrafen von Schweinfurt. Und einigte sich der Kaiser auch bald wieder mit jenem, Würzburg und Bamberg rivalisierten jahrhundertelang miteinander.

Auch später aber verging während Heinrichs Regierung kaum ein Jahr, wo er nicht vor den Augen staunender, neidvoller Prä-

laten für die Vergrößerung des Bamberger Sprengels sorgte. Noch in Kärnten mit den Hauptorten Villach und Wolfsberg bekam er Landzuwendungen, und zwar Besitz, der ganz offensichtlich auch strategischen Zielen diente, der Sicherung wichtiger Ostalpenpässe, der Übergänge über die Julischen Alpen. Von 510 erhaltenen Diplomen Heinrichs II. bekamen allein Bischof Eberhard von Bamberg und sein Bistum 83.[55]

Schließlich mußte 1016 aber auch Eichstätt noch Abtretungen machen.

Ortsbischof Megingaud hatte sich zeitlebens geweigert, zur Ausstattung der neureichen Nachbardiözese auch nur das geringste herauszurücken. Selbst ein Mann wie Heinrich II. biß da auf Granit. Megingaud, mit dem Kaiser verwandt, auch älter als er, stand gelegentlich, während sich alle Mitbischöfe erhoben, nicht einmal vor der Majestät auf, saß vielmehr als einziger und erklärte, ihr Verwandter zu sein, und «das Alter zu ehren gebieten heidnische wie biblische Schriften».

Mit dem Christentum scheint dieser Bischof, ein Feind des Fastens, ein Freund langer Tafeln und kurzer Messen, nicht so intim gewesen zu sein. Noch im feierlichsten Ostergottesdienst rief er, «ihr Gesinge bringt mich mit Hunger und Durst zu Tode». Er fluchte wie ein Rohrspatz, konnte Klerikern «im würzburger Walde» die geistlichen Weihen erteilen, einem königlichen Boten mit der Peitsche begegnen, des Königs leiblichen Bruder, Bischof Brun, den «Teufel von Augsburg» schimpfen, ja, er sagte vom König selbst, er habe «den Verstand verloren». Kurz, bei Megingaud kam der strenge Herrscher nicht zum Zug. Er mußte auf seinen Tod warten und ernannte dann einen ihm gefügigen Nachfolger, Gundekar I., der alsbald seine Erhebung mit der Preisgabe des Eichstätter Gebietes zwischen Pegnitz und Erlangen-Schwabach bezahlte.[56]

Arduin von Ivrea, der letzte Nationalkönig Italiens vor Viktor Emanuel (1861!), wird niedergerungen

Im Mittelpunkt der Ereignisse in Italien stand bei Heinrichs Regierungsantritt der Markgraf Arduin von Ivrea und König von Italien, das Haupt der antiottonischen Partei; ein «rechtloser Betrüger», wie man ihn nannte, der, befähigt bloß zu Ruchlosigkeit, Schandtaten, die Deutschen um ihr Regiment bringen wolle, kurz einer, dem man Machthunger vorwarf und vorwirft. Doch machthungrig? War das nicht auch Heinrich II.? War das nicht die ganze Fürsten-Korona? Auch jeder italienische Magnat? Wollten sie denn nicht alle mehr Macht, nicht alle ihren Besitz vergrößern, konsolidieren, abrunden? Nicht alle, wie Arduin, die Gunst der Stunde nutzen?

Da sich der Markgraf jedoch besonders auf die Nutznießer von Kirchengut stützte und stürzte, auf die meist weit ausgedehnten Ländereien des Klerus, überdies fast stets mit der Freiheit von Abgaben ausgestattet, mit Gerichtsbarkeit, zumindest einer niederen, geriet er mit den Priestern in Konflikt, wobei er hart zupacken konnte. So nahm er einmal bei einer Kontroverse den Bischof Adalbero von Brescia (996–1004), einst italienischer Kanzler Ottos II. und Ottos III., bei den Haaren und «schleuderte ihn wie einen Ochsenknecht zu Boden» (Thietmar).[57]

Sehr viel schwerwiegender noch war eine Auseinandersetzung mit seinem Hauptkontrahenten und wohl gefährlichsten Gegner, dem Bischof Petrus III. von Vercelli, einem streitbaren, die deutschen Interessen buchstäblich verfechtenden Herrn.

Nun hatte im 10. Jahrhundert unter einigen verheirateten Prälaten Vercellis eine besondere Mißwirtschaft grassiert, da sie sich anscheinend mehr um ihre Gattinnen, Günstlinge und die Vergeudung des Kirchengutes gekümmert als um ihre Gemeinde. Bischof Ingo etwa, den ein Diplom Ottos III. (für Leo von Vercelli vom 1. November 1000) den schlimmsten Schädiger des Bistums schimpft, weshalb es alle von ihm vereinbarten Verträge annulliert. Hatte doch schon ein Kapitular vom 20. September 998, so

unglaublich es klingt, sämtliche für Kirchen geschlossenen nachteiligen Pachtabkommen sowie alle früheren, den Kirchen und ihrem Besitz abträglichen Gesetze und Gewohnheiten für null und nichtig erklärt. Auch Urkunden fälschte man in Vercelli, der eben genannte Oberhirte Leo zum Beispiel ebenso wie die Kanoniker.

Eine wahrhaft tragische Rolle spielte Ortsbischof Petrus. Er geriet in der großen Schlacht bei Capo di Colonne (V 536 ff.) in arabische Gefangenschaft; aber die «Ungläubigen» ließen ihn leben. Doch als er Jahre später wieder glücklich in sein Bistum zurückgekehrt war, brachten ihn die Christen um. Markgraf Arduin ging nämlich im Kampf für seine Grafschaftsrechte gegen Petrus vor, unterstützt durch den Archidiakon Vercellis und viele um ihre Freiheit ringenden kleinen Leute. Am 17. März 997 drangen sie in die Stadt ein, töteten Bischof Petrus und verbrannten seine Leiche gleich mit der Kirche. (Auch im Streit mit Bischof Warmud von Ivrea standen dem Markgrafen die geringen Vasallen sowie Hintersassen des Bischofs samt den Einwohnern bei. Wiederholt mußte der Bischof flüchten.)

Als sich Arduin im April 999 auf der römischen Synode in St. Peter verteidigte, bekannte er seine Teilnahme an der Liquidierung des Prälaten. Im Beisein von Kaiser und Papst wurde er als Bischofsmörder verurteilt, als öffentlicher Feind geächtet, sein Hab und Gut nebst dem seines Anhangs zugunsten der Kirche von Vercelli konfisziert. Sie war die Hauptnutznießerin dieser Verdammung. Sie bekam die eingezogenen Güter, die Grafschaftsrechte von Stadt und Grafschaft Vercelli, die Grafschaft Santhià obendrein. Und in ähnlicher Weise wurden damals die Bistümer von Ivrea und Novara privilegiert.

Auch halste die hauptsächlich von italienischen Bischöfen besuchte Synode dem Grafen persönlich eine schwere Buße auf: «er sollte seine Waffen niederlegen, kein Fleisch mehr essen, weder Mann noch Frau mehr küssen, kein linnenes Gewand tragen, solange er gesund sei nicht länger als zwei Nächte an einem Ort verweilen, bis an sein Lebensende den Leib des Herrn nicht mehr empfangen und sich zur Buße an einen Ort zurückziehen, wo er

niemanden von denen, die gegen ihn ausgesagt hatten, verletzen könne oder in den Mönchsstand eintreten.»[58]

Doch obwohl Arduin schon wiederholt exkommuniziert worden war, wurde er bereits drei Wochen nach Ottos III. Tod am 15. Februar 1002 in der alten Krönungsstadt Pavia zum König von Italien erhoben (1002–1015).

Die Bischöfe von Asti, Como, Cremona und Lodi, zumeist reich von ihm begabt, hingen dem Bischofsmörder bedingungslos an, die von Mailand, Brescia, Piacenza, Pavia spielten zumindest mit. Bischof Petrus von Asti (992–1005), offenbar ein Sittenstrolch schlimmster Sorte, den Papst Silvester II. mehrfach vor ein Konzil forderte, war nach seiner Ordination 992 sofort nach Deutschland gereist, um sich von Otto III. Besitz und Privilegien seines Sprengels bestätigen zu lassen. Gleich nach Ottos Tod aber wechselte er zu König Arduin über. Bischof Petrus III. von Como (983–1002), unter Otto III. alsbald Erzkanzler für Italien, wurde nach Ottos Tod sofort Erzkanzler Arduins. Bischof Odelrich von Cremona (973–1004), von den sächsischen Kaisern mit Gunstbeweisen, mit Herrscherurkunden und Placita, mit städtischen Einkünften, Gütern, Mühlen, Häfen, Zöllen, Fischereirechten etc. etc. nur so überschüttet, scheint bei Arduins Machtübernahme sein Parteigänger gewesen zu sein. Und der Klerus von Ivrea stand anscheinend ebenso fest zu ihm wie die übrige Einwohnerschaft der Mark, zumal das einfachere Volk, das durch ihn wohl eine Verbesserung seiner Verhältnisse erhoffte, vor allem eine Lockerung der weltlichen Gewalt der Geistlichen.

Doch obgleich Arduin jetzt Kompromisse machte, Konzessionen «im Stil Ottos III.» (Fasola) an die Bischofskirchen, einzelne Kleriker auch durch Drangsal und Verfolgung zu ihm standen, eilte noch im selben Jahr Leo von Vercelli, das reichstreue Haupt einiger Prälaten – darunter der politisch wie militärisch engagierte Bischof Otbert von Verona (992–1008) – mit reichen Geschenken zu Heinrich II., um ihn gegen Arduin zu treiben.

«Heinrice, curre, propera, te expectant omnia, Numquam sinas te principe Harduinum vivere.» («Spute dich, Heinrich, eile! Alle erwarten dich. Laß Arduin nicht leben, solange du König bist!»)

So bedrängte am 11. November 1002 Leo in Regensburg als Sprecher der italienischen Opposition den König. Mit aller Inbrunst rief er ihn zu Ardiuns Vernichtung auf – die Sprache eines Seelenhirten, der auch die Verdammung des dann furchtbar verstümmelten, ohne Augen, Ohren, Nase, Lippen, Zunge blind, sprachunfähig und fast taub seinem Schicksal überlassenen Gegenpapstes Johann XVI. Philagathos maßgeblich mitbetrieb (V 556 ff!)

Leo von Vercelli (999–1026), seit 996 der kaiserlichen Hofkapelle angehörend, war der bedeutendste Reichsbischof Italiens unter Otto III. und Heinrich II., der typische, so die Quellen, «episcopus palacii», «episcopus de palacio», dem es viel weniger um sein geistliches Amt ging als um seine Stellung bei Hof. Er wünschte einen allmächtigen deutschen Führer, der besonders mit den Bischöfen regieren und diese natürlich so stark wie möglich machen sollte. Dem hl. König und Kaiser zuliebe konnte er sogar die hl. Kirche angreifen, die Abtei Breme etwa oder das Bistum Ivrea, die er zu usurpieren, um ihre Machtmittel zu bringen versuchte.

Doch so unskrupulös und bloß auf seinen Vorteil bedacht wie der Bischof war auch der Fürst. Ja, er brachte es fertig, auf Kosten des ihm ganz ergebenen Oberhirten Leo, seines treuesten Gefolgsmannes in Italien, vorzugehen. Entzog er ihm doch die Machtbasis, womit ihn Otto III. – wider den aufständischen Arduin – großzügig ausgestattet, um ausgerechnet das militärische Potential des Markgrafen von Ivrea zu mehren als Gegengewicht gegen den Markgrafen Odelrich-Manfred von Turin.[59]

Beim ersten Versuch, Arduin mit einem Expeditionskorps unter Otto von Worms, dem Herzog von Kärnten (978–983 und 995–1004), zu zähmen, holte man sich Anfang Januar 1003 im oberen Brentatal eine schwere Schlappe. Arduin, der als frommer Christ gerade das Weihnachtsfest begangen hatte, erwies sich als weit überlegen. Die Deutschen, klagt Thietmar, wurden «leider größtenteils aufgerieben, niedergemacht und der Ehre des Siegs beraubt». Und Arduin konnte bald darauf der Einweihung der Basilika des Klosters Fruttuaria durch den heiligmäßigen Abt Wilhelm beiwohnen.

Auf der anderen Seite befahl der fromme Heinrich, besonders vom hohen Klerus, u. a. von Bischof Otbert von Verona, abermals dringend gebeten und erwartet, jetzt einen neuen Krieg zur Fastenzeit 1004, den er dann hauptsächlich mit Bischöfen und ihren Kontingenten führte; wie ihn denn auch auf seinen weiteren Italienfahrten vor allem Prälaten begleiteten. Eigens ging er vorher nach Magdeburg, um dort die Hilfe des hl. Mauritius, des Helden der thebaischen Legion und noch immer berühmten Reichsheiligen, zu erflehen (vgl. S. 93), ließ sich darauf in Augsburg von Bischof Siegfried hofieren und bewirten und beging, fast ausschließlich mit bayerischem Klerus und bayerischem Adel unterwegs, nach einem strapaziösen Marsch über die Alpen am 9. April 1004 in Trient den Palmsonntag. Hier, wo sich offenbar wieder nur Bischöfe um ihn scharten, gewiß die weitaus meisten mehr ihren Vorteil als den der Krone im Sinn, schloß er zwecks guten Fortgangs der Sache noch eine Gebetsverbrüderung mit seinem Anhang.

Nun beseitigte man zuerst Arduins Besatzung in den Brenta-Klausen (bei Primolano), indem man sie teils in die Flucht, teils über die Steilhänge in den Abgrund stürzte, wo sie im reißenden Wasser der Brenta umkamen. Dann feierte Heinrich festlich «am Ufer des Flusses ... das Letzte Mahl des Herrn, die Weihe des hl. Öls, Leiden und hl. Auferstehung des Herrn» (Thietmar) und erwarb sich, weil er so in der Karwoche dem Blutvergießen Einhalt gebot, das besondere Lob seines Biographen Adalbold von Utrecht.

Viele Prälaten gingen jetzt gleich zu Heinrich über, selbst solche, die politisch kaum aktiv waren, wie Bischof Sigefred von Piacenza oder Bischof Landolf II. von Brescia, ein Bruder des Mailänder Erzbischofs Arnulf II. (998–1018). Auch dieser, erst Parteigänger Ottos III., dann anscheinend Arduins, den er zumindest heuchlerisch gefördert, wechselte nun schnell wieder die Front. Er kam Heinrich in Bergamo entgegen und krönte ihn am 14. Mai 1004 in Pavia zum «rex Langobardorum» – in derselben alten Krönungskirche San Michele, in der zwei Jahre zuvor Arduin gekrönt worden war.

Dem triumphalen Jubeltag folgte schon in der nächsten Nacht ein verheerendes Massaker. Hatten sich die Einheimischen doch «in knechtischer Frechheit» erhoben, zusammengerottet und die Pfalz belagert. Der König, der aus dem Fenster springen mußte, ließ die meist außerhalb lagernden Franken, Schwaben, Lothringer die Stadt stürmen, wobei es ein schauerliches Blutbad gab. «Die Größe des Gemetzels zu beschreiben ist unmöglich» (Looshorn). Auch der junge Giselbert, Bruder der Königin Kunigunde, fiel. Kurz, das grandiose Fest ging grauenhaft in Mord und Brand unter. Man schlachtete die Pavesen, plünderte die Leichen und äscherte den größten Teil der Stadt ein.

Nachdem Pavia aber «mit Feuer und Schwert» (Hermann von Reichenau) gebändigt, der Aufstand «in einem Meer von Blut» (Holtzmann) niedergeworfen worden war, wurde der Heilige ganz mild und gab strengen Befehl, «die noch Übrigen zu verschonen». Ja, Heinrich der Gute verzichtete sogar darauf, «sofort Rache zu nehmen ..., denn der Polenkrieg hatte bereits begonnen» (Hlawitschka). Er suchte das feste Kloster S. Pietro in Cielo d'oro auf, ließ dort die noch vorhandenen Pavesen demütig um Gnade bitten und nahm auf einem Hoftag in Pontelungo die Huldigung der restlichen Lombarden entgegen. Dann zog er «aus Liebe zum hochheiligen Bischof Ambrosius» nach Mailand, hielt das hochheilige Pfingstfest bei Lugano und gedachte in Straßburg der Geburt «des hochwürdigsten Vorläufers Christi», wobei «der Herr durch ihn ein Wunder» wirkte. Darauf reiste er nach Mainz, »wo er die Schwelle des Hl. Bischofs Martin», des Schutzpatrons der Stadt, «bittflehend betrat und das Fest der Apostel in Ehrfurcht beging». Doch in Sachsen schien es dem Heiligen erneut hohe Zeit, daß er, wieder mit Thietmar zu sprechen, «alle seine ihm und Christus getreuen Vasallen auf Mitte August zum Kriegszuge entbot».

Nachdem Heinrich im Frühsommer 1004 für fast zehn Jahre in den Norden zurückgekehrt war, soll Arduin ganz durch Leo von Vercelli niedergekämpft worden sein und dieser den Besitz von mehr als hundertfünfzig Getreuen Arduins – Capitane, Valvassoren, Iudices – eingeheimst haben. Die deutsche Seite jedenfalls

pries Bischof Leo als den, der Arduin um die Krone gebracht – den letzten Nationalkönig Italiens vor Viktor Emanuel (Re Galantuomo = König Ehrenmann 1861–1878)! Ruiniert und vom Anhang des Kaisers immer mehr in die Enge gedrängt, kroch der Gedemütigte, völlig entmachtet, kränkelnd bereits und mit rasiertem Bart, im Kloster Fruttuaria, das er gegründet, zuletzt in eine Mönchskutte und starb am 14. Dezember 1015.

Doch auch vom hl. Heinrich hatten die Italiener genug. (Nach seinem Tod brannten die Pavesen die Königspfalz nieder, jene traditionsreiche Stätte, wo einst die Langobarden, die Karolinger, die Ottonen ihre Feste, Siege, Triumphe genossen.) Und kein anderer als Bischof Leo von Vercelli schrieb bald dem Kaiser, daß es nach Arduins Tod schlechter um die deutsche Sache stehe als zu Lebzeiten des Gegenkönigs.[60]

Nicht gut um die deutsche Sache stand es auch im Osten, in Böhmen und zumal in Polen, wo Heinrich II. eine völlig neue Politik eingeleitet hat.

Heinrichs des Heiligen Kriege gegen das katholische Polen

Zwischen 1004 und 1018 unternahm der König, der seine Hauptaufgabe in der Unterjochung des Ostens sah, auch Feldzug auf Feldzug gegen Polen. Es waren drei lange Kriege, die den Heiligen, mit Unterbrechungen durch andere Aktivitäten, eineinhalb Jahrzehnte beschäftigten, fast seine ganze Regierungszeit. Und die einen Teil der christlichen Welt erstaunten, erzürnten, galten sie doch einem katholischen Land, einem Fürsten gar, Boleslaw I. Chrobry (992–1025), der die erfolgreiche deutschfreundliche Politik seines Vaters Mieszko I. (V 563 f.) fortgeführt und den Heinrichs Vorgänger Kaiser Otto III. noch vor kurzem zum «Freund und Bundesgenossen» (amicus et socius), zum «Bruder und Mitarbeiter am Reiche» (frater et cooperator imperii) erklärt, dem er die eigene Krone symbolisch aufs Haupt gesetzt

hatte. Hand in Hand wollte Boleslaw mit ihm und dem Papst die «Ostmission» betreiben (V 568 ff., bes. 571). Und er bekriegte ja auch seit 995 persönlich, Seite an Seite mit Otto, die heidnischen Liutizen und Abodriten.

Aber nun wurde er plötzlich zum Hauptfeind des hl. Kaisers (gemacht). «Der Slawe empfing zur Schande wieder das gewohnte Joch, so daß er mit Tributen dient, wie er es früher tat», frohlockte Bischof Leo von Vercelli. Doch Boleslaw widersetzte sich bald immer erfolgreicher, und er handelte dabei, wie alle anderen Fürsten, wenn sie so handeln können: er nutzte die Chance zur Vergrößerung der eigenen Macht. Begehrten doch beide, der Pole wie der Deutsche, das gleiche: eine offensive Großmachtpolitik und, zu deren Festigung, die Verbreitung der Frohen Botschaft, was den Osten eben fünfzehn Jahre lang zum Kriegsschauplatz machte.

Boleslaw Chrobry hatte das Christentum bereits nach Pommern zu bringen versucht, nicht zuletzt wohl, um sich einen Zugang zum Meer zu erschließen. Und nachdem er den Pommern die Oberherrschaft aufgezwungen, wurde gleich mit der Mission begonnen, wurde das Bistum Kolberg gegründet und der deutsche Priester Reinbern zum Bischof ernannt. Der zerstörte nicht nur die paganen Heiligtümer, sondern entsündigte sogar die vom alten Glauben schwer verseuchte, die götzendienerische See, indem er mehrere mit Chrisam beschmierte Steine in sie versenkte. Doch bevor er den einen durch den andren Wahn beseitigt hatte, starb er im Gefängnis. Auch das Bistum Kolberg, von Otto III. dem polnischen Erzbistum Gnesen einverleibt, gab seinen Ungeist auf. Und Pommern schmückten noch lange prächtige, reiche Tempel, ja die Bewohner sollen das Christentum gehaßt und auf seine Bekenner herabgesehen haben.[61]

Weiter westwärts hatte Heinrichs Thronkonkurrent im Norden, der mächtige Markgraf Ekkehard von Meißen, die Slawen in Schach gehalten, die Milzener in der späteren Oberlausitz wieder unterworfen. Kaum aber war Ekkehard bei seinem Werbefeldzug 1002 tückisch getötet worden (S. 18 f.), nützte Polenherzog Boleslaw die Gelegenheit. Er stürmte sogleich, alles verwüstend, bis

zur Elbe, wobei er Tausende von Gefangenen mitfortführte, die wichtigen Burgen Bautzen und Strehla an sich brachte, dann auch noch die Mark Meißen. Er mochte sich im Recht sehen, einmal infolge naher Verwandtschaften – seine Tochter Reglindis war mit Markgraf Ekkehards Sohn Hermann verheiratet, seine Schwester mit Ekkehards Bruder, dem Markgrafen Gunzelin von Meißen; mochte sich im Recht sehen aber auch als «Mitarbeiter am Imperium», an der geplanten Erneuerung des römischen Reiches, wozu ihn Otto III. anno 1000 in Gnesen gemacht (V 571 ff.).

Heinrich fand verständlicherweise keine Zeit einzugreifen. Doch als ihm am 25. Juli 1002 in Merseburg die sächsischen Fürsten huldigten, war auch Boleslaw dabei. Der Partner Ottos III. wurde jetzt sogar mit einem Teil dessen, was er gerade überfallen und besetzt hatte, belehnt, mit der Mark Lausitz und dem Milzener Land (bei Bautzen). Heinrich gab ihm aber nicht die Mark Meißen mit der strategisch wichtigen Burg und förderte auch nicht die polnische Kirche. Und fast wäre Boleslaw in Merseburg, wo auch die Erzbischöfe von Bremen und Magdeburg samt vielen Amtsbrüdern weilten, Opfer eines Attentats geworden. Suchte ihn doch noch vor seinem Abzug eine Schar Bewaffneter, «wahrscheinlich Baiern», zu erschlagen, «während der König tatenlos zusah» (Fried). Mehrere Polen wurden schwer verwundet, viele ausgeraubt. Was Wunder, daß Boleslaw den Herrscher selbst als Urheber des Streichs verdächtigte, daß er auf dem Rückweg beiläufig die Burg Strehla verbrannte, wieder eine Menge Gefangener mitschleppte und zum Abfall von Heinrich aufrief, der seinerseits «auf die geheimen Umtriebe des Slawen» zu achten befahl.[62]

Boleslaw Chrobry, einer der bedeutendsten Politiker Polens, wurde rasch immer mächtiger, ja, intendierte als erster ein von Deutschland ganz unabhängiges panslawistisches Reich. Wahrhaft skandalöse Verhältnisse in Prag, sogenannte Thronwirren, kamen ihm dabei zustatten.

Die böhmischen Herzöge Boleslav, Vater, Sohn und Enkel, waren alle drei gut katholisch und alle drei gute Mörder.

Boleslav I. der Grausame brachte seinen Bruder Wenzel um (V 403 ff.). Sein Sohn Boleslav II. der Fromme ließ angeblich zwanzig Kirchen bauen und auf Ottos III. Abodriten-Feldzug 995 die Burg Libice kurz vor dem St. Wenzels-Fest (28. September) überfallen und alle anwesenden Mitglieder des Slavnikiden-Hauses, seine Rivalen um die Dominanz in Böhmen, killen. Boleslavs II. des Frommen Sohn, Boleslav III., sorgte nicht nur für Liquidierung des Burggrafen Rikdag von Meißen «aus dem Hinterhalt» (V 545), sondern verfolgte auch seine katholischen Geschwister. Seinen Bruder Udalrich versuchte er im Bad zu ersticken und trieb ihn dann samt der Mutter außer Landes. Beide flohen im Sommer 1002 nach Bayern zu Herzog Heinrich, dem künftigen König. Seinen Bruder Jaromir (= «durch Kraft berühmt») ließ Boleslav III. entmannen; und später, 1034, wurde der Entmannte, von Konrad II. dem Udalrich als Mitregenten aufgezwungen, unter diesem auch noch geblendet und eingekerkert, 1035 ermordet.

Herzog Jaromir, der Verbündete Heinrichs II., um weiter kurz vorauszublicken, hatte dem deutschen König auf vier Feldzügen gegen Polen «mehrmals wertvolle militärische Hilfe» (Hilsch) geleistet. Als er aber, mitten im Krieg, 1012, von Udalrich gestürzt und vertrieben wurde, hielt ihn Heinrich als eventuelles Druckmittel gegen den neuen Herzog in Utrecht fest. Auch Udalrich, Boleslav des Frommen jüngster Sohn, war rabiat. So ließ er 1014 eine polnische Friedensdelegation unter dem ihm blutsverwandten Boleslaw-Sohn Mieszko in den Kerker werfen und die Vornehmsten töten. Ja, er selbst stieß angeblich seinem Verwandten das Schwert ins Hirn und stach mit seinen Spießgesellen die übrigen Wehrlosen ab.

Polenfürst Boleslaw war bei den Thronwirren im Nachbarland nicht tatenlos geblieben. Auch hier schien die Stunde wieder einmal günstig. Im Januar 1003 fiel er in Böhmen ein, verjagte Herzog Jaromir nebst Bruder und Mutter und zog dann auch Boleslav III. aus dem Verkehr. Er hatte ihn zunächst unterstützt. Doch als dieser «hinterlistige Blutmensch» im Frühjahr 1003 bei einem Massaker unter seinen Großen auch seinem Schwager eigenhändig den Kopf spaltete – «noch dazu in der heiligen Fasten-

zeit!» (Thietmar) –, da rief ihn der Piastenfürst an seinen Hof. Zwar empfing er den Böhmen freundlich, ließ ihn aber schon in der nächsten Nacht überfallen, blenden und sperrte dann den Blinden in christlicher Barmherzigkeit 34 Jahre, bis zu seinem Tod (1037), auf einer Burg in Polen ein. Er selber residierte 1003 auf dem Prager Hradschin, übernahm auch die Herzogswürde dort (oder, modern gesagt, die Regierungsverantwortung) und gebot nun, beinah plötzlich, über ein Großreich von der Ostsee bis zu den Karpaten, von Warthe und Weichsel bis fast zur Donau. Böhmen zwar wurde nur bis 1004, Mähren aber bis 1029 polnisch.[63]

Dieser Nachbar, unter dem das frühfeudale Land immer mehr erstarkte und sich ausbreitete, schien dem hl. Heinrich zu mächtig. Ein Vorgehen dagegen aber war schwierig. Selbst Heinrichs eigener Bruder, «der bischöfliche Teufel von Augsburg», stand auf der Seite des Polenherzogs. Auch Reichsfürsten sympathisierten mit dem vor kurzem noch verbündeten katholischen Partner Ottos III. Einige waren Bundesgenossen des Polen, die Ekkehardiner mit ihm sogar nah verwandt. Die Lust an einem Krieg aber hielt sich gerade bei den Ostsachsen, die ihn größtenteils auszutragen hatten, in Grenzen; zumal auch die Landschaft, unwegsam, wald- und sumpfreich, wenig geeignet zum Kampf für die deutschen Heere war und die Polen dann sehr geschickt taktierten, sich auf den Kleinkrieg verlegten, Troß und Fouragiertrupp überfielen, doch offene Feldschlachten mieden.[64]

So warb Heinrich, der «allerchristlichste» König, ehe er das in Gnesen geschlossene Bündnis und das große Konzept christlicher Ostpolitik gründlich umstieß und gegen das katholische Polen und dessen Fürsten, Ottos «cooperator mundi», losschlug, um Bundesgenossen. Und er bekam sie in den bisher so verbissen bekriegten heidnischen Wenden, die jetzt die Expansionspolitik des Herzogs von Polen und Böhmen bedrohte.

Durch «äußerst freundliche Geschenke und angenehme Versprechungen», so Thietmar, machte sich der König die Liutizen und Redarier willfährig. Just am hl. Osterfest 1003 empfing er ihre Abgesandten und schloß mit ihnen den gegen die christgläubigen Piasten gerichteten Pakt, der die bisherige Kooperation im

Osten zerriß, den Krieg vorbereitete und das Prestige der Heiden hob. Heinrich II. verbot die Mission bei ihnen: Liutizen und Redarier blieben mit seiner ausdrücklichen Gutheißung Heiden! Auf Rückeroberung der verlorenen Gebiete wurde vorläufig verzichtet, ebenso auf Wiederherstellung der Bistümer Brandenburg und Havelberg.

Der Bündniswechsel, vielleicht Heinrichs wichtigste Regierungsentscheidung, wurde keinesfalls allgemein gebilligt. Nicht wenige waren schockiert, zumal viele sächsische Große, die natürlich bei den Liutizen Tribute einzuheimsen und ihren Besitz auf Kosten der Nachbarn zu erweitern hofften; ganz beiseite, daß sie während Ottos polenfreundlichem Kurs verwandtschaftliche Bande mit polnischen Feudalherren geknüpft hatten.

Auch manche kirchliche Kreise waren viel weniger scharf auf Krieg als auf neue Zehnteinkünfte. Andere verwarfen den Polenfeldzug mehr oder minder radikal aus «religiösen» Gründen; sie wollten Mission, Heidenbekehrung.

Wigbert von Merseburg, von Heinrich unmittelbar vor Kampfausbruch in größter Eile zum Bischof gemacht (1004–1009) und wiederholt beschenkt, mehrmals mit der Abgabe der Kaufleute «und ungläubigen Juden», predigte unentwegt, um die Götzendiener «von ihrem nichtigen Irrglauben abzubringen». Dabei kannte der «trefflich gebildete Mann», wie Thietmar, sein Nachfolger, schreibt, kein Pardon – «den heiligen Hain Schkeitbar, der bei den Umwohnern immer in göttlichem Ansehen gestanden hatte und seit Urzeiten niemals verletzt worden war, ließ er völlig vernichten; an seiner Stelle errichtete er eine Kirche für den heiligen Märtyrer Romanus».

Indes, keiner begehrte die Ostmission ungestümer als Bischof Brun von Querfurt, der Sachse «aus edelstem Geschlecht» und ehemalige Hofkaplan Ottos III., ein nimmermüder «Bekehrer» bei Ungarn, Petschenegen, Preußen. Besonders den «unfruchtbaren Boden» der letzteren wollte er «mit göttlicher Saat befruchten». Doch die Undankbaren machten ihn 1009 zum Märtyrer, und Boleslaw kaufte ihnen die Leiche ab. Ein veritabler Heiliger also wie Heinrich selbst, durch dessen Polenkrieg er freilich ge-

rade die eigenen ambitiösen, von den Petschenegen bis nach Schweden reichenden Pläne, zumal sein Lieblingsprojekt, die Liutizenmission, durchkreuzt sehen mußte.

So klagte er den Herrscher brieflich Ende 1008 der Härte, der Grausamkeit an. Auf drei Schauplätzen zugleich führe er Krieg, d. h. nicht nur gegen die Slawen, sondern auch in Lothringen und Bayern. Es klingt manchmal sehr pazifistisch, was der «Auserwählte unter den Kindern Gottes» (Thietmar) vorbringt. In Wirklichkeit aber will der Heilige den Heiligen nur gegen die Heiden hetzen. Er tadelt den König, daß er Boleslaw bekriege, der ihm, Brun, doch viele Güter schenkte, der auch seiner Preußen-Mission mit Geld und Gut und allen Kräften helfen wollte. «Dieser Boleslaw versichert Euch», schreibt er Heinrich II., «weil er sich in Ewigkeit nicht davon lossagen darf, daß er Euch *bei der Unterwerfung der Heiden* immer aufs eifrigste zu unterstützen und in allem gern zu dienen (servire) verpflichtet ist.»

Stets aufs neue rügt der Bischof des Königs Krieg gegen Christen, und dies auch noch an der Seite von Heiden. «Wie stimmt Christus mit Belial? Was hat das Licht für eine Gemeinschaft mit der Finsternis?» zetert er. «Ist es wohl edel, einen Christen zu verfolgen und ein heidnisches Volk zum Bundesgenossen zu haben?» Wehe über die elende Zeit rufend, in der kein König mehr die Heiden bekämpfe und die eigene Ehre höher stehe als der Vorteil Christi, begehrt er leidenschaftlich den Krieg gegen sie. Denn nur wenn Heinrich die Wenden mit den Waffen zum Glauben zwinge, handle er nach dem Wort des Evangeliums: Nötige sie herein zu kommen! (Sehen es doch, nach Augustinus, einem der versiertesten Haß- und Gewaltpropagandisten, «viele gerne, wenn man sie zwingt!» Ergo: cogite intrare ... I 480 ff!) Der hl. Heinrich sollte, nach dem hl. Brun, mit den christlichen Polen Frieden schließen, um gemeinsam mit ihnen die Liutizen zu besiegen, um diese in die Kirche zu zwingen, um sie gewaltsam zu Christen zu machen. Niemand vor den Kreuzzügen hat leidenschaftlicher den Krieg gegen das Heidentum verlangt.[65]

Was aber macht die katholische Legendengeschichtsschrei-

bung aus diesem Kampf des hl. Heinrich und der heidnischen Liutizen gegen die katholischen Polen? Das Gegenteil!

Noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts steht so in P. M. Vogels «Lebensbeschreibungen der Heiligen Gottes» (mit «Approbation des hochw. bischöflichen Ordinariates Regensburg»): «Besonders merkwürdig ist sein Krieg gegen die damals noch heidnischen Völker in Polen, welche Merseburg verheerten und viele Kirchen niederbrannten. Er zog gen sie zu Felde, rief die heiligen Laurentius, Georg und Hadrian um Schutz an gegen die Ungläubigen, gelobte die Wiederherstellung des Bisthumes nach Besiegung der Feinde, ließ am Vorabende der Schlacht die ganze Armee die heiligen Sakramente empfangen, verrichtete auf gleiche Weise seine Andacht, und siehe! an der Spitze des kaiserlichen Heeres erschienen die drei Heiligen. Schrecken ergriff die Heiden; sie flohen und ergaben sich ohne Widerstand.» Heinrichs katholische Gegner, die Polen, werden zu «Heiden» umgefälscht, zu «Ungläubigen», und von seinen paganen Kampfgenossen, den Liutizen, ist keine Rede!

Noch 1986 aber schreibt der Bamberger Volkskundler Klaus Guth im «St. Otto-Verlag» von dem fast lebenslang Krieg führenden Kaiser, er habe «ein eigentümliches Ethos der Verantwortung und Friedenssorge» verwirklicht. Allerdings eigentümlich. Das Ethos eben eines Heiligen. Noch vor Karl «dem Großen» wurde Heinrich II. 1146 durch Papst Eugen III. kanonisiert, also durch jenen (1872) seliggesprochenen «Bluthund» (so Arnold von Brescia, Abaelards Nachfolger an der Pariser Universität), der nur ein paar Monate früher zum völlig scheiternden Zweiten Kreuzzug aufgerufen.[66]

Im Februar 1004 stieß König Heinrich ins Milzenerland vor. Doch schwere Schneefälle und plötzliches Tauwetter behinderten die deutschen Invasoren, sonst wäre wohl, meint Thietmar, «das ganze Land wüst und menschenleer geworden». Gott, klingt's nicht bedauernd?! Unwillig jedenfalls mußte der Heilige von seinem Vorhaben ablassen.

Noch im Sommer aber zog er mit seinen in Christo Getreuen aus Sachsen, Bayern und Ostfranken gegen Böhmen, wo nach den

Thronwirren jetzt Polenfürst Boleslaw regierte und Heinrichs Lehnshoheit über das Land bestritt. Begleitet wurde das königliche Heer von dem vertriebenen Böhmenherzog Jaromir sowie, scheint es, von jeder Menge Prälaten: Gottschalk von Freising, Walter von Speyer, Wibert von Merseburg, Hildiward von Zeitz, Wido von Brandenburg, Hilderich von Havelberg, Tagino von Magdeburg. Die Magdeburger Erzbischöfe trugen zeitweise sogar die Hauptlast von Heinrichs Polenattacken. War doch gerade «pugnax Saxonia», das kriegerische Sachsen (Leo von Vercelli), das damals mehr Erzbistümer aufwies als jede andere deutsche Gegend, nach Osten nur so gespickt mit Burgwarden.

Unterwegs wohnte der König Anfang August der festlichen Einweihung der neuen Nienburger Klosterkirche bei Calbe an der Saale bei und schenkte angesichts des bevorstehenden Polenspektakels dem Abt Ekkehard, einem seiner Verwandten, mehrere Besitzungen in der Lausitz «um des sicheren Sieges willen».

Es wurde fast ein Prinzip Heinrichs II., vor Offensiven an Kircheneinweihungen teilzunehmen. So vor den Heerfahrten nach Polen 1010 und 1017. So an der Weihe des Mainzer Domes vor dem Marsch gegen Burgund. Ja, noch die drei Kirchweihen anno 1021 in Quedlinburg, Merseburg und Bamberg begriff man «als Teil einer geistlichen Vorbereitung des Italienfeldzuges» (Guth). Man nennt das auch «politische Frömmigkeit». Und ist es Zufall, daß Heinrich am häufigsten Sachsen aufsucht, 39mal, soweit bekannt, daß von den 15 durch ihn beehrten Kirchweihen sieben in Sachsen stattfinden, an der Grenze nach Osten, in diesem «paradiesischen Blumengarten in Sicherheit und Überfluß» (Thietmar)? Überhaupt galt: kein organisiertes größeres Schlachten, auch von Christen, selbstverständlich, ohne hl. Messe! Und so war's ja noch im 20. Jahrhundert ...

Der erste Polenkrieg begann von Merseburg aus. Dabei tat der hl. Krieger, als zöge er gegen Polen, fiel aber, völlig unvermutet, in Böhmen ein, wo ihm die Bevölkerung von Saaz die Tore geöffnet und, meint Bischof Thietmar, «freundliche Unterstützung» geschenkt hat bei einer, so später Looshorn, «entsetzlichen Metzelei», bei der man die polnische Burgbesatzung erschlug. An-

scheinend kam es auch zu brutalen Verstümmelungen, Entmannungen u. a.; jedenfalls erinnert Heinrichs Biograph, Bischof Adalbold von Utrecht, daran. Der König aber wurde durch die Grausamkeiten so gerührt, daß er wieder mal «voller Erbarmen» befahl (vgl. seinen Befehl bei dem Massaker in Pavia: S. 82), den noch lebenden Rest zu schonen.

Darauf maschierte man nach Prag, um dort, nach Heinrichs Anweisung, Boleslaw, «die giftige Schlange zu fangen oder zu töten». Die Schlange entwich jedoch vor dem unter Jaromir anrückenden Heer nach Polen, während Sobebor, der älteste Sohn des Fürsten Slavnik von Libice, ein Bruder des hl. Adalbert (V 551 f.), noch im Kampf auf der Brücke bei Prag umkam. Im September regierte wieder der Přemyslide Jaromir, Boleslavs III. Bruder, in der Stadt (seit 973 Mainz unterstellter Bischofssitz) und leistete Heinrich die Lehenshuldigung. Statt von den Polen wurden die Tschechen jetzt von den Deutschen beherrscht.[67]

Damals in Prag, am Geburtsfest der hl. Gottesmutter, 8. September (1004), gebot der König – «mit Genehmigung des dortigen Bischofs» – dem Bischof Gottschalk von Freising, dem Volk zu predigen. Und dieser – nicht nur, schon nominell, ein «Knecht Gottes», sondern natürlich auch einer des Königs – rief alsbald eindringlich alle «zum Festhalten an doppelten Liebesbanden» auf: «nämlich am Gehorsam gegen Gott und an der Ehrfurcht vor der Obrigkeit» – den seit zwei Jahrtausenden sich so segensreich erweisenden Säulen unserer Gesellschaft.

Darauf zog man «in unendlich schwierigem Marsche» in die Oberlausitz und verrichtete gegen die polnische Besatzung der Burg Bautzen noch mancherlei Heldisches. Auch geschah ein wahrhaft wunderbares Wunder am hl. Heinrich. Denn als der gerade all seine Getreuen zum Sturm wider die katholischen Verteidiger trieb, schützte ihn «die göttliche Vorsehung» vor dem Pfeil eines Bogenschützen und tötete einen dicht neben ihm stehenden Vasallen. «Der König erhob in Demut sein Herz und lobte Gott, der ihm ohne sein Verdienst wie stets seine Obhut und Liebe offenbart hatte.» Jeder eben ist sich selbst der Nächste. Oder, wie Nietzsche sagt: Ein religiöser Mensch denkt nur an sich. «Die

Burg aber», bedauert Bischof Thietmar unmittelbar darauf (vgl. sein Notat S. 90), «wäre durch Brandlegung in Flammen aufgegangen, hätte es nicht ein unglücklicher Befehl des Markgrafen Gunzelin verhindert.» Nein, wie schade wieder. Glück und Pech. Doch schimmert da wie dort viel christkatholische Gesinnung durch.[68]

Um die wenig kriegswilligen Sachsen 1005 zu einem weiteren Zug zu gewinnen, nahm der Heilige seine Zuflucht erneut zu Gott. Auch schloß er mit vielen, zumal mit Prälaten, einen Gebetsbund, der im Todesfall eine beträchtliche Memorialleistung garantierte, eine hohe geistliche Rendite sozusagen. Und dann setzte er im Sommer, in einem der schrecklichsten Hungerjahre – «Fames magna facta est», so lakonisch der lahme Mönch von Reichenau –, den Polenkrieg unter dem speziellen Schutz des hl. Thebäerhelden Mauritius fort.

Heinrich schätzte von früh an diesen Heroen besonders, eine zwar recht sagenhafte, doch auch für Otto I. keine geringe Rolle spielende Figur (V 459 f.), ja, schon im Gangsterregiment der Merowinger hochverehrt (später manchmal mit drei Mohrenköpfen dargestellt, Patron der Infanterie, hilfreich gegen Gicht auch, Ohrenweh, Pferdeleiden – alle sollten ihn brauchen: Schwarze, Weiße, Schlächter, Zivilisten, sogar Tiere; sie natürlich nur wegen ihres Nutzens für die Krone der Schöpfung).

Im 10. Jahrhundert wurde eine Mauritius-Messe fast Mode. Und unter Heinrich II. rückte der Thebäer, sein Patron und der Magdeburgs, an die Spitze der Soldaten-Heiligen. Man verwahrte das, was man für Reliquien hielt bzw. ausgab, in der königlichen Kapelle. Und nach alten Quellen hatte der hl. Herrscher sancti Mauricii oder wessen Reste immer im Februar 1004 eigenhändig und barfuß durch Schnee und Eis zum Magdeburger Dom getragen – übrigens von dem anrüchigen Kloster Berge aus, dessen Abt Rikdag bereits im folgenden Jahr wegen eines «Verbrechens» abgesetzt worden ist; das Haus selbst wurde zur Zeit der Reformation aufgelöst und zerstört.

Magdeburg, seit Ottos I. Gründung vielgeförderter Stützpunkt für Offensiven in slawisches Land, sollte offenbar ganz ähnlich

unter Heinrich funktionieren, der wiederholt seine Sympathie für Sachsen und die Stadt bekundete und erklärtermaßen das Werk seines «großen» Vorgängers fortsetzen wollte.[69]

Man sammelte sich am 16. August in Leitzkau. Strategisch günstig gelegen (rechts der Elbe, östlich von Magdeburg) – mit einem Hof des Bischofs von Brandenburg –, diente es den Deutschen häufig als Treffpunkt und Ausfallbasis bei Ostattacken, unter Otto III. gegen die Heiden, unter Heinrich dem Heiligen gegen die katholischen Polen (die wahrscheinlich dann die Stätte mit dem Bischofshof zerstörten, worauf sie rasch wieder zur Waldwildnis wurde. 1030 nahmen die Polen den Brandenburger Oberhirten Liuzo gefangen).

Am Tag vor dem Treffen in Leitzkau hatte der hl. König in Magdeburg «die Himmelfahrt der hl. Gottesmutter» begangen, am nächsten Tag die hl. Messe gehört, dann nebst hl. Gattin zu Schiff die Elbe überquert. Mit Heerespflichtigen aus dem ganzen Reich, darunter auch das Kriegsvolk des Bischofs Arnulf von Halberstadt und des Erzbischofs Tagino von Magdeburg, der selber mitritt und -stritt, mordete man sich in verlustreichen Gefechten zur Oder vor. Dort stießen die Streiter Christi auf die Liutizen samt ihren Feldzeichen. Fahnen mit paganen und katholischen Götzen flatterten nun in schöner Eintracht nebeneinander. Und öffentlich trieben die Heiden ihren Satansdienst. Doch als Hilfstruppen ließ sie selbst Bischof Thietmar gelten; freilich: «Meide ihre Gemeinschaft und ihren Kult, lieber Leser!»

Unter rechtgläubigen Emblemen und denen des Teufels drang man tief in Polen ein, weiter als je zuvor ein deutsches Heer; nicht ohne Strapazen durch lange Märsche, schlechte Verpflegung, peinigenden Hunger und sonstiges Kriegselend. Dem fliehenden Feind auf den Fersen, wurden Heinrichs Männer doch häufig geschlagen, besonders bei ihren gefährlichen Verprofiantierungsabstechern. Der Kriegsherr selbst beehrte mal eine Abtei, feierte das Fest der Thebäischen Legion, machte mitunter einen reichen Raubzug, stimmte dann «mit Geistlichkeit und allen Truppen laut Christi Lob an» und verwüstete wie üblich «alles ringsum» (Thietmar). Vor Posen erlitt sein Heerbann aus dem Hinterhalt

weitere beträchtliche Einbußen. Und so beendete er, ohne Boleslaw zur Huldigung zwingen zu können, in Posen das Unternehmen. Heinrich, verrät der Quedlinburger Annalist, habe die Leichen der Seinigen heimgebracht und einen «unguten Frieden», und vielleicht ist ebendeshalb nichts weiter darüber bekannt.

Posens Bischof Unger aber, ein Deutscher, schrieb Polens Rettung dem Beistand neuer Märtyrer, der «fünf heiligen Brüder» zu, die zumindest ihn selbst schon bald nicht mehr schützten. Denn 1007 internierte ihn Heinrich bis zu seinem Lebensende in Magdeburg, währenddessen Erzbischof Tagino, ein enger Vertrauter des Monarchen seit ihrer gemeinsamen Erziehung im Regensburger Fälscher-Kloster (S. 194) St. Emmeram, Posens Eingliederung in die eigene Kirchenprovinz mittels Fälschungen betrieb, und dies offenbar in Absprache mit dem hl. König.

Nach dem ersten Polenkrieg aber ließ Heinrich in Merseburg – mit 25 Aufenthalten seine Hauptpfalz – den Vasallen Brunkio und in Fallersleben auch einige seiner vorzüglichsten slawischen Gegner samt Anhang hängen. «Sein heiteres Antlitz», rühmt ein zeitgenössisches Klagelied auf seinen Tod, «verkündete die Güte seines Herzens.» War doch, wissen Vogels bischöflich approbierte «Heiligen Gottes» (»Mit zur Nachfolge ermunternden Lehrstücken» und geistlichem Deutsch), «sein ganzes Leben heilig und eine beständige Vorbereitung zum Tode» – vor allem «zum» Tod anderer.

Bereits zwei Jahre nach dem Friedensschluß, als Boleslaw versuchte, die Liutizen, so Thietmar, «mit Worten und Geld» auf seine Seite zu ziehen, begann Heinrich 1007 den zweiten, sechs Jahre dauernden Polenkrieg. Er kündigte den Friedensbund auf, und Boleslaw erklärte dem königlichen Gesandten, dem Markgrafen des Milzenerlandes, Hermann (Ehemann der Boleslaw-Tochter Reglindis): «Christus, der Allwissende, sei mein Zeuge, daß ich ungern tun werde, was ich tun muß!» Und verheerte die Magdeburger Gegend, schlug die Einwohner tot oder nahm sie gefangen, schleppte sie in Ketten fort.

Dabei hatte man ihn gerade erst ein, zwei Jahre zuvor in Magdeburg ins Domkapitel aufgenommen, mit ihm «fraternitas»

geschlossen, Verbrüderung. Jetzt führte der dortige Erzbischof Tagino den militärischen Gegenstoß, ein Mann, der täglich die Messe las und den Psalter sang, überhaupt wie «ein echter Mönch» lebte (Thietmar), was nicht leicht nachvollziehbar ist. Denn Erzbischof Tagino erscheint eher hochfahrend, liebte Vornehme (deren Präbenden, Geldzahlungen, er erhöhte) und hielt geringe Männer von sich fern.

Als Günstling Heinrichs II. weilte er häufig am Hof, dort gern zu Beratungen hinzugezogen und mindestens acht Königsurkunden erhaltend, darunter, neben mehreren Burgen (Arneburg, Prettin), den Königshof und das Kastell Frose bei Calbe; wenn auch solche Schenkungen dem Erzstift mehr Pflichten aufhalsten, Pflichten vor allem stets gefechtsbereiter Art. Wurde ja gerade unter Tagino, den die Kriegführung im Osten stark, beinah ständig beanspruchte, Magdeburg «aus einem Missionszentrum zu einem Mittelpunkt des militärischen Widerstandes gegen Polen». «Andere Gebiete seiner Tätigkeit treten aus den Quellen weniger klar entgegen» (Claude).

Doch schätzte der Erzbischof, der des Königs volles Vertrauen besaß, die von Polen drohende Gefahr geringer ein, benahm sich auch entsprechend zweideutig, was den deutschen Widerstand zweifellos schwächte. Wie überhaupt der zweite Polenkrieg, in dem Boleslaw bis zur Mittelelbe vordrang, auch das hochwichtige Bautzen nahm, für Heinrich weit ungünstiger noch als der erste verlief. Dies schon deshalb, weil die Sachsen wenig Lust dazu zeigten und deutlich zögernder operierten, zumal sie glaubten, der König habe den Krieg mutwillig begonnen. Und sie waren ja selbst durch Fehden zwischen weltlichen und geistlichen Herren zerrissen.

Auch agierte man, ganz friedlich noch auf eigenem Boden sich bewegend, mitunter fast schon wie in Feindesland. So etwa 1010 beim Aufbruch gegen Polen in Belgern (bei Mühlberg rechts der Elbe), auf einem Gut des Markgrafen Gero II. von der sächsischen Ostmark. «Wir alle», notierte seinerzeit Thietmar, «ich darf keinen ausnehmen, benahmen uns wie seine Feinde, nicht wie Freunde, indem wir mit Ausnahme seiner Leute alles verdar-

ben, manches sogar durch Brandstiftung. Selbst der König sorgte weder für eine Sühne, noch suchte er ihn zu schützen.»

Schließlich waren gerade die Regenten daran gewöhnt, das Land um sie her gewissermaßen aufzufressen. Das gehörte zu ihren Reisen, ihrem unentwegten Herumziehen, gehörte zu ganz normalen «Gastungspflichten», dem Anspruch des Herrschers auf Kost und Logis. Befreiungen von diesem durchweg als lästig empfundenen Beköstigungs- und Beherbergungszwang waren selten, sind vor dem 11. Jahrhundert nur schwer nachweisbar. Mit bis zu zweitausend Menschen wälzte sich der Hof dahin, Ritter, Pfaffen, Zofen, Ochsentreiber, ganze Herden von Rindern, Schafen, Schweinen verschlingend. Mitunter zog die Not ein, zog der Fürst ab. Und gelegentlich kam es zur Versagung, zum Widerstand. Bischof Megingaud von Eichstätt (S. 76) schrie auf, als Heinrich II. «ein volles Servitium» von ihm verlangte, «wie es selbst einen Erzbischof in Schrecken versetzt hätte». «Du übler Kerl», brüllte er den königlichen Sendling an, «dein Herr hat den Verstand verloren!» Man wußte, warum man den König zum Freund haben wollte – aber nicht zum Gast.[70]

Im Krieg freilich sah das alles noch etwas anders aus, henkte man gelegentlich, wie im zweiten Polenkrieg, «Verräter» und brandschatzte nur, um gewissermaßen in Übung zu bleiben. Bischöfe wie Arnulf von Halberstadt und Meinwerk von Paderborn, im Jahr zuvor schon gegen die Luxemburger dabei, fanden jetzt auch noch Zeit, Mittel- und Niederschlesien zu verwüsten. Trotz häufiger und gewaltiger Regengüsse fügten sie ihren katholischen Feinden «schweres Unheil» zu, führten sie einen ganz planlosen Beutekrieg, im Grunde eigentlich bloß eine Demonstration der eigenen Präsenz. «Erst nachdem alles ringsum verheert war, kehrten die Böhmen in ihr Land, die Unsrigen aber frohgemut durch den Milzenergau an die Elbe zurück» (Thietmar).

Ein fröhliches Christentum wieder. Meinwerk von Paderborn, erst seit 1009 Bischof, bekam bereits 1011 als erste Frucht seines schon zweimaligen Kriegsdienstes für den Herrscher eine Grafschaft – der Anfang «einer langen Reihe von königlichen Zuwendungen» (Bannasch).

Mitten im Polenkrieg 1012, in jenem Jahr, in dem der Heilige seine Widersacher im Osten und Westen durch zwei synchrone Feldzüge zu bezwingen suchte, war Erzbischof Tagino am 9. Juni, wie der Chronist es ausdrückt, «nicht in den Tod, sondern freudig hinüber zu Christus» gegangen.[71]

Sein Nachfolger wurde der Dompropst Walthard – nicht ohne ein bißchen Simonie, neben einer Pfründe «für den Lebensunterhalt 20 Pfund Silber als fromme Gabe». Wie denn auch Thietmar, der Berichterstatter, von sich bekennt, sein eigenes hohes Amt ähnlich erlangt zu haben, «zwar nicht durch Geld, sondern gegen eine Landschenkung an meinen Oheim». Zum Erzbischof aufgestiegen, erhielt Walthard von Magdeburg den Oberbefehl bei einem neuen Einfall; kamen doch überhaupt aus diesem Raum die bisher Polen attackierenden deutschen Heere.

Walthard, der anders als seine Vorgänger nie Hofdienst geleistet, nie der Hofkapelle angehört hatte, weshalb er bei seiner Einsetzung dem nur unwillig zustimmenden König als erster Magdeburger Oberhirte einen Treueid leisten mußte, führte den Feldzug lässig. Ja, er brach nach nur kurzem Vorstoß das Unternehmen ab, zwar im Einvernehmen mit dem wieder wenig kriegswilligen Adel, doch entgegen der Absicht Heinrichs, dessen offensive Politik ihm widerstrebte. Und bald warf man denn auch dem für den Angriff verantwortlichen Prälaten vor, «vieles» gegen den König geplant zu haben.

Leider erfahren wir nicht Näheres. Doch Thietmar, der immerhin erwähnt, daß der Erzbischof bei den Friedensverhandlungen mit Polen, obwohl sie scheiterten, sehr zuvorkommend behandelt und «reich beschenkt» wurde, tut alles, um ihn zu entlasten. Zeigte sich dem berühmten Chronisten, der ja häufig Tote traf (V 395 ff.), auch «der hochwürdigste Mann» selbst am 28. Oktober 1012 in Meißen. Und da er «den Toten gut» kannte, fragte er, wie naheliegend doch, «gleich, wie es ihm gehe». Und, natürlich, gut ging es dem Toten, gut; war er ja, was die speziellen Anwürfe betraf, seine angeblichen Vorhaben gegen den König, «nicht schuld»! Und später erfuhr unser Geschichtsschreiber gar – wie immer «von glaubwürdigen Leuten» –, Erzbischof Walthard sei

noch «am Allerheiligentage gewürdigt worden, vor dem Antlitz Gottes zu erscheinen». – Sie lügen einem die Hucke voll! Aber schließlich schreckte der ehrwürdige Hirte auch sonst nicht vor etwas Betrug zurück; suchte er zum Beispiel über zwei zu Zeitz gehörende Burgwarde mittels einer gefälschten Königsurkunde die Bistumsrechte zu ergattern!

Noch im selben Jahr gewann der Polenfürst die Burg Lebusa am Fläming (nördlich Schlieben).

König Heinrich I. hatte sie 932 nach langer Belagerung erobert und niedergebrannt, worauf sie bis 1012 wüst lag. Dann ließ sie Heinrich II., unter Mitwirkung Bischof Thietmars, wieder aufbauen, verstärken und durch tausend Mann Besatzung schützen. Sofort nach Walthards Tod jedoch befahl Boleslaw, der in einem nahe gelegenen Hinterhalt lauerte, die Festung zu stürmen und sah, «noch beim Frühstück sitzend», selbst zu, wie sie seine Leute beim ersten Angriff nahmen, wobei man «viel Blut» vergoß, auch 500 eigene Männer verlor. «Dieses jammervolle Blutbad ereignete sich am 20. August», notiert Thietmar. «Man verteilte die gewaltige Beute und steckte die Burg in Brand»; womit der Pole 1012 dasselbe tat wie der deutsche König 932 – die blutigen Machtspielchen der Fürsten: «... dann zog das siegreiche Heer mit seinem Herrn frohgemut heim.» Schon wieder fröhlich.

Erst durch die Bemühungen des Polen, der seinen Sohn Mieszko im Winter 1012/1013 mit reichen Geschenken nach Magdeburg schickte, wo er Vasall des Königs wurde, kam es an Pfingsten 1013 zum Merseburger Frieden, zu keinem sehr erfolgreichen für das Reich. Das Bistum Meißen wurde gar in einen deutschen und einen polnischen Teil zerrissen. Boleslaw zwar unterwarf sich erneut formell, bekannte sich ebenfalls als Vasall, behielt aber faktisch die von ihm besetzten Teile der Ostmark und der Mark Meißen.[72]

Im Sommer 1015 eröffnete Heinrich den dritten, immer noch fast drei Jahre dauernden Polenkrieg von Magdeburg aus, zuvor dort «Christi Ritter Mauritius demütig um Beistand zur Überwindung seines hartnäckigen Feindes Boleslaw» bittend. Der Pole war Christ und Katholik wie er, und auch so unnachgiebig.

Selbstbewußt erklärte er auf Heinrichs Forderung nach Rückgabe der Reichslehen, «was sein sei, werde er behalten, was ihm bisher nicht gehöre, gedenke er als Beute davonzutragen».

Und so geschah es.

Mit drei Armeen, dem größten Aufgebot seit Beginn der Polenoffensive, rückte das kaiserliche Kriegsvolk getrennt, aber gleichzeitig von Norden, Süden und dem Zentrum her vor. Dabei wuchs der Haß zwischen den Kämpfenden, verteidigten zuweilen sogar Frauen, wie in Meißen, das Vaterland. Auch hier wurde die Stadt, nun weniger glücklich, ein Raub der Flammen, während man die Veste selbst, mit viel Glück, gerade noch hielt. (Immerhin war der Ort so unsicher, daß der im Dezember in Leipzig sterbende Bischof Eido bis in seine Todesstunde eine Beisetzung zu Meißen sich verbat.)

Viele Prälaten, Eido selbst, Erzbischof Gero von Magdeburg, Thietmar von Merseburg, zogen mit, dazu große heidnische Verbände. Und wieder verwüstet man nach altem Brauch auch den eigenen Boden, drangsaliert abermals Volk und Land des Markgrafen Gero in der sächsischen Ostmark (er selbst fällt noch im gleichen Jahr, am 1. Oktober 1015, gegen Boleslaw).

Am 3. August, «am Tage der Auffindung des ersten Märtyrers Christi», erzwingt der hl. Kaiser durch erhebliches Blutvergießen den Übergang über die Oder. Er schlägt die Polen «furchtbar zusammen» (Thietmar). Ein glücklicher Tag, kommentiert Historiker Siegfried Hirsch, und weiß gleich weiteres Glück zu berichten, diesmal von der Belagerung Bautzens: «Auch hier war das Resultat glänzend: die Stadt ging in Flammen auf ...»

Ja, man heftet Lorbeeren an die vereinigten christlich-paganen Standarten, bringt mal 600, dann 800 Feinde um, nimmt nicht weniger als 1000 Mann gefangen, dazu Frauen und Kinder. Doch werden auch auf deutscher Seite gelegentlich «200 der trefflichsten Ritter», darunter mehrere Grafen, abgestochen und ausgeplündert. Es ist die Nachhut des Erzbischofs Gero von Magdeburg (1012–1023), wobei der Kirchenfürst selbst entkommen und dem Kaiser die furchtbare Kunde übermitteln kann. Solch blutiger Ausfall aber bedarf stets besonders hehrer Verklärung. Des-

halb erkennen die Quedlinburger Annalen hier gar den «Geist eines Glaubenskrieges» – gegen Katholiken! «Die Magdeburger Ritter fanden in der Nachfolge Christi den leiblichen Tod» (Claude). Und Bischof Thietmar wünscht pastoralbeflissen noch einen barmherzigen Gott.

So kommt die Welt wieder in Ordnung, das Schlachten geht weiter. Man verheert das Land, verbrennt Burgen, vergießt Tränen. Man hängt jede Menge «Straßenräuber» (multi latrones), «nachdem sie im Zweikampf von Fechtern überführt (!) worden waren» (Thietmar). Der Kaiser feiert fromm die Feste der Christenheit, das Geburtsfest des Herrn, die Erscheinung des Herrn, die Reinigung der hl. Gottesmutter. Kurz, man betet, tötet, schafft die Beute fort – und 1146 verkündet Papst Eugen III. bei Heinrichs Kanonisation, er habe «nicht kaiserlich, sondern geistlich gelebt».[73]

Anno 1016 kam es zu einem bemerkenswerten Todesfall. Wurde doch am 6. Oktober «ein für das Land äußerst wertvoller Mann» ermordet, der Billungergraf Wichmann III., und zwar, berichtet Thietmar, «auf Veranlassung einer zweiten Herodias». Diese Dame aber war niemand anderes als die Mutter des Paderborner Bischofs Meinwerk, der auch seinerseits, gleich ihr, eine virtuose, skrupellos um sich greifende Güterpolitik trieb, wobei er alle Bevölkerungsschichten, soweit sie eigenen Grund und Boden besaßen, schröpfte – und allgemein als bedeutendster Paderborner Bischof des Mittelalters gilt.

Edeldame Adela von Hamaland (gest. 1028), über ihre Mutter karolingischer Abkunft, ließ angeblich auch ihren älteren Sohn, Graf Dietrich von Hamaland, 1014 meucheln, was man heute allerdings bezweifelt. Gerüchte wollen weiter, daß auch ihre ältere Schwester, die Äbtissin Liutgard, mit der sie ein heftiger Erbstreit entzweite, auf ihr Anstiften hin vergiftet worden sei. Jedenfalls usurpierte Adela das väterliche Erbe. Und jedenfalls sorgte sie für die Tötung des Grafen Wichmann und zog einen Teil auch von dessen Erbe an sich. Unter Mißbrauch des Gastrechtes wurde der Billunger, seit langem in Fehden mit Adelas zweitem Gatten, Balderich Graf von Drenthe, verstrickt, erst in dessen

Haus vergiftet, dann hinterrücks erschlagen. Sicher ist sicher – man denke an den ersten Papstmord (V 271), der hier ganz offensichtlich Schule machte.

Bischof Dietrich von Münster, mit dem Beseitigten befreundet, rief zur Rache, heerte auch und brannte selbst im Land des geflüchteten Balderich, der den Schutz des Kölner Erzbischofs Heribert fand. Meinwerks mörderische Mutter aber wurde später vor dem Kölner Dom beigesetzt; doch soll man ihre Leiche vor einem drohenden Sturm ausgegraben und in den Rhein geworfen haben. Wie auch immer, zweifellos trug das einnehmende Wesen der Mutter beträchtlich zum Reichtum des bischöflichen Sohnes bei.[74]

Inzwischen suchte der Kaiser eine Revision des letzten Friedens zu erreichen, holte sich indes fast nur Schlappen und Verluste. Und auch als er, wieder mit einem stattlichen Prälatenhaufen im Heer, zusammen auch mit Großfürst Jaroslaw von Kiew, 1017 einen kombinierten Einfall unternahm – es ist das erste gemeinsame Vorgehen von Deutschen und Russen gegen Polen –, scheiterte man völlig. Immerhin bekämpfte sich das christliche Europa bereits vom Dnjepr bis zum Tiber, um nicht noch südlicher zu gehen. Nur mit sehr geschwächten Kräften konnte Heinrich retirieren, während die Polen eine Menge Gefangener machten, ja über die Elbe drangen und deutsches Land bis zur Mulde ödlegten.

Bischof Thietmar resümiert: «Wer vermöchte die Mühsal dieses Zuges und die Verluste aller zu schildern? War schon der Zugang ins Böhmerland kaum zu erzwingen, so war es noch viel schwieriger, wieder herauszukommen ... Und was die Feinde uns damals nicht hatten antun können, das traf uns später um unserer Missetaten willen. Klagen möchte ich auch über eine Schandtat, die Boleslaws Vasallen zwischen Elbe und Mulde verübten. Sie waren nämlich auf Befehl ihres Herrn eiligst ausgezogen, nahmen dort im Lande am 19. September mehr als 1000 Gefangene mit, brandschatzten weit und breit fürchterlich und kehrten glücklich wieder heim.» Auch sie glücklich somit ...[75]

Als schon verheerende Krankheiten im kaiserlichen Lager zu

wüten begannen, belagerte man die Burg Nimptsch (Niemcza) an der Lohe (südöstlich von Zoben), einen der ältesten Orte Schlesiens. Doch alle deutsch-heidnischen Sturmangriffe waren vergeblich. Schließlich hatten, kurios genug, die eingeschlossenen Polen einen hohen Kruzifixus genau an der Stelle des Walles postiert, wo die Liutizen angriffen. Nur einen Erfolg der kaiserlichen Seite verzeichnen die Annalen: ein Begleiter des Markgrafen Hermann durchlöcherte mit einem Steinwurf das Bild einer paganen Göttin auf einem Feldzeichen – und Heinrich zahlte, sozusagen als Schmerzensgeld, seinen empörten Mitstreitern 12 Pfund Silber.[76]

Obwohl der Kaiser auch die beiden letzten Kriege begonnen hatte und jedesmal zu kurz gekommen war, bot ihm, wie schon früher, auch jetzt der Pole den Frieden an, den man am 30. Januar 1018 in Bautzen schloß. Und wieder behielt Boleslaw, wie bereits 1013 beim Merseburger Frieden, als deutsches Lehen die Lausitz und das Milzenerland um Bautzen in der Hand und erlangte für Polen die volle Unabhängigkeit. Es war ein wenig rühmlicher Frieden, klagt Thietmar, «nicht wie es sich gehörte, sondern wie es damals möglich war».

Zwar ging Boleslaw Chrobrys frühpolnisches Imperium bald wieder unter. Aber das «großpolnisch-piastische» Konzept überdauerte, ja kulminierte triumphal in der frühen Neuzeit in der jagiellonischen Idee, als die Jagiellonen um 1500 Polen, Litauen, die litauische Rus', Böhmen und Ungarn beherrschten. Ja, diese Idee wirkt noch im politischen Bewußtsein der Polen des 20. Jahrhunderts fort, in der Vorstellung nämlich eines Polen von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer, eines «Polen von Meer zu Meer».[77] –

Unmittelbar auf den Polenkrieg folgte im Osten noch ein doppeltes Gemetzel.

Zunächst vertrieben die Liutizen den christlichen Abodritenfürsten Mistizlaw, dem sie vorwarfen, im Krieg nicht mit ihnen gekämpft zu haben. Die meisten Abodriten waren wieder Heiden geworden. Sie hatten «ihren Nacken dem sanften Joch Christi entzogen» und sich erneut dem «lastenden Gewicht der Teufels-

herrschaft» unterworfen (Thietmar). So wurden im ganzen Land der Abodriten, der Wagrier alle Kirchen verbrannt, die Kruzifixe zertrümmert, die Priester «wie das Vieh abgeschlachtet» (Adam von Bremen). Man schnitt ihnen ein Kreuz in die Kopfhaut, öffnete ihr Gehirn und schleppte sie durch die Slawenstädte, bis sie verendeten.

In Nimwegen alarmierte Bischof Bernhard von Oldenburg (in Wagrien) den Kaiser, der seinerseits zunächst Knud «den Großen», Gebieter über Dänemark und England (S. 153), unterrichtete. Knud, auf Vernichtung des wiederauflebenden Heidentums in seinen Nachbarstaaten aus, schlug denn auch anno 1019 Abodriten und Wagrier schwer. Und im folgenden Jahr wurden sie wieder endgültig überwältigt und zinspflichtig – das gemeinsame Werk des Billunger Herzogs Bernhard II. von Sachsen (1013–1059) und des Erzbischofs Unwan von Bremen (1013 bis 1029), eines Verwandten Meinwerks von Paderborn.

Die Billunger weiteten ihre Macht bei den diversen Slawenkriegen deutscher Kaiser und Könige sowie durch eigene Offensiven gegen die Abodriten aus. Und Erzbischof Unwan, der frühere Kaplan Heinrichs II., dem er seinen Bischofssitz verdankte, bekämpfte unentwegt die heidnischen Marschbauern, ließ ihre immer noch verehrten heiligen Haine zusammenhauen und aus dem Holz Kirchen bauen, um den anderen Glauben auszurotten, den «Irrwahn des Götzendienstes».

Freilich zerstritten sich auch der Billunger und der vom Kaiser gestützte Metropolit immer mehr, und zuletzt, schreibt der Bremer Domscholar Adam vom Sachsenherzog, «stand er auch gegen Christus auf und hatte keine Bedenken, die Kirchen dieses seines Vaterlandes anzugreifen, und zwar besonders die unsrige, welche damals sowohl reicher war als die übrigen, als auch der schützenden Hand des Kaisers ferner lag».[78]

Noch ferner lagen dem Monarchen, zumindest zunächst, Italien, Rom, das Papsttum.

Papst Sergius Schweinsmaul erlässt den ersten Kreuzzugsaufruf

Heinrich, der Pragmatiker, hatte sich, anders als Otto II. und zumal Otto III., auf das «Regnum Teutonikum» konzentriert und knüpfte, soweit möglich, an Otto I. an. Zwar Deutscher im nationalen Sinn war auch er nicht, wohl aber unter allen seinen Vorgängern «der ‹deutscheste›» (Fried).

Gewiß wollte Heinrich so wenig wie sie auf die Herrschaft im Süden verzichten oder diese auch nur einschränken lassen. Doch hatte er seine Macht erst im Reich ausgebaut und deshalb mit Italien weit weniger Verbindung als die Ottonen. Und da so jenseits der Alpen das deutsche Regiment weithin zusammenbrach, gelangten in Rom sofort wieder die Crescentier an die Macht, jenes Geschlecht, das sich gegen die Ottonen mehr oder weniger zu behaupten verstand (V 554 ff.), folgten also auf kaiserhörige jetzt wieder vom Adel beherrschte Christenhäupter, zunächst die Crescentier-, dann die Tuskulaner-Päpste, deren Ära erst mit dem großen Schisma der Synode von Sutri 1046 zu Ende ging.

Gerbert von Aurillac, Silvester II., der erste französische, noch von Otto III. berufene Papst, war am 12. Mai 1003 verschieden, vielleicht gewaltsam, vielleicht an Malaria. Und schon am 16. Mai bekam er in Johann XVII. einen Nachfolger. Doch auch dieser starb auf unbekannte Weise bereits sechs Monate später.

Der siebzehnte Johann hätte wohl gern mit dem neuen deutschen König kontaktiert, wurde daran aber von Johannes II. Crescentius (auch Crescentius III. genannt) gehindert. Dieser, der über große Gebiete Mittelitaliens gebot und Heinrich II. angeblich laufend Geschenke schickte, verständigte sich mit ihm und hielt ihn von Rom fern.

Der Crescentier war der Sohn jenes Rebellen Crescentius, den Otto III. vor wenigen Jahren, 998, unter Wortbruch und gelenkt von Papst Gregor V., mit zwölf Unterführern auf den Zinnen der Engelsburg hatte köpfen und hinunterstürzen lassen (V 555, bes. 559). Sein Sohn nahm 1003 als Patricius Romanorum die Zügel desto fester in die Hand. Er dominierte als absoluter Befehlshaber

die Stadt, den Kirchenstaat, die Päpste. Sie waren völlig von ihm abhängig, und Johann XVII., vermutlich sein Verwandter, verschwand bereits am 6. November 1003 wieder von der Bildfläche.[79]

Gegen Jahresende folgte der Römer Johannes Fasanus als Johann XVIII. (1003–1009), vielleicht nochmals ein Verwandter des Crescentius, sicher sein Kandidat, seine Marionette. Jedenfalls festigte Roms starker Mann seine Stellung durch eine wohlkalkulierte Sippenpolitik. Die Söhne seiner Schwester Rogata, Oddo und Crescentius, machte er zu Grafen und Rectoren; den älteren Sohn seiner Schwester Theoderanda, Johann, erhob er zum Herzog von Spoleto und Markgrafen von Camerino, den Jüngeren, Crescentius, zum Grafen; offenbar einen weiteren Verwandten desselben Namens ernannte er zum Stadtpräfekten.

Wie sein Vorgänger wäre Johann XVIII. dem König gern in Rom begegnet, aber wieder verwehrte es der Crescentier, der in Erinnerung an den Tod seines Vaters wohl genug von deutschen Herrschern hatte. Der Papst gab seinen Segen zur Gründung des Bistums Bamberg (S. 67) und landete, so heißt es, als Mönch in S. Paolo fuori le Mura; ob freiwillig oder gezwungen, bleibt offen, genauere Umstände sind nicht bekannt.

Wie sein Nachfolger Sergius IV. (1009–1012) avancierte, ist gleichfalls ungeklärt, gewiß aber wieder als Geschöpf des Patriziers Johannes.

Sergius, Sohn des Schusters Petrus aus Rom, hieß selbst Petrus (mit dem Spitznamen Os oder Bucca Porci, Schweinsmaul, Schweineschnauze). Er war fünf Jahre Bischof von Albano, unterhielt auch Beziehungen zum deutschen König, ohne daß dieser freilich nach Rom hätte ziehen können.[80] Vielleicht ließ der Papst auch deshalb seine Gedanken noch weiter in die Ferne schweifen. Denn Sergius Schweinsmaul (so nennt ihn auch Bischof Thietmar) soll als erster Heiliger Vater einen Kreuzzugsaufruf erlassen haben.

Es geschah nach Zerstörung der Grabeskirche in Jerusalem 1009 oder 1010 durch den Fatimidenkalifen al-Hakim (996–1021), der den eigenen Anhang verfolgte, und dessen Sohn,

Kalif al-Tahir, die ruinierte Kirche wieder aufbauen ließ, was man jedoch im Abendland verschwieg. Nach dem Bericht zweier französischer Chronisten bezichtigte man damals die Juden Frankreichs, den Muslimen verleumderische Meldungen über einen drohenden Kreuzzug in den Orient zugespielt und dadurch den Kalifen provoziert zu haben.

Die Kopie des ersten papalen Kreuzzugsmanifestes aus dem 11. Jahrhundert wurde 1682 durch den königlichen Intendanten Nicolas-Joseph Foucault in der Benediktinerabtei Moissac (Provinz Languedoc) entdeckt. Und 1857 hat Jules Lair das erregende, für die Vorgeschichte des Ersten Kreuzzugs zweifellos bedeutsame, auch mit dem vollen Text erhaltene Dokument in der Pariser Bibliothèque Nationale bemerkt und publiziert.

Seitdem aber ist der Aufruf stark umstritten, haben ihn prominente Forscher für unecht erklärt (so Julius Pflugk-Harttung, Paul Comte de Riant, Johannes Haller, Harald Zimmermann u. a.), andere prominente Forscher für echt (so Jules Lair selbst, Paul Fridolin Kehr, Adolf Waas). Um 1930 suchte Carl Erdmann endgültig die Echtheit, um 1950 Alexander Gieysztor endgültig die Unechtheit des Textes zu erweisen. Und 1991 resümiert Hans Martin Schaller nach einer eingehenden Analyse des Schriftstücks: «Kein einziges formales oder inhaltliches Argument gegen die Echtheit der Enzyklika hat sich als stichhaltig erwiesen ...»[81]

In dem Rundschreiben, logisch wie sprachlich gleich kläglich, ruft Sergius IV. die ganze Christenheit zu Opfern, zu Spenden für die Rüstung, zur Nachfolge Christi, zur Rache auf. Er ruft nach Waffen und Schiffen (die Italiener wollten tausend Schiffe noch «in isto anno» ausrüsten), ja, er selbst will mit nach Syrien, um die Muslime totzuschlagen. Nach der Schilderung des demolierten heiligen Grabes preist er stets erneut das Verdienstvolle des bevorstehenden Krieges, die «Schlacht des Herrn». Nicht um ein kümmerliches Königreich gehe es, sondern um Gott und den Kampf gegen die Feinde Gottes, um das Seelenheil, das Himmelreich. Und natürlich verspricht er allen Kämpfern Sieg und ewiges Leben. Es kann ihm kaum schnell genug gehen. «Venite, filii, defendite Deum et regnum acquirite aeternum! Spero, credo et

certissime teneo, quia per virtutem domini nostri Ihesu Christi nostra erit victoria...» Kommentar eines katholischen Papsthistorikers: «Ein friedlicher, karitativer Papst, der zum ersten Male – vergebens – zu einem Kreuzzug aufrief.»

Bemerkenswert, daß mit dem Schrei nach Krieg auch ein Ruf nach Frieden erscholl; nach einem allgemeinen Frieden unter den Christen, unter allen Kirchen, Ländern, Gläubigen, da Gott ja ein Gott des Friedens sei, und durch den Frieden natürlich der Krieg, das heilige Grab und das ewige Leben gewonnen werden sollen. Eine herrliche Moral! Doch wurde aus der ganzen schönen Sache nichts, vielleicht weil die «Ungläubigen» schneller waren. Wohl in Kenntnis all der frommen Vorbereitungen überfielen sie Pisa, das christliche Rüstungszentrum, und zerstörten die Stadt.[82]

PAPST BENEDIKT VIII., DEN DER HL. HEINRICH «VERSTEHEN UND ACHTEN» KONNTE

Der fast gleichzeitige Tod von Sergius IV. am 12. Mai und von Patricius Johannes II. Crescentius am 18. Mai 1012 sowie die sofortige Wahl eines neuen Papstes aus dem Kreis des rivalisierenden Geschlechts nährten den Verdacht, Sergius und der Crescentier seien Opfer eines Verbrechens geworden. Jedenfalls ging die Gewalt in Rom nun an die Grafen von Tusculum (bei Frascati) über, die Nachfahren der berüchtigten Sippe des Theophylakt, mit der einst das «Römische Hurenregiment» seinen Auftakt nahm (V 481 ff.). Von ihrem fast uneinnehmbaren Nest, älter als Rom, herab bestarrten die beutegierigen Herren de Tusculana seit Jahren die Stadt, bloß darauf lauernd, sie endlich in ihre Fänge zu bekommen. Diesen Augenblick sahen sie mit dem Tod, dem doppelten Todesfall, von Patrizius Johannes und Papst Sergius gekommen und drangen vor.[83]

Schon am 21. Mai kürten sie Theophylakt, den zweiten Sohn des Grafen Gregor von Tusculum, wobei sie ihn, so pressierte es, gleich im Schnellverfahren vom Laien zum Papst machten. Auch

war er Simonist, erließ aber auf gemeinsamen Synoden (1014, 1020, 1022) mit Kaiser Heinrich Beschlüsse gegen die Simonie.

Indes nicht so ungewöhnlich. Und noch ein halbes Jahrtausend später wird Julius II. (1503–1513), Vater, beiläufig, dreier «natürlicher» Töchter, die er als Kardinal gezeugt, nur durch üppigste Simonie Papst. Und dies, nachdem er die Absetzung seines Vorgängers Alexander VI. wegen Simonie betrieben hatte. Wie er ja auch selbst, der Simonist, durch eine Bulle die Ungültigkeit simonistischer Wahlen dekretiert.

Theophylakt bedang sich für die Vergabe des Palliums enorme Beträge aus. Und als er, einer großen Familie zu Gefallen, wider jedes Kirchenrecht die Errichtung des Bistums Bisulduno genehmigte, verfügte er, bei jeder künftigen Besetzung desselben dem Heiligen Stuhl eine stattliche Geldsumme zu zahlen, wobei er ungeniert erklärte: niemand komme zum Papst mit leeren Händen.

Zudem war der neue Pontifex wieder ein bewährter Militär – «aber in dieser harten Zeit ganz der richtige Mann» (Cartellieri). So galt er denn auch bald als rechtmäßig. Er nannte sich Benedikt VIII. (1012–1024) und eröffnete die Reihe der berüchtigten Tuskulanerpäpste: sein Bruder Romanus folgte als Johann XIX., beider Neffe Theophylakt als Benedikt IX. Keiner von ihnen ist Priester gewesen!

Vorerst aber gab's ein kurzes Schisma.

Denn die Crescentier, die im letzten Jahrzehnt Rom regiert und dabei drei Heilige Väter gestellt hatten, wählten und inthronisierten jetzt einen gewissen Gregor (VI.). Betrachtete ja jede der beiden raffgierigen Familien das einträgliche Papsttum augenscheinlich als ihren Privatbesitz. So bekämpfte man einander, obwohl, wie gesagt, zum gleichen Clan gehörend, zunächst mit Waffengewalt, wobei Papst Benedikt, ein forscher Draufgänger, der gewaltsam den Lateran eingenommen, seinen Rivalen im Juni/Juli auch ihre Burgen in den Bergen entriß, indem er persönlich die Milizen führte.

In Rom, wo sein Bruder Alberich als «erlauchtester Consul und Herzog» die Macht errungen, festigte Benedikt mit Hilfe weiterer

Verwandter seine Position. So erhielt Bruder Romanus, der nachmalige Papst, alsbald bedeutenden Einfluß. Der Mann der Crescentier aber, Gregor (VI.), wurde verjagt. Er eilte nach Deutschland und erschien an Weihnachten 1012 am Hof Heinrichs II. in Pöhlde in vollem papalen Ornat. Möglicherweise war er ja rechtmäßig gewählt. Doch als er seine Anerkennung und Einsetzung forderte, untersagte ihm Heinrich das Tragen päpstlicher Insignien, hielt ihn freilich hin, die Entscheidung nach einer kanonischen Untersuchung in Rom versprechend – eines der vielen Versprechen des Heiligen, die nicht mehr waren als Schall und Rauch.

Denn da Benedikt VIII., was bald bis Deutschland drang, «vor allen seinen Vorgängern herrsche», da er auch die Gründung des Bamberger Bistums bestätigt und dem König die Kaiserkrönung angeboten hatte, erkannte dieser den ihm zudem genehmeren Tuskulaner, den Sieger, an und ließ den Konkurrenten definitiv fallen. Als er ein Jahr später nach Rom kam, war von der Rechtslage, einem Urteil selbstverständlich keine Rede mehr. Das Urteil hatte längst die Opportunität gesprochen, der Gegenpapst spurlos den Schauplatz der Geschichte geräumt.[84]

Heinrich aber, «der von Gottes Gnaden ruhmwürdige König» (Thietmar), beeilte sich jetzt, zumal er schon 1004 mit der Kaiserkrone gerechnet. Er machte sich im Osten den Rücken frei, beendete – vorläufig – den Polenkrieg und überschritt, während auch die Luxemburger Fehde (S. 64 ff.) abflaute, im Herbst 1013, trotz ungünstiger Jahreszeit und Überschwemmungen der Gebirgsflüsse, zum zweitenmal die Alpen. Die Gattin sowie eine Reihe von Prälaten begleiteten ihn, Eberhard von Bamberg darunter, Heinrich von Würzburg, Burchard von Worms, Erkenbald von Mainz, Meinwerk von Paderborn, Eido von Meißen, Egilbert von Freising, und in Pavia stießen weitere Bischöfe und Äbte dazu.

Frieden, den der ins Bergland von Ivrea ausweichende Arduin anbot, unter Anerkennung der deutschen Oberhoheit, wobei er sogar, würde ihm nur eine Grafschaft belassen, die Krone niederzulegen und seine Söhne als Geiseln zu stellen versprach,

lehnte Heinrich ab. Jeden Ausgleich vermied er. Dagegen begünstigte er auffallend den hohen Klerus, und zwar überwiegend auf Kosten der weltlichen Magnaten, was ihm die einen ebenso zutrieb wie die anderen zu Gegnern machte.

In Rom wurde der König von Papst, Geistlichkeit und Volk festlich begrüßt. Und am 14. Februar 1014 krönte ihn Benedikt VIII. in St. Peter mit dem üblichen Pomp zum Kaiser und Kunigunde zur Kaiserin. Bei dieser Gelegenheit bekam der Monarch die von einem Kreuz gezierte goldene Kugel – der erste Beleg für die Verwendung eines «Reichsapfels», Bestandteil bekanntlich der in Jahrhunderten sich sammelnden Reichsinsignien, deren Besitz die Rechtmäßigkeit der Herrschaft auswies (vgl. S. 16 f.). Vor der Krönung mußte der Regent allerdings geloben, stets ein verläßlicher «Schirmherr und Schützer» (patronus et defensor) der römischen Kirche und dem Papst samt seinen Nachfolgern in allem getreu zu sein; wobei Heinrich sogar auf die traditionelle Oberhoheit verzichtet hat.[85]

Der prunkvollen Feier und einem glänzenden Bankett folgte nur wenige Tage danach das Blutvergießen – seit Otto I. fast schon übliches Schlußritual einer Kaiserkrönung. Denn als Heinrich in Auseinandersetzungen zwischen Farfa (40 km nördlich von Rom, im Mittelalter eine der reichsten Abteien Italiens) und einigen Crescentiern zugunsten des Klosters entschied, erhoben sich die Römer und wurden von den Deutschen zusammengeschlagen, wobei «auf beiden Seiten nicht wenige fielen; erst die Nacht trennte sie schließlich» (Thietmar).

Die Kaiserkrone hatte damit die ihr geziemende blutige Aura, und ihr Träger wagte nicht mehr, den Crescentiern ernsthaft entgegenzutreten. Kaum mit vollen Hosen, doch mit vollen Kassen verließ er schnell die Heilige Stadt, verschaffte in Ravenna seinem Halbbruder Arnald noch das Bischofsamt, stiftete ein Bistum in Bobbio, beging in Pavia «die Auferstehung des Herrn» und kehrte im Mai 1014, «beladen mit den Flüchen wie mit den Schätzen italischer Städte» (Gregorovius), über die Alpen zurück; bestätigten ja selbst die Quedlinburger Annalen offenherzig, daß Heinrich «an allen Orten ungeheuer viel Geld zusammengescharrt

hatte». Der Heiligkeit tat das keinen Abbruch. «Aufs glücklichste und ruhmvollste» betrat der Fürst wieder «unser freundliches Land» und feierte dann in Pöhlde «das Geburtsfest des Herrn».

Selbstverständlich hatten auch andere deutsche Herrscher die Italiener stets ähnlich geschröpft, wenn die Chronisten dies auch selten erwähnen, dafür häufig Gefangene, Geiseln, Verbannte, die man – oft auf Nimmerwiedersehen – über die großen Berge schleppt, wie diesmal auch der hl. Kaiser eine lange Reihe angeketteter mittel- und norditalienischer Grafen.[86]

Diesen Menschen konnte es natürlich nicht passen, wenn man ihnen immer wieder einen König oder Kaiser von jenseits der Alpen vor die Nase setzte. Zumal die Deutschen – die sich interessanterweise überhaupt erstmals in Italien als Deutsche erlebten und begriffen – die Fremden offenbar heruntersetzen, demütigen mußten, um sich ganz oben zu fühlen, was so weit ging, daß man mitunter die Welschen in Bausch und Bogen dumm, die Bayern etwa alle schlau nannte: «Stulti sunt Romani Sapienti sunt Paioari». Auch für Bischof Thietmar, der «unser freundliches Land» lobt, sind «unserer Art» weder das Klima Italiens noch sein Menschenschlag gemäß, das heißt dessen moralisches Qualitätsgefälle: «Schlimme Hinterlist herrscht leider im Römerland und der Lombardei. Allen, die dorthin kommen, schlägt nur wenig Zuneigung entgegen. Jeder Bedarf der Gäste muß dort bezahlt werden, man wird noch dazu betrogen, und viele kommen durch Gift ums Leben.»[87]

Benedikt VIII. hatte seinerzeit auf Heinrichs Befehl einige dem gut kaiserlichen Farfa von den Crescentiern entrissene Besitzungen zu restituieren. Denn viele Abteien zogen, nicht nur damals, die Aufmerksamkeit der Mächtigen auf sich, der umwohnenden weltlichen wie geistlichen Herren. Sie waren zumal auf die mit Gütern und Rechten üppig bedachten reichsunmittelbaren Klöster scharf. Und hier ergriff der König, im Gegensatz zu seiner deutschen Politik, öfter die Partei der Mönche auch zuungunsten der Bischöfe.

Benedikt aber, manchmal mit dem kriegerischen Renaissance-Papst Julius II. verglichen, führte nun zwei Feldzüge gegen die

Crescentier; zuerst 1014 gegen die Burg Buckinianum, ein Jahr darauf gegen das Kastell Tribuccum, die er beide trotz großer Überlegenheit nur durch Aushungern bezwingen und dem Kloster zurückgeben konnte. Und Gewalt lag diesem Papst sehr. Unternahm er doch in den folgenden sechs Jahren zur Festigung des Kirchenstaates und seiner Macht viele Heerfahrten, «Kriegszüge in und um Rom», und zwar keineswegs zur Steigerung der Tuskulanergewalt, sondern zum «Ausbau der römischen Kirche» (K.-J. Herrmann). So operierte er in der römischen Campagna und im römischen Tuscien. So bekämpfte er, verbündet mit den Seestädten Pisa und Genua, die Sarazenen, die seit ihrer Eroberung Sardiniens 1015 unter ihrem Emir Mudjahid gern auf Oberitalien übergriffen, schon Jahre früher aber wiederholt Pisa eingenommen, sogar zerstört hatten. Bereits im nächsten Jahr gewannen sie die reiche Hafen- und Handelsstadt Luni am Golf von La Spezia «und mißbrauchten die Frauen der Einwohner», worauf denn der Heilige Vater «alle Lenker und Schützer der hl. Mutter Kirche» aufrief, «diese dreisten Feinde Christi ... mit Hilfe des Herrn zu vernichten.»

Der Triumph über sie geriet (nicht zuletzt dank eines wütenden Seesturms, der eines nach dem andern ihrer Schiffe an den Strand schleuderte, wo die Christen die Besatzungen abstachen) «so vollständig», daß angeblich «nicht ein einziger von ihnen übrigblieb und die Sieger die Menge der Erschlagenen und der Waffenbeute nicht zu zählen vermochten».

Auch fiel ihnen die Königin in die Hand, und nur aus purer Gerechtigkeit wurde sie gleich «wegen der Freveltaten ihres Gemahls (!) enthauptet». Der Heilige Vater hatte dies «kalten Bluts» befohlen und dann ihren goldenen, mit Edelsteinen übersäten Kopfputz genommen. «Der Schmuck der Ermordeten dünkte ihm eine passende Beute für einen Papst.» Theologe Albert Hauck bekannte aber auch nur wenige Seiten davor, daß der hl. Heinrich einen solchen Mann verstehen und achten konnte. Und er bekam doch auch den Kopfschmuck der Geköpften. (Nach Erwähnung der Papstbeute erinnert Hauck noch daran, daß derselbe Stellvertreter Christi auch Juden hinrichten ließ; hatten diese ja durch

ihre Verspottung des Kreuzes einen gewaltigen, das römische Volk erschreckenden Orkan entfacht!)

Als der Vermögenszuwachs verteilt war – allein den Anteil des Kaisers schätzte man auf tausend Pfund –, kehrte man wieder mal «froh in die Heimat zurück und sang Loblieder zu Ehren des Siegers Christus» (Thietmar). – Prinzipiell wird die muslimische Expansion seit ihren Anfängen von den Christen in schwärzesten Farben gemalt. Doch verkörpern sie, die Christen, über lange Zeit hin die intolerante, die dialogfeindliche Seite. Und waren die Sarazenen nun auch von Sardinien verjagt, kehrten sie auch nicht mehr zurück, noch 1016 bekriegten sich dort die Katholiken selbst, kämpften Pisaner und Genuesen um das Handelsmonopol auf der Insel.

Der Papst aber, der an der Schlacht gegen die «Ungläubigen» persönlich teilgenommen, stritt gleich darauf auch gegen die Byzantiner im Süden. Ja, «einen solchen Mann konnte Heinrich verstehen und achten».[88]

Der hl. Kaiser, der Heilige Vater und ihr Feldzug gegen das christliche Byzanz

Im byzantinischen Langobardien – in dieser uralten Hinterlassenschaft aus dem gigantischen Krieg Belisars, Justinians und des Papsttums gegen die Goten (II 424 ff!, 438 ff!) – hatten sich mehrere Städte gegen die Fremdherrschaft unter Kaiser Basileios II. erhoben. Früher glaubte man hinter diesem lang vorbereiteten Aufstand allerdings mehr patriotische Gründe wirksam, während er wohl eher auf lokale Adelskämpfe zurückging und zumal auf die Erbitterung über die steigenden Steuerlasten infolge des byzantinischen Bulgarienkrieges (1004–1014).

Das Papsttum jedenfalls, das einst die Goten in jenem grauenvollen Genozid gemeinsam mit Byzanz ausgelöscht hatte, focht nun gegen Byzanz.

Benedikt VIII. begünstigte die Empörer offenbar wegen der

umfänglichen kurialen Besitzungen und Besitzansprüche im Süden. So segnete er normannische Ritter, die zu ihm geflohenen Mörder eines normannischen Grafen, die er dem gleichfalls nach Rom geflüchteten bedeutendsten Notablen der apulischen Rebellen vermittelte, dem getauften Juden Meles (Ismael) von Bari. Und er überließ dessen aufständischem Schwager Dattus einen befestigten Turm an der Mündung des Garigliano zu Überfällen auf die Byzantiner.

Indes, Meles unterlag nach anfänglichen Siegen und Schlappen im Oktober 1018 in der Entscheidungsschlacht bei dem alten Cannae (wo einst Hannibal die Römer schlug) dem oströmischen Katepan Basilios Boioannes, einem versierten Strategen und Organisator. Und während Meles nach Rom floh und, vom Papst beordert, an den deutschen Kaiserhof ging, überrumpelte der Oströmer, unterstützt durch den Abt Atenulf von Monte Cassino, den päpstlichen Turm am Garigliano und ließ Dattus als Hochverräter bei Bari in einen Sack genäht ins Meer schmeißen.[89]

Die Niederlage von Cannae, die zumal die Normannen dezimierte, vor allem aber die alten Besitzverhältnisse wiederherstellte, war vollständig und traf auch den Papst. Im Frühjahr 1020 eilte er nach Deutschland, angeblich vom Kaiser eingeladen, tatsächlich aber, um dessen militärische Hilfe zu gewinnen, wie einst schon Stephan II., was gleichfalls Krieg bedeutet hatte (IV 378 ff!).

Heinrich empfing den Römer mit vier Pfaffenchören, zwei lobsangen jenseits und diesseits der Regnitzbrücke, ein Chor frohlockte am Stadttor, einer am Dom. Ringsum Jubel und Gebete. Und als Benedikt an jedem Tag die Messe gelesen, an Ostern die Stephanskirche geweiht, als man alles Volk liturgisch stimuliert, berauscht hatte, begannen die Geschäfte, bekam der Heilige Vater die begehrte Hilfe. Das geistliche Spektakel war kaum mehr als der «Deckmantel» für den bevorstehenden Feldzug. Erst pompöse Kirchenweihe mit stupenden Reliquiengaben als Krönung der päpstlichen Bamberg-Visite – dann ein gewaltiges Expeditionskorps für den Krieg in Süditalien gegen das nach Norden expandierende Byzanz.

Nicht zu vergessen das sogenannte Heinricianum, keine bloße Formalität, «eine Prestigefrage des Papstes» (Wolter): eine wortgetreue Neuausfertigung des berühmt berüchtigten – bereits von Otto III. als Fälschung erkannten – privilegium Ottonianum von 962 (V 498 ff.). Der Heilige Vater ließ sich dies sogar in einer erweiterten Fassung (u. a. um das Gebiet von Narni, Terni, Spoleto vermehrt) vom Regenten überreichen. Ja, in dem Paktum wurde dem Römer auch noch das Kloster Fulda samt dem Recht der Abtsweihe tradiert sowie das Bistum Bamberg seinem Schutz unterstellt, wofür er «als Zins» jährlich einen Schimmel forderte.

Bezeichnenderweise weilte seinerzeit in Bamberg – ganz offensichtlich abgesprochen mit Benedikt – auch der Bareser Meles, dem Heinrich den Titel «Herzog von Apulien» verlieh, womit er Ansprüche auf Unteritalien erhob. Hier hatten ja schon die Ottonen angegriffen, hatte Otto II., ausdrücklich kirchliche Ansprüche verfechtend, bei Capo di Colonne fast das ganze deutsche Heer verloren (V 536 ff.).

Meles starb bereits am 23. April und wurde mit fürstlichen Ehren im Bamberger Dom beigesetzt. Der Kaiser aber bereitete den Krieg auch wieder typisch «geistlich» vor: am 22. September durch seine Teilnahme am Fest der Thebäischen Legion bei Bischof Arnulf von Halberstadt, am 24. September durch seine Präsenz bei der Einweihung des neuen Domes von Quedlinburg, am 1. Oktober anläßlich einer weiteren Kircheneinweihung in Merseburg und am 2. November mit einer dritten Kirchenweihe in Bamberg. Und zu allem kam noch eine Gebetsverbrüderung.

Das deutsche Heer, vorwiegend Bayern, Schwaben und Lothringer, brach im November 1021 von Augsburg auf und wurde nach Überquerung des Brenners Anfang Dezember in Verona durch Gewalthaufen vieler oberitalienischer Prälaten verstärkt, darunter die Bischöfe von Aquileja, Verona, Vercelli, Piacenza, Parma, von Treviso, Ceneta, Feltri, Belluno sowie weitere «weltliche» Herren. Man feierte noch das Fest des Friedens, Weihnachten, in Ravenna, dann rückten die Oberhäupter der westlichen Christenheit mit starken Kräften gegen die – ja gleichfalls ganz christlichen – Byzantiner in drei Heeressäulen vor: unter dem

neuen Kölner Erzbischof Pilgrim, zuvor Kanzler für Italien, im Westen über Rom; unter dem Patriarchen Poppo von Aquileja in Mittelitalien; unter dem hl. Heinrich und dem Heiligen Vater selbst mit den weitaus größten Truppenverbänden längs der adriatischen Küste.

Der mit Byzanz paktierende Abt Atenulf von Monte Cassino floh beim Anmarsch des Kölner Metropoliten, einen Haufen von Urkunden und Klosterschätzen im Gepäck, und ertrank mit all seinen Begleitern bei einem Schiffbruch auf dem Weg nach Konstantinopel. Seine Stelle nahm der deutschfreundliche Theobald ein. (Und der Kaiser schrieb die Heilung von seinem Blasenleiden auf Monte Cassino einem ganz persönlichen Eingreifen des hl. Benedikt zu, was wieder den Mönchen des Mönchsvaters und besonders den Reformklöstern zugute kam.)

Auch sonst gab es kleinere Lichtblicke der Abendländer, wozu man, freilich nur sehr eingeschränkt, den Aufstieg der Neffen des Herzogs Meles zu Grafen und Vasallen rechnen kann. Doch noch die Einnahme der Grenzfestung Troja, im Norden Apuliens, zwischen Benevent und Foggia, gelang nach wochenlanger Belagerung durch den Imperator. Sie wurde nicht erobert, sondern ergab sich (und war zwei Jahre später schon wieder unter byzantinischer Botmäßigkeit). Überhaupt kam es zu keiner Schlacht, keinem wesentlichen Umschwung. Der kluge Bojoannes wartete die heiße Jahreszeit ab, die Auswirkung des Klimas, den Ausbruch verheerender Krankheiten im gegnerischen Lager. Mehrere Magnaten fielen der Seuche zum Opfer, auch Bischof Rudhard von Konstanz, der Abt Burchard von St. Gallen. Und noch jahrhundertelang pilgerten St. Gallener Mönche zur Begräbnisstätte des Abts und berichteten daheim die Wundermären.

Schon im Sommer 1022 hatte man den Rückmarsch angetreten und brachte u. a. den Bruder des ertrunkenen Abtes von Monte Cassino, den Fürsten Pandulf von Capua, um seines Landes beraubt, in Ketten über die Alpen. Und Heinrich hielt kaum ein Jahr nach seinem Weggang von Deutschland in Quedlinburg wieder einen Hoftag; hinter sich einen Feldzug mit schweren Verlusten an Menschenleben und Geld. Byzanz indes hatte seine Macht-

stellung in Unteritalien gegen das westliche Christentum behauptet.

Allerdings kämpften bereits die Ritter aus der Normandie seit 1017 an päpstlich-kaiserlicher Seite auf der Apenninenhalbinsel, jene neue Macht aus dem Hause Hauteville, die bald, unter Ausnutzung diverser regionaler und überregionaler Rivalitäten, Sizilien, Kalabrien, Apulien dominierte und ein bedeutendes Reich errichten sollte.[90]

Auf dem Rückweg aus dem Krieg kam es im August 1022 in Pavia noch zu einer folgenreichen Synode mit Kaiser und Papst.

Die Synode von Pavia 1022 – gnadenloser Kampf gegen den eigenen Klerus aus purer Macht- und Profitsucht

Es ging dabei um Priesterehe, Zölibat; genauer um die Sicherung des Kirchengutes durch Ehelosigkeit des Klerus und die Verknechtung der Söhne kirchenhöriger Priester.

Seit langem zwar spricht die Überlieferung vom Zölibat. Im Neuen Testament aber ist davon nirgends die Rede. Im Gegenteil. Bischof und Diakon müssen, *so lehrt die Bibel*, verehelicht sein (unius uxoris vir), und warnt ausdrücklich vor Falschlehrern, die zu heiraten verbieten. Die Urapostel führten ihre Frauen noch als Missionare mit, und die älteste Kirche hat nirgends zur Ehelosigkeit verpflichtet. Die Mehrzahl des frühchristlichen Klerus war verheiratet, jahrhundertelang sind die Geistlichen Familienväter.

Doch im 4. Jahrhundert treten die Synoden von Ankyra in Galatien, Gangra in Paphlagonien u. a. für die Priesterehe ein. Noch im 5. Jahrhundert zeugten viele Bischöfe Kinder. Selbst Kirchenlehrer Gregor von Nazianz war ein Bischofssprößling.

Im ganzen (theologisch führenden) Orient ließ man sich nicht das Zölibat aufschwatzen. In England ist noch im 8. und 9. Jahrhundert die Ehe von Bischöfen gewöhnlich. Und selbst in Rom

gibt es im 10. Jahrhundert nicht wenige Priestersöhne, die Päpste werden, ja, einige Päpste waren die Söhne von Päpsten, wie Papst Silverius (536–537) oder Papst Johann XI. (931–935). Und noch Mitte des 11. Jahrhunderts ist die Ehelosigkeit eines Geistlichen etwa im großen Bistum Mailand «eine überaus seltene Ausnahme» (Hirsch).[91]

Auf der anderen Seite bestand jedoch längst eine auf Askese, Frauenfeindschaft, erhöhtes Ansehen, auf Macht und Profit bedachte Partei, die schonungslos die Priesterehe bekämpfte. Nicht die kultische Motivation freilich, der aus dem Paganismus stammende Reinheitswahn, gab den Ausschlag, sondern die vermögensrechtliche, finanzpolitische: Zölibatäre kamen die Kirche billiger als Familienväter; wobei noch wichtiger die ständige freie Verfügbarkeit der Hierarchen über einen unbeweibten Klerus war.

So bewachte und bespitzelte man die Diener Gottes bald Tag und Nacht. Man setzte die verschiedensten Zwangsmittel gegen sie ein: Fasten, Geldstrafen, Exkommunikation, Infamerklärung, Folter, jahre- oder lebenslange Kerkerhaft, Erbunfähigkeit, Verknechtung. Man beraubte verheiratete Geistliche ihrer ganzen Habe, ja, tötete sie immer wieder – bis in die Neuzeit hinein. Noch Melanchthon bezeugt, daß man «die ehrenhaften Priester ermordet wegen frommer Ehe».

Ihre Frauen aber, allmählich nur noch als «notorische Konkubinen» geltend, wurden gepeitscht, verkauft, versklavt; sie gingen mit ihrem gesamten Besitz auf die Bischöfe über und verloren gleichfalls das Erbrecht. Ebenso entrechtete man ihre Kinder seit der ausgehenden Antike immer mehr. Tausende und Abertausende von Priesterfamilien riß die sich «reformierende» Ecclesia einzig und allein um ihrer Herrschaft, ihres Reichtums willen rücksichtslos ins Elend und griff dabei selbst zu Feuer und Schwert.[92]

Bereits die neunte Synode von Toledo beschloß 655 nicht nur die Erbunfähigkeit aller Priesterkinder, sondern sie mußten auch «auf immer als Sklaven der Kirche gehören, bei der ihre Väter, die sie schandmäßig erzeugten, angestellt waren» (in servitutem eius ecclesiae decuius sacerdotis vel ministri ignominio nati sunt jure

perenni manebunt). Somit hatten schon seinerzeit in den westgotischen Gebieten alle Nachkommen von Geistlichen, gleichgültig ob mit freien oder unfreien Frauen gezeugt, keinerlei Erbrecht mehr und wurden lebenslänglich der Kirche versklavt.[93]

Diese gemeine Entrechtung der Klerikerkinder zum materiellen Vorteil der Kirche beschließt unter Heinrich II. anno 1019 auch die Synode zu Goslar, wobei der hl. Kaiser den Mitvorsitz führte. Die Synodalen, die Erzbischöfe Gero von Magdeburg, Unwan von Bremen, die Bischöfe von Halberstadt, Oldenburg, Minden, Münster, Schleswig, Hildesheim u. a., diskutierten damals die Frage, ob ein Priester unfreien Standes, der mit einer Freien verheiratet sei, sein Amt «zu schändlichem Gewinnstreben» mißbrauchen dürfe, «indem er die Nachkommen aus seiner Ehe dem Dienst seines eigenen Herrn zu entfremden suche». Natürlich sollte das Gewinnstreben nur zugunsten der Bischöfe und der Kirche sein.

Immerhin berieten die Prälaten in Goslar lange, bis sie «unter dem Vorgang Heinrichs II. aufstanden und erklärten, daß die Kinder einer solchen Ehe dem gleichen Joch der Unfreiheit unterlägen wie der Priester selbst».Und fügten noch hinzu, der mit kaiserlicher Autorität gefällte Spruch dürfe durch kein Recht jemals aufgehoben werden.[94]

Dasselbe Thema griff nun am 1. August 1022 auch die vielerörterte Synode zu Pavia wieder auf, wobei von den sieben Kanones allein fünf die Söhne von kirchenhörigen Geistlichen betrafen – und selbstverständlich tagte man mit demselben Resultat. Denn der hohe Klerus konnte nie genug Geld und Macht und darum auch nie genug Sklaven, Hörige haben. Der niedere Klerus dagegen stammte zumeist von Unfreien ab, durfte also keinerlei freies Eigentum besitzen, vielmehr gehörte alles, was er erwarb oder ersparte, restlos dem Bischof, der schon deshalb das größte Interesse an der Erbunfähigkeit der Priesterkinder hatte. Die Nachkommen von Kirchensklavinnen aber waren erbunfähig; über sie konnten die Prälaten verfügen, wie sie wollten, weshalb sie es auch gar nicht ungern sahen, wenn sich ein Kleriker mit einer Kirchensklavin verband.

Heirateten jedoch unfreie Geistliche freie Frauen, so waren deren Kinder frei, sie waren besitz- und erbfähig und von den weltlichen Gesetzen geschützt. Ein arger Jammer für die Mutter Kirche. «Selbst die Kleriker», klagt Papst Benedikt, «*welche aus dem Gesinde der Kirche sind*, sofern man sie noch Kleriker nennen kann, erzeugen, da sie doch durch die Gesetze jedes Rechtes, irgend ein Weib zu haben, beraubt sind, von freien Weibern Kinder, und *meiden die Sklavinnen der Kirche* (!) nur allein aus der betrügerischen Absicht, damit die Söhne, von der freien Mutter erzeugt, auch gleichsam frei sein möchten. Diese sind es, o Himmel, o Erde» (Mi sunt, o caelum, o terra), lamentiert der Papst, «welche gegen die Kirche sich auflehnen. Keine schlimmeren Feinde der Kirche gibt es als diese (Nulli peiores hostes ecclesiae quam isti). Niemand ist mehr bereit zu Nachstellungen gegen die Kirche und Christus als sie. Während so die Söhne der Knechte, wie sie fälschlich vorgeben, in der Freiheit verbleiben, verliert die Kirche beides, die Knechte und die Güter. So ist die ehemals so reiche Kirche arm geworden.»[95]

Der Heilige Vater verglich darauf die unfolgsamen Prälatenknechte noch mit Springhengsten und den Schweinen Epikurs, ja, tadelte als Beweis höchsten Verderbens – so züchtet Rom die Heuchelei! –, daß sie nicht «vorsichtig» (caute), sondern «öffentlich» (publice) Unzucht trieben. (Wie denn die mittelalterlichen spanischen Synoden überhaupt nur von den öffentlichen Konkubinen des Klerus handeln, die geheimen gar nicht erwähnen – «was geheim geschieht, ist nicht geschehen, nur was schreit, ist eine Sünde»: Panizza.) Und schließlich befiehlt Papst Benedikt: «Alle Söhne und Töchter der Kleriker, sie mögen von einer Sklavin oder Freien, von einer Ehefrau oder Concubine – weil keines erlaubt ist, noch erlaubt war (!), noch erlaubt sein wird – erzeugt sein, sollen *Sclaven sein der Kirche in alle Ewigkeit*» (servi suae erunt ecclesiae in saecula saeculorum).

Der vierte Kanon der Synode von Pavia bedroht die Richter: «Wer Söhne von solchen Klerikern, die Sklaven der Kirche sind, für frei erklärt, weil von freien Frauen geboren, sei Anathema, weil er die Kirche beraubt.» Die Kapitel fünf bis sieben verbieten

allen Kirchenhörigen den Gütererwerb von Freien unter Androhung von Auspeitschung und Kerkerstrafe: «Kein Knecht einer Kirche, sei er Kleriker oder Laie, darf auf dem Namen oder durch die Vermittlung eines Freien irgend etwas erwerben. Tut er es doch, so wird er gepeitscht und eingesperrt, bis die Kirche ihre Urkunden zurückerhält. Der Freie, der ihm geholfen, muß der Kirche vollständigen Ersatz leisten, oder er wird mit den Kirchendieben verflucht. Der Richter oder Notar, der jene Urkunden abgefaßt, wird anathematisiert.»

Kaiser Heinrich II. erhob die Beschlüsse von Pavia in abgeänderter Form zum Reichsgesetz, wozu die Initiative offenbar von Papst und Synodalen gemeinsam ausging. Doch der Herrscher hat die Erlasse nicht nur bestätigt und gutgeheißen, sondern sie, päpstlicher als der Papst, noch verschärft. So mußten Richter, die Priesterabkömmlinge für frei erklärten, ihres Vermögens beraubt und auf immer verbannt, die Mütter solcher Kinder auf dem Markt ausgepeitscht und gleichfalls exiliert werden, Notare, die Klerikern freie Geburt und Analoges attestierten, die rechte Hand verlieren. «Ich, H(einrich), von Gottes Gnaden Imperator Augustus, habe dieses ewige Gesetz auf den Rat des Herrn Papstes B(enedictus) und zahlreicher Bischöfe auf Gottes Geheiß (!) erlassen, bestätigt und seine ewige Dauer beschlossen und erfleht und erbeten, daß die Großen meines Reiches es bestätigen.»

Dagegen sprach ein sizilisches Gesetz Friedrichs II., des großen Freigeistes und Papstgegners, den Priesterkindern ausdrücklich die Erbberechtigung zu. Und als sich in Spanien, etwa vom 9. Jahrhundert an, während der blühenden maurischen Kultur (S. 479 f.), das Konkubinat, die Barragania, beim Klerus sehr verbreitete, waren die Söhne aus solch eheähnlichen Verbindungen vielfach bis zum 13. Jahrhundert frei.[96]

2. KAPITEL

KAISER KONRAD II. (1024–1039) AUFTAKT DES SALISCHEN JAHRHUNDERTS

«Du bist der Stellvertreter Christi (vicarius es Christi) in dieser Welt.» Erzbischof Aribo während der Krönungsmesse für Konrad im Mainzer Dom[1]

«In der äußeren Politik hatte er die größten Erfolge ... Überall befand sich Deutschland im Vordringen.» Albert Hauck[2]

«Dieser König war energisch im Krieg ..., dem christlichen Glauben ganz ergeben.» Bischof Otto von Freising[3]

«Wie sein Vorgänger stützte auch Konrad seine Herrschaft auf die Reichskirche.» Tilman Struve[4]

Die Salier

Mit dem Tod des kinderlosen Heinrichs II. am 13. Juli 1024 in der Pfalz Grone bei Göttingen war die ottonische Dynastie im Mannesstamm erloschen. Denn Heinrichs leiblicher Bruder Brun, der bischöfliche «Teufel von Augsburg», schied als Geistlicher für die Nachfolge aus. Aufgrund ihrer Abstammung empfahlen sich aber vor allen anderen Thronprätendenten die gleichnamigen Vettern Konrad der Ältere und der Jüngere; beide Verwandte der Ottonen, Abkömmlinge eines Geschlechts, das besonders um Worms und Speyer reich begütert war und das salische hieß.

Der Name «Salier» erscheint als Beiname (rex Salicus, reges Salici) erstmals Anfang des 12. Jahrhunderts. Vermutlich von dem Geschichtsschreiber Otto von Freising in Erinnerung an den Merowinger Chlodwig (IV 52 ff!) auf die vornehmsten Familien der deutschsprachigen Franken rechts des Rheins bezogen, wurde er später auf Konrad II. und seine Nachkommen beschränkt. Ihr historisch sicherer Ahnherr ist aber erst Konrads II. Urgroßvater, der 955 in der Lechfeldschlacht gefallene lotharingische Herzog Konrad der Rote (V 426 f., 438), der mit Liutgard, einer Tochter Kaiser Ottos «des Großen», verheiratet war.

Die in vier Generationen vier deutsche Könige und Kaiser stellende salische Dynastie (1024–1125) führt von Konrad II. in ununterbrochener Sohnesfolge über Heinrich III., Heinrich IV. zu Heinrich V. und, entsprechend der notorischen Härte und Zielstrebigkeit des Geschlechts, zu mancherlei machtpolitischen Höhepunkten. Doch beginnt auch in dieser fast alle Lebensverhältnisse verändernden Zeit der das ganze Abendland aufwühlende

und noch die kommenden Jahrhunderte beeinflussende Kampf zwischen Kaisern und Päpsten.

Als Heinrich V. 1125 kinderlos stirbt, setzen das Jahrhundert der Salier – über Herzog Friedrich I. von Schwaben, den Schwiegersohn Heinrichs IV. – ihre Erben, die Staufer, fort.[5]

Königswahl und Bürgerkriege

Die Wahl des neuen Herrschers fand nach einer fast zwei Monate währenden Thronvakanz am 4. September 1024 auf der weiten Ebene zwischen Worms und Mainz statt. Man traf sich auf dem rechten Rheinufer in Kamba, einem inzwischen untergegangenen Ort gegenüber Oppenheim. Auffallend stark vertreten, zumal aus dem rheinischen Raum, waren die Bischöfe, angeführt von dem mächtigen Erzbischof Aribo von Mainz (1021–1031), einem Verwandten Heinrichs II. Der Kirchenfürst fungierte als Wahlleiter, nahm auch das Erststimmrecht in Anspruch und machte sich für den älteren Konrad stark.

Dagegen favorisierte der mit dem Mainzer um das Privileg des Coronators, der Königsweihe, streitende Neffe Aribos, Erzbischof Pilgrim von Köln, den etwa zwanzigjährigen Konrad den Jüngeren. Da dieser aber, vielleicht infolge interfamiliärer Vereinbarungen, verzichtete und als erster der weltlichen Großen für den Rivalen stimmte, zog sein Anhang ab. Der ältere Konrad, schon Vater eines Sohnes, wurde darauf einhellig zum «Herrn und König» gewählt und am 8. September von Aribo im Mainzer Dom gesalbt und gekrönt. «Du bist der Stellvertreter Christi (vicarius es Christi) in dieser Welt», rief der Erzbischof während der Krönungsmesse Konrad II. zu – und erhielt zu seinem Erzkapellanat sowie Erzkanzleramt für Deutschland schon im nächsten Jahr noch das für Italien. Allerdings verweigerte Aribo – aus bis heute nicht sicher bekannten Gründen – Konrads Gattin die Krönung, was er mit dem Verlust des Mainzer Krönungsrechts bezahlte.[6]

Konrad II. (1024–1039) war vor seiner Thronerhebung wenig einflußreich und kaum hervorgetreten. Wiewohl Enkel des 1004 gestorbenen Herzogs Otto von Kärnten, hatte er nur geringen Anteil an den ausgedehnten Ländereien der Familie, hatte er weder den Titel eines Herzogs noch auch nur den eines Grafen. Ja, außer seiner Herkunft brachte der Sohn eines wenig begüterten Adligen nicht das geringste mit, was man eine Hausmacht hätte nennen können, und vielleicht kam das den Prälaten gerade entgegen. Er war und blieb auch sein Leben lang ungelehrt, ungebildet; er verstand das Latein seiner eigenen Diplome nicht, wußte aber, was er wollte.

Man wurde auf Konrad erst aufmerksam, als er nach dem frühen Tod seines Vaters Heinrich 1016 Gisela, die bereits zweimal verwitwete Tochter Herzog Hermanns II. von Schwaben, eine Enkelin König Konrads I. von Burgund, angeblich entführte und heiratete. War die damals etwa 26jährige Konradinerin, deren Ehe mit dem Salier wegen naher Verwandtschaft, der gemeinsamen Abstammung von Heinrich I., allerdings als unkanonisch galt, doch nicht nur klug, schön, reich, sondern auch enorm ehrgeizig, eine für ihre Männer höchstes Prestige erstrebende Frau, die auch wiederholt bedeutsam in die Politik eingriff.[7]

Gegen Konrads Wahl hatte es zunächst Vorbehalte, ja Widerstand gegeben. Doch setzte er auf dem – im Frühmittelalter obligatorischen – die Erhebung gleichsam abschließenden Umritt, dem «Königsritt», iter regis per regna, mit der Huldigung der verschiedenen Fürsten seine Herrschaft definitiv durch. Dabei wurde auch Gisela am 21. September 1024 in Köln von Erzbischof Pilgrim gekrönt; es trug dazu bei, dem Kölner Metropoliten, nach zeitweiligem Vorrang des Mainzers, das Krönungsrecht jahrhundertelang zu erhalten. Und 1026 saß Konrad fest im Sattel, war die neue Dynastie gesichert.

Daran änderten auch weder die wiederholten Aufstände seines Stiefsohnes Herzog Ernst II. von Schwaben aus dem Haus der Babenberger im Elsaß und in Burgund etwas noch die gleichzeitige Revolte Konrads des Jüngeren, Herzog von Worms genannt, und des reichbegüterten schwäbischen Grafen Welf II. Dieser schlug

sich plündernd und brandschatzend mit dem Freisinger, mehr noch dem Augsburger Bischof herum und starb 1030 wahrscheinlich in Gefangenschaft. Auch Konrad, des Königs Vetter, wurde in Gewahrsam gehalten, dann begnadigt, doch sein Hauptburgenbestand geschleift. Und Herzog Ernst, der das Elsaß und Burgund verheerte, zuletzt den großen Besitz der Klöster Reichenau und St. Gallen, verlor sein Herzogtum, kam auf den Giebichenstein in Haft und wurde, als er, nach einer Versöhnung mit dem König (1028), sich weigerte, seinen allein noch Widerstand leistenden Vasallen und Freund, den Grafen Werner («v. Kyburg»), zu bekriegen, erneut abgesetzt, geächtet, sein Hab und Gut und das seiner letzten Anhänger eingezogen. Die Prälaten exkommunizierten sie, und Ernsts Herzogsamt erhielt sein jüngerer Bruder Hermann, der freilich unter die Vormundschaft des Bischofs Warmann von Konstanz geriet. Und dessen Leute töten die zwei Freunde am 17. August 1030 auf der Baar, dem Hochland zwischen dem südlichen Schwarzwald und der Schwäbischen Alb; Sage und Dichtung verherrlichen sie bald. Der Salier selbst aber kommentiert giftig: «Bissige Hunde haben selten Junge.»[8]

Herr seiner Kirche und «Simonist»

Konrad II. war ein die Möglichkeiten seiner Macht gut abschätzender, Risiken vermeidender, am liebsten der Linie des geringsten Widerstands folgender «Realpolitiker». Besonders durch die Angliederung Burgunds baute er die Hegemonie des Reiches weiter aus und machte es endgültig zum Imperium Romanum. Er war großzügig, wo es ihm förderlich, jovial, wo es ihm nützlich, skrupellos, wo es ihm nötig erschien.

Ganz und gar kein bequemer Herr, gestattete er doch freie Meinungsäußerung in religiösen Fragen. Er hatte einen jüdischen Leibarzt, lebte in verbotener Ehe und war vielleicht auch persönlich wenig fromm, gar «im Glauben nicht fest», ein «souverain sans foi» (Fliche).

Heute beurteilt man das allerdings anders. Denn hatte Konrad II. auch kaum viel Sinn für monastische Erneuerung, stand er ihr doch nicht unzugänglich gegenüber, was freilich auch politisch begründet war. Er ließ sich samt Gattin Gisela, einer Förderin des Klerus, in die Gebetsverbrüderung des Eichstätter Domstiftes, in die Bruderschaften anderer Stifte und Klöster aufnehmen. Regelmäßig besuchte er die Messe und zog an hohen Kirchenfesten mit Bischöfen und Äbten in Christentempel ein, anscheinend häufiger noch als die meisten deutschen Monarchen. Er gründete das Kloster Limburg und legte auch den Grundstein für eine Kirche monumentaler als St. Peter in Rom, die größte aller Kathedralen damals, den Speyerer Dom, seine Grabstätte schließlich, sein Denkmal.

Doch ob Konrad nun der «vollsaftige Laie», «der ungeistlichste aller deutschen Kaiser» war, wie nationalliberale Historiker des 19. Jahrhunderts glaubten, oder nicht, wie viele jetzt ideologisch anders orientierte meinen, auf seiner Kirchenhoheit bestand er unvermindert, ja, benutzte den Klerus unbedenklicher für seine Zwecke als die Ottonen, selbst als Heinrich II.

Noch mehr als sie sah er in der Kirche einen administrativen, den Reichsinteressen dienenden Apparat, den er beherrschte, kommandierte geradezu. Er traf dabei Bestimmungen über das Fasten wie über kirchliche Feiertage. Er ließ den Erzbischof Burchard von Lyon 1036 in Ketten legen, und dieser kam zu Lebzeiten des Kaisers nicht mehr frei. Auch andere Prälaten lochte er ein oder verwies sie des Landes. Bischöfe waren für ihn, wie für seine Vorgänger, zuerst eben Staatsdiener, und er bestrafte sie wie weltliche Vasallen, widersetzten sie sich. So nahm er auch Aribert, den mächtigen Mailänder Erzbischof, als Hochverräter in Haft, ebenso – durch den Beschluß eines Fürstentags, nicht eines geistlichen Gerichts – drei weitere Prälaten, die dem Grafen Odo von der Champagne die Krone Italiens angeboten.

Diesseits wie jenseits der Alpen griff der Regent auch energisch in die Besetzung der Bistümer ein, worauf gelegentlich sogar Gattin Gisela Einfluß nahm. Ähnlich wie Heinrich II. setzte Konrad die Bischöfe, Männer des Hochadels, zum Teil aus seiner näch-

sten Umgebung, nach Gutdünken ein, wobei die kanonische Wahl durch die Beipflichtung von Klerus und Laien als erfüllt galt. So machte er eigenmächtig Azecho zum Bischof von Worms, so investierte er in Aquileja, Ravenna und Tuszien deutsche Kleriker. Dabei entschieden für ihn weltliche Kriterien, nicht kirchliche. Die «geistliche» Eignung der Herren kümmerte ihn kaum, um so mehr die politischen Belange, wobei er, das Haupt der Reichskirche, durchaus im legalen Rahmen blieb.

Konrad verfügte selbstverständlich über das Gut der Reichskirchen und Reichsklöster, kaum viel mehr für ihn als eine imperiale Vermögensreserve. Aber er begünstigte sie auch. Immerhin bestand, wie erst kürzlich exakt belegt, der weitaus größte Teil von Urkundenempfängern in seiner Ära aus kirchlichen Instanzen, aus 144 deutschen und (zahlenmäßig geringfügig bevorzugten) italienischen Bistümern, Klöstern, Stiften, die zusammen 260 überlieferte Diplome erhielten.

Ohne Umschweife verlangte Konrad bei der Besetzung reicher Bischofsstühle Geld, wie schon sein hl. Vorgänger, weshalb er auch bald in den Ruf eines Simonisten kam.

«Simonie», ein Kernproblem des Investiturstreites, war bereits seit der Antike bekannt und in der Kirche des frühen Mittelalters weithin üblich, wenn auch verboten. Bedeutete sie aber ursprünglich – nach einem Vorgang in der Apostelgeschichte – nur die Erkaufung der Ordination, so wurde diese Beschränkung dann aufgegeben. Im Norden wie im Süden handelte man mit sogenannten geistlichen Gütern, beglich man den Erwerb kirchlicher Ämter mit materiellen Leistungen. So verkaufte sie auch Konrad ganz selbstverständlich. Schließlich, fragt Aulo Engler (für den dieser König «ein reiner Weltmensch» war), «wovon sollte der Staat existieren, wenn der größte Landbesitzer, der Reichste nach dem Kaiser, steuerfrei sein sollte?»

Eine Reihe von Bischöfen spielte an seinem Hof eine große Rolle: Aribo von Mainz etwa, Bruno von Augsburg, der als vornehmster Ratgeber des Regenten galt, Werner von Straßburg, Egilbert von Freising, Meinwerk von Paderborn, Pilgrim und Hermann von Köln, Bruno von Toul u. a.[9]

Der Regierungswechsel geschah auch sonst ohne Bruch mit dem bisherigen Herrschaftssystem, wobei Konrad die unter seinem Vorgänger gewonnene Macht des Reiches festigen und ausbauen konnte. Zwar überließ er den Ungarn das Gebiet zwischen Fischa und Leitha, was ihm aber die langen, verlustreichen Ungarnfeldzüge seines Sohnes Heinrich III. ersparte. Zwar trat er Knud «dem Großen» die Schleswigsche Mark ab, was ihm jedoch die Freundschaft des mächtigen Nachbarn sicherte. Doch unterwarf er auch Italien, gewann Burgund, eroberte die Lausitz, er zerschlug Polen völlig.

An Kriegen fehlte es somit auch unter dem ersten Salier, dem «Stellvertreter Christi», nicht: 1026 zieht er nach Italien, 1029 gegen Polen, 1030 gegen die Ungarn, 1031 gegen Polen, 1033 in die Champagne, 1034 nach Burgund, 1035 gegen die Liutizen, 1036 gegen die Liutizen, noch Ende 1036 nach Italien, 1038 nach Burgund. 1039 stirbt er. Ein Leben voller Kriege und Fehden.

Konrad II. versäumte keine Gelegenheit, den Reichsbesitz zu mehren, häufig übrigens auch durch Konfiskationen aufgrund politischer Prozesse. «Unermüdlich wirkt er zum möglichst großen Nutzen des Reiches», rühmt der bald nach 1046 gestorbene Kaplan und Geschichtsschreiber Wipo, wahrscheinlich ein Burgunder, der in seiner «Gesta Chuonradi imperatoris» das Regiment des Herrschers schildert und selbst an mehreren seiner Heerfahrten, wie am Feldzug gegen die Liutizen, teilgenommen hat, von denen er meldet, der Kaiser habe sie nach dem Sieg wegen ihres verruchten Heidentums als «Rächer des Glaubens» (ultor fidei) niedermetzeln lassen.[10]

Massaker unter südlicher Sonne
Pomp und Komik einer Kaiserkrönung

Was Italien betrifft, hatten es einst die Ottonen recht unterschiedlich beachtet: Otto II. besonders den Süden (gegen Araber und Byzantiner), Otto III. hauptsächlich Rom, Heinrich II. nur wenig.

Der erste Salier engagierte sich vor allem in Oberitalien, jenseits der Alpen die eigentliche deutsche Machtbasis, und er bestand auf allen Rechten oder Rechtsansprüchen seiner Vorgänger. Von den insgesamt 5386 Tagen seiner Regierungszeit verbrachte er, wie man errechnete, mindestens 1035 Tage in Italien; ein reines «Nebenland» war es also für ihn kaum.

Generell wurde, ähnlich wie unter Otto III., der «römische» Charakter des Kaisertums wieder betont, bekam die Kaiserbulle die neue Legende: «Roma caput mundi regit orbis frena rotundi» (Rom, das Haupt der Welt, führt die Zügel des Erdkreises). Auch die Wendung «Imperium Romanum» wird jetzt für das abendländische Reich endgültig üblich.

Zunächst freilich war nach dem Tod Heinrichs II. das deutsche Regiment in Italien da und dort zusammengebrochen. Zog doch hier überhaupt eine härtere Zeit herauf, eine Epoche sozialer Wandlungen, wobei allmählich die Unter- und Mittelschichten der Gesellschaft mehr Beachtung verlangten. Und wie nach Ottos III. Tod ersehnte man auch jetzt wieder Autonomie, ein italienisches Königtum, wurde in Pavia, der alten Hauptstadt, einmal mehr die Königspfalz zerstört – angeblich, wie sich die Pavesen später rechtfertigten, weil der König tot war; worauf Konrad freilich ein neues transpersonales Staatsverständnis vertrat: «Ist der König tot, bleibt doch das Reich bestehen, ebenso wie ein Schiff bleibt, dessen Steuermann gefallen ist.»

Erst am 6. Juni 1025 hatte der Mailänder Erzbischof Aribert in Konstanz mit einer Delegation zumeist geistlicher Fürsten aus dem Reichsgebiet südlich der Alpen Konrad zu einer Heerfahrt nach Italien eingeladen und eidlich unter Geiselstellung gelobt, dort seinen Herrschaftsantritt zu unterstützen. Waren doch gleich nach dem Machtwechsel mehrere italienische Magnaten an die Spitze eines Aufstands getreten, hatten sich besonders weltliche Große gegen die reichstreuen Bischöfe gewandt, auf deren Stärke die deutsche Führung im Süden vor allem beruhte.

So zog Konrad, der für seinen Todesfall den achtjährigen Heinrich zum Nachfolger designiert und den Augsburger Bischof Brun mit der Vormundschaft sowie der Regentschaft über das Reich

während seiner Abwesenheit betraut hatte, im Februar 1026 von Augsburg zum Brenner. Im Heer stark präsent die Geistlichkeit: u. a. die Erzbischöfe Aribo von Mainz, Pilgrim von Köln, Poppo von Trier, Thietmar von Salzburg, Hunfried von Magdeburg, die Bischöfe von Utrecht, Straßburg, Augsburg, Paderborn, Konstanz und, für den kranken Bischof Hermann von Toul, der junge Kleriker Bruno von Egisheim, der spätere Papst.

In Italien, wo sich zahlreiche weitere Prälaten anschlossen, brach Konrad allmählich den Widerstand des oppositionellen Adels und so mancher Städte, wie den der «elenden Ravennaten». Die Deutschen, schreibt Wipo, umringten sie schließlich «von vorn und hinten, schlugen sich mit fressendem Schwert freie Bahn und ließen eine Spur von Toten, Verwundteten und Fliehenden hinter sich». Und am nächsten Morgen kam es zu einer demütigenden Szene, die sich in «Reichsitalien» freilich noch oft wiederholen wird, erschienen Ravennas Bürger «in härenen Gewändern, barfuß und mit bloßen Schwertern vor dem König», der am vorherigen Tag den ganzen Kampf in der Pfalz verschlafen hatte, «und zahlten vollständig die von ihnen geforderte Buße».

Anfang 1027 nahm Konrad Pavia, die alte, 1004 unter Heinrich dem Heiligen fast ganz in Schutt und Asche gesunkene Hauptstadt der Lombarden (S. 82), hatte aber zuvor schon in der Umgebung «schweres Unheil» angerichtet durch die Vernichtung fester Plätze, zahlreicher Gotteshäuser und selbst wehrloser Menschen. «Viele Kirchen», meldet Wipo, «und viele Burgen ringsum wurden niedergebrannt, und das Volk, das sich in sie geflüchtet hatte, kam durch Feuer und Schwert ums Leben. Felder wurden verwüstet, Weinberge niedergehauen. Der König sperrte Ausfahrt und Zufahrt, kaperte die Schiffe und machte jeden Handelsverkehr unmöglich. Auf diese Weise quälte er die Tessiner zwei Jahre lang, bis sie alle Forderungen ohne Verzug erfüllten.»

Konrad empfing auf seinem ersten Italienzug (nach einer nicht völlig verbürgten Überlieferung) in Mailand aus der Hand des machtbewußten und ehrgeizigen dortigen Erzbischofs Aribert II. die Eiserne Krone der Langobarden. Und am 26. März 1027, «am heiligen Ostertage», setzte ihm und seiner Gattin Gisela, der ein-

zige Zweck dieses Besuches, der Tuskulanerpapst Johann XIX. in St. Peter die Kaiserkrone auf. Sogar zwei Könige, beide sehr klerusfreundlich, Knud «der Große» und Rudolf III. von Burgund, glänzten in der Versammlung, dazu viele weltliche Fürsten, auch über fünfzig Erzbischöfe und Bischöfe aus Deutschland und Italien. Es war eine der prunkvollsten Krönungsakte mittelalterlicher Kaisergeschichte und in Rom wohl die prächtigste Kaiserkrönung, die es je gesehn, was allerdings nicht ohne Peinlichkeiten abging.

Ein Ärgernis war ja schon der Heilige Vater selbst. Johann XIX. hatte seine Erhebung zum Papst mit viel Geld erkauft, auch alle erforderlichen Weihen vom Laien bis zum Papst an einem einzigen Tag empfangen; zu schweigen von den großen Verdruß erregenden Summen, die er für die Verleihung des Palliums u. a. forderte. Und für zusätzlichen Ärger sorgten einige der führenden Prälaten, die hochwürdigsten Herrn von Mailand und Ravenna, zwischen denen ein blamabler Rangstreit darüber ausbrach, wer den künftigen Kaiser zum Krönungsakt geleiten dürfe, eine Ehre, die Erzbischof Aribert von Mailand beanspruchte. Aber sein ravennatischer Rivale, Erzbischof Heribert, umklammerte die Hand des künftigen Kaisers und zog so an seiner Seite in St. Peter ein. Dort freilich hagelte es solche Proteste, daß der König wieder umkehrte und vor die Kirche ging, um den Auftritt mit Aribert von Mailand zu wiederholen. Doch dieser, tief gekränkt, hatte sich bereits entfernt. So ergriff der König jetzt die Hand von Ariberts angesehenstem Suffragan, die des Bischofs Ardericus von Vercelli, und zog noch mal in St. Peter ein. Nun aber kam es zwischen dem Gefolge der beiden Rivalen zuerst zu einem Wortwechsel, dann zu einer wüsten Schlägerei, zuletzt zu einem förmlichen Angriff der Mailänder auf die Ravennaten, die sie bis in ihre Quartiere jagten, wo sie alles, was sie nicht plünderten, kurz und klein schlugen. «Erzbischof Heribert selbst war in Gefahr, mißhandelt zu werden und konnte nur mit Mühe vor der Wuth der Gegner gerettet werden» (Breßlau). Am 6. April entschied die große Krönungssynode den Streitfall zugunsten des Mailänders.

Um den Rang, um Etikettenfragen, rauft man in der Religion der Demut durch alle Jahrhunderte. So ergab sich, um nur diese Parallele zu streifen, auf einer von Klemens II. 1047 geleiteten Synode ein ganz ähnlicher Streit zwischen den Kirchenfürsten von Mailand, Ravenna und Aquileja, bei dem alle drei den Ehrenplatz zur Rechten des Papstes beanspruchten, der sonst dem Kaiser zukam. Da dieser aber fehlte, versuchte nach einem erregten Wortwechsel der Mailänder Erzbischof sich des kaiserlichen Sessels zu bemächtigen, doch trug nach einem genauen Urkundenerweis diesmal der Ravennate den Sieg davon.

Ostern, das Fest der Auferstehung des Herrn, war noch nicht vorbei, da geschah auch in Rom, was wir schon aus Ravenna und Pavia kennen. Das zufällige Gezänk um eine Kuhhaut führte zu schweren Krawallen zwischen Gästen und Gastgebern, wobei «Unzählige von ihnen ums Leben kamen» (Wipo). Doch blutige Gemetzel zwischen Deutschen und Einheimischen gab es in Italien immer wieder. Auf Konrads zweitem Italienzug kamen beim Aufstand in Parma (1038) nicht nur wieder viele um, sondern es wurde auch «die Stadt von Feuer verzehrt» (Hermann von Reichenau), sinnigerweise an «des Herrn Geburtsfest», am hochheiligen Weihnachtstag – worauf der Kaiser «nach der Feuersbrunst noch ein großes Stück der Mauern niederreißen ließ» (Wipo), so daß von Parma nichts als ein rauchender Schutthaufen blieb.

Doch ein bißchen Stadtmauernschleifen, Brandschatzen, Blutvergießen störte die frommen Regenten jener Jahrhunderte nicht im geringsten. Das gehörte zu ihrem Geschäft. Daraus bestand es vor allem. Hagen Keller bemerkt zur Geschichte der Salier: «Selbst auf den Mediävisten kann die nie (!) abreißende Serie territorialpolitischer Konflikte und Fehden ermüdend wirken.» Aber gerade das hieß ja «regieren» nicht zuletzt, nein zuerst! Im Ausüben (oder Austoben) der Macht bestand es – und besteht es darin nicht noch heute? Kümmerten denn irgendwelche Staatsbanditen des 20. Jahrhunderts die qualmenden Trümmerstätten bombardierter Wohngebiete, wenn es nur die des «Feindes» waren?!

Auch die technisch noch etwas gehandikapten Kaiser des Mit-

telalters warfen «kaum einen Blick des Erbarmens auf rauchende Städte, zertretene Felder, mit Leichen bedeckte Straßen, von Majestätsverbrechern gefüllte Kerker». Und es irritierte die Herren auch nicht, die Besiegten dann vor sich auf dem Bauch zu sehen, zitternd, nacktfüßig, die Freien ein bloßes Schwert um den Hals, die Unfreien mit Weidenruten darum, «als wollten sie sich hängen lassen» (Wipo) – «während die Flamme der noch brennenden Stadt ihre blassen Gesichter beleuchtete» (Gregorovius).[11]

Seinerzeit, als Konrad auch den «gewalttätigen Thasselgard», den Grafen von Fermo, hängen ließ, stieß er kurz nach Apulien vor, unterwarf diverse Städte und verlor auf dem Rückmarsch an der Adria durch das ungesunde Klima «sehr viele Soldaten und berühmte Fürsten» (Otto von Freising), u. a. zwei Herzöge, letzteres natürlich, wie stets, beißen Große ins Gras, ein besonders herber Verlust.

In Süditalien hatte Konrad die Normannen mit der Grenzsicherung gegenüber Byzanz betraut und damit ihre dortige Herrschaft legitimiert – ein nicht leicht voraussehbarer, doch folgenschwerer Fehler vom Standpunkt der Reichspolitik aus. Und wie Heinrich II. griff auch Konrad kaum in die römischen Verhältnisse ein, duldete er sowohl das Regiment der Grafen von Tuskulum wie den Tuskulanerpapst Johann XIX.

«Constitutio de feudis» und Erzbischof Aribert II. von Mailand

Dagegen war sein Interesse an Oberitalien, verwaltungsmäßig wie militärisch, beträchtlich größer als das seines Vorgängers, an den er indes auch hier durchaus wieder anknüpft. Dabei stützte er sich, zumal an strategisch wichtigen Punkten, strategisch bedeutsamen Plätzen, bevorzugt auf die von ihm auch sonst privilegierten Prälaten, die eigentlichen Nutznießer dieser Politik. So gab er zur Sicherung der Brennerstraße, des Hauptverkehrsweges zwischen den beiden regna diesseits und jenseits der Alpen, die

Grafschaft Bozen dem Tridentiner Bischof, die Grafschaft im Inntal dem Bischof von Brixen. Ähnlich ging er in der Kirchenprovinz Ravenna und in Tuszien vor. Führte ja auch der hohe Klerus in Italien dem König die meisten Schlachtopfer zu.

Allerdings war Konrad, anders als der hl. Heinrich, bestrebt, auch die weltlichen Großen sich dienstbar zu machen, ja gemäß den sich wandelnden Verhältnissen, neben den Feudalherren, den Valvasores majores, auch die jetzt mehr in Erscheinung tretenden Valvasores minores, die Untervasallen der Capitane, die geringeren Lehnsbesitzer zu gewinnen (hinter denen noch die Valvasini, die bäuerlichen Lehnsleute, rangierten). War ja geradezu der Anlaß seines zweiten Italienzuges (1036–1038) ein die Lombardei weithin erfassender Aufruhr der kleineren Valvassoren gegen die Tyrannei der Magnaten, «gegen ihre zumeist geistlichen Lehnsherren» (Struve). War doch ihre Freiheit, da es die Erblichkeit ihrer Lehen noch nicht gab, gerade «durch die Bischöfe fortdauernd bedroht» (Gregorovius).

Indes ist diese Erhebung keinesfalls die einzige ihrer Art gewesen. Schon im 10. Jahrhundert suchten sich zum Beispiel die Cremonesen dem ökonomischen Druck ihrer sehr reichen Oberhirten zu entziehen. Und ebenso lehnten sie sich in den frühen dreißiger Jahren wieder auf, ruinierten sie die befestigte Bischofsstadt, zerstörten auch die Altstadt, verjagten ihren Drangsalierer Landulf und gestanden ihm «keinerlei Amtsgewalt außerhalb seines Hauses mehr zu».

Auch die Rebellion von Mailand galt vor allem einem Kirchenfürsten, Erzbischof Aribert, sowie einigen weltlichen Großen. Doch während der Kaiser, sagt Hermann von Reichenau, «Burgen, Dörfer und alles ringsum verwüstete», auch gerade Kastelle und Güter der Kirche, vermochte er die von dreihundert Türmen geschützte Stadt nicht einzunehmen. So trug er dem gesellschaftlichen Umwandlungsprozeß, dem Innovationsschub oder, mit Kaplan Wipo zu sprechen, den «unerhörten Wirren durch die Verschwörung des Volkes gegen seine Fürsten», auf andere Weise Rechnung. Noch während der Belagerung Mailands erließ er am 28. Mai 1037 die berühmte «Constitutio de feudis» und verbürgte

darin den kleineren Valvassoren den uneingeschränkten Besitz sowie die Erblichkeit ihrer Lehen.

Freilich war diese nur durch die Lehnsgenossen selbst entziehbare Statusgarantie von Konrad nicht ganz freiwillig gewährt, sie war ihm abgenötigt worden, als die oberitalienischen Valvassoren eben «gegen den stärkeren herrschaftlichen Zugriff der fürstlichen (vor allem reichskirchlichen) Lehnsherren» (Hagen Keller) revoltierten und in einem blutigen Treffen auf dem Campo Malo bei Mailand sogar siegen konnten, wobei auf beiden Seiten viele fielen, darunter der einst von Heinrich dem Heiligen zum Bischof ernannte Adelrich von Asti (1008–1034). Aber der Kaiser brauchte die Treue auch der unteren Schichten, nicht zuletzt deren militantes Potential.

Dadurch jedoch geriet er in Gegensatz zu Erzbischof Aribert II. von Mailand (1018–1045), der seine Karriere gleichfalls Heinrich II. verdankte und zunächst auch zu Konrad gute Beziehungen pflegte. Noch 1034 nahm er teil an der Eroberung Burgunds. Danach verfeindeten er und andere Feudalprälaten sich allerdings mit dem Herrscher, der mehrere Bischöfe belangte: Peter von Piacenza, Hubald von Cremona, Ardericus von Vercelli (an dessen Hand er einst zum Empfang der Kaiserkrone schritt: S. 134). Ohne Prozeß wurden sie von ihm verhaftet und verbannt. Seinen Hauptgegner, den die Capitane anführenden Mailänder Metropoliten, der sich «wider das Recht gegen den Kaiser, seinen Herrn, empört hatte» (Bischof Otto von Freising), ließ er im Frühjahr 1037 auf einem Gerichtstag in Pavia ebenfalls festnehmen und einsperren, ohne Synodalurteil absetzen und schließlich vom Papst exkommunizieren – ein Procedere, das in Italien riesiges Aufsehen und eine große Erbitterung gegen Konrad erregt hat. Aribert aber bot noch 1037 dem Grafen Odo II. von der Champagne die italienische Königskrone an – dem gleichen Odo, den er erst drei Jahre zuvor Seite an Seite mit Konrad bekriegt hatte! Und drei Jahre später, 1040, als er sich mit Konrads Sohn und Nachfolger Heinrich III. ausgesöhnt, führte er gegen den Grafen Odo, den er drei Jahre früher zum König von Italien machen wollte, wieder ein Heer an. Bei einer neuen Bürgererhebung wurde Ari-

bert samt dem Adel aus Mailand vertrieben und starb bald nach seiner Rückkehr.

Auch gegenüber «Ketzern» kannte der Metropolit kein Pardon. So unterdrückte er in der Diözese Asti «Häretiker», die er (wahrscheinlich 1028) auf dem Kastell Monteforte aufgestöbert hatte, darunter die Gräfin. Der ganze Kreis, dessen Prominentere, nach Mailand zitiert, dort rasch eine größere Gefolgschaft gewannen, lehnte die immer gefährlichere Macht der Kirche, ihre Hierarchie, ihre Sakramente ab. Auch waren die «Ketzer» stark asketisch orientiert, betrieben selbst in der Ehe sexuelle Abstinenz und wurden, da sie nicht abschwören wollten, auf dem Scheiterhaufen verbrannt.[12]

Konrad II. aber errang seinen wohl größten Erfolg durch den Erwerb Burgunds, der freilich von langer Hand vorbereitet war.

Kaiser Konrads «mutiger Angriff» wirft die Franzosen aus Burgund

Die Bedeutung Burgunds für die künftige Geschichte wird manchmal unterschätzt. Zusammen mit dem Königreich Deutschland und Italien bildet diese Trias jedenfalls den eigentlichen Herrschaftsbereich des Kaisers im Hochmittelalter, das «Römische Reich». Zwar war Burgunds Krongut großenteils verschleudert worden, war überhaupt die Stellung des Königs durch die starke Position der Hocharistokratie sehr eingeschränkt, seine Hoheit über manche Gebiete nur nominell, auch nennenswerte militärische Hilfe von dort kaum zu erwarten. Immerhin aber gehörten zu Burgund, das die Rhoneländer mit der Provence samt einem engen Netz von Römerstädten umfaßte, das vom Fuß der Vogesen bis zum Mittelmeer reichte, nicht weniger als sieben Erzbistümer und rund 30 Bistümer. Der Besitz des Landes war somit relevant für den Vorrang des deutschen Kaisers, war wirtschaftlich und vor allem strategisch bedeutsam. Hier lagen die

bevorzugt begangenen Pässe der Westalpen, der Große St. Bernhard, der Mont Genèvre und der Mont Cenis, der Paß der Könige. Wer Burgund beherrschte, gebot auch über die schon zur Römerzeit wichtige Handelsstraße durch das Rhonetal, das als kürzeste Verbindung die Handelsstädte an Rhein und Mosel mit dem Mittelmeer verband. Insbesondere jedoch sicherte der Besitz dieser Pässe die Beherrschung Italiens, verwehrte er ja Frankreich jahrhundertelang den Ausgriff nach der Apenninenhalbinsel.[13]

Burgund, durch den Zerfall des Karolingerreiches und die Liquidierung Lotharingiens entstanden, wurde von seinem König Rudolf III. (993–1032) im Straßburger Erbfolgevertrag 1016 Kaiser Heinrich II. dem Heiligen, seinem Neffen, zugesprochen. Allerdings kam es deshalb zum Konflikt mit Ott-Wilhelm, dem Grafen von Burgund und Sohn König Adalberts von Italien.

Ott-Wilhelm hatte zumal mit Kirchenkreisen mehrfach schlechte Erfahrungen gemacht. In seiner Jugend konnte er bloß durch Flucht einem Klostergewahrsam entkommen. Dann brachte ihn sein Onkel, Bischof Hugo von Chalon, um ein großes Erbe, das des Herzogs Heinrich I. von Burgund, des zweiten Gatten seiner Mutter, der ihn adoptiert hatte. Denn da der Prälat sich gegen Ott-Wilhelm erklärte, strich dieses Erbe Heinrichs Neffe, König Robert II. der Fromme von Frankreich ein, freilich erst 1016 nach langen Auseinandersetzungen und einem mehrjährigen Krieg. Der «Fromme», der Wunden nur durch Handauflegen und Kreuzschlagen verschwinden ließ, harmonierte gut mit Heinrich dem Heiligen, der aber auch durch einen Feldzug Ott-Wilhelms Burgen nicht nehmen konnte; vielmehr beherrschte dieser Burgund jenseits der Saône bis zu seinem Tod 1026.[14]

Dabei hatte Heinrich II. nichts unterlassen, um an sein «Erbe» zu kommen. Hatte er bereits 1006 Basel, das Einfallstor nach Burgund, als eine Art Faustpfand ans Reich gerissen, hatte er seine Erbfolge 1016 in Straßburg, 1018 nochmals in Mainz bestätigen lassen, seinerzeit auch eine vergebliche Kriegsfahrt ins Rhonereich gemacht, wo man die Erbregelung entschieden abwies, besonders natürlich Rudolfs Verwandtschaft.

Der Burgunderkönig oder, wie Mönch Hermann von Reichen-

au sagt, «das träge Königlein von Burgund», Träger des Titels bloß, der Krone, nicht der Macht, regierte tatsächlich weithin nur nominell und wurde von diversen fürstlichen Dynasten derart bedrängt, daß er sich eng an Heinrich anlehnen mußte. Doch als dieser, der so gern den innenpolitisch geplagten kinderlosen Onkel beerbt hätte, wofür der Heilige auch, laut Wipo, «immer und immer wieder gewaltige Summen (infinitam pecuniam) aufgewendet», überraschend vor Rudolf starb, sah der sich nicht mehr an die Absprachen mit dem Neffen gebunden. Vielmehr hielt er den Vertrag jetzt für nichtig und fühlte sich frei für neue Entscheidungen.

Heinrichs Nachfolger indes sah dies anders. Doch hatte er nur ein dürftiges persönliches Erbrecht über seine Gattin Gisela (S. 127), Tochter einer Schwester König Rudolfs, also dessen Nichte. Konrad konnte darum von sich aus kaum Ansprüche auf Burgund erheben, wollte dessen König auch nicht privat, sondern in der Nachfolge Heinrichs sozusagen staatsrechtlich beerben. Das Geblütsrecht, dem Konrad selbst seine Thronerhebung verdankte, interessierte ihn hier begreiflicherweise nicht. Dagegen verfolgte er den staatsrechtlichen Aspekt mit diplomatischen wie militärischen Mitteln. Und wie sein hl. Vorgänger ja schon 1006 Basel handstreichartig genommen, so fiel, nachdem es der Burgunder wieder zu Burgund geschlagen, 1025 auch Konrad dort ein und hielt einen Hoftag in der Stadt. Und wie Heinrich 1006 sich sofort mit der Kirche gut gestellt, dem Basler Bischof Adalbero II. allerlei Privilegien verliehen hatte, so investierte nun Konrad in Basel, wo Adalbero gerade gestorben war, gleich einen neuen Bischof nach seinem Gutdünken, den vornehmen Priester Ulrich, der dafür ihm und der Königin ungemein große Beträge zahlte (immensam pecuniam: Wipo). Und legte Konrad auch später ein Gelübde ab, kein Bistum, keine Abtei mehr um Geld zu vergeben, so hielt er sich doch nur einigermaßen, pene bene, daran.

Rudolf war überrascht. Nach Heinrichs II. Tod glaubte er alle eingegangenen Verpflichtungen erloschen. Er sympathisierte anscheinend mit Umtrieben gegen Konrad in Frankreich, ja, be-

mächtigte sich offenbar wieder Basels, das er an Heinrich II. verloren hatte. Doch schließlich kam er an Ostern 1027 zu Konrads Kaiserkrönung und übertrug durch die Vermittlung der Kaiserin, seiner Nichte Gisela, im August im Vertrag von Basel Konrad II. die Nachfolge in Burgund.

Viele burgundische Große, vermutlich die meisten, bestritten aber dem deutschen Herrscher diesen Besitz, allen voran der Neffe des Burgunderkönigs, Graf Odo II. von Blois-Champagne (996–1037), der Nächstberechtigte unter den Verwandten, Herr eines riesigen Territoriums, ein Mann, der ebenso atemberaubend aufstieg, wie er stürzte. Ein beachtlicher, auf Unabhängigkeit bedachter Anhang im weltlichen Adel des Landes stützte ihn, ebenso eine Gruppe lombardischer Prälaten, besonders Erzbischof Aribert von Mailand (S. 138). Dagegen fanden Konrad und vor allem Rudolf einen starken Rückhalt im burgundischen Episkopat.

Der Erbfall trat am 6. September 1032 ein. Graf Odo marschierte noch Ende des Jahres. Er setzte sich im Westen Burgunds fest und nahm durch Gewalt oder Tücke mehrere Burgen und Städte. Als er Vienne belagerte, trat Erzbischof Leodegar unter der Bedingung zu ihm über, daß er sich in der Stadt zum König machen lasse. Doch zögerte Odo zu lange. Er verbrannte Dörfer, Kirchen, Klöster und kehrte nach fürchterlichen Verheerungen beutebeladen zurück, während Konrad II. 1033 gleich zweimal im Westen einfiel, einmal auf einem Winterfeldzug, bei dem die Hufe der Pferde nachts am Boden festfroren. Und schon am 2. Februar 1033 ließ er sich im Kloster Payerne (Peterlingen) von seinem Anhang zum König wählen und krönen.

Eine weitere Schlappe erlitt Graf Odo im Frühsommer durch einen Freundschaftspakt Kaiser Konrads mit dem französischen König Heinrich I. Die Drahtzieher dieses Bündnisses, Bischof Bruno von Toul und Abt Poppo von Stablo-Malmedy, hatten um so leichteres Spiel, als Odo bei den großen Unruhen nach dem Tod König Roberts I. (1027) Partei gegen Heinrich I. ergriffen hatte. Im Sommer 1033 drang der Kaiser in Odos Land selbst ein, in die «gallische Champagne», und «verwüstete sie mit Brand und

Raub» (Hermann von Reichenau). Und stieß im Sommer darauf mit zwei starken Truppenkontingenten kriegsentscheidend von Deutschland und Italien zugleich gegen Odos burgundischen Anhang vor. Er unterwarf sich viele Burgen, unterwarf sich auch den Erzbischof Burkhard von Lyon – «ein tüchtiger Mann von edler Abkunft», aber auch, wie ihn Hermann von Reichenau ein anderes Mal nennt, «ein gottloser Kirchenräuber und blutschänderischer Ehebrecher», den Konrad 1036 absetzte und wie einen Galgenstrick schlimmster Sorte behandelte.

Als Befehlshaber eines italienischen Heeresteils fungierte bei diesen Operationen nun wieder Erzbischof Aribert von Mailand, der einst Odo die italienische Königskrone zugedacht hatte! So rotieren die geistlichen Ganoven immer mit dem Wind. In der Nähe von Genf vereinigten sich das deutsche und das italienische Aufgebot, und Odo ergriff vor der gewaltigen Übermacht kampflos die Flucht. 1037 aber, während der Kaiser Italien, besonders die Umgebung Mailands, mit Feuer und Schwert heimsuchte, fiel Odo, ein letzter Versuch, seine Erbansprüche durchzusetzen, in Lothringen ein und wandte sich Richtung Aachen, auch er natürlich alles verwüstend. Am 15. November jedoch schlug ihn Herzog Gozelo von Lothringen – sein jüngster Sohn Friedrich wird später Papst Stefan IX. – in der großen, auf beiden Seiten verlustreichen Schlacht bei der Grenzfeste Bar-le-Duc vernichtend. Odo selbst kam mit mehreren Grafen aus seinem Gefolge und angeblich sechstausend Soldaten um. Mitgefochten hatten auch die Mannschaften des Bischofs von Metz und des Bischofs Reginard von Lüttich, der seine Ernennung einst bedeutenden Geldzahlungen an die königliche Kammer verdankte. Und nach dem Gemetzel eilte sogleich Abt Richard von St. Vannes herbei und pflegte vornehme Verwundete, eine «Liebestätigkeit», die seinem Kloster «reiche Früchte» eintrug (Breßlau).[15]

Christliches Abstechen in und um Polen

Während der deutsche König sich Burgund sicherte, setzte er auch die Kriege mit den katholischen Polen fort, mit einem Volk, das, nach Bischof Thietmar, wie ein Ochs gehütet und wie ein Esel geprügelt werden mußte.

Polen umfaßte damals nicht nur Großpolen, Masowien, Schlesien, Kleinpolen, das östliche Pommern, sondern auch Grenzländer wie Mähren, die Lausitz oder das spätere Ruthenien am oberen Bug und San. Diese Macht, die schon Heinrich II. vernichten wollte, attackierte auch sein Nachfolger 1029, 1030, 1031 und 1032, nach Adam von Bremen sogar «in jedem Jahr».

Die Königskrönung Boleslaw I. Chrobrys im Frühjahr 1025 in Gnesen war zwar mit Zustimmung des Papstes erfolgt, im Reich aber bereits auf Widerspruch gestoßen, da man die Rechte König Konrads ignoriert glaubte. Als Boleslaw, von den polnischen Chronisten «der Große» genannt, am 17. Juni 1025 starb, folgte ihm – unter Übergehung seines Ältesten Bezprym – als Alleinerbe sein Sohn aus dritter Ehe (er hatte aus vier Verbindungen zahlreiche Nachkommen) Mieszko II. Lambert (1025–1034). Und auch er, ganz im Gegensatz zum deutschen Herrscher gebildet, sogar des Griechischen kundig, ließ sich krönen und nahm den Titel eines Königs an.

Konrad II. aber betrieb nun, in der Nachfolge heinricianischer Politik, eine Koalition gegen den Polen. Dazu gehörten selbstverständlich der von Mieszko vertriebene Stiefbruder Bezprym, ferner der kirchenpolitisch sehr aktive Großfürst von Kiew, Jaroslav I. der Weise (V 468 f.), und Herzog Udalrich von Böhmen. Doch konnte sich der Polenfürst auch durch die eben erst intensivierte Beziehung zwischen dem deutschen Kaiser und Knud von Dänemark und England bedroht fühlen. Jedenfalls suchte der fromme Mieszko (auch in die Gebetsbrüderschaft des von Heinrich dem Heiligen geförderten Bamberger Klosters Michelsberg aufgenommen) der Einkreisung durch eine militärische Offensive zuvorzukommen, durch einen überraschenden Präventivschlag 1028 gegen das östliche Sachsen. Plündernd und mordend drang

er bis zur Saale vor, verheerte auch die Gebiete der Liutizen, der Heveller, und verschwand wieder mit einer Menge geraubter Weiblichkeit.[16]

Es war der Beginn beiderseitiger verlustreicher Attacken, die auch den Deutschen nicht unbeträchtliche Einbußen brachten, da der Pole, die wohl von seinem Vater erlernte Kriegführung praktizierend, unter strikter Vermeidung einer Feldschlacht gegen die schwerbewaffneten Reitertruppen der Invasoren die Wälder und Sümpfe seines Landes zu vorteilhaften Überrumpelungen wahrnahm.

Der Einfall 1028 löste im nächsten Jahr einen Rachezug Konrads aus, der sich freilich vor Bautzen festlief, während der mit ihm zugleich aus Böhmen vorstoßende junge Sohn Herzog Udalrichs, Bretislav I., Mähren zurückgewann. Wer von den Polen nicht entkam, wurde in die Sklaverei verschleppt; hundertweise verkaufte man die Opfer bis nach Ungarn.

1030 aber brach Mieszko II., durch deutsche Überläuferscharen verstärkt, schon im Januar wieder mit unerhörten Greueln in die Grenzmarken zwischen Elbe und Saale ein. Mehr als hundert Dörfer sollen dabei verbrannt, auch Kirchen nicht geschont, Greise und Kinder abgeschlachtet, die Frauen geschändet, erschlagen, dazu über neuntausend Männer und Weiber in die Knechtschaft geführt worden sein.

Das also sei der König Mieszko, ruft der Hildesheimer Annalist, das die nur allzu falsche Gläubigkeit seines Christentums! «Wenn Du denn ein König bist, warum bist Du ein Räuber? Wenn voll Einfalt und Glauben, warum ein Abtrünniger und ein Tyrann? Was soll Dir, blutdürstige Bestie, der königliche Schmuck mit Krone und goldener Lanze? Welche Gemeinschaft ist zwischen Christus und Belial? Welcher Wahnsinn sucht Dich heim, Du Rasender, daß Du gegen das Reich römischer Tapferkeit leichtsinnig die Waffen ergriffen hast? Wie verderblich Dein Beginnen, das wirst Du dann, zu spät, erkennen, wenn Deine feigen Leute, in wie großer Zahl sie sich auch bewaffnen mögen, von unseren kriegskundigen und kriegstüchtigen, wie sie es verdienen, werden zu Boden geschmettert werden!»

Tatsächlich geschah dies durch Feldzüge 1031 und 1032, wobei auch der Fuldaer Abt Richard und der Würzburger Bischof Meginhard in der Umgebung des Kaisers weilten. Und bei einem Angriff Jaroslaws von Kiew auf Polen mußte Mieszko sogar nach Böhmen fliehen. Bezprym konnte jetzt zurück, bot dem Kaiser Unterwerfung an, wurde aber, anscheinend als «Verzichtpolitiker» gegenüber den Deutschen und Kiew, 1032 ermordet, «hinterrücks von einem Manne aus seiner Umgebung» (Wipo). Mieszko kam jetzt noch einmal, mußte aber 1033 auf seine Königswürde verzichten und eine von Konrad diktierte Dreiteilung seines Landes in Kauf nehmen. Polens Großmachtstellung war damit beendet. Und schon im folgenden Jahr starb Mieszko II., erst 44 Jahre alt. Ebenfalls verschied 1034 in Böhmen Herzog Udalrich, während er dinierte, höchstwahrscheinlich vergiftet. Und ebenfalls ermordete man in jenem Jahr Markgraf Dietrich von der Ostmark.

Nun erschütterten innere Wirren Polens «christliche Kultur» (Bulst-Thiele). Fehden und Bauernaufstände brachen aus, ein großer Abfall vom Christentum begann, Kirchen und Altäre wurden zerstört, Geistliche mißhandelt. Zugleich machten Pommern und Russen Einfälle. Vor allem aber belebte von außen schließlich wieder der christliche Böhme Bretislav I. (1034–1055) die «christliche Kultur» des Landes, indem er dort 1039 einbrach.

Seit der mächtige Boleslaw Chrobry nicht mehr am Leben war, brauchten die Deutschen auch nicht mehr die Hilfe der heidnischen Liutizen. Somit begann bald wieder der Grenzkrieg an der Elbe, und eindeutig eröffneten ihn die Sachsen. Darauf häuften sich die Offensiven. Noch 1033 lagen nach einem verlorenen Treffen bei Werben der sächsische Graf Liudger und 42 Ritter auf dem Feld. Und als der Kaiser das blutige Ergebnis durch das Gottesurteil eines Zweikampfes gewissermaßen noch einmal ausfechten, entscheiden, richtigstellen ließ, siegte wieder der götzendienerische Heide, während der rechtgläubige Christ schwer verwundet zu Boden ging.

1035/1036 führte Konrad persönlich drei Feldzüge gegen die Liutizen. Dabei soll er im Kampf der erste gewesen sein, in einem

Krieg, der, wie im Osten üblich, in brutalen Verwüstungsakten bestand, im Niederbrennen der Dörfer, Veröden der Fluren, Ruinieren der Saaten, kurz in einer Heerfahrt, die, schreibt Harry Breßlau, mit der wildesten Grausamkeit eines Religions- und Rassenkrieges zugleich geführt worden ist. Und dies gegen ein Volk, dessen Hilfe einst Heinrich der Heilige so zu schätzen wußte, daß er, als einer seiner Ritter das Bild einer liutizischen Göttin durchlöcherte, den heidnischen Verbündeten ein Bußgeld zahlte (S. 103). Als aber nun den Liutizen ein hölzernes Bild des Gekreuzigten in die Hände fiel, da sollen sie es «schändlich verhöhnt, bespien und mit Fäusten geschlagen haben». Nicht genug, sie stachen diesem zuletzt die Augen aus, hieben ihm die Hände, die Füße ab. Was freilich die Heiden dem toten Holz angetan, das geschah «zur Rache dafür» jetzt vielen lebenden Liutizen. Ließ der Kaiser doch, der ja selbst geistliche wie weltliche Fürsten unerbittlich verfolgen konnte, «eine große Zahl gefangener Heiden für das eine Christusbild in ähnlicher Weise verstümmeln und auf verschiedene Arten töten». Ließ er ihnen doch die Augen ausstechen, die Füße, die Hände abhacken, und zurückgekehrt, beseitigte er auch «alle Wiederstände im Reiche mit kaiserlicher Macht...» (Wipo)[17]

Noch ein anderer gut katholischer, viel besser katholischer Herrscher aber nutzte die Polenkriege Konrads, des «Stellvertreters Christi» (s. Motto), um in dessen Land einzufallen: – der «Stellvertreter Gottes».

Der hl. Stefan I., König von Ungarn und «Stellvertreter Gottes im Lande»

Der erste König Ungarns war der Schwager des hl. Heinrich und auch seinerseits heilig, wobei seine Heiligsprechung bezeichnenderweise nicht von den Ungarn ausging, sondern «auf Grund päpstlicher Aufforderung» (Deér). Auch war sein Taufpate kein anderer als Kaiser Otto III. Und schließlich unterstellte er sein

eigenes Reich und sich selbst per Votum et oblationem dem Schutz der Jungfrau Maria und ließ ihr an seinem Königssitz eine Basilika weihen, seine spätere Grabstätte.[18]

Stefan I. (997–1038) war der Sohn des Großfürsten Géza von Ungarn (972–997) und seiner Frau Sarolt (Beleknegini, «schöne Fürstin»), ihrerseits Tochter des ungarischen Fürsten Gyula von Siebenbürgen. Stefans Vater hatte die Herrschaft des Sohnes bereits vorbereitet. Denn Géza betrieb seit Antritt seines Regiments die westlich orientierte Christianisierung Ungarns – ein bis heute nie wieder ernsthaft gefährdetes Christentum –, wobei ihn u. a. Missionare des Passauer Bischofs Pilgrim, des illustren Urkundenfälschers (V 441 ff!), unterstützten.

Der Großfürst, der seinen Sohn Vajk, wie Stefan zunächst hieß, schon jung hatte taufen und um 995 mit der bayerischen Prinzessin Gisela, einer vom hl. Wolfgang erzogenen Seligen und Schwester Heinrichs des Heiligen, hatte vermählen lassen, verzichtete zwar auf Kriege mit Nachbarn. Er betrieb aber die «Bekehrung» im Land desto gründlicher. Nicht zuletzt rottete er dabei den eignen Clan fast völlig aus. Als er starb, im Frühjahr 997, war Ungarn teilweise christianisiert, auf Mittel- und Westeuropa ausgerichtet und in ganz Westungarn nur noch ein einziger Stammesfürst an der Macht, der Karchan Koppány, Führer des nationalen Heidentums. Er war Stefans Onkel und beanspruchte kraft des Seniorats und Levirats die Herrschaft und die Hand der Fürstenwitwe. Doch Stefan vernichtete noch im Todesjahr seines Vaters Koppánys Heer bei Veszprém in Westungarn (nördlich vom Plattensee) und ließ die Leiche des gefallenen Fürsten vierteilen.

Nur durch Krieg konnte der Heilige die Ungarn zu Christen machen; nur durch Gewalt konnte er die Ureinwohner, die widerspenstige alte Aristokratie, die Nachbarn blutig niederringen und dann «die Worte des Lebens predigen» (verba vite predicaret), wie es zum Abschluß der «Gesta Hungarorum», der ältesten Darstellung ungarischer Geschichte, heißt.

Zieht man freilich über diese Einführung des Christentums ein renommiertes Sammelwerk zu Rat, das Handbuch der Europäi-

schen Geschichte (3. Auflage 1992), so fließt, wie blutrünstig auch die Frohe Botschaft zu den Magyaren kam, kein Tropfen Blut, steht da lediglich: «Als Géza 997 starb, war nicht nur die Thronfolge gesichert, sondern das vor einem halben Jahrhundert noch als apokalyptisches Volk aus dem Abgrund verrufene Ungarntum mindestens in seiner Oberschicht christianisiert, sein Herrscher dem ottonischen Kaiserhause versippt. Auch Stephan mußte sich gegen Verwandte durchsetzen, die ihm aufgrund der bisherigen Erbgewohnheiten die Alleinherrschaft streitig machten, aber er konnte sich nicht nur behaupten, sondern die christliche Monarchie als politisch-gesellschaftliches Ordnungsprinzip voll verwirklichen.»

Nun, nicht gut, nicht alles sehr passabel? Kein Untergrundvolk mehr; die Oberschicht christlich, ihr König mit den Ottonen versippt; gegen Verwandte setzt man sich durch und hat schließlich eine christliche Monarchie als Ordnungsprinzip. Viel schöner kann's ja kaum sein. Stefan wurde vor der Schlacht bei Veszprém von bayerischen Herren zum Ritter geschlagen, sein Heer führte der Deutsche Wezelin von Wasserburg an. Vermutlich bestand auch ein erheblicher Teil der Truppen aus Deutschen, aus bayerischen «Edlen», strömten doch schon seit einigen Jahrzehnten westliche Priester und Soldaten in Gézas Reich.

Jedenfalls läßt sich die Bedeutung dieser Schlacht im «Zeichen des Kreuzes» und mit der «siegbringenden Lanze» kaum überschätzen, konnte Herzog Stefan die «Bekehrung» seines Volkes nun weitertreiben zu einem selbständigen christlichen Staat.[19]

Anno 1000 wurde der Fürst durch seinen Taufpaten Otto III. und dessen Lehrer und Freund Papst Silvester II. zum ersten König von Ungarn gemacht; betrieben beide Christenhäupter doch im engen Schulterschluß die «Mission», die Ausdehnung des römisch-katholischen Einflußbereiches im slawischen Osten. Stefan erhielt seinerzeit eine Königskrone, wie zumindest jene Bulle Silvesters vom 27. März 1000 bekundet, die zwar «als grobe Fälschung» entlarvt worden ist, «an deren Echtheit und Glaubwürdigkeit aber bis etwa 1740 noch niemand zweifelte»: Deér. (Auch von den bekannten zehn Urkunden der Hofverwaltung des

Heiligen sind fünf oder sechs gefälscht.) Echt dagegen dürfte die vom Kaiser übersandte Nachbildung der Heiligen Lanze gewesen sein, die er als ein Vorkämpfer des Christentums tragen sollte.

Schon um 1003 rang Stefans halbdeutsches Heer den «Gyula» von Siebenbürgen nieder, seinen Onkel Gy. III. (Procui), einen Gegner der romorientierten Christianisierung. Später emigrierte dieser nach Polen, wo man ihm an der ungarischen Grenze eine Burg gab, die Stefan erst 1018 nehmen konnte.

Auch sonst führte dieser Heilige einen Krieg nach dem andern. Er besiegte den aufständischen Fürsten Ajtony, er bekriegte die Petschenegen, bekriegte die Bulgaren und 1029/1030 auch die Bayern, dieses doch so gut katholische Volk, mit dem es aber «zu häufigen Streiterein» kam, wie Kaplan Wipo meldet, «und zwar durch bairische Schuld; deshalb unternahm König Stephan von Ungarn viele Angriffe und Beutezüge ins Land der Noriker, d. h. der Baiern»; natürlich wieder «der Anlaß zu einer machtvollen Heerfahrt gegen die Ungarn», die freilich von Stefan verordnete Bittgebete und Fasten schützten, Flüsse und Waldungen. Daher übte Konrad, berichtet Wipo weiter, «nur durch zahlreiche Raubzüge und Brandschatzungen an den Grenzen des Reiches hinreichend Vergeltung für das ihm angetane Unrecht». Die bewährte evangelische Haltung. Und als 1030 ein neuer Krieg ausbrach, holte sich der deutsche Herrscher nicht nur eine schwere Schlappe, obwohl er Ungarn bis zur Raab verwüstete, sondern König Stefan eroberte sogar Wien.

Auch innenpolitisch war Stefan der Heilige, der «Stellvertreter Gottes im Lande», sichtbar gesegnet. Als ihm zum Beispiel mehrere seiner Höflinge nach dem Leben trachteten, ließ er ihnen die Augen ausstechen, «die sündigen Hände» abschneiden und schickte noch ihre Kinder in die Verbannung. All die vielen Kriege, Fehden, Racheakte aber förderten offenbar seine Heiligsprechung 1083 durch Gregor VII., der auch gleich noch Stefans jung verstorbenen Sohn Emmerich zum Heiligen kürte, wie denn dieser Papst auch selbst einer der heiligsten Heiligen gewesen ist, was noch ausführlich belegt werden wird.

In einem Königsspiegel, einem staatsphilosophischen Traktat,

dem ersten Denkmal lateinischer Literatur Ungarns (aus dieser oder etwas späterer Zeit), mahnt der König den jungen Prinzen, «die höchste Ehre» zu Zier und Sicherung der Krone den Bischöfen beizumessen. Vergehe sich ein hoher Kleriker, solle ihn der Fürst erst drei- bis viermal privatim ermahnen und ihn nur im Falle fortgesetzter Hartnäckigkeit der Kirche melden. Ja, nach dem Stefanschen Gesetzbuch, das freilich von geistlichen Fälschungen strotzt, kann ein Weltlicher wider einen Geistlichen überhaupt nicht klagen, wohl aber soll der Laie bereit sein, für den Priester sein Leben zu opfern!

Etwa um 1015 berief Stefan den ehemaligen Abt Gerhard zum Erzieher seines Sohnes Emmerich (Imre), der als einziger der Königssöhne das Mannesalter erreichte. Auch sich selbst ließ der König von Gerhard maßgeblich beraten und machte diesen innigen, das Land entsprechend aufklärenden Marienverehrer 1030 zum Bischof des Bistums Csanád (Szeged; heute Cenad, Rumänien). Er wurde bald ebenso heilig wie Emmerich. Und dieser, wie das einem Heiligen zusteht, befehligte die königliche Streitmacht und figuriert in den «Ermahnungen» des Vaters auch als «die Hoffnung künftiger Nachfolgerschaft». Da er aber eine kinderlose Ehe mit einer kroatischen Prinzessin führte, machte ihn die Legende des 12. Jahrhunderts zum «keuschen Ehegatten», was doch sehr an den keuschen hl. Heinrich erinnert (S. 67 ff.), dessen analoge Lügengeschichte möglicherweise die Emmerichs beeinflußt hat.

Wie auch immer, hier wie dort derselbe Schwindel. Und als der Sohn 1131 bei einem Jagdunfall umkam, handelte der hl. Vater wieder ganz heilig. Denn da auf die Thronfolge, nach altem Sippenrecht, die Brudersöhne Anspruch hatten, die Nachkommen von Gézas Bruder Michael, machte Stefan seinen Vetter, der noch zum Heidentum neigte, vielleicht aber auch nach Byzanz, gründlich regierungsunfähig. Der Heilige, der sich «viele Jahre vorher mit seinem ganzen Volk zum Glauben an Christus bekehrt, viele Kirchen und Bistümer errichtet ... hatte, ein Mann von großer Milde gegen die Guten» (Hermann von Reichenau), ließ dem Bösen die Augen ausreißen und Blei in die Ohren gießen; seine

drei Söhne flüchteten nach Polen und Rußland. Zum eigenen Nachfolger aber bestimmte der apostolische König, dessen so milde rechte Hand man dann «unversehrt» im Grab auffand und dessen Kult wohl schon früh begann, Peter Orseolo, den Sohn seiner Schwester und des vertriebenen Dogen von Venedig. Doch räumt auch Stefans Biograph offen ein, daß dessen Körper vierzig Jahre kein Wunder wirkte. Er wurde nur wegen seiner «heroischen Tugenden» (Deér) heiliggesprochen, auf deutsch wegen seines Nutzens für den Katholizismus.[20]

Stefans erster Befehl war die allgemeine Taufe. Er gab seinem Reich, in dem die Zahl der Unfreien infolge fortgesetzter Kriege stieg und die feudalen Verhältnisse aufs üppigste florierten, eine Verfassung, die in vielen Teilen gedanklich oder wörtlich mit den jetzt in Ungarn immer mehr zur Geltung kommenden kirchlichen Vorschriften übereinstimmte. Stefans Gesetze galten vor allem der Festigung des Christentums, der Festigung des Königtums samt seiner Gerichtsbarkeit sowie der Festigung des Privateigentums – und «was sich mit dem christlichen Glauben und den Gesetzen der Kirche nicht vereinigen ließ, bestrafte er» (Homan).

Stefan I. gründete zwei Erzbistümer und acht Bistümer, errichtete Christentempel und Klöster, machte die hl. Maria zur Schutzpatronin und die katholischen Prälaten zum ersten Stand des Landes. Er befahl, Taxen an den Klerus abzuführen, zwang dem Volk Gottesdienst, Fasten, Beichte etc. auf und wurde dafür von der Geistlichkeit, die immer mehr Einfluß auf die Politik gewann und die ungarischen Großen vom Hof verdrängte, voll unterstützt.

In Ungarn mußten die Dörfer auf Anordnung Stefans für die Dorfpfarrer selber sorgen. Die Einwohner hatten die Kirche zu bauen, dem Pfarrer zwei Leibeigenenfamilien zu stellen mit Haus, einem Hengst, einer Stute, zwei Kühen, sechs Ochsen und dreißig Stück Kleinvieh. Außerdem verfügte Stefan die Zahlung des Zehnten, des Zehnten vom Viehzuwachs, vom Getreide und von anderen Produkten, des Zehnten von jeder Art Einkommen; sogar jedes zehnte Kind gehörte dem Kirchendienst. Vergehen gegen die Kirchengesetze wurden durch den Bischof per disci-

plinas canorum bestraft und die Strafe bei Widerspenstigen siebenmal wiederholt, dann übergab man sie dem Königsgericht. Der König, defensor christianitatis, saß der gemischten Synode vor, war von apostolischem Nimbus umweht, erhielt auch vom Papst den Titel eines apostolischen Königs, ja, er galt als «Stellvertreter Gottes im Lande und Vollstrecker der überirdischen Gerechtigkeit» (Bónis).[21]

Nicht nur im Osten aber, auch im Norden traten solche Stellvertreter und Vollstrecker der überirdischen Gerechtigkeit immer christlicher hervor.

Die Mörderkönige Knud «der Grosse» und Olaf der Heilige: Streiter für Christus und gegeneinander

Auch Knud «der Große» (gest. 1035), Mitglied der Brüderschaft der Christuskirche zu Canterbury und später der Brüderschaft von Bremen, war der Kirche «treu ergeben» (Handbuch der Kirchengeschichte) und in England, gelegentlich mit bloßen Füßen, sowie durch halb Europa von Gnadenort zu Gnadenort gezogen.

Und wie Knud, Sohn des 1013 zum englischen König gewählten Dänen-Königs Sven Gabelbart und einer Tochter des polnischen Fürsten Mieszko, von den christlichen Priestern dachte, liest man in seinen kirchlichen Gesetzen: «Es begreife jeder, der will oder kann, daß groß und wichtig ist, was der Priester zu tun hat zum Heile des Volks. Wichtig ist die Beschwörung und bedeutsam die Weihe, die Teufel austreibt und zur Flucht bringt, so oft man tauft oder die Hostie weiht. Und heilige Engel umschweben ihn und beschützen die Handlungen und stehen mit Gottes Macht den Priestern bei, so oft sie Christus nach Recht dienen.» Und von Rom aus schrieb er in den Norden, «er danke Gott, daß er ihm gewährt habe, die Kirchen Petri und Pauli und alle Heiligtümer, die man in der Stadt nur erkunden könne, zu besuchen; denn die Weisen hätten ihm gesagt, daß Petrus der Himmelspförtner sei

und daß es den größten Gewinn bringe, ihn zum Patron zu haben».

Tatsächlich brachte es den größten Gewinn – aber für die «Weisen»; indem Knud sich zum Beispiel stark für die pünktliche Zahlung des Peterspfennigs machte (denarius S. Petri; engl. Rompeni, Romescot o. ä.), einer freiwilligen finanziellen Leistung angelsächsischer Könige seit dem 8. Jahrhundert. Und bis zu Alexander II. anno 1062 blieb die Spende auch rein freiwillig. Doch dann war man bestrebt, sie «in eine feste Taxe umzuwandeln und aus der Zahlung weitergehende Folgerungen zu ziehen» (Seegrün). Nun entwickelte sich die Sache von einer religiösen Motivation zu einem Rechtstitel, einer pflichtgemäßen Abgabe, «von der Zahlung durch den Fürsten zur Umlegung auf die Bevölkerung in Form einer Herd-, später Kopfsteuer» (Roberg). Gregor VII. suchte die Umlage auch Frankreich aufzuhalsen; vergeblich. Dafür gelang die Einführung des Peterspfennigs im 12. Jahrhundert in Dänemark, Schweden, Norwegen, Finnland und Island. Selbstverständlich spendeten ihn erst recht die frommen Polen und Ungarn. Zur Zeit der Reformation stellte man die Zahlung allerdings allgemein ein.[22]

Knud «der Große» beherrschte seit Ende 1016 ganz England, spätestens seit 1020 Dänemark und seit 1028 auch Norwegen, begreiflicherweise nicht ohne Grausamkeit und großes Blutvergießen. 1020 aber verkündete er in einer Art Regierungsprogramm, «daß ich holder Herr sein will und nicht weichen von Gottes Rechten und rechtem weltlichem Gesetz». Und befahl den Untertanen auch gegen sein Lebensende zu Beginn seiner Gesetze, vor allem den einen Gott zu lieben und zu bewahren das eine Christentum.

Dieses setzte sich denn auch kraft der Gewalt des Königs in ganz Dänemark durch. Das Heidentum dort «auszurotten» war für ihn «Ehrensache» (Wetzer/Welte). Zunächst bestimmte er dafür angelsächsische Priester, ließ für die neuen Bistümer auf den dänischen Inseln die Prälaten in England weihen und errichtete die ersten Bischofssitze in Dänemark. Aber dann wollten an diesem großartigen Geschäft, wobei Knud sein Füllhorn über Klö-

ster und Geistlichkeit ausschüttete und auch über Papst Johann XIX., den berüchtigten Blitzkarrieristen (S. 134), doch lieber andere beteiligt sein. Unwan, der Erzbischof von Hamburg-Bremen, duldete keine von Deutschland unabhängige dänische Nationalkirche. Also ließ er kurzerhand den von Aethelroth von Canterbury zum Oberhirten von Roskilde, Seeland, geweihten Gerbrand aufgreifen und gefangensetzen. Und beraubte den Bruder in Christo so lang seiner Freiheit, bis er ihm den für Bremer Suffraganbischöfe üblichen Obedienzeid schwor. Hier fügte sich Knud schließlich im Interesse seiner deutschfreundlichen Politik und wurde ein enger Freund des Bremer Metropoliten.

In England selbst hatte er sich den Weg zum Thron «durch Blut und Leichen» gebahnt (Breßlau), das ist nun mal der Weg der «Großen»; hatte er Einflußreiche hinrichten lassen, auch Mitglieder der königlichen Familie getötet oder ins Exil geschickt. Für das katholische Handbuch der Kirchengeschichte indes – denn der Weg der «Großen» ist stets auch der Weg der katholischen Kirche – war dies noch viel zuwenig, hätten dort die «staatszersetzenden Kräfte» noch «energischer bekämpft werden müssen»! Den eigenen Schwager und Lebensretter ließ Knud wegen eines unbedachten Spottes über seine, des Königs, Flucht im Kampf meuchlerisch ermorden.

Als Knud Ende 1027 aus Rom zurückkehrte, nannte er sich nicht nur König aller Engländer, Dänen, Norweger, sondern auch teilweise der Schweden. Und sein weites Reich bot der Kirche «für die Missionierung des Nordens ganz eigene Möglichkeiten» (Handbuch der Kirchengeschichte).[23]

Nun, diese ganz eigenen Möglichkeiten bestanden, wie anderwärts auch, vor allem in der Praktizierung von Gewalt. Die Mission allein wäre «im hohen Norden in der Wut, mit der die skandinavischen Reiche das Christentum verfolgten, untergegangen». Nicht durch die Mission, durch Knud «den Großen» kam «das Christentum in dem nordischen Reiche zum Sieg» (Schöffel). Denn auch im Norden verlief die «Bekehrung» häufig brutal, wie die Quellen «in vollem Umfange» bestätigen (Kummer). Für den Christen begann der Mensch doch erst nach der Taufe in

‹Seinem Namen› (i hans nafni). Wer sich nicht taufen ließ, wurde auch hier verteufelt; wie ja überhaupt der Teufel, den es im Heidentum, sagt Andreas Heusler, nicht gab, im neuen Volksglauben die Hauptrolle spielte; allgegenwärtiger war als die Allgegenwart Gottes.

Fast alles bisher Heilige wurde in den Dreck gezerrt, die Mission von weltlichen und geistlichen Fürsten vorangepeitscht. «Stirb oder laß dich taufen!»: bald die allgemeine Devise. Der Urenkel Harald Schönhaars (vgl. V 470 ff.), der norwegische König Olaf I. Tryggvason (994/995–999/1000), trat 994 auf den Scillyinseln zum Christentum über. Es geschah nach militärischen Diensten bei König Waldemar von Hólmgard (Novgorod) und nach Wikingerfahrten in Nord- und Ostsee, die ihn angeblich die neue Religion schätzen lehrten. Und so führte er sie endgültig und landesweit ein, «zum Teil gewaltsam» (H. Ehrhardt), ja «alle Mittel» gebrauchend, «Belehrung, Geschenke ... blutige Rache» (Wetzer/Welte). Er zerstörte heidnische Tempel und errichtete christliche, verzichtete aber nicht auf Vielweiberei (vgl. S. 414).

Vollendet wurde die Christianisierung Norwegens dann mit aller Härte durch König Olaf II. Haraldsson den Dicken (1016–1030), einen wilden, schlachterfahrenen Wikinger – und einen Heiligen wieder (Fest 29. Juli). Er habe Olafs I. «Missionswerk», schreibt selbst das Lexikon für Theologie und Kirche, «teilweise mit Gewalt» zum Abschluß gebracht und so Norwegen «der christlichen Völkerfamilie» eingereiht. In der Tat, Olaf II. vollendete die Unterjochung der kleineren Häuptlinge und ließ die Ungetauften scharenweise vernichten. Er ließ die noch heimlich zu ihren Festen Kommenden überfallen, berauben, niedermachen, oft so grausam wie möglich. Blenden, Verstümmeln, Töten, Frauenschänden, alles war unter dem Heiligen gegen Heiden erlaubt. Im ganzen Lande jagte er die «Magier» und «Zauberer», überall ruinierte er pagane Tempel und Götterbilder, unter anderem eine von Gold und Silber bedeckte Kolossalbüste des Thor, aus der dabei – jedenfalls nach dem Kirchen-Lexikon der katholischen Theologie – «Mäuse, Ratten und Kröten in Menge hervorkamen».

Olafs rabiates Regiment erleichterte seinem christlichen Bruderherzen Knud die Eroberung Norwegens. 1028 konnte dieser ihn mittels Bestechungsgelder ins Exil schicken und nach seiner Rückkehr am 29. Juli 1030 in der Schlacht gegen ein Bauernheer bei Stiklestad töten lassen. Zwar hatte Olaf nur Christen in sein Heer aufgenommen, ihre Schilde und Helme überdies mit dem Kreuz bezeichnet und die Parole ausgegeben: «Vorwärts, vorwärts ihr Streiter Christi...» – was mich (semper idem) an die Parole des katholischen Feldbischofs unter Hitler erinnert: «Vorwärts, christliche Soldaten, auf dem Weg zum Sieg...» Doch das eine half so wenig wie das andere.

Immerhin, der dicke Olaf, in der Kristuskirche, im Dom zu Drontheim beigesetzt, wurde wegen seines frommen Eifers heiliggesprochen, 1164 zum Landespatron Norwegens erklärt, dann zum Schutzpatron ganz Nordeuropas und fortan durch Sagen, Legenden, Lügen gefeiert. Noch Pilger aus Spanien wallfahrteten zu seinem «wundertätigen Schrein» (Bosl), und noch 1847 gründete man ihm zu Ehren den St. Olafsorden. Schließlich hatte der Heilige gegen Knud «fortwährend Krieg» geführt, «ihre ganze Lebenszeit hindurch» (Adam von Bremen).[24]

Kaiser Konrad II. war im Sommer 1038 von seinem zweiten Italienfeldzug nach Deutschland zurückgekehrt und im folgenden Jahr, am 4. Juni 1039, etwa fünfzig Jahre alt, in Utrecht gestorben. Seinem Sohn und Nachfolger hinterließ er ein Reich mit unbestrittener Führungsposition in der westlichen Welt.[25]

3. KAPITEL

KAISER HEINRICH III. (1039–1056), «DER FROMME FRIEDENSBRINGER»

«Heinrich III., der fromme Friedensbringer (pius, pacificus), das Richtmaß der Gerechtigkeit (Linea Iustitiae)». Kaplan Wipo[1]

«Unter ihm schien sich das Königtum dem biblischen Ideal offenbar am meisten angenähert zu haben.» J. Fleckenstein[2]

«Im Grunde stellten nur die Bischöfe eine Stütze für die Reichsgewalt dar.» «Aber auch die Privilegierungen der Bischöfe setzte sich fort, und zwar in solchem Maß, daß man von einer nochmaligen Intensivierung des ottonischen Systems sprechen darf.» Karl Rudolf Schnith[3]

«Weltliche Fürsten bekamen den Willen eines auf stetige Mehrung der Königsgewalt bedachten Herrschers zu spüren.» «Handbuch der Kirchengeschichte»[4]

Konrad II. hatte die Nachfolge seines am 28. Oktober 1017 geborenen Sohnes Heinrich in der Herrschaft rechtzeitig und unanfechtbar vorbereitet. Bereits der Zehnjährige war an Ostern 1028 in Aachen zum König gewählt und von Erzbischof Pilgrim gesalbt und gekrönt worden, worauf der junge Fürst «unter dem Schutz und der Leitung» des Augsburger Bischofs Brun, nur ein Jahr vor dessen Tod, durch das Reich zog und beide «alle Widersacher bezwingen konnten» (Wipo).

Zehn Jahre später, im Herbst 1038, empfing Heinrich auch die Krone für das seit 1033 zum Reich gehörende Burgund. Zudem hatte Konrad, nach dem Tod des bayerischen Herzogs Heinrich aus dem Hause Luxemburg, dem neunjährigen Thronfolger 1027 das Herzogtum Bayern zugeschanzt, ihn 1038 auch noch zum Herzog von Schwaben gemacht. Und im Jahr darauf, nach dem Tod des Kärntner Herzogs Konrad II. des Jüngeren, zog Heinrich III. auch Kärnten an sich, das Land des Saliers, der einst bei der Königswahl in Kamba als wichtigster Gegenkandidat durch seinen Verzicht die Wahl seines Vaters Konrad des Älteren ermöglicht hatte (S. 126).

Mit diesen drei Herzogtümern vereinte der König bald nach seinem Regierungsantritt ganz Süddeutschland unmittelbar in seiner Hand; eine in der Geschichte des mittelalterlichen Reiches geradezu singuläre Machtzusammenballung, allerdings von nicht langer Dauer.

Natürlich wurde Heinrich III. (1039–1056) sorgfältiger erzogen als der Vater, und selbstverständlich weitgehend geistlich. Zunächst schon durch seine Mutter, eine Förderin der Kirche, die besonders die Schriften des Mönchs Notker (III.) Labeo von

St. Gallen bewunderte; dann durch zwei von dem Prinzen sehr geschätzte Prälaten: Brun von Augsburg und Egilbert von Freising, einen dort als Seligen verehrten typischen Vertreter der ottonisch-salischen Reichskirche, der wiederholt den Thronfolger gegen seinen Vater ausgespielt hat. Und schließlich beeinflußte den «rex doctus» auch der Hofkaplan und Biograph Konrads II., Wipo.

NOCH MEHR BESITZ UND MACHT FÜR DIE PRÄLATEN

Als caput ecclesiae kommandierte Heinrich die Kirche wie wenige zuvor. Er ernannte die Prälaten so selbstverständlich wie sein Vater, und keine Frage, daß auch hier ihre Tauglichkeit für den Reichsdienst den Ausschlag gab. Sogar das Absetzen eines Bischofs scheute er nicht, wenn er es auch durch eine Synode beschließen ließ. Ebenso bedenkenlos aber verfügte er über die Mönche. Immer wieder griff er bei Abtswahlen ein, wobei das Wahlrecht keine Rolle spielte. Dem Kloster Tegernsee wies er in einem einzigen Jahr, 1042, drei verschiedene Vorsteher zu. Und eigenmächtig setzte er die Äbte auch in Weißenburg ein, in Corvey, Lorsch, Limburg, Fulda, Ebersberg, Quedlinburg, Gandersheim, Essen sowie in italienischen Klöstern.[5]

Dennoch wundert es wohl nicht, daß dieser von kleinauf geistlich intensiv indoktrinierte, sehr religiöse, wie es heißt auch zur Askese neigende, ja, sich oft geißelnde Fürst eng mit der Kirche kontaktierte, auch mit den Repräsentanten klerikaler Reform, mit dem hl. Kirchenlehrer Petrus Damiani, dem hl. Abt Hugo von Cluny, den er 1051 sogar zum Taufpaten seines Sohnes Heinrich (IV.) bestimmte, wundert es nicht, daß dieser sich als Gesalbter des Herrn, als vicarius Christi begreifende zweite und mächtigste Salier seine Gunst besonders dem hohen Klerus, den Klöstern schenkte und über sie verschwenderisch die Fülle seiner Gaben ausgoß.

Heinrich III. verlieh und bestätigte Bischöfen und Äbten (gelegentlich, wie in Stablo, mitten im Hochamt) jede Menge Im-

munitäten, Pfründen, Schutzbriefe, Gütergeschäfte, Hörige, gut zu versilbernde Hoheitsrechte, Ländereien, Forste, Wildbann, Marktrechte – ein vom friesischen Raum bis nach Italien praktiziertes Verfahren.

Dabei waren die Kirchenfürsten mehr als reich. Patriarch Poppo von Aquileja etwa verfügte allein auf dem Markt dieser Stadt über dreißig Kaufstände und über zwanzig in der Hafenstadt Pilo. Dazu kamen Eigentumsrechte an den Flüssen, an beiden Ufern, mit dem Recht die Fischerei zu betreiben, Mühlen, Häfen anzulegen, Schiffslandeplätze, Übergangsstellen und dafür Abgaben zu kassieren, Wassergelder, Ufergelder, Pfahlbefestigungsgelder (aquatica, ripatica, palifictura). Fast alle größeren Wasserläufe Oberitaliens gehörten den Bischöfen.

Weiter nahmen die Prälaten ganze Grafschaften entgegen, in der Zeit von Otto III. bis Heinrich III., in rund 70 Jahren, mindestens 37. Und wie kompensierte der hochgepriesene, die Kirche mit Gütern und Privilegien überhäufende homo religiosus das (ja nicht nur dadurch) seinem Fiskus entstehende Defizit? Durch «brutale Konfiskationen bei Laien» (Fuhrmann). Er nahm also meist dem weltlichen Adel, was er dem geistlichen gab.

Dafür hatte man ihm natürlich, wie den früheren Herren, nach dem Do ut des-Prinzip entsprechend beizuspringen, das servitium regis zu leisten und, dem Friedlichen, beinah laufend Kriegsdienst. Pars pro toto wieder nur ein Beispiel: der adelsstolze Erzbischof Adalbert von Hamburg-Bremen (der sich gern als Nachkomme Ottos II. und der Kaiserin Theophano ausgab, aber der dritte Sohn des sächsisch-thüringischen Grafen Friedrich von Goseck war). «Der große Gottesmann», berichtet der redliche Domscholar Adam von Bremen, der Adalbert doch auch viel Edles, Gutes nachrühmt, nicht zuletzt Keuschheit, Mäßigkeit, nahm «an so vielen Heereszügen nach allen Ländern freiwillig mit den Seinigen im Schweiße seines Angesichts teil», an Kriegsfahrten, «welche der Erzbischof nach Ungarn, Slavanien», das heißt gegen die Liutizen, «Italien und Flandern mit dem Kaiser unternahm ... jede einzelne derselben mit großen Unkosten für das Bistum und mit schweren Belästigungen der Familie ver-

knüpft»; weshalb ja auch Heinrich, der Friedliebende, Fromme, die «unermüdliche Ausdauer» des Erzbischofs «in Kriegszeiten ... bewundernd rühmte» (Meyer von Knonau).[6]

Wurden die Prälaten aber auch mit Herrschaftsrechten, Besitz überhäuft, verschlang die enorm aufwendige Machtpolitik doch Geld wie Heu. Obwohl beispielsweise dem Kloster St. Trond die Pilgerscharen Summen spendeten, daß die Mönche mit dem Zählen nicht nachkamen – von anderen Gaben zu schweigen, war der Abt angeblich derart in Geldnot, daß er einen Teil des Kirchenschatzes (den er immerhin noch hatte) einschmelzen ließ, um weitere Güter kaufen und Burgen bauen zu können. Denn Grund und Boden, die Liegenschaften wollte man in jedem Fall mehren. Verschlang deshalb etwa die Gastung, die Aufnahme des umherreisenden Monarchen, der Unterhalt des königlichen Gefolges auch viel, bemühten sich geradezu ehrgeizige, auf Steigerung von Renommee und Besitz bedachte Kirchenfürsten zumindest seit dem 11. Jahrhundert um solch kostspielige Königsvisiten in ihrer Residenz.[6]

DER FRIEDLICHE KRIEGER

Daß die Kirche dem schon früh als spes imperii, als «Hoffnung des Reiches» geltenden Thronfolger, dem ringsum als gottesfürchtig, kraftvoll gerühmten, bald – jede Parallele ethisch vernichtend – König David, bald dem «großen» Karl, dem «großen» Otto an die Seite gestellten Heinrich III. gewogen war, kann kaum überraschen. Aber auch die Männer der Wissenschaft preisen ihn, alles in allem, bis heute, anerkennen generös die Heinrich von Lehrern und Wegbereitern vermittelte ideelle Basis seiner Herrschaft, seine christliche Fürstenethik, und dies, obwohl Selbstaussagen dazu fast völlig fehlen, auch entsprechende zeitgenössische Stimmen sehr dürftig sind. Doch sieht die Zunft ihn von einem «sensiblen Rechtsbewußtsein» (Boshof), von «hohem Pflichtgefühl», «einem besonderen Ethos ... der christlichen Königsherrschaft» geleitet (Handbuch der Europäischen Geschich-

te), sieht ihn «von den Idealen des Friedens (pax) und der Gerechtigkeit (iustitia)» (Struve), «ganz von religiösem Geiste» erfüllt (Fleckenstein), ja keinen König vorher «von tieferem religiösem Ernst beseelt» (Fuhrmann). Selbstverständlich hatte er «höchste Ehrfurcht ... gegenüber den Schöpfungen der Kirche», eine «geradezu priesterlich zu nennende Auffassung der Regierungsziele» (Meyer von Knonau), war sein «weltliches Herrschertum von priesterlichem Charakter» (Hlawitschka), nahezu das Schlimmste, was man einem Politiker nachsagen kann. Ja, er machte sich gar «die religiöse Friedensforderung in ihrer ganzen Konsequenz zu eigen» (Handbuch der Kirchengeschichte).

Was das heißt, läßt das katholische Werk schon wenige Zeilen darauf ahnen: «Weltliche Fürsten bekamen den Willen eines auf stetige Mehrung der Königsgewalt bedachten Herrschers zu spüren.» Denn mehrt ein Souverän stetig und spürbar seine Macht, geht es da sehr friedlich zu?[7]

In Wirklichkeit gleicht diese bis heute lobumstrickte Herrschaft *praktisch* doch verdammt der früherer Regierungen, und nur ihr Umgang mit der Macht, ihre Gewaltausübung interessieren hier.

Das wird indes gerade bei Heinrich III. meist kaschiert. «Als rex et sacerdos», meint etwa Heinz Wolter, «gründete er sein Königtum in weitaus stärkerem Maße als seine Vorgänger auf die christlich-sakrale Wurzel seiner Herrschaft, die ihm nicht nur Auftrag, sondern vor allem auch innere Verpflichtung war. Von daher nimmt es auch nicht wunder, daß die wirklich neuen Züge der Kirchenherrschaft des zweiten Saliers weniger in seinen äußeren Auftritten und Handlungen (!) – hier folgt er weitgehend (!) der von seinen Vorgängern begründeten Tradition – als vielmehr in seiner inneren Einstellung zu seinem Herrscheramt zu finden sind, die sich entsprechend der Eigenart unserer Quellen jedoch nur schwer erhellen läßt.»

Ist aber Heinrichs III. faktische Politik «weitgehend» wie die seiner Vorgänger, was uns, noch einmal, allein angeht, was soll dann seine angeblich neue innere Einstellung, zumal sie sich aufgrund der Quellen auch «nur schwer erhellen läßt»!?[8]

Zwar vollzog sich der Machtwechsel – erstmals seit 973! – problemlos. Doch so unbestritten und strahlend das Regiment des knapp Zweiundzwanzigjährigen (und mit 39 Jahren Sterbenden) begann und in vieler Hinsicht, zumindest nach den Kriterien der herkömmlichen, seine Regierung gern zu den Kulminationspunkten römisch-deutschen Kaisertums zählenden Historiographie blieb, seine Machtinteressen kollidierten mit den Stammesinteressen der Herzöge von Bayern, Kärnten, Sachsen, besonders von Lothringen, mit Fürsten, die sich zu sehr in den Hintergrund gedrängt, durch den autokratischen Führungsstil verletzt, von der Reichspolitik ausgeschlossen fühlten, wie weite Kreise der Herrenschicht überhaupt.

So spannen sich langwierige innenpolitische Auseinandersetzungen an, wobei es – trotz aller von verbeamteten Claqueuren beklatschten Frömmigkeit und Friedensliebe dieses Mannes – um nichts als die üblichen Machtquerelen ging, um den blutigen Konflikt zwischen sogenannter Zentral- und Partikulargewalt.

An Kampf und Krieg war Heinrich, wie die ganze Adelskaste, von kleinauf gewöhnt. Schließlich hatte er schon an Kriegen seines Vaters teilgenommen. Im Oktober 1032 fünfzehn und damit nach fränkischem Recht mündig, konnte er «jetzt der Leitung seines geistlichen Erziehers enthoben werden» und «seine ersten kriegerischen Lorbeeren ernten» (Breßlau). So unmittelbar, so selbstverständlich ging das ineinander über – Christentum und Krieg. Und sein geistlicher Mentor Wipo, der Heinrich in seinen «Proverbia», den Lehrsprüchen für ihn, eine Art christliches Regierungsprogramm gegeben, kam ja selbst zu Hoftagen wie Heerfahrten. Heinrich war wahrscheinlich bereits in Konrads Krieg gegen Polen im September 1031 dabei und beim Feldzug wider die Liutizen im Herbst 1035 (S. 146 f.), sicher aber an Konrads Einmarsch in Burgund im Winter 1032/1033. Dann erschien er mit Kriegsvolk auch in Böhmen sowie 1037/1038 zur Verstärkung der kaiserlichen Truppen an der Spitze einer Streitmacht in Italien.

Und mochte der dritte Heinrich den Krieg auch noch mehr und auffälliger mit kirchlichen Formen umkleiden, mochte er den

Vorstoß auf Böhmen 1041 mit einer Bußfeier des Heeres beginnen, den gegen die Ungarn noch auf dem Schlachtfeld an der Raab barfuß und im Büßergewand beenden, indem er sich samt seinen Haudegen dankend vor einer angeblichen Partikel des heiligen Kreuzes niederwarf – abgestochen, totgeschlagen, geschlachtet wurde unerbittlich weiter. Und dies ganze, das staatliche Töten doch nur rechtfertigende, gutheißende scheinreligiöse Brimborium darum herum – wie ernst immer der König, spottend auch der «Mönch» genannt, es genommen haben mag – machte alles ja noch schlimmer; sanktioniert derartiges den Massenmord mit Christus doch bis an die Schwelle des Jahres 2000.

Noch in seinem Todesjahr, 1056, erwog der so um Frieden bemühte Fürst anscheinend einen Feldzug nach Frankreich.[9]

Blutige Kämpfe um Lothringen

Durch eine überaus problematische, im Grunde rechtswidrige Nachfolgeregelung kam es in Lothringen, das freilich schon lang eine Sonderrolle gespielt (V 198 ff.), zum Aufstand, wenn auch der Quellenbefund für all die dortigen Verhältnisse prekär ist.

Herzog Gozelo I. (1023–1044), der kaisertreue Herr der beiden seit 1033 vereinten Herzogtümer Ober- und Niederlothringen, war 1044 gestorben. Doch als ihm sein Sohn Gottfried III. der Bärtige (Herzog von Oberlothringen 1044–1046, Markgraf von Tuszien 1054–1069, Herzog von Niederlothringen 1065–1069) als Alleinerbe folgen wollte und offenbar nach väterlichem Wunsch und Willen auch folgen sollte, suchte der König die ihm wenig genehme Herzogsgewalt, den ausgedehnten Machtkomplex zu zerschlagen. Er übertrug Gottfried nur Oberlothringen. Niederlothringen dagegen verlieh er dessen anscheinend regierungsunfähigem, schon bald sterbendem jüngeren Bruder Gozelo II., dann dem Luxemburger Friedrich II. (1046–1065).

Den aufbegehrenden Gottfried aber, der dem König für das Gesamtherzogtum jede Gegenleistung feierlich versprach, setzte

Heinrich 1044 auf dem Hoftag in Aachen, zu dem der Herzog im Vertrauen auf sein Recht und seine Argumente arglos erschien, wegen Hochverrat ab. Sollte er doch auch mit König Heinrich I. von Frankreich konspiriert haben, wie der Verfasser der Annales Altahenses, ein Mönch des Klosters Niederaltaich, wahrheitswidrig behauptet; übrigens einer der ersten Autoren, der (1038) von einem «deutschen Reich», regnum Teutonicum, spricht.

Heinrich III., der sich angeblich dem Friedensprogramm seines Instruktors Wipo zutiefst verpflichtet fühlte, nahm dem Herzog alle Lehen, offenbar auch seine Grafschaft Verdun, die der wiederholt begünstigte Bischof Richard bekam, und führte seit Ende 1044 einen Lothringen schwer heimsuchenden Winterfeldzug, wobei ihn neben Bischof Richard auch Bischof Wazo von Lüttich und Erzbischof Hermann von Köln unterstützten, mußte aber wegen einer Hungersnot die Aktion beenden. Gleichwohl unterwarf sich Gottfried der Bärtige im Juli 1045. Heinrich inhaftierte ihn auf dem Giebichenstein, begnadete ihn 1046 und gab ihm – gegen Geiselstellung seines Sohnes – das Herzogtum Oberlothringen.

Auch in Südholland kollidierten die Machtinteressen der Grafen mit denen der Prälaten, die wie fast überall ihre Einkünfte zu vergrößern, ihr Territorium zu erweitern suchten, was unter diesem Salier nicht schwerfiel. Dem Utrechter Bischof Bernold übertrug der Monarch neben mancherlei größeren Schenkungen auch zwei Grafschaften, darunter die vordem Herzog Gozelo gehörende Grafschaft Drenthe. Die Oberhirten Lüttichs (dessen Bürger erstmals um 960 anläßlich einer Revolte gegen ihren Bischof Everachus genannt werden) besaßen damals Privilegien in den wichtigsten Städten des Maaslandes, besaßen natürlich auch ländliche Grundherrschaften, Eigenklöster, große Abteien, ihre dritte Grafschaft kam 1040 dazu, selbstverständlich alles auf Kosten weltlicher Herren. Und ähnlich brachten die Seelenhirten von Metz die Herrschaftsrechte in ihre Hand, sie bestimmten Grafen, Vögte, prägten Münzen, betrieben Jahrmärkte und Export bis in den Mittelmeerraum. Der Metzer Bischof Dietrich II. von Luxemburg, ein Bruder des Erzbischofs Adalbero von Trier

und der hl. Kunigunde, bekämpfte ja sogar deren Gemahl Heinrich den Heiligen (S. 65 ff.). Im allgemeinen aber standen die durch die kaiserliche Politik begünstigten Bischöfe natürlich zum Herrscher, und dieser setzte sie, wie anderwärts, etwa in Sachsen (S. 179), bewußt als Gegengewicht wider die weltlichen Magnaten ein.[10]

Als sich der Konflikt mit dem Grafen Dietrich IV. von Holland (1039–1049) und dem Reich samt Reichskirche ausweitete, rückte der König noch 1046 persönlich ins Feld. Er hatte das Osterfest in Utrecht begangen, entriß darauf dem Markgrafen einen Gau und feierte das Pfingstfest in Aachen. Dietrich aber koalierte im folgenden Jahr mit dem Grafen Balduin V. von Flandern (1035–1067), gegen dessen Vater Balduin IV. schon Heinrich der Heilige im Krieg gelegen. Und er machte gemeinsame Sache mit Gottfried dem Bärtigen, dem Herzog von Oberlothringen, der neben anderen Schlägen wider den König im Oktober 1047 Verdun plünderte und verbrannte, wobei auch der Kirchenschatz und das Archiv zugrunde gingen und das Elend groß war. Gottfried entschädigte indessen bald die Kirche, die seinen Anspruch auf die Grafschaft Verdun immerhin anerkennen mußte, durch Ländereien und andere bedeutende Geschenke. Auch leistete er Kirchenbuße; ja, er soll auf dem Boden bis zum Hochaltar des Doms gekrochen und dort gegeißelt worden sein.

Dietrich von Holland schlug gegen die benachbarten Bistümer, besonders gegen Utrecht, los, das sich, wie die anderen geistlichen Herrschaften, auf seine Kosten bereicherte. Heinrich III. griff das weithin überschwemmte Holland zum zweitenmal an, wurde jedoch mit schweren Verlusten zurückgetrieben. Die große, gebäudereiche Kaiserpfalz Nimwegen, 1036 Ort seiner Vermählung mit Gunhild von England, ging bis auf den Grund in Flammen auf, diverse Reichsburgen und das Bistum Lüttich kapitulierten. Dem Dietrich von Holland aber legten die Seelenhirten Bernulf von Utrecht, Dietwin von Lüttich und Adalbero III. von Metz mit einigen anderen edlen Rittern im eisigen Winter des Januar 1049 bei Dordrecht einen Hinterhalt und töteten ihn.[11]

Nur durch vielfältigen Beistand von außen, militärischen wie

geistlichen, wurde Heinrich III. seiner gefährlichen Gegner Herr. Der Krieg nahm zuletzt europäische Dimensionen an. Die Könige Sven von Dänemark und Eduard von England leisteten gegen den Grafen von Flandern Flottenhilfe, und Papst Leo IX., der mehrere Wochen an Heinrichs Seite weilte, was kriegsentscheidend war, verhängte über Balduin und Gottfried den Bärtigen den Bann. Darauf streckten im Sommer 1049 erst Gottfried, dann Balduin die Waffen.

Gottfried saß bis 1051 bei Erzbischof Eberhard von Trier in Haft (der ein Jahrzehnt später selbst in Gefangenschaft geriet) – und leitete dann in Goslar am Heiligen Weihnachtsfest die Hinrichtung zum Tod Verurteilter «heretici», vielleicht aus Lothringen. Und 1054 überraschte er durch einen ungewöhnlichen Coup. Er heiratete, von Heinrich mißbilligt, seine Verwandte Beatrix, die Tochter Friedrichs II. von Oberlothringen und Witwe des 1052 ermordeten mächtigen Markgrafen Bonifatius von Tuszien, worauf Gottfried ein Jahrzehnt eine führende, vom König nicht zu erschütternde Rolle in Italien spielte, wo sein Bruder Friedrich als Stefan IX. sogar Papst geworden ist.

Balduin aber schlug bereits 1050 wieder los, gewann auch den Hennegau für sich, worauf jedoch Heinrich, nachdem er in Maastricht noch den Kopf des hl. Servatius erworben, mit großer Heeresmacht in Flandern einfiel und es fast bis Valenciennes verwüstete, auch jetzt allerdings Balduins Expansionsdrang nur vorübergehend dämpfend. Gegenseitige Kriegszüge folgten, wobei zunächst Thuin und Huy in Flammen aufgingen, der Kaiser im Sommer 1054 erneut nach Flandern vorstieß und nach Einnahme der wichtigen Grenzfeste L'Ecluse die Besatzung zum großen Teil niedermachen, dann die Orte des Landes ausrauben und einäschern ließ. Doch alle Erfolge des imperialen «Friedensbringers» (Wipo), des «von tieferem religiösem Ernst» (Fuhrmann) Beseelten als jeder König zuvor, saßen nicht so recht. Trotz großen Blutvergießens nahm der lange Kampf gegen den Grafen seinen Fortgang, bekam Heinrich die lothringische Opposition, deren historische Bedingtheit er offenbar falsch eingeschätzt, lebenslang nicht mehr ganz in den Griff, blieb zumal der Norden

des Landes ein andauernder Krisenherd. Und nach seinem Tod ging der Krieg für Balduin zu Ende, wurde während der Regentschaft der Königin Agnes sein Sohn Balduin VI. mit Hennegau belehnt.[12]

Mehr noch als der Westen freilich und die dortigen Angrenzer beschäftigten Heinrich III., zumal in den Anfangsjahren seines Regiments, die Randländer im Osten.

Krieg gegen Polen und Böhmen und «das ehrwürdige Zeugnis des Alten Testaments»

In der Nachfolge Kaiser Ottos III. suchte Heinrich Polen, Böhmen und Ungarn in seine Herrschaft einzubeziehen, die Hegemonialstellung des Reiches zu wahren und natürlich neue militärische Aufmarschräume zu schaffen.

Die Erstarkung Polens mußte den deutschen Herren ein ständiges Ärgernis sein, die Königskrönung Boleslaws I. und Mieszkos II. anno 1025 eine kaum erträgliche Provokation. Schon Heinrich der Heilige führte ja drei große Kriege gegen das Land (S. 83 ff.), darunter sieben Feldzüge zwischen 1004 und 1017 unter seinem eigenen Kommando. Nachfolger Konrad II. war in vier Jahren immerhin dreimal persönlich Befehlshaber eines Vorstoßes gegen Polen, dem in dreißig Jahren, zwischen 1002 und 1032, nicht weniger als vierzehn deutsche Heerfahrten galten, im Durchschnitt also fast in jedem zweiten Jahr eine Invasion.

Das entspricht indes ganz und gar einer christlichen Tradition, die bis aufs Alte Testament zurückreicht – «denn das ehrwürdige Zeugnis des Alten Testaments», wie Kaplan Wipo weiß, «belehrt uns durch sein fruchtbares Bemühen um eine gründliche Darstellung der Urvätergeschichten vorbildhaft darüber, daß wir auch die Frucht neuer Ereignisse in die Scheuer des geistigen Besitzes einbringen müssen. Wir machen uns klar, daß Abraham seinen Brudersohn Loth im Kriege befreit hat, wir wissen, daß die Kinder Israel viele Feinde besiegt haben. Uns stehen vor Augen die

Schlachten König Davids, die Weisheit Salomos, die Klugheit Gideons und die Kämpfe der Makkabäer, denn viele haben darüber geschrieben.» Das gibt derselbe Autor von sich, der mit probater pfäffischer Doppelzüngigkeit in einer Art Königsethik den Frieden und die Friedenswahrung über alles, den Herrscher als Friedensfreund (amicus pacis) preist und den Friedensfreund als Freund Christi (amicus Christi), gleichsam als Stellvertreter Gottes auf Erden – ein Programm, dem sich Heinrich III. «tief verpflichtet gefühlt» (Boshof).[13]

Nicht verwunderlich somit, daß Polens raschem Aufstieg sein noch rascheres Ende folgte, das jähe Fiasko des Piastenstaates. Mieszko II., der fast alle Nachbarn, der auch die polnische Adelsopposition und nicht zuletzt die beim Thronwechsel übergangenen Verwandten gegen sich hatte, wurde von Westen und Osten her eingekreist und 1031 gestürzt. Mit Hilfe russischer Truppen und der des deutschen Kaisers kam nun Stiefbruder Bezpřym auf den Thron und erwies sich, während Mieszko und dessen jüngster Bruder Otto nach Böhmen flohen, sofort der deutschen Seite gefügig. Er lieferte Konrad II. Krone und Kroninsignien aus, wurde aber schon wenige Monate darauf ermordet. Zwar kehrte jetzt Mieszko zurück, doch nur als einer von drei Teilherrschern, von denen zwei sehr rasch, noch vor ihm, starben (vgl. S. 146).

Nach dem Tod Mieszkos II. folgte ihm sein Sohn Kasimir I. Restaurator (1034–1058) als Herzog von Polen, das jetzt Empörungen, Krisen, Kriege nur so schüttelten. So nützte Böhmenfürst Bretislav I., der 1029 schon Mähren erobert hatte, die Stunde und fiel 1039 auch in Polen ein, an seiner Seite der 1031 vom Mainzer Erzbischof Bardo ordinierte Bischof Severus von Prag, der noch besonders hervortrat. Die beiden Herren besetzten Schlesien und verwüsteten das Land bis Gnesen. Sie plünderten offene Dörfer, äscherten sie ein, brachen Burgen und machten auch größere Städte, wie Krakau, dem Erdboden gleich.

In Gnesen wurde aus der blutrünstigen Heerfahrt dann ein frommer Pilgerzug. Denn in Gnesen war das Grab des hl. Adalbert (V 551 ff.), hier geschah, kaum ohne Zutun des Bischofs Severus, ein Wunder, hier fastete man drei Tage, betete, tat Buße

und raubte endlich – nicht ohne Zustimmung des bestochenen Papstes Benedikt IX. – Adalberts Reliquien und die weiterer Märtyrer des Jahres 1004. Man ließ sie ebenso nach Prag mitgehn wie mehr als hundert beutelbeladene Wagen und eine Menge Gefangene, alle die Hände gefesselt und den Hals in Eisen.

Kosmas von Prag (gest. 1125), der verheiratete Priester und Dekan des dortigen Domstifts, für den katholische Polen wie katholische Deutsche «Erbfeinde» sind, zählt diese grandiose Translation der Heiligen in der ersten Chronik seines Landes, der Grundlage und bleibenden Einstellung «der gesamten böhmischen mittelalterlichen Geschichtsschreibung» (F. Graus), zu den ruhmreichsten Ereignissen von Böhmens Geschichte. Andererseits rechnet die älteste Polenchronik dieselbe Translation den größten Unglücksfällen polnischer Geschichte zu. Und wir erkennen darin die christliche Moral so vieler Jahrhunderte, das pervertierte Denken des Abendlands: Wie wenig bedeutet es doch seinen Führern, Tausende von lebendigen Menschen gewaltsam zu Leichen zu machen, und wieviel seinen Verführten, ein paar wer weiß wie alte Leichen, Knochen, Knöchlein zu haben, galten sie nur als «heilig»!

Bischof Severus, der das groß gewordene Böhmen auch kirchlich aufzuwerten suchte, betrieb bei dem Tuskulanerpapst Benedikt IX. Prags Erhebung zum Metropolitansitz, die Schaffung einer eigenen Landeskirche, was der Lösung des Prager Bistums aus dem Mainzer Metropolitanverband gleichgekommen wäre. Doch was vor einigen Jahrzehnten den Polen und Ungarn glückte, mißlang den Böhmen. Und als Heinrich III. Bretislaws Überfall auf das unter deutscher Oberhoheit stehende Polen rächen wollte, gab Bretislaw zunächst klein bei und seinen Sohn Spitignew in Geiselhaft, rüstete aber gegen Heinrich, indem er sich zugleich mit Ungarn verband. Darauf stieß der deutsche König im August nächsten Jahres, als große Überschwemmungen im Reich viele Menschen das Leben kosteten, mit zwei Heeren gegen Böhmen vor. Das von ihm selbst geführte und von Bayern aus einfallende Kontingent erlitt jedoch eine Niederlage, den Verlust vieler Ritter und Großen, darunter eine Reihe königlicher Vasallen, Graf Re-

ginhard, der Majordom und Fahnenträger von Fulda, sowie die meisten Krieger dieses Klosters. Dagegen hatten sich die von Norden kommenden Truppen unter Markgraf Eckehard von Meißen und dem hl. Erzbischof Bardo von Mainz (Fest 15. Juni) durch Bestechung des Grafen Prikos die Pässe des Landes geöffnet, worauf sie alles, was ihnen in den Weg kam, mit Feuer und Schwert vertilgten.[14]

Bretislaw zeigte sich im folgenden Jahr verhandlungsbereit, doch der deutsche König bestand auf bedingungsloser Unterwerfung und drang auch jetzt wieder mit zwei Heeressäulen, deren eine abermals Markgraf Eckehard und der hl. Bardo führten, auf Prag vor. Dabei «verwüstete er alles mit Raub und Brand», ließ auch Mähren angreifen und erzwang «durch die Not» (Hermann von Reichenau) die Kapitulation des Böhmen, vor der allerdings Bischof Severus schon zum Kaiser übergelaufen war.

Bretislaw erflehte, so steht in den Altaicher Annalen, die Erlaubnis, «sich mit seinem ganzen Reiche und den Seinen zu ergeben und die Gnade des Cäsars, wie es diesem und den Seinen gefiele, zu suchen». Zwar durfte er Schlesien behalten, nicht aber seinen polnischen Raub. Er mußte rückständige Tribute zahlen und die deutsche Oberhoheit anerkennen. Auch hatte er fünf Geiseln zu stellen, je einen Sohn von vier Großen des Landes sowie einen eigenen – und übergab sie mit der Erklärung, der König dürfe sie bei Nichterfüllung des Vertrags umbringen mit jeder ihm beliebigen Todesart.[15]

Wie gegen Böhmen suchte Heinrich III. seine Machtposition auch gegen Ungarn auszubauen.

Heinrich, «der fromme Friedensbringer», bekriegt das katholische Ungarn

Nach dem Tod seines Sohnes Emmerich hatte Stefan I. seinen Neffen, den Sohn des Dogen von Venedig, Peter Orseolo, 1031 zum Thronfolger designiert. Und nach Stefans Tod 1038 folgte

ihm Peter als König (1038–1041, 1044–1046) und fuhr im Stile des Heiligen fort. Er bevorzugte die Ausländer, war ungerecht, gewaltsam, stand Böhmen gegen Heinrich III. bei, verheerte persönlich im Winter 1039/1040 die bayerische Ostmark «mit Raub, Brand und Wegschleppung von Gefangenen» (Hermann von Reichenau) und bekriegte 1040 noch das byzantinische Bulgarien.

Da Peter aber auch innenpolitisch für mancherlei Wirbel sorgte, machte man durch eine Palastrevolution Stefans I. Schwager oder Neffen Aba-Samuel zum König (1041–1044). Dieser freilich verärgerte durch seine Begünstigung der Gemeinfreien immer mehr Adel und Kirche, besonders den hl. Bischof Gerhard von Csanád, der ihm die Ermordung vieler Gegner vorwarf, was man natürlich ungezählten gekrönten Häuptern nicht nur jener Zeit hätte vorwerfen können. Und da der von der Kirche geförderte, 1041 aus Ungarn vertriebene Peter Orseolo den deutschen Herrscher um eine Intervention bat, brandschatzte Aba-Samuel, «der Ungarntyrann», mit einem zweigeteilten Heer Bayern beiderseits der Donau gewaltig und nahm Haufen von Gefangenen mit. Dabei wurde allerdings der Heeresteil im Norden der Donau durch Markgraf Adalbert «bis auf den letzten Mann niedergehauen», der gerade noch entkommene Führer der Ungarn deshalb von Aba-Samuel abgesetzt und geblendet.

König Heinrich, «der fromme Friedensbringer», nützte den ungarischen Einfall in die Ostmark und nach Kärnten, um in drei aufeinanderfolgenden Jahren, 1042, 1043 und 1044, trotz zweier Friedensangebote Abas, Ungarn zu bekriegen und dieses wieder vom Reich abhängig zu machen. Es gelang nur, wie die Niederaltaicher Klosterannalen wissen, weil Heinrich demütig nicht der eigenen Gewalt vertraute, sondern allein dem Herrn. Jeder Sieg sein Sieg, jede Schlacht, nach Meinung des Chronisten, ein Gottesurteil. Und dies, obwohl König Aba «die Aussöhnung mit dem Kaiser suchte» (Györffy).

Heinrich, tief religiös, friedlich und voller Ideale, der beinah perfekte Priesterkönig (S. 164 f.), begann seine Offensiven, von dem vertriebenen Peter begleitet, noch im Herbst 1042. Er zerstörte Hainburg und Preßburg, verwüstete ganze Gegenden des

Landes «und richtete große Blutbäder an» (Hermann von Reichenau). Dann kehrte er, Gott lobpreisend wegen des herrlichen Erfolgs, mit dem Heer zurück. Schon im nächsten Jahr stieß er, wiederholte und weitgehende Friedensangebote der Ungarn mißachtend, abermals nach Ungarn vor, empfing von dessen König, «der mit Mühe einen Vertrag erlangte, Genugtuung, Geiseln, Geschenke und den Teil des Reichs bis zum Fluß Leitha». Und griff schon im folgenden Jahr erneut an, da der Ungarnfürst, so jedenfalls wieder der Mönch von Reichenau, «Eid und Vertrag gebrochen hatte». Auch in diesem dritten Krieg zogen deutsche Prälaten mit, der besonders kriegerische Onkel des Königs, Bischof Gebhard von Regensburg, der Bischof Bruno von Würzburg, der Bischof Adelgar von Worms.

Von ungarischen Flüchtlingen durch die Grenzverhaue geführt, schlug der deutsche Herrscher am 5. Juni 1044 bei Ménfö «im Vertrauen auf die göttliche Hilfe» bereits beim ersten Zusammenstoß ein «unermeßliches Heer der Ungarn in die Flucht und streckte es nieder». König Aba selbst wurde «von König Peter gefangen und zur Sühne seiner Schandtaten mit dem Tode bestraft» (Hermann von Reichenau). Peter ließ den Rivalen köpfen. Der Sieger Heinrich III. aber, der vor einer angeblichen Reliquie des hl. Kreuzes mit allen Fürsten und sonstigen Schlächtern in die Knie sank, versäumte nicht, Krone und vergoldete Lanze des Liquidierten dem Heiligen Vater zu schicken.[16]

Eine besondere Rolle, nicht nur im Ungarnkrieg, spielte der bereits erwähnte Bischof Gebhard III. von Regensburg (1036–1060), ein Stiefbruder Kaiser Konrads II., ein naher Verwandter Heinrichs III., verwandt auch mit dem späteren Papst Viktor II. In der Jugend, entgegen seiner Neigung, in das Würzburger Domkloster gesteckt, war er daraus entflohen, dann aber gewaltsam zum Mönch gemacht worden. Als Oberhirte kämpfte er in den Reichskriegen in Böhmen wie in Ungarn, hier sogar 1050 auf eigene Faust, einen «Privatkrieg». Auch im nächsten Jahr kommandierte er ein nördlich der Donau vorrückendes Heer und schleppte, da die Ungarn sich nicht wehrten, eine beträchtliche Beute fort. Allerdings fielen sie danach sengend und brennend ins

Reichsgebiet ein, wo freilich Bischof Gebhard ebenfalls in Kämpfe, Komplotte, ständige Besitzstreitigkeiten verwickelt war, in harte Auseinandersetzungen u. a. mit dem Kloster St. Emmeram, dessen Abt Richolf (Richbold) er samt Mönchsanhang vertrieb.

War Gebhard III. von Regensburg bloß ein schwarzes Schaf? Nun, betrachten wir knapp, doch lückenlos seine Vorgänger und Nachfolger im jeweils zusammenfassenden Urteil des katholischen Theologen und Kirchenhistorikers Ferdinand Janner, der sein Hauptwerk, die dreibändige «Geschichte der Bischöfe von Regensburg», wie fast auf jeder Seite spürbar, am liebsten als Heiligengeschichte geschrieben hätte (und oft auch hat). Gebhard I. (995–1023): «Gierde nach Besitz und Herrschaft». Gebhard II. (1023–1036): «... bei weitem nicht über jeden Tadel erhaben.» Über Gebhards III. Nachfolger Otto (1061–1089): «... von Fürsorge für die Diöcese treffen wir keine Spur; dagegen begegnet uns der Bischof als Hofmann an einem liederlichen Hoflager, als Kriegsmann in verschiedenen Zügen ungerechter Gewaltthätigkeit» – dafür ließ ihn Gott fast dreißig Jahre das Bistum leiten! Über Gebhard IV. (1089–1105), von einem seiner Krieger erschlagen: «Er hat die Stelle eines Hirten in der Regensburger Diöcese 16 Jahre lang in erbärmlicher Weise innegehabt.»[17]

Als Herzog Vasul nach einer mißglückten Revolte gegen Stefan den Heiligen geblendet worden war und man seine drei Söhne, darunter Andreas I., seit 1046 König, verbannt hatte, riefen die Gegner von Heinrichs III. Vasallen König Peter Orseolo wieder Andreas ins Land. Er kam während einer heidnischen Erhebung, nutzte diese erst für seine Zwecke und schlug sie dann nieder, um wieder auf die durch Stefan geschaffenen Verhältnisse zurückzukommen sowie auf die Seite des deutschen Kaisers. Er hatte sich von der antichristlichen Umsturzpartei schroff distanziert und von christlichen Bischöfen zum König von Ungarn krönen, hatte einen Teil der Rebellen hinrichten lassen und das Heidentum bei Todesstrafe verboten, was ja ganz der deutschen Politik entsprach. Freilich ließ der christliche König auch seinen christlichen Vorgänger Peter Orseolo samt dessen Söhnen blenden, worauf König Peter wenig später seinen Verletzungen erlag.[18]

Dies alles geschah zur Zeit großer wirtschaftlicher Schwierigkeiten, einer Teuerung, eines ungewöhnlich harten Winters mit starken Schneefällen und großem Frost. Ein schreckliches Viehsterben grassierte nebst einer jahrelang anhaltenden Hungersnot, «schlimmer als die Pest». Sie erfaßte ganz West- und Mitteleuropa und kostete Tausende und Abertausende von Menschen das Leben. In Böhmen ging, nach einer annalistischen Notiz bei Kosmas, ein Drittel der gesamten Bevölkerung zugrunde.[19]

So sonderbar es ist, das «zentrale Motiv» Heinrichs III. «die Sorge» zu nennen «um die Friedenserlangung und die Friedenswahrung» (Boshof), falls man darunter nicht – wie mit der sehr ähnlich klingenden, sehr bekannten hinterfotzigen Floskel heutiger Politiker und ihresgleichen – den Krieg versteht, so seltsam ist eine Einrichtung, auf die man mittelbar Heinrichs «pazifistische» Bestrebungen bezieht, die sogenannte Gottesfriedensbewegung. Sie, die das Zeitalter der Gewalttaten ablösen sollte durch ein neues, der Predigt Christi entsprechendes Tun, wurde von der (katholischen) Kirchengeschichtsschreibung von Jahrhundert zu Jahrhundert verklärt, wurde überaus gepriesen, etwa als «eine der großartigsten und segensreichsten Institutionen des Mittelalters» (Wetzer/Welte), während die jüngste Forschung lakonisch resümiert: «Die Wirkung ... war eher gering» (Boockmann).[20]

Der «Gottesfrieden» – und wem er nützte

Zu dieser Bewegung kam es – auch seltsam genug innerhalb einer Frieden und Feindesliebe verkündenden Gemeinschaft –, weil man der immer entsetzlicher um sich greifenden Kriminalität und Waffenhandlungen, der Straftaten, Morde, zumal der Gift- und Meuchelmorde, der sich ausweitenden Fehden, der auf eigene Faust gebauten Burgen, Raubnester, eigenmächtig etablierten Baronien durch Raubgesindel, kurz weil man der feudalen Anarchie kaum noch Herr zu werden vermochte. Selbst Fürsten wurden

seinerzeit umgebracht, weltliche Große, unter Heinrich III. beispielsweise Bonifatius von Tuszien (S. 193) oder, im Todesjahr des Kaisers, am 5. Mai, der sächsische Pfalzgraf Dedo durch einen Priester aus Bremen, worauf man den Mörder noch nicht einmal bestrafte, weil ihn sein Opfer, so sagte man, geschont wissen wollte.

Doch selbst der König und Kaiser war vor Anschlägen nicht sicher; auch und gerade in Sachsen, wo Heinrich III. das durch reiche Silbervorkommen – damals die besten Europas – florierende Goslar zu seiner Hauptpfalz, zur «salischen Residenz» erkor, auch das Dom- und Pfalzstift St. Simon und Juda gründete, um hier bevorzugt seine Hofkapläne heranziehen zu lassen; in Sachsen, wo er vor allem die Kirche, besonders die Bistümer Hildesheim und Halberstadt begünstigte, sie überschüttete fast mit Schenkungen, mit Zoll, Münze, Gericht, mit Fährgerechtigkeit, mit einer Reihe von Grafschaften; wo er gegen die oppositionellen billungischen Herzöge die Pläne des ambitiösen Erzbischofs Adalbert von Hamburg-Bremen (1043–1072) gefördert und schließlich, gewiß nicht zuletzt, auch die eigenen Herrschaftspositionen im Harzraum laufend verstärkt und gegen die Interessen der Magnaten das Reichsgut systematisch ausgebaut hat.

Hier in Sachsen also entging der Regent im Herbst 1047 auf dem Königshof Lesum gerade noch einem Anschlag anscheinend des Billungers Thietmar. Der Graf, ein Bruder Herzog Bernhards II., wurde im gerichtlichen Zweikampf durch den Ankläger, seinen Vasallen Arnold, so schwer verwundet, daß er drei Tage später starb. (Ein Sohn des Getöteten ließ darauf Arnold zwischen zwei Hunden an den Beinen aufhängen und so lange hin und her zerren, bis er tot war.)

Noch kurz vor seinem Hingang im unvollendeten 39. Lebensjahr trachtete dem Kaiser 1055 ein Fürstenkomplott erneut nach Krone und Leben, u. a. Herzog Konrad I. von Bayern, Herzog Gottfried der Bärtige (S. 167 f.) und Bischof Gebhard III. von Regensburg (S. 176 f.). Der Onkel des Monarchen, der vergeblich zu leugnen suchte, kam vor ein Fürstengericht und in Haft. Er

war jedoch bald wieder frei, auch wieder Bischof von Regensburg, während man einen seiner Mitverschwörer, den in der Ostmark begüterten Laien (!) Richwin, zum Tode verurteilt und seine Güter konfisziert hat.[21]

In dieser von dauernden Ränken, Positionskämpfen, Fehden, Kriegen wild zerrissenen Welt, dieser christlichen Welt, führten also diverse «Herrschaftsträger», vor allem Bischöfe, im späten 10. Jahrhundert in Südfrankreich, wo in Aquitanien der Terror der waffentragenden Schichten besonders floriert haben soll, einen Sonderfrieden ein. Er bekam im Lauf der Zeit verschiedene Namen, pax, pactum pacis, restauratio pacis et iustitiae, pax et treva Domini, woraus dann um 1040 die Verkürzung pax Dei, Gottesfriede, hervorging. Aber auch die Formen und Zeiten differierten, die Räume, die Örtlichkeiten, die Personengruppen. Und, interessant, der Klerus stützte sich jetzt nicht nur auf den Staat als Ganzes, sondern trat auch in einen unmittelbaren Kontakt zum Rittertum, ja, ein Papst wie Gregor VII. spielte dieses gegen den Staat aus, schickte es geradezu in den Krieg gegen ihn.[22]

Im ersten Drittel des 11. Jahrhunderts, zu Beginn der Salierzeit, gelangte die Gottesfriedensbewegung – gefördert vom französischen König, der sich davon eine Stärkung seiner Stellung versprach – aus Aquitanien nach Nordfrankreich und Burgund, schließlich nach Spanien, Italien, dem Deutschen Reich. Und hier eben soll sie seit 1043 auf die «Friedensmaßnahmen» Kaiser Heinrichs III. eingewirkt haben, «und zwar im Sinne einer Steigerung zu einem umfassenden ‹Friedensprogramm›» (Reinhold Kaiser). Recht eigentlich aber griff sie erst nach 1080 auf das Reich über, als es gespalten und vom ständigen Krieg geschlagen war.

Die bekannte Cicero-Frage erhebt sich: cui bono?; doch stets die «Kernfrage der Kriminalistik nach dem Tatmotiv bei der Aufklärung eines Verbrechens» (Duden). Und vielleicht hilft die neue Frage weiter: Wer initiierte die (göttliche) Sache, den guten Himmelsvater selbst einmal beiseite?

Nun, kein Zweifel, vor allem der Episkopat, der in der »zerfallenden Ordnung» in erster Linie seine riesigen Kirchengüter schützen, seinen Reichtum retten wollte. Wobei er selbstver-

ständlich nicht nur an sich dachte, keineswegs; sondern auch und gerade an seine lieben Nächsten, die «inermes pauperes» zumal, die waffenlosen Elendshaufen. Denn all die Ausgehungerten, Darbenden, Getretenen, die Witwen, Waisen, Wehrlosen standen den Kirchenfürsten doch stets am nächsten! Kurz, die pacta pacis waren ursprünglich ein Pro-domo-Akt des hohen Klerus, waren eine Art Sozialjustiz von Bischöfen und Äbten, die sich gut pastoral erklären ließ als fromme Schutz- und Sorgepflicht der Hirten für die Schafe.[23]

Mit den Hierarchen lancierte oder erzwang natürlich auch der hohe Adel, insbesondere das regierende Fürstentum, den Gottesfrieden bzw. den Abschluß von regionalen Friedensmaßnahmen, denn die sogenannten weltlichen Mächtigen profitierten gleichfalls daran. Mußten doch die fortwährenden «Unrechtstaten» der kleinen seigneurs, der untergeordneten Strauchritter, deren Privatquerelen sozusagen, die Großgauneraktionen, die eigenen Fehden und Feldzüge, die eigene Streitherrschaft der Potentes, der Divites gefährden. So hatte wahrscheinlich bereits Karl I. die Fehden 789 verboten, sicher aber mit einem Kapitular von 802 durch Aufbietung des Königsbannes eingedämmt. Jedenfalls nutzten die Großen, die ja nicht nur mit ihresgleichen rivalisierten, sondern ebenso mit dem fehdegeilen niederen Adel, den Gottesfrieden zugunsten der eigenen Machtgier.[24]

Die Fehde war seit alters in den germanischen Stämmen, wie etwa Hildebrandslied, Nibelungenlied, Isländersagas ausweisen, geradezu das beherrschende Element, war im öffentlichen Leben des mittelalterlichen Nord- und Mitteleuropa ein Hauptthema, ein politisches Grundprinzip. Ihre Beurteilung schwankte aber wiederholt. Noch in jüngerer Zeit galt sie oft als «subsidiäres Rechtsmittel» (O. Brunner), als legitime Form der Selbsthilfe, während man jüngst wieder mehr ihre kriminellen Komponenten betont und den sozioökonomischen Niedergang des Rittertums im Spätmittelalter.

Ohne Frage griff die Fehde mit ihrer Ruinierung des Gegners, seiner Güter, Burgen, Städte, Märkte, Bauern, allmählich immer mehr um sich. Zwar schritt der Klerus zuweilen mit Fluch und

Bann und Interdikt dagegen ein, scheiterte jedoch schon deshalb, weil er eben auch selbst ungezählte Fehden führte, obwohl dies ihm grundsätzlich ebenso verboten war wie, zunächst wenigstens, den Bauern, Bürgern, von den Juden zu schweigen.

Die Fehdeführung aber unter diesen Menschen, die ja sämtlich zum gleichen Gott beteten, und dies auch sämtlich in der gleichen Kirche taten, war weithin grausam; sie konnte über Raub, Brandstiftung, Unbewohnbarmachung (viele Wüsten entstanden derart) bis zur erbarmungslosen Ausrottung ganzer Familien gehen, einschließlich der Kinder. Auch begnügten sich fromme Ritter oft nicht mit dem Niederbrennen einer Burg; sie ließen die meist dabeistehende Kirche oder Kapelle gleich mit in den Flammen aufgehen. Ergo suchte man solchen Waffengebrauch, statt eines generellen Verbotes, wenigstens partiell einzuschränken, von Freitagabend, beispielsweise, bis Montagmorgen, wie anno 1041 einige französische Bischöfe forderten. Nach dem Wochenende konnte man dann gestärkt wieder aufeinander eindreschen.

Wie sehr die klerikale Selbstsucht dieses «Institut des Gottesfriedens», der «Treuga dei» schuf (treuga ist die latinisierte Form des fränkischen triuwa, Sicherheit), ist eklatant. Schon die zeitliche Begrenzung vom Freitagabend bis Montagmorgen kam selbstverständlich dem Sonntag zugut, dem kirchlichen Gottesdienstbesuch. Sprechenderweise wurde der Gottesfrieden dann über das Wochenende hinaus auf sämtliche kirchliche Festtage ausgedehnt, später auch auf die Advents- und Fastenzeit. Den Höhepunkt erklomm das Konzil von Narbonne 1054, das Krieg- und Fehdeführen rechtens nur noch an rund 80 Tagen ermöglichte. Auch bestimmte Räume wurden allmählich in den Gottesfrieden einbezogen, und selbstverständlich waren es besonders Kirchen und Klöster, in deren Umkreis keinerlei Kampfhandlungen stattfinden durften. Natürlich respektierte der Klerus selbst nicht immer die Sache. So ließ im ausgehenden 11. Jahrhundert der Bischof Fulco von Beauvais einen gewissen Hubert, den Bruder des Bischofs Ursio von Senlis, just während des sogenannten Gottesfriedens gefangennehmen und seinen Besitz ausrauben.

Im 11. Jahrhundert entstanden die «Pax-Milizen», Diözesanheere, die der Sicherung des Friedens dienen sollten, vor allem aber der Sicherung des geistlichen Hab und Gutes dienten, dem Machtstreben, wobei man oft für die eigensüchtigsten Zwecke focht, auch Priester die Truppen anführten.

So besorgte sich seinerzeit der Erzbischof von Bourges, Aimo von Bourbon (1030–1070) – im 15. Jahrhundert wurde ein Mitglied dieses Fürstenhauses, Charles de Bourbon, mit zehn Jahren zum Erzbischof von Lyon gewählt und vom Papst bestätigt –, gemeinsam mit seinen Suffraganen eine Privatarmee. Neben milites gehörte ihr auch ein Volksaufgebot an, fast so etwas wie eine Art «Volkssturm», in dem (auch dies erinnert an Hitlerzeit und Zweiten Weltkrieg) noch Kinder mitstreiten mußten, alle Knaben vom 15. Lebensjahr an; wobei die «Friedenskämpfer» nicht nur das Land verwüsteten, sondern auch die Burg Benecy samt 1400 Menschen verbrannten. Gegen das kleine Raubgesindel waren Erzbischofs Aimos «Pax-Milizen» unbesiegbar. Als er sich aber an einen der mächtigsten Herren des Berry, Odo von Déols, wagte – er lag mit ihm wegen der Burg Chateauneuf-sur-Cher in Fehde –, erlitt er am 19. Januar 1038 in der Schlacht am Cher eine fürchterliche Niederlage; mehr als 700 Kleriker sollen dabei umgekommen sein.

Ein ähnliches Schicksal ereilte ein Menschenalter später anscheinend das Diözesanheer des Bischofs Arnald von Le Mans, einer Stadt, deren Adel, Bürger und Pfaffen im 11. Jahrhundert einander ständig in der Wolle lagen. Im übrigen ist klar, daß dieser Friedenskampf des Erzbischofs von Bourges (und seiner Kollegen) «letztlich der erzbischöflichen Herrschaftssicherung diente», wobei man in der Erzdiözese Bourges die nichtritterliche Bevölkerung bis ins 13. Jahrhundert «für den erzbischöflichen Frieden» kämpfen ließ (R. Kaiser).

Natürlich rekrutierten die Prälaten nicht bloß bewaffnete Haufen aus Klerus und Volk. Sie erhoben auch sofort Gebühren, und selbstverständlich Gebühren: «pro pace»; seit dem 12. Jahrhundert das commune pacis (commun de paix), eine bis ins Spätmittelalter bestehende (und, anders benannt, auch in Spa-

nien belegte) Friedenssteuer, womit sie dann kriegsbereite Mannschaften oder Befestigungen finanzierten.

Überhaupt, vielleicht das Wichtigste, diente der kirchlich organisierte Friede gleichzeitig auch dem kirchlich organisierten Krieg und dem Kriegermetier. Denn: «Die in den Gottesfriedenssatzungen häufig vorgesehenen Maßnahmen gegen die Friedensbrecher laufen auf nichts anderes als einen neuen, diesmal von der Kirche selbst angeordneten Krieg hinaus.» Und auf einen auch von der Kirche geleiteten Krieg, einen «Krieg dem Krieg», einen «Friedenskrieg», in den die Pfarrer mit ihren Fahnen und Kreuzen zogen. Schloß man ja da und dort Friedensbrecher gar aus der Kirche aus.

Das Papsttum allerdings, dem wir uns damit über einen längeren Zeitraum hinweg zusammenhängend zuwenden, hat den Gottesfrieden nur zögernd übernommen; als erster Urban II. 1095 – vor Beginn des Ersten Kreuzzuges![25]

4. KAPITEL

«EIN PAPST DRÄNGT SICH NEBEN DEN ANDEREN...» DIE HEILIGEN VÄTER UM DIE MITTE DES 11. JAHRHUNDERTS

Der Fisch stinkt vom Kopf her.
Mittelalterliches Sprichwort

Ein Papst geht mit Heiratsplänen um und verkauft das Papsttum

Nach dem Tod Johanns XIX., jenes Heiligen Vaters, der durch enorme Bestechungen an einem einzigen Tag vom Laien zum Papst aufstieg (S. 134), folgte Benedikt IX. (1032–1045, 1047 bis 1048), der Neffe seiner beiden Vorgänger, der Brüder Johann XIX. und Benedikt VIII. Somit saß wieder, zum drittenmal hintereinander, ein Graf von Tusculum auf der sogenannten Cathedra Petri, und wieder einer kraft der Waffen und des Goldes, diesmal seines Vaters Alberich III. Lebte doch der römische Klerus, dies bezeugt Papst Viktor III., «in grenzenloser Barbarei» – wie das ganze heilige Rom; was Ferdinand Gregorovius so charakterisiert: «alle Wege wurden von Räubern belagert, alle Pilger ausgeplündert; in der Stadt lagen die Kirchen in Verfall, während die Priester bei Bacchanalen schwelgten. Täglicher Meuchelmord machte die Straßen unsicher, und selbst in den St. Peter drangen römische Adlige, das Schwert in der Faust, die Gaben fortzuraffen, die noch fromme Hände auf den Altar legen mochten.»

Mit Benedikt IX. war wieder ein Laie Papst geworden, angeblich einer erst mit zehn oder zwölf Jahren, was nicht nur frühe Quellen, sondern noch Historiker des 19., ja des ausgehenden 20. Jahrhunderts, wie Hagen Keller, behaupten. Und mochte Benedikt IX., wer weiß, auch etwas älter sein, hielt er sich doch, einige erzwungene Pausen beiseite, ein Dutzend Jahre fast unangefochten auf dem Heiligen Stuhl, nahm er ihn sogar, jedenfalls faktisch, als einziger Papst dreimal hintereinander ein.

Das Leben des unreifen Jungen, dessen kriminelle Erhebung

Kaiser Konrad offenbar wohlwollend geduldet hatte, wie er mit ihm überhaupt gut harmonierte, glich bald weniger dem eines Zölibatärs als eines Sultans. Auch sollte er anhand von Zauberbüchern die Dämonen beschwören, in Wäldern mit dem Teufel umgehen, durch Magie die Weiber anziehen, Ehebruch, Raub und Totschlag begehen, sagen kirchliche Berichterstatter.

Vielleicht war er ja nicht ganz so schlimm, wie es dem Abt Desiderius von Monte Cassino erschien, den es schauderte, Einzelheiten preiszugeben. Die päpstliche Kanzlei sandte immerhin Erbauliches in die Welt, predigte die Verachtung irdischer Lust, die Sehnsucht nach der himmlischen Heimat. Heiligkeit selbst freilich ging mit Heiratsplänen um, warb offen um die Hand einer römischen Verwandten und wurde, nachdem er – während Pest und Hungersnot das Abendland marterten – alles verbraucht hatte, was zu verbrauchen war, noch zum Objekt eines Mordversuchs. Vornehme Roms verschworen sich, ihn am Altar zu erwürgen, sinnigerweise am Fest der Apostel; freilich vergebens. Erst im Herbst 1044 verjagte ihn eine Adelsrevolte, ohne daß er formell abgesetzt wurde. Und nach langen und blutigen Faktionskämpfen erhob man im Januar 1045 den Bischof Johann von Sabina, offenbar einen Mann der Crescentier, als Silvester III. zum Papst, und auch er hatte die Aufständischen wieder durch Gold bestochen. Doch schon nach wenigen Wochen, um den 10. März, mußte er fliehen, da Benedikt von seinen Burgen in den Albanerbergen wiederkehrte und abermals sein heiliges Amt wahrnahm, selbstverständlich auch den Rivalen sofort exkommunizierte. Dann aber schien ihm die Lage doch zu riskant, ein erneuter Sturz zu wahrscheinlich, schien ihm, anders als vielen seiner Vorgänger, ein Rücktritt von der Stellvertretung Gottes auf Erden durchaus möglich, auch erträglich, allerdings nur durch das Erstatten der erheblichen Unkosten, die eben seine Erhebung gekostet hatte.

Ernsthaft interessiert am Geschäft war ein gewisser Johannes Gratianus, der greise Erzpriester von S. Giovanni a Porta Latina, der Taufpate des Papstes (patrinus; möglicherweise Beichtvater) und wahrscheinlich ein Verwandter des reichen jüdischen Bank-

hauses der Pierleoni. Der getaufte Jude Baruch schoß Johannes viel Geld vor (zwischen 1000 und 2000 Pfund Silber); die Zahlenangaben schwanken, die finanzielle Transaktion bleibt wohl absichtlich unklar. Doch verhökerte der Papst nach den meisten Quellen in einer förmlichen Rücktrittsurkunde vom 1. Mai 1045 seinem Paten für eine riesige Summe, zumal, wie man annahm, für die Erträge des Peterspfennigs aus England (S. 154), den apostolischen Stuhl. Sogar Franz Xaver Seppelt, der katholische Papsthistoriker, sieht darin nicht etwa eine lebenslängliche Rente, eine Abfindung, sondern wahrscheinlich «einen regelrechten Verkauf der päpstlichen Würde»; zwar ein singulärer Fall in der Papstbranche, aber ringsum offensichtlich akzeptiert.

An den An- und Verkauf geistlicher Güter und Glorie war die christliche Gemeinde doch längst gewöhnt (S. 201 f.). Auch an das Verschenken zwecks Sicherung der lieben Verwandten, ein ja recht menschlicher, nahezu schöner Zug. Herzog Richard von der Normandie, Ahnherr des vom Papsttum so ermutigten Wilhelm des Eroberers (S. 249), vermachte das Erzbistum Rouen seinem Sohn, zwei Bistümer einem Neffen. König Heinrich I. von Frankreich, der Wundertäter, stattete seine Tochter mit der Abtei Corbie aus; ein Graf von Toulouse tröstete seine Witwe mit den Einnahmen der Diözese Albi und des Klosters St. Gilles; die Grafen von Barcelona bedachten ihre Erben mit ganzen Bistümern. Ein Graf der Bretagne erhob sich gleich selbst zum Oberhirten von Quimper, vererbte die Diözese seinem Sohn, der sich verehelichte und das bischöfliche Amt dann wieder seinem Sohn weitergab. Allenthalben ein rührender Versorgungsdrang christlichen Hochadels.

Natürlich war man bei fernerstehenden Nächsten nicht ganz so selbstlos und verkaufte kurzerhand. Das Bistum Albi zum Beispiel 1038 für 5000 Schillinge. Für 100 000 Schillinge beförderte 1016 Graf Wifred von Barcelona-Urgel seinen gleichnamigen zweijährigen Sohn auf den erzbischöflichen Stuhl von Narbonne, und der Sprößling erwies sich dankbar und schanzte für die gleiche Summe seinem Bruder die Diözese Urgel zu. «In einigen Ländern, besonders in Süd- und Westfrankreich, kamen regel-

rechte Handelsgeschäfte mit Bistümern vor» (Tellenbach). Für den Bischofssitz von Florenz beglich man um die Mitte des 11. Jahrhunderts angeblich 3000 Pfund. Doch sollen seinerzeit im Land des Papstes alle Bischöfe ihre sogenannte Würde gekauft haben und, falls die zeitgenössische Quelle übertreibt, sicher nicht arg.

Wie auch immer, infolge mehrfacher schwerer Verstöße gegen das Kirchenrecht hatte man im Mai 1045 wieder einen Heiligen Vater, den allgemein als sehr fromm geltenden und hoch angesehenen Gregor VI. (1. Mai 1045 – 20. Dezember 1046). Und auch er konnte offenbar nichts Schlimmes an dem Handel finden. Oder hätte er sonst, wie es heißt, geäußert, er habe seinen wertvollsten Besitz, das Geld, für die wertvollste Würde der Welt gegeben?[1]

Selbst Kirchenlehrer und Bekämpfer der Simonie wie Petrus Damiani und der unter Gregor VI. in der Kurie tätige Mönch Hildebrand, als Papst Gregor VII. ein fanatischer Gegner des geistlichen Ämterhandels, gesellten sich, zunächst vielleicht ohne genaue Kenntnisse des Vorgangs, begeistert dem Simonisten zu, dessen Pontifikat aber auch der Papstkatalog durchaus gutheißt.

Heilige Väter – «Idioten» oder Opfer?

Alle Welt schien einverstanden, auch Odilo von Cluny, auch Frankreichs König Heinrich I., nur nicht der inzwischen regierende deutsche König Heinrich III. Er überquerte im Herbst 1046 von Augsburg kommend mit starken Truppenverbänden den Brenner und ließ dann – obwohl oder vielmehr weil bereits drei Päpste die apostolische Bildfläche zierten: «Ein Papst drängt sich neben den anderen», wie es in einem Hilferuf an Heinrich hieß – den Bamberger Bischof, den sächsischen Grafen Swidger von Morsleben, als Clemens II. (1046–1047) am 25. Dezember zum summus pontifex erheben und sich selbst von ihm, noch am selben Weihnachtstag, zum Kaiser krönen. Auch unter Otto III. und

Gregor V. folgten Papstwahl und Kaiserkrönung dicht aufeinander.

Clemens war der erste von vier Päpsten aus deutschem Hochadel, die Heinrich einsetzte; allerdings erst, nachdem Adalbert von Hamburg-Bremen abgelehnt und an seiner Stelle den ihm befreundeten Bamberger Bischof vorgeschlagen hatte. Sich selbst übertrug Heinrich die patrizische Gewalt, was ihm das entscheidende Wort bei der Papsternennung gab und die Römer erneut verpflichtete, kein oberstes Kirchenhaupt ohne kaiserlichen Konsens zu wählen. «Wir bekennen», erklärten sie auf einer Synode in Rom am 24. Dezember, «daß wir unverständig genug gewesen sind, Idioten zu Päpsten einzusetzen.»

Silvester III. und Gregor VI. hatte Heinrich kurz zuvor, am 20. Dezember 1046, durch eine Synode in Sutri, der er präsidierte, das schönste Schmuckstück, Benedikt IX., auf der Synode in St. Peter drei Tage später stürzen lassen, doch war Benedikt weder in Sutri noch in Rom erschienen. Silvester wurde formell abgesetzt und zu Klosterhaft verurteilt, durfte aber bald in sein Bistum zurück. Ex-Papst Gregor dagegen, der Simonie für schuldig befunden und entthront, wurde, wohl wegen seines großen Anhangs in Italien, nach Deutschland verbannt, von seinem Kaplan Hildebrand, einem jungen Mönch, der hier erstmals persönlich begegnet und dann als Gregor VII. welthistorische Bedeutung gewinnt, begleitet und der Aufsicht des Kölner Metropoliten unterstellt. Doch verblich er schon wenige Monate später, kurz nachdem Bischof Wazo von Lüttich beim Kaiser Gregors Wiedereinsetzung gefordert hatte, «an einer Krankheit, die nicht näher bestimmt worden ist» (Kelly).[2]

Aber auch Clemens II. hätte sein Bamberger Bistum besser nie verlassen, das er nun in einer Bulle vom 24. September, heimwehkrank und wie von bösen Ahnungen geplagt, als «Taube» umschwärmte, «treueste Tochter», «süßeste Braut», von der getrennt zu sein er nicht ertrage. Denn auch er, Papst ja nur, weil des Kaisers erste Wahl, Adalbert von Hamburg-Bremen, abgelehnt und weil man, wie mehrere zeitgenössische Quellen übereinstimmend versichern, in Rom selbst kaum einen ehrbaren Kleriker

fand, Clemens II. starb bald, war vierzehn Tage darauf tot. Anfang des Jahres hatte er den Herrscher noch nach Süditalien begleitet und das Heinrich den Zutritt verwehrende Benevent mit dem Kirchenbann belegt; im Spätsommer mußte er Rom wegen schwerer Unruhen verlassen und verschied am 9. Oktober 1047 in der Abtei des hl. Thomas bei Pesaro, wahrscheinlich «per poculum veneni». Benedikt IX. soll ihn vergiftet haben.

Die Leiche wurde nach Bamberg gebracht und im Dom beigesetzt – im einzigen Papstgrab nördlich der Alpen. Und neunhundert Jahre später, 1942, fand man bei seiner Öffnung nicht nur prächtige Pontifikalgewänder und immer noch, wie bereits bei der Graböffnung 1731, «viele licht-gelbe Haare», sondern bei einer toxikologischen Untersuchung auch einen merklichen Bleigehalt in den Knochen. Der alte, schon seit dem Hochmittelalter kursierende Verdacht, er sei vergiftet worden, vermutlich von Papst Benedikt, scheint dadurch bestätigt. Für die übrigen vier «deutschen Päpste» damals, für Damasus II., Leo IX., Viktor II. und Stephan IX., «gilt der Giftmord als unwahrscheinlich» (Fuhrmann).[3]

Benedikt IX. aber tauchte gleich nach Clemens' II. Tod aus seinem Zufluchtsort bei Tusculum noch einmal auf, drang in die Stadt ein und wurde am 8. November 1047 wieder Papst. Gestützt von dem Markgrafen Bonifatius, dem seinerzeit mächtigsten italienischen Fürsten, gab er bis Juli 1048 noch ein drittes und allerdings letztes, vom bestochenen Volk umjubeltes Gastspiel auf dem Stuhl der Stühle – diesmal freilich als Gegenpapst. (Man konnte also Papst und Gegenpapst in einer Person sein – nur nicht zur gleichen Zeit!) Der Kaiser designierte indes den bayerischen Grafen Bischof Poppo von Brixen in Tirol, den der als Begleiter befohlene Markgraf von Tuszien allerdings erst nach Heinrichs scharfer Drohung in den Lateran geleitete.

Der «steinreiche Markgraf, vielmehr Tyrann Italiens», der schließlich den Reformern nahestand, sich auch geißeln ließ, ja in Mantua mit Heinrich III. und Leo IX. bei der Auffindung des «Blutes Christi» beteiligt gewesen sein soll (direkt gefunden wurde der kostbare Lebenssaft des Herrn «von einem Blinden»,

natürlich «durch göttliche Enthüllung»: Hermann von Reichenau), Bonifaz von Tuszien wurde 1052 nach langer und harter Herrschaft durch vergiftete Pfeilschüsse aus dem Hinterhalt ermordet. Schon vier Jahre früher aber war Poppo von Brixen, der als Damasus II. am 17. Juli 1048 die Cathedra Petri bestiegen, bereits drei Wochen danach, am 9. August, in Palestrina verblichen, entweder an Malaria oder, wie andere Quellen meinen, durch Gift, vielleicht durch das Gift Benedikts IX. Dieser jedenfalls hatte ihm Rache angedroht; ebenso seinem Nachfolger Leo IX. Doch war auch die Macht der Tuskulaner Grafen jetzt einigermaßen gebrochen, hatten sie Rom immerhin wenigstens fünf Heilige Väter gegeben: Johann XI., Johann XII., Benedikt VIII., Johann XIX. und Benedikt IX., fünf, mit allenfalls einer Ausnahme, die Haare sträuben lassende Figuren, um nicht zu sagen mehr oder weniger vollendete Verbrechergestalten.

Freilich drückten seinerzeit, zwischen 1046 und 1058, auch fünf deutsche Päpste (von sieben deutschen der ganzen Papstgeschichte) den Stuhl, auf dem Petrus nie gesessen, den einige dieser Deutschen auch auffallend mieden. Und alle hatten sie verblüffend knappe, insgesamt nur zwölf Jahre umfassende, gerüchteumschwirrte Pontifikate – eine von Kardinal Damiani mit der Last des hohen heiligen Amtes erklärte Kurzlebigkeit.[4]

Dem nur dreiundzwanzig Tage als Papst regierenden Grafen Poppo folgte ein weiterer deutscher Graf, Bruno von Egisheim-Dagsburg, ein 1002 im Elsaß geborener Verwandter Kaiser Heinrichs III., als Leo IX.

Heiliger und Feldherr – Papst Leo IX. (1049–1054)

Das neue Kirchenhaupt war schön, reich, gebildet, fast fieberhaft tätig und nur selten in Rom, von seinen fünf Regierungsjahren bloß ein halbes Jahr. Der Papst, hinter dem bereits sehr Hildebrand stand, damals sein Subdiakon und Abt von St. Paul, genoß

durch sein Auftreten, seinen Eifer, die weiten Reisen (dreimal nach Frankreich, dreimal nach Deutschland, sechsmal nach Süditalien) große Publizität; auch der Schriftverkehr stieg an, es gibt mehr als 170 überlieferte Urkunden Leos, aber «mit erheblichem Fälschungsanteil» (Lexikon für Theologie und Kirche) – eine beinah hektische Aktivität, die jedoch vor allem politischen Zwekken, den Angelegenheiten des Reichs diente, der loyalen Zusammenarbeit in häufigen und längeren Begegnungen mit dem mit ihm verwandten Kaiser.

Immerhin, Leo veranstaltete auch prunkvolle Kirchenweihen, Kanonisationen, zahlreiche Synoden, insgesamt zwölf, etwa doppelt soviel wie seine Vorgänger in 25 Jahren. Er kümmerte sich noch um die Resteverwertung der Heiligen, wobei er sich auch in den Reliquienstreit zwischen St. Emmeram und St. Denis mischte. Das Regensburger Kloster behauptete nämlich – ein ubiquitärer Mönchsbrauch – aus purer Ruhm- und Gewinnsucht, die Reliquien des Schutzpatrons von St. Denis, des hl. Dionys, zu besitzen, und setzte deshalb allerlei angebliche Authentiken in die Welt, wie man denn da auch sonst frei darauflos fälschte, päpstliche und kaiserliche Urkunden, etwa auf die Namen von Karl «dem Großen», Ludwig dem Frommen, Arnulf, Otto I. Und da der hl. Papst die Kontroverse zugunsten Regensburgs entschied, verwickelte er sich, vielleicht ja ohne es zu wissen, «in ein Gewebe von Lügen», wurde jedenfalls «mitschuldig eines frommen Betruges» (Steindorff), der die beiden Klöster jahrhundertelang in Atem hielt.

Weil aber Leo in jener, von allen Chronisten in düsteren Farben gemalten Zeit, einer Zeit, in der auch und gerade der Apostolische Stuhl, wie es damals hieß, Ausgangspunkt aller Übel war, weil Leo da für Keuschheit eintrat, Ordnung der Verwaltung, weil er gegen Ämterschacher und Priesterehe predigte, keinesfalls konsequent zwar, manchmal auffallend konziliant, rühmt man fort und fort noch heute seine «Güte, Heiligmäßigkeit und Liebenswürdigkeit», sieht man noch immer in ihm einen «von höchstem Rechtsethos durchdrungenen», «ganz von den Idealen seines Berufes erfüllten Papst», einen der «edelsten und ausgezeichnetsten», eine der «reinsten Gestalten der Papst- und Welt-

geschichte». War er doch auch für Johannes Haller – ohne jede Ironie – «Staatsmann und Kriegsherr ebensosehr wie Priester und Seelenhirt und beides in bester Prägung».

Die Kirche verehrt Leo IX. seit seinem Tod als Heiligen, stets ein besonders bedenkliches Indiz. «Kaum hatte er den letzten Atemzug gethan, so läutete die Glocke der Peterskirche von selbst, um den Gläubigen seinen Tod anzuzeigen, und mehrere glaubwürdige (!) Personen versicherten, seine heilige Seele in der Mitte der Engel zum Himmel aufsteigen gesehen zu haben» (Donin). Und dies nicht zuletzt, wie die Biographen bemerken, wegen seiner «frommen Kriegstaten», die er, noch dazu als erster Papst, im Namen der Kirche verbrach.[5]

Doch schon seinerzeit gab es ganz andere Stimmen, sogar innerhalb der Kirche. Schrieb ja selbst Kirchenlehrer Petrus Damiani, Berater Leos IX., 1053: «Wenn für die Sache des Glaubens, durch welchen die allgemeine Kirche lebt, kein Privatmann das Schwert erheben darf, wie darf dann für weltliche und vorübergehende Besitzungen der Kirche ein geharnischtes Heer mit dem Schwert rasen? Wie darf um des Verlustes elender Güter willen der Christ den Christen morden? ... Hat sich je ein heiliger Papst in Waffen erhoben?»

Der heilige Leo erhob sich so, wußte freilich Rat, typisch christlichen. Denn als die Römer – von dem verjagten Benedikt samt Anhang aus Tusculum und anderen Burgen immer wieder blutig behelligt, beraubt – einen der unter Christen üblichen Rachekriege verlangten, da wollte der hl. Papst nicht Böses mit Bösem vergelten, sondern Frieden suchen, ganz evangelisch, wollte er ebendeshalb «eine Synode berufen; wer ihr gehorcht und den Irrtum ablegt, sei unser Freund; wer nicht gehorcht, werde als Ketzer bestraft». Und schon zwei Monate nach seiner Papstweihe, im April 1049 bannte er auf einer Synode im Lateran, einer «Reformsynode», wie sie jetzt aufkamen, Benedikt IX. sowie die übrigen «perfidi» und befahl die römische Miliz zum Kampf gegen sie. Darauf zerstörte, verbrannte man auch prompt mehrere Kastelle und verheerte die Umgebung von Tusculum, ohne allerdings dies selbst erobern zu können.[6]

Der hl. Papst, aus einer kampfgewohnten Grafensippe stammend – die eine Fehde nach der andern austrug, dann reiche Stiftungen für ihr Seelenheil machte und im Kloster verschied, der christliche Weg zum Ewigen Leben –, liebte von früh an den Krieg. Ja, er soll, berichtet Wibert, sein Biograph, so versiert auf militärischem Gebiet gewesen sein, als wäre dies seine einzige Beschäftigung! Der dreiundzwanzigjährige Domkanoniker von Toul befehligte 1025/1026 unter seinem Verwandten, König Konrad II., auf einem Feldzug in der Lombardei die Feldschar seines siechen Bischofs. Und als dieser von hinnen ging, machte Konrad den Domkanoniker und Truppenführer 1027 zum Nachfolger. Und Heinrich III. nominierte ihn Ende 1048 in Worms zum Papst.[7]

Doch hatte der hl. Leo nicht einst mit geringem Gefolge im Pilgergewand und barfuß Rom betreten? Wallfahrtete er nicht auch nach dem apulischen Monte Gargano? Ausgerechnet nach jenem gloriosen Gnadenort, der eng auf Soldatentum und Krieg bezogen und ironischerweise 1462, unter dem unentwegt das Schwert schwingenden Aragonesen Ferdinand I. selbst Kriegsschauplatz gegen die aufständischen Barone, von dessen regulären Truppen geplündert worden ist.

Zentrum des Gargano aber war die Grottenkirche zu Ehren des Erzengels Michael, dieses betont kriegerischen Himmelsboten, der soldatische Kleidung trägt, Speer, Schwert, Schild, der den Drachen tötet, mit Luzifer streitet, auch Feldherr (archistrategos) ist und die seligen Geister im endzeitlichen Kampf kommandiert. Ihm werden Siege über Griechen wie Slawen zugeschrieben, und auch auf dem Feldzeichen der Lechfeldschlacht (955), jener «großen Gabe der göttlichen Liebe» (V 435 ff., bes. 439), prangten sein Bild und Namen. Bis zu 800 Kirchen baute man ihm in Italien. So hatte Leo IX. den Wallfahrtsort, von dem aus auch der Bareser Meles (S. 115 f.) die Annexion Süditaliens propagiert haben soll, wohl richtig gewählt.

Doch bereitete der Papst den Krieg, der seine Amtszeit dann so ruinös beschloß, seiner Heiligsprechung indes keinen Abbruch tat, durch weitere «religiöse» Aktionen vor. So stimulierte er

am Palmsonntag, dem 19. März, im Kloster Monte Cassino, damals eine Art Vorposten gegen die Normannen, die ihn begeistert feiernden Mönche. Und eine ähnliche Visite führte ihn in das Gebiet von Atina.

Noch deutlichere Akzente setzte Leo im Frühjahr 1050, als er die Beneventaner, die «Rebellen», von neuem exkommunizierte und in Melfi, der Hauptstadt des normannischen Apulien, Partei für das Volk gegenüber den Eroberern ergriff; auch für den Klerus eintrat und das Kirchengut, versteht sich. Und im nächsten Jahr agitierte Leo erneut im Süden, wobei er durch die Normannen jede Bewegungsfreiheit erhielt – und war seinerzeit schon fest entschlossen, sie zu bekriegen, sie gemeinsam mit den Kaisern des Westens und Ostens, mit dem König von Frankreich samt der eigenen Soldateska auszurotten. Ihm fehlte nur noch die nötige Streitmacht.

So reiste er im Sommer nach Worms zu Heinrich III., forderte die Abtei Fulda, andere Klöster und Orte zurück und gewann den Monarchen auch für seinen Kriegsplan. Und selbst als der Kaiser, gedrängt von seinem Kanzler Bischof Gebhard von Eichstätt, dem nächsten Papst, Viktor II., wieder Abstand nahm, die papale Eroberungspolitik verwarf, ließ sich Leo nicht irritieren. Er rief den heiligen Krieg aus – die pure Hirtenpflicht. Er tat alles, um den Angriff als Verteidigungskampf hinzustellen. Er rekrutierte mit eigenen Mitteln und der Hilfe seiner Verwandten Kriegsvolk in Deutschland: Söldner, Abenteurer, Landstreicher, teils von ihren Herren Abkommandierte, teils Beutelüsterne, die der hl. Truppenführer gar «gnädig und huldvoll» aufnahm, denen er Straffreiheit gab, Absolution von ihren Sünden avisierte, alles für die gute, allein seligmachende Sache – faktisch schon ein Kreuzzugsablaß.

Das Kontingent, zu einem nicht geringen Teil, wie auch der nicht unkritische Mönch Hermann von Reichenau verdeutlicht, ein Verbrecherhaufen, rückte im Februar 1053 nebst Papst und Friedrich, dem Kanzler der Kirche, über die Alpen, wo einerseits weiteres Militär, vor allem dann aus dem Kirchenstaat, dazustieß, andrerseits der kaiserliche Heerbann kraft Bischof Geb-

hards Intervention bald abberufen wurde. Auch Fürst Waimar IV. von Salerno, Herzog von Apulien und Kalabrien, opponierte der papalen Invasion, ja mischte sich zugunsten der Normannen ein, wurde aber meuchlings niedergestoßen und noch seine Leiche, aus Dutzenden von Wunden blutend, abscheulich malträtiert.

Der hl. Leo, auch von neuzeitlichen Geschichtsschreibern als «Zierde des Heiligen Stuhls» gefeiert, als «ganz von den Idealen seines Berufes erfüllt», zog indessen persönlich an der Spitze seiner Streiter gegen die Normannen. Zwar hatte es kriegerische Prälaten, selbst Päpste, schon vor ihm in großer Zahl gegeben. Doch er führte als erster Papst im Namen der Kirche Krieg. Er war der erste Papst, «der grundsätzlich seine Kriege aus der Religion herleitete, sie mit den Geboten der Kirche in Einklang brachte und den kriegerischen Geist des Heeres mit kirchlichem Sinn durchdrang» (Erdmann).

Die Normannen, notiert der gelähmte Mönch von Reichenau, «baten um Frieden, versprachen ihm Unterwerfung und Dienstbarkeit und versicherten, sie wollten alles, was sie bisher unrechtmäßig sich angemaßt und an sich gerissen hatten, durch seine Belehnung und Huld behalten; der Papst lehnte das ab». Schließlich erstrebte der Römische Stuhl Kampanien und Apulien schon seit den Tagen Karls des «Großen». Auch war Leos Heer zahlenmäßig überlegen. Also ignorierte der Heilige die cluniazensischen Friedensbestrebungen, ignorierte den vom Kaiser propagierten «Gottesfrieden», ignorierte dessen Truppenabzug, ignorierte auch sein eigenes, auf dem Konzil zu Reims 1049 erneuertes Verbot des Waffentragens, des Kriegsdienstes für Geistliche – alles wohl unter dem Einfluß seines Kardinaldiakons Hildebrand und dessen Lieblingsspruches: »Verflucht der Mann, der sein Schwert von Blut zurückhält.» Abt Petrus Damiani warnte zwar vor dem «päpstlichen Krieg». Doch der Heilige Vater war erpicht darauf, war versessen auf die «Rekuperation». Und noch ehe es zu einer Vereinigung mit den von Bari anrückenden Griechen kam, standen die Normannen am 16. Juni 1053 am Fortore bei Civitate, einem verschwundenen Ort nordwestlich von Foggia, schlachtbereit da.[8]

Die päpstliche Armee, unter der sich, außer Kanzler Friedrich, auch Kardinal Humbert und die Erzbischöfe Petrus von Amalfi sowie Udalricus von Benevent, ein Deutscher, befanden, erschien erstmals mit den von Leo verliehenen Fahnen des hl. Petrus. Und ging, vom Papst gesegnet, ihrer Sünden losgesprochen, ins Gefecht und «nach dem verborgenen Richtspruch Gottes» ihrem jähen Untergang entgegen. Denn obwohl bereits «beinah von den Deutschen besiegt», umfaßten die Normannen sie mit Reservekräften aus dem Hinterhalt. Die italienischen Truppen, darin stimmen die Berichte überein, stoben beim ersten Ansturm Richards von Aversa in wilder Flucht davon. Und die Deutschen, die vorher geprahlt, die normannischen «Räuber» auszulöschen, starben nun, umzingelt und schlecht bewaffnet, fast samt und sonders. Von Robert Guiskards Lanzenreitern, die nur notfalls hatten eingreifen sollen, in der Flanke gefaßt, fielen sie vermutlich bis auf den letzten Mann – indes der hl. Leo mit den Bischöfen zunächst noch auf der Stadtmauer stand und, nach alter Feldherrenart, zusah.

Es war die Katastrophe seines Lebens.

Zuletzt, als die Normannen schon das Kastell bestürmten, die Vorstadt bereits brannte, plünderten die Bürger von Civitate das päpstliche Gepäck, das des klerikalen Gefolges, ja, den mitgeführten Kirchenschatz und trieben Leo samt seinen Kardinälen vor die Stadt, wo ihm seine Gegner demutsvoll die apostolischen Füße küßten und ihn, auf den Knien liegend, an seine priesterliche Sendung erinnerten, während er ihnen jetzt die – vordem verweigerte – Kommunion gab. Freilich inhaftierten ihn die Sieger auch acht Monate in Benevent, bis zum Frühjahr 1054, bis kurz vor seinem Tode.[9]

Die Apologeten aber wußten natürlich sofort, warum Leos antinormannische Politik so fürchterlich gescheitert, warum die teuflischen (doch immerhin gleichfalls katholischen) Normannen über den Stellvertreter Christi einen so überaus blutigen Sieg erringen konnten. Und der Biograph des Papstes setzte noch ein neues Mirakel in die davon doch überreiche Welt: den für seine Toten betenden Pontifex habe es getröstet, «die Leichen seiner

Krieger unversehrt zu finden, während die Augen der toten Normannen von den Raben ausgehackt waren». Und dann vollbrachten auch die hl. Blutzeugen, diese so verheißungsvollen Vorbilder künftiger katholischer Schlächter und Schlachtopfer, noch vom Himmel herab jahrzehntelang Wunder.

Und was tat Leo IX.?

Nachdem er alle Gefallenen seines Heeres, wahrlich genug Räuber und Mörder darunter, zu Märtyrern und Heiligen erklärt hatte, schickte «dieser allersanfteste Mann» noch in Benevent die Kardinäle Friedrich von Lothringen und Humbert von Silva Candida, seine nächsten Vertrauten, nach Byzanz und forderte Konstantin IX. Monomachos (1042–1055) auf, zusammen mit Heinrich III. und ihm die Normannen zu bekämpfen. In mehr als heidnischer Gottlosigkeit hätten sie nichts Heiliges geachtet, gegen die Kirche gewütet und die Christen erschlagen. Denn: «nicht am Willen, nur an der Macht fehlte es ihm, um den Krieg fortzusetzen ... Gewissensbedenken waren dem Papst fremd» (Steindorff). Behauptete er doch gar, entgegen der Wahrheit, ein persönliches Eingreifen des deutschen Kaisers in Unteritalien, ein Kriegszug gegen die Normannen, stehe unmittelbar bevor.

Nur ein Jahr später, im Juli 1054, kam es zum endgültigen Bruch zwischen der griechischen und der lateinischen Kirche. (Dabei ging es weit über das Dogmatische hinaus um tiefgreifende gesellschaftliche und kulturelle Gegensätze, vordergründig auch um rituellen Firlefanz. Außerdem verlangte Leo – unter entschiedener Berufung auf das gefälschte Constitutum Constantini (IV 391 ff.) – große Teile Süditaliens oder vielmehr alles, was Konstantin und seine Nachfolger der Kirche geschenkt!

Am 3. April besiegt und krank nach Rom zurückgekehrt, rief der Papst die Kardinäle, Bischöfe und sonstige Klerisei zu sich, ermahnte sie, so steht in einer alten Quelle, «in aller Güte, keusch zu leben», erklärte noch einmal die gefallenen Recken seines apulischen Fiaskos als Märtyrer und starb, gerade fünfzig, am 19. April 1054, sofort als Heiliger verehrt und mit entsprechenden Mirakelmären umrankt.[10]

Seit Leo IX. vor allem nennt man die Päpste Reformpäpste und

preist – keinesfalls nur in Kirchenkreisen – diese Entwicklung, die «kirchliche Reformbewegung» des 11. Jahrhunderts, über alles: «die gestaltende Kraft des Zeitalters» (Schieffer). Sind doch auch die modernen Historiker durchaus «reformfreundlich».

Reform. Aber was besagt das?

REFORM? REVOLUTION! WELTMACHTGELÜSTE AUF DER BASIS VON PUREM LUG UND TRUG

Der Begriff Reform ist alt, schon in der Antike geläufig. Und im klassischen Latein muß sich mit dem Verb «reformare» durchaus kein politisch-soziales Bedeutungsspektrum verbinden, bleibt es insgesamt mehr unentschieden. Auch in der Rechtssprache der spät- und nachklassischen Juristen kann reformacio einfach «Veränderung» ausdrücken, ohne jede Richtungs- oder Wertbetonung, kann eher einen pejorativen Nebensinn, sogar eine Wendung zum Schlimmeren signalisieren.

Im Christentum dagegen verknüpft man mit Reform etwas Fortschrittliches, Positives, strahlt das Wort eine bejahende Aura, gewissermaßen (wieder) aufbauende Assoziationen aus, kurz eine «reformatio in melius» – als kennte die Historie nicht auch reformationes in peius bis heute!

Leos «Reformen» betrafen die Simonie und das Zölibat – die bevorzugten Objekte der damaligen Reformer; ein fabelhafter Vorwand, die Einmischung der Laien in die Kirche zu geißeln, zurückzuweisen, obwohl die Laien viel weniger simonistisch verstrickt waren, während man andererseits geradezu schreiben konnte: «Ohne Kleriker gab es keine Simonie» (Tellenbach).

Und die «Simonie» war alt, wurde durch das ganze erste Jahrtausend praktiziert (S. 130), durch das ganze erste Jahrtausend auch getadelt, bekämpft, von Konzilien, Päpsten, sogar von weltlichen Fürsten. Doch je reicher die Kirche wurde, desto üppiger gedieh die Simonie, wie alles Korruptible gewöhnlich mit dem Reichtum wächst. Ganz beiseite, daß man schließlich unter Si-

monie mehr und mehr subsumiert zu haben scheint. Schon im 10. Jahrhundert fand Abbo, der Abt von Fleury, fast nichts in der Kirche, womit nicht gehandelt, was nicht bezahlt werde: Bistümer, Priester-, Diakonentum, die Dekanie, die Propstei, Thesaurarie, die Taufe, das Begräbnis etc. Zuletzt warfen Päpste und Gegenpäpste sich gegenseitig das Laster vor, Alexander II. und Honorius II., Gregor VII. und Clemens III. usw.[11]

Leo aber konnte nicht alle von simonistischen Bischöfen erteilten Weihen widerrufen, die Kirchen wären verwaist gewesen. So schärfte er nur die schon früher in solchen Fällen übliche vierzigtätige Buße ein.

Was das Zölibat betrifft, verfügte der Papst die Entlassung der Priesterfrauen. Ja, in Rom machte er alle, die mit Geistlichen zusammenlebten, zu Sklavinnen seines Palastes, um derart eine Vererbung zu unterbinden. Denn weit mehr als Keuschheit, sofern es überhaupt darum ging, oder innere Reform, interessierte auch und gerade hier das Geld und Gut, das durch Priesterheirat gar zu einfach und schnell «entfremdet», das den Priesterkindern vermacht werden konnte. «Es geht dabei doch im Wesentlichen immer nur darum, Verlusten von materiellen Einnahmen der Kirche zu begegnen» (Tellenbach). «Nicht um die innere Reform der Kirche ging es dabei, sondern um die Erhaltung des Kirchengutes» (Jesuit Kempf). Keusch mußte man nicht unbedingt sein: vorsichtig! «Aber man achte darauf, daß es heimlich geschehe...» – die geschriebene und ungeschriebene (un)moralische Maxime bis heute, die Heuchelei, wie sie im Buch steht (s. meine Sexualgeschichte).[12]

Im Grunde repetierte der «Reformpapst», der auch die papale Bürokratie ordnete und die Grundlagen für das Kardinalkollegium schuf, bloß ältere Vorschriften, wollte oder konnte er zumindest nicht streng durchgreifen, die Simonie nicht beseitigen, das Zölibat nicht erzwingen. Auch das Verhältnis zu den weltlichen Instanzen blieb unangetastet, ebenso die Einsetzung der Bischöfe durch den Landesherrn, falls wenigstens die Form der Wahl durch Klerus und Volk gewahrt worden ist.[12]

Gewiß sollte sich in dieser wie in anderer Hinsicht durch die

«Reformpäpste» vieles grundlegend ändern; nicht durch Reform aber, durch Umsturz, durch Revolution.

Dabei übersieht oder unterschlägt man oft, daß der Umstrukturierung des Papsttums wichtige kaiserliche Reformmaßnahmen – unter den fränkischen und mehr noch den salischen Herrschern – vorausgegangen waren, die der kurialen Regeneration weitgehend zustatten kamen. Schon Heinrich II. ist an Reform, natürlich zuerst zugunsten seiner Machtpolitik, viel mehr interessiert als etwa Papst Benedikt VIII. Überdies waren die von den Kaisern ins Papstamt gesetzten deutschen Reichsbischöfe die ersten Reformpäpste, waren gerade die deutschen Päpste «die Wegbereiter und Vorläufer der gregorianischen Kirchenreform» (Frech).

Bald aber artet die vielgepriesene Neuordnung in einen ungeheuren Machtkampf aus, wird das Kaisertum, das Kirche und Päpste doch aus einem Sumpf fast ohnegleichen gezogen – das ist die besondere Perfidie dieser Pfaffengeschichte –, zum Opfer der Kirche und Päpste.

Das «Reformpapsttum» bekämpfte nämlich nicht nur die Priesterehe, an deren Stelle schließlich eine Art Vielweiberei zahlreicher, ja wohl der meisten Priester trat. Das Reformpapsttum bekämpfte auch nicht nur die Simonie, die ein kolossaler geistlicher Handel des päpstlichen Hofes selbst ablöste. Nein, das Reformpapsttum bestritt auch das alte Recht der Laien an der Besetzung der Bistümer, der Kirchen überhaupt. Höchst massive materielle Implikationen waren also mit den diversen Reformaktivitäten verknüpft, Implikationen die «zwar keineswegs immer (!) den Ausschlag gaben, die jedoch niemals fehlten» (Miethke).

Vor allem aber verbindet sich mit dem Ringen um die Investitur auch bald der Kampf des Klerus gegen die Laien, der Päpste gegen die Kaiser, der Anspruch, auch die weltlichen Potentaten zu leiten «wie die Seele den Körper» – nicht mehr Reform somit, sondern Revolution, Abstoßung des bisherigen, auf der Idee des theokratischen Königtums beruhenden politisch-religiösen Systems. Denn dieses paßte nicht mehr in Roms hierarchisch universalistisches Konzept. Und so drängen jetzt die Päpste an die Stelle der

Cäsaren, noch weit über sie, betreiben sie, bei wachsender Unabhängigkeit, sich fast überschlagender Machtgier, eine ungeheure, keinesfalls bloß kirchenpolitische Expansion, erstreben sie gleichsam globale Geltung, die Führung der ganzen Welt, und zwar mit jeder, auch mit Waffengewalt – und alles unter dem Heiligenschein angeblich wiederhergestellter alter christlicher Ideale!

Nun wurde die Gloriole des Krieges im Dienst der Kirche gewoben, führte die «Reform» zu Serien von monströsen, ohne «Reform» nicht möglichen Verbrechen. Schon Leo IX., der gewissermaßen im Geist des Erneuerungswillens und Friedens begonnen, der noch eng mit dem Kaiser kooperiert hatte, diente nicht nur diesem mehrfach militärisch, sondern er beendete seine Regierung auch mit einem eigenen blutigen Krieg – typisch für die kommende Zeit. Und gleich nach seinem Tod wird er als Heiliger verehrt (Fest: 19. April), zumal die Leiche des so kriegstüchtigen Stellvertreters Christi Wunder bewirkt haben soll. Und dabei geht auch die große Kirchenspaltung, das Schisma zwischen Ost und West, auf seinen Pontifikat zurück.[13]

Nun rekurrierte man bei all den «Reformen» des 11. Jahrhunderts zwar auf altes kirchliches Recht. Aber man hatte dieses Recht tatsächlich nicht. Man berief sich auf Zustände, die es nie gegeben. Man berief sich auf gigantische Fälschungen, auf die Konstantinische Schenkung (IV 14. Kap.!) und Pseudoisidor (V 181 ff!), auf erdichtete Urkunden, erlogene Dekretalen.

Ein im 11. Jahrhundert durch den Kardinal Humbert von Silva Candida, den einflußreichen Berater von vier Päpsten, zusammengestelltes Handbuch des Kirchenrechts bezieht seinen Stoff zu fast fünf Sechsteln aus der großen Fälschung des 9. Jahrhunderts! Kraft dieses pseudoisidorischen Betrugs konnte man für das Papsttum eine beinahe unbegrenzte Machtvollkommenheit fordern, konnte man behaupten, die römische Kurie habe ihren Primat von Gott empfangen, alle Kirchen müßten sich deshalb nach ihr richten, sie selber aber dürfe von niemandem gerichtet werden. Und all dies und sehr viel mehr wurde in der Fälschung schon den alten und sozusagen besonders ehrwürdigen Zeugen

der Christenheit, den römischen Bischöfen der Märtyrerzeit, in den Mund gelegt.

VIKTOR II. UND STEPHAN IX., DIE LETZTEN SEIT CLEMENS II. REGIERENDEN DEUTSCHEN PÄPSTE

Nach Leos Tod am 19. April 1054 erbat eine römische Delegation unter Führung des Subdiakons Hildebrand einen neuen Papst. Es gab langwierige Debatten, dann entschied sich der Monarch im November 1054 in Mainz für seinen Reichskanzler Gebhard von Eichstätt, den Grafen von Dollenstein-Hirschberg. Der Bischof, der fast ein halbes Jahr gezögert hatte, ehe er die Nominierung annahm, war wieder ein Verwandter des Königshauses und der letzte der vier von Heinrich ernannten deutschen Päpste, ein Mann von großem Einfluß auf den Regenten, von dem er beispielsweise die Verweigerung militärischer Hilfe für Leos Normannenkrieg 1053 erreichte. Obwohl vor allem ein ausgepichter Politiker, den Heinrich alsbald zum Herzog von Spoleto und Grafen von Fermo bestellte, führte Viktor II. (1055–1057) die Reformpolitik fort. Er schärfte das Verbot der Priesterehe, des Ämterkaufs ein und feuerte allein in der Provinz Lyon sechs Bischöfe wegen Simonie. Er bemühte sich indes mit kaiserlicher Hilfe auch um Vergrößerung des Kirchenstaates, setzte «Rekuperationen» aber auch aus eigener Machtvollkommenheit durch.

Gemeinsam mit dem Herrscher bekämpfte er dessen alten Widersacher Gottfried den Bärtigen von Lothringen, der inzwischen Beatrix, die Witwe des 1052 ermordeten (S. 193) Markgrafen Bonifaz von Toskana, geheiratet hatte. Man vertrieb Gottfried, nahm seine Frau gefangen. Doch kaum war der Kaiser im Herbst 1056, als große Volksteile eine Hungersnot heimsuchte, zu Bodfeld verstorben, versöhnte sich Viktor mit Gottfried, der Niederlothringen und die Toskana zurückbekam und nun, als Mächtigster des Reiches, den Papst schützen und stützen sollte. Viktor aber verschied bereits am 28. Juli 1057 zu Arezzo an einem Fieberanfall,

nachdem er, seinerseits von dem sterbenden Kaiser mit der Sorge für den fünfjährigen Sohn Heinrich betraut, noch dessen Thronfolge in Aachen mit beträchtlichem Geschick gesichert hatte, ebenso die Berufung seiner Mutter Agnes als Reichsregentin.[14]

Die Kaiserinwitwe übernahm für Heinrich (IV.) die Vormundschaft, stand jedoch als Regentin ganz unter dem Einfluß klerikaler Berater, besonders des Augsburger Bischofs Heinrich. Und allmählich ging der deutsche Episkopat gegenüber der unpolitischen Frau in Opposition, und der römische Klerus nutzte die Situation für sich.

Nachfolger Viktors wurde Friedrich von Lothringen, der sich Stephan IX. nannte (1057–1058) und seinem Vorgänger viel verdankte; hatte dieser ihn ja erst kürzlich zum Kardinalpriester und zum Abt von Monte Cassino gemacht (nachdem man den amtierenden Abt zum Rücktritt gezwungen). Noch mehr freilich schuldete Friedrich, der jüngste Sohn Herzog Gozelos I. von Lothringen, sein Papsttum der außerordentlichen Machtstellung seines Bruders, Herzog Gottfrieds des Bärtigen von Lothringen, Markgraf von Toskana, nach Heinrichs III. Tod tatsächlich der Mächtigste im Reich (gleichwohl geistlich gegängelt auch er, wähnte er doch, eine schlimme Sündenschuld büßen zu müssen).

Stephan also, ohne Konsultation des deutschen Hofes, wenn auch mit nachgeholter Einwilligung der verstimmten Reichsregentin Papst geworden, fühlte sich seinem herzoglichen Bruder sehr verpflichtet und trat ihm sogleich die Verwaltung des Herzogtums Spoleto und der Mark Ancona ab. Ja, er ging anscheinend mit dem Gedanken um, die deutsche Zentralmacht in Italien auszuschalten, Gottfried zum Kaiser zu krönen und den Kirchenstaat zu vergrößern, wozu ihm, nach einem Gerücht, das Geld seines ehemaligen Klosters dienen sollte. Angeblich ließ er sich dessen gesamten Gold- und Silberschatz bringen, um ihn politisch-militärisch umzusetzen in einen Krieg im Frühjahr 1058 gegen die Normannen. Sie verabscheute er, der einst bei Civitate besiegt an Leos IX. Seite stand und nun echt apostolisch und mit brüderlicher Hilfe das «Patrimonium Sancti Petri» nach Süden erweitern wollte. Doch noch ehe er den bereits vorbereiteten

Feldzug führen konnte, ging Stephan IX., schon länger fiebernd, nach einem Pontifikat von kaum acht Monaten – als letzter von fünf seit Clemens II. regierenden deutschen Päpsten –, am 29. März in Florenz, im Hause seines Bruders, des Herzogs Gottfried, wie Lampert von Hersfeld hofft, «aus diesem Tal der Tränen hinüber zu den Wonnen der Engel»; man munkelte: durch Gift. Und schon bald mirakelte es auch an seinem Grab im Dom zu Florenz, wovon sich die Kunde bis über die Alpen verbreitete.[15]

BENEDIKT X., NIKOLAUS II. UND DAS NEUE PAPSTWAHLDEKRET

In Rom griffen jetzt die Adelskreise nach der Macht, vor allem die Tuskulaner, diesmal sogar im Bund mit den Crescentiern: zwei Häuser, die wieder mal zum Zug kommen und ihre verlorenen Positionen in Stadt und Kirche zurückgewinnen wollten. Sie besetzten nachts Rom und machten, unterstützt von allen reformfeindlichen Kräften, auch vom simonistischen, auch vom verehelichten Klerus, am 5. April den Kardinalbischof Johann von Velletri, einen Neffen Benedikts IX., unter dem Namen Benedikt X. (1058–1059) zum Papst; natürlich wieder ganz ohne Wissen und Willen der deutschen Regierung, aber nicht ohne Bestechung des Volkes. Man plünderte Paläste, Kirchen, klaute noch die goldenen und silbernen Kelche St. Peters. In allen Winkeln und Gassen kam angeblich Geld unter die Leute, während die meisten reformerisch gesinnten Kardinäle Rom mit den furchtbarsten Verfluchungen verließen.

Benedikt X., irregulär und ungültig geweiht, begann alsbald zu amtieren, erließ (noch erhaltene) Bullen nach Deutschland, nach England und gilt auch als regulärer Papst. Doch stellten ihm die aus Rom geflohenen Reformer, unter dem maßgeblichen Einfluß Hildebrands, im Dezember in Siena dessen Kandidaten, den ebenfalls regulären Nikolaus II. (1058–1061), entgegen. Er hieß Gerhard, war bisher Bischof von Florenz, wo der letzte Papst

verblich, und ein unbedingt gefügiger, leicht lenkbarer, kurz Hildebrands Mann. In Lothringen oder im französischen Burgund geboren, entstammte er einer unehelichen oder gar ehebrecherischen Verbindung und verdankte als ein Vertrauter des Herzogs Gottfried diesem offenbar nicht zuletzt seine Ernennung. Mit Heeresmacht rückten beide auf Rom vor und ließen noch in Sutri, auf einer Synode im Januar 1059, im Beisein des Reichskanzlers Wibert, Papst Benedikt X. exkommunizieren und verfluchen.[16]

Inzwischen hatte Hildebrand in Rom die Rebellion gegen Benedikt geschürt, der zunächst monatelang ganz unangefochten gewirkt. Doch machte ihm Hildebrand einen Teil seines Anhangs abspenstig, wobei er es nicht an Bestechung fehlen ließ. Leo, der Sohn des getauften Juden Baruch-Benedikt, verteilte für Hildebrand Geld. Und just dort, wo Leo wohnte, jenseits des Tiber, begann auch, noch ehe sich Gottfrieds Heer, fünfhundert Reiter, genähert, die Erhebung gegen Benedikt X. Mehrere Tage dauerten die Straßenkämpfe, und während Gottfrieds Truppen schließlich den Lateran erstürmten, floh Benedikt über Passarano, ein Kastell der Crescentier, auf eine Burg des Grafen von Galeria, wahrscheinlich wieder ein Tuskulaner oder doch mit ihnen verwandt, sein besonderer Schutzherr.

Hildebrand aber eilte nach Kampanien und verhandelte im Namen des Papstes mit den Normannen. Vertraglich erkannte er Richard als Fürst von Capua an, und dieser leistete einen Treueid auf die römische Kirche, auf Nikolaus II. und schickte ihm auch sofort mit Hildebrand drei Grafen nebst dreihundert Reitern gegen Roms Adel. Zusammen mit den päpstlichen Truppen stürmten sie die Burgen in der Umgebung, plünderten und verbrannten sie, wobei viele auf beiden Seiten umkamen.

Nach der Flucht des Rivalen war der ganz von Hildebrand abhängige Nikolaus II. bereits am 24. Januar 1059, umjubelt vom gekauften Volk, in Rom eingezogen. Da er aber irregulär, entgegen der Tradition, Papst geworden – außerhalb Roms, ohne Klerus und Volk der Stadt, durch einen noch nicht bevorrechtigten Personenkreis –, versammelte er, um seine Stellung zu festigen, auf seinem ersten Konzil, der Lateransynode vom 13. April,

113 fast lauter italienische Prälaten und erließ gleich ein neues Papstwahldekret. Benedikts Wahl war demnach unrechtmäßig, die eigene, ja gleichfalls unrechtmäßige, war rechtmäßig.

Der Bischof von Rom wurde ursprünglich, wie alle anderen Bischöfe, von Klerus und Laien gewählt, wobei das zunächst wirkliche Stimmrecht des Volkes allmählich durch bloße Akklamation praktisch beseitigt worden ist.

Bereits seit dem 4. Jahrhundert beeinflußten christliche Kaiser und germanische Fürsten die Besetzung der Prälatenstühle. Seit dem 5. Jahrhundert bestimmte zeitweise die römische Stadtaristokratie stark die lokale Bischofswahl. Anno 824 forderte Lothars I. Constitutio Romana (V 66) von jedem «electus», jedem zu weihenden Papst, in Gegenwart des kaiserlichen Gesandten erst einen Treueid auf den Kaiser; das heißt, es war wieder die Bestätigung der Papstwahl durch den Herrscher erforderlich, und Papst Johann IX. hat dies 898 ausdrücklich gebilligt.

Das berühmte Dekret des zweiten Nikolaus nun, offensichtlich von Hildebrand inspiriert, beschränkte das Wahlrecht, im bewußten Gegensatz zu den Designationen, faktisch Ernennungen Kaiser Heinrichs III. (1046), auf die Kardinalbischöfe, die jetzt den Ausschlag bei der Erhebung eines Papstes gaben und schließlich den Rang geborener Fürsten beanspruchten und bekommen sollten!

Damit war, wie so oft in der Kirchengeschichte, die ursprüngliche Situation genau verkehrt. Denn während in der alten Kirche Volk und Klerus die Bischöfe wählten, diese selbst aber nur die Zulässigkeit der Wahl bestätigen konnten, bekamen nun die Kardinäle, genauer Kardinalbischöfe, allein das Wahlrecht übertragen, das Volk und der übrige Klerus jedoch hatten keine Mitsprache mehr. Und wie die Gemeinde ins Abseits, besser ins Aus geriet, so auch der Kaiser, der nach einer offenbar absichtlich vagen, verschieden deutbaren, von jeder Partei in ihrem Sinne auslegbaren Klausel die Wahl durch die Kardinäle nur bestätigen, nur anerkennen durfte; der sozusagen bloß eine Art Konsens- oder Ehrenrecht bekam – «unbeschadet», wie es mehr schlecht als recht heißt, «der schuldigen und schon zugesagten Ehrfurcht gegen unseren geliebten Sohn Heinrich, den gegenwärtigen Kö-

nig, und so Gott will, künftigen Kaiser, wie gegen seine Nachfolger, die vom Päpstlichen Stuhl dieses Recht persönlich würden erhalten haben.» Das Dekret mündet aus in fürchterliche Strafandrohungen des Himmels und der Erde gegen seine Verletzer.

Die Erbitterung in Deutschland war groß. Kaiser Heinrich III. hatte auf dem Recht der Papsternennung bestanden; kein Wort war jetzt davon zu lesen. Und noch nie zuvor wurde ein römischer Bischof derart gewählt wie dieser, der auf der damaligen Kirchenversammlung – die zum erstenmal ein Verbot der Laieninvestitur erließ, das heißt Priestern untersagte, Kirchen von Laien zu erwerben – mit einer Doppelkrone erschien, auf deren unterem Reif «Königskrone von Gottes Gnaden» stand, auf deren oberem «Kaiserkrone von Peters Hand». Damit stellte sich der Papst dem Kaiser gleich, wenn auch die Herkunft dieser Kopfbedeckung unsicher ist, die Tiara, wie die papale Macht, eine lange Entwicklung durchlief und ihre Endgestalt erst im 14. Jahrhundert unter Clemens VI. erreichte: drei Kronen und alle drei in gleichem Abstand zueinander – schon fast faschingsprinzenhaft.

Das Wahldekret war eine Neuerung und sollte vor allem der gerade erfolgten Erhebung des Papstes augenblicklich den Schein der Legalität verleihen. Später wurde es nicht mehr beachtet, ja als widerrechtlich gebrandmarkt. «Keiner der folgenden ‹Reformpäpste› wurde nach dieser Bestimmung gewählt» (Schwaiger). Doch die illegale Wahl des Nikolaus bekam so den Anschein des Rechts.

Als nicht lang nach der Synode Kardinal Stephan, ein Vertrauter Hildebrands, an den deutschen Hof reiste, ließ man ihn dort fünf Tage warten und schickte ihn dann, ohne daß er Heinrich IV. auch nur gesehen, zurück. Versiegelt brachte er das päpstliche Schreiben wieder nach Rom. Eine schwere Brüskierung, die allerdings noch weit mehr mit einer radikalen Änderung der kurialen Strategie zusammenhing.[17]

Für Nikolaus II., der ja zunächst auch den vom Adel geschätzten Benedikt X. noch gegen sich hatte, war eine Hilfe von jenseits der Alpen immer unsicherer geworden und zumal durch den unmündigen Heinrich IV. kein Beistand zu erwarten. Somit sah sich

der Heilige Stuhl nach neuen Mitstreitern im allgemeinen Fressen und Gefressenwerden um. Und da die Opportunität gewöhnlich das Verhalten des Menschen im allgemeinen, das der Pfaffen aber im besonderen bestimmt, da das Prinzip der Nützlichkeit (fructus, utilitas) gerade für sie faktisch über alles geht, begann jetzt ein bedeutsamer Wandel, ein völliger Umschwung der römischen Politik.

Nikolaus II. kollaboriert mit den Normannen

Seit 1016 waren die Normannen in Unteritalien eingeströmt, ohne Verbot der deutschen Regenten. Im Gegenteil, Konrad II. und Heinrich III. belehnten sie mit Aversa und Apulien. Die Kirche dagegen hat sie bald bekämpft, verflucht und mit allen Mitteln zu vernichten gesucht. Sie wurden Agareni genannt, den arabischen Räubern gleichgestellt, den Feinden Gottes, die Italien jahrhundertelang verheerten. Denn wie diese respektierten auch die Normannen weder Kirchen- noch Klosterbesitz noch den des Papstes. Sie beraubten Monte Cassino, sie okkupierten Benevent. Sie waren immer mächtiger, waren seit Leos IX. Debakel, der sie hatte vertreiben, hatte ausrotten wollen, zu Herren weiterer Städte und Gebiete geworden, hatten Capua, Troja erobert, Apulien und Kalabrien zum größten Teil besetzt. Vernichten konnte Nikolaus die Normannen nicht. Dazu waren sie zu stark, andererseits die bisherigen Verbündeten des Papsttums wider die Normannen, das deutsche, das griechische Herrscherhaus, gegenwärtig nicht stark genug.

Gewiß, Richard von Aversa und Robert Guiscard, die Sieger von Civitate, waren kaum viel mehr als heraufgekommene Viehdiebe, Buschklepper, Strauchritter, Bandenchefs. Aber entsprach das nicht der Genesis der ganzen Edelart? Klaute, raubte, tötete sich so nicht fast alles hoch, was schon aufgestiegen war oder noch aufsteigen sollte? Jedenfalls hatten die Normannen die besten Truppen. Und passend gesellte sich zu ihrer wilden Drauf-

gängerei eine durchaus devote Kirchlichkeit samt der Pflicht zu jährlichem Tribut für allen Landbesitz des hl. Petrus auf Ostern an die Päpste oder deren Boten zahlbar. Also stellte sie die römische Kirche, in deren Bannstrahl sie noch standen, jetzt in ihren Dienst, sagte der Papst sich gleichsam vom deutschen Kaisertum los und ging – eine weltgeschichtliche Entscheidung – am Leitseil des Hildebrand, der die Zukunft im Visier hatte, die kommenden Dynasten witterte und Roms großen Sieg, einfach zu diesen anrüchigen Nachbarn über.

Nikolaus II. machte im August 1059 auf einer Synode zu Melfi, der Hauptstadt des normannischen Apulien, die vordem verfluchten Invasoren zu seinen Vasallen, seinen neuen Kriegern. Der Papst belehnte jetzt – die Rechte der Beraubten (der beraubten früheren Räuber!) souverän mißachtend – die neuen Räuber, die Nachkommen des Tankred Hauteville, der kleinen Adelsfamilie aus dem Cotentin in der Normandie u. a., mit ihren italienischen Eroberungen. Er belehnte Richard von Aversa mit dem Fürstentum Capua; und Robert Guiscard, den apulischen Grafen und Nachfolger seines Bruders Humfred (gest. 1057), dessen Söhne er brutal verdrängte, belehnte Nikolaus, der Guiscard zuvor auch noch als Räuber von Kirchengut gebannt, mit Gebieten, die nicht ihm, dem Papst, sondern dem griechischen, dem deutschen Herrscher unterstanden, mit den Herzogtümern Apulien, Kalabrien und dem schon seit wenigstens zwei Jahrhunderten in muslimischer Hand befindlichen Sizilien, das erst noch erobert werden mußte – mit Hilfe Gottes und des hl. Petrus, wie es hieß.

Nun war das Papsttum, so gierig es stets auf Land aus, so unersättlich es hinter Territorien her war, im Verschenken von Gebieten, die ihm nicht gehörten, zumal von solchen völlig außerhalb seiner Reichweite, stets generös. Das wohl berühmteste Beispiel: Alexander VI. Dieser so kinderreiche und -liebe, so vital zum Inzest inklinierende Zölibatär und Familienvater erkannte einst im Wonnemonat Mai, in seiner Bulle «Inter coetera» von 1493, die ganze Neue Welt («omnes insulas et terras firmas inventas et inveniendas, detectas et detegendas ...») kurzerhand den katholischen Hispaniern zu.

In Melfi freilich überließ Rom den Normannen, mit Ausnahme Benevents, sogar sämtliche von ihnen geraubten päpstlichen Besitzungen. Dabei waren diese Zuteilungen durch Nikolaus II. selbst nach den katholischen Kirchenhistorikern Seppelt/Schwaiger «gegen alles Reichsrecht». Denn nichts von all dem, was der Papst und Hildebrand hier mit vollen Händen verschenkten, weder Capua noch Apulien, Kalabrien, Sizilien, war römischer Besitz – kein Wunder, wenn man seinerzeit ihren Legaten am deutschen Hof abblitzen ließ (S. 210).

Die beiden Normannenfürsten aber hatten viel eingeheimst; sie waren überdies durch den Papst legitimiert, sie bekamen einen «Rechtstitel», der sie auswies vor Untertanen, Nebenbuhlern, Neidern. So schworen sie jetzt Nikolaus II.: «Ich werde der heiligen römischen Kirche und dir nach Kräften gegen alle Menschen Beistand leisten, die Regalia und Besitzungen des heiligen Petrus zu behalten und zu erwerben, und ich werde dich unterstützen, das Papsttum sicher und ehrenvoll zu behalten.»

Beide versprachen ihm und jedem rechtmäßig gewählten Papst somit Militärhilfe, Heeresdienst wie die Vasallen eines Fürsten; wobei man natürlich jeder größeren Totschlägerei einen gewissen «Kreuzzugscharakter» geben mußte, um sie nicht mit den gewöhnlichen Schlächtereien weltlicher Machthaber zu verwechseln. Für die Zukunft kam auch noch eine besondere Verpflichtung zur Hilfe bei der Papstwahl hinzu. Und der Normanneneid, zeigt er nicht eklatant, worum es da ging? Um Reform? Um Landgewinn doch. Militärische Macht. Um das «Fürstentum des heiligen Petrus».

Und soviel der Normanne auch gewann, der Papst, der sich bei diesem grandiosen Geschäft offenbar auf die «Konstantinische Schenkung» berief, gewann mehr. Hatte ihn Hildebrands Coup doch mit einem Schlag zum Herrn der größeren Hälfte Italiens gemacht; nicht nur zum Herrn neuer und überaus potenter normannischer Fürsten, sondern auch wieder zum Herrn der unteritalienischen und sizilianischen Bischöfe.[18]

Das gewaltige Manöver zahlt sich auch gleich aus. Denn noch in diesem Jahr, dem Jahr der folgenschweren Wende, im Sommer

1059, führen Nikolaus II. und Hildebrand abermals einen «Kreuzzug» gegen Benedikt X. Man «säubert» das Gebiet um Rom, stürmt die Kastelle des römischen Adels. Nikolaus selbst belagert seinen Gegner Benedikt in der Feste Galeria, man brennt nieder, plündert, und nach der Unterwerfung seines Beschützers, des von mehreren Päpsten mit fürchterlichen Flüchen gebannten Grafen Gerard, unterwarf sich der Gegenpapst ebenfalls und trat zurück. Von den Mauern der Burg herab, vor welcher Nikolaus mit seinen Kriegern lag, soll Benedikt die Römer gescholten, ihnen vorgeworfen haben, sie hätten ihn gegen seinen Willen zum Papst gemacht. Und da ihm sein Bistum Velletri verwehrt war, zog er sich nach Rom in ein Haus seiner Mutter bei S. Maria Maggiore zurück, doch erst nachdem ihm dreißig adlige Römer eidlich Sicherheit für seine Person und Habe und gegen üblen Trug geleistet.

Es nützte gleichwohl nichts. Der Trug folgte alsbald in Gestalt Hildebrands. Denn schon einen Monat später schickte der Kardinal Soldaten und brachte Benedikt hinter Schloß und Riegel. Hildebrand wurde seinerzeit zum Rang des Archidiakons der römischen Kirche befördert und erhielt zur Befriedigung seiner Bedürfnisse, zur «Ausstattung» seiner Stellung, die reiche Abtei des hl. Paulus vor Roms Mauern zugewiesen.

Dem entrechteten Gegenpapst aber machte man den Prozeß. Auf der Ostersynode 1060 mußte er alle erdenklichen Delikte gestehen und wurde mit beachtlichem Theater noch einmal in aller Form abgesetzt. Es half auch nichts, daß er beteuerte, man habe ihm das hohe Amt aufgezwungen. Vor dem siegreichen Konkurrenten riß man ihm Stück für Stück die päpstlichen Gewänder ab. Dann ließ man ihn zu Füßen des Nikolaus in entwürdigender Haltung ein schriftlich vorbereitetes Schuldbekenntnis verlesen, eine verlogene Liste, derart mit gräßlichen Sünden und Verbrechen gespickt, daß er sich erst nach Sträuben und unter Tränen dazu verstand, während seine Mutter, umringt von klagenden Verwandten, sich die Haare raufte, das Gesicht zerfleischte, und Hildebrand höhnte: «Höret, Ihr Bürger von Rom, die Thaten Eueres Papstes, den Ihr erkoren habt.» Die Synode verbannte ihn auf Lebenszeit in das Kloster St. Agnese bei Rom, wo man ihn

grausam schikanierte, bis er starb. Nach 1072 aber ließ ihn Gregor VII., eben jener Hildebrand, der ihn gefangengesetzt, mit päpstlichen Ehren bestatten!

Freilich wurde schon bald auch Nikolaus II. entthront, exkommuniziert und alle seine Maßnahmen für nichtig erklärt. Doch bevor man ihn tatsächlich entfernen konnte, starb er plötzlich am 19. Juli 1061 in seiner Bischofsstadt Florenz. Man sagte ihm wenig Gutes nach, ja die Gegner warfen ihm Unwissenheit vor, Leichtsinn, ein wüstes Leben.[19]

Und dann ergab sich eine neue Kirchenspaltung.

Das Cadalus-Schisma beginnt

Hildebrand hatte als nächsten Papst Anselm von Lucca ausersehen, an dessen Bischofssitz er reiste. Und gleichzeitig zog er den Normannen Richard herzu, ob erneut bestochen, wie seine Gegner sagen, oder nicht, jedenfalls war der Drahtzieher schneller als die deutsche Seite, ritt der Normanne wieder nach Rom und wütete mit dem Schwert. Denn Hildebrand samt Anhang, fast alle römischen Kardinäle, beeilten sich, ihren Mann zu erheben. Zwar mißlang die Inthronisation zunächst, da die Römer den Weg verlegten. Doch in der Nacht auf den 1. Oktober nahmen die Eindringlinge im tumultuösen Handstreich die Kirche St. Peter ad Vincula, brachte der normannische Graf, noch «das blutige Schwert umgürtet» (Hauck), den Erwählten zum Ziel, wurde die feierliche Zeremonie begangen «mit vom Kampfe blutbefleckten Händen ...» (Meyer von Knonau). Und alsbald ermahnte der neue, gänzlich von Hildebrand beherrschte Papst Alexander II. (1061–1073) die Gläubigen, sich von den weltlichen Dingen ab und dem Himmel zuzuwenden; und bekundete gewissermaßen als geistliches Regierungsprogramm: «in der Zeit unseres Dienstes wird die heilige Keuschheit der Geistlichen erhöht und die Üppigkeit der Unenthaltsamen mit den übrigen Ketzereien zerschlagen werden».[20]

Ja, alles würde gut sein und wäre gut gewesen ohne das Treiben des bösen Feindes. Gedrängt nämlich von römischem Adel, lombardischen Reichsbischöfen und Kanzler Wibert, ließ der deutsche Hof (unter der Regentschaft der Kaiserin Agnes) am 28. Oktober in Basel Cadalus von Parma, den einstigen Kanzler Heinrichs III., als Honorius II. (1061–1064) zum Papst erheben, dabei ausdrücklich die vier Wochen frühere Wahl des Bischofs von Lucca verwerfend.

Honorius entstammte einem vermögenden Veroneser Geschlecht, hatte bereits 1046 an der Etsch, gleich gegenüber Verona, das Kloster San Giorgio in Braida gestiftet und reich mit Erbgütern ausgestattet. Die Reformpartei aber liebte es, den Gegenpapst «tödliches Gift» zu schimpfen, «Herold des Teufels», «Apostel des Antichrist», «Futter für die Hölle», «den stinkigen Mist der Menschen», «die Bestie von Parma» etc. Noch im 19. Jahrhundert ist er in Donins vielbändiger kirchlich imprimierter Lesezumutung – «segensreich», wie das Lexikon für Theologie und Kirche lobt, doch «auf wissenschaftliche Gründlichkeit keinen Anspruch» machend – der «Afterpapst Honorius». Man warf ihm simonistische Häresie vor sowie großes Blutvergießen, die bewaffnete Usurpation der Papstwürde. Und bezichtigte Alexander II. im Grunde desselben. War er doch nur mit Hilfe normannischer Soldaten durch Bestechung und blutigen Kampf überstürzt und ohne Fühlung mit dem deutschen Hof in der Nacht zum Papst gemacht worden.[21]

Honorius II. zog im Frühjahr 1062 nach Italien und erschien, vom lombardischen Episkopat mit Geld und Truppen gestützt, im März vor Rom. «Hinter Dir her», höhnte Petrus Damiani, «ziehst Du ein Lager, das eher mit Gold, als mit Eisen bewaffnet ist, und so werden eher die Münzen aus den Fächern hervorgerückt, als daß die Schwerter aus den Scheiden herausgeschwungen werden.» Die Schwerter gefielen dem hl. Kirchenlehrer offenbar doch besser. «Nach dem gemeiniglichen Sprichworte brichst Du mit goldener Faust durch die eiserne Mauer.»

Aber in Rom sah die Lage grundsätzlich nicht anders aus. Der getaufte Jude Leo agitierte hier wieder für Hildebrand, den Or-

ganisator des Ganzen. Man hatte gerüstet, hatte Krieger rekrutiert, und am 14. April, am zweiten Sonntag nach der Auferstehung des Herrn, machte Hildebrand mit angeblich tausend Mann einen Ausfall, wurde jedoch mit großen Verlusten an Verwundeten und Toten zurückgeschlagen; Papst Honorius drang mit seinem Heer in die Leostadt ein. Hunderte von Leichen bedeckten bereits das neronische Feld (zwischen Engelsburg und Vatikan), viele auch trieben im Tiber. Honorius eroberte die Peterskirche, trotz heftiger Straßenkämpfe aber nicht den Lateran, da Hildebrand mit neuen Geldern neue Krieger mobil gemacht hatte.[22]

Zudem wurde Cadalus' weiteres Vordringen durch ein folgenschweres Ereignis in Deutschland gestoppt.

Der hl. Anno und sein Staatsstreich von Kaiserswerth

Nach dem Tod Heinrichs III. regierte zunächst seine Witwe, die Kaiserin Agnes, für den noch unmündigen, doch schon gekrönten Heinrich IV. Einerseits setzte sie die zuletzt gegen die Hocharistokratie gerichteten Zentralisierungsmaßnahmen des verstorbenen Monarchen fort, andererseits wollte sie führende Fürsten durch die Vergabe von Herzogtümern an die Zentralmacht binden; beides mißlang. Denn wie gewöhnlich in Übergangsphasen und unter schwachen Regierungen schlugen weltliche wie geistliche Kreise Kapital daraus, versuchten es wenigstens, und Agnes geriet ins Schlepptau ihrer Ratgeber. Dazu gehörte, nach Lampert von Hersfeld, besonders der Bischof Heinrich von Augsburg, mit dem die Witwe sehr eng kooperierte. «Deshalb konnte sie», meldet der königsfeindliche Mönch, «dem Verdacht unzüchtiger Liebe nicht entgehen, denn allgemein ging das Gerücht, ein so vertrauliches Verhältnis sei nicht ohne unsittlichen Verkehr erwachsen.»

Es kam zu Erhebungen in Sachsen, Schwaben, am Niederrhein, zu Aufständen der Friesen, der Liutizen. Wichtige Positionen der

Krone gingen verloren. Nicht zuletzt, wie stets bei lockerer Führung, erstrebte der Klerus mehr Macht und Privilegien. Zwar hatte der deutsche Papst Viktor II., der frühere Bischof Gebhard von Eichstätt, den Heinrich III. noch sterbend vor versammeltem Hof um Unterstützung des Sohnes gebeten, der Regentin treu beigestanden und die Versöhnung mit Gottfried von Lothringen, Heinrichs entschiedenstem Widersacher, zum Abschluß gebracht (S. 205 f.). Doch dann verschlechterte sich die Beziehung zum Papsttum, wurden seine Nachfolger ohne Mitwirkung der Reichsregierung erhoben. Stephan IX., gedeckt durch die immense Macht seines herzoglichen Bruders, zeigte in Deutschland monatelang seine Einsetzung nicht an, Nikolaus II. suchte und fand die Waffenhilfe der Normannen und erließ 1059 sein reichsfeindliches Wahldekret. Schließlich beendete Agnes' Regentschaft der Staatsstreich des ambitiösen, besitz- und territorialhungrigen Kölner Metropoliten.

Dieser veritable Heilige, Erzbischof Anno II. (1056–1075), besaß, wie Lampert von Hersfeld rühmt, «jede Art von Tugend in reichstem Maße», «tiefe Frömmigkeit», «große Freigebigkeit», «große Milde» usw.; ist er doch noch für moderne Kirchenhistoriker der fromme, der «menschenfreundliche Kirchenfürst» (Schreiber, Fleckenstein).

Und in Wirklichkeit?

Wie ungezählte Päpste und Bischöfe trieb auch der hl. Anno zur Stärkung seines Einflusses die obligatorische Familienpolitik. Sein Neffe Burchard, ein Schwestersohn, war 1059 Bischof von Halberstadt geworden (und blieb es, bis er 1088 starb). In Magdeburg konnte Anno 1063 seinen Bruder Werner zum Erzbischof wählen lassen, wo er immerhin fünfzehn Jahre saß. Annos Versuch freilich, 1066 auch seinem Neffen Kuno nach der Kölner Dompropstei das Trierer Erzbistum zu verschaffen, scheiterte. Die Trierer Diözesanen stürzten Kuno auf seinem Inthronisationszug bei Bitburg unter Führung des Vogts der Trierer Kirche, eines Grafen Dietrich, von einem Felsen, raubten seine reichen Schätze – und bald geschahen Wunder am Grab des Märtyrers, der Patron des Klosters Tholey und, gleich dem Onkel, heilig

wurde (Fest 1. Juni). Immerhin stellten die Steußlinger, denen die Herren entstammten, und die mit ihnen verwandten Linien in knapp achtzig Jahren nicht weniger als drei Bischöfe und drei Erzbischöfe.

Oberhirte Anno, der nicht zufällig schon seit seiner Bamberger Zeit den Patron der Ritter und Reiter, den Drachentöter Georg, besonders verehrte, auch zur Bruderschaft der Bamberger St. Georgenbrüder gehörte, war zwar heilig, aber streitbar. So rang er mit dem Abt von Stablo um den Besitz Malmedys. Er kämpfte mit dem Pfalzgrafen Heinrich, den er gefangennahm, als dieser zur Rückeroberung seiner früheren Stellung im Kölner Erzstift antrat, und machte ihn um 1059 im Kloster Gorze zum Mönch. Als der Pfalzgraf dort ausbrach und erneut gegen Anno vorging, schloß der ihn auf Burg Cochem ein und ließ ihn gefesselt ins Kloster Echternach stecken.[23]

Die Kölner haßten ihren Hirten und Heiligen so, daß sie sich 1074 gegen ihn erhoben – eine bemerkenswerte frühe Meuterei deutscher Stadtbürger. («Trotzdem», tröstet die neueste Ausgabe des Lexikons für Theologie und Kirche, «sicherten ihm Lebensbeschreibungen ... ein heiligmäßiges Andenken». Und immerhin auch eine offizielle Kanonisation!)

Anno hatte Ostern mit Friedrich von Münster in Köln gefeiert und wollte dem Kollegen für die Rückreise irgendein geeignetes Kaufmannsschiff zur Verfügung stellen. Dies war wohl gegen jedes Recht, verletzte ein «uraltes Kaufmanns-Privileg» (Stehkämper). Hatte doch schon Kaiser Ludwig der Fromme befohlen, «ihre Schiffe nicht für Unseren Bedarf wegzunehmen». Die erzbischöflichen Knechte aber beschlagnahmten ein Fahrzeug, überdies ein bereits befrachtetes, und ließen es entladen. Doch nun wehrte sich der herbeigerufene Sohn des Schiffseigners, schlug Annos Leute sowie den herbeieilenden Stadtvogt zurück, zuletzt rebellierte die ganze Bürgerschaft, wobei viele, so Lampert von Hersfeld, «den Anstifter dieses Wütens, den Teufel selber, gesehen, wie er vor dem rasenden Volk daherlief, behelmt und gepanzert, mit einem feurigen Schwert ...». Annos Diözesanen, «die Gefäße des Teufels», demolierten und plünderten seinen Pa-

last, die Kapelle, zerschlugen «alle gottesdienstlichen Geräte mit eifernder, nein geifernder Gründlichkeit», ja griffen den Erzbischof selber mit einer «Wolke von Geschossen» an. Er verbarrikadierte sich im Dom, in der «Kirche des heiligen Petrus», und konnte dann verkleidet in der Nacht durch ein Mauerloch die Stadt verlassen, für sich und seine Begleiter ganze vier Pferde unterm Leib.

Während die Kölner den König um Hilfe rufen, rückt ihr Heiliger schon mit einem Heer heran, das ihn notfalls «über Haufen von Erschlagenen auf seinen Bischofsstuhl zurückführen» will. Doch die Bürger erbitten Frieden, und Anno verspricht auch, bei aufrichtiger Reue, Vergebung, läßt aber, nach feierlichem Hochamt, alles barfuß und in Bußgewändern vor sich kriechen und kündigt für den nächsten Tag eine Sühne «für das ungeheuerliche Verbrechen nach den kanonischen Vorschriften» an. In der Nacht fliehen mehr als sechshundert Kaufleute, die Soldateska des Bischofs plündert die Häuser der Übeltäter, macht Widerstrebende nieder oder legt sie in Ketten. Anno, der Mann «von bewundernswerter Heiligkeit» (Vita Bennonis), läßt einige scheren, geißeln, verstümmeln, blenden – «willkürliche Racheakte» (His) – und alle mit schweren Vermögensstrafen belegen. Außerdem muß das Volk schwören, ihn gegen jedermann zu verteidigen und die Flüchtlinge stets als schlimmste Feinde zu betrachten, bis sie dem Erzbischof Genugtuung geleistet. «So wurde die Stadt», schreibt Lampert, «plötzlich fast völlig verödet...»[24]

Den Erzbischof Udo von Trier aber bat Anno «flehentlich», seinen Bannstrahl gegen die aufständischen Kölner, die «verunreinigte Herde», auch den Trierer Diözesanen bekannt zu machen, auf daß sie nicht «durch den in den Excommunicirten liegenden Aussatz besudelt werden, sondern daß Ihr diese Leute aus Euren Grenzen wegjagt und fortstoßet, damit nicht die Rede derjenigen, welche gleich wie der Krebs schleicht, die Eurigen bewege, so daß sie etwas von dieser Art gegen Euch zu thun sich erfrechen.»

Wie passend, daß ausgerechnet Gregor VII., doch abermals ein Heiliger, dem hl. Anno nur wenige Monate später versicherte,

unter allen Kirchen des deutschen Reiches sei ihm, dem Papst, die Kölner Kirche mit Gewißheit «die liebste Tochter» (dulcissima filia).

Freilich gab der edle Anno dann angesichts seines Todes all den von ihm Vertriebenen «nicht nur die kirchliche Gemeinschaft, sondern auch», wenn es denn wahr ist, «ihre sämtlichen Güter, die er ihnen weggenommen hat, gütigst zurück» (benignissime restituit). War Anno doch, wie Lampert auch berichtet, «bei allen Guten vor allem deshalb geschätzt, weil er unbeugsam an Recht und Redlichkeit festhielt», ein Mann, der – die gloriose Doppelbegabung und -begnadung dieser geistlichen Spezies – tagsüber zwar erfolgreicher als alle Bischöfe Kölns seit Gründung der Stadt seinen Geschäften nachging, «die ganze Nacht aber dem Gottesdienst» widmete, ja, «das Wort Gottes so eindrucksvoll, so herrlich» predigte, «daß seine Predigt selbst Herzen von Stein Tränen entlocken zu können schien ...».

Stand der Brutalist doch schon seit Jahren den Reformern nahe. Er öffnete ihnen seine Klöster von Köln bis Saalfeld; besonders Siegburg, das bald Wundergeschichten über ihn verbreitet, strahlte weithin die «Reform» aus. Und vermutlich in Siegburg, wo man noch heute – niemand zaudere! – Annos Reliquien «im kostbaren Annoschrein» der Pfarrkirche verehren kann, zeichnete ein Geistlicher um 1080/1085 auch das mittelhochdeutsche «Annolied» auf, das zumindest sein Lebensende, wohl zur Förderung der Heiligsprechung, als «imitatio Christi» schildert: «Als ein Löwe saß er vor den Fürsten, als ein Lamm ging er unter Dürftigen.» Und etwa um dieselbe Zeit zeigt die Vita Annonis den sterbenden Hirten treu besorgt um seinen Bischofssitz bis zuletzt: «Heilige Maria! Hilf schnell den Elenden, hilf schnell Köln, hilf schnell der Stadt, die bald untergehen wird.»

Noch im 12. Jahrhundert aber wirft das Volk Anno Raub vor, Ungerechtigkeit, und erklärt seine angebliche Wunderkraft und Heiligkeit als «figmenta» und «falsa». Rom zögerte denn auch ein wenig mit der Kanonisation «wegen der verwickelten politischen Verhältnisse» (Beissel). Doch die Erinnerungen an den tatsächlichen Anno wurden allmählich verdrängt, alle störenden, bela-

stenden, peinlichen Begebnisse unterdrückt, dafür die Legenden desto mehr gepflegt. Nach wiederholtem Insistieren des Abts Gerhard von Siegburg wird er 1183 durch Papst Lucius III., den Einführer der Inquisition (S. 541 f.), heiliggesprochen. War er ja, «wie keiner vor ihm, Mehrer der Gerechtsame und des Besitzes der Kölner Kirche gewesen» (Steinbach), wobei aber noch seine «bischöfliche Klosterpolitik» letztlich bloß dazu diente, «die eigene Gewalt zu stärken und die weltliche Herrschaft auszubauen» (Erkens). Denn wie ungezählte Prälaten frönte er nicht nur einem skrupellosen Nepotismus, sondern eben auch einer nicht minder skrupellosen Erwerbspolitik (allein 1065 gewann er drei Klöster) im Interesse seines Bistums wie seiner Familie, betrieb er eine generöse Vergeudung von Reichsrechten und -gütern an geistliche und weltliche Große.

Dies aber vermochte er nicht zuletzt dank seines Staatsstreiches von Kaiserswerth.

Der Kölner Metropolit, neben Adalbert von Bremen der führende Bischof des Reiches, hatte die Kaiserin zu Ostern, Anfang April 1062, auf die Rheininsel Kaiserswerth gebeten und dann heimtückisch den elfjährigen Heinrich IV. zur Besichtigung eines Schiffes überredet, um ihn zu entführen. Zwar stürzte sich der junge König, als er die Absicht des Erzbischofs erkannte, kopfüber in die heftige Strömung und wäre ertrunken, hätte ihn nicht einer der Spießgesellen, Graf Ekbert von Braunschweig, unter eigener Lebensgefahr mit knapper Not gerettet. Die Entführung nach Köln aber, einschließlich der Reichsinsignien, des Kreuzes, der hl. Lanze etc., gelang, und Kardinal Hildebrand gratulierte stürmisch dem bischöflichen Kidnapper; wie ja auch Kardinal und Kirchenlehrer Petrus Damiani nur Lob dafür hatte, während die Kaiserin, ohne jeden Versuch einer Bestrafung, sich die Macht rauben ließ, den Schleier nahm und später in ein italienisches Kloster ging.

Nach seiner Schwertleite, seinem Mündigwerden, hätte Heinrich IV. den schurkischen Seelenhirten am liebsten «mit Feuer und Schwert» gejagt; und nie verzieh er dessen hinterhältiges Verhalten, zeitlebens hinterließ es ein tiefes Mißtrauen in ihm. Vorerst

freilich war Anno der eigentliche Herr im Reich; «gewiß kein unwürdiger Bischof», schreibt Albert Hauck, doch, so auf derselben Seite: stolz, herrisch, prachtliebend, Freunde, Verwandte in unbedenklichster Weise begünstigend, nicht ohne Rechtsverletzungen auch und unversöhnlichen Haß, ja: sein Leben «ist verfehlt gewesen» – dennoch: unwürdig nicht, einer unserer «großen Männer». (Vergessen selbst hervorragende Historiker so ihren Verstand, denn Hauck meint das ernst, kann die Geschichtsschreibung des Gros' der Zunft kaum noch befremden; wenngleich Historiographie – leider ein fast utopisches Postulat – noch mehr als Verstandes- Charaktersache sein sollte, Bekundung intellektueller Lauterkeit und nicht pseudoszientifische Arschkriecherei.)[25]

Der hl. Anno aber, der durch den Staatsstreich von Kaiserswerth faktisch die Leitung des Reiches übernommen hatte, arrangierte sich – eine weitere empfindliche Machteinbuße für die Salier – mit den Kardinälen in Rom.

Das Ende des Cadalus-Schismas

Dort kam es nach all den blutigen Zusammenstößen der Krieger zweier Heiliger Väter zu einem Waffenstillstand. Herzog Gottfried konnte die Päpste bewegen, die Stadt zu räumen. Alexander kehrte nach Lucca, Cadalus, dem das Geld ausgegangen zu sein scheint, nach Parma zurück, um die Entscheidung des deutschen Hofes abzuwarten, an dem beide weiter operierten. Petrus Damiani aber beschimpfte Cadalus erneut, apostrophierte ihn wieder als «Lügenbischof», als «gleichsam ein die Flammen der Hölle ausspeiender Vesuv» und häufte die gräßlichsten Verfluchungen recht christlich auf sein Haupt: «O daß Du nicht geboren wärest oder alsbald stürbest ...» (Hier, bei den hl. Kirchenvätern, bei den Christen vom Neuen Testament an (I 143 ff!), kann man lernen – und man studiere dies! –, was Haß ist. Nirgends gibt es schlimmeren. Nirgends ist er so gehäuft. Und nirgends so ver-

heuchelt!) Doch erklärte sogar der Bischof, der Alexander II., angeblich der Gewalt folgend, inthronisiert hatte, dieser habe sich des apostolischen Stuhles durch Bestechung der Normannen wie ein eingestiegener Dieb und Räuber bemächtigt...

Unter Annos Einfluß wandte sich der deutsche Episkopat nun Alexander zu, ein weiteres Schurkenstück des Heiligen. Denn obwohl man auf der Synode zu Augsburg Ende Oktober 1062 das Urteil vertagt hatte, anerkannte der nach Rom gesandte Bischof Burchard von Halberstadt, der Neffe Annos, noch im selben Jahr Alexander II. im Namen des von ihnen hintergangenen deutschen Königs, was das Cadalus-Schisma zugunsten Alexanders entschied. Burchard bekam dafür prompt das Pallium sowie weitere Vergünstigungen, Vortragekreuz, Reitornat, Mitra, und der hl. Anno die Ernennung zum Erzkanzler der römischen Kirche. Überdies waren auch die deutschen Bischöfe wahrscheinlich durch Gold bestochen worden.

Alexander belegte am 20. April 1063 seinen Rivalen Cadalus in der Lateranbasilika vor mehr als hundert Prälaten mit dem Bannfluch wegen Simonie, vielfacher Verstümmelungen und Morde. Cadalus tat darauf vor einer Versammlung von Bischöfen und Geistlichen in Parma Alexander in den Bann. Sei er, Honorius, doch der vom König zu Recht bestellte Hirte, während seinen Gegner ja nur die Normannen, die Feinde des Reiches, erwählten, mit wölfischem Trug und nach Diebes Weise. Und warf sich, vor allem von zahlreichen italienischen Bischöfen unterstützt, erneut auf Rom, überwand zunächst die ihm auf Bergen und in Wäldern gelegten Hindernisse, sammelte im Vorfeld der Hauptstadt weitere Truppen, kaufte die Grafen, und schon entbrannte ein zweiter Stadtkrieg. In der Nacht eroberte Honorius St. Peter und residierte in der Engelsburg, während Alexander mit seinen Normannen den Lateran behauptete. Und nachdem Hildebrand, wie es hieß, drei Tage lang gebetet, trieb er die Normannen zum Angriff gegen die «Parmenser», die Haufen des Cadalus.

Man war einander ebenbürtig, mordete und raubte, streute reichlich Geld und Geplündertes unter die Schlächter, Rosse, Panzer, Pelze, Pretiosen. Länger als ein Jahr tobten die Straßen-

kämpfe. Die in Trümmer liegende pagane Kunst, schon seit über einem Jahrhundert von den christlichen Kulturpionieren in Türme, Brückenwehre, kleine Festungen verwandelt, kam dem katholischen Dialog vorzüglich zugute, indes beide Päpste verschwenderisch bestachen, beteten, Messen sangen und einander vielmals und feierlich verfluchten, wobei auch die Geistlichkeit auf jeder Seite hilfreich eingriff.

Trotz aller mörderischer Bemühungen hier wie dort kam man nicht weiter. So war selbst Alexander damit einverstanden, ein Reichskonzil entscheiden zu lassen. Doch da verließ Honorius das lombardische Heer, weil ihn sein Geld verlassen, während Alexander über die anscheinend unerschöpflichen Ressourcen des jüdischen Neuchristen Leo verfügte. Geschröpft noch von seinen Beschützern, suchte Honorius, dessen Stellung in der Engelsburg allmählich eher einer Gefangenschaft glich, nach Erlegung von 300 Pfund Silber Anfang 1064, verkleidet als Pilger, das Weite. Sein Kontrahent mochte enttäuscht genug sein, hatte er doch, recht christlich wieder, «bei der Barmherzigkeit Gottes» gehofft, daß Cadalus «auf keine Weise von da entkommen könne, als bis er für alles, wessen er durch seine Nichtswürdigkeit gegen den heiligen Petrus sich vermessen hat, in gerechter Vergütung Genüge gethan ...»

Er selbst, Alexander, wurde im Mai 1064 auf einer Synode in Mantua, auf der er den Vorsitz führte und sich, das beliebte Verfahren, vom Vorwurf der Simonie und anderer Anklagen eidlich reinigte, als Papst anerkannt, Honorius II. noch einmal als «Ketzer» verflucht. Ein letzter Überfall, den dieser eben damals unerwartet auf Mantua machte, wobei man mit großem Getöse und dem Geschrei, daß Alexander ein «Ketzer» sei, in die Kirche einbrach, scheiterte knapp.

So zog sich Cadalus in seine Diözese zurück und diente als Bischof von Parma weiter Gott dem Herrn, las Messen, weihte Priester, schickte Sendschreiben aus, alles «nach der Gewohnheit des apostolischen Stuhles» (more sedis apostolicae: Lampert), während der siegreiche Alexander jetzt unbestritten als Papst regierte. Und vieles wechselt nun wieder more majorum die

Front, wie jener einst vom hl. Leo IX. von Lothringen nach Rom gebrachte Hugo, Kardinal der heiligen römischen Kirche, der erst von Alexander II. zu Cadalus, dann von Cadalus wieder zu Alexander überging, worauf er als dessen Legat in Spanien, in Frankreich wirkte, durch die Mönche von Cluny und diverse Bischöfe offen der Simonie überführt worden sein soll, doch anscheinend ohne alle Konsequenzen.[26]

Alexander II. aber wurde in Süditalien, Sizilien, Spanien und England aktiv.

Vorläufer der Kreuzzüge in Sizilien und Spanien

Anno 1064 nahm der Papst den Normannen Wilhelm von Montreuil, den Schwiegersohn des Richard von Capua, als Vasall in Dienst. Er hatte anscheinend den ganzen Süden des Kirchenstaates zu verteidigen, wobei er das vexillum sancti Petri führte, die seinerzeit auftauchende Petersfahne. Am Gebrauch dieses Symbols, dem die Päpste, je nach Bedarf, bald eine mehr religiöse, mehr rechtliche oder politische Bedeutung beimaßen, war vielsagender Weise Hildebrand von Anfang an maßgeblich beteiligt, wenn vielleicht auch nicht geradezu sein Schöpfer. Es gab jedenfalls den päpstlichen Kriegen fortan eine besondere Weihe, gleichsam einen Kreuzzugscharakter.[26]

Der Angriff auf Sizilien, 1060/1061 begonnen, entsprang der Expansionssucht der Normannen und des Papsttums, wurde aber religiös verbrämt. Es gehe, rief Robert Guiscard seinen Rittern zu, um Befreiung der Christen aus sarazenischer Knechtschaft. Er wolle sie aus ihrem Joch erlösen und die Gott zugefügte Beleidigung rächen.

Nach Amatus von Monte Cassino, den um 1010 in Salerno geborenen Geschichtsschreiber der Normannen (zeitweilig Bischof von Capaccio-Paestum), waren diese vor allem wegen des Sizilienkrieges nach Italien gekommen. Und die normannischen

Chronisten stellen den Krieg von vornherein als Kreuzzug dar, wurde er doch auch als eine Art Kreuzzug geführt, mehr als jeder frühere Heidenkrieg. «Wir hören zu wiederholten Malen, daß die Krieger vor der Schlacht beichteten und kommunizierten, daß die Ansprachen der Führer sich weitgehend in religiösen Gedankengängen hielten, daß die Beute nach dem Siege der Kirche dargebracht oder daß an den eroberten Orten sogleich Kirchen gebaut oder feierliche Messen abgehalten wurden» (Erdmann).

Bei der Schlacht von Cerami (1063) erschien erstmals St. Georg, der spätere Patron der Kreuzfahrer, auf einem weißen Pferd, eine weiße Fahne mit dem Kreuz in der Hand. Und nach der Schlacht schickte Roger I. von Sizilien, ein Sohn Tankreds von Hauteville, einen Teil der Beute, darunter vier Kamele, an Alexander II. Der Papst spendete seiner Soldateska darauf die Absolution, sandte ihr eine geweihte Fahne und ermunterte sie, im Vertrauen auf den hl. Petrus die Sarazenen desto sicherer niederzukämpfen.

Der Sizilienkrieg wurde fraglos für die Kurie geführt, ja geradezu nach deren Anweisung. Dabei haben die Normannen, die mitunter einander selber blutig befehdeten, durch Robert Guiscard sowie seinen Bruder und Vasallen Roger Sizilien fast vollständig erobert und so den Papst als ihren Lehnsherrn zum «Obereigentümer des Landes» gemacht (Haller). 1061 fiel Messina, worauf Robert erklärte, von hier aus alle Heiden zu vertreiben. 1072 nahm er auch Palermo. Die Zahl der getöteten Sarazenen und der in die Sklaverei Verkauften überstieg nach Amatus jede Fassungskraft. Und als man nach «gänzlicher Säuberung» der Kathedrale von allen islamischen Entfremdungen eine festliche Messe feierte, glaubte man überirdischen Glanz und Engelschöre wahrzunehmen. 1091 fiel Noto. Doch zuvor war Robert Guiscard bei der Realisierung seines letzten Zieles, eines Krieges gegen das doch ganz christliche Byzanz, 1085 selbst gefallen.

Roger, Großgraf von Sizilien und Graf von Kalabrien, der bei der Befreiung der Insel von den Muslimen sogar muslimische Hilfstruppen und einen muslimischen Heerführer hatte – wie

neun Jahrhunderte später Faschist Franco seinen christlichen Kreuzzug u. a. mit mohammedanischen Mauren führte (die ihre Opfer kastrierten) –, Roger förderte Klerus und Klöster auf Sizilien, vergab Bistümer an ihm nahestehende Prälaten und errichtete «ein Netz kirchlicher Bollwerke an den Grenzen» (Tramontana).[27]

Krieg und Kirche, das hing unlöslich zusammen. Man profitierte dabei, man gewann Land, gewann Hörige, gewann Kamele, solche und solche. Bei den Kämpfen um Palermo schleppten die Pisaner ihre Beute auf sechs großen, im Hafen geraubten Schiffen davon und begannen damit den Bau ihres Domes zu Ehren der heiligen Jungfrau.[28]

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang auch der Spanienkreuzzug von 1064, die Einnahme von Barbastro.

Auf der Pyrenäenhalbinsel hatte sich seit 714 ein muslimisches Spanien gebildet (IV 303 f.). Die nordafrikanischen Mauren, von Teilen der christlichen Westgoten bei Thronstreitigkeiten gerufen und in der Entscheidungsschlacht unterstützt, hatten seit ihrer Landung 710/711 in Kürze fast ganz Spanien erobert, zunächst ein von Damaskus abhängiges Emirat gegründet, seit 929 das politisch selbständige Kalifat von Cordoba, das nach seiner Zersplitterung im 11. Jahrhundert allmählich der christlichen Reconquista zum Opfer fiel (S. 482 ff.). Doch bleibt der hohe Stand der Verwaltung im maurischen Spanien festzuhalten, die kulturelle Blüte (der Wissenschaft, Literatur und Architektur), die große Toleranz gegenüber Christen (Mozaraber) und Juden, weiter das auf Abbau gesellschaftlicher Spannungen bedachte Sozialsystem, und nicht zuletzt eine wirtschaftliche Prosperität, wie sie das Land «bis in die Moderne nicht wieder erlebt hat» (Meyers Taschen-Lexikon Geschichte).

Mitte des 11. Jahrhunderts attackierten die spanischen Christen verstärkt den Islam, und Anfang 1064 planten Ramiro I. von Aragón und sein Schwiegersohn Graf Ermengol III. von Urgel die Eroberung Barbastros, einer wichtigen Festungsstadt in Aragón (Provinz Huesca). Der König fiel dabei, doch die Stadt wurde genommen, wenn sie auch bereits 1065 wieder verlorenging. Als

sie am 18. Oktober 1100 König Peter von Aragón endgültig gewann, hatte sie zwei Moscheen, eine mozarabische Kirche und eine Synagoge.

Nun fochten beim Spanienkreuzzug 1064 aber auch Truppen anderer Länder, vor allem beträchtliche Ritterscharen aus Frankreich und Burgund, ja, der arabische Chronist Ibn-Chaijan nennt den Führer der fremden Kreuzfahrer beim Ringen um Barbastro sogar «Befehlshaber der Reiterei Roms». Was immer das heißt, der Papst hatte auch diesen Zug mit vorbereitet, hatte nicht nur den Kardinal Hugo Candidus über Südfrankreich, als man dort für den Einfall schon rüstete, nach Spanien geschickt, vielleicht als eine Art «Kreuzzugslegaten», sondern auch für die Teilnehmer an dem blutigen Unternehmen einen Ablaß verkündet, den ersten uns im Wortlaut bekannten päpstlichen Kreuzablaß. Ergo führte man den Krieg als einen heiligen Krieg gegen die Heiden, um diese «den Christen zu unterwerfen», wie Amatus von Monte Cassino schreibt. «Und sie riefen die Hilfe Gottes an, darum war Gott gegenwärtig zur Unterstützung derer, die ihn gebeten hatten. So siegten die Gläubigen in der Schlacht und ein großer Teil der Sarazenen wurde getötet; und sie dankten Gott für den Sieg, den er seinem Volk gab.» (Vgl. S. 485 f.) Bezeichnenderweise half dazu ein «Gottesfrieden», von den katalanischen Bischöfen und Fürsten 1064 verkündet, da sie, so die unumwundene Erklärung, einen Krieg führen wollten, weshalb alle, Teilnehmer wie Daheimbleibende, untereinander Frieden halten sollten![29]

Ein Jahr danach fand im März 1065 die Schwertleite König Heinrichs IV. statt, und im folgenden Jahr begann im Alter von 16 Jahren die selbständige Regierung eines Herrschers, dessen Leben wohl wechselvoller und bewegender verlief als das jedes anderen seiner Vorgänger. Und dies vor allem wegen des Konflikts mit einem der berühmtesten Päpste aller Zeiten.

5. KAPITEL

HEINRICH IV. (1065–1106) UND GREGOR VII. (1073–1085)

«Denn der Zügellosigkeit des Königs setzte weder die Vernunft ein Ziel, noch sein zunehmendes Alter, noch der Tadel irgendeines Freundes, er wurde vielmehr von Tag zu Tag schlechter, zerriß alle Bande menschlicher, um nicht zu sagen, christlicher Scheu und stürzte sich Hals über Kopf in jedes Verbrechen ...» Lampert von Hersfeld[1]

«Neu ist es aber und in allen zurückliegenden Jahrhunderten unerhört, daß Päpste die Reiche der Völker so leichtfertig teilen wollen, daß sie die Würde der Könige ... durch plötzliche Heimtücke zerschmettern, die Gesalbten des Herrn, sooft es beliebt, in den Plebejerstand versetzen wie Gutsverwalter, ihnen befehlen, die Herrschaft ihrer Väter aufzugeben, und sie mit dem Bann bestrafen, wenn sie nicht sofort zustimmen.»
Scholastikus Wenrich von Trier[2]

«Aber du sagst: Ich freilich kämpfe zur Verteidigung der Kirche Gottes, die verheert, angegriffen und überall verwirrt wird. Dir muß man wahrhaftig antworten, daß du selbst dieses Feuer entzündet hast; um es zu löschen, bringst du daher kein Wasser, sondern vielfaches Feuer, ununterbrochen hältst du die Fackel an das Feuer ... Was sitzest du also auf dem Stuhl des Apostelfürsten, der du statt der Verkündigung das blanke Schwert zum Schlagen in der Hand hältst?»
Der Ravennater Jurist Petrus Crassus[3]

«Neuheiten aber führte ohne Zweifel der ein, der gegen die Vorschriften der Väter die Erlaubnis erteilte, Meineide zu schwören, und der dadurch das Band der Einheit und Eintracht zerriß, Aufstände anstiftete, Spaltungen erregte, der Kirche und dem Reich überall Mord und Brand, Raub und Frevel und Übel ohne Zahl zufügte. Diese zwei häretischen und dem christlichen Heil ganz und gar feindlichen Übel also führte Hildebrand zweifellos ein.»
Bischof Wido von Osnabrück[4]

«Papst Hildebrand aber verwickelte sich in den Tod sehr vieler Christen, indem er fast im ganzen Römischen Reich überall den Kriegsbrand entzündete, damit König Heinrich das Reich nicht behaupte.» «Seitdem ist die Kirche geteilt, und geteilt sind auch die Bischofsämter der Kirche, und es entstanden alle möglichen Ärgernisse; seitdem breitete sich ein schwerer und lang andauernder Krieg aus ...»

Liber de unitate ecclesiae conservanda[5]

Regierungsbeginn Heinrichs

Heinrich IV. kam am 11. November 1050 zur Welt, wahrscheinlich in Goslar. 1053, kaum dreijährig, wurde er, nach der Designation durch seinen Vater, zum König gewählt und im folgenden Jahr vom Kölner Erzbischof Hermann in Aachen geweiht und gekrönt. «Die Erziehung des Königs und die gesamte Regierung», schreibt Lampert von Hersfeld, «lag in den Händen der Bischöfe, und unter ihnen hatten die Erzbischöfe von Mainz und Köln überragenden Einfluß.» Der Umgang des jungen Königs soll gewinnend, sein Wandel leichtfertig und ungezügelt, von wilden Begierden geprägt gewesen sein, wenn wir den Quellen vertrauen dürfen, die ihn auch «von schönem Körper und hoch an Gestalt» nennen.

Als Heinrich sechs Jahre alt war, starb sein Vater. Im Alter von elf Jahren traf ihn der Staatsstreich von Kaiserswerth (S. 217 ff.). Mit fünfzehn, bei seiner Schwertumgürtung, wurde er nach altem Recht mündig. Mit sechzehn begann er selbständig zu regieren und heiratete am 13. Juli 1066 Bertha von Turin, ihm schon 1055 in Zürich verlobt; mit neunzehn verlangte er von den Bischöfen die Scheidung. Dabei war Heinrich, im Gegensatz zu vielen Fürsten, ehrlich genug zu gestehen, «er könne ihr nichts vorwerfen, was eine Scheidung rechtfertige», sei aber außerstande, «die eheliche Gemeinschaft mit ihr zu vollziehen» (Lampert). Erzbischof Siegfried von Mainz, durch verlockende Versprechungen bestochen, stimmte auch zu, doch Roms Legat Petrus Damiani stemmte sich auf einer Frankfurter Synode im Oktober 1069 dagegen.

Eine offenbar komplizierte Psyche sowie die Versehrungen sei-

ner frühen Jugend erschwerten die ohnedies alles andere als leichte Regierung, während derer die unter seinem Vater und Vorgänger reformierte und erstarkte Kirche ihn, Heinrichs III. Sohn, auf Leben und Tod bekämpfte. Denn: «was den Deutschen bisher als das Erhabenste gegolten, daß ihr König zugleich König und Priester sei, wurde jetzt von Rom aus als das Verderblichste verworfen» (Hauck).[6]

Der junge rex suchte zunächst die in der Regentschaftszeit der Mutter durch den Hochadel forcierten Übergriffe auf Krongüter und Hoheitsrechte, eine «förmliche Ausplünderung des Reiches» (Epperlein), energisch zu stoppen. Dabei war es zuerst Erzbischof Adalbert von Bremen, der zum besonderen Vertrauten des jungen Monarchen wurde und sich, so Lampert, «in der gemeinsamen Regierung fast die Alleinherrschaft anzueignen schien». Auch er freilich hatte kolossale Gelder an Günstlinge vergeudet, hatte Bistümer, Abteien um ungeheure Summen verkauft und verübte zumal gegenüber Klöstern «Raubzüge mit völliger Hemmungslosigkeit». Heinrich, 1066 von den Fürsten vor die Alternative gestellt, den Bremer als Ratgeber und Mitregenten fallenzulassen oder abzudanken, gab Adalbert preis.

Vermutlich auf dessen eigensüchtige Einflüsterungen hin aber festigte Heinrich von den ausgehenden sechziger Jahren an im sächsisch-thüringischen Raum, mit dem Harz als Zentrum, seine Königsmacht. Durch Rekuperationen, Wiedergewinnung usurpierter Kronländereien, durch den Ausbau oder Neubau von Pfalzen, Reichsabteien, Burgen schuf er ihm direkt unterstellte Herrschaftskomplexe, was vor allem mittels – vorwiegend aus Schwaben stammenden – Ministerialen geschah.

Es war dies eine seit Konrad II. hervorgetretene, durch Heinrich IV. jedoch besonders geförderte, sich allmählich mehr und mehr formierende Gesellschaftsgruppe fest zu ihm stehender Funktionsträger mit wichtigen Dienstbereichen innerhalb der Politik, Wirtschaft, des Militärs, der Gerichtsbarkeit; war ein qualifizierter, gleichwohl abhängiger Kreis von Leuten, der indes keine persönlichen Abgaben leistete, auch einen eigenen Rechtsstatus, ein eigenes Standesbewußtsein bekam und später oft in

den (niederen) Adel, das Rittertum, in bürgerliche Führungsschichten vorrückte; im übrigen eine Eigentümlichkeit des deutschen Reichs und seines westlichen Grenzraums, eine Aufsteigergruppe, die in der Gesellschaft des Hochmittelalters eine prägende und nicht ganz unblutige Rolle spielte, wobei sich die Königsministerialität von den Ministerialen weltlicher und geistlicher Fürsten stark abhob.

Die Magnaten fürchteten, durch die Ministerialen allmählich zurückgedrängt, um ihren Einfluß gebracht zu werden, sie schmähten sie «vilissimos homines», «Gesindel», «Dahergelaufene», «Ohrenbläser», «Habenichtse» und bildeten die Opposition. «Der König», notierte ein loyal zu Heinrich stehender Mönch des Klosters Niederaltaich, «hatte die Mächtigen alle in Verachtung genommen, aber niedere Leute hob er empor und besorgte, was zu tun war, nach ihrem Rat, während er von den Großen nur selten einen zu seinen geheimen Plänen heranzog; und weil da vieles gegen die Ordnung geschah, entzogen sich die Bischöfe, Herzöge und andere Reichsfürsten den königlichen Geschäften ...»

So kam es zu mehr oder weniger belangvollen Auseinandersetzungen des Königs mit dem Adel, und nicht zufällig natürlich besonders im Osten, wo Heinrich auch im Winter 1068/1069 die Wenden überfallen, ihre Heiligtümer ruiniert, ungezählte Dörfer verbrannt, die Heiden scharenweise umgebracht oder weggeschleppt hat – nichts als eine Fortsetzung der üblichen Raub- und Verwüstungskriege, wie sie seinerzeit vor allem Herzog Ordulf von Sachsen führte, hartnäckiger als erfolgreich, nicht anders sein Kampfgenosse Bischof Burchard II. von Halberstadt, der Anno-Neffe, der später selber bei einem Aufruhr fiel.[7]

Demutsbekundungen des hohen Klerus

Denn auch im Reich reißen die Spannungen, die Konflikte nicht ab, wobei es zu ebenso peinlichen wie blutigen Auftritten kommt.

Zum Beispiel zwischen der Gefolgschaft des Abtes Widerad von Fulda und den Dienstmannen des Hildesheimer Bischofs Hezilo. Der prominente Kleriker, zu dessen Verwandten die Bischöfe Poppo von Paderborn und Kuno von Brescia gehörten, war unter Heinrich III. Mitglied der Hofkapelle und 1053 Kanzler für Italien gewesen, ehe er im nächsten Jahr zum Bischof von Hildesheim aufstieg. Als solcher saß er inmitten der salischen «Königslandschaft» und nutzte, wie andere führende Geistliche, Anno von Köln, Adalbert von Bremen, die Übergangsphase unter dem unmündigen Heinrich IV. unverschämt zu seinem Vorteil. Er vermochte seine Macht kaum genug zu erweitern, und wie sich sein Ehrgeiz oder seine Demut gelegentlich entfalten, welche Formen sie annehmen konnten, mag der Rangstreit an Pfingsten 1063 in der Kirche von Goslar zeigen, vor dem Altar und in Anwesenheit des jungen Königs.

Schon an Weihnachten 1062 hatten die beiden Prälaten auf einer dortigen Provinzialsynode den Ehrenplatz neben dem Erzbischof Siegfried I. von Mainz beansprucht, war es beim Aufstellen der Sitze für den hl. Vespergottesdienst zu einem Handgemenge zwischen den Kämmerern des Bischofs und des Abtes gekommen, wobei man Fäuste und Kirchenbänke schwang. Der Abt scheint sich damals durchgesetzt und neben dem Erzbischof, seinem Vorgänger in Fulda, Platz genommen zu haben, während der abgeschlagene Hildesheimer rasch verschwand.

Zum nächsten Pfingstfest in der Königspfalz zu Goslar freilich erschienen beide Herren, Bischof Hezilo und Abt Widerad, für alle Fälle mit genügend Kriegsvolk. Und die Bischofsmannen bezogen alsbald unter dem Grafen Ekbert von Braunschweig (S. 222) an geweihter Stätte, hinter dem Altar der Stiftskirche zum hl. Simon und Judas, Stellung, um auf die Dinge zu lauern, die dann auch kamen. Denn sobald das Gezänk und Gezerre der Kämmerer wegen der Sitze vor dem Altar abermals begann,

stürzten die dahinter verborgenen Bischöflichen auf die überraschten Diener des Abtes, prügelten sie erst zu Boden und dann hinaus. Von dort jedoch kehrten diese rasch mit ihren herbeigeholten Haudegen zurück. Und während schon Stiftsherren und Geistliche ihre Stimmen fromm zum Abendgottesdienst im Chor erhoben, erhoben die beiden Haufen die Waffen, wobei die Schreie der Kämpfenden, Verwundeten und Sterbenden sich eigentümlich in den Psalmengesang mischten, das Blut durch den Dom rann, die Altäre bespritzte, indes Bischof Hezilo seine Hildesheimer von einer erhöhten (und wohl etwas sichereren) Stelle, der Feldherrenposition aus, nicht ohne verdienten Erfolg zum Einsatz für die gute, die gottgewollte Sache aufpeitschte und später sogar den Seelen der gefallenen Gegner die Gemeinschaft der Kirche versagte, ja noch die Überlebenden aus ihr ausschloß. Der junge König, der hier einen erstklassigen Anschauungsunterricht zum Thema «Klerikale Demut» erhalten hatten, vor Ort, sozusagen, live, brachte sich mit knapper Not in Sicherheit. Doch sonst blieb allerlei auf der Strecke; auf seiten des Klosters u. a. Graf Reginbodo, Fuldas Bannerträger, und wahrscheinlich auch Graf Wignand. Jedenfalls, schreibt Lampert von Hersfeld, «wurden viele verwundet, viele getötet», wurden auf Gottes Altären «grausige Opfer abgeschlachtet», durchflossen «allenthalben Ströme von Blut» die Kirche, schaffte man Verletzte und Tote fort, und erst die Nacht trennte die Kämpfer. Der angeblich Hauptschuldige aber, Widerad, soll nur durch Bestechungen, durch Verschleuderung von Fuldas Klosterbesitz, seine Abtswürde behalten haben.

Und alles aus purer Demut (vgl. S. 134 f.).

Bloß einige Jahre später, 1070, stritt in Hildesheim das Gefolge des Königs mit den Leuten von Ortsbischof Hezilo, nur diesmal weder an Weihnachten noch Pfingsten, sondern am hl. Osterfest, wobei «viele» (Lampert) der Bischöflichen getötet, andere Aufrührer auf Befehl des Königs in Ketten gelegt worden sind. (Bischof Hezilo war offenbar zunächst ein Gegner Heinrichs, ging aber nach dessen militärischen Erfolgen zu ihm über.)[8]

BEGINNENDER BÜRGERKRIEG IN DEUTSCHLAND

Ein weit bedeutsamerer Zusammenstoß allerdings erfolgte noch im selben Jahr mit dem Herzog von Northeim, der, von Heinrich wiederholt verurteilt und begnadigt, von Mal zu Mal die Fronten wechselte.

Otto gebot über ein beträchtliches Territorium, teils Eigenbesitz, teils erheiratet durch seine Verbindung mit Richenza, Tochter vermutlich Herzog Ottos von Schwaben (ihr Sohn Graf Heinrich der Fette wurde der Vater der Kaiserin Richenza: S. 419). Und obwohl von Kaiserin Agnes 1061 mit dem Herzogtum Bayern belehnt, beteiligte sich Otto schon ein Jahr darauf am Staatsstreich von Kaiserswerth. Doch 1064, 1066 und 1068 wurde er in Heinrichs Auftrag in Italien tätig und war auch Kriegsteilnehmer 1063 gegen Ungarn, 1069 gegen die Liutizen.

1070 aber strengte der König gegen den Herzog ein Hochverratsverfahren an.

Heinrich IV. hat seine tiefe Abneigung gegen Otto wegen dessen Beihilfe an seiner Entführung wohl nie verwunden. Und möglichenfalls spielte bei dem Prozeß auch Neid eine Rolle, territorialpolitisch bedingte Rivalität, zumal Otto von Northeim seine Stellung am West- und Südrand des Harzes ständig zu stabilisieren, seine Macht noch zu mehren suchte – in unmittelbarer Nachbarschaft des salischen Königshauses.

Wie auch immer, ein gewisser Egino, eine sinistre, in besonders gewalttätigem Ruf stehende Figur, beschuldigte Otto 1070, zur Ermordung des Königs durch viele Bitten und Versprechungen wiederholt verleitet, somit Hochverrat begangen zu haben. Und da Otto sich dem Nachweis seiner Schuldlosigkeit (im Zweikampf) entzog, wurde am 2. August über den Sachsen in Sachsen von sächsischen Großen das Urteil gefällt, Otto für friedlos erklärt, ihm das Herzogtum Bayern genommen, sein Eigengut allerdings belassen.

Doch tat der König alles, den Herzog zu vernichten. Er ließ in Sachsen, wo er überlegen war, Ottos Burg Hanstein an der Werra bis auf den Grund zerstören, ließ seine Besitzungen verheeren,

plündern, niederbrennen, wobei man auch seine Dienstleute und Bauern abstach, angeblich sogar Kirchen nicht schonte, die er auf eigene Kosten errichtet hatte. Auch in Westfalen, wohin der König weiterzog, wurden viele weitläufige Ländereien, kostbar ausgestattete Güter der Gattin Ottos, Richenza, gebrandschatzt und dabei, wie zumindest der notorische Königsfeind Lampert behauptet, auch Frauen und Kinder schwer mißhandelt, völlig unbelastete, unschuldige Menschen – «von ihrem eigenen König, da sie nichts Härteres, nichts Grausameres von Barbaren hätten erleiden können».

Im Gegenzug überfiel Otto, laut Lampert, «mit 3000 auserlesenen und in allen Künsten der Kriegführung geübten Männern» die reichen königlichen Höfe in Thüringen und teilte deren Schätze an ihm zulaufende verelendete Bauern aus, noch mehr freilich an seine Krieger, um sie an sich zu binden. Bei Eschwege gewann er am 2. September ein anscheinend besonders blutiges Treffen gegen eine thüringische Feldschar, worauf er den Rest des Jahres mit Überfällen auf königliche und bischöfliche Besitzungen in Sachsen verbrachte, unterstützt vom Sohn des Billungerherzogs Ordulf, des jungen Magnus (1072–1106). Doch mußten beide im folgenden Jahr kapitulieren.[9]

Im Sommer 1073 aber durchflammte der Aufruhr Sachsen erneut.

Heinrich IV. hielt sich, wie schon sein Vater, bevorzugt in diesem Land auf, sei es zur Jagd oder zu Kirchenfesten oder wozu immer, was gewisse Belastungen mitbrachte (vgl. S. 97). Auch hatte er in Sachsen und Thüringen mit dem Ausbau von Burgen begonnen, und es war kaum zu verkennen, daß diese nicht nur gegen die Heiden, die Landesfeinde, dienen konnten, sondern auch der Zähmung, Verknechtung, Ausbeutung der Sachsen und Thüringer. Zudem hielt der König immer noch den Billunger Magnus auf der Harzburg gefangen, dessen Vater, Herzog Ordulf, schon im Frühjahr 1072 gestorben war, ohne daß Heinrich das erledigte Herzogtum wieder besetzt hätte.[10]

Otto von Northeim hatte sich den Verschwörern zunächst noch nicht angeschlossen. Er wurde zu diesem Schritt aber von

bischöflicher Seite gedrängt, und zwar durch keinen anderen als durch Hezilo von Hildesheim, der ihn ermahnte, «den Funken» zu pflegen und das «in glänzender Weise» zu tun, «was Du zu Hause weilend sehr deutlich gedroht hast...». Hezilo erklärt Otto, wie er seine Drohung zu vollenden habe, warnt ihn davor, nicht mitzumachen, und lockt ihn auch durch «gütige Versprechungen» des Bischofs Burchard II. von Halberstadt. Der Neffe Annos von Köln war einer der Anführer des Sachsenaufstandes, rebellierte jedoch aus keinem anderen Grund, sagt Lampert, «als aus Eifer für Gott und bloßer Rücksicht auf das allgemein Beste». Dabei hatte er erst wenige Jahre zuvor einen Heereszug gegen die Liutizen kommandiert und wiederholt Gunsterweise Heinrichs IV. empfangen.

Herzog Otto stimmte indes bald in die Vorwürfe der Sachsen ein, bezichtigte den König, ihnen «das Joch härtester Knechtschaft» auferlegt, Zwingburgen gebaut, «auf jeden Berg» Besatzungen geworfen, die Frauen und Töchter der Sachsen öffentlich seinen Truppen zur Wollust preisgegeben zu haben, ja, ganz Sachsen «durch unerhörte Erfindungen und von keinem christlichen Mund auszusprechende Verbrechen geschändet». Alles laut Lampert von Hersfeld freilich, dem zufolge der König «nach der Ausrottung des ganzen sächsischen Stammes lechzte».

Die Empörer, unter denen auch die Prälaten einen feierlichen Eid gegen Heinrich geschworen, rüsteten fast vor den Augen des Ahnungslosen, der einen Feldzug gegen Polen befohlen hatte und die Umtriebe der Rebellen für Vorbereitungen darauf hielt. Offenbar peinlich überrascht, verlegte er die Hofhaltung von Goslar auf die weit sicherere Harzburg, wo ihn bald ein größeres Heer einschloß und er sich nur fliehend in Verkleidung und bei Nacht mit wenigen Getreuen samt den – bereits vorausgeschickten – Reichsinsignien retten konnte. Auch die Bischöfe von Minden, Münster, Paderborn fielen jetzt anscheinend offen von ihm ab, während ihn die von Zeitz und Osnabrück, Eppo und Benno, begleiteten und berieten. Doch fand er wenig Freunde. Auch die süddeutschen Fürsten verweigerten sich, und eine schwere Krankheit suchte ihn heim.

Da öffneten ihm die Bürger von Worms, die ihren Oberhirten Adalbert vertrieben, die Tore, eine immerhin reiche, stark befestigte Stadt, wo er Hilfe fand, Truppen sammelte, die Wormser belohnte, vom Zoll befreite und ihr Verhalten (und seines) den anderen Städten anpries. In Sachsen, in Thüringen belagerte man inzwischen weiter Heinrichs Burgen, hungerte aus, bestach, eroberte, verwüstete. Und schließlich zog der König mit einem Heer samt einer ganzen Anzahl von Bischöfen bei übergroßem Frost, der alle Flüsse in Eis verwandelte, nach Thüringen und schloß im Februar 1074 mit den Rebellen in Gerstungen einen Kompromißfrieden, der ihn zur Vernichtung seiner Burgen verpflichtete, derenthalben er nicht zuletzt den Krieg begonnen hatte.[11]

Am schwersten fiel ihm die Schleifung der Harzburg. So ließ er lediglich die Mauern niederreißen, was den Sachsen freilich mißfiel, ihren ganzen Argwohn weckte, ihre Wut. Ohne Absprache mit ihren Großen drangen sie in die Harzburg ein, ruinierten die noch stehenden Mauerreste, auch alle übrigen Gebäude einschließlich der Kirche, zerstörten sogar die dortigen Fürstengräber, in denen Mitglieder des Königshauses lagen, ein jüngerer Bruder Heinrichs, sein ältester Sohn, natürlich auch so manche Heiligenreste, die sie höhnisch durch die Gegend warfen. Alle Welt war entsetzt, selbst Sachsens Magnaten distanzierten sich.[12]

Den Gerstunger Kompromißfrieden nutzte der König schon wenige Monate später zu einem Einfall in Ungarn, auf den allerdings, scheint es, Geisa besser vorbereitet war, während Heinrichs Truppe, ungenügend verproviantiert, überhaupt mangelhaft versorgt, schnell Hunger und Seuchen dezimierten, auch fast alle Pferde elendiglich zugrunde gingen. Nur der traurige Rest noch kehrte im Herbst zurück.[13]

Die Schlacht bei Homburg – «aller christlichen Ehrfurcht vergessend, Menschen abschlachteten wie Vieh»

Das Weihnachtsfest 1074 feierte der Hof prunkvoll und mit nicht wenigen Fürsten, zumal vermutlich aus Oberdeutschland, in Straßburg. Dabei war die Geburt des Herrn wohl weniger wichtig als die Vorbereitung des Feldzugs gegen die Sachsen, die der König intensiv betrieb, die Sachsen aber fürchteten. In zahlreichen und demütigen Bitten an Heinrich wie ihm Nahestehende suchten die sächsischen Großen den Krieg zu verhindern. Der König aber hatte nachdrücklich gerüstet, wehrte anscheinend alle Friedensbemühungen, Angebote, alles Entgegenkommen geschickt ab, feierte noch das hl. Pfingstfest und zog am 8. Juni mit einer Menge von Bischöfen und Priestern in seinem Heer los.[14]

Am 9. Juni 1075 kam es dann bei Homburg an der Unstrut zur Schlacht, wobei die Sachsen offenbar mit dem Mut der Verzweiflung fochten, weshalb auch für Heinrichs Truppen «die Blutarbeit äußerst verlustreich» wurde. Ja, schon schien es, Schwaben und Baiern würden fliehen, als nachstoßende Kräfte des Königs, darunter «das Kriegsvolk der Bamberger Kirche» (Meyer von Knonau), Luft schafften und die Sachsen schließlich, der großen Überlegenheit weichend, nach allen Seiten auseinanderstoben.

Am schlimmsten erging es dem wenig geübten «vulgus pedestre», das während der Reiterschlacht im Lager steckte. Wider dies Volk, berichtet Lampert, «wütete die feindliche Unmenschlichkeit so über alles Maß und alle Schranken hinaus, daß sie, aller christlichen Ehrfurcht vergessend, Menschen abschlachteten wie Vieh. Ein großer Teil von ihnen ertrank auch in der Unstrut, als sie sich aus Furcht vor dem dräuenden Schwert kopfüber hineinstürzten.» Die Beute an Gold, Silber, Kostbarkeiten, auch an Nahrungsmitteln war außerordentlich, weshalb man das gegnerische Lager noch plünderte, als die Nacht das Abstechen schon längst beendet hatte; auch das Abstechen übrigens «vieler ihrer eigenen Kameraden, die sie für Feinde hielten» (Lampert).

Gleichwohl, der König, meldet der Mönch weiter, «kehrte

nach Sonnenuntergang unter glückwünschenden Zurufen seiner Krieger, wie es üblich ist, ins Lager zurück, heiter gestimmt und in überschäumender Freude, hatte er doch seine schlimmsten Feinde siegreich niedergerungen, und seine Krieger brüsteten sich allenthalben höchlich damit, diese und jene von den ersten Fürsten Sachsens mit eigener Hand erlegt zu haben».

Freilich, die Helden wurden kleinlauter, ja «alle Freude» und «der Jubelgesang» – auf einem Blutacker, immerhin, mit ungezählten toten Katholiken, toten Deutschen, mit Schlachtopfern, die sie doch gerade umgebracht – schlugen ins Gegenteil um, als sie auch die eigenen Freunde und Verwandten fanden. «Von Jammern und Wehgeschrei hallte da das ganze Lager wider.» Am stärksten aber waren «Schmerz», «Trauer», «Reue», nach unserem Chronisten – der damit einen prächtigen Blick eröffnet in diese Christengemüter! – , als sich herausstellte, daß die Großen der Gegenseite, die sie angeblich niedergemetzelt, «allesamt bis auf den letzten Mann», alle noch lebten …

Nein, welch ein Jammer! Man meint, schöner, schlimmer könne es nicht kommen – und doch, es kommt. Überliefert der Hersfelder ja nun die beträchtlicher Beachtung werte Einmischung des Mainzer Metropoliten. Besonders schwer, meldet Lampert zunächst, sei es für Heinrichs Leute zu ertragen gewesen, daß sie unter so großen eignen Opfern ohne den geringsten Nutzen für das Reich ihre Hände mit dem Blute schuldloser Leute befleckt hätten. «Der König selber befürchtete stark, seine Krieger würden aus Reue über die Ströme nutzlos vergossenen Blutes unter Berufung auf religiöse Bedenken weiteren Kriegsdienst verweigern, den sie nicht ohne Sünde und Kränkung Gottes leisten könnten. Für diese höchst üble Sachlage wendete der Erzbischof von Mainz ein höchst übles Abwehrmittel an. Nach Beratung mit einigen Vertrauten des Königs trat er plötzlich vor die Öffentlichkeit und verhängte über die thüringischen Fürsten ohne die kanonische Vorladung vor eine Synode, ohne Verhör vor dieser und ohne Untersuchung nach den Kirchengesetzen durch übereilten Urteilsspruch den Kirchenbann mit der Begründung, sie hätten ihn im vorigen Jahre in Erfurt bei der zur Eintreibung der

Zehnten abgehaltenen Synode in der Kirche mit gezückten Schwertern angegriffen. Und damit es ihm nicht etwa jemand zum Vorwurf machen könne, er habe wider die kanonischen Bestimmungen unglückliche, gegenwärtig in so unentwirrbare Schwierigkeiten verwickelte Menschen zu so ungünstiger Zeit angefallen ..., behauptete er, er habe vom Papst die Erlaubnis erhalten, sie ohne die gesetzliche Frist, ohne gerichtliche Untersuchung an einem ihm günstig erscheinenden Tage durch rechtsgültigen Bannfluch aus der Kirche auszustoßen. Es konnte aber keinem Vernünftigen verborgen bleiben, worauf dieses Vorgehen in erster Linie abzielte, nämlich darauf, daß die Mannen des Königs künftig bereitwilliger und zuversichtlicher gegen die Feinde kämpften, wenn sie glaubten, sich durch deren Tötung nach ihrer Exkommunizierung keiner Sünde schuldig zu machen noch den Strafen zu verfallen, die nach den Kirchengesetzen Totschläger treffen.»[15]

Dieser Text verdient deshalb besondere Beachtung, weil er, wie heute gewöhnlich angenommen, unglaubwürdig ist. Ist er's nicht, schlimm genug, was keines Kommentars bedarf. Ist er's aber, eher schlimmer, zeigt er doch, wie hemmungslos geistliche Geschichtsschreiber drauflosgelogen haben, wenn es ihnen nützlich schien.

Nach der Schlacht stieß der Sieger nach Sachsen vor, alles weit und breit bis Halberstadt fürchterlich heimsuchend. Zumal die Habgierigen des Trosses sollen Reichtümer gehortet haben «bis zur Übersättigung». Ja, eine sächsische Quelle spricht von Frauen, die ihr Kostbarstes in Gotteshäusern retten wollten, dann aber dort geschändet und verstümmelt und samt den Kirchen verbrannt worden sind. Der Magdeburger Erzbischof Werner vermutet gar, daß, wären Laien allein in Heinrichs Heer gewesen, sie nicht gegen Kirchen und Kirchengut gewütet hätten; daß dies gerade geschah, weil «sehr viele Priester» beteiligt waren, die demnach, wie begreiflich, weniger Ehrfurcht gegenüber Kirchen hatten, haben als Laien!

Nach der Schlacht an der Unstrut mit angeblich Tausenden von Toten soll das ganze Gelände «im Umkreis von zwei oder drei

Meilen mit dem Blute der Erschlagenen» getränkt und «mit Haufen von Leichen» gefüllt gewesen sein (Lampert).

Ein schönes Erfolgserlebnis somit für den Sieger, das er, wie ihm Papst Gregor kundtat, «dem allmächtigen Gott und dem heiligen Petrus» verdankte, «vor allem ihnen»! Ergo sollte der König «aufgrund der gewährten Wohltaten» sich doch «ergebener» zeigen ...[16]

Zu Wohltaten verklärten sich dem Papst die Schlachtopfer, und so dachte der wirklich. So dachten viele Päpste. Und dieser ist nicht nur einer unter anderen, dieser ist einer ihrer größten.

Papst Gregor VII. – der «heilige Satan» tritt an

Alexander II. war am 21. April 1073 gestorben. Und er hatte, so überliefert Bischof Bonizo von Sutri, ein (dann von seinen drangsalierten Diözesanen in Piacenza geblendeter und verstümmelter) Parteigänger Gregors VII., seinen Tod mit den Worten angekündigt: «Ich werde jetzt geopfert, und die Zeit meiner Auflösung ist nahe.» Ein anderer Bischof, Benzo von Alba (Ligurien), klassisch gebildet, poetisch begabt, doch Gregors erbitterter Gegner, behauptete geradezu, Alexander wurde von Hildebrand gewaltsam aus dem Leben geräumt: «diejenigen, welche der Archidiakon gepflanzt habe, also auch diesen letzten seiner päpstlichen Vorgänger, habe er, wie dürres Gras, so lange bestehen lassen, wie er wollte, sie weggeschafft, wann es ihm paßte».

Dies gilt allgemein als vom Parteihaß diktiert. Doch lag die Zeit, in der Kuriale, darunter Päpste, beeindruckend viele Päpste getötet, noch nicht so lang zurück (V 475 ff!). Auch wurde der entschlafene Alexander auffallend rasch, schon am nächsten Tag, unter die Erde, sein Nachfolger nicht minder rasch, noch an ebendiesem Tag, auf den päpstlichen Thron gebracht. Hildebrand selbst stellt die Sache so dar: «plötzlich, als unser erwähnter Herr Papst in der Erlöserkirche dem Grab übergeben wurde, entstanden große Unruhe und Lärm beim Volk, und sie drangen wie

wahnsinnig auf mich ein; ohne mir Gelegenheit oder Raum zu lassen, etwas zu sagen, etwas zu raten, zerrten sie mich gewaltsam auf den Platz der apostolischen Herrschaft...»

Denn zu diesem Platz drängte doch nie ein Papst; nie einer, der dort Platz nahm und dann darauf klebte. Nein, vorher, vorher fühlten und fühlen alle sich dafür zu schwach, zu unbrauchbar, schlicht unwürdig, so scheint es, und sind doch, in aller Regel, nur allzu würdig dafür! Das Zaudern, Zögern, Zieren aber durch die Zeiten, es gehört zu ihrem «guten» Ton, ihrer spießig-plumpen Konklave-Heuchelei. Auch Hildebrand, der sich so beflissen und ellenbogenstark bereits zum Archidiakon hochgedient, hochgedrängt hatte, ganz gewiß in der alleinigen Absicht, Papst zu werden, auch er wollte selbstverständlich die Last nicht tragen, die Last, die ihm, wie er (schon allein deshalb suspekt) so oft behauptet, «– Gott ist Zeuge – gegen meinen Willen», «gegen meinen Willen und unter Sträuben auferlegt wurde», «mit Gewalt» (violenter).

Immer wieder kommt der so Genötigte darauf, allen möglichen Leuten unterbreitet er, «wie ich durch heftiges Drängen der Brüder geradezu gezwungen worden bin, die Last der Leitung der universalen Kirche auf mich zu nehmen». Aber es führte nur «zu bitterem, innerem Schmerz und überaus gramvollen Ängsten», und er wünschte seiner Seele «eher die Ruhe der Auflösung in Christus als ein Leben unter solchen Gefahren». (Und möchte dann doch «Tag und Nacht unter vielerlei Gefahren, ja bis zum Tod, im Weinberg des Herrn arbeiten» – aus purer Verantwortung, purer Regierungsverantwortung!) Jedenfalls, alles ging so schnell wie möglich. «Gefällt es Euch?» «Es gefällt.» «Wollt Ihr ihn?» «Wir wollen.» «Spendet Ihr ihm Beifall?» «Wir spenden Beifall.» So lakonisch das Wahlprotokoll. Für Trauer dürfte da kaum Zeit geblieben sein, am wenigsten bei dem Electus.[17]

Hildebrand war fraglos seit langem sein bester Schrittmacher selbst, der unmittelbare Urheber seiner Erwählung aber kein anderer als Kardinal Hugo Candidus (der Weiße) von St. Clemente. Eine bemerkenswert sinistre, sehr wendige Persönlichkeit, die erst für die Päpste Leo IX. und Nikolaus II. tätig war, dann mit

dem deutschen Hof zu Gegenpapst Honorius II. überging, darauf zu Alexander II. wechselte, zu Gregor VII., der ihn schließlich, als er für Gegenpapst Klemens III. (Wibert) in Aktion trat, dreimal exkommuniziert, «Einbläser und Genosse der Häresie» geschimpft hat, «Apostat und Häresiarch», auf der Fastensynode 1078 erklärend: «ihm nehmen wir jedes bischöfliche Amt, untersagen ihm so das Betreten und die Würde der genannten Kirche sowie aller anderen Kirchen aufgrund eines ewigen und unwiderrufbaren Urteils ...» Unter «Gegenpapst» Klemens III., zu dem immerhin dreizehn Kardinäle überliefen, wurde Hugo zum Kardinalbischof von Palestrina promoviert – nach 1099 verliert sich seine Spur.[18]

Hugo Candidus also empfahl noch während der Beisetzungsfeier für Alexander II. in der Lateran-Kirche Hildebrand als einen schon seit Leos IX. Tagen bewährten, einen «in allen Dingen erprobten Mann», worauf Kardinäle, Bischöfe, Priester schrien: «Der heilige Petrus hat den Papst Gregor gewählt!» und man diesen gleich in der Kirche St. Petrus ad Vincula inthronisierte. Und er, der Erhöhte, bezeigte seinem «geliebten Sohn», dem Mitbruder Hugo, dann seine Gunst – bis er ihn ausschloß. Im übrigen verstieß die ganze Prozedur, wie keiner besser wußte als Gregor, erheblich gegen alle Regeln, zumal auch gegen das Papstwahldekret Nikolaus' II. von 1059.[19]

Gregor VII. (1073–1085), bei seiner Berufung bereits über fünfzig, war ein Bauernsohn aus der Toskana, klein, unscheinbar, ja unschön und deshalb von seinen Feinden gehänselt, verspottet. Sein Geist aber war gewaltig und gewalttätig, seine Ausdruckskraft oft geballt, mitunter bestechend. Man braucht da nur ein wenig anzulesen und hat ihn bald ganz, seine Schärfe, Klarheit, Leidenschaft, seine Rachsucht, seinen Haß. Wiewohl voll sturmwindhaftem Ungestüm, zügelt, zähmt er sich doch, wenn auch nur seiner Zwecke, Ziele wegen, wenn auch nur, um letztlich zuzuschlagen, früher oder später unbändig zuzuschlagen, zu vernichten, falls man widersteht, ihm zu widerstehen wagt.

Geduld kennt dieser Mann nicht. Phantasie ist ihm fremd. Vielseitigkeit fremder als alles. Er hatte nur ein Ziel, fast ihrer

aller Ziel: Macht, Macht, Macht. Doch will er mehr Macht, mehr als sie alle, will Weltmacht, und will, inmitten der Arena, ganz persönlich, seine Machtvisionen ausagieren, an vorderster Front, an den Brennpunkten gleichsam lauter Sandkastenspiele. Denn, Ironie seines Schicksals, er kam nie dazu. Weder zum Feldzug in den Orient an der Spitze von mehr als fünfzigtausend Haudegen noch nach Spanien als Admiral einer Kriegsflotte, um König Alfons die nötige Räson beizubringen.

Ja, alle sind abtrünnig, verkommen zumal, klagt er mit dem Psalmisten, «keiner tut Gutes, auch nicht ein Einziger». Gutes geschieht für diesen Heiligen Vater – doch das ist in seiner Kirche häufig so, fast üblich –, wenn das Feindblut spritzt, auch Blut der Christen, selbstverständlich, das spielt keine Rolle, Hauptsache, man stirbt für sie, krepiert zu ihren Gunsten. «Wo ist die Hilfe», apostrophiert er mit apostolischem Segen Herzog Gottfried von Lothringen am 7. April 1074, «die Du zusagtest, wo sind die Ritter, die Du uns dem heiligen Petrus zu Ehren und zur Unterstützung zuzuführen versprachst?» Ja, wie ein Blutsauger spricht er, wo ist das Kanonenfutter, sozusagen, das Schlachtvieh?! Und nur wenn der Herzog «dem heiligen Petrus» – denn um den geht es, nicht um den Papst! – sein Versprechen hält, dann «werden wir Dich wie einen innigst geliebten Sohn halten, und Du wirst in uns, wenn wir auch unwürdig sind, einen zärtlichen Vater haben».[20]

Dieser Papst war verliebt in den Krieg, und es ist kaum ein Zufall, daß eines der ältesten ausführlicheren Zeugnisse, wenn nicht das älteste derartige Dokument überhaupt für den Glauben an Gregors VII. Hilfe aus dem Himmel, sich gerade auf den Krieg bezieht: nämlich auf den Glauben der Christen, der Papst würde vom Himmel herab in der Schlacht seinen Anhang schützen und den Erzengel Michael samt allen elysischen Heeren zu Hilfe senden.

Hildebrand, der ja schon unter seinen Vorgängern eine immer bedeutendere Rolle spielte, hat auch deren militärische Allianzen mit zustande gebracht. So das folgenschwere Normannenbündnis. So den Kampf gegen Papst Cadalus, wobei er die Römer durch Reden und Geld aufstachelte und dann als Papst selber

darüber jubelte, «welche Ehren und Triumphe» man bei der Auskämpfung jenes Streites erlangt habe. Als Archidiakon der römischen Kirche verwaltete er den Kirchenstaat und kommandierte, so die wohl zugespitzte Bemerkung Landulfs von Mailand, «im Lateranpalast residierend, die römische Miliz wie ein Feldherr».

Carl Erdmann stellte das kriegerische Engagement Hildebrands in seiner vorpäpstlichen Zeit, zumal das unter seinem unmittelbaren Vorgänger, zusammen – kaum eine schmutzige Sache, in der nicht die Finger des künftigen Heiligen steckten, ob dies nun die Gewinnung Erlembalds für die militärische Leitung der Pataria in Mailand betraf oder den Krieg des Grafen Ebolus von Roucy gegen die Muslime in Spanien «zu Ehren des heiligen Petrus» oder den englischen Eroberungszug 1066 unter Wilhelm von der Normandie, dem er später selbst schreibt: «Du weißt mit welchem Eifer ich dafür gearbeitet habe, daß Du die königliche Würde erlangtest. Dafür wurde ich von manchen Brüdern geschmäht, die es tadelten, daß ich mich so sehr für ein solches Blutvergießen bemühte.»

Wilhelms Raubzug, in dem er mit der Fahne des hl. Petrus an der englischen Küste erschien, wurde zum heiligen Krieg erklärt. Doch die gleiche, selbstverständlich kirchlich gesegnete Fahne hatte man auch zur Anheizung der Kämpfe in Mailand dem Erlembald übergeben. Und das gleiche päpstliche Zeichen hatte der normannische Graf Roger beim Beginn der Eroberung Siziliens von Alexander erhalten. Und Freund wie Feind wußten, daß hinter dem Papst Hildebrand stand, daß Hildebrand die Anregungen, die Direktiven gab.

Gregor bekundete von früh an großes Interesse an Waffen und Krieg. Seine päpstlichen Schreiben sind mit entsprechenden Wendungen gespickt. Mehr als jeder andere «Stellvertreter» bedient er sich des martialischen Jargons, beschwört er Schwert und Wurfgeschoß, Wunden und Tod, die militia Christi, militia s. Petri, christiana militia etc. Er spricht von «tüchtigen Soldaten Christi», den «königlichen Kriegern», womit er «die heiligen Bischöfe» meint; spricht vom «Schild des Glaubens», vom «Schwert Christi», «Schwert des göttlichen Wortes», «Schwert des allge-

meinen Banns», von «dem Schwert apostolischer Rache», das unheilbar «von der Fußsohle bis zum Scheitel verwunde». Immer wiederkehrt sein schon zitierter Leitsatz aus der Bibel: «Verflucht der Mensch, der sein Schwert vom Blut zurückhält.»

Allerdings werden viele Termini aus der Militär- und Kriegssprache sowohl im wörtlichen wie spirituell übertragenen Sinn verwendet, und manchmal bleibt die Deutung unklar, schwankend, vielleicht auch bewußt schillernd. Natürlich erklärt Gregor den Waffengebrauch contra justitiam für Sünde, den zur Verteidigung des Rechts aber für erlaubt, zumal den zur Verteidigung der göttlichen Rechtsordnung.[21]

Wie der hl. Gregor die bisherige Rangordnung verkehrt

Was er freilich unter Recht, Gerechtigkeit, göttlicher Rechtsordnung versteht, ist nichts andres als das, was ihm nützt, als der Vorteil für Papsttum und Kirche. «Whatever was favourable to the Roman Church system, came within the definition of justitia» (Emerton). Oder wie McCabe von Gregor sagt: «Es kümmert ihn nicht im geringsten, ob der Anspruch eines Mannes auf ein Königreich gerecht oder ungerecht war, er nahm das geweihte Banner des Papstes an und wurde sein Vasall.» Nicht das gegenwärtige Recht interessierte deshalb Gregor, sondern das Gegenteil, nicht die Aufrechterhaltung der herrschenden Rechtsordnung, sondern deren Umsturz. Ergo war, was er Unrecht nannte, «Jahrhunderte hindurch anerkanntes Recht» (Hauck).[22]

Dieser schlaue Fuchs wußte selbstverständlich, daß er das Unterste zuoberst kehrte. Daß er im Grunde die Vergangenheit nicht brauchen konnte, nicht das bestehende Recht von Staaten und Völkern, daß er etwas ganz anderes wollte: das Papsttum nicht als gleichberechtigten Partner oder gar Diener der Kaiser und Könige, sondern als ihren Herrn. Deshalb polemisiert er so erpicht gegen das Herkommen. «Falls Du dagegen», belehrt er

Bischof Wimund von Aversa, «auf das Herkommen (consuetudinem) verweist, so ist dazu anzumerken, daß der Herr sagt: ‹Ich bin die Wahrheit und das Leben.› Er sagte nicht: ‹Ich bin das Herkommen›, sondern ‹die Wahrheit›. Und gewiß ist, um ein Wort des heiligen Cyprian zu verwenden, jedes Herkommen, sei es auch noch so alt, noch so verbreitet, der Wahrheit in jedem Fall hintanzustellen und eine Gewohnheit, die im Widerspruch zur Wahrheit steht, zu verabscheuen . . .»

Hier läßt der Mann einmal die Katze aus dem Sack. Sonst steht da kaltschnäuzig das Gegenteil, erklärt er Heinrich IV., er griffe «auf die Verfügungen der heiligen Väter zurück, ohne etwas Neues, ohne etwas aufgrund eigener Erfindung zu bestimmen». «Deren Satzungen», schreibt er auch dem Bischof Heinrich von Lüttich, «bewahren und verteidigen wir, wenn wir in kirchlichen Angelegenheiten ein Urteil gefällt haben oder fällen; nicht Neuerungen oder Unsriges (nova aut nostra) tragen wir vor, vielmehr befolgen und führen wir aus, was von ihnen durch Einwirkung des Heiligen Geistes vorgetragen worden ist.»

Seine Gegner unter den Prälaten, die Andersdenkenden, beschimpft, verketzert, verteufelt er. Von ihnen sagt er, den Spieß umkehrend, sie geben, vom Satan verführt, nicht nur das Gesetz Gottes auf, sondern lassen nicht ab, es zu bekämpfen und mit aller Gewalt umzustoßen.

In Wirklichkeit stößt er um, jedenfalls, und darum allein geht es hier, die bisherige, die frühere Rangordnung. Denn er will anstelle der Fürsten, will über sie herrschen, weshalb er Herzöge und Könige schmäht, herunterputzt, sie, in einem Schreiben an Bischof Hermann von Metz, des Hochmuts, Raubes, der Treulosigkeit, des Mordes bezichtigt, »Verbrechen fast jeglicher Art, auf Betreiben des Teufels, des Fürsten der Welt»; und behauptet, sie wollten mit blinder Gier, mit unerträglicher Anmaßung die Menschen beherrschen – genau das, was doch (auch) er will![23]

Alle Primatansprüche der Päpste aber bildeten sich erst in langen Zeiträumen heraus und wurden dabei immer mehr gesteigert, kannten Ehrgeiz und Machtgier dieser demütigen Diener Christi, dieser «Knechte der Knechte Gottes», zuletzt ja kaum noch Gren-

zen. Zunächst aber hatten sie länger als zwei Jahrhunderte nie auf einer Einsetzung durch Jesus bestanden, hatten sie nie darauf gepocht, Nachfolger Petri zu sein. Vielmehr kannte die ganze frühe Kirche keinen durch Jesus gestifteten Ehren- und Rechtsprimat des römischen Bischofs. Vielmehr steht ein solcher Primat im strikten Widerspruch zur Lehre aller alten Kirchenväter, auch der berühmtesten (II 73 ff!). Doch gab man schließlich als schon längst bestehend aus, was krasse Neuerungen waren und was auf Fälschungen und Lügen beruhte (II 124 ff.).

Selbst Leo I. aber, der nicht zufällig den Beinamen «der Große» bekam und den raren Titel eines «Kirchenlehrers», wie nur noch ein einziger Papst, selbst Leo I., der in einer Zeit des politischen Zusammenbruchs den papalen Vorrang nicht hoch genug hinauftreiben, der auch, um beiläufig daran zu erinnern, die Juden nicht genug herabsetzen, verdammen, die «Ketzer» nicht genug verfolgen konnte und dem Kaiser die Religion der Liebe anpries, weil sie «die Macht der Waffen unüberwindlich» mache (!), selbst dieser «große» Leo buckelt vor dem Imperator, ja, spricht ihm Unfehlbarkeit im Glauben zu und sich die Pflicht, den kaiserlichen Glauben zu verkünden (II, 5. Kap.). Dennoch freilich tritt bereits unter Leo I. das Imperium des Papstes theoretisch gleichberechtigt neben das des Kaisers.

Nur wenige Jahrzehnte später, 495, formuliert Gelasius I. die sogenannte Zwei-Gewalten-Lehre, über ein Jahrtausend das wohl meistzitierte Papstwort, wonach «zwei Dinge» (quippe) die Welt regieren, die bischöfliche Autorität und die königliche Gewalt (II 329 ff.), und ordnet auch die bischöfliche Macht der kaiserlichen über: – es war aus den Fiktionen seiner Vorgänger zusammengeschwindelt. Und widersprach natürlich kraß den wirklichen Machtverhältnissen. Während der ganzen Antike sind die Päpste den Kaisern dienstbar, von ihnen abhängig. Und noch unter mittelalterlichen Monarchen, unter Karl «dem Großen», den Ottonen, unter so manchen noch des 11. Jahrhunderts, sind sie nicht mehr als die Befehlsempfänger ihrer Gebieter.

Jetzt aber, nachdem man allein dank der Kaiser im selbstverschuldeten Sumpf, in der eigenen Korruptheit nicht untergegan-

gen, nachdem man allein mit imperialem Beistand mächtiger geworden war, jetzt möchte Gregor VII. sich auch die Kaiser gefügig machen, auch die Kaiser absolut unterordnen. Jetzt zögert er nicht, die Dinge, die Gesetze, die Geschichte, die hierarchischen Gegebenheiten auf den Kopf zu stellen, wofür er entweder gar keine Belege hat oder sie großen klerikalen Gaunerstücken entnimmt, insbesondere den berüchtigten Pseudoisidorischen Dekretalen, den «folgenreichsten Fälschungen» aller Zeiten (V 181 ff!).

Der Papst, der Untergeordnete des Kaisers, macht sich zu dessen Herrn und will die Welt beherrschen

Die weltlichen Potentaten werden von Gregor nach Kräften degradiert. Das Königtum, erklärt er, gestützt auf Augustin, als eine Erfindung menschlichen Hochmuts, auf Antrieb des Teufels geschaffen. Es werde aber gar wohltätig, ordne es sich dem Klerus unter. Die Könige müßten den Priestern gehorchen, besonders natürlich dem Papst, dem Nachfolger des Petrus, der Herr und Kaiser sei neben Gott. «Wer von Petrus geschieden ist», behauptet Gregor VII., «vermag keinen Sieg im Kampfe, kein Glück in der Welt zu finden. Denn mit stahlharter Strenge zerstört und zersprengt er, was sich ihm entgegenstellt. Niemand und nichts ist seiner Macht entzogen.»

Der Bauernabkömmling aus der Toskana kann kaum genug betonen, «wie sehr» königliche und bischöfliche Würde differieren, wie sehr, so belehrt er am 8. Mai 1080 König Wilhelm I. von England, «die königliche Gewalt nächst Gott durch die apostolische Fürsorge und Leitung gelenkt wird» – welch ein «Abstand des höheren Ranges vom niedrigeren»! Doch indes er dem englischen König noch zugesteht, «der allmächtige Gott» habe «die apostolische und die königliche Würde, die alle anderen übertreffen, dieser Welt zu ihrer Leitung zugeteilt», schreibt er – Pfaffen

unter sich – dem Bischof Hermann von Metz, die königliche Würde habe die «menschliche Hoffart» erfunden! Einmal vom allmächtigen Gott herrührend, einmal von menschlicher Hoffart. Die bischöfliche Würde, erzählt er dem Bischof, «richtete die göttliche Barmherzigkeit ein. Jene jagt unablässig nach eitlem Ruhm, diese sucht beständig das himmlische Leben zu erlangen.»

In Wirklichkeit suchen Bischöfe und besonders Päpste, insbesondere einer wie Gregor, nichts mehr als Macht, Macht, Macht. Und berichtet er, was die Bischöfe betrifft, nicht an anderer Stelle wieder selbst (gewiß nur von jenen, die ihm nicht passen): «Die Bischöfe aber ... setzen das Gesetz Gottes beinahe völlig hintan ..., streben vermittels ihrer kirchlichen Würden nur nach weltlichem Ruhm ...» – wie die hoffärtigen Könige? Und seine eigene Eitelkeit, Ruhmsucht, sein Größenwahn sind schwer zu überbieten. «Behalte auch im Sinn», droht er dem «Kleriker» Tedald, von Heinrich IV. 1075 zum Erzbischof von Mailand ernannt, «daß die Macht der Könige und Kaiser und alle Anstrengungen der Sterblichen vor dem apostolischen Recht und der Allmacht des höchsten Gottes» – die erst nach dem apostolischen Recht rangiert – «wie Asche gelten und Spreu».[24]

Welch impertinenter Pfaffendünkel!

Doch Gregor VII. war von der fixen Idee beherrscht, die speziell seine Idee war: daß der Papst der Herr der Welt sei. Denn er, der ehemalige Mönch, der so oft die Herrschgier anderer brandmarkte, ist herrschsüchtiger als sie alle. Jedermann soll ihm gehorchen und dienen, Bischöfe und Könige. Der Papst allein soll den Vorrang vor allen haben, den Vorrang und die Vorrechte. Im Grunde verachtet er alle und will von allen geachtet sein.

Am konzentriertesten prangt sein exorbitanter Größenwahn in dem berüchtigten «Dictatus papae», in jenen undatierten, aber 1075 entstandenen 27 knappen, ungeordneten Pseudo-Rechtssätzen, die vermutlich Grundlage einer neuen Rechtssammlung sein sollten. Die bezeichnendsten davon:

«VII. Daß es allein ihm (dem Papst) erlaubt ist, entsprechend den Erfordernissen der Zeit, neue Gesetze aufzustellen, neue Gemeinden zu bilden ...

VIII. Daß er allein die kaiserlichen Herrschaftszeichen verwenden kann.
IX. Daß alle Fürsten allein des Papstes Füße küssen.
XII. Daß es ihm erlaubt ist, Kaiser abzusetzen.
XVIII. Daß sein Urteilsspruch von niemandem widerrufen werden darf und er selbst als einziger die Urteile aller widerrufen kann.
XIX. Daß er von niemandem gerichtet werden darf.
XXII. Daß die römische Kirche niemals in Irrtum verfallen ist und nach dem Zeugnis der Schrift auch in Ewigkeit nicht irren wird.»[25]

Sind diese Diktate auch großenteils aus früheren Texten abgeleitet, vor allem aus Fälschungen, so waren doch die meisten der (hier zitierten) Sätze völlig neu, revolutionär. Gregor, dessen Autorschaft heute unbestritten ist, hat sie aus sich herausgesponnen und dabei sogar die Behauptung von der Erbheiligkeit oder Amtsheiligkeit der Päpste vertreten (23): «Jeder rechtmäßig eingesetzte römische Bischof wird zweifellos kraft des Verdienstes Sankt Peters heilig.» (Die Kirche selber hat allerdings die meisten römischen Bischöfe nicht kanonisiert, wohl aber den nicht rechtmäßig, im Widerspruch sowohl zu alten Vorschriften als auch der neuesten Wahlordnung von 1059 gewählten Gregor VII.)

Der Papst also, der, ist er kanonisch gewählt, unzweifelhaft heilig wird, darf als einziger alle Urteile aufheben, während sein Urteil niemand widerrufen darf, wie ihn auch niemand richten darf. Er kann sogar Kaiser absetzen, er allein kann kaiserliche Herrscherzeichen verwenden, ihm allein müssen alle Fürsten die Füße küssen. Und solche Pharisäer predigen der Menschheit Demut!

Sapienti sat.

Selbstverständlich fehlen für einen derart eskalierenden Überheblichkeitswahn so gut wie alle historischen Belege. Die meisten dieser hypertrophen Dreistigkeiten sind aus weitgehend gefälschten Traditionen abgeleitet, besonders aus Pseudoisidor (V 181 ff!), und wohl eine reichlich überspannte Reaktion Gregors auf den Streit mit dem deutschen König und Episkopat. Nicht von unge-

fähr hatte er kurz vorher, am 7. Dezember 1074, Heinrich IV. geschrieben, «daß Du dann erst die königliche Gewalt richtig wahrnimmst, wenn Du die Erhabenheit Deiner Herrschaft dem König der Könige, Christus, zur Wiederherstellung und Verteidigung seiner Kirche dienstbar machst».[26]

Dem König der Könige? Gregor und seinesgleichen! Mit seinesgleichen jedoch kann man nicht immerfort Geschichte machen, nicht über die Jahrtausende. Mit elysischen Gespenstern schon. Das weiß das Gelichter. Ob es selber an Gespenster glaubt, ist dabei ganz unerheblich, solang es die andren daran glauben machen kann.

Sich unterwerfen wollte Gregor indes nicht nur den deutschen Herrscher, sondern auch andere, am liebsten alle.

Gregor wollte in der Tat nichts Geringeres, als die gesamte Welt seinem Kommando unterstellen. War ursprünglich der Papst dem Kaiser unter-, dann nebengeordnet, so wollte Gregor nun in rücksichtsloser Verfolgung der päpstlichen Primatgelüste alle Herrscher sich subordinieren, wobei er bevorzugt eben auf Fälschungen zurückgreift. Kaiser und Könige sollten nur noch Beschützer des Papstes, Handlanger des Klerus sein, nicht mehr wie bisher Besitzer von Kirchen mit dem Recht der Investitur, sondern hörige Schutzherrn des Bischofs von Rom, Funktionäre seines Willens. Noch der niedrigste Kleriker stand für Gregor über allen Fürsten, Herzögen und Königen, die doch nur unterjochen konnten «durch Herrschsucht, Raub, Mord, kurz durch fast alle Verbrechen». In der römischen Kirche aber sieht Gregor die Gerechtigkeit verkörpert und im Papst den allein legitimen Gesetzgeber innerhalb der christlichen Gesellschaft. Das sacerdotium kam vor dem regnum. Darin bestanden für Gregor recht eigentlich die «libertas ecclesiae» und «justitia».

Demgemäß schreibt er dem König Sven II. von Dänemark 1075: «Das Gesetz der Römischen Päpste erlangte über mehr Länder Geltung als das der Römischen Kaiser; in alle Welt ging ihre Stimme, und denen einst der Kaiser gebot, gebot nun Christus.» Nicht genug: dem irischen König Terdelvach log Gregor vor, Christus habe Petrus über alle Königreiche der Welt einge-

setzt (super omnia mundi regna constituit), also wünsche er für Petrus und dessen Nachfolger alle Gewalt «in saeculo». «Das ganze Universum muß der römischen Kirche gehorchen und sie verehren.» Ähnlich klärt er 1079 König Alfons von Kastilien auf: «Dem heiligen Petrus hat der allmächtige Gott alle Fürstentümer und Gewalten des Erdkreises unterworfen.»

Einst hatte selbst der machtbewußte Mailänder Bischof und Kirchenlehrer Ambrosius auf den Vorrang des Klerus nur in religiöser Hinsicht bestanden: «In Glaubensfragen sind die Bischöfe die Richter der christlichen Kaiser, nicht die Kaiser die Richter der Bischöfe.» Jetzt beansprucht Gregor auch namentlich über zahlreiche Länder die Oberherrlichkeit, und dies mit den abenteuerlichsten Begründungen. Über Böhmen (wo Volk und Klerus schon 1073 gegen Gregors Gesandte rebellierten), weil Vorgänger Alexander II. dem Herzog Wratislaw den Gebrauch einer Mitra zugestanden! Über Rußland, weil ein verjagter Großfürst durch einen Sohn sein Land vom hl. Petrus zu Lehen nehmen ließ. Über Ungarn, weil es Eigentum der römischen Kirche, ein Geschenk König Stefans an St. Peter sei. Sachsen hat angeblich Karl «der Große» dem hl. Petrus geschenkt. Auch Korsika, das er tatsächlich seinem Machtbereich eingliedert, gehört zu den «karolingischen Schenkungen». Ferner beansprucht der Papst kraft des gefälschten Constitutum Constantini Spanien als altes päpstliches Eigentum. Er beansprucht die Lehnshoheit auch über Sardinien, Dalmatien, Kroatien, über Polen, Dänemark, England, die er sämtlich als alten Besitz Sankt Peters ausgibt. Wie er denn noch König Philipp I. von Frankreich erklärt, daß sein Reich wie seine Seele in der Gewalt des hl. Petrus seien und dem widerspenstigen Monarchen 1075 die Exkommunikation androht.

Macht Gregor aber Lehnsoberhoheit geltend, fordert er meist kirchliche Konzessionen oder Kriegsdienst, außerdem mehrfach noch Zins, einen Lehnszins.

So zahlten die Normannen eine pensio, Demetrius-Zwonimir von Dalmatien ein tributum von jährlich 200 Goldstücken, Graf Peter von Melgueil und andere Grafen einen census.

Längst nicht überall freilich verfing die päpstliche Beutel-

schneiderei. Sardinien konnte Gregor sich nicht unterjochen, obwohl er mit dem Wahrmachen seiner «Drohungen» und den angeblichen «Eroberungsabsichten» anderer Fürsten schreckte. Ebenfalls winkten der dänische König und König Salomo von Ungarn ab. Auch in Spanien konnte Gregor über Aragon hinaus seine Dominanz nicht erweitern. Kein Glück hatte der Heilige auch in Frankreich, wo er, gestützt auf gefälschte Zeugnisse, wonach Karl «der Große» jährlich 1200 Pfund für den Papst habe sammeln lassen, ohne jedes Gefühl für das Mögliche, eine Jahressteuer von jedem Haus forderte![26a]

Doch betrachten wir einmal die Wünsche, Behauptungen und Lügen des Heiligen Vaters etwas genauer.

Papst Gregor VII. erstrebt die Königsherrschaft über Frankreich, Ungarn, Spanien u. a.

Der französische König Philipp I. (1060–1108) kümmerte sich wenig um die päpstlichen Gelüste, Mahnungen und Drohungen. Er übte die Investitur seiner Prälaten selber aus. Er schützte den Bischof von Orléans, gegen den schon Alexander II. vorgegangen war. Den Bischof von Beauvais dagegen ließ er durch die Gläubigen verjagen. So schimpft Gregor den König einen Despoten, der dem Teufel sein Ohr leihe. Er ist für ihn «der reißende Wolf und ungerechte Tyrann, der Feind Gottes und der Religion», dem er «Zerstörung der Kirchen» anlastet, «Ehebruch, ruchloseste Raubzüge, Meineide und vielerlei Betrug». Anno 1074 will Gregor zwar Philipp noch einmal gnädig sein, falls er sich fügt, falls er als «verlorenes und wiedergefundenes Schaf» sich erweise. «Wenn er aber, was wir nicht wollen, dem zuwider handelt, dann versprechen wir ihm, daß Gott (!) ihm ohne Zweifel zum Feind wird und die heilige römische Kirche, an deren Spitze wir, wenn auch unwürdig, stehen, und wir selbst ihn nach Kräften und auf jede Weise bekämpfen werden.» Doch wegen mangelnder mili-

tärischer Macht mußte sich der Papst 1075 mit einer Banndrohung begnügen, zumal er auch gegen den mächtigeren deutschen König zu kämpfen begann.

In den Bischöfen Frankreichs, die königstreu waren, sah Gregor seinerzeit «Hunde, die nicht zu bellen wagen» und forderte, sie sollten, «durch apostolische Vollmacht ermahnt und verpflichtet», sich von der Gefolgschaft und Gemeinschaft mit dem König «völlig lossagen und in der ganzen Francia jeglichen öffentlichen Gottesdienst untersagen». Wolle er freilich auch durch einen solchen Bann nicht wieder zur Besinnung kommen, «soll es – so ist unser Wille – niemandem verborgen oder zweifelhaft sein, daß wir auf alle Weise versuchen werden, die Königsherrschaft über Frankreich mit Gottes Hilfe seinem Besitz zu entreißen». Gregor vergißt nicht, daran zu erinnern, daß der Mensch verflucht sei, der sein Schwert nicht blutig mache. Sollten die Prälaten jedoch zum König stehen, werde er sie «selbst als Genossen und Komplizen seiner Verbrechen des bischöflichen Amtes entsetzen und so mit der gleichen Strafe treffen».[27]

Typisch ist für Gregor – wie für seine Kirche überhaupt –, aller Welt einzureden, daß Kirchengegner kaum mehr als Sklaven seien, gänzlich unfrei und zugrunde gehen, indes – ausgerechnet – die Gläubigen durch das Bekenntnis zu Papst und Christus zeigen können, «daß Ihr freien Geist und freie Rede habt» und so «wie tüchtige Soldaten Christi zum Gipfel jetzigen und zukünftigen Ruhms erhoben werdet».[28]

Während Gregor die Reiche mancher Monarchen erst bei Widersetzlichkeit entreißen will, beansprucht er andere von vornherein. So unterrichtet er am 28. Oktober 1074 den durch erfolgreiche Kriege gegen Byzanz und die Petschenegen hervorgetretenen ungarischen König Salomon: «Denn wie Du von den Großen Deines Vaterlandes in Erfahrung bringen kannst, ist die Königsherrschaft über Ungarn Eigentum der heiligen römischen Kirche, das einst von König Stephan mit allem seinem Recht und aller seiner Gewalt dem heiligen Petrus angetragen und ehrerbietig übergeben worden ist.»

Erstunken und erlogen. Denn nie bestand ein solches Rechts-

verhältnis zwischen Ungarn und der römischen Kirche, auch wenn der Papst dies stets von neuem behauptet, auch ein halbes Jahr später gegenüber Herzog Geisa von Ungarn freiweg, um nicht zu sagen frech erklärt, «in Wahrheit» sei das Königtum Ungarn Eigentum «des heiligen Petrus, des Apostelfürsten». Und macht, was das bedeutet, Geisa auch gleich klar. «‹Petrus› wird nämlich vom festen Fels abgeleitet, der die Pforten der Hölle zerbricht sowie mit diamantener Härte zerstört und zerstreut, was sich ihm entgegen stellt.» Wobei der Heilige Vater, der den Salomon immer mehr bedrängenden Geisa immer beflissener bevorzugt, ihn seiner «innigsten und väterlichsten Neigungen» versichert und, wenn auch etwas diplomatisch versteckt, zum Losschlagen gegen Salomon ermutigt. Denn Ungarn sollte ganz frei bleiben, keinem anderen Königreich unterworfen werden, nur, selbstverständlich, der Obergewalt seiner heiligen Mutter, der römischen Kirche. Freilich legte Geisa nach Besiegung seines Vetters keinen Wert mehr auf die päpstliche Lehnshoheit, ließ sich mit einer vom byzantinischen Kaiser Michael geschickten Krone krönen und durchkreuzte so den Hoheitsanspruch Gregors.[29]

Natürlich bringt es dieser auch nicht übers Herz, den Fürsten Spaniens zu verschweigen, daß sie dem hl. Petrus und den Päpsten unterstehen, daß Spanien der römischen Kirche gehöre.

Doch zuvor verdeutlicht Gregor in einer langen Epistel vom 28. Juni 1077 erst mal allen die Nichtigkeit irdischen Daseins, «die Bedingtheit des Menschen, die für Könige und Arme gleich ist». «Setzet Eure Hoffnung nicht auf die Ungewißheit irdischer Güter.» Nein, nur das nicht! Schafft Euch vielmehr, rät der Römer, «einen besseren und bleibenden Besitz, wo Ihr das ewige Leben zubringt. Hier haben wir nämlich keine bleibende Stätte … Und in der Tat wißt Ihr selbst und seht täglich wie hinfällig und gebrechlich das Leben der Sterblichen ist.» Also: «ständig» an das Letzte denken, an «die zukünftigen Gefahren», das strenge «Gericht», ständig sich bewußt sein, mit welcher Bitternis man «aus der gegenwärtigen Welt, die nichts taugt (!), scheiden und zur Fäulnis der Erde und zum Schmutz des Staubes zurückkehren» müsse.

Nach solch eindringlichem Präliminare kommt Gregor zum eigentlichen: «Außerdem möchten wir Euch zur Kenntnis bringen, was fürwahr nicht in unserem Ermessen steht zu verschweigen . . ., daß nämlich die Königsherrschaft über Spanien aufgrund alter Satzungen dem heiligen Petrus und der heiligen römischen Kirche zu Recht und Eigentum übertragen worden ist.»

Nachweise für diese tolle Behauptung bringt der Papst freilich nicht. Das kirchliche Eigentumsrecht auf Spanien, meint er, habe «allerdings bisher die Ungunst vergangener Zeiten und eine gewisse Nachlässigkeit (neglegentia) unserer Vorgänger verhüllt». In seiner Megalomanie schreckt er nicht einmal davor zurück, die Päpste selbst zu beschuldigen. Doch da Gott jetzt den spanischen Fürsten den Sieg über ihre Feinde gewährte, müssen sie sich auch «um Wiederherstellung und Rückgabe des Rechtes und der Ehre des heiligen Petrus und seines heiligen und apostolischen Sitzes verdient machen»; müssen sie sich «gegenüber der Ehre des heiligen Petrus und Eurer heiligen Mutter, der römischen Kirche, willfährig und hochherzig» zeigen; müssen sie wissen, «wieviel Ihr dem heiligen Apostelfürsten Petrus schuldet». Und das heißt stets dasselbe: «Eure Waffen, Mittel, Macht verwendet nicht nur für weltliches Gepränge» (was ja ohnedies «nichts taugt»), «sondern für die Ehre und den Dienst des ewigen Königs.»[30]

Waffen waren diesem Papst immer das willkommenste, falls sie für ihn fochten. Deshalb sondierte er auch im Januar 1075 bei dem Dänenkönig Sven Estridsen: «Außerdem: für den Fall, daß die heilige römische Mutterkirche Deiner Hilfe an Streitern und an weltlichem Schwert gegen die Gottlosen und die Feinde Gottes bedürfen sollte, möchten wir ebenso durch zuverlässige Botschaft wissen, welche Hoffnung wir auf Dich setzen dürfen.» Dafür ließ er dann auch etwas springen, etwas, das ihm nicht gehörte. In diesem Fall offerierte er dem Dänen als Lehen Petri wahrscheinlich Dalmatien, indem er fortfuhr: «Auch liegt nicht weit von uns am Meer ein wahrhaft überreiches Land» (provincia quedam oppulentissima iuxta mare) im Besitz feiler und feiger Ketzer, in dem wir einen Deiner Söhne zum Herzog, Fürsten und Verteidiger des Christentums zu machen wünschen, wenn Du ihn, wie es

ein Bischof Deines Landes als Deine Erwägung meldete, zusammen mit einer Abteilung ihm ergebener Streiter dem apostolischen Ruf zum Kriegsdienst zur Verfügung stellst.»

Da der Däne gar nicht reagierte, schrieb ihm der Papst Mitte April 1075 ohne jede Unmutsäußerung, mit der er doch sonst oft zur Hand war, noch einmal. Nur allgemein klagte er über gegenwärtige Könige und Vorsteher der Erde, die der Kirche nicht den nötigen Respekt zollten, ja, ihr einen bis an Götzendienst grenzenden Ungehorsam entgegenbrächten. Und kommt nach einigem Umwerben des Dänen zur Sache: auf das dem hl. Petrus zustehende Schutzrecht für das dänische Reich, das in die Lehnszugehörigkeit zum römischen Stuhl eintreten sollte.

Zur selben Zeit und in ähnlicher Absicht mischte sich Gregor VII. in Rußland ein. Und der aus Kiew vertriebene Großfürst scheint in seiner Not sogar den Papst um die Übertragung der Herrschaft über das russische Territorium ersucht zu haben, und Gregor zögerte natürlich nicht, dieses der Obhut des hl. Petrus anzuvertrauen.[31]

Auch England, bei dessen Eroberung 1066 der künftige Gregor VII. ja der eigentliche Drahtzieher war, wollte er als Papst unter seine Lehnshoheit bringen. Er versicherte König Wilhelm ein übers andere Mal seiner besonderen Zuneigung, nannte ihn «Perle unter den Fürsten», hofierte ihn als den einzigen Herrscher, der Gott und Kirche aufrichtig liebe, den einzigen Sohn der römischen Kirche überhaupt (!).

Aber als Wilhelm in England erreicht hatte, was er wollte, fand er die päpstliche Komplizenschaft entbehrlich, und es begann eine merkliche Abkühlung des anfangs so herzlichen Verhältnisses. Schon 1079 nennt Gregor den König aufgeblasen, unverschämt und frech. Am 24. April 1080 erinnert er ihn an die blutigen Verdienste, die er sich als Kardinal um Wilhelms Erhebung auf den englischen Thron erworben (S. 249), fordert von ihm «fromme Selbsterniedrigung» und verspricht dafür, er werde «in der Glorie des kommenden Gottesreiches Fürst über so viele Fürsten sein». Doch Wilhelm verlockten die jenseitigen Perspektiven nicht. Er blieb äußerlich devot, höflich, erinnerte den Papst,

daß er dem Heiligen Stuhl nur ein jährliches Almosen, den seit langem üblichen Peterspfennig versprochen, nie aber den Lehnseid. Und als der Legat Hubertus tatsächlich diesen Eid verlangte, wies ihn Wilhelm kurz ab. Er habe keine Huldigung gelobt und werde sie so wenig leisten wie seine Vorgänger. Schließlich löste er sich ganz von Gregor, ging vielleicht gar zum Gegenpapst über. Jedenfalls endeten Gregors Bemühungen in England mit einem vollen Mißerfolg. Und bald ließ ihm das rasche Vorrücken seines großen Gegners in Deutschland nicht mehr genügend Zeit, sich um die englischen Verhältnisse zu kümmern.[32]

Ein Kriegsplan nach dem andern, Suche nach Schlachtopfern oder «die Verwirklichung des Gottesreiches auf Erden ...»

Gregor VII., der große Reformer, wollte das Papsttum bereits zur Militärmacht machen und hat den hierarchischen Militarismus, überhaupt die hierokratische Politik des Mittelalters mächtig forciert. Unentwegt ging er mit Kriegsplänen um, nur durch die Ungunst der Umstände meist am Losschlagen gehindert. Gemessen an seinen Absichten aber konnte man ihn den kriegerischsten Papst nennen, der je auf Petri Stuhl gesessen.

Gregor – 1584 selig-, 1606 durch Paul V. heiliggesprochen – forderte nicht nur von der weltlichen Macht Kriege für die Kirche, sondern Kriege von der Kirche selbst. Von seinem Amtsantritt an war er eifrig mit Aufrüstung, mit Kriegsvorbereitungen befaßt. Die Kollekte und Geschenke, die laufend von England bis Spanien in Rom eintrafen, wurden von ihm zur Schaffung einer Streitmacht benutzt. Ständig sammelte er für seine wirklichen oder projektierten Attacken Soldaten, und da er immer zuwenig hatte, erklärte er es geradezu zur Aufgabe des Gläubigen, sich der «militia sancti Petri» (ein von ihm geprägter Begriff) zu weihen. Er sanktionierte auch den Angriffskrieg. Ja, er unterhielt selbst ein Heer, vor dem er hoch zu Roß erschien. Was wunder, daß es in

seinen Episteln und Synodalbeschlüssen kein Waffenverbot für Kleriker gibt! Und obwohl er keinen Anspruch auf die Truppen auswärtiger Bischöfe hatte, forderte er sie doch gelegentlich an, so 1076 vom Bischof von Trient, so 1078 vom Erzbischof Manasse von Reims. So ließ er Bischöfe, wie den Patriarchen von Aquileja, den altüblichen Amtseid noch mit dem Zusatz beschwören: «Die römische Kirche werde ich, wenn aufgefordert, mit weltlicher Kriegsmacht getreulich unterstützen.» Von den französischen Prälaten verlangte Gregor den Einsatz von «geistlichen und weltlichen Waffen». Und so sehr er – die allbekannte Doppelmoral – Blutvergießen beklagte, so sehr propagierte er den kirchlich-päpstlichen Krieg.

Carl Erdmann kommt diesbezüglich 1965 zu einer Feststellung, die, wie er betont, merkwürdigerweise in der bisherigen Forschung unterblieben sei, nämlich: «Soweit sich die Publizisten mit dem prinzipiellen Problem des Krieges beschäftigen – und das ist in erheblichem Maße der Fall –, sind alle Gregorianer für einen Krieg der Kirche, für die Anwendung von Waffengewalt um der Religion willen, während alle Kaiserlichen dagegen sind»; eine Beobachtung, die sich auch in jenen Schriften bestätigt, die den Krieg nur nebenbei thematisieren.

Da konnte es denn kaum genug Gefallene, kaum genug Schlachtopfer für seine Heiligkeit geben. «Bisher haben erst wenige von den unsern», klagt er den Getreuen des Heiligen Stuhls, «den Gottlosen bis aufs Blut widerstanden, ganz wenige für Christus den Tod erlitten.» Nein, wie schrecklich! Beißen doch nie genug für Christus recte für das Papsttum ins Gras; zumal «weltliche Krieger täglich für ihren irdischen Herrscher im Kampf stehen und den Tod zu erleiden kaum fürchten ...». Also: «Denket daran, wie viele Ritter täglich um feilen Lohnes willen für ihre Herren sterben; was aber dulden oder tun wir für den höchsten König?»

Und so bittet, mahnt, drängt der empörte, enttäuschte Pontifex immer wieder – und selbstverständlich nur «seitens des heiligen Petrus» (ex parte beati Petri), daß die Gläubigen «für den himmlischen König kämpfen», für den «himmlischen Adel» (celestem

nobilitatem), was immer das heißt. «Gregor VII.», schreiben die katholischen Theologen Seppelt/Schwaiger, «will die Verwirklichung des Gottesreiches auf Erden unter der Leitung des Papstes.»[33]

Seinen Schlächtern und Opfern aber verheißt der Papst mehr. Denn da er bei all seinen Angriffsplänen besonders auf freiwilligen Zuzug von Truppen rechnete, verbürgt er großzügig himmlischen Lohn. So lockt er Wilhelm von Hochburgund, den er zum Normannen- und Orientkrieg ruft: «Die Apostelfürsten Petrus und Paulus werden, wie wir glauben, dich und alle, die sich an diesem Feldzug mühen, mit doppelter, ja vielfacher Belohnung beschenken.» Im Krieg Heinrichs IV. gegen Rudolf von Schwaben auf der Seite des Gegenkönigs stehend, erläßt der Römer schon eine Art Ablaß: «Damit aber Rudolf das deutsche Reich regiere und verteidige, gewähren wir allen seinen Anhängern Absolution von allen ihren Sünden»; weshalb Wenrich von Trier schrieb, Gregor spräche die von Sünden frei, die angeblich für Christus einen Christen totschlügen. In seinem zweiten Kreuzzugsaufruf verspricht er: «Für augenblickliche Mühe (momentaneum laborem) könnt ihr ewigen Lohn erlangen.» In seinem letzten Appell nach dem Verlust Roms: «Bringt Hilfe, wenn ihr Sündenvergebung, Segen und Gnade in diesem und jenem Leben erhalten wollt.» Und ähnlich bei anderen Unternehmungen.[34]

Zu den ersten militärischen Maßnahmen nach Antritt seines Pontifikats gehörte Gregors Forderung an seinen spanischen Legaten, Leute für einen Kreuzzug gegen die Mauren in Spanien zu werben, das er ganz der Kirche unterwerfen wolle, da es «alter Besitz Petri» sei und niemandem als allein dem «apostolischen» Stuhl unterstehe. Gleichzeitig sandte er den Kardinal Hugo Candidus aus, wobei er ebenfalls «Petri uraltes Besitzrecht» auf die Halbinsel betonte. Ganz offensichtlich bezog er sich damit auf die «Konstantinische Schenkung» (IV 14. Kap.). «Denn was einmal nach dem Willen Gottes in das Eigenthum der Kirchen in gerechter Weise gelangt ist, das wird, so lange die Sache überhaupt bestehen bleibt, durch den Umstand der vorüberziehenden Zeit, zwar aus deren Gebrauche, nicht aber aus ihrem Rechte, außer es

habe eine gesetzmäßige Bewilligung stattgefunden, losgerissen werden können.» Ohne an die in Spanien bereits bestehenden christlichen Reiche auch nur zu erinnern, verfügte Gregor kraft bloßer Behauptungen einfach über das Land.

Der nordfranzösische Graf Ebulo von Roucy (aus der Champagne) – nach dem Urteil des Abtes Suger von Saint Denis einer der übelsten Raubritter, der sich schon mit Alexanders II. Segen zum frommen Werk gerüstet – sollte zu Ehren des hl. Petrus in Spanien einfallen und alles innehaben, dies war vertraglich vereinbart, was er den «Ungläubigen» entreiße. So rückte Ebulo denn auch mit großem Heerbann aus. Doch offenbar wurde die Expedition ein Fehlschlag; keine Chronik berichtet davon, ja, Kardinallegat Hugo Candidus, vordem ein enger Anhänger Gregors, sogar der eigentliche Papstmacher (S. 246 f.), erscheint bald danach als dessen leidenschaftlicher Widersacher.[35]

Schon in seinem ersten Papstjahr zerstritt sich Hildebrand auch mit Robert Guiscard; offenbar wollte jeder mehr Land, als ihm der andere zugestand. Der Heilige Vater bannte den Normannen auf der Fastensynode 1074 und rüstete zugleich zum Krieg wider ihn. Von allen Seiten rief er Hilfe herbei, und die meisten versprachen sie auch – der hl. Petrus werde sie belohnen, schrieb er.

Ein Kreuzzug mit zwei Damen fällt ins Wasser

Gregors Hunger nach Krieg – falls es, doch das ist die Regel auch bei andren Herren, nicht nach seinem Kopf ging – war so groß, daß er zur selben Zeit, als er militärische Attacken gegen Robert Guiscard (eventuell auch gegen den französischen König) plante, überdies eine Orientinvasion erwog.

Heiligkeit ventilierte durch das ganze Jahr 1074 nichts Geringeres als einen aufwendigen Kreuzzug zunächst wider die Türken zur angeblichen Befreiung des byzantinischen Reiches, dann zur Eroberung Jerusalems, wobei Gregor zugleich die Rückgewinnung der seit 1054 getrennten Ostkirche erhoffte. Monate, viel-

leicht Jahre ging er damit um. Denn, so verbreitete er am 1. März 1074, von vielen erfahren zu haben, «daß das Volk der Heiden kraftvoll gegen das christliche Imperium erstarkt ist und mit beklagenswerter Grausamkeit schon beinahe bis an die Mauern von Konstantinopel heran alles verwüstet, in tyrannischer Gewalt besetzt und viele tausend Christen wie Vieh getötet hat». Ähnlich schrieb er am 7. Dezember 1074 an Heinrich IV.: ein sehr großer Teil der Christen werde «durch ein unerhörtes Gemetzel von den Heiden vernichtet und wie Vieh in einem fort täglich hingeschlachtet und so das christliche Volk zunichte». Darum wollte er von Italien bis Dänemark 50 000 Glaubenskämpfer sammeln und dann selber als «Heerführer und Bischof» (dux et pontifex) an die Spitze der Truppe treten (me pro duce habere...), während König Heinrich unterdessen den Schutz der römischen Kirche übernehmen sollte – «damit Du sie nicht nur als Deine heilige Mutter bewachest, sondern auch ihre Ehre verteidigest». Kein Wunder, daß Gregor jetzt dem König eindringlich seine aufrichtige Liebe erklärt.

Um den Orientkrieg aber führen zu können, beteuert der Heilige nicht nur, die Christen müßten im Osten «wie Tiere» (quasi pecudes) leben, sondern auch, sie würden zu Tausenden umgebracht, «obwohl», so Katholik Kühner, «auch nicht ein Schimmer dieser grotesken Behauptung zutraf». Tatsächlich flohen dort zwar viele Armenier vor den Türken, ungezählte Christen aber traten zum Islam über (freilich ein Kreuzzugsgrund!), widerfuhr später ja selbst bei der wiederholten Einnahme Jerusalems durch die Türken keinem Christen ein Leid.

Gregor VII. jedoch wollte «mit bewaffneter Hand ... bis zum Grab des Herrn unter dessen eigener Führung» ziehn. Und natürlich wollte auch er selbst «Führer» sein; praktisch dasselbe. Denn der «Herr» wird immer nur vorgeschoben, und die Herren stehen dahinter, wollen sie die Völker scheren oder schlachten, und eines von beiden wollen sie immer, immer – was sie «weiden» nennen. Aber können Schafe dies kapieren? Und doch: keine Erkenntnis ist hier wichtiger.

Sehr theo-logisch rechtfertigt der Papst seinen projektierten

Großkrieg mit Jesus, «denn wie er selbst sein Leben für uns einsetzte, müssen auch wir für unsere Brüder unser Leben einsetzen». (Bis in den Ersten und Zweiten Weltkrieg hinein verbindet man derart, immer gleich widerlich und bar jeder Scham, den evangelischen Pazifisten mit den ungeheuerlichsten Völkerschlachten.)

Gregor datierte seine Schreiben, wohl ein singulärer Fall in der Papstgeschichte, «aus dem Feldlager» (Data in expeditione). Aber als sich seine Streitmacht nach umfangreichen Vorbereitungen im Juni 1074 bei Rom sammelte, wollte er sie nicht in den Orient schicken – sondern gegen die Normannen, deren Herzog ihm opponierte. Im August 1073 hatte Landulf VI. von Benevent, im September der Fürst Richard von Capua Gregor gehuldigt. Nur Robert Guiscard versagte sich seinen Wünschen, weshalb ihn der zornbebende Pontifex zwar einkreiste, doch Robert sein Reich ausdehnte, Amalfi unterwarf, ins Fürstentum Capua, in den Kirchenstaat vordrang, so daß ihn Gregor 1074 bannte.

Der Papst hatte in einem Aufruf geprahlt, der Truppen nicht gegen die Normannen zu bedürfen, mit denen er selber fertig werden wollte. Doch scheiterte alles noch in den Anfängen an der Rivalität der Fürsten. Einer nach dem anderen der «Getreuen Sankt Peters» sprang ab. Von Salerno bis Frankreich blieben die Krieger aus, und dann lief auch der Rest seiner Soldateska auseinander.[36]

Aber Ende des Jahres 1074 kam Gregor noch mehrmals und sogar mit großer Emphase auf sein Kreuzzugsprojekt zurück, bei dem er als «Heerführer und Bischof» in den Orient ziehen und an seiner Seite, merkwürdig genug, zwei Damen haben wollte: die alte Kaiserin Agnes (vielleicht als Anstandsdame?) und die noch ziemlich junge Markgräfin Mathilde von Tuszien, die comitissa et ducatrix, damals gerade 28 Jahre alt und zeitlebens seiner Heiligkeit derart zugetan, daß man, darunter sehr viele Bischöfe, beide eindeutig zweideutiger Beziehungen bezichtigte. Dagegen machten spätere christliche Autoren die zweimal Verheiratete fast zu einer Nonne, einer Jungfrau jedenfalls.

Es ist wohl klar, daß der Papst auch große Stücke auf die, wie er

sagt, «ruhmreiche Beatrix» von Tuszien hielt, die Mutter. Wiederholt bekundet er, «wie stark die Liebe ist, mit der wir Euch eng verbunden sind». Die beiden «innigstgeliebten Töchter des heiligen Petrus» besaßen schließlich nicht nur ein kolossales Territorium, sondern geboten auch über dementsprechende militärische Macht. Und Gregors Liebe – dem Himmel Dank – war alles andere als einseitig. Nein, die Damen, bezeugt er wieder selbst, mühten «Tag und Nacht sich (die noctuque) uns zu unterstützen». Ihre Anhänglichkeit erinnert ihn «häufig» an jene Bibelfrauen, die den totgeglaubten Herrn im Grabe suchten «vor allen Jüngern in wunderbarer Liebesglut ...».[37]

Mathilde von Tuszien (1046–1115), Tochter des 1052 liquidierten Markgrafen Bonifatius und der Gräfin Beatrix von Tuszien, war mit dem Herzog von Niederlothringen, Gottfried IV. dem Buckligen, dem treuesten Anhänger Heinrichs, verheiratet. Doch die Ehe erwies sich als Katastrophe. Seit 1071 lebte Mathilde ständig von ihm getrennt und kinderlos auf ihren umfangreichen italienischen Ländereien – um die sich dann das ganze 12. Jahrhundert Kaiser und Päpste raufen –, indes den Herzog die heimischen Geschäfte so beanspruchten, «daß er kaum alle drei oder vier Jahre einmal die italienische Mark besuchte» (Lampert). Der Papst aber vermittelte nicht zwischen den beiden, sondern vertiefte das Zerwürfnis. Und als Gottfried sein Gegner wurde, war er kurz darauf, im Februar 1076, eine Leiche, auf einem seiner Feldzüge grauenhaft gemeuchelt – und der Friesenfürst, der mutmaßliche Urheber des Mordes, blieb dem Papst der «in Christus geliebte Sohn»; wie die junge Mathilde die «in Christus geliebte Tochter» oder «getreue Magd des heiligen Petrus», auch «teuerste und getreueste Tochter des heiligen Petrus» genannt.

Mathilde hatte bereits mit ihrer Mutter ein straffes politisch-militantes, auch die päpstlichen Kriegsvorhaben wider Sarazenen und Normannen (1074) förderndes Regiment geführt, hatte überhaupt, wie Gregor selbst bekennt, die römische Kirche «ganz und gar» unterstützt (penitus – ein Adverb, das eng mit penis zusammenhängt, wörtlich tief hinein bedeutet, bis auf das Innerste).

Und als Mathildes Mutter 1076 starb, im selben Jahr, in dem auch Mathildes Mann so brutal verblich (S. 280), wurde sie eine der stärksten Stützen des Heiligen Vaters, politisch, militärisch, wie auch immer. Denn vielleicht sah die vaterlos Aufgewachsene in dem faszinierend gebieterischen Hierarchen ja nicht nur den Heiligen Vater.

Und vielleicht überhaupt nicht nur den Vater. (Erst nach Gregors Tod schloß sie auf Wunsch Papst Urbans II. eine politisch motivierte Scheinehe mit dem 25 Jahre jüngeren siebzehnjährigen Welf V.)

Zu Gregors Zeiten lebte Mathilde, so erzählt der Hersfelder Mönch, «in einer Art Witwenstand» und hielt sich «ständig an der Seite des Papstes als seine unzertrennliche Begleiterin und verehrte ihn mit außerordentlicher Zuneigung. Da nun ein großer Teil Italiens ihrer Herrschaft unterstand und sie an allen Gütern, die die Sterblichen als die höchsten schätzen, weit mehr besaß als die übrigen Fürsten des Landes, war sie stets rasch bei der Hand, wenn der Papst ihre Hilfe brauchte, und gewährte ihm wie einem Vater oder Herrn eifrig ihre Dienste. Daher konnte sie dem Verdacht unzüchtiger Liebe nicht entgehen, denn die Anhänger des Königs und besonders die Geistlichen, denen der Papst die unerlaubte, wider die kanonischen Gesetze verstoßende Ehe verbot, streuten überall aus, der Papst suhle sich Tag und Nacht schamlos in ihren Umarmungen, und sie sei durch die verstohlene Liebe zum Papst so gefesselt, daß sie nach dem Verlust ihres Gatten eine zweite Vermählung ablehne. Doch allen Vernünftigen war es sonnenklar, daß diese Beschuldigungen falsch waren.»[38]

Natürlich hat Lampert dafür handfeste Beweise.

Zunächst einmal den Papst selbst. Denn sein «so reines, so apostolisches Leben» – die Apostel waren bekanntlich verheiratet und führten ihre Frauen noch auf ihren Missionsreisen mit –, «die Erhabenheit seines Wandels», das war von vornherein über jeden Verdacht erhaben; zumal ja auch sonst die Heiligen Väter, dürfen wir ergänzen, durch die Jahrhunderte ganz so zölibatär lebten wie ihr Klerus. Weiter hätte ein Verhältnis am Hof und «in der volkreichen Stadt» überhaupt nicht verborgen bleiben können;

denn derartiges, zumal mit einem Papst, spielt sich doch allemal in aller Öffentlichkeit ab. Und endlich insistiert unser Mönch auf die häufig durch Gregor gewirkten Zeichen und Wunder, seinen glühenden Eifer für Gott und die Kirche; nein, all dies sicherte ihn «hinlänglich gegen die giftigen Zungen der Verleumder».[39]

Mathilde wurde von den Gregorianern als miles s. Petri, als eine Deborah und Jael gefeiert. Und schenkte sie sich dem Heiligen Vater, der sie seinerseits, immerhin, «auf jede uns mögliche Weise lieben» wollte und liebte, vielleicht auch nicht selbst – dies dürfte ein immerwährendes Geheimnis bleiben –, so schenkte sie doch ihm bzw. der römischen Kirche gegen 1080 ihr gesamtes gewaltiges Eigengut in Italien und Lothringen, wenn sie auch das volle Verfügungsrecht darüber behielt.

Nicht uninteressant ist Gregors Brief an Mathilde vom Dezember 1074. Hier schreibt er nämlich, wie er «vor Scham erröte», irgend jemandem zu sagen, wie sehr er trachte und wünsche, das Meer zu überqueren, um den durch die Heiden wie das Vieh abgeschlachteten Christen mit Christi Gunst zu Hilfe zu kommen. Warum aber errötet Gregor dabei? Niemandem wagt er es zu gestehen – nur Mathilde. «Doch zögere ich nicht, dergleichen Dir mitzuteilen, oh teuerste Tochter voll Liebe; wieviel ich von Deinem Eifer und Deiner Klugheit nach Möglichkeit erwarte, könntest Du selbst kaum in Worte fassen.» Und fleht, «lasse es Dir zutiefst angelegen sein, soweit Du nur kannst, Deinen Rat, ja Deinem Schöpfer Hilfe zu gewähren . . .». Mathildes Mutter müsse zu Hause bleiben «zum Schutz der gemeinsamen Angelegenheiten»; aber «viele Krieger», glaubt er, kämen mit und auch die Kaiserin «um des Gebetes willen». Und er würde «sehr gerne im Schmuck solcher Schwestern das Meer überqueren, um für Christus notfalls mein Leben einzusetzen, zusammen mit Euch, die ich mir stets im ewigen Vaterland verbunden wünsche». Und drängt zum Schluß wieder: «Laß es Dir angelegen sein, möglichst schnell zu antworten, was Dich über diese Angelegenheit und Dein Kommen nach Rom dünkt . . .»

Und während der Papst mit Mathilde und seinen Streitern im Orient Krieg macht, soll König Heinrich IV. zu Hause die päpst-

liche Kirche schützen! «Bisher habt ihr tapfer gekämpft für vergänglichen Lohn», ruft Gregor vor allem den «ultramontani» zu, «kämpfet jetzt tapferer für jenes Lob und jenen Ruhm, der alle Wünsche übersteigt».[40]

Beginnender Machtkampf und altes metaphysisches Schmierentheater

Papst und König waren zunächst durchaus an Frieden interessiert. Gregor bekundet deutlich sein Wohlwollen, und Heinrich erkannte Gregors Wahl an, obschon der Gewählte die Rechte des Königs mißachtet, diesem weder die Thronbesteigung angezeigt noch eine Wahlbestätigung durch ihn erbeten hatte. Und die Art, wie Gregor die Kirchenreform in Deutschland betrieb, konnte die Beziehungen nur verschlechtern, übrigens auch gegenüber dem Gros des hohen deutschen Klerus. Hetzte der Papst noch ganz offen die Geistlichen auf, ihren Bischöfen nicht zu gehorchen, widersetzten sich diese seinen eigenen Weisungen.

Hinzu kam der scharfe Konflikt zwischen König und Kurie wegen des Erzbistums Mailand. Seit 1070 standen sich hier der vom König ernannte Erzbischof Gottfried und der von den Patarenern erhobene Erzbischof Atto gegenüber, d. h. Gottfried lebte fast vergessen in der lombardischen Provinz, Atto unter päpstlichem Schutz in Rom. In Mailand selber ging es hoch her. Im Frühjahr 1075 hatte eine angeblich von den Patarenern gelegte Feuersbrunst die halbe Stadt und den Dom zerstört, in einer Straßenschlacht siegten die nun breitere Unterstützung findenden Gegner der Pataria und baten Heinrich IV. um sein Eingreifen. Er ließ über die Patarener die Reichsacht aussprechen und investierte 1075 den königlichen Kaplan Tedald zum neuen Erzbischof, während der Papst an Atto festhielt, ja die königliche Einsetzung der Bischöfe grundsätzlich verwarf.

Gleichwohl hatte Gregor vor geraumer Zeit noch «Worte voller Süße und Gehorsam» von Heinrich empfangen, wie sie «we-

der er selbst noch seine Vorgänger den römischen Bischöfen übermittelt haben». Nicht genug: Heinrich bekannte sich als Simonist und Entfremder von Kirchengut, wenn auch wohl nur wegen der Bürgerkriegssituation in Sachsen. Immerhin machte auch Gregor gewisse Zugeständnisse, schickte zwar nicht Worte voller Gehorsam über die Alpen, aber, am 7. Dezember 1074, «dem ruhmreichen König Heinrich Gruß und apostolischen Segen», «mit Sicherheit» von Gott erwartend, es werde noch zutage treten, daß er ihn «mit ehrlicher Zuneigung liebe». Allerdings gab der ebenso mißtrauische wie machtgierige Papst auch von Anfang an zu erkennen, «wie sehr wir ihm nützen und wie sehr wir ihm schaden können, falls wir die helfende Hand abziehen ...».

Klar, der deutsche König brauchte nur nach römischer Pfeife zu tanzen ... «Wenn er auf uns hört, freuen wir uns über sein Heil nicht anders als über unser eigenes ...» Wenn er «unsern Mahnungen und Ratschlägen beipflichtet ...». Ja, wenn! «Gegen ihn», schreibt Gregor 1073, «dürfen und möchten wir fürwahr keinen Haß üben, es sei denn – was ferne sei! –, er wollte sich als Gegner der göttlichen Religion erweisen.»[41]

Der Papst offenbarte immer mehr Züge seiner Herrschsucht. Er wollte nicht nur die Simonie beseitigen und das Zölibat einführen, er erstrebte auch die Investitur des Klerus, die er auf der Fastensynode 1075 allen Laien, auch dem König, ausdrücklich verbot. Da aber mit der Investitur die Verfügung über die Temporalia verbunden war, über den Gesamtbesitz einer Kirche, über alle Rechte und Güter, die keinen direkten geistlichen Charakter hatten, verlor der König beim Verlust der Investitur auch die Verfügung über das gesamte Kirchengut. Dieses Gut nämlich war nicht Besitz im strengen Sinn des Wortes, die Bischöfe hatten nur ein Nutzungsrecht, das Bischofsgut war in Wirklichkeit Reichsgut, von den Königen seit mehr als einem Jahrhundert den Prälaten übertragen. Entfiel somit die Investitur (und der damit verknüpfte Lehnseid) durch den König, waren die Bischöfe von ihm unabhängige Fürsten, sie schuldeten nicht mehr dem König Unterordnung, Gehorsam, sondern nur noch dem Papst.

Heinrich, der sich das nicht bieten lassen konnte, der die In-

vestitur um so entschiedener fordern mußte, als sie seine Vorgänger unwidersprochen gehandhabt hatten, protestierte nicht gegen das päpstliche Verbot, er ignorierte es. Wie immer investierte er die Bischöfe Huzmann von Speier, Heinrich von Lüttich, Ruotpert von Bamberg. Ebenso ernannte er neue Äbte in Lorsch und Fulda, wo man sich bei der Abtswahl, meldet Lampert, «mit aller Kraft um die Wette» anpries: «der eine versprach goldene Berge, der andere ungeheure Lehen aus den Fuldaer Besitzungen, ein dritter außergewöhnliche Dienstleistungen für das Reich, und alle wahrten nicht Maß noch Ziel in ihren Angeboten» – bis Heinrich dem Ehrgeiz der Kandidaten kurz entschlossen ein Ende machte.[42]

Und dann mischte sich der deutsche König eben in Italien ein, und zwar in dem für Gregor empfindlichsten Punkt.

Der Papst hatte zunächst noch abgewartet und zögerte wohl um so mehr, als Heinrich erst Anfang Juni die Sachsen geschlagen (S. 242 ff.), als ihr Übermut, wie ihm Gregor im September schreibt, «nach Gottes Urteil von Dir zerschmettert worden ist». Zwar schmerzlich für den Heiligen Vater, «weil vieler Christen Blut vergossen» wurde; um Heinrichs willen aber erfüllt es ihn «mit Freude». Doch wie in Deutschland ernannte und investierte der Salier auch in Italien neue Prälaten, nicht nur im Norden, in Mailand, sondern auch in Mittelitalien, in Fermo und Spoleto, nur hundert Kilometer von Rom entfernt.

Gregor reagierte zusehends unfreundlich. Er drohte dem König, daß es schwer sei, «sich der heiligen römischen Kirche zu widersetzen, der Ihr stets wie einer Mutter gehorchen müßt». Er unterbrach die Krönungsverhandlungen, stellte eine Art Ultimatum und deutete bereits die Möglichkeit von Heinrichs Absetzung an. Damit gewann der fast ein halbes Jahrhundert dauernde Investiturstreit, der Machtkampf zwischen Königtum und Päpsten, allmählich deutlichere Formen.

Man ersieht das aus einem Brief Gregors vom 8. Dezember 1075 (die Datierung ist nicht ganz sicher), in dem er zwar dem «König Heinrich Gruß und apostolischen Segen» sendet, aber mit dem Zusatz, «wenn anders er dem apostolischen Stuhl gehorcht,

wie es einem christlichen König ziemt» (ut christianum decet regem). Das tue er jedoch nicht, sondern halte «wissentlich Gemeinschaft mit Exkommunizierten» und habe deshalb auch «eine angemessene Buße für diese Schuld» zu leisten. Zwar schicke der König ihm «zahlreiche Briefe voll Ergebenheit», auch Gesandte, die ganz ähnlich tönten, erweise sich «in der Sache selbst aber und im Tun als spröde . . ., als widerstrebend». Durch die Übertragung gar der Kirchen von Fermo und Spoleto füge er ihm «Wunde auf Wunde» zu und hätte ihm doch gut angestanden, «mit einiger Ehrerbietung auf den Leiter der Kirche, nämlich den heiligen Apostelfürsten Petrus zu schauen. Falls Du zu den Schafen des Herrn gehörst, bist Du ihm durch das Wort und die Macht des Herrn übergeben, daß er Dich weide . . .»; müsse er sich vorsehen, daß er «nicht uns, sondern dem allmächtigen Gott nicht die schuldige Ehrerbietung» verweigere. Und wie wohl in jedem seiner Schreiben zitiert er die Bibel, wie er sie braucht: «Wer Euch hört, hört mich, und wer Euch verachtet, verachtet mich.»

Denn stets baut der Papst, wie alle seinesgleichen, Gott, Christus, den hl. Petrus effektvoll hinter sich auf, vervielfacht er so sein Gewicht, seine Geltung gleichsam unendlich. Jeder Ungehorsam des Königs, suggeriert er diesem, treffe nicht ihn, Gregor, sondern «den Apostelfürsten, den Meister der Kirche, den heiligen Petrus». Und ermahnt auch gegen Schluß noch einmal den König «in väterlicher Liebe, die Herrschaft Christi über Dich anzuerkennen und zu bedenken, wie gefährlich es ist, Deine Ehre seiner Ehre voranzustellen . . .».

Immer bauen die römischen Hierarchen um sich das «Höhere» auf. Denn nicht um sie geht es doch, nein, um den hl. Petrus, Christus, um Gott selbst! Das alte metaphysische Schmierentheater, das man (ja nicht nur in Rom) den Völkern und ihren Führern vorspielt durch die Jahrhunderte – man lese die kläglich grandiose Beschwatzung Pippins durch Papst Stephan II. (IV 381 ff., bes. 386 ff!). Natürlich hatten sich nicht nur die Zeiten etwas geändert. Heinrich wies den päpstlichen Legaten «unter schweren Beschimpfungen ab» (Lampert) und kolportierte in öffentlichen Kundgebungen, der Papst habe ihm sagen lassen, daß

entweder er, Gregor, sterben oder aber ihm, Heinrich IV., Leben und Reich entreißen wolle.

«Steige herab, steige herab, du ewig Verdammter!»

Die Reaktion des Königs erfolgte auf dem Reichstag in Worms am 24. Januar 1076 und auf der gleichzeitig dort tagenden Reichssynode. Neben vierundzwanzig deutschen Erzbischöfen und Bischöfen, der Mehrheit des deutschen, großenteils romfeindlichen Episkopats, und vielen Äbten war auch Gregors fanatischer Gegner, Kardinal Hugo Candidus, erschienen, der die Versammelten mit allen möglichen und unmöglichen, glaubhaften und unglaubhaften Geschichten über den Papst (und nicht zuletzt Mathilde) anheizte.

Die Prälaten, unter denen zunächst nur Adalbero von Würzburg und Hermann von Metz widerstrebten, erkannten schließlich samt und sonders unter der Regie des Erzbischofs Siegfried von Mainz ihren «Bruder Hildebrand» als Papst nicht mehr an und kündigten ihm den Gehorsam auf, was alle nicht nur mit eigenhändiger Unterschrift, sondern noch jeder einzelne mit einer zusätzlich urkundlich bezeugten Zustimmung beglaubigen mußte.

In einem längeren Brief häuften die Oberhirten Vorwürfe über Vorwürfe auf den Papst. Gegen Recht und Gesetz sei er angetreten, habe sein Amt mit einem Verstoß gegen das Wahldekret von 1059 und mit zwei schweren Meineiden begonnen, vor allem dem, niemals selbst die päpstliche Würde zu gewinnen, und habe die Folgen der Zwietracht «in rasender Torheit» durch die Länder verbreitet. Denn dem «Verbrechen am Beginn» seines Pontifikats sei «ein weit üblerer Fortgang» in Erlassen und Taten gefolgt. Die Synodalen kreiden ihm «profane Neuerungen» an, «hochmütige Grausamkeit und grausamen Hochmut», «rasenden Wahnsinn». Er habe die Bischöfe «Hurensöhne» genannt und ihnen, soweit es

ihm möglich war, «alle Gewalt genommen», dafür «dem rasenden Pöbel die gesamte Verwaltung der Kirche preisgegeben».

«Endlich hast du die ganze Kirche mit dem Gestank eines sehr üblen Skandals erfüllt, weil du mit einer Frau zusammenwohnst und vertraulicher mit ihr umgehst, als es nötig wäre. Hierdurch leidet unser Schamgefühl mehr als unsere Sache, aber das ist die allgemeine Klage, die man überall hört: Jedes Urteil, jeder Erlaß am apostolischen Stuhl werde von Weibern verfaßt, und schließlich regiere dieser neue Weibersenat die ganze Kirche.»

«Unter den nichtigsten Vorwänden und albernsten Andichtungen», schreibt vor einem Jahrhundert der katholische Kirchenhistoriker Janner, «setzte diese Aftersynode (!) Gregor VII. ab.» Doch von der die Gräfin Mathilde – vielleicht zu Unrecht – betreffenden Beschuldigung abgesehen, waren die Vorwürfe der Bischöfe so wenig nichtig und albern wie die Heinrichs selber. Gregor war im Tumult erhoben, das Papstwahldekret von 1059 ebenso mißachtet worden wie das darin garantierte Recht des deutschen Königs. Am selben Tag wie die Prälaten sandte er dem Papst ein Absetzungsdekret, nannte ihn den verderblichsten Feind seines Lebens und seiner Herrschaft, pflichtete dem Spruch der Bischöfe bei, die Hildebrand Unterwerfung und Gehorsam kündigten, ihn nicht mehr für den Papst hielten, und sprach Gregor «jedes Recht, das du bisher am Papsttum zu haben schienst, ab». Und ebenfalls noch am selben Tag appellierte Heinrich an die Römer: «Erhebt euch also gegen ihn, Getreueste, und der erste in der Treue sei der erste, der ihn verdammt. Wir sagen aber nicht, daß ihr sein Blut vergießen sollt, da ja das Leben nach der Absetzung für ihn eine größere Strafe ist als der Tod.»

Weniger der damals 25jährige König war bei der Aktion gegen den Papst die treibende Kraft als der deutsche Episkopat, dem dann der lombardische auf einer Synode in Piacenza folgte, indem er sich ebenfalls einmütig von Gregor lossagte. Und der König, der Gregor vorwarf, ihm nach Herrschaft und Leben zu trachten, forderte ihn auf, seinen Stuhl zu räumen.[43]

Als Gesandte Heinrichs, die Bischöfe Huzmann von Speyer, Burchard von Basel und Graf Eberhard von Nellenburg, die Be-

schlüsse von Worms und Piacenza am 15. Februar vor der von über hundert Bischöfen, von zahlreichen Äbten und Laien einschließlich der Kaiserin Agnes besuchten Fastensynode im Lateran verlasen, wurden sie von den frommen Vätern nicht nur mißhandelt, sondern in der Kirche beinah gekillt. Der Papst, der die angeblich schon Halbtoten vor dem Schlimmsten bewahrt haben soll, exkommunizierte den Mainzer Metropoliten, den Vorsitzenden der Wormser Synode, samt den lombardischen Prälaten.

Über Heinrich selbst sprach er den Bannfluch aus – ein bisher unerhörtes, riesiges Aufsehen erregendes Vorgehen gegen den «Gesalbten des Herrn». Denn schon oft hatte zwar ein katholischer König einen Papst abgesetzt, noch nie aber ein Papst einen katholischen König exkommuniziert. Noch zwei Generationen später wundert sich in seiner Weltchronik Bischof Otto von Freising, ein Enkel Heinrichs IV.: «Wieder und wieder lese ich die Geschichte der römischen Könige und Kaiser, und nirgends finde ich, daß einer von ihnen vor diesem von einem römischen Bischof ausgeschlossen sei.»

Gregor gab dem Ganzen einen bombastischen Hintergrund, rückte sich und seine Sentenz in eine Wolke von Metaphysik, indem er das Verdikt höchst wirkungsvoll in ein Gebet an den Apostelfürsten Petrus einschloß, mit dem er sich fast in eins setzte. Als dessen Stellvertreter habe er von Gott die Macht, im Himmel und auf Erden zu binden und zu lösen, und so versage er, gestützt auf solche Macht und Autorität, «dem König Heinrich, dem Sohn des Kaisers Heinrich, die Regierung des ganzen Reichs von Deutschland und Italien, ich entbinde alle Christen von dem Treueid, den sie ihm geschworen haben oder schwören werden, und gebiete, daß niemand ihm als König diene. Und da er verschmäht hat, als ein Christ gehorsam zu sein, da er zu dem Herrn, den er durch den Verkehr mit Exkommunizierten, durch das Vollbringen vieler Bosheiten und die Verachtung meiner Mahnungen verlassen hat, nicht zurückgekehrt ist, da er sich von deiner Kirche, indem er versucht hat, sie zu spalten, selbst geschieden hat, so binde ich ihn an deiner Statt mit der Fessel des Fluchs. Ja, im Vertrauen auf dich binde ich ihn, damit alle Völker merken und

bekennen, daß du bist Petrus und daß auf deinen Felsen der Sohn des lebendigen Gottes seine Kirche gegründet hat, und daß die Pforten der Hölle nicht mächtiger sein werden als sie ...»

Heinrichs Mutter, die Gregor gänzlich ergebene Kaiserin Agnes, hörte zu Füßen seiner Heiligkeit im Nonnenschleier die Verdammung an. Doch obwohl der Bannfluch, der sowohl den Ausschluß aus der Gemeinschaft der Gläubigen und von allen Sakramenten bedeutete als auch jeden Verkehr mit dem Exkommunizierten verbot, den König an den Rand des Ruins zu bringen suchte und dann auch brachte, war Heinrich noch guter Dinge. Zunächst belegte er am heiligen Osterfest 1076 in Utrecht den Mann, für den man bisher in jeder Messe gebetet, mit Fluch und Absetzung und ließ Ende Juni in Mainz den Bann erneuern. Auch erklärte er in einem weiteren offenen Schreiben an «Hildebrand, nicht mehr den Papst sondern den falschen Mönch», daß der König nur von Gott gerichtet, nur wegen Abfall vom Glauben vom Thron gestoßen werden könne. Und Hildebrand apostrophierte er, nun seinerseits nicht bloß Petrus, sondern auch Paulus, den allen Dissidenten fluchenden, auf seine Seite ziehend: «Du also durch diesen Fluch und durch das Urteil aller meiner Bischöfe verdammt, steige herab, verlasse den angemaßten apostolischen Sitz, ein anderer besteige den Thron des heiligen Petrus, der der Gewalt nicht die Maske der Frömmigkeit gibt, sondern die gesunde Lehre des heiligen Petrus lehrt. Ich Heinrich, König durch die Gnade Gottes, mit allen meinen Bischöfen sage dir: Steige herab, steige herab, du ewig Verdammter!»[44]

Heinrich hatte damit den Papst zwar abgesetzt, aber ohne den Beschluß auch durchführen zu können, ein in der deutschen Geschichte bisher ebenso einzigartiger Vorgang wie die Exkommunikation eines römisch-deutschen Königs, eines «Gesalbten des Herrn», wenn auch keine formelle Entsetzung des Herrschers vorlag, dessen theokratisches Selbstverständnis durchaus dem seiner Vorgänger, durchaus der Tradition entsprach, während die Anmaßungen Gregors eben revolutionären Charakter hatten.

Doch der König, der auf einem Höhepunkt seiner Macht stand, verlor rasch an Boden.

Einige Äußerlichkeiten, die aber seinerzeit nicht als solche empfunden wurden, halfen seinen Gegnern. Der jähe Tod etwa des äußerst qualvoll am 27. April 1076 sterbenden Bischofs Wilhelm von Utrecht, des Spruchverkünders, der als einziger der anwesenden Prälaten überhaupt gewagt hatte, das Anathema gegen den Papst zu verlesen. Denn auf gregorianischer Seite wurde der Tod des Bischofs natürlich als abschreckendes Beispiel einer himmlischen Bestrafung gedeutet. Und vielleicht war ja so etwas Ähnliches auch die nur einige Wochen vorher erfolgte Ermordung von Heinrichs getreuestem Anhänger, dem Herzog Gottfried von Niederlothringen, im Februar 1076 im Feldlager nahe der Küste am nördlichsten Arm der Maas. «Er war eines Nachts, als alle schliefen, zur Verrichtung eines natürlichen Bedürfnisses abseits gegangen, da stieß ihm ein draußen lauernder Meuchelmörder das Schwert ins Gesäß und ließ es in der Wunde stecken, dann machte er sich eiligst aus dem Staube. Der Herzog überlebte die Verwundung kaum sieben Tage.» (Es war in edlen Adelskreisen nicht so unbeliebt, den Gegner beim Fäkalieren abzustechen: vgl. etwa V 318.) Immerhin nannte selbst Königsfeind Lampert den so grauenhaft abgemurksten Königsfreund «eine kraftvolle, starke Stütze des deutschen Reichs, denn obgleich er wegen seiner kleinen Gestalt und seines Höckers wenig achtunggebietend erschien, überragte er doch, wie schon oft gesagt, die übrigen Reichsfürsten weit an glänzendem Reichtum, an Menge tapferster Krieger, an reifer Klugheit und endlich an Maßhalten in der ganzen Lebensführung».

Die Ermordung des Fürsten war ein unersetzlicher Verlust für den König. Und sie war ein Glücksfall für den Papst, nämlich die «Hinwegräumung eines ernsthaften Hindernisses für die von Gregor VII. in das Auge gefaßten Pläne». Und Mathilde, die damals etwa dreißigjährige Witwe des allenfalls wenige Jahre älteren Gottfried, war jetzt in der Lage, noch rücksichtsloser als bisher «alles, was sie vermochte, für den Sieg Gregor's VII. in Bewegung zu bringen» (Meyer von Knonau), der freilich häufig für das Seelenheil des Ermordeten betete, und das auch noch auf Bitte Mathildens. Es klingt wie aus einer Heiligenlegende.

Die Front des deutschen Episkopats aber weichte jetzt auf, womit Gregor gerechnet hatte. Die Majorität, von zwei päpstlichen Legaten überschüttet mit Belegen «aus verfälschter Geschichte und erfundenen Urkunden in Menge» (Haller), fiel vom König ab. Einer nach dem andern gab klein bei, zuerst Otto von Konstanz, dann der Mainzer Metropolit Siegfried, darauf die Oberhirten von Kamerijk, Lüttich, Münster und Speyer, dazu viele Äbte. Manche, wie Bischof Hermann von Metz, ließen Heinrichs hohe sächsische Gefangenen frei. Andere, wie Bischof Pibo von Toul und Huzmann von Speyer, krochen gar in Rom zu Kreuz. Auch die Opposition der Fürsten wuchs, zumal in Sachsen; doch auch die Herzöge von Schwaben, Bayern und Kärnten erklärten, Heinrich nicht mehr als König anzuerkennen, sei er nicht bald vom Bann gelöst. Fürsten und Kirchenfürsten suchten Kontakt zum Papst, der bereits die Wahl eines andren Königs erwog, der immer mehr obenauf kam, mit jedem Erfolg schroffer wurde, das Kesseltreiben dirigierte, im nächsten Jahr sogar selbst nach Deutschland reisen wollte, um ein schiedsrichterliches Urteil zu sprechen, das, wie die Dinge nun einmal lagen, nur auf Heinrichs Absetzung oder totale Unterwerfung hinauslaufen konnte. Dabei wollte der streitbare Gregor, wie er «hoch und niedrig im deutschen Reich» versichert, «auch Widriges und, wenn nötig, selbst den Tod für die Freiheit der heiligen Kirche und das Wohlergehen des Imperium» ohne Zögern auf sich nehmen.[45]

Canossa

In diesem äußerst bedrohlichen Augenblick entschloß sich der König zu einem überraschenden Coup, einem der berühmtesten Fürstenwege und -auswege der Weltgeschichte, zur Flucht nach vorn, zur Verhinderung des Papstbesuches in Deutschland durch seine Lösung vom Bann und seine Wiederaufnahme in die Kirche.

Mitte Dezember 1076 brach Heinrich von Speyer auf, reiste, da ihm die Fürsten Rudolf, Welf und Berchtold die Alpenpässe sperr-

ten, durch Burgund, dessen Grafen ihm verwandtschaftlich verbunden waren, und überschritt dann, wofür ihm seine Schwiegermutter, die Markgräfin Adelheid von Turin, unverschämte Zugeständnisse abtrotzte, mitten im eisigen Winter an der Seite seiner Frau, seines noch nicht dreijährigen Söhnchens Konrad und verhältnismäßig weniger Getreuer den Mont Cenis, teilweise mehr kriechend als steigend, die Königin und ihre Frauen angeblich auf Ochsenhäuten gezogen. Die meisten Pferde gingen zugrunde.

Die deutschen Großen hatten Gregor mehrmals gebeten, zu ihnen zu kommen, zuletzt bis zum 2. Februar 1077 auf einem im August anberaumten Reichstag.

Der Papst hatte sich beeilt, so sehr er konnte, wobei ihm das Geleit seine junge Freundin, die toskanische Markgräfin gab. Doch als er bereits bis Mantua gekommen, wich er beim Nahen Heinrichs auf Mathildes Burg Canossa aus, eine uneinnehmbare Bergfeste am Nordabhang des Apennin (bei Reggio), von der heute nur noch Ruinen stehen. Der König bezog alsbald die in der Nähe liegende Burg Bianello, ebenfalls im Besitz Mathildens, seiner Cousine, und eröffnete die Verhandlungen mit dem Papst, die man dann auf dem benachbarten Kastell Montezane fortsetzte. Da die Sache, deren Verlauf im Dunkel liegt, nicht voranging, erschien Heinrich, ungeladen und unaufgefordert, am 25. Januar 1077 im Büßergewand vor dem inneren Burgtor von Canossa, kam so an den beiden darauffolgenden Tagen wieder und erhielt endlich, vermittelt vor allem wohl durch des Königs Verwandte, die Burgherrin Mathilde, und den Abt Hugo von Cluny, den Papstbegleiter und Taufpaten Heinrichs, nach Regelung der Lossprechungsbedingungen von dem durch seine Umgebung gedrängten Gregor die Rekonziliation. Doch nicht nur der König wurde so förmlich wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen, sondern auch die anderen vom Bann Gelösten: der Erzbischof Liemar von Hamburg-Bremen (1072–1101) – zeitlebens einer der verläßlichsten und tatkräftigsten Getreuen Heinrichs IV. (der ihn wie sonst keinen deutschen Prälaten «nominis nostri precipuus amator» nennt) –, die Bischöfe Werner von Straßburg,

Burchard von Lausanne, Burchard von Basel, Eberhard von Naumburg. Der Papst erteilte ihnen in der Burgkapelle den Friedenskuß, dem König die Kommunion, was abermals dessen Wiederaufnahme in die Kirche beweist.[46]

Canossa – fraglos einer der berühmtesten Namen deutscher Geschichte, eines der bekanntesten Stich- und Reizworte darin, ein Weltanschauungsschlagwort beinah ohnegleichen, immerfort zitiert etwa Bismarcks «Nach Canossa gehn wir nicht», stets wieder thematisiert in Schauspielen, Romanen, Gedichten, bis hin zu den Strophen:

«Auf dem Schloßhof zu Canossa
Steht der deutsche Kaiser Heinrich,
Barfuß und im Büßerhemde,
Und die Nacht ist kalt und regnicht.

Droben aus dem Fenster lugen
Zwo Gestalten und der Mondschein
Überflimmert Gregors Kahlkopf
und die Brüste der Mathildis.»

Natürlich: Heine. Und schon in der dritten Zeile seines sechsstrophigen Namensvetters «Heinrich» kommt jenes Wort, um das herum neuerdings Aulo Engler gleichsam ein ganzes Buch schrieb: «Canossa. Die große Täuschung», worin er zeigen will, daß alles ganz, ganz anders war, als es die Welt, einschließlich der Geschichtswissenschaft, nun bald ein Jahrtausend lang glaubt. Und so ganz, ganz falsch scheint das gar nicht zu sein, was in Englers Buch steht, vielmehr im wesentlichen überzeugend, bei manchen Unrichtigkeiten, die es enthält – wie jedes Geschichtswerk.[47]

Canossa ... Was sich seitdem beim Erklingen dieses Namens in den Köpfen Ungezählter aus so vielen Jahrhunderten spiegelt, ist das Bild des vor dem Papst zu Kreuze kriechenden deutschen Königs: drei Tage wie der letzte Hundsfott büßend in Eis und Schnee.

Kann das so gewesen sein?

Schauen wir uns den Vorgang bei dem wohl bekanntesten zeitgenössischen Annalisten an, der darüber berichtet, bei Lampert von Hersfeld. Er schreibt: «Da kam der König, wie ihm befohlen war, und da die Burg von drei Mauern umgeben war, wurde er in den zweiten Mauerring aufgenommen, während sein ganzes Gefolge draußen blieb, und hier stand er nach Ablegung der königlichen Gewänder ohne alle Abzeichen der königlichen Würde, ohne die geringste Pracht zur Schau zu stellen, barfuß und nüchtern vom Morgen bis zum Abend, das Urteil des Papstes erwartend. So verhielt er sich am zweiten, so am dritten Tage. Endlich am vierten Tag wurde er zu ihm vorgelassen, und nach vielen Reden und Gegenreden wurde er schließlich unter folgenden Bedingungen vom Bann losgesprochen ...»

Beiseite, daß sich über Details nichts Genaues ermitteln läßt, daß wir sicher weder wissen, wo Heinrich noch wo sein Gefolge sich aufhielt, und beiseite auch, daß der König nicht auf Befehl des Papstes oder von sonst wem kam – «Heinrich kam», kommentiert Wolfgang Dietrich Fritz, «während oder nach den Verhandlungen, jedenfalls aber nicht befohlen, sondern aus eigenem Entschluß». Doch dies alles beiseite, behauptet der Hersfelder Mönch, Heinrich stand vor Canossa drei Tage lang «barfuß und nüchtern vom Morgen bis zum Abend (nudis pedibus ieiunus a mane usque ad vesperam), das Urteil des Papstes erwartend».[48]

Nun bezeichnen Lamperts Annalen zwar «einen Höhepunkt mittelalterlicher Geschichtsschreibung» (Struve), sind aber teilweise recht phantasievoll und vor allem ausgesprochen königsfeindlich. Gibt es doch kaum eine Schändlichkeit, die er Heinrich IV. nicht zutraut oder anhängt. «Denn der Zügellosigkeit des Königs setzte weder die Vernunft ein Ziel, noch sein zunehmendes Alter, noch der Tadel irgendeines Freundes, er wurde vielmehr von Tag zu Tag schlechter, zerriß alle Bande menschlicher, um nicht zu sagen, christlicher Scheu und stürzte sich Hals über Kopf in jedes Verbrechen ...»[49]

Dementsprechend zeigt Lampert jetzt eben Heinrich möglichst würdelos, drei Tage lang barfuß von Morgen bis Abend in Schnee

und Eis. War doch Januar, Wintermitte. Und welch ein Winter! Sozusagen ein Jahrhundertwinter. Lampert selbst berichtet, daß der Rhein von Mitte November bis fast Anfang April zugefroren und für Fußgänger passierbar war. Doch nicht nur Deutschland, ganz Europa erstarrte im Frost. Auch Italien. Auch der Po war zu. Canossa aber lag sechshundert Meter hoch. Und da soll Heinrich ...? Noch dazu nüchtern! Noch dazu drei Tage lang! Kaum ein, zwei Stunden hätte er das ohne schwere Schäden ausgehalten. Darauf insistiert Aulo Engler, obwohl es eigentlich auch so klar sein sollte.[50]

Nun streute freilich nicht nur Lampert seine Meldung aus, sondern auch unsere Hauptquelle, der noch königsfeindlichere Papst. Denn sobald Heinrich nicht mehr für ihn brauchbar schien, nicht mehr, wie noch im Juli 1075, sein «vortrefflichster Sohn» (excellentissime fili) war oder, wie noch wenige Monate zuvor, sein «innigstgeliebter Sohn» (fili karissime), als er ihm nicht mehr schrieb, «wie sehr ich Dich liebe», sondern als Heinrich plötzlich «Gutes mit Bösem» vergalt, «unerhörte Schlechtigkeiten» beging und Gregor selbst, soweit möglich, noch machtbesessener wurde, da malte er, in der ihm eigenen, durchaus gemessen wohlbedachten Form, der Welt und im besonderen allen seinen «Lieben» in Deutschland ein Bild von der erbärmlichen Demütigung des Königs vor, alles natürlich, wie er betont, «in ungeschminkter Wahrheit». Und diese kurze Schilderung prägte die Szene und Geschichte von Canossa bis heute.

Schon bevor er Italien betrat, sagt Gregor von Heinrich, sandte er «untertänig Boten zu uns voraus und bot an, Gott, dem heiligen Petrus und uns in allem Abbitte zu leisten, und versprach zur Besserung seines Lebens völligen Gehorsam zu wahren, sofern er nur Lossprechung und die Gnade des apostolischen Segens zu erlangen verdiene». Und in Canossa, behauptet der Papst im Januar 1077, also offenbar sofort nach dem Vorfall – «allen Erzbischöfen, Bischöfen, Herzögen, Grafen und sonstigen Fürsten des Königreichs der Deutschen» noch Gruß und apostolischem Segen zuvor –, in Canossa «harrte er während dreier Tage vor dem Tor der Burg ohne jedes königliche Gepränge auf Mitleid erregende

Weise aus, nämlich unbeschuht und in wollener Kleidung, und ließ nicht eher ab, unter zahlreichen Tränen Hilfe und Trost des apostolischen Erbarmens zu erflehen, als bis er alle, die dort anwesend waren und zu denen diese Kunde gelangte, zu solcher Barmherzigkeit und solchem barmherzigen Mitleid bewog, daß sich alle unter vielen Bitten und Tränen für ihn verwandten und sich fürwahr über die ungewohnte Härte unserer Gesinnung wunderten; einige aber klagten, in uns sei nicht die Festigkeit apostolischer Strenge, sondern gewissermaßen die Grausamkeit tyrannischer Wildheit.

Schließlich wurden wir durch seine ständige Zerknirschung und solches Bitten aller Anwesenden besiegt, lösten endlich die Fesseln des Anathems und nahmen ihn wieder in die Gnade der Gemeinschaft und den Schoß der heiligen Mutter Kirche auf, nachdem wir von ihm die Sicherheiten erhalten hatten, die unten aufgeführt sind.»[51]

Papst Gregor VII. mutet somit als erster seinem Gegenspieler in jenen extrem eisigen Januartagen die dreitägige unbeschuhte (discalciatus) Prozedur vor Canossa zu, wobei dieser «unter zahlreichen Tränen Hilfe und Trost des apostolischen Erbarmens» erflehte, bis schließlich auch alle anderen weinten, «alle, die dort anwesend waren», bis «alle unter vielen Bitten und Tränen für ihn» eintraten, bis die «ständige Zerknirschung» des bösen, aber so hart büßenden Königs den alles in der Hand habenden Papst weich kriegte.

Etwas dick aufgetragen, oder?

Jedenfalls entsprach es nicht der Situation, weder der klimatischen noch der politischen. Gewiß brauchte der König die päpstliche Absolution, wollte er nicht Thron und Reich riskieren und vielleicht noch mehr. Doch Gregor, dem Priester, blieb gar nichts anderes übrig, als dem büßenden Sünder die Lossprechung zu erteilen, um nicht jede Glaubwürdigkeit vor der christgläubigen Welt zu verlieren.

Außerdem hatte der Papst politisch in Italien gerade nicht viel zu sagen. Die paradoxe Situation war eingetreten, daß er zwar in Deutschland, wo Heinrich vor dem Ruin stand, fast alle Trümpfe

in der Hand hielt, der deutsche König jetzt aber Italien weit mehr dominierte als sein Gegner. Alles zeigte sich hier königfreundlich, und bald verfügte er auch über eine ansehnliche Truppe. Sogar Lampert gibt zu, sobald sich die Kunde in Italien verbreitete, der König sei gekommen, «da strömten alle Bischöfe und Grafen Italiens um die Wette zu ihm, empfingen ihn, wie es sich für die königliche Würde geziemt, mit höchsten Ehren, und innerhalb weniger Tage scharte sich ein unermeßlich großes Heer um ihn. Sie hatten nämlich schon von Anbeginn seiner Regierung sein Erscheinen in Italien herbeigesehnt, weil das Land ständig durch Kriege, Aufstände, Raubzüge und mannigfaltige private Fehden beunruhigt wurde, und weil sie hofften, alles, was sich ruchlose Menschen wider Gesetze und Rechte der Vorfahren herausnahmen, werde durch das Einschreiten der königlichen Amtsgewalt abgestellt werden. Weil sich außerdem das Gerücht verbreitet hatte, er eile voll Zorn herbei, um den Papst abzusetzen, freuten sie sich außerordentlich, daß ihnen Gelegenheit geboten werde, sich an dem, der sie schon vor langer Zeit aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen hatte, für ihre Entehrung gebührend zu rächen.»

Und am 1. Oktober bekennt Gregor selbst «allen Getreuen des heiligen Petrus im deutschen Reich»: «alle Lateiner, so viele ihrer sind, spenden bis auf sehr wenige der Sache Heinrichs Beifall und verteidigen sie, während sie mich übergroßer Härte und Unbarmherzigkeit ihm gegenüber zeihen.»[52]

Rudolf von Rheinfelden wird Gegenkönig

Der Bußakt von Canossa war zwar nach mittelalterlicher Anschauung, wie jede Kirchenbuße, keine Schande, doch die Schwäche des Königtums gegenüber dem Papsttum offenkundig, sein theokratischer Glanz gewaltig angeschlagen, Canossa ohne Zweifel ein epochales Ereignis, was die Übertreibungen des Papstes ja gerade signalisieren sollten.

Heinrich hatte die Arme-Sünder-Rolle gespielt, der abgebrühte Gregor sogar Tränen vergossen, worüber er beinah täglich nach Bedarf verfügte, besonders bei der Messe. Waren es Tränen der Rührung? Der Freude? Das Königtum hatte sich bis in den Staub vor ihm gedemütigt, und diese Niederlage war unauslöschlich und folgenreich, der Anspruch des Papstes, auch den König absetzen zu können, grundsätzlich anerkannt. Auf der andern Seite aber erwies sich dessen kläglicher Kotau, zumindest kurzfristig gesehn, als taktisch vorteilhaft; kein «Geniestreich», doch ein guter Schachzug, ein kühner Coup. Er hatte Heinrich Luft verschafft, ihn wieder aktionsfähig gemacht und den Augsburger Gerichtstag, die bedrohliche Zusammenkunft Gregors mit den Antiheinricianern in Deutschland, verhindert, ja, diese hatten nun überhaupt keine moralische Rechtfertigung mehr, zumal der Papst, zumindest faktisch, Heinrich als König anerkannt und mit seinem Segen entlassen hatte. Ein Teil der Fürsten schlug sich somit wieder auf seine Seite.

Nur eine radikale Gruppe widerstand weiter, darunter besonders viele Prälaten, die Oberhirten von Mainz, Salzburg, Magdeburg, Halberstadt, Worms, Würzburg, Passau. Sie, Otto von Northeim und die süddeutschen Herzöge erhoben am 15. März 1077 in Forchheim den Schwabenherzog Rudolf von Rheinfelden zum König. Die Wahl, in Anwesenheit zweier päpstlicher Legaten erfolgt, war vornehmlich eine Pfaffenwahl, der hohe Klerus bildete eindeutig die Mehrheit, er wählte auch zuerst, und Erzbischof Siegfried I. von Mainz, im Jahr zuvor von der königlichen zur päpstlichen Partei gewechselt, leitete die Sache. Am 26. März wurde Rudolf, wieder in Anwesenheit der römischen Legaten, von Erzbischof Siegfried in Mainz gekrönt, und wenige Jahre später krönte Siegfried in Goslar den Gegenkönig Hermann von Salm.

Wenn Gregor auch eine Verschiebung der Wahl bevorzugt hätte und die offizielle Anerkennung Rudolfs noch vermied: der neue König galt allgemein als Kandidat der Kirche, er stand ihren Reformbestrebungen sehr nahe, versprach dem Papst Gehorsam und sicherte die kanonische Wahl der Bischöfe zu.

Die Investitur als solche freilich gab auch er nicht preis. Von der bischöflichen Regentschaftsregierung (1063) durch Übertragung der Abtei Kempten auf Reichskosten begünstigt, hatte er wiederholt die Fronten vertauscht. Und obschon verwandtschaftlich den Saliern verbunden und von ihnen gefördert, wurde er mehrfacher Anschläge auf den König bezichtigt. Zwar söhnte er sich 1072 und 1074 mit ihm aus, schloß sich 1076 aber wieder der Fürsten-Fronde an, die Heinrich die Alpenpässe sperrte, und erstrebte dann ohne Zweifel selbst die Krone, obwohl er sich scheinbar nur gezwungen der offensichtlich gut vorbereiteten Wahl stellte. In Wirklichkeit war für ihn schon vorher im Kloster Ebersheimmünster, dem Abt Adelgaud, ein Verwandter Rudolfs, vorstand, insgeheim eine Krone gefertigt worden.[53]

Gemeinsam mit den rebellischen Großen hatte der Papst den Bürgerkrieg nach Deutschland gebracht und dabei den Vorteil, vor dem Eingreifen deutscher Waffen in Italien sicher zu sein, solange die päpstliche Partei König Heinrich in Schach hielt. Die Spaltung ging durch das ganze Reich, trennte Bistümer und Klöster; Bischöfe und Gegenbischöfe, Äbte und Gegenäbte standen einander gegenüber, die «Königlichen» und die «St. Peters Getreuen». Das deutsche Volk aber, jedenfalls die Unterschicht, vor allem Bauern und Städter im Süden und im Rheingebiet, doch auch der niedere Adel, wohl ein Teil sogar des niederen Klerus, hielt überwiegend zu Heinrich, von ihm offenbar Ruhe und Sicherheit erhoffend. Auch manche Prälaten ergriffen seine Partei, wie die Bamberger Bischöfe Hermann I. und Rupert.

Noch bei Rudolfs Krönungsfeier in Mainz, am 26. März 1077, kam es dort zu einem bewaffneten Aufstand der mit Heinrich sympathisierenden Bürgerschaft. Ihr Angriff konzentrierte sich auf die Pfalz und zumal den Dom, wobei nicht wenige Höflinge, vor allem aber über hundert Städter umgekommen sein sollen. Noch am nächsten Tag dauerte das Blutbad an. Erzbischof und Gegenkönig mußten fliehen. Worms verschloß Rudolf die Tore, Würzburg wehrte sich verzweifelt. Zuletzt zog er sich nach Sachsen zurück, seiner künftigen Machtbasis. Und Heinrich setzte ihn auf einem Hoftag in Ulm Ende Mai 1077 als Herzog von Schwa-

ben ab. Ebenso verloren die Herzöge Welf und Berthold Ämter wie Lehen und verfielen der Todesstrafe. Beide bekamen vom König etablierte Kontrahenten. Doppelbesetzungen waren ja auch auf Bischofsstühlen nicht selten. Wie man bei einem gewissen Komiker, klagt ein zeitgenössischer Chronist, «‹Alle sind wir gedoppelt› liest, so sind die Päpste gedoppelt, die Bischöfe gedoppelt, die Könige gedoppelt, die Herzöge gedoppelt!»[54]

Bürgerkrieg in Deutschland

Am schlimmsten hatte zunächst Schwaben zu leiden, wo die Anhänger der beiden Könige am dichtesten aneinandersaßen.

Heinrichs Heerfahrt dort, so jedenfalls die gegnerischen Quellen, war von jeglicher Feindseligkeit begleitet, von Raub, Mord, Brand, öffentlichen Vergewaltigungen, besonders durch die Böhmen, die in Kirchen, in denen sie Ställe sahen, Frauen schändeten oder gefangen wegschleppten. Zu Wiesloch kamen beim Brand eines Christentempels mehr als hundert Menschen im Kampf gegen die Königlichen um. Viele Dörfer gingen samt ihren Kirchen in Flammen auf. Weithin Land voller Rauch und Feuersbrünste; Fehden, gebrochene Burgen, kein Ende des Plünderns und Brennens, Untaten auf beiden Seiten.

Besonders die Bischöfe Werner von Straßburg, Burchard von Basel und Burchard von Lausanne suchten die Besitzungen des Gegenkönigs verheerend heim, um Heinrich das ganze Land zu unterwerfen. Bischof Wernher von Straßburg, der mit einer Frau, die er einem seiner Ritter teuer abgekauft, nach dessen Tod ganz öffentlich zusammenlebte, starb plötzlich im Kriegslager des Königs, noch im Harnisch, als er, nach Hirsauer Überlieferung, gerade dieses Kloster angreifen wollte.

Doch auch außerhalb Schwabens verwüstete, belagerte, überfiel man und setzte den einen der päpstlichen Legaten, Abt Bernhard, nachdem man ihn ausgeraubt, ein halbes Jahr hinter Schloß und Riegel. Besonders das östliche Bayern traf Heinrichs

Zorn. Trotz des äußerst grimmigen Winters von 1077 auf 1078 brandschatzten hier die Königlichen, berannten und nahmen Burgen, angeblich acht, und verheerten vor allem das Gebiet des papsthörigen, von seinem eigenen Diözesanklerus lebensgefährlich bekämpften Passauer Bischofs Altmann, eines Seligen, der zwei Gegenbischöfe bekam, auf den Ostteil seines Bistums beschränkt blieb und noch heute, ohne Kanonisation, von Passau bis Wien als Heiliger verehrt wird (Fest 8. August).

Seinerzeit griff auch Abt Udalrich von St. Gallen gegen Abt Eggehard von Reichenau zum Schwert, was sich länger hinzog und noch nicht einmal beendet war, als Udalrich St. Gallen verzweifelt verließ und Abt Eggehard von Reichenau anno 1080 gleich dreimal das gegnerische Kloster erfolgreich stürmte, zuletzt sinnigerweise am heiligen Weihnachtsfest.

Inzwischen war der Krieg unter gräßlichen Verwüstungen nach Franken getragen worden, dem Hauptkampfplatz der nächsten Jahre, war Rudolf dort im Frühjahr 1078 mit Sachsen und Schwaben eingefallen, und am 7. August kam es bei Mellrichstadt, in der Nähe Schweinfurts, zu einer lang hin- und herwogenden Schlacht ohne eigentliche Entscheidung. «St. Peter ist unser Herr!» war das Feldgeschrei der Sachsen. Und zu den ersten, die sich auf ihrer Seite bereits zu Beginn in die Büsche stahlen, gehörten Erzbischof Werner von Magdeburg, der Bruder des hl. Anno, und Bischof Werner von Merseburg.

Am selben Tag vernichteten die abgesetzten Herzöge Welf und Berthold am Neckar ein königlich fränkisches Bauernheer, angeblich zwölftausend Mann, die teils getötet, teils mit unmenschlicher Härte entmannt worden sind, was ein Berichterstatter «eine mildere Züchtigung» nennt. Aus Rache jagten die oberdeutschen Bauern flüchtige gregorianische Prälaten, fingen den Mainzer Erzbischof Siegfried ein, der fast gehängt worden wäre, und den Wormser Bischof, plünderten Wernher von Merseburg gänzlich aus und brachten Wernher von Magdeburg samt den ihn begleitenden Geistlichen um. Die Sachsen aber, wohl zu schwach für eine strategische Offensive, kehrten, Thüringen brandschatzend und Gott einmal mehr für den Sieg mit Lobgesängen und

vielen Tränen dankend, den heimatlichen Gefilden zu. Dabei verbrannte Rudolf den Ort Schmalkalden.

Heinrich IV. hielt sich im Spätherbst an Schwaben schadlos und praktizierte dort die Frohe Botschaft auf seine Weise, wenn man dem gegnerischen Hauptbericht glauben darf, den jedoch das königliche Lager teilweise bestätigt.

So erfuhren die Gotteshäuser wieder viel Aufmerksamkeit. Sie wurden von den «schlimmsten und unmenschlichsten Räubern» häufig um alles gebracht, niedergebrannt, die Altäre zertrümmert, die Reliquien entwendet; schließlich wußte man das Heiligste zu schätzen. Natürlich schleppte man auch jede Menge anderes Sakralgut weg. Beinah hundert Kirchen sollen profaniert, demoliert, auch zu Stallungen, zu Abtritten gemacht worden sein. (Es erinnert wieder an ähnliche, freilich – das ist der Fortschritt – weit umfangreichere, blutig-rabiatere Aktionen der katholischen Kroaten im Zweiten Weltkrieg gegen rund dreihundert serbisch-orthodoxe Kirchen.)

In Deutschland standen seinerzeit allerdings Katholiken gegen Katholiken. Die Priester seien geschlagen, mit Füßen getreten, ihrer Gewänder beraubt, die Frauen an heiliger Stätte, auch mit tödlichem Ausgang, geschändet (ad usque mortem constuprando) oder in Männerkleidern hinweggeführt worden. Und all dies hätten die Heinrich beistehenden Bischöfe erlaubt oder gar daran teilgenommen. Darunter Erzbischof Udo von Trier, als geborener Graf Nellenburg auch noch selber Schwabe. Und ereilte ihn gleich darauf bei Belagerung der Burg Tübingen auch die göttliche Rache, ein plötzlicher Tod – in der Bistumsgeschichte lebt er als «sehr verehrungswürdiger Mann» fort.[55]

Papst Gregor ergreift offen die Partei des Gegenkönigs

Während in Deutschland der Bürgerkrieg tobte, hielt der Papst sich scheinbar neutral. Sein deutscher Anhang, offensichtlich ein Teil der Bischöfe, sparte nicht mit Vorwürfen gegen ihn. Allmählich fühlte man sich «gleich zur Schlachtbank geführten Schafen», während er zusah. Wo seine «hochgerühmte Emsigkeit» bleibe, fragte man und vermutete ihn durch «die weichliche Überredung vertrauter Personen» besänftigt. Doch verlangte man Rache, forderte sein Vorgehen «im Namen des Herrn Jesu» gegen einen Mann, dessen Ruhm ja nur Kot und Würmer sei.

Nun schmerzte es Hildebrand zwar, wie er Anfang April 1079 «König Rudolf und allen, die mit ihm den christlichen Glauben verteidigen», schrieb, angeblich sehr, daß er «das Reich der Deutschen – bis heute unter allen Reichen der Welt das vornehmste – nun von Brand, Mord und Raub verwüstet, zutiefst erschüttert und gar zugrunde gehen sehe». Aber er ertrug es tapfer und gab sich unparteiisch. Denn eines Tages wollte er, natürlich «um aller Heiles willen», nach Deutschland ziehen, «mit oder ohne Zustimmung des Königs», und dort den Thronstreit entscheiden. Dabei interessierte ihn nur eine Frage: wer gehorcht, wer unterwirft sich Rom völlig, wer nur scheinbar. Die Zeit indes kam ihm nicht entgegen. In keinem Lager traf er auf große Sympathien, in jedem jedoch auf unverhohlenen Argwohn.[56]

Nach der Fastensynode 1078 schickte der Papst, laut einem Annalisten, die beiden teilnehmenden Bischöfe Heinrichs IV. ohne die Abgesandten Rudolfs, wenn auch höchst vorsichtig versteckt, mit seinem apostolischen Ablaß und Segen zurück. Im selben Jahr sandte er auch seine Legaten nach Deutschland und erklärte, wer ihnen widerstehe, werde «in allen seinen Dingen die Rache des allmächtigen Gottes fühlen, in allen Schlachten keine Kräfte und in seinem ganzen Leben keinen Triumph haben». Denn den Waffengebrauch erlaubte Gregor, der bereits den Gedanken des heiligen Krieges verbreitete, sehr vielsagend «zur Verteidigung der Gerechtigkeit nach dem Rate frommer

Bischöfe» (consilio religiosorum episcoporum pro defendenda iustitia).

Im Winter 1079/80 stieß Heinrich überraschend nach Sachsen vor, Rudolfs Hauptrückhalt. Doch behielt der Gegenkönig am 27. Januar 1080 in der Schlacht bei Flarchheim, südlich von Mühlhausen, die Oberhand. Und nun, nach Heinrichs Niederlage, sah Gregor die Zeit gekommen, auch den letzten Anschein von Neutralität aufzugeben. Sein deutscher Anhang lieferte ihm zur römischen Fastensynode 1080 eine Beschwerde, die an Heinrich IV. kein gutes Haar ließ. In das Reich, ja immerhin sein eigenes, sei dieser entgegen dem päpstlichen Gebot «in tyrannischer Weise eingedrungen», habe «alles rings herum mit Eisen, Plünderung, Brand verwüstet», «unzählige Gewalttaten» begangen, «sehr viele Kirchen» verbrannt, gänzlich zerstört, «viele Tausende von Menschen» töten und den Bischof Adalbert von Worms in der Gefangenschaft peinigen lassen. «Durch sein tyrannisches Treiben ist auch der Erzbischof Wernher von Magdeburg frommen Angedenkens umgebracht worden» u. a.

So anerkannte Gregor auf der Fastensynode vom 7. März 1080 den Gegenkönig feierlich und verfluchte zum zweitenmal Heinrich, erklärte ihn für abgesetzt, behauptend, daß die Apostel Petrus und Paulus die Macht besäßen, auch auf Erden Reiche, Fürstentümer und Besitzungen jeder Art zu geben und zu nehmen. Er entband Heinrichs Untertanen von ihrem Treueid und verhieß seinen Gegnern geistlichen Lohn. Und wieder schob er effektvoll den Himmel vor sich her, diesmal noch zusätzlich den hl. Paulus bemühend: «Heiliger Petrus, Fürst der Apostel, und Du heiliger Paulus, Lehrer der Heiden, wollet – so bitte ich – mir Euer Ohr leihen und mich gnädig erhören. Da Ihr Jünger der Wahrheit seid und sie liebt, steht mir bei, damit ich Euch die Wahrheit sage ohne Falschheit – von ihr sage ich mich völlig los ...»[57]

So und so ähnlich sprechen sie immer, die großen Selbstgerechten, großen Wortemacher, großen Lügner. Und nun erzählt er den hl. Peter und Paul und aller Welt, daß sein ganzer Dienst unter den Päpsten, sein ganzer Aufstieg unwillig und ungern geschehen sei: «wider Willen» bereits mit Papst Gregor übers

Gebirge; «noch weniger gern» mit Papst Leo zurück; und am wenigsten gern, klar, wurde er selber Papst, wurde er «sehr ungern unter großem Schmerz, Seufzen und Klagen als ein ganz Unwürdiger auf Euren Thron gesetzt».

Gewiß, furchtbar für einen Mann wie Gregor, der schrecklichste Augenblick wohl seines Lebens. Und schon standen auch die Horden des Teufels gegen ihn auf, standen auf der einen Seite – die ewige Schwarzweiß-Malerei der Catholica – «die Glieder des Teufels» (membra diaboli), auf der anderen «die Glieder Christi» (membra Christi). Und die Bösen «wagten» es, ihm «bis aufs Blut Gewalt anzutun». (Angeblich soll er am Altar überfallen, eine gefährliche Verletzung freilich wie durch ein Wunder verhütet worden sein.)

Wer aber waren die «Glieder des Teufels»? «Die Könige der Erde erhoben sich, und die weltlichen und geistlichen Fürsten, die Höflinge und das gemeine Volk ...» Alle gegen den Herrn, gegen seine Gesalbten und nicht zuletzt natürlich gegen ihn – «um mich völlig durch Tod oder Verbannung zu vernichten». Und besonders hatte Heinrich, «den sie einen König nennen, ein Sohn des Kaisers Heinrich, die Ferse gegen Eure Kirche erhoben und mit zahlreichen Bischöfen jenseits der Alpen und aus Italien sich verschworen, um mich zu stürzen und sich zu unterwerfen». Dabei sei dieser doch einst «verwirrt und gedemütigt» zu ihm nach Canossa gekommen, wo er ihm aber «lediglich die Gemeinschaft» wiedergegeben, «dagegen habe ich ihn nicht wieder in sein Königtum, dessen ich ihn in Eurer Synode zu Rom entsetzt hatte, eingesetzt ...». Eine dreiste Lüge. Denn tatsächlich spricht die Bannsentenz von 1076 (S. 278) nur von Exkommunikation, nicht von Absetzung. Und tatsächlich nennt und behandelt ihn Gregor danach auch wieder als König.

Jetzt aber ist Rudolf sein Mann, war der doch «bereit, mir in jeglicher Weise zu gehorchen (omnibus modis oboedire)». Und darum allein geht es. Und sicherheitshalber versäumt Heiligkeit nicht, von Rudolf für «die heilige römische Kirche» ein eidliches Versprechen zu fordern, dessen Text beginnt: «Von nun an und fürderhin werde ich dem heiligen Apostel Petrus und seinem Stell-

vertreter Gregor, dem derzeitigen Papst, treu sein in aufrichtiger Treue. Und alles was mir der Papst mit den Worten: ‹bei wahrem Gehorsam› vorschreibt werde ich getreulich beachten, wie es eines Christen Pflicht ist.»[58]

Interessant, beiläufig, die Formulierung «treu sein in aufrichtiger Treue» (fidelis ero per rectam fidem). Denn treu sein allein genügt nicht! Nicht denen, die selbst nie treu sind. Die gewöhnlich zur stärksten Seite übergehen. Ähnlich verhält es sich mit der Wendung «bei wahrem Gehorsam» (per veram obedientiam). Denn Gehorsam allein genügt nicht. (Und ähnlich, denn all dies ist typisch, stellt Gregor für den Gegenkönig die Eidesformel auf, worin dieser sich ihm, Gregor, «in rechter Treue ... getreu erweisen» muß, und natürlich wieder «durch den wahren Gehorsam»).

Herrsch- und Besitzgier eines hl. Papstes

Bezeichnender noch, wenn auch alles andere als überraschend: der längste Passus des Eides gilt dem Grundbesitz und Zins, den Gütern, den höchst irdischen, worum es den Jenseits-Predigern stets ganz besonders geht – bis heute. «In Betreff der Besetzung der Kirchen und der Länder und des Zinses, die der Kaiser Constantin oder Karl dem heiligen Petrus gegeben haben, und aller Kirchen und Güter, die von irgend welchen Männern oder Frauen zu irgend einer Zeit dem apostolischen Stuhle dargebracht oder gewährt worden sind und sich in meiner Gewalt befinden oder befunden haben, werde ich mich mit dem Papste so vereinbaren, daß ich nicht die Gefahr einer Gottlosigkeit oder der Verderbniß meiner Seele laufe.»

Er setzt den König ab, er setzt den König ein. Er nimmt dem einen Gewalt und Würde, er gewährt, gestattet, daß ein anderer regiert. Er macht das, er allein, der «Knecht der Knechte Gottes» (servus servorum Dei), wie er in jedem seiner Briefe firmiert, demütig an der Spitze (noch bevor er, der Oberknecht, irgendeinen Unterknecht, Kaiser, König oder Bischof, nennt).

Doch wie er sich über die ganze Welt setzt, so erhebt er auch die Bischöfe über sie. Handelt nun, ruft er in schwer zu überbietender Megalomanie den Teilnehmern der Fastensynode 1080 zu, «daß alle Welt sieht und erkennt, daß Ihr, wenn Ihr im Himmel binden und lösen könnt, auf Erden Reiche, König-, Fürsten- und Herzogtümer, Markgrafschaften, Grafschaften und aller Menschen Besitzungen einem jeden nach Verdienst nehmen und geben könnt. Denn Ihr habt Patriarchate, Primate, Erzbistümer und Bistümer oft den Schlechten und Unwürdigen genommen und sie kirchlich gesonnenen Männern gegeben. Wenn Ihr aber über Geistliches richtet, was ist dann über Euer Vermögen hinsichtlich Weltlichem zu glauben? Und wenn Ihr über die Engel (!) herrscht und über alle stolzen Fürsten Recht sprechen werdet, was ist Euch dann bei deren Dienern möglich? Alle Könige und alle Fürsten dieser Welt mögen nun lernen, wie groß Ihr seid, was Ihr vermögt, und sie mögen fürchten, den Befehl Eurer Kirche gering zu achten.»[59]

In ungezählten Schreiben spricht Gregor von den Gütern, den irdischen, wie gesagt, ohne verlockende Fingerzeige auf die himmlischen zu vergessen, das gehört zum Geschäft. Und so generös er bei diesen sein kann, so unerbittlich ist er bei jenen, bei den Kirchengütern, wie auch immer man sich die Jahrhundert um Jahrhundert erschlichen, unblutig und blutig ergaunert hat. «Wenn jemand Gut des heiligen Petrus, des Apostelfürsten, wo immer es liegt, sich als Besitz aneignet oder wissentlich Verheimlichtes nicht offenkundig macht oder nicht die von ihm geschuldete Dienstleistung dem heiligen Petrus erbringt, so nehme er zur Kenntnis, daß er wie ein Frevler dem Zorn Gottes und der heiligen Apostel verfällt. Wer aber bei diesem Vergehen ertappt wird, soll das Erbe des heiligen Petrus nach Gesetz zurückgeben und als Strafe das Vierfache von seinen eigenen Gütern zahlen.» – Das Vierfache, ja noch fast bescheiden, bedenkt man, welche Zu- und Aufschläge und Vervielfachungen die Kirche sich bei solchen Rückgaben gelegentlich gestattet hat.

Der hl. Papst kann bis auf Details gehen, betrifft es Geld und Gut. So erinnert er einmal den Abt Wilhelm vom Kloster Hirsau

unmittelbar nach Erteilung seines apostolischen Segens daran, daß für das Schaffhausener Kloster Allerheiligen des heiligen Erlösers «jährlich 12 Goldstücke, von denen 20 eine Unze ausmachen, zu zahlen sind». Und auch wenn er (1074) den allmächtigen Gott anfleht, Heinrich IV. die irdischen Güter zu erhalten und weitere zu gewähren, so nicht ohne den Zusatz «zum Gedeih seiner Kirche...».

Jetzt aber unterwarf er den, der sich nicht unterwerfen wollte, «den oft genannten Heinrich, den sie König heißen, und alle seine Begünstiger der Exkommunikation und binde sie mit den Fesseln des Anathems. Und abermals verbiete ich ihm das Königtum der Deutschen und Italiens im Namen des allmächtigen Gottes und Eurem und nehme ihm jede königliche Gewalt und Würde und verbiete, daß irgendein Christ ihm als König gehorcht; und alle, die ihm wegen der Herrschaft über das Reich geschworen haben oder noch schwören werden, löse ich vom Versprechen des Eides. Dieser Heinrich mitsamt seinen Begünstigern möge in keinem Kriegstreffen Kräfte und in seinem Leben keinen Sieg gewinnen. Dagegen gewähre und gestatte ich, daß Rudolf, den sich die Deutschen zum König in Treue gegenüber Euch erkoren, das Deutsche Reich regiere und verteidige...»[60]

Doch nicht genug. Das Schönste kommt jetzt, das Blamabelste, denn es zeigt, wie überspannt der Größenwahnsinnige war, welcher prophetischen Kräfte er sich sicher schien. Verkündete er doch vor allem Volk an Ostern in St. Peter nach Wiederholung seiner Bannsentenz, Heinrich werde bis zum 1. August, zum Feste Petri Kettenfeier, seinen Untergang finden, werde tot oder niedergeschmettert sein. Wobei er so weit ging zu erklären, man solle ihm nicht mehr glauben, solle ihn als Papst verjagen, falls sich seine Prophezeiung nicht erfülle.

Der Abfall von Gregor hatte inzwischen bereits begonnen. Denn die Wiederholung des Bannes erhöhte nicht dessen Wirkung. Man erkannte immer mehr, wofür der Römer kämpfte. Und an seine Weltherrschaft wollten die wenigsten glauben. Wohl aber war man weithin überzeugt, daß seine Exkommunikation Heinrichs und seine Anerkennung Rudolfs den Bürgerkrieg ver-

längerten, daß er «die Ursache alles Unheils und Blutvergießens» sei (Hauck). Auch die sächsische Front weichte auf. Und sogar die meisten deutschen und lombardischen Bischöfe wechselten jetzt zu Heinrich über. Auf einer Synode an Ostern in Bamberg sagte man dem Papst den Gehorsam auf und verdammte ihn in einer Festpredigt aufs härteste. Auch eine weitere Synode in Mainz an Pfingsten, 31. Mai, erkannte Gregor nicht mehr als Papst an. Und im Juni 1080 trafen sich, als Reaktion auf Heinrichs neuerlichen Ausschluß, dreißig Vertreter des deutschen und lombardischen Episkopats mit dem König in Brixen und setzten Gregor VII. ab.[61]

Gregors Absetzung, unerfüllte Prophezeiungen und Kriegsträume

Die Brixener Synode vom Sommer 1080, die ein jahrzehntelanges Schisma der abendländischen Kirche eröffnete, schleuderte «wie aus einem Munde die entsetzliche Klage über den mörderischen Wahnwitz eines gewissen Hildebrand, des falschen Mönches, des sogenannten Papstes Gregor VII.» heraus, eines Mannes, der von Zauberei besessen sei, an Wahrsagung, an Träume glaube, schamlose Schauspiele liebe, der Eidbruch, Brand und Mord predige und sogar König Heinrich nach dem Leben trachte.

Kräftig geißelte die Synode Gregors offenkundige Geldgier. «Nachdem er sich auf solche Weise Unsummen verschafft hatte, versetzte er den Abt und bemächtigte sich der Abtei des heiligen Paulus. Dann bemächtigte er sich unter betrügerischer Verleitung eines gewissen Mancius und verleitete ihn dazu, ihm sein Amt zu verkaufen, das des Archidiakonats, und obwohl der Papst Nikolaus das nicht wollte, erregte er einen Volkstumult und erzwang seine Erhebung zur Würde des päpstlichen Ökonomen. Er ist auch nachweislich der Mörder von vier Päpsten, die er durch einen seiner Vertrauten, den Johannes Brachiuti, vergiften ließ. Schweigen auch sonst alle darüber, so hat es doch dieser Johan-

nes selbst in der Todesangst, von allzu später Reue gefoltert, auf seinem Sterbebett mit gräßlichem Geschrei eingestanden.»

Und nach dem Hingang des Papstes Alexander, so heißt es weiter in der Brixener Erklärung, habe Gregor «den lateranensischen Palast in feindseliger Weise mit ausgerüsteter Kriegsmacht besetzt, die Geistlichkeit, damit sie nicht zu widersprechen wage, weil keiner ihn wählen wollte, durch die gezückten Schwerter der Gefolgsleute unter Androhung des Todes in Schrecken gebracht, und er ist früher auf den längst besetzten bischöflichen Stuhl gesprungen, als den Körper des Gestorbenen das Grab in Besitz nahm».

Wie viel oder wenig immer von all diesen Inkriminierungen zutrifft: Kardinal Hugo Candidus, der anstelle – dessen gab er sich den Anschein – aller römischen Kardinäle unterzeichnete, und fast dreißig katholische Bischöfe verbürgten mit ihrem Namen auch die evidenten Lügen! Jedenfalls, so dekretierte kraft all dem die Versammlung am 25. Juni, sei Gregor «nach den kirchlichen Satzungen abzusetzen, zu vertreiben und wenn er nicht selbst abdanke, zu exkommunizieren». Und außer dem Papst belegten die Synodalen auch seine führenden Anhänger, Rudolf von Rheinfelden und Welf IV. von Bayern, mit dem Bann. Gleichzeitig nominierten sie, wohl vor allem auf Druck der Lombarden, einen neuen Papst, den von Gregor mehrfach gebannten und verdammten einstigen italienischen Kanzler Wibert von Ravenna, der sich nach seiner Inthronisation 1084 Clemens III. nannte.[62]

Zwar hatte Gregor noch bei Antritt seines Regiments dem «Erzbischof Wibert von Ravenna Heil in Christus Jesus» gewünscht. Ja, noch fünf Jahre später, 1078, wollte er «keineswegs», wie er ihm schrieb, «sich an Eurem Untergang weiden», sondern seinem «Heil zu Hilfe kommen». Noch im selben Jahr aber ist er für ihn «jener, der jetzt Bischof der Kirche Ravenna heißt». Hat er diese doch, einst überreich und gottesfürchtig, verdorben «durch tyrannische Plünderung», «durch das Beispiel unfrommen Lebens», hat, verstrickt in «viele andere Missetaten», das Schlimmste, aus dem alles Sonstige herrührt, «geschwollen vom Stolz des Hochmuts, die Ferse gegen den Apostelfürsten

erhoben und verharrt im Ungehorsam, der dem Verbrechen des Götzendienstes gleichkommt». Eine derart kriminelle Kreatur verfällt fraglos seinem Bannstrahl. Und auch alle, die sich ihm «zu widersetzen wagen, schneiden wir als faule Glieder aus dem ganzen Leib Christi – der die katholische Kirche ist – durch das Schwert des Anathems heraus...». Den anderen dagegen, die Gott lieben und die «dem heiligen Petrus gehorsam» sind, gewährt er generös «den Nachlaß aller Sünden. Gegeben zu Rom...»[63]

Gregor malt, nach der großen Tradition seiner Kirche von Anbeginn, vom Neuen Testament an (vgl. bes. I 143 ff.), durchgehend schwarzweiß. Er, der andere edel unterweist, «daß Ihr nämlich immer die Gerechtigkeit und keinesfalls die Parteien fördert, entsprechend unserem Vorbild» (!), er ging niemals den Weg der Gerechtigkeit, sondern immer nur den der Partei, seiner eigenen, selbstverständlich, die er allerdings mit der Gerechtigkeit gleichsetzt. Dagegen werden Christen, die gegen ihn sind, «versammelt durch den Umtrieb des Teufels». Sie treiben «das Verbrechen des Götzendienstes» und gehören zu den «Bösen», deren Rat «wie Gift» ist. Wer aber pariert, sich unterwirft, der liebt Gott und ist gut. Alles andere wird unentwegt verflucht, verketzert, verteufelt. Alle Gegner des Papstes geben «die Braut Christi dem Teufel preis», sind «Spießgesellen des Teufels», «Vorläufer des Antichristen», «denn je näher die Zeit des Antichristen rückt, desto mehr kämpft er auf Leben und Tod, die christliche Religion auszulöschen». Der «alte Feind» bewaffnet seine Glieder, «um alles ins Gegenteil zu verkehren».

Gregor malt auch gern, und gleichfalls nach schon uraltem christlichen Muster, ein dramatisches, nach Verfolgung riechendes Szenario. (Verfolgung ist fast immer gut für sie!) Ja, «bis heute das Toben tyrannischer Verfolgung erleidet» er, erleidet seine Kirche. Und da fliehen «die Hirten und die Hunde, die Verteidiger der Herde, und ohne daß jemand widerspricht dringen Wölfe und Räuber auf die Schafe Christi ein...».

Verfolgung ist gut. Besser, selbstverständlich, die Verfolgung der andern, das Fertigmachen der Andersdenkenden, aller An-

dersgläubigen, aber auch der Opposition in den eigenen Reihen. Gregors Bannflüche flammten wie Blitze über die Länder, und er exkommunizierte selbst die Nachfahren noch bis in das siebente Glied! Er hat oft die Wahrheit und Gerechtigkeit im Mund geführt, doch selber insgeheim die Lüge nicht verworfen, sondern sich ihrer bedient. «Er log und fälschte die Dokumente, die er zitierte» (Mc Cabe). Und es ist bezeichnend, daß seine skrupellose Finanzpolitik, die in allen Tonarten gemachten Vorwürfe seiner Gegner über seine Bestechungen, seine Käuflichkeit, seine Entwendung von Kirchenschätzen (vor allem zu Kriegszwecken) von der gregorianischen Partei nur sehr selten bestritten worden ist.

Gewiß wurde viel über ihn gelogen – von Christen, von Katholiken, wohlgemerkt. Und nicht alle Geschichten über seine Greuel, über fast grundlose Hinrichtungen und Torturen, treffen zu. Doch mag es auch nicht oder nur halbwahr sein, daß Menschen, wie Wido von Ferrara, das Brixener Dekret, die gesta romanae ecclesiae u. a. berichten, auf seinen Befehl gefesselt in einen mit Nägeln gespickten Raum geworfen, mehrere seiner Vorgänger vergiftet wurden: Gregor war hart bis zur Brutalität. Als einst ein Abt ungehorsamen Mönchen Augen und Zunge herausreißen ließ und deshalb bestraft worden ist, tadelte diese Bestrafung als einziger der hl. Gregor und beförderte später die Abtsbestie zum Bischof![64]

Verfolgen ist gut. Doch genügte dem Papst das Foltern und das Schwert des Anathems noch nicht. Er glaubte, wie etwa auch jetzt, im Fall des Gegenpapstes, noch ein anderes Schwert in petto zu haben, um «die heilige Kirche von Ravenna», die früher «durch die Pflege der Religion glänzte», zurückzugewinnen, sie «den Händen der Gottlosen zu entreißen». Denn wer gegen ihn war, auch als Christ, Katholik, Bischof, war schlechthin gottlos, und insofern, als sich alles um ihn wie um einen Gott drehte, drehen sollte, sogar mit einem gewissen Recht.

Aus «knechtischer Bedrückung, ja tyrannischer Knechtschaft» wollte Gregor Ravenna erlösen zur «früheren Freiheit». Denn so wie Gott bei ihm war, mit ihm, in ihm, so auch, ausgerechnet, die Freiheit, und auch sie wieder nur bei ihm.

Gregor spricht, wie alle Verknechter, gern von Freiheit, der «Freiheit der Kirche», der «christlichen Freiheit». Und natürlich plante er wieder einmal einen Feldzug, einen Krieg im Herbst gegen Wibert von Ravenna – «wir werden mit einem Heer, wie wir vom Herrn erhoffen, in jene Gegend ziehen und vertrauen unzweifelhaft darauf, sie mit seiner Hilfe zu befreien».

Da paßte ein Ereignis zu gut in die Regie, als daß man darin ein Wunder erblicken könnte, was es freilich war – die plötzliche Auffindung des hl. Apostels Matthäus (!) in Salerno, die den angriffslustigen Stellvertreter Christi so hoffnungsfroh stimmte. Glaubte er doch, wie er am 18. September gegenüber Erzbischof Alfanus von Salerno schwärmt, nun würden alle Heiligen, der ganze Himmel samt der Gottesgebärerin Maria dem Menschengeschlecht (das hier wohl für Gregor steht) «viel geneigter» sein. Und konnte das Mirakel von Salerno nicht auch seine falsche Prophezeiung, König Heinrichs Fiasko bis zum 1. August, ein wenig in Vergessenheit geraten lassen, auch wenn er gleich eine neue Voraussage damit verband, das nahe Ende der «Bosheit des Gegners», seine «verdiente Vernichtung», was aber genausowenig geschah.

Im übrigen hatte Gregor keinen Augenblick mit der Verfluchung und Absetzung seines Gegners gezögert. Und obwohl Wibert bzw. Clemens III., der mit den Grafen von Canossa verwandte einstige Reichskanzler von Italien Freunde und Feinde gleichermaßen beeindruckte, obwohl er selbst von politischen und kirchlichen Gegnern als gelehrt und sittlich integer anerkannt worden ist, erging sich Gregor in Diffamierungsexzessen. Der Mann, der alle Bischöfe und Menschen überhaupt einzig und allein danach beurteilte, ob sie ihm zu Willen waren, ihm sich unterordneten oder nicht, nannte den Rivalen einen meineidigen, weltbekannten Gangster, einen Ketzerfürsten und Antichristen, «einen gottlosen Menschen», «im ganzen römischen Erdkreis durch seine ruchlosen Verbrechen bekannt», nannte das Brixener Konzil eine «zweifelsfreie Versammlung des Satans» und «in dem Wissen um alle Verbrechen völlig verdorben». Und da er erst erneut den Sturz seiner Gegner in Kürze prophezeit hatte, pro-

pagierte er, um einiges dazu zu tun, einen Feldzug gegen das Bistum seines Nebenbuhlers: Gräfin Mathilde, die eben damals ihr gewaltiges Allodialgut in Italien und Lothringen dem Papst geschenkt und es als Lehen auf Lebenszeit zurückerhalten hatte, sollte Ravenna von Norden her angreifen, er selber wollte an der Spitze eines Heeres von Süden aus vorgehen.[65]

Selbstverständlich sah sich der hl. Papst auch anderweitig nach Kriegern um. Und wieder einmal sollten vor allem die Normannen für ihn einspringen. Rasch löste er jetzt Robert Guiscard vom Bann, ließ sich persönlich am 29. Juni 1080 den Lehnseid leisten und duldete Robert sogar in den von ihm eroberten Gebieten. Er bekam Apulien, Kalabrien und Sizilien, wofür er jährlich Zins zu zahlen und die Kirche zu schützen hatte. Er wurde Gefolgsmann «von Gottes und S. Peter's Gnaden», und länger als 600 Jahre blieben seither die Könige beider Sizilien Vasallen des Papstes.

Im Herbst 1080 sollte Wibert militärisch erledigt werden. Doch wieder fehlten Gregor die Truppen, wieder konnte er sich nicht an die Spitze einer Streitmacht stellen, war Robert Guiscard doch vollauf befaßt mit der Vorbereitung einer Offensive gegen den Kaiser von Konstantinopel. Und im nächsten Jahr wollte Gregor, der Heinrich «niemals in unglücklicherer Lage» glaubte, weshalb er auch den Herzog Welf «für die Sache des Heiligen Petrus» einzuspannen, auch Welf «ganz in den Schoß des heiligen Petrus aufzunehmen» suchte, den Normannen erneut in einen Krieg treiben. Ja, es pressierte ihm so sehr, daß er nicht zögerte, Robert zu fragen, ob er bereits zur Fastenzeit, in der die Normannen sonst nicht kämpften, auch die Kirche selbst Kriege verpönte, «Gott seinen Waffendienst zum Geschenk darbringen wolle, indem er mit dem Papste oder seinem Legaten in Heeresrüstung ins Land des hl. Petrus zöge, um die Guten zu bestärken und die Rebellen durch Schrecken oder Gewalt zur römischen Kirche zurückzurufen»?

Aber der Kriegszug nach Ravenna scheiterte. Robert Guiscard sandte nicht die versprochene Hilfe, sondern stieß im Sommer 1081 ins byzantinische Reich vor, überquerte das adriatische Meer, besetzte Korfu und die griechische Westküste. Und kurz

nachdem Gregor den unmittelbar bevorstehenden Zusammenbruch seiner Feinde prophezeit hatte, wurden Mathildens Truppen am 15. Oktober 1080 von den königstreuen Lombarden bei Volta (nahe Mantua) empfindlich geschlagen. Bald darauf erschütterten Aufstände ihre Herrschaft, ja, man hielt sie gar für verrückt.

Der Heilige Vater aber kam in Italien so wenig zum Zug wie im selben Jahr mit seinem Kriegsplan gegen König Alfons VI. von Kastilien, einen Monarchen, der zwar die römische Liturgie eingeführt, auch die große Pilgerstraße nach Santiago de Compostela wiederhergestellt und gesichert hatte (S. 485), jedoch die «Simonie» duldete und den päpstlichen Legaten ungebührlich behandeln ließ. So drohte Gregor nicht nur, alle Getreuen des hl. Petrus in Spanien wider den König aufzuwiegeln, sondern gegebenenfalls dort auch selbst gegen den Fürsten, den Feind der Christenheit, scharf vorzugehen (dura et aspera moliri).[66]

Ebenso blitzte der Papst bei König Wilhelm von England ab, den er nur zu gern in den Kampf gegen Heinrich IV. hineingerissen hätte. Doch mochte Gregor dem König noch so sehr und stets von neuem seine besondere Liebe beteuern, mochte er Gehorsam fordern, ihre frühere Freundschaft beschwören, seine Hilfeleistung bei der Eroberung Englands, mochte er Wilhelm als «Edelstein unter den Fürsten» feiern und ihm die schönsten Versprechungen machen: «Nicht nur die Herrlichkeit des ewigen Lebens, sondern auch diejenige in dieser Welt wird Dir und Deinen Erben, in Sieg, Ehre, Macht, Größe, reichlicher vom Himmel erteilt werden» – alles vergebliche Liebesmühe. Der König war zwar bereit zur Ablieferung des «Peterszinses», aber nicht zu Ablegung des Lehnseides, mochte er England auch unter der Fahne des hl. Petrus erobert haben.

Und gleichfalls erfolglos war Gregors Werben bei dem dänischen König Harald Hein, dem Nachfolger Svends. Denn Harald, den der Papst schon früher wegen Waffenhilfe angegangen und den er jetzt, seinerseits erneut Beistand erhoffend, vom Vergänglichen auf das Ewige hinwies, hatte sich schon dahin aus dem Staub gemacht.[67]

DIE SCHLACHT AN DER ELSTER, EIN NEUER GEGENKÖNIG UND HEINRICHS IV. STURM AUF ROM

Inzwischen waren in Deutschland die Dinge zur Entscheidung getrieben. Heinrich, so unermüdlich um Kriegsdienste bemüht wie der Papst, hatte gründlich gerüstet, dann, bei einem Vorstoß auf Sachsen, Erfurt, einen Besitz der Mainzer Kirche, geplündert und verbrannt und schließlich, unter fortgesetzter wilder Verheerung des Landes, die Elster erreicht. Und dort prallten am 15. Oktober 1080 bei Hohenmölsen unweit Zeitz die Truppen beider Könige aufeinander.

Heinrich hatte sich zuvor, wie guten Christen zusteht, kirchlicher und himmlischer Hilfe versichert, hatte sich unter den Schutz der hl. Gottesgebärerin gestellt und die Kirche von Speyer überaus reich beschenkt. Die Erzbischöfe von Köln, Hamburg, Trier sowie weitere hohe Kleriker – sechzehn Prälaten insgesamt steckten in seinem Heer, wohl fast alle mit ihrer Soldateska – lieferten ihm geistlichen Zuspruch. Ja, noch unmittelbar vor dem Gemetzel intonierten die Priester ein wieder sehr christlich klingendes Gebet: «Gott, dessen die Rache ist, o Herr! Gott, dessen die Rache ist, erscheine!»

Gleichwohl verlor Heinrich IV. auch diese Schlacht, ging ein Teil seines Heeres in der Elster unter, vor allem durch die Feldherrenkünste Ottos von Northeim, während der Salier selbst kein begabter Schlachtenlenker, auch schon früh in die Flucht und weit vom Mordplatz fortgerissen worden war. Dabei hatten die im königlichen Lager weilenden Bischöfe kraft eines falschen Gerüchts bereits begeistert gesungen: «Herr Gott, Dich loben wir!» Wenig später aber traf die Leiche eines bayerischen Grafen ein, erscholl der Schrei: «Flieht, flieht!», fiel das Lager mit all seinen Schätzen an Gold, Silber, Münzen, an kostbaren Kirchengefäßen, Gewändern, an Waffen und Pferden sowie dem aus Erfurt mitgeschleppten Raub dem sächsischen Sieger anheim.

Dennoch geriet Heinrich die Niederlage zum Vorteil. War Gegenkönig Rudolf von Rheinfelden doch nicht nur am Unterleib schwer verwundet worden, sondern hatte im Gemetzel auch die

rechte Hand verloren, die Schwurhand, mit der er einst Heinrich die Treue gelobt; und er starb kurz darauf; «starb», wie seine Grabplatte im Merseburger Dom verkündete, «für das Gesetz der Väter ... als heiliges Opfer des Krieges. Der Tod war ihm Leben; denn er fiel für die Kirche.» Ja, der Krieg heilig, das Blut für die Kirche, und der Tod das Leben, jeder Wert, wie üblich, verkehrt.

Nicht der Gegner des Papstes aber, wie vom Papst prophezeit, war gefallen, nein, sein Partner. Und der Verlust der rechten Hand, womit er einst Heinrich die Treue geschworen, wirkte tief auf die Mentalität der mittelalterlichen Menschen.[68]

Rudolfs Tod war der schlimmste Schlag für die päpstliche Deutschlandpolitik. Denn Heinrich, sein Anhang und weithin das Volk sahen im Ende seines Widersachers ein Gottesurteil. Und was die Heinricianer beträchtlich stimulierte, entmutigte die deutschen Gregorianer. Erst am 6. August 1081 wählte eine kleine Gruppe schwäbischer und sächsischer Fürsten in Ochsenfurt am Main Hermann von Salm aus dem Hause Luxemburg zum Nachfolger des gefallenen Gegenkönigs. Und Ende des Jahres krönte ihn Erzbischof Siegfried von Mainz in Goslar, wo er gewöhnlich residierte.

Der neue Mann, dessen Erhebung der Papst emsig betrieben hatte, war eine bedeutungslose Figur. Als Voraussetzung für seine Anerkennung verlangte Gregor von ihm Gehorsam gegenüber all seinen Befehlen. Und Vasallenhuldigung bei der ersten Begegnung. Ein Friedensangebot Heinrichs dagegen wies der Römer ab und wiederholte seine Exkommunikation und die seiner Anhänger. «Die Hauptsache schien ihm, den Bürgerkrieg in Deutschland nicht erlöschen zu lassen» (Haller). Doch trotz einiger Schlachtenerfolge konnte sich der Lützelburger nur in Ostsachsen halten, mußte sogar vorübergehend zu den Dänen fliehen und zog sich zuletzt wieder nach Lothringen zurück.[69]

Inzwischen hatte Heinrich im Frühjahr 1081 die Alpen überschritten, um endlich Gregor aus Rom zu vertreiben, dort seinen in Brixen aufgestellten Papst einzuführen und selbst die Kaiserkrone zu gewinnen. Und während er über Verona und Ravenna ungehindert vorrückte, rüstete der Papst, befestigte er Burgen,

verstärkte die Mauern der Städte, besonders natürlich die Roms. Auch versuchte er noch einmal, Robert Guiscard von seinem Unternehmen gegen Byzanz abzuhalten und ihn statt dessen in den Krieg gegen den deutschen König zu ziehen. Der Normanne aber dachte nicht daran und stach um den 20. Mai von Otranto aus in See. Zur selben Zeit, unmittelbar vor dem hochheiligen Pfingstfest, erschien Heinrich IV. vor Rom, in seinem Heer nicht nur der zu inthronisierende Papat Wibert, sondern auch die Erzbischöfe von Mailand, Hamburg-Bremen, Reims, der italienische Kanzler Bischof Burchard von Lausanne, Bischof Benzo von Alba und wohl weitere, vor allem lombardische Prälaten.[70]

Heinrich hatte schon vor seinem Eintreffen vergeblich versucht, die Römer für sich einzunehmen. Doch sie wollten ihren Papst, nicht Wibert von Ravenna, und so stand der König vor verschlossenen Toren, sah er, so ein gregorianischer Geschichtsschreiber, «Lanzen statt Wachslichter, Bewaffnete statt der Chöre der Geistlichen», hörte er «Schmähungen statt der Lobsprüche, wildes Geschrei statt der Beifallsbezeugungen». Und da er mit seiner kleinen Truppe Rom kaum erstürmen konnte, verbrachte er die nächsten Wochen mit der Verwüstung der Umgebung und rächte sich nach seinem Abzug vor allem an der Papstfreundin Mathilde. In einer Gerichtsverhandlung in Lucca wurde unter seinem Vorsitz die Gräfin des Hochverrats für schuldig, ihrer Lehen und Güter verlustig erklärt, geächtet und ihr Land, seit dem vergangenen Jahr bereits dem Papst vermacht, anderen zugesprochen.[71]

Schon früh im nächsten, 1082, zog der König abermals vor Rom. Wieder hatte er einen Haufen hoher Pfaffen in seinem Heer. Wieder hatte er die Römer, alle Kardinäle, Geistlichen und Laien, durch einen vorausgeschickten Aufruf beschworen, wieder an ihre Gerechtigkeit appelliert und geschrieben, wenn es recht sei, einen Priester beizubehalten, so sei es auch recht, einem König zu gehorchen. Da aber der von Gott eingesetzte König wieder nicht in die Stadt des von Gott eingesetzten Papstes kam, verheerte er wieder ringsum alles aufs äußerste, Häuser, Felder, Obstgärten, Weinberge. Und als er selbst bei Beginn der wärmeren Jahreszeit

abzog, beauftragte er seinen Papst, den Erzbischof Wibert von Ravenna, gestützt auf feste Plätze und königliche Truppen, mit dem Terror rings um Rom fortzufahren durch dauerndes Plündern, Brandschatzen, Verwüsten, aber auch durch Verstümmeln und Töten.[72]

In Rom kam Gregor VII. inzwischen in größere Bedrängnis. Seine Hoffung auf Robert Guiscard hatte getrogen. Der Normanne drang einstweilen weiter gegen Konstantinopel vor. Und Gregor, das schlimmste, ging das Geld aus; denn der Goldstrom von außen war unterbrochen. Und welche Summen hatte er schon für Totschläger ausgegeben! So versuchte er offensichtlich, durch Verpfändung von Kirchengütern weitere Mittel zu beschaffen. Da aber taten sich siebzehn namentlich bekannte Kardinäle, Bischöfe, Erzpriester und ein Abt gegen den Papst zusammen und erklärten Anfang Mai, «daß die heiligen Besitzthümer der Kirchen in keiner Weise für weltlichen Kriegsdienst verwendet werden dürften», was sie durch Beispiele aus der Bibel belegten. Das freilich hat Gregor wohl weniger gestört als der Protest gegen seine begehrte Einnahmequelle. Doch half ihm die Freundin seines Lebens. Beraten von Bischof Anselm von Lucca, schmolz sie den gesamten Schatz ihrer Hauskapelle auf Canossa ein, und alsbald erhielt der Heilige Vater immerhin neun Pfund Gold und siebenhundert Pfund Silber für seinen Krieg wider König und Gegenpapst. Und auch Robert Guiscard schickte angeblich dreißigtausend Denare.[73]

Jahr für Jahr kriegte Heinrich IV. in Italien, stürmte er Rom, das seit Totila keine so lange Belagerung mehr gesehen hatte und dabei fast zugrunde ging. «Die Städte wurden verheert, die Kirchen verbrannt; der Fanatismus artete in die Wut eines Religionskrieges aus» (Gregorovius). Und während Clemens III. von Tivoli aus besonders die Campagna verwüstete und ringsum allmählich alles von Gregor abfiel, die Sabina, das Kloster Farfa, Fürst Jordan von Capua, sogar ein enger Vertrauter des Papstes, der Abt Desiderius von Monte Cassino, der größten Grundherrschaft Süditaliens, und Gregor den Fürsten und den Abt exkommunizierte, geriet er immer mehr in Isolation.

Zu Beginn des Jahres 1083 zog Heinrich IV. zum drittenmal zum Angriff heran. Mehrere Stürme scheiterten zunächst, ebenso freilich mißlang ein Ausfall der Römer. Doch am 3. Juni eroberte der König die Leostadt und brachte damit, nach einem überaus blutigen Gemetzel um und in St. Peter, auch dieses in seine Gewalt, was viel beachtet wurde. Über andere Stadtgebiete, den Lateran, die Engelsburg, gebot jedoch weiter der Papst, der selbst die Kämpfe leitete. Und als der Deutsche Roms gefährlicher Sommerhitze entfloh, raffte den weitaus größten Teil seiner zurückgelassenen Besatzung eine Seuche dahin, vielleicht unter Mitwirkung von Gift, wie eine Quelle vermutet.

Scheinbar stand Heinrichs Sache nicht gut. Doch ging in der Stadt, wo allmählich der Hunger grassierte, auch das Geld des Königs um. Der griechische Kaiser Alexios I., der Entlastung gegenüber den Normannen erhoffte, hatte dem Salier Geschenke, Waren und die gewaltige Summe von 144 000 Denaren geschickt, eine noch größere angekündigt. Der römische Adel wankte, und die meisten Kardinäle, dreizehn an der Zahl, fielen vom Papst ab, der in immer größere Schwierigkeiten geriet. Dabei ließ er sich, peinlich genug, von seinem eigenen Anhang in der römischen Aristokratie vierzig Geiseln stellen, ohne doch die wachsende Abtrünnigkeit stoppen zu können. Auch dem Klerus nötigte er bindende Eidschwüre ab, den Geistlichen niederer Grade ebenso wie den Kardinalbischöfen, die er durch bewaffnete Haufen unter Druck setzen ließ. Niemand sollte von seiner Seite weichen, niemand zu Heinrich und Wibert übergehen.

Am 21. März 1084 aber öffneten sich dem König, der nach dreijähriger Belagerung bereits verzagte, Rom einzunehmen, die Tore, die eigentliche, die linksseitige Stadt mit dem Lateran, was ihm selbst wie ein Wunder erschien. «Denn als wir, schon daran verzweifelnd, Rom zu gewinnen, in der Richtung nach Deutschland zurückgehen wollten, siehe, da baten die Römer durch Abordnung von Boten, daß wir nach Rom hineinkommen möchten, und versprachen, in allen Dingen uns gehorsam sein zu wollen, was sie auch gethan haben. Denn mit der größten Freude nahmen sie uns beim Einzuge auf; mit dem größten Eifer haben

sie uns geholfen, indem sie bei uns aushielten, so daß wir im Herrn mit Zuversicht sagen können, daß ganz Rom in unserer Hand ist, mit Ausnahme jenes Castells, in dem Hildebrand eingeschlossen steckt, nämlich im Hause des Crescentius.»

Auf einer königlichen Synode wurde der zwar geladene, doch nicht erschienene Gregor, der sich nur noch in der Engelsburg halten konnte, als Hochverräter abgesetzt und exkommuniziert, bald darauf, am Palmsonntag dem 24. März, Wibert, Clemens III., inthronisiert, und schließlich an Ostern dem 31. März Heinrich IV. (samt Gattin Berta) feierlich zum Kaiser gekrönt.[74]

Aber nach wenigen Wochen schon standen in Rom die Dinge wieder ganz anders.

Robert Guiscard, inzwischen zurückgekehrt, folgte nun einem der päpstlichen Hilferufe, folgte um so lieber, als er selbst die Ausdehnung der deutschen Macht in Italien nicht wünschen konnte. Mit einem gewaltigen, auf dreißigtausend Fußsoldaten und sechstausend Reiter geschätzten Heer, Normannen, Kalabresen, Moslems, rückte der Herzog in Eilmärschen zum Entsatz heran. Der Abt von Monte Cassino übermittelte, echt pfäffisch, Gregor die Freudenbotschaft und warnte zugleich den Kaiser, der darauf Rom mit seinem Papst am 21. Mai räumte. Nur drei Tage später trafen die Normannen ein, beobachteten drei Tage die Stadt und nahmen sie am 28. Mai. Sie befreiten Gregor aus der Engelsburg und warfen sich ihm dann im Lateran ergebenst zu Füßen.

Freilich kam mit der Befreiung auch die Katastrophe. Und welche Katastrophe! Rom wurde viel schlimmer ausgeraubt und verheert als einst von den Wandalen; gar nicht zu reden von der vergleichsweise harmlosen Plünderung 410 durch die Westgoten unter Alarich, als Kirchenlehrer Hieronymus schon schrie: «Die Welt geht unter» (Orbis terrarum ruit: II 34 ff.).

Nein, nie zuvor wurde Rom ähnlich barbarisch heimgesucht. Gregors katholische Befreier behandelten die Bürger derart, daß sich diese am dritten Tag so verzweifelt auf sie stürzten, daß selbst tausend eilends von außen herangeführte Reiter die Situation nicht meistern konnten, bis der Herzog die Häuser in Flammen

setzen ließ und zwei Stadtteile niederbrannten – das Marsfeld vielleicht bis zur Brücke Hadrians, das Viertel vom Lateran bis zum Colosseum –, ein einziger Sturm aus Blut und Feuer, und alles ad maiorem Dei gloriam. Viele Kirchen, Säulenhallen, Paläste hatten bereits Heinrichs Attacken beschädigt oder zerstört. Nun aber ging weit mehr an unersetzlichen Monumenten zugrunde. Das letzte Gold wurde aus den Kirchen geholt. Mord und Plünderung, Nonnen und junge Frauen ringsum vergewaltigt, wobei die Opfer, wie es heißt, vom Herzog selbst befohlen, mit auf dem Rücken gebundenen Händen in die Normannenzelte geschleppt worden sind.

Man darf nie, keinen Augenblick, hier und immer wieder, vergessen, daß all dies Teil der *Heilsgeschichte* ist!

Tausende von Römern, hoch und nieder, ja Kinder schon, wurden, an Stricken hängend, wie Vieh durch die Sarazenen des katholischen Herzogs in die Sklaverei verkauft – während Gregor (man kennt analoges Verhalten noch von Päpsten des 20. Jahrhunderts!) nicht im geringsten versuchte, irgend etwas zu retten, zu verhindern.[75]

Im Gegenteil. Papst und Herzog machten Jagd auf andere Objekte. Sie nahmen gemeinsam Burgen und Städte in der Umgebung Roms, ohne sich allerdings des festen Tivoli bemächtigen zu können, wohin Clemens III. ausgewichen war. Keine Schreckens- und Schandtat der Belagerer führte zum Erfolg. Und als der Normannenfürst schon lange Rom verlassen hatte, lag es noch lang in Sumpf, in Trümmern, in einem Zerfall fast ohnegleichen. «Kaum weiß ich», läßt ein französischer Erzbischof die ruinierte Stadt klagen, «was ich gewesen bin; kaum erinnere ich, Roma, mich der Roma; kaum läßt der Untergang es zu, auch nur meiner zu gedenken.»

Flucht und Ende

Gregor VII., um dessentwillen ein großer Teil der Stadt in einen Schutthaufen verwandelt, niedergebrannt und ausgemordet worden war, konnte nicht mehr in Rom bleiben; vermutlich hätte man ihn ob all des Elends zerrissen. Um vor der Volkswut sicher zu sein, zog er im Juni mit Robert Guiscard davon, befreit von Normannen und Moslems, die ungezählte Beutewagen und Scharen seiner römischen Schäfchen in Gefangenschaft und Sklaverei führten.

Gregor ging nach Salerno, dessen Einnahme durch Robert er doch bis zuletzt nicht anerkannt hatte, berief noch eine Synode ein, schleuderte noch einen Fluch gegen den deutschen König und dessen Papst, «den Häresiarchen Wibert», und schickte ein entsprechendes Schreiben nach Frankreich, seine «letzte große Kundgebung» (Meyer von Knonau), worin es hieß: «Ich rufe, ich rufe und ich rufe abermals und verkündige Euch, daß die christliche Religion und der wahre Glaube, den der Sohn Gottes vom Himmel kommend durch unsere Väter uns lehrte, in eine weltliche verderbte Gewohnheit verkehrt, weh! o Schmerz!, fast zu nichts herabgekommen und, unter Änderung der alten Farbe, nicht nur in des Teufels, sondern auch in der Juden und Sarazenen und Heiden Gespött gefallen ist.» Und noch einmal klingt die Klage über seine Ohnmacht durch, der Wunsch nach Märtyrern für seine Sache, nach Krieg und Sieg: «Welche und wie viele sind es, die aus Furcht und Liebe zum allmächtigen Gott, in dem wir leben, weben und sind, nur so weit sich abmühen oder bis zum Tode arbeiten, wie die weltlichen Krieger für ihre Herren oder auch für ihre Freunde und Untergebenen?»

Vergeblich strebte der Papst nach Rom zurück, wo sich sein Rivale Clemens III. durchgesetzt hatte.

Am 25. Mai 1085 starb Gregor VII., den viele christliche, vor allem katholische Theologen und Historiker in den Himmel heben, nicht selten den größten aller Päpste nennen, ein «homo religiosus» für sie, ein «Gottgebundener von lauterer Größe»

(Bernhart), dessen «edle Seele ... hoch erhaben über dem trüben Erdenschmutz» stand (Grupp); «kein Mann der Politik, sondern ein bis zu mystischer Glut von der Verantwortung seines Amtes als Leiter der Seelen erfüllter Papst», einer, der «so sehr dem entsprochen, was der Welt nottat, daß die Völker gern bereit waren, sich von den Päpsten leiten zu lassen. Zu deutlich stand es vor aller Augen, daß das Papsttum eine echte moralische Autorität, ein Schutz des Rechtes und eine Zuflucht der Bedrückten war» (Neuss).[76]

Besser Königstreue töten als Heiden

Der große Krieg zwischen Heinrich IV. und Gregor VII. wurde auch literarisch vehement geführt und tobte weit über den Tod des Papstes hinaus. Verfaßte man doch überhaupt im 11. Jahrhundert (und den beiden folgenden Jahrzehnten) mindestens fünfmal so viele Geschichtswerke wie im Jahrhundert zuvor. Und die Autoren der Streitschriften-Literatur – nicht zufällig eine Gattung von mehr alter als ehrwürdiger christlicher Tradition – waren in beiden Lagern fast ausnahmslos Kleriker, die jeweils auf Bibel und Kirchenrecht insistierten.

Für Heinrich IV. stritten u. a. Bischof Wido von Osnabrück, der Scholasticus Wenrich von Trier, der 1090 vielleicht Bischof von Piacenza wurde, der Ravennater Jurist Petrus Crassus. Als Gregorianer traten in Italien Kardinal Deusdedit sowie die Bischöfe Anselm II. von Lucca und Bonizo von Sutri in den Ring; in Deutschland der Priestersohn Bernold von St. Blasien (oder Konstanz; gest. 1100) und Manegold von Lautenbach (gest. nach 1103).

Der hochgelehrte Propst des Augustinerchorherrenstifts zu Marbach im Elsaß engagierte sich in zwei Streitschriften leidenschaftlich für Gregor und wetterte besonders in seinem dem Salzburger Erzbischof gewidmeten Traktat «Liber ad Gebehardum» mit allem Gift und Geifer gegen den Scholastiker Wenrich.

Papststreiter Manegold erlaubt nicht nur, wie bisher, den «gerechten» Krieg fürs Vaterland, sondern auch den für die Heiligen Väter. «Wer nicht aus persönlicher Rache oder Habgier, sondern als Helfer katholischer Fürsten, in öffentlichem Kampf für das Vaterland, die Gerechtigkeit oder den apostolischen Stuhl oder in Ausübung gerichtlicher Funktionen einen Heinricianer tötet, begeht nichts Unrechtes.» Das Papsttum gilt jetzt soviel wie das Vaterland, wenn nicht mehr, während das Königtum nur in Gestalt der «Heinricianer» erscheint, von denen der Papstdefensor sagt, daß sie «verabscheuungswürdiger sind als offene Heiden». Somit ist auch «der, der einen von ihnen zur Verteidigung der Gerechtigkeit tötet, noch weniger schuldig, als wer einen Heiden tötet».[77]

Die publizistische Polemik gegen Gregor VII. kulminierte in Deutschland in dem (1519 von Ulrich von Hutten entdeckten) «Liber de unitate ecclesiae conservanda», den ein unbekannter Hersfelder Mönch 1092/1093 zur Rechtfertigung Heinrichs IV. schrieb. Weniger um Gregor, den der Verfasser keineswegs schont, geht es hier als um den deutschen Bürgerkrieg; um das Unrecht der Christenheit, die Kontroverse mit dem Schwert auszufechten. Zwar sage man, «es sei Sache des Glaubens und der Gläubigen in der Kirche, diejenigen zu töten und zu verfolgen, die mit dem gebannten König Heinrich verkehren oder ihm anhängen und davon nach den Bemühungen der päpstlichen Partei nicht abgehen». Doch der unbekannte Autor beruft sich auf die Bergpredigt, auf die Seligpreisung der Friedfertigen, und attakkiert die gregorianischen Bischöfe, die Prälaten von Magdeburg, Halberstadt, Salzburg, die keine Kirchenhirten, sondern Heerführer seien, Mörder des Leibes und der Seele.

Man sieht, auch damals war ein pazifistisches Ethos möglich, wie zu jeder Zeit – zum Beispiel auch zu neutestamentlicher.

Es ist bedauerlich, doch vielleicht kein Zufall, daß eine von Wibert um 1085 verfaßte, in das publizistische Gefecht eingreifende Diatribe nur aus Texten Anselms von Lucca und Widos von Ferrara partiell zu erschließen ist. Nach Wibert, der damit die Meinung vieler vertritt, hat der von früh an ins Waffenhandwerk

vernarrte Gregor die Kriegsfurie nach Deutschland gebracht und die Ritter gegen ihre Herren aufgewiegelt, hat überhaupt kein Christ so viel Blutvergießen heraufbeschworen. Daß er derart die römische Kirche verteidigen, befreien wolle, läßt der Rivale nicht gelten, denn: «Christlich ist, zu lehren, nicht Krieg zu stiften, das Unrecht gleichmütig zu dulden, nicht es zu rächen. Nichts von jenem tat Christus, nichts irgendeiner der Heiligen.» Gestützt auf biblische und patristische Gedanken, geißelt Wibert die blutige Art der Evangelienverkündung Gregors und verteidigt sein eigenes pazifistisches Ethos. Freilich führt Anselm von Lucca in seiner Replik ganz gegenteilige Väterworte ins Feld, läßt sich doch mit frommen christlichen Sprüchen so gut wie alles und jedes beweisen. Immerhin fegt Wibert selbst die seit Augustin unbestrittene Idee des «gerechten Krieges» beiseite (vgl. I 514 ff.).[78]

Der Kampf gegen Heinrich wurde in Deutschland besonders durch das von den Grafen von Calw gegründete Reformkloster Hirsau im Schwarzwald geschürt. Seine Mönche zogen als Wanderprediger bis nach Kärnten und Sachsen, und agitierten überall, zumal an den Sitzen des Adels, unter dem Anschein religiöser Aufklärung gegen Heinrich und seinen Papst Clemens III., den sie in einer Schrift Lügner schimpften, Ketzer, Dieb, dem Teufel oder einem Götzenbild ähnlich.

Alle Schriftsteller aber dieser doch so tief christgläubigen Zeit, Heinricianer und Gregorianer, stimmen über die grauenhaften Zustände in Reich, Kirche und Gesellschaft überein. Der Krieg zwischen dem katholischen Königtum und dem römischen Papsttum erschütterte halb Europa. Fast jedes Bistum, jedes Kloster war der Schauplatz von Gewalt und Verwüstung, Kirchen wurden zerstört, Klerus und Gläubige gespalten, Bischöfe rüsteten und zogen in den Krieg, Blutvergießen, Meineid, Verrat grassierten, weite Gebiete waren beinah menschenleer.

Alles, nicht genug zu bedenken, zu wiederholen: zur höheren Ehre Gottes! Jede Lüge, jedes Verbrechen eben darum erlaubt. Jeder politische Gegner wurde, wenn irgend möglich, zu einem Feind des Herrn gestempelt, jeder theologische Gegner zu einem «Ketzer».[79]

Neben all den katholischen Großverbrechen aber geschahen fortgesetzt immens viele kleinere Gaunereien und Gangstereien. Und damit es nicht bei unbewiesenen Pauschal-Bezichtigungen bleibt, folgen einmal gebündelt typische Vorgänge aus der Welt des Klerus zumeist im 10. und 11. Jahrhundert, sind sie doch grundsätzlich in unserem Zeitraum nicht sehr viel anders als schon im vorausgehenden.

Klerikales Leben im Detail oder «gelebt wie reissende Wölfe»

Es ist bezeichnend, daß Papst Leo IX. auf der römischen Synode 1049 die ganze Welt im argen liegen, daß er die Ungerechtigkeit, Habgier, Hurerei bei Bischöfen wie Priestern, daß er die Lüge herrschen sieht. Scheint ja gerade «in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts die Lügenhaftigkeit aufs höchste gesteigert» (Ellinger). Und 1075 schreibt kein anderer als Gregor VII. dem Abt Hugo von Cluny: «Wenn ich hinwiederum mit geistigem Auge die Länder des Westens, des Südens oder des Nordens überschaue, finde ich kaum Bischöfe, die dem Gesetz gemäß ihr Amt angetreten haben und leben, die das christliche Volk mit der Liebe Christi und nicht mit weltlichem Ehrgeiz lenken. Auch unter allen weltlichen Fürsten erkenne ich keine, die Gottes Ehre der ihrigen und das Recht dem Vorteil voranstellen. Diejenigen aber, unter denen ich wohne, die Römer nämlich, Lombarden und Normannen, bezichtige ich, wie ich es ihnen oft sage, in gewisser Weise schlimmer zu sein als Juden und Heiden (Iudeis et paganis quodammodo peiores esse redarguo). Wenn ich nun zu mir selbst zurückkehre, finde ich mich dermaßen beschwert von der Last des eigenen Tuns, daß mir keine Hoffnung auf Heil bleibt außer aus dem Erbarmen Christi allein.»

Konnte doch, was die Päpste betrifft, ausgerechnet im Kloster Cluny (in einem dem Abt gewidmeten Buch) die Deutung entstehen, die im 11. Jahrhundert sich einbürgernde Sitte des päpst-

lichen Namenswechsels solle bloß durch einen ehrwürdigen Namen die persönliche Unwürdigkeit kaschieren.

Im 12. Jahrhundert sieht der im Alter immer pessimistischer urteilende Propst Gerhoch von Reichersberg den Antichristen überall im Vormarsch und erwägt in seinem 1162 beendeten Hauptwerk «De investigatione antichristi» sogar die Frage, ob nicht Rom jenes Babylon sei, aus dem der Antichrist komme.[80]

Die tiefe Nichtachtung und Mißachtung der Religion und Kirche, die schon das 10. Jahrhundert kennzeichnen, setzen sich im beginnenden Hochmittelalter fort. Die sogenannten Gotteshäuser werden vernachlässigt, kostbare Kelche ruiniert, Talare in Damenkleider umgewandelt und an Frauen verschenkt, die Priesterhäuser aber überhäuft mit Gold, Seide, Purpurstoffen, Teppichen. Prälaten leben zwischen Jagd und Tanz, schwelgen prächtig aufgeputzt an üppigen Tafeln, setzen «die kurzen Genüsse des Ruhms, des Gewinns, des Bauchs» (Domherr Adam von Bremen, gest. 1076) an die erste Stelle ihres Amtes und suchen an Pomp noch die Könige zu übertreffen.

In den Kirchen, besonders Italiens, wo der Klerus oft flüchtig, unter Gelächter, Flüchen, im Suff zelebriert, hält man reguläre Märkte, Gastereien ab, hurt und schläft und prügelt sich. Viele Kirchen sind auch ausgeraubt, halb oder ganz zerstört, dem Erdboden gleichgemacht, viele menschenleer, voller Brennesseln, wucherndem Unkraut und Getier. Man ackert und sät in den Christentempeln, benützt sie als Ställe, Lagerhäuser. Selbst in Rom geht in St. Paul, in St. Peter das Vieh ein und aus. Zur Zeit Johanns XII. rann der Regen durch die Dächer bis auf die Altäre. Man mußte Gottesdienste verbieten, bei denen «Hunde und Dirnen sich herumtreiben». Manche Geistliche lasen gar keine Messe oder nur im Handumdrehn, nahmen aber von Brot und Wein so viel, daß es gereicht hätte «für ein Königsmahl» (Dresdner).[81]

Der Erzbischof Hervé von Reims beklagt 909 auf einer Synode in Trosly bei Laon den schrecklichen Zustand von Land und Kirche: entvölkerte Städte, verfallene Klöster, verwüstete Felder, alltäglichen Ehebruch, Kirchenraub, Mord, Totschlag, unentwegte Ausbeutung. «Wie die Fische des Meeres zerfleischen die

Menschen sich gegenseitig.» Auch die Prälaten werden beschuldigt, die Mönche, die Nonnen. In den Klöstern beachte man keine Regel mehr, hausten «Laienäbte mit Weibern, Kindern, Vasallen und Jagdhunden. Wie soll einer von denen die Regel erklären, der, wenn ihm das Buch vorgehalten wird, antwortet: ‹Ich kann nicht lesen›.» Hervé seinerzeit vor der Synode: «Wir werden Bischöfe genannt, erfüllen aber die bischöflichen Pflichten nicht. Die, welche uns anvertraut sind, sehen wir Gott verlassen und schlechte Handlungen begehen. Wir schweigen und reichen ihnen nicht die Hand zur Besserung ...»

Der einige Jahrzehnte später sterbende Bischof Turpio von Limoges schreibt in sein Testament: «Wir, die wir hätten einen musterhaften Lebenswandel führen müssen, wir haben das Volk verderben helfen und haben gelebt wie reißende Wölfe.»[82]

Jahrhundert um Jahrhundert, bis in die Neuzeit hinein, streiten die Priester gegeneinander, dabei weniger um himmlische als irdische Seligkeit ringend, um Landbesitz, Güter, Burgen, Klöster. Man gewann und verlor. Doch gab es auch Verluste vergnüglicherer Art. In Fiesole hatte Bischof Winizo um die Mitte des 10. Jahrhunderts durch Vergeudung des Kirchenguts sein Bistum aufs angenehmste ruiniert. Sogar die Kleriker der Kathedralkirche stellten, da nicht mehr entlohnt, den Gottesdienst ein (was beiläufig dessen reale Grundlage zeigt).[83]

Auf dem Balkan nahm in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts die Auseinandersetzung zwischen dem Erzbischof Johannes von Split und seinem Rivalen Gregor von Nin um die Metropolitanrechte solche Formen an, daß sich deshalb selbst König Tomislav von Kroatien an Rom wandte. 973 stritten die Bischöfe Albert von Bologna und Hubert von Parma miteinander. Die Interessenkonflikte zwischen dem expansiven Erzbistum Ravenna und den Bischöfen von Ferrara dauerten noch beträchtlich in das 11. Jahrhundert hinein. Die Bischöfe von Hamburg und Verden rangen um Stift Ramelsloh, bis es 1010 der Papst, obwohl es in der Diözese Verden lag, Hamburg zusprach. Die Bistümer Mainz und Hildesheim entzweiten sich seinerzeit jahrzehntelang unter beiderseitiger Anwendung von Waffen wegen Kloster Gandersheim.[84]

Auch mit ihren Kanonikern haderten die Seelenhirten häufig. Macht und Reichtum der Kapitel reizten sie. Sie raubten ihre Burgen, Höfe und sprangen nach Belieben mit den Pfründen um. So riefen die Geistlichen nicht selten die Hilfe von Laien oder Päpsten an, ja verbanden sich immer wieder zu Verschwörungen oder Eidgenossenschaften.

Erzbischof Adalbero von Reims vertrieb 971 die Kanoniker und ersetzte sie durch Mönche.

Unentwegt kämpften die Bamberger Domkanoniker gegen Bischof Hermann I. (1065–1075), dem sie «Kapitalverbrechen» vorwarfen, dunkle Geldgeschäfte, Korruptionsaffären, Bestechungen etc. Der Bischof seinerseits versicherte Alexander II. 1070 eidlich, ohne Simonie ins Amt gelangt zu sein. Das eigene Domkapitel aber behauptet das Gegenteil und appelliert dann an Gregor VII., er solle endlich «diesen Wolf, der die Schafe Gottes ruchlos raube und zerstreue, und diesen Zauberer Simon, der in der Kirche Gottes wieder seine Wechslertische voll Gold aufgestellt habe, samt seinem Geld zur Hölle schicken». Gregor VII. setzte ihn 1075 ab.[85]

Im selben Jahr stirbt der Vorsteher der von Bamberg abhängigen Abtei Gengenbach in der Ortenau, Abt Ruotbert, eines unnatürlichen Todes. Er hatte eine von Ministerialen gegen seinen Willen angelegte Mühle zerstören lassen und wurde darauf, zusammen mit einem Bamberger Kapellan, von den Ministerialen erschlagen.

Bischof Everachus von Lüttich (959–971) und Bischof Wiefrid von Verdun (959–984) sind in heftige Querelen mit Einheimischen verwickelt, mit Adeligen und anderen. Gegen Everachus erheben sich um 960 die jetzt erstmals genannten Lütticher Bürger, und in den folgenden Jahrzehnten gewinnen die Bischöfe der Stadt bis 1040 drei Grafschaften, natürlich nicht ohne kaiserlichen Beistand, auf Kosten diverser Adelskreise. Und die Bischöfe von Verdun streiten lange mit dem Haus Ardenne um die Verduner Grafenrechte – Kämpfe um Gebietsbefestigungen und -erweiterungen wie fast überall. Auch in Cambrai hat unter Otto III. der Bischof seine liebe Not mit Vasallen und Ministerialen; schließ-

lich kommt es zu einer Reihe blutiger Zusammenstöße mit seinem eigenen Burggrafen. 1030 läßt der Patriarch von Grado den Dogen von Venedig, Pietro Centranico, absetzen und in ein Kloster stecken. 1079 entreißt Bischof Arnulf von Bergamo dem Ritter Gorzo durch Trug und Gewalt eine Burg und plündert einen Geistlichen desselben völlig aus.

Erzbischof Albero (Adalbero) von Trier, der als strammer Papsthöriger und resoluter Streiter für die «Freiheit der Kirche» Wahl und Krönung Konrads von Staufen durchsetzen und dessen Politik mitprägen wird, verklärt sich seinem Freund und Biographen Balderich zum Inbegriff des kriegerischen Kirchenfürsten, des unschlagbaren und «furchtlosen Helden», den er gleich neben Cäsar, Augustus, Karl «den Großen» stellt. Immerhin führt Albero zur Sicherung seiner Vormacht im westlichen Mosel- und Eifelraum einen brutalen Krieg gegen den Grafen von Namur-Luxemburg, den er von Mal zu Mal zu Boden ringt. «Die Burg Rudolfsberg schloß der Erzbischof zweimal ein und zerstörte sie bei der zweiten Belagerung, eine Burg, die in jeder Hinsicht als unbezwingbar galt. Eine neue Burg namens Merkursberg erbaute er aus Besorgnis, der von Namur könnte diesen Berg, der gleichsam im Herzen seines Landes lag, besetzen. Die Burg Manderscheid, eine durch die Natur des Ortes im höchsten Maße geschützte Burg, nahm er ein und behielt sie bis zu seinem Tod. Die Burgen Gerland und Zolver nahm er ein; ferner eroberte oder zerstörte er dreißig Befestigungen des Grafen von Namur. Auch Echternach nahm er ein, wo der Graf eine Kriegsmannschaft zu halten pflegte. Zwischen der ersten und der zweiten Belagerung des Rudolfsberges traten der Erzbischof und der Graf einander in offener Feldschlacht entgegen.» Und obwohl durch «die großen und vielfältigen Kriegskosten stark erschöpft», brachte der überaus prunk- und prachtliebende Prälat, so meldet der Trierer Domscholaster Balderich weiter, «von neuem bedeutende Mittel zusammen und füllte seinen Palast und alle seine Burgen mit Wein und Lebensmitteln aller Art in Fülle ...». Und dieser kampfwütige Pfaffe war päpstlicher Legat, Primas von Gallien und Germanien sowie ein Freund des hl. Bernhard von Clairvaux

(S. 468 ff.), des hl. Norbert von Xanten (S. 423 f.) und bekam auf seinem Grabstein, natürlich «in goldenen Lettern», ein enthusiastisches Enkomium, beginnend:

«Belgisches Rom, hier ruht deine Zier, deine nimmervergehende Ehre und hier dein Ruhm, der dir auf ewig nicht welkt.

Er, des Erdkreises Licht...» etc.

Zu solchem Licht und Gelichter gehört auch der Straßburger Bischof Otto von Staufen. Er befehdet den Grafen Hugo von Egisheim und fällt, just als dieser gegen kaiserliche Parteigänger im Oberelsaß operiert, in dessen Besitzungen ein. Er belagert ein Jahr lang die schwer zugängliche Dagsburg, wird 1086 von Hugo überrascht, total geschlagen, seiner bischöflichen Abzeichen beraubt und davongejagt. Später versöhnt er sich zwar mit dem Grafen, tafelt festlich mit ihm auf einem bischöflichen Gut, teilt zum Zeichen seiner Freundschaft und friedlichen Gesinnung gar das Bett mit ihm in der Nacht: der letzten für Hugo; die eindringenden Spießgesellen des Bischofs (der immerhin die Kanonisation der Kaiserin Adelheid erreicht) ermorden ihn.[86]

Menschliches Leben galt Klerikern oder Mönchen keinen Deut mehr als den übrigen Christen, eher weniger. Es kam vor, daß ein Priester einen anderen Priester oder auch den eigenen Bischof erschlug. Aber natürlich stachen auch Laien Prälaten und Geistliche ab, als wären sie Heiden.

Erzbischof Fulco von Reims, der rücksichtslos seinen Sprengel vergrößert, wird wegen Besitzstreitigkeiten mit dem Grafen Balduin von Flandern anno 900 ermordet.

Bischof Otbert von Straßburg, in Schwierigkeiten mit seinen Diözesanen verstrickt, wird vertrieben und 913 auf der Ratburg in den Vogesen ermordet. Im selben Jahr blenden zwei Grafen Bischof Einhard von Speyer mit Todesfolge. Den Erzbischof Arnust von Narbonne verstümmeln seinerzeit Parteigänger des von ihm exkommunizierten Grafen Sunjer von Ampurias so, daß er kurz darauf stirbt. Den Bischof Benno von Metz blenden und verstümmeln seine Feinde 928. Im späten 10. Jahrhundert wird Bischof Dodilo von Brandenburg durch eigene Leute erdrosselt; wird unter Otto III. auch der prachtliebende Abt Manso von

Monte Cassino, der anscheinend gegen den Fürsten von Capua konspirierte, überfallen und geblendet; wird dort in jenen Jahren Erzbischof Aio getötet.[87]

Im Norden stirbt der Bruder des Metropoliten Adalbert von Hamburg-Bremen (1043–1072) durch einen Geistlichen der eigenen Diözese. Aber auch der Dekan Liudger desselben Kirchenfürsten ist ein Mörder und wird deshalb abgesetzt. Und unter Adalberts Vorgänger, Erzbischof Alebrand (1035–1043), läßt ein Kleriker sogar den Bremer Dom in Flammen aufgehen, weil er nicht Propst geworden ist.

Erzbischof Adalbert selbst, der, immer neuer Gelder bedürfend, sich auch an frommen Stiftungen, gewaltig am Kirchenschatz vergreift und seine Schäfchen (die er am liebsten täglich verprügelt hätte, auch blutig schlug) skrupellos aussaugt, muß verschiedentlich fliehen, ja einmal sich über ein halbes Jahr verborgen halten.

Die ganze mittelalterliche Welt durchzieht, neben einer fast abergläubischen Verehrung, doch auch ein latenter Haß auf die Pfaffen. Niemals konnte ein Prediger die Laien munterer machen, als wenn er gegen seinesgleichen loszog, wobei ein Presbyter, wie man ausdrücklich berichtet, in Italien besonders wenig angesehen war. Unter allen christlichen Völkern verachteten die Italiener das Kirchenregiment am meisten.[88]

Wie die Bischöfe aber, so bekämpften sich zeit- und gebietsweise auch die Pfarrer in Stadt und Land, erschlug ein Geistlicher einen Amtsbruder oder gar seinen Oberhirten. Selbst in der Kirche gerät der Klerus von Verona nach Auskunft seines Bischofs Rather (gest. 974) mit Fäusten und Knütteln aneinander, wie ja auch im Norden, etwa in Goslar (S. 236 u. s. auch V 577 ff.). Rather selbst lebt ständig in ernsten Zerwürfnissen mit dem König, der ihn einkerkert, verbannt und mit Adel und Klerus als Bischof von Verona wie von Lüttich und als Abt.

Nicht selten geschieht es, daß ein Pfarrer dem andern die «Pfarrkinder» abspenstig macht oder die Kirche entwendet. Schon im ausgehenden 10. Jahrhundert müssen dies zwei kanonische Sammlungen verbieten. Unentwegt auch prozessieren die

Geistlichen gegeneinander. Immerzu, konstatiert Bischof Rather, gehen ihnen ihre Prozesse im Kopf herum. Und Kardinal und Kirchenlehrer Damiani klagt: «Die Tribunale reichen für die Menge der Priester nicht aus, die Hallen der Königsburg sind für sie zu klein.»[89]

Zu all dem aber kamen ein ebenso stupendes Herumhuren wie eine gigantische Heuchelei. Die Keuschheit, die man predigte, hielt man meist selber nicht. Teils war der Klerus verheiratet, teils lebte er so mit Weibern zusammen.

Die Florentiner Prälaten bezahlten im späten 10. Jahrhundert «feile Dirnen» mit Kirchenland. Andererseits saß um 1020 am Arno Bischof Hildebrand mit seiner ihm regulär angetrauten Frau Alberga samt Söhnen im Bischofspalast, bei Audienzen und im öffentlichen Gericht von der Gattin flankiert, gelegentlich auch beraten (weshalb der Abt Guarinus von Settimo, ganz aus der höfischen Etikette kommend, eines Tages schrie: «O Du verfluchte Jesabel..»). Hildebrands Amtsbruder Raimbald von Fiesole, der den Bischofsstuhl, wie üblich, gekauft hatte, hielt sich eine Schar von Konkubinen. Mit seiner Ehefrau Minuta aber zeugte er einen Sohn nach dem andern. Und diese Söhne trieben nach seinem Tod als Priester um 1060 in Florenz den Geschlechtsverkehr sogar in ihrer Familienkirche S. Martino. Wie denn überhaupt die florentinischen Kanoniker auch im 11. Jahrhundert Weiber und Kinder hatten, ja noch die Nonnen reichlich frei oft im eigenen Heim oder auf den Schlössern ihrer Familien lebten. Ein Bischof von Piacenza soll seinerzeit kompetenter für feminine Reize gewesen sein als für die Beurteilung eines Priesterkandidaten.

Man wird sich über all dies vielleicht weniger wundern, bedenkt man, daß selbst Romuald von Camaldoli, Sohn des Herzogs Sergius und Stifter der Kamaldulenser (gest. 1027), der berühmteste Eremit seiner Zeit und noch in unseren Tagen von dem Katholiken Franzen als «religiöser Feuergeist ... altchristlichen Formates» gepriesen, als Greis der Päderastie verfiel. Er wurde gleichwohl Heiliger der römisch-katholischen Kirche.[90]

Wie in Italien war es natürlich auch anderwärts. Über die Flei-

scheslust des französischen Episkopats jammert Papst Johann XIX., just jenes Kirchenhaupt, nebenbei, das seine Wahl durch Geld erzwungen und es an einem Tag vom Laien zum Papst gebracht. Allein in Rouen hinterließen zwei Erzbischöfe mehrere Söhne. Hugo von Rouen (942–989), der sich fast ein halbes Jahrhundert hielt, eine hemmungslose Nepotenwirtschaft betrieb und Kirchengüter vergeudete, war ebenso verheiratet wie sein Nachfolger Erzbischof Robert. Und auch dessen Nachfolger, der eifrig an den Fehden und Aufständen der rebellischen Barone beteiligte Metropolit Malger, war dem Sexus sehr ergeben.

In Straßburg hatte Bischof Werner von Achalm (1065–1077) für viel Geld die Frau eines Diözesanen gekauft und offen zu seiner Mätresse gemacht. Trotz aller Abschwörungen hurte er mit ihr fort, ermunterte aber immerhin seine bisher ehelosen Geistlichen, sich gleichfalls gütlich zu tun. Ein schöner Zug von ihm. Und auch im hohen Norden, im Bistum Hamburg, florierte selbstverständlich der klerikale Geschlechtsverkehr. «Es wurde allgemein Sitte, daß die Priester mit Frauen zusammen lebten» (Schöffel).

In einem Kloster des Bistums Bamberg (vielleicht in Kitzingen) hatte um 1060 die Äbtissin einerseits den unerhört reichen Kirchenschatz «in sündhafter Weise verschleudert, so daß die Summe des abgeschätzten Schadens 150 Pfund ohne Zweifel übersteigt». Andererseits wurde von ihr, offenbar zwecks Einsparungen, die Zahl der Nonnen fast auf die Hälfte reduziert und diese dann angeblich derart in äußerste Not gebracht, daß sie, wie es in einer alten Quelle heißt, einem «schändlichen Erwerb mit ihren Leibern» nachgingen, «die meisten von ihnen sogar in den Winkeln des Klosters geboren haben», während andere «bereits schwangeren Leibes auswärts Nester gesucht».[91]

Überhaupt die Klöster, die Religiosen, die besonders frommen Christen! Auch wenn die nachfolgend erwähnten Zustände selbstverständlich nicht pars pro toto zu verstehen sind, wenn sie so nicht überall vorhanden, nicht überall gleich waren, ließe sich doch eine immense Fülle ähnlich gearteter Fälle mühelos hinzufügen.

In Italien ist im 10. und 11. Jahrhundert eine Reihe von Klöstern völlig ruiniert oder von den Mönchen ganz und gar verlassen, so S. Felicitas, S. Maria, S. Pietro, St. Lorenz, St. Felix und Fortunatus, St. Veit und Modestus usw. Im kleinen Kloster Maguzani am Gardasee haust der Abt ganz allein mit Gattin und Verwandtschaft.

Zahlreiche Männer- und Frauenklöster wurden von den eigenen Bischöfen zerstört, wie schon das Paveser Konzil von 850 klagt. Gewöhnlich aber kämpften Päpste und Bischöfe gegen die Klöster, um sie zu enteignen. So entstand ein starker Haß der Mönche (die freilich selbst nicht immer untereinander in Frieden lebten) gegen die raffgierigen räuberischen Hierarchen. Doch auch zwischen den Äbten gab es häufig Besitzstreitigkeiten, ein Kloster suchte oft das andere unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Manche Äbte – Manso von Monte Cassino, Odilo von Breme, Otto von Farfa – waren deshalb von Ritterscharen umgeben.[92]

Zwei Jahrhunderte lang rang man um das von Karolingern gegründete, große und sehr reiche Farfa im Sabinergebirge, wo im 10. Jahrhundert zwei Äbte von ihren eigenen Mönchen ermordet worden sind. Andere Äbte nahmen sich Weiber, verteilten die Klostergüter an ihre Söhne und Töchter.

Die nicht weit von Rom gelegene, schon wenige Jahrzehnte nach ihrer Gründung zu den größten Grundbesitzern der Gegend gehörende Abtei, in der zeitweise alles verheiratet gewesen zu sein scheint, ist ein illustratives Beispiel für das Leben in nicht wenigen Klöstern jener Zeit – «ein Bild der Anarchie, das doch in manchen Beziehungen als typisch angesehen werden kann» (Hartmann). Farfa, das 775 Eigentum der fränkischen Könige, also Reichskloster wurde und außer Nonantula alle anderen Klöster an Wohlstand wie Pracht übertraf, stach den Päpsten natürlich in die Augen, und so suchten sie es seit dem 9. Jahrhundert zu gewinnen; wo es möglich war, nahmen sie ihm seinen Besitz.

936 stirbt Abt Roffred an Gift, verabreicht von seinen Mönchen Hildebrand und Campo, letzterer von Roffred selber in

Grammatik und Medizin unterrichtet. Mittels großer Schenkungen an König Hugo von der Provence und mit bewaffneter Hilfe aus der Mark Fermo bringt Campo die Abtei an sich, wird Abt und haust wie ein Feudalherr herrlich und in Freuden samt Frau Liuza, sieben Töchtern und drei Söhnen, die er alle fürstlich mit Klostergütern in der Sabina versorgt.

In Farfa hatten freilich nicht nur Hildebrand und Campo Frauen, denn nach ihrem Vorbild heirateten auch die Mönche ihre Konkubinen. Jedes Pärchen nahm einen Gutshof, und nur sonntags trafen sie sich im Kloster, um alles, was nicht niet- und nagelfest war, zu stehlen, sogar die goldenen Bullen, die Urkunden und die Zierate der Paramente. Schließlich verdrängte Campo den Hildebrand mit Gewalt. Mönche, die Alberich, der Fürst der Römer, nach Farfa schickte, um es zu reformieren, hätte man dort nachts fast erwürgt. Erst als Alberich 947 selbst mit Milizen kam, konnte er den Abt vertreiben. Der von ihm eingesetzte neue, Dagobert aus Cumae, wurde nach fünf Jahren von seinen Mönchen vergiftet, wahrscheinlich unter Mitwirkung des vertriebenen Campo. Der 953 durch Alberich bestellte Abt Adam aus Lucca wird von Papst Johann XII. unterstützt, wegen eines Sittlichkeitsverbrechens verhaftet und erst nach Zahlung einer hohen Summe wieder freigelassen. Sein Nachfolger Hubert, seit 963 im Amt, haust mit Weibern und Hunden. Der folgende Abt Leo, von Johann XIII. selbst investiert, wird von diesem auch wieder gefeuert. Ein Neffe des Papstes, sein Statthalter in dieser Provinz, greift Farfa mit Truppen an, wird abgeschlagen, sichert dann seinen Gegnern freies Geleit zu, kerkert sie aber so lange ein, bis die Abtei ihm das Kastell Tribuco nebst dazugehörigem Gebiet übereignet.[93]

Das Kloster zum heiligen Columban in Bobbio besaß Güter in ganz Italien und wurde im 10. Jahrhundert von den Bischöfen von Piacenza, Pavia und Tortona derart ausgeraubt und verödet, daß Abt Gerbert «im Kloster und außerhalb desselben nichts außer dem Hirtenstab und dem apostolischen Segen» blieb – was genau zeigt, worauf diese Bischöfe am allermeisten Wert legten!

Mit Gewalt suchte Bischof Kunibert von Turin seine Ansprü-

che auf das Kloster Chiusa, Bischof Kono von Perugia seine Ansprüche auf das Kloster S. Pietro durchzusetzen. Metropolit Guido von Mailand fiel 1047 über den Besitz des Turiner Klosters zu S. Constantius und des Klosters Tolla in der Diözese Piacenza her. Oberhirte Wido von Pavia und seine Kanoniker griffen Cielo d'Oro an. Papst Viktor II. (1055–1057) suchte sich Monte Cassino zu unterwerfen.[94]

Hoch ging es in den Vogesenklöstern des 10. Jahrhunderts her. In Moyenmoutier liebten die Mönche die Waffen mehr als die Kirche, und nachdem sie ihre Einkünfte verpraßt hatten, lebten sie von Diebstahl und Raub. In Senones Tag und Nacht Schmausereien, Suff und Sex. In St. Ghislain hausten die Kleriker mit Weib und Kind im Kloster und luchsten mit «Heiligtümern» den Gläubigen Geschenke ab, die sie verjubelten. In Laubach mißhandelten Mönche den Abt Erluin, verstümmelten seine Zunge und rissen ihm die Augen aus.

Dies kam freilich, ohne daß es geradezu üblich war, auch anderweitig vor. Mönche schlugen ihre Äbte blutig, schnitten ihnen die Zunge ab, blendeten, ermordeten sie selber oder ließen sie von bezahlten Banditen ermorden; vor dem Altar stachen sie die Oberen zusammen. In der Badia in Florenz gab man im 11. Jahrhundert Abt Maurilius wegen seiner Strenge Gift ins Getränk, doch entging er dem Anschlag. Noch im fortgeschrittenen Mittelalter liquidierten Mönche ihre Äbte. Meistens kam nichts Besseres nach. So sagte einer beim dritten Abt: «Ich bete für seine Erhaltung, sonst bekommen wir einen noch schlimmeren.»

Auch der christliche Adel beraubte, peinigte, tötete Geistliche wie Religiose. Katholische Grafen Italiens schnitten Mönchen die Ohren, Nase, Zunge ab und stachen ihnen die Augen aus. Der Gastalde Atenulf ließ Abt Aliger von Monte Cassino (949–985) in ein Bärenfell stecken und hetzte die Hunde auf ihn. Ein Cremonese Adam tötete den angeblich unschuldigen Kardinaldiakon Heinrich.[95]

Natürlich blieben die Klosteroberen insbesondere ihren Untergebenen nichts schuldig, deren Verhalten überdies meist die Reaktion auf das Verhalten ihrer Vorgesetzten war.

Abt Transmund, einst in Monte Cassino «in ehrenhafter Sitte» erzogen, ließ als Abt von S. Maria zu Tremiti einigen Mönchen die Augen ausreißen, einem die Zunge abschneiden. Denn die Jurisdiktion wurde von den Äbten bis zur Blendung und Verstümmelung «Schuldiger» mißbraucht, was selbst so wenig zimperliche Potentaten wie Karl «der Große» und Ludwig der Fromme den Kirchenoberen bereits verboten hatten. Diese Oberen selbst waren jedoch oft viel weniger skrupulös. Ein Abt, der einen Untergebenen zu Tod geschunden, wurde vom Konstanzer Bischof zwar abgesetzt, erhielt aber von Papst Alexander II. (1061–1073) nach sechsmonatiger Buße seine «Würde» wieder.[96]

Mit der körperlichen Züchtigung drangsalierte man den Klerus, natürlich nicht den hohen, von der Antike bis weit in die Neuzeit hinein; doch war die Prügelstrafe in den Klöstern besonders im Schwang (I 22 f.). Ständig lagen Ruten, Riemen, Geißeln bereit. Der Delinquent mußte sich über eine Bank strecken, in früherer Zeit nackt, dann wurde man schamhafter, ließ aber die Zahl der Streiche über das Maximum des mosaischen Gesetzes von 40 bzw. 39 Streichen ansteigen auf 72, 100, ja 200 Streiche, was der «Discretion des Abtes» überlassen blieb, dem man ausnahmsweise auch gestattete, «bis zum Totpeitschen vorzugehen» (usque ad necem caedantur virgis). Bei jedem Schlag mußte Mönch oder Nonne «mea culpa» sprechen, und aus erzieherischen Gründen dies alles in Gegenwart des ganzen Convents. Danach warf man sie so lange ins Gefängnis, wie es den Oberen paßte.

Schon in den ältesten Klöstern verrotten Mönche, von Vorgesetzten gebunden, in eiserne Ketten gelegt. Denn die Klosterhaft wurde – wegen Tötung, Unzucht, «Ketzerei» – bereits seit dem 4. Jahrhundert über Mönche wie Kleriker, dann auch über Laien verhängt, wobei «die Vollzugsbedingungen äußerst hart» (Schild) gewesen sind.[97]

Die Klosterkerker waren wahre Unterweltsstätten, wenn auch manche Äbte ein doppeltes Gefängnis unterhielten.

Wilhelm von Hirsau (1069–1091), beispielsweise, hatte in seinem Kloster, einer der bedeutendsten, fest im Lager der Grego-

rianer verwurzelten deutschen Reformstätten, ein Gefängnis für leichtere Fälle, gerade groß genug für einen Menschen und nur mit Binsen bestreut, die zugleich als Stuhl, Tisch und Bett dienten. Für schlimmer eingestufte Häftlinge hielt das dem Papst unterstellte, mit der «integra libertas coenobii» begabte Haus ein tür- und fensterloses Loch bereit, das nur mittels einer Leiter betreten werden konnte, buchstäblich ein Grab für jene, die es bis zu ihrem Tod nicht mehr verlassen durften.

Auch Cluny, das berühmteste Reformzentrum, kannte neben einer sozusagen leichteren Haftart eine schwere, ein unterirdisches Verließ wieder ohne Türen und Fenster, lediglich durch eine Leiter von oben zu erreichen, so recht ein Ort, damit sich der Bestrafte, der für die Welt Tote, «stets an seinen elenden Zustand erinnere». Bei anderen Orden kamen als Sonderausstattung Schließböcke, Handschellen, Ketten dazu.

Noch heute eignen sich viele frühere Klöster insgesamt als Zuchthäuser, in Deutschland etwa Ebrach, Untermaßfeld, Celle u. a. In Italien ist zum Beispiel das Gefängnis in Casale Monferrato (Piemont), aus dem man im Februar 1975 Renato Curcio, einen Führer der «Roten Brigaden», in einem bewaffneten Handstreich holte, ein ehemaliges Kloster.[98]

Gegenpäpste, Gegenbischöfe und Krieg von Deutschland bis Rom

Heinrich IV. konnte nach der Rückkehr aus Italien 1085 seine meisten deutschen Widersacher unterwerfen. Gegenkönig Hermann und Erzbischof Hartwig von Magdeburg flohen vor ihm zu den Dänen, drangen aber dann, von dem vertriebenen Würzburger Bischof Adelber «durch anhaltendes Bitten» überredet (Fries), bis Würzburg vor. Bei Pleichfeld, unweit der Stadt, kam es am 11. August 1086 zur Schlacht, von Heinrichs Gegnern, Sachsen und Schwaben, geradezu als Glaubenskampf ausgetragen. Erzbischof Hartwig weihte die zur Erde gestreckten Krieger mit

feierlichem Gebet, ehe sie mit einem hohen, mit roter Fahne geschmückten Kreuz aufs Schlachtfeld zogen. Heinrich unterlag, verlor angeblich 2000 Mann, behielt aber gleichwohl auf Dauer die Oberhand.[99]

In Italien war inzwischen Gegenpapst Clemens III. aus dem von Hildebrands Genossen verwüsteten Rom nach Ravenna gezogen. Doch wurde der Exkommunizierte, Verfluchte dort und in Deutschland weithin anerkannt, zeitweilig auch in England, Ungarn, Kroatien. Erst ein Jahr nach Gregors Tod erhob dessen Anhang am 24. Mai 1086 in Rom unter dem Einfluß des Normannenfürsten Jordan von Capua den reichen, mit dem langobardischen Herzogshaus von Benevent verwandten Abt Desiderius von Monte Cassino – den Gregor (dies ist nicht ganz sicher) länger als ein Jahr aus der Kirche ausgeschlossen – als Viktor III. (1086–1087) zum neuen Papst. Freilich war die Inthronisation in der Peterskirche nur durch normannische Truppen ermöglicht worden, die plötzlich den Stadtteil bis zum Tiber samt St. Peter besetzt hatten.

Bereits wenige Tage später aber verließ Viktor III. fluchtähnlich das noch immer durch Krawalle beunruhigte, in zwei Lager gespaltene Rom, worauf sich, vom kaiserlichen Präfekten gerufen, Clemens III. einfand und im Vatikan residierte. Im nächsten Jahr allerdings, 1087, nahm Viktor mit den Normannen die Leoninische Stadt nebst St. Peter im Sturm, und während Clemens sich in einer anderen Kirche, dem festen Pantheon, verschanzte, wurde Viktor III. am 9. Mai in St. Peter geweiht; die Kirchen Roms, besonders die Petersbasilika, dienten in jenen Zeiten bekanntlich als Festungen, um die man so verbissen kämpfte wie um irgendeine Burg. Doch Roms Boden, noch großenteils von Clementinern besetzt, war Viktor offenbar zu heiß. Er verschwand nach einer Woche erneut, erschien jedoch wieder, diesmal mit Truppen Mathildens, und die Gräfin, seit Gregors Tod eher noch fanatischer kämpfend, eroberte das ganze rechte Tiberufer. St. Peter wurde nun bald von dem einen, bald vom andern Papst genommen und verloren. Man legte Feuer an die Kirche, sang die Messe darin bzw. im Vorhof, ehrfurchtsvoller Weise am

Fest Peter und Paul. Schließlich verzog sich Viktor III. zum drittenmal nach Monte Cassino, wo er überhaupt die längste Zeit seines Pontifikats verbracht, auch einst einen Traktat über die Mirakel des hl. Benedikt verfaßt hatte und am 16. September 1087 starb. Seine einzige außenpolitische Aktion: ein Krieg; ein siegreicher Feldzug im Sommer dieses Jahres gegen die Sarazenen in Nordafrika (Osttunesien), wohin er die Italiener mit der Kriegsfahne St. Peters und voller Sündenvergebung geschickt und danach einen Teil der Beute kassiert hat – achthundert Jahre später, 1887, seliggesprochen. (Festtag: 16. September.)[100]

Viktors Nachfolger war ein adliger Franzose, Odo von Châttillon, einstiger Mönch und Prior in Cluny. Von Gregor VII. zum Kardinalbischof von Ostia gemacht, dann am 12. März 1088 in Terracina durch etwa 40 gregorianische Prälaten als Urban II. (1088–1099) zum Papst gewählt und – eine außerordentliche Neuerung – auch dort geweiht. Odo, von Gregor auf dessen Sterbelager als möglicher Nachfolger (u. a.) genannt, hatte erst hinterhältig gegen Viktor III. konspiriert, dann ihn gefördert. Obwohl eingefleischter Gregorianer, obwohl sofort den Seinen in Deutschland erklärend, in allem denken und handeln zu wollen wie Gregor VII., war er von diesem grundverschieden. Nie mit dem Kopf durch die Wand gehend, sondern anpasserisch, diplomatisch-verschlagen, ein schlauer rastloser Intrigenspinner, der nicht, wie der hl. Gregor, Truppen hielt und selber Kriege führte, sondern der andere für sich kämpfen ließ – seliggesprochen 1881.

Fast das ganze Jahr 1088 saß Urban II. in Süditalien.

Erst im Spätherbst wagte er mit den Normannen den Zug nach Rom, konnte aber den Tiber nicht überschreiten. Während Clemens den größten Teil der Stadt beherrschte, ließ sich Urban bis tief ins nächste Jahr auf einer Flußinsel nieder, worauf unter obligatorischen Verfluchungen beider Päpste unentwegt Straßenkämpfe tobten, einmal der eine, einmal der andere Papst, einmal beide die Stadt verlassen mußten.[101]

In Deutschland nahm inzwischen der von Gregor VII. so geförderte Bürgerkrieg seinen Fortgang mit all den diversen Begleiterscheinungen, vom Elend im Gefolge der Waffen bis hin zu den

Gegenkönigen, Gegenherzögen und Doppelbesetzungen nicht weniger Bistümer, den Gegenbischöfen in Paderborn, Halberstadt, Magdeburg, Passau, Salzburg, Würzburg, Metz, Konstanz.

Betrachten wir, beispielsweise, einmal die Diözese Augsburg im späten 11. Jahrhundert.

Nach dem Tod des Ortsbischofs Embriko Ende Juli 1077 kam es zu einer Doppelwahl. Domklerus, Volk sowie der angeblich größere und bessere Teil der «hochstiftischen» Ministerialität wählten den Domkanoniker und Propst Wigolt. König Heinrich erhob seinen Günstling und Kapellan Siegfried (II.), den die Augsburger Bischofskataloge auch als rechtmäßig führen, obwohl er bis zu seinem Tod Heinrichs eifriger Parteigänger blieb. Andererseits machte sich Welf IV. für Wigolt stark, der an Ostern 1078 durch den aus Mainz vertriebenen Erzbischof Siegfried und durch Gegenkönig Rudolf in Goslar die Investitur erhielt; dabei bedrohte er den von Heinrich unkanonisch für Augsburg bestellten Siegfried mit dem Kirchenausschluß.

Nun entbrannte ein jahrelanger Kampf im Bistum: «Schauplatz heftiger militärischer Auseinandersetzungen» (Horn); «Plünderungen, Zerstörungen, Metzeleien» (Zoepfl). Bischof Wigolts Bundesgenosse Welf IV. äscherte 1080 Augsburgs Vorstädte samt Peterskirche auf dem Perlach ein. 1081 belagerte der neue Gegenkönig Hermann von Lützelburg drei Wochen lang die Stadt, verbrannte die Vorstädte, verbrannte und verwüstete umliegende Dörfer, ohne den offenbar von Bischof Siegfried selbst verteidigten Ort nehmen zu können – Bischof Wigolt suchte wohl meist in Füssen Schutz.

1083 gingen erneut viele schwäbische Dörfer und Kirchen in Rauch auf, Mord und Raub herrschten. Bischof Siegfried erstürmte die welfische Burg Siebnach a. d. Wertach, setzte sie in Flammen; viele Verteidiger kamen um. Welf und Bischof Wigolt suchten anfangs 1084 Augsburg heim, trieben Schandtaten in den sogenannten Gotteshäusern, brannten drei Kapellen auf dem Bischofshof ab, ebenso die bischöfliche Pfalz und andere Gebäude. Oberhirte Wigolt leerte den Dom. Er vergriff sich am Kirchenschmuck, an dem von Bischof Embriko unter Bannandrohung

hinterlassenen Schatz, den er verteilte. Auch vergab er Domherrenhäuser nebst anderen Besitzungen an Spießgesellen seines Überfalls. Doch im Sommer führte König Heinrich Bischof Siegfried mit Heeresmacht dem Jubel seiner Diözesanen zu.

1085 wurde Siegfried vom Mainzer Gegenbischof Wezilo in Mainz geweiht, in Rom aber nicht anerkannt. Vielmehr zeigte Urban II. am 13. März 1088 Bischof Wigolt seine Papstwahl an. Grund genug, sich um Augsburg erneut zu schlagen. Bischof Wigolts Bundesgenossen überfielen in einer mondhellen Nacht des 12. April 1088 die Stadt, raubten, mordeten, ruinierten, rissen die Ringmauer ein und schleppten Bischof Siegfried vom Altar weg auf die welfische Festung Ravensburg, wo er erst nach zweijähriger harter Haft gegen eine stattliche Summe wieder freikam, während Bischof Wigolt bereits am Tag nach der Erstürmung, die «Hände noch voll von Blut und Unrecht» (Liber de unitate ecclesiae conservanda), am heiligen Gründonnerstag das heilige Öl weihte...

Allerdings geschahen nun gleich reihenweise «Gottesgerichte», wunderbare Todesfälle. Die (Gegen)-Bischöfe starben wie die Fliegen: Wigolt am 11. Mai 1088; sein Nachfolger, der von den Welfischen sofort aufgestellte Werinher, sehr plötzlich noch auf dem Weg nach Augsburg; der nächste (Gegen-)Bischof, Ekkehard Graf von Nellenburg, Abt der Reichenau, mußte, gleichfalls schon im Anmarsch, erkrankt zurück und verschied am 24. November 1088 auf der Reichenau. Und als, weitere Querelen beiseite, 1094 Abt Eberhard von Kempten nach besagtem Bischofsstuhl trachtete, wollte Gott, daß auch er «plötzlich» verblich, so daß alle Kandidaten «jeweils eines plötzlichen Todes» starben (Horn). Und bald darauf, 1096, versammelte sich der zwar päpstlich nicht ermächtigte, im übrigen aber rechtmäßige Augsburger Bischof Siegfried ebenfalls zu seinen verewigten Rivalen.[102]

Im gleichen Jahr brach das Abendland zum ersten Kreuzzug auf.

Heinrich IV. hatte sich in Deutschland inzwischen weiter durchsetzen können. Einige seiner glühendsten Gegner waren so

oder so aus dem Weg geräumt; vor allem in Sachsen, wo der Neffe des Kölner Erzbischofs Anno (S. 217 ff.), Bischof Burchard II. von Halberstadt, einer der führenden Köpfe des sächsischen Widerstandes, im April 1088 bei einem Aufruhr in Goslar grauenvoll getötet worden war, die Motive jedoch undeutlich bleiben. Und da auch Erzbischof Hartwig von Magdeburg, erst 1086 noch Besieger des Kaisers (S. 330 f.), mit ihm jetzt Frieden schloß, zeigten sich auch die Sachsen versöhnlich. Gegenkönig Hermann von Salm konnte sich nicht mehr halten und ging, vielleicht unter Verzicht auf die königliche Würde, nach Lothringen zurück, wo er schon Ende September 1088 umkam.

Allerdings verlor Heinrich in diesem Jahr auch einen beständigen Anhänger, den Bischof Benno II. von Osnabrück – einen perfekten Beutelschneider, nebenbei, der mit seinen berüchtigten Betrügereien, umfangreichen Fälschungen von Königsurkunden (im Zehntstreit mit der Reichsabtei Corvey und dem Frauenstift Herford, die beide bisher die Zehnten «seit der Karolingerzeit unbestritten besessen»: Vogtherr), auch ein in Worms 1077 tagendes Fürstengericht und den König selbst hinters Licht zu führen vermochte, so daß er den Kirchenzehnt aller Bewohner seiner Diözese bekam. (Nach dem Lexikon für Theologie und Kirche «kämpfte» der hochwürdige Herr bzw. versierte Gauner allerdings nur «um die Ausstattung seiner Bischofskirche«; von Fälschung kein Wort. Und natürlich auch nicht davon, daß er seine Bauern gern prügelte.)[103]

Ein weiterer Verlust, beträchtlich schwerer noch, traf Heinrich durch den Tod des Bischofs Burchard von Lausanne, eines unverbrüchlich getreuen Gefolgsmannes (legal mit einer Frau verheiratet, die sogar Bauten für das Bistum schuf).

Bischof Burchard, seit fast einem Jahrzehnt italienischer Kanzler, ein strammer Krieger auch, war als Träger der heiligen Lanze in einer Schlacht am Vorabend des hl. Weihnachtsfestes gefallen: ein Überraschungsschlag Ekberts II. von Braunschweig, seit dem Tod Ottos von Northeim der bedeutendste deutsche Gegner Heinrichs. Vor Ekberts mächtiger Burg Gleichen (südwestlich von Erfurt) stachen die wackeren Katholiken einander bis tief in

die Nacht des 24. Dezember ab, wobei das kaiserliche Heer große Verluste an Toten (darunter zahlreiche Kleriker), Verwundeten und Gefangenen (darunter Erzbischof Liemar) hatte und Heinrich selbst sein Heil nur in schneller Flucht fand. – Zwei Jahre später, 1090, flüchtete freilich auch Graf Ekbert; und er fiel dabei anscheinend durch Leute der Äbtissin Adelheid von Quedlinburg, Heinrichs IV. Schwester, die sich für einen Raub- und Mordzug Ekberts vor zwei Jahren rächte, wie das so Brauch war unter hohen Christen.[104]

Kaiser Heinrich IV. in den Netzen Papst Urbans II.

Über dem deutschen Herrscher brauten sich bald neue Schicksalsschläge zusammen, wobei offenkundig der schlaue Urban die Fäden wob. Kein anderer als er hatte schließlich 1089 die Ehe zwischen dem 17jährigen Welf V., dem Sohn des abgesetzten, papsthörigen, länderhungrigen Bayernherzogs Welf IV., und der vierundvierzigjährigen Mathilde von Tuszien zustande gebracht, also die süddeutschen und italienischen Kaiserfeinde miteinander vereint.

Doch es kam schlimmer noch.

Heinrich war im Frühjahr 1090 mit Kriegsvolk über den Brenner gezogen, und wie in Deutschland hatte er auch in Italien zunächst sozusagen erfolgreich operiert, hatte Städte wie Burgen seiner Gegner ausgehungert, erobert, verbrannt, wobei ihm vor allem angesehene Geistliche von dieseits wie jenseits der Alpen halfen. Mathilde von Tuszien aber sah sich derart geschwächt, wichtiger Plätze beraubt, daß sie mit dem schon ziemlich siegessicheren Kaiser verhandelte. Nur der Abt von Canossa, Johannes, soll ihre Kapitulation verhindert haben. Führte er angeblich doch aus, «daß ein Friedensschluß dem heiligen Geiste, Gott Vater und dem Sohne zuwider ginge, daß dagegen vom Himmel großer Sieg bei Fortsetzung des Kampfes werde gespendet wer-

den». In Rom freilich eroberte die kaiserliche Partei die Engelsburg samt ganzer Stadt. Gegenpapst Clemens III. zog wieder einmal ein, und Urban II. floh für Jahre zu den Normannen. Fast schien es, als sollte er enden wie Gregor VII.[105]

Aber dann wandte sich das Blatt, die päpstlichen Ränke begannen sich auszuzahlen.

Heinrich wurde in Oberitalien immer mehr eingeengt, bis hinter die Etsch zurückgedrängt, und da man ihm auch die Pässe der Alpen verschloß, konnte er keinen Nachschub, keine Verstärkung mehr bekommen. Indes ringsum der Abfall wuchs, war er der Verzweiflung nahe und soll nur durch seine Umgebung vom Selbstmord abgehalten worden sein.

Während man so ihn samt seinen Papst isolierte, konnte Urban II. nach jahrelanger Zuflucht in Süditalien Ende 1093 wieder nach Rom zurück. Im November betrat er die schmutzige, mörderische, gespaltene Stadt, eine Stadt, die immer noch nicht viel mehr bot als «Szenen täglichen Straßenkampfes, die Tyranney roher Magnaten und das Elend eines bettelhaften Volks» (Gregorovius). Bloß durch Bestechung vermochte Urban den Lateran in Besitz zu nehmen. Keiner der Kardinäle und Bischöfe seiner Umgebung hatte allerdings genug Geld, keiner konnte oder wollte dem in Tränen aufgelösten Pontifex, dem ein gewisser, von Clemens III. zur Verteidigung des Laterans bestellter Ferrucius die Übergabe gegen Bezahlung angeboten, pekuniär beispringen. Da tat dies ein fremder Abt, Gottfried von Vendome. Er opferte, auch seinerseits weinend, alles, was er von seinem Kloster mitgeführt, Gold, Silber, Münzgeld, Maultiere, Pferde, und erkaufte so um Ostern 1094 Urban den Einzug in die Papstresidenz.[106]

Mittlerweile aber war Heinrichs Sohn Konrad, 1087 in Aachen zum deutschen König gekrönt, von ihm abgefallen, und viele Städte mit ihm, ganz gewiß ein Werk des Klerus. Der junge Prinz, stets von Geistlichen umgeben, umgarnt, hatte seine Jugend großenteils in Italien verbracht und sich zur Rebellion gegen den eigenen Vater bereden lassen. Er floh zur Gräfin Mathilde, die ihn dankbar empfing, weiter dem Vater abspenstig, ihn aufsässiger noch machte und gleichsam an Papst Urban vermittelte, der den

Vaterverräter lossprach und 1093 im Dom zu Mailand von Erzbischof Anselm zum König von Italien krönen ließ. Zwei Jahre später hielt Konrad dem Papst in Cremona den Steigbügel und leistete ihm einen Sicherheitseid, während Urban dem jungen Salier das Kaisertum beschaffen wollte, ihn auch noch fester an sich band durch die Verlobung mit der kleinen Tochter Rogers von Sizilien, einem der engsten päpstlichen Bundesgenossen.

Anfang 1094 traf den Kaiser ein neuer Schlag. Seine zweite Frau, die attraktive Tochter des russischen Großfürsten Vsevolod von Kiew, die er nach dem Tod ihres ersten Mannes, des Grafen Heinrich von Stade, 1089 geheiratet, hatte vielleicht Ehebruch mit Stiefsohn Konrad getrieben. Sie floh Anfang 1094 aus Verona zu Mathilde von Tuszien. Vom Klerus aufgestachelt, enthüllte sie so scham- wie hemmungslos die Geheimnisse ihres Schlafzimmers, die bereits 1094 eine Konstanzer Klerusversammlung beschäftigten und 1095 von ihr selbst auf Urbans II. Konzil in Piacenza zum besten gegeben wurden, angeblich «das Allerekelhafteste». Dem Kaiser sagte sie perverse Unzucht nach und erklärte, zweifellos fälschlich, er habe sie zum Ehebruch nötigen wollen. Nach diesem spektakulären Auftritt, der das ihr Zugedachte wohl erfüllte, soll sie kaum noch in Erscheinung getreten und Ende 1106 in einem Kiewer Kloster verschwunden sein.

Der Papst hatte Heinrich immer mehr umstellt, eingekreist, und es war klar, daß er mit dem jetzt von ihm propagierten Kreuzzug weitere Truppen vom Kaiser abziehen und unter seiner Fahne vereinigen werde.[107]

6. KAPITEL

DER ERSTE KREUZZUG (1096–1099)

«Überall reichten sich die abendländischen Nationen die Hände, um gemeinsam zu streiten für das, was sie einte. Im Heiligen Lande, in Ägypten, in Konstantinopel kämpften zusammen Franzosen, Italiener, Deutsche, Ungarn, Engländer und auch Skandinavier. Auf der Pyrenäenhalbinsel treffen wir sie wieder, um den Spaniern und Portugiesen zu Hilfe zu kommen. Im Osten einten sich die Deutschen mit den Westslawen und Ungarn. Der Papst war das weithin leuchtende Oberhaupt des Völkerbundes. Seine Organe, die päpstlichen Legaten, finden wir überall, im Innern des Abendlandes zur Beilegung von Zwist und Streit, als Diplomaten und Feldherren, in Ägypten, in Spanien, Skandinavien und an der baltischen Küste.» Gustav Schnürer[1]

«... angesichts dieser Betonung des sogenannten gerechten und heiligen Missionskrieges, den die heutige Forschung so gern ins Feld führt, muß man sagen, daß das völlig falsch ist, daß die Kreuzfahrer im Morgenland überhaupt keine Mission getrieben haben, sondern die Muslime entweder scharenweise totgeschlagen oder aber sich sehr bald mit ihnen politisch arrangiert haben. Kein Kreuzfahrer hat im Orient als Missionar gewirkt, vielmehr ist die Mission erst eine Folge, ein Produkt der Kreuzzüge gewesen, ein Versuch geistiger Überwindung und Niederringung des Islams, nachdem der militärische Kreuzzug mit einer völligen Niederlage der Christenheit geendet hatte.» Peter Kawerau[2]

«... wenn sie das heilige Gut genießen, halten sie in der Linken den Schild, in der Rechten den Speer und sinnen auf Mord.» Anna Komnene[3]

«Der Kreuzzug war also der Krieg des Papstes ... Der Papst schürte die Bereitschaft, predigte, warb, organisierte, privilegierte, finanzierte. Er mußte die Menschen bewegen, das Kreuz wirklich zu nehmen und den *Kreuzfahrereid* zu leisten. Dieser Eid ... war das wichtigste Bindeglied zwischen Papst und Kreuzfahrer. Es gab ihm letzten Endes immer die Möglichkeit, die Kreuzzüge in der Hand zu behalten ... Mit dem Kreuzfahrereid, einem geistlichen Akt, der aus der Tradition der Pilgereide entwickelt worden war, wurde der bewaffnete

wie schon der unbewaffnete Pilger aus der säkularen Welt herausgehoben und in den geistlichen Stand auf Zeit versetzt. Auf diese Weise war der Kreuzfahrer im positiven wie im negativen Sinne der kirchlichen Jurisdiktion unterworfen. Der Eid konstituierte den Rechtstyp des Kreuzfahrers und des Kreuzzuges offenbar so entscheidend, daß die Kirchenjuristen die ganze Kreuzzugsangelegenheit überhaupt und folgerichtig unter der Rubrik ‹de voto (crucis)› abhandelten.»

Rainer Christoph Schwinges[4]

Die Kreuzzüge des Christentums, der faktisch kriegerischsten Religion, durchdauern schon zwei Jahrtausende. Denn im Grunde begannen sie – so genannt nach den meist roten Kreuzen der Teilnehmer – bereits in der Antike, als der Klerus plötzlich auf die Seite der Kaiser, Kriegshetzer und Kriegsführer sprang (I 247 ff., 292 ff., II 385 ff. u. a.); als das Papsttum sich allmählich zu einer imperialen Macht mauserte, die jahrhundertelang, Generation um Generation, psychologisch auf Krieg und Kriegsdienst trimmte, den Prediger des Friedens und der Feindesliebe, als wär's das Selbstverständlichste der Welt, zum Himmelskaiser umkostümierte, zum Schlachtengott, wie denn auch die römischen Bischöfe immer mehr zu Konkurrenten der Könige und Kaiser, nicht selten zu ihren Herrn geworden sind.

Im 7. Jahrhundert, in dem man mit den byzantinisch-arabischen Kriegen die «Vorkreuzzüge» manchmal anheben läßt, führte Kaiser Heraklius (610–641) einen Kreuzzug auch gegen die Perser, die 614 Jerusalem erobert, tagelang geplündert, gemordet, den Patriarchen Zacharias gefangen, an das «Heilige Grab» Feuer gelegt und die «Reliquien» entführt hatten. Als Heraklius schon seine Flucht nach Afrika erwog, trieb ihn Patriarch Sergios zum «Heiligen Krieg» und übergab ihm hierzu den Kirchenschatz. Der Kaiser startete 622 die Gegenoffensive, gewann Kleinasien zurück und in den nächsten Jahren Armenien und Kilikien. Nach einem neuen persischen Angriff vernichtete Heraklius 627 bei Ninive das gesamte sassanidische Heer, erbeutete bei der Erstürmung der Königspaläste in Dastgard ungeheuere Schätze an Gold, Silber, Teppichen etc. und zog am 30. März 630 triümphal in Jerusalem ein. Der Kreuzzug – so sagt ausdrücklich

Erzbischof Wilhelm von Tyrus im 12. Jahrhundert – des Heraklius war beendet.[5]

Zu den eigentlichen Kreuzzügen zählt man allerdings herkömmlicherweise erst die «bewaffneten Wallfahrten» des Hochmittelalters, bis zum Sechsten und Siebenten Kreuzzug Ludwigs des Heiligen, der auf seinem zweiten und letzten frommen Unterfangen 1270 einer Seuche erlag. Doch kommt es parallel dazu oder später zu weiteren kriegerischen Schritten dieser Art, sogenannten Volkskreuzzügen des 13. und 14. Jahrhunderts, zum Beispiel dem «spontanen» Kinderkreuzzug (1212). Es kommt zu den spätmittelalterlichen, besonders maritim geprägten Aktionen, wobei man etwa in einer Flottenallianz die Seeräuberei der Türken durch die «höhere Seeräuberei» der Christen bekriegt. Spätestens seit dem 12. Jahrhundert folgen dann Kreuzzüge außerhalb des Orients. Man attackierte nun nicht nur Mongolen und Russen, sondern auch politische Gegner des Papsttums, die süditalienischen Normannen, den Staufer Friedrich II., seine Nachfolger, in Italien ständig die Ghibellinen. Und man bekämpfte in ebenso blutigen wie heilsnotwendigen Waffengängen weitere Christen, die «Ketzer».[6]

Alle Glaubensunterrichtung gilt im Hochmittelalter vor allem dem Krieg für Christus. Der «heilige» Krieg ist die «nova religio», die Garantie für alles Gute, Große, Ewige. Christus, schon in den frühmittelalterlichen Hymnen als Kämpfer besungen, als Heerführer, wird nun der König, der Sieger überhaupt. Als höchster Kaiser und Herr herrscht er in seiner Himmelsburg und versammelt die für ihn Fechtenden in seinem Reich, um seine Tafel, seine Freuden – «wie die alten Recken in Walhall» (Heer). Wer streitet für Christus, für Jerusalem, sein «altes Erbeland», das Heilige Land, mit dem streiten die Engel, die Heiligen, er erträgt jederlei Drangsal, Verzweiflung, Hunger, Not und Tod. Mit offenen Augen und «blind» zugleich stürzt er ins Verderben, wird belohnt durch Christus, kommt, wenn er fällt, ohne Umweg an sein Herz, vom Schlachtfeld gleich ins Paradies. Hoher, höchster Nutzen also winkt, von Priestern tausendfach verbürgt. So fühlen diese Verführten sich gefeit gegen alles, wähnen, wie's auch geht, geht's

gut. Und stürzen entsprechend ins Gefecht. Diese sozusagen narrensichere Kriegstheologie ist zwar, wie ausnahmslos alles im Christentum, nicht ganz originell, aber innerhalb desselben spezifisch römisch-katholisch. Denn die mittelalterlichen Kreuzzüge sind rein römisch-katholische Kriege, sind Großverbrechen des Papsttums. Viele seiner Vertreter führten oder forderten sie zumindest: Sergius IV. (gest. 1012), Gregor VII. (gest. 1085), Urban II. (gest. 1099), Innozenz III. (gest. 1216), Honorius III. (gest. 1227), Innozenz IV. (gest. 1254), Gregor X. (gest. 1276), Johann XXI. (gest. 1277), Nikolaus V. (gest. 1455), Pius II. (gest. 1464). Viele schreckten dabei nicht vor massiven Lügen zurück, kolportierten zur Steigerung der Kriegsbegierde auch merkwürdige Wunder an Kreuzrittergräbern. Und es waren gerade Kirchenreformer, welche die Idee des «heiligen» Krieges propagierten, waren besonders Reformpäpste, die ihre Herrschaft immer weiter auszudehnen suchten.

Bald gab es gottwohlgefällige Kreuzzüge nach allen Himmelsrichtungen. Im Süden, in Spanien, Portugal, galten sie den Mauren, in Sizilien den Sarazenen, im Orient erstrebte man (angeblich) das Grab Christi, ohnedies eine Fiktion, im Ostseeraum die Heidenbekehrung, bekämpfte man die Wenden, Esten, Liven, Finnen, Karelier und Prutzen. Und bald nannten die Päpste auch den Krieg gegen ihre christlichen Widersacher einen löblichen Kreuzzug, ob es nun mehr religiös oder mehr politisch orientierte Gegner waren, ob Katharer, Albigenser, Stedinger, Hussiten, ob Markward von Annweiler, der Reichstruchseß in Sizilien, ob der Stauferkaiser Friedrich II. oder König Peter III. von Aragon. Grotesk? Aber nein! Gerade die Verbindung von Glaube und Krieg versteht man häufig «als den innigsten Ausdruck des Mittelalters» (Schwinges).[7]

Kreuzzüge gab es freilich weit über das Mittelalter hinaus, im 16. Jahrhundert wiederholt gegen die Türken, gegen die noch im späten 17. Jahrhundert der kreuzkriegbesessene Innozenz XI. den abendländischen Widerstand mobilisierte. Und im Grunde durchdauerten die Kreuzzüge oder das, was man so deklarieren kann, unter anderen Namen und Zielen das ganze zweite Jahrtausend.

Als sie, infolge der Rückschläge, zunächst nach außen verebbten, führte man sie nach innen, gegen Christen, «Ketzer», «Rebellen» und schließlich gegen alle möglichen Feinde von «Ordnung» und «Recht», bis hin zu einem der scheußlichsten Religionsgemetzel aller Zeiten, dem der katholischen Kroaten gegen die serbischen Orthodoxen (1941–1943), bis zum großen Rußlandkrieg Hitlers und zum Krieg in Vietnam, Kriege, die der deutsche Feldbischof der Wehrmacht, der amerikanische Kardinal Spellman, der Freund Pius XII., oder Erzbischof Lucey aus Texas u. a. als Kreuzzüge, gottgewollte Unternehmen, eine schwere Verpflichtung ausgerechnet durch das Liebesgebot erklärten. Forderten doch auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil nordamerikanische Bischöfe sogar den Abwurf der Atombombe auf Vietnam zur Verteidigung der katholischen Schule! Und noch in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts kann Katholik Kühner schreiben: «Die Kreuzzugspsychose ist noch immer nicht geheilt, sie wühlt weiter ...»[8]

Kreuzzugsmotive

Die Welt der Kreuzzüge wurde in jüngerer Zeit wissenschaftlich verstärkt beachtet, doch alle Arbeit «außerhalb der Kirchengeschichte geleistet», das Bekenntnis Hans Kühners. Katholische Theologen schweigen gern dazu. Oder sie verklären die Massaker. Oder wälzen die Schuld auf andere – lauter sehr beliebte Apologetenverfahren.

Der Name «Kreuzzug» für Angriffskriege bewaffneter «Wallfahrer» kam erst im 12., 13. Jahrhundert auf. Aber «heilige» Kriege führte die Christenheit schon früher und begründete, rechtfertigte sie mit den kuriosen Ausführungen des hl. Augustin über den «gerechten Krieg» (I 514 ff!). Und bereits im 9. Jahrhundert, unter den Päpsten Leo IV. und Johann VIII., sichert man allen, die im Kampf für die Kirche gegen Moslems oder Normannen, bekanntlich gleichfalls Christen, fallen, das ewige Leben zu

(V 177 f., 265). Im 10. Jahrhundert macht der Klerus analoge Heilsverheißungen im ostfränkischen Reich für die Massakrierung der Slawen.

Als erster Papst hat Sergius IV. (1009–1012) – noch in unserer Zeit selbst von einem kritischen Katholiken als «friedlicher, karitativer Papst» gerühmt – freilich vergebens zu einem Orientkreuzzug aufgerufen. Der Kampf, schrieb er, gelte «den Feinden Gottes», es gehe «nicht um ein armseliges Königreich, sondern um den ewigen Gott». Ihn solle man verteidigen, um dadurch in den Himmel zu kommen (S. 105 ff.).[9]

Was führte zu den Kreuzzügen des Hochmittelalters, zu jenen katholischen Gewaltausbrüchen, die man als letzte Barbaren-Invasion und verfehlten Ansturm riesenhaften Ausmaßes ebenso bezeichnet hat wie als großartige Militärschläge des Papsttums, als das romantischste aller christlichen Abenteuer?

Es gibt dafür eine Reihe von einleuchtenden Gründen, und nichts wäre falscher als eine monokausale Erklärung, etwa gar die, diese blutrünstigen Aktionen seien nichts weiter gewesen als Glaubenskriege, Schwertmissionen, eine Art meist tödlicher Bußübung um Gottes und der Seele willen.

Vergegenwärtigen wir uns kurz die allgemeine politische und gesellschaftliche Situation.

Das Papsttum war im ausgehenden Frühmittelalter in seinen ersten, noch schwer absehbaren Großkampf mit dem Reich verwickelt. Und dies hatte in Europa ein unbeschreibliches Elend bewirkt. Doch nicht nur Krone und Tiara, auch Päpste selber rangen miteinander, ebenso Bischöfe, Äbte, im weltlichen Adel grassierten Fehden, führte man doch viel häufiger Bruder- und Bürgerkriege als Kriege gegen die Heiden. Kurz, das Abendland glich weithin einem Schlachtfeld, auf dem sich vor allem die Christen selbst zerfleischten, ganz Europa war, wie vor vielen seiner großen Gemetzel, ein einziger Krisen- und Katastrophenherd: Blutvergießen, Bauernrebellionen, Epidemien, Hungersnöte – Hunger war fast eine Dauererscheinung. Ganz Europa drohte, von den Historikern der Kreuzzüge, betont Friedrich Heer, bis heute viel zuwenig beachtet, «in einer Fülle schwerster Konflikte

in sich selbst zusammenzubrechen». Nicht zuletzt in Urbans II. engerer Heimat metzelte der christliche Adel – räuberisch, blutgierig, kriegswütig, wie ihn die Chronisten nennen – in unaufhörlichen Fehden sich und seine Untertanen seit der Merowingerzeit.[10]

Also war, wie meist in solchen Fällen, Krieg die ultima ratio der Politik. Jetzt sollten sich die christlichen Ritter nicht mehr gegenseitig massakrieren, sondern ihr Schwert in den Dienst der Kirche stellen. Gerechte Kriege, meint Guibert, der schon als Zwölfjähriger ins Kloster gesteckte spätere Abt von Nogent (gest. um 1125), Kriege für das Gemeinwohl, gegen die Heiden, zum Schutz der Kirche, habe es auch früher gegeben. Doch da diese fromme Absicht allenthalben nachlasse, die Habsucht die Herzen beherrsche, «hat Gott (!) in unserer Zeit die heiligen Kriege eingesetzt, damit der Ritterstand und das unbeständige Volk, die nach heidnischer Art gegenseitig ihr Blut vergossen, einen neuen Weg hätten, das Heil zu gewinnen. Sie brauchen nicht das Mönchsleben zu wählen ..., sondern können in gewohnter Freiheit und Laienkleidung durch ihren eigenen Beruf Gottes Gnade erlangen.»

In diesem Sinn plädieren auch andere geistliche Zeitgenossen; rügt etwa Abt Robert von Saint-Remi de Reims, selbst Kreuzzugsteilnehmer, die Ritter: «Ihr beißt euch und streitet miteinander, führt Krieg und tötet euch durch gegenseitige Wunden. Lasset also den Haß aufhören unter euch, den Streit schweigen, die Waffen ruhen ... Ziehet zum heiligen Grab!» Ähnlich meint Balderich, der Bischof von Dol-de-Bretagne (gest. 1130), der die adligen Bedrücker der Waisen und Witwen Mörder schimpft, Tempelschänder, Rechtsbrecher, Leute, die ihren Räuberlohn suchen für vergossenes Christenblut: «Wollt ihr eure Seelen retten, so legt entweder das Kriegshandwerk nieder oder geht als Christi milites kühn voran und eilet zur Verteidigung der orientalischen Kirche.»[11]

Der Hochadel, Könige, Herzöge, Grafen, begehrt mittels Annexionen im Orient natürlich eine Erweiterung seiner Macht, die Vergrößerung seines Besitzes und seiner Einnahmen – «ēre unde

guot». Darum ging es ihm vermutlich mehr als um das Grab Christi. Und höchstwahrscheinlich wußte man, daß es sich beim Papst nicht anders verhielt. Auch die kleinen Feudalherren, die Ritter, suchten im Osten Land und leibeigene Bauern, zumal zu Hause infolge der Einzelerbfolge, der Übergabe des Feudums an den ältesten Sohn, die zweiten, dritten, vierten Söhne kein Land bekamen und oft als Raubritter (ein irrer Pleonasmus freilich!) ihr Leben fristeten. Die Rodung noch freier Waldgebiete war langwierig und hart, ein Teil der Ritterschaft auch stark verschuldet und interessiert daran, den Gläubigern zu entkommen. Viele mußten, um sich ausrüsten zu können, ihren Besitz schnell verschachern, «wovon meistens die Kirche profitierte, denn Klöster und Bistümer streckten das Geld vor» (Oldenbourg).

Weiter gab es wichtige wirtschaftliche Motive, spielten handelspolitische Gründe für die Kreuzzüge eine nicht zu unterschätzende Rolle. Bereits 1087 nahmen die Pisaner, unterstützt von der Kirche und begleitet von dem Bischof von Modena (samt dem noch rechtzeitig zur Schlacht erscheinenden Erzengel Gabriel und dem hl. Petrus) das islamische Mehdia ein. Sie stachen die «Priester Mohammeds» ab, plünderten die Moschee, und nicht wenig von all dem geraubten Gold, Marmor, Purpur zierte die bald darauf erbaute Kathedrale von Pisa.

Heiliges und Handel harmonierten gut, wie noch heute; wobei es damals vor allem um die Erschließung alter, von Seldschuken und Fatimiden blockierter Kaufmannswege besonders durch Genua, Pisa, Venedig ging. Sie suchten auch die Vorherrschaft byzantinischer Händler im östlichen Mittelmeer zu brechen, suchten an seinen Küsten Faktoreien zu gründen, was gleichfalls nur gewaltsam möglich war, und witterten große Gewinne. Deshalb beteiligten sich italienische Städte an diesen «heiligen» Kriegen, beförderten sie Kreuzfahrerheere übers Meer, lieferten Nachschub an Waffen und Proviant. Truppen- und Versorgungstransporte wurden zu frommen Pilgerfahrten. Militärisches, Kommerzielles und Religiöses hing eben wie fast immer eng zusammen.[12]

Aber zum erstenmal seit Bestehen des christlichen Abendlands

kämpfte jetzt nicht nur die feudale Welt, zum erstenmal zogen fast alle Bevölkerungsschichten in den Krieg, strömte auch die Masse der Bauern bewaffnet fort, worüber die Apologeten (beinah) bis heute frohlocken. Indes sind die Gründe für das Aktivieren der Armen und Ärmsten blamabel genug. Wurde doch die große Mehrheit der Landarbeiter mit wachsender christ-katholischer Macht im 11. Jahrhundert leibeigen und Objekt verstärkter Ausbeutung, wurde ihr Land doch immer mehr geraubt oder durch Fehden und Jagden verheert. Sie entflohen deshalb häufig weltlichen wie geistlichen Herren, zogen in die Städte oder eben den Orient, kam ja hinzu, daß in Europa seit langem Mißernten, Hungersnöte, Epidemien sich mehrten. Allein zwischen 970 und 1040 zählte man 48 Hungerjahre. Auch 1094 gab es eine Hungersnot und Unruhen. Und gerade die Zeit unmittelbar vor Beginn des Ersten Kreuzzuges war, besonders in Frankreich, dessen Bevölkerung, wie die einiger Nachbarländer, stark zugenommen, aber nur kärgliche Bodenerträge hatte, ununterbrochen vom Elend der Massen, der Verschuldeten, Enterbten, Ausgestoßenen gezeichnet. Und diese folgten um so leichter den Verlokkungen der geistlichen Verführer, als sie nun auch gegen den Willen ihrer Herren wegziehen konnten.[13]

Doch während es der Oberschicht vorwiegend oder ausschließlich um Expansion, Machtvermehrung, Fürstentümer, Hafenstädte, Marktstützpunkte, Geld geht, wobei selbstverständlich die alte Freude all dieser Christenmenschen am Erobern, Unterwerfen, Rauben, Töten mitspielt, hoffen die Massen zwar schon ihre ohnehin miserable materielle Situation zu verbessern, gehen aber, wenn es denn sein muß, und es mußte doch, auch für bloße Parolen, für Phrasen jeder Provenienz zugrunde, sozusagen frohgemut, mit Hingebung noch, mit einer primitiven Aberglauben-Frömmigkeit. Denn die kleinen Kreuzzügler im Mittelalter, die «milites Christi», können kaum Land, Gut, Ehre erwarten, da ja all dies schon ihren Führern und Verführern vorbehalten ist. Dafür freilich blüht ihnen – und natürlich auch den andren – der «ewigen saelde heil», «die liechte Himmelskrone», wie sie in Kreuzliedern singen; wobei sie selbst, be-

zeichnenderweise, nie von Kreuzzug sprechen oder gar Krieg, sondern nur von der «Reise», «Pilgerfahrt», «Jerusalemfahrt», dem Zug ins «erbelant» Christi, der «Überfahrt ins Himmelreich». (In weit fortgeschritteneren Zeiten und Kreuzzügen stirbt die Masse dann etwa für den «Kaiservater» oder für «Führer, Volk und Vaterland» – und auch dahinter stehen wieder eng die Kirchen.)

Ein Hauptmotiv aber für die Kreuzzüge, zumindest nach außen hin, war der von den Priestern geschürte, von ihrer Machtgier entfachte Glaubensfanatismus. Als Glaubenskriege wurden die Kreuzzüge begonnen. Die Moslems sollten zum Christentum bekehrt und im Osten neue, vom Papsttum beherrschte Besitztümer geschaffen werden. Dabei wirkte sich zweifellos auch das leuchtende Beispiel der Glaubenskriege in Spanien aus, die dort schon zum Alltag gehörten. Als Kaiser Alexios I. von Byzanz von Urban II. Hilfe gegen die Türken erbat, die weite Gebiete Kleinasiens eroberten, weitete Urban die Sache gleich zu einem Kreuzzug gegen die «Ungläubigen» aus, was immer man darunter verstanden haben mag; war man in Rom – in gewisser Hinsicht! – ja immer unionistisch, «ökumenisch» gesinnt, war seit der Kirchentrennung auch die byzanzfeindliche Stimmung stetig gewachsen. Und angesichts der Schwäche des christlichen Ostreiches suchte man es allmählich durch Kreuzzüge zu gewinnen und dem Papsttum zu unterjochen.[14]

In Konstantinopel vermuteten Kaiser und Priester von Anfang an, daß die Kreuzzüge nur das byzantinische Reich zerstören, die orthodoxe Kirche Rom unterwerfen sollten, weshalb man die «angeblichen Christen» des Westens für gefährlicher als die Muslime hielt, was insgesamt gesehen gar nicht falsch war. In Wirklichkeit jedoch rief Urban II. der Menge genau das Gegenteil zu: «... werdet Ritter Christi und eilt herbei zum Schutz der morgenländischen Kirche, welche die Milch des göttlichen Wortes in euern Mund träufelt.»

Auf dem Konzil von Piacenza im März 1095 hatte eine Delegation des byzantinischen Kaisers Alexios Komnenos I. Truppenunterstützung vom Abendland erbeten, angeblich zum Schutz der

Christen, tatsächlich zur Rückeroberung des von Seldschuken besetzten Anatolien. Wirklich gewann der Begründer der Dynastie der Komnenen – bevor sein Verhältnis zu den lateinischen Kreuzfahrern in Feindschaft umschlug – durch den Ersten Kreuzzug einige kleinasiatische Gebiete zurück. Der durchaus hilfsbereite Papst aber dachte dabei an die «Heimholung» der seit 1054 von Rom getrennten Ostkirche, stellte seinerseits freilich auf der Kirchenversammlung von Clermont-Ferrand die vermeintliche Christenverfolgung im Orient kräftig heraus. «Man kann sagen, daß von diesem Augenblick an der Kreuzzug zum Leitgedanken der päpstlichen Außenpolitik wurde und dies mindestens bis zum Ende des Mittelalters auch blieb» (Aziz S. Atiya).[15]

«Die Hunde sind ins Heiligtum gekommen ...» Papstagitation auf dem Konzil von Clermont

Auf dem großen Konzil von Clermont-Ferrand (18.–28. November 1095), in den Quellen gewöhnlich «generale concilium» genannt, beeilte sich der Papst, wie Wilhelm von Tyrus berichtet, «der sinkenden Kirche aufzuhelfen ... und den Frieden, der aus der Welt verschwunden war, wiederherzustellen» – natürlich durch einen Krieg; wobei er sogar die Räuber aufforderte, Soldaten Christi zu werden.

Der Heilige Vater hielt seine berühmte Predigt, «die folgenschwerste Rede der mittelalterlichen Geschichte» (Will Durant), von der es vier Berichte gibt, am 27. November, am Tag vor der Schlußsitzung, vor rund 180 offiziellen Konzilteilnehmern zuallermeist aus Frankreich sowie – weshalb man ausnahmsweise im Freien tagte – vor einer großen Menschenmenge. Die «Heilige Stadt», die «Wiege unseres Heils», so rief der «höchst beredte» Pontifex, sei wegen der Sünden ihrer Bewohner in die Hände der Ungläubigen gefallen. «Das gottlose Volk der Sarazenen drückt die heiligen Orte, die von den Füßen des Herrn betreten worden sind ... Die Hunde sind ins Heiligtum gekommen ... die Stadt

Gottes muß Tribut zahlen. Will einem nicht die Seele darüber zergehen, will einem nicht darüber das Herz zerfließen? Liebe Brüder, wer kann das mit trockenem Auge anhören? Der Tempel des Herrn ... ist nun Sitz des Teufels geworden ... Die ehrwürdigen Orte sind in Schafkrippen und Viehställe verwandelt. Dem preiswürdigen Volke werden die Söhne entrissen ... und wenn sie sich den gottlosen Befehlen widersetzen, so werden sie wie das Vieh hingeschlachtet, Genossen der heiligen Märtyrer. Den Tempelschändern gilt jeder Ort, jede Person gleichviel; sie morden die Priester im Heiligtum.» Und nachdem Heiligkeit wiederholt in Weheschreie ausgebrochen, kommt sie endlich zum frommen Tun, zur friedenstiftenden Maßnahme. «Bewaffnet euch mit dem Eifer Gottes, liebe Brüder, gürtet eure Schwerter an eure Seiten, rüstet euch und seid Söhne des Gewaltigen! Besser ist es, im Kampf zu sterben ...» etc. etc. Und dafür gibt es dann in diesem Leben Schuldenaufschub, reiche Beute, im folgenden Vergebung der Sünden und unaufhörliche Paradiesesfreude.

Nach solcher Rede, schreibt Wilhelm von Tyrus, «trennte sich der Mann von dem Weibe und das Weib von dem Manne, der Vater vom Sohne, der Sohn vom Vater», um nach dem Gebot des Herrn Papstes nun auf ihren Kleidern «das segensreiche Zeichen des lebendigmachenden Kreuzes» zu tragen.[16]

Ausgerechnet «lebendig» machen die Todesprediger! Die Gottesgeißeln! Die Massenmörder in aller Seelenruhe – stets generös im Verheißen von Himmelsgenüssen, in Versprechungen, die sie nie einzulösen brauchten.

Mit den irdischen Gütern verhielt sich das etwas anders. Gewiß, die Kreuzritter und wer immer da auszog, sie konnten in jenem fernen Land auch solche Glücksgüter gewinnen. Aber zunächst sollten sie auf ihrer «Pilgerfahrt» – passagium generale genannt (im Unterschied zur Wallfahrt des einzelnen, passagium parvum) – erst einmal büßen für ihr böses Leben, für Totschlag und Raub. Und dies taten sie, indem sie wieder totschlugen und wieder raubten, nur eben jetzt in der rechten Weise, mit päpstlicher Billigung, ja, mit Ewiger-Lebens-Versicherung, kamen sie selbst beim Totschlagen um. «Das garantiere ich allen, die sich

aufmachen, durch die Macht Gottes, deren Vertreter ich bin», rief Urban in seiner Rede. Und ähnlich beteuerte er doch auch in seinem Aufruf für Tarragona katalonischen Grafen und Rittern: «Wer auf diesem Feldzug aus Liebe zu Gott und seinen Brüdern fällt, der zweifle nicht, daß er den Erlaß seiner Sünden und das ewige Leben nach Gottes gnädigem Erbarmen finden wird.»

Neu war auch das nicht. Derartiges kannte man längst; zum Beispiel im Islam, der dem Glaubenskämpfer nach dem Tod den sofortigen Eintritt ins Paradies, in ein sehr sinnlich geschildertes Paradies, verbriefte. So heißt es im Koran, der das irdische Leben als einen «trügerischen Nießbrauch» abtut: «Haltet diejenigen, die für die Sache Gottes getötet worden sind, nicht für tot; vielmehr sie leben bei ihrem Herrn, versorgt und voll Freude darüber, was Gott ihnen von seiner Gnade gewährt hat...» Schon dem islamischen Blutzeugen wird so himmlischer Lohn verbürgt; beim ersten Blutstrom, der den Körper des «Märtyrers» verläßt, sind diesem seine Sünden vergeben, er ist sicher vor der Grabesstrafe und sieht seinen Platz im Jenseits vor sich.[17]

Die Kirche hat die Kreuzfahrer mit Vergünstigungen förmlich überschüttet, mit solchen, die ihr sehr billig zu stehen kamen, den Beschenkten aber häufig sehr teuer. Zu den wichtigsten dieser Danaergeschenke gehört der Sündenablaß, und zwar ein gänzlicher, «vollkommener», wie ihn bereits Urban II. in Clermont verkündete («pro omni poenitentia»); gehören weiter Befreiung von Steuern, von ordentlichen Gerichten, Schutz gegen Verfolgung wegen Schulden vor dem Kreuzzug, automatische Exkommunikation aller, die den Kreuzfahrer selbst oder sein Eigentum antasteten u. a. «Der Kreuzfahrer wurde sozusagen in die familia des Papstes aufgenommen» (Ullmann); in die familia der Todgeweihten. Ave, Caesar...

Gelegentlich gaben die Päpste Kreuzzugsablässe auch den Frauen der Kreuzfahrer, den Kreuzpredigern, sogar den Zuhörern der Kreuzpredigten. Bezeichnenderweise ist der Ablaß (absolutio, condonatio, relexatio, remissio, venia) erst eine Erfindung des Hochmittelalters, «eine echte dogmengeschichtliche Neubildung», «eine schöpferische Antwort auf eine neuartige

Konstellation» (Lexikon für Theologie und Kirche). Wurden doch die Ablässe erstmals im 11. Jahrhundert von südfranzösischen und nordspanischen Bischöfen, die ersten vollkommenen Ablässe von den Päpsten Alexander II. (1063) und Urban II. (1095) gewährt, und diese bewilligten den vollkommenen Ablaß eben generös den Kreuzzugsteilnehmern. Wer, beiläufig, eine Definition des Ablasses begehrt, wer theologische Eingebungen, wahrhaft hirnrissige Kombinationen und Konfusionen nicht scheut, möge, will er ganz schlau werden (je länger die Erklärung, desto lichter wird es im Kopf), in einschlägige Lexika sehen.[18]

Ab und zu bekamen auch die Sammler der Kreuzzugsgelder Kreuzzugsablässe. Nicht mehr als recht und billig. Denn die Einnahmen der Kirche wuchsen, je mehr Blut floß. Ja, so nahezu unbegrenzt das militärische Fiasko der «Wallfahrer» allmählich war – für das Papsttum wurden die das nächste, das übernächste Jahrhundert erfüllenden Metzeleien ein riesiger finanzieller Erfolg: durch freiwillige, besonders von Mönchen gesammelte Spenden; durch sogenannte Kreuzablässe, einen der einträglichsten Titel im kurialen Finanzhaushalt, Geldzahlungen, die von der Teilnahme am Kreuzzug befreiten, aber gleichzeitig dem zu Hause Bleibenden dieselben elysischen Wonnen garantierten wie dem Kämpfer. Erfolgreicher noch rollte gleichsam der Rubel durch Zwangssteuern im gesamten Abendland, die man sehr oft betrügerisch für ganz andere Zwecke verpulverte und auch dann noch kassierte, als es gar keine eigentlichen Kreuzzüge mehr gab.

Doch was tat man nicht alles für sein Seelenheil! Und die Kirche kam dem entgegen. Es war ja so einfach: man zahlte – wenn man Geld hatte –, und das Geldzahlen oder, wie man schließlich spottete, das «Geld-Evangelium» sicherte einem die schönsten Plätze «drüben», die herrlichsten göttlichen Gnaden, wobei man die Ablaßvergünstigungen auch auf die Verstorbenen ausdehnen konnte, wenn man wieder zahlte, versteht sich. Ja, alles konnte man haben, konnte das Fegfeuer, die Hölle austrixen, den Teufel überlisten, schlechthin alles ließ sich kaufen: remissio peccatorum, vita aeterna, salus perpetua ..., die Sache wurde «zum einträglichsten aller Handelsgeschäfte», wurde «ein Rechtsan-

spruch auf das Himmelreich – das war das Ziel aller Kreuzfahrer, das ihnen die Kirche in Aussicht stellte» (Kawerau).[19]

Im Zentrum der gewaltigen Aufputschrede Urbans II. steht die Behauptung von der Unterdrückung der christlichen Kirche im Osten. Tatsächlich aber hatten sich die Christen im Orient nicht zu beklagen. Sie zahlten weit weniger Steuern als unter den Statthaltern von Byzanz. Sie genossen Kultfreiheit, wurden nicht verfolgt – und als später die Kreuzfahrer kamen, lebten die Christen unter den Türken meist lieber als unter den Franken. Bis zu Kaiser Alexios I. riefen sie auch nie den Westen um Hilfe, wie die Kreuzprediger seit 1095 ständig behaupteten. Zwar ließ der wahnsinnige Fatimidenkalif al-Hakim von Ägypten, der selbst seinen eigenen Glaubensgenossen nachstellte, übrigens Sohn einer Christin war, 1009 auch die Grabeskirche in Jerusalem zerstören. Aber sein Sohn, Kalif al-Tahir, was man freilich verschwieg, baute sie wieder auf! Und wenn Räuberbanden westliche Pilgerzüge behelligten, was selten vorkam, so geschah es doch auch, daß gerade islamisches Militär überfallenen Wallfahren zu Hilfe eilte!

Auch in anderer Hinsicht nahm es der Papst mit der Wahrheit nicht genau. Zum Beispiel antizipierte er das Nazi-Schlagwort vom Volk ohne Raum, hier allerdings auf die Franzosen bezogen: «Das Land, das ihr bewohnt, von allen Seiten durch Meere und Berge eingeschlossen, beengt die allzu zahlreiche Bevölkerung.» Gewiß, diese Bevölkerung hatte zugenommen, andererseits damals Frankreich aber kaum 15 Millionen Einwohner. Doch kannte der Papst, selber Franzose und auch französisch (nicht lateinisch) zu den Massen sprechend, das wirtschaftliche Elend des Volkes, die Beunruhigung der Reichen durch andauernde Diebstähle und Brandstiftungen, und pries Palästina als ein Land, wo Milch und Honig nur so strömten. Und zum Lockmittel irdischen Lohnes kam eben das des himmlischen, des köstlichsten stets und billigsten.[20]

War es Urban ja nur erwünscht, wenn die Aufmerksamkeit vom eigenen Hader, von der eigenen Misere abgelenkt, wenn das Blutvergießen unter den Christen zugunsten eines noch größeren,

lukrativeren eingedämmt, möglichst ganz beendet wurde. Darum rief er seinerzeit auch den Rittern zu: «Ihr, die ihr Witwen und Waisen beraubt, die Unschuldigen unterdrückt, die Kirchen mit Waffengetümmel erfüllt und entehrt und des Rittertums Gürtel nur tragt als ein Zeichen, daß ihr gewohnt seid, nicht die Kirche und ihre Diener, wie ihr gelobt, zu schützen, sondern des Erlösers Schafstall zu verwüsten, euch einander selbst zu zerfleischen ...»

Wer Privatfehden gegen Gläubige führte, befahl der Papst, soll nun Ungläubige schlagen, wer Räuber war, Soldat werden. Dabei erließ er eine besondere Verfügung zum Schutz des Kreuzfahrer-Gutes, auch einen Kanon über den «Kreuzzugsablaß» und verkündete erneut die «Treuga Dei», den «Gottesfrieden», der von Mittwochabend bis Montagmorgen jeder Woche die Verletzung des Friedens unter Christen bei Strafe des Kirchenbannes verbot. Friede den Christen, Krieg den andern! So und nur so verstand die militante Kirche seit Konstantin im Grunde stets ihr Evangelium («... und Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind» – wer guten Willens war, bestimmte sie: vgl. S. 301).

«Mögen diejenigen, die einst gegen Brüder und Verwandte Fehde geführt haben, jetzt den Kampf gegen die Ungläubigen aufnehmen, wie es sich gebührt», rief der Papst und drängte zum alsbaldigen Aufbruch, nicht versäumend, Gott «Führer» zu nennen, «nicht ich, *sondern der Herr bittet und ermahnt ..., es ist Christus, der befiehlt*» (vgl. S. 275). Am nächsten Himmelfahrtstag sollte die Sache beginnen – und ein Himmelfahrtsunternehmen für viele wurde es auch.

Urbans eigentliches Kriegsziel war die «Befreiung» der gesamten orientalischen Kirche. Dafür warb er Truppen. Er schützte aber mehr seine Sorge um die Pilger – die bisher nicht bewaffnet sein durften, was erstmals er völlig preisgab –, um das «heilige Grab», um Jerusalem vor.[21]

Jerusalem.

Vor fast viertausend Jahren schon erwähnt, von David erobert, von Nebukadnezar, von Titus zerstört, wurde die Stadt unter christlicher Herrschaft (330–638) zu einem wahren Wallfahrtsmagneten mit einem buchstäblich schwindelhaften Arsenal von

Reliquien, nicht zuletzt «Christus-Reliquien»: von der Geißelsäule mit zahlreichen jesuanischen Gesichts- und Körperabdrücken über Dornenkrone und Abendmahlskelch bis zu den am Ölberg bei der Himmelfahrt hinterlassenen göttlichen Fußspuren – alles authentisch (III 279 ff!, 289 ff!).

Doch leider fielen diese und tausend andere heilige Schätze dem Araber-Sturm zum Opfer, geriet Jerusalem 638 in die Hand des Kalifen Omar, Mohammeds zweitem Nachfolger und Schwager. Der «Befehlshaber der Gläubigen» übte indes ein mildes Regiment, ließ auch die Juden, während der Christenherrschaft aus Jerusalem verbannt, wieder zurückkehren. Und noch zu Beginn des 11. Jahrhunderts genossen Juden wie Christen den Schützlingsstatus (*d*imma), den das islamische Recht monotheistischen Religionsanhängern gewährt, ja, sie konnten zu hohen Hof- und Verwaltungsstellen aufsteigen. Nur unter dem Kalifen al-Hakim kam es seit 1008/09 zu Repressionen, zu Konfiskationen von Kirchengut, zur Enteignung und teilweisen Zerstörung mehrerer christlicher Gotteshäuser und Klöster, darunter die Grabeskirche; Maßnahmen, die allerdings bald wieder annulliert worden sind.

Der Papst aber propagierte die Rückeroberung Jerusalems.

CHRISTLICHE KRIEGSHETZE

Jerusalem hatte jedoch niemals der westlichen Christenheit gehört! Und seit in jenem winterlichen Februar 638 Kalif Omar auf einem weißen Kamel in die Stadt einritt, ist sie auch dem Islam heilig, die dortige Felsenmoschee eines seiner großen Heiligtümer. Gleichwohl sprechen auch spätere Päpste, Kreuzzugsprediger und Chronisten immer wieder vom Heiligen Land als dem «Erbgut» des Herrn, das es wiederzugewinnen oder auch zu verteidigen gelte.

Weiter behauptete der Papst, die abendländischen Pilger würden am Besuch der «heiligen» Stätten gehindert. In Wirklichkeit

ist dies durch den islamischen Staat nie geschehen. Denn selbstverständlich konnten westliche Christen nach Jerusalem wallfahrten, sogar im 7. Jahrhundert. Drei Jahrzehnte nachdem die Araber 637 Jerusalem erobert hatten, fährt Bischof Arculf von Périgueux nach Palästina und verbringt fast ein Jahr und neun Monate in der Stadt. Dann läßt dort Karl «der Große» Pilgerherbergen errichten, studieren westeuropäische Wallfahrer die Bibliothek der Marienkirche. Auch ein Hospital für Pilger entstand in Jerusalem. Christliche Mönchsklöster konnten gebaut, enorme Schenkungen überwiesen werden.

Im Jahr 869 schreibt der Patriarch von Jerusalem, Theodosius, dem Patriarchen Ignatius von Konstantinopel, die Sarazenen seien gerecht und belästigten die Christen in keiner Weise. Im 10. Jahrhundert reist Bischof Konrad von Konstanz dreimal, Bischof Johannes von Parma sechsmal nach Jerusalem. Wie überhaupt der westliche Pilgerstrom dorthin nie vollständig abriß, gerade im 11. Jahrhundert in die Heilige Stadt wahre Massenpilgerungen begannen unter Führung von Bischöfen, Äbten, weltlichen Fürsten aus Deutschland, Frankreich, England. Noch 1064 wallfahrteten – damals vielbeachtet – Erzbischof Siegfried I. von Mainz und die Bischöfe Gunther von Bamberg und Adelber von Würzburg in den Orient.[22]

Zwar waren die Christen in Jerusalem nur Bürger zweiter Klasse, sozial und politisch degradiert, zu pünktlichem Tribut verpflichtet. Sie durften keine neuen Kirchen bauen, niemand am Übertritt hindern, nicht gleiche Tracht und Frisur wie die Muslime tragen. Aber sie genossen (eine gewisse) Kultusfreiheit. Und vor allem: sie lebten in Frieden. Die koptische Kirche in Ägypten regenerierte sich geradezu unter dem Islam, die Monophysiten in Armenien wurden durch ihn gegen die verhaßten Griechisch-Orthodoxen geschützt, die syrischen Jakobiten sollen nun zeitweise über hundert Bischofssitze verfügt, syrische Christen seit langem hohe Ehrenstellen bei muslimischen Fürsten eingenommen haben. Der Nestorianismus vollendete seine Blüte und missionierte höchst erfolgreich bis Ägypten, Indien und Ostchina.[23]

Die byzantinischen Kaiser dagegen hatten die christlichen Dis-

sidenten, die nestorianische, jakobitische, koptische Kirche als «Ketzer» jahrhundertelang gedemütigt und heftig verfolgt. Unter den Arabern aber genossen diese Christen, ebenso die Juden, religiöse Duldung. Und sie mußten den Mohammedanern, die deshalb nicht um ihre Weltherrschaft bangten, auch geringere Steuern zahlen als den Byzantinern. Nur selten wurde die Koexistenz beeinträchtigt, kam es zu Belästigungen. Vielmehr blühte der Handel mit überseeischen christlichen Ländern, herrschte Wohlstand weiter in Jerusalem gerade durch den Besuch westlicher Pilger.[24]

Der Islam kannte zwar aus dem Koran den «Dschihad», den «heiligen Krieg», praktizierte ihn zunächst jedoch nicht. Sein Vorstoß gegen Byzanz – oft übrigens mit christlichen (monophysitischen) Hilfstruppen –, sein Siegeslauf bis nach Spanien waren «rein politische Expansionen» (Kühner), wobei man freilich auch grausam vorging, die Männer ausgerottet, Frauen und Kinder versklavt hat, ganz wie in den heiligen und unheiligen Kriegen der Juden und Christen. Im vollen Umfang wurde der «heilige Krieg» im Islam erst durch die Kreuzzüge proklamiert. Doch daneben gab es, wie in der Bibel, auch schöne tolerante Sprüche im Koran, etwa: «Es sei kein Zwang im Glauben.» So befahl schon Mohammed, stark unterscheidend zwischen Heiden und «Schriftbesitzern», Toleranz gegenüber Juden und Christen, die sich politisch dem weltlichen Arm des Islam unterwarfen. Man schloß mit Christen förmliche Verträge. Und man war duldsam auch gegenüber den Anhängern des Zarathustra.

Toleranz im Zeitalter des frühen Islam, so sagt einer der besten Kenner dieser Geschichte, Aziz S. Atiya, sei in ihrer Großartigkeit noch nirgends dargestellt worden; «sie ist sehr bemerkenswert und wird von den Historikern im allgemeinen geleugnet oder übersehen». Erst unmittelbar vor Beginn der Kreuzzüge änderte sich dies durch den Machtwechsel in Jerusalem.[25]

In den Predigten des Papstes, der nicht nur in Clermont, sondern auch sonst in Frankreich und Italien zum Kreuzzug aufrief, sah dies freilich alles anders aus. Und ebenso oder noch mehr in den Agitationen anderer frommer Propagandisten.

Vorbilder für die klerikale Kriegshetze waren die «Helden» des Alten Testaments, Josua (I 83 f.), David (I 85 ff!), Judas Makkabäus (I 107 ff.) u. a., die ja fast durch das ganze Jahrtausend schon entsprechend wirkten. Noch effizienter wurden nun die Kriegspatrone, gewisse Soldatenheilige, deren Leben dem Blut- und Schlachthandwerk galt, wie Mauritius oder Sebastian. Dazu kamen Länderpatrone, für Frankreich der hl. Dionys, für Deutschland der hl. Mauritius, für Spanien der hl. Jakobus, «Santiago». Und schließlich lieferte die byzantinische Kirche ihre viel älteren Kriegsheiligen zur Aufpulverung der Abendländer, besonders Demetrius, Sergius oder Theodor, den die Legende gleich verdoppelt hat, indem sie einen Heerführer und einen Rekruten präsentierte. Vielleicht die fulminanteste Rolle aber als Schlachtenhelfer spielt der von Heroentum nur so umstrahlte «Ritter St. Georg», der vor allem als Fahnenträger des Kreuzfahrerheeres figuriert.

Aufwieglerische Flugblätter liefen bald um, auch reine Fälschungen. Und verlogene Wanderprediger, Demagogen, die besonders Frauen und Jugendlichen die Köpfe verdrehten, traten in die Fußstapfen des Papstes und peitschten das Volk in eine regelrechte Kreuzzugshysterie.

Das berühmte Rolandslied, gegen 1100 vermutlich von einem Geistlichen im Norden Frankreichs verfaßt, spiegelt diesen seinerzeit in Europa fast vergleichslosen Glaubens- und Kriegsfanatismus. Karl «der Große» (vgl. IV 465 ff.) ist der erste Kreuzfahrer, die Franzosen sind das auserwählte Volk, das Gottes Schlachten schlägt, die Gegner nur auszulöschende Teufelsbrut, «heidnische Hunde». So wird die «Chanson de Roland», wohl unter dem Einfluß des ersten Kreuzzuges, von einem rabiaten antiislamischen Impetus durchflammt. «Die Christen sind stets im Recht, die Heiden (Muslime) im Unrecht» (I. Short), Leute, die Götzenbilder anbeten. Dagegen brilliert der bretonische Markgraf Roland als «christlicher Achill», Charlemagne rächt grausam seinen Tod und wird zu weiteren Befreiungsschlägen wider die «Ungläubigen» gedrängt.

Nicht zuletzt betreten die Mönche die Arena und treiben zum

Krieg. «Selbst wenn nur Waisen, kleine Kinder, Witwen und Verfolgte streiten, werden wir über die Teufelsmenschen den Sieg gewinnen.» «Wohlan, Streiter Christi, wohlan, Streiter des hl. Petrus, des hl. Antonius, fürchtet euch nicht und vertrauet auf den Herrn.»

Peter von Amiens, auch der Einsiedler genannt, ein kleiner ausgezehrter, bislang verborgen lebender Anachoret, dunkelfarbig, mager, verdreckt (damals oft ein Zeichen von besonderer Heiligkeit), der bald nur noch «von Wein und Fisch» lebt und schließlich zum legendären Helden des Ersten Kreuzzugs wird, sieht seine Zeit gekommen. Er schwingt sich auf ein Maultier, zeigt einen Brief, von Christus selbst mit dem Befehl zum Kreuzzug überreicht, hält furiose Hetzreden – und das Volk überschüttet ihn mit Gaben und reißt sich gläubig noch um die Haare seines Esels wie um Reliquien. Denn, berichtet Guibert von Nogent: «In allem, was er tat oder sagte, schien etwas Göttliches zu sein.»[26]

Der päpstliche Aufruf, von vielen anderen Kreuzpredigern unterstützt, fand starken Widerhall; am wenigsten allerdings – bezeichnend genug – im Land des Papstes. Gerade seine nächsten Untertanen dachten nicht daran, unter den «Fahnen des Erlösers» das gefeierte Vorhaben auszufechten. Sie stellten kein Kontingent. Und vermutlich hat Ferdinand Gregorovius recht: «Wahrscheinlich würden Senat und Volk spöttisch gelacht haben, wenn Urban sie dazu aufgefordert hätte.»

Als dann Fulcher von Chartres, der verhältnismäßig unparteiische, selbständige und hochgelobte klerikale Chronist des Ersten Kreuzzugs, mit den «Pilgern» Italien durchzog, meldete er: «Von Rom kehrten viele, die bis dorthin mit uns gekommen waren, feige nach Hause zurück, ohne weiter abzuwarten.» Doch waren sie wirklich feig? Könnte nicht der Augenschein des Katholizismus in Rom, im Herzen der abendländischen Christenheit, der Anblick der Peterskirche, in der man raubte, das Schwert schwang, mit Steinen warf, Motiv genug für ihre Rückkehr gewesen sein, eine Offenbarung für sie sui generis?[27]

Die Deutschen jedenfalls sind zunächst noch spärlich an der Sache beteiligt. Das Reich selbst hält sich ganz zurück; eine Folge

des Krieges zwischen Kaiser und Papst, Staat und Klerus, eines Kampfes, so Ekkehard von Aura, Mönch, Geschichtsschreiber und Teilnehmer an der Kreuzfahrt Welfs I. von Bayern (1101/1102), der «ebensosehr uns den Römern als die Römer uns verhaßt gemacht». Die Ostfranken, Sachsen, Thüringer, die Bayern und Alemannen sollen anfangs den oft mit Weib und Kind ausziehenden Franzosen gar «unerhörte Torheit» vorgeworfen, sie als «Rasende» verhöhnt haben, weil sie «für Gewisses nach Ungewissem greifend das Land ihrer Geburt eitel verließen». Dann freilich stießen doch rheinische, schwäbische und andere Rotten dazu.

Vor allem aber war es, schreibt Guibert von Nogent, «der Abschaum Frankreichs» (faex residua Francorum), der nach Urbans großer Aufputschrede wie verrückt schrie: «Deus lo volt! Deus lo volt!» Den Franzosen, von der priesterlichen Propaganda gereizt, durch die religiösen Schätze des Orients verlockt, die materiellen auch, die exotische Schönheit selbst seiner Damen, konnte es kaum schnell genug gehen.

«Deus lo volt!»

«Gott will es!» wurde zum Feldgeschrei, mit dem man sich zum Massenmord anschickte. Und wie bei jedem Mammutwahn raste das Volk vor Begeisterung. «Gemeine» und «Edle», Männer, ja Frauen ergriffen das Kreuz, erkannten Gottes Stimme und Willen in den papalen Phrasen. Viele weinten, bebten, schäumten – «welch würdiger, lieblicher Anblick», jauchzt ein geistlicher Chronist – und ließen ein rotes Kreuz sich auf die Schulter heften, das recht anschaulich symbolisierte, was sie sich da aufgeladen. Ein großer Komet erschien, auch Schwerter wollte man am Firmament gesehen haben, blutige Wolken, ganze Heere. Und Karl «der Große» war auferstanden, hieß es ...[28]

In den folgenden Jahren, zwischen Frühjahr 1096 und Frühjahr 1101, machten sich, neben allerlei kleineren Gruppen, besonders drei große Kreuzzugsunternehmen auf die «Reise», dezent gesprochen, auf die «Pilgerfahrt», den Zug ins «erbelant» Christi, auch «Überfahrt ins Himmelreich ...» genannt. Und dies vor allem, nimmt man den Begriff nur locker genug, wurde es. Blieb

doch fast alles irgendwo auf der Strecke, kam nur eine einzige der drei Hauptwellen, die mittlere, überhaupt an.

Noch ehe sich aber das Gros des Heeres im Herbst 1096 zusammenfand, zogen viele Tausende in mehreren Scharen mit Frauen und Kindern im Winter 1095 und zumal im nächsten Frühjahr los, die sogenannten Bauernkreuzfahrer, auf zweirädrigen Ochsenkarren oft die ganze Familie einschließlich der Kleinsten, etwas Mundvorrat dazu, ausgestattet nicht selten mit Prügeln bloß, Sicheln, hölzernen Schwertern, doch mit einem starken Glauben. Und angeführt von dem Eremiten Peter von Amiens und dem Ritter Walter Habenichts. Eine deutsche Bande, Franken, Schwaben, Lothringer, stand unter dem Priester Gottschalk.

Das militärische Engagement des «kleinen Mannes» war völlig neu, war einzigartig. Denn Krieg im Mittelalter führte bisher nur der Adel, nicht der Bauer, der Arme. Es war die Kirche, die zum Ersten Kreuzzug erstmals auch die Masse mobilisiert, in den Krieg geschickt hat, den Tod. Und in welchen oft![29]

In Deutschland beginnen die Judenmassaker – frühe Präludien der Nazizeit

Der «Bauernkrieg» begann bekanntlich mit der grauenhaften Abschlachtung und Ausraubung der meisten Judengemeinden in den rheinischen Bischofsstädten, aber auch noch derer in Rouen oder Prag, wodurch viele der bitterarmen Pilger erst zum nötigen Reisegeld kamen.

Erwägt man den rabiaten Antijudaismus des Christentums im ganzen ersten Jahrtausend, die ausgeprägte Judenfeindschaft bereits des Paulus, des Johannesevangelisten, weiterer Inspirierter des Neuen Testaments (I 124 ff.), erwägt man den fanatischen Antijudaismus schon so vieler alter Kirchenväter, auch der berühmtesten, der Kirchenlehrer Ephräm, Johannes Chrysostomos, Hieronymus (I 126 ff., 131 ff!), Ambrosius (I 438 ff!) und Augu-

stinus (I 511 ff!), erwägt man endlich, daß die ersten Synagogenniederbrenner christliche Bischöfe und Heilige schon der Antike waren und daß schließlich diese wilde Judenfeindschaft konsequenterweise die ganze frühmittelalterliche Kirche Spaniens und Westfrankens erfaßte, grenzt es beinah an ein Wunder, daß davon das ostfränkische Reich im ersten Jahrtausend verschont worden ist.[30]

Juden waren hier bereits früh ansässig. 321 werden sie als römische Bürger in Köln ausdrücklich bezeugt. Und ähnliches darf man für andere Orte an Rhein, Maas, Donau annehmen. Im Karolingerreich ist eine Besiedlung Deutschlands und Frankreichs durch sie erwiesen. Die Karolinger begünstigten ihre Einwanderung. Juden brachten etwas Kultur mit und wurden durch ihre internationalen Beziehungen zu «nützlichen Werkzeugen» (Cecil Roth). So entstanden weithin ihre wohlfundierten Siedlungen. Im 10. und 11. Jahrhundert hatte fast jede größere Stadt in beiden Ländern eine alteingesessene jüdische Gemeinde.

Die Stellung der Juden im frühmittelalterlichen Deutschland war zunächst erträglich. Sie galten als Freie, konnten Grundbesitz erwerben, durften Waffen tragen. Auch gewährten manche geistliche und weltliche Fürsten Juden – als Fremde und «Ungläubige» rechtlos – bisweilen Schutz, auch Privilegien, gewöhnlich jüdischen Kaufleuten, meist freilich nur infolge wirtschaftlicher oder politischer Erwägungen; überdies verlangte man oft den Glaubenswechsel.[31]

Manche Herrscher, Ludwig der Fromme, beispielsweise, stellten einzelnen Juden zwar «Schutzbriefe» aus, wodurch sie unmittelbare Untertanen und Schützlinge der Krone wurden, doch mußten sie dafür «dem König treu dienen» und hohe Steuern zahlen. Ein Mann wie Erzbischof Agobard (S. 366) bezweifelte sogar die Echtheit der ihm von Juden aus Lyon vorgelegten Schutzbriefe, konnte er doch nicht glauben, des Kaisers Weisheit habe sich so weit vergessen.

Von der Karolingerzeit bis zum Ende des 11. Jahrhunderts genossen nur einzelne Juden oder bestimmte Gruppen von Juden einen Rechtsschutz durch den König in Deutschland. Unter Hein-

rich IV. aber wurde dieser Schutz, wenn auch mit mäßigem Erfolg, allgemein, traten alle deutschen Juden unter die Obhut des Herrschers, und zwar für etwa 120 bis 130 Jahre; mögen dafür mehr oder weniger edle Gründe maßgebend gewesen sein: der Schutz von Leib und Leben zur Kreuzzugszeit oder, wahrscheinlicher, die hohe Abgabeverpflichtung. Immerhin gestattete Heinrich IV. nach den Zwangstaufen Regensburger Juden 1097 die Rückkehr zum alten Glauben. Auch Friedrich I. Barbarossa (1152–1190) schützte die Juden, ebenso Richard I. Löwenherz (1189–1199), doch er ohne Erfolg. Kaum war er in den Orient gezogen, kam es zu Massenermordungen der Juden in England.[32]

Als die Juden im Frühmittelalter dem König, dem Kaiser unterstanden, waren sie einigermaßen sicher. Dies änderte sich mit der Schwächung, dem Verfall der Zentralgewalt, änderte sich, als die Lebenshoheit an die Barone, Bischöfe überging und Juden allen vom Klerus seit Jahrhunderten ausgestreuten Vorurteilen, Verleumdungen, Lügen schutzlos ausgeliefert waren.

Von Generation zu Generation hatte man sie abscheulich diskriminiert, in Hunderten von Traktätlein, auf Tausenden von Kanzeln. Sie wurden mit Schimpf und Schmutz überhäuft seit dem Urchristentum, keinesfalls nur in populären Schriften, auch in sogenannten wissenschaftlichen.

Abt Peter von Cluny (gest. 1156), ein Heiliger der Kirche und neben dem hl. Bernhard (S. 468 ff.) «sicher der bedeutendste Mann seines Jahrhunderts» (Lexikon für Theologie und Kirche), nannte die Juden «schamlose Hunde», «schmutzige Schweine». Und je mächtiger die Katholiken wurden, um so niederträchtiger schmähten sie die «Gottesmörder». Nur die wenigsten verunglimpften sie nicht. Schließlich mußten die verhetzten, verdummten Gläubigen sie einfach für wahre Teufel halten und entsprechend behandeln. Das nannte man dann: die Volkswut!

Direkt, von sich aus, begann die mittelalterliche Kirche nicht oft Pogrome, es gab ja genug andere, die das taten. Aber die führenden Köpfe des Klerus hatten den Grund dafür gelegt, hatten alle Voraussetzungen geschaffen. Und die Bischöfe begünstig-

ten antijüdische Gewaltmaßregeln von Fürsten, von Städten; Schutz gewährten sie den elenden Opfern nur, ließen sie sich taufen, mochte man sie sonst auch vor ihren Augen erschlagen.

Es ist wichtig, sich zu vergegenwärtigen, daß der Judenhaß nicht vom christlichen Volk ausging, sondern von seinen Führern, von Verfassern des Neuen Testaments, berühmten Bischöfen, von ganz oben. Als es im frühmittelalterlichen Spanien zu einer gewissen Annäherung an die Juden kam, rügte Papst Hadrian I. alle, die mit ihnen auch nur Umgang pflegten, womit er freilich bloß alte Verbote aufgriff. Und als Erzbischof Friedrich von Mainz, unschlüssig über ihre Behandlung, Leo VII. (936–939) fragte, befahl dieser – noch in unseren Tagen als «einwandfrei» charakterisierte Papst –, alle Juden, die sich nicht taufen lassen, zu vertreiben, dürften Christen mit ihnen doch keine Gemeinschaft haben.[33]

Zum erstenmal wurden die Juden aus Mainz 1012 durch keinen Geringeren als König Heinrich II. den Heiligen verjagt. Dies nahm sich Papst Benedikt VIII. zum Vorbild und ging noch einen Schritt weiter. Als es 1020 in Rom wegen eines Erdbebens zu einem Judenpogrom kam, ließ der Heilige Vater einige Juden hinrichten.

Fromme Teilnehmer nun am Kreuzzug schlachteten schon in Frankreich, wo Papst Urban zuerst das Kreuz gepredigt, Juden in größerer Menge. Zunächst plünderten katholische Horden die Judengemeinde von Rouen; die Einwohner wurden massakriert, ihre Häuser niedergebrannt. Selbst getaufte Juden kamen oft nur knapp mit dem Leben davon. Im Westfrankenreich hatte der Klerus ja bereits eine lange heilsgeschichtliche Vorarbeit geleistet, hatte eine Synode nach der anderen antijüdische Erlasse verfügt: die Synode von Vannes 465, die Synode von Agde 506, die 2., 3., 4., 5. Synode von Orléans, die von Clermont 535 (can. 6), von Macon 581 (can. 14 ff.), von Paris 614 (can. 15), von Reims 624 (can. 11), von Chalons sur Saone 650 (can. 9). So kam es schon im merowingischen Franken Ende des 6. Jahrhunderts zu Zwangstaufen, Massenausweisungen, Zerstörungen von Synagogen und Judenhäusern.[34]

Auf solchem Boden konnte im frühen 9. Jahrhundert auch ein Erzbischof Agobard gedeihen, der damals allen Ernstes eine Verfolgung der Christen in Lyon durch Juden behauptete und mindestens fünf, sie scharf attackierende Schreiben (weitere gingen vielleicht verloren) an den Hof Ludwigs des Frommen schickte. Doch richtete Agobard, gemeinsam mit Erzbischof Barnard von Vienne, als Heiliger verehrt, und Bischof Faof von Chalon-sur-Saône, noch einen eigenen Traktat an den Kaiser, wobei die Oberhirten ihre Judenfeindschaft – völlig zu Recht – durch das Alte und Neue Testament stützten, durch die Kirchenväter Cyprian, Athanasius, Hilarius, Ambrosius sowie fränkische Synoden des 6. und 7. Jahrhunderts. Immer ist es demnach die Unverschämtheit der Juden, die den Frieden der christlichen Kirche gefährdet, sind Juden schlimmer selbst als «Ketzer».[35]

Doch während es so in Westfranken stand und im benachbarten Spanien noch weit schlimmer, waren vergleichbare Ausbrüche des Antijudaismus im ostfränkischen Reich bisher nicht erfolgt. Jahrhundert um Jahrhundert, länger als ein halbes Jahrtausend, hatten die Juden als solche im germanischen frühmittelalterlichen Europa Ruhe und Frieden.

Jetzt aber brachte die Volkspredigt mit dem steten Insistieren auf dem «gottesmörderischen Volk der Juden» die primitiven Gläubigengemüter zum Kochen, und so mancher Kreuzfahrer glaubte, schon zu Hause fromme Taten vollbringen zu können. «Sehet», schloß man ganz logisch und christlich, ganz christologisch, «sehet, wir ziehen hinab, unseren Heiland zu suchen und Rache zu üben für ihn an den Ismaeliten; hier aber sind die Juden, welche ihn umgebracht haben und gekreuzigt! Auf, lasset denn zuerst an ihnen uns Rache nehmen und sie austilgen unter den Völkern ...»

Ja, «Bring einen Juden um und rette deine Seele», lautete die Parole. Und immer öfter glaubte man bald, nicht nur seine Seele, sondern auch seine verschuldete Haut retten zu können. Erschlug man nämlich einen Juden, befreite man sich von der Rückzahlung des Kapitals und der Zinsen. Gegen Mitte des Jahrhunderts verurteilte zwar Bernhard von Clairvaux in seinen Kreuzzugspredig-

ten Gewalt gegen Juden, betonte aber, sie dürften sich nicht an den Christen bereichern, was zweifellos auf den ihnen zu zahlenden Zins zielte. Später hat die Kirche die Kreuzfahrer sogar ausdrücklich von jeder Zinszahlung für geliehenes Geld befreit – die Juden aber um so härter besteuert. Derart finanzierte man die «bewaffneten Wallfahrten» zum beträchtlichen Teil mit jüdischem Geld.[36]

In Speyer schützte Anfang Mai 1096 Bischof Johann die Juden, motiviert wohl mehr durch ihr Gold als durch sein gutes Herz, und er schützte sie erst, nachdem bereits elf ermordet worden waren. Bischof Albrand von Worms versprach den Juden nur Rettung, «wenn sie die Taufe nähmen» – die Juden baten um Bedenkzeit und zogen den Tod einem Christenleben vor; sie erschlugen sich gegenseitig, etwa 800 Menschen. Doch berichten jüdische und christliche Quellen übereinstimmend auch anderwärts vom «freiwilligen» Tod ganzer jüdischer Gemeinden. In Trier rettete Bischof Egilbert nur den Teil der Juden, der sich taufen ließ. Aber die meisten Abtrünnigen, meinte der Mönch (oder Prior) des Bamberger Klosters Michelsberg, Frutolf, seien wieder zu ihrer abgeschworenen Religion zurückgekehrt «wie die Hunde zum Unrat».[37]

Erzbischof Ruthard II. von Mainz (1089–1109) versprach, die Juden seiner Stadt erst zu schützen, nachdem sie ihm 300 Silberstücke gezahlt – und ließ sie doch im Stich, und zwar gleich zweimal, zunächst in Mainz, darauf (eine Gruppe von 63, mit Hilfe bischöflicher Bewaffneter entkommenen Juden) auch in Rüdesheim, wo sich der Prälat aufhielt.

Die christlichen Großen vollbrachten bei diesen Massakern besonders ehrenvolle Mannestaten. Denn nicht nur der Mainzer Metropolit ließ sich erst bezahlen, dann die Juden dennoch töten, worauf er, um sich einem drohenden Verfahren durch den König zu entziehen, nach Thüringen floh und dort gegen Heinrich agitierte, der schließlich den Juden auch die Rückkehr zu ihrem Glauben erlaubte. Auch der hier gleichfalls führend involvierte Graf Emicho von Leiningen, Sproß eines alten, im Wormsgau ansässigen Geschlechts und ein Verwandter des Mainzer Erzbi-

schofs, kassierte erst sieben Pfund Gold als Lösepreis und wurde dann doch – denn Adel verpflichtet – «der schlimmste aller unserer Dränger», klagt eine jüdische Quelle, «der weder Greis noch Jungfrau schonte und nicht für Kind noch Säugling noch Kranke hatte Erbarmen, der das Volk Gottes zertrat wie Staub, der die Jünglinge schlug mit dem Schwerte und schlitzte die schwangeren Frauen auf». Aber dafür war der edle Graf auch durch einen Boten des Gekreuzigten persönlich zum frommen Tun beauftragt worden.

Wie schon kurz zuvor in Worms kam es auch in Mainz zu einem grauenhaften jüdischen Massensuizid. Prallten hier doch «zwei gleich starke Wahnformen aufeinander», so Hans Wollschläger, Autor der vielleicht bestverfaßten Kreuzzugsgeschichte, der in den hebräischen Chroniken dieses Jahres «eine einzige Todeslitanei» betrauert, «zusammengepreßt aus den finstersten Lauten der Unmenschlichkeit und durchgellt zugleich vom irren Geheul des Glaubenswahns; ... das christliche Kreuz ... womöglich überschattet noch vom Molochbild des Synagogengottes ...»: «Und die Frauen gürteten mit Kraft ihre Lenden und schlachteten ihre Söhne und Töchter und dann sich selbst; viele Männer stärkten sich und schlachteten ihre Frauen, ihre Kinder und ihr Gesinde; die zarte und weichliche Mutter schlachtete ihr Lieblingskind; alle erhoben sich, Mann wie Frau, und schlachteten einer den andern. Die biedern und frommen Frauen boten eine der andern den Hals dar zur Opferung für die Einheit des göttlichen Namens ... einer schlachtete, der andere wurde geschlachtet, bis Blut zu Blut zusammenfloß ... sie wurden getötet und geschlachtet um der Einheit des herrlichen und furchtbaren göttlichen Namens willen.»

So oder so starben auch die Juden in Metz, Trier, in Köln, Neuß, Altenahr, Eller, in Wevelinghoven, Kerpen, Xanten, Mehr, Moers, Geldern, Dortmund, Regensburg, Prag. Viele Juden töteten sich selbst. Sie sprangen, wie in Köln drei junge Mädchen, von der Brücke in den Strom, stürzten sich selbst ins Schwert, ins Feuer, schnitten ihre Pulsadern auf oder stachen ihre Kinder ab, wie in Mainz Mar Isac seinen Sohn und seine Tochter um Mitternacht in der Synagoge.[38]

Niemand weiß, wie viele Menschen seinerzeit den katholischen Heilsbringern zum Opfer fielen. Aber eine fünfstellige Ziffer dürfte sich ergeben, wenn auch gewiß nicht «50 000». Allein in Mainz starben mehr als 1000 Juden, und «die kirchlichen Würdenträger» haben «bei diesem Gemetzel eine schamlose Rolle gespielt» (Kupisch) – doch nicht nur bei diesem; in Prag wurden die Mörder durch den Priester Folkmar geradezu angeführt. Kein anderer aber als der von der Kirche so verfluchte und bekämpfte Heinrich IV. hat das Mainzer Massaker streng untersucht, nicht ohne sich selbstverständlich die Feindschaft des nach Flandern geflohenen Erzbischofs Ruthard zuzuziehen.[39]

Der Erste Kreuzzug verlief in drei großen Wellen, deren erste, der «Bauernkreuzzug» der Judenschlächter, aus vier gewaltigen Banden bestand, von denen drei gerade noch Ungarn erreichten, während der vierte Haufen in Kleinasien zugrunde ging.[40]

Der «Bauernkreuzzug» endet, der «Kreuzzug der Fürsten» beginnt

Im Kreuzzug der Bauern, der Armen, des Pöbels zogen indes keinesfalls nur verführte Landarbeiter und Städter mit, sondern auch Verführende, Geistliche, wie der Priester Gottschalk, Vertreter des Kleinadels, wie Walter Habenichts (Gautier Sansavoir) und Lambert der Arme (le Pauvre), ja nicht wenige Feudalherren, der Vicomte Wilhelm von Melun, der schwäbische Graf Hartmann von Kirchberg u. a., zumeist besonders hartgesottene, brutale Burschen, wie der Graf Emicho von Leiningen, der Großmörder von Mainz, der sogar religiöse Visionen bekam ...

Ganze Dörfer entleerten sich. Tausende durch geistliche und weltliche Fürsten restlos verelendete Leute brachen auf, für Christus zu kämpfen. Arbeitslose, Landstreicher, Hungernde entflohen ihrer Not im Vertrauen auf den Herrn und seine Heerscharen und auf das Land, in dem Milch und Honig fließen sollten. Wie Heuschreckenschwärme fielen sie im Osten ein und erlangten

bereits im christlichen Ungarn den schönsten Ruf. Denn obwohl dort überall von ihren Glaubensbrüdern auf königliche Weisung herzlich empfangen, vergewaltigten, raubten, mordeten sie bald, wo immer sie Lust dazu hatten – und sie hatten fast immer Lust. Guibert von Nogent, der französische Abt, meldet darüber: «Nicht zufrieden damit, gütig aufgenommen worden zu sein, gingen die Fremdlinge, von einem unbegreiflichen Wahnsinn getrieben, bald dazu über, die Einwohner zu mißhandeln ..., sie setzten die öffentlichen Getreidespeicher in Brand, entführten die jungen Mädchen und taten ihnen Gewalt an, schändeten die Ehen ..., jeder lebte, wie er konnte, von Mord und Plünderung und alle brüsteten sich mit unbegreiflicher Frechheit, sie würden bei den Türken ebenso hausen.»[41]

So weit kamen freilich nur die wenigsten von ihnen.

Wird doch die Hälfte dieser Wallfahrerhorden schon in Ungarn aufgerieben, zum Teil in regelrechten Schlachten mit den einheimischen Christen, bei Neutra etwa, bei der Grenzstadt Semlin, wo die «Pilger» Ende Juni mehr als viertausend Ungarn erschlugen – jedenfalls nach Albert von Aachen, einem der wenigen zeitgenössischen deutschen Chronisten des Ersten Kreuzzugs, einem Geistlichen, der es trotz seiner Begeisterung vorzog, zu Hause zu bleiben. Die Kreuzfahrer raubten Semlin aus, plünderten auch Belgrad schwer und steckten es in Brand, wurden aber bei Wieselburg so schlimm besiegt, daß sich Donau und Leitha blutrot gefärbt und eine Zeitlang die schwimmenden Leichen das Wasser ganz bedeckt haben sollen.

Der stark reduzierte Rest gelangte im August nach Byzanz, auf das er unter Peter von Amiens («Kukupetros», kleiner Peter, wie ihn Anna Komnene nennt) immer noch «wie Gießbäche» hereinbrach und bald «mit äußerster Unverschämtheit» (Guibert von Nogent) raubte und brandschatzte, Villen und Paläste heimsuchte, noch das Blei von den Kirchendächern stahl, um es darauf sozusagen wieder den Besitzern zu verkaufen. Kein Wunder, daß das Antlitz der Pilger, wie es der byzantinischen Prinzessin schien, «den Ausdruck froher Stimmung trug und des Eifers, den Weg des Himmels zu gehen». Der reichlich irritierte Alexios I. Komnenos,

Begründer der Dynastie der Komnenen, ließ diesen Haufen allerdings schnell über den Bosporus nach Kleinasien setzen, wo er sogleich gegen ein griechisches Dorf vorging, weil man die christlichen Bauern für Sarazenen hielt.[42]

Dann freilich griffen die Bauernkreuzzügler, von Bischöfen und Priestern bestärkt, tatsächlich die Türken an, um ihnen die Residenzstadt Nikaia zu nehmen. Sie verheerten die Vororte unter den Stadtmauern, stahlen die Herden, massakrierten die christlichen Einwohner und brieten, so Anna Komnene, «kleine Kinder am Spieß». Am 21. Oktober 1096 aber wurden sie bei Civetot von seldschukischen Kavalleristen niedergemäht, auch die Frauen, Priester, Kinder abgestochen, nur hübsche junge Knaben und Mädchen verschont. Von dreißig- oder vierzigtausend überlebten kaum zwei-, dreitausend. Sie endeten meist als Gefangene im Osten. Nachrückende Kreuzfahrer fanden noch die Schädel, die Knochen der Getöteten – «bauten daraus Mauern wie die einer Stadt, und anstelle des Mörtels füllten sie die Zwischenräume mit den Gebeinen der Toten und machten aus dieser Stadt gewissermaßen ihr Grab» (Anna Komnene). Die wenigsten, wie der wohl besonders in Gottes Gunst stehende Eremit Peter von Amiens, dem einmal sogar die Kriegskasse verschwand, setzten sich nach Konstantinopel, nach Europa ab und warteten auf die speziellen Kämpfer des Herrn. Doch zuvor hatten angeblich schon dreihunderttausend Menschen den Tod gefunden.[43]

Inzwischen war das eigentliche Kreuzfahrerheer, ganz überwiegend Ritter aus Frankreich und Süditalien – die (im Mittelalter meist stark übertriebenen) Zahlenangaben schwanken zwischen hundert- und sechshunderttausend Mann, dazu ungezählte Frauen und Kinder –, in vier großen Expeditionskorps jeweils getrennt aufgebrochen und auch getrennt Richtung Ungarn, Dalmatien, Apulien nach Konstantinopel gezogen; der Rest hatte sich in den süditalienischen Häfen Bari und Brindisi eingeschifft. «Es war das ganze Abendland», schreibt Anna Komnene, «alles, was es an barbarischen Nationen gibt ..., es war das alles, was in Masse auswanderte, in ganzen Familien daherzog und auf Asien zumarschierte ...»

Bei seiner Kreuzzugsproklamation hatte Papst Urban zum obersten Führer des Feldzugs und zu seinem Legaten den Bischof von Le Puy, Adhémar von Monteil, ernannt, der, wie man vermutet, vorher eine Pilgerfahrt ins Heilige Land gemacht. Bei ihrer bewaffneten Wiederholung starb er während der Belagerung von Antiochia, was ihn zu einer legendären Figur werden ließ. Als militärischen Befehlshaber der Aktion hatte Urban den Grafen von Toulouse, Raimund IV. von St-Gilles, ausersehen, den letzten noch lebenden Haudegen des von Gregor VII. initiierten französisch-spanischen Maurenkrieges. Raimund pilgerte in Begleitung seiner Gattin Elvira, die vor Tripolis noch mit einem zweiten Sohn niederkam, indes die sonstigen Bemühungen des ehrgeizigen Grafen kaum Früchte trugen. Er und Bischof Adhémar brachen nach Beratungen mit dem Papst an der Spitze des größten Kreuzfahrerverbandes, meist Provencalen und Burgunder, im Oktober 1096 nach dem Orient auf.[44]

Eine wichtige Rolle spielte im «Kreuzzug der Fürsten» auch Gottfried von Bouillon, der an der Spitze lothringischer und deutscher Krieger stehende Herzog von Niederlothringen und Neffe des Bischofs von Paris. Als einziger der Kreuzzugskommandeure hatte er enge Kontakte zu Heinrich IV. und vielleicht keine dauernde Niederlassung im Osten geplant. Freilich verkaufte oder verpfändete er zuvor seinen Besitz zwecks Ausrüstung seiner Truppen – das Schloß Bouillon bekam der Bischof von Lüttich. Und während der Judenpogrome im Mittelrheingebiet erpreßte er raffiniert seine Juden, um auch mit ihrem Geld seine «Pilger» zu bewaffnen – und wollte dann nicht einen Juden am Leben lassen. Mit ihm, von der Kirche zum edlen Gotteskämpfer schlechthin stilisiert, brach sein Bruder Balduin auf. Eigentlich für den Pfaffenberuf bestimmt, wurde Balduin 1098 Graf von Edessa, dem ersten lateinischen Orientstaat, und bald auch der erste König von Jerusalem, als welcher er sich am 25. Dezember 1100 in der sogenannten Geburtskirche von Bethlehem krönen ließ.[45]

Sehr erfolgserpicht ein weiterer Kreuzzugsführer, Bohemund I. von Tarent, der spätere Fürst von Antiochia. Der militante, machthungrige älteste Sohn Robert Guiscards (aus einer geschie-

denen Ehe mit Alberada) war bei der Erbteilung zu kurz gekommen, und als er einst auf durchziehende französische Orientfahrer stieß, wurde ihm sein schmales Erbe wohl besonders bewußt, und er ergriff, «vom Heiligen Geist bewogen», gleichfalls das Kreuz, selbst ja wie geschaffen zum Gottesstreiter. Beherrschte er doch alles, was dazu gehörte: Kampf, Aufstand, Landraub, Verrat, Vertragsbruch. Auch haßte er «Ketzer» und ließ einmal in einer Bogomilensiedlung alle «Gottesfeinde» liquidieren, obschon die Bogomilen gar nicht Gott bekämpften, wohl aber Klerus, Liturgie, Sakramente, Fleischgenuß. Der Normanne pilgerte auch zum sogenannten Heiligen Grab und zu den Reliquien des hl. Leonhard, der ihm sogar persönlich erschien. Und er bereitete wiederholt angebliche Kreuzzüge vor, die jedoch nur dem christlichen Kaiser von Byzanz galten bzw. gelten sollten, dessen Vasall er nicht sein wollte.

Anna Komnene, die andere Kreuzzugshäuptlinge kaum beschrieben hat, hinterließ uns von Bohemund ein ausführliches literarisches Porträt, das Bild eines Mannes, meinte sie, in dem sich Mut und Liebe stritten und beide auf den Krieg gerichtet waren. «Er hatte einen geschmeidigen Geist, war verschlagen und bei allen Gelegenheiten reich an Ausflüchten. Seine Worte waren wohlberechnet und seine Antworten immer zweideutig. Dieser in solchem Grade überlegene Mann stand allein meinem Vater an Glück, Beredsamkeit und anderen Gaben der Natur nicht nach.»

Als erster Fürst hatte sich Graf Hugo von Vermandois, der jüngste Sohn des französischen Königs Heinrich I., auf den Weg des Heils begeben, und wie so viele Heilsbeflissene erhoffte er im Osten auch etwas irdischen Besitz. Er besuchte als einziger Kreuzzugsführer den Papst in Rom, bekam von ihm das goldne Petrusbanner – und verlor schon bei der Überfahrt von Bari nach Durazzo seine meisten Schiffe.

Kein König war an diesem «Kreuzzug der Fürsten» beteiligt. Die einflußreichsten europäischen Monarchen, Heinrich IV., Wilhelm der Rote von England und Philipp I. von Frankreich, hatte die Exkommunikation getroffen. Das «Kriegsvolk Christi» aber rückte auch ohne sie fast untadelig über Konstantinopel vor,

nur gelegentlich einige Raubzüge machend, kaiserliche Soldaten schlachtend oder ein paar Slawen die Augen ausstechend, die Füße, Hände, Nasen abhackend.

Bei der wochenlangen Belagerung des stark befestigten, strategisch bedeutsam an der wichtigsten Straße durch Kleinasien, der «Pilgerstraße», gelegenen Nikaia, der Residenz Sultan Sulaimāns, enthaupteten die katholischen Kämpen scharenweise ihre Gefangenen, warfen die Köpfe mit einer Schleuder in die Stadt zurück und schickten, laut geistlichem Zeugnis, tausend Köpfe, wohlverpackt in Säcken, seiner christlichen Majestät, dem byzantinischen Kaiser Alexios I. Noch herrschte, teilt ein Anonymus dieses Kreuzzugs mit, «in dem Heere Christi ein großes Wohlleben». Und focht man, so stand man offenbar immer ganz und gar im Kraft- und Segensstrom der allein wahren und allein guten Religion, war man sozusagen stets «allseitig umgeben vom Zeichen des Kreuzes». «Niemand, so denke ich, hat jemals gesehen oder wird jemals sehen eine ähnliche Zahl so vollkommener Ritter.» Nun gut, ein zeitgenössischer christlicher Chronist läßt kaum andres erwarten. Wie aber muß es im Kopf eines modernen Historikers zugehen, der allen Emstes schreiben kann, in den Kreuzzügen fand der «ritterliche· Geist seine schönste Entfaltung»?[47]

Nachdem Nikaia sich im Juni ergeben hatte, allerdings nicht den Kreuzrittern, sondern ihren byzantinischen Kombattanten, deren Schiffe erfolgreich im Askanischen See operierten, kam es bei Dorylaion am 1. Juli 1097 zur ersten offenen Feldschlacht mit den Hauptheer unter Sultan Kilidsch-Arslan. Es kam auch zur Bekanntschaft der Abendländer mit dem türkischen Pfeilregen – berittene Bogenschützen waren die besten muslimischen Soldaten –, der die Sonne verdunkelte und so trefflich wirkte, daß sich die Christen plötzlich bewußt wurden, mit Fulcher von Chartres zu sprechen, «alle Sünder und Verbrecher zu sein». «Unter den Pilgern befanden sich der Bischof von Puy, unser Herr, und vier andere Prälaten, ebenso viele Priester, alle in weißen Ornaten, die unterwürfig den Herrn baten, die Macht der Feinde zu brechen ...» Und wirklich wandte sich das Blatt, «ein großes Wun-

der Gottes», denn die Feinde kehrten ihnen den Rücken, die Christen stießen, Heil und Sieg, bis ins reichbestückte Sultanlager vor; «dort lud ein Teil der Unseren das Gepäck und sogar die Zelte des Feindes auf eine Menge Pferde und Kamele ..., und bis zur Nacht stießen die anderen den Türken das Schwert in den Leib».

«In den Kreuzzügen fand dieser ritterliche Geist seine schönste Entfaltung» (Grupp).[48]

Der «Weg des Kreuzes ...»

Kämpfend, sterbend drang «das Heer Gottes» im sengenden Juli über Dorylaion weiter durch Anatolien nach Syrien «auf das Haus unseres Herrn Jesus vor», wie der Graf Stephan von Blois seiner Gattin Adele von der Normandie berichtet, einer Tochter Wilhelm des Eroberers, wobei er nicht die Mitteilung versäumt, «an Gold und anderen Reichtümern gegenwärtig zweimal soviel zu besitzen», als ihm die Dame seines Herzens mitgegeben. Man nahm türkische Festungen, Mensch und Tier hungerten, gingen an Entbehrungen zugrunde, doch siegte man fort und fort und machte, mit Graf Stephan zu sprechen, Eroberungen «für den Herrn».

Man muß sich dies vorstellen, diesen Wahnsinn «für den Herrn»: – den Wallfahrer-Wurm, der mit Weibern und Kindern sich dahinquält, kilometerlange Schlangen im ausgedörrten Land, glühende Wüsten, unwegsames Gebirg, Ritter, Bogenschützen, Gebärende, die ihre Leibesfrucht – (Rettet das keimende Leben!) – «auf der Erde liegen» lassen (Albert von Aachen), Maschinenbauer, Halbwüchsige und Nutten, alles unter schwarz schwirrenden Wolken von Fliegen, Dunstglocken von Gestank, von Schweiß, Weihrauch, stechende Sonne, verseuchte Nahrung, Kruzifixe und Fußangeln, Fiebergeschüttelte, Verdurstende, an Hitzschlag Sterbende, an Erschöpfung, Hunger, wer arm ist, krepiert zuerst. Man säuft, wie die auf Burg Xerigordon zernierten Bauernkreuzzügler, Pferde-, Eselsblut, Urin. Man stirbt zwischen

Marschmusik und Delirierenden, bei Viehgebrüll, Vergewaltigungen, Psalmen. Aufgeschlitzte Roßbäuche, erstickende Reiter, Prozessionen und Massaker, der «Weg des Kreuzes»: man betet und erschlägt, man predigt und ersticht, anstürmende Pferde, Lanzenhagel, wirbelnde Schwerter, zerklüftete Helme, Hirne, hervorquellende Augen, Kirchenfahnen an Kolonnenspitzen, Ikonen, Heiligenbilder, Reliquien, die nicht bloß schützen, die Waffen mörderischer machen sollen, und vor dem Schlachten Priester mit hochgerecktem Kreuz und Abendmahlskelch – in diesem Zeichen JEDES VERBRECHEN. Und bei alldem und immer: während die Masse des elenden Fußvolks teils auf den Blutfeldern untergeht, teils in der Sklaverei, teils einfach auf dem Weg, dem «Weg des Kreuzes», rettet die Elite auf schnellen Pferderücken ihr kostbares Leben.

Allmählich gelangte man in mehr rechtgläubige Gefilde, seit etwa 1020 von armenischen Auswanderern besiedelt. In Artah massakriert die ansässige Christenheit beim Heranziehen des Kreuzheers die türkische Besatzung, säbelt ihr die Köpfe ab und wirft sie über die Mauer. «Fromm und fröhlich begrüßten sie darauf die Pilger», meldet der zu Hause gebliebene Albert, «canonico et custode Aquensis ecclesie», Autor der reichhaltigsten Prosageschichte dieses Kreuzzugs. Und noch immer, registriert Erzbischof Wilhelm von Tyrus, überall «Luxus und eine beispiellose Verschwendung».[49]

Im Fürstentum Edessa wünschten die Christen einen westlichen Wallfahrer als Herrscher. Graf Balduin, der Bruder Gottfrieds von Bouillon, hier auf eigene Faust mit einer Art Sonderkommando erschienen, zögert nicht. Er wird vom Fürsten Thoros zum Erben eingesetzt und verkürzt sich mutmaßlich die Wartezeit, indem er den Regenten umbringen läßt, so oder so, was freilich nicht nachweisbar ist. Edessa, Kreuzungspunkt wichtiger Fernstraßen, wurde jedenfalls Grafschaft und jahrzehntelang eine hervorragende Bastion der Kreuzfahrer, zumal Balduin alles tat, um sein Territorium auszuweiten, wobei er auch eine armenische Prinzessin heiratet sowie einen Bürgeraufstand brutal niederschlägt.[50]

Im späten Oktober 1097 stand man noch mit 300 000 Mann – nach Albert von Aachen, dem man gern großes erzählerisches Talent attestiert – vor dem fast uneinnehmbaren Antiochia am Orontes, vor jener glänzenden «Stadt Gottes», in der man Jesu Anhänger zum erstenmal Christen genannt (Apg. 11, 26). Ebenso politisch wie militärisch und wirtschaftlich bedeutend, größer und luxuriöser als alle abendländischen Städte, mit vierhundert Türmen bewehrt und meist von Christen bewohnt, berannten die Wallfahrer die Festung mehr als sieben Monate «unter der Führung Christi» und hatten ungeheuere Verluste. Ja, die Seelen vieler unserer christlichen Mitbrüder, meldet Graf Stephan von Chartres voller Gottvertrauen in den fernen Westen, wurden «zu den Freuden des Paradieses geschickt». Die Überlebenden dagegen hatten es schwerer. Ein verheerender Winter folgte, den «kleinen Leuten» schimmelten die Kleider vom Leib, viele verhungerten, die Pferde starben. Nur die Kopfjagd auf Gefangene entschädigte die «Helden des Herrn» etwas für ihre Mißerfolge im Feld. Der apostolische Bevollmächtigte, der Bischof von Puy, «der so menschliche Adhemar de Monteil», wie ihn noch heute ein Katholik wohlmeinend zubenennt, ließ für jeden gebrachten Türkenkopf eine Belohnung von 12 Denaren zahlen und dann die Häupter auf langen Stangen vor der Stadtmauer aufpflanzen. Ein den Rechtgläubigen ja oft vergönnter, doch immer wieder erbaulicher Anblick...

Erst durch Bestechung und Verrat – die Leistung Bohemunds – konnten die «Helden Christi» am 2./3. Juni 1098 mit dem Schlachtschrei «Gott will es!» im buchstäblich letzten Augenblick die Stadt erobern. Unterstützt von ihren ansässigen Glaubensgenossen, metzelten sie sämtliche Türken nieder; fraglos ein «gottgefälliges Werk». «Alle Plätze waren derart überhäuft mit Leichen, daß keiner wegen des Gestanks dort bleiben konnte», und griffen sich dann deren Frauen und Töchter, sogar viele wehrlose Christinnen, und die ärmsten boten sich für ein Stück Brot selber an. «Gott will es!»[51]

Schon wenige Tage später aber wurden die Belagerer Belagerte, schloß sie das herbeieilende Entlastungsheer des Sultans Kerboga

von Mosul ein. Nun schwammen die «Pilger» zwar im geraubten Gold, hatten aber nichts zu essen. Die Ritter soffen Pferdeblut, die Armen lebten von Baumblättern und Aas, manche kochten ausgedörrte Kamel- und Ochsenhäute weich, auch Kannibalismus gab es stellenweise, kurz man litt alle möglichen Drangsale «um des Namen Christi willen». Vorsichtige, wie Graf Stephan von Blois, setzten sich unrühmlich ab. Peter der Einsiedler versuchte es gleichfalls, doch ihn holte man zurück.

In höchster Not aber putschte ein herrliches Mirakel die Mordlust der müden Krieger wieder auf: der provenzalische Priester Peter Barthélemy, dem nicht der beste Ruf vorauseilte, fand nach langem Suchen unter visionärer Assistenz des hl. Andreas – er erschien viermal – und im Beisein des Raimund von Toulouse eine der kostbarsten Reliquien, die hl. Lanze, mit der ein römischer Legionär einst Jesu Seite am Kreuz durchbohrte; wenn's denn wahr ist. Die Heilige Lanze lag just dort, so eine arabische Quelle, wo man sie «vergraben und alle Spuren beseitigt» hatte – und dabei lag doch, ein weiteres, eher größeres Wunder noch, das «Original» bereits in Konstantinopel, im byzantinischen Kronschatz! Nach dreitägigem Fasten und Beten, gestärkt durch Leib und Blut des Herrn, machten die Eingeschlossenen, angeführt vom Priester Raimund mit der Hl. Lanze und mit anderen Priestern und Mönchen, die alle Heiligen anriefen (welche dann auch, auf weißen Pferden, mitritten), einen glorreichen Ausfall am 28. Juni 1098 und löschten in großer Glaubensinbrunst das Leben von etwa 100 000 Moslems aus, auch das der Frauen, Kinder, Säuglinge in ihrem Lager – «die einen stachen sie ab, die andern zertraten sie mit den Hufen ihrer Pferde ...» (Albert von Aachen).

Dem talentierten Peter, der offenbar zur Kreatur des raffinierten Bohemund geworden war, fliegen die Heiligenvisionen nun fast wie Bienenschwärme zu – und alle Heiligen «sprechen die militärischen und politischen Absichten Bohemunds aus» (Heer). Freilich fiel nicht jeder auf das Lanzen-Stückchen und die Hilfe des hl. Andreas herein. Kritik kam auf, und als sich der glückliche Finder endlich zur Feuerprobe bereitfand, starb er an den erlittenen Verbrennungen.

Auch der Beauftragte des Papstes starb. Am 1. August erlag Bischof Ademar von Le Puy, oberster Führer des Kreuzzuges, einer Seuche, die Zehntausenden weiterer christlicher Heilskämpfer allzufrüh das Paradies erschloß. Ein halbes Jahr fast stritten sich darauf die Fürsten um Antiochia, das schließlich Robert Guiscards Sohn, Bohemund von Tarent bekam. Für ihn war damit der «Weg des Herrn» beendet. Er blieb an Ort und Stelle und sorgte für die Ausbreitung seiner Macht, den zweiten Kreuzfahrerstaat. Sein Konkurrent Raymond von St.-Gilles erhielt als Trost die Grafschaft Tripolis. Balduin hatte bereits Edessa. Gottfried von Bouillon schlug sich einen Teil von Syrien zu. Der Papst, von den Fürsten gebeten, selbst nach Antiochia zu kommen und den Kreuzzug anzuführen, verspürte offenbar wenig Lust. Wie alle großen Strategen sah er sich die Sache lieber aus der Ferne an; das gewährleistet auch den Überblick.

Ein weiteres halbes Jahr wälzte, kämpfte man sich wieder vorwärts, einen Weg voller Leichen hinter sich und voller Leichen vor sich – «der Weg des Kreuzes». Man stürmte zahlreiche kleine Burgen und Städte, während die Priester gewöhnlich im Rücken der Schlächter «in ihren heiligen Gewändern» standen und zum Herrn flehten, er möge das Heidentum zerschmettern. Nach der Einnahme von Maarrat an-Numan, östlich von Antiochia, stachen die Streiter Gottes, laut einer arabischen Quelle, mehr als hunderttausend Menschen ab. Die Stadt quoll über von Toten, was den Kreuzzüglern jedoch auch insofern zustatten kam, «als die schon stinkenden Leichen der Feinde vom Christenvolk verzehrt worden sind» (Albert von Aachen). Neue Hungersnöte brachen gleichwohl herein, Kalamitäten, Seuchen, Zwiste. Bohemund und Raimund rauften um Maarrat-an-Numan, Balduin und Tankred stritten um Bethlehem. Man machte sich schon Gedanken um die noch ausstehende fetteste Beute. Und gläubig genoß man zwischen Entmutigungen und Massakern abwechselnd den lebendigen Leib des Herrn und die Leichen der «Ungläubigen».[52]

... und der Triumph

Nur etwa ein Zehntel derer, die ausgezogen waren, das Reich Gottes zu erweitern, stand Anfang Juni vor Jerusalem. Kein Wunder, daß die Kreuzfahrer, die sich das Zeichen des Heils sogar mit einem glühenden Eisen ins verwesliche Fleisch gebrannt, in Ekstase gerieten. Vom mystischen Taumel fast so überschwenglich gepackt wie zuvor von Blutgier, warfen sie betend die Arme zum Himmel, fielen tränenüberströmt nieder, küßten die Erde und sangen Frommes ... Vom Mons Gaudii, vom Berg der Freude, wie sie ihn nannten, sahen sie schimmernden Blickes, was ihnen der Herr offenbar von Anbeginn bereitet hatte zu einer Festschlacht, einem Schlachtfest sondergleichen, die Gottes-Stadt, die Heilige Stadt, die Stadt des Herrn, das irdische Jerusalem.

Vieles, was man einst schrieb, liest sich heute wie Satire. Etwa allerlei aus dem bald darauf auch noch versifizierten Reisetagebuch des anonymen Chronisten, eines kleinen Ritters im Gefolge Bohemunds. «Unsere edlen Herren sannen nun auf Mittel, die Stadt mit Hilfe von Maschinen anzugreifen, um in sie eindringen und das Grab unseres Erlösers verehren zu können.» Oder: «Aber nachdem die Unsrigen den Namen Christi angerufen hatten, ritten sie mit solcher Wucht einen Angriff auf die Ungläubigen, daß jeder Ritter seinen Feind niederschlug.»

Nach fünfwöchiger Belagerung unter glühender Junisonne, mit häufigen Angriffen mittels Sturmböcken, Leitern, Schleudern, wurde das nach manchen Historikern schlecht befestigte, schlecht verteidigte, nach andern von erprobten Kriegern heroisch gehaltene Jerusalem – erst kürzlich den Türken von den ägyptischen Khalifen entrissen – am 15. Juli 1099 von allen Seiten gestürmt und am nächsten Tag erobert. Die vorherige Ankunft genuesischer und englischer Galeeren in Jaffa mit neuen Pilgern und Waffen hatte die Operation zweifellos gefördert; nicht zu vergessen die wieder vorausgehenden Gebete und Fasten, die Predigten, wobei u. a. Peter Eremita sein Bestes gegeben haben soll, sowie eine feierliche, vom Hohn der Muslime begleitete Bittprozession «zu Ehren Gottes» um die Wälle der Stadt. Es war just

«das Fest der Aussendung der Apostel», überdies ein Freitag, und als dann gar «die Stunde kam, in der Unser Herr Jesus Christus es zuließ, daß Er für uns den Kreuzestod erlitt», erreichte die katholische Schwertmission begreiflicherweise einen ihrer freilich häufigen Höhepunkte. Was nun kam, war ein einziges systematisches Gemetzel oder, wie Erzbischof Wilhelm etwas wortkarg schreibt, das «Ende der Pilgerfahrt».[53]

Päpste wie Gregor I. oder Johann VIII. hatten Rom durch Jahrestribute vor einer sarazenischen Besetzung retten können. Auf solch schnöden Loskauf ließ sich die christliche Mordbrut bei Jerusalem nicht ein. Im Blutrausch taumelte sie durch die Stadt, alles niederstechend, was ihr vor das Schwert kam, einen Nachmittag und eine ganze Nacht lang.

Im Tempel Salomons nahm das Heilsgeschehen ein solches Ausmaß an, «daß die Unsrigen bis zu den Knöcheln im Blut wateten». Ja, nach einem weiteren Augenzeugen stieg das Sarazenenblut «bis an die Knie der Pferde». Laut Kaplan Fulcher von Chartres köpfte man allein in der Al-Aksa-Moschee etwa zehntausend Menschen. Und die Juden wurden in ihre Hauptsynagoge gestopft, bis sie übervoll war, und lebendigen Leibes verbrannt – der «Weg des Kreuzes». Die ganze jüdische Gemeinde Jerusalems, von den Ägyptern wohlgelitten, kam so im Feuer um – «ein gerechtes Gottesurteil»: Erzbischof Wilhelm. Man schonte weder Frauen noch Greise noch Kranke, man trat Säuglinge mit dem Schuh kaputt, knallte sie gegen die Mauern, man zerbrach den Opfern das Genick, man säbelte nieder, stach ab, zerhackte, erschlug, stürzte zu Tod. Die «Ritter Christi» – «... fand dieser ritterliche Geist seine schönste Entfaltung» – troffen «vom Scheitel bis zur Sohle von Blut». Dazwischen plünderte man Bürgerhäuser, Moscheen, raffte Preziosen, Raritäten an sich, schnüffelte, wühlte, schlitzte noch die Bäuche Ermordeter auf, um aus deren Därmen vielleicht verschluckte Goldstücke zu ziehn ... «Dann, glücklich und vor Freude weinend, gingen die Unsrigen hin, um das Grab Unseres Erlösers zu verehren ...»[54]

«Jeder Plünderer», schreibt der Erzbischof von Tyrus, «erklärte das Haus, das er gerade betreten hatte, mit seinem ganzen Inhalt

für sein eigen bis in alle Ewigkeit. Denn vor der Einnahme der Stadt hatten die Pilger ausgemacht, daß nach ihrer gewaltsamen Eroberung dasjenige, was jeder von ihnen in Besitz nehmen würde, auf Grund des Besitzrechtes unangefochten für immer sein bleiben sollte. Folgerichtigerweise (!) gingen die Pilger höchst sorgfältig (!) vor und töteten dreist jeden Einwohner.» Jerusalem wurde entleert von allen Moslems und Juden.

Kein zeitgenössischer christlicher Chronist indes äußert im geringsten Gewissensbisse. Wilhelm von Tyrus verweist auf den 118. Psalm: «Man singt mit Freuden vom Sieg in den Hütten der Gerechten.» Und schon zwei Wochen später, am 1. August, wählt die katholische Mordbande einen lateinischen Patriarchen, Arnulf von Chocques, der darauf – eine seiner ersten Maßnahmen im neuen Amt – das «Heilige Kreuz» des Herrn, die Starreliquie des Heiligen Landes, ausfindig macht: durch das Foltern griechischer Priester. Der arabische Dichter Mosaffer Allah Werdis aber klagt: «O daß so viel Blut geflossen, daß man so viel Frauen nichts hat gelassen, ihre Scham zu schützen als die Fläche ihrer Hände. Zwischen dem Stoß der Lanzen und der Schwerter ist der Schreck so furchtbar, daß das Antlitz der Kinder weiß wird vor Angst.»

Die Christen jedoch gingen hin, «um das Grab Unseres Erlösers zu verehren ...». Und 60–70 000 Sarazenen hatten sie unmittelbar zuvor liquidiert. «Leichenhaufen wie Häuser», meldet ein Berichterstatter. Und andere christliche Quellen versichern, daß noch ein halbes Jahr, ein Jahr später «die Luft vom Leichengestank verpestet war». Noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts freilich fand das mit Imprimatur erschienene katholische «Kirchen-Lexikon» von Wetzer/Welte beim Vergleich der «einzelnen Kreuzzüge unter sich nach ihrer leitenden Idee, Anlage und Ausführung» (!) «die Reinheit der frommen Begeisterung hauptsächlich im ersten ...».

Die Reinheit frommer Begeisterung ... So voll nehmen Katholiken hundert Jahre später nicht mehr den Mund. Die Kirchengeschichte des Theologen Neuss, die «das Verlangen weiterer Kreise nach vertieftem Verständnisse» befriedigen will, teilt über dies ganze blutrünstige Massaker lediglich mit: «... am 15. Juli wurde

die Stadt eingenommen». Und alles, was Jesuit Hertling darüber bietet, ist der Satz: «Das erste Ziel der Kreuzzüge war erreicht.»

Viele konfessionelle Historiker bagatellisieren oder verschweigen so noch im 20. Jahrhundert diese und andere Greuel der Vergangenheit – Täter auf ihre Art. Noch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts schreibt der christliche Historiker Denys Hay (Professor für mittelalterliche Geschichte an der Universität Edinburgh) über die Ausmordung Jerusalems durch die Christen: «Wie der anonyme Chronist des ersten Kreuzzuges berichtet, zahlten sie so ihre Schuld an den Herrn zurück. Außerdem genossen sie, wenn auch nur für eine kurze Zeit, den geistigen wie den materiellen Lohn der Pilgerfahrt und des Kreuzzuges. Noch jahrhundertelang verbanden sich mit der Idee des irdischen und des himmlischen Jerusalem Bestrebungen, denen es gelang, wenigstens für einige Zeit den Begriff der ‹Christenheit› zur lebendigen Realität werden zu lassen.» Rühmt doch der sich selbst neckisch «Protestant, wenn auch ohne besonderen Bekenntnisdrang» nennende Horst Fuhrmann noch 1998 nicht nur Urbans «Meisterstück an Inszenierung» und die «Begeisterung» der Massen, sondern schreibt auch mit doch wohl offensichtlichem Bedauern: «Der Erfolg des ersten Kreuzzugs, der am 13. Juli 1099 die Eroberung Jerusalems brachte, ist in den folgenden Jahrhunderten nie mehr überboten worden. Die weitere Geschichte des christlichen Heiligen Landes ist nichts anderes als die deprimierende Chronik seines schrittweisen Untergangs ...»[56]

Wenn aber Mord Verbrechen, Massenmord ein noch viel größeres Verbrechen ist, dann ist der Initiator des Ersten Kreuzzugs, Papst Urban II., diese «tief religiöse Natur» (Alfons Becker), ein Massenmörder gewesen – und er bleibt es. Über eine Million Menschen kam durch seinen Aufruf sowie seine steten Bemühungen um «Nachschub» auf elendigliche Weise um: – erst die Juden von Rouen, Reims, Verdun, von Metz, Mainz, Trier, Speyer, Worms, Köln, Neuß, Xanten, Prag u. a., dann christliche Ungarn, christliche Serben, christliche Griechen, auch Christen Kleinasiens; der größte Teil der Kreuzfahrer selbst; und endlich ihre Gegner. Und dafür – oder wofür sonst?! – wurde der Ver-

brecher von Papst Leo XIII. 1881 seliggesprochen (Fest: 29. Juli). Doch dürfte dies noch nicht die letzte «Ehre», die letzte «Erhebung» des Ungeheuers sein. Steckt es ja so tief im Blut, daß es eines Tages auch heilig gesprochen werden wird – nein: werden muß! Wie alle seinesgleichen.[57]

Man erinnere sich doch immer wieder der Sentenz des Helvetius: Wenn man ihre Heiligenlegenden liest, findet man die Namen von tausend heiliggesprochenen Verbrechern. Denn es ist so. Und es nimmt kein Ende.[58]

Das Blutbad von Jerusalem hat die Autorität des Papsttums mächtig gestärkt. Urban II. starb zwar bereits zwei Wochen nach dem Fall der Stadt und wohl ohne Kenntnis seines Sieges. Seine Nachfolger aber setzten den Kampf gegen die «Ungläubigen» fort.

Und gegen das deutsche Kaisertum.

7. KAPITEL

DAS ENDE DER SALIERZEIT UND DES INVESTITURSTREITS

«... dann gingen die Auseinandersetzungen zwischen Kaisertum und Papsttum unter ... dem energischen Paschalis II. (1099–1118) mit unverminderter Härte weiter.»
Harald Zimmermann[1]

«Der Investiturstreit dauerte ein halbes Jahrhundert, und nicht minder wütend als der dreißigjährige Krieg hat er Deutschland (und auch Italien) verheert ...»
Ferdinand Gregorovius[2]

Heinrich IV., in der Zeit vor dem Ersten Kreuzzug jahrelang in Oberitalien abgeschnitten (S. 336 ff.), vermochte im ausgehenden Jahrhundert seine Macht in Deutschland wieder zu konsolidieren. Welf V. hatte sich, als die Hoffnung auf den italienischen Besitz seiner Gattin Mathilde immer mehr schwand, 1095 von ihr getrennt, sein Vater, Bayernherzog Welf IV., mit Heinrich wieder ausgesöhnt, worauf dieser Anfang 1097 nach Deutschland zurückkehren konnte. Auch mit den gegnerischen Schwabenherzögen kam es zu einer Einigung.

Allerdings hatte der Kaiser inzwischen seinen Sohn Konrad – mit zwei Jahren bereits anerkannter Nachfolger, kurz darauf sein Begleiter nach Canossa (S. 281 f.) – an den Papst verloren. Konrad, der sein Leben meist in Italien und oft unter pfäffischen Fittichen verbrachte, war zwar noch 1087 in Aachen zum König geweiht, dann aber durch Gräfin Mathilde ins päpstliche Lager gezogen worden. Von einer deutsch-italienischen Koalition als Rivale des Vaters aufgestellt, wurde er 1093 in Mailand zum italienischen König gekrönt, zwei Jahre später von Urban II., dem er Stratordienst und Sicherheitseid geleistet, mit der Kaiserkrone gelockt und durch die gleichfalls vom Papst vermittelte Vermählung mit der Tochter Rogers I. von Sizilien noch enger an den antikaiserlichen Kreis gebunden. Auf einem Mainzer Reichstag im Mai 1098 abgesetzt, wählte man an seiner Stelle Heinrichs jüngeren Sohn, den dreizehnjährigen Heinrich (V.), zum König und krönte nun ihn am 6. Januar 1099 in Aachen. Dabei mußte er schwören, nie ohne väterliches Einverständnis nach der Macht zu greifen – und wurde dann gleichfalls vom Papsttum auf den Vater gehetzt.

Der Kaiser aber, durch eines der unglücklichsten, doch nahezu beispiellos tapfer durchstandenen Herrscherschicksale aller Zeiten geschlagen, war abgekämpft, war alt und müde geworden und suchte Frieden. Seine 1103 auf dem Mainzer Reichstag angesagte Pilgerfahrt wurde nicht begonnen, der verkündete Reichslandfrieden aber sollte für das ganze Reich vier Jahre dauern, wobei den Friedensbrechern schwere Strafen drohten, und zwar – ein revolutionärer, die Standesunterschiede einebnender Vorstoß – die gleichen Strafen für Freie wie Unfreie! «Dieses Friedensdekret», urteilt die Vita Heinrici, «brachte den Armen und Gutgesinnten ebenso großen Nutzen, wie es den Böswilligen und Machthabern schadete.» Und schadete es dem Kaiser auch beim Adel, galt er auch einem Teil des Klerus immer noch als verfluchter «Ketzer», als zweiter Nero oder Attila, allmählich flaute im Reich selbst der kirchliche Widerstand gegen ihn ab. Nur die Gegnerschaft des Papsttums blieb ungebrochen.[3]

Heinrichs IV. letzte Jahre

In Italien mußte Urbans Nachfolger Paschalis II. (1099–1118) zunächst mehrere Gegenpäpste niederringen, an deren Aufstellung der Herrscher keinerlei Anteil hatte.

Zuerst ging Paschalis, ein rigoroser Reformverfechter, gegen Clemens III. vor, der immerhin drei Päpste überleben durfte. Doch konnte ihn Paschalis schon kurz nach seiner Papstwahl mit Hilfe normannischer Schwerter und normannischen Goldes aus seiner letzten Residenz in Albano vertreiben. Clemens setzte sich noch einmal in Civita Castellana fest, überfiel als eine Art Strauchritter Romreisende, fing auch einen heimkehrenden französischen Bischof und starb am 8. September 1100. Von seinen Freunden als Heiliger beweint, gelangen an seinem Grab bald ebenso große Wunder wie an der Gruft von Gregor VII. oder Leo IX. Um das mirakulöse Geschehen schnellstens zu beenden, ließ Paschalis den Toten ausbuddeln, verbrennen und die Asche in den

Tiber schmeißen. Gleichzeitig erklärte er alle päpstlichen Verfügungen des Verstorbenen für ungültig.[4]

Aber bald traten – wieder ohne jede Beteiligung des Kaisers – neue Gegenpäpste auf. Zuerst der Kardinal Theoderich, Bischof von Albano, dann der sabinische Bischof Albert. Doch durch Bestechung und mit Hilfe normannischer Krieger konnte sie Papst Paschalis einfangen und 1101 exilieren lassen. Beide Brüder in Christo verschwanden und endeten in süditalienischen Klosterkerkern; Gegenpapst Theoderich – nach einem Pontifikat von 105 Tagen – im Dreifaltigkeitskloster La Cava bei Salerno, wo er 1102 starb; Gegenpapst Albert im Kloster S. Lorenzo bei Aversa; von ihm ist nicht einmal sein Todestag bekannt.

Im November 1105 erhob eine römische Adelsgruppe den Erzpriester von S. Angelo, Maginulf, zum neuen Gegenpapst Silvester IV. (1105–1111). Auch alte Anhänger Gregors VII. und Urbans II. hatten ihn gewählt, weil Paschalis, so beteuerten sie, schon als Abt Simonie geübt und seinen Sessel buchstäblich gekauft habe. Mit Waffengewalt nahm Silvester den Lateran, den alsbald Paschalis' Haufen bestürmten. Weithin in der Stadt kam es zu Blutvergießen, selbst im Circus Maximus schlugen sich die papalen Parteien, mehrmals unterlag Paschalis' Truppe empfindlich. Doch ging Silvester das Geld aus, sein Anhang schwand, und der vierte Gegenpast floh im November aus Rom und kroch, als Heinrich ihn 1111 fallen ließ, spät, aber vollständig zu Kreuz.[5]

Bei alldem hatte Paschalis nicht nur rebellische Barone, ihre Türme und Burgen in und um Rom zu attackieren, sondern er setzte auch den Kampf gegen Heinrich IV. verbissen fort. Auf der Lateransynode vom März 1102 erneuerte er den Fluch wider ihn und seinen Anhang. Dabei nannte er, was sein Vorgänger nie getan, den Regenten ausdrücklich, warf ihm fortgesetzten Raub, Brand, Meineid, Mord vor. Er stachelte zu neuem Krieg in Deutschland auf, wovon dort niemand etwas wissen wollte. Ja, er erließ erstmalig einen Kreuzzugsaufruf gegen einen politischen Gegner und trieb den Grafen Robert von Flandern mit einem Heer gegen den kaisertreuen Bischof Walcher und den Kaiser, der

jetzt zum «Haupt der Häretiker» avanciert. Kein wohlgefälligeres Opfer könne er Gott darbringen, erklärte der Papst am 21. Januar 1102, als wenn er den Kaiser, den Gottesfeind, bekriege, wofür er Sündenvergebung und den Eintritt in das himmlische Jerusalem verhieß.

Es nützte Heinrich auch nicht, daß er 1103 auf dem Reichstag zu Mainz erklärte, zur Tilgung seiner Sünden nach Jerusalem zu ziehen, werde er zuvor vom Bann gelöst. Vielmehr propagierte der Papst den Aufstand im Reich. Er befahl einigen süddeutschen Fürsten geradezu Rebellion und Bürgerkrieg «zur Vergebung ihrer Sünden» und forderte dazu auf, alle Untertanen Heinrichs IV. zu erschlagen.[6]

So nahm die Erhebung immer größere Ausmaße an, und Heinrich V., gedrängt von den Parteigängern Roms, darunter Legat Bischof Gebhard, trat um die Jahreswende 1104/1105 an ihre Spitze. In einer spektakulären Aktion sagte er sich vom Kaiser los, und während dieser erneut mit dem Papst eine Verständigung suchte, würdigte ihn Paschalis nicht einmal einer Antwort, löste aber sogleich den rebellierenden Sohn von seinem Eid.

Heinrich V., der freilich auf eine bereits lange Tradition von Wortbrüchen und Frontwechseln christlicher Großer zurückblikken konnte, rückte gegen das kaiserliche Nürnberg, belagerte es zwei Monate, plünderte und verwüstete es. Nicht genug, er beging ein zweites Mal Verrat am Vater. Gelang es ihm doch, diesen durch einen weiteren Wortbruch zu täuschen und ihn auf Burg Böckelheim an der Nahe gefangenzusetzen, ihm die Auslieferung der Reichsinsignien zu erpressen und zu Jahresbeginn 1106 vor versammelten Fürsten in Ingelheim seine Abdankung zu erreichen. Den Ausschlag gab dabei der Auftritt zweier päpstlicher Legaten und ihre Darlegung der angeblich rechtskräftigen Verfluchung des Kaisers durch die Päpste.

Vergeblich bat Heinrich IV., nachdem er alles verloren, um Lösung des Banns. Doch resignierte er auch jetzt nicht. Er entkam, fand in Niederlothringen starken Anhang, schlug am 22. März ein Heer seines Sohnes völlig bei Visé an der Maas und starb plötzlich am 7. August 1106 in Lüttich. «Viele wissen viel»,

hatte er einst von sich gesagt, «sich selbst hat niemand ausgelernt.»[7]

Der Haß der Pfaffen aber folgte ihm auch nach dem Tod. «Denn der Papst und seine anderen Gegner rächten sich mit solcher Strenge an ihm, daß sie nicht einmal erlaubten, den Toten zu begraben» (Helmold von Bosau). Der Leichnam wurde von fanatischen Priestern nach einer öden Insel in der Maas geschafft und stand dann jahrelang unbegraben, doch vom Volk verehrt, in einer ungeweihten Kapelle des Speyerer Doms, da Paschalis eine christliche Beerdigung strikt verweigerte. Aber 1111 ließ Heinrich V. den Vater an seinem Todestag mit allem kirchlichen Prunk in der Krypta des Doms an der Seite seiner Vorgänger bestatten. (Bei der Graböffnung 1900 waren die Skelette von Vater und Sohn gut erhalten, auch die Kronen, der Reichsapfel noch vorhanden, dazu einige Gewand- und Schuhreste – man hatte die Salier in voller «Amtskleidung» beigesetzt.)

Durch ein Jahrtausend jedoch wurde Heinrich IV. von den klerikalen Geschichtsschreibern diffamiert. Bereits Lampert, dessen Annalen Ranke «nie ohne eine gedrückte Stimmung aus der Hand» geben konnte – ein mildes Verdikt, war der Hersfelder Mönch doch in Wahrheit «voll Gift und Lüge» (Teuffel) –, bereits Lampert versäumte keine Gelegenheit, Heinrich mit allem rhetorischen Schwung Hinterlist und Falschheit nachzusagen, Rachgier, Grausamkeit, Blutdurst, während er etwa einen Anno von Köln (S. 217 ff.) als reinen Engel schildert, nur um den Kaiser desto scheußlicher dagegen abzuheben. Noch im späten 19. Jahrhundert urteilt der katholische Theologe Looshorn, Heinrich IV. habe gewiß alle Verbrecher seines großen Reiches an Nichtswürdigkeiten überboten. Und trifft Albert Haucks Behauptung zu, kein deutscher König sei von einem großen Teil der Deutschen so glühend gehaßt worden wie Heinrich IV., dann ist dies vor allem die Folge des jahrzehntelangen Kleruskampfes gegen einen Herrscher, der bis zu seinem Tod kein Recht des Königtums in der Kirche preisgegeben hat.[8]

In den Spuren des verratenen Vaters

Heinrich V. hatte seinen Sieg mit Hilfe der Kirche durch Untreue gegenüber dem Vater erkauft. So begegnete er zunächst Papst und Klerus voller Ergebenheit, Entgegenkommen, Demut. Sofort nach seiner Thronbesteigung sorgte er für die Entfernung schismatischer, d. h. wibertistischer Bischöfe von Sachsen bis Bayern, wobei der Haß des siegenden Klerus soweit ging, noch die Leichen gegenpäpstlicher Bischöfe aus den Kirchen zu reißen. Was freilich die Investitur betraf, machte auch Heinrich V. keine Zugeständnisse. Der Papst aber bestand bald und mit aller Entschiedenheit auf dem Investiturverbot.[9]

So setzte jetzt Heinrich V., der seinen Kampf gegen den Vater mit der Kirche begonnen hatte, als König den Kampf des Vaters gegen die Kirche fort. Wie dieser hielt auch er an der Investitur fest, legitimiert durch altes, von der Kirche vordem nicht angefochtenes Gewohnheitsrecht. Paschalis sah sich deshalb in seinen schönsten Hoffnungen getäuscht. Verhandlungen, die er mit Heinrichs Gesandten führte oder führen ließ, blieben ohne jeden Erfolg. Und in all diesen Jahren, besonders 1107, 1108, 1109, führte der Stellvertreter Christi auch einen unentwegten Kleinkrieg, belagerte und stürmte er widerspenstige Adelsnester, aufständische Kastelle in und um Rom, das nach dem Geständnis des päpstlichen Biographen die Höhle täglicher Empörung war. Und als er 1110 Kunde vom bevorstehenden Romzug Heinrichs bekam, rüstete er auch gegen ihn.

Er eilte selber nach Unteritalien, verpflichtete die apulischen Fürsten und Grafen eidlich zur Waffenhilfe, gleichfalls den römischen Adel, und rief beim Heranrücken des deutschen Heeres durch seine Boten im Norden und Süden zum Krieg für die Kirche auf.

Dann aber, angesichts der feindlichen Übermacht ringsum im Stich gelassen, wollte er doch weiterverhandeln. Und als Heinrich wieder einmal die Anerkennung des Investiturrechts forderte, reagierte der Papst mit einem spektakulären Vorschlag. Er war bereit, gegen den Investiturverzicht des Königs, gegen den Ver-

zicht auf die Laieninvestitur, den deutschen Kirchenfürsten die Rückerstattung der Kronlehen, aller regalia, aller ihnen seit den Tagen Karls «des Großen» geschenkten Güter und Rechte, unter Androhung des Bannes zu gebieten. (Der Begriff «Regalien» umfaßte dabei Herzogs- und Grafenämter ebenso wie den gesamten Grundbesitz einschließlich von Städten, Burgen, Ritterschaften, auch solcher Rechte wie Münze, Markt und Zoll.) Ihre materiellen Bedürfnisse wollte die Kirche nur noch durch Zehnten und Oblationen, durch private Schenkungen bestreiten.

Die überraschende Offerte lief somit auf totale Trennung der seit Jahrhunderten fast unlösbar miteinander verquickten und versippten Institutionen Staat und Kirche hinaus. Der König, wiewohl anscheinend von der Irrealität des – theoretisch so plausiblen – Plans überzeugt, ging darauf ein. Am 12. Februar 1111 betrat er Rom, küßte dem vor St. Peter wartenden Paschalis II. den Fuß, worauf man während der Krönungsfeierlichkeiten die gemeinsamen Abmachungen, die königliche und die päpstliche Urkunde, verlesen ließ. Ein Proteststurm sondergleichen erfolgte. Von allen Seiten erscholl wütend Einspruch: der Hochadel, der hohe Klerus, die radikalen Gregorianer, alle waren aufs höchste erregt, alle befürchteten Einbußen an Macht, an Besitz, alle sahen ihre Positionen angetastet. Man schrie «Ketzerei» und «Kirchenraub», wollte den Salier «ohne Umschweif gekrönt» sehen «wie Ludwig und Karl». Prälaten drängten ihn, den Papst abzuführen. Und da Heinrich nach dem Scheitern des Projekts dennoch Krönung wie Investiturrecht forderte, Paschalis sich aber weigerte, verhaftete der junge König kurzerhand den Papst samt allen greifbaren Kardinälen.

Ein Staatsstreich von solcher Rabiatheit hatte sich in der Kirchengeschichte das letztemal vor beinah einem halben Jahrtausend abgespielt, als sich der byzantinische Statthalter Theodor Kalliopa Papst Martin I. am Altar der Lateranbasilika, wo sogar sein Bett stand, griff und ihn augenblicklich nach Konstantinopel verfrachtete (IV 342 ff.). Und weitere siebenhundert Jahre sollte es dauern, bis Napoleon Bonaparte, anscheinend in recht guter Kenntnis von Heinrichs V. Gewaltstreich, den kranken Pius VII.

im Frühsommer 1812 in eine seiner Lieblingsresidenzen bei Paris bringen ließ, wo der Papst am 25. Januar 1813 das sogenannte Konkordat von Fontainebleau unterzeichnete, das er freilich zwei Monate später prompt widerrief.[10]

Mutatis mutandis hatte der Salier das vorexerziert.

Ein kaum beschreiblicher Aufruhr erfaßte Rom, habgierig und raffgierig durchschwirrte man die Stadt, überall Plünderungen einschließlich der goldenen Kirchengefäße, der Ornate, überall Blutvergießen, Abstechung der Deutschen unter dem Sturmläuten der Glocken, den Agitationen des Klerus, der zum Widerstand rief. Beschwörend appellierte der Kardinal von Tusculum an die Römer, für ihre Freiheit, ihr Leben zu kämpfen – das sie dabei gerade verloren; und natürlich für die «Verteidigung der Kirche». «Der heilige Vater, die Kardinäle, eure Brüder und Söhne schmachten in den Ketten des treulosen Feindes; tausend edle Bürger liegen tot hingestreckt im Porticus; die Basilika des Apostels, der ehrwürdige Dom der Christenheit starrt von Leichen und Blut.»

Der Tumult artete in eine die ganze Nacht durchdauernde Straßenschlacht aus. Auch der verspätet, doch noch «gerade rechtzeitig» in die Ewige Stadt kommende Kölner Erzbischof Friedrich I. griff «wirksam» (Schieffer) ein (bevor der wiederholt die Front wechselnde, deshalb dreimal suspendierte Prälat Heinrich V. ebenso verriet, wie er schon Heinrich IV., der den 25jährigen erst 1100 zum Erzbischof gemacht, verraten hatte). Der König wurde verwundet vom Pferd geschlagen, sein Lebensretter, Vizegraf Otto von Mailand, dafür in Stücke gerissen. Wie ein geprügelter Hund zog der Salier ab, allerdings Papst und sechzehn Kardinäle im Schlepptau; «nackt», behauptet von den Kardinälen Helmold von Bosau, «mit Stricken um den Hals und auf den Rücken gebundenen Händen», auch römische Konsuln und Pfaffen an Stricken, auch «unzählbare Scharen von Bürgern in Ketten», eine Flucht und ein Triumphzug, vielleicht, wer weiß, eine Art Quittung auch für Canossa – wie sagt Goethe? Das beste an der Geschichte ist der Enthusiasmus, den sie erregt ...[11]

Nach zweimonatiger Haft auf benachbarten Burgen wurde Pa-

schalis weich und gestand, im Vertrag am Ponte Mammolo vom 11. April 1111, entgegen seiner ganzen Überzeugung, dem König das Recht der Investitur zu. Er gelobte außerdem eidlich, Heinrich deshalb keine Schwierigkeiten mehr zu machen, ihn niemals zu bannen, was überdies sechzehn Kardinäle im Namen des Papstes beschworen, der Heinrich schon zwei Tage später in der Peterskirche zum Kaiser krönte. Dabei brach der Papst die Hostie, teilte sie mit dem Monarchen und erklärte, während beide sie schluckten: «So sei vom Reiche Gottes getrennt, wer diesen Vertrag zu brechen versucht.» Ein knappes Jahr darauf aber ließ Paschalis durch die Lateransynode vom März 1112, unter Bruch seines Wortes und Eides, den Vertrag, das «Pravileg», verdammen, für ungültig erklären und am 16. September, durch eine südfranzösische Synode, deren Beschlüsse er bestätigte, über den Kaiser den Bann verhängen – und nannte den Exkommunizierten seinen «in Christo hochgeliebten Sohn», ja bemerkte, der Bund mit ihm sei intakt.

Dabei trotzten viele Kirchliche fanatisch dem Regenten; besonders die radikalen Gregorianer, die in ihm den Vorkämpfer des Antichristen sahen, ihm jetzt auch die Revolte gegen seinen Vater vorhielten, die sie doch selbst betrieben hatten. Nun fielen sie über den Schrittmacher des Teufels her, wetterten überhaupt wider die «misera Germania» und die «gottlosen Deutschen», die Abt Suger von Saint-Denis 1124, anläßlich des Feldzuges von Heinrich V. gegen die Franzosen, «barbari», sogar «Sarraceni» schimpfte.[12]

Doch auch in Deutschland begannen einflußreiche Kirchenmänner den Ungehorsam gegen den nun von diversen Synoden gebannten Kaiser zu schüren.

Die geistliche Leitung hatte das Kloster St. Georgen im Schwarzwald unter dem Abt Theoger, obwohl auch wieder die Hirsauer hetzten. Adalbert von Saarbrücken, Heinrichs früherer Kanzler und von ihm für seine Verdienste erst 1111 als Erzbischof von Mainz investiert, erhob sich, von flammendem Ehrgeiz erfüllt, viele Jahre wider ihn, ja wurde sein schärfster Gegner und, neben dem Sachsenherzog Lothar von Süpplingenburg, der ei-

gentliche Anführer der deutschen Opposition; ihr «Haupt und Urheber», wie Bischof Otto von Freising den «verschlagensten und begütertsten aller damaligen Fürsten des Reichs» nennt. Denn hier wie in anderen Konflikten gab weniger die Kirchen- als die Territorialpolitik, der Übergriff des Prälaten auf diverse Reichsburgen, den Ausschlag. Auch stärkte Adalbert I. von Mainz die 1112 neu ausbrechende Gegnerschaft thüringisch-sächsischer Adelskreise.

Ebenfalls rebellierte Erzbischof Friedrich I. von Köln. Erst zum Kaiser übergetreten, entfachte er – wieder aus territorialpolitischen Gründen – 1114 die erfolgreiche niederrheinische Erhebung, der sich die Kölner Bürgerschaft unter Führung ihres Oberhirten und der größte Teil des regionalen Hochadels anschloß. (Derselbe Kirchenfürst, beiläufig, verhaftete auch den «Ketzer» Tanchelm, den 1115 ein Priester erschlug.) Kurz, die Territorialpolitik, die Förderung der Reichsministerialen und Städte erregten immer mehr den Widerstand der Großen, so daß es Heinrich V. nun wie seinem Vater ging – «das halbe Reich in einem Aufstand, der sich seine Berechtigung von der Kirche bescheinigen ließ» (Haller).

Als gar ein (zahlenmäßig unterlegenes) Heer des Kaisers am 11. Februar 1115 am Welfesholz bei Eisleben von einem sächsischen, durch rheinische Kontingente verstärkten Aufgebot unter Lothar von Süpplingenburg, von Heinrich V. 1106 zum Herzog erhoben, schwer geschlagen, sein Feldherr Graf Hoyer von Mansfeld getötet wurde und ihm Sachsen, ganz Norddeutschland faktisch weitgehend verlorenging (vor allem der Zugang zu den großen Krongütern, aber auch der Einfluß auf Reichslehen und Bistümer), fiel die Kirche erst recht über Heinrich her. Der Episkopat sprang großenteils von ihm ab. Auch der kaiserliche Gesandte, Bischof Erlung von Würzburg, der freilich bereits mehrmals zwischen Heinrich IV., dessen Kanzler er war, und Heinrich V. gewechselt, ging in Köln zu den Gegnern über, als Erzbischof Adalbert, der Bundesgenosse Herzog Lothars, eine Fürstenversammlung ohne den Herrscher eröffnete. Zwei päpstliche Legaten – deren einer, Kardinalbischof Kuno von Praeneste

(Palestrina), ein Deutscher und rigoroser Bestreiter der imperialen Investiturpolitik, Heinrich schon von Palästina bis Frankreich öffentlich verflucht hatte – stachelten nun in Deutschland gegen ihn auf und verkündeten den Bann. Und Papst Paschalis, der durch sechzehn Kardinäle hatte beschwören lassen, Heinrich niemals zu bannen, bestätigte auf der Jahressynode im März 1116 alles, was die Legaten «in seinem Namen» getan – verleugnete aber noch nach der Synode gegenüber kaiserlichen Gesandten seine Legaten![13]

Im übrigen wurde Paschalis' eigene Position in Rom immer brüchiger.

Seine Macht verdankte er vor allem dem Geld Pierleones, des Enkels von Baruch-Benedikt. Dessen Haus, etwa gegen Mitte des 11. Jahrhunderts vom Judentum zum Katholizismus konvertiert, war um die Kirche hochverdient. Es hatte eine Reihe von Päpsten, seit Nikolaus II., gestützt, später auch mit Petrus Pierleone selbst einen Papst, Anaklet II. (S. 428 ff.), sowie mehrere Kardinäle gestellt und war dabei selbst immer reicher, somit auch politisch bedeutend geworden. Viktor III. und Urban II. fanden in den Festungen der Familie Schutz, Urban war in ihrem Palast gestorben. Paschalis übertrug ihnen die Regierung Roms, ging er auf Reisen. Ihr Geld, ihre Macht, ihre glanzvollen Verbindungen ließen ihre jüdische Herkunft schnell vergessen. Sie waren schließlich die einflußreichste Sippe der Stadt, auch die am meisten angefeindete, vor allem durch die Frangipani, die, wiewohl gewöhnlich Parteigänger der Reformpäpste, doch zeitweise dem ghibellinischen, dem kaiserlichen Lager nahe, stets aber im scharfen Interessengegensatz zu den Pierleoni standen.[14]

Im April 1116 brach anläßlich der Wahl des Präfekten in Rom ein Stadtkrieg aus. Der Papst hatte einen anderen Kandidaten als die Kaiserlichen und die Römer. Denn diese wüteten zwar oft gegen das Kaisertum, «aber ihr Widerwille gegen die Papstgewalt war ewig» (Gregorovius), ein Punkt, auf dem der Geschichtsschreiber häufig insistiert.

Die Römer überfielen an Ostern die päpstliche Prozession. Kirchen wurden beraubt, Türme, Häuser ruiniert, es kam zu Exzes-

sen jeder Art. Paschalis II. mußte fliehen, verscherbelte Kirchengüter, eroberte dann Rom zurück. Doch ein neuer heftigerer Aufruhr brach aus, die Bürger riefen den Kaiser zu Hilfe, der um Ostern 1117 kam und seine Gattin Mathilde, die Tochter Heinrichs I. von England, durch den portugiesischen Erzbischof Mauritius von Braga, der gerade in Rom weilte, krönen ließ, ganz ungeachtet etlicher Bannflüche, die das kaiserliche Haupt bereits getroffen. Paschalis war erneut geflohen, suchte Monte Cassino auf, den Schutz der Normannen in Benevent, wo er den Erzbischof von Braga sofort aus der Kirche stieß, kehrte aber nach dem Abzug des Kaisers im Januar 1118 mit Heeresmacht nach Rom zurück und verschied noch im selben Monat, während seine Sturmmaschinen schon St. Peter bedrohten und er noch sterbend mahnte, die «Anmaßung der Deutschen» niederzukämpfen.[15]

Nach Paschalis' Tod in der Nacht zum 21. Januar wurde am 24. der altersschwache Johann Gaetanus, der jahrzehntelange Kanzler der Kurie, als Papst Gelasius II. (1118–1119) ausgerufen, unmittelbar darauf mit seinen Kardinälen durch die Frangipani mißhandelt, in einem Turm in Ketten gelegt, doch wieder befreit, ja nun auf einem weißen Maultier umjubelt in den Lateran geleitet. Im Frühjahr freilich floh er mit knapper Not vor dem anrückenden Kaiser samt Hof und Kardinälen auf abenteuerliche Weise wahrhaft hollywoodreif unter Donner, Blitz und deutschem Pfeilregen zu Schiff aus Rom in seine Vaterstadt Gaeta.

Heinrich ließ am 8. März 1118 Mauritius, den Erzbischof von Braga, als Gregor VIII. (1118–1121) zum Papst ausrufen, und Papst Gelasius belegte ihn schon am 9. April samt seinem kaiserlichen Schutzherrn mit dem Bannfluch. Viele Provinzen Italiens, Deutschlands und Englands aber anerkannten ihn. Doch kehrte Gelasius nach Abzug des Monarchen im Mai mit der Waffenhilfe des Herzogs von Gaeta wieder zurück. In Rom, wo nun einmal mehr zwei Päpste Seite an Seite residierten, sich gegenseitig verfluchten, «tönernes Götzenbild» und «apokalyptisches Tier» schimpften, beherrschte allerdings Gregor VIII. den größeren, von den Frangipani kontrollierten Teil der Stadt, auch St. Peter, die Residenz der Gegenpäpste, und die Engelsburg. Und als Ge-

lasius am 21. Juli bei einem feierlichen Hochamt erneut von den Frangipani überfallen wurde, konnte er gerade noch zu Beginn eines vielstündigen Gefechts unbemerkt mit fliegenden Meßgewändern davongaloppieren und alsbald die Heilige Stadt, «Sodom» und «Babylon», die «Stadt des Bluts...», von ihm geschmäht, verlassen. Er floh nach Südfrankreich, wo er, bereits todkrank eingetroffen, am 29. Januar 1119 im Kloster Cluny auf blankem Boden liegend starb.

Ein viel elenderes Schicksal als Gelasius II. ereilte allerdings seinen Gegner Gregor VIII., dem man den Spitznamen Burdinus (Eselchen) attribuierte. Nötigte ihn doch Gelasius' Nachfolger, Erzbischof Guido von Vienne, ein Graf von Burgund, der sich, im Frühjahr 1119 in Vienne geweiht, als Papst Calixt II. (1119–1124) nannte, im Sommer 1120 mit Gold und Truppen zur Flucht aus Rom. Gegenpapst Gregor schloß sich in seinen Stützpunkt Sutri ein, das der Heilige Vater Calixt jedoch in Person im April 1121 mit seinen Haudegen berannte, worauf die Bürger Gregor VIII. auslieferten.

Nach einer bestialischen Behandlung durch die päpstlichen Söldner ließ ihn Calixt in ein Bocksfell stecken und als Spottfigur, verkehrt auf einem Kamel sitzend, seinen Triumphzug – nach wahrlich kümmerlichem Sieg – in Rom eröffnen, wo man den einstigen Erzbischof von Braga mit Prügeln und Steinwürfen wie ein Tier durch die Straßen trieb, dann einkerkerte, von Burg zu Burg schleppte, bis er schließlich in einem süditalienischen Kloster umkam, ohne seinen papalen Anspruch aufzugeben. (Kann man hier wirklich Johannes Haller folgen, wenn er diesen Unglücklichen «eine mehr komische als tragische Gestalt» nennt? Sein Namensvetter, der hl. Mauritius, der legendäre Häuptling der Thebaischen Legion, der auch unter den Saliern ein Reichspatron blieb und Ende des 3. Jahrhunderts angeblich mit all seinen 6600 Legionären in der Schweiz den Märtyrertod starb – obwohl es so viele christliche Märtyrer wahrscheinlich in der *gesamten Antike bei weitem nicht* gegeben hat: III 164 f!, könnte er nicht zutreffender eine komische Figur heißen?)[16]

Mit dem Kaiser erstrebte Calixt II., ein stolzer, herrischer, mit

vielen europäischen Fürsten verwandter Papst, einen Ausgleich. Er war auch mit Heinrich entfernt verwandt, den er als Erzbischof erbittert bekämpft hatte. Er schrieb ihm sogleich nach seiner Thronbesteigung und sprach ihn als Vetter an. Da Heinrich sich aber seinen Wünschen nicht fügte, die für Oktober 1119 in Mouzon vereinbarte Aussöhnung unterblieb, verfluchte er ihn noch in diesem Monat in feierlichster Form auf dem Konzil von Reims. Rasch erneuerte er die Verbindung mit den kaiserfeindlichen Gruppen, und Erzbischof Adalbert, dessen eigene Diözesanen in Mainz rebellierten, durch zahlreiche Hinrichtungen aber wieder friedlich gestimmt wurden, schürte als päpstlicher Legat in Deutschland eifrig den Bürgerkrieg, in dem er selbst ein Heer anführte.

Münster vertrieb seinen Oberhirten und wurde von den Kaisergegnern erobert und verbrannt. Doch gelang Heinrich im Verein mit den Fürsten und zum argen Verdruß Erzbischof Adalberts im Herbst 1121 der Abschluß eines Waffenstillstands. Und ein Jahr später, am 23. September 1122, schloß man das berühmte, zuerst von G. W. Leibniz so genannte Wormser Konkordat – ein Kompromiß, wenn man so will, eine halbe Lösung, doch keinesfalls, wie auch behauptet wird, ein «unentschieden» (Bosl). Es war das Ende des Investiturstreites, des Kampfes um die Reichskirche, aber noch nicht das Ende des Kampfes um die Macht, der vielmehr zwischen Kaiser- und Papsttum um die Mitte des 12. Jahrhunderts scharf entbrannte.

Das Wormser Konkordat, in zwei Urkunden mit den jeweiligen Verpflichtungen ausgefertigt, dem vom Kaiser ausgestellten «Heinricianum» und dem vom Papst ausgestellten «Calixtinum», basierte vor allem auf der Unterscheidung von Spiritualia und Temporalia, dem geistlichen und weltlichen Bereich – in mittelalterlichen Quellen leicht ineinanderfließende Begriffe. Die Spiritualien betrafen besonders das Anstellungs- und Entlassungsrecht über die Geistlichen, neben anderen jurisdiktionellen Befugnissen; die Temporalien umfaßten Güter und Rechte nicht direkt geistlichen Charakters, worauf dem Klerus aber nur ein Nutzungsrecht zustand, das er begreiflicherweise nicht gern aus der Hand gab.

Das Wormser Konkordat entschied somit über eine neue Ordnung bei der Besetzung der Bischofsstühle. Die Wahl der Bischöfe vollzog nun der Klerus; sie war prinzipiell seine Sache geworden. Da die Prälaten aber ihr bisheriges weltliches Amt nicht verloren, da sie Reichsfürsten, sogar mit zunehmendem Gewicht, blieben, ist klar, daß ihr an sich schon immenser Einfluß noch stieg.

Der deutsche Kaiser dagegen, der das Recht auf Investitur mit Ring und Kreuzstab, den Symbolen geistlicher Macht, verlor, durfte bei der Wahl der Bischöfe und Reichsäbte bloß noch anwesend sein und sie vor ihrer Weihe mit den Temporalia belehnen; allerdings auch nur in Deutschland, nicht in Burgund und Italien, was (für den Papst) entscheidend, freilich auch ein zukünftiger Zankapfel war. Denn preisgegeben hatte man damit nicht bloß das bisherige Reichskirchensystem, altes staatliches Gewohnheitsrecht, sondern vor allem auch den italienischen Episkopat und die Besetzung des wichtigsten, des römischen Bischofsstuhles. Er war jetzt dem Einfluß des Kaisers entzogen, seine Herrschaft über den Papst beseitigt, wenn auch genug Verstrickungsmöglichkeiten blieben.

Alles in allem hatte Calixt II. die Sache schlau eingefädelt. (Er besaß jede Art Erfahrung im Umgang mit Dokumenten: als Erzbischof von Vienne hatte er für sich den Primat in Gallien durch gefälschte Urkunden erstrebt!) Und in Worms beurkundete der Kaiser seinen Verzicht für die Apostel Petrus und Paulus und die katholische Kirche, der Papst sein Zugeständnis jedoch nur Heinrich V. persönlich. «Ich Calixt, gewähre Dir, Heinrich...», begann seine Gegenurkunde. Und tatsächlich betonten kuriale Kreise bald, daß die Konzessionen nur Heinrich gelten, nicht aber seinen Nachfolgern. Der fast fünfzigjährige Krieg, von dem man sagen konnte, er habe Deutschland (und Italien) nicht weniger verheert als der Dreißigjährige Krieg, war somit durch einen Sieg der Kirche beendet, und der Papst versäumte nicht, seinen Triumph durch ein Monumentalgemälde im Lateran verewigen zu lassen.[17]

Calixt II. starb am 13. oder 14. Dezember 1124. Doch vergessen wir nicht, wie er seinen Gegenpapst Gregor VIII. – mit dem

Lexikon für Theologie und Kirche zu sprechen – «besiegte»! Wie, das verschweigt das Lexikon allerdings ebenso vollständig wie die Tatsache, daß er als Erzbischof von Vienne den Primatialanspruch seines Sitzes gegen Arles mit gänzlich gefälschten Dokumenten betrieb. Und endlich verschweigt das kirchliche Lexikon, woran hier besonders erinnert sei, daß Calixt schon wenige Monate nach Beginn seines Pontifikats durch eine Synode von Toulouse am 8. Juli 1119 die Verurteilung der Petrobrusianer erreicht und damit «erstmalig» (Maleczek) die weltliche Gewalt zur Verfolgung der «Ketzerei» eingeschaltet hat: der «Häresie» des Petrus von Bruis, eines in absoluter Armut lebenden Priesters, der die theoretischen Reformansätze der Kirche mit aller Entschiedenheit praktisch verwirklichen wollte, dann aber auf dem Scheiterhaufen in St. Gilles verbrannt worden ist.

Seinen Sieg, blicken wir kurz zurück, hatte das Papsttum durch jahrzehntelange Kriege und Greuel erkauft, durch Lügen, Eidbrüche und Verrat.

Großgeworden im 11. Jahrhundert durch das deutsche Königtum, tat es alsbald alles, um sich dieses Königtum zu unterjochen. Im Verein mit den Fürsten inszenierte Gregor VII. den Bürgerkrieg in Deutschland und spaltete das Reich. In Italien operierte er mit den Truppen Mathildens, mit normannischen Heeren und eigenen Söldnern gegen den Kaiser. Dann verband Urban II., vor allem durch die von ihm betriebene perverse Ehe des siebzehnjährigen Welf V. und der 44jährigen Mathilde von Tuszien, die «Militärpaktehe» (Alfons Becker), die süddeutschen und italienischen Kaisergegner. Sein Klerus bewirkte die Rebellion Konrads gegen dessen Vater Heinrich IV. Durch den Ersten Kreuzzug mit mehr als einer Million Toten wurde die Macht des Papsttums, materiell und ideell, noch gestärkt, später auch Heinrich V. zum Papst herübergezogen und gegen den Vater geworfen. Der Sohn wurde vom Treueid entbunden, der Bürgerkrieg weiter entfacht, erst mit Heinrich V. gegen Heinrich IV., dann auch gegen Heinrich V. selbst. Verrat, Bestechung, Ausbeutung, Klassenhaß, Rebellion, Aufhetzung der Großen und sogar der Söhne gegen den Kaiser, alles wurde in diesem Kampf vom Papsttum praktiziert

und konnte um so sicherer eingesetzt und ausgespielt werden, als es die Völker grenzenlos verdummt, sozusagen religiös, «metaphysisch» in der Hand hatte, besonders durch das alberne Petrusmärchen (IV 381 ff!). «Die Vorstellung von Petrus dem Türhüter des Paradieses im buchstäblichen Sinn war in der Wurzel alt, aber zu ihrer ganzen Größe erwachsen und aufgeblüht ist sie erst im Zeitalter der Kirchenreform, des Investiturstreits und der Kreuzzüge» (Haller).[18]

8. KAPITEL

LOTHAR VON SÜPPLINGENBURG KRIEG FÜR KIRCHE UND PAPST

«Das leere Land lud zur Einwanderung ein ...»
Albert Hauck[1]

«Lothar konnte überhaupt die Waffen nicht ruhen lassen ...»
«Der König sollte empfinden lernen, daß er mit der Vertreibung Anaclets eine heilige Pflicht gegen seine Mutter, die Kirche, zu erfüllen habe, ohne dadurch zu irgend welchen Ansprüchen, außer auf die Kaiserkrone, berechtigt zu werden. Lothars Charakter und vor allem jener der ihn beherrschenden Geistlichen bot Innocenz Gewähr, daß er ihn auch dann ungestraft kränken durfte, als er auf seine Hilfe durchaus angewiesen war.» Wilhelm Bernhardi[2]

«Die Lage wurde durch die aggressive Politik der römischen Kurie kompliziert, die bestrebt war, die polnisch-russischen Konflikte zu dem Zwecke auszunutzen, die Rus zum Katholizismus zu bekehren, und die Polen im 12. und 13. Jahrhundert als eine Basis für die katholische Expansion im Osten betrachtete.»
Kosminski, J. A./Skaskin, S. D.[3]

«Auch in der seit Beginn des 12. Jahrhunderts einsetzenden neuen Phase der Ostexpansion bedienten sich die deutschen wie die dänischen und polnischen Feudalgewalten der christlichen Ideologie und der kirchlichen Organisation, um mit ihrer Hilfe die Eroberungen zu sanktionieren, vorzubereiten oder zu sichern.» Engel, E./Epperlein, S.[4]

Im Alter von neununddreißig Jahren war Heinrich V. am 23. Mai 1125 vermutlich einem Krebsleiden erlegen. Da er kinderlos starb, erlosch jetzt das salische Königs- und Kaiserhaus im Mannesstamm. (Andere deutsche Fürstendynastien gehen auf die Salier zurück, unmittelbar die Staufer, die Babenberger, mittelbar die Habsburger der neueren Zeit.)

Heinrich V. hatte als Privaterben, als Empfänger des salischen Hausgutes, seinen Neffen, den fünfunddreißigjährigen Staufer Friedrich II. (monoculus) von Schwaben, dessen Mutter Agnes Heinrichs IV. Tochter war, eingesetzt, allerdings nicht als Thronfolger designiert, wenngleich wohl gewünscht und dafür vielleicht «alles, was er vermochte, getan» (Stimming). Friedrich dem Einäugigen, seit seinem fünfzehnten Jahr schwäbischer Herzog, kam die Nachfolge, nach tradierter Auffassung, durch Geblütsrecht zu. Während der Regierung des Onkels fast stets zu diesem stehend, hatte ihn Heinrich V. vor seinem Italienzug 1116 sogar zum Reichsverweser gemacht, freilich nur eine Machtbefugnis auf Zeit, keine «designatio de futuro». Immerhin aber vertraute er ihm auch seine Frau Mathilde zur Obhut und dieser selbst die Reichsinsignien an, die den beiden indessen Adalbert von Mainz, «der trugvolle Erzbischof», bereits «durch heuchlerische Versprechungen» (Otto von Freising) entwunden hatte.[5]

Friedrich von Schwaben nämlich, der Anhänger und nahe Verwandte Heinrichs V., mußte den Verteidigern klerikaler Prävalenz als künftiger König fatal, besonders unerwünscht aber dem Erzbischof Adalbert sein, dessen Territorialpläne deutlich mit der Hausmachtpolitik des Staufers kollidierten. So ruft schon am 24. August das Einladungsschreiben zur Mainzer Wahlversamm-

lung – an dessen Spitze die Namen der Metropoliten Adalbert von Mainz, nach allgemeiner Annahme der Verfasser, und Friedrich von Köln prangten – mit «nicht zu überbietender Taktlosigkeit» (Petke) dazu auf, einen Herrscher zu finden, unter dem Kirche und Reich frei von der bisher erlittenen Knechtschaft sein werden. Adalbert, einst von Heinrich V. zum Kanzler und Erzbischof ernannt, im Spätherbst 1112 jedoch gefangengenommen und drei Jahre eingesperrt, übertrug seinen tief eingefleischten Haß gegen den Kaiser auch auf die Neffen, zumal auf Friedrich, und tat von Anfang an alles, um dessen Thronfolge scheitern zu lassen oder, wie es in dem Einladungsschreiben heißt, die notwendigen Angelegenheiten «nach der Eingebung des heiligen Geistes» zu regeln. Der Heilige Geist aber hatte sich offenbar längst für den Sachsenherzog Lothar von Süpplingenburg entschieden, auf den er beziehungsweise Erzbischof Adalbert dann auch «stets maßgeblichen Einfluß ausübte» (Gerlich).

Der Sachsenherzog, dessen Vater Graf Gebhard von Süpplingenburg kurz nach Lothars Geburt in der Schlacht bei Homburg (S. 242) gegen Heinrich IV. gefallen war, empfahl sich der kirchlichen Partei wohl schon als Salierfeind. Des weiteren war er kein Welfe, mit deren Sippe Adalbert im Streit lag. Auch zählte er schon fünfzig und hatte keinen männlichen Erben. Außerdem konspirierte er mit dem Mainzer bereits anläßlich der Sachsenaufstände. Der bayerische Metropolit, Konrad von Salzburg, floh sogar zu Lothar, ja soll sein persönlicher Freund geworden sein. Und gab es auch, territorialpolitisch bedingt, Differenzen mit einigen Prälaten, mit den Oberhirten von Hildesheim, von Halberstadt, viele Bischöfe sahen in dem Sachsenherzog ihren Mann – «ein tapferer Führer im Krieg, vorzüglich in den Waffen» (Vita Norberti).[6]

Die neue Phase der Ostkolonisation – «wo der Teufel seinen Sitz hatte und alle unreinen Geister wohnten ...»

Nur wohlgefallen konnte es deutschen Kleruskreisen, daß Lothar, «ein Schrecken der Feinde Gottes», in vier Kriegszügen östlich der Elbe – 1110, 1114, als er bis zu den Rugianern vordrang, 1121 und, weniger erfolgreich, 1125 – slawisches Gebiet eroberte und die «unerschütterlichen Angriffslinien» für die Zukunft zog; dienten diese Aktionen ja ebenso dem Ausbau seiner Herzogsmacht wie der Christianisierung. «Seit den Zeiten des Markgrafen Gero» – das heißt etwas (vgl. V 450 ff!) – «hatte eine so anhaltende Einwirkung des deutschen Elements auf die noch heidnischen östlichen Nachbarn nicht stattgefunden» (Bernhardi).

Die neue Phase der Ostkolonisation, die auch im späteren Mittelalter noch virulent und mit dem Naziüberfall auf Rußland und Südosteuropa verglichen worden ist, setzte seit Beginn des 12. Jahrhunderts ein. Und welche Motive da auch mitspielten, Konquistadorensucht, Abenteuerdrang, Freiheitsträume – die deutschen wie die polnischen, die dänischen Fürsten bereiteten diese Großraubpolitik mit Hilfe des Christentums, seiner Ideologie und Organisation, vor und sanktionierten, sicherten sie auch damit; seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts besonders durch Johanniter, Templer, Cisterzienser. Schon im Hochmittelalter aber wurde, wie noch in der Neuzeit unter Hitler, die Ostexpansion von den Päpsten unterstützt, die im 12. und 13. Jahrhundert die polnisch-russischen Konflikte nutzten, um von der Basis Polens aus weiter nach Osten zu expandieren und die Rus katholisch zu machen.

Auf der anderen Seite haben die östlichen Völker jahrhundertelang nicht nur die Dominanz der Deutschen, sondern auch deren Gott bekämpft. Denn immer auch haben deutsche und sonstige christliche Aggressoren religiöse Gründe, Heidenmission, Ausbreitung des Reiches Gottes etc., vorgeschoben. «Das ganze Volk der Slawen», schreibt Helmold von Bosau von Kaiser Lothar, «wollte er dem heiligen Glauben unterwerfen.» Schließ-

lich hausten diese Leute dort, so wieder Helmold, «wo der Teufel seinen Sitz hatte und alle unreinen Geister wohnten». Oder nach einem livländischen Chronisten mit Worten aus der Vita schon des ersten Sachsenbischofs: «Ein ungezähmtes und heidnischen Riten überaus ergebenes Volk wird schrittweise zum Joch des Herrn geführt»; wachse der Glaube doch «durch Kämpfen wie durch Predigen» (tam preliando quam predicando).[7]

Moralisch waren diese slawischen Heiden den Christen offenbar nicht unterlegen. Zumindest preist auch der Bamberger Mönch Herbord (gest. 1168) in seiner Ottovita ihre ethischen Qualitäten. «Bei den Christen, so sagten sie ferner, gibt es Diebe und Räuber, denen werden die Füße abgehauen und die Augen ausgestochen, alle Arten von Verbrechen und Strafen übt der Christ gegen den Christen. Fern sei von uns eine solche Religion.» Und weiter lobt Herbord: «So groß aber ist die Treue und Gemeinschaft unter ihnen, daß sie Diebstahl und Betrug gar nicht kennen und Kisten und Behälter nicht verschlossen haben ... Ihre Kleider, ihr Geld und alle Kostbarkeiten verwahren sie in einfach zugedeckten Kufen und Fässern, keinen Betrug fürchtend, weil sie ihn eben nicht kennen.»

Selbst wer einen «unbestreitbaren zivilisatorischen Fortschritt» der Ostkolonisation betont, muß doch zugeben, daß sie «zugleich religiöse Intoleranz, verschärfte nationale Gegensätze, den kapitalistischen Konkurrenzkampf, die Ansätze eines bürgerlichen Klassenbewußtseins und anderes, das heißt die Ursachen für neue Unterdrückung und neue Not gebracht hat» (Sprandel). Und auch wer «hie und da religiöse Gründe» sieht, die ja, was immer das sein mag, gar nicht unterschlagen werden sollen, oder wer an Abenteuerlust, Eroberungsdrang erinnert, muß einräumen, «aber weitaus am meisten spielte doch wohl der Erwerbssinn eine Rolle, die Aussicht auf Land zu günstigen Bedingungen, auf persönliche Freiheit und Selbständigkeit» (Thieme).

Bezeichnend ein mitten in diese Zeit fallendes, 1108 entstandenes Hetzschreiben von Erzbischof Adelgoto und fünf Bischöfen seines Sprengels (Albwin von Merseburg, Walram von Naum-

burg, Herwig von Meißen, Hezil von Havelberg und Hartbert von Brandenburg). Die Ostsachsen wenden sich darin an ihre Freunde, den Klerus und Adel im Westen, den Erzbischof von Köln, die Bischöfe von Halberstadt, Paderborn, Minden, Lüttich, den Abt zu Korvey sowie an Laien und blasen zum Krieg gegen die Wenden, welche Götzendienst treiben, Christen berauben, Christen foltern, köpfen, deren Haut bei lebendigem Leib abziehen etc. «Es haben sich gegen uns die Heiden mit einer Grausamkeit ohnegleichen erhoben und bringen uns fast zu Boden; Männer ohne Mitleid, die sich noch darin gefallen, ihre Bosheit zu rühmen, die bar jeder Gesittung ist. Erhebe dich nun, Du Braut Christi, und komme! Deine Stimme soll in den Ohren der Christenheit klingen, daß alle zum Kriege für den Heiland eilen und den Streitern Christi Hilfe bringen.»

Krieg für den Heiland, immer das hehrste Ziel. Doch Krieg für den Heiland heißt Krieg gegen den Teufel. Und der Teufel, ganz klar, das sind stets die andern, die Nichtchristen, die Heiden. «Die Heiden sind die schlechtesten Menschen; ihr Land aber ist sehr gut an Fleisch, Honig, Mehl, Vögeln, und wenn es zweckmäßig bebaut wird, kann keines mit ihm verglichen werden.» Darum rufen die Bischöfe zu Gott, er «möge Euch Willen und Macht geben, diese benachbarten und unmenschlichen Heiden zu unterjochen, und lasse es Euch in allen Dingen wohlergehen».[8]

Wie fanatisch Kleriker zum Kampf gegen die Slawen, die «Barbaren», die «Mordbrenner» treiben konnten, zeigt das Beispiel eines gewissen Gerlach bei der Verteidigung der Feste Süsel 1147. Die angreifenden Slawen hatten den Friesen für die kampflose Übergabe «Leben und Gesundheit» versprochen, und man war geneigt, dem nachzukommen. Doch da trat der Priester dazwischen. «Was wollt ihr tun, Männer?» schrie er. «Was verliert ihr den Mut und lauft geradezu ins Verderben! Ich beschwöre euch beim Herrn, dem Schöpfer der Welt, dem es nicht schwer fällt, Rettung durch wenige zu bringen, daß ihr noch kurze Zeit eure Kräfte probt und den Feinden widersteht. Solange wir nämlich von diesem Wall umgeben sind, gehorchen uns Fäuste und Waffen und wir setzen unser Leben auf die Hoffnung; waffenlos aber,

bleibt uns nichts als ein schimpflicher Tod! Stoßt eure Schwerter, die sie von euch fordern, zuvor in ihr eigenes Mark und seid die Rächer eures Blutes. Euren Todesmut sollen sie schmecken und nicht ohne Blutzoll siegreich heimkehren!»

Helmold von Bosau, der holsteinische Geschichtsschreiber und Geistliche, zeichnet fast berauscht das Bild dieses kriegerischen Pfaffen, wie er sich schlachtwütig vor das Tor wirft, wie er mit eigener Hand «zahllose Slawen» durchbohrt und noch weiterkämpft, noch absticht, als er schon am Körper Blessuren und zudem ein Auge verloren hat, wie er «seelisch wie körperlich eine geradezu übermenschliche Kraft» beweist. «Großartiger haben auch die berühmten Söhne des Zeruja und die Makkabäer einst nicht gekämpft...» Ja: immer lohnend der Rekurs auf die Bibel, zumal im blutrünstigen Zusammenhang.[9]

Die Voraussetzung für den Neubeginn der kirchlichen Mission im rechtselbischen Gebiet schuf Lothar von Süpplingenburg durch Unterwerfung der Slawen. Einige der ersten Resultate seiner Expansionspolitik, der Fortführung ja bereits viel älterer Ausgriffe deutscher Invasoren, waren etwa die Burg Segeberg in Holstein; das von Lothar im erzgebirgischen Königsforst gestiftete Benediktinerkloster Chemnitz, das rasch über einen reichen Grundbesitz und schon seit 1143 über einen Fernhandelsmarkt gebot; endlich Lothars Förderung der Mission des Bamberger Bischofs Otto in Pommern.[10]

BISCHOF OTTO, DER POMMERNAPOSTEL

Otto I. von Bamberg (1102–1139), durch die Mutter wahrscheinlich staufischer Herkunft, stand erst im Hofdienst Heinrichs IV., wurde von dem Gebannten, gegen das heftige Widerstreben der Bamberger, 1102 zu ihrem Bischof investiert und fiel 1105 von seinem kaiserlichen Gönner ab.

Der wegen seiner Missionserfolge berühmte und heiliggesprochene Prälat wird als großer Seelsorger und «Friedensfürst»

gepriesen, war aber auch äußerst materiell orientiert, wobei ihm sein Organisationstalent zustatten kam. So gründete er nicht nur von Kärnten bis Sachsen mehrere Dutzend Klöster, Stifte, Zellen u. a., die er sämtlich finanziell zu sichern wußte, sondern er trieb auch als erster Bamberger Bischof eine zielstrebige, ebenso ein- wie ausnehmende, keine Kosten scheuende Güter- und Burgenpolitik im Steigerwald, Frankenwald, auf den Jurahöhen. Durch Burg Ebersberg bei Zeil beispielsweise schützte er seinen großen Streubesitz am Nordrand des Steigerwalds, er brachte die Burgen Pottenstein und Gößweinstein in der Fränkischen Schweiz an sich, erwarb Burg Albuinstein, baute zahlreiche, viel Geld kostende Kastelle, sechs, schreibt sein Biograph, und vierzehn Kirchen. Auch bekam er einige strategisch bedeutende Paßstraßen nach Thüringen in seine Gewalt und rang systematisch die aufstrebenden Laien in seinem Bistum nieder – stand jedoch «immer», wird uns versichert, «nüchtern und nahezu fastend vom Abend- oder Mittagstische auf, weil er das Aufgetragene gänzlich den Kranken, Armen und Bettlern zutheilte» (Looshorn).[11]

Als bis heute gefeierte Glanzleistung des Apostolus gilt seine teilweise «Bekehrung» der Pomoranen (zwischen Oder und Weichselmündung) und der Liutizen auf zwei Missionszügen 1124/1125 und 1128.

Otto reiste, wie es einem so bescheidenen, für seine Armen und Bettler hungernden Heiligen zusteht, mit rund zwanzig Klerikern – ihm angebotene polnische Priester hatte er abgelehnt –, reiste mit einem gewiß noch zahlreicheren Gesinde, einem erst recht viel größeren Troß. Kurz, der einstige Kanzler Heinrichs IV. kam mit «allem Glanze eines deutschen Reichsfürsten» und überdies «mit der Autorität eines päpstlichen Legaten» (Kist) in den noch immer heidendunklen Osten, wo er u. a. Kammin und Pyritz (mit einer Burg des Pommernherzogs) sowie Stettin und Wollin «bekehrte».

Da der vorsichtige Missionar überall in herzöglichen Höfen nächtigte, auch den Begleitschutz Bewaffneter genoß, war ihm der Opfertod schlechthin verwehrt – mochten gelegentlich, nach Ludwig Donin, einige «Götzendiener» auch ihre Bogen schon

spannen, denn, oh Wunder, «plötzlich erstarrten ihre Arme...». Dabei ersehnte der Mutige so heiß die Palme des Martyriums! Jammerte er nach einer Keilerei in Wollin: «Wir sind um eine schöne Hoffnung gebracht. Die Palme war in unserer Hand...» Vom Fällen eines heiligen Nußbaums, dessen Besitzer Otto mit der Streitaxt bedrohte, schreckte er jedoch sofort zurück. Gleichwohl konnte er verhältnismäßig rasch 22 165 Heidenseelen taufen (falls man richtig zählte).

Ottos erster Fischzug war mit Polen und dem Papsttum abgesprochen, der zweite mit König Lothar (der ihm mehr Diplome zukommen ließ als irgendeinem anderen Bischof) und mit Herzog Wartislaw I. von Pommern.

Wartislaw, in seiner Jugend offenbar in sächsischer Gefangenschaft getauft, später in polnischer Haft zur Missionierung seines Landes nebst Tributzahlungen an Polen gezwungen, war Mitbegründer des pommerschen Bistums, schützte den Oberhirten Otto gleich nach der Grenze und soll sich, verheiratet mit einer Christin, außerdem 24 Konkubinen gehalten haben. Weniger ihnen freilich als ihm zum Gedächtnis gründete man nach seiner Ermordung in Stolpe an der Peene eine Kirche und ein Benediktinerkloster.[12]

Nach Polen wurde der Bamberger Bischof durch Herzog Boleslaw III. Krzywousty (Schiefmund; gest. 1138) gerufen. Aus Herrschsucht hatte der Christ seinen Stiefbruder vertrieben, ihm dann die Augen ausreißen lassen und die alte Aggressionspolitik der Piasten gegen Pommern fortgesetzt. Er führte, seine größte Heilstat, einen Missionskrieg mit jahrelangen Raub- und Zerstörungsüberfällen und hat, obwohl angeblich fromm, demütig, liebenswürdig, nach Ottos Biographen Herbord, dem Mönch vom Bamberger Kloster Michelsberg, auch 18 000 besiegte Pommern getötet und weitere 8000 mit Frauen und Kindern nach Polen deportiert.

Als der Fürst 1121/1122 mit einem Vorstoß gegen Stettin den dortigen Herzog Wartislaw unterworfen und Pommern erobert hatte, folgten wie üblich den Räubern die Missionare. Zwar scheiterte der Bekehrungsversuch des spanischen Eremiten Bern-

hard gleich nach Kriegsschluß (in Wollin schickte man ihn auf einem Kahn fort, damit er «den Fischen predige»). Doch schließlich rief Boleslaw mit Erfolg den Bamberger Prälaten, um sein eigenes frommes Werk zu vollenden oder ihm wenigstens wieder aufzuhelfen. Denn die «bekehrten» Pommern zahlten den Tribut nicht mehr, verehrten aber öffentlich ihre bewährten slawischen Götter, ja, fanden so wenig Geschmack am Christentum, daß sie einen zugezogenen Geistlichen gekreuzigt haben. Und dem Erzbischof Norbert von Magdeburg, dessen Kirche die Ostgebiete (Polen, Pommern) zunächst zugewiesen bekam, einem Eifersüchtigen, in Parenthese, auf die Erfolge Ottos, wollten sie schon gar nicht dienen, wollten lieber sterben als seine Härte und Knechtschaft erdulden.

So zog Otto im April 1128 in Übereinkunft mit König Lothar und dem Herzog Wartislaw zum zweitenmal nach Pommern, um dort die kostbare Saat der Frohen Botschaft wieder auszustreuen. Ob ihm der König dabei durch einen Krieg wider die Liutizen etwas den Weg geebnet, ist nicht zwingend zu erweisen, doch manches spricht dafür. Sicher aber hat der kluge Otto, der zeitweise mit Geschenken angeblich nur so um sich warf, den Pommern die Angst vor dem Christentum zu nehmen gesucht, ihnen zumal eingeredet, daß diese Religion, was sie wohl am meisten fürchteten, keine materielle Opfer aufnötige!

Der mit Truppen heraneilende Herzog Wartislaw stärkte dem Missionar den Rücken, machte auch gleich einen äußerst ergiebigen Raubritt in liutizisches Gebiet, während Otto bald in Gützkow einen besonders reich und schön ausgestatteten «Götzentempel» – ungeachtet großer Geldofferten der Altgläubigen, die ihn, und wäre es als Kirche, erhalten wissen wollten – rücksichtslos ruinierte. Und noch um die Wende zum 20. Jahrhundert jauchzt der katholische Bamberger Bistumshistoriker Looshorn wie hingerissen: «ein prächtiges Schauspiel für die Christen, als die wunderbar großen und mit unglaublicher Bildhauerkunst schön vollendeten Götzenbilder, die viele Paar Ochsen kaum fortschleppen konnten, mit abgehauenen Händen und Füßen, ausgestochenen Augen und abgeschlagenen Nasen über den Abhang einer

Brücke zum Verbrennen ins Feuer geschleppt wurden, während die Freunde der Götzen dastanden und lautjammernd schrien.»

Aber das alles gehört zum Geschäft der «Heidenmissionare». Um 1114 zerstört der Brandenburger Bischof Hartbert mit dem Beistand des Magdeburger Johannisklosters, wie er sich selbst (in barbarischem Latein) rühmt, zahlreiche «Götzenbilder». In Holstein, wo die Slawen wiederholten «Bekehrungs»versuchen getrotzt, vernichtete der hl. Vicelin, der spätere Bischof von Oldenburg, den alten, so anhänglich Haine und Quellen verehrenden Glauben, doch offenbar nur mit Hilfe des christlichen Obodritenfürsten Heinrich, der derart ja bloß «den Dienst am Hause des Herrn» (Helmold) auszubreiten gedachte.

Einst hatte Christenfürst Heinrich den Heidenfürsten Kruto umbringen lassen, dann mit dänischer und deutscher Unterstützung das Abodritenreich wieder gewonnen, beträchtlich vergrößert und schließlich seine Residenz Alt-Lübeck (nordöstlich der heutigen Stadt) zum Zentrum eines christlichen Slawenreiches gemacht. Nach Heinrichs Ermordung 1127 aber brach dies alles rasch zusammen, da auch seine Söhne und Enkel nacheinander gleichfalls durch Mordanschläge umkamen. 1134 aber gewann Vicelin die Gunst Kaiser Lothars, der damals bei Segeberg, östlich der Trave, ein Chorherrenstift bauen ließ, das er Vicelin übertrug, und eine Burg.

Bei Errichtung der Burg fragte ein zuschauender Slawe nach der «Zwingfeste», die man «hier in der Stille» erstelle. Da entstehe ein Joch für das ganze Land, erwidert ein Slawenfürst. Von hier aus werde man »erst Plön brechen, dann Oldenburg und Lübeck, endlich die Trave überschreiten und Ratzeburg mit ganz Polabien erobern. Doch auch das Land der Obotriten wird ihren Händen nicht entgehen!» Und als der andre nach der Ursache solchen Unglücks forscht, sagt der Fürst: «Siehst du den kleinen Kahlkopf dort beim König stehen? Der hat dieses ganze Unglück über uns gebracht!»

Der kleine Kahlkopf war der Missionar, der Slawenapostel Vicelin. Denn regelmäßig verband sich mit der Mission die weltliche Gewalt und umgekehrt.[13]

So empfing Bischof Otto in Gützkow eine Gesandtschaft von Albrecht dem Bären (gest. 1170), die auch die Slawenregion sorgfältig auszuspähen hatte. Denn die Christianisierung schien hier Albrecht, der im engen Kontakt zu Lothar, dem Erzbistum Magdeburg, den Prämonstratensern u. a. eine äußerst zielstrebig gegen die Slawen vorgetragene Territorialpolitik betrieb, sehr erfolgversprechend. Albrecht kolonisierte und christianisierte die Nordmark und die ostelbischen Gebiete, was ihn zum Herrn über das gesamte Liutizenland machte, von der Lausitz bis zur unteren Peene und Oder. Auch die ottonischen Bistümer Havelberg und Brandenburg hat man so wiederhergestellt, überhaupt eben die Mark Brandenburg, eine neue Landesherrschaft im Slawenraum, gegründet. Und 1158 fand der Wegbereiter der deutschen Ostexpansion, der erste Markgraf von Brandenburg, der so aktive Askanier, Vater von drei Töchtern und sieben Söhnen, darunter Erzbischof Siegfried von Bremen, sogar noch Zeit, nebst Gattin Sophie von Winzenburg ins Heilige Land zu pilgern.[14]

Der hl. Otto, vom Kaiser ohnedies mit Zuweisungen überschüttet wie kein Prälat sonst, hatte auch die Pommern nicht bloß um «Gotteslohn» bekehrt. Denn bevor Lothar 1136 zu seinem großen Kriegszug nach Italien aufbrach, garantierte er Otto dokumentarisch die Tribute von vier Slawenbezirken als Dank und Anerkennung dafür, daß er dort den «Samen des Christentums» ausgestreut; womit sich die dem Heiligen zahlpflichtigen Gebiete bis zur Peene erstreckten. Nicht genug: auch alle Kirchen, die er in jenen Gegenden gegründet, sollen «ohne Einspruch ihm und seinem Bistum gehören» (sine contradictione sibi et ecclesie sue obtineat).

Ein merkwürdiges Licht auf den Bischof von Bamberg wirft auch ein Aufstand im benachbarten Böhmen. Dort regierte der gut christliche Herzog Soběslav I. (1125–1140), der durch den König Lothar 1126 in der Schlacht bei Kulm eine fürchterliche Niederlage erlitten hatte, wonach man sich aber gegenseitig respektierte.

Im Sommer 1130 deckte man nun ein Komplott gegen Soběslav auf. Zwei edle Böhmen, die Brüder Miroslaw und Strezimir, ka-

men danach sofort in Ketten, Miroslaw gestand, zu der Ermordung des Herzogs angestiftet worden zu sein; erst von einem Dienstmann des Herzogsneffen Bretislaw, den der Onkel schon seit Jahren gefangenhielt, dann von einem Priester, und schließlich von dem Prager Oberhirten Meginhard. Der Bischof, berichtete Miroslaw, habe ihm große Versprechungen gemacht und deren Einhaltung durch einen Eid auf die Reliquien beschworen. Meginhard stritt dies später ab, nicht aber seine Absicht, den Herzogsneffen zu befreien, denn anscheinend wünschte er ihn als Herzog.

Als die Sache aufflog, hatte sich der Prälat, wie günstig, gerade auf eine Pilgerreise nach Jerusalem begeben. Die übrigen aber traf fast samt und sonders die Rache des frommen Fürsten. Nachdem er erst noch nacktfüßig eine Dankprozession in den Prager Dom hinter sich gebracht, ließ er den Brüdern Miroslaw und Strezimir auf dem Markt alle Glieder abschlagen, den von ihnen zum Mord gedungenen Männern die Augen ausreißen, Zunge und Hände abschneiden, ihre Schenkel brechen und die Verstümmelten aufs Rad flechten. «Seine Sorge galt der öffentlichen Ordnung» (Lexikon des Mittelalters). Eine Gruppe weiterer Verdächtiger, deren Schuld nicht feststand, wurde, ordnungshalber, geköpft, der Herzogsneffe, dem gar nichts nachgewiesen werden konnte, geblendet, anscheinend gleichfalls ein pures Prophylaktikum.

Der Priester freilich behielt Kopf, Glieder, Augenlicht; er kam nur in Haft. Und als im nächsten Jahr der Bischof selbst aus dem Heiligen Land heimkehrte, waren alle, die gegen ihn hätten zeugen können, wie günstig wieder, längst tot. Der hl. Otto aber, ein Freund des Meginhard, eilte persönlich nach Prag, gab für den Amtsbruder eine feierliche Ehrenerklärung ab, worauf auch andere Bischöfe und Äbte Meginhard nicht minder feierlich rein von jeder Schuld sprachen.[15]

Erneuter Bürgerkrieg in Deutschland
Staufer, Welfen (und ein Heiliger verketzert den andern)

Lothar von Süpplingenburg (dessen Beinamen erst Forscher des 19. und 20. Jahrhunderts zu «Supplinburg» entstellten) war zwar der Sproß einer alten und hochadeligen Familie, doch weder besonders begütert noch einflußreich, möglicherweise der Grund, warum ihn Heinrich V. zum sächsischen Herzog erhob. Dann aber wurde er beziehungsweise seine Gattin Richenza, mit der er fast vierzig Jahre, erstaunlich lang nicht bloß für einen damaligen Fürsten, zusammenlebte, mit reichen Erbschaften nur so überhäuft, mit Besitzungen Heinrichs des Fetten von Northeim, seiner Großmutter Gertrud, seiner Schwiegermutter Gertrud von Braunschweig, Erbfälle, die Lothars eher beschränkte Macht erweiterten, ihn zum Mächtigsten in Sachsen machten, zumal er seine Stellung von Anfang an systematisch ausgebaut hat.

Der Machtzuwachs verlockte den Herzog indes zu Größerem.

Dabei geriet er freilich mit sächsischen Herren, vor allem aber mit der sogenannten Zentralgewalt in Konflikt, brachte er es etwa fertig, 1112 einem sächsischen Komplott gegen den Kaiser beizutreten, so daß er sein Herzogsamt, das er von jenem ja bekommen, verlor, und brachte es, als er es wiederbekam, weiter fertig, noch im selben Jahr abermals abzufallen. Bald darauf, 1114, während der pompösen Hochzeitsfeier Heinrichs V. mit Mathilde, der erst elfjährigen Tochter König Heinrichs I. von England, warf sich der stolze Sachsenherzog in Mainz barfuß und im Büßergewand dem Kaiser zu Füßen, schloß sich jedoch noch im selben Jahr wieder einem oppositionellen Fürstenbund an, ja besiegte den Herrscher im nächsten Jahr in der Schlacht am Welfesholz (S. 396). Und seitdem führte er, zusammen mit den Erzbischöfen Adalbert von Mainz und Friedrich von Köln, die deutsche Opposition an, wobei er u. a., entgegen den Verfügungen des Kaisers, mit Waffengewalt 1123 Konrad von Wettin zum Markgrafen von Meißen und den Askanier Albrecht den Bären zum Markgrafen der Lausitz machte.

Auf der von Erzbischof Adalbert zum 24. August 1125 nach Mainz einberufenen Wahlversammlung schied zunächst durch eine ebenso simple wie wirksame Machenschaft der Kandidat mit den meisten Chancen, Friedrich von Schwaben, der salische Familienerbe, aus. Verärgert durch die Tricks und Intrigen des die Kommission lenkenden Mainzers, verließ er die Versammlung, und am 30. August wurde Lothar von Süpplingenburg König – in freier Wahl! Der erste, der ihn wählte, war offenbar der Mainzer Seelenfürst. Die erste Verhandlung, in die man nach der Wahl eintrat, galt dem Verhältnis des neuen Königs zur Kirche – der ein zeitgenössischer Schriftsteller endlich «die Freiheit» wünscht, «welche sie immer ersehnt hatte!» Die ersten, die König Lothar den Treueid schworen, waren die 24 anwesenden Bischöfe. Und am 13. September setzte ihm Erzbischof Friedrich von Köln in Aachen die Krone auf.[16]

Die älteren Geschichtswissenschaftler sahen in Lothar einen «Pfaffenkönig», die neueren möchten dies nicht mehr ganz wahr haben; aber so falsch ist es nicht. Lothar wurde durch die Kirche König und erwies sich ihr lange, wenn irgend möglich, gefällig, selbstverständlich stand sie deshalb auch zu ihm. Nicht zuletzt ihr verdankt er einen gewissen Ruf als «Friedensfürst», obwohl unter ihm Fehden und Kriege kaum abrissen.

Friedrich hatte in Mainz noch gute Miene zum bösen Spiel gemacht und dem siegreichen Lothar gehuldigt. Doch die Versöhnung war offensichtlich von beiden Seiten nicht aufrichtig gemeint, jeder wollte mehr Einfluß, mehr Besitz – das ewig gleiche Machtgerangel. Schöner gesagt: auch ihre Sorge «galt der öffentlichen Ordnung ...». Die Gegensätze saßen viel zu tief, und der Konflikt wurde vom Klerus gefördert. Er brach schon 1125 beim Streit um das salische Hausgut und das mit diesem vermengte Reichsgut aus, zwei Begriffe, die man bisher kaum recht unterschied, wobei Erzbischof Adalbert eine treibende Rolle spielte, da ihm kaum etwas lieber als die Vernichtung der Staufer war. «Nicht läßt der Egel die Haut, als bis er vom Blute geschwollen», zitiert Bischof Otto von Freising im Hinblick auf den Mainzer den Horaz. Darin traf sich Adalbert ganz mit dem jun-

gen König, von dem der Freisinger Bischof wieder sagt: «Er unterdrückte auf jede Weise das Geschlecht Kaiser Heinrichs.» Die Schwestersöhne des Kaisers, Friedrich und Konrad, aber dachten nicht daran, das Reichsgut dem neuen Herrscher auszuliefern, sondern zogen noch weiteres, wie etwa Nürnberg, an sich, worauf der gegenseitigen Besitzgier ein zehnjähriger Krieg folgte.

Nachdem man den Staufer auf dem Straßburger Hoftag Ende 1125 geächtet, einen ersten Feldzug 1126, u. a. mit dem hl. Erzbischof Norbert (mit wahrscheinlich Magdeburger Truppen), eingestellt hatte, mißlang Lothar im Sommer 1127 auch die Eroberung Nürnbergs, und dies, obwohl ihn nicht nur zahlreiche, das Land bis zur Donau verheerende und sogar die Kirchen ausraubende böhmische Verbände unterstützten, sondern auch Krieger des jungen Bayernherzogs Heinrich des Stolzen. Er hatte erst am 29. Mai – die fast übliche frühmittelalterliche «Pubertätsehe» (Ennen) – Lothars gerade zwölfjährige (zwei Jahre später Heinrich den Löwen gebärende) Tochter Gertrud, sein einziges Kind, geheiratet, wodurch der König einen bedeutenden Kombattanten gegen die Staufer gewann und der unheilvolle Gegensatz zwischen den beiden mächtigsten süddeutschen Häusern, Staufern und Welfen, nun lange Zeit das Reich zerriß.[17]

Da nicht nur der Angriff auf Nürnberg zu einem Rückzug des Königs führte, sondern auch ein Einfall seines Schwiegersohnes in Schwaben, fühlten sich die Staufer zu Höherem ermutigt.

Am 18. Dezember 1127 riefen schwäbische und fränkische Adelige in Rothenburg ob d. T. Friedrichs Bruder Konrad, gerade erst von einer Pilgerfahrt ins Heilige Land zurückgekehrt, zum (Gegen-)König aus. Warum ihn und nicht Friedrich, bleibt unklar. Jedenfalls verhängten darauf die in Würzburg im Gefolge Lothars versammelten Prälaten unter Führung der Metropoliten Adalbert von Mainz, Konrad von Salzburg und Norbert von Magdeburg am 25. Dezember die Exkommunikation über den «Einbrecher in das Reich», den beinah alle Quellen verurteilen. Sein Bruder Friedrich, der als Anstifter der Erhebung galt, wurde in den Kirchenbann gleich eingeschlossen.

Gegen die weltliche Gewalt allein hätten die Staufer vielleicht bestehen können. Aber gegen Reich und Kirche zusammen mußten sie scheitern. Und die Mehrheit des deutschen Klerus stand eindeutig zu Lothar, der sich auch in seinen ersten Regierungsjahren als Mann der Kirche, als «nachgiebig bis zum äußersten» (Haller) erwies. Und da der Gegenkönig, rex naturalis, der durch sein Erbrecht Legitimierte, als Erbe des letzten Saliers wohl auch den gewaltigen Besitz der Mathilde von Tuszien beanspruchen konnte – zumal er schon bald, im Juni 1128, in Monza die lombardische Krone erwarb, ohne freilich in Italien mehr erreichen oder sich gar durchsetzen zu können –, hatte auch Papst Honorius im April 1128 den Bannfluch gegen Konrad samt Anhang geschleudert, wobei alle Priester ihre Fackeln gegen den Boden stießen und löschten.[18]

Mit Ausnahme des Nordens war der Krieg fast in ganz Deutschland entbrannt. Auch im Elsaß wurde gekämpft. Allein Speyer, gelegentlich Hauptstadt der Staufer genannt, wechselte viermal den Besitzer. Zunächst hatte man den Ortsbischof Siegfried, Lothars Parteigänger, verjagt. Nach drei Monate langer Belagerung aber bekam der König im November 1128 Speyer mit Hilfe böhmischer Haufen in die Hand, mit dem militärischen Beistand des Mainzer und des Bremer Erzbischofs, des Bischofs Otto von Halberstadt und (wahrscheinlich) des Bischofs Berthold von Hildesheim. Doch 1129 ging die Stadt, ungeachtet der erst beschworenen Verträge, wieder zu den Staufern über, die es erneut besetzten, fiel dann allerdings, nach fast halbjähriger Einschließung, 1130 endgültig dem Süpplingenburger zu, der sich dabei in mehrfacher Hinsicht ebenso großmütig wie klug erwies. Inzwischen freilich sollen am 7. August 1129 in einer Schlacht in der Gegend von Lüttich 824 Männer gefallen, dazu viele noch auf der Flucht umgekommen sein.

Neben größeren Kämpfen gab es Fehden und Greuel verschiedener Art.

Besonderes Aufsehen erregte die Ermordung des Grafen Karls I. von Flandern. Der dänische Königssohn und französische Kronvasall, betont konservativ und kirchlich eingestellt, wollte

die aus der Unfreiheit aufgestiegene mächtige Sippe der Erlembalde wieder in eine unfreie Stellung drücken. Der Propst von St. Donatian zu Brügge ließ deshalb den Grafen durch seinen Neffen nebst Verschworenen nach einem umsichtig ausgeheckten Plan am Morgen des 2. März 1127 in der Kirche St. Donatian ermorden. Die Bluttat, die Flandern in eine schwere Krise stürzte, berührt auch deshalb merkwürdig, weil schon Karls Vater, König Knud IV. der Heilige, 1086 in Odense ermordet worden war, und zwar ebenfalls in einer Kirche; im übrigen nicht ungewöhnlich, wenn auch nicht alltäglich, obwohl, vielleicht am selben Tag desselben Jahres, auch die Ermordung des Grafen Wilhelm von Burgund erfolgte.[19]

Selbst in Sachsen war es 1129 und 1130 zu Unruhen, Fehden, Mordanschlägen gekommen.

In Magdeburg stand der schroffe, von Ehrgeiz brennende Erzbischof Norbert von Xanten (1126–1134), ein niederrheinischer Grafensohn, Gründer des Prämonstratenserordens, jahrelang im Konflikt mit seinen Kanonikern, nachdem er schon mit den Kanonikern von Xanten spektakulär gebrochen. Dagegen erfreute er sich bei den Päpsten – Honorius II. bestätigte bereits 1126 den Orden der Prämonstratenser – eines ebenso guten Rufes wie bei König Lothar, mit dessen Zustimmung er (gegen Lothars eigenen, zunächst von ihm auch protegierten Vetter Konrad von Querfurt) Metropolit in Magdeburg wurde, ohne Zweifel ein Vertrauter des Monarchen, an dessen Hof er, abgesehen von seiner Beteiligung am Romzug, nicht weniger als elfmal bezeugt ist.

Im Osten aber engagierte man sich gegen den einstigen Weltmann, den Bußprediger, Dämonenaustreiber, den Reiche-Leute-Fänger, der mit seiner Ordensstiftung angeblich das «Ideal der Urkirche» aufgriff (Lexikon für Theologie und Kirche) und «sein Lebensideal in der *vita apostolica*, einem Leben in bewußter Armut» sah (O. Engels), den seine Gegner jedoch einen Schwindler und Betrüger hießen und am liebsten hätten hängen lassen. Tatsächlich machte man auf den so unbeliebten, harten und heiliggesprochenen, noch 1982 von Johannes Paul II. zum Patron des Magdeburger Landes erhobenen Kirchenfürsten (Fest 6. Juni), zu

dessen Widersachern auch Abaelard zählte, zwei Mordversuche aus seiner nächsten Umgebung, den zweiten sogar durch einen seiner Hausgeistlichen.

Da nicht nur der Magdeburger Klerus, sondern auch Adel und Bürger sich massiv dem Bischofsregiment widersetzten, mußte Norbert, ein Mann von weitgerühmter Frömmigkeit (Gesta Alberonis), ein großer Wundertäter auch, dem doch gerade so viele Bestreitungen des Bösen, so viele Teufelsaustreibungen glückten, auch mittels exorzierter Wasserbäder oder Zahnfleischbehandlungen mit geweihtem Salz (Vita Norberti) (eine Totenerweckung mißlang – durch den Unglauben der Menge!), in das Kloster Berge und das Augustinerstift Neuwerk fliehen. Er bannte seine Gegner und regierte weiter wie gewohnt. So ließ er nach Raub und Mord in der Klosterkirche Nienburg die in der Nähe liegende Analenburg zerstören, da ihre Besitzer zu den Bedrängern des Klosters gehörten. Der Heilige selbst gründete viele Klöster, auch viele Frauenhäuser, worin die Nonnen rasch ebenso überhandnahmen wie Hurerei und Greuel; gewiß in den Asketen- und Asketinnenkasernen alles andere als selten.

Mit welchem «Feuereifer» dieser Heilige das Wort und Reich Gottes verbreitete, erhellt u. a. auch aus seinem vehementen Kampf für die «Rechtgläubigkeit». Dabei attackierte er zum Beispiel nicht nur die Häresie Tanchelms, sondern bezichtigte sogar Abt Rupert von Deutz, «Bahnbrecher und Meister der betenden mystischen Gotteswissenschaft, mit heiligmäßigem Lebenswandel» (Lexikon für Theologie und Kirche), der «Ketzerei», einen Gregorianer, der als Seliger, Heiliger, da und dort als Kirchenlehrer geehrt wird (Ordensfest 4. März).[20]

Noch im Jahr 1130 wurde in Sachsen Heinrich Raspe I., der Bruder des Grafen Ludwig von Thüringen und Fahnenträger des Königs, gemeuchelt, ohne daß man die Täter entdeckte. Liquidiert wurde seinerzeit auch der mit Lothar befreundete friesische Graf Burchard von Loccum. Die Untat geschah auf dem Boden eines Kirchhofs, der als Asyl galt. Und der König selbst rächte sich für «Ausschreitungen» der Bürger von Halle, indem er durch ein Truppenkontingent – denn bloße Bürger traktierte man ge-

wöhnlich anders als den Adel – manchen die Glieder abschneiden, andern die Augen ausstechen, wieder andere wenigstens erheblich schröpfen ließ.

Im Sommer 1132 fiel Friedrich «dux Suevie de Sthouf» über die welfischen Güter in Südschwaben her. Und nachdem er geraubt, verwüstet, niedergebrannt hatte, zahlte ihm Heinrich von Bayern mit gleicher Münze heim, indem er die staufischen Gebiete plünderte, verheerte, vernichtete, Aktionen mit Feuer und Schwert, doch ohne tiefere Bedeutung, außer daß sich eben der Herren edler und christlicher Charakter so edel wie christlich offenbaren konnte.

Noch während des Winters 1132/1133 rückte Herzog Heinrich in Verfolgung seiner territorialen Pläne gegen den Bischof von Regensburg vor, konnte aber nur dessen Vorstädte brandschatzen. Und noch Anfang Februar ruinierte er die gesamten Güter des Grafen Otto von Wolfratshausen, eines Bischofsneffen, und äscherte auch dessen Burg Ambras am Inn ein. Nur Wolfratshausen selbst schonte der fromme Heinrich, um die «heilige Fastenzeit» nicht zu verunehren. Doch holte er es bald nach, zernierte die Burg, raubte sie aus und brannte sie ab. Wie in Bayern wüteten in Schwaben und in Norddeutschland Fehden. Und 1134 besiegte Lothar den Schwabenherzog völlig.

Man rückte in diesem Jahr von zwei Seiten, der Kaiser von Norden, Schwiegersohn Heinrich von Osten her, gegen die Staufer vor. Ulm, ihre schwäbische Hauptstadt gegen Bayern, wurde von ihnen verlassen, schließlich der Ort von den Gegnern erstürmt und alles, mit Ausnahme der Kirchen, im Feuer vernichtet, anschließend der größte Teil Schwabens verheert, die Burgen geschleift; noch nie, hieß es, habe ein König das Land so furchtbar bestraft. Die Staufer verloren ihren Anhang, der zum Kaiser eilte, um Gnade flehte, bis Friedrich selbst in Fulda sich gebrochen in Lothars Hand gab. Und der päpstliche Legat, Kardinal Gerhard, der den Herrscher seinerzeit ständig begleitete, befreite Friedrich von einem gleich dreifachen Bann: dem des deutschen Klerus 1127 (Würzburg), dem des Honorius II. 1128 (Rom), dem des Innozenz II. 1131 (Lüttich).[21]

KÄMPFE DER PÄPSTE UND GEGENPÄPSTE UND KARDINALKANZLER HAIMERICHS REGIE

Papst Calixt II. war im Dezember 1124 gestorben, und die Kardinäle hatten einstimmig einen neuen Herrn gewählt, der sich Coelestin II. nannte. Man sang gerade das Tedeum, als ein Frangipane mit einer Horde Draufgänger und im Einverständnis mit dem Kardinalkanzler Haimerich, dem nun in zwei Pontifikaten politisch maßgeblichen Mann der Kurie, das fromme Gremium auseinanderjagte und den Kardinal Lambert von Ostia, Verhandlungsführer beim Abschluß des Wormser Konkordats, zum Papst Honorius II. (1124–1130) machen ließ. Durch enorme Bestechungen, die Leo Frangipane und der aus Burgund stammende, an der Kurie dominierende Kanzler Haimerich (1123–1141), der auch den nächsten Papst noch durchbrachte, einsetzten, gewannen sie die Führer der Partei Coelestins, den Stadtpräfekten Petrus und Pierleone, worauf Coelestin, gezwungen oder überredet, resignierte. Obwohl kanonisch gewählt, wenn auch weder geweiht noch inthronisiert, gilt er als Gegenpapst.

Lothar gab seine Wahl und Krönung gleich in Rom bekannt. Das war üblich. Ob er den Papst durch Bevollmächtigte, den nach Italien zurückkehrenden Legaten Kardinal Gerhard von S. Croce und die beiden Reichsbischöfe Burchard von Cambrai und Heinrich von Verdun, um eine Bestätigung der Wahl bat, ist nicht sicher. Doch steht fest, daß Honorius sie bestätigte und dagegen kein Einspruch des Königs, dessen Thronerhebung der Papst unterstützt hatte, überliefert ist.

Nun nützte der so anfechtbar aufgestiegene Honorius II. die kirchenpolitisch relativ ruhigere Zeit nach dem Wormser Konkordat nicht nur zum Ausbau theologischer Doktrinen. Anderes bewegte und bewegt die Stellvertreter gewöhnlich sehr viel mehr.

Da war zum Beispiel der Kirchenstaat, für den die päpstlichen Friedensfürsten stets die Waffen hoben, schien die Stunde günstig. Kleinere und größere Buschkämpfe mit den Herren von Latium etwa oder mit anderen gab es häufig. So führten die Heiligen Väter zwischen 1121 und 1129 fast Jahr für Jahr Krieg mit den

Grafen von Ceccano und deren Genossen. Halb Rom lag in Trümmern, die Kirchen, zu Festungen umgebaut, starrten oft von Waffen, besonders die Kathedrale von St. Peter, und Honorius II., der sein heiliges Amt erst Ende Dezember 1124 angetreten, schwang schon im März nächsten Jahres das Kriegsbeil gegen Gottfried, Landulf und Rainald von Ceccano. Er brannte mehrere Orte und Kastelle nieder, eroberte 1126 Segni und Vicolo und führte auch 1127 und 1128 Fehden.[22]

Ein weit größeres Feld freilich eröffnete sich ihm seinerzeit in Süditalien, wo er die Expansion Rogers II. von Sizilien zu stoppen suchte, um selbst das Land zu regieren.

Roger II. war ein Brudersohn Robert Guiscards, und sein Vater, Roger I., hatte einst Sizilien erobert (S. 226), das nun Roger II. mit Kalabrien und Apulien zu einem Königreich vereinen wollte. Er dominierte dort deutlich, und ein so starker Nachbar, der zudem sehr eigenmächtig Kirchenpolitik trieb, war dem Papst nicht genehm; so drängte er, wie schon Gregor VII., auf eine Spaltung Süditaliens. Dort war im Juli 1127 in Salerno Herzog Wilhelm von Apulien, ein Enkel Robert Guiscards, jung und ohne Nachkommen gestorben. Roger II., sein Vetter, hatte dem Wilhelm schon Kalabrien abgekauft und wollte jetzt auch den Rest des Herzogtums für sich. Dem Papst als Oberlehnsherr bot er dafür viel Geld und zwei apulische Grafschaften. Honorius II. aber, auf Spaltung sinnend, belehnte den Robert von Capua, erhob ihn zum Fürsten, schloß Roger II. aus der Kirche aus, verfluchte ihn wiederholt und führte, noch im Winter 1127/1128 und im darauffolgenden Sommer zwei Feldzüge gegen ihn. Dabei trabte er beim zweiten selbst an der Spitze von 200 oder 300 Rittern. Und weitere Verbündete stießen zu ihm. Überdies verhieß er jedem, der im Krieg für den heiligen Petrus den Tod fände, den ganzen, jedem Überlebenden aber bloß den halben Sündennachlaß. Ja, wer wollte da noch überleben!

Doch es kam gar nicht zu der vom Papst gewünschten Schlacht. Der kluge Roger, mit seinen Truppen in der Minderheit, wich den Gegnern aus, hielt sie hin, ließ sie wochenlang in der Juli-, der Augusthitze schmoren, bis Robert von Capua den Strapazen, wie

er erklärte, nicht gewachsen, sich absetzte und andere ihm folgten. Auch der Heilige Vater trat darauf den glanzlosen Rückzug an, ja, lenkte rasch ein, indem er am 23. August 1128 vor Benevent, wo er einst Roger II. gebannt, nun mit dem Herzogtum Apulien belehnte, was diesen rechtlich ermächtigte, auch bisherige Verbündete des Papstes zu bekämpfen. Und kaum hatte Honorius Benevent im Rücken, erhob sich das Volk, stach den von ihm eingesetzten Rector, verkrochen unter den Gewändern eines Messe lesenden Priesters, kaltblütig am Altar zusammen, schleppte den noch Lebenden durch die Straßen und steinigte ihn zu Tode.[23]

Honorius II. war gebrochen und überlebte seine Niederlage nicht lang. Zu Beginn des Jahres 1130 erkrankte er schwer. Kanzler Haimerich, der eine Minderheit der Kardinäle anführte, brachte den Todkranken vom Lateran in das Kloster S. Gregorio, nahe den Festungen der Frangipani, seiner Freunde. Und kaum war Honorius in der Nacht auf den 14. Februar 1130 gestorben, ließ ihn der mächtige Kanzler, der natürlich sein einflußreiches Amt weiter behalten wollte, sogleich und ohne die geringste Feierlichkeit auf dem Klosterfriedhof provisorisch verscharren, um rasch, alles in aller Heimlichkeit, handstreichartig, den nächsten Heiligen Vater wählen zu können. Und noch in der Nacht rief man den Kardinaldiakon Gregorio Papareschi als neuen Papst, Innozenz II. (1130–1143), aus, riß den Toten wieder aus seiner Grube und führte beide Stellvertreter Gottes, den toten und den lebenden, in den Lateran, wo Honorius in einer Gruft verschwand und Innozenz die Insignien seiner «Würde» bekam.

Drei Stunden später wählte die Mehrheit des Kardinalkollegiums den Kardinal Petrus Pierleone, den auch der größte Teil des Adels und das Volk anerkannten, einen sittlich unbescholtenen, begabten und reichen Mann. Es war der in Paris erzogene, dann zunächst in Cluny als Mönch lebende Urenkel des zum Katholizismus konvertierten Juden Baruch-Benedikt (S. 188 f.), der sich Anaklet II. nannte (1130–1138). Bisher in der Kirche hochgeachtet, nun aber, gerade weil sich seine Gegner im Unrecht sahen, mit Vorwürfen überschüttet, die bis zur Blutschande reichten, doch

auch andere Richtungen nahmen. «Judenbengel» (puer Judaicus) schimpfte ihn der hl. Bernhard von Clairvaux (obwohl die Pierleoni seit einem Dreivierteljahrhundert die Finanzhelfer der Reformpäpste gewesen). Ja, der berühmte Kirchenlehrer beklagte die Schande, daß «ein Judensproß» (soboles Judaica: MPL 182, 294 B) auf dem Stuhl Petri sitze, und scheute nicht die Lüge, die Mehrheit habe Innozenz gewählt. Vor allem aber brachte der Vorwurf des Judentums Anaklet um seinen Erfolg. Sogar das Lexikon für Theologie und Kirche beschließt seinen Anaklet-Artikel: «maßgeblich für den Sieg Innozenz' II. war u. a. die Betonung der jüdischen Herkunft seines Rivalen».

Gewiß, beide Wahlvorgänge waren unkanonisch, doch gibt auch Katholik Seppelt zu, daß die Minderheit der Kardinäle Innozenz II. «überstürzt und formlos» gewählt, die Mehrheit aber Anaklet II., den alsbald verketzerten «Gegenpapst», in «den hergebrachten Formen» erhoben habe; ja er befand sich, so das Lexikon des Mittelalters, «ohne Zweifel im besseren Recht».[24]

Doch das bessere Recht zählt da und sonst gewöhnlich wenig, mehr Macht meist alles – ein so banales wie fundamentales Geschichtsfaktum.

Wie so oft hatte man wieder zwei Heilige Väter – immerhin ja nicht, wie auch manches Mal, noch mehr. Doch ging es bei der Doppelwahl, die ein achtjähriges Schisma nach sich zog, wohl nicht so sehr um rivalisierende Kleruskreise mit verschiedenen Reformkonzepten, kirchenpolitischen Programmen. Sie sollen angeblich das Kardinalskollegium gespalten haben in eine Minorität eher jüngerer, «progressiver» norditalienischer und französischer Kardinäle um Innozenz II., zu dem auch die jüngeren Reformgruppen der Regularkanoniker, der Prämonstratenser und Zisterzienser standen, und in die Majorität meist älterer römischer und süditalienischer Kardinäle mehr altgregorianischer Tradition um Anaklet. Sondern es ging wohl einfach um die besseren persönlichen Kontakte. Daß daneben noch konkurrierende Adelssippen mitspielten, steht fest, gab aber keinesfalls den Ausschlag.

Wie gewöhnlich prallten die fanatischen Priester gleich aufein-

ander. Dabei verlor Innozenz II. rasch an Boden, jedenfalls in der Heiligen Stadt, wo man jetzt mit großem Schwung die Waffen für die heilige Sache führte. Und das Geld springen ließ, nicht zuletzt auch durch Versilberung der Kirchenschätze. Schon einen Tag nach der beiderseitigen Erhebung erstürmte am 15. Februar Anaklets Anhang St. Peter, am 16. den Lateran. Bald wurde Innozenz auch aus dem Kloster Palladium zwischen den Festungstürmen der Frangipani vertrieben; bei Nacht floh er nach Trastevere; schließlich konnte er sich auch dort nicht mehr halten.

Obwohl Innozenz II. nicht nur aus Rom weichen mußte, das er acht Jahre nicht in die Hand bekam, sondern sogar aus Italien, ging er als Sieger aus dem vor allem publizistisch und diplomatisch geführten Kampf hervor. Dies verdankte er den viel besseren internationalen Verbindungen, die er besonders durch Haimerich, durch dessen engen Freund Bernhard von Clairvaux und den Magdeburger Erzbischof Norbert von Xanten hatte. Der hl. Bernhard gewann für Innozenz die Könige Ludwig VI. von Frankreich und Heinrich I. von England, der zunächst mehr zu Anaklet neigte, schließlich auch Mailand. Der hl. Norbert zog Lothar III. und den Reichsepiskopat auf seine Seite. Dagegen gründete Anaklets Macht fast ausschließlich auf Roger II., auch wenn er noch Anklang in Südfrankreich und vor allem in Schottland fand.

Die Gegnerschaft der beiden Päpste, die einander nebst Anhänger, wie üblich, verfluchten, führte zu jahrelangen Kriegen in Italien, wobei halb Europa hineingezogen wurde.

Der weitaus größte Teil Roms, in dem Innozenz nur kurz Fuß fassen konnte, hielt zu Anaklet, der auch rechtmäßig gewählt und in St. Peter geweiht worden war. Die britischen Bischöfe standen zunächst ebenfalls zu ihm, fielen aber, umgestimmt durch Bernhard von Clairvaux und König Heinrich I., von ihm ab. Ähnlich ging es in Deutschland. Nach monatelangem Schwanken und einer heftigen Verleumdungskampagne gegen Anaklet anerkannte man schließlich, unter dem entscheidenden Einfluß des Magdeburger Erzbischofs Norbert, gleichfalls Innozenz im Oktober 1130 auf dem Reichstag und der Synode zu Würzburg unter Lo-

thar III. Um seine Gunst hatten beide Päpste sich bemüht, Anaklet eher etwas zurückhaltender, Innozenz immer etwas eifriger, da er zweifellos mit mehr Unrecht Papst geworden, weshalb er auch – am 11. Mai 1130 – behauptete, Anaklet trachte ihm mit Dolch, Gift und jeglichem Verrat nach dem Leben.

Anaklets II. Hauptbundesgenosse blieb Roger II., der zielstrebige Eroberer. In der Bulle vom 27. September 1130 machte der Römer Apulien, Kalabrien, Sizilien zum erbberechtigten Königreich. Im strikten Gegensatz zum Vertrag von Benevent erkannte er Roger auch die Herrschaft über Capua und Neapel zu, sogar ein Aushebungsrecht im päpstlichen Benevent. Die Salbung des Königs erfolgte mit großem Pomp im Dom von Palermo noch an Weihnachten durch einen Erzbischof der Insel in Gegenwart von Anaklets Legaten.

Rogers Würde stammte gewissermaßen von Anaklet II., und dessen Macht wiederum stand und fiel mit Roger II., einem der bedeutendsten Regenten seiner Zeit. Gegen die Opposition des Papstes und der beiden Kaiserreiche schuf er das neue sizilianische Königtum mit einem gemeinsamen Recht und einer wohlorganisierten Bürokratie. Er erwarb die Achtung seiner Völker, die 1154 seinen Tod betrauerten. Und er gewann mäzenatischen Ruhm, indem er vorzügliche Köpfe, Gelehrte, Dichter, Künstler der arabischen wie lateinischen Kultur, an seinem Hof versammelte. Auch legte Roger II. 1131 den Grundstein zu der ungewöhnlich eindrucksvollen Kathedrale von Cefalù.[25]

Wie Innozenz II. mit König Lothar umging

Papst Innozenz II. hatte schon am 18. Februar 1130 von König Lothar noch im laufenden Jahr einen Romzug erbeten – das große Thema seines Pontifikats. Und mit einem solchen Zug verband sich natürlich Krieg, Krieg gegen seinen Widersacher Anaklet, Krieg gegen dessen Stütze Roger von Sizilien. Doch Lothar, umworben von beiden Päpsten, war unentschlossen, war zunächst

keinesfalls für Innozenz gestimmt, duldete dessen Legaten nicht einmal in seiner Nähe. Dafür hatte freilich der hl. Norbert um so mehr sein Ohr, und der Magdeburger und die Legaten bearbeiteten die deutschen Bischöfe. So erkannte die Synode von Würzburg, die der König im Oktober zur Entscheidung der Sache einberufen hatte, Innozenz an und verwarf Anaklet. Lothar akzeptierte den Spruch, und Innozenz, glücklich über seinen Sieg, erbat alsbald durch eine Bischofsgesandtschaft von dem deutschen Monarchen eine Zusammenkunft.

Sie fand auf dem Reichstag in Lüttich 1131 statt.

Zuvor aber hatte er noch eine Begegnung mit Ludwig von Frankreich, danach mit Heinrich von England, der mehr Anaklet zuneigte, dann jedoch, um nicht aus der Reihe zu tanzen, der Entscheidung der beiden Fürsten folgte. Stolzgeschwellt und siegessicher ritt Innozenz im März auf einem Schimmel in Lüttich ein, und Lothar leistete im Beisein von beinah drei Dutzend Bischöfen, fast allen deutschen, mehr als fünfzig Äbten, darunter auch Bernhard von Clairvaux, und vielen weltlichen Großen dem Papst den Marschall- und Stratordienst, zu deutsch die Arbeit eines Stallknechts: er führte sein Pferd bis zu seiner Wohnung am Zügel und half ihm beim Absteigen. All dies war von beträchtlicher symbolischer Bedeutung und mehr, zumal die römische Kurie aus dem officium marscalci und officium stratoris, der Pflicht des Vasallen gegenüber dem Lehnsherrn – nach kurialistischer Fiktion erstmals von König Pippin 754 Papst Stephan II. geleistet (IV 380) –, die Lehnsabhängigkeit des Kaisers vom Papst abgeleitet hat.

Lothar bedachte den Herrn mit reichen Geschenken, mit Festmahlen, und erklärte sich vor allem zur Militärhilfe, zur Rückeroberung Roms für den Papst und zur Beseitigung seines Rivalen Anaklet bereit – wohl die größte Erwartung, mit der Innozenz nach Lüttich gekommen war. Der Kirche noch immer sehr willfährig gesinnt, versprach der König «ohne Zögern» (Otto von Freising) seinen Beistand, ließ auch gleich die Fürsten die Heerfahrt beschwören. Doch als er selbst vom Papst eine – gewiß nicht geringe – Gegenleistung forderte, ein Entgegenkommen in der

Frage der Investitur, verweigerte dies Innozenz, der vielleicht, in seiner bedrängten Situation, bei einem harten Auftreten des Königs anders reagiert hätte. Aber Innozenz lernte schnell, wie man mit Lothar umgehen mußte, mit einem Mann, der seine Macht der Kirche verdankte und sich dadurch wohl gebunden fühlte.[26]

So brüskierte er Lothar nicht nur in der Investiturfrage. Er mißachtete noch dessen diesbezügliche Rechte, indem er den zum Trierer Erzbischof gewählten Albero, einen Freund Bernhards von Clairvaux und Norberts von Xanten, schon konsekrierte, bevor ihn der König investiert hatte, was diesen arg verletzte. Dabei war es gerade Lothars Schwäche gegenüber dem Klerus und zumal dem Papst, was dessen Übergriffe und Anmaßungen provozieren mußte. «Der König sollte empfinden lernen, daß er mit der Vertreibung Anaclets eine heilige Pflicht gegen seine Mutter, die Kirche, zu erfüllen habe, ohne dadurch zu irgend welchen Ansprüchen, außer auf die Kaiserkrone, berechtigt zu werden. Lothars Charakter und vor allem jener der ihn beherrschenden Geistlichen bot Innocenz Gewähr, daß er ihn auch dann ungestraft kränken durfte, als er auf seine Hilfe durchaus angewiesen war» (Bernhardi).[27]

Kaum ohne geistliches Zutun begannen im Herbst 1131 Aufstände gegen Roger in Apulien, Capua, Neapel, Benevent, wogegen er rücksichtslos, doch nur kurzfristig erfolgreich einschritt. Am 24. Juli 1132 wurde er bei Nocera von einem Heer der Rebellen unter seinem Schwager, dem Grafen Reinulf von Alife, schwer geschlagen. Schließlich verlor er das ganze Festland und retirierte nach Palermo. Jede Unterstützung Anaklets durch den König war damit ausgeschlossen.

Inzwischen hatte Innozenz II. weiter den Krieg angeheizt. Er reiste in Frankreich von Stadt zu Stadt, fiel durch den aufwendigen Lebensstil seines Hofes zur Last, verfluchte gelegentlich Anaklet samt Anhang und hielt im Oktober 1131 auf einem Konzil in Reims Heerschau. Im Frühjahr folgenden Jahres überschritt er die Alpen und gewann, unterstützt wieder durch den hl. Bernhard, Genua und Pisa zum Seekrieg gegen Sizilien, indem er Genua zum Erzbistum über Korsika machte und Pisa die Bistü-

mer Sardiniens unterstellte, Pisa endlich auch noch 3000 Pfund Silber versprach, die von den Kirchen Capuas und Neapels zu zahlen waren.[28]

Lothar löste seine Zusage auf dem Reichstag zu Lüttich 1131 schon im nächsten Jahr ein.

Mitte August brach er mit einem verhältnismäßig kleinen Heer von Würzburg auf. Doch bereits in Augsburg kamen seine Truppen nicht nur mit den sich erhebenden Bürgern, sondern auch mit den Soldaten des einst von Heinrich IV. ernannten Ortsbischofs Hermann in Konflikt, aus welchen Befürchtungen oder Mißverständnissen immer. Der König ließ Dom- und Bürgerstadt zerstören. Man schlachtete vor dem Dom und im Dom, besonders in der Vorstadt, die offenbar weitgehend, wenn nicht ganz abgebrannt ist, man raubte Kirchen, Mönchs- und Nonnenhäuser aus, mordete Frauen, Kinder. Und nachdem Lothar schon abgezogen war, kehrte er noch einmal um und ließ auch alle Augsburger Festungswerke teils schleifen, teils niederbrennen. In seinem Heer: der hl. Erzbischof Norbert von Magdeburg, der Erzbischof Adalbero von Bremen, die Bischöfe von Halberstadt, Havelberg, Osnabrück, Paderborn sowie mehrere Äbte.[29]

Im April nächsten Jahres rückten König und Papst gemeinsam auf Rom vor und nahmen es, allerdings ohne die Leostadt, die Engelsburg, St. Peter. Das Heiligtum lag im Machtbereich der Pierleoni und ihres Papstes, und Lothar hatte weder die nötigen Soldaten noch das nötige Geld, um dorthin vorzudringen. Leostadt und Peterskirche blieben ihm verschlossen. So wurde er am 4. Juni 1133 von seinem Papst, von Innozenz II., zweifellos ein Manko, nur in der Lateranbasilika zum Kaiser gekrönt, nachdem er dem Papst und seinen Nachfolgern «Sicherheit des Leibes und Lebens» geschworen, auch beeidet hatte, ihm die «Güter des heiligen Petrus», die er bereits besaß, zu bewahren und jene, die er noch entbehrte, möglichst zu beschaffen.

Lothar seinerseits versuchte vergebens die Wiederherstellung des Investiturrechts mit Ring und Stab. Doch wie ihm dabei schon in Lüttich Bernhard von Clairvaux erfolgreich in den Arm gefallen war, so verhinderte jetzt, zumindest nach der «Vita Sanc-

ti Norberti», vor allem die Intervention des hl. Norbert, der nicht umsonst im Heer mitzog, jedes wesentliche Entgegenkommen. Der Heilige Vater hatte besonders um seine Teilnahme am Romzug ersucht. Und «wie unentbehrlich, wie nützlich er bei diesem Unternehmen der Kirche war, hat sich schon bald gezeigt» (Vita Norberti).

Selbst der einzige Punkt, in dem der Papst dem deutschen Kaiser entgegenzukommen schien, war letztlich zugunsten des Papsttums selbst.

Die Sache betraf die riesigen Mathildischen Güter, künftiges Streitobjekt zwischen Kaisern und Päpsten. Die Gräfin hatte 1111 Kaiser Heinrich V. zum Erben ihrer ursprünglich für das Papsttum (S. 271) vorgesehenen, äußerst umfangreichen Besitzungen gemacht. Jetzt aber belehnte und belohnte sozusagen Innozenz, nachdem er den deutschen Herrscher wegen seiner religiösen Haltung, seiner Verteidigung der Kirche, all seiner Mühen und Geldgaben «für den heiligen Petrus» kräftig gelobt, mit dem Allodium der Mathilde, «unter der Bedingung, daß Du Uns und Unseren Nachfolgern jährlich hundert Pfund Silber entrichtest, und daß nach Deinem Tode die Gesamtmasse der Güter ohne Abzug und Lasten an das Recht und die Herrschaft der heiligen römischen Kirche zurückfalle» (et post tuum obitum proprietas ad ius et dominium sanctae Romanae ecclesiae cum integritate absque diminutione et molestia revertatur).

Damit hatte der schlaue Papst all das, was er scheinbar dem deutschen Reich zukommen ließ, dem es ja seit 1111 schon gehörte, sich und seinen Nachfolgern geschenkt, was Lothar durch seine Annahme nicht nur authentisierte, sondern wofür er auch noch eine jährliche Zinszahlung von hundert Pfund Silber versprach. Ob der zum Kaiser Gekrönte aber nun als Lehnsmann des Papstes, als dessen Untertan gleichsam, vor der Öffentlichkeit stand oder nicht, Papst und Kurie sahen es so. Und als Innozenz zum erstenmal Herr auch in Rom war, der Kaiser tot und Rivale Anaklet tot, ließ er, «der edle, vornehm gesinnte Papst» (Bischof Otto von Freising), seinen Triumph an eine Wand des Laterans malen: er thronend über dem gebeugten, mit gefal-

teten Händen die Kaiserkrone empfangenden Lothar, dazu die Beischrift:

«Vor dem Tore beschwört der König die Rechte der Römer, Wird dann des Papstes Vasall (post homo fit papae); von ihm empfängt er die Krone.»

Kaiser Friedrich I. Barbarossa bestand gegenüber Papst Hadrian IV. auf Vernichtung des Gemäldes und erlangte sie.[30]

Lothars Romzug hatte im Grunde nichts geändert. Und nach seinem Abmarsch aus der Stadt, die er nie wieder betrat, ging dort der Kampf der beiden Päpste weiter, wobei ein Frangipane umkam und Innozenz noch im Sommer bei Nacht zur See – angeblich, damit er seinen Brüdern näher, seinem gläubigen Anhang leichter erreichbar sei – nordwärts floh und dann nach Art so vieler seiner Vorgänger nicht aufhörte, vom Kaiser, der ja zurückmarschiert war, ohne gegen Roger vorgegangen zu sein, einen neuen Romzug zu fordern, der für Innozenz nicht rasch genug kommen konnte; «unablässig arbeiteten seine Sendlinge» (Bernhardi).

Im Sommer 1133 eroberte Roger in Kürze fast ganz Süditalien. Innozenz war über Siena nach Pisa entwichen. Und da der Sizilianer sogar in Konflikt mit Konstantinopel geriet, bemühten sich jetzt die Griechen und der Papst gemeinsam, Kaiser Lothar zu einer weiteren Invasion zu treiben. Der hl. Bernhard reiste deshalb eigens nach Deutschland, und der Heilige Vater befahl zur Stärkung des deutschen Heeres Bischöfen und Äbten die Teilnahme am Krieg.[31]

Ein zehnjähriger Landfriede, ein grosser Krieg und die Erbärmlichkeit des Menschengeschicks

Otto von Freising beschreibt die Zeit zwischen Lothars beiden Italienzügen 1133 und 1136 mit den vielsagenden Sätzen: «Von Rom kehrte der Kaiser nach Deutschland zurück. Bald darauf

hielt er um die Mitte der Fastenzeit in Bamberg einen allgemeinen Reichstag ab; hier versöhnte er sich durch Vermittlung des Abtes Bernhard von Clairvaux mit den beiden Herzögen Friedrich und Konrad; nachdem so der Friede wiederhergestellt und in Frankreich und Deutschland überall Ordnung geschaffen war, sagte er erneut einen Zug nach Italien an.»

Die alte Erfahrung bestätigt sich: sorgten die christlichen Führer jener Jahrhunderte umfassend für Friede und Ordnung, begannen sie gewöhnlich einen neuen Krieg. Denn einmal beiseite die notorische Volksverblödung, Ausbeutung und systemimmanente Heuchelei, lebten diese christlichen Reiche und Reichen von nichts mehr als von Eroberung und Raub: der alles – vom kulturellen Klingklang bis zum klerikalen Singsang – tragende Grund, die scheinbar gottgewollte Daseinsbasis. So offenkundig, daß es nur Unwissende, obrigkeitlich besoldete Schönfärber, Lügner leugnen können. Oder, frage ich, wovon (und wofür) lebte man denn faktisch mehr?!

Wie bei der früheren Expedition sammelte man sich in Würzburg. Doch jetzt gebot Lothar über ein wesentlich größeres Kontingent. Schätzte man sein gesamtes Heer beim ersten Italienzug auf ungefähr 1500 Krieger, stellte beim zweiten, wie es heißt, allein Herzog Heinrich von Bayern 1500 Reiter. Ausdrücklich hatte der edle Fürst seinen Feinden verziehen; allerdings eben nur, um sie für einen Krieg gegen andere Feinde zu gewinnen! (Erzbischof Albero von Trier dagegen, der doch über einen «reichen Überfluß an Mitteln» gebot, «da sein Vermögen täglich wuchs», sparte und schickte statt der veranschlagten 100 Ritter nur 67 ins Feld. Und gestattete sich eine weitere Ersparnis, indem er auf demselben Feldzug in Parma Reliquien raubte, per vim abstulit: Gesta Alberonis.)

Unablässig hatte der Jahr um Jahr, von Herbst 1133 bis Frühjahr 1137 im Pisaner Asyl sitzende Papst den Kaiser zu einer weiteren Italienfahrt gedrängt, hatte er alles ihm mögliche dafür in Bewegung gesetzt, hatte auch Kirchenlehrer Bernhard von Clairvaux zum Krieg aufgerufen – und die Pisaner gepriesen, weil Innozenz kraft göttlicher Vorsehung unter ihnen wohne, der Herr

Großes an ihnen getan. «Wo ist die Stadt, die euer Glück nicht beneidet?» Nun, Abt Bernhard, der in Pisa Teufel austrieb, Kranke heilte, Wasser in Wein verwandelte, wollte dort nicht einmal Erzbischof sein. Dankend lehnte er ab.

Der im März 1135 in Bamberg von ungewöhnlich vielen weltlichen und geistlichen Fürsten einstimmig beschlossene zehnjährige Landfriede – der gerade ein Jahr hielt und dennoch die an dauerndes Blutvergießen gewöhnten Zeitgenossen ungewöhnlich beeindruckt hat – diente zweifellos nichts so sehr wie dem Krieg. «Denn die von Innocenz und seinen Anhängern mit Ungeduld ersehnte Niederwerfung Anaclets war das treibende Moment auf diesem Bamberger Reichstage. Die Legaten wichen dem Kaiser nicht von der Seite, um ihm immer von neuem seine Pflicht, die von jüdischer Wuth» – eine von Innozenz selbst gebrauchte Wendung – «bedrängte Kirche zu befreien, ins Gedächtnis zu rufen. Nicht um des Friedens willen unternahm Bernhard von Clairvaux die Reise nach Deutschland: durch Krieg wollte er Anaclet vernichtet wissen» (Bernhardi).

Der schon bejahrte Kaiser, der sich in der Einschätzung der Situation diesseits wie jenseits der Alpen erheblich täuschte, folgte schließlich den unentwegten Rufen des Papstes, seiner Legaten und anderer und brach im August 1136 zu seinem ebenso kostspieligen wie verlustreichen Waffengang in Würzburg auf.

Sein Heer, in dem auch ein Teil des hohen Klerus steckte, darunter die Erzbischöfe von Köln, Trier, Magdeburg, aber auch sein bisheriger Gegner Konrad von Staufen, war kaum nach Italien gelangt, als in Deutschland der einstimmig beschlossene zehnjährige Landfriede endete, Soest gegen Arnsberg kämpfte, Herzog Friedrich von Schwaben gegen Bischof Gebhard von Straßburg, auch Herzog Gottfried von Löwen und der Graf von Namur wegen der Wahl des Abtes von Gembloux so aneinandergerieten, daß der Ort in Flammen aufging.[32]

Überdies hatte der Kaiser selbst Männer zurückgelassen, die notfalls kräftig zuzupacken hatten: im Nordwesten Herzog Walram von Niederlothringen; im Osten Albrecht den Bär, Markgraf von Ballenstedt, der zwischen 1136 und 1138 auch gleich mehr-

mals die sich erhebenden heidnischen Slawen in der Prignitz zusammenschlug. Albrechts Rache- und Plünderungszüge verheerten kreuz und quer das Land, ließen verbrannte Behausungen, weithin leuchtende Dörfer zurück. Was zu rauben war, wurde geraubt, Geld, Vieh, Kleidung, Waffen, dann das stark dezimierte Slawenvolk in Siedlungsgebiete an die wagrischen Küsten und auf die Insel Fehmarn abgedrängt.[33]

In Italien, ohne zehnjährigen Landfrieden, ging es allerdings etwas blutiger zu.

Schon an der Veroneser Klause zerritt man die ersten Feinde unter Pferdehufen, Guastalla am rechten Po-Ufer wurde erobert und ausgelöscht, Turin gewaltsam unterworfen, Piacenza genommen, Burg um Burg ruiniert, das Gebiet von Pavia, von Cremona furchtbar verheert, Ortsbischof Obert in voller Rüstung gefangengenommen. «Der Kaiser», schreibt der Freisinger Bischof, «verwüstete ihr Land und zerstörte ihre Dörfer und Burgen.» Überall stieß er auf Widerstand, und überall haute er ihn zusammen.

Dabei war der klerusfreundliche Monarch nicht zimperlich. Als nahe Bologna bei Verteidigung einer Burg ein Priester drei Kaiserliche durch Pfeilschüsse tötete, ließ Lothar zur Vergeltung dreihundert Menschen abstechen, in den Abgrund stürzen, verbrennen, den Geistlichen aber unter den Hufen der Rosse krepieren. Dazwischen feierte man die Feste der Christenheit, das Fest Allerheiligen, das Geburtsfest des Herrn. So hielten es die christlichen Majestäten ja seit vielen Jahrhunderten.

Später teilte man die Truppe. Dreitausend Ritter unter Heinrich von Bayern zogen in die Toskana, wo sich ihm der Papst anschloß, während der Kaiser mit dem Gros längs des adriatischen Meeres vorrückte, um dann den Krieg gegen Roger zu führen, den Innozenz seit Jahren so dringend begehrte.

Zunächst kam es bei Ancona zu einer von Lothar selbst geleiteten Schlacht, in der angeblich über zweitausend Anconitaner umkamen. Nach der Einnahme der Stadt, die dem Kaiser hundert Lastschiffe stellen mußte, um sein Vorgehen vom Meer aus zu unterstützen, feierte er im April in Fermo das Osterfest und

stürmte etwa vier Wochen danach die Burg auf dem Monte Gargano, die dort den berühmten Wunderort schützen sollte, das Wallfahrtszentrum mit der Grottenkirche des Erzengels Michael. Schon Otto III. hatte hier als Pilger seine Andacht verrichtet (V 553; VI). Nun versank auch Kaiser Lothar demütig ins Gebet – bevor er, nicht anders als einst die Sarazenen, die Kapelle ausraubte: Gold- und Silbergeräte, kostbare Steine, Gewänder; schließlich war Krieg. So zögerte der fromme Beter etwas später auch nicht, vielen seiner Gefangenen die Nasen und andere Glieder verkürzen zu lassen. Oder, mit Bischof Otto zu sprechen, der Kaiser «vollbrachte in Apulien und Kampanien so tapfere Taten, daß man unter den fränkischen Königen von Karl dem Großen bis zu seiner Zeit keinen findet, der dort so große Erfolge erzielt hat».[34]

Man traf sich in Bari, Heinrich der Stolze, der Papst, der Kaiser, und feierte pompös Pfingsten, wobei es ein Wunder gab. Während des Gottesdienstes senkte sich über der Kirche vom Himmel eine goldene Krone, darüber eine Taube, darunter – vero – hin und her schwingend ein dampfendes Weihrauchgefäß, davor zwei brennende Kerzen. «Wat dit bedudde», erklärt die sächsische Weltchronik, «dat ne wiste neman, it ne bedudde, dat de paves unde de kaiser wol vorên drogen.»

Die von oben gar originell beglaubigte Einheit also der beiden Christenhäupter, die auch dort ihres hohen Amtes weiter walteten. Der Papst u. a., indem er den von Anaklet geweihten Bischof von Bari, Angelus, feuerte und statt seiner einen gewissen Johannes berief. Der Kaiser, indem er vor allem wochenlang mit beträchtlichen eigenen Verlusten das von Rogers Recken verbissen und ebenfalls verlustreich verteidigte Kastell der Stadt «nach allen Regeln der Kunst» (Otto von Freising) stürmen und fast die ganze Besatzung niedermachen, zuvor aber, sicher auch nach allen Regeln der Kunst, viele noch verstümmeln und endlich mehr als fünfhundert Sarazenen, gleichfalls Verteidiger der Burg, rings um sie herum an Galgen hängen ließ. Diese Art christlicher Kunst rief «weit und breit einen bedeutenden Eindruck hervor» (Bernhardi).

Sogar der nicht leicht kleinzukriegende Roger wollte jetzt Frieden schließen. Er bot dem Kaiser viel Geld (infinitam pecuniam: Annalista Saxo; auri et argento multo: Otto von Freising), ja wollte selbst sein süditalienisches Reich einem seiner Söhne überlassen und zwei andere Söhne als Geiseln stellen. Doch der Kaiser lehnte, gedrängt vor allem vom Papst, brüsk ab; eine fatale Fehlentscheidung.[35]

So ging der Krieg weiter. Vor Melfi stach man bei einem Ausfall von Rogers Mannschaften mehr als dreihundert Menschen nieder und beging darauf in der Stadt feierlich das Fest Peter und Paul. Doch allmählich wirkten sich die lähmende Hochsommerhitze, die Länge des Feldzugs aus, wohl auch erfolgreiche Bestechungsmanöver Rogers, sowie Mißstimmungen zwischen Bayernherzog und Papst, dem man überdies die lange Dauer des Feldzugs und noch Sizilien-Pläne des Kaisers anlastete, die auch Erzbischof Albero von Trier unterstützen sollte. Es kam zu einem Aufruhr des Heeres, das Papst, Kardinäle, den Trierer Oberhirten töten wollte.

Der Kaiser konnte den Tumult dämpfen, hatte aber bald selbst einen immer längeren und heftigeren Streit mit dem Papst wegen Monte Cassino.

An der Spitze dieses Hauses stand ein Anhänger Anaklets, der Abt Rainald, der auch ins Lager beider Christenhäupter kam, wo man sich zunächst eine ganze Woche darüber erhitzte, ob das Kloster der römischen Kirche direkt oder dem Reich als Reichsabtei und reichsunmittelbares Fürstentum unterstehe. Denn der Papst gedachte den schismatischen Abt zu entfernen, der Kaiser nicht. Vorerst blieb er auch im Amt. Doch später ließ ihn Lothar auf Druck des Papstes fallen. Er hatte bei Problemen mit diesem ja fast immer den kürzeren gezogen. Als Innozenz aber die Neubesetzung vornehmen wollte, drückte der Herrscher, der wohl kaum sehr geschwellt auf eine lange Romhörigkeit zurückschauen mochte, seinen Kandidaten, den von Innozenz strikt abgelehnten Lothringer Wibald durch, wenn auch erst nach der Drohung mit dem Bruch zwischen Kirche und Reich.

Indes gab es eine noch gewichtigere Kontroverse.

Innozenz nämlich glaubte, der Kaiser habe alle Eroberungen in Unteritalien für ihn, den Papst, die römische Kirche gemacht. Deshalb wollte auch er allein über die Verleihung des Herzogtums Apulien entscheiden. Der Kaiser aber war ganz anderer Meinung. Sah er sich doch, durchaus in Übereinstimmung mit der Mehrheit seiner Großen und dem Heer, als Fortsetzer der von Heinrich dem Heiligen mit Meles von Bari (S. 114 ff.) begonnenen Süditalienpolitik. So verlieh er Apulien zuletzt gemeinsam mit dem Papst, indem beide zugleich die Fahne des Herzogtums erfaßten und den Grafen von Alife und Caiazzo, den Normannen Rainulf Drengot, als Herzog einsetzten. Er hatte Apulien für seinen Schwager Roger II. mit erkämpft, war dann freilich, verlassen von der nach Sizilien zurückkehrenden Gattin, Rogers erbitterter Feind und im April 1135 Bundesgenosse des Papstes geworden. Mit der gemeinsamen Belehnung hatte man das Problem natürlich nur vordergründig gelöst, in Wirklichkeit bloß ein neues geschaffen, den Herzog zum Diener zweier Herren gemacht.[36]

Doch die kaiserlichen Truppen, auch durch Seuchen gefährdet, hatten den Krieg für die Kirche bereits satt. Erst recht war Lothar selbst rundum abgekämpft, erschöpft. Seine Tage gezählt wissend, trachtete er nach Deutschland zurück. Er zog an Rom vorbei, wo Anaklet gebangt haben dürfte, leistete aber dem ihn noch begleitenden Innozenz einen letzten Dienst, indem er Anaklet das Kloster Farfa entriß und dabei einen reichen, befestigten, heftig widerstehenden Ort nach seiner Eroberung verbrennen, die Einwohner abstechen oder in Abgründe zu Tode stürzen ließ.

Vor diesem Szenario verabschiedete sich der Heilige Vater, während der hinfällige Kaiser, durch häufigen Widerstand hindurch, weiter nach Norden strebte, da und dort kleine Gemetzel veranstaltete und gelegentlich ein paar «Übeltäter» ihrer Nasen beraubte.

Die Vergeblichkeit seines Italien blutig verheerenden Kriegszuges aber zeichnete sich schon ab. Denn Roger, bereits von Sizilien nach dem Festland übergesetzt, drang dort vor, nun seinerseits eine Blutspur ziehend, feindliche Städte zerstörend, sogar, wie in

Capua, Kirchen nicht schonend, plündernd, Nonnen schändend, auch das Gebiet Monte Cassinos heimsuchend und dem kaiserlichen Abt Wibald, der sich ihm zu nähern suchte, androhend, fiele er in seine Hände, würde er ihn unfehlbar hängen lassen; worauf der zur Nachtzeit heimlich mit vierzehn Mark Silber aus seiner Abtei Richtung Deutschland verschwand.

Lothar eilte immer rastloser, immer kränker nordwärts und Sachsen zu. Im späten November überquerte der Hochbetagte im Beisein der treuen Richenza, die ihn auf dem Zug begleitet und zunehmend häufiger vertreten hatte, bereits vom Tod gezeichnet, den Brenner. Er kam bis in die Nähe der bayerischen Grenze und starb am frühen Morgen des 4. Dezember 1137, schon auf dem Gebiet seines Schwiegersohnes Heinrich, in einer elenden Bauernhütte des Dorfes Breitenwang bei Reutte in Tirol – «ein Memento», so Otto von Freising, «an die Erbärmlichkeit des Menschengeschicks hinterlassend». Nur seine Leiche gelangte noch in die ersehnte Heimat und wurde am 31. Dezember in Königslutter beigesetzt.[37]

9. KAPITEL

DER ERSTE STAUFERKÖNIG, KREUZZÜGE WIE VOM FLIESSBAND UND EIN HEILIGER KIRCHENLEHRER

«Wibald ..., der Abt von Corvey und später von Stablo und geschätzter kirchlicher Ratgeber Konrads III. und, so kann man sagen, der eigentliche Kanzler des Reiches. Wibald ist einer der Hauptverantwortlichen für Konrads Politik gegenüber der römischen Kirche, eine Politik, die genauso hörig-ergeben war wie jene Lothars von Supplinburg.» Franco Cardini[1]

«Für Christus den Tod erleiden oder geben ist nie Verbrechen, sondern Ruhm. Der Kämpfer Christi kann ruhigen Gewissens töten und im Frieden sterben. Stirbt er, so arbeitet er für sich; tötet er, so arbeitet er für Christus. Er trägt daher das Schwert mit gutem Grunde. Er ist der Beauftragte Gottes zur Bestrafung der Bösen und zur Erhöhung des Guten. Wenn er einen Übeltäter tötet, ist er kein Menschentöter, sondern ein Töter des Bösen, und man soll in ihm den Rächer im Dienste Christi, den Verteidiger des Christenvolkes sehen.» Bernhard von Clairvaux[2]

«Die Sachsen erhielten von Bernhard Erlaubnis und Segen zu einem Sonderunternehmen: einen Kreuzzug gegen die Wenden, dem sich auch dänische, polnische und mährische Haufen anschlossen. Unter der Losung Bernhards: Taufe oder Ausrottung! kam es zu einem grausigen Gemetzel. Bernhard war in bester Stimmung ...» Karl Kupisch[3]

«Es möchte schwer sein, in der Geschichte einen zweiten so weltklugen geistlichen Schuft aufzutreiben, der zugleich in einem so trefflichen Elemente sich befände, um eine würdige Rolle zu spielen. Er war das Orakel seiner Zeit und beherrschte sie, ob er gleich und eben darum weil er bloß ein Privatmann blieb und andere auf den ersten Posten stehen ließ. Päpste waren seine Schüler und Könige seine Kreaturen. Er haßte und unterdrückte nach Vermögen alles Strebende und beförderte die dickste Mönchsdummheit, auch war er selbst nur ein Mönchskopf und besaß nichts als Klugheit und Heuchelei ...» Friedrich Schiller über Bernhard von Clairvaux[4]

Der «Staatsstreich von Koblenz» und weitere «Regierungsgeschäfte»

Nach Lothars Tod war nichts selbstverständlicher, als daß der mit seiner Erbtochter vermählte Welfe Heinrich der Stolze, Herzog von Bayern, Herzog von Sachsen, Markgraf der Toskana, der größte Landesherr im Norden wie Süden Deutschlands und in Italien, ein Fürst mit Herrschaftskomplexen tatsächlich von «Meer zu Meer», auch König werden würde. Und Kaiser Lothar, der den Mann seines einzigen Kindes begreiflicherweise als Nachfolger wünschte, hatte ihm vor seinem Tod nicht nur das zweite Herzogtum Sachsen, sondern auch die Reichsinsignien übertragen.

Da Heinrich der Stolze (dem der Klerus dieses Attribut anhängte) der Kirche aber nicht genehm, da er bereits auf Lothars italienischem Feldzug sehr bestimmt, sehr selbständig, kaum zu gängeln war, da er mehr die Rechte des Reiches als die Roms im Auge hatte, hintertrieb Papst Innozenz II. seine Wahl. Wie schon bei Lothars Erhebung 1125 nahm auch jetzt wieder ein Kirchenfürst das Heft in die Hand; diesmal, infolge einer Mainzer Sedisvakanz, Erzbischof Albero von Trier, von dem sein geistlicher Biograph und enger Vertrauter Balderich sagt, daß er «mit ganzer Kraft dafür eintrat und gegen den Widerspruch fast aller Reichsfürsten (!) auch durchsetzte, daß Konrad zum König erhoben wurde». Oder, wie Bischof Otto von Freising sagt, daß ihn der Herr erhöhte «wegen seiner Frömmigkeit» (respectu pietatis). Der Herr? Der Herr Albero. Der «Staatsstreich von Koblenz» war völlig irregulär. Und er war ein Kleruswerk. «Da wir den

Willen der römischen Kirche kannten, stimmten wir der göttlichen Anordnung zu», erklärte Albero selbst, der auch aus regionalem Territorialkalkül den Stauferkönig durchgesetzt und dessen Politik dann mitbestimmt hat. «Auf Befehl des Papstes Innozenz», meldet lakonisch der Lütticher Annalist.

Ohne den ursprünglichen Wahltermin Pfingsten 1138 abzuwarten, ließ Albero, wie er offen gestand, auf Betreiben des Papstes, auch im Einvernehmen mit dem Kardinallegaten Dietwin, einem deutschstämmigen, sehr aktiven Kirchenpolitiker, von einer kleinen Minderheit, zumal von Bischöfen, am 7. März 1138 Konrad von Staufen, den einstigen Gegenkönig des Süpplingenburgers, zum deutschen König wählen. Und bereits wenige Tage darauf, nach «einem Eilmarsch» (Engels) nach Aachen, krönte und salbte ihn dort der päpstliche Legat, der Konrad auch auf dem Zweiten Kreuzzug begleiten wird.

Der neue König, damals etwa 45 Jahre alt, war zwar nicht unerfahren, verglichen mit dem Welfen aber weniger selbständig, ein frommer Herr, über den die Kirche herrschte, durch den sie regierte, ob er wollte oder nicht. Von einem der tonangebenden Höflinge, dem Abt Wibald von Stablo und Corvey, Hauptberater in allen politischen Fragen, zeitweilig Notar in der Kanzlei, erfuhr die römische Kurie alles Wichtige und gab an ihn die Weisungen für den König. Entglitt dieser doch einmal den geistlichen Direktiven, konnte Abt Wibald alsbald nach Rom berichten, er habe «dem Manne» wieder die Tugend der Demut und des Gehorsams eingeträufelt. Jahr für Jahr erschienen päpstliche Legaten, predigten Gehorsam gegenüber ihrem Herrn und kassierten – ihr Hauptinteresse.

Nachträglich akzeptierte der Adel Konrads illegale Thronerhebung, mit Ausnahme allerdings, wie zu erwarten war, der Welfen. Und die Rivalität zwischen ihnen und dem Staufer drückt fast dessen ganzer Regierungszeit den Stempel auf. Konrad duldete einfach nicht die nahezu königsähnliche Stellung Heinrichs neben sich. Obwohl dieser nach dem Abfall auch seiner bayerischen Bischöfe auf die Krone verzichtet und Konrad III. die Reichsinsignien ausgehändigt hatte, ohne ihm freilich zu huldi-

gen, verhängten die Fürsten die Reichsacht über ihn. Er verlor beide Herzogtümer. Sein Bruder Welf VI. verlor die Markgrafschaft Toskana. Sachsen bekam, ein geschickter, die Gegenseite spaltender Zug, Heinrichs Vetter, Markgraf Albrecht von Ballenstedt der Bär, Bayern sein eigener Halbbruder Leopold IV., Markgraf von Österreich. Hatte der König ja auch schon 1138 seinen Halbbruder Otto, Abt des Cisterzienserklosters von Morimond, den berühmten Geschichtsschreiber, zum Bischof von Freising gemacht – wie später noch einen weiteren Halbbruder zum Herzog von Bayern.

Leopold IV. unterwarf zunächst einmal Regensburg, die Hauptstadt, zog dann, schreibt Bruder Otto, «mit einem starken Heer» durch das ganze Land, erledigte danach «drei Tage lang Regierungsgeschäfte» – als wäre sein Feldzug kein Regierungsgeschäft gewesen! – «und versah das Amt eines strengen Richters». Solch strengrichterliche Regierungsgeschäfte, «bürgerliche Rechtsstreitigkeiten» (civilia iura), wiederholten sich natürlich. Dabei steckte er einmal in Regensburg, infolge ausbrechender Differenzen, «einige Stadtviertel in Brand». So konnte er heil entkommen, die Umgebung verheeren und dann auch die Regensburger schröpfen. Nicht lang danach zerstörte er mit gesammelter Heeresmacht am Lech «die Burgen einiger seiner Gegner und verwüstete das ganze Land ringsum; dann zog er zum schweren Schaden unserer Kirche durch unser Gebiet heim» (Otto von Freising).

Bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts beherrscht der offene Kampf zwischen Staufern und Welfen die deutsche Geschichte, beeinflußt sie aber noch lange darüber hinaus fundamental.[5]

In Nord- und Süddeutschland wütete wieder der Bürgerkrieg.

Heinrich der Stolze vertrieb zunächst Vetter Albrecht den Bären weitgehend aus Sachsen. Und da die dortigen Fürsten um höherer Einkünfte willen die Slawen zeitweise schonten, nutzten die Holsten die Fehde der großen Vettern und fielen, nun von niemandem zurückgehalten, im Winter 1138/1139 auf eigene Faust ins Slawenland ein. Sie nahmen u. a. die Burg Plön «unverhofft mit Gottes Hilfe», metzelten die slawischen Menschen nieder, verheerten

weite Gegenden mit Raub und Brand – «Das ganze Land wurde wieder zur Einöde gemacht» (Helmold von Bosau).

Heinrich der Stolze war inzwischen nach Bayern zur Niederringung Leopolds geeilt, starb aber plötzlich im Oktober 1139; einige sprachen von Gift. Da sein Sohn, dereinst als Heinrich der Löwe berühmt, kaum zehnjährig war, setzten dessen Großmutter, die Lothar-Witwe Kaiserin Richenza, und Heinrich des Stolzen Bruder Welf VI. den Kampf fort. Im August 1140 schlug er den Babenberger Leopold bei Valley an der Mangfall (Oberbayern) «in einer für beide Teile verlustreichen hitzigen Schlacht» (Otto von Freising), worauf der König die schwäbischen Hausgüter der Welfen überfiel.

Erst nach zweijährigem Krieg, nach dem Tod von Richenza und Leopold IV., einigte man sich. Heinrich der Löwe bekam im Mai 1142 durch die Resignation des Askaniers, der Markgraf der Nordmark blieb, Sachsen, während etwas später König Konrads Halbbruder Heinrich II. (mit dem seine Frömmelei signalisierenden Beinamen) Jasomirgott Bayern erhielt, dazu, sozusagen, etwas vorher schon, Heinrichs des Stolzen Witwe, die Kaisertochter Gertrud, als wäre so der neue Herzog der Erbe Bayerns geworden. Durch Gertruds Tod bereits im Wochenbett 1143 erfüllte sich freilich die von Konrad erhoffte Ausschaltung der Welfen in Bayern nicht. Und Welf VI., der den Verzicht seines Neffen auf Bayern negierte, kämpfte in Süddeutschland ohnedies fort, dabei u. a. vom Regensburger Bischof unterstützt.[6]

Unruhen, Aufstände und Kriege in Italien

Am 4. Dezember 1137 war Lothar III. verschieden, am 15. Januar 1138 folgte ihm Papst Anaklet II. in den Tod. Damit war das Schisma zwar beendet, aber Anaklets Anhang erhob schon Mitte März den Kardinal Gregor von Ceccano – mit eingeholter Genehmigung Rogers II. – zum neuen (Gegen-)Papst Viktor IV., der jedoch seine Rolle nicht einmal ein Vierteljahr spielte.

Die Gefolgschaft schrumpfte schnell durch die Bestechungsgelder von Papst Innozenz. Die Kardinäle, die Familie Pierleoni fielen von Viktor ab. Er resignierte, trat zurück, und so war auch dieses Schisma, eine belanglose Episode, beseitigt. Innozenz begnadigte die sich Unterwerfenden und versprach, alle, Viktor wie die Kardinäle, in Amt und Würden zu belassen. Noch kein Jahr später setzte er alle ab.[7]

In Süditalien ging der Krieg indes fort.

Roger hatte sein Königreich nach Abzug der Deutschen weitgehend wiedererobert. Die Päpstlichen kämpften während des ganzen Jahres um Städte und Burgen. Innozenz selbst verdammte auf dem großen Laterankonzil im März 1139 vor angeblich Hunderten von Bischöfen und tausend Äbten in feierlicher Form den König, nachdem er schon längst alle exkommuniziert hatte, die mit Sizilien, mit Apulien Handel trieben oder den «Tyrannen» sonstwie stützten. Und obwohl bereits im April sein wichtigster und weitaus fähigster Bundesgenosse, Herzog Rainulf von Apulien, der Rogers Attacken fast allein widerstand, jäh verstarb, glaubte der Heilige Vater die Sache auch so schmeißen zu können. Er sammelte Truppen, übernahm den Oberbefehl und rückte im Juni mit großem geistlichem Gefolge, die Kardinäle an der Spitze, gegen Roger vor, dessen sogleich angebotene Friedensverhandlungen sich schnell zerschlugen. Doch nach schweren Verlusten seines Heeres geriet Innozenz am 22. Juli 1139 bei San Germano in Gefangenschaft. Zwar weigerte er sich, den siegreichen, von ihm verfluchten Gegner zu empfangen, gab aber bald klein bei.

Im Friedensvertrag zu Migniano (bei Caserta) vom 25. Juli 1139 sprach er «dem erlauchten und berühmten König» nebst seinen Erben das Königreich Sizilien zu, das Herzogtum Apulien, Kalabrien sowie das Fürstentum Capua. Ja, er mußte, nach jahrelangen Kämpfen, dem König sogar Gebiete überlassen, die seit langem als päpstlich galten, mußte die Vereinbarungen zwischen Anaklet und Roger anerkennen und dessen süditalienisches Reich, die sizilisch-normannische Großmacht weihevoll legitimieren. Alle Akte Anaklets hatte Innozenz annulliert. Ausgerechnet Anaklets Anerkennung des Königreichs Sizilien, Ironie der

Geschichte, mußte auch der Roger unterliegende Rivale billigen. Kaiser Lothars ganzer glorioser Kriegszug erwies sich damit als vertan.

König Roger aber, dem die einen bestialische Greuel unterstellten, die anderen eine größere Friedensliebe als allen sonstigen Fürsten, was nun wirklich nicht viel heißen muß, griff bald gegenüber der Kurie noch weiter aus. Und auch im Norden Italiens brannte es in den Jahren 1143 und 1144 an allen Ecken und Enden. Venedig und Ravenna bekämpften sich zu Wasser und zu Land. Mit Feuer und Schwert fielen Verona und Vicenza über Treviso her, ruinierten dessen Burgen, Dörfer, Felder. Der wilde Krieg zwischen Pisa und Lucca steckte die ganze Toskana in Flammen. Die Florentiner verbrannten die Vorstädte Sienas, griffen auch Lucca an, plünderten, verheerten, äscherten ringsum Kastelle, Städte, Ländereien ein. «In diesen Kämpfen», berichtet Bischof Otto, «kamen nicht nur sehr viele Pisaner und Luccaner durch das Schwert ums Leben und beendigten so ihr Elend elendiglich durch den Tod, sondern es bieten auch die unzähligen Gefangenen beider Parteien, durch langandauerndes Hungern und durch den Schmutz im Kerker ausgemergelt, wie ich es selbst gesehen habe, allen Durchreisenden ein bejammernswertes Bild menschlichen Unglücks.»[8]

Man vergißt ja viel zu oft über all dem Wirbel augenfälliger Geschehnisse das unnennbare Grauen jener ungezählten Ab- und Ausgeschiedenen, die irgendwo fernab hinter Gittern oder unter der Erde wie Motten verrotten, nicht selten Jahr um Jahr, ja ohne je die Freiheit oder auch nur das Tageslicht wieder zu sehn ...

Auch in Rom, wohin Papst Innozenz im Herbst 1139 von Benevent zurückgekehrt war, brach alsbald ein Aufruhr und Krieg gegen das kleine Tivoli aus. Der Heilige Vater hatte die Einwohner, wie Otto von Freising meldet, schon lange exkommuniziert, auch sonst bedrückt und immer mehr in die Enge getrieben. Doch als die Römer, nach einem blamablen Auftakt, gewannen, wollten sich die Tivolesen nicht ihnen, sondern nur dem Papst ergeben; sämtliche Friedensvereinbarungen, eine nach der anderen, wurden zu seinen Gunsten getroffen. Die Römer aber forderten

Tivolis Vernichtung und die Vertreibung dieses so aufmüpfigen Völkchens, das auch mit diversen Nachbarn in Fehde lebte, zumal mit dem Abt von Subiaco, dessen Kloster schon im 10. Jahrhundert die Jurisdiktion über die Stadt erhielt.

Jetzt aber wollten die Römer herrschen, und nicht nur in Tivoli. Sie erhoben sich im Sommer 1143, stürmten – die Städtekriege in der Lombardei, der Toskana, die Attacken der Kommunen des Nordens gegen die Prälaten vor Augen – das Kapitol und setzten, überdrüssig, sich vom Papst regieren und drangsalieren zu lassen, den längst beseitigten «heiligen Senat der Stadt» wieder ein und den Krieg gegen Tivoli fort, indes der Papst, bittend, einschüchternd, mit Gold lockend, das tobende Volk zu besänftigen, seine Gewalt über Rom zu wahren suchte und über allem am 24. September 1143 verstarb.[9]

Auch unter den Nachfolgern des Innozenz dauerten die Tumulte in der Stadt an.

Der nur fünf Monate pontifizierende Coelestin II. (1143–1144), ein Schüler Abälards und seinerzeit selbst als Gelehrter gelobt, wurde der Wirren so wenig Herr wie Lucius II. (1144–1145). Rom revoltierte, es kam zur Erhebung der Kommune gegen den Papst, der sich mit dem Adel verband, während die ausgebeutete Bürgerschaft einen Patricius zum Leiter der jungen Republik berief, Jordan Pierleone, einen Bruder des Gegenpapstes Anaklet. Rom erstrebte Selbstregierung, begehrte alle Hoheitsrechte in Stadt und Land. Es wollte unabhängig von kurialer Kontrolle, frei von jeder Zivilgewalt des Papstes sein, wollte ihm nur noch den Zehnten überlassen oder eine Staatspension.

Der – im doppelten Wortsinn – entsetzte Lucius rief nicht nur Konrad III. zu Hilfe, der freilich selbst genug innenpolitische Querelen, auch wohl doch lieber ein schwaches als starkes Kirchenhaupt hatte, sondern suchte sich, gegen den Willen seiner Kardinäle, sogar mit König Roger zu arrangieren, mit dem er einst befreundet war. Lange glaubte man, behauptet es gelegentlich noch jetzt, Lucius II. sei Mitte Februar 1145 beim Sturm auf das Kapitol, den Sitz des Senats, tödlich verwundet worden. Der Bericht des Geschichtsschreibers, kaiserlichen Notars und Hof-

kapellans Gottfrieds von Viterbo über Lucius' Tod durch den Steinwurf eines Aufständischen ist jedoch unhistorisch. Gottfried schrieb häufig flüchtig, fehlerhaft, wurde aber gleichwohl ein Vorbild für die künftige Chronistik.

Als der inmitten aller Unruhen ganz heimlich und ohne Kardinal zu sein zum Papst gewählte Eugen III. (1145–1153), ein Schüler des hl. Bernhard, die römische Verfassung verwarf, empörte sich das Volk erneut. Die Adelskastelle wurden zerstört, die Kardinalsvillen geplündert, während Eugen von Viterbo aus die Straße nach Rom abriegelte und die Stadt verfluchte: nur die wenigste Zeit seines Pontifikats, etwa ein Achtel, konnte er in ihr verbringen. Das bedeutendste Ereignis seiner Regierung aber war ohne Zweifel ein großer Krieg, den nicht zuletzt er vom Zaun brach. Veranlaßte doch 1144 der Fall Edessas mit einem kaum erwarteten Widerhall in der muslimischen wie christlichen Welt Eugens III. drei Aufrufe – am 1. Dezember 1145, am 1. März und im Oktober 1146 – zu einem neuen Kreuzzug.[10]

Bevor es jedoch zu diesem Zweiten Kreuzzug kam, hatte es schon eine ganze Reihe anderer Kreuzzüge – selbst von Norwegen aus – mit zahlreichen Schlächtereien teilweise großen Ausmaßes gegeben. Denn der Enthusiasmus der Zurückgekehrten, ihre Berichte, Errungenschaften, «Reliquien» etc., erweckten neue Pilger. Die abendländischen Pfaffen predigten unentwegt weitere Heils-, Geld- und Machthungrige ins Heilige Land und ins Himmelreich. Man wollte nicht nur Jerusalem haben, man wollte den Islam insgesamt vernichten. Der Strom der Krieger riß nie ganz ab, italienische Flotten lieferten Waffen nach, Werkzeuge, Belagerungsmaschinen.

«Die blühenden Lande veröden» oder «wer dort arm war, wurde hier reich durch Gott»

Kaum einen Monat nach dem Fall Jerusalems besiegten die neuen Herren ein gewaltiges ägyptisches Hilfsheer unter dem Fatimiden-Wesir Al-Afdal. Sie überraschten es am Morgen des 12. August 1099 im Lager vor Askalon und schlugen es – während in Jerusalem Peter von Amiens eine festliche Prozession «zu Ehren Gottes» veranstalten, Messen singen, Gebete sprechen, Almosen sammeln ließ – «im Namen des Herrn Jesu» nahezu restlos zusammen; schließlich wußte man, was man verteidigte! Auch hatte der Patriarch selbst im ganzen Heer ausrufen lassen, «er würde jeden exkommunizieren, der daran dächte, Beute zu machen, bevor die Schlacht beendet wäre; wenn das aber geschehen sei, könnten sie sich wieder der Freude hingeben, alles dessen sich zu bemächtigen, was ihnen vom Herrn vorbestimmt sei ... So wurde alles geordnet und im Namen des Herrn Jesus Christus begannen sie den Kampf.»

Alles geordnet – und der Herr in der Tat auf ihrer Seite. «Die Feinde Gottes waren verblendet», meint der Anonymus, «denn die göttliche Macht erschreckte sie.» Die «Ritter Christi» schossen die «Ungläubigen» mit Pfeilen aus den Bäumen, holten sie mit Lanzen, mit Schwertern herunter, verbrannten sie lebendig in einem Hain, jagten sie ins Meer, wo angeblich gegen dreitausend umkamen, oder hieben den zu Boden Gestreckten noch die Köpfe ab, «wie man Tiere köpft auf dem Markt». Hunderttausend Reiter und vierzigtausend Fußsoldaten vermochte man dem Heiligen Vater als besiegt zu melden – «Gott sei Dank!»[11]

In Jerusalem, wo man ein Lateinisches Königreich zu schaffen begann, war zunächst Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, einer der Anführer des Ersten Kreuzzuges, zum Beschützer des Heiligen Grabes avanciert (Advocatus Sancti Sepulchri).

Das Haupt der Kreuzfahrerherrschaft führte ein kurzes, aber straffes Regiment, anscheinend jedoch mit großen Zugeständnissen an die Jerusalemer Kirche. Schon deshalb wohl und um von

deren innerem Durcheinander abzulenken, wurde Gottfried bald idealisiert, legendenumrankt, ja seit dem 14. Jahrhundert zu einer «Vorbildfigur des europäischen Rittertums» (Despy) – ein Mann, so Hans Wollschläger, «von zwar schwächlichen Geistesgaben, doch starkem Arm und unverwüstlicher Frömmigkeit»; nicht nur der Herzog, nicht nur ein kleiner Teil der christlichen Ritterschaft Europas, wahrscheinlich ihr größter ist damit gut charakterisiert.

Patriarch von Jerusalem war Arnulf von Chocques geworden, über dessen Sexskandale die Soldaten Lieder sangen. Gierig beraubte er syrische wie griechische Geistliche und ließ sie so lange foltern, bis er auch das sogenannte Heilige Kreuz bekam. Überhaupt hat der fränkische Klerus den einheimischen um Land und Geld gebracht. Und natürlich tötete man die muslimischen Bauern oder vertrieb sie. «Die blühenden Lande veröden» (Heer).

Die Sache belebte sich noch, als mit einem Kreuzheer seiner Landsleute Herr Daimbert von Pisa erschien, ein von Urban II. zum Erzbischof, Metropolitan von Korsika und Legaten von Sardinien erhobener, schamlos geld- und machtsüchtiger Seelenfürst, der bösen Zungen zufolge den kastilischen Kirchenschatz entwendet hatte. Er ließ Arnulf, dessen Wahl er als ungültig bezeichnete, Ende 1099 absetzen und bestieg selbst den Patriarchenstuhl. Und schon bald lag er im Kampf mit den weltlichen Großen, die sich nach seiner Meinung unrechtmäßig der Stadt bemächtigten «zum Untergang der Kirche und zur Unterdrükkung der Christenheit». So gab es gerade in den ersten Jahren nach der Einnahme Jerusalems ständig Streit zwischen Kirche und Staat. Gottfried mußte immer mehr von seinem Machtbereich abtreten, zumal Jerusalem und Jaffa. Scheint Patriarch Daimbert doch eine Art Cäsaro-Papismus, eine große Theokratie intendiert zu haben, an deren Spitze er selber stehen wollte – was er ja nur den Heiligen Vätern abgeguckt haben konnte. Er ließ sich als Lehnsherr anerkennen, machte Gottfried und Bohemund zu seinen Vasallen und begabte sie mit eben den Ländern, die sie selbst geraubt.

Als «der ruhmreiche Herzog Gottfried» bald nach dem 18. Juli 1100 in Jerusalem stirbt (an Typhus oder einem Pfeilschuß) und,

wie ihm gebührend, gleich «beim Grab des Herrn» bestattet wird, erheben die Ritter unter Zeichen und Wundern «am Himmel und auf der Erde» (Otto von Freising) seinen Bruder Balduin, den Grafen von Edessa, zum ersten König von Jerusalem. Da der Patriarch, «auf alle erdenkliche Weise bemüht, Mord und Zwietracht unter den Fürsten zu stiften» (Albert von Aachen), zu wenig Truppen hatte, rief er den normannischen Herren von Antiochia auf, Balduin den Zutritt zur Heiligen Stadt zu verwehren, ihn notfalls zu bekriegen. Doch dieser erkämpfte sich die Herrschaft, und der von päpstlichen Legaten ab- und ein- und abgesetzte Patriarch starb, von Papst Paschalis II. zuletzt noch einmal investiert, im Sommer 1107 in Messina auf der Reise nach Jerusalem.[12]

Gleichwohl: die eigentliche Macht blieb in den Händen der Kirche – «die Ratschläge des lateinischen Patriarchen von Jerusalem waren im allgemeinen ausschlaggebend» (Atiya). Oder wie der arabische Historiker Ibn al Atir (gest. 1233) sagt: ihm gehorchen sie alle, «wie die Muslime dem Kalifen». Einen weiteren Patriarchen gab es in Antiochia, außerdem acht Erzbistümer, sechzehn Bistümer und viele Klöster.[13]

Wie sehr sich aber auch alles immer mehr befehdete, die Fürsten untereinander, die Fürsten die Kirche, die Kirche die Fürsten, wie katholische Herren sich auch mit den Moslems gegen katholische Konkurrenz alliierten und stets das Kaufmannsvolk fest mitgemischt hat, kurz, wie sehr gewisse allgemeine Zustände im christlichen Osten den westlichen glichen, zurück wollten viele nicht mehr. «Wir, die wir Abendländer waren, sind Orientalen geworden ... Wir haben schon unsere Geburtsorte vergessen.» «Denn wer dort arm war, wurde hier reich durch Gott», liefert Kaplan Fulcher von Chartres prompt die Begründung, «und wer nicht einmal ein Dorf besessen, hat hier durch des Herren Gunst eine ganze Stadt.»[14]

Gottfried von Bouillons Nachfolger wurde sein Bruder, der zunächst für die kirchliche Laufbahn bestimmte Balduin I. (1100–1118), der sich am 25. Dezember in der sogenannten Geburtskirche zu Bethlehem in Gegenwart der Geistlichkeit durch

den Patriarchen gleich zum König krönen ließ. Die Entwicklung zu einer typischen Feudalmonarchie, bestehend aus halb unabhängigen staatlichen Gebieten, dem Fürstentum Antiochia sowie den Grafschaften Edessa und Tripolis, setzte sich damit fort. Es waren dies unter dem Königreich Jerusalem locker miteinander liierte christliche Herrschaften, die in unentwegten Raubzügen, Gefechten, Belagerungen nicht nur die «Ungläubigen», sondern sich auch gegenseitig bekriegten, während gleichzeitig selbstverständlich auch die muslimischen Entsatzheere raubten, verwüsteten, töteten. Und permanent involviert waren natürlich die aus Siegen wie Niederlagen der Kreuzfahrer Gewinn ziehenden italienischen Handelsmetropolen Venedig, Genua, Pisa. Gierig auf das orientalische Großgeschäft, sicherten sie sich Schiffahrtslinien und Märkte und bestimmten weitgehend die Verwaltung syrischer Küstenstädte. Auch an bewaffneten Auseinandersetzungen nahmen sie teil, halfen diese Orte erobern, was die Ankunft des Nachschubs, der Verstärkung erleichterte und die Kreuzzügler den Weg übers Meer nehmen ließ, wozu die Kirche in der Heimat unermüdlich animierte, wo Papst Urban II. die allzu vorzeitigen Heimkehrer des Ersten Kreuzzuges exkommuniziert hatte und Nachfolger Paschalis II. sie exkommunizìert ließ, bis zu ihrem abermaligen Aufbruch ins Gelobte Land, um der morgenländischen Kirche, «unserer Mutter, mit vereinter Kraft wieder das ihr Gebührende zu verschaffen, so der Herr es gibt».

Der Herr gab es – jedenfalls einstweilen.

Noch 1100 hatten die christlichen Besatzer Sarūǧ gestürmt, geplündert, die Frauen gefangen und einen großen Teil der übrigen Einwohner umgebracht. Auch bei der Eroberung Caesareas im gleichen Jahr massakrierten sie die Menschen. 1002 vertrieben sie die Bevölkerung von Arsūf. Bei der Einnahme von Tortosa/Tartūs in der Provinz Tripolis töteten sie, «wer in ihr Muslim war». Verträge wurden oft nicht beachtet, wie bei der Übergabe von Gubail (1102), als die Christen nicht nur alles konfiszierten, sondern durch Tortur auch noch Geld erpreßten. Akkon nahm man 1104. Im selben Jahr freilich erlitt man am 7. Mai eine

schwere, den Mythus von der Unbesiegbarkeit der Kreuzfahrer zerstörende Niederlage bei Harrān, wo Balduin (der die Muslime zu täuschen versuchte, von ihnen selbst getäuscht worden ist) in Gefangenschaft geriet.

Erst nach fünfjähriger Belagerung wurde Tripolis am 12. Juli 1109 erstürmt, die Bevölkerung gräßlich gefoltert, ihr Besitz beschlagnahmt, alles an Frauen und Kindern in die Sklaverei geschleppt, «unschätzbare Beute» gemacht, die riesige Bibliothek verbrannt. Um dieselbe Zeit verjagte Tankred den byzantinischen Statthalter von Tarsus, verheerte die Provinz Šaizar und zwang der Stadt einen Tribut auf. Am 4. Dezember 1110 ergab sich Sidon, nachdem Balduin Schonung der Einwohner und ihrer Habe zugesichert hatte. Doch dann, schreibt der arabische Chronist Ibn al-Qalānisī (gest. 1160), der erste arabische Historiker, der die Kreuzzüge behandelt, umständlich genau und meist objektiv, «stürzte er sie in Armut und nahm ihnen das Letzte; von denen, über die er wußte, daß sie behalten hatten, erpreßte er auch den Rest».

1110 ereignete sich auch eine der größten Katastrophen der katastrophenreichen Kreuzzugsgeschichte: das Blutbad von Armenien. Die Kreuzfahrer hatten die Zivilbevölkerung dieses Gebietes zu evakuieren beschlossen, um sie vor den Überfällen der Türken zu schützen. Sie taten dies aber, als ein großes Türkenheer unter dem Atabeg von Mosul, Scharaf ad-Daulah Maudud, bereits in der Nähe weilte. Und während die Franken selbst schon am jenseitigen Ufer des Euphrat waren, wurden die Armenier auf dem anderen von den Türken überfallen und zu Zehntausenden hingeschlachtet, nur Frauen und Kinder im allgemeinen geschont. Das Land Edessa hat man damals an einem Tag menschenleer gemacht und auch nicht mehr neu bevölkert.

Beirut, von den Kreuzfahrern seit 1099 wiederholt angegriffen, konnte König Balduin, mit Hilfe der Genuesen, erst nach einer schweren Schlacht 1110 erobern. Die Stadt wurde geplündert, alles Vermögen beschlagnahmt, die Einwohnerschaft in Sklaverei geschleppt.

Balduins tolldreistes, nur auf einige hundert Ritter gestütztes

Regiment war mitunter der Vernichtung nahe, doch profitierten seine beträchtlich ausgreifenden Raubunternehmen von ständig neu eintreffenden Kreuzfahrerhaufen, übrigens nicht nur militärisch. Das Königreich Jerusalem verstand das religiöse Bedürfnis auch direkt zu kapitalisieren , zum Beispiel das Wallfahren. Schröpfte die Regierung doch jeden Pilger durch diverse Zölle und Gebühren, durch Einziehung eines Drittels der gesamten Seereisekosten; ja auch ein Teil der Pilgergeschenke für Kirchen und Klöster fiel an den König.

Was anscheinend um der Religion willen begonnen worden, zeigte nun immer mehr seine tatsächliche politische und wirtschaftliche Fratze. Das spiegelt, nur beiläufig betrachtet, sogar noch die Ehe des einst für eine Klerikerkarriere vorgesehenen Balduin. Zunächst war er mit der Armenierin Arda, Tochter des armenischen Fürsten Thatul, verheiratet. Dann verstieß er sie, da er Geld brauchte, und heiratete Adelaide, die verwitwete Gräfin von Sizilien, eine schon ältere Dame, doch eine der reichsten Frauen Europas. Und als er in vier Jahren ihre gesamte Mitgift ausgegeben, jagte er auch sie wieder davon – mit dem Plazet des Patriarchen Arnulf, der ihm zu dieser Ehe geraten und sie eingesegnet hatte.

Immer übermütiger, mächtiger geworden, galt Balduins letzter Krieg Ägypten, wo er bis zum Nil vordrang, doch auf dem Rückmarsch am 2. April 1118 starb, worauf er in der sogenannten Grabeskirche von Jerusalem würdevoll, wie verdient, beigesetzt worden ist.[15]

Die Ritterorden – die neue «Herrlichkeit Christi auf Erden»

Eine typische Schöpfung jener Zeit, die ohne die bewaffneten Wallfahrten vielleicht kaum entstanden wäre, sind die nach dem Ersten Kreuzzug sich bildenden, im Laufe des 12. Jahrhunderts und später in die Geschichte tretenden geistlichen Ritterorden:

die Templer, Johanniter, der Deutsche Orden, Jacobusorden, Schwertbrüderorden u. a. Die Mitglieder, seit Bernhard von Clairvaux oft Mönche genannt, sind in Wirklichkeit nicht einmal Zwitter oder, feiner gesagt, Semireligiose, sind sehr viel weniger Mönche als Soldaten, sehr viel weniger Vertreter des geistlichen als des militärischen Standes, und sicher nicht dessen beste Vertreter – falls es gute gibt.

Selbst der hl. Bernhard hat in seinem Traktat «De laude novae militiae», in dem er das wundersame schnelle Aufblühen dieser Ordensorte feiert, deren «besonders segensreiche soziale Wirkung» darin gesehen, daß so das Abendland, wie Hans Prutz in seinen «Geistlichen Ritterorden» mitteilt, «eine Menge sittlich bedenklicher und gefährlicher Elemente los wird, indem zahlreiche Räuber, Heiligtumschänder und Mörder, Meineidige und Ehebrecher nach dem Osten entfernt werden, wo man sich ihrer als Helfer gegen die Ungläubigen aufrichtig freut».

Zwar beweist nach dem Katholiken Neuss nichts «deutlicher die Kraft des religiösen Impulses im 12. Jahrhundert», ist der Ausgangspunkt dieser Ritterorden «die christliche Nächstenliebe»; zwar rühmt ihnen auch Jesuit Hertling «viel Gutes» nach «zu ihrer Zeit» (wann sonst?). «Sie haben im christlichen Volk den Sinn geweckt für Ausbreitung des Glaubens und organisierte karitative Tätigkeit». Tatsächlich aber sind diese geistlichen Ritter, und gerade die bekanntesten, wie Johanniter und Templer, gewöhnlich die scheußlichsten Schlächter, die im lateinischen Orient über die Hälfte aller christlichen Krieger stellten, sozusagen deren Eliteeinheit und Stoßtruppe. Nie durften sie die Feinde zählen, nie zurückweichen, unablässig sollten sie die «Ungläubigen» aufs Haupt schlagen, der totale Krieg für Christus war ihr Dogma, wozu auch ein ausgedehntes Spionagesystem gehörte.

Kurz, diese Orden bildeten «eine Art stehendes Heer der Kreuzfahrerstaaten und der iberischen Reiche ... mit gewaltigen Burgen als Stützpunkten und erlitten im Kampf oft existenzbedrohende Verluste fast ihres ganzen Aufgebots» (Hiestand), was der Sache wesentlich näher kommt als das blamable Apologetengesums, ja auch gar nicht ausschließt, daß die Ritterorden von

ihrem ursprünglichen Konzept her vielleicht eine Art pietistisch-puritanische Reaktion sind auf die allzu weltlichen Pilgerbanden; ähnlich wie die christlichen Mönchsgemeinschaften der Spätantike Reaktionen waren auf die Verweltlichung des Christentums.

Die Ritterorden haben gewöhnlich die Grundregeln der Armut, Keuschheit, des Gehorsams, die eigentlichen Mönchsgelübde, doch auch des dauernden Kampfes gegen die Feinde des Kreuzes, die «Ungläubigen». Und so peinlich sie auch verklärt wurden und werden, in ihnen bündeln sich förmlich Arroganz, Neid, Intrigen und Verrat, herrschen fortgesetzt häßlichste Händel, kulminiert ein geradezu grenzenloser Gruppenegoismus; keiner von ihnen entspricht auch nur entfernt dem meist gezeichneten Bild. In Wirklichkeit fechten sie samt und sonders weit mehr für ihre eigenen (finanziellen) Interessen, ihre rasch wachsenden Besitzungen, umfangreichen Privilegierungen als für die Kirche, weshalb sie auch bereits im 12. Jahrhundert vom Episkopat beargwöhnt, kritisiert, ja bekämpft worden sind (S. 465). Immerhin gelangten zwei der Orden sogar zu eigener Staatlichkeit, der Deutsche Orden im Baltikum seit dem 13. Jahrhundert, die Johanniter auf Rhodos seit dem 14. Jahrhundert und auf Malta seit dem 16. Jahrhundert.[16]

Ritterorden waren Klassengesellschaften, streng nach sozialen Schichten gestuft: in adlige Ritter (milites), Kleriker (capellani) und dienende Brüder (servientes) aus dem «Volk»; dazu zahlreiche weitere Hilfskräfte aller Art, von versklavten Bauern bis zu Söldnern. Die Orden, zum Teil auch mit weiblichen Zweigen, unterstanden bald als dessen besondere, mit Vorrechten und Immunitäten überschüttete Lieblinge der Obergerichtsbarkeit des Heiligen Stuhles. Er suchte ausschließlich darüber zu verfügen, mit ihrer Hilfe seinen Einfluß zu mehren und die Ostkirchen zu gängeln.

Die ältesten, stolzesten, dreistesten, die «klassischen» Ritterorden waren die Johanniter (seit 1310 Hospitaliter, seit 1530 Malteser) und die nach einem spektakulären politischen Prozeß 1312 auf dem Konzil von Vienne aufgehobenen Templer, deren gewaltige Güter die Johanniter bekamen.

Die Anfänge des Johanniterordens (Ordo militiae Sancti Joannis Baptistae hospitalis Hierosolymitani) gehen auf ein karitativ geprägtes Hospital zuerst in Antiochia, dann in Jerusalem zurück, das am syrischen Handel besonders beteiligte Kaufleute aus Amalfi Mitte des 11. Jahrhunderts materiell fundiert hatten, im 12. Jahrhundert 2000 Kranke aufnehmen konnte und schon früh in führenden europäischen Wallfahrtsorten abhängige Filialen besaß. Der Orden bekam große Privilegien, reiche Landschenkungen von Europa bis in den Orient und sehr bald auch einen immer mehr dominierenden militärischen Zweig – im wesentlichen spiegelt diese Ordensgeschichte mutatis mutandis die Genesis des Christentums überhaupt.

Der erste Vorsteher der Johanniter (schwarzes Gewand mit weißem Kreuz), der Provenzale Gérard de Martigues der Reine, soll noch bei seinem Tod «im Stande der Unschuld» gewesen sein. Anfangs erfüllten die Mitglieder offenbar die «Caritas», widmeten sie sich den Pilgern, übten Nächstenliebe. Dann aber trat dazu, so das Handbuch der Kirchengeschichte, «die Pflicht des bewaffneten Grenzschutzes», griff man doch lieber zum Schwert, nahm der Glaubenskampf überhand, wurde aus einem geistlichen Orden, wohl unter dem Einfluß der Templer, ein militärischer, was die Templer von Anfang an waren.

Die Johanniter, die als «Diener der Armen Christi» den «hl. Armen« verehrten, empfingen 1136 und 1144 durch den König von Jerusalem und den Grafen von Tripolis die ersten strategisch wichtigen Burgen. Sie erhielten Ländereien, Grenzmarken; im Heiligen Land und in Europa kam es zu einer Fülle von Spenden, Schenkungen, päpstlichen Gunsterweisen, zu Raub und florierenden Geldgeschäften. Die Pauperes commilitones Christi, seit 1154 als «Orden» anerkannt, wurden eines der reichsten Bankunternehmen Europas, waren aber schon in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, u. a. besonders durch Kosten für Rüstung, Festungen, Feldzüge, schwer verschuldet.[17]

Die Templer (Fratres militiae Templi oder, wie sie auch und viel schöner hießen, Pauperes commilitones Christi templique Salomonis) hatte 1120 der französische Ritter Hugo de Payens zum

Schutz der Pilger und zur Verteidigung des «Heiligen Landes» ins Leben gerufen (seit 1147: weißer Mantel mit einem roten Kreuz) und König Balduin II. gefördert. Der Großmeister residierte in unmittelbarer Nähe des Salomontempels, daher der Name. Nach 1187 verlegten sie ihr Hauptquartier nach Akkon, zuletzt nach Zypern, wo sie bis zu ihrer Vernichtung durch den französischen König und das Papsttum blieben.

Die Templer gelobten Armut, Keuschheit, Gehorsam und «reinen Gemüts zu kämpfen». Sie vereinigten die alte ehrwürdige christliche Tradition: Gebet und Krieg. Sie wurden täglichen religiösen Übungen unterworfen, mußten es aber in Ausnahmezeiten, oft eher die Regel, nicht allzu genau damit nehmen. Eröffnete ihnen doch der Kreuzzug selbst, wie dem westlichen Rittertum überhaupt, einen «eigenen Heilsweg», ja, der Kreuzzug ist für diese Ritter «das wichtigste Mittel, um zu Askese und Heiligung (und damit zur Integration ihrer Existenz in die christliche Gesellschaft) zu finden» (Demurger)! Auf Betreiben Bernhards wurden sie 1128 offiziell bestätigt und 1139 unmittelbar der päpstlichen Autorität unterstellt.

Wie die Johanniter werden auch «die armen Ritter Christi und des Tempels Salomonis» durch Sonderrechte, Schenkungen, Raub sehr rasch und ungeheuer reich. Ihre Niederlassungen im Westen verlegten sich aufs Profitmachen in vielen Formen, zumal auf expandierende Grundherrschaften und finanzielle Transaktionen, auf Nutzung von Mühlen etwa ebenso wie auf die der Handelsmessen. Sie waren die Geldexperten für Pilger, Kleriker, Aristokraten. Sie regelten den Zahlungsverkehr von Privatpersonen und verwalteten den Schatz von Fürsten, besonders den der Könige von Frankreich und England. Aber kein christlicher Herr im Heiligen Land, auch der König nicht, konnte sich auf sie verlassen. Schon im 12. Jahrhundert verfolgten sie ihre höchst eigensüchtigen Privatinteressen zum Schaden aller Kreuzfahrerstaaten.[18]

Der besondere Protektor der Templer, ja ihr eigentlicher Chefideologe wurde der hl. Bernhard von Clairvaux. Und er, der «geistliche Schuft» (Schiller), wußte, was not tat, eines nur – der

Krieg, der Kreuzzug für den Herrn. Dafür macht er die Templer scharf. Er untersagt ihnen den Besuch von Schauspielen, verbietet ihnen Jagd, Spiel, erst recht natürlich Frauen. Er sieht sie am liebsten verstaubt, struppig, dreckig, «niemals gekämmt, selten gewaschen», wie er selber schreibt, «sie sind schmutzig». Aber er macht ihnen starke schnelle Pferde zur Vorschrift und den Kampf gegen die «Ungläubigen» zur Pflicht. Als echter christlicher Heiliger und Kirchenlehrer predigt er, in Frieden die Feinde zu jagen! «Geht in Freude, geht in Frieden; jagt unerschrockenen Herzens den Feinden des Kreuzes Christi nach ...» Aus Lk. 3,14 – wo Jesus die «Kriegsleute» lehrt: «Tut niemand Gewalt noch Unrecht ...» – folgert er, Bernhard, es sei dem Christen durchaus nicht verboten, «mit dem Schwert zuzustoßen». Um so weniger natürlich, da ihm ja gar nichts passieren könne, auch wenn er stirbt, ja dann erst recht nicht. Denn falls schon die selig seien, die im Herrn sterben, so erst recht jene, «die für ihn sterben». Tatsächlich fallen von den 22 Großmeistern des Templerordens über die Hälfte im Kampf. «Freue Dich, starker Glaubenskämpfer ...», eifert Bernhard. «Greift also unbesorgt an, ihr Ritter ...»

Das taten die Templer denn auch, von Bernhard als neue «Herrlichkeit Christi auf Erden» gepriesen. Attackierten sie doch sogar die Johanniter. Nahezu ständig, bis zum Ende der Templer, sind beide Orden miteinander verfeindet, rivalisierten sie beim Einzug von Steuern, beim Feilschen um Vorrechte, ja im direkten Kampf, durch Belagerung, in der offenen Schlacht, wobei sie sich noch mit islamischen Fürsten alliierten.

Streit gab es aber auch mit dem Weltklerus. Die Templer klagten über Unterdrückungsmaßnahmen der Bischöfe, über Zänkereien wegen Begräbnissen und Begräbniskosten, über Behinderungen ihrer bettelnden Sammler, Verletzungen ihres Asylrechts, ungerechte Besteuerungen, rechtswidrige Jurisdiktion.[19]

Gleichwohl kontrollierten die Ritter Christi, eine exklusive aristokratische Militärkaste, das von ihnen besetzte Land durch eine Kette schwerbefestigter, teilweise in massiven Fels gehauener Zitadellen, deren Ruinen noch heute sichtbar sind: den Krak de Monréale, den Krak des Chevaliers, zeitweise wichtigstes Haupt-

quartier der Johanniter, den Krak östlich vom Toten Meer in der Wüste Moab und viele andere. Es bestand Sichtverbindung zwischen ihnen (bei der Belagerung Keraks durch Saladin 1183 verständigte sich die Burgbesatzung durch Feuerzeichen 80 Kilometer über das Tote Meer hinweg mit dem Davidsturm in Jerusalem), gelegentlich auch Brieftaubenverkehr. Von hier aus leiteten sie Angriff wie Verteidigung und beraubten nicht zuletzt ungezählte große Karawanen mohammedanischer Händler und Pilger nach Kairo, Damaskus, Mekka, Höms, Hama, Tripolis, Tortosa, vermieden aber, zahlenmäßig unterlegen, möglichst die offene Feldschlacht.[20]

Am Weihnachtsabend 1144 überrumpelte dann der Atabeg von Mōṣul, 'Imādaddīn Zangi, einer der bedeutendsten türkischen Militärs seiner Zeit, Edessa, den über Jahrhunderte wichtigen strategischen Straßenknotenpunkt im oberen Mesopotamien, und vernichtete damit den ältesten Kreuzfahrerstaat, Ausgangsort ständiger christlicher Plünderungszüge. Während aber 'Imādaddīn Zangi die Eroberung Edessas zum ruhmreichen Vorkämpfer des Islams machte und ihm den Ehrentitel «Herrscher mit Gottes Hilfe» eintrug, brachte der Fall der Festung für die Kreuzfahrer den ersten großen Territorialverlust mit sich – ein Schock für die Christen, besonders im Abendland, «ein greuliches, beklagenswertes Verbrechen» (Otto von Freising).

Wie nahezu berauscht aber hatte der berühmte Bischof bei der Einnahme Jerusalems gemeldet, man habe die Feinde dort «in solchen Massen abgeschlachtet, daß im Vorhof Salomos das Blut der Getöteten bis an die Knie der Pferde der Unseren reichte»! Und «wie schön» fand er es, «die von den Heiden mit Füßen getretene heilige Stadt von unseren Glaubensgenossen eingenommen» zu sehen. Ja, wie schön war das – und wie greulich dies.

Nach Zangis Ermordung durch einen Sklaven am 14. September 1146 im Zustand «unüblicher Trunkenheit» vernichtete sein Sohn Nūraddīn Zangi ein Edessa angreifendes Christenheer bis auf den letzten Mann. Dann ließ der Sieger alle Franken der Stadt töten, auch Erzbischof Hugo samt seinen Klerikern, schonte aber bezeichnenderweise die syrischen Christen, Armenier, Jakobiten,

selbst Griechen. Nach einem gescheiterten Umsturzversuch rächte sich Nūraddīn jedoch, indem er einen Teil der einheimischen Christen liquidieren, den anderen verbannen, Frauen und Kinder versklaven ließ. Edessa, eine der ältesten Christengemeinden, wurde fast völlig entvölkert und «hat sich bis zum heutigen Tage von diesem Schlag nicht mehr erholt» (Ferluga).

«Gott hat den Tag bestimmt», sangen die Christen in einem während des Zweiten Kreuzzuges entstandenen Lied, «an dem du in Edessa sein wirst. Dort werden die Sünder Vergebung empfangen, die tapfer kämpfen und Ihm dienen ...»[21]

Natürlich gab es Gründe, die einen neuen Kreuzzug wünschenswert erscheinen ließen. Bischof Otto von Freising sieht seinerzeit «allenthalben in der Welt Kriegsstürme» toben und «fast das ganze Reich in Aufruhr»: zum Beispiel einen Krieg in Bayern zwischen Herzog Heinrich und dem Bischof von Regensburg; im belgischen Gallien eine Fehde zwischen dem Grafen Heinrich von Namur und dem Trierer Erzbischof Albero. Auch in Schwaben geht das Blutvergießen weiter. In Polen streiten drei Brüder mit dem vierten, mit Ladislaw II. Doch auf einmal erfolgt ein so jäher Umschwung, «daß alle diese Kriegsstürme gestillt wurden, in Kürze die ganze Welt zu Ruhe kam und unzählige Menschen in Frankreich und Deutschland das Kreuz nahmen und sich zum Kampf gegen die Feinde des Kreuzes meldeten».[22]

Die ganze Welt kam zu Ruhe – als ein großer Kreuzzug ausbrach ...

Kirchenlehrer Bernhard verheisst «einen grossen Markt»

Am 1. Dezember 1145 rief Papst Eugen III. in «Quantum praedecessores», der ersten erhaltenen Kreuzzugsbulle für den Orient, zu dem neuen Aggressionskrieg auf, wobei er allen Teilnehmern wieder volle Sündenvergebung garantierte, Aufschub für sämtliche Zahlungsverpflichtungen, Entfall von Zinsverbindlichkeiten

und Schutz ihres Besitzes, im übrigen aber sich nur an die Franzosen wandte. Auch erinnerte er Ludwig, den erlauchten und ruhmreichen König, die Fürsten und alle Getreuen Gottes in Frankreich in einem eindringlichen Brief an «Papst Urban seligen Angedenkens», habe doch er schon «die himmlische Posaune ertönen lassen», um das ruhmreiche Grab des Heilands, um Jerusalem und noch viele andere Städte zu befreien «von dem Unflat der Heiden» (a paganorum spurcitia). Und tatsächlich nahm der König «in höchster Begeisterung aus der Hand des besagten Abtes (Bernhard) das Kreuz und gelobte den Kreuzzug, zusammen mit ... vielen anderen Grafen, Baronen und Edlen seines Reichs» (Otto von Freising).[23]

Hinter dem eher schwächlichen Papst stand sein Lehrer Bernhard von Clairvaux, der einmal Eugen eitel-unverfroren schreiben konnte, «es heißt, nicht Ihr wäret Papst, sondern ich» (Aiunt, non vos esse papam, sed me); der ja schon in einer Ritterfibel alle möglichen Verbrecher, auch Kirchenschänder und Gottlose, ins Heilige Land gewiesen, denn ihr Abzug erfreue im Abend-, ihr Zuzug im Morgenland. Den französischen König Ludwig VII. und den deutschen Kaiser Konrad III. trieb er durch seine blendende Zungenkunst zum Krieg – ein Fiasko für Europa.

Wer war dieser – schon oft genannte – Bernhard von Clairvaux?

Als Sohn eines Vasallen des Herzogs von Burgund anno 1090 geboren, gehörte Bernhard dem hohen Adel an. Der jähe Tod seiner Mutter um 1106/1107 bewog ihn 1112 oder 1113 zum Eintritt in das Kloster Citeaux. 1115, als er auch die Priesterweihe bekam, gründete er in der Champagne das Kloster Clairvaux, dessen Abt er wurde. Und bald zog Bernhard so viele Novizen an, daß man fast jährlich zwei neue Klöster baute. In seinem Todesjahr 1153 zählte der Orden bereits 350, um 1200 schon 530 Klöster, um 1500 gar 700 Männer- und 900 Frauenklöster. So schießt das Geistliche – das Gegenteil des Geistigen – auf dieser besten aller Welten gar höllisch ins Kraut.

Gleichwohl war der Berühmte, eine «jener großen zwingenden Persönlichkeiten ..., denen man nicht widerstehen kann», das

«religiöse Genie seines Jahrhunderts», das, so Kirchenhistoriker Franzen, «in erster Linie ... stets Mönch, Heiliger und Mystiker gewesen», überall öfter anzutreffen als in den von ihm gegründeten Konventen, da er, von allen Seiten gerufen, auf allen Seiten sich eingemischt und die meisten Teile Europas bereist hat. So begleitete er Innozenz II. durch Frankreich, die Niederlande, Italien und verhalf ihm gegen Anaklet II. in Frankreich, England, Deutschland auch mittels Lügen und Verleumdungen zum Sieg. Er gewann sogar Mailand für «seinen» Papst. Er kontaktierte in Sizilien mit König Roger II. Er griff wegen zu naher Verwandtschaft König Ludwigs VII. Ehe mit Eleonore von Aquitanien an, die 1152 geschieden wurde. Er stellt sich resolut gegen die papstfeindlichen Römer und ruft «Kaiser Konrad zur Rache» (Wetzer/Welte). Er bekämpft Arnold von Brescia, der darauf exkommuniziert und nach mehrfacher Flucht und Gefangenschaft Ende Juni 1155 bei Rom hingerichtet wird. Bernhard erreicht die Verurteilung Abaelards – dessen intellektuelle «Konkurrenz» er fürchtet, haßt, den er durch das ganze Abendland denunziert, als Heuchler, Lügner verschreit, als Schrittmacher des Antichrist – durch das Konzil von Sens; erreicht auch das Verbot seiner Schriften sowie die Exkommunikation aller Anhänger und Verteidiger seiner «Irrlehre»; erreicht die Verurteilung Gilberts von Poitiers durch das Konzil von Reims; und er stachelt in Aquitanien und Languedoc gegen die Katharer auf. Angeborene Sanftmut bescheinigt ihm Otto von Freising – und Fanatismus «aus glühendem Eifer für den christlichen Glauben».

Alexander III., der die Verfolgung der «Ketzer», besonders der Katharer und Albigenser verfügte («der erste große Rechtsgelehrte (!) auf dem Papstthron»: Kelly), hat Bernhard 1174 zum Heiligen, der in einem Breve des Jahres 1830 die lockere Moral der Jugend geißelnde Pius VIII. hat im selben Jahr den Dauer-Prediger des Krieges, den eifrigsten und katastrophalsten Propagandisten des Zweiten Kreuzzugs, zum Kirchenlehrer erhoben, zur höchsten Ehre, die der Katholizismus vergibt.[24]

Auftragsgemäß warb Bernhard, wegen seiner honigsüßen Beredsamkeit als doctor mellifluus gefeiert, in Frankreich mit so viel

Furore für das große Blutvergießen, daß er verzückt melden konnte: «Die Städte und Schlösser werden leer und kaum noch finden sieben Weiber *einen* Mann»; Ausdruck, nebenbei, seines sadistischen Frauenhasses, der die Männer tausendmal lieber tot auf dem Schlachtfeld als lebendig in Weiberarmen liegen sieht. Der schreibt: «Es ist schwieriger, mit einer Frau zu leben, als einen Toten zum Leben zu erwecken.» Der überhaupt so sinnenfeindlich ist, daß er lehrt, der Mensch sinke durch die böse Lust noch unter die Schweine. Dagegen hebt der göttliche Krieg über alles! Jener Krieg, der Bernhard wieder triumphieren läßt: «bei Lebzeiten ihrer Männer werden die Weiber verwitwet».

Aus eigenen Stücken setzt der Meister der Mystik des Mordes seine Werbetour in Deutschland fort, Lohn auf Erden und im Himmel versprechend, eine Sache, bei der nichts schiefgehn kann, die Rechnung dessen aufgeht, der mittels ruchloser Rhetorik jahrelang europäische Politik macht, eines Mönchs, «dem Glühen mehr als Wissen gilt», eines Mordsmystikers, der «nicht aus Müdigkeit, sondern aus dem Überschuß der Kraft, die alle Welt mit dem heiligen Brande, von dem das eigene Leben sich wunderbar ergriffen fühlt, überziehen möchte» (J. Bernhart).

«Ihr Brüder höret», eifert er, «jetzt ist die rechte Zeit, jetzt ist der Tag des Heils, der Fülle des Heils. Denn erregt ist und erschüttert die Erde, weil der Gott des Himmels beginnt, sein Land zu verlieren.» «Was tut ihr, tapfere Männer? Was tut ihr, Diener des Kreuzes? So wollt ihr das Heiligtum den Hunden und die Perlen den Säuen geben? Wieviele Sünder haben dort ihre Sünden mit Tränen gebeichtet und Verzeihung erlangt, seit das Schwert der Väter den Heidenunrat hinausgeworfen hat?» «Du tapferer Ritter, du Mann des Krieges, jetzt hast du eine Fehde ohne Gefahr, wo der Sieg Ruhm bringt und der Tod Gewinn. Bist du ein kluger Kaufmann, ein Mann des Erwerbs in dieser Welt – einen großen Markt sage ich dir an; sieh zu, daß er dir nicht entgeht.»[25]

Doch Eloquenz allein tat es nicht. Man wollte die hehren Tiraden auch beglaubigt sehen, durch Bernhards Sehergabe etwa – «wie ein göttliches Orakel» wurde «der Prophet und Apostel» (Otto von Freising) befragt; und noch mehr durch seine Wunder-

taten, «durch so große Wunderzeichen ..., daß ihm eine Menge Volks aus der ganzen Welt zuströmte» (Helmold von Bosau). In Frankfurt am Main heilte er vor den Augen des Königs und der höchsten Würdenträger Kranke. Und selbst dem skeptischen Grafen Adolf II. nahm er den Unglauben an seine Mirakelkraft und heilte, von jenem fest fixiert, einen sowohl blinden als lahmen Jungen, so daß der, fast im Handumdrehen, wieder sehen und gehen konnte ...[26]

Gewonnen schon «durch den ihm vorauseilenden Ruf», nahmen auch in Deutschland die Sünder das Kreuz, vom Feinsten bis zum weniger Feinen, Herzöge, drei Bischöfe, darunter unser Geschichtsschreiber sowie, schreibt er, «unzählige aus dem Stande der Grafen, Edlen und Erlauchten. Und auch eine solche Menge Räuber und Landstreicher lief wunderbarerweise herzu, daß jeder Vernünftige ... im tiefsten Herzen erschüttert war».

Sicher hielt sich auch Fanatiker Bernhard für einen solchen Vernünftigen. Hatte er es doch überhaupt mit der Vernunft. Als der von ihm mit Engels- und Teufelszungen propagierte Kreuzzug in einer totalen Katastrophe endete, appellierte er natürlich durch nichts anderes als einen «zwingenden Vernunftschluß» an Konrad III. und forderte Hoheit «im Herrn auf, die Heimsuchungen, welche der allmächtige Gott dir und deinem Heer auferlegt hat, geduldig zu ertragen und deine Hoffnung auf den zu setzen, der heimsuchen läßt, wen er will ...».[27]

Der Kreuzzug der Könige

Erstmals nahmen an diesem Kreuzzug regierende Könige teil.

Vor allem hatte Ludwig VII. von Frankreich (1137–1180), nach Unterhandlungen mit der römischen Kurie und beeinflußt von dem manisch das Kreuz predigenden Bernhard, die Prälaten um sich geschart und im Frühjahr 1146 in Vézelay im französischen Burgund mit vielen Feudalherren das Kreuz genommen. Und noch im selben Jahr vermochte Bernhard an Weihnachten in Speyer

auch den sich lange sträubenden Staufer Konrad III. und eine Menge anderer Großer zu überreden. Eine Massenpsychose brach aus. Weder in unseren Tagen, behauptet Helmold von Bosau, noch seit Anbeginn der Zeit sei je ein solcher Heerbann zusammengekommen, «ein Heer, sage ich, unermeßlich groß!» – Natürlich machten die christlichen Chronisten gern solche Sprüche.

Auch dieser Kreuzzug, zu dem der deutsche und französische König im Frühsommer 1147 jeweils etwa 70 000 Mann führten, begann mit vielen Judenabschlachtungen am Rhein, wo der Zisterzienser Radulf, ein beim Volk «in höchster Gunst» stehender Ordensbruder des Abtes, gegen sie lärmte und hetzte. Der Heilige seinerseits verbot zwar das Töten von Juden, forderte jedoch ihr Vertreiben mit der Bibel, mit dem 59. Psalm, wo Gott von den Feinden offenbare: «Tötet sie nicht!», aber: «Zerstreue sie mit deiner Macht.» Nein, nicht getötet, nur verjagt und immerfort geschunden wollte der große Kirchenlehrer sie sehen. «Sie sind uns ja ein lebendiges Zeugnis und führen uns die Passion des Herrn immerwährend vor Augen.» Otto von Freising konstatierte seinerzeit ein «bestialisches Gemetzel», und König Konrad schuf ein Asyl für Juden u. a. in Nürnberg.

Die Kreuzfahrer hatten von Kaiser Manuel I. Komnenos freies Geleit und freien Markt für die Dauer des Durchzugs durch sein Reich erbeten. «Der war zwar sehr erschrocken», berichtet der Pfarrer von Bosau. Doch die christlichen Brüder beruhigten ihn, hatten sie die freiwillige «Pilgerfahrt» ja nur auf sich genommen, «um das Reich des (Gottes)friedens weiter auszudehnen». Und zur Ausdehnung ebendieses Gottesfriedens stahlen, plünderten, verheerten und mordeten die Kreuzritter schon im christlichen Osten.

Der byzantinische Kaiser ließ somit die Versorgung der marodierenden Glaubensbrüder sabotieren, ihr Vorgehen an die Türken, die Rum-Seldschuken, verraten oder die Eindringlinge auch von eigenen Truppen in Hinterhalten, Engpässen und anderen geeigneten Plätzen abstechen. Auch setzte er Falschgeld gegen die Abendländer ein. Kurz, gesteht der byzantinische Geschichtsschreiber Niketas Choniates, «es gab nichts Schlimmes, das der

Kaiser nicht gegen sie ersonnen und die anderen hätte ausführen lassen, damit dies auch für die Nachkommen der Kreuzfahrer ewige Denkzettel und Anlässe zur Furcht seien, die sie von einem Zug gegen das Rhomäerreich abhalten sollten». Bei Philippopel kam es zu mörderischen Kämpfen zwischen deutschen und griechischen Christen. Ja, bei Adrianopel ließ Herzog Friedrich III. von Schwaben, der spätere Kaiser Barbarossa, um den Raubmord an einem adligen Nachzügler zu rächen, ein ganzes Kloster verbrennen und mit all seinen Bewohnern über die Klinge springen – «ein mittelalterliches Lidice übelster deutscher Tradition» (Wollschläger).

Natürlich kam es immer wieder zu Streitereien auch zwischen den Kreuzzüglern selbst, zum Beispiel mit den Franzosen. «Die Deutschen waren unerträglich, selbst für uns», schreibt der Mönch Odo von Deuil, Sekretär und Kapellan des französischen Königs auf dem Kreuzzug.[28]

Ende September überquerte das deutsche Heer – in dem es auch schon zu heftigen nationalen Animositäten mit Polen und Böhmen kam, die gleichfalls nebst ihren Herrschern Boleslaw IV. und Wladislaw mitzogen – den Bosporus und teilte sich dann, nachdem man mühsam Nikaia erreicht hatte. Die Masse des Fußvolkes und der Troß marschierten unter dem Halbbruder des Königs, Bischof Otto von Freising, die Küste entlang und endeten zum größten Teil in den Pässen des Kadmosgebirges durch türkische Säbel. Führer Otto floh, erreichte ein Schiff und erschien an Ostern 1148 in Jerusalem.

Der König selber wählte mit dem Kern der Ritterschaft den Weg durch das Landesinnere über Ikonium nach Syrien. Doch Ende Oktober vernichteten Seldschuken des Sultan Masud ibn Kilidsch Arslan von Rum Konrads III. Streitmacht bereits bei Dorylaion nahezu gänzlich. Alles wimmelte von Sterbenden, von Toten, viele waren durch Hunger und Durst derart geschwächt, «daß sie den heranjagenden Feinden freiwillig den Hals darboten». Der König, von zwei Pfeilen verwundet und einem Nervenkollaps ereilt, erholt sich später als Gast des griechischen Kaisers in Konstantinopel.

Das französische Kontingent unter Ludwig, inzwischen ebenfalls nach Kleinasien gelangt und «wieder mit einer Menge Weiber beschwert» (Menzel), erlitt Anfang Januar 1148 ein ähnliches, wenn auch kaum ganz so schlimmes Schicksal durch den Sultan nördlich von Konya (bei dem heutigen Akschir). Odo von Deuil, der beim Überqueren des Gebirgs dies «noch ganz getränkt vom Blut der Deutschen» gefunden, sah jetzt beim «abscheulichen Berg» den Abgrund sich «immer mehr mit den Trümmern unseres Heeres füllen»; und das alles durch ein «ungläubiges Volk». Doch vermag er «als Mönch ... den Herrn anzurufen oder die andern zum Kampf zu ermutigen ...» Vermag er «in Tränen zu zerfließen» und den Söhnen Frankreichs, die starben, «bevor sie zum Manne reifen konnten», immerhin «die Märtyrerkrone» zu verheißen ...

Die traurigen Reste der Heere, durch zahlreiche Neuzugänge mittlerweile übers Meer gelangter Pilger «aufgefrischt», verrichten erst noch schnell ihre Andacht am Heiligen Grab. Dann beginnen sie zur Lösung ihres Gelübdes und im Einvernehmen mit dem Patriarchen Fulcher, den Erzbischöfen von Cäsarea und Nazareth sowie den Großmeistern des Templer- und Johanniterordens weitere sinnlose Kämpfe an den Grenzen des jerusalemischen Königreiches.

Unter den Majestäten Konrad, Ludwig und dem jungen Balduin III. von Jerusalem, dessen Mutter Melisende noch für ihn regiert, eröffnen sie im Juli 1148 die Einschließung des benachbarten Damaskus – ausgerechnet des einzigen moslemischen Staates, dessen Emir, als Feind Nur ed-Dins, Frieden und Freundschaft mit den Christen sucht! Die fränkische Streitmacht ist die größte, die je im Heiligen Land ins Gefecht geführt worden ist. Doch das Ganze wird ein Debakel. Die Damaszener machen bald Jagd auf die Belagerer «und schleppten ihre Köpfe davon, um den Preis dafür zu bekommen ... eine große Zahl ihrer Köpfe», wie der arabische Augenzeuge Ibn al-Qalānisī festhält. Es gab «unzählige Leichen Gefallener, auch viele ihrer herrlichen Pferde, deren Kadaver so stanken, daß fast die Vögel aus der Luft herabfielen».

Da immer neue islamische Entsatztruppen angekündigt wurden oder auch eintrafen, Eifersucht und Argwohn unter den Christen grassierten, Schuldzuweisungen, Betrug, da überdies der König von Jerusalem, Patriarch Fulcher und die Tempelritter, möglicherweise durch Gold, 200 000 Denare, die nicht einmal echt gewesen sein sollen, bestochen worden waren, machten sich die Abendländer nach schweren Verlusten und stets mehr zerstritten aus dem Staub. König Konrad gelobte feierlich, im Heiligen Land «niemalen wieder, zu keinem künftigen Zeitpunkt, etwelche Hilfe» leisten zu wollen, «weder in eigner Person noch durch irgendeinen der Seinen». Und Ibn al-Qalānisī jubelte: «Jedermann freute sich über die von Gott geschenkte Gnade und dankte ihm, dem erhabenen, immer wieder.»[29]

Der Westen verlor mit diesem Kreuzzug sein Ansehen im Orient und war in zwei Lager gespalten. Die Deutschen verbündeten sich vertraglich mit den Griechen zur Vernichtung des sizilischen Reichs, die Franzosen verbündeten sich mit diesem Reich. Franzosen wie Deutsche begannen dazu, die alteingesessenen Lateiner Palästinas zu verachten. Offen erklärte man, die Türken seien besser. Und noch lange verwünschte man, besonders in Deutschland und Frankreich, die Initiatoren des ganzen mißglückten Unternehmens, Papst Eugen und den hl. Bernhard, den eigentlichen Verschulder der Katastrophe, der die Verantwortung jetzt allen möglichen Leuten zuschob, auch den «Sünden» der Kreuzfahrer natürlich, besonders aber Byzanz und dem Papst, und nicht anstand zu erklären, Kritik an ihm sei Kritik an Gott.

Und schon treibt er, der ja wußte, daß der Erste Kreuzzug als «Werk Gottes» unternommen ward, also auch ein neuer Kreuzzug als Gotteswerk beginnen konnte, treibt er mit aller Macht zu einem neuen, aber diesmal – zu einem Kreuzzug gegen das christliche Byzanz; und wird bereits zwanzig Jahre nach seinem Tod, am 18. Januar 1174, durch Papst Alexander III. kanonisiert.[30]

Verdient. Hochverdient.

Denn schließlich hatte er nicht nur den Zweiten Kreuzzug auf dem Gewissen.

«Tod oder Taufe» Der Wendenkreuzzug

Die Schwertmission gegen die «Heiden des Nordens» zwischen Elbe und Oder ging in besonderem Maße auf Bernhard von Clairvaux zurück. Er nämlich stachelte am 19. März 1147 zu Frankfurt König und Fürsten, wie Albert Hauck meint, zum törichtesten Unternehmen des 12. Jahrhunderts auf. Doch der Theologe übertreibt. In jenem Jahrhundert konnten noch genug andere Staatsaktionen und Aktionen der Kirche an Verrücktheit mit dem Wendenkreuzzug konkurrieren. Bernhards Eifer aber hing mit seiner Eschatologie, seinem Endzeitwahn zusammen, mit dem Glauben, die Zeit sei gekommen, da Gott das Regiment des Teufels stürzen, den Krieg der Gläubigen gegen die Ungäubigen beenden, die Nichtchristen im Reich der Christen auslöschen werde.

Sehr zustatten kam Bernhard dabei die Unlust der Sachsen, in den Orient zu ziehn. Sie hatten die Heiden ja gleich vor Augen, vor ihren Gütern, schändliche Götzendiener, deren Bekehrung sich doch bestens, den Sachsen vermutlich viel wichtiger, mit ihrem Landhunger, ihren Expansionsgelüsten gleich jenseits der Grenze, verbinden ließ. Nichts als konsequent, daß diese Sachsen dann fast sämtlich «das Kreuz» gegen die Slawen nahmen.

Die Begeisterung war gewaltig; zumal auch noch zahlreiche Mönche ins gleiche Horn stießen, vielleicht sogar Bischöfe und Pfarrer, von denen der große Heilige ebenfalls Kreuzzugspredigten gefordert hatte; zumal er auch Sündenvergebung garantierte wie beim Kampf ums Heilige Grab; und zumal nicht zuletzt die Alternative überaus klar und eindeutig war: Tod oder Taufe, «Vernichtung oder Bekehrung» (ad delendas penitus aut certe convertendas nationes illas). Natürlich versäumte der Heilige Vater nicht, Bernhards Forderungen in einer Bulle vom 11. April 1147, geringfügig modifiziert, zu wiederholen.

Die Ritter des Herrn, darunter der Päpstliche Legat, die Erzbischöfe von Bremen und Magdeburg sowie weitere hohe Kleriker, bildeten zwei Truppenteile, zusammen auf über 100 000

Mann geschätzt; wozu noch eine dänische Flotte mit angeblich fast ebenso starker Bemannung kam. Das nördliche Heer operierte unter Führung des Bremer Metropoliten und Heinrichs des Löwen, scheiterte jedoch bereits vor der Burg Dobin (auf der Landenge zwischen Schweriner See und Döpe) des heidnischen Abodriten-Fürsten Niklot (1131–1160), der den Herren auch noch durch einen schrecklichen Raubzug nach Wagrien zuvorgekommen war (erst 1160 auf einer Heerfahrt wieder Heinrichs des Löwen gegen die Abodriten wurde Niklot getötet).

Ihr Versagen vor Dobin machte die Kreuzzügler rasch mißmutig, ja nachdenklich, fiel ihnen jetzt doch ein, daß sie ein Volk vertilgen sollten, wollten, das ihnen untertan war und Tribute erbrachte. «Ist es nicht unser Land», überlegten sie, «das wir verheeren, und unser Volk, das wir bekämpfen? Warum benehmen wir uns denn wie unsere eigenen Feinde und vernichten unsere eigenen Einkünfte?» (Helmold). Rasch schloß man Frieden und verschwand.[31]

Die südliche Streitschar stieß von Magdeburg aus in das Gebiet der Liutizen vor, überall die Technik der «verbrannten Erde» praktizierend, Städte, Dörfer, Fluren in Schutt und Asche verwandelnd. Führer dieses Missionsausgriffes: Albrecht der Bär, den wohl kaum mehr trieb als die eigene Machtsucht, die von ihm seit einem Vierteljahrhundert zielstrebig verfolgte Slawenunterjochung; und der zum Päpstlichen Legaten ernannte Bischof Anselm von Havelberg. Der Prälat, ein Schüler des hl. Norbert, als Staatsmann drei deutschen Königen zu Diensten, wollte durch den Wendenkreuzzug natürlich ebenfalls territoriale Absichten im westslawischen «Missionsgebiet» fördern. Und ähnlich wurden die ihn begleitenden Bischöfe von Halberstadt, Magdeburg, Merseburg, Münster, Brandenburg kaum nur von seelsorgerischen Aspekten geleitet. Erfüllten sich seinerzeit, als die südliche Heeresabteilung so wenig erreichte wie die nördliche, die Hoffnungen auch nicht, so hat die Kirche trotz aller damaligen Erfolglosigkeit doch «aus der späteren Kolonisation des Landes unendlichen Gewinn geschöpft. Jedes neue Dorf, jede geordnete Hufe vermehrten ihre Einkünfte und stärkten ihre wirtschaftliche

Potenz. Den weltlichen Herrschern wiederum war der Vorwand der Mission willkommene Rechtfertigung» (Ahlheim).[32]

Immerhin erwähnenswert: Im elfbändigen Kirchen-Lexikon der katholischen Theologen Wetzer/Welte von 1854 kommt das Stichwort «Wendenkreuzzug» überhaupt nicht vor. Fehlanzeige ebenfalls in der Ausgabe des zehnbändigen katholischen Lexikons für Theologie und Kirche von 1938. Nur unter dem Begriff «Wenden» erscheint da zum Kreuzzug der einzige Satz, er habe «ein klägliches Ergebnis» gehabt. Das kaum minder umfangreiche katholische Handbuch der Kirchengeschichte von 1985 vermochte den fatalen Krieg nun doch nicht mehr ganz zu ignorieren und widmete ihm eine drittel Seite, seinen «Mißerfolg» wie die «Unklarheit in Zielgedanken und Planung» beklagend. «Teilweise erwiesen sich nämlich die Slawen, die man unterwerfen wollte, als gute Christen ...»[33]

Die Reconquista beginnt

Das christliche Westgotenreich in Spanien war durch den rasanten Vorstoß des Islam (711–714) zusammengebrochen. Obgleich mit minimalen Kräften unternommen, verlief die Offensive überraschend schnell, blieb der Widerstand meist schwach – «die schwer bedrückte leibeigene Landbevölkerung wie die verfolgten Juden ... hatten nichts zu verteidigen» (H.-R. Singer)! Der ganze Süden der Halbinsel und der größte Teil des Ostens wurden islamisch.

Die Araber drangen sogar über die Pyrenäen vor. Vierzig Jahre lang besetzten sie Septimanien, den städtereichen Küstenstreifen mit Narbonne und Carcassonne im südlichen Gallien (Gallia Narbonensis). Erst Pippin III. konnte nach Karl Martells ziemlich vergeblichen Raub- und Verwüstungsausgriffen zwischen 735 und 739 (IV 304 f.) die muslimisch regierte Region wieder dauernd dem Frankenreich einverleiben.

Allerdings wurde auch Spanien nicht im gleichen Maße durch

die Eroberer beherrscht, blieben schmale Randzonen im gebirgigen Nordwesten, in Asturien und Galizien, in christlicher Hand, ohne daß Karl «der Große» freilich Hilfe geleistet hätte. Vielmehr galt sein berühmter Angriff zuerst einer christlichen Stadt, und zuletzt fielen die christlichen Basken über ihn her (IV 466 ff. Vgl. auch V 18 ff!).

Die Wiedergewinnung der Halbinsel, die Reconquista, die Spaniens Geschichte im Mittelalter entscheidend prägt, ging von kleinen, von den islamischen Machtzentren weit entfernten Ländern im Norden aus, von Katalonien, Aragon, Navarra, Kastilien, besonders von dem Königreich Asturien (auch León genannt). Ihnen allen stand, teilweise durch ein Niemandsland getrennt, das gewaltige Emirat/Kalifat von Córdoba gegenüber, ein von Bagdad völlig unabhängiger, von Emiren regierter, nicht selten durch Aufstände erschütterter Staat, dessen Regenten im 9. Jahrhundert eine Palastwache von 2000 Fußsoldaten und 3000 Reitern schützte. Doch war es ein Staat *«mit zentralisierter Verwaltung, gesunder Wirtschaft und einer kulturellen Aufgeschlossenheit, wie sie der christliche Westen nirgends kannte»* (Lacarra/Engels).

Der Regierungssitz soll von einer halben Million Menschen bevölkert, also ungefähr so groß wie Konstantinopel oder Bagdad gewesen, seine angeblich 3000 Moscheen und 900 Bäder dürften aber eine Übertreibung sein. Der Verwaltungsbezirk Córdobas umfaßte im 9./10. Jahrhundert 1059 Orte (qarya), 294 Festungen (burǧ) und 148 Burgen (ḥiṣn). Als wichtiger Umschlagplatz exportierte man vor allem Textilien und Waffen, war jedoch bedeutender durch eine hohe Kultur. Es gab viele namhafte Dichter und Gelehrte bereits zur Zeit des Córdoba politisch zusammenschmiedenden, ein halbes Jahrhundert regierenden Kalifen Abdarrahmàn III. (912–961); und der «Fürst der Gläubigen» und «Protektor der Religion Gottes» schlichtete sogar Bürgerkriege der Christen – zum eigenen Vorteil, selbstverständlich.

Al-Hakam II. (961–976), unter dem Córdoba zum unbestrittenen kulturellen Zentrum der gesamten islamischen Welt wurde, soll eine Bibliothek von 400 000 Bänden besessen und für deren

Ausbau Agenten von Spanien bis Kairo, Bagdad und Damaskus beschäftigt haben. Natürlich kamen Militär und Krieg nicht zu kurz. Nach al-Hakams Tod führte der faktische Staatslenker al-Mansur mehr als fünfzig Feldzüge gegen die spanischen Christenreiche. Den Höhepunkt kultureller Blüte aber erreichte das Kalifat im Hochmittelalter, zur Zeit seines Verfalls. Und am 29. Juni 1236 geriet Córdoba in die Hände der Christen.[34]

Ihren beginnenden Widerstand in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts erleichterten wesentlich grausame Kämpfe der Invasoren untereinander, fortschwelende alte Stammes- und Rassenkonflikte etwa zwischen Arabern und Berbern, Syrern und Medinesern.

Einen wesentlichen Anteil an der Wiedereroberung Spaniens hatte Asturien.

König Alfons I. (739–757), wohl der eigentliche Schöpfer dieses Reiches, setzte den Kampf seines Schwiegervaters Pelayo, des princeps von Asturien und ersten christlichen Widerstandskämpfers gegen das muslimische Spanien fort. Dabei nützte er u. a. einen Aufruhr der Berber gegen die Araber (741) zu mehreren Feldzügen, wobei er – eigentlicher Auftakt der Reconquista – die wichtigsten Kastelle und Städte Galiciens, des Duero- und oberen Ebrotals dem Erdboden gleichmachte. Und nach einigen eher friedlich gestimmten asturischen Großen griff König Alfons II. der Keusche (791–842) die scharfe antiislamische Politik Alfons' I. wieder auf. Er unterhielt enge Beziehungen zu den Karolingern, verweigerte dem Emir von Córdoba die Tribute und wies zwischen 792 und 805 fast Jahr für Jahr mehrere simultan geführte arabische Angriffe gegen seine Grenzen ab. Asturien wurde durch ihn ein selbständiger Staat.[35]

«Hie Sankt Jakob!»

Wie zu den Franken bestanden enge Kontakte zur Kirche. Auf Alfons II. gehen, bedingt gerade durch seine Kriege gegen den Islam, die Anfänge des weltberühmten Heiligtums von Santiago de Compostela zurück.

Unter König Alfons wird der Apostel Jakobus der Ältere zum Patron der Christen und die erste Jakobskirche von Compostela erbaut. Dabei besteht kein Zweifel, daß hier alles, was den Urapostel Jakobus den Älteren, den Gefährten Jesu, und Compostela betrifft, auf Schwindel beruht. Seine angebliche Predigttätigkeit in Spanien und die angebliche Translation seiner angeblichen Leiche in den Westen des Landes, diese freilich dann sehr lukrativen Lügen tauchten erstmals in lateinischen Texten des 7. Jahrhunderts auf, der konkretere Bezug auf das heutige Compostela erst seit dem 9. Jahrhundert. Und bedenkt man, was dieser ganze gloriose Legendenquatsch um Sankt Jakob einschließlich der «Entdeckung» des Apostelgrabes bewirkte, ist all dies – vero – schon ein ungeheures Mirakel für sich, schlechthin wunderbar und märchenhaft: angefangen vom Bau diverser Kathedralen, Festungsanlagen, der Verlegung eines Bischofssitzes bis zu dem pompösen Aufblühen des ganz Europa, zuweilen auch den Orient erfassenden, Jerusalem und Rom nahezu gleichkommenden gigantischen Pilgerkultes (als erster Compostela-Pilger gilt Karl «der Große»!); bis hin zu dem fernen Schlachtschrei «Sankt Jakob!» eines der größten historischen Bluthunde, Fernando Cortez, der bei der «Ausbreitung des katholischen Glaubens» mit seinen katholischen Raubmörderbanden in Mexiko stets unter, wie er selbst bekennt, «dem Schlachtrufe: Hie Sankt Jakob! unversehens über sie», seine harmlosen Opfer, herfällt, «und stach ihrer mehr denn 100 Mann nieder». «Unter dem Ruf Hie Sankt Jakob! ritten wir über den weiten Platz und stachen alles nieder, was uns vor die Lanzen kam ...», der einmal «500 Feinde», dann «800 Temixtitaner», dann «3000 Bürger», dann «6000 Männer, Weiber und Kinder», dann «12 000 Temixtitaner», dann «40 000» absticht, erschlägt, erwürgt, erhängt, er-

säuft, verbrennt, zwischen Pferden zerreißen, von Hunden zerfleischen, vor Kanonenmündungen pulverisieren läßt – «Hie Sankt Jakob!» Ganz zu schweigen von dem kolossalen Goldstrom, der aus all diesen Lügen- und Leichenhaufen ungebrochen durch ein Jahrtausend quillt. «Am Anfang ein Grab – am Ende die Geldmacht», betitelt Friederike Hassauer ihre «Fallstudie zur Verflechtung von Geschäft, Gebet und Politik» über das spanische Wallfahrtszentrum.

Die Gleisnerei um das «Jakobusgrab» von Santiago de Compostela, das man seit dem frühen 9. Jahrhundert mit immer größerem gauklerischem Aufwand und Erfolg kolportierte, gab den Schwertern der asturischen Monarchen erst die erforderliche Durchschlagskraft.[36]

Offensivere Phasen und Roms Interesse

In der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts ermöglichten innenpolitische Wirren im Land der Muslime, von den Christen begünstigte Erhebungen der Berber und Muladis (muslimische Neukonvertiten), eine weitere Expansionsphase.

Unter den asturischen Königen Ordoño I. (850–866) und seinem Sohn Alfons III. (866–910) mit dem Beinamen «der Große» vermochte man die Grenze über die weite Ödlandzone bis zur Duerolinie vorzuschieben, die Städte Zamora und Dueñas einzunehmen und das Reich zu verdoppeln. Die Nordspanier waren damit vom Gebirge auf die Hochebene vorgedrungen und setzten sich da fest; auch Hauptstadt und Hof rückten sozusagen unter Ordoño II. (914–924) – seit dem die asturischen Könige den Titel «Kaiser» führen – von Oviedo ein Stück in den Süden, nach León, vor: die «Wiederbesiedlung» (repoblación) und «Landnahme» (presura) durch Ritter, Klöster, Kirchen, auch durch genossenschaftlich organisierte Bauern, deren kleine Güter aber bereits im 10. Jahrhundert durch die großen von Adel und Klerus geschluckt worden sind. Selbst König Alfons wurde nach getaner

Arbeit von seinen christlichen Söhnen 910 entthront und in Verbannung geschickt, in der er noch im selben Jahr starb.[37]

Ordoños II. Sohn Ramiro II. (931–950/951) belagerte bereits Majerit (Madrid), schlug die Truppen des Kalifen in mehreren gefeierten Schlachten und organisierte die Repoblación des Tormestales.[38]

Bei der «Landnahme» und dem «Landesausbau» spielten nun, hier und überhaupt, vor allem aber im Verlauf der Reconquista, Burgen und befestigte Anlagen begreiflicherweise eine wichtige Rolle; und diese militärischen Potentiale befanden sich, besonders in den Grenzgebieten, häufig in den Händen des Klerus, waren sie doch die notwendige Voraussetzung für seine «Kolonisationsarbeit». So kauften, tauschten, bauten, raubten und eroberten die Bischöfe Burgen, zumal im Hochmittelalter der Burgenbesitz, der Festungsbau, ja von Anbeginn ein typisches Herrschaftsinstrument, immer mehr Demonstration von Reichtum, Macht, auch Zeichen für soziale Distanzierung wurde und einen gewaltigen Aufschwung nahm. In Katalonien, mit einer ungewöhnlich hohen Burgendichte schon im Frühmittelalter, und in Aragon war das Land förmlich übersät mit Kastellen (castella) – ein ganzes Land, Kastilien, erhielt davon seinen Namen. Und diese Befestigungen, die üblicherweise schwer zugängliche Höhen krönten und nur enorm teuer (und unter argen Drangsalen, viel zu selten bedacht, der Geknechteten) zu errichten und instand zu halten waren, gehörten sehr oft Bischöfen und Äbten. Sogar Pfarrkirchen, Kapläne besaßen Burgen, ebenfalls Frauenklöster, wenn auch meist als Lehen an den Adel ausgegeben, so daß selbst der König Lehensmann der Kirche war.[39]

Die großen Eroberungen des Christentums in Spanien beginnen im Hochmittelalter, begünstigt durch den Zerfall des Kalifats von Córdoba im frühen 11. Jahrhundert in viele kleine Fürstentümer – die «Zeit der Zaunkönige» (reyes de Taifas), anfangs mehr als vierzig regionale und lokale Machthaber. Daß die Christen zunächst auch jetzt nur mäßig expandierten, lag vor allem an ihren Streitereien untereinander. War doch der gegenseitige Krieg der katholischen Könige «geradezu die Regel» (Erdmann). Womit

es freilich wie fast überall stand. Mal kämpfte man Schulter an Schulter mit Muslimen, noch öfter allerdings gegen sie. So focht König Sancho III. von Navarra (1004–1035) in zahlreichen Kriegszügen zwar an der Seite seiner Glaubensbrüder gegen al-Andalus, ging aber auch «auf Gewinn christlicher Gebiete aus» (Handbuch der Kirchengeschichte).

Und da der Apfel nicht weit vom Stamm fällt, hielt es Sohn Ferdinand I. «el Magno» (1035–1065) nicht anders. Er trat die Nachfolge im Königtum von León erst nach der Schlacht von Tamarón 1037 und dem Tod Vermudos' III. von León an; Königsweihe ein Jahr später in der leonesischen Kathedrale (– schließlich unterhielt «el Magno», wie schon der Vater, sehr enge persönliche Kontakte zu Cluny, dem er 1000 Goldstücke Jahreszins zahlte; freiwillig, versteht sich). Und dann nahm er auch «die Reconquista langsam wieder auf, zog es freilich oft vor», klagt das katholische Handbuch der Kirchengeschichte, «anstatt kriegerischer Eroberung von den maurischen Taifas Tributzahlungen anzunehmen». Ähnliche Übereinkünfte zwischen muslimischen und christlichen Fürsten gab es immer wieder. So versprach 1069 König Sancho IV. von Navarra dem Emir von Zaragoza für einen monatlichen Beitrag von 1000 Goldstücken seinen Beistand gegen Kastilien – und wollte auch keine französischen Kreuzfahrer gegen ihn schicken.[40]

Allmählich jedoch begann eine offensivere Phase schon mit dem Sohn Ferdinands I., Alfons VI. (1072–1109), König von León-Kastilien; wenngleich auch er erst einige Kriege mit seinem Bruder Sancho führen und, von ihm abgesetzt, nach Toledo an den Hof seines maurischen Vasallen gehen mußte.

Nach Sanchos Tod aber konnte Alfons VI. im Mai 1085 das berühmte Toledo erobern (seinerzeit so mächtig, daß nach dem Zerfall des Kalifats die toledanische «taifa» unter einer arabisierten Berberdynastie ihre größte Ausdehnung erreichte, ja kurzfristig Córdoba in die Hand bekam). Doch hatten die jahrelange Belagerung Toledos und seine Einnahme – das Ende der muslimischen Epoche (711–1085) mit einer, besonders im 11. Jahrhundert, kulturell glanzvollen Zeit – den Menschen ringsum grauen-

volles Elend gebracht, gänzliche Ausplünderung, Gefangenschaft, Hungersnot und -tod.

Auch traf den katholischen Eroberer schon im nächsten Jahr durch die Berber des Almoraviden-Emir Jūsuf ibn Tāšufīn am 23. Oktober bei Sagrajas nahe Badajoz eine fürchterliche Niederlage. Noch tief in der Nacht floß das Blut, worauf die Sieger die Leichen fledderten bis zur Stunde des Morgengebets, denn fromm war man auf beiden Seiten, und der Kuriosität halber ihren Schlachtopfern auch noch die Köpfe abhieben, angeblich 24 000. Und bis zu seinem Tod 1109 ereilten den König im Kampf gegen die Almoraviden fast lauter Mißerfolge.

Im übrigen förderte der «Kaiser beider Religionen», wie sich Alfons VI. gegenüber den Muslimen nannte (und – als Reaktion, sagt man, auf Gregors VII. theokratische Aus- und Übergriffsversuche – seit 1077 «imperator totius Hispaniae»), das Einströmen fast ausschließlich französischer Kreuzritter und Mönche. Er begünstigte auch Heiratsverbindungen mit französischen Prinzessinnen, er ernannte Bischöfe französischer Herkunft und stellte die Pilgerstraße nach Santiago de Compostela wieder her.

Die Päpste, denen die spanische Kirche, die ihr eigenes Recht und ihren eigenen Gottesdienst hatte, niemals unterstellt gewesen, kümmerten sich im Laufe des 11. Jahrhunderts, zur Zeit der anstehenden Kreuzzüge, zunehmend um die iberische Halbinsel, und natürlich nicht nur auf friedliche Weise.

Wie Alexander II. etwa in England und in Süditalien mit Waffengewalt seinen Einflußbereich vergrößerte, so war bereits 1064 ein französisches Heer, meist gleichfalls Normannen, mit seinem Segen und seinen Absolutionen in Spanien eingefallen. Trotz der Reconquista hatten die Christen dort mit Juden und Mauren meist in tiefem Frieden gelebt. Nun wurde der spanische Krieg «das Feld, auf dem das französische Rittertum schon vorher seine Kreuzzugsgesinnung betätigte» (Erdmann). Nun dürsteten die Kreuzfahrer die reiche Festungsstadt Barbastro aus, versprachen den dort lebenden Christen wie Mauren für die Übergabe das Leben, und schlachteten nach Öffnung der Tore gleich sechstausend Menschen. Zehntausende wurden festgenommen, viele Mu-

selmanen scheußlich gefoltert, ihre Frauen und Töchter vor den Augen der Ehemänner, der Väter vergewaltigt, alle Häuser samt ihren Reichtümern und Bewohnern von den christlichen Rittern kassiert.

1065 machte sich der römische Kardinalpriester Hugo Candidus nach Spanien auf den Weg. Als Anhänger Honorius' II. mit diesem verflucht, war er darauf zu Alexander übergegangen, als dessen Legat er nun wirkte. Und offenbar von ihm beeinflußt, unterwarf sich der König von Aragón, Sancho I. Ramirez (1064–1094), anläßlich einer Romreise 1068 Gott und St. Peter, was Sanchos Herrschaft wohl nicht zuletzt gegen die eigene Adelsopposition festigen sollte. 1071 führte er den römischen Gottesdienst ein, und 1088/1089 unterstellte er sein Königreich vollständig dem Papst.[42]

Wenig später streckte auch Gregor VII. seine gierigen Finger nach Spanien aus, nicht die Lüge scheuend, es habe seit alters der römischen Kirche gehört (S. 260 f.). Und erheblich drängender noch, denn die frommen Zeiten entwickelten sich immer kriegerischer, blutrünstiger, geistlicher, apostrophierte Urban II., der Erste-Kreuzzugspapst, gegen Ende des 11. Jahrhunderts einige katalonische Aristokraten: «Für Stadt und Kirche von Tarragona bitten wir euch dringend und befehlen euch zur Vergebung eurer Sünden, auf jede Weise ihre Wiederherstellung durchzusetzen ... Wer auf diesem Feldzug aus Liebe zu Gott und seinen Brüdern fällt, der zweifle nicht, daß er den Erlaß seiner Sünden und das ewige Leben nach Gottes gnädigem Erbarmen finden wird. Wenn also einer von euch den Zug nach Asien beschlossen hat, der soll vielmehr hier seinen frommen Drang betätigen. Denn es ist kein Verdienst, die Christen an einem Orte von den Sarazenen zu befreien, sie am andern der sarazenischen Tyrannei und Bedrükkung auszuliefern.»

Seinen frommen Drang agierte zur Zeit des seligen Urban in Spanien auch ein gewisser Rodrigo (Ruy) Diaz de Vivar aus, berühmt unter dem Beinamen El Cid (der Herr), der spanische Nationalheld (1043–1099).

Der kastilische Grande und Heerführer wurde früh verherr-

licht, besonders in dem «Poema de Mio Cid», einem Meisterwerk in 3730 assonierenden Versen, rund die Hälfte der bekannten spanischen Heldenepik. In Frankreich hat ihn Corneilles fünfaktige Tragikomödie »Le Cid» verewigt, in Deutschland der gleichnamige Romanzenzyklus Johann Gottfried Herders. Von den Spaniern «el Campeador» (der Kämpfer) genannt, focht der Gefeierte freilich auf so manchem Feldzug auch für die Mauren, ja er hat viele seiner Kriegstaten für sie vollbracht, zum Beispiel für den Taifen von Zaragoza gegen den Grafen von Barcelona oder gegen den König von Aragón und Navarra, den er 1084 schlug.[43]

Seit 1090 erstrebte der Cid eine eigene Herrschaft in der Levante. Und da Alfons VI. zwar 1085 Toledo nehmen konnte, nicht aber 1092 Valencia, kämpfte seitdem der Cid darum, wobei er – seinerzeit fast Voraussetzung für die Übergabeerzwingung einer befestigten Stadt – im weiten Umkreis gnadenlos alles ausplündern, zerstören, die Dörfer verbrennen und in zwei Vororten Valencias, in denen er sich festgesetzt, Massaker anrichten ließ.

Inzwischen wütete in der umzingelten Stadt, die unter der vierzigjährigen Regierung 'Abdal'-azīz', eines Enkels al Manṣūrs, wirtschaftlich geblüht hatte, immer schrecklicher der Hunger. Man aß Hunde, Katzen, unreine Tiere. Man «suchte im Kot der alten römischen Abflußrohre nach Nahrung, zahlte einen Golddinar für eine winzige Maus, für Getreide fast das 70fache des ohnehin schon zu Beginn der Belagerung gestiegenen Preises. Die Ärmsten der Bevölkerung gar machten das Fleisch der Leichen genießbar, denn nur an Leichen herrschte in Valencia kein Mangel. Von Tag zu Tag schwollen die Gräber um die Moschee an. Wer aus dem Elend der Stadt die Flucht wagte, wurde von den Belagerern ergriffen und verkauft, gegen ein Pfund Fleisch, ein Brot oder einen Krug Wein. Mehr war auf den Sklavenmärkten für die abgezehrten Gestalten nicht zu haben. Weniger Erschöpfte verschacherte man für den Export nach Europa, den geschäftstüchtige Muselmanen (Glaubensbrüder!) der Umgegend organisierten. Anderen Gefangenen drohte Schlimmeres als die Sklaverei, man schnitt ihnen die Zunge heraus, blendete sie und warf sie den Hunden zum Fraße vor. Zahlreiche Einwohner stürzten sich,

vom unerträglichen Hunger gepeinigt, die Stadtmauern hinab. 17 solcher Leichen mußte der Cid an einem Tag verbrennen lassen» (Ahlheim).

Er verbrannte allerdings, als er nach fast zweijähriger Belagerung im Juni 1094 in das verödete Valencia einzog, nicht nur Leichen, sondern zum Beispiel auch Ibn Ǧaḥḥāf, den obersten Richter der Stadt. Auch machte er die Hauptmoschee zur Kathedrale und den Franzosen und Cluniazenser Hieronymus von Périgord zum Bischof, wo dieser bis 1102 seines Amtes waltete. Bis just zu jenem Jahr, in dem König Alfons angesichts der (zum viertenmal!) auf Spanien vordringenden Almoraviden im März nur noch seine Truppen aus Valencia abziehen und die Stadt niederbrennen ließ (unter den Flüchtenden die Witwe des Cid).[44]

Auch vom äußersten Nordosten Spaniens aus haben die Könige von Aragón, die Grafen von Barcelona und von Urgel den Krieg ins Land der «Ungläubigen», ins Taifenreich Lérida hinausgetragen. Hat man unter Sancho I. Ramirez von Aragón, dem Romhörigen, alles verheert, was man berührte, auch, nach arabischen Quellen, 40 000 Menschen massakriert, dazu Ungezählte in Gefangenschaft geschleppt. Und nach zweijähriger Belagerung Huescas eroberte König Peter I. von Aragón (1094–1104) im November 1096 die Stadt und übergab die Hauptmoschee Bischof Peter von Jaca, damit er einen Christentempel daraus mache, wobei diverse Prälaten und ein päpstlicher Legat dem Festakt die erwünschte Würde verliehen.

Sogar noch übers Meer griff man aus.

1114/1115 gelang Raimund Berengar III., dem Markgrafen von Barcelona, Grafen von der Provence und des Gévaudan, zuletzt noch Tempelritter, die vorübergehende Einnahme Mallorcas und seiner Hauptstadt. Das fromme Werk, von Papst Paschalis II. mächtig aus der Ferne, von mehreren Oberhirten durch persönliche Teilnahme gefördert, war sichtbar gesegnet. Blieben doch, wie man sich brüstete, 50 000 Sarazenen auf der Strecke. Haufenweise schleppte man die Lebenden in die Knechtschaft. Und Graf Raimund, der wackere Glaubenskrieger, wurde in verhüllter Form gegen einen Jahreszins päpstlicher Vasall.[45]

Dem Stauferkönig Konrad III. war in seinen letzten Lebensjahren fast alles mißlungen, wie schon in nicht wenigen zuvor. Den Wendenkreuzzug beurteilten bereits die Zeitgenossen ziemlich zwiespältig. Der Zweite Kreuzzug erwies sich als komplettes Desaster; er erforderte enorme Menschenopfer und scheiterte trotzdem in seiner machtpolitischen Zielsetzung. Konrads frühere Koalition mit Kaiser Manuel I. Komnenos (der 1146 Konrads Schwägerin Bertha von Sulzbach geehelicht) gegen Roger von Sizilien wurde zwar noch auf dem Rückweg des Königs vom Kreuzzug erneuert, auch durch die Heirat Herzog Heinrichs Jasomirgott mit der kaiserlichen Nichte Theodora Komnena gefestigt. Doch diese Verbindungen kamen vorerst nicht zum Tragen, das heißt, den Ehen folgten noch nicht die Kriege, derenthalben sie geschlossen wurden – mit Gott, versteht sich. «Glück und Heil in Christo! Amen», hatte Konrad nach Byzanz geschrieben und «ein ewiges Bündnis dauernder Freundschaft» gewünscht.

Als der Staufer 1149 bereits erkrankt in Deutschland eintraf, standen auch hier die Dinge nicht zum besten. Nicht nur hatte Papst Eugen III. Konrads Abwesenheit benutzt, um energisch in die innerdeutsche Politik einzugreifen, sondern auch Welf VI. 1148 ein gegen Konrad gerichtetes Bündnis mit Roger II. von Sizilien vereinbart. Kaum vom Kreuzzug zurück, erhob sich Welf einmal mehr gegen den Staufer, wurde jedoch 1150 durch den dreizehnjährigen, vor dem Kreuzzug zum Mitkönig erhobenen Heinrich bei Flochberg geschlagen. Und konnte man auch, vermittelt durch den Schwabenherzog Friedrich III. (Barbarossa), mit Welf Frieden» schließen, der Konflikt mit Heinrich dem Löwen, dem Sachsenherzog, der nicht auf Bayern verzichten wollte, dauerte an. Dazu trafen Konrad persönliche Schläge. Schon 1147 war seine zweite, ihm offenbar besonders verbundene Gattin Gertrud von Sulzbach verschieden, 1150 starb auch sein Sohn Heinrich. Und der noch minderjährige Sohn Friedrich, Graf von Rothenburg, erst sechs oder sieben Jahre alt, das erkannte der König klar, hatte keine Aussicht auf den Thron.

Im Februar 1152 eröffnete Konrad III. noch einen Hoftag in Bamberg und starb dort am 15. Februar so jäh und unerwartet,

doch andrerseits auch wieder so «im rechten Augenblick», daß das von Bischof Otto überlieferte Gerücht aufkam, König Roger von Sizilien habe ihn vergiften lassen. Drei Tage später wurde Konrad an der Seite Heinrichs des Heiligen im Dom beigesetzt.[46]

10. KAPITEL

BARBAROSSAS MILDES ANTLITZ

«Der Kaiser entstammte einem sehr vornehmen Geschlecht; er war mittelgroß, von schöner Gestalt ... sein Haar fast blond und gekräuselt; sein Antlitz war heiter, und immer schien er lächeln zu wollen ...» Acerbus Morena[1]

«Der Eifer dieses Mannes war dem der Apostel würdig; seine religiöse Gesinnung stand in nichts der Heiligkeit derer nach, die sich, über die gemeinsame menschliche Situation gestellt, mit der ganzen Kraft ihres Geistes zur Höhe der evangelischen Botschaft erhoben und ihr ganzes Leben lang die menschliche Eitelkeit für Unrat hielten.» Der byzantinische Geschichtsschreiber Niketas Choniates[2]

«Wie verbringt er seinen Alltag? Am Morgen wohnt er entweder allein oder mit einem auf wenige beschränkten Gefolge dem Gottesdienst bei und läßt sich mit den Reliquien segnen ... Seine Vorbilder findet er in der Heiligen Schrift und in den Taten der alten Kaiser.» Franco Cardini[3]

«Der Kaiser blieb bei dem Ort Tronto und dessen Umgebung und plünderte, verbrannte und zerstörte fast alle Orte und Dörfer und erpreßte auch viel Geld.» – «... und befahl, daß sie Sechsen von seinen Gefangenen die Augen ausreißen sollten. Dem Suzo de Mizano aber schnitt er die Nase ab und ließ ihm ein Auge, damit er die anderen nach Mailand führe.» – «Am nächsten Sonntag, am Fest der hl. Prosper und Jungfrau Severa, nahm der Kaiser die Felsenburg von Corno (Vecchio) mit mehr als hundert Menschen, die sich darin neben Landleuten und Bürgern von Mailand befanden; jedem von diesen (Mailändern?) ließ er eine Hand abschlagen und 17 von den übrigen; den Rest ließ er, nachdem die ganze Rocca angezündet und dem Erdboden gleichgemacht war, in den Kerker werfen.» – «Der Kaiser verfolgte sie heftig, nahm ungefähr tausend von ihnen gefangen und ließ mehr als 200 Veronesen die Nasen mitsamt den Lippen abschneiden, ebenso ließ er über 200 Veronesen an den Bäumen, die sich an dem Ort befanden, aufhängen; die sonstigen Gefangenen ins Lager führen und fest in Ketten legen.» – «... und sie wurden in einer Weise zu Tode gemartert, in der – wie wir lesen – niemals jemand zugrunde ging.» – «... denn er war

milde und barmherzig und wollte nicht ihren Tod; darin ahmte er den Willen Gottes nach, der nicht den Tod des Sünders will, sodaß er sich bekehre und lebe.»

Die zeitgenössischen Chronisten Otto Morena, Acerbus Morena, Lodeser Anonymus, Mailänder Anonymus[4]

Zähne – weiss wie Schnee ...

Friedrich I. wurde als Sohn Herzog Friedrichs II. (des «Einäugigen») von Schwaben (S. 407 f.) um 1120, vielleicht nach 1122 geboren. Seine Mutter Judith entstammte dem Geschlecht der bayerischen Welfen. Sein Onkel mütterlicherseits war Heinrich der Stolze, sein Onkel väterlicherseits König Konrad III.

Über Friedrichs Kindheit und Jugend ist fast nichts bekannt. Und viele Nachrichten über sein Aussehen sind unsicher. Doch erwähnen alle Quellen seine wunderschönen Hände und sein bezauberndes Lächeln – ein Lächeln, von dem der italienische Mediävist Franco Cardini meint, man wisse nicht, ob es wohlwollend, belustigt oder ironisch sei, doch strahle es eine geradezu grimmige Tatkraft und Entschlossenheit, «ein Gefühl der Stärke und zugleich so etwas wie eine verwirrende, unergründliche Botschaft aus. Er hat Augen, die einen tiefen Blick in die *arcana imperii*, die Geheimnisse des Reiches, getan haben: und davon scheinen sie vielleicht eine souveräne Verachtung, vielleicht eine strenge Überlegenheit, vielleicht eine mit königlicher Ergebung getragene – und ertragene – heimliche Müdigkeit bewahrt zu haben.»

Ein freundliches, wie stets zum Lächeln bereites Gesicht betont auch der zeitgenössische, Friedrich begeisternd verehrende Chronist Acerbus Morena aus Lodi. «Doch auch in diesem heiteren Ausdruck, ja gerade in ihm», kommentiert Cardini, «gab es etwas Tierisches, Schreckliches: die blendend weißen Zähne, die in dem Lächeln, selbst wenn es entrüstet war, aufblitzten ...» Und auch Otto von Freising, Friedrichs Onkel, erwähnte diese Zähne – weiß wie Schnee ...

Am 5. März 1152 wurde Friedrich I. in Frankfurt nahezu einstimmig zum König gewählt und am 9. März in Aachen geweiht. Allerdings hatte sich der Mainzer Erzbischof Heinrich, der während Konrads III. Jerusalemfahrt als Reichsverweser amtierte, für Konrads unmündigen Sohn Friedrich stark gemacht, hätte er doch gerne wieder das Reich verwest. Statt dessen wurde er, der ehemalige enge Vertraute seines Mainzer Vorgängers Adalbert I. (S. 407 f.), im Juni 1153 abgesetzt und starb schon kurz darauf am 2. September.

König Friedrich, wegen seines rötlichblonden Vollbarts von den Italienern später «Barbarossa» genannt, war bei seiner Thronbesteigung erst etwa 27 Jahre alt, mittelgroß, ein Meister in der Waffen- und Truppenführung, in Kampf, Krieg und Gefahr verliebt, auf Eilmärschen meist im Sattel speisend, als Richter gerecht, als Feind brutal, mitunter grausam, ein Künstler oft im Umgang mit Menschen, diplomatisch, ausgleichend, auch im Unterliegen ungebrochen, durch kein Unglück zu erschüttern, beredt, scharfsinnig, schlau. Er verstand Französisch, Italienisch, Lateinisch, sprach dies aber nie vor Fremden. Trotz hervorragender Köpfe in seiner Umgebung bestimmte er immer unstreitiger den Ton, entschied er über alles Wesentliche selbst, hatte auch keinen in Deutschland, der ihm gewachsen war.

Als einziger altdeutscher König ließ er, durch seinen Freisinger Onkel, seine eigene Geschichte, die «Gesta Frederici seu rectius Cronica», die Taten Kaiser Friedrichs, schreiben. Otto verfaßte die Bücher I und II, und bevor er 1158 starb, bat er seinen Schüler und Vertrauten, den geistlichen Historiographen und Dichter Rahewin, um die Fortsetzung des Werkes. Mit ausdrücklicher Betrauung des Kaisers fügte Rahewin dann Ottos ersten beiden Büchern noch die Bücher III und IV hinzu, wobei er, prinzipiell mit Otto übereinstimmend, doch weniger geschichtstheologisch als dieser, sondern mehr historisch interessiert war.[5]

Ich kann mir nicht die Wiedergabe gleich des ersten Satzes des illustren Bischofs versagen. «Die Absicht aller», so nämlich eröffnet er sein Vorwort, «die vor uns Geschichte geschrieben haben, war es, so meine ich, die glänzenden Taten tapferer Män-

ner zu preisen, um die Menschen zur Tatkraft anzuspornen, die verborgenen Handlungen der Feiglinge dagegen entweder zu verschweigen, oder, wenn sie ans Licht gezogen werden, nur zu erwähnen, um die gleichen Sterblichen abzuschrecken.»

Denn was Otto von Freising, mit dem die mittelalterliche Universalhistoriographie bekanntlich kulminiert, aller früheren Geschichtsschreibung nachrühmt, «die glänzenden Taten tapferer Männer zu preisen», das eben, meine ich, ist Vorsatz und Leitbild auch der späteren geblieben. Oder bejubelt die herkömmliche Historik nicht bis heute die strahlenden Sieger, die «Großen», und qualifiziert alles in deren Schatten mehr oder weniger ab? Da die «Sternstunden», die Triumphe? Dort das allübliche Versagen? Der graue Alltag der Geschichte? Untergang und Nacht? Als ginge nicht der Horror gerade von ihren Heroen aus! Der größte gerade von ihren Größten!

Auch von Friedrich Barbarossa wissen wir, daß ihm immer wieder aus den «Taten» seiner Vorgänger, auch der antiken Cäsaren, vorgelesen werden mußte. Daß er sich «auch in seinem Handeln und in seinen Auffassungen immer wieder von dem mitbestimmen» ließ, was die alten Kaiser in vergleichbaren Lagen getan (F.-J. Schmale). Daß er sich oft direkt, oft namentlich auf die «Großen» bezog, auf die «großen» Abendländer, die «großen» Deutschen, auf Karl «den Großen», auf Otto «den Großen» ...[6]

Freuden eines Königs

Friedrich folgte zunächst der Süditalienpolitik seines Vorgängers. Er koalierte weiter mit Byzanz, um das Normannenreich zu erobern. Das setzte auch eine gute Beziehung zum Papsttum voraus, die Fortdauer des bis fast zuletzt überaus freundlichen Verhältnisses seines Vorgängers zur Kirche. Friedrich sah und hatte in den deutschen Bischöfen wichtige Helfer, ja mehrere von ihnen wurden die hervorragendsten Stützen seines Staates. Er unter-

richtete auch Papst Eugen III. von seiner Wahl, und dieser erteilte ihm, obwohl gar nicht darum gebeten, seine Zustimmung – benigno favore sedis apostolicae. Krone und Episkopat, Schwert und Bannstrahl sollten weiter zusammenwirken, vor allem natürlich auch König und Papst gemäß der tradierten Lehre von den zwei gemeinsam die Welt regierenden Gewalten.

So jedenfalls dachte sich das Friedrich I. Barbarossa. Im Vertrag zu Konstanz vom 23. März 1153, geschlossen zwischen dem König und den Legaten des Papstes, sieben Kardinälen (!), verpflichtete sich Friedrich zur Unterwerfung Roms, zur Sicherung des Kirchenstaates und der päpstlichen «Rechte». Er garantierte, Frieden weder mit Sizilien noch den Römern ohne Einverständnis des Papstes zu schließen und dem «König der Griechen», dem byzantinischen basileus, der in Italien wieder Fuß zu fassen suchte, «diesseits des Meeres» keine territorialen Konzessionen zu machen.

Dafür verlangte Friedrich allerdings handfeste Gegendienste. Der Papst mußte ihm die Kaiserkrönung versprechen und, auf Verlangen, die Exkommunikation seiner Gegner. Ferner durfte er keine Festsetzung der Griechen auf italienischem Boden dulden, sondern hatte solche Versuche von sich aus zurückzuschlagen. Auf Friedrichs Wunsch ließ der Papst auch die kinderlose Ehe des Königs mit seiner ersten Gattin Adela von Vohburg scheiden, offenbar wegen Ehebruch, sowie seinen Gegner, den Erzbischof von Mainz, der seine Königswahl hatte verhindern wollen, nebst anderen Friedrich nicht genehmen Bischöfen absetzen und neue, ihm genehme inthronisieren. Friedrich suchte allmählich den Episkopat seines Vorgängers, des «Pfaffenkönigs» Konrad, durch mehr der Krone ergebene Prälaten zu ersetzen. So wurde etwa sein Kanzler Arnold von Seelenhofen Metropolit von Mainz (und 1160 ermordet).[7]

Nachdem Friedrich sich auf dem Reichstag zu Goslar im Juni 1154 mit den Welfen, Heinrich dem Löwen wie seinem Onkel Welf, ausgesöhnt und sie überreich entschädigt hatte, trat er im Oktober 1154 seinen ersten Italienzug an, dem dann noch fünf Italienfahrten folgen sollten; sechzehn Jahre seiner 38jährigen

Herrschaft verbrachte Barbarossa im Süden. Vom Lechfeld bei Augsburg aus zog er im Herbst mit einem ziemlich kleinen Heer – 1800 Rittern, was knapp 5000 Bewaffneten entspricht – durch Tirol und über den Brenner, um, gemäß dem Vertrag mit dem Papst, Rom zu unterwerfen und, wozu auch die rebellischen Barone Apuliens drängten, Sizilien zu bekriegen.

Gewisse Schwierigkeiten, beschönigend gesagt, gab es aber zunächst mit den oberitalienischen Städten. Sie waren in einem brutalen Wettlauf um die Vorherrschaft begriffen (Pisa etwa gegen Genua, Venedig gegen Ancona, Padua gegen Verona) und zum Teil schon auf den letzten Reichstagen von Ulm, von Würzburg, besonders stark aber in Konstanz durch diverse Vertretungen beim «König der Römer» vorstellig geworden: lauter Handels- und Industriestädte bereits, die durch ihren starken wirtschaftlichen Aufschwung in der ersten Hälfte des Jahrhunderts ihre geistlichen Herren verdrängt und als kleine Stadtrepubliken (mit eigenen Konsulaten in Genua, Bologna, Verona, Parma) immer mehr Königsrechte, die sogenannten Regalien, usurpiert hatten – an erster Stelle das mächtige Mailand, das schon seit 1097 über eigene Konsuln verfügte. Alle Gewalt, alles Geld der königlichen Bischöfe und Grafen, alle sogenannten Hoheitsbefugnisse überhaupt seit Heinrichs IV. Zusammenbruch im ausgehenden letzten Jahrhundert, all das war immer mehr und ohne jede Entschädigung an die Stadtgemeinden gefallen. Doch nur ein Teil von ihnen unterwarf sich, darunter Pavia, die alte Langobardenhauptstadt. Viele andere feste Orte, in der Lombardei, der Toskana, der Romagna, mußten vom König unterworfen werden.

Barbarossas großer Gegner aber wurde Mailand.

So ließ er im Dezember 1154 gefangene Mailänder in Landriano an Pferdeschwänze binden und durch den Schmutz ziehen, auch die das Heer mit dem Notwendigsten versorgenden Händler berauben, danach das ziemlich stark bevölkerte Rosate ausplündern und einäschern. Galliate folgte am hl. Weihnachtstag, Brükken wurden zerstört, Felsennester, Burgen Mailands bis auf die Grundmauern verbrannt, und den König versetzte diese Vernich-

tung «in freudigste Stimmung» (Otto von Freising). Nachdem die Truppen die reichen Lebensmittelbestände von Chieri (östlich von Turin) vertilgt hatten, ließ der große Schwabe auch diese Stadt in Flammen aufgehn. Am 1. Februar 1155 wurde Asti, dessen Bischof Anselm beim Kaiser «über die Frechheit der Einwohner» schwere Klagen vorgebracht, eingenommen, ausgesäckelt und gleichfalls dem Feuer überlassen. Sicher jeweils Grund für weitere fröhliche Stimmungen der Majestät mit den schneeweißen Zähnen ... Schrieb doch gerade damals auch der bischöfliche Onkel Otto in seinen «Taten Friedrichs», daß sich «also jetzt die Zustände zum Besseren gewendet haben und auf die Zeit des Weinens die Zeit des Lachens, auf die Zeit des Krieges die Zeit des Friedens gefolgt» sei. Und wird nicht auch heute durch die Geschichtswissenschaft der «maßvolle Grundcharakter Barbarossas» (Appelt) betont, seine, trotz gelegentlicher Härte und Grausamkeit, doch alles überstrahlende «milte» und «maze»?[8]

Am 14. Februar 1155 kam Tortona an die Reihe; es war mit Mailand verbündet, mit Pavia verfeindet und wurde zwei Monate vom königlichen Heer eingeschlossen.

Die Tortonesen, die sich in die enge Burg geflüchtet, wo sie angesichts des Schicksals der bereits verbrannten Städte verzweifelt widerstanden, erlitten bei dieser «berühmten Belagerung» (Otto von Freising) alle mögliche Drangsal – vielleicht die schlimmste durch den Mangel an Trinkwasser, da der edle Barbarossa die Quelle zunächst durch »faulende und stinkende Leichen von Menschen und Tieren» verschmutzen, dann, da auch dies die Gier der Durstenden nicht abhielt, durch brennende Fakkeln mit Flammen aus Schwefel und Pech ungenießbar machen ließ.

Die mit den Bewohnern umzingelten Priester und Mönche machten am hochheiligen Karfreitag sogar eine Art Bittprozession samt Kreuzen, Weihrauchfässern und dem üblichen Brimborium durch die geöffneten Tore. Und nun wurde des Königs Herz fast von Mitleid erfaßt. Nach außen freilich blieb er hart und hieß die um Abzug Bittenden in ihre Hölle zurückkehren. «Er bemitleidete zwar das schlimme Los des Klerus (!), aber er freute sich

über das Schicksal des hochmütigen Volkes, das, wie er aus diesen Anzeichen erkannte, fast ohne Hoffnung und der Verzweiflung nahe war.»

Nun, immer Grund für ein gutes christkatholisches Herz, sich herzlich zu freuen. Tortona wurde nach zweimonatiger Belagerung nicht durch Waffen, sondern, wie so häufig bei Zernierungen im Mittelalter, durch Hunger und Durst bezwungen und durch Vermittlung des Abtes Bruno von Chiaravalle in Bagnolo am 18. April 1155 übergeben, da Friedrich dem Abt versprochen hatte, die Stadt in ihrem Stand zu lassen. Tatsächlich aber wurde sie vollständig ausgeraubt, in Asche gelegt und dem Erdboden gleichgemacht. Nach einer alten Quelle sollen die Pavesen Barbarossa Geld gegeben haben, damit er Tortona zerstören lasse.

Nach all diesen soldatischen Triumphen konnte sich Friedrich I. Barbarossa am folgenden 24. April in einer pomphaften Krönungszeremonie in der Kirche San Michele von Pavia die eiserne Krone des Königs von Italien aufs stolze Haupt setzen. In der Tat war der geleistete Terror in diesen ersten sechs Monaten südlich der Alpen beachtlich, dagegen die Bilanz, auf das Wesentliche hin gesehn, «nicht sehr ermutigend» (Cardini).[9]

Barbarossa wird Kaiser – und einige Randerscheinungen

Anfang Juni erschien der König vor Rom.

Dort war inzwischen auf Eugen III. und den kurzen, kaum fünfmonatigen Pontifikat des hochbetagten Anastasius' IV. im Dezember 1154 Nikolaus Breakspear als Hadrian IV. (1154–1159) gefolgt, bis heute der einzige Engländer unter allen Päpsten. Hadrian IV., ein armer Schreiber- und Mönchssohn, war selbstbewußt und herrisch. Als römischer Legat hatte er zwischen 1150 und 1153 die norwegische Kirche organisiert, die schwedische reformiert, und als eine «Frucht» davon heimste Rom seitdem von beiden Ländern den «Peterspfennig» ein. Hadrian wollte den

Vorrang des Papsttums vor den Kaisern, während Barbarossa ein Reich wie unter Karl I. und Otto I., den beiden «Großen», erstrebte, was schlecht harmonierte.

Doch mit Römern und Normannen hatte der Pontifex eher größere Probleme. So verhängte er zunächst über seine aufsässigen Diözesanen kurz vor Ostern ein Interdikt, was nie zuvor ein Papst gegen Rom selbst hatte anzuwenden gewagt. Hadrian aber nahm die Verwundung eines von den zunehmend priesterfeindlichen Römern gedolchten Kardinals zum Anlaß dafür. Der Termin vor Ostern war gut kalkuliert. Es gab nun keine Gottesdienste mehr in Rom, kein Glockenläuten, keinen Sakramentenempfang, kein Bestatten der Toten in geweihter Erde. Die Römer bangten deshalb um die Pilgerbesuche, bangten um ihr Fremdengeschäft, sie übergaben zwar nicht die Stadt, aber wiesen Arnold von Brescia aus, was der Papst beabsichtigt hatte. Wenige Menschen mochten ihm verhaßter sein als dieser so lautere, leidenschaftliche, so wortgewaltig die kirchlichen und zumal kurialen Zustände geißelnde Geist, der die Überheblichkeit, Habsucht, Heuchelei, die mannigfache Verderbtheit gerade des Kardinalkonvents angeprangert, der diesen als Bank- und Schacherhaus, eine Spelunke von Räubern gebrandmarkt hat, welche die Geschäfte der Pharisäer und Schriftgelehrten betreiben im Christenvolk. «Selbst der Papst ist nicht, was er zu sein behauptet, ein apostolischer Mann und Hirte der Seelen, sondern ein Blutmensch ist er, der Mord und Sengen mit seinem Amte heiligt, ein Peiniger der Kirchen und Ängstiger der Unschuld; nichts anderes treibt er auf dieser Welt, dann daß er sein Fleisch pfleget; die eigenen Beutel füllt er an und fremde Beutel leert er aus...»

Durch Barbarossa, der Arnold gefangennahm, bekam ihn der Papst in seine Gewalt, und der Präfekt von Rom, Petrus I. von Vico, ließ ihn in Monterotondo heimlich hängen. Mit großer Gefaßtheit starb er, seine Leiche wurde verbrannt, die Asche in den Tiber gestreut. (Im 20. Jahrhundert geht ein künftiger Papst, Paul VI., als Gymnasiast in ein Lyzeum «Arnaldo di Brescia».)

Es gab aber einen zweiten und noch gefürchteteren Gegner Hadrians, König Wilhelm I. von Sizilien, der im Frühjahr 1155 in

Salerno weilte, der Ceprano hatte in Flammen aufgehen, Benevent angreifen lassen und vom Papst gebannt worden war, der nun dringend Barbarossa um Hilfe bat.[10]

Am 8. Juni 1155 traf Hadrian, der immer noch nur in Roms Vorstadt, im Palast des Vatikans, residieren konnte, den defensor Ecclesiae bei Sutri, einen für analoge Begegnungen bereits berühmten Ort. Doch schon dies erste Zusammentreffen der höchsten Führer des Abendlands stand unter keinem günstigen Stern. Denn der einstige englische Bettelstudent Breakspear erwartete hier vom König den Marschall- und Stratordienst (S. 432). Friedrich sollte das Papstroß ein kurzes Stück am Zügel führen und dem Papst beim Absitzen den Steigbügel halten, er sollte für ein paar Minuten seinen Stallknecht spielen.

Dieser Zumutung folgte ein Entrüstungssturm, ein hitziges zweitägiges Verhandeln über Zügel- und Bügeldienste und mehr oder weniger symbolische Bürden zwischen den Häuptern der Christenheit, auch die Präsentation «alter Urkunden». Denn der Stratordienst wurde bereits durch Kaiser Konstantin dem Papst Silvester geleistet – selbstverständlich nur nach dem gefälschten Constitutum Constantini! Und in diese Fälschung wurde er, durch einen späteren Einschub, erst noch hineingefälscht! Und schließlich, als man ausdrücklich erklärte – unglaubhaft genug Jahrzehnte nach dem Dictatus Papae (S. 254), nach dem berüchtigten vatikanischen Fresko, der Dokumentation von Lothars III. Unterwürfigkeit (S. 435 f.) –, daß die gewünschte Zeremonie nur eine religiöse, keine lehnsrechtliche, keine vasallenhafte Bedeutung habe, wurde der Kaiser knieweich, wurde eine zweite Begegnung inszeniert, als habe die erste nie stattgefunden. Wie zufällig ritt man einander wieder entgegen, und nun erwies der Kaiser dem Papst den ursprünglich byzantinischen Brauch, das officium stratoris, die Pflicht des Pferdeknechts, er führte sein Roß einen Steinwurf weit, hielt ihm beim Absitzen den Steigbügel, und seine Heiligkeit war befriedigt.

Dieser Stratordienst wurde vor 1155 nachweislich nur viermal geleistet, später häufig; als letzter römisch-deutscher Kaiser tat 1530 Karl V. in Bologna Klemens VII. diesen etwas lächerlichen,

doch so. bedeutsamen und den so demütigen Päpsten so wohltuenden Dienst. – Gerade seit Hadrians IV. Pontifikat wurde auch der schlichte Titel «Stellvertreter Christi» für die Heiligen Väter geläufig.[11]

Nach der denkwürdigen Szene von Sutri bot eine Gesandtschaft römischer Bürger und Revolutionäre, eine Abordnung des Senats, der Kommune der jungen Republik, sozusagen aus Volkes Hand mit allem Pomp und Redeschwall Friedrich die Kaiserkrone an – gegen Anerkennung der städtischen Privilegien und Zahlung von 5000 Pfund Gold.

Der Feudalist aus Schwaben wies sie brüsk zurück; berief sich in beinah geschliffener, vermutlich von seiner Kanzlei verfaßten, jedenfalls nie mit seinem unpolierten Lorcher Mönchslatein möglichen Rede auf die Tradition, die Politik des Adels und der Stärke. «Nicht nackt ist das Kaisertum uns zugefallen», sagte er, «nicht durch irgendjemandes Verleihung», sondern «unsere göttlichen Fürsten Karl und Otto», die beiden «Großen» also, haben es «durch Tapferkeit erobert», haben Rom samt Italien «den Griechen und den Langobarden entrissen». Anders gesagt: geraubt. Von früheren Räubern, natürlich. Wie diese wieder von früheren. Woraus dann Recht resultiert. Staatsrecht. «Ich bin dein rechtmäßiger Eigentümer», apostrophierte er (oder für ihn Onkel Otto, der Bischof) die Roma. «Mag, wer es kann, der Faust des Herkules die Keule entreißen ... Noch ist die Hand der Franken und der Deutschen nicht erlahmt.»

Ein paar markige Kaiser- oder Kirchenfürsten-Sätze machen hier das – im doppelten Wortsinn – praktische, sehr praktische Fundament der Geschichte deutlich: das Faustrecht! Wie schändlich immer das die Geschichtswissenschaft schönt. Denn gewiß ist militärische Macht, das heißt die Gewalt, der Krieg, nicht nur, wie man schrieb, ein Grundanliegen staufischer Reichsideologie, sondern des ganzen – doch so christlichen! – Mittelalters, ja, das beherrschende Geschichtsprinzip überhaupt. Das Verbrechen des Krieges, von den mehr oder weniger kaschierten Verbrechen des Friedens jeweils vorbereitet, das ist der kriminelle Kreislauf dessen, was wir Historie, politische Geschichte nennen, im wesent-

lichen jedenfalls, in Antrieb wie in Zielsetzung – die eklatantesten Exempla: jedes Weltreich für sich.

Da zu befürchten war, Rom werde dem König die Tore verschließen, riet ihm der Papst, heimlich St. Peter und die Leonina, auf die Hadrian beschränkt war, durch ausgewählte Truppen besetzen zu lassen, was in der Morgendämmerung des 18. Juni 1155 geschah. Bevor Friedrich dann die Basilika betrat, gelobte er feierlich in einem kleinen Gotteshaus, in Santa Maria in Turri, stets ein treuer Verteidiger der römischen Kirche zu bleiben – zwölf Jahre später brannten seine Soldaten Santa Maria in Turri nieder. In St. Peter aber zelebrierte seinerzeit der Pontifex den Gottesdienst und krönte Friedrich «mit Gottes gnädiger Barmherzigkeit» (Otto Morena), wobei Hadrian bezeichnenderweise das Ritual so änderte, «daß die Unterordnung des Kaisers unter den Papst deutlich wurde» (Kelly) – im Grunde das gleiche Spielchen also wie bei Barbarossas «Stalldienst». Das zeigt eine Fülle von Details. So salbte Hadrian den Staufer nicht vor dem Hauptaltar, sondern vor einem Seitenaltar; nicht mit Chrisma, sondern nur mit dem Öl der Katechumenen; ja, das für die Krönung besonders bedeutsame Ritual der Thronsetzung unterbleibt völlig. Kurz, die Zeremonie demonstrierte auf Schritt und Tritt «die Abhängigkeit des Kaisers vom Papst», was so weit ging, daß der Kaiser zu einem bloßen «Amtswalter» (Cardini) des Papstes gemacht wurde.

Die Römer aber, empört über die kaiserlich-päpstliche Kooperation, wütend über die Krönung ohne ihr Einwilligen, machten noch am selben Nachmittag, als Kaiser und Papst bei einem Festbankett saßen, einen Blitzangriff über die Tiberbrücken auf die Leostadt, um den Papst gefangenzunehmen. Denn wie gewöhnlich haßten sie die Päpste noch mehr als die Kaiser, haßten sie zumal den Briten Hadrian, der sie stets hochmütig und hart behandelte und noch nicht einmal ihre Sprache verstand. «Lange kämpfte man auf beiden Seiten unentschieden», berichtet Bischof Otto, «schließlich aber hielten die Römer den hitzigen Angriffen unserer Leute nicht mehr stand und mußten zurückweichen. Da konnte man sehen, wie unsere Krieger ebenso schrecklich wie kühn die

Römer töteten, indem sie sie niederstreckten, und niederstreckten, indem sie sie töteten, als ob sie sagen wollten: Empfange jetzt, Rom, statt arabischen Goldes deutsches Eisen! Das ist das Geld, das dir dein Kaiser für deine Krone zahlt. So wird von den Franken die Kaiserkrone gekauft ... Dieser Kampf zog sich fast von der zehnten Stunde des Tages bis zur Nacht hin. Es fielen dabei oder ertranken im Tiber fast tausend, gefangengenommen wurden an die zweihundert und unzählige verwundet ...»[12]

Bischof Otto, begeistert von der Abschlachtung, spricht von einem «großartigen Sieg», ja er behauptet, indes auf gegnerischer Seite fast tausend Menschen umkamen, wurden auf der eigenen «wunderbarerweise nur einer getötet und einer gefangengenommen». Die Wunsch-Wunder eines Bischofs! Und eines allseits bis heute hochgefeierten Historikers. Wir besitzen aber eine Aussage über die Schlachtopfer auch von dem Lodesen Otto Morena, einem Laien. Er war Richter seiner Stadt, 1143 Konsul und hinterließ eine Schrift über die Taten Kaiser Friedrichs I. in Italien, eine Quelle «von höchstem Wert» vor allem wegen der «Gewissenhaftigkeit und vorzüglichen Detailkenntnis» (Prelog) des Verfassers; «durchgehend von außerordentlicher Genauigkeit in den Einzelheiten», «von penibler Bemühung um äußerste Präzision der Wiedergabe von Situationen und Vorgängen» (Schmale). Während freilich Bischof Otto eiskalt lügt, von den Deutschen seien «wunderbarerweise nur einer getötet und einer gefangengenommen» worden, teilt der Laie Otto Morena kurz und bündig und nur allzu einleuchtend mit: «auf beiden Seiten wurden viele auf der Kampfstätte getötet, viele verwundet ...» (multis etiam ab utraque parte in campo interfectis multisque vulneratis).

Schon am 19. Juni 1155 brach Friedrich, der Rom nicht hatte betreten können, sein Lager ab, nahm alle Kardinäle und den Papst als Flüchtlinge mit sich und wurde von diesem nebst seinen Truppen kurz darauf am Fest Peter und Paul von jeder Schuld an dem römischen Blutbad absolviert. Denn wer als Soldat für den eigenen Fürsten im Kampf gegen die Reichsfeinde sein Blut vergieße, sei nach göttlichem wie irdischem Recht nicht «Mörder», sondern «Rächer» – ganz evangelisch gesprochen.[13]

«... UND NAHM IN FRIEDEN SEINEN WEG»

Nun sollte der Krieg gegen Sizilien beginnen. Die Gelegenheit war günstig, der mächtige Roger II. gestorben, sein Sohn Wilhelm I., mit dem Papst Hadrian sofort in Streit geriet, noch jung und kränklich, und in Apulien, vom Heiligen Vater mit traditionsreicher apostolischer Kunst geschürt, ein Aufstand ausgebrochen. Ja, seit Jahresbeginn drangen an der Ostküste Italiens gelandete griechische Truppen siegreich vor. Doch die deutschen Fürsten sahen den Sinn eines solchen Krieges nicht ein und verweigerten dem Kaiser die Gefolgschaft, so daß man noch im Spätsommer, geschwächt durch das Klima, durch Krankheiten, durch Kämpfe mit Burgen und Städten, ohne den vom Papst so ersehnten Krieg gegen den Normannenstaat die Rückkehr nach Deutschland antrat, was weitgehende politische Folgen hatte.[14]

Vorerst aber zog man in Frieden und nichts Böses planend auf der Via Flaminia, der alten Konsularstraße, dahin und lag eines späten Julitages, von Strapazen und Sommerhitze angeschlagen, unterhalb des schönen, reichen, wohlbefestigten Spoleto.

Die Stadt hatte dem immer sehr geldgierigen und auch geldbedürftigen Schwaben – Kriege sind nun einmal teuer! – durchaus das geforderte fodrum, eine Art «Gästesteuer», von 800 Pfund Silber gezahlt. Sie soll aber, zumindest nach deutschen Quellen, in «gefälschter» Münze gezahlt oder das Geld teilweise unterschlagen haben. Auch hielten die Spoletaner einen Gesandten, einen toskanischen Lehnsherrn Friedrichs und Genossen schon aus Kreuzzugstagen, in Geiselhaft, waren freilich wohl oder übel bereit, über alles und sogleich zu verhandeln. Ob sie nun aber dem heranrückenden Potentaten in Bußbereitschaft oder aus purem Entgegenkommen, aus Gastlichkeit die Tore öffneten oder ob sie einen Ausfallversuch machten, der sie ja ohne ihren Mauerschutz augenblicklich schwerstens benachteiligen mußte, die kaiserlichen Edelmänner drangen sofort in den offen vor ihnen liegenden Schatzkasten ein; wahrscheinlich doch wohl, um sich für die schon allzulange Heerfahrt schadlos zu halten oder für den Heimzug noch etwas zu sanieren, sozusagen wieder stan-

desgemäß ein bißchen in Positur und Position zu bringen. Jedenfalls berichtet der friderizianische Hofkapellan und Geschichtsschreiber Gottfried von Viterbo: «Wer von den Rittern des Kaisers Spoleto arm betreten hatte, verließ es mit Schätzen überladen.» Zuvor aber ruinierte und mordete man nach bester teutonischer Gepflogenheit, wobei ein Großteil der Einwohner umkam, auch der Dom der Stadt brennend in sich zusammensank.[15]

In Frieden, berichtet Otto Morena, nahm der Kaiser seinen Weg – hinter sich, dürfen wir ergänzen, ausgeraubte Städte, die oft nur noch Steinbrüche waren, Schutthalden, die nicht einmal mehr rauchten. Doch dann ließen die Veronesen, von den Mailändern durch Geld bestochen, das heimkehrende Heer nicht in Frieden weiterziehen. Zum größten Verdruß des Schwaben behinderten sie seinen Rückmarsch, und nach beiderseitigem schneidigen Kampf flohen die Leute aus Verona. «Der Kaiser verfolgte sie heftig, nahm ungefähr tausend von ihnen gefangen und ließ mehr als 200 Veronesen die Nasen mitsamt den Lippen abschneiden, ebenso ließ er über 200 Veronesen an den Bäumen, die sich an dem Ort befanden, aufhängen; die sonstigen Gefangenen ließ er ins Lager führen und fest in Ketten legen.»

Immerhin: auch zuletzt noch, zum guten Beschluß gleichsam, wenigstens ein paar hundert Verstümmelte und Gehängte statt eines nicht eroberten Normannenreiches.

Doch was der deutsche Imperator versprochen, schien der griechische zu halten. Seine «neojustinianischen» Intentionen (vgl. II 424 ff!) nahmen nicht zu verkennende Gestalt an. Sein Heer kämpfte sich von Ancona aus rasch nach Süden bis Bari, bis Brindisi vor, viele wurden auch durch Gold bestochen, der Widerstand war gering, der Zulauf groß. Und so beeilte sich auch der Papst persönlich, ein stattliches Aufgebot in den siegreichen Kampf zu führen.[16]

Doch plötzlich änderte sich die Lage völlig.

Pakt mit dem Feind

Der sizilische König Wilhelm I. (1154–1166), nach schwerer Krankheit schon totgesagt, stieß im Frühjahr 1156 mit einer starken, größtenteils aus Moslems bestehenden Truppe in Kalabrien vor, schlug nicht nur die Griechen vernichtend, sondern setzte auch den Kirchenstaat immer mehr unter Druck. Und nun, angesichts des allgemeinen Zusammenbruchs, ging Papst Hadrian IV., «in voller Freiheit», wie er betont, mit wehenden Fahnen zu seinem bisherigen Gegner über, was viele Hoffnungen in Unteritalien zerschlug. Wilhelms Städte, ein Teil seines Adels revoltierten, ein Aufruhr, den der König mit gewohnter Härte niederwalzte, wobei viele Barone eingekerkert, verstümmelt, getötet, Bari «in einen Schutthaufen verwandelt» wurde (Hugo Falcandus). Nicht von ungefähr bekam Wilhelm den Beinamen «Il Malo».

Und mit diesem «Bösen» paktierte jetzt der Papst. Er ließ es sich viel kosten, wie der Vertrag von Benevent (Juni 1156) zeigt. Er sprach Wilhelm vom Kirchenbann los und legalisierte endgültig dessen normannisch-sizilisches Königreich, womit er sowohl dem deutschen wie byzantinischen Kaiser jedes Recht darauf aberkannte. Wilhelm I. erhielt die langerstrebte (erbliche) Belehnung mit Sizilien, Apulien und Capua, zahlte aber nur für die festländischen Provinzen Zins. Und für Sizilien bekam er außerordentliche kirchenpolitische Privilegien (Legatenrechte, entscheidenden Einfluß auf die Besetzung der Bistümer u. a.), denn der Papst machte weitgehende Konzessionen, machte endgültig Frieden mit dem sizilischen Großreich, dessen Gold ihm jetzt auch Roms Tore öffnete. Ja, zwei Jahre später, 1158, vermittelte Hadrian gleich einen dreißigjährigen Frieden auch zwischen dem bis dahin eng verfeindeten sizilischen und griechischen Regnum, zwischen Wilhelm I. und Manuel I. Der Dritte im Bund war natürlich er selbst. Und dieser vom Papst gestiftete Dreibund richtete sich nun gegen niemand andern als seinen bisherigen Verbündeten, den deutschen Kaiser, mit dem Rom jetzt in jahrzehntelange Kriege gerät. Nach wenigen Freundschaftsjahren

bekämpfen sich die beiden höchsten christlichen Repräsentanten im Abendland, Kaiser und Papst, wie die Pest, streiten sie um die Herrschaft über Italien, das Ziel staufischer Hegemoniesucht sowohl als auch des imperialen Papsttums.[17]

Die Nachricht vom Beneventer Pakt des Papstes mit Sizilien hat den Kaiser hoch erregt. Er mußte darin eine glatte Preisgabe des deutsch-päpstlichen Abkommens von Konstanz erblicken, dessen Buchstaben es zwar nicht verletzte, aber dessen Geist; was offensichtlich einem maßgeblichen Teil des Kardinalskollegiums entsprach. Friedrich schmähte den Papst bundbrüchig, die Kardinäle, die ihm dabei geholfen, Rebellen und Verräter. Denn zumindest indirekt stand das Konkordat von Benevent zum Konstanzer Vertrag «in schroffstem Widerspruch» (Hampe).

Dazu vergifteten weitere Vorkommnisse die Atmosphäre.

Im Sommer 1157 wurde Erzbischof Eskil von Lund, der Primas von Schweden und Dänemark, ein Reichsfeind, dem der Papst sich besonders verbunden fühlte, auf seiner Rückkehr von Rom in Burgund gefangen und auf Wunsch dem Kaiser ausgeliefert. Hadrian verwandte sich für seine Befreiung. Auf dem Reichstag zu Besancon im Oktober 1157 überbrachten zwei – man beachte beiläufig die Reihenfolge – «durch Reichtum, Reife und Würde» ausgezeichnete Kardinäle aus Rom, einer davon Roland, der Kanzler der Kirche, ein provozierendes Protestschreiben. Der Papst behauptete darin u. a. auch, die römische Kirche habe Friedrich auf jede Art erhöht, ihm, dem ruhmreichsten Sohn, die ganze Fülle der Ehren verliehen, wobei er die ihm übertragene Kaiserkrone als «beneficium» bezeichnete, was sowohl, da doppelsinnig, «Wohltat» wie «Lehen» bedeuten konnte. Man habe Friedrich schon viele «beneficia» verliehen und hätte ihm, schrieb Hadrian, wäre das nur möglich, auch «noch größere Wohltaten» (maiora beneficia) erwiesen.

Rainald von Dassel, der spätere Erzbischof von Köln (1159–1167), Friedrichs leitender Staatsmann, der in Besancon sein großes Debüt hatte, benutzte die Verlesung des päpstlichen Briefes, um geschickt von Eskils Verhaftung abzulenken, indem er «beneficium» mit «Lehen» übersetzte: keinesfalls inkorrekt, son-

dern wohl so, wie es auch Rom verstanden wissen wollte, so, wie man dort auch den Stratordienst verstand und das demgemäße vatikanische Fresko. Der Eklat war da. Die Fürsten widersprachen stürmisch. Und als gar einer der Legaten, womöglich der Kardinalkanzler selbst, noch Öl ins Feuer goß und kühl fragte: «Von wem hat denn der Kaiser das Kaisertum, wenn nicht vom Herrn Papst?», steigerte sich die Entrüstung zum Tumult, und der bayrische Pfalzgraf Otto I. von Wittelsbach drang mit gezücktem Schwert auf den Kardinal ein, so daß der Kaiser dazwischentreten und ihn mit dem eigenen Körper schützen mußte.[18]

Nach einer Durchsuchung des Kardinalgepäcks, das belastende Schriftstücke enthielt und eine der üblichen pekuniären Schröpfreisen verriet, wurden die Legaten ausgewiesen und die Grenzen für deutsche Geistliche, die ohne bischöfliche Erlaubnis nach Rom reisten, gesperrt. Der Kaiser aber erklärte in einem brisanten Rundschreiben an den deutschen Klerus, wie er die päpstlichen Gesandten gehindert habe, mit Hilfe von vielen gleichlautenden Briefen und untersiegelten Blättern «ihr Gift in gewohnter Weise über die deutschen Kirchen zu verspritzen, die Altäre zu entblößen, die geweihten Gefäße fortzuführen, von den Kreuzen die Vergoldung abzuschaben». Auch den Papst prangerte er als Friedensstörer an, als Verbreiter «des Bösen», und wies vor allem die Auffassung vom Kaisertum als Lehen der Kirche als «Lüge» zurück.

Der Papst seinerseits protestierte gegen die unerhörte Behandlung seiner Legaten, «unserer fähigsten Brüder», und verlangte von den deutschen Bischöfen «eine Schutzmauer um das Haus des Herrn». Doch überraschenderweise ergriffen die Prälaten einhellig die Partei des Kaisers. Und da der bereits ein gewaltiges Heer sammelte, zuckte der Papst zurück und ließ durch zwei weitere, im Juni 1158 in Augsburg erscheinende Kardinäle in einer wortreichen Epistel voller freundlich fadenscheiniger Ausreden die ganze Sache als Mißverständnis hinstellen.[19]

Wie alles zum allgemeinen Besten ist und zügig und sinnvoll ineinandergreift

Im Juni 1158 erschien Barbarossa mit dem wohl stärksten Heer, das je die Alpen überquert hatte, zum zweiten Mal in Italien, um vor allem Mailand gefügig zu machen. Freilich stand bereits viel mehr dahinter, sein Streben nach sogenannter Weltherrschaft (dominium mundi). Mailand aber hatte mittlerweile kolossal und kostspielig gerüstet, angeblich für 50000 Silbermark, eine astronomische Summe. Es hatte Türme, Mauern aufgebaut, Kriegsmaschinen des Meisters Guitelmo, des legendären «Genies». Und es hatte auch weithin Orte und Kastelle vor allem der Pavesen angezündet und zerstört, allein im Tal von Lugano ihnen etwa 20 Burgen genommen.

Schon nachdem der Kaiser an der Seite u. a. des böhmischen Königs mit dem üblichen Brandschatzen, dem Niederreißen von Burgen, Kaputtmachen von Dörfern, dem Kassieren von Beute, Geldern, Geiseln im Bistum Brescia begonnen, erließ er äußerst detaillierte Friedensgesetze für sein Heer. Denn Frieden braucht man, überzieht man andere mit Krieg, mit einem «gerechten» Krieg, versteht sich, wie Friedrichs Rede an das Heer deutlich macht. Mit einem «gerechten Krieg», das heißt nach einem «berechtigten Grund zum Krieg». Denn natürlich sind die Mailänder «Rebellen gegen die rechtmäßige Herrschaft». Und natürlich kämpft das deutsche Reich «nicht aus Kriegslust oder Grausamkeit, sondern aus Liebe zum Frieden, damit die Frechheit der Bösen in ihre Schranken gewiesen werde und die Guten den gebührenden Lohn für ihren Gehorsam ernten». «Wir tun nicht Unrecht, sondern wehren es ab. Und ... ihr alle, die ihr euch höchsten Kriegsruhm erringen und zu gegebener Zeit den Lohn für Verdienste und Mühen empfangen wollt, seid gehorsam zum Nutzen des Staates und erfüllt nach Kräften, was euch zum allgemeinen Besten befohlen wird. Mit Gottes gnädiger Hilfe soll uns die feindliche Stadt nicht träge, nicht entartet finden bei der Erhaltung dessen, was unsere Vorgänger Karl und Otto den Ruhmestiteln des Reiches hinzuerworben haben und als erste unter

den jenseits der Alpen Wohnenden ... zur Erweiterung der Grenzen des Reiches beigetragen haben.»[20]

Man sieht: alles verläuft hier ganz gerecht und gut, einfach groß, ja großartig, alles zum Nutzen des Staates und das heißt zum allgemeinen Besten, keine Frage. Man braucht nur zu gehorchen. Bloß die Floskel von der «Erweiterung der Grenzen des Reiches» könnte nachdenklich stimmen. Und da die Mailänder nicht einlenken, rückt ihnen der Kaiser näher. Dabei hatte kaum einer seiner Berater so gegen sie gehetzt wie ein Geistlicher, der Prämonstratensermönch Anselm von Havelberg, der Erzbischof von Ravenna, der jetzt gleich vor Mailands Mauern sterben wird. Wie zuvor schon «ungefähr 200» Soldaten durch eine einstürzende Brücke über die reißende Adda starben, während jene, die sie bereits überquert hatten, schon «viele von den Landbewohnern töteten» (Otto Morena). Man sieht: eines greift hier – wie ja in allen Kriegen – zügig und sinnvoll ins andere. Und selbstverständlich ist auch der Kaiser, allein dessen Reiter ein Mailänder Chronist «auf wenigstens 15 000» schätzt, in effizientester Weise tätig, sind es ebenso alle Fürsten des Kaisers, deren Waffenknechte, dazu starke lombardische Verbände besonders Pavias und Cremonas, aber auch Krieger aus Pisa, Lucca, Siena, Florenz – sie alle helfen sozusagen dem Regenten beim Regieren, bei der Taktik der verbrannten Erde, machen um Mailand tabula rasa, hauen Saaten, Weinstöcke, Obstbäume nieder, brennen Häuser, Mühlen, Dörfer und Kastelle ab, Woche um Woche, ruinieren «fast das gesamte Gebiet», bis «die Mailänder nur noch wenige Plätze besaßen, die nicht völlig zerstört oder verwüstet waren» (Otto Morena), und sich unterwarfen, bedingungslos.[21]

Am 8. September zogen hinter einem riesigen Haufen hölzerner Bußkreuze der Erzbischof, der Klerus, die Konsuln und sonstige Stadtprominenz nacktfüßig, in Säcke gehüllt, die entblößten Schwerter um den Hals gehängt am Sieger vorbei. Und auf dem folgenden Reichstag in Roncaglia gaben die Mailänder alle «königlichen» Rechte Friedrich «in die Hand zurück und gewährten ihm aus diesen allen den Nutzen». Auch hatten sie dem Kaiser ein palatium in ihrer Stadt zu errichten, ein steinernes

Symbol seiner Zwangsherrschaft, hatten sie die hohe Entschädigungssumme von 9000 Silbermark zu zahlen. Und natürlich mußten sie alle, der Erzbischof Obertus, die Konsuln, die anwesenden lombardischen Prälaten und weltlichen Fürsten, dem Monarchen den Treueid schwören, mußten sie feierlich versprechen, «alle einmütig, doch jeder für sich ... in Zukunft wahren und beständigen Frieden untereinander und gegenüber allen Personen unverbrüchlich zu halten» (Otto Morena).

Aber schon im nächsten Jahr, noch keine sieben Monate später, brachen sie ihren Eid. Und als Reinald von Dassel im Januar als Bevollmächtigter des Kaisers nach Mailand kam, mußte er sich im Rathaus verbarrikadieren und die Stadt fluchtartig in der Nacht wieder verlassen und soll ihr damals den Untergang geschworen haben.[22]

Der Kaiser verhängte im Frühjahr 1159 über Mailand und das gleichfalls aufsässige Crema die Reichsacht. Das «Verbrechen des Hochverrats» hatte die «gottlose Stadt» begangen, das «Verbrechen der Majestätsbeleidigung», «ein nichtsnutziges Geschlecht» sei es, «ein verbrecherisches Volk», er konnte hetzen und schwarzweiß malen wie die Pfaffen.

Papst Hadrian war unterdessen nicht untätig geblieben. Er hatte das gegen Friedrich gerichtete Bündnis zwischen Sizilien und Byzanz vermittelt, sich auch in die lombardischen Unruhen gemischt und Mailand sowie andere Städte gegen den Herrscher getrieben, wie aufgefangene Briefe bewiesen. Überhaupt unterstützten die Päpste zur Schürung des Zwistes während des hundertjährigen Stauferregiments (1152–1254) die rebellierenden Städte, in denen überall eine eigene päpstliche Partei operierte. Es kam zu gegenseitigen Unfreundlichkeiten, Vorwürfen, Beschwerden, zu kaiserlichen (Steuer-)Übergriffen auf päpstliches Gebiet, weiteren Intrigen des Papstes, der allerdings Friedrichs Vorschlag, ein unparteiisches Schiedsgericht aus sechs Kardinälen und sechs Fürsten einzusetzen, zurückwies. Er hatte sich schon viel zu tief in seine antikaiserliche Politik verstrickt, erneut mit den Normannen konspiriert, ja auch Mailand, Brescia, Piacenza in einem – längst geplanten – Geheimvertrag im Juli oder August 1159 ver-

pflichtet, nicht ohne seine Genehmigung mit dem Kaiser Frieden zu schließen, indes er selbst seinen doch, wie er Friedrich brieflich apostrophiert, «in Christus geliebten Sohn», dem er «Gruß und apostolischen Segen» schickt, innerhalb von vierzig Tagen, lenke er nicht ein, exkommunizieren wolle. Doch eh es zum Krieg kam, starb Hadrian nach kurzer Krankheit am 1. September 1159 in Anagni.[23]

Der Kaiser aber hatte inzwischen erkannt, «daß der Übermut der Mailänder nur mit harter und fester Hand gebrochen werden könne» (Rahewin). Er rüstete also, rief weltliche und geistliche Reichsfürsten herbei, Truppen und Hilfstruppen, setzte Kastelle und Fortifikationen instand, befestigte das nur zwanzig Meilen von Mailand entfernte Neu-Lodi sogar «während der ganzen Fastenzeit mit höchstem Eifer». Und just in den heiligen Ostertagen überfielen die Mailänder das ihnen früher gehörende Kastell Trezzo, erschlugen nach dreitägigem Kampf einen Teil der Verteidiger, vor allem ihre eigenen Landsleute, raubten die Stadt gänzlich aus und äscherten sie ein.[24]

Die Belagerung von Crema oder «die Milde seines Antlitzes ...»

Barbarossa seinerseits verheerte vierzig Tage hintereinander «das feindliche Land» nach allen Regeln der Kunst. Brach Burgen, Türme, Befestigungen, schlug da und dort kleine Schlachten, schlug auch einen Schurken, der ihm ans Leben wollte, recht christlich, «wie er's verdiente, ans Kreuz» (Rahewin). Und begann darauf im Norden der Provinz Cremona im Juli die Belagerung von Crema, einem Mailänder Brückenkopf, für dessen Zerstörung ihm Cremona 15 000 Silbermark versprochen hatte – schon allein ein gewisser Anreiz für den ewigen Geldhunger dessen, der natürlich längst erkannt hatte, welch schier unerschöpfliche Summen aus diesen lombardischen Städten für relativ geringe Mühen herausgeholt werden konnten.

Damals lockte er auch die Mailänder, die alle in die Stadt geflüchtet waren, in einen Hinterhalt, wo dann die eingekesselten Feinde, wie Domkanoniker Rahewin meldet, «die weder kämpfen noch fliehen konnten, mitleidlos niedergehauen wurden. Schließlich war, soweit man sehen konnte, alles mit Geschossen, Waffen und Körpern (cadaveribus) von Toten oder auf den Tod Verwundeter bedeckt.» Der Kaiser selbst berichtet darüber dem Bischof Albert von Freising «zum Trost», der Herr habe «Großes an uns getan, er hat getan, wovon wir fröhlich geworden sind und Gott innigsten Dank sagen. Denn Gott gab viele Mailänder in unsere Hände, so daß wir am 15. Juli, an dem die Apostelteilung gefeiert zu werden pflegt, 600 der Tapfersten der Stadt in Fesseln als Gefangene abgeführt haben, während etwa 150 auf den Feldern und Straßen getötet wurden. Die Zahl der Ertrunkenen aber und Verwundeten war ohne Maß und Zahl. So kehrten wir als Sieger nach Neu-Lodi zurück.»[25]

Anlässe zum fröhlichen Gottvertrauen gab es vor Crema noch viele.

Bei einem Ausfall der Cremasken kam es zu einem so ergiebigen Gefecht, daß die Bäche der Gegend «von dem Blute der Getöteten und Verwundeten gefärbt und angeschwollen» waren. Gleichwohl blieb man guten Mutes auf beiden Seiten und gewährte einander wieder recht christliche Anblicke, «wenn diejenigen, die draußen waren, den Toten die Köpfe abschlugen und mit ihnen wie mit Bällen spielten und sie aus der rechten in die linke Hand warfen und damit grausam prahlten und ihren Spott trieben; die Leute in der Stadt aber hielten es für ehrenrührig, wenn sie weniger wagten, zerstückelten ohne Erbarmen die Gefangenen unseres Heeres auf den Mauern Glied für Glied und boten damit ein jammervolles Schauspiel» (Rahewin).[26]

Da auch des Kaisers «geduldige Sanftmut» die Cremasken «nicht auf den rechten Weg brachte», da zudem die lange Belagerungsdauer einer so kleinen Stadt den von Friedrich lancierten Ruf seiner Unbesiegbarkeit offenkundig gefährdete, befahl er, «Rache zu nehmen» und die Gefangenen vor ihren Toren an den Galgen zu hängen. Doch «das trotzige Volk» hängte darauf auch

seine Gefangenen, Deutsche und Italiener aus Friedrichs Heer, ans Kreuz oder stach sie ab, weshalb Barbarossa, so all seine «Menschlichkeit», seine «Sanftmut» der Mißachtung preisgegeben sehend, empört darüber, daß diese Eingeschlossenen «sich auf gleichen Fuß mit den Siegern stellten», verfügte, einige Dutzend Geiseln aufzuknüpfen. Ebenso weitere reiche Kriegsgefangene, darunter den Neffen des Mailänder Bischofs, und zwar ungeachtet all ihrer hohen Geldversprechungen, was die Umzingelten aber nur zu verstärktem Widerstand anspornte, so daß Barbarossa natürlich glaubte, «den Unbändigen entgegentreten zu müssen, und befahl ihre Geiseln an die Maschinen zu binden und den Geschossen ihrer Geschütze ... deren es in der Stadt neun gab, auszusetzen». Sogar junge Knaben fesselten die Kaiserlichen an die Belagerungsapparate. Und da auf der anderen Seite nicht Menschen, sondern Barbaren, Bestien standen, «konnte man es erleben wie hier die Kinder an die Maschinen gebunden, ihre Eltern anflehten und ihnen mit Worten oder Gesten ihre Grausamkeit und Unmenschlichkeit vorwarfen, während drüben die unglücklichen Väter über ihre unseligen Kinder jammerten und sich selbst als die beklagenswertesten Menschen bezeichneten, dabei aber nicht mit dem Schießen aufhörten».[27]

Die «Narratio de Longobardie obpressione et subiectione», die Erzählung eines unbekannten Mailänder Bürgers über die Unterdrückung und Unterwerfung der Lombardei zwischen 1154 und 1177, führt eine ganze Reihe der so grauenvoll Getöteten namentlich auf und fügt hinzu, «und sie wurden in einer Weise zu Tode gemartert, in der – wie wir lesen – niemals jemand zugrunde ging».

Selbst solche Auseinandersetzungen aber können nicht alle hehren Regungen ersticken. Und so erhob sich denn eine echt katholische Stimme aus der Stadt: «O ihr Glückseligen, denen vergönnt ist, gut (!) zu sterben, statt schlecht zu leben! Fürchtet euch nicht zu sterben ... Denn der Tod bringt ja den Seelen die Freiheit, und aufs höchste glückselig sind die, die fürs Vaterland gestorben sind und dadurch schon Unsterblichkeit errungen haben. Wie viele unsere Vorfahren» – wohl wahr! – «sind in solcher

Lage und unter solchen Bedingungen gestorben, die einen gefoltert und mit Feuer oder Geißelhieben gemartert, während die anderen, von wilden Bestien halb aufgefressen, lebendig für deren zweites Mahl aufgespart wurden ...»[28]

Ja, immer gut, gut christlich sterben.

Doch zuletzt wollten die Cremasken lieber leben. Von Hunger, Wassermangel, Seuchen und vielerlei Nöten heimgesucht, gaben sie Ende Januar 1160 auf. Etwa 20 000 quälten sich mit dem, was sie auf ihren Schultern tragen konnten, aus der Stadt. Und eben dabei zeigte Barbarossa, «der gütige Kaiser», «der allergütigste Kaiser», wie er so gern, so beflissen genannt wird, wie «milde und barmherzig» er doch war, zeigte sich, «daß der allerchristlichste Kaiser, nachdem er zornigen Sinn und feindseligen Haß abgelegt hatte, den Cremasken durch eine Engstelle, durch die sie auszogen, hinausgehen half und mit seinen eigenen Händen zusammen mit anderen Kriegern einen ihrer Siechen hinausgeleitete. Ein derartiger Akt der Güte und kaiserlichen Milde muß allen Menschen ein außerordentliches Beispiel sein.» Ein außerordentliches Beispiel auch insofern, als die Sieger jetzt Crema plünderten und gnadenlos niederbrannten – und «zerstörten außerdem auch einige Kirchen der Feste» (Otto Morena). «Nach vollendeter Zerstörung zog der göttliche Kaiser unter dem Jubel des ganzen Heeres zur fröhlichen Siegesfeier nach Pavia.» Und auch die Pavesen priesen «seine Majestät und die Milde seines Antlitzes ...» (Rahewin).[29]

Wahrhaftig, ist's nicht ganz wie bei Kaiser Heinrich dem Heiligen? «Sein heitres Antlitz verkündete die Güte seines Herzens ...» Ja, haben sie nicht alle, die großen christlichen Blutschlucker, Heiterkeit und Güte, Milde ausgestrahlt und die Welt beglückt?

Mittlerweile war Papst Hadrian IV. gestorben. Und wie so oft, löste auch sein Tod eine tumultuarische Doppelwahl aus, der ein achtzehnjähriges Schisma (mit mehreren Gegenpäpsten) folgte.

Der Kampf zwischen Barbarossa und Alexander III. entbrennt

Das Kardinalskollegium bestand aus einer hadrianischen, von dem Papstneffen Bodo geführten und aus einer kleineren, kaiserlichen Faktion. Beide Gruppen fanden sich zur Wahl in St. Peter ein. Und schon am 7. September 1159 rief die hadrianische Partei den Kanzler Kardinal Orlando (Roland) Bandinelli, einen einst gefeierten Bologneser Rechtslehrer, als Alexander III. aus. Kaum aber hatte er sich in den roten Mantel gehüllt, da riß diesen Kardinal Ottaviano, aus dem kaiserfreundlichen Geschlecht der Monticelli, vermutlich mit dem europäischen Hochadel, vielleicht mit den Staufern verwandt, in einem Handgemenge, in «wahnwitziger Tollkühnheit», schreibt bald darauf Alexander III., «wie ein Besessener eigenhändig gewaltsam von unserer Schulter» und warf sich seinerseits nun einen andern Mantel um, allerdings in der Eile und Erregung verkehrt. Geschah es ja, «wie wir glauben, durch göttliche Schickung, daß der Teil des Mantels, der die Vorderseite hätte bedecken sollen, zum Gelächter der vielen, die zusahen, den Rücken bedeckte; er versuchte zwar eifrig, das zu ändern, konnte aber, außer sich vor Wut, die Kapuze des Mantels nicht finden und schlang sich die Troddeln um den Hals ...». Doch ging das Lächerliche der Szene im Degengeklirr der in St. Peter einstürmenden «bewaffneten Mietlinge», wie Alexander sie nannte, und einem rasch angestimmten feierlichen Tedeum unter.

Kardinal Ottaviano di Monticelli, der Mantelkünstler, stützte sich auf eine Minderheit oder, so Otto Morena, den «gesünderen Teil der Kardinäle» (saniori parte cardinalium), auf die Masse der Römer und den kaiserlichen Gesandten Otto von Wittelsbach. Orlando aber, der zunächst resignieren wollte, verschanzte sich in der Burg bei St. Peter, dem «Kastell der Kirche», dort von bestochenen Senatoren neun Tage eingeschlossen. Schließlich verschwand er, wie sein Widersacher, aus der Stadt, wo der beiderseitige Anhang einander blutig schlug. Am 18. September wurde Orlando in Cisterna, im Süden des Kirchenstaates, nahe

der Normannengrenze, zum Papst gewählt, zwei Tage darauf in Ninfa (südöstlich von Velletri) als Alexander III. (1159–1181) geweiht. Über zwei Jahrzehnte stand er im Mittelpunkt weltbewegender Kämpfe. Er trieb eine pronormannische Politik und war ein persönlicher Feind Kaiser Friedrichs, der am 4. Oktober in der Reichsabtei Farfa den Kardinal Ottaviano als Viktor IV. zum Papst weihen ließ – der Viktor IV. von anno 1138 (S. 450 f.) wurde bei der Zählung einfach ignoriert.[30]

Gefördert vom König Siziliens und seinem Geld, begann Alexander sofort von Spanien bis England für sich zu werben, wobei er seine – ja durchaus katholischen – Gegner «falsche Brüder» schimpfte, «Teufel», die seinen Konkurrenten Viktor «wie ein Idol und Götzenbild anbeten», zumal dieser «sich aufführt, als sei er Gott», und ist doch bloß ein «Schismatiker», «Apostat», eine «tödliche Pest», «ein Bild der künftigen Zeiten des Antichrist». Bald durchschwirrte auch die Propaganda seines Gegners die Welt, und indem beide Päpste einander Lügen zeihten, sagten sie wohl beide sogar die Wahrheit ...[31]

Ein schlecht besuchtes Konzil in Pavia, der italienischen Hauptstadt des Kaisers, erkannte Viktor IV. am 11. Februar 1160 formell als rechtmäßigen Papst an und verfluchte am folgenden Tag feierlich Alexander III., dessen Reichsfeindschaft überdies wieder einmal abgefangene Briefe an Mailand erwiesen. Er war geladen, doch nicht erschienen, die Kirchenversammlung, unter Reinald von Köln, von lauter Reichsbischöfen besucht, etwa fünfzig, deren Zahl man aber, um die Beschlüsse aufzuwerten, durch allerlei Manipulationen auf das Dreifache hinaufgeschraubt hat. Alexander seinerseits bannte, zum wiederholten Mal, Viktor IV., exkommunizierte den Monarchen und löste alle seine Untertanen von Eid und Pflicht, worum sich freilich niemand kümmerte. Um so mehr diffamierte Alexanders Anhang das Konzil – «lauter Märchen, an denen kein wahres Wort gewesen sein kann, zu deren Verbreitung indes Alexander sich selbst hergab» (Haller).

Wie alle eigentlichen Erben Gregors VII. war Alexander III. der eingeschworene Feind eines selbständigen, autarken Kaisertums, eines Sacrum Imperium, «Heiligen Reichs», das er mit allen Mit-

teln zu entsakralisieren, zu profanieren, zu verteufeln suchte. Auf der anderen Seite gibt die staufische Propaganda das Reich als Heilsmacht aus, den Kaiser als Vogt der Christenheit, Vertreter des himmlischen Kaisers, seine Kriege als heilige Kriege (iustissima bella), seine Politik als vom Heiligen Geist inspiriert. Ein Reichstag wird auf Pfingsten verlegt, ein anderer als Curia Christi, als «Reichstag Christi» proklamiert, ein Erlaß gern an «die Gläubigen Gottes und des Reiches» gerichtet, jeder Rebell gegen den Kaiser zum Rebell gegen Gott erklärt, zum «öffentlichen Feind Gottes und des Reiches».[32]

Der Kampf zwischen Alexander III. und dem deutschen Kaiser entbrannte nun in aller Stärke. Zu Friedrich und seinem Papst hielten außer Deutschland (mit alleiniger Ausnahme Salzburgs) und Reichsitalien nur Dänemark, Böhmen und Polen. Hinter Alexander, der als eigentlicher Gegenspieler Barbarossas zunächst fast den ganzen Kirchenstaat verliert, so daß er im Frühjahr 1162 nach Frankreich geht, standen vor allem die englische und französische Kirche, die für seinen, auch durch Strafen erzwungenen Unterhalt aufkommen mußten, Ungarn, Kastilien, Norwegen, Irland, Venedig, die orientalischen Fürsten und nicht zuletzt Mailand, Brescia und Piacenza.[33]

«Gedenke Deiner Milde, o Herr!»

Barbarossa hatte Mailand während des ganzen Jahres 1160 mit steigendem Ingrimm, mit selbst damals ungewöhnlich grausamen Gemetzeln bekämpft, Gefangene verstümmelt, getötet und 1161 seine vorwiegend italienischen Truppen durch deutsche ergänzt. Mehrere Herzöge, Prälaten und sonstige Vornehme brachten Nachschub heran; allein Erzbischof Reinald aus Köln 500 Ritter, deren jeder natürlich wieder seine Knappen im Gefolge führte.

Bischof Heinrich II. von Würzburg (1159–1165) finanzierte sein vor Mailand fechtendes «Kriegsvolk» sogar mit dem Domschatz

(gegen Verpfändung all seiner Einkünfte), verschuldete sich darüber hinaus aber noch beim Kloster Ebrach und bei den Juden. Für das «Geistliche», sein Bistum, blieb dem engagierten Reichspolitiker allenfalls in seinen beiden letzten Jahren etwas Zeit, als er drei Fälschungen von Königsurkunden auf die Namen Heinrichs des Heiligen, Konrads II. und Heinrichs III. fabrizieren ließ, die dem Würzburger Bischof die Herzogswürde in Ostfranken zuerkannten! Allerdings erfüllten sich die «herzoglichen» Träume des Nachfolgers Bischof Herold bei weitem nicht; denn offenbar hat Barbarossa die klerikale Gaunerei erkannt und ignoriert.[34]

Im übrigen setzte der «allerchristlichste Kaiser» den Kampf um Mailand fort. Er wandte dabei immer wieder die Taktik der verbrannten Erde an, verfeuerte, kassierte, focht. Als man einmal den vornehmen Adam de Palatino fing, ließ ihn der Kaiser «sofort unter den Augen der Mailänder aufhängen». Auch ihren armen Holzsammlern wurde die Hand abgeschlagen. Ebenfalls Händlern, die Marktgut in die Stadt bringen wollten. Und als Friedrich am Fest des hl. Prosper und der hl. Jungfrau Severa die Felsenburg von Corno (Vecchio) mit mehr als hundert Menschen nahm, ließ er auch ihnen allen «eine Hand abschlagen» (Otto bzw. Acerbus Morena), viele in den Kerker stecken, die Burg anzünden und dem Erdboden gleichmachen.[35]

Die Mailänder wehrten sich im Rahmen ihrer Möglichkeiten, natürlich auch mit Hilfe der Klerisei, die dann etwa vor dem Treffen bei Carcano durch Erzbischof Obert, den Erzpriester Millo, den Diakon Galdinus befiehlt, «im Namen des allmächtigen Gottes und des heiligen Ambrosius zuversichtlich zum Kampf zu schreiten in dem Bewußtsein, daß Gott mit ihnen sei...».

Liest man die «Narratio de Longobardie obpressione» des Mailänders Anonymus, hat es ganz den Anschein, der offenbar auch gar nicht trügt, Barbarossas eigentliches Regentengeschäft in all diesen Jahren habe im Niederwalzen, im Zermalmen bestanden, immer wieder auch in abstoßender Grausamkeit – die selbstverständlich zeitgemäß war. Zeitgemäß christlich war. Jedenfalls widersprach sie dem Christentum nicht, nicht dem

praktizierten und nicht dem gepredigten Christentum – wie schon so viele Jahrhunderte vorher und so viele danach! Immer wieder verwüstet Barbarossa einen Ort nach dem andern, Verano, Briosco, Legnano, Nerviano, Pogliano, Morimondo, immer wieder zerstört er, brennt er nieder, ruiniert er vor allem die Felder, das Getreide, den Flachs, die fruchttragenden Bäume um Mailand – «auch noch im Abstand von 10 bis 15 Meilen vor der Stadt» (Otto bzw. Acerbus Morena). Immer wieder auch tötet, verstümmelt er – «und befahl, daß sie Sechsen von seinen Gefangenen die Augen ausreißen sollten ... Dem Suzo de Mizano aber schnitt er die Nase ab und ließ ihm ein Auge, damit er die anderen nach Mailand führe. Unterdessen wurde denen, die von Piacenza oder von sonstwo (Waren für) den Markt nach Mailand brachten, wenn sie gefangen wurden, die rechte Hand abgeschlagen; und an einem Tag wurden 25 amputiert.» Kaum je wird das elende Sterben der Tiere erwähnt. Einmal gehen 200 Pferde «verloren» (ducentis equis ibi amissis ...).[36]

Im Frühjahr 1162 war Mailand ausgehungert, übergabereif, sein Klerus freilich, zumindest die Oberpfaffen, Erzbischof Obert, Erzpriester Millo, Archidiakon Galdinus und einige andere, noch rechtzeitig nach Genua zu Papst Alexander entwichen. Mailands Ratsherrn und 300 Ritter aber unterwarfen sich Anfang März kniefällig mit Schwertern um den Hals, auch 36 Fahnenträger, die Friedrichs Füße küßten. Es war ein Sonntag, und man sang «passend», wie der kaiserliche Notar Burchard dem Abt von Siegburg schreibt, «Gedenke Deiner Milde, o Herr!»

Die Ratsherren, Ritter, Richter behielt man als Geiseln, und dann wurde Norditaliens größte, reichste Stadt mit allen Mauern, Türmen, Gräben dem Erdboden gleichgemacht – nur die Kirchen blieben erhalten (und der fünfzigste Teil etwa der Häuser). Der Campanile des Doms stand noch, angeblich schöner als jeder andere im Land. Barbarossa ließ ihn jedoch bald «umlegen, und er stürzte auf die Domkirche und zerstörte einen großen Teil der Kirche». Nach dem Mailänder Anonymus hatten Cremonesen, Lodesen, Pavesen, Novaresen, Comasken und andere Lombarden dem Kaiser «eine große, ja ungeheure Menge Geldes»

gegeben, «und sie kamen drei Mal in diesem Jahr, die Stadt zu zerstören und die Gräben einzuebnen . . .».[37]

Die Kommune wurde aufgelöst, die Bevölkerung in offene Dörfer der Umgebung unter Aufsicht eines kaiserlichen Podesta verpflanzt. Und vielleicht begann jetzt erst das Schlimmste für die Ausgesiedelten, die man unter jedem neuen Podesta mehr schröpfte. Denn selbst wenn unser unbekannter Mailänder, ein Augenzeuge, arg übertrieben hätte, was nicht wahrscheinlich ist, es wäre noch ungeheuerlich genug. Doch konstatiert man heute generell «die genaue, realistische, Einzelheiten berücksichtigende Erzählweise, wie sie italienischen Autoren dieser Zeit eigen ist» (Schmale).

Der erste Vorsteher der Vertriebenen, Bischof Heinrich von Lüttich, setzte einen gewissen Petrus de Cumino ein, der «unzählige Arten der Bedrückung» erfand. Einmal holte er aufgrund kaiserlicher Anordnung von den Bauern und Bürgern zwei Teile des Drittels des Zinses, ein Drittel der Kastanien, der Nüsse, des Heus, ein Viertel der Früchte. Er erpreßte aber auch für sich privat «Unmengen Geldes» und nahm Honig und Wein nach eigenem Ermessen. Zudem mußten die Ochsen der Mailänder Spanndienste leisten, mußten Steine und Sand aus ihrer Schutthaufen-Stadt zum Bau der Pfalz in Monza, der Pfalz zu Vigentino, des Kastells von Landriano fahren.

Wegen seiner Härte wurde Petrus abgelöst durch den Kleriker Friedrich, der indes «noch habgieriger und hartnäckiger» war. «Denn alles das, was Petrus von dem Viertel und Zinsdrittel jemandem übriggelassen hatte, forderte er zur Gänze.» Darauf kamen statt seiner fünf Vorsteher, an ihrer Spitze der Abt von San Pietro in Ciel d'oro. Und während die Herren in dem ungewöhnlich schneereichen Winter 1164/1165, der die Saaten «über jedes Maß» verdarb, im palatium des Kaisers wohnten «samt Pferden und vielen Dienern», kassierten sie die Hälfte des Zehnten aller Ländereien, den ganzen Zehnt von den Schafen, 500 Schweine, «Hühner und Eier ohne Maß», 1000 Fuhren Holz und Heu, «unbegrenzte Fahrdienste», immer wieder Geld, viel Geld. «Wer aus Armut den Tribut nicht zahlen konnte, mußte später das Doppelte zahlen, oder seine Besitzungen wurden eingezogen.»[38]

Der «gütige Kaiser» aber, der «allergütigste Kaiser», wie ihn auch Zeitgenosse Acerbus Morena, Sohn des Otto Morena, nennt, genoß sein Strafgericht, das die Welt erschreckte, erklärte in einem Manifest, «Gott selbst hat den Hochmut der Stadt gerichtet», datierte seine Urkunden «nach der Zerstörung Mailands» und feierte im benachbarten Pavia glanzvoll das Fest der Auferstehung des Herrn. Er beging «in größter Freude» die Messe, nahm in der Kurie des Ortsbischofs ein Festmahl ein, und auch unter den vielen dinierenden Kirchenfürsten und Grafen, wie Teilnehmer Acerbus Morena meldet, herrschte «größte Lust und größte Freude über das Glück, das Gott dem Kaiser soeben geschenkt hatte».

Und dieser schenkte im Siegerrausch die ungezählten Reliquien der vernichteten Stadt seinen Prälaten. Reinald von Dassel, der an Mailands Zerstörung und Beraubung maßgeblich beteiligte Kölner Metropolit, bekam die kostbarsten, die angeblichen Leiber der Heiligen drei Könige und «translozierte» sie nach Köln – dort noch heute der Stolz des Domes. Und auch die Porträtbüste des Räubers steht noch im Zwickelfeld der Rückfront.[39]

Nach dem Fall Mailands ergaben sich auch die Brescianer, die Piacentiner, Bologna unterwarf sich, Imola, Faenza, Befestigungen, Türme, Stadtmauern wurden vernichtet, Gräben zerstört, Burgen und gewaltige Geldbeträge ausgeliefert. Kurz, überall kam der Kaiser in diesem Sommer obenauf, die ganze Lombardei lag ihm zu Füßen. Er wollte nun gegen Sizilien ziehen, doch ein zwischen seinen Verbündeten, den Seemächten Pisa und Genua ausbrechender, von ihm auch mit aller diplomatischen Kunst nicht zu schlichtender Krieg ließ ihn das Projekt verwerfen. Er eilte nach Burgund, um dort Ludwig VII. und Frankreich für sich zu gewinnen, scheiterte aber ebenfalls. Papst Alexander III. bedankte sich überschwenglich bei Ludwig, weil er den Listen des Kaisers widerstanden, suchte indes durch eine eigene Gesandtschaft Kontakt auch zu diesem, ließ ihm durch den romhörigen Salzburger Erzbischof sogar Verzeihung anbieten – und mühte sich zugleich, Barbarossas Feinde noch zu mehren, indem er den byzantinischen basileus in die englisch-französisch-sizilische

Anti-Friedrich-Front einbeziehen wollte, freilich ohne Erfolg: das bekannte kuriale Ränkespiel; vielleicht der größte papale Virtuose: Johann VIII. (V 4. Kap., bes. S. 257 f!)[40]

Der eben erwähnte Metropolit Salzburgs, Eberhard I. (1147–1164) war der Führer der süddeutschen Papstpartei und ein entschiedener Barbarossa-Gegner. Er hatte seine Karriere wohlkalkuliert. Erst überredete er seine Brüder zur Umwandlung ihrer Burg Biburg in Niederbayern in ein Benediktinerkloster, dann wurde er dort 1133 der erste Abt. Danach ermöglichten ihm seine Kontakte zu König und Papst während seiner Betreibung von Heinrichs Kanonisation den Aufstieg zum Salzburger Kirchenhaupt. Eberhard konspirierte mit Byzanz, Frankreich, Ungarn und widersetzte sich allen Ladungen des Kaisers. Aus seiner angestrebten eigenen Sanktifizierung wurde allerdings nichts, obwohl er bereits zu Lebzeiten im berüchtigten Ruf der Heiligkeit stand.[41]

Dritter und vierter Italienzug Barbarossas

Im Herbst 1163 war Friedrich – es ist sein dritter Italienzug – wieder im Süden, um endlich Rom und Sizilien anzugreifen. Allein er bekam immer mehr Schwierigkeiten in Oberitalien. Die Veronesen, Paduaner, Vicentiner und andere Städte rebellierten. Die Venetianer, bisher den Deutschen freundnachbarlich verbunden, fürchteten Friedrichs neue Handels- und Finanzpolitik und wurden reichsfeindlich. Mit dem Geld Kaiser Manuels trieben sie im Frühjahr 1164 die mit den deutschen Herren unzufriedenen, von ihnen ausgebeuteten Nachbarstädte zum Aufstand und verbündeten sich mit Vicenza, Padua, kurz darauf auch mit dem bisher traditionell kaisertreuen Verona im Veroneser Bund. Am päpstlichen Hof, der mehrfach Kardinäle nach Venedig geschickt, frohlockte man.

Zehn Tage vor dem geplanten Sizilienfeldzug, am 20. April 1164, starb Gegenpapst Viktor IV. in Lucca.

Kanzler Rainald von Dassel erhob darauf, ohne seines Herrn Entscheidung abzuwarten, den hochadligen Kardinal Guido von Crema als Paschalis III. (1164–1168) zum neuen Gegenpapst. Er residierte zunächst in Mittelitalien, wurde bald von Friedrich anerkannt, fand aber weniger Anhänger als sein Vorgänger, gerade auch in Deutschland, wo der Wittelsbacher Konrad von Barbarossa abfiel, der ihn erst wenige Jahre zuvor zum Mainzer Erzbischof erhoben hatte. Jetzt ging er zu Alexander III. über und wurde Kardinal, während der Kaiser an seiner Stelle Reichskanzler Christian von Buch zum Mainzer Oberhirten machte (1165–1183), einen vorzüglichen Organisator, Diplomaten und Truppenführer, der ihm bedingungslos ergeben war.[42]

Wieder mußte der Staufer den Sizilienfeldzug fahrenlassen. Ja, er konnte im Sommer 1164 nicht einmal den Aufruhr in Oberitalien unterdrücken und ging im Herbst nach Deutschland zurück, um neue Truppen zu sammeln, während seine Verwalter die Lombarden um das Siebenfache und mehr erpreßten, als dem Reich rechtens zustand. Nach dem Lodeser Anonymus (dem Fortsetzer des Libellus von Acerbus Morena, einem Opfer der römischen Seuche anno 1167) muß die Bedrückung ungeheuer, ein Gipfel an Ausbeuterei gewesen sein. Barbarossa hörte sich 1166 zwar die Klagen der Italiener an seinem Hof in Lodi an und zeigte anfangs – die Taktik des perfekten Politikers – «großes Mitleid deswegen; am Ende schätzte er die Klagen der Lombarden dennoch gering, ja für nichts, und tat infolgedessen nichts».

Papst Alexander fuhr im nächsten Jahr übers Meer nach Messina, wo er fast drei Monate als Gast König Wilhelms I. weilte, dann mit sizilischen Kriegsschiffen nach Ostia und, am 23. November, nach Rom gelangte, freilich erst nachdem Alexanders dortiger Vikar, Kardinal Johann, die durch die deutsche Städtevernichtung und Steuerpolitik empörten Römer entsprechend bearbeitet und vor allem durch genügend Geld bestochen hatte.

Inzwischen hatte Reichskanzler Erzbischof Christian fast den ganzen Kirchenstaat erobert, Rom selber aber nicht nehmen können, weshalb er wenigstens die Umgebung nach bestem Vermögen verheerte. Aus Pisa wurde Erzbischof Villanus vertrieben und

der Domkanoniker Benincasa von Gegenpapst Paschalis III. zum neuen Oberhirten gemacht – für Papst Alexander ein «Hund, der sich vom Auswurf nährt». Auch im Erzbistum Salzburg, wo Oberhirte Konrad II., von Barbarossa erst 1161 mit der Reichsabtei Niedernburg in Passau begabt, sich auf Alexanders Seite schlug, entbrannten wütende Kämpfe.[43]

Auf dem Würzburger Reichstag zu Pfingsten 1165 ließ der Kaiser die Anwesenden unter Androhung des Verlustes aller Lehen und Ämter schwören, Alexander nie als Papst anzuerkennen, dagegen an der Obedienz Paschalis' oder seines Nachfolgers stets festzuhalten. Sogar zwei Gesandte des englischen Königs sollen, freilich schon seinerzeit umstritten, mitgeschworen haben. Nicht geschworen hatte der Primas von Deutschland, Erzbischof Konrad von Mainz. Er entwich unbemerkt in Würzburg und eilte nach Frankreich zu Alexander, der sich weiter auf die Normannen stützte und auch wieder intensiver mit Manuel I. von Byzanz konspirierte.[44]

So überstieg Friedrich im November 1166 zum viertenmal die Alpen, um nun endlich Sizilien, aber auch die Stadt des Heiligen Vaters Alexander einzunehmen. Sein ansehnliches Heer bestand zumeist aus Truppen geistlicher Fürsten. Wenigstens elf Bischöfe zogen ihren Soldaten voran und drei Äbte. Doch befanden sich erstmals auch Brabanzonen darunter, aus Brabant stammende Söldnerhaufen, gewerbsmäßige, wegen ihrer Brutalität bald besonders gefürchtete Krieger, die Wilhelm von Cambrai, ein ehemaliger Kleriker, führte.

Auch der Kaiser kam auf seine Kosten. Er kassierte gern Geiseln, 60 Geiseln, 100 Geiseln, 200 Geiseln, vor allem aber immer wieder Geld, große Geldbeträge, mal 500 Pfund kaiserlich, mal 6000 Pfund lucchesisch, von Bologna Geld, von Imola, Faenza, von Forli und Forlimpopoli, von Ancona Geld. Und natürlich wurde nach bewährter Regierungsmethode möglichst viel verheert. Denn je mehr verheert, desto mehr Angst. Je mehr Angst, desto mehr Geld und Unterwerfung. Je mehr Geld und Unterwerfung, desto größer die Macht. Also verwüstete Majestät Kastelle und Dörfer um Brescia, um Bergamo, um Bologna. Und

was man selbst nicht schaffte, dafür gab es die Verbündeten, die gefürchteten Pavesen zum Beispiel.

Im Frühjahr 1167 stießen die Deutschen in zwei getrennten Heeressäulen weiter vor. Mit dem einen Haufen zog der Kaiser, ohne Zimperlichkeit alle Widerstände mit Gewalt brechend, an der Küste des Adriatischen Meeres gegen das sizilische Reich, an dessen Spitze, nach dem Tod Wilhelms I. am 7. Mai 1166, nun der erst elfjährige Wilhelm II. stand. Die zweite Heeresgruppe, die längs des Tyrrhenischen Meeres gegen die Stadt des Heiligen Vaters Alexander vorging, wurde sinnigerweise von zwei Erzbischöfen, von Reinald von Dassel (Köln) und Christian von Buch (Mainz) geführt, letzterer übrigens nicht nur ein besonders kriegs-, sondern auch sexlüsterner Kirchenfürst, der sich einen Harem schöner Mädchen hielt.[45]

Da die Römer eben das ihnen benachbarte todfeindliche kleine Tuskulum anfielen, warf sich Reinald mit einer Art Vorhut sofort zur Verteidigung in die Stadt, worauf man sie umzingelte. Und als Erzbischof Christian von Buch mit einem Kontingent der Haupttruppe von Ancona zum Entsatz heraneilte, wurde er, arg ermüdet schon vom Ansturm in der Tageshitze, am 29. Mai 1167, Pfingstmontag, in den Mittagsstunden von dem zwar nur dürftig bewaffneten, zahlenmäßig aber enorm überlegenen römischen Heer – der Lodeser Anonymus nennt mehr als 30 000 Mann – schwer bedrängt, fast geschlagen. Doch da preschte Erzbischof Reinald, der aus Tuskulum den Schlachtverlauf verfolgt hatte, selbst das Banner schwingend mit seiner unter Streitäxten blitzenden Reiterschar von der Höhe herab, faßte die Päpstlichen mit dem – vielleicht ja jetzt etwas unpassenden – Feldgeschrei «Sankt Peter hilf» und dem Choral «Christ, der du erstanden bist» im Rücken, die flüchtende Truppe des Mainzer Seelenhirten ermannte sich wieder, und nun metzelte man in stundenlanger härtester Arbeit das dräuende Fiasko sozusagen in einen totalen Sieg um, den «glänzendsten», nach Hauck, «den das Mittelalter kennt».

Ein Kardinal Alexanders beklagt ein zweites Cannae, Erzbischof Reinald aber meldet den Kölner Diözesanen ergriffen 9000 Erschlagene seiner Heiligkeit und schreibt den «unbegreiflichen

Erfolg», ebenso tiefbescheiden wie fromm, «nicht unseren Kräften und Verdiensten, sondern einzig der göttlichen Güte und Huld zu». «Die unglückseligen Römer wurden auf allen Wegen und Feldern von Tusculum bis Rom wie Vieh hingemetzelt, die Zahl der Erschlagenen wird auf neuntausend geschätzt. Als die Ritter ermüdet von dem Blutbade umkehrten, nahmen sie noch eine solche Menge Römer gefangen, daß der Herr Erzbischof von Mainz, ich selbst und der Kanzler Philipp etwas über fünftausend Gefangene zählten...» – Nach dem Lodeser Anonymus wurden mehr als 2000 Römer getötet, mehr als 3000, Ritter und Fußvolk, gefangengenommen. «Diese alle führten sie gefesselt zur Stadt Viterbo und warfen sie dort insgesamt in den Kerker.»[46]

ST. PETER IN FLAMMEN, BARBAROSSA IM ZENIT SEINES RUHMS UND «EINE WUNDERBARE TÖDLICHE PESTILENTIA»

Sogleich begannen die Platzbehaupter mit der Zernierung Roms. Ende Juli tauchte auch der Kaiser, benachrichtigt von den Vorgängen und von Gegenpapst Paschalis herbeigerufen zum «Schneiden der Saat, zur Ernte der Trauben», mit seiner Soldateska vor den Stadtmauern auf. Roms Eroberung, die Gefangennahme Alexanders gar, war ihm weit wichtiger als jeder Sieg über die Normannen. Schon in Apulien stehend, war er in Eilmärschen herangerückt und trieb sein Heer noch aus dem Marsch zum Sturm.

Eine Attacke auf die Engelsburg wies die päpstliche Leibgarde ab. Doch am 29. Juli 1167 eroberte der Kaiser die gleichfalls nur von Päpstlichen verteidigte Leostadt, tags darauf erstürmten er und seine erzbischöflichen Heerführer die Peters-Basilika, damals eine komplette, von Waffen starrende Festung mit Wurfmaschinen auf dem Dach. Man hatte zuvor Tage, eine ganze Woche lang stets von neuem vergeblich versucht, St. Peter zu erobern, bis die stets umsonst anstürmenden Deutschen in die danebenstehende

Kirche der «allerseligsten Jungfrau Maria» Feuer warfen, worauf deren Heiligtum völlig niederbrannte, dabei das Feuer aber auf St. Peter übersprang und auch ein kleiner Teil der Kathedrale in Flammen aufging.

Der Sohn König Konrads und Vetter des Kaisers, Friedrich IV. von Rothenburg, ließ die Domtüren mit Äxten zertrümmern. Im Innern St. Peters, dessen Vorbauten im Feuer standen, schlachtete man wie auf dem Schlachtfeld weiter. Überall lagen die Erschlagenen, Erstochenen, selbst die Altäre und das angebliche Apostelgrab waren blutüberströmt. Aber kaum gereinigt, erscholl ein jubelndes Tedeum in der Kathedrale, wie sich das für fromme Katholiken gehört, auch wenn sie (nur) andere fromme Katholiken massakriert haben.[47]

Von St. Peter aus trat Friedrich in Unterhandlungen, schlug Klerus und Senat eine Abdankung beider Päpste sowie eine Neuwahl durch beide Parteien vor. Römer und Kardinäle waren bereit, Papst Alexander fallenzulassen. Als Pilger verkleidet floh er auf einem Boot über den Tiber zum Meer, gerade ehe pisanische Kriegsschiffe die Stadt auch vom Fluß her abriegelten. Friedrich war enttäuscht, hatte aber immerhin Rom und darin nun seinen Papst, Paschalis III., der schon am 30. Juli, nur einen Tag nach der Dom-Schlacht, in den Lateran zog und am 1. August «den Herrn Kaiser Friedrich und die durchlauchteste Kaiserin Beatrix», Stammutter aller künftigen Staufer, in St. Peter krönte «mit Kronen aus reinstem Gold, die mit vielen kostbaren Steinen geschmückt waren» (Lodeser Anonymus).

Barbarossa stand im Zenit seines Ruhmes.

Nord- und Mittelitalien lagen wieder in Ketten, die Römer selbst waren bezwungen (auch 400 Geiseln in seiner Hand), und man hatte seinen Papst in St. Peter inthronisiert. Doch nur wenige Tage darauf stürzte der Staufer aus der Höhe seiner Macht, vernichtete eine im Lager vor Rom ausbrechende Seuche, die alte Heimsuchung des Sumpffiebers, Malaria wohl – alsbald als «Gottesgericht» ausgegeben, ein Strafgericht «allein durch Gottes Schwert» der Verfolgung Alexanders wegen –, alle Erfolge und Hoffnungen, das in Jahren Erkämpfte. Eine «wunderbare

tödliche pestilentia», nennt sie der Lodeser Anonymus, «durch göttliches Wunder» (divino miraculo) hereinbrechend, «wunderbarerweise» (mirabiliter). Neben Tausenden von Römern starben auch des Kaisers Soldaten, die unerschrockensten Krieger, wie die Fliegen, selbst im Gehen und Reiten sanken sie nicht selten hin, und kaum während des ganzen Tages zu begraben, mehrere Herzöge darunter, zahlreiche Grafen und Barone, ein paar tausend Ritter, die Bischöfe von Regensburg, Speyer, Verden, Lüttich und Prag.[48]

Der schlimmste Verlust für den Regenten war zweifellos Rainald von Köln, Mitte August hinweggerafft. Seit seiner Berufung zum Reichskanzler im Frühjahr 1156 hatte der gedrungene blonde Niedersachse seinem Herrn nimmermüd gedient, ein sprachgewandter Diplomat, zupackender Organisator und oft tollkühner Haudegen, der einmal mit zehn Rittern dreihundert Ravennaten gefangennahm, gleichsam ein genialischer Gewaltpolitiker, belesen auch, literarisch interessiert, vom Archipoeta, bedeutendstem Vertreter mittelalterlicher Vagantendichtung, als Gönner gefeiert, starrsinnig, hochmütig, eifersüchtig oft, aber auch voller Schwung und rücksichtslosem Einsatz für die Interessen des «Reichs».

Während seiner achtjährigen Amtszeit als Erzbischof von Köln (seit Frühjahr 1159) weilte Rainald kaum eineinhalb Jahre in seinem Bistum! Dafür war er der härteste Gegner der Kurie, gegen die er als Erzkanzler von Italien, das er durch seine Bediensteten erbarmungslos aussaugen ließ, bald mit der römischen Kommune konspirierte. Der rheinische Oberhirte war ohne Gnade gegen Reichsfeinde, war, wie man einmal sagte, kaiserlicher als der Kaiser, und ein Wortführer des totalen Krieges. Hatte man in früheren Feldzügen üblicherweise nur die Jahresernte ruiniert, niedergetreten, verbrannt, zerstörte man unter ihm die Olivenhaine, die Weinberge gänzlich, machte auf Jahre hinaus jede Ernte unmöglich, traf den Feind in den Grundlagen seiner Existenz. Die Exzesse blutrünstiger Wut waren mitunter schier unbegrenzt, wie beispielsweise bei der Berennung des kleinen Crema (S. 513 ff.).[49]

Auch der Kaiser erkrankte. Unmöglich nun die Heerfahrt gegen Sizilien, gegen Alexander, unmöglich die Wiederherstellung des Kaisertums. Am 6. August, bereits drei Tage nach Ausbruch der Epidemie, brach Barbarossa auf. Er ließ viele Kranke zurück, dann übergaben sie «die Römer dem Orkus» (Lodeser Anonymus). Und noch auf dem Rückmarsch sollen mehr als 2000 Ritter gestorben sein. Auch Chronist Acerbus Morena wurde jetzt hinweggerafft. Mühselig führte der Kaiser die Trümmer seiner Armee nach Norden, wo die Lombarden schon wieder mächtig rebellierten, die Alpenpässe sperrten. Vergebens ächtete, bekämpfte Barbarossa die Aufständischen. Er «verwüstete und verbrannte Städte und Orte und gewann auch viel Beute dabei», erhängte auch mal – wofür hatte man sie! – eine Geisel, wie den Zilius de Prando aus Brescia. Doch immer mehr erhoben sich «und schlossen Frieden untereinander, und alle wurden sie zusammen ein Leib» (Lodeser Anonymus). Ende des Jahres 1167 umfaßte der straff organisierte lombardische Bund bereits 16 Städte, alle großen darunter, Mailand, Verona, Vicenza, Ferrara, Brescia, Bologna, Venedig. Man drang auf Beseitigung der zentralistischen Staufer-Tyrannei, auf Erneuerung der kommunalen Autonomie.

Auch der König von Sizilien und der diplomatisch gewiegte, durchtriebene Alexander III. unterstützten die Liga, die Societas Lombardiae. Immer stärker wurde sie, immer mehr geriet Friedrich ins Hintertreffen, holte sich Schlappen. Nur Mittelitalien und die Toskana schienen ihm noch halbwegs ergeben. Heroisch schrieb er in einem Aufruf nach Deutschland: «Lieber wollen wir eines ehrenvollen Todes vor dem Feinde sterben, als dulden, daß das Reich in unseren Tagen zerstört werde.» In letzter Stunde erlaubte ihm der Graf von Savoyen, Humbert III., den Durchzug durch sein Gebiet, unter Demütigungen, unter Lebensgefahr, in Knechtstracht flüchtete er, während einer seiner Kämmerer die Kaiserrolle spielte, gelangte über den Mont Cenis, den Paß der Könige, und im März 1168 nach Basel, nach Deutschland, kaum viel weiter nun als bei seinem Beginn.

Die tiefste Ursache für den Zusammenbruch der kaiserlichen

Macht war das Papsttum, war der unermüdlich die Fäden ziehende, die Rebellen stützende, mit Sizilien und Byzanz konspirierende Alexander III., hinter dem fast die gesamte außerdeutsche Kirche des Abendlandes stand – «die Kirche war es, die den Kaiser besiegte und aus Italien zu flüchten zwang» (Haller).[50]

DIE LIGA DER LOMBARDEN UND DER FRIEDE VON VENEDIG

Länger als je zuvor oder danach blieb Barbarossa nun in Deutschland, mehr als sechs Jahre, bis zum Herbst 1174; eine Zeit ohne glanzvolle Geschehnisse, aber voller systematischer Festigung seiner Macht und steten Beobachtens der lombardischen, römischen, sizilischen Gegner. Seine Stellung, sein Ansehen in Deutschland hatte das italienische Fiasko so wenig gefährdet wie die antikaiserliche Cisterzienseragitation. Friedrich konnte hier die Reichsgewalt noch erhöhen, auch die staufische Dynastie sichern, indem er bereits im Sommer 1169 seinen Zweitgeborenen, den knapp vierjährigen Heinrich, von den Fürsten einstimmig zum römischen König ernennen, dann in Aachen krönen ließ. Und obwohl er Bischöfe wie Äbte zwang, ihm Kirchenbesitz als Lehen zu überlassen, stand die Reichskirche eher noch geschlossener zu ihm, besonders weil der Klerus, genötigt, von Schismatikern die Weihe zu empfangen, erst recht an ihn gebunden war. So sammelte er Kräfte und dachte nicht daran, Italien aufzugeben.

Für Gegenpapst Paschalis III. allerdings war Oberitalien verloren. Wie man bisher die Anhänger von Alexander bekämpft, wie man seine sämtlichen Verwandten aus ihrer tuscischen Heimat, aus Siena und Volterra verjagt und ihrer Güter beraubt hatte, so verjagte man seit Herbst 1167 überall Bischöfe und Äbte, die Paschalis anhingen, und ersetzte sie durch Leute Alexanders.[51]

Aktiv und erfolgreich war auch die Liga der Lombarden, jetzt übrigens unter – wenn auch etwas angefochtener – Führung des

aus seinem Ruinengrab wiedererstandenen Mailand. 35 Städte umfaßte schließlich der Bund. Ganz Oberitalien gehörte ihm schon; er nahm die Burgen, zerstörte sie zum Teil, verjagte Besatzungen und kaiserliche Verwalter. Und unweit der Mündung des Tanaro in den Po gründete man 1168 auf Königsboden einen neuen, strategisch vorzüglich gelegenen Ort und befestigte ihn. So die Tradition – denn nach Analyse der Quellen bestand die Stadt bereits, trat 1168 dem lombardischen Städtebund bei und nannte sich zu Ehren des Papstes, dem sie 1170 den Treueid leistete, Alesandria. Und eben in diesem Jahr erklärte Alexander in seiner Bulle «Non est dubium» im März: «Durch göttliche Eingebung habt ihr einen Bund des Friedens und der Eintracht geschlossen für die Kirche Gottes und zur Verteidigung eures Friedens und eurer Freiheit gegen Friedrich, den sogenannten Kaiser.»

Als Gegenpapst Paschalis III., zuletzt in der Festung neben St. Peter verbarrikadiert, am 20. September 1168 gestorben war, spielte der von seinen Kardinälen sogleich erhobene Calixt III. (1168–1178), der bisherige Abt Johannes von Struma, einem Kloster bei Arezzo, keine nennenswerte Rolle mehr. Während des Kampfes zwischen Alexander und Barbarossa war er der dritte kaisertreue Gegenpapst. Er residierte, völlig von Friedrich abhängig, in Viterbo, und sein Anhang beschränkte sich lediglich auf Rom, Teile des Kirchenstaates, der Toskana und des Rheinlands. Der Kaiser unterstützte ihn zwar finanziell, gebrauchte ihn aber bloß als Drohmittel gegen den immer geehrteren, mächtigeren Alexander, und ließ Calixt 1177 im Frieden von Venedig fallen.[52]

Auf der Seite Barbarossas war Erzbischof Christian von Mainz nach dem Tod Rainalds der wichtigste Staatsmann des Reiches. Unermüdlich wie dieser, gewandt, vielsprachig, erschien er Ende 1171 mit blutfarbigem Mantel über blinkendem Panzer und unter leuchtendem Goldhelm wie ein Kriegsgott in Italien, wo er sich im römischen wie kaiserlichen Gebiet zum eigentlichen Herrn aufschwang. Und obwohl er, prunksüchtig und genußfroh, für seine Weiber, sein Gefolge, für Pferde und Esel mehr Geld ausgab, so ein Ondit, als der Kaiser für seinen Hofstaat, obwohl er Dut-

zenden von Feinden eigenhändig den Kopf zertrümmert hatte, konnte ihn doch einer der Gegenpäpste als «den christlichen Christian» apostrophieren.

Dem Erzbischof gelang es, Venedig dem Lombardenbund abspenstig zu machen, ja, er ging mit Hilfe venetianischer Kriegsschiffe gegen Ancona vor. Die Lombardische Liga, durch interne Zwiste, konträre Interessen angeschlagen, zerbröckelte allmählich, der Geldzufluß aus Konstantinopel, vordem von Venedig vermittelt, unterblieb. Auch Florenz neigte, bei eher neutraler Grundhaltung, jetzt mehr dem Kaiser zu. Solange die Stadt übrigens auf Seite des Papstes gekämpft, kümmerte diesen ihr ausgeprägtes «Ketzertum» kaum; es gab jedenfalls keinerlei kirchliche Zensuren. Als Florenz aber kaiserfreundlich wurde, zuckte wieder einmal, am 15. April 1173, der päpstliche Bannstrahl herab. Ja, jeder noch wurde gebannt, der nur seinen Weg dorthin nahm, der da Rat und Hilfe gewährte, «Schismatikern und Häretikern», wie es nun hieß, die gegen die Kirche «ihre verfluchten Pläne mit teuflischer List» betrieben.

Dagegen begünstigte Alexander sofort jene Städte, die bisher zum Kaiser gestanden, jetzt aber sich gegen ihn ausspielen ließen, die Lucchesen etwa, die Genuesen, auf einmal seine «geliebten Söhne» wieder, seine «Getreuesten» und «Ergebensten». Wie der Heilige Vater ja auch die Lombardische Liga förderte, die doch ihre kommunale Autonomie betrieb, eine Bürgerfreiheit, die er, das Papsttum – bekanntlich nicht nur seinerzeit, nicht nur im Mittelalter – in der eigenen Bischofsstadt bekämpften. Zwei Jahre, von 1170 bis 1172, saß Alexander III. mit seinem Kriegsvolk in Tuskulum, dem Felsennest, und durfte nicht nach Rom.[53]

Im Herbst 1174 überschritt der Kaiser von Basel aus den Mont Cenis; die näher liegenden Alpenpässe hatten die Lombarden gesperrt. Vielleicht aber wählte er auch bewußt den Weg seiner Demütigung, auf dem er 1168 in Verkleidung flüchten mußte. Es war sein fünfter Italienzug, ein Rachezug. Im Heer an der Spitze ihrer Ritter: die Bischöfe von Bamberg, Augsburg, Regensburg, Verden, Halberstadt und Naumburg. Längst vorausgeeilt ins Gefecht: die Metropoliten von Mainz und Köln. Mit Hilfe seiner

Seelenhirten brannte Barbarossa zunächst Susa nieder, ein Vergeltungsschlag, und eroberte dann rasch die westliche Lombardei, während Erzbischof Christian bereits im Osten operierte. Die Alexander III. zu Ehren erbaute und nach ihm benannte Bundesfeste Alesandria, eine Trutzburg gegen das Staufer-Regiment, zwar nur von Wällen, Gräben statt von Mauern geschützt und darum als «Strohstadt» verspottet, vermochte man freilich auch nach sechsmonatiger Belagerung trotz vieler Stürme und Listen nicht zu nehmen.

Man führte schließlich Friedensverhandlungen mit dem Gegner, die aber, boykottiert von kirchlichen Kreisen, scheiterten. Von ihren Bischöfen aufgewühlt, kämpften die oberitalienischen Städte, im Vorfrieden von Montebello am 17. April 1175 dem Kaiser unterworfen, im Oktober weiter. Da Barbarossa mittlerweile seine meisten Truppen entlassen hatte, geriet er in Bedrängnis. So bat er im Januar 1176 Heinrich den Löwen, der ihm viel verdankte, in Chiavenna, nahe Como, eindringlich, wahrscheinlich sogar durch Fußfall, um militärische Hilfe, wofür Heinrich allerdings das territorialpolitisch bedeutende Goslar mit seinen reichen Silbergruben forderte, was der Kaiser abwies und zum nie mehr gekitteten Bruch zwischen beiden Vettern führte.

Im Mai 1176 brachte Erzbischof Philipp I. von Köln heimlich ein Hilfsheer über den wenig begangenen Lukmanierpaß. Der Prälat hatte vor allem rheinische, westfälische und niederländische Ritter geholt und dabei sein Bistum, zum wiederholten Mal, mit Schulden überhäuft. Erzbischof Wichmann von Magdeburg stieß mit Reichstruppen aus dem Nordosten dazu. Barbarossa selbst empfing die geistlichen Herren nebst Anhang in Como. Doch noch ehe dies Kontingent sich mit dem Hauptheer bei Pavia vereinigen konnte, schlugen es die unversehens von der Flanke her mit überlegenen Kräften angreifenden Mailänder am Morgen des 29. Mai bei Legnano total. Der Kaiser, mitten im Getümmel vom Pferd gestochen, indes sein Banner eine lombardische Elitetruppe, die «Schar des Todes», erbeutete, war tagelang verschollen und galt nicht mehr am Leben. Als er Pavia erreichte, empfing ihn die Kaiserin bereits im Trauerkleid.

Ferdinand Gregorovius feiert den Tag von Legnano als «unsterbliche Schlacht», als «einen der reinsten Triumphe der Geschichte», «das Marathon der lombardischen Republiken», die hier «sich und das Vaterland» befreiten. Jubelt er ja überhaupt: «Nach so finstern Zeiten ist das machtvolle Erblühen der bürgerlichen Freiheit das schönste Phänomen des Mittelalters.» Finstere Zeiten – nur allzu wahr. Doch was wurde aus der Welt, als sie das Bürgertum und seine Freiheit regierten? Weniger Elend? Weniger Kriege? Weniger schrecklichere gar? – Freilich, auch darin ist die Pfaffheit fatal verstrickt.[54]

Nun hatte inzwischen zwar Erzbischof Christian Mitte März bei Carsoli im Aniotal ein nach Norden vorstoßendes Heer König Wilhelms II. von Sizilien gänzlich aufgerieben, der Kaiser selber aber sah sich nach der schweren Schlappe von Legnano, seiner ersten Niederlage in offner Feldschlacht, nicht mehr zu siegen imstande. Denn war dies auch kein militärisches Fiasko, so doch ein ungeheuerer staatsmännischer Prestigeverlust. Friedrich, flexibel bis zum Opportunismus, legte sich also aufs Verhandeln. Und er wandte sich diesmal an den Papst, mit dem frühere Gespräche immer wieder scheiterten, weil er zuwenig geboten bekam.

Jetzt gab der Herrscher viel preis. Er brach die Würzburger Eide (S. 526), die elf Jahre früher geleisteten Unversöhnlichkeitsschwüre gegen Alexander. Er verzichtete auf die Präfektur über die Stadt Rom, auf die Mathildeschen Eigengüter zugunsten des Papsttums und auf die Regalien und Besitzungen der römischen Kirche. Es war der gänzliche Rückzug aus der «terra beati Petri». Auch ließ er seinen Gegenpapst fallen, indes Alexander III. lediglich die während des Schismas zum Kaiser haltenden Prälaten weiter amtieren ließ und dessen Bannung zurücknahm. Doch sollte es dem wendigen Schwaben noch gelingen, Papst und Liga gänzlich zu entzweien und die Hälfte der einander mißtrauenden Städte zu gewinnen, die bisher ja nur eines geeint: die gemeinsame Feindschaft gegen ihn.

Nach dem Vorvertrag von Anagni im November 1176 schloß man im Juli 1177 den Frieden von Venedig zwischen Kaiser, Papst,

den Städten, Wilhelm von Sizilien und Byzanz. Der Friede bezeichnet die Wende der staufischen Italienpolitik, wobei sich, gegenüber dem ursprünglichen Präliminarfrieden, bereits beträchtliche Abschwächungen zugunsten des Kaisers fanden. Alexander, der seit dem Mai 1177 in Venedig weilte, wurde von Friedrich, strikt entgegen allen heiligen Würzburger Eiden, als rechtmäßiger Papst anerkannt und Calixt geopfert. Auch die von ihm tolerierte römische Republik gab er preis, worauf die Römer den Papst zur Rückkehr einluden, ihre Gesandten vor ihm zu Boden gingen und er bei seinem Einzug am 12. März sich unentwegt die Füße küssen lassen konnte von jenen, die ihn vordem ausgeschlossen und verabscheut hatten. Entzogener Besitz der Kirche sollte zurückgegeben, in Zweifelsfällen ein Richterspruch eingeholt werden, das Mathildische Land aber vorerst auf fünfzehn Jahre weiter beim Kaiser bleiben. Wilhelm II. wurde als König von Sizilien akzeptiert, mit dem Normannenreich ein fünfzehnjähriger Waffenstillstand vereinbart, mit den Lombarden aber, die sich – gegen hohe Jahrestaxen an den Kaiser – selbst regieren durften, der endgültige Frieden, wichtig für Friedrich, auf sechs Jahre vertagt und nur ein Waffenstillstand geschlossen, was sie sehr erbitterte und der Mailänder Chronist mit dem Satz kommentierte, der Papst habe seinen Verbündeten die Treue gebrochen. Dabei hätte sich Alexander, beteuert er brieflich, eher verstümmeln lassen als Frieden ohne die Mailänder schließen wollen. «Aber er ließ die Lombarden im Stich, setzte amtsenthobene Bischöfe wieder ein und solche ab, die er selbst geschaffen hatte» (Narratio de Longobardie obpressione).

Dem Kaiser freilich kam der Papst gewiß nicht aus reinem Friedenswillen entgegen. Die Kirchen waren nach dem achtzehnjährigen Schisma desorganisiert, der Gehorsam, der Glaube untergraben, im Süden Frankreichs, in der Poebene, der Toskana blühten die «Ketzereien». Die Finanzen blühten nicht. Der Pontifex mußte sich bei Florentiner Klöstern noch um 10 Pfund-Beträge bemühen. «In Rom waren selbst die Darbietungen der Gläubigen, die Opferspenden der Pilger am Grabe des Apostelfürsten von Alexander an Wucherer verpfändet worden.»

Der Papst löste also den «allerchristlichsten Kaiser» vom Bann, erkannte ihn als Kaiser, seinen Sohn Heinrich als römischen König an, er billigte auch Friedrichs Kirchenmaßnahmen im deutschen Reich. Die Investitur kaiserlich gesinnter Prälaten während des Schismas sollte weiterhin gelten, so daß Friedrichs Position in Deutschland voll gewahrt blieb, seine rigorose Rekuperationspolitik in Italien aber endgültig zusammenbrach und er dort zweifellos unterlag. Vor der Markuskirche mußte der Kaiser dem auf einem Thronsessel sitzenden Papst die Füße küssen und bekam danach von diesem den Friedenskuß. Beide Gegenspieler vergossen Tränen der Rührung und hörten ergriffen um sich wieder einmal ein feierliches Tedeum – ein Szenarium, das man zu Unrecht mit Canossa verglich.[56]

Im Krieg besiegt, blieb Friedrich beim Friedensschluß in wichtigen Punkten sogar Sieger und entschied maßgeblich die künftige Entwicklung. Das deutsche Kaisertum war wieder in Italien mehr befestigt, darüber hinaus auch die von Friedrich seit seiner Thronbesteigung vertretene Vorstellung von den paritätisch nebeneinander bestehenden zwei Gewalten, und der Papst, vor dem er kapitulierte, war wieder abhängig von ihm. Alexander hatte seine Bundesgenossen preisgegeben, jetzt blieb ihm nur noch der Kaiser, der das Mißtrauen zwischen Lombarden und Papst schürte und diesen durch Erzbischof Christian und dessen Truppen endlich Mitte März nach Rom führen, auch den sich sträubenden Gegenpapst Calixt III. bis zum August zur Unterwerfung zwingen ließ, Alexander das besetzte Kirchengut aber weiter vorenthielt.[57]

Das Dritte Laterankonzil

Das Dritte Lateranum (1179), Alexanders Tod und die Nachfolger

Alexander III. mischte sich massiv auch in die Verhältnisse anderer Reiche ein.

So in den Streit König Heinrichs II. von England (1154–1189) mit Thomas Becket, der als Kanzler und enger Vertrauter Hein-

richs dessen Politik auch dann durchführte, wenn sie der Kirche opponierte. Als Erzbischof von Canterbury aber bekämpfte er den König an der Seite des Papstes, was er mit seinem Leben bezahlte; vier königliche Ritter brachten ihn am 29. Dezember 1170 in der Kathedrale um. Alexander, der sich zunächst aus Furcht vor einem Anschluß Heinrichs an den Gegenpapst Viktor IV. auffallend halbherzig, ja doppelzüngig verhielt, sprach den ermordeten Metropoliten bereits drei Jahre später heilig. Die Einmischung des schottischen Königs Wilhelm I. (1165–1214) in die kirchliche Investitur ahndete er mit dem Interdikt. Dagegen war Alfons I. von Portugal (1139–1185) mit dem Beinamen «der Eroberer», der Sieger über die Mauren, der Begründer des Ritterordens von Aviz, ein Mann nach seinem Herzen; ihm bestätigte er das Recht auf Portugals Krone, natürlich gegen einen Lehnseid und jährlichen Tribut.[58]

Einige seiner wichtigsten Verfügungen erließ Alexander III. auf dem von über 400 Bischöfen und Äbten aus vielen Ländern besuchten Dritten Laterankonzil von Januar bis März 1179. Gut zu wissen dabei, daß Alexander als «der erste große Rechtsgelehrte auf dem Papstthron» (Kelly) gilt und viele seiner Entscheidungen ins Kirchenrecht eingingen.

Auf päpstliche Empfehlung beschloß das Konzil die Anwendung von Gewalt gegen «Ketzer» mit Hilfe des weltlichen Arms, eine Verfügung, die sich besonders gegen Katharer und Albigenser richtet und auf der Gleichsetzung der Häresie mit dem «crimen lesae maiestatis», dem Verbrechen der Majestätsbeleidigung beruht. Export von Waffen und Kriegsmaterial in mohammedanische Länder wurde verboten. Canon 24 bestimmte: alle, die den Ungläubigen Eisen, Waffen und Holz zuführten oder auf sarazenischen Korsarenschiffen Dienste verrichteten, sollen exkommuniziert, ihrer Güter beraubt und von denen, die ihrer habhaft werden, verknechtet werden. Innozenz III. wiederholte das Gesetz 1215, und Gregor IX. nahm es in seine Dekretalen auf. Auch ein sehr alter antijüdischer Erlaß, der Christen den Dienst bei Juden verbot, wird vom Konzil wiederholt und jetzt auch auf Sarazenen ausgeweitet (c. 26). Ferner kündigt die Versammlung

einen Kreuzzug gegen alle Kirchenfeinde an – der erste Versuch, mit einem Kreuzzug auch gegen Christen vorzugehen, wobei jeder Krieger einen zweijährigen Ablaß, jeder, der fiel, die ewige Seligkeit zugesichert bekam.

Bedeutsam wurde auch, daß das Dritte Lateranum den Päpsten die «plenitudo potestatis» zuerkannte, die Vorherrschaft über jede weltliche und irdische Macht. Hier gipfelt der hierokratische Größenwahn, der da in direkter Linie von Gregor VII. über Alexander III. zu Innozenz III. führt, dem mächtigsten Papst der Geschichte.

Grundlegend und noch im 20. Jahrhundert gültig wurde die Verfügung, daß jede künftige rechtmäßige Papstwahl eine Zweidrittelmehrheit der Kardinäle erfordere. Klerus und Volk waren damit endgültig ausgeschlossen – im strikten Widerspruch zu den ältesten Überlieferungen.[59]

Nur mit Hilfe deutscher Waffen war Papst Alexander in seine Bischofsstadt gelangt. Und bald nach dem Lateranum mußte er der republikanischen Kommune wieder weichen und konnte sich auch in der Umgebung Roms nur dank der Truppe des Erzbischofs Christian halten. Als dieser im September 1179 für ein Jahr in Gefangenschaft geriet, erhoben Alexanders Gegner sogleich den Kardinal Lando von Sezze, ein Jahr nach der Unterwerfung Calixts, zum neuen (vierten) Gegenpapst namens Innozenz' III. (1179–1180). Er amtierte aber nur wenige Monate in einem Kastell zwischen Palombara und Rom, einer kleinen Festung, die einem Bruder von Gegenpapst Viktor IV. gehörte. Alexander kaufte diesem Ritter für eine namhafte Summe kurzerhand seinen Gegner samt Burg und kleinem Gefolge ab und ließ den Bruder in Christo in lebenslänglicher Gefangenschaft im Kloster La Cava verschwinden.

Alexander III., für den, trotz seiner wachsenden Macht, Rom stets feindlicher Boden blieb, starb am 30. August 1181 auf der Burg von Civita Castellana bei Viterbo. Er hatte sich gerühmt, nie selber Krieg geführt zu haben – gewiß, weil er immer andre für sich bluten ließ. Doch mit all seinen Intrigen, Schwenkungen und Schwankungen, mit allen alten und neuen Bundesgenossen ver-

mochte er auch in jahrzehntelangen Kämpfen nicht, den Kaiser zu besiegen. Zwar hatte dieser Unteritalien nicht gewonnen und über die Lombarden bloß die Oberhoheit behalten, sonst aber sein Regiment in Italien gefestigt, ja, er war immer noch, unbestritten, der erste Fürst des Abendlandes.

Alexanders Leiche gelangte mit den Steinwürfen und Flüchen derer, die ihm noch vor kurzem die Füße geküßt, zur Beisetzung in seine Bischofsstadt. Die Krönung seines Nachfolgers, des Lucchesen Bischof Hubert von Ostia, nun Lucius III. (1181–1185), war in Rom unmöglich. Nur einen Winter lang (1181/1182) konnte er sich dort überhaupt halten. Sonst residierte er meist in Velletri, in Anagni, und nach kaum zwei Jahren befand er sich mit der Stadt im offenen Krieg. Die Römer verheerten die Orte der Campagna, soweit sie noch dem Papst anhingen, verwüsteten die Gegend um Tuskulum, brandschatzten Latium, war ihr Haß gegen die Priester doch derart, daß sie einst einer ganzen Gruppe von ihnen die Augen ausgerissen, sie auf Esel gesetzt, ihnen Pergamentmitren mit Kardinalsnamen angehängt und so den Elendszug mit einem Ungeblendeten zum Papst geschickt haben.[60]

Lucius III., ein erfahrener, bereits betagter Diplomat, schon als Bischof von Ostia Anhänger und Vertrauter Friedrichs, mußte angesichts der italienischen Wirren, der ringsum aufkommenden «Ketzereien», der Bedrängnis der Christen durch Saladin im Heiligen Land, auch als Papst die Unterstützung des Kaisers suchen. Mit der ganzen Kurie aus Rom verjagt, traf er den Staufer auf dessen sechstem und letztem Italienzug im Oktober 1184 in Verona, nachdem er dort fast ein Vierteljahr auf ihn gewartet hatte. Auch der Patriarch des eingekesselten Jerusalem sowie die Großmeister der Templer und Johanniter waren zugegen, und alle suchten den Potentaten mit aufputschenden Berichten entsprechend zu stimulieren. Doch obwohl der Kaiser einen Kreuzzug ankündigte und beide «luminaria» der westlichen Welt eine verschärfte «Ketzer»-Bekämpfung forderten – aufsässige Häretiker sollten exkommuniziert, dann dem «weltlichen Arm» ausgeliefert werden, was in die Dekretale «Ad abolendam» vom 4. November einging, gelegentlich die Charta der Inquisition ge-

nannt–, gelang keine Verständigung mit der Kurie. Friedrichs Wünsche, die Thronfolge Heinrichs von Schwaben und die Mathildischen Güter betreffend, fanden wenig Wohlwollen. Und seine grundsätzlich neue Italienpolitik, die Versöhnung mit den Normannen, die staufisch-sizilische Eheverbindung seines neunzehnjährigen Sohnes, König Heinrichs VI., mit der dreißigjährigen Konstanze, einer spätgeborenen Tochter König Rogers II., deren Hochzeit man auch noch in dem nunmehr hochkaiserlich gesinnten, von Friedrich mit Gunst überschütteten Mailand zu feiern beschloß, in dieser «Ketzerhöhle» (fovea hereticorum), verdroß die Mehrheit des Kardinalkollegiums vielleicht kaum weniger, auch wenn dies Papst Lucius selbst in die Wege geleitet und gefördert hatte. Die Opposition setzte sich durch, die Verhandlungen in Verona scheiterten.

Das Klima zwischen Kurie und Kaiserhof verschlechterte sich zusehends, als nach dem Tod des Papstes am 25. November 1185 in Verona der Mailänder Erzbischof Hubert Crivelli, dessen Verwandten der Kaiser bei der Zerstörung Mailands hart mitgespielt hatte, einstimmig als Urban III. (1185–1187) folgte. Zwar heuchelte er Frieden und Versöhnung, ließ mit Friedrich weiter verhandeln und beteuerte sogar eidlich, dessen Trierer Gegner nicht anzuerkennen. Zugleich aber stachelte er die deutschen Bischöfe gegen den Monarchen auf, besonders gegen dessen Recht, die Einkünfte erledigter Bistümer und Klöster zu kassieren sowie den Nachlaß testamentslos verstorbener Prälaten. Ja, im Trierer Bistumsstreit weihte er, entgegen seinem Eid und den Rechten des Reichs, persönlich den Feind des Kaisers im Sommer 1186 zum Erzbischof und erwartete überdies eine Wiederaufnahme des Kampfes der Lombarden gegen Friedrich, wobei sich die früheren Verhältnisse umgekehrt hatten, Cremona zum Gegner, Mailand zum Verbündeten geworden war.

Als sich Cremona 1186 gegen den Kaiser erhob, agitierte Papst Urban in ganz Italien gegen ihn, verbot er Bischöfen und Gemeinden unter Strafandrohung den Kampf wider Cremona, den der Kaiser im Mai begann und in kaum drei Wochen, unterstützt von anderen lombardischen Verbündeten, siegreich beendete. Sein

Sohn Heinrich unterwarf darauf im Kirchenstaat Burgen und Städte, und als der in Verona eingeschlossene Urban nun den deutschen Episkopat gegen den Herrscher aufzuputschen suchte, versagte sich wiederum die überwältigende Mehrheit und trat auf dem Reichstag im November 1186 in der neuen Pfalz zu Gelnhausen hinter den Staufer.

Nur der Kölner Erzbischof Philipp von Heinsberg, der mächtigste geistliche Reichsfürst, einst ergebener Diener des Kaisers, widersetzte sich. Seit der großen Erweiterung seines Territoriums durch das westfälische Herzogtum verfolgte er mehr und mehr seine eigenen Pläne und konkurrierte mit machtpolitischen wie wirtschaftlichen Interessen König Heinrichs. Der Papst hatte sich besonders hinter den Bischof gesteckt, um die Opposition in Deutschland zu schüren, der Kölner Oberhirte verräterische Beziehungen auch mit Frankreich aufgenommen, mit England und Heinrich dem Löwen. Als ihm der Kaiser den Hochverratsprozeß machte, bat er im März 1188 auf dem «Hoftag Jesu Christi» um Gnade. Urban hatte schon zuvor, enttäuscht von der Haltung des deutschen Klerus, wenigstens äußerlich den Rückzug angetreten, insgeheim aber vielleicht – man traute ihm, jedenfalls in informierten Kreisen, das Ärgste zu – nur auf eine neue Möglichkeit zum Kampf gewartet. Doch da starb er am 20. Oktober in Ferrara.

Als der Nachfolger Gregor VIII. sein nur zwei Monate dauerndes Pontifikat begann (21. 10.–17. 12. 1187), erreichte Europa gerade die Hiobspost vom Fall Jerusalems am 2. Oktober 1187 und erregte die Gemüter ungemein, erfüllte sie mit Schuld-, Reue-, Rachegefühlen. Der Verlust der Stadt aber und der ihr vorangegangene Untergang des Christenheeres, des größten je im Feld stehenden Kreuzfahrerverbandes in der Schlacht von Ḥaṭṭīn (nahe Tiberias in Galiläa) am 3. u. 4. Juli 1187, das zur Eroberung Jerusalems und zum Ende der ersten Kreuzfahrerherrschaft führte, löste nun den größten aller Kreuzzüge aus.[62]

11. KAPITEL

DER DRITTE KREUZZUG (1189–1192)

«Das wahre Kreuz, die heiligste und ehrwürdigste Reliquie der Christenheit, befand sich in den Händen der Ungläubigen; und überall in Europa wurden – falsche – Nachrichten über Gewalttaten und Entweihungen verbreitet.» Franco Cardini[1]

«Ich sah die Köpfe fliegen und die Augen glasig werden; ich sah sie daliegen nackt oder in zerrissenen Kleidern, mit gespalteten Knochen und durchschnittener Kehle, mit gebrochenen Lenden und abgeschlagenen Gliedern, mit ausgestochenen Augen und aufgeschlitzten Leibern, mit zersprungenen Lippen und mit zertrümmerter Stirn. Wie Steine unter Steinen lagen sie da, wie man's noch niemals gesehen.» Der arabische Chronist Imād ad-Dīn[2]

«Wenn Ihr Uns aber nach dem Gute des Friedens fragt, so wollen Wir Euch das Heilige Kreuz zurückgeben und wollen allen gefangenen Christen, so in Unserm ganzen Lande sind, die Freiheit schenken und wollen mit Euch Frieden halten und Euch einen Priester beim Grabe gestatten und Euch alle Abteien zurückgeben, welche zur Heidenzeit einmal Euer waren, und ihnen Gutes erweisen und erlauben, daß Pilger kommen in Unserm ganzen Leben, und wollen Frieden mit Euch halten.» Saladin an Friedrich Barbarossa[3]

Der sogenannte Dritte Kreuzzug erfolgte genau vier Jahrzehnte nach dem Zweiten. Doch hatten seit dem Zweiten die Waffen im Orient niemals geruht. Auch selten die Kreuzprediger im Abendland; angefangen von den Päpsten, ihren Bullen, Dekreten, Mahnschreiben, über die Bischöfe, spezielle Legaten, autorisierte Werber bis hinunter zu den Pfarrern und sonstigen Volksbelästigern- und belügern. Hervorstechend unter vielen etwa der Kardinal Heinrich von Albano, der Patriarch von Jerusalem, die Großmeister beider Ritterorden (oder, wie manche auch meinen, Raubritterorden; in jedem Fall dasselbe). Bereits gegen Ende des 12. Jahrhunderts war diese Art christlicher Kriegspredigt europaweit organisiert.

Schon 1150, kurz nach der Katastrophe des Zweiten Kreuzzugs, hatte Bernhard von Clairvaux die heilige Unverschämtheit, zu Chartres einen weiteren Kreuzkrieg zu predigen. Und selbst Alexander III., doch gleich mit vier Gegenpäpsten konfrontiert – Viktor IV., Paschalis III., Calixt III. und Innozenz III. seligen Angedenkens –, fand trotz oder wegen all der Zerrissenheit der Kirche noch Zeit, 1165 zu einem Kreuzzug aufzurufen. Und 1169 wieder. Ja, der im Spätherbst 1187 nur zwei Monate pontifizierende Gregor VIII. befeuerte selbst in dieser knappen Frist die Welt durch zwei Kreuzzugsbullen, schürte aber insgesamt das gottgewollte Unternehmen gleich durch sieben Enzykliken.

Dabei durfte es an Verheißungen gerade bei derlei nicht fehlen. So haben die seit Mitte des 11. Säkulums (für Spanien 1063) erscheinenden Kreuzzugsbullen mit «Gnadenerweisen» selten gegeizt. In zwei Bullen, 1169 und 1181, wird den Kreuzfahrern, die zwei Jahre kämpfen, ein vollkommener Ablaß gewährt, den an-

dern, die bloß halb so lang streiten, bloß die Hälfte der Buße erlassen. Eine konsequente Rechnung. Allerdings konnte man schon gegen Ende des 12. Jahrhunderts den Kreuzablaß nicht nur für ganz persönliches Blutvergießen gewinnen, sondern auch für Geld! Die Sache kapitalisierte sich auf immer einfallsreichere, fruchtbarere und furchtbarere Weise.[4]

Feudale Galgenvögel im «Heiligen Land»

Die orientalischen Besatzungsmächte führten Kreuzzüge bereits auf eigene Faust.

Amalrich I., König von Jerusalem (1163–1174), unternahm, gestützt auf Byzanz, woher er seine zweite Frau bekam, nicht weniger als fünf Feldzüge gegen Ägypten: 1163, 1164, 1167, 1168 und 1169. Dabei metzelte er 1168 in Bilbais, östlich des Nildeltas, die Bevölkerung nieder. Zwar brachten seine Offensiven keine dauerhaften Resultate, doch Vorteile für den Moment, «reiche Beute, hohe Tribute und erhebliche Handelsvergünstigungen» (Zöllner), in Kairo sogar kurzfristig eine christliche Garnison, in Alexandria wenigstens eine christliche Fahne auf dem Leuchtturmdach. Als Amalrich, der Erzbischof Wilhelm von Tyrus zu seiner Geschichte des Königreichs angeregt hat, gleich nach dem Massaker in Bilbais vor Fustat erschien, einst über dreihundert Jahre arabische Hauptstadt Ägyptens, steckten sie die Einwohner mit zwanzigtausend Fässern Erdöl und zehntausend Fackeln gleich selber so in Flammen, daß das Feuer vierundfünfzig Tage brannte.[5]

Am unverhülltesten, hemmungslosesten führte sich auf der vorderasiatischen Religionsbühne wohl Rainald von Châttilon auf, durch Heirat seiner Herrin Konstanze von Antiochia seit 1153 der Fürst Transjordaniens. Einen «der mächtigsten und bösartigsten Franken» nennt ihn eine moslemische Quelle, einen «der schlimmsten Feinde der Muslime»; lapidarer Hans Wollschläger: «ein christlich getauftes Raubtier».

Der feudale Galgenvogel, mit dem sich Templer wie Johanniter verbünden, einer der katholischen Starbanditen der Epoche, ja der ganzen Kreuzzugszeit, kontrollierte wichtige Kaufmanns- und Wallfahrerwege der «Ungläubigen», besonders den syrisch-ägyptischen Handel. Plündernd, sengend, tötend zog er noch während des Waffenstillstands umher, überfiel moslemische Pilgerschiffe, Transporte, die nach Mekka gingen, große Karawanen, deren eine er einmal bis auf den letzten Mann abstach. Er quälte, folterte harmlose Reisende, warf sie in finstere Verliese und schrie: «Sagt eurem Mohammed, er soll euch retten!»

Auch zu Wasser betrieb er sein Geschäft. 1156 tätigte er sogar einen Raubzug gegen das Byzanz gehörende christliche Zypern. Drei Wochen lang vertilgte er dort in furchtbarster Weise die Christen und verheerte die Insel derart, daß sie sich, so Katholik Hans Kühner, «von diesen Wunden niemals mehr erholt». Auch im Roten Meer führte er mit schnellen Galeeren offenen Krieg. Selbst seine sechzehnjährige muslimische Gefangenschaft, die er zwischen 1160 und 1176 in Aleppo absaß, kühlte nicht sein christliches Blut. Er zog nun, vergeblich freilich, gegen Mekka, um es zu vernichten.

In Transjordanien kooperierte er bei seinen traditionellen Attacken auf Handelskarawanen auch mit Beduinenbanden. Ein Überfall 1187 auf eine solche Karawane – unter der sich angeblich die Schwester Saladins befand, worauf dieser den christlichen Strauchritter eigenhändig zu dekaptieren gelobte – zog den Untergang des Königreichs Jerusalem nach sich: Saladin requirierte ein riesiges Heer, und noch im selben Jahr, am 4. Juli 1187, erfocht er seinen größten Sieg bei dem – versunkenen – Ort Ḥaṭṭīn. Das fränkische Syrien brach endgültig zusammen.[6]

Manche Ortschaften des «Heiligen Landes» wurden im 12. Jahrhundert mehr als zehnmal erobert und wieder zurückerobert, die Ernten wurden verbrannt, Nutztiere gestohlen, Einwohner ermordet. Es gab unablässig Krieg, und die dortigen Christen litten natürlich seit den Kreuzzügen unendlich mehr als vor diesen, denn nun hat man sie versklavt oder getötet, nur weil sie Christen waren.

Allmählich kommt es zu immer stärkerem moslemischem Widerstand, wobei die türkischen, als kleine Truppenführer aufgestiegenen Militärs die arabischen Fürsten überspielen. Nachdem schon Nur ad-Din seit Mitte des 12. Jahrhunderts die christlichen Eindringlinge zurückgedrängt, 1149 Antiochia, 1154 kampflos Damaskus genommen hatte, trägt schließlich der Neffe eines seiner Unterführer, Al-Malik al-Nasir Salah ad-Din Yusuf, der Welt als Saladin bekannt, den «heiligen Krieg» siegreich weiter vor. «Das Verlangen nach dem heiligen Krieg», schreibt der Biograph, Beamte und Vertraute Saladins, Baha ad-Din, der wohl das beste Gesamtbild des bedeutenden Mannes entwirft, «hielt sein Herz und alle seine Sinne gefangen, so daß er von nichts anderem als davon sprach und sich um nichts anderes als um Rüstung und Soldaten für den heiligen Krieg kümmerte».[7]

Sultan Salah ad-Din (1138–1193), der Begründer der kurdischen Dynastie der Ayyubiden, war ein Truppenführer des 1174 gestorbenen Zangiden Nūraddīn von Damaskus, dessen Macht er usurpierte. Dabei soll Saladin die Liquidierung des alten Regimes nur durch den üblichen Terror, die Festigung seiner Macht durch Morde und Massaker gelungen sein, was er dadurch zu legitimieren suchte, daß er – ein Regierungsrezept übrigens schon Nūraddīns, ja schon dessen Vaters – den Gedanken des «Heiligen Krieges» gegen die Kreuzfahrer aufgriff und als Vorkämpfer des Islam agierte. Ging es ihm wohl auch mehr um die Führung eines intendierten islamischen Großreiches als um den Islam an sich, war Saladin doch ein gläubiger Mohammedaner, ein hochbefähigter Herrscher und, alles in allem, sämtlichen Kreuzfahrerfürsten an moralischer Integrität weit überlegen. Daß ihn die Christen aufs äußerste verteufelten, ihn «Hund aus Babylon» nannten, «Sohn des Verderbens», «bluttriefendes Untier» etc., versteht sich von selbst.

Zunächst suchte Saladin anscheinend eine gewisse Koexistenz auf Status quo-Basis mit den Invasoren. Jedenfalls schloß er 1180 und 1185 je einen Waffenstillstand mit den Lateinern, den er auch hielt, wie er immer, auch seinen Feinden, sein Wort gehalten hat, ganz im Unterschied zu den christlichen Häuptlingen, wie bei-

spielsweise gleich zu Rainald von Châtillon, der sich um keinerlei Vereinbarungen kümmerte, Verträge rücksichtslos brach und noch kurz vor seiner Enthauptung durch Saladin diesem ins Gesicht höhnte: «So ist es eben Brauch unter den Königen, ich bin nur dem allgemein begangnen Pfad gefolgt.»[8] So war es in der Tat. Oder wurden nicht von katholischen Gewalthabern, weltlichen wie geistlichen, unentwegt Versprechen und Eide gebrochen, ganz wie sie es brauchten und offenbar doch völlig skrupellos?

«... WIE GAZELLEN SCHOSSEN WIR SIE AB» DIE SCHLACHT BEI DEN HÖRNERN VON ḤAṬṬĪN

In einer Gegenoffensive schlägt Saladin, der kleine einäugige Kurde, die Ritter Christi immer weiter zurück. Sein Ziel ohne Zweifel: Jerusalem. Schon 1170 hatte er einen ersten Vorstoß auf das Königreich unternommen. 1185 war dort Balduin IV. gestorben, ein gekrönter aussätziger Jüngling, der sein Reich selbst als Todkranker in einer Weise verteidigt, die noch dem muslimischen Gegner Achtung abnötigt. Unter seinem Nachfolger aber, dem ebenso attraktiven wie unfähigen Guy de Lusignan, und seiner korrupten Hofclique bricht das Königreich Jerusalem in zwei Jahren zusammen.

Saladin rückt vor.

Ende Juni 1187 überquert er den Jordan. Seine ägyptische Flotte bedroht den christlichen Nachschub. Am 2. Juli 1187 erobert er in einem Blitzangriff Tiberias. Das Christenheer zieht unter Guy de Lusignan, der den Oberbefehl übernommen und sogar die Burgen von ihren Besatzungen entblößt hat, heran. Entgegen dem Rat des Grafen von Tripolis, Raimunds III., der richtig eine Falle Saladins erkennt und zudem den Wassermangel in der heißen Jahreszeit fürchtet, wird Guy vom Großmeister der Templer, Gerhard von Ridfort, sowie von Rainald von Châtillon zum alsbaldigen Angriff überredet. Darauf kommt es zu einer der fürchterlichsten Schlächtereien des Mittelalters bei den Hörnern

von Ḥaṭṭīn, westlich des Sees Genezareth, wo einst Jesus gerufen haben soll: «Liebet euere Feinde, tut Gutes denen, die euch hassen ...»

Die Christen, wohl knapp 20000 Mann, denen etwa ebensoviele Sarazenen gegenüberstehen, hatten zwar unter der Obhut der Bischöfe von Akkon und Lydda das «Heilige Kreuz» aus Jerusalem mitgebracht, waren jedoch erschöpft vom Anmarsch in der öden Gebirgsgegend und in der Sandwüste dem Durst ausgeliefert. Sie drängten im Kampf, den Saladin erst bei Anbruch der Hitze begann, in Richtung Tiberias, um ans Wasser zu gelangen, «gleich Hunden mit durstig heraushängenden Zungen ...» Aber der Sultan, dessen Bogenschützen, von siebzig mit Pfeilen beladenen Kamelen versorgt, unaufhörlich die Gegner mit Geschossen überschütteten – «wie Gazellen schossen wir sie ab ...» –, verlegte ihnen den Weg und verdeckte die Brunnen. Zudem entzündeten die Sarazenen das trockene Gras des Bodens, auf dem das Kreuzheer kämpfte, und der Wind erstickte die Christen in Feuer und Rauch. Guy hielt das Kreuz hoch. Aber Ungezählte ergaben sich mit offenem Schlund. Die meisten wurden getötet, die andern gefangengenommen, nur etwa 200 entkamen. «Es gab so viele Tote und Gefangene unter ihnen», formuliert der große zeitgenössische Historiker Ibn al-Atīr, «daß wer die Gefallenen sah, nicht glaubte, sie hätten einen einzigen gefangen, und wer die Gefangenen sah, nicht glaubte, sie hätten einen einzigen getötet.» Die Sklavenmärkte erlebten eine Schwemme und Preisstürze sondergleichen: drei Denare ein Christ.

»Sie suchten Zuflucht auf dem Hügel von Ḥaṭṭīn», schreibt der Chronist Imād ad-Dīn, Saladins Sekretär, «damit er sie vor der Sintflut des Unterganges bewahre, und Ḥaṭṭīn wurde umgeben von den Bannern der Zerstörung. Die Klingen der Schwerter saugten ihnen das Leben aus und verstreuten sie über die Hügel, die Pfeile beschossen sie, wildes Todeslos schändete sie, das Unglück zerrieb sie, die Niederlage zermalmte sie ... Ich sah die Köpfe fliegen und die Augen glasig werden; ich sah sie daliegen nackt oder in zerrissenen Kleidern, mit gespaltenen Knochen und

durchschnittener Kehle, mit gebrochenen Lenden und abgeschlagenen Gliedern, mit ausgestochenen Augen und aufgeschlitzten Leibern, mit zersprungenen Lippen und mit zertrümmerter Stirn. Wie Steine unter Steinen lagen sie da, wie man's noch niemals gesehen.»[9]

Unter den Gefangenen, «die in den Fesseln torkelten wie Betrunkene», sind auch der letzte König von Jerusalem, Guy de Lusignan, der Templermeister und Rainald von Châtillon, dem Saladin, in Erfüllung eines zweimaligen Schwurs, eigenhändig den Kopf abschlägt, allerdings erst, als er den Übertritt zum Islam verweigert. Geköpft werden auch noch mehr als zweihundert Hospitaliter und Tempelritter, Rainalds engste Komplizen. Nur der Großmeister bleibt, wie das Großgangstertum traditionell, am Leben.

Gelehrte und Fromme vollbrachten das blutige Werk, Asketen; «jeder bat, ob er nicht einen von ihnen umbringen dürfe, zog das Schwert und krempelte die Ärmel auf. Der Sultan saß mit frohem Gesicht dabei, während die Ungläubigen» – hier, zur Abwechslung, mal die Christen – «finster blickten ... Es gab solche, die schnitten und sauber hieben und Dank ernteten; solche, die sich weigerten und fehlten und entschuldigt wurden; solche, die Lachen erregten – andere traten an ihre Stelle. Ich sah solche, die laut lachten und mordeten, die sprachen und handelten: wie viele Versprechungen erfüllten sie, wieviel Lob erwarben sie, ewigen Lohn sicherten sie sich mit dem vergossenen Blut, wie viele fromme Werke vollbrachten sie mit den Hälsen, die sie durchhieben!» Religiöser Schwachsinn, Fanatismus der anderen Seite. Eine schlimme Schmach in Sultan Saladins Leben. Freilich: – «so schaffte er der Bevölkerung Erleichterung von ihnen». Und lag seinerseits in der Ebene von Tiberias «wie der Löwe in der Wüste, wie der Mond in der Fülle seines Glanzes».[10]

Erbeutet wurde auch das im Massengemetzel mit dem Bischof von Akkon gefallene «Wahre Kreuz». «Sie glauben tatsächlich, es bestehe aus dem Holz, an dem, wie sie meinen, der gekreuzigt wurde, den sie anbeten», schreibt Imād ad-Dīn. «Es scheint, nachdem sie vom Verlust des Kreuzes erfahren hatten, entrann

keiner dem für sie unglückseligen Tage: sie gingen an Tod und Gefangenschaft zugrunde...» Das «Wahre Kreuz» verscholl... Aber Pfaffenpropaganda ließ es sozusagen wiederauferstehen durch die «fromme» Lüge, man habe bei Ḥaṭṭīn nur das halbe Kreuz in die Schlacht geführt, habe vorsorglich erst das Holz geteilt, um so der Welt, für alle Fälle, und der Fall trat ein, den davon ausströmenden Gnadenschatz zu erhalten. Denn auch geteilte Reliquien, ein uralter christlicher Lehr- und Glaubenssatz, vermitteln ungeteilte Gnadenwirkung... Eine kommode Religion, wie sich immer wieder zeigt.

Zum Beispiel auch gleich bei Guy de Lusignan, Jerusalems letztem König. Auf sein Ehrenwort, das Land zu verlassen, hatte Saladin ihm die Freiheit geschenkt. Aber Guy ließ sich in der Beichte alsbald von seinem Ehrenwort entbinden und bekämpfte Saladin erneut. Doch dieser gewann nun rasch eine christliche Festung und Hafenstadt nach der andern, gewann Akkon, Nazareth, Cäsarea, Sidon, Askalon, Jubail und stand am 21. September 1187 vor dem von Flüchtlingen überquellenden Jerusalem, worin man noch Knaben bewaffnet hatte, insgesamt sechzigtausend Kämpfer, «Helden des Irrtums mit Lanzen», sagt Imād ad-Dīn. Täglich machten die Christen Ausfälle, attackierten und verteidigten sich auf jederlei Art und Weise. «Auf beiden Seiten brannte jedes Herz im Feuer der Sehnsucht», behauptet der arabische Chronist. Denn beide Seiten, wie auch Ibn al-Atīr betont, sahen den Krieg «als Angelegenheit der Religion», als «unumstößliche heilige Pflicht» an. «Es brauchte nicht des Befehls der Vorgesetzten, um die Soldaten anzufeuern, alle verteidigten ihren Posten furchtlos, alle griffen an, ohne zurückzublicken.»[11]

In der Auferstehungskirche wollten die christlichen Verteidiger sterben. «Hier sollen unsere Köpfe fallen», riefen sie, «unsere Seelen vergehen, hier soll unser Blut fließen, wollen wir unser Leben verlieren.» Sie hatten die Kirche, wie ungezählte andere Kirchen, zu einer Festung umfunktioniert und auf den Mauern ihre Katapulte errichtet. Aber am 2. Oktober kapituliert Jerusalem, bedeutsamerweise an dem Tag, «in dessen Nacht die Himmelsreise des Propheten stattgefunden».

Was allein zählt: Kein Mensch verliert sein Leben. Niemand wird auch nur verletzt, nirgends geplündert. Kein Tropfen Blut fließt mehr. Man erinnere sich des Monstermassakers bei der Einnahme Jerusalems 1099!

Saladin erlaubte nun den Unterlegenen, sich loszukaufen. Mehreren Tausenden von unbemittelten Christen erläßt er das Lösegeld, ja, er beschenkt manche. Er gewährt gefangenen Familienvätern, Ehemännern die Freiheit, sogar sicheres Geleit – «auf eigene Kosten bot er ihnen Schutz und Verpflegung und befahl seinen Hafenbeamten, sie unter anständigen Bedingungen einzuschiffen» (Oldenbourg). Viele andere «kauft» sein Bruder und Nachfolger al-Adil und entläßt sie dann mit Saladins Einverständnis.

Trotzdem wanderten noch Ungezählte in die Sklaverei. Denn die reichen Christen halfen ihren armen Brüdern nicht, verweigerten ihnen vielmehr, wie der hohe katholische Klerus, das Lösegeld. Nur die Templer und Johanniter zahlten aus Furcht vor einem Volksaufruhr; doch sie zahlten viel zuwenig. Saladin gab darauf noch 500 Menschen frei, und sein Bruder Malik-al-Adil ließ sich tausend Arme als Beute zusprechen und gab sie ebenfalls frei. Auch räumte er ihnen weitere Zahlungserleichterungen ein.

Dagegen zieht der katholische Patriarch von Jerusalem, Heraklios, nachdem er – er, nicht die Muslime – noch den Felsendom, die Auferstehungskirche und andere Kirchen geplündert, mit Goldplatten, mit Gold- und Silberarbeiten vom «Heiligen Grab», mit Schätzen übervoll beladen, «gebeugt unter der Last des Goldes, das er bei sich trug, und gefolgt von Wagenladungen mit Teppichen und silbernem Tafelgeschirr», an den empörten «Ungläubigen» vorbei in die Freiheit. Schon früher hatte er gelegentlich mit Lustweibern die Pilgergaben verpraßt. Seine juwelengeschmückte Mätresse, die «Patriarchin», war stadtbekannt. Jetzt schiffte er sich mit all seinem Reichtum nach Europa ein – und predigte dort, von Ort zu Ort, einen neuen Kreuzzug. Katholische Flüchtlinge werden von ihren eigenen Baronen beraubt, andere von italienischen Schiffskapitänen erpreßt, bis diese Saladin zu kostenlosem Transfer zwingt.[12]

Etwa fünfzehntausend Christen sollen dennoch, als Zahlungsunfähige, in die Sklaverei gewandert, überallhin verstreut worden sein, siebentausend Männer, achttausend Frauen und Kinder. «Wie viele gut behütete Frauen wurden entehrt, herrschende beherrscht, junge Mädchen geheiratet, Edle verschenkt, wie viele Geizende mußten sich hingeben, wie viele Verborgengehaltene verloren ihre Scham, wie viele Ernste wurden zum Gespött gemacht, Bewahrte hervorgezerrt, Freie in Besitz genommen, Begehrenswerte bis zur Erschöpfung gebraucht, anmutige Mädchen auf die Probe gestellt, Jungfrauen entjungfert, Anmaßende geschändet, Schöne mit roten Lippen ausgesaugt, Braune hingestreckt, Unbezähmbare gezähmt, Zufriedene zum Weinen gebracht!»

Saladin erwies sich nach seinen Siegen über die Christen als tolerant. Der neue ostchristliche Kaiser Isaak Angelos (später von seinem Bruder Alexios III. entthront und geblendet) beglückwünschte ihn zur Eroberung Jerusalems, ersuchte um Rückgabe der heiligen Stätten an die griechische Kirche und bekam sie. Saladin schützte das sogenannte Heilige Grab vor Brandstiftern und erlaubte allen unbewaffneten Christen dorthin weiter das Wallfahrten sowie freien Zugang. Er zerstörte die Grabeskirche nicht, wie seine Offiziere verlangten, sondern ließ in ihr und anderen Kirchen Gottesdienste abhalten, setzte den griechischen Klerus wieder ein, duldete aber auch römisch-katholische Priester und zeigte sich ebenso großherzig den Juden gegenüber.

Im fränkischen Königreich Jerusalem (1099–1185) und im Königreich Akkon (1189–1291) kommt es zwischen dem christlichen und dem islamischen Adel zu freundschaftlichem Verkehr. Wir erfahren weiter, daß Sultan al-Malik al-Kamil das geschlagene Heer der Franken wie ein barmherziger Samariter betreut. «Die Männer, deren Eltern, Söhne, Töchter, Brüder und Schwestern wir mit vieler Qual getötet haben, deren Besitz wir weggenommen haben und die wir nackend aus ihren Wohnungen getrieben haben», schreibt im frühen 13. Jahrhundert Oliverus Scholasticus (der selbst jahrelang am Niederrhein das Kreuz gepredigt, sogar eine Belagerungsmaschine konstruiert hat, später

Bischof und Kardinal geworden ist), «sie haben uns, als wir vor Hunger am Sterben waren, mit ihrer eigenen Speise erquickt und uns mit vielen Wohltaten gütig behandelt, während wir doch in ihre Herrschaft und Gewalt gegeben waren.» Ja, wir hören, daß auch in mehreren Moscheen Akkons christliche Altäre eingerichtet wurden für die Gottesdienste der Christen.

Nahezu einmütig rühmen die lateinischen Chronisten jetzt Saladins Ritterlichkeit, Großmut, Humanität. Selbst die einheimischen Christen fühlen sich befreit. Doch die abendländische Kirche hat Saladins Gegenoffensive nichts anderes entgegenzustellen als einen neuen Kreuzzug, den sogenannten Dritten (1189–1192). Und die Initiative ging wieder von den Stellvertretern Christi aus, wie sich die römischen Hierarchen mittlerweile nannten.[14]

Die Päpste blasen zum Angriff

Schon Alexander III. und Lucius III. hatten zum Kreuzzug aufgerufen, freilich ohne Erfolg, trotz Barbarossas Versprechen, mit der Kirche in Deutschland dafür zu werben. Auch Bischof Wilhelm von Tyrus, einer der bekanntesten Geschichtsschreiber der Kreuzzüge, der berüchtigte Patriarch von Jerusalem und die Meister beider Ritterorden machten ja eine Bitt- und Propagandareise durch Europa, beschworen die Herrscher, taten Fußfälle vor ihnen, rührten jedermann zu Tränen. Doch weder der Staufer ließ sich persönlich binden noch der englische König Heinrich II., dessen Reichstag ihm beflissen riet, lieber für sein eigenes Land zu sorgen. Und da er zu Hause blieb, wollte – vorsichtshalber – auch Philipp II., König von Frankreich, zu Hause bleiben. Denn wer wußte schon, ob, während der eine das Kreuz nahm, der andere nicht sein Land nahm.

Lucius-Nachfolger Urban III. (1185–1187), wegen der papstfeindlichen Römer in Verona residierend, war zwar einerseits ganz in seinen Kampf mit Friedrich verstrickt – in den Streit um

die Krönung Heinrichs zum Mitkaiser, in den Streit mit dem Patriarchen von Aquileia, in den Trierer Bistumsstreit, wobei er, der Papst, seinen Eid brach und am 1. Juni 1186 den vom Kaiser abgelehnten Folmar zum Erzbischof weihte, um von weiteren Zwisten und Streitpunkten besonders finanzieller Art (Regalien- und Spolienforderungen) zu schweigen. Doch ungeachtet seines schroffen, von peinlichen Schwankungen nicht freien Konfrontationskurses gegenüber Friedrich und ungeachtet aller kleineren Querelen mit anderen gekrönten Christenhäuptern, hegte Urban III. ebenfalls Kreuzzugswünsche, starb aber nach der Eroberung Jerusalems an einem Schlaganfall. Und Urbans Nachfolger, der schon hochbejahrte einstige Bologneser Rechtsgelehrte Alberto de Morra, Gregor VIII. (21. 10.–17. 12. 1187), war noch nicht einmal geweiht, als er, gepeinigt und empört durch die Nachricht vom Fall der Heiligen Stadt, einen Kreuzzugsaufruf erließ, dem noch – indes seine Legaten deshalb schon nach Deutschland, Frankreich, Dänemark, bis Polen reisten – sechs weitere Kreuzzugsaufrufe folgten, geradezu seine «Hauptbeschäftigung» (Kelly).

Jedermann, besonders aber «Unser liebwerter Sohn in Christo Friedrich, der erlauchte Kaiser» (auch den leiblichen Sohn Friedrich, dessen Krönung Vorgänger Urban abgelehnt hatte, redete der Papst mit «künftiger Kaiser» an), sollte am Krieg teilnehmen, wenn nicht, wie Friedrich selbstverständlich, mit dem Schwert, so durch Fasten, das er Klerus und Laien für fünf Jahre an drei Tagen in der Woche vorschrieb. Allen Kreuzfahrern garantierte er Sündenvergebung und, ebenfalls längst obligatorisch, Ewiges Leben. Doch erteilte Gregor VIII., ein wichtiges Novum, auch allen, die sich beim Kreuzzug vertreten ließen oder Geldbeiträge spendeten, einen Ablaß. Noch unmittelbar vor seinem Tod in Pisa, am 17. Dezember 1187, warb der Papst für den Frieden zwischen Pisa und Genua, um beide für den neuen Krieg zu gewinnen.[15]

Mit Gregors Nachfolger Paolo Scolari, Clemens III. (1187–1191), einem wohlhabenden Römer mit einflußreicher Verwandtschaft, kehrte das seit sechs Jahren aus der Stadt verbannte Papsttum Mitte Februar 1188 wieder zurück. Clemens konnte

sogar, wie keiner seiner Vorgänger, im Lateran residieren. Er erhielt die Souveränität und alle Hoheitsrechte, mußte freilich den seit 44 Jahren bestehenden Senat anerkennen, ihm weitgehend die Stadtverwaltung überlassen sowie gelegentlich und jährlich beträchtliche Gelder.

Im übrigen setzte Clemens III. die große Linie Gregors fort, heizte auch er, wiewohl politisch wenig erfahren und überdies kränkelnd, nah und fern den Krieg an, Roms Kampf gegen Tivoli zum Beispiel oder gegen Tuskulum, das er selbst bekämpfen, dessen Bürger er exkommunizieren wollte, sei er nicht in Kürze Herr der Stadt.

Vor allem aber überredeten dieser Heilige Vater und seine durch ganz Europa gejagten Legaten die abendländischen Fürsten zu einem neuen Kreuzzug, in dessen Interesse sie die Koordination der Kräfte betrieben, die in allen Kriegen so geforderte und geförderte, so gefeierte Einheit, die der Papst jetzt für den Fortbestand der «christlichen Republik» für absolut geboten hielt. Der Kaiser ließ sich denn auch, nach langem Zögern endlich durch den päpstlichen Legaten überredet, von diesem Ende März 1188 in Mainz das Kreuz anheften. Sein Thron stand dabei leer, Gott selber (oder zunächst sein Sohn) hatte ihn gleichsam eingenommen: – es war der «Hoftag Jesu Christi».

Einhellig stimmten die Versammelten für das gottgewollte Unterfangen. Für einen großen Krieg stellte man – ja wirklich nicht zum erstenmal – schon viele kleine Fehden und Feindseligkeiten ein; schlichtete endlich den Trierer Bistumsstreit und gab den vom Kaisersohn okkupierten Kirchenstaat zurück, wenn auch unter ausdrücklichem Vorbehalt der Eigentumsrechte des Reiches. Und selbstverständlich versprach jetzt der Papst Heinrichs Kaiserkrönung. Denn für einen neuen Kreuzzug brauchte Rom vor allem eine Verständigung mit den Staufern, suchte aber ringsum Bundesgenossen.

Bezeichnenderweise erreichte nun Clemens III., eine seiner ersten Regierungsmaßnahmen, den Frieden zwischen Pisa und Genua, deren Kooperation bei dem neuen Krieg unerläßlich war. Und auch die sich bekriegenden Könige Englands und Frank-

reichs, der alternde Heinrich II. (1154–1189) und der junge Philipp II. (1180–1223), beide nicht unintelligent und so energisch wie falsch, schlossen infolge papaler Bemühungen Frieden und nahmen, auf Drängen das Papstes, gleichfalls das Kreuz. Natürlich hatte jeder der beiden Herrscher auch seine speziellen Interessen im Osten, der eine mehr in Syrien, der andere im Königreich Jerusalem. Ringsum jedenfalls wirkte der Papst versöhnend, um seinen Krieg zu bekommen.

Zur Deckung der Unkosten verlangte der englische König Heinrich – er wirft sich in Wutanfällen zu Boden, beißt in den Teppich, identifiziert seinen Ingrimm fast mit dem Gottes: «Des allmächtigen Gottes Ungnade und Zorn sind auch mein Zorn, meine Ungnade» – von allen zu Hause bleibenden Untertanen eine allgemeine Vermögensabgabe, den zehnten Teil von Besitz und Einkommen: der vielberedte Saladinzehnt, die erste Kreuzzugssteuer, die auch Philipp II. sofort erhob, aber nur die englische Kirche eifrig förderte, weil sie der englische König am Geschäft beteiligte. Dabei wurden vor allem die Armen geschröpft, während die Wohlhabenderen es verstanden, die Steuer zu umgehen. (Wie die Zeiten sich doch gleichen!) Ansonsten verweigerte sie der Klerus, da er darin den Versuch vermutete, die «schmähliche Knechtschaft der Kirche» zu begründen. Der katholische Adel behielt die Abgabe seiner Untertanen selber, dispensierte ihn die Teilnahme am Kreuzzug doch von jeder Zahlung. Ab jetzt konnte man, wie bereits bemerkt, Kreuzzugsgelübde durch Geld einlösen, eine immer beliebtere Einnahmequelle, ein Vorspiel auch des künftigen Ablaßhandels.[16]

Aufbruch der gekrönten Häupter

Als erster brach Barbarossa auf, nachdem er ein Jahr hart gerüstet und auch politisch das Unternehmen sorgfältig vorbereitet hatte. Schließlich wollte man die Wiederholung früherer Katastrophen vermeiden. Am 11. Mai 1189 setzte er sich von Regens-

burg aus in Bewegung. Größtenteils von Cisterzienseräbten organisiert, wurde der Dritte Kreuzzug (1189–1192) auch von vielen Äbten und Mönchen begleitet, außerdem von einer Reihe von Bischöfen, wie den Oberhirten von Meißen, Münster, Osnabrück, Würzburg und Passau.

Die Ungarn blieben noch ziemlich ungeschoren. Barbarossa nahm ihrem König Bela III. lediglich «von Gütern und Mannschaften, was ihm beliebte». In Bulgarien kam es bereits zu Reibereien. Und im byzantinischen Reich, wo Kaiser Isaak I. Angelos sich aus lauter Angst vor seinen westlichen Glaubensbrüdern mit Sultan Saladin verbunden hatte, bekämpfte man schon offen einander. Der basileus setzte Barbarossas Gesandte gefangen, verunglimpfte ihn selbst, die Griechen attackierten die Abendländer, die eroberten Philippopel und Adrianopel, drohten auch Konstantinopel zu besetzen und das gesamte Reich zu liquidieren. Sie beraubten und verwüsteten während des ganzen überraschend heftigen Winters Thrazien so ausgiebig, daß Isaak Angelos schließlich seinen Widerstand aufgab, Friedrich vierzig Geiseln stellte, darunter seinen Sohn und seinen Bruder, und die kampfbegierigen Haufen Ende März 1190 über die Meerenge bei Gallipoli nach Kleinasien übersetzen ließ.[17]

Langsam wälzte sich der Heerwurm unter schweren Verlusten durch Kleinasien vor.

Die Griechen desertierten, die Türken verbanden sich mit Saladin, und bald war man von Hunger derart verzehrt, daß man Pferdehäute und Wurzeln fraß. Auch durch den harten Winter kamen viele um, durch umherschwärmende, versprengte türkische Kavallerie. Zwar schlug man am 18. Mai 1190 vor Ikonion noch ein Türkenkontingent, plünderte, zerstörte die Hauptstadt zum Teil und beseitigte, wie Aimo von Briançon, Erzbischof von Tarantaise, wenige Tage danach einem anderen Kirchenfürsten gesteht, «deren Einwohner mit der Schärfe des Schwertes». Gewiß kein kleines Geschäft. «Denn», schreibt der Prälat, «die Stadt Iconium kommt in der Größe Köln gleich.»

Man war jetzt seit dem Aufbruch aus Regensburg ungefähr ein Jahr unterwegs, und als man nach Übersteigung des unwegsamen

Taurusgebirges im Sommer ins Tal des Saleph gelangte und der Kaiser, ein guter Schwimmer, am heißen Nachmittag im Fluß baden oder ihn durchschreitend eine Furt suchen wollte, ertrank der Siebenundsechzigjährige am 10. Juni 1190 vor aller Augen, niemand weiß, ob durch die schwere Rüstung oder einen Herzschlag oder was immer. «So schützte Gott vor diesem Unheil», kommentiert lakonisch der arabische Chronist Ibn al-Atīr. Und für das Abendland verklärte er ihn so.

Die meisten Kreuzritter kehrten bald darauf in die Heimat zurück, einige sollen Selbstmord begangen haben, andere zum Islam übergetreten sein. Unglücklich zog die sich langsam auflösende Truppe, geführt von dem jungen Barbarossasohn Herzog Friedrich von Schwaben, weiter, den toten Herrscher in der Mitte. Seine Eingeweide wurden in Antiochia beerdigt, seine Gebeine, die in Jerusalem ruhen sollten, das man freilich nicht bekam, sind verschollen. Das Heer, von Seuchen und Tod heimgesucht, «ausgegrabenen Leichnamen» gleichend, geschwächt, entmutigt, bröckelte bald immer mehr auseinander, nur der hundertste Teil etwa gelangte im Oktober 1190 nach Akkon und ging dort mit Barbarossas Sohn zugrunde.[18]

Der Auszug der eben erst versöhnten Engländer und Franzosen hatte sich inzwischen verzögert, begannen sie doch, gleichsam zur Einübung auf den «Heiligen Krieg», erst noch einen profanen unter sich selbst. Heinrichs II. Sohn Richard, Herzog von Aquitanien und Graf von Poitou, genannt «Löwenherz», der als erster überhaupt, gleich nach der Einnahme Jerusalems durch Saladin (1187), das Kreuz genommen, war einer der kriegerischsten Christen und unentwegt in militante Konflikte verstrickt, wenn nicht mit seinen Vasallen, dann mit König Ludwig VII. von Frankreich (1137–1180), mit seinem eigenen Vater Heinrich II. von England, mit dem er sich bis zu dessen Tod 1189 nicht mehr versöhnte, mit seinem älteren Bruder u. a.

Wieder drängte der Papst, aus Sorge um seinen Krieg, auf Vermittlung. Kardinallegat Johannes von Anagni erreichte einen Waffenstillstand zwischen den kämpfenden Königen, wobei er anscheinend von England bestochen war, sagte ihm Philipp II.

doch ins Gesicht: «Du hast den Duft der Sterlinge gerochen.» Der raffinierte Philipp freilich, der nach allgemeiner Ansicht seinen Krieg mit dem Saladinzehnten bestritt, zog durch eine Intrige Heinrichs II. Sohn «Löwenherz» zu sich herüber, und schon im Sommer 1189 droschen die angehenden Kreuzfahrer erneut aufeinander ein, wobei nun der alte und bereits todkranke Heinrich hoffnungslos unterlag und im allgemeinen Zusammenbruch, zwei Tage nach seiner bedingungslosen Kapitulation, das Zeitliche segnete.[19]

Jetzt gedachten Philipp II. von Frankreich und der junge englische König Richard I. Löwenherz (1189–1199), auch für ihre Seelen zu sorgen. Anfang Juli 1190, als das deutsche Kreuzheer schon ziemlich am Ende war, brach ihre vereinigte Streitschar von Vézelay auf; dann fuhr Richard mit seiner Flotte von Marseille, Philipp von Genua mit teuren genuesischen Schiffen weiter. Als Richard im August 1190 nach Ostia kam und ihn ein Kardinal im Namen des Papstes einlud, die Hauptstadt der Christenheit zu beehren, verzichtete der Kreuzritter dankend darauf, da am päpstlichen Hof, womit er dem Kardinal freilich kaum Neues sagte, nichts zu finden sei als Habsucht und Korruption. Löwenherz stach wieder in See, bestahl seinerseits zunächst die Bauern Kalabriens und wäre dabei fast erschlagen worden. In Messina traf man sich im September wieder. Infolge eines Erbstreits mit dem Nachfolger des verstorbenen Königs Wilhelm II. von Sizilien, Tankred von Lecce, besetzte Richard am 3. Oktober 1190 die Stadt, raubte sie aus und ließ im Hafen die Flotte in Feuer aufgehen. Doch dauerte das Beutemachen der Kreuzfahrer auf Sizilien noch Monate fort.[20]

Auf seiner weiteren Heilsreise, im darauffolgenden Frühjahr 1191, verschlug Richard «ein durch Gottes nie fehlende Vorsehung gefügter Sturm» nach Cypern. Dankbar ergriff er das göttliche Angebot und entriß in dreiwöchigem Kampf unter Einbringung unermeßlicher Beute die Insel dem christlichen Prinzen Isaak Komnenos, verkaufte sie später den Templern, die sie ihrerseits wieder der Familie Lusignans verscheuerten. Und wie schnell kam die Zeit, als die lateinischen Kreuzzügler gar nicht

mehr gegen den Islam zogen, sondern gegen das christliche Byzanz.

Kreuzzüge? Kreuzgeschäfte!

Am 8. Juni 1191 landete der englische König bei dem schon fast zwei Jahre eingeschlossenen Akkon, wo Philipp II. seit 20. April operierte. Freudenfeuer begrüßten die Ankömmlinge. Doch bald gab es unaufhörlich Hader, kam es zu Verleumdungen und Anschlägen unter den Belagerern, die sich vielen Schwierigkeiten gegenübersahen. Saladin hatte Akkons Schanzwerke durch den bekannten Ägypter Emir Behaeddin Karakûsch, der auch Kairos Mauern gebaut (und sich selbst noch in Akkon befand), ausbessern und die Stadt stark befestigen lassen. Die Mauern waren so breit, daß darauf, nach dem Bericht eines Reisenden aus dem 14. Jahrhundert, zwei Wagen aneinander vorbeifahren konnten.

Das christliche Heer kämpfte mit verschiedenen Belagerungsmaschinen und allen damals im Minen- und Sappenbau bekannten Verfahren. Man untergrub die Mauern, füllte Brennstoffe ein und setzte sie in Brand. Tag und Nacht behämmerten Ballisten die Festung; eine davon hieß «die Balliste Gottes» – (im 20. Jahrhundert heißt ein Atom-U-Boot der USA «Corpus Christi»!). Eine Balliste hatte vier Stockwerke und wurde vom «griechischen Feuer» der Belagerten vernichtet, samt Menschen und Waffen. («Allah wollte es so, damit die Christen im Feuer dieser Welt brannten, bevor sie brannten in der andern.») Unaufhörlich trugen beide Seiten ihre Angriffe vor. Da die Einschließung schon seit Sommer 1189 dauerte, lernte man sich kennen, verbrüderte sich schließlich, sprach miteinander, sang, tanzte – und schlug einander dann wieder die Fresse ein um der heiligen Sache willen, die Christen mit ihren Kreuzen voran, die Moslems brüllten: «Allah ist groß! Allah ist groß!», die Trommeln und Trompeten dröhnten. «Für den Islam!» schrie der umherspringende Saladin mit Tränen in den Augen, vergebens versuchend, den eisernen Ring der Belagerer von außen zu durchbrechen.[21]

Akkon, das Massaker des Richard Löwenherz und die liturgische Errungenschaft des Heiligen Vaters

Nachdem während der langen Belagerung etwa 30 000, nach anderen Quellen mehr als 60 000 Christen durch ungezählte Schlachten, durch Hunger, Krankheit, Pest umgekommen sein sollen, die Zernierten in äußerste Not geraten waren, die Breschen in den Mauern sich vervielfachten, verbreiterten, kaum mehr geschlossen werden konnten, ergab sich die Besatzung am 22. Juli 1191 gegen Zusicherung des Lebens und freien Abzugs aller Bewohner mit ihrem Besitz, die Summe von zweihunderttausend Goldstücken, die Freigabe von zweitausendfünfhundert christlichen Gefangenen sowie Rückgabe des angeblich echten Kreuzes, «des Kreuzes der Kreuzigung».

Die Zahlungen an die Christen sollten innerhalb von zwei Monaten erfolgen. Aber bereits nach einer Woche erregte sich Richard Löwenherz über unterbliebene Leistungen. Und obwohl er schon Geld des keinesfalls reichen, weil viel zu freigebigen Sultans sowie die gefangenen Christen erhalten hatte, ließ er am 20. August nachmittags einige tausend Gefangene nebst Frauen und Kindern abstechen – «es waren mehr als dreitausend Menschen in Fesseln. Sie warfen sich wie ein Mann auf sie und mordeten sie kaltblütig mit Schwert und Lanze.» (Lateinische Quellen nennen sogar 4000, ja 8000 Massakrierte.) Die Ritter Christi rissen ihnen die Gedärme heraus, um verschlucktes Gold zu finden, und verbrannten die Leichen, um noch die Asche zu sondieren. Doch kaum hatten die Moslems von dem entsetzlichen Blutbad gehört, stürzten sich ihre Truppen auf die Christen, schlugen sich mit ihnen immer härter bis in die Nacht, «und seitdem verschonten sie niemanden mehr (von gefangenen Franken), außer bekannten Persönlichkeiten und kräftigen, zur Arbeit tauglichen Männern».[22]

Der französische König mochte sich schwer einen noch glanzvolleren Abschluß des frommen Unterfangens denken können und reiste, in kaum verhüllter Feindschaft mit Richard, Anfang

August 1191 zur See nach Hause, dort die Abwesenheit des Rivalen gleich zu einem Einfall in die Normandie nutzend. Zurück reisten auch Herzog Leopold von Österreich sowie viele weitere, von dem dreisten Löwenherz auf die eine oder andere Art beleidigte Fürsten. Hatten doch überhaupt auf diesem Kreuzzug die katholischen Haudegen manchmal schon gegeneinander blankgezogen, Deutsche gegen Franzosen, Franzosen gegen Italiener, Briten, diese gegen Österreicher, und alle rauften gelegentlich und ganz offen mit den schon ansässigen, schon stark östlich geprägten fränkischen Rittern.

Richard führte nun Kreuzkrieg ganz auf eigene Faust, verjagte die Türken aus Jaffa, schlug Saladin in offener Feldschlacht bei Arsuf, vermochte aber Jerusalem nicht zu gewinnen, nicht einmal anzugreifen. Die Mohammedaner beantworteten das Massaker von Akkon mit immer grausameren Vergeltungsmaßnahmen. Doch als Richard von Philipps Vorstoß in die Normandie erfuhr, vereinbarte er mit Saladin einen Modus vivendi, schloß er am 2. September 1192 einen dreijährigen Waffenstillstandsvertrag, der im wesentlichen den Status quo, jenen knappen, von Richard eroberten Küstenstreifen von Jaffa bis Tyros, garantierte sowie freien Pilgerzugang nach Jerusalem. Dann trat er etwas kleinlaut am 9. Oktober 1192 die für ihn noch abenteuerliche, verhängnisvolle Heimreise an. Saladin, fiebernd, erschöpft, fünfundfünfzigjährig, starb wenige Monate später, am 4. März 1193 in Damaskus im Besitz fast von ganz Palästina, als größter, edelster Held des Islam, einer der wenigen, alles in allem, humanen Herrscher der Weltgeschichte.

Zwei Jahre früher, im März 1191, war schon Papst Clemens III. für immer von der Weltbühne abgetreten. Und auf ihn vor allem geht ja der Dritte, der größte aller Kreuzzüge, zurück; gewiß auch, wer es bemerkenswert findet, bitte: der Gebrauch des Meßglöckchens (tintinnabulum, campanula) – es sei nicht unterschlagen, zumal dem Glockenläuten generell apotropäische Bedeutung zukommt, dämonenverscheuchende Macht, die Abwehr von Unheilkräften. Kein Wunder, daß es, so jedenfalls das Lexikon für Theologie und Kirche, «unter islamischer Herrschaft später behindert war ...».[23]

ANHANG

ANMERKUNGEN ZUM SECHSTEN BAND

Die vollständigen Titel der angeführten Sekundärliteratur stehen auf S. 605 ff., die vollständigen Titel der wichtigsten Quellenschriften und Abkürzungen im Abkürzungsverzeichnis auf S. 627 ff. Autoren, von denen nur ein Werk benutzt wurde, werden in den Anmerkungen meist nur mit ihrem Namen zitiert, die übrigen Werke mit Stichworten.

1. KAPITEL
KAISER HEINRICH II. DER HEILIGE (1002–1024)

1 Ann. Hildesh. 1002
2 Thietm. 4,54
3 Fried, Der Weg 607, 623
4 HKG III/1, 283
5 Thietm. 5,27 f. 7,2; 7,8. Taddey 503. LMA II 295 f. IV 2037 f. VII 432 f. Hirsch I 247 ff. III 247. Hauck III 391 Anm. 1, 395 f. Holtzmann II 375 f. Fischer, Studien um Bamberg 46. Kist 16. Neumüllers-Klauser 28. Trillmich, Thietmar von Merseburg 495. Prinz, Grundlagen und Anfänge 178, 184. Fleckenstein, Rex canonicus 64 ff. Fleckenstein/Bulst 122. Claude I 234. Schulze, Hegemoniales Kaisertum 296. Brühl, Deutschland – Frankreich 627. Guth, 11 f. 36, 40, 43, 54. Hlawitschka, Kaiser Heinrich II. 167. Wolter 267. Fried, Die Formierung 10, 13. Ders. Der Weg 610, 612, 618, 620 ff. 629 f. 632, 765 f. Zur ökologischen Krise im Harz vgl. Hillebrecht 275 ff. u. E. Schubert, Der Wald 257 ff.
6 Thietm. 4,50; 4,54; 5,2 ff. 5,11 ff. Vita Mathild. post. 20. Herm. v. Reichen. 995; 1002. Zu H.: Borst, Mönche 102 ff. LMA III 1764 f. IV 2038, 2087, 2155 f. 2161. LThK IV[3] 1375. 1438 f. Taddey 304, 503. HEG I 708 f. HKG III/1, 283. Hirsch I 194 ff. 200 ff. 213 ff. 217 ff. 228 f. 438 ff. 441 ff. R. Usinger in: Excurs III bei Hirsch I 445. Hauck III 391, 399 f. Looshorn I 53 ff. Holtzmann II 366 ff. 374. Bauerreiss 134. Mitteis 77 ff. Lange 3 f. Bannasch 126 ff. 130 ff. Fleckenstein, Grundlagen 203. Fleckenstein/Bulst 121. Brühl, Deutschland – Frankreich 626 ff. 631 ff. 634 ff. R. Usinger, Die Erhebung Heinrichs II. zum deutschen König 445: nach Brühl, Deutschland – Frankreich 637. Schulze, Hegemoniales Kaisertum 298. Hlawitschka, Kaiser Heinrich II. 168. R. Schneider, Die Königserhebung Heinrichs II. 74 ff. Prinz, Grundlagen und Anfänge 178 f. Guth 12, 19 f. Fried, Der Weg 602 ff. 608, 610, 630, 732 f. 806. Boshof, Die Salier 22 ff. Wolter 214. R. Schmidt, Königsumritt und Huldigung in ottonisch-salischer Zeit 1961, 2. A. 1981 114, zit. nach Brühl, Deutschland – Frankreich 635. – Vgl. zu den Tränen Heinrichs bei der Überrumpelung des Trauerkondukts auf dem Hof Polling grundsätzlich: Althoff, Empörung, Tränen 60 ff., der aber auf Heinrich II. hierbei nicht eingeht
7 Annal. Hildesh. 1002. LThK IV[3] 1375. LMA IV 2038. HEG I 715.

HKG III/1, 282 ff. Hirsch III 301 ff. Hauck III 433 ff. Zu den fortgesetzten riesigen Schenkungen Heinrichs an die Kirche vgl. etwa Looshorn I 62, 66, 69 f. 84, 95 f. 100 ff. 107, 113 f. 117, 134 ff. 140 ff. 151 ff. 163 f. 173, 196. – Vgl. ferner ebd. 273. Donin IV 132. Siegwart 100 ff. 149 ff. Bannasch 137 ff. Fleckenstein/Bulst 112, 131 ff. 144. Guth 18 f. Fried, Der Weg 606, 630. Störmer, Bayern und der bayerische Herzog 521

8 Annal. Quedl. 1024. LThK IV[3] 1375. HEG I 715. HKG III/1, 284. Hirsch I 216, 264, 364, 366. III 274 f. Hauck III 444 f. Anm. 4, 447. Looshorn I 282. Bauerreiss II 37. Holtzmann II 377. Stern/Bartmuß 202 f. Hlawitschka, Vom Frankenreich 154 f. Guth 18 f. Fried, Der Weg 693, 704. Seibert, Libertas 507 ff. Vogtherr, Die Reichsklöster 430 f. Vgl. auch Moraw 360 und Zotz, Präsenz 172 mit Bezug auf die Ottonen

9 Thietm. 7,31. Annal. Quedl. 1013, 1014, 1015. LMA IV 2124 (Fahlbusch), V 154 f. VI 475 (Struve), 508. HKG III/1, 284. Hirsch I 362 ff. II 409 ff. III 3 ff. 182 f. 272 ff. Hauck III 449 f. 456 ff. Köhler 49 ff. 59. Bauerreiss 37. Holtzmann II 411 ff. 459. Bannasch 81 ff. 86 f. 171 f. 211 ff. 218 ff. Vgl. auch 245 ff. 250 ff. Fleckenstein, Grundlagen 210 f. Schulze, Hegemoniales Kaisertum 318 ff. Fried, Der Weg 787 f. Seibert, Libertas 508 f.

10 Thietm. 6,28; 6,40. LMA IV 2038. Hauck III 397, 400 ff. 405 ff. 410, 428 ff. 433 ff. Holtzmann II 377. Stern/Bartmuß 202. Fleckenstein/Bulst 132 f. Fleckenstein, Die Hofkapelle II 182. Brühl, Deutschland – Frankreich 643 mit Verweis auf Fleckenstein, Die Hofkapelle II 167 ff. 184, 211 f. 214 ff. Claude I 299. Prinz, Grundlagen und Anfänge 184 ff. Schulze, Hegemoniales Kaisertum 307, 312 ff. Guth 43. Bannasch 150 ff. Wolter 224, 312. Fried, Der Weg 606 f. 630 f. 643, 668, 685, 693, 774 f. 777, 783, 822, 858

11 LMA IV 2038 (Wendehorst). Looshorn I 75, 282. Brackmann 206. Daniel-Rops 573. Stern/Bartmuß 202 f. Fleckenstein/Bulst 134. Brühl, Deutschland – Frankreich 640 ff. Prinz, Grundlagen und Anfänge 184 f. Wolter 218. Fried, Der Weg 631. Vgl. auch Guth 11, 25

12 R. Schneider, Das Frankenreich 85

13 Fichtenau 191

14 Briefsammlung Gerberts ed. Weigle 236, Nr. 194. Zit. nach Fichtenau ebd. 552, der in Anm. 33 dazu schreibt: «Der Brief ... enthält gewiß Gerberts wahre Meinung.»

15 Fulb. v. Chartr. de pecc. capit. PL 141 S. 339. Hrab. de proc. Rom. mil. c. 14. Vgl. c. 4. LMA III 1513. Der Kleine Pauly 5, 1151 f. Erdmann 3 ff. 14. Erben 58 ff. Weitere Literatur zu Vegez und seiner Verbreitung S. 64 f. Noch im späteren 20. Jahrhundert berichtet Horst Herrmann, Ketzer in Deutschland 67, von einer Schätzung, wonach sich «innerhalb der etwa 980 Millionen Christen auf der Welt nur 600 000 Pazifisten finden».

16 LMA V 1526 f. Hoffmann, Gottesfriede 71 f. Hornus 168. Cram 112. Fichtenau 544 f.

17 Leo IV. ep. 28. Joh. VIII. ep. 150. Koeniger 223, 237. Voigt 56. Dörries II 8. Finke 1429. Auer, Der Kriegsdienst I 318, II 59. Ders. in: MIÖG 344. Schieffer, Winfried-Bonifatius 59. Fichtenau 545, 552, 555

18 Basil. ep. ad Amphil. c. 55 u. 13. Böckle 18. Auer, Der Kriegsdienst 156. Vgl. Deschner, Abermals 506 ff.

19 Neuss 144 f. Erdmann 24 ff. 30 ff. 50. Vgl. auch 326 ff. Lautemann 233 f.
20 LMA II 1800 ff. IV 1987 ff. (Contamine), VI 412. Grupp I 143. Neuss 144 f. Erdmann 72 ff. 77 ff. 329 ff.
21 Davidsohn II 1. T. 415 f. Grupp IV 143. Erben 16. Erdmann 38 ff. 83 f. Becker, Sag Nein 106.
22 Can. Apost. c. 83. Syn. Arel. (314) c. 3. Conc. Chalced. (451) c. 7. Syn. Turon. (461) c. 5. Syn. Matisc. (583) c. 5. Syn. Tarracon. (516) c. 4. Syn. Tol. (633) c. 31. Syn. Burdig. (633/675) c. 1. Syn. Tol. (675) c. 6. Kober, Die Deposition 693 f. Erdmann 12 f. Prinz, Klerus und Krieg 4 ff.
23 Voigt 56. Erben 55 f. Koeniger 237. Erdmann 12. Prinz, Klerus und Krieg 4 ff. 79 f.
24 Hellinger 118. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 361. Montgomery I 189. Voigt 56. Erdmann 21. Prinz, Klerus und Krieg 12, 76, 79 f.
25 Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 160. Erben 55 ff. Königer 237. Auer, Kriegsdienst I 318, II 69
26 Greg. v. T. 4,42. 5,21 ff. LMA VII 1805 f. Pöschl 115, 146. v. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 160. Montgomery I 160 f. Kaphan, Zwischen Antike 140 ff. Maier, Die Verwandlung 127, 134 f. 148, 162. Auer, Der Reichskriegsdienst 5 ff.
27 Donin I 301 f. Grupp II 184. Königer 221. Voigt 30. Ganahl 44. v. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 160, II 572. Prinz, Klerus und Krieg 58 f. 69
28 Notk. Gesta Kar. 2,17. Ann. Lob. 870. LMA IV 1991. Dümmler II 249. Hauck II 652 f. Koeniger 232. Prinz, Klerus und Krieg 60, 76, 78 f. 104, 110, 115 ff. Anton, Fürstenspiegel 299. Störmer, Früher Adel II 314. Fischer, Königtum, Adel 107 f. 113
29 Thietm. 1,4. LThK I³ 1015. LMA V 2039. Hauck II 653. Schnürer II 13. Weller 47 f. Fries 64 ff. Prinz, Klerus und Krieg 139 ff. Lindner 231 ff.
30 Thietm. 1,4. Hirsch II 48 f. Hauck II 653. Montgomery I 166. Prinz, Klerus und Krieg 124 ff. 128 ff. Steinbach, Das Frankenreich 79
31 HBG (Prinz) I 453. Hauck II 653. Sommerlad II 212. Holtzmann I 131 f. Aufhauser 2 f. Erben 56. Auer, Kriegsdienst des Klerus I 321. Prinz, Klerus und Krieg 139, 143. Störmer, Früher Adel II 314
32 LMA VI 1288 f. Hirsch I 403 ff. II 50 f. 68. Sommerlad II 254. Grupp IV 199. Auer, Kriegsdienst des Klerus I 323. Fried, Der Weg 701
33 Thietm. 4,29; 6,33. Wipo c. 12. Adalb. v. Br. 2,1 f. 2,9. Herm. v. Reichenau 1021. Vita Bernw. c. 24. Fulb. ep. 112. LThK II³ 286 f. IV³ 1438. LMA IV 1468, V 1881 f. VI 476. Dresdner 88. Kretschmann, Die stammesmäßige Zusammensetzung 9. Grupp III 146 f. Erdmann 51, 69 f. 131 f. Bannasch, 160 f. Heer, Kreuzzüge 18. Auer, Der Reichskriegsdienst I 8, 37 f. 122 f. 127 f. 131 f. 162 f. 325, 359, 362 f. II 8, 15 ff. 50, 55 ff. 69. Fried. Die Formierung 56. Köhler, Die Ottonische Reichskirche. Hoffmann, Gottesfriede 50. Zum Weltbild Damianis vgl. auch: Lohmer, Ordo u. Heilserwartung 175 ff.
34 Joh. VIII. ep. 150. Kelly 85, 93 f. Seppelt II 170. Erdmann 21 ff. Maier, Die Verwandlung 340 f. Heer, Kreuzzüge 19. Kühner, Gezeiten I 162. Prinz, Klerus und Krieg 80, 143
35 LMA I 60 f. Sprotte 54 ff. Dort auch das Kapitel «Die Teilnahme

des Servatus Lupus an Feldzügen». Auer, Der Kriegsdienst des Klerus, in: MIÖG II 63 f.

36 Montgomery I 163. Graus 368. Prinz, Klerus und Krieg 104

37 Grupp III 137; IV 443. Preidel I 93 mit Bezug auf Kapit. von 811 MGH, Capit. I 167 c. 10. Auer, Kriegsdienst in: MIÖG 62. Ders. Der Reichskriegsdienst, 1968, 37 f. Prinz, Klerus und Krieg 106, 120. Zu «Ringkämpfer Christi» vgl. Deschner, Abermals 329 f.

38 LMA II 965. Mitterauer, Herrenburg und Burgstadt 486 ff. Auer, Der Reichskriegsdienst 1968, 41, 57 f. Vgl. auch Schulze, Grundstrukturen II 86 ff. bes. 91

39 LMA II 957 ff. bes. 966. Schwind, Zur Verfassung und Bedeutung der Reichsburgen 85. Ebner, Die Burg als Forschungsproblem I 68. Fried, Die Formierung 128. Metz 350. Zur Herrschaftsausstrahlung der Burg im späteren Mittelalter vgl. Schaab, Geographische und topographische Elemente II 40 ff.

40 Ven. Fort. carm. 3,12 ff. Kelly 118. Mitterauer, Herrenburg und Burgstadt 484 ff. Prinz, Klerus und Krieg 54. Störmer, Früher Adel I 178 f.

41 Büttner, Schwaben und Schweiz 225 ff. 243 f. 395 ff.

42 Schmid, Zur Ablösung 25. Ebner 69. Mitterauer, Herrenburg und Burgstadt 486 ff. Montgomery I 182. Prinz, Klerus und Krieg 152 ff.

43 Adam v. Br. 2,67 f. Vgl. 3,25; 3,36. LMA I 2012, VI 1577. HEG II 553. Bertram, 64. Holtzmann II 307, 312. Erdmann 65 f. Auer, Der Reichskriegsdienst 54 f. 136. Boshof, Die Salier 23 ff. Bannasch 245. Vgl. auch den Burgenbau Bischof Bennos II. von Osnabrück: Rösener, Bauern in der Salierzeit 51. Weinfurter, Herrschaftslegitimation und Königsautorität 79

44 LMA VII 627 f. Kafka, Wehrkirchen Niederösterreichs, passim. Hoffmann, Gottesfrieden 187. Auer, Der Reichskriegsdienst 170 f. Viele Beispiele für Wehrkirchen auch bei v. Erffa 52 ff.

45 Breßlau II 376. Vgl. auch die folg. Anm.

46 Thietm. 4,21; 5,14; 5,32; 5,34 f. 5,38; 6,2; 7,63. Herm. v. Reich. 1003, 1015, 1024. Annal. Hildesh. 1015. HBG I 308 f. LThK I³ 131. LMA I 103 f. II 753. III 2122, 2179. IV 2161. VIII 432 f. Hirsch I 214, 221, 263 ff. 269 ff. 299 f. III 23 f. 109. Looshorn I 84 ff. Holtzmann II 371, 382 ff. Bosl, Geschichte Bayerns I 60 f. Meyer, In der Harmonie 213, 221 ff. Claude I 222 f. 332. Prinz, Grundlagen und Anfänge 182 f. 187. Schulze, Hegemoniales Kaisertum 297 f. Guth 20, 29, 48 f. Fried, Der Weg 606, 614 ff. 620 f. 699 f. Krah 321 ff. Wolter 215 f. Mertens 231 betont auch, wie Thietmar die «dubiosen Umstände» beim Tod des Herzogs «mit auffälliger Penetranz zum bloßen Jagdunfall herunterstilisiert».

47 Vita Bernw. 41. Thietm. 6,19. Annal. Hildesh. 1005. LThK II³ 286. LMA I 1370, IV 515, VII 815 f. 884 f. VIII 1349 ff. Hirsch I 352 ff. 401 ff. II 9 ff. Holtzmann II 396. Fleckenstein/Bulst 126. Hlawitschka, Kaiser Heinrich II. 172. Voss 65 ff.

48 Thietm. 6,3; 6,35; 6,41; 6,51; 7,9. Vita Bernw. 41; 43. Herm. v. Reich. 1008. LThK II³ 286. LMA I 2012, III 1030 f. IV 2064, V 1570 f. VI 29. Hirsch I 359 ff. II 200 ff. 208, 280 ff. HBG I 309. Looshorn I 169. Holtzmann II 401 ff. Stern/Bartmuss 203 f. Fleckenstein, Grundlagen 203. Fleckenstein/Bulst 127. Guth 30 f. Wolter 242 ff. 249, 251 f. Fried, Der Weg 618 ff. Boshof, Kö-

nigtum 25. Hlawitschka, Kaiser Heinrich II. 176. Twellenkamp 475 ff. bes. 479 ff. Beyreuther 89. Zu Metz und Trier als Städte vgl. Haverkamp, Die Städte Trier, Metz, Toul und Verdun 165 ff. bes. zu Trier und Metz auch Haverkamp, Einführung 124 f. H.-J. Schmidt, Religiöse Mittelpunkte 181 ff.

49 Thietm. 6,30 f. Herm. v. Reich. 1007. Protok: DH II Nr. 143 (1.11.1007). Wetzer/Welte V, 3. LThK IV³ 213. Fichtinger 164. LMA IV 1002. HEG I 716. Hirsch II 17 ff. 66 ff. III Excurs XI 359 ff. Donin II 22 f. Hauck III 418 ff. Looshorn I 317 ff. 326. Aerssen, Kirchengeschichte 148. Auer, Heiligen-Legende 393. Holtzmann II 410. Bauerreiss 129 ff. Schulze, Hegemoniales Kaisertum 296, 321. Guth 26. Endres 37, Wolter 231 ff. Fried, Der Weg 603 f. 654. Beyreuther 93

50 LThK III³ 425. LMA I 1396 f. III 1519. Hirsch II 17, 28 ff. Hauck III 418 ff. 425. Fries 50 f. Holtzmann II 410 f. Guttenberg II 34. Bünding-Naujoks 81 f. Wolter 231 f. Guth 26

51 Widuk. 1,35 f. 2,20; 3,45. Thietm. 3,19; 6,11; 6,25; 8,2. Zur «Heidenmission» im Reich vgl. auch Adam v. Br. 2,46. Hirsch II 32. Hauck III 86 ff. 419 ff. 427 f. Guttenberg II 34. Endres 37. Neumüllers-Klauser 34

52 LMA I 1396 f. Hirsch II 20, 42 ff. 50. Prinz, Grundlagen und Anfänge 187. Wolter 231 ff. Guth 26. Schulz, Hegemoniales Kaisertum 321

53 Hirsch II 42 ff. 116 ff. Bauerreiss 131 ff. Guttenberg I 52. Endres 41. Schütz 317. Neumüllers-Klauser 34. Guth 26. Wolter 231. Prinz, Grundlagen und Anfänge 187. Sage 21. Vgl. auch Schmid, H. F., Der Gegenstand des Zehntstreites 167 ff.

54 Thietm. 6,30 ff. Vita Bernw. 41. LMA I 1396 ff. IV 2038. Hirsch I 214 f. II 50 ff. 55 ff. 61 ff. 65 ff. Hauck III 422 ff. 426. Looshorn I 84 ff. Holtzmann II 409 ff. Bauerreiss 140 f. Bosl, Geschichte Bayerns I 44, 60 f. Althoff, Empörung, Tränen 76 ff. Guth 26. Wolter 235 ff. Schulze, Hegemoniales Kaisertum 321. Fried, Der Weg 615

55 LMA I 1397 f. VI 2038. Hirsch II 78 ff. Bauerreiss 140 f. Holtzmann II 411. Guttenberg I 52. Prinz, Grundlagen und Anfänge 187. Guth 26. Schulze, Hegemoniales Kaisertum 322. Fried, Der Weg 615 f. Althoff, Empörung, Tränen 60 ff. bes. 76 ff. Zur Rivalität Würzburg – Bamberg vgl. etwa: Wendehorst, Bischöfe und Bischofskirchen 226 f.

56 LMA IV 1791, 2038. Hirsch II 78 ff.

57 Thietm. 4,54; 5,24. Trillmich, Thietmar 219 Anm. 94. Beyreuther 90

58 Annal. Sangall. maiores 982. LMA VIII 1496. Pauler I 26, 30 ff. 38 f. Wolter 169 ff.

59 Thietm. 4,54. LMA I 915 f. (Fasola), V 1881 f. Hirsch I 235 ff. II 362 ff. Schulze, Hegemoniales Kaisertum 305. Fried, Der Weg 624 f. Pauler 14 f. 26, 31, 42 ff. 95, 150 ff. Vgl. auch die folg. Anm.

60 Thietm. 5,24 ff. 6,3 ff. 6,7 ff. 7,24. Adalb. Vita Heinr. c. 35. Wipo c. 1. Annal. Hildesh. 1004. Herm. v. Reichen. 1004. Der Neue Brockhaus V 406 f. dtv-Lex. 19, 225 f. LMA I 1018, II 753, VI 1833. Hirsch I 240 ff. 272, 300 ff. 306 ff. II 355 ff. III 120. Menzel I 309. Gregorovius II/1, 6 f. 9 f. Looshorn I 94 ff. Hartmann, C. M. IV 1. H, 162 ff. Holtzmann II 364, 380 ff. 387. Hoffmann, Gottesfriede 71. Flecken-

stein/Bulst 125 f. Auer, Der Reichskriegsdienst 122. Boshof, Die Salier 25. Pauler I 14 ff. 79 f. 87 f. Hlawitschka, Kaiser Heinrich II. 173. Trillmich, Wipo 533 Anm. 50. Schulze, Hegemoniales Kaisertum 305 f. Claude I 234. Fried, Der Weg 625 ff. Wolter 253 ff. Später, als Heinrich II. und der Papst für den vertriebenen Bischof Petrus von Asti, Arduins rührigen Anhänger, dort einen gewissen Adelrich, den Bruder des Markgrafen Odelrich-Manfred von Turin, einsetzten und dabei die Kompetenz des Mailänder Metropoliten mißachteten, schleuderte dieser nicht nur den Bann gegen Adelrich, sondern belagerte auch mit seinen Suffraganen samt Vasallen Asti und erreichte die Amtsenthebung des vom Papst bereits Geweihten, wenn er ihn auch wieder einsetzen mußte. Allerdings übertrug er Adelrich das Bistum Asti erst, nachdem er und sein Bruder, Markgraf Odelrich, öffentlich Buße geleistet, nämlich barfuß zum Mailänder Dom gegangen waren, wobei Adelrich – merkwürdige Strafe – eine Bibel tragen mußte und Odelrich, was freilich als entehrend galt, einen Hund.

61 LMA II 360 f. VII 84. HEG II 1050 f. Hauck IV 586 ff. Hlawitschka, Kaiser Heinrich II. 170 f. Schulze, Hegemoniales Kaisertum 302 f. Fried, Der Weg 612 f.

62 Thietm. 5,15; 5,18. Hirsch I 205, 225. Holtzmann II 269, 326, 343, 372 ff. Hauptmann, Die Frühzeit 327. Fleckenstein, Grundlagen 205. Hlawitschka, Kaiser Heinrich II. 170. Fried, Der Weg 612. Ludat, Piasten 342 ff. sieht in Boleslaws Einfall keine Aggression, auch hält er Heinrich an dem Attentat für unschuldig.

63 Thietm. 5,18; 5,23; 5,29 f. 7,10. HBG I 312, 315, 711. HEG I 711, 872 ff. II 1051. LThK II³ 557. LMA II 358 ff. 362, IV 1795, V 304 f. (Hilsch). VIII 1172 f. Hirsch I 231 f. 251 f. 268 f. III 11 ff. Trillmich, Thietmar 217 Anm. 86. 225 Anm. 115. 255. Anm. 42. Holtzmann II 343, 380 ff. Hauptmann, Die Frühzeit 327. Claude I 203, 287. Fleckenstein, Grundlagen 205. Hlawitschka, Kaiser Heinrich II. 170. Fried, Der Weg 611 f. Beyreuther 87

64 Hirsch I 253. Hauck III 453. Kist 21. Holtzmann II 385 f. Claude I 241 f. Hlawitschka, Kaiser Heinrich II. 170, 172

65 Thietm. 5,31; 5,40; 6,1; 6,16; 6,36 ff. 6,94 f. LThK II³ 724. LMA II 755 f. Hirsch II 270. Holtzmann II 383, 472. Brackmann 206. Kossmann, Deutschland und Polen 440 ff. Claude I 203 f. 228, 231, 241, 243 ff. Zeißberg 5 ff. Bünding-Naujoks 73 ff. Kahl, Compellere intrare 177 f. Fleckenstein, Grundlagen 205. Erdmann 97 f. Prinz, Grundlagen und Anfänge 183 f. Epperlein, Fränkische Eroberungspolitik 289. Bosl, Herzog, König, Bischof 281. Neumüllers-Klauser 29. Beyreuther 87 f. Ludat, An Elbe und Oder 81 f. Fried, Der Weg 614, 617, 769

66 Vogel II 60 f. Guth 11

67 Thietm. 6,2; 6,10 ff. Adalb. 47. Hirsch I 316 ff. Hauck III 393. Looshorn I 102 f. Holtzmann II 386. Claude I 231, 252 f. Auer, Der Reichskriegsdienst 137. Wolter 220 f. Hlawitschka, Kaiser Heinrich II. 171. Fried, Die Formierung 31, 53. Ders. Der Weg 613, 706 (zit. Leo v. Vercelli u. 617 Thietmar). Guth 43, 46. Dahlhaus 375

68 Thietm. 6,10 ff. 6,14 f. Hirsch I 322 ff.

69 Thietm. 6,20. Herm. v. Reich. 1005. Ann. Magdeb. 1004. LThK VII' 6 f. LMA I 1952. Keller, Reclams Lexikon 374. Fichtinger 273 f. Hirsch I 300 f. 365. Claude I 232 f. Wolter 223. Hlawitschka, Kaiser Heinrich II. 171. Fried, Der Weg 617, 804

70 Thietm. 6,19; 6,22; 6,25 ff. Ann. Quedlinb. 1005. Ann. Magdeb. 1030. Hirsch I 367 ff. 370 f. II 294. LMA VIII 432. Vogel II 61. Looshorn I 112, 274. Holtzmann II 386 f. Claude I 240, 253 f. Auer, Der Reichskriegsdienst 137. Epperlein, Fränkische Eroberungspolitik 289 ff. Fried, Der Weg 613 f.

71 Thietm. 6,33 f. 6,56 ff. 6,61; 6,64 f. Ann. Quedlinb. 1010. Hirsch II 8 ff. 14 ff. 291 ff. LMA IV 1137 f. VII 1796, VIII 432 f. Hauck III 411 f. Looshorn I 173 f. Holtzmann II 389 ff. Auer, Der Reichskriegsdienst 137 f. Fleckenstein, Grundlagen 206. Claude I 248 ff. 254 ff. 262 ff. 267. Bannasch 161 ff. Brühl, Zur Geschichte 419 ff. Fried, Der Weg 662 f. 692 f.

72 Thietm. 1,16; 6,43; 6,59; 6,62; 6,66; 6,69; 6,80; 6,90. Hirsch II 330 ff. 334 f. Auer, Kriegsdienst MIÖG 405. Claude I 257 f. 274 ff. 282 ff. 287, 297. Leyser 163 f.

73 Thietm. 7,16 ff. 7,20 f. 7,50 f. Ann. Quedlinb. 1015. LMA IV 1349. Hirsch III 18 ff. Claude I 247, 289 f. Bannasch 85. Schulze, Hegemoniales Kaisertum 296

74 Thietm. 7,47 f. Ann. Hildesh. 1016. Vita Meinw. c. 132. LMA I 142 f. Hirsch III 41 ff. Trillmich, Thietmar 405 Anm. 165, 167. Bannasch 84 f. 175 f. 250 ff. 260 ff. 279 ff.

75 Thietm. 7,64. Hirsch II 392 f. III 55 ff. Holtzmann II 425. Fleckenstein, Grundlagen 206

76 Thietm. 7,50 f. 7,59 f. 7,64. LMA VI 1196. Hirsch III 60. Holtzmann II 429. Claude I 290 f. Epperlein, Fränkische Eroberungspolitik 294 f.

77 Thietm. 6,91; 7,64; 8,1. LMA V 274 ff. Hirsch I 207, III 86 ff. Holtzmann II 429 f. Auer, Der Reichskriegsdienst 138. Claude I 236, 241. Prinz, Grundlagen und Anfänge 183 f. Schulze, Hegemoniales Kaisertum 305

78 Thietm. 8,5. Adam v. Brem. 2,41; 2,46 f. LMA II 193, VIII 1274. Hauck III 638. Looshorn I 232. Holtzmann II 431 ff. Schöffel I 192

79 LP 2,265. JW 1,501. Thietm. 6,100 f. Kelly 154 f. LMA III 344. Hirsch II 382 f. Gregorovius II 1,3. Haller II 168. Seppelt II 391 f. Schulze, Hegemoniales Kaisertum 302. Fried, Der Weg 629

80 LP 2,266 f. JW 1,501 ff. Thietm. 6,100. Kelly 155 f. LMA V 543. VII 1787 f. Hirsch II 384. Gregorovius II 1, 5. Seppelt II 392

81 Thietm. 6,100. LMA IV 318. Schaller, Zur Kreuzzugsenzyklika 135. Dort alle Literaturhinweise

82 Vgl. den Anhang ebd. mit kritischer Edition der Enzyklika 150 ff. Kühner, Lexikon 76. Erdmann 102 ff. Seppelt II 393 hält das Dokument ebenfalls für echt und für den «Beginn der Kreuzzugsbewegung»

83 Kelly 156. Gregorovius II 1, 3 f. Seppelt II 393. Trillmich, Thietmar 349 Anm. 328. K.-J. Herrmann, Das Tuskulanerpapsttum 1 ff. Wolter 255

84 LP 2,268. JW 1,506 ff. Thietm. 6,101. Kelly 156 ff. 272 ff. Kühner, Lexikon 76 f. 166. Ders. Das Imperium 129. LMA I 1859. Hirsch II 385 ff. 419, III 127. Hauck III 518 f. 526 f. Cartellieri, Weltgeschichte als Machtgeschichte II 290, zit. nach Schulze, Hegemoniales Kaisertum 306 f. Seppelt II 393 ff. Sep-

pelt/Schwaiger 128. Haller II 168 f. Herrmann, Das Tuskulanerpapsttum 4 ff. 24. Prinz, Grundlagen und Anfänge 180

85 Thietm. 7,1. Ann. Quedlinb. 1013. LMA III 803, VII 623 ff. Kelly 156. Hirsch II 388 f. 414 ff. 424 ff. Hauck III 521. Gregorovius II 1, 7. Seppelt II 394 f. Wolter 253, 255 f. Prinz, Grundlagen und Anfänge 180

86 Thietm. 7,1 f. 7,4. Ann. Quedlinb. 1014. Kelly 157. LMA IV 295. Hirsch II 427 ff. Gregorovius II 1, 7, 9. Schulze, Hegemoniales Kaisertum 308 f. Prinz, Grundlagen und Anfänge 180. Wojtowytsch 159

87 Thietm. 7,2. Hirsch II 433. Fried, Die Formierung 17. Ders. Der Weg 858

88 Thietm. 7,45. Kelly 157. Hirsch II 380 ff. III 125 ff. 132. Gregorovius II/1, 10. Hauck III 520, 526. Seppelt II 395 f. Herrmann, Das Tuskulanerpapsttum 24. Erdmann 101 f. Schulze, Hegemoniales Kaisertum 310. Prinz, Grundlagen und Anfänge 180 f. Fried, Die Formierung 152

89 Kelly 157. LMA I 1859. II 1256. VI 492. Hirsch III 147 ff. 152 ff. 197. Gregorovius II/1, 10 f. Seppelt II 396. Herrmann, Das Tuskulanerpapsttum 47 ff. Prinz, Grundlagen und Anfänge 181. Wolter 280. Schulze, Hegemoniales Kaisertum 310. Fried, Der Weg 627

90 Herm. v. Reichen. 1020 ff. Ann. Quedlinb. 1021. Kelly 157. LMA I 1859. II 1256 f. III 803. IV 1978. VI 492, 2157. Hirsch III 155 ff. 159 ff. 168 f. 191 f. 194 ff. 198 ff. 210 ff. Gregorovius II/1, 12. Seppelt II 397. Prinz, Grundlagen und Anfänge 181. Herrmann, Das Tuskulanerpapsttum 32 ff. Wolter 280 ff. Guth 48. Schulze, Hegemoniales Kaisertum 311 f. Fried, Der Weg 627 f. 791 f.

91 1. Tim. 3,2; 3,12; 4,3. Tit. 1,6. LMA III 803. Hirsch III 217. Deschner, Das Kreuz 151 ff.

92 Ausführlich: Deschner, Das Kreuz 155 ff. 158 ff.

93 9. Syn. Tol. c. 10. Winterer 370

94 Syn. Gosl. c. 4 u. c. 6. Wolter 275 ff. mit Quellenhinweisen und Belegen

95 MG Const. I 70 ff. Hirsch III 213 ff. bes. 215 f. u. 218 f. Perecrin 115 ff., dem ich teilweise eng folge. Vgl. auch Grupp III 163. Wolter 283 ff. Seppelt II 398

96 Perecrin 115 ff. Vgl. auch Mehnert. Theiner I 280 ff. Grupp IV 436. Plöchl II 163. Wolter 285 ff. Lautemann 245. Winterer 373 f.

2. KAPITEL
Kaiser Konrad II. (1024–1039)
Auftakt des salischen Jahrhunderts

1 Wipo 3. Vgl. auch Hauck III 556

2 Hauck III 544

3 Otto v. Fr. Chron. 6,28

4 Struve, LMA V 1339

5 Wipo c. 2. LMA VII 1300 ff. Breßlau I 1 ff. Hlawitschka, Untersuchungen zu den Thronwechseln 79 ff. Keller, Zwischen regionaler Begrenzung 73 f. Vgl. auch Struve 217 ff. K. Schmid, Zum Haus- und Herrschaftsverständnis 21 ff.

6 Wipo c. 1 ff. Herm. v. Reich. 1024. Otto v. Fr. Chron. 6,28. LMA I 927, III 803 f. V 1338. LThK I[3] 968. Breßlau I 1 ff. 17 ff. 26 f. Bischof 285 ff. Hlawitschka, Untersuchungen zu den Thronwechseln 79 f. Huschner, Konrad II. 94 f. Streich II 405. Schulze, Hegemoniales Kaisertum 330 ff. Schnith, Kaiser Konrad II. 183 ff. Keller, Zwischen regionaler Begrenzung 57 f. 109. Boshof, Königtum 28 ff. Schwarzmaier, Von Speyer nach Rom 44 ff. Brunner 148. Mertens 233 ff. Zum Mainzer

Einfluß auf Synoden bereits des 10. Jahrhunderts: Hehl 117 ff.

7 Wipo c. 4. Otto v. Fr. Chron. 6,28. Taddey 288, 1058 f. LThK II³ 799 f. LMA I 927. IV 1465, V 1338. Breßlau I 8 f. II 342 f. 382 Anm. 3. Hauck III 541 f. Hlawitschka, Untersuchungen zu den Thronwechseln 81 f. 128 ff. Schulze, Hegemoniales Kaisertum 331 f. Engler 259 f. Huschner, Konrad II. 94 f. Schnith, Kaiser Konrad II. 183 ff. Boshof, Die Salier 33 ff. 38 f. Schwarzmaier, Von Speyer nach Rom 48, 50 ff. Brunner 146 ff.

8 Wipo c. 6 (hier das iter regnis per regna als Kapitelüberschrift); c. 10; 19 f. 25; 28. Herm. v. Reich. 1024 ff. 1030. Otto v. Fr. 6,28 f. dtv-Lexikon 1, 288. Kindlers Literaturlexikon 1967 III 1720 ff. LThK I³ 968. LMA III 804. V 1338 f. 1343. VIII 2143 f. HEG I 1042. Steindorff I 7. Breßlau I 92 ff. 301 ff. Hauck III 542. Trillmich, Taten Kaiser Konrads II. 577 Anm. 208. Engler 260. Schulze, Hegemoniales Kaisertum 333 f. Boshof, Die Salier 39 ff. 44 ff. 58 ff. Ders. Königtum 32 f. Schnith, Kaiser Konrad II. 186 ff. Huschner, Konrad II. 96, 98 ff. R. Schneider, Landeserschließung 119 f. Maurer 162. Krah 346 ff.

9 Ann. Quedlinb. 1025 ff. Ann. Hild. 1037. LMA III 805, IV 1465, V 1339, VII 102, 1922 ff. Das HKG III/1, 288 f. sucht dies ohne Belege zu entkräften, muß dabei vielmehr selbst das meiste einräumen. Breßlau II 340 ff. 353 ff. 365 ff. 379, 382, 389. Hauck III 501, 541 ff. 552 ff. 563 ff. Haller II 175, 180 f. 201. Boye 251 ff. Seppelt II 400 f. Fleckenstein/Bulst 154 ff. 158. Engler 260, 263 ff. Müller-Mertens/Huschner 86, 204, 295 ff. Stern/Bartmuß 206. A. Fliche zit. nach Boshof, Die Salier 83 ff. 86 f. Ehlers 74 f. Wolter 313 f. 353. Schnith, Kaiser Konrad II. 189, 192. Weinfurter, Herrschaftslegitimation und Königsautorität 59 ff. Kolmer, Christus 8. – Zu den geistlichen Bruderschaften vgl. etwa Sprandel, Verfassung 71 ff.

10 Wipo c. 6; 33. LMA III 804, V 1338 f. Breßlau II 344 ff. Trillmich, Wipo, Taten Kaiser Konrads II. 507 ff. LMA III 804, V 1338 f. Breßlau II 344 ff. Boshof, Die Salier 83, 89. Müller-Mertens/Huschner 68 ff.

11 MG Const. I 83 f. Nr. 38. Wipo c. 7; 11 ff. 16; 18; 37. Herm. v. Reich. 1027; 1038. Otto v. Freis. Chron. 6,29; 6,31. HEG I 722. Breßlau I 65 ff. 71 ff. 80 ff. 116 ff. 124 ff. 138 ff. 179 f. II 125, 274 ff. 305 ff. Steindorff I 319 ff. Gregorovius II/1, 13 ff. 19. Wolter 327 ff. Seppelt II 400. Hlawitschka, Vom Frankenreich 157. Boshof, Die Salier 41 ff. 47 f. 55; 77. Schulze, Hegemoniales Kaisertum 334 ff. Keller, Zwischen regionaler Begrenzung 92, 94 f. 197. Müller-Mertens/Huschner 72, 205. Huschner, Konrad II. 97 f. Brunner 213. Schnith, Kaiser Konrad II. 187, 192. Deschner, Der Moloch 257 ff.

12 Wipo c. 17; 34 ff. Herm. v. Reich. 1035; 1037. Otto v. Fr. Chron. 6,31. LMA I 926 f. III 174 f. (H. Keller), 804 f. 2179. V 1339 (Struve). VI 93 f. 793. VII 422. HEG I 722. II 59 ff. Breßlau II 211 ff. 240 ff. 250 ff. Gregorovius II/1, 18 f. Pauler 16 f. 146 ff. 173. Wolter 358 f. Schnith, Kaiser Konrad II. 187, 191 f. Boshof, Die Salier 52 f. 77 ff. 89 ff. Huschner, Konrad II. 98 ff.

13 LMA II 1087. HEG I 721. Breßlau II 115 ff. Boshof, Die Salier 71 f. Engler 262

14 LMA II 1087 f. IV 2067, V 1339, VI 1590, VII 884 f. Boshof, Die Salier 65 ff.

15 Thietm. 7,30. Wipo c. 8; 15; 29 ff. 35. Herm. v. Reich. 1032 ff. 1037. LMA II 1088 f. IV 1465, VI 1355, VII 1077. HEG I 647 f. 721. Taddey 1037. Kelly 166. Breßlau I 82 ff. II 8 ff. 69 ff. 86 ff. 254 ff. 269 ff. Boshof, Die Salier 65 ff. 69 ff. 86 ff. Keller, Zwischen regionaler Begrenzung 81, 97

16 Thietm. 8,2. Wipo c. 9; 29. Anm. Hildesh. 1028. Adam v. Br., Schol. 47. LMA II 36, V 306, VI 617 f. VII 53. HEG 720, 910. Breßlau I 98 ff. 249 f. II 342 f. Menzel I 324. Fleckenstein/Bulst 149. Trillmich, Wipo. Taten Kaiser Konrads II. 562 Anm. 156. Epperlein, Fränkische Eroberungspolitik 298. Boshof, Die Salier 72

17 Wipo c. 29; 33. Annl. Hildesh. 1032. LMA II 631 f. HEG 720, 910. Breßlau I 276 ff. 289 ff. 327 ff. II 6 ff. 79 ff. 94 ff. 118 ff. 150 ff. Menzel I 324 f. Hauck III 632 f. Fleckenstein/Bulst 149 f. Epperlein, Fränkische Eroberungspolitik 298. Boshof, Die Salier 72, 87 ff. 92

18 Menzel I 324. Fleckenstein/Bulst 108. Deér, Heidnisches und Christliches 8. Kossmann, Deutschland und Polen 451 f.

19 LThK IV³ 657 f. 1375. LMA I 1838. IV 1434, 1465 f. 1811 f. VIII 112 f. 1226 f. 1604. HEG II 262. Ferdinandy 209 f. Hóman, Stephan I. 122, 139, 227. Silagi 132 f.

20 Script. Rer. Hung. II 623. Thietm. 4,59. Wipo c. 1; 26. Herm. v. Reich. 1030. Ann. Hildesh. 1003. Ann. Sangall. mai. 1030. Ann. Altah. 1030. LThK III³ 625, IV³ 510. LMA III 1889, IV 1312, 1811 f. VIII 112 f. Keller, Reclams Lexikon 173, 468. Kühner, LEXIKON 75. HEG I 900. Steindorff I 148 ff. 159 ff. Breßlau I 297 ff. 314 ff. Pierer 18, 184. Bünding-Naujoks 84. Bónis 180 ff. Hóman, Geschichte des ungarischen Mittelalters I 236 ff. Ferdinandy 212 f. Buchner 672 Anm. 230. Trillmich, Thietmar von Merseburg 175 Anm. 228. Deér, Die heilige Krone Ungarns 12. Zur späteren Legendenbildung vgl. etwa Deér, Heidnisches und Christliches 14 ff.

21 dtv-Lexikon 17, 277. Keller, Reclams Lexikon 468. LMA VIII 113. Bónis 180 ff. Pierer 18, 184. Hóman, Stephan I. 151. Ders. Geschichte des ungarischen Mittelalters I 197, 227, dem ich teilweise folge. Vgl. auch die vorherige Anmerkung

22 LThK VI³ 162. LMA V 1238, VI 1942 (Roberg). Hauck III 640. Seegrün 63. Vgl. auch die folg. Anmerkung

23 Adam v. Bremen 2,47 f. 2,53; 2,63. LThK VI³ 162. LMA V 1238 f. VI 1096. HKG III/1, 254, 259, 264 f. Wetzer/Welte II 318 ff. Steindorff II 67. Breßlau I 139 ff. II 141 ff. Donin V 463. Hauck III 641 ff. Boshof, Die Salier 49

24 Adam v. Bremen 2,37 ff. bes. 2,55; 2,59; auch 2,71. Von der Heidenvernichtung des hl. Olaf bemerkt Adam ebd., daß «der glückseligste König» alle «Vogeldeuter, Magier und Beschwörer und die übrigen Trabanten des Antichrists», all diese «Ungeheuer», zu verfolgen beschloß, «damit durch Beseitigung dieses Ärgernisses die christliche Religion in seinem Land fester sich gründen möchte. Und er hatte bei sich viele Bischöfe und Priester . . .» Vgl. auch Adam, Schol. 42 – LThK VII¹ 694 f. LMA VI 1384 ff. (Ehrhardt). HEG I 958. Wetzer/Welte VII 645 f. dtv-Lexikon 13, 211. Und bald gewann die Kirche gegenüber dem Königtum auch im Norden mehr und mehr die Dominanz, behielt sie in Dänemark, Schweden und Norwegen «noch

für lange Zeit ein organisatorisches und geistiges Übergewicht über die weltliche Gewalt» (Ahasver von Brandt). HEG II 889 ff. Breßlau I 101 ff. Pierer 12, 254. Hauck III 634 ff. 644. Kummer 161, 208 ff. 228. A. Heusler zit. nach Kummer ebd. 211. Schöffel I 120. Bosl, Europa im Mittelalter 170, 244. Vgl. zu Hitlers Feldbischof Werthmann: Deschner, Die Vertreter Gottes 15 ff. Erneut abgedruckt in Ders. Oben ohne 208 ff. Zum ganzen Komplex: Ders. Die Politik der Päpste II 13 ff. bes. 54 ff. 130 ff. 201 ff.

25 Ann. Hildesh. 1039

3. KAPITEL
Kaiser Heinrich III., «der fromme Friedensbringer» (1039–1056)

1 Wipo Prol., c. 1

2 Fleckenstein, Rex Canonicus 63

3 Schnith, Mittelalterliche Herrscher 197, 200

4 HKG III/1, 289

5 Wipo c. 23 f. LMA IV 2039 f. V 1343. HEG I 723. II 40. Steindorff I 47 ff. Hauck III 576 ff. Fleckenstein, Rex Canonicus 63. Hlawitschka, Vom Frankenreich 164. Schnith, Kaiser Heinrich III. 196 f. Huschner, Heinrich III. 111. Struve 219. Schulze, Hegemoniales Kaisertum 374 f. K. Schmid, Zum Haus- und Herrschaftsverständnis der Salier 31. Störmer, Bayern und der bayerische Herzog 513 ff. Dikkerhoff 447. Fuhrmann, Deutsche Geschichte im hohen Mittelalter 53

6 Wipo c. 21; 28; 33. Adam v. Br. 3,5 f. LThK I[3] 139. LMA I 97, III 1609 f. VI 1291 f. Meyer v. Knonau II 124, 128. Gregorovius II/1, 45. Zu den großen Schenkungen Heinrichs III. an den hohen Klerus vgl. etwa bes. Steindorff 78 ff. 85 ff. 90 ff. 98 f. 101 ff. u. o. Vgl. ferner etwa Goetting 268 f. – Gregorovius II/1, 45. Hauck III 575, 580. Fleckenstein, Rex Canonicus 63. Trillmich, Wipo. Taten Kaiser Konrads II. 584 Anm. 236. Boshof, Die Salier 93 f. 107. Keller, Zwischen regionaler Begrenzung 71, 121 f. Huschner, Heinrich III. 106 f. Fuhrmann, Deutsche Geschichte im hohen Mittelalter 53. Was Askese, Cluny und Reform betrifft, sei doch angemerkt, daß die dortigen Mönche auch das Feinschmeckertum und die Vielzahl der Gänge inspirierten. «In Cluny hat Europa zu essen gelernt!» Vgl. van Winter 91 f.

7 Taddey 504. LMA III 807, IV 2040 (Struve), V 165, VI 1970. HKG III/1, 289. HEG I 724. Steindorff I 4 f. 10 ff. Meyer v. Knonau I 1. Fleckenstein, Rex Canonicus 63. Wolter 362 f. Hlawitschka, Vom Frankenreich 165 f. Schulze, Hegemoniales Kaiserreich 374. Boshof, Die Salier 92 ff. 96. Fuhrmann, Deutsche Geschichte im hohen Mittelalter 51. Schnith, Kaiser Heinrich III. 196

8 Wolter 362 f.

9 Lamp. Ann. 1056. LThK X[1] 941 f. LMA III 807. Steindorff I 26 ff. 39, 47 ff. II 340 f. Hauck III 573 f. Haller II 201. Hlawitschka, Vom Frankenreich 163. Keller, Zwischen regionaler Begrenzung 75. Boshof, Die Salier 96 f. Fuhrmann, Deutsche Geschichte im hohen Mittelalter 53 ff. Vgl. auch die folg. Anmerkung

10 Lamp. Ann. 1044 ff. Herm. v. Reich. 1044. Ann. Altah. 1044. LMA I 661 f. 1370 f. III 807, 1023, 1030, IV 950, 1601, VI 25 ff. 586 ff. HEG I 726. Breßlau II 84 ff. 176 ff.

197 ff. Steindorff I 282. Köhler 46 ff. 54, 56. Schulze, Hegemoniales Kaisertum 383 f. Hlawitschka, Vom Frankenreich 164 f. Boshof, Lothringen, Frankreich und das Reich 63 ff. 66 ff. 69 ff. 72 ff. 87 ff. Ders. Die Salier 101 ff. 115. Huschner, Heinrich III. 111. Schnith, Kaiser Heinrich III. 197. Keller, Zwischen regionaler Begrenzung 81. Fuhrmann, Deutsche Geschichte im hohen Mittelalter 52 f. Vgl. auch M. Werner, Der Herzog von Lothringen 367 ff. bes. 382 ff. 419 ff.

11 LMA I 1370 f. III 1023. HEG I 726. Steindorff II 15 f. Boshof, Die Salier 105

12 Wipo s. Anm. 1. Herm. v. Reich. 1046 f. 1049. Lamp. Ann. 1046 f. 1053. Ann. Altah. 1049. LMA I 1370 f. III 1522. IV 515, 1601. HEG I 726. Steindorf II 5 ff. 18 ff. 46 ff. 83 f. 106 f. 280 f. Keller, Zwischen regionaler Begrenzung 80. Borst, Die Katharer 79. Boshof, Lothringen, Frankreich und das Reich 97 ff. 103 ff. 119 ff. Ders. Die Salier 104 ff.

13 Wipo, Prologus. LMA VI 617 f. Kretschmann, Die stammesmäßige Zusammensetzung 12. Boshof, Die Salier 95, 118 ff. Ich könnte mir keinen gelungeneren Kommentar zu den Wipo-Auslassungen denken als jene zwei Sätze Dieter Birnbachers 148 in seinem Essay «Das Dilemma der christlichen Ethik»: «Faktisch hängt das, was der Theologe als vermeintliches ‹Gotteswort› in die ethische Debatte einbringt, davon ab, was er höchstpersönlich für zeitgemäß hält. Da die Bibel nicht nur die Bergpredigt mit der Aufforderung zur Feindesliebe, sondern auch die Bücher Samuel mit der Aufforderung zum Völkermord enthält, ist es kein Wunder, daß sie sich auf pazifistischen Kundgebungen ebensogut zitieren läßt wie in Feldgottesdiensten auf Vernichtungsfeldzügen: Gott will jeweils das, was an der Tagesordnung ist . . .» Dazu ausführlich: Buggle, Denn sie wissen nicht 56 ff. 68 ff. Vgl. auch 95 ff.

14 Kosm. Chron. 2,2 ff. Herm. v. Reich. 1039 f. LThK II³ 3. VI³ 394. LMA I 1458 f. II 36, 631. III 300 f. (Graus). VI 617 f. 1580. VII 1807. Steindorff I 63 ff. 91 ff. 100 (wie fast stets mit weiteren Quellen, wie alle Jahrbücher, um wenigstens einmal darauf hinzuweisen). Boshof, Die Salier 118 f. Vgl. auch Coué 380 ff. Schmugge 172 bemerkt beiläufig, daß «seit der Reformzeit eine Vielzahl von Reliquienfälschungen und Ablaßfälschungen» entstehen.

15 Herm. v. Reich. 1041. LThK II³ 3. Steindorff I 103 ff. Schünemann 67

16 Wipo c. 1; 26. Herm. v. Reich. 1039 ff. Lamp. Ann. 1045. Ann. Altah. 1041. HEG I 724 f. HBG I 314. LMA I 7. IV 1312, VI 519 (Györffy), 1931. Steindorff I 177 ff. 202 ff. Gregorovius II/1, 20. Pierer 18, 184. Janner I 493. Weller 120 f. Schünemann 71 f. Fleckenstein/Bulst 160 f. Keller, Zwischen regionaler Begrenzung 110. Boshof, Die Salier 120

17 Herm. v. Reich. 1050 ff. LThK V³ 274. LMA IV 1162 f. Janner I 450 f. 465, 476, 493, 524, 571, 584. (Dieser letzte Satz findet sich bei Janner als «unbedenklich» akzeptiertes Zitat.) Weller 120 f. Kolmer, Regensburg in der Salierzeit 200 ff. Reuter 310. Störmer, Bayern und der bayerische Herzog 532 f. Für Boshof, Bischöfe und Bischofskirchen 113 ff., der Gebhard II. «farblos», Gebhard IV. «unglückselig» nennt, steht mit Gebhard III. die Regens-

burger Kirche politisch «im Mittelpunkt des Reichsgeschehens», Gehhard III. selhst ist «der hedeutendste unter den Regenshurger Bischöfen des 11. Jahrhunderts».

18 Lamp. Ann. 1046. LMA I 601 f. VI 1931 f. Steindorff II, 13, 110 f. Pierer 18, 184. Fleckenstein/Bulst 160

19 Steindorff I 196 ff. (mit zahlr. Quellenhinweisen). Natürlich trafen solche Katastrophen, wie immer, die Armen zuerst und gewöhnlich auch ganz allein. Die herrschende aristokratisch-klerikale Welt wurde davon, zumindest direkt, kaum berührt. Sie regierte und kommandierte. Von ihr allein sprechen die Chroniken der Geschichtsschreiher. «Von anderen Leuten», so H. Dannenhauer, 66 f., «ist nichts zu vermelden. Das Volk auf dem Land ist zum größten Teil abhängig, unfrei in mannigfaltigen Ahstufungen. Es hat zu gehorchen, zu arbeiten und Abgaben zu entrichten. Zu sagen hat es nichts. Es hat im Grund keine Geschichte.» Keine Spur von «Agrarromantik». Jeder Versuch einer Idealisierung kraß verfehlt. Dagegen herrscht Angst. Sie ist geradezu «eine Grunderfahrung des bäuerlichen Daseins», Rösener, Bauern im Mittelalter 12 ff. Vgl. auch 18 ff., das heißt Angst ist eine Grunderfahrung der meisren Menschen des Mittelalters, rekrutierte sich doch die Gesamthevölkerung gewöhnlich zu mehr als 90 Prozent aus Bauern. Vgl. auch ders. Grundherrschaft, Bentzien 9 ff., auch Goetz, Lehen im Mittelalter 137 ff., der S. 162 anmerkt, daß die Abgahe von den Erträgen des Bauern an den Herrn «schätzungsweise ein Drittel, vielleicht sogar die Hälfte des Gesamtertrags ausmachte». Dazu kamen noch die meist viel drückenderen Frondienste, servicia, operae, opus servile etc., die im frühen Mittelalter die Unfreien infolge «ihrer leihherrlichen Ahhängigkeit unbegrenzt dienstpflichtig» machten. H. K. Schulze, Grundstrukturen I 150 f. Vgl. auch 113 ff. 140 ff. II 71 ff. mit dem Hinweis, daß ein Teil der deutschen Mediävisten in den letzten Jahrzehnten die Existenz eines freien Bauerntums im frühen Mittelalter prinzipiell bestreitet. Vgl. auch Cipolla/Borchardt 111 ff. hes. 117

20 Wetzer/Welte IV 612. LMA IV 332 (Boockmann), 1589. Steindorff I 136 f. 143. Erdmann 57 f. Boshof, Die Salier 110. Keller, Zwischen regionaler Begrenzung 69

21 Adam v. Bremen 3,8. Herm. v. Reich. 1050. Ann. Altah. 1055. HEG I 726. LMA I 97 f. II 192 f. IV 1162 f. V 1342 f. VIII 2144. Steindorff II 15 f. 40, 318 ff. 345 f. Meyer v. Knonau I 11. Janner I 517 ff. Vgl. auch 477 f. 504. Glaeske 55 ff. Hlawitschka, Vom Frankenreich 164. Boshof, Lothringen, Frankreich und das Reich 64, 93. Ders. Die Salier 98 ff. Goetting 258 ff. 268 f. 275 ff. Keller, Zwischen regionaler Begrenzung 80. Schnith, Kaiser Heinrich III. 197 f. Fuhrmann. Deutsche Geschichte im hohen Mittelalter 55. Huschner, Heinrich III. 111 f. Giese 282. Althoff, Die Billunger 309. Dahlhaus 389 f. nennt das Rammelsherger Silher eine der «Hauptgeldquellen des Königtums». Zu St. Simon und Judas ausführlich ebd. 403 ff.

22 LMA IV 1587 ff. HEG I 777. Steindorff I 137 ff. II 263, 338 f. Erdmann 212

23 LMA IV 1587 ff. (Kaiser). Steindorff 141 f. Keller, Zwischen regionaler Begrenzung 69 f. Boshof, Die Salier 110 f. Duden 292

24 LMA IV 331 f. Boshof, Die Salier 111

25 O. Brunner zit. in: LMA IV 331 ff. 1590 f. (R. Kaiser) II 504, 512, 515. III 89. Hausmann, Die Spuren der treuga 246 ff. Hoffmann, Gottesfriede 189. Schlesinger I 143

4. KAPITEL
«Ein Papst drängt sich neben den anderen ...»
Die Heiligen Väter um die Mitte des 11. Jahrhunderts

1 LP 2,270 ff. JW 1,519 ff. 1,523 f. Herm. v. Reich. 1033, 1044. Adam v. Br. 3,7. Rod. Glab. 4,5; 5,5. Desid. Casin. dial. 3 prol. Leo, Chr. Cass. 2,77 (Scr. VII 682). Bonizo, ad amic. 5. Petr. Dam. de abdic. episc. 3. Kühner, Lexikon 78 f. Kelly 159 ff. LMA I 1859 f. II 1628, IV 1668 f. V 543. Breßlau II 174 ff. Steindorff I 257 ff. Gregorovius II/1, 16 ff. (hier Viktor III.) II/1, 20 ff. Dresdner 63. Hauck III 559 ff. 569 ff. Schnürer II 228 f. Haller II 194 ff. 202 f. Seppelt II 403 ff. Seppelt/Schwaiger 131. Lautemann 257. Fleckenstein/Bulst 164. Gontard 205. Herrmann, Fragen zu einem päpstlichen Amtsverzicht 107. Herrmann, Das Tuskulanerpapsttum 20 ff. Anton, Bonifaz von Canossa 542 ff. Wolter 373 f. Engler 267 f. Chamberlin 84 ff. Keller, Zwischen regionaler Begrenzung 96. Tellenbach F 141. Schnith, Kaiser Heinrich III. 198 f. Fuhrmann, Deutsche Geschichte im hohen Mittelalter 56 f.

2 LP 2,272. JW 1,525 ff. PL 142, 577 ff. Kühner, Lexikon 79 f. Kelly 160 ff. LMA IV 1668, VII 1908. HEG II 76 ff. Steindorff I 260 ff. 312 ff. Gregorovius II/1 21 ff. 27 f. Seppelt II 406 ff. Seppelt/Schwaiger 132. Haller II 203 ff. Fleckenstein/Bulst 164 f. Engler 268. Wolter 294 ff. 374, 379 ff. 387 ff. Chamberlin 90 ff.

3 Desid. diall. 3 prol. Notiz des Lupus Barens. protospat. SS V 59. Kühner, Lexikon 80. Kelly 162 f. LMA II 2138. Schnürer II 228 f. Gontard 205. Gregorovius II/1, 29. Guttenberg I 98, Seppelt/Schwaiger 137 f. Specht 261 ff. Specht/Fischer passim. Dolley 343 ff. Fuhrmann, Deutsche Geschichte im hohen Mittelalter 58. Steindorff II 26 ff. (wieder mit zahlreichen Quellen) rechnet den Papstmord zu den «Fabeln», wie auch noch andere moderne Autoren; vgl. etwa Frech 308

4 JW 1,528 f. LP 2,274. Herm. v. Reich. 1048, 1052. Kühner, Lexikon 80. Kelly 160, 163. LMA I 1859 f. II 423. III 470. Steindorff II 28 ff. 52 f. 172 f. Gregorovius II/1, 29 ff. Menzel I 331. McCabe, A History 6. Haller II 208. Gontard 205. Anton, Bonifaz von Canossa 529 ff. bes. 552 f. Fuhrmann, Deutsche Geschichte im hohen Mittelalter 56, 58

5 Herm. v. Reich. 1049. Kühner, Lexikon 80. Keller. Reclams Lexikon 330 f. LThK VI³ 824 f. LMA V 1880 f. Steindorff II 55 f. 69 ff. 184 ff. Donin II 533. Böhmer 27. Gregorovius II/1, 31 ff. Haller II 209 ff. 222. Erdmann 112. Tellenbach 154 ff. Heer, Mittelalter 204. Seppelt/Schwaiger 138. Fuhrmann, Deutsche Geschichte im hohen Mittelalter 58 f. Boshof, Bischöfe und Bischofskirchen 127. Kolmer, Regensburg in der Salierzeit 202 ff. Frech 309 ff.

6 Erdmann 108 f. Kühner, Die Kreuzzüge, Studio Bern 14. 10. 1970

7 Kelly 163 f. Gregorovius II/1 35. Erdmann 107 f. Haller II 209. Frech 309

8 Paul. Diac. hist. Lang. 4,46. Leo, Chr. Cass. 2,84. Petr. Dam. ep. 4,9. Lamp. Ann. 1053. Herm. v. Reich. 1053. Kühner, Lexikon 80 f. LThK VII[1] 161 ff. LMA IV 365, 1114 f. V 1880, VI 593 ff. Steindorff II 127 ff. 162 ff. 175 ff. 214 ff. 232 ff. 240 ff. Gregorovius II/1, 31 ff. 35, 39. Böhmer 27. Weller 123 f. Dresdner 88 f. Seppelt/Schwaiger 140. Gontard 213 f. Haller II 213 ff. Erdmann 107 ff. 112. Lautemann 363. Kühner, Die Kreuzzüge, Studio Bern 14. 10. 1970. Fuhrmann, Deutsche Geschichte im hohen Mittelalter 59. Heer, Mittelalter 204. Zur antinormannischen Politik Leos vgl. vor allem auch Deér, Papsttum und Normannen 82 f. 94, 100

9 Lamp. Ann. 1053. Herm. v. Reich. 1053. HEG I 1062 f. LMA II 2116 f. VII 889 f. Steindorff II 240 ff. 248 ff. Gregorovius II/1, 35 f. Hauck III 688 f. Haller II 215. Gontard 214 f. Erdmann 113. Kühner, Die Kreuzzüge. Deér, Papsttum und Normannen 25, 113. Fuhrmann, Deutsche Geschichte im hohen Mittelalter 59

10 Herm. v. Reich. 1053. Lamp. Ann. 1054. Brunonis episc. Singnini lib. de symon. 5,6. MG Lib. de lite II S. 550 f. LThK V[3] 329 f. VI[3] 824 f. LMA V 1377. HEG I 845 f. II 271. Steindorff II 252 ff. 258 ff. 266 ff. Gregorovius II/1, 36, 38. Erdmann 110 ff. Haller II 215. Kühner, Gezeiten I 163. Ders. Die Kreuzzüge

11 LMA VII 543 ff. Schieffer, Kaiser Heinrich III. 1017–1056, in: Die großen Deutschen I[2] 1956, 68. Zit. nach Tellenbach 133. Ders. ebd. 140 ff.

12 HKG III/1 287 (Kempf). Mirbt 280. Böhmer 19. Grupp III 150. Haller II 211 ff. Mehnert 56. Boelens 135. Deschner, Das Kreuz 163, 169, 198 ff. Tellenbach 136 ff. Schnith, Kaiser Heinrich III. 199 f. Fuhrmann, Adalberts von Bremen Mahnung 93 ff.

13 HEG II 40 f. Haller II 199 f. Ullmann 383. Tellenbach 134. Frech 313 ff. 331 f. Kelly 163 ff. LMA V 1880 f. VII 544 f. (Miethke). Haller II 199 f. 225 ff. McCabe, A History of the Popes 6. Jordan, Investiturstreit 16 f. Ullmann 383. Tellenbach 134. Frech 313 ff. 331 f. Seidlmayer I 106 ff. Schnith, Kaiser Heinrich III. 199 f.

14 LP II 277. JW I 549 ff. Lamp. Ann. 1054 ff. Herm. v. Reich. 1054. Taddey 458. Kelly 165 f. LMA II 423, IV 1598, V 207 f. Steindorff II 308. Meyer von Knonau I 10 ff. 24 ff. Gregorovius II/1 40 f. Seppelt III 32 ff. Seppelt/Schwaiger 142. Haller II 223 ff. 230 ff. Erdmann 116. Anton, Bonifaz von Canossa 529 ff. Frech 311 f.

15 LP 2,278; 334. JW 1, 553 ff. PL 143, 865 ff. Lamp. Ann. 1058. Ann. Altah. mai. 1057. Kelly 166 ff. LMA I 212, VIII 118 f. HEG II 284, 559 f. Meyer v. Knonau I 24 ff. 30 ff. bes. 35, 52 ff. 77 ff. Gregorovius II/1 42 f. 48 f. Dresdner 93. Seppelt III 34 ff. Seppelt/Schwaiger 142 f. Haller II 225 f. Erdmann 116. McCabe, A History 7. Zimmermann, Papstabsetzungen 140. Tellenbach 126. Jordan, Investiturstreit 15 ff. Frech 312 f. Unter Stefan IX. begann die folgenreiche Verbindung des Reformpapsttums mit der Pataria, der bekannten Mailänder Volksbewegung, über die ich in meiner Sexualgeschichte in dem Abschnitt «Zwölf Jahre Zölibatskrieg in Mailand» schrieb (Das Kreuz mit der Kirche 170 f.)

16 LP II 279. JW I 556 f. Kelly 167 f. LThK II[3] 206 f. LMA I 212, 1860, VIII 1123. Meyer v. Knonau I 85 ff.

118 f. Hauck III 678 ff. Davidsohn I 183 f. Gregorovius II/1, 48 f. Haller II 226, 233. Hägermann 161 f. 171. McCabe, A History 8. Tellenbach 126 f. 134. Jordan, Investiturstreit 18. Zimmermann, Papstabsetzungen 141 f.

17 Kelly 167 ff. LMA I 212. Meyer v. Knonau I 119 ff. 125 f. 134 f. 180. Gregorovius II/1, 49 ff. Davidsohn I 183 f. Hauck III 681, 683 ff. 698 ff. Grupp III 150 f. Seppelt/Schwaiger 144 f. Haller II 233 ff. Jordan, Investiturstreit 18. Blumenthal 30. Deschner, Abermals 228 f.

18 Kelly 167 ff. LMA III 303, IV 1978, V 209 f. VI 493, VII 1959 f. Meyer v. Knonau I 146 ff. Gregorovius II/1, 51 f. Hauck III 688 ff. Wühr 65. Erdmann 110, 114 ff. Seppelt/Schwaiger 144, 146. Haller II 239 ff. Jordan, Investiturstreit 19. Montgomery I 164 ff.

19 Kelly 168 f. Kühner, Lexikon 83. Meyer v. Knonau I 170 ff. 177 ff. 216. Gregorovius II/1, 53. Hauck III 689 f. Davidsohn I 220 f. Erdmann 117 f. McCabe, A History 8 f. Seppelt/Schwaiger 147 f. Haller II 244. Jordan, Investiturstreit 20. Zimmermann, Papstabsetzungen 141 ff. 147 f.

20 Meyer v. Knonau I 218 ff. Hauck III 702 ff. Haller II 245. Zimmermann, Papstabsetzungen 148 ff.

21 Petr. Dam. ep. 3,6; 7,13. Kühner, Lexikon 84. LThK III[1] 410. LMA I 212, 666, V 120. Meyer v. Knonau I 223 ff. Gregorovius II/1, 56 ff. Donin I 538. Davidsohn I 201. Zimmermann, Papstabsetzungen 148 ff.

22 Meyer v. Knonau I 250 ff. Gregorovius II/1, 58 f. Hauck III 706 ff. Haller II 245 f.

23 Lamp. Ann. 1074. Theod. Vita Conr. MG SS VIII 212 ff. Adam v. Br. 3,34. LThK I[3] 698, II[3] 798 VI[3] 528 f. HEG II 283 f. LMA V 1572. Beissel II 7 ff. Teuffel 27. Schreiber 95. Weller 128. Levison 103 f. Steinbach, Die Ezzonen 862 f. Lück 43 f. Fleckenstein, Heinrich IV. 227. Schwarzmaier, das «salische Hausarchiv» 114 betont, daß Kaiserin Agnes bei ihrer mehr als großzügigen Vergabe des Reichsgutes weder das salische Kernland angriff noch ihr Eigengut.

24 Lamp. Ann. 1074. Vita Benn. 10. LThK I[3] 698. Grupp III 202 ff. Lautemann 716 ff. 719 ff. His II 40. Stehkämper 75 ff. bes. 93 ff. Schieffer, Erzbischöfe und Bischofskirche 14 f. Coué 402 f. Vollrath 286 f.

25 Lamp. Ann. 1062; 1066; 1074 f. Vita Benn. 10. Taddey 504. Kühner 97. Kelly 197. LMA I 212, 666 f. V 1632. VII 1846 f. LThK I[1] 461 f. I[3] 698 f. Kindlers Literaturlexion I 709 f. Meyer v. Knonau I 11, 13 ff. 274 ff. bes. 278 f. II 92 ff. 391 ff. 398, 590 ff. 601 ff. Gregorovius II/1, 60. Beissel I 117. Hauck III 666 ff. 712 ff. 721, 725, 729, 752. Haller II 246. McCabe, A History 11. Steinbach, Die Ezzonen 863. Boshof, Heinrich IV. 21, 31 ff. 42 f. Epperlein, Heinrich IV. 115 ff. Jordan, Investiturstreit 21. Schnith, Kaiser Heinrich IV. 209. O. Engels, Das Reich der Salier 526 f. Schieffer, Erzbischöfe und Bischofskirche 9 ff. Erkens 293 ff. Thomas, Julius Caesar 251 f. Ders. Bemerkungen zur Datierung 24 ff. Giese 286. Zu den Anno angedichteten Wundern vgl. bes. Coué 402 ff., vor allem 407 ff.

26 Lamp. Ann. 1063 f. LThK II[3] 798. LMA 666. HEG II 285. Meyer v. Knonau I 257 ff. 300, 306 ff. 310 ff. 316 f. 377 ff. 383 ff. 436. II 162 f. 199. Gregorovius II/1, 60 ff. Hauck III 718, 721 ff. Haller II 246 f. McCabe, A History 11. Erdmann

119 f. 176 f. Beumann, Die Auctoritas 338 f.

27 LMA I 513, VII 889, 936 f. (Tramontana). Meyer v. Knonau I 240 ff. 245, 365 ff. Vgl. auch 605 ff. II 113 f. 182 ff. Erdmann 121 ff. Deschner, Die Politik der Päpste I 521

28 Meyer v. Knonau I 366

29 Meyers Taschenlexikon V 301 ff. LMA I 1439 f. VI 880 f. HEG I 447 f. Erdmann 124 ff. Haller II 257 ff.

5. KAPITEL
HEINRICH IV. (1065–1106) UND GREGOR VII. (1073–1085)

1 Lamp. Ann. 1075

2 Epistola c. 4

3 Defensio Heinrici IV Regis c. 5

4 Excerpta

5 Lib. de unit. eccl. conserv. 2,2 f.

6 Lamp. Ann. 1054; 1063; 1065 f. 1069; 1075. Ann. Altah. 1069. Kelly 170. LMA IV 2041. Meyer v. Knonau I 3 f. 8 ff. 274 ff. bes. 278 f. 400 f. III 428 f. Hauck III 676, 725, 747 f. Schnith, Kaiser Heinrich IV. 209 f. Boshof, Heinrich IV. 30 f. 46 f. Epperlein, Heinrich IV. 115 ff.

7 Lamp. Ann. 1063; 1066; 1073. Adam v. Br. 3,33 ff. 3,46 ff. LMA I 97 f. II 944, IV 2041 f. VI 636 ff. Meyer v. Knonau II 152 ff. Hauck III 735 f. Boshof, Heinrich IV. 18 f. Schnith, Kaiser Heinrich IV. 210. Epperlein, Heinrich IV. 118 f. Fenske 24 ff. Giese 285 f. Johanek 79 ff. bes. 91 ff., will aber in den Vergaben von 1065 nicht «schlichtweg Verschleuderung von Reichsgut» sehen (101)

8 Lamp. Ann. 1063; 1070. LMA IV 2206, VII 1866. Meyer v. Knonau I 328 ff. II 7, 154. Hauck III 732. Schmidt/Fritz 77 Anm. 8 u. 9

9 Lamp. Ann. 1063; 1070. Taddey 907. LMA VI 1578, VII 829. Meyer v. Knonau I 276, II 9 ff. 18 ff. Epperlein, Heinrich IV. 110. Schnith, Kaiser Heinrich IV. 210

10 Lamp. Ann. 1073. Vgl. Vita Benn. 9. Meyer v. Knonau II 225 ff. Fenske 24 f. 28 ff. 33 f. R. Schneider, Landeserschließung 135 ff. Vollrath 281 f.

11 Lamp. Ann. 1073 f. Vita Benn. 15. Helm v. Bosau 27. LMA II 943. HEG II 290 f. Meyer v. Knonau II 232 ff. 242 ff. 253 f. 263, 294 ff. 309 ff. 319 ff. Schnith, Kaiser Heinrich IV. 210 f. Zur Bedeutung von Worms (nicht nur für die Salier) vgl. Müller-Mertens 140 f. Fenske 100 ff. 108

12 Lamp. Ann. 1074. Vgl. auch ebd. 1071. Meyer v. Knonau II 328 ff. 337 f. Leyser 151. Reuter 297

13 Meyer v. Knonau II 404 f. wie meist mit einer Fülle von Quellenbelegen

14 Helm. v. Bosau 27. Meyer v. Knonau II 415, 485 ff. 495 ff. 509

15 Schmale I Nr. 66. Lamp. Ann. 1075. Helm. v. Bosau 27. Meyer v. Knonau II 499 ff. 503 ff. Excurs V. 874 ff. Schnith, Kaiser Heinrich IV. 214

16 Meyer v. Knonau 506 ff.

17 Lam. Ann. 1073. LThK II³ 238. Schmale I Nr. 1 ff. 17; 39; 143. LMA I 1924, II 424 f. IV 1669. Meyer v. Knonau II 203

18 Kelly 173. LMA V 163 f. Meyer v. Knonau II 207. Schmale I Nr. 86

19 LMA IV 1669. Meyer v. Knonau II 204 ff.

20 Schmale I Nr. 22. Zu Kirchenfürsten und Machtmenschen vgl. H. Herrmann, Kirchenfürsten 59 ff. Lea 18, der Gregor einen Zimmermannssohn nennt, zählt hier Päpste proletarischer Herkunft auf.

21 Schmale I Nr. 3; 29; 36; 59; 72;

110. Hauck III 755. Finke 1427. Falco 203. Erdmann 185 ff. Haller II 265. Kühner, Tabus 33. Epperlein, Heinrich IV. 121

22 Hauck III 757 f. Finke 1427. Emerton S. XXIV. McCabe, A History 12

23 Schmale I Nr. 66; 73 ff. 146. Meyer v. Knonau III 370. Hartmann, Autoritäten im Kirchenrecht 439. Dickerhoff 449. Zum Komplex Macht und Recht vgl. Goody 67 ff.

24 Schmale I Nr. 18; 64; 73; 109. Grupp III 151. Haller II 309 f. Struve 237 f. Vgl. auch 224 u. 243 f. – Was den päpstlichen Jurisdiktionsprimat betrifft, ist die Erklärung des Bamberger Klerikers Gumpert vor der am 20. April 1085 in Quedlinburg unter dem Vorsitz des päpstlichen Legaten Odo von Ostia, des späteren Papstes Urban II., tagenden Synode gregorianischer Prälaten bemerkenswert. Bekannte der Geistliche doch frei heraus, die römischen Bischöfe hätten sich den Jurisdiktionsprimat selbst zuerkannt: W. Hartmann, Discipulus non est super magistrum 187 f.

25 Schmale I Nr. 47. LMA III 978 ff. HEG II 42. Caspar 201 ff. Haller II 276 f. Jordan, Investiturstreit 32. Gauss 56 ff. Fink, Papsttum und Kirche 33 ff. Lautemann 291

26 Schmale I Nr. 38. LMA III 978 ff. HEG II 42. Haller II 264. Vgl. auch Fuhrmann, Ecclesia Romana 44. – Hält Hans Albert 108 dem modernen religiösen Pragmatismus vor, daß es ihm nicht mehr um die Wahrheit einer Überzeugung gehe, «sondern um ihren Nutzen für das Leben», kann man analog vom Papsttum generell behaupten, daß es diesem, längst vor Gregor, nicht um die Wahrheit einer Überzeugung gehe – das wäre in solch fast unvergleichlichem Lügen- und Fälschungsgestrüpp auch mehr als kurios genug –, als vielmehr um ihren Nutzen für das Papsttum; nicht für den «Herrn», der stets für alles herhalten muß, sondern für die Herren selbst.

26a Ambros, ep. 21,4. Emerton XXIV. McCabe, A History 12, 14. Wühr 54, 58. Seppelt/Schwaiger 151. Haller II 266, 277 f. 298 f. 308 ff. Erdmann 204 ff. Schramm, Kaiser, Rom und Renovatio 250. Ullmann 402, 409, 435. Jordan, Investiturstreit 32 f. Hilsch 49

27 Schmale I Nr. 29; 40. LMA VI 2057. Meyer v. Knonau II 425 ff. Vgl. auch 435. Haller II 270 f. 293 f. Erdmann 147 ff. Blattmann 96

28 Schmale I Nr. 29. Vgl. etwa als moderne Gegenposition den Stolz des Atheisten bei Gelhausen 162 ff.

29 Schmale I Nr. 33; 53. LMA VII 1315. Meyer v. Knonau II 384 ff. 431 f. 550 ff. Wühr 58

30 Schmale I Nr. 83

31 Schmale I Nr. 45. Meyer v. Knonau II 555 ff. Wühr 51. Neuss 134. Deér, Papsttum und Normannen 56 ff.

32 HEG II 784 ff. Meyer v. Knonau II 203. Böhmer 126 ff. Laehr 33. Haller II 300, 308, 314. Erdmann 132, 136 ff. 172. Jordan, Investiturstreit 32 f.

33 Schmale I Nr. 41. Meyer v. Knonau II 339, 341. Gschwind 46 f. Mirbt 449. Erben 54. Erdmann 160 ff. 185 ff. 193 ff. 206, 245, 250 f. Haller II 267, 296. Seppelt/Schwaiger 150, 156. Jordan, Investiturstreit 32, 57. Kühner, Die Kreuzzüge, Studio Bern. Deschner, Das Kreuz 171 f. Vgl. dazu generell H. Herrmann, Passion der Grausamkeit 148 ff.

34 Erdmann 156 f. 196 f.
35 Meyer v. Knonau II 213 ff. Wühr 51, 56. McCabe, A History 12. Haller II 260, 264, 267, 294
36 Schmale I Nr. 19; 39; 41; 44; 59. Meyer v. Knonau II 349 f. 437, 440 ff. Gregorovius II/1 76 f. Wühr 50 f. Neuss 134. Erdmann 145 f. 149 ff. Haller II 267 ff. Lautemann 364. Gauss 41. Kühner, Gezeiten I 167. Ders. Die Kreuzzüge, Studio Bern. Jordan, Investiturstreit 33 f.
37 Schmale I Nr. 4; 9; 23; 28
38 Lamp. Ann. 1077. Schmale I Nr. 12; 73; 102; 134. LMA I 1745; IV 1598, VI 379 f. Davidsohn I 252 ff. McCabe, A History 12, 14. Haller II 281. Jordan, Investiturstreit 34, 40
39 Lamp. Ann. 1077
40 Schmale I Nr. 60; 129. LMA VI 393 f. Meyer v. Knonau II 442. Erdmann 150 ff. 207 f.
41 Schmale I Nr. 3; 11 f. 39. Hauck III 769 ff. 777. Haller II 271 ff. 278. Jordan, Investiturstreit 26, 36 f. Weinfurter, Die Salier und das Reich. Einleitung I 10 LMA V 477 ff. VIII 540
42 Lamp. Ann. 1075. Meyer v. Knonau II 540 ff. 546 f. Hauck III 785. Seppelt/Schwaiger 152
43 Lamp. Ann. 1076. Schmale I 58; 63; 65 f. LMA V 477 ff. bes. 479 f. HEG II 293. Meyer v. Knonau II 577 f. 611 ff. 618 ff. 629 f. Hauck III 786 ff. Janner I 558. Seppelt/Schwaiger 149. Haller II 279 ff. Jordan, Investiturstreit 37 f. Lautemann 294 ff. Schnith, Kaiser Heinrich IV. 214 f. Epperlein, Heinrich IV. 121
44 Lamp. Ann. 1076. Vgl. Schmale I 73. LMA I 1414 ff. bes. 1416. HEG II 294 f. Meyer v. Knonau II 628 ff. 638 ff. 660 ff. Hauck III 795 ff. Haller II 272, 281 ff. 288. Jordan, Investiturstreit 38 f. Epperlein, Heinrich IV. 121 f. Schnith, Kaiser Heinrich IV. 215 f. Schmidr/Fritz 347 Anm. 4
45 Lamp. Ann. 1076. Schmale I Nr. 132, vgl. auch 133. Meyer v. Knonau II 650 ff. 654 ff. 669 f. Hauck III 797 ff. Zum Seitenwechsel des Mainzer Erzbischofs Siegfried vgl. Staab 57 ff.
46 Lamp. Ann. 1077. LMA II 1439, 1441 f. V 1975. HEG II 296 f. Meyer v. Knonau II 739 ff. 747 ff. 755 ff. 761 f. Haller II 284 ff. Jordan, Investiturstreit 42 f. Schmidt/Fritz 399 Anm. 2. Johanek 103 f. Goez, Der Thronerbe 6 f. Als einziger deutscher Prälat versöhnte sich damals der Augsburger Bischof Embriko nicht mit dem Papst und entzog sich seiner Gefangensetzung durch heimliche Flucht, vgl. Horn 256 f.
47 Heine II 50. Engler passim bes. 358 ff.
48 Lamp. Ann. 1077. Schmidt/Fritz 407 Anm. 4 ff.
49 Lamp. Ann. 1075. LMA V 1632 (Struve)
50 Lamp. Ann. 1076. Meyer v. Knonau II 750. Engler 358 ff.
51 Schmale I Nr. 38 f. 58; 72; 77. Wein 110 f.
52 Schmale I Nr. 104. Lamp. Ann. 1077. Meyer v. Knonau II 753 f. 759
53 Lamp. Ann. 1058; 1063; 1072 f. 1075 ff. LMA II 1442, VII 1070 f. 1865 f. Sigeb. Gembl. Chron. MG SS VI 364. LMA II 1442, VII 1070 f. 1865 f. Meyer v. Knonau III 3 ff. 8 f. Hauck III 808 ff. Kosminski/Skaskin I 138. Haller II 265, 287 ff. Jordan, Investiturstreit 43 ff. Rörig 24 ff. Mitteis 80 ff. Scheibelreiter 23 f. Boshof, Die Salier 236 f. Ders. Heinrich IV. 80 ff. Staab 57 ff. Zur kargen

Quellenlage um Rudolf von Rheinfelden u. seine Familie vgl. Hlawitschka, Zur Herkunft und zu den Seitenverwandten des Gegenkönigs Rudolf v. Rheinfelden 175 ff. Zusammenfassung der Ergebnisse 215 ff.

54 Otto v. Fr. Gesta 1,1. LMA VII 1071. Meyer v. Knonau III 10 ff. 23. Menzel I 356 f. Weller 152 ff. Guttenberg I 46. Seppelt/Schwaiger 155. Haller II 289 f. Bosl, Geschichte Bayerns I 62. Falck 123. Jordan, Investiturstreit 40. Boshof, Heinrich IV. 84 ff.

55 LThK I[1] 322. I[3] 471 f. LMA I 477 f. Meyer v. Knonau III 23 ff. 35, 38 ff. 61, 71 ff. 96 f. 135, 138 ff. 142 f. 146 ff. 238 ff. 328 f. Menzel I 357. Looshorn I 457 f. Fries 148 f. Delbrück III 132 ff. Weller 152 ff. Jordan, Investiturstreit 46. Boshof, Heinrich IV. 86, 89 f. Zu dem Passauer Altmann ausführlich u. sehr positiv: Boshof, Bischöfe und Bischofskirchen 134 ff. Zu den Kroatengreueln vgl. Deschner, Die Politik der Päpste II 210 ff. bes. 220

56 Schmale I Nr. 134; 138. Meyer v. Knonau III 161 f. Hauck III 811 ff. 818. Boshof, Heinrich IV. 87 ff.

57 Schmale I Nr. 107. LMA IV 534 f. Meyer v. Knonau III 111 f. 246 ff. Gregorovius II/1, 93 ff. Menzel I 358. Haller II 296, 300

58 Schmale I Nr. 107; 116. Meyer v. Knonau II 586 f.

59 Schmale I Nr. 107. Meyer v. Knonau III 244 ff. 252 ff.

60 Schmale I Nr. 38; 93 f. 107 f. 116. Meyer v. Knonau III 366 f.

61 Meyer v. Knonau III 257 f. Hauck III 820 ff. Boshof, Die Salier 243 f. Ders. Heinrich IV. 90 f. Epperlein, Heinrich IV. 124

62 Otto v. Fr. Gesta 1,1. Vita Benn. 18. LMA II 705 f. Meyer v. Knonau III 284 ff. Hauck III 821 f. 825 f. Erdmann 214. Jordan, Der Kaisergedanke 90 ff. Lautemann 320 f. Boshof, Die Salier 244 f. Ders. Heinrich IV. 91 f. Epperlein, Heinrich IV. 124

63 Schmale I Nr. 2; 85; 95. Kelly 173. Meyer v. Knonau III 300 f.

64 Schmale I Nr. 4; 6; 8; 71 f. 86; 112; 140; 143. Eine Fülle von Quellenhinweisen bei Mirbt 592 ff. 598 ff. u. Dresdner 25. Vgl. ferner Hauck III 758. Haller II 265 f. McCabe, A History 12. Das häufig religiös geprägte Verteufeln und Hassen dauert fort. So schreibt Edgar Baeger 206, auf viele Beispiele verweisend: «Die Fernsehanstalten liefern die grausamen Bilder der Folgen religiös motivierten Hasses beinahe täglich in die Wohnzimmer.»

65 Schmale I Nr. 110 f. 113; 116. Meyer v. Knonau III 311 ff. Hauck III 822. Erdmann 158 f. Haller II 290, 301 f. Jordan, Investiturstreit 48

66 LMA I 398 f. Meyer v. Knonau III 301 ff. 316, 362 ff. Vgl. auch 374 ff. Gregorovius II/1 95 f. Hauck III 827. Jordan, Investiturstreit 49

66 HEG II 562 f. Meyer v. Knonau III 301 ff.

67 Ebd. II 444 f. 556 f. III 320 ff.

68 Otto v. Fr. Gesta 1,7. HEG II 299. Meyer v. Knonau III 331 ff. Menzel I 358. Hauck III 828. Wühr 64. Delbrück III 136 ff. Haller II 302. Jordan, Investiturstreit 48 f. Boshof, Heinrich IV. 92 f. Ders. Die Salier 245 f.. Epperlein, Heinrich IV. 124

69 Helmold v. Bosau 30. Ann. Palid. 1082. Vita Benn. 20. LMA IV 2159 f. Meyer v. Knonau III 340 f. 353 f. 417 ff. 425 f. Hauck III 831. Haller II 302. Jordan, Investitur-

streit 48. Boshof, Heinrich IV. 93 f. Epperlein, Heinrich IV. 124. Twellenkamp 492 f.

70 Meyer v. Knonau III 377 ff.

71 Ebd. 387 ff. 391 ff.

72 Ebd. 432 ff. 447. Maleczek 20 f. spricht Wibert «etwas mehr militärische Fähigkeiten» als seinem Gegner zu

73 Ebd. 449 ff. Vgl. auch die folg. Anm.

74 Ebd. 470 ff. 490 ff. 521 ff. 528 ff. Gregorovius II/1, 97 ff. 100 ff. 104 ff. Hauck III 831 ff. Haller II 304 ff. Jordan, 48 f.

75 Hieron. ep. 128,5. Vgl. auch 123,16 f. 126,2. Meyer v. Knonau III 521 ff. Gregorovius II/1, 106 ff. Hauck III 834 f. Seidlmeyer 113. Haller II 307. McCabe, A History 13. Montgomery I 172

76 Meyer v. Knonau III 545 ff. 555 ff. 561 f. Gregorovius II/1, 111 ff. Hauck III 830. Grupp III 158. Seidlmeyer 113. Neuss 137, 159. McCabe, A History 14. Bernhart 114. Jordan, Investiturstreit 50

77 Zum Ganzen: Schmale-Ott, Quellen zum Investiturstreit II passim, bes. 68 ff. 174 ff. 240 ff. 272 ff. (alle königsfreundlich), 120 ff. (königsfeindlich). LMA I 2007 f. VI 190, VIII 2185. LThK II³ 285 f. Jordan, Der Kaisergedanke 87 f. 94 ff. 127 f. Erdmann 216 ff. Jordan, Investiturstreit 51 ff. Rentschler 4. Hartmann, Autoritäten im Kirchenrecht 440

78 Erdmann 237 ff. 241 ff.

79 Zahlreiche Quellenhinweise bei Mirbt 602 ff. Ferner: Weller 154 f. 158. McCabe, A History 14. Jordan, Investiturstreit 50 f.

80 Schmale I Nr. 44. LMA IV 1320 f. Gschwind 45 f. Ellinger 91, 103 ff. Haller II 174. Zimmermann, Papstabsetzungen 215

81 Zahlreiche Quellenbelege bei Dresdner 100 ff. 122 u. Grupp III 147. Davidsohn I 141 f. Hellinger 52

82 Schnürer II 179 f. Mehnert 47

83 Dresdner 136. Davidsohn I 108

84 LMA IV 386, VII 2127 f. Zimmermann, Das dunkle Jahrhundert 61 f.

85 Wattenbach-Holtzmann I 193. Dresdner 137 f. Grupp I 341. Guttenberg I 106 ff. Kist 28 f. Vgl. Dollinger 156, 164. Ähnliche Händel zwischen Bischof und Domherren gab es oft, z. B. unter Heinrich IV. in Konstanz, wo die Kanoniker Bischof Karl (Karlmann) 1070–1071 bezichtigten, den Schatz (thesaurus) des Konstanzer Münsters für sich und seinen Anhang ausgeraubt zu haben: Maurer 167 f.

86 LMA VI 26 f. 1583, VIII 1506. Pierer 18, 414. Meyer v. Knonau II 409. Pfleger 35 f. Auer, Kriegsdienst in MIÖG I 341, 349

87 Vita S. Nili c. 79 ff. Thietm. 3,17 f. Wattenbach/Holtzmann I 178 f. Dresdner 91. Hartmann, Geschichte Italiens IV 1. H. 123 f. Weller 98. Büttner 166, 171. Pfleger 24 f. Holtzmann I 261. Zimmermann, Papstabsetzungen, Das dunkle Jahrhundert 50. Prinz, Klerus und Krieg 152 ff. Heidrich 190. Vgl. auch Lea 26

88 Rather, de cont. 2,2. Adam v. Br. 3,37; 3,48; 3,55. Dresdner 16. Schöffel I 129 ff. 200 f. Huizinga 246 f. Vgl. auch Johanek 79 ff. bes. 89 ff. und vor allem Weinfurter, Die Salier und das Reich, Einleitung 9 u. ders. Herrschaftslegitimation 79. Natürlich waren – das gehörte zum Job – auch viele andere Prälaten hartherzig bis brutal. Es sei nur an den hl. Anno (S. 217 ff.) erinnert oder an Bischof Benno II. von Osnabrück

(1068–1088), zeitweise Bauleiter am Speyrer Dom, von dem sogar seine Vita meldet: «Im Eintreiben der Zinsen, die alljährlich gefordert wurden, war er bekanntermaßen ungemein streng. Nicht selten zwang er die Bauern durch Prügel, ihre Schuldigkeit zu tun»: Vita Bennonis c. 8, zit. nach Weinfurter ebd.

89 Rather, Lib. Apolog. 7. Ders. Synod. 5. Petr. Dam. ep. 1,15. Er empfahl freilich selbst Prozesse, natürlich nur, um Schlimmeres zu verhüten: ep. 4,9. LMA VII 457 f. Dresdner 91, 142 f.

90 LMA VII 1019 f. Davidsohn I 112 f. 145 ff. 149. Haller II 198. Franzen 189. Die entsprechende geschichtliche Situation zeigen ziemlich umfassend die Bücher der Brüder Theiner, Ranke-Heinemann, Eunuchen, Deschner, Das Kreuz mit der Kirche, und für die Gegenwart Mynarek, Eros und Klerus passim

91 Kühner, Lexikon 77 f. Looshorn I 385 f. 458. Böhmer 11. Schöffel I 198. Pfleger 33 f. Haller II 198

92 Dresdner 85 ff. 116 ff. 140 ff. 148

93 Dresdner 100. Hartmann, Geschichte Italiens III 2. H. 226 f. IV 1. H. 225 f. Schnürer II 174, 183. Vehse 123 ff. 129 ff. Falco 172. Zimmermann, Das dunkle Jahrhundert 91

94 Dresdner 90, 133 f. 140 f. 143

95 Kober, Die körperliche Züchtigung 433 ff. Dresdner 153 f. 164. Hauck III 344 f. Davidsohn I 191. Grupp III 349

96 Capit. v. J. 789 c. 16. Capit. v. J. 802 c. 11. Dresdner 147. Haller II 250. v. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche II 628

97 Pallad. hist. Lausiac. c. 32. LMA IV 1168 (Schild). Kober, Die körperliche Züchtigung 386 ff. 436 ff.

98 LMA V 35 f. Grupp III 133 f. Hentig II 173. Frankfurter Rundschau 20. Febr. 1975

99 LMA IV 1948. Meyer v. Knonau IV 124 ff. bes. 126 ff. Menzel I 360. Weller 156. Fries 153

100 Kühner 87 f. Kelly 173 ff. LMA VIII 1665 f. Meyer v. Knonau IV 177 ff. 181 ff. 269 f. Gregorovius II/1, 114 ff. Haller II 310 ff. 323. Kühner, Das Imperium 149 f. Jordan, Investiturstreit 54. Zimmermann, Heinrich IV. 128

101 Kühner 88. Kelly 175 ff. LThK X[1] 431 f. LMA VIII 1282. Meyer v. Knonau IV 191 ff. 265 ff. Gregorovius II/1, 117 ff. Haller II 313 f.

102 Meyer v. Knonau III 62 ff. 122 f. 328, 421, 509, IV 203 ff. 400 f. Zoepfl 102 ff. Horn 257 ff.

103 Norb. Vita Bennon. 8. LThK II[3] 234, 798. LMA I 1917 II 943 f. IV 1948, 2159 f. Taddey 175 f. Meyer v. Knonau 208 ff. 221 ff. 226, 232 ff. bes. 240 ff. Vogtherr 449

104 LMA III 1762. Meyer v. Knonau IV 222 f. 291 ff. Beumann, Die Auctoritas 341 f. Vogtherr 449 f.

105 Kelly 176. Meyer v. Knonau IV 276 ff. 333 ff. 338 ff. 348 ff. 376 ff. Gregorovius II/1, 119 f. Haller II 314, 317 f. Jordan, Investiturstreit 55 f.

106 Kelly 175 f. Meyer v. Knonau IV 394 ff. 418 ff. 447 f. Gregorovius II/1, 118, 122. Haller II 317 f.

107 LMA I 146. Meyer v. Knonau IV 191, 217, 391 ff. 422 ff. 444, 449. Gregorovius II/1 119 ff. McCabe, A History 15 f. Haller II 317 f. Jordan, Investiturstreit 54 ff.

6. KAPITEL
Der Erste Kreuzzug (1096–1099)

1 Schnürer II 325

2 Kawerau

3 Anna Komnene zit. nach Grupp III 253
4 Schwinges, in: HEG II 189
5 HEG II 180. Atiya 22 ff. Maier, Die Verwandlung 249, 253 f. Heer, Kreuzzüge 7 ff.
6 LMA V 1510 ff. 1513 ff.
7 HEG II 180 (Schwinges). Kosminski/Skaskin I 227. Kawerau 131. Erdmann 130. Vgl. 65 f. Heer, Kreuzzüge 24 ff. 40 ff. 103. Kühner, Die Kreuzzüge, Studio Bern 21. 10., 1. Atiya 41 f.
8 Kelly 305 f. LMA V 1518. HEG II 192. Kühner, Die Kreuzzüge 14. 10., 2. Heer, Kreuzzüge 7.
9 LMA V 1508. Kühner, Lexikon 76. Bünding-Naujoks 85. Kühner, Die Kreuzzüge 14. 10., 2. Schaller, Zur Kreuzzugsenzyklika 135 ff.
10 Meyer v. Knonau IV 481 ff. Kosminski/Skaskin I 226. Pernoud 43. Oldenbourg 51. Kawerau 131. Heer, Kreuzzüge 28 ff.
11 LMA I 1364, IV 1768, VII 918 f. Erdmann 310 ff.
12 Menzel I 364. Kosminski/Skaskin I 226 ff. Pirenne 32 f. Oldenbourg 485. Heer, Kreuzzüge 32. Kühner, Die Kreuzzüge 14. 10., 10. Eban 146 f. Montgomery 188
13 HEG II 683 f. Meyer v. Knonau IV 481 f. Grupp III 280 f. Kosminski/Skaskin I 226 f. Oldenbourg 51. Atiya 16. Heer, Kreuzzüge 32. Montgomery I 188. Vgl. auch Fried, Die Formierung 116. Goetz, Leben im Mittelalter 26 f. Grupe 28. Auch Sklavenhandel «war in Deutschland im 11. Jahrhundert durchaus noch üblich». Pitz 76. Zur Geschichte der Armut: Geremek 47 ff. 64 ff. Vgl. auch Gurjewitsch 15, 275 ff. Arnold 58. Wurm 104 f.
14 Kosminski/Skaskin 227. Ostrogorski 330 f. Heer, Kreuzzüge 64, 79, 105. S. auch die einschlägigen Kapitel meiner Bücher Mit Gott und den Faschisten, Die Politik der Päpste im 20. Jahrhundert u. a.
15 LMA I 384 f. Meyer v. Knonau IV 441 ff. Grupp III 280. Oldenbourg 456 f. Atiya 43. Kühner, Die Kreuzzüge 14. 10., 7. Heer, Kreuzzüge 19 f.
16 Wilh. v. Tyrus, Hist. in part. transm. gest. Zit. nach Lautemann 366 f. Vgl. auch Fulch. Carn. Hist. Hierosolym. 1,1 ff. LMA II 2159 f. Kawerau 131 f. Durant 265. Zimmerling 39 f.
17 Koran 3,163 ff. Vgl. 2,149. Maier, Die Verwandlung 265 f. Noth 27 f. Weitere Parallelen: 139 ff. Atiya 15, 18. Heer, Mittelalter 215
18 LThK I³ 51 ff. LMA I 43 ff. Paulus II 41 ff. Ullmann 487
19 Kosminski/Skaskin I 227. Kawerau 131 f. Montgomery I 188
20 Meyer v. Knonau IV 481 f. Grupp III 280. Atiya 16 ff. 35. Kühner, Gezeiten 172 f. Ders. Die Kreuzzüge 14. 10., 8
21 LMA II 2160. VIII 1283. Menzel I 363. Grupp III 280. Erdmann 306 ff. Atiya 18 f. Heer, Kreuzzüge 27 f. Montgomery I 188. Eban 146 f.
22 LMA IV 1792. Fries 146. Atiya 37 ff. Maier, Die Verwandlung 249. Kühner, Die Kreuzzüge 14. 10., 7 f.
23 v. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 228 ff. Heer, Mittelalter 233
24 Atiya 26 ff. Kühner, Die Kreuzzüge 14. 10., 8
25 Koran, Sure 2,257. Menzel I 362. v. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche I 227. Atiya 34 f. Kühner, Die Kreuzzüge 14. 10., 7. Toynbee 400
26 Guib. Novig. Gesta 2,4. Eppelsheimer I 132. Kindermann/Dietrich 129. v. Wilpert I 261. dtv-Lexikon 15,218 f. LMA VII 959 ff. (I. Short). Pernoud 26, 38. Erdmann 157 ff.

253 ff. Kühner, Gezeiten I 175. Ders. Die Kreuzzüge 14. 10., 9. Heer, Kreuzzüge 34 f.

27 LMA IV 1015. LThK IV³ 218. Gregorovius II/1, 127, 129. Pernoud 44 f.

28 Fulch. Carn. H. H. 1,4. Vgl. auch Guib. Novig. Gesta 2,3. LMA III 1765 f. Meyer v. Knonau IV 485. Pierer 9, 806. Grupp III 280. Atiya 43 f. Heer, Kreuzzüge 35. Charpentier 11. Lautemann 368 f.

29 Guib. Novig. Gesta 1,4. LMA V 1510. Grupp III 280 f. Pernoud 26 ff. Atiya 51 f. Heer, Kreuzzüge 35. Jordan, Investiturstreit 58

30 HEG I 1037. Czermak 16 ff. 26 ff. Vgl. zu den im Text genannten Hinweisen auf Bd. I auch Deschner, Abermals 442 ff. 452 ff. Zum Leben der Juden bei den Christen ausführlich: Durant 45 ff. Vgl. auch 57 ff.

31 Browe, Die Judenbekämpfung 226. Eckert/Ehrlich 27 ff. Stern, Der preußische Staat und die Juden I/1, 62 f. Eban 141 f. Kisch 13 f. Czermak 39 ff.

32 Kisch 43, 47 ff. Seiferth 89, 105. A. Müller 11. Stern, Der preußische Staat und die Juden I/1 62 f. Roth 198 f. Vgl. auch Heidrich 196 ff.

33 LThK VIII¹ 161. Kühner, Lexikon 69. Parkes 222. Browe, Die Judenbekämpfung 206. Ders. Die Judenmission 16, 112 f. 242 ff. Roth 273. Eban 142 f.

34 Adem. hist. 3,52. Gregorovius II/1, 10, 13. Eckert/Ehrlich 31. Eban 147. Falck 117 f. Vgl. Deschner, Abermals 452 f.

35 LThK I¹ 143 f. Boshof, Erzbischof Agobard 102 ff. 115 ff. Deschner, Abermals 453

36 Eban 147. Heer, Kreuzzüge 36 f. Schopen 49. Wollschläger 212. Vgl. auch Zöllner, Geschichte der Kreuzzüge 56

37 LMA IV 1002. Meyer v. Knonau IV 491. Schiffmann 26 ff. Eckert/Ehrlich 32, 45. Seiferth 104. Wollschläger 212 f. In Speyer hatte schon Bischof Huozmann (1075–1090), natürlich gegen Bezahlung, den Juden eine Reihe von Privilegien gewährt, und auch dies «als Sachwalter des Königs»: Heidrich 190 ff. bes. 197 f. 205

38 Taddey 703. Meyer v. Knonau IV 495, 498 f. 501 ff. Schiffmann 30 ff. Browe, Die Judenbekämpfung 365 f. Eckert/Ehrlich 32. Wollschläger 212 ff. Kupisch II 71. Boshof, Die Salier 260. Zöllner, Geschichte der Kreuzzüge 55 ff. Heidrich 205

39 Meyer v. Knonau IV 493 f. Ludwig 22. Falck 126 f. Kupisch II 75. Schnith, Kaiser Heinrich IV. 225

40 LMA V 1510

41 Guib. Novig. Gesta 2,4. Oldenbourg 59. Pernoud 29 f. Atiya 52. Heer, Kreuzzüge 35. Zöllner, Geschichte der Kreuzzüge 55 f.

42 LMA I 286 f. Meyer v. Knonau IV 509. Schünemann 72

43 Pernoud 36 f. (hier Anna Komnene zit.) Heer, Kreuzzüge 37 f. Zöllner, Geschichte der Kreuzzüge 57 f.

44 LMA I 151 f. VII 410 f. Pernoud 23 f. 42 f. Mayer, Zur Beurteilung 547 ff. Zöllner, Geschichte der Kreuzzüge 52, 59

45 LMA I 1366, II 500, IV 1598 f. Zöllner, Geschichte der Kreuzzüge 52. Durant 61. Vgl. auch Lea 26

46 LMA II 328 ff. 333. Pernoud 53 ff. Zöllner, Geschichte der Kreuzzüge 52 f. 59

47 Fulch. Carn. 1,4. Alb. Aquens. 2,28. LMA I 151 f. VI 1151, 2058. Grupp III 281. Atiya 46, 52 f. Pernoud 23, 49 ff. 59 ff. Haller II 325, 338. Jordan, Investiturstreit 58 f. Heer, Kreuzzüge 33, 43 ff.

48 Fulch. Carn. 1,10 ff. LMA VI 1151. Grupp III 281. Heer, Kreuzzüge

48 f. Montgomery I 194. Gabrieli 43. Zöllner, Geschichte der Kreuzzüge 60 f.

49 Fulch. Carn. 1,11 f. Alb. Aquens. 3,1 ff. 3,28. Steph. Carn., ep. ad Adelam. Haller II 338. Atiya 54. Heer, Kreuzzüge 38, 41, 49, 84. Oldenbourg 48, 467 f. Johansen 632

50 Haller II 338. Atiya 54. Wollschläger 219. Zöllner, Geschichte der Kreuzzüge 64 f.

51 Guil. Tyr. 4,16 ff. Anon. Gesta Franc. 20,9. Steph. Carn. ep. ad Adel. Al. Aquens. 3,37. LMA I 286 f. 716 ff. Menzel I 367. Atiya 54. Heer, Kreuzzüge 50. Pernoud 107 f. Kühner, Die Kreuzzüge 14. 10., 11. Oldenbourg 114. Gabrieli 44

52 Raimund. Agil., hist. Franc. 16. Alb. Aquens., Hist. Hieros. 4,34 ff. 5,4. Anon. Gesta Franc. 33. Otto v. Fr. Chron. 7,4. Pierer 9,807. Menzel I 366 f. Haller II 338. Atiya 54. Pernoud 54, 76, 83 ff. Heer, Kreuzzüge 50 ff. Montgomery I 189 f. Kühner, Die Kreuzzüge 14. 10., 11. Oldenbourg 468. Wollschläger 219 ff. Gabrieli 46 ff. Zöllner, Geschichte der Kreuzzüge 65 ff. 70 ff.

53 Alb. Aquens. 6,28. Anon. Gesta Franc. 28. Haller II 338. Atiya 54 f. Pernoud 99 f. 100. Charpentier 12 f. Heer, Kreuzzüge 42, 53 f. Zöllner, Geschichte der Kreuzzüge 74 ff.

54 Anon. Gesta Franc. 38,4 ff. Guil, Tyr. 8,20. Alb. Aquens. 6,23. Fulch. Carn. 1,20 ff. 27,12 ff. Otto v. Fr. 7,4. Eban 148. Oldenbourg 132. Pernoud 100 ff. Kühner, Die Kreuzzüge 14. 10., 12. Wollschläger 223 ff.

55 Anon. Gesta Franc. 39,1. Fulch. Carn. 1,21. Ekkeh. Uraug. Hierosolym. 20,2. Wetzer/Welte VI 280. Neuss 5, 145. Hertling 176. Buonaiuti II 190 ff. Ludwig 22. Atiya 55. Heer, Kreuzzüge 56 f. Ders. Mittelalter 219. Kühner, Die Kreuzzüge 14. 10., 12. Wollschläger 224 f. Zöllner, Geschichte der Kreuzzüge 76 f.

56 Hay 343. Fuhrmann, Päpste 11, 125 f.

57 Kelly 177. Haller II 339. Oldenbourg 465. Jordan, Investiturstreit 59. Wollschläger 225. Becker, Papst Urban II. Teil 1, 40. Vgl. II 307 ff.

58 Zu einem nicht unbeträchtlichen Teil verifizieren die bisherigen Bände der Kriminalgeschichte die Sentenz des großen Franzosen. Und anno Domini 1998, da ich diesen VI. Band zum Abschluß führen konnte, erhob Papst Johannes Paul II. einen weiteren Verbrecher zur Ehre der Altäre, den Kroaten-Kardinal Alojzije Stepinac, eine besondere Zierde dieser ehrenwerten Gesellschaft. Dazu ausführlich meine Politik der Päpste im 20. Jahrhundert II 210 ff. bes. 238 ff. u. 444 ff.

7. KAPITEL
DAS ENDE DER SALIERZEIT UND DES INVESTITURSTREITS

1 Zimmermann, Heinrich IV. 128

2 Gregorovius II/1, 172

3 Taddey 505. LMA V 1341. Meyer v. Knonau IV 460 ff. 478 f. Haller II 348 ff. Jordan, Investiturstreit 60. Boshof, Die Salier 259 ff. Schnith, Kaiser Heinrich IV. 224 f. Goez, Der Thronerbe 3 ff. 11 ff.

4 Kelly 177 f. Gregorovius II/1, 139 f. Haller II 340 f. Jordan, Investiturstreit 60. Zimmermann, Papstabsetzungen 213. Boshof, Die Salier 260

5 LP 2,298; JW 1, 773 f. Kelly 178 f. LMA VII 1908. Gregorovius II/1, 139 f. Haller II 341. Servatius, Paschalis II. 42 f. 70 ff. 339. Boshof, Die Salier 260

6 Hauck III 882 ff. Gregorovius II/1,

139 ff. Haller II 341. Jordan, Investiturstreit 60. Heer, Kreuzzüge 120. Boshof, Die Salier 260

7 Helmold v. Bosau 32 f. Vita Heinrici IV c. 9 ff. Menzel I 377. Fries 163 f. Haller II 350. Jordan, Investiturstreit 61 f. Boshof, Die Salier 263 ff. Schieffer, Erzbischöfe und Bischofskirche 55. Schmid, Zum Haus- und Herrschaftsverständnis 43 ff.

8 Helm. v. Bosau 33. Pierer V 33. Gregorovius II/1, 148. Hauck III 885 f. Looshorn I 451. Teuffel 25 f. Fries 164. Boshof, Die Salier 265. Jordan, Investiturstreit 70. Schnith, Kaiser Heinrich IV. 228 f. Ders. Kaiser Heinrich V. 239. Ranke zit. nach Fuhrmann, Deutsche Geschichte im hohen Mittelalter 84. Weinfurter, Herrschaftslegitimation 55 f. Schmid, Zum Haus- und Herrschaftsverständnis 52 f. Zu weiteren Ehrungen Heinrichs V. für den Vater s. Heidrich 215 ff.

9 Hauck III 886 ff. Boshof, Die Salier 273 f.

10 Gesta Alber. 1 f. Kühner, Lexikon 272. Kelly 321. LThK VIII[1] 307. Pierer VI 407 f. Gregorovius II/1, 140 ff. bes. 142, 148 ff. Haller II 354 ff. Jordan, Investiturstreit 68 f. Schnith, Kaiser Heinrich V. 237 f.

11 Wörtlich heißt die Goethe-Sentenz: Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt: Max. u. Reflex. 495. Zit. nach dtv-Lexikon der Goethe-Zitate I 267. – Gesta Alber. 2 f. LThK IV[3] 150. LMA IV 963. Gregorovius II/1, 148 ff. Hauck III 897 ff. Haller II 354 ff. Jordan, Investiturstreit 68 f., Boshof, Die Salier 276 ff. Schieffer, Erzbischöfe und Bischofskirche 22 ff. bes. 24

12 Helm. v. Bosau 39 f. Taddey 505. HEG II 45. Gregorovius II/1, 152 ff. Hauck III 902 ff. Haller II 358. Bünding-Naujoks 82. Jordan, Investiturstreit 69 ff. Fenske 48. Boshof, Die Salier 280 f. Schnith, Kaiser Heinrich V. 238

13 Helm. v. Bosau 40. Vita Norb. 16. Taddey 735 f. LMA I 7, III 2155, V 2125 f. VIII 2153. Menzel I 380 f. Holtzmann, Aufsätze 255 ff. Haller 360 f. Boshof, Die Salier 285. Höflinger, Kaiser Lothar III. 253 f. Nach Vita Norb. folgten dem «Irrlehrer» (haereticus) Tanchelm etwa «3000 streitbare Kerle». «Sie tranken sogar sein Badewasser, trugen es als Reliquie davon . . .»

14 Kelly 186. LMA IV 688 f. VI 2136. Gregorovius II/1, 178 ff. Haller II 361. Boshof, Die Salier 288 f.

15 Kelly 178, 181. Gregorovius II/1 159 ff. 167. Jordan, Investiturstreit 73. Boshof, Die Salier 289 f.

16 LP 2,315; 3,162 f. 169. JW 1,821 f. 2,715. Kelly 180 f. LThK VI[3] 1500. LMA VI 412, VIII 611. Gregorovius II/1 164 ff. 171. Hauck III 912. Haller II 362 ff. Boshof, Die Salier 290 ff. Jordan, Investiturstreit 73 f.

17 Kelly 181 f. LMA II 1397, VII 2123, VIII 540. HEG II 318 f. Fuchs/Raab I 388. Menzel I 381 ff. Gregorovius II/1, 172. Eichmann/Mörsdorf 12 ff. Kosminski/Skaskin I 138. Haller II 363 ff. Bosl, Europa im Mittelalter 183. Jordan, Investiturstreit 75 ff. Chodorow 613 ff. Stroll 97 ff. Boshof, Die Salier 292 ff. 298 ff.

18 LThK II[3] 892. LMA 1397 (Maleczek), VI 1964 f. Vgl. HEG II 77. Kosminski/Skaskin I 138. Haller II 372. Becker, Papst Urban II., Teil 1, 120 f.

8. KAPITEL
LOTHAR VON SÜPPLINGENBURG. KRIEG FÜR KIRCHE UND PAPST

1 Hauck IV 579
2 Bernhardi 346, 425
3 Kosminski/Skaskin I 413
4 Engel/Epperlein 341
5 Otto v. Fr. Chron. 7,16. Gesta 1,16. Helm. v. Bosau 41. LMA IV 959. Bernhardi 3 ff. 21 ff. Stimming 125. Reuling 144. Schmidt, Königswahl und Thronfolge 34 f. 62. Neumeister, Lothar III. 139 f. Schnith, Kaiser Heinrich V. 246 f.
6 Otto v. Fr. Gesta 1,17. Vita Norberti 21. LMA I 99 f. (Gerlich). HEG II 322. Bernhardi 6 ff. Schmidt, Königswahl und Thronfolge 44 ff. Neumeister, Lothar III. 140 f. Petke, Lothar von Süpplingenburg 155. Ders. Kanzlei, Kapelle 13 ff. bes. 16, was Adalberts Geldgier beweist.
7 Helm. v. Bosau 53; 69. Vita Norberti 21. LMA II 1792. Bernhardi 18 ff. Menzel I 408. Haller III 68. Dörries, Fragen der Schwertmission 22 ff. Bünding-Naujoks 115 f. Kosminski/Skaskin I 413. Jordan, Investiturstreit 71, 95. Thieme 148. Engel/Epperlein 341. Dobb 368 vergleicht die deutsche Ostkolonisation des 12. und 13. Jahrhunderts mit dem Raubkrieg der Nazis in Ost- und Südosteuropa. Neumeister, Lothar III. 141. Petke, Kanzlei, Kapelle 277. Zur angeblich grenzenlosen Überlegenheit der deutschen Landwirtschaft des Mittelalters gegenüber der ihrer östlichen Nachbarn vgl. Bentzien 91 f.
8 Herb. 2,26; 2,41. Codex diplomat. Saxoniae reg. I,1 Nr. 40. Nach Lautemann 601 f. LMA IV 2149. Bünding-Naujoks 87 ff. Demm 60. Thieme 148. Beumann, Heidenmission und Kreuzzugsgedanke 129 ff. Sprandel, Flandrisch-lübekkischer Fernhandel 131 f. – Erinnert sei hier auch an die Ansicht Adams v. Bremen, 2,69, daß die Slawen schon längst Christen wären, «hätte die Habsucht der Fürsten die Bekehrung des Volkes nicht verhindert».
9 Helm. v. Bosau 64
10 Neumeister, Lothar III. 146
11 Herb. 1,26. Looshorn, Der heilige Bischof Otto 327. Kist 36. Guttenberg I 54, 126 ff. Demm 40, 44 u. «Zeittafel» S. 97. Zum Komplex «Burg und Herrschaft» generell vgl. Schulze, Grundstrukturen der Verfassung 86 ff. bes. 92 ff. 97 ff.
12 Herb. 2,19; 2,24. Ebo 2,8; 3,6. LMA VI 1580 f. VII 86 ff. VIII 2058. Donin IV 27 f. Looshorn, Der heilige Bischof Otto 327. Hauck IV 586 ff. 593 ff. bes. 600. Vgl. 610. Demm 53 f. Claude II 20. Kist 37. Petke, Kanzlei, Kapelle 223
13 Helm. v. Bosau 53; 79. LMA II 365 ff. IV 2062 f. 2149, VI 1581, VII 86 ff. VIII 1622. Taddey 862. Bernhardi 153 ff. Menzel I 386, 414. Looshorn, Der heilige Bischof Otto 168, 170, 243 ff. 327. Donin IV 26 ff. Hauck IV 574 ff. 593 f. Kist 37. Bauer 27. Jordan, Investiturstreit 71, 95 ff. Kossmann, Das unbekannte Ostseeland 648 f. Beumann, Das päpstliche Schisma 36. Demm 57. Claude II 16 ff.
14 Ebo 3,10. Taddey 22. LMA I 316 f. Bernhardi 229 ff.
15 LMA VII 2017. Bernhardi 416 ff. 606 f., wie stets mit einer Fülle von Quellenhinweisen
16 LMA IV 646, V 2125. Bernhardi 13 ff. 43 ff. Schmidt, Königswahl 46 ff. Petke, Lothar von Süpplingenburg 158 f. Neumeister, Lothar III. 140 f. 147. Ders. Heinrich V. 135
17 Ann. Saxo 1115. Otto v. Fr. Chron. 7,17. Gesta 1,17 ff. LMA IV 1355,

2076, VIII 2146, 2149. Bernhardi 121 ff. 125 ff. Petke, Lothar von Süpplingenburg 167 f. Ders. Kanzlei, Kapelle 308. Schmidt, Königswahl 60. Neumeister, Lothar III. 141 f. Ennen 37. Vgl. dazu auch Fichtenau 124 ff. u. Goetz, Leben im Mittelalter 39 f. Pitz 90

18 Otto v. Fr. Chron. 7,17. LMA V 1339. Ann. Patherb. 1128. Bernhardi 137 ff. 150 f. 556. Haller III 46. Schmidt, Königswahl 60 ff. Petke, Lothar von Süpplingenburg 167 f. Ders. Kanzlei, Kapelle 308. Neumeister, Lothar III. 143 f.

19 Ann. Patherb. 1127 f. Ann. Saxo 1127. LMA V 991, 1239. Bernhardi 125 ff. 133, 194 f. 234 ff. 243 ff. Neu 227. Schieffer, Erzbischöfe und Bischofskirche 29. Petke, Kanzlei, Kapelle 118 f. 257. Neumeister, Lothar III. 144

20 Vita Norb. 3 ff. 9 ff. 14 ff. bes. 19 f. Ann. Saxo 1126. Ann. Palid. 1126. Gesta Alber. 10. Taddey 862. LThK VII^1 618 f. IX 15 f. VII^3 903 f. LMA V 120, VI 1233 f. VII 1107. Bernhardi 88 f. 97 ff. 222 ff. Petke, Kanzlei, Kapelle 303 ff. 312 ff. Engels, Das Reich der Salier 527

21 LMA VIII 76. Bernhardi 257 ff. 433 f. 498 ff. 504 ff. 513 ff. 553 ff. Metz 361

22 LP 2,327 f. Ann. S. Disib. 1125. Ann. Ceccan 1125 ff. Kelly 182 ff. schreibt von Lothar: «in einem beispiellosen Schritt bat ihn der neue König, seine Wahl zu bestätigen». LMA IV 1863, V 120. HEG II 577, HKG III/2, 7 f. Bernhardi 52 f. 269 f. Gregorovius II/1, 174 ff. Haller II 26 f. Jordan, Investiturstreit 79. Hoffmann, Petrus Diaconus 88. Neumeister, Lothar III. 142

23 Falco v. Benev. Chron. 1127. Alex. Teles. 1,8 ff. LMA VII 892, 937 f. HEG II 576 ff. Bernhardi 273 ff. Paulus I 198. Haller III 25 ff.

24 Vita Norberti 19. Kelly 186. LThK I^1 385 (Seppelt) I^3 574, V^3 515 f. LMA I 568 f. Bernhardi 281 ff. 286 ff. 300 ff. 313 ff. 319. Ausführlich Hauck IV 136 ff. Haller III 29 ff. Jordan, Investiturstreit 91

25 Vita Norberti 19. Cod. Udalr. 245 ff. Kelly 184 ff. LThK I^1 385, I^3 574, V^3 515. LMA I 568 f. II 1600, VII 937 f. HEG II 578. Bernhardi 306 ff. 324 f. 327, 331 ff. 339 ff. 347, 351 f. Vgl. auch 485. Ausführlich Hauck IV 138 ff. Haller III 33 ff. Jordan, Investiturstreit 91 f. Claude II 28 f.

26 Otto v. Fr. Chron. 7,18. Ann. S. Disib. 1131. Anno Saxo 1130 f. Anselm. Gembl. 1130 f. Ern ald, Vita Bernh. 2,1. Bernh. v. Clairv. ep. 150. LMA VI 325. Bernhardi 335 ff. 354 ff. Hauck IV 147 ff. Haller III 35 ff. 46. Jordan, Investiturstreit 92. Neumeister, Lothar III. 144 f.

27 LThK I^3 328 f. LMA I 283. Bernhardi 425

28 Cod. Udalr. 258 f. Petr. Venerab. ep. 1,34. HEG II 578 f. Bernhardi 465. Haller III 37 ff.

29 Ann. Saxo 1132. Ann. Palid. 1132. Ann. Path. 1132. Vita Norb. 21. LMA I 1213. Bernhardi 438 ff.

30 Otto v. Fr. Chron. 7,18. 7,27. Rahewin, Gesta 3,10. Ern. Vita Bernh. 1,5. Vita Norb. 21. Kelly 185. HEG II 325. Bernhardi 473 ff. 481 ff. Gregorovius II/1 185. Holtzmann, Der Kaiser als Marschall 8 f. 34 f. Jordan, Investiturstreit 93 f. Petke, Kanzlei, Kapelle 317 f. Höflinger, Kaiser Lothar III. 257. Vgl. auch Claussen 99 f.

31 Haller III 41 f. Jordan, Investiturstreit 99. Bernhardi 492 ff. 590

32 Otto v. Fr. Chron. 7,19. Gesta Alberon. 15. Helm. v. Bosau 54. Bernhardi 560 ff. 614 ff. 633 f. 715

33 Ann. Saxo 1136. Ann. Patherbr. 1136. Ann. Magdeb. 1136. Bern-

hardi 608. Herrmann, Die Slawen 354. Ahlheim 340. Engel/Epperlein 320 ff.

34 Otto v. Fr. Chron. 7,19. Ann. Saxo 1137. LMA IV 1114 f. Bernhardi 649 ff. 660 ff. 670 ff. 680 ff. 687

35 Otto v. Fr. Chron. 7,20. Annal. Saxo 1137. Ann. Palid. 1137. Bernhardi 709 ff. 714 ff. Haller III 43 f.

36 Otto v. Fr. Chron. 7,20. Ann. Saxo 1137. LMA VII 421. Bernhardi 716 ff. 722 ff. 738, 745 ff. 752 ff. Haller III 44 ff.

37 Otto v. Fr. Chron. 7,20. Ann. Sax. 1137. Ann. Disib. 1137. Bernhardi 765 f. 770 ff. 783 ff. Haller III 45 f. Neumeister, Lothar III. 147. Zur Teilnahme von Herrscher-Gattinnen an Fahrten oder Treffen s. auch Voss 171 f.

9. KAPITEL
DER ERSTE STAUFERKÖNIG. KREUZZÜGE WIE VOM FLIESSBAND UND EIN HEILIGER KIRCHENLEHRER

1 Cardini 39

2 Bernh. v. Clairv. zit. nach Ronner 318

3 Kupisch 79

4 Schiller, zit. nach Wollschläger 226

5 Helm. v. Bosau 54. Otto v. Fr. Chron. 7,23 ff. Gesta Alber. 15. LThK I³ 328 f. LMA I 283, III 1039, IV 2074, V 1339 f. 1899, VI 1581. HEG II 333 f. Menzel I 391 f. Hausmann 167 ff. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 115 ff. 126, 130 f. Ders. III 47 f. 98 f. Jordan, Investiturstreit 101 f. Höflinger, König Konrad III. 266 f. Neumeister, Konrad III. 150 ff. Engels, Die Staufer 31 ff. 38

6 Helm. v. Bosau 56. Annal. Saxo 1139. LMA IV 2074, V 1899, VIII 2146. HEG II 333 f. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 117 f. Jordan, Investiturstreit 102 f. 111. Höflinger, König Konrad III. 266 f. Neumeister, Konrad III. 153. Engels, Die Staufer 38 f.

7 LP 2,383; 3,138. JW 1,919. Kelly 185 ff. LMA VIII 1666

8 Otto v. Fr. Chron. 7,23 f. 7,29. Kelly 185. LMA VII 421. HEG II 570 f. Gregorovius II/1, 188 ff. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 120. Ders. III 49 f. Jordan, Investiturstreit 100

9 Otto v. Freis. Chron. 7,23; 7,27. Kelly 185. LMA VIII 272. Gregorovius II/1, 191 f. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 120. Ders. III 51 ff. Jordan, Investiturstreit 105. Schaller, Herrschaftszeichen 81 f.

10 LP 2,385 f. JW 2,1 ff. Otto v. Fr. Chron. 7,31; 7,34. Joh. v. Salisb. Hist. pontif. 27. Romuald SS 19,424. Gottfr. v. Vit. SS 22,261. Kelly 187 ff. LThK II³ 1246 f. LMA III 4, 1569, IV 78 f. 1607 f. V 2162. Gregorovius II/1, 206 ff. Haller III 51 ff. 56

11 Anon. Gesta Franc. 39, 15 ff. Alb. Aquens. 6,47. Pernoud 111 ff. Heer, Kreuzzüge 80 f. Wollschläger 227 f. Zöllner, Geschichte der Kreuzzüge 77. – Eine Kreuzfahrt von Norwegen in den Mittelmeerbereich erfolgte von 1108 bis 1111 unter König Sigurd (Jórsalafari «der Jerusalemfahrer»). Er soll auch die Christianisierung des südöstlichen Schweden durch einen «Kreuzzug» versucht haben. Zuletzt wurde er geisteskrank und «gewalttätig», was er, genaugenommen, ja auch vorher war. Vgl. LMA VII 1896 f. u. HEG II 889

12 Alb. Aquens. 7,46. Otto v. Fr. Chron. 7,7. LMA I 1366, III 433 f. IV 1599 f. (Despy). Menzel I 371. Prawer 490 ff. Atiya 57 f. Heer, Kreuzzüge 80 ff. Oldenbourg 152 ff. Wollschläger 228. Zöllner, Geschichte der Kreuzzüge 76 ff.

13 Atiya 56 f. Gabrieli 61
14 Fulch. Carn. 3,37. Pernoud 125
15 Pasch. II. ep. ad archiepisc. et episc. et abbates Galliae 1099. LMA I 1366, 1823, IV 1942, VIII 1016. HKG III/1, 515. Pierer 9, 807. Menzel I 374. Pernoud 114 f. 136 f. Oldenbourg 207 f. 221 f. Heer, Kreuzzüge 83 f. Gabrieli 52 ff. 64 ff. Atiya 56 f. 62. Kühner, Die Kreuzzüge 12. Zöllner, Geschichte der Kreuzzüge 83 ff. Thorau 133
16 LThK V[3] 982 ff. LMA V 613 ff. 982 ff. VII 878 (Hiestand), VIII 534 ff. Menzel I 375. Prutz 27. Neuss 152. Hertling 161. Atiya 61. Heer, Mittelalter 217. Ders. Kreuzzüge 95. Oldenbourg 252, 477. Benninghoven 4 ff. 11
17 Pet. v. Dusb. 1,1. Fuchs/Raab I 395 f. LThK V[3] 983. LMA V 613 f. VII 878, VIII 536 f. HKG III/1, 530. Pierer 12, 335. Prutz 11 f. Atiya 60 f. Heer, Kreuzzüge 95, 99. Schumacher 384. Charpentier 13 ff. Oldenbourg 254. Bradford 20 ff.
18 Fuchs/Raab II 779 f. LMA V 168, VIII 534 ff. (Demurger). HKG III/1, 529 f. Atiya 60. Heer, Kreuzzüge 95 f. Montgomery I 190. Charpentier 35
19 Atiya 61. Heer, Kreuzzüge 93 f. 96 ff. Charpentier 30. Benninghoven 4 f. Zimmerling 42 f.
20 LMA III 1565 f. Atiya 59 f. Montgomery I 190 ff.
21 Otto v. Fr. Chron. 7,4; 7,30. Gesta 1,37. LMA III 1565 ff. (Ferluga), V 383, VI 1317. Montgomery I 189. Lammers 551 Anm. 100
22 Otto v. Fr. Gesta 1,31
23 Zur Vorgeschichte des Kreuzzugs: Otto v. Fr. Gesta 1,35 ff. Ferner 1,37 f. Chron. 7,32 f. Vita Bernh. 3,4. LMA V 1511. Pierer 9, 807. Haller III 60
24 Otto v. Fr. Gesta 1,49 ff. Wetzer/Welte I 839 f. LThK I[3] 1022, II 268 ff. LMA I 1005 f. 1992 ff. V 2183, VII 1764. Kelly 194, 324. Heer, Kreuzzüge 89 f. Franzen 191. Dickerhoff 471 f.
25 Otto v. Fr. Gesta 1,44. Bernh. v. Cl. ep. 239; 247; 363; sermo in coena Dom. 3. Wetzer/Welte I 840. Pierer 9, 807. Menzel I 397. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 121 f. Ders. III 60 f. Bernhart 136. Heer, Kreuzzüge 85 ff. 91, 93. Kühner, Gezeiten I 186. Lautemann 371
26 Helm. v. Bosau 59. Otto v. Fr. Gesta 1,36
27 Otto v. Fr. Gesta 1,43; 1,67
28 Helm. v. Bosau 59 f. Otto v. Fr. Gesta 1,39 ff. 1,44. Niket. Choniat., hist. 1,5. LMA V 2183 f. VI 1359. HEG II 705. Menzel I 397, 399. Atiya 64. Heer, Kreuzzüge 100. Pernoud 158 f. Wollschläger 237. Zapperi 119 f. Zöllner, Geschichte der Kreuzzüge 89 f. 92 ff. Neumeister, Konrad III. 156. Höflinger, König Konrad III. 268
29 Gerh. Reichersp. De invest. Antichr. 1,69. Helm. v. Bosau 60. Odo Diogil. 6. Pierer 9, 807. Menzel I 400. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 123 ff. Ders. III 68 f. Heer, Kreuzzüge 100 ff. Kühner, Gezeiten I 189. Montgomery I 192. Wollschläger 239 ff. Gabrieli 98 ff. Höflinger, König Konrad III. 268 f.
30 Wetzer/Welte I 841 f. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 126. Ders. III 70. Heer, Kreuzzüge 103. Kühner, Gezeiten I 189. Bradford 33
31 Otto v. Fr. Gesta 1,43. Helm. v. Bosau 62 ff. bes. 65. Bernh. v. Clairv. ep. 457. LMA VI 1163, VIII 2183. HEG II 103, 336. Hauck IV 628 ff. Ahlheim 341. Claude II 59. Bünding-Naujoks 98, 102. Engel/Epperlein 326. Stoob 223 Anm. 4. Vgl. auch Prinz, Die Grenzen des Reiches 172

32 LThK I[3] 712. LMA I 316 f. 678 f. Hauck IV 630. Ahlheim 341 f.
33 Wetzer/Welte XI 863. LThK X[1] 819 f. HKG III/2, 49
34 LMA I 591 f. (H.-R. Singer) III 230 f. VI 1406 f. VII 1769 f. HEG I 1001 ff. (Lacarra/Engels) 1008, 1013 ff. II 208 f. 922 ff. Ballesteros/Beretta 59 f.
35 LMA I 393 f. VI 1863. HEG I 1003, 1008 f. 1015 f. HKG III/1, 152 f.
36 LMA I 393 f. VII 1370 ff. HKG III/1, 153. HEG I 1008. Hassauer. Vgl. auch Denecke 213, 215, Hassauer/Brühl, Deschner, Opus Diaboli 207 ff. bes. 220 ff.
37 LMA I 394 f. V 1884 f. VI 1599, VII 528. HEG I 1008. HKG III/1, 153 f. 248. Ballesteros/Beretta 68 f.
38 LMA VII 427 f. Ballesteros/Beretta 69. Vones 41 ff.
39 LMA II 957 ff. bes. 971, 979 f. Vincke 4 ff. Ballesteros/Beretta 70 f. Montgomery I 182
40 LMA IV 362 f. V 1885, VI 895, VII 1356 f. HEG II 193, 932. HKG III/1 250. Erdmann 269
41 LMA I 398 f. V 1885, VI 895, VIII 843. HKG III/1, 251. Ahlheim 354
42 HEG II 210. Erdmann 267 ff. Haller II 257 ff. Jordan, Investiturstreit 25. Kühner, Die Kreuzzüge 4 f. Fried, Der päpstliche Schutz für Laienfürsten 63 ff. Vones 75 ff.
43 Der Neue Brockhaus I 464. Kindlers Literaturlexikon I 2603 ff. LMA II 2078 ff. HEG II 927, 930 f. Erdmann 269 f. Ahlheim 353. Vgl. Becker, Papst Urban II. Teil 2, 333 ff.
44 LMA I 399, 449 f. II 2079, VIII 1380 f. HEG II 928 f. Ahlheim 355
45 LMA V 153, VII 407. Vgl. auch LMA III 695 u. HEG II 941. Ahlheim 355 f. u. die dort genannte Literatur
46 Otto v. Fr. Gesta 1,26; 1,71. Neumeister, Konrad III. 157 f. Höflinger, König Konrad III. 268 ff. Cardini 72

10. KAPITEL
BARBAROSSAS MILDES ANTLITZ

1 Acerb. Mor. 1162
2 Niket. Choniat. zit. nach Cardini 256
3 Cardini 92 f.
4 Lod. Anon. 1167. Narr. de Longob. obpress. 1159 ff. Otto Mor. 1155, 1160 f.
5 Otto v. Fr. Gesta 1,1 ff. LMA IV 931, 959, 2083, V 798, VI 1581 f. VII 401 f. Hampe 140 ff. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 132 f. Meyer-Gebel 217 ff. Appelt 179. U. Schmidt, Königswahl und Thronfolge 134 ff. Vgl. auch die vorh. Anm.
6 Otto v. Fr. Gesta, Prol. Vgl. Friedrichs I. Brief an Otto, in: Schmale, Bischof Otto von Freising und Rahewin 2, 82. Taddey 909
7 Kelly 190 LMA IV 931. Hampe 147 ff. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 136. Jordan, Investiturstreit 114 f. Cardini 68 f. 76, 94 f. Appelt 180 f.
8 Otto v. Fr. Gesta Prol. 2,12 ff. 2,17 ff. Narr. de Longob. obpress. 1155. Otto Mor. 1154. LMA VIII 883. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 136 ff. Ders. III 90 ff. Jordan, Investiturstreit 117 ff. Koch 281. Appelt 177, 180. Müller-Mertens, Reich und Hauptorte der Salier 148 nennt 19 Italienzüge der Ottonen und Salier. Zum Aufschwung der italienischen Städte: Sprandel, Verfassung 102 ff. Zur Entstehung und Situation der nordalpinen Städte ebd. 110 ff.
9 Otto v. Fr. Gesta 2,21 ff. Otto Mor. 1154 f. Narr. de Longob. obpress. 1155. Schmale, Bischof Otto von Freising und Rahewin 336 Anm. 67. Cardini 100 f. Vgl. auch die vorher. Anm.
10 Otto v. Fr. Gesta 2,30 ff. Otto Mor.

1155. Gerh. Reichersp. De investig. Antichr. 1,40. Kelly 190 ff. LMA IV 1823. Gregorovius II/1 220 ff. Hampe 152 f. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 140 f. Ders. III 90 ff. Jordan, Investiturstreit 118. Heer, Kreuzzüge 89 f. Wollschläger 226. Cardini 103 ff.

11 Helm. v. Bosau 81. Kelly 191 f. Gregorovius II/1, 223 ff. Holtzmann, Der Kaiser als Marschall 1 ff. 6 ff. 20 ff. 36 ff. 44 ff. Hampe 153 f. Koch 282. Cardini 105 f. Appelt 182

12 Otto v. Fr. Gesta 2,35. Otto Mor. 1155. Kelly 191 f. Cardini 207 ff. 210 ff. Nach Metz 362 gehörten «die zahlreichen kriegerischen Unternehmungen des Adels ‹zum Wesen des Adels überhaupt›».

13 Otto v. Fr. Gesta 2,33 ff. 2,36 f. Otto Mor. 1155. Gregorovius II/1 227 ff. Hampe 151. Haller III 95 f. Jordan, Investiturstreit 118 f. Schmale, Italische Quellen 11. Töpfer 174. Koch 281 f. Appelt 182

14 Otto v. Fr. Gesta 2,39 f. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 141 f. Ders. III 96. Jordan, Investiturstreit 119. Töpfer 174. Koch 282

15 Ich folge weitgehend Cardini 114 ff.

16 Otto v. Fr. Gesta 2,51. Guil Tyr. 18,7 ff. Otto Mor. 1155. Haller III 97. Cardini 119

17 LMA IX 132 (hier Hugo Falcandus zitiert). Seidlmeyer 132. Hampe 154 f. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 144 f. Ders. III 97 f. Jordan, Investiturstreit 119 f. Heer, Kreuzzüge 103. Grebe 27. Cardini 118 f. Koch 282 f. Appelt 182

18 Rahewin 3,10 ff. 3,26. LMA IV 14, VII 418 f. Hauck IV 223 ff. Hampe 154 f. 157 f. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 146 f. Ders. III 100 ff. Jordan, Investiturstreit 126. Grebe 27. Töpfer 175 f. Cardini 122 ff. Koch 284. Appelt 182

19 Rahewin, Gesta 3,12 f. 3,19 f. 3,26 f. Hampe 150. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 147 ff. Ders. III 104 ff. Jordan, Investiturstreit 126. Cardini 126 f. Appelt 184

20 Rahewin, Gesta 3,30 ff. Otto Mor. 1158. Narr. de Longob. obpr. 1155 ff. Cardini 122 f. 129 ff. 140

21 Rahewin, Gesta 3,21; 3,29; 3,34 ff. Otto Mor. 1158. Narrat. de long. obpr. Cardini 131

22 Otto Mor. 1158. Narr. de Long. obpr. 1159. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 149 ff. Cardini 131 f. 134, 144

23 Rahewin, Gesta 4,18 ff. 4,25. Narr. d. Long. obpr. 1159. Kelly 192. Hauck IV 226. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 153 f. Ders. III 107 ff. Jordan, Investiturstreit 131

24 Rahewin, Gesta 4,28 ff. 4,32 ff. Otto Mor. 1159

25 Rahewin, Gesta 4,38 ff. 4,48 ff. 4,51. Otto Mor. 1159. Narr. de Long. obpr. 1158 f. LMA III 339. Cardini 141 ff. 145 ff. Zum Geldbedarf des (hessischen) Adels überhaupt vgl. Metz 363 ff.

26 Rahewin, Gesta 4,55

27 Rahewin, Gesta 4,56 f. Vgl. Otto Mor. 1159 u. Narr. de Long. obpr. 1159 f. Cardini 145 f.

28 Rahewin, Gesta 4,57. Narr. de Long. obpr. 1159 f.

29 Rahewin, Gesta 4,72. Otto Mor. 1160. Acerbus Mor. 1162. Cardini 146

30 Rahewin, Gesta 4,52; 4,59 ff. 4,63. Otto Mor. 1160. Narr. de Long. obpr. 1159 f. Gerh. Reichersp. de investig. Antichr. 1,53 ff. JW 2,418 ff. MG Const. 1,252 ff. LMA VIII 1666 f. Kelly 192 ff. Gregorovius II/1, 237 f. Davidsohn I 470 f. Hampe 168 f. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 154. Ders. III 111 ff. Jordan, Investiturstreit 131 f.

31 Rahewin, Gesta 4,60 ff. Haller III 114 f.

32 Rahewin, Gesta 4,64 f. 4,74 ff. Otto Mor. 1160. Gerh. Reichersp. De investig. Antichr. 1,55. Gregorovius II/1, 239. Hampe 169. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 155. Ders. III 116 ff. Heer, Kreuzzüge 103 ff. Jordan, Investiturstreit 132. Koch 286

33 Gregorovius II/1 239 f. Hampe 170. Haller III 121 ff. 373. Jordan, Investiturstreit 132 f.

34 Otto (Acerbus?) Mor. 1161. Fries 205. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 157. Herde 342 ff.

35 Otto (Acerbus?) Mor. 1161 f.

36 Narr. de Longob. obpr. 1160 ff. Otto Mor. 1160. Otto (Acerbus?) Mor. 1161. – Zu den sehr wenigen zeitgenössischen Christentumskritikern, die das grauenvolle Schicksal des Tieres in unserer sogenannten Kultur anprangern, gehören Nelly Moia, vgl. etwa Für die Frauen 339 f., Géint d'Pafen 193 ff. u. a., ferner Hans Wollschläger, Horst Herrmann, vgl. etwa Was ich denke 122 ff., Peter Singer und Edgar Dahl, s. Das gekreuzigte Tier 280 ff. Dazu auch die sehr nachdrücklichen Hinweise bei G. Streminger, Gottes Güte und die Übel der Welt 105 f. 308, 373 f. u. a. S. auch Streminger, Die Jesuanische Ethik 139. Ich selbst wurde diesbezüglich – nicht eigentlich unfreundlich – erst unlängst in die kompromittierende Nachbarschaft der christlichen Kirchen versetzt. Schrieb Eckhardt Henscheid 18 doch: «Die geradezu maliziöse Unentschlossenheit der zumal katholischen Kirche bis hin zur Laxheit, Indifferenz und Indolenz scheint selbst ihre geschworenen Gegner und bösartigsten Kritiker (Nietzsche, Deschner u. a. m.) infiziert zu haben: Auch bei ihnen findet sich kaum ein anklagender Verweis auf vergangene christliche Kriminalia in der Tierverfahrensweise ...» Tatsächlich aber geißelte ich dies gelegentlich durchaus, zuletzt in meinem jüngsten Buch «Für einen Bissen Fleisch». Doch räume ich ein: viel zu selten! Und nicht erst heute wäre es mir lieber, nur ein Buch gegen die Pest des Christentums geschrieben zu haben und dafür ein paar Dutzend zugunsten der Tiere.

37 Narr. de Long. obpr. 1162. Zotz, Präsenz 177 ff.

38 Narr. de Long. obpr. 1162 ff. Schmale, Italische Quellen 23. Zotz, Präsenz 183 f.

39 Narr. de Long. obpr. 1162 ff. Acerbus Mor. 1162. dtv-Lexikon 15,39. LMA III 1388 f. VI 2074. Davidsohn I 477. Hampe 170 f. Wein 123 ff. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 157 ff. Herkenrath 6. Grebe 15. Koch 287. Ein weiterer Kölner Metropolit, Rainalds Nachfolger, der dortige Domdechant Philipp von Heinsberg, dessen Gebeine im Kölner Dom ruhen, zerstörte zusammen mit den Römern, kurz vor seiner Bischofswahl 1167, Albano. Die Karriere verdankte er Barbarossa, zu dem er dann infolge der Machtzusammenballung beim Ausbau seines Kölner Territoriums in Gegensatz trat.

40 Acerbus Mor. 1162. Hampe 171 f. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 160 f. Ders. III 128 ff. 131 ff. Jordan, Investiturstreit 134 f.

41 LThK III³ 426. LMA III 1521

42 Hist. ducum Venet. SS 14,78. JW 2,426 ff. Acerbus Mor. 1163 f. Lod. Anon. (?) 1164 f. 1167. Kelly 195 f. LThK II³ 1133. LMA II 1910, V 1352, VI 1753, VIII 1568 f. Gregorovius II/1, 240. Davidsohn I 489 f.

Hampe 173 f. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 163 ff. 167. Ders. III 133 f. Jordan, Investiturstreit 137, 143. Schmale, Italische Quellen 207 Anm. 74. Appelt 188 f.

43 Acerbus Mor. 1164. Lodes. Anon. (?) 1167. Ann. Ceccan. SS 19,285. Boso, LP 2,412 f. LThK VI³ 284. Gregorovius II/1, 241. Davidsohn I 499. Hampe 175. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 168. Ders. III 134, 146. Jordan, Investiturstreit 137. Schmale, Italische Quellen 8 ff.

44 Hampe 174 f. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 167. Ders. III 143 f. Jordan, Investiturstreit 138 f. Appelt 188

45 Lod. Anon. (?) 1166 f. Narr. de Long. obpr. 1167. LMA II 535 f. Gregorovius II/1, 242 f. Hampe 176 f. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 169 f. Ders. III 147 f. Appelt 189. Cardini 194

46 Lod. Anon. (?) 1167. Gregorovius II/1, 243 f. Hauck IV 208. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 170 ff. Ders. III 148. Lautemann 424. Cardini 194

47 Lod. Anon. (?) 1167. LMA IV 960. Gregorovius II/1, 244 ff. Hampe 177. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 172. Ders. III 148. Cardini 196 f. Zu Rom als Festung («Romana arx») vgl. R. Schieffer, Mauern, Kirchen und Türme 129 ff.

48 Lod. Anon. (?) 1167. Gregorovius II/1, 247. Hampe 147, 177. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 172 f. Ders. III 148. Cardini 197 f. Appelt 189. Zu Seuchen im Mittelalter generell vgl. Keil 109 ff. Dazu auch Dirlmeier 150 ff.

49 Lod. Anon. (?) 1167. v. Wilpert I 73. Menzel I 411. Hauck IV 226. Hampe 155 ff. Grebe 25 ff.

50 Narr. de Long. obpr. 1167. Lod. Anon. (?) 1167 f. LMA V 2100. Gregorovius II/1, 247 f. Hampe 178 ff. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 174, 177. Ders. III 149. Jordan, Investiturstreit 140 f. Cardini 198 ff. Appelt 189 f.

51 Menzel I 413. Hauck IV 274. Davidsohn I 489 f. Hampe 181 f. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 177 f. Jordan, Investiturstreit 142 ff. Cardini 201 f. Appelt 190

52 LP 2,420 f. Kelly 196 f. LMA I 353. Gregorovius II/1, 240, 253. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 179. Cardini 204 ff.

53 LMA IV 556. Menzel I 416. Gregorovius II/1 248 ff. Davidsohn I 519 f. 538. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 181, 198 f. Ders. III 173. Koch 290

54 Narr. de Long. obpr. 1174 f. LMA II 1809, V 1806. Menzel I 416 ff. Gregorovius II/1 249 f. Hampe 182 ff. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 181 ff. Ders. III 174 f. Jordan, Investiturstreit 148. Koch 290. Appelt 190 f.

55 LMA I 567 f. VIII 1471. Hampe 186. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 189 f. Ders. III 176 ff. Jordan, Investiturstreit 148 f. Koch 290. Engels, Die Staufer 92 f. Cardini 216 ff.

56 Boso LP 2,433. MG Const. 1,249 f. 1,259 ff. 1,349 ff. Romuald SS 19,443 ff. Narr. de Long. obpr. 1177. LMA I 568, VIII 1471. Menzel I 418 ff. Gregorovius II/1, 251 f. Hampe 187 ff. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 189 ff. Ders. III 176 ff. Jordan, Investiturstreit 148 ff. Cardini 216 ff. 221 f. Koch 290 f. Appelt 191 f. Engels, Die Staufer 93, 97. Über den Frieden v. Venedig ausführlich: Rom. Salern. Vgl. den entspr. Auszug bei F.-J. Schmale, Quellen z. d. Italienzügen

57 LMA II 1398. Gregorovius II/1 253. Hampe 188 ff. Haller, Das altdeut-

sche Kaisertum 191 f. Ders. III 179 ff. Appelt 191 f.

58 Kelly 193 f. LMA I 404, IV 2050 f. VIII 702 f.

59 Kelly 192 ff. LMA V 1741 f. Gregorovius II/1, 254. Grupp III 277. Haller III 181. Cardini 225 f. Kolmer, Christus als beleidigte Majestät 9 f. Vgl. auch Patschovsky 317 ff. u. (mitunter peinlich apologetisch) Trusen 435 ff. Lea 91 f.

60 JW 2,431. Kelly 194. LMA V 434. Gregorovius II/1 254, 256. Hampe 190 f. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 198 f. Ders. III 182 f. 189. Jordan, Investiturstreit 156. Cardini 226

61 LP 2,450. Arnold v. Lübeck 3,16. LMA V 2162 f. VIII 1284. Kelly 197 ff. Hauck IV 306. Hampe 209 ff. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 199 ff. Ders. III 188 ff. 194. Jordan, Investiturstreit 157. Cardini 235 f.

62 LMA IV 1957, V 357, VII 1280. Hampe 212 ff. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 201 ff. Ders. III 194 f. Atiya 73. Jordan, Investiturstreit 160. Gabrieli 262

11. KAPITEL
DER DRITTE KREUZZUG (1189–1192)

1 Cardini 245

2 Zit. nach Wollschläger 256. Vgl. auch Pernoud 205 f.

3 Zit. nach Wollschläger 261 f.

4 LThK VI[3] 473. HEG II 190. Paulus I 126 II 32. Wollschläger 259. Zöllner, Geschichte der Kreuzzüge 108 f. Cardini 243 ff.

5 LThK I[3] 485. LMA I 508 f. Atiya 65 ff. Zöllner, Geschichte der Kreuzzüge 100. H. E. Mayer 63 ff.

6 LMA IV 1957, VII 416 f. Atiya 71. Kühner, Gezeiten I 190. Wollschläger 253 f. Oldenbourg 348 ff. Hamilton 97 ff. Gabrieli 156 ff. 170. Zöllner, Geschichte der Kreuzzüge 102 ff.

7 Heer, Kreuzzüge 107 f. Kühner, Gezeiten I 190 f. Gabrieli 143

8 LMA VII 1280, 1317. Atiya 71 f. Heer, Kreuzzüge 108. Montgomery I 193. Wollschläger 263. Zöllner, Geschichte der Kreuzzüge 101

9 LMA IV 1957. Atiya 71. Montgomery I 193 ff. Heer, Die Kreuzzüge 108. Pernoud 182, 202 ff. Wollschläger 255 f. Gabrieli 159 ff. 170, 176 f. 179 ff. Möhring 20 ff. Zöllner, Geschichte der Kreuzzüge 100 ff. 105 f. Bradford 37 ff.

10 LMA VII 417. Montgomery I 196. Pernoud 205. Gabrieli 171, 180 ff. 184 ff.

11 LMA VII 1280 f. Atiya 71 f. Heer, Kreuzzüge 108. Kühner, Die Kreuzzüge II 21. Oktober 1970, 2. Wollschläger 255 f. Pernoud 208. Gabrieli 184 f. 188, 201 ff.

12 Menzel I 427. Atiya 72. Kühner, Gezeiten I 192 f. Heer, Kreuzzüge 108. Pernoud 183, 210 f. Oldenbourg 368 ff. 380. Gabrieli 190 ff. 204 ff.

13 Gabrieli 211

14 LMA I 386, V 666 f. VI 1399, VII 1043 f. Atiya 72. Heer, Mittelalter 232 ff. Ders. Kreuzzüge 108 f. Oldenbourg 377 ff.

15 LP 2, 349. JW 2, 528 ff. Kühner, Lexikon 97. Kelly 198 ff. LMA IV 1671. LMA VIII 998, 1284. Menzel I 428. Paulus I 204. Holtzmann W., Die Dekretalen 113 ff. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 203. Ders. III 191 ff. 197 f. Heer, Kreuzzüge 109. Pfaff 175 ff. Zöllner, Geschichte der Kreuzzüge 109

16 Kelly 200 f. LMA II 2140 f. IV 2050 f. VI 2058. Menzel I 425. Gregorovius II/1, 259. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 203 f. Ders. III 198 ff. Heer, Mittelalter 572.

Atiya 73. Jordan, Investiturstreit 160. Wollschläger 260. Kühner, Gezeiten I 193. Ders., Die Kreuzzüge II, 21. Oktober 1970, 1. Zöllner, Geschichte der Kreuzzüge 109 f.

17 Menzel I 428 f. Fries 227. Lekai 76 f. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 204 f. Kühner, Gezeiten I 194. Wollschläger 262. Heer, Kreuzzüge 109. Zöllner, Geschichte der Kreuzzüge 111 f. Vgl. auch Voss 168 f.

18 Menzel I 430. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 205 f. Ders. III 211. Wein 125 ff. Atiya 73. Heer, Kreuzzüge 109 f. Jordan, Investiturstreit 161. Gabrieli 262 ff. Zöllner, Geschichte der Kreuzzüge 112

19 LMA IV 2051, VII 810 f. Haller III 201 f.

20 LMA VI 2059. Gregorovius II/1 261. Kawerau 143. Wollschläger 264. Zöllner, Geschichte der Kreuzzüge 112 f.

21 Pierer 9, 808. Menzel I 431. Kawerau 143. Atiya 73. Heer, Kreuzzüge 110. Pernoud 220 ff. Wollschläger 265. Gabrieli 266 ff. Zöllner, Geschichte der Kreuzzüge 113 f.

22 Arnold v. Lüb. Chron. Slav. 4,16. Grupp IV 147 f. Ludwig 23. Heer, Mittelalter 219. Ders., Kreuzzüge 110. Kühner, Die Kreuzzüge II, 2. Wollschläger 268. Gabrieli 278 f.

23 Kühner, Lexikon 98. LThK IV[3] 746 f. Pierer 9, 808. Pernoud 238 ff. 246 f. Heiler 177 f. Montgomery I 196. Haller III 211. Heer, Mittelalter 219. Jordan, Investiturstreit 161. Gabrieli 280 ff.

BENUTZTE SEKUNDÄRLITERATUR

Aerssen, J. van, Kirchengeschichte für Schule und Haus, 1901

Ahlheim, K., Kreuzzüge und Ketzerkriege in Europa, in: Deschner (Hg.), Kirche und Krieg, 1970

Albert, H., Die Formen des religiösen Pragmatismus, in: Dahl, E. (Hg.), Die Lehre des Unheils, 1993

Althoff, G., Amicitiae und Pacta. Bündnis, Einung, Politik und Gebetsgedenken im beginnenden 10. Jahrhundert, 1992

Althoff, G., Die Billunger in der Salierzeit, in: Weinfurter, S. (Hg.), Die Salier und das Reich, 1. Bd., 2. A., 1992

Althoff, G., Empörung, Tränen, Zerknirschung. ‹Emotionen› in der öffentlichen Kommunikation des Mittelalters, in: FMS, 1996

Anton, H. H., Fürstenspiegel und Herrscherethos in der Karolingerzeit, 1968

Anton, H. H., Bonifaz von Canossa, Markgraf von Tuszien, und die Italienpolitik der frühen Salier, in HZ (214), 1972

Appelt, H., Friedrich Barbarossa (1152–1190), in: Beumann (Hg.), Kaisergestalten des Mittelalters, 3. A., 1991

Arnold, K., Die Einstellung zum Kind im Mittelalter, in: B. Herrmann (Hg.), Menschen und Umwelt im Mittelalter, 1996

Atiya, A. S., Kreuzfahrer und Kaufleute. Die Begegnung von Christentum und Islam, 1964

Auer, W., Heiligen-Legende für Schule und Haus. Mit Bild, Leben eines Heiligen, Lehre und Gebet für jeden Tag des Jahres. 5. A. (154. bis 160. Tausend), 1907

Auer, L., Der Kriegsdienst des Klerus unter den sächsischen Kaisern, in: MIÖG, 1971

Aufhauser, J. B., Bayerische Missionsarbeit im Osten während des 9. Jahrhunderts, in: Festgabe Alois Knöpfler, 1917

Baeger, E., Staat und Kirche, in: Dahl, E. (Hg.), Die Lehre des Unheils, 1993

Ballesteros/Beretta, A., Geschichte Spaniens, 1943

Bannasch, H., Das Bistum Paderborn unter den Bischöfen Rethar und Meinwerk (983–1036), 1972

Bauer, A., Der Livlandkreuzzug, in: Wittram, R. (Hg)., Baltische Kirchengeschichte, 1956

Bauerreiss, R., Kirchengeschichte Bayerns. Zweiter Band. Von den Ungarneinfällen bis zur Beilegung des Investiturstreites (1123), 1950

Becker, A., Papst Urban II. (1088–1099). Der Papst, die griechische Christenheit und der Kreuzzug, Teil 2, 1988

Becker, K., Sag nein zum Krieg, o. J.

Beissel, S., Die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien in Deutschland bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts I, 1890

Beissel, S., Die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien in Deutschland während der zweiten Hälfte des Mittelalters (II), 1892

Benninghoven, F., Der Orden der Schwertbrüder, 1965
Bentzien, U., Bauernarbeit im Feudalismus. Landwirtschaftliche Arbeitsgeräte und -verfahren in Deutschland von der Mitte des ersten Jahrtausends u. Z. bis um 1800, 2., verb. A., 1990
Berg, D./Goetz, H.-W. (Hg.), Ecclesia et regnum. Beiträge zur Geschichte von Kirche, Recht und Staat im Mittelalter. Festschrift für Franz-Josef Schmale zu seinem 65. Geburtstag, 1989
Bernhardi, W., Lothar von Supplinburg. Neudruck von 1879. 2. unveränd. A., 1975
Bernhart, J., Der Vatikan als Weltmacht. Geschichte und Gestalt des Papsttums. 19.–23. A., 1951
Bertram, A., Geschichte des Bisthums Hildesheim I, 1899
Beumann, H., Das päpstliche Schisma von 1130, Lothar III. und die Metropolitanrechte von Magdeburg und Hamburg-Bremen in Polen und Dänemark, 1971
Beumann, H. (Hg.), Heidenmission und Kreuzzugsgedanke in der deutschen Ostpolitik des Mittelalters, 1963, 2. A., 1973
Beumann, H., Das Reich der späten Salier und der Staufer (1056–1250), in: Seibt, F. (Hg.), Europa im Hoch- und Spätmittelalter, HEG, Bd. 2, 1987
Beumann, H. (Hg.), Kaisergestalten des Mittelalters, 3. durchges. A., 1991
Beumann, H., Die Auctoritas des Papstes und der Apostelfürsten in Urkunden der Bischöfe von Halberstadt. Vom Wandel des bischöflichen Amtsverständnisses in der späten Salierzeit, in: Weinfurter (Hg.), Die Salier und das Reich, II, 1992
Beyreuther, G., Heinrich II., in: Engel/Holtz (Hg.), Deutsche Könige und Kaiser des Mittelalters, 1989
Birnbacher, D., Das Dilemma der christlichen Ethik, in: Dahl, E. (Hg.), Die Lehre des Unheils, 1993
Bischof, N., Über die Chronologie der Kaiserin Gisela und über die Verweigerung ihrer Krönung durch Aribo von Mainz, in: MIÖG 58, 1950
Blattmann, M., «Ein Unglück für sein Volk». Der Zusammenhang zwischen Fehlverhalten des Königs und Volkswohl in Quellen des 7.–12. Jahrhunderts, in: FMSt 1996
Blumenthal, U.-R., Rom in der Kanonistik, in: Schimmelpfennig, B./Schmugge, L. (Hg.), Rom im hohen Mittelalter, 1992
Böckle, F., Friede und moderner Krieg, in: Der katholische Gedanke, Heft 1, März 1967
Böhmer, H., Kirche und Staat in England und in der Normandie im XI. und XII. Jahrhundert. Eine historische Studie, 1899
Bónis, G., Die Entwicklung der geistlichen Gerichtsbarkeit in Ungarn vor 1526, 1965
Borst, A., Die Katharer, 1953
Borst, A., Mönche am Bodensee 610–1525, 4. A., 1997
Boshof, E., Erzbischof Agobard von Lyon, 1969
Boshof, E., Lothringen, Frankreich und das Reich in der Regierungszeit Heinrichs III., in: RhVjbl. 42, 1978
Boshof, E., Lotharingien – Lothringen: Vom Teilreich zum Herzogtum, in: Heit, A. (Hg.), Zwischen Gallia und Germania, 1987
Boshof, E., Odo von Beauvais, Hinkmar von Reims und die kirchenpolitischen Auseinandersetzungen im westfränkischen Reich, in: Berg, D./Goetz, H.-W. (Hg.), Ecclesia et regnum, 1989

Boshof, E., Heinrich IV. Herrscher an einer Zeitenwende, 2. A., 1990
Boshof, E., Die Salier, 2. verb. u. erg. A., 1992
Boshof, E., Bischöfe und Bischofskirchen von Passau und Regensburg, in: Weinfurter, Die Salier und das Reich, Bd. II, 2. A., 1992
Boshof, E., Königtum und Königsherrschaft im 10. und 11. Jahrhundert, 1993
Bosl, K., Geschichte Bayerns I. Vorzeit und Mittelalter, 1952
Bosl, K., Europa im Mittelalter, Weltgeschichte eines Jahrtausends, 1970
Bosl, K., Herzog, König und Bischof im 10. Jahrhundert, in: Seibt (Hg.), Bohemia Sacra, 1974
Boye, M., Die Synoden Deutschlands und Reichsitaliens von 922–1059, 1929
Brackmann, A., Gesammelte Aufsätze, 1941
Bradford, E., Kreuz und Schwert. Der Johanniter/Malteser-Ritterorden, ungekürzte A., 1981
Brandt, A. v., Die nordischen Länder von der Mitte des 11. Jahrhunderts bis 1448, in: Seibt, F. (Hg.), Europa im Hoch- und Spätmittelalter, HEG, Bd. 2, 1987
Breßlau, H., Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Konrad II. Erster Bd. 1024–1031. Zweiter Bd. 1032–1039. 2. unveränderte A., 1967
Der Neue Brockhaus. Allbuch in fünf Bänden und einem Atlas. 3., völlig neu bearb. A., 1958
Browe, P., Die Judenbekämpfung im Mittelalter, in: ZKTh, 2 und 3, 1938
Browe, P., Die Judenmission im Mittelalter und die Päpste, 1942
Brühl, C., Deutschland – Frankreich. Die Geburt zweier Völker. 2. verb. A., 1995
Brunner, K., Herzogtümer und Marken. Vom Ungarnsturm bis ins 12. Jahrhundert, 1994
Buchner, R. (Hg.), Hermann von Reichenau, Chronicon, in: Quellen des 9. und 11. Jahrhunderts zur Geschichte der Hamburgischen Kirche und des Reiches, 1961
Buggle, F., Denn sie wissen nicht, was sie glauben. Oder warum man redlicherweise nicht mehr Christ sein kann, 1992
Bünding-Naujoks, M., Das Imperium Christianum und die deutschen Ostkriege vom zehnten bis zum zwölften Jahrhundert, in: Beumann (Hg.), Heidenmission und Kreuzzugsgedanke, 1963
Büttner, H., Geschichte des Elsaß, 1939
Büttner, H., Schwaben und Schweiz im frühen und hohen Mittelalter. Gesammelte Aufsätze, Patze, H. (Hg.), 1972
Buonaiuti, E., Geschichte des Christentums I u. II, 1948
Cardini, F., Friedrich I. Barbarossa. Kaiser des Abendlandes, 1990
Cartellieri, A., Weltgeschichte als Machtgeschichte. 382–911. Die Zeit der Reichsgründungen I, 1927
Chamberlin, E. R., Unheilige Päpste, 1982
Charpentier, J., Die Templer, 1965
Chodorow, A., Ecclesiastical Polities and the Ending of the Investiture Contest, in: Speculum 46, 1971
Cipolla, C. M./Borchardt, K. (Hg.), Europäische Wirtschaftsgeschichte, Bd. 1, 1983
Claude, D., Die Geschichte des Erzbistums Magdeburg bis in das 12. Jahrhundert. Bd. I, 1972, Bd. II, 1975
Claussen, P. C., Renovatio Romae. Erneuerungsphasen römischer Architektur im

11. und 12. Jahrhundert, in: Schimmelpfennig B./Schmugge L. (Hg.), Rom im hohen Mittelalter, 1992
Coué, S., Acht Bischofsviten aus der Salierzeit – neu interpretiert, in: Weinfurter, S. (Hg.), Die Salier und das Reich, 3. Bd., 2. A., 1992
Cram K.-G., Judicium belli, 1955
Czermak, G., Christen gegen Juden. Geschichte einer Verfolgung, 1989
Dahl, E. (Hg.), Die Lehre des Unheils. Fundamentalkritik am Christentum, 1993
Dahlhaus, J., Zu den Anfängen von Pfalz und Stiften in Goslar, in: Weinfurter (Hg.), Die Salier und das Reich, Bd. II, 2. A., 1992
Daniel/Rops, H., Die Kirche im Frühmittelalter, 1953
Davidsohn, R., Geschichte von Florenz, 4 Bde., 1896–1927
Deér, J., Die heilige Krone Ungarns. 397 Abbildungen auf 139 Tafeln, 1966
Deér, J., Heidnisches und Christliches in der altungarischen Monarchie. Mit einem Nachtrag zum Neudruck, 1969
Deér, J., Papsttum und Normannen. Untersuchungen zu ihren lehnsrechtlichen und kirchenpolitischen Beziehungen, 1972
Delbrück, H., Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte, II 1901/02, III 1907, IV 1920
Demm, E., Reformmönchtum und Slawenmission im 12. Jahrhundert. Wertsoziologisch-geistesgeschichtliche Untersuchungen zu den Viten Bischof Ottos von Bamberg, 1970
Denecke, D., Straße und Weg im Mittelalter als Lebensraum und Vermittler zwischen entfernten Orten, in: Herrmann, B. (Hg.), Mensch und Umwelt im Mittelalter, 1996
Deschner, K., Abermals krähte der Hahn. Eine kritische Kirchengeschichte. 1962, jüngste Neuauflage 1996
Deschner, K. (Hg.), Kirche und Krieg. Der christliche Weg zum Ewigen Leben, 1970
Deschner, K., Das Kreuz mit der Kirche. Eine Sexualgeschichte des Christentums, 2. A., 1974
Deschner, K., Die Politik der Päpste im 20. Jahrhundert. Erweiterte, aktualisierte Neuausgabe von «Ein Jahrhundert Heilsgeschichte», I und II, 1991
Deschner, K., Der Moloch. «Sprecht sanft und tragt immer einen Knüppel bei euch.» Zur Amerikanisierung der Welt, 1992
Deschner, K., Die unheilvollen Auswirkungen des Christentums, in: Dahl, E. (Hg.), Die Lehre des Unheils, 1993
Dickerhof, H., Wandlungen im Rechtsdenken der Salierzeit am Beispiel der *lex naturalis* und des *ius gentium*, in: Weinfurter, S. (Hg.), Die Salier und das Reich, 3. Bd., 2. A., 1992
Dirlmeier, U., Zu den Lebensbedingungen in der mittelalterlichen Stadt: Trinkwasserversorgung und Abfallbeseitigung, in: Herrmann, B. (Hg.), Mensch und Umwelt im Mittelalter, 1996
Dobb, M., Entwicklung des Kapitalismus. Vom Spätfeudalismus bis zur Gegenwart, 1970
Dolley, M., Some neglected evidence from Irish chronicles concerning the alleged poisoning of pope Clement II in FMS (Frühmittelalter), 1969
Dollinger, P., Straßburg in salischer Zeit, in: Weinfurter, S. (Hg.), Die Salier und das Reich, Bd. III, 2. A., 1992

Donin, L. (Hg.), Leben und Thaten der Heiligen Gottes oder: Der Triumph des wahren Glaubens in allen Jahrhunderten. Mit Angabe der vorzüglichsten Geschichtsquellen und praktischer Anwendung nach den bewährtesten Geistesmännern. Zweite verm. u. verb. A., 7 Bde., 1861/62
Dörries, H., Fragen der Schwertmission, in: Wittram, R. (Hg.), Baltische Kirchengeschichte, 1956
Dörries, H., Wort und Stunde. I. Gesammelte Studien zur Kirchengeschichte des vierten Jahrhunderts, 1966. II. Aufsätze zur Geschichte der Kirche im Mittelalter, 1969. III. Beiträge zum Verständnis Luthers, 1970
Dresdner, A., Kultur- und Sittengeschichte der italienischen Geistlichkeit im 10. und 11. Jahrhundert, 1890
dtv-Lexikon. Ein Konservationslexion in 20 Bänden, 1966
dtv-Lexikon der Antike, Philosophie Literatur Wissenschaft, 4 Bde., 1970
dtv-Lexion der Goethe-Zitate, 1972
Duby, G., Die Zeit der Kathedralen. Kunst und Gesellschaft 980–1420, 2. A., 1984
Duden, Das Große Fremdwörterbuch. Herkunft und Bedeutung der Fremdwörter. Herausgegeben und bearbeitet vom Wissenschaftlichen Rat der Dudenredaktion, 1994
Dümmler, E., Geschichte des Ostfränkischen Reiches, I: Ludwig der Deutsche bis zum Frieden von Koblenz 860, II: Ludwig der Deutsche vom Koblenzer Frieden bis zu seinem Tode (860–876), 2. A. 1887. III: Die letzten Karolinger. Konrad I. 2. A. 1888, Neudruck 1960
Durant, W., Das frühe Mittelalter, 1981
Eban, A., Dies ist mein Volk. Die Geschichte der Juden, 1970
Ebel, E., Die sogenannte ‹Friedelehe› im Island der Saga- und Freistaatszeit (870–1264), in: Schwab/Giesen/Listl/Strätz (Hg.), Staat, Kirche, Wissenschaft in einer pluralistischen Gesellschaft, 1989
Ebner, H., Die Burg als Forschungsproblem, in: Patze (Hg.), Die Burgen I, 1976
Ecker, W. P./Ehrlich, E. L., Judenhaß – Schuld der Christen? Versuche eines Gesprächs, 1964
Ehlers, J., Geschichte Frankreichs im Mittelalter, 1987
Eichmann, E./Mörsdorf, K., Lehrbuch des Kirchenrechts auf Grund des Codex Iuris Canonici, II. Bd., Sachenrecht, 7. A., 1953
Ellinger, G., Das Verhältnis der öffentlichen Meinung zu Wahrheit und Lüge im 10., 11. und 12. Jahrhundert, 1884
Emerton, E., The correspondence of Pope Gregory VII, 1932
Endres, Rolle der Grafen von Schweinfurt, in: JbfL, 1937
Engel, E./Epperlein, S., Die feudale deutsche Ostexpansion im 12. und 13. Jahrhundert und die Herausbildung der vollentwickelten Feudalgesellschaft zwischen Elbe und Oder, in: Herrmann, J. (Hg.), Die Slawen in Deutschland, 1970
Engel, E./Holtz, E., Deutsche Könige und Kaiser des Mittelalters, 1989
Engels, O., Die Iberische Halbinsel von der Auflösung des Kalifats bis zur politischen Einigung, in: Seibt, F. (Hg.), Europa im Hoch- und Spätmittelalter, HEG, Bd. 2, 1987
Engels, O., Zum päpstlich-fränkischen Bündnis im 8. Jahrhundert, in: Berg, D./Goetz, H.-W. (Hg.), Ecclesia et regnum, 1989
Engels, O., Das Reich der Salier-Entwicklungslinien, in: Weinfurter, S. (Hg.), Die Salier und das Reich, Bd. 3, 2. A., 1992

Engels, O., Die Staufer, 6. überarb. und erweit. A., 1994
Engler, A., Canossa. Die große Täuschung, 1988
Ennen, E., Die Frau in der mittelalterlichen Stadt, in: Herrmann, B. (Hg.), Mensch und Umwelt im Mittelalter, 1996
Eppelsheimer, H. W. (Hg.), Handbuch der Weltliteratur I. Von den Anfängen bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts, 1947
Epperlein, S., Fränkische Eroberungspolitik, feudale deutsche Ostexpansion und der Unabhängigkeitskampf der slawischen Stämme bis zum 11. Jahrhundert, in: Herrmann, J. (Hg.), Die Slawen in Deutschland, 1970
Epperlein, S., Heinrich IV. 1056–1106, in: Engel, E./Holtz, E. (Hg.), Deutsche Könige und Kaiser des Mittelalters, 1989
Erben, W., Kriegsgeschichte des Mittelalters, 1929
Erdmann, C., Die Entstehung des Kreuzzugsgedankens, 1965
Erffa, W. v., Wehrkirchen in Oberfranken, 1956
Erkens, F.-R., Die Bistumsorganisation in den Diözesen Trier und Köln – ein Vergleich, in: Weinfurter, S. (Hg.), Die Salier und das Reich II, 1992
Falck, L., Mainz im frühen und hohen Mittelalter (Mitte 5. Jahrh. bis 1244), 1972
Falco, G., Geist des Mittelalters. Kirche, Kultur, Staat, 1958
Faußner, H. C., Die Fälschungen Wibalds von Stablo für und gegen das Kollegiatsstift zu Aschaffenburg, in: Schwab/Giesen/Listl/Strätz (Hg.), Staat, Kirche, Wissenschaft in einer pluralistischen Gesellschaft, 1989
Feeley-Harnik, G., Herrscherkunst und Herrschaft: Neuere Forschungen zum sakralen Königtum, in: Lüdtke, A. (Hg.), Herrschaft als soziale Praxis, 1991
Fenske, L., Adelsopposition und kirchliche Reformbewegung im östlichen Sachsen. Entstehung und Wirkung des sächsischen Widerstandes gegen das salische Königtum während des Investiturstreits, 1977
Ferdinandy, M. de, Die nordeurasischen Reitervölker und der Westen bis zum Mongolensturm, in: Valjavec, F. (Hg.), Frühes Mittelalter, 1956
Fichtenau, H., Lebensordnungen des 10. Jahrhunderts. Studien über Denkart und Existenz im einstigen Karolingerreich, 2. A., 1994
Fichtinger, C., Lexikon der Heiligen und Päpste, 1980
Fink, K. A., Papsttum und Kirche, 1981
Finke, H., Das Problem des gerechten Krieges in der mittelalterlichen theologischen Literatur, in: Lang, A./Lechner, J./Schmaus, M. (Hg.), Aus der Geisteswelt des Mittelalters, 1935
Fischer, J., Königtum, Adel und Kirche im Königreich Italien (774–875), 1965
Fischer, L., Studien um Bamberg und Kaiser Heinrich II., 1954
Fischer, R., Das Untermaingebiet und Aschaffenburg im frühen und hohen Mittelalter, in: Kolb/Krenig (Hg.), Unterfränkische Geschichte, 3. A., 1991
Fleckenstein, J., Rex Canonicus, in: Festschrifr für P. E. Schramm, 1964
Fleckenstein, J., Heinrich IV. und der deutsche Episkopat in den Anfängen des Investiturstreites. Ein Beitrag zur Problematik von Worms, Tribur und Canossa, in: Fleckenstein/Schmid, Adel und Kirche, 1968
Fleckenstein, J., Grundlagen und Beginn der deutschen Geschichte, 1974
Fleckenstein, J., Über die Anfänge der deutschen Geschichte, 1987
Fleckenstein, J./Bulst-Thiele, M. L., Begründung und Aufstieg des deutschen Reiches, 1973
Fleckenstein, J./Schmid, K. (Hg.), Adel und Kirche, 1968

Folz, R., Frankreich von der Mitte des 11. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, in: Seibt, F. (Hg.), Europa im Hoch- und Spätmittelalter, HEG, Bd. 2, 1987
Franzen, A., Kleine Kirchengeschichte, 1965
Frech, G., Die deutschen Päpste – Kontinuität und Wandel, in: Weinfurter (Hg.), Die Salier und das Reich II, 1992
Fried, J., Der päpstliche Schutz für Laienfürsten, 1980
Fried, J., Die Formierung Europas 840–1046, 1991
Fried, J., Der Weg in die Geschichte. Die Ursprünge Deutschlands. Bis 1024, 1994
Fries, L., Geschichte, Namen, Geschlecht, Leben, Taten und Absterben der Bischöfe von Würzburg und Herzöge zu Franken. Nach zwei der ältesten und vorzüglichsten Handschriften herausgegeben, 1924
Fuchs, K./Raab, H., dtv-Wörterbuch zur Geschichte, 2 Bde., 1972
Fuhrmann, H., Adalberts von Bremen Mahnung: Si non caste tamen caute, in: Mare Balticum, FS für E. Hoffmann, 1992
Fuhrmann, H., Ecclesia Romana – Ecclesia Universalis, in: Schimmelpfennig, B./Schmugge, L. (Hg.), Rom im hohen Mittelalter, 1992
Fuhrmann, H., Deutsche Geschichte im hohen Mittelalter von der Mitte des 11. bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. 3. durchgesehene und ergänzte A., 1993
Fuhrmann, H., Die Päpste. Von Petrus zu Johannes Paul II., 1998. Vgl. dazu M. Lhotzkys ironisch-kritische Rezension Hände falten, Goschen halten, in: FAZ, 23. 11. 1998
Gabrieli, F. (Hg.), Die Kreuzzüge aus arabischer Sicht. Aus den arabischen Quellen ausgewählt und übersetzt, 1975
Ganahl, K. H., Verfassungsgeschichte der Klosterherrschaft St. Gallen, 1934
Gauss, J., Ost und West in der Kirche und Papstgeschichte des 11. Jahrhunderts, 1967
Gelhausen, H., Atheismus – ein Stadium der Reife, in: Dahl, E. (Hg.), Die Lehre des Unheils, 1993
Geremek, B., Geschichte der Armut. Elend und Barmherzigkeit in Europa, 1991
Giese, W., Reichsstrukturprobleme unter den Saliern – der Adel in Ostsachsen, in: Weinfurter, S. (Hg.), Die Salier und das Reich, 1. Bd., 2. A., 1992
Gilsenan, M., Patrimonialismus im Nordlibanon – Willkürherrschaft, Entzauberung und Ästhetik der Gewalt, in: Lüdtke, A. (Hg.), Herrschaft als soziale Praxis, 1991
Glaeske, G., Die Erzbischöfe von Hamburg-Bremen als Reichsfürsten, 1962
Gontard, F., Die Päpste. Regenten zwischen Himmel und Hölle, 1959
Goody, E., Warum die Nacht recht haben muß: Bemerkungen zur Herrschaft eines Geschlechts über das andere, in: Lüdtke, A. (Hg.), Herrschaft als soziale Praxis, 1991
Goetting, H., Das Bistum Hildesheim. Die Hildesheimer Bischöfe von 815 bis 1221 (1227), 1984
Goetz, H.-W., Das Herzogtum im Spiegel der salierzeitlichen Geschichtsschreibung, in: Weinfurter, S. (Hg.), Die Salier und das Reich, 1. Bd., 2. A., 1992
Goetz, H.-W., Leben im Mittelalter vom 7. bis zum 13. Jahrhundert, 1994
Goez, E., Der Thronerbe als Rivale: König Konrad, Kaiser Heinrichs IV. älterer Sohn, in: HJb, 116. Jg., Erster Halbband, 1996
Graus, F., Volk, Herrscher und Heiliger im Reich der Merowinger. Studien zur Hagiographie der Merowingerzeit, 1965

Grebe, W., Studien zur geistigen Welt Rainalds von Dassel, in: AHVN 1969
Gregorovius, F., Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom V. bis zum XVI. Jahrhundert, 2. A., 8 Bde., 1869/1874. Fast stets benutzt wurde aber die im dtv vollständig edierte und überarbeitete Ausgabe von W. Kampf, 1978
Grupe, G., Umwelt und Bevölkerungsentwicklung im Mittelalter, in: Herrmann, B. (Hg.), Mensch und Umwelt im Mittelalter, 1996
Grupp, G., Kulturgeschichte des Mittelalters, 6 Bde., 1907–1925
Gschwind, P., Die Priesterehe und der Cölibatszwang, 1875
Gurjewitsch, A. J., Das Weltbild des mittelalterlichen Menschen, 1978
Guth, K., Die Heiligen Heinrich und Kunigunde. Leben, Legende, Kult und Kunst, 1986
Guttenberg, E. v., Das Bistum Bamberg, Bd. I, 1937, Bd. II, 1966
Hägermann, D., Untersuchungen zum Papstwahldekret von 1059, in: ZSRG, Kan. Abt., 1970
Haller, J., Das altdeutsche Kaisertum, 1944
Haller, J., Die Epochen der Deutschen Geschichte, 1956
Haller, J., Das Papsttum. Idee und Wirklichkeit I–V, 1965
Hamilton, B., The Elephant of Christ: Raynald of Châtillon, in: Studies in Church History 15, 1978
Hampe, K., Deutsche Kaisergeschichte in der Zeit der Salier und Staufer, 9. A., 1945
Handbuch der Kirchengeschichte, Die mittelalterliche Kirche. Erster Halbband: Vom kirchlichen Frühmittelalter zur gregorianischen Reform, Bd. III/1, 1985
Handbuch der Kirchengeschichte, Die mittelalterliche Kirche: Vom Kirchlichen Hochmittelalter bis zum Vorabend der Reformation, Bd. III/2, 1985
Hartmann, C. M., Geschichte Italiens im Mittelalter, 4 Bde., Neudruck 1969
Hartmann, W., Discipulus non est super magistrum (Matth. 10,24). Zur Rolle der Laien und der niederen Kleriker im Investiturstreit, in: Mordek, H. (Hg.), Papsttum, Kirche und Recht im Mittelalter, 1991
Hartmann, W., Autoritäten im Kirchenrecht und Autorität des Kirchenrechts in der Salierzeit, in: Weinfurter, S. (Hg.), Die Salier und das Reich, 3. Bd., 2. A., 1992
Hassauer, F., Am Anfang ein Grab – am Ende die Geldmacht, in: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt Nr. 39, 28. 9. 1986
Hassauer, F./Brühl, H., Santiago de Compostela. Plötzlich lag sie vor uns, die ersehnte Stadt, in: Kölner Stadt-Anzeiger, Ostern 1982
Hauck, A., Kirchengeschichte Deutschlands, Bd. III und IV, 9. unveränd. A., Neudruck 1958
Hausmann, F., Reichskanzlei und Hofkapelle unter Heinrich V. und Konrad III. (Schriften der MGH 14), 1956
Haverkamp, A., Italien im hohen und späten Mittelalter 1056–1454, in: Seibt, F. (Hg.), Europa im Hoch- und Spätmittelalter, HEG, Bd. 2, 1987
Haverkamp, A., Einführung, in: Heit, A. (Hg.), Zwischen Gallia und Germania, Frankreich und Deutschland, 1987
Haverkamp, A., Die Städte Trier, Metz, Toul und Verdun: Religiöse Gemeinschaften im Zentralitätsgefüge einer Städtelandschaft zur Zeit der Salier, in: Weinfurter, S. (Hg.), Die Salier und das Reich, Bd. III, 2. A., 1992
Hay, D., Das Reich Christi. Das mittelalterliche Europa nimmt Gestalt an, in: Rice (Hg.), Morgen des Abendlandes, 1965

Heer, F., Aufgang Europas. Eine Studie zu den Zusammenhängen zwischen politischer Religiosität, Frömmigkeitsstil und dem Werden Europas im 12. Jahrhundert, 1949
Heer, F., Mittelalter, 1961
Heer, F., Kreuzzüge – gestern, heute, morgen? 1969
Hehl, E. D., Iuxta canones et instituta sanctorum patrum. Zum Mainzer Einfluß auf Synoden des 10. Jahrhunderts, in: Mordek, H. (Hg.), Papsttum, Kirche und Recht im Mittelalter, 1991
Heidrich, I., Bischöfe und Bischofskirche von Speyer, in: Weinfurter (Hg.), Die Salier und das Reich, Bd. II, 1992
Heiler, F., Erscheinungsformen und Wesen der Religion, 1961
Heine, H., Sämtliche Werke, hgg. v. H. Kaufmann, Bd. II, 1964
Heit, A. (Hg.), Zwischen Gallia und Germania, Frankreich und Deutschland. Konstanz und Wandel raumbestimmender Kräfte. Vorträge auf dem 36. Deutschen Historikertag, Trier, 8.–12. Oktober 1986, 1987
Helbig, H., Landesausbau und Siedlungsbewegungen, in: Seibt, F. (Hg.), Europa im Hoch- und Spätmittelalter, HEG, Bd. 2, 1987
Hellinger, W., Die Pfarrvisitation nach Regino von Prüm, in: ZSRG, Kan. Abt., 1962/63
Hellmann, M., Die politisch-kirchliche Grundlegung der Osthälfte Europas, in: Schieffer, T. (Hg.), HEG, Bd. 1, 3. A., 1992
Helmold von Bosau, Slawenchronik. Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters. Freiherr von Stein Gedächtnisausgabe, 1963
Henning, M., Der Koran, übertragen von M. Henning, Einleitung und Anmerkungen von A. Schimmel, 1960
Henscheid, E., Welche Tiere und warum das Himmelreich erlangen können. Neue theologische Studien, 1995
Hentig, H. v., Die Strafe. I Frühformen und kulturgeschichtliche Zusammenhänge, 1954. II Die modernen Erscheinungsformen, 1955
Herde, P., Das staufische Zeitalter, in: Kolb/Krenig (Hg.), Unterfränkische Geschichte I, 3. A., 1991
Herkenrath, R. M., Ein Notar Friedrich Barbarossas im Dienste des Erzbischofs Philipp von Köln, in: JKG 1973
Herrmann, B. (Hg.), Mensch und Umwelt im Mittelalter, 1996
Herrmann, E., Fragen zu einem päpstlichen Amtsverzicht, in: ZSSR, Kan. Abt., 1970
Herrmann, H., Ketzer in Deutschland, 1978
Herrmann, H., Kirchenfürsten. Zwischen Hirtenwort und Schäferstündchen, 1992
Herrmann, H., Passion der Grausamkeit. 2000 Jahre Folter im Namen Gottes, 1994
Herrmann, H., Was ich denke, 1994
Herrmann, J. (Hg.), Die Slawen in Deutschland, Geschichte und Kultur der slawischen Stämme östlich von Oder und Neisse vom 6. bis 12. Jahrh., 1970
Herrmann, K.-J., Das Tuskulanerpapsttum (1012–1046), Benedikt VIII., Johannes XIX., Benedikt IX., 1973
Hertling, L., Geschichte der katholischen Kirche, 1949
Hillebrecht, M.-L., Eine mittelalterliche Energiekrise, in: Herrmann, B. (Hg.), Mensch und Umwelt im Mittelalter, 1996

Hilsch, P., Die Bischöfe von Prag in der frühen Stauferzeit. Ihre Stellung zwischen Reichs- und Landesgewalt von Daniel I. (1148–1167) bis Heinrich (1182–1197), 1969

Hirsch, S., Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich II. I–III, Neudruck der 1. Auflage von 1862, 1975

His, R., Das Strafrecht des deutschen Mittelalters. I Die Verbrechen und ihre Folgen im allgemeinen, 1920. II Die einzelnen Verbrechen, 1935

Hlawitschka, E. (Hg.), Königswahl und Thronfolge in ottonisch-frühdeutscher Zeit, 1971

Hlawitschka, E., Vom Frankenreich zur Formierung der europäischen Staaten- und Völkergemeinschaft 840–1046. Ein Studienbuch zur Zeit der späten Karolinger, der Ottonen und der frühen Salier in der Geschichte Mitteleuropas, 1986

Hlawitschka, E., Untersuchungen zu den Thronwechseln der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts und zur Adelsgeschichte Süddeutschlands. Zugleich klärende Forschungen um «Kuno von Öhningen», 1987

Hlawitschka, E., Kaiser Heinrich II. (1002–1024), in: Schnith (Hg.), Mittelalterliche Herrscher in Lebensbildern, 1990

Hlawitschka, E., Zur Herkunft und zu den Seitenverwandten des Gegenkönigs Rudolf von Rheinfelden – Genealogische und politisch-historische Untersuchungen, in: Weinfurter, S. (Hg.), Die Salier und das Reich, Bd. 1, 2. A., 1992

Hoffmann, H., Gottesfrieden und Treuga Dei, 1964

Hoffmann, H., Petrus Diaconus, die Herren von Tusculum und der Sturz Oderisius' II. von Montecassino, in: DAEM, 1971

Höflinger, K., Kaiser Lothar III. (1125–1137). Die Nachkommen Kaiser Lothars III., in: Schnith, Mittelalterliche Herrscher in Lebensbildern, 1990

Höflinger, K., König Konrad III. Die Nachkommen König Konrads III. (1138–1152), in: Schnith, Mittelalterliche Herrscher in Lebensbildern, 1990

Höflinger, K., Kaiser Heinrich VI. (1190–1197). Der Nachkomme Kaiser Heinrichs VI., in: Schnith, Mittelalterliche Herrscher in Lebensbildern, 1990

Holtzmann, R., Der Kaiser als Marschall des Papstes. Eine Untersuchung zur Geschichte der Beziehungen zwischen Kaiser und Papst im Mittelalter, in: Schriften der Straßburger Wissenschaftlichen Gesellschaft in Heidelberg, 8. Heft, 1928

Holtzmann, R., Aufsätze zur deutschen Geschichte, 1962

Holtzmann, R., Geschichte der sächsischen Kaiserzeit, 900–1024, 2 Bde., 1955, 1971

Holtzmann, W., Die Dekretalen Gregors VIII., in: MIÖG 58, 1950

Hóman, B., Geschichte des ungarischen Mittelalters. I. Bd. Von den ältesten Zeiten bis zum Ende des XII. Jahrhunderts, 1940. II. Bd. Vom Ende des XII. Jahrhunderts bis zu den Anfängen des Hauses Anjou, 1943

Hóman, B., König Stephan I. der Heilige. Die Gründung des ungarischen Staates, 1941

Horn, M., Zur Geschichte der Bischöfe und der Bischofskirche von Augsburg, in: Weinfurter, Die Salier und das Reich, Bd. II, 1992

Hornus, J.-M., Politische Entscheidung in der alten Kirche. Mit einem Vorwort von Nikolaus Koch, 1963

Huizinga, J., Herbst des Mittelalters. Studien über Lebens- und Geistesformen des 14. und 15. Jahrhunderts in Frankreich und in den Niederlanden, 8. A., 1961

Huschner, W., Konrad II. (1024–1039), in: Engel/Holtz (Hg.), Deutsche Könige und Kaiser des Mittelalters, 1989
Huschner, W., Heinrich III. (1039–1056), in: Engel/Holtz (Hg.), Deutsche Könige und Kaiser des Mittelalters, 1989
Illmer, D., Erziehung und Wissensvermittlung im frühen Mittelalter. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Schule, 1979
Janner, F., Geschichte der Bischöfe von Regensburg, 2 Bde., 1883/1884
Johanek, P., Die Erzbischöfe von Hamburg-Bremen und ihre Kirche im Reich der Salierzeit, in: Weinfurter II (Hg.), Die Salier und das Reich, 1992
Johansen, P., Saxo Grammaticus und das Ostbaltikum, in: ZOF, 1974
Jordan, K., Der Kaisergedanke in Ravenna zur Zeit Heinrichs IV. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der staufischen Reichsidee, in: DAM, 1938
Jordan, K., Investiturstreit und frühe Stauferzeit, 1970
Kahl, H.-D., Compellere intrare. Die Wendenpolitik Bruns von Querfurt im Lichte hochmittelalterlichen Missions- und Völkerrechts, in: Beumann, Heidenmission, 1963
Kahl, H.-D., Die Entwicklung des Bistums Brandenburg bis 1165, in: HJ, 1966
Kallfelz, H., Lebensbeschreibungen einiger Bischöfe des 10.–12. Jahrhunderts. 2. unver. A., 1973
Kawerau, P., Geschichte der mittelalterlichen Kirche, 1967
Keil, G., Seuchenzüge des Mittelalters, in: Herrmann, B. (Hg.), Mensch und Umwelt im Mittelalter, 1996
Keller, H., Zwischen regionaler Begrenzung und universalem Horizont. Deutschland im Imperium der Salier und Staufer 1024 bis 1250, 1990
Keller, H. L., Reclams Lexikon der Heiligen und der biblischen Gestalten. Legende und Darstellung in der bildenden Kunst, 1968
Kelly, J. N. D., Reclams Lexikon der Päpste, 1988
Kindermann, H./Dietrich, M. (Hg.), Lexikon der Weltliteratur, 1950
Kindlers Literaturlexikon, 1967
Kisch, G., Forschungen zur Rechts- und Sozialgeschichte der Juden in Deutschland während des Mittelalters, 1955
Kist, J., Fürst- und Erzbistum Bamberg, 1962
Kober, F., Die Deposition und Degradation, nach den Grundsätzen des kirchlichen Rechts historisch dogmatisch dargestellt, 1867
Kober, F., Die körperliche Züchtigung als kirchliches Strafmittel gegen Cleriker und Mönche, in: TQ 1875
Koch, W., Kaiser Friedrich I. Barbarossa (1152–1190). Die Nachkommen Kaiser Friedrichs I., in: Schnith, Mittelalterliche Herrscher in Lebensbildern, 1990
Köhler, O., Das Bild des geistlichen Fürsten in den Viten des 10., 11. und 12. Jahrhunderts, 1935
Kolb, P./Krenig, E.-G. (Hg.), Unterfränkische Geschichte I. Von der germanischen Landnahme bis zum hohen Mittelalter, 3. A., 1991
Kolmer, L., Christus als beleidigte Majestät. Von der Lex «Quisquis» (397) bis zur Dekretale «Vergentis» (1199), in: Mordek, H. (Hg.), Papsttum, Kirche und Recht im Mittelalter, 1991
Kolmer, L., Regensburg in der Salierzeit, in: Weinfurter, S. (Hg.), Die Salier und das Reich, 3. Bd., 2. A., 1992

Koeniger, A. M., Das Recht der Militärseelsorge in der Karolingerzeit, in: Festgabe Alois Kröpfler, 1917
Der Koran, übertragen von M. Henning. Einleitung und Anmerkungen von A. Schimmel, 1960
Kosminski, J. A./Skaskin, S. D., Geschichte des Mittelalters, Bd. I, 1958
Kossmann, O., Das unbekannte Ostseeland Selencia und die Anfänge Pommerns, in ZOF, 1971
Kossmann, O., Deutschland und Polen um das Jahr 1000. Gedanken zu einem Buch von Herbert Ludat, in ZOF 21, 1972
Krah, A., Absetzungsverfahren als Spiegelbild von Königsmacht. Untersuchungen zum Kräfteverhältnis zwischen Königtum und Adel im Karolingerreich und seinen Nachfolgestaaten, 1987
Kretschmann, H., Die stammesmäßige Zusammensetzung der deutschen Streitkräfte in den Kämpfen mit den östlichen Nachbarn unter den Karolingern, Ottonen und Saliern. Ein Beitrag zur Frage der Verhältnisse zwischen Reichs- und Ostpolitik, 1940
Kühner, H., Gezeiten der Kirche in zwei Jahrtausenden, I, 1970
Kühner, H., Die Kreuzzüge, Studio Bern, 14. 10. 1970, 21. 10. 1970
Kühner, H., Tabus der Kirchengeschichte. Notwendige Wandlungen des Urteils. 3., verb. und erg. A., 1971
Kühner, H., Das Imperium der Päpste. Kirchengeschichte – Weltgeschichte – Zeitgeschichte. Von Petrus bis heute, 1977
Kühner, H., Lexikon der Päpste von Petrus bis Paul VI., o. J.
Kummer, B., Midgards Untergang. Germanischer Kult und Glaube in den letzten heidnischen Jahrhunderten, 1927
Kupisch, K., Kirchengeschichte I 1973, II 1974, 2. A., 1984
Lacarra, J. M./Engels, O., Mauren und Christen in Spanien (711-1035), in: Schieffer, T. (Hg.), HEG, Bd. 1, 3. A., 1992
Laehr, G., Die Konstantinische Schenkung in der abendländischen Literatur des Mittelalters bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, in: HS, H. 166, 1926
Lammers, W. (Hg.), Otto Bischof von Freising. Chronik oder die Geschichte der zwei Staaten, 5. A., 1990
Lang, A./Lechner, J./Schmaus, M. (Hg.), Aus der Geisteswelt des Mittelalters, 1935
Lange, K.-H., Die Stellung der Grafen von Northeim in der Reichsgeschichte des 11. und frühen 12. Jahrhunderts, in: NdsJb 33, 1961
Lautemann, W., Mittelalter, 1970
Lea, H. Ch., Die Inquisition, revid. und herausgeg. von J. Hansen, 1985
Lekai, L. J., Geschichte und Wirken der weißen Mönche. Der Orden der Cistercienser, 1958
Levison, W., Aus rheinischer und fränkischer Frühzeit. Ausgewählte Aufsätze, 1948
Lexikon des Mittelalters, Bd. I bis IX, 1980–1998
Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. I bis X., 1930–1938, Bd. I bis VII, 1993–1998
Leyser, K. J., Herrschaft und Konflikt. König und Adel im ottonischen Sachsen, 1984
Lindner, K., Untersuchungen zur Früh-Geschichte des Bistums Würzburg und des Würzburger Raumes, 1972

Lohmer, C., Ordo und Heilserwartung bei Petrus Damiani, in: Mordek, H. (Hg.), Papsttum, Kirche und Recht im Mittelalter, 1991
Looshorn, J., Geschichte des Bisthums Bamberg, nach den Quellen bearbeitet, 7 Bde., 1886–1910
Looshorn, J., Der heilige Bischof Otto. Nach den Quellen bearbeitet, 1888
Lotter, F., Heiliger und Gehenkter. Zur Todesstrafe in hagiographischen Episodenerzählungen des Mittelalters, in: Berg, D./Goetz, H.-W. (Hg.), Ecclesia et regnum, 1989
Loewenich, W. v., Von Augustin zu Luther, Beiträge zur Kirchengeschichte, 1959
Lück, D., Erzbischof Anno II. von Köln. Standesverhältnisse, verwandtschaftliche Beziehungen und Werdegang bis zur Bischofsweihe, in: AHVN, 1970
Ludat, H., Piasten und Ottonen, in: L'Europe aux IXe–XIe siècles, 1968
Ludat, H., An Elbe und Oder um das Jahr 1000. Skizzen zur Politik des Ottonenreiches und der slawischen Mächte in Mitteleuropa, 2. A., 1995
Lüdtke, A. (Hg.), Herrschaft als soziale Praxis. Historische und sozial-anthropologische Studien, 1991
Ludwig, G., Massenmord im Weltgeschehen. Bilanz zweier Jahrtausende, 1951
Maier, F. G., Die Verwandlung der Mittelmeerwelt, in: Fischer, Weltgeschichte, Bd. 9, 1968
Maier, F. G., Die Partner des christlichen Abendlandes: Byzanz, die orthodoxen Slawen und der Islam, in: Seiht, F. (Hg.), Europa im Hoch- und Spätmittelalter, HEG, Bd. 2, 1987
Maleczek, W., Romheherrschung und Romerneuerung durch das Papsttum, in: Schimmelpfennig, B./Schmugge, L. (Hg.), Rom im hohen Mittelalter, 1992
Maurer, H., Die Konstanzer Bischofskirche in salischer Zeit. Über Dauer und Wandel ihrer rechtlichen und gesellschaftlichen Grundlagen, in: Weinfurter (Hg.), Die Salier und das Reich, Bd. II, 2. A., 1992
Mayer, H. E., Zur Beurteilung des Adhémars von Le Puy, in: DA 1960
Mayer, H. E., Die Legitimität Balduins IV., in: HJ 108, 1988
Mazal, O., Das Byzantinische Reich unter der Syrischen und der Makedonischen Dynastie, in: Schieffer, T. (Hg.), Handhuch der Europäischen Geschichte, Bd. I, 3. A., 1992
Mehnert, W. (Hg.), Cölibat und Sittlichkeit. «Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen und ihre Folgen.» Im Auszug mit bibliographischen Einführungen und Ergänzungen, neu herausgegeben, 1932
Menzel, W., Geschichte der Deutschen, 3 Bde., 1872
Mertens, D., Vom Rhein zur Rems. Aspekte salisch-schwäbischer Geschichte, in: Weinfurter, S. (Hg.), Die Salier und das Reich, 1. Bd., 2. A., 1992
Metz, W., Wesen und Struktur des Adels Althessens in der Salierzeit, in: Weinfurter, S. (Hg.), Die Salier und das Reich, 1. Bd., 2. A., 1992
Meyer, O., In der Harmonie von Kirche und Reich, in: Kolb/Krenig (Hg.), I. Von der germanischen Landnahme bis zum hohen Mittelalter, 1989
Meyer von Knonau, G., Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich IV. und Heinrich V., Neudruck d. 1. A. 1890, 2. unveränderte A. 1964
Meyers Taschen-Lexikon Geschichte in 6 Bänden, 2. aktualisierte und durch einen Nachtrag ergänzte A., Bd. V, 1989
Meyer-Gebel, M., Bischofsabsetzungen in der deutschen Reichskirche, 1992
Mirbt, C., Die Publizistik im Zeitalter Gregors VII., 1894

Mitteis, H., Die Krise des deutschen Königswahlrechts (SB München 1950), in: Hlawitschka (Hg.), Königswahl und Thronfolge in ottonisch-frühdeutscher Zeit, 1971
Möhring, H., Saladin und der Dritte Kreuzzug, 1980
Moia, N., Für die Frauen. Pour les femmes, 1992
Moia, N., Géint d'Pafen, 1994
Montgomery of Alamein, B. L., Weltgeschichte der Schlachten und Kriegszüge, 2 Bde., 1975
Moraw, P., Die Pfalzstifte der Salier, in: Weinfurter (Hg.), Die Salier und das Reich, 2. A., 1992
Mordek, H. (Hg.), Papsttum, Kirche und Recht im Mittelalter. Festschrift für Horst Fuhrmann zum 65. Geburtstag, 1991
Müller, A., Geschichte der Juden in Nürnberg 1146–1945, 1968
Müller-Mertens, E., Reich und Hauptorte der Salier: Probleme und Fragen, in: Weinfurter, S. (Hg.), Die Salier und das Reich, Bd. 1, 2. A., 1992
Müller-Mertens, E./Huschner, W., Reichsintegration im Spiegel der Herrschaftspraxis Kaiser Konrads II., 1992
Mynarek, H., Eros und Klerus. Vom Elend des Zölibats, 1978
Neu, H., Karl I. der Gute, Graf von Flandern, in: NDB 11, 1977
Neumeister, P., Heinrich V. (1106–1125), in: Engel/Holtz (Hg.), Könige und Kaiser des Mittelalters, 1989
Neumeister, P., Konrad III. (1138–1152), in: Engel/Holtz (Hg.), Könige und Kaiser des Mittelalters, 1989
Neumeister, P., Lothar III. (1125–1137), in: Engel/Holtz (Hg.), Deutsche Könige und Kaiser des Mittelalters, 1989
Neumüllers-Klauser, R., Heinrich II. Herrscher und Heiliger in seiner Zeit, Historischer Verein Bamberg, 1974
Neuss, Die Kirche des Mittelalters, 1946
Niemeyer, G., Die Miracula S. Mariae Laundunensis des Abtes Hermann von Tournai. Verfasser und Entstehungszeit, in: DAEM, 1971
Noth, A., Heiliger Krieg und Heiliger Kampf in Islam und Christentum, 1966
Oldenbourg, Z., Die Kreuzzüge, Traum und Wirklichkeit eines Jahrhunderts, 1967
Ostrogorsky, G., Geschichte des byzantinischen Staates, 2. A., 1952, 3. A., 1962
Parisse, M., Lothringen – Geschichte eines Grenzlandes, 1984
Parkes, J., The Conflict of the Church and the Synagogue, A study in the origins of antisemitism, 1934
Patschovsky, A., Der Ketzer als Teufelsdiener, in: Mordek, H. (Hg.), Papsttum, Kirche und Recht im Mittelalter, 1991
Patze, H. (Hg.), Die Burgen im deutschen Sprachraum I, 1976
Pauler, R., Das Regnum Italiae in ottonischer Zeit. Markgrafen, Grafen und Bischöfe als politische Kräfte, 1982
Paulus, N., Geschichte des Ablasses im Mittelalter vom Ursprunge bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, 3 Bde., 1922/23
Pauly, Der Kleine Pauly. Lexikon der Antike, Ziegler/Sontheimer (Hg.), 5 Bde., 1979
Perecrin, Das Vatican'sche Concil und die Priesterehe. Zugleich ein Beitrag zur Cultur- und Sittengeschichte, 1870
Pernoud, R., Die Kreuzzüge in Augenzeugenberichten, 1961

Petke, W., Kanzlei, Kapelle und königliche Kurie unter Lothar III. (1125–1137). Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters, 1985
Petke, W., Lothar von Süpplingenburg (1125–1137), in: Beumann (Hg.), Kaisergestalten des Mittelalters, 3. A., 1991
Pfaff, V., Sieben Jahre päpstliche Politik, in: ZSRG, Kan. Abt. 67, 1981
Pfleger, L., Kirchengeschichte der Stadt Straßburg im Mittelalter. Nach den Quellen dargestellt, 1941
Pierer's Universal-Lexikon. Vergangenheit und Gegenwart, 19 Bde., 1857–1865
Pirenne, H., Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Europas im Mittelalter, o. J.
Pitz, E., Wirtschafts- und Sozialgeschichte Deutschlands im Mittelalter, 1979
Plöchl, W., Geschichte des Kirchenrechts I 1953, II 1955
Poole, A. L., Die Welfen in der Verbannung, in: DAM, 1938
Pöschl, A., Bischofsgut und mensa episcopalis, 1908
Prawer, J., The Latin Settlement of Jerusalem, in: Speculum 27, 1952
Preidel, Slawische Altertumskunde des östlichen Mitteleuropa im 9. und 10. Jahrhundert, I, 1961
Prinz, F., Klerus und Krieg im frühen Mittelalter. Untersuchungen zur Rolle der Kirche beim Aufbau der Königsherrschaft, 1971
Prinz, F., Grundlagen und Anfänge. Deutschland bis 1056, 1985
Prinz, F., Die Grenzen des Reiches in frühsalischer Zeit: Ein Strukturproblem der Königsherrschaft, in: Weinfurter, S. (Hg.), Die Salier und das Reich, I. Bd., 2. A., 1992
Prutz, H., Die Geistlichen Ritterorden. Ihre Stellung zur kirchlichen, politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung des Mittelalters, 1908
Ranke-Heinemann, U., Eunuchen für das Himmelreich. Katholische Kirche und Sexualität, 1988
Reindel, K., Königtum und Kaisertum der Liudolfinger und frühen Salier in Deutschland und Italien (919–1056), in: Schieffer, T. (Hg.), HEG, Bd. 1, 3. A., 1992
Reuling, U., Die Kur in Deutschland und Frankreich. Untersuchungen zur Entwicklung des rechtsförmlichen Wahlaktes bei der Königserhebung im 11. und 12. Jahrhundert, 1979
Reuter, T., Unruhestiftung, Fehde, Rebellion, Widerstand: Gewalt und Frieden in der Politik der Salierzeit, in: Weinfurter, S. (Hg.), Die Salier und das Reich, 3. Bd., 2. A., 1992
Rice, D. T. (Hg.), Morgen des Abendlandes, 1965
Ronner, W., Die Kirche und der Keuschheitswahn. Christentum und Sexualität, 1971
Rörig, F., Geblütsrecht und freie Wahl in ihrer Auswirkung auf die deutsche Geschichte. Untersuchungen zur Geschichte der deutschen Königserhebungen (911–1198), in: Hlawitschka (Hg.), Königswahl und Thronfolge in ottonisch-frühdeutscher Zeit, 1971
Rösener, W., Bauern im Mittelalter, 4. unveränderte A., 1991
Rösener, W., Grundherrschaft im Wandel. Untersuchungen zur Entwicklung geistlicher Grundherrschaften im südwestdeutschen Raum vom 9. bis 14. Jahrhundert, 1991
Rösener, W., Bauern in der Salierzeit, in: Weinfurter, S. (Hg.), Die Salier und das Reich, Bd. 3, 2. A., 1992

Roth, C., Geschichte der Juden. Von den Anfängen bis zum neuen Staate Israel, 1964
Sage, W., Aspekte der Mittelalter-Archäologie, in: Herrmann, B. (Hg.), Mensch und Umwelt im Mittelalter, 1996
Schaller, H. M., Zur Kreuzzugsenzyklika Papst Sergius' IV., in: Mordek, H. (Hg.), Papsttum, Kirche und Recht im Mittelalter, 1991
Schaller, H. M., Herrschaftszeichen der römischen Kommune, in: Schimmelpfennig, B./Schmugge, L. (Hg.), Rom im hohen Mittelalter, 1992
Scheibelreiter, G., Der Regierungsantritt des römisch-deutschen Königs (1056–1138), in: MIÖG, 1973
Schieder, T. (Hg.), Handbuch der Europäischen Geschichte. Europa im Hoch- und Spätmittelalter, Bd. 2, 1987
Schieffer, R., Heinrich III. (1039–1056), in: Beumann (Hg.), Kaisergestalten des Mittelalters, 1991
Schieffer, R., Mauern, Kirchen und Türme. Zum Erscheinungsbild Roms bei deutschen Geschichtsschreibern des 10. bis 12. Jahrhunderts, in: Schimmelpfennig, B./Schmugge, L. (Hg.), Rom im hohen Mittelalter, 1992
Schieffer, R., Erzbischöfe und Bischofskirche von Köln, in: Weinfurter, S., Die Salier und das Reich II, 1992
Schieffer, T., Winfried-Bonifatius und die christliche Grundlegung Europas, 1954, Neudruck 1972
Schieffer, T., Burgund (879–1038), in: Schieffer, T. (Hg.), HEG, Bd. 1, 3. A., 1992
Schieffer, T., Die abendländische Kirche des nachkarolingischen Zeitalters, in: Schieffer, T. (Hg.), HEG, Bd. 1, 3. A., 1992
Schieffer, T. (Hg.), Handbuch der Europäischen Geschichte. Europa im Wandel von der Antike zum Mittelalter. Bd. 1, 3. A., 1992
Schiffmann, S., Heinrich IV. und die Bischöfe in ihrem Verhalten zu den deutschen Juden zur Zeit des ersten Kreuzzuges. Eine Untersuchung nach den hebräischen und lateinischen Quellen, 1931
Schimmelpfennig, B./Schmugge, L. (Hg.), Rom im hohen Mittelalter. Studien zu den Romvorstellungen und zur Rompolitik vom 10. bis zum 12. Jahrhundert, 1992
Schlesinger, W., Kirchengeschichte Sachsens im Mittelalter I: Von den Anfängen christlicher Verkündigung bis zum Ende des Investiturstreites, 1962
Schmale, F.-J. (Hg.), Bischof Otto von Freising und Rahewin. Die Taten Friedrichs oder richtiger Chronica, 1965
Schmale, F.-J., Quellen zum Investiturstreit. Erster Teil. Ausgewählte Briefe Papst Gregors VII., 1978
Schmale, F.-J. (Hg.), Italische Quellen über die Taten Kaiser Friedrichs I. in Italien und der Brief über den Kreuzzug Kaiser Friedrichs I., 1986
Schmale-Ott, I., Quellen zum Investiturstreit, Zweiter Teil, Schriften über den Srreit zwischen Regnum und Sacerdotium, 1984
Schmid, H. F., Der Gegenstand des Zehntstreites zwischen Mainz und Thüringen im 11. Jahrhundert, in: ZSRG, Germ. Abt., 1922
Schmid, K., Zur Ablösung der Langobardenherrschaft durch die Franken, in: QFIAB, 1973
Schmid, K., Zum Haus- und Herrschaftsverständnis der Salier, in: Weinfurter, S. (Hg.), Die Salier und das Reich, Bd. 1, 2. A., 1992

Schmidt, A./Fritz, W. D., Lampert von Hersfeld, Annalen 1962
Schmidt, H.-J., Religiöse Mittelpunkte und Verbindungen, in: Heit, A. (Hg.), Zwischen Gallia und Germania, Frankreich und Deutschland, 1987
Schmidt, U., Königswahl und Thronfolge im 12. Jahrhundert, 1987
Schmitt, J.-C., Macht der Toten, Macht der Menschen. Gespenstererscheinungen im hohen Mittelalter, in: Lüdtke, A. (Hg.), Herrschaft als soziale Praxis, 1991
Schmugge, L., Kirche – Kommune – Kaiser, in: Schimmelpfennig, B./Schmugge, L. (Hg.), Rom im hohen Mittelalter, 1992
Schneider, R., Die Königserhebung Heinrichs II. im Jahre 1002, in: DAM 28, 1972
Schneider, R., Landeserschließung und Raumerfassung durch salische Herrscher, in: Weinfurrer, S. (Hg.), Die Salier und das Reich, Bd. 1, 2. A., 1992
Schneider, R., Das Frankenreich, 3. A., 1995
Schnith, K., England von der normannischen Eroberung bis zum Ende des Hundertjährigen Krieges 1066–1453, in: Seiht, F. (Hg.), Europa im Hoch- und Spätmittelalter, HEG, Bd. 2, 1987
Schnith, K. R. (Hg.), Mittelalterliche Herrscher in Lebensbildern. Von den Karolingern zu den Staufern, 1990
Schnith, K. R., Kaiser Konrad II. (1024–1039). Die Nachkommen Kaiser Konrads II., in: Schnith (Hg.), Mittelalterliche Herrscher in Lebensbildern, 1990
Schnith, K. R., Kaiser Heinrich III. (1039–1056). Die Nachkommen Kaiser Heinrichs III., in: Schnith (Hg.), Mittelalterliche Herrscher in Lebensbildern, 1990
Schnith, K. R., Kaiser Heinrich IV. (1056–1106), in: Schnith (Hg.), Mittelalterliche Herrscher in Lebensbildern. Von den Karolingern zu den Staufern, 1990
Schnith, K. R., Kaiser Heinrich V. (1106–1125), in: Schnith (Hg.), Mittelalterliche Herrscher in Lehenshildern. Von den Karolingern zu den Staufern, 1990
Schnürer, G., Kirche und Kultur im Mittelalter, 3 Bde., 1927/29
Schöffel, J. B., Kirchengeschichte Hamburgs, Erster Bd.: Die Hamburgische Kirche im Zeichen der Mission und im Glanze der erzhischöflichen Würde, 1929
Scholz, K./Wojtecki, D. (Hg.), Peter von Dusburg. Chronik des Preußenlandes, 1984
Schopen, E., Geschichte des Judentums im Orient, 1960
Schopen, E., Geschichte des Judentums im Abendland, 1961
Schramm, P. E., Die Krönung in Deutschland bis zum Beginn des salischen Hauses, in: ZSRGKA 55, 1935
Schramm, P. E., Kaiser, Rom und Renovatio. Studien zur Geschichte des römischen Erneuerungsgedankens vom Ende des karolingischen Reiches bis zum Investiturstreit, 2. A., 1957
Schreiber, G., Mutter und Kind in der Kultur der Kirche. Studien zur Quellenkunde und Geschichte der Karitas, Sozialhygiene und Bevölkerungspolitik, 1918
Schreiner, K., Gregor VIII., nackt auf einem Esel. Entehrende Entblößung und schandhares Reiten im Spiegel einer Miniatur der «Sächsischen Weltchronik», in: Berg, D./Goetz, H.-W. (Hg.), Ecclesia et regnum, 1989
Schreiner, P., Byzanz, 2. überarb. A., 1994
Schröder, I., Zur Rezeption merowingischer Konzilskanones hei Gratian, in: Mordek, H. (Hg.), Papsttum, Kirche und Recht im Mittelalter, 1991
Schubert, E., Der Wald: wirrschaftliche Grundlage der spätmittelalterlichen Stadt, in: Herrmann, B. (Hg.), Mensch und Umwelt im Mittelalter, 1996

Schubert, H. v., Geschichte der christlichen Kirche im Frühmittelalter, I 1917, II 1921
Schulze, H. K., Hegemoniales Kaisertum. Ottonen und Salier, 1991
Schulze, H. K., Grundstrukturen der Verfassung im Mittelalter, Bd. 1, Stammesverband, Gefolgschaft, Lehnswesen, Grundherrschaft, 2. verb. A., 1990. Bd. 2, Familie, Sippe und Geschlecht, Haus und Hof, Dorf und Mark, Burg, Pfalz und Königshof, Stadt, 2. verb. A., 1992
Schumacher, B., Die Idee der geistlichen Ritterorden im Mittelalter, in: Neumann, Heidenmission, 1963
Schünemann, K., Deutsche Kriegsführung im Osten während des Mittelalters, in: DAM, 1938
Schütz, J., Ortsnamentypen und slawische Siedlungszeit, in: JffL 28, 1968
Schwab, D./Giesen, D./Listl, J./Strätz, H.-W. (Hg.), Staat, Kirche, Wissenschaft in einer pluralistischen Gesellschaft. Festschrift zum 65. Geburtstag von Paul Mikat, 1989
Schwarzmaier, H., Das «salische Hausarchiv», in: Weinfurter, S. (Hg.), Die Salier und das Reich, Bd. 1, 2. A., 1992
Schwarzmaier, H., Von Speyer nach Rom. Wegstationen und Lebensspuren der Salier, 2. A., 1992
Schwinges, R. C., Die Kreuzzugsbewegung, in: Seibt, F. (Hg.), HEG, Europa im Hoch- und Spätmittelalter, Bd. 2, 1987
Seegrün, W., Das Papsttum und Skandinavien bis zur Vollendung der nordischen Kirchenorganisation (1164), 1967
Seibert, H., Libertas und Reichsabtei. Zur Klosterpolitik der salischen Herrscher, in: Weinfurter (Hg.), Die Salier und das Reich, II, 1992
Seibt, F. (Hg.), Bohemia Sacra, Das Christentum in Böhmen 973–1973, 1974
Seibt, F. (Hg.), Europa im Hoch- und Spätmittelalter, HEG, Bd. 2, 1987
Seibt, F. (Hg.). Polen von der Jahrtausendwende bis 1444, in: Seibt, F. (Hg.), Europa im Hoch- und Spätmittelalter, HEG, Bd. 2, 1987
Seibt, F., Von der Konsolidierung unserer Kultur zur Entfaltung Europas, in: Seibt, F. (Hg.), HEG, Bd. 2, Europa im Hoch- und Spätmittelalter, HEG, Bd. 2, 1987
Seidlmayer, M., Geschichte Italiens. Vom Zusammenbruch des Römischen Reiches bis zum Ersten Weltkrieg. Mit einem Beitrag «Italien vom ersten zum zweiten Weltkrieg», von T. Schieder, 1962
Seiferth, W., Synagoge und Kirche im Mittelalter, 1964
Seppelt, F. X., Geschichte des Papsttums, 5 Bde., 1931/1936
Seppelt, F. X./Schwaiger, G., Geschichte der Päpste. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, 1964
Servatius, C., Paschalis II., 1979
Servatius, C., Heinrich V. (1106–1125), in: Beumann (Hg.), Kaisergestalten des Mittelalters, 1991
Siegwart, J., Die Chorherren- und Chorfrauengemeinschaften in der deutschsprachigen Schweiz vom 6. Jahrhundert bis 1160, 1962
Silagi, G. (Hg.), Die «Gesta Hungarorum» des anonymen Notars. Die älteste Darstellung der ungarischen Geschichte, 1991
Singer, P./Dahl, E., Das gekreuzigte Tier, in: Dahl, E. (Hg.), Die Lehre des Unheils, 1993

Sommerlad, Th., Die wirtschaftliche Tätigkeit der Kirche in Deutschland. I. Bd. 1990; II. Bd. 1995
Specht, W., Der Tod des Papstes Clemens II., in: JFL 1959
Specht, W./Fischer, K., Chemisch-toxikologische Studie an 900jährigen Mumienrelikten, 1960
Spindler, M., Handbuch der Bayerischen Geschichte. Das alte Bayern. Das Stammesherzogtum bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts, 2. A., Bd. 1, 1981
Sprandel, R., Verfassung und Gesellschaft im Mittelalter, 5. überarb. A., 1994
Sprandel, R., Flandrisch-lübeckischer Fernhandel und die deutsche Ostsiedlung, in: Deutsche Ostsiedlung in Mittelalter und Neuzeit, 1971
Sprotte, F., Biographie des Abtes Servatus Lupus von Ferrières. Nach den Quellen des neunten Jahrhunderts, 1880
Staab, F., Die Mainzer Kirche, Konzeption und Verwirklichung in der Bonifatius- und Theonestradition, in: Weinfurter, Bd. II, Die Salier, 1992
Stehkämper, H., Die Stadt Köln in der Salierzeit, in: Weinfurter, S. (Hg.), Die Salier und das Reich, Bd. III, 2. A., 1992
Steinbach, F., Das Frankenreich (Brand/Meyer/Just, Hg., Handbuch der deutschen Geschichte 1,2), 1955
Steinbach, F., Die Ezzonen. Das erste Jahrtausend, 1964
Steindorff, E., Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich III., Bd. 2, 1881
Stern, L./Bartmuss, H. J., Deutschland in der Feudalepoche von der Wende des 5./6. Jh. bis zur Mitte des 11. Jh., 1973
Stimming, H., Das deutsche Königsgut im 11. und 12. Jahrhundert. 1. Teil: Die Salierzeit (HSt. 149), 1922
Stoob, H. (Hg.), Helmold von Bosau, Slawenchronik, 1963
Störmer, W., Früher Adel, Studien zur politischen Führungsschicht im fränkisch-deutschen Reich vom 8.–11. Jahrhundert, 1973
Störmer, W., Die Anfänge des karolingischen Pfalzstifts Altötting, in: Berg, D./Goetz, H.-W. (Hg.), Ecclesia et regnum, 1989
Störmer, W., Im Karolingerreich, in: Kolb, P./Krenig, E.-G. (Hg.), Unterfränkische Geschichte, Bd. I, 3. A., 1991
Störmer, W., Bayern und der bayerische Herzog im 11. Jahrhundert. Fragen der Herzogsgewalt und der königlichen Interessenpolitik, in: Weinfurter, S. (Hg.), Die Salier und das Reich, 1. Bd., 2. A., 1992
Streich, G., Burg und Kirche während des deutschen Mittelalters. Untersuchungen zur Sakraltopographie von Pfalzen, Burgen und Herrensitzen, 2 Bde., 1984
Streminger, G., Gottes Güte und die Übel der Welt. Das Theodizeeproblem, 1992
Streminger, G., Die Jesuanische Ethik, in: Dahl, E. (Hg.), Die Lehre des Unheils, 1993
Stroll, M., New Perspectives on the Struggle between Guy of Vienne and Henry V., in: Arch. hist. pont. 18, 1980
Struve, T., Die Stellung des Königtums in der politischen Theorie der Salierzeit, in: Weinfurter, S. (Hg.), Die Salier und das Reich, Bd. 3, 2. A., 1992
Taddey, G. (Hg.), Lexikon der Deutschen Geschichte. Personen – Ereignisse – Institutionen. Von der Zeitwende bis zum Ausgang des 2. Weltkrieges, 1979
Tellenbach, G., Die westliche Kirche vom 10. bis zum frühen 12. Jahrhundert, 1988

Teuffel, R., Individuelle Persönlichkeitsschilderung in deutschen Geschichtswerken des 10. und 11. Jahrhunderts, 1914
Theiner, J. A., und Theiner, A., Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen und ihre Folgen. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte, III, 1892
Thieme, H., Die Magdeburger und Kulmer Stadtrechte im deutschen Osten, in: Deutsche Ostsiedlung in Mittelalter und Neuzeit, 1971
Thomas, H., Bemerkungen zu Datierung, Gestalt und Gehalt des Annoliedes, in: ZDPh 96, 1977
Thomas, H., Julius Caesar und die Deutschen. Zu Ursprung und Gehalt eines deutschen Geschichtsbewußtseins in der Zeit Gregors VII. und Heinrichs IV., in: Weinfurter, S. (Hg.), Die Salier und das Reich, 3. Bd., 2. A., 1992
Thorau, P., Die Burgen der Assassinen in Syrien, in: Welt des Orients, 18, 1988
Töpfer, B., Friedrich I. Barbarossa 1152–1190, in: Engel/Holtz (Hg.), Könige und Kaiser des Mittelalters, 1989
Toynbee, A. J., Der Gang der Weltgeschichte, I, 1979
Trillmich, W. (Hg.), Wipo. Taten Kaiser Konrads II. in Quellen des 9. und 11. Jahrhunderts zur Geschichte der Hamburgischen Kirche und des Reiches, 1961
Trillmich, W. (Hg.), Thietmar von Merseburg. Chronik, 7. A., 1992
Trusen, W., Vom Inquisitionsverfahren zum Ketzer- und Hexenprozeß. Fragen der Abgrenzung und Beeinflussung, in: Schwab/Giesen/Listl/Strätz (Hg.), Staat, Kirche, Wissenschaft in einer pluralistischen Gesellschaft, 1989
Twellenkamp, M., Das Haus der Luxemburger, in: Weinfurter, S. (Hg.), Die Salier und das Reich, I. Bd., 2. A., 1992
Ullmann, W., Die Machtstellung des Papsttums im Mittelalter. Idee und Geschichte, 1960
Valjavec, F. (Hg.), Frühes Mittelalter, 1956
Vehse, O., Die päpstliche Herrschaft in der Sabina bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts, in: QFIAB, 1929/30
Vincke, J., Staat und Kirche in Katalonien und Aragon während des Mittelalters, 1931
Vogel, P. M., Lebensbeschreibungen der Heiligen Gottes auf alle Tage des Jahres. Mit zur Nachfolge ermunternden Lehrstücken, 1863
Vogtherr, Th., Die Reichsklöster von Corvey, Fulda und Hersfeld, in: Weinfurter, S. (Hg.), Die Salier und das Reich, II, 1992
Voigt, K., Die karolingische Klosterpolitik und der Niedergang des westfränkischen Königtums. Laienäbte und Klosterinhaber, 1917
Vollrath, H., Konfliktwahrnehmung und Konfliktdarstellung in erzählenden Quellen des 11. Jahrhunderts, in: Weinfurter, S. (Hg.), Die Salier und das Reich, 3. Bd., 2. A., 1992
Vones, L., Geschichte der Iberischen Halbinsel im Mittelalter, 711–1480, 1993
Voss, I., Herrschertreffen im frühen und hohen Mittelalter. Untersuchungen zu den Begegnungen der ostfränkischen und westfränkischen Herrscher im 9. und 10. Jahrhundert sowie der deutschen und französischen Könige vom 11. bis 13. Jahrhundert, 1987
Wattenbach, W./Holtzmann, R., Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. Deutsche Kaiserzeit, Bd. 1–4, 1948

Weber, M., Grundriß der Sozialökonomik, III. Bd., 1. und 2. Halbband, 3. A., 1947
Wein, M. (Hg.), Ich kam, sah und schrieb. Augenzeugenberichte aus fünf Jahrtausenden, 1964
Weinfurter, S., Die Salier und das Reich. Einleitung, in: ders., Die Salier und das Reich I, 1992
Weinfurter, S. (Hg.), Die Salier und das Reich. Salier, Adel und Reichsverfassung. Bd. 1, 2. A., 1992
Weinfurter, S., Die Salier und das Reich. Die Reichskirche in der Salierzeit, Bd. 2, 2. A., 1992
Weinfurter, S. (Hg.), Die Salier und das Reich. Bd. 3, Gesellschaftlicher und ideengeschichtlicher Wandel im Reich der Salier, 2. A., 1992
Weinfurter, S., Herrschaftslegitimation und Königsautorität im Wandel: Die Salier und ihr Dom zu Speyer, in: Weinfurter, S. (Hg.), Die Salier und das Reich, Bd. 1, 2. A., 1992
Weller, K., Württembergische Kirchengeschichte bis zum Ende der Stauferzeit, 1936
Wendehorst, A., Im Ringen zwischen Kaiser und Papst, in: Kolb/Krenig (Hg.), Unterfränkische Geschichte, 3. A., 1991
Wendehorst, A., Bischöfe und Bischofskirchen von Würzburg, Eichstätt und Bamberg, in: Weinfurter (Hg.), Die Salier und das Reich, 2. A., 1992
Werner, K. F., Westfranken – Frankreich unter den Spätkarolingern und frühen Kapetingern (888–1060), in: Schieffer, T. (Hg.), HEG, Bd. 1, 3. A., 1992
Werner, M., Der Herzog von Lothringen in salischer Zeit, in: Weinfurter, S. (Hg.), Die Salier und das Reich, 1. Bd., 2. A., 1992
Wetzer, H. J./Welte, B., Kirchen-Lexikon oder Encyklopädie der katholischen Theologie und ihrer Hilfswissenschaften I–XI, 1847–1854
Wilpert, G. v. (Hg.), dtv-Lexikon der Weltliteratur, 4 Bde., 1971
Winter, J. M. van, Kochen und Essen im Mittelalter, in: Herrmann, B. (Hg.), Mensch und Umwelt im Mittelalter, 1996
Winterer, H., Zur Priesterehe in Spanien bis zum Ausgang des Mittelalters, in: ZSRG KA, 1966
Wittram, R. (Hg.), Baltische Kirchengeschichte, 1956
Wojtowytsch, M., Die Kanones Heinrici regis. Bemerkungen zur römischen Synode vom Februar 1014, in: Mordek, H. (Hg.), Papsttum, Kirche und Recht im Mittelalter, 1991
Wollschläger, H., Die bewaffneten Wallfahrten gen Jerusalem. Geschichte der Kreuzzüge, in: Deschner (Hg.), Kirche und Krieg, 1970
Wolter, H., Die Synoden im Reichsgebiet und in Reichsitalien von 916 bis 1056, 1988
Wühr, W., Studien zu Gregor VII. – Kirchenreform und Weltpolitik, 1930
Wührer, K., Die Anfänge der nordeuropäischen Monarchien, in: Schieffer, T. (Hg.), HEG, Bd. 1, 3. A., 1992
Wurm, H., Körpergröße und Ernährung der Deutschen im Mittelalter, in: Herrmann, B. (Hg.), Mensch und Umwelt im Mittelalter, 1996
Zapperi, R., Der schwangere Mann. Männer, Frauen und die Macht, 1984
Zeissberg, H., Die öffentliche Meinung im 11. Jahrhundert über Deutschlands Politik gegen Polen, in: Beumann, Heidenmission, 1963

Ziegler, K./Sontheimer, W. (Hg.), Der Kleine Pauly I–V, 1979
Zimmerling, D., Der Deutsche Ritterorden, 4. Aufl., 1994
Zimmermann, H., Papstabsetzungen des Mittelalters, in: MIÖG 69, 1961 f.
Zimmermann, H., Das dunkle Jahrhundert. Ein historisches Porträt, 1971
Zimmermann, H., Das Papsttum im Mittelalter. Eine Papstgeschichte im Spiegel der Historiographie. Mit einem Verzeichnis der Päpste vom 4. bis zum 15. Jahrhundert, 1981
Zimmermann, H., Heinrich IV. 1056–1106, in: H. Beumann, Kaisergestalten des Mittelalters, 3. A., 1991
Zöllner, W., Heinrich VI. 1190–1197, in: Engel/Holtz (Hg.), Deutsche Könige und Kaiser des Mittelalters, 1989
Zöllner, W., Geschichte der Kreuzzüge, 6. A., 1990
Zoepfl, F., Das Bistum Augsburg und seine Bischöfe im Mittelalter, 1955
Zotz, T., Präsenz und Repräsentation. Beobachtungen zur königlichen Herrschaftspraxis im hohen und späten Mittelalter, in: Lüdtke, A. (Hg.), Herrschaft als soziale Praxis, 1991
Zotz, T. Die Formierung der Ministerialität, in: Weinfurter, S. (Hg.), Die Salier und das Reich, Bd. 3, 2. A., 1992
Zullinger, J., Kommunikation bei Bernhard von Clairvaux. Lizentiatsarbeit bei der Philosophischen Fakultät I der Universität Zürich, 1991

ABKÜRZUNGEN

von Quellen, wissenschaftlichen Zeitschriften und Nachschlagewerken

Acerb. Mor.: Acerbus Morena, Geschichtsschreiber, gest. 1167; Sohn von Otto Morena

Adalb. contin. Regin.: Adalbert von Weißenburg/Magdeburg: Continuatio Reginonis

Adam von Br., Gesta Hamm.: Adam von Bremen, Gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum

Adalb. v. Utr.: Adalbold von Utrecht, Vita Heinrici II imperatoris

Adem. v. Chab.: Ademar v. Chabannes, Historia (auch: Chronik)

AHVN: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein, Köln 1855 ff.

Alb. Aquens.: Albert v. Aachen, Historia Hierosolymitana

Alex. Teles.: Alexander v. Telese. De rebus gestis Rogerii Siciliae regis libri IV

Ambros.: Ambrosius von Mailand

Ann. Altah.: Annales Altahenses maiores

Ann. Hildesh.: Annales Hildesheimenses

Ann. Lob.: Annales Lobienses

Ann. Magdeb.: Annales Magdeburgenses

Ann. Patherb.: Annales Patherbrunnensis

Ann. Quedlinb.: Annales Quedlinburgenses

Ann. Sangall.: Annales Sangallenses maiores

Ann. Saxo.: Annalista Saxo, Arnold, Abt v. Berge und Nienburg

Bernh. v. Cl.: Bernhard von Clairvaux, sermo in coena Domini

Bonizo: Bonizo v. Sutri, Liber ad amicum

Cod. Udal.: Codex Udalrici

DAM: Deutsches Archiv für Geschichte des Mittelalters (1937–1944), ab 1951 (Bd. 8) Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters

Ekkeh. Uraug.: Ekkehard v. Aura, Hierosolymita

Falco v. Benev.: Falco v. Benevent, Chronik

FMSt.: Frühmittelalterliche Studien, Berlin 1967 ff.

Fulch. Carn.: Fulcherius Carnotensis, Historia Hierosolymitana

Gerh. v. Reichersb.: Gerhoh v. Reichersberg, De investigatione Antichristi

Gesta Alber.: Gesta Alberonis archiepiscopi Treverensis auctore Balderico

Gesta Franc.: Anonymus, Gesta Francorum et aliorum Hierosolymitanorum

Guib. Novig.: Guibertus Novigensis, Historia quae dicitur Gesta Dei per Francos

Guil. Tyr.: Guillelmus Tyrensis, Historia rerum in partibus transmarinis gestarum

HEG: Handbuch der Europäischen Geschichte. Band I: Europa im Wandel von der Antike zum Mittelalter, herausgegeben von Theodor Schieder, 3. Aufl. 1992. Band II: Europa im Hoch- und Spätmittelalter, herausgegeben von Ferdinand Seibt, 1987

Helm. v. Bosau: Helmold von Bosau, Cronica Slavorum

Herm. v. Reich.: Hermann von Reichenau (Hermannus Contractus), Chronik

HJb: Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft 1880 ff.

HKG: Handbuch der Kirchengeschichte, herausgegeben von Hubert Jedin. Band III/1: Die mittelalterliche Kirche: Vom Frühmittelalter bis zur gregorianischen Reform. Sonderausgabe 1985. Band III/2: Die mittelalterliche Kirche: Vom kirchlichen Hochmittelalter bis zum Vorabend der Reformation. Sonderausgabe 1985

HZ: Historische Zeitschrift, München 1859 ff.

JbfL: Jahrbuch für fränkische Landesforschung, Erlangen u. a. 1935 ff.

JW: P. Jaffé, Regesta pontificum Romanorum ab condita ecclesia ad annum post Christum natum MCXCVIII, 2. Auflage, herausgegeben von G. Wattenbach 1885 ff. Nachdruck 1956

Lamp. v. Hersf.: Lampert von Hersfeld, Annales

Lib. de unit. eccl. conserv.: Liber de unitate ecclesiae conservanda
LMA: Lexikon des Mittelalters I–IX 1980–1998
Lod. Anon.: Lodeser Anonymus
LP: Liber Pontificalis 2 Bde. ed. L. Duchesne 1886 ff. 2. Aufl. 1955
LThK: Lexikon für Theologie und Kirche 1. Aufl. 1930 ff. 3. völlig neubearb. Aufl. 1993 ff. (bisher Bde. 1–7)
MG: Monumenta Germaniae historica 1826 ff.
MG Const.: Leges. Constitutiones
MG SS: Scriptores
MIÖG: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 1880 ff.
Narr. de Long. obpr.: Civis Mediolanensis anonymi narratio de Longobardie obpressione et subiectione
NDB: Neue deutsche Biographie, Hg. Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1953 ff.
NdsJb: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte, Hg. Historische Kommission für Hannover, Hildesheim 1930 ff.
Notk. Gesta Kar.: Notkeri Gesta Karoli
Odo. Diog.: Odo Diogilensis (Odo v. Deuil), Chronik
Otto. v. Fr.: Otto von Freising, Chronica sive historia de duabus civitatibus = Chronik
Otto v. Fr.: Otto von Freising, Gesta Frederici (I u. II)
Otto Mor.: Otto Morena, Ottonis Morenae eiusdemque continuatorum libellus de rebus a Frederico imperatore gestis
Pallad.: Palladius, Historia Lausiaca
Peter v. Dusb.: Peter von Dusburg, Chronica terre Prussie
PL: J.-P. Migne, Patrologiae cursus completus. Series latina
QFIAB: Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken, Zeitschr. des Preußischen bzw. Deutschen Historischen Instituts in Rom, 1898 ff.
Rahewin: Rahewin, Gesta Frederici (III u. IV)
Raimund. Agil.: Raimundus Agilensis, Historia Francorum qui ceperunt Ierusalem
Rath. v. Verona: Rather von Verona: Synodica; De contemptu canonum
RhVjbl: Rheinische Vierteljahrsblätter. Mitteilungen des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande an der Universität Bonn, Bonn 1931–1942; 1948 ff.
Rom. Salernit.: Romoald von Salerno, Chronik
Sigeb. Gembl.: Sigebert von Gembloux, Chronik
Thietm.: Thietmar von Merseburg, Chronik
Vita Benn.: Vita Bennonis II. ep. Osnabrugensis
Vita Bernw.: Vita Bernwardi
Vita Heinr. IV.: Vita Heinrici IV. imperatoris
Vita Math.: Vita Mathildis posterior
Vita Meinw.: Vita Meinwerci episcopi Patherbrunnensis
Wipo: Wipo, Gesta Chuonradi II. imperatoris
ZDPh: Zeitschrift für deutsche Philologie, Halle 1869 ff.
ZKTh: Zeitschrift für Katholische Theologie, Wien u. a. 1876–1943; 1947 ff.
ZOF: Zeitschrift für Ostforschung. Länder und Völker im östlichen Mitteleuropa, Marburg 1952 ff.
ZSRG GM: Zeitschrift der Savignystiftung für Rechtsgeschichte, Germanische Abteilung, Weimar 1880 ff.
ZSRG KA: Zeitschrift der Savignystiftung für Rechtsgeschichte, Kanonistische Abteilung, Weimar 1911 ff.

REGISTER

Das folgende Register umfaßt alle im vorliegenden Band 6 enthaltenen Namen von Personen, auch von fiktiven, legendären oder gefälschten, sowie die Namen aller mehr oder minder fingierten oder mythischen Gestalten aus alten Literaturen oder anderen Traditionen.

Da sämtliche Zitate buchstabengetreu aus den Quellen übernommen wurden, kommen etliche Namen in verschiedenen Schreibweisen vor.

Zur Erleichterung der Suche wurde in bestimmten Fällen ein und dieselbe Person mit mehreren Namensvarianten in das Register aufgenommen. Auf Querverweise wird weitgehend verzichtet, um dem Benutzer Unbequemlichkeiten zu ersparen.

Vornamen, Titel, Ränge, Verwandtschaftsverhältnisse, Zeitangaben ergänzen pragmatisch, nicht systematisch, das Stichwort, damit der Leser nicht unnötig nachschlägt. In der Regel werden Nebenfiguren genauer charakterisiert als die bekannteren Personen.

Erstellt hat das Register Dr. Barbara Gerber, Hamburg.

Abaelard 90, 424, 469
Aba-Samuel, König von Ungarn (1041–1044) 175, 176
Abbo, Abt von Fleury 202
'Abdal'-azīz, Enkel al-Manṣūrs 487
Abdarrahmàn III., Kalif von Córdoba (912–961) 479
Abraham 171
Acerbus Morena, Sohn des Otto Morena, Chronist [491], [492], [493], 520, 521, 523, 525, 531
Achivus, Abt, Kriegsdienstleistender in der Karolingerzeit 53
Adalbero II., Bischof von Basel 141
Adalbero, Bischof von Brescia (996–1004), italienischer Kanzler Ottos II. und Ottos III. 77
Adalbero, Bischof von Metz 49
Adalbero II., Bischof von Metz 65
Adalbero III., Bischof von Metz 169
Adalbero, Bischof von Würzburg 276
Adalbero, Erzbischof von Bremen 434
Adalbero, Erzbischof von Reims (um 971) 320
Adalbero, Propst von St. Paulin und Erzbischof von Trier, Bruder der hl. Kunigunde 65, 66, 168, 169
Adalbert, Bischof von Worms 241, 294
Adalbert, Erzbischof von Hamburg-Bremen (1043–1072) 163, 179, 191, 222, 234, 236, 323
Adalbert I., Erzbischof von Mainz, Kanzler, 1112 gefangengenommen 396, 400, [407], 408, 419, 420, 421
Adalbert, hl. 92, 172, 173
Adalbert, Markgraf 175
Adalbert von Saarbrücken, Erzbischof von Mainz (Adalbert I.) 395
Adalbold (Adelbold), Bischof von Utrecht und Biograph Heinrichs II. «des Heiligen» 27, 48, 62, 81, 92
Adaldag, Erzbischof von Hamburg-Bremen (937-988) 48
Adam, Abt von Farfa, aus Lucca (953 durch Alberich bestellt) 327
Adam, Cremonese, Mörder des Kardinaldiakons Heinrich 328

Adam de Palatino, von Friedrich I. gehängt 520
Adam von Bremen, Domscholar und Chronist (gest. 1076) 104, 163, 318
Adela von Hamaland (gest. 1028) 101
Adela von Vohburg, erste Gattin Friedrichs I. «Barbarossa» 496
Adelaide, Gattin Balduins I., verwitwete Gräfin von Sizilien 460
Adelber, Bischof von Würzburg 330, 357
Adele von der Normandie, Gattin Graf Stephans von Blois, Tochter Wilhelm «des Eroberers» 375
Adelgar, Bischof von Worms 176
Adelgaud, Abt von Ebersheimmünster, Verwandter Rudolfs von Rheinfelden 289
Adelgoto, Erzbischof von Magdeburg 410
Adelheid, Äbtissin von Quedlinburg, Heinrichs IV. Schwester, Gegnerin Graf Ekberts II. von Braunschweig 336
Adelheid, hl., Kaiserin 322
Adelheid, Markgräfin von Turin 282
Adelrich, Bischof von Asti (1008–1034) 138
Adhémar (Ademar) von Monteil, Bischof von Le Puy, oberster Führer des Ersten Kreuzzugs 372, 377, 379
Adolf II., Graf 471
Aerssen, J. van 68
Aethelroth, Bischof von Canterbury 155
Agathias, griechischer Dichter und Historiker 43
Agius, Bischof von Orléans 46
Agnes von Schwaben, Tochter Heinrichs IV., Mutter Friedrichs II. (monoculus) [407]
Agnes, Witwe Heinrichs III., Kaiserin, Reichsregentin während der Unmündigkeit Heinrichs IV. 171, 206, 217, 218, 238, 268, 278, 279
Agobard, Erzbischof 363, 366
Ahlheim, K. 478, 488
Aimo von Bourbon, Erzbischof von Bourges (1030–1070) 183
Aimo von Briançon, Erzbischof von Tarantaise 561
Aio, Erzbischof (getötet) 323
Ajtony, Fürst, Aufständischer unter Stephan I. 150
Al-Afdal, Fatimiden-Wesir 455
Alarich, Westgotenkönig 311
Alberga, Gattin des Bischofs Hildebrand 324
Alberich, Fürst der Römer (um 950) 327
Alberich III., Graf von Tusculum [187]
Alberich, Konsul und Herzog von Rom, Bruder Benedikts VIII. 109
Albero (Adalbero), Erzbischof von Trier 321, 433, 437, 441, [447], 448, 467
Albert, Bischof, Gegenpapst zur Zeit Paschalis' II. 389
Albert, Bischof von Bologna 319
Albert, Bischof von Freising 514
Albert von Aachen, Chronist des Ersten Kreuzzugs 370, 375, 376, 377, 378, 379, 457
Alberto de Morra, Bologneser Rechtsgelehrter 543, 558
Albrand, Bischof von Worms 367
Albrecht «der Bär», Markgraf von Brandenburg, Herzog von Sachsen, Markgraf der Lausitz (gest. 1170) 417, 419, 438, 439, 449, 477
Albwin, Bischof von Brixen 18
Albwin, Bischof von Merseburg 410
Alebrand, Erzbischof von Hamburg-Bremen (1035–1043) 323
Alexander II., Papst (= Bischof Anselm von Lucca) 1061–1073 154, 202, 215, 223, 224, 225, 226, 227, 245, 247, 257, 258, 266, 300, 320, 329, 353, 485
Alexander III., Papst (= Kardinal Orlando Bandinelli) 1159–1181 469, 475, 517, 518, 519, 521, 523, 525, 526, 528, 531, 532, 533, 534, 535, 536, 537, 538, 539, 540, 541, [547], 557
Alexander VI., Papst 212
Alexios III. 556
Alexios I. Komnenos, oström. Kaiser 310, 349, 354, 370, 374

Alfanus, Erzbischof von Salerno 303
Alfger, Abt 19
Alfons I. «der Eroberer», König von Portugal (1139–1185) 539
Alfons III. «der Große», König von Asturien 482
Alfons II. «der Keusche», König von Asturien (791–842) 480, 481
Alfons I., König von Asturien (739–757) 480
Alfons VI., König von Léon–Kastilien (1072–1109) 248, 257, 305, 484, 485, 487, 488
Al-Hakam II., Kalif von Córdoba (961–976) 479, 480
al-Hakim, Fatimidenkalif (996–1021), Zerstörer der Grabeskirche in Jerusalem 106, 354, 356
Aliger, Abt von Monte Cassino (949–985) 328
al-Malik al-Kamil, Sultan 556
al-Manṣūr, Staatslenker des islamischen Córdoba 480
al-Tahir, Kalif, Wiedererbauer der Grabeskirche in Jerusalem 107, 354
Althoff, Gerd 75
Altmann, hl., Bischof von Passau 291
Amalrich I., König von Jerusalem (1163–1173) 548
Amatus von Monte Cassino (geb. um 1010), Geschichtsschreiber der Normannen, zeitweilig Bischof von Capaccio-Paestum 226, 227, 229
Ambrosius, hl., Bischof von Mailand, Kirchenlehrer 82, 257, 362, 366
Anaklet II., Gegenpapst (= Kardinal Petrus Pierleone) 1130–1138, 397, [405], 428, 429, 430, 431, 432, 433, 435, 438, 440, 441, 442, 450, 451, 469
Anastasius IV., Papst 499
Andreas, hl. 378
Andreas I., König von Ungarn (seit 1047) 177
Angelus, Bischof von Bari 440
Angilram, Erzbischof von Metz 44
Anna Kamnene [339], 370, 371, 373
Anno II., hl., Erzbischof von Köln (1056–1075), Erzkanzler der römischen Kirche 218, 223, 224, 236, 240, 291, 335, 391
Anselm, Bischof von Asti 498
Anselm, Bischof von Havelberg, päpstlicher Legat, Erzbischof von Ravenna 477, 511
Anselm, Bischof von Lucca, Parteigänger Gregors VII. 215, 309, 314, 315, 316
Anselm, Erzbischof von Mailand 338
Ansovin, Bischof von Camerino 45
Antonius, hl. 360
Appelt, H. 498
Archipoeta 530
Arculf, Bischof von Périgueux 357
Arda, Gattin Balduins I., Tochter des armenischen Fürsten Thatul 460
Ardericus, Bischof von Vercelli 134, 138
Arduin, Markgraf von Ivrea, König von Italien, Haupt der antiottonischen Partei (gest. 1015) 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 110
Aribert II., Erzbischof von Mailand (1018–1045), als Hochverräter von Konrad II. in Haft genommen 129, 132, 133, 134, 137, 138, 142, 143
Aribo, Erzbischof von Mainz (1021–1031) [123], 126, 130, 133
Arn, Bischof von Würzburg (855–892) 45, 46
Arnald, Bischof von Le Mans 183
Arnald, Bischof von Ravenna, Halbbruder Heinrichs II. «des Heiligen» 111
Arnold von Brescia (1155 hingerichtet) 90, 469, 500
Arnold von Seelenhofen, Erzbischof von Mainz, Kanzler Friedrichs I. (1160 ermordet) 496
Arnold, Vasall und Ankläger gegen Graf Thietmar 179
Arnulf 194
Arnulf, Bischof von Bergamo 321
Arnulf, Bischof von Halberstadt 18, 94, 116
Arnulf II., Erzbischof von Mailand (998–1018) 81

Arnulf, Graf (um 995 gefallen) 63
Arnulf von Chocques, lateinischer Patriarch von Jerusalem (1099 abgesetzt) 382, 456, 460
Arnust, Erzbischof von Narbonne 322
Askerich, Bischof von Paris (886–910) 46
Atenulf, Abt von Monte Cassino 115, 117
Atenulf, Gastalde, Peiniger Abt Aligers von Monte Cassino im 10. Jh. 328
Athanasius, Bischof von Neapel, auf der Seite der Araber stehend 52
Athanasius, hl., Kirchenvater 366
Atiya, Aziz S. 350, 358, 457
Attila, Hunnenkönig 388
Atto, Bischof von Vercelli, Theologe und Kulturgeschichtler 41
Atto, Erzbischof von Mailand, von den Patarenern erhoben 272
Auer, L. 49, 50
Augustinus, hl., Kirchenlehrer 34, 89, 253, 316, 344, 362, 363
Augustus, röm. Kaiser 321
Avitus, gallischer Gegenkaiser 43
Azecho, Bischof von Worms 130

Baha ad-Din, Beamter, Vertrauter und Biograph Saladins 550
Balderich, Bischof von Dol-de-Bretagne (gest. 1130) 346
Balderich, Graf von Drenthe 101, 102
Balderich, Trierer Domscholaster, geistlicher Biograph Erzbischof Alberos von Trier 321, [447]
Balduin IV. «der Bärtige», Graf von Flandern (998–1035) 63, 64, 169
Balduin, Graf von Flandern (um 900) 322
Balduin V., Graf von Flandern (1035–1067) 169, 170, 171
Balduin I., König von Jerusalem (1100–1118), Bruder Gottfrieds von Bouillon, 1098 Graf von Edessa, 1100 König von Jerusalem 372, 376, 379, 457, 458, 459, 460
Balduin II., König von Jerusalem 464
Balduin III., König von Jerusalem 474
Balduin IV., König von Jerusalem 551
Balduin VI., mit Hennegau belehnt 171
Bannasch, H. 57, 97
Bardo, hl., Erzbischof von Mainz 172, 174
Baruch (Benedikt), getaufter Jude 189, 208, 397
Basileios II., oström. Kaiser 114
Basilios Boioannes, Stratege und Organisator 115
Basilius, hl., Bischof und Kirchenlehrer 36
Bauerreiss, Romuald, Benediktiner und bayerischer Kirchenhistoriker 15, 73
Beatrix, Gattin Friedrichs I. «Barbarossa», Kaiserin 529
Beatrix, Gattin Gottfrieds III., Tochter Friedrichs II. von Oberlothringen, Witwe des 1052 ermordeten Markgrafen Bonifatius von Tuszien, Mutter der Markgräfin Mathilde (gest. 1076) 170, 205, 269
Becker, Alfons 383, 402
Behaeddin Karakûsch, Emir 564
Beissel, S. 221
Bela III., König von Ungarn 561
Belial 145
Belisar, Feldherr 114
Benedikt, hl. 39, 117
Benedikt VIII., Papst (= Theophylakt, zweiter Sohn des Grafen Gregor von Tusculum) 1012–1024 28, 52, 108, 109, 111, 112, 114, 115, 116, 121, [187], 193, 203, 365
Benedikt IX., Papst/Gegenpapst (= Theophylakt, Neffe Benedikts VIII. und Johanns XIX.) 1032–1045, 1047–1048 109, 173, [187], 188, 191, 192, 193, 195
Benedikt X., Papst (= Kardinalbischof Johann von Velletri) 1058–1059, 1060 abgesetzt und verbannt 207, 208, 210, 214, 215
Benedikt von Aniane, hl. 36
Benincasa, Domkanoniker, Erzbischof von Pisa 526
Benno, Bischof von Metz (928 verstümmelt) 322

Benno, Bischof von Osnabrück 240
Benno II., Bischof von Osnabrück 335
Benno von Northeim, Graf 19
Benzo, Bischof von Alba 245, 308
Berchtold, Fürst 281
Beringer, Kapellan, Sendling Bischof Heinrichs von Würzburg 75
Bernain, Bischof von Verdun 49
Bernard, Erzbischof von Vienne 366
Bernard von Angers, Apologet eines kriegerischen Priors zu Conques 51
Bernhard, Abr und päpstlicher Legat 290
Bernhard, Bischof von Oldenburg 104
Bernhard II., Herzog von Sachsen (1013–1059) 104, 179
Bernhard, spanischer Eremit und Prediger in Pommern 414, 415
Bernhard von Clairvaux, hl., Abt, Kirchenlehrer, Protektor der Templer (geb. 1091) 321, 366, 429, 430, 432, 433, 434, 436, 437, 438, [445], 461, 464, 465, 467, 468, 469, 470, 471, 475, 476, [547]
Bernhardi, Wilhelm [405], 409, 433, 436, 438, 440
Bernhart, J. 313, 470
Bernold, Bischof von Utrecht 168
Bernold von St. Blasien (oder Konstanz), gest. 1100 314
Bernulf, Bischof von Utrechr 169
Bernward von Hildesheim, hl., Krieger, Burgenbauer, Lehrer Ortos III. und Bischof unter Heinrich II. «dem Heiligen» 18, 27, 48, 50, 57, 64, 66
Bertha von Sulzbach, Schwägerin Konrads III., 1146 Gatrin Manuels I. Komnenos 489
Bertha von Turin, 1066 Gattin Heinrichs IV., Kaiserin [233]
Berthold, Bischof von Hildesheim 422
Berthold, Bischof von Toul, Krieger unter Heinrich II. «dem Heiligen» 66
Berthold, Graf, von Otto I. im bayerischen Nordgau eingesetzr 61
Berthold, Herzog 290, 291
Bezpřym, ältester Sohn Boleslaw I. Chrobrys (1032 ermordet) 144, 146, 172
Bilderich, Bischof von Havelberg 91
Bobo, Bischof von Valence 43
Böckle, Franz 36
Bodo, Neffe Hadrians IV. 517
Bohemund I. von Tarent, Fürsr von Antiochia, ältester Sohn Robert Guiscards 372, 377, 378, 379, 380, 456
Boleslav III., böhmischer Herzog, Sohn Boleslavs II. (gest. 1037) 86, 87
Boleslav II. «der Fromme», böhmischer Herzog, Sohn Boleslavs I. 86
Boleslav I. «der Grausame», böhmischer Herzog 86
Boleslaw I. Chrobry «der Tapfere», «der Große», Herzog von Polen und Böhmen (992–1025), 1025 König von Polen 61, 83, 84, 85, 88, 89, 91, 92, 95, 99, 100, 103, 144, 146, 171
Boleslaw IV., Herzog von Polen 473
Boleslaw III. «Krzywousty» («Schiefmund»), Herzog von Polen (gest. 1138) 414, 415
Bonifatius, hl., «Apostel der Deutschen» 35, 71
Bonifatius (Bonifaz), Markgraf von Tuszien (1052 ermordet) 170, 179, 192, 193
Bónis, G. 153
Bonizo, Bischof von Surri, Parteigänger Gregors VII. 245, 314
Boockmann 178
Boshof, E. 164, 172, 178
Bosl, Karl 157, 400
Brackmann, A. 29
Breßlau, Harry 60, 134, 143, 147, 155, 166
Břetislav I., Böhmenfürsr, Sohn Udalrichs von Böhmen (1037–1055) 145, 146, 172, 173, 174
Bretislaw, Neffe und Gefangener Soběslavs I. 418
Brühl, C. 17
Brun, Bischof von Augsburg, Bruder Heinrichs II. «des Heiligen», 1003/1004 und 1024 in die Verbannung geschickt, Erzieher Heinrichs III. 61, 64, 76, 87, [125], 132, [161], 162

Brun, hl. Bischof von Querfurt, Hofkaplan Ottos III., Heidenbekehrer 15, 88, 89
Brunkio, Vasall, von Heinrich II. «dem Heiligen» gehängt 95
Brunner, Otto 181
Bruno, Abt von Chiaravalle 499
Bruno, Bischof von Augsburg, vornehmster Ratgeber Konrads II. 130
Bruno, Bischof von Toul 130, 142
Bruno, Bischof von Würzburg 176
Bruno, Graf von Egisheim-Dagsburg, Kleriker, Verwandter Heinrichs III. (geb. 1002) 133, 193
Bulst-Thiele 146
Burchard, Abt von St. Gallen 117
Burchard, Bischof von Basel 277, 283, 290
Burchard, Bischof von Cambrai 426
Burchard, Bischof von Chartres 46
Burchard II., Bischof von Halberstadt (1059–1088), Neffe Annos II. von Köln 218, 224, 235, 240, 335
Burchard, Bischof von Lausanne, italienischer Kanzler 283, 290, 308, 335
Burchard I., Bischof von Worms (1000–1025), Günstling Heinrichs II. «des Heiligen» 27, 57, 110
Burchard (Burkhard), Erzbischof von Lyon, von Konrad II. 1036 abgesetzt 129, 143
Burchard, Erzbischof von Vienne 51
Burchard, kaiserlicher Notar zur Zeit Friedrichs I. «Barbarossa» 521
Burchard von Loccum, Graf 424
Büttner, H. 56

Cadalus, Bischof von Parma, Kanzler Heinrichs III. 215, 216, 217, 223, 224, 225, 248
Calixt III., Gegenpapst (= Abt Johannes von Struma) 1168–1178 533, 537, 538, 540, [547]
Calixt II., Papst (= Erzbischof Guido von Vienne, Graf von Burgund) 1119–1124, 399, 401, 402, 426
Campo, Mönch, dann Abt in Farfa 326, 327
Cardini, Franco [445], [491], [493], 499, 503, [545]
Cartellieri, A. 109
Cäsar 321
Charles de Bourbon, Erzbischof von Lyon 183
Chlodwig I., Merowingerkönig [125]
Christian, Bischof von Passau 18
Christian, Erzbischof von Mainz 39
Christian von Buch, Erzbischof von Mainz, Reichskanzler (1165–1183) 525, 527, 533, 534, 535, 536, 538, 540
Claude, D. 96, 101
Clemens (Klemens) III., Gegenpapst (= Erzbischof Wilbert von Ravenna) gest. 1100 202, 247, 300, 303, 309, 311, 312, 313, 316, 331, 337, 388
Clemens (Klemens) II., Papst (= Graf Swidger von Morsleben, Bischof von Bamberg) 1046–1047 135, 190, 191, 192, 207
Clemens (Klemens) III., Papst (= Paolo Scolari) 1187–1191 558, 559, 566
Clemens (Klemens) VI., Papst 210
Clemens (Klemens) VII., Papst 501
Coelestin II., Gegenpapst 426
Coelestin II., Papst, Schüler Abaelards (1143–1144) 453
Contamine 39
Corneille, Pierre 487
Cortez, Fernando 481
Crescentius, Graf, Sohn der Theoderanda, Schwester Crescentius' III. 106
Crescentius, Graf und Rector, Sohn der Rogata, Schwester Crescentius' III. 106
Crescentius, Rebell, 998 enthauptet 105
Crescentius, Stadtpräfekt, Verwandter von Crescentius III. 106
Curcio, Renato 330
Cyprian, hl., Kirchenvater 251, 366

Dagobert, Abt von Farfa, aus Cumae (952 vergiftet) 327
Daimbert von Pisa, Erzbischof, Metropolitan von Korsika, Legat von Sardinien, Patriarch von Jerusalem 456

Damasus II., Papst (= Bischof Poppo, Graf von Brixen) 17. 7. 1048–9. 8. 1048 192, 193
Dattus, als Hochverräter getötet 115
David, König 164, 172, 355, 359
Davidsohn, R. 39
Deborah 271
Dedo, sächsischer Pfalzgraf, durch einen Priester aus Bremen ermordet 179
Deér, J. 147, 149
Demetrius, hl. [33], 359
Demetrius-Zwonimir von Dalmatien 257
Demurger 464
Desideratus, Bischof von Chalon-sur-Saône 43
Desiderius, Abt von Monte Cassino 188, 309, 331
Desiderius, Bischof von Cahors 55
Despy 456
Deusdedit, Kardinal, Parteigänger Gregors VII. 314
Dietrich, Bischof von Metz (965–984), Erbauer des Fort Epinal 47, 48, 56
Dietrich II., Bischof von Metz, Bruder der hl. Kunigunde 65, 66, 67
Dietrich, Bischof von Münster 102
Dietrich, Graf, Vogt der Trierer Kirche 218
Dietrich IV., Graf von Holland (1039–1049) 169
Dietrich, Markgraf von der Ostmark (1034 ermordet) 146
Dietrich von Hamaland, Graf 101
Dietrich II. von Luxemburg, Bischof von Metz, Bruder Adalberos von Trier und der hl. Kunigunde 168
Dietwin, Bischof von Lüttich 169
Dietwin, Kardinallegat 448
Dionys, hl., Schutzpatron von St. Denis, Landespatron Frankreichs 194, 359
Dodilo, Bischof von Brandenburg (im späten 10. Jh. erdrosselt) 322
Donin, Ludwig 43, 69, 195, 216, 413
Dresdner, A. 318
Druthmar, Mönch aus Lorsch und Abt von Corvey 24
Durand(us), Bischof von Lüttich, vorher Zögling an der Lütticher Domschule 26, 48

Eberhard, Abt von Kempten, Kandidat für den Bischofsstuhl in Augsburg 334
Eberhard, Bischof von Naumburg 283
Eberhard I., Erzbischof von Salzburg (1147–1164) 524
Eberhard, Erzbischof von Trier 170
Eberhard, Graf, Kanzler Heinrichs II. «des Heiligen», Bischof von Bamberg (1007–1040), Erzkanzler für Italien (1013–1024) 27, 70, 76, 110
Eberhard, Herzog von Bayern, von Otto I. ausgeschaltet 61
Eberhard von Friaul, Graf (gest. 864 oder 866) 34
Eberhard von Nellenburg, Graf 277
Ebolus, Abt, Neffe Bischof Gauzlins von Paris 46
Ebolus (Ebulo) von Roucy, Graf 249, 266
Eckehard, Markgraf von Meißen 174
Eduard, König von England 170
Eggehard, Abt von Reichenau 291
Egilbert, Bischof von Freising 110, 130, 162
Egilbert, Bischof von Trier 367
Egino, Ankläger gegen Herzog Otto von Northeim 238
Ehrhardt, H. 156
Eido, Bischof von Meißen 100, 110
Eila, Mutter des Markgrafen Heinrich von Schweinfurt 62
Eilbert, Kanzler 20
Einhard, Bischof von Speyer (913 geblendet) 322
Ekbert von Braunschweig, Graf 222, 236
Ekbert II. von Braunschweig, Graf 335
Ekkehard, Abt des Nienburger Klosters bei Calbe an der Saale 91
Ekkehard, Markgraf von Meißen (1002 getötet) 16, 18, 84
Ekkehard von Aura, Mönch, Geschichtsschreiber, Teilnehmer an der

Kreuzfahrt Welfs I. von Bayern (1101/1102) 361
Ekkehard von Nellenburg, Graf, Abt der Reichenau, (Gegen-)Bischof von Augsburg (gest. 1088) 334
Eleonore von Aquitanien, Gattin Ludwigs VII. (1152 geschieden) 469
Ellinger, G. 317
Elvira, Gattin des Grafen von Toulouse, Raimunds IV. von St.-Gilles 372
Embriko, Bischof von Augsburg (gest. 1077) 333
Emerton, E. 250
Emicho von Leiningen, Graf 367, 369
Emilianus (725 gefallen) 43
Emmerich (Imre), hl., Sohn Stephans I. (gest. 1031) 150, 174
Engel, E. [405]
Engels, O. 423, 448, 479
Engler, Aulo 130, 283, 285
Ennen, E. 421
Ephräm, Kirchenlehrer 362
Epikur 121
Epperlein, S. 234, [405]
Eppo, Bischof von Zeitz 240
Erchanbald, Abt von Fulda, wegen seines Kriegsdienstes Erzbischof von Mainz 62
Erdmann, Carl 41, 50, 107, 198, 227, 249, 264, 483, 485
Erkenbald, Erzbischof von Mainz 110
Erkens, F.-R. 222
Erlembald, militärischer Leiter der Pataria in Mailand 249
Erluin, Abt von Laubach (durch Mönche verstümmelt) 328
Erluin, Bischof von Cambrai, vorher Zögling an der Lütticher Domschule 48
Erlung, Bischof von Würzburg, Kanzler Heinrichs IV. 396
Ermengol III. von Urgel, Schwiegersohn Ramiros I. 228
Ermenland, Abt, Kriegsdienstleistender in der Karolingerzeit 53
Ernst I., Herzog von Schwaben (gest. 1015) 60
Ernst II., Herzog von Schwaben, Stiefsohn Konrads II., Babenberger 127, 128
Ernst von Österreich, Babenberger 61
Eskil, Erzbischof von Lund, Primas von Schweden und Dänemark 508
Eugen III., Papst (1145–1153), Schüler des hl. Bernhard 90, 101, 454, 467, 468, 475, 489, 496, 499
Everachus, Bischof von Lüttich (959–971) 168, 320
Ezzo, Pfalzgraf, Kriegsgenosse der Luxemburger 65

Fahlbusch 24
Faof, Bischof von Chalon-sur-Saône 366
Fardulfus, Abt von St. Denis, Kriegsdienstleistender auf einer Heerfahrt Karls «des Großen» gegen die Sachsen 53
Fasola 79
Ferdinand I. «el Magno», König von Léon (1035–1065) 484
Ferdinand I., König von Aragon 196
Ferluga 467
Ferrucius, von Clemens III. zur Verteidigung des Lateran bestellt 337
Fichtenau, Heinrich [32]
Fleckenstein, J. [159], 165, 218
Fliche 128
Folkmar, Priester in Prag, Anführer von Judenmördern zur Kreuzzugszeit 369
Folmar, Erzbischof von Trier (seit 1186) 558
Foucault, Nicolas-Joseph, königlicher Intendant 107
Franco, Bischof von Lüttich und Abt von Lobbes (856–903) 44, 46
Franco, Francisco 227
Franzen, A. 469
Frech, G. 203
Fried, Johannes [12], 14, 20, 29, 85, 105
Friedrich I. «Babarossa», König und Kaiser (= Herzog Friedrich III. von Schwaben) 1152–1190, Neffe Heinrichs «des Stolzen» und Konrads III., geb. um 1120 364, 436, 473, 489,

[491], [493], 494, 495, 496, 497, 499, 500, 501, 502, 503, 505, 508, 510, 511, 512, 513, 515, 518, 519, 520, 521, 524, 525, 526, 528, 529, 531, 532, 533, 535, 536, 538, 541, 542, [545], 557, 558, 560, 561, 562
Friedrich, Bischof von Münster 219
Friedrich I., Erzbischof von Köln (seit 1100) 394, 396, 408, 419, 420
Friedrich, Erzbischof von Mainz 365
Friedrich II., Herzog von Niederlothringen (1046–1065), Luxemburger 167
Friedrich II., Herzog von Oberlothringen 170
Friedrich I., Herzog von Schwaben, Schwiegersohn Heinrichs IV. 126
Friedrich III., Herzog von Schwaben 473, 489, [491]
Friedrich, Herzog von Schwaben, Sohn Friedrichs I. «Barbarossa» 558, 562
Friedrich, jüngster Sohn Herzog Gozelos von Lothringen 143, 206
Friedrich II., Kaiser 122, 342, 343
Friedrich, Kanzler der Kirche 198
Friedrich, Kleriker, Vorsteher der 1162 vertriebenen Mailänder 522
Friedrich II. (monoculus) «der Einäugige», Herzog von Schwaben, Neffe Heinrichs V., 1116 Reichsverweser [407], 408, 420, 421, 425, 437, 438, [493]
Friedrich von Goseck, sächsisch-thüringischer Graf 163
Friedrich von Lothringen, Kardinal 200
Friedrich von Luxemburg, Graf, Gegner Heinrichs II. «des Heiligen» 66
Friedrich IV. von Rothenburg, Graf, Sohn Konrads III. und Vetter Friedrichs I. «Barbarossa» 489, 494, 529
Fries, L. 330
Fritz, Wolfgang Dietrich 282
Frutolf, Mönch (oder Prior) des Bamberger Klosters Michelsberg (gest. 1103) 68, 367
Fuhrmann, H. 163, 165, 170
Fulbert, Bischof von Chartres (1006–1028), Gegner des sog. gerechten Kriegs des Klerus [33], 37, 51
Fulcher, Patriarch 474, 475
Fulcher von Chartres, Kaplan und Chronist des Ersten Kreuzzugs 360, 374, 381, 457
Fulco, Bischof von Beauvais 182
Fulco, Erzbischof von Reims (883–900), Burgen- und Festungserbauer (900 ermordet) 56, 322
Fulrad, Abt von Altaich, 806 vom Kaiser zum Kriegsdienst befohlen 53

Gabriel, Erzengel 347
Galdinus, Diakon 520, 521
Gauzlin, Abt von Saint-Amand, St. Germain-des-Prés, St. Denis, seit 884 Bischof von Paris 46
Gauzlin, Bischof von Toul 49
Gebhard, Bischof, päpstlicher Legat 390
Gebhard, Bischof von Eichstätt, Graf von Dollenstein-Hirschberg, Herzog von Spoleto, Graf von Fermo, Reichskanzler 197, 205, 218
Gebhard I., Bischof von Regensburg, Krieger im Osten (995–1023) 18, 49, 177
Gebhard II., Bischof von Regensburg (1023–1036) 177
Gebhard III., Bischof von Regensburg (1036–1060), Stiefbruder Konrads II., Verwandter Heinrichs III. und Viktors II. 176, 177, 179
Gebhard IV., Bischof von Regensburg (1089–1105) 177
Gebhard, Bischof von Straßburg 438
Gebhard von Süpplingenburg, Graf (gegen Heinrich IV. gefallen) 408
Geisa, Herzog von Ungarn 241, 260
Gelasius I., Papst, Formulierer der Zwei-Gewalten-Lehre 252
Gelasius II., Papst (= Johann Gaetanus) 1118–1119 398
Genesius, Bischof von Lyon 43
Georg, hl., Drachentöter [33], 39, 90, 219, 227, 359

Gérard de Martigues «der Reine», erster Vorsteher des Johanniterordens 463
Gerard, Graf, von mehreren Päpsten gebannt 214
Gerbert, Abt des Klosters zum heiligen Columban in Bobbio (10. Jh.) 327
Gerbert von Aurillac (gest. 1003) [32], 105
Gerbrand, Bischof von Roskilde, Seeland, durch Erzbischof Unwan gefangengesetzt 155
Gerhard, Abt von Siegburg 222
Gerhard, Bischof von Florenz 207
Gerhard, hl., Abt und Prinzenerzieher, seit 1030 Bischof von Csanád (Szeged) 151, 175
Gerhard, Kardinal, päpstlicher Legat 425
Gerhard von Elsaß, Graf, Gegner Heinrichs II. «des Heiligen» 66
Gerhard von Ridfort, Großmeister des Templerordens 551
Gerhard von S. Croce, Kardinal, päpstlicher Legat 426
Gerhoch, Propst von Reichersberg 318
Gerlach, Kleriker, Teilnehmer an der Verteidigung der Feste Süsel 1147 411
Gerlich 408
Gero, Erzbischof von Magdeburg (1012–1023) 100, 120
Gero I., Markgraf der sächsischen Ostmark (937-965) 409
Gero II., Markgraf der sächsischen Ostmark (1015 gefallen) 96, 100
Gerold, Bischof von Mainz 44
Gertrud, Großmutter Lothars von Süpplingenburg 419
Gertrud, Tochter Lothars von Süpplingenburg, Gattin Heinrichs «des Stolzen», Mutter Heinrichs «des Löwen» 421, 450
Gertrud von Braunschweig, Schwiegermutter Lothars von Süpplingenburg 419
Gertrud von Sulzbach, Gattin Konrads III. (gest. 1147) 489
Gewilib, Bischof von Mainz, Sohn Bischof Gerolds von Mainz (745 abgesetzt) 44
Géza, Großfürst von Ungarn (972–997), Vater Stephans I. 148
Gideon 172
Gieysztor, Alexander 107
Gilbert von Poitiers, durch das Konzil von Reims verurteilt 469
Gisela, Gattin Konrads II., Kaiserin, Tochter Hermanns II. von Schwaben 127, 129, 133, 141, 142
Gisela, Gattin Stephans I., Schwester Heinrichs II. «des Heiligen» 148
Giselbert, Bruder der hl. Kunigunde, gefallen in der Schlacht von Pavia 82
Gisilher (Gisiler) von Merseburg, als Erzbischof von Magdeburg Günstling Ottos II. 18, 49
Goethe, Johann Wolfgang (von) 394
Gorzo, Ritter, 1079 im Konflikt mit Bischof Arnulf von Bergamo 321
Gottfried, Abt von Vendome 337
Gottfried III. «der Bärtige», Herzog von Lothringen, Markgraf von Tuszien (1044 von Heinrich III. abgesetzt) 167, 168, 169, 170, 179, 205, 206, 207, 208, 218, 223, 248
Gottfried IV. «der Bucklige», Herzog von Niederlothringen (1076 ermordet) 269, 280
Gottfried, Erzbischof von Mailand 272
Gottfried, Herzog von Löwen 438
Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, einer der Anführer des Ersten Kreuzzugs, Advocatus Sancti Sepulchri (gest. 1100) 372, 379, 455, 456, 457
Gottfried von Ceccano, Graf 427
Gottfried von Viterbo, kaiserlicher Notar, Hofkapellan, Geschichtsschreiber 453, 454, 506
Gottschalk, Bischof von Freising, Krieger im Osten 18, 23, 49, 91, 92
Gottschalk, Priester zur Zeit des Ersten Kreuzzugs 362, 369
Gozelo I., Herzog von Lothringen (gest. 1044) 143, 167

Gozelo II., Herzog von Niederlothringen zur Zeit Heinrichs III. 167
Graus, F. 173
Gregor VIII. «Burdinus», Gegenpapst (= Erzbischof Mauritius von Braga) 1118–1121 398, 399, 401
Gregor (VI.), Gegenpapst, von den Crescentiern gewählt und inthronisiert 109, 110
Gregor I. «der Große», hl., Papst, Kirchenlehrer 51, 381
Gregor VII., hl., Papst (= Hildebrand) 1073–1085, 150, 154, 180, 190, 202, 215, 220, [231], 245, 247, 248, 250, 251, 253, 254, 255, 256, 257, 258, 259, 260, 261, 262, 263, 264, 265, 266, 267, 268, 269, 270, 271, 272, 273, 274, 276, 277, 278, 279, 280, 281, 282, 285, 286, 287, 293, 294, 295, 296, 297, 298, 299, 300, 301, 302, 303, 304, 305, 307, 309, 311, 312, 313, 314, 315, 316, 317, 320, 332, 337, 343, 372, 388, 389, 402, 427, 486, 518, 540, 559
Gregor IV., Papst (827–844), Erbauer von «Gregoriopolis» 55
Gregor V., Papst 105, 191
Gregor VI., Papst (1045–1046) 190, 191, 294
Gregor VIII., Papst (= Alberto de Morra) 21. 10.–17. 12. 1187 543, [547], 558
Gregor IX., Papst 539
Gregor X., Papst (gest. 176) 343
Gregor von Ceccano, Kardinal 450
Gregor von Nazianz, Kirchenlehrer 118
Gregor von Nin, Rivale Erzbischof Johannes' von Split 319
Gregorio Papareschi, Kardinaldiakon 428
Gregorovius, Ferdinand 111, 136, 137, 309, 337, 360, [385], 397, 536
Grupp, G. 314, 375
Guarinus, Abt von Settimo 324
Guibert, Mönch und Abt von Nogent (gest. um 1125) 346, 360, 361, 370
Guido, Erzbischof von Mailand 328
Guido, Erzbischof von Vienne, Graf von Burgund 399
Guido von Crema, Kardinal 525
Gundachar, Bischof von Eichstätt 27
Gundekar I., Nachfolger Megingauds als Bischof von Eichstätt 76
Gunhild von England, Gattin Heinrichs III. (seit 1036) 169
Gunther, Bischof von Bamberg 357
Gunther, Bischof von Salzburg, vorher Zögling an der Lütticher Domschule 48
Gunther, Kanzler Heinrichs II. «des Heiligen» 27
Gunzelin, Markgraf von Meißen 85, 93
Guth, Klaus 15, 24, 61, 90, 91
Guttenberg, E. von 72
Guy de Lusignan, König von Jerusalem 551, 552, 553, 554, 563
Györffy 175
Gyula, Fürst von Siebenbürgen, Vater der Sarolt 148
Gyula III. (Procui) 150

Hadrian 312
Hadrian, hl. 90
Hadrian I., Papst, 778 Führer des ersten päpstlichen Angriffskriegs 35, 41, 52, 365
Hadrian IV., Papst (= Nikolaus Breakspear) 1154–1159 436, 499, 500, 501, 502, 503, 505, 507, 508, 512, 516
Haimerich, Kardinalkanzler (1123–1141) 426, 428, 430
Haller, Johannes 107, 195, 227, 307, 396, 399, 403, 422, 518, 532
Hampe, K. 508
Hannibal 115
Harald Hein, König von Dänemark 305
Harald Schönhaar, norwegischer König 156
Hartbert, Bischof von Brandenburg 411, 416
Hartmann 326
Hartmann von Kirchberg, Graf 369
Hartwig, Bischof von Salzburg 18

Hartwig, Erzbischof von Magdeburg 330, 335
Hassauer, Friederike 482
Hatto, Erzbischof von Mainz, Beteiligter am Vorgehen gegen die Babenberger 72
Hauck, Albert 44, 70, 71, 72, 113, [123], 215, 223, 234, 250, 299, 391, [405], 476, 527
Hay, Denys 383
Heer, Friedrich 342, 345, 378, 456
Heimo, Bischof von Verdun, vorher Zögling an der Lütticher Domschule, Krieger unter Heinrich II. «dem Heiligen» 48, 66
Heine, Heinrich 283
Heinrich, Bischof von Augsburg, Ratgeber der Kaiserin Agnes 217
Heinrich, Bischof von Lüttich zur Zeit Gregors VII. 251, 274
Heinrich, Bischof von Lüttich (12. Jh.) 522
Heinrich, Bischof von Verdun 426
Heinrich I., Bischof von Würzburg, Kriegsgenosse Heinrichs II. «des Heiligen» 17, 62, 70, 74, 110
Heinrich II., Bischof von Würzburg (1159–1165) 519
Heinrich, christlicher Obodritenfürst (1127 ermordet) 416
Heinrich, Erzbischof von Mainz, Reichsverweser (gest. 1153) 494
Heinrich «der Fette» von Northeim, Graf, Sohn Richenzas, Gattin Herzog Ottos von Northeim 238, 419
Heinrich II. «der Heilige», König und Kaiser (= Herzog Heinrich IV. von Bayern) [12], [13], 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 48, 50, 58, [59], 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 79, 80, 81, 82, 83, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 93, 95, 96, 97, 99, 100, 101, 102, 103, 105, 108, 109, 110, 111, 114, 115, 116, 117, 120, 122, [125], 129, 131, 132, 136, 137, 138, 140, 141, 144, 147, 169, 171, 203, 365, 440, 442, 490, 520, 524
Heinrich, Herzog von Bayern, aus dem Hause Luxemburg [161]
Heinrich I., Herzog von Bayern, Bruder Ottos I. 16
Heinrich V., Herzog von Bayern, Bruder der hl. Kunigunde 65, 66, 68
Heinrich I., Herzog von Burgund 140
Heinrich II., «Jasomirgott», Herzog von Bayern, Halbbruder Konrads III. 450, 489
Heinrich, Kardinaldiakon (ermordet) 328
Heinrich I., König 17, 99
Heinrich IV., König und Kaiser (1056–1106) [125], 162, 206, 209, 210, 217, 222, 229, [231], [232], [233], 234, 236, 237, 238, 239, 240, 241, 251, 256, 265, 267, 271, 272, 273, 274, 275, 276, 278, 279, 281, 282, 283, 284, 288, 289, 290, 292, 294, 295, 298, 299, 303, 304, 305, 306, 307, 308, 309, 310, 311, 312, 314, 315, 330, 331, 333, 334, 335, 336, 337, 363, 364, 367, 369, 372, 373, [387], 390, 391, 396, 402, 412, 413, 434, 497
Heinrich V., König und Kaiser, Sohn Heinrichs IV. (gest. 1125) [125], [387], 389, 390, 391, 392, 395, 397, 398, 400, 401, 402, [407], 408, 419, 421, 435
Heinrich VI., König, Sohn Friedrichs I. «Barbarossa» 532, 538, 542, 543
Heinrich I., König von England 398, 419, 430, 432
Heinrich II., König von England (1154–1189) 538, 539, 557, 560, 563
Heinrich I., König von Frankreich 142, 168, 189, 190
Heinrich, königlicher Truchseß 20
Heinrich «der Löwe», Herzog von Sachsen und Bayern 450, 477, 489, 496, 535, 543
Heinrich III. «der Mönch», König und Kaiser (1039–1056), Sohn Konrads II. [125], 131, 138, 159, [161], 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 178,

179, 180, 190, 192, 193, 196, 197, 200, 209, 210, 211, 217, 218, 234, 236, 295, 520
Heinrich, Mönch in Reichenau 23
Heinrich, Pfalzgraf, Gegner Erzbischof Annos II. von Köln 219
Heinrich Raspe I., Bruder des Grafen Ludwig von Thüringen (1130 ermordet) 424
Heinrich «der Stolze», Herzog von Bayern und Sachsen, Markgraf von Toskana (gest. 1139) 421, 425, 437, 440, 443, [447], 449, 450, 467
Heinrich, Vater Konrads II. 127
Heinrich von Albano, Kardinal, Patriarch von Jerusalem [547]
Heinrich V. von Luxemburg, Herzog von Bayern, durch Heinrich II. «den Heiligen» abgesetzt und wieder eingesetzt 65, 66, 67
Heinrich von Namur, Graf 467
Heinrich von Schwaben 542
Heinrich von Schweinfurt, Markgraf, Gegner Heinrichs II. «des Heiligen» (gest. 1017) 29, 60, 62, 72
Heinrich von Stade, Graf 338
Heinrich, vor dem Zweiten Kreuzzug zum Mitkönig erhoben, 1150 Sieger über Welf VI. 489
Heinrich «der Zänker», Herzog von Bayern [13], 15, 73
Helisachar, Abt von St. Aubin, 827 Kriegsführer 53
Helmold von Bosau, Pfarrer und Chronist (gest. nach 1177) 391, 394, 409, 410, 412, 416, 450, 471, 472, 477
Helvetius 383
Heraklios, katholischer Patriarch von Jerusalem 555
Heraklius (Herakleios I.), oström. Kaiser (610–641) [341]
Herbord, Mönch, Vf. der «Ottovita» (gest. 1168) 410, 414
Herder, Johann Gottfried 487
Heribert, Erzbischof von Ravenna 134
Heribert, hl. Erzbischof von Köln, Krieger in Italien unter Heinrich II. «dem Heiligen» 17, 18, 50, 102
Heriveus, Erzbischof von Reims (900–922), Burgen- und Festungserbauer 45, 56
Hermann, Bischof von Augsburg 434
Hermann I., Bischof von Bamberg (1065–1075), 1075 abgesetzt 289, 320
Hermann, Bischof von Metz, 251, 254, 276, 281
Hermann, Bischof von Toul, vorher Zögling an der Lütticher Domschule 48, 133
Hermann, Erzbischof von Köln zur Zeit Johanns X. 52
Hermann, Erzbischof von Köln zur Zeit Konrads II. und Heinrichs III. 130, 168, [233]
Hermann, Herzog von Schwaben, unter der Vormundschaft des Bischofs Warmann von Konstanz 128
Hermann II., Herzog von Schwaben und Elsaß (997–1003) 16, 18, 19, 60
Hermann III., Herzog von Schwaben (gest. 1012) 60
Hermann, Markgraf des Milzenerlandes, Sohn des Markgrafen Ekkehard von Meißen, Gatte der Boleslaw-Tochter Reglindis 95
Hermann von Reichenau, Mönch und Chronist 23, 50, 61, 82, 93, 137, 140, 141, 143, 151, 174, 175, 176, 193, 197, 198
Hermann von Salm, Gegenkönig, Lützelburger (aus dem Hause Luxemburg) gest. 1088 288, 307, 330, 333, 335
Herold, Bischof von Würzburg 520
Herrmann, K.-J. 113
Hertgar, Bischof von Lüttich 34
Hertling, L. 461
Hervé, Erzbischof von Reims (um 909) 318, 319
Heusler, Andreas 156
Hezil, Bischof von Havelberg 411
Hezilo, Bischof von Hildesheim, unter Heinrich III. Mitglied der Hofkapelle und 1053 Kanzler für Italien 236, 237, 240

Hieronymus, hl., Kirchenlehrer 311, 362
Hieronymus von Périgord, Cluniazenser, Bischof von Valencia (bis 1102) 488
Hiestand 461
Hilarius, Kirchenvater 366
Hildebrand, Bischof 324
Hildebrand, Mönch in Farfa 326, 327
Hildebrand, Mönch, unter Gregor VI. in der Kurie tätig, unter Leo IX. Subdiakon und Abt von St. Paul 190, 191, 193, 205, 207, 208, 209, 210, 212, 213, 214, 215, 216, 217, 222, 224, 226, [231], [232], 245, 246, 248, 249, 266, 311, 331
Hildiward, Bischof von Halberstadt, Krieger im Osten 49
Hildiward, Bischof von Zeitz 91
Hilsch, P. 86
Hinkmar, Erzbischof von Reims (845–882) 44
Hirsch, Siegfried 17, 45, 48, 64, 100, 110
His, R. 220
Hlawitschka, E. 82, 165
Holtzmann 82
Hóman, B. 152
Honorius II., Gegenpapst (= Bischof Cadalus von Parma, Kanzler Heinrichs III.) 1061–1064 216, 217, 224, 225, 247, 486
Honorius I., Papst (625–638) 52
Honorius II., Papst (= Kardinal Lambert von Ostia) 1124–1130 202, 423, 425, 426, 427, 428
Honorius III., Papst (gest. 1227) 343
Horaz 420
Horn, M. 333, 334
Hoyer von Mansfeld, Graf und Feldherr 396
Hubald, Bischof von Cremona 138
Hubert, Abt von Farfa (seit 963) 327
Hubert, Bischof von Parma 319
Hubert, Bruder des Bischofs Ursio von Senlis 182
Hubert Crivelli, Erzbischof von Mailand 542
Hubertus, päpstlicher Legat zur Zeit Wilhelms I. von England 263
Hugo, Abt von Cluny 282, 317
Hugo, Abt von St. Quentin, St. Bertin und Lobbes, Sohn Karls «des Großen» (844 gefallen) 53
Hugo, Bischof von Chalon 140
Hugo Candidus «der Weiße» von St. Clemente, Kardinal, Kardinalbischof von Palestrina 229, 246, 265, 266, 276, 300, 486
Hugo de Payens, Gründer des Templerordens 463, 464
Hugo, Erzbischof von Edessa 466
Hugo, Erzbischof von Rouen (942–989) 325
Hugo, Erzbischof von Vermandois 47
Hugo Falcandus 507
Hugo, hl., Abt von Cluny 162
Hugo, Kardinal, Legat Alexanders II. 226
Hugo, König von der Provence 327
Hugo von Egisheim, Graf 322
Hugo von Vermandois, Graf, jüngster Sohn Heinrichs I. von Frankreich 373
Humbert III., Graf von Savoyen 531
Humbert von Silva Candida, Kardinal 199, 200, 204
Humfred, Bruder Robert Guiscards (gest. 1057) 212
Hunfried, Erzbischof von Magdeburg 133
Hutten, Ulrich von 315
Huzmann, Bischof von Speyer 274, 277, 281

Ibn al-Atīr, arabischer Historiker (gest. 1233) 457, 552, 554, 562
Ibn al-Qalānisī, erster arabischer Historiker der Kreuzzüge (gest. 1160) 459, 474, 475
Ibn-Chaijan, arabischer Chronist 229
Ibn Ǧaḥḥāf, oberster Richter Valencias 488
Ignatius, Patriarch von Konstantinopel 357

Imād ad-Dīn (Emad-eddin), Sekretär Saladins, Chronist [545], 552, 553, 554
ʿImādaddīn Zangi, Atabeg von Mōṣul, einer der bedeutendsten türkischen Militärs seiner Zeit (1146 ermordet) 466
Immo, Abt von Gorze, Prüm und Reichenau 23
Ingo, Bischof von Vercelli 77
Innozenz III., Gegenpapst (= Kardinal Lando von Sezze) 1179–1180 540, [547]
Innozenz II., Papst (= Kardinaldiakon Gregorio Papareschi) 1130–1143 425, 428, 429, 430, 431, 432, 433, 435, 436, 437, 438, 439, 441, 442, [447], 448, 451, 452, 469
Innozenz III., Papst (gest. 1216) 68, 343, 539, 540
Innozenz IV., Papst (gest. 1254) 343
Innozenz XI., Papst 343
Isaak II. Angelos, oström. Kaiser 556, 561
Isaak Komnenos, christlicher Prinz auf Zypern 563

Jael 271
Jakobus der Ältere, hl., Apostel, Landespatron Spaniens 359, 481
Janner, Ferdinand 177, 277
Jaromir, Bruder Boleslavs III. (1035 ermordet) 86, 91, 92
Jaroslav I. «der Weise», Großfürst von Kiew 102, 144, 146
Jesabel 324
Johann, Bischof von Speyer 367
Johann Gaetanus, Kanzler der Kurie 398
Johann, Herzog von Spoleto und Markgraf von Camerino, Sohn der Theoderanda 106
Johann, Kardinal, Vikar Alexanders III. 525
Johann VIII., Papst (872–882), 877 Sieger über die sarazenische Flotte bei Capo Cicero 35, 52, 344, 381, 524
Johann IX., Papst 209
Johann X., Papst, 915 Sieger über die Sarazenen am Garigliano 52
Johann XI., Papst (931–935) 119, 193
Johann XII., Papst 193, 327
Johann XIII., Papst 327
Johann XVII., Papst 105, 106
Johann XVIII., Papst (= Johannes Fasanus) 1003–1009 106
Johann XIX., Papst (= Romanus, Bruder Theophylakts/Benedikts VIII.) 109, 134, 136, 155, [187], 193, 325
Johann XXI., Papst (gest. 1277) 343
Johann XVI. Philagathos, Gegenpapst 80
Johann von Velletri, Kardinalbischof, Neffe Benedikts IX. 207
Johannes, Abt von Canossa 336
Johannes, Abt von Struma 533
Johannes, Bischof von Bari 440
Johannes, Bischof von Parma 357
Johannes Brachiuti 299, 300
Johannes Chrysostomos, Kirchenlehrer 362
Johannes II. Crescentius, Patricius Romanorum (auch: Crescentius III.) gest. 1012 105, 108
Johannes, Erzbischof von Split 319
Johannes Fasanus 106
Johannes Gratianus, Erzpriester von S. Giovanni a Porta Latina, Taufpate Benedikts IX. 188, 189
Johannes Paul II., Papst 423
Johannes von Agnani, Kardinallegat 562
Jordan, Fürst von Capua 309, 331
Jordan Pierleone, Patricius, Bruder Anaklets II. 453
Josua 359
Judas Makkabäus 359
Judith, Mutter Friedrichs I. «Barbarossa», aus dem Geschlecht der bayerischen Welfen [493]
Julius II., Papst (1503–1513) 109, 112
Justinian I., röm. Kaiser 114
Jūsuf ibn Tāšufīn, Almoraviden-Emir 485
Kafka, K. 58
Kaiser, Reinhold 180, 183

Karl I., Graf von Flandern (1127 ermordet) 422
Karl I. «der Große», hl., Kaiser [32], 35, 41, 44, 63, 70, 90, 164, 181, 194, 198, 252, 257, 258, 296, 321, 329, 359, 361, 393, 440, 479, 481, 495, 500, 502, 510
Karl II. «der Kahle», Kaiser 34, 46, 55
Karl III., Kaiser 45
Karl V., Kaiser 501
Karl Martell 43, 478
Karlmann, Diakon und Abt von S. Amand, Sohn Karls «des Kahlen» 46
Karlmann, Herrscher Austrasiens 35
Kasimir I. «Restaurator», Herzog von Polen (1034–1058) 172
Kawerau, Peter [339], 354
Kehr, Paul Fridolin 107
Keller, Hagen 135, 138, [187]
Kelly, J. N. D. 191, 469, 503, 539, 558
Kempf 202
Kerboga, Sultan von Mosul 377, 378
Kist, J. 413
Knud «der Große», Gebieter über England, Dänemark, Norwegen, Teile Schwedens (gest. 1035) 104, 131, 134, 144, 153, 154, 155, 157
Knud IV. «der Heilige», König von Dänemark (1086 ermordet) 423
Köhler, O. 48
Kono, Bischof von Perugia 328
Konrad II. der Ältere, Kaiser (1024–1039) [123], [125], 211
Konrad, Bischof von Konstanz 357
Konrad, Erzbischof von Mainz, Kardinal 525, 526
Konrad II., Erzbischof von Salzburg 408, 421, 526
Konrad (III.), Gegenkönig, Schwestersohn Heinrichs V., 1128 König der Lombarden 421
Konrad I., Herzog von Bayern 179
Konrad der Jüngere [125]
Konrad II. der Jüngere, Herzog von Kärnten [161]
Konrad der Jüngere, Herzog von Worms genannt 127
Konrad, König (1087–1098), Sohn Heinrichs IV., vermählt mit der Tochter Rogers I. von Sizilien, 1098 abgesetzt 282, 337, 338, [387], 402
Konrad III., König (gest. 1152) [445], [447], 448, 450, 453, 468, 469, 471, 472, 473, 474, 475, 489, 490, 496
Konrad II., König und Kaiser (gest. 1039) 65, 70, 86, [123], 128, 129, 130, 131, 132, 133, 135, 136, 137, 138, 139, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 157, [161], 166, 171, 188, 196, 234, 520
Konrad, des Königs Konrad II. Vetter 128
Konrad «der Rote», lotharingischer Herzog, Ahnherr der Salier [125]
Konrad, Schwestersohn Heinrichs V., Herzog 421, 437
Konrad von Querfurt, Vetter Lothars von Süpplingenburg 423
Konrad von Staufen, Herzog 321, 438, 448
Konrad von Wettin, Markgraf von Meißen 419
Konstantin I. «der Große», röm. Kaiser 40, 296, 355, 501
Konstantin IX. Monomachos, oström. Kaiser (1042–1055) 200
Konstanze, Tochter Rogers II. von Sizilien, Gattin Heinrichs VI. 542
Konstanze von Antiochia, Gattin Rainalds von Châtillon 548
Koppány, Karchan, Führer des nationalen Heidentums in Westungarn (997 gefallen) 148
Kosmas, verheirateter Priester und Dekan des Domstifts von Prag (gest. 1125) 173, 178
Kosminski, J. A. [405]
Kruto, Heidenfürst 416
Kühner, Hans 267, 344, 358, 549
Kumer, B. 155
Kunibert, Bischof von Turin 327
Kunigunde, hl., Gattin Heinrichs II. «des Heiligen», Tochter des Grafen Siegfried I. von Luxemburg (Lützelburg), Kaiserin 15, 20, 64, 67, 68, 69, 110, 111

Kuno, Bischof von Brescia 236
Kuno, hl., Kölner Dompropst, Neffe Erzbischof Annos II. von Köln 218, 219
Kuno von Praenestre (Palestrina), Kardinalbischof 396, 397
Kupisch, Karl 369, [445]

Lacarra, J. M. 479
Ladislaw II. 467
Lair, Jules 107
Lambert «der Arme» (le Pauvre) 369
Lambert, hl., Patron von Lüttich (gest. um 703) 14, 57
Lambert von Ostia, Kardinal 426
Lampert von Hersfeld, Mönch, Ratgeberin der Kaiserin Agnes, Chronist 207, 217, 218, 219, 220, 221, 225, [231], [233], 234, 237, 239, 240, 242, 243, 245, 269, 270, 271, 274, 275, 280, 284, 285
Lando von Sezze, Kardinal 540
Landolf II., Bischof von Brescia, Parteigänger Heinrichs II. «des Heiligen» 81
Landulf, Bischof von Cremona 137
Landulf VI. von Benevent 268
Landulf von Ceccano, Graf 427
Landulf von Mailand 249
Lantbert von Konstanz 18
Lantward, Bischof von Minden 48
Laurentius, hl. 90
Leibniz, Gottfried Wilhelm 68, 400
Leo, Abt von Farfa 327
Leo, Bischof von Vercelli (998–1026), Feldherr in Italien unter Heinrich II. «dem Heiligen» 50, 77, 79, 80, 82, 83, 84, 91
Leo Frangipane 426
Leo I. «der Große», Papst und Kirchenlehrer 252
Leo II., hl., Papst 52
Leo IV., hl., Papst (847–855), 849 auf einem Kreuzzug, Schöpfer des «Urbs Leonina» 35, 52, 55, 344
Leo IX., hl., Papst (= Graf Bruno von Egisheim-Dagsburg) 1048–1054 52, 74, 170, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201, 202, 204, 205, 206, 211, 225, 246, 247, 295, 388
Leo VII., Papst (936–939) 365
Leo XIII., Papst 383
Leo, Sohn des getauften Juden Baruch (Benedikt) 208, 216, 225
Leodegar, Bischof von Autun 43, 55
Leodegar, Erzbischof von Vienne 142
Leonhard, hl. 373
Leopold IV., Markgraf von Österreich 449, 450
Leopold V., Herzog von Österreich 566
Liemar, Erzbischof von Hamburg-Bremen (1072–1101) 282, 336
Liudgard, Witwe Graf Arnulfs, Schwester der hl. Kunigunde 63
Liudger, Dekan unter Erzbischof Adalbert von Hamburg-Bremen, als Mörder abgesetzt 323
Liudger, sächsischer Graf 146
Liudolf, Erzbischof von Trier 65
Liutbert, Erzbischof von Mainz 45
Liutgard, Äbtissin, Schwester Adelas von Hamaland 101
Liutgard, Gattin Konrads «des Roten», Tochter Ottos I. [125]
Liuza, Frau des Mönchs/Abts Campo in Farfa 327
Liuzo, Bischof von Brandenburg 94
Lodeser Anonymus, Chronist [492], 525, 527, 529, 530, 531
Looshorn, J. 22, 69, 82, 91, 391, 413, 415
Loth, Brudersohn Abrahams 171
Lothar I., Kaiser 44, 209
Lothar III., König und Kaiser (= Herzog Lothar von Süpplingenburg) gest. 1137 414, 415, 416, 417, 420, 421, 422, 423, 430, 431, 432, 433, 434, 436, 437, 439, 440, 441, 442, 443, [447], 450, 452, 501
Lothar II., König, Neffe Karls «des Kahlen» 34
Lothar, König von Frankreich (954–986) 47
Lothar von Süpplingenburg, Sachsenherzog (seit 1106) 395, 396, [405], 408, 412, 419, 420

Lucey, Erzbischof aus Texas 344
Lucius II., Papst (1144–1145) 453
Lucius III., Papst (= Bischof Hubert von Ostia) 1181–1185 222, 541, 542, 557
Ludwig I. «der Fromme», Kaiser 34, 44, 194, 219, 329, 363, 366, 393
Ludwig IX. «der Heilige», König von Frankreich (gest. 1270) 342
Ludwig II., Kaiser 44
Ludwig IV. «das Kind», König 72
Ludwig VI., König von Frankreich 430, 432, 468
Ludwig VII., König von Frankreich (1137–1180) 468, 469, 471, 474, 523, 562
Ludwig von Thüringen, Graf 424
Lupus, Abt von Ferrières (844 in der Schlacht bei Angoulême gefangengenommen) 53
Luzifer 196

Maginulf, Erzpriester von S. Angelo 389
Magnus, Sohn des Billungerherzogs Ordulf (1072–1106) 239
Maier, F. G. 42
Mailänder, Anonymus, Chronist [492], 520, 521, 522
Maleczek, W. 402
Malger, Erzbischof von Rouen 325
Malik-al-Adil, Bruder und Nachfolger Saladins 555
Manasse, Erzbischof von Reims 264
Mancius 299
Manegold von Lautenbach, Parteigänger Gregors VII. (gest. nach 1103) 314, 315
Manso, Abt von Monte Cassino (unter Otto III. geblendet) 322, 323, 326
Manuel I. Komnenos, oström. Kaiser 472, 489, 507, 524, 526
Mar Isac, Jude in Mainz, der während der Kreuzzugsverfolgungen Sohn und Tochter tötete 368
Maria, hl. 152, 221, 303
Marius, Bischof von Avenches 55
Markward, Bischof von Hildesheim 46
Martin, hl., Bischof, Schutzpatron von Mainz 82
Martin I., Papst 393
Masud ibn Kilidsch Arslan von Rum, Sultan 473
Mathilde, Gattin Heinrichs V., Tochter Heinrichs I. von England, Kaiserin (1117) 398, [407], 419
Mathilde, Markgräfin von Tuszien (1046–1115), Gattin Gottfrieds IV. «des Buckligen» und Welfs V., Tochter des 1052 getöteten Markgrafen Bonifatius und der Gräfin Beatrix von Tuszien, Anhängerin Gregors VII. 268, 269, 270, 271, 276, 277, 280, 282, 283, 304, 305, 308, 331, 336, 337, 338, 402, 422, 435, 536, 537, 542
Matthäus, hl., Apostel 303
Maurilius, Abt in Florenz (im 11. Jh. Überlebender eines Giftanschlags) 328
Mauritius, Erzbischof von Braga 398
Mauritius, hl., Kriegspatron, Landespatron Deutschlands 39, 81, 93, 99, 359, 399
McCahe 250, 302
Megingaud, Bischof von Eichstätt 76, 97
Megingaud, Mainzer Kämmerer und Gegenbischof von Trier (1008–1015) 65
Meginhard, Bischof von Prag 418
Meginhard, Bischof von Würzburg 146
Meinwerk, Bischof von Paderborn (1009–1036), unter Heinrich II. «dem Heiligen» an kriegerischen Handlungen beteiligt 24, 27, 50, 57, 97, 101, 102, 104, 110, 130
Melanchthon, Philipp 119
Meles (Ismael) von Bari, getaufter Jude, Herzog von Apulien 115, 116, 196, 442
Melisende, Mutter Balduins III. 474
Menzel, W. 474
Meyer von Knonau 164, 165, 215, 242, 280, 313
Michael, Bruder Gézas von Ungarn 151
Michael, Erzengel 196, 248, 440

Michael, oström. Kaiser 260
Mieszko I. (= Dago), polnischer Herzog 83
Mieszko II. Lambert, König von Polen (1025–1034) 144, 145, 146, 171, 172
Mieszko, Sohn Boleslaws (getötet 1014) 86, 99
Miethke 203
Millo, Erzpriester 520, 521
Milo, Bischof von Minden, Krieger im Osten 49
Minuta, Gattin Bischof Raimbalds von Fiesole 324
Miroslaw, Gegner Herzog Soběslavs I. 418
Mistizlaw, christlicher Abodritenfürst 103
Mohammed 356, 358
Montgomery of Alamein, B. L. 41
Mosaffer Allah Werdis, arabischer Dichter 382
Mudjahid, Emir der Sarazenen 113

Napoleon Bonaparte 393
Nebukadnezar 355
Nero, röm. Kaiser 388
Neuss 314, 461
Nicetius, Bischof, Errichter einer Mosel-Burg 55
Nietzsche, Friedrich 92
Niketas Choniates, byzantinischer Geschichtsschreiber 472, 473, [491]
Niklot, heidnischer Abodritenfürst (1131–1160) 477
Nikolaus Breakspear, römischer Legat 499
Nikolaus I., hl., Papst (858–867) 34, 37, 41
Nikolaus II., Papst (= Bischof Gerhard von Florenz) gest. 1061 207, 210, 211, 212, 213, 214, 215, 218, 246, 247, 299, 397
Nikolaus V., Papst (gest. 1455) 343
Norbert von Xanten, hl., Erzbischof von Magdeburg (1126–1134), Gründer des Prämonstratenserordens 321, 322, 415, 421, 423, 424, 430, 432, 433, 434, 435, 477
Notker, Bischof von Lüttich (972–1008), Festungserbauer 47, 56, 64
Notker (III.) Labeo von St. Gallen, Mönch [161], 162
Nūraddīn Zangi (gest. 1174), Sohn des ʻImādadīn Zangi, 1146 Sieger über ein Christenheer bei Edessa 466, 467, 550
Nūr ad(ed)-Din, Sohn des Senkis, Emir von Damaskus 474, 550

Obert, Bischof von Cremona 439
Obert(us), Erzbischof von Mailand 512, 520, 521
Oddo, Graf und Rector, Sohn der Rogata 106
Odelrich, Bischof von Cremona (973–1004), Parteigänger Arduins 79
Odelrich-Manfred, Markgraf von Turin 80
Odilo, Abt von Breme 326
Odilo von Cluny 190
Odo II. von Blois-Champagne, Graf, Neffe des Burgunderkönigs Rudolf III. (996–1037) 129, 138, 142, 143
Odo von Châtillon, Prior von Cluny, Kardinalbischof von Ostia 332
Odo von Déols 183
Odo von Deuil, Mönch, Sekretär und Kapellan Ludwigs VII. auf dem Zweiten Kreuzzug 473, 474
Olaf II. Haraldsson «der Dicke», hl., norwegischer König (1016–1030), Landespatron Norwegens, Schutzpatron ganz Nordeuropas 156
Olaf I. Tryggvason, norwegischer König (994/995–999/1000) 156
Oldenbourg, Z. 347, 555
Oliverus Scholasticus, Chronist, Bischof, Kardinal 556, 557
Omar, Kalif, Mohammeds zweiter Nachfolger und Schwager, Herr über Jerusalem 356
Ordoño I., König von Asturien (850–866) 482
Ordoño II., König (Kaiser) von Asturien (914–924) 482, 483

Ordulf, Herzog von Sachsen, Billunger (gest. 1072) 235, 239
Orlando (Roland) Bandinelli, Bologneser Rechtslehrer, Kanzler, Kardinal 517
Otbert, Bischof von Straßburg (913 ermordet) 322
Otbert, Bischof von Verona (992–1008) 79, 81
Otgar, Bischof von Eichstätt 45
Othelrich von Chur 18
Otker, Bischof von Speyer 48
Ottaviano di Monticelli, Kardinal 517, 518
Otto, Abt von Farfa 326
Otto, Bischof von Freising, Geschichtsschreiber, Enkel Heinrichs IV. (gest. 1158) [123], [125], 136, 138, 278, 396, [407], 420, 432, 435, 436, 439, 440, 441, 443, [447], 449, 450, 452, 457, 466, 467, 468, 469, 470, 472, 473, 490, [493], 494, 495, 498, 502, 503, 504
Otto, Bischof von Halberstadt 422
Otto, Bischof von Konstanz 281
Otto, Bischof von Regensburg (1061–1089) 177
Otto, Bruder Mieszkos II. 172
Otto I. «der Große», Kaiser [12], 16, 20, 21, 23, 26, 48, 61, 93, 105, 111, 164, 194, 495, 500, 502, 510
Otto I., hl., Bischof von Bamberg, Pommernapostel (1102–1139) 412, 413, 414, 415, 417, 418
Otto, Herzog von Kärnten (gest. 1004) 16, 127
Otto II., Kaiser [13], 15, 25, 28, 29, 47, 63, 73, 105, 116, 131, 163
Otto III., Kaiser 16, 18, 19, 21, 23, 25, 29, 48, 49, 79, 80, 83, 84, 85, 86, 87, 94, 105, 116, 131, 132, 147, 149, 163, 171, 190, 320, 322, 440
Otto Morena, Chronist [492], 503, 504, 506, 511, 512, 516, 517, 520, 521, 523
Otto von Mailand, Vizegraf 394
Otto von Northeim, Herzog von Bayern 238, 239, 240, 288, 306, 335
Otto von Staufen, Bischof von Straßburg 322
Otto I. von Wittelsbach, bayerischer Pfalzgraf, kaiserlicher Gesandter 509, 517
Otto von Wolfratshausen, Graf 425
Otto von Worms, Herzog von Kärnten, Enkel Ottos I. (978–983, 995–1004) 57, 80
Ott-Wilhelm, Graf von Burgund, Sohn König Adalberts von Italien (gest. 1026) 140

Pandulf, Fürst von Capua, Bruder Atenulfs von Monte Cassino 117
Panizza 121
Paolo Scolari 558
Paschalis III., Gegenpapst (= Kardinal Guido von Crema) 1164–1168 525, 526, 528, 529, 532, [547]
Paschalis II., Papst (1099–1118) [385], 388, 389, 390, 391, 393, 394, 395, 397, 398, 457, 458, 488
Paul V., Papst 263
Paul VI., Papst 500
Paulus, Apostel 265, 279, 294, 299, 332, 362, 401
Pelayo, Princeps von Asturien und erster christlicher Widerstandskämpfer gegen das muslimische Spanien, Schwiegervater Alfons' I. von Asturien 480
Peter, Abt von Cluny, hl. (gest. 1156) 364
Peter Barthélemy, provenzalischer Priester zur Zeit des Ersten Kreuzzugs 378
Peter, Bischof von Piacenza 138
Peter I., König von Aragón (1094–1104) 228, 488
Peter III., König von Aragón 343
Peter Orseolo, König von Ungarn, Sohn der Schwester Stephans I. und des vertriebenen Dogen von Venedig (1038–1041, 1044–1046), 152, 174, 175, 176, 177
Peter von Amiens «der Einsiedler» (Kukupetros) 360, 362, 370, 371, 378, 380, 455

Peter von Jaca, Bischof von Huesca (um 1096) 488
Petke, W. 408
Petrus, Bischof von Asti (992–1005) 79
Petrus III., Bischof von Como (983–1002), unter Otto III. Erzkanzler für Italien, danach Erzkanzler Arduins 79
Petrus III., Bischof von Vercelli, nach arabischer Gefangenschaft von Christen umgebracht 77, 78
Petrus Crassus, Ravennater Jurist, Parteigänger Heinrichs IV. [231], 314
Petrus Damiani, hl., Kardinal und Kirchenlehrer im 11. Jh., Kriegsgegner und Bekämpfer der Simonie 50, 162, 193, 195, 198, 216, 222, 223, [233], 324
Petrus de Cumino 522
Petrus, Erzbischof von Amalfi 199
Petrus (Peter), hl., Apostel 153, 199, 212, 213, 225, 226, 227, 245, 247, 248, 249, 252, 253, 255, 256, 257, 260, 261, 262, 264, 265, 266, 268, 269, 275, 278, 279, 287, 291, 294, 295, 296, 297, 298, 304, 305, 331, 332, 347, 360, 401, 403, 427, 434, 435
Petrus «Os» oder «Bucca Porci», Bischof von Albano 106
Petrus Pierleone, Kardinal, Urenkel des konvertierten Juden Baruch (Benedikt) 428
Petrus, Stadtpräfekt von Rom 426
Petrus von Bruis, im 12. Jh. als Ketzer in St. Gilles verbrannt 402
Petrus I. von Vico, Präfekt von Rom 500
Pflugk-Harttung, Julius 107
Philipp, Kanzler 528
Philipp I., König von Frankreich (1060–1108) 257, 258, 373
Philipp II., König von Frankreich (1180–1223) 557, 560, 562, 563, 564, 566
Philipp von Heinsberg (Philipp I.), Erzbischof von Köln 535, 543
Pibo, Bischof von Toul 281
Pietro Centranico, Doge von Venedig (1030 abgesetzt) 321
Pilgrim, Bischof von Passau (971–991) [13], 148
Pilgrim, Erzbischof von Köln, Kanzler für Italien 117, 126, 127, 130, 133, [161]
Pippin III., der Jüngere oder «der Kurze» (741–768), Sohn Karl Martells 275, 432, 478
Pippin II. «der Mittlere» (gest. 714) 43
Pius II., Papst (gest. 1464) 343
Pius VII., Papst 393
Pius VIII., Papst 469
Pius XII., Papst 344
Poppo, Abt von Stablo-Malmedy 142
Poppo, Abt von Trier 25
Poppo, Bischof von Brixen, bayerischer Graf 192, 193
Poppo, Bischof von Paderborn 236
Poppo, Erzbischof von Trier 133
Poppo, Patriarch von Aquileja 117, 163
Prelog 504
Prikos, Graf 174
Prinz, F. 43, 46, 73
Prosper, hl. [491], 520
Prutz, Hans 461

Radulf, Zisterzienser, berüchtigt für seine Hetze gegen die Juden 472
Rahewin, geistlicher Historiograph und Dichter 494, 513, 514, 516
Raimbald, Bischof von Fiesole 324
Raimund Berengar III., Markgraf von Barcelona, Graf von der Provence und des Gévaudan 488
Raimund III., Graf von Tripolis 551
Raimund, Priester zur Zeit des Ersten Kreuzzugs 378
Raimund (Raymond) IV. von St.-Gilles, Graf von Toulouse und von Tripolis 372, 378, 379
Rainald, Abt von Monte Cassino 441
Rainald von Ceccano, Graf 427
Rainald von Châtillon, seit 1153 Fürst Transjordaniens 548, 551, 553
Rainald (Reinald) von Dassel, Erzbischof von Köln (1159–1167), Reichskanzler, Erzkanzler für Italien 508, 512, 518, 519, 523, 525, 527, 530, 533

Rainulf Drengot, Graf von Alife und Caiazzo, Herzog von Apulien (gest. 1139) 442, 451
Ramiro I., König von Aragón 228
Ramiro II., König (Kaiser) von Asturien (931–950/951) 483
Ramward, Bischof von Minden, Krieger gegen die Slawen 49
Ramwold, Abt von St. Emmeran [13]
Ranke, Leopold von 391
Rather, Bischof von Verona (gest. 974) 323, 324
Reginard, Bischof von Lüttich 143
Reginbodo, Graf, Fuldas Bannerträger 237
Reginhard, Graf, Majordom und Fahnenträger von Fulda 173, 174
Reglindis, Tochter Boleslaw Chrobrys, Gattin von Markgraf Ekkehards Sohn Hermann 85
Reinbern, Bischof von Kolberg 84
Reinulf von Alife, Graf, Schwager Rogers II. von Sizilien 433
Renoux 64
Rhabanus, Abt von Fulda und Erzbischof von Mainz 34
Riant, Paul Comte de 107
Richard, Abt von Fulda 146
Richard, Abt von St. Vannes 143
Richard, Bischof 168
Richard, Fürst von Capua 208, 215, 268
Richard II., Herzog von der Normandie (996–1026) 64, 189
Richard «Löwenherz», Herzog von Aquitanien und Graf von Poitou, Sohn Heinrichs II. 562, 563
Richard I. «Löwenherz», König von England (1189–1199) 364, 565, 566
Richard von Aversa 211, 212
Richboto, Abt von St. Riquier (844 gefallen) 53
Richenza, Gattin Herzog Ottos von Northeim, Tochter vermutlich Herzog Ottos von Schwaben 238, 239
Richenza, Gattin Lothars III., Kaiserin 238, 419, 443, 450
Richolf (Richbold), Abt von St. Emmeram 177
Richwin, Mitverschwörer gegen Heinrich III., zum Tode verurteilt 180
Rikdag, Abt des Klosters Berge 93
Rikdag, Burggraf von Meißen, getötet durch Boleslav III. 86
Roberg 154
Robert, Abt von Saint-Remi de Reims, Kreuzzugsteilnehmer 346
Robert, Erzbischof von Rouen 325
Robert II. «der Fromme», König von Frankreich (987/996–1031) 64, 140
Robert, Fürst von Capua 427
Robert Guiscard (Guiskard), Normannenherzog (1085 gefallen) 199, 211, 212, 226, 227, 266, 268, 304, 308, 309, 311, 313
Robert I., König von Frankreich (gest. 1027) 142
Robert von Flandern, Graf 389
Rodrigo (Ruy) Diaz de Vivar, «El Cid», spanischer Nationalheld (1043–1099) 486, 487, 488
Roffred, Abt von Farfa (936 ermordet) 326
Rogata, Schwester Crescentius' III. 106
Roger, Bruder und Vasall Robert Guiscards 227
Roger I., Großgraf von Sizilien, Graf von Kalabrien, Sohn Tankreds von Hauteville 227, 228, 249, 338, [387]
Roger II., König von Sizilien, Brudersohn Robert Guiscards (gest. 1154) 427, 428, 430, 431, 433, 436, 439, 440, 441, 442, 450, 452, 453, 469, 489, 490, 505, 542
Roland, Kanzler der Kirche 508
Romanus, Bruder Benedikts VIII. 110
Romanus, hl. 88
Romuald von Camaldoli, hl., Sohn des Herzogs Sergius und Stifter der Kamaldulenser (gest. 1027) 324
Rops, Daniel 29
Roth, Cecil 363
Rudhard, Bischof von Konstanz 117
Rudolf, Bischof von Würzburg (908 gefallen) 45, 47
Rudolf, Fürst 281

Rudolf III., König von Burgund (993–1032) 134, 140, 141
Rudolf von Rheinfelden, Herzog von Schwaben, Gegenkönig 265, 287, 288, 292, 293, 294, 295, 298, 300, 306, 307, 333
Ruotbert, Abt von Gengenbach 320
Ruotpert, Bischof von Bamberg 274
Rupert, Bischof von Bamberg 289
Rupert, hl., Abt von Deutz, Kirchenlehrer 424
Ruthard, Bischof von Cambrai, vorher Zögling an der Lütticher Domschule 48
Ruthard II., Erzbischof von Mainz (1089–1109) 367, 369

Sagittarius 43
Saladin, Sultan (Al-Malik al-Nasir Salah ad-Din Yusuf) 1138–1193 466, 541, [545], 549, 550, 551, 552, 553, 554, 555, 556, 557, 561, 562, 564, 566
Salomo, König 172
Salomo(n), König von Ungarn 258, 259
Sancho III., König von Navarra (1004–1035) 484
Sancho IV., König von Navarra 484
Sancho I. Ramirez, König von Aragón (1063–1094) 486, 488
Sarolt (Beleknegini, «schöne Fürstin»), Gattin Gézas von Ungarn, Tochter Gyulas von Siebenbürgen 148
Schaller, Hans Martin 107
Scharaf ad-Daulah Maudud, Atabeg von Mossul 459
Schieffer 36, 201
Schild 329
Schiller, Friedrich (von) [445], 464
Schmale, F.-J. 495, 504, 522
Schneider, Reinhard [32]
Schnitz, Karl Rudolf [159]
Schnürer, Gustav [339]
Schöffel, J. B. 155, 325
Schreiber, G. 218
Schulze, H. K. 25
Schwaiger 210, 213, 265
Schwinges, Rainer Christoph [340], 343
Sebastian, hl. 39, 359
Seegrün, W. 154
Seibert, H. 25
Senkis (Sengis) 550
Seppelt, Franz Xaver 189, 213, 265, 429
Sergios, Patriarch [341]
Sergius, hl. [33], 359
Sergius IV. «Schweinsmaul», Papst (= Bischof Petrus «Os» oder «Bucca Porci» von Albano) 1009–1012 105, 106, 107, 108, 343, 345
Servatius, hl. (gest. 384) 14, 170
Severa, hl. [491], 520
Severin, hl. (geb. um 410) 42
Severus, Bischof von Prag 172, 173, 174
Short, I. 359
Sidonius Apollinaris, Schwiegersohn des gallischen Gegenkaisers Avitus 43
Siegfried, Bischof von Augsburg 16, 17, 81
Siegfried (II.), Bischof von Augsburg, Günstling Heinrichs IV. und Kapellan (gest. 1096) 333, 334
Siegfried, Bischof von Speyer 422
Siegfried, Erzbischof von Bremen, Sohn Albrechts «des Bären» 417
Siegfried I., Erzbischof von Mainz [233], 236, 276, 281, 288, 291, 307, 357
Siegfried I., Graf von Luxemburg (Lützelburg) 64
Siegfried II., Graf von Northeim 19
Sigefred, Bischof von Piacenza, Parteigänger Heinrichs II. «des Heiligen» 81
Sigehard, Abt von Fulda 45
Silverius, Papst (536–537) 119
Silvester IV., Gegenpapst (= Erzpriester Maginulf von S. Angelo) 1105–1111 389
Silvester, Papst 501
Silvester II., Papst (= Gerbert von Aurillac) 999–1003 [32], 79, 105, 149
Silvester III., Papst (= Bischof Johann von Sabina) 188, 191
Simon, hl. 236
Simon, Zauberer 320

Singer, H.-R. 478
Sintbert, Bischof von Regensburg 44
Skaskin, S. D. [405]
Slavnik von Libice, Fürst, Bruder des hl. Adalbert 92
Sobebor, Sohn des Fürsten Slavnik von Libice 92
Soběslav I., Herzog von Böhmen (1125–1140) 417
Sophie von Winzenburg, Gattin Albrechts «des Bären» 417
Spellman, Kardinal, Freund Pius' XII. 344
Spitignew, Sohn Bretislavs I. 171
Sprandel, R. 410
Stehkämper, H. 219
Steinbach, F. 222
Steindorff, E. 194, 200
Stephan (Stefan) I. «der Heilige», König von Ungarn (997–1038) 147, 149, 150, 151, 152, 174, 175, 257, 259
Stephan II., hl., Papst 115, 275, 432
Stephan, Kardinal, Vertrauter Hildebrands 210
Stephan (Stefan) IX., Papst (= Friedrich, jüngster Sohn Gozelos von Lothringen) 1057–1058· 143, 192, 206, 207, 218
Stephan von Blois, Graf 375, 378
Stephan von Chartres, Graf 377
Stimming, H. [407]
Störmer, W. 46
Strezimir, Gegner Herzog Soběslavs I. 418
Struve, Tilman 24, [123], 137, 165, 284
Suger, Abt von Saint Denis 266, 395
Sulaiman, Sultan 374
Sunderhold, Erzbischof von Mainz (891 gefallen) 46
Sunjer von Ampurias, Graf 322
Suzo de Mizano [491], 521
Sven Estridsen, König von Dänemark 261
Sven Gabelbart, 1013 zum englischen König gewählter Dänen-König 153
Sven II., König von Dänemark 170, 256
Swidger von Morsleben, sächsischer Graf 190
Tagino, Erzbischof von Magdeburg, Günstling Heinrichs II. «des Heiligen» 62, 75, 91, 94, 95, 96, 98
Tanchelm (1115 erschlagen) 396, 424
Tankred 379, 459
Tankred von Hauteville 212, 227
Tankred von Lecce, Nachfolger König Wilhelms II. von Sizilien 563
Tedald, Erzbischof von Mailand, königlicher Kaplan 254, 272
Tellenbach, G. 190, 201, 202
Terdelvach, irischer König 256
Teuffel, R. 391
Thasselgard, Graf von Fermo, von Konrad II. gehängt 136
Thatul, armenischer Fürst 460
Theobald, Abt von Monte Cassino 117
Theoderanda 106
Theoderich, Bischof von Albano, Kardinal, Gegenpapst zur Zeit Paschalis II. (gest. 1102) 389
Theoderich, Bischof von Minden 46
Theodor, hl. [33], 359
Theodor Kalliopa, byzantinischer Statthalter 393
Theodora Komnena, Gattin Heinrichs «Jasomirgott» 489
Theodosius, Patriarch von Jerusalem 357
Theodosius I., röm. Kaiser [33]
Theoger, Abt von St. Georgen 395
Theophano, Gattin Ottos II., Kaiserin 163
Thiedrich, Bischof von Münster, an kriegerischen Handlungen unter Heinrich II. «dem Heiligen» beteiligt 50
Thieme, H. 410
Thietmar, Bischof von Merseburg, Chronist [12], 14, 15, 16, 17, 19, 20, 27, 45, 49, 61, 62, 65, 66, 67, 69, 71, 77, 80, 81, 82, 87, 88, 89, 90, 91, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 102, 103, 104, 106, 110, 111, 112, 114, 144
Thietmar, Erzbischof von Salzburg (gest. 907) 47
Thietmar, Erzbischof von Salzburg (gest. 1026) 133
Thietmar, Graf, Billunger 179

Thomas Becket, hl., Kanzler, Erzbischof von Canterbury (1170 ermordet) 538, 539
Thomas, hl. 192
Thoros, Fürst 376
Titus, röm. Kaiser 355
Tomislav, König von Kroatien 319
Totila, Ostgotenkönig 309
Tramontana 228
Transmund, Abt von S. Maria zu Tremiti, in Monte Cassino erzogen 329
Turpio, Bischof von Limoges 319

Ubert, Graf 50
Udalrich, Abt von St. Gallen 291
Udalrich, Herzog von Böhmen 144, 146
Udalricus, Erzbischof von Benevent 199
Udo, Bischof von Freising (gest. 907) 47
Udo, Erzbischof von Trier (= Graf Nellenburg) 220, 292
Ullmann, W. 352
Ulrich, Priester und unter Konrad II. Bischof von Basel 141
Unger, Bischof von Posen 95
Unwan, Erzbischof von Hamburg-Bremen, Kaplan Heinrichs II. «des Heiligen» (1013–1029) 27, 104, 120, 155
Urban II., Papst (= Odo von Châtillon) 1088–1099 184, 270, 332, 336, 337, 338, 343, 346, 349, 352, 353, 354, 355, 361, 365, 372, 383, 384, [387], 389, 397, 402, 456, 458, 468, 486
Urban III., Papst (= Erzbischof Hubert Crivelli) 1185–1187 542, 543, 557, 558
Ursio, Bischof von Senlis 182
Usinger, R. 20

Vajk (später Stephan I.), Sohn des Großfürsten Géza von Ungarn 148
Vasul, ungarischer Herzog 177
Vegetius, Vf. der «epitoma rei militaris» [33]
Venantius Fortunatus, Bischof, im 6 Jh. Zeuge der Verdienste des Vilicus um den Festungsbau 55
Vermudo III., König von Léon 484
Vicelin, hl., Bischof von Oldenburg, Slawenapostel 416
Viktor IV., (Gegen-)Papst (= Kardinal Gregor von Ceccano) 450, 518, 540, [547]
Viktor II., Papst (= Bischof Gebhard von Eichstätt) 1054–1057, 176, 192, 197, 205, 218, 328
Viktor III., Papst (= Abt Desiderius von Monte Cassino) 1086–1087 [187], 331, 332, 397
Viktor IV., Papst/Gegenpapst (= Kardinal Ottaviano di Monticelli) 518, 524, 539
Vilicus, Bischof von Metz 55
Villanus, Erzbischof von Pisa 525
Vogel, P. M. 90, 95
Vogtherr, Th. 335
Vsevolod, Großfürst von Kiew 338

Waas, Adolf 107
Waimar IV., Fürst von Salerno, Herzog von Apulien und Kalabrien 197, 198
Wala, Bischof von Metz (882 gefallen) 46
Walcher, Bischof 389
Waldemar von Hólmgard (Novogorod), König 156
Walh, Abt von Corvey 24
Walram, Bischof von Naumburg 410, 411
Walram, Herzog von Niederlothringen 438
Walter, Bischof von Speyer 91
Walter Habenichts (Gautier Sansavoir), Ritter zur Zeit des Ersten Kreuzzugs 362, 369
Walthard, Dompropst, Erzbischof von Magdeburg 98
Warmann, Bischof von Konstanz 128
Warmud, Bischof von Ivrea 78
Wartislaw I., Herzog von Pommern (ermordet) 414, 415
Waso (Wazo), Bischof von Lüttich, maßgebender Repräsentant der lothringischen Reformer 48, 65, 168, 191

Weinfurter, Stefan 57
Welf VI., Bruder Heinrichs «des Stolzen» 449, 450, 489, 496
Welf (IV.), Herzog von Bayern, von Heinrich IV. abgesetzt 281, 290, 291, 300, 304, 333, [387]
Welf II., schwäbischer Graf (gest. 1030) 127, 128
Welf V., Sohn des abgesetzten Bayernherzogs Welf IV., als 17jähriger auf Vermittlung Urbans II. mit der 44jährigen Mathilde von Tuszien vermählt 336, [387], 402
Welte, B. 67, 154, 156, 178, 383, 469, 478
Wendeharst, A. 28
Wenrich, Scholasticus von Trier, 1090 vielleicht Bischof von Piacenza, Parteigänger Heinrichs IV. [231], 265, 314
Werinher, Nachfolger (Gegen-)Bischof Wigolts von Augsburg 334
Werner (Wernher), Bischof von Merseburg 291
Werner, Bischof von Straßburg 10, 282
Werner (Wernher, Werinher), Erzbischof von Magdeburg (seit 1063), Bruder Erzbischof Annos II. von Köln 218, 244, 291, 294
Werner, Graf («v. Kyburg») 128
Werner (Wernher) von Achalm, Bischof von Straßburg (1065–1077) 290, 325
Wernher (Werner), Bischof von Straßburg, Parteigänger Heinrichs II. «des Heiligen» 18, 60, 130
Wetzer, H. J. 67, 154, 156, 178, 383, 469, 478
Wezelin von Wasserburg, Heerführer unter Stephan I. von Ungarn 149
Wibald, Abt von Corvey und Stablo, kirchlicher Ratgeber Konrads III., zeitweilig Notar in der Kanzlei [445], 448
Wibald, Abt von Monte Cassino, Lothringer 441, 443
Wibert, Biograph Leos IX. 196
Wibert, Bischof von Merseburg 91
Wibert, Erzbischof von Ravenna, italienischer Kanzler 208, 216, 300, 303, 304, 308, 309, 310, 313
Wibert, Vf. einer um 1085 entstandenen Diatribe 315, 316
Wichmann III., Billungergraf (1016 ermordet) 101
Wichmann, Erzbischof von Magdeburg 535
Widerad, Abt von Fulda 236, 237
Wido, Bischof von Brandenburg 91
Wido, Bischof von Osnabrück, Parteigänger Heinrichs IV. [231], 314
Wido, Bischof von Pavia 328
Wido von Ferrara 302, 315
Widukind, Mönch 71
Wiefrid, Bischof von Verdun (959–984) 320
Wifred, Graf von Barcelona-Urgel 189
Wigbert, Bischof von Merseburg (1004–1009) 88
Wignand, Graf 237
Wigolt, Domkanoniker und Propst, (Gegen-)Bischof von Augsburg (gest. 1088) 333, 334
Wilhelm, Abt, Teilnehmer an der Einweihung der Basilika des Klosters Fruttuaria 80
Wilhelm, Abt von Hirsau (1069–1091) 297, 329
Wilhelm, Bischof von Utrecht (gest. 1076) 280
Wilhelm I. «der Eroberer», König von England (Wilhelm von der Normandie) 249, 253, 262, 263, 305
Wilhelm, Erzbischof von Tyrus, Geschichtsschreiber der Kreuzzüge 342, 350, 351, 376, 381, 382, 548, 557
Wilhelm, Graf von Burgund (1086 ermordet) 423
Wilhelm, Herzog von Apulien, Enkel Robert Guiscards 427
Wilhelm I. «Il Malo», König von Sizilien (1154–1166) 500, 505, 507, 525, 527
Wilhelm I., König von Schottland (1165–1214) 539
Wilhelm II., König von Sizilien 527, 536, 537, 563

Wilhelm «der Rote», König von England 373
Wilhelm von Cambrai, ehemaliger Kleriker, Führer der Brabanzonen 526
Wilhelm von Hochburgund 265
Wilhelm von Melun, Vicomte 369
Wilhelm von Montreuil, Schwiegersohn Richards von Capua 226
Willigis, Erzbischof von Mainz, Coronator Heinrichs II. «des Heiligen» 18, 27, 75
Wimund, Bischof von Aversa 251
Winizo, Bischof von Fiesole (Mitte des 10. Jhs.) 319
Wipo, Kaplan und Geschichtsschreiber, Vf. der «Gesta Chuonradi imperatoris» (gest. nach 1046) 50, 131, 133, 135, 136, 137, 141, 146, 147, 150, [159], [161], 162, 166, 168, 170, 171
Wladislaw von Böhmen 473
Wolberto, Bischof von Lüttich 27
Wolfgang, hl., Bischof von Regensburg [13], 47, 148
Wolfher, Bischof von Minden (885 gefallen) 46
Wollschläger, Hans 368, 456, 473, 548
Wolter, Heinz 75, 116, 165
Wratislaw, Herzog von Böhmen 257

Zacharias, Bischof von Säben (gest. 907) 47
Zacharias, Papst 41
Zacharias, Patriarch von Jerusalem [341]
Zarathustra 358
Zeruja 412
Zilius de Prando aus Brescia 531
Zimmermann, Harald 107, [385]
Zoepfl, F. 333
Zöllner, W. 548

ÜBER DEN AUTOR

Karl Heinrich Leopold Deschner wurde am 23. Mai 1924 in Bamberg geboren. Sein Vater Karl, Förster und Fischzüchter, katholisch, entstammte ärmsten Verhältnissen. Seine Mutter Margareta Karoline, geb. Reischböck, protestantisch, wuchs in den Schlössern ihres Vaters in Franken und Niederbayern auf. Sie konvertierte später zum Katholizismus.

Karlheinz Deschner, das älteste von drei Kindern, ging zur Grundschule in Trossenfurt (Steigerwald) von 1929 bis 1933, danach in das Franziskanerseminar Dettelbach am Main, wo er zunächst extern bei der Familie seines Tauf- und Firmpaten, des Geistlichen Rats Leopold Baumann, wohnte, dann im Franziskanerkloster. Von 1934 bis 1942 besuchte er in Bamberg das Alte, Neue und Deutsche Gymnasium als Internatsschüler bei Karmelitern und Englischen Fräulein. Im März 1942 bestand er die Reifeprüfung. Wie seine ganze Klasse meldete er sich sofort als Kriegsfreiwilliger und war – mehrmals verwundet – bis zur Kapitulation Soldat, zuletzt Fallschirmjäger.

Zunächst fernimmatrikuliert als Student der Forstwissenschaften an der Universität München, hörte Deschner 1946/47 an der Philosophisch-theologischen Hochschule in Bamberg juristische, theologische, philosophische und psychologische Vorlesungen. Von 1947 bis 1951 studierte er an der Universität Würzburg Neue deutsche Literaturwissenschaft, Philosophie und Geschichte und promovierte 1951 mit einer Arbeit über «Lenaus Lyrik als Ausdruck metaphysischer Verzweiflung» zum Dr. phil. Einer im selben Jahr geschlossenen Ehe mit Elfi Tuch entstammen drei Kinder, Katja (1951), Bärbel (1958) und Thomas (1959 bis 1984).

Von 1924 bis 1964 lebte Deschner auf einem früheren Jagdsitz der Würzburger Fürstbischöfe in Tretzendorf (Steigerwald), dann zwei Jahre im Landhaus eines Freundes in Fischbrunn (Hersbrucker Schweiz). Seitdem wohnt er in Haßfurt am Main.

Karlheinz Deschner hat Romane, Literaturkritik, Essays, Aphorismen, vor allem aber religions- und kirchenkritische Geschichtswerke veröffentlicht. Auf über zweitausend Vortragsveranstaltungen hat Deschner im Laufe der Jahre sein Publikum fasziniert und provoziert.

1971 stand er in Nürnberg «wegen Kirchenbeschimpfung» vor Gericht.

Seit 1970 arbeitet Deschner an seiner großangelegten «Kriminalgeschichte des Christentums». Da es für so unruhige und beunruhigende Geister wie ihn keine Posten, Beamtenstellen, Forschungsstipendien, Ehrensolde, Stiftungsgelder gibt, war ihm die ungeheure Forschungsarbeit und Darstellungsleistung nur möglich dank der selbstlosen Hilfe einiger Freunde und Leser, vor allem dank der Förderung durch seinen großherzigen Freund und Mäzen Alfred Schwarz, der das Erscheinen des ersten Bandes im September 1986

noch mitgefeiert, den zweiten Band aber nicht mehr miterlebt hat, dann des deutschen Unternehmers Herbert Steffen.

Im Sommersemester 1987 führte Deschner an der Universität Münster einen Lehrauftrag aus zum Thema «Kriminalgeschichte des Christentums».

Für sein aufklärerisches Engagement und für sein literarisches Werk wurde Karlheinz Deschner 1988 – nach Koeppen, Wollschläger, Rühmkorf – mit dem Arno-Schmidt-Preis ausgezeichnet, im Juni 1993 – nach Walter Jens, Dieter Hildebrandt, Gerhard Zwerenz, Robert Jungk – mit dem Alternativen Büchnerpreis und im Juli 1993 – nach Sacharow und Dubček – als erster Deutscher mit dem International Humanist Award.

Um die «Kriminalgeschichte des Christentums» geht es – pro und contra – in dem 70minütigen Videofilm von Ricarda Hinz und Jacques Tilly mit dem Titel «Die haßerfüllten Augen des Herrn Deschner». Zu beziehen über: Humanistischer Verband Deutschlands, Wallstraße 61–65, 10179 Berlin.

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* liefert Holmen, Schweden.

«Deschner schreibt nicht einfach Kirchengeschichte ... er schreibt als Kirchengeschichte die *ganze* Geschichte neu – und gibt sie in ebendieser Identität als Kriminalgeschichte zu erkennen, die sie war ...»

Hans Wollschläger im Deutschlandfunk, Köln

«... Deschner verleiht Verfolgten, Verscharrten, Vergessnen seine Stimme. Er ... stellt über Jahrhunderte hinweg Solidarität her zwischen den Opfern und uns, die wir erst durch ihn von jenen erfahren.»

WDR, 3. Mai 1999

www.rororo.de

ISBN 978-3-499-61131-5

9 783499 611315

€ 16.99 (D)

€ 17.50 (A)

KARLHEINZ DESCHNER

Kriminalgeschichte des Christentums

BAND 7
DAS 13. UND 14. JAHRHUNDERT

ro
ro
ro

ro
ro
ro

ZU DIESEM BUCH

«Das Mittelalter», sagte Nietzsche, «ist die Zeit der größten Leidenschaften.» Wie diese Leidenschaften sich austobten im 13. und 14. Jahrhundert, zeigt Karlheinz Deschner im 7. Band seiner *Kriminalgeschichte des Christentums.*

Am Anfang steht der Staufer-Kaiser Heinrich VI., der von 1190 bis 1197 regierte und die Weltherrschaft beanspruchte – auch ohne Absegnung durch den Papst. Am Ende der Epoche steht Kaiser Ludwig IV. der Bayer, der das Heilige Römische Reich bis 1347 regierte. Mächtigster Gegenspieler des Imperiums während dieser beiden Jahrhunderte war Papst Gregor IX. (1227–1241), der vom Kaiser sein angemaßtes Recht auf immer neue Kreuzzüge einforderte und im Inneren für Staatssicherheit sorgte durch die Einführung der Inquisition.

In diese Zeit fallen: der Sturz der Staufer und das Ende der päpstlichen Universalherrschaft, die Bulle *Unam Sanctam*, die Sizilianische Vesper, die «Babylonische Gefangenschaft» der Päpste im Exil von Avignon, immer verheerendere Judenpogrome, Kreuzzüge in alle Himmelsrichtungen, darunter der Kreuzzug Friedrichs II., die Kreuzzüge Ludwigs des Heiligen nach Ägypten und nach Tunis, die Kreuzzüge von Christen gegen Christen, der groteske Kinderkreuzzug, die Vernichtung der Templer, die Ausrottung der «Heiden» im Nordosten – und nicht zuletzt die totalitäre Inquisition, die jegliche Regung freiheitlicher Geister ersticken sollte.

DER AUTOR

Karlheinz Deschner, geb. 1924 in Bamberg, im Krieg Soldat, studierte Jura, Theologie, Philosophie, Literaturwissenschaft und Geschichte. Seit 1958 veröffentlicht Deschner seine entlarvenden und provozierenden Geschichtswerke zur Religions- und Kirchenkritik. Der forschende Schriftsteller lebt in dem durchaus katholisch geprägten Franken-Städtchen Haßfurt am Main. 1988 wurde er mit dem Arno-Schmidt-Preis ausgezeichnet. – Weitere im Rowohlt Taschenbuch Verlag erschienenen Bände der «Kriminalgeschichte des Christentums»: Band 1 «Die Frühzeit» (19969), Band 2 «Die Spätantike» (60142), Band 3 «Die Alte Kirche» (60244), Band 4 «Frühmittelalter» (60344), Band 5 «9. und 10. Jahrhundert» (60556), Band 6 «11. und 12. Jahrhundert» (61131).

KARLHEINZ DESCHNER

Kriminalgeschichte des Christentums

13. UND 14. JAHRHUNDERT

Von Kaiser Heinrich VI. (1190)
zu Kaiser Ludwig IV. dem Bayern († 1347)

Rowohlt Taschenbuch Verlag

2. Auflage April 2010

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg, August 2003
Unveränderter, fotomechanischer Nachdruck
Copyright © 2002 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung ZERO Werbeagentur, München
Umschlagvignette: Jürgen Mick
Satz Sabon PostScript, PageMaker,
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 61511 5

Gewidmet besonders meinen Freunden Alfred Schwarz und Herbert Steffen sowie allen, deren selbstlosen Beistand ich, nach dem steten meiner Eltern, dankbar erfuhr:

Joachim Ackva
Wilhelm Adler
Prof. Dr. Hans Albert
Lore Albert
Klaus Antes
Else Arnold
Josef Becker
Karl Beerscht
Dr. Wolfgang Beutin
Dr. Otto Bickel
Prof. Dr. Dieter Birnbacher
Dr. Eleonore Kottje-Birnbacher
Kurt Birr
Dr. Otmar Einwag
Dr. Sylvia Engelfried
Dieter Feldmann
Dr. Karl Finke
Franz Fischer
Kläre Fischer-Vogel
Henry Gelhausen
Dr. Helmut Häußler
Prof. Dr. Dr. Norbert Hoerster
Prof. Dr. Walter Hofmann
Dr. Stefan Kager und Frau Lena
Hans Kalveram
Karl Kaminski und Frau
Dr. Hedwig Katzenberger
Dr. Klaus Katzenberger
Hilde und Lothar Kayser
Prof. Dr. Christof Kellmann
Prof. Dr. Hartmut Kliemt
Dr. Fritz Köble
Hans Koch
Hans Kreil
Ine und Ernst Kreuder
Eduard Küsters
Robert Mächler
Jürgen Mack
Volker Mack
Dr. Jörg Mager
Prof. Dr. H. M.
Nelly Moia
Fritz Moser
Regine Paulus
Jean-Marc Pochon
Arthur und Gisela Reeg
Hildegunde Rehle
M. Renard
Gabriele Röwer
German Rüdel
Dr. K. Rügheimer u. Frau Johanna
Heinz Ruppel und Frau Renate
Martha Sachse
Hedwig und Willy Schaaf
Friedrich Scheibe
Else und Sepp Schmidt
Dr. Werner Schmitz
Norbert Schneider
Alfred Schwarz
Dr. Gustav Seehuber
Dr. Dr. Gunter F. Seibt
Dr. Michael Stahl-Baumeister
Herbert Steffen
Prof. Dr. Dr. Dr. h. c.
Wolfgang Stegmüller
Almut und Walter Stumpf
Artur Uecker
Dr. Bernd Umlauf
Helmut Weiland
Klaus Wessely
Richard Wild
Lothar Willius
Dr. Elsbeth Wolffheim
Prof. Dr. Hans Wolffheim
Franz Zitzlsperger
Dr. Ludwig Zollitsch

INHALT

1. Kapitel: Kaiser Heinrich VI. (1190–1197) und
Papst Coelestin III. (1191–1198) 11

Heinrich VI. tritt an 13 · Tuskulums Ende, ein deutsch-vatikanisches Gemeinschaftswerk 17 · Heinrichs VI. erster Anlauf auf Sizilien 18 · Regierungskünste – Bestechungen und Mord 20 · «Durch Gottes Gnade ... besitzen wir das ganze Königreich Sizilien und Apulien in Frieden» 26 · Erbreichsplan und «deutscher» Kreuzzug 28 · Mit Massakern ins Fürstengrab 34

2. Kapitel: Innozenz III. (1198–1216), der mächtigste Papst der Geschichte 43

Bestechung und Betrug als Handwerkszeug 45 · Größenwahn 47 · «Rekuperationen» und Nepotismus 49 · Innozenz III. greift auf Sizilien ein 53 · Der Thronstreit zwischen Staufern und Welfen bricht aus und wird vom Papst geschürt 58 · Der Thronkrieg beginnt 61 · Innozenz tritt offen für die Welfen ein 65 · Der Papst, der Klerus und die Fürsten im Fortgang des deutschen Bürgerkriegs 68 · Königsmord im Bamberger Bischofspalast oder Bischof Ekbert «auf der Höhe seiner Zeit» 75

3. Kapitel: «Das großartigste Epos». Kreuzzug aller Orten. Der Vierte Kreuzzug (1202–1204). Kreuzzüge in Spanien. Der Kinderkreuzzug (1212) 83

Unrat auf religiösem Duft? 85 · Vorspiel für Konstantinopel: Das christliche Zadar wird zerstört 88 · Byzantinische Geschichten und das Abendland 91 · «... ein unbeschreibliches Morden» und eine dezente Geschichtsschreibung 95 · Reliquien und Kunstschätze wechseln den Besitzer 97 · Eine Nutte auf dem Patriarchenthron, der Aufschrei des Niketas – und das Ganze «nicht einmal so schlecht» (Jesuit Hertling) 99 · Das kurzlebige Lateinische Kaiserreich und die langlebige «adriatische Kröte» 102 · Innozenz III. und die geistlichen Früchte des Vierten Kreuzzugs 103 · In Spani-

en: Kriege gegen «Ungläubige» und Gläubige 107 · Der Kinderkreuzzug, der keiner gewesen sein soll 111

4. Kapitel: Der Kreuzzug gegen die Albigenser 115

Die ersten mittelalterlichen «Ketzer» werden verbrannt 118 · Die «novi haeretici» – die Heraufkunft der Katharer 122 · Katharische Theologie und Hierarchie 126 · Die Albigenser – Verbrennung nach Gutdünken und ein erster Kreuzzug 133 · Das «heimtückische, verräterische und betrügerische Rom» legt die Maske der Armut an 136 · Die Verfolgung der Waldenser 140 · Der Papst beschwört den «Gott der Rache» und befiehlt, «die Wölfe zu erschlagen» 145 · Die «Sache Christi» 150 · Schlacht- und satirereif 160

5. Kapitel: Kreuzzüge gegen Balten, Preußen, Stedinger 167

Ostmission oder «alle Slaven ... sofort zu ergreifen und aufzuknüpfen». «Die Fürsten teilten das Geld unter sich» 169 · Der «Frieden Gottes» kommt nach Livland – «ein unvergängliches Ruhmesblatt» 173 · «Faßt sie, reißt sie, schlagt sie tot!» 177 · Altpreußen oder «das Recht der Inbesitznahme durch Eroberung ...» 183 · Preußenmission oder «... töteten sie alle» 186 · Gregor IX. stürzt die Stedinger «in die Grube der Verdammnis» 191

6. Kapitel: Kaiser Friedrich II. (1194–1250) und die Päpste Innozenz III., Honorius III., Gregor IX. 197

Neuauflage der Stauferpolitik 199 · Der Pfaffenkaiser kommt 202 · Geld + Besitz = Ehre, doch genug ist nicht genug 206 · Der deutsche Thronstreit wird in Frankreich entschieden 209 · Das Vierte Lateranum (1215) – gegen die Juden, gegen die «Ketzer» und für einen neuen Krieg 212 · Der «sanftmütige Honorius» und der Beginn des Fünften Kreuzzugs 215 · Wie man dank eines «ungläubigen» Sultans nicht vernichtet wurde 220 · Papst Honorius drängt den Kaiser zum Krieg 226 · Gregor IX. (1227–1241) beginnt und der nächste Kreuzzug 231 · Papst Gregor überfällt das Reich, während der Kaiser auf einem Kreuzzug weilt 235 · Gregors doppeltes Spiel im Kampf um die Lombardei 240 · Gregor IX. holt zur Vernichtung Friedrichs aus und stirbt 243

7. Kapitel: Die Inquisition beginnt 251

Die Anfänge der päpstlichen Inquisition in Deutschland – Konrad von Marburg 253 · Je dreckiger, desto heiliger 259 · Inquisitionsgefängnisse,

Orte unausdenkbaren Grauens 261 · Practica Inquisitionis 264 · Die Folter, das beeindruckendste Instrument christlicher Nächstenliebe 266 · «Für die katholische Sache ist es sehr zuträglich, wenn die Inquisition reichlich Geldmittel besitzt» 269

8. KAPITEL: Kaiser Friedrich II. und Papst Innozenz IV. 279

Die Flucht nach Lyon 281 · Das Konzil von Lyon, die Lügen des Kardinals und die Absetzung des Kaisers 289 · Zwei päpstliche Gegenkönige in Deutschland und ein neuer Bürgerkrieg 287 · Parma – Friedrichs II. größte Niederlage 293 · «... die unnahbar adlige Haltung» 295 · Mordanschläge auf den Kaiser und ungeheurer Papstjubel über seinen Tod 296 · «... und die Sache Gottes» 299

9. KAPITEL: Ende der Staufer, Aufstieg der Anjou 305

König Ludwig der Heilige – «Muster des katholischen Frankreichs» 307 · Der heilige Krieger und zwei weitere Kreuzzüge 309 · Der Pastorellenaufstand 315 · Der Mongolensturm und die Mission des Johannes von Plano Carpini 316 · Papst Innozenz feilscht um ein Königreich und stirbt 321 · Papst Alexander IV. (1254–1261) sucht die Staufer durch England zu vernichten 326 · «Seht doch, wie sie einander lieben ...» 328 · Papst Urban IV. (1261–1264) und Karl I. von Anjou kommen ins Geschäft 331 · Karl der Retter ist da 334 · Eine Schlacht für das Papsttum ... 337 · ... und ein zweites Gemetzel für das Papsttum nebst Karls Siegesbotschaft 340

10. KAPITEL: Die Habsburger kommen 347

Rudolf von Habsburg stürzt dem Papst zu Füßen 349 · Nikolaus III. und der Nepotismus 354 · Der «französischste» der Päpste und die Sizilianische Vesper 357 · Pro domo – oder aus Reichsgut mach Hausgut 361 · Adolf von Nassau wird König, von Gott abgesetzt und umgebracht 366 · Albrecht I. von Habsburg wird König und ermordet 368

11. KAPITEL: «... wie der Erlöser verraten». Papst Coelestin V. (1294) und Papst Bonifaz VIII. (1294–1303) 375

Ein «Engelpapst» demissioniert 377 · «Der hochgemute Sünder» 379 · Ein Viertel aller Kurialeinnahmen der eigenen Familie zugesteckt 382 · Der Colonnesen-Krieg 385 · Karl II. von Anjou und Papst Bonifaz verlieren Sizilien 391 · König Philipp der Schöne, «Heiliges Jahr» und Bulle «Unam

sanctam» 396 · Das Attentat von Anagni oder «wie der Erlöser verraten ...» 399

12. KAPITEL: Christliches Judenmorden im Mittelalter 403

Die mittelalterlichen Judenverfolgungen auf der Iberischen Halbinsel 406 · Die mittelalterlichen Judenverfolgungen in Frankreich 414 · Die mittelalterlichen Judenverfolgungen in England 424 · Die mittelalterlichen Judenverfolgungen in Deutschland 428 · Die «Judenfreundlichkeit» gekrönter Häupter und der Nervus rerum 440

13. KAPITEL: Heinrich VII., ein französischer König, ein französischer Papst und die Vernichtung der Templer 449

Ein Messias aus Luxemburg 451 · Mit Lanzen und Finanzen 457 · Der Templerprozeß, ein monströses Justizverbrechen von Papst und König 461

14. KAPITEL: Kaiser Ludwig IV. der Bayer (um 1281–1347) im Kampf mit Papst Johann XXII. (1316–1334) 471

Das Finanzgenie der Catholica 473 · Der Armutsstreit 479 · Frühe Konfrontationen 481 · Die Schlacht bei Mühldorf oder «Her öheim, ich sach euch nye so gern» 484 · «Bei Gott, ihre Wut soll meiner Wut ... begegnen!» 487 · Zwei Drittel des Kirchengeldes für den Krieg 489 · Rom – Einzug und Auszug 492 · ... und der Rückzug 496 · Ludwigs Tod oder «Süeze künigin, unser frawe ...» 498

ANHANG

Anmerkungen 503 · Benutzte Sekundärliteratur 532 · Abkürzungen 550 · Register 553 · Über den Autor 572 · Das literarische Werk Karlheinz Deschners 574

1. KAPITEL

KAISER HEINRICH VI. (1190–1197) UND PAPST COELESTIN III. (1191–1198)

«Nie sah man ihn lachen. Seinem Wesen fehlte vollständig der bezwingende Zauber und das Liebenswürdige eines Barbarossa, seine ganze Art war finster und herrisch, zuletzt fast versteinert, seine Politik weitgreifend und weltumfassend, doch traumlos spröde und hart. Härte war überhaupt seines Wesens Kennzeichen ... eine granitene Härte und eine Geschlossenheit, wie sie dem Deutschen selten eignet, dazu ein gewaltiger Wille, eine überstarke aber eiskalte Leidenschaft und eine erstaunliche Klugheit und politische Begabung. All das läßt ihn in einem merkwürdigen Maße unjugendlich erscheinen, und man vergißt es leicht, daß Heinrich VI. schon mit zweiunddreißig Jahren seine Bahn beschloß.»

Ernst H. Kantorowicz
über Kaiser Heinrich VI.[1]

«Cölestin suchte Bundesgenossen ... Denn niemals hat er sich über die Unmöglichkeit getäuscht, die Ziele Heinrichs und die Interessen des Papsttums zu versöhnen, und wie er vom ersten Tage an zum Widerstand entschlossen war, so hat er bis zum Tod unverrückt darin beharrt. Auch der aufgezwungene Friede ließ ihn das Ziel nicht aus den Augen verlieren; so unbedingt notwendig erschien ihm der Kampf, daß ihm kein Bundesgenosse zu schlecht und kein Mittel zu verwerflich war. Er scheute nicht einmal vor der Teilnahme an einer Verschwörung zurück, die ihr Ziel durch Kaisermord zu erreichen glaubte.»

Albert Hauck
über Papst Coelestin III.[2]

Heinrich VI. tritt an

Am 18. November 1189 war König Wilhelm II. von Sizilien – trotz seines muslimischen Lebensstils ganz der Kirche ergeben – erst sechsunddreißigjährig unerwartet in seinem Palast in Palermo gestorben. Da seine Ehe mit Johanna, der jungen Tochter König Heinrichs von England, kinderlos blieb, erbte seine Tante Konstanze von Altavilla, Halbschwester Wilhelms I. und posthum geborene Tochter König Rogers II. von Sizilien, ausdrücklich auch von Wilhelm als Erbin des süditalienischen Normannenstaates designiert, rechtmäßig Krone und Königreich.

Die letzte legitime Nachfahrin der Dynastie der Hauteville (VI 212, 227) aber war, bereits zweiunddreißigjährig, am 27. Januar 1186 in Mailand – wo ihren Brautschatz 150 Maultiere schleppten, die Mitgift 40 000 Pfund Gold betrug – mit dem neunzehnjährigen deutschen Thronfolger Heinrich VI. vermählt worden. Seit dem Abzug seines Vaters Kaiser Friedrich Barbarossa im Sommer 1189 hatte Heinrich die Regentschaft erst zeitweise, dann, seit des Vaters Tod im Saleph ein Jahr später (VI 562), ohne formalen Akt, auf Dauer übernommen.

Die Vorgeschichte der Heirat liegt im dunkeln. Die Verlobung, unter strenger Geheimhaltung ausgehandelt, führte zu einem frontenumstoßenden Bündnis zwischen Friedrich Barbarossa und Wilhelm II. von Sizilien, war somit eindeutig politisch intendiert und ein Schritt von großer Tragweite. Zunächst festigte sie den Frieden mit Sizilien, das zuvor die beiden Kaiserreiche des Ostens und Westens gemeinsam hatten erobern und unter sich aufteilen wollen. Durch Wilhelms Tod aber fiel, jedenfalls nach Heinrichs Vorstellun-

gen, das regnum Siciliae, im Lauf des 12. Jahrhunderts gegründet und stabilisiert, an ihn, den deutschen König und römischen Kaiser.[3]

Heinrich VI. (1191–1197), einer der markantesten Herrscher des Mittelalters, kam als Sohn und Erbe Friedrich Barbarossas und seiner zweiten Frau Beatrix von Burgund, Mutter von zehn Kindern, im Herbst 1165 in der Pfalz Nijmegen zur Welt. Unter Übergehung seines älteren, kränkelnden Bruders Friedrich wurde der dreijährige Heinrich im Juli 1169 in Bamberg zum römischen König gewählt, im darauffolgenden August in Aachen gekrönt und bei der Eheschließung mit Konstanze 1186 in Mailand förmlich zum Caesar ausgerufen.

Im Gegensatz zum Äußeren des Vaters, dessen Lieblingssohn er gleichwohl gewesen sein soll, war Heinrich mittelgroß, hager, unsoldatisch, häufig krank, vorzeitig alternd. Selbst Gottfried von Viterbo, sein geistlicher Erzieher, ein vielgelesener Geschichtsschreiber, der ihm eines seiner Werke gewidmet, nennt ihn unansehnlich. War Heinrich ja überhaupt ohne die heitere Leichtigkeit der Staufer, eher hart, herrisch, verschlossen, doch, wie alle Barbarossa-Söhne, ausgezeichnet erzogen, dazu hochintelligent und bienenfleißig, scharfzüngig, wortbrüchig, mitunter, auch dies freilich Stauferart, eiskalt und grausam, bloß darauf aus, «das Reich noch größer und mächtiger als unter seinen Vorgängern» zu machen. Nur sechs Jahre regierte er. Aber sie genügten ihm, bevor er mit erst 32 Jahren der Ruhr zum Opfer fiel, «die Welt vor seinem Kaiserthron in den Staub zu drücken» (Kantorowicz) – die Welt, immerhin, von der Provence, der Dauphiné über Burgund, die Schweiz, Elsaß-Lothringen, über Holland und Deutschland hinweg bis hin nach Böhmen, Mähren, Polen. Gewaltig griff er in den Mittelmeerraum aus; König Amalrich von Zypern erbat von ihm sein Land, ebenso König Leo II. von Kilikien-Armenien. Die Almohaden Afrikas schickten ihm Tribute, England huldigte ihm als Lehnsherrn, das Königreich Aragón und Frankreich lockten seine unersättliche Gier, erst recht Byzanz. Und als er in Sizilien starb, waren bereits die Vorausabteilungen seiner Truppen nach dem Osten unterwegs.

Nie war Heinrich VI. ausgelassen, nie sah man ihn lachen, viel-

mehr «immer in Sorgen angespannt», so Niketas Choniates, der byzantinische Schriftsteller, einer seiner erbittertsten Gegner, «und jedem Genusse feind ... Im Geiste dachte er an die Cäsaren Antonius und Augustus, trachtete verlangend nach ihrem Reich und sprach beinah wie Alexander: dieses und jenes, alles ist mein.» Heinrich konnte nicht genießen, konnte nur handeln, auch wenn er abzuwarten verstand und selbst schlimmste Beleidigungen hinnahm wie nichts; rächte er sich aber, dann furchtbar. Die Form seiner Kanzleischreiben war kühl, knapp, schier untertreibend, das Gegenteil des bombastischen Kurialstils.

Es überrascht wohl kaum, daß der junge Fürst, mehr Staatsmann denn Kriegsmann, als welcher er wiederholt «versagte» (Fuhrmann), sich in der Wahl seiner engsten Vertrauten so sicher erwies wie in der Beurteilung eigener Familienmitglieder; daß er gern kongeniale Naturen, Männer analoger Wesensart und ebenbürtiger Begabung an seinen Hof zog, ihm nah verwandt «in ihrer konsequenten, jeden Vorteil geschickt ausnutzenden, im Notfall auch brutalen Vorgehensweise» (Seltmann). Daß keiner dieser Edelmenschen altruistisch sich aufopferte, daß jedem der eigene Nutzen wichtiger als der des Reiches war, versteht sich von selbst und ist folgerichtig – obwohl keiner von ihnen den Herrscher während seiner Krisenzeiten in Deutschland verlassen hat.

1189, beim Tod Wilhelms II., des letzten Normannenkönigs, war Heinrich sogleich entschlossen, das ausgedehnte normannische Erbe anzutreten und den alten Rechtsanspruch auf die Vereinigung Süditaliens und Siziliens mit dem römischen Kaiserreich, das antiquum ius imperii, notfalls mit Gewalt zu erstreiten. Zwar leisteten die apulischen Barone auf einem Reichstag zu Troia Heinrich den Treueid und bekannten sich zu ihm als neuem Herrscher. Aber Papst Clemens III. (VI 558 f., 566) verfolgte die Schwerpunktverlagerung des staufischen Interesses in den Süden, die Expansivität ihrer Politik im Mittelmeergebiet mit Mißtrauen. Denn er, der sich für den obersten Lehnsherrn des Königreichs Sizilien hielt, wünschte insbesondere, wie noch viele Päpste, keine staufische «unio regni ad imperium», keine Personalunion zwischen Sizilien und dem Deutschen Reich, er mochte nicht den Kirchenstaat von beiden Seiten

umklammert und in seiner politischen Unabhängigkeit bedroht sehen.

Also hoben unter seinem Einfluß eine stauferfeindliche Nationalpartei, der sizilische Hofadel und die Barone der Insel einen illegitimen Enkel Rogers II. (VI 427 f.) und Halbbruder des verstorbenen Königs auf den Thron, einen Mann, zumindest für die staufischen Quellen, aus nichtparitätischer Ehe, den Grafen Tankred von Lecce; und dies, obwohl er gerade Konstanze den Treueid geschworen (übrigens schon einmal, 1161, sich an einem Anschlag auf Wilhelm I. beteiligt hatte und verbannt worden war). Doch der Papst entband ihn und die sizilischen Granden ausdrücklich vom Eid und beauftragte den Erzbischof Walter von Palermo, Tankred am 18. Januar 1190 zum König zu krönen; worauf dieser zeitlebens Heinrich am Gewinnen der sizilischen Krone mit viel Geschick hinderte, zumal durch Zugeständnisse an den Papst, den englischen König und ein Ehebündnis mit dem byzantinischen Kaiser Isaak II. Angelos.[4]

Doch sollte Heinrich sich dies bieten lassen? Sollte er auf ein Land verzichten, das fast alle Kaiser des Mittelalters zu gewinnen suchten und das ihm jetzt durch Konstanzes Mitgift zufiel? Sollte er sein von so vielen anerkanntes Erbrecht preisgeben und die provokante, auf Spaltung zielende Intervention des Papstes hinnehmen, der fast als einziger im deutschen König nicht den rechtmäßigen Erben sah?

Der Krieg war unvermeidlich.

Tankred hatte unterdessen seine Position auf Sizilien gefestigt und sich im November 1190 mit Richard Löwenherz verbündet – der Vertrag kam zur Bestätigung an Clemens III. Bereits im Frühjahr 1191 ging der Sizilianer auf dem Festland gegen die apulischen Barone vor. Zur selben Zeit zog Heinrich, der um die Jahreswende «magno exercitu» den Brenner überschritten, die lombardischen Städte auf seine Seite gebracht, nach Rom, wo ihm Clemens, der Begünstiger Tankreds, die Kaiserkrone aufsetzen sollte. Doch der Papst lag Ende März gerade im Sterben, und sein Nachfolger, der schon fünfundachtzigjährige, aber zähe, wendige Coelestin, ebenfalls Gegner der staufischen Sizilienpläne, nahm sogleich und noch

hartnäckiger die kuriale Spaltungspolitik auf, wenn er auch zunächst den offenen Kampf vermieden, die endgültige Entscheidung hinausgezögert hat.[5]

Tuskulums Ende, ein deutsch-vatikanisches Gemeinschaftswerk

Coelestin III. (1191–1198), eigentlich Giacinto (Hyacinthus) Bobone, entstammte einer römischen Adelsfamilie, die dann den Namen Orsini führte, zumeist stauferfeindlich war und durch ihre enge Verbindung mit der Kurie Macht und Bedeutung gewann. Bei seiner Wahl wurde der Hochbetagte – seit langem der einzige Pontifex, der seine ganze Amtszeit in Rom verbringt – erst am 13. April 1191 zum Priester und gleich am nächsten Tag, an Ostern, in St. Peter zum Papst geweiht. Wieder nur einen Tag darauf krönte er dort widerwillig Heinrich VI. zum Kaiser, der ihm nebst Gattin und Gefolge die Füße küßte und selbstredend die «Rechte» der römischen Kirche feierlich zu wahren versprach.

Als Voraussetzung dafür, sozusagen als Krönungsgeschenk, hatte Coelestin allerdings die Übergabe von Tuskulum gefordert. Das schwer einnehmbare Bergnest, eine der ältesten Städte Latiums und für seine treudeutsche Gesinnung bekannt, wurde von den Römern seit langem mit geradezu manischem, selbst in jenen so gut christlichen Zeiten beinah beispiellosem Haß befehdet und konnte zuletzt den vereinigten Angriffen von Papst und Senat fast nicht mehr trotzen. Es unterstellte sich schließlich dem Schutz des heranziehenden Kaisers. Großzügig gewährte er der verzweifelten Stadt eine deutsche Besatzung. Doch dann, ganz darauf aus, Coelestin entgegenzukommen, zögerte er keinen Augenblick, Tuskulum in schimpflichster Weise preiszugeben, indem er die Verantwortung dem Papst zuschob.

Kaum aber war die kaiserliche Besatzung abgezogen, stürzten sich die Römer wie wahre Teufel auf den wehrlosen Ort, der nun,

am 17. April 1191, für immer unterging. Man plünderte ihn aus, riß die Mauern, die Türme ein, machte alles dem Erdboden gleich. Kein Stein blieb auf dem andern. Sämtliche Einwohner wurden qualvoll verstümmelt, getötet oder verjagt – ein deutsch-vatikanisches Gemeinschaftswerk, ein Doppelverrat von Kaiser und Papst. Heinrich, in der Ebene lagernd, sah den Himmel gerötet über der brennenden Stadt und hörte Stunde um Stunde die Todesschreie ihrer Bürger, deren ganzes Hab und Gut, wie vertraglich ausbedungen, der Heilige Vater bekam. – Kirchenhistoriker Kardinal Baronius (1605 beinah Papst geworden) nennt den «Fall des feindlichen Jericho» einen Akt göttlicher Gerechtigkeit, die Kriegführung der Römer durchaus mild![6]

HEINRICHS VI. ERSTER ANLAUF AUF SIZILIEN

Nur widerstrebend hatte der greise Coelestin den jugendlichen Heinrich in Sankt Peter zum Kaiser erhoben und dann während seines ganzen siebenjährigen Pontifikats die rheinisch-welfisch-englische Opposition unterstützt. Sah er doch seine Rekuperations-, besser Expansionspolitik durch die des Kaisers gefährdet, durch die drohende Umklammerung des Kirchenstaates sowohl von Deutschland als auch von Sizilien her.

Zunächst also suchte der Papst den Zug des Herrschers nach Sizilien zu hindern. Er warnte, verbot, verhängte auch über die kaisertreue Abtei Monte Cassino das Interdikt. Heinrich aber drängte es, das Erbe seiner Gattin sich zu sichern. Er brach auf, stürmte einige Grenzorte, verbrannte sie, worauf man ihm schon freundlicher entgegenkam. Capua, gerade erst zum König übergegangen, huldigte sofort wieder dem Kaiser. Der Erzbischof eilte ihm bis an die Grenze entgegen.

Im Mai 1191 belagerte man Neapel, riß Ölbäume, Weinpflanzungen nieder, «verwüstete mit Feuer und Schwert alles im Umkreis» (Otto von St. Blasien), schloß die Stadt auch von der Seeseite

ein, wo freilich Tankreds fast legendärer Admiral Margarita archipirata, der «König der See», mit 72 Galeeren der königlichen Streitmacht die Pisaner Flotte des Kaisers vertrieb. Überdies dezimierte im August dessen Truppe eine Seuche, eine schwere typhusartige Krankheit. Neun Zehntel des Heeres sollen als Leichen vor Neapel geblieben sein. Auch eine Reihe von Fürsten wurde dahingerafft, darunter der Herzog von Böhmen und Erzbischof Philipp von Köln, der, durch große Privilegien gewonnen, dem Kriegsvolk vorausgezogen war. Der Herrscher selbst wurde lebensgefährlich befallen.

Der älteste Sohn Heinrichs des Löwen, Heinrich von Braunschweig, hatte als Geisel mit fünfzig Rittern die Heerfahrt begleitet, dann sich abgesetzt und kurze Zeit sogar den belagerten Neapolitanern beigestanden, ehe er, von kaiserlichen Häschern verfolgt, nach Deutschland floh. Dort planten die Welfen eine neue antistaufische Front, den Aufstand, die Ermordung des Monarchen und bereits eine Neuwahl. Sie verbreiteten das Gerücht, der Kaiser sei vor Neapel dem Fieber erlegen. Coelestin unterstützte sie und gewährte Heinrich dem Löwen wegen seiner «frommen Ergebenheit» gegenüber den Päpsten und besonders ihm am 5. August das unerhörte Privileg, daß ihn oder seine Söhne niemand bannen könne, nur er selbst. Den Kaiser aber beschwerte er durch kirchliche Querelen verschiedener Art und reizte in Deutschland zum Bürgerkrieg.

Heinrich VI. hatte gegen Ende August, nach fast vier Monaten, die Belagerung Neapels, den ganzen Feldzug abgebrochen und sich in einer Sänfte nach Capua, nach Monte Cassino tragen lassen. Halbtot kam er nach Oberitalien, wo bald eine blutige Fehde neben der anderen tobte, die mächtigen Adelscliquen, die Städte einander bekriegten, und man am 7. Juli 1191, am Tag des hl. Apollonius, Patron Brescias, mit seinem Namen als Schlachtruf Tausende von Cremonesen in den Fluß Oglio trieb, wo sie elend umkamen, viele auch, um diesem Schicksal zu entgehen, sich noch auf dem Schlachtfeld selbst das Leben nahmen.

Ende 1191 weilte Heinrich wieder in Deutschland. Sein erster Versuch, Sizilien zu erobern, war gescheitert, Kaiserin Konstanze, in Salerno, der Hochburg abendländischer Medizin, Heilung suchend, zudem in Tankreds Hände gefallen. Der König übergab sie

im nächsten Jahr Papst Coelestin, und der ging nun aus seiner Reserve heraus. Er legte die Maske ab, wechselte entschlossen die Fronten, belehnte Tankred noch im Sommer 1192 feierlich mit dem Königreich Sizilien und schloß das vorteilhafte Konkordat von Gravina (Juni 1192), in dem der Sizilianer viele Vorrechte der Krone verlor. Der Papst aber, der den Usurpator als König definitiv anerkannte, behielt die Lehnshoheit über Süditalien samt Sizilien und konnte seine Kirchenhoheit über den Rahmen des Vertrags von Benevent (1156) noch ausdehnen.[7]

Regierungskünste – Bestechungen und Mord

Freilich sorgte Heinrich auch aus der Ferne dafür, das Reich seines Gegners durch eine Reihe kleinerer Konflikte zu zermürben. Das gehörte zur Regierungskunst. Oder, modern gesagt, zur politischen Flexibilität. (Als die Genuesen ihn leerer Versprechungen ziehen, riet er ihnen, sich schadlos durch einen Krieg gegen Aragonien zu halten. Auch Richard von England, dessen gewaltiger Festlandbesitz von der Normandie bis zu den Grenzen Navarras französische Lehen waren, forderte er 1195 auf, den französischen König, mit dem ihn, den Kaiser, ein Bündnisvertrag verband, ja dessen Reich er zeitweise selbst zu erobern gedachte, kräftig zu bekriegen, und versicherte seine Unterstützung dabei.)

In Italien, großenteils Reichsland, einschließlich der italischen Inseln, hatte Heinrich an diversen Plätzen Besatzungen stationiert. Und kaum lag Apulien hinter ihm, wurden in Capua durch Verrat der Bürger alle Deutschen ermordet. Es kam auch zu größeren Treffen. Häufig aber unternahm man bloß Streifzüge, rang um einzelne Orte, um Burgen, von denen Teile Apuliens übersät waren. Man verteidigte sich oft heftig, da man das Plündern der Deutschen fürchtete. Auch Geistliche griffen in die Waffengänge ein. Abt Roffrid von Monte Cassino eroberte mehrere Kastelle. Als sich Monte Rodone wegen Wassermangel ergab, wurde die gesamte Mannschaft auf den

Mauern gehängt, die Burg ruiniert. Auch in Oberitalien kreuzte man weithin die Klingen, und es war der Kaiser, der dies schürte. Erst als sein neuer apulischer Feldzug bevorstand, ließ er im Winter 1193/1194 seinen Ministerialen Trushard von Kestenberg zwischen den lombardischen Städten Frieden stiften, um das Land ungestört passieren zu können.[8]

Auch in Deutschland waren die Verhältnisse gespannt.

Es kam zu Erbstreitigkeiten der Fürsten, zu Kämpfen des Markgrafen Albert von Meißen, gerade von Heinrichs Italienzug nach Hause entflohen, gegen seinen Bruder Dietrich, wobei Albert nicht nur Burg um Burg an sich riß, sondern im Kloster Altenzelle auch 3000 Mark Silber aus dem Altar holte, die sein verstorbener Vater dort aufbewahrt hatte. Es kam zur völligen Verwüstung Bayerns, zu Fehden der Welfen in Sachsen, zur furchtbaren Verheerung auch dieses Landes, zum Aufstand der Bürger in Braunschweig, zur Zerstörung Wolfenbüttels.

Es kam zu Auseinandersetzungen mit der Kirche, zu Feindseligkeiten der Pfaffen untereinander, wie dem Anschlag des ehrgeizigen Bischofs Waldemar von Schleswig, eines Sohnes des 1157 ermordeten Königs Knud V., auf den erzbischöflichen Stuhl von Bremen. Es kam zu dem jahrelangen Streit des Bischofs Eberhard von Merseburg mit dem Abt von Pegau.

Freilich war Zwietracht unter Klerikalen, Zwist zwischen Welt- und Ordensklerus sowie der Klöster untereinander ein ungewöhnlich häufiges, mühelos bändeweise zu belegendes Phänomen. Man hadert beim Verkaufen, Tauschen, man ringt, unblutig und blutig, um Ländereien, um Felder, Wälder, Höfe, Zehnten, um Grenzen, Kirchen, Abteien und Subsidien, kurz, um Geld und Macht.

Das beginnt im Abendland seit den Merowingern, Karolingern, etwa bei dem langen Konflikt zwischen Saint-Denis und dem Kloster Maroilles, und führt fort durch die Zeiten, bis im 10. Jahrhundert beispielsweise Genter Klöster um den Rang raufen, mit freilich sehr realen Interessen dahinter. «Der Kampf ist mit den übelsten Waffen geführt worden, mit falschen Grabinschriften, erdichteten Heiligenleben, verfälschten Urkunden und mit zweifelhaften Reliquien» (Wattenbach-Holtzmann). Zeitweise rauben die Bischöfe

den Klosterbesitz und geben ihn Verwandten oder Vasallen. Oft auch sucht der Abt eines Klosters ein anderes in seine Gewalt zu bringen. Und wie lange stritten selbst so berühmte Abteien wie Cîteaux und Cluny miteinander. Kam es doch im Zisterzienserorden zwischen dem Stammhaus Cîteaux und den Primarabteien zu jahrhundertelangen Auseinandersetzungen, wobei viele Konvente, trotz stetig wachsenden Grundbesitzes, in starke Verschuldung gerieten.

Im (meist späten) 12. Jahrhundert streitet der Abt Johann von Colomba gegen den Abt von Castellione (Castione de' Marchesi), streitet Abt Gandulf von San Sisto (Piacenza) gegen das Kloster Brescello, streiten Abt und Brüder von Nonantola gegen Abt und Brüder von San Benedetto di Polirone, streiten Abt Stephan und Konvent von Chaise-Dieu gegen die Johanniter. Im Kloster Michelsberg zu Bamberg bekämpfen sich zwei Parteien bis zum Umsturz. Bei einem Überfall des Klosters Riechenberg auf Kloster Grauhof werden dessen Pflüge zerstört, Pferde verjagt, die Knechte halb totgeschlagen. Die Feindschaft der Hörigen der Klöster Worms und Lorsch kostet, auf beiden Seiten, Tote. Ähnlich der Zusammenstoß der Knechte Fuldas und Hersfelds.

Da und dort gab es auch die berüchtigten Doppelwahlen von Bischöfen.

In Cambrai etwa, wo vom Kaiser, entgegen seinem Versprechen, sein eigener Kandidat, der Domherr Walcher, fallen gelassen und der dortige Erzdechant, der Neffe des verstorbenen Oberhirten Johannes, bestätigt worden ist; er hatte den Monarchen mit 3000 Mark bestochen. Oder in Lüttich, wo am 24. November 1192, nach einer zwiespältigen Wahl im Jahr vorher, der von Coelestin bestätigte, von Heinrich aber abgelehnte Bischof Albert von Löwen, Sohn Herzog Gottfrieds III. von Löwen-Brabant, bei Reims «heimtückischerweise von einigen Getreuen des Königs» (Marbacher Annalen) getötet wurde; 1613 heiliggesprochen.

Nun war das nicht der erste Prälatenmord. Derartiges geschah verhältnismäßig häufig schon in der Vergangenheit (IV 265 ff., VI 317 ff., bes. 322 f., vgl. auch 326 ff. u. a.) und künftig natürlich wieder. So wurde, vielleicht aus analogen Motiven, genau ein

Jahrzehnt später, Bischof Konrad I. von Querfurt, Kanzler Heinrichs VI. und König Philipps von Schwaben, 1195 Reichslegat in Italien, Sizilien, Apulien und 1197 auf kaiserlichen Wunsch Bischof von Würzburg, dort 1202 von seinen eigenen Ministerialen ermordet (S. 70 f.).

König Philipp, bald gleichfalls erstochen (S. 75 ff.), soll an der Bluttat, so erwünscht sie ihm kommen mußte, unschuldig gewesen sein. Und Ähnliches verlautete ein Jahrzehnt früher bei der Liquidierung Bischof Alberts von Löwen, die man sofort dem Kaiser angelastet. Er hatte zuvor Lothar von Hochstaden, einen glühenden Anhänger, der ihm zudem für den Posten wieder 3000 Mark Silber gezahlt, als Bischof ein- und gegen alle Widerstände gewaltsam durchgesetzt, u. a. durch das Einreißen der Häuser aller Anhänger Alberts in Lüttich und Veräußerung ihrer Güter. Heinrich tat auch nichts, um die Mörder zu bestrafen; vielmehr duldete er sie an seinem Hof und gab ihnen später Grafschaften in Apulien. Doch schwor er öffentlich jede Mitwisserschaft an der Tat ab, und auch Bischof Lothar von Hochstaden beschwor dasselbe und gleich zweimal, in Lüttich wie in Köln, auf das heilige Sakrament.

Nach dem Mord wuchs die antistaufische Opposition, bildete sich, verbunden mit den Welfen, ein gefährliches, vom Kölner Erzbischof angeführtes weitverzweigtes Fürstenkomplott, dem sich nicht nur Erzbischof Konrad von Mainz sowie die Herzöge von Sachsen, Zähringen und Böhmen anschlossen, sondern das auch Richard Löwenherz von England durch Hilfsgelder förderte. Es ging um nichts Geringeres als um die Beseitigung des Kaisers. Bereits im Frühjahr 1193 drohte ihm der Papst Bann und Interdikt an. «Wann immer möglich, stand er Heinrichs Gegnern in Deutschland bei» (Kelly).[9]

Natürlich stritt der deutsche König sowenig gegen die Reichskirche wie diese gegen ihn. Unter den überlieferten Urkundenempfängern Heinrichs in Deutschland stehen klerikale Institutionen, vor allem die großen Bischofskirchen, oder einzelne Priester «mit weitem Abstand an der Spitze» (Seltmann); 109 geistlichen Empfängern stehen nur 20 weltliche gegenüber, nur etwa 18 Prozent (möglicherweise auch mitbedingt durch die Überlieferungsgeschichte). Aber

schließlich waren, ein altbekanntes Faktum, die Seelenhirten auch stärker auf den Reichsheerfahrten beteiligt und wurden infolgedessen auch mehr belohnt. Denn umsonst tat man nichts (vgl. S. 206 f.). Günter Gattermann schreibt in seinen Studien zur Reichskriegsverfassung der Stauferzeit sogar, die bisherige Geschichte der Reichsheerfahrt sei «eine Geschichte der geistlichen Fürsten im Dienste des Reiches gewesen».[10]

Heinrich VI. entstanden in den Jahren 1192/1193 immer mehr Gegner, seine Herrschaft wurde immer mehr gefährdet, bis dem jungen Fürsten ein Zufall zu Hilfe kam, den er skrupellos nutzte. Er hatte den englischen König Richard Löwenherz (VI 562 ff.), der während des Winters 1190/1191 auf Sizilien geweilt, wo seine Schwester Johanna mit Wilhelm II. verheiratet gewesen (S. 13), öffentlich zum Reichsfeind erklärt, den er bei der Rückkehr vom Heiligen Land abfangen wollte. Dahinter standen vor allem englisch-französische Gegensätze, die Rivalität und Rachsucht von König Philipp Augustus, der sich mit Kaiser Heinrich verbündet hatte. Und natürlich malten Anekdoten, Sagen die abenteuerliche Flucht und Gefangennahme des Briten aus, wurde unabsichtlich und absichtlich verändert, entstellt.

Als Richard 1192 in der Nähe von Aquileja strandete, entkam er bei dem Versuch, Deutschland, verkleidet als einfacher Pilger, Bettler, Templer, als Kaufmann, zu durchqueren, zwar mehrfach seinen Häschern, fiel aber Ende Dezember bei Wien (während er sich in der Küche ein Huhn gekocht haben soll) in die Hände Leopolds V. von Österreich. Ihn hatte der Engländer vor Akkon angeblich durch Niederreißen des herzoglichen Banners und Verweigerung eines Beuteanteils schwer beleidigt. Trotz des obligatorischen freien Geleits für heimkehrende Kreuzfahrer inhaftierte jetzt Herzog Leopold den König auf Dürnstein, einer hochgelegenen Burg in der Wachau, und lieferte ihn am 23. März 1193 in Speyer gegen eine beträchtliche Beteiligung am Lösegeld an Heinrich aus.

Der Kaiser hatte nun nicht nur ein politisches Druckmittel in der Hand. Er konnte auch, infolge glücklicher Umstände, das Lösegeld – dessen Sammler Hubert Walter, Bischof von Salisbury, noch im selben Jahr Erzbischof von Canterbury, später auch Kanzler und

überhaupt einer der mächtigsten Herren Englands wurde – immer weiter steigern und Richard durch 130 000 Mark Silber enorm erpressen; insgesamt etwa durch eine Summe, die dem Doppelten der Jahreseinkünfte der britischen Krone entsprach, einen auf mehr als 35 000 kg Silber geschätzten Schatz. Zudem nötigte Heinrich den auf dem Trifels, der südpfälzischen Reichsburg, Festgesetzten, das englische Königreich von ihm gegen 5000 Pfund Sterling Jahreszins zu Lehen zu nehmen.

Erst nach allen geleisteten Zahlungen – Herzog Leopold erhielt 20 000 Mark Silber – und nach der Huldigung als kaiserlicher Vasall in Mainz wurde der Engländer am 4. Februar 1194 freigelassen. Heinrichs bedrohliche Lage hatte sich verbessert, die antikaiserliche Opposition am Niederrhein und in Sachsen durch Richards lange Haft ihren bedeutendsten außenpolitischen Partner eingebüßt. Es kam mit den Welfen zur Aussöhnung. Im März traf der Kaiser in der Pfalz Tilleda am Kyffhäuser Heinrich den Löwen, der im nächsten Jahr, 1195, sechsundsechzigjährig starb. Sein ältester Sohn aber, Heinrich von Braunschweig, einst Geisel des Monarchen, heiratete nun dessen Nichte Agnes, die Tochter des staufischen Pfalzgrafen Konrad bei Rhein.

Damit erlosch vorerst die innerdeutsche Fronde, und Heinrich, durch Richard von England im Besitz von viel Geld, konnte jetzt den seit Jahren von ihm erhofften und auch eifrig vorbereiteten neuen Krieg führen, zumal ihn die Ereignisse begünstigten: der Tod König Tankreds am 20. Februar 1194, nachdem wenige Wochen zuvor bereits der Thronerbe, sein ältester Sohn Roger, gestorben, der Erbe Wilhelm III. aber noch minderjährig, wenn auch, mit Zustimmung des Papstes, zum König gekrönt worden war. So empfahl sich der Kaiser dem Gebet seiner Christen und brach im Mai 1194, während man im ganzen Reich Messen für einen glücklichen Ausgang des Krieges las, erneut mit einem gewaltigen Heer nach Sizilien auf, an seiner Seite Kaiserin Konstanze, sein Bruder Philipp sowie nun auch Welfenfürst Heinrich.[11]

«Durch Gottes Gnade ... besitzen wir das ganze Königreich Sizilien und Apulien in Frieden»

Es wurde ein Blitzfeldzug, der Kirchenstaat besetzt, überall die «Heeresabgabe» erhoben, jeder Verweigerer bestraft. «Je näher Heinrich kam, desto unterwürfiger zeigte sich der apulische Adel» (Toeche). Der Graf von Ariano datierte nicht nur seine Urkunden gleich nach Heinrichs VI. Regierungsjahren, sondern rühmte sich auch, nächst Gott alles Gute dem Kaiser zu verdanken. Der Graf von Alife nannte sich schnell «von Gottes und von Kaisers Gnaden». Mitte September wurde Salerno wegen Konstanzes Gefangennahme geplündert, der Besitz der Einwohner, der Kirchenschatz, Gesamtwert 200 000 Unzen Gold, geraubt, dann die Stadt, weltberühmt durch ihre medizinische Universität, verbrannt, der Ortsbischof Nikolaus verhaftet, die Bürgerschaft meist niedergemacht. Auch «zerstörte er alle Städte Campaniens und Apuliens», behauptet zumindest Mönch Otto von St. Blasien, der kaiserlich gesinnte Chronist des frühen 13. Jahrhunderts. Das weitere Festland kapitulierte großenteils freiwillig, sozusagen.

Im Schutz der Galeeren Genuas und Pisas – vor kurzem noch verfeindet, durch Markward von Annweiler, den Reichstruchseß, aber befriedet und für den neuen Krieg gewonnen – setzte man im Spätherbst 1194 über die Straße von Messina. Doch schon dort brachen für einige Tage die Feindseligkeiten zwischen Genua und Pisa wieder aus, dreizehn Pisaner Schiffe wurden von den Genuesen erstürmt, die Besatzungen abgestochen und über Bord geworfen. Bei Catania schlug man unter Markward in offener Feldschlacht das Inselheer, die sizilische Flotte ergab sich, ebenso der Hof. Die Hauptstadt, bisher den Normannen treu ergeben, leistete beim triumphalen Einzug der Deutschen am 20. November keinen Widerstand.

Fünf Wochen darauf, an Weihnachten, ließ sich der Kaiser in Palermo krönen, damals wohl die blühendste europäische Stadt. Überhaupt war Sizilien seinerzeit, nicht ruiniert noch durch die Spanier, ein reiches Land, das schönste Königreich des Westens. Voller Ge-

nugtuung besuchte der rex Siciliae die Messe sieben Tage mit der Krone auf dem Haupt, bei ihm kaum eine Frömmigkeitsbekundung. Und nicht zuletzt kassierte er den gesamten normannischen Staatsschatz, «unschätzbare Geldmengen» (Otto von St. Blasien), doch auch das Feinste, Edelste aus den königlichen Palästen und Lustschlössern. Hundertfünfzig Saumtiere schleppten Gold und Silber aus Apulien, Kalabrien, Sizilien, brachten Gemmen, Kunstwerke, teuerste Steine und Stoffe, kostbarstes Mobiliar aus reinem Gold über die Alpen auf den stark befestigten, auch die Reichsinsignien bergenden Trifels, wo man die fast unermeßliche Beute bestaunte, alles früher Geraubte dagegen belanglos, beinah armselig fand, und der Herrscher – der bis Februar 1195 in Sizilien blieb und Ende Juni nach Deutschland zurückkehrte – wieder genug Geld besaß, um weitere Vorhaben, zumal Kriege, finanzieren zu können. Und dies um so mehr, als der ganze Normannenschatz gar nicht gehoben war, als man bald hinter einer Geheimtür noch König Rogers Reichtum fand.

Heinrich VI. hatte erreicht, was der Papst um jeden Preis verhindern wollte. Der junge Kaiser stand auf dem Gipfel seiner Macht. Er hielt den Kirchenstaat von Norden und Süden her in der Zange und drängte überall den Einfluß Roms zurück. Natürlich ließ er sich auch nicht vom Papst belehnen. Er gab seinen Rittern Land und Ämter, machte seine Frau Konstanze, die Normannin, zur Regentin, nicht ohne sie durch Vertrauensleute überwachen zu lassen, u.a. durch den Herzog von Spoleto, Konrad von Urslingen, den vicarius regni Siciliae. Und offenbar entfernte der neue Herr auch die Leichen von Tankred und Sohn Roger mangels Legitimität aus der Königsgruft.

Heinrich stellte des weiteren die letzten Nachkommen der Normannendynastie kalt und liquidierte einen Teil ihrer Aristokratie. Kam es doch schon bald nach der Krönung in Palermo zu einer Adelsverschwörung, falls sie der Kaiser nicht nur vorgetäuscht hat, worauf er Hunderte von sizilischen Baronen, die, der Amnestie vertrauend, an den Hof gekommen waren, hinmorden oder einkerkern und Freunde Tankreds lebendigen Leibes verbrennen oder blenden ließ. Außerdem nutzte der Herrscher die Gelegenheit, Tankreds Fa-

milie, der er zuerst großzügige Kapitulationsbedingungen geboten, nach Deutschland zu deportieren. Tankreds Gattin Sibilia und ihre drei Töchter sperrte er im elsässischen Nonnenkloster Hohenburg ein, und den siebenjährigen Sohn Wilhelm III., dem er für seinen Thronverzicht die Grafschaft Lecce und das Fürstentum Capua versprochen, ließ er um sein Augenlicht bringen, ließ ihn entmannen und nach einigen Jahren der Gefangenschaft auf der Feste Hohenems 1198 krepieren.

«Durch Gottes Gnade», so konnte nun Heinrich, «der übergroße Sieger zu Wasser und zu Lande», der Welt verkünden, «besitzen wir das ganze Königreich Sizilien und Apulien in Frieden». Und Konrad von Querfurt, Bischof von Hildesheim und Würzburg, des Kaisers einstiger Erzieher, schrieb einem Hildesheimer Prälaten: «Jetzt hat die kraftvolle Hand Gottes die kaiserliche Herrschaft so weit ausgedehnt, daß wir das, was wir in der Schule nur aus dunklem Wort vernahmen, von Angesicht zu Angesicht erkannten.»[12]

Auch England war ja durch Richards Gefangennahme ein Lehen des Reiches, ein Heinrich tributpflichtiger Vasallenstaat geworden. Und ebenso sollte Frankreich in eine gewisse Abhängigkeit kommen. Nichts ließ der Kaiser unversucht, um den englischen König zu weiteren Kriegen gegen Philipp II. zu treiben. Und schließlich huldigten ihm auch die Könige von Zypern und Armenien, bisher an Byzanz gebunden, als ihrem Lehnsherrn.[13]

Erbreichsplan und «deutscher» Kreuzzug

Heinrich VI. wollte nun den eroberten Besitz, die Vereinigung des Deutschen Reiches mit dem regnum Siciliae sowie die erbliche Thronfolge seiner Familie, der staufischen Dynastie, durch eine Reichsreform sichern, durch Umwandlung des Wahlkaisertums – wie in den westlichen Monarchien – in eine Erbmonarchie. «Ein neues und unerhörtes Dekret», so die «Marbacher Annalen», obwohl die Erhebung eines Sohnes zum Mitkönig weder neu noch un-

erhört war, ein Projekt, das Heinrich im Frühjahr 1196 auf den Hoftagen in Mainz und Würzburg durchzubringen suchte. Und natürlich sollte ihm derart der von Konstanze am 26. Dezember 1194 in dem kleinen Iesi (bei Ancona) geschenkte Sohn, der nachmalige Kaiser Friedrich II., zugleich in Sizilien und im Römischen Reich auf den Thron folgen. (Zur Demonstration von Schwangerschaft und Legitimität des nach fast zehnjähriger Ehe von der Zweiundvierzigjährigen geborenen Kindes ließ Konstanze sich von ihm in einem Zelt auf dem Marktplatz vor aller Augen entbinden.) Für das regnum Siciliae stand die Nachfolge des Kaisersohnes zwar ohnedies fest, war Sizilien als Erbreich auch vom Papsttum durch das Konkordat von Benevent (1156) anerkannt, der Vertrag nach wie vor gültig. Doch im Reich blieb alles offen, konnten die Großen beim Tod des Kaisers dessen Sohn durch eine Königswahl übergehen.

Die deutschen Fürsten, die durch eine Verfassungsänderung, durch die Thronfolge nach erbrechtlichen Normen, ihr einflußreiches Wahlrecht verloren hätten, stimmten auf dem Würzburger Hoftag im April 1196 nur unter Drohungen mit Mehrheit zu. Allerdings bekamen sie dafür das Zugeständnis der vollen Erblichkeit ihrer Reichslehen, auch in weiblicher Linie, sowie bei Kinderlosigkeit selbst den Seitenlinien; Landgraf Hermann von Thüringen sicherte sich auch sofort das Erbfolgerecht seiner Tochter. Und gegenüber den Prälaten wollte der Monarch das Spolienrecht preisgeben, die Einziehung der beweglichen Güter der (höheren) Geistlichen nach ihrem Tod.

Später jedoch widerriefen die Herren, wobei Heinrich anscheinend am Widerstand der Sachsen scheiterte, besonders aber an dem mächtigen Erzbischof von Köln, Adolf Graf von Altena. Seit 1193 war er Nachfolger seines Onkels, Erzbischofs Bruno III. von Berg (wie dann – die bekannte Vetternwirtschaft – ihm selbst, Erzbischof Adolf, Vetter Engelbert von Berg gefolgt ist). Adolf sträubte sich als Führer einer kleinen niederrheinischen Minderheit sofort heftig gegen Heinrichs Vorhaben, auch wenn keine ausdrückliche Stellungnahme des Kirchenfürsten überliefert und umstritten ist, was seine Opposition mehr bestimmte, das Kölner Krönungsprivileg, seine Position als bisheriger Königswähler und -kröner oder die Erhaltung

bzw. Wiedergewinnung des fürstlichen Wahlrechts. Jedenfalls lenkte der Staufer auffallend rasch ein, mißlang sein Versuch, das Reich in ein Erbreich umzuwandeln, was auch den politischen Spielraum der Kurie stark eingeengt hätte.

Überhaupt hing bei allem viel von der Haltung des Papstes ab. Als Lehnsherr des regnum Siciliae bestand er darauf, die Kaiserwürde zu vergeben, und er sollte auch Heinrichs 1194 geborenen Sohn Friedrich zum Erbkönig und künftigen Kaiser krönen. (Der Vater sah das Kind wahrscheinlich nur zweimal und ganz kurz: bald nach der Geburt in Foligno und bei der erst spät und ohne papale Präsenz vollzogenen Taufe, wobei es die Namen Friedrich Roger, die Namen seiner Großväter, bekam, denen es auch mehr nachgeraten sollte als den Eltern.) Doch scheiterte alles an Heinrichs Weigerung, Sizilien vom Papst, seit 1130 Lehnsherr der dortigen Könige, zu Lehen zu nehmen.

Die Beziehungen zu Coelestin hatten sich zusehends verschlechtert. Um die Gunst des Grollenden zu gewinnen, hatte der Kaiser einen Kreuzzug beschlossen und am 31. März 1195 heimlich selbst das Kreuz genommen. Jerusalem befand sich nach dem Dritten Kreuzzug, gleich dem größeren Teil Palästinas, in muslimischer Hand, ein neuer heiliger Krieg schien notwendig. Doch stand das mit enormer Sorgfalt vorbereitete Unternehmen offenbar ganz im Dienst der hochfliegenden Hegemonialpläne Heinrichs – «allzeit Mehrer des Reiches», wie es, freilich floskelhaft, in allen Schreiben hieß –, seiner Weltherrschaftspolitik. Es sollte im östlichen Mittelmeerraum, in Fortsetzung alter normannischer Aggressionsgelüste, Einfallstore sichern, Zufahrtswege schaffen, um weiter auf byzantinisches wie muslimisches Gebiet ausgreifen, kurz, um ein staufisches Mittelmeerimperium errichten zu können, was für den Herrn Siziliens fast selbstverständlich war.

Schon Roger II., der von Tunis bis Tripolis herrschte, hatte sich «König von Afrika» genannt und auf Zahlungen der Mohammedaner insistiert, auch Heinrich VI. an die Unterwerfung der nordafrikanischen Küste gedacht und dem Almohadenkalifen al-Mansur Tribute für Tunis und Tripolis abgetrotzt. Im Mantel der Religion aber ließ sich leichter ein Angriffskrieg führen, sich leichter erpres-

sen (von Alexios III. Angelos, einem schwächlichen Thronräuber, nicht nur Gefolgschaft und Schiffe, sondern 1196 auch ein sehr hoher, wenngleich unregelmäßiger Jahrestribut von 16 Zentnern Gold, statt ursprünglich geforderter 50 Zentner, das sogenannte Alamanikon, die «Deutschensteuer», die man natürlich dem Volk aufzwang, auch wenn Alexios sich selbst an gekrönten Toten, am Schmuck der Kaisergräber vergriff, die er aufbrach und beraubte).

Der alte Papst, von den Verständigungswünschen des Kaisers eher peinlich berührt, konnte, zumal bei dessen Kreuzzugsvorhaben, kaum nein sagen, wie sehr ihm auch dies alles gegen den Strich ging, geriet er doch immer mehr in das Schlepptau staufischer Politik. Aber selbst in den Augen kirchlich beherrschter Zeitgenossen war sein Wohlverhalten nötig, um so mehr, als auch der letzte Krieg verloren, die Situation jetzt günstig war. Saladin lebte seit kurzem nicht mehr, Diadochenkämpfe tobten, die Erben bekriegten einander. Kurz, Coelestin mußte die Kreuzzugsofferte akzeptieren, auch wenn er sich mit keinem Wort dafür bedankte und schon gar keine Eingliederung von Byzanz brauchen konnte, hätte sie den Staufer ja bloß noch mächtiger gemacht.

Heinrich aber nahm, ohne den Papst zu fragen, ohne ihn auch nur zu unterrichten – bloß die Kardinäle hatte er um Vermittlung ersucht –, am Karfreitag 1195 an seinem Hof in Bari durch den Bischof von Sutri das Kreuz und ließ darauf auch in Deutschland den Kreuzzug ankünden, wobei er freilich gar nicht daran dachte, selbst teilzunehmen. Und im Sommer rief Coelestin zum heiligen Krieg auf, den der Kaiser leiten und aus eigenen Mitteln bestreiten sollte, und ließ im Herbst auch seine Legaten in Deutschland das Kreuz predigen, wo es doch schon recht kriegsartig zuging.

So lagen 1194 der Erzbischof von Mainz und der Thüringer Landgraf gegeneinander in Fehde. So stritten 1195 die Bremer Bürger und Graf Adolf von Holstein wider Erzbischof Hartwig II. So fand 1196 zwischen Bischof Konrad von Straßburg und dem Grafen Otto von Burgund «ein sehr bedeutender Krieg» statt; «seinetwegen wurde das ganze Elsaß vier Jahre hindurch verwüstet» (Marbacher Annalen). Im selben Jahr führte Erzbischof Adalbert III. von Salzburg, Sohn des Böhmenkönigs Wladislaw I. und Vetter Barba-

rossas, eine Art Handelskrieg gegen Reichenhall, wobei er, mit Ausnahme des Klosters St. Zeno, alle Häuser, Salinen und Kirchen niederbrannte. Mittels einer damals erbauten Zwingfeste, der Hallburg, suchte er seine Macht über die Stadt zu sichern.

Und war nicht so mancher Prälat schon für sich ein Problem? Heinrich II. von Chur etwa, den seine eigenen Kleriker wegen schlimmer Glaubensverletzungen verklagen, wegen Verschleuderung von Kirchengut, wegen Meineid, Menschenmord, blutschänderischer Unzucht sowie weiterer Greuel, alles so evident, daß vier Kardinallegaten den anrüchigen Ruf des hochwürdigen Herrn bestätigen und Coelestin dem «unnützen Baum» 1194 den Prozeß machen muß.

Auch der Kreuzzug, dessen Aufstellung ziemlich lange dauerte, wurde vor allem ein deutscher Kreuzzug, heißt gelegentlich auch so. Unermüdlich agierte besonders der die Fürsten beredende Mainzer Erzbischof Konrad, ebenso der kaiserliche Kanzler Konrad, Bischof von Hildesheim, und, nicht zu vergessen, der vom Papst entsandte Kardinal Johann von Salerno mit seinen «hinreißenden Kreuzzugspredigten» (Demandt). «Neue Begeisterung für die heilige Sache erfüllte die deutschen Gaue» (Knöpfler, mit Imprimatur).

Der Kaiser hatte den Kreuzzug gerade in Süditalien und Sizilien umfangreich vorbereitet, wollte er doch nicht bloß das «Heilige Land» gewinnen, sondern – ein altes Ziel normannischer Ostpolitik – das Byzantinische Reich. So forcierte er die aufwendig herumposaunte Sache nicht nur propagandistisch, sondern finanzierte auch deren wichtigstes Söldnerkontingent, wollte er neben dem Kreuzheer noch 1500 Panzerritter und 1500 Knappen auf eigene Kosten unterhalten. Nolens volens machte Coelestin gute Miene zum bösen Spiel, schickte Kardinäle, verordnete allgemeine Kirchengebete, zumal Heinrich wiederholt seinen dringenden Wunsch nach Verständigung, dauerndem Frieden, nach einem entsprechenden endgültigen Vertrag zum Ausdruck brachte.

So begaben sich denn, nach pompösen Reichstagen in Gelnhausen und Worms, im Sommer 1197 viele wieder auf den Weg gen Jerusalem, folgten sie «voller Begier Christus und setzten über das Meer, um der Kirche in Übersee zu Hilfe zu kommen, und trafen

dort noch viele vom früheren Kreuzzug» und bekämpften «täglich die Heiden mit Feuer und Schwert ...» (Otto von St. Blasien).

Mehrere Herzöge fochten da, Dutzende von Grafen, Baronen, eine Fülle von Prälaten, die Bischöfe von Bremen, Halberstadt, Hildesheim, Naumburg, Verden, Münster, von Toul, Regensburg, Passau, Prag, eine Anzahl Äbte. Allen voran aber der Mainzer Erzbischof Konrad von Wittelsbach, der Oberbefehlshaber des Unternehmens, das militärisch dem Reichsmarschall Heinrich von Kalden unterstand, politisch-organisatorisch dem Reichskanzler Konrad von Querfurt, Bischof von Hildesheim, fünf Jahre später von seinen eigenen Leuten ermordet (S. 70 f.).

Einstweilen reiste der Diener Gottes und des Kaisers mit erlesenem Hausrat an Bord, mit Schüsseln und Trinkgefäßen aus Silber und Gold für den bescheidenen Alltagsgebrauch, Schätzwert tausend Mark – obwohl natürlich auch die anderen Herrenmenschen den Komfort zur See durchaus zu würdigen und diesen sich zu sichern wußten (vgl. S. 218 f.). Doch hatte der Prälat vom Kaiser weitere Kostbarkeiten empfangen, um die tapfersten Ritter Christi für ihre Blutarbeit angemessen irdisch belohnen zu können.

Dies freilich und was sie zusammenraubten, nicht wenig, reichte noch keinesfalls, war doch «der heilige Hunger nach Gold im Herzen einiger Christen» gewaltig. So steuerte man auch mittels anderer Erwerbsquellen bei, ließen sich, zum Beispiel, berichtet nicht allein der Mönch von St. Blasien weiter, beim Kampf gegen die wichtige Burg Tibnīn bei Tyrus Tempelritter von den «Heiden» bestechen und stimmten auch den Kanzler um, Bischof Konrad, der sich doch hier besonders ausgezeichnet. Nun aber brach man, gequält vom «heiligen Hunger nach Gold», die Belagerung am 2. Februar 1198 «gegen ein sehr großes Gewicht an Gold» ab, das freilich, wie sich peinlicherweise herausstellte, gefälscht, «nur an der Oberfläche mit Gold gefärbt war».

Das Kreuzheer, vielleicht 60 000 Krieger und schon von der sizilischen Augusthitze dezimiert, war am 22. September in Akkon gelandet. Der Hafenort, 1191 im Dritten Kreuzzug unter schauerlicher, von den Christen gepriesener Hinschlachtung mehrerer tausend Gefangener, Frauen und Kinder (VI 565!) wieder eingenom-

men, fungierte danach als Hauptstadt der Invasoren, Residenz der lateinischen Könige und Patriarchen sowie Sitz von vier Ritterorden, auch als Handelszentrum.

Man glaubte sich bereits des Sieges sicher. Doch außer der Einnahme des völlig zerstörten Sidon und der Beiruts gegen Ende Oktober 1197 (beide Städte hatte man schon einmal 1110 erobert), gelang den Kreuzfahrern fast nichts, versackte alles in internem Streit. Es gab Hader mit treulosen Pullanen, den in Palästina geborenen Nachkommen der Franken. Bei der Belagerung der Bergfeste Toron bei Tyrus gingen die einheimischen «Rechtgläubigen», die Franzosen, zu den Moslems über und fielen den Kreuzfahrern in den Rücken, möglicherweise bereits angestachelt von antistaufischer Papstpropaganda. Es kam aber auch zu Querelen mit den Ritterorden, den christlichen Potentaten Palästinas, auch der Kreuzfahrer untereinander, und nach dem Tod des Kaisers lösten sich die heiligen Haufen alsbald auf und suchten zumeist ruhmlos das Weite.[14]

Mit Massakern ins Fürstengrab

Der Tod Heinrichs VI. kam, wie der so mancher seiner Vorgänger, völlig unerwartet. Er ereilte ihn auf seinem dritten Zug nach Italien, wo er einen beträchtlichen Teil – 39 Prozent – seiner selbständigen Regierungszeit verbrachte, gewöhnlich mit irgendwelchen militärischen Unternehmen, wobei Deutsche die Hauptmacht seiner Truppen stellten.

Der Kaiser, im Juli 1196 wieder im Süden, suchte zur Kurie weitere Kontakte. Doch die Forderung, seinen Sohn zum König zu salben, wies Coelestin zurück. Er sträubte sich auch gegen neue Anerbietungen und ließ den Herrscher sogar vier Wochen vor dem herbstlichen Rom liegen, ohne ihm die Tore zu öffnen. Für Erfüllung seines Erbreichsprojekts (S. 28 ff.) bot Heinrich Papst und Kardinälen finanzielle Sicherstellung, dauerndes festes Einkommen, eine ewige Rente, die besten Pfründen des Reichs. Nicht genug: er

wollte das Kaisertum von der Kirche zu Lehen nehmen, was noch Barbarossa, sein Vater, mit aller Entschiedenheit abgelehnt hatte.

Aber Coelestin mochte nicht sein weltliches Gewicht durch die Umklammerung verlieren. Auch hätte er, das Papsttum überhaupt, durch den Erbreichsplan jeden Einfluß auf die deutsche Thronfolge preisgegeben. Und jeder weitere Machtverzicht war ihm fatal. So exkommunizierte er Anhänger Heinrichs, brachte Beschwerden vor, verzögerte Entscheidungen, hielt ihn hin. Ja, er suggerierte geradezu den Bischöfen des Reichs den Aufruhr.[15]

Von Zypern, wohin Coelestin im Februar Legaten sandte, bis nach Deutschland suchte er Heinrichs Überlegenheit zu untergraben, wo immer es ihm möglich war, und antikaiserliche Kräfte selbst zu schüren. Es gärte unter den deutschen Fürsten ebenso wie in der Lombardei und zumal im sizilischen Adel. Der Papst war gerade darüber vorzüglich informiert. Er hatte die Regierung des Kaisers auf der Insel niemals anerkannt, ihm vielmehr den Friedensschluß beharrlich verweigert.

Im Frühjahr 1197 erschütterte Sizilien ein großer Aufstand der Barone. Das verhaßte deutsche Regiment, der «Sturm aus Schwaben», wie Dante sagt, sollte beseitigt, der Kaiser auf der Jagd und alle Deutschen im Königreich ermordet werden. «Darauf wartete der Papst als auf die Rettung aus seiner Lage» (Hauck). Er war jedenfalls, alles spricht dafür, unterrichtet. Nicht von ungefähr hatte er immer wieder Verhandlungen mit dem Herrscher hingezogen und schließlich ihre Vertagung gefordert. Doch sogar Konstanze, die Sizilianerin, die «Gran Costanza», wie sie im dritten Gesang der «Göttlichen Komödie» heißt, schien, verschiedensten Seiten zufolge, eingeweiht und einverstanden, ja hatte, inzwischen mit Heinrich verfeindet, nach manchen die Verschwörung angefacht. Künftiger König sollte der Burgherr von Castro San Giovanni sein.

Indes, das Komplott wurde verraten. Der Kaiser entkam mit knapper Not nach Messina, das ihm ergeben war, und ließ mit Hilfe gerade gelandeter Kreuzfahrer durch zwei seiner festesten Stützen, Markward von Annweiler, den Reichstruchseß, und den Reichsmarschall Heinrich von Kalden, zuerst das überlegene feindliche Heer bei Catania, dann den Rest der Erhebung in wenigen Wochen mit

aller Grausamkeit niederschlagen. Der besonders rebellische Bischof Paternos wurde gefangengenommen, eine große Anzahl Menschen getötet, die Stadt verbrannt, auch die Kirche St. Agatha, in der «viele beiderlei Geschlechts» (Otto von St. Blasien) sich hatten retten wollen.

Besonders brutal war der Kaiser selbst – «Hammer der Erde, die Halsstarrigen zu zermalmen», nennt ihn Abt Joachim von Fiore aus Kalabrien. Wie Heinrich VI. mit Widersachern umgehen konnte, hatte er erst an Weihnachten 1196 auf einem Reichstag in Capua gezeigt, als er Richard von Acerra, Tankreds Schwager, aburteilte. Der Graf, einer seiner gefährlichsten Feinde, hatte Neapel gegen ihn verteidigt und auch die Kaiserin gefangengenommen, wofür sich Heinrich jetzt so revanchierte: «Ein Roß schleifte den Unglücklichen durch die Straßen von Capua. Noch lebend, wurde er, das Haupt zu unterst, gehängt. Der Narr des Kaisers band dem Sterbenden, um seinen Herrn zu belustigen, einen schweren Stein an die Zunge, und so blieb der Leichnam bis an den Tod Heinrichs VI. am Galgen.»

Entsprechend ließ der Potentat die sizilischen Rebellen umbringen, rächte sich jedoch zuerst an ihren Landsleuten, den Baronen, die man 1195 als Geiseln über die Alpen getrieben; ihnen stach man die Augen aus, ausgenommen Kleriker und die königliche Familie. Die gegnerischen Führer aber wurden hingerichtet, und jeder sozusagen nur konventionell, nur durch Schwert oder Strang Liquidierte kam noch gut weg. Andere hat man verstümmelt, lebendig in Stükke gesägt, gekreuzigt, im Meer versenkt, gepfählt oder mit Pech übergossen und verbrannt, manchem auch die Haut abgezogen. Die schlimmste Exekution mußte die Kaiserin selbst mit ansehen, die des Anführers, eines Grafen Jordan, den man als ihren Liebhaber verdächtigte. Der Kaiser ließ ihm auf einem glühenden Eisenthron eine glühende Krone aufs Haupt nageln, bis er seiner Qual erlag.

Otto von St. Blasien, Verfasser einer Chronik «von hohem Quellenwert» (Lexikon für Theologie und Kirche) und durchaus staufer-freundlich, schreibt von Heinrich: «Alle nahm er gefangen, schlug sie in Fesseln und tötete sie, nachdem er sie mit ausgesuchten Strafen bedacht hatte. Denn den Erzpiraten Margarita, einen der mächtigsten Barone jenes Landes, und einen gewissen, sehr gebildeten

Grafen Richard beraubte er des Augenlichts, und einen anderen, der des Majestätsverbrechens überführt war, beraubte er der Haut; wieder einen anderen, der das Königtum erstrebte, befahl er zu krönen und die Krone mit eisernen Nägeln durch die Timpora zu befestigen; einige ließ er an einen Pfahl binden, mit Scheiterhaufen umgeben, sie verbrennen und grausam auslöschen; einige ließ er durch einen Stößel den Bauch durchbohren und mit Erde anfüllen ...» Und auch hier trieben mit den «zuckenden Leibern die Hofnarren noch ihre Possen» (Kantorowicz).[16]

Nicht wenige Historiker haben für derlei Strafvollstreckungen viel Verständnis und wissen sie zu rubrizieren.

Der Staatsmann und Geschichtsschreiber Johannes von Müller (gest. 1809) nennt die «Härten Heinrichs VI. ... Volkssitte; nur durch dergleichen Schrecknisse war die verwilderte Nation, deren Phantasie so beweglich war, zur Ruhe und Ordnung zu fixiren». Die «Härten» waren «Volkssitte» – in dieser doch durch alle Jahrhunderte gerade von Kirchenmännern immer wieder hochgerühmten Zeit?! «Volkssitte»? Und wie und warum und durch wen wohl konnte die ganze Nation derart verwildert sein?[17]

Im späten 19. Jahrhundert ist es für den Historiker und Biographen Heinrichs VI., Theodor Toeche, in einem Text, der sich selbst ad absurdum führt, «unzweifelhaft, daß nur, wenn der Adel unschädlich gemacht und das Volk in ohnmächtigen Schrecken gesetzt wurde, das Reich dauernd unterworfen war. Das erreichte er nur durch jenes Blutgericht. Die Zeitgenossen versichern, daß er dadurch die Völker bis über das Meer in Furcht und Zittern gesetzt habe. Eine gewaltsame Zeit war gewöhnt, durch gewaltsame Mittel regiert zu werden. Ein so weitstrebender Eroberer, wie Heinrich VI., konnte auf keine andere Weise seine Herrschaft festigen, am wenigsten die über die ränkesüchtigen Barone des Normannenreichs. Sie mögen vorausgesehen haben, daß nach der Eroberung des Orients das deutsche Joch um so fester auf ihnen lasten würde, und deshalb vor Beginn jener Unternehmung es abzuschütteln versucht haben. Aber aus demselben Grunde erlitten sie nun desto härtere Strafe. Im Begriff, seine kühnsten und höchsten Zwecke zu verfolgen, mußte Heinrich sich den Besitz des Normannenreichs um jeden Preis si-

chern; die Hinrichtung der Empörer war daher unerläßlich. Jene Strafen waren also politisch gerechtfertigt, und ihre Verschärfung gereichte dem Kaiser in den Augen der Zeitgenossen nicht zur Unehre.»[18]

Der Zeitgenossen? Noch Ende des 20. Jahrhunderts ist der deutsche Historiker Fuhrmann voller Anerkennung, ja Bewunderung für den Kaiser. Seine unbändigen Racheakte bezieht er nicht näher ein. Alles, was er zu der grauenhaften palermitanischen Abschlachtung sagt: «Heinrich VI. griff hart durch». Weiter: manches sei «ein Greuelmärchen», insgesamt aber Heinrichs Werk «imponierend». Er beschritt «neue Wege», schuf «neue Strukturen», zeigte «durch sein imperiales Ausgreifen neue Perspektiven». Leider blieb all dies «in den Anfängen stecken», wurde sein früher Tod «für die deutsche Geschichte eine Katastrophe». Der moderne Historiker urteilt im Grunde noch wie Mönch Otto von St. Blasien, den er zitiert: «Sein Tod sollte dem Stamme der Deutschen und allen Völkern Germaniens auf ewig beklagenswert sein.» Und den Nicht-Deutschen? Nicht-Germanen? Ganz beiseite, daß es doch auch der Masse der Deutschen, der Germanen unter all ihren Kaisern und Königen verdammt dreckig ging.[19]

Heinrich VI., ja, das mittelalterliche Kaisertum überhaupt, stand auf dem Gipfel seiner Macht, von der Welt bewundert – und gehaßt. Denn so mancher ließ sich schon damals nicht blenden. Troubadour Elias Cairel aus dem Périgord etwa, der, besang er nicht, sehr auf sprachliche Form erpicht, seine Liebe, gern «die großen Herren» kritisierte.

Während der Herrscher auf Sizilien zurückblieb, während er seinen Bruder Philipp erwartete, der gerade erst die griechische Kaisertochter Irene geheiratet hatte und nun Friedrich, den kleinen Kaisersohn, zur Krönung nach Deutschland bringen sollte, war der junge Monarch im brütenden Sommer der Insel beim Jagen um das versumpfte Tal des Nisi, zwei Tagereisen von Messina, schwer erkrankt; ein erneuter Anfall vermutlich jenes Übels, das ihn 1191 vor Neapel getroffen (S. 18 f.) und auch 1195 wieder heimgesucht, der Malaria und Dysenterie; doch auch von Gift wurde gesprochen. Nach kurzer Besserung starb Heinrich VI., erst 31 Jahre alt, am

28. September 1197 in Messina, starb – «nach guter Beichte und mit zerknirschtem Herzen ... Und der ganze Erdkreis war erschüttert über seinen Tod, da viele Übel und Kriege daraus hervorgingen, die nachher lange Zeit andauerten» (Marbacher Annalen).

Was vorher freilich nicht anders war.

Später wurde der Herrscher, dem Heiligen Vater hoch vergütet, im Dom zu Palermo, der noch heute sein Grabmal birgt, bestattet und seither zweimal der Sarg geöffnet, 1491 und 1781, wobei Heinrich bei der zweiten Öffnung «einen grausigen Anblick» bot. «Der Körper, bis auf das Nasenbein, war völlig erhalten; noch waren Haare auf dem Kopfe, aber die Kleidung fast gänzlich zerfallen; nur die eine knöcherne, auf die Brust gelegte Hand steckte noch in dem ganz erhaltenen Handschuh, der andere Unterarm war losgefallen und lag ihm zu Häupten.»[20]

Sic transit gloria mundi.

Sofort nach dem Tod des Allgewaltigen, dessen Nachfolger ja ein dreijähriges Kind, dessen «Weltherrschaft» überdies noch unfertig war, brach sie zusammen. Erhob sich augenblicklich doch alles, was er niedergedrückt; nicht zuletzt Erzbischof Adolf I. von Köln, der zunächst Friedrichs II. Königswahl bekämpft, ihr im August 1197 durch seine Nachkur bei Boppard aber zugestimmt und sie nach Heinrichs VI. Tod (Ende September) sofort wieder verworfen und Friedrichs Erhebung für nichtig erklärt hat. Das hält die Herren mehr als vieles über Wasser. Und so von Jahrhundert zu Jahrhundert ein Positionswechsel, ein Umfallen nach dem andren – bis in unsere Zeit. (Man denke nur an die so überaus jämmerlichen Kehrtwendungen der deutschen Bischöfe 1933 und 1945! Und dann an ihre – wenn möglich [aber es liegt auf derselben Linie] – noch kläglichere jahrzehntelange Widerstandslüge!)[21]

Was Papst Coelestin betrifft, so bannte er nun vielleicht gar den toten Herrscher und verbot seine Bestattung. Gewiß hatte er dem Staufer nicht nur insgeheim stets widerstrebt. Doch vermied er meist direkt gegen ihn gerichtete Aktionen, nahm er Abstand von drastischen Maßnahmen und bevorzugte Verzögerungstaktiken. Ja, er krönte ihn zum Kaiser und veranstaltete mit ihm gemeinsam das Massaker von Tuskulum (S. 17 f.). Und noch nach Niederschlagung

der sizilischen Rebellen, als Heinrichs Macht kulminierte, kam er diesem entgegen und erkannte den von ihm investierten Bischof Dietrich von Utrecht an.

Kaum aber war der Kaiser tot, kaum hatte sich Italien weithin gegen sein Regiment, gegen die Deutschen überhaupt erhoben, schlug sich Coelestin wieder offen ins Lager der Reichsfeinde, zumal gerade die Kurie den Aufstand beizeiten vorbereitet hatte. So griff Coelestin jetzt sofort «umfassend nach Reichsbesitz und Reichsrechten in Mittelitalien» (Stehkämper). «Was waren die obendrein vielleicht schon gesühnten Übergriffe Herzog Philipp's, wegen deren er noch nachträglich dem Banne verfiel, gegen die verwegenen Verletzungen der Reichsrechte, welche sich nun die Kirche erlaubte!» (Winkelmann). Denn jetzt erstreckte sich die kuriale Gier nicht nur auf möglicherweise strittige Gebiete, sondern auch auf eindeutiges Reichsland. Bei einem Aufruhr in der Mark Ancona, geschürt durch den Bischof von Fermo und den Abt von Farfa, bekundete Coelestin beiden, wie überaus lieb ihm dies sei, schickte und ernannte noch eigene Aufpasser und drang sogleich auf päpstliche Herrschaft in Gegenden, wo die Kurie keine Rechtsansprüche besaß. Ähnlich ging er in Toskana, wahrscheinlich auch im Herzogtum Spoleto vor.

Aber am 8. Januar 1198 starb auch der Papst.[22]

Deutschland, seit zwei Jahren von einer Hungersnot gepeinigt, glich damals einem «von allen Winden gepeitschten Meer»; «jedermann», schrieb Philipp von Schwaben ein Jahrzehnt später, «lebte ohne Richter und ohne Gesetz und tat, was ihm beliebte».[23]

Einen Tag vor dem Tod des Kaisers erschlug Otto I., Pfalzgraf von Burgund, ein Sohn Friedrich Barbarossas, den Grafen Ulrich von Pfirt (Ferrette) während einer Begegnung «durch List und Hinterhalt». Der edle Staufer hatte beim Kampf ums Elsaß gegen antistaufische Kräfte am Oberrhein bereits ein Jahr zuvor, 1196, den Bruder des Straßburger Bischofs, und wieder ein Jahr früher den Grafen Amadeus von Mömpelgard (Montbéliard) besiegt und getötet. Jetzt, beim Tod des Monarchen, schlossen einige Kampfhähne in Deutschland, so der Straßburger Seelenhirte und Graf Albert von Dagsburg, Frieden, nur um sogleich mit anderen, mit Bischof Lutold

von Basel, dem Herzog Berthold von Zähringen und vielen Grafen, nicht nur den Staufer Otto und die Seinen, sondern auch des Kaisers Männer anzugreifen und «alles durch Feuer und Raub zu verwüsten». Viele Orte jener Gegenden wurden Opfer ihrer Gewalttätigkeit, auch die Lehnsleute und die Besitzungen des toten Herrschers, die keinen Verteidiger hatten, «überall aller Güter beraubt». Es war das Jahr, in dem besonders das Elsaß eine schwere Hungersnot heimsuchte, «so daß man zum Teil reihenweise auf Feldern und in Dörfern an Hunger Gestorbene fand» (Marbacher Annalen). Es war auch das Jahr, in dem ein Komet erschien, worauf Papst Coelestin verstarb und schließlich Papst Innozenz III. sein Pontifikat begann.

Während aber das deutsche Kaisertum nie wieder die Macht gewann, die es unter Heinrich VI. hatte, trat das Papsttum an die Spitze aller kaiserlichen Gegner und spielte alsbald jene weltbeherrschende Rolle, die Heinrich VI. vielleicht hätte spielen können, wäre er nicht allzufrüh hinweggerafft worden und wäre jetzt nicht «alles wie ein Kartenhaus» zusammengebrochen – «die schwerste politische Katastophe in der mittelalterlichen deutschen Geschichte» (Zöllner).[24]

2. KAPITEL

INNOZENZ III. (1198–1216) DER MÄCHTIGSTE PAPST DER GESCHICHTE

«... in der Mitte zwischen Gott und Mensch, weniger als Gott, mehr als Mensch.» Innozenz III. über sich selbst[1]

«Dein Mund ist Gottes Mund, aber deine Werke sind Werke des Teufels.» Zuruf Giovanni Capoccis, Führer der papstfeindlichen Faktion in Rom, an Innozenz III.[2]

«... der mächtigste aller Päpste». «Seine Anschauungen über die Stellung des Papsttums grenzen an Wahnwitz ... In ihm spricht und handelt Gott selber ... Das Papsttum ist gewissermaßen die fortgesetzte Fleischwerdung Gottes.» Walther von Loewenich[3]

«Er kannte für die Politik nur ein Gebot, das der Zweckmäßigkeit, und was zweckmäßig war, beurteilte er als ein Mann, der die Menschen durchschaute und sehr gering achtete. Er scheute sich nicht, an ihre schlechten Triebe zu appellieren, um sie sich dienstbar zu machen. Daß Unwürdige in kirchlichen Ämtern standen, wußte er, aber er duldete sie; denn ihre Verworfenheit sollte sie knechten. Heuchelei und Betrug waren ihm nicht anstößig, wenn sie im Dienste seiner Sache standen ... und scheute schließlich selbst vor offenbaren Lügen nicht zurück.» Albert Hauck[4]

«Von diesem Manne ließ sich das Herrlichste erwarten»; «sein Pontificat war das glänzendste, das überhaupt die Geschichte kennt». Kardinal Joseph Hergenröther[5]

Bestechung und Betrug als Handwerkszeug

Nur drei Monate nach dem Hingang Heinrichs VI., noch am Todestag Coelestins III., am 8. Januar 1198 wurde Lothar von Segni, Sproß eines alten Langobardengeschlechts (und über die Mutter Claricia Scotta auch mit der römischen Aristokratie verwandt), als jüngster Kardinal zum Papst gewählt, wobei er, wie üblich, tränenreich bat, ihn mit dieser Bürde zu verschonen. Er mußte erst noch zum Priester, zum Bischof geweiht werden, ehe man ihn am 22. Februar krönte – und wurde, sagt Ranke, der eigentliche Nachfolger Heinrichs VI.[6]

Als der reiche Grafensohn, klein, doch gutaussehend, als Innozenz III. (1198–1216) zu regieren begann, war er erst 37 Jahre alt – «owe der babest ist zu junc», rief Deutschlands größter Lyriker des Mittelalters, Walther von der Vogelweide, der Innozenz auch einen Wolf statt einen Hirten nennt, «hilf herre diner kristenheit».

Lotario di Segni hatte erst in Bologna bei dem berühmten Dekretisten Huguccio von Pisa Kanonistik, dann in Paris bei Pierre de Corbeill, später von ihm gleich zum Bischof und Erzbischof ernannt, Theologie studiert. Ihn selbst erhob sein Onkel Clemens III. 1190 zum Kardinal. Doch dessen Nachfolger Coelestin III. förderte ihn nicht wegen einer Familienfeindschaft. Seine Fähigkeiten aber machten Innozenz zu einem der mächtigsten, wenn nicht zum mächtigsten der Päpste der überhaupt, zum «verus imperator» (Gervasius von Tilbury) der Christenheit. Er war in der Tat der geborene Herrscher, was freilich schon fragwürdige Züge genug impliziert, doch prekärer noch wird bei der Aktivierung solcher Talente als

Priesterkönig, bei ihrem Einsatz für ein pseudoreligiöses, rein weltliches Ziel: die Ausbreitung papaler Macht, die Weiterentwicklung der theokratischen Wahnideen Gregors VII. (VI 250 ff.!), die politische Weltherrschaft.

Innozenz verband Willenskraft mit einem stupenden Augenmaß für die Realisation des Möglichen, Zweckmäßigen. Er nützte jede ihm günstige Gelegenheit bis auf den Grund und ließ sich durch keine ungünstige entmutigen. Sein Fleiß, sein ungeheurer Ehrgeiz, sein Griff nach der Weltmacht scheute vor nichts zurück, was ihm dienlich sein, was seine Sache fördern konnte. Opportunität und Praktikabilität waren oberste Richtlinie, Religion und Moral allenfalls zweitrangig, kriminelle Kreaturen in Kirchendiensten durchaus erwünscht, wenn sie sich funktionalisieren, für seine Zwecke gängeln ließen.

Auch vor Heuchelei, Unterstellungen, evidenter Unwahrheit schreckte er nicht zurück. Immer wieder warf er Philipp von Schwaben vor, seinem Neffen Friedrich Sizilien entreißen zu wollen, wovon keine Rede sein kann. Auch von Markward von Annweiler, dem «Feind Gottes und der Kirche», wußte er, gleichfalls frei erfunden, angeblich sicher, er möchte sich dort zum König machen. Oder er erklärte, Heinrich VI., der es doch ausdrücklich abgelehnt, Sizilien von Coelestin zu Lehen zu nehmen, habe sich von diesem mit dem imperium investieren lassen.

Albert Hauck sagt somit nicht zuviel: für Innozenz gehörten «Unwahrheiten zu dem gewöhnlichen diplomatischen Handwerkszeug», «die Pflicht der Wahrhaftigkeit kannte er bei seinem politischen Handeln nicht: wie er Gegnern Absichten unterschob, die sie nicht hegten, so gab er Versicherungen, von denen er wußte, daß er sie nicht geben konnte; er fingierte Tatsachen, wie er sie eben bedurfte, und scheute schließlich selbst vor offenbaren Lügen nicht zurück». Betrügereien anderer dagegen, Verfälscher etwa päpstlicher Bullen, bestrafte er streng.

In seiner Kardinalszeit hatte Lotario di Segni einige theologische Traktate verfaßt, darunter «De contemptu mundi» (Über die Verachtung der Welt), eine stark verbreitete, in weit über 400 Handschriften vorliegende und bis ins 16. Jahrhundert vielgelesene

Publikation – aber so unoriginell wie seine sonstigen opera, weshalb man sagen konnte, in den Schriften Lothars von Segni sei Innozenz III. nicht zu finden.[7]

Sosehr jedoch der eher zurückgezogen lebende, unauffällige junge Kardinal die Welt zu verachten, ihr elendes Dasein zu beklagen schien, so sehr genoß er die Sache nach seiner Erwählung zum Papst.

Zwar warf er noch beim Krönungszug wahre Schätze unter das Volk: «Gold und Silber ist nicht für mich; was ich aber habe, gebe ich dir.» Auch mußten Kämmerer Geld an die Leute bringen, so viel Geld, daß es – ungeachtet des von jedem Pontifex der Stadt zu zahlenden Tributs von 5000 Pfund – beschämend war, einer Bestechung gleichkam, einem «Kaufpreis der Herrschaft» (Gregorovius). Innozenz konnte dies um so besser taxieren, als er selbst im Ruf der Bestechlichkeit stand. Geldgierige Priester freilich verurteilte er rigoros und wies gern und oft auf die eigene Vorbildlichkeit, seine anspruchslose Lebensführung hin.[8]

Ergo ließ der Autor der Schrift «Über die Verachtung der Welt» sich nun gehörig feiern. Es entsprach ohnehin der Tradition pompöser papaler Krönungsfeste – wobei dann Glockengeläut, Jubel, das Defilee der Banner- und Lanzenträger, der Konsuln, Rektoren, Senatoren, Landbarone, der Bischöfe, Äbte kaum ein Ende nahm; wobei Prälaten, die höchsten, der Reihe nach vor dem Erkorenen niederknien, alle Offizianten des Palastes gütigst seine Füße küssen durften, Kaiser oder Könige, soweit verfügbar, ihm die Steigbügel hielten, beim Krönungsbankett auch die ersten Schüsseln auftrugen, ehe sie bescheiden an den Tisch der Kardinäle verschwanden und Herrlichkeit an der kostbarsten Tafel allein dinierte. Nichts als Demut und Entsagung.[9]

GRÖSSENWAHN

Innozenz III. begnügt sich auch nicht mit dem herkömmlichen Titel seiner Vorgänger, «Stellvertreter Petri», sondern ist, so selbstbewußt wie hochfahrend, «Statthalter Jesu Christi und Stellvertreter Gottes

auf Erden». Kaum ein Papst hatte sich bisher so in Szene gerückt, so selbstverliebt in Machtvorstellungen geschwelgt, kaum einer die Prälaten so zu seinen Kreaturen gemacht, über die er ganz nach Belieben schalten und walten, die er ganz nach seinem Ermessen versetzen oder absetzen konnte. Kaum einer hat so die Bischofswahlen bestimmt, so die Wählerrechte zugunsten des eigenen Einflusses beschränkt, was ihm nicht nur kirchliche, sondern auch weltliche Gewalt einbrachte.

Immer wieder protzt der dritte Innozenz mit seiner Macht, seiner «nach göttlicher Einrichtung» (ex institutione divina) fast unbegrenzten Macht, seiner «Fülle der Gewalt», der «Vollgewalt», der plenitudo potestatis. Nicht genug. Er ist zwar «weniger als Gott», aber «mehr als Mensch» und zögert nicht zu drohen, wer wider ihn sei, mache Gott sich zum Feind. Zwar haben die Fürsten ihre Reiche, doch Petrus überrage alle an Inhalt wie Umfang der Herrschaft. Weder das Recht eines Dritten könne ihn dabei in Schranken weisen noch ein allgemeines Gesetz.

Immer wieder insistiert er auf der Erhabenheit des Klerus über die Könige, auf den göttlichen Ursprung der Priesterschaft, den sündhaften des Fürstentums. Und natürlich erhebt er sich über beide, repräsentiert er die höchste Macht der ganzen Welt, darf er alle richten, doch niemand ihn. Weshalb er so oft auch beide Schwerter beansprucht, mit seiner Obergewalt über das Priestertum und Königtum prahlt, über die gesamte Christenheit. Gehört ja dem Papst – laut «Konstantinischer Schenkung» – das ganze Abendland. Also sind auch die Fürsten, die Könige Lehnsträger des Papstes, ist selbst der Kaiser des Papstes oberster Vasall. Denn auch dem Kaiser könne er, der Papst, wie er wolle, das Regiment geben oder nehmen, und zwar ungeachtet aller geschworenen Eide – müsse man doch «Gott mehr gehorchen als den Menschen».

Als um 1200 der Byzantiner Alexios III. (S. 92 ff.) behauptet, die kaiserliche Stellung dominiere die priesterliche, belehrt ihn Innozenz, daß der Papst über Kaisern und Königen stehe, überstrahle doch «wie die Sonne den Mond, so die geistliche die weltliche Gewalt». Auch läßt er König Johann von England wissen: «Wie in der Bundeslade des Herrn die Rute neben den Gesetzestafeln lag, so

ruht in der Brust des Papstes die Macht der Zerstörung und die süße Gnadenmilde». Und rühmt sich wieder anderwärts: «Wer aber bin ich, daß ich erhaben über die Könige sitze und den Thron der Herrlichkeit inne habe? Denn zu mir ist beim Propheten gesagt: Ich habe dich über die Völker und Reiche gesetzt, auf daß du ausrufest und niederreißest, zerstörest und zerstreuest, pflanzest und auferbauest ... Ihr sehet ja, wer der Knecht ist, der über das Haus gesetzt wird ... gesetzt als Mittler zwischen Gott und den Menschen, unter Gott, doch über dem Menschen, geringer als Gott, aber größer als der Mensch ...»

Der sich indes derart in so schwindelnde wie erschwindelte Höhen hebt, er erklärt auch mit allem Nachdruck, der Mann auf Petri Stuhl sei kein Herr, sondern Knecht, sei nicht zu herrschen da, sondern zu dienen. Und addiziert doch schon 1198 der Kirche kaiserliche Rechte! Wie er denn auch als erster die Kirche zu einem «Staat», einer «absoluten Monarchie» macht – «rücksichtslos und ohne Scheu der Mittel» (Kantorowicz).[10]

«Er selbst war die letzte, höchste Autorität (suprema auctoritas)», schreibt Bernard Guillemain. «Er bestritt den weltlichen Herrschern nicht alle (!) Zuständigkeiten ... Aber er behielt sich das unbedingte Recht vor, dort einzugreifen, wo geistliche Belange mit im Spiel waren.» Und wo waren sie es nicht! Guillemain fährt fort, übrigens mit Imprimatur: «So präzisierte er die Ansichten Gregors VII., für den die priesterliche Verantwortung alles einschloß.»[11]

«Rekuperationen» und Nepotismus

Der Diener, der nicht Herrscher sein wollte, begann sein Amt damit, daß er in Rom, seit über einem Jahrhundert von den Päpsten unabhängig, so rasch es ging, die Herrschaft an sich riß. Er bestach das Volk mit Geld, worauf es sogar auf das Recht der freien Senatswahl verzichtete und Innozenz die vom Senat eingesetzten Justitiare durch päpstliche Richter austauschte. Den führenden Senator Scottus Paparone löste er durch einen Mann seines Vertrauens ab, der ihm eid-

lich und umfassend versichern mußte, «so mir Gott helfe und diese heiligen Evangelien», von jetzt ab und künftig seinem Herrn, dem Papst Innozenz, treu zu sein. «Weder tätlich noch rätlich will ich dazu beitragen, daß du Leben oder Leib verlierest oder hinterlistig gefangen werdest. Was du mir anvertrauest persönlich oder durch Briefe und Boten, will ich zu deinem Schaden niemand offenbaren. Ich will deinen Nachteil hindern, wenn ich darum weiß; vermag ich das nicht, so will ich persönlich oder durch Briefe und sichere Boten ihn dir kundtun. Nach Vermögen und Wissen will ich dir helfen zur Erhaltung des römischen Papsttums und der Regale St. Peters, welche du besitzest, oder zu Wiedererlangung derer, die du nicht besitzest, und ich will dir das Wiedererlangte gegen alle Welt verteidigen.»

Wieviel Mißtrauen – und wie wenig Gottvertrauen – spricht aus diesem Text, in dem nun der gesamte Besitz aufgezählt wird, von St. Peter bis zum Hafen Ostia und zu der Domäne Tuskulum, «überhaupt alle Gerechtsame in und außer der Stadt». So zögert Innozenz auch nicht, die städtischen Teile des Kirchenstaats wieder zu übernehmen, die dortigen Verwalter Roms durch päpstliche Rektoren abzulösen und die Barone des römischen Dukats, bisher Anhänger des Kaisers, durch Treu- und Lehnseid an sich zu binden. Kurz, der Heilige Vater, wie seinerzeit die führenden Exsenatoren Johann Capocci und Johann Pierleone Rainerii höhnten, hatte die Stadt all ihrer Herrschaft beraubt und sie «wie der Habicht das Huhn gerupft».[12]

Schlimmer noch: Innozenz nutzte die allgemeine Verwirrung während der Thronvakanz, nutzte den nach Heinrichs VI. unerwartet frühem Tod in Deutschland ausbrechenden Fürstenstreit sowie die desolaten Zustände der Reichsverwaltung in Italien zur schnellen Kassierung von Gebieten, die den Päpsten von deutschen Herrschern – meist aufgrund der gefälschten Konstantinischen Schenkung – zwar zugesprochen, doch nicht wirklich übereignet worden waren (vgl. IV 374 ff.! 432 ff.!).

In Wahrheit schufen die sogenannten Rekuperationen, die angeblich den Kirchenstaat wiederherstellten, ihn «erst wirklich» (Hagen Keller). Zumindest in diesem Umfang war er eine ebenso perfide

wie gigantische Erschleichung, eine «Eroberung auf Kosten des Kaisertums», «Länderraub» (Haller). Dabei profitierte Innozenz vor allem durch die Bestürzung der kaiserlichen Partei und den aufflackernden Fremdenhaß der Italiener, indem er als Provokateur, als Revolutionär auftrat, als ihr Befreier, ihre Nationalmacht sozusagen und ihnen «die besondere väterliche Fürsorge des Papstes» empfahl, obwohl doch nicht mal die «Befreiten» an seinen Patriotismus glaubten. Denn in Wirklichkeit vertrieb Innozenz die Deutschen nur, um seine Macht im Kirchenstaat zu festigen und diesen zu Lasten eben des italischen Reichsbesitzes auszudehnen, vielleicht sogar in Erwartung eines, wenn auch noch fernen, päpstlichen Gesamtitalien.

Jedenfalls ignorierte er jetzt deutsche Rechte, die nie zuvor bezweifelt worden waren. Rasch und mühelos riß er Spoleto, ein deutsches Lehnsfürstentum, an sich, setzte an Stelle des Schwaben Konrad von Urslingen den Kardinal Gregor von Santa Maria in Aquiro, während Herzog Konrad Reichsitalien sogar verlassen mußte.

Die päpstlichen Truppen unterwarfen die Mark Ancona, ebenfalls deutsches Lehnsgebiet, wobei Innozenz den sich heftig wehrenden Markward von Annweiler in den Bann tat und auch dort die Regierungsgeschäfte einem Kardinal übertrug. Und schließlich gewann der militante Hohepriester noch einen erst unlängst verlorengegangenen Grenzstreifen im Norden, in Toskana, sowie, an der Südgrenze des Kirchenstaates, die Grafschaft Sora für seinen Bruder, den Grafen Riccardo Conti, auch wenn diese nicht unwichtige Region erst später in den vollen Besitz der Kurie überging (S. 58).[13]

Die Heiligen Väter sorgten ja meist rührend für ihre Verwandten, eine bis ins 20. Jahrhundert reichende beispielhafte Tradition, auch wenn man sie kirchlicherseits nicht so gern gerühmt sieht.

Wie etwa Vorgänger Coelestin seine Neffen mit Kirchengütern ausgestattet, so trieb Innozenz, unter dem die Kurie zu einer Geldmacht heranwuchs, die bald jede Konkurrenz ausstach, eine sehr forcierte Sippenpolitik, wobei ein Coelestin-Neffe in einer Fehde mit Verwandten des Innozenz (mütterlicherseits) ermordet wurde: ein alter Geschlechterzwist oder, sagt Kardinal Hergenröther dezent, «Familienabneigung». Deswegen war Innozenz von Clemens III.,

seinem Onkel, bereits zum Kardinal gemacht, von seinem Amtsvorgänger aber auf Distanz gehalten worden.

Nepotismus freilich blieb Trumpf. So vermehrte der Heilige Vater, aus kirchlichem, aus kaiserlichem Gut, zusehends Reichtum und Einfluß der Seinen, der großen Familie der Conti, aus der noch drei Nachfolger des Armen Menschensohnes die Welt beglückten (Gregor IX., Alexander IV. und Innozenz XIII.), ferner viele Kardinäle und Kuriale, auch ein seliggesprochener Franziskaner. Diese Päpste ließen den Conti-Besitz in und um Rom immer mehr wachsen; die Nepotenhäuser blühten.

Innozenz III., der seiner Sippschaft, gewiß vom Heiligen Geist inspiriert, Ländereien und höchste Würden verlieh, Provisionen – allein sechs bepfründete Papstverwandte sind nachgewiesen –, begünstigte reich Vetter Jakob, Vetter Johann und vergaß bedenkenlos Kirchenforderungen, um einen weiteren Nepoten mit einer Kaisertochter zu vereinen.

Seinem Bruder Riccardo schanzte er im Grenzland der Sabina und Latiums neun Kastelle nebst Valmontone zu und errichtete ihm jenseits des Liris, nicht ohne strategische Absichten, ein wahres Nepotenparadies, ein fürstliches Erbe, natürlich auf Kosten Friedrichs II. Zuerst zwar noch Kirchenlehen, bekamen die Conti diese Güter bald ganz und besaßen sie 600 Jahre lang, bis zu ihrem Aussterben 1808. Und all dies und mehr durch Innozenz, den «Vater der Armen» (Kardinal Hergenröther).

Mit den Mitteln seines päpstlichen Bruders baute Riccardo auch den gewaltigen, dann vom Volk erstürmten und zum städtischen Eigentum erklärten Turm in Rom (wo noch heute ein Rest der «Torre dei Conti» steht). Jahrelange Fehden folgten, Straßenschlachten, ein Verfassungskrieg, wobei über Nacht Türme und Gegentürme aus dem Boden schossen, Kirchen verschanzt, zu Festungen wurden, papale Haufen sich mit Demokraten schlugen. Innozenz floh 1203, kam im nächsten Jahr wieder, der Kampf ging weiter, schließlich siegte sein Geld, auch das der Conti, und die römische Kommune verlor eines ihrer großen Rechte nach dem andern: Papstwahl, Kaiserwahl, Wahl des Senats.[14]

Nicht alles freilich vermochte Gottes Stellvertreter an sich zu zie-

hen. Die Romagna, wo man einen seiner Neffen in Forli umbrachte, büßte er durch die hartnäckige Resistenz des Erzbischofs Wilhelm von Ravenna ein, dem Innozenz keinerlei rechtlichen Anspruch vormachen konnte. Auch in Toskana entgingen ihm die zwischen Kaisern und Päpsten so lange strittigen Mathildischen Güter (VI 269 ff.), hatten sie doch nun meist die größeren Stadtkommunen des Tuszischen Bundes eingeheimst, Florenz, Siena, Lucca, Volterra, Arezzo, und Päpste und Kirche sie für immer verloren.

Andererseits, um kurz vorauszublicken, erklärten sich unter dem Druck der Umstände sowohl der Welfe Otto IV. 1198 und 1201 durch die Urkunden von Neuß und von Speyer 1209, als auch der Staufer Friedrich durch die Goldbulle von Eger 1213 (S. 208) mit den päpstlichen «Rekuperationen» einverstanden. Damit aber hatte Innozenz III. bis zu seinem Tod den Umfang des Kirchenstaates um mehr als das Doppelte erweitert, hatte er ihn von Meer zu Meer, vom Tyrrhenischen bis zum Adriatischen Meer und in die Poebene ausgedehnt und Reichsitalien vom Königreich Sizilien vollständig getrennt, hatte er dem Staat des hl. Petrus eine Form gegeben, die fast bis an die Schwelle des 20. Jahrhunderts unverändert bestehenblieb – gestützt auf eine Riesenfälschung.[15]

Innozenz III. greift auf Sizilien ein

Nach dem Tod des Kaisers richteten sich vieler Augen auf dessen Bruder Philipp von Schwaben, Friedrich Barbarossas jüngsten Sohn. Vom Vater zum Kleriker, von Heinrich VI. bereits 1190, höchstens vierzehnjährig, zum Bischof von Würzburg bestimmt, wird er jedoch drei Jahre später in den Laienstand zurück- und an den kaiserlichen Hof gerufen. 1194 an der Eroberung Siziliens beteiligt, wurde der frater imperatoris im folgenden Jahr mit dem Herzogtum Tuszien nebst den Mathildischen Gütern belehnt. Und da sein Bruder, Herzog Friedrich V. von Schwaben, schon 1191 vor Akkon einer Seuche erlegen, sein Bruder Konrad, Herzog von Rotenburg, während eines Feldzugs im August 1196 wegen einer Vergewalti-

gung ermordet worden war, erhielt Philipp jetzt auch das Herzogtum Schwaben.

Im September 1197 sollte er Heinrichs noch nicht einmal dreijährigen, doch schon von den Fürsten 1196 in Frankfurt zum römischen König gewählten Sohn Friedrich (II.) aus Foligno nahe Assisi zur Königskrönung nach Aachen holen. Kurz vor dem Ziel aber, bei Montefiascone, erreichte ihn und seine 300 schwäbischen Ritter die Nachricht vom Tod des Kaisers. Italien erhob sich augenblicklich. Auch von päpstlicher Seite geschürte Aufstände brachen aus. Zudem bannte Coelestin den Herzog jetzt öffentlich in St. Peter, angeblich wegen früherer Übergriffe auf den Kirchenstaat. Philipp entkam knapp, nicht ohne Verluste, und kehrte unverrichteterdinge zurück.[16]

Den jungen Friedrich (II.) aber, der in Obhut der Herzogin von Spoleto und ihres Mannes Konrad von Urslingen lebte, eines der treuesten Kaiser-Vasallen in Italien, holte die Mutter bald an den Palermitaner Hof. Als Tochter Rogers II. hatte Konstanze ihre Jugend in Palermo verbracht, mochte die Deutschen nicht und fühlte sich weniger als Kaiserin denn als Normannin. Bewußt setzte sie die Traditionen ihrer Stammesvorgänger fort, der «reges felices», der «Glücklichen Könige», und ließ an Pfingsten 1198 ihren Sohn in Palermo zum König von Sizilien krönen, womit er den Titel «rex Romanorum», den er seit Ende 1196 trug, «auf Druck von Innozenz III.» verlor (Lexikon für Theologie und Kirche).

Während das Prädikat aus den königlichen Urkunden verschwand, blieb natürlich die Umschrift auf Friedrichs frühem Siegel, die noch im 20. Jahrhundert auf jedem süditalienischen Kruxifix zu lesen gewesen sein soll: «Christ ist Sieger! Christ ist König! Christ ist Kaiser!» Papst und Kaiserin harmonierten nicht nur in ihrer Antipathie gegen alles Teutonische, sondern auch in der Absicht, Siziliens Besitz Friedrich sowohl zu sichern, als diesen auch darauf zu beschränken. Denn nichts war Innozenz fataler als eine neue Umklammerung seines Staates durch die Vereinigung von Imperium und Königreich.

Die Deutschen, überdies unbeliebt durch ihre Unmäßigkeit und Rechthaberei, vor allem aber verhaßt durch ihren harten Kurs, wur-

den von der Insel vertrieben, ja man sagte Konstanze, freilich zu Unrecht, nach, sie habe den Kaiser vergiftet, und unterstellte ihr eine Beteiligung an der Verschwörung wider ihn, was allerdings unbelegt ist. Doch war sie durch die Verjagung der Deutschen, nun ihre gefährlichsten Gegner, dem Papst völlig ausgeliefert und konnte, trotz langer, harter Verhandlungen, trotz ihres vehementen Widerstandes nichts gegen ihn erreichen, und dies, obwohl die sizilischen Könige ein Eingreifen des Papstes in die Regelung der Nachfolgefrage beim Tod des Herrschers «der Kurie niemals zugestanden» hatten (Pfaff).

Zwar belehnte Innozenz Konstanze samt Sohn mit Sizilien, aber unter Verzicht auf die deutsche Krone, den deutschen Königstitel, eine Option auf das Kaiserreich sowie auf viele und außergewöhnliche kirchliche Vorrechte der sizilischen Monarchen. Schätzte der hohe Klerus doch schon immer den Umgang mit minderjährigen Thronfolgern bzw. Regenten; je jünger, unselbständiger, desto bequemer für ihn (vgl. z. B. V 343 ff.).

Der Papst verstärkte somit seinen Einfluß auf die Insel beträchtlich. Er leistete Beistand, selbstlos scheinbar, doch ganz und gar in seinem Interesse und obendrein noch teuer bezahlt. Denn ein (fragmentarisch erhaltenes) Testament setzt Innozenz zum Vormund von Konstanzes Sohn sowie zum Reichsverweser ein mit einer Jahresrente – neben Erstattung aller Auslagen! – von 30 000 Tarenen (Goldmünzen). Soll doch sogar Kaiser Heinrich das päpstliche Oberregiment über Sizilien anerkannt und damit sein eigenes Lebenswerk recht eigentlich vernichtet haben, freilich in eben dem nur auszugsweise tradierten, von der Kurie tradierten und genutzten Papier, das zudem teilweise stark verfälscht ist und daher als «unbrauchbar» gilt (Walter Zöllner). «Die Verfälschungen des wahrscheinlich echten Testamentsgrundstocks brauchten keineswegs von *einer* Seite auszugehen. Vollen Vorteil von allen Bestimmungen, wenn z. T. auch nur theoretischen, hatte allein die Kurie. Wenigstens von den Teilen, die sie in ihrer Weise veröffentlichte. Es ist begreiflich, daß sie die entgegenstehenden beiseite ließ» (Pfaff). Muß man sich ja immer wieder daran erinnern, daß das katholische Mittelalter ein Eldorado klerikaler Fälscher war, daß man jahrhunderte-

lang fast ebensoviel gefälscht wie nicht gefälscht hat (IV 393 ff.! V 181 ff.!) und diese Fälschungen, so Ferdinand Güterbock, ein Kenner der Stauferzeit, «damals in guten Treuen von frömmsten und gelehrtesten Männern gemacht wurden».[17]

Nach Konstanzes Ableben am 28. November 1198 ergriff der Papst sogleich durch einen Regentschaftsrat, bestehend aus den vornehmsten Bischöfen und einem Kardinallegaten, das Regiment auf der Insel. Faktisch war er jetzt Herr des gesamten regnum. Doch geriet er bald in Konflikt mit zwei ehemaligen Vertrauten Heinrichs VI., dem 1195 zum Kanzler des Königreiches gemachten Walter von Pagliara, Bischof von Troia, und dem gleichfalls vom Kaiser hochbegünstigten, mit den Herzogtümern Ravenna, Romagna, der Mark Ancona und zwei Grafschaften belehnten Markward von Annweiler.

Konstanze hatte Walter von Pagliara, den Parteigänger des Kaisers und somit Feind der alten Normannendynastie, vorübergehend einkerkern lassen. Doch im Grunde kümmerte den Prälaten weder das alte noch neue Herrscherhaus. Vielmehr dachte er nur an das eigene Interesse, die Wahrung seiner führenden Position, die ihm das königliche Eigentum großzügig zu seinen und seiner Familie Gunsten zu verschleudern gestattete – und starb dennoch (um 1230) verarmt in Rom.

Markward, der Führer der Deutschen, erstrebte die Macht auf Sizilien als Reichsverweser und konkurrierte deshalb mit Kanzler Walter, dem jahrelang aus der Königsburg von Palermo Vertriebenen. Hatte Konstanze ja auch den ehrgeizigen Markward, von dem die Päpstlichen allgemein verbreiteten, er trachte Friedrich II. nach dem Leben, des Landes verweisen lassen. Im Oktober 1199 aber landete er bei Trapani und begann, wiewohl samt Anhang vom Papst gebannt, gemeinsam mit Pisanern und Scharen von Moslems allmählich fast die ganze Insel zu erobern. Innozenz beorderte deshalb unter dem Kommando des Kardinallegaten Cinthius sowie seines eigenen Vetters, Marschall Jakob, ein Heer nach Sizilien. Es kämpfte zunächst auch erfolg- und beutereich. Doch hatte man bald kein Geld mehr und zog, auch von Krankheiten geschwächt, schon im Herbst 1200 wieder übers Meer, worauf Markward sich im November 1201 Palermos bemächtigte.[18]

Im selben Jahr aber einigten sich Bischof Walter und der Deutsche, dem er schließlich Sizilien überließ, während er, von Innozenz exkommuniziert und aller Würden entsetzt, auf dem Festland den Kampf organisierte, bis Markward, schon fast Inselherr, Mitte September 1202 einer Dysenterie erlag und der Papst, zu dem der Bischof jetzt überging, in Jubelrufe ausbrach. Endlich bekam er Sizilien wieder mehr in den Griff, von dessen Bewohnern, Apuliern, Sarazenen, Deutschen, Franzosen, Pisanern, Genuesen, er freilich nichts hielt. Denn da sie, schrieb er, «durch Faulheit verweibischt, durch allzu langen Frieden (!) zuchtlos und mit ihrem Reichtum sich brüstend den Freuden des Leibes allzu entfesselt frönten, stieg ihr Gestank gen Himmel und die Menge ihrer Sünden lieferte sie den Händen der Verfolger aus».

Im Inselinnern randalierten die Sarazenen und raubten alles bis an die Stadtmauern aus. Die sizilischen Barone plünderten den reichen Besitz des wehrlosen, mitunter hochgefährdeten jungen Königs. Genua und Pisa, gerade besonders verfeindet, setzten sich fest, bekriegten einander, Schiff gegen Schiff ebenso wie auf dem Land, in Syrakus, Messina, in Palermo.

Auch im festländischen Teil des Königreichs entspannen sich Kämpfe.

Vor allem der Führer der Päpstlichen, der französische Graf Walter (Gautier) von Brienne, operierte hier, von Innozenz eidlich verpflichtet, gegen die deutschen Kapitane, zumal gegen Diepold von Schweinspeunt. Als Schwiegersohn Tankreds, des illegitimen letzten Normannenkönigs, beanspruchte der Franzose, mit Billigung des Papstes, die Grafschaften Lecce und Tarent, und dieser bestätigte ihm die Rechte darauf. Das zeigt übrigens, daß es Innozenz ziemlich gleichgültig war, ob ein Agnat der Normannendynastie Sizilien beherrschte oder ein Staufer, sein Mündel Friedrich II., auch wenn er ihm durch seine Regentschaft das Königreich rettete. Im Sommer freilich geriet der päpstliche Parteigänger Walter von Brienne in die Gefangenschaft Diepolds und erlag darin seinen Wunden.

Diepold von Schweinspeunt, aus einer Ministerialenfamilie zum Nachfolger des Grafen von Acerra, Tankreds Schwager, aufgestiegen, war zur Zeit der Minorennität Friedrichs in der so oft krisen-

und kriegsgeschüttelten Campagna trotz aller Rückschläge der kühnste Bekämpfer der kurialen Kräfte, auch wenn er, ein Haudegen, dem es zuletzt fast gleich war, für wen er zuschlug, dann zum Papst überging, bis ihn 1210 Otto IV. zum Herzog von Spoleto ernannte und er wieder den Papst bekriegte.

Und während all dessen soll der damals sieben-, acht-, neunjährige künftige deutsche Kaiser Friedrich II. gelegentlich vor Häschern sich in der Königsburg versteckt oder, gänzlich unbeaufsichtigt, gassenjungenhaft durch Palermos halbafrikanische Viertel gestrichen sein, beköstigt von mitleidigen Bürgern, mal acht Tage, mal einen Monat lang – das ganze regnum, eben noch das reichste Europas, war ruiniert. Der Heilige Vater aber zögerte nicht, sich seine Regentschaft von dem jungen Friedrich teuer bezahlen zu lassen durch die nunmehr endgültige Zession der Grafschaft Sora an den Kirchenstaat (S. 51).[19]

Der Thronstreit zwischen Staufern und Welfen bricht aus und wird vom Papst geschürt

In Deutschland gab es indessen große, blutige Auseinandersetzungen «infolge der Sündenschuld», wie Innozenz wußte, Thronkämpfe, in die er gleichfalls eng verstrickt war, ja die er, angeblich darüber «zutiefst betroffen» (vehementius doleamus), in Wirklichkeit «zu höchster Leidenschaftlichkeit entfachte» (Demandt). «Sein erstes Ziel bestand darin, die Fehden in Deutschland zu schüren ...» (Kominski/Skaskin).

Hier war nun vor allem Herzog Philipp von Schwaben – blondgelockt, liebenswürdig, wie es heißt, zart und sehr unähnlich in vielem seinem harten Bruder Heinrich – als Platzhalter für den unmündigen Neffen bemüht, dessen Thronfolge zu sichern. Manche Fürsten weilten im Orient, bekannten sich aber erneut eidlich zu dem gewählten Kaisersohn und teilten dies dem Kölner Erzbischof Adolf I. von Altena auch mit. Doch dieser, der einen staufi-

schen Herrscher um jeden Preis verhindern wollte, erklärte Friedrichs II. Erhebung wegen fehlender Taufe und Unmündigkeit sofort für nichtig und versuchte, gestützt auf den gekauften Episkopat vom Niederrhein, auf eine kleine Fürstengruppe und den englischen König Richard Löwenherz, die Staufer um die Krone zu bringen.

Angesichts solcher Obstruktion und des im fernen Süden unerreichbaren Kaisertums, des «Knaben von Apulien», gab der Kaiserbruder, der junge Philipp von Schwaben (1198–1208), einer der Mächtigsten und Reichsten im Land (der seinen Töchtern, außer vielen Gütern und Schätzen, auch 350 Burgen vererbt haben soll) sowie Gemahl der byzantinischen Kaisertochter Irene, die Kandidatur des Neffen preis. Gedrängt von seinem Anhang, ließ sich Philipp am 8. März 1198 im thüringischen Mühlhausen von der Mehrheit der deutschen Wahlfürsten, meist ostdeutschen staufertreuen Herren, zum König wählen. Als erster hatte Erzbischof Ludolf von Magdeburg für ihn gestimmt. Und bald hing ihm fast der gesamte Osten, der Süden an, «die ganze Kraft des Reiches», sagt Arnold von Lübeck.[20]

Natürlich hielt auch die antistaufische Opposition um den Kölner, der neben seinen Bistumsmannschaften noch über Scharen westfälischer sowie niederlothringischer Grafen und Ritter gebot, nach einem Thronkandidaten Ausschau. Doch einige weilten noch auf Kreuzfahrt. Andere verweigerten sich; darunter Herzog Berthold V. von Zähringen, weil er – nachdem er seine Wähler schon mit 6000 Mark Silber «gesalbt» – noch dem Kölner und Trierer Metropoliten 1700 Mark Silber zahlen sollte, aber nunmehr «das Königtum nicht kaufen» wollte (Marbacher Annalen). Er schloß sich Philipp an, dessen Zuwendungen wenigstens seine Auslagen vergüteten; für den reichen, doch geizigen Herzog wichtig. Und Erzbischof Johann I. von Trier, vordem Hofkanzler Barbarossas und Heinrichs VI., war von einem Kölner Amtsbruder mit 8000 Mark bestochen worden.

Beiläufig: Politik, zumal eine Königswahl, wurde schon seinerzeit nicht nur durch Übertragung von Reichsgütern und -rechten, sondern auch durch Geld, «durch die Aussetzung immer höher werden-

der Geldbeträge» (Reisinger) betrieben und entschieden. Der Papst kannte die Käuflichkeit des Kölner Seelenhirten, beklagte sie – und empfahl seinerseits dieselbe Methode. Mehrfach animierte er Otto IV., die Fürsten durch Generosität zu gewinnen, mit Versprechungen, mit Privilegien nicht zu geizen. Denn welch edler und aller Ehren werte Herr war nicht bestechlich!

Bei dem Kölner weist alles «sehr entschieden darauf hin, daß die Rücksicht auf persönlichen Nutzen und Geldgewinn ihn bestimmt hat, eine neue Königswahl zu betreiben, selbst auf die Gefahr hin, dadurch in Deutschland den Bürgerkrieg zu entzünden» (Winkelmann). Doch dies wollte die um ihn gescharte Opposition gerade; wobei auch Johann von Trier für den Kandidaten seines Kölner Kollegen nur gewonnen werden konnte, weil ihm dieser den Kölner Domschatz verpfändete. Für eine Summe, die wahrscheinlich der künftige König bezahlen sollte. Aber schon auf dem Mainzer Reichstag 1198 wechselte der Trierer zu Philipp über, um sich dann, auf Druck des Papstes, wieder Otto zu nähern, bis 1202 seine Trierer, die Bürger, die Dienstmannen, der Klerus, erneut sich mit Philipp verständigten und er folgen mußte, worauf ihn die große Exkommunikation des Papstes traf. Eduard Winkelmann, Biograph der königlichen Nebenbuhler, nimmt an, daß sich Erzbischof Johann Ende 1203 wieder dem Papst unterwarf, doch später noch einmal zu dem siegreichen Philipp zurückgekehrt ist.

Schließlich berücksichtigte die kölnische Partei den Wunsch eines erbitterten Staufergegners, Richard I. Löwenherz, einem Mitglied des mit ihm eng verbundenen Welfenhauses die Krone zu geben, wofür er dem Kölner Kirchenfürsten das anscheinend ausschlaggebende Geld bezahlte, wofür auch dessen am Handel mit England interessierte Bürger eintraten.

Somit wählten die Großen vom Niederrhein und aus Westfalen «nach Anrufung der Gnade des Heiligen Geistes», wie Ottos Wahlanzeige an den Papst berichtet, am 9. Juni 1198 in Köln den Sachsen Otto von Braunschweig, Grafen von Poitou, den am englischen Hof aufgewachsenen dritten Sohn Heinrichs des Löwen und seiner Frau Mathilde, der Schwester des Königs von England. Geistig wohl

kaum ganz so unbemittelt, wie ihn die staufisch gesinnte Geschichtsschreibung macht («superbus et stultus, sed fortis»: Burchard von Ursberg), doch sicher hochfahrend und draufgängerisch, war Otto in vielem seinem söhnelosen, ihn auf jede Weise, nicht zuletzt mit englischem Gold fördernden Onkel ähnlich. Und einen Monat nach der Wahl, am 12. Juli, krönte ihn Adolf von Köln, der eigentliche Königsmacher, in Aachen «in geziemender Feierlichkeit» und beschwor so für Deutschland «ein Unglück mit bleibenden geschichtlichen Folgen herauf» (Stehkämper).

Für den Erzbischof freilich lohnte es sich. Er bekam von Otto IV. (1198–1218) umfassende Zuwendungen, bekam nicht nur den Besitz des westfälischen Dukats (ducatus Westfaliae et Angariae) bestätigt, nicht nur, mit anderen Bischöfen, auch das Spolienrecht, das königliche Recht somit auf den Nachlaß, das persönliche Eigentum eines Prälaten bei dessen Tod. Er erhielt auch die Münz- und Zollprivilegien, ferner die Burg Kaiserswerth sowie Burg Bernstein zur Zerstörung – und trat 1204 zur Stauferpartei über.

Nun war Otto zwar am rechten Ort und durch den rechten Koronator gekrönt worden, aber mit den imitierten Reichsinsignien; Philipp am 8. September zwar mit den echten, doch am falschen Ort, in Mainz, und von dem bloß zufällig anwesenden Erzbischof Aimon von Tarentaise aus Burgund, wenn auch mit Erlaubnis des Mainzer Kapitels. Also, schreibt Otto von St. Blasien, «kämpften beide Könige hinreichend um den ersten Platz und brachten beinahe 12 Jahre unablässig im Bürgerkrieg zu». Wobei die häufigsten Kriegsschauplätze Sachsen, Thüringen und das Rheinland waren.[21]

Der Thronkrieg beginnt

Es folgte Feldzug auf Feldzug, Vorstoß auf Rückzug, Verwüstung auf Verwüstung und ein Frontwechsel der Fürsten nach dem andern. Nicht die Ehre, das Geld gab den Ausschlag, das vor allem aus dem Ausland floß. Im Prinzip war das schon vordem so, erwartete der

Adel schon immer Geschenke und Belohnung für seinen blutigen Dienst. Aber erst jetzt, im Thronstreit zwischen Philipp und Otto, wird die Heeresfolge «geradezu von Geldzahlungen, Versprechungen, Privilegien u. a. abhängig gemacht» (Gattermann).

Der Krieg begann noch im Sommer 1198, nachdem die Ärmsten – das ist, immer wieder einzuschärfen: die große Masse, das sogenannte Volk, das sind fast alle – gerade ein Jahr lang oft von Wurzeln gelebt und die Leiber Verhungerter die Wege gesäumt hatten. Das Elend grassierte zwar auch in Frankreich, England, Dänemark, am meisten aber in Deutschland – «bis an's Meer war das Land ein einziges großes Leichenfeld» (Winkelmann).

Besonders im Elsaß herrschte «eine schwere Hungersnot ..., so daß man zum Teil reihenweise auf Feldern und in Dörfern an Hunger Gestorbene fand» (Marbacher Annalen). Und da fiel dort König Philipp ein, der «junge süeze man» (Walther von der Vogelweide), um zwei in den Thronstreit und die staufische Territorialpolitik verwickelten Herren, dem Bischof von Straßburg und dem Grafen von Dagsburg (frz. Dabo), Besitzer von elf Burgen und mindestens neun Klöstern, ihre Frühjahrsattacke heimzuzahlen – «er verdarb alles Getreide während der Ernte, eroberte und verbrannte Molsheim und nahm nur die Übergabe des Gottesackers an; er nahm die Besatzung der Haldenburg gefangen, machte den Gottesacker von Epfach zunichte und verheerte alle Lehnsleute des Bischofs von Straßburg und des Grafen von Dagsburg, die ihre Zustimmung König Otto gegeben hatten, und das ganze untere Elsaß durch Feuer und Plünderung» (Marbacher Annalen).

Dies war sozusagen des Staufers Debüt im Kampf um die Krone, Und schon im nächsten Jahr, melden dieselben Annalen, suchte Philipp mehrmals das Elsaß heim, wieder zur Erntezeit, «zerstörte zahlreiche Burgen des Bischofs von Straßburg und des Grafen Albert» (von Dagsburg) «und belagerte selbst die Stadt Straßburg ...». Weltlicher wie geistlicher Adel stritten mit, darunter Bischof Diethelm von Konstanz und der Regensburger Oberhirte. Als die Vorstädte schon brannten und die Bürger Ortsbischof Konrad zum Nachgeben drängten, wurden die Kämpfe, bei denen Philipps Bruder, Pfalzgraf Otto von Burgund, einen Bruder Bischof Konrads gefangenge-

nommen und getötet hatte, beendet, und der Bischof huldigte dem Staufer.[22]

Es kam auch bereits zu einem Zusammenstoß der Könige an der Mosel, worauf der siegreiche Philipp, der junge süße Mann, mit einer langen Reihe wohl meist süddeutscher Prälaten, alles verwüstend, gegen Köln, wohin Otto sich zurückgezogen, vordrang, Remagen verbrannte, Bonn verbrannte, später auch noch Andernach, und seine Soldateska vor keinen Greueln zurückgeschreckt ist. Zögerte sie etwa, eine Kirche zu plündern, pflegte der seiner Truppe vorausreitende Bischof Lupold von Worms zu sagen, es genüge schon, die Knochen der Toten in Ruhe zu lassen. Selbst das Federn einer Nonne wird überliefert, von Philipp allerdings schwerstens bestraft. Hätte dieser seinen Angriff vor Köln, dem noch mauerlosen Zentrum der Welfenmacht, nicht gestoppt, wäre der Bürgerkrieg vielleicht beendet gewesen, was man schon seinerzeit mitunter glaubte – «Si tunc processisset, finem malis forsitan imposuisset» (Gesta Treverorum).

Im Norden wurde von der Gegenseite im Winter 1198/1199 Nordhausen erobert, wurde das reichsunmittelbare Saalfeld, noch vor Weihnachten, ausgeraubt und verbrannt, die Bürgerschaft gefangengesetzt. In Ottos Heer befand sich dabei auch der Abt Heribert von Werden.[23]

Beide Thronprätendenten hatten inzwischen dem erst wenige Monate regierenden Innozenz ihre Erwählung angezeigt. Und wie einst Gregor VII. sich eines Thronstreits und der Spaltung des Reiches bediente, die Macht des Papsttums zu mehren, dieses über jenes zu erhöhen, wobei er eifrig den deutschen Bürgerkrieg anheizte (VI 287 ff.), so jetzt auch Innozenz. Denn Rom wollte die monarchische Einheit Deutschlands sowenig wie die Italiens, was sich noch bis ins späte 19. Jahrhundert auswirkt. Jetzt war es Innozenz' besondere Sorge, die drohende Abschnürung des Kirchenstaates, die Union Siziliens mit dem Reich und den Verlust der päpstlichen Lehnshoheit zu verhindern.[24]

Angesichts der herausragenden Bedeutung des Römers suchte ihn jeder der Rivalen für sich einzunehmen.

Der Welfe strich die Ergebenheit seines Hauses gegenüber der rö-

mischen Kirche heraus, an der sich die Staufer vergingen, sei ja auch sein Gegner Philipp als Gebannter zum König erhoben worden; was nicht so ganz stimmte, da ihn ein Legat des Papstes, ein Vertrauter Heinrichs VI., Bischof Bernhard von Sutri, vom Bann losgesprochen, allerdings in Überschreitung seiner Instruktion. Innozenz nahm ihm darauf sein Bistum und warf ihn lebenslang in ein Klostergefängnis.

Otto aber brauchte Rom. Er war in Deutschland schwächer. Zudem verlor er seinen Bundesgenossen König Richard I. Löwenherz, der im März 1199 bei der Belagerung einer Burg des aufständischen Vizegrafen von Limoges an einem Pfeilschuß starb. Damit freilich versiegte auch der Zufluß des englischen Geldes, da Richards Bruder und Nachfolger Johann Ohneland (1199–1216) nicht, wie von jenem auf dem Totenbett verfügt, dem Neffen Otto drei Viertel des Barschatzes und alle Juwelen auslieferte, so daß Innozenz wiederholt eindringlich die väterliche Stimme erhob.

Otto aber brauchte den Papst noch mehr als das Geld. So überließ er ihm selbstverständlich das Patrimonium und die Mathildischen Güter. So versprach er, wenn auch zögernd, die Anerkennung seiner «Rekuperationen», sowohl geschehener wie erst künftiger. Auch gab er den Exarchat von Ravenna preis, die Pentapolis, die Mark Ancona, das Herzogtum Spoleto. Es war die erste Justifikation der neuen papalen Macht in Mittelitalien, des neuen Kirchenstaates. Otto versprach ferner die Wahrung der päpstlichen Interessen in Sizilien, die gegenüber der Stadt Rom und den tuszischen wie lombardischen Städtebünden. Er versprach den Verzicht auf das Spolienrecht in Deutschland. Er versprach nicht nur militärischen, versprach auch pekuniären Beistand, ja, versprach fast alles, was man wünschte, um es dann nicht zu halten – doch gar guter alter Fürsten- und (noch immer praktizierter) Politikerbrauch.

Während der ungünstiger positionierte Welfe sich den reichlich unverschämten kurialen Forderungen – die auf nichts anderes hinausliefen als auf die Liquidierung des Kaisertums in Italien – stets mehr beugte, während auch Richard von England für den Neffen noch 2000 Mark am päpstlichen Hof gezahlt, auch eine Reihe deut-

scher Prälaten für den Welfen eintrat, reagierte die staufische Seite zunehmend schärfer. Sie wies Innozenz' Intervention in die italienische Reichspolitik zurück und warnte ihn vor einer Brechung deutscher Rechte, unterstützt dabei durch den französischen König Philipp II. Augustus (1180–1223), der mit Philipp von Schwaben im Sommer 1198 einen Freundschafts- und Verteidigungspakt geschlossen hatte.[25]

Innozenz tritt offen für die Welfen ein

In Deutschland wütete unterdessen der Bürgerkrieg fort. Als Ottos Bruder, Pfalzgraf Heinrich, anno 1200 das Bistum Hildesheim verwüstet, stößt Philipp im Sommer gegen Braunschweig vor, in seinem Heer u. a. der Bischof von Halberstadt, der Erzbischof von Trier. Otto griff nicht in diese Kämpfe ein. Er befand sich bereits in der Defensive. Doch päpstliche und ausländische Hilfe stärkten ihn, so daß er schon im nächsten Februar erneut eine Heerfahrt zum Oberrhein unternahm.

Jahr für Jahr lösten nun solche Einfälle, dem Heiligen Vater nur zu erwünscht, einander ab. Denn je mehr und je länger man nördlich der Alpen durch die «Thronwirren» gebunden, je intensiver man in Feldzüge und Fehden verstrickt war, desto freiere Hand hatte der Papst im Süden, was er sogar unverfroren durchblicken ließ. Obschon aber wohl längst für einen Kandidaten entschieden, trat er nach außen strikt unparteiisch auf, verhandelte auch mit beiden. Auf Dauer freilich konnte er ohne starke Schutzmacht und ohne definitive Anerkennung seiner «Rekuperationen» durch das Reich, dem er schließlich beträchtliche Gebiete entwendet hatte, nicht bleiben. Doch erst als die Deutschen den Streit auf einem Fürstenkonvent unter sich auszumachen schienen – eine Nachricht, die an der Kurie wie eine Bombe einschlug –, pressierte es Innozenz. Mußte er ja jetzt um die angestrebte Schiedsrichterrolle, um seine Oberherrschaft fürchten.

So erklärte er sich, nach einer Phase scheinbarer Neutralität, um die Jahreswende 1200/1201, wie nach den Erfahrungen mit den Staufern, besonders mit Heinrich VI., nicht anders zu erwarten, «über Anspruch und Recht hinweg» (Kantorowicz), für den welfischen Prätendenten. Der bediente sich denn auch in seinen Briefen an ihn zwischen Oktober 1202 und Februar 1209 stets beflissen der Formel «Durch Gottes und des Papstes Gnade König der Römer» und garantierte in Ottos Namen übertretenden Fürsten die ungeschmälerte Bewahrung ihres Besitzes. Dabei war gerade dem «Günstling der Päpste», der die hohen Geistlichen nur «Pfaffen» hieß, Interesse für Religion und Kirche «stets fremd» (Hauck).

Andererseits attestierten die Zeitgenossen dem Staufer – für Ernst Kantorowicz «vielleicht das sanfteste, mildeste Zepter, das je über Deutschland gewaltet» – nicht nur Sanftmut, Milde, Freigebigkeit, sondern auch gewissenhafte Erfüllung seiner Kirchenpflichten, wirkliches Frommsein, nannten sie ihn doch auch den frommen Fürsten, piissimus rex. Man sah ihn oft, mitten unter den Scholaren, den Chorknaben, in der Kirche. Auch seine Ehe mit Prinzessin Irene aus Byzanz, «Ros ohne Dorn und Taube sonder Gallen» (Walther von der Vogelweide), die ihm vier Töchter schenkte, war ganz offenbar intakt und glücklich.

Doch ein Staufer kam nicht in Frage. Schon weil «kein Papst einen Staufer liebte». Weil bei einem Staufer stets die Umklammerung des Kirchenstaats drohte. Der Staufer war auch zu reich, der Welfe vergleichsweise mittellos, sein Anhang kleiner, folglich mehr vom kurialen Beistand abhängig. Und schließlich glaubte man in Rom, den ungeistigen Haudegen Otto leicht austricksen zu können, schätzte ihn aber gerade deshalb als «Schwert der Kirche».

In seiner rabulistischen «Erwägung der Reichssache bezüglich der drei Gewählten» (Deliberatio super facto imperii de tribus electis), zunächst den Kardinälen im geheimen Konsistorium vom 5. Januar 1201 bekundet, disqualifizierte der Papst so beredt wie scholastisch spitzfindig die beiden Staufer.

An Friedrich II. mißfiel ihm offenbar am meisten die drohende Verbindung von Siziliens Krone mit dem Kaisertum, an einer Erhebung Philipps von Schwaben die Gefahr der Erblichkeit der Kaiser-

würde. Ja, Innozenz, der gern mit seinem «reinen Herzen, guten Gewissen» (corde puro et conscientia bona) protzte, stellte die Wahrheit auf den Kopf durch die Behauptung, nicht er habe Friedrich Schwaben und das Reich geraubt, sondern Philipp, der Onkel, und Philipp wolle ihn noch um Sizilien bringen. Überdies zählte er diesen, wie Friedrich I. und Heinrich VI., zu einer Sippe von Kirchenverfolgern (genere persecutorum). Und zwecks größerer Wirksamkeit seiner Entscheidung belegte er gleich Philipps Gefolge durch den Kardinallegaten Guido, einen der prominentesten römischen Kurialen, im Frühjahr in Köln mit dem Kirchenbann. Dies aber samt der Annullierung aller dem Staufer geleisteten Treueide förderte das Abwandern der geistlichen und weltlichen Fürsten zur Welfenpartei.

Die ganze apostolische Gunst fiel Otto zu.

Denn um vom Papst anerkannt zu werden, billigte er dessen territoriale Postulate und leistete am 8. Juni 1201 den berüchtigten, in verschiedenen Fassungen tradierten Neußer Eid, wodurch er auf viele Reichsrechte in Italien, überhaupt auf jede selbständige Politik dort verzichtete. Er beschwor besonders, Roms vorgebliche Rechts- und Gebietsansprüche in Mittelitalien, die sogenannten Rekuperationen, durchzusetzen und nicht zuletzt das Königreich Sizilien zu garantieren. Und noch außenpolitisch gängelte ihn der Papst, indem er Otto, trotz seines Widerwillens, zwang, mit dem französischen König Frieden zu halten. Ausdrücklich mußte er erklären, die eingegangenen Verpflichtungen auch beim Empfang der Kaiserwürde zu bekräftigen. Das Einverständnis schien perfekt.[26]

Doch so wichtig Innozenz die Entscheidung für den Welfen sein mochte, wichtiger war ihm das angemaßte Entscheidungsrecht bei der deutschen Königswahl an sich, das er denn auch in dem Decretale Venerabilem vom 26. März 1202 statuierte. So selbstverständlich, wie er über Bischöfe und Kardinäle gebot, so selbstverständlich wollte er auch die Fürsten beherrschen, wollte er Königs- und Kaiserkronen vergeben – das von allen zu akzeptierende Privileg des Papsttums auch künftig.

Einmal mehr wurde so das überkommene Recht ins Gegenteil verkehrt. Denn wie einst die Kaiser ganz selbstverständlich die Päp-

ste einsetzten, setzten jetzt die Päpste die Kaiser ein. Dabei behauptete Innozenz geradezu, befugt zu sein, auch den von einer Minderheit, auch den unrechtmäßig Gewählten auf den Thron zu bringen, halte er ihn für geeignet. Wie er ja auch lehrte, jeden Eidschwur nach Gutdünken aufheben zu können, was zumal Fürsteneide betraf, die den göttlichen Geboten (das heißt papalen Direktiven) nicht entsprechen – und bekundete gelegentlich seinen ganzen Abscheu über das Verbrechen des Meineids!

Recht und Gesetz spielen eben keine Rolle, laufen sie kurialen Wünschen zuwider. Vielmehr rügte der Papst die hohen Herren, weil sie nicht längst ihn, den zuständigen Richter, beansprucht hatten, dem doch die Entscheidung über den Thronstreit gebühre, vor den die Frage der Königswahl, «principialiter et finaliter, nach Ursprung und Endzweck», gehöre. Und Innozenz betont die gravierenden Hindernisse, die gegen den Herzog von Schwaben sprechen, wie seine öffentliche Exkommunizierung, sein offenkundiger Meineid «und die weithin bekannte Verfolgung, die seine Vorfahren und er selbst den Apostolischen Stuhl und andere Kirchen unverschämt haben erleiden lassen». Dagegen ist er fest entschlossen, was er noch bitter bereuen sollte, König Otto «mit des Herren Zustimmung zur Krone des Kaisertums zu berufen ...».[27]

Der Papst, der Klerus und die Fürsten im Fortgang des deutschen Bürgerkriegs

Innozenz mobilisierte nun die nördliche Welt.

Nicht nur suchte er für den Welfen englisches Geld, nicht nur für ihn auch Philipp August von Frankreich zu gewinnen, wollte er beide Könige doch schon wiederholt in Frieden vereinen, um sie gemeinsam gegen den Staufer zu treiben. Innozenz sandte auch ganze Geschwader von Schreiben, klug kalkuliert und schwungvoll stilisiert, an Fürsten und Bischöfe. Er zögerte nicht, sich noch an Subalterne, an Ministeriale und Äbte, an Prioren zu wenden, auch an

Feinde. Er geizte weder mit Moral- noch Lobergüssen: beglückwünschte, tadelte, schüchterte ein, munterte auf, er versprach Vorteile, er stellte Lehen, Ämter, Güter in Aussicht; «bald sollte das Gewissen von Männern eingeschläfert werden, die sich durch geleistete Eide gebunden fühlten, bald sollten ängstliche Gemüter Beruhigung über ihren Besitz und ihre Stellung erlangen. Und das alles vorgetragen mit jener klangvollen Rhetorik, die in den romanischen Ländern heimisch ist und für die sich die lateinische Sprache so unvergleichlich eignet» (Hauck).

Zunächst hatte Innozenz, der nie eine diplomatische Aktion ausgeklügelter projektiert haben soll, auch durchaus Erfolg, zumal bei den Prälaten.

Unter denen, die überliefen – hier nur ein paar Beispiele –, war der wendige Erzbischof Eberhard II. von Salzburg, ein Neffe des Konstanzer Oberhirten Diethelm. Eberhard verdankte seine Karriere den Staufern, pilgerte anno 1200 aber zu Innozenz, versprach diesem, ihn offensichtlich täuschend, doch von ihm begünstigt, die welfische Seite zu fördern, unterstützte indes weiter die Staufer, wofür ihm Philipp 1201 die Reichsabteien Chiemsee und Seon samt allem Grundbesitz und allen Rechten gab. Nach Philipps Ermordung wechselte der Erzbischof zu Otto IV., worauf ihn dieser beschenkte, allerdings in Italien auch gefangensetzte, was ein schriftliches Treueversprechen Eberhards zur Folge hatte, aber auch weitere Kontakte zum Papst, bis er seit Anfang 1213 Friedrich II. anhing.

Bischof Hermann von Münster stritt zunächst engagiert für den Welfen. Doch als man ihm die Nachfolge des Kanzlers Konrad im Würzburger Bistum versprach, ergriff Hermann die Partei des Staufers, wechselte freilich, als der Papst die Vereinbarung nicht anerkannte, Anfang 1200 wieder zu den Welfen.[28]

Innozenz und sein Kardinallegat förderten jetzt Otto, wo immer es ging. Sie lockten, entfernten, exkommunizierten Prälaten. Den Inhaber des Bistums Cambrai (Kamerijk) machte der Papst 1201 zum Bischof von Sens und gab ihm den welfisch gesinnten Johann als Nachfolger. Den staufertreuen Dietrich von Utrecht setzte man matt, den unsicheren, geldgierigen Kölner Adolf unter Druck, ebenso die Bischöfe Bertram von Metz, Johann von Trier, dann auch die

von Magdeburg, Merseburg, Bamberg, Augsburg, Passau. Gegen den Oberhirten von Toul ging man disziplinarisch vor. Erzbischof Hartwig II. von Hamburg-Bremen nahm man 1202 gefangen und entmachtete ihn.

Rom scheute keinen Vorwand, keine Pression, keine geistliche Gewalt. Und mochte einer noch so unmoralisch sein, Hauptsache, er war gut päpstlich, wie etwa der abgründig verderbte Hugo von Petraponte (Pierrepont), Bischof von Lüttich, der, wiewohl mit den Staufern verwandt, von Anfang an zu Otto stand.

Der längst verdächtige Hildesheimer und Würzburger Oberhirte Konrad I. von Querfurt, ebenso begabt wie charakterschwach, Eröffner der langen Reihe der Kanzler-Bischöfe des 13. Jahrhunderts, Kanzler Heinrichs VI. und König Philipps, der ihn freilich wegen seiner zwielichtigen Haltung im Thronstreit des Amtes enthob, wurde sogar ermordet.

Bischof Konrad, der, besonders macht- und prachtliebend, nicht einmal beim Kreuzzug auf den Prunk seines Hofstaats verzichtet, auch eine bezeichnende Rolle beim Bestechungsskandal vor Tibnīn gespielt hat (S. 33), war anscheinend unter dem Druck des Papstes, seines einstigen Studienfreundes in Paris, von Philipp abgefallen. Durch den großen Bann geächtet, ging er in Rom barfuß mit einem Strick um den Hals vor Innozenz zu Boden, worauf er wieder Bischof von Würzburg wurde, der ahnungslose Philipp ihn aber für seine Dienste weiter beschenkt, u. a. noch am 8. September 1201 mit Burg Steineck an der Saale. Staufertreue Quellen bezichtigen ihn der Rebellion gegen das Reich, womit die Befestigung des Würzburger Marienbergs zusammenhängen soll, werfen ihm auch Verschleuderung des Kirchenbesitzes «auf vielfältige Weise» vor (Otto von St. Blasien). Wie der Gottesmann denn noch das Würzburger Kapitel – dessen Minderheit ihn der Eiderpressung, Simonie und Vergeudung von Kirchengut angeklagt – eidlich verpflichtet hatte, nach seinem Tod seiner Verwandtschaft 2000 Mark zu zahlen.

Als Philipp im Spätherbst 1202 nach Würzburg kam, trug man ihm nur «die abgeschlagene Hand und die blutigen Kleider» des Prälaten entgegen – ein Mord, dem König sicher erwünscht, aber kaum von ihm verschuldet, geduldet, wie jedoch zeitgenössische

Chronisten behaupten. Die eigenen Bistumsministerialen, darunter Heinrich und Bodo von Ravensburg, Geschwisterkinder Heinrichs von Kalden, hatten den Oberhirten am Abend des 3. Dezember umgebracht, nicht der einzige Würzburger Bischofsmord. (Bis ins frühe 19. Jahrhundert stand deshalb im Bruderhof, südlich des Doms, auf hoher Säule ein «ewiges Erinnerungslicht».)[19]

Natürlich band die ottonische Partei jetzt auch Fürsten an sich.

Den Vater des späteren Gegenkönigs Heinrich Raspe, zum Beispiel, den Landgrafen Hermann I. von Thüringen, der allerdings nicht weniger als dreimal zu Otto überwechselte, jedesmal einen Fidelitätseid geleistet, Gelder, Geschenke von beiden Seiten kassiert, auch mehrfach Banndrohungen eingesteckt, 1211 aber wieder die Staufer unterstützt hat, ehe er – Erbauer der Wartburg, unter ihm ein Zentrum höfischer Dichtung – 1217 in geistiger Umnachtung starb. Doch gerade dieser exemplarische Pendler kam bei seinen skrupellosen Schaukelgeschäften zwar pekuniär auf seine Kosten, mußte indes wie wenige der Großen schwere territoriale Einbußen hinnehmen, ganz zu schweigen von den Verwüstungen seines Landes.

Auch Otakar I. Přemysl von Böhmen wurde für den Papst gewonnen. Ja, an ihm läßt sich, wie der Altmeister deutscher Kirchenhistorie, Theologe Albert Hauck, skizziert, die Schurkerei päpstlicher Diplomatie nur allzu deutlich demonstrieren, der Mißbrauch des Geistlichen zugunsten des Weltlichen, recht eigentlich das Agens der Kirchengeschichte.

1198 war Otakar durch Philipp von Schwaben zum König erhoben und mit der Mediatisierung des Prager Bistums belohnt worden. Ergo griff Innozenz im folgenden Jahr Otakars «Eheskandal» auf. Der Fürst hatte sich von seiner Gattin Adelaide von Meißen getrennt und Konstanze von Ungarn geheiratet. Das konnte Innozenz «guten Gewissens» (salva conscientia) nicht unverhandelt lassen. Als Otakar aber, vom Papst bearbeitet und mit Versprechungen gelockt, Ende 1202 zur Gegenpartei übertritt und sich von Otto am 24. August 1203 in Merseburg (noch einmal) krönen läßt, beruhigt sich das Gewissen des Heiligen Vaters wieder, um erst im Herbst 1204 erneut aufzuschrecken, als der riskant agierende König erneut

die Seite gewechselt, weil man ihm nicht alle Wünsche erfüllt hatte. Dann freilich, abermals für Innozenz gewonnen, erlaubt es dessen Gewissen, dem Böhmen die Aufhebung der Exkommunikation anzubieten. Doch als er 1210 von Otto abfallen sollte, schlug Innozenz' Gewissen wieder, und auch der Prozeß kam wieder ins Rollen.[30]

Der Papst konnte sich bald nach Beginn des neuen Jahrhunderts seinem Ziel nahe sehen, ja als Sieger fühlen, stand Otto doch 1203 auf dem Höhepunkt seiner Macht. In Staub und Asche, schrieb er später an Innozenz, hätte sein Königtum sich aufgelöst, «wenn nicht Eure Hand oder vielmehr die Autorität des apostolischen Stuhles die Wagschale zu meinen Gunsten gesenkt hätte».

Das war nicht zuviel gesagt.

Die Verbündeten des Römers hielten Philipp mit trügerischen Verhandlungen, zuletzt in Eger, bis zum Frühjahr 1203 hin, um die große Welfenheerfahrt optimal vorzubereiten. Kardinallegat Guido von Präneste hatte zuvor die Böhmen zum Krieg begeistert, der Heilige Vater selbst um Verstärkung ihrer Soldateska bei König Emmerich von Ungarn gebeten. Schließlich rückten gegen den im Mai in Thüringen, in das zentrale, für beide Parteien gleich wichtige Land, mit etwa 2000 Rittern und Tausenden von Bogenschützen eingefallenen und es furchtbar verheerenden Philipp vor: die Welfen von Norden, die «Ungheren, Valewen unte Behemen», der Böhmenkönig und sein Bruder Markgraf Heinrich von Mähren, vom Süden her, angeblich, sehr übertrieben, mit 40000, ja 60000 Mann, jedenfalls ungeheuere Scharen, die Otto die Überlegenheit sicherten, und vor denen Philipp und der ihm besonders beistehende Erzbischof von Mainz flohen, noch bevor Otto IV. «und mit im Guido dher cardinal» (Braunschweigische Reimchronik), auf dem Kriegsschauplatz erschienen.

Sechzehn Klöster und 350 Pfarreien sollen von den – doch seit langem gut katholischen – Böhmen samt Hilfsvölkern in Thüringen vernichtet, die Kirchen geplündert, die Soutanen der Priester als Bekleidung der Invasoren, die Altartücher als Pferdedecken verwendet, die Frauen zu eindeutigen Zwecken an den Steigbügeln mit fortgeschleift, die Greuel aber noch über das übliche Christenmaß

hinausgegangen sein; während die Räuber auf dem Rückweg, in ihrer unersättlichen Gier zu plündern, sich zersplitterten und so, beinah bequem, oft noch geschlachtet worden sind. Otto IV. aber hatte den Gipfel seines Triumphes erklommen, das Territorium, wo man ihn als König anerkannte, sich fast verdoppelt.[31]

Doch da schlug die Geschichte wieder um.

Dieselben Fürsten, die gerade zu Otto übergelaufen waren, fielen schon 1204 – als man erneut in Thüringen aufeinandertraf, jetzt aber der Böhme ohne Schlacht sich heimlich aus dem Staub machte – wieder von ihm ab. Darunter der Thüringer Landgraf; dann König Otakar, dem Philipp nachzog, bis er Geiseln und 7000 Pfund Silber lieferte; ja, allen voran, buchstäblich als erster, Ottos eigener älterer Bruder, Pfalzgraf Heinrich, was ihm u. a. die rheinische Pfalzgrafschaft zurückbrachte. Abtrünnig wurden auch die Bischöfe von Lüttich, Münster, Osnabrück, Straßburg, und ganze Kohorten niederrheinischer sowie westfälischer Grafen und Edler wechselten die Front. Hatten sie zuerst den Welfen gemolken, so jetzt den wohlhabenden Staufer.

Denn ihnen allen ging es natürlich einzig und allein um Macht, Geld, ihren persönlichen Nutzen; selbstverständlich auch dem jetzt gleichfalls mit seiner ganzen gewichtigen Verwandtschaft überlaufenden Erzbischof Adolf von Köln. Er krönte den Staufer – der ihm u. a., wie es heißt, 5000 oder gar 9000 Mark gezahlt – nach dessen Neuwahl am 6. Januar 1205 in Aachen an derselben Stelle, wo er schon dem Welfen, der ihm seine Königswahl vor allem verdankte, die Krone aufgesetzt, weshalb er sich nun auch den besonderen Haß des Papstes zuzog. Innozenz bannte und setzte ihn ab.

In Köln allerdings, wo zwischen 1131 und 1261 die rivalisierenden rheinischen Adelsgeschlechter Berg und Are-Hochstaden die Bischöfe stellten (bis 1297 nicht weniger als 11 von 17 Erzbischöfen), konnte sich der Ende Juli 1205 zum neuen Erzbischof erhobene Welfenanhänger Bruno IV. von Sayn gegen seinen Vorgänger nicht behaupten. Es kam zu einem ersten, viele Jahre dauernden Schisma, zu hitzigen Kämpfen auf beiden Seiten, wobei Kirchen geplündert, angezündet, in Burgen verwandelt, Priester, Mönche und Nonnen verjagt, gefangen, mißhandelt worden sind. Überall

brandschatzte man, ganze Dörfer gingen in Flammen auf. Im September 1205 zog Philipp gegen Köln mit einem Heer, in dem sich auch Erzbischof Adolf befand, während in der Stadt Gegenerzbischof Bruno von Sayn auf Ottos Seite focht. Der Welfenbischof, der außer einem großen Kontingent Fußvolk allein 600 Ritter aufbot, war beim Nahen Philipps gerade von einem Feldzug gegen den Grafen von Geldern zurückgekehrt. Der Staufer berannte die Stadt Anfang Oktober fünf Tage lang, Otto wurde bei einem Ausfall schwer verwundet, Köln aber gehalten. Im Nordosten fiel im Juni 1206 durch Ottos Reichstruchseß Gunzelin von Wolfenbüttel im Handstreich Goslar, wobei auch «dha mordes vil gescach» (Braunschweiger Reimchronik) und der Ort samt seinen Kirchen acht Tage lang ausgeraubt worden ist.[32]

Mehr und mehr Fürsten, Adelige, Prälaten schlossen sich nun Philipp an. Die Reichsministerialität ergriff seine Partei, womit ihm auch die von ihr betreuten Reichsgüter zufielen. Die Mächtigsten erstrebten sogar eine Familienbindung mit ihm. Die mühevoll aufgestellte welfische Front zerbrach. Und da auch das Volk gegen den Papst stand, dessen Günstling Otto überdies auf Philipps fünfter Heerfahrt zum Niederrhein am 27. Juli 1206 bei Wassenberg westlich von Köln entscheidend geschlagen wurde und nach Braunschweig floh, da ferner auch der Kölner Gegenbischof Bruno in einem Versteck gefangen, gleich in Ketten gelegt und monatelang auf dem Trifels festgehalten, der Friede in Deutschland weitgehend wiederhergestellt wurde, begann der Papst, in die Enge getrieben, widerwillig genug, einzulenken, die Hand von seinem Schützling zu ziehen und mit dem Staufer zu verhandeln.

Innozenz nannte jetzt zwar Philipp noch nicht «König», nannte aber auch Otto nicht mehr so, nannte beide «den einen Fürsten» und «den anderen». Doch schrieb er bald in völlig verwandeltem Tonfall an den bislang so vermaledeiten Staufer, dessen Lösung vom Bann im August 1207 in Worms erfolgte. In seinem ersten Brief an Philipp gratulierte ihm Innozenz am 1. November 1207 zu seiner Wiederaufnahme in den Schoß von Mutter Kirche und versprach, an der Erhöhung seiner Ehre mitzuwirken – soweit irgend möglich («Quantum cum Deo possumus»), wie er sich elastisch absicherte.

Aber schließlich hatte er kein Bedenken mehr gegen Philipps Königtum. Und zuletzt gestand er ihm sogar im Fall einer Romfahrt die Kaiserkrönung zu. Sein Rückzug war total.[33]

Königsmord im Bamberger Bischofspalast oder Bischof Ekbert «auf der Höhe seiner Zeit»

Doch in diesem Augenblick, da die vollständige Niederlage des Papstes bevorstand, da Philipp auch schon als römischer König auftrat, da er zu einem letzten Schlag gegen den Welfen in Braunschweig ausholte, da er, wie es heißt, 30 000 Mark in seiner Kriegskasse hatte, im ganzen Reich gewaltig rüstete, auch bereits Truppen sammelte und mit ihnen auf Bamberg zumarschierte, während im Norden Erzbischof Waldemar von Bremen mit seiner Soldateska lauerte, ungeheure Massen aus Böhmen schon herzogen sowie die berüchtigten Hilfskontingente wieder des Königs von Ungarn (S. 72), ja, in diesem Augenblick, da einem Ratzeburger Priester ein Traumgesicht verkündete: «Im Jahre 1208 wird das Ende kommen», da kam es, da starb König Philipp. Am 21. Juni 1208 erstach ihn Otto von Wittelsbach, Pfalzgraf von Bayern – «gefährlich und als Mörder vieler Vornehmer durch Klage und Urteil offenkundig» (Marbacher Annalen). Und im folgendem Jahr wird dieser selbst auf der Flucht bei Regensburg von Reichsmarschall Heinrich von Kalden erschlagen.

Mit dem schäbigen Attentat, nach Albert Hauck «die schlimmste Untat, welche die deutsche Geschichte kennt», nach Gregorovius eines «ihrer am meisten tragischen Ereignisse», erlosch die Stauferdynastie in Deutschland und begannen länger als ein Jahrhundert dauernde Kämpfe zwischen den Päpsten und dem Reich.

Die Tötung Philipps war, wie allgemein angenommen, eine Privatrache wegen der Lösung des Verlöbnisses seiner Tochter Beatrix mit dem Pfalzgrafen Otto. Doch, darf man fragen, können denn bei einer Privatrache nicht auch politische Interessen mitspielen? Im

Hintergrund stehen? Ist eine Privatrache nicht schlechthin ideal, um ganz andere Motive zu kaschieren?

Das Verbrechen geschah nach einer Fürstenhochzeit in Bamberg, wo der König erst 1201 mit den Bischöfen die Gebeine der hl. Kunigunde gehoben, bereits «durch viele Wunder berühmt» (Marbacher Annalen; vgl. VI 67 ff.!). Aber das Heilige und Kriminelle sind in der Geschichte, zumal der des Mittelalters, äußerst häufig ineinander verwoben, wenn nicht identisch.

Der Mord, der erste Königsmord seit Bestehen des Deutschen Reiches, geschah am Hof des Ortsbischofs Ekbert (1203–1237), dessen Bruder, Herzog Otto von Meranien, dort Hochzeit gefeiert, geschah inmitten des Bischofspalastes, wo der König, dem man eine Ader geöffnet, «an einem besonderen Ort» ruhte, während sein Heer vor der Stadt lagerte. Nur der Truchseß Heinrich von Waldburg war bei ihm und der Bischof von Speyer, Konrad I. von Scharfenberg, als der Wittelsbacher klopfte, der König ihn «more consueto» hereinkommen ließ, dann jener, wie im Spaß, das Schwert zog, hatte er ja Philipp schon mehrmals durch derlei ergötzt. Nun aber verbat sich dieser das Spiel, doch der Wittelsbacher rief: «Jetzt soll es auch kein Spiel sein!», stürzte zu dem ruhenden König, durchbohrte ihn am Hals und floh sofort. Der dazwischengesprungene Truchseß war am Kinn schwer verwundet worden, Oberhirte Konrad aber, von Philipp anno 1200 auf den Speyerer Stuhl, 1208 zu seinem Kanzler erhoben, hatte sich rasch verkrochen – und wurde nach der Liquidierung des Staufers Kanzler des Welfen.

Was Bischof Ekbert betrifft, war er zwar durch Innozenz wegen Förderung Philipps suspendiert, im Sommer 1206, zwei Jahre vor der Meucheltat, jedoch mit dem Pallium ausgezeichnet worden; ein Mann, von dem man nicht nur meinte: «Die Spuren seines geistlichen Wirkens sind gering» (Wendehorst), sondern von dem der Geschichtsschreiber des Bistums Bamberg auch betont: «Ohne Zweifel hatte er öfter und lieber als das Kreuz das Schwert in die Hand genommen und mit einer Gewandtheit geführt, der mächtigere Reichsfürsten nicht gewachsen waren» (Looshorn).

War Ekbert in den Mordplan eingeweiht? Mancher bezweifelt's oder schließt es gar aus. Selbst nach dem Lexikon für Theologie und

Kirche (1995) aber wird dem Bamberger Bischof, ebenso seinem Bruder Heinrich, dem Markgrafen von Istrien, die Mitwisserschaft «wohl zu Recht zur Last gelegt». Beide, so auch das Lexikon des Mittelalters, «galten als Mitwisser». Und bezeichnenderweise stellte sich der Bischof keinem Strafverfahren. Zusammen mit Heinrich, nach Otto von St. Blasien sogar Anstifter des Verbrechens, floh er, geächtet und seines Amtes enthoben, nach Ungarn an den Hof König Andreas' II. (1205–1235), des ebenso kriegerischen wie kirchenergebenen Schwagers der beiden.

Erst drei Jahre später, 1211, konnte Ekbert, gestützt von – dem angeblich durch den Mord tiefbetrübten – Innozenz, nach Bamberg zurück. Nach einem päpstlichen «Gericht» sofort restituiert, wird er Hofkanzler Ottos IV. – bis er zu dem siegreichen Staufer Friedrich übertritt. Der hochsuspekte Seelenhirt erbaute den Bamberger Dom, wie er noch heute steht, nahm 1236 an der Erhebung der Gebeine seiner im Jahr zuvor heiliggesprochenen Nichte, Elisabeths von Thüringen, teil und starb kurz darauf selig im Herrn. Er beschloß, schreibt Looshorn, der Bistumshistoriker, anzüglich, «ein romantisches Bischofsleben», pfäffisch zynisch fragend, ob er etwa «nicht auf der Höhe seiner Zeit stand oder zu ihren schlimmeren Kindern gehörte?».[34]

Der Tod des Königs entfachte Fehden und Aufruhr rundum. Weniger als je hielt man sich an Recht und Gesetz. In Verdun schlugen sich die Bürger mit dem Klerus in Straßenkämpfen, wobei Bischof Albert am 25. Juli umkam. Viele Adlige, Graf Hugo von Montfort, sein Bruder Rudolf, Pfalzgraf von Tübingen, Graf Egeno von Urach, zahlreiche Barone und Ritter, wurden Wegelagerer, Straßenräuber – was sie im Grunde schon immer waren. Gerade königliche Städte wurden jetzt heimgesucht, niedergebrannt, gerade königliche Besitzungen die Beute der Angrenzer, und niemand trat für die unmittelbaren Erben ein, für Königin Maria, die «Taube ohne Galle», die schon am 27. August an einer Frühgeburt starb, für Philipps vier voll erbberechtigte Töchter.

Waren aber zuvor die Großen immer mehr zu Philipp übergegangen, wechselten sie nach seinem Tod fast augenblicklich wieder die Partei. Allen voran die Kirchenfürsten, darunter Philipps enger Ver-

trauter, der Bischof von Speyer, Konrad von Scharfenberg (S. 76!). Oder, gleichfalls einer der eifrigsten Staufergenossen, Bischof Konrad von Halberstadt, dem Otto für sein promptes Überlaufen 800 Mark bezahlte. Über lief sogar, dafür vom Papst besonders belobt, der eigentliche Führer der staufischen Sache im Nordosten, Erzbischof Albrecht von Magdeburg. Und auch dieser wurde von Otto mit einer stattlichen Summe belohnt (wenn auch, wie andere, angesichts der durch Krieg und Rüstung erschöpften königlichen Kasse, nur aus Verschreibungen für die Zukunft). Hat Otto doch noch die erzbischöflichen Brüder, die Grafen Heinrich und Günther von Käfernburg, mit 1000 Mark bedankt, nebst Stadt Saalfeld zum Pfand. Selbst Äbte bekamen für ihren Wechsel Gratifikationen, Abt Heribert von Wenden Zinserlaß, Abt Widukind von Corvey den Reichswald Solling. Man erkaufte, man verkaufte sich, die ständige Skrupellosigkeit brachte Geld. Walther beklagt den anpasserischen Adelsmarkt. «Dâ hin dâ her wart nie so wert in allen tiutschen landen: swer nû dâ hin dâ her niht kan, derst an dem spil betrogen. künege wâren ê die niht dâ hin dâ her bekanden: nust si der list wol kemen an, inwerhes umben bogen. ez heten hie bevor die grôzen fürsten niht gelogen diu liute noch diu lant: nu ist in meistic allen dâ hin dâ her bekant.»

Es begann geradezu ein Wettlauf um Ottos Gunst. «Von allen Ecken und Enden des Reiches zogen Boten auf Braunschweig zu, mit Versicherungen der Ergebenheit und Dienstwilligkeit ihrer Herren ...» (Winkelmann). Kurz, weitaus die meisten unterstützten jetzt wieder den Welfen und riefen ihn auf dem Hoftag zu Frankfurt am 11. November 1208 nochmals zum römischen König aus. Bald darauf verlobte sich, von Innozenz mehrfach angeraten, der fast Siebenunddreißigjährige mit der allenfalls elfjährigen Beatrix, einer Tochter des getöteten Staufers – «und alle Eigengüter, Burgen, Städte und Ortschaften, die lange zuvor die göttlichen Kaiser Friedrich und Heinrich mit großen Ausgaben und unendlichen Geldern zusammengetragen hatten, gingen in seine Verfügungsgewalt über; auch erhielt er die Gunst aller Fürsten und besonders der Schwaben zusammen mit den Regalien und der Burg Trifels» (Marbacher Annalen).

Die Ermordung Philipps nutzte nicht nur seinem Rivalen, sondern förderte auch die päpstlichen Ambitionen auf die Herrschaft im Reich. Und dies um so mehr, als sich Otto devot weiter zu Innozenz als König «von des Papstes Gnaden» bekannte und ihm alles zu verdanken gestand. Der Heilige Vater aber, der den Mord, zumindest nach außen, verabscheute, sosehr er ihm gelegen kam und so erleichtert er nun war, erkannte in der Untat auch gleich ein klares «Gottesgericht», wodurch die Zwietracht in Deutschland beseitigt sei. Sofort beglückwünschte er Otto, beteuerte ihm wieder seine Zuneigung, nannte ihn «teuerster Sohn», «den Mann nach seinem Herzen», signalisierte ihm seine nahe Erhebung auf den Kaiserthron – und gab ihm, argwöhnisch, wie er war, in dem Bischof Johann von Kamerijk einen Aufpasser.[35]

Otto erneuerte gegen Ende März 1209 in Speyer die Neußer Kapitulation von 1201 (S. 53), erneuerte Verzichte auf diverse kirchliche Rechte des Königs in Deutschland, erneuerte den Verzicht auf die Mathildischen Güter, auf das Herzogtum Spoleto, die Mark Ancona, freilich ohne Zustimmung der deutschen Fürsten. Und sicherte seine Hilfe zur Ausrottung der «Ketzer» zu.

Kaum aber standen beide Herren 1209 auf Ottos Romzug – die letzte Italienfahrt eines deutschen Königs lag dreizehn Jahre zurück – in Viterbo erstmals einander gegenüber, änderte sich das Bild. Zwar empfing Innozenz seinen Schützling noch mit biblischem Zungenschlag: «Da ist mein liebster Sohn, an dir hat meine Seele Wohlgefallen», umarmte ihn gar väterlich, während, so die «Braunschweigische Reimchronik», «sin munt im eyn vruntlich kussen gaph ...». Doch als man zu den Geschäften kam, war es mit dem guten Einvernehmen vorbei.

Otto wollte nicht mehr halten, was er versprochen. Er wollte nicht Bedingungen vor der Kaiserkrönung unterschreiben, wollte erst danach verhandeln. Da die deutschen Großen seinen Versicherungen nicht zugestimmt hätten, seien diese ohnehin nicht rechtsverbindlich. Er spielte einen Eid gegen den andern aus, beanspruchte Orte wie Montefiascone und das vielumstrittene Viterbo. Eine Urkunde war für ihn jetzt bloß Papier, der Papst könne sie im Kasten behalten. Er lachte und verachtete den gierigen

Oberhirten wohl zutiefst, der für die Kaiserkrone möglichst viel erraffen, der Gegengaben wollte, obschon die Krönung doch «gratis» sei.

Angesichts der geeinten Fürsten, der überlegenen deutschen Waffen, zuckte Innozenz zurück und krönte den Welfen am 4. Oktober 1209 in St. Peter zum Kaiser. Rom selbst betrat Otto, gleich den meisten deutschen Imperatoren, gar nicht. Und bereits am nächsten Tag mußte er, ein offenbarer Schimpf, auf päpstliche Weisung das römische Gebiet verlassen, nicht ohne daß es beim Auszug, wie schon beim Einzug, zur üblichen «Krönungsschlacht» mit blutigen Verlusten auf beiden Seiten kam. Papst und Kaiser sahen einander nie wieder.[36]

Die Differenzen, um es schonend zu sagen, wurden zwischen den Häuptern der Christenheit im 13. Jahrhundert immer größer. Um so erstaunlicher, als gerade die Zeit der Kreuzzüge, in die wir jetzt immer mehr geraten, welt- und kirchenpolitisch gesehen, doch so besonders glücklich war, geradezu die «Blütezeit religiösen Lebens und kirchlicher Gesinnung», wie Theologe Bernhard Ridder, einst Generalpräses des internationalen Kolpingwerkes, mit Imprimatur und in Übereinstimmung mit ungezählten christlichen Forschern betont. War ja überhaupt «für die gesamte Kreuzzugsbewegung eine besondere religiöse Wärme und liebevolle kirchliche Gesinnung und Begeisterung in der Gesamthaltung des abendländischen Volkes die unbedingt notwendige Voraussetzung».

Dabei verschweigt der Katholik keinesfalls, daß «bei einzelnen» Kreuzzugsteilnehmern «auch unedle Motive ... mitgespielt haben», aber selbstverständlich – «wie bei allen menschlichen Massenunternehmungen». Man denke nur an die Hitler-, die Stalinära, nach der und in der Ridder seine dreibändige «Geschichte der katholischen Kirche» schrieb. Nein, «unedle Motive» bei «einzelnen», das ging unter in der allgemeinen tiefen religiösen Begeisterung. Denn, belehrt uns der Autor: «Die religiöse Liebe und Begeisterung will Taten der Liebe setzen, möchte Orte schauen, die durch die Gegenwart des Heilandes geheiligt wurden, möchte andachtsvoll den Boden küssen, der mit dem kostbaren Erlöserblut benetzt wurde, möchte liebevoll den Kalvarienfelsen umarmen, möchte aus dank-

erfülltem Herzen beten in der Grabeshöhle, in welcher einst himmlische Boten den staunenden Frauen die Worte zuriefen: ‹Er ist auferstanden, er ist nicht hier!›»

Ebendieses Gefühles freilich, «er ist nicht hier», kann man sich gerade auch bei der Betrachtung des 13. Jahrhunderts nicht erwehren, wo es, nach der «klassischen» Zählung, vier weitere Kreuzzüge gab, den Vierten, Fünften, Sechsten, Siebten Kreuzzug, doch auch «bewaffnete Wallfahrten» bisher ganz unbekannter Art.[37]

3. KAPITEL

«DAS GROSSARTIGSTE EPOS» KREUZZUG ALLER ORTEN. DER VIERTE KREUZZUG (1202–1204). KREUZZÜGE IN SPANIEN. DER KINDERKREUZZUG (1212)

«Innozenz III. schließlich hat den Kreuzzugsgedanken in Kriegen gegen alle möglichen Feinde verwendet. Seit Beginn seines Pontifikats bemühte er sich um einen neuen Kreuzzug in den Orient. Den Kreuzzugsablaß versprach er für den Kampf gegen Markward von Annweiler, der die päpstlichen Rechte in Sizilien bedrohte, und für die Bekämpfung der häretischen Albigenser. Die Eroberung des christlichen Konstantinopel durch das Heer des vierten Kreuzzugs hat er nachträglich gebilligt, den Heidenkrieg auf der Iberischen Halbinsel als Kreuzzug gewertet, und er hat erlaubt, ein Kreuzzugsgelübde in Kämpfen in Livland zu erfüllen. Kurz: Kreuzzug aller Orten.» Ernst Dieter Hehl[1]

Unrat auf religiösem Duft?

Im 13. Jahrhundert begann die große Zeit der Kreuzzüge von Christen gegen Christen: gegen griechische Christen (1203/1204), gegen die Albigenser (1209/1229), gegen Serben (1227/1234), gegen die Stedinger Bauern (1234). Auch gab es vordem schon kleinere Züge gegen Christen, etwa beim Wendenkreuzzug 1147 (V 476 ff.), als man vor allem die slawischen Vororte Dobin, Demmin, Stettin attackierte, Stettin aber schon christlich war. Und es versteht sich fast von selbst, daß es, gemäß der «Grundidee der Kreuzzüge», auch zu weiteren Kreuzzügen gegen die «Ungläubigen» kam, gegen «den Halbmond, der schmachvoll das Heiligste grundsätzlich entweihte und grausam die Christen bedrückte» (Kirchen-Lexikon oder Encyklopädie der katholischen Theologie).[2]

Hinter all dem stand das Papsttum als unermüdlich und unerbittlich kriegstreibende, als all diese Kriege intensiv befürwortende und nicht zuletzt auch entscheidend finanzierende Kraft.

Klerikale hören das nun nicht mehr gern. Doch noch das elfbändige Kirchen-Lexikon der katholischen Theologie (Mitte des 19. Jahrhunderts, so bescheiden demutsvoll das Titelblatt, «unter Mitwirkung der ausgezeichnetsten katholischen Gelehrten» verfaßt) schreibt ganz unbekümmert, prahlt geradezu: «Vergleichen wir die einzelnen Kreuzzüge unter sich nach ihrer leitenden Idee, Anlage und Ausführung, so finden wir, daß die Reinheit der frommen Begeisterung hauptsächlich im ersten waltet» (vgl. VI 380 ff.!), «daß bereits im zweiten diese Begeisterung sehr getrübt war ..., daß die Unglücksfälle immer lähmender, die Opfer immer schwerer, die Erfolge immer zweifelhafter wurden, und daß nur (!) die höhere

Macht der Kirche solche Schwierigkeiten besiegen und die geistloser und schwerfälliger werdende Masse immer wieder (!) in Bewegung setzen und so lange darin erhalten konnte.»

Die unentwegt zum heiligen Krieg hetzende Macht der Catholica, hier wird dieses Faktum von den «ausgezeichnetsten katholischen Gelehrten» nicht nur zugegeben, sondern gerühmt.

Ebenso stellt man, gleich auf der nächsten Seite, klar, wer das Geld für die Blutarbeit beigebracht, wer das Volk immer wieder und vielfältigst ausgebeutet hat. «Wer endlich schaffte die unermeßlichen materiellen Opfer zu diesem Werke? Wer anders, als die Kirche, welche den Opfergeist tausendfach erweckte, indem sie Zehnten, Gaben und Beisteuern aller Art zu beschaffen und so den allgemeinsten Antheil an dem verdienstlichen Werke zu vermitteln wußte, und das nicht allein mit ihrem liebevollen und feurigen Worte, sondern auch mit ihrer höheren Gewalt und thatkräftigem Beispiele. Denn was steuerte sie nicht bei, mit welcher Mühe betrieb sie den Einzug, mit welcher Sorgfalt für die Verwendung der Gelder! Die Beschuldigung des Eigennutzes ist so leer, daß sie von jedem besseren Historiker zurückgewiesen wird.»

Zu den besseren, wenn nicht besten Historikern zählen natürlich die ausgezeichnetsten katholischen Gelehrten, deren einer lang und breit die Vorteile der Kreuzzüge gegenüber all jenen beschwört, die scheinbar nichts Besseres zu tun haben, als «den eigenen Unrath auf den religiösen Duft der Kreuzzüge auszugießen ...».

Der religiöse Duft!

Zum Beispiel, erzählt man, vermieden diese Kreuzzüge «eine Art von Sclavenkrieg», einen sich schon vorbereitenden «gefährlichen Kampf». Sollte es doch «wieder (!) nur Herren und Knechte geben». Aber die gebenedeiten Kreuzzüge lenkten von der «Gewalt des Ritterthums» ab und gaben «dem Volke Freiheit»! Weiter beugten die Kreuzzüge «einer drohenden Massenarmuth» vor «und einem sich bildenden Proletariate» – ein Aspekt, der gewiß auch und gerade im 20., im 21. Jahrhundert noch eine weltpolitische Rolle spielt und spielen wird, eine vernichtende Rolle. Und sehen die prominenten Kirchenlichter in diesen heiligen Kriegen auch «mit Wehmuth so viele Abendländer, Männer und Weiber, Kinder

und Greise» ins Gras beißen, in den Wüstensand, ins Meer, wohin immer, «so tröstet uns der Gedanke, daß sie wohl noch unglücklicher an Leib und Seele dahin schmachtend, in der Heimath langsam aufgerieben worden wären». In der Heimat? In der doch weithin rechtgläubigen, ganz vom Christentum durchdrungenen, ganz vom Klerus samt profanen Busenfreunden beherrschten westlichen Welt?

Seltsam, wirklich. Doch erstaunt es die zelebren katholischen Experten nicht. Vielmehr müssen sie anerkennen, daß diese Christenmassen, wie es demagogisch und mit wahrhaft pfaffendickem Zynismus heißt, «doch noch für eine würdige Sache der Begeisterung fähig waren, und daß das angezündete Feuer das dürre Holz verzehren mußte, bevor es faulend das gesunde ansteckte oder das frisch nachwachsende aufhielt». Und so endet der Kreuzzugserguß im Standardwerk der ausgezeichnetsten katholischen Gelehrten: «Das großartigste Epos mit einer Unzahl von Episoden aller Art hat Europa in den Kreuzzügen aufzuweisen ...»[3]

Gerade Innozenz III. aber trieb nicht nur von Anfang an und durch sein ganzes Pontifikat zu Kreuzzügen in allen Himmelsrichtungen, sondern er fügte den Kreuzzugsgedanken auch ungewöhnlich klar und prägnant «in das offizielle kirchliche Lehr- und Denkgebäude ein» (Riley-Smith). Er beanspruchte nicht nur, wie üblich, die Ausschreibung, den eigentlichen Aufruf zum Krieg, sondern auch dessen Gesamtleitung. Er wollte alles in exorbitanter Machtsucht in der Hand haben und, konkret gesehn, das Heidentum des Nordostens ausradieren, die «Ketzerei» in Südfrankreich, den Islam in Spanien, und wollte vor allem das lateinische Königreich Jerusalem wiedererrichten, 1187 zusammengebrochen, 1192 bloß sehr dürftig wiedererstellt. Doch erzielte der stolze Papst mit all seinen Kreuzzügen «nur Schein- oder Mißerfolge» (H.E. Mayer).[4]

Vorspiel für Konstantinopel: Das christliche Zadar wird zerstört

Innozenz war kaum im Amt, so rief er, noch im August 1198, zu einem neuen großen Kreuzzug auf – das Mittelalter verwandte diesen Begriff selten und erst jetzt, seit dem 13./14. Jahrhundert –, zur Befreiung des Heiligen Landes, zur Vertreibung der «Ungläubigen». Es war der sogenannte Vierte Kreuzzug (1202–1204), für den Papst geradezu «eine Sache des Herzens» (Katholik Seppelt). Wobei er sich noch «ungleich stärker als seine Vorgänger engagiert» (Maleczek). Noch stärker etwa als der Papst des schauderhaften Jerusalem-Massakers, der selige Urban II. (VI 380 ff.!), mit seinem «Heer Gottes» (exercitus Dei) – «Verum et vere pro nobis pugnat Deus», jubelt sein Legat und Stellvertreter seinerzeit, Bischof Ademar von Le Puy. Noch stärker engagiert auch als Urbans Nachfolger Paschalis II., der von den blutgeweihten Händen der Sieger schwärmt, der diese «Pilger»-Bewegung so warm begrüßt und das Unternehmen eines der berüchtigten Führer des Ersten Kreuzzugs (VI 372 ff.), Bohemunds I. von Antiochien, von ihm selbst offen eine Expedition gegen Byzanz genannt, gegen das christliche Kaiserreich, als Kreuzzug – segnet.

Weiter ausgedehnt wird die hehre Idee durch Innozenz II. Verheißt er 1135 doch allen, die zur «Befreiung der Kirche» seinen Gegenpapst Anaklet II. nebst dessen Verbündeten, König Roger II. von Sizilien, bekriegen würden, den gleichen Ablaß, den einst Urban II. jenen gewährt hatte, «die nach Jerusalem zur Befreiung der Christen» geeilt waren.

1145 ruft Eugen III. zu einem neuen Kreuzzug auf, wertet aber auch die Heidenkriege in allen Himmelsrichtungen, im Heiligen Land nicht nur, auch in Spanien und östlich der Elbe, als Kreuzzüge. Auf göttlichen Ratschluß, verkündet er, sei es an allen Fronten zum Kampf gekommen. Überall, selbst im Osten des Deutschen Reiches, lag schon wenige Jahre nach dem Ersten Kreuzzug: «unser Jerusalem» (Hierusalem nostra).

Innozenz III. nun bediente sich bei seinen äußerst aufrüttelnden Kriegstreibereien u. a. des Kardinallegaten Peter Capuano und be-

sonders des zungenfertigen Bußpredigers Fulko von Neuilly. Im Gefolge der zeitgenössischen Armutsbewegung («Nackt dem nackten Christus nach») mobilisierte Fulko mit flammenden Appellen sowohl die allzeit fanatisierbaren Massen, die «armen Kreuzfahrer», als auch zahlreiche «Arme» aus dem französischen Adel (zusammen mit den flämischen feudalen Hauptträgern dieses Krieges) und wurde dafür auch Seliger seiner Kirche (Fest 2. März); zumal der Herr durch ihn, wie ein führender Teilnehmer, Kreuzzugschronist Gottfried von Villehardouin, berichtet, «manches Wunder» wirkte.

Nicht genug – durch Kardinal Peter von Capua verkündet Innozenz einen generösen Ablaß: «Alle, die sich bekreuzigen und Gott ein Jahr lang im Heer dienen, sollen freigesprochen sein von allen Sünden, die sie begangen und gebeichtet haben.» Und auch dieser Schwindel bewegte, wie Villehardouin schreibt, das Herz der Menschen sehr, «und viele nahmen das Kreuz, um einen so großen Ablaß zu bekommen». Doch gewannen ihn selbst jene, die nicht auszogen, nicht mordeten, aber einen anderen für sich morden ließen und seine Ausrüstung wie seinen Unterhalt bezahlten.[5]

An der Spitze des von Innozenz proklamierten und überall im Abendland organisierten Vierten Kreuzzuges, der sein Ziel voll verfehlte, dafür ein anderes voll traf, stand kein König, sondern eine Reihe namhafter Grafen: Theobald von Champagne, Ludwig von Blois, Simon von Montfort, Balduin IX. von Flandern, Bonifaz von Montferrat oder eben Gottfried von Villehardouin, Marschall der Champagne, der offiziöse Kreuzzugsreporter. Natürlich mangelte es auch nicht an Bischöfen und Äbten, an niederem Adel. In Deutschland, wo man mit Walther von der Vogelweide fürchtete, es möchte «das deutsche Silber in welsche Schreine fahren», war der Erfolg geringer. Doch auch in Frankreich fehlten nicht skeptische, von den Predigern wiederholt beklagte Stimmen profaner Provenienz.

Die Könige wollte der Papst gar nicht haben, sie hätten seinen Anteil nur verdunkeln können. Er schrieb sie überhaupt nicht an. Sie sollten zugunsten seines Krieges einfach Frieden halten. Dagegen wandte er sich an die Seestädte Italiens, deren Flotten er brauchte; denn nur zur See wollte man fahren.

Das Angriffsziel war zunächst, aus strategischen Gründen, Ägyp-

ten, was man, in einem geheimen Zusatzabkommen beschlossen, den Kreuzfahrern aber verheimlichte. Als verwundbarste Stelle des Feindes, als Kornkammer und Zentrum seiner Macht hatte man Ägypten schon auf dem Ersten Kreuzzug in Erwägung gezogen. Da man jedoch nach den Erfahrungen Barbarossas die Strapazen des Landwegs fürchtete, lockte Innozenz besonders die heimischen Seestädte, von denen freilich Pisa und Genua, beide gut christlich, selbst im Kampf lagen und darum ausfielen.

So erkaufte er die Überfahrt von dem venezianischen Dogen Enrico Dandolo (1192–1205), dem wohl durchtriebensten Politiker seiner Zeit, ja, so Heinrich Kretschmayr in seiner dreibändigen Geschichte Venedigs, einem «der seltsamsten Phänomene der Geschichte»; selbst der Papst konnte ihm nicht das Wasser reichen. Für 4500 Ritter mit ihren Pferden, 9000 Knappen und 20000 Fußsoldaten vereinbarte man eine Taxe von 85000 Mark Silber. Doch obwohl die Summe, für ein, wie sich herausstellte, sehr überhöhtes Kontingent, in vier Raten zu begleichen war, vermochte man sie nicht ganz zu zahlen, zumal die Venezianer, die mit 50 Kriegsschiffen – gegen die halbe Kriegsbeute – auch aktiv am Kampf teilnehmen sollten, keinen Schuldennachlaß gewährten.

Nun hatte der fast blinde, über neunzigjährige, jeder Kreuzzugsschwärmerei ferne, rücksichtslos kalkulierende, weit vorausschauende Doge – wahrscheinlich ein Neffe des aus dem Investiturstreit bekannten gleichnamigen Patriarchen von Grado – auf der Kanzel der Markuskirche zwar gebeten, das Kreuz nehmen zu dürfen, «um euch zu behüten und zu unterweisen». Denn er wollte, wiewohl schon schwach, auch selbst dabeisein bei einem Unternehmen, in dem noch andere Köpfe der Familie steckten: sein Sohn Renier, der stellvertretende Regierungschef, und ein weiterer Dandolo, Vitale, Kommandant der eigens gestellten venezianischen Schlachtflotte. Doch nicht um Gotteslohn ging es ihm, sondern, in der Tradition aller italienischen Seeabenteurer, um die Hegemonie im mediterranen Orient, um Ausweitung der Geschäfte, neue kommerzielle Operationen, um Brückenköpfe, Häfen, Handelsniederlassungen, Zollfreiheiten, kurz um Transporte, Prozente, Profit. Gerade deshalb aber konnte er auch keinen Krieg mit dem «ungläubigen» Ägypten

brauchen, einem seiner Haupthandelspartner beim Export wie Import. Und nicht von ungefähr hatte Enrico Dandolo dem ägyptischen Sultan bereits 1201 Sicherheit vor jeder Invasion garantiert.

So stiftete der Doge, wohl schon Weiteres in petto, jetzt die um 34000 Silbermark hochverschuldeten Ritter zunächst zur Erstürmung des 1186 von der Seerepublik abgefallenen Zadar (Zara) an. Die Stadt, Venedigs wichtigster Adriahafen an der dalmatinischen Küste, war seit 1154/1155 Erzbistum, dem Patriarchen von Grado unterstellt und derzeit vom katholischen Ungarn annektiert. Und obwohl dessen König selbst das Kreuz genommen und die Zaresen – für den Dogen freilich nur Seeräuber und Mörder, an denen er sich rächen wollte – auf der Mauer Kruzifixe aufgestellt hatten, sprengten die Kreuzfahrer am 11. November die Hafenkette und eroberten am 24. November 1202, trotz heftigen Protestes in ihren eigenen Reihen, Zadar wieder für Venedig. Die Stadt wurde geplündert, auch jede Kirche ausgeraubt, ein Teil der Mauern, der Häuser niedergerissen, und fast eine Woche lang um die Beute gestritten: ein von den Geschichtsschreibern vielbeachtetes, wenn auch vergleichsweise bescheidenes, doch durchaus einstimmendes «Vorspiel» zur Eroberung Konstantinopels.

Der Papst exkommunizierte zwar die Aggressoren, hob aber den Bann über seine Streitmacht rasch wieder auf und beließ nur die Venezianer darin. Doch auch mit ihnen durften Franzosen und Deutsche frei verkehren, militärisch wie menschlich. Denn Innozenz gab natürlich seinen Kreuzzug wegen des Zwischenfalls nicht preis. Hat er doch bald sogar eine viel größere, eine welthistorische Schurkerei, Schlächterei freudig gebilligt.[6]

Byzantinische Geschichten und das Abendland

Wozu der kleine Seitensprung nach Zadar nämlich führte, das war ein Kreuzzug von Christen gegen Christen, war Krieg gegen die orthodoxe Christenheit – von fern freilich schon vorbereitet durch die

wachsenden Animositäten gegen das griechische Reich während des 12. Jahrhunderts, dem man unterstellte, die Kreuzzüge ins Heilige Land zu behindern. Tatsächlich blieb es «ein regelmäßiges Anliegen» des frommen Westens, den «Kreuzzug in den Orient mit einem Krieg gegen Byzanz zu verbinden» (Hehl). Andererseits gewann Ostrom durch die Kreuzzüge die Hälfte Kleinasiens zurück und «sah es nicht ungern, daß sich Islam und Westen in gegenseitigen Kämpfen abnutzten» (Bosl).

Einer der wichtigsten Betreiber des Zweiten Kreuzzuges hatte sich kaum nach dessen Scheitern darangemacht, einen neuen Krieg zu fördern: der hl. Kirchenlehrer Bernhard von Clairvaux; unterstützt von einem weiteren Heiligen, dem Abt Petrus Venerabilis von Cluny (einem Mann, der nicht nur heftig gegen Moslems und Juden stritt, sondern sogar mit dem Abt Pontius um den Besitz seines eigenen Klosters (vgl. S. 428), unterstützt endlich auch von Abt Suger von Saint-Denis, zeitweilig wichtigster Berater des französischen Königs Ludwig VI. und selbst so kriegserfahren, so kreuzzugsbegeistert, daß ihn nur sein Tod daran hinderte, eine eigene Kreuzfahrt anzutreten.

Auch die Päpste hatten nach dem Zweiten Kreuzzug immer wieder zu neuen Kreuzzügen aufgerufen, so 1157, 1165, 1166, 1169, wahrscheinlich auch 1173, 1181 und 1184, fanden aber nur geringes Echo. Und ein Jahrzehnt nach den Massakern des Dritten Kreuzzuges (VI 545 ff.) stand man vor dem Vierten – beiseite das Zwischenspiel der großangelegten und gut organisierten, doch scheiternden Kreuzfahrt Heinrichs VI. (S. 30 ff.), der ja, neben der Eroberung Jerusalems, auch schon die von Byzanz zum Ziel hatte.[7]

Und jetzt, nachdem die Pilger in Zadar überwintert, rückten sie gegen Konstantinopel an. Sie griffen – ein willkommener Vorwand – in der Hauptstadt zugunsten des byzantinischen Thronprätendenten Alexios (IV.) Angelos ein, Sohn des von seinem älteren Bruder Alexios III. gestürzten und geblendeten Kaisers Isaak II. Angelos – später wird der dritte Alexios noch einem weiteren Kaiser, seinem Schwiegersohn, die Augen ausreißen lassen (S. 95): ein probates Verfahren in christlichen Herrscherhäusern.

Vater und Sohn waren 1195 nach der Machtübernahme durch Alexios III. eingekerkert worden, einen Usurpator, mit dem Papst Innozenz – freilich vergeblich – jahrelang Kontakte pflog, dem er gleich zu Beginn seiner Thronbesteigung ein Schutz- und Trutzbündnis gegen das Deutsche Reich angeboten, allerdings nur unter der Bedingung, daß der Byzantiner sich der römischen Kirche unterwerfe und ein stattliches Heer zur Befreiung des Heiligen Landes schikke, wobei der Papst den Kaiser wiederholt bedrohte.

Doch 1201 gelang dem Prätendenten Alexios auf einem pisanischen Schiff die Flucht nach Rom zu Innozenz und später zu Philipp von Schwaben, dem Mann seiner Schwester Irene. Der Heilige Vater aber, der damals Otto IV. begünstigte, gab ausweichende, hinhaltende Antworten, verweigerte jedoch Philipps byzantinischem Schwager seinen Beistand und benutzte den Thronanwärter nur als Druckmittel gegen den amtierenden Kaiser Alexios, dem er die Kirchenunion, die Wiedervereinigung unter päpstlicher Führung, aufzwingen wollte. Er drohte mit der Förderung des Neffen und seines entthronten Bruders Isaak, stand aber zu dem Usurpator gegen den Prätendenten.

In Zadar versprach Prinz Alexios den Kreuzfahrern und Venezianern für die Gewinnung Konstantinopels vertraglich viel Geld, ferner die Wiedererrichtung der Kircheneinheit, das heißt die Unterstellung des Patriarchats von Konstantinopel unter papale Oberhoheit, sowie Hilfe in weiteren Kreuzzügen, 10 000 byzantinische Soldaten. Und im Mai 1203 kam es auf Korfu zu einem Abkommen.

Wenn sich dagegen auch heftiger Widerstand erhob, Simon de Montfort und der Abt von Les-Vaux-de-Cernay sogar empört abreisten, unter den Bischöfen und Äbten überwogen «allem Anschein nach die Anhänger des Projektes; den deutschen Herren und Geistlichen hatte König Philipp dessen Unterstützung noch besonders auf die Seele binden lassen» (Kretschmayr). Denn alles paßte nur zu gut zu der expansiven Orientpolitik des Westens, zur antibyzantinischen Kreuzzugsstimmung, zumal sich diese auch noch mit dem Eintreten für die rechtmäßige oströmische Dynastie tarnen und das Gros des Heeres anscheinend durch die gewaltige Anhäufung von

Reliquien und Reichtümern in Konstantinopel ködern ließ. Die schismatischen Griechen, sagte man, seien dieser Schätze, der reichsten Reliquienschätze der Welt, nicht mehr würdig. «Diese gewissenlosen und schlauen, geschäftstüchtigen Männer bearbeiteten Alexios ... und beschwatzten ihn, ihnen eidlich zuzusichern, was er unmöglich erfüllen konnte. Sie forderten ein Meer von Geld, und der kindische Tropf nickte dazu, sie forderten auch noch rhomäische Waffenhilfe und fünfzig dreirudrige Schiffe zum Kampf gegen die Sarazenen, und was noch ärger ... ist: Abfall vom Glauben und Annahme der lateinischen Lehrmeinungen, Erneuerung der Vorrechte des Papstes und Abschaffung und Umgestaltung alten rhomäischen Herkommens, und auch dazu verpflichtete er sich» (Niketas Choniates).

Tatsächlich segelte man im Mai 1203 in schöner Eintracht mit dem jungen Alexios an Bord über Durazzo und Korfu auf Konstantinopel zu und fuhr schließlich in das Marmarameer ein – «wie ein breiter Teppich», schreibt Geoffroy de Villehardouin, «bedeckte die Flotte den schmalen Arm des Meeres». Die Eroberung der Stadt am 17. Juli 1203, wobei Kaiser Alexios III. mit der Staatskasse floh, brachte den Prinzen Alexios IV. und seinem aus dem Kerker geholten Vater Isaak zwar wieder die Herrschaft (Krönung als Mitregent am 1. August 1203). Doch unter dem Druck der Bevölkerung verschlechterten sich ihre Beziehungen zu den Abendländern, und im Januar 1204 fegte sie ein lateinerfeindlicher Staatsstreich erneut beiseite. Alexios wurde im Februar erwürgt («Er quetschte ihm die Seele auf diesem engen, eingeschnürten Weg aus dem Leibe, wie man einen Obstkern ausdrückt, und warf sie in den Hades»: Niketas Choniates), sein Vater wurde im Kerker ermordet, jeder durch den Nachfolger – das bekannte dynastische Christengerangel.[8]

«... EIN UNBESCHREIBLICHES MORDEN» UND EINE DEZENTE GESCHICHTSSCHREIBUNG

Von dem neuen Usurpator aber, dem am 5. Februar unter dem Beifall des Volkes zum Kaiser gekrönten General Alexios V. Dukas Murtzuphlos, Schwiegersohn Alexios' III. Angelos und Vertreter der lateinerfeindlichen Richtung, einem ebenso klugen wie kühnen, inmitten seiner Soldaten kämpfenden Mann, war für die vor den Mauern der Stadt stehenden Kreuzfahrer nichts zu erwarten. Und da die neue Regierung sich weigerte, für den Abzug der Belagerer 90 000 Silbermark zu zahlen sowie offenbar unannehmbare Privilegien zu leisten, gingen die Franken aufs Ganze. Sie schrieben Ägypten und das Heilige Land in den Wind und kamen überein, statt dessen dem christlichen Byzanz den Garaus zu machen, dessen Metropole ihnen ja von Galata aus, einem vorstädtischen Viertel am gegenüberliegenden Ufer des Goldenen Horns, so einladend vor Augen lag.

Noch im März 1204 beschlossen sie die Gründung eines Kaiserreiches innerhalb des oströmischen Staates. Sie verteilten vertraglich auf Betreiben des Dogen, der alles fest im Griff hatte, im voraus, doch nicht vergebens, das Fell des Bären, legten das Nachfolgereich – offizieller Titel «Romania» – samt dessen Verfassung fest und stürmten am 12. April noch einmal die Stadt, aus der Alexios V. geflohen, dann auf Befehl Alexios' III., seines Schwiegervaters, mit dem er Versöhnung gesucht, geblendet und schließlich als Blinder von den Kreuzfahrern auf dem Taurosplatz von der sechzig Meter hohen Säule des Theodosius zu Tode gestürzt worden ist – Christen unter sich. (Der Schlußakt war übrigens, wie freilich vieles zuvor, die Regie des fast blinden Dandolo, der wenigstens, wenn er schon nichts sah, den Fall des Imperiums sozusagen akustisch genießen wollte.)[9]

Konstantinopel, das sich über fünfhundert Jahre lang als uneinnehmbar erwiesen, wurde bei mangelhaftem Defensivzustand auch noch schwach verteidigt. So geriet es schnell in die Hände der Franken, die am 12. April die Mauern erstiegen; als erste anscheinend die Männer zweier Schiffe mit den Bischöfen Nivelon von Soissons

und Garnier von Troyes an Bord, worauf die Banner der Prälaten auf den Türmen wehten. Am 13. April 1204 gewann man, selbst überrascht vom Lauf der Dinge, die Stadt, in der man sich jetzt so chevaleresk wie christlich benahm. «Drei Tage lang herrschte ein unbeschreibliches Morden und Plündern» (H. E. Mayer).

Daß die Raub- und Totschlagaktion ausgerechnet in die Karwoche fiel, scheint die Aktivität der Ritter Christi besonders beflügelt zu haben – kulminierte doch auch bei der Einnahme Jerusalems 1099 an einem «Freitag» und zur Stunde, «als Unser Herr Jesus Christus es zuließ, daß er für uns den Kreuztod erlitt», die katholische Schwertmission (VI 380 ff.!). In Konstantinopel aber wüteten damals Christen gegen Christen weit schlimmer als ein Vierteljahrtausend später, 1451, die Türken.

Nun, 1204, gingen sogenannte Gotteshäuser, christliche Kirchen, durch Christen in Flammen auf oder wurden zu Ställen gemacht (wie noch im 20. Jahrhundert in Weißrußland, in Serbien unter den kroatischen Ustašamördern, da allerdings in kolossalem Ausmaß – der Fortschritt). Die christlichen Einwohner wurden ausgeraubt und abgeschlachtet, allein die Kolonisten haben etwa «2000 Menschen jeden Alters und Geschlechtes» (Kretschmayr) aus Rache erschlagen. Mädchen und Nonnen wurden geschändet, Knaben in die Sklaverei verkauft. Fast der gesamte katholische Westen war an diesen, wie es bald hieß, «herrlichen Taten» beteiligt: «Venetianer, Pisaner, Genuesen und auch viele aus ganz Italien, aus Ungarn, Deutschland, Gallien und Spanien kamen ihnen wiederum zu Hilfe» (Otto von St. Blasien).

Das vielbändige Handbuch der Kirchengeschichte hat für all die «herrlichen Taten», für «Plünderung und Blutvergießen» des Vierten Kreuzzuges, gerade vier Zeilen übrig! Und das gleichfalls vielbändige Lexikon für Theologie und Kirche (1997) verrät uns in seinem Report über Kreuzzugsbewegung und Kreuzzüge, über die «Eroberung Konstantinopels» und den Vierten Kreuzzug, gar nur eineinhalb Zeilen, lediglich mitteilend, man sei dabei «von dem erklärten Ziel abgeleitet» worden.

Welch dezente Geschichtsschreibung!

Reliquien- und Kunstschätze wechseln die Besitzer

Die wohl größte und reichste Stadt der Welt, seit Jahrhunderten das Zentrum christlicher Zivilisation, war übervoll von Kunstwerken der klassischen Antike, der byzantinischen Ära, übervoll auch von Reliquien aus alt- und neutestamentlicher Zeit.

Nein, was gab es da für Raritäten! Wahrhaft weltbewegende Exponate der Heilsgeschichte: den Stab Mose, zum Beispiel, den Tisch Salomos, das Tintenfaß des Pilatus. Es gab, überliefert Chronist Robert de Clari, Ritter und 1205 vermutlich reliquienbeladen in die Heimat zurückkehrender Augenzeuge aus der Picardie, in einer «äußerst wertvolle(n) Quelle von starkem ‹human interest›» (Schein): «Stücke vom Wahren Kreuz, so dick wie das Bein eines Mannes und so lang wie ein halber Klafter; und man fand dort das Eisen der Lanze, mit dem Unserm Herrn die Seite durchstochen wurde, und die beiden Nägel, die Ihm durch die Hände und Füße getrieben waren ...» Graf Balduin von Flandern vermochte gar einige Blutstropfen Christi in die Nähe seiner Genter Burg zu bringen. Es gab auch Bildnisse Christi und Marias, «nicht von Menschenhand gemacht» (Acheiropoieta), das nicht von Händen geschaffene Konterfei Jesu (Mandýlion), den Gürtel der Muttergottes oder ihr Gewand, die bedeutendste Reliquie Konstantinopels, mit seinen zahlreichen Marienkirchen überhaupt die «Stadt der Gottesmutter».

Die «Chronik von Nowgorod», die Schrift eines damals durch Konstantinopel reisenden Russen, gibt eine Vorstellung vom ebenso frommen wie kunstverständigen Vorgehen der Franken in der Hagia Sophia, Justinians großer Basilika, wofür der Kaiser einst angeblich 320000 Pfund Gold bezahlt hatte (II 371). Sie zertrümmerten da und stahlen alles, was ihnen begehrenswert schien: zwölf silberne Säulen des Chors, zwölf Altarkreuze, raubten vierzig Kelche, einen kostbaren Tisch mit Edelsteinen, dazu unzählige silberne Kandelaber, mit Ikonen geschmückte Altarblätter, eine Altardecke, ein Meßbuch, «vierzig Weihrauchgefäße aus reinem Gold und alles, was sie an Gold und Silber finden konnten, auch an Gefäßen von unschätzbarem Wert, in den Schränken, an den Wänden und an den

Orten, wo man sie verwahrte, so daß es unmöglich wäre, sie zu zählen. Alles das allein in der Sankt-Sophien-Kirche; aber sie plünderten auch die Kirche Sainte-Marie von Blachernes ... und viele andere Gebäude außerhalb wie innerhalb der Mauern, und Klöster, deren Zahl wir nicht angeben und deren Schönheit wir nicht beschreiben können.»

Der Chronist Gunther von Pairis, ein Zisterzienser, von Papst Innozenz um 1202 mit der Predigt zum Vierten Kreuzzug beauftragt, berichtet in seiner «Historia Constantinopolitana» über seinen Abt Martin und dessen Reliquiengier: «Und er tauchte beide Hände eilig und begehrlich hinein, und kräftig geschürzt wie er war, füllte er den Bausch der Kutte mit dem heiligen Kirchenraub.» Lachend brachte der geistliche Bandit seine Beute aufs Schiff und hatte für seine Vergnügtheit offensichtlich auch allen Grund, «denn der Raub umfaßte eine Spur vom Blute des Herrn, ein Stück vom wahren Kreuz Christi, einen nicht geringen Teil des Hl. Johannes, einen Arm des Hl. Jakobus, einen Fuß des Hl. Kosmas, einen Zahn des Hl. Laurentius, Reliquien von weiteren 28 männlichen und 8 weiblichen Heiligen sowie Reste, größtenteils Steinbrocken von 16 heiligen Stätten».

Nun waren solch heilige und allerheiligste devotionalia selbstverständlich fast samt und sonders Schwindel, galten aber fraglos als echt und wurden hoch verehrt, waren sozusagen einzigartige Kostbarkeiten, nicht zuletzt ungeheure Magnete des Wallfahrergeschäfts (vgl. III 3. Kap.!) und schon deshalb eine intolerable Kultkonkurrenz. Doch ob Kunst, ob Reliquien, all dies hat man jetzt, schön gesagt, der «kulturellen Demontage» (Kupisch) anheimgegeben, hat man in kürzester Zeit zügellos zerstört, um horrende Summen verschachert oder in die Sitze geweihter und ungeweihter Herren des Westens geschleppt, «weder Kirchen noch Klöster wurden geschont, auch keine Bibliotheken» (Kawerau). Die erlesensten Handschriften fielen den abendländischen Briganten zum Opfer, nur wenige Dramen des Sophokles und Euripides überlebten. Die fränkischen «Kriegerbanden» (Duby) ruinierten die Stadt «roher als je Kalifen oder Türken im Morgenland gehaust hatten; Konstantinopel und das Byzantinische Reich haben sich von diesem Schlage nicht mehr

erholt» (Schubart). Geradezu systematisch sollen die Venezianer das Teuerste aus Kirchen und Palästen weggeräumt und sich kaum vorstellbar bereichert haben. Doch gewann jeder Mann von auch nur einigem Rang ein Vermögen.[10]

Die Plünderungswut nahm zuletzt solche Formen an, daß die Heerführer befahlen, die Beute, aus der auch den Venezianern die Schulden zurückzuzahlen waren, in drei Kirchen sowie einer Abtei zu sammeln. Und noch nie, notiert Robert de Clari, der einfache Ritter und Augenzeuge, in seinem aussagekräftigen, altfranzösisch verfaßten Bericht «La Conquête de Constantinople», «niemals, seitdem diese Welt geschaffen wurde, gab es so vieles Gut, so schön und so prächtig, weder gesehen noch erobert, weder zur Zeit Alexanders noch zur Zeit Karls des Großen, weder vorher noch nachher». Ja, der Chronist versichert, die vierzig reichsten Städte der Welt enthielten nicht soviel Reichtümer wie Byzanz allein. Und beim Stehlen, Plündern, betont Robert de Clari, gingen gerade die Anführer und Aufpasser mit schlechtem Beispiel voran, nahmen sie «die goldenen Schmucksachen und was sie wollten ... und jeder von den Reichen nahm entweder goldene Schmucksachen oder seidene Stoffe, und was er am liebsten mochte, trug er fort ... und der Allgemeinheit des Heeres gab man davon nichts, noch auch den armen Rittern oder den Fußsoldaten, die geholfen hatten, es zu gewinnen ...».[11]

Und ist's, geht es um Geld, Profit, nicht so durch die Jahrhunderte? Noch heute?

Eine Nutte auf dem Patriarchenthron, der Aufschrei des Niketas – und das Ganze «nicht einmal so schlecht» (Jesuit Hertling)

Die Kreuzfahrer, französische und deutsche Ritter, ruinierten Hunderte von unersetzlichen Kunstwerken. Sie raubten die herrlichsten Schätze aus Gold, Silber, Edelsteinen. Sie kostümierten sich und ihre

Pferde aus Jux mit byzantinischen Gewändern, verwandelten sogar Jesus- und Heiligenbilder in Sessel und Schemel zu ihrer Bequemlichkeit. Viele schleppten auch die von ihnen vergewaltigten Griechinnen wie Trophäen herum, soffen und fraßen den ganzen Tag. Eines Abends zündeten sie die Oststadt an, worauf die Flammen den Ortsteil neben dem Meer völlig verzehrten – wie auch andere Viertel, hohe Kirchen, prächtige Paläste, mondäne Geschäftsstraßen, Männer, Frauen, Kinder im Feuer untergingen, phantastische Illuminationen, und bereits der dritte Großbrand der Stadt durch die Pilger, ein Feuersturm, der mehr Häuser in Asche legte, «als die drei größten Städte Frankreichs zählten».

Als man aber mit Kreuzen und Ikonen Christi heranzog, als derart Christen an Christen appellierten, gerieten die Ritter des Herrn erst recht in Rage, schleuderten Ikonen, Reliquien fort, warfen, schreibt Niketas Choniates, der Augenzeuge (der hierbei sein Vermögen verlor, doch seine Familie dank venezianischer Kaufleute retten konnte), Leib und Blut Christi in den Staub, stahlen Pferde, Geld, zerstückten, verteilten den ganzen Kirchenschatz, schleppten Gold und Silber auf Mauleseln weg und stachen ausgleitende Tiere noch in der Kathedrale ab, während eine Nutte, «ein Misthaufen der Sünde», auf dem Patriarchenthron des Heiligen und Kirchenlehrers Johannes Chrysostomos (Goldmund) Zotiges grölte.[12]

Das Elend Konstantinopels, das die Welt schockierte, noch in den Geschichtsbüchern der Chinesen sich spiegelt, bricht vielleicht am erschütterndsten aus dem Aufschrei des Niketas hervor, Großlogothet, Sekretär, Siegelbewahrer des Kaisers, Historiker und Theologe (gest. 1217), dessen hervorragendes Geschichtswerk die wichtigste Quelle für das 12. und beginnende 13. Jahrhundert ist: «Das Unheil kam über jedes Haupt. In den Gassen war Weinen und Jammern, die Straßen erfüllte Klagen und Geheul, aus den Kirchen tönte Wehgeschrei, Männer seufzten, Frauen schrien, überall wurden Leute verschleppt, versklavt ... Sie nahmen allen alles, Geld und Gut, Haus und Gewand, und ließen die rechtmäßigen Besitzer nichts auch nur benützen. Ja, das waren die Männer mit dem ehernen Nakken, dem prahlerischen Sinn, der hochgezogenen Braue, den allzeit jünglinghaft glattgeschabten Backen, mit der blutgierigen Rechten,

der zornbebenden Nase, dem stolz erhobenen Auge, den unersättlichen Kinnladen, ... das waren die Männer, die, was noch schwerer wiegt, das Kreuz auf ihren Schultern trugen, die oft auf dieses Kreuz und die Heilige Schrift den falschen Eid geschworen, sie würden Christenländer ohne Blutvergießen durchziehen, nicht nach links abweichen, nicht nach rechts abbiegen, weil sie nur gegen die Sarazenen ihre Hand gewaffnet hätten und ihr Schwert nur mit dem Blut der Zerstörer Jerusalems färben wollten, das waren die Männer, die gelobt hatten, keine Frau zu berühren, solange sie das Kreuz auf ihren Schultern trügen, weil sie als Gott geweihte Schar im Dienste des Allerhöchsten zögen! ... O meine Stadt, meine liebe Stadt, Augapfel aller Städte! Weltberühmte, überweltlich schöne, erhabene Stadt! Nährmutter der Kirche, Ahnherrin des Glaubens, Weiserin der rechten Lehre, Pflegerin der Wissenschaft, Heimstatt des Schönen!»[13]

An der Erstürmung und Plünderung Konstantinopels, bei der mehrere tausend Griechen umkamen, nahmen außer den westlichen Rittern auch katholische Bischöfe, Äbte und Mönche aktiv teil, darunter der Halberstädter Bischof Konrad von Krosigk, der seine Beutestücke, Reliquien und analoge Raritäten, im Jahre 1208 urkundlich – denn alles muß rechtlich geregelt, muß sauber geordnet sein – seiner Kathedrale als «Mutter und Lehrmeisterin» des Bistums vermachte. Oder der Zisterzienserabt Martin aus dem Elsaß, der gleichfalls «bei dieser Eroberung dabei war und einen sehr großen Teil des lebenspendenden Kreuzes und anderer Reliquien des Herrn zusammen mit vielen anderen Reliquien, die mit Gold, Silber und kostbaren Steinen geschmückt waren, in das Vaterland verbrachte und dadurch ganz Deutschland und das Elsaß über die Maßen adelte». Raub adelt, das ist klar, er muß nur groß genug sein! Findet doch auch Jesuit Hertling in seiner «Geschichte der katholischen Kirche», kurz nach Hitler geschrieben: «Das Ganze wäre, vom Standpunkt der Kreuzzugspolitik betrachtet, nicht einmal so schlecht gewesen. Von Recht und Unrecht konnte bei den heillosen Zuständen im byzantinischen Reich, und namentlich den fürchterlichen Komnenen gegenüber, kaum die Rede sein.»[14]

Ja, wie anders war das doch in der ehrwürdigen okzidentalen

Heilsgeschichte! Und hatten nicht die «fürchterlichen Komnenen», ebenso wie die nun so gewaltig hereingelegten Angeloi, immerhin eine «traditionell lateinerfreundliche Politik» (Carile) getrieben?

Das kurzlebige Lateinische Kaiserreich und die langlebige «adriatische Kröte»

So ungeheuer der Raub der Lateiner in Konstantinopel aber war, so gigantisch, daß er nach Walter Zöllner «die palästinensischen Ereignisse vom Jahre 1099 noch in den Schatten» stellte (vgl. VI 380 ff.!), was bedeutete all das neben dem Raub riesiger Reichsteile und ihrer Vergabe an einige hundert «Kreuzfahrerbarone» in rund 600 «Lehen» (Partitio)? Denn die Kreuzzügler, die, statt Jerusalem den «Ungläubigen» zu entreißen, Byzanz eingenommen, wollten es jetzt auch regieren. Und das taten sie, bis es der Byzantiner Michael VIII. Palaiologos 1261 zurückeroberte, mit Hilfe der Genuesen, die Venedig geschäftlich auszubooten suchten.

Kaiser des neuen Reiches (Amtssprache Latein; selten und bloß seit Balduin II. Französisch, das man jedoch am Hof von Anbeginn an sprach) war der am 9. Mai 1204 gegen seinen Konkurrenten Bonifaz von Montferrat gewählte, am 16. Mai in der Hagia Sophia gekrönte Graf Balduin von Flandern und Hennegau. Er bekam ein Viertel des Reichsgebietes, hatte aber nicht die stärkste Stellung inne und sollte sie auch nicht haben. Er nannte sich stolz den «neuen Konstantin», verkündete pompös dem Papst «die herrlichen Taten» der Kreuzfahrer und schrieb ihm den ganzen Ruhm des so gottgesegneten Geschäftes zu. Der große Rest, der erst noch erobert werden mußte, wurde zwischen den übrigen Führern der Franken und den Venezianern geteilt und zu autonomen feudalen Fürstentümern gemacht.

Die Venezianer, deren maritime Expansion zugleich politische Geschichte war, begründeten im östlichen Mittelmeer ein Kolonialreich. Es hat den Untergang des Lateinischen Imperiums ebenso wie die vier großen Seekriege mit Genua zwischen der Mitte des 13. und

dem Ende des 14. Jahrhunderts überdauert und dort ihre Handelsherrschaft bis ins 16. Jahrhundert, bis zur osmanischen Invasion, gesichert. Daß sie jetzt, allen päpstlichen Anstrengungen zum Trotz, auch den lateinischen Patriarchen Tomaso Morosini aus einem der ältesten venezianischen Adelshäuser stellten, den zweitmächtigsten Mann des Staates, hatte demgegenüber kaum Gewicht. Erwähnenswert immerhin, daß Tomaso Morosini im März 1205 in Rom innerhalb von drei Wochen zum Diakon, Priester, Bischof und Erzbischof avanciert – «Der gewaltige Papst, der mächtigste Mann der Welt, wich vor dem Dogen von Venedig zurück» (Kretschmayr) – und daß der derart Erhobene gleich noch im Frühjahr, auf seiner Reise nach Byzanz, Ragusa und Durazzo für Venedig erobert. Welcher Auftakt einer Seelsorgerlaufbahn! Formell unterstanden die Venezianer zwar der Oberhoheit des Kaisers, beherrschten aber durch ihre Flotten- und Finanzpolitik, ihre Monopole, das gesamte Lateinische Kaiserreich. Sie bekamen auch von der offiziellen Beute – Wert rund 900000 Mark Silber – 500000 Mark und von den restlichen drei Vierteln des Reiches die Hälfte. Sie ergatterten auch das Wertvollste aus der «kulturellen Demontage» und langten dabei so kräftig zu, daß man sagen konnte: «Neun Zehntel der Kunstsammlungen, die später den Schatz der Markuskirche in Venedig ausmachten, stammten aus diesem Raub» (Bosl). Kurz, die Seerepublik, die auch noch drei Achtel der Stadt Konstantinopel samt Hagia Sophia erhielt, war der Hauptgewinner und durch ihre rücksichtslose Herrschgier den Byzantinern wohl am meisten verhaßt, deren Bischof Eustathios «die Heimtücke dieser Land- und Wasserschlange» vermaledeite, «dieser bösartigen adriatischen Kröte».

Innozenz III. und die geistlichen Früchte des Vierten Kreuzzugs

Papst Innozenz hatte zunächst den Thronanwärter kühl empfangen (S. 93), sich auch, trotz dessen generösen Verheißungen, nicht weiter mit ihm eingelassen, vielmehr einen Kreuzzug zu seinen Gunsten

abgelehnt, ja schließlich im Frühjahr 1203 verboten. Er hatte den Beteuerungen des Prätendenten, stets Rom gehorsam zu sein und nach Möglichkeit die griechische Kirche mit der römischen zu vereinen, mißtraut, ihm mißtraut auch als dem Schwager seines Feindes, des Staufers Philipp. Und nicht zuletzt wollte Innozenz die Kreuzfahrer vom eigentlichen Ziel nicht abgelenkt, den Kreuzzug nicht zu einer fragwürdigen Sache «mißbraucht» sehen (Mißbrauch ist natürlich jeder Kreuzzug und jeder Krieg), jeder, zumal man schon, auf Betreiben Venedigs, das Kreuzheer nach Zadar, den Besitz des katholischen Ungarnkönigs, geführt.

Doch war die Wendung wider Byzanz auch gegen des Papstes erklärten Willen erfolgt, als man die Stadt erst einmal hatte, war er von der seiner Kirche so überraschend zugefallenen Akquisition, die ja auch der Herr zugelassen, also gewollt, hoch erfreut, einfach überwältigt. Gewiß hatte man nicht das begehrte Jerusalem – aber Byzanz war in vieler Hinsicht eher mehr, die Voraussetzung für die Katholisierung des Orients, mochten auch die Begleitumstände nicht immer die honorigsten gewesen sein. So wurde von Innozenz zwar zunächst der Angriff auf Byzanz als Ablenkung von der Befreiung der «heiligen Stätten» verboten, wurden die Kreuzfahrer gerügt, sogar Kirchenstrafen verhängt, allerdings auch rasch wieder aufgehoben, nachdem man ihm Gehorsam gelobt. Hatte er doch auch die eigenmächtige Erhebung Morosinis zum Patriarchen erst für nichtig erklärt, dann aber gebilligt und ihn ernannt.

Und nun meldete der lateinische Kaiser Konstantinopels, Balduin I., der freilich schon 1205 spurlos verscholl, seine Krönung «zur Ehre der römischen Kirche und zur Befreiung des Heiligen Landes» und stellte überdies die Unterwerfung der griechischen Orthodoxen in Aussicht. Nein, Innozenz sah im Falle von Byzanz, dieser «civitas diu profana» (lange schon entweihten Stadt), jetzt eine Art Gottesurteil, ein Wunder fast – die Ausdrücke des Mirakulösen häufen sich (magnifica miracula; mirabile; pro tanti miraculi novitate). Nein, kein Zufall, «non casu fortuito», schrieb er an den Heeresklerus, «sed alto quidem consilio Deus hoc mysterium per vestrum ministerium operatur, quatenus de caetero sit unum ovile et unus pastor»; keine Kasualien somit, sondern ein seit Ewigkeiten

vorgesehenes «Mysterium, das der hohe Ratschluß Gottes im Dienst der Kreuzfahrer offenbart habe, damit künftig ein Schafstall Christi und ein Hirte vorhanden wären».

Wahrhaftig, der Herr selbst, ließ Innozenz im November 1204 Kaiser Balduin wissen, habe das Reich der stolzen, ungehorsamen, schismatischen Griechen übertragen auf die demütigen, folgsamen, katholischen Lateiner. Und Theodor I. Laskaris, der, nach Kleinasien geflohen, in Nikaia als byzantinischer Kaiser (1205–1221) einen auch vom lateinischen Kaiser Heinrich schließlich anerkannten byzantinischen Nachfolgestaat entwickelte, bekam am 17. März 1208 zu hören: die Griechen wurden nach göttlichem Ratschluß bestraft. Sie hätten, weil sie der Union und der Unterstützung des Heiligen Landes sich versagten, ihr Reich zu Recht an die Franken verloren. Zwar seien auch die Kreuzfahrer nicht völlig schuldlos gewesen, doch geschehe es oft, daß Gott die Bösen durch den Arm Böser bestrafe.[15]

Wirklich: die Wege des Herrn, sie waren wieder wunderbar. Nach altem Brauch aber überläßt Rom verantwortungsvoll, wie es ist, derart Bedeutsames nie dem Herrn allein. Vielmehr war es das kuriale Hauptinteresse im latinisierten Byzanz, die griechischen Priester umzufunktionieren «in gefügige Werkzeuge der römischen Herrschaft, in Reichsbeamte gleichsam» (Norden).

Nur der kleinere Teil jedoch dieser Geistlichen spielte mit. Die anderen wurden, falls sie nicht freiwillig gingen, gefeuert, vertrieben und durch westliche Kirchenleute ersetzt. Kein einziger Vorsteher der *Haupt*kirchen ließ sich durch Rom gewinnen; überall zogen dort Lateiner ein, die darauf, vom Papst gefördert, alles taten, um die orthodoxen Bischöfe, Äbte, Priester zu unterwerfen. Gehorchten diese, hatten sie, entgegen der gängigen Praxis im Abendland, einen doppelten Eid zu schwören, den einen ihrem lateinischen Oberen, den anderen dem Papst. Und wollte der auch, freilich «einzig und allein aus Politik» (Norden), weder Gehorsam noch den römischen Ritus erzwingen – nur nach wiederholtem Insistieren, nur notfalls sollte die Widerspenstigen, so die päpstliche Direktive, Absetzung und Bann treffen –, praktisch war der Zwang gar nicht so selten (war er sogar und gerade in dem Rom viel näheren Unterita-

lien häufig). Und selbst nach Alois Knöpflers «Lehrbuch der Kirchengeschichte» (mit Imprimatur) wurde die Union «gewaltsam durchgeführt». Neugegründete «rechtgläubige» Klöster, Klöster von Zisterziensern und Franziskanern, mußten die Lateiner unterstützen.

Zudem forcierten mehrere Legaten des Papstes die Unionsverhandlungen. Denn nicht nur sollte das griechische Reich lateinisch, sondern auch der griechische Glaube römisch werden.

Zunächst erschien 1205 der Kardinal Benedikt, der aber, bei aller Gewandtheit und allerlei Konzessionen in Fragen des Ritus, nicht recht vorankam; um so weniger, als er sich, ungewohnt konziliant und maßvoll, noch in Glaubensdisputationen mit den Besiegten einließ, die danach jedesmal den Sieg beanspruchten und bei ihrem Glauben blieben. Später erreichte der Kardinal Pelagius von Albano, ein gebürtiger Spanier, der 1213 die Griechen endgültig Rom unterjochen sollte, noch weniger, obwohl oder weil er die Kirchen der Hartnäckigen einfach schließen, ihre Pforten verriegeln und renitente Brüder in Christo sofort fesseln, einkerkern, auch mit dem Tod bedrohen ließ.

Indes wurde der bedrängte griechische Klerus durch die lateinischen Fürsten, besonders durch den zweiten Kaiser «Romaniens», Heinrich (1206–1216), den Bruder des verschollenen Balduin, gegen ihre eigene Kirche, den Papst und seine Bischöfe gestützt – nicht ganz selbstlos. Der neue Kreuzfahrerstaat hatte große Teile des Landbesitzes der orthodoxen Kirche konfisziert, bis 1210 fast deren gesamtes Gut; doch die dafür den lateinischen Prälaten zu zahlenden Abgaben behielten die Fürsten lieber selbst – eine recht eigenwillige, geradezu unbotmäßige Kirchenpolitik, wie sie der Westen lange nicht mehr erlebt hatte. Kardinal Hergenröther meldet denn auch, daß der sogar bei den Griechen Achtung genießende Kaiser «1216 vergiftet wurde».

Die erbitterten Byzantiner hatten die Greuel der Abendländer nicht vergessen. Westliche Menschen waren ihnen aufs äußerste verhaßt. Der überwiegende Teil des einfachen Klerus verweigerte Rom den geforderten Gehorsam, und das Volk wollte von einer Kirchenunion, einer Papstherrschaft, schon gar nichts wissen.[16]

So groß der Erfolg (scheinbar) war, er war so groß auch wieder nicht, zumal in Hinsicht auf die intendierte Kirchenunion. Selbst innerhalb des Lateinischen Kaiserreichs gab es beträchtliche Defizite, blieben die meisten Griechen Schismatiker oder wurden es wieder. Erst recht gilt dies für die rasch entstehenden regionalen byzantinischen Nachfolgestaaten Epiros, Nikaia, Trapezunt. Die Hochburg allerdings und das Haupt der orientalischen Kirche, Konstantinopel, Roms Rivalin durch die Zeiten, sahen die Päpste jetzt gedemütigt, vor sich im Staub, und Innozenz zögerte nicht, den Tatsachen zum Trotz (vgl. S. 103 f.) zu behaupten, dieser Umschwung sei nicht gegen den Willen des Papsttums, sondern allein durch das Papsttum herbeigeführt worden.

In Spanien: Kriege gegen «Ungläubige» und Gläubige

Auf der Pyrenäenhalbinsel fiel das muslimische Spanien seit dem Hochmittelalter mehr und mehr der christlichen Reconquista zum Opfer. Oder schöner gesagt mit dem Kirchenhistoriker und erzbischöflichen geistlichen Rat Knöpfler: «Es begann nun für Spanien die Glanzperiode christlichen Heldentums, das durch die Kreuzzugsbegeisterung, wie sie Europa in immer neuer Glut durchwehte, zu fast unüberwindlichem Enthusiasmus gesteigert wurde.» Und auch hier mischten sich die Päpste zunehmend mit ebenso massiven Lügen wie Kriegstreibereien ein (VI 260 f., 482 ff.).

Führte man Kreuzzüge außerhalb des «Heiligen» Landes doch überhaupt am frühesten in Spanien. Innozenz konnte dort an entsprechende Tätigkeiten u.a. Gregors VII. anknüpfen. Oder an solche Urbans II., der gegen die Mauren agitierte, der Jerusalemkreuzzug und Reconquista auf eine Stufe stellte und deshalb den christlichen Kriegern auf beiden Heilsschauplätzen den gleichen Ablaß verhieß. Ebenso bewilligten die Päpste in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts den Bekämpfern der Moslems auf der Halbinsel wiederholt den gleichen Ablaß, den sie auch für die Schlacht

um Jerusalem gewährten. Krieg gegen «Heiden», ob hier, ob dort, galt ihnen jetzt als gleich viel.

Doch Innozenz strich mehr als alle seine Vorgänger die päpstliche Oberhoheit über Spanier und Portugiesen heraus. «Alle Teile *Spaniens* sah der Heilige Stuhl als seine Lehnsstaaten an» (Handbuch der Kirchengeschichte). König Peter II. von Aragón, nicht von ungefähr durch den Beinamen el Católico gezeichnet, forderte schon 1198 für «Ketzer» im Land den Feuertod und eilte 1204 persönlich zum Papst, um sich ihm zinspflichtig zu machen. Dafür erhoffte er – seine Hauptsorge – Schutz gegen das Vordringen Frankreichs nach Süden sowie Hilfe wider die eigenen Großen. Da die christlichen Staaten der Halbinsel auch untereinander zerstritten waren, manche, wie León oder Navarra, es zeitweise gar mit den Almohaden hielten, bedrohte Innozenz solch schnöde Kooperation mit Bann und Interdikt; «ständig» rief er zu Eintracht und Frieden auf «wegen der Reconquista» (Handbuch der Kirchengeschichte) – um dann den großen Krieg zu schüren, «unablässig», die «Seele des Widerstandes» (Johannes Hollnsteiner, mit Imprimatur).[17]

Die Feldzüge selbst führte nicht zuletzt Peter el Católico, und führte sie nicht ohne Erfolg, zumal ihm die Templer hilfreich beisprangen und natürlich jede Menge Pfaffen. «Im Heere Peters II. befanden sich die Metropoliten von Tarragona und Narbonne, die Bischöfe von Zaragoza, Agde und Barcelona nebst vielen Prälaten und Klerikern, die auf eigene Kosten zum Teil recht stattliche Kontingente mit sich führten, so der Bischof von Barcelona, der ritterliche Berengar de Palou, dem 40 Reiter und 1000 Mann zu Fuß folgten. Der Abt Ferdinand von Montaragón, ein Bruder des Königs, führte einen Teil des katalanisch-aragonischen Heeres in die Schlacht, die im Jahre 1212 bei Ubeda geschlagen wurde und mit einer entscheidenden Niederlage der Mauren endete» (Vincke).

Wo immer es Innozenz seinerzeit möglich war, intervenierte er auch auf der Pyrenäenhalbinsel oder intervenierte er auch nicht. Als beispielsweise Alfons VIII. von Kastilien, ein unermüdlich die Muslime bekämpfender Monarch, Navarra besetzte, protestierte der Papst mit keiner Silbe, denn König Sancho VII. von Navarra (el Fuerte, der Starke) hatte sich, bedrängt durch die Invasionen der Köni-

ge von Aragón und besonders von Kastilien, mit den Almohaden verbündet, gegen die der Papst den Krieg forderte.[18]

Überhaupt war Alfons VIII. von Kastilien (1158–1214), der die Reconquista umfassend zu steuern suchte, Vorposten schuf, Expansionsgebiete fixierte, sehr nach dem Herzen des Papstes. Jahrzehntelang focht er wider die Almohaden und förderte, da der alte Adel unzuverlässig zu werden begann, die Mönche sowie die Ritterorden von Santiago und Calatrava, die wachsende Bedeutung bekamen. Bereits 1206 plante der König einen großen Feldzug gegen die Muslime und betrieb entsprechende Bündnisabschlüsse. In den nächsten Gefechten aber war er wenig erfolgreich, ja verlor die Burg Salvatierra, Wahrzeichen, zeitweise auch Sitz des Ordens von Calatrava, der schon 1158 unter dem Abt Raimund die Mauren attackierte, nach wechselndem «Kriegsglück» und zahlreichen Eroberungen enorme Güter, viele Burgen, viele Privilegien gewann und bis ins 19. Jahrhundert ein adliges Versorgungsinstitut blieb.

Einem zweiten Vorstoß, einem Großangriff, verlieh der Papst Kreuzzugscharakter. Er ließ, mit besonderem Echo in Frankreich, den Krieg predigen und propagierte die heilige Sache in Rom selbst. 70000 Soldaten setzte er nach Spanien in Marsch, wo auch genügend Geld hinfloß und der Erzbischof von Toledo, Rodrigo Jiménez de Rada, um so fanatischer zum Kampf aufrief, als er seit je ebenso gute Beziehungen zur Kurie unterhielt wie zum kastilischen König, dem er seine ganze Karriere verdankte. In seiner Bischofsstadt versammelte sich im Frühsommer 1212 das Kreuzheer. Es gab judenfeindliche Unruhen, und allmählich vertrugen sich die Kämpen Christi auch untereinander nicht mehr. Die von jenseits der Pyrenäen verließen nach der Einnahme von Malagón und Calatrava das iberische Heer, in dem freilich auch manch einheimischer Große fehlte; zum Beispiel Alfons IX., König von León, in zweiter Ehe mit Berenguela, der Erbtochter Alfons' VIII. von Kastilien, verbunden: er nutzte den vom kastilischen Fürsten angeführten Kreuzzug zu einem Angriff auf kastilisches Gebiet!

Gleichwohl errangen die Könige von Kastilien, Aragón und Navarra am 16. Juli 1212 in der Schlacht bei Las Navas de Tolosa über den Emir Mohammed al-Nasir einen glorreichen Sieg: den bisher

größten der Reconquista, der zur endgültigen Überlegenheit der Christen auf der Halbinsel führte – «dabei war das Morden so groß, daß das Blut der getöteten Sarazenen in Strömen floß», schreibt, allerdings erst viel später, Peter von Dusburg. – Die Beute der Sieger ist gewaltig, und gleichsam als Souvenir schickt Alfons VIII. Nasirs Seidenzelt und seine Fahne dem Papst, der sie in St. Peter ausstellt.

Einen großen Teil der weiteren Arbeit leistet Ferdinand III. el Santo, seit 1217 König von Kastilien (obwohl ihn weder der Adel noch die Städte wünschen) und, seit 1230, auch König von León. Verheiratet erst mit Beatrix (genannt Elisabeth/Isabella), Tochter des Staufers Philipp von Schwaben, dann mit Johanna von Ponthieu und Montreuil, mit denen der 1671 kanonisierte insgesamt 13 Kinder zeugt. Eine analoge Potenz beweist der Heilige (Fest 13. Juni) auf dem Schlachtfeld. Nach der Niederlage von Las Navas de Tolosa treibt er die geschwächten Araber Zug um Zug zurück. 1236 erobert er Córdoba, 1244/1246 Arjona, Priego, Jaén, 1248 Sevilla. Dabei will der Heilige natürlich gar kein Blutvergießen, will er «stets nur den Frieden», kämpft er nicht etwa um die Vergrößerung des eigenen Reiches, nein, «für Gottes Ehre», weiß jedenfalls Ludwig Donin in seinem vielbändigen Standardwerk «Leben und Thaten der Heiligen Gottes oder: Der Triumph des wahren Glaubens in allen Jahrhunderten. Mit Angabe der vorzüglichsten Geschichtsquellen und praktischer Anwendung nach den bewährtesten Geistesmännern»; und natürlich: «Mit Genehmigung des hochwürdigsten fürsterzbischöflichen Ordinariates von Wien» – ein wahres Wunderwerk am laufenden Band, das auch verrät, wie Ferdinand III. el Santo das gemacht hat, nämlich: «Im Jahre 1225 zog Ferdinand des erste Mal gegen die Ungläubigen, und besiegte sie mehr durch Beten und Fasten, als durch viele Schlachten ... Oft brachte er vor einer Schlacht die ganze Nacht im Gebete zu und verdankte nur Gott all sein Waffenglück. Bei seinem Heere war stets das Bild der allerseligsten Jungfrau Maria vorhanden, um das Vertrauen der Soldaten auf die Fürbitte Mariens stets zu wecken und zu beleben. Überdieß trug er ein kleines Marienbild auf seiner Brust, und wenn er in die Schlacht zog, hing er es an den Sattelbogen.» Und da gelegentlich an der Spitze seiner Truppen, von Christen wie Moslems

bezeugt, noch der «h. Apostel Jakobus auf einem weißen Rosse» stritt, wie ein geharnischter Ritter, konnte es an nichts fehlen.

Die «Ungläubigen» wurden nun immer weiter nach Süden geworfen, wo sich das von dem Naṣriden Muhammad I. (1237–1273) gegründete Reich mit dem Hauptsitz in Granada noch mehr als zwei Jahrhunderte zu halten vermag, bis der letzte Rest muslimischer Macht in Spanien 1492 an Kastilien und damit in christliche Hände fällt.[19]

Der Kinderkreuzzug, der keiner gewesen sein soll

Wird die Christenheit schon an die üblichen Kreuzzüge nicht gern erinnert, auch nicht an jenen, vom Weltherrschaftswahn Roms mobilisierten mörderischen Run nach Nordosten, der dann – Ironie der Geschichte – im Osmanensturm des 14. Jahrhunderts zusammenbricht, will sie von einem Kinderkreuzzug erst recht nichts mehr wissen, von jenem «wunderlichen Geschehnis», so die «Gesta Treverorum», «was in allen Jahrhunderten unerhört war».

Entweder leugnet man glatt, entgegen den Quellen, immerhin rund fünfzig, daß es ein beabsichtigter Kreuzzug, eine intendierte Eroberung Jerusalems, seit 1187 in Sarazenenhand, gewesen sei und macht schlichtweg nur eine geplante Jerusalemwallfahrt daraus, wenn nicht gar bloß Prozessionen im Abendland. Oder man beseitigt die Tragödie fast, wie etwa Herders «Lexikon für Theologie und Kirche». Der 5. Band (1996) bringt zwar über zwei Dutzend Wortverbindungen mit Kind – vom Kind Jesus über Kinder Gottes, Kinderbegräbnis, Kinderbibelwoche, Kinderbischof usw. bis Kindergottesdienst, Kinderkommunion, Kinderpastoral, Kindersegnung, Kindertaufe etc., ja führt auch das Stichwort an: «Kinderkreuzzug»; freilich nur mit Verweis auf die «Kreuzzugsbewegung». Und da steht dann im 6. Band (1997) wieder nicht mehr als: «Kinder-Kreuzzug» samt der Jahreszahl «1212» (was ungefähr der kürzesten Quelle entspricht: Anno 1212: Fecerunt pueri processiones: Breve

Chronicon Lirense). Doch etwas wenig für eine dickleibige Lexikonreihe und einen makabren historischen Skandal. (Die erste Auflage von 1934 hatte sich dazu gerade noch den Satz abgerungen: «Scharen von französischen und deutschen Kindern, die 1212 nach dem Hl. Land ziehen wollten, gingen unterwegs kläglich zugrunde.»)[20]

Man hat auch behauptet, die neuere Forschung sei geneigt, die Züge der *Kinder* ins Reich der Legende zu verweisen und als Teilnehmer mehr das ländliche Proletariat, «poor persons on the margins of rural society» (Jesuit Raedts), «eher Arme und Randständige der mittelalterlichen ländlichen Gesellschaft anzunehmen, die in göttlichem Auftrag das Scheitern der offiziellen Kreuzzüge wettzumachen suchten» (K. Arnold). Doch auch dies wird durch zeitgenössische Quellen kaum gestützt, wenn man auch immer wußte, daß die Kinderkreuzzügler sich sowohl aus «Männern als Mädchen als Greisen als Jünglingen» zusammensetzten (Annales Spirenses); daß mit den «pueri et puelle» auch Erwachsene zogen, Geistliche, nicht minder aufgereizt oder Schlimmeres, «mali homines». Und Ulrich Gäbler möchte zumindest die französische «Bewegung am ehesten als Bittwallfahrten lokalen Charakters ansprechen dürfen» und nicht als «französischen Kinderkreuzzug» oder «Kinderkreuzzug in Frankreich». Ja, er erkennt diesem grotesken Vorgang «den Charakter der Außergewöhnlichkeit» rundweg ab, füge er sich doch «durchaus in die Welt des mittelalterlichen Menschen ein».

Desto schlimmer!

Aus Kindern jedenfalls vor allem rekrutierte sich das Phänomen des Wahnsinns, aus geld- und (übereinstimmendes Zeugnis aller Quellen) waffenlosen Kindern des Maasraumes, der Rheinlande, aber auch Böhmens, aus Zehn-, Zwölfjährigen schon; doch sprechen Chroniken sogar von «Säuglingen» (oft wohl erst Unterwegsprodukte des frommen Gottesvolkes). Während aber der Marbacher Annalist «diese törichten Menschen ohne Verstand», «diese töpelhafte Menge» geißelt, während noch 1952 Bernhard Ridder in dem Kinderkreuzzug «ein von vornherein verfehltes Unternehmen», «ein an sich sinnloses Unterfangen» sieht, rühmt Görlichs «Kleine Kirchengeschichte» noch einige Jahre später die «ganz eigenartige Blüte der Begeisterung für das Heilige Land». Sah ja kein Geringe-

rer als Innozenz III. etwas Großes darin, was die Erwachsenen beschäme. «Diese Knaben», sagte er, «gereichen uns zum Vorwurf.» (Hitler hätte sich darauf berufen können, als er seinerseits begann, Kinder in den Krieg zu jagen, Halbwüchsige, zum Teil entflammt noch, als der Enthusiasmus der Älteren bereits erloschen war. Erinnert nicht auch dies an die Kinderkreuzzügler? Eine Erscheinung «einzig in ihrer Art», so einst der Basler Theologe Hagenbach, die zeige, «wie tief die Nachwirkungen der früheren Begeisterung gingen und wie das dem Erlöschen nahe Feuer noch immer unter der Asche fortglimmte».)

Auch nach Rom kamen Verführte, und der große Papst zog sofort die Konsequenz. Denn, lesen wir mit Imprimatur bei Bernard Guillemain, «ihr rührender und beklagenswerter Versuch war eine schreckliche Mahnung zur Ordnung (!). Innozenz III. war empfänglich genug für die leidenschaftlichen Gefühle des Volkes, um sie zu verstehen. Sofort wurde ein neuer Kreuzzug vorbereitet».[21]

Hatte dieser Papst doch durch sein ganzes Pontifikat zu Kreuzzügen getrieben, auch damals, aber zeitweise wohl «die Begeisterung nur die Kinderwelt ergriffen» (Hagenbach). «Nur Kinder nahmen in krankhafter Begeisterung das Kreuz» (Knöpfler), übrigens durchweg Kinder Mittelloser. So betrat im Sommer 1212 Stephan aus dem Vendômois, ein Hirtenbub, dem der Herr sich in Gestalt eines armen Pilgers gezeigt, das abendländische Schmierentheater, ausgestattet mit einem der seinerzeit so beliebten «Himmelsbriefe», diesmal adressiert an den König von Frankreich, der indes dafür nicht einzunehmen war, das getäuschte junge Volk vielmehr nach Hause schickte.

Doch sonstige Obrigkeiten traten kaum dagegen auf. »Weder die kirchlichen noch die weltlichen Behörden widersetzten sich dem Zug» (Gäbler). Stephan durchzog, umjubelt von Erwachsenen, im Triumph das Land, begleitet auch von Älteren, auch von Geistlichen, und angeblich schlossen sich ihm, verführt durch Bibelsagen, christliche Legenden, durch frühere Bußzüge und analoge Absurditäten, 30000 Heilsbegierige an, um «das Kreuz jenseits des Meeres» zu suchen. Was nicht schon zuvor durch Strapazen oder Buschklepper umgekommen, geriet in Marseille in die Finger der

Sklavenhändler und auf diverse Schiffe. Zwei davon scheiterten bei San Petro nahe Sardinien, und später ließ Papst Gregor IX., ein Neffe Innozenz' III., auf der Peters-Insel eine «Kapelle der unschuldigen Kindlein» errichten. Die übrigen unschuldigen Kindlein endeten als Bordellmädchen oder in ägyptischer Sklaverei oder sonstwo in Nordafrika. Friedrich II. hängte die Reeder auf.[22]

Ein deutscher Kinderkreuzzug – man spricht, vermutlich übertrieben, von 20000, ja 30000 Teilnehmern vor allem aus dem Rheinland und Niederlothringen – setzte sich, gelockt durch kriminelle Verheißungen, Anfang Juli unter Führung des von seinem Anhang hochverehrten Kölner Knaben Nikolaus in Bewegung. Singend und betend zog man rheinaufwärts, es war ungewöhnlich heiß, und Klügere kehrten schon in Mainz wieder um. Viele aber starben an Hitze, Hunger, Durst, noch bevor sie die Alpen überquert hatten. Nach Knöpflers Lehrbuch, das die so «herrliche Idee» der Kreuzzüge ja nun leider «zum Zerrbild» geworden sieht, fanden zirka 20 000 «größtenteils in Wäldern und Einöden ein gräßliches Ende». Der Rest quälte sich nach Genua weiter, um von dort, nicht nassen Fußes, versteht sich, ins Heilige Land zu gelangen und das Heilige Grab zu erobern. Denn man hoffte auf ein Wunder, ein Wunder des Herrn, eine Trockenlegung des Meeres. Da dies aber aus-, das Meer befremdlicherweise naß blieb, kamen die meisten, die Italien erreicht hatten, angeblich noch 7000 Kinder, auf mediterrane Menschenmärkte und endeten elend im Orient. Manche sollen auch, wie erwähnt, in Rom erschienen, doch nicht von ihrem Eid entbunden worden sein. Andere gelangten, heißt es, sogar bis Brindisi.

Ein trauriger Rest, darin stimmen alle Quellen überein, zog im Spätherbst wieder über die Alpen, «getäuscht und verwirrt», wie die «Annales Marbacenses» melden. Sie gingen «mit bloßen Füßen und verhungert zurück und wurden allen zum Gespött, zumal viele Jungfrauen geraubt wurden und die Blüte ihrer Scham verloren». Die meisten der Knaben aber, so die «Gesta Treverorum», kamen um: «denn die ihnen bei ihrem Hinweg reichlich zugesteckt hatten, gaben ihnen auf dem Rückweg nichts».[23]

4. KAPITEL

DER KREUZZUG GEGEN DIE ALBIGENSER

«Ihr sollt danach trachten, den ketzerischen Unglauben auf jede Art und Weise und mit allen Mitteln, die Gott euch offenbaren wird, zu vernichten.» Innozenz III.[1]

«Vorwärts, ihr streitbaren Soldaten Christi! Zieht den Vorläufern des Antichrist entgegen und schlagt die Diener der alten Schlange tot! Bis heute habt ihr vielleicht für vorübergehenden Ruhm gekämpft: kämpft jetzt für ewigen Ruhm! Bis heute habt ihr für die Welt gekämpft: kämpft jetzt für Gott!» Innozenz III.[2]

«Der eigentliche Schlächter der Albigenser.»
Graf von Hoensbroech über Innozenz III.[3]

«Tötet sie alle, Gott erkennt die Seinen schon!» Der päpstliche Legat Arnald von Cîteaux und spätere Erzbischof von Narbonne, der Anführer des Kreuzzugs[4]

«Was soll ich mehr sagen? Die unverzüglich Eindringenden töteten fast alle, von den Jüngsten bis zu Ältesten, und steckten anschließend die Stadt in Brand.»
Historia Albigensis[5]

«Den Verteidigern des Ortes, mehr als 100, rissen sie die Augen heraus und schnitten ihnen die Nase ab. Einem von ihnen ließ man ein einziges Auge, damit er zur Verhöhnung unserer Feinde die übrigen nach Cabaret führe.»
Historia Albigensis[6]

Den Kreuzzug gegen Byzanz, den ersten großen Kreuzzug gegen Christen, hatte Innozenz zunächst nicht gewollt, dann aber begeistert bejaht. Doch der Kreuzzug gegen die abendländischen «Ketzer» geht ganz und von Anfang an auf sein Konto, ist ganz seine Leistung, und wir können es ihm nicht genug anrechnen!

Die sogenannte Großkirche hat abweichende Glaubensrichtungen seit je schonungslos bekämpft; in der Spätantike nur publizistisch, nur verbal durch die vehemente Diffamierung von Menschen, die schon damals weniger als Sektierer, Dissidenten galten, denn als Teufelsdiener, als Vertreter satanischer Welten (I 2., 3., 4. Kap.!). Seit dem 4. Jahrhundert aber, seit man mächtig, gewaltfähig wurde, ging man auch mit aller Gewalt, mit Exil, Kerker, Raub und Mord gegen nichtkatholische Christen vor (vgl. etwa I 449 ff., 469 ff., II 257 ff., 385 ff., III 551 ff. u. o.).

So war bis zum Frühmittelalter der Weinberg des Herrn wunderbar bereinigt. In karolingisch-ottonischer Zeit gibt es «Ketzer» nur vereinzelt. Während die Häresie im Orient schon floriert, finden sich im Abendland kaum Spuren davon. Innerhalb eines halben Jahrhunderts, zwischen 970 und 1018, sind hier nur vier Fälle von Häresie bekannt, mehr zufällige, unorganisierte Episoden. Selbst zu Beginn des Hochmittelalters, im 11. Jahrhundert, begegnen erst kleine Häretikergruppen um einen Lehrer geschart, allerdings schon in den verschiedensten Teilen Europas, besonders in Nordfrankreich und Flandern: nicht eigentlich «Sekten», noch kaum geformt, doch nach allen Zeitgenossen gekennzeichnet durch die völlige Verwerfung des Fleischverzehrs, des geschlechtlichen Umgangs und der kirchlichen Sakramente.[7]

Die ersten mittelalterlichen «Ketzer» werden verbrannt

Geradezu als frühestes Beispiel eines Häretikers um die Jahrtausendwende gilt der Bauer Leutard aus Vertus in der Champagne, der unter Berufung auf die Bibel – «als ob er die Trennung auf Weisung des Evangeliums ausführe» – seine Frau verläßt, das Kreuz der Dorfkirche zerstört, seinem Anhang das Zehntgeben ausredet, bis er sich, von Bischof Gebuin II. von Châlons-sur-Marne als «Ketzer» entlarvt, in einen Brunnen stürzt.

Etwa zwei Jahrzehnte später wird eine mehr gnostisch geprägte Gruppierung aus der Oberschicht, dem «Intellektuellenmilieu», auf der sogenannten Synode von Orléans (1022) verurteilt: Personen aus Adel und Klerus, Laien, Kanoniker, Lehrer der Domschule, Nonnen, sogar Etienne, der einstige Beichtvater der Königin Konstanze von Arles, die ihm jetzt noch, so königlich wie katholisch, mit einem Stock das Auge ausstößt. Diese Leute verwerfen Taufe und Kommunion, Priesterweihe, Messe, Sündenabsolution, die Ehe, das Fleischessen, auch Kirchenbauten und die Bischofsgewalt. Auf die Behauptung, Christi Auferstehung sei wirklich geschehen, entgegnen sie: «Wir waren nicht dabei, und wir können nicht glauben, daß das wahr ist.» Und sie bemerken zur Jungfrauengeburt: «Was gegen die Natur ist, ist niemals in Harmonie mit dem Schöpfer.»

Die Prälatenversammlung degradiert und verdammt sie im Beisein von König Robert II. «dem Frommen» (der durch bloßes Handauflegen und Kreuzschlagen Wunden heilen kann) zum Feuertod – traurig berühmt als erste «Ketzer»-Hinrichtung in Frankreich – auf dem Scheiterhaufen; zwei der (nach Radulf Glaber) 13 Opfer, ein Kleriker und eine Nonne, schwören ab und entgehen so dem Tod. Allerdings spielten dabei, wie oft bei der nun beginnenden religiösen Rivalenliquidation, nicht nur theologisch-spekulative Gründe mit; hier etwa auch Konflikte zwischen den Kapetingern und dem Hause Blois sowohl wie zwischen Cluniazensern und Weltklerus. (Die Leiche eines damals bereits seit drei Jahren verstorbenen, der «Ketzerei» beschuldigten Domherrn wurde wieder ausgebuddelt

und nach bischöflicher Weisung auf den Schindanger geworfen – eine stets wieder geübte Totenschändung.)

In Arras kam es 1025 zur Verurteilung einer ähnlichen, eher aber rigoroseren Häresie, deren Apostel aus Italien stammten. Sie lehnten eine Fülle heiligster katholischer Riten ab, von der Taufe bis zum Begräbnis durch einen Priester auf geweihtem Boden, dazu allen möglichen Kirchen-Krimskrams, Weihrauch, Glocken, Altäre, nicht zuletzt die hl. Messe, ein vile negotium für sie, ein «schmutziges Geschäft». Statt dessen wollten sie von ihrer Hände Arbeit leben und für «Rechtschaffenheit» (justitia).

Im Piemont gab es etwas später den vornehmen, Privateigentum und Geschlechtsverkehr verdammenden, auch kein Fleisch genießenden «Ketzer»-Kreis um das Kastell Monteforte bei Turin, den Erzbischof Aribert II. von Mailand 1028 auf den Scheiterhaufen schickt (VI 139). In Deutschland läßt Kaiser Heinrich III., «der fromme Friedensbringer» (Kaplan Wipo), am heiligen Weihnachtsfest anno 1050 «heretici» wohl aus Oberlothringen in Goslar hängen, weil sie sich sträubten, als Probe ein Huhn oder Kücken zu töten (VI 170). Im 13. Jahrhundert wurde dann die Weigerung, ein Tier umzubringen oder Fleisch zu essen, gewöhnlich als Nachweis der Häresie durch die Inquisition «mit Beil und Scheiterhaufen» ausgerottet.[8]

Erst in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts nehmen Häretiker-Episoden zu, treten auch schon größere «Ketzer»-Bewegungen auf, die nach ihren Gründern benannten Tanchelmistae, Arnoldistae, Eunitae, Petrobrusiani, Henriciani etc. Die Führer sind aggressiv auf Wandlung insistierende Reformer, die als Wanderprediger, als Kirchenkritiker wieder an die «vita apostolica» und «ecclesia primitiva» anzuknüpfen suchten. Manche schritten bis zur physischen Gewalt, rissen Kreuze nieder, verbrannten sie. Vielerorts erregten sie die «Rechtgläubigen», wurden der Kirche aber nicht sonderlich gefährlich. Trotzdem machte man alle erbarmungslos unschädlich – auch wenn es im ganzen 12. Jahrhundert weder einheitliche Kriterien für das Erkennen der «Ketzerei» noch bestimmte Maßstäbe für deren Bestrafung gab. Die kirchliche Kurie vermied während dieser ganzen Zeit jede grundsätzliche Stellungnahme.[9]

Einer der ersten in der Reihe jener Agitatoren, von denen einige Wegbereiter der Katharer wurden, war ein gewisser Tanchelm (Tanchelinus). Er trat in Antwerpen auf, wo ein Pfarrer, der angeblich in der einzigen Kirche der Stadt noch Dienst tat, mit seiner Nichte dauerkoitierte. Dort, in Flandern, Seeland und Brabant gewann Tanchelm ein großes Gefolge, wohl mehr aus den unteren Schichten, Christen, die sein Badewasser tranken. Er umgab sich mit einer Leibgarde, schimpfte die Kirche ein Bordell, verteufelte den verkommenen Klerus, die Hierarchie, Sakramente, die Zehntforderung, verlangte eine arme Geistlichkeit und wurde 1115 von einem Priester erschlagen. Darauf stellten der hl. Norbert (VI Register), zeitweise selbst Wanderprediger, er aber «wunderwirkend und friedenstiftend» (Elm), und der hl. Evermod, «Apostel der Wenden», die «kirchliche Ordnung» wieder her. Und «der selige Waltmann vollendete die Ausrottung der Irrlehre in Antwerpen» (Lexikon für Theologie und Kirche).

Um 1115, als man Tanchelm erschlug, verkündeten zwei Bauern aus der Gegend von Soissons, Clemens und Ebrard, eine Lehre, die bogomilischen Einfluß verrät. Sie lebten streng asketisch, propagierten die vita apostolica, freilich auch den Doketismus, wonach Christus nur scheinbar Mensch war, Brot und Wein nicht wirklich sein Leib sind, sein Blut, und erkannten so anschaulich wie zutreffend und zeitenübergreifend, daß der Mund des Priesters der Schlund der Hölle sei. Man schleppte sie aus dem Kerker vor die Stadt und verbrannte sie.

Ein weiterer «Irrlehrer», Petrus von Bruis (Bruys), selbst Priester, aus der Hochgebirgsregion von Embrun, predigte, anscheinend gleichfalls beeinflußt von bogomilischen Gedanken, seit etwa 1105 seinem zahlreichen Zulauf, den Petrobrusianern, in Südfrankreich. Er verwarf Kindertaufe, Eucharistie, die Messe, Seelstiftungen für Verstorbene und ließ als radikaler Biblizist nur die Evangelien gelten. Er bekämpfte das Alte Testament, die Apostelbriefe, die Auslegungen der Kirchenväter. Er erklärte Kirchen für unnütz, forderte, keine mehr zu bauen, bestehende niederzureißen; man könne ebensogut im Stall beten, im Wirtshaus. Wiederholt verbrannte er, eine Art von Happenings, öffentlich Kreuze, «Christi Marterholz», bis

man ihn selbst, wann, ist umstritten, bei der Abtei Saint-Gilles (nahe der Rhônemündung) in die Flammen schmiß.

Eon von Stella (Éon de l'Étoile), wahrscheinlich aus bretonischem Adel, ein weiterer Wanderapostel, in dem manche noch einen Druiden sehen, einen Katharer, Hexer oder gar – avant la lettre – Kommunisten, rekrutierte ein Bauernheer, um die Kirchen der Bretagne auszuplündern. Er wurde eingefangen und 1148 vor die von Papst Eugen III. (VI. Register) präsidierte Synode von Reims gestellt. Er gab sich angeblich, vielleicht um sein Leben zu retten, für den Sohn Gottes aus, wurde unter dem Gelächter der Prälaten für verrückt erklärt und zu lebenslanger Klosterhaft in Saint-Denis verdammt, worin er allerdings bald umkam. Seine Anhänger ließ der Bischof von Saint-Malo, Jean de Châtillon, gnadenlos jagen und, soweit man sie in die Hand bekam, verbrennen.

Auch wo der Mönch (oder Diakon) Heinrich von Lausanne, ein Bibelkenner und gewaltiger Redner unbekannter Herkunft, auftrat, in Lausanne, Poitiers, Bordeaux, Le Mans, verbreitete er Unruhe und weckte Erwartungen, zumal er u. a. auch die Ehe aus den Fesseln der Kirche lösen wollte und erfolgreich die Verheiratung der Huren betrieb. Als rabiater Antiklerikaler, der jeden Nutzen des Klerus bestritt, rief er auch zum Boykott korrupter, reicher Priester auf, denen man weder Lebensmittel noch Sonstiges verkauft, die man verprügelt haben soll.

Durch den Erzbischof von Arles 1135 gefangengesetzt und vor das Konzil von Pisa gestellt, mußte er abschwören. Doch entkam er der Klosterhaft und predigte, stets radikaler, im Midi weiter, wobei er viele Gläubige gewann, so daß immer weniger Christen die Kirchen betraten, immer mehr die Messe mißachteten. 1139 verfluchte ihn das Laterankonzil erneut, und schließlich agitierten Bernhard von Clairvaux und der päpstliche Legat Kardinalbischof Alberich von Ostia ganz systematisch gegen ihn und alle «Henricianer». Heinrich mußte aus Toulouse fliehen, geriet jedoch wieder in Gefangenschaft, in der er diesmal verschollen, wahrscheinlich, wie Eon von Stella, gestorben ist.[10]

Die «novi haeretici» – die Heraufkunft der Katharer

Eine Volksbewegung und wirkliche Bedrohung für die großkirchliche Hierarchie wurden erst die Katharer. Sie traten im Laufe des 12. Jahrhunderts schon stark in Erscheinung und sind erstmals in Westeuropa 1143 in Köln bezeugt, ein Kreis mit eigenem Bischof und eigener Organisation. Sie nannten sich die «Armen Christi», erklärten, nach dem Beispiel der Apostel zu leben, ohne festen Wohnsitz, ohne Besitz und verfolgt von Ort zu Ort zu ziehn «wie die Schafe unter Wölfen». Sie verneinen die Ehe, weigern sich, Milch zu genießen oder Produkte von Zeugungsvorgängen. Sie beanspruchen bereits, allein die wahre Kirche zu sein, und werden, da sie nicht widerrufen, samt ihrem Bischof verbrannt.

Wirkung zeigte die Aktion nicht. Genau zwei Jahrzehnte später, 1163, am 5. August, machte man außerhalb Kölns flandrische «Ketzer», darunter zwei Frauen, zu Asche. (Frauen wurden manchmal verheizt, und zwar, keineswegs in ganz vereinzelten Fällen, «weil sie den unzüchtigen Wünschen des Klerus widerstrebt und ihre Keuschheit hatten bewahren wollen»: Grundmann.) Um die gleiche Zeit schickte man auch in England etwa dreißig «deutsche» «Ketzer»-Missionare aus Flandern oder der Rheingegend auf den Scheiterhaufen. Und 1183 verbrannte der Erzbischof von Reims ebenfalls sogenannte Häretiker. «Viele, darunter Adelige, Bürgerliche, Geistliche, Bauern, Jungfrauen, Frauen und Witwen, wurden vom Erzbischof (von Reims) und vom Grafen (von Flandern) durch Richterspruch dem Feuertode überliefert; ihr Vermögen wurde theils dem Bischof, theils dem Grafen überwiesen.»

Die Verfolgten aber bekamen immer mehr Zulauf. Die Häresie hatte sich um die Mitte des 12. Jahrhunderts vom Rhein und von Lüttich bis zum französischen Südwesten, dem Périgord, bis zu den Pyrenäen und, gegen 1160, auch nach Oberitalien ausgedehnt, neben Südfrankreich ein Hauptverbreitungsgebiet der Katharer. Kurz, die «novi haeretici» waren international geworden. Sie hatten aber nicht nur an Ausdehnung, sondern auch an Kraft und Zusammenhalt gewonnen, ja sich zu einer Gegenkirche entwickelt.[11]

Der Name Kátharer (katharoí, «die Reinen») für «Ketzer» taucht im Westen erstmals 1163 auf – und grotesk genug, doch bezeichnend für die alles auf den Kopf stellende Kirche, daß sie aus dem Namen «die Reinen» den Begriff des Gegenteils gebildet hat, des Unreinen, Befleckten, Bösen, Satanischen. Die Katharer selbst nannten sich gewöhnlich «Christen» (christiani) oder «Wahre Christen», «Gute Christen», «Gute Christinnen», «Gute Leute» (veri christiani, boni christiani, boni homines). Mittelbar gehen sie wohl auf die spätantike Gnosis, auf Manichäer zurück (vgl. I 166 f.), die schon im 5. Jahrhundert der hl. Papst und Kirchenlehrer Leo I. «der Große» im Verein mit dem christlichen Staat derart brutal bekämpft (II 264 ff.!), daß der Manichäismus im Laufe des 6. Jahrhunderts im Westen verschwindet.

Vielleicht knüpften die Katharer auch an die Messalianer (Euchiten) oder die Paulikianer an, eventuell eine Filiation der Manichäer oder Anhänger des Apostels Paulus. Jedenfalls haben die Kreuzfahrer noch 1096 Pelagonien, eine befestigte, von Paulikianern bewohnte Stadt (castrum) in Makedonien, zerstört und die «Ketzer» umgebracht.

Sicher aber kommen die Katharer gradlinig von den Bogomilen her. Im 10. Jahrhundert von dem wohl aus Makedonien stammenden Priester Bogomil, dem «größten Volkshäresiarchen des Mittelalters» (Runciman), in Bulgarien gegründet, saßen Bogomilen bald auch in Byzanz und in Teilen des Byzantinischen Reiches. Sie tauchten zunächst als reine Volksbewegung auf, hervorgegangen aus ungeheurer wirtschaftlicher Not, einer offensichtlichen Folge des Feudalisierungsprozesses nach der byzantinischen Okkupation Bulgariens, der gewaltigen Unterdrückung durch Kaiser und Klerus. «Kirchen und Klöster hielten sie für Fronhöfe des Teufels» (Grigulevič).

Die Theologie der Bogomilen, in Konstantinopel vermutlich ausgebaut, war, wie dann die des Katharismus, stark dualistisch geprägt und reichte über den spätantiken Manichäismus und Gnostizismus zurück bis zu dem altiranischen Propheten und Religionsstifter Zarathustra. Die Bogomilen verwarfen das Alte Testament, die Kreuz-, Reliquien-, Ikonenverehrung, die Bilder der Jungfrau Maria, ver-

warfen die Wunder, die Sakramente, Liturgie, die Gotteshäuser und die ganze klerikale Rangordnung, den Reichtum, die Ruchlosigkeit, die Unzucht der Katholiken. Sie verwarfen die Ehe, den Geschlechtsverkehr, sie enthielten sich des Fleischverzehrs sowie aller aus geschlechtlicher Kopulation hervorgegangenen Speisen, wurden aber auch von unübersehbaren sozialen Impulsen bewegt, die wohl stärker, jedenfalls ursprünglicher waren. So schreibt der im späteren 10. Jahrhundert in der Umgebung des bulgarischen Herrschers predigende und eine «Widerlegung» (Beseda) des Bogomilentums verfassende Priester Kosmas: «Sie lehren ihre Leute, den Herrn nicht zu gehorchen. Sie prangern die Reichen an, verabscheuen den (bulgarischen) Zaren, machen die Ältesten lächerlich und verfluchen die Edlen; wer dem Zaren dient, ist für sie verhaßt in den Augen Gottes, und sie verbieten allen Sklaven, dem Gebot ihrer Herrn zu folgen.»

Die Bogomilen, die eifrig missionierten, auch zu bescheidenen Gewalttaten neigten, etwa Kruzifixe demolierten und Werkzeuge daraus machten, verbreiteten sich rasch im Byzantinischen Reich und gelangten bis Rußland. Seit sie Kaiser Alexios I. Komnenos, ein rigoroser «Rechtgläubiger», um 1110 durch ein Gericht von Senatoren und Geistlichen verurteilen und ihr Oberhaupt, den Mönch und Arzt Basileios, weil er nicht abschwur, samt seinem standhaften Anhang im Hippodrom verbrennen ließ, wurden sie im Osten verfolgt und 1211 auch von einem durch Boril, den Bulgarenzaren, einberufenen Konzil anathematisiert (ein Vorwand zwecks Ausschaltung politischer Gegner); sie wurden deportiert, eingekerkert, ihre Führer auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Sie konnten sich aber bis zur türkischen Invasion im 15. Jahrhundert halten, worauf sie großenteils zum Islam übertraten. In den Westen, nach Italien, nach Südfrankreich gelangten sie wahrscheinlich mit den Kreuzzüglern, wurden schließlich den antiken Manichäern gleichgesetzt und schonunglos gejagt.[12]

Von den Bogomilen trennten sich im späteren 11. Jahrhundert die Katharer, deren Glaube mehr neutestamentlich und kirchlich orientiert, gleichsam ein «reformierter» Bogomilismus ist. Im Laufe des 12. Jahrhunderts konstituierten sich katharische Kirchen auf dem

Balkan, im Rheinland, in Flandern, der Champagne, im äußersten Süden Frankreichs, der seinerzeit noch nicht zum französischen Königreich gehörte, in der Gascogne, im Languedoc, in der Provence. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts breiteten sie sich bereits als sonderkirchliche Gemeinschaften mit Diözesangliederung unter quasi klerikaler Führung vor allem in den Grafschaften Toulouse und Albi aus sowie in den Vizegrafschaften von Béziers und Carcassonne, ein Siegeszug im Bürger-, im Rittertum, selbst in Teilen des Klerus.

Im 13. Jahrhundert war das Katharertum die kraftvollste «Ketzerei», die größte «Sekte» des mittelalterlichen Christentums überhaupt, wurde das damalige «Ketzertum» erstmals zu einer Massenbewegung. Nach den bestbegründeten Schätzungen schwankte der katharische Bevölkerungsanteil zwischen einem Viertel und einem Drittel, doch waren dies ohne Zweifel «die religiös sensiblen Menschen unter einer indifferenten, gleichgültigen Mehrheit» (Ehlers). Kein Wunder, wenn alle Bekenntnisse und Meinungen nebeneinander bestehen konnten, relative Toleranz herrschte, sogar die Klassenunterschiede fast verschwunden schienen.

Damals entstehen die Katharerbistümer Toulouse, Carcassonne, Agen, und in fast jeder größeren Stadt gab es bald einen Katharerbischof. Katharische Wanderprediger missionieren in Italien, wo sie auch Patarener («Patarini») heißen, missionieren in der Lombardei, der Toskana, Romagna, den Marken, sogar im Kirchenstaat; sie dringen noch im 12. Jahrhundert bis England und Spanien vor. Seinerzeit, als Katharer bereits eigene Bücher schrieben – mit wenigen Ausnahmen verloren oder vernichtet –, bildeten sie auch in Italien Bistümer in Bagnolo, Concorezzo bei Mailand, allmählich ein Zentrum italienischen Katharertums, in Desenzano, Florenz, Spoleto. Allein in Frankreich und Italien gab es vierzehn ihrer Diözesen, dazu weitere in Bosnien, Bulgarien, im Byzantinischen Reich. Im ausgehenden 12. Jahrhundert entstehen wegen Lehrdifferenzen aber auch Spaltungen: die Albanenser, nach einem Ort oder einer Person, die Concorezzenser, nach einem Dorf zwischen Mailand und Monza benannt, die Bagnolenser, nach ihrem Zentrum Bagnolo S. Vito bei Mantua.[13]

Was die Menschen anzog, war nicht so sehr der Glaube der Katharer als ihr Leben, vor allem das persönliche Vorbild ihrer Führer, die zu einem nicht unbeträchtlichen Teil dem Adel entstammten, zumindest dem Niederadel. Adelig waren vor dem Kreuzzug nicht weniger als 35 Prozent der namentlich bekannten «perfecti», darunter 69 Prozent Frauen. Freilich hatten die Herren dafür keineswegs nur religiöse, sondern auch sehr handfeste materielle Motive, was besonders die unerbittlich auf ihre Besitztitel, zumal ihre Zehntforderung pochende Kirche betraf. Andererseits wieder waren große Teile des Klerus, zumal des Episkopats, mit den inzwischen zur «Ketzerei» konvertierten Familien verwandt, scheuten ernsthafte Auseinandersetzungen oder dachten gar nicht daran. Auch Teile des gehobenen Bürgertums, vor allem der reichen Kaufmannschaft, tendierten zum Katharismus, und sei es nur eines «schlechten Gewissens» wegen. Und die Sympathie des elend geschröpften Volkes hatten die armen asketischen «Ketzer» doch fast von vornherein.[14]

Katharische Theologie und Hierarchie

Die Katharer, die sich für die Nachfolger der ersten Christen hielten, wichen in ihren Glaubensbekenntnissen oft stark voneinander ab, was bis zur gegenseitigen Verfluchung (schließlich war man Christ) von Albanensern und Concorezzensern führte. Mitte des 13. Jahrhunderts zählt der Dominikanerinquisitor Ranieri Sacconi, anfangs selbst Katharer (später Mitarbeiter und Nachfolger des ermordeten Inquisitors Petrus von Verona), 16 verschiedene Gruppen auf, die er «ecclesiae Catharorum» nennt. Doch gab es bei allen theologischen Varianten, allen regional und zeitlich differenten Ausformungen der Konfessionen grundlegende Gemeinsamkeiten.

Die Katharer treten als «Arme Christi» (pauperes Christi), als «Apostel Christi» (apostoli Christi) auf, verstehen sich als die einzige und wahre Kirche des Herrn, die Kirche Gottes (ecclesia Dei), und vertreten einen offensichtlich gnostisch inspirierten Dualismus.

Sie glauben an die Existenz zweier konträrer, sich unerbittlich gegenüberstehender Prinzipien, eines guten und eines bösen Prinzips. Es ist *ein* Glaube, doch da gemäßigt, dort radikal. Der gemäßigte geht von *einem* Urprinzip aus (Monoprinzipialismus), zu dem ein ursprünglich guter, doch untreu gewordener, von Gott abgefallener Gottessohn oder Engel als Schöpfer der hiesigen, der vergänglichen Welt tritt. Der radikale Glaube nimmt *zwei* ewige, voneinander unabhängige Urprinzipien an (Diprinzipialismus) und stellt einen bösen Gott, den Teufel, von Anfang an gleichrangig neben den guten Gott. Dieser Radikaldualismus, der vor allem die Existenz des Bösen in der Welt erklärt, indem er die sichtbare, die irdische Schöpfung Satan allein in die Schuhe schiebt und Gott von der Verantwortung dafür freispricht, wird von der Mehrheit der Katharer bekannt, die auch kultisch und moralisch keinen «Mittelweg» toleriert.[15]

Die Katharer führten ihre Gemeinschaft auf Christus und das Neue Testament zurück. Sie schätzten die vier Evangelien, besonders das Vierte Evangelium, aber auch die Episteln des Paulus. Natürlich deuteten sie vieles um, wie alle christlichen Bibelbenutzer, zumal die Kirchen. Sie sahen in Jesus auch keinen Erlöser, keinen, der gekommen, die Menschen von ihren Sünden freizukaufen, keinen, der «Fleisch geworden», der am Kreuz gestorben und in den Himmel aufgefahren war. Sie hielten ihn weder für einen Sohn Gottes noch für die zweite Person der Trinität oder einen wirklichen Menschen, ein stoffliches Geschöpf. Sie sahen vielmehr einen Engel, Gesandten des Himmels, einen Boten Gottes in ihm, war doch auch Maria für sie nicht die Mutter Jesu, sondern gleichfalls ein immaterielles, nur äußerlich als Frau auftretendes Wesen. Sie schätzten Jesu Botschaft, nicht sein Sein.

Die Existenz einer jenseitigen Hölle bestritten sie, glaubten aber an Seelenwanderung, wobei die Kette der Wiedergeburten in verschiedenen Körpern für sie jedoch eine Art Hölle war. Sie verwarfen den größten Teil des Alten Testaments, verwarfen besonders scharf den ganzen kultischen Hokuspokus der Catholica einschließlich der Heiligen- und Reliquienverehrung. Die Kirchenbilder hielten sie für «Götzendienerei», die Glockentürme nannten sie die «Trompeten

der Teufel» (Historia Albigensis). Auch die Sakramente erschienen ihnen als Satansdienst.

Freilich hatten sie wieder selbst ein Sakrament, einen Initiationsritus, das eine Hauptrolle spielende «consolamentum» (Trost, Versöhnung). Es bedeutete eine Art Taufe – keine mit Wasser (Johannes den Täufer verabscheuten sie als einen «der obersten Teufel»: Historia Albigensis), sondern mit Licht (Gnosis, Erkenntnis) –, bedeutete Beichte, Buße, Absolution, Firmung und Priesterweihe, konnte aber auch mit der katholischen Letzten Ölung verglichen werden. Beim Sturz der Engel, so lehrte, glaubte man in dieser mythendurchwitterten Welt, war jeder gefallene Engel eine Menschenseele in einem Menschenleib geworden, ihr unstofflicher Leib jedoch im Himmel geblieben. Das Consolamentum bewirkte die Wiedervereinigung mit dem himmlischen Lichtleib und sollte stets weitere Wiederverkörperungen ersparen.

Die Katharer verabscheuten selbstverständlich die Hierarchie der Katholiken, obwohl auch sie wieder Bischöfe, geistliche Vertreter (filius maior, filius minor) mit dem Recht der Nachfolge hatten. Diese Führer, die wohl vor allem aus Kleriker- und Ordenskreisen kommenden «perfecti» und «perfectae», die «Vollkommenen» – wie sie nur die Inquisitoren nannten, nicht sie sich selbst –, waren zur strengen Askese verpflichtet.

Dreimal wöchentlich sowie während besonderer Bußperioden aßen sie nur Brot und Wasser. Sie genossen nie Zeugungsprodukte: Fleisch, Eier, Milch, Käse (doch Fische, die man aus dem Wasser entstanden dachte). Sie enthielten sich strikt der Hurerei, der Blutschande, jeder Form von Wollust, von sogenannter Perversion, auch der Ehe, die als «jurata fornicatio», geschworene Unzucht, als gleichsam öffentliches Vergehen sogar ein besonders fataler Fehltritt war. Sie verdammten nicht nur jegliche Gewaltsamkeit, nicht nur Kriegsdienst, nicht nur Notwehr, nicht nur jegliches Töten, sondern die Ausübung jeder Macht, da jede irdische Macht für sie vom Teufel stammte, was ja vieles für sich hat, viel mehr als das Gegenteil, die paulinische Obrigkeitslehre. Und mochten auch ihre Gläubigen, etwa das Kriegsvolk der mit ihnen sympathisierenden Grafen von Toulouse oder von Foix, kirchliche Besitzungen plündern und ver-

brennen, nie wurde Derartiges vom katharischen Klerus veranlaßt oder gebilligt.

Von dieser Elite ging darum auch die besondere Faszination der Bewegung, ihre eigentliche Zugkraft aus. Die Masse des Anhangs bildeten meist Bauern, die ihre Führer hoch verehrten, fast für Heilige hielten, selbst auch erlöst werden wollten, jedoch wie bisher lebten, mit einer ganz kommoden, zumal Südländern angepaßten Moral, die auch ihre Ehen führten, Fehden, Kriege, die gelegentlich sogar reich und staatliche Funktionsträger waren. Vor den Pogromen zogen ihre Seelsorger stets schwarz gewandet und zu zweit umher, von den «credentes» durch das «melioramentum», einen Ehrenerweis, ausgezeichnet. Auch Frauen durften predigen und theologische Fragen diskutieren. Die «Vollkommene» war dem «Vollkommenen» gleichgestellt. Man lebte in klosterähnlichen Gebäuden, in Männer- und Frauenhäusern. Alle beteten viel, besonders das Hauptgebet, das Vaterunser.

Aber – ist das nicht schon eine Entwicklung alla cattolica? Kam es da nicht, trotz vielleicht geringerer gesellschaftlicher Unterschiede, gleichfalls zu einer Klassengesellschaft und Hierarchie? Scheint es doch in den Konventen soziale Differenzierungen gegeben zu haben, zwischen Handwerkern etwa und wohlhabenden Bürgern. Und diese sowie alteingesessene Adelskreise nahmen zumindest in der Blütezeit des Katharertums führende Positionen ein – während der erste Mailänder Katharerbischof, Markus, ein bis Südfrankreich angesehener Totengräber war. Auch blieben die «Vollkommenen», wie der römische Klerus, von manchen Abgaben befreit und bekamen beim Tod ihrer Gläubigen gewisse Sachwerte. Auch war die katharische Kirche, deren perfecti die materielle Welt ja so verdammten, bereits im beginnenden 13. Jahrhundert durch Schenkungen reich geworden, verfügte sie «tatsächlich über beträchtliches Geldvermögen, das bewahrt und zielstrebig erweitert wurde» (Werner/Erbstößer). Man verwandte es zum Schutz vor Verfolgung, zur Fluchtfinanzierung, Informationsbeschaffung, zum Freikauf gefangener Katharer.

Einig waren sich alle in der Verdammung der katholischen Kirche, ihrer nie versiegenden Machtsucht und der moralischen Verrottung ihrer Pfaffen. Ihnen riefen die Katharer in öffentlichen Dis-

putationen zu, man finde im ganzen Neuen Testament keine einzige Stelle, «die von den Priestern verlange, üppiger als Fürsten zu leben ...». Denn mochte auch die katharische Theologie kaum eine echte Provokation für den dogmatisch geschulten großkirchlichen Klerus sein, mochte auch keiner der seinerzeitigen «Ketzer»-Führer, auch wenn sie oft aus Mönchskreisen kamen, entfernt sich vergleichen können mit den klassischen Häresiarchen der Antike – ausschlaggebend war der für jedermann evidente Kontrast zwischen der evangelischen Lehre, der apostolischen Armut und dem Reichtum der Ekklesia, der Habgier und Brutalität ihrer Geistlichkeit, zumal der hohen. «Viele Bischöfe besuchten ihre Diözesen nur noch, um willkürlich auferlegte Kirchensteuern einzuziehen, und hielten sich zu diesem Zweck eine Armee von Wegelagerern. Die Unordnung unter der Priesterschaft war unbeschreiblich. Man kämpfte und exkommunizierte sich gegenseitig» (Rahn). Doch geschah es auch, daß kranke Bischöfe von Katharern sich pflegen und «trösten» ließen, daß ganze Klöster zu ihnen übertraten.

Kurz, der Fortschritt der Häresie und die daraus resultierende Bedrohung des katholischen Klerus gehen in erster Linie auf diesen selbst zurück, was uns dankenswerterweise das spätmittelalterliche Papsttum sogar bestätigt. So attestiert Honorius III. den Priestern, «sie sind zum Verderbnis geworden und Fallstrick den Völkern», gesteht Alexander IV., «daß das Volk, anstatt gebessert zu werden, durch die Geistlichen vollständig verdorben wird». «Sie verfaulen wie das Vieh im Miste», abermals ein goldenes Papstwort aus dem 13. Jahrhundert, in dem auch kein Geringerer als Innozenz III. vor dem Laterankonzil 1215 klagt: «Die Verderbnis des Volkes hat ihre Hauptquelle in dem Klerus. Hieraus entspringen die Übel des Christentums: der Glaube schwindet, die Religion nimmt ab, die Freiheit ist in Fesseln gelegt, die Gerechtigkeit mit Füssen getreten, die Ketzer vermehren sich, die Schismatiker werden kühn, die Ungläubigen stark, die Sarazenen siegreich!»

Ebendeshalb aber vermochten die Christen außerhalb der katholischen Kirche in dieser selbst, in ihrem Feudalismus, ihrem Prunken, Protzen nur die Hure Babylon zu erblicken, die irdische Manifestation Satans. Ja, für die katharische Kirche, die «wahre» Kirche

Christi und der Armen, konnte die katholische nur die Kirche des Teufels, des Antichrists sein – im Mittelalter freilich, selbst weithin in katholischen Kreisen, «ein Gemeinplatz» (Madaule). Der römischen Kirche sprach man jede Legitimation spätestens seit der Zeit des ersten christlichen Kaisers ab, als aus der Kirche der Verfolgten die Kirche der Verfolger wurde (I 163 ff.!, I 247 ff.!).

Die Kirche andererseits, die «Ketzer» gern generell als «rusticani», «rustici», «idiotae et illiterati» schmähte, ohne zu bedenken, daß einst auch Priester und Schriftgelehrte die Apostel «idiotae et sine literis» genannt, diffamierte im besonderen die Katharer als «Krebsgeschwür» an ihrem mystischen Leib, als «Satansjünger», «Wahnsinnspest», und sagte ihnen, eine schon altchristliche Tradition (I 162 f.), perverse Orgien nach; auch die Ansicht, daß jemand, der seine Mutter oder Schwester beschlafe, nicht schlimmer sündige als durch den Beischlaf mit einer anderen; auch die Meinung «vom Nabel abwärts könne niemand sündigen» (Historia Albigensis). So heißt es über die «Ungelaubigen Laut genant dye Ketzer»: «Auch wenn si bichten und zu ein ander kommen, und er (Lutzifer) inen gepredigt und so er aus gepredigt, so nimpt er dye aller schönste dye under in allen ist und hat mit der seinen willen, und mit dem so leschen si ein liecht so vellet je ains auf daz ander, und ain man auf den andern und ain wip auf ain wip wie ez sich dann gefügt, ain jeglicher muz ansehen mit seinen Augen daz im sein wip oder sein Tochter ain ander Ketzer, wann si jehen daz der mensch underhalb des gurtel mit nicttiw sünden müg getun; in dem gelauben sint si.» Der Frühscholastiker und Zisterzienser Alanus ab Insulis (Alain de Lille oder de Ryssel) leitete denn auch den Namen Katharer von catus, Katze, dem Symboltier Satans, ab und weiß, daß sie ihm, kommt er zu ihren Zusammenkünften als schwarze Katze, den After küssen.

Daß die Päpste (nicht nur) jener Zeit jeden Schwachsinn glaubten oder doch weitergaben und somit ungezählte andere glauben machten, mag ein Ausschnitt aus der Bulle Gregors IX. vom 13. Juni 1233 zeigen. Der hochgelehrte Neffe Innozenz' III., Freund des hl. Dominikus und zumal des hl. Franz von Assisi, führt da nämlich u. a. aus:

«Wenn ein Neuling aufgenommen wird und zuerst in die Schule der Verworfenen eintritt, so erscheint ihm eine Art Frosch, den manche auch Kröte nennen. Einige geben derselben einen schmachwürdigen Kuß auf den Hintern, andere auf das Maul und ziehen die Zunge und den Speichel des Tieres in ihren Mund. Dieses erscheint zuweilen in natürlicher Größe, manchmal auch so groß als eine Gans oder eine Ente, meistens jedoch nimmt es die Größe eines Backofens an. Wenn nun der Noviz weitergeht, so begegnet ihm ein Mann von wunderbarer Blässe, mit ganz schwarzen Augen, so abgezehrt und mager, daß alles Fleisch geschwunden und nur noch die Haut um die Knochen zu hangen scheint. Diesen küßt der Novize und fühlt, daß er kalt wie Eis ist, und nach dem Kusse verschwindet alle Einrichtung an den katholischen Glauben bis auf die letzte Spur aus seinem Herzen. Hierauf setzt man sich zum Mahle, und wenn man sich nach demselben wieder erhebt, so steigt durch eine Statue, die in solchen Schulen zu sein pflegt, ein schwarzer Kater von der Größe eines mittelmäßigen Hundes rückwärts und mit zurückgebogenem Schwanze herab. Diesen küßt zuerst der Novize auf den Hintern, dann den Meister und sofort alle übrigen der Reihe nach, jedoch nur solche, die würdig und vollkommen sind ...»

«Nach diesen Verhandlungen werden die Lichter gelöscht, und man schreitet zur abscheulichsten Unzucht ohne Rücksicht auf Verwandtschaft. Findet sich nun, daß mehr Männer als Weiber zugegen sind, so befriedigen auch Männer mit Männern ihre schändliche Lust. Ebenso verwandeln auch Weiber durch solche Begehungen miteinander den natürlichen Geschlechtsverkehr in einen unnatürlichen. Wenn aber diese Ruchlosigkeit vollbracht, die Lichter wieder angezündet und alle wieder auf ihren Plätzen sind, dann tritt aus einem dunklen Winkel der Schule, wie ihn diese Verworfensten aller Menschen haben, ein Mann hervor, oberhalb der Hüften glänzender und strahlender als die Sonne, wie man sagt, unterhalb aber rauh wie ein Kater ...»

Womit wir wieder bei der Katze wären, die im Christentum, nach gelehrten positiven Interpretationen, immer mehr negative Züge bekommt, zumal für das Dämonische, Lüsterne, Sexuell-Orgiastische

steht, auch für das Weib, und die dann etwa der «Hexenhammer» das «ständige Sinnbild der Ungläubigen» nennt.

Häufig werden nun «cathari» und «haeretici», «Ketzer», synonym gebraucht, was indirekt die «Karriere des Teufels» (Segl) in den folgenden Jahrhunderten fördert. Und schon bald erreicht die Teufelei einen Höhepunkt im Kreuzzug gegen die Albigenser.[16]

Die Albigenser – Verbrennung nach Gutdünken und ein erster Kreuzzug

Quellenmäßig bezeugt sind die Albigenser erstmals um 1135 in der Region Toulouse, wo sie zwischen dem Anhang des Petrus von Bruis und Heinrich von Lausanne auftauchen, und seit dem ausgehenden 12. Jahrhundert wird die Bezeichnung «Albigenser» auch vor allem im Süden Frankreichs gebräuchlich. Abgeleitet ist sie wahrscheinlich von der Stadt Albi im Languedoc, nordöstlich von Toulouse, einem ihrer ältesten Bischofssitze, wo sich die Katharer vom 12. Jahrhundert an besonders stark verbreiteten, wenn auch der Name sowohl für die Katharer des Languedoc als auch für «Ketzer» überhaupt üblich wurde.

Die Glaubens- wie die Morallehre der Albigenser richteten sich im allgemeinen nach allen für die Katharer gültigen Normen. Sie vertraten einen radikalen Dualismus, hatten das «consolamentum» als Sakrament, Bischöfe als Leiter, glaubten an die Metempsychose, an Inkarnationen nach dem Tod in Menschen oder Tieren, enthielten sich fleischlicher Nahrung, genossen auch keine Eier, keine Milch, keinen Käse. In ihrer Ekklesiologie, der theologischen Lehre von der christlichen Kirche, unterschieden sie sich von anderen Katharergruppierungen, die sie wie die Katholiken ablehnten, doch halfen sie einander gegenüber der Inquisition.[17]

Die Mission der Albigenser spielte sich ganz öffentlich ab. Es kam um 1170 sogar zu dem Konzil von Saint-Félix-de-Caraman, auf dem der vom Balkan herbeizitierte perfectus Niketas zum Sieg des radikalen Dualismus beitrug, auch wenn die italienischen Katharer

den gemäßigten Dualismus wieder einführten. Die katharische Elite zog vor aller Augen in ihrer bekannten Kleidung umher, man hielt öffentliche Versammlungen ab, es kam zu Streitgesprächen zwischen Albigensern und Katholiken.

Natürlich hatte die Papstkirche, deren Gotteshäuser von der Mitte des 12. Jahrhunderts an ziemlich leer, deren Priester überall verachtet gewesen sein sollen, die Verfolgung der «Ketzer» längst aufgenommen, doch keineswegs systematisch. Nichts war diesbezüglich einheitlich geregelt, weder das Niederkämpfen häretischer Dogmen noch das Strafmaß. Man exilierte aus der Stadt, dem Bistum, verhängte Exkommunikation, Güterentzug, Kerkerhaft und Verbrennung auf dem Scheiterhaufen je nach Gutdünken. Auf Drängen des Abtes von Vézelay wurden 1167 im Beisein mehrerer Bischöfe im Tal von Ecouan viele Albigenser lebendig verbrannt, passenderweise am heiligen Osterfest. Gelegentlich gab man sich aber mit Zureden zufrieden, befremdete doch auch manchen Kleriker der Kontrast zwischen dem oberhirtlichen Umgang mit «Abtrünnigen» und den Lehren des Evangeliums. Es soll vorgekommen sein, zum Beispiel in Castelnaudary, daß sich Katholiken und Katharer in den Gebrauch der Hauptkirche teilten.

In den Jahren 1162/1163 allerdings untersagten die Synoden von Montpellier und Tours jede Förderung der Häresie und forderten deren Beseitigung durch die weltliche Gewalt. Und dann brachte Papst Alexander III. etwas System in die Sache – geht das christliche Unheil (wie oft auch sonstiges) doch *immer* von oben aus, so gern man das wieder und wieder umkehren möchte! Gerade der einst so gefeierte Bologneser Jurist nämlich, der «erste große Rechtsgelehrte auf dem Papstthron» (Kelly), rief auf dem Dritten Lateranum 1179 nicht nur zum ersten Mal zu einem Kreuzzug gegen die «Ketzer» auf, sondern formulierte ihre Bekämpfung auch als generelles Kirchengesetz und sicherte all diesen Kreuzzüglern einen Ablaß von zwei Jahren zu, ja jedem, der fiel, «ewige Rettung». Er exkommunizierte die nach «Ketzerei» riechenden Grafen von Toulouse, von Foix, den Vizegrafen Roger II. von Albi, Béziers und Carcassonne sowie viele Barone. Er drohte den Bann auch für Kontakte mit ihnen, für ihre Helfer an und verlangte die Einziehung von Gütern so-

wie die Anwendung von Waffengewalt, was besonders Katharern und Albigensern galt (VI 539).

Noch im Jahr des Konzils reiste der Zisterzienserabt Heinrich von Marcy als päpstlicher Legat in den Süden, um durch eine Predigtkampagne gegen die Katharer im Languedoc eine Art Kreuzzug vorzubereiten, und im Frühjahr 1181, inzwischen zum Kardinalbischof von Albano aufgestiegen, führte er ihn an. Zwar verlief die heilige Sache bei nur mäßiger Beteiligung im Sand, doch ließ man, wie ein Augenzeuge auf päpstlicher Seite, Bischof Stephan von Tournay, bezeugt, «ein weit und breit verwüstetes Land» zurück, «zerstörte Dörfer und Städte, ein Bild des Todes».[18]

Alexanders Nachfolger Lucius III. forderte im Einvernehmen mit Friedrich Barbarossa eine verschärfte Verfolgung, wobei auf der Synode in Verona (1184) in der einschlägigen Dekretale «Ad abolendam diversarum haeresum pravitatem», neben Waldensern, Humiliaten, Arnoldisten (den Parteigängern Arnolds von Brescia), auch die Katharer genannt worden sind. Die «Ketzer» sollten exkommuniziert, zu «ewiger Ehrlosigkeit» verurteilt und dem «weltlichen Arm» ausgeliefert werden (VI 541 f.), ebenso alle, die sie begünstigten oder verteidigten. Nicht genug. Die Bischöfe wurden jetzt verpflichtet, nicht nur bekanntgewordene Häretiker zu verfolgen, sondern jährlich ein-, zweimal auch bislang unentdeckte aufzuspüren, suspekte Gemeinden selbst oder durch Vertrauensleute zu überprüfen und Verdächtige den weltlichen Behörden auszuliefern. Noch die Friedhöfe mußten von den verpesteten Knochen der Abtrünnigen gesäubert werden. Zudem verhängte der Kaiser auf dieser Synode über «Ketzer» die Reichsacht, was Exil, Güterkonfiskation, Zerstörung ihrer Häuser und andere Äußerungen christlicher Nächstenliebe nach sich zog.[19]

Doch so verheerend diese Beschlüsse immer wieder andersgläubige Christen trafen, insgesamt zeigten sie wenig Wirkung.

Deshalb beschloß Innozenz III., der «eigentliche Schlächter der Albigenser» (Graf von Hoensbroech), aufs Ganze zu gehn. Wohl als erster Papst stellte er die «Ketzer»-Jagd und den Kreuzzugsgedanken bewußt in den Mittelpunkt seines Pontifikats. «Sicher», schreibt Guillemain mit Imprimatur, «gehörte die Wiederaufnahme der

Kreuzzüge zu seinen großen Plänen. Seit seiner Inthronisierung beschäftigte er sich damit, und ohne Zögern machte er zu seiner (sic) Verwirklichung seine ganze Autorität bei den Fürsten geltend.» Doch wenn ihn der Gedanke an die Jagd auf Andersgläubige auch von Anfang an beherrschte, wenn er auch schon Ende des 12. Jahrhunderts slawische Katharer durch den Erzbischof von Split (Spalato) dort und aus Triest vertreiben ließ (es unter seinem Nachfolger in Bosnien zwischen Katharern und Katholiken zu einem «förmlichen Religionskriege» kam: I. von Döllinger), Innozenz war zweifellos zu klug, um nur mit Gewalt, gar mit Feuer und Schwert allein vorzugehn – freilich immer wieder die besten Missionare der Stellvertreter Christi.[20]

Ergo operierte der Durchtriebene nicht nur mit Hilfe der Mächtigen und Reichen, sondern auch vermittels ihrer Opfer, der Ausgebeuteten, der Armen.

Das «heimtückische, verräterische und betrügerische Rom» legt die Maske der Armut an

Als im Hochmittelalter eine Seite immer reicher, die andere immer ärmer, die Kluft zwischen beiden noch skandalöser wurde, begann eine mehr und mehr um sich greifende Rückbesinnung auf die urchristliche Zeit, auf biblische Barmherzigkeitstendenzen, die evangelische Idealisierung der Armut und die Armut des Herrn selbst. Verbunden war diese imitatio Christi natürlich wie eh und je mit der süßen Hoffnung auf eine Erhöhung der Armen im Jenseits.

Armut jedenfalls, der Verzicht auf weltliches Gut, auch wenn man nicht selbst dazu neigte, erfreute sich damals im christlichen Volk großer Achtung. Schon im Europa des 11. Jahrhunderts war eine Armutsbewegung hervorgetreten, erst recht im 12. Jahrhundert bei noch wachsendem Elend. Man wollte und sollte sich durch die Armutspraxis an dem alten Ideal der vita apostolica orientieren, wollte und sollte der Erneuerung der Kirche und Gesellschaft dienen. Gleichzeitig mit solcher kirchenreformatorischen Tendenz aber

entwickelte sich eine kirchenkritische, ja kirchenfeindliche, überhaupt eine starke ökonomisch-soziale Komponente, das Ausbrechenwollen aus einem unwürdigen Ghetto, aus den übervölkerten Industriestädten; die damit verbundenen kommunalpolitischen Querelen kamen den «Ketzern» sogar zugute, da sie die Aufmerksamkeit der Bischöfe von ihnen abzogen oder doch schwächten.

In diesem komplexen Prozeß infiltrierten häretische Strömungen kirchlich gelenkte Armutsbewegungen und umgekehrt. Neben der negativen Reaktion auf die überreiche und -mächtige Catholica, neben einer harschen Klerus- und Kirchenkritik, ja entschiedener Romfeindschaft stand somit das Anknüpfen an altchristliche Ideale, stand die «Nackt dem nackten Christus-Nachfolge». Und so suchte Innozenz, der Nachfolger des Armen Menschensohnes, dessen Frohe Botschaft wieder mal für sich auszuspielen und die unterdrückten Bauern, die kleinen Handwerker gleichsam «evangelisch» aufzufangen und durch das Einbinden in monastische Traditionen in die Kirche zu integrieren. Jeder religiös «Entgleiste» sollte jetzt auf den goldenen katholischen Mittelweg zurückkehren können.

Um dies zu erleichtern, duldete der Papst nun auch das Wanderpredigertum, das Apostolat der Armut, ja, er schickte selbst «arme» Wanderprediger aus, darunter auch Pierre de Castelnau. Der künftige Heilige entstammte französischem Adel, missionierte seit 1199 mit dem päpstlichen Legaten Rainer von Fossanova in Südfrankreich, wurde Zisterzienser und 1203 von Innozenz zum Gesandten in der Provence ernannt, um dort «den Frieden zu predigen und den Glauben zu befestigen». Dabei konnte Pierre de Castelnau nicht einmal den laxen Erzbischof Berengar von Narbonne zu einem aktiveren Vorgehen gegen die Albingenser bringen. Und in Toulouse verweigerten Graf Raimund und die Konsuln jede Kooperation gegen Häretiker überhaupt.

Jahrelang hatten so die kurialen Aktionen so gut wie keinen Erfolg – fast selbstverständlich, bedenkt man den Auftritt all dieser Legaten in Pracht und Luxus und einem Heer von Dienern. «Seht», riefen die, die sie zu «bekehren» wünschten, «diese Leute wollen uns von unserem Herrn Jesus Christus predigen, der arm war und barfuß ging!» Wie denn auch Troubadoure das «heimtückische, verrä-

terische und betrügerische Rom» attackierten (Guilhem Figueira), das weithin unpopulär, das vielen tief verhaßt war.

So probierten Pierre de Castelnau und seine Helfershelfer 1206 eine zumindest für sie neue Methode aus. Beraten von dem gerade aus Rom zurückgekehrten seligen Diego von Azevedo, Bischof von Osma, und seinem Subprior Domingo de Guzman, dem künftigen Gründer des Dominikanerordens, kreierte man ein Konzept der «Ketzer»-Bekämpfung, das nichts anderes war als die Praxis der verfluchten Konkurrenz.

Erwähnenswert beiläufig, daß der hl. Dominikus für seine Aufgabe, «zu Fuß als Ordensmann in evangelischer Armut das Wort der Wahrheit des Evangeliums zu predigen», später noch viel Geld von keinem anderen als von Fulko (Foulques) von Marseille bekam. Dieser Bischof nämlich war einst als Troubadour so hinter dem plaisir d'amour her, daß ihn all seine Förderer verließen, daß er aus der Not eine «Tugend» machen, Pfaffe werden mußte, in den Zisterzienserorden (nebst Gattin und zwei Söhnen) eintrat, Prior wurde und schon 1205, durch Pierre de Castelnau, Bischof von Toulouse; statt Frauen-Bedichter nun «Ketzer»-Vernichter. «Der Kirche Spür- und Hetzhund», sagt Lenau in seinen «Albigensern» von ihm, der über die neue Universität der Stadt schreiben ließ: «Sie vertilgt die Schlechten durch den Professor, durch das Feuer, durch das Schwert.» Allein in Toulouse, einer Hochburg der Häresie, sollen auf Fulkos Veranlassung 10000 «Ketzer» umgekommen sein.

Man begann zu Fuß, in groben Kutten und ohne Geld, sozusagen arm wie die Apostel, das Land zu durchziehn. Man kam wie die Geistlichen der Katharer, man predigte in ihrer Art. «Es sind Menschen von bewährter Tugend», preist Innozenz am 19. November 1206 seine neuen Propagandisten, «Nachfolger der Armut Christi, des Großen Armen. Sie fürchten sich nicht, in demütigem Gewand und mit glühendem Eifer nach Irrgläubigen zu suchen, um sie mit der Gnade Gottes durch das Beispiel ihres Lebens und die Weisheit ihrer Worte dem Irrtum zu entreißen.» Doch die neue alte Bauernfängerei verfing nicht. Schon durch seine Arroganz und Härte blieb der Legat verhaßt; er gewann weder die Sympathie der Prälaten noch Popularität.

Der Graf von Toulouse, Raimund VI. (1194–1222), «Fürst und Oberhaupt aller Häretiker» (Caesarius von Heisterbach), gegen den sich Pierre de Castelnau voll Eifer für den «Frieden» wandte, verfiel im April 1207 kurzerhand seiner Exkommunikation. Die Länder des Grafen, Vetter des Königs von Frankreich, Schwager des Königs von England, Schwager des Königs von Aragón, wurden mit dem Interdikt belegt, und der Papst bestätigt dies mit Schreiben vom 29. Mai 1207 so: «An den edlen Grafen von Toulouse. Welcher Stolz hat sich Deines Herzens bemächtigt, Du Aussätziger. Mit Deinen Nachbarn liegst Du unausgesetzt in Fehde, mißachtest die Gesetze Gottes und hältst es mit den Feinden des wahren Glaubens. Zittere, Gottloser, denn Du wirst gezüchtigt werden. Wie kannst Du die Ketzer beschützen, grausamer und barbarischer Tyrann. Wie kannst Du behaupten, der Glaube der Ketzer sei besser als der der Katholischen. Noch andere Vergehen hast Du gegen Gott begangen: Du willst keinen Frieden, hältst Fehde an Sonntagen und beraubst die Klöster. Der Christenheit zur Schmach verleihst Du öffentliche Ämter an Juden. Unsere Legaten haben Dich exkommuniziert. Wir bestätigen ihren Beschluß. Da wir aber die Sünder zu bekehren haben, befehlen wir Dir, Buße zu tun, um unsere gnädige Absolution zu verdienen. Da wir Deine Beleidigungen gegen Kirche und Gott nicht ungestraft lassen können, so wisse denn, daß wir Deine Besitzungen Dir wegnehmen lassen und die Fürsten gegen Dich als einen Feind Jesu Christi aufwiegeln werden. Aber der Zorn des Herrn wird es nicht darauf beruhen lassen. Der Herr wird Dich zermalmen!»

Die Gesandten des Papstes kanzelten auch Kirchenfürsten ab, suspendierten auch lässige Erzbischöfe und Bischöfe – der Seelenhirt von Vence lebte gar friedlich mit einer Frau an seiner Seite – und ersetzten sie durch Scharfmacher, wie durch den reichen Genueser Kaufmannssprößling Fulko von Marseille.

Doch selbst Pierre de Castelnau hatte gelegentlich von dem, was das Lexikon für Theologie und Kirche das «Päpstliche Missionswerk» nennt, die Nase voll und wollte zurück in sein Kloster. Innozenz lehnte brüsk ab: «Bleibt, wo ihr seid! In einer solchen Stunde ist Aktion besser als Kontemplation!» So blieb er und wurde Mitte Januar 1208 am rechten Rhôneufer auf dem Weg nach Arles hinter-

rücks mit einem Spieß erstochen, weil er, formulierte der Papst am 10. März 1208 etwas unbedacht, «mit unerschütterlicher Festigkeit auf den Felsen Christus baute und deshalb vor einer so großen Verräterei nicht auf der Hut war», was ja doch ein merkwürdiges Licht auf den Felsen Christus wirft. Wie auch immer, Innozenz proklamierte sein Opfer, den Helden wider Willen, am 10. März als Märtyrer und sprach ihn heilig (Fest 5. März, Diözese Nîmes 15. März).

Natürlich geschahen bald Wunder über Wunder zu Ehren dieses «heiligen», dieses «allerheiligsten Mannes», «des Mannes Gottes»; auch Strafwunder, die jenen «überaus grausamen Mörder» trafen, den «selbst die stummen Tiere verabscheuten» – die ja nun wirklich nicht viel zählten und zählen im Christentum. Doch seinerzeit mochte, so wird «als wahrhaftig von vielen und ehrenhaften Männern, Kanonikern der Kirche in Toulouse, berichtet» – und alle Wunderberichterstatter auf katholischer Seite und für die katholische Seite sind immer wahrhaftig und ehrenhaft, das können wir tausend- und abertausendmal lesen – ja, seinerzeit mochte von dem Mörder des Gottesmannes, «aus Abscheu vor einem so großen Verbrechen, kein Hund ein Stück Brot aus seiner Hand annehmen. Oh, was für ein wunderbares Geschehen, oh, welch eine seit Jahrhunderten nicht gehörte Sache!»

Doch nicht die einzige unerhörte in dieser «Sache Christi», nein. Als die Leiche des heiligen Märtyrers Pierre de Castelnau nach langer Zeit umgebettet wird, findet man ihn «so völlig unversehrt vor, als ob er erst an demselben Tag bestattet worden wäre» (vgl. u.a. I 431 ff.!), und natürlich entströmt ihm auch der obligatorische «wunderbare Duft», wie sich das für einen echten katholischen Blutzeugen gehört.[21]

Die Verfolgung der Waldenser

Hatte Innozenz III. aber mit seinen Wanderpredigern, seinen Aposteln der Armut auch nur partiellen Erfolg, kam er doch weiter damit als seine Vorgänger, die das Problem der Armutsbewegungen

durch Disziplinarmaßnahmen, besonders durch das Predigtverbot, zu bewältigen gesucht.

So hatte Lucius III. 1184 in der Dekretale «Ad abolendam» Petrus Waldes aus Lyon, einen wohlhabenden Kaufmann und (nach 1170) Gründer der Waldenser, der in manchen wie ein Vorläufer des Franz von Assisi anmutet, samt seinen «fratres» anathematisiert. Waldes war seitdem fast sein ganzes Leben auf der Flucht und «starb darum früh» (Vinay). Der Papst aber ahndete mit dem Bann weniger Verstöße wider den katholischen Glauben als wider den kirchlichen Gehorsam, nicht bloß damals aus bösem Grund die höchste Tugend. Denn den Waldensern – fast lauter armes, verachtetes Volk, das für die Kirche, so Otto Rahn in seinem ergreifenden «Kreuzzug gegen den Gral», «nur soweit existierte, um es zu besteuern, wenn es rechtgläubig, oder zu verbrennen, wenn es ketzerisch war» –, den Waldensern ging es viel weniger um Theologie als um ein einfaches Leben in der Nachfolge Jesu und der Apostel. Noch anno 1217 nennt eine wohlinformierte Quelle die vier Hauptirrtümer der Waldenser: das Tragen von Sandalen nach Weise der Apostel, das Verbot des Eides und der Tötung eines Menschen, endlich die Lehre, daß jedes Mitglied der Sekte, trage es Sandalen, notfalls die Eucharistie konsekrieren könne.

Nicht Dogmen oder Riten waren kontrovers, sondern die ungeheure Verkehrung der Bibel durch den Klerus, seine Gewalttaten, sein Reichtum, seine Heuchelei und Lügen. «Die Mißachtung der kirchlichen Gewalt» bestätigte Bernhard Guy (Guidonis), der Dominikanerinquisitor, im Midi einer der brutalsten der Zunft, in seinem «Handbuch» für Kollegen, «war die wesentliche Irrlehre der Waldenser, deretwegen sie auch exkommuniziert und Satan ausgeliefert werden ...» Mit den Waldensern jedoch ging Innozenz ganz anders um als seine Vorgänger, und so vermochte er zwischen 1208 und 1210 die meisten von ihnen wieder in die Kirche zu locken.

Dasselbe gelang ihm mit der Mehrheit der Humiliaten, einer nach 1170 in lombardischen Städten entstandenen, teils in Klöstern, teils in Familienverbänden lebenden Laiensozietät, einer Art Arbeitergenossenschaft. Man stellte einiges bei ihnen ab, erlaubte ihnen anderes, wie die Gemeindebildung, besonders aber das Predigen, aller-

dings unter der Bedingung, sich auf sittliche Fragen zu beschränken und theologische den Geistlichen zu überlassen.

Namhafte Waldenser, Durandus von Huesca oder Bernardus Prim, die sich «bekehrten», durften als völlig mittellose Wanderapostel fast genauso weiterleben wie zuvor, nur daß sie jetzt ständig «ketzerische» Waldenser und Katharer bekämpften. Durandus gründete 1207 die «Katholischen Armen», Bernardus Prim 1210 eine weitere pauperistische Gruppe, beide allerhöchst abgesegnet. Und zwischenzeitlich ersuchten hundert Waldenserprediger um Aufnahme in die Kirche, jedoch unter gewissen Vorbehalten; der Ausgang ist unbekannt. Später gab es vom Gros der Waldenser keine Annäherung mehr an die römische Kirche.

Die Humiliaten verbreiteten sich rasch in der Lombardei, der Toskana, in Umbrien, und um 1215 bestanden in Italien 150, im ausgehenden 13. Jahrhundert rund 400 Humiliaten-Konvente. Freilich waren und blieben auch sie unsichere Posten, hat man sie verdächtigt und zuletzt, als zu kritisch, als häretisch, nicht mehr kirchlich anerkannt. 1571 wurde der männliche Orden nach einem geplanten Mordanschlag auf den hl. Karl Borromäus – sein Papstonkel Pius IV. (Vater zweier unehelicher Töchter und eines unehelichen Sohnes) hatte ihn sofort zum Kardinal gemacht – von Pius V. aufgelöst; das Ordensgut fiel u. a. den Jesuiten zu. Die Schwesternhäuser, die Humiliatinnen, erloschen im 19. Jahrhundert.

Wie die Waldenser, hatten auch die Humiliaten der evangelischen Bedürfnislosigkeit nachgeeifert, wurden aber gleichfalls von Lucius III. 1184 als Häretiker gebannt. Innozenz hingegen verstand auch Franziskus und die Franziskaner an Rom zu binden, sie in der Kirche zu etablieren, was der Armutsbewegung zwar Auftrieb gab, ihre kritischen Impulse jedoch beträchtlich schwächte – der Sinn der Sache.[22]

Im übrigen kam es auch unter den «Pauperes Christi», den «Pauperes Spiritu» (Armen im Geiste) wieder zu schweren Konflikten, spalteten sich etwa um 1205 die an Waldes orientierten Lyoneser Armen, die «Pauperes de Lugduno», von den (nicht mit Rom rekonziliierten) «Pauperes Lombardi». Waldes und sein Anhang hielten vorerst an der Orthodoxie fest, ebenso die 1208 und 1210 ent-

standenen, von Innozenz unter bestimmten Auflagen bestätigten und zunächst, besonders vor den Albigenserkriegen, eifrig geförderten Ordensgruppen der «Pauperes Catholici», mit dem Waldes-Schüler Durandus von Huesca (de Osca) an der Spitze, und der «Pauperes reconciliati». Beide belehrten zwar dauernd die «Ketzer», suchten sie zu «bekehren», opferten auch oft ihr ganzes Hab und Gut den Armen und gewannen so nicht wenige Waldenser wie Albigenser der reichen Kirche zurück. Aber mit den neuen Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner konnten sie nicht konkurrieren und hörten bald zu bestehen auf.

Denn kaum hatte der Papst seinen Kreuzzug, kaum konnte er die «Ketzer» mit Feuer und Schwert vertilgen, da erlahmte sein Interesse an den «Pauperes Catholici». Schon nach 1212 hören wir fast nichts mehr von ihnen. Dafür fördert Innozenz jetzt mächtig die Dominikaner, die Träger der Inquisition – und 1244 verbietet Innozenz IV. den «Pauperes Catholici» das Predigen.

Die nicht zu Kreuze kriechenden Waldenser, die in weithin verbreiteten Konventikeln lebten, wurden diffamiert, verfolgt und verbrannt.

Das erste Beispiel einer «Ketzer»-Gesetzgebung bietet seinerzeit, 1192, Alfons II. von Aragón. Er erklärt die Waldenser und alle andern von der Kirche verurteilten Abweichler zu Staatsfeinden und fordert sie auf, das Land zu verlassen. Jeder, der sie unterstützt, sie beherbergt, speist, ihre Predigten hört, wird, wie die Ausgewiesenen, all seiner Güter beraubt. Alfons' II. Sohn Peter II. fügt 1197 auf dem Nationalkonzil von Gerona diesen Gesetzen seines Vaters – «in Gehorsam gegen die Kanones der heiligen römischen Kirche» – noch die Strafe des Scheiterhaufens für Häretiker hinzu.

In Straßburg, wo man fünfhundert Waldenser eingekerkert hatte, setzt Bischof Heinrich die Dominikaner erst theologisch auf die «ketzerische Bosheit» an, um sie durch Disputationen zu besiegen. «Aber es wardt niemandts unter allen geistlichen befunden, der ihnen kunte zukomen, also wol wuszten sy ihr sachen mit Gottes wort zu verantworten.» So verheizte man 80 Menschen, darunter 12 Priester, 23 Frauen und viele Adlige gemeinsam in einem Feuer. 1320 brachte man in Pamiers eine arme alte Waldenserin auf den Schei-

terhaufen, nur weil sie sich weigerte, einen Eid abzulegen. Davon abgesehen entsprach ihr Glaube völlig dem katholischen. In den Jahren 1378 und 1384 wirft auch der Regensburger Domdechant Heinrich als päpstlicher Inquisitor eine Anzahl waldensischer Frauen in die – wie noch Katholiken des 20. Jahrhunderts schwärmen – «gesegneten Flammen ...» Um dieselbe Zeit wütet in Nürnberg eine Waldenserverfolgung, 15 «Ketzer» fallen ihr zum Opfer. 1392 werden bei einem Autodafé in Bingen 36, 1397 zu Steyr etwa 100 Waldenser verbrannt.

Auch die Franziskaner machten Jagd auf sie, ja verbündeten sich dabei gelegentlich mit Räubern. So meldet eine Quelle aus dem Jahr 1382 von dem päpstlichen Franziskanerinquisitor Franziskus: «Dem *Girardo Burgarone*, einem Hauptmann von 22 Räubern, wird ein Preis gezahlt zur Ergreifung einiger Waldenser, um sie hinzurichten, auf Befehl des Franziskus, des Inquisitors aus dem Orden der minderen Brüder.»

Seinerzeit waren durch den Franziskaner Franz Borelli die gallischen Waldenser, besonders die in der Dauphiné, schweren Nachstellungen ausgesetzt. Verbrannt wurden die Opfer gewöhnlich in Grenoble, 150 aus Val Pute, 80 aus den Tälern von Argentière und Fraissinière. Zu einer zweiten Verfolgung kam es unter Papst Pius II. durch den Erzbischof Johann von Embrun. Der Franziskanerinquisitor Johann Veyleti ließ aus Beutegier sogar Katholiken ergreifen. Jeden Tag machten er und seine Richter einigen Leuten den Prozeß, um ihre Güter zu ergattern.

Ein weiteres Pogrom leitete 1488 Albert von Capitaneis, Legat Innozenz' VIII., des Hexenbullenschreibers, der nicht ohne diverse Bestechungen Papst geworden war und für das Wohl etlicher unehelicher Kinder väterlich sorgte, u. a. durch Verheiratung in berühmte Fürstenhäuser. Die Waldenser flüchteten seinerzeit in hochgelegene Gebirgshöhlen und wurden durch Feuer vor den Eingängen verbrannt oder ausgeräuchert. Auch einige hundert Kinder sollen in ihren Wiegen oder in den Armen ihrer Mütter erstickt, insgesamt mehr als 3000 Menschen umgekommen sein. Verfolgungen der dortigen Waldenser gab es noch Ende des 15. und im späteren 16. Jahrhundert. Auch in Ungarn ging man noch im Spätmittelalter gegen

sie vor. In einigen Gegenden, in Kalabrien, der Provence, wurden sie völlig ausgerottet. «Die Inquisition vernichtete die Waldensergemeinden, eine nach der anderen in allen Gebieten, die sie erreichte» (Vinay).

Nach den fürchterlichen Pogromen 1487/1488 unter dem zum Kreuzzug aufrufenden Hexenbullen-Innozenz schlossen sich die Verfolgten im alpinen Raum schließlich der frankophonen Reformation an – und einige Waldenser leben noch heute in Europa, sogar in Florenz, in Rom, auch in Nord- und Südamerika.[23]

Der Papst beschwört den «Gott der Rache» und befiehlt, «die Wölfe zu erschlagen»

Auch die Albigenser wollte Innozenz zunächst eher friedlich gewinnen, durch Predigt, nachdrückliche Schreiben, Drohungen. Jahrelang schickte er ihnen, ohne geringsten Erfolg, eine Mission nach der andern, kam er ihnen durch sogenannte geistliche Mittel «in dieser schweren Krankheit mit seiner heilenden Hand zu Hilfe» (Historia Albigensis). Doch hatte er auch bereits zwei Monate nach seinem Amtsantritt in Briefen an die Prälaten, an den Adel und das ganze französische Volk verfügt, alle nicht zur katholischen Kirche zurückkehrenden Häretiker zu verbrennen und ihres Besitzes zu berauben. Und da weder die Agitationen des Abtes von Clairvaux, Henry de Marcy, des nachmaligen Kardinals, viel ausrichteten noch die seiner sonstigen Beauftragten, etwa der beiden Zisterzienser Peter und Raoul, die ihn, entmutigt aber vergeblich, um ihre Abberufung baten, ging Innozenz jetzt gegen die Albigenser zu nackter Gewalt über.

Er bevollmächtigte 1204 seine Legaten, überall, wo die Häresie bestehe, «zu zerstören, niederzuwerfen oder zu ergreifen, was immer zerstört, niedergeworfen oder ergriffen werden müsse, und zu pflanzen und aufzubauen, was immer aufgebaut und gepflanzt werden müsse». Doch noch Mitte des 20. Jahrhunderts schreibt der re-

nommierte Katholik Joseph Bernhart in seinem Buch «Der Vatikan als Weltmacht»: «Innozenz versuchte alles zur friedlichen Bewältigung der Gegenkirche, aber seine Legaten und das Missionswerk der Zisterzienser versagten kläglich. Durch ihre Schuld kam es zum Kampfe mit den Waffen ...»

Es ist immer die gleiche, die Welt durch Jahrtausende betrügende Priestertaktik, wenn es sein muß, auch hohe Instanzen, Orden, Bischöfe, Kardinäle, jederzeit zu belasten, um wenigstens die höchste Instanz freisprechen zu können. «Innocenz III. kehrte alle friedlichen Mittel vor», behauptet ein anderer Apologet, während er doch alles tat, um einen Krieg vom Zaun zu brechen.

Insbesondere versuchte er immer wieder, Frankreich zum Losschlagen zu bringen. So ließ er König Philipp August sowie dem ganzen Adel einen vollständigen Nachlaß der Sünden anbieten und den katholischen Pöbel durch Aussicht auf Absolution und Plünderung reizen. So ermunterte er den Herrscher auch, sein Schwert zu zücken und die Wölfe zu erschlagen. Zudem bewilligte er ihm, die Gebiete aller, die ihn beim Verfolgen der «Ketzer» nicht begleiten würden, selbst in Besitz zu nehmen. Aber der Monarch stand im Kampf mit Johann Ohneland (John Lackland), dem englischen König, und die Aneignung von dessen Territorien in Westfrankreich war ihm wichtiger. Außerdem wollte er sich nicht zum Büttel des Papstes erniedrigen. So prallte ein kurialer Appell nach dem andern ab. Und auch Peter von Aragón, dem Innozenz sämtliche eroberten Häretikerländer und endlich all ihr Hab und Gut zusprach, ließ sich nicht gewinnen.[24]

Im November 1207 mahnte Innozenz den Franzosen erneut, ihm einmal mehr den Greuel der Albigenser ausmalend: «Die lange Zeit eingewurzelte, Verderben bringende verworfene Ketzerei, die im Gebiet von Toulouse unablässig anwächst, hört nicht auf, wahre Ungeheuer als Leibesfrucht zu gebären, die ihre eigene Wahnsinnspest auf andere übertragen und jene verabscheuungswürdige Nachfolge der Verdammten unablässig am Leben und Gedeihen halten.»

Der französische Potentat, dem Papst schon an sich nicht sehr gewogen, war verstimmt über dessen Einmischung in seine Souveränität, verlangte einen sicheren zweijährigen Waffenstillstand mit

Johann Ohneland sowie die Finanzierung des geforderten Krieges durch Klerus und Adel. Und Raimund, Graf von Toulouse, schützte die Albigenser, weshalb ihn Pierre de Castelnau exkommunizierte, nachdem er, der Legat, 1207 ein Bündnis gegen ihn zustande gebracht.[25]

Die Ermordung des Gesandten aber durch einen, wie es heißt, Ritter, Dienstmann, Schildknappen des Grafen legte man diesem selbst zur Last, obwohl es keinen Beweis für seine Schuld gibt, auch Raimund stets jede Beteiligung an der Meucheltat heftig bestritt. Auch den Mörder konnte man nie identifizieren.

Der Papst jedoch war von der Schuld des Grafen überzeugt oder tat wenigstens so. Denn nun hatte er einen Anlaß zu dem so begehrten Krieg, dem ersten großen Kreuzzug gegen «Ketzer» in einem katholischen Land. Und generös garantierte er allen, «die vom Eifer für den rechten Glauben entbrannt, das Blut der Gerechten rächen wollen, das unablässig von der Erde zum Himmel ruft, bis der Gott der Rache vom Himmel zur Erde herabsteigt, um die Gestürzten und die Umstürzenden zu vernichten, und allen denen, die sich mit männlicher Tapferkeit gegen diese Pestträger gürten, die zugleich gegen den Frieden und die Wahrheit kämpfen ... eine Vergebung ihrer Sünden».

Das verspricht Innozenz in einem langen Schreiben vom 10. März 1208 nicht nur einmal. Wie er auch immer wieder gegen «dieses große Übel», «die Pest der Ketzer» wettert und im selben Atemzug «im Namen Dessen ... der ein Gott des Friedens und der Liebe ist», hetzt: «Ihr sollt danach trachten, den ketzerischen Unglauben auf jede Art und Weise und mit allen Mitteln, die Gott euch offenbaren wird, zu vernichten. Und ihre Anhänger sollt ihr mit kraftvoller Hand und mit starkem Arm und auch mit noch größerer Unbesorgtheit bekämpfen als die Sarazenen, denn sie sind noch schlimmer als die Sarazenen.»

Keiner trieb mehr und wilder zum Krieg, zur Vernichtung – ein stets wiederkehrendes Wort –, als der Heilige Vater.

Weder die Fürsten noch die Völker waren sonderlich erpicht darauf, wie gerade die «Historia Albigensis», die gleichsam offizielle Chronik des Kreuzzugs (S. 160 ff.), deutlich zeigt. «Um die gläubi-

gen Völker williger zur Ausrottung der häretischen Pest zu machen, sandte der Herr Papst für die Allgemeinheit bestimmte Schreiben an alle Kirchenfürsten, Grafen, Barone und das ganze Volk in Frankreich.» Wieder verlangt er nachdrücklich und echt evangelisch, «das Unrecht ... zu rächen». Und wieder verspricht er allen Sündenvergebung. «Was soll ich mehr sagen?» Mit dieser häufigen Floskel kommt der Chronist zum Entscheidenden: «Sobald dieser Ablaß in Frankreich verkündet worden war, bewaffnete sich eine große Menge Gläubiger mit dem Kreuz.»

Nach der Ermordung seines Legaten bannte der Papst den Grafen von Toulouse, den «Mörder des Dieners Gottes», samt Anhang, entband dessen Vasallen von ihrem Treueid und erlaubte jedermann, ihm sein Land zu nehmen. Nachdrücklich befiehlt er seinen «ehrwürdigen Brüdern», den Erzbischöfen von Narbonne, Arles, Embrun, Aix und Vienne samt ihren Suffraganen, «aufgrund des unbedingten Gehorsams, den sie unseren Befehlen schulden», daß sie «mit unermüdlichem Eifer die häretische Verderbtheit vernichten und den katholischen Glauben befestigen, indem sie die Lasterhaftigkeit ausrotten und die Tugendhaftigkeit pflanzen». Natürlich fordert er auch den französischen König wieder auf zum Krieg, zum schnellen Einfall in die Grafschaft Toulouse, zur Vertilgung ihrer Einwohner, erstrebt er deshalb auch Frieden zwischen Frankreich und England, ein Bündnis beider gegen Raimund VI. Doch abermals winkt Philipp ab.[26]

Der Heilige Vater freilich bläst nun umfassend zum Angriff und rechtfertigt voll und ganz das zu vergießende Blut, indem er Häresie gleichstellt dem Majestätsverbrechen im Römischen Recht. Denn jetzt ist alles, was noch zu tun bleibt, «um das unserem Gott angetane Unrecht zu rächen ..., daß der Herr der himmlischen Heerscharen die überaus grausamen Mörder durch seine ausgesandten Heerscharen vernichtete. Er hatte aus reiner Güte und übermäßiger Milde und aus Mitleid gegenüber seinen Feinden den Häretikern und ihren Beschützern viele seiner Prediger gesandt. Jene aber waren in ihrer Verderbtheit verblieben und in ihrer Schlechtigkeit verharrt und hatten einen Teil der Prediger verhöhnt, andere sogar getötet» (Historia Albigensis).

Mit zündenden Worten verlangt Innozenz die Vertilgung der «Gottlosen». «Vorwärts, ihr streitbaren Soldaten Christi! Zieht den Vorläufern des Antichrist entgegen und schlagt die Diener der alten Schlange tot! Bis heute habt ihr vielleicht für den vorübergehenden Ruhm gekämpft: kämpft jetzt für ewigen Ruhm! Bis heute habt ihr für die Welt gekämpft: kämpft jetzt für Gott! ...»

Zugleich rät er, den Grafen von Toulouse zu täuschen, so zu tun, als habe man es viel weniger auf ihn abgesehen als auf die «Ketzer», nach deren Vernichtung man auch ihn leichter niederwerfen könne. Für diese Hinterhältigkeit beruft er sich auf Paulus: «Dieweil ich tückisch war, habe ich euch mit Hinterlist gefangen» (2. Kor. 12,16) – eine perfide Verdrehung, um nicht zu sagen Fälschung der Schrift, denn Paulus lehrt dies durchaus nicht, sondern weist so eine Unterstellung seiner Gegner entrüstet zurück.

Den Grafen von Toulouse aber verläßt nun der Mut. Er ersucht den Erzabt von Cîteaux um Absolution und bietet durch Eilboten auch dem Papst seine Unterwerfung an. Der täuscht ihn wieder, fordert als Sicherheit erst die Übergabe seiner stärksten Festungen. Raimund liefert sieben dem Legaten Milo aus und wird darauf von diesem höchstpersönlich vor der Kirche des hl. Ägidius in Saint-Gilles im Beisein von 20 Bischöfen nackt bis zum Gürtel ausgepeitscht. Nachdem er noch die Ausrottung der «Ketzer», die Entlassung aller Juden aus ihren Ämtern, Gehorsam gegenüber «den Befehlen der Heiligen Römischen Kirche in allem» sowie seine Teilnahme am Kreuzzug beschworen, entbindet ihn der Legat im päpstlichen Auftrag vom Bann, und er nimmt das Kreuz gegen sein eigenes Volk. Innozenz beglückwünscht ihn darauf, im Juli 1209, avisiert ihm Heil im Diesseits und Jenseits und trägt zur selben Zeit, mit derselben Kurierpost, dem Legaten Milo, dem Auspeitscher des Grafen, auf, diesen weiter zu drangsalieren, ja läßt ihn, nur zwei Monate später, da er die «Ketzer» noch immer nicht ausgerottet, abermals bannen und seine Besitzungen abermals mit dem Interdikt belegen.

Trotz starker Vorbehalte des französischen Königs, folgten viele Herren und Herrenknechte dem Ruf des Heiligen Vaters. Im Juni 1209 sammelte sich «nach einem einheitlichen und zuvor festgelegten Plan» (Historia Albigensis) das Heer bei Lyon, kamen Krieger

aus Burgund, dem Rheinland, Friesland, Ungarn» aus dem ganzen Abendland, 20000 Ritter, über 200000 Städter und Bauern, dazu Tausende von Leichenfledderern (truands), Hurenknechten (ribautz) und Huren in vierrädrigen Venustempeln. Nicht zu vergessen einige tausend Priester, die das Kriegsvolk zum Fanatismus aufreizten.[27]

Mit den «religiösen» Motiven der Angetretenen verbanden sich, wie immer in solchen Fällen, Beutegier, Abenteurertum, Mordlust. Bald wurde es ein Krieg des Nordens gegen den Süden. Die Südfranzosen, Katholiken wie «Ketzer», die bisher, vom Klerus abgesehen, ohnedies friedlich miteinander gelebt, bekämpften nun gemeinsam die Aggressoren. Und gegen Ende des Innozenz-Pontifikats war Graf Raimund von Toulouse fast all seiner Länder beraubt; hatte man ihn ohne jedes Gerichtsverfahren willkürlich enteignet. Ebenso andere Aristokraten des Midi.[28]

«Die Sache Christi»

Angeführt wurde diese «Sache Christi» (Historia Albigensis) von dem Generalabt der Zisterzienser, dem päpstlichen Legaten Arnald-Amalrich (Arnaud Amaury), einem unversöhnlichen Fanatiker, seit 1203/1204 zuständig für die Albigenser. Und da er sie samt Genossen nicht durch Argumente gewinnen konnte, schritt man, wie immer, erlaubte es die Macht, zur Gewalt, zumal Arnald schon früh den Papst wie den französischen König vehement gegen die Ketzer und ihren Grafen angestachelt, gegen diesen Teufelsdiener – den er dann auf dem Vierten Laterankonzil verteidigt!

Das Kreuzheer marschierte von Lyon das Rhônetal abwärts und stand am 22. Juli 1209 vor Béziers, Hauptstadt der Trencavel, einer starken Festung, die zum Herrschaftsbereich des jungen Vizegrafen Raimund-Roger Trencavel gehörte. Es war, schreibt der Verfasser der «Historia Albigensis», der Zisterzienser Pierre des Vaux-de-Cernay, «eine sehr berühmte Stadt, doch völlig von dem Gift der häretischen Verderbtheit angesteckt». Die Leute von Béziers seien aber

nicht nur Häretiker, sondern auch «die schlimmsten Räuber, Rechtsbrecher, Betrüger und Diebe und voll von jeglicher Lasterhaftigkeit. Doch wäre es für den Leser ermüdend, wenn wir alle Schlechtigkeiten der genannten Bürger im einzelnen schildern würden.»

Die übliche Taktik dieses Kreuzzugschronisten. Erst unglaubliche Bezichtigungen, dann Floskeln statt Beweise. Hier folgt freilich: «Eine gräßliche Tat». Beschuldigt der Autor doch einige Bürger von Béziers, einen Priester offenbar bloß deshalb überfallen zu haben, um in seinen Kelch zu pinkeln aus purer «Verachtung für den Leib und das Blut Jesu Christi». Datiert wird die Pißaktion nicht. Es klingt wie ein Märchen (war es wohl auch): «Es geschah einmal in einer Nacht ...» Und «Eine weitere gräßliche Tat», die er noch anhängt, bevor er, wie so oft, «Ein Wunder» draufsetzt, liegt immerhin fast ein halbes Jahrhundert zurück.

Da die Stadt sich weigerte, die «Ketzer» auszuliefern, wurde sie gestürmt und die Einwohnerschaft restlos hingemetzelt, wurde vom Kleinkind bis zum todkranken Greis alles von den «Rittern Christi» (Historia Albigensis) umgebracht, niemand geschont, auch nicht die Priester vor den Altären mit dem Kruzifix oder der Monstranz in der Hand.

Allein in der Kirche Maria Magdalena sollen, sinnigerweise an ihrem Festtag, am 22. Juli, siebentausend Menschen ermordet worden sein, jedenfalls nach dem offiziellen katholischen Bericht. «Oh, was für ein überaus gerechtes Maß der göttlichen Vorsehung!» kommentiert unser Mönch. Hatten die Bürger von Béziers, «diese überaus frechen Hunde», ja just in jener Kirche ihren Herrn, den Vizegrafen Raimund Trencavel I., getötet und ihrem Bischof Bernard IV. die Zähne eingeschlagen. Doch waren für einen getöteten Grafen und ein paar Prälatenzähne 7000 ermordete Menschen nicht etwas viel? Nein. Für den christkatholischen Maßstab unseres Zisterziensers waren Grafenleiche und ein mehr oder minder gelichtetes Bischofsgebiß ein «großes Vergehen», eine «verbrecherische Tat». Die 7000 Opfer aber der anderen (und nicht nur der anderen!) Seite hatten «auf diese Weise ihre gerechte Strafe» erhalten.

Abrechnung auf katholisch.

Und insgesamt schlachteten die Rechtgläubigen sogar 20000

Menschen – nicht nur Häretiker, wie gesagt, auch Katholiken. Gab doch Legat Arnald, der selbst die Opfer seines Wirkens dem Papst auf fast zwanzigtausend beziffert, auf die Frage, wie man denn die «Ketzer» erkenne (laut Zisterzienserprior Caesarius von Heisterbach, etwa 1180–nach 1240), den berühmten Befehl: «Tötet sie alle, Gott erkennt die Seinen schon!» Apokryph oder nicht, was verdeutlichte die Schande besser.

Arnald-Amalrich war Führer des Unternehmens. Und mit dem Schrei «Gott ist mit uns» plünderte, tötete man und steckte Béziers in Brand. «Die Glocken schmelzen in ihren Türmen, die Leichen brennen lichterloh und die Kathedrale berstet wie ein Vulkan. Rinnendes Blut, brennende Tote, lodernde Stadt, stürzende Mauern, singende Mönche, mordende Kreuzfahrer, plündernde Zigeuner ... So starb Béziers, so begann der Kreuzzug gegen den Gral ...» (Otto Rahn). Und der Legat des Papstes, drei Jahre später Erzbischof von Narbonne und, im selben Jahr, Teilnehmer an der Schlacht von Las Navas de Tolosa (S. 109 f.), «trug die Verantwortung für das ungeheuerliche Blutbad, das er auf alle Fälle hätte verhindern können», er, «der Hauptverantwortliche für das grauenhafte Gemetzel von Béziers, für die Scheiterhaufen von Minerve und Lavaur» (Madaule). Ja, der «ehrwürdige Abt von Cîteaux» war es, bestätigt auch die «Historia Albigensis», «der sich nach Gott selbst (!) am meisten für die Sache Jesu Christi einsetzte». Doch beteiligt auch: der Erzbischof von Bordeaux, die Bischöfe von Limoges, von Basas, Cahors, Agen und Puy.

Der Hauptschuldige aber war der Papst.[29]

Vicomte Raimund-Roger hatte sich inzwischen mit den zahlreichen Juden Béziers' nach Carcassonne zurückgezogen, wo es von Flüchtlingen, Weinbauern, Hirten wimmelte. Mit ihren Tieren, ihrem armseligen Hab und Gut suchten sie Schutz in der stark befestigten, einst von Römern, Gotenkönigen, Sultanen, Karolingern beherrschten fünfzigtürmigen Stadt mit der Burg des Vizegrafen und mehreren vorgelagerten burgi. An einem Morgen Anfang August stimmten alle Bischöfe, Äbte und die anderen Geistlichen «mit großer Hingabe das ‹Veni Sancte Spiritus› (Komm, Heiliger Geist)» an, die Hymne des Albigenserkreuzzuges, das «Marsch- und Mordlied

der Kreuzfahrer» (Kühner), stets das Signal zum Sturm, und erhofften beim frommen Tun natürlich «bald göttliche Hilfe». Wirklich kam sie, und so machte man nach zweistündigem Kampf gegen «die schlimmsten Häretiker und die größten Sünder vor dem Herrn» (Historia Albigensis) die Vorstadt Graveillaude dem Erdboden gleich.

Der über die Pyrenäen geeilte Schwager Raimund-Rogers, König Peter II. von Aragón (Beiname: el católico), beim Vatikan in hoher Gunst stehend (S. 108), sucht bei dem Erzabt von Cîteaux die Stadt zu retten. Doch fällt sie durch schändlichen Verrat. Kein anderer als der Legat selbst läßt den Vicomte, dem man «bei Gott dem Allmächtigen» freies Geleit geschworen, ins Kreuzfahrerlager bitten und dort samt den hundert ihn begleitenden Rittern sofort verhaften.

Als man in den Ort eindringt, ist er fast menschenleer, ist die Einwohnerschaft nachts durch einen unterirdischen Gang in Wälder und Schluchten, in das «Schwarze Gebirge» entflohen. Nur fünfhundert, die Flucht scheuende Greise, Frauen und Kinder blieben zurück. Etwa hundert schworen ihrem Glauben ab und gingen «nackt aus der Stadt hinaus und trugen nichts außer ihren Sünden mit sich fort». Vierhundert Standhafte erhängt oder verbrennt man lebendigen Leibes.

Vicomte Raimund-Roger landet im tiefstem Verlies seiner Burg und stirbt dort schon am 10. November, angeblich an der Ruhr, nach zeitgenössischen Gerüchten aber durch Gift; sogar der Papst sprach in einem Brief von Mord. Die Länder Raimund-Rogers, die später sein Sohn als Erbe vergeblich zurückerobern will, die Vizegrafschaften der Trencavels, Albi, Nîmes, Agde, Béziers, Carcassonne und Razès, gehörten künftig zur Krondomäne.[30]

Vorerst aber suchte Arnald für die bereits eroberten Städte Béziers und Carcassonne einen neuen Herrn. Und da seine Erwählten, der Graf von Nevers, der Herzog von Burgund – zwei Christen, beiläufig, einander so in «gegenseitiger Feindschaft» zugetan, «daß man täglich fürchtete, sie würden sich gegenseitig umbringen» –, nicht über geraubtes Gebiet herrschen wollten, erkor er schließlich, sagt der Chronist, «unter dem offensichtlichen Einfluß des heiligen

Geistes», Simon IV. von Montfort (1165–1218), der nun «über das Land zum Lobe Gottes, zur Ehre der Kirche und zur Unterdrückung der häretischen Verderbtheit» regierte. Doch später, als Erzbischof von Narbonne, verkracht sich Arnald mit seinem (und des Heiligen Geistes) Auserwählten, ja exkommuniziert Simon 1216, als der seine Bischofsstadt zu erobern sucht.

Simon von Montfort, das Stammhaus der Familie in der Ile-de-France besitzend und über seine Frau Alice von Montmorency König Philipp II. nahestehend, wurde schließlich zur dominierenden Figur des Albigenserkrieges. Er hatte 1199 das Kreuz genommen und sich seitdem als Verfechter päpstlicher Politik erwiesen. Dann folgte er dem Aufruf zum Kreuzzug 1209, bei dem er – der weder lesen noch schreiben konnte, bis heute aber der Kirche als «Bollwerk des Glaubens», «Streiter Jesu Christi», «Retter Roms» gilt – durch Ungerechtigkeit und Brutalität sich besonders hervortat, übrigens auch durch das Verfolgen sehr eigenmächtiger Pläne. Gleichwohl bekam er vom Vierten Laterankonzil alle eroberten Gebiete, das gesamte Languedoc, zuerkannt und wurde auch durch König Philipp als Graf von Toulouse bestätigt. Nach dem Verlust dieser Stadt fand er allerdings, beim monatelangen Versuch ihrer Rückeroberung, durch einen Stein, von Tolosaner Frauen aus einer Schleudermaschine geschossen, am 25. Juni 1218 den Tod.

Inzwischen hatte der Kreuzzug gegen Christen weiter seinen Verlauf genommen. Aber die Bereitwilligkeit war geringer, der Großteil der Adligen, Baron um Baron, allmählich gegangen. Sogar die beutegierigen Truands und Ribautz begnügten und verzogen sich. Doch auch der Herzog von Burgund ging. Ebenso der Graf von Nevers. Wiewohl «eindringlich» ersucht, «noch ein wenig länger im Dienste Jesu Christi zu bleiben», dachte er gar nicht daran, «wollte die Bittenden überhaupt nicht anhören, sondern kehrte unverzüglich nach Hause zurück». Und dies bereits nach der Kapitulation von Carcassonne, als «der edle Graf» von Montfort sich gerade anschickt, «um mit Gottes Hilfe weiter vorzurücken», während mit dem Grafen von Nevers auch «der größte Teil des Heeres» vom Kriegsschauplatz verschwindet. Und nicht sehr viel später, bei der Belagerung von Termes, wirft «die edle Gräfin von Montfort» sich weiteren Kreuzzugs-

müden völlig vergeblich zu Füßen, inständig flehend, doch «in dieser Bedrängnis der Sache des Herrn nicht den Rücken zu kehren». Auch der Bischof von Beauvais sowie die Grafen von Dreux und Ponthieu ignorieren die Bitten aller und erklären, sie würden «am nächsten Tag abreisen und unter keinen Umständen auch nur einen einzigen Tag länger bleiben». Ebenfalls geht der Bischof von Chartres. Steht ja selbst für unseren Kriegsreporter fest, daß «die meisten Kreuzfahrer nur lau in ihrem Eifer waren und sich ständig nach der Heimkehr sehnten».

Doch der liebe Gott selbst wollte den Krieg. Und gerade als lieber Gott wollte er einen langen Krieg. Denn: «In seiner Güte wollte Gott es nicht zulassen, daß der allerheiligste Krieg völlig und in kurzer Zeit beendet würde.» Und warum soviel Gottesgüte? Gnade? Soviel Langmut? Wofür? Nun, klar, die «Verlängerung des Krieges» verlängerte, ganz logisch, auch «die Zeit der Sündenvergebung für die Sünder». Und da die Legaten des Apostolischen Stuhls des lieben Gottes Absicht rasch erfaßten, gewährten sie den Ablaß ihres Herrn niemandem mehr, «der nicht mindestens 40 Tage ununterbrochen in dem Dienst Jesu Christi vollendet hatte».[31]

Ist das nicht eine tolle Religion!

Die meisten Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte, Priester, Mönche standen freilich noch bereit, die «Sache Christi» fortzusetzen, die Welt von einer teuflischen Pest zu säubern. Und Graf Simon hatte nicht nur durch seine Gattin Alix von Montmorency im Norden Nachschub anwerben lassen, sondern auch durch den päpstlichen Legaten, Erzabt Arnald von Cîteaux, weitere Truppen zugeführt bekommen, worauf man im Juli 1210, «um das Fest der heiligen Maria Magdalena», unter dem Absingen des «Te Deum laudamus» in die gefürchtete Festung Minerve einziehen konnte, voraus das Kreuz, dahinter das Banner des Grafen von Montfort. Denn schließlich hatte «Christus den Ort gewonnen».

Und jetzt forderte der Graf «als guter Katholik» die in einem Haus versammelten «Ketzer» eindringlich auf, sich zu bekehren. «Doch als alles nichts fruchtete, begann man damit, sie aus dem Ort zu schleifen. Die Zahl der ‹Vollkommenen› der Häretiker betrug aber 400 oder noch mehr. Nachdem ein großer Scheiterhaufen

errichtet worden war, wurden sie alle in das Feuer geworfen. Allerdings war es gar nicht nötig, daß die Unsrigen sie hineinwarfen, denn so verhärtet waren sie in ihrer Schlechtigkeit, daß sie sich selbst ins Feuer stürzten ... Nachdem die Häretiker verbrannt worden waren, schworen alle übrigen im Ort der Ketzerei ab und wurden wieder mit der Heiligen Kirche versöhnt» (Historia Albigensis).

Natürlich war man nicht immer so brutal. Ein Mitstreiter Simons schenkte sogar jedem Gefangenen das Leben, der sich durch hundert Soldi loskaufen konnte. Konnte er es freilich nicht, sprang er über die Klinge. «War er halbtot, so ließ er ihn in einen Abort werfen» (Grupp). Und die Mönche von Boulbonne, der Zisterzienserabtei und Nekropole der Grafen Foix, ließ man sogar samt und sonders leben (soweit sie die Prozedur überstanden). Man stach ihnen nur die Augen aus und schnitt ihnen Nasen und Ohren ab, «so daß von dem menschlichen Gesichte eigentlich nichts mehr übrig blieb» (Lea). Die frommen Täter konnten sich gleichwohl seelenruhig an ihren Opfern weiden, hatte man den «Pilgern» doch generell Straflosigkeit für dieses wie für jenes Leben zugesichert ...[32]

Noch im selben Jahr 1210 sollte das als uneinnehmbar geltende, von einem reißenden Fluß umschlungene Termès dem Erdboden gleichgemacht werden; ein richtiges «Ketzer»-Nest, wo man «schon seit über 30 Jahren ..., wie wir von glaubwürdigen Personen gehört haben, in der Kirche der Burg Termes die heilige Messe nicht mehr gefeiert».

Ein Kriegstechniker und Belagerungsexperte, der Erzabt Guilhem von Paris, «der vom Eifer für den christlichen Glauben entflammt, sich ganz dem Dienst Christi widmete», bringt rings um Stadt und Burg modernstes Einbruchsgerät in Stellung, diverse Ballisten, Wurfgeschosse, Sturmböcke, und heizt, zwischen täglichen Predigten und Handwerkerinstruktionen, das «Gottesheer» an. Doch bekommt man den Ort erst im Herbst in die allein rechtgläubigen Hände, nach dreimonatiger Belagerung, als die Kriegsmaschinen des Pariser Prälaten «auf wunderbare Weise» endlich «so treffsicher warfen, als ob die Steine von Gott geführt würden», als Hunger, Durst und zuletzt die Ruhr die Bewohner zu dezimieren begannen,

so daß sie «durch die Gnade Gottes und die Hilfe des heiligen Clemens von Furcht und Verzweiflung ergriffen» zu fliehen suchten (Historia Albigensis).

«Was soll ich länger dabei verweilen? Viele entkamen, einige wurden gefangengenommen, eine noch größere Zahl wurde getötet». Wie gesagt, alles durch die Gnade Gottes, die Hilfe des heiligen Clemens, an dessen Fest man die Burg erobert. Und nachdem die obligatorischen Scheiterhaufen verraucht sind, kehrt Simon von Montfort mit Raymond, dem gefangenen Herrn von Termès, einem alten Mann «von schändlicher Gesinnung und ein offenkundiger Häretiker», nach Carcassonne zurück und läßt ihn dort in den Verliesen einmauern – «tief unten in dem Burgturm ... wo er viele Jahre lang die verdiente Strafe erlitt». Und eines späten Tages, als er «begnadigt» ist, findet da der Sohn die Knochen.

Im selben Herbst, in dem die Soldateska des Papstes Termès eroberte, ließ dieser auf einem Konzil zu Saint-Gilles den Grafen von Toulouse, ohne ihm eine Verteidigung zu gestatten, erneut exkommunizieren, da er nicht «alle» Häretiker vertrieben, somit einen Meineid geschworen habe. Und auf einer erneuten, ebenfalls von Innozenz angestrengten Konferenz bereits im Januar 1211 stellten seine Legaten in Montpellier Raimund so rigorose Bedingungen, daß man von vornherein seiner Ablehnung sicher sein konnte. «Der Graf von Toulouse», heißt es da, «hat alle Truppen zu entlassen. Er hat der Geistlichkeit alle Personen auszuliefern, die ihm als Ketzer angegeben werden. Nur noch zwei Arten Fleisch sind in der ganzen Grafschaft Toulouse erlaubt. Alle Einwohner, Adlige und Bürger, dürfen fortan keine modischen Kleider mehr tragen, sondern nur noch grobgewebte dunkelbraune Kutten. Alle Befestigungen von Städten und Schlössern sind zu schleifen. Die bisher in der Stadt ansässigen Adligen dürfen nur noch wie die Bauern auf dem flachen Land wohnen. Jedes Familienoberhaupt hat jährlich vier Silberlinge an die Legaten zu entrichten. Simon von Montfort darf ungestört durch Raimons Länder ziehen, und sollte er ihm irgend etwas wegnehmen, so hat sich der Graf von Toulouse dem nicht zu widersetzen, er hat vielmehr bei den Johannitern oder den Templern in Palästina zu dienen und darf erst zurückkehren, wenn die Legaten es

ihm gestatten. Seine Besitzungen gehören dem Abt von Cîteaux und Simon von Montfort, solange es diesen Herren beliebt.»

Die von Gift und Galle diktierten Auflagen, die Raimund überall in seinen Landen publiziert, lassen nicht nur seine Vasallen und die Tolosaner noch fester zu ihm stehen, sondern sichern ihm auch den Beistand der Grafen von Foix und Comminges, sogar die Sympathie katholischer Prälaten.

Im Frühjahr 1211 hatte Simon von Montfort die Stadt Lavaur, nicht weit von Toulouse, als neues Opfer ausersehen. Doch wartete er zur Verstärkung erst ein deutsches Pilgerkontingent ab. Es war schon im Anmarsch, traf aber nie ein. Die Truppen des Grafen von Foix hatten es in einem Waldstück aufgerieben. Zwei Drittel der sechstausend Deutschen lagen tot oder verwundet am Boden, der Rest wurde noch gejagt, dann lange um Lavaur gekämpft: mit Ballisten, kruzifixbestückten Belagerungsmaschinen auf der einen Seite, mit Steinhagel, Güssen von kochendem Öl, geschmolzenem Blei, brennendem Teer auf der anderen, mit ungezählten Tricks und Raffinessen der Nächsten- und Feindesliebe predigenden Christen. Am 3. Mai, am Tag der Kreuzauffindung, wird Lavaur, das von Geflüchteten, Geächteten, von Troubadouren, Rittern, Katharern übervolle, eine der stärksten Städte des Landes, genommen und alles darin, gleich welchen Glaubens, Alters und Geschlechts, im Beisein der Bischöfe abgestochen. Ein schöner Sieg im Namen des Herrn und der Heiligen Jungfrau.

Aimery de Montréal, der Bruder der Stadtherrin, der durch den Ring der Belagerer erst in seine Vaterstadt geschlichen, wird an den Galgen gehängt, seine Schwester Giraude, die schwangere Kastellanin, «haeretica pessima», lebend in einen Brunnen geschmissen und auf Anordnung des Grafen von Montfort mit Steinen zugedeckt, bis ihr Wimmern erstickt. Achtzig Ritter, lauter «Feinde des Kreuzes», werden kurzerhand, da der Galgen bricht, auf Befehl des «edlen Grafen» am Boden abgemurkst. Zuletzt greift man noch vierhundert Katharer – und, meldet wieder Pierre des Vaux-de-Cernay, «unsere Kreuzfahrer verbrannten mit ungeheurer Freude» (cum ingenti gaudio combusserunt) «eine gewaltige Zahl von Ketzern».

Gewidmet ist diese sozusagen offizielle «Hystoria Albigensis» des

Abts- und Bischofsneffen aus der reichen nordfranzösischen Zisterzienserabtei Vaux-de-Cernay keinem anderen als Papst Innozenz III. (1213) – dank ihrer genauen Beobachtungen und persönlichen Nähe zu den geistlichen wie militärischen Führern des Kreuzzuges «die informativste Quelle für die Geschehnisse und für die Mentalität der Kreuzfahrer» (Lexikon für Theologie und Kirche). «Die Mütter verhüllten ihren Kindern die Augen, bis das Feuer sie ihnen auf ewig schloß» (Rahn).

Schon im Juni verbrannte man nach der Besetzung von Cassés (im Lauraguais) weitere sechzig Katharer, und wieder im Beisein der Bischöfe, und wieder «mit großer Freude». Morden stimuliert die «Ritter Christi» ganz beträchtlich. Und töteten sie nicht «mit großer Freude», dann wenigstens, wie bei der Einnahme von Moissac, «mit großer Begier» – und erkannten auch noch die freundliche Assistenz, «das Wirken der heiligen Jungfrau».[33] (Vgl. S. 181)

Seit der ausgehenden Antike hat Maria, die Zarte, Reine, ein Janusgesicht. Ist sie «Maienkönigin», die «liebe Frau vom grünen Walde» etc. und zugleich, in Fortsetzung der Rolle ihrer paganen Vorläuferinnen, die wilde Blut- und Rachegöttin, die Liebe Frau vom Schlachtfeld und vom Massenmord (darüber ausführlich «Morden mit Maria» in «Opus Diaboli», 231 ff.).

Immer wieder wird überliefert, wie entspannend, wahrhaft befreiend, wie fröhlich Morden Katholiken macht. Leider hat Katholik Hans Rost in seinem Buch «Die Fröhlichkeit in der katholischen Kirche. Eine Philosophie des Glückes» (1946) (I 12) dies Phänomen des Heils so gänzlich übersehen – und hätte es doch so reich belegen können! Zum Beispiel mit dem Bericht des im 13. Jahrhundert in der Gegend von Toulouse wirkenden Dominikanerinquisitors Guillelmo Pelisso, der «Zum Ruhme und Lobe Gottes und der seligsten Jungfrau und des heiligen Dominikus» erzählt, wie im Jahr von dessen Heiligsprechung 1234 in Toulouse Bischof Raimundus von Miromonte, just zwischen Festmesse und Festessen, zu einer gerade entdeckten kranken «Ketzerin» eilt. Da er aber trotz aller Bekehrungssucht, allen Redens bei ihr nichts ausrichten kann, weil die alte Kranke «wegen dieses elenden Lebens» nicht schwach werden, nicht ihren Glauben verleugnen will, verurteilt der Prälat sie «in Kraft

Jesu Christi als Ketzerin. *Er ließ sie mit dem Bett, in dem sie lag, zum Scheiterhaufen tragen und sofort verbrennen.* Nachdem dies geschehen, gingen der Bischof und die Brüder (Dominikaner) zurück in den Speisesaal, und was dort bereitet war, aßen sie mit großer Fröhlichkeit, Dank sagend Gott und dem hl. Dominikus.»[34]

Nicht nur die katholische Frömmigkeit also regt das Töten (selbst das einer bettlägerigen Greisin) an, auch den katholischen Appetit.

Mit großer Fröhlichkeit! Wie erhebend, belebend doch – «die Sache Christi»!

Schlacht- und satirereif

Wie sehr die christkatholische Kirche die Albigenser-Kirche diffamierte, in den Dreck zog – generell ihre Stärke freilich schon seit über einem Jahrtausend (vgl. u. a. I 3. Kap.!) –, das demonstriert die «Historia Albigensis» des Pierre des Vaux-de-Cernay. Das sei hier – auch und gerade wegen der grundsätzlichen Bedeutung des Phänomens, das eine typische, ganze Epochen übergreifende Haltung dieser Seite sichtbar macht, die Verteufelung des Gegners um jeden Preis – noch einmal zusammenfassend gezeigt.

Der Verfasser, um 1182 geboren, bald nach 1218 gestorben, wurde schon als Kind ins Kloster Vaux-de-Cernay gebracht, eine bereits im 14. Jahrhundert, u. a. «infolge von Streitigkeiten mit benachbarten Abteien», verfallende, im früheren 15. Jahrhundert «weitgehend wüst» (Fossier) liegende Zisterzienserabtei westlich von Paris. Im 13. Jahrhundert noch ausgesprochen wohlhabend, wenn nicht reich, genoß sie königlichen wie päpstlichen Schutz und hatte seit 1184 einen Herrn Guy zum Abt, später Bischof von Carcassonne und Vizelegat des Heiligen Vaters – der Onkel unseres Chronisten.

Pierre des Vaux-de-Cernay stammte also aus vornehmer Familie und kam von klein auf in kompetenteste Christenhände, was man auf jeder Seite seiner Arbeit spürt. Zudem begleitete er Onkel Guy 1202 auf dem Vierten Kreuzzug und ist seit 1212, zeitweise wieder als Begleiter des Onkels, zwanzig Monate auch auf den Kreuzzügen

gegen die Albigenser dabei. Er hat gute Kontakte zu den geistlichen und militärischen Führern der Katholiken, Zugang offenbar auch zu deren Korrespondenz, zu päpstlichen Bullen, Konzilsbeschlüssen, weiteren Ouellen. Er gilt als offizieller Geschichtsschreiber dieses Kreuzzugs und durfte das Werk keinem Geringeren als Innozenz III. dedizieren, wobei sein Widmungsschreiben betont, er habe nur geschrieben, was er selbst gesehen oder von «hochgestellten und absolut glaubwürdigen Gewährsleuten» gehört.[35]

Wegen seines instruktiven Aufbaus, seiner genauen Beobachtungen und der unmittelbaren Nähe des Verfassers zu maßgeblichen Personen des Geschehens zu Recht oft gelobt, wirkt das anscheinend stark verbreitete, noch im 13. Jahrhundert ins Französische übersetzte Buch auf den heutigen Leser doch manchmal etwas langatmig, iterativ, gelegentlich floskelhaft, ist aber lehrreich wegen seiner Schwarzweißzeichnung – laut Handbuch für Kirchengeschichte: «bester Augenzeugenbericht». Was er schildert, ist ein einziger Kampf der Guten wider die Bösen, der «unschuldigen Soldaten Christi», der «von Gott erfüllten Männer» gegen «die frechen Hunde», die «Pest der Häretiker», die «Gehilfen des Teufels». Wobei die Albigenser durchgehend als «Feinde der christlichen Religion» figurieren, als «Gesellen des Antichristen, Erstgeborene des Satans», Leute, die zumal in «den Gott betreffenden Dingen sozusagen ständig lügen», sich «dem Wucher» widmen, «Raub, Mord und den fleischlichen Verlockungen, dem Meineid und allen Verderbtheiten».

Dagegen brilliert an der Spitze der Gottesstreiter, zum Führer erwählt mit Hilfe «des Heiligen Geistes», des Verfassers Idol Graf Simon von Montfort, stereotyp als edel präsentiert, als «der überaus edle Graf», «alleredelste Graf», «überaus fromme Graf» etc., natürlich auch: «Ritter Christi», «durch und durch Katholik», einer, der häufig «die Messe» hört, «die heilige Kommunion» empfängt, «inbrünstig betet», «alles in den Willen Gottes stellt», deshalb auch «ehrbar in seinem Verhalten und tapfer im Kampf». Ständig den Schutz des Allerhöchsten genießend, kann ihm lange nichts passieren, nichts. Selbst als er «in voller Rüstung» in eine abgründige Flußstelle stürzt, für immer versunken scheint, als da Wehklagen,

dort Freudengeheul ausbricht, hebt ihn Gott «nach einer langen Zeit aus der Tiefe des Wassers», wobei der Edle pflichtbewußt «die Hände gefaltet und in tiefer Frömmigkeit zum Himmel gestreckt hielt ...».[36]

Auf der anderen Seite aber «der Graf des Trugs», «der schändliche Graf von Toulouse», Simons Gegenspieler, «heuchlerisch und boshaft, betrügerisch und meineidig», «überaus verschlagen». Behinderte er ja «insgeheim die Sache Christi, soviel er nur konnte». Indes schlimmer noch: «der gänzlich niederträchtige Graf von Foix», «der neue Kain und neue Judas», dieser «Gewalttäter», «Meister des Verrats», «der treuloseste aller Menschen», der «seinem Vater, dem Teufel» nacheifert. Ist doch «die grausame Boshaftigkeit und die boshafte Grausamkeit des Grafen von Foix» so umfassend, daß unser Chronist damit ein ganzes Kapitel füllt, obwohl er «nicht einmal den hundertsten Teil berichten» kann (übrigens: ganz wie ich hier, ist die Anmerkung erlaubt, von der Kriminalität des Christentums in der Kriminalgeschichte – und dies ist eine Untertreibung!), auch wenn er gleich ein weiteres Kapitelchen anfügt: «Noch mehr von der Bosheit des Grafen», das bezeichnenderweise mit dem Ausspruch eines seiner «ganz üblen Ritter» schließt: «‹Seht›, sagte er, ‹wir haben Saint-Antonin und Sainte-Marie zerstört. Nun bleibt uns nur noch, Gott zu zerstören›.» Denn antikirchlich, antiklerikal ist immer, immer gottfeindlich – das grub man den Verdummten aller Zeiten unablässig ins Gehirn.[37]

Der Graf von Foix, dieser «überaus grausame Feind der Kirche», hat vor nichts Respekt. Er belagert die Kanoniker des Klosters Sainte-Marie, bis sie vor Durst den «eigenen Urin trinken». Er raubt ihre Kirche völlig aus und erpreßt noch ein Lösegeld. Samt seinen Spießgesellen schlägt er Kruzifixen die Arme, die Beine ab und benutzt sie, «aus Verachtung für das Leiden des Herrn», als Pfeffer- und Kräuterzerstoßer beim Würzen der Speisen. «Auch stellten die erwähnten Räuber ihre Pferde in der Kirche unter und ließen sie sogar von dem hochheiligen Altar fressen.»[38]

Des Teufels ist natürlich gleichfalls des Grafen ganzer Anhang, «seine Bande von Räubern», die Verwandtschaft zumal: sein Sohn, «jener ganz schlimme Verräter Roger-Bernard», die Tante, «eine

ganz große Häretikerin», stets «das Gift der Häresie und des Aberglaubens» verspritzend. Und einer ihrer Söhne – «ganz schlechte und erklärte Häretiker» –, ein «Schinder», reißt einem Klosterbruder in Pamiers aus purer «Verachtung für die christliche Religion und die Kanoniker die Augen heraus», ja haut stracks einen die Messe lesenden Kanoniker «an dem Altar einer Kirche in der Nähe von Pamiers in Stücke».[39]

Überhaupt ist die Brutalität der verfolgten Albigenser in dem Kreuzzugsbericht des Pierre des Vaux-de-Cernay erstaunlich.

Manche laufen anscheinend nur deshalb «Tag und Nacht auf den Fernstraßen umher», um harmlose Katholiken zu schlachten oder ihnen wenigstens die Augen auszurupfen, die Nase wegzusäbeln und weitere Glieder. Andere greifen fromme Pilger an, machen Unschuldige zu Krüppeln, so daß man einst in einem einzigen Kloster der Schwarzen Mönche angeblich 150 Männer und Frauen antraf, denen die Daumen, Hände oder Füße fehlten, die Augen, die Brüste herausgerissen oder sonstige Körperteile abgeschnitten worden waren. Man dachte sich auch «mit ungeheurem Eifer ... jeden Tag neue und noch nicht erprobte Martern aus». «Manchmal rissen sie – es ist scheußlich zu sagen – den an ihren Genitalien Aufgehängten ungestüm mit Stricken die Gliedmaßen vom Körper».

Man bekommt fast den Eindruck, als hätten die Albigenser ihre katholischen Gefangenen regelmäßig abgemurkst, sie zuvor aber noch scheußlich verunstaltet. Gelegentlich gräbt man jemanden bis zu den Schultern ein, benutzt seinen Kopf als Zielscheibe und bespickt ihn mit Pfeilen. Andere steinigt man, bindet ihnen einen Mühlstein um den Hals, ertränkt sie im Wasser, stürzt sie von Mauern, zerreißt sie auch gänzlich, wie den Neffen des Reimser Erzbischofs, und schießt dann den Zerrissenen «zu den Unsrigen herüber», liquidiert einen gefangenen Ritter und schickt seine abgehackten Füße «mit einer *mangonellus* genannten Steinschleuder in die Burg, um bei den Unsrigen Angst und Schrecken zu verbreiten». In andere Leichen stößt man aus purem Haß und Hohn immer wieder das Schwert, alle Schwerter, die vorhanden sind. Andere röstet man am Feuer und wirft sie danach den Hunden vor.[40]

Vermutlich sind das häufig Greuelmärchen, wie wir sie, mutatis

mutandis, auch aus so manchem modernen Inferno kennen, aus beiden Weltkriegen, dem Vietnamkrieg, Golfkrieg, dem Nato-Überfall auf Jugoslawien. Solche Schundmären dienen der eigenen Rechtfertigung, stärken die «Moral», das Durchhalten, Verblöden. Wären es aber, was die Albigenser betrifft, keine Greuelmärchen, sondern wirkliche Verbrechen, auch sie wären Verbrechen von Christen. – Und benahmen sich die Katholiken denn anders? Verrät da nicht selbst die «Historia Albigensis» unseres Zisterziensermönchs noch allzuviel, noch allzuviel – Katholisches?

Gewisse Verbrechen, Schwerverbrechen, scheinen geradezu ein Vorrecht oder doch Brauch der Katholiken gewesen zu sein. Jedenfalls werden sie nur von ihnen berichtet, sogar immer wieder: vor allem das Aushungern der «Ketzer», der Männer, Frauen, Kinder. Es geschieht gewöhnlich auf Befehl des «edlen Grafen von Montfort», sofern er nicht gleich selbst beteiligt ist. Und mit dem Niederbrennen und Schleifen der Burgen, der Vorstädte, befestigten Orte verbindet man gern die Taktik der verbrannten Erde, das Verwüsten von Feldern, Saaten, Umhauen der Obstbäume, Ausreißen der Rebstöcke, und leidet doch nicht selten im eigenen Heer «infolge des Mangels an Nahrungsmitteln große Not». Auch in Deutschland vernichten ja immer wieder Christen die Nahrung, die Felder, die Weinberge anderer Christen, bevorzugt in Zeiten der Hungersnot und zumal vor der Ernte (S. 62), ebenso in Italien (VI 498, 511, 520 f. u. a.).[41]

In vielen Orten, auf vielen Burgen, die erobert wurden – und diese Eroberungen nahmen fast kein Ende – machten die Päpstlichen einfach tabula rasa. Sie brannten sie nicht nur häufig bis auf die Grundmauern ab, sondern ließen auch die Bewohner über die Klinge springen. So heißt es nach dem Fall von La Touelles, Diözese Albi: «Fast alle wurden mit dem Schwert getötet.» So heißt es nach der Einnahme von Hautpoul: «Wen man von den Feinden fand, wurde getötet.» So heißt es von dem Ort Lavelanet: «Diesen nahmen sie mit Gewalt im Sturmangriff ein und töteten alle Leute.» Von einer Burg bei Pamiers: «und alle übrigen Verteidiger wurden getötet». In Lagrave tötete man «fast alle vom Kleinsten bis zum Größten». Das war wie in Béziers, wo man auch «fast alle» tötete, «von den Jüngsten bis zu den Ältesten, und steckte anschließend die Stadt in Brand».

Viele Bewohner von Montlaur «nahmen sie gefangen und hängten sie am Galgen auf». Hängen war sehr beliebt. Es förderte die oft erwähnte «Sache Christi». Nach der Einnahme von Bernis hängte man «viele von den Verteidigern, wie sie es verdienten, am Galgen auf». Auch der «edle Graf von Montfort» ließ Menschen «als verdiente Strafe für ihre Missetaten am Galgen aufhängen.» Einmal hatte er gleich 80 Ritter dazu bestimmt. Und vor dem Hängen ließ er gerne schleifen. So heißt es wiederholt, er ließ ihn «an den Schwanz eines Pferdes binden und durch das Lager des Heeres schleifen und dann den Geschleiften als verdiente Strafe am Galgen aufhängen». Oder: «Diesen ließ er ... an den Schwanz eines Pferdes gebunden durch die ganze Stadt Carcassonne schleifen und danach als gerechten Lohn für sein Verbrechen aufhängen.»

Bald darauf stürmt man einen Flecken namens Bram. «Den Verteidigern des Ortes, mehr als 100, rissen sie die Augen heraus, schnitten ihnen die Nase ab. Einem von ihnen ließ man ein einziges Auge, damit er zur Verhöhnung unserer Feinde die übrigen nach Cabaret führe.» Dies tat der edle Graf von Montfort «jedoch nicht deshalb, weil er Freude daran gehabt hätte ...». O nein, tat er nur nach dem Bibelrat: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Denn die Albigenser, «diese überaus grausamen Schinder», trieben es, zumindest nach der katholischen Historiographie, nicht anders, und wenigstens «hin und wieder», wie einleuchtend, sollte es ihnen dann auch so gehn. Das «war daher nur recht ... Von allen war der Graf der friedsamste ...»

Und deshalb wird er auf seinem (noch erhaltenen) Grabstein im Dom Saint-Nazaire in Carcassonne auch als Erzengel und Heiliger gepriesen.[42]

«Man ist nicht nur entsetzt und ungeheuer angewidert von diesen wahnwitzigen Auswüchsen des christlichen Klerikalismus, man *schämt* sich, einer Zivilisation anzugehören, die ... solcher Greuel fähig war ... und es unter ähnlichen Bedingungen wieder sein würde» (Nelly Moia).[43]

5. KAPITEL

KREUZZÜGE GEGEN BALTEN, PREUSSEN, STEDINGER

«... schon Alexander III. ruft 1171 (?) die Dänen, Norweger und Goten ‹ad defendendum christiane fidei veritatem› auf, Cölestin III. sichert (1195/96) Ablaß denen zu, die das Kreuz nehmen, um die Kirche Meinhards in Livland wieder herzustellen, Innozenz III. ... und Honorius III. ... fordern den Kampf ...» A. Bauer[1]

«Bischof Berthold fiel 1198 in Kampf. Der große Bischof Albert von Riga führte sein Werk, auch die Kreuzzüge, fort ... Bis 1225 hat er mit seinen Scharen Livland, Estland, Semgallen und Kurland bezwungen. Das Versprechen der Heiden, sich taufen zu lassen, war in allen diesen Kämpfen erste Friedensbedingung.» Fritz Blanke[2]

«Am 18. 1. 1230 forderte Papst Gregor IX. den Orden auf, infolge der Schenkungen Konrads von Masowien gegen die Preußen vorzugehen, und unmittelbar darauf überschritt Landmeister Hermann Balk im Frühjahr 1231 die Weichsel ...» Handbuch der Europäischen Geschichte[3]

«... es entstand ein furchtbarer Kampf unter ihnen und von Swantopolks Heer blieben 1500 Mann tot auf dem Schlachtfeld ...» – «... und nach langem Kampf ... töteten sie alle. So wurden durch Gottes Gnade an diesem Tag über 3000 Samländer und andere Prußen erschlagen ...» – «... und so wurde ein großes Blutbad unter dem Volk der Prußen angerichtet; an diesen Tag fielen nämlich über 5000. Darauf kehrten die Kreuzfahrer alle freudig heim und lobten die Gnade des Erlösers.» Peter von Dusburg[4]

«Es würde zu lange dauern und über meine geringe Begabung gehen, wenn ich im einzelnen darlegen wollte, wie machtvoll und großartig, wie geschickt und tüchtig der Meister und die Brüder, gleich neuen Makkabäern, Hand anlegten, das Land der Christen zu erweitern und zu vergrößern ...»
Peter von Dusburg[5]

«Das Ganze (der Kampf gegen die Stedinger) war nichts anderes als eine Episode in dem Streben, die Adels- und Priesterherrschaft weiter auszudehnen: die letzten Überreste der alten Unabhängigkeit der deutschen Stämme mußten vernichtet werden, und hierzu wurden die vereinigten Gewalten von Kirche und Staat aufgeboten.»

Henry Charles Lea[6]

Ostmission oder «alle Slaven ... sofort zu ergreifen und aufzuknüpfen». «Die Fürsten teilten das Geld unter sich»

Zu den Albigensergreueln kamen die Kriege und Kreuzzüge im Ostseeraum, die Innozenz III. vor allem mit den blutigen Attacken der Kreuzritter gegen die baltischen Völker initiierte; im Grunde nichts anderes als eine Fortsetzung der deutschen «Ostmission» und «Ostkolonisation», der «deutschen Ostbewegung», «Siedlungsleistung», des «Ostsiedlungswerkes», «deutschen Landesausbaus», der «Landnahme». Denn was sich hinter all den schönen schnöden Namen verbirgt, ist das alte grausame Geschäft, dessen Ansätze schon bei Karl «dem Großen» kräftig hervortreten, das seine Nachfolger, zumal König Heinrich I . (V 387 ff.) und Kaiser Otto I., der eigentliche Begründer dieses speziellen und besonders traditionsreichen Geschichts- bzw. Geschäftszweiges (V 450 ff.), brutal über den Raum zwischen Elbe und Oder ausweiten. Und setzten auch Dänen, Schweden, Polen, Pommern hier ihre Heere ein, übertrafen die Deutschen nicht alles?

Allein im 12. Jahrhundert sind nach neuesten Berechnungen rund 200000 deutsche Bauern in den Raum jenseits von Elbe und Saale «eingewandert», dort großzügig gefördert von Adel und Kirche, am meisten wohl von Zisterziensern, die ihnen Boden, Vieh, Werkzeuge, Berater zur Verfügung stellen und in den ersten Jahren auch die Abgaben erlassen.

«Obwohl nur eines nötig ist», schreibt 1154 Prälat Gerung, «von Gottes Gnaden Bischof der heiligen Kirche von Meißen», nämlich

«mit Maria in der Süße des beschaulichen Lebens, das gute, ja, das beste Teil innerer Ruhe zu erwählen, werden wir dennoch oft gezwungen, mit Martha in der Bitternis des täglichen Lebens eifrig besorgt zu sein ...» In diesem Sinn siedelt Bischof Gerung Einwanderer aus Flandern «an einem unangebauten und fast menschenleeren Orte an» und verteilt ihn. Wie wenig «illegitim» dies ist, wie scheinbar Rechtens, suggeriert schon die Floskel, mit der jede dieser Ansiedlungsurkunden beginnt: «Im Namen der heiligen und ungeteilten Dreifaltigkeit ...» So hat etwa Abt Arnold vom Kloster Nienburg anno 1149 «Im Namen der heiligen und ungeteilten Dreifaltigkeit» im Burgward Kleutsch «nach Vertreibung der alten ungläubigen slawischen Bauern dort neue Siedler christlichen Glaubens angesetzt». So verkauft 1159 Abt Arnold von Kloster Ballenstedt «Im Namen der heiligen und ungeteilten Dreifaltigkeit» flämischen Einwanderern an der Mulde (östlich Dessau) zwei Dörfer, «nämlich Nauzedele und Nimiz, die bislang in Besitz von Slawen waren ...».[7]

Ende des 12. Jahrhunderts hatte das Christentum vom Erzgebirge bis zu den Ostseeinseln das Heidentum besiegt. Der dänische König Waldemar I. «der Große» (1131–1182), dessen Selbstverständnis schließlich auf der «imitatio Christi» gründete, der einen Bürgerkrieg nach dem andren führte, dazu mehr als ein Vierteljahrhundert lang fast jährlich Flottenverbände wider die Westslawen (Wenden), war 1168/1169 auch zu einem Kreuzzug gegen Rügen gezogen. Außer den Fürsten der Pommern und Obotriten wirkte dabei der selige Eskil, Erzbischof von Lund, mit, ein Freund des hl. Bernhard von Clairvaux. Ebenso Eskils Nachfolger Absalon (S. 175), damals Bischof von Roskilde, später Primas der schwedischen Kirche, ein Prälat, der nach einem Zeitgenossen kriegerische Begabung mit der innigsten Frömmigkeit verband, freilich eine Hierarchen häufig begnadende Mixtur.

Durch Absalon wurde die Kultstätte des Svantevit in Arkona auf Rügen vernichtet, der «Götze» in Stücke gehauen, der Tempel verbrannt, darauf eine Kirche gebaut und die Bewohnerschaft durch «das heilig Wasser» zwangsgetauft. Und wie in Arkona, wütete man an anderen Inselorten und darüber hinaus; immer Mission: «Mit Gewalt der Waffen» (Theologe Hagenbach).

Das ganze Gebiet von Böhmen bis an die See unterstand deutschen Erzbistümern; die slawischen Kulte waren beseitigt, ihre Götter gestürzt, ihre Haine verwüstet, verfemt. Dem aber folgte auch die Niederlage des Slawentums durch das Deutschtum; und voraus ging, so gut wie immer, die Arbeit durch das Schwert. «Schwertmission und Wortmission griffen ineinander», konzediert selbst das Handbuch der Kirchengeschichte, wobei die Schwertmission entschied – wie schon unter dem «großen» Karl (IV 16. Kap.!). Denn nicht die christlichen Predigten gaben den Ausschlag, sondern «die schärferen Waffen, die bessere Organisation der Kirche und die übermächtigen Kräfte der deutschen, polnischen, dänischen und pommerschen Feudalheere» (J. Herrmann).

Ja, «das ganze Gebiet der Slawen», jubelt Helmhold, der Pfarrer von Bosau am Plöner See, «ist jetzt durch Gottes Gnade gleichsam eine große Ansiedlung der Sachsen geworden, in der Städte und Dörfer erbaut werden und die Zahl der Kirchen und Diener Christi zunimmt». Dies stets die Hauptsache. Doch «weil die slawischen Räuber die Deutschen ... beunruhigten», also die einen Räuber die anderen, die eigentlichen Räuber, so schließt der Pfarrer von Bosau um 1170 seine Slawenchronik, «befahl der Burggraf Guncelin, ein tapferer Mann und Vasall des Herzogs, den Seinigen, alle Slaven, die sie auf Nebenwegen und in abgelegenen, einsamen Gegenden ohne offenbaren Anlaß anträfen, sofort zu ergreifen und aufzuknüpfen».[8]

Im frühen 12. Jahrhundert hatte Sachsenherzog Lothar von Süpplingenburg, «ein Schrecken der Feinde Gottes» (Bernhardi), eine neue Phase der «Ostkolonisation» eröffnet, hatte er, in vier Feldzügen östlich der Elbe bis zu den Rugianern vordringend, slawisches Gebiet besetzt (VI 409 ff.), doch natürlich nur in Fortführung bereits viel älterer Raubausgriffe deutscher Invasoren (vgl. etwa V 450 ff.!).

Dabei holten die okkupierenden und vertreibenden Fürsten immer eifriger siedelnde Bauern nach, um das erbeutete Land dauerhaft «einzudeutschen» und weiter nach Osten vorzustoßen. Als etwa in Mecklenburg die slawische Bevölkerung durch die Kriege dezimiert und verjagt worden war, schickte 1143 Graf Adolf II. von

Holstein «Boten in alle Lande», um Niederländer, Friesen, Westfalen, «die zu wenig Land hatten» (Helmold), zum Niederlassen anzureizen. Den Holsten und Stormarn ließ er sagen: «Habt ihr euch nicht das Land der Slawen unterworfen und es mit dem Blute eurer Brüder und Väter bezahlt? Warum wollt ihr als Letzte kommen, es in Besitz zu nehmen? Seid die ersten, wandert in das liebliche Land ein, bewohnt es und genießt seine Gaben, denn euch gebührt das beste davon, die ihr es der Feindeshand entrissen habt.» Damals gründete er – südlich der alten, inzwischen zerstörten Slawensiedlung – Lübeck. Etwas später holte auch der von Heinrich dem Löwen eingesetzte Graf Heinrich von Ratzeburg Westfalen herbei. «Sie bauten Kirchen und leisteten den Zehnt von ihren Erzeugnissen zum Dienst am Hause des Herrn.» Und auch hier verstieß man die Slawen wenigstens zum Teil; wies ihnen Sümpfe zu, See- und Flußgegenden, wo sie nur Fische fangen konnten.[9]

Neu war das nicht.

Es erinnert, zum Beispiel, an den Tollenserkrieg genau ein Jahrhundert früher. Die Tollenser, einer von vier Kernstämmen der Liutizen, zahlten, seit sie Otto I., wiederum hundert Jahre früher, 955, in der Schlacht an der Raxa nebst anderen Heiden geschlagen (und 700 Kriegsgefangene hatte köpfen lassen: V 457! – umsonst wird eben keiner «der Große»), einen jährlichen Tribut in Silber, wovon das Magdeburger Erzbistum den Zehnt kassierte. Als sich ein Jahrhundert darauf die Liutizen in einem schrecklichen Bürgerkrieg 1057 selbst zerfleischten, riefen die unterlegenen Redarier und Tollenser die Christen zu Hilfe, die erst weiter Slawen erschlugen und dann für den Frieden noch 15 000 Mark einstrichen.

Helmold geißelt die Habgier der Sachsen: «Die Fürsten teilten das Geld unter sich. Vom Christentum war keine Rede, sie dachten nicht daran, Gott zu ehren, der ihnen im Kriege den Sieg verliehen hatte. Daran ist die unersättliche Habsucht der Sachsen zu erkennen; obwohl sie sich vor anderen, den Barbaren benachbarten Völkern an Waffenkunst und Kriegserfahrung auszeichnen, sind sie doch stets geneigter, Zinslasten zu steigern als dem Herrn Seelen zu gewinnen.»[10]

Ähnlich heißt es von dem jungen Herzog Heinrich: er «begann

über das ganze Land der Slaven zu herrschen, indem seine Macht allmählich wuchs und zunahm. Denn so oft ihm die Slaven etwas in den Weg legten, bekriegte er sie, und so gaben sie ihm, um Land und Leben zu retten, alles was er verlangte. Auf den verschiedenen Feldzügen aber, die er ins Slavenland hinein unternahm, wurde des Christentumes gar nicht Erwähnung getan, sondern nur des Geldes.»

Der «Frieden Gottes» kommt nach Livland – «ein unvergängliches Ruhmesblatt»

Ausnahmsweise mehr um die Seelen ging es einem Mann aus dem Holsteiner Stift Segeberg des Slawenapostels Vicelin (VI 416), dem Augustinerchorherrn Meinhard. Nach 1182 zog er, schon bejahrt und begleitet von dem Zisterzienser Theoderich, mit deutschen Kaufleuten über Gotland in das Ostbaltikum, an den Unterlauf der Düna, um den heidnischen Liven «den Frieden Gottes» zu bringen.

Zu Livland (Livonia) rechnete man im Mittelalter, außer dem Siedlungsgebiet der Liven, auch das gewisser Teile der Esten, der baltischen Letten (Lettgaller), Kuren, Semgaller und Selen. Das Land aber, das diese Volksgruppen, Viehzüchter, Ackerbauern, Handwerker und Gewerbetreibende besaßen, reizte die umliegenden Völker zu Eroberungen. Die Dänen rückten auf Estland, die Schweden auf Kurland, Russen und Deutsche auf die Liven im engeren Sinn vor.

1185/1186 machte Erzbischof Hartwig II. von Hamburg-Bremen, einst Notar Heinrichs des Löwen, Meinhard zum Bischof von Üxküll (Ikškile), wo er bereits eine Kirche und eine Burg hatte errichten lassen, um «den Frieden Gottes» zu sichern. 1188 erkennt Clemens III., der große Propagandist des Dritten Kreuzzuges (VI 558 ff.), Üxküll als bremisches Bistum an und ermutigt den von Rückschlägen heimgesuchten Meinhard, den dann auch Papst Coelestin III. zum Durchhalten anspornt. Doch bei Meinhards Tod

1196 ist zwar die Christianisierung Livlands eingeleitet, aber nicht viel erreicht, da die Liven wieder abfallen, und dies nicht nur einmal.[11]

Als sein Nachfolger Bischof Berthold, vordem Zisterzienserabt zu Loccum, «sich dem Herrn empfehlend» kurz in Üxküll auftaucht, streiten die Liven untereinander, ob sie den Bischof verbrennen, erschlagen oder ertränken sollen. Er entkommt jedoch und zieht aus dem Vorfall die Konsequenz. Eingedenk der markigen Maxime seines großen Ordensmeisters, des hl. Bernhard: «Greift also unbesorgt an, ihr Ritter ...», «jagt unerschrockenen Herzens den Feinden des Kreuzes Christi nach» (VI 464 ff.), erschien Bischof Berthold im Frühsommer mit einem Heer an der Düna. Hatte doch auch der in diesem Jahr sterbende Coelestin III. (1195/1196) mittels einer Ablaßbulle Krieger an die baltische Front zu bringen gesucht, sogar schon der im Kampf wider seinen Gegenpapst die Welt belügende (VI 517 f.) Alexander III. (1171?) Dänen, Norweger und Goten «ad defendendum christiane fidei veritatem» aufgerufen. Verlangte ja auch Innozenz III. in einer Kreuzzugsbulle 1199 den Krieg gegen die Heiden, ebenfalls Nachfolger Honorius III. 1217, 1218, 1219, 1220 und 1224.

Mit Hilfe seines Kreuzheeres wollte Bischof Berthold die livländische Kirche nur fester fundieren oder, anders gesagt, «den Frieden Gottes» begründen. Der geistliche Feldherr soll «vor Sehnsucht nach dem Opfertode geglüht» haben und wurde denn auch, aber kaum ganz freiwillig, sondern durch sein zu schnell voranstürmendes Pferd am 24. Juli 1198 im ersten Gemetzel von einer Lanze durchbohrt und von den Liven «Glied um Glied» zerrissen. Folgte die Vernichtung ihrer Saaten mit Feuer und Schwert, eine Massentaufe, und nach Abfahrt der «Pilgerflotte» – ihre letzten Segel standen noch am Horizont – spülten die Liven in den Dünafluten die Taufe wieder ab, plünderten die Christentempel und vertrieben alle Pfaffen. Und seitdem gibt es im Ostbaltikum den Typus des direkten Missionskrieges, «bei dem der Zwang zur Annahme der Taufe Ziel der Feldzüge war» (Benninghoven), setzte sich auch hier «die Schwertmission durch» (Handbuch der Europäischen Geschichte). «Mit Kreuz und Schwert wurde die Missionierung erkämpft»,

rühmt noch in unseren Tagen ein Zisterzienser mit Imprimatur – «ein unvergängliches Ruhmesblatt in der Geschichte der Orden überhaupt.»[12]

Zwei Jahre nach dem Schlachtentod des Seelenhirten zog ein neuer Kreuzzug heran. Denn inzwischen hatte Bremens Erzbischof Hartwig am 28. März 1199 einen Nachfolger ernannt, und natürlich seinen Neffen, den Leiter der Domschule, Albert von Bekeshovede (Bukshövden). Dieser war von vornherein auf ein geistliches Territorialfürstentum aus, das heißt auf Landesraub, war von Anfang an zur militärischen Eroberung Livlands entschlossen und suchte umfassende Rückendeckung. Er kontaktierte mit Kaufleuten Gotlands, mit weltlichen und geistlichen Großen. König Philipp von Schwaben, bei dem er 1199 in Magdeburg Weihnachten feierte, sicherte ihm wirtschaftliche Hilfe zu (und gab ihm 1207 seinen Großraub Livland als Lehen). Sofort fand Bischof Albert auch den Beistand des Papstes. In der Kreuzzugsbulle vom 5. Oktober 1199 rief Innozenz III. die Niederdeutschen zum Kampf, wobei er den in Livland dem Kreuzzug ins «Heilige Land» gleichstellte, wie dann auch Gregor IX. und Innozenz IV.

Auch Dänenkönig Waldemar II. Sejr (der Sieger), der gute Beziehungen zum Papst unterhielt – und Feldzüge gegen Ösel (1206), Preußen (1210), Estland (1219) führte –, stimmte dem Einfall zu. Ebenso der mächtige Erzbischof Absalon I. von Lund, der einflußreiche Ratgeber des Königs und bedeutendste skandinavische Kirchenfürst des Mittelalters. Er hatte bei der Eroberung Rügens (S. 170) und schon viele Jahre wider die Ostseeslawen gekämpft, gegen sie auch die Bischofsburg Havn (später Kopenhagen) errichtet. Und wie bereits Rügen Teil seines Bistums wurde, so hatte sein Metropolitanverband auch die von Dänen und Esten genommenen Gebiete geschluckt. Einen «verständnisvollen Mitarbeiter» Innozenz' III. nennt ihn das Handbuch der Kirchengeschichte. Im übrigen bewährte sich Erzbischof Absalon als Mäzen, auch als Förderer freilich seiner Verwandten: Neffe Anders Sunesøn folgte ihm auf den Erzstuhl von Lund, Neffe Peder Sunesøn bekam das Bistum Roskilde.[13]

Im Frühjahr 1200 bringt Bischof Albert – von Zisterziensern

und Prämonstratensern im 17. Jahrhundert als Seliger, in Riga bis zur Reformation als Heiliger verehrt (Fest: 1. Juni) – mit 23 Schiffen sein Heer an die Düna. Es kommt zu kleineren Gefechten und Plündereien, dann schließt der große Missionar Frieden mit den Liven, ganz offensichtlich den «Frieden Gottes». Bei einem Gelage verhaftet er heimtückisch ihre Ältesten, nimmt dreißig ihrer Söhne als Geiseln – und kommt 1201 mit neuen «Pilgern» wieder. Er gründet Riga und sichert seinen noch kaum Konturen annehmenden Territorialraub durch erste Vasallen, die er in die Burgen Üxküll und Lennewarden setzt. Und Sommer für Sommer jagt er nun mit Hilfe der jährlich eintreffenden «Pilger» seine Heere gegen «die Feinde Christi», nicht nur gegen die Liven, sondern, rühmt Abt Arnold von Lübeck (gest. 1212), auch gegen andere «Barbarenvölker» – ein mit größter Grausamkeit geführter Krieg.

Da der Bischof aber unabhängig vom wechselnden Nachschub, von den jährlich wieder zurück in die Heimat ziehenden Kreuzfahrern sein will, vielleicht jedoch mehr noch, weil «das ganze Bekehrungswerk zeitweise zusammenzubrechen droht» (Handbuch der Europäischen Geschichte), läßt der Kirchenfürst einen eigenen Ritterorden gründen; läßt er bereits 1202 seinen Helfer, den Zisterzienser Theoderich (Dietrich) von Treyden, den Schwertbrüderorden (fratres miliciae Christi de Livonia, rotes Schwert unter Tatzenkreuz auf weißem Mantel) stiften und sich als ständige, ihm zu Gehorsam verpflichtete Truppe deutscher Ritter unterstellen.

Der Schwertbrüderorden (swertbrüdere), nach dem Vorbild der Templer organisiert, war nur einer der sechs in Nordosteuropa gegen die Heiden getriebenen Ritterorden mit von Rom bestätigten Regeln. Wie alle diese geistlichen Gewaltverbände, deren Ritter keine Mönche, sondern Soldaten, Schlächter waren, beuteten sie die Einheimischen, deren Land sie raubten, nach Strich und Faden aus, zwangen sie zu Zehnt-, zu Zinsleistung, zu Heer- und Gerichtsfolge, zu Kirchen-, Brücken-, Wegebau. Und bereits 1207 besaßen die Schwertbrüder – außer zu Gehorsam, Keuschheit, Heidenkampf auch zur Armut verpflichtet – ein Drittel des Livengebietes als «dominium», der erste Ordensstaat des Hochmittelalters. Und 1235 beherrschten sie knapp die Hälfte des Landes. Aber schon 1225 hat-

ten Bischof Alberts Haudegen Livland, Estland, Semgallen und Kurland unterjocht. Und in all ihren Kämpfen war das Versprechen der Heiden, sich taufen zu lassen, «erste Friedensbedingung» (F. Blanke).[14]

«FASST SIE, REISST SIE, SCHLAGT SIE TOT!»

Um eine Vorstellung von der steten Ungeheuerlichkeit dieser Kreuzzüge im Baltikum zu bekommen, genügt es, das umfangreiche «Chronicon Livoniae» (die «Livländische Chronik») des Heinrich von Lettland zu lesen. Nicht Lette, sondern Lettenmissionar, war dieser zweifellos bedeutende Geschichtsschreiber seit Sommer 1205 in Livland, war Scholar des Rigaer Bischofs Albert, Pfarrer in Papendorf (lett. Rubene) im estnisch/lettischen Grenzgebiet, war Dolmetscher des päpstlichen Legaten Wilhelm von Modena und nahm selbst an wenigstens dreißig Feldzügen gegen Liven und Letten teil. In seiner Chronik aber berichtet er, kaum zuviel gesagt, Hunderte von Heerfahrten, Gefechten, Belagerungen von Burgen und dergleichen mehr.[15]

Alles freilich wiederholt sich da, mehr oder weniger ähnlich, in grausiger Monotonie.

Da heißt es etwa 1208 von einem Kreuzzug der erst unlängst christianisierten Letten gegen die Esten (die schon im 11. Jahrhundert dänische und schwedische Missionare zu «bekehren» versuchten): «Und sie verschworen sich gegen die Esten, machten sich fertig, ihr Land zu verwüsten ... zogen bei Tag und Nacht und fanden, als sie in die Landschaft Sakkala eindrangen, Männer, Weiber und Kinder in allen Dörfern und Orten in ihren Häusern, töteten vom Morgen bis zum Abend, wen sie fanden, sowohl ihre Weiber als auch die Kinder und dreihundert der vornehmsten Männer und Ältesten der Landschaft Sakkala, außer zahllosen anderen, bis Hände und Arme der Tötenden müde vom ungeheuren Morden des Volkes endlich erlahmten. Als alle Dörfer vom vielen Blut der Heiden gefärbt waren,

traten sie am folgenden Tage den Rückzug an, brachten aus allen Dörfern viele Beute zusammen und führten mit sich fort Zugtiere und eine Menge Vieh, auch sehr viele Mädchen, die allein die Heere in diesen Ländern zu verschonen pflegen. Und sie zogen langsam heimwärts ..., und da sie hier Bertold, den Bruder des Ordens, wie auch ihren eigenen Priester mit einigen Rittern und Armbrustern des Bischofs vorfanden, reichten sie ihnen von allem Geschenke dar. Und da es der Sonntag Gaudete war, lobten sie alle einmütig Gott mit Freude, da der Herr durch die jüngst Bekehrten eine solche Vergeltung auch an anderen Heiden geübt hatte.»[16]

Von einer Heerfahrt 1209 oder 1210 meldet die «Livländische Chronik»: «Als darauf der Friede, der mit den Ugauniern gemacht war, zu Ende ging, rief Bertold, der Meister des Ordens in Wenden, den Russin mit seinen Letten ... und zog mit seinen Wenden nach Ugaunien. Und sie fanden Leute, die sich noch nicht in eine Burg geflüchtet hatten, in ihren Dörfern, töteten sehr viele in allen Dörfern, zu denen sie gelangen konnten, und nahmen, nachdem sie viele erschlagen, andere gefangen hatten, große Beute, führten die Weiber und Mädchen mit sich fort, ließen die Dörfer wüst liegen und kehrten nach großem Mord und Brand nach Hause zurück.»[17]

Von einem Vorstoß anno 1210 berichtet der geistliche Chronist: «Und das Heer verteilte sich über alle Wege und Dörfer, und sie töteten überall viel Volk und verfolgten sie in den benachbarten Gauen, fingen Weiber und Kinder und sammelten sich bei der Burg. Während des folgenden und des dritten Tages zogen sie umher, verwüsteten alles, zündeten an, was sie fanden, und erbeuteten unzählige Pferde und Vieh. Denn es waren viertausend Ochsen und Kühe, ungerechnet die Pferde und das andere Vieh und eine Unzahl Gefangener. Viele Heiden zudem, die in die Wälder und auf das Eis des Meeres geflohen waren, erfroren und kamen um. Am vierten Tage, nachdem drei Burgen erobert und verbrannt waren, begannen sie das Land mit der ganzen Beute zu verlassen ... und kehrten fröhlich nach Livland heim, und alle dankten sie dem Herrn, der ihnen die Rache an den Feinden geschenkt.»[18]

Einen blutigen Raubzug anno Domini 1215 schildert Priester Heinrich so: «Und versammelten ein Heer von Letten mit ihren

Freunden und Verwandten; und mit ihnen gingen die Brüder des Ordens von Wenden mit anderen Deutschen; und sie drangen in Ugaunien ein, plünderten alle Dörfer und übergaben sie den Flammen, und alle Männer, deren sie habhaft werden konnten, verbrannten sie lebendig zur Rache für Talibald und zündeten alle ihre Burgen an, damit sie keine Zuflucht in ihnen hätten. Und sie spürten ihnen in den dunklen Verstecken der Wälder nach, und sie konnten sich nirgends vor ihnen verbergen; und sie holten sie aus den Wäldern heraus und schlugen sie tot, ihre Weiber und Kinder führten sie mit sich gefangen fort, trieben Pferde und Vieh davon, machten viele Beute und begaben sich zurück in ihr Land.»[19]

Wie diese Katholiken aber mit den Heiden verfuhren, so auch mit Christen, etwa mit den Russen. Lettenpriester Heinrich meldet im Jahr 1221, in dem er auch den Schlachtschrei der Letten tradiert, den man ihnen inzwischen auf deutsch beigebracht, nicht nur *ihr* eigentliches Evangelium: «Faßt sie, reißt sie, schlagt sie tot!»: «... und gingen nach Rußland gegen ihre Feinde ... und verwüsteten ringsum das ganze Land, zündeten Häuser und Dörfer an, führten viel Volk in die Gefangenschaft und töteten andere. Und die Letten kamen zu einer Kirche nicht weit von der Stadt Novgorod, raubten Ikonen, Glocken, Räuchergefäße und dergleichen und kehrten mit vieler Beute zum Heere zurück ... Auch zogen die Letten und die Sakkaler und Ugaunier fortwährend (continue) nach Rußland, töteten dort viele, führten viele beiderlei Geschlechts gefangen fort und machten viele Beute. Ebenso gingen die Letten von Kokenhusen und die Deutschen immer wieder (omni tempore) nach Rußland und brachten viele Beute und viele Gefangene zurück.»

Dann kommen die Ugaunier wieder. Mitten im Winter überraschen sie die ungewarnten, völlig ahnungslosen Menschen, «töteten die Männer und viel Volk, nahmen viele Gefangene beiderlei Geschlechts, schlachteten Schafe, Rinder und viel Vieh, das sie nicht mit sich wegführen konnten, und kehrten mit grossem Raube heim; und Estland und Livland füllten sich mit gefangenen Russen, und für allen Schaden, den die Russen den Liven angetan, hatten sie im selben Jahre bereits das Doppelte oder Dreifache wiedererhalten».[20]

Die Eroberung der russisch-estnischen Burg Dorpat auf dem späteren Domberg im August 1224 gibt Chronist Heinrich so wieder: «Wozu der vielen Worte! Ein jeder eilte, als erster hinaufzusteigen, den Ruhm und das Lob Jesu Christi und seiner Mutter Maria zu erhöhen, sich selbst das Lob und den Lohn seiner Mühe zu gewinnen ... Nachdem so schon viele Deutsche in die Burg gelangt waren, folgten ihnen auch die Letten und einige von den Liven und begannen sogleich, das Volk zu töten, sowohl Männer wie auch einige Frauen, und schonten ihrer nicht, so daß sie es bald auf tausend brachten. Die Russen aber, die sich am längsten wehrten, wurden zuletzt auch bezwungen und flohen von oben in die Befestigung; von dort wurden sie wieder herausgezogen und alle getötet mitsamt dem Fürsten, gegen zweihundert Mann ... Nachdem aber alle Männer erschlagen waren, gab es ein großes Frohlocken und ein Spiel der Christen auf Pauken und Pfeifen und Musikinstrumenten, da sie Vergeltung an den Bösewichtern geübt und alle daselbst versammelten Verräter aus Livland und Estland getötet hatten. Darnach nahmen sie die Waffen der Russen, die Kleider, Pferde und die ganze Beute, die auf der Burg war, und die noch übrigen Weiber und Kinder, zündeten die Burg an und zogen sogleich am folgenden Tage mit großer Freude nach Livland zurück, Gott im Himmel für den ihnen geschenkten Sieg dankend, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich.»[21]

So, mit viel gesundem Gottvertrauen, mit Jesus Christus und seiner allerheiligsten Mutter Maria, raubt man auf Teufel komm raus alles, was man kriegen und brauchen kann, erschlägt, ersticht, erhängt, verbrennt man Jahr für Jahr Menschen, Heiden und Christen, wie es der Herr gibt. Und Priester Heinrich überschreibt schließlich die Kapitel seiner Chronik mit den fast immer gleichen Zeilen:

«Bischof Albert begann das neunzehnte Jahr seines Amtes, / Und nicht ruhte vom Kriege das Volk in Livland» (Et non a bellis siluit gens Lyvoniensis). «Und es nahte das zwanzigste Jahr des Bischofs, / Und nicht ruhte vom Kriege das Land der Liven.» «Schon war gekommen das vierundzwanzigste Jahr des Bischofs, / Und noch immer hatte das Land nicht Ruhe noch Frieden.» «Das fünfundzwan-

zigste Jahr des Bischofs war es, und noch hatte die Kirche nicht Ruhe von Kriege.»[22]

Bischof Albert I. von Riga, zu «den größten Missionsbischöfen seiner Zeit» gezählt (Lexikon für Theologie und Kirche), dessen blutrünstige Raubkriege das Handbuch der Kirchengeschichte als «echte Kreuzfahrtunternehmungen» preist, soll die «Pilgerreise» nach Livland noch dreizehnmal wiederholt haben, und zwar mit zunehmendem Erfolg, weil der Prälat Livland, das Erzstift, den Rigaschen Dom 1202 der «Gottesmutter» weihte, zu ihrem «Eigentum» erklärte. Wurde so Livland doch ein Land bevorzugter Marienverehrung, ein «Wallfahrtsmagnet» ablaßsuchender «Pilger», das heißt, stets dringend benötigter Krieger.

Wie sehr mit Maria geworben, gedroht, wie mit ihr Missions- und Kriegsgeschichte zugleich gemacht worden ist, wie im besonderen «der Meerstern stets über seinem Livland» wacht, «die Herrin der Welt und die Gebieterin über alle Länder immerfort das ihr eigene Land» behütet, wie die Himmelskönigin den Königen der Erde gebietet, wie sie zumal so «viele Könige, die gegen Livland kämpften, gestraft hat», das führt Priester Heinrich in seiner «Livländischen Chronik» lang und breit aus. Alles massakriert Maria, bringt sie um, erschlägt sie, was ihr nicht ins Konzept paßt. «Siehe, die Mutter Gottes, wie sanftmütig ist sie gegen die Ihren, die ihr in Livland in Treue dienen, und wie sie sie stets schützt vor allen Feinden, und wie grausam ist sie gegen jene, die in ihr Land eindringen, oder jene, die bemüht sind, den Glauben und die Ehre ihres Sohnes in diesem Lande zu hindern. Siehe, wie viele und mächtige Könige hat sie gestraft! Siehe, wie viele Fürsten und Ältesten der Treulosen und Heiden hat sie von der Erde vertilgt, wie oft hat sie den Ihren den Sieg über die Feinde verliehen! ... Merket und sehet, ihr Fürsten der Russen, Heiden, Dänen oder Älteste gleich welcher Völker, fürchtet sie, die sanftmütige Mutter der Barmherzigkeit, verehrt sie, die Mutter Gottes, versöhnt sie euch, die sich so grausam an ihren Feinden rächt, greift ihr Land weiterhin nicht an, damit sie euch eine Mutter sei, die bisher stets die Feindin ihrer Feinde war und denen, welche die Ihren in Livland schädigten, stets einen noch grösseren Schaden zufügte» (vgl. S. 159).

Und natürlich war die so sanftmütige wie rachsüchtige, so barmherzige wie brutale Hl. Jungfrau Patronin nicht nur des da bald einen fünfzigjährigen Aggressionskrieg führenden Deutschen Ordens, sondern auch – wie passend – der Rigaer Kaufmannskreise.

Kirche, Krieg und Kapital, dreieinig sind sie allemal.

Livland war fremdes Land. Nichts davon gehörte den Deutschen, der Kirche. Albert I., Bischof von Riga, aber holte sich nun Stück um Stück. Und von Jahr zu Jahr fast holte er auch seine Räuber, vor allem Adlige samt Anhang aus Ostwestfalen und Niedersachsen, häufig seine Verwandten, von denen nicht wenige blieben und Inhaber großer Latifundien wurden. Ohne die «religiöse Inbrunst der Kreuzfahrerzeit» unterschätzen zu wollen, kommt Walther Hubatsch doch zu dem Schluß: «In einer bemerkenswerten Weise ist Mission und Siedlung damals eine Angelegenheit weniger großer und eng zusammenhaltender Familien gewesen.»[23]

Wie die Christen aber überall gegeneinander stritten, wie sie einander umbrachten, auch auf ihren Kreuzzügen, im «Heiligen Land», in Byzanz, während der Reconquista in Spanien, so auch, und zwar mit besonderer Ausdauer, Verbissenheit, beim Heidenkampf im Nordosten.

Das begann noch unter Innozenz III. mit den 1210 einsetzenden Rivalitäten zwischen dem Bischof von Riga und dem Schwertbrüderorden um die Herrschaft über die Beute, die Opfer, die Liven, die Letten, die Esten.

Der Papst entschied zugunsten der Schwertbrüder, denen Bischof Albert bereits 1207 ein Drittel des zu erobernden Landes zugestanden. Rom wollte ein Gegengewicht gegen den mächtiger werdenden Prälaten. Vor allen aber wollte es, wie anderwärts, immer mehr mitreden, mitherrschen, das Ganze beherrschen, regieren. Schließlich waren es auch die Päpste, die «den Übergang von der Predigt zum Krieg möglich machten» (Hauck), war es gerade Innozenz III., der den Schwertbrüderorden rühmte, Livland für den Papst erobert zu haben, war es gerade Innozenz, der Bestimmungen über die Einführung der Kirchendisziplin, vom kanonischen Eherecht bis zu Beichte und Kommunion, für ein Land traf, das noch gar nicht erobert war!

Und wie bezeichnend: Hatte Innozenz bis 1210 offensichtlich Riga noch als Bistum Bremens betrachtet, Albert als dessen Suffragan anerkannt, wie auch Albert selbst und der Bremer Metropolit ihr gegenseitiges Verhältnis verstanden, so erklärte der Römer am 20. Februar 1214, der Bischof von Riga sei nie einem Metropoliten untergeordnet gewesen, sei vielmehr exemt, Bremen zwar zur Förderung der Mission verpflichtet, doch zu ihrer Leitung nicht berechtigt. Leiten wollte der Papst – an der Ostsee, im Baltikum, überall, also auch in Preußen. Denn auch das Volk der Preußen wurde immer mehr ein Opfer deutsch-römischer Kreuzzugspolitik, ihr Land noch 1230 zum Hauptschauplatz des Missionskrieges im Osten.[24]

ALTPREUSSEN ODER «DAS RECHT DER INBESITZNAHME DURCH EROBERUNG ...»

Die Prußen (Pruzzen, Altpreußen), deren Wortschatz germanische, mehr jedoch slawische Lehnwörter aufweist, waren ein baltisches Volk zwischen Weichsel und Memel, Ackerbauern vor allem, Viehzüchter, weniger Fischer und Jäger. In ihrer Religion verehrten sie viele heilige Plätze, heilige Haine, Flüsse, Wälder, Bäume, Gewässer, ja sie verehrten «in ihrem Irrtum jegliche Kreatur als göttlich (omnem creaturam pro deo), nämlich Sonne, Mond und Sterne, Donner, Vögel, auch vierfüßige Tiere ...». Aber, entsetzlich: «Die Preußen hatten keine Erkenntnis von Gott» (Peter von Dusburg).

So zogen sie schon um die Jahrtausendwende das Augenmerk christlicher Bekehrer auf sich, des hl. Adalbert (V 551 ff., 572), des Brun von Querfurt (V 529), die indes beide als Märtyrer endeten, Adalbert 997 in Samland, Brun zwölf Jahre später. Erkannten die Prußen doch ganz richtig, daß die Mission auch eine wirtschaftspolitische Seite haben und auf nichts anderes hinauslaufen würde als auf Eroberung.

Nun dauerte es zwei Jahrhunderte, bis man sich wieder auf die Bekehrung dieser Heiden besann. Als aber die 1217 begonnene Prußenmission infolge interner Zwiste der beteiligten polnischen Her-

zöge wie des wilden Widerstandes der Prußen selbst zu scheitern drohte, rief Konrad I., Herzog von Masowien (Mazowiecki) aus der kleinpolnisch-masowischen Linie der Piasten, der zeitlebens mit christlichen Konkurrenten um die Vorherrschaft in Polen rang, den Hochmeister des Deutschen Ordens, Hermann von Salza, zum Krieg gegen die Prußen auf. Dabei übertrug der «illustris Christianissimus princeps» dem Orden im Kruschwitzer Vertrag vom 16. Juni 1230 das Kulmer Land und alle künftigen Eroberungen in Preußen mit sämtlichen zugehörigen Rechten «zu ewigem Besitz» (Peter von Dusburg).[25]

Eine folgenschwere Entscheidung des Herzogs – vorausgesetzt, der Kruschwitzer Vertrag, dessen Originalurkunde verschwand, ist keine Fälschung des Deutschen Ordens, was nicht nur die polnische Historiographie weitgehend behauptet. Der Orden aber sah sich durch den Vertrag zur Errichtung eines selbständigen Herrschaftsgebietes in Preußen legitimiert. Auch hatte er schon in der undatierten Goldenen Bulle von Rimini (wohl vom März 1226) durch Kaiser Friedrich II. das Kulmer Land sowie Preußen verliehen bekommen, durfte er dort Gerichtsbarkeit (jurisdictionem) und Landeshoheit (potestatem) ausüben, durfte er Berge und Wälder nutzen, Flüsse und Meer und war niemandem Rechenschaft schuldig.

Woher indes nahm sich der Kaiser das Recht? Offenbar aus seiner universalen Weltherrschaftsidee, Herrschaft besonders auch über noch heidnische Gebiete. Und tatsächlich war die eigentliche Rechtsbasis für den Verleihungsakt «das Recht der Inbesitznahme durch Eroberung (!) mit der Auflage, das heidnische Gebiet im Osten zu christianisieren» (Lückerath).[26]

Die schöne Sache hatte allerdings nicht nur einen Haken. Denn war die Goldene Bulle von Rimini ein Kaiserprivileg, gehörte somit die generöse Schenkung in den Zustandsbereich der «monarchia imperii», so meldete sich, als der Fall akut wurde, der Krieg gegen die Prußen schon begonnen hatte, auch das «sacrum imperium» zu Wort. Denn obwohl diesem das Preußenland so wenig gehörte wie dem Kaiser, nahm es Papst Gregor IX. 1234 in das Recht und Eigen von St. Peter auf und verlieh es seinerseits dem Deutschen Orden,

der es seitdem als päpstliches Lehen hielt; wobei Gregor keinen Zweifel daran ließ, daß der Deutsche Orden vor allem der Kirche unterstand, mochte auch Ordensmeister Hermann von Salza «ein bißchen mehr» zum Kaiser neigen. Das Gerangel um den Vorrang zwischen Kaiser und Papst setzte sich also auch im Ostseeraum fort. Jedes der beiden Christenhäupter wollte an dem noch zu tätigenden Raub maßgebend partizipieren, wollte ihn im Grunde besitzen und beherrschen.[27]

Der Deutsche Orden begann den Kampf gegen die Prußen 1231, gestützt sozusagen auf sein «Recht», den Kruschwitzer Vertrag vom Jahr zuvor, wogegen die Prußen sich erbittert wehrten, wiederholt erhoben. Zu ihrer Unterwerfung gewährte Innozenz IV. 1245 ein einzigartiges Privileg: einen ständigen, keiner besonderen Proklamation mehr bedürfenden Kreuzzug. Zwar konnte wenig später, am 7. Februar 1249, nach dem Sieg des Deutschen Ordens, der päpstliche Legat Jakob, Archidiakon von Lüttich, im Vertrag von Christburg die Friedensbedingungen formulieren. Ein großer Teil der Prußen erhob sich 1260 erneut und widerstand bis 1274 dem Orden, der grausam zurückschlug. Doch erst 1283 konnten die Prußen endgültig unterjocht und zum christlichen Glauben gezwungen werden. Und erst bis zum 17. Jahrhundert verschmolzen sie definitiv mit den Deutschen.

Die Forschung belehrt uns, daß man im Prußenland zunächst friedlich missionierte. Der aus dem Kloster Kolbatz in Pommern kommende Zisterzienser Christian habe ebenso wie Papst Innozenz III. «einer gewaltlosen Mission ... vor einer Unterwerfung den Vorzug» gegeben. Im selben Atemzug freilich teilt man mit: «Ein Feldzug Waldemars im Jahr 1210 gegen Preußen und Pomerellen» – es ist das Jahr, in dem Waldemar (vgl. auch S. 175) Dänemark dem heiligen Petrus aufträgt – «diente der Stützung der Missionsarbeit». Sie kommt aber nicht recht voran. Christian, 1215 zum Bischof (episcopus Prusciae) geweiht und von Rom besonders seit Honorius III. gefördert, kann sich «nicht mehr behaupten». Also müssen jetzt drei polnische Herzöge und Herzog Wratislaw von Pommern «das Missionsunternehmen stützen» (Handbuch der Europäischen Geschichte). 1222 stützt dann Herzog Konrad von Masowien das Mis-

sionsunternehmen, indem er Bischof Christian mehrere Burgen, darunter Kulm an der Weichsel, schenkt und hundert Dörfer dazu.

Und endlich kommt Bischof Christian sich sozusagen selbst zu Hilfe, aber wiederum nur militärisch, als er 1228 den Orden der Ritterbrüder, Milites Christi de Prussia (de Dobrin), mit Sitz in Dobrin an der Weichsel ins Leben ruft, allerdings nicht ausschließlich zum Zweck des Heidenkrieges, sondern auch aus Rivalitätsgründen gegenüber dem Deutschen Orden, in den die Ritterbrüder jedoch übergehen. Wie Bischof Christian überhaupt kaum noch Glück hatte, etwa fünf Jahre von den Prußen gefangengehalten wurde, danach sein Bistum nicht mehr gewann und 1244 starb.[28]

PREUSSENMISSION ODER «... TÖTETEN SIE ALLE»

Der Deutsche Orden (Ordo fratrum hospitalis sanctae Mariae Theutonicorum Ierosolymitanorum), dessen Ritter schließlich den Nordosten im weißen Mantel mit schwarzem Kreuz verunsicherten, ausmordeten, war der dritte der großen palästinensischen Ritterorden (VI 460 ff.) und wurde gegen Ende des 12. Jahrhunderts gegründet. Doch liegt seine Geschichte zunächst jahrzehntelang im dunkeln, ist von den ersten drei Hochmeistern fast nichts bekannt, schlugen die Versuche des Ordens, ein eigenständiges Territorium zu erwerben und eine unabhängige Landesherrschaft zu bilden, früher oder später fehl: im Heiligen Land, seinem eigentlichen Sitz, durch den Ausgang des Kreuzzuges; auf Zypern, wo man infolge der Niederlage Friedrichs II. scheiterte; in Siebenbürgen, wo der ungarische König 1225 den Orden vertrieb. Erst in Preußen kamen die teutonischen Haudegen – ganz überwiegend, ebenso wie die Ordensstifter, Deutsche – einige Jahre später zum Zug – und es wurde eine der blutigsten «Missionen» des Mittelalters.[29]

Wir besitzen darüber die 1326 vollendete «Chronik des Preußenlandes» (Chronica terre Prussie), mit der die Geschichtsschreibung des Deutschen Ordens und des Landes Preußen, das ganz im Mittel-

punkt steht, beginnt. Verfaßt von dem uns sonst unbekannten Ordenspriester Peter von Dusburg, ist der weitaus größte Teil (362 Kapitel) seines Werkes der Schilderung, so scheint es, fast alltäglichen gegenseitigen Schlachtens gewidmet, eine einzige Monotonie wieder der Grausamkeit. Die Herausgeber der umfangreichen Chronik, Klaus Scholz und Dieter Wojtecki, bemerken dazu: «Dusburgs ... Bevorzugung des Militärischen ist aber immer noch Abschilderung des Kampfes von Gottesstreitern gegen die Feinde des Glaubens. Insofern kennt der Chronist nur Christen, denen alle Mittel für ihren Glauben erlaubt sind, und Glaubensfeinde, gegen die alle ergriffenen kriegerischen Maßnahmen von der Feldschlacht über den mörderischen Kampf Mann gegen Mann bis hin zur immer wieder praktizierten Verschleppung von Frauen und Kindern Rechtens sind. Dusburgs Ordensstandpunkt läßt keinen Raum für Skrupel, kennt kein Bedauern mit dem Gegner, weiß nichts von Schonung und Toleranz aus dem Glauben. Hier dominiert ein starrer Kreuzzugsgeist.»[30]

Daß die Prußen, «die Ungläubigen», die am «Götzenkult» festhielten, abgründig schlecht, «verstockt in ihrer Bosheit» waren, versteht sich von vornherein. Sie verwüsteten das Kulmerland, verheerten Polen, wo sie, heißt es, «250 Pfarrkirchen», dazu Kapellen und Klöster niederbrannten, Priester außerhalb und innerhalb der Kirchen, selbst am Altar abstachen, auch mit den gottgeweihten Jungfrauen «ihr schändliches Spiel» trieben, Leute eben, die immer wieder vom «Volke Gottes», das «zu seinem Lob und Ruhm dort wohnte», Tausende niedermachten, «so daß das ganze Preußenland von Christenblut rot zu sein schien». Kurz, faßt Dusburg zusammen: «Niemand könnte vollständig beschreiben, wie große Übel und Scheußlichkeiten sie dem Glauben und den Gläubigen zufügten.»[31]

Nur zu selbstverständlich, daß «der heiligste Vater und Herr Papst Gregor IX. Mitleid» fühlte und 1230 in zwei Bullen die Christen zum Kampf rief: «Rüstet euch und seid stark, Söhne, seid bereit zum Kampf gegen die Heiden ... zagt nicht, weicht nicht und fürchtet sie nicht ... Denn es ist nicht euer Kampf, sondern Gottes.» Zwar habe man, meint der Chronist, gegen die Prußen schon viele Kriege

geführt, von Cäsar bis zu schwedischen Christen, bis zu Christian, dem Bischof von Preußen, und seinen Ritterbrüdern Christi, den Brüdern von Dobrin. Doch jetzt beginnen die Brüder des Deutschen Ordens neue Kriege gegen sie, und neu sei nicht nur der Kampf, sondern auch die Art des Kämpfens, «weil nicht allein mit stofflichen, sondern auch mit geistlichen Waffen der Feind geschlagen wird, nämlich mit dem Gebet.»[32]

In praxi sah das so aus:

«So wurden 1500 Mann vom pommerellischen Kriegsvolk an diesem Tag von den Brüdern erschlagen. Die Brüder sagten Gott für den Sieg Dank und kehrten mit reicher Beute voller Freude im Herrn zurück.»

«... es entstand ein furchtbarer Kampf unter ihnen und von Swantopolks Heer blieben 1500 Mann tot auf dem Schlachtfeld, von den Christen aber wurde niemand tödlich verwundet ... So kehrten die Brüder und die Kreuzfahrer mit 1600 Pferden der Feinde, anderer übergroßer Beute und einem ruhmreichen Sieg heim, den sie mit der Hilfe unseres Herrn Jesus Christus errungen hatten, der gelobt sei in Ewigkeit, amen.»

«... und nach langem Kampf, in dem es auf beiden Seiten viele Verwundete und Tote gab, töteten sie alle. So wurden durch Gottes Gnade an diesem Tag über 3000 Samländer und andere Prußen erschlagen ...»

«... einen Teil der Besatzung fingen, die übrigen töteten sie. Darauf sagten die Brüder Gott Dank, nahmen die Burg im Jahre des Herrn 1239 mit ihren Mannen in Besitz und führten dort ruhmreich den Kampf des Herrn, des Gottes der Heerscharen, gegen die Prußen.»

«Meister Bruder Heinrich ... sammelte also die Brüder und Pilger, zog in den Kampf und kam mitten in der Christnacht, während die Menschen ruhten, zu einer pomesanischen Burg, die an der Stelle des heutigen Alt-Christburg lag; sie legten Leitern an die Mauern, drangen heimlich ein und eroberten die Burg, die Einwohner wurden alle gefangen und getötet ...» Eine schöne Bescherung, mitten in der Christnacht. Und deshalb erhielt die pomesanische Burg, «weil sie ja in der Christnacht von den Gläubigen erobert worden

war, den Namen Christburg, das ist: die Burg Christi (vocatum est Cristburgk, quod interpretatur castrum Cristi)».

«... und erschlugen dann die Sünder in ihrem Zorn. Dort verschlang das geschwungene Schwert der christlichen Ritterschaft das Fleisch der Ungläubigen ... und so wurde ein großes Blutbad unter dem Volk der Prußen angerichtet; an diesem Tag fielen nämlich über 5000. Darauf kehrten die Kreuzfahrer alle freudig heim und lobten die Gnade des Erlösers.»[33]

Gewöhnlich aber wird der böse Feind ganz ohne geistliche Waffen, wird er, entgegen früherer Beteuerung (vgl. S. 188), stets auf die gute alte Art geschlagen und erschlagen, ganz ohne Gebet und Gott. Mit grausiger Eintönigkeit heißt es da immer wieder nur: «Die Brüder griffen diese in einem Gefecht an, töteten sie alle ...» –

«... vernichteten sie vollständig, so daß keiner von ihnen übrigblieb.» –

«... was das Feuer verzehren konnte, brannten sie nieder, sie schlugen sehr viele tot, nahmen Frauen und Kinder gefangen und kehrten mit riesiger Beute zurück.» –

«... viele Menschen wurden in der Burg und ihrem Gebiet gefangen und erschlagen und das ganze Gebiet mit Raub und Brand verheert.» –

Immer und immer wieder liest man da:

«... und fingen und töteten viele Menschen ...» –

«... und vertilgten das gesamte Heer ...» –

«... töteten alle Männer und führten Frauen und Kinder mit ihrem ganzen Besitz weg.» –

«... und töteten und fingen alle Feinde.» –

«... nahmen alle gefangen und töteten sie.» –

«Hier töteten sie zahllose Männer, verwüsteten das Land mit Brand und Plünderung und führten Frauen und Kinder gefangen mit sich fort.» –

«... zerstörten die drei Belagerungswerke von Grund auf, so daß von den 1300 Mann, die sie hatten verteidigen sollen, kaum einer dem Tode entrann.» –

«... und töteten vom Heer der Heiden mehr als zweitausend.» –

«... und töteten mit dem Schwert die Gesamtheit der Heiden.» –

«... hängten die Brüder an einem Galgen vor dem Burgtor 30 prußische Geiseln auf.» –

«... stachen sie 12 prußischen Geiseln ... die Augen aus und sandten sie ihren Verwandten zurück.»[34]

Unser Ordenschronist verschweigt gelegentlich nicht, was für ihn fast einnimmt, gewisse Irritationen. So meldet er von einer auf beiden Seiten verlustreichen Schlacht: «Endlich aber behielten die Prußen nach dem Willen des Herrn die Oberhand und töteten 20 Brüder und ihr ganzes Heer.» Ein weiteres Mal heißt es: «und am Ende töteten sie nach dem Willen des Herrn, dessen Gericht unbegreiflich ist, den Meister, den Marschall Bruder Dietrich, 40 Brüder und das ganze christliche Heer.»

Allerdings wird das Fiasko gleich durch ein Wunder kompensiert; sieht ein Einsiedler auf den Schlachtfeld «später oftmals des Nachts brennende Kerzen, die ganz deutlich erwiesen, daß die Erschlagenen dort sogleich die Märtyrerkrone vom König der Märtyrer erlangt hatten». Ähnliches, nur Schöneres noch erlebten die Bürger Elbings. Zwar hatten die Prußen da so viel Christenblut vergossen, «daß der benachbarte Bach seine Naturfarbe verlor und blutig erschien». Doch nun erzählen viele, und ihnen dürfe man «unzweifelhaft Glauben schenken, daß während dieser Vorgänge etliche auf den Mauern der Stadt Elbing standen und wie bei einem Schauspiel den Himmel geöffnet sahen und erlebten, daß die Seelen der Getöteten von Engeln hineingeleitet wurden».[35]

«Ungeachtet», urteilt H. Boockmann, «einer strikten Zielsetzung – Peter von Dusburg will die Ordensbrüder durch die Erinnerung an die Kämpfe ihrer Vorgänger dazu bringen, im Heidenkampf nicht nachzulassen – ist die Chronik ein wertvolles Zeugnis ... für die berichteten Ereignisse.»[36]

Daß dem Verfasser – der immerhin zugibt, wenig von alldem selbst gesehen, das meiste von Augenzeugen und, natürlich, «aus glaubwürdiger Erzählung» erfahren zu haben –, daß ihm, wie den meisten Geschichtsschreibern, mit Vorsicht zu begegnen ist, belege ein Beispiel. Hartmud von Grumbach, der fünfte Meister des Preußenlandes, so hören wir, habe zwei Brüder seines Ordens, die mit den Prußen kollaborierten, vor den Augen der Elbinger verbrennen

lassen. «Darüber war der Herr Papst so zornig, daß er befahl, den Meister von seinem Amt abzusetzen und ihn sowie alle, auf deren Rat das geschehen war, mit einer Jahrbuße zu bestrafen.» In Wirklichkeit spricht die Bulle Alexanders IV. vom 26. Januar 1261 weder von Absetzung noch von Jahrbuße. Im Gegenteil: der Papst erteilt darin dem Brüder verbrennenden Ordensmeister die Absolution.[37]

Gregor IX. stürzt die Stedinger «in die Grube der Verdammnis»

Entgegen der Behauptung des Klerus ging es beim Kampf wider die Stedinger nicht um «Ketzerei», sondern schlicht und einfach um einen Bauernaufstand, um eine der ungezählten Bauernerhebungen durch die Jahrhunderte christlichen Elends, auch wenn sie die Historiker bis tief in die Neuzeit hinein gewöhnlich übersehen.

Die Stedinger, ein sächsisch-friesisches Bauernvolk, bewohnten die Weserflußmarschen des Großherzogtums Oldenburg. Sie hatten ihr Land den Überflutungen durch Strom und Meer abgerungen, waren Freisassen mit noch einiger Selbständigkeit, mit selbstgewählten Richtern und eigenen Gesetzen. Freilich hatten sie auch die Erzbischöfe von Bremen, die Grafen von Oldenburg, die selbst wieder miteinander um sogenannte Rechte stritten, über und gegen sich. Und zumal der Bremer Metropolit bestand auf Leistungen, Abgaben, Zehnten, die sie nicht mehr erbrachten. Verschiedene Urkunden, die Chronik des Klosters Rastede, die Annales Colonienses maximi, lassen als eigentlichen Grund für den Konflikt die Verweigerung der Abgabenerlegung erkennen.[38]

Die Rebellion begann zu Beginn des 13. Jahrhunderts, als die «Burgmannen» (militares) und «Vögte» (advocati) der Zwingherren sich an den Frauen und Mädchen der Bauern vergriffen. Darauf zündeten diese die Burgen Lichtenberg (Legtenberge) und Linen (Lyne) an und vertrieben die Besatzungen. Anno 1207 unternahm der Bremer Erzbischof Hartwig einen Kriegszug in das Stedinger Gebiet, offenbar aber nicht, um die Bauern wegen des Aufstandes,

schon gar nicht wegen «Ketzerei» zur Rechenschaft zu ziehen, sondern wegen des fälligen Tributs. Er wollte «pecunia», und als die Stedinger einlenkten, kehrte er auch «pecunia accepta» zurück.[39]

In den folgenden Jahren hatten die Kleriker genug mit sich zu tun, beschäftigte sie ein schon alter Fall, der sogenannte Kapitelstreit zwischen Bremen und Hamburg. Bereits 1160 eröffnet, raufte man dabei viele Jahrzehnte lang um die Rechte des Hamburger Domkapitels innerhalb der Erzdiözese, vor allem um die Rechte bei der Bischofswahl. Geistliche wie weltliche Fürsten, auch Kaiser und Papst, waren involviert, alle Advokatenkniffe kamen ins Spiel. Die Erzbischöfe Waldemar und Burchard exkommunizierten und bannten einander gegenseitig, ja letzterer ging gewaltsam vor und eroberte mit dänischem Beistand Stade.

Selbst der fast allmächtige Innozenz III. wurde der Sache mit den üblichen Mitteln nicht Herr, weshalb er offen zur Revolution im Erzbistum hetzte, die Stedinger (!) gegen Bischof Waldemar trieb, zu dem sie zunächst gehalten, wobei ihnen der Heilige Vater für den Kampf ausdrücklich Vergebung ihrer Sünden versprach. So entschieden sie den Sieg mit, wurde Waldemar vertrieben, und der neue Erzbischof Gerhard, ein Graf von Oldenburg, zog in Bremen ein und begünstigte die Stedinger bis zu seinem Tod 1219. Doch bei der Wahl seines Nachfolgers und Neffen, Erzbischofs Gerhard II., eines Grafen zur Lippe, begann der Streit zwischen Hamburg und Bremen wieder, bis er endlich 1223 beigelegt worden ist.[40]

Dem neuen Metropoliten aber waren die Stedinger ein Dorn im Auge. Sie schluckten seine landesherrlichen Anmaßungen nicht, sondern widersetzten sich, etwa der Teilnahme an seinem Zug gegen die Dänen (mit der Schlacht am 22. Juli 1227 bei Bornhöved), und beteiligten sich statt dessen, um der Landfolgepflicht zu entgehen, lieber an einem Kreuzzug. Auch verweigerten sie offenbar weiter die geforderten Abgaben. Denn ebendeshalb («Pro detentione decime et tributi debiti solvendi») schickte ihnen der Seelenhirte 1229 ein stattliches Heer auf den Hals, die eigenen Ministerialen sowie die Mannen der Geschlechter Lippe und Schaumburg, worauf die Stedinger jedoch siegten, und der Führer ihrer Feinde, der erzbischöfliche Bruder Graf Hermann zur Lippe, fiel.[41]

Im folgenden Jahr erklärt Gerhard «von Gottes Gnaden» die Stedinger für «Ketzer», sei es ja offenkundig, daß sie «die Schlüsselgewalt der Kirche und die Sakramente verachten, daß sie die Lehre unserer heiligen Mutter der Kirche für Tand halten, daß sie Geistliche jeder Regel und jedes Ordens anfallen und tödten», daß sie brandschatzen, Eide brechen, von bösen Geistern Auskunft begehren, Wahrsagerinnen befragen und «andere verabscheuungswürdige Werke der Finsterniß verüben». Ergo gebietet der Gottesmann, sie «für Ketzer zu erachten und zu verbrennen». Eine Synode der Bremer Kirche bestätigt dies in corpore am 17. März 1230.

Jahr für Jahr, 1231, 1232 und 1233, schleudert nun Papst Gregor IX. eine wütende Bulle nach der anderen gegen die Bauern. Schreiben auf Schreiben folgt, «nicht ohne Entsetzen und Schaudern», und es gibt wenig Verbrechen, deren der Heilige Vater sie nicht bezichtigt. Sie plündern, schänden Kirchen, treten den Leib des Herrn mit Füßen, schonen kein Alter, kein Geschlecht, natürlich auch keine Priester. Sie frönen ihrer Blutgier, als habe man sie an den Brüsten wilder Tiere genährt. Sie verhöhnen Gott, sind ungläubig, vernunftlos, wahnsinnig. Der Papst kennt deshalb keine andere Alternative als schon der hl. Bernhard beim Wendenkreuzzug (VI 476 f.): entweder die Stedinger zu bekehren oder «ihre Ungläubigkeit auszurotten», sie «in die Grube der Verdammnis» zu stürzen, wobei er allen die gleichen Ablässe verleiht wie den Kreuzfahrern im Heiligen Land.[42]

Den Höhepunkt erreicht die papale Hetze in der dritten Bulle vom 17. Juni 1233. Die Stedinger figurieren darin als vom Teufel aufgestachelte Gottlose, und als «Feinde Gottes» haben sie «noch wilder ihre Waffen erhoben gegen den katholischen Glauben». Der Papst behauptet, «– o des Jammers und Entsetzens – ... sie legen Hand an die Geistlichen ..., peinigen sie mit jeglicher Marter», behauptet, «daß sie Blut wie Wasser vergießend, Priester wie Mönche, gleich Raubthieren, in Stücke zerreißen», sie auch kreuzigen, «sie an die Wand nageln zum Hohn des Gekreuzigten». Er erinnert daran, schon in früheren Schreiben, «bei Vergebung euerer Sünden, eingeschärft» zu haben, «*die Christgläubigen* ... zur Vertilgung des gottlosen Volkes eifrig und nachdrücklich aufzubieten», und drängt

jetzt erst recht: wenn diese «fluchbeladenen Menschen ... in ihrer fluchwürdigen Verstocktheit fluchwürdig sich verhärten und nicht an den Busen unserer Mutter, der Kirche, zurückkehren wollen ... dann sollt ihr – weil man in so schwerer und heftiger Krankheit, bei der leichte Arzneien nichts nützen, kräftigere Heilmittel anwenden und für die Wunden, die Salben nicht heilen, *Feuer und Eisen gebrauchen muß, um das faule Fleisch auszuschneiden* – gegen sie, wie gegen ihre Schützer, Helfer und Gönner die Gewalt des geistlichen und weltlichen Schwertes zu Hülfe rufen, alle Christgläubigen auf das eifrigste ermahnen und auf das nachdrücklichste antreiben, für ihren Christus sich zu erheben und mannhaft ihre Lenden gegen jene zu gürten. Diejenigen Katholiken aber, die das Kreuzeszeichen sich anheften und zur Ausrottung der Ketzer sich aufmachen, sollen sich desselben Ablasses erfreuen und mit denselben Gunstbezeugungen ausgestattet sein, die den zum hl. Lande ziehenden Kreuzfahrern verliehen werden.»[43]

Inzwischen hatte man mehrere Kreuzzüge gegen die sich fast übermenschlich schlagenden Stedinger geführt, hatte man geraubt, ihre Frauen und Kinder abgestochen, ihre Dörfer in Brand gesteckt. Doch wie der erste Kreuzzug fehlschlug, so auch der Ende Juni 1233. Man suchte seinerzeit das östliche Stedingerland heim, das nicht am Streit beteiligt und schutzlos war, und ohne Rücksicht auf Alter, auf Geschlecht wurden die Bewohner umgebracht, die Gefangenen verbrannt. «De pelegrime», meldet die Sachsenchronik, «voren mit groteme here unde volke, beyde mit scepen to watere unde aver land, ... unde roweden alle dat Land unde branden it; man unde wif unde kinder sloch men dot mer den verhundert, unde de men levende veng, de *brande* men.» Als man allerdings auch das befestigte westliche Gebiet angriff, wurden der Anführer, Graf Burchard von Oldenburg, und 200 Kreuzfahrer getötet.

Nachdem ein weiterer, besonders perfider Vernichtungsversuch des Erzbischofs gescheitert war – das Ertränken der Bauern im Spätherbst durch das Zerstören ihrer Deiche –, brach im nächsten Jahr der letzte Akt der Tragödie an. In ganz Niederdeutschland hatte man die Werbetrommeln gerührt, in Holland, Flandern, Brabant, noch in England. «Wie Gewitterwolken» (quasi nubes) sah Abt

Emmo von Witt-Werum die Predigermönche die Länder überziehn. Im Frühjahr 1234 sammelten sich in Bremen die «Pilger» – darunter, stöhnt Graf Hoensbroech, die Blüte des deutschen Adels und seiner Fürstengeschlechter –, und am 27. Mai rückten sie nordwärts, geführt von Herzog Heinrich von Brabant, gefolgt von Pfaffenscharen mit Fahnen, Kreuzen, und bei Altenesch gingen die Stedinger, die sich, verhältnismäßig dürftig bewaffnet, verzweifelt gegen die erdrückende Übermacht wehrten, fast gänzlich unter. Mehr als sechstausend Menschen lagen auf dem Schlachtfeld, andere ertranken bei der Flucht über die Weser, während die Geistlichkeit singend von einer Anhöhe herab zusah ... Der Rest des Volkes verließ für immer das Land.[44]

Noch jahrhundertelang feierte die Bremer Kirche die Schlacht von Altenesch, nach Exjesuit Hoensbroech (1905) im Namen des Christentums eines der grausamsten und blutigsten Werke deutscher Geschichte. Der Klerus in Bremen aber beging das Blutbad durch Hymnen, Predigten, Prozessionen zu Ehren der Gottesmutter. Und hatte es sich nicht gelohnt? Die Bremer Prälaten bekamen das rechte, die Grafen von Oldenburg das linke Weserufer – und die Stedinger am 27. Mai 1834 auf dem Schlachtfeld ein Denkmal.[45]

Doch sind wir, gleich so manchem manchmal, dem Gang der Geschehnisse vorausgeeilt und sagen deshalb wie Bischof Otto von Freising: «Sed iam ad hystoriam revertamur» (Aber jetzt zurück zur Geschichte: Chron. 7,9) – zurück zu den letzten Jahren Ottos IV., zurück zur Heraufkunft Friedrichs II., mit dem der Kampf zwischen Kaiser- und Papsttum kulminiert.

6. KAPITEL

KAISER FRIEDRICH II. (1194–1250) UND DIE PÄPSTE INNOZENZ III., HONORIUS III., GREGOR IX.

«Daß es nicht vorteilhaft sei, gegen ihn vorzugehen, dünkt mir besonders aus folgendem Grunde: Wenn dieser Knabe zu den Jahren der Einsicht gelangt und dereinst erkennt, er sei durch die Römische Kirche der Ehre des Reiches beraubt, dann wird er ihr nicht nur die geziemende Ehrfurcht versagen, sondern sie sogar auf jede nur mögliche Weise bekämpfen, wird Siziliens Königtum von ihrem Lehensbande reissen und ihr den gewohnten Gehorsam verweigern.»
Papst Innozenz III. über Friedrich II.[1]

«Es steigt aus dem Meere die Bestie voller Namen der Lästerung, die mit den Tatzen des Bären und mit dem Rachen des Löwen wütet und mit den übrigen Gliedern wie ein Leopard ihren Mund zur Lästerung des göttlichen Namens öffnet ... Mit eisernen Krallen und Zähnen will sie alles zermalmen und mit ihren Füßen die ganze Welt zerstampfen ... Blicket auf das Haupt, die Mitte und das Ende dieser Bestie: auf Friedrich, den sogenannten Kaiser.»
Papst Gregor IX. über Friedrich II.[2]

«Die Sorge für die Uns vom Himmel übertragene königliche Gewalt und die Hoheit der Uns vom Herrn verliehenen kaiserlichen Würde zwingen Uns, das weltliche Schwert, das Wir im Gegensatz zur priesterlichen Würde führen, gegen die Feinde des Glaubens und zur Ausrottung der ketzerischen Niedertracht zu zücken, damit Wir die Schlangensöhne des Unglaubens, die Gott und die Kirche beleidigen, wie Entweiher des Mutterleibes, mit gerechtem Gericht verfolgen und die Bösewichter nicht leben lassen, durch deren verführerische Lehre die Welt vergiftet und der Herde der Gläubigen wie von räudigen Schafen schwerer Schaden zugefügt wird ...
Außerdem sollen alle Ketzer, die in den Städten, Flecken oder anderen Orten des Reiches durch die vom Apostolischen Stuhle bestellten Inquisitoren und andere Eiferer für den wahren Glauben aufgefunden worden sind, von denen, die an

dem betreffenden Orte die Gerichtsbarkeit innehaben, auf Anzeige der Inquisitoren und anderer katholischer Männer gefangengesetzt und in strenger Haft gehalten werden, bis jene sie durch kirchlichen Spruch verurteilen und dem schmählichen Tod übergeben, da sie die Sakramente des Glaubens und des Lebens verschmähten ...
Darüber hinaus entziehen Wir den Schützern und Begünstigern der Ketzer jegliche Gnade der Berufung, da Wir willens sind, die Keime des ketzerischen Unkrautes aus den Grenzen Deutschlands, wo der Glaube immer rein gewesen ist, auf jede Weise zu vertilgen.» Aus den «Ketzer»-Gesetzen Friedrichs II.[3]

«Wir nämlich, alle Könige und Fürsten der Erde, zumal die Eiferer für den rechtmäßigen Glauben und die Religion, haben einen offenen und gemeinsamen Haß gegen die Prälaten und mit Unseren Kirchenfürsten einen ganz besonderen, jedoch heimlichen Zwist. Diese nämlich treiben mit ihrer verderblichen Freiheit Mißbrauch, setzen durch geheime Umtriebe Unsere Güter und Titel herab, mißbrauchen die Wohltaten Unserer Ergebenheit, und wenn die Schädigungen einzelner zu Unserer Herabsetzung etwa nicht ausreichen, ergreifen sie gemeinsame Waffen und verschwören sich im geheimen, zur Vernichtung Unseres Lebens Heiliges und Unheiliges zu mischen.» Friedrich II. an seinen Schwiegersohn, den Kaiser Johannes III. Dukas Vatatzes von Nicäa, im Jahre 1248[4]

«Er war ein durchtriebener Mann, verschlagen, geizig, ausschweifend, boshaft und jähzornig. Gelegentlich aber zeigte er auch tüchtige Eigenschaften, wenn er willens war, seine Güte und Freigebigkeit zu beweisen; dann war er freundlich, fröhlich, voll Anmut und edlen Strebens. Er konnte lesen, schreiben, singen und Kantilenen und Gesänge erfinden. Er war ein schöner, wohlgebauter Mann, wenn auch nur von mittlerem Wuchse. Ich habe ihn nämlich gesehen und eine Zeitlang auch verehrt.» Salimbene von Parma[5]

Neuauflage der Stauferpolitik

Das Zerwürfnis von Friedrichs Vorgänger Otto IV. mit dem Papst beginnt 1210 und führt bald zu immer schärferen Formen, immer schlimmeren Klagen des Innozenz über den Charakter dessen, «der sich Kaiser nennt». Zwar hatte er Otto erst vor einem Jahr und ein paar Monaten selbst gekrönt (S. 80), der Gekrönte freilich über seine Versprechen bald nur gelacht und schon 1210 offen die staufische Reichspolitik in Italien fortgesetzt. Noch kurz zuvor «König von Gottes und des Papstes Gnaden», entschloß sich Otto jetzt, von apulischen Baronen und deutschen Herren gerufen, zum Vorstoß auf Sizilien. Viele Fürsten verließen ihn darauf und kehrten nach Deutschland zurück, doch gab es auch vereinzelt Zuzug von dort, die Hauptmacht des Heeres aber bestand aus Italienern.

Der Kaiser attackierte im August die Grenzorte im Norden des «Patrimonium Petri» und fiel im November in das Erbreich des jungen Staufers Friedrich, in das festländische Sizilien ein. Damit schien die größte Befürchtung des Papstes, die «Unio regni ad imperium», die Umklammerung des Kirchenstaates, bevorzustehen. Brieflich klagte Innozenz den deutschen Bischöfen, er habe sich selbst das Schwert, das ihn jetzt so tief verwunde, geschmiedet und bereue, so mit starkem Anklang an 1. Sam. 15,11, diesen Menschen zum König gemacht zu haben. Er fühle sich, schreibt er am 1. Februar 1211 dem König Philipp II. Augustus von Frankreich, «grausam überlistet». Erstrebe Otto doch nicht nur Friedrichs Erbteil in Deutschland, sondern strecke, entgegen seinem Versprechen, schon die Hand nach Sizilien aus, ja verkünde, in Kürze «würden alle Könige der Welt seiner Herrschaft unterworfen sein».

Die Neuauflage der Stauferpolitik ausgerechnet durch den, der Innozenz' Werkzeug sein sollte, wurde die größte Demütigung, die schlimmste Wendung seines Lebens, eine Beschämung, mit der er nie gerechnet. Er exkommunizierte Otto und Helfer kurz nach seinem Einmarsch ins sizilische Reich, am 18. November 1210, nur ein Jahr nach der Kaiserkrönung, jedoch ohne ihn formell abzusetzen. Und am Gründonnerstag des nächsten Jahres, am 31. März 1211, erfolgte, wie üblich, die Wiederholung des Bannes, die Annullierung aller ihm geleisteter Eide. Innozenz haßte den Welfen nun wie kaum einen zweiten Menschen. Er schürte den Abfall von ihm in Italien und Deutschland, wo er Legaten umherschickte, scharfmacherische Mönche, und agitierte auch in Frankreich entsprechend.

Der Kaiser drang inzwischen, fast wie auf einem Triumphzug, unbeirrt nach Apulien, nach Kalabrien vor, begünstigt durch den fast allerwärts überlaufenden Adel und die Kollaboration des Klerus, der sich weder um Ottos beiläufigen Einfall in das tuszische Patrimonium noch um Bann und Interdikt des Papstes kümmerte. Selbst der Bischof von Melfi, der gerade noch seine Diözesanen auf König Friedrich hatte schwören lassen, lief jetzt als erster dem Kaiser entgegen und erklärte, wenigstens insoweit ein aufrichtiger Pfaffe, lieber seine Ehre als sein Einkommen verlieren zu wollen. Für Innozenz aber war der Welfe nun der gottlose Verfolger, dem Teufel gleich, ein Tyrann, Drachen, der «excommunicatus et maledictus».[6]

Der junge Friedrich bot noch im Frühjahr dem rasch näher Rükkenden ganz Schwaben sowie Tausende Pfund Gold und Silber, die er vielleicht gar nicht mehr besaß. Doch Otto «spie» darauf, brachte bereits im September 1211 Kalabrien, die Basilicata an sich und konnte, von sizilischen Sarazenen zum Angriff gerufen, wohl glauben, auch die Insel bald zu haben. Und wirklich war dort Friedrich, «regulus, nicht rex», außer Palermo fast all seiner Städte, Burgen, Provinzen beraubt, lag für ihn, den nahen Untergang vor Augen, im Hafen der Hauptstadt, nächst Castellamare, zur Rettung seines nackten Lebens stets ein fahrbereites Schiff für die Flucht nach Afrika bereit.[7]

Im Begriff aber, mit Hilfe der pisanischen Flotte die Straße von

Messina zu überqueren, nötigten Otto die Erfolge der kurialen Retorsionen, Erhebungen sowohl jenseits wie diesseits der Alpen, im Oktober zur Umkehr – und hätte vielleicht durch einen raschen Ansturm auf die Insel sein Problem am einfachsten gelöst. Doch Boten aus Deutschland meldeten die Wahl des sechzehnjährigen Friedrich im September in Nürnberg zum römischen König und «zukünftigen Kaiser» (wo sich unter der Fürstenopposition auch Landgraf Hermann von Thüringen befand, hier zum sechsten Mal die Partei wechselnd). Die Boten meldeten, stark übertrieben, Aufruhr im Reich, auch Gesandte aus der Lombardei beschworen den Kaiser zum Abbruch des Krieges, und er, entsetzt über den Verrat der Großen, verlor die Fassung, verlor die Kontrolle über das Ganze.

Unmittelbar vor dem sicheren Sieg, brach er den Feldzug ab, und auf dem Rückweg zerschlugen sich wieder wochenlange Verhandlungen mit dem Papst, der ja nichts unterließ, um Otto auszuschalten, um mit allen diplomatischen Tricks, mit tausend Künsten der Intrige die kaiserliche Macht zu untergraben. Innozenz belobigte jetzt Aufständische, wie den Erzbischof Ubald von Ravenna, und drohte Kaisertreuen, wie Bologna, mit Bann und Interdikt, mit dem Verlust gar der berühmten Universität.

Auch jenseits der Alpen, wo «im ganzen deutschen Reich», behaupten zumindest die kaiserfreundlichen «Annales Marbacenses», «zur Zeit Ottos höchster Frieden und Eintracht» herrschten, «auch in seiner Abwesenheit», da sorgte Innozenz – im Bunde mit Philipp, dem französischen König, dem Stauferfreund und Welfenfeind – für Beendigung des doch so ersehnten Zustands. Er rief offen zur Empörung, zum Abfall. Er befahl nicht nur, die Exkommunikation des Welfen überall zu verkünden, sondern appellierte auch an die deutschen Fürsten, Otto unverzüglich durch einen Gegenkönig zu stürzen, wobei es ihnen nicht so ergehen sollte, «daß ihr nicht wollt, wenn ihr könnt, und nicht könnt, wenn ihr wollt».[8]

Der Kaiser, der im Spätwinter 1212 die tiefverschneiten Alpen überschritt, war im März in Frankfurt. Und da inzwischen, auf Anregung Philipps von Frankreich, der gebannte Otto in Nürnberg für abgesetzt erklärt und Friedrich II. zum König gewählt worden war (s. o.), begannen in Deutschland abermals die Schrecken des Bür-

gerkriegs, u. a. besonders im Erzstift Mainz. Denn dort hatte Siegfried II., nach päpstlicher Weisung lavierend, gerade noch auf Ottos Seite, zur Jahreswende 1211 für den Staufer Partei ergriffen. Und weil er überdies zu den Oppositionsführern gehörte, verwüstete jetzt Ottos Bruder Heinrich I., Pfalzgraf bei Rhein, das Erzstift mit aller Kraft, wobei ihm Herzog Heinrich von Brabant, einer der mächtigsten Fürsten und gleichfalls häufiger Frontwechsler im Thronkonflikt, samt dem lothringischen Adel beistand.

Erfolgreicher noch operierte Reichstruchseß Gunzelin von Wolfenbüttel wider ein weiteres Rebellenhaupt, den Landgrafen von Thüringen, dessen Gebiet er freilich weniger zum Schaden des Fürsten verheerte als seiner Bauern. Trafen doch überhaupt all diese Kriege nicht eigentlich die Großen, sondern das wehrlose Landvolk, dessen Häuser und Höfe häufig in Flammen aufgingen.[9]

Und schon im nächsten Jahr brandschatzte man Thüringen erneut. Diesmal im Beisein des schnell wieder die Oberhand gewinnenden Kaisers, der sich kurz vor dem Sieg wähnte, wohl nicht nur in Thüringen, das er mit 2500 Mann heimsuchte, während seine staufische Frau Beatrix starb und ihm ein Eilbote des befreundeten Patriarchen von Aquileja, Wolfger von Erla, meldete, der junge Friedrich sei von Sizilien nach Deutschland unterwegs und schon in Genua. «Höret», heißt es, höhnte Otto, als die Schwaben bereits sein Heer verließen und die Bayern ihnen folgten, «der Pfaffenkaiser kommt und will uns vertreiben.»

Der Pfaffenkaiser kommt

Friedrich II. hatte im Alter von drei Jahren, 1197, den Vater, mit vier Jahren die Mutter verloren und war dann, wenig beaufsichtigt als Mündel des Papstes, der Sizilien niemals betreten, unter abenteuerlichen, gelegentlich lebensgefährlichen Umständen auf der Insel herangewachsen. Einen eigenen Erzieher hatte er offensichtlich nicht, jedenfalls nicht über längere Zeit. Der König war Autodidakt, und sein enormes, später oft bestauntes Wissen erwarb er sich

selbst, schon als Zwölfjähriger bis tief in die Nacht hinein lesend, mit einem Faible für Geschichte. Tagsüber übte der mittelgroße, doch kräftige, ebenso gewandte wie ausdauernde Jüngling sich in diversen Waffen; war besonders talentiert zum Fechten, ein leidenschaftlicher Reiter und guter Bogenschütze.

Anno 1208 verlobte der Papst den Vierzehnjährigen nicht ohne Druck mit Konstanze, der wenigstens zehn Jahre älteren Schwester des Königs Peter von Aragón. Und noch im selben Jahr, am 26. Dezember, an Friedrichs fünfzehntem Geburtstag, trat der Papst als Regent Siziliens zurück.

Der junge Fürst, selbstbewußt, doch ohne Überzogenheit, ergriff sofort das Ruder des Staates. Und obwohl er bloß über geringe Kräfte gebot, zerschlug er im September 1209 eine Erhebung der sizilischen und kalabrischen Barone, die wieder einmal ihre Zeit für gekommen hielten, wobei er noch einen Teil des Krongutes zurückgewann. Als jedoch die apulischen Magnaten unter Diepold von Schweinspeunt putschten, dem Grafen von Acerra, den er selbst zum Großjustitiar Apuliens ernannt, und die Deutschen sofort auf die Seite des Welfen traten, schien Friedrichs Ende durch Otto gekommen, der seit über zehn Jahren erstmals wieder in Italien einmarschierte, Diepold zum Herzog von Spoleto machte und im Herbst 1211 bereits im Begriff stand, nach Sizilien überzusetzen (S. 200 f.).

Eben damals aber erschienen schwäbische Gesandte in Palermo und boten Friedrich die deutsche Krone an. Der achtzehnjährige Enkel Barbarossas, der in Sizilien nicht mehr allzuviel besaß, mußte Deutschland gewinnen, wollte er auch Sizilien behalten. Freilich ging er das Risiko ein, darüber alles zu verlieren. In Palermo suchten ihn deshalb viele zum Bleiben zu bewegen, zumal seine Gattin Konstanze, älteste Tochter des Königs Alfonso von Aragón und verwitwete Königin von Ungarn. (Ihre zweite Ehe war auf Betreiben des Papstes geschlossen und zuvor Friedrichs Verlöbnis mit Konstanzes jüngerer Schwester Sancha zugunsten der neuen Verbindung gelöst worden.) Doch der Staufer folgte dem Ruf aus dem Norden, und Konstanze, die gerade Heinrich (VII.), ihren einzigen Sohn, geboren hatte, blieb als Regentin (1212–1216) zurück.

Frankreich war fest auf Friedrichs Seite. Philipp II., seit je ein Feind des Welfen, setzte alle Hebel für den Staufer in Bewegung. Und unter Philipps Einfluß unterstützte auch der Papst, Friedrichs weltlicher Oberherr, dessen Kandidatur. Die riskante Entscheidung mochte Innozenz nicht leicht gefallen sein, da er voller Vorbehalte gegen Friedrich war, ihn als seinen Vasallen auch für immer auf Sizilien beschränken und von der Reichspolitik fernhalten wollte. Doch tat er nun alles, ihn zu fördern, ohne den verheerenden Kampf zwischen Kaiser und Kirche vorauszusehen, der folgte, von weiteren gravierenden Ereignissen, Herrschaft der Anjou, Sizilische Vesper, Avignonesisches Exil, zu schweigen.

Friedrich hatte im Februar 1212 ausdrücklich beschworen, nichts gegen Innozenz und seine rechtmäßigen Nachfolger zu unternehmen, vielmehr sie und ihr Territorium, «das Land des heiligen Petrus», zu verteidigen, womit er einmal mehr erklärter Lehnsmann des Papstes war. Auch hatte er damit die Trennung Siziliens vom Reich garantiert, ebenso die Zugeständnisse seines Onkels Philipp und Ottos IV.

Nach solchen Kautelen konnte Friedrich sich König von Sizilien nennen und auch sein Söhnchen Heinrich (VII.), wieder ein päpstlicher Wunsch, eine weitere Rückversicherung, zum König Siziliens krönen lassen, zum künftigen Herrscher im unteritalischen Reich, das der Papst auf keinen Fall mit dem deutschen in einer Hand sehen wollte.

Beinah bettelarm schiffte sich Friedrich mit geringem Gefolge Mitte März 1212 in Messina ein. Er reiste nicht einmal auf eigener Galeere. In Rom wurde er im April von Innozenz mit Pomp empfangen – die einzige Begegnung der beiden –, auch finanziert für Aufenthalt und Weiterreise (was nicht lange reichte; schon Genua schoß Friedrich «für die Zeit, da er Kaiser wäre» weiteres vor, 2400 Pfund, und auch Pavia zeigte sich spendabel). Doch umsonst gab's da nichts, schon gar nicht für einen König «von Gottes und des Papstes Gnaden», als welcher er urkundete.

Und schließlich – hatte der gute Vater Innozenz nicht schon genug für sein liebes Mündel getan? Für sein Recht, seinen Schutz, seinen Schirm, seinen Frieden? Gar eindringlich war das doch alles

längst schwarz auf weiß verbrieft, wie er Friedrichs wegen sein «Frühmahl zum Nachtmahl» gemacht, Friedrichs wegen «schlaflose Nächte verbracht», Friedrichs wegen «auch Brüder und Verwandte ... nicht geschont» und «die Federn der Notare ermüdet und die Tinte der Schreiber verbraucht!» Ja, «mit unermüdlicher Tätigkeit» hatte er ihn stets umsorgt, hatte er «Bittsteller, die aus allen Weltteilen kamen», zurückgestellt und immer wieder für ihn und sein Reich «viele und schwere Mühen» auf sich genommen, zumal, ja, «große und gewichtige Unkosten», worauf Innozenz nicht nur einmal kommt. «Was erst», stöhnt er etwa, «sollen Wir über die vielen und erheblichen Kosten sagen, die Wir für die verschiedenen und unterschiedlichen Bedürfnisse Deines Reiches aufzuwenden Uns bemühten?»

So mußte nun der «Sohn der Kirche», wie der Papst ihn hieß, dem Lehnsherrn nicht nur den Mannschaftseid noch leisten, sondern auch seinerseits jetzt schwarz auf weiß versichern, ihm nächst Gott alles zu verdanken, was sogar stimmte, wenn auch alles, was Innozenz für ihn getan, ganz allein in seinem, Innozenz' eigenem Interesse, geschah.

Zum Beispiel, wenn er fast laufend Legaten mit Truppen nach Sizilien schickte, das schließlich sein Lehensstaat war. Ganz beiseite, daß er dem jungen Fürsten noch eine Rechnung für seine Unkosten präsentierte, immerhin 12 800 Unzen in Gold, wofür ihm Friedrich, außer dem bereits verpfändeten Gebiet des Klosters Monte Cassino sowie den Grafschaften Aquino, Pagano, Sora, auch noch die Grafschaft Fondi verpfänden mußte samt allem Land bis zum Garigliano, zu Grenzgegenden, auf die der Hohepriester schon lange sein Auge geworfen; wußte er doch nur zu gut, welches Spiel er mit dem «Sohn der Kirche» spielte, und sagte angeblich voraus: Erkenne dieser Knabe einst, die römische Kirche habe ihn der Ehre des Reiches beraubt, «dann wird er ihr nicht nur die geziemende Ehrfurcht versagen, sondern sie sogar auf jede nur mögliche Weise bekämpfen, wird Siziliens Königtum von ihrem Lehensbande reißen und ihr den gewohnten Gehorsam verweigern».[10]

Geschützt von Freunden, von Feinden gejagt, gelangte das «chint von Pulle» während des Sommers 1212 ohne Truppen, ohne Geld,

nach abenteuerlicher, unglaublich glückhafter, doch auch nicht unblutiger Reise, bei der mehr als einmal alles auf dem Spiel stand, in den Norden: über Cremona nach Mantua, dann von Verona das Etschtal hinauf, endlich über Chur nach Sankt Gallen, wo ihm der Abt 300 Reiter als Begleitschutz gab. Vor Konstanz aber, auf der anderen Seite des Bodensees, zu Überlingen, lagerte bereits Kaiser Otto, um ebenfalls in Konstanz einzurücken, wo seine Dienerschaft und Küche den Empfang schon vorbereiteten. Doch nach langem Schwanken nahm Ortsbischof Konrad, beeinflußt von Erzbischof Berard von Bari, der den päpstlichen Bannfluch über den Kaiser verlas, nicht Otto in die Stadt auf, was beider Schicksal wohl entschied.

GELD + BESITZ = EHRE, DOCH GENUG IST NICHT GENUG

Von Basel, wo der Bischof von Straßburg dem «Pfaffenkaiser», wie ihn die Welfen schimpften, weitere 500 Mann zuführte, über das Elsaß, «unserer deutschen Erbländer geliebtestes», zog der siebzehnjährige, kaum noch recht des Deutschen kundige Staufer unbehindert, ohne jeden Schwertstreich, seinen Weg, eine einzige Straße der Begeisterung, des Sieges. Da und dort erhob sich das Volk, erschlug Besatzungen des Kaisers, lawinenartig vermehrte sich der Zustrom auf Friedrichs Seite, vermehrten sich auch seine Versprechungen, die er den chronisch habsüchtigen, den land- und geldgierigen Großen machen mußte und die er, generöser als der sparsame Gegner (von Walther von der Vogelweide gelegentlich verspottet, «wär er so mild als lang er hätte Tugenden viel besessen»), auch erfüllen wollte, sobald er, «mit Gottes Hilfe», Geld haben werde (quantocius Deo dante pecuniam habuerimus), denn umsonst, bloß für den «Honor imperii», wollte keiner gekommen sein, keiner seinen Eid gebrochen haben, keiner einen neuen schwören, gleich ob weltlicher, ob geistlicher Fürst; ganz beiseite, daß sie gegenüber dem «Puer Apuliae» sich wohl besser behaupten zu können glaubten als gegenüber dem kriegsgeübten und eher knauserigen Kaiser.

Denn natürlich ging's nur um den hohen Adel, hohen Klerus. Das Volk durfte jubeln und nachsehn. Herzog Friedrich III. von Oberlothringen, Friedrichs Vetter, erwartete für seinen Übertritt 3000 Mark plus 200 Mark für seine Domestiken. Der Bischof von Speyer, Konrad von Scharfenberg, der sinistre Zeuge des Bamberger Königsmordes (S. 76), der seinen Abfall mit flauen Ausreden beschönigt, läßt sich mit dem Bistum Metz belehnen, ohne sein bisheriges Bistum aufzugeben – und führt das unter Philipp wie Otto verwaltete Amt des Reichshofkanzlers gleich unter Friedrich weiter. Man hat keine Skrupel, man nötigt Verzichtleistungen ab, fordert Belohnungen, läßt sich alte Privilegien bestätigen, die neue Anhänglichkeit bezahlen, das heißt: läßt sich bestechen. Geld und Besitz gehn allemal über die Ehre, machen die Ehre erst; nur wer arm ist, hat auch keine Ehre.

Friedrichs Urkunden aus dieser Zeit sind voll von Dotationen, Verheißungen, und selbstverständlich lassen sich die Empfänger nicht bloß mit leeren Worten abspeisen. Der künftige Kaiser muß verbriefen, verpfänden, muß seine Anhänger überreden, Bürgschaften zu leisten, muß ganze Reichsgüter, etwa an den König von Böhmen, preisgeben, der als erster Reichsfürst von Friedrich große Gunsterweise erhält. Bei einer Begegnung am 19. November 1212 an der Reichsgrenze mit dem kapetingischen Thronfolger Ludwig VIII., der gemeinsam mit seinem Vater das englische Königtum bekämpft, erneuert man den alten antiwelfischen Pakt. Der französische Hof, schließlich Initiator von Friedrichs Erhebung, schickt dem Mittellosen 20 000 Mark, und dieser gibt es gleich weiter, dem hohen Adel natürlich, und, hört, so überliefert der Chronist, «da erhob sich ein allgemeiner Jubel zu seinen Gunsten ...».

Auch die Gegenseite, König Johann von England, setzt Geldboten in Bewegung, gibt mal 1000, mal 9000, mal 10 000 Mark, überschüttet den ganzen Nordwesten mit aufwendigen Subsidien. Es rettet Otto dennoch nicht. Er weicht an den Niederrhein aus, nach Köln, in die einstige Hochburg der Welfen. Und fast zur selben Zeit, während er in Aachen mit nur wenigen Fürsten und Kombattanten einen kümmerlichen Hoftag hält, wird «das Kind aus Apulien» von einer großen Adelsversammlung in Frankfurt in Gegenwart der Ge-

sandten des Papstes und des Königs von Frankreich am 5. Dezember 1212 noch einmal formal zum «Römischen König» gewählt – die deutschen Quellen nennen den Staatsakt meist Kaiserwahl – und vier Tage darauf, am 9. Dezember, in Mainz gekrönt. Der Koronator, der dortige Erzbischof Siegfried II., hatte sich bis zu Beginn des Vorjahres noch für Kaiser Otto engagiert.[11]

Schon wenige Monate nach seiner Ankunft in Deutschland, am 12. Juli 1213, verbrieft Friedrich mit Zustimmung vieler Fürsten anläßlich des hochheiligen Pfingstfestes in der berüchtigten Goldbulle von Eger seinem «Beschützer und Wohltäter Innocenz, durch dessen Güte, Mühe und Sorge er erzogen, beschützt und gefördert sei», seinen gesamten Besitz. Das heißt alle vom Papsttum beanspruchten Gebiete, gleich ob mit ob ohne Rechtsanspruch, bestätigt ihm nicht nur das alte Patrimonium, nicht nur Spoleto und Ancona, nicht nur die Mathildischen Güter, sondern auch das Exarchat von Ravenna, die Pentapolis, Sardinien, Korsika und das Königreich Sizilien.

Es war gleichsam der Auftakt zu einer langen Reihe von Gebietsverlusten des Reiches. Der König will der Kirche sogar Güter, auf die sie noch unausgeführte Ansprüche habe, «als treuer Sohn und katholischer Fürst» dazu erwerben. Ferner verzichtet Friedrich, der in diesem bedeutsamen Privileg die deutsche Kirche an Rom ausliefert, auch auf jede Mitwirkung bei Bischofs- und Abtswahlen, ohne daß des im Wormser Konkordat dem König gewährten Aufsichtsrechts auch nur gedacht wird; er verzichtet auf jede Beschränkung klerikaler Appellationen, verzichtet auf das Spolienrecht und garantiert intensive Beihilfe zur «Ketzer»-Jagd.

Dabei genügt es dem Kirchenhaupt nicht, daß der König all dies im Beisein zahlreicher Fürsten bezeugt («presentibus subscriptis principibus imperii et nobilibus spondeo ...»). Es genügt ihm nicht, daß die Großen in einem nachträglichen Zusatz der definitiven Preisgabe des bisherigen Reichsbesitzes so eindeutig wie möglich beipflichten. Nein, sie mußten, jeder für sich sowohl als auch in corpore, ihre Zustimmung zu den Beurkundungen Friedrichs noch einmal beurkunden, ja diese Beurkundung später ein weiteres Mal verbriefen. Derart aber erhielt der versierte Juristenpapst von Friedrich

nicht nur ein persönliches Versprechen, sondern quasi ein Reichsprivileg.[12]

Der deutsche Thronstreit wird in Frankreich entschieden

Im übrigen tobte auch 1213 der Bürgerkrieg in Deutschland fort. Kaiser Otto verzettelte, wie zuvor schon am Niederrhein, seine Kräfte mit nervösen Einzelaktionen im heimatlichen Sachsen, verheerte den ganzen Sommer über besonders das Gebiet des Magdeburger Erzbischofs, wütete darauf furchtbar in Thüringen, das im Herbst, aus Süddeutschland vorstoßend, auch Friedrich bis Magdeburg heimsuchte, wobei auf seiner Seite die Bischöfe von Würzburg, Meißen, Merseburg, Naumburg, der Erzbischof von Magdeburg und der Abt von Reichenau stritten, außer den staufischen Kontingenten vor allem die berüchtigten Böhmen und Mähren Feind wie Freund ausplünderten, Otto selbst aber vermutlich am wenigsten schadeten. Und kaum waren sie beutebeladen abgezogen, brach der Kaiser aus dem festen Braunschweig wieder sengend und brennend über die Lande herein – was doch (nicht nur) seinerzeit zu den wichtigsten Regierungspflichten gehörte.[13]

Herausragende «Erfolge» erzielte dabei niemand; ja der Kaiser hatte Friedrichs anfänglichen Siegeszug, trotz dessen Überlegenheit, offensichtlich gestoppt. Auch fiel die Entscheidung im deutschen Thronstreit überhaupt nicht in Deutschland, sondern im Endkampf zwischen England und Frankreich, genauer durch die Schlacht bei Bouvines, an der Friedrich gar nicht beteiligt war.

Johann Ohneland (1199–1216), der letzte überlebende Sohn Heinrichs II., war bereits 1206 im Krieg gegen Frankreich unterlegen, wodurch das «Angevin Empire», das 1154 von Heinrich II. gegründete Reich der Plantagenêts, das England und weite Gebiete Westfrankreichs umfaßte, sein Ende fand. (In England selbst herrschte die Dynastie aber bis zur Thronbesteigung der Tudors 1485; der wahrscheinlich letzte männliche Plantagenêt, Edward,

Earl of Warwick, wurde 1499 hingerichtet.) Und als 1205, nach dem Tod des Erzbischofs von Canterbury Hubert Walters, der Papst zum Nachfolger Stephen Langton einsetzte, der König jedoch heftig widerstand und seinen Ratgeber John de Gray, den Bischof von Norwich, auf den Erzstuhl bringen wollte, kam es zu jahrelangen Querelen zwischen Papst und König, was zu dessen Bannung und zur Verhängung des Interdikts über England führte (1208 bis 1214). Innozenz beauftragte 1213 den französischen Monarchen mit der Invasion der Insel. Doch als sich der in die Enge getriebene Brite in seiner Verzweiflung ganz dem Papst unterwarf und England von ihm zu Lehen nahm, verbot Innozenz nun dem Kapetinger strikt den Krieg, und Johann Ohneland griff jetzt seinerseits Frankreich an.[14]

Im Frühjahr 1214 landete er in La Rochelle; gleichzeitig ging von Osten her der deutsche Kaiser vor, wodurch der Kapetinger in einen gefährlichen Zangenangriff geriet, der seine Macht zermalmen sollte. Doch erst wurde König Johann von dem französischen Thronfolger (Ludwig VIII.) im Poitou schwer geschlagen, dann Kaiser Otto in Flandern von dem zahlenmäßig unterlegenen Heer Philipps am 27. Juli 1214 in der Schlacht von Bouvines östlich von Lille so vollständig besiegt, daß er sich nicht mehr davon erholen konnte und der staufisch-welfische Thronkrieg in Deutschland definitiv zugunsten Friedrichs II. entschieden war. Otto IV. mußte in sein Stammland zurück, wo er in den letzten Jahren blieb, blutige Schläge von nur noch lokaler Bedeutung austeilend, bis er am 19. Mai 1218, fünfunddreißigjährig, isoliert und deprimiert auf der Harzburg starb – in seinem Testament «zur Rettung Unserer Seele» auch noch den Zahn des Täufers (dentem sancti Johannis baptiste) notierend.

Als schicksalhaft erwies sich das Gemetzel von Bouvines auch für Frankreich und England, da letzteres am 18. September 1214 im Vertrag von Chinon seinen Landbesitz nördlich der Loire einbüßte, nachdem es zehn Jahre früher schon die Normandie und weitgehend das Poitou preisgegeben. Was es seit 1066 zusammengebracht hatte, war nun wieder verloren.

Zudem führte die Niederlage von Bouvines in England zum offe-

nen Aufstand der Barone, der im Juni 1215 König Johann die Zustimmung zur «Magna Charta», zur «Großen Freiheitsurkunde», abzwang. Dieses wichtigste altenglische Grundgesetz, die Basis der britischen Parlamentsverfassung, enthält eine Fülle von fiskalischen, juristischen, sozialen Bestimmungen, wobei es sich vor allem gegen die wachsende Willkür des Königtums wandte und besonders die Ansprüche der Barone sicherte, aber auch sonstige Forderungen, die Garantien bürgerlicher Rechte betraf, den Prozeßverlauf, den Rechtsschutz minderjähriger Erben, der Witwen, das Eigentum, die persönliche Freiheit u. a. Bemerkenswert: daß die baronale Opposition auch die entschiedene Unterstützung des Erzbischofs von Canterbury, Stephen Langton, fand, des einstigen Papstprotegés im Kampf gegen den König. Da aber Innozenz inzwischen auf der Seite des Königs stand, suspendierte er jetzt den Erzbischof und annullierte die Magna Charta als Demontierung der Rechte seines Vasallen.

Während in Frankreich die zeitgenössische Historiographie den Triumph des regnum Francorum feierte und Philipp II. selbst als Fortsetzer der gloriosen Reihe karolingisch-kapetingischer Könige, als Mehrer des Reichs, als «augustus» und «rex fortunatissimus», hatte er ja den Boden für die Monarchie in der Francia tatsächlich bereitet, offenbarte das kaiserliche Nachbarreich weithin seine Zerrissenheit. Es sank seither, so ein Chronist, der Abt von Lauterberg, «der Ruf der Deutschen bei den Welschen», zumal der Thronstreit auch zu Verlusten nicht nur von Reichsrechten führte, wie zum Verzicht auf Spolien und Regalien bei Bistumsvakanzen, auf die Zulassung von Appellationen an die Kurie u. a., sondern auch zur Entäußerung von Reichsgebiet. So bekam Ende 1214 nördlich von Elbe und Elde König Waldemar II. von Dänemark (S. 175) durch einen völkerrechtlichen Vertrag deutsches Land für seine Parteinahme zugunsten des Staufers.

Andererseits freilich war der von Innozenz anerkannte König des sizilischen Reiches, Friedrich II., mit Zustimmung des Papstes zum römisch-deutschen König und künftigen Kaiser erhoben, war gerade das bestens vorbereitet, was das Papsttum fast um jeden Preis hatte verhindern wollen, die «Unio regni ad imperium».[15]

Das Vierte Lateranum (1215) – gegen die Juden, gegen die «Ketzer» und für einen neuen Krieg

Bei allen Triumphen Innozenz' III., ohne den in der abendländischen Welt schließlich kaum noch etwas Entscheidendes geschah: – vieles verlief doch nicht nach seinen Vorstellungen oder erwies sich überhaupt als undurchführbar, vieles zwang auch ihn zu Konzessionen, Doppelzüngigkeiten, Widersprüchen, Lügen. Ja, Eduard Winkelmann, dem ich hier folge, konnte behaupten, in allen wesentlichen Dingen sei es ganz anders gekommen, als von Innozenz gewollt. So hat er Philipp von Schwaben erst bekämpft, dann anerkannt, Otto von Braunschweig erst anerkannt, dann bekämpft; hatte er nichts mehr zu verhindern gesucht als die Vereinigung Siziliens mit dem Deutschen Reich unter einem Herrscher, dann aber selbst zu dieser Vereinigung beigetragen. Er hat den Kreuzzug gegen Konstantinopel mit Kirchenstrafen bedroht, dann ihm zugestimmt und seine Ergebnisse begeistert begrüßt. Verbündet mit Frankreich, machte er König Johann von England so schlecht, als es nur ging – bis sich Johann ihm unterwarf und er, Innozenz, sich an Johanns Seite nun gegen Frankreich wandte, das bloß vollstrecken wollte, was er selbst einst erstrebt.[16]

Doch wie auch immer, der päpstliche Absolutismus kulminierte unter ihm, und das Konzil, das Vierte Lateranum, das er zum 1. November 1215 einberief, das bestbesuchte des Mittelalters, spiegelt diese überragende Stellung mit allem Pomp. Fast 500 Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe waren versammelt, über 800 Äbte und Prioren, dazu Vertreter ungezählter Städte, Scharen auch von Fürsten und die Gesandten der christlichen Könige.

«Sehnlichst habe ich verlangt, noch vor meinem Leiden dies Passahmahl mit euch zu feiern.» Mit diesen Worten des Herrn bei seinem letzten Mahl im Jüngerkreis (Lk. 22,15) eröffnete der angebliche Nachfolger in der Ahnung des eigenen Todes eine Kirchenversammlung, die im denkbar größten Kontrast stand zu jenem bescheidenen Jerusalemer Abendbrot – falls es denn stattgefunden –, eine Zusammenkunft in Rom, deren Garderobeluxus so weit ging, daß

manche Prälaten, je nach Verhandlungsgegenstand, die Kleidung wechselten, den violetten Talar trugen, das Grün der Herzöge, den Scharlach der Grafen.

Worum ging es?

Das Konzil, auf dem es keine Abstimmung gab, definierte die zum Dogma erhobene Lehre von der Transsubstantiation, die sich unter den Händen des katholischen Priesters, nur unter den seinen, vollzieht, aus begreiflichen Gründen unsichtbar – obwohl es selbstverständlich vorkam, wie etwa um diese Zeit in Rozay-en-Brie, daß «Wein in Blut und Blut in Fleisch beim Opfer am Altar sichtbar gewandelt» wurden (visibiliter sunt mutata: Peter von Dusburg).

Das Vierte Lateranum erlegte jedem Katholiken die jährliche Ohrenbeichte auf, was ebenfalls die Macht der Seelsorger stärkte und vor allem zur Ausforschung «ketzerischer» Gedanken diente. Man begrenzte die Bibelübertragung in die Volkssprache und sprach sich – «mit Zustimmung des größeren und vernünftigeren Teiles des hochheiligen Konzils» (Historia Albigensis) – für Simon von Montfort und gegen Raimund VI. aus, für Friedrich II., der persönlich anwesend war, und gegen Otto IV., auch in mehreren scharfen, folgenreichen Bestimmungen gegen die Juden, denen man den Handel und öffentliche Ämter verbot sowie das Kennzeichnen ihrer Kleider auferlegte (c. 67 ff.). Es ging in den sogenannten Reformkapiteln um die Verurteilung verschiedener «Ketzer» (c. 2 f.), um Exkommunikation (c. 47, 49), Interdikt (c. 58), die Beziehungen zur staatlichen Gewalt (c. 43 ff.) und immer wieder, ganz typisch, um das eine nur, das not tut: um weltliche Güter (c. 33 f., 39 ff., 53 ff., 63 ff.).

Vor allem aber betraf die Kreuzzugskonstitution «Ad liberandam» (c. 71) die Vorbereitung eines neuen monströsen Krieges gegen den Islam, wobei man die Fehler des vorigen, des Vierten Kreuzzuges, vermeiden und der Papst sein peinliches Beiseitespielen wieder wettmachen wollte. Der neue Kreuzzug lag Innozenz, neben der Gesamtverbesserung der Kirche, wie er in der Berufung des Konzils bekannte, besonders am Herzen, man darf sogar sagen, ihm galt sein Hauptinteresse. Er hatte in den letzten Jahren seines Pontifikats beharrlich dazu gedrängt, hatte ihn schon im April 1213 ausge-

schrieben, hatte große Gnadenspendungen verheißen und wollte den Zug selbst zu einem Instrument seiner Macht, einem Ausdruck seines hierarchischen Führungsanspruchs machen, zu einem Mittel, die Welt staunen zu lassen. Deshalb wurde auch Friedrichs II. Kreuzzugsgelübde auf dem Konzil von Innozenz gar nicht erwähnt. Es durfte eben nur sein Kreuzzug sein. Seit Urban II. (VI 6. Kap.), schreibt Hans Eberhard Mayer in seiner vielaufgelegten Geschichte der Kreuzzüge, das heißt seit mehr als hundert Jahren, «hatte kein Papst so darum gekämpft, den Kreuzzug zu einem kirchlich-päpstlichen Unternehmen zu machen».

Schon 1213, als England und Frankreich, zwei christliche Staaten, in einen großen Krieg verstrickt und ihre Herrscher unabkömmlich waren, betrieb Innozenz im April das neue Mordprojekt durch die Bulle «Quia maior». Er appellierte an die ganze Christenheit, setzte das Abstechen der Albigenser wegen des Fünften Kreuzzuges aus und warb für den Frieden zugunsten eines größeren Krieges. Selbstverständlich schickte er auch Kreuzprediger, darunter seinen Studienkollegen, den englischen Theologen Robert de Courson, den er zum Kardinal und Legaten in Frankreich machte, als welcher Courson das Kreuz noch an Frauen, Kinder, Blinde und Lepröse verteilte, ehe er selber auf der heiligen Heerfahrt umkam.

Innozenz mobilisierte die Christenheit umfassender als sonst. Immer weitere Kreise wurden herangezogen, auch Frauen und Behinderte, auch Ärmere, glaubte der Pontifex doch, laut Kreuzzugsbulle, «daß Personen nicht fehlen werden, wenn das Geld nicht fehlt». Über Wohlhabendere, besonders über Kaufleute, Schiffseigner etc., wurden strenge Sanktionen verhängt. Den Privathandel mit «Ungläubigen» traf ein vierjähriges Verbot. Und wer mit ihnen kriegsschädliche Geschäfte trieb, ihnen strategische Güter lieferte, wer gar als Pirat in ihre Dienste trat, dem drohte der Kirchenbann, Wegnahme des Besitzes, Sklaverei.

Andrerseits sollten die mitfahrenden Geistlichen ihr bisheriges Salär behalten dürfen. Wer aber freiwillig zu Hause blieb, der mußte einen andern für drei Jahre ausrüsten, was zwar schon früher verkündet, doch nun erstmals konziliar gebilligt wurde, allerdings zu

folgenschwerem Mißbrauch führte, nämlich der Ablösung eines Kreuzzugsgelübdes durch Geld samt den sonstigen Ablaßusancen. Auch sammelte man ringsum, bestimmte dafür spezielle Kollektoren, besondere Opferstöcke, und gewann eine enorme Erfahrung zum Vorteil des bald so florierenden papalen Finanzsystems.

Immerhin wurde auch der Klerus zur Kasse gebeten, was keinesfalls stets so war; sind doch die frühesten Finanziers dieser Züge Laien, die königlichen Kreuzfahrer gewesen. Jetzt besteuerte die Konstitution «Ad liberandam» auch die Geistlichen. 30000 Pfund Silber wollte der Heilige Stuhl für die blutige Wallfahrt aufbringen, den Zwanzigsten seines Vermögens auf drei Jahre sollte der Klerus opfern, dieser Kreuzzug somit, schreibt Johannes Haller, «die gewaltigste Anstrengung des ganzen Abendlandes sein», und am 1. Juli 1217 sollte er beginnen. Der Papst selbst wollte die Einschiffung der «Pilger» nächstes Jahr in Brindisi und Messina leiten, er selbst die Kreuzfahrerflotten mit seinem Segen gegen die «Heiden» senden. Doch auf dem Weg, für solch hehres Ziel die Seemächte Pisa und Genua zu gewinnen, starb Innozenz III. am 16. Juni 1216 in Perugia.[17]

«Der sanftmütige Honorius» und der Beginn des Fünften Kreuzzugs

Nur zwei Tage nach Innozenz' Tod wählte man am 18. Juli auf Vorschlag der hierzu delegierten Kardinäle, des Kardinalbischofs Hugo von Ostia, eines Innozenz-Vetters, und des Kardinalbischofs Guido von Palestrina, den römischen Aristokraten Kardinal Cencio Savelli, der sich darauf Honorius III. (1216–1227) nannte. Der Jurist und kuriale Finanzexperte war bereits betagt, gebrechlich und hatte seine bedeutendste Leistung schon als päpstlicher Kämmerer vollbracht, den «Liber censuum Ecclesiae Romanae», das berühmte Zinsbuch der Kirche, u. a. eine systematische Aufstellung aller der römischen Kurie zinspflichtigen Kirchen, Städte und Einzelpersonen; eine nicht unwesentliche Voraussetzung dafür, daß das Papst-

tum dann als «eine erste Finanzmacht den Kampf mit dem Kaisertum aufnehmen konnte» (Kantorowicz).[18]

Honorius III. gilt, wie so viele, die meisten Päpste, als friedliches Kirchenhaupt. «Der sanftmütige Honorius ...», lobt Gregorovius und enthüllt uns im nächsten Satz: «Eine einzige Leidenschaft erfüllte ihn, die Ausführung ... des Kreuzzuges.» «Der sanftmütige und friedliebende Kirchenmann», applaudiert mehr als hundert Jahre später der Oxforder Papsthistoriker John Kelly, ein hoher Geistlicher der anglikanischen Kirche, und fährt gleichfalls im nächsten Satz fort: «Seine Hauptsorge galt dem Kreuzzug ...» Kelly rühmt Honorius als Förderer der «Kreuzzugsbewegung». «Honorius unterstützte tatkräftig die Missionsbewegung im Baltikum und führte 1218 einen Kreuzzug gegen die Mauren in Spanien durch. Er verstärkte den Kreuzzug, den Innozenz III. gegen die Albigenser begonnen hatte». Nicht genug: «Mit seiner Billigung erließen Friedrich (1220) und Ludwig (1226) Verordnungen, die für die Entwicklung der Inquisition von großer Bedeutung waren und Ketzern schwere Strafen auferlegten.»[19]

Aber sanftmütig und friedliebend!

Und gleich dem Anglikaner Kelly hebt auch der katholische Papsthistoriker Seppelt den großen Kreuzzug als «Hauptanliegen» des Papstes hervor; ferner dessen «Eifer für die Befreiung der heiligen Stätten», seine «Aufrufe zur Kreuzfahrt», «die andauernden päpstlichen Kreuzzugsbemühungen», «seine eifrigen Kreuzzugsbemühungen», seinen «Kreuzzugseifer».

Doch geht es nicht nur um den Kreuzzug zur «Befreiung der heiligen Stätten», der Honorius, so Seppelt wiederholt gleichlautend, «sehr am Herzen lag». Nein, der friedliebende Heilige Vater förderte «gleichzeitig auch andere Kreuzzugsunternehmungen» derart, daß manche «dadurch erheblich beeinträchtigt» worden sind. Beispielsweise rief er «zum Kampf und zur Unterwerfung der heidnischen Preußen» auf. «Weitere Kreuzzüge bezweckten die Eroberung und Christianisierung von Livland und Estland.» (S. 173 ff.) Auch dem «bedrohten lateinischen Kaiserreich von Konstantinopel» wandte er «seinen Schutz und seine Hilfe» zu. Und natürlich mühte er sich auch sehr darum, den französischen König samt Thronfolger

«zur Führung des Kampfes gegen die Ketzer zu gewinnen» – und neigte doch, laut Seppelt, «in seiner Friedensliebe eher zur Milde und Nachgiebigkeit ...».[10]

Hatte Honorius auch nicht entfernt das kriminelle Format und die Spannkraft seines Vorgängers, gab es doch keinen Kurswechsel, setzte er dessen Politik nur gemäßigter und ohne das stete Insistieren auf die «plenitudo potestatis» fort.

Das galt vor allem für einen neuen Krieg.

Honorius III. übernahm voller Eifer Innozenz' Planung, ja «lebte» geradezu für diesen Kreuzzug. Und wie wenig er dem Verstorbenen auch glich, hierin wollte er ihm gleichen. Bereits sein erstes Regierungsschreiben versichert dies dem Titularkönig von Jerusalem, Johann von Brienne, in den dreißiger Jahren lateinischer Kaiser von Konstantinopel.

Doch mobilisierte Honorius alle Fürsten, alle großen Seestädte Italiens. Er warb in Deutschland, Ungarn und Burgund, in England und Frankreich, wo Philipp II. gerade seinerzeit starb, für den Kreuzzug aber 150 000 Mark Silber hinterließ. Honorius schickte ganze Wolken von Werbern in den Norden, darunter Kardinal Konrad von Porto, Graf von Upach, der es später ausschlug, Honorius' Nachfolger zu werden, darunter auch König Johann von Jerusalem. Und nicht nur die Großen, die Reichen forderte Honorius zur Beisteuer auf. Noch der mittellose Laie sollte blechen, ein jedes Haus drei Jahre lang monatlich einen Pfennig berappen und der ach so arme, schon im letzten Kreuzzug so geschröpfte Klerus wenigstens ebensoviel. Schließlich: «The question of finance was crucial to the succes of the crusade» (Powell).

Aber die große Sache lief weniger großartig als erhofft. Der Kreuzzugseifer war nicht gerade mäßig, doch die Organisation mangelhaft, weder die Führung fest geregelt noch das Kriegsziel. Die Geldsammlungen erweckten Kritik, Mißtrauen, obwohl oder weil ungewöhnliche Summen eingingen – eine Liquidation vom Sommer 1220 ergab eine runde halbe Million Mark Silber –; hie und da wurden die Opferstöcke umgestürzt.

Eine einheitliche Aktion kam nicht zustande. Auch der Aufbruch verzögerte, die Gruppen zersplitterten sich.

Besonders die Franzosen, mit denen man zuerst gerechnet, ließen sich Zeit, waren noch immer mit den Albigensern befaßt, mit denen auch der sanftmütige und friedliebende Honorius kaum minder grausam umging als sein Vorgänger (ein vom Papst zusammengetrommeltes Kreuzheer brachte auf Anraten von Bischöfen bei der Erstürmung von Marmande fünftausend Männer, Frauen und Kinder um. Haufen fanatischer Pfaffen hetzten die Mordbuben auf, und in den Predigten des Kardinals Bertrand wiederholte es sich wie ein Kehrreim: «daß Tod und Schwert die ständigen Begleiter des Kreuzheeres sein müßten; daß alles Leben müßte vertilgt werden»).

Doch auch mit den Deutschen klappte es nicht gleich, obwohl ihnen u. a. zwei angesehene Kleriker und künftige Kardinäle jahrelang das Kreuz predigten, der Mainzer Konrad, ein Theologe aus Paris, und der Kölner Domscholaster Oliver, selbst Kreuzzugsteilnehmer und Verfasser einer Kreuzzugschronik, der «Historia Damiatina» (S. 220 ff.). Endlich aber hatte man die meisten Ritter durch zusätzliche Geldzahlungen gewonnen. Und mit einzelnen Großen sollen sogar regelrechte Teilnahmeverträge geschlossen worden sein.[21]

Lebte und reiste man ja auch als Kreuzkrieger (der gehobenen Klasse, versteht sich) oder als Kreuzzugspropagandist nicht so schlecht, wie schon das Beispiel des Bischofs Konrad von Hildesheim und Würzburg lehrte (S. 33), und wie nun, eine knappe Generation später, auch Jakob von Vitry, der berühmte Kreuzprediger und Geschichtsschreiber, bestätigt.

Berichtet Jakob doch, ein Jahr vor Beginn des Fünften Kreuzzuges von Damiette (1217–1221) zum Bischof von Akkon gewählt, von seiner Überfahrt zum Schauplatz des Geschehens, wo er vor Damiette auch den hl. Franziskus traf, für dessen einfaches Leben er so voller Sympathie war, er habe sich auf einem nagelneuen teuren Schiff eingemietet, das noch nie in See ging. Und zwar habe er, «herausragender Zeuge für innerkirchlich religiösen Aufbruch» der Zeit «in Ost und West» (Lexikon für Theologie und Kirche), für sich und die Seinen «ein Viertel des oberen Kastells» reserviert, um da in sturmfreien Zeiten zu speisen, zu lesen und das «Freie», augen-

scheinlich die Weite und die Seeluft, zu genießen. «Ich habe ein Zimmer gemietet, um dort des Nachts mit meinen Begleitern zu schlafen, ein anderes, um meine Kleider unterzubringen und dort die für die Woche nötigen Lebensmittel aufzubewahren: ich habe ein weiteres Zimmer gemietet, wo meine Diener schlafen und mir meine Speisen zubereiten; einen anderen Platz für meine Pferde, die ich mitführe. Im Kielraum des Schiffes endlich habe ich mein Brot, Zwieback, Fleisch und andere Dinge stapeln lassen, die für drei Monate als Lebensmittel genügen.» Und während zumal der europäische Hochadel oft mit einem Luxus ohnegleichen ins Heilige Land segelte, wie etwa der steinreiche Graf Odo von Nevers, der dort auch noch «im Geruch der Heiligkeit» starb, geschah die Überfahrt der meisten unter jämmerlichen Umständen.[22]

Als einer der ersten stach Herzog Leopold VI. von Österreich, der Glorreiche, von Split aus in See, ein in Rom wegen seiner Kirchenpolitik geschätzter Magnat, «durch und durch katholisch» (vir per omnia catholicus: Marbacher Annalen), Bekämpfer der Albigenser, der Mauren in Spanien sowie der «Ketzer» und Ungläubigen im eigenen Land; ein Christenfürst, von dem Thomasin von Zerklaere, Autor und Kleriker an der Residenz des Patriarchen von Aquileja, schreibt:

«Die Lombardei wär' Eden gleich,
hätt' sie den Herrn von Österreich,
der alle Ketzer sieden läßt.»

So daß man demgegenüber das übliche Hängen, Blenden, Vierteilen noch relativ «gelinde» fand. Allerdings war der Herzog auch Förderer des Reinmar von Hagenau, Walther von der Vogelweide, Neithart von Reuental, wie ebenfalls in enger Beziehung zu seinem Hof die Aufzeichnung des Nibelungenliedes erfolgte.

Auch König Andreas II. von Ungarn (1205–1235) machte die Reise auf eigene Faust und fand sich mit einigen süddeutschen Feudalherren im Herbst 1217 in Palästina ein. Von ihm aber erhoffte Honorius besonders viel. Von einem Fürsten, der seine verschwenderische Hofhaltung, Günstlingswirtschaft, seine Zugeständnisse an die Kirche und fast jährlichen Kriege durch flotte Verschleuderung der Krongüter und die schonungslose Schröpfung seiner Untertanen

finanzierte; freilich auch Vater der hl. Elisabeth von Thüringen war, deren ehrgeizige Mutter, Königin Gertrud (von Andechs-Meranien), die Schwester des Bamberger Bischofs Ekbert (S. 76 f.), wegen unmäßiger Verwandtenbegünstigung 1213 auf einer Hofjagd von ungarischen Großen im Wald Pilis ermordet worden ist, von Christen selbstverständlich.

Honorius befahl alsbald Bittprozessionen für den Triumph der Ungarn, in deren Land es auch von prunksüchtigen, mit Gold und Juwelen herausgeputzten Prälaten wimmelte, wo viele Priester plünderten, soffen, handelten, hurten, was indes anderwärts nicht viel anders war. Der Papst wallfahrtete selbst barfuß mit Klerisei und Volk durch Rom. Vergebens. Schon nach wenigen Monaten erfolgloser Streifzüge gegen die Sarazenen, die sich zum Kampf nicht stellten, sowie nach allerlei internen Wirren brach der Ungarnkönig mit einigen andren Herren im Januar 1218, vom Fluch des Patriarchen begleitet, den Kreuzzug ab, überdies weniger wohl aus gläubiger Begeisterung unternommen, als weil er ihn seinem sterbenden Vater versprochen und zudem glaubte, dabei die Kaiserkrone von Byzanz gewinnen zu können.[23]

Wie man dank eines «ungläubigen» Sultans nicht vernichtet wurde

Mit dem Frühjahr 1218 traf unter dem Kölner Domscholaster Oliver – der nicht die militärische Führung, als populärer Kreuzprediger aber den maßgebenden Einfluß hatte – allmählich die abendländische Hauptstreitmacht in Akkon ein; mehrere hundert Schiffe mit Rheinländern, Westfalen, Friesen, die sich schon vor einem Jahr eingeschifft, in Portugal gegen die Mauren gekämpft und nun gegen die islamische Machtbasis in Ägypten vorzurücken hatten, um von dort aus, ein bereits von Innozenz gefaßter Plan, desto eher Jerusalem, Palästina einnehmen zu können. Allerdings mußte erst die Masse der Krieger umgestimmt werden. Doch Domscholaster Oliver legte sich ins Zeug. Und schließlich – hatte nicht auch Moses in

Ägypten gelebt? Und die Gottesmutter auf der Flucht mit dem Jesuskind ...?

Am Nil waren die seit 969 herrschenden schiitischen Fatimiden durch den Ersten Kreuzzug und die Errichtung der Kreuzfahrerstaaten um ihre Hegemonie im östlichen Mittelmeer gebracht, zwei Generationen später durch den Kurden Saladin (VI 550 ff.!) von der Dynastie der Ayyubiden (1171–1250) abgelöst und damit bedeutendes Gebiet endgültig für den sunnitischen Islam zurückgewonnen worden. Jetzt sollte dieses Machtzentrum der «Ungläubigen» vernichtet und der Weg ins Heilige Land geöffnet werden.

Die frommen Operationen verliefen zunächst etwas mühsam, doch erfolgreich.

Ende Mai gingen die Kreuzfahrer gegen das stark bewehrte Damiette im östlichen Nildelta vor, die zweitwichtigste Hafenstadt Ägyptens, schon wiederholt von den «Pilgern» attackiert, 1155, 1169; und 1249, beim Sechsten Kreuzzug, sollte gar ein veritabler Heiliger da kämpfen, König Ludwig IX. von Frankreich (S. 309 ff.).

Damiette war durch einen dreifachen Mauerring geschützt, durch 28 mehrstöckige Türme und 22 befestigte Tore. 1218 nun griffen die Christen vom Nilufer, gegenüber der Stadt, fast ein Vierteljahr lang einen im Fluß stehenden Kettenturm mit Schiffen, Brandern, Wurfapparaten an, deren acht größte Tag und Nacht bis Damiette Steine schleuderten, von denen jeder mehr als dreihundert ägyptische Pfund wog. Der Kettenturm aber, von einer zeitgenössischen Quelle «Schlüssel Ägyptens» genannt, war mit einem zweiten solchen Turm am anderen Ufer derart durch eine Kette verbunden, daß man mit ihr den Fluß sperren und so die ganze Nilmündung kontrollieren konnte.

Die Kreuzfahrer vermochten jedoch den ihnen nächsten vielstökkigen, besonders stark armierten und von einer ausgesuchten Mannschaft erbittert verteidigten Turm erst nach langer Zeit einzunehmen, erst nachdem Domscholaster Oliver, nachmals Bischof von Paderborn und Kardinal von S. Sabina, eine spezielle Belagerungsmaschine konstruiert hatte. Denn damit ließ sich eine durch Flaschenzüge beliebig zu hebende, zu senkende Fallbrücke auf die Turmzinnen praktizieren und am 24. August das Hindernis von

oben her nehmen, die Sperrkette kappen, eine Pontonbrücke zur Stadt zerstören und die Besatzung, etwa dreihundert Muslime, gefangennehmen – wobei freilich auch «einige von den Unsrigen», so eine zeitgenössische Christenchronik, «wie wir glauben, vereint mit den Engeln» wurden. Die Eroberung sollte, wie es heißt, Sultan al-Adil, Saladins Bruder und Beherrscher aller Ayyubidenstaaten, der in Damaskus einen Vorstoß auf Jerusalem erwartet hatte, so schokkieren, daß er starb.[24]

Im Herbst kam Nachschub, ein großes Kontingent englischer, französischer, italienischer, spanischer Truppen. Freilich zogen auch immer Krieger ab, die ihr Soll geleistet, ihr Gelübde erfüllt hatten. Auch das Versprechen des Klerus, im Bleibensfalle den Plenarablaß noch auf die Lieben in der Heimat auszudehnen, hielt sie nicht, und sie taten gut daran. Raffte doch einen beträchtlichen Heeresteil die Ruhr hinweg – «nahezu schmerzlos», wie einer vom Schlage des Jakob von Vitry, nicht zufällig noch Kardinal und (gewählter) Jerusalemer Patriarch geworden, weiß, wobei er den elenden Seuchentod sogar als «Einladung zu einer himmlischen Mahlzeit» feiert. «Nie in der Geschichte», kommentiert Hans Eberhard Mayer, «hat es an interessierten Kreisen gefehlt, die den Tod im Kriege auf die eine oder andere Weise glorifizierten.» Und wahrscheinlich wurde er niemals schamloser glorifiziert als durch christliche Pfaffen (s. das Kapitel «Der katholische Klerus im Ersten Weltkrieg» in meiner Papstgeschichte des 20. Jahrhunderts!).[25]

Unterdessen hatte Honorius, der Milde, Friedliebende, gedrängt, hatte angetrieben und vieles versucht, um den Nachschub, die Kampfeswut zu steigern, hatte auch bereits Ende 1218 für die heilige Sache rund 100000 Mark Silber gesammelt. Doch offensichtlich wuchs ihm alles über den Kopf, war sein Ehrgeiz größer als sein kriminelles Können, und er außerstande, wie Albert Hauck bemerkt, «die einfachsten Aufgaben einer Regierung zu lösen: die Aufstellung eines Heeres und die Aufbringung einer Steuer. Er hielt einen Haufen Menschen für ein Heer, pathetische Worte für einen Feldzugsplan, in der ganzen Welt zerstreute Geldsummen für einen Kriegsschatz und einen intriganten Kardinal für einen Feldherrn.»[26]

Mit dem letzten großen Truppenverband waren auch zwei Lega-

ten des Honorius angelangt, um die kirchliche Oberleitung des Ganzen durchzusetzen. Sollte der Kreuzzug doch, nach päpstlicher Vorstellung seit Innozenz III., ein allein von Rom geführter Krieg sein, auch wenn man König Johann von Brienne vorerst das militärische Kommando überließ.

Kardinal Robert de Courson, schon gegen die Albigenser hervorgetreten, trat hier endgültig ab; er starb bereits Anfang Februar nächsten Jahres. So suchte Kardinal Pelagius Galvani von Albano, ein unbelehrbarer portugiesischer Starrkopf, anmaßend und unfähig, doch vom Papst mit weitgehenden Vollmachten ausgestattet, das Heft in die Hand zu bekommen. Aber war er schon, beauftragt von Innozenz, Unionsverhandlungen mit der Ostkirche aufzunehmen, infolge seiner Intransigenz dabei wenig glücklich, scheiterte er erst recht in Ägypten; hatte ja «der eigensinnige und bornierte Prälat nur eine einzige Art des Sieges im Sinn: die bedingungslose Kapitulation des Islam» (Pernoud).

Damit jedoch war das christliche Kriegsziel gänzlich verändert. Denn zunächst wollte man nur Jerusalem gewinnen, die «heiligen Stätten». Inzwischen ging es um die Bekämpfung einer Religion, die Niederringung der «Ungläubigen», die damals ein weit größeres Gebiet beherrschten.

Für diese Aufgabe aber war der Papstgesandte kaum geeignet. Auch mehrten sich die Schwierigkeiten im Christenlager, schlechtere Ernährung, schlechteres Wetter, zunehmende Erkrankungen. Es gab Spaltungen, von Pelagius eigensüchtig selbst gefördert. Gleichwohl kamen ihm Differenzen auf der gegnerischen Seite zustatten, wo Saladins Bruder al-Adil und dessen ältester Sohn Malik al-Kamil sich in den Besitz Ägyptens gesetzt hatten.

Eine langfristige Waffenstillstandsofferte von Sultan al-Kamil, seit Sommer 1218 nominelles Oberhaupt des Ayyubidenstaates, verbunden mit der gleichfalls angebotenen Rückgabe fast des gesamten einstigen Königreiches von Jerusalem gegen Räumung Ägyptens durch die Kreuzfahrer, lehnte der Legat ab. Dafür unternahm er am 29. August 1219, gegen den Rat seiner militärisch erfahrenen Führer, einen Angriff und bekam prompt eine empfindliche Abfuhr. Der Sultan unterbreitete ihm ein erneutes Friedensangebot, ja, erweiter-

te es u. a. durch die Zusicherung, Jerusalems Festungen, vor Monaten schon vorsorglich geschleift, auf eigene Kosten wieder herzustellen. Aber selbst diese noch großzügigere Offerte, zu deren Annahme auch der König von Jerusalem sowie andere führende Feldzugsteilnehmer rieten, wies der Kardinal von neuem zurück.

Doch dann hatte er etwas Glück. Die Versorgungslage und das Elend der seit Februar 1219 eingeschlossenen Bevölkerung Damiettes waren so katastrophal geworden, daß die ausgehungerte, genauer ausgestorbene Stadt – von ihren schätzungsweise 60 000 Menschen lebten nur noch 10 000, und davon waren die meisten krank – am 5. November 1219 nachts beinahe mühelos, nach den «Gesta Treverorum» dennoch «durch göttliche Kraft», genommen werden konnte, worauf man den Bürgern die Kinder raubte, um sie gewaltsam zu Christen zu machen, und den Rest der Einwohner vertrieb oder versklavte. Bald darauf fiel noch ein zweiter Hafen, Tanis (heute Port Said). Honorius pries sein Werkzeug Kardinal Pelagius als einen zweiten Josua, womit er an jenen berüchtigten Räuber-Strategen des Alten Testaments erinnerte, dessen Ausrottungsorgien kaum zu übertreffen sind (183 f.!).[27]

Doch der Triumph des Legaten währte nicht lang.

Über den Besitz von Damiette stritt er mit Johann von Brienne, dem er die Stadt zugunsten der Kirche entzog, worauf der König, des dauernden Haders müde, im Frühjahr 1220 das Heer verließ. Zwist und Eifersüchteleien rissen auch sonst nicht ab. Auflösungserscheinungen griffen um sich. Der Graf von Arundel kündigte dem Kardinal Gewalt an, die Kreuzfahrer bedrohten sein Leben, Italiener und Franzosen schlugen einander in einem regelrechtem Gefecht. Der Legat schleuderte den Kirchenbann und verbreitete Schriften, die den baldigen Sieg der «Pilger» über die Ägypter prophezeiten. Dazu aber fehlte die erwartete Hilfe des Kaisers, zumal er selbst weiterhin ausblieb, auch wenn er mit dem Bayernherzog Ludwig und dem Hochmeister des Deutschordens, Hermann von Salza, im März 1221 fünfhundert Ritter auf seine Kosten schickte, die jedoch, entgegen seinem Befehl, dem Legaten auf seinem Marsch nach Kairo und zur Eroberung Ägyptens folgen wollten.

Davon freilich riet Johann von Brienne, auf starken Druck des

Papstes am 7. Juli 1221 nach Damiette zurückgekehrt, ebenso entschieden ab wie manch anderer landeskundiger Krieger. Pelagius aber, der stets auf Angriff gesetzt und jetzt auch die Bayern auf seiner Seite hatte, verwarf ein drittes Friedensangebot al-Kamils, brach Mitte des Monats mit dem Kreuzheer auf und igelte sich am 24. Juli in einer Nilgabelung, in der man sich besonders sicher glaubte, ein, vor dem Sultanlager, aus dem das heutige Mansura (die Siegreiche) entstand.

Schon etwa zehn Tage darauf waren die beiden Brüder al-Kamils, al-Muazzam, der Syrien und Palästina, al-Aschraf, der das obere Mesopotamien beherrschte, zur Stelle. Man kesselte die Abendländer in Kürze ein, schnitt ihnen jede Zufuhr an Lebensmitteln wie an Truppenverstärkung ab, durchstach die Flußdeiche, die Nildämme, überschwemmte Land und Straßen und zwang die bald im Schlamm steckenden verzweifelten Christen zur Aufgabe. Der Sultan blieb maßvoll, vernichtete sie nicht. Er verpflegte sie zwei Wochen, gewährte ihnen freien Abzug gegen einen achtjährigen Waffenstillstand und die Räumung Ägyptens. Selbst der streng kirchlich gesinnte Oliver, der spätere Kardinal, ist ergriffen von der Großmut des Sultans und trägt ihm und den Ägyptern in zwei ellenlangen Briefen voller Bibelperlen allen Ernstes als Dank – ihre Bekehrung an.

Von Jerusalem keine Rede mehr. Der muslimische Osten jubelte, der Westen hallte wider von Weh- und Wutgeschrei, war erschüttert, seine vielleicht stärkste Anstrengung in der Kreuzzugsbewegung kläglich mißlungen, ja, trotz des leidlich erträglichen Ausgangs, was nicht an den Kreuzfahrern lag, angesichts des gewaltigen Aufwands an Menschen und Material, ein Fiasko. Zwar war das Ende der «bewaffneten Wallfahrten», dieser so machtgierigen wie geisteskranken Ausgriffe in den Orient, noch nicht absehbar, doch der Anfang vom Ende erreicht. Und das mit einem Kreuzzug, der mehr als jeder andere ein kirchlicher, ein päpstlicher Kreuzzug sein sollte und auch ein kirchlicher, ein päpstlicher war.

Somit traf ohne Zweifel die Hauptschuld an dem beträchtlichen Prestigeverlust über viele Grenzen hin die Kirche selbst, was schon Zeitgenossen nicht verborgen blieb. Stimmen aus Unteritalien, aus Südfrankreich geißeln sie als Ursache des Christengemetzels, des

Heidentriumphes, wobei zwar Pelagius, dem bevollmächtigten Vertreter der Kurie, die häufigsten Vorwürfe galten. Doch hinter ihm stand der Papst, und kein anderer als er hatte einen Ungeeigneten beauftragt. Und kein anderer als er trommelte noch im Jahr des gescheiterten Krieges zu einem neuen, wozu er alle abendländischen Oberhirten ihren Anhang auffordern ließ.

Die alleinige Schuld aber am gerade beendeten Fiasko schob Honorius jetzt, mit dem Bann drohend, auf den Kaiser. Und ganz «unschuldig» freilich war auch er nicht.[28]

PAPST HONORIUS DRÄNGT DEN KAISER ZUM KRIEG

Friedrich II. hatte 1215, einundzwanzigjährig, in Aachen das Kreuz genommen und für den Kreuzzug auch gleich geworben, ohne ihn freilich anzutreten. Vielmehr verschob er ihn von Mal zu Mal, versprach ihn immer wieder. Er überredete Honorius, zerstreute Bedenken, gab sich dankbar, war es vielleicht, stellte sich stets erneut als ergebener Diener des Papsttums dar, war es zeitweise auch, er half ihm zuweilen, etwa indem er Honorius nach über einjährigem Exil im Oktober 1220 die Rückkehr an die Kurie ermöglichte.

Friedrichs zentrales Interesse aber galt unverkennbar der Vereinigung des Reiches mit Sizilien, der Union beider. Dieses fundamentale Konzept freilich bedrohte Ober- und Mittelitalien, also auch den Papst. Ergo suchte Honorius die starken militärischen Kräfte des Königs dem Kreuzzug zuzuführen, ohnedies sein Haupt- und Lieblingsprojekt. Immer jedoch wenn Honorius daran erinnerte, verstand es Friedrich, ihn zu beschwichtigen. Diese Divergenzen durchziehen noch den ganzen Pontifikat Gregors IX., beschäftigten sogar dessen Nachfolger Innozenz IV. noch.

Friedrich II. war zwar als «Pfaffenkaiser», als Kandidat der Kurie an die Macht gekommen und hatte zu den Päpsten auch lange eine zumindest passable Beziehung erstrebt. Da er aber die ehrgeizige Großmachtpolitik seines Vaters Heinrich VI. wieder aufgreifen,

da er sich nicht unterordnen wollte, zumal nicht der noch ehrgeizigeren Großmachtpolitik Roms, mußte es zum Kampf kommen, auch wenn beide Seiten immer wieder einlenkten, weil jeder den anderen brauchte, Friedrich den Papst, zum Beispiel, um Kaiser zu werden, Honorius Friedrichs Truppen für den Kreuzzug, auf den Rom unentwegt bestand.[29]

Als der König schon fast vier Jahre das Kreuz genommen, ohne auszurücken, befahl ihm dies Honorius bis spätestens zum 24. Juni 1219, andernfalls er exkommuniziert werden sollte. Doch dann verschob er die Frist bis zum 29. September, und danach, wenn auch bereits recht ungehalten, bis zum 21. März 1220. Und obwohl es auch da, als er noch in Deutschland weilte, nicht zum Abmarsch kam, krönte ihn Honorius – vor allem, um seiner Truppen und seiner Teilnahme am Kreuzzug sicher zu sein – noch im selben Jahr, am 22. November 1220, in St. Peter zum Kaiser.

Friedrich gelobte dabei den Kampf gegen die Feinde der Kirche, was besonders italienische Städte, deren Satzungen und Besitzansprüche betraf. Vieles hob er mit einem Federstrich auf, was dem kanonischen Recht widersprach. Er bestätigte dem Klerus die Freiheit von weltlichen Abgaben und sicherte ihm das Recht auf eigene Gerichtsbarkeit zu. «Ketzer» dagegen, noch immer weit verbreitet, zumal in der Lombardei, bedrohte der Kaiser mit Bann und Güterkonfiskation, was noch die «Ketzer»-Kinder treffen sollte, «da es weit schwerer wiegt, die ewige Majestät zu beleidigen als die irdische». Ergo wurden auch alle Begünstiger von Häretikern durch strenge Strafandrohungen geschreckt. Nach Henry Charles Lea hat Friedrich gerade durch diese barbarischen «Ketzer»-Erlasse die Kaiserkrönung erlangt und sei der so übernommenen Aufgabe «immer treu» geblieben. Auch sonst kam er den kurialen Bedürfnissen großzügig entgegen. Er leistete dem Papst den Marschalldienst. Er trat in die Bruderschaft der Kanoniker von St. Peter ein und nahm, wie viele Männer seiner Umgebung, nochmals das Kreuz, diesmal aus der Hand des Kardinals Hugo von Ostia, des künftigen Papstes Gregor IX., der im folgenden Jahr (1221) in Mittel- und Oberitalien den Kreuzzug predigte.

Es war dasselbe Jahr, in dem auch der Kaiser am 11. Februar sei-

nen berühmten Appell erließ: «Auf, Ihr Ritter, Ihr Getreuen des Reiches ergreift rasch die Waffen des christlichen Rittertums ...»; wobei er «nicht ohne bitterste Bitterkeit» der heiligen Stadt Jerusalem gedachte, «tief im Herzen von Schmerz und Erröten betroffen» und «Tag und Nacht auf rasche Hilfe» sinnend ...

Seinen Schwur, sich dem Aufgebot bis August 1221 anzuschließen, hielt er freilich wieder nicht. Vielmehr ging er nach Süden, wo er rigorose Maßnahmen ergriff, vor allem durch die «Assisen von Capua» (Dezember 1220) – ein kompromißloser Angriff auf die feudalen Kreise des Landes, eine Einschränkung ihrer Mittel und eine Erweiterung der eigenen. Das Königreich sollte seine Hausmacht werden, eine Quelle nicht zuletzt gewaltiger Gelder. Wo es ihm erwünscht schien, zog er Schenkungen und Vergabungen, Güter und Gerechtsamkeiten an sich, verlieh sie Vasallen wieder oder nicht, ganz nach Gusto. Er besetzte Burgen der Barone, schleifte andere, baute neue. Dabei entmachtete er erst die Großen mit Hilfe der Kleinen und ging dann auch den Kleinen an den Kragen – seriös gesagt: eine zielstrebige «Aufbautätigkeit» (Seppelt), «die Reorganisation der Verwaltungsstrukturen» (Cuozzo). Faktisch: ein jahrelanger erbitterter Kleinkrieg.[30]

Auch auf Sizilien unterwarf Friedrich den unbotmäßigen Adel und räumte in langwierigen Auseinandersetzungen besonders brutal mit den Sarazenen auf, die von befestigten Bergnestern aus ihrem Brigantengewerbe nachgingen. Dem beim Kampf um das Sarazenenkastell Jato 1222 um Gnade bittenden Emir Ibn-Abbad, der sich Friedrich zu Füßen warf, gab dieser einen Tritt, schlitzte ihm mit dem Sporn die Seite auf und ließ ihn und seine Söhne einige Tage später hängen.

Etwa 15 000 bis 20 000 wehrfähige Moslems nebst ihren Familien deportierte er – nach insgesamt fünf, sich über ein Vierteljahrhundert (1222–1246) erstreckenden Feldzügen – nach Lucera, in das apulische Grenzgebiet zum Kirchenstaat, die von ihm zur Jagd bevorzugte Capitanata, wo er in Foggia eine prunkvolle Residenz erbaute und im nahe gelegenen Castel Fiorentino starb. Die ausgesiedelten Sarazenen hatten den abhängigen Status von Kammerknechten (servi curiae), genossen jedoch weitgehende Selbstver-

waltungsrechte, auch völlige Religionsfreiheit und waren natürlich immun gegen papale Bannblitze. Rom protestierte vehement, aber vergeblich.

Der Imperator wählte aus dieser Gemeinschaft der «Ungläubigen», für die er sogar Bildwerke aus dem Orient erwarb, seine (schon im Knabenalter rekrutierte) Leibwache, eine wichtige, ihm gleichfalls unbedingt ergebene Heeresabteilung, ferner einen beträchtlichen Teil seiner Dienerschaft und Beischläferinnen. Allerdings schröpfte er, wie Adel und Städte, so auch seine Lucera-Muslime erheblich; ihr Steueraufkommen betrug ein Sechstel der Gesamtsteuerabgaben der Provinz. Ja, er erlaubte schließlich auf päpstlichen Wunsch den Dominikanern unter diesen Muslimen die Mission, strich deshalb seine Verdienste um die Kirche heraus – und im Sommer 1300 erlitt Friedrichs einstige Militärkolonie noch ein übles Schicksal, die «ungläubige» Einwohnerschaft wurde versklavt, die Stadt rechristianisiert.[31]

Inzwischen hatte der Monarch die Erfüllung seines Kreuzzugsgelübdes immer wieder hinausgeschoben. Doch wie sehr die Kurie auf dessen Einhaltung bestand, wie sehr ihr an einer persönlichen Präsenz des Herrschers am heiligen Krieg lag, erhellt auch daraus, daß Papst und Kardinäle nach Konstanzes Tod im Sommer 1222 in Catania Friedrich zu einer neuen Eheschließung drängten, nicht zufällig mit der Erbtochter des Königs von Jerusalem, der erst zwölfjährigen Isabella II. von Brienne (erfolgte ja einst auch Friedrichs Ehe mit der gut zehn Jahre älteren Konstanze unter päpstlichem Druck; S. 203). Man glaubte, den Staufer durch die Krone von Jerusalem leichter ins Heilige Land locken zu können, wobei die vermittelnden Monsignori jetzt sogar die Mitgift für die arme Prinzessin zu geben versprachen, die Erbin eines Reiches, das erst noch zu erobern war.

Wenigstens diese Rechnung ging einigermaßen auf. Friedrich heiratete das mittellose Mädchen am 9. November 1225 in Brindisi, zweieinhalb Jahre später starb Isabella im Kindbett. Der Kaiser aber nahm seinem Schwiegervater noch am Hochzeitstag die Kronrechte (worauf Honorius den Entthronten zu einer Art Verwaltungsangestellten des Kirchenstaats machte, «Protector Patrimonii»), und

Friedrich II. führte seitdem den Titel eines Königs von Jerusalem, den die Staufer bis zu Konrads Ende (1268) behielten.

Was den Kreuzzug betrifft, erreichte der Fürst immer wieder Fristverlängerungen, neuen Aufschub, wie stets ungehaltener, widerwilliger der Papst sich auch dazu bereit fand. Doch es gab innenpolitische Schwierigkeiten, kirchenpolitische Differenzen, Rüstungsprobleme, Gesundheitsprobleme ... Und nicht zuletzt gab es auch gemeinsame Interessen, war man aufeinander angewiesen, so daß man, trotz aller Vorwürfe und scharfer Reaktionen, immer wieder den gänzlichen Bruch vermied.

Ein für August 1221 vereinbarter Termin, zur Zeit der Katastrophe von Mansura unter dem Legaten Pelagius, verstrich ungenutzt, und viele, selbst die sonst so kaiserlich gesinnten Troubadours, beschuldigten den säumigen Herrscher, der sich denn auch beeilte, Honorius zu versichern, die «trauervolle Kunde» durchbohre sein Herz «mit dem Schwerte des Schmerzes ... O diese Schmach! die Söhne der Kirche fliehen vor den Hunden der Synagoge, und über dem Kriege des Herrn erhebt sich der Sieg Mohammeds!» Zwar beteuerte der Kaiser seinen brennenden «Eifer zu baldiger Hilfe». Doch auch die darauffolgenden Treffen beider Christenhäupter mißrieten – im April 1222 in Veroli in den Abruzzen, an der Südgrenze des Kirchenstaates, und im März 1223 in Ferentino (Campanien), wohin auch die Hochmeister der drei Ritterorden zitiert worden waren sowie der Patriarch und der König von Jerusalem, letzterer so unbemittelt, daß ihm der Kaiser die Reise bezahlte. Im übrigen leistete Friedrich ein weiteres Mal seinen Kreuzzugsschwur, und der Papst nahm einmal mehr eine Verzögerung in Kauf, diesmal bis zum 24. Juni 1225, an dem es aber wieder zu keiner kaiserlichen Kreuzfahrt kam. Immerhin zwang man im folgenden Monat im Vertrag von San Germano Friedrich die eidliche Zustimmung ab, den Kriegszug im August 1227 anzutreten, widrigenfalls er ohne weiteres der Exkommunikation zuzüglich einer Konventionalstrafe in der riesigen Höhe von 100 000 Unzen Gold verfalle – es war das Jahr, in dem Honorius III. starb.[32]

Nachdem Kardinal Konrad von Porto, ein Sproß aus dem Schwabengeschlecht der Grafen von Urach, die Papstwahl abgelehnt hat-

te, da er nicht von drei wählenden Vertrauensmännern, darunter er selbst, durch seine eigene Stimme Papst werden wollte, nahm die zweite Wahl, unter denselben Umständen, Kardinal Hugo (Hugolino) von Ostia, Graf von Segni, bedenkenlos an. Er war ein Neffe Innozenz' III., der ihn, kurialem Nepotismus gemäß (vgl. S. 51 f., 382 ff.), zum Kardinal und Dekan des Kardinalskollegiums gemacht hatte.[33]

Gregor IX. (1227–1241) beginnt und der nächste Kreuzzug

Der neue Papst war zwar schon alt, doch voller Tatkraft, Zähigkeit, an Energie und vielleicht auch an Verschlagenheit etwas dem Dogen Dandolo von Venedig, eher aber noch Innozenz III., seinem Verwandten (dritten Grades), ähnelnd, der für manche mit Gregor «wieder aus dem Grabe erstanden zu sein schien» (Wetzer/Welte).

Der junge Graf hatte in Paris Theologie und Jura studiert, hatte als päpstlicher Legat unter Onkel Innozenz, unter Honorius III. zwischen 1207 und 1221 vor allem im Interesse des Kreuzzugs in Süditalien, der Toskana, der Lombardei, in Deutschland Erfahrungen gesammelt und sich als geschickter Politiker erwiesen. Dabei konnte er auch Charaktereigenschaften, Verhalten und Vorhaben jenes Mannes studieren, dessen Gönner er zwar als Kardinal gewesen, dessen größter Gegner er jedoch wurde und dessen Vernichtung er systematisch wie kein anderer betrieb, ohne sie freilich ganz zu erreichen, weil er darüber starb.[34]

Man sagte Gregor IX. zügellose Leidenschaft ebenso nach wie mystische Pietät; doch mag die mystische Pietät geheuchelt sein oder nicht, es ist stets eine der fatalsten Verbindungen in einem Pfaffenkopf. Hatte der Gedanke an den Kreuzzug den Vorgänger während seines ganzen Pontifikats beschäftigt und bis in seine letzten Tage hinein, begann Gregor IX., der noch, genau wie ein weltlicher Fürst, von den Bischöfen die Stellung von Soldaten verlangte, gleichsam mit dem Gedanken an den Kreuzzug zu regieren. Schließlich liefen

die Vorbereitungen für den Orientkrieg gerade beim Amtswechsel auf vollen Touren. Gregor brauchte sie nur aufzunehmen und fortzusetzen, was er denn auch tat, wobei es ihm jedoch weniger um das Heilige Land ging, als um die Zerschlagung der staufischen Territorialmacht in Italien, letzten Endes um die Vernichtung Friedrichs II. überhaupt. Bereits in seiner Wahlanzeige, die er dem Monarchen am dritten Tag nach seiner Weihe schickte, spornte er ihn zum Kreuzzug an und drohte versteckt für den Fall einer Weigerung. Denn die Ablenkung des bald immer unbeliebteren, immer verhaßteren Regenten nach dem Osten mußte Gregor willkommen sein.[35]

Der Herrscher hatte den Orientzug politisch gut vorbereitet durch seine Hochzeit mit Isabella, der Tochter des Königs von Jerusalem (1225), der Erbin des Kreuzfahrerstaates. Denn da Johann von Brienne dort nur als Vormund regierte, hatte Friedrich jetzt einen dynastischen Anspruch, einen Besitztitel, war er der eigentliche König des Heiligen Landes, was zumindest die Legitimität seiner Kriegführung erhöhte. Außerdem hatte er Verhandlungen mit Sultan al-Kamil aufgenommen, der in zunehmenden Schwierigkeiten mit seinen Brüdern steckte, besonders in einem Machtkampf mit al-Muazzam.

Friedrichs Heer, umfangreichere deutsche, kleinere englische, französische, spanische Kontingente, war wohl zahlreicher als erwartet, ließ aber an Stärke zu wünschen übrig, auch an der Beteiligung von Fürsten. Außer dem Thüringer Landgrafen, dem Herzog von Brabant und etlichen Prälaten fand sich nur viel kleiner Adel ein und eine überraschende Menge sogenannten Volks. Doch als sich alles im Juli/August 1227 in Brindisi sammelte, brach unter der apulischen Sommerglut, einer Hitze, so eine alte Quelle, «die das Erz zu schmelzen schien», infolge schlechter Unterkünfte und Verpflegung eine pestartige Seuche aus. Zwar stach ein Teil der «Pilger» mit Hermann von Salza Anfang September in See, viele jedoch blieben zurück, starben oder kehrten heim. Der Landgraf von Thüringen, Ludwig IV. der Heilige, ein strammer Krieger und enger Kaiser-Vertrauter, wurde nach wenigen Tagen am 11. September in Otranto hinweggerafft, auch der Bischof von Augsburg starb – beide, munkelte man allerdings auch, «an einem Gifttrunk» (Annales Marbacenses). Friedrich selbst erkrankte schwer und begab sich, ge-

drängt von seiner Umgebung, wozu Patriarch Gerald von Jerusalem gehörte, in die Heilbäder von Pozzuoli bei Neapel.

Nun sah der Vertrag von San Germano zwar eine Bestimmung für Friedrichs Todesfall vor, aber nicht – im Gegensatz zu vergleichbaren Verträgen mit anderen Feudalherren – für seinen Krankheitsfall. So nützte Papst Gregor, von Friedrich alsbald über die Unterbrechung informiert, die Gelegenheit und tat den kranken Kaiser, kaum vierzehn Tage später, am 29. September in Anagni, in vollem Ornat von der Domkanzel aus unter unmäßigen Bezichtigungen in den Kirchenbann, indes seine Priester – gute Regie – zu beiden Seiten des Hochaltars ihre flammenden Kerzen am Boden löschten.[36]

Selbstverständlich war Gregor formal im Recht. Doch hätte er den Kaiser in Anbetracht der Umstände von der Strafe dispensieren können, ihn als Opfer höherer Gewalt gerechterweise dispensieren müssen. Aber Gregor, der Friedrichs jahrelanges Zaudern, Aufschieben, Hinhalten kannte, ließ keine seiner Rechtfertigungen (vgl. MGH Const. 2, Nr. 116) gelten, empfand das Ganze nur als neue Ausflucht, Finte, tat zumindest so, erklärte die Krankheit freiweg für erlogen und sandte mit der Exkommunikation entsprechende Briefe in alle Welt, Episteln voller Verdächtigungen, Vorwürfe, Verleumdungen. Er halste dem Herrscher die Schuld am Fiasko von Damiette auf, am Tod ungezählter Kreuzfahrer, an der Pest in Brindisi, wo er, aller Versprechungen zum Trotz, das christliche Heer so lange in der Hitze, der verseuchten Luft der mörderischen Gegend festgehalten habe, «daß nicht nur ein großer Teil des Volkes, sondern sogar eine nicht unbeträchtliche Menge von Adligen und Führern an der Seuche, der Heftigkeit des Durstes und vielen anderen Unzuträglichkeiten verstarb». Nicht wenige seien geflohen und unterwegs auf Straßen, Bergen, in Wäldern und Höhlen zugrunde gegangen; wieder andere im Vertrauen auf den Kaiser in See gestochen, der «aber verließ, ohne an seine Versprechungen zu denken, unter Bruch der Bande, durch die er gebunden war, und indem er die Furcht Gottes mit Füßen trat, unter Verachtung der Ehrfurcht vor Jesus Christus und Geringschätzung der kirchlichen Strafgewalt, indem er das christliche Heer im Stich ließ, das Heilige Land den Ungläubigen preisgab und die Ergebenheit des christlichen Vol-

kes nicht achtete, zu seiner und der ganzen Christenheit Schmach den Hafen und zog sich, verlockt und verleitet, zu den gewohnten Schwelgereien seines Königreiches zurück, bestrebt, die Niedertracht seines Herzens mit leichtfertigen Ausreden zu bemänteln, wie man sagt ...»

Der Heilige Vater ist unglücklich über den nun ausbleibenden großen Krieg und Sieg, über die getäuschten Hoffnungen der Gläubigen, die Vorwände des Kaisers. «Es schmerzt Uns, daß dieser von der Kirche so sorgfältig erzogene und so hoch erhobene Sohn jetzt auf so erbärmliche Art und Weise ohne Krieg bezwungen und ohne Feinde zu Boden geworfen und in Schmach und Schande versunken ist.»

Der Heilige Vater protestiert, weil der Kaiser nicht in den Krieg zieht. Ein anderes Mal wird er protestieren, weil er in den Krieg zieht. Die Begründung aber, bemerkt Johannes Haller, «ließ die Gerechtigkeit so sehr vermissen, sie schlug den Tatsachen so offen ins Gesicht, die Maßregel selbst war mit solcher Eile ins Werk gesetzt ..., daß man sich nicht darüber täuschen kann: was der Papst da vorbrachte, war Vorwand, und das angebliche Verschulden des Kaisers nicht die Ursache, nur der Anlaß, der willkommene Anlaß für einen Schritt, dessen wirkliche Beweggründe ganz woanders lagen.»

Sie lagen in der Rivalität zweier Mächte. Die beiden Führer der Christenheit wollten – so primitiv ist derartiges einfach – mehr Macht, und beide standen dabei einander im Weg. Dem Papst war Friedrich zu stark geworden, also suchte er die weitere Rückgewinnung kaiserlicher Gewalt in Italien, suchte er seine eigene Abschnürung durch ein Stauferreich im Süden wie im Norden um jeden Preis zu verhindern. Und ebendies begehrte Friedrich. Doch während er noch diplomatisch vorging, verhandeln wollte, wiederholt die Hand bot, operierte Gregor bereits mit nackter Feindschaft, mit dem Versuch, die Revolution zu entfesseln. Er empfing Friedrichs Gesandte nicht oder ließ sie nur verspätet zu, er durchkreuzte jede Vermittlung. Auch der zuletzt noch vorsprechende Erzbischof von Magdeburg hatte keinen Erfolg. Dagegen verkündete Gregor mehrmals Friedrichs Exkommunikation, verschärfte sie noch am 23. März 1228

(Gründonnerstag), indem er über alle Orte, an denen der Kaiser weilte, die Kirchensperre verhängte (interdictum ab ingressu ecclesiae), ihnen die Vornahme von Gottesdiensten wie die Teilnahme verbot. Auch drohte er mit der Entbindung seiner sizilisch-apulischen Untertanen vom Treueid und setzte überhaupt weiter alte und neue Anklagen in die Welt, wie evident ihre Haltlosigkeit auch war. Und als in den Abruzzen, im Norden des sizilischen regnum, an der Grenze zum Kirchenstaat ein Aufstand begann, fanden die Rebellen aus dem Papstland Unterstützung. Die erste große Auseinandersetzung zwischen Kaiser und Papst war entfacht und wurde von einer ausgedehnten publizistischen Propaganda beider Seiten begleitet.[37]

PAPST GREGOR ÜBERFÄLLT DAS REICH, WÄHREND DER KAISER AUF EINEM KREUZZUG WEILT

Friedrich hatte inzwischen seinen Kreuzzug vorbereitet, den der Papst ausdrücklich verbot und verhindern wollte, besonders durch einen Pakt mit den Lombarden, aber auch durch einen Putschversuch in Deutschland mit Hilfe eines welfischen Gegenkönigs, kurz, «auf alle Weise» (Seppelt). Kurios genug. Denn vordem hatte er den Kreuzzug ebenso strikt gefordert, wie er ihn jetzt verbot. «Derselbe Papst stellte Friedrich als Verbrecher dar, weil er den Kreuzzug nicht unternahm und weil er ihn unternahm» (Gregorovius).

Der gebannte Kaiser stach gleichwohl, zu Gregors großer Überraschung, denn das Unterfangen war beispiellos, am 28. Juni von Brindisi aus mit vierzig Schiffen in See, freilich, wie ihm seine Kirche nachrief, nicht als Kreuzfahrer, sondern als «Pirat» – mag da der Unterschied auch gering sein (siehe Nietzsches Kreuzzugsdefinition als «höhere Seeräuberei», wobei das Attribut noch generös ausfiel).

Friedrich sicherte sich erst Zypern, den wichtigsten Kreuzfahrerstützpunkt, indem er dessen Herrn mit harter Hand unterwarf und eigene Besatzungen in die Burgen steckte; dann landete er Anfang

September, von den Christen umjubelt, in Akkon. Doch obwohl er mit einem sehr geringen Aufgebot erschien – man spricht von tausend Rittern und einem mehrfachen «Pilger»-Kontingent –, obwohl ihm an Ort und Stelle nur Sizilianer, Pisaner, Genuesen sowie der Deutsche Ritterorden beistanden, während ihm die französischen Orden, die einander bald selber bekriegenden Templer und Johanniter, ebenso der vom Papst zum Legaten bestellte Jerusalemer Patriarch Gerald von Valence und überhaupt der durch ihn aufgehetzte Klerus immer heftiger widerstrebten, war sein Auftritt von Erfolg gekrönt, ein politischer Triumph.

Friedrich verhandelte sofort und geschickt mit Sultan al-Kamil, der von dem fließend arabisch sprechenden, mit arabischer Kultur und Wissenschaft vertrauten Kaiser anscheinend beeindruckt war, allerdings selbst keinen Krieg wollte und sich wohl auch sagte, wie die muslimische Seite überliefert, daß er den ewig zerstrittenen Christen, das, was er ihnen nun zugestand, bei Gelegenheit wieder abnehmen konnte. Äußerlich schienen die Muselmanen offenbar weniger von dem Staufer berührt; glatzköpfig sei er, kurzsichtig, ja, meint einer, «auf dem Sklavenmarkt wäre er keine 20 Dirham wert gewesen».

Die Papstpartei aber, die sich nicht scheut, den Sultan während der Verhandlungen zu ersuchen, Jerusalem dem Kaiser nicht auszuliefern, beschuldigt diesen dann, als er es besitzt, mit dem Sultan verhandelt zu haben. Denn Friedrich gewann durch den Vertrag mit al-Kamil vom 18. Februar 1229 zu Jaffa kampflos, ohne jeden Schwertstreich, nur mit einem Federstrich Jerusalem, ausgenommen den Tempelplatz mit den islamischen heiligen Stätten des Felsendomes und der Aqṣā-Moschee, bei freiem Geleit für Mohammedaner; er gewann Bethlehem und vielleicht Nazareth samt seinem Korridor (zwischen Jaffa und Jerusalem) zum Meer für zehneinhalb Jahre sowie viel Land im Norden. Die Umgebung Jerusalems dagegen, mit einst enormem «Besitz des Hl. Grabes», blieb muslimisch.

Gleichwohl sahen die Fanatiker in diesen Vereinbarungen ihres Führers Verrat und ein gewaltiges Unglück. «Groß war das Wehklagen, Jammern und Weinen unter den Mohammedanern», berichtet der Araber Makrizi. «Die Imam und die Muazzin von Jerusalem

kamen zum Zelte el-Kamils, wo sie sich vor dem Ausgang aufstellten und außerhalb der Zeit den Ruf zum Gebete anstimmten ... und nicht nur schwerer Tadel erhob sich deshalb gegen Malik el-Kamil, sondern auch tiefer Groll in allen von Mohammedanern bewohnten Gebieten.»[38]

Der Papst aber qualifizierte den Friedensvertrag als Schmach und Verrat an der Sache der Christen und obendrein wertlos, da nicht, was falsch war, mit dem legitimen Herrn Jerusalems, dem Sultan von Damaskus, abgeschlossen. Der Patriarch Jerusalems, agitatorischer beinah, päpstlicher als der Papst, versagte selbstverständlich seine Mitwirkung bei der bevorstehenden Inthronisation. Und die Templer gar, zum Pilgerschutz gegründet, hatten dem Sultan – wohl «auf Veranlassung des Papstes» (Katholik und Papsthistoriker Kühner) – die Stunde genannt, zu der Friedrich am Jordan, an Jesu Taufstelle sein würde, als gute Gelegenheit, ihn umzubringen; er empfing indes keinen Sarazenendolch, sondern den verräterischen Templerbrief samt kurzem Sultankommentar.

Unirritiert nahm der Staufer am 18. März 1229, an einem Sonntag, in der Grabeskirche von Jerusalem vor zahlreichen Zuschauern, doch ohne alles kirchliche Brimborium, die Krone des Königreichs eigenhändig vom Altar und bekrönte sich selbst. Ein hochprovokativer Akt, dem noch am Krönungstag ein nicht minder kühnes Manifest an die Völker der Welt folgte. Darin versetzte sich der Herrscher, in der Tradition davidischen Königtums, gespickt mit Bibelsprüchen und mit dem für den Kanzleistil der Spätstauferzeit typischen Pathos, fast in Gottnähe, den Rechtgläubigen gebietend, «weit und breit auf dem Erdenrund» zu verkündigen, «daß jener, der gebenedeit ist für alle Zeiten, uns heimgesucht und Erlösung geschaffen seinem Volke ...».

Der Patriarch belegte am nächsten Tag «die heiligen Stätten» mit dem Interdikt und verbot Pilgern den Zutritt. Friedrich II. aber hatte erreicht, was der Westen mit all seinen blutigen Offensiven seit Jahrzehnten, seit dem Dritten Kreuzzug, nicht zustande gebracht. Auch der katholische Theologe und Papsthistoriker Seppelt räumt ein, daß einerseits der Papst den Kreuzzug dadurch sehr gefährdete, daß er «dem Kaiser Schwierigkeiten über Schwierigkeiten in den Weg

legte», daß man andrerseits den beträchtlichen Erfolg der Christensache «vor allem der überlegenen Verhandlungskunst und dem hohen persönlichen Ansehen des Kaisers bei den Muslim [sic] zu verdanken» hatte. Aber auch in den eigenen Reihen war Friedrichs Ruf gewachsen, der Respekt vor ihm noch gestiegen.

Um so mehr erregte sich der Papst, der schon zuvor den Staufer Parteigänger der Sarazenen gescholten, Diener Mohammeds, Feind der Kirche Christi. Gregor verdammte das ganze Geschehen und trieb gegen den Kaiser vom Heiligen Rom bis zum Heiligen Land, wo der Patriarch, gewiß weisungsgemäß, mit solchem Erfolg die päpstliche Hetze aufnahm, daß die Menge Friedrich vor seiner Einschiffung in Akkon am 1. Mai 1229 nicht mehr, wie bei seiner Ankunft, umjubelt, sondern beschimpft hat. Ja, die Metzger sollen ihm, dem mächtigsten Mann der westlichen Welt, bei seinem Ritt zum Hafen stinkende Gedärme nachgeschmissen haben.

Dem Kaiser pressierte es.

Kaum nach seiner Abfahrt in den Orient waren an der Grenze des Kirchenstaates Unruhen ausgebrochen, blutige lokale Erhebungen, die der Papst anheizte, indem er Friedrichs Untertanen im süditalienischen Reich von ihrer Gehorsamspflicht entband, worauf es zum Einmarsch des kaiserlichen Stellvertreters Reinald von Urslingen, Herzogs von Spoleto, in die «rekuperierten» Gebiete des hl. Petrus kam (mit schlimmen Ausschreitungen der Sarazenenverbände) und zur Exkommunikation des Herzogs durch den Papst.

Gregor hatte den Krieg, diesen gerade unter katholischen Moralbegriffen besonders unmoralischen Krieg, der viel Geld verschlang und für den er von der Welt noch Unterstützung heischte, als seine Truppen vor Friedrich schon davonzulaufen begannen, dreifach vorbereitet. Einmal durch einen Pakt mit der Lombardischen Liga, die ihn freilich schmählich im Stich ließ; dann durch Aufwiegelung der deutschen Fürsten und die angestrebte Wahl eines Gegenkönigs, des Welfen Otto von Lüneburg, eines Neffen Ottos IV., um die sich der Legat, Kardinal Otto Candidus von St. Nikolaus, allerdings gleichfalls vergeblich mühte; endlich durch eine von Gregor VII. einst so ersehnte «militia Sancti Petri» (VI 247 ff.), eine eigene päpstliche Streitmacht, die er bereits vor Friedrichs Abfahrt angeworben. Zu

finanzieren suchte er die «Schlüsselsoldaten» (clave signati) – nach ihrem Abzeichen, dem Schlüssel Petri genannt – durch Kirchentribute, Besteuerungen von Italien bis England und Skandinavien.

Ganz Europa rief er auf, Soldaten zu schicken und Geld – beides für einen Krieg gegen einen katholischen Kaiser, der auf einem Kreuzzug war und dem er, der Heilige Vater, unterdessen sein Königreich entreißen wollte; mal was Neues in der Heilsgeschichte. Denn das Land eines Kreuzfahrers hatte nach Völker- und Kirchenrecht unantastbar zu sein. Nun aber wurden drei päpstliche Armeen ins Feld geführt: von Johann von Brienne, dem Jerusalemer Exkönig und kaiserlichen Schwiegervater, von Kardinal Johann Colonna und von dem Kaplan des Papstes, Pandulf von Anagni. Zuletzt stand alles unter dem Kommando des Kardinals Pelagius, der so selbstbewußt schon den Kreuzzug von Damiette ins Verderben befohlen (S. 223 ff.), jetzt anscheinend sogar Gefangene verstümmeln und töten ließ, auch die Kirchenschätze von San Germano und Monte Cassino kassierte, als dem Papst das Geld für seinen Krieg ausging.

Indessen eroberten Gregors «Schlüsselsoldaten» beträchtliche Teile des unteritalischen Königreichs. Sie «legen Feuer an Dörfer und Städte», meldet Graf Thomas von Acerra im Frühjahr 1229 dem Kaiser, «rauben Güter und Vieh, nehmen die Menschen gefangen und setzen sie den verschiedensten Martern aus, erpressen die höchsten Lösegelder, schonen kein Alter und Geschlecht, lassen außer Kirche und Friedhof nichts in Frieden, verheeren Dörfer und Burgen und nehmen keinerlei Rücksicht darauf, daß Ihr im Dienste Jesu Christi steht». Aber der Heilige Vater hatte nun mal, wie der Graf von Acerra dem Herrscher auch schreibt, «gegen das christliche Gebot beschlossen, Euch mit dem weltlichen Schwerte zu besiegen, da es ihm nicht gelang, Euch mit dem geistlichen niederzuwerfen».

Tatsächlich schwang Gregor, recht schön christlich, väterlich, päpstlich, beide Schwerter. Noch im August 1229 wiederholte er Friedrichs Bannung und noch im September gebot er französischen Bischöfen, ihm mit Truppen ungesäumt Beistand zu leisten. Er beanspruchte andere Rechte, befahl die Annexion eroberter Gebiete und ließ sich huldigen als neuem Landesvater. Man verbreitete das

Gerücht vom Tod des Kaisers. Es herrschte Anarchie, Abfall und Aufruhr bis Sizilien, wobei die Franziskaner als eifrigste Werkzeuge papaler Politik fungierten, als Wegbereiter des Umsturzes. Friedrich wies sie samt und sonders aus, nachdem er, kaum zurück aus dem Orient, das Königreich, auch mit Sarazenen unter dem Banner Christi, in zwei Monaten – barbarisch hart gegenüber Abtrünnigen, selbst einen gefangenen Bruder des Papstes soll er haben hängen lassen – wieder an sich gebracht und die Päpstlichen bis in den Kirchenstaat zurückgeschlagen hatte, dessen Grenze er nicht überschritt.[39]

GREGORS DOPPELTES SPIEL IM KAMPF UM DIE LOMBARDEI

Wie schon früher, mühte sich der Kaiser auch jetzt jahraus, jahrein um bessere Kontakte zum Papst, der jedoch unzugänglich blieb, nur notfalls, wenn ihm, mehr als einmal, das Wasser am Hals stand, doch auch dann nur widerwillig und mehr scheinbar, in Verhandlungen eintrat, während Friedrich wirklich Frieden mit der Kirche und seine Wiederaufnahme suchte, sogar ein Bündnis mit dem Papst.

Noch von Jerusalem aus hatte der Kaiser Gregors feindseliges Vorgehen entschuldigt. Und kaum in Apulien gelandet, betrieb er die Aussöhnung mit ihm. Wiederholt schickte er Kuriere an seinen Hof und schaltete, neben immer neuen Gesandten, auch den Deutschordensmeister Hermann von Salza (um 1170–1239) ein. Der versierte Diplomat zählte zu den engen Beratern des Kaisers, besaß aber gleichzeitig das Vertrauen des Papstes und spielte seit 1222 zwischen ihnen eine bedeutende Vermittlerrolle. Auch deutsche Fürsten und Bischöfe wurden bemüht, bis es nach langen, in San Germano geführten, in Ceprano abgeschlossenen Besprechungen, nach vielem Gefeilsch des Papstes im August 1230 zum Friedensschluß kam und zur Lösung der über Friedrich seit September 1227 verhängten Exkommunikation. Dafür freilich mußte dieser

die besetzten Gebiete des Kirchenstaates räumen, im Königreich Sizilien freie Bischofswahlen gewähren, auch die Befreiung des Klerus von allgemeinen Steuern und weltlichem Gericht (Privilegium fori) sowie die Amnestie politischer Gegner, aller Vertriebenen und Verbannten.[40]

Ein erstaunliches Entgegenkommen, ja Schuldeingeständnis, eine Kapitulation. Dabei ein Friedensschluß ohne Frieden, ein scheinbarer Frieden. Denn im Grunde wollte der Papst, der hier zweifellos gewann, keinen Frieden, keinerlei Frieden mit dem Kaiser, wie auch der keinen wünschte um jeden Preis, auch er Mißtrauen hegte, Hintergedanken, was sich bald zeigte, was schon der Friedensvertrag selbst erkennen ließ. War doch das Entscheidende, der Kern der Auseinandersetzung, gänzlich ausgeklammert, überhaupt nicht erwähnt: die lombardische Frage.[41]

Die oberitalienischen Stadtrepubliken standen seit Jahrzehnten gegen die zentralistische Stauferpolitik, was schon unter Barbarossa zu schweren Kämpfen, zur Zerstörung Mailands führte (VI 497 ff.! 532) und 1167 zur Gründung der Lombardischen Liga. Allerdings gab es traditionell stauferfreundliche (besonders Cremona) und stauferfeindliche Städte, letztere von Mailand angeführt. Die Gruppierungen wechselten aber, und 1226, als der Kaiser in Oberitalien seine «Ketzer»-Gesetze durchzubringen suchte, reorganisierte man die Liga, schlossen sich verschiedene Kommunen und Signorien der Poebene zum «Zweiten Lombardenbund» gegen Friedrich zusammen, der nun wieder jene bekämpfte, denen sein Großvater unterlegen war.

Friedrich wollte die durch Fehden zerrissene Lombardei «befrieden», wollte Oberitalien konsolidieren, zu seinen Gunsten, versteht sich, wollte es nach dem Beispiel Siziliens straff strukturieren, absolutistisch, was dem Papst strikt widerstreben mußte, da er selbst auf Leitung der christlichen Welt, auf Unterordnung aller anderen Mächte beharrte. Doch brauchte er den «Tyrann von Sizilien» wider die in Oberitalien grassierende «Ketzerei», brauchte ihn noch mehr im Kampf gegen Rom, bei dem er sich gern in Viterbo durch Friedrichs Truppen verteidigen ließ. Einerseits kam er ihm, der so unzweideutig seine Partei ergriff, soweit es die Verhältnisse erfor-

derten, entgegen; insgeheim aber stand er auf der Seite des Feindes. Und als Friedrich am 14. Januar 1232 über die Liga die Reichsacht verhängte, schickte Gregor zu Verhandlungen prompt zwei lombardenfreundliche Kardinäle in den Norden, beide überdies gebürtige Lombarden, ja, einer von ihnen, Otto von St. Nikolaus, hatte während Friedrichs Kreuzzug die Wahl eines deutschen Gegenkönigs propagiert (S. 238). Sie traten denn auch offen für die Liga ein, die schon einem Heer von mehr als 20000 Mann gebot, indes der Papst nur versteckt ihre Sache betrieb, doch eindeutig zum Nachteil des sich wieder einmal beugenden Kaisers.[42]

Als aber im Herbst 1233 ein Umschwung in Rom Gregor erneut in die Bredouille brachte, als er im nächsten Sommer nach Rieti floh, die Römer den Lateran, Kardinalspaläste plünderten, päpstlichen Familienbesitz in der Campagna, als überhaupt ein Ausgreifen der Unruhen in der Stadt auf den Kirchenstaat drohte, was sie freilich im Frühjahr 1235 zu büßen hatte, war Friedrichs Hilfe wieder sehr begehrt, wurde nur so Roms Unterwerfung erreicht. Scheinheilig trug Gregor erneut seine Intervention beim Lombardenbund an, und Friedrich, der auch sonst den päpstlichen Beistand brauchte, im Königreich Jerusalem, in Deutschland, wo sich Sohn Heinrich stets mehr gegen ihn zu stellen begann, fiel abermals auf den Heiligen Vater herein, dessen Gesellschaft er im Sommer fast zwei Monate in Rieti genoß, wo beide ein Herz und eine Seele schienen. Doch als im Dezember 1234 die Liga mit König Heinrich paktierte, was den offenen Aufruhr bedeutete, den schon länger sich anbahnenden Bruch mit dem Vater, tadelte Gregor die Lombarden mit keinem Wort. Nur gegen Heinrich kehrte er seine Ungnade, ließ ihn bannen und erklärte ihm geleistete Treueschwüre für nichtig.

Gregor IX. holt zur Vernichtung Friedrichs aus und stirbt

Friedrich II. schien jetzt endlich die Heimtücke des Papstes voll durchschaut zu haben, schien nun endlich zu wissen, daß er des Reiches Macht in Italien nur gegen ihn wiederherstellen konnte, mit Hilfe des Reiches. So zog er zwar in geringer Begleitung, doch mit spektakulärem orientalischem Prunk nach Deutschland, begnadigte dort die Empörer, setzte aber am 2. Juli in der Pfalz Wimpfen seinen Sohn ab, den so lebensfrohen, die Minnesänger fördernden, allerdings ein anderes, städte- und reichsministerialenfreundliches und eher fürstenfeindliches Konzept vertretenden jungen Heinrich, der sich bedingungslos unterwerfen mußte. Friedrich kerkerte ihn erst in Heidelberg, dann in mehreren apulischen Bergfestungen ein, wo er nach jahrelanger rigoroser Haft, vielleicht durch eigene Hand, 1242 umkam; vom Vater vielbeweint, mit einer «Flut von Tränen aus Unserem Innersten», jedenfalls in vier Schreiben beklagt und mit Meßgesängen, Sakramenten, mit königlichen Ehren unter die Erde gebracht.[43]

Nach der Verurteilung des Sohnes feierte der Kaiser am 15. Juli 1235 zu Worms seine Hochzeit mit Isabella, der Schwester des englischen Königs Heinrich III. Die Ehe bahnte die Aussöhnung mit den Welfen an, wurde doch kurz darauf Otto das Kind, der Enkel Heinrichs des Löwen, als Herzog von Braunschweig-Lüneburg in den Reichsfürstenstand erhoben. Isabella von England aber verschwand nach Vollzug der Ehe in den Händen von Friedrichs sarazenischen Eunuchen, das Schicksal aller seiner Frauen teilend – nichts als Mütter seiner Kinder, ohne jede öffentliche Rolle.

Einen Monat nach dem Hochzeitspomp schloß der Regent auf dem glanzvollen, mit Fürsten übersäten, auch von Italienern besuchten Mainzer Reichstag zur Förderung des bevorstehenden Krieges einen zeitlich unbegrenzten Reichslandfrieden und versicherte sich der Hilfe der deutschen Großen bei der Niederkämpfung seiner lombardischen Gegner und all seiner Widersacher. Die Reichsheerfahrt, meldet er dem Papst, sollte im kommenden April beginnen, worauf die Beziehung zur Kurie sich noch verschlechtert. Gregor unterstützt

jetzt offen die aufmüpfigen oberitalischen Kommunen, wie stets natürlich im Interesse des Friedens, ermuntert sie für alle Zeit gegen jeden aus Deutschland sie bedrängenden Herrscher, wenn auch vorbehaltlich der römischen Imperatoren zukommenden Ehren und Dienste. Doch wurde immer offensichtlicher, es ging nicht nur gegen die kaiserfeindlichen Lombarden, es ging um einen Krieg zwischen Kaiser und Papst.

Gregor tat nun alles, um Friedrich zu schaden. Erfolgreich operierte er zumal durch den Kardinallegaten Jakob von Palestrina, seinen, so sagte er, «Friedensengel», der, aus Piacenza gebürtig, seine Vaterstadt zum Abfall von der kaiserlichen Sache und zum Anschluß an die Liga brachte, ein schmerzlicher Verlust für den Monarchen. Gregor appellierte an die oberitalischen Prälaten, seinen Legaten zu unterstützen, und kanzelte den Herrscher in einem ellenlangen Schriftstück ab. «Könige und Fürsten siehst Du vor den Knien der Priester den Nacken beugen, christliche Kaiser dürfen sich nicht nur nicht über den römischen, nein, auch nicht über irgendeinen andern Bischof erheben.»

So liebten es die Herren. Dabei mußten gerade die größten Fälschungen ihre hypertrophe Machtsucht stützen, wie hier die Konstantinische Schenkung. Habe doch Konstantin, so der Papst, dem römischen Bischof Kaiserwürde und Kaisertum, die Stadt Rom und ganz Italien überlassen, bevor er selbst nach Griechenland verschwand (vgl. IV 14. Kap.!). «Darum denn», schließt Gregor, nachdem er Friedrich noch an «das Recht des apostolischen Stuhles» und die «Treuepflicht» erinnert hat, «demütige Dich unter die gewaltige Hand Gottes ...» Und diese Hand, kein Zweifel, ist in diesen Kreisen stets die ihre. Denn «Gott», das sind die Herren selbst![44]

Der Kaiser fackelte jetzt nicht mehr lang. Er stand im August 1236 mit starken Kräften in Verona, verließ gegen Jahresende die Lombardei, wo unter seinen Vertretern überall der Bürgerkrieg entbrannte, bis er selbst im September des darauffolgenden Jahres mit doppelt großer Streitmacht wiederkam, sein Eingreifen natürlich nicht als «Krieg» betrachtend, sondern als ein Wiederherstellen der Ordnung, eine «Exekution des Rechts». Er nahm Mantua in Besitz, und am

27. November 1237 ritten bei Cortenuova – «ein furchtbares Gemetzel» (Salimbene von Parma) – die schweren deutschen Reiter das mailändische Heer vollständig zusammen. Der Podestà der Stadt, ein Sohn des Dogen von Venedig, wurde gefangen und ihr Fahnenwagen (carroccio) erbeutet. Im Frieden in der Kathedrale (!) aufbewahrt, im Krieg hervorgeholt («extrahere carrocium», auch in übertragener Bedeutung gebraucht), hatte das Kriegsvehikel sakralen Charakter und genoß patriotische Verehrung. Friedrich zog darauf triumphal in Cremona ein, voraus ein weißer Elefant, und oben am Mast, in Ketten, Mailands Podestà Pietro Tiepolo. Später schickte man das grandiose Beutestück mit weiteren Feldzeichen den Römern, zum Verdruß des Papstes.

Doch hatte der Sieg nicht die erwarteten Folgen. Zwar unterwarf sich Mailand, aber nicht, wie Friedrich es von Rebellen verlangte und gerade von einer seinem Hause so verhaßten Stadt, bedingungslos, auf Gnade und Ungnade. Also ging der Krieg weiter, allerdings ohne einen nennenswerten Erfolg des Kaisers. Die Kommunen nämlich, die ihm außer Mailand noch widerstanden, Genua, Piacenza, Alessandria, Bologna, Faenza und Brescia, mieden die offene Feldschlacht und hielten sich hinter anscheinend unbezwingbaren Mauern bedeckt. Fast ein Vierteljahr berannte er im Spätsommer 1238 Brescia vergeblich, wobei die Brescianer die Gefangenen aus dem kaiserlichen Heer außerhalb der Stadtumpfählung an den Armen aufhängten.

Mit ramponiertem Prestige und schlechten Aussichten zog Friedrich am 9. Oktober ab, während Gregor – erstes Resultat der kaiserlichen Niederlage – eben jetzt, nach dreijährigem Exil, unter üblichem Volksgejubel, doch gegen eine Gebühr von mehr als 10 000 Pfund baren Goldes, wieder in Rom einziehen konnte. Auch kriselte es dort weiter, wo es gerade den lang anhaltenden Aufruhr des Petrus Frangipane gegeben, Sproß eines meist papstfreundlichen, seit Heinrich VI. aber papstfeindlichen Geschlechts, jetzt die mächtigsten römischen Parteigänger der Staufer. Deshalb ließ Gregor auch gleich die Burg der Frangipani zwischen Kolosseum und Palatin, die Turris Chartularia, schleifen, was den Verlust vieler antiker Denkmäler bedeutete, wie schon bei ungezählten anderen Tumul-

ten im christlichen Rom und im ganzen Christenreich (vgl. III 559ff. u.o.).[45]

Gregor holte nun zum endgültigen Vernichtungsschlag aus, zum Kampf auf Leben und Tod, von beiden Seiten mit beinah beispielloser Leidenschaft geführt. Papstlegat Gregor von Monte Longo, Friedrichs entschiedener Widersacher, stiftete in Oberitalien weisungsgemäß Frieden und Bündnisse unter den Feinden des Kaisers. Und Heiligkeit selbst versöhnte aufwendig, doch in aller Heimlichkeit, zwei der führenden Seemächte des Landes, die alten Rivalen Venedig und Genua, verpflichtete sie zum gegenseitigen Beistand und verband sich mit ihnen im Spätherbst 1238 für neun Jahre gegen den Staufer, wobei der Pakt insbesondere auch einen Angriff auf das Königreich Sizilien vorsah.

Ein Brief Friedrichs vom 10. März nächsten Jahres an das Kardinalskollegium, das gespalten war, hat dieses nicht erreicht; der Papst fing das Schreiben ab. Und am 20. März 1239, Palmsonntag – der Tag, an dem in Salerno der Hochmeister des Deutschen Ordens, Hermann von Salza, der bisher das Schlimmste verhindert hatte, starb –, schloß er Friedrich erneut aus der Kirche aus. Er entband seine Untertanen vom Treueid, wiederholte den Bannfluch öffentlich und feierlich am Gründonnerstag, traditioneller Termin für derlei papale Feindesliebeakte. Dann teilte er der Welt mit, er habe des Kaisers Leib «dem Satan überliefert ...», worauf er all dessen Schlechtigkeiten, wie so oft schon, enthüllte, wenn auch weder inhaltlich noch formell überzeugend. Zum Beispiel hob er in dieser mühseligen Sündensammlung gleich zuerst hervor, Friedrich habe die Römer zur Rebellion wider die Kirche aufgestachelt, während er die päpstliche Herrschaft im Jahr 1234 gerade gerettet hatte. Und keine Silbe verlor der Papst über das ihn fast allein motivierende Lombardenproblem.

Der Staufer antwortete so versiert wie genau einen Monat später, am 20. April, in einem ausführlichen Schreiben an die Könige und Fürsten. Er warf Gregor, der sich als sein Todfeind erwiesen, Heuchelei, Bestechlichkeit, Verschleuderung der Kirchengüter vor, Verkauf von Ehedispensen hinter dem Rücken der Kardinäle, Parteiergreifung für die lombardischen Rebellen, den «Ketzerherd» von Mailand.

Der Heilige Vater seinerseits schleuderte seitenweise Insulte heraus, schimpfte Friedrich das dem Meer entstiegene apokalyptische Tier, den Drachen und Hammer der Welt, einen schamlosen Lügner. Dabei flossen doch gerade ihm, Gregor, Verdrehungen, Verleumdungen, Lügen nur allzu flink in die Feder. So wenn er den Landgrafen von Thüringen, das Seuchenopfer (S. 232), «vermutlich an Gift gestorben» sein läßt. Wenn er behauptet, der Kaiser, in dessen Königreich – eine krasse Unwahrheit – die «Ketzerei» floriere, sei selber «Ketzer», Vorläufer des Teufels, des Antichrists, der Moses, Christus, Mohammed die größten Menschheitsbetrüger nenne, die Jungfrauengeburt Gottes lächerlich mache und dergleichen mehr, was er, Gregor, gelegentlich noch belegen wolle. Sein Aufbrausen ist so maßlos, daß Katholik Seppelt der Papstreplik nicht den Vorwurf ersparen kann, sie ergehe sich «gehässig in Einseitigkeiten und Verzerrungen der Tatsachen», sie erhebe Anklagen gegen den Kaiser, «die nicht erweisbar sind, und für die sie sich nur auf Gerüchte zu berufen vermag». Friedrich legte eilends den Kardinälen brieflich ein katholisches Glaubensbekenntnis ab und schmähte auch seinerseits den Papst den Antichrist.[46]

In dieser Weise kämpften die beiden Führer der Christenheit gegeneinander und taten alles, die Welt aufzuklären, wobei Gregor im Vorteil war durch seine Multiplikatoren, seine Geistlichkeit, besonders seine Bettelmönche, die Friedrich sämtlich ausweisen ließ. Und den geistlichen Waffen fügte auch der Hohepriester erst recht die handgreiflichen, einschneidenden hinzu: Soldaten und Geld, überall von ihm zum frommen Zweck zusammengetrommelt, manchmal gegen den resoluten Widerspruch des Klerus. Ganz Frankreich sollte wider den Kaiser marschieren, wofür Gregor generös, doch vergeblich mit dessen Krone lockte. Dabei wurde allmählich «offenkundig, daß die Lombardenfrage das eigentliche Hindernis einer Verständigung zwischen Kaiser und Papst war, nicht die kirchlichen Übergriffe, mit denen vornehmlich der Bann gegen Friedrich begründet worden war» (Seppelt).

In Deutschland legte sich vor allem Albert Behaim (Albertus Bohemus, ein Bayer) mächtig für den Papst ins Zeug. Der ebenso betriebsame wie rigorose Passauer Kanoniker – vermutlich scharf auf

ein Bischofsamt, nicht nur politisch, auch literarisch tätig (wir besitzen die erste in Deutschland aufbewahrte Papierhandschrift von ihm) – hatte unter Innozenz III. und Honorius III. an der Kurie gewirkt und wurde 1239 von Gregor IX. als Legat (oder, meinen andere, Agent – in praxi Jacke wie Hose) an die deutsche, besonders die bayerische Front gestellt. Dort fädelte er nicht nur das antikaiserliche Bündnis des Böhmenkönigs mit den Herzögen Otto von Bayern und Friedrich von Österreich ein, sondern warf auch so mit kirchlichen Prosekutionen, der Exkommunikation von Bischöfen, dem Interdikt gegen Städte, um sich, daß er mehrmals das Weite suchen mußte. Erst im Todesjahr Friedrichs II. konnte der Fanatiker die Absetzung des stets entschieden kaisertreuen Passauer Bischofs Rüdiger erreichen.

Albert Behaim hatte im übrigen schon deshalb wenig Erfolg, weil der deutsche Klerus zu Friedrich stand. Gregors Invektiven wurden im Reich nördlich der Alpen anscheinend gar nicht verkündet. Manche Prälaten opponierten wütend. Der Bischof von Brixen sperrte den Boten des Papstes die Straße. Der Erzbischof von Salzburg, der Bischof von Freising traten ein päpstliches Schreiben mit Füßen. Öffentlich verhöhnte der Regensburger Seelenhirte die Gesandten Roms, und sein Domkapitel wollte für den Kaiser 600 Ritter ins Feld jagen.[47]

Etwas weniger engagiert waren Deutschlands weltliche Fürsten. Zwar konnte Friedrich für Geld da jede Menge Söldner kaufen, blieb aber hinsichtlich Menschen und Material vor allem auf das unteritalische Reich angewiesen, gegen das der Papst jetzt einen Angriffskrieg plante: Eroberung Siziliens und Einsetzung eines anderen Königs. Ebendeshalb hatte sich der Heilige Vater mit den Seestädten Venedig und Genua verbündet (S. 246), die fünfzig Kriegsschiffe und einige hundert Ritter zu stellen, auch die Landungsoperationen durchzuführen hatten und dafür mehrere Städte, eine gewaltige bewegliche Kriegsbeute und weitere Privilegien versprochen bekamen. Gregor seinerseits wollte 2000 Ritter ins Gefecht werfen und das Pekuniäre regeln.

Zunächst ließ sich der Krieg günstig für den Papst an. Man eroberte Como, Treviso, bekam Ravenna in die Hand und schlug

Friedrichs Heer vor Piacenza. Erst als dieser seine Strategie änderte, nicht mehr gegen die Lombarden, sondern gegen das Patrimonium und Rom selbst marschierte, wurde es für Gregor gefährlich, stand für ihn alles auf dem Spiel, zumal er nicht fliehen konnte und in der Hauptstadt, deren große Handelsherren Friedrichs Krieg mitfinanzierten, genug Gegner hatte, bis in das Kardinalskollegium hinein. War doch Roms Bevölkerung selbst zum erheblichen Teil papstfeindlich, hatte ihn zumindest wiederholt verjagt.

In höchster Not besann sich der greise Priester auf einen bei seinesgleichen stets so beliebten wie bewährten «metaphysischen» Trick. Er wallfahrtete am 22. Februar, am Tag vor Petri (angeblicher) Stuhlbesteigung, mit den heiligsten (angeblichen) Märtyrerresten, den vermeintlichen Häuptern der Apostelfürsten, vom Lateran nach Sankt Peter, sprach dort zum Volk und rief zuletzt, indem er die Mitra vom Kopf nahm und den Reliquien aufsetzte: «Verteidigt ihr Rom, wenn es die Römer nicht tun wollen!» Ein wohlkalkuliertes und -inszeniertes Klerikaltheater. Schlagartig kippte die Stimmung der Menge zugunsten des Papstes um, der nicht versäumte, allen, auch Frauen, die nun zum Waffengang gegen Friedrich herandrängten und sich gleich das Kreuz anhängen ließen, einen Ablaß zu gewähren. Der Kaiser hatte danach nichts mehr zu gewinnen und rückte ab.

Beim nächsten Schlag allerdings zog der Papst den kürzeren, obwohl er gerade dabei den Kaiser treffen wollte.

Die Rede ist von dem zu Ostern 1241 einberufenen Konzil, an dem auch Vertreter der Klöster und Domkapitel sowie Repräsentanten weltlicher Fürsten teilnehmen sollten, fast ausschließlich Feinde Friedrichs. Er selbst hatte zwar das Konzil gefordert, doch unter anderen Umständen, anderer Leitung: ein von den Kardinälen angesagtes Konzil. Jetzt aber, da Gregor auf seinem Vorhaben insistierte, womit das Ergebnis von vornherein feststand, sabotierte der Monarch die Sache. Er verlangte eine allgemeine Blockade der zur Kirchenversammlung Reisenden, verlangte Straßensperren, Festnahme, Ausraubung, so daß der Landweg entfiel.

Der Papst betraute Genua mit dem Transport der Synodalen zu Schiff. Doch der Plan wurde dem Kaiser bekannt. Und als die am 25. April von Nizza ausgelaufene Genueser Flotte, 27 Galeeren mit

Klerikern aus England, Frankreich, Spanien, am 3. Mai 1241 südöstlich von Elba die Inseln Giglio und Montecristo passierte, überfiel sie ein kaiserliches Geschwader unter seinem aus Genua stammenden Admiral und dem König Enzio von Sardinien, Friedrichs Lieblingssohn, als Kommandant eines sizilisch-pisanischen Verbandes. Die Angreifer versenkten 22 Galeeren, nur fünf entkamen, der Erzbischof von Besançon ertrank. Über hundert Prälaten wurden gefangen, gänzlich ausgeraubt und auf Burgen des Kaisers in Apulien, teilweise in Ketten, inhaftiert – nicht ohne Gregors gütige Ermahnung, in ihrem schweren Los geduldig auszuharren.

Der Sieg war beachtlich, die Betroffenheit der Päpstlichen, der Protest entsprechend, darunter eine scharfe und erfolgreiche Verwahrung König Ludwigs IX. von Frankreich gegen das schimpfliche Traktieren seiner Bischöfe. Von der Landung in Sizilien sprach niemand mehr. Das grandiose Papstprojekt fiel mit dem Untergang der Genueser Flotte buchstäblich ins Wasser. Außerdem drohte Gregor jetzt selbst der Angriff. Der Kaiser rückte in den Kirchenstaat ein, zog gegen Rom, wo sein Anhang immer mehr wuchs, wo schon vor Monaten Kardinal Johann Colonna sich vom Papst losgesagt und Friedrich zum Sturm auf die Metropole gerufen, wo noch im Juli der eben aus dem Heiligen Land kommende Richard von Cornwall, der Schwager des Kaisers und spätere deutsche König (S. 351), einen letzten und freilich wieder vergeblichen Vermittlungsversuch unternommen hatte. Und während Friedrich in jenem fieberheißen Sommer stets enger die Ewige Stadt zernierte, die Umgebung verheerte, Orte einnahm, schleifte, ohne daß der in die Enge getriebene Pontifex auch nur daran dachte nachzugeben, vielmehr wie eh und je Unterwerfung von Friedrich verlangte, demütiges Zukreuzekriechen, holte ihn selbst am 22. August 1241 der Tod.[49]

Wie sehr aber auch die Anschauungen, die Ziele beider auseinandergingen, einen gemeinsamen Gegner hatten sie, die «Ketzer», und bei ihrer Bekämpfung arbeiteten sie einander nolens volens in die Hand.

7. KAPITEL

DIE INQUISITION BEGINNT

«Was die Ketzer anlangt, so haben sie sich einer Sünde schuldig gemacht, die es rechtfertigt, daß sie nicht nur von der Kirche vermittels des Kirchenbannes ausgeschieden, sondern auch durch die Todesstrafe aus dieser Welt entfernt werden. Ist es doch ein viel schwereres Verbrechen, den Glauben zu verfälschen, der das Leben der Seele ist, als Geld zu fälschen, das dem weltlichen Leben dient. Wenn also Falschmünzer oder andere Übeltäter rechtmäßigerweise von weltlichen Fürsten sogleich vom Leben zum Tode befördert werden, mit wieviel größerem Recht können Ketzer unmittelbar nach ihrer Überführung wegen Ketzerei nicht nur aus der Kirchengemeinschaft ausgestoßen, sondern auch billigerweise hingerichtet werden.» Thomas von Aquin[1]

«Die Päpste waren nicht nur Mörder in großem Stil, sondern machten den Mord auch zu einem Rechtsgrundsatz der christlichen Kirche und zu einer Bedingung für die Erlösung.» Der katholische Historiker Lord Acton[2]

«In jedem Gefängnis standen Kruzifix und Folter Seite an Seite, und in fast allen Ländern war die Abschaffung der Folter schließlich auf Bewegungen zurückzuführen, die auf den Widerstand der Kirche stießen, und auf Männer, die die Kirche verfluchte.» William E. H. Lecky[3]

Die Anfänge der päpstlichen Inquisition in Deutschland – Konrad von Marburg

Die Möglichkeit, gegen Häretiker einzuschreiten, bestand zwar längst im bischöflichen Sendgericht, genügte den Hierarchen aber nicht. Gewiß, es ging noch keinesfalls um ihre Selbstbehauptung, die Sicherung der klerikalen Existenz, jedoch um ein Vorbeugen, um entschiedenere Abwehr. Wiederholt sprachen sich Synoden des 11. und 12. Jahrhunderts für das Unschädlichmachen der Häretiker aus, ohne indes ein entsprechendes Vorgehen zu organisieren. Da rief am 8. Juli 1119 Papst Calixt II., uns schon als Urkundenfälscher begegnet, durch die Synode von Toulouse die weltliche Gewalt zur Ausrottung der «Ketzer» auf (VI 401 f.). Und nachdem 1179 Alexander III. dazu auf dem Dritten Lateranum etwas genauere Direktiven gegeben (VI 539) und die staatlichen Mächte zur Verfolgung unter Strafandrohung verpflichtet hatte, beschlossen 1184 sein Nachfolger Lucius III. und Kaiser Friedrich Barbarossa in Verona noch schärfere Maßnahmen und drohten bei Pflichtverletzung mit Bann, Interdikt, Absetzung.

Wer sich dem priesterlichen Befehl versagte, galt als «Ketzer», und es war die Kirche, stets die Kirche, die den weltlichen Herrscher zur Härte, zur Erbarmungslosigkeit zwang. «Sie wollte von Gnade nichts hören und von Ausflüchten nichts wissen. Der Monarch trage seine Krone mit der Verpflichtung, die Ketzerei auszurotten und dafür zu sorgen, daß die Gesetze gegen sie scharf seien und mitleidlos durchgeführt würden. Jede Zögerung wurde mit der Exkommunikation bestraft. Erwies sich das als unwirksam, so wurden seine

Besitzungen dem ersten besten kühnen Abenteurer preisgegeben und ihm von der Kirche noch ein Heer zur Verfügung gestellt» (Lea).

Die Episcopi mußten jetzt ein- bis zweimal jährlich in allen verdächtigen Orten Untersuchungen anstellen, was weniger die Einführung der bischöflichen Inquisition war als eine Fortsetzung des bischöflichen Sendgerichts. Innozenz III., der die Verfügung übernahm, forderte dann für exkommunizierte Häretiker den andauernden Bann. Und Gregors IX. Konstitution von 1231 setzt schon die Todesstrafe voraus. Als sie darum im nächsten Jahr Friedrich II. in seinen berüchtigten Blutgesetzen gebot, bestätigte er «lediglich eine bereits vorhandene Rechtsgewohnheit» (Hauck).

Der Kaiser – was ihn weder entlasten kann noch soll, ihn vielmehr zusätzlich belastet – erließ diese abscheulichen Gesetze nur aus politischer Rücksicht, weil er, wie der Franziskaner Thomas Tuscus ausdrücklich sagt, dem Papst zu Gefallen sein, weil er sich als rechtgläubig, als katholisch erweisen wollte, um eine ihm drohende Exkommunikation zu verhindern. Und der, wenn auch zu Unrecht angesehene Dominikaner, der päpstliche Inquisitor Bernhard Guidonis, der allmählich in seinem Orden die höchsten Ämter einnahm, wies expressis verbis darauf hin, daß diese Kaiser-Erlasse dem Papst ihr Dasein verdanken. Wörtlich schreibt der Inquisitor: «Zu verschiedenen Zeiten hat der apostolische Stuhl Verordnungen erlassen gegen die ketzerische Bosheit; auch die kaiserlichen Gesetze wurden zu diesem Zweck vom Kaiser Friedrich *auf Betreiben des apostolischen Stuhles* (procurante eadem sede) verkündet.»[4]

Erstmals legalisierte den Feuertod für «Ketzerei» König Peter II. von Aragón in einem Edikt 1197, doch ohne daß man diesem Beispiel rasch gefolgt wäre. 1210 verfügt Otto IV. gegenüber Häretikern die Vermögenskonfiskation sowie Zerstörung ihrer Häuser, letzteres bereits von Heinrich VI., dann auch von Friedrich II. beschlossen. Friedrich droht ferner «Ketzern» am 22. November 1220 Einziehung ihrer Güter und die Acht an, die schon der Todesstrafe gleichkam, da sie die Verurteilten für jedermann vogelfrei machte. 1224 befiehlt er je nach Wahl des Richters für «Ketzerei» das Ausschneiden der Zunge oder den Scheiterhaufentod, den er 1231 in seiner sizilischen Verfassung definitiv festsetzt. Auch läßt er gleich,

zumindest in seinen neapolitanischen Besitzungen, zahlreiche Menschen hinrichten und meldet zwei Jahre später dem Papst, er habe die Verfolgung forciert.

Gregor IX., der dem Kaiser damals Mißbrauch vorhielt, der ihm unterstellte, so auch persönliche Feinde, ja mehr gute Katholiken als «Ketzer» zu verbrennen, hatte jedoch deren systematisches Aufspüren 1231 befohlen. Auch ihre Beschützer und Hehler sollten unfähig zu allen Ämtern sein, sollten nicht erben, nicht Erben einsetzen, nicht als Zeugen bei Gericht auftreten dürfen. Gregor selbst war als Verfolger erfolgreich, und «die Gläubigen konnten sich häufig an dem Schauspiel der Ketzerverbrennung erfreuen» (Lea). Um diese Freuden nun möglichst vielen zu vermitteln, übersandte der Heilige Vater im Februar 1231 das neue Häretikerrecht den Bischöfen und, im nächsten Jahr, entsprechende Erlasse den Fürsten. Außerdem betraute er die Predigermönche, die Dominikaner, mit der Ausführung einer eigenen Inquisition, ebenso den Mainzer Kleriker Konrad von Marburg.

Mit Konrad, der Kurie längst als verläßlich bekannt, begann die päpstliche Inquisition in Deutschland. Der durch «hohe Bildung» (Patschovsky) ausgezeichnete klerikale Schindermeister hatte sein ruhmreiches Wirken als päpstlicher Kreuzzugspropagandist 1215/1216 in Nord- und Mitteldeutschland eröffnet. Die «Ketzer» aber attackierte er zunächst auf eigene Faust. Graf Hoensbroech hält die Verbrennung von 80 Waldensern in Straßburg 1212 für Konrads erste Tat als Inquisitor. Zum Jahr 1214 melden die «Annales Wormatienses», «welche Ketzer er immer wollte, ließ er in ganz Deutschland, ohne Widerspruch zu finden, verbrennen». Auch die «Gesta Treverorum» erwähnen nicht nur die Scheiterhaufenopfer des Dominikaners – «eine ungezählte Menge Menschen niederen Standes und beiderlei Geschlechts» –, sondern bejubeln geradezu seinen unbeugsamen Mut und die Leidenschaft «für seine Sache».

Kein Zweifel, ein Pfaffe nach dem Herzen des Papstes, seines großen Gönners. Gregor IX. legitimierte ihn am 12. Juni 1227 geflissentlich zum hehren Tun, nämlich «das Unkraut vom Acker des Herrn auszurotten». 1231 bestellte er ihn als selbständigen «Ketzer»-Richter «mit ausgedehnten inquisitorischen Vollmachten» (Le-

xikon für Theologie und Kirche). Am 11. Oktober dieses Jahres wünschte er «dem geliebten Sohne Magister Konrad von Marburg, Prediger des Wortes Gottes, Heil und apostolischen Segen!». Gregor lobpries «nach Kräften den Schöpfer, der seine Gnadengeschenke an dir zahlreich gemacht und dich zu seinem auserlesenen Kinde erkoren hat!». «*Glorreiches wird von dir erzählt, und wir freuen uns deiner Fortschritte* ... Du kämpfest mit all deiner Kraft gegen die [ketzerische] Schlechtigkeit so erfolgreich, daß zahlreiche Ketzer durch dich vom Acker des Herrn ausgerottet worden sind. Damit du aber diese Füchse, die auf allerhand Schleichwegen den Weinberg des Herrn verwüsten, um so schrankenloser bekämpfen kannst, so wollen wir, daß du dich mit der Untersuchung der Rechtsfälle nicht abgebest (te a cognitionibus causarum habere volumus excusatum) und bitten und mahnen dich unter Erlaß deiner Sünden, daß du dich zur Ausrottung der verderblichen Ketzer [nicht Ketzerei] um taugliche Mithelfer umsehest, woher immer sie seien ...»

Natürlich hatte sich Konrad auch des «weltlichen Arms» zu bedienen, und Gregor erließ jedem Mitwirkenden am guten Werk alle ihm aufgebürdeten Kirchenstrafen für drei Jahre. Sollte jedoch einer von ihnen bei der «Ketzer»-Verfolgung sterben, eröffnete ihm der Papst die schönsten Aussichten: keinerlei Fegfeuer mehr, sondern mitten hinein gleich ins Paradies.

Der vom «Statthalter Gottes» und von Gott selbst geliebte «Bruder Konrad» wirkte indes auch als Beichtvater und wichtigster geistlicher Berater der jungen Landgräfin Elisabeth von Thüringen und urgierte zur selben Zeit, als er auch, besonders im mittelrheinischen Raum, sein äußerst ertragreiches Wirken als päpstlicher «Ketzer»-Jäger wahrnahm, Elisabeths Heiligsprechung.

Weithin rauchen die Scheiterhaufen, geht nun «eine ungezählte Zahl von Menschen ... zu Grunde» (Annales Colonienses maximi) in Erfurt, Mainz, Köln, Marburg, wo man auch eine Greisin, die sich nicht «bekehren» wollte, in Asche verwandelt (vgl. S. 159 f.). Auch die «Sächsische Weltchronik» bemerkt jetzt «in dutschen Landen vil Keczerie ... darumme ward an deme Rine von Meister Conrade von Marpurg des Predigers wegen vil Ketzere gebrant». Allein Konrads Gehilfe, der Dominikanerbruder Konrad Dorso, hat «wol

dusent gebrant». Schließlich gingen Frater Konrad Dorso und sein einäugiger verstümmelter Spießgeselle Johannes, ein wirklicher Schinderhannes (totus nequam), von dem sehr kirchlichen Grundsatz aus: besser, daß hundert Unschuldige krepieren, als daß ein Schuldiger entrinne. «Sie ließen in den Städten und Dörfern verhaften, wen sie nur wollten, und übergaben diese Leute den Richtern *ohne alle weiteren Beweise* mit den Worten: das sind Ketzer, wir ziehen unsere Hand von ihnen zurück.» Darauf mußten die Richter, ob sie wollten oder nicht, sie verbrennen, nach den «Annales Colonienses maximi» noch am Tag der Anklage.

So wurden, wie durch die ganze Zeit der heiligen Inquisition, schon jetzt ungezählte Menschen kraft krasser Rechtsverletzungen, kraft falscher Zeugnisse, ja gar auf Verdacht hin und ohne weitere Untersuchung umgebracht, selbst solche, die ihren Glauben bis zum letzten Atemzug bekannten, die «noch in den Flammen Christus und seine göttliche Mutter anriefen ...».

Gregor gestattete «Ketzern» keine Berufung. Anwälte, Notare, die ihnen beistanden, verloren, so befahl er, «für immer ihr Amt». Ja, sie gerieten in Gefahr, gleichfalls verbrannt zu werden; ebenso «Ketzer», die sich weigerten, Mitschuldige zu nennen. Sie verklagten Leute, «ohne sie verklagen zu wollen; Dinge aussagend, von denen sie nichts wußten. Auch wagte es Niemand, für Jemand, der verklagt war, Fürsprache zu erheben oder auch nur Milderungsgründe vorzubringen, denn dann wurde er als Vertheidiger der Ketzer betrachtet, und für diese und die Hehler der Ketzer waren vom Papste die gleichen Strafen wie für die Ketzer selbst bestimmt. Hatte jemand der Sekte abgeschworen und wurde rückfällig, so wurde er, ohne noch einmal widerrufen zu können, verbrannt» (Gesta Treverorum) – bald ein allgemeiner Grundsatz.

Der deutsche Episkopat hat die Blutarbeit dieser Papstkreaturen, deren unsäglich scheußliches Treiben das vielbändige katholische Handbuch der Kirchengeschichte völlig ignoriert, jahrelang nicht nur geduldet, sondern unterstützt, mancher Bischof noch nach ihrem Tod verteidigt. Gewannen sie doch geistliche und weltliche Herren, auch den König, indem sie sagten: «Wir verbrennen viele reiche Ketzer, und ihre Güter sollt ihr haben. In den bischöflichen Städten

soll die eine Hälfte der Bischof, die andere aber der König oder ein anderer Richter bekommen. Darüber freuten sich nun diese Herren, leisteten den Inquisitoren Vorschub, beriefen sie in ihre Städte und Dörfer.»

Erst als sich Konrad an Höhergestellten, an Burgherren, Adligen vergriff, als er selbst die Grafen von Sayn, Solms, Arnsberg, die Gräfin Looz der «Ketzerei» bezichtigte, ermahnten ihn die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier, «er möge mit mehr Mäßigung verbrennen, aber er gab nicht Ruhe». Als jedoch König Heinrich auf dem Mainzer Hoftag 1233 für den Hochadel und gegen Konrad Partei ergriff, wurde dieser noch auf der Heimreise am 30. Juli erschlagen. Und erst seine Beseitigung, schon nahe Marburg, seiner Vaterstadt, wo er die letzte Ruhe fand, sinnigerweise in der Elisabeth-Kirche, an der Seite der Heiligen, soll wenigstens die schlimmsten Exzesse vorübergehend beendet haben.[5]

Noch wenige Wochen aber vor Konrads Tod hatte ihn Papst Gregor IX. am 10. Juni 1233 aufgestachelt, «das faulende Fleisch mit *Feuer und Eisen*» zu entfernen. Zur gleichen Zeit animierte Gregor auch den Mainzer Erzbischof zur «Ketzer»-Abschlachtung, ebenso König Heinrich, indem er diesem leuchtende Beispiele des Alten Testaments zur Nachahmung empfahl, biblische Mörder und Massenmörder: «Wo ist der Eifer eines *Moses*, der an einem Tag 23 000 Götzendiener vernichtete? Wo ist der Eifer eines *Phinees*, der den Juden und die Madianiterin mit einem Stoße *durchbohrte*? Wo ist der Eifer eines Elias, der die 450 Baalspropheten mit dem Schwerte *tödtete* ...»

Und am 21. Oktober 1233 schickt der Papst einen enthusiastischen Nachruf in den Norden: «Ihr Kirchenfürsten von Deutschland, was ist denn das, daß ihr über die grausame, von Dienern der Finsterniß verübte Ermordung Konrad's von Marburg, des Dieners des Lichts und Führers der Braut Jesu Christi, nicht weinet und trauert?» Niemand habe die «Ketzer» mehr erschreckt, die Kirche mehr verteidigt, schreibt Gregor IX. und zögert nicht zu erklären, die Ermordung Konrads, «eines Mannes von vollendeter Tugend und eines Herolds des christlichen Glaubens», könne gar nicht nach Gebühr gezüchtigt werden ...[6]

Je dreckiger, desto heiliger

All dies geht auf Papst Gregor IX. zurück: Er hat eine Inquisition durch Legaten versucht, er hat in Rom, in Florenz Inquisitoren ernannt, hat die bestehende Gesetzgebung gegen Häretiker 1231 intensiviert und diese so der Todesstrafe ausgesetzt. Er hat endlich auch eine päpstliche Inquisition, neben der bischöflichen, begründet und ihre Durchführung nach 1231 in die Hände der Dominikaner gelegt, die vor allem in Norditalien und im Languedoc entsetzlich wirkten.

In Toulouse wurden 1232 durch den Dominikaner Raimund de Falguario neunzehn Albigenser, darunter mehrere Frauen, verbrannt. In Florenz brachte der Dominikanerinquisitor Johann im Juli 1233 sechzig angesehene Männer und Frauen auf den Scheiterhaufen. Der von Gregor ernannte Dominikanerinquisitor Robert, der auch in Cambrai, Douai, Lille viele Menschen zu Asche machte, ließ allein am 29. Mai 1239 zu Mont-Aime in der Champagne 183 «Ketzer» verbrennen – «ein großes und dem Herrn wohlgefälliges Brandopfer» (maximum holocaustum [!] et placabile Domino), wie der Bericht meldet.

Die Dominikaner übten ihr gemeines Mordwerk schließlich in ganz Europa aus, besonders aber im Süden, in Spanien, Italien, Südfrankreich. Ja, es gab eine, wenn auch verhältnismäßig harmlose, weil nicht durch grausame staatliche Gesetze (etwa Friedrichs II. oder Ludwigs des Heiligen) gestützte dominikanische Inquisition in Afrika und Asien, in Tunis und Marokko, in Armenien, Rußland, Georgien. Doch zumindest in Europa wurden die die Predigerbrüder die wohl schlimmsten katholischen Bluthunde durch Jahrhunderte. Dabei hatte ihr Gründer, der spanische Priester Domingo de Guzman, Dominikus, «frühe schon den Geist Christi zu dem seinigen gemacht» (Wetzer/Welte, Kirchen-Lexikon, 1849), gehörte Dominikus zu den «großen Gestaltern der im Ordensleben institutionalisierten Nachfolge Jesu» (Lexikon für Theologie und Kirche, 1995). Papst Gregor sprach ihn 1234 heilig, einen Mann, dessen häufigstes Emblem ein Hund wird mit brennender Fackel im Maul. Wie man denn die Dominikaner infolge

ihrer blutrünstigen Heilsrolle «Domini cani» nannte, Hunde des Herrn.

Die Strafen waren im Laufe der Heilsgeschichte immer härter und heilsamer geworden. Die Konzilien von Reims 1157 und von Oxford 1160 hatten gegen Häretiker die Brandmarkung im Gesicht verhängt. Und selbst Innozenz III. drohte 1199 den Albigensern zunächst «nur» Verbannung und Konfiskation an. Dann aber wird die Todesstrafe häufiger. Und kamen auch verschiedene Hinrichtungsarten vor – in Köln, Nürnberg, Regensburg zeitweise das Ertränken der «Ketzer», in Würzburg das Köpfen –, so wurde doch der Feuertod für sie die Regel.

Die Verbrennung, meist an einem Feiertag, machte die Kirche zu einer Demonstration ihrer faktischen Allmacht, zu einer pompösen rituellen Opferung, attraktiver als jedes andere Kirchenfest. Die Sache hieß mit einem portugiesischen Ausdruck Autodafé, lateinisch actus fidei, war also ein Glaubensakt, fraglos der feurigste der Religionsgeschichte. Sonderreiter luden ein, in Prozessionen wurden die Volksscharen und die Verurteilten herbeigeführt, für Fensterplätze hohe Preise gezahlt und jedem Holz zum Scheiterhaufen schleppenden Christkatholiken war ein vollkommener Ablaß sicher – um diese großartige Möglichkeit ist die katholische Welt seit dem 19. Jahrhundert gebracht, denn das letzte Autodafé soll 1815 in Mexiko zelebriert worden sein (das erste 1481 in Sevilla).

Geistliche und weltliche Fürsten nahmen teil, und nachdem der Großinquisitor auf einem Platz oder in einem Gotteshaus nach Hochamt und Predigt die zum Tod Verdammten der weltlichen Macht überliefert hatte, nicht ohne den innigen Wunsch, «Leben und Glieder» dieser Leute zu schonen, wurden sie zur Richtstätte gebracht – ihrer aberwitzigen Verderbtheit wegen meist mit einem Narrenhut, in einem Sackgewand, grellgelb und voll der tollsten Teufelsvisagen, damit auch der dümmste Katholik gleich sah, welch Geistes Kind die Bösen waren; wobei man sie, in probater Nächstenliebe, auch gern mit Stockschlägen traktierte, mit glühenden Zangen zwickte und ihnen manchmal noch die rechte Hand abschlug. Auch bekamen, mit zarter Rücksicht auf das Gottesvolk, die «Ketzer» zur Verhinderung ihrer Schreie eine Art Bremse in den

Mund, so daß man nichts hörte als das fast anheimelnde Knistern der Flammen und die Litanei der Pfaffen. Und während ihre Opfer, je nach Windrichtung, erstickten oder langsam verbrannten, sang die versammelte Gemeinheit, Adel, Volk und Klerisei, «Großer Gott, wir loben dich».[7]

Die Inquisitionsgerichte waren die vornehmsten Gerichte der Kirche und jedem profanen Einfluß entzogen. Sie galten als unverletzlich und schmückten sich gewöhnlich mit den Attributen «heilig» und «hochheilig». Denn je dreckiger da eine Sache ist, desto mehr muß sie verbal vom Dreck befreit, muß sie geschönt, veredelt, ins Hehre, Erhabene gehoben werden.

Offizielle kirchliche Verlautbarungen oder Päpste wie Innozenz IV. und Clemens IV. verherrlichten die Inquisition in ihren Bullen vom 23. März 1254 und vom 26. Februar 1266. Auch die Inquisitoren selbst brachte man in eine erlauchte Ahnenreihe, in Konnex mit einer ganzen Galerie glorioser alttestamentlicher Gangster, mit Saul etwa, mit David (I 85 ff.!), Josua (I 83 f.) u. a. Doch auch Jesus, Johannes der Täufer, Petrus zählten zum Stammbaum des Inquisitors. Ja, Gott selbst, der Vertreiber von Adam und Eva aus dem Paradies, galt geradezu als erster «Inquisitor». Jedenfalls waren diese Mordbuben Beauftragte des Papstes. Unentwegt und überall führten sie ihre Vollmacht einzig und allein auf ihn zurück.

Inquisitionsgefängnisse, Orte unausdenkbaren Grauens

Eröffnet wurde das Inquisitionsgericht durch eine Anrufung des Heiligen Geistes, und auch vor der Urteilsverkündung betete man. Das Urteil freilich war, sogar bei großem Zweifel, jeder Nachprüfung durch staatliche Gerichtshöfe entzogen. Diese fungierten nur als ausführende Werkzeuge der kirchlichen, deren Sentenzen sie «blindlings» (coeca obedientia), «mit geschlossenen Augen!» (oculis clausis) zu vollstrecken hatten.

Zahlreiche päpstliche Bullen schärften den Fürsten ihre ver-

dammte Pflicht und Schuldigkeit ein. Nicht nur die Dogen von Venedig waren schließlich durch einen Amtseid verpflichtet, alle Häretiker zu verbrennen. Und der Welfe Otto IV. wollte ebenso «wirksame Unterstützung» bei der Ausrottung der «ketzerischen Bosheit» leisten wie sein Gegner, der Staufer Friedrich II., der jedoch noch weiter, am weitesten ging und von seinen sämtlichen Machthabern, Konsuln, Rektoren verlangte, «daß sie in ihren Landen alle von der Kirche bezeichneten Ketzer nach Kräften auszurotten bemüht sind». Dies mußten sie öffentlich beschwören, widrigenfalls sie Absetzung und der Verlust ihres Landes traf, was weithin wirkte.

Energisch drangen die Päpste darauf, daß alle Befehle und Forderungen der Inquisitoren rasch zu erfüllen, daß diesen selbst durch den Staat Geleitwachen zu stellen waren, vor allem aber, daß die Inquisitionserlasse in die weltlichen Gesetzessammlungen kamen. So schreibt Innozenz IV. in seiner Bulle «Cum adversus haereticam» vom 28. Mai 1252: «Da der römische Kaiser Friedrich gegen die ketzerische Bosheit gewisse Gesetze erlassen hat, durch welche die Ausbreitung dieser Pest verhindert werden kann, und *da wir wollen, daß diese Gesetze zur Stärkung des Glaubens und zum Heile der Gläubigen beobachtet werden, so befehlen wir den geliebten Söhnen, die die Obrigkeit bilden, daß sie diese Gesetze, deren Wortlaut wir mitschicken, in ihre Statuten aufnehmen und daß sie mit großer Emsigkeit gegen die Ketzer vorgehen. Deshalb befehlen wir euch* [Inquisitoren], *daß, wenn diese Obrigkeiten unsere Befehle nachlässig erfüllen, ihr sie durch Exkommunikation und Interdikt dazu zwingt ... Die vom katholischen Glauben Abfallenden verfluchen wir ganz und gar, wir verfolgen sie mit Strafen, wir berauben sie ihrer Vermögen; ihre Erbfolge heben wir auf, alle Rechte erkennen wir ihnen ab.*»[8]

Die übliche Strafe für «Ketzer» wurde die Einkerkerung, oft lebenslänglich. In einem nur teilweise tradierten Urteilsregister der Inquisition von Toulouse aus den Jahren 1246 bis 1248 mußten von 149 Eingekerkerten 6 zehn Jahre, 16 eine unbestimmte Zeit, je nach Gutdünken der Kirche, und 127 lebenslänglich büßen.

Die Inquisitionsgefängnisse waren Orte nicht ausdenkbaren Grauens, nach päpstlicher Anweisung eng und dunkel; gewöhnlich

ohne jede Beleuchtung und Ventilation, aber voller Unrat, Gestank. Und in diesen durch den Klerus vollgestopften Stätten, die bald zu klein wurden, weshalb Gregor IX. den Bau weiterer befahl und dazu beisteuernden Christen reichlich Ablässe verlieh, verbüßten Menschen eine Strafe, die noch weit schlimmer war als der rasche Tod auf dem Scheiterhaufen, schmachteten Frauen und Männer oft viele Jahre, ohne verurteilt oder freigesprochen zu sein. So wurde ein Mann namens Wilhelm Salavert am 24. Februar 1300 erstmals verhört und am 30. September 1319 verurteilt, nach neunzehnjährigem pausenlosem Elend. In Toulouse wurde eine Frau «zum Kreuztragen begnadigt», nachdem sie 33 Jahre lang in den dortigen Gefängnissen gelegen.

Es versteht sich von selbst, daß die wenigsten Häftlinge eine solche Zeit lebend durchstanden. Der überaus sanfte, bescheidene, liebenswürdige Franziskaner Gerhard von Borgo San Donnino kam im 13. Jahrhundert wegen unorthodoxer Trinitätsspekulationen aus purer «Gnade» 18 Jahre in den Kerker, bei Wasser und Brot, in Ketten, bis zu seinem Tod; ebenso die beiden Mönche Leonardo und Piero de'Nubili. Im frühen 14. Jahrhundert wurde der Franziskanerspirituale Pontius Bautugati für seine Weigerung, einige der verbotenen Traktate des Petrus Johannis Olivi, eines führenden Spiritualen (gest. 1298), zur Verbrennung auszuliefern, eng an die Mauer eines feuchten, dreckstarrenden Verlieses gekettet, wo er, bei wenig Wasser und Brot, im Schmutz zu Tode faulte; als man ihn eiligst verscharrte, war sein Fleisch schon von Würmern angefressen.

Auf engstem Raum hat man die Opfer oft haufenweise in modrigen stinkenden Löchern zusammengepfercht. Zum Beispiel, wird überliefert, vierzig Personen in einem 40 Fuß langen und 15 Fuß breiten Gelaß. In der Mitte eine Senkung zum Harnen, dazu ein großer Fäkalientrog, der zweimal in der Woche geleert worden ist. «Aus dem Frauenkerker, der über uns lag, sickerte der Urin durch die Dekke in unseren Kerker». Diese Höllen waren häufig unterirdisch, ohne frische Luft, ohne Licht. Die Opfer von Kirche und Staat, nicht selten an die Mauer geschmiedet, vegetierten bei spärlicher Nahrung oft jahre- und lebenslang dahin, verzehrten sich, bis sie im Irr-

sinn, durch Selbstmord endeten, durch einen sogenannten natürlichen Tod oder eines Tages auf der Folter oder in den Flammen der Scheiterhaufen.

Practica Inquisitionis

Viele Experten schrieben Hand- oder Lehrbücher ihrer Heilswissenschaft. So besitzen wir, um nur einige der geachtetsten zu nennen, die «Practica Inquisitionis haereticae pravitatis» des Dominikaners Bernhard Guidonis (oder Gui), der in seiner Amtszeit als Inquisitor nach einer Überlieferung 637 Menschen verbrennen ließ und zum Dank dafür 1324 von Papst Johann XXII. zum Bischof von Lodève erhoben wurde – durchaus nicht, wie Unschuldslämmer meinen könnten, zynisch gesagt. Die Kirche wählte mehrere Inquisitoren zu Päpsten, und noch 1867 sprach sie durch Pius IX. Pedro Arbues, einen der grausamsten, durch diverse Autodafés brillierenden Verbrennungsmeister Spaniens, heilig (Fest 17. September).

Die Absicht der Inquisition drückt der Dominikaner Guidonis in seiner Lehrschrift deutlich so aus: «*Zweck der Inquisition ist die Zerstörung der Ketzerei; die Ketzerei kann aber nicht zerstört werden, außer durch Vernichtung der Ketzer; ... Auf zweierlei Art werden aber die Ketzer vernichtet;* erstens, indem sie sich von der Ketzerei zur katholischen Religion zurückwenden, *zweitens, indem sie, dem weltlichen Gericht überliefert, körperlich verbrannt werden.*»

Der Dominikaner Nicolas Eymerich, Generalinquisitor für Aragonien und päpstlicher Kapellan in Avignon, verfaßte dort 1376 einen «Wegweiser für Inquisitoren», das vielaufgelegte «Directorium Inquisitorum», das in seiner Wirksamkeit «unübertroffen» (Graf Hoensbroech) sein soll und der römischen Kurie bald als «unersetzliches Arbeitsinstrument für den Inquisitionsprozeß» galt (Romanello). In einem späteren Anhang enthält es ein 425 Nummern umfassendes Verzeichnis häretischer Sätze «zur Bequemlichkeit der hochwürdigsten Herren Inquisitoren».

Der «Tractatus de Officio sanctissimae Inquisitionis» des Tho-

mas Careña – Fiskal der römischen Inquisition und Vertrauter des hl. Karl Borromäus – stellt schon im «Vorspiel» (anteludia) den sein ganzes Opus beherrschenden Grundsatz auf: «die Ketzereien sind auszurotten, und die Ketzer müssen *mit Feuer und Schwert* bezwungen werden, denn leichter werden sie überwunden, als überredet. Nirgendwo werden die Ketzer so heilig und gerecht bestraft wie vor dem Richterstuhl der Inquisition ...»

Ein Inquisitionshandbuch des Franziskanerordens aus dem 16. Jahrhundert ist überschrieben: «Strafrichterliche Anleitung für den Orden der minderen Brüder des heiligen Franziskus, um in heiliger Weise die Gerechtigkeit anzuwenden: Practica criminalis ad sancte administrandam justitiam in Ordine Fratrum Minorum S. Francisci.»[9]

Die Gerechtigkeit ging diesen Mördern, nach der Heiligkeit, über alles.

Was die «Handbücher der Inquisition» den geschätzten hochwürdigsten Kollegen aber tatsächlich immer wieder unterbreiten, ist eine Fülle schmutziger Tricks, um ihren meist schon durch die Haft erschöpften Opfern ein Geständnis abzuringen. So soll der Inquisitor, in Akten, in Papieren blätternd, tun, als wisse er schon alles, auf daß der Gefangene sich bereits überführt glaube. Oder es soll ein bekehrter «Ketzer», als Sektenmitglied eingeschleust, das Vertrauen seines früheren Genossen erlangen und ihn zum Sprechen bringen, worauf Lauscher an der Tür, darunter ein Notar, alles Belastende aufschreiben. Oder man lügt einfach drauflos, erzählt, verreisen zu müssen, heuchelt Teilnahme mit dem Häftling, sagt, man hätte ihn «gerne rasch losgelassen, weil du leicht Schaden an deiner Gesundheit nehmen kannst. Jetzt aber muß ich abreisen und ich weiß nicht, wann ich zurückkomme. Da du nun nicht bekennen willst, so muß ich dich leider bis zu meiner Rückkehr gefesselt im Kerker belassen. Dann wird der Gefangene wohl anfangen zu bitten, daß er nicht im Kerker belassen werde, und so wird er vielleicht anfangen, zu gestehen» (Inquisitor Nicolas Eymerich).

Eine plumpere, aber durchaus wirksame Methode handhabte Frà Tomaso von Aversa. Als er 1305 in Neapel den Franziskanerspiritualen selbst durch grausamste Folterungen kein Geständnis

abrang, ließ er einen der jüngeren Brüder tagelang hungern, machte ihn endlich durch starken Wein besoffen und bekam schließlich zu hören, daß er und seine 40 Gefährten alle «Ketzer» seien. Auch Papst Clemens V. konnte so, nur ein Jahr später, als geständnisfördernden Mittel, neben der Folter und der Härte des Kerkers, den Mangel an Nahrung in Erinnerung bringen.

Angelegentlich empfohlen wird auch, Beschuldigten oft Gnade zu versprechen, weil dann der Begnadigte andere anzeige, noch Unbekannte, somit «die listigen Schlangen aus ihren Schlupfwinkeln» locke. Zwar verliere man derart die Güter Amnestierter, gewinne aber das Vermögen der neu Denunzierten, habe also eher mehr als weniger.

Die Folter, das beeindruckendste Instrument christlicher Nächstenliebe

Von den drei Überführungsarten der Inquisition, Reinigung, Abschwörung, Folter, «ist die Folter das geeignetste. Weil die Ketzerei schwer zu beweisen ist, soll der Inquisitionsrichter geneigt sein zur Anwendung der Folter: ad torturam judex debet esse promptior» (Antonius Diana, Konsultor der sizilischen Inquisition).

Die Folter hatte schon der hl. Bischof und Kirchenlehrer Augustinus, das Urbild aller mittelalterlichen «Ketzer»-Jäger, gegen die Donatisten gestattet, die Folter quasi als Bagatelle gegenüber der Hölle verteidigt, geradezu als eine «Kur», emendatio (I 485).

Die augustinische «Ketzer»-Polemik baute im 11. Jahrhundert u. a. Bischof Anselm von Lucca, 1080 von seinen eigenen Klerikern vertrieben, systematisch aus, wobei er Augustin ganz richtig versteht: ein Vorgehen gegen die Bösen sei eigentlich kein Verfolgen, sondern eine Äußerung der Liebe. Auch Bischof Bonizo von Sutri, der Schismatiker und schlimmere Abweichler «mit allen Kräften und Waffen zu bekriegen» aufruft und von seinen Christen 1089 geblendet und verstümmelt wird, zögert nicht, Augustin die Worte in

den Mund zu legen, «daß diejenigen selig seien, die um der Gerechtigkeit willen Verfolgung ausüben».

Nördlich der Alpen kam das beeindruckendste Instrument christlicher Nächstenliebe schon in karolingischer Zeit zur Anwendung, begann aber erst im 13. Jahrhundert zu florieren, als Innozenz IV. in der Bulle «Ad exstirpanda» 1252 die Folter gegen norditalienische «Ketzer» vorschrieb und kanonisch regelte. 1256 wurde dies auf ganz Italien ausgeweitet und in den nächsten Jahren von den Päpsten Alexander IV. und Clemens IV. bestätigt. 1261 erlaubte Urban IV., daß Inquisitoren, denen bei dieser etwas robusteren Art der Meinungserforschung ein Delinquent starb, sich gegenseitig absolvieren können. Denn zu Tode foltern durfte man einen «Befragten» nicht. In diesem Fall verfiel der Inquisitor der Exkommunikation. Er wurde allerdings sofort befreit davon, sprach ein Priester der Inquisition ihn los durch die Formel: Ego te absolvo.

Zu Beginn des 14. Jahrhunderts, in dem auch Clemens V. das Foltern während der Templer-Ausrottung befahl (S. 467), wurden im Königreich Neapel 42 Franziskanerspiritualen fünf Monate lang schärfstens torturiert, so daß einige von ihnen starben, die Überlebenden dann nackt durch die Straßen der Hauptstadt gepeitscht und verbannt. Man hat die Spiritualen, die mehr frühfranziskanischer Lebensart zuneigten, größerer Kontemplation, strengerer Armut, bis Kalabrien, Sizilien, bis nach Armenien und Jaffa gejagt, hat, so weist eine Liste des Inquisitionstribunals in Carcassonne aus, zwischen 1318 und 1358 auch 113 «Brüder des armen Lebens» verbrannt. Freilich – die Praxis selbst der Spiritualen war nicht stets spirituell. So warteten sie in Asciano in dem von ihnen besetzten Minoritenstift oder im Kloster von Carmignano bei Florenz hinter Schießscharten mit Standarmbrüsten auf ihre Verfolger.

Neben der Folter hing das Kreuz, und während des Marterns besprengte man die Instrumente der Heilsvermittlung mehrmals mit Weihwasser. So waren sie denn zur Erzwingung aller erwünschten Geständnisse auch meist rasch wirksam und ersparten der Inquisition überdies Nahrungs- und Unterbringungskosten.

Im Inquisitionskerker zu Carcassonne gestand man für den Unterhalt der Gefangenen pro Tag und Kopf 8 déniers zu (etwa 8 Pfen-

nig nach der deutschen Währung von 1900), woran jedoch die Gefängniswärter noch verdienen wollten. So wurde die Folter bei den geistlichen Herren schnell beliebt, indes die staatliche Gerichtsbarkeit sie nur langsam einführte.

Die Folterarten waren, von verschiedenen Handbüchern ausdrücklich betont, durch das Kirchenrecht nicht festgelegt; sie standen im Belieben des Richters. Untersagt war nur, einen Gefolterten – außer im Fall neuer Anklagepunkte – ein zweites Mal zu foltern. Man umging das aber dadurch, daß man nach Unterbrechung der Folter diese ein, zwei Tage später wieder aufnahm, sie dann allerdings nicht «erneuerte», sondern «fortgesetzte» Folter nannte (continuata tormenta, non iterata). Verlor ein Gefolterter das Bewußtsein, sollte man ihn mit Wasser übergießen oder durch Schwefel, unter seiner Nase entzündet, der Ohnmacht entreißen, worauf man weiter foltern konnte.

Umstritten war auch die Altersgrenze der zu Folternden. Nach oben war sie selbstverständlich offen. Für Jugendliche setzten Konzilien von Toulouse, Béziers und Albi vierzehn Jahre für das männliche, zwölf für das weibliche Geschlecht fest. Doch gab es auch kirchliche Autoritäten, die das Alter bis auf sieben Jahre reduzierten. Das «Sacro Arsenale» des Dominikanerinquisitors Thomas Menghini erlaubte auch das Geißeln unmündiger Kinder.

Was die Zeugen betrifft, machte es der im Veltlin tätige päpstliche Inquisitor Royas zum Prinzip: «Zeugen, die Schlechtes von einem Ketzer aussagen, z. B. daß er ein Mörder oder ein Dieb sei, sind im allgemeinen den Zeugen vorzuziehen, die Gutes über ihn aussagen.» Überhaupt wollte man bloß Belastungszeugen hören. Frauen, Kinder, Diener durften nicht zugunsten eines Angeklagten sprechen, wohl aber gegen ihn, ja dann war ihr Zeugnis willkommen und besonders schwerwiegend. Auch konnten Belastungszeugen nicht nur Familienmitglieder und Hausgenossen sein, Ehegatten, minderjährige Kinder, Domestiken, sondern selbst Juden, Infame, Verbrecher, Meineidige, sogar Exkommunizierte, Leute, die nach kirchlicher Anschauung sonst ganz und gar rechtlos und als Zeugen unfähig waren. Lediglich «Todfeinde» schloß man aus, doch auch sie offenbar bloß bedingt. Zuweilen konnten Zeugen zur

Aussage gegen Angeklagte gezwungen werden, die Inquisitoren auch diese Zeugen «zur Erlangung der Wahrheit foltern lassen».

Der Franziskaner Bernhard Délicieux, der im Jahr 1300 dokumentarisch erklärt, die Aufzeichnungen der Inquisition verdienten kein Vertrauen, was allgemeiner Glaube sei, stellte auch den Satz auf: Selbst der hl. Petrus und der hl. Paulus wären, hätte man sie nach der Methode der Inquisition verhört, der «Ketzerei» überführt worden.

«Für die katholische Sache ist es sehr zuträglich, wenn die Inquisition reichlich Geldmittel besitzt»

Während das Volk, die Masse der Christen, ringsum in ungemessenem Elend versank, wurden Dominikaner wie Franziskaner reich durch ihr Blutgeschäft, durch Bestechung Schuldiger, durch Erpressung Unschuldiger. Und da sie genug Geld bekamen, versprachen sie auch erfolgreichen «Ketzer»-Jägern «ewigen Lohn von Gott» sowie «angemessenen zeitlichen Entgelt» (Inquisitor Bernhard Guidonis).

Henry Charles Lea hat gezeigt, wie sich aus Bestechungen, Erpressungen, Bürgschaften ein über Jahrhunderte fortdauernder Geschäftszweig entwickelte, in dem man sehr viele Menschen nur zum Zweck der Ausbeutung verfolgen ließ. Mitte des 14. Jahrhunderts beschwor in Florenz ein einziger Zeuge sechzig Fälle von Erpressungen durch den Inquisitor Piero di Aquila, wobei die heute noch nachweisbaren abgezwungenen Summen zwischen fünfundzwanzig und siebzehnhundert Goldgulden schwanken, insgesamt der Inquisitor in nur zwei Jahren den seinerzeit gewaltigen Betrag von siebentausend Gulden erpreßt habe – «obwohl es damals gar keine Ketzer in Florenz gab».

Solche Praktiken aber waren häufig und wurden durch das Konzil von Vienne 1311 bestätigt. Ein Jahrzehnt früher, 1302, schrieb

Papst Bonifaz VIII., seinem Vernehmen nach haben die Franziskanerinquisitoren von Padua und Vicenza «in ihrer schändlichen Habgier von vielen Männern und Frauen unermeßliche Summen erpreßt und ihnen jegliche Art von Unrecht zugefügt». Doch was bedauert der berühmte Papst? Daß die Übeltäter «den unerlaubten Gewinn nicht zum Besten des Heiligen Offiziums oder der römischen Kirche oder ihres eigenen Ordens verwendet hätten»!

Nun verschlang gewiß der Apparat der Inquisition Geld. Zum Beispiel hatte Guido von Thusis, der Inquisitor der Romagna, anno 1302 immerhin 39 Assistenten. Wesentlich mehr aber floß wohl für anderes fort oder eben zusätzlich in Klerikertaschen. Zunächst zwar war den Inquisitoren das Erheben von Geldbußen verboten. Doch kam es früh vor. Und dann führte man sie bestimmten Zwecken zu, vor allem der heiligen Inquisition selbst. Gab es ja, so Inquisitor Nicolas Eymerich, keine heilsamere Einrichtung als diese, durch deren «einzig dastehende Wohlthat die Ketzerei ausgerottet wird. Für die katholische Sache ist es sehr zuträglich, wenn die Inquisition reichlich Geldmittel besitzt.»

Sehr zuträglich war Geld natürlich auch für die Funktionäre der Inquisition. Und so konnten sie schließlich über Geldbußen ganz nach ihrem Ermessen verfügen, konnten aber auch sonstige Strafen in Geldstrafen umgewandelt werden. Dabei gingen die Päpste mit gutem Beispiel voran. Waren sie knapp bei Kasse, führten sie kostspielige Kriege, drangen sie auf Umwandlung von Inquisitionsbußen in Geldstrafen, und zwar ohne Rücksicht auf die Vorrechte der Inquisitoren.

Die Inquisitoren freilich verfuhren bald analog, wobei die Gelder manchmal «frommen Zwecken» zugute kamen, oft indes auch nur denen, die solche Zahlungen festsetzten. Denn nicht selten betrogen die Inquisitoren die Päpste, die ihrerseits wieder die Inquisitoren beargwöhnten und überwachen ließen. Auch die weltlichen Behörden und die Bischöfe wurden an der Beute beteiligt, doch differieren die Gesetze nach Zeit und Ort. Allgemein war nur die Gier nach Geld, nach dem Besitz der Opfer, ein unablässiges Geschnüffel und Gefeilsch, eine permanente, juristisch mehr oder weniger geregelte Gangsterei.

Im übrigen bestrafte man mit Geld bloß die Reumütigen. Aber keinesfalls immer bloß mit Geld. Bestimmte ja 1229 Gregor IX. in der Bulle «Excommunicamus», daß alle, die sich nach der Verhaftung aus Todesangst zum «wahren Glauben» bekehren, «lebenslänglich eingekerkert werden und auf diese Weise die gebührende Buße vollbringen». Und fast gleichzeitig verfügte das Konzil von Toulouse dasselbe. Hartnäckigen und Rückfälligen aber nahm man alles und übergab sie «ohne Barmherzigkeit» (absque misericordia) dem weltlichen Gericht, gewöhnlich mit der stereotyp wiederkehrenden Wendung, ihnen die «gebührende Strafe» (animadversio debita) zu erteilen, was dann stets die Todesstrafe bedeutete.

Es gibt vermutlich nichts im Christentum, das mit soviel Furcht und Abscheu erduldet wurde wie die Inquisition, und wohl wenig, das mit solcher Intensität und Erbarmungslosigkeit betrieben worden ist. «Selbst die Menschenquäler der KZs», schreibt Hans Wollschläger mit allem Recht, «haben so zu quälen nicht verstanden.» Dies liegt, neben dem Fanatismus, dem kriminellen Wahnsinn für die Sache, zweifellos am meisten am Gewinn, den sie abwarf durch die Bußgelder, die Konfiskationen; eine Strafe, die die Kirche selbst aus dem römischen Recht in die europäische Gesetzgebung zur Pönalisierung von Gebotsübertretungen eingeführt hat.

Sowohl Alexander III. (1163) als auch Lucius III. (1184) forderten die Konfiskation. König Ludwig der Heilige befahl sie 1259 sogar für solche, die Vorladungen absichtlich nicht folgten oder in deren Häusern Häretiker angetroffen wurden. Innozenz III. schrieb sie für alle «Ketzer» vor. Und schon eine seiner ersten Amtshandlungen befaßte sich damit. So heißt es in der Dekretale «Vergentis»: «In den Ländern, die unserer Gewalt unterworfen sind, sollen die Güter der Ketzer beschlagnahmt werden; in den anderen Ländern soll dies durch die weltliche Obrigkeit geschehen, die wir, falls sie sich nachlässig zeigen sollte, durch kirchliche Strafen dazu zwingen.»[10]

Es gab allerdings keine allgemeingültige Regelung der Raubverteilung. Papst Lucius III., beispielsweise, wollte den Ertrag der Konfiskation, was in den päpstlichen Gebieten auch selbstverständlich war, ausschließlich der Kirche zuwenden. Zur Zeit des Konrad von

Marburg (S. 257 f.) sollte in deutschen Bischofsstädten eine Hälfte der Bischof, die andere der König oder ein sonstiger Richter bekommen. Die Bischöfe aber erhoben zuweilen auch Anspruch auf die Konfiskation des gesamten Eigentums eines ihrer Jurisdiktion unterstellten «Ketzers». So bedrohten sie 1251 auf dem Konzil von Lille jeden mit Exkommunikation, der ihnen «dieses Recht streitig machen würde».

Es kam deshalb häufig zu Interessenkollisionen, zu lang anhaltenden Auseinandersetzungen. Unentwegt prozessierten die Brüder in Christo um Schlösser, um Weinberge, Obstplantagen, um sonstige Ländereien, um bewegliches Gut. Dreißig Jahre stritten die rührigen Bischöfe von Albi mit der Krone um die Beute aus der Albigenserabschlachtung; dreißig Jahre lang rauften mit ihr die Bischöfe von Rodez; etwa ebensolang rang die Gräfin von Vendôme, Eleonore von Montfort, mit dem französischen König um «Ketzer»-Güter. Die Konfiskation hatte schon im Jahr 1300 stattgefunden, 1335 wurde der Prozeß beendet.

Selbst gegen Tote strengte man nicht selten noch Gerichtsverfahren an. Zweiunddreißig Jahre kämpften der Bischof und der Inquisitor von Ferrara um das Skelett des Armanno Pongilupo von Ferrara, bis der Inquisitor 1301 siegte. Und wie furchtbar mögen wohl Kinder und Enkelkinder, die Erben des 1250 verstorbenen mächtigen und reichen Gherardo von Florenz, insgeheim ein «Ketzer», erschrocken sein, als noch 1313 der Inquisitor der Stadt einen Prozeß gegen sie begann, alle enterbt und der Rechtsunfähigkeit von «Ketzer»-Nachkommen unterworfen hat.[11]

Die unbeugsame Grausamkeit der Kirche und ihrer Komplizen (darunter ein veritabler Heiliger wie König Ludwig IX.) strafte an Gut und Blut. Aber sie strafte nicht nur die Häretiker, sondern oft auch ihre Helfer, Beschützer, strafte jeden, der diese in irgendeiner Weise begünstigt hatte. Das Bespitzeln, Aushorchen, Denunzieren wird systematisch gezüchtet, jede Art scheußlicher Seelenstimmungen, der immerwährenden Angst, Arglist, der Gehässigkeit gefördert, herausgelobt und belohnt, jedes Vertrauen zwischen Menschen untergraben und das Ganze, Gipfel der Perversion, auch noch als gesellschaftliches Ideal hingestellt – eine Hölle, die Generation um

Generation ins Elend stürzt, eine der Grundlagen der Geschichte, die wir haben.

Und wie oft doch hat einer den andern da nur denunziert, um möglicherweise nicht selbst denunziert zu werden. Ein Terror, der Terror zeugt, immer wieder von neuem, auch und gerade unter den Nächsten. Denn wo hätte sich das Bibelwort «des Menschen Feinde werden seine Hausgenossen sein» mehr erfüllt! Papst Gregor IX. rühmt geradezu, daß Männer ihre Frauen, Frauen ihre Männer, daß Eltern ihre Kinder, Kinder ihre Eltern verraten, befiehlt, daß niemand zögern dürfe, die eigene Familie preiszugeben, «... uxor propriis liberis, aut marito, vel consortibus ejusdem criminis, in hac parte sibi aliquatenus non parcebant». Ein teuflisches System, das seine Sicherheit darauf gründet, daß es alle Welt unsicher macht, bedroht, ruiniert, daß es sogar und gerade die Familien, daß es noch das intimste Privatleben, ja, daß es noch die Nachkommen in seine barbarische Justizrache hineinreißt.

So hob man alle Kindespflichten gegenüber häretischen Eltern auf, sollte man diese «wie *Fremde* und *Ausländer*» ansehen und sie der Inquisition überstellen; nur dann bestand das Kindeserbrecht fort. Andernfalls verloren auch katholisch gebliebene Kinder ihr Hab und Gut, wurden sie restlos um ihr Vermögen gebracht. Die Kirche ließ ihnen nicht einmal den Pflichtteil, ließ ihnen nur das nackte Leben, und dies, so Innozenz III. in seiner Dekretale «Vergentis», *«nur aus Barmherzigkeit»*. Alles andere verloren sie unbarmherzig. Keinen einzigen Denar sollten sie erben können, kommentiert Innozenz' Dekretale Kanonist Paul Ghirlandus, Beirat des päpstlichen Generalvikars in Rom. Vielmehr mußten sie dauernd in Armut und Elend dahinvegetieren (debent semper in miseria et egestate sordescere); «nichts soll ihnen bleiben, als das nackte Leben, das ihnen aus Barmherzigkeit gelassen wird; sie sollen sich in dieser Welt in einer solchen Lage befinden, *daß ihnen das Leben zur Pein und der Tod zum Troste wird*».[12]

Es gehört kaum große Phantasie dazu, sich die Aussichtslosigkeit, die entsetzliche Not vorzustellen, in die ungezählte Menschen jeden Alters und Geschlechts durch dieses Kirchenverfahren oft buchstäblich über Nacht gestürzt, mittellos buchstäblich vor die Tür gesetzt

worden sind; zumal nicht selten schon der Verdacht der «Ketzerei», schon die Verhaftung die Konfiskation des ganzen Vermögens nach sich zog.

Doch nicht nur das private Leben wurde so unheimlich gefährdet, sondern auch die gesamte geschäftliche Existenz grenzenlos verunsichert, jede Möglichkeit der Vorausschau verunmöglicht, da jeder Handelspartner ein «Ketzer» sein oder zumindest der «Ketzerei» bezichtigt werden, all seine Habe verlieren konnte und jeder Käufer, jeder Gläubiger dann vor dem Nichts stand. Denn nicht nur war der Verkehr mit Exkommunizierten unerlaubt und strafbar, sondern die Kirche hat auch die Ungültigkeit von Rechtsgeschäften und Rechtshandlungen Exkommunizierter behauptet. Exkommunizierte – Gregor XI. exkommunizierte bis in die siebte Generation – galten bis zum Ende des 13. Jahrhunderts nach kanonischem Recht als exlex, und zwar auch für das weltliche Forum, weshalb die Kirche die Verfolgung der hartnäckigen Exkommunizierten auch durch die Acht, den bürgerlichen Tod, gefordert hat.

Die Sache, «die Sache Christi», aber war um so prekärer, als der Klerus in seinem Wahn, seiner Gier und Unersättlichkeit stets auch gegen Tote vorging, sobald deren Häresie aufkam, so daß niemand seines Vermögens, seines Besitzes sicher war. Dabei trat die Verjährung für «Ansprüche» der Kirche erst nach vierzig, bei der römischen Kirche erst nach hundert Jahren ein. Zudem berechnete man diese Verjährung nicht vom Zeitpunkt des «Verbrechens», sondern von seiner Entdeckung an. «Diese Begleiterscheinungen der Verfolgung haben dazu beigetragen, daß die so viel versprechende Zivilisation des südlichen Frankreich zurückging und die Vorherrschaft in Handel und Gewerbe auf England und die Niederlande, wo die Inquisition verhältnismäßig unbekannt war, überging, was dann wieder Freiheit, Reichtum, Macht und Fortschritt für jene Staaten zur Folge hatte.» (In England wurde die Todesstrafe für «Ketzerei» erstmals 1400 festgesetzt.)[13]

Es gab wohl kein Geschäft der Welt, bei dem so schnell und so perfid so ungeheure Reichtümer, Summen und Besitzungen «umverteilt», gehortet werden konnten. Kein Wunder, wenn die Profiteure der Inquisition, das Papsttum, die weltlichen und geistlichen Für-

sten, nicht zuletzt die Inquisitoren selbst, alles taten, um das Fortdauern ihres Instituts zu sichern; wenn die klerikalen Henker beim Verfolgen ihrer Prätentionen mit einer Gründlichkeit ohnegleichen vorgingen, wie sie noch das letzte Stückchen Besitz, noch den letzten Pfennig aufstöberten, und dies mit unerschöpflicher Geduld.

Nach dem Tod einer Frau Raimonde Barbaira hatten deren Verwandte ihre armselige Hinterlassenschaft, etwas Bettzeug, Kleidung, eine Kommode, ein paar Tiere sowie vier Sous unter sich geteilt. Da die Verstorbene aber die ihr von der Inquisition auferlegte Buße, Pilgern und Kreuztragen, noch nicht geleistet hatte, verlangte der Inquisitor am 7. März 1256 von den Erben vierzig Sous und eine Bürgschaft dafür, daß sie das Geld um Ostern zahlen werden. Hinter der Habe eines gewissen Wilhelm von Fenasse, eines begüterten Häftlings, und seinen achthundertneunundfünfzig Forderungen schnüffelte die Inquisition ein rundes Jahrzehnt her.

Bei diesen Konfiskationen aber verfuhr man desto sorgfältiger, als viele Inquisitoren eben nicht nur ihre Kirche, die päpstliche Kammer, die Bischöfe, Orden, den Fiskus oft enorm bereicherten, sondern, die Versuchung war groß, die Gelegenheit zu günstig, auch sich selbst und ihre Bediensteten. Es war «fast unmöglich, daß ein Beamter ehrlich blieb, wo die Verfolgung beinahe ebensosehr zu einer finanziellen Spekulation wie zu einer Glaubenssache geworden war» (Lea). Alvarus Pelagius (Álvaro Pelayo), Franziskaner und später Bischof von Silvez in Algarve (Südportugal), zeitweise auch Pönitentiar an der Kurie in Avignon, behauptet geradezu, daß die Inquisitoren die vom Papst vorgeschriebene Dreiteilung der eingehenden Geldstrafen und Konfiskationen allgemein mißachteten, daß sie alles selbst einsteckten, für sich verschleuderten oder ihre Verwandten begünstigten, was zeitgenössische Urkunden bestätigen. Die immer wieder lockende Beute war denn auch der Hauptgrund für das über Jahrhunderte aufrechterhaltene Unwesen dieser Einrichtung, für ihre terrible Permanenz.[14]

Und für ihre Verhaßtheit.

Viele Städte sträuben, empören sich. Seit Mailand, der Zufluchtsort der Katharer, dann doch 1233 unter Zwang viele von ihnen verbrennen ließ, gibt es Widerstand in Florenz, Treviso, Bologna, Ge-

nua, besonders in Venedig. In Südfrankreich wehren sich Narbonne, Toulouse, Albi. Im Norden, wo Robert le Bougre (!) und Konrad von Marburg wüten, begehren sogar Fürsten auf. In Straßburg ersticht 1232 Junker Heinz von Müllenheim den Dominikanerinquisitor Droso, einen Begleiter Konrads, bevor dieser selbst ein Jahr darauf im Hof Capelle bei Marburg fällt. 1242 ermordet man in Avignonet zehn Beamte der Inquisition in einer Nacht.

Gegen Mitte des 13. Jahrhunderts wird der Inquisitor Pontius von Blanes oder von Espira vergiftet, der Inquisitor Peter von Cadreyta etwas später von der erbitterten Bevölkerung Urgels zu Tod gesteinigt.

In Italien eilt dem nachmaligen Schutzheiligen der spanischen Inquisition Peter von Verona (Petrus Martyr), der einen Aufstand erregt, schon nach neunmonatigem Wirken in der Lombardei und der Toskana ein solcher Ruf voraus – in der «Legenda Aurea» figuriert der Dominikaner aus katharischer Familie als einer der herausragenden Vertreter der zeitgenössischen «vita apostolica et evangelica» –, daß ihm 1252 Carino da Balsamo auf offener Straße mit einem Schlag den Schädel spaltet. (Danach werden beide heilig, auch der bereuende Mörder, und es gibt Wunder über Wunder.)

Zu Beginn des 14. Jahrhunderts kommt es zur Empörung gegen Inquisitoren im Languedoc. In Triest zerrt man 1324 den Inquisitor Fabianus von der Kanzel und verprügelt ihn. Der Inquisitor der Diözese Breslau, der Dominikaner Johann von Schwenkenfeld, der nach Prag flieht, wird dort am 28. September 1341 ermordet, der Inquisitor von Piemont Peter von Ruffia unter Gregor XI. (1370 bis 1378) im Dominikanerkloster in Susa, der Inquisitor Anton Pavo ebenfalls im Piemont erschlagen.

Nicht selten bekämpfen sich die franziskanischen und dominikanischen Inquisitoren sogar gegenseitig. Schon 1266 brach in Marseille ein solcher Streit zwischen ihnen aus, daß Clemens IV. eine Art Sicherheitszone zwischen den beiderseitigen Gebieten einführen ließ, einen Mindestabstand von 300 Fuß. Dann kam es in Verona zu so starken Unruhen, daß 1291 Papst Nikolaus IV. einschreiten mußte. Und noch 1479 verbot Sixtus IV. den Inquisitoren beider Orden, über Brüder des andern Ordens zu Gericht zu sitzen.

Gelegentlich wirkten die Herren aber auch als päpstliche Inquisitoren zusammen, wie 1236 im Grenzgebiet zwischen Frankreich und Flandern, und zwar durchaus fruchtbar. «Sehr viele Ketzer beiderlei Geschlechts», heißt es dazu in einer alten Quelle, «wurden verbrannt, innerhalb von zwei Monaten ungefähr fünfzig; einige wurden lebendig begraben». Auch als Bischof Heinrich I. von Breslau 1315 zu Schweidnitz fünfzig «Ketzer» auf einmal ins Feuer werfen ließ, kooperierten beide Orden.

Der eigentliche Begründer der Inquisition, Gregor IX., stand bemerkenswerterweise nicht nur den Dominikanern nahe, war nicht nur mit deren Stifter befreundet, sondern noch inniger mit Franz von Assisi. Ihn kanonisierte er gleichfalls und übertrug dessen Jüngern 1236 gleichfalls die blutige Arbeit, die sie vor allem in der Provence und in Süditalien ausübten. Dabei rühmt man, wie bei so vielen Päpsten, Gregors unerschütterliches «Gottvertrauen», die «Aufrichtigkeit und Tiefe seiner mystisch gefärbten Frömmigkeit», nennt ihn aber auch, fast im selben Atemzug, «rücksichtslos in seinem Vorgehen bis zur erschreckenden Härte» (Seppelt). Doch das fügt sich bei den Heiligen Vätern ja in aller Regel schönstens zusammen.[15]

8. KAPITEL

KAISER FRIEDRICH II. UND PAPST INNOZENZ IV.

«Diese Anordnungen der Kurie wurden einheitlich von Lyon aus getroffen, wo jetzt die Fäden der kirchlichen Welt zusammenliefen, von Papst Innozenz IV. meisterhaft geknüpft. Hier zeigte sich dieser Papst in der Tat als ein Virtuose ... auch er ein Umformer der Energien, der aus allen geistigen Kräften Stoff zu gewinnen wußte und die Spiritualien in Temporalien umzuwandeln verstand: in politische militärische finanzielle Machtmittel. Die Voraussetzung hierfür war freilich eine vollkommen berechnende skrupellose Verwendung aller vorhandenen Gewalten, und sieht man die Kirche nur als eine politische Macht an, die als solche vor ganz neuartige militärisch-politische Aufgaben gestellt war, dann erscheint der Genuese zweifellos als einer der glänzendsten Politiker auf dem päpstlichen Thron. Denn indem er vollkommen unbedenklich mit dem geistlichen Pfunde wucherte, erschloß er für den Augenblick der Kirche wirklich zahllose neue, noch nie angeschöpfte Quellen. Wie sich Papst Innozenz über jedes Bedenken, jedes nur-geistliche Sentiment hinwegsetzte, um sein einziges Ziel: die Vernichtung des Staufers zu erreichen, hat unbedingt etwas Großartiges.» Ernst H. Kantorowicz[1]

«Dem Rex Tyrannus wurde Friedrich II. allerdings von Tag zu Tag ähnlicher. Er sah, während er vor Parma lag, den hellen Aufruhr in seinem italischen Staat, wo von der Kirche aufgepeitscht alles dem Verrat zutrieb. Wie sollte Friedrich dieser gespenstischen unfaßbaren Geister Herr werden! Dank der Tüchtigkeit seiner Söhne und Statthalter blieb er vorerst noch in den Provinzen siegreich, aber immer schwerer waren die Gegner wirklich zu packen. Florentiner Parmenser Ferraresen Mantuaner und andre kämpften sowohl im Kaiserheer wie auf seiten der Guelfen ...»
Ernst H. Kantorowicz[2]

Die Flucht nach Lyon

Das Kardinalskollegium, gespalten in kaiserfreundliche und kaiserfeindliche Kardinäle, war nach Gregors Hingang tief zerstritten. Keine Gruppe erreichte die vom Dritten Laterankonzil (1179) in der Dekretale «Licet de vitanda» vorgeschriebene Zweidrittelmehrheit. Da sperrte der von Gregor geförderte Senator Matteo Rosso Orsini, Mitglied des dritten Ordens der Minoriten, in Rom jetzt faktisch als Diktator herrschend, die Kardinäle unter zermürbenden Begleiterscheinungen in das Septizonium ein, den verfallenen Palast des Kaisers Septimus Severus. Ein Kardinal bekam beim Hereinschleifen den Rücken aufgerissen; ein Kardinal, der Engländer Robert von Somercote, starb nach einem Monat von den Wächtern verhöhnt unter erbärmlichen Umständen; einige der Herren erkrankten ernstlich; alle mußten mancherlei Übles ertragen, auch den Gestank der Exkremente der Wachsoldaten – das erste Konklave der Geschichte.

Nach 60 Tagen aber, am 25. Oktober 1241, erhielt die Welt einen neuen Papst, den Mailänder Adligen Goffredo da Castiglione, der 1228 als Legat in seiner Vaterstadt die Inquisition eingesetzt hatte. Er nannte sich Coelestin IV., erkrankte jäh, wohl an den Folgen des Konklaves, und starb nach zwei Wochen, am 10. November, ohne geweiht zu sein, ohne Abzeichen, ohne Siegel, ohne eine einzige Amtshandlung, außer der Exkommunikation des Senators Orsini und seiner Schergen. Den «Gesta Treverorum» zufolge endete der Papst, der genaugenommen kaum einer war, jedoch als solcher zählt (vgl. V 477 f.!), «durch Gift. Daher ließen die Kardinäle die heilige Kirche viele Tage ohne Oberhaupt und gleichsam verödet, da sie ein ähnliches Ende befürchteten.»

Ein Teil von ihnen floh nach Anagni. Giovanni Colonna, Haupt der kaiserfreundlichen Purpurträger, wurde vom Senator eingekerkert, seine Stadtburg geschleift. Friedrich entließ zwar den gefangenen Kardinal Otto von St. Nikolaus im Frühjahr 1242, behielt aber Jakob von Palestrina, den er besonders verabscheute, in Haft. So kam es zu keiner Papstwahl. Frankreich drohte bereits mit einem Alleingang. Die Römer stürzten sich, gemeinsam mit einigen Nachbarstädten, auf die kaiserlichen Truppen in der Campagna. Friedrich brandschatzte die Umgebung Roms, verheerte Äcker, Weinberge, stieß im Mai 1243 mit starker Streitmacht auf die Stadt vor und kreiste sie vollständig ein. Doch erst als er Jakob und andere Kardinäle freigab, wählte man nach achtzehnmonatiger Sedisvakanz am 25. Juni 1243 in Anagni den Genuesen Sinibaldo Fieschi aus dem Geschlecht der Grafen von Lavagna.[3]

Innozenz IV. (1243–1254), ein glänzender Jurist, der in Bologna studiert, dann dort gelehrt hatte, wurde nach rascher Karriere durch Gregor IX. Kardinal, Vizekanzler der römischen Kirche und 1235 (bis 1240) Rektor der Mark Ancona, deren Rückgliederung in das Reich den Statthalter vertrieb. Ursprünglich eher kaiserfreundlich – mehrere Mitglieder der Familie waren erklärte Ghibellinen (ein Begriff, der, als Gegensatz zu Guelfen, erst im frühen 13. Jahrhundert in der italienischen Politik eigene Bedeutung gewinnt) –, führte er bald den Endkampf gegen Friedrich II. an, der in ihm, so sagte er, einen Freund als Kardinal verlor und im Papst ihn wiederfand als Feind.

Selbstverständlich wußte sich auch der vierte Innozenz, wie der Vorgänger, allen Königen und Kaisern an Würde übergeordnet und trieb, um dies auch de facto zu verdeutlichen, eine völlig skrupellose Politik. Dabei begünstigte er, gleich so vielen Heiligen Vätern, seine Sippe, frönte er «in nie dagewesenem Ausmaß der Vetternwirtschaft» (Kelly). Der zum Bischof von Reggio gewählte Guizolus de Albriconibus mußte 1243 resignieren, weil der dort ebenfalls gewählte Wilhelm de Foliano ein Papstverwandter war. Ebenso nahm Innozenz Bischof Bernhard Vicius de Scotis das Bistum Parma und gab es Albert von San Vitale, einem Sohn seiner Schwester Margareta. Lieblingsnepote Ottobuono Fieschi wurde Kardinal und spä-

ter als Hadrian V. Papst, womit die Fieschi in zwei Jahrzehnten zwei Päpste stellten.[4]

Friedrich, der den neuen Pontifex – «in Wort wie Tat uns immer wohlgesinnt», schrieb er, obwohl ihn schon der Name «Innozenz» hätte skeptisch machen können – für einen Vertreter der Friedenspartei im Kardinalskollegium gehalten und deshalb im sizilischen Reich hatte Dankgottesdienste zelebrieren lassen, mußte allmählich seinen Irrtum erkennen. Wurde sein letzter päpstlicher Feind doch in vieler Hinsicht sein schlimmster, geriet er durch ihn in einen derart eskalierenden Konflikt, daß der seit dem Investiturstreit entbrannte Kampf zwischen Imperium und Sacerdotium jetzt kulminierte.

Noch während man über die alten zentralen Punkte stritt, die Lombardenfrage, die Rückgabe gewisser Gebiete des Kirchenstaates, entfachte der fanatische Kaisergegner Kardinal Rainer Capocci, ein glühender Verehrer des von ihm bedichteten hl. Franz und – harmoniert hier gut – besessener Draufgänger zugleich, eine Rebellion im bisher kaiserlichen Viterbo. Es war die Vaterstadt des Kardinals. Und als er sie am 8. September 1243 im Handstreich nahm – nicht das von des Kaisers Truppen weiter gehaltene Kastell – und dieser darauf Viterbo viele Wochen lang vergeblich berannte, war es kein anderer als der Papst, der die Verteidiger mit Geld und Kriegern unterstützte. Und kein andrer als Kardinal Rainer hatte die Viterbesen so verhetzt, daß sie die gänzlich erschöpfte kaiserliche Burgbesatzung bei ihrem Abzug größtenteils meuchelten, obwohl sie ihr freien Abzug geschworen.

Dennoch verhandelte man weiter, wobei der Kaiser zu Kreuz kroch, seine Versündigung gegen die Kirche bekannte, dafür nicht nur Buße, Fasten, Almosen, sondern dem Papst auch Soldaten versprach, Räumung des Kirchenstaates, Rückgabe von eroberten Orten, von Gefangenen u. a. «Den ganzen Gewinn von fünf Kriegsjahren gab er preis und bezahlte den Rückzug in die Ausgangsstellung noch dazu mit bedingungsloser Unterwerfung unter die geistliche Strafgewalt der Kirche» (Haller).

Gewiß hatte Friedrich, der für all seine Verzichte faktisch so gut wie nichts bekam, seine Hintergedanken. Doch auch Innozenz, ge-

schmeidig und eiskalt wie kaum einer, hatte sie, und er war gefährlicher. Denn er ging aufs Ganze; er wollte seinen Widerpart um jeden Preis verderben, wollte ihn vernichten, auch physisch und persönlich, total.

So unterblieb eine vom Kaiser angeregte Zusammenkunft. Führte der Papst doch bloß noch Scheinverhandlungen, ein inszeniertes ergebnisloses Hin und Her. Er empfing Friedrichs Boten, schickte seinerseits Gesandte, Kaiser Balduin, den Grafen Raimund, er sorgte für Verzögerungen und bestellte durch einen Vetter bereits Galeeren aus Genua für seine Flucht. Um nämlich jeder direkten Bedrohung, einer Einschließung etwa wie zu Gregors Zeiten zu entrinnen und um einer sicheren Operationsbasis willen, eilte er im Sommer 1244 in der Nacht und verkleidet mit geringem Gefolge, darunter drei seiner Vettern, von Sutri nach Civitavecchia ans Meer, dann mit bereitliegenden Schiffen nach Genua, in seine Vaterstadt, und von dort im Spätherbst und Winter weiter nach Lyon, zwar noch Reichsgebiet, doch bereits im Einflußbereich des französischen Königs, der sich allerdings der Bitte um Hilfe versagte. Jedenfalls eine überaus wichtige Entscheidung, eine Art Avignon vor Avignon. Und daß das kuriale Gewerbe auch fern von Rom funktionierte, daß Innozenz IV. auch von der Rhône aus Macht genug hatte, seinem Feind zu widerstehen, ja das Staufertum schließlich niederzuringen, kaputtzumachen, sollte sich bald zeigen.[5]

Das Konzil von Lyon, die Lügen des Kardinals und die Absetzung des Kaisers

Zunächst berief der Papst am 3. Januar, den vier Jahre zuvor durch Friedrich brutal verhinderten Konzilsplan Gregors IX. (S. 249 f.) wiederaufgreifend, das I. Konzil von Lyon auf den 24. Juni 1245 ein, und zwei Tage danach trat es zusammen. Mit höchstens 150 Bischöfen kärglich besucht, kamen die meisten aus den romanischen Ländern, fünf aus England, zwei aus Deutschland (aus Lüttich und

Prag); niemand erschien aus Ungarn, Polen, den Ostseeländern. Und überhäuften auch viele den geldgierigen Papst mit Geschenken – es hätte, soll er dezent bekundet haben, mehr sein können; beliefen sich die hausgemachten Schulden doch angeblich auf 150 000 Pfund an Kapital und ebensoviel an anstehenden Zinsen.

Von den Hauptpunkten, die das Konzil nach papaler Vorgabe thematisierte – innerkirchliche Reform (u. a. der Vermögensverwaltung), Schisma der Griechen, Wiedergewinnung des Heiligen Grabes, Schutz gegen erneute Mongoleneinfälle –, bildete das beherrschende Thema auf allen drei Sitzungen das «Geschäft zwischen Kirche und Kaiser», die «persecutio» durch den Monarchen, der zwar formlos, in einer Predigt, vom Papst geladen, doch nicht gekommen war, da er nicht als Angeklagter vor ein ihm überdies feindseliges Pfaffengericht treten konnte.

Friedrich hatte nur kurz zuvor zwei Wochen lang das Land um Viterbo verheert, vielleicht auch kuriales Gebiet geringfügig verletzt. Doch aus mehr beiläufigen Streifzügen und eher belanglosen Übergriffen machte der als Vertreter des Papstes in Italien gebliebene Kardinal Rainer von Viterbo, der wilde, streitsüchtige Priester, der nichts als Krieg, unter allen Umständen Krieg mit dem Kaiser wollte, geradezu Staatsaktionen, furchtbare Paktbrüche. Er schickte haßsprühende, maßlos übertriebene Berichte an Innozenz, an die Konzilsväter in Lyon, gift- und gallespeiende, Vorgänger Gregors große Schule verratende Flugschriften, in denen der Kaiser zu einer Schreckgestalt, systematisch zum Vorläufer des Antichrists, wenn nicht zum Antichrist selbst heraus- oder besser heruntergeputzt wurde, zu einem Monstrum, einem Moloch von Rainer Capoccis Gnaden. Alle apokalyptischen Terrorfratzen, Horrorvisionen, Unheilsprophetien spann der Kardinal in seine dreisten Verzerrungen hinein, und alles um so effizienter, als man den Antichrist gerade für das Jahr 1260 erwartet hat.

Auch sparte er mit keinen Lügen, mit den aberwitzigsten nicht; behauptete, daß man in den Sarazenenkolonien des Kaisers christliche Frauen und Mädchen mit Vorliebe vor den Altären stupriere, daß Friedrich seine drei Gattinnen vergiftet habe. Er eifert und geifert, daß der Staufer gegen den Herrn anrenne «mit dem aufgestell-

ten Halse des Stolzes wie mit dem breiten Nacken des Reichtums und der Macht», daß er im Tempel des Herrn sitze, «wie der Herr selbst», «als wär er Gott selbst», daß er die Menschen «schlachtete wie die Lämmer» (woran ja Wahres war), daß er hündischer als Herodes, grausamer als Nero, gemeiner als Julian sei ...», er, «der Tyrannei Fürst, der Umstülper des kirchlichen Glaubens und Kultes, der Vernichter der Satzung, der Grausamkeit Meister, der Zeiten Verwandler, der Verwirrer des Erdrunds und Hammer der ganzen Erde ... Habt kein Mitleid mit dem Ruchlosen! Werft ihn zu Boden vor der Könige Antlitz, daß sie ihn sehen und fürchten, im Handeln diesem zu folgen! Werft ihn hinaus aus dem Heiligtum Gottes, daß er nicht länger herrsche über das christliche Volk! Vernichtet Namen und Leib, Sproß und Samen dieses Babyloniers! Die Barmherzigkeit möge seiner vergessen ...!»

Die in Lyon Versammelten, denen diese wutschnaubenden Auslassungen ja zugedacht waren, hatten dafür meist offene Ohren, zumal sie wußten, wie willkommen all das auch dem Papst sein mußte. Friedrich sandte unterdessen neue Friedensvorschläge an die Rhône, wo ihn Thaddäus von Suessa, sein Großhofrichter, unerschrocken und geschickt, doch aussichtslos verteidigte. Der Kaiser wurde, was von vornherein feststand, von der Mehrheit als schuldig verdammt, wurde des Meineids, Sakrilegs, des Friedensbruchs und der «Ketzerei» angeklagt und am 17. Juli 1245 für abgesetzt erklärt (privans ipsum omni honore et imperio et aliis regnis suis: MGH Const. 2,516). Während die Priester ihre Fackeln auf dem Steinboden löschten, schlug sich Thaddäus tränenreich die Brust und verließ samt Gefährten die Kathedrale, das auftönende Tedeum der Prälaten im Ohr.

Auch Friedrichs Untertanen wurden des Treueids entbunden und die deutschen Großen angehalten, einen neuen König zu wählen, ohne daß jedoch damals, weithin kritisiert, eine Abstimmung stattfand. Innozenz entschied wie ein unumschränkter Souverän, und die Synodalen fügten sich. Eigentliche Beweise für die papalen Bezichtigungen gab es kaum, und vor allem fehlte, wie Johannes Haller breit ausführt, der Nachweis schuldhaften Handelns, entsprach die päpstliche Sentenz den Anforderungen, die man an ein richterliches

Urteil stellen muß, in keiner Hinsicht, «ja wir dürfen fragen, ob jemals ein Aktenstück von ähnlicher Tragweite in so oberflächlicher, nicht zu sagen leichtfertiger Weise abgefaßt worden ist.»

Doch war das Papstverdikt nicht nur ein Fehlspruch, es war auch eine Kriegserklärung und mehr als das. Denn damit hatte Rom den Endkampf zwischen Papst und Kaiser eingeleitet. Es ging jetzt nicht mehr nur um Sicherung des Kirchenstaates, sondern um die Ausschaltung Friedrichs und seines Hauses überhaupt. Es war der Anfang vom Ende der Stauferdynastie.[6]

Zwei päpstliche Gegenkönige in Deutschland und ein neuer Bürgerkrieg

Fatal für Friedrich und ein Glücksfall für den Papst: der beginnende Umschwung in der deutschen Kirche. Sie stand nicht mehr, wie noch unter Gregor IX., geschlossen zum Kaiser, vielmehr scherten gerade die drei prominentesten Prälaten aus, allen voran der herrschsüchtige Mainzer Siegfried III. von Eppstein, Neffe seines Vorgängers – das Haus Eppstein brachte damals in einem Jahrhundert vier Erzbischöfe auf den Mainzer Stuhl. Siegfried, seit 1230 Platzhalter, bekam vom Kaiser die Reichsabtei Lorsch übertragen und wurde 1237, als man vor dem Aufbruch nach Italien den minderjährigen Konrad IV. in Wien zum deutschen König und künftigen Kaiser wählte, zum procurator imperii (Reichsverweser) bestimmt. 1241 aber wechselte der Mainzer aus purem territorialpolitischem Kalkül plötzlich ins antistaufische Lager über.

Freilich haben, wie so oft, auch in jenem Jahrzehnt fast alle deutschen Fürsten die Front vertauscht, manche mehrfach, und es nicht bereuen müssen. Denn gleich vielen seiner Vorgänger war auch Innozenz IV. bekannt für seine Bestechungen, für solche mit barem Geld, für dezentere Methoden der Käuflichkeit, Verleihung von geistlichen Gnaden, von Annaten, Prälaturen, Abteien, Bistümern. «In diesen nie zu erschöpfenden Sack hat Innozenz unbedenklich

gegriffen und mit vollen Händen Dispense, Verleihungen und Anwartschaften ausgestreut, wo immer es galt, geleistete Dienste zu belohnen oder sich künftige zu sichern.» Auch Verwandte der geistlichen Herren wurden entsprechend bedacht.

Der Mainzer Metropolit aber durfte gleich fünf Jahre lang von sämtlichen Pfründen seines Bistums die doppelte Abgabe beziehen. Und trat jetzt an die Seite Konrads von Hochstaden, der schon 1239, ein Jahr nach seiner Erhebung auf den Kölner Stuhl, zur päpstlichen Partei gewechselt war. Beide Erzbischöfe bannten den Kaiser und überfielen sengend, brennend die Wetterau, sein Gebiet. Und Dritter im frommen Bund wurde Arnold II. von Trier, seit 1242 Nachfolger seines Onkels Theoderich.[7]

Die drei vornehmsten Kirchenfürsten des Reiches, die «Krönungsbischöfe», waren damit zu Innozenz übergegangen, der sofort mit ihrer Hilfe in Deutschland den Umsturz betrieb, indem er besonders den staufertreuen Klerus, bis herab zum niedersten, zum weitaus größten Teil stauferfreundlichen, zu spalten und zu zersetzen begann, kaiserergebene Domherrn schlicht degradiert, Bischöfe, falls möglich, entfernt hat. In solche Prozesse waren Oberhirten dutzendweise verstrickt, von Brixen bis Bremen, von Utrecht bis Prag.

Schneller als gedacht, geriet so die deutsche Kirche nach dem Konzil von Lyon wieder in die Hand des Papstes, der jede freie Kapitelwahl verboten, der nicht nur die Bischöfe ernannt, sondern noch die Berufung der unteren Klerisei kontrolliert hat, wobei Geld, die Simonie, eine enorme Rolle spielte. Überhaupt: «kein kanonisches Gebot, von dem Innozenz IV. nicht Dispens erteilt, kein Kirchengesetz, das er nicht umgangen, kein kirchliches Vergehen, das er den Seinen nicht nachgesehen hätte, wenn es ihm für den Kampf gegen den – oder genauer: *die* Staufer nützlich schien. Um Anhänger zu werben, begann der Papst die Kirchengüter auszugeben wie ein souveräner Fürst seine Lehen: wer ihm einen Dienst erwies, empfing etwa eine Anweisung – ‹Zahlungsanweisung› möchte man sagen – auf die erste erledigte Prälatur oder Pfründe, die frei wurde, gleichgültig in welchem Lande sie lag. Es konnten also Spanier in England und Deutschland eine Kirche oder vor allem: deren Ein-

künfte erhalten, und die meisten Benefizien im Ausland erhielten naturgemäß die Italiener, die der Papst für die unmittelbare Kriegführung gegen den Kaiser selbst benötigte. Vielfach haben diese Italiener ihre Pfarren niemals gesehen, da es ja nur auf die Einkünfte ankam, und die Pfründenanhäufung, welche kanonischen Satzungen von jeher aufs strengste zuwiderlief, wurde jetzt eines der bevorzugten Mittel des Papstes, um sich Anhänger zu schaffen oder sie fester an sich zu ketten. Die Fünften, Zehnten, Zwanzigsten, die der Papst ausschrieb, nahmen kein Ende ...» (Kantorowicz)[8]

All dies aber trieb, wie in Italien, so auch in Deutschland, erneut in einen jahrelangen Bürgerkrieg hinein. Dabei kämpften vor allem die Städte – Mainz, Frankfurt, Friedberg, Wetzlar, Gelnhausen, ganz besonders das eine eigene Kriegsflotte stellende Worms – gegen die rheinischen Bischöfe auf seiten der Staufer, die dafür Zollfreiheit gewährten, Steuererleichterungen etc., ja, wobei Konrad IV. noch die Jagd auf Juden in Geld ummünzte, indem er hohe Summen für ihren Schutz oder ihren Freikauf erpreßte. Auf der anderen Seite nutzte zumal der Hochadel, wie gewöhnlich im Casus belli, diesen zu seiner persönlichen Bereicherung, zum dreckigen Kriegsgewinn, feiner: zum Ausbau der Landesherrschaft, zur Arrondierung und Konsolidierung des Besitzes.

Fortgesetzt begleiteten das Elend heftige publizistische Kampagnen, bei denen Innozenz allüberall – an Sonn- und Feiertagen, wo das Volk sich sammelte, bei Prozessionen, auf Märkten – die Strafen verkünden ließ, das Absetzungsdekret, die Bannsentenzen, die er über Friedrich, den bösen Feind, den Verfolger, Zerfetzer des Glaubens, samt Anhang geschleudert. Seine Propagandisten, vor allem die in Scharen ausgeschickten Bettelmönche, malten das Bild des Kaisers schwarz in schwarz, teils aus eigenem pfäffischem Ingenium, teils aber und bevorzugt mittels der wutschäumenden Pamphlete des Kardinals Rainer Capocci von Viterbo. Und nach jeder Predigt riefen sie befehlsgemäß die Menge auf, gegen Friedrich das Kreuz zu nehmen, wobei Innozenz schon für das Anhören einer antikaiserlichen Kreuzpredigt einen vierzig- bis fünfzigtägigen Ablaß verlieh.

Besonders besorgte das Geschäft des Heiligen Vaters der Legat

Philipp Fontana, ein überaus würdiger, in manchem an den Kardinal Capocci erinnernder Mann. War er ja wie dieser ein inniger Verehrer des hl. Franz und harter Haudegen zugleich; außerdem ein Säufer, der immerhin mit zwei Kindern, einem Sohn, einer Tochter, sich gebrüstet und noch nach seiner Erhebung auf den Erzstuhl von Ravenna die Bischofsweihe verschmäht hat. Philipp Fontana stellte jetzt den Thüringer Landgrafen Heinrich Raspe – noch 1239 für seine Staufertreue gebannt, noch 1241 von dem ihm blutsverwandten Kaiser durch Amt und Titel des Reichsprokurators geehrt, nun aber vom Papst favorisiert – als Gegenkönig auf.

Heinrich entstammte einem Haus, bekannt für seinen besonderen Machthunger, für die eifrige Förderung der Inquisition, zumal des Konrad von Marburg, und für eine devote Kirchlichkeit. So wurde der Landgraf am 22. Mai 1246 in Veitshöchheim bei Würzburg von einem kleinen Prälatenkreis, darunter die Metropoliten von Mainz und Köln, auf Weisung des Papstes, der dem zunächst Zögernden 25 000 Mark Silber für die Annahme der Krone zahlte, im Beisein seines Legaten als antistaufischer Gegenkönig gewählt – rex clericorum, der Pfaffenkönig, wie man von Anfang an spöttelte, worauf Innozenz auch zur Fortsetzung des Krieges noch beträchtliche Geldmittel springen ließ.

Außer den Prälaten standen nur einige Grafen und Herren an der Seite der geistlichen Empörer, doch kein einziger weltlicher deutscher Fürst, von denen freilich auch keiner Friedrich stützte, fast ein Fremder für sie, ein italienischer Kaiser. Heinrich Raspe aber, den Pfaffenkönig, lehnte selbst die Majorität des Klerus ab. Der Legat belegte deshalb eine Reihe von Äbten und mehr als ein Dutzend Bischöfe mit schweren Kirchenstrafen.[9]

Schon einen Monat nach der Wahl, am 27. Juni 1246, rief Innozenz IV. zum Kreuzzug gegen Friedrich auf, wobei er die Propaganda für das Heilige Land durch einen Geheimbefehl einstellen, die Predigt zur Befreiung der heiligen Stätten strengstens untersagen und ältere Kreuzzugsgelübde transformieren ließ in solche für die Bekämpfung des Kaisers. Und dies, obwohl Ludwig der Heilige seinen traditionellen, seinen Kreuzzug sozusagen alten Stils schon vorbereitet hat.

Am 5. August 1246 wurde Konrad in der «Königsschlacht» bei Frankfurt geschlagen und konnte sich selbst gerade noch hinter die Stadtmauer retten, was allerdings nur durch Verrat möglich war, ein weiteres Missionswerk gleichsam des Papstes. Hatte er doch von Lyon aus die schwäbischen Grafen von Wirtemberg und Grüningen durch Versprechung des Herzogtums sowie durch erhebliche Gelder, 6000 Mark, gekauft; also gingen die Herren mit ihren Truppen während der Schlacht zum Feind über und brachten ihm den Sieg. Natürlich wurde auch für weitere Kriege des Gegenkönigs und seines Nachfolgers mit kurialem Kapital geworben, die Soldateska ausgerüstet, überhaupt der ganze Feldzug gegen die Staufer in Deutschland vor allem mit Geld gewonnen. Innozenz soll immer größere Summen, 15 000, 25 000, 50 000 Mark investiert, Friedrichs Leute allerdings die Überbringer gelegentlich überfallen und ausgeraubt haben.[10]

Heinrich Raspe konnte sich indes nicht lange seines Waffenglücks erfreuen. Er drang noch bis Schwaben, ins staufische Zentrum vor, mußte aber die Belagerung Ulms im Februar ergebnislos abbrechen. Schwer erkrankt kam er nach Thüringen zurück, wo er, nach nur neunmonatiger Herrschaft, als letzter männlicher Vertreter der thüringischen Landgrafen, am 16. Februar 1247 auf der Wartburg starb. Doch schon bald setzte ein neuer Papstlegat das alte Spiel mit einem weiteren Pfaffenkönig fort, wobei man freilich nicht vergessen darf, daß auch die Seelenhirten seinerzeit über Truppen und ungezählte Burgen geboten und der Stellvertreter Christi von ihnen, wie von Vasallen, Heeresfolge, falls nötig, sogar gewaltsam, herbeizuführen suchte.

Am 3. Oktober 1247 wählte somit erneut ein Gremium von Gottesdienern, darunter die Erzbischöfe von Trier, Mainz, Köln, Bremen, im rheinischen Worringen für Heinrich Raspe einen Nachfolger: den achtzehnjährigen Grafen Wilhelm II. von Holland; besonders gefördert von dem spiritus rector der Wahl, den Wilhelm am 1. November 1248 in Aachen krönenden Kölner Erzbischof Konrad von Hochstaden (1238–1261), aus dem Geschlecht der Grafen Are, einem der mächtigsten Deutschen.

Konrads ganzer Episkopat war gezeichnet von Territorialkonflik-

ten: Kämpfen mit seinen regionalen, seinen westfälischen, rheinischen Gegnern, seinen eigenen Diözesanen, Fehden über Fehden, Fehden mit Limburg, mit Sayn, Brabant, Jülich, Bayern, mit dem Bischof Simon von Paderborn. Ja, der Mann Gottes, der Wilhelm von Holland vor einigen Jahren gewählt und in Aachen gekrönt hatte, machte auf ihn, da er ihm zu unbequem, zu selbständig wurde, einen Mordanschlag. Im Januar 1255 ließ er das Neußer Haus, in dem Wilhelm und der päpstliche Legat gerade weilten, in Flammen aufgehn, wobei beide dem Attentat nur knapp entrannen. War doch auch unlängst erst, im Oktober 1252, der König in Koblenz einem Überfall entkommen, dem viele seines Gefolges erlagen. Als Anstifter verklagte Wilhelm damals – den Erzbischof von Trier. Doch trat – der Erzbischof von Köln für ihn ein. Und dieser wilde Krieger, dieser «Blutmensch», unter seinesgleichen begraben im Kölner Dom, war zeitweise Legat des Papstes, Werkzeug des Papstes, wie auch der Gegenkönig Werkzeug des diesmal 30 000 Mark zum edlen Tun opfernden Pontifex war, der alles tat, die staufische «Vipernbrut» auszurotten.

Unter solch christlichen Brüdern konnte Wilhelm seine Position am Niederrhein nur mühsam festigen, nur da und dort staufertreue Städte gewinnen, Überläufer, Verbündete durch Reichsgut, durch Geldversprechen an sich ziehen oder Dörfer, Klöster, Besitzungen des Gegners ausplündern und niederbrennen. Für entscheidende Aktionen reichten seine Kräfte nicht, gewiß auch nicht die seines Gegners. Erst seit des Kaisers Tod und Konrads IV. Abzug nach Italien, um kurz vorauszublicken, konnte Wilhelm, gestützt auf päpstliches Gold, einige Erfolge verbuchen. Doch, wie Konrad, starb auch er früh und unerwartet. Mit 28 Jahren, am 28. Januar 1256, versank er nahe Alkmaar auf einem Winterfeldzug gegen die Westfriesen unerkannt samt Pferd in einem Sumpf.[11]

Parma – Friedrichs II. grösste Niederlage

Schlimmer als in Deutschland tobte in Italien der Bürgerkrieg, wo zwar die Gegenkönige keine Rolle spielten, aber der Endkampf zwischen Kaiser und Papst sich entscheiden mußte. «Und so herrschte ein überaus heftiger Krieg in jenen Zeiten, der viele Jahre dauerte; und man konnte weder pflügen noch säen, noch ernten, noch Weinbau treiben, noch Weinlese halten, noch auf den Villen wohnen. So vor allem in Parma, Reggio, Modena und Cremona.» Dazu nahmen Straßenräuber, Diebe, Plünderer überhand, die «die Leute einfingen und in den Kerker warfen, damit sie sich für Geld loskauften, und die Ochsen wegtrieben, um sie zu verzehren oder zu verkaufen. Und wenn jene sich nicht loskauften, so hingen sie sie an Händen und Füßen auf, rissen sie ihnen die Zähne aus und steckten ihnen Kröten in den Mund, um sie zu schnellerem Loskauf zu zwingen – was für jene ekliger und scheußlicher war, als der Tod selbst» (Salimbene von Parma).[12]

Friedrich hatte zuletzt stark gerüstet. Städte konnten gehalten, konnten erobert werden, Florenz fiel an den Kaiser, endlich auch das lang umkämpfte Viterbo. Dagegen war Mailand im Herbst 1245 von dem päpstlichen Legaten Gregor von Montelongo, später Patriarch von Aquileja, versiert verteidigt, trotz eines Zangenangriffs im Norden und Süden zugleich nicht zu nehmen gewesen. «Denn er [der Papstlegat] war ein hochgemuter Mann und erprobt im Kriege, und besaß ein Buch über die Kunst und die Listen der Kriegführung; er verstand Schlachten und Kriege zu leiten und kannte trefflich alle Listen und Ränke. Er wußte, wann man Ruhe halten, wann gegen den Feind losbrechen sollte», wonach Salimbene viele Bibelstellen über die richtige Erkenntnis des Augenblicks und die sogenannte Kriegskunst folgen läßt.

Mitte Juni 1247 ging auch das kaiserliche Parma, strategisch hochbedeutsam, an die Guelfen verloren. Aus Parma verjagte Papstverwandte gewannen die Stadt zurück, worauf sich die Guelfen fast ganz Italiens erhoben, und alle noch so großen persönlichen Anstrengungen Friedrichs, Parma, durch Gregor von Montelongo wie-

der so verwegen wie trickreich verteidigt, zu gewinnen, blieben erfolglos. Das mag des Staufers Wut gesteigert haben. Er ließ ertränken, erhängen, enthaupten. «Der Kaiser», berichtet wieder der selbst aus Parmas reicher bürgerlicher Oberschicht stammende Franziskaner Salimbene in seiner umfangreichen, als historische Quelle ersten Ranges geltenden «Cronica», «erschien allmorgendlich mit den Seinen am Kiesbett der Parma, um dort drei oder vier oder mehr Parmesen, Modenesen oder Reggianer, die zur Partei der Kirche gehörten und die er gefangen hielt, wie es ihm gut schien, köpfen zu lassen; und zwar vor den Augen der Parmesen in der Stadt, damit er ihnen dadurch Trübsal bereite.»

Bei einem Überraschungsangriff der Belagerten aber erlitt Friedrich eine schwere Schlappe.

Er hatte zu Beginn des Winters vor Parma eine Lagerstadt errichten lassen, die er, seinen Sieg antizipierend, «Victoria» nannte. Nach der Einnahme Parmas sollte die alte Stadt ganz und gar verschwinden und bloß noch Victoria blühen und gedeihen. Doch am 18. Februar 1248, als das Lager durch diverse Verrichtungen von mehreren Heeresteilen entblößt, Friedrich selbst wie üblich auf der Jagd war (vgl. V 28 ff.), machten die Parmenser, von der verlockenden Lage durch Spione informiert, erst einen erfolgreichen Schein-, dann einen erfolgreichen wirklichen Ausfall, steckten Victoria in Brand, schlachteten fünfzehnhundert Kaiserliche ab, darunter Großhofrichter Thaddäus von Suessa und andere Prominenz, nahmen dreitausend Leute gefangen und erbeuteten den gesamten Staatsschatz, wodurch Friedrich in eine bemerkenswerte Geldknappheit geriet.

Man hat dies die schwerste Niederlage seines Lebens genannt. Doch war es nicht nur ein beträchtlicher Verlust an Menschen, an wertvollstem Kriegsmaterial, an Geld, es war auch ein immenser Verlust an Ansehen in der Welt.

«... DIE UNNAHBAR ADLIGE HALTUNG»

Friedrich glitt nun eher in die Rolle des Verteidigers. Weithin in Italien erhoben sich Rebellen, Abtrünnige, mehrten sich die Aufstände, Kriegsschauplätze, die Gefechte, wirkten die Wühlereien des Papstes, begann ein Kampf aller gegen alle auf Jahrzehnte.

Manche, die sich erst kürzlich dem Monarchen unterwarfen, fielen wieder ab, wie Markgraf Bonifaz von Montferrat, der Turin eroberte, durch den Kaiserenkel Friedrich aber wieder aus der Stadt geworfen wurde. Kaisersohn Graf Richard von Theate schlug ein päpstliches Heer bei Interamma; ein weiteres unter dem Legaten Bischof Marcellin von Arezzo wurde südlich von Ancona vernichtet, viertausend Päpstliche blieben auf der Strecke. Gewaltig gärte es in der Toskana, in Florenz tobten Straßenschlachten. Italien wurde von der Kirche aufgehetzt, überall ringsum Verrat gesponnen. Der Kaiser rang um seine Herrschaft, die zur Schreckensherrschaft geriet, der Rex Tyrannus wehrte sich seiner Haut. Dabei wuchsen sein Mißtrauen, seine Strenge, seine Repressalien, seine Grausamkeit.

Gewiß war Friedrich II. schon früher fast jeder Härte fähig – auch wenn sein vielleicht bester Biograph Ernst H. Kantorowicz ihm ein nie sinnloses Wüten und Richten zugute hält, gar «die stolze freie Caesarengeste» preist, «die unnahbar adlige Haltung» (was heißt das überhaupt bei der Haltung, die wir unentwegt vom Adel eingenommen sehen!) «und die immer erhabene Würde, die sich niemals gemein machte ... die Fassung, die Form des römischen christlichen Caesar.» Wo war denn all dies, als er dem Sarazenenemir, eh er ihn nebst Söhnen hängen ließ, noch durch einen Fußtritt mit dem Sporn die Seite aufriß? Als er den eigenen Sohn jahrelang in seine schlimmen süditalischen Kerker steckte und darin krepieren ließ?

Haufenweise und systematisch exilierte er Verdächtige, nahm er Geiseln, die, in seinen apulischen Verliesen festgesetzt, bei geringster Veranlassung liquidiert worden sind. Wer Papstbriefe zeigte, wurde um Hände und Füße gebracht, wer als Nicht-Kaiserlicher Waffen trug, kurzerhand gehängt. Die Folter, bisher im Reich Sizilien ziemlich eingeschränkt, kam in Gang. Einen suspekten sizili-

schen Franziskanerprokurator setzte der Kaiser achtzehn verschiedenen Torturen aus. Einen verdächtigten Adligen ließ er mit einem Mühlstein um den Hals ins Meer versenken; den Bischof Marcellin von Arezzo erst einkerkern, darauf hängen, was große Erregung hervorrief und Kardinal Rainer Capocci, kurz bevor er selber starb, noch zu wahrhaft atemberaubenden Greuelmärchen inspirierte, denen dann durch das Bischofsgebein auch Wunder über Wunder folgten. Toskanische Guelfen, die sich schon bald ergaben, ließ Friedrich teils hängen, teils geblendet und verstümmelt im Meer ersäufen, hundert Verschwörer in Reggio durch König Enzio öffentlich köpfen und, durch denselben, dreihundert Mantuaner und Ferraresen, die den halbverhungerten Parmensern Fourage bringen wollten, links und rechts des Po aufknüpfen.[13]

Er bekam Parma dennoch nicht. Und wie Parma, wie Mailand, hielt auch Rom, von Friedrich umworben, fest zu Innozenz. Und der gute Heilige Vater hätte dem Land all die blutigen Aktionen für sein Leben gern erspart durch eine einzige blutige Aktion – die Ermordung des Kaisers.

Mordanschläge auf den Kaiser und ungeheurer Papstjubel über seinen Tod

Ob der Plan auf Innozenz allein zurückgeht, läßt sich nicht erweisen, aber intensiv beteiligt, herausragender Komplotteur ist er gewesen. Das blutige Vorhaben, der Anschlag auf das Leben Friedrichs wurde «vom Papst angezettelt» (Kantorowicz), «von päpstlicher Seite angezettelt» (Lexikon des Mittelalters).

Den ersten Wink auf die weitverzweigte Verschwörung bekam man im September 1245 aus dem Kloster Fontevivo, ein schöner Name angesichts der Sache, durch die Entdeckung einiger konspirativer Papiere über die geplante Liquidierung des Kaisers und König Enzios von Sardinien, Friedrichs (außerehelichen) Lieblingssohnes, der vor allem als Heerführer in Italien tätig war. Das Kloster

Fontevivo lag nächst Parma, und nach Parma wiesen im folgenden Winter auch die weiteren Spuren, genauer zu der Sippe des Innozenz.

Anstifter der Revolte, an deren Spitze einige der höchsten Würdenträger, Provinzgouverneure und nächsten Vertrauten Friedrichs, auch der Podestà von Parma, Tibald Franziskus, standen, war Bernardo Orlando di Rossi, der Schwager des Papstes; gefördert wurde das Projekt von den in Italien verbliebenen Kardinälen. Doch im letzten Moment, Ende März 1246, einen Tag vor Ausführung des Komplotts bei einem Gastmahl in Grosseto am Südrand der Toskana, warnte Friedrich ein Kurier des Grafen Richard von Caserta, seines Schwiegersohnes. Die Rädelsführer konnten sich noch drei Monate in der kaiserlichen Burg Capaccio halten, dann ließ sie Friedrich, «in schleuniger Rache», furchtbar verstümmelt, überall zur Schau stellen und unter martialischen Torturen töten.

Die Attentäter, so unterrichtet er selbst Alfons, den ältesten Sohn Ferdinands III. von Kastilien und späteren deutschen König, wurden ihrer Augen beraubt, an Pferdeschwänzen über die Erde geschleift, aufgehängt, in Ledersäcken, zusammen mit Giftschlangen eingenäht, ins Meer geworfen, ins Feuer. Sogar zur Sippenhaftung schritt der Souverän. Wer mit den Verschwörern auch nur im vierten oder fünften Grad verwandt war, sollte geblendet werden und verbrannt. Ergo flogen in Neapel auch zwei Schwestern eines Herrn Perri samt anderen ins Feuer. Nur Tibald Franziskus, allgemein als Rebellenhaupt angesehen, sollte nicht sterben, sollte mit ausgerissenen Augen und verstümmelt durch die Welt geschleppt, vor Völker und Fürsten geführt werden, auf der Stirn befestigt eine bei den Frevlern entdeckte päpstliche Bulle, um jedermann gleich den Inspirator des ausgedachten Stücks zu signalisieren.

So «bewahrte», schreibt der Kaiser am 25. April 1246 seinem Sohn Enzio, «Unsere Unschuld der Herr vor ihren Händen».

Nun bewahrte Friedrichs II. Unschuld der Herr immer wieder vor irgendwelchen Händen. Nicht so selten werden Fälle von großer Krudelität tradiert. Bei Majestätsbeleidigungen ließ er an Angeklagten, so bekennt er selbst, erst «nach vielen schweren Foltern die Todesstrafe vollziehen», zumal der unschuldige Fürst mit geradezu au-

gustinischer Theo-Logik überzeugt war, es sei «*ein Zeichen der Milde, in der Bestrafung derartiger Verbrechen grausam zu sein*».

Innozenz IV. hat seine Mitwisserschaft nie geleugnet, hat vielmehr nach Rom entwichene Rädelsführer gedeckt. Auch ist er nicht der einzige eng in ein Mordvorhaben großen Stils involvierte Papst. Gregor XIII., der seinem «natürlichen» Sprößling Giacomo eine Grafschaft und ein Herzogtum gekauft («Sein Leben als Papst blieb schlicht und würdig»: Lexikon für Theologie und Kirche), der öffentlich in Rom das Blutbad der Bartholomäusnacht überschwenglich gepriesen, gefeiert hat, er billigte auch den Plan zur Ermordung Königin Elisabeths I. von England und unterstützte ihn persönlich – alles «schlicht und würdig».

Was Friedrich II. angeht, war die ausgedehnte Aktion vom März 1246 nicht der einzige Anschlag auf sein Leben. Nur wenige Jahre später versuchte auch sein Leibarzt einen Giftmord und wurde gehängt. Und auch dieses heimtückische Projekt führte über Parma zum Papst. Denn der in Parma gefangene, von Friedrich hochgeschätzte Leibarzt war von ihm ausgelöst, zuvor jedoch durch den dortigen Papstlegaten für die Beseitigung des Kaisers gewonnen worden. Ob dagegen Petrus de Vinea, Friedrichs einflußreichster Rat, Verfasser vieler glanzvoller, gerade auch ihrer antipäpstlichen Tendenz wegen bis in die Zeit der Reformation, der Aufklärung stark fortwirkender Briefe und Manifeste des Kaisers, mit dem Mordversuch zu tun hat, ist unklar und unerwiesen. Der Monarch ließ Petrus im Februar 1249 verhaften, ins Verlies der Reichsburg San Miniato werfen und Ende April wegen Verrat und Bestechlichkeit blenden. Möglicherweise hatte er geheime Kontakte zum Papst, möglicherweise starb er darauf durch Selbstmord, indem er, wie einige Quellen überliefern, an der Kerkerwand seinen Kopf einrannte. Wie auch immer, bei dem Attentatsversuch des kaiserlichen Leibarztes war «eindeutig die päpstliche Kurie der Urheber; es gibt hier keine Beschönigung und keine Entschuldigung» (Heinisch).

«Seht, der Herr Papst», schrieb Friedrich selbst, «den das Reich unter Meinen großen Vorgängern aus dem Nichts erhoben und reich gemacht hat, sucht dasselbe Reich zu vertilgen und Mir, dem Len-

ker des wankenden Reiches, den Untergang zu bereiten.» Offen klagt er Innozenz an, «um verschwenderischen Sold im Herzen Unserer Hofhaltung Verschwörer zu Unserer Ermordung» gekauft zu haben, während die päpstliche Seite verbreitete, der Kaiser habe «die Ermordung des Papstes ins Werk gesetzt».

Friedrich aber verkündete im Frühjahr 1249 in einem Manifest an die Könige und Völker einmal mehr «die furchtbarste, in aller Welt unerhörte Niedertracht»: «Kürzlich nämlich – Wir sagen es voll Bestürzung, und noch die Mitteilung macht Uns bestürzt – hat dieser Priester, dieser große Hüter, der friedfertige Lenker Unseres Glaubens, nicht zufrieden mit den zahllosen Anschlägen und ehrlosen Aufwiegelungen, mit denen er, wie alle Welt sieht, über die Regel seines Standes hinaus, ja selbst gegen Gott in Wort und Werk Uns überall öffentlich anfeindet, versucht – welche Schande! – durch geheime Anschläge Unser Leben zu vernichten. Und mit Unserem Leibarzt, der seinerzeit in Parma eingekerkert war, hat er durch seinen Legaten, der bei einer derartigen Verhandlung als Vermittler auftrat, unmenschlich und ruchlos ausgemacht, daß dieser Uns nach seiner Rückkehr in Form eines Heiltrankes Gift zu trinken gebe ... Seht nun also, wie Uns Unser teuerster Vater liebt! seht den löblichen Eifer und die Sorge des Hirten! seht die würdigen Werke des Fürsten der Priester!»[14]

«... DIE SACHE GOTTES»

Inzwischen war der geplante Großangriff des Papstes im Frühjahr 1246 zusammengebrochen, noch bevor er recht begonnen. Von Sizilien, wo päpstliche Legaten und Truppen hätten einrücken sollen, bis in den Norden hinauf hatte man nicht nur den Kaiser, sondern die Staufer überhaupt, die «Vipernbrut», um die Herrschaft bringen wollen. Aber nach dem gescheiterten Attentat war der intendierte Aufstand unterblieben, abgesehen von einem blutig zurückgewiesenen Vorstoß Kardinal Rainers mit einem päpstlichen Heer in die Mark Ancona.

Friedrichs Kräfte schienen in der Gefahr noch zu wachsen. Er forderte König Enzio auf, mannhaft und eifrig die «lombardischen Rebellen» zu unterdrücken. Und auch er wollte nach Italien eilen, «um die Reste Unserer Empörer mit dem unerbittlichen Hammer Unserer Macht zu zerschmettern». Doch obwohl ihm verschiedene Ereignisse zum Vorteil gereichten, erschien ihm selbst die Lage nicht so günstig, suchte er wiederholt Versöhnung mit dem Papst, woran dieser offensichtlich gar nicht dachte. Seit längerem widersprach er Friedensgerüchten energisch, forderte er von den englischen Bischöfen Truppenkontingente, offensichtlich Soldaten auch von französischen Prälaten. In Lyon ließ er 1247 ein Heer ausrüsten, das unter Kardinal Oktavian Ubaldini in Italien operieren sollte. Ringsum schürte er die Rebellion und sandte Legaten aus, «die Sache Gottes» siegreich zu vollenden, das heißt, den Staufer und alles Staufische für immer in die Hölle zu schicken, Friedrich, den Friedensstörer, den «unbändigen Fürsten der Pestilenz», den «Vorläufer des Antichrist, wilder als jedes wilde Tier, herodischer als Herodes».[15]

Dabei stand es um 1250 nicht gar so glänzend mit der «Sache Gottes».

Ein Kreuzzug – diesmal mit dem französischen König Ludwig IX. dem Heiligen an der Spitze – war kläglich verloren, das Königreich Sizilien, was immer dort Innozenz an Geistlichem und Weltlichem geboten und aufgeboten hatte, keinesfalls gewonnen worden, auch der da angeblich so scheußlich traktierte Klerus nicht übergelaufen. Im nördlichen Italien erzielte Friedrichs Kriegsvolk Fortschritte. Und in Deutschland, wo längs des Rheins verheerende Plünderungszüge tobten, Konrad IV. die Besitzungen der Bischöfe von Straßburg, Speyer, Mainz ruinierte, besiegte dieser im August 1250 auch seinen neuen Gegenkönig, den Grafen Wilhelm von Holland.

Doch noch bevor das Jahr endete, überraschte eine fiebrige Darmentzündung den Kaiser auf der Jagd in Apulien, in der Nähe von Lucera. Man brachte ihn zum Castel Fiorentino, wohl nie zuvor von ihm besucht, jetzt erstmals in den Quellen erwähnt, und nach kurzer Krankheit starb hier Friedrich II. am 13. Dezember 1250, umgeben von einigen Getreuen; darunter sein achtzehnjähri-

ger unehelicher Sohn Manfred, ihm damals wohl der nächste seiner Söhne, sein Schwiegersohn Richard von Caserta, sein alter Freund Erzbischof Berard von Palermo, den er eigens noch hatte hinzurufen lassen, sowie einige Großhofrichter, Notare, sein Arzt Johann von Procida.

Im Dom zu Palermo fand Friedrich neben Roger II. und seinen Eltern Heinrich VI. und Konstanze endlich Ruhe, die letzte, wie man oft meint. Der geistliche Chronist Salimbene schrieb, man habe den einstigen Kaiser nicht überführen können «wegen des furchtbaren Gestanks, den seine Leiche ausströmte», ein so unerträglicher Gestank, wie er mit dem 2. Makkabäerbuch, Kapitel 9, behauptet, daß «Maden wuchsen aus dem verfluchten Leibe und er verfaulte mit großen Schmerzen, daß ganze Stücke von seinem Leibe fielen und stank so übel, daß niemand vor dem Gestank bleiben konnte» – «Wort für Wort» habe sich das «an Friedrich erfüllt».

Doch derart diffamiert der Klerus durch alle Jahrhunderte ihm auf den Tod Verhaßte. Und nachdem Mönch Salimbene den Entseelten seitenlang geschmäht, einen Fürsten, der einst sogar brieflich für ihn bei seinem Ordensgeneral eintrat, schloß er bezeichnend: «Und – um es kurz zu machen – wäre er ein guter Katholik gewesen ..., so hätte er wenige seinesgleichen unter den Herrschern der Welt gehabt.»[16]

Interessant, daß der Sterbende das Erbfolgeprinzip ganz selbstverständlich voraussetzte, als er zum Erben des Imperiums und des sizilischen Reiches seinen Sohn Konrad bestimmte. Sollte dieser ohne Söhne sterben, sollte Carl Otto Heinrich herrschen, dann Manfred.

König Konrad wäre damals dem Vater fast in den Tod gefolgt. Denn als er 1250 in Regensburg einen Konflikt zwischen den staufertreuen Bürgern und ihrem Oberhirten schlichten wollte, ließ der Bischof auf den in der Nacht zum 29. Dezember im Kloster St. Emmeram schlafenden König einen Mordanschlag machen, dem dieser nur durch viel Glück entging, während zwei seiner Vertrauten getötet und drei gefangen fortgeschleppt worden sind.

Zwei tote Staufer in zwei Wochen – zuviel wohl des göttlichen Gnadenerweises. Der Papst mußte sich mit dem Hingang seines

Hauptfeindes begnügen, gewiß schon allein Grund genug für jederlei Hochstimmung, Jubel. «Es freue sich der Himmel und jauchze die Erde», frohlockte er. «O Tag der Freude und ungeheurer Fröhlichkeit! O willkommener Tod, erwünschter Tod!» Denn nun sah er, der originelle Rhetoriker, «das schreckliche Ungewitter» sogleich «in sanften Tauwind verwandelt», sah er Sizilien, das «erhabene Königreich», jäh «der harten Knechtschaft entronnen», «das Joch Pharaos abgeschüttelt, die Folter Neros überstanden ...» Ja, jetzt war die Reihe an ihm, jetzt wollte er notfalls selbst das regnum mit starker Militärmacht an sich reißen. Alle anderen aber, die «ihre räuberischen Hände» nach der kostbaren Beute streckten, bedrohte er mit Ausschluß.[17]

Dies galt besonders Konrad IV.

Der Sproß des Kaisers aus seiner Ehe mit Isabella von Brienne, Erbin des Königreichs Jerusalem (S. 229), hatte seine ersten Lebensjahre im sizilischen Reich verbracht. Im Februar 1237, neunjährig, war er in Wien zum deutschen König und künftigen Kaiser gewählt, wenige Monate darauf in Speyer durch weitere, in Wien nicht anwesende Fürsten bestätigt worden, doch auch hier ungekrönt geblieben. So führte er von da an den Titel «in Romanorum regem electus».

Seit 1241/1242 hatte Konrad für die Erhaltung des staufischen Königtums im deutschen Bürgerkrieg wider die Papstpartei und ihre Gegenkönige gekämpft. Sobald aber seine Position nach Friedrichs Tod schwächer wurde, entschied er sich ohne Zögern, wenigstens das ihm testamentarisch hinterlassene, jetzt durch schwere Aufstände erschütterte sizilische Reich für sich zu retten. Und als er zur Aufrüstung genügend Haus- und Reichsgut verkauft oder verpfändet und Herzog Otto II. von Bayern zu seinem Stellvertreter in Deutschland gemacht hatte, brach er im Oktober 1251 nach Italien auf.

Ebendahin hatte sich, ein halbes Jahr früher, sein siebenjähriges Lyoner Exil beendend, auch der Papst auf den Weg gemacht. Rhôneabwärts war er über Marseille auf eigens für ihn reparierten Straßen nach Genua gezogen, in seine Vaterstadt, wo er im Mai mit seinen Kardinälen und 80 Bischöfen der Hochzeit eines Neffen

beiwohnte, wie sie «nirgends sonstwo gefeiert worden in unseren Tagen, sowohl was die Teilnehmer wie was die aufgetragenen Speisen betrifft, so daß sie das Staunen der Königin von Saba, wenn sie sie gesehen, erregt hätten» (Salimbene). Über Mailand kam der Papst Anfang November nach Perugia, wo er, weil Rom inzwischen zu unsicher, zu unabhängig geworden war, eineinhalb Jahre residierte.

Da Innozenz IV. aber im Himmel und auf Erden nichts mehr begehrte als die völlige Vernichtung der Staufer diesseits wie jenseits der Alpen, da er sich immer verbissener in den großen Endkampf verstrickte, fand alles andere nur seine reduzierte Aufmerksamkeit, selbst der Kreuzzug König Ludwigs IX., dem der Heilige doch immerhin sechs Jahre (1248–1254) seines Lebens gewidmet hat.[18]

9. KAPITEL

ENDE DER STAUFER, AUFSTIEG DER ANJOU

«Haß und Angst vor der ‹Vipernbrut› der Staufer hatten nach Friedrichs II. Tod innerhalb einer einzigen Generation zur Ausschaltung und geradezu Austilgung dieses Geschlechts geführt, das höher als jedes andere emporgestiegen war. Keine deutsche Dynastie fand ein Ende wie die Staufer, in Armut und Bedrängnis, im Kerker, auf dem Schafott und am Galgen ... Innozenz IV. und Alexander IV. hatten sogar den deutschen Fürsten untersagt, ein Mitglied dieses Hauses nochmals zum König zu wählen, und konstatierten damit geradezu eine ‹negative Legitimität›.» Walter Koch[1]

«Mit Gut und Blut sollte Frankreich einstehen, um dem Papst das sizilische Königreich zu erobern, darum mußte vor allem der König gewonnen, er mußte überzeugt werden, daß es eine gerechte Sache, eine Sache des Christenglaubens sei.» Johannes Haller[2]

Auf der Suche nach einem zuverlässigen König für die Insel kam man in Rom auf *Karl von Anjou*, Bruder Ludwigs des Heiligen ... Karl war ein rücksichtsloser Gewaltherrscher, der Sizilien regelrecht ausplünderte. Italien drohte zum französischen Protektorat zu werden. Überall gaben die Franzosen jetzt den Ton an. Im Kirchenstaat beherrschten sie die Verwaltung. Eine Reihe von Päpsten dieser Zeit waren Franzosen, von denen einer Karl zum römischen Senator erhob.» Karl Kupisch[3]

«Sein olivenfarbiges Gesicht streng und hart; sein Blick finster und furchterregend. Ein rastloser Geist lebte in dieser rauhen Natur; er beklagte es, daß der Schlaf den Taten der Menschen die Zeit verkürze. Er lachte fast nie. Alle Eigenschaften, welche ohne Genie einen ehrgeizigen Krieger befähigen, Eroberer und Tyrann zu sein, besaß Karl in so hohem Maße, daß er sich für die Absichten der Päpste als das passendste Werkzeug darbot.» Ferdinand Gregorovius[4]

König Ludwig der Heilige – «Muster des katholischen Frankreichs»

Über Ludwig IX. (1226–1270) haben nicht nur Legendenschreiber viel Erbauliches zusammengetragen, zumal die Heiligkeit hier, freilich auch sonst nicht so selten, hereditär war: schon Mutter Blanca (Blanche de Castille) heilig, und Schwester Elisabeth von Frankreich gleichfalls heilig. Ludwigs Frömmigkeit, sein tägliches Messehören, seine Kniefälle vor Reliquien – lauter echten, versteht sich – werden ebenso gewürdigt wie die Almosen, mit denen er die Elenden seines Reiches überschwemmt, wie die Wohltaten, die er eigenhändig Kranken, sogar Aussätzigen, erwiesen haben soll; nicht zu vergessen seine «Heilkraft gegen Drüsenkrankheiten» (Pierer).

Ludwig erwarb (1239) ein so kostbares, in jeder Hinsicht teures Stück wie die Dornenkrone Christi, erwarb die hl. Lanze, auch «große» Kreuzesteile. Er errichtete für sie und weitere ehrwürdigste Memorialobjekte an die Passion des Herrn (vgl. III 279 ff.!) zu Paris die Sainte-Chapelle als zweistöckige Pfalzkapelle, legte bei Erbauung der Zisterzienserabtei Royaumont persönlich Hand an, wusch manchmal Mönchen die Füße und machte seiner Gattin Margarete von der Provence – einer militanten Dame, einer Kreuzzüglerin, die später zur Verteidigung ihrer Witwenrechte ein Heer aufstellte – immerhin elf Kinder (ein ja auch sehr christliches Tun). Und ein wirkliches Verdienst hat Ludwig IX. durch sein Verbot des gerichtlichen Zweikampfes und der privaten Fehde.[5]

Dem allen und mehr steht freilich anderes aus dem Leben des rex pius und rex pacificus gegenüber, mochte seine Erhebung zur «Ehre der Altäre» (Fest 25. August) selbst Voltaires Beifall finden.

Ludwig, bei dessen Kanonisationsprozeß übrigens nicht seine Gattin Zeugnis geben durfte, sondern für sie ihr Beichtvater Guillaume de Saint-Pathus, verstand schon früh und kräftig das Schwert zu schwingen, und achtundzwanzigjährig begründete er «endgültig seinen militärischen Ruhm» (Ehlers) – eine erhebende Sache für einen Heiligen. Doch zeichnete sich bereits seine hl. Mutter Blanca von Kastilien durch eine gesunde katholische Robustheit aus. So hat sie zweimal die Regierung übernommen, zahlreiche vehemente Adelsrevolten, nicht ohne Hilfe des Hl. Stuhls, resolut niedergeworfen, die hl. Inquisition in Südfrankreich erschreckend mächtig gemacht und die kapetingische Herrschaft ausgeweitet.

Ähnlich führte der hl. Ludwig erfolgreiche Feldzüge gegen den Grafen von der Marche, Hugo von Lusignan, gegen Heinrich III. von England, den er am 23. Juli 1242 bei Saintes in die Knie zwang. Er schleifte Burgen, schlug Schlachten, nötigte 1243 auch den Grafen Raimund VII. von Toulouse zur Unterwerfung. Und schließlich war er einverstanden, daß sein Bruder Karl von Anjou das staufische Sizilienerbe an sich riß. Von seinem Herrscheramt, rühmt das «Lexikon der Heiligen und Päpste», «hatte er eine hohe Auffassung, und so sorgte er für Gerechtigkeit und Ordnung in seinem Lande, indem er selbst mit dem besten Beispiel voranging.»

Zum besten Beispiel gehörte für den hl. König natürlich auch das Verfolgen von Andersgläubigen und «Ketzern». So bekämpfte der Fürst mit dem «engelgleichen Blick und sanften Gesicht» (Salimbene), der «von einem tiefen Rechtsbewußtsein und einer verinnerlichten Religiosität geprägte» König (Herde) die Katharer und führte die Inquisitionsgerichtsbarkeit ein. Er befahl das Vertreiben jüdischer «Wucherer» und ließ 1242 den Talmud vernichten. Auch am 13. Mai 1248 verschwanden davon in Paris vierzehn Wagenladungen auf einmal in den Flammen und bei anderer Gelegenheit noch einmal sechs. Und 1255 befahl der Heilige erneut die Verbrennung des Talmud sowie die aller buchstäblich gotteslästerlichen Bücher überhaupt. Hatte doch schon im Sommer 1239 Papst Gregor IX. viele europäische Könige von Spanien und Portugal bis Britannien samt ihren Bischöfen beauftragt, den Juden, wenn sie an einem Sabbat in ihren Synagogen steckten, alle Schriften wegzunehmen.

Verbrannt aber wurden unter dem Heiligen auch Menschen, wurden nach Einnahme des albigensischen Hauptstützpunktes Montségur durch ein königliches Heer auch die letzten mehr als 200 Katharer am 16. März 1244 am Fuß der Burg auf dem Scheiterhaufen. Schließlich hatte sie schon sein Vater Ludwig VIII. – ständig von Papst und Bischöfen gedrängt – auf diversen, voll und ganz von der französischen Kirche bezahlten Kreuzzügen bekriegt und in häufigen «Ketzer»-Prozessen die Adelsgüter konfisziert, bevor er 1226 entweder an einer Ruhrerkrankung oder, nach den «Annales Marbacenses», an einem Gifttrank zugrunde ging.

Wie der Vater aber, so weiß das Kirchenlexikon von Wetzer/Welte, schuf auch der Sohn «mit kräftiger Hand, wenn es sein mußte, Frieden und Ruhe im Lande» und wurde endlich «der Lieblingsheilige des französischen Volkes und das Muster des katholischen Frankreichs».[6]

Die kräftige Hand im eigenen Land hätte jedoch für so viel Popularität und Vorbildlichkeit im Reiche der Franzosen kaum genügt, wären nicht auch gewaltige übergreifende hl. Leistungen hinzugekommen: zwei Kreuzzüge gleich, wobei es der Heiligkeit keinen Abbruch tut, daß beide mit einem Fiasko endeten – im 20. Jahrhundert würdigt das Lexikon für Theologie und Kirche Ludwig IX. gleichwohl als «Muster eines christlichen Herrschers». Und viele «Profanhistoriker» würdigen mit.[7]

DER HEILIGE KRIEGER UND ZWEI WEITERE KREUZZÜGE

Noch bevor Innozenz IV. auf dem Konzil von Lyon mit mäßigem Erfolg für den heiligen Krieg warb, hatte der französische König im Dezember 1244 das Kreuz genommen, offensichtlich in nicht zu bestreitender Begeisterung, mochte er sich so auch zugleich dem starken Einfluß seiner energischen, die Expansion in den Süden zielstrebig vorantreibenden hl. Mutter effektvoll entziehen. Ungewiß ist Ludwigs unmittelbares Motiv; ob es die Trauer über

den Fall Jerusalems war oder die Freude über die Genesung von einer bedrohlichen Diarrhö. Doch von jetzt an bis zu seinem Tod 1270, also ein Vierteljahrhundert lang, kam er, von Papst Innozenz dazu auch durchaus ermuntert, vom Gedanken an den Kreuzzug kaum noch los, spielte dieser in fast all seine Pläne hinein, dominierte er sämtliche sogenannte Führungsaufgaben. Der Kreuzzug war für den Heiligen nicht weniger als «die Basis der französischen Politik» (H. E. Mayer), «das wichtigste aller Königswerke» (Ehlers). Trieb somit Ludwig in der zweiten Hälfte seiner Regierung in Europa eine fort und fort bejubelte Friedenspolitik, so ja nur, um anderwärts desto aussichtsreicher Krieg gegen den Islam führen, um die Muslime – seine Worte – «wie die Rinder» jagen zu können.[8]

Ausgerechnet der Heilige Vater aber wollte nun den heiligen König, der immerhin samt seinen Brüdern jahrelang gerüstet hatte, vom doch so ehrenwerten Tun abhalten. Zumindest behauptet Salimbene von Parma, seinerzeit selbst in Lyon und mit Innozenz IV. vertraulich verkehrend: «Da nun der Papst erkannte, daß Friedrich der schlimmste Verfolger der Kirche sei und voll Schadenfreude sein Gift, so viel er konnte, verspritzte, und da er um das eigne Leben in große Furcht geriet, schickte er zum König von Frankreich mit der Bitte, er möge seine Kreuzfahrt so lange verschieben, bis er erkannt habe, was Gott schließlich noch mit Friedrich vorhabe.» Doch der heilige König ließ dem Papst melden, er möge das Schicksal Friedrichs dem Ratschluß Gottes anheimstellen und «blieb hartnäckigen Sinnes, unweigerlichen Entschlusses und festen und frommen Geistes dabei, den Kreuzzug zu unternehmen und so schnell als möglich dem heiligen Lande zu Hilfe zu eilen».[9]

Das Heer, fast ausschließlich Franzosen, schiffte sich im August 1248 mit der Kreuzfahrerhymne «Veni Creator Spiritus» im Alten Hafen von Marseille ein. «Und der Schiffsmeister rief seinen Seeleuten zu: ‹Setzt die Segel, in Gottes Namen!› Und so taten sie», schildert den Auftakt Jean de Joinville, Seneschall der Champagne, in seiner oft hagiographisch verklärenden, doch lebendigen Kreuzzugsschrift «Histoire de Saint Louis». «Bald füllte der Wind die Segel und entzog uns den Anblick des Landes, so daß wir nur noch Him-

mel und Wasser sahen, und jeden Tag trug uns der Wind weiter fort von den Orten, wo wir geboren waren.»

Auch der König, seine Brüder Robert von Artois und Karl von Anjou hatten sich am 28. August, alle samt ihren Gattinnen, von Aigues Mortes, dem von Ludwig gegründeten Hafen, auf die Reise begeben, selbstverständlich eng verbunden mit Gott und allen seinen Heiligen. So geschah auch nach der Überwinterung auf Zypern, unmittelbar vor der Landung bei Damiette in Ägypten am 5. Juni 1249, alles mit Gott, in der Ansprache des Herrschers, bei der Messe, durch den Legaten, der natürlich, wie es wiederholt heißt, «das wahre Kreuz hielt», womit er die Christen segnete, die «Ungläubigen» schreckte. Wie denn auch der heilige König, als er in Ägypten an Land ging, dem kranken Sultan al-Malik aṣ-Ṣāliḥ brieflich drohte: «Wisse auch, daß die [muslimische] Bevölkerung Andalusiens uns [Christen] Tribut und Geschenke leistet und wir sie wie die Rinder jagen, die Männer töten, die Frauen zu Witwen machen, ihre Töchter und Söhne gefangennehmen und ihre Häuser veröden lassen.» Selbst wenn der Sultan katholisch würde, selbst wenn er ihm jeden Eid dafür schwüre, nichts hielte ihn, Ludwig, noch ab, «Dich im Dir liebsten Land anzugreifen und zu bekämpfen.» Und schließt mit der einem christlichen Heiligen zustehenden Demut: «Ich habe Dich unterrichtet und Dich gewarnt vor den Heeren, die mir gehorchen und Berg und Tal füllen, zahlreich wie die Steine auf der Erde und gegen Dich gesandt mit den Schwertern des Geschickes.»

Dem Sultan, meldet der arabische Historiker Makrizi, hätten sich beim Anhören des Briefes die Augen mit Tränen gefüllt. Doch dann erinnert er an die eigne, die muslimische Macht. Kennte der König sie – «Du bissest Dir vor Reue in die Finger». «Vom Schicksal ist es Dir bestimmt, an einem Tag zu stürzen, der uns zu Nutzen beginnt und Dir zu Schaden endet.» Und schließt seinerseits: «‹Wer sich überhebt, stürzt›; so wird Deine Anmaßung Dich fällen und Dich ins Unglück stoßen. Sei gegrüßt.»

Seelsorgerlich bestens präpariert, stach man bereits beim An-Land-Gehen durch die Wogen, mit der «Kraft Jesu Christi und des heiligen Kreuzes», wie Johann Sarrasin brieflich berichtet, fast ohne

eigene Verluste «wohl an die 500» Türken ab «und viele von ihren Pferden». Auch nahm man das stark befestigte und mit allem wohlversehene Damiette, zu dessen Eroberung man einst drei Jahre gebraucht, Anfang Juni ganz kampflos ein, hatten es doch die Bewohner und die bald darauf dafür gehängte kinatische Besatzung, um ihr Leben fürchtend, überstürzt verlassen. «Ganz Ägypten erfaßte Verzweiflung» (Ibn Wāṣil).

Ludwig der Heilige aber, der als erster in die Stadt einzog, riß nicht nur sämtliche Waffen, Munition, Vorräte, Lebensmittel an sich, sondern nahm auch gleich alles fort, «was sich in der größten Moschee der Stadt und allen anderen befand und ließ davon eine Kirche bauen, zu Ehren Jesu Christi» (Johann Sarrasin). Auch begründete der König alsbald einen Erzbischofssitz, wobei alle näheren Umstände deutlich auf eine ganz nüchterne territoriale Erwerbspolitik weisen, durch die er das eroberte Land seiner Krone anzugliedern gedachte.

Doch sosehr sich der pius rex hier wie überall bewährte – sei es auf dem Schlachtfeld «durch gewaltige Schwerthiebe» oder bei der Gattin, die in Damiette einen Sohn gebar –, trotz Christus und wahrem Kreuz und deutschem Schwert und allen Messen und Beichten und Beilagern, es kam verhältnismäßig bald die Zeit, wo es ständig schlechter ging, Ludwig zwar «immer im Gebet» war, doch ihm auch buchstäblich die Zähne klapperten und man ihn des Durchfalls wegen dauernd vom Pferd heben mußte. Es kamen Hunger, Seuchen, Massaker und Schlachten, in denen «die türkischen Löwen die ungläubigen Hunde bezwangen» (Ibn Wāṣil). Es begann für das Heer, erzählt Joinville, «das große Elend, denn nach neun Tagen kamen die Leichen unserer Leute, welche die Feinde getötet hatten, wieder an die Oberfläche ... eine so große Menge, daß der ganze Strom von einem Ufer zum andern voller Toten war und längsseits so weit, wie man einen Stein wirft».

Der arabische Historiker Ibn Wāṣil, gleichfalls Zeitgenosse und zeitweiser Augenzeuge, spricht von den furchtbaren Verlusten der Franken: «Die Zahl der Toten soll bei dreißigtausend gelegen haben ...» Auch sein freilich erst später schreibender Kollege Makrizi erwähnt dreißigtausend Getötete, «außer denen, die sich in die Flu-

ten geworfen hatten; die Gefangenen kann man gar nicht zählen. Der Franzose floh nach al-Munja und flehte um sein Leben, das wir ihm zusicherten. Wir nahmen ihn gefangen, behandelten ihn ehrenvoll und erlangten mit Gottes Hilfe und Kraft, seiner Größe und Erhabenheit Damiette zurück ...» Ibn Wāṣil sagt lakonisch: «So reinigte Gott Ägypten von ihnen.»

Ludwig IX. war der letzte Monarch Europas, der das Heilige Land als Kreuzzügler betreten hat.

Auf dem Vormarsch nach Kairo wieder ausweglos, wie schon 1221 unter dem Legaten Pelagius (S. 223 ff.), in die Enge getrieben, war bei Mansurah dem Kreuzfahrerheer nichts anderes übriggeblieben als die Kapitulation. Und wer weiß, wie wenige von der stolzen Feudalarmee – auf bis zu 25 000 Soldaten geschätzt, darunter 2500 Ritter und 5000 Armbrustschützen – noch französischen Boden betraten! Die ungeheuren Kosten des sorgfältig vorbereiteten, technisch gut organisierten, militärisch aber mangelhaft geführten Unternehmens waren ohnedies in den Wind geschrieben. Das königliche Schatzamt bezifferte die Gesamtkosten auf 1,3 Millionen livres tournois, ein Vielfaches seiner Jahreseinnahmen; davon Kriegskosten 750 000, Festungsbauten im Heiligen Land 120 000, Schiffsbau 40 000, Hofausgaben 200 000, Lösegeld für den König 210 000, Auslösung christlicher Gefangener 1300 livres.

Woher kam das Geld?

950 000 livres tournois stammten aus einem fünfjährigen Kreuzzugszehnten der französischen Kirche, die der hl. Ludwig dazu breitschlug, weil ein allgemeiner Kreuzzugszwanzigster der Kirche außerhalb des Landes viel zuwenig erbrachte. Den Beitrag der Städte berechnete man, sehr problematisch, auf 274 200 livres tournois. Dabei kann es nicht schaden zu wissen, daß sich seinerzeit, in der Mitte des 13. Jahrhunderts, die Einkünfte Ludwigs des Heiligen, des Förderers der Bettelorden und hochgelobten Wohltäters der Armen, pro Jahr auf 250 000 livres beliefen, daß also das königliche Salär (Staatsbudget), ganz grob überschlagen, Jahr für Jahr so viel betrug, wie der gewaltige Krieg Jahr für Jahr verschlang.[10]

Trotz des Fiaskos schwang sich der Heilige im Alter abermals zu einem heiligen Krieg auf.

Am 25. März 1267 nahm er auf einem Hoftag in Paris mit drei Söhnen, einigen Fürsten und vielen Baronen erneut das Kreuz und landete am 18. Juli mit angeblich 6000 Reitern und 30000 Fußsoldaten am Strand von Karthago, bei dem kläglichen Rest der antiken Metropole, um den Emir von Tunis zu «bekehren». Ihn hielt man nicht zuletzt dank der Tätigkeit eines Dominikanerklosters in Tunis (seit 1250) für «konversionsbereit».

Nach Makrizi wollte Ludwig dort allerdings bloß Hunger und Seuchen nützen, und es gibt gar keinen Zweifel, daß der hl. Souverän, bei aller seriösen Beschränktheit, die freilich kommenden Geschlechtern bloß als Ausdruck seiner Sanktitas galt, nicht nur mit frommen Absichten an Land gegangen war. Der Emir hatte denn auch vorsorglich gerüstet; außerdem aber, überliefert der arabische Chronist, «schickte er ihm Boten mit achtzigtausend Dinar und ließ ihn um Frieden bitten. [Der Franzose] nahm sie, machte aber nicht Frieden mit ihm». Wie das einem heiligen Christenkönig zusteht. Gleichwohl war der Himmel auch bei diesem Kreuzzug gegen ihn. Denn bald nach der Landung gab es große Verluste auf beiden Seiten, ja, im französischen Heer brach die Pest aus, eine typhus- oder ruhrartige Seuche, die es vernichtete und am 25. August 1270 auch den König. Doch dafür geschahen jetzt bei Überführung seines Fleisches und Intestinum nach Monreale, beim Transfer seines Herzens und Gebeins nach Saint-Denis wieder Wunder über Wunder ...

Was aber Ludwigs erste Offensive, den Fehlschlag in Ägypten, betrifft, so hörte man schon seinerzeit Stimmen im katholischen Lager, die Innozenz IV. nicht für schuldlos hielten. Der Papst war einfach zu tief in den Streit mit den Staufern verwickelt, um Ludwigs Kreuzzug wirksam fördern zu können. So erfolgten aufsehenerregende Proteste in ganz unterschiedlichen Kreisen und Formen. Der König selbst beorderte damals seine Brüder nach Frankreich, um den Papst zum Frieden mit Friedrich zu bringen, wobei sie sogar mit der Vertreibung aus Lyon drohten, und Innozenz, kurz vor des Kaisers Tod, bereits seine Flucht nach dem englischen Bordeaux ventilierte. Königin Blanca, während Ludwigs Abwesenheit regierend, verbot die Werbung für Innozenz' sizilischen Krieg. Und ein Reichs-

tag der Barone verwahrte sich entschieden dagegen, «daß der Papst den König, der für den Glauben dulde, im Stich lasse, um seine eigne Herrschaft auszudehnen».[11]

Der Pastorellenaufstand

In engem Zusammenhang mit diesem Kreuzzug Ludwigs steht auch die Pastorellenerhebung 1251, eine eher antiklerikale Aktion vor allem der Hirten (pastoreaux), der ländlichen und städtischen Unterschichten in Nordfrankreich, der Picardie, Flandern, ein traditionell kreuzzugsanfälliger Landstrich, auch wenn keine unmittelbare Verbindung zu dem Orientkrieg nachweisbar ist.

Möglicherweise empörte diese Kreise – denen zunächst niemand zu widerstehen wagte, denen man Lebensmittel gab «und alles, was sie begehrten» – u. a. auch der antistaufische Kreuzzugsaufruf des Papstes, empörte sie das Verhalten der Prälaten, ihre Versäumnisse beim Kreuzzug des Königs. Jedenfalls erregten sie «einen furchtbaren Aufstand gegen die Mönche, vor allem Predikatoren und Minoriten, weil diese das Kreuz gepredigt und die Menschen zur Kreuzfahrt im Gefolge des Königs, der von den Sarazenen besiegt worden war, mit dem Kreuze bezeichnet hatten. Und es erbosten sich die Gallier, die in Frankreich geblieben waren, damals so sehr gegen Christus, daß sie Christi über alles geheiligten Namen zu verspotten wagten. Wenn z. B. in jenen Tagen die Minoriten und Predikatoren die Franzosen um Almosen im Namen Christi baten, da knirschten sie mit den Zähnen über jene und riefen vor ihren Augen einen andern Armen, gaben dem ihre Pfennige und sprachen: ‹Nimm das im Namen Mahomeds, der mächtiger ist als Christus›» (Salimbene von Parma).

Vieles liegt da im dunkeln, durch die einseitigen Quellenberichte, eine feindselige Chronistik, die auch diese Randgruppen der Gesellschaft diskreditierte und kriminalisierte, wohl erheblich noch über deren eigene Schandtaten hinaus.

Unter ihrem Führer Jakob (?), einem gebildeten, sprachgewand-

ten Ungarn, vielleicht einem ehemaligen Zisterzienser, der vorgab, im Auftrag der Mutter Gottes zu handeln, und großen Zulauf gewann, planten die Pastorellen, die Hirtlein, anscheinend einen Kreuzzug ins Heilige Land. Auf ihrem Weg von Amiens nach Paris, wo Blanca von Kastilien ihren Führer empfing, sollen sie auf 100 000 Menschen (nicht nur aus dem «niederen» Volk) angewachsen sein. Durch zunehmende Radikalisierung und Exzesse aber, durch Plünderungen, Morde an Geistlichen, Mönchen, Adligen, auch, wie so häufig bei Kreuzzügen, durch Judenpogrome, wurden sie offenbar eine Gefahr für die Städte und alsbald selbst verfolgt, grausam gejagt und vernichtet, im Süden bis nach Marseille, im Norden bis Südengland hin. Auch ihr Führer kam dabei um. Obwohl man den Aufruhr in wenigen Monaten zuzusammenschlug, zeigte er doch das Aufbegehren, den spontanen Protest einfacher Volksgruppen wider eine Hierarchie, die ihre Selbst- und Machtsucht noch über einen Kreuzzug für den gemeinsamen Glauben stellte.[12]

Eine wirkliche Bedrohung für die Christenheit, eine Gefahr von kaum je dagewesenem Ausmaß, vor der alles andere, auch der Islam verschwand, war der Mongolensturm. Und wie er Rußland für immerhin zwei Jahrhunderte unterjochte, hätte er vermutlich ganz Europa unterjochen können, wäre es davor nicht durch einen Führungswechsel auf mongolischer Seite bewahrt worden.

Der Mongolensturm und die Mission des Johannes von Plano Carpini

Das zentralasiatische Volk der Mongolen – die russischen Quellen sprechen ausschließlich von Tataren: die ursprüngliche Bezeichnung eines kleinen mongolischen Teilstammes – trat als autarker politischer Verband erst im ausgehenden 11. Jahrhundert hervor. Unter Dschingis Khan (gest. 1227), eigentlicher Name: Temüjin, und seinem Sohn und Nachfolger Ögödei (1227–1241) wurde von ihnen der riesige Raum zwischen China und der Schwelle Europas, bis

Rußland, Polen, Ungarn «vom Sattel aus», mit der überlegenen Taktik rasch reaktionsfähiger Reiterscharen, in nahezu ununterbrochenen Kämpfen in zwei Jahrzehnten überrollt und alles, was sie durchstürmten, in Schutt und Asche zurückgelassen.

Im November oder Dezember 1240 eroberten sie das einst starke Kiew (vgl. V 464 ff.) und ruinierten es gänzlich. Am 24. März nächsten Jahres zerstörten sie Krakau, am 9. April schlugen sie bei Liegnitz das deutsch-polnische Ritterheer mit dem Piastenherzog Heinrich II. dem Frommen von Niederschlesien völlig, wobei dieser selbst umkam. Zwei Tage darauf ging das ungarische Heer in der Schlacht auf der Ebene von Mohi am Sajo unter Béla IV. (1235 bis 1270) zugrunde, wonach der König nie mehr von dem Alptraum freikam. Die Hälfte der Ungarn fiel den Invasoren zum Opfer.[13]

Die Länder des Ostens waren ganz auf sich gestellt. Ein Kreuzzugsaufruf Gregors IX. und ein Appell des Kaisers fanden nur geringes Echo, wie auch beider Streitkräfte sich in Italien gegenseitig banden. Zudem war Friedrich gewarnt, hatte doch schon einmal in seiner Abwesenheit der Heilige Vater das süditalische Reich überfallen. Dies durfte er kein zweites Mal riskieren. Die Päpstlichen aber beschuldigten den Monarchen, er selbst habe die Mongolen zur Bestrafung Österreichs und Ungarns gerufen! Auf dem Konzil von Lyon hatte zwar Innozenz ihre Abwehr zur Sprache gebracht. Doch als der kaiserliche Großhofrichter Thaddäus von Suessa nicht nur die Rückgabe des Kirchenstaates, nicht nur eine Kreuzfahrt ins Heilige Land, sondern auch einen Feldzug gegen die Mongolen anbot, endlich dafür die Könige Frankreichs und Englands sogar als Bürgen nannte, wies der Papst all dies mit offenkundigen Ausreden zurück.[14]

Erst vier Jahre nach der Vernichtung der abendländischen Heere bei Liegnitz und Mohi schickte Innozenz Kundschafter aus mit dem Auftrag, «alles zu durchforschen und die einzelnen Dinge sorgfältig zu beobachten». Offiziell, so die Gesandten, «weil er wünsche, daß alle Christen die Freunde der Tataren sein und mit ihnen in Frieden leben sollten; darüber hinaus wünsche er, daß sie groß seien bei Gott im Himmel».

In den Vorderen Orient zogen die Dominikaner Ascelin, Simon von St. Quentin und Andreas von Longjumeau, über Rußland der Franziskaner Johannes von Plano Carpini und Genossen – sehr beschwerliche, gefährliche und letztlich ergebnislose Expeditionen. Brieflich drückt Innozenz den Mongolen in gewohnter Heuchelei – denn alle Vorwürfe hätte er genauso den Christen machen können – sein Erstaunen darüber aus, «daß Ihr, wie wir vernommen haben, viele christliche und auch andere Länder überfallen habt, sie in schrecklicher Zerstörung verheert und nicht ablaßt, in noch andauernder Raserei Eure verwüstenden Hände nach weiteren Ländern auszustrecken, und losgelöst vom Band der naturgegebenen Verwandtschaft, ohne Unterschied gegen alle, ohne Rücksicht auf Geschlecht oder Alter, mit dem Schwert der Rache zu wüten». Der Papst warnt, bittet, mahnt, daß das Mongolenvolk derartige Angriffe und zumal die Verfolgung der Christen gänzlich einstelle, daß es «den Zorn der göttlichen Majestät ... durch Wiedergutmachung mit einer angemessenen Buße beschwichtigt ...», daß es sich taufen lasse.

Nach dem katholischen Theologen Seppelt wünschte Innozenz den Herrn des riesigen Mongolenreiches nicht nur zur Annahme des Christentums zu bewegen, sondern suchte ihn auch «für ein gemeinsames Vorgehen gegen die Sarazenen zu gewinnen». Der Tatarenherrscher aber schrieb dem Papst: «Die Folge Deiner Worte enthielt den Satz, wir sollten uns taufen lassen und Christen werden. Darauf antworten wir Dir in Kürze, daß wir den Grund nicht einsehen, warum wir das tun sollen. – Auf einen zweiten Punkt, den Dein Brief noch enthielt, nämlich daß Du Dich wundertest über das Hinschlachten so vieler Menschen, vor allem Christen, und am meisten Polen, Mähren und Ungarn, antworten wir Dir, daß wir das ebensowenig verstehen. Damit es indes nicht scheine, als wollten wir all das gänzlich mit Stillschweigen übergehen, geben wir dir folgendes zur Antwort: Weil sie dem Wort Gottes und dem Befehl von Cyngis-Chan und Chan nicht gehorchten und auf einer großen Versammlung unsre Boten töteten, deshalb befahl uns Gott sie zu vertilgen und gab sie in unsre Hand. Denn andernfalls, wenn das nicht Gottes Werk wäre, was hätte der Mensch dem Menschen antun kön-

nen? Ihr Männer des Westens aber, Ihr glaubt, daß Ihr Christen allein auf der Welt seid und blickt auf andre herab. Wie aber könnt Ihr wissen, wen Gott für wert hält ihm seine Gunst zu schenken? Wir aber haben in Anbetung Gottes und mit der Kraft seines Beistands die ganze Erde von Ost nach West verwüstet. Und wenn das nicht die Kraft von Gottes Beistand täte, was hätten dann Menschen zu tun vermocht?» Der neugewählte Großkhan Güyük (1246 bis 1248) freilich erhob, wie der Papst, Anspruch auf Weltherrschaft und forderte seine Unterwerfung.

Johannes von Plano Carpini, dessen damals als sensationell empfundener, reichhaltiger, lebendiger und vielgelesener Bericht «Ystoria Mongalorum» bis heute eines der wichtigsten zeitgenössischen Zeugnisse über die Frühkultur der Mongolen vor ihrem Übertritt zum Buddhismus ist, machte sich Mitte April 1245 in Lyon auf den Weg und war über zwei Jahre unterwegs, zweifellos weniger als Missionar denn als Spion.

Gewiß erwähnt der Franziskaner alles mögliche, auch religiöse Riten, Vorstellungen, schreibt zum Beispiel: «Sie glauben an einen einzigen Gott, von dem sie glauben, daß er der Schöpfer alles Sichtbaren und Unsichtbaren sei», was sich ja nicht sehr vom christlichen Glauben unterscheidet, wenn sie auch allerlei sonst noch verehren, wie gleichfalls die Christen. Aber unser Mönch, zwar sechzig schon und wohlbeleibt, einst noch persönlicher Gefährte des hl. Franz, war doch, vom Papst durchaus instinktsicher gewählt, vor allem ein militärischer Emissär, der so gründlich wie möglich über die mongolische Expansion referiert, über ihre Kriege und «wie man ihnen im Krieg begegnen soll», im Festungs-, im Burgenkampf, am Wasser, im Kampf Mann gegen Mann, den sie nicht liebten, in offener Feldschlacht, von ihnen eher gescheut, während sie die Zernierten «ihre eingepferchten Schweine» nannten, «die sie nur noch bewachen müssen». Ihre Führer griffen nie direkt in ein Gemetzel ein, hielten vielmehr – bewährte Feldherrnpraxis – «fernab dem feindlichen Heer gegenüber».

Mönch Johannes liefert eine lange Liste erforderlicher Ausrüstungen, von «Lanzen mit Haken..., die dazu taugen, die Tataren aus dem Sattel zu ziehen», bis zur Panzerung für Mensch und Pferd.

«Kein Geld darf gespart werden beim Waffenkauf ...» Kurz, der Franziskaner schuf «ein ausführliches taktisches und strategisches Handbuch der Mongolenabwehr», «das sowohl Rücksicht nahm auf alle mongolischen Waffen, Techniken, Motive und Handlungsweisen, die er irgend in Erfahrung bringen konnte, als auch auf die Voraussetzungen im Abendland» (Schmieder).[15]

Selbstverständlich erwartet der Sendbote des Papstes, wie er gleich im Prolog, im ersten Satz betont, einen «triumphalen Sieg über die Feinde Gottes und unseres Herrn Jesus Christus». Gibt es doch auch sonst, in allem Wesentlichen, fast nur Negatives von diesen Leuten zu berichten. Vor allem immer wieder, daß sie im Krieg «extrem verschlagen» seien. Ja, hinterlistig sind sie, weiß Mönch Johannes, hinterlistig in Worten und Taten. Und ungeheuer habsüchtig sind sie, tributgierig, sie lauern nur darauf, anderen zu schaden, andere zu fangen und – anscheinend ihr liebstes Geschäft – sie zu massakrieren. «Aber Menschen töten, fremde Länder überfallen, fremdes Eigentum rauben auf jedwede unrechte Weise, huren, fremden Menschen Gewalt antun, gegen Verbote und Vorschriften Gottes handeln: Das alles gilt ihnen nicht als Sünde.»

Wie, zumindest in praxi, und nur das interessiert uns, den Christen. Doch im Unterschied zu diesen waren die Mongolen, waren Dschingis Khan und seine Nachkommen, in Glaubensdingen generös. Sie übten religiöse Toleranz, vorausgesetzt lediglich, daß die Priester der verschiedenen Bekenntnisse für das Wohl der Dynastie beteten. Der Erzbischof von Kiew konnte dort, nach Zerstörung der Stadt, weiter residieren. Die päpstlichen Boten durften Messe lesen, und der «derzeitige Kaiser» der Tataren, meldet Johannes, duldete nicht nur Christen in seinem Hofstaat, sondern auch christliche Geistliche und eine christliche Hauskapelle vor seinem Zelt.

Hatten die Mongolen aber nichts dagegen, daß sich die Christen bei ihnen umsahen, schien es den päpstlichen Gesandten «aus zahlreichen Gründen nicht dienlich», so Johannes, daß mongolische Gesandte mit ihnen zurückreisten, schreckte sie doch, wie bezeichnend, der Gedanke, «Spione einzuschleppen». Stärker noch bedrückte sie, die Mongolen würden «vom Anblick der Zwistigkeiten und Kriege unter uns noch mehr animiert ..., uns zu über-

fallen ... Drittens fürchteten wir, daß sie getötet werden könnten, da unsere Völker ja zu einem großen Teil rücksichtslos und hochfahrend sind ...»[16]

Papst Innozenz feilscht um ein Königreich und stirbt

An Rücksichtslosigkeit und Arroganz, an Wirren, Zerrissenheit, Krieg mangelte es zu keiner Zeit im Abendland. Gewiß auch nicht, als Innozenz IV. nach dem Tod seines großen Gegners erst recht aufs Ganze ging. Dabei konzentrierte er sich, auch wenn er die Staufer im Norden wie im Süden entmachten, auslöschen wollte, zunächst und zumeist auf das sizilische regnum.

Gerade da freilich, zumindest auf der Insel selbst, waren die alten Machtstrukturen noch intakt, bröckelte Friedrichs Reich, von seiner harten Faust mehr schlecht als recht zusammengehalten, noch wenig. Der Papst aber tat alles, um Land und Leute zum Aufruhr, zum Abfall zu bringen. Wie der dritte, hatte auch der vierte Innozenz noch nie mit Bestechungen, Versprechungen gegeizt. Doch jetzt, im Kampf gegen Friedrichs unehelichen Sohn Manfred, den Fürsten von Tarent, der für Konrad IV., der in Deutschland weilte, die Regentschaft führte, übertraf sich Innozenz fast selbst, auch wenn oder gerade weil ihm das, worüber er verfügte, gar nicht gehörte.

Während Manfred (1232–1266), im Konflikt mit den sizilischen Baronen, zum Papst Verbindung suchte, lockte dieser Manfreds Feinde, machte Zugeständnisse, beschenkte Rebellen und Überläufer, er vergab Stadtrechte, verlieh Grafschaften, bestätigte sie. Doch wenn Innozenz auch Neapel für den Kirchenstaat kassierte, gar gleich «für ewige Zeiten», man drängte nicht zu ihm. Sein Heerführer Kardinal Peter Capocci kam von der Mark Ancona aus keinen Schritt voran, wurde auch bald abgelöst. Und als Konrad IV. mit starkem Gefolge auf dem Kriegsschauplatz erschien, verschlechterte sich die päpstliche Lage noch, zumal Manfred seinem Halbbruder

sofort die Regierung übergab, als dieser, zu Schiff von Venedig kommend, am 8. Januar 1252, in Siponto auf Sizilien an Land gegangen war.[17]

Innozenz aber, bei dem auch Konrad bald in Perugia um gütliche Verständigung, um Anerkennung im Königreich Sizilien und als Kaiser ersuchen ließ, stützte weiter den deutschen Gegenkönig Wilhelm von Holland. Trotz mehrerer Kardinäle, die keine Fortsetzung des Krieges gegen die Staufer wünschten, wollte der Heilige Vater keinen Frieden, wollte er weder in Deutschland noch in Sizilien einen Staufer herrschen sehen. Er übersiedelte zur selben Zeit, als Konrad im Oktober 1253 das seit dem Sommer belagerte und langsam ausgehungerte Neapel einnahm, von seinem umbrischen Asyl wieder nach Rom, wo man jetzt immer noch lieber ihn als den Staufer sah, der inzwischen uneingeschränkt über das ganze sizilische Reich gebot.

Im Winter 1253/1254 erstrebte Konrad ein weiteres Mal die Versöhnung mit dem Papst, der indes unbeirrt an seinen radikalen Zielen, seiner Feindschaft festhielt. Wieder streute er alte und neue Bezichtigungen aus, teilweise so perfid wie lächerlich. Konrad würde, zum Beispiel, nicht nur tyrannisch herrschen, nicht nur «Ketzer» tolerieren, Kirchen wie Klöster ausrauben, sondern er sollte auch seinen Stiefbruder Carl Otto Heinrich (1238–1253/1254), den jüngsten Kaisersohn (aus der Ehe mit Isabella von England), dauernd eingekerkert und einen Neffen vergiftet haben. Konrad verteidigte sich gut, wies vieles überzeugend ab, wurde aber, weil er der Kirche noch immer das Königreich in aller Frechheit vorenthalte, am Gründonnerstag, am 9. April 1254, von Innozenz gebannt. Und schon bald darauf, am 25. Mai, starb Konrad IV. nach einem freudlosen, mühereichen Leben, gerade 26 Jahre alt, im Heerlager bei Lavello (Umbrien) auf dem Weg nach Deutschland, wo er wahrscheinlich militärisch eingreifen wollte. Sein Körper wurde vor der endgültigen Beisetzung in Messina verbrannt.

Mittlerweile hatte der Papst erkannt, daß er nicht stark genug war, das Königreich im Süden selbst zu unterwerfen. Seine eigenen Machtmittel reichten dazu weniger denn je. So sah er sich nach Hilfe um und verhandelte seit dem Frühjahr 1252 mit Richard von

Cornwall, den in den Quellen wegen seines Reichtums gerühmten Bruder König Heinrichs III. von England, und es läßt sich denken, daß gerade Richards enorme Mittel den ungemein geldgierigen Pontifex besonders gereizt hatten. Mindestens zweimal bot er dem Grafen die sizilische Königskrone an, war freilich versiert genug, deshalb gleichzeitig mit einem weiteren Interessenten zu kontaktieren, mit Karl von Anjou, dem Bruder des französischen Königs, an dessen erfolglosen Kreuzzügen ins Nildelta und nach Tunis Karl teilgenommen.

Die Verhandlungen führte der päpstliche Notar Albert von Parma, nachdem Innozenz ihm am 3. und 5. August entsprechende Briefe sowohl an die englische wie französische Seite ausgestellt hatte, die aber nur «im Ernstfalle» einem Adressaten zu übergeben waren. Denn der Engländer wußte sowenig wie der Franzose von dem doppelten Spiel des Papstes. Da aber Richard von diesem weder wirtschaftlich noch finanziell Hilfe zugesagt erhielt, so daß ihm das Sizilienprojekt zu riskant erschien, ja angeblich vorkam, als wolle man ihm den Mond verkaufen mit der Offerte, ihn sich zu holen, geriet Innozenz jetzt mit dem ebenso ehrgeizigen wie hinterhältigen Karl tiefer ins Geschäft.

Der Angiovine sollte die Riesensumme von 400000 Pfund jährlich bis zum vollen Übergang des Königreichs in seine Hände aus der Tasche des Papstes bekommen, die derzeit allerdings leer war. Große Anleihen waren nötig, «auch gegen hohe Zinsen», gedeckt durch Kreuzzugsgelder u. a. Karl hatte dafür, wogegen sich vor allem seine Räte wehrten, einen ganzen Haufen kurialer Bedingungen zu schlucken und sollte bis zum 1. November 1253, natürlich mit einem starken Heer, den Krieg in Süditalien eröffnen. Da Innozenz nicht nachgeben wollte, empfahl er seinem Partner die Entscheidung eines Schiedsgerichts, die freilich durch eine anderslautende geheime Erklärung Karls im vorhinein unwirksam gemacht werden und festlegen sollte, daß er ausschließlich an die päpstlichen Forderungen gehalten sei. Indes zerschlug sich auch dieser saubere Handel, griff Karl jetzt doch lieber in einen flandrischen Erbstreit an der Seite der Gräfin Margarethe ein, wobei ihm der Hennegau winkte, ein zwar beträchtlich kleineres, aber leichter zu erbeutendes Gebiet,

weshalb er von der sizilischen Sache im Herbst 1253 wieder absprang.[19]

Doch genau seitdem operierte auch Innozenz wieder in England, und zwar durch eine geheime Mission seines Neffen Ottobuono Fieschi, der es, vor kurzem zum Kardinaldiakon erhoben, wenn auch für wenige Wochen nur als Hadrian V. noch zum Papst bringen sollte. Konferiert hatte man diesmal nicht mit Richard von Cornwall, sondern mit dem König. Und vermutlich hat auch der Papstneffe, Kardinal Fieschi, Heinrich III. die Idee eingegeben, die Krone des Landes für seinen achtjährigen Sohn Edmund zu erwerben.

Man wurde rasch einig und segnete das neue Ergebnis von beiden Seiten ab. Am 14. Mai 1254 erteilte Innozenz die Bestätigung, sah Edmund bereits als neuen Herrn Siziliens an – und trat diesmal seinerseits zurück. Denn am 25. Mai war König Konrad gestorben, und nun, dies jedenfalls der weitaus plausibelste Grund in dem Spekulationengewirr, glaubte der Papst, die Lage wieder allein bewältigen, glaubte er, wieder ohne den Engländer, ohne den Franzosen fertig werden und das unteritalische regnum, wie einst geplant, dem Kirchenstaat eingliedern zu können.[20]

Konrad IV. hatte einen Sohn gleichen Namens hinterlassen, der 1252 auf Burg Wolfstein (nördlich von Landshut) geboren, in Bayern und Schwaben unter dem Schutz seiner Mutter, der Wittelsbacherin Elisabeth, und seines Onkels Herzog Ludwigs II. von Bayern aufgewachsen und von den Italienern anfangs ironisch Konradin, il Corradino, genannt worden war. Niemand sprach ihm sein Erbrecht auf Sizilien ab, außer den Päpsten. Innozenz und Nachfolger erkannten Konradin nur als König von Jerusalem und Herzog von Schwaben (seit 1262) an. Denn das unteritalische Königreich glaubte Innozenz jetzt eben wieder selbst gewinnen zu können und machte diesbezüglich auch wieder einen krummen Zug nach dem andern.

Zunächst nahm man dem Markgrafen Berthold von Hohenburg, Führer der deutschen Truppen im regnum und von Konrad IV. zum Vormund seines zweijährigen Sohnes gemacht, die Vormundschaft und übertrug sie Manfred, wobei der Papst immer noch den Anschein wahrte, Konradins Erbrecht nicht unbedingt abzulehnen. Alsbald aber exkommunizierte er nicht nur den Hohenburger samt

seinen Brüdern, sondern auch Manfred, nahm ihnen ihre Lehen und ließ ein schon im Süden des Patrimoniums bereitstehendes, vor allem von den italienischen Kirchen bezahltes schlagkräftiges Heer in das Stauferreich einmarschieren, an dessen Grenze in Anagni er sich bereits seit Konrads Tod aufhielt, um die Dinge aus der Nähe möglichst rasch in den Griff zu bekommen.

Kommandant der päpstlichen Truppen war der Papstneffe Kardinal Wilhelm Fieschi, den eigentlichen Oberbefehl aber führte ein Bruder des Papstes. Das Ganze sah fast nach einem päpstlichen Familienunternehmen aus. Der Papstbruder, hieß es sogar schon, werde sizilischer König werden. Jedenfalls rückte man vor, gewann Anhang, man lief über, huldigte. Innozenz schaltete und waltete bald, als wäre das sizilische Reich der Kirchenstaat. Manfred bekam es mit der Angst zu tun, unterwarf sich, wurde Vasall, und der Papst schien vor einem Triumph zu stehen wie noch kein andrer zuvor, rühmte er sich doch selbst in einem Brief an seine Vaterstadt, «daß die Lage der Kirche heute glorreicher ist als jemals früher».[21]

Entsprechend war das Auftreten des Landesherrn. Er bestimmte alles. Er bestimmte die Lehen für Manfred, legte den genauen Umfang seines Gebietes fest, maß ihm, während er sich selbst die Einkünfte des Ganzen vorbehielt, ein Jahresgehalt zu, das mit Sicherheit für keine eigenen politischen oder militärischen Unternehmen gereicht, ihn also weitgehend kaltgestellt hätte. Bei der Besitzergreifung des neuen Reiches mußte der Staufer an der Grenze den Stratordienst leisten, mußte das päpstliche Pferd führen, er mußte den Heiligen Vater begleiten, der als Obereigentümer Ämter verlieh, Rechte bestätigte, Gnadenerweise erteilte, Landstriche zuwies, auch ohne die Grenzen von Manfreds Fürstentum zu respektieren. Ähnlich selbstherrlich benahm sich der Legat. Der Staufer wußte also, was er zu erwarten hatte, setzte sich mitten durch die päpstlichen Truppen nach Lucera ab, wo ihn die Sarazenen seines Vaters umjubelten, wo zudem eine pralle Staatskasse sogleich den Kampf gegen das Heer des Legaten erlaubte, das am 2. Dezember bei Foggia ausgeschaltet worden ist.

Innozenz, der seine hochgespannten Erwartungen schwinden, der

sich wieder einmal nicht mehr in der Lage sah, allein den Kampf zu führen und zu siegen, ersuchte ein weiteres Mal England um Hilfe, lag aber seit einiger Zeit krank in Neapel, wo er den Verlust seiner Streitmacht erfuhr und, zutiefst von dieser Wendung getroffen, am 7. Dezember 1254 kurz nach Sonnenuntergang starb. Und Jahrzehnte später prahlt die Inschrift seines prunkvollen Grabmonuments in der Kathedrale der Stadt, er habe «Friedrich, die Christen bestreitende Schlange, in den Staub gestreckt».

Der katholische Papsthistoriker Kühner nennt Innozenz IV. nicht nur einen rücksichtslosen Politiker, der sinnlos und verblendet Kaiser und Könige, Friedrich II., Sancho II. von Portugal, Jakob I. von Aragón, abgesetzt und gebannt, sondern der die weltlichen Herrscher auch zur Anwendung der Folter gegen «Ketzer» ermächtigt, der sich durch seine Steuerpolitik verhaßt gemacht habe, er attestiert ihm Hinterlist, Geldgier, Nepotismus und spricht ihm «jede innere Größe» ab.[22]

Papst Alexander IV. (1254–1261) sucht die Staufer durch England zu vernichten

Die nun bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts herrschenden Päpste regierten nur wenige Jahre, Innozenz V. und Coelestin V. nur wenige Monate, Hadrian V. amtierte bloß ein paar Wochen. Bestimmt wurde die kuriale Politik dieser Zeit weitgehend von der «sizilischen Frage». Dabei begab man sich, nicht ohne Gegenreaktion, immer mehr in Abhängigkeit von Frankreich, dessen Einfluß ebenso wuchs wie der Deutschlands zurückging. Und seinem Macht- und Prestigeschwund folgte auch der des Papsttums.

Am längsten pontifizierte noch Innozenz' unmittelbarer Nachfolger Alexander IV. (1254–1261), bereits der dritte Papst aus dem Hause der Grafen di Segni, ein Neffe Gregors IX., der ihn sofort, bei seiner ersten Promotion, zum Kardinal gemacht. «Dick, das heißt korpulent, und fett war er wie ein zweiter Eglon; ferner gütig,

mild, fromm, ‹gerecht und gottesfürchtig› und Gott ergeben» (Salimbene von Parma).[23]

Im selben Jahr, in dem Alexander IV. (unter dem Einfluß des Kardinals Ottaviano Ubaldini) zur Regierung gelangte, hatte mit Konrads Tod in Deutschland das Interregnum begonnen, «die kaiserlose, die schreckliche Zeit», und Alexander den Gegenkönig Wilhelm von Holland eifrig gefördert. Er verhielt sich aber neutral, als Wilhelm 1256 auf einer Heerfahrt zur Ausdehnung seiner Hausmacht gegen die Friesen fiel und eine Doppelwahl erfolgte – erstmals ausschließlich durch das Kollegium der sieben Kurfürsten, das zwei Ausländer, einen Engländer und einen Spanier, zum deutschen König wählte: Prinz Richard von Cornwall, der Deutschland viermal besuchte, und Alfons X. von Kastilien, der Deutschland nie betrat, aber der Enkel Philipps von Schwaben war. Der Papst erklärte sich jetzt für keinen, wollte er doch das Schisma erhalten, damit beide Seiten sich gegenseitig schwächten und Italien kaiserlos blieb. Hauptsache: der Staufer Konradin stand nicht zur Wahl. Dies hatte er den rheinischen Erzbischöfen und ihren Mitwählern unter Androhung des Kirchenbanns verboten.

Denn Alexander IV. setzte, weniger energisch, gewiß, die antistaufische Politik seiner Vorgänger fort, wie auch sonst so manch schönen päpstlichen Brauch – zum Beispiel die Verpfändung oder Vergabe von Ländereien und Burgen an seine Verwandtschaft. Im übrigen schloß er einerseits Manfred samt Anhang aus der Kirche aus und belehnte andererseits den noch unmündigen englischen Prinzen Edmund Crouchback, Earl of Lancaster (1245–1296), den zweiten Sohn Heinrichs III., mit dem Königreich Sizilien, worauf jedoch das Parlament die Kandidatur wegen überspannter päpstlicher Forderungen scheitern ließ: hohe Zehntverpflichtungen der die Hauptlast des Handels tragenden englischen Kirche und Rückerstattung von mehr als 135 000 Pfund Sterling, angeblichen Aufwendungen des Hl. Stuhls für Sizilien; bei Nichterfüllung der schweren Bedingungen hatte der Vertrag annulliert werden, der König der Exkommunikation, das ganze Land dem Interdikt verfallen sollen.[24]

Der Papst, dessen Kriegspolitik große Summen verschlang, so daß er bei den Banken von Rom, Florenz, Siena 150 000 Pfund

Schulden hinterließ, brauchte dringend Geld. Er hatte inzwischen gerüstet, und wenn er auch, wie erinnerlich, gütig gewesen ist und mild, fromm sowieso, «eine innerliche, religiöse Persönlichkeit von tadellosem Wandel» (Seppelt), und wenn er auch gleich in seiner Regierungserklärung die Eintracht der Völker proklamierte, den Frieden für Länder und Kirchen, so setzte er doch Ende April 1255 auch ein Heer in Marsch, das dem Oberkommando des Papstmachers, Kardinals Ubaldini, und der militärischen Führung des bayerischen Markgrafen Berthold von Hohenburg unterstand. Bei Foggia freilich wurde die Hauptmacht unter dem Legaten eingeschlossen und zur Aufgabe gezwungen. Der Hohenburger, von Manfred wegen Verrats lebenslänglich eingelocht, kam im Verlies um; wie, ist unklar.

Papst Alexander aber, der mit einer Art pazifistischem Programm begonnen, wollte auch jetzt keinen Frieden. Händeringend verhandelte er mit England, suchte, während ihm das noch zu bezahlende Geld für den gescheiterten Feldzug fehlte, schon einen neuen nach Sizilien zu arrangieren. Doch obwohl man an der Kurie hoffte, der Bruder des englischen Herrschers, Richard von Cornwall, durch einen Teil der deutschen Fürsten, wie erwähnt, 1257 zum König gewählt, könne einem englischen Heer den Weg durch Deutschland leichter machen, kam man erst gar nicht so weit. Denn nicht nur erteilte das Parlament dem päpstlichen Eroberungsplan eine Abfuhr, Heinrich III., mit dem Adel um die Macht ringend, geriet selbst in ernste Schwierigkeiten, er sah sich einem Aufstand gegenüber, kurz, England schied aus, Sizilien für die römische Kirche zu erkämpfen.[25]

«SEHT DOCH, WIE SIE EINANDER LIEBEN ...»

Inzwischen hatte Manfred – nach einem vergeblichen Verständigungsversuch mit dem Papst – das unteritalische Festland und die Insel erobert. Zug um Zug war er, nachdem er sich schon 1254, auf ungeklärte Weise, des Stauferschatzes bemächtigt, im Namen des

unmündigen Konradin Herr des Königreichs geworden. Und als etwa mit seinem Einzug in Sizilien im Frühjahr 1258 das Gerücht zirkulierte, Konradin (der legitime Erbe) sei gestorben, salbten und krönten im August einige Erzbischöfe Manfred in Palermo zum König. Vergeblich protestierten Konradins Gesandte. Vergeblich exkommunizierte ihn der Papst und verhängte über seinen jeweiligen Aufenthaltsort das Interdikt. Vergeblich zettelte der Heilige Vater eine Erhebung auf Sizilien unter Führung eines Schwindlers an, der sich als Friedrich II. ausgab.

Manfreds Macht wuchs über das jetzt eigene Reich hinaus. Er gewann große Teile des Kirchenstaates, die Mark Ancona, das Herzogtum Spoleto, die Romagna. Ohne jeden Rechtstitel (aber Macht geht vor Recht, auch heute noch; s. erst jüngst den Überfall auf Serbien 1999) gewann Manfred, der mehrere Statthalter mit Soldaten und Geld in den Norden geschickt, immer mehr Einfluß in Mittel- und – durch den zu ihm übergelaufenen, als «capitanus generalis» für ihn fechtenden Markgrafen Uberto Pallavicini – in Oberitalien, wo weithin das Land in Flammen, wo oft Stadt gegen Stadt stand, oft innerhalb ein und derselben Kommune Guelfen und Ghibellinen einander bekämpften oder auch die Aristokratie die reich gewordenen Handelsleute.

In der Lombardei hatten die vereinigten Heerscharen Pallavicinis und Ezzelinos III. da Romano, des bedeutenden Ghibellinen-Führers und Landesherrn von Verona, Treviso, Padua, Ende August 1258 den einen Kreuzzug führenden Papstlegaten geschlagen, sich aber über die Beute zerstritten. Deshalb wechselte der als «Ketzer» verfluchte Pallavicini im Sommer 1259 ins päpstliche Lager und besiegte mit seinem Verbündeten Azzo II., Markgrafen von Este, Ende September in der Schlacht bei Cassano d'Adda Ezzelino, den seit 1248 exkommunizierten Schwiegersohn und Freund Friedrichs II. Ezzelino erlag wenige Tage danach in der Gefangenschaft einer Verwundung; sein «ganzes Geschlecht wurde ausgerottet» (Haller). Siegreich blieb Manfred auch ein Jahr später, zur Zeit seiner größten Machtfülle, im Krieg zwischen Siena und Florenz an der Seite der Sienesen in der durch Verrat gewonnenen verlustreichen Schlacht bei Montaperti am 4. September 1260.[26]

Papst Alexander, der bei seinem Pontifikatsbeginn Frieden und Eintracht gefordert, alsbald aber selbst Krieg gemacht, der auch «den Spielraum der Inquisition», wie Herders «Lexikon für Theologie und Kirche» formuliert, «erweitert» hatte, womit seine Vorliebe für die Bettelorden, die ordines mendicantes, u. a. zusammenhängen mag, Alexander sah auch sonst die christliche Welt zerrissen. Im Osten stritten die Ritterorden der Johanniter und Templer gegeneinander, an der Pariser Universität (seit 1252) die Weltgeistlichen (Wilhelm von Saint-Amour, Gerhard von Abbeville) gegen die Seelsorge und Lehrtätigkeit der Dominikaner und Franziskaner, ja bald und jahrzehntelang gegen die Orden überhaupt, ohne auf den Papst zu hören. In Italien kämpfte Venedig gegen Genua sechzehn Jahre, im ersten Genuakrieg Venedigs. Und auch hier suchte Alexander «diesen Christenkrieg vor den Toren des heiligen Landes» (Kretschmayr) vergebens zu befrieden.

Der Papst verlor weithin an Geltung, sogar in Rom, wo es durch die ständigen Zusammenstöße von Volk und Adel, doch auch in der Adelsoligarchie selbst, drunter und drüber ging; wo einmal der Podestà der Bürger eingekerkert, einmal der Senator des Adels erschlagen wird; wo die Volkswut zu Verbannungen, zu Hinrichtungen führt, wo man sich auch in der Umgebung an den Besitzungen des Papstes und seines hochherrschaftlichen Clans vergreift; wo Brancaleone degli Andalò, der eng mit Manfred verbündete Jurist und demokratische Senator, der Capitano del popolo, 140 Adelstürme zerstören und zwei Annibaldi, Mitglieder des berühmten, mit den Päpsten der Familie Conti (Innozenz III., Gregor IX., Alexander IV.) verschwägerten Geschlechts, aufhängen läßt, bevor er selbst 1258 in Rom endet, vielleicht an Gift. Zeitweise muß nicht nur die Oberschicht fliehen, sondern vor allem auch der Papst, der da stets weniger zu sagen hat, dessen antistaufische Politik gescheitert ist. Alexander residierte in Anagni, in Viterbo, erneut in Anagni, endlich wieder in Viterbo, wo er erkrankt und am 25. Mai 1261 stirbt.

Hatte dieser Papst jedoch bis zuletzt den englischen Prinzen Edmund Crouchback als Kandidaten für den sizilischen Thron favorisiert, so lenkte sein Nachfolger die Italienpolitik in völlig andere Bahnen.[27]

Papst Urban IV. (1261–1264) und Karl I. von Anjou kommen ins Geschäft

Urban IV., wie der Franzose Jacques Pantaléon sich nannte, war Legat in Schlesien, Polen, Preußen, Deutschland gewesen, zuletzt lateinischer Patriarch von Jerusalem. Gerade geschäftlich an der Kurie weilend, wurde er am 29. August 1261 nach einem drei Monate dauernden Konklave vermutlich als Kompromißkandidat Papst: ein Karrierist von überraschend niedriger Herkunft, der aber dem französischen Hof nahestand und, anders als sein Antezessor, zweifellos sogenanntes Führungsformat hatte. Dazu gehörte auch, daß er seinen mitgebrachten Sohn als Neffen ausgab und zum Kardinal ernannte; daß er wenigstens einen Teil der verlorenen Orte und Provinzen des Patrimoniums zurückeroberte; daß er einem in Sizilien agierenden falschen Friedrich den Rücken steifte; daß er Ludwig den Heiligen 1263 zu einem neuen Kreuzzug rief.

Obwohl König Manfred nun sofort alle Attacken auf den Kirchenstaat unterließ und, reich, wie er war, der Kurie für eine Aussöhnung ein verlockendes Angebot machte – 300 000 Unzen Gold (1,5 Millionen Gulden) für Belehnung mit dem regnum und 10 000 Unzen Gold (statt bisher 1000 Unzen) jährlich, also das Zehnfache, als Lehenszins –, ging der mißtrauische, auch ganz anders orientierte Pontifex nicht darauf ein.

Urban IV., der erst in Viterbo, dann in Orvieto Wohnung nahm, aber nie als Papst Roms Boden zu betreten wagte, schon weil er, hochverschuldet, zu sehr die Scharen seiner Gläubiger fürchten mußte, war durch und durch Franzose. Und als er vierzehn neue Kardinäle kreierte, zählte man sieben Franzosen darunter, sogar zwei einstige Kanzler des Königs; die Kurie wurde vorherrschend frankophil.

Urbans Vorgänger hatte vor neun Jahren den zweiten Sohn Heinrichs von England, den Prinzen Edmund, mit dem Königreich Sizilien belehnt. Jetzt löste Urban einvernehmlich den unerfüllten Vertrag und bot Siziliens Krone einem französischen Prinzen, dem jüngeren Sohn Ludwigs IX. an.

Es war wohl mehr ein Höflichkeitsakt. Und als der König, vielleicht, wie es manchmal heißt, wegen rechtlicher Skrupel, ablehnte, dürfte der negative Bescheid kaum überrascht haben, und der Papst machte sein Angebot, mit Einverständnis nun des Königs, seinem wirklichen Kandidaten, dessen jüngstem Bruder Karl, Graf von Anjou und der Provence, was zur endgültigen Vernichtung der Staufer führte und natürlich führen sollte.[28]

Große Invasionen – zur Rettung und Mehrung ihrer Macht und zum Untergang anderer – hatten die Heiligen Väter schon des öfteren initiiert: als sie die Byzantiner zu einer Art Kreuzzug wider die Wandalen drängten (II 415 ff.!); als sie zur «Treibjagd auf die Goten» bliesen, die deren ganzes Volk auslöschte (II 424 ff.!); als sie mit den Langobarden gegen Byzanz rebellierten (IV 353 ff.) und dann, verlogen, trickreich, die Franken zweimal gegen die Langobarden jagten (IV 377 ff.!). Immer ließen sie andere für sich bluten und gingen aus allen Opferungen fetter hervor.

Ein Mann wie Karl mußte die Päpste anziehen. Nicht zufällig hatte ihn bereits 1252 Innozenz IV. als Nachfolger der Staufer im Süden ausersehen, hatte er den jungen Karl persönlich und ständig gefördert, ihm zum Beispiel jahrelang kirchliche Einkünfte in der Provence überlassen sowie die Ablösungsgelder für die Entbindung vom Gelübde der Kreuzfahrt. Daß der finstere Graf eine Spielernatur und seine gern zur Schau gestellte Frömmigkeit nur aufgesetzt war, konnte die Heiligen Väter nicht irritieren. Hauptsache, er sprang als «athleta Christi», als «campion di San Piero» in die Bresche, je brutaler, desto besser. Der Angiovine aber, für seinen grausamen Charakter, seine unerbittliche Härte bekannt, hatte sich schon auf dem Kreuzzug 1249/1250 in Ägypten «ausgezeichnet» (Gregorovius), «in glänzender Weise» bewährt (Herde). Und bald danach unterwarf er in den heimischen Gefilden, gegen mannigfache Widerstände, nacheinander Arles, Avignón, Barral de Baux, aus einem der feinsten provenzalischen Adelsclane, Marseille, endlich auch die Grafen von Ventimiglia.

Die Eroberungspläne seines Bruders in Italien ließen den französischen König, dessen Zustimmung faktisch unerläßlich war, zunächst zögern. Anscheinend hatte er rechtliche Bedenken gegenüber

England (Edmund) und den Staufern (Konradin), gegen den auch Urban, wie schon Vorgänger Alexander, unter Androhung des Banns, Partei ergriff. Doch Ludwigs Zweifel vergingen, als ihm der Papst den Besitz Siziliens als Weg zum Orient vorstellte.

Der Monarch war auch gegen Manfred anfangs unvoreingenommen, einen Fürsten, den man nicht den schlechtesten, doch den schönsten, liebenswürdigsten, den geliebtesten Staufer und König von Sizilien nannte. Überdies war Manfred, von Friedrich II., dem er in manchem ähnelte, zeitweise persönlich unterrichtet, geistig wach, sprachbegabt, ein Übersetzer des Aristoteles aus dem Arabischen ins Lateinische, ein Erneuerer des kulturellen Lebens am sizilischen Hof. Sogar die päpstliche Kanzlei übernahm nach seinem Tod staufische Bedienstete. Ludwig IX. wollte auch zwischen dem jungen König und dem Papst vermitteln, was dieser aber von sich wies, indem er freiweg log, jener habe sich mehrfach unzugänglich gezeigt, obwohl Manfred wiederholt die Aussöhnung suchte, gerade auch seinerzeit durch ein generöses Friedensangebot. (Noch das Lexikon für Theologie und Kirche konstatiert Urbans «Ablehnung der wiederholten Bemühungen Manfreds um Frieden».) Und auch andre, die beredt zum Staufer standen, schwärzte der Papst am gallischen Hof an: darunter Balduin II., der exilierte lateinische Kaiser von Konstantinopel (1237–1261), der sich schließlich durch den Handel mit Reliquien (u. a. Hand und Arm von Johannes dem Täufer!) und Rittertiteln über Wasser hielt, der auch ihm, Ludwig, schon 1238 die Dornenkrone, die «Passionsreliquie», verkauft hatte, worauf deren Verehrung – o Segen! – im ganzen Abendland wieder anhob.[29]

Jedenfalls schlug die Stimmung am Hof jetzt um. Urbans Lügen und Halbwahrheiten taten das ihre. Sogar seine Wahrheiten. Etwa wenn er Manfreds Kollaboration mit den Sarazenen besonders betonte, weil es auf den gläubigen Ludwig stärker wirken mochte als die Morde, die er, Urban, zu Recht oder Unrecht, dem Staufer anhängte. Und welch gekröntes Haupt, zumal welch päpstliches, hat, direkt oder indirekt, keine Morde auf dem Gewissen!

Im Sommer 1263 kam man Karl immer näher, wobei sich der Papst durch nicht weniger als 34 Punkte vor dem ebenso ehrgeizigen wie brutalen Provenzalen abzusichern suchte. Denn man wollte

zwar die Staufer liquidieren, doch den Angiovinen nicht zu mächtig werden lassen, wenn man auch zunächst mehr verlangte, als man dann durchsetzen konnte. Immerhin fertigten Urban IV. und Nachfolger Clemens IV. bis zum endgültigen Vertragsabschluß nur in dieser Sache rund 100 Urkunden aus.

Vor allem war Karl und seinen Erben die Personalunion von Kaisertum und sizilischem Königtum untersagt, durften sie nie die römische Kaiser-, nie die deutsche Königskrone tragen, nie auch eine Eheverbindung mit einem deutschen Kaiser- oder Königshaus eingehen, nie nach Mittel- oder Norditalien ausgreifen, nie zum Herren der Lombardei, der Toskana sich machen, von den zahlreichen Leistungen, die der Kirche zu erbringen, den Freiheiten, die ihr zu gewähren, den Verzichten und Entschädigungen, die ihr diesbezüglich zu erweisen waren, ganz zu schweigen. Natürlich mußte dem Hl. Stuhl für die Belehnung Geld gezahlt werden, 50 000 Sterlingmark und ein jährlicher Tribut von 10 000 Goldunzen. Auf Wunsch waren außerdem einmal im Jahr für drei Monate 300 gepanzerte Ritter zu überlassen, 1200 Pferde oder eine demgemäße Anzahl von Kriegsschiffen. Und man schrieb Karl vor, innerhalb eines Jahres mit 1000 Rittern, einem entsprechenden Kontingent Fußvolk und 300 Armbrustern den Krieg zu eröffnen.

Auch wenn der Franzose selbstverständlich Einwände gegen die Forderungen hatte, in 14 Punkten Bedenken erhob und das Feilschen sich ein Jahr hinzog, zumal er noch zwischenzeitlich in Rom zum Senator auf Lebenszeit gewählt worden war, was Papst Urban doch etwas lang schien – der ehrgeizige Anjou drängte zum Losschlagen, und seine Ungeduld, seine zielstrebige Eile vor allem brachten ihm Erfolg und Sieg.[30]

KARL DER RETTER IST DA

Der Vertragsabschluß im Herbst 1264 fiel ungefähr mit Urbans IV. Tod am 2. Oktober in Perugia zusammen, worauf es wegen der Zerstrittenheit der Kardinäle vier Monate dauerte, bis der nächste Papst

am 5. Februar gewählt war: Clemens IV. (1265–1268), Guy Foulques (Guido Fulcodi), ebenfalls Franzose, Richtersohn und selbst Jurist, verheiratet, Vater zweier Töchter, Rechtsberater Ludwigs IX. Erst neun Jahre vor seiner Wahl wurde er Priester, im nächsten Jahr bereits Bischof von Le Puy, zwei Jahre darauf Erzbischof von Narbonne, wieder nur drei Jahre später Kardinal, eine rasante Karriere. Allerdings ließ ihn die herrschende Papstfeindlichkeit nur als Mönch verkleidet nach Perugia gelangen und bloß dort und in Viterbo residieren, während man in der Heiligen Stadt selbst raubte, mordete, die Straßen verschanzte.

Der neue Papst und der künftige König, beide berechnende kalte Naturen, kamen aus denselben Gefilden, mochten einander aber nicht, wenngleich sie einander benutzten, ohne aus ihrem Mißfallen ein Geheimnis zu machen. Zumal Karls Verhalten war von ungebremster Despektion. Doch fesselten ihn seine Pläne, seine Machtsucht zu sehr, um sich sonderlich um den Papst, seinen einstigen Untertanen, zu kümmern. Jedenfalls schlossen sie den Sizilienhandel endgültig ab. «Der Nerv des Unternehmens war das Geld» (Gregorovius).

Karl unterschrieb, was der Papst wünschte, aber scherte sich den Teufel darum. Er wies seinem Heer den Landweg zu und kam selbst, begünstigt durch allerlei Zufälle – die oft mehr Geschichte machen, als man glauben möchte – mit etwa 40 Schiffen und 1500 Mann, doch ohne Pferde, am 21. Mai nach Ostia, wo infolge hoch stürmender See die zwischen Marseille und der mittelitalischen Küste kreuzende sizilisch-pisanische Flotte zu spät erschien, um seine Landung verhindern zu können. Clemens IV. kam gar nicht. Doch besteuerte er, nach gutem päpstlichem Brauch, fast ganz Europa, und vier Kardinäle belehnten den Angiovinen weisungsgemäß am 28. Juni 1265 in der Basilika des Lateran mit dem sizilischen Königreich.[31]

Nicht nur Papst Clemens war nicht nach Rom gekommen, auch kein Geld kam mehr; weder von ihm noch kaum von der französischen Kirche, die Karls Raubzug insgesamt finanzieren sollte. Doch verschlang die eingehenden Kirchenzehnten meist schon das in Frankreich unter dem Kardinallegaten Simon de Brion, dem späteren Papst Martin IV., einem Franzosen, einst «Kanzler» und Groß-

siegelbewahrer Ludwigs des Heiligen, sich sammelnde und von ihm notdürftig ausgerüstete Kreuzheer. In Rom aber verbrauchten die Ritter und Armbrustschützen des Anjou schätzungsweise tausend Gulden und mehr (1200 turonesische Pfunde) Tag für Tag, so daß Karl, der, zum Mißfallen des Papstes, «wider alle Schicklichkeit», im Lateranpalast domizilierte, wo schon sein Vikar Gantelmi die Schatzkammer erbrochen und geleert hatte, unentwegt Geld verlangte, seine Gattin ihre Juwelen verpfändete und der Heilige Vater den Legaten Geldeintreiber in Frankreich bedrängte, «jeden Zwang anzuwenden, niemand zu schonen».

Immer dringender auch appellierte Clemens an den hl. König Ludwig: «Erbarme dich deines Bruders, hilf dem Christenvolk!» Nichts half. «Mein Schatz ist völlig leer», klagte er dem Anjou selbst und breitete sein Unglück vor ihm aus: «England widerstrebt, Deutschland will nicht gehorsamen, Frankreich seufzt und murrt, Spanien hat mit sich selbst genug zu tun, Italien zahlt nicht, sondern verschlingt.» Clemens delogierte Karl kurzerhand aus dem Lateran («Such dir anderswo in der Stadt deine Wohnung ...»), versetzte die Einnahmen der römischen Kirchen, ja den eignen Kirchenschatz, und verschuldete sich bei den ihn mit hohen Zinsen aussaugenden Kaufleuten in Siena und Florenz, bei Wucherern von Italien bis Südfrankreich.

Doch wenn der hl. Ludwig auch nichts zahlte für den Kreuzzug, den Glaubenskrieg, als welchen der Papst die Eroberung des süditalischen Stauferreiches, die Heerfahrt wider Manfred, den «Sultan von Lucera», den «gottlosen Heiden», «die giftgeschwollene Brut eines Drachen aus giftigem Geschlecht», ausgab und sogar populär machen konnte, zumal er «jedes Verbrechen verzieh», gepredigt hat Ludwig, gepredigt hat der Heilige zugunsten des neuen großen Schurkenstücks, gepredigt wie der päpstliche Legat und die päpstlichen Bettelmönche.

Endlich, im Juni, brach, so nannte es sich, das «Heer Gottes» auf, darunter der Bischof Gui de Beaulieu von Auxerre, der Erzbischof Bertrand von Narbonne sowie viele Träger klangvoller und glanzvoller Namen, raubgeiles Kriegsvolk, auf nichts mehr aus als auf Geld und Besitz, auf Beute, Beute unter dem Zeichen des Kreuzes.

Es gelangte fast ungehindert durch die Lombardei, wo ebenfalls das Kreuz gepredigt und jeder Anhänger Manfreds als «Ketzer» verschrien worden war. Und es stellte seine Legitimation durch gräßliche Verwüstungen, Greuel aller Art unter Beweis; auch dadurch, daß es in einer Kleinstadt, die einen französischen Ritter wenig chevaleresk gehenkt hatte, sämtliche Einwohner, auch alle Frauen und Kinder, ausnahmslos abstach – ein Lidice vor Lidice. Aber – war es nicht gottgewollt? Nicht wenigstens zugelassen von Gott? Nicht eine Lappalie neben seinen eigenen gloriosen Bibeltaten? «So wahr ich ewig lebe ... so will ich mich rächen an meinen Feinden ... will meine Pfeile mit Blut trunken machen, und mein Schwert soll Fleisch fressen, mit Blut von Erschlagenen und Gefangenen ...» «Du sollst keine Seele am Leben lassen ...» (I 73 ff.!)[32]

Nach sieben Monaten, um die Jahreswende 1265/1266, war man, abgerissen und ohne Geld, in Rom, wo sich Papst Clemens auch jetzt nicht blicken ließ, aber fünf Kardinäle Karl von Anjou am 6. Januar zum König von Sizilien krönten. Ende Januar zog das Heer, der Usurpator an der Spitze, weiter, mit dem Segen der Kardinäle, mit ihrer Absolution, bis zur Grenze noch begleitet, wie seit längerem, vom päpstlichen Legaten Oktavian Ubaldini. Ohne Feindberührung drang man nahe Ceprano ins sizilische Reich ein, bis der Aggressor bei Rocca d'Arce und Cassino erste Gefechte gewann, die gesamte Terra di Lavoro zu ihm übertrat und Manfred, der die Gefahr vielleicht unterschätzt hatte, bei Benevent Stellung bezog, wo am Morgen des 26. Februar 1266 die Entscheidungsschlacht begann.

Eine Schlacht für das Papsttum ...

Trotz des Nachtmarsches von Karls erschöpfter, ausgehungerter Armee, trieb er sie sofort zum Angriff, durch Bischof Gui de Beaulieu und die Bettelmönche gerade noch von ihren Sünden befreit, und zunächst sah es aus, als beherrschten Manfreds arabische Bogenschützen und deutsche Reiter das Feld, die einzigen, auf die der Kö-

nig, von Verrätern umgeben oder schon verlassen, sich noch verlassen konnte. Das Heer des Anjou hatte bereits schwere Verluste, als er seine Reserve ins Treffen warf, worauf Manfred gleichfalls sein letztes Aufgebot nach vorn befahl. Doch die Truppen aus dem Königreich, auch Römer, Toskaner, Lombarden flohen oder waren schon geflohen, und die überlegene Reiterei der Franzosen, fraglos inzwischen die erste Streitmacht der westlichen Welt, gab dem noch übrigen den Rest.

Einen Tag lang hatte man einander gut christlich umgebracht, erschossen, erstochen, erschlagen, aufgespießt, der Franzose nicht geringere Verluste, Einbußen, Ausfälle, Abgänge, Gefallene, wie das ja heißt, und am Abend lagen 3000 Geschlachtete da. Was zählt's! In Italien aber stand anstelle der staufischen Dynastie nun die angiovinische, hatte eine völkerunterdrückende und -hinmordende Macht die andere abgelöst. Das zählt! Vive la France? Vive le roi![33]

«Nach heißem Streit von beiden Seiten», so diktierte der Sieger noch am Abend einen Brief an den Papst, «brachten wir mit Gottes Hilfe die zwei ersten Schlachtreihen der Feinde zum Weichen, worauf die andern alle ihr Heil in der Flucht suchten. So groß war das Gemetzel auf dem Felde, daß die Leichen der Erschlagenen das Angesicht der Erde verhüllten ... Ich melde Eurer Heiligkeit diesen großen Sieg, damit ihr dem Allmächtigen danket, der ihn verliehen hat und durch meinen Arm die Sache der Kirche verficht.»[34]

Manfred war inmitten des größten Getümmels umgekommen und erst am nächsten Tag gefunden worden. Karl hatte ihn, schrieb er dem Papst, «vom Gefühle der Natur bewegt ..., mit Ehren, doch nicht in kirchlicher Weise, zu Grabe bestatten», hatte ihn bei Calore-Brücke in Benevent mit Steinen zuschütten und ein Kreuz darauf stecken lassen. Papst Clemens fand das unangemessen für einen «Ketzer», zumal auf kirchlichem Boden. So ließ denn Erzbischof Pignatelli von Cosenza den «stinkenden Leichnam des verpesteten Menschen», wie ihn der Heilige Vater auch nannte, anderwärts, am Ufer des Grenzflüßchens Verde, jedem Wetter ausgesetzt, verfaulen – «von Wind und Regen draußen – am Verdeufer hin und her gezerrt», wie selbst Dante, der Kirchentreue, mißfällig bemerkt.

Für den Rest der Familie, durch ein ungestümes Meer am Entkommen gehindert und dann von Bettelmönchen verraten, sorgte der Nachfolger. Nur Manfreds Tochter Beatrix wurde durch einen Seesieg der Aragonesen nach achtzehnjähriger Kerkerhaft im Kastell del Uovo zu Neapel befreit. Die übrigen, Manfreds junge schöne Witwe Helena von Epiros sowie ihre drei Söhne Friedrich, Azzolino und Heinrich, sie alle noch kleine Kinder und öffentlich für tot erklärt, krepierten angekettet im Verlies, als letzter Heinrich 1318 in Neapel nach 52 Jahren Kerker.

Vive le roi![35]

Nach der Schlacht bei Benevent, die nicht nur das Schicksal eines Königreichs entschied, die auch Frankreich, wie die Schlacht schon bei Bouvines, weiter auf den Weg zur Vormacht in Europa brachte, zeigte sich sogar Papst Clemens mit dem Sieger zufrieden, nein, entzückt. Alle Glocken Perugias ließ er läuten, sah im ganzen Land «die Hörner der Sünder zerbrochen» und ein goldenes Zeitalter der Glückseligkeit nahen. Lang allerdings hielt seine Euphorie nicht an. Dann begannen wieder die Klagen über den König, der sich selbst einen Streiter Gottes nannte, dessen Soldateska aber gleich nach der Schlacht, ungeachtet einer ihr entgegenflehenden Pfaffenprozession, sich an Beneventer Frauen und am Kirchengut vergriffen, ja, in der Stadt der Päpste, den Siegern wohlgesinnt, acht Tage lang die Bürger unterschiedslos hingemetzelt hatte, als müßte sie ihrer Väter und Vorväter Greuel von Béziers wiederholen. Wie ja auch Karls Marschall Jean de Braiselve nach Einnahme von S. Ellero bei Florenz die gesamte ghibellinische Besatzung hatte über die Klinge springen lassen. Der Papst äußerte Unwillen, Protest, sah auch durch Karls Steuerpolitik die Kirche belastet; 50 000 Mark blieb er ihr für immer schuldig. Seine Beamten, so rügte Clemens, bestahlen, beraubten das Volk. Überhaupt übte er ein gnadenloses Regiment aus, eine Schreckensherrschaft, so daß eine Erhebung auf Sizilien im Herbst 1267 immer mehr Zulauf gewann und zuletzt nur noch Palermo, Messina und Syrakus in seiner Gewalt waren.[36]

... UND EIN ZWEITES GEMETZEL FÜR DAS PAPSTTUM NEBST KARLS SIEGESBOTSCHAFT

Da Clemens' Schicksal indes beträchtlich von dem Provenzalen abhing, mußte er mit ihm kooperieren, zumal bereits eine neue Gefahr drohte: Konrads IV. Sohn, der junge Konradin, der letzte legitime Staufer, der ein unbestreitbares Erbrecht auf jenes Reich hatte, das Päpste und Angiovinen ihm zu rauben suchten. Grund genug, das künftige Opfer in der bewährten Tonart der Heiligen Väter zu diffamieren. So schrieb Clemens am 10. April 1267 den Florentinern: «Vom Stamme des Drachen ist ein giftiger Basilisk hervorgestiegen, welcher Toskana schon mit seinem Pesthauch erfüllt; er sendet ein Schlangengezücht, Menschen des Verderbens, unsere und des vakanten Reichs wie des erlauchten Königs Karl Verräter, die Genossen seiner Pläne, an Städte und Edle; mit feiner Lügenkunst brüstet er sich im Flitterprunk» usw.

Der junge Konradin aber, das «Idol», wie der Papst höhnte, «dies schändliche Götzenbild», zog, ermuntert von der sizilischen Stauferpartei, von unteritalischen Exulanten, der Opposition im Kirchenstaat, Florentiner Ghibellinen, der kaiserlichen Partei Oberitaliens, am 8. September 1267 von Augsburg aus über den Brenner nach Bozen, Trient, aus dem man den stauferfeindlichen Bischof Egno vertrieben, nach Verona.

Doch die deutsche Heerschar, von dem landeskundigen Konrad Kroff von Flüglingen, einem bayerischen Grafen, geführt, war nicht gewaltig und mußte sich in Eilmärschen durch meist feindliche Gebiete schlagen. Mächtige Fürsten fehlten Konradin, nachdem sein Onkel Ludwig II. von Bayern, sein Stiefvater Graf Meinhard II. von Görz und Tirol sowie dessen aufstrebender Freund Graf Rudolf von Habsburg aus dem riskanten Feldzug schieden. Sie, die Konradin erst zugeraten, setzten sich in Verona ab und kehrten nach Hause zurück. Rudolf von Habsburg wurde 1273 deutscher König, dessen Freund Meinhard II. durch ihn 1286 Herzog von Kärnten, und Ludwig II. «der Strenge» (weil er seine fälschlich der Untreue verdächtigte erste Frau Marie von Brabant hatte köpfen lassen) strich

als Konradins Erbe große territoriale Gewinne ein, seine Eigengüter, Burgen, Vogteien wie Hersbruck, Vilseck, Augsburg, Füssen u.a. Zur Sühne für die etwas vorschnelle Enthauptung der Gattin, um dem gestrengen Herzog Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, errichtete er das Kloster Fürstenfeld. Denn für gewisse Vergehen machten Große oft erstaunliche Stiftungen. So erbaute – doch solche Fälle sind zahlreich bezeugt – ein Graf von Rothenburg, der eine Scheune voll hungernder Leute verbrannt hatte, zur Buße das Kloster Deutz. Man kann sich denken, wie dankbar die Kirche für reiche spendable Sünder war.[37]

Papst Clemens exkommunizierte am 18. November 1267 den Staufer samt hohem Anhang in Deutschland wie Italien. Er drohte ihm den Verlust des Königreichs Jerusalem an und rief schließlich zum Kreuzzug gegen ihn auf. Konradin, dessen Heer nach Heimkehr der deutschen Fürsten noch aus rund 3000 Rittern bestand, verließ Verona Mitte Januar 1268 und rückte über die ihm befreundeten und ihn fördernden Städte Pavia, Pisa, Siena nach Rom vor, wo ihn am 24. Juli Heinrich «el Senador», ein Sohn König Ferdinands III. von Kastilien-León, mütterlicherseits ein Staufersproß, triumphal empfing. Heinrich, vom Papst erst am 5. April exkommuniziert und schon vordem von Karl, seinem Vetter, dem er beim Raub Siziliens geholfen, um gewaltige Beträge geprellt, zog nun mit Konradin weiter,

> «mit obergrozes heres vulle
> an daz lant zo Pulle.
> mit im ouch dhe hervart vor
> von Rome eyn senator,
> dhes koninghes brudher von Kastelle,
> und anderes volkes me dan ich zelle,
> Dhudeschen, Lumbarte und Romere ...»

Inzwischen brodelte es im Königreich, auch unter den Sarazenen Luceras, wegen Willkür und Härte des neuen Herrn. Auch war eine Truppe Karls im Arnotal vernichtet, sein Marschall Jean de Braiselve gefangengenommen und Konradins Streitmacht durch Aufständische, deutsche Söldner, italische Ghibellinen und Heinrichs schwergepanzerte Reiterei merklich verstärkt worden, während

Papst Clemens sehnlich darauf wartete, «die eisernen Nacken der Rebellen in ein ebensolches Joch zu zwängen».[38]

Das konnte er auch bald; fand allerdings selbst das Joch etwas hart. Karl hatte fast den ganzen April als sein Gast in Viterbo verbracht, später lang, doch vergebens Luceras meuternde Moslems belagert, dann in gemessenem Abstand den Zug seines Gegners verfolgt, ihm den Weg nach Lucera verstellt, bis er in der Ebene östlich von Tagliacozzo die beste Chance zum Angriff bot. Seine eigne Truppe, etwa 4000 Franzosen, Provenzalen, italische Guelfen, war zwar kleiner, aber besser bewaffnet, weniger zusammengewürfelt, auch er, Karl, kampferfahrener als der Feind, der am Morgen des 23. August vor der Schlacht erst noch den gefangenen Marschall Jean de Braiselve einen Kopf kürzer machte; für alle Fälle sozusagen, und als kleines Stimulans vielleicht für das nun anbrechende Gefecht.

Dabei schien es, besonders dank Heinrichs spanischen Panzerreitern, schon nach kurzer Zeit von Konradin – der, weil zu jung, nicht aktiv eingriff – gewonnen zu werden. Karls italische Mitstreiter waren bereits verjagt, auch die Franzosen scheinbar geschlagen, so daß der Sieg als sicher galt, viele deutsche Herren ihre Pferdesättel schon verlassen hatten und – welch ritterliche Haltung, hochgemutes Tun! – Leichen fledderten, gierig am Boden die Toten, die Wehrlosen ausnahmen ... Doch Stehlen, Plündern, Landrauben, Menschenausbeuten und -schlachten, was sonst hätte den Adel mehr zum Adel gemacht, außer den Phrasen, die das Ganze begleiteten und mutatis mutandis begleiten bis heute? (Der Hinweis sei erlaubt, daß ich selbst als Soldat im Zweiten Weltkrieg Leichenfleddereien in Italien zusah, sogar einen derart tätigen «Kameraden» später wieder traf – als Juwelier.)

Beinah aufs Jahr genau ein Jahrhundert vor dem Treffen bei Tagliacozzo notiert der Lodeser Anonymus (?) von den Kriegern im Heer Friedrich Barbarossas, daß «fast alle» (fere omnes), «Bischöfe wie Grafen, Markgrafen und andere Kleriker und Laien mehr von dem, was anderen geraubt oder mit Gewalt weggenommen war, als von ihren eigenen Mitteln lebten» (magis ex rebus aliis raptis et vi ablatis quam ex suis propriis quotidie vivebant). Und woher die «ei-

genen» Mittel? Doch während des Staufers edle Ritterschar im blutigen Dreck ihr Ein- und Auskommen, ihre Ehre etwas zu vergrößern suchte, stieß Karl, der, bereits tot geglaubt, von einem Hügel aus alles beobachtet und gerade noch, so ein guelfischer Chronist, tränenreich die Madonna angefleht hatte, mit seiner in einer Erdsenke versteckten Reserve aus dem Hinterhalt hervor und leitete die Wende ein.[39]

Ja, immer etwas in petto haben! – Die Madonna allein genügt nicht. Auch nicht die ganze Dreifaltigkeit. Der Papst hatte noch die Bankiers. Und er hatte Karl. Und Karl hatte noch seine «Kerntruppe». Und den Hinterhalt. Auch der Hinterhalt macht Geschichte. Das Hinterhältige überhaupt. Es vor allem.

Ungefähr 4000 Menschen lagen am Abend auf dem Schlachtfeld, elend krepiert, in der Mehrzahl vermutlich Provenzalen und Franzosen. Doch Karl I. von Anjou berichtete noch am selben Tag begeistert dem Papst, die Anzahl der Gefallenen übertreffe die von Benevent. «Die Freudenbotschaft, welche alle Gläubigen der Welt so lange ersehnt haben, biete ich Euch, Heiliger Vater, jetzt wie Weihrauch dar, und ich bitte Euch: Vater, erhebet Euch und eßt von dem Jagdwild Eures Sohnes ...»

Ja, Stil als Spiegel keiner schönen Seele zwar, aber einer hohen, einer hochgestellten, höchsten. Und nachdem der König, Ludwig des Heiligen Bruder, dem Heiligen Vater das Resultat von Tausenden unsäglich schändlich abgemurkster Menschen als «Freudenbotschaft» gemeldet und den Blut- und Verwesungsgestank der Gemetzelten gleichsam als «Weihrauch» die papale Nase hatte kitzeln lassen, ja, ihm die erlegten Feinde als deliziöses Gericht offeriert, geschmackvoll als «Jagdwild» aufgetischt, gedachte er auch der heiligen Kirche. Er forderte «unsere Mutter» auf, sich zu erheben, «zum jubelnden Preise des Allmächtigen, der ihr durch seinen Kämpfer einen so großen Sieg verliehen ...». Ähnlich hatte er schon nach dem Beneventer Massenmord die «Heiligkeit» gleich wissen lassen, daß der «Allmächtige ... durch meinen Arm die Sache der Kirche verficht ...». Und erbaute dankbar nah dem Ort der Schlächterei eine Zisterzienserabtei, S. Maria della Vittoria.

Doch der Sieg, das Grauen und die Greuel, dies alles genügte dem

Schützer und Schirmer des Hohenpriesters und seiner Gemeinschaft der Heiligen nicht. Und so ließ er, vom Papst erst unlängst in Toskana zum «Wiederhersteller des Friedens» («friedenschaffende Maßnahmen») ernannt, vielen Gefangenen die Füße abhauen, und dann, um der (einst – wie heute – doch gar nicht so empfindlichen) christlichen Welt ihren Anblick zu ersparen, alle Verstümmelten taktvoll hinter den Mauern eines Gebäudes verbrennen. Ein Mann von Adel eben, Hochadel. Und selten zeigte er so viel Dezenz.

Von den gefangenen Baronen befahl er alsbald eine Reihe öffentlich hinzurichten. Darunter Konradins Kämmerer für die Königreiche Jerusalem und Sizilien, Thomas von Aquino. Darunter auch der ihm meistverhaßte, ihn als General Manfreds und Kombattant Konradins erbittert bekämpfende Graf Galvano Lancia; doch exekutierte man ihn erst, nachdem sein Sohn Galiotto in den Armen des Vaters erdrosselt worden war. Und schließlich fielen auch – nach einer wieder von unglückseligen Zufällen gezeichneten Flucht – am 29. Oktober 1268 auf der Piazza del Mercato, dem Marktplatz von Neapel, das Haupt des letzten Staufers, eines Kindes, und eine Reihe von Köpfen seiner Freunde – «unde edeler herren ein teil» – im Beisein des Usurpators auf dem Schafott; von Anfang des ihnen gemachten Prozesses an beschlossene Sache.

Der hl. Thomas von Aquin verfaßte eben seinerzeit am päpstlichen Hof in Viterbo seinen, so schwärmt ein Katholik, «herrlichen Traktat»: «Über die Herrschaft und den Lohn der Könige».[40]

Im Jahr nach dem Schauprozeß ließ König Karl auch Konrads Halbbruder gleichen Namens und gleichen Alters, einen außerehelichen Sohn Konrads IV., in Lucera liquidieren, nur nicht durchs Beil diesmal, sondern durch den Strang. In Rom, über das der Anjou als Senator gebot, brachten seine Vikare in Kürze zweihundert Räuber an den Galgen. Denn, Ausnahmen beiseite, verfuhr man auch seinerzeit wie stets nach dem Spruch: Die Kleinen hängt man ... Als der von Karl hoch geschätzte und belohnte Guido von Montfort, Statthalter der Toskana, den englischen Prinzen Heinrich, Richards von Cornwall jungen Sohn, im März 1271 aus Blutrache in Viterbo ermordete, als er im Beisein mehrerer Könige und Kardinäle den völlig Schuldlosen vor dem Altar abstach, wobei noch zwei zelebrie-

rende Priester umkamen, als er den Leichnam des Prinzen an den Haaren fortschleifte und über die Kirchentreppe warf, wurde der Mörder dafür nie bestraft – zwölf Jahre später aber erhob ihn ein Papst zum General im ‚Kirchendienst.[41]

10. KAPITEL

DIE HABSBURGER KOMMEN

«Ich ankere meine Hoffnung fest in Euch und stürze zu den Füßen Eurer Heiligkeit nieder, flehentlich bittend, Ihr möget mir in meiner übernommenen Pflicht mit wohlwollender Gunst beistehen und das kaiserliche Diadem mir huldvoll zuerteilen.» Rudolf I. von Habsburg[1]

«Er was ein gepaurischer man an der persone und het neur ain auge und gar einen unwirdischen anplich. Er was gar geitich nach gut, daz er doch dem reich niht zufügte, wan neur sinen chinden, der er vil het.» Sächsische Weltchronik. Erste Bairische Fortsetzung; über Albrecht I., Sohn Rudolfs[2]

«Denn hinter dem Gelde laufen sie alle her. Um Geld zu bekommen, verdingen sie sich heute an den König von Frankreich, morgen an den von England, übermorgen an den Herrn von Mailand und überübermorgen an die Republik Venedig. Ist es doch sogar vorgekommen – die Beweise liegen urkundlich im Pariser Archiv –, daß eine ganze Koalition westdeutscher Fürsten, geführt von König Adolf von Nassau, unter Bruch der geschworenen Eide und trotz empfangener Hilfsgelder den König von England im Stiche ließ, als der Franzose mehr zahlte ... In solchen Zügen – die Beispiele ließen sich vermehren – spricht sich immer wieder das eine aus: die Fürsten haben Sinn nur für ihre eigensten Angelegenheiten und ihren persönlichen Vorteil; das Ganze und sein Wohl gilt ihnen nichts.» Johannes Haller[3]

Rudolf von Habsburg stürzt dem Papst zu Füssen

Über die Päpste in den letzten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts schreibt der Jesuit Hertling: «Alle diese Päpste waren höchst würdige Männer, einige werden als Heilige verehrt.» Nach dem katholischen Historiker Seidlmayer aber liegen die Päpste in diesen Jahrzehnten mit ihren eigenen Ländern fast ständig im blutigen Kampf. Doch vielleicht ist das ja gar kein Widerspruch.

Clemens IV. war 1268 in Viterbo gestorben, und es dauerte fast drei Jahre, die längste Sedisvakanz seit nahezu einem Jahrtausend, bis endlich der Heilige Geist die tief entzweiten Kardinäle den neuen Stellvertreter Christi finden ließ, wobei auch eine von erbosten Viterbesen angedrohte Hungerkur mithalf. Man hatte den Lütticher Archidiakon Tedald aus Piacenzas Visconti-Familie erwählt, der derzeit noch auf einem Kreuzzug in Palästina für das Reich Gottes stritt und sich dann Gregor X. (1271–1276) nannte.

Nicht nur für Hertling war er «ein vortrefflicher Papst»; fast allgemein haftet ihm der Ruf eines gerechten, uneigennützigen Mannes an. Dabei hat er, wie üblich, seine Verwandten mit lukrativen Posten in der Kurialbürokratie und im Kirchenstaat bedacht, hat er zwei Neffen nebst seinem Leibarzt zu Kardinälen kreiert. Und wenigstens ein Beispiel noch mag den Vortrefflichen beleuchten, die Restitution des Erzbischofs Heinrich von Trier.

An der Mosel beanspruchen 1259 zwei Nebenbuhler den altehrwürdigen Stuhl. Alexander IV. läßt sie, zu seinem großen Vorteil, zwei Jahre lang aneinandergeraten und übergeht dann beide. Statt ihrer wird der Dechant von Metz, Heinrich von Finstingen, Erz-

bischof, da er dem Papst Rückzahlung der enormen Schulden beider Kampfhähne verspricht. Der neue Oberhirte stürzt sich gleich in allerlei militärische Aktionen, wobei er die Abtei St. Matthias so verwüstet, daß deren Mönche fast lebendig verbrannt worden wären. Erzbischof Heinrich wird der Simonie, des Meineids, des Totschlags angeklagt. Urban IV. beauftragt 1261 die Bischöfe von Worms, Speyer und den Abt von Rodenkirchen mit der Untersuchung des Falls. Der Erzbischof besticht sie, die Untersuchung unterbleibt. 1262 schickt Urban eine weitere Kommission, zwei Franziskaner. Unter Androhung des Kirchenbanns befiehlt er ihnen, die Sache zu prüfen. Aber ihre eigenen Oberen verbieten dies bei Strafe der Einkerkerung. Schließlich sind sie froh, ihr Leben durch die Flucht zu retten. Nun spricht Clemens IV. die Suspension des Trierers aus. Doch zieht sich der Streit noch Jahre hin, bis 1272. Dann bekommt Heinrich das Bistum zurück, und zwar ohne jeden Abschluß der Causa: er hatte der Kammer Gregors die Riesensumme von 33 000 Mark Silber bezahlt – und war, beiläufig, immer noch wohlhabend genug, 1273 der Krönung des Habsburgers mit einem Gefolge von 1800 Bewaffneten beizuwohnen.

Schon Albert Hauck stellte fest, daß die kuriale Verwaltung unter Gregor X. nicht besser war als unter seinen Vorgängern.

Entsprechend verhält es sich mit seiner oft gerühmten Friedensliebe. Wie so viele Heilige Väter suchte auch Gregor Frieden, um Krieg führen zu können. Er hatte die Mitteilung von seiner Berufung zum Papst als Kreuzfahrer bekommen und ist auch danach stets Kreuzfahrer geblieben: «der letzte Kreuzzugspapst» – obwohl man noch im 20. Jahrhundert Kreuzzüge führt. Gregors erste Amtsmaßnahme war ein Aufruf zugunsten der Kreuzfahrer in Syrien. Im Winter 1273 ließ er sich Vorschläge zu einer volkstümlicheren Kreuzzugspropagierung unterbreiten. Und auch auf dem Konzil von Lyon 1274 lockte er mit seiner Lieblingsidee. Dreizehn Könige hatte er geladen, einer kam, Jakob von Aragón, «ein prahlerischer alter Säbelraßler». Er interessierte sich zwar wirklich. Doch Gregors Pläne waren ihm zu weltfremd: sechs Jahre sollte kein christliches Schiff einen muslimischen Hafen anlaufen. Und ein neuer Kreuzzugszehnt konnte das kaum attraktiver machen. Während seines

ganzen Regiments wünschte er nichts sehnlicher als die bewaffnete Orientfahrt, und bis zu seinem Tod diktierte er Brief um Brief, um sie zu bekommen – alles vergeblich.[4]

Seinen Kriegsplan suchte der «nur auf Friede und Versöhnung bedachte» Papst (Kühner), erst wenige Tage vor seiner Erhebung in Rom zum Priester geweiht, auch durch einen neuen teutonischen Fürsten zu fördern, dessen Königswahl er mit Erfolg betrieb, dessen Kaiserkrönung ihm sein früher Tod versagte.

1272 war Richard von Cornwall, einer der zwei Rivalen um den deutschen Thron, gestorben, und Alfons von Kastilien forderte von Gregor die Anerkennung als römischer König sowie seine Krönung als Kaiser. (Es war auch das Jahr, in dem der letzte noch lebende Sohn Friedrichs II., der ihm äußerlich und charakterlich ähnliche, allseits als schön, gebildet, tapfer gerühmte König Enzio von Sardinien, im Bologneser «Palazzo di re Enzo», wie das Haus bis heute heißt, nach mehr als 22jähriger Haft und vielen melancholischen Versen verschied – noch 1909 Italiens großen Lyriker Giovanni Pascoli zu seinen «Canzoni di Re Enzo» inspirierend.)

Während der Thronvakanz 1272/1273 hatte Gregor X. insgeheim mit den deutschen Kurfürsten kontaktiert, mit einem Kolleg, auf das im 13. Jahrhundert das aktive Königswahlrecht begrenzt worden war. Vom Papst gedrängt, wählten die Herren am 1. Oktober 1273 in Frankfurt unter Führung Werner von Eppsteins, des Mainzer Kirchenhauptes, nach einigem Schwanken unisono – doch gegen die böhmische Kurstimme – Rudolf, den Grafen von Habsburg und Landgrafen des Elsaß, zum König; und am 24. Oktober wurde er im Aachener Münster vom Kölner Erzbischof Engelbert II., Grafen von Kleve, gesalbt und gekrönt.

Es war dies, trotz päpstlicher Gunst, ein wenig glücklicher Pfaffenfürst, ständig im Kampf um die Stadtherrschaft mit den eigenen Diözesanen, die ihn 1263 gefangensetzten, aber auch in Fehden mit Territorialherren des Umlands, insbesondere mit dem Grafen von Jülich. Und auch er sperrte Engelbert (nach der Schlacht bei Zülpich) 1267 bis 1271 auf Burg Nideggen ein, wonach man 1278 freilich Graf Wilhelm von Jülich und zwei seiner Söhne in Aachen erschlagen und der nachfolgende Kölner Bischof die Stadt Jülich –

zum erstenmal von einem Vorgänger schon 1239 zerstört – noch einmal zerstört hat.

Warum man den Habsburger gewählt, ist umstritten. Doch weshalb sollte der von Otakar gemachte Vorwurf, die Fürsten hätten sich aus Eigennutz für den schwächeren Thronprätendenten entschieden, «unsachlich» sein? Hätte man hier denn zum erstenmal einem energischeren Herrscher den bequemeren vorgezogen? Gewöhnlich ging den Herren ihr Egoismus doch über alles. Ein «kleiner König» konnte ihnen nur willkommen sein.[5]

Wie schon sein Vater Graf Albrecht IV., der auf einem Kreuzzug starb, war auch Rudolf von Habsburg (die Familie ist seit dem 10. Jahrhundert nachweisbar), trotz zweimal verhängten Bannes, ein unverbrüchlicher Gefolgsmann der Staufer gewesen. Friedrich II. hatte ihn aus der Taufe gehoben, später weilte er manchmal am Hof des Regenten in Italien, bekam auch Zuwendungen von dessen Sohn Konrad IV. und begleitete den Enkel Konradin noch bis Verona, bis zum Ende der Staufer ihre Grundsätze vertretend. Dann allerdings beteuerte er gleich nach seiner Inthronisation dem Papst: «Ich ankere meine Hoffnung fest in Euch und stürze zu den Füßen Eurer Heiligkeit nieder, flehentlich bittend, Ihr möget mir in meiner übernommenen Pflicht mit wohlwollender Gunst beistehen und das kaiserliche Diadem mir huldvoll zuerteilen.»

Demgemäß ließ Rudolf auch bald durch seinen Kanzler die der Kurie bereits von früheren Kaisern, von Otto IV. und Friedrich II., gemachten Zusagen beeiden, auch versichern, nie das Territorium der Päpste und ihrer Vasallen, zumal Karls von Anjou, anzutasten. Der Schwurakt geschah auf dem von über 250 namentlich bekannten Bischöfen besuchten Zweiten Konzil von Lyon 1274. Die Gesandten Alfons' X. des Weisen von Kastilien (1252–1284), des anderen Thronanwärters, wurden abgewiesen, die des inzwischen gekrönten Rudolf aufmerksam empfangen. Man brauchte den König für den beabsichtigten großen Kreuzzug, an dessen Spitze er als Kaiser und Schirmherr der abendländischen Christen stehen sollte. Galt dem «subsidium Terrae Sanctae», dem «passagium generale» doch hier wie stets die Hauptsorge des Heiligen Vaters, der auch selbst in den so sehr ersehnten Krieg ziehen, der sogar die Mongo-

len einspannen, mit dem mongolischen Ilchane-Reich den die Kreuzfahrerstaaten bedrängenden Sultan Baibar von Ägypten (1260–1277) bekämpfen wollte.[6]

Gewiß erwartete der Papst von der Wahl des Habsburgers nicht nur eine Hilfe für den Kreuzzug, sondern auch eine Stärkung der eigenen Position wider die ständig wachsende Macht des Anjou in Mittel- und Oberitalien. Der Provenzale konnte sich auf sein Senatorenamt in Rom ebenso stützen wie auf den Titel eines Reichsvikars in der Toskana. Doch reichten seine Ambitionen darüber hinaus, begehrte er ein Großreich im östlichen Mittelmeerraum, vor allem die Eroberung von Byzanz, gegen das er schon jahrelang rüstete. Seit dem 27. Mai 1267 hatte er auch Geheimverträge mit Kaiser Balduin, der ihm das Fürstentum Achaia abtrat gegen die Stellung von 2000 Rittern «binnen sechs oder sieben Jahren» für die Einnahme Konstantinopels; ein Versprechen, das der Angiovine bei seinem Tod noch nicht eingelöst hatte. Im Dienst dieser Ostpolitik standen auch diverse Eheverbindungen seiner Kinder mit Verbündeten, darunter mit dem Monarchen Ungarns. Und 1272 wurde Karl König von Albanien.[7]

Die Aggressionspläne des Anjou waren allerdings mit Gregors eigenen politischen Projekten unvereinbar, besonders mit seinem Kreuzzugsvorhaben und der Kirchenunion, seit dem Schisma 1054 stets vergeblich erstrebt. Doch verständigte er sich deshalb mit Kaiser Michael VIII. Palaiologos (1259–1282), der so Karls Konstantinopel-Träume zu vereiteln suchte. Wurde aber die Einheit mit der griechischen Kirche gegen Karls Sträuben wenigstens kurz und formell auf dem Konzil von Lyon hergestellt, die Anerkennung des römischen Kredos und römischen Primats erreicht (worauf freilich der protestierende Patriarch Joseph und Beichtvater des Kaisers verbannt ans Schwarze Meer verschwand), blieb Gregors Hoffnung auf den Kreuzzug wie auf Rudolfs Kaiserkrönung unerfüllt.

Zu einem lang geplanten Treffen beider kam es auf der Rückreise des Papstes von Lyon im Oktober 1275 in Lausanne. Der Habsburger versprach hier selbst noch einmal feierlich unter Eid, alle Privilegien und Besitzungen der Kurie zu sichern und wiederherzustel-

len, versprach ihr auch bei Verwicklungen in Kriege seinetwegen finanziellen Beistand, ebenso Freiheit der Bischofswahlen und Appellationen nach Rom. Und natürlich schloß er jede Vereinigung des unteritalischen regnums mit dem Reich für immer aus. Da Rudolf, nach wiederholten Verschiebungen, nun endgültig am 2. Februar 1276 zum Kaiser gekrönt werden sollte (mit Bezahlung der Reisekosten durch den Papst, 12 000 Mark Silber, worauf der Habsburger «schamrot», sagt er selbst, noch weitere 3000 Mark erbat), da Rudolf samt anwesenden Fürsten und Rittern auch gleich das Kreuz nahm, mochte Gregor guten Mutes sein, als er über die Alpen nach Rom weiterzog: doch starb er nach einem Fieberanfall am 10. Januar 1276 in Arezzo, wo noch heute im Dom sein Grabmal steht.[8]

Nikolaus III. und der Nepotismus

Die jeweils nur kurz regierenden nächsten Päpste begünstigten wieder mehr oder weniger Karl von Anjou.

Innozenz V. (21. Januar–22. Juni 1276), vordem Pierre de Tarentaise aus der Diözese Lyon, der erste Dominikanerpapst, engagierte sich so schnell und sehr für den Angiovinen und so entschieden gegen Rudolf, daß ihm der dankbare Freund in der Lateranbasilika ein Grabmal aus Porphyr erbauen ließ. Aus dem folgenden Konklave in Rom, dessen Teilnehmer Karl massiv beeinflußt hat, ging gleichwohl kein Gallier, sondern Hadrian V. hervor (11. Juli–18. August 1276). Er war ein Neffe Innozenz' IV., der ihn auch zum Kardinal gemacht, und durch seine Habsucht wie Bestechlichkeit berüchtigt. Doch der Greis, noch nicht einmal zum Priester konsekriert, starb nach wenigen Wochen. Und auch Johann XXI. (8. September 1276–20. Mai 1277) war kein Franzose, sondern der einzige Portugiese unter den Päpsten. Vordem Gelehrter und Leibarzt Gregors X., mühte er sich jetzt um einen neuen Kreuzzug und lenkte, ehe ihn die einstürzende Decke seines Studios in Viterbo erschlug, vorsichtig zu Gregors Politik zurück,

mit der sein Nachfolger, nach einer Vakanz von immerhin sechs Monaten, viel entschiedener fortfuhr.[9]

Nikolaus III. (1277–1280), bisher Giovanni Caetano Orsini, gelegentlich, trotz seines kurzen Pontifikats, mit Innozenz III. verglichen, hatte unter acht Päpsten gedient und sieben Päpste gewählt. Zur Zeit Urbans IV. bekleidete er das ihn besonders empfehlende Amt eines Großinquisitors, und er verstand auch sonst sein Geschäft. Er brachte Karl von Anjou um sein Senatorenamt in Rom, um das Reichsvikariat in der Toskana, und von Rudolf von Habsburg bekam er die Romagna. Er schickte alte Kaiserurkunden nach Deutschland, kopierte Texte aus Diplomen Ludwigs des Frommen, Ottos I., Heinrichs II. – die berühmteste «Schenkung» (IV 14. Kap.) fehlte leider –, und Rudolf gab, ohne jede Echtheitsprüfung, alte Reichsrechte und -länder preis.

Als Kardinal soll Giovanni Caetano Orsini ehrenhaft gelebt haben – «man sagt», fügt der 1348 an der Pest gestorbene Florentiner Giovanni Villani nicht ohne etwas Skepsis hinzu, «er habe die Jungfräulichkeit seines Körpers bewahrt. Von keinem der anderen höchsten Hierarchen verzeichnet man indes Ähnliches.» Doch hatte auch Nikolaus III., der als erster Papst im Vatikanpalast, von ihm umgebaut und vergrößert, residierte, seine Schwächen. Er gab viel Geld der Christenheit für Bauten, Pomp, für Aufwand aus und bedachte vor allem wieder fürstlich den eigenen Klüngel. So machte er zwei jüngere Verwandte und seinen Bruder Jordan Orsini zu Kardinälen, seinen Bruder Matteo Rosso Orsini ernannte er zum Senator, den Neffen Latino Malabranca zum Legaten, Neffen Ursus zum Rektor Tusziens, Neffen Berthold zum ersten Statthalter der Romagna, seit Jahrhunderten ein Teil von Reichsitalien. Der letzte, auf Kosten des Kirchenstaats seinen Nepoten ganze Fürstentümer vermachende Papst soll Innozenz III. gewesen sein, was ja so weit nicht zurückliegt. Doch während ein zeitgenössischer Chronist Nikolaus III. rühmt, ohne Nepotismus «auf dem Erdkreis seinesgleichen nicht gehabt» zu haben, steckt ihn Dante wegen seiner Goldgier unter die Simonisten der Hölle.[10]

Nepotismus gab es im Christentum immer und von Anfang an, lang bevor es eine Kirche gab, schon in der Familie Jesu. Und diese

speziell klerikale Spielart der Nächstenliebe blüht durch die gesamte Antike (III 499 f.), grassiert im ganzen Mittelalter und weit darüber hinaus.

Am Sitz des Papstes, auf anderen Bischofsstühlen trieb man durch Jahrhunderte eine zielstrebige Verwandtenpolitik. Die Hierarchen versorgten zeitweise, im 10. Jahrhundert fast allgemein, ihre noble Mischpoke üppig mit Kirchengütern. Und vor allem gerieten die Bischofssitze selbst und ihre Diözesen oft durch viele Jahrzehnte in die Hand bestimmter feudaler Geschlechter, wurden sie wie ein Stück Familienherrschaft betrachtet. Die Salier besetzten die Würzburger Bischofskanzel meist mit ihren Verwandten. Die Streußlinger stellten in knapp drei Generationen drei Erzbischöfe und drei Bischöfe. Gelegentlich schien es sogar, als habe man den päpstlichen Thron als Erbstück betrachtet; zumindest spricht die Grabschrift von Sergius III., gewiß ein Sonderfall, Papst und Doppelmörder, Mörder zweier Päpste (V 478 ff.!), von seinem «Vaterrecht auf die apostolische Würde»; in diesem Fall ja ganz besonders würdig.

Auch in Klöstern vererbte sich der Abtsrang oft vom Onkel auf den Neffen. Selbst in «Ketzer»-Kreisen floriert das Phänomen. Bei den Nestorianern, beispielsweise, war der Nepotismus fast unausrottbar und reicht bis ins 19. Jahrhundert. Und bei den Päpsten dauert er – am unverschämtesten bei Pius XII. und seiner unter Mussolini gefürsteten Familie – bis tief ins 20. Jahrhundert hinein.

Nicht jeder, gerechterweise sei's gesagt, strebte in die nächste Nähe der Sedes Apostolica. Als Nikolaus III. dem ehemaligen Franziskanergeneral Johann von Parma – er wurde 1777 beatifiziert (trotz eines ihm einst gemachten «Ketzer»-Prozesses) – den Kardinalshut anbot, um sich seines Rates zu versichern, lehnte er dankend ab: «Ich könnte guten Rat nur dann geben, wenn es Leute gäbe, die auf mich hören würden; an der römischen Kurie ist aber nur von Kriegen und Triumphen, nicht von der Erlösung der Seelen die Rede.»[11]

Der «französischste» der Päpste und die Sizilianische Vesper

Nikolaus' III. Abmachungen mit Rudolf von Habsburg hatten das Papsttum ebenso gestärkt wie Karl von Anjou geschwächt, der sich nun wieder auf das süditalische Königreich beschränkt sah. Und als Nikolaus am 22. August 1280 einem Schlaganfall erlag, nebenbei: in einem seinem Neffen Ursus widerrechtlich übereigneten Kastell, kam es in Rom zu Unruhen, in Viterbo zu einer tumultuösen Papstwahl, die sich mit Feilschen und Ränken sechs Monate hinzog. Doch erst als Karls Vertrauter Richard Annibaldi, einst Mitkämpfer Konradins bei Tagliacozzo, mit seinen Bütteln zwei Orsini-Kardinäle, Neffen des verstorbenen Papstes, mit Waffengewalt aus dem im Bischofspalais versammelten Kollegium gerissen und unter Mißhandlungen hinter Gitter gebracht, auch einen weiteren Orsini-Kardinal an der Teilnahme gehindert, bekam man das Karl genehme Kirchenhaupt: den Franzosen Simon de Brie (oder Brion), der als Legat Urbans IV. und Clemens' IV. in Frankreich die angiovinische Machtergreifung im süditalischen regnum vorbereitet hatte.

Jetzt war Martin IV. (1281–1285), wegen seiner Konflikte mit den Römern meist in Orvieto residierend, natürlich erst recht der Mann des Königs; ja er, der dessen Usurpation eingeleitet, ihm den Weg nach Italien eröffnet hatte, wurde der «französischste» Papst des Jahrhunderts und ein dezidierter Deutschenhasser. Außenpolitisch förderte er Karls projektierte Rückeroberung Konstantinopels, einen Krieg, der nach großen Rüstungen im Mai 1282 beginnen sollte. Gegen Karls Hauptfeind Peter III. von Aragón schleuderte er seine Bannbullen, setzte er alle Kirchenmittel ein. Und innenpolitisch verschaffte er dem Anjou wieder die senatorische Gewalt in Rom, die ihm Nikolaus III. gerade erst entzogen.

Karls Macht wuchs im ganzen Land. Von Palermo bis zum Po amtierten Provenzalen und Franzosen. Selbst sehr bevorzugt, reich mit Gütern und Lehen bedacht, unterjochten sie das Volk, bedrohten sie die Freiheit der Städte. Die castelani, die Kommandanten der Kastelle, meist französische Ritter, drangsalierten mit ihren Besat-

zungen die Bewohner der Umgebung, verübten oft die ungezügeltsten Exzesse. Selbst im Kirchenstaat überließ Martin dem König weitgehend freie Hand, im Patrimonium zogen sizilische Garnisonen ein, blutige Zusammenstöße mit Ghibellinen folgten in der Romagna.[12]

Die «mala signoria» des Anjou wurde rasch offenkundig. Er hatte von Anfang an Köpfe rollen lassen und die Anhänger Konradins gejagt. Bei der Eroberung Luceras am 27. August 1269 machte man wenig Sarazenen, doch viele, die meisten Christen nieder. Selbst streng kirchliche Kreise, sogar erklärte Guelfen wandten sich allmählich gegen den König. Auch auf dem Lyoner Konzil fand Karls Terror scharfen Tadel. Und während seine Außenpolitik zuletzt stagnierte, wuchsen die Probleme im Innern, die schikanöse Besatzungs-, die Land und Leute hart ausbeutende angiovinische Fiskalpolitik, entlud sich schließlich der aufgestaute Fremdenhaß in einer gewaltigen Explosion, so daß der Anjou einen für April 1283 gesehenen Feldzug, den Papst Martin freundlicherweise als Kreuzzug ausgab, nicht mehr beginnen konnte.

Es war am 31. März 1282, am Ostermontag, während eines großen Landausflugs zum Kirchweihfest des Klosters Santo Spirito bei Palermo zur Zeit der Vesper. Französische Soldaten belästigten Sizilianerinnen, und beim Abfingern einer Schönen nach einem verborgenen Dolch stachen Vater und Ehemann einen Zudringling nieder. Rasch artete der Mord in ein Massaker am gallischen Kriegsvolk aus. Dann griff das Gemetzel auf die französischen Bewohner Palermos über, die sämtlich, ohne Unterschied von Alter und Geschlecht, massakriert worden sind, darunter sogar von Besatzungstruppen geschwängerte Insulanerinnen. Innerhalb eines Monats stand die ganze Insel in Aufruhr. In Catania sollen 8000, in Messina, obwohl guelfisch orientiert, 3000, insgesamt sollen 24 000 «Ultramontani» ermordet worden sein.[13]

Das Blutbad, die Sizilianische Vesper, ohne die Politik der (französischen) Päpste kaum denkbar, war keineswegs, wie ältere Historiker oft behaupten, Ausdruck nur spontaner Volkswut, nur eine frühnationale Revolte wider die französische Fremdherrschaft. Vielmehr führten Vornehme, meist «adlige Aufsteiger» die Erhebung an,

ging ihr überhaupt schon «eine Verschwörer- und Agententätigkeit großen Ausmaßes voran» (Herde).

Die Umtriebe standen unter der Regie König Peters III. «el Gran» von Aragón (1240–1285) und seiner diversen Verbündeten, u. a. des ihn finanzierenden, weil durch Karl bedrohten byzantinischen Kaisers Michael VIII. sowie sizilianischer Dissidenten. Eine Schlüsselfigur, ein Hauptdrahtzieher der antiangiovinischen Aktionen war der Salernitaner und hochangesehene Arzt Giovanni da Procida, ein Vertrauter Friedrichs II., auf dessen Testament sein Name stand. Procida kämpfte bereits mit Manfred bei Benevent, mit Konradin bei Tagliacozzo, und nach dessen Tod suchte er 1270 einen jungen Vetter, Friedrich I. Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen, den letzten männlichen Staufer, vergeblich zum Kampf um den sizilischen Thron zu ermutigen. Zuletzt weilte Procida am aragonesischen Hof, wo König Peter, seit 1262 verheiratet mit Konstanze, König Manfreds Erbtochter, Wahrer staufischer Rechte auf Sizilien war, der Verfechter von Ansprüchen, die nach Konradins Auslöschung noch an Gewicht gewannen.

Unter Nutzung der Revolution bekam Peter die Insel auch in die Hand. Er hatte, vorschützend, die Mohammedaner Tunesiens zu bekriegen, gerüstet, ein Expeditionskorps von mehr als 10 000 Mann aufgestellt, hatte sogar, zur Täuschung, den Papst um einen «Kreuzzugszehnten», ja, den Anjou selbst um finanzielle Hilfe gebeten; beides vergebens. Interessen Peters galten zwar auch Nordafrika, sein eigentliches Ziel aber war Sizilien. Und als Karl im Juli dort landete und Messina angriff, setzte der Aragonese, von den Sizilianern gerufen, Ende August von Nordafrika nach Trapani über, zog am 4. September, begeistert begrüßt, in Palermo, am 2. Oktober in Messina ein, wo Karl die Belagerung aufgab und zum Festland zurückkehrte. Er hatte Sizilien für immer verloren.

Während aber das für den 1. Juni 1283 anberaumte, vom ganzen ritterlichen Europa spannungsvoll erwartete Schauspiel eines Fürstenzweikampfs zwischen Karl und Peter bei Bordeaux zu einer peinlichen Farce geriet, weil beide, mit je hundert Rittern zum Turnier ziehend, einander um ein paar Stunden auf dem Duellplatz offenbar absichtlich verfehlten, worauf jeder sich als Sieger, den Geg-

ner als feig erklärte, kam etwas anderes zwischen Anjou und Aragón durchaus zustande: «ein ruinöser, den ganzen westlichen Mittelmeerraum erfassender zwanzigjähriger Krieg» (Lexikon für Theologie und Kirche); Fürstenkomödie und Völkertragödie ...[14]

Die Sizilianer, die sich durch ihr gräßliches Schlachtfest aus dem angiovinischen Joch befreit und alle Franzosen der Insel ermordet oder vertrieben hatten, erkoren nun mit untrüglichem Instinkt Karls gefügigstes Werkzeug, Papst Martin IV., zu ihrem Schutzherrn. Doch der, dem Despoten blind ergeben, wies ihren Antrag weit von sich, forderte strikt Unterwerfung und sicherte Karl bei der Rückeroberung des Rebellenlandes jeden Beistand zu. Und hatte er schon den byzantinischen Basileus als Schismatiker gebannt, so exkommunizierte er auch Peter von Aragón, als er die sizilische Krone annahm, setzte ihn ab und ließ das Kreuz gegen ihn predigen.

Karls Macht aber war gebrochen. Nicht nur Sizilien hatte er verloren, auch Kalabrien, auch große Teile des Festlandes sagten sich von ihm los. In Forlí, unter dem Grafen Guido Montefeltro, Capitano di guerra e del popolo, entschieden antipäpstlich, tötete man schon am 1. Mai 1282 zweitausend Franzosen. In Rom wurde im Januar 1284 das Kapitol gestürmt, die französische Besatzung liquidiert und ein Volksregiment eingesetzt. Doch im selben Jahr trieb auch der Papst Gelder zur Finanzierung eines weiteren Krieges auf und predigte den Kreuzzug gegen die Aragonesen. Im selben Jahr zog Karl mit starker Streitmacht in den Süden und belagerte Reggio, freilich umsonst. Im selben Jahr schlug der aragonesische Admiral Roger de Lauria (Lluria), ein «seemännisches Genie» (Bresc), ein brutaler Sklavenjäger, Massenschlächter, die provenzalische und neapolitanische Flotte der Anjou bei Malta, Nicotera und vor Neapel, wobei Fürst Karl von Salerno, Karls I. Sohn und Erbe, in die Gewalt König Peters geriet, der nun als Staufererbe die Krone Manfreds trug, die diesem einst Karl unter so großem Blutvergießen geraubt. Und im nächsten Jahr verschwanden sie alle drei vom Schauplatz der Geschichte: Karl I. von Anjou am 7. Januar zu Foggia, Papst Martin IV. am 28. März in Perugia, Peter III. «el Gran» am 11. November in Vilafranca del Penedès.[15]

Pro domo – oder aus Reichsgut mach Hausgut

In Deutschland war inzwischen Rudolf von Habsburg mit dem Böhmenkönig Otakar II. Přemysl (1253–1278) und (seit 1251) Herzog von Österreich aneinandergeraten, der schließlich über ein Reich gebot, das vom Erzgebirge über Kärnten bis zur Adria reichte, zuviel wohl, um für den Habsburger erträglich zu sein, obwohl Otakars Herrschaft sonst kaum jemand sonderlich drückte. Man hatte ihn als Beschützer vor den Ungarn in Österreich begrüßt, er begünstigte besonders Wien, regierte aber auch Steiermark und dann Kärnten nicht von Prag aus und zwang ihnen schon gar nicht eine fremde Sprache auf, pflegte er doch selbst an seinem Hof deutsche Dichtung.

Otakar, durch seine Mutter ein Enkel des Stauferkönigs Philipp von Schwaben (S. 59), hatte einst auch zur Unterstützung des Deutschen Ordens zwei Kreuzzüge gegen die heidnischen Prußen geführt (S. 186 ff.) und wurde 1255, als die damals gegründete Stadt Königsberg zu seinen Ehren ihren Namen bekam, von dem Kölner Erzbischof Konrad von Hochstaden als Thronanwärter genannt.

Doch lag der Schwerpunkt seiner Politik nicht im Osten, sondern im Alpenraum, in den einstigen Territorien der Babenberger, auf die sein Anspruch durch die Heirat mit Margarete von Babenberg – nach Festigung seines Regiments verstoßen – noch verstärkt worden ist. Denn Margarete, vordem mit Friedrichs II. Sohn Heinrich VII. vermählt, war die Tochter Herzog Leopolds von Österreich und spielte im Kampf um das Babenberger Erbe eine beträchtliche Rolle.

Zunächst begünstigten auch sowohl die Gegenkönige Richard von Cornwall und Alfons von Kastilien wie die päpstliche Kurie, der bayerische Episkopat, die Erzbischöfe von Salzburg die aggressive Politik des Böhmen, gingen aber früher oder später zumeist zu seinem Gegner über. Bei der Königswahl Rudolfs 1273 verweigerte Otakar, selbst ambitioniert, aber nicht anwesend, durch den Bischof Berthold von Bamberg, dem Habsburger seine Stimme, verweigerte ihm die Huldigung und erkannte dessen Krönung, die auch andere,

Friedrich von Thüringen, Pfalzgraf Ludwig, den Grafen Siegfried von Anhalt, schwer enttäuschte, nicht an, worauf Rudolf nichts unterließ, um den abgeschlagenen, doch mächtigen, durch Bergbau und Handel reichen Rivalen, den «goldenen» König, zu entmachten.[16]

Rudolf erhob «im Namen des Reiches» sogenannte Revindikationsansprüche auf alle außerböhmischen Besitzungen Otakars. (Das Lexikon des Mittelalters, mehr als zwanzigtausend Seiten Kleindruck, enthält unter dem Stichwort «Revindikationen» nichts als den Hinweis: «→Rudolf von Habsburg».) Dieser wollte von dem Böhmen, dem man ausreichende Rechtstitel für seine Landerwerbungen absprach, nicht wenig zurückhaben, sondern alles, natürlich: für das «Reich». Er schuf dafür 1274/1275 auf diversen Hoftagen in Nürnberg, Würzburg, Augsburg die «rechtlichen Voraussetzungen», kreiste Otakar durch Bündnisse mit Ungarn und Niederbayern ein, verhängte am 24. Juni 1275 über seinen Gegner die Reichsacht und begann, obwohl, so die Kolmarer Chronik, bloß «fünf minderwertige Schillinge» in der Kasse, im nächsten Jahr den Krieg.

Nach einer Adelsrevolte in Kärnten und der Steiermark im September 1276 stieß der Habsburger im Herbst, auch militärisch wohlvorbereitet, mit einem Reichsheer überraschend auf die strittigen Herzogtümer des Böhmen im Südosten vor. Im Frieden von Wien, Otakar am 26. November 1276 im habsburgischen Heerlager vor der Stadt aufgezwungen, verlor dieser fast seinen gesamten Besitz, die «Reichslehen» Österreich, Steiermark, Kärnten, Krain, die Windische Mark, Pordenone und das Egerland, und behielt selbst nur noch Böhmen und Mähren, seine angestammten Länder, als «Reichslehen», wofür er Rudolf Lehenshuldigungen leisten mußte.

Da sich Otakar mit dem Riesenverlust nicht abfinden konnte, kam es am 26. August 1278 auf dem Marchfeld, rund 40 Kilometer nordöstlich von Wien, zur Schlacht bei Dürnkrut, die der vom Pferd gestürzte Habsburger wohl nur durch eine kleine Reserve unter Konrad von Sumerau und die gerade noch eintreffenden Reiterverbände Ladislaus' IV. von Ungarn (Kun Lászlo, 1272–1290) gewann; später zweimal exkommuniziert und umgebracht. König Otakar

aber erlag nicht nur der deutsch-ungarischen Übermacht, sondern verlor auch selbst sein Leben. Er wurde auf der Flucht erschlagen, völlig ausgeplündert, wie es heißt, durch persönliche Feinde, durch einen «Rachemord» österreichischer Adliger – einen «Privatmord» somit wieder (vgl. S. 75 f.).[17]

Nach dem Sieg, der den verhältnismäßig armen Habsburger, Idealfall jeder Massenschlachtung, reich mit einem Schlag gemacht – während man in Österreich, Steiermark, Kärnten so greulich hungerte, daß man angeblich sogar Leichen (mortuorum hominum cadavera) verschlang «et alia, que nature abhominabilia sunt» –, richtete Rudolf alsbald seine Augen auf Böhmen und Mähren, die traditionellen Herrschaftsgebiete der Přemysliden, beschied sich dann aber mit einer habsburgisch-přemyslidischen Doppelhochzeit: sein jüngster Sohn, Rudolf II., heiratete Agnes, die Schwester Wenzels II., und dieser einzige, erst achtjährige Sohn und Nachfolger Otakars II. heiratete gleichzeitig Rudolfs I. Tochter Guta. Auch als Rudolf selbst sechsundsechzigjährig eine zweite Ehe mit der schönen vierzehnjährigen Elisabeth, Schwester Herzog Roberts II. von Burgund, Schwiegersohn Ludwigs des Heiligen, schloß, spielten politische Hintergründe eine Rolle.[18]

Nicht die Eheverbindungen aber ergaben die eigentliche Lösung, sondern die habsburgischen Revindikationen. Während Rudolf seine Sprößlinge mit den Kindern des niedergerungenen und getöteten Gegners verband, was ja immerhin etwas Beinah-Humanes hatte, zog er die ihnen weggenommenen Herzogtümer an sich. Denn: «diesen Erwerb (und nicht eine Vereinigung der erledigten Lehen mit dem Reichsgut) scheint er von Anfang an ins Auge gefaßt und konsequent angestrebt zu haben», etwas: «für das eigene Haus» (Erkens), «die endgültige Erwerbung des Landes für seine Familie» (Handbuch der Europäischen Geschichte), eine hervorragende Basis für deren weiteren Aufstieg. Das Reichsgut wurde somit Hausgut, Begriffe, Komplexe, die im Lauf der Zeit wohl nicht zufällig vermengt und oft schwer abgrenzbar geworden waren; ganz beiseite, daß es bei den habsburgischen Revindikationen weniger um wirklich altes Reichsgut ging als um einst staufischen Besitz.

Zunächst kassierten Rudolfs Söhne, der erstgeborene Albrecht (I.)

und Rudolf der Jüngere, der schon 1283 auf seine Rechte verzichtete und 1290 starb, die durch Otakars Liquidierung freigewordenen Kirchenlehen. Dann wurde im Mai 1281 Albrecht, der spätere König, «Verweser über Österreich und über Steyr». Und im folgenden Jahr verlieh Rudolf, mit Zustimmung der zuerst widerstrebenden Kurfürsten, die südostdeutschen, die einst babenbergischen Herzogtümer, die «heimgefallenen Reichslehen», seinen Söhnen «zu gesamter Hand». Rudolf wurde Herr zu Krain, der Mark, zu Portenau, Albrecht Herzog zu Österreich und zu Steyr.

Albrecht griff von Anfang an hart durch. So entriß er Konrad von Sumerau, der seinem königlichen Vater die Entscheidungsschlacht von 1278 als Führer der eingreifenden Reserve mitgewinnen half (S. 362), die vom König ihm selbst verliehenen beiden Burgen Freinstein und Werfenstein durch einen förmlichen Krieg. Ähnlich brutal und jedes Recht mißachtend ging er in anderen Fällen vor. Kurz, «klar genug liegt Albrechts I. Bestreben zutage, seine Einkünfte zu sichern und zu mehren, wozu der Revindikationsparagraph die vorzüglichste Handhabe bot. Ganz ungescheut vermutete ein Zeitgenosse, der Herzog suche aus dem Lande möglichst viel herauszuziehen, um den Überschuß in die Stammlande seines Hauses zu verschieben» (Lhotsky).

Herzog Albrecht war auch persönlich schroff, menschlich unangenehm, hatte überdies, als man den Verhaßten am 25. November 1295 vergiftet glaubte, durch ärztliche Kunst ein Auge verloren, was die Finsterheit seines Gesichts verstärkte. Er stieß in Österreich und Steiermark auf Ablehnung, in Wien auf Widerstand, so daß er die Stadt 1288 unterwerfen mußte. 1290 schanzte ihm der königliche Vater auch Ungarn als heimgefallenes Reichslehen zu, was man indes schon im nächsten Jahr rückgängig machte, nicht zuletzt weil Papst Nikolaus IV. Ungarn das Eigentum der römischen Kirche nannte (vgl. VI 259 f.!).

Immerhin hatte Rudolf durch seine habsüchtigen Zugriffe die eigene Familie, das ganze Geschlecht nicht nur mächtig und reich gemacht, sondern auch in den Reichsfürstenstand erhoben, einen exklusiven Kreis, der erstmals im 12. Jahrhundert begegnet und gegen dessen Ende 22 weltliche und 92 geistliche Reichsfürsten auf-

weist; wieder ein Indiz, nebenbei, für die hier schon oft bestaunte Bescheidenheit des hohen Klerus, wobei sich bereits Äbte und Äbtissinnen, in aller Demut selbstverständlich, darum mühten, «principes regni» zu werden, «des riches fürsten».

Besorgt um ein gutes Klima für seine Pro-domo-Politik, die den Regenten fünf Jahre lang, von 1276 bis 1281, zum größten Teil in Wien, weitgehend, um nicht zu sagen fast ausschließlich beschäftigt hat, kooperierte er eng mit der katholischen Kirche, bei deren Oberhaupt er ja schon zu Beginn mit einem so tiefen Kotau angetreten war.

Als sein einflußreichster Berater und Vertrauter wirkte Heinrich II. von Isny, Franziskaner, Oberhirte Basels, Erzbischof von Mainz, der Rudolf bereits bei seiner Heimholung Österreichs ins Reich militärisch und diplomatisch beistand, auch mit Papst Gregor X. über die intendierte Kaiserkrönung verhandelt hat. Die Massen stimulierten für den Habsburger die Bettelmönche, Franziskaner wie Dominikaner, und er revanchierte sich bei ihnen durch Besitzzuweisungen, Steuerbefreiungen, Baugenehmigungen u. a., stiftete und dotierte auch als Dank für seinen blutigen Sieg über Otakar 1278 ein Dominikanerinnenkloster; wie Karl von Anjou nach dem Gemetzel bei Tagliacozzo eine Abtei. Und ungezählte andere christliche Massenmörder hielten es ebenso; wuschen sich derart aber nicht rein von dem Blut – sie wollten verewigt werden damit![19]

Daß die zeitgenössische Geschichtsschreibung einen so papst- und klerushörigen Großen wie Rudolf von Habsburg als «Friedenskönig» feiert, ist begreiflich. Dabei hatte er (wie sein Sohn) sich einer «rücksichtslosen Territorialpolitik» befleißigt (Hessel), hatte er seinen böhmischen Rivalen blutig niedergerungen, auch einen Schlag nach dem andern gegen sogenannte Raubrittersitze geführt, vom Zürichsee bis Bingen, ja, allein während eines einjährigen Aufenthalts im Erfurter Peterskloster angeblich 66 adlige Raubburgen und sonstige Fortifikationen zerstört, was freilich nur seine Friedfertigkeit beweist. (So etwa wie es die des Papsttums beweist, wenn es Frieden predigt, um Kreuzzüge gegen alle Welt führen zu können, Kriege gegen Heiden, Moslems, «Ketzer», Katholiken.) Im übrigen

hatte der Habsburger, wie wohl alle seine Standesgenossen, ohne diesen zu nahe treten zu wollen, Übung in derlei Nestbereinigungen, hatte er noch als Graf das Kloster der Magdalenerinnen vor Basel bei Nacht ausgeraubt und in Brand gesteckt.

Rudolf von Habsburg war 1291 dem Alter erlegen und der Gicht. Doch wunderte man sich schon im 14. Jahrhundert darüber, «daß er weder durch Gift noch durch Waffengewalt, sondern eines natürlichen Todes gestorben sei» (Lhotsky).

Adolf von Nassau wird König, von Gott abgesetzt und umgebracht

Dank erfuhr der Habsburger – der sich in Speyer neben den hochmittelalterlichen Kaisern bestatten und auf dem Epitaph, bis dahin unüblich, naturalistisch abbilden ließ – von den Kurfürsten kaum. Noch sein letzter Versuch, 1290 in Erfurt seinem Sohn Albrecht die Nachfolge zu sichern, mißlang ebenso wie nach seinem Tod das nämliche Unterfangen des Pfalzgrafen Ludwig II. bei Rhein. Dachten die Kurfürsten doch aufgrund einer Initiative des Kölner Oberhirten Siegfried von Westerburg an Adolf von Nassau als Thronfolger. Denn der machtlose, unbemittelte Graf vom Mittelrhein mochte ihnen lieber sein als der inzwischen mächtige Habsburger, dessen Gewalt sie mit Hilfe des neuen Königs ja gerade zerschlagen wollten.

Und Adolf hatte dem einflußreichen Kölner, seinem Verwandten, Versprechungen über Versprechungen gemacht: «Wenn ... durch diesen unseren Herrn Erzbischof [von Köln] die Wahl feierlich durchgeführt worden ist, werden wir diesem Erzbischof, seinen Nachfolgern und der Kölner Kirche die Burgen und Festen Kochem, Kaiserswerth, Landskron, Sinzig, Duisburg und Dortmund übertragen ...; mit allen ihren Rechten, Einkünften, Zöllen, Abgaben und Zubehör jeder Art sollen sie von diesem Erzbischof ... besessen werden, friedlich und unangefochten, Zeit unseres Lebens ... Wir werden ... ihnen diese Einkünfte, Zölle und Abgaben frei und unbe-

schränkt ... für die Zeit unserer Königsherrschaft überlassen ... Ferner versprechen wir ...» Versprach Bestätigungen von Zöllen, Erneuerung von Privilegien, versprach dem Prälaten angemessene Wiedergutmachung für die Vergehen der Kölner, versprach ihm 25 000 Mark Silber und versprach überdies beim Verstoß dagegen seinen Rücktritt. Er erklärte es für recht und billig, daß dann die Kurfürsten «zur Wahl eines anderen Königs schreiten, wenn es dem Erzbischof (von Köln) nützlich erscheint».[20]

All diese Offerten verfehlten ihre Wirkung nicht; zumal der Nassauer auch den anderen kurfürstlichen Wählern goldene Berge verheißen und Albrechts Angebote deutlich überboten, sich Erzbischof Siegfried mit dem gewaltigen Betrag von 25 000 Mark Silber verschrieben und Gerhard von Mainz versichert hatte, seine Schulden in Rom zu begleichen, war dieser doch nur durch Bestechung von Papst Nikolaus IV. Erzbischof geworden – «ein uneigennütziger Mann», so ein Katholik. Das Geld für den Papst freilich fehlte dem Erzbischof noch; wie es dem künftigen König noch für den Erzbischof fehlte ...

Wie auch immer, am 5. Mai 1292 wurde Adolf von Nassau in der Frankfurter Dominikanerkirche gewählt und am 24. Juni von dem Kölner in Aachen gekrönt. Der seit der Schlacht bei Worringen (1288) in seiner Vormachtstellung stark angeschlagene Bischof hoffte, durch den neuen kleinen König, geradezu seine «Kreatur» (Boockmann), die eigene Territorialpolitik sanieren zu können.

Aber Graf Adolf hatte auch seine territorialen Vorstellungen und suchte seine Position zu verbessern, sich eine Hausmacht zu bilden, vor allem in Thüringen und Meißen. Jahrelang folgten erbitterte Fehden, mehrere Feldzüge, schreckliche Verwüstungen, so die Erfurter Peterschronik, Brandschatzungen, Kirchenzerstörungen, Raub und Mord.

Natürlich gab es Interessenkollisionen, besonders mit dem Mainzer Erzbischof Gerhard II. von Eppstein und dem König von Böhmen, die doch bei der Wahl ihre Stimme für Adolf eingelegt. Natürlich hatte der König längst nicht alles erfüllt, was der Graf versprochen, längst nicht alles gezahlt, was er schuldete. Und natürlich dachte er gar nicht daran, all seine Absprachen zu halten. Zu-

dem wurde der unbedeutende Nassauer von einst den Fürsten zu selbständig, eigenmächtig. Es kam zu einer Verschwörung, und jetzt versprach Herzog Albrecht von Österreich im Falle seiner Wahl allein König Wenzel II. die Riesensummen von 50000 Mark Silber für das Gebiet von Eger und Pleißen sowie 40000 Mark für die Markgrafschaft Meißen; Beträge, die er bar gar nicht hatte, weshalb er dem Böhmen Länder verpfändete, Burgen und Städte, Altenburg, Chemnitz, Zwickau, Weiden.

Am 23. Juni 1298 erklärten die Herren in Mainz ihr unbequem gewordenes Geschöpf als seiner «Herrschaft und Macht nicht gewachsen und nicht tauglich», erklärten «mit einhelliger Zustimmung der Anwesenden», denn ein paar Kurfürsten fehlten, «daß dem Herrn Adolf, der sich des Königtums so unwürdig erwiesen hat und der wegen seiner Ungerechtigkeiten und der zuvor genannten Gründe von Gott vertrieben wurde, damit er nicht weiter regiert, vom Herrgott das Königtum, das er bisher innehatte, entzogen wurde; wir entziehen es ihm und verbieten, daß ihm etwa jemand künftig als König gehorcht».[21]

ALBRECHT I. VON HABSBURG WIRD KÖNIG UND ERMORDET

Gott hatte gesprochen – und seine Büttel im Prälatentalar. Denn wie ihnen einst der Nassauer goldene Berge avisiert, so geizte jetzt der Habsburger, besonders gegenüber dem Kölner und Mainzer Oberhirten, insgeheim nicht mit Verheißungen. Ergo warfen die Königsmacher dem Davongejagten um so lauter, pathetischer «ach!, die offensichtlichen Tatsachen» vor «und das allgemeine Schreien des Volkes, das unter Seufzen und Tränen zum Himmel kommt, von Tag zu Tag ...»; klagten sie zum Gotterbarmen über den gestohlenen, geraubten Kirchenschmuck; jammerten: noch die Priester würden «während des Gottesdienstes bis aufs Hemd ausgeplündert, geschlagen und mitunter getötet ... Jungfrauen werden im Angesicht ihrer Eltern vergewaltigt, züchtige Witwen, Gattinnen und ehrbare

Frauen, die mit lautem Geschrei und Abwehr Widerstand leisten, werden sogar im Beisein ihrer Ehegatten und Verwandten äußerst schamlos geschändet ...»

Alles, selbstverständlich, Schuld des Königs, des unter Führung des Mainzer Metropoliten Gerhard inkorrekt, ohne Erzbischof Boemund von Trier und Pfalzgraf Rudolf, abgesetzten Adolf, worauf das Kolleg, nicht ohne Rang-, das heißt Platzstreitereien, zwischen den Prälaten, sofort den Habsburger zum König wählte, dessen Wahl man, ihrer Problematik wegen, am 27. Juli wiederholte. (Im betreffenden Bericht des zeitgenössischen Chronisten Ottokar von Steiermark erscheint zum erstenmal das Wort «kurfürsten».) Am 24. August vollzog Erzbischof Wikbold von Köln die Krönung und berechnete für seine diesbezüglichen Bemühungen 8000 Mark. Erzbischof Boemund von Trier, der ihm assistierte, soll für seine Dienste 5000 Mark bekommen haben. Auch die anderen Kurfürsten präsentierten jetzt ihre Rechnungen, falls sie nicht schon während der Wahl ihre «Handsalben» erhielten.[22]

Mittlerweile hatte Albrecht seinem Vorgänger ganz und gar den Garaus gemacht.

Am 2. Juli 1298 waren die beiden Heere am Hasenbühl bei Göllheim (westlich von Worms) aufeinandergeprallt; möglicherweise 14 000 Krieger Adolfs und 24 000 Albrechts, doch ist das Kräfteverhältnis ungewiß, ebenso der genaue Schlachtverlauf. Gewiß ist nur: «Da wart ein groz strit unde wart uz der achte vil volkes irslagen ... unde konig Adolf wart da irslain.» Und weil Albrecht Befehl gegeben, die gegnerischen Pferde zu erstechen, um die Reiter selber leichter töten zu können, lagen zwischen all den abgemurksten Menschen schließlich auch 3000 weißderhimmel wie gestorbene Pferde, weit mehr tote Pferde als erschlagene Krieger. Auch dem Reittier Adolfs soll man die Vorderbeine abgesäbelt, dann vielleicht Albrecht selbst den Gegner im Handgemenge getötet haben – «unde slug an konig Adolfis halz», meldet wieder die «Sächsische Weltchronik» vom «herzoge Albrecht», den Papst Bonifaz damals einen «Majestätsverbrecher» und «Königsmörder» nannte. «Daz was ein grozzer jamer, daz der, der ein Romischer chunich was des morgens, daz der des nahtes so nachent und so armer auf dem wasen lach.»

Fest steht der eifrige Beistand der Feldpfaffen, im Lager des Königs angeführt vom Trierer Erzbischof, im Lager des Gegenkönigs vom Oberhirten Straßburgs. Jeder verteufelte die andere Seite samt ihrem Klerus als gottlos, meineidig. Jeder stimmte das traditionelle Schlachtlied «Sant Marey Mutter und Maid» an, denn Maria darf bei keinem großen Blutvergießen fehlen (S. 159, 181). Und jede Seite kämpfte natürlich einen gerechten Kampf – wie noch heute die Christenheit im Krieg.[23]

Und gerecht kämpfte der unbeliebte, finstere Habsburger, «monoculus», der «Einäugige», auch weiter, offiziell für das Reich, tatsächlich, das hehre väterliche Vorbild vor Augen, für seine Hausmacht. Er löste sich von Adolfs Anlehnung an England und verband sich mit Frankreich, auch durch eine Ehe anno 1300 seines Sohnes Rudolf mit Blanche, einer Schwester des französischen Königs Philipp IV. des Schönen, und ermöglichte ohne jeden Widerstand, jedes Bedenken, Frankreichs Ausdehnung nach Osten auf Kosten des Reichs. Doch als der Habsburger nach dem Aussterben der Grafen von Holland, Zeeland, Friesland auch die heimgefallenen, wirtschaftlich bedeutenden Territorien im Rheinmündungsraum für sein Haus beanspruchte, war es den rheinischen Königsmachern zuviel, und sie gedachten das Spielchen mit seinem beseitigten Vorgänger zu wiederholen, gedachten, «den Herzog von Österreich, der sich jetzt deutscher König nennt», wieder von dem Thron zu bringen, auf den sie ihn doch erst gebracht.

Der schlaue Habsburger allerdings – von dem man nicht weiß, ob er lesen und schreiben konnte (eine angeblich eigenhändige Unterschrift ist eine plumpe Fälschung aus dem 16. Jahrhundert) – manövrierte seine Widersacher Schlag auf Schlag aus. Er führte, vor allem mit Einbeziehung der Städte, einen klug organisierten Wirtschafts-, zumal Zollkrieg und schließlich auch einen regulären Krieg.

Zuerst im Mai 1301 gegen den Pfalzgrafen Rudolf, der sich nach Plünderungszügen und Verwüstungen, der Eroberung von Wiesloch, Weinheim, Hofheim schon im Juli beugt. Dann – mit den Bischöfen von Straßburg, Eichstätt, Seckau sowie dem Abt von Fulda im Gefolge – gegen die restliche Pfaffenriege mehr oder weniger

längs der «Pfaffengasse», wie der durch den Besitz fast lauter geistlicher Feudalherren ziehende gesamte Rheinlauf hieß. Nach notorischen Stürmen auf Städte und Kastelle, Verheerungen des Rheingaus, wobei Rüdesheim, Östrich, Winkel in Flammen aufgehen, werden im nächsten Jahr alle gegnerischen Erzbischöfe bezwungen. Im März 1302 unterwirft sich Gerhard von Mainz, der als Anführer der neuen alten Kurfürstenfronde alle kirchlichen Strafsentenzen zurücknehmen, beträchtliche Entschädigungen zahlen, Burgen und Zölle an Rhein und Main ausliefern muß. Der ihm entstandene Schaden wurde auf 100 000 Mark veranschlagt. Im Oktober gibt der Kölner, im November der Trierer Seelenhirte klein bei, alle nach achtzehn Monaten Krieg so gedemütigt, «daß sie gegen den König fortan nicht mehr aufzumucken wagten» (Chronik des St. Peterstiftes Wimpfen).[24]

Im Jahr 1303 kommt es zu einem Ausgleich mit Bonifaz VIII., dem nicht nur die Politik Frankreichs, sondern dem auch, wie Albrecht, das Ausgreifen Böhmens nach Polen und Ungarn nicht paßt.

Der Papst hatte Albrecht bisher nicht anerkannt, ja ihn bei seinem Konflikt mit den Kurfürsten massiv bedroht, hatte überhaupt gegen Albrechts wachsende Macht die Hilfe des französischen Herrschers gesucht. Als der sich aber nicht für den päpstlichen Plan einspannen ließ, taktierte Bonifaz umgekehrt, suchte er die Hilfe des Habsburgers gegen Philipp, der – selbst Weltherrschaftsträume hegend – nicht nur den kaiserlichen, den deutschen Universalismus bekämpfte, sondern mehr noch den päpstlichen, den auf die Spitze getriebenen Absolutismus des Bonifaz (S. 397 ff.).

Dieser hatte schon im November 1302 die Okkupation der einstigen deutschen Reichsstadt Lyon durch Frankreich verdammt, dann alle deutschen Grenzgebiete gegen französische Übergriffe zu mobilisieren gesucht – vergeblich. Doch sein Winken mit der Kaiserkrone war erfolgreich. Versicherte er ja durch Urkunde vom 30. April 1303, Albrecht zum Kaiser krönen zu wollen, «zum Monarchen aller Könige und Fürsten auf Erden». Und dies gleichfalls erklärtermaßen gegen den «Hochmut der Franzosen». Der Habsburger seinerseits bekannte dem Papst in zwei Urkunden seine unbegrenzte Dankbarkeit sowie die Bereitschaft, der Kirche gegen je-

dermann zu helfen. «Die beiden Dokumente bedeuteten den höchsten Triumph des Papalismus. Sie gingen noch über die einstigen Zugeständnisse König Rudolfs erheblich hinaus. Der deutsche König begab sich eigentlich des Rechtes zum selbständigen Handeln. Was zum Aufgabenkreis seines Herrscheramtes gehörte, wollte er in Zukunft nur noch als Vogt des römischen Oberherrn erfüllen» (Hessel).[25]

Doch während Albrecht einerseits sich derart dem Papst unterwarf und andererseits nichts tat, die Besetzung deutschen Bodens im Westen durch Philipp zu verhindern, nichts tat gegen dessen Vordringen besonders auf Lothringen, auf die Gebiete zwischen Maas und Mosel, setzte er in Thüringen und Meißen die Hausmachtpolitik seines Vorgängers fort, das jahrelange Ringen um Mitteldeutschland, um Mittelosteuropa auch, Einfälle, Rückschläge, Vorstöße. Im Königtum sah der Habsburger nur ein erhöhtes Herzogtum, «Ausdehnung der Hausmacht blieb sein Ziel; das Reich mochte die Kosten tragen» (Hessel).

Seit 1303 hatte Albrecht sein Aktionszentrum in den Osten verlegt, trieb er seine Hausmachtpolitik zumal in Böhmen voran, wo König Wenzel II. regierte. Der in erster Ehe mit Guta, der Tochter Rudolf von Habsburgs, liierte Fürst zählt zu den namhaftesten Königen der Přemysliden, den bedeutendsten Persönlichkeiten der Zeit; er war Förderer Ulrichs von Etzenbach und des Minnesangs, sein Hof eines der wichtigsten literarischen Zentren im deutschen Sprachraum. Politisch beherrschte er außer Böhmen auch Oberschlesien, Kleinpolen mit Krakau, wurde nach Ermordung des großpolnischen Königs Przemysł II. (bei einem Entführungsversuch durch die Markgrafen von Brandenburg 1296) Nachfolger auch in dessen Herrschaft, ja, gewann seinem Sohn Wenzel (III.) noch Ungarn.

Drei ostmitteleuropäische Königskronen im Besitz der Přemysliden, das war zuviel für Habsburg, auch für den Papst. Und so geschah es gewiß nicht von ungefähr, daß bereits 1302, als die neue Interessengemeinschaft zwischen der Kurie und Österreich entstand, Kardinalbischof Nikolaus von Ostia, der spätere Papst Benedikt XI., längere Zeit in Wien verweilte.

Albrechts Forderungen waren nicht gering. Er verlangte von Wenzel nicht weniger als Meißen, Eger, Oster- und Pleißnerland, den Verzicht auf Schlesien, Polen, Ungarn, und wollte auch Wenzels Haupteinnahmequelle, die Zehnten der Kuttenberger Bergwerke für sechs Jahre oder eine Abschlagszahlung von 80000 Mark. (Kuttenberg, Kutná Hora, war das wichtigste Silberbergwerkzentrum Böhmens, wo man die in ganz Mitteleuropa populären Silbermünzen, die grossi Pragenses, prägte.) Albrecht verhandelte und rüstete, konferierte in diesem Zusammenhang mit den Bischöfen von Salzburg, Freising, Bamberg, von Regensburg, Passau und Konstanz, die dann auch am Feldzug teilnahmen. Ja, wie er schon im Westen deutsches Reichsgebiet großzügig preisgegeben, so zögerte er auch nicht, dem Dänenkönig Erich IV. (Erik Menved) für ein antiböhmisches Bündnis deutschen Boden nördlich von Elbe und Elde anzubieten – nur um seiner Hausmacht willen.

Während sich unter dem Druck der Kurie und Habsburgs der hohe Klerus von Wenzel zurückzog, ritten die Bischöfe mit Albrecht reihenweise ins Feld, unternahm man 1304 einen regelrechten, als «Reichskrieg» aufgetakelten Raubzug. Böhmen wurde schwer heimgesucht, das eigentliche Ziel, die Bergwerke von Kuttenberg, aber nicht gewonnen. Veranlaßt auch durch Krankheiten infolge des Trinkwassers, das die Eingeschlossenen verseuchten, trat man den Rückmarsch an, rüstete zwar gleich wieder zu einer zweiten Böhmenfahrt, doch starb König Wenzel am 21. Juni 1305. Und schon im nächsten Jahr, am 4. August 1306, stirbt auch sein einziger, mit Guta, der Habsburgerin, gezeugter siebzehnjähriger Sohn Wenzel III. In Olmütz wird er im Haus des Domdekans beim Mittagsschlaf erstochen – ein Attentat, das nicht aufgeklärt, dessen Anstifter nie ermittelt werden konnte. Aber unter den Hintermännern des Komplotts hat man u. a. auch die Habsburger, besonders König Albrecht vermutet.

Sicher ist nur, daß es im Adel Böhmens eine österreichische Partei gab und daß jetzt die beiden Habsburger in Böhmen einfielen, daß Albrecht mit Erzbischof Konrad von Salzburg und den Bischöfen von Passau, Seckau, Gurk über Eger anrückt, während sein Sohn Rudolf von Österreich über Mähren vorstößt und Albrecht, der

Böhmen wieder als heimgefallenes Reichslehen betrachtet, durch Drohung und Bestechung für Rudolf die böhmische Krone gewinnt. Ja, nun wollen die Habsburger ihren schon gewaltigen Besitz noch ausdehnen und abrunden durch Thüringen, unterliegen aber im Mai 1307 in der Schlacht bei Lucka (südlich von Leipzig) den Söhnen des Landgrafen, den Wettiner Landesherren. Und am 3. Juli stirbt Rudolf III. von Böhmen.

Gleichwohl gibt Albrecht den Kampf nicht auf. Er rüstet – und wird am 1. Mai 1308, unweit der Stammburg, von seinem Neffen, dem achtzehnjährigen Herzog Johann von Österreich, ermordet. Denn «mit dem wolt er niht diu lant tailen, diu im zugehorten, swie vil er sie an in gevordert». Immer wieder nämlich hatte Johann, der Enkel Rudolfs von Habsburg, um Herausgabe seines Erbes gebeten, «daz er ouch ein herre davone mochte gesie». Aber immer wieder tat das «der konig nicht undes gab ime gute Wort», womit sich freilich der junge Mann, dann «Parricida» («Verwandtenmörder») zubenannt, nicht dauernd abspeisen lassen wollte. Er fühlte sich zurückgesetzt, entrechtet, pochte auf ein selbständiges Fürstentum und verschwor sich schließlich mit vier edlen Schweizer Spießgesellen, mehr oder weniger Opfer habsburgischer Arrondierungspolitik, und überfiel am 1. Mai 1308 den königlichen Onkel nach dem Übersetzen über die Reuß am Ufer zwischen Baden und Brugg – «... unde zouch daz swert uz unde hiew den konik durch den koph und hiwe ime abe ein ouge unde einen bakken. Da stizen die anderen daz swert durch den konik unde totten en jemmerlichen.»

Dabei dachte der Fürsorgliche bei seiner unentwegten, von Steiermark bis Schlesien, bis Polen reichenden Erwerbspolitik doch nur an die Seinen, die große Kinderschar. Denn, so die «Erste Bairische Fortsetzung» der «Sächsischen Weltchronik»: «Er war gierig nach Besitz, den er aber nicht dem Reich hinzufügte, sondern nur seinen Kindern, deren er viele hatte.»[26]

11. KAPITEL

«... WIE DER ERLÖSER VERRATEN». PAPST COELESTIN V. (1294) UND PAPST BONIFAZ VIII. (1294–1303)

«Erst nachdem er der Tiara entsagt hatte, begann die eigentliche Tragödie des Expapstes. Nach einer mißlungenen Flucht ließ sein Nachfolger ihn auf der Festung Fumone einkerkern, weil seine eigene Wahl in weiten Kreisen für ungültig erklärt worden war. Der abgedankte Papst mußte in einem Mauerdreieck von wenigen Schritten Durchmesser sterben.» Hans Kühner über Papst Coelestin V.[1]

«Er war klug durch Bildung und natürliche Intelligenz, ein sehr vorsichtiger und erfahrener Mann, von großem Wissen und mit einem guten Gedächtnis ausgestattet. Er war sehr hochmütig, und stolz und grausam gegen seine Feinde; er besaß großen Mut und wurde von allen Menschen gefürchtet ...» Giovanni Villani über Papst Bonifaz VIII.[2]

«Er war von großer Kühnheit und von hohem Verstand; er lenkte die Kirche, wie er wollte, und warf diejenigen, die nicht nachgaben, nieder. Er herrschte höchst grausam, schürte den Krieg und ruinierte viele Menschen.» Dino Compagni[3]

«Das Ende des gewaltigen Bonifaz VIII. durch den Überfall der französischen Scharen auf seine Sommerresidenz, das sogenannte Attentat von Anagni im Jahre 1303, gilt mit Recht als Ouvertüre des späten Mittelalters. Das Aufsteigen der nationalen Staaten mit Frankreich an der Spitze bedeutete die große Wende für die Macht und den Einfluß der zentral geleiteten Kirche im Westen. Von jetzt ab geht die politische Vormachtstellung Roms erheblich zurück.»
Karl August Fink[4]

«Der Zeitgeist stürzte ihn, wie er Friedrich II. gestürzt hatte. Er strebte nach einem schon phantastisch gewordenen Ziel; er war der letzte Papst, welcher den Gedanken der weltbeherrschenden Hierarchie so kühn aufgefaßt hat wie Gregor VII. und Innocenz III. Aber von diesen Päpsten war Bonifaz VIII. nur eine verunglückte Nacherinnerung, ein

Mann, der nirgend etwas Großes zustande brachte und
dessen hochfliegendes Streben statt Bewunderung nur ein
ironisches Lächeln erregt.» Ferdinand Gregorovius[5]

«Bonifaz VIII war eine Herrschnatur von wirklicher Größe.
Es lebten große Ideale in ihm. Aber er war persönlich hart
und schuf sich viele Feinde. Auch war er nicht
ausschließlich für das Gemeinwohl ...»
Der katholische Theologe Joseph Lortz[6]

Ein «Engelpapst» demissioniert

Hatte die Sedisvakanz nach dem Tod von Honorius IV. (1285 bis 1287), Nachfolger Martins IV. (S. 357 ff.), schon fast ein Jahr gedauert, blieb der Papstthron nach dem Ableben Nikolaus' IV. (1288–1292) 27 Monate unbesetzt. Die mächtigen, miteinander verfeindeten Häuser der Orsini und Colonna blockierten beim Konklave in Perugia – in Rom wütete die Pest – sich gegenseitig. Keine Partei konnte die andere besiegen, keine die nötige Zweidrittelmehrheit erlangen, doch jede sie verhindern. So setzte sich der Streit, der Rom, die heilige Stadt, mit Mord und Totschlag erfüllte, im heiligen Kollegium der Kardinäle fort. Zu ihm stieß im Frühjahr 1294 König Karl II. von Neapel, der vergeblich auf Beschleunigung drängte. Vielleicht aber brachte er den Namen des populären Eremiten und Wundertäters Pietro del Morrone ins Spiel, seines Untertanen, für den endlich als erster ein Verehrer, Latino Malabranca, der alte, kränkliche Dekan des heiligen Kollegiums, stimmte, «Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes», und dann auch die anderen Kardinäle, die Morrone für einen Schwachkopf hielten, ihm ihre Stimmen gaben – eine «Inspirationswahl» (Herde).[7]

Coelestin V. (der Himmlische, 5. Juli 1294–13. Dezember 1294), bereits fünfundachtzigjährig, «heiligmäßig», hatte ein atypisches Leben hinter sich. 1209 als zweitjüngstes von zwölf Kindern einer Bauernfamilie in den Abruzzen geboren, hauste er nach seiner Priesterweihe jahrzehntelang in der Einsamkeit, in Berghöhlen und Wäldern. Er gründete einen Eremitenverband, die Coelestiner, wurde Abt, zeitweilig Generalabt, kontaktierte mit den umbrischen Fran-

ziskanerspiritualen und ritt schließlich nach seiner überraschenden Papstwahl am 28. Juli auf einem Esel in L'Aquila ein, wo man ihn am 29. August krönte.

Karl II., nicht bereit, seine Beute schnell aus der Hand zu geben, nach Rom ziehen zu lassen, wie die Kardinäle wünschten, dirigierte den Papst nach Neapel, wo sie am 5. November zusammen eintrafen und Coelestin, der schräge Waldmensch, der Asket, in einer Holzzelle des Castel Nuovo, der fünftürmigen, noch heute hafenbeherrschenden Burg, sozusagen residierte – von den einen als wundertätiger Guter Hirte umschwärmt, als der ersehnte «Engelpapst», der «papa angelicus» der Spiritualen, von den anderen mokant begrinst oder gar als unerträgliche Jammerfigur verabscheut, mit der man nicht einmal in der Sprache des Hofes, in Latein, sprechen konnte.

Während seines kurzen Pontifikats, in dem der «angiovinische ... Hauskaplan (Digard) dem König immer willfähriger wurde, erweiterte er das Kollegium der Kardinäle um zwölf neue Mitglieder (einen, rügt ein Pupurträger, ernannte er ganz nebenbei, «nach dem Essen»). Unter den Erhobenen: nicht weniger als sieben Franzosen, Kandidaten des Anjou (dessen zwanzigjährigen Sohn Ludwig Coelestin zum Erzbischof von Lyon machte, worauf der Vater noch Ludwigs Erhebung zum Kardinal durch Papst Bonifaz erwartete). Coelestin begünstigte die eigne Kongregation über die Maßen, was bis zu dem Versuch ging, ihr die große Benediktinerabtei Monte Cassino einzugliedern. Aber auch Stellen-, Pfründenjägern kam er weitherzig entgegen. Und sogar päpstliche Blankobullen kursierten, von Skrupellosen an Interessenten verschachert, die sie nach Belieben verwendeten. Schließlich bereitete Coelestin, nachdem er die kuriale Bürokratie in einen unvorstellbaren Wirrwarr gestürzt, schon länger auch den Gedanken des «gran rifiuto», der großen Verweigerung, gehegt hatte, seine Abdankung vor. Am 13. Dezember, fünfzehn Wochen nach der Krönung, trat er zurück – die einzige freiwillige Demission eines Papstes –, wegen Krankheit, wie er sagte, Unwissenheit und dem Wunsch, wieder Einsiedler zu sein.[8]

An diesem Wunsch aber war Kardinal Benedetto Caetani kaum unbeteiligt. Ja, nach einer freilich durch die Colonna, seine Feinde, verbreiteten, auch von Dante, der von «Betrug» sprach, geglaubten

Geschichte hatte kein anderer als der Nachfolger Caetani den Rücktritt eingeleitet, Coelestin Zweifel souffliert, auch nächtliche Geistererscheinungen vorgegaukelt sowie durch ein verborgenes, in seine Zelle mündendes Sprachrohr während der Nachtstille eine himmlische Stimme simuliert, die ihm, amtiere er noch länger, Höllenqualen androhte. Hinterher behauptete Caetani das Gegenteil, will er Coelestin bedrängt haben, Papst zu bleiben, selbst aber von ihm bedrängt worden sein, der Nachfolger zu werden. Wie immer es gewesen, mehrere Kardinäle forderten Coelestins Renunziation, und der tumbe Papst-Anachoret ließ sich von dem renommierten Juristen Caetani eingehend beraten, ja, noch die Abdankungsurkunde verfassen. Kein Zweifel darum, was der Berater riet.[9]

«Der hochgemute Sünder»

Zehn Tage nach Coelestins Resignation, am sogenannten Heiligen Abend 1294, wählten die Kardinäle in Neapel mit der erforderlichen Zweidrittelmehrheit Benedetto Caetani zum neuen Papst. Er nannte sich Bonifaz VIII. (1294–1303) und ließ noch vor Jahresende Neapels heißes Pflaster samt Coelestins Mönchshaufen so plötzlich hinter sich, daß sogar sein meistes Gepäck dort blieb. In Rom aber beging er seine Krönung am 23. Januar 1295 mit dem ganzen, von ihm so geliebten imperatorenhaften Pomp. Die einflußreichsten Aristokraten der Stadt bedienten ihn beim gold- und juwelenumfunkelten Bankett im Lateran, ein König waltete als Mundschenk, nachdem schon zuvor zwei Könige, Vasallenkönige, der von Ungarn und von Neapel, in Scharlach gekleidet, sein Pferd, einen kostbar behängten schimmernd weißen Zelter, durch den Schneematsch geführt; vierzig Schaulustige starben im Gedränge.

Der entsprungene «Engelpapst» strebte inzwischen, verfolgt von den Häschern des Pontifex wie des Königs, dem der Entmachtete ja jetzt nicht mehr nützen konnte, durch Apuliens Wälder zur Adriaküste, geriet aber auf der Flucht nach Griechenland bei einem Schiffbruch in die Gewalt des Nachfolgers und steckte nun bis zu

seinem Tod am 19. Mai 1296 im Turm des Castels Fumone, einer seit langem als Staatsgefängnis fungierenden abgelegenen Veste, östlich von Ferentino, in der schon einmal ein Papst gestorben war; wobei offenbleibt, ob Bonifaz Coelestin umgebracht hat. Immerhin gestand er dem eigenen Bruder Roffred, nicht unbesorgt regieren zu können, solange sein Vorgänger noch lebe. Immerhin wurde dessen plötzlicher Tod verheimlicht, bekam die Leiche niemand mehr zu Gesicht. Und immerhin wurde auch der ihn zuletzt betreuende Ordensbruder von den Schergen des Bonifaz aufgegriffen, in den Kerker zurückgebracht und wahrscheinlich getötet.

Nach der «Geschichte der katholischen Kirche» des Jesuiten Hertling aber hielt Papst Bonifaz seinen Vorgänger «in einer Art von ehrenvoller Haft in einem Schloß bei Anagni». Das in diversen Ausgaben zwischen «lockerer Haft» und «hartem Gewahrsam» schwankende Lexikon für Theologie und Kirche vermerkt weiter Coelestins baldigen «Ruf der Heiligkeit», doch auch: «seine Abdankung bewahrte die Kirche vor Schlimmerem»; registriert ferner die offizielle Heiligsprechung am 5.5.1313, dazu – 1994 – dezent in Klammern: «(jüngst aus dem Festkalender gestrichen)»! Endlich heißt es von Papst Bonifaz: Coelestins «baldiger Tod (19.5.1295) ihm angelastet». Wer weiß, vielleicht gelingt in Anbetracht aller Umstände dem Beseitiger sogar der Sprung noch auf die «Ehre der Altäre»? Würdig dafür wäre er![10]

Eine Figur wie Benedetto Caetani, gefürchtet, verhaßt, menschenverachtend, völlig unfähig zur Freundschaft, verführt dazu, schwarz in schwarz zu malen, wie es sich auch gehört. Doch war der stattliche, etwas schwergewichtige, aber wohlgestaltete Papst mit den sonderbar sensiblen Händen bei all seinen unangenehmen, oft scharf verletzenden Eigenheiten, seinem pathologischen Ehrgeiz, überzogenen Stolz, seiner unersättlichen Habgier, Freßgier (er konnte seinen Oberkoch gewaltig abkanzeln, weil er ihm an einem Fasttag nur sechs Fleischgerichte vorsetzen ließ), von seinen Bluttaten, seiner Grausamkeit zu schweigen, doch war er auch mutig, gebildet, ein versierter Jurist, wie seine Veröffentlichung des «Liber sextus» (1298) zeigt. Er gründete in Rom eine Universität und hatte selbst einen überragenden Verstand, der ihn denn auch zum Unglau-

ben führte, zum «glaubenslosen Priester» machte, gar zum «Antichrist unter den mittelalterlichen Päpsten» (Davidsohn).

Nicht von ungefähr galt Bonifaz schon zahlreichen Zeitgenossen als «Ketzer». Und er selbst belehrte, kurz bevor er durch Coelestins Verzicht auf den Papststuhl kam, viele, ob seines Freimuts sehr erstaunte Hörer, «die christliche Religion sei ebensogut Menschenwerk, wie der Glaube der Juden oder Mohammedaner, die Jungfrau Maria könne, da sie einen Sohn gebar, so wenig Jungfrau gewesen sein, wie seine eigene Mutter, als sie ihn zur Welt brachte, es sei dumm, zu glauben, *ein* Gott sei ein dreifacher Gott. Die Leute seines Gefolges verhöhnte er, als sie vor der Hostie niederknieten, die zu einem Sterbenden gebracht wurde; andere nannte er aus gleichem Anlaß ‹Esel› und ‹Bestien›. Er trug bereits die Papstkrone, als er gelegentlich erklärte: die Toten würden so wenig auferstehen, wie sein vorgestern krepiertes Pferd, es gäbe kein Weltende, denn die Welt sei ewig, nur für den Menschen bedeute freilich der Tod das Ende der Welt, denn es gäbe keine andere als die sichtbare» (Davidsohn).

Bonifaz' VIII. hohe Intellektualität bewahrte ihn allerdings nicht vor mancherlei Aberglauben, dem Vertrauen zu Wahrsagern und Sterndeutern, sie implizierte auch große Menschenverachtung und hypertrophen Pfaffendünkel. Seine Arroganz hat Arnolfo di Cambio, Schüler des Nicola Pisano, ausgedrückt, während Giottos porträtgetreues Fresco einen Anflug verschattender Schwermut festhält, eine gewisse «Introspektion» – im Jubeljahr 1300, auf dem Gipfel seiner Macht und dem Anfang ihres Niedergangs.

War in Rom und im Vatikan Giotto tätig, miniierten Oderisio von Gubbio und Franco Bolognese Bücher für die lateranische Bibliothek. Bonifaz achtete die Kunst, doch seine politischen Machenschaften ließen ihm kaum Zeit dafür, ließen ihn Kunst, in Palestrina etwa, auch bedenkenlos zerstören. Und mehr als die Künstler, die ihn oft darstellten, im Vatikan und Lateran, in Orvieto, Anagni, Florenz, Künstler, deren Arbeit er durchaus respektierte, zumal deren Anfertigung von Ehrenstatuen seiner selbst, mehr beschäftigte er die Geschichtsschreiber von Spanien bis England und Irland, noch mehr die Legisten, die Gesetzeskundigen. Wohl am auffallendsten aber,

am einprägsamsten spiegeln ihn die Werke großer Dichter, besonders die der Florentiner. In Dantes «Göttlicher Komödie», schreibt E. R. Chamberlin, werfe der «hochgemute Sünder» einen noch größeren Schatten als Luzifer, erscheine er doch in jedem der drei Bücher, in der Hölle, dem Purgatorium, dem Paradies, als ein von ganz Europa bestaunter Berserker, der keinem Menschen unterlegen sei, «sondern der Strömung der Geschichte selbst».[11]

Ein Viertel aller Kurialeinnahmen der eigenen Familie zugesteckt

Außenpolitisch ist Bonifaz VIII., weil zu impulsiv und die Mutationen der Zeit, das schwindende Ansehen des Papsttums verkennend, das meiste mißglückt, was er angriff: im ungarisch-schottischen Thronstreit etwa; im Sizilienkonflikt gegenüber dem Staufererben Friedrich von Aragón, der seine Unabhängigkeit behauptete; beim Kampf gegen den französischen König Philipp IV., der ihn an den Rand des Abgrunds brachte, ja hinein. Und obwohl er, zumindest auf die «Großen» der Welt, mit unzeitgemäßen Betrachtungen, nicht mehr zeitgemäßen Bannstrahlen und sonstigen geistlichen Zwangsmitteln kaum noch Macht ausüben konnte, probierte er es immer wieder, stand er als mächtig finsterer Fels in der Brandung, bis ihn die Brandung zerbrach. Seine Vermessenheit, Wildheit, sein Haß haben, bei aller Scheußlichkeit, auch etwas Faszinierendes, abstoßend Imposantes. Knapp sechzig, von Gicht und Gallenstein geplagt, wollte der neue Pontifex (ein Neffe Alexanders IV., seinerseits Neffe Gregors IX. und Verwandter Innozenz' III., wie auch Bonifaz mit weiteren Päpsten entfernt verwandt gewesen ist) alles ausschalten und vernichten, was ihm widerstrebte.[12]

So ist es wohl düstere Rachsucht, insistierende Gewalttätigkeit, was er am stärksten ausstrahlt, wie bereits der Amtsantritt, die erste Regierungshandlung zeigt, die Einkerkerung seines unglücklichen Vorgängers; vor allem aber und weit mehr noch ein barbarischer Krieg gegen das Haus Colonna, dem er Volksverhetzung vorwarf,

das er beschuldigte, ihm Geld zu stehlen, Landgüter, wessen freilich die Colonna auch ihn bezichtigten, und wahrscheinlich hatten beide recht.

Unstreitig auch hängt das Ungestüm dieses herrschsüchtigen, pathologisch in die Macht verliebten Wüterichs gerade mit einem sehr fürsorglichen Wesenszug zusammen, seinem Nepotismus. Dessen Umfang und Intensität waren vielleicht noch nie erreicht worden und wurden allenfalls in der Renaissance übertroffen, als das Papstamt, wie zeitweise schon im 10. Jahrhundert, «nahezu erblich» wurde. «Es waren die Kardinäle, die diesen Prozeß aufhielten, wenn auch nur deswegen, weil jeder das Recht und die Hoffnung hatte, Papst zu werden» (Chamberlin).

Unter den vierzehn, von Bonifaz ernannten neuen Purpurträgern befanden sich nicht weniger als fünf nahe Verwandte von ihm, ein weiterer soll verzichtet haben.

In gewisser Hinsicht am nächsten scheint ihm ein entfernter Verwandter gekommen zu sein, der Bankier Jacopo Caetani aus Pisa. Mit dem Titel eines päpstlichen Ritters geschmückt, ebenso mit dem eines päpstlichen und königlich-neapolitanischen Familiaren, soll er Bonifaz als Kuppler gedient, ihn auch sowohl in eigener Person wie mit Sohn und Tochter gut befriedigt haben, und ganz gewiß nicht nur um Gotteslohn.

Papstneffe Francesco Caetani dagegen schätzte mehr das Geistliche. Er gab seine Frau Maria des Kardinalhuts wegen preis. Er schickte sie ins Kloster und soll mit ihr, nachdem er sie zum Keuschheitsschwur gezwungen, noch zwei Söhne gemacht haben (et postea dicitur duos pueros ex ea generasse). Papstneffe Roffredo Caetani wurde von Bonifaz mit der begehrlichen, zweimal verwitweten Tochter des Grafen Aldobrandino Rosso, Margherita, verheiratet. Doch kurz darauf annullierte der Papst die Ehe unter dem Vorwand, Margherita sei Bigamistin. Er zog ihre Güter ein, die gesamte Grafschaft der Aldobrandini nebst ihren Kirchenlehen, und übertrug sie seinem Neffen Benedikt, Roffredos Bruder. Roffredo seinerseits vermählte sich mit Giovanna dell'Aquila, Erbin der Grafschaft Fondi, worauf auch diese an die Caetani kam. «Denn wer da hat», so schon bei Markus zu lesen, bei Matthäus und Lukas auch, «dem

wird noch gegeben werden, und wer nicht hat, dem wird auch das genommen werden, was er hat.»

Manche Grundbesitzer wurden für den Verlust bezahlt, doch ging's auch dabei oft kriminell genug zu. So überliefert die Chronik Orvietos die Colonna-Klage, der Papst habe manche Barone durch härtesten Kerker (durissimo carcere), durch Hunger und Durst (per denegationem panis et aque) zum Verkauf ihrer Kastelle gezwungen. Die Krönung des Ganzen unterblieb aber: die dem Nepoten Benedikt zugedachte Königskrone der Toskana und die Königskrone Roms für den Nepoten Peter – Bonifaz verblich zu früh, jedenfalls für die Nepoten.

Benedetto Caetani entstammte einer eher unbedeutenden Adelsfamilie der Campagna, für die er zwar schon vor seiner Erhebung zum Papst einen beträchtlichen Landbesitz erwarb, die er aber vor allem danach in wenigen Jahren mit «Mitteln des Kirchenschatzes» (Gregorovius) sehr bedeutend machte, indem er ihr, besonders im Süden Roms, «große Herrschaftsgebiete» übertrug (Tilmann Schmidt), die die Caetani unter die «mächtigsten Grundherren des Kirchenstaates» reihten (Seppelt). Mit Geldern aus der päpstlichen Kasse, Geldern, von Christen ganz Europas für den Kreuzzug erpreßt, um den sich der Papst von Anfang an mühte, ohne ihn je zu führen, kauften die Nepoten systematisch Ländereien auf, zahlten sie zum Beispiel allein für die Herrschaft Nimfa am Rand der Pontinischen Sümpfe zwischen 1297 und 1300 nicht weniger als 200 000 Goldgulden, ein stupender Preis, und Bonifaz bestätigte dies auch im Namen der Kirche als «ewiges Familienlehen». Denn wer da hat ... Freilich fühlte er sich angesichts seiner krummen Geschäfte auch wiederholt zu der Erklärung genötigt, bei einem Papst könne es gar keine Korruption, Simonie, keinen Eidbruch, könne es überhaupt nichts Böses geben.

Zur Ehrenrettung Caetanis sei gesagt, nicht nur die eigenen Verwandten hat er überaus begünstigt, auch seine engsten Vertrauten und deren Verwandte wieder, beispielsweise durch geistliche Privilegien, saftige Pfründen, durch Übereignung von Häusern. Auf Bitten des Giovanni Pipino da Barletta, eines skrupellosen Denunzianten mit kometenhaftem Aufstieg am neapolitanischen Hof, ernannte

Bonifaz den Neffen des Pipino, Pasquale Palmieri, ein siebenjähriges Kind, zum Kanoniker von Troyes.

Insgesamt verschleuderte der Papst für die Vermehrung der Caetani-Güter eine Summe, die zwei Jahreseinkünften der Kurie entsprach, das heißt: er gab für seinen Clan ein Viertel aller Einnahmen während seiner Regierung aus. So entstand durch sein Geld, seinen Einfluß eine neue Campagnadynastie, wie einst unter Innozenz III. die Dynastie der Conti (S. 51 f.). Und ein großer Teil dieses Besitzes war zumindest noch vor dem Ersten Weltkrieg Eigentum der Papstfamilie.[13]

Der Colonnesen-Krieg

Durch seine unverschämte Familienpolitik, aber auch durch seinen anmaßenden Regierungsstil sowie seinen (scheiternden) Kampf um die Wiedereingliederung Siziliens in das Königreich Neapel und damit unter päpstliche Oberhoheit, geriet Bonifaz in einen scharfen Konflikt mit dem Hause der Colonna, einem der führenden Geschlechter Roms und des Kirchenstaates.

Die beiden Colonna-Kardinäle, Giacomo und Pietro, Onkel und Neffe, die eng kooperierten, hatten bei der Papstwahl noch für den Caetani gestimmt, wenn auch nur deshalb, weil er ihnen immer noch lieber als ein Orsini war, traten aber bald in Gegensatz zu ihm. Den Anlaß gab der Raub eines päpstlichen Schatzes am 3. Mai 1297 vor den Toren Roms, ein Transfer von Gold und Silber zum Ankauf weiteren Landes. Und in wenigen Dingen war Bonifaz empfindlicher als in puncto puncti, seiner Gier nach Gold, ein Mann, der sich 1282 die Beibehaltung seiner vielen in England, Frankreich, Italien gewonnenen Pfründen urkundlich garantieren ließ und nie ermüdete, ihnen neue hinzuzufügen. Zwar wurde das entwendete Gut zurückerstattet; doch die anderen Bedingungen des Papstes, Auslieferung des Räubers Stefano Colonna, Aufnahme kirchlicher Besatzungen, das heißt «Caetani-Besatzungen», wenn nicht gar «Orsini-Besatzungen», in ihre Burgen Colonna und Zagarolo, in ihre

wichtigsten Kommunen, zumal ihre Stadt Palestrina – die beiden Kardinäle entstammten der Colonna-von-Palestrina-Linie –, blieben unerfüllt, es hätte sie um ihre Macht gebracht.[14]

Am gleichen Tag, am 10. Mai 1297, begannen beide Seiten den offenen Kampf. Bonifaz geißelte in einer wütenden Konsistorialrede in St. Peter mit der ganzen Unbändigkeit seines Temperaments die Colonna-Kardinäle, die Verbrechen ihres «verfluchten Geschlechtes und verpesteten Blutes», das er ausrotten wolle wegen seines Hochmuts zu jeder Zeit. Er schleuderte in Kürze die Bullen «In excelso throno», so hochfahrend wie angemessen für ihn, und «Lapis abscissus» gegen seine Widersacher, setzte die beiden Kardinäle ab, ächtete sie, nahm ihnen alle Einkünfte, verdonnerte alsbald das ganze Haus, konfiszierte den gesamten Güterbesitz der Sippe, schimpfte sie ehrlos und unfähig zur Bekleidung eines geistlichen oder weltlichen Amtes und bedrohte jeden, der sie aufnehmen würde, mit dem Fluch. Nicht genug, er verpflichtete auch alle künftigen Kardinäle – die extremste Form der Sippenhaftung –, die Verdammung der Colonna, soweit sie der Linie der beiden Kardinäle angehörten, «bis ins vierte Glied» beim Blute Christi für alle Ewigkeit aufrechtzuerhalten.

Die Colonna-Kardinäle, die zur selben Zeit bereits Coelestins Abdankung wie Bonifaz' Wahl angefochten, die an ein allgemeines Konzil appelliert und Gehorsamsverweigerung der Gläubigen gegenüber dem Papst verlangt, die ihre Sentenzen in der ganzen Stadt angeschlagen, sogar auf dem Hochaltar von St. Peter niedergelegt hatten, verschärften ihre Forderungen und Vorwürfe noch in mehreren Manifesten. Sie fanden auch den Beistand der Spiritualen und ihres Freundes, des Dichters Jacopone da Todi, von Bonifaz exkommuniziert und jahrelang eingekerkert; erst Benedikt XI. ließ ihn frei. Die Protestierenden erklärten, der Papst brüste sich, «in allen Angelegenheiten über Königen und Königreichen» zu stehen, «da er sich für einen Gott auf Erden hält», hofften jedoch vergebens auf die Solidarität Philipps des Schönen von Frankreich, eines ebenso schlauen wie gewissenlosen Regenten, mit dem alle bonifazfeindlichen Kardinäle eng kontaktierten, Bonifaz selbst aber sich jetzt arrangierte, um voll gegen die Colonnesen vorgehen zu können.[15]

Der Papst deklarierte die Colonna zu «Ketzern», trieb die Inquisition gegen sie, wie natürlich wider alle «Ketzer», «diese pestilenzialischen Personen» (personae pestiferae), deren Güter er «ohne weiteres» (eo ipso) zu beschlagnahmen befahl. Er rekrutierte Truppen, die Cluniazenser, Zisterzienser, insbesondere die Ritterorden bezahlen sollten und auch bezahlten, so daß die Florentiner Bankiers – von denen einige (seit 1276) den Titel «Kaufleute der Kurie» oder «Kaufleute des Herrn Papstes» führten, große Geschäfte machten, die Peruzzi, die Scali, Spini, Bardi und Mozzi, die Zahlungen der Johanniter in Höhe von 19 185 Goldfloren bevorschußten, daß selbst die reichen Templer von den Mozzi 12 000 Goldfloren borgen mußten. Das Bankhaus Mozzi, lange das erste von Florenz und eines der wichtigsten der Welt, brach im August 1308 zusammen.

Das Papsttum nicht.

Wie eng aber dieser ganze klerokapitalistische Filz, der doch, unbeschadet der wechselnden Zeitläufte, bis zu den Vatikan-, den Mafiabankiers Sindona und Calvi im 20. Jahrhundert reicht und noch etwas darüber hinaus, zusammenhängt und welch schöne Blüten er seinerzeit trieb, als Exkommunikation und Geldgeschäfte nur so durcheinanderrauschten, mag beiläufig der Bischof Andrea de'Mozzi (gestorben 1296), dem gleichnamigen Bankhaus entstammend, kurz ahnen lassen. Bischof Mozzi hatte, um die Kosten seiner Erhebung zu decken, mit päpstlicher Billigung ein Darlehen von 2000 Goldfloren bei seinem Bruder Tommaso, dem Bankier, aufgenommen. Als aber der Bischof nach vier Jahren noch nicht zahlen konnte oder wollte, erzwang sein schnödes Bruderherz die Exkommunikation des Prälaten. Der suchte darauf das Geld aus seinem Klerus zu pressen, und da dieser die Zahlungen verweigerte, erklärte der Wütende jetzt seinerseits alle ihm unterstellten Kleriker für exkommuniziert.

Bischof de'Mozzi leistete sich auch sonst einen Skandal nach dem andern. Seinen reichen Neffen Aldobrandino Manetti de'Cavalcanti, Magister des Kirchenrechts, sah er für das Domkapitel, auch für das Amt des Schatzmeisters vor, obwohl das Kapitel vollzählig war, auch kaum noch Schätze zu verwalten hatte. Also ließ er dem

reichen Verwandten die Einkünfte eines Spitals zufließen, das bisher Armen und Pilgern gedient. Und nachdem der Neffe bekommen, was er gewollt, zog er die Soutane aus und heiratete. Später allerdings machte der Bischof mit seinem Bruder Tommaso einen derart skandalösen Klosterverkauf (unter Androhung des Kirchenbanns an jeden Kritiker dieses Geschäfts), daß er mit seinem Sturz dafür bezahlen mußte.

Das Ganze ist nicht etwa exzeptionell, wenn auch in diesen Bänden immer viel zu selten zum Ausdruck kommt, leider auch nicht kommen kann, welche Zustände fast überall im kleineren Rahmen, in den Diözesen, Pfarreien, den Klöstern herrschten. Beispielsweise in Florenz, wo in der Mitte des 13. Jahrhunderts eine vom Papst besonders privilegierte «Glaubensgenossenschaft» zum Schutz der Inquisition zahlreiche «Ketzer» verbrannte; wo man viele unbewaffnete Katholiken vor den Altären liquidierte, geradezu mörderische Schlachten schlug; wo aber auch immer wieder die Kleriker selbst gegeneinander stritten, die einzelnen Kirchen gegeneinander, etwa ihrer Abgrenzung wegen, die Weltgeistlichen gegen die Klosterleute, das Domkapitel gegen den Bischof, falls überhaupt von einem Domkapitel noch gesprochen werden konnte. So klagte 1253 der Florentiner Dompropst Pagano dem Papst, vom ganzen Kapitel seien nur noch vier Priester da, von den anderen manche seit fünf, seit acht, zwölf, ja vierzehn Jahren abwesend.

Etwa um dieselbe Zeit, als Bischof Mozzi sich seine Eskapaden leistete, ging der neuernannte Bischof von Fiesole, Angelo, dessen Klerus gleichfalls seine Ernennungskosten nicht decken wollte, auf die Renitenten mit seinem Kriegsvolk in der Kirche los, wurde aber nach solchen und ähnlichen Vorkommnissen von Bonifaz nur in ein süditalienisches Bistum versetzt.

Gewiß waren all dies gleichsam kleine Fische, wenn sie auch überall so und ähnlich um Petri Schiffchen durch die nährenden Gewässer kurvten. Die wirklich umfassenden Finanzoperationen freilich, die großen Coups landeten die Florentiner Kaufleute, ihre Sieneser Konkurrenten und anderwärtige Geldhäuser und -haie – wie noch heute – in Zeiten florierender Rüstung, im Krieg, dem Vater vereinzelten Aufschwungs und allgemeinen Völkerelends, bei den

sizilischen, den apulischen Kämpfen, dem Ringen der Päpste um die Romagna, wider Peter von Aragón oder nun eben gegen die Colonna.

Rief doch jetzt Bonifaz am 14. Dezember 1297 die «gesamte Christenheit» auf, das Kreuz gegen seine Widersacher zu nehmen, die er den Muselmanen gleichstellen ließ, wie die Schlacht um die Colonna-Güter der Eroberung des Heiligen Grabes. Ein Kreuzzug, ein heiliger Krieg der ganzen Christenwelt (wenn auch faktisch wohl nur in der Lombardei, der Toskana, der Romagna gepredigt) gegen zwei Kardinäle und die Familie Colonna.

Es war nicht nur, wie immer, hochkriminell, es war diesmal auch zu lächerlich. Gleichwohl fanden sich, gelockt von Indulgenzen, die das Oberhaupt verhieß, und von der Aussicht auf Beute, genug Kriegswillige, Crucesignati, die sich das Kreuz an die Schulter hefteten, um die bösen Feinde des Heiligen Vaters niederzuringen, zu zermalmen, wie er wünschte. Und wann war schon im Kampf gegen Kardinäle das ewige Leben zu verdienen! Wer nicht selbst ausziehen konnte oder wollte, durfte einen Vertreter seine Sündenlasten tilgen lassen. Ein Fußkämpfer – es gab feste Tarife – mußte mindestens zwei Monate im Feld stehen, um seinem Auftraggeber die Jenseitsstrafen zu ersparen. Selbst sterbende Frauen verfügten, aus ihrem Nachlaß einen Söldner zu armieren, der dann für ihr Seelenheil gegen die «schismatischen Colonnesen» focht, das «verfluchte Geschlecht», samt Hab und Gut für vogelfrei erklärt.

So wurde vom Winter bis zum Spätsommer 1298 in einem grausamen Krieg, Bürgerkrieg (doch jeder Krieg ist Bürgerkrieg!), ein Kastell der Colonna, ein Schloß nach dem andern genommen, gebrochen oder verbrannt, schonungslos in Schutt und Asche gelegt, darunter Colonna und Zagarolo, ebenso ihre Paläste in Rom. Sprach Papst Bonifaz doch am 14. September 1297 ausdrücklich jeden von jeder Sünde frei, der in Rom Colonna-Eigentum geplündert hatte. Und jede kapitulierende Stadt wurde einem seiner Parteigänger zur Belohnung gegeben.[16]

Schließlich fiel auch der Stammsitz der Bösen, das fast uneinnehmbare Palestrina. Seit Paschalis II., dieser immerfort streitende Papst (VI 388 ff.), den Ort im südlichen Latium mit Waffengewalt

erobert hatte, rissen die Auseinandersetzungen mit den Colonna nicht ab. Und nun bekam man Palestrina durch perfiden Verrat. Kein anderer als der erst das Papsttum bekämpfende, in seinen letzten Lebensjahren aber zu Bonifaz übergegangene, bei den Bettelmönchen eingetretene Graf Guido von Montefeltro, dieser «trügerische Ratgeber», der, so Dante, «zum Klosterbruder gewordene Wolf», riet dem Papst – als wäre der darauf nicht selbst gekommen! – zu siegen «Durch viel Versprechen und durch wenig Halten» (Lunga promessa con l'attender corto). So schwur Bonifaz einen Meineid, behauptet jedenfalls der schon zum Zeitpunkt seines Todes, er starb 1348 an der Pest, hochberühmte Florentiner Geschichtsschreiber, Diplomat und Kaufmann Giovanni Villani, dessen Werk «Cronaca» (Nuova Cronica), nicht zuletzt seines literarischen Wertes wegen, «als erstes großes Denkmal der italienischen Geschichtsschreibung in der Volkssprache gilt» (Luzzati).

Offenbar betrogen durch den Papst, unterwarfen sich im September 1298 die beiden Kardinäle und ihr engster Anhang Bonifaz mit einem Strick um den Hals, küßten, um Verzeihung flehend, ihm die Füße, fanden Gnade, Freiheit, aber nicht ihr Amt – und Palestrina, uralt, olivenumgrünt aus Praenestes Fortunaheiligtum klimmend, gehegt vom Kunstsinn der Colonna, Palestrina fand sein Ende: mit allen unschätzbaren Schätzen, Palästen, Tempelruinen, Monumenten, von denen manche dreizehn Jahrhunderten getrotzt, Palestrina, doch einer der «sieben Pfeiler der römischen Kirche» auch und seit frühester Zeit Bischofssitz. Bonifaz' Vorgänger Nikolaus III. hatte die Colonna gefördert, Nikolaus IV., selbst noch vor wenigen Jahren hier Bischof, sie mit Gunst überhäuft. Und wer denkt nicht an Tuskulums Untergang ein Jahrhundert zuvor durch einen anderen Papst! (S. 17 f.)

Mit Ausnahme des Domes, der Kathedrale St. Agapitus, doch samt den übrigen Kirchen, wurde alles, trotz eines Waffenstillstandsabkommens, restlos alles geschleift, dem Erdboden gleichgemacht, eingepflügt und Salz darauf – wie über das alte Karthago, sagte Bonifaz barbarisch unerschüttert, nahm den Bewohnern ihr Privatvermögen und ließ sie, in tieferer Lage, Hütten bauen, nicht ohne Zynismus Civitas Papalis von ihm getauft und schon anno

1300 Opfer eines Brandes oder erneuter päpstlicher Rachsucht, worauf die Armen in ihrem Elend sich zerstreuten.[17]

Weniger «glücklich» operierte Bonifaz VIII. in größeren, in europäischen Zusammenhängen, zum Beispiel im Sizilienkonflikt.

Karl II. von Anjou und Papst Bonifaz verlieren Sizilien

Seit der Sizilianischen Vesper 1282 und dem Eingreifen Peters III. von Aragón (S. 357 ff.) war Sizilien vom Königreich Neapel getrennt, war die Insel, zur anhaltenden Irritation der Sizilianer, fest in der Hand der Aragonesen, stand Aragón somit in scharfer Front zu den Angiovinen und Rom. Peter nahm den Titel des Königs von Sizilien an, stellte das Inselreich als sogenannten unabhängigen Staat wieder her, wobei er aber, anders als der Anjou, Sizilien vor allem durch Sizilianer verwalten ließ. Er starb indes 1285, im selben Jahr wie Karl I. von Anjou (S. 360). Da sein Sohn Karl II. 1284 in der Seeschlacht bei Neapel durch Aragón gefangengenommen, erst im Kerker des Kastells von Cefalù, dann bis 1288 in Katalonien inhaftiert worden war, ging die Herrschaft über Sizilien von König Peter auf seinen Sohn Jakob II. den Gerechten und wiederholt Gebannten über, dessen Königswürde das Papsttum bestritt, dann auf dessen jüngeren Bruder Friedrich II., zunächst, seit Juli 1291, nur als Statthalter und Generalvikar geduldet.

Mit dieser Entwicklung aber war das Papsttum, das die Angiovinen als Herren Siziliens wünschte, um dort selbst der Herr, der Oberherr zu sein, keinesfalls einverstanden. Seit der großen Revolte gegen Karl I. hatten die Päpste diesen uneingeschränkt unterstützt und alles getan, um ihrem Vasallen Sizilien mit Bann und Interdikt und Kreuzzugspredigt zurückzugewinnen. So widersetzte sich schon Nikolaus IV. (1288–1292), als Karl II., um der aragonesischen Haft zu entkommen, auf die Insel verzichtete. Anders als der mehr friedfertige, zumindest seit seiner Gefangennahme kriegerischen Abenteuern eher abgeneigte Karl, bestand Nikolaus auf bedingungsloser

Freilassung. Er fädelte ein gegen Aragón gerichtetes Bündnis Kastiliens mit Frankreich ein und schrieb neue Zehnten aus, um Aragón und Sizilien weiter bekriegen zu können. Er sprach Verträgen sowie allen eidlichen Verpflichtungen Karls die Gültigkeit ab und krönte ihn, als er sich an der Kurie von Rieti einfand, am 29. Mai 1289 im dortigen Dom – ein «fait accompli» für die Welt – feierlich nicht nur zum König von Neapel, sondern auch von Sizilien, das freilich in aragonesischen Händen blieb.[18]

Auch Bonifaz VIII., den die Trennung Siziliens vom Königreich schon als Kardinal zutiefst empört hatte und fast während seines ganzen Pontifikats beschäftigen sollte, wollte Sizilien für Karl II., also selbstverständlich für das Papsttum, zurückerobern. Schlicht und einfach erklärte er die Insel nach wie vor als «Eigentum der Kirche» und traf schon im ersten Jahr seines Regiments Vorkehrungen für einen Krieg, genauer für dessen Fortsetzung im Mittelmeerraum. Deshalb bewilligte er dem Anjou, seinem «sizilianischen Degen», in mehreren Ländern einen dreijährigen Zehnten. Doch sollte der König, der beim Papst bereits tief in der Kreide stand, anno 1295 mit mehr als 250000 Goldunzen (bei eigenen Staatseinkünften von weniger als 100000), Sizilien erst nach Begleichung sämtlicher Schulden bekommen, wenn er es bekommen, das heißt erobert hatte.

Um alle Prozeduren zu erleichtern, suchte der Caetani zunächst Friedrich von Aragón, den Urenkel des staufischen Kaisers und Statthalter Siziliens, offenbar nach seinem Palestrina-Verfahren, viel versprechen, wenig halten, auszumanövrieren. Für den Verzicht auf die Insel bot er ihm das ganze oströmische Kaiserreich an, über das er natürlich gar nicht verfügen konnte. Und die Aussichten auf eine Eroberung waren, realistisch betrachtet, «gleich Null» (Kiesewetter). Trotzdem versprach Bonifaz, finanziell dazu beizusteuern. Er verhieß ein einmaliges Donativ von 40 000 Goldunzen samt drei jährlichen Subsidienzahlungen à 30000 Goldunzen. Außerdem suchte er die kühn in die Luft gesetzte Sache durch ein Heiratsprojekt zu fördern, sollte Friedrich noch die Erbin des lateinischen Kaiserreiches, Katharina von Courtenay, nebst reicher Mitgift bekommen; doch die Dame wollte gar nicht. Wohl aber begehrten die

Sizilianer Friedrich. Und am 15. Januar 1296 wurde er in Catania zum König ausgerufen, am 25. März im Dom zu Palermo gekrönt und nannte sich – im Gefolge staufischer Reichstradition – Fredericus tertius, Friedrich III.

Das alles ging Bonifaz gegen den Strich, und letzten Endes bedingte diese verhängnisvolle Fehlkalkulation das Scheitern all seiner großen politischen Pläne. Er exkommunizierte Friedrich samt Anhang am 3. Mai, erklärte Wahl wie Krönung für ungültig und drängte zweimal, 1297 und 1300, den durchaus friedenswilligen Karl von Anjou zum Krieg. Ja, er drängte sogar Jakob II. gegen Friedrich, den eigenen Bruder, den «Tyrannen der Insel Sizilien». Jahrelange Feindseligkeiten folgten, Seeschlachten (bei Capo d'Orlando, in den Gewässern von Ponza) und Guerrillakämpfe. Generös bewilligte Bonifaz Kreuzzugsablässe und Kreuzzugszehnten. Auch nahm er selbst gewaltige Beträge auf, vor allem bei Florentiner Bankiers, besonders bei Spini und Bardi.

Stark unterstützt wurde der Papst zunächst durch den französischen König und dessen Bruder Karl von Valois, Grafen von Anjou, einen jener jetzt bald häufiger auftretenden hochadligen Kondottieri, der 1301 mit Gattin samt 500 Rittern in Italien eintraf und als Generalkapitän des Kirchenstaates und «Friedensfürst» in der Toskana wirkte (und zuletzt, trotz aller Bereicherungen und Gunsterweise, Schulden in Höhe von 120 000 livres parisis hinterließ).

In einer schmeichlerischen, gelegentlich von Wutausbrüchen gegen die Florentiner durchsetzten Rede vor den Kardinälen am 5. September 1301 zur Ernennung des Valois feierte Bonifaz diesen als löwenhaften Verteidiger Frankreichs. Und wie ein junger Löwe, rief der Papst, stürze er nun zur Verteidigung der Kirche herbei. «Deshalb wollen wir ihn vor den anderen Fürsten dieser Welt ehren. Als wir ihn beriefen, war unser Plan, daß er gegen Sizilien ziehe, und dies ist noch immer unsere Absicht. Da aber der Winter naht und dort jetzt wenig Nutzen zu erzielen wäre, wollen wir, daß er erst unsere Söhne in Toskana zum Frieden zurückführe und in guten Stand setze.» «Denn», fügte er hinzu, «geschrieben steht: ‹Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit›.»

Die Florentiner freilich hatten bisher offenbar nicht nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit getrachtet, sondern dem Legaten des Bonifaz, Kardinalbischof Matteo d'Acquasparta, nach dem Leben. Nur knapp entging er einem Armbrustattentat und schleuderte Ende September 1300 auf Florenz den Bannfluch. Doch während der Papst unentwegt, mit Intrigen und Konspirationen, Lockungen und Drohungen, auf eine Unterjochung der Stadt hinarbeitet, die ihm einige große Bankherren verkaufen möchten, bestreitet er öffentlich, sich ihrer und ihrer Rechte bemächtigen zu wollen, verhandeln seine Vertrauten in Frankreich mit dem Prinzen Karl von Valois wegen eines Kriegszugs nach Sizilien und der Toskana, ernennt er Karl zum Rektor der Romagna, der Mark Ancona, des Herzogtums Spoleto und zum Generalkapitän der Kirche und schwört «beim allmächtigen Gott» ihm noch viel mehr Gutes antun zu wollen. «Wir sehen ihn als unsern Bruder und unsern Sohn an, und er wird unsere gute Absicht kennen lernen!» Der Prinz kniete vor dem Papst nieder, küßte seinen Fuß, empfing seinen Segen, in seinem Quartier noch drei schöne Pferde, einen Sack mit Goldfloren sowie kostbare Trinkgefäße für die Frau Gemahlin.

Im Oktober traf der «Pazifikator» Italiens in der Toskana ein, wo Seine Heiligkeit schon vorbereitend gewirkt hatte. Viele Florentiner erhofften noch immer von ihm ihr Heil. Gesandte des Valois in Florenz kündigten diesen als «Friedensstifter» an, erklärten: «Der Papst schicke ihn und alle könnten ihm vertrauen, denn durch solche, in deren Adern das Blut des Hauses Frankreich flösse, sei noch nie jemand verraten worden.»

Das florentinische Guelfentum, gespalten in die Faktionen der «Schwarzen» (Neri), mit einigen der bedeutendsten Bankiers der Kurie, und der «Weißen» (Bianchi), mit einer versöhnlichen, doch gegenüber Bonifaz mehr distanzierten Haltung, beschloß also, dem Papst zu vertrauen, der jede Absicht auf den Erwerb der Toskana öffentlich leugnete, und am Feste Allerheiligen zog der französische Friedensfürst, der Enkel des heiligen Ludwig, in Florenz ein, «die Lanze schwingend, die einst Judas schwang» (Dante).

Der «Friedensvermittler» (Paciarius) besetzte die strategisch wichtigsten Punkte, brachte Schleudermaschinen an, und alsbald

vernahm man, daß der Papst rückhaltlose Unterwerfung unter seinen persönlichen Willen verlange. Nun flammten Unruhen auf, rachedurstige Exulanten, verbannte schwarze Guelfen kehrten, von dem «Friedensbringer» begünstigt, zurück, stahlen, plünderten, brannten die Häuser der weißen Guelfen nieder, feierten Mordorgien, «es regnet Verbannungs- und Todesurteile» (Bezzola).

Dante Alighieri befindet sich damals, 1301, mit einer Gesandtschaft bei Papst Bonifaz in Rom. Auf der Rückreise im nächsten Jahr wird er am 27. Januar verbannt, am 10. März in Abwesenheit zum Tod auf dem Scheiterhaufen verurteilt. Und ein Jahrzehnt später verhängt Florenz über ihn zum zweitenmal die Todesstrafe. Zwanzig Jahre weilt der vielleicht größte Dichter des europäischen Mittelalters in der Verbannung und sieht die Vaterstadt nie wieder.

An den französischen König Philipp hatte Bonifaz 1301, wenige Wochen nach dem Eintreffen des Karl Valois in Florenz, eine Bulle gerichtet, die begann: «Höre, mein teuerster Sohn, die Befehle des Vaters!» Ansprüche des angeblich höchsten Priesterkönigs an seinen vermeintlichen Vasallen, der indes am 11. Februar 1302, in Paris unter Trompetengeschmetter verkündet, die Bulle verbrennen läßt. An diktatorisches Durchgreifen gewöhnt, machte er sofort die Grenzen dicht und ließ fast zwei Jahre lang weder Geld noch Waren nach Italien. Neben der Ausfuhrsperre verfügt er die Exmission kurialer Nuntien und Kollektoren. Die Bäume des Papstes wuchsen nicht in den Himmel. Seine Absichten auf die Toskana scheiterten. Aber seine Politik hatte dort noch viele jahrelange Kämpfe zur Folge.

Und auch in Neapel, in Sizilien mußte Bonifaz einlenken. Im Friedensvertrag von Caltabellotta erkannte er, wenn auch widerstrebend, am 29. August 1302 den Status quo, die Unabhängigkeit Siziliens unter Friedrich von Aragón, an und annullierte Exkommunikationen und Interdikt. Weniger ein Kompromiß als eine Niederlage für den stolzen Papst. Doch sollte es viel schlimmer für ihn kommen.[19]

König Philipp der Schöne, «Heiliges Jahr» und Bulle «Unam sanctam»

Das Debakel Bonifaz' VIII. wurde durch den französischen König Philipp IV. le Bel, der Schöne (1285–1314), heraufbeschworen; und wie sehr auch die veränderten Zeitläufte mitspielten, im Grunde ging es auch da wieder vor allem um Geld.

König Philipp brauchte es, brauchte viel Geld, um den großen Konflikt mit Flandern, den Krieg gegen England (1294–1303), gleichsam ein Vorspiel des Hundertjährigen Krieges (1337–1453), finanzieren zu können. Seine italienischen Sponsoren, seine Münzmanipulationen, Münzverfälschungen, alle Übergriffe auf Juden und Lombarden reichten nicht. Doch als er 1294 den französischen Klerus mit einer Sondersteuer belegte, suchte Bonifaz, als Kardinal ein «Gallicus», auch als Papst erst noch franzosenfreundlich, die Abgabe durch seine Dekretale vom 25. Februar 1296 «Clericis laicos» zu unterbinden. Im aufreizenden Ton (und mit der blamablen Feststellung beginnend: «Daß die Laien Feinde des Klerus sind, bezeugt in hohem Maß das Altertum, und auch die Erfahrungen der Gegenwart lehren es deutlich») verbietet der Erlaß allen Laien, an sich nichts Neues, unter schweren Kirchenstrafen nicht nur jedwede Besteuerung des Klerus, nicht nur die Erhebung irgendwelcher Lasten ohne Einverständnis des sogenannten Apostolischen Stuhls, sondern er untersagt auch deren Leistung und Annahme.

In England hatte die Bulle, die der gesamten Christenheit galt, Erfolg. Der Klerus stellte sich auf die Seite des Papstes, und auch die englischen Laien protestierten gegen Steuern, Fronen, Requisitionen von Lebensmitteln. So gab Eduard I., einst im Heiligen Land fast Märtyrer geworden, nolens volens nach. In Frankreich aber ergriffen die Priester die Partei des Königs, da sie mehr von ihm abhingen. Philipp rächte sich massiv am Papst durch ein Exportverbot von Geld, von Preziosen, Naturalien und Kriegsbedarf sowie durch Ausweisung fremdländischer Negozianten: ein schwerer Schlag für Bonifaz, der diese Einkünfte und den Handel brauchte. Notgedrungen machte er einen Rückzieher, schränkte Verbote ein, hob dieses

auf, ließ jenes zu und sprach sogar den von Philipp verehrten Großvater Ludwig IX. am 11. August 1297 heilig, nachdem auch der König seine antipäpstlichen Beschlüsse außer Kraft gesetzt hatte.[20]

Die erste Runde aber war für Bonifaz voll verloren. Doch vorerst dauerte das Einvernehmen beider fort, ja der Römer strebte dem äußeren Höhepunkt seines Pontifikates zu, dem Heiligen Jahr 1300. Es ist sozusagen seine Erfindung, wobei er den Gläubigen – über zwei Millionen sollen gekommen sein – einen vollkommenen Ablaß durch den Besuch der Basiliken St. Peter und St. Paul in Rom offerierte; ein pastorales Angebot, das die Kurie kirchenpolitisch und ökonomisch nutzte, letzten Endes immer der Zweck ihrer Dienstleistungen. Ohne Geld gar nichts. Ohne Spenden keine Gnaden. Ohne Opfer keine Entlastungen, keine Freisprüche, überhaupt keine Sprüche – außer bösen. Tag und Nacht sollen Priester den schnöden Mammon mit dem Rechen eingezogen haben; angeblich meist bloß Kleingeld – Könige kamen bezeichnenderweise nicht, die Zeit war vorbei.

Aber Geld kam vielleicht mehr, als man zugestand. Denn sollte das Heilige Jahr ursprünglich nur alle 100 Jahre sein, so bald alle 50 (das nächste Heilige Jahr: 1350), dann alle 33, schließlich alle 25 Jahre. Außerdem gab es seit dem 15. Jahrhundert noch die Möglichkeit außerordentlicher Heiliger Jahre sowie die der Verleihung des Romablasses auch an Kirchen anderwärts. Ganz zu schweigen davon, daß stets mehr römische Gotteshäuser eigene Ablaßofferten fälschten. Doch immer und alles nur zum Heil, der Seele da, der Börse dort. Freilich: nicht für jeden! Ausgeschlossen von dem Segen waren: Waffenlieferer an Sarazenen, Friedrich von Sizilien nebst Anhang, einschließlich der Genueser, seiner Kriegsgefährten, und natürlich: die Colonna.[21]

Nicht nur die Kirche, ganz Rom prosperierte, und Bonifaz schwamm auf der Woge des Triumphes, fühlte sich nicht nur als Papst, auch als Kaiser, als der alleinige Papst, der alleinige Kaiser. Er änderte die Tiara, die nicht nur priesterlich, die auch herrscherlich-triumphal gedeutete Krone, Symbol universaler Macht des Pontifex als «Vater der Fürsten und Könige, Lenker der Welt und Stellvertreter Christi auf Erden» (Pontificale Romanum 1596). Auch ließ er,

gleichfalls Ausdruck monarchischen Anspruchs, wenn nicht gar Bekundung von Idolatrie, von Götzendienst, in Rom und vielen Orten Italiens, an Stadttoren, in Kirchen, wahrscheinlich sogar auf Altären Ehrenstatuen für sich aufstellen, große silberne Porträts, als wolle er – bei seiner Selbsteinschätzung als «Gott der Götter» nicht so unwahrscheinlich – gleich den römischen Kaisern der klassischen Zeit göttliche Verehrung genießen. Zeigte er sich doch mit dem ihm eigenen Hang zu großen Gesten, theatralischer Schaustellung gerade damals, zuverlässig bezeugt, wiederholt mit kaiserlichen Insignien geschmückt und schrie: «Ich bin Caesar, ich bin Kaiser.»

Besessen vom Gefühl seiner Herrsch- und Großmannssucht, flakkerte jetzt erneut der Konflikt mit Philipp dem Schönen auf, angeheizt noch durch die berüchtigte, bereits damals vieldiskutierte Konstitution «Unam sanctam», datiert vom 18. November 1302, veröffentlicht vielleicht erst im folgenden Jahr. Sie knüpft u. a. an die bekannte Zwei-Schwerter-Theorie der Kirche an, das ihr zu Gebote stehende geistliche und weltliche Schwert; jenes werde von ihr, dieses für sie geführt, zwar vom König, doch nach Weisung des Priesters (ad nutum et patientiam sacerdotis). Kaiser und Könige sind bloß ausführende Organe der Ecclesia.

Das Dokument proklamiert aber nicht nur den globalen Führungsanspruch, nicht nur die Überlegenheit der geistlichen über die weltliche Gewalt (vgl. dazu schon II 329 ff.), beansprucht nicht nur «das Gericht über die Könige und Fürsten der Welt» (Presumus iudicare reges et principes orbis terrarum), erheischt nicht nur «die einzige höchste Gewalt über sie» (solus altissimus super eos), sondern gipfelt – mit Worten aus des Aquinaten «Contra errores Graecorum» – darin, daß es jeder menschlichen Kreatur heilsnotwendig sei, dem römischen Papst unterworfen zu sein: «Porro subesse Romano Pontifici omni humanae creaturae declaramus, dicimus et definimus omnino esse de necessitate salutis.»

Die Konstitution, die – mitunter fast wörtliche – Anklänge auch an Cyprian, Dionysius Areopagita, den Großfälscher (III 147 ff.!), an Bernhard von Clairvaux, den geistlichen «Schuft» (Schiller: VI 464), besonders aber an Aegidius Romanus enthält, bringt nichts Neues. Aber sie bringt alles diesfalls Dagewesene in schroffer Form

auf den Punkt, den Gipfelpunkt. Und obwohl oder weil die hierokratische Prätention der Päpste auf universale Leitung, auf die geistliche wie politische Beherrschung der Welt und insbesondere, was ja schon im Anfang des Schriftstücks stark anklingt, der Schlußsatz von der Heilsnotwendigkeit nie eine extremere Formulierung gefunden hat, wurde diese Deklaration, dies «Gesetz», sowohl 1375 von Papst Gregor XI. als auch 1516 von Papst Leo X. und dem V. Laterankonzil als dogmatische Aussage bestätigt, wurde sie ausdrücklich für gültig und verbindlich erklärt – und war doch nur, wie man einmal sagte, die Grabschrift auf die päpstliche Weltherrschaft.[22]

Schon Bonifaz' Zeitgenossen haben «Unam sanctam» sehr beachtet, ausgiebig zitiert und erregt kritisiert. Auf katholischer Seite wurde sogar versucht, das peinliche Dokument als Fälschung zu erweisen, obwohl es doch in den päpstlichen Registerbänden steht, auch nichts bringt, um es zu wiederholen, was nicht schon vor Bonifaz bedeutendere Kirchenlichter schrieben, für den protestantischen Kirchengeschichtler Hermann Schuster schlicht «unsterblich» ist, für Apologeten, darunter Papsthistoriker Franz Xaver Seppelt, aber «lediglich eine zeitgeschichtliche Bedeutung» hat, nur «zeitbedingt und zeitgebunden» ist. Was ja stimmt: da alles zeitbedingt und zeitgebunden, alles temporell ist – auch das, was die Herren ausnehmen möchten, weil bei ihnen sonst alles zusammenbricht, was es ohnehin tut.[23]

Das Attentat von Anagni oder «wie der Erlöser verraten ...»

Inzwischen war der Konflikt mit dem König von Frankreich wieder aufgebrochen. Philipp hatte im Herbst 1301 den Bischof und Papstanhänger Bernard de Saisset von Pamiers, zu dem er schon früher in Gegensatz geraten war, wegen Hochverrat und Majestätsbeleidigung zu unbefristeter Haft verurteilt und seinen gesamten Besitz beschlagnahmt. Der Papst aber, der den Heißsporn absetzen sollte, hatte den Eingriff des Königs, ohne dessen Anschuldigungen überhaupt zu untersuchen, verdammt und am 5. Dezember 1301 die so-

fortige Freilassung Saissets befohlen. Er hatte Philipp gewährte Privilegien, eine schon genehmigte Steuerbefreiung wieder rückgängig gemacht und den französischen Episkopat im November 1302 zu einer Synode nach Rom gerufen; 39 Bischöfe kamen. Und die eben erscheinende Bulle «Unam sanctam» goß noch Öl ins Feuer.

Gleichwohl erstrebte Bonifaz eine Aussöhnung, selbstverständlich erst nach Erfüllung der von ihm diktierten Bedingungen. Kardinal Johannes Monachus (Jean Lemoine), der gefeierte Kanonist, sein Vizekanzler und enger Vertrauter, doch bald einer seiner heftigsten Antagonisten, überbrachte die Forderung nach Paris. Es folgten Erklärungen und Gegenerklärungen, Aktionen und Gegenaktionen. Schriftstücke wurden unterdrückt oder gefälscht. Es kam zu Bannungen und Konfiskationen; und es fehlte nicht an Insulten. Der König fiel unter sein Niveau oder zumindest unter das seiner Legisten, als er die Botschaft über die Alpen sandte: «An Bonifaz, der sich Papst nennt, wenig oder gar keinen Gruß. Deine höchste Albernheit soll wissen, daß wir in weltlichen Dingen niemandem untertan sind.» Und der Adressat zögerte nicht, dies sogleich mit Zinsen heimzuzahlen: «Unsere Vorgänger haben drei Könige von Frankreich abgesetzt. Wisse, daß wir Dich absetzen können wie einen Stalljungen, falls sich dies als notwendig erweisen sollte.»

Bald ging es dem Papst gar nicht mehr um Bischof Saisset – erklärte er sich doch am 13. Januar 1302 mit dessen Gefangenhaltung durch den Erzbischof von Narbonne sogar einverstanden! Es ging um die plenitudo potestatis, die Suprematie der geistlichen Gewalt, ihre Überordnung über die säkulare, den König, der aber gar nicht daran dachte, sich in diesen Dingen dem Papst unterzuordnen. Gemäß seiner Regierungspraxis, selbst mehr im Hintergrund zu bleiben, nur die letzten Entscheidungen zu treffen, ließ er den Kampf besonders durch seinen Berater Pierre Flotte führen und, nach dessen Tod am 11. Juli 1302 in der Schlacht von Courtray («Goldsporenschlacht») gegen die siegenden Flamen, durch Guillaume de Nogaret, Dr. legum, Prof. legum, königlicher Rat, schließlich königlicher Siegelbewahrer (garde du sceau) und von stärkstem Einfluß auf den Regenten.[24]

Am 12. März 1303 brandmarkte Nogaret in einer Sitzung des

Staatsrats im Louvre die zahllosen und schrecklichen Vergehen dieses Papstes, dieses unrechtmäßigen Papstes, Simonisten, «Ketzers», dieses abgründigen und bald einzukerkernden Sünders, dem man durch ein allgemeines Konzil, durch Neuwahl einen Nachfolger geben müsse. Eine weitere Zusammenkunft vieler Bischöfe, Äbte, weltlicher Großer im Louvre Mitte Juni erbat abermals vom König die Berufung eines Konzils und klagte den Papst in 29 Punkten erneut schwerer Verbrechen an, von der Leugnung der Unsterblichkeit bis zum Vorwurf der Sodomie und der Bezichtigung, Coelestins Mörder zu sein.

Bonifaz VIII. replizierte mit Entrüstung und wilden Warnungen. Niemand möge sich täuschen in seiner Entschlossenheit. Er werde nicht ruhen, bis das Blut des Königs und seiner Gefolgsleute, es sei denn, sie würden sich bessern und Genugtuung leisten, an seinen Händen klebe (... nisi se corrigant et satisfactionis impendant debitum, ne eorum sanguis a nostris requiratur manibus, procedamus).[25]

Am 15. August 1303 schleuderte der Papst eine ganze Reihe von Bullen gegen Philipp samt Genossen. Ein weiteres Exkommunikationsdekret, «Super Petri solio», war zuletzt noch in Vorbereitung und sollte die feierliche Bannung des (ihr zwar schon früher verfallenen) Königs sowie die Lösung seiner Untertanen vom Treueid verkünden und am 8. September 1303 erscheinen. Doch zur Verhinderung ebendessen erschienen am Tag zuvor die Herren aus Paris.

Nogaret und Sciarra Colonna waren am Morgen des 7. September mit einer Gruppe von Verschwörern unter dem französischen und dem päpstlichen Banner in Anagni eingedrungen. Mit dem Ruf «Es lebe der König von Frankreich und Colonna» hatten sie, unbehelligt von den Einwohnern, mehrere Kardinalspaläste gestürmt, dann dem Papst Bedingungen gestellt, nach deren Annahme er sein Leben behalten sollte: Restitution der Colonna-Kardinäle, des Colonna-Besitzes, Auslieferung des Kirchenschatzes an mehrere ältere Purpurträger, Rücktritt und Gefangenschaft des Papstes. Aber Bonifaz wünschte, so sagte er angeblich, wie der Erlöser verraten, als Papst zu sterben. Er saß allein, verlassen von allen, von den Kardinälen, den Neffen, den Soldaten. Er saß allein in dem gewaltigen

Palast auf dem Thron, die große Tiara auf dem Kopf, und erklärte: «Hier mein Nacken, hier mein Haupt.»

Sciarra Colonna wollte ihn töten, Nogaret ihn nach Frankreich vor ein Konzil bringen. Doch nach zwei Tagen, am 9. September, retteten ihn die Anagnesen. In blutigen Gefechten verjagten sie die Eindringlinge, Bonifaz segnete seine Befreier, dankte ihnen, mochte aber nicht mehr in Anagni bleiben. Er ging nach Rom, wo er am 25. September eintraf, noch einen Monat lebte, gefoltert bis zu seinem Tode von dem Wahn, jeder Ankömmling wolle ihn ergreifen. Er war noch klar genug, die Exkommunikation des Königs von Neapel zu planen, weil dieser sich geweigert, Frankreich den Krieg zu erklären. Er war nicht mehr klar genug, die Sterbesakramente zu verschmähen, verschied am 12. Oktober 1303 und verschwand in der von ihm erbauten pompösen Kapelle in St. Peter unter jenem Grabmal, das ihm Arnolfo di Cambio hatte errichten müssen. Und dreihundert Jahre später, 1605, fand man dort bei einem Umbau «seinen Leichnam fast ganz unversehrt» (Wetzer/Welte).[26]

Als einst eine Abordnung römischer Juden Bonifaz das Mosaische Gesetz überreichte, gab er es mit den Worten zurück: «Wir anerkennen das Gesetz, aber wir verdammen das Judentum; denn das Gesetz ist durch Christus bereits erfüllt worden.»[27]

Ein fürchterliches Geschehen, das in den Pontifikat des Papstes fällt, das große Judenpogrom 1298 in Franken, sei hier Anlaß, den kontinuierlichen Geschichtsbericht zu unterbrechen durch die Erinnerung an das Martyrium der Juden im Mittelalter.

12. KAPITEL

CHRISTLICHES JUDENMORDEN IM MITTELALTER

«Das ist erstaunlich und besonderer Beachtung würdig, daß die Juden seit so vielen Jahren bestehen und daß man sie immer im Elend findet: Es war zum Beweise Jesu Christi sowohl notwendig, daß sie bestünden, um ihn zu beweisen, *wie daß sie elend seien, weil sie ihn gekreuzigt haben.*»
Blaise Pascal[1]

«Der Kampf gegen die Synagogen war zu jener Zeit eine gesamteuropäische Erscheinung.» D. Claude[2]

«In Spanien war das Judentum seit der Mitte des siebten Jahrhunderts gesetzlich nicht mehr geduldet; praktizierende Juden waren der Folter und Todesstrafe unterworfen, kein Jude durfte sich im Westgotenreich niederlassen.»
Amnon Linder[3]

«Die Juden, die nicht Christen werden wollen, sind totzuschlagen.» Der stellvertretende Erzbischof von Sevilla, Martinez[4]

«Etwa zwei Drittel der jüdischen Gemeinden in Deutschland fielen 1348/49 dem Wüten des Judenhasses zum Opfer, mitunter von Stadtfremden, manchmal aber auch, wie in Basel, Straßburg oder Nürnberg, mit aller Umsicht von der Ratsobrigkeit organisiert. Von etwa 350 jüdischen Gemeinden in Deutschland wurden dabei 60 größere und 150 kleinere völlig ausgerottet.»
Handbuch der Europäischen Geschichte[5]

«Die grauenhaftesten Metzeleien, das Zerhacken und Verstümmeln und Aufschlitzen und Lebendig-Verbrennen von ungezählten Tausenden geschah unter der Parole des Glaubens.» F. W. Foerster[6]

Der christliche Kampf gegen die Juden beginnt bereits im Neuen Testament und wird von den Kirchenvätern des 2., 3., 4. Jahrhunderts fortgesetzt (I 2. Kap.!). Fast alle diese Theologen sind rabiate Antisemiten, selbst von den Christen so gefeierte Kirchenlehrer wie Johannes Chrysostomos (I 133 ff.!), Ambrosius, in dessen Tagen man schon Synagogen mit Billigung und auf Befehl christlicher Bischöfe niederbrennt (I 438 ff.!), oder Augustinus, für den die Juden «Natterngezücht», «Mörder» sind, Söhne des Teufels (I 511 ff.). Sein Zeitgenosse, Kirchenlehrer Kyrill, wird Initiator der ersten «Endlösung» (II 195 ff.!).

Seit dem 3. Jahrhundert waren die Juden über das ganze Römische Reich verstreut. Die Germanen der Völkerwanderungszeit, Goten, Burgunder, Franken, gewährten ihnen völlige rechtliche Gleichstellung mit den provinzial-römischen Völkern. Auch die arianischen Germanenstämme, die in Italien, Spanien, Nordafrika saßen, begünstigten das Judentum, förderten seine Entwicklung. Mit der Katholisierung der Germanen aber setzte deren Judenfeindschaft ein – «noch im Jahr der Einführung des Katholizismus wurde der Grund gelegt für den klerikalen Terror und die grauenhafte Verfolgung der Juden, welche die westgotische Geschichte durch das ganze 7. Jahrhundert entstellten» (Thompson). Doch wie für den Osten, haben wir auch für Spanien und Gallien genügend Zeugnisse dafür, daß das christliche Volk weithin friedlich mit den Juden zusammenlebte, was aber überall die katholischen Behörden unter Androhung hoher Kirchenstrafen bekämpften.[7]

Die mittelalterlichen Judenverfolgungen auf der Iberischen Halbinsel

Spanien war das wichtigste jüdische Zentrum Europas zu Beginn des Mittelalters. Die Juden waren dort vor den Christen. Sie waren auch mächtiger als sie, einflußreicher, reicher. Und weil das Volk mit ihnen oft gut harmonierte, im Bad, beim Spiel, bei Feierlichkeiten, weil Christen mit Juden an Fasttagen speisten, Synagogen besuchten, sich von jüdischen Ärzten behandeln, von Juden segnen und für sich beten ließen, attacktierte sie der Klerus um so unerbittlicher.

Gerade in Spanien gingen die Judenverfolgungen beinah gänzlich von der Kirche aus; sie wurden von ihr initiiert, geleitet und ausgebeutet. Es gab keinerlei maßgebende rassische, politische oder ökonomische Motive. Vielmehr waren alle Pogrome fast ausschließlich religiös begründet. Garantierte man doch jedem Juden mit einwandfreiem christlichen Glauben sämtliche Privilegien der anderen Christen.[8]

Der führende Mann des spanischen Katholizismus, Kirchenlehrer Erzbischof Isidor von Sevilla (um 560–636) – Bruder und Nachfolger des Verschwörers Leander (IV 144 f.), Bruder auch von Bischof Fulgentius von Écija, Andalusien, denn Bischofspfründen blieben schon damals oft in der Familie, waren lange fast Sippenbesitz –, Isidor hat zu den Judenpogromen aufgereizt und sie gerechtfertigt. Seine Streitschrift «De fide catholica contra Judaeos» war im Mittelalter so beliebt, daß man sie ins Althochdeutsche übertrug. Und noch in faschistischer Zeit glänzt der Antisemit als die «größte Leuchte der Wissenschaft im 7. Jahrhundert» (Ballesteros).[9]

Hatten die arianischen Könige Juden geduldet, gingen die katholischen Westgoten des 7. Jahrhunderts und ihr Klerus immer schärfer gegen sie vor.

Bereits unter ihrem konvertierten König Rekkared (IV 148 ff.!) verbot das 3. Reichskonzil von Toledo 589 Juden – nicht den Christen – das Halten christlicher Sklaven, worauf die Juden ihren Landbesitz verkaufen mußten. Das Konzil verbot ihnen auch den Zugang

zu öffentlichen Ämtern, in denen sie Christen bestrafen könnten; ferner die Ehe oder das Konkubinat mit Christinnen; Kinder aus solchen Verbindungen mußten getauft werden. Und Rekkareds Nachfolger erließen allein im 7. Jahrhundert nahezu fünfzig antijüdische Gesetze und praktizierten ihre judenfeindliche Politik bis zum Untergang des westgotischen Königreichs 711.[10]

König Sisebut (612–621), von Judenhasser Isidor als sehr human, als «christianissimus» gepriesen und noch von katholischen Kirchenhistorikern des 19. und 20. Jahrhunderts «den besten Fürsten Spaniens an die Seite» gesetzt, führte nicht nur einen Krieg nach dem andern, sondern wurde auch der erste große Verfolger der spanischen Juden. Er drohte ihnen Geißelung an, Exil, Vermögenskonfiskation und ließ sie bereits zwangstaufen. Tausende, die sich weigerten, mußten nach Gallien.

Zwar verbot das 4. Konzil von Toledo 633 unter dem Vorsitz Isidors von Sevilla offizielle Zwangsbekehrungen, bestätigte aber die Gültigkeit der Übertritte unter Sisebut und befaßte sich ausführlich mit der Strafzumessung für getaufte, doch wieder abgefallene Juden, womit nicht die Behörde beauftragt wurde, sondern der Bischof. Apostaten durften vor Gericht nicht Zeuge sein und kein öffentliches Amt bekleiden. In sogenannten Mischehen mußte der nichtchristliche Partner getauft oder die Ehe getrennt werden. Kinder von Abgefallenen, die beschnitten waren, nahm man ihren Eltern weg und steckte sie in katholische Familien. Nicht weniger als zehn Canones betreffen die Juden. «Das Licht der spanischen Gelehrsamkeit war imstande», behauptet W. Culican im unmittelbaren Zusammenhang mit diesem Konzil, «die dunkelsten Jahrhunderte des frühmittelalterlichen Abendlandes zu erhellen.»

Bemerkenswert: Papst Honorius I. (625–638) fand in einem Schreiben an den spanischen Episkopat die Haltung der Westgoten gegenüber den Juden zu lax! Die Bischöfe seien stumme Hunde, klagte er mit der Schrift, die nicht bellen könnten. (Bischof Braulio von Zaragoza wies dies allerdings zurück und belehrte den Heiligen Vater, daß das hier gebrauchte Bibelwort nicht, wie er, der Papst, meine, von Ezechiel stamme, sondern von Jesaia.)[11]

Bemerkenswert weiter die Amoral dieser Prälaten auch gegen-

über Christen, selbst und gerade gegenüber hochgestellten, wie der Fall König Swinthilas zeigt.

633 brachte eine Rebellion Sisenand (633–636) auf den Thron. Und noch 633 hat das vierte toletanische Konzil, unter dem Vorsitz des hl. Isidor, den Thronraub sogleich sanktioniert, hat über den vorigen König Swinthila und dessen Familie den Kirchenbann verhängt und ihn aus der Volksgemeinschaft ausgeschlossen. Und hatte Isidor König Swinthila bisher als sehr gläubig, klug, als «Vater der Armen» gefeiert, warf ihm das unter seinem Vorsitz tagende Konzil – ein grundsätzlich klerustypisches Verhalten bis heute – nun «Verbrechen» und «Bereicherung am Gute der Armen» vor.[12]

König Recceswinth (653–672), der sich schon brüstete, Unglaube und «Ketzereien» seien aus seinem Reich verschwunden – nicht umsonst wurde er als «sacratissimus» gerühmt und 653 vom 8. Konzil von Toledo als Empfänger göttlicher Offenbarungen –, erneuerte die antijüdischen Gesetze Sisebuts. Er untersagte bei Todesstrafe durch Steinigen oder Feuer (an «Schuldigen» von Juden zu vollstrecken) die Beschneidung, die Feier jüdischer Feste, das Befolgen jüdischer Speisegesetze, auch jede Hochzeit nach nichtchristlichem Brauch, wobei er sogar dafür die Höchststrafe androhte oder wenigstens «Begnadigung» zur Versklavung.

Alles sollte eben restlos katholisch sein. Deshalb ermahnte das 8. toletanische Konzil, das auch erneut die Zwangstaufe sämtlicher in Spanien lebender Juden gebot, den König, nicht über Gotteslästerer zu herrschen und seine Untertanen mit der Gesellschaft von Ungläubigen nicht zu beschmutzen. So erließ Recceswinth auch ein Gesetz gegen jede Art von «Ketzerei» und befahl unter Androhung totaler Konfiskation: «Niemandem ist selbst in seinem Innersten der leiseste Zweifel am katholischen Glauben gestattet. Wer zweifelt, wird verbannt, bis er sich anders besinnt.» Dies galt selbst für Spanienbesucher.[13]

König Ervig (680–687), ein besonderes Werkzeug des Klerus, dem er sogar Hochverratsprozesse überließ, nahm die antijüdischen Erlasse seiner Vorgänger in die 681 fertiggestellte «Lex Visigothorum renovata» auf. Ferner verbot er die Verteidigung des Juden-

tums, das Lesen antichristlicher Literatur, ja, er verfügte, alle Juden innerhalb eines Jahres zu taufen und suchte, konform mit dem 12. Konzil von Toledo, diese Taufe durch Körperstrafen (100 Peitschenhiebe, Abreißen der Kopfhaut), Güterkonfiskation und Verbannung zu erzwingen. Auf Beschneidung von Juden wie Christen verhängte er gänzliches Abschneiden der Geschlechtsteile und Verlust des Eigentums für den Beschnittenen und den Beschneidenden. Dieselbe Strafe traf jegliche Proselytenmacherei.

Insgesamt erließ Ervig, der sich, wie er auf diesem Konzil hervorhob, zumal der Gerechtigkeit und Frömmigkeit verpflichtet fühlte, nicht weniger als 28 Gesetze wider die Juden; und die von ihm 681 eröffnete Versammlung bestätigte sie. «Reißt die Pest», rief der König den Synordalen zu, «die immer neu ersteht, mit der Wurzel aus.» Und die Bischöfe gingen nur zu gern auf ein Ansinnen ein, das vermutlich von ihnen ausgegangen war.

Alle Neuchristen mußten den Treueid auf das Glaubensbekenntnis leisten und den Umgang mit früheren Volksgenossen meiden, mußten sich am Sabbat und an Feiertagen dem Bischof stellen und auf Reisen bescheinigen lassen, daß sie keinem jüdischen Gottesdienst beigewohnt. Sie durften auch keine okkulten Zusammenkünfte besuchen und den Talmud weder besitzen noch lesen. Im Übertretungsfall bekamen sie 100 Peitschenhiebe, wurden ihres Vermögens beraubt, verbannt, und jeder sie Unterstützende sollte exkommuniziert und enteignet werden. Auch jeder Vornehme, der einem Juden Gewalt über Christen gab, hatte 10 Pfund Gold zu zahlen, ein einfacher Mann die Hälfte, ein insolventer bekam 100 Schläge und wurde geschoren.[14]

Obwohl Ervig das Judentum überhaupt verbot, vermochte er es in Spanien nicht auszurotten, weshalb sein Schwiegersohn König Egica (687–702), der als oberster geistlicher Schutzherr des Klerus auftrat, mit der Verfolgung fortfuhr. Von 14 seiner Gesetze galten die meisten der Unterdrückung der Juden. Besonders traf sie der Ausschluß vom Markt und vom Handel mit Christen. Doch kulminierten Egicas antijüdische Attacken erst auf dem 17. Konzil von Toledo (694). Im Einvernehmen mit den Konzilsvätern erklärte er alle Juden wegen staatsfeindlicher Umtriebe und Beleidigung des

Kreuzes Christi zu Sklaven. Der katholische König war berechtigt, Juden nach Belieben zu verschenken, ihre Güter, auch die der getauften, wurden eingezogen, die Juden selbst vertrieben, verknechtet, ihre mehr als sieben Jahre alten Kinder ihnen genommen. «Ihre Eigentümer dürfen keine jüdischen Gebräuche bei ihnen dulden», so das Konzil. Die Kinder wurden christlich erzogen und später an Christen verheiratet. «Diese drakonischen Maßnahmen scheinen auch tatsächlich zur Ausführung gekommen zu sein, denn von nun an ist von den Juden nicht mehr die Rede» (Claude).[15]

Erst die Moslems befreiten sie wieder. Die Mauren waren tolerante Herrscher (auch gegenüber Christen). Man rief aus Afrika, aus Asien jüdische Neusiedler herbei; 50 000 kamen. Dazu kehrten viele jüdische Flüchtlinge zurück, und ihre Lebensverhältnisse besserten sich rasch. Wurde den Juden auch, vor allem durch fanatische Berberstämme, gelegentlich der «heilige Krieg» erklärt, Spanien wird nach der Machtergreifung des Islam das freizügigste und kultivierteste Land Europas, auch das reichste. Doch blühte das Judentum materiell wie geistig überall unter arabischer Herrschaft auf, in Ägypten, Syrien, Palästina, auch in Jerusalem, wo unter den duldsamen Kalifen die jüdische Gemeinde stark zunahm, bis sie 1099 die Kreuzfahrer restlos massakrierten (VI 380 ff.!).[16]

Das katholische Westgotenreich aber, in seinen letzten Jahren auch von schweren Seuchen und Hungersnöten heimgesucht, war durch dynastische Kämpfe destabilisiert, durch die Unpopularität der Goten, und sicher bedingte der überragende Einfluß der Bischöfe auf das schwächer werdende Königtum das rasante Fiasko im arabischen Ansturm mit. Die Entscheidungsschlacht am 19. Juli 711 brachte dem Berbergeneral Táriq (vgl. IV 303 f.) mit bloß 7000 Mann überraschend den Sieg und kostete Gotenkönig Roderich, von dem man am Abend nur seinen im Schlamm versunkenen Schimmel und eine seiner silbernen Sandalen fand, das Leben und seinen Staat die Existenz.[17]

Garantierte das islamische Spanien auch religiös eine gewisse Toleranz, so saß der christliche Judenhaß doch zu tief, um zu erlöschen. Niemand sorgte dafür mehr als die Kirche, auch mancher gerade ihrer größten Päpste. So bedrängt Gregor VII. König Al-

fonso VI. von Kastilien, Juden keine Gewalt über Christen einzuräumen. Juden müssen gedemütigt, müssen unterdrückt werden. «Wir ermahnen Eure kgl. Majestät», schreibt der Papst 1081 – und noch neun Jahrhunderte später spielen das Prälaten während des Zweiten Vatikanums entsprechend aus –, «nicht weiter zu dulden, daß die Juden die Christen beherrschen und Macht über sie haben. Denn zu gestatten, daß die Christen den Juden untergeordnet und ihrer Willkür ausgeliefert sind, bedeutet die Kirche Gottes unterdrücken, heißt Christus selbst schmähen.» Und Gregor IX. befiehlt am 10. September 1239 dem Bischof von Córdoba, die Juden seines Bistums gemäß den Beschlüssen des Vierten Laterankonzils zum Abzeichentragen zu zwingen.[18]

Durch das ganze Hoch- und Spätmittelalter suchen Kirche und Staat die Juden zu isolieren, suchen sie ihr Zusammenleben mit Christen zu erschweren, zu unterbinden. Man verbietet diesen jüdische Ärzte, verbietet ihnen, Juden im Haus zu haben, außer als Sklaven (que non sea cativo), verbietet auch umgekehrt Juden, Christen bei sich aufzunehmen. Man läßt getaufte Juden nicht mehr mit ihren Eltern zusammenleben, untersagt getauften Juden, das Judenviertel zu betreten, mit ihren früheren Glaubensgenossen zu essen, zu trinken, zu reden. Jede Übertretung zog eine Geldbuße oder bei Armen 20 Stockschläge nach sich. Auch nötigte man die Juden, mit päpstlicher Gutheißung, Predigten der Bischöfe, der Dominikaner und Minoriten, wo immer sie gehalten würden, geduldig anzuhören; sie gegebenenfalls dazu zu zwingen.[19]

Die Synode von Valladolid bestimmt am 2. August 1322 durch den Mund des Kardinallegaten Papst Johannes' XXII., Wilhelm von Godin, und «mit Zustimmung des heiligen Concils»: «Juden und Saracenen dürfen dem Gottesdienst nicht beiwohnen ... Unter Strafe der Ausschließung dürfen Christen den Hochzeiten und Begräbnissen der Juden und Saracenen nicht beiwohnen. Diese dürfen keine öffentlichen Ämter verwalten ... Aus Haß gaben jüdische und saracenische Ärzte den Christen oft schädliche Arzneien. Unter kirchlichen Strafen dürfen Christen solche Ärzte nicht mehr rufen. Christliche Kaufleute dürfen an Saracenen keine Lebensmittel verkaufen, damit Christen nicht selbst in Not kommen. Dies muß an

allen Orten, in deren Nähe Saracenen wohnen, viermal jährlich verkündet werden.»

Die Synode zu Salamanca verfügt am 24. Mai 1335: «Kein Jude oder Saracene darf von Christen als Arzt zugelassen werden; keiner darf in einem Hause wohnen, das der Kirche gehört oder am Gottesacker liegt».[20]

Die Synode zu Palencia ordnet 1388 in Anwesenheit des Peter von Luna, Kardinallegaten Papst Clemens' VII., und des Königs an, daß Juden (und Sarazenen) an ihren Wohnorten eigene Quartiere haben müssen und an Festtagen der Christen nicht Handel und Gewerbe treiben dürfen. Und schon am 11. Juni 1369 hatte auch der Infant Juan im Einvernehmen mit den Stadtvätern von Cervera und den Vorstehern der dortigen Aljama befohlen: «4. Kein Christ darf künftig außerhalb des Judenquartiers befindliche Wohnungen an Juden vermieten, bei Strafe der Konfiskation dieser Wohnungen. 5. Jeder Christ muß die Türen, Dachgeschosse oder Fenster seines Hauses, die in das Judenquartier münden, innerhalb eines Monats vermauern; ebenso umgekehrt die Juden ...»[21]

Immer wieder auch verschenkt man Synagogen oder Juden selbst und ihr Geld. So macht der König von Navarra, Garcia Ramirez, vielfach auf finanzielle Unterstützung durch Kirchen, Klöster angewiesen, 1144 kurzerhand die Synagoge von Estella dem Bischof Lopez von Pamplona zum Geschenk. Ähnlich übereignet die Königin Juana am 28. März 1379 in Valladolid dem Bischof von Oviedo die Synagoge in Valencia de don Juan, weil sie die Juden gegen die kanonischen Vorschriften vergrößert und verschönert haben. Der kastilische König Alfons VIII., besonders papstergeben, auch Förderer der Ritterorden, spendiert am 2. Oktober 1175 dem Bischof von Palenzia 40 jüdische Vasallen. Und Enrique II. Trastámara, König von Kastilien, gibt – kurz nachdem er seinen vom Papst gebannten Bruder Peter I. in einem langen, schweren, vom Heiligen Vater als Kreuzzug ausgegebenen Thron- und Bruderkrieg besiegt und in der Nacht erstochen hat – am 6. Juni 1369 den Auftrag, die Juden von Toledo samt ihrem Besitz öffentlich zu verkaufen und den Ertrag an die königliche Schatzkammer auszuliefern, wobei der Thesaurar Befehl erhält, das Geld der Juden durch Haft, Folter und

Nahrungsentzug zu erpressen. Doch hatte Enrique II. auch judenfreundliche Phasen, nachdem es freilich durch ihn zu schweren Verfolgungen und Vertreibungen gekommen war.[22]

Besonders viele Privilege für Juden stellten die Fürsten von Aragón aus. Immer wieder tritt Königin Violante 1391 für sie ein, bittet um sicheres Geleit und wünscht ihre Bekehrung nur, wie sie dem Bischof von Osma mitteilt, nehmen sie freiwillig die Taufe an. Und den Papst ersucht sie, keine Bullen zugunsten schuldiger Christen zu erlassen, bevor er durch den Gesandten ihre Meinung gehört habe.

Ebenfalls verordnet König Juan I. 1391, mit Maßnahmen zum Schutz der Juden fortzufahren; und erwartet strenge Bestrafung christlicher Frevler. Seinem Bruder, Herzog Martin, schreibt er, unzufrieden mit dessen schwächlichem Vorgehen gegen die Unruhestifter, er hätte gleich am ersten Tag 300 bis 400 Leute hängen sollen. Er erwartet strenges Einschreiten, ohne Rücksicht auf Formalitäten. Und auch er verwendet sich immer wieder dafür, den Juden nicht die Taufe aufzunötigen. Für Geschlechtsverkehr zwischen ihnen und Christen allerdings befiehlt der Monarch am 18. August 1393 den Feuertod.[23]

Doch wenn es auch weitere Belege für eine mehr oder weniger philosemitische Haltung – nicht immer aus den edelsten Motiven – dieser und anderer gekrönter Häupter gibt, es bleiben Ausnahmen.

Schon 1066 war Granada der Schauplatz des ersten großen Judenmassakers im Hochmittelalter. Und die Verfolgungen, die Mißhandlungen flammten stets von neuem auf. 1238 töteten Christen in Estella, Tudela und anderen Städten Navarras, angestachelt durch den Franziskaner Pedro Olligoyen, etwa 6000 Juden. 1313 verfügt das Konzil von Zamora die Versklavung aller Juden und droht den weltlichen Behörden bei Nichtausführung des Beschlusses den Kirchenbann an.

Die größte Judengemeinde Spaniens lebt in Sevilla, sechs- bis siebentausend Familien, sie beten in mehr als zwanzig Synagogen. Aber einer der größten Judenfeinde der Stadt, der stellvertretende Erzbischof Ferrant Martinez, hetzt seit ungefähr 1378 zur Judenjagd auf. Und am 6. Juni 1391 werden dort unter seiner Führung – Schlachtruf «Tod oder das Kreuz» – 4000 Juden niedergemacht,

dann ihre Häuser nach Schmuck, nach Münzen durchwühlt und etwa 25 000 Juden als Sklaven verkauft. Dabei befiehlt der Prälat: «Die Juden, die nicht Christen werden wollen, sind totzuschlagen.» Die meisten bricht das Grauen, Todesangst: «Die Mehrheit konvertierte» (Rabbi Chasdai).[24]

Von Sevilla griffen die Pogrome auf Kastilien und Aragón über, ja, im Sommer und Herbst 1391 grassierte das Judenmorden von den Pyrenäen bis Gibraltar. Ganze Gemeinden wurden ausgelöscht, die Synagogen in Kirchen umgewandelt. «Die reiche Aljama von Cordoba ging in Flammen auf. Toledo wurde ... zum Schauplatz eines schrecklichen Gemetzels. Ähnliche Unruhen ereigneten sich in siebzig anderen großen und kleinen Städten Kastiliens ... In Barcelona wurde die gesamte jüdische Gemeinde ausgerottet und sollte nicht wieder erstehen. Im früheren Königreich Valencia blieb nicht ein einziger gläubiger Jude am Leben. Ähnliche Szenen ereigneten sich auf den Balearen. Vermieden wurden die Gewaltakte nur in Granada, dem letzten Vorposten der mohammedanischen Herrschaft, und in Portugal, wo der Souverän energische Maßnahmen ergriff. Es wird berichtet, daß sich die Gesamtzahl der Opfer auf über siebzigtausend belief» (Roth).[25]

Die mittelalterlichen Judenverfolgungen in Frankreich

Auch im Frankenreich kam es im 6. und 7. Jahrhundert unter den katholischen Merowingerkönigen bereits zu Zwangsbekehrungen, nachdem die Bischöfe unentwegt gegen die Juden agitiert und eine antijüdische Weisung nach der anderen gegeben, auch Bischöfe Juden schon tätlich verfolgt hatten, Ferreolus von Uzès 553 und Avitus I. von Clermont, der dort 576 ihre Synagoge zerstören und alle, die nicht Christen werden, vertreiben läßt.

Kaum eine Bischofskonferenz im merowingischen Frankenreich ohne judenfeindliche Dekrete!

So untersagt die Synode von Agde (506) das Essen mit Juden, ein auch später immer wieder eingeschärfter Erlaß. Die 3. Synode von Orléans (538) verbietet ihnen in der zweiten Hälfte der Karwoche das Betreten der Straße. 576 stellt Bischof Avitus die jüdische Gemeinde von Clermont vor die Wahl, Bekehrung oder Vertreibung, worauf man die Judenschule «von Grund aus» ruiniert, «ihre Stätte der Erde gleich gemacht» hat (Gregor von Tours). Die Synode von Mâcon (581) fordert von den Juden, die Priester devot zu grüßen und vor ihnen aufzustehen. Im nächsten Jahr befiehlt der König Chilperich ihre gewaltsame Bekehrung. Bald danach erfolgt ihre Zwangstaufe in der Gegend von Marseille. Die Synode von Paris (614) verwehrt ihnen das Bekleiden öffentlicher Ämter oder eine Bewerbung darum beim König, worauf Chlotar II. auch entsprechende staatliche Maßnahmen beschließt. Und Sohn Dagobert I. (625 bzw. 629–639) ordnet die Zwangstaufe aller Juden an.

Schließlich verfügt man im Frankenreich auch: «Kein Jude nehme es sich gegenüber der Kirche Gottes heraus, irgend etwas von einem Christen als Pfand oder als Bezahlung für seine Schuld an sich zu bringen. Nimmt sich ein Jude in Gold oder in Silber oder auch anderweitig solches heraus – nie möge es geschehen! – so verliere er sein ganzes Vermögen, und man hacke ihm die rechte Hand ab.» Oder: «Wird ein Jude eines Vergehens gegen ein christliches Gesetz oder einen Christen überführt, so werde er wie ein Verwandtenmörder in einen Sack genäht und in tiefes Wasser geworfen oder verbrannt.»[26]

Im 9. Jahrhundert schreibt Erzbischof Agobard von Lyon, ein Spanier, fünf scharfe antijüdische Traktate, in denen bereits der Nazi-Slogan «Kauft bei keinem Juden» steht! Er geißelt ihre «Frechheit», «Falschheit», «Untaten», behauptet, sachlich übrigens richtig, biblische wie kirchliche Zeugnisse erwiesen, «mit wieviel Abscheu diese Feinde der Wahrheit betrachtet werden müssen». Er spielt die Prophetenflüche des Alten Testaments gegen «die Juden» aus, sucht darzutun, Jesus selbst habe sie verworfen, und läßt sich keine einzige judenfeindliche Stelle der Apostelgeschichte entgehen. Selbstverständlich malt er kraß schwarzweiß, sieht da die Kirche, die «makellose Jungfrau», dort die «Hure» Synagoge, da die «Söh-

ne des Lichts», dort die «Gemeinschaft der Finsternis», wobei er zwischen getauften und «ungläubigen» Juden, fideles Iudei und Iudei increduli, infideles, strikt unterscheidet. Und weil selbst er zugeben muß, daß Christen, natürlich «unwissende Christen die jüdischen Rabbinen unseren eigenen Priestern vorziehen», treibt er zum Angriff, appelliert an seinen Amtsbruder, den einflußreichen Metropoliten Nebridius von Narbonne, die anderen südfranzösischen Bischöfe zu gemeinsamen Aktionen aufzurufen.

Bei Agobards Streit mit seiner Judengemeinde (822/828) verweigert sich ihm sogar der fromme Kaiser Ludwig, von dem er vergeblich antijüdische Gesetze zu erzwingen sucht. Ludwig läßt dem fanatischen, höchlich überraschten Erzbischof bei der Audienz nur die Erlaubnis zur Abreise mitteilen, während die Juden Lyons verbreiten, daß sie bei Hof ehrenvoll ein und aus gehen können.

Seit Karl I., der den Fernhandel der Juden schätzte, einzelne Kaufleute und einzelne Gemeinden schützte, natürlich gegen Geld, für besondere Zinszahlungen, gewährten manche Herrscher manchen Juden spezielle Privilegien. Auch Sohn Ludwig begünstigt Juden, besonders freilich «allein die im Königsschutz stehenden Hoflieferanten» (Patschovsky) wegen ihres Handelseifers und überträgt ihre Sicherheit einem «magister judaeorum». Erzbischof Agobard aber räumt selber ein, daß die christlichen Missionsbemühungen unter den Juden erfolglos seien, daß eher der Abfall von Christen drohe. Wie denn wenige Jahre später Bodo, ein Hochadliger der Palastkapelle, Ludwig des Frommen Hofkaplan, unter ungeheurem Aufsehen im ganzen fränkischen Reich zum Judentum übertritt, sich Elazar nennt, beschneiden läßt, eine Jüdin heiratet und nach Saragossa flieht.

Der Nachfolger Agobards, Erzbischof Amolo von Lyon, ausgebildet an der dortigen Domschule, vertrat in der Tradition seines Vorgängers «eine Abgrenzung der Christen von den Juden» (Lexikon für Theologie und Kirche). Wie diese Abgrenzung aussah, läßt der folgende Passus des Prälaten ahnen: «Häretiker urteilen in gewissen Dingen gemeinsam mit der Kirche, in anderen sondern sie sich ab; das bedeutet, daß sie teilweise lästern, teilweise die Wahrheit bekennen. Die Juden jedoch lügen in allem, sie lästern in jeder

Beziehung unseren Herrn und Gott Jesus Christus und die Kirche und glauben überhaupt nichts Wahres [...] Also müssen die Juden mehr als die Glaubenslosen und Häretiker verachtet werden, denn es gibt keine andere Menschengruppe, die so sehr die Gewohnheit hat, Gott zu lästern.»[27]

Nach der Jahrtausendwende, als es in Frankreich ungefähr 20 bedeutende jüdische Gemeinden gibt, bricht zwischen 1007 und 1012 eine blutige Verfolgung aus, kommt es 1010 zur Zwangsbekehrung und Vertreibung der Juden von Limoges durch Bischof Halduin, 1063 zu Übergriffen gegen jüdische Kommunen durch Kreuzfahrer auf ihrem Weg nach Spanien in der Gegend von Narbonne, vielleicht auch in Lyon. Auch zu Beginn des Ersten Kreuzzugs erfolgen in Frankreich Judenmassaker, u. a. am 26. Januar 1096 im normannischen Rouen mit vielen Morden und Zwangstaufen, wozu gerade die blühende Judenschaft der Stadt die frommen Christen besonders gereizt haben mag.

«‹In Rouen›, erzählt der Abt Wilbert von Nogent (gest. 1126), ‹fingen eines Tages die Kreuzfahrer an unter sich zu reden: Wir wollen eine lange Fahrt nach dem Osten machen, um die Feinde Gottes anzugreifen; das ist verkehrte Arbeit; denn hier haben wir vor unsern Augen die Juden, die das gottfeindlichste Volk sind, das es gibt›. Daraufhin griffen sie zu den Waffen und trieben die Juden – mit List oder Gewalt, das weiß ich nicht – in eine Kirche und brachten sie ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes um; nur wer sich der christlichen Lehre unterwarf, entging dem Schwerte.»

Und als Ludwig VII. vor dem Zweiten Kreuzzug (1147–1149) Adel und Klerus, Bürger und Bauern zu hart besteuert, tritt Peter der Ehrwürdige, Abt von Cluny, für sie ein, indem er den König auf die reichen Juden hinweist. «Schont ihr Leben», rät der Ehrwürdige, «aber nehmt ihr Geld. Es hieße Gott beleidigen, das Geld der Heiden zu schonen ...», womit er die Juden meint. Gott wolle nämlich nicht, weiß Abt Petrus, «daß sie ganz getötet werden, daß sie vollkommen zum Verschwinden gebracht werden, sondern daß sie zur größeren Qual und zur größeren Schmach, wie der Brudermörder Kain, zu einem Leben schlimmer als der Tod bewahrt bleiben ...».

Doch auch sein noch prominenterer Freund, der vom Papst be-

auftragte, in Frankreich wie in Deutschland manisch das Kreuz predigende abbas Clarevallensis, der hl. Bernhard von Clairvaux, will die Juden, den «elenden Stamm», die Abkömmlinge des Teufels und Mörder von Anbeginn, wie er schimpft, nicht getötet, sondern vertrieben sehen. Ergo apostrophiert er ihre mit «Blindheit» geschlagene Synagoge: «Unselige, bereite dich vor; glaube oder danke ab!» Kein Wunder somit, daß es auch zu Beginn des Zweiten Kreuzzugs in Frankreich nicht bei solch goldenen Worten bleibt, daß auch jetzt in mehreren Städten die Juden wieder bluten.[28]

Eine Generation später, 1171, flammte in der den Herren von Blois-Champagne gehörenden Stadt Blois eine Verfolgung auf, bei der Graf Thibaud allen Taufwilligen das Leben anbot. Doch mehr als 30 Juden zogen den Feuertod vor, und bis zum letzten Augenblick hörte man sie in den Flammen singen: «Alenu le schabeach (Uns gebührt es, den Herrn des Weltalls zu loben).»[29]

Die Unglücklichen waren das Opfer einer Ritualmordbeschuldigung geworden; ein Vorwurf, den man schon den frühen Christen gemacht, die bei ihren Messen ein Kind getötet, die sein Fleisch und Blut genossen haben sollen. Sobald die Kirche im ausgehenden Altertum Macht hatte, wandte sie dasselbe Verleumdungsstereotyp gegen «Ketzer» und, später, bevorzugt gegen Juden an (erstmals in nachantiker Zeit 1144 in Norwich). Seitdem schlachteten angeblich die Juden, angeleitet von ihren Rabbinen, in der Passions- bzw. Passahzeit, zur Verhöhnung der Christenheit und des Christentums rituell ein christliches Kind, meist einen Jungen.

Die Beschuldigung ging von England aus, wo sie als erster der Benediktiner Thomas von Monmouth in die mittelalterliche Welt gesetzt, grassierte dann in Frankreich, Spanien, Deutschland (hier zuerst 1235 in Fulda), seit dem 16. Jahrhundert in Polen und rief regelmäßig Pogrome hervor. Von ähnlich blutiger Bedeutung war der Anwurf der Hostienschändung, besonders seit 1215, nach Anerkennung der Transsubstantiationslehre, erhoben, erstmals sicher aber erst 1290 für Paris belegt, eine Bezichtigung, die in «keinem Fall der Nachprüfung» standhielt (Kirmeier). Noch später, in den zwanziger Jahren des 14. Jahrhunderts, taucht die Anklage der Brunnenvergiftung auf, ebenfalls zuerst in Frankreich.

Obwohl einzelne Kaiser und Päpste (Bullen seit 1247) die Ritualmordlüge zurückwiesen, nützte sie doch gerade die Kirche kräftig zur Mobilisierung der Gläubigen, zu Pogromen, Wallfahrtseinrichtungen, «Märtyrer»-Kulten, etwa des Little Hugh of Lincoln (gest. 1255), des Simon von Trient (gest. 1475), des Nino de la Guardia (gest. 1490) oder des Werner von Oberwesel (Werner von Bacharach). Seine 1287 gefundene Leiche führte weithin zu Judennachstellungen, in Bacharach selbst zu 26 ermordeten Juden, die auch zu einem regionalen Heiligenkult in und um Bacharach, zu einer Märtyrerkapelle, zu Wundern, Ablässen, Pilgerströmen, im 15. Jahrhundert zu einem Kanonisationsversuch, im 16. zu einer Teiltranslation nach Besançon mit Ausbreitung der Verehrung des Oberweseler Werners über Frankreich; die (gut)gläubige Diözese Trier beging zwei Jahrhunderte lang sein Fest (18. April) bis 1963.[30]

Das «Martyrologium Germaniens» bringt den Werner von Oberwesel «aus bestimmten Gründen», die Echtheit des «Ritualmord-Heiligen» betreffend, nur in einem «Nachtrag», präsentiert ihn aber gleichwohl als einen «der bekanntesten Heiligen und Martyrer» und tischt uns die rührselige Geschichte eines Jungen auf, den am Gründonnerstag 1287 «die Juden, um sich der heiligen Kommunion habhaft zu machen, drei Tage entsetzlich gemartert und dann seine Leiche bei Bacharach in ein Dornengestrüpp geworfen haben» sollen ...[31]

Ein anderer Fast-Heiliger, der unglückselige Andreas (Anderl) Oxner von Rinn, wurde durch das verbrecherische Judenvolk bereits als dreijähriges Bauernkindlein seinen Eltern gestohlen und am 12. Juli 1462 in Rinn bei Innsbruck kaltblütig abgestochen. Zwar alles nur auf dem Papier, in der Legende, die der Jesuitenzögling und Haller Stiftsarzt Hippolyt Guarinoni erfand und 1651 publizierte. Doch ein Jahrhundert später, 1752, hat Benedikt XIV. – von Montesquieu der Papst der Gelehrten, von Macaulay der beste und weiseste unter den zweihundertfünfzig Nachfolgern Petri genannt – die Verehrung des armen Anderl erlaubt, ihn seliggesprochen und erst weitere zwei Jahrhunderte danach, 1961, der Vatikan dem Kult des seligen Anderl das Wasser abgegraben, erst 1985 der Innsbrucker Bischof Stecher das Heilsgeschehen endgültig verboten, obwohl es

doch um kein Jota verrückter war und ist als so vieles in der Catholica, die sich nach all dem Segen durch den gleich zweimal geschlachteten Anderl auch noch als undankbar erweist. Das Volk ist treuer. Hunderte von Tirolern wallfahrteten zu dem geschlossenen Kirchlein «am Judenstein», zu einem ihrer drei «Nationalheiligen», brachten Blumen, brennende Kerzen, forderten die Wiedereröffnung der «Gnadenstätte» und drohten gar mit Kirchenaustritt. Difficile est satiram non scribere.[32]

Einige dieser durch die «Feinde Jesu» angeblich massakrierten jugendlichen Helden wurden gar eifrig als Heilige verehrt; der hl. Heinrich (gest. 1220), der hl. Hugo (gest. 1255), der hl. Rudolf (gest. 1287), der hl. Simeon (gest. 1475). Die Bollandisten reihen «ähnliche Ermordungen von Christenkindern» auf: in Forchheim, Pforzheim (1261), in München (1286), in Thüringen (1307), Böhmen (1305), in Kastilien (1454), im Venetianischen (1480), in Ungarn (1494), Polen (1547), Litauen (1574) und nennen «zur Steuer der Wahrheit» und «weil es wenigen Christen gegönnt ist, die Quellen selber nachzusehen» – welcher Verlust! –, auch die Gründe für «derlei Gräuel»: 1. Christenblut macht die Beschneidung schmerzloser; 2. die wechselseitige Liebe wird glühender; 3. gewisse Krankheiten vergehen früher; 4. Handel und Wandel gedeihen gesegneter.

Oft freilich bedurfte es für die Judenmorde gar keiner direkten religiösen Vorwände. Feuersbrünste, Seuchen, Bürgerkriege, gewiß auch wieder das Herannahen der Osterzeit mit der Erinnerung an den Tod des Herrn genügten zur Hatz. Wurden die Juden zuerst von der Pest befallen, waren sie schuld daran, blieben sie verschont, waren sie es ebenfalls.[33]

Wichtiger vermutlich als der religiöse Gewinn: der materielle.

Unter dem Einfluß eines frommen Einsiedlers aus Vincennes befahl der fünfzehnjährige König Philipp II. Augustus (1180–1223) gleich zu Beginn seiner Regierung, die Juden festzunehmen und ihnen ein riesiges Lösegeld abzupressen. 1181 befreite er nach großen Konfiskationen, angeblich wegen Ritualmord, auch seine Untertanen von allen Schuldverpflichtungen, nicht ohne ein Fünftel des Schuldbetrags an sich selbst abführen zu lassen. 1182 verbannte er alle Juden aus seinem Herrschaftsbereich (erlaubte jedoch 1198 ihre

Rückkehr, ihnen allerdings gleichzeitig eine Anordnung für ihr Kreditgeschäft aufzwingend, mit der er sie gewaltig schröpfte). 1192 läßt er ungefähr hundert Juden von Bray-sur-Seine in der Champagne auf dem Scheiterhaufen verbrennen und ihr Vermögen einziehen.[34]

Um 1236 kam es in Nord- und Westfrankreich zu einer weiteren blutigen Judenjagd; nach Papst Gregor IX. wurden dabei 2500, nach einer jüngeren Quelle 3000 Menschen getötet. Gregor selbst aber prangert drei Jahre später in diversen Artikeln den Talmud an und befiehlt die Beschlagnahme aller Exemplare. Zumindest in Frankreich gehorcht man dem Befehl und konfisziert die gesamte hebräische Literatur am 3. März 1240, während die Juden in ihren Synagogen sind. Und am 17. Juni 1242 werden in Paris – nach einem jüdisch-christlichem Streitgespräch unter der Patronanz König Ludwigs IX. – 24 Wagenladungen unersetzlicher hebräischer Schriften öffentlich verbrannt, eine noch im 20. Jahrhundert in den Synagogen beklagte Katastrophe. Die Kirche rottete den Talmud in Frankreich derart fanatisch aus, daß sich nur ein einziges altes Manuskript bis in unsere Zeit erhalten haben soll.[35]

Ludwig IX. der Heilige (1226–1270) ließ die antijüdischen Verfügungen des Vierten Laterankonzils (S. 213) mit äußerster Strenge ausführen. Auch empfahl er, «beispielhaft in seiner Heiligkeit» (Pinay), für die Verteidigung des Christentums gegen die Ungläubigen das Schwert, das «in den Körper gestoßen werden soll, so weit es eindringen kann», was hohe antisemitische Kleruskreise noch nach Hitler, noch während des Zweiten Vatikanums nachhaltig in Erinnerung brachten.

Wer Schulden bei Juden hatte, brauchte unter dem Heiligen weder die Zinsen noch ein Drittel des Kapitals zu zahlen. Denn mit einem Federstrich erließ er beides 1234 dem Christen «zur Rettung seiner Seele und der Seele seines Vaters und aller seiner Vorgänger» und beraubte damit zugleich die Juden um ein Drittel ihrer Einkünfte. 1235 untersagte er ihnen als erster Herrscher Europas das Zinsnehmen und befahl, ihr Leben allein von Handarbeit zu fristen. Ein Jahrzehnt später, im Juli 1246, schrieb er dem Seneschall von Carcassonne: «Nimm alle Juden, die uns gehören, gefangen ..., denn

wir wollen soviel wie möglich aus ihnen herausholen.» Der Heilige rüstete für den Krieg gegen die Mohammedaner, also kam ihm das Geld der gottverdammten Juden gerade recht. Und bevor er 1249 auf seinen Kreuzzug ging (S. 309 ff.), gebot er, anscheinend freilich vergeblich, ihre Vertreibung.

Ein Heiliger eben. Erstaunt es? Aber viel mehr sollte erstaunen, daß selbst heute noch, daß sogar aufgeklärte, hochqualifizierte Köpfe die verquollensten Vorstellungen von Heiligen und vom Heiligen haben. Es sei deshalb der Hinweis auf einen schon anderwärts von mir formulierten Gedanken gestattet: daß nämlich nicht nutzlose Betbrüder die «Ehre der Altäre» erklommen, nein, Ausbeuter, Diebe, Antisemiten, Erpresser, Fälscher, Brandstifter und Bestechungsspezialisten, Mörder und Massenmörder. Helvétius wußte es: «Wenn man ihre Heiligenlegenden liest, findet man die Namen von tausend heiliggesprochenen Verbrechern.» Und fast alle aus der Oberschicht! Gerade deshalb aber gehört, was den Leuten als heilig im Kopf steckt, herausgeschnitten wie Krebs.

Da der Apfel nicht weit vom Stamm fällt, beraubte Philipp IV. der Schöne (1285–1314), der Enkel des Heiligen, die Juden, wo er konnte. Immer wieder ließ er Massenverhaftungen vornehmen, um sie an der Flucht zu hindern. Und schließlich wurden am 22. Juli 1306 alle Juden seines Landes, damals etwa 100000, erst eingesperrt, dann ausgewiesen, nachdem man sie schon 1239/1240 aus der Bretagne, seit 1289 aus dem englischen Festlandbesitz, seit 1291 aus dem Poitou vertrieben hatte. Philipp der Schöne erlaubte ihnen, nur zwölf «sous tournois» mitzunehmen und die Kleider, die sie auf dem Rücken tragen konnten. Er kassierte ihr ganzes Vermögen plus ihrer Ansprüche aus Wuchergeschäften. Zwar bewilligte 1315 sein Sohn Ludwig X. (Louis Hutin) ihre Rückkehr, allerdings nur für zwölf Jahre, wofür sie überdies 122 500 Livres bar zu zahlen hatten, weshalb bloß wenige remigrierten.[36]

Im Frühjahr 1320 löste ein Kreuzzugsaufruf Philipps V. in Süd- und Westfrankreich eine neue Pastorellenbewegung aus. Wie schon bei der ersten (S. 315 f.), schiffte sich kaum einer der rebellierenden Hirten nach Palästina ein, doch im Unterschied zum früheren Aufruhr kam es jetzt zu schweren Judenpogromen im Languedoc, Ber-

ry, Alpenvorland, in Toulouse, Narbonne, Cahors etc., später selbst in Aragón, worauf man die auch Klerus und Adel attackierenden Aufständischen überall durch Militär völlig vernichtet hat.

Zuvor aber fiel man über die Juden her, rottete eine ihrer Gemeinden nach der anderen aus und verbrannte 1321 im Languedoc auch alle Aussätzigen, weil sie, angeblich von Juden bestochen, die Brunnen vergiftet hätten. Philipp V. der Lange (le Long), König von Frankreich und Navarra, ließ Juden wie Leprose hetzen und einmal bei seinem Schloß Chinon, in der Nähe von Tours, an einem Tag 160 Juden töten. «Dem königlichen Schatz sollen aus dem Eigentum der verbrannten und verbannten Juden einhundertundfünfzigtausend Livres zugeflossen sein» (Lea).

Unter Bruch des Abkommens von 1315 wurden die Juden 1322 aus dem ganzen Reich gejagt und durften erst 1359 wieder zurück. Es war jenes Jahr, in dem Innozenz VI. dem Franziskanerinquisitor der Provence gebot, die abgefallenen Judenchristen, die seit Clemens' IV. Konstitution «Turbato corde» (1267) als «Ketzer» angeklagt und bestraft werden mußten, sogar wenn sie tot waren, auszugraben und nachträglich abzuurteilen. Die mittelalterliche Theologie verdammte getaufte und wieder abgefallene Juden fast einhellig zum Tod auf dem Scheiterhaufen. Doch auch die weltlichen Gesetze bestraften den Rückfall Getaufter ins Judentum mindestens vom Hochmittelalter an rigoros, meistens mit dem Tod, gelegentlich mit Verstümmelung oder Exil.

1380 und 1382 kam es in Paris zu antijüdischen Agitationen beim Steueraufruhr der Maillotins, wobei 16 Juden getötet, die übrigen ausgepeitscht und eingekerkert wurden. Und 1395 mußten die Juden das Königreich wieder verlassen, wie schon 1182, 1306 und 1322. Waren sie ja auch bereits aus andren Gebieten Frankreichs vertrieben worden, etwa 1239 durch den Herzog Johann aus der Bretagne oder 1253 durch den Erzbischof von Vienne, den Papst Innozenz IV. bevollmächtigt hatte, sie aus seinem Land zu verbannen, weil sie die kirchlichen Gesetze ignorierten «und dem Seelenheil der Christen Gefahren brächten».[37]

DIE MITTELALTERLICHEN JUDENVERFOLGUNGEN IN ENGLAND

Nach der Eroberung Englands durch Wilhelm von der Normandie 1066 genossen die Juden auf der Insel eine gewisse Toleranz, Bewegungsfreiheit, Zollfreiheit, sie besorgten des Königs Geschäfte, aber waren damit auch «des Königs Juden». Das hatte Folgen, zunächst geschäftliche. Ein Jahrhundert später war Aaron von Lincoln der reichste Mann Englands, und als er 1186 starb, strich der Monarch nicht nur seinen gesamten Besitz ein – noch jahrzehntelang mühte sich das königliche Schatzamt um die Eintreibung von Aarons Außenständen bei 430 Gläubigern.

Der Reichtum erweckte den Neid und die Wut der Christen. Es kam zur ersten Ritualmordbeschuldigung der Juden in Europa. Zur Verhöhnung von Christi Kreuzigung sollen sie an Ostern 1144 den Gerberlehrling William von Norwich ans Kreuz genagelt haben (S. 418). Weitere ritualmordähnliche Bezichtigungen folgten, ohne daß es zu einer wirklichen Verfolgung kam, von einer kolossalen Ausbeutung abgesehen. Mußten etwa die englischen Christen 1186 ein Zehntel ihres Eigentums entrichten, so die Juden ein Viertel, und man schraubte ihre Steuern immer höher.

Die eigentlichen Pogrome begannen mit dem Dritten Kreuzzug. Denn die frommen «Pilger» wollten erst die Juden erschlagen, ehe sie die Sarazenen killten, das war ja auch bewährte Praxis auf dem Kontinent.

Am 3. September 1189 brach bei der Krönung Richards I. Löwenherz in Westminster ein Aufruhr aus, und noch während der Nacht, beim Feuerschein brennender Häuser, ja bis in den nächsten Tag hinein wurden in London viele Juden ermordet. Und sobald der König im nächsten Frühjahr England verlassen hatte, gab es weitere Judengemetzel, obwohl er zuvor durch eine Proklamation die Belästigung der Juden ausdrücklich verboten hatte. Doch machten die «Wallfahrer» im Januar in Lynn alle Juden nieder und ihre Häuser dem Erdboden gleich; kein Stein soll auf dem andren geblieben sein. Im Februar vernichteten sie alle Juden Norwichs, die sie antrafen.

Im März tötete man viele zur Marktzeit in Stanford. Ähnlich verfuhr man in Bury, in Dunstable. In York verteidigten sich die Verfolgten einige Tage in einem Turm, dann verbrannten sie ihre mitgebrachten Güter und brachten einander selber um. «Da trat Rabbi Jomtov auf und schlachtete an sechzig Personen. Auch andere schlachteten. Mancher, der sonst vor Weichherzigkeit und Ängstlichkeit nicht wagte, den Fuß auf die Erde zu setzen, befahl jetzt, seinen einzigen Sohn hinzuschlachten; manche verbrannten sich in Anerkennung der Einheit ihres Schöpfers. Die Zahl der Erschlagenen und Verbrannten betrug einhundertfünfzig heilige Personen» (Ephraim ben Jakob). Zuletzt schlachtete sich Rabbi Jomtov selbst. Die Belagerer fanden am andern Morgen, am 17. März 1190, nur noch Leichen.

Anführer des Christenmobs waren bei den Juden verschuldete Ritter, wie überhaupt die bei ihnen schwer in der Kreide stehenden Yorker Christen zuerst ihre Schuldzettel verbrannt hatten – neben etlichen Juden. Und zuletzt verbrannten sie weitere in der Kathedrale gelagerte Schuldscheine vor dem Hauptaltar. Und den Juden gestohlene Schätze, Gold, Silber, kostbare Bücher, brachten sie nach Köln und andren Orten – «und verkauften sie dort den Juden ...»

Die jüdischen Gemeinden Englands sollen sich von dem Schlag durch die Massaker von 1189/1190 nie mehr ganz erholt haben.[38]

Nachdem König Johann Ohneland (1199–1216) den Thron gegen seinen Neffen Arthur I., Grafen der Bretagne – den er angeblich töten ließ –, hatte behaupten können, brauchte er für seine zahlreichen Kriege, für weitere Feldzüge gegen Schottland, Irland, Wales nichts nötiger als Geld. Also schröpft er u.a. schwer die Juden, sperrt sie ein, erpreßt sie, hängt manche auf, vertreibt andere. Und als 1215 die baroniale Erhebung die Anerkennung der Magna Charta erzwingt, wenden sich auch die aufsässigen Adligen in London zuerst gegen die Juden und legen ihre Häuser in Schutt und Asche.

Und zu dem antijüdischen König, dem antijüdischen Adel tritt noch die antijüdische Kirche, die seit langem die Unheilssaat gestreut.

Erst kürzlich aber, 1215, hatte das Vierte Laterankonzil eine ganze Reihe judenfeindlicher Bestimmungen wieder eingeschärft, ja

«eine neue Grundlage des Judenrechts geschaffen» (Kupisch), hatte es die «Zweitrangigkeit» der Hebräer im allgemeinen Bewußtsein noch einmal vertieft. Dabei konnte sich der Papst des Konzils, Innozenz III., auf den großen Antijudaisten Augustin berufen (I 511 ff.). Doch hatte auch in jüngster Zeit, auf der Höhe des Mittelalters, Thomas von Aquin, doctor angelicus, die durch das Konzil bestätigte Lehre von der ewigen Knechtsexistenz der Juden, von ihrem Sklavenstand, vertreten. Und sehr populär, jedenfalls oft zitiert, wurde Innozenz' Wort: «Der Jude ist seinem Gast wie ein Feuer im Busen, wie eine Maus im Sack, eine Schlange am Hals.»

Die antisemitischen Beschlüsse nicht nur dieser Lateranversammlung wurden in England früher durchgesetzt als irgendwo sonst in Europa, früher und konsequenter. So führte der Erzbischof von Canterbury 1218 als erster die diskriminierende Kleiderkennzeichnung ein. Jeder englische Jude mußte fortan ein Abzeichen in Form der Gesetzestafeln tragen, daher «tabula» genannt (Hitlers Judenstern!). Ein halbes Jahrhundert später mußte es größer und gelb gefärbt und seit 1279 auch von Frauen getragen werden. Und zwischenzeitlich, 1263, hatte ja auch schon König Ludwig der Heilige allen jüdischen Männern und Frauen dieses Schandmal an ihren Kleidern zu zeigen befohlen, einen Kreis aus gelbem Stoff, und zwar «vorne und hinten auf ihrer Kleidung». «Wahrhaftig, die Nazis», ruft Rudolf Krämer-Badoni, «haben viele ihrer Greuel nicht erfunden, sie haben oft auf die Praktiken des christlichen Mittelalters zurückgegriffen, auf die Praktiken jener absolut christusgläubigen Massen, denen von Kirchenvätern und Theologen lange genug weisgemacht worden war, daß Juden Gottesmörder und Sklaven der Christen seien, und von Predigermönchen und vorher schon vom Vierten Laterankonzil, daß Juden wegen des Wucherzinses als Aussauger braver Christen zu behandeln seien.»

König Heinrich III. warf in seinen aktiven Regierungsjahren zwischen 1236 und 1254 die englischen Juden, gewöhnlich die Männer, gelegentlich auch Frauen und Kinder, ins Gefängnis. Der häufig schwächlich erscheinende, aber kostspielige Kriege führende Monarch erwies sich hier als markig. Er ließ die Juden berauben, erpressen und gab sie erst frei, hatte er ihnen genug Geld abgenommen,

Beträge zwischen zehn- und zwanzigtausend Mark; 1244 aber, als man von einem Ritualmord in London munkelte, verlangte er sechzigtausend Mark Lösegeld.

1253 verordnete er als Grundprinzip, «daß kein Jude in England verweilen darf, ohne dem König Dienst zu leisten, und daß jeder Jude, ob männlichen oder weiblichen Geschlechts, von der Stunde seiner Geburt an, *Uns* irgendwie nützen muß». Und keinem Christen, auch nicht dem geringsten, durfte durch Juden geschadet werden, etwa indem ein solcher Mensch eine Kirche betrat oder während der Fastenzeit Fleisch aß oder empfindsame Christenohren durch zu lautes Beten verletzte. Wurde gar in Synagogen gesungen und so der Gottesdienst in einer benachbarten Kirche gestört, konnte die Synagoge beschlagnahmt werden; der Bau einer neuen war ohnedies verboten.

Als es in England einmal mehr zum Bürgerkrieg, als es 1258 zu einem weiteren «Aufstand der Barone» kam, legte der Adel seine Verarmung den Juden, den königlichen Geldeintreibern, zur Last und das Londoner Judenviertel wieder in Asche. Wer sich nicht taufen ließ, wurde getötet. Doch auch auf andere Städte, auf Canterbury, Worcester, Bristol, Lincoln, griffen die Pogrome über, und der alte Vorwurf des Ritualmordes taucht auf. Einen «Ritualmörder», der unter der Folter gesteht, läßt der König an einem Pferdeschwanz durch die Straßen zerren und hängen, wie andere Juden auch. Man schlägt tot, setzt gefangen, bringt auf den Scheiterhaufen, an den Galgen – und Papst Honorius IV. protestiert 1286 in einer Bulle an die Kirche Englands gegen den geselligen Verkehr von Christen mit Juden und fordert deren strengere Isolation.

Aber König Eduard I. (1272–1307) greift noch radikaler ein. Und war er nicht wie geschaffen dafür? Ein unentwegt Schulden anhäufender und Krieg führender Fürst (der auch am zweiten Kreuzzug Ludwigs des Heiligen teilnahm und als einziger der Hauptführer von Tunis weiter ins Heilige Land zog)? 1290 weist er die Juden, die nicht konvertierten, aus. Waren es auch nicht, wie zeitgenössische Chronisten schätzten, 16 000 Menschen, mehrere tausend flohen nun über das Meer.[39]

Die mittelalterlichen Judenverfolgungen in Deutschland

Die Judenmassaker begannen in Deutschland mit dem Ersten Kreuzzug (s. dazu «Frühe Präludien der Nazizeit», VI 362 ff.), wenn da auch vor allem nordfranzösische und flandrische Kreuzfahrer die Hauptmörder waren. Doch seitdem gab es keine Kreuzzugsvorbereitung ohne antijüdische Exzesse, wurde die Lage der Juden immer schlimmer, die ihnen feindlichen Gesetze, die blutigen Randale häuften sich quer durch ganz Europa von Spanien bis Polen. Zwangstaufen wurden fast die Regel, obwohl viele Juden die Verbannung oder den Tod vorzogen – leider.

Auch der Zweite Kreuzzug (VI 471 ff.) wird 1147 mit Judenabstechungen besonders in den großen und reichen Judengemeinden am Rhein eröffnet. Der Abt von Cluny, Petrus Venerabilis (der Ehrwürdige), Verfasser eines Buches «Gegen die Juden», und der fanatische deutsche Zisterzienser Radulf hetzten zugleich gegen Juden wie Heiden. In allen größeren Städten, wo Radulf predigt, in Köln, Mainz, Worms, Speyer, Straßburg kommt es zu Übergriffen, wenn auch die Opfer deutlich geringer sind als beim Ersten Kreuzzug. Am meisten aber massakrieren die «Pilger» am 24. Februar 1147 die Juden Würzburgs, Frauen und Kinder, alt und jung, auch drei Rabbiner. «Diese ganze Zeit war krank von religiösem Haß» (Schopen).[40]

Mag auch auf deutschem Boden das Zusammenleben mit den Juden länger als in Spanien oder Frankreich verhältnismäßig moderat oder doch weniger gestört gewesen sein, mag da die Judenschaft einen beschränkten Schutz durch die kaiserlichen Regierungen genossen haben, allmählich wächst die Welle der Gewalt auch hier, scheinen die Deutschen in ihrer gründlichen Art alle früheren Abschlachtungen noch zu übertreffen.

Zunächst flammen immer wieder kleinere oder größere Verfolgungen auf, so in Boppard 1179, in Wien 1181, Speyer 1195, Halle 1205, Erfurt 1221. In Norddeutschland, wo Lübeck während des ganzen Mittelalters innerhalb seines Stadtgebietes keine Juden toleriert und es einige jüdische Siedlungen erst später gibt,

wird dennoch Mecklenburg 1225 zum Schauplatz von Ausschreitungen.

In den Jahren 1235/1236 kommt es zu Ritualmordklagen und Judennachstellungen in Lauda, Fulda, Tauberbischofsheim. In Kitzingen tötet man am 5. August 1243 sechs Juden und zwei Jüdinnen, zwei Männer und eine Frau werden gefoltert und gerädert. Doch ufern Haßhaltung, Beutegier, Pogromstimmungen erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts aus, erschüttern antijüdische Aktionen blutigster Art Franken und seine Nachbarländer, um eine «Hostienschändung» zu rächen – eine erlogene Hostienschändung und Tausende von erschlagenen Juden![41]

Der Vorwurf des Hostienfrevels, noch nicht lange aufgekommen, tritt allmählich häufiger neben den des Ritualmords, wozu seit den zwanziger Jahren des 14. Jahrhunderts noch der Vorwurf der Brunnenvergiftung tritt.

Die Hostienschändung – bei der nicht nur Blut floß, sondern gelegentlich einem Ofen, in dem man Hostien verbrannt, auch weiße Tauben und Engel entschwebten – hatte einen Vorläufer in blutenden Christusbildern. Oft nacherzählt und nachgebildet wurde ein von Gregor von Tours (IV Register) berichtetes Bildwunder, wonach ein Gemälde Christi, von einem Juden des Nachts aus einer Kirche entwendet und durchbohrt, so zu bluten begann, daß die gräßlichen Spuren anderntags die Christen zum Haus des Schänders führten, den sie gleich steinigten.

Von solchen, von Juden mißhandelten Christusbildern oder Kruzifixen, deren Blut man im 12. Jahrhundert in England ebenso vorzeigen konnte wie im Lateran in Rom, war wohl der Weg zu blutenden Hostien nicht weit. Seit dem ausgehenden 13. Jahrhundert jedenfalls geißelt man in vielen Traktätchen und auf vielen Kanzeln verbrecherische Juden, die konsekrierte Hostien kauften oder stahlen und aufs scheußlichste entweihten. Was Wunder, wenn der Leib des Herrn danach entsetzlich zu bluten und das gute Christenvolk die jüdischen Frevler immer von neuem zusammenzuschlagen begann!

Durch Jahrhunderte nahmen von solchen Histörchen, ebenso infam wie schwachsinnig, die meisten Pogrome ihren Ausgang. Dabei

gehören Gott und das Wunder immer dazu – sonst liefe ja die Sache auf ein ganz gemeines Verbrechen, auf ordinären Raub und Totschlag hinaus! Ergo liest man oft: «da tet got vil zeichene ...» Und unmittelbar darauf: «Darumme worden die Juden alle irslagen.»[42]

So auch in Röttingen an der Tauber. Am 20. April 1298 bezichtigte man die dortigen Juden eines Hostienfrevels. Sie hatten den hl. Leib des Herrn zerfetzt und in einem Mörser zerstampft, worauf er zu bluten und Wunder zu wirken begann – und noch im 14. Jahrhundert Teile davon auswärtige Klöster als Reliquie bekamen.

Nun blutete aber nicht nur die Hostie, sondern auch die Judenschar Röttingens. Unter Führung eines Adligen, eines «König Rindfleisch» (nobilis Rintfleusch, manchmal auch Metzger genannt, weniger Name als Menetekel), wurden zunächst einmal die Juden des Ortes erschlagen, 21 Menschen. Dann zog rex Rindfleisch, der sich selbstverständlich auf die «göttliche Weisung» berufen konnte, alle Juden (also nicht etwa nur einzelne, nur «Schuldige»), nein, alle zu foltern und zu vernichten, mit seinen Schlächtern hinaus ins Land. Vorneweg ein großes Kreuz, das die Christen zur Rache provozieren, die Juden schutzlos machen sollte, was sie ohnedies waren, überfielen und metzelten sie diese in weit über hundert Orten.

Zum Beispiel, um nur einige fränkische zu nennen, wobei die Zahlen der Opfer meist eher zu niedrig sind: in Ebermannstadt 12; in Eggolsheim 12; in Hollfeld 17; in Höchstadt 30; in Forchheim 83; in Bamberg, dessen Bischöfe «immer eine judenfeindliche Politik betrieben» (Morlinghaus), 126; in Neustadt an der Aisch 71 Juden; in Windsheim 57; in Mergentheim 17; in Tauberbischofsheim 131; in Ochsenfurt 34; in Kitzingen 15; in Iphofen 25; in Nürnberg 628; in Hürnheim 25; in Nördlingen 8; in Rothenburg ob der Tauber fast 500; in Würzburg 900.

Ortsbischof Manegold von Neuenburg (1287–1303) ließ hier die Juden am 23. Juli dem wütenden Christenmob ans Messer liefern – «unde man seite», wie die «Sächsische Weltchronik. Thüringische Fortsetzung» meldet, «daz dit die sache were: man hette unsis herren licham funden zu Wirzeburg in ire schule, unde hetten die Joden unsis herren licham mit meßeren unde mit olen durchstochen unde martirte unsin herren andirweide. Darumme worden si alle irsla-

gen.» «In ihrer Intensität und in ihren Folgen ... übertrafen die ‹Rintfleisch-Pogrome› von 1298 deutlich die Verfolgungen im Umkreis des ersten und zweiten Kreuzzuges ... Die Geistlichkeit scheint dem Treiben jedenfalls keinen entschiedenen Widerstand entgegengesetzt zu haben, wie ihre Haltung zu den Blutwundern von Lauda, Iphofen, Möckmühl, Weikersheim und Würzburg erweist» (Arnold).[43]

So wurden in 146 Gemeinden Thüringens, Hessens, Frankens, der Oberpfalz und Schwabens die Juden heimgesucht und in manchen gänzlich ausgelöscht – insgesamt etwa 5000 Menschen. Zweifellos haben dabei nicht nur «religiöse» Gründe eine Rolle gespielt, sondern, zumindest bei vielen verschuldeten Christen, auch handfeste materielle. Der böhmische Zisterzienserabt und Geschichtsschreiber Peter von Zittau (gest. 1339) hält denn auch die Meinung fest, «daß die Tat aus Lust am Rauben von Geld geschehen sei» (opinantur tamen alii, quod factum fuerit amore pecuniam rapiendi).[44]

Einige Jahrzehnte später, ab 1336, kam es zu den Armleder-Verfolgungen, die wieder – Tradition verpflichtet – von Röttingen ausgingen und wieder unter einem zum König Gewählten, dem Ritter Arnold dem Jüngeren von Uissigheim (bei Wertheim). Im Sommer 1336 sticht er zwischen Tauber und Main mit seiner Christenhorde insgesamt 1500 Juden nieder. Zwar wird «König Armleder» schon am 14. November durch das Schwert liquidiert, bereits auf seiner Grabplatte in der Kirche von Uissigheim aber «der selige Arnold» genannt und sein Grab «dank seiner Verdienste um den Glauben durch viele Wunder berühmt». Es wurde «bis ins 18. Jahrhundert insbesondere von den Wallfahrern nach Walldürn besucht, die von Fulda kommend hier Station machten. Der vom Grabstein abgeschabte Sand galt als Heilmittel bei Viehkrankheiten» (Arnold).

Und schon ein Jahr nach seinem Tod bricht weiteres Unheil über die Juden herein, werden als «Blutstädte» bekannt Aschaffenburg und Babenhausen, Büdingen und Friedberg, Andernach, Chochem, Kaub, Koblenz u. v. a. Denn die Pogrome, in denen man ebenso eine Art Fortsetzung der Kreuzzugsjudenjagden erkannte wie Vorläufer des großen Bauernkrieges, griffen jetzt bis nach Hessen und an den

Mittel-, den Oberrhein über, auf die Bistümer Trier, Straßburg, Basel. Zwei weitere «König Armleder»-Figuren kommandierten, ein Edelmann aus Dorlisheim und der Gastwirt Johannes Zimberlin aus Andlau mit angeblich geradezu charismatischen Führerqualitäten. Und genau wie «König Rindfleisch» berief er sich darauf, «durch göttliche Eingebung und ein himmlisches Orakel unter anderem die Weisung empfangen zu haben, daß im ganzen Land die Juden als Feinde Christi durch ihn und die ihm zur Seite stehenden Helfer vernichtet und aus dem Weg geräumt werden müßten» (Johann von Winterthur).

Mehr als 6000 Juden verblichen unter Christenpranken, und dies nach Heinrich von Dießenhofen, dem 1376 gestorbenen thurgauischen Chronisten, Chorherrn, Domherrn, Hochstiftsadministrator, «nur deswegen, weil deren Mörder ihnen die zeitlichen Güter entreißen wollten» (non ob aliud nisi quod eis bona temporalia auferre volebant occisores eorum).[45]

Ebendarum ging es vor allem, wenn nicht ausschließlich, auch bei weiteren Verfolgungen in jenen Tagen, wobei die aktuellen Anlässe ganz verschieden sein konnten.

So melden die «Ensdorfer Annalen» lapidar: «1338. In diesem Jahr flog eine Menge von Heuschrecken. Im selben Jahr sind die Juden in Straubing verbrannt worden.» (1338. Hoc anno volavit multitudo locustarum. Eodem anno cremati sunt Judei in Straubing.) Auch die «Windberger Annalen» bringen diese Judenverbrennungen in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Auftauchen der Heuschrecken: «Wurde das jüdische Volk dieser Zeit umgebracht, Als viele Heuschrecken durch die Lande flogen» (... est trucidatus, Cum volavere per terras multe locuste).

Die «Annales Windbergenses» beziehen aber auch das damalige Deggendorfer Pogrom mit ein, bei dem man sämtliche Juden der Stadt ermordet. Und zur Rechtfertigung der Deggendorfer Christen erfindet man Jahrzehnte später eine Hostienlegende; «ward», sagt knapp die Regensburger Chronik, «das Hochwirdig Sacrament zu Deckendorf gefunden, das dan die Juden daselbs gemartert hetten, darumb wurden die Juden verprennt». Eine mehr kosmetische Version lautet: «Es ist ohn hin ein landt- und weldtbekandte sache, wel-

chergestalten anno 1337 von einen armen Christen Madl, welches ihre Claider versetzt habe: die Juden 9 heilig consecrirte Hostien überkommen, und mit diesen auf das ärgerlichiste umgegangen seyndt, welche sanctissimum bis auf diese Stundt auf eine Miraculose, und über natürliche weis sich selbst conserviret, wonach die von Deggendorf, mit beyhülff des Herrn von Degenberg die Juden sammentlich überfallen, verhergt [= beraubt, geplündert], verwüst, und verbrendt, und mit einem wortt völlig vertilgt haben, so mit gnädigst concedirt [= zugestanden] worden ist, all von denen Juden überkommenes vermögen vor aigen [= als Eigentum] zubehalten ...»[46]

Tatsächlich hatte sich Herr Heinrich «von Gottes Gnaden Pfalzgraf zu Rhein und Herzog in Bayern» den Deggendorfer Judenschlächtern gegenüber äußerst großzügig erwiesen, hatte er alle, die «unsere Juden zu Deggendorf verbrannt und getötet haben», urkundlich nicht nur seiner Huld versichert, sondern auch gestattet, daß sie, was immer sie den ermordeten Juden geraubt, was «heimlich oder öffentlich in ihre Gewalt gekommen ist, alles behalten sollen», sogar auch alles, was sie hätten zurückzahlen müssen. «Darum sollen die Bürgschaften, Pfandbriefe und anderen Urkunden, die die Juden von ihnen innehatten, oder was sie ihnen sonst zurückzahlen sollten, völlig getilgt sein, und sie sollen daher dieser drei Sachen gegenüber uns und allen Leuten gänzlich ledig sein; auf ewig sollen sie an Leib und Gut ohne Bußleistung gegenüber uns, unseren Erben und Nachkommen und gegenüber allen unseren Beamten bleiben und sollen auch deswegen auf ewig von uns, unseren Erben und von allen unseren Beamten unangesprochen und unbehelligt bleiben.»

Ein großer Freispruch, Zuspruch. Doch Herzog Heinrich von Gottes Gnaden konnte sich dies leisten. Nachdem man nämlich in mindestens 21 Städten und Ortschaften des Herzogtums Niederbayern-Landshut Juden getötet hatte, folgte er dem Beispiel seiner Untertanen und löste auch sein eigenes Finanzproblem, indem er befahl, «alle Juden in Landshut zu verbrennen und zu töten, so daß nur wenige entkamen» (omnes Iudeos in Lansh[ut] comburere et interficere precebit, quod pauci evaserunt: Weihenstephaner Annalen).

Einige Jahrzehnte später gewährte Papst Bonifaz IX. der neuerrichteten Heiliggrabkirche zur Deggendorfer «Gnad» einen fünftägigen Ablaß (wie der Markuskirche von Venedig). Deggendorf, das die angeblich geschändete Hostie nun in einer Wallfahrtskirche verehrte, das auch einen «Judenaltar» bekam, auch ein schönes Bild von der Judenabschlachtung mit der Unterschrift: «Gott gebe, daß von diesem Höllengeschmais unser Vaterland jederzeit befreyet bleibe», Deggendorf wurde zur «Gnadenstätte». Ein grandioser Pilgerbetrieb setzte ein. «Mord, Raub und Gründung lukrativer Wallfahrtsstätten, das war die geniale ökonomische Kumulation» (Krämer-Badoni). Erst brauchte man 12, dann bis zu 30 Beichtväter, die Sache florierte, florierte noch im 20. Jahrhundert, noch nach Hitler, als der Regensburger Bischof die Grabwallfahrt völlig neu interpretierte als «Eucharistische Wallfahrt der Diözese» und der Pfarrer der «Gnad»-Kirche bei den «Gnad»-Feiern 1983 wahrhaft begnadet sagte: «Auf jeden Fall handelt es sich bei der Grabkirche um einen Sühnebau, gleich ob es sich um Sühne für den Hostienfrevel, wie es die Legende will, oder für den Judenmord handelt.»

Nun, macht man nicht Fortschritte?!

Die Pogrome jener Zeit reichten von Kärnten bis in die Rheinregionen, wobei überall die Juden «um viele Güter gebracht wurden, entweder ertränkt oder verbrannt oder aber ihrer Eingeweide beraubt jämmerlich zugrundegingen und viele arme Adelige und Bürger durch vernichtete [Schuld-]Urkunden reich machten». Denn darum ging es. Religiös, missionarisch erreichte man bei den Juden wenig. Diffamierungen, Belehrungen, Bittgesänge, Bußtage, Strafen, Reliquienprozessionen, nichts verfing. Erst sobald man zum Messer griff, zur Axt, erst wenn man das Judenblut spritzen ließ und das von den Juden vergossene Blut des Gekreuzigten gerächt hatte oder auch, wie in Pulkau, «eine, wie es hieß, ganz und gar blutbefleckt Hostie» (hostia ut dicitur tota cruentata), ja, dann stellte man die gebenedeite Ordnung wieder her. Nur derart konnten sich einzelne oder ganze Gemeinden wenigstens kurzfristig sozusagen sanieren, stets mit christkatholischem Schwung. «Aufgrund dieses Ereignisses töteten die Christen, von göttlichem Eifer angetrieben, um das

Fest des heiligen Georg alle Juden in Pulkau, Retz, Znaim, Horn, Eggenburg, Klosterneuburg und Zwettl, verbrannten sie und machten sie zu Asche.»[47]

Ein Jahrzehnt später kulminierten die Verfolgungen in den Pestpogromen, die fast sämtliche jüdischen Gemeinden Deutschlands ausgelöscht haben; eine Katastrophe, die man mit der Judenvernichtung im Zweiten Weltkrieg verglich.

Die Pest, von Mittelasien über die Krim nach Italien eingeschleppt, erfaßte zwischen 1347 und 1353 ganz Europa, zumal über die Seewege, die Häfen, vom Mittelmeer bis Skandinavien, von der Atlantikküste, der Nordsee, bis zum Ural. Und als sie ihre letzten Opfer 1353 in Rußland forderte, hatte sie 200 000 Dörfer Europas menschenleer gemacht, etwa 30 Prozent seiner Gesamtbevölkerung verschlungen, 18 Millionen Menschen.

Stark begünstigt wurde das verheerende Umsichgreifen der Seuche durch schlimme wirtschaftliche und gesundheitliche Verhältnisse, durch Mißernten, Hungersnöte, eine vor allem Süddeutschland und die Alpenregionen heimsuchende Heuschreckenplage, wozu noch die notorischen Kriegsgreuel kamen. Eindringlich schildert Boccaccio die Situation. «Fast alle strebten zu ein und demselben grausamen Ziele hin, die Kranken nämlich und was zu ihnen gehörte, zu vermeiden und zu fliehen, in der Hoffnung sich auf solche Weise selbst zu retten. Einige waren der Meinung, ein mäßiges Leben, frei von jeder Üppigkeit, vermöge die Widerstandskraft besonders zu stärken ... Andere aber waren der entgegengesetzten Meinung zugetan und versicherten, viel zu trinken, gut zu leben, mit Gesang und Scherz umherzugehen, in allen Dingen, soweit es sich tun ließe, seine Lust zu befriedigen ... Es gab viele, die bei Tag oder Nacht auf offener Straße verschieden, viele, die ihren Geist in den Häusern aufgaben und ihren Nachbarn erst durch den Gestank, der aus ihren faulenden Leichen aufstieg, Kunde von ihrem Tode brachten.»[48]

Natürlich hatte man diverse Erklärungsmodelle für den Schwarzen Tod, wenn auch keine gültige medizinische Erkenntnis.

Doch wußte man, wie immer in analogen Fällen, die Pest war eine Strafe, ein Gericht Gottes. Der liebe Himmelvater rächte sich,

rächte sich für alles mögliche an der (ihm) mißratenen Menschheit. Das glaubten zumal auch die Flagellanten (flagellatores, cruciferi, paenitentes, besser noch gens sine capite genannt, kopfloses Volk). Es war dies jene schon 1260 von Perugia ausgegangene, wie im Flug sich verbreitende Geißler- oder Flegler-Bewegung, die jetzt eben auch zur Pestzeit 1348 durch fast ganz Europa sich peitschte: Männer und Frauen, Adlige und Bauern, selbst, obwohl bald mehr, bald weniger verketzert, Kleriker und Mönche. Sie alle straften sich für ihre und der Menschheit Sünden, auf daß, so sangen sie in einem ihrer Lieder, «got daz grozze sterben wend». 1414/1416 verbrannte man mehrere hundert von ihnen in Nordostdeutschland.

Nächst dem Allerhöchsten hatte natürlich die Judenschaft ihre Hände im Spiel, indem sie die Brunnen vergiftete, «um die Christenwelt auszurotten», schreibt der Theologe Konrad von Megenberg (gest. 1374) nicht einmal unkritisch. «Man fand in vielen Brunnen mit Gift gefüllte Säckchen vor, und es wurden unzählig viele Juden erschlagen ... Wahrhaftig ich weiß nicht, ob einige Juden das gethan haben.»

In Chillon aber gestand der Jude Balavieny, Arzt und Chirurg, unter der Folter, in Südfrankreich hätten seine Glaubensgenossen ein giftiges Gebräu aus Spinnen, Fröschen, getrockneten Schlangen, Menschenfleisch, aus Christenherzen und geweihten Hostien an diverse jüdische Gemeinden geliefert und damit die Brunnen verseucht. Und wie man darauf in Chillon die ganze Judenschaft mit ausgeklügelter katholischer Grausamkeit massakrierte, so folgten überall, wo das Märchen von Chillon hingelangte, ähnliche Metzeleien. Der Wahn, denn das Geglaubte war fast immer fiktiv, breitete sich mit der Pest von Spanien und Südfrankreich über die Schweiz und Deutschland bis Polen aus. Dabei folgte er in Frankreich mehr dem Auftreten der Epidemie, in Deutschland ging er ihr eher voraus, eine Mixtur aus Pönalisierung und Prophylaxe. Allerdings: in mohammedanischen und mongolischen Ländern, wo die Pest gleichfalls wütete, wurden die Juden nicht beschuldigt![49] Unter rechtgläubigen Himmelsstrichen aber kam es zu wüsten Exzessen.

Dabei hatten die Pestpogrome in Spanien und Südfrankreich eine

gewisse Signalwirkung für Deutschland, das heißt man liquidierte hier die Juden gewöhnlich, noch bevor die Pest zur Stelle war, eben prophylaktisch. Und prophylaktisch auch waren die Bedrohten manchmal Christen geworden, so daß man in Basel anscheinend nur mehr konvertierte Hebräer liquidieren konnte. Jedenfalls wurde die ganze jüdische Bevölkerung der Stadt auf einer Sandbank im Rhein lebendig verbrannt, wodurch sich die Mörder, ganz nebenbei, auch schuldenfrei machten. In Freiburg im Breisgau nahm man nur einige sehr junge Juden von der Verbrennung aus, um sie zu Christenkindern zu machen. Die dortige Synagoge fungierte danach als Brauhaus, und die übrige Hinterlassenschaft beschwor offenbar üble Zwiste der Killer herauf.[50]

In Straßburg war sich, trotz Bedenken mancher, schließlich alles über die Beseitigung der Juden einig, Stadtväter, Stände, Adel, Geistlichkeit. Im Januar 1349 erklärte man die Verhaßten für vogelfrei, am 9. Februar verlangten die Zünfte unter Führung der Metzger ihren Anteil an der Beute aus der Judengasse. Und noch auf dem Gang zum Scheiterhaufen riß das gieriggeile Christenpack den elenden Opfern die Kleider vom Leib, um zu Geld zu kommen. «An dem fritage ving man die Juden, an dem samestage brante man die Juden», meldet der Chronist lakonisch. Und sinnigerweise verbrannte man alle, alt und jung, Männer und Frauen, auch die reichen, denen man Tage zuvor gegen Geld noch einen sicheren Platz vor der Stadt versprochen, verbrannte man 2000 Juden gleich auf dem jüdischen Friedhof. Doch ehe man sie in den Tod trieb, taufte man noch so manches Kind vor ihren Augen. Wer aus den Flammen sprang, wurde erschlagen. Unschwer erkannte der Straßburger Chronist Fritsche Closener (gest. um 1372) das Geld als das eigentliche Gift, das die Juden tötete. Und Jacob Twinger von Königshofen ergänzt: «Wären sie arm gewesen und die Adeligen nicht bei ihnen verschuldet, sie wären nicht verbrannt worden.»

In Worms, in Mainz, in Köln stürzten sich viele Juden selbst ins Feuer. Allein von Worms führen die Memorbücher fast 600 Opfer an – und Kaiser Karl IV. überließ den Christen gnädig alles, was bisher jüdischer Besitz gewesen. In Köln teilten Stadt und Erzbischof die Beute.[51]

In Nürnberg, wo man zwischen dem 5. und 7. Dezember 1349 über die Juden herfiel – «Die Juden wurden verprant an sant Niclos abent» –, erschlug und verbrannte man insgesamt 562 Menschen, mehr als ein Drittel der Nürnberger Gemeinde – «Rabbi Joseph, ... seine Frau Chandlin und seine Tochter, Rabbi Jechiel hakohen, seine Frau Jutta und seine drei Kinder; Rabbi Isaak, ... seine Frau Jachnet, sein Sohn, der junge Rabbi Baruch, seine Schwiegermutter, die alte Frau Hanna, seine Tochter Frau Minna, deren Sohn, der Knabe Koplin und deren (übrige) sechs Kinder ...» Einen Teil der auf dem Markt stehenden Judenhäuser riß man ein und errichtete anstelle der «Judenschul» die Marienkirche.[52]

Zu einem gnadenlosen Morden kam es in Thüringen. «In allen Dörfern und Städten», überliefert eine Erfurter Chronik, «wurden sie umgebracht, weil sie die Quellen und Brunnen vergiftet haben; wie damals als sicher behauptet wurde, hat man viele Säcke voll Gift in ihnen gefunden. Umgebracht wurden sie in Gotha, Eisenach, Arnstadt, Ilmenau, Nebra, Wy [Wiehe?], Thamsbrück, Tennstedt, Hermsleben, Frankenhausen und Weißensee.»

Am 21. März 1349 tötet man auch in Erfurt mehr als hundert Juden. Sie verteidigen sich mit Armbrüsten und Spießen in der Synagoge, bis sie der Übermacht erliegen. Mehr als 3000 aber sollen sich, aus Furcht vor dem unabwendbaren Schicksal, in ihren Häusern selbst verbrannt haben – «in einer Art von Frömmigkeit (pro quadam sanctitate)». Nach drei Tagen habe man sie auf Wagen zum Friedhof gebracht und begraben. Der fromme Chronist setzt hinzu: «Mögen sie in der Hölle sein!»

Auch die wenigen Juden, die in den Hansestädten Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald lebten, wurden von der Christenmeute zur Strecke gebracht, wurden lebendig verbrannt oder lebendig begraben. Ebenso kamen in Westpolen, in den Ländern des Deutschen Ordens, fast alle Juden um, man hat sie erstochen, erschlagen, verheizt oder ertränkt. Und wo man keine bekennenden Juden auftrieb, warf man die getauften ins Feuer.[53]

Man mag sich fragen, ob denn die Judenpogrome hier nicht zu ausführlich, zu «massiert» ins Blickfeld geraten. Doch in Wirklichkeit – das gilt freilich, bedenkenswert genug, für die ganze Krimi-

nalgeschichte des Christentums – war alles noch weit schlimmer, ausgedehnter, wurde hier vieles überhaupt nicht erfaßt.

Zum Beispiel, um nur dies zu streifen, das sogenannte Sittlichkeitsdelikt, was ausnahmslos den Sexualverkehr jüdischer Männer mit christlichen Frauen betraf. Dieser von den Kirchensynoden, auch vom Vierten Laterankonzil streng verbotene, dann von den Nazis so perhorreszierte Beischlaf, der als Verleugnung des Christentums, als Glaubensabfall galt, wurde im christkatholischen Mittelalter nicht selten der Bestialität, dem sexuellen Umgang mit Tieren, gleichgestellt und entsprechend rigoros bestraft. Etwa im Schwabenspiegel, häufig als «kayserlich Rechtsbuch» oder dergleichen betitelt und um 1275 in Augsburg verfaßt, sehr wahrscheinlich von einem Franziskaner. Er hat die judenrechtlichen Bestimmungen seiner Vorlage, des berühmten Sachsenspiegels (1220–1235) Eike von Repgows, um zahlreiche, auf das Kirchenrecht zurückgehende antijüdische Rechtssätze vermehrt, auch die Juden, im Unterschied zum Sachsenspiegel, «eigen» (soviel wie leibeigen, hörig) und «des riches knechte» genannt. Der einst weitverbreitete Schwabenspiegel erachtete den Koitus von Juden und Christenfrauen als Kapitalverbrechen und ahndete ihn mit dem Feuertod, dem Verbrennen des übereinandergelegten Paares. Dasselbe verfügte das Augsburger Stadtrecht vom Jahr 1276.

Nach dem Recht von Iglau (Iglavia, Jihlava) – die westmährische Bergstadt nahe der böhmischen Grenze war ein wichtiger Katholikenstützpunkt gegen die Hussiten und wies 1425 die Juden aus – wurden beide Sexualsünder lebendig begraben. Das Altprager Stadtrecht bestrafte solche (wenn nicht «Rassen»-, dann doch Glaubens-)Schande mit Pfählung und Vermögenskonfiskation. Zeitweise traf den Juden in Prag aber «nur» Strafe an «Haut und Haar». Nach dem Mainzer Recht kostete der Beischlaf mit einer Christin dem Juden das Glied: «die Rute und ein Auge».

Für Geschlechtskontakt im Bordell drohte der Schwabenspiegel dem Juden wie dem Mädchen zunächst Verbrennung an, später begnügte man sich mit dem Auspeitschen des Juden. In Wien wurde er für «Liebschaft» mit einem Christenweib bis zur Erlegung von zehn Mark ins Gefängnis gesteckt. Die Christin aber, die «ihr gelieben

lassen würde», war mit starken Prügeln für immer aus der Stadt zu jagen – verordnete 1267 die Wiener Kirchensynode.

Die Verfolgungen gingen im übrigen nach der großen Pest weiter, nicht anders als die pestartigen Krankheiten. Und die Juden, zahlenmäßig stark reduziert, vertrieben, kehrten oft bald zurück, häufig sogar in jene Gemeinden, die sie noch vor kurzem verfolgt und nicht selten jetzt selbst wieder gerufen hatten (um sie weiter auszunehmen, wieder vertreiben, wieder rufen zu können ...)

Nürnberg nahm die ersten jüdischen Bürger schon 1349 wieder auf. Und in Augsburg standen sie seit 1355 erneut unter dem Schutz einer Stadt, die sie nur wenige Jahre zuvor erschlug. Als aber dort und weitum 1380 abermals eine Seuche grassierte, so daß man Bittgänge «mit gotz lichnam und mit allem hailtum» gelegentlich stundenlang machte, wurde auch wieder eine Judengemeinde in der Nähe ausgerottet – «do erstachen die von Nördlingen all ir juden, man und wib und kind, der wol zwei hundert was».[54]

Das alles also lief weiter – durch Jahrhunderte.

Nun hört man freilich auch durch Jahrhunderte, ja heute noch und immer wieder, daß manche Päpste, Kaiser, Fürsten den Juden Recht und Schutz gewährt hätten. Wie steht es damit?

Die «Judenfreundlichkeit» gekrönter Häupter und der Nervus rerum

Gewiß, es gab einzelne Päpste, die Schutzbriefe, Schutzbullen zugunsten der Juden erließen. Zum Beispiel zu Beginn des Frühmittelalters Gregor I., im 12. Jahrhundert Alexander III., im 13. Gregor IX. oder Innozenz IV. Doch beiseite, daß dies Eintreten für die Juden oft so gut wie nichts bewirkte, schon gar nicht auf Dauer, was angesichts der unübersehbaren Flut oft scheußlichster antijüdischer Kirchenliteratur nur zu begreiflich ist; beiseite auch, daß manches vielleicht gar nicht (ganz) ernst gemeint, nur eine jederzeit vorzeigbare edle apostolische Geste war, sogar die oben genannten, sich für

die Juden verwendenden Päpste stellten sich öfter und viel eindeutiger gegen sie.

Gregor I., der «Große», der Heilige, der Kirchenlehrer, der selbst nie mit Juden geredet haben soll, er schimpfte sie glaubensleer, des Teufels, hielt ihr Bekenntnis überhaupt nicht für Religion, sondern für Aberglauben, er verbot ihnen den Bau, die Erweiterung von Synagogen, verbot ihnen jede Missionstätigkeit, untersagte ihnen überhaupt jedweden Einfluß im Leben der Christen (IV 177 ff.).

Alexander III. dekretierte auf dem Dritten Lateranum (1179), indem er einen schon sehr alten antijüdischen Erlaß wiederholte, daß Christen Dienst bei Juden nicht gestattet sei, ja, wollte Juden, übrigens ganz wie der hl. Augustin, nur am Leben lassen, damit sie durch ihr Unglück die Herrlichkeit Christi bezeugen.

Papst Gregor IX. schmäht sie in einer Bulle von 1233 «Gotteslästerer», «Lästerer des Blutes Christi». Sie sind «Untreue», «Falsche», sie geben sich in ihren Häusern, umringt von Ammen, Dienerinnen, «unerhörten Dingen hin, die bei denen, die davon wissen, Abscheu und Entsetzen erregen». Deshalb verfügt der Papst, «die erwähnten und anderen Frevel der Juden in Euren Diözesen, Kirchen und Gemeinden unbedingt zu unterdrücken, auf daß sie nicht den unter ewiger Knechtschaft gebeugten Nacken zu erheben wagen».

Gregor IX. – ein Judenfreund?

Ein Jahr später, 1234, hat der Papst diese ewige Knechtschaft der Juden in einem fünfteiligen Gesetzbuch, dem «Liber extra», juristisch ausgeformt. Und 1239 befiehlt er den Königen von England, Frankreich, Navarra, Aragón, Kastilien und Portugal sowie ihren Prälaten, den Juden an einem Sabbat, wenn sie in ihren Synagogen seien, alle Bücher wegzunehmen und an die Bettelmönche auszuliefern. Im nächsten Jahr wurden in Paris alle erreichbaren Talmudausgaben eingezogen und 1242 nicht weniger als 24 Wagenladungen konfiszierter Talmudexemplare verbrannt.

Innozenz IV. endlich, der die «schöne Bulle» von 1247 erließ, in der er so eindringlich die wütende Verfolgung der Juden bedauert, beklagt, daß man sie ihres Vermögens beraube, mit Hunger, Gefängnis, mit anderen Qualen bedränge – «und tötet ihrer viele auf gräß-

lichste Weise, so daß die Juden unter der Herrschaft dieser Fürsten, Gewalthaber und Adligen ein schrecklicheres Los haben als ihre Väter unter Pharao in Ägypten ...» – als hätte ihnen nicht zuerst und vor allem die Kirche dieses Los aufgenötigt! –, Innozenz IV. ist im Grunde so antijüdisch wie seine Vorgänger und die ganze Gemeinschaft der Heiligen.

Ja er, der doch auch die fürchterliche Bulle «Ad exstirpanda» zugunsten der Inquisition verfaßt und die Anwendung der Folter erlaubt, er fordert bereits ein Jahr nach seinem Pontifikatsbeginn in dem bezeichnend einsetzenden Erlaß «Impia Judaeorum Perfidia» eine weitere Bücherverbrennung. 1247 erlaubt er Juden zwar den Besitz des Talmud, ordnet zugleich aber dessen Zensur an und läßt am 15. Mai 1248 durch seinen Legaten Odo von Tusculum das heilige Buch der Juden endgültig verurteilen und dessen Verbrennung befehlen. Darauf erfolgen in den nächsten Jahrzehnten allein in Frankreich vier weitere Talmudverbrennungen; in Europa ziehen sie sich bis 1757 hin. «Nahtlos», schreibt das Lexikon für Theologie und Kirche im Jahre 2000 christlicher Zeitrechnung, «geht von hier die Entwicklung weiter zu antijüdischen Kampf-Schriften ... und den Hetz-Schriften der nationalsozialistischen Zeit.»[55]

Selbst unter jenen Päpsten also, die gelegentlich, aus welchen Gründen immer, für die Juden eintreten, gibt es keinen einzigen Philosemiten. Vielmehr überwiegt auch bei ihnen die judenfeindliche Haltung enorm. Die überwältigende Mehrzahl der mittelalterlichen Päpste ist nun einmal, wie die gesamte christliche Kirche dieser ein Jahrtausend umfassenden Epoche, durchaus judenfeindlich. Und es sind gerade die kirchlichen Führer, sind insbesondere auch die großen Laterankonzilien, die die Kluft zwischen Christen und Juden erweitern, vertiefen, die den Antisemitismus, den Fanatismus schüren, die Europa erschüttern, und zwar «durch Behauptungen, die, wie der höhere Klerus genau wußte, falsch waren, für die er aber selbst den Weg bereitet hatte. Als die Lawine einmal ins Rollen gekommen war, lag es nicht mehr in der Macht des Papstes oder der Bischöfe, sie in ihrem schrecklichen Lauf aufzuhalten» (Abba Eban).

Im beginnenden Spätmittelalter, in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, wächst die Judenfeindschaft noch, tragen vor allem die

Heiligen Väter wesentlich dazu bei, Innozenz III., Honorius III., Gregor IV. Der Name jedes dieser Päpste, schreibt G. Kisch, «verrät ein ganzes antijüdisches Programm». Und sie sind natürlich nicht die Ausnahme, sind die Regel. Fast alle Hierarchen des Mittelalters denken im Grunde wie Nikolaus IV., der erste Franziskanerpapst, dessen antijüdische Bulle von 1288 die Inquisitoren, die geistlichen und die weltlichen Potentaten auffordert, gegen die Juden vorzugehen und gegen alle, die Juden verteidigen oder begünstigen. «Bestraft sie, wie sie es verdienen».

Ähnlich judenfeindlich aber sind auch die meisten Kaiser, Könige, Fürsten orientiert, die ja ebenso wie die ganze Christenheit dauernden judenfeindlichen Parolen ausgesetzt und tief davon geprägt waren. Und gerade aus der kirchlichen Lehre und Gesetzgebung, der theologischen Servitus Judaeorum, ging dann jenes Rechtsinstitut hervor, das die Bezeichnung Kammerknechtschaft bekam.

Insbesondere die deutschen Monarchen hatten damit die Verpflichtung übernommen, die Juden zu schützen, gewiß nicht in uneigennütziger Weise. Und warum auch? Sie dachten um kein Jota besser über jene als die Päpste und der ganze christliche Klerus. Verfügte doch selbst der aufgeklärteste Kopf seines Jahrhunderts, Kaiser Friedrich II., 1237 in seinem Privilegium für die Stadt Wien: «Getreu den Pflichten eines katholischen Fürsten schließen wir die Juden von öffentlichen Ämtern aus, damit sie nicht die Amtsgewalt zur Bedrückung der Christen mißbrauchen; denn die kaiserliche Machtfülle hat von alters her zur Bestrafung des jüdischen Verbrechens den Juden immerwährende Knechtschaft auferlegt.»

Allerdings war es nicht die kaiserliche Machtfülle, sondern die kirchliche. Von der ewigen Knechtschaft der Juden, der Servitus Judaeorum, hatte schon Augustin gesprochen, vielleicht mehr im theologisch-spirituellen Sinn, wenn auch der Satz «Der Jude ist der Sklave des Christen» nicht gerade dafür spricht. Und Thomas von Aquin, für den, wie seine «Summa Theologiae» lehrt (die als Eingebung des Heiligen Geistes galt und 1879 Leo XIII. zur stets maßgebenden Philosophie, philosophia perennis, der Kirche erklärte), «die Juden Sklaven der Kirche sind», Thomas versteht ihre Knechtschaft eindeutig materiell. «Da die Juden ewiger Knechtschaft überliefert

sind, können die Fürsten über deren irdische Güter wie über ihr Eigentum verfügen.»[56]

Von dieser generösen Erlaubnis des Aquinaten machten die Fürsten denn auch ausgiebig Gebrauch, obwohl sie sich natürlich schon früher allerlei gestattet hatten, nachdem allmählich aus den Schutzbriefen der spätkarolingischen Kaiser und Könige ein Abhängigkeitsverhältnis der Juden entstanden war, das sich bis zur Kammerknechtschaft steigerte. Denn nun galten sie als «eine Art Hörige oder als Knechte der Herrscher, die sich infolgedessen als Eigentümer des jüdischen Vermögens ansahen oder zum mindesten eine ständige Hypothek darauf hatten und es gelegentlich ganz einzogen und jedenfalls regelmässige und außergewöhnliche Steuern einhoben» (Browe).

Doch kaum zu glauben, daß man die Kammerknechtschaft der Juden in der Rechtsgeschichte bis ins 20. Jahrhundert hinein für einen Fortschritt der Gesetzgebung gehalten hat, für eine Verbesserung, obwohl sie nur eine Verbesserung der Ausbeutung war, obwohl die Juden kraft der Landfriedensordnungen in Deutschland bisher besser lebten, obwohl ihr Schutz jetzt mehr und mehr schwand, ihre Unsicherheit, Unfreiheit noch stieg, die Erpressungen zunahmen, die Beraubungen, Verjagungen, Auslöschungen, kurz, die Kammerknechtschaft zu einer «rechtlichen Maske für schreiendes Unrecht wurde» (Krämer-Badoni), artiger gesagt, seriöser, sich «vom persönlich verpflichtenden Schutzverhältnis zum disponiblen finanziellen Nutzungsrecht des Berechtigten wandelte» (Battenberg).

Man kann aus solchen Formulierungen viel ersehen, beiläufig die Hauptsache. So schreibt man nämlich gewöhnlich Geschichte, so sauber, ganz so sauber. Aber sieht sie denn so sauber aus? Aus den Schutzbriefen der Herrscher ging die Kammerknechtschaft der Juden zuerst in Westfrankreich hervor, dann in England, wo es in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts in den sogenannten Gesetzen Eduards des Bekenners heißt: «Die Juden und all das Ihre gehören dem König.»

Auch in Deutschland gehörten die Juden zur «Kammer» des Kaisers. Und Ludwig IV. der Bayer war es, der gegen Mitte des 14. Jahrhunderts den «guldin pfenning» einführte, die erste, den deutschen

Juden auferlegte regelmäßige staatliche Kopfsteuer, indem er Anfang des Jahres 1342 bestimmte, «daß ihm jeder Jude und jede Jüdin, die Witwe ist, und die, welche zwölf Jahre alt sind und zwanzig Gulden Wert haben, jeglicher und jegliche, alle Jahre einen Gulden geben sollen zu Zins von ihrem Leibe». Diese Bestimmung impliziert bereits den Zustand der Unfreiheit; denn wer einen Tribut für sich selbst, für sich als Person zahlt, ganz gleich wann und wem, ist nicht mehr frei. Schon im nächsten Jahr drückt dies der Kaiser unmißverständlich so aus: «Alle Juden gehören uns mit ihrem Leib und ihrem Besitz, und wir können mit ihnen alles tun, was wir wollen und wie es uns beliebt.» Mit diesem lapidaren Diktum erließ er dem Nürnberger Burggrafen alle Schulden bei 85 namentlich genannten Juden.

Kaiser Karl IV. hat diese Erklärung seines Vorgängers übernommen und unüberbietbar schamlos exemplifiziert. Schloß er doch mit einigen Kommunen, mit Frankfurt und Nürnberg, profitable Vorverträge über die Ermordung und Beraubung der dortigen Juden. Für 15 200 Pfund Heller trat er am 25. Juni 1349 seine Rechte über die Juden Frankfurts («ihr Leib und ihr Gut, ihre Höfe, Häuser, Kirch- und Schulhof, ihr Eigen und ihr Erbe») an die Stadt ab, sicherte im voraus Straflosigkeit für den etwaigen Tod der Juden zu, «es wäre, wovon es wäre, oder käme, wovon es käme». Die Rechnung ging auf. Als wenig später die Frankfurter Christen über «ihre» Juden herfielen und sie niederstachen, kassierte die Stadt ihr Vermögen.[57]

Das Abtreten der Rechte über die Juden, der «Knechte (servi) der kaiserlichen Kammer», so erstmals 1236 durch Friedrich II. bei Erneuerung des Wormser Judenprivilegs bezeichnet, das Abtreten der Juden an Bischöfe, Städte, Adlige, die sie dann besteuerten und über die sie auch anderweitig verfügten, kam allmählich immer mehr in Schwang. Denn die Regenten ersparten sich dadurch eine Menge pekuniärer Probleme. Sie gaben die Kammerknechtschaft hin und strichen dafür bares Geld ein oder beglichen wenigstens Berge von Schulden bzw. sonstige Verpflichtungen.

So konnte Heinrich Raspe, der Grund hatte, dem Würzburger Bischof dankbar zu sein, diesem 1247 die dortigen Juden gegen

2300 Mark verpfänden, was den Würzburger Bischöfen übrigens besser bekam als den Würzburger Juden. Denn obwohl deren Verpfändung nur für des Königs Lebenszeit gedacht war und sie nach seinem Tod wieder in die Kammerknechtschaft des Reiches zurückkehren sollten, kassierten nun die Würzburger Bischöfe die beträchtlichen Steuergelder der Juden selber.

Die Juden waren ein Regal, das einzige Regal über Menschen. Und wie die anderen regalia, wie Markt, Münze, Zoll, wie Berg- und Salzregal, Forst- und Jagdregal, Geleits- und Strandregal, Deichregal usw., konnte auch das Judenregal als Hoheitsrecht der Krone verwertet, finanziell genutzt, konnte es, wie so schönschlau formuliert, «zum disponiblen finanziellen Nutzungsrecht des Berechtigten» werden auch und gerade durch Veräußerung, durch Vergabe in die Hände der domini terrae, der Bischöfe, der Städte, der freien Reichsstädte zumal, die es am längsten behielten, bis zur Reichsauflösung 1806.

Da Kaiser und Könige mit den Juden schließlich «alles tun» konnten, «was wir wollen und wie es uns beliebt», genügte oft schon ein allerhöchster Federstrich, und ein Mächtiger, ein armer Reicher, ein Fürst, ein Bischof, war seine Passiva los.[58]

Im Bistum Bamberg, wo Juden seit dem Ende des 11. Jahrhunderts nachweisbar sind, konnten diese zwar schwer «bekehrt», die Schulden der Prälaten aber leicht vermehrt werden. Doch auch eine Verfolgung der Juden in Bamberg und Nürnberg unter Bischof Leupold I. von Gründlach (1296–1303) vermochte die Schuldenlast des Bistums nicht zu verringern. Da wurde sein Nachfolger Wulfing vom «Judenschaden» durch Kaiser Heinrich VII. befreit, indem dieser einfach die Rückstände des Bischofs annullierte, und Ludwig der Bayer bestätigte 1332 die Verfügung. Freilich hielt die Entschuldung nicht lange vor. So eilte Bischof Leopold III. anno 1353, gleich nach seiner Erhebung, zum König nach Ulm, der kurzerhand sämtliche von Bamberger Oberhirten bis 1349, bis zu dem großen Pogrom, bei Juden gemachten Schulden aufhob und alle entsprechenden Schuldbriefe und Bürgschaften kassierte.[59]

Tief in Zahlungsverzügen steckte auch Würzburgs Oberhirte Otto II. von Wolfskeel (1335–1345). Und auch sein Debet war

schon beträchtlich, als er den Bischofsstuhl bestieg, den zuvor, nach einer Doppelwahl 1333, sein Rivale Hermann II. Hummel von Lichtenberg innehatte, der Kanzler des Kaisers. Als Bischof Hermann aber am 11. Juli 1335 starb und Bischof Wolfskeel noch im gleichen Monat in Würzburg einziehen konnte, mußte er sich dem Domkapitel verpflichten, auch die Verbindlichkeiten des Vorgängers zu übernehmen. Außerdem standen für den Papst Servitien (damals ein Drittel des Jahreseinkommens) in Höhe von 2300 Gulden an. Weiter hatte er hohe Summen bei Bamberger Juden auf seine Güter aufgenommen etc. Hier nun sprang der Heilige Vater ein. Am 1. März 1336 schrieb Benedikt XII. aus Avignon, manche Juden aus einigen Diözesen hätten betrügerisch des Bischofs Außenstände hochgetrieben; deshalb befreie er ihn von allen Lasten. Er strich sie ersatzlos, entband die Bürgen von ihrer Haftpflicht und nötigte die Juden unter Androhung des Ausschlusses von der Gemeinschaft mit den Christen zur Herausgabe ihrer Schuldbriefe – die erste Tilgung von Judenschulden in Würzburg. Und trotzdem mußte Bischof Otto schon nach wenigen Jahren wieder bei den Juden eine Anleihe machen.[60]

Eine gleichsam individuellere Methode der «Entsorgung» handhabte gelegentlich der Würzburger Bischof Gerhard von Schwarzburg (1372–1400). Auch unter ihm war das Hochstift (das ist nichts andres als die Diözese, sozusagen die weltliche, die materielle Seite der «geistlichen», die man derart gegenüber Ahnungslosen verbal etwas kaschieren kann) schwer verschuldet, wenn der Bischof auch nicht nur finanzielle Schwierigkeiten hatte.

Die Probleme begannen bereits nach dem Tod des Vorgängers mit einer Doppelwahl, wobei Gerhard einen großen Teil der Diözese erst erobern mußte, was mit Gewalt und Betrug geschah, zumal mit Betrug gegenüber seiner Bischofsstadt. Lag er doch, besonders wegen dauernder Geldforderungen, sogar mit einem Teil des eigenen Klerus im Kampf, so daß er den Domdekan verbannen und zwei seiner Domherren gefangennehmen ließ. Fangen ließ er aber auch den Juden Krosche aus Weimar. Krosche saß eines Tages im Kerker des Bischofs, ohne daß wir wüßten warum, wenn es sich auch denken läßt. Doch die Zusammenarbeit gedieh dort gut. Und bevor Jude

Krosche seine «Freiheit» wiedergewann, schwur er, sich Bischof von Schwarzburg nicht zu «entfremden» oder sonstwo «verherren» zu lassen, und nicht zuletzt sprach er ihn von allen Verpflichtungen bei ihm los. Es nützte dem gewieften Hirten gleichwohl wenig. Wie es ihm offenbar auch wenig half, daß er anstelle der abgebrannten Synagoge eine Marienkapelle baute. So hochverschuldet, wie er das Bistum übernommen, so hochverschuldet hinterließ er es, fast alle Burgen und Städte verpfändet. Dabei waren «Ungeheuere Summen» in seine Hände geflossen, «horrende ... Summen», besonders durch mehrjährige Steuervorschüsse seiner Städte. Und das meiste dieser Einnahmen hatte er «vor allem ... für den Kampf gegen die Städte des Hochstifts verbraucht» (Scherzer).[61]

Kehren wir nun von unserem mit Bedacht etwas ausführlicher betrachteten Aspekt zur allgemeinen Geschichte zurück, sei abschließend wenigstens in Erinnerung gebracht, daß es die Christen waren, die den Juden in das Geldgeschäft trieben. Ursprünglich Hirt und Bauer, durfte er im Laufe des Mittelalters keinen Grund und Boden mehr besitzen, durfte er, von den Zünften nicht mehr zugelassen, auch kein Handwerker mehr werden. Seit der Karolingerzeit trieb er bereits regelmäßig Handel – iudaeus und mercator sind da fast Synonyme.

Aber auch als Kaufleute wurden die Juden von den Christen immer mehr ausgeschaltet. So blieb ihnen, zumal seit die Kirche das alt- wie neutestamentliche Zinsverbot, besonders auf der römischen Synode 1179, noch verschärft hatte, fast nur das Geldgeschäft. Zwar waren die Juden im Mittelalter nicht die einzigen Geldverleiher, und schon gar nicht, von Ausnahmen abgesehen, die bedeutendsten. Vielmehr kassierten sie oft kleine Summen bei Bauern und Handwerkern, machten sich allmählich aber gerade dadurch bei der Masse verhaßt, während ihre Herren, die von diesen Geschäften profitierten, im Hintergrund blieben. Und sie, die Herren, nicht die Geldgeber, bestimmten auch den Zinssatz. Und dieser reichte nach einer gesetzlichen Regelung von 43 ⅓ bis zu 216 Prozent.[62]

13. KAPITEL

HEINRICH VII., EIN FRANZÖSISCHER KÖNIG, EIN FRANZÖSISCHER PAPST UND DIE VERNICHTUNG DER TEMPLER

«Alle so erpreßten Geständnisse wurden dem Papst vorgelegt, der sich einen Rest universaler Jurisdiktionsgewalt dadurch zu erhalten suchte, daß er nun die Verhaftung sämtlicher Tempelritter in allen Ländern der Christenheit befahl. Nebenbei hoffte Clemens V., das riesige Ordensvermögen in seine Hand zu bringen, wenn er sich an die Spitze der Verfolger stellte.» Joachim Ehlers[1]

«Die viel erörterte Frage nach der Schuld des Templerordens kann jetzt, nachdem die neuere Forschung viel wertvolles Quellenmaterial bereitgestellt hat, mit Bestimmtheit dahin beantwortet werden, daß der Orden als solcher nicht schuldig war ... Den schwer belastenden Geständnissen der Templer, die durch die Folter oder durch die Angst vor derselben erzielt worden sind, kann man keinerlei Wert beimessen. So besteht das scharfe Urteil von Johannes Haller zu Recht ...»
Franz Xaver Seppelt[2]

«Die Festigkeit, mit der die Unglücklichen ihrem Schicksal entgegengingen, ihre Unschuld erneut bekannten und das Urteil Gottes anriefen, machte den Zuschauern tiefen Eindruck. Uns bestätigt der Vorgang nur, was wir längst wissen: daß das Ende des Tempelordens der ungeheuerste Justizmord ist, den die Geschichte kennt, begangen vom französischen Staat, zunächst nicht gehindert, dann geduldet und schließlich gefördert vom Papst.» Johannes Haller[3]

Ein Messias aus Luxemburg

Nach der Ermordung Albrechts von Habsburg 1308 (S. 374) versuchte der französische König Philipp IV. der Schöne seinen jüngeren Bruder Karl von Valois auf den deutsch-römischen Thron und so das Kaisertum an sich zu bringen, was ihn zum Herrn Europas gemacht hätte. Doch die ehrgeizige Absicht des ohnedies überlegenen Franzosen durchkreuzten die deutschen Kurfürsten, vor allem Peter Aspelt, der Mainzer Erzbischof, der dann auch die Wahlen Johanns von Böhmen (1310) und Ludwig des Bayern (1314) maßgeblich beeinflussen sollte, und sein Kollege Balduin von Luxemburg. Mit französischem Beistand auf den Trierer Erzstuhl lanciert, brach Balduin ein Versprechen gegenüber Philipp dem Schönen und brachte nicht dessen, sondern seinen eigenen Bruder auf den deutschen Thron.

Heinrich VII. (1308–1313), Sohn des Grafen von Luxemburg und La Roche, eines Feudalherren mittleren Ranges, nicht gerade kapitalstark, doch Gebieter über ein mit dem heutigen Zwergstaat dieses Namens nicht zu verwechselndes Territorium, wurde Begründer der Luxemburger Königs- und Kaiserdynastie. In seiner Jugend weilte er am französischen Hof, auch seine Muttersprache war französisch, er selbst seit 1294 Vasall des französischen Königs.

Bei seiner Wahl in Frankfurt am 27. November 1308 war Heinrich etwa vierzigjährig und mußte in Deutschland, wo er zunächst eine verhältnismäßig schwache Hausmacht hatte (allerdings seinen Sohn Johann 1310 mit Böhmen, dem späteren Zentrum der Luxemburger, belehnen konnte), mit gewissen Animositäten der rheinischen Königswähler gegen Regenten rechnen, die bevorzugt in ih-

rem Terrain agierten. Auch kannte er die Konfliktmöglichkeiten mit anderen Großen, mit Habsburg etwa, mit Böhmen oder Bayern. Also konzentrierte er sich von Anfang an auf Italien, eine Romfahrt, die Konsolidierung des Stauferreiches, die Renovatio Imperii, kurz auf das Gewinnen der Kaiserkrone. Schon am Wahltag waren in seiner Wahlanzeige der Ort, der Termin für die Krönung vom Papst erbeten und von diesem auch bereits 1309 förmlich versprochen worden.

Ob Heinrichs Pläne, wie man immer wieder einwirft, anachronistisch waren, braucht uns nicht zu kümmern. Wäre sein Unternehmen geglückt, hätten die Nachfolger darauf «aufbauen», noch genügend Glanz und Glorie hinzufügen können, welcher Historiker hätte denn die Sache unzeitgemäß gefunden? Bei den meisten bestimmen doch nur «Erfolg» und «Mißerfolg» ihr Urteil, wie die Geschichtsschreibung zeigt, weshalb sie so ekelhaft ist wie die Geschichte.

Bestärken mochten Heinrich die Rufe der Ghibellinen, die, von den Alpen bis tief in den Süden mit den Guelfen im Kampf, einen Verbündeten in ihm erwarteten; darunter Dante Alighieri, der jahrzehntelang Verbannte, zweimal zum Tod Verurteilte, der damals den Fürsten und Völkern Italiens zurief:

«Siehe, nun ist die freudenreiche Zeit,
in der sich die Zeichen des Trostes und des Friedens ankünden ...
Freue dich, Italien ... Denn dein Bräutigam
naht zur Hochzeit, der Trost der Welt
und der Ruhm deines Volkes,
der göttliche Augustus und Cäsar,
der gütigste Heinrich.»

Doch ersehnten auch viele die Autorität des Reiches, seine sogenannte Ordnung, sein Recht, gab es viele, wohl noch mehr, die all dies eher fürchten oder gar verabscheuen mußten, denen das bestehende Chaos immer noch lieber oder doch minder verheerend schien als ein neues Inferno durch einen Kaiser.[4]

Selbst der Papst, Clemens V., der seinerzeit freilich nicht in Italien

saß, empfahl den deutschen Herrscher überschwenglich, pries ihn, wie noch kaum ein deutscher König Italienern von einem Papst angepriesen worden ist: «Es mögen die dem Römischen Reich unterworfenen Völker jauchzen, denn siehe, ihr friedebringender König, der mit der göttlichen Gnade erhöhte, dessen Angesicht die ganze Erde zu schauen begehrt, kommt ihnen daher mit Sanftmut, auf daß er, auf dem Stuhle der Majestät sitzend, mit seinem blossen Wink alle Übel zerstreue und für seine Untertanen Gedanken des Friedens ausdenke.»

Was immer dahinterstecken mag, vielleicht die Hoffnung auf Lokkerung seines Abhängigkeitsverhältnisses von dem französischen Herrn, die Erwartung gar seiner Emanzipation – Geld, von Heinrich für die Finanzierung der Romfahrt erbeten, gab der Papst nicht, verweigerte vielmehr jedwede kirchlichen Einkünfte. Doch nachdem der König in Deutschland Rückendeckung gefunden, nachdem er sich arrangiert hatte mit den Wettinern sowohl, denen er Thüringen und Meißen überließ, wie mit den bei der Königswahl ausgeschlossenen Habsburgern, deren Länderbesitz er bestätigte, zog er im Herbst 1310 von Colmar über Bern, Lausanne und den Mont Cenis hinein in ein Land der Freiheitsfanale, des Partikularismus, der Anarchie, ein Land mit politisch und wirtschaftlich oft wild konkurrierenden Städten und Stadtstaaten, zerrissen in ungezählte Händel, Fehden, Kleinkriege, ein Land, das Heinrichs Zug erregt, mit Spannung entgegensah, während er in Deutschland nur geringes Interesse fand. Sein Heer, mäßig groß, wies wenig Fürsten auf, die Herzöge von Österreich, von Brabant, die Bischöfe von Lüttich, Basel, Heinrichs Brüder Walram, den Grafen von Luxemburg, und Balduin, der 1307, erst zweiundzwanzigjährig, zum Erzbischof von Trier aufgestiegen war und dann wieder wesentlich mit für den Aufstieg der Luxemburger zu einem der führenden Häuser Europas sorgte.[5]

Zunächst ging alles sozusagen gut. Deutschland war notdürftig befriedet, Italien, das Heinrich Ende Oktober 1310 erreichte, ersehnte den Frieden, und er wollte ihn auch bringen, wollte über den Parteien stehen, verstand es sogar, zahlreiche lombardische Guelfen anzuziehn; viele Bischöfe eilten mit ihren Reisigen herzu, vermehrten sein Heer, verdoppelten, verdreifachten es. – Frieden ...

Im Januar 1311 belagerte Heinrich Mailand und wurde am 6. des Monats im dortigen Dom mit aller Feierlichkeit zum König von Italien gekrönt; wie zuletzt und vor über einem Jahrhundert Heinrich VI. Und wie häufig bei Krönungen deutscher Potentaten jenseits der Alpen, schlugen auch jetzt die Festlichkeiten in Feindseligkeiten um, kam es am 12. Januar zu einer Erhebung wider den König, dessen Ruf als Friedensstifter nun verblich, der fortan sich immer weniger aus dem allgemeinen Streit heraushalten konnte, der immer mehr in die Auseinandersetzungen zwischen Ghibellinen und Guelfen geriet, zwischen rivalisierenden Städten und allen möglichen Fronten.

Die Opposition gegen Heinrich formierte sich, gesteuert besonders von Bologna und Florenz, und der Luxemburger wurde vom ersehnten Messias rasch zum Despoten, wurde um so unbeliebter, je mehr Geld er brauchte. Zwar führte sein Bruder, der Trierer Seelenhirte, einen eigenen Geldwagen voller Silber- und Goldmünzen mit, die Kriegskasse, die er dem König geliehen. Doch mußte das Gefährt immer wieder aufgefüllt, mußte immer wieder Geld geholt, immer wieder ein neuer Feind bekämpft werden. Und daran mangelte es nicht. Schließlich verlangte er «von allen Italienern ohne Ausnahme Huldigung, Kriegsbeitrag, Heeresfolge» (Kretschmayr). – Frieden ...

So wurde, was als Friedenszug begonnen, bald ein Kriegszug von größter Brutalität, von grausamen Belagerungen, verlustreichen Ausfällen. Brescia, eine der stattlichsten Städte des Landes, wehrte sich vier Monate lang, es gab hohe Einbußen auf beiden Seiten. Heinrich verlor über die Hälfte seines Heeres, verlor auch Walram, seinen Bruder. Vieles erinnert an die Greuel Barbarossas (VI 513 ff.!). Als der Stadtherr, der vom König zuvor sehr geförderte Guelfe Tebaldo de Brusatis, bei einem Gegenstoß gefangen wurde, ließ er, «der gütigste Heinrich» (Dante), den Rebellen auf einer Kuhhaut um die Mauern schleifen und dann vor den Augen der zernierten Städter Stück für Stück zerfleischen – «hiez in slaipfen und daz haupt abslahen und hiez den corpel in vieren tailen und auf vier reder setzen und an vier ende der stat stozzen mit siner panier». Brescia hängte danach seine Gefangenen auf der Ringmauer auf, der

«göttliche Augustus» die seinen davor. Da auch Hunger und Pest in der Stadt wüteten, kapitulierte sie am 18. September. Cremona unterwarf sich noch vor der Einschließung, barfuß und mit einem Strick um den Hals erflehten seine Bürger Gnade und wurden dennoch barbarisch bestraft.

Im Winter starb des Königs Frau Margarethe, seine Cousine, eine Tochter Herzog Johanns I. von Brabant, im befreundeten Genua, wo Heinrich durch Nachschub aus Deutschland seine geschrumpfte Streitmacht «auffrischen» und im Februar die Heerfahrt über das ihm unverbrüchlich ergebene, ihn auch reichlich finanzierende Pisa fortsetzen konnte; drei Kardinallegaten im Herr, ein paar Bischöfe, den Abt Heinrich von Fulda, auch Egidius von Warnsberg, den bald fallenden Abt von Weißenburg im Elsaß, dazu zweitausend Reiter nebst Fußsoldaten, ab und an durch das Kriegsvolk diverser Städte, Todi, Amelia, Narni, Spoleto, etwas verstärkt.

In Rom, etwa 17 000 Einwohner, teilweise verödet, ruinenbedeckt oder von Bauern bewirtschaftete Flächen, verbarrikadierte Straßen dazwischen, verschanzte Häuser, Türme, Festungen, in Rom konnte Heinrich seinen Einzug nur blutig erzwingen. Die Stadt war gespalten, zum Teil von den Söldnern des Königs von Neapel und seines Bruders Johann, des Grafen von Gravina, besetzt, von feindlichen Adelsgeschlechtern auch, war da von Guelfen, dort von Ghibellinen dominiert, hatte den Vatikan und den Lateran als Zentren. Man drang vor, schlug zurück, Sturmglockengeläut, tägliches Schanzenbauen, Schanzendemolieren, täglicher Straßenkampf, Verwüstungen. «Die eroberten Türme und Häuser wurden niedergebrannt; das Viertel der Minerva ging zum Teil in Flammen auf ... Wie im finstersten Mittelalter kämpften gepanzerte Bischöfe und Geistliche, das Schwert in der Faust, um Straßenschanzen. Die große Barrikade des Laurentius Statii von Campo di Fiore fiel durch Sturm. Die Kaiserlichen trieben die Orsini vor sich her; ihre geplünderten Paläste brannten. In wilder Wut drang man schon bis zur Engelsbrücke ...» (Gregorovius). Weder Engelsbrücke aber noch Engelsburg fielen. Und trotz mancher Heimtücken und aller Gefechte konnte man die Leostadt mit St. Peter, der traditionellen Krönungsstätte, nicht nehmen. Immerhin spaltete dabei Erzbischof Bal-

duin einem Orsini den Kopf und ließ sich in der von ihm veranlaßten farbenprächtigen Bilderchronik verewigen.

Doch erst als das Volk zum Milizenturm stürmte, die Legaten mit dem Tod bedrohte, waren sie bereit, Heinrich VII. am 29. Juni 1312 im Lateran zu krönen, womit an der Spitze des Reiches seit 62 Jahren erstmals wieder ein Kaiser stand. (Die Krönungssteuer, beiläufig, bezahlten allein die römischen Juden, wenn auch der geldbedürftige Kaiser bald das ganze Volk mit einer Zwangssteuer belegte.) Es gab viele Formverstöße beim Festakt. Und der Papst fehlte ohnedies, hatte er sich inzwischen doch auf Druck Philipps dessen Vetter, König Robert von Neapel, genähert, der in einer Denkschrift an ihn die Abschaffung des Kaisertums verlangte. Er war von Heinrich, der ihn nicht bekriegen, der ihn als Vasallen züchtigen wollte, zum Reichsfeind erklärt, war nach einem Prozeß am 26. April 1313 wegen Majestätsverbrechen geächtet und in Abwesenheit zum Tod verurteilt worden.

Im Sommer begann Heinrich gegen ihn zu ziehn. Von Clemens V. zur Waffenruhe ermahnt, verbat er sich jede Intervention aus Avignon, sprach dem Papst grundsätzlich das Recht ab, dem römischen Kaiser Waffenstillstand zu befehlen, ja überhaupt in weltliche Belange einzugreifen. Und fielen auch immer mehr Mitstreiter von Heinrich ab, schmolzen seine Truppen ständig, strömte ihm doch auch wieder Hilfe zu, Geld aus Sizilien, Flotten und Streiter ghibellinischer Städte, 100 Schützen aus Genua, 3000 Fußsoldaten aus Pisa, 500 Reiter, insgesamt schon über 4000 deutsche und italienische Berittene, auch ein Heer seines Sohnes Johann von Böhmen wurde erwartet, um endlich den Anjou in Neapel mit Krieg überziehen, ihn endlich vernichten zu können, während Papst Clemens V. König Robert bereits vorsorglich in Schutz nahm und jeden mit dem Kirchenbann bedrohte, der ihn bekriegen würde.

Der Kaiser hatte inzwischen um Florenz Kastelle geschleift, gräßlich die Fluren verheert, hatte Toskana, wie man schrieb, in eine Wüste verwandelt, die Ufer des Arno mit Blut gerötet. Doch wie er Florenz selbst monatelang, freilich vergeblich, belagert hatte, berannt, so mißlang auch der Sturm auf Siena, und nicht weit davon, in Buonconvento, starb Heinrich VII. am 24. August 1313 plötzlich

an Malaria – falls ihm nicht doch, wie man einst fast allgemein angenommen, ein Dominikaner in Montepulciano mit einer vergifteten Hostie den Tod gereicht, ein hartnäckiges Gerücht, worauf man die Mönche seines Klosters niederstach, ohne stichhaltigen Beweis, bis heute.[6]

Heinrichs Absicht, soviel Geld wie möglich aus Reichsitalien herauszupumpen, hochfliegendere Pläne beiseite, um vor allem mit Frankreichs König erfolgreich konkurrieren zu können, ist mißlungen. Philipp der Schöne aber, gleichfalls in Geldnöten, hatte eine originellere Idee, zu Geld zu kommen, zu einer ungeheuren Menge von Geld, eine Idee, deren Umsetzung sich außerdem als weniger riskant erwies, jedenfalls für ihn – er beraubte und ruinierte die Templer.

Mit Lanzen und Finanzen

Die geistlichen Ritterorden waren im Laufe des 12. Jahrhunderts entstanden (VI 460 ff.). Den ersten hatte der französische Ritter Hugo de Payens (de Paganis) 1118 in Jerusalem gegründet, die Templer, Templarii, fratres Templi, milites Templi oder, die offizielle Lesart, «Die armen Ritter Christi und des Tempels Salomonis», ein Name, der auf das Haupthaus des Ordens über dem vermeintlichen Salomonstempel (heute Aqṣā-Moschee) zurückging. Innozenz' II. Bulle «Omne datum optimum» unterstellte die Templer 1139 unmittelbar dem Papst. Ihr eigentlicher Protektor, Chefideologe und Scharfmacher aber war einer der berühmtesten Heiligen des Christentums, Kirchenlehrer Bernhard von Clairvaux (VI 464 f.!). In seinem Opus «De laude novae militiae ad Milites Templi» feierte er die «nouvelle chevalerie», die dann mit der von Augustin so zynisch wie kriminell ins Christentum eingeführten Idee vom «gerechten Krieg» (bellum iustum: I 514 ff.!) verbunden worden ist.[7]

«Greift also unbesorgt an, ihr Ritter», hatte Bernhard der neuen «Herrlichkeit Christi auf Erden» geboten, einer adelsstolzen Militärkaste, die dann die «fast immerwährenden Kriegszüge des Ordens» führte. Vom «Tisch des Herrn weg» sollte der Templer

«furchtlos und wie ein Löwe in die Schlacht eilen» (Wetzer/Welte). Er durfte dem Kampf nicht ausweichen, auch nicht gegen einen dreimal überlegenen Feind. Dies, der stete Kreuzzug, das fortgesetzte Metzeln, war «das wichtigste Mittel ... zu Askese und Heiligung» (Demurger). Und schon der Templerschlachtruf «Es lebe der Gott der Liebe!» soll genügt haben – ja auch begreiflich genug –, unter den Gegnern Verwirrung zu stiften.

Jedenfalls waren diese Ritter als arrogante, tollkühne Draufgänger gefürchtet, vor allem im Orient, wo sie, wie die Johanniter, die Kreuzfahrerstaaten verteidigten und eine Burg nach der andern, mit manchmal gewaltigen Umfassungsmauern, errichteten, was Riesensummen verschlang, wie der 1240 begonnene Wiederaufbau des völlig zerstörten Kastells Safed im Königreich Jerusalem durch 820 Werkleute und 400 Sklaven. Die Festung war uneinnehmbar, fiel aber 1266 durch Verrat. Auch auf der Iberischen Halbinsel schufen die Templer mächtige Fortifikationen, Miravet etwa oder Monzón, eine Burg, die nach dem Neubau seit 1155 Hauptquartier der aragonischen Templer war, bis sie, bei der Ordensvernichtung 1307, durch die Truppen Jakobs II. von Aragón belagert und 1309 übergeben wurde.[8]

Die Templer erkannten nur den Papst über sich an. Sie hatten Tausende von Leibeigenen unter sich, hatten ihren eigenen Klerus, eigene Kirchen, Friedhöfe und hatten auch eine rigorose Moral, die sie zu Gehorsam, Armut und Keuschheit verpflichtete. Schon für eine «läßliche Sünde» wurden sie bei einem dreimaligen Spießrutenlauf ausgepeitscht und in den Kerker geworfen. Den Kuß jeder Frau, gleich ob Mädchen, Witwe, Mutter, Tante oder Schwester, mußten sie meiden wie die Pest, ja sie durften (§ 53 der Ordensregel) keiner Frau auch nur ins Auge blicken. So hielten sie sich Knaben als Pagen, obwohl auch dies verboten war; florierte die Homosexualität ja gerade in den Orden wie kaum irgendwo. Doch jeder Templer hatte einen Knecht, manche auch zwei Knechte.[9]

Dem Orden gehörten zeitweise 15 000 Ritter aus fast allen Christenländern an, wozu dreimal soviel Knechte kamen, Sklaven. Die Disziplin spielte eine große Rolle. Jeder sollte, wie er bei der Aufnahme versprechen mußte, «dem eigenen Willen entsagen», sollte

«ein treuer Diener des Hauses sein», «dem Orden dienen wie ein Sklav und Leibeigener». Befehle des Ordenshauptes, des Großmeisters, galten als Ausdruck göttlichen Willens. Ungehorsame verschwanden an Ketten geschmiedet im Kerker.

Die Templer erfreuten sich des Rufes hoher Zuverlässigkeit, vor allem gegenüber dem Papst, dessen besondere Günstlinge sie von Anfang an waren, aber auch gegenüber gekrönten Häuptern, nicht zuletzt französischen. Schließlich hatten Ritter aus der Champagne die Gemeinschaft gegründet. Der Ordensmeister, später Großmeister, Ebrardus de Barris (de Barres), ein Franzose, führte auf dem Kreuzzug von 1147 das Heer Ludwigs VII. durch die Fährnisse Kleinasiens, «wieder mit einer Menge Weiber beschwert» (Menzel). Doch schrieb der Herrscher an Abt Suger von Saint-Denis, er sehe nicht und vermöge auch nicht zu sehen, «wie ich auch nur den geringsten Zeitraum hindurch in jenen Gegenden hätte bleiben oder Aufenthalt nehmen können ohne Hilfe und Unterstützung [der Templer], die mir nie fehlte vom ersten Tage an, da ich in jenen Gegenden war». Der weitere Vormarsch führte freilich in das Debakel bei Laodikeia Anfang Januar 1148 (VI 472 ff.).

Aber auch Terricus Galerannus, der Kapellan des Königs und einer seiner maßgeblichen Berater, stand den Templern nahe, trat 1163 in den Orden ein. Ebenso war fr. Aymardus, einer der wichtigsten Beamten Philipps II. Augustus, ungewöhnlich lange, von 1202 bis 1235, Templerschatzmeister. Doch fungierten die Templer in Frankreich, wo es ein besonders dichtes Netz ihrer Niederlassungen gab, auch als königliche Bankiers, ihr Haus, in Temple, als Sammelstelle für Steuern, Abgaben, als eine Art Zentralbank, wobei daneben seit 1295 im Louvre eine eigene Kasse bestand. Ein französischer König war es allerdings auch, der die Templer, gemeinsam mit dem Papst, zerschlagen und berauben sollte.[10]

Die Ritter hatten ihr Hauptquartier nach 1187 von Jerusalem nach Akkon verlegt, einem lukrativen Stützpunkt auch italienischer Kaufleute. Dann wichen sie über die Burg Chastel Pélerin, südlich von Haifa, die letzte, von den Lateinern 1291 geräumte (seit dem 19. Jahrhundert als Steinbruch dienende) Kreuzfahrerfestung, auf die Insel Ruad und nach Zypern aus, bis zu ihrer Vernichtung ihr

Hauptsitz. Doch gewannen sie nicht, wie die Johanniter, ihre Gegner und Erben, eine eigene Territorialherrschaft.

Gleichwohl waren die Templer enorm reich.

Die Päpste hatten sie mit Privilegien und Immunitäten überschüttet, sie von Lehnsverpflichtungen, Abhängigkeiten, von Zehnten, Zöllen, Steuern jeder Art befreit, ihnen auch die Freiheit vom Interdikt zugestanden, ebenso das Asylrecht; sie konnten von Bischöfen weder gerichtet noch exkommuniziert werden. Und da sie, wie die Johanniter, mit dem Land des Nazareners besonders verbunden waren, galten ihr Gebet und ihre Fürsprache als besonders wirksam, weshalb sie Almosen in Fülle, Gaben, generöse Schenkungen aus allen Teilen der christlichen Welt bekamen. Sie hatten im Orient einen beträchtlichen Landbesitz, im Jahr 1307 rund 10 500 Höfe; hatten aber auch in Europa zahlreiche Grundherrschaften auf seigneurialer Basis, von Spanien bis Schottland, von Frankreich bis Ungarn, und besaßen zumal in West- und Mitteleuropa viele Niederlassungen, Kirchen, woran noch heute Namen erinnern, in Deutschland Tempelberg (Kreis Fürstenwalde) oder Berlin-Tempelhof.

Insbesondere waren die Templer Finanzexperten und natürlich überall auf Maximierung des Profits bedacht, u. a. auch durch eine mächtige Flotte, durch Personentransporte großen Stils, Schiffe, mit denen sie weit über tausend Menschen beförderten, durch eigene Märkte auch und Nutzung der Handelsmessen. Ihre Einkünfte schätzte man Mitte des 20. Jahrhunderts auf annähernd 10 Milliarden Francs in der damaligen Währung. Sie verfügten über 9000 Schlösser, ihre Ordenshäuser waren Weltbanken. Sie unterhielten jedoch nicht nur ihre eigenen Fonds, sondern auch Schatz- und Depositenhäuser. Sie legten Geld an, überwiesen Geld, sie wickelten den Zahlungsverkehr ebenso mit Privatpersonen, mit Pilgern, Kaufleuten, Klerikern, wie mit Fürsten ab, besonders mit den Königen von Frankreich und England. Selbst Kaiser waren ihnen zinspflichtig.[11]

Gerade die großen Privilegien und der riesige Reichtum der «Armen Ritter Christi», verbunden mit der Gunst, die sie bei den Päpsten genossen, bei vielen Fürsten, verbunden auch mit ihrer Überheblichkeit, machten sie mehr und mehr verhaßt. Sie verfeindeten sich mit dem Patriarchen von Jerusalem, mit vielen anderen Präla-

ten, zumal mit dem Orden der Johanniter, mit dem sie blutige Fehden führten um Stellungen und Kastelle, Häfen und Fernhandelsstraßen, wobei die frommen Johanniter die frommen Templer 1259 in Akkon fast bis auf den letzten Mann abstachen, so daß diese im Abendland dringend um Nachschub ersuchen mußten.

Vor allem aber erblickte der französische König in den Templern, die ihm, wie seinen Vorgängern, ihre vielfältigen Dienste geleistet, das Mittel, sich seiner hohen Verbindlichkeiten zu entledigen. Seine viele Jahre langen Kriege gegen Flamen und Briten hatten große Summen gekostet und all seine notorischen Ausbeutereien, seine Münzmanipulationen, seine Vertreibung der Juden und die Beschlagnahme ihres Besitzes konnten ihn nicht sanieren. Als auch der Versuch mißlang, seinen Sohn zum Großmeister der Templer zu machen, denen er eine halbe Million Livres schuldete, wurden die unterschiedlichsten Verdächtigungen gegen den Orden ausgestreut und dann einer der bizarrsten politischen Prozesse aller Zeiten begonnen.[12]

Der Templerprozess, ein monströses Justizverbrechen von Papst und König

Im Morgengrauen des 13. Oktober 1307 ließ Philipp IV. der Schöne von Frankreich alle Templer seines Königreichs zur selben Stunde verhaften und ihren Besitz sequestrieren; man holte die Überrumpelten aus den Betten, noch bevor sie zum Schwert greifen konnten. Nur acht sollen entkommen sein – durch Selbstmord.

Die Aktion war von langer Hand geplant und vorbereitet. Philipp hatte die Inquisition auf seiner Seite und die Theologische Fakultät der Pariser Universität. Seine ihm nächststehenden Helfershelfer waren der uns wohlbekannte Minister Nogaret und der königliche Beichtvater Guillaume Imbert, der Inquisitor Frankreichs. Ausgeschlossene vom Orden, Bestochene und sonstige Kreaturen hatten für die Herren belastendes Material gesammelt, und

sofort nach Arretierung der Templer machte ein in Paris publiziertes Manifest deren «Verbrechen» bekannt.

Schon das Schmierenbühnenpathos des Verhaftungsbefehls spricht für sich: «Ein trauriges Ereignis, wert der Verurteilung und Verachtung, an das zu denken sogar schon schrecklich ist; der Versuch es zu verstehen, ruft Schauder hervor; eine schändliche Erscheinung, die jegliche Verdammung erfordert, ein widerwärtiger Akt, eine schreckliche Gemeinheit, in Wahrheit unmenschlich, ja schlimmer noch, jenseits der Grenzen aller Menschlichkeit, wurde uns bekannt, dank der Mitteilungen vertrauenswürdiger Menschen, und rief bei uns tiefe Verwunderung hervor, zwang uns zu zittern vor echtem Entsetzen.»[13]

Selbstverständlich ist diese ganze, im wesentlichen durch und durch verlogene Aktion nur mit Billigung des Papstes möglich und wohl oder übel dieser mit einem König einverstanden gewesen, dem er die Papstwürde verdankte

Mittlerweile hatte Benedikt XI. (1303–1304) regiert, acht Monate bloß, dann starb er an einer akuten Dysenterie, vielleicht aber auch, wie früher weithin vermutet und behauptet, an Gift. Nach fast einjähriger Vakanz jedenfalls voller Debatten und Intrigen der erbittert streitenden Kardinäle folgte mit genauer Zweidrittelmehrheit der Erzbischof von Bordeaux, Bertrand de Got, als Clemens V. (1305–1314), ein Franzose adliger Herkunft; sein Bruder Bérard waltete als Erzbischof von Lyon.

Man hat diese Wahl – wegen des nun beginnenden avignonesischen Exils – «wohl die folgenreichste der ganzen Papstgeschichte» genannt (Gelmi), was übertrieben ist. Denn leider gab es sehr viele und folgenreiche solcher Wahlen bis ins 20. Jahrhundert hinein, wo beispielsweise Achille Ratti, Pius XI., sämtliche faschistische Regime mitbegründet und gefördert hat.

Immerhin, Bertrand de Gots Erwählung war von großer und übler Bedeutung; von übler Vorbedeutung schon für die Zeitgenossen ein Unglücksfall bei der äußerst kostspieligen Krönungsfeier am 14. November 1305 in Lyon. Als nämlich unter dem Andrang der Schaulustigen eine alte Mauer zusammenbrach, wurde der das Papstpferd führende Herzog der Bretagne erschlagen, Clemens

selbst, seinen Kopfschmuck verlierend, aus dem Sattel geschleudert und leicht verletzt.

Bertrand de Got war ein Protegé des Hofes, ein Geschöpf des Königs. Offenbar von ihm gekauft, hatte er Philipp eine Reihe wichtiger Zusagen gemacht, ihm angeblich sogar den eigenen Bruder und zwei seiner Neffen als Geiseln überlassen. Ganz offen sagte man auch, die schöne Gräfin von Périgord, Brunisende, Tochter des Grafen von Foix, sei seine Geliebte gewesen. Jedenfalls war der neue Pontifex eine höchst labile, leicht beeinflußbare, um nicht zu sagen oft schier haltlose, auch immer wieder Krankheitsanfällen ausgesetzte Person, die zudem irritierende Züge zu Zauberei und Beschwörungswesen zeigte. Als hervorstechende Eigenschaften aber nennt Johannes Haller einen Familiensinn, «der alles übertraf, was man seit Menschengedenken bei Päpsten erlebt hatte, und eine ebenso ungewöhnliche Habgier. Er war gewissenlos, und das nicht nur aus Schwäche: ihm fehlte das Gefühl für Recht und Unrecht. Dante hat ihn mit zwei Worten treffend gekennzeichnet: un pastor senza legge, ein Hirte, der Gesetz und Recht nicht kennt. Das hat seine annähernd neunjährige Regierung immer aufs neue bewiesen.»

Nicht nur für Verwandte, auch für seine Günstlinge beutete der Papst die Kirche rücksichtslos aus.

Greifen wir den Florentiner Bankier Berto de'Frescobaldi heraus. Vier seiner Söhne waren Geistliche, einer davon, Giovanni, Domherr in Florenz und selbstverständlich wohlversehen mit heimischen Pfründen. Er war Kanonikus von Salisbury und Domherr in Chicester, und natürlich auch dort nicht bloß für Gotteslohn. Als ihm aber Clemens noch eine Präbende in Hauteworth gewährte und der Bischof von Salisbury ihre Übertragung versagte, exkommunizierte ihn der Papst kurzerhand, denn gewiß war ihm ein italienischer Bankier wichtiger als ein britischer Prälat. An Pfründen und Anwartschaften belieh Clemens einmal in einem einzigen Jahr das Zwanzigfache dessen, was selbst Papst Bonifaz genehmigt hatte.

Daß ein solcher Mann nicht zuletzt, sondern von Anfang an auch an sich denkt, bedarf keines Wortes, doch vielleicht wieder eines Beispiels. Als Clemens gleich nach seiner Konsekration von Lyon

gen Bordeaux zog, plünderten er und Gefolge die unterwegs besuchten Kirchen so gründlich, daß nach ihrem Weggang von Bourges, heißt es, Erzbischof Aegidius, um überhaupt existieren zu können, täglich bei seinen Domherren seine Ration Lebensmittel holen mußte.

Nun war die Kirche nicht arm, hatte sie immer aus der Christenheit herausgeholt, was herauszuholen war. Ehe Clemens etwa den päpstlichen Schatz von Perugia nach Südfrankreich auf die Reise gehen ließ, auf der ihn dann in Lucca Uguccione della Faggiuola raubte, hatte man gewissenhaft Inventur gemacht und ein Verzeichnis der Gegenstände von höchstem Wert aufgestellt, das im Druck 144 große Quartseiten füllte – und war doch nur ein winziger Teil aus einem ungeheueren Gesamtvermögen, das freilich immer wieder ausgegeben werden mußte. Zur Erfüllung hehrster Aufgaben allemal, für die hl. Kirche, für hl. Kriege, die hl. Inquisition, für Kreuzzüge, ob die nun stattfanden oder nicht. Ein Vermögen, das dann auch, war es ausgegeben, wieder hereingebracht werden mußte, auf die allerunterschiedlichste Weise, was oft scharfer Überlegungen, diffizilster Kalkulationen bedurfte. So veranschlagte Clemens für einen von den Johannitern vorbereiteten Kreuzzug in einer Ablaßbulle vom 11. August 1308 u. a.: für 24 Denare am Karfreitag 24 Jahre Ablaß; für 12 Denare an sonstigen Freitagen 12 Jahre Ablaß; für 6 Denare an den übrigen Tagen 6 Jahre Ablaß. Gebe aber einer alles auf einmal, so werde der Ablaß der Gabe entsprechen. Ja, die Kirche ließ ihrer nicht spotten. War man großzügig, war es auch sie.

Auch der Papst gab viel, opferte viel, vor allem dem König. Und hing von ihm um so mehr ab, als er seit 1309, seinem Drängen gehorchend, in Avignon residierte, womit er die siebzigjährige «Babylonische Gefangenschaft» der Päpste eröffnet (1309–1377), eine Epoche von großer Verrufenheit, geprägt durch Luxus, Nepotismus, Korruption, durch Anhäufung kaum übersehbarer Schätze und ihrer Verschleuderung. Insbesondere hat Clemens V. an Geldgier und Verwandtenbegünstigung die meisten Päpste vor ihm, auch seinen Vorgänger Bonifaz, weit überboten, Dante ihn geradezu als ärgsten aller Simonisten gebrandmarkt. Nicht genug, ein englischer Bene-

diktiner fragte sich ganz offen, «ob es nicht besser wäre, gar keinen Papst, statt eines so nutzlosen und lästigen zu haben».

Dem König fügte sich Clemens immer wieder. Als er, noch im Jahr seiner Papstwahl, zehn Kardinäle berief, waren darunter neun Franzosen (und vier seiner Neffen)! Insgesamt aber machte er fünf Verwandte zu Kardinälen, viele andere zu Bischöfen. Auch im Kirchenstaat wies er seinen Vettern und Neffen einträgliche Ämter zu, für die jene lediglich das Geld einstrichen, ohne sich weiter blicken zu lassen.

Immer wieder kam er dem wachsam-berechnenden, insistierenden, ihm weit überlegenen Regenten entgegen, auch beim Templerprozeß. Zwar zweimal enthob er die gegen die Ritter vorgehenden Inquisitoren aller Befugnisse, aber zweimal gab er Philipp auch wieder nach und ließ die Blutrichter erneut prozessieren.

Die Bezichtigungen reichten vom Glaubensabfall und Götzendienst bis zu obszönen Riten, zu Sodomie. Das Volk von Paris, denkschwach wie allerwärts die Massen, putschten noch am Tag der Templerarretierung Mönche in den königlichen Gärten auf, und in den Prozessen wurde all dies detailliert von Zeugen ausgebreitet und die Selbstbezichtigung der Opfer protokolliert. Allerdings hatte der Staatssiegelbewahrer, der Bischof von Auxerre, ein durchaus königstreuer Mann, angesichts der Ungeheuerlichkeit des Vorgangs sich strikt widersetzt, den Befehl zu besiegeln, und nach neuntägigem Kampf sein Amt niedergelegt.[14]

Ein Abgrund an fingierter Verworfenheit wurde sichtbar, eine Brutstätte der Blasphemie und abscheulichster Laster. Die lateinische Anklageschrift umfaßt nicht weniger als 127 Artikel. Man zieh darin die Templer, sie glaubten nicht an Gott, sie träten auf das Kreuz «und spuckten in Sein mildes Antlitz». Statt ihn beteten sie einen Götzen an, «eine alte, einbalsamierte Menschenhaut in einem glänzenden Tuch» mit «Karfunkelaugen, die leuchteten wie die Helle des Himmels». Dieser Abgott trug «den halben Bart im Gesicht und die andere Hälfte am Hintern». Gesalbt wurde das Idol mit Fett, das man vom Kind eines Templers und einer Jungfrau genommen, dann im Feuer gekocht und gebraten hatte. Auch soll jeder dem Teufelskult besonders verfallene Ritter nach seinem Tod

verbrannt und die Asche von neuen Templern gegessen worden sein – «und um so fester hielten diese an ihrem Glauben und ihrem Götzendienst, und ganz und gar verachteten sie den wahren Leib unseres Herrn Jesus Christus». Dazu kamen weitere Anklagen, des Hochverrats etwa oder der Homosexualität. Sie war schon, hieß es, bei der Ordensaufnahme, bei der man – das angebliche Templergeheimnis (factum Templariorum) – auch das Kreuzbespucken, das Küssen des nackten Hinterns oder andrer «Öffnungen» praktizierte, empfohlen worden und von allem noch weitaus am wahrscheinlichsten.[15]

Die Templer wurden durch den Strang gefoltert, durch Spanische Stiefel, man ließ manche monatelang halbnackt bei Wasser und Brot im Kerker liegen, zersplitterte ihnen die Finger, brannte Feuer unter ihren Fußsohlen, daß später die Knochen der Fersen abfielen, man schlug ihnen die Zähne ein, hängte sie an den Geschlechtsteilen auf. Viele starben noch während der Tortur (bei den, wie es so schön hieß, «Befragungen») in ganz Frankreich etwa 500. So klagten sich schließlich 123 Ritter der inkriminierten Verbrechen an. 36 aber, wahrscheinlich der Spitzengruppe zugehörig, starben, ohne den Mund geöffnet zu haben. Und weil 54 Templer beim Prozeß in Paris ihre ersten Aussagen widerriefen, wurden sie als Wortbrüchige und rückfällige «Ketzer» am 12. Mai 1310 an der Porte Saint-Antoine, einem Stadttor, auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Als die Henker sich mit Fackeln bereits dem Holz näherten, widerstanden sie sowohl einem letzten Bestechungsversuch des Königs, der allen Gnade und Freiheit versprach, die nicht «verstockt» blieben, wie den Tränen ihrer Verwandten – und noch im qualvollen Sterben beteuerten sie ihre Unschuld.[16]

Schon drei Tage nach der spektakulären Polizeiaktion gegen den Orden hatte König Philipp die Fürsten ersucht, seinem Beispiel zu folgen und die beschuldigten Ritter ebenfalls hinter Schloß und Riegel zu setzen. Aber ringsum bezweifelten die Großen die jenen zur Last gelegten Taten. Und im Dezember 1307 bat Eduard von England brieflich die Könige von Aragón, Kastilien, Portugal und Sizilien, ihre Ohren der Verleumdung zu verschließen und von all den Vorwürfen nicht das kleinste Wort zu glauben. In diesem Sinn

wandte er sich auch an den Papst selbst, dessen Bulle «Pastoralis praeeminentiae» vom 22. November 1307 das Vorgehen Philipps verteidigte und alle christlichen Staatsmänner Europas anwies, auch ihrerseits die Templer festzunehmen. Zwar lehnte Clemens im Sommer 1308 eine Verurteilung des Ordens wieder ab, machte jedoch dem König immer mehr Konzessionen, und bei den im folgenden Jahr verstärkt fortgesetzten Verhören wurde auch wieder und weiter gefoltert. Und es war der Papst, der die Anwendung der Folter ausdrücklich angemahnt hat.

In England konnten die Inquisitoren ihren Opfern keine Geständnisse abzwingen, da die Gesetze des Landes die Folter verboten. Daher drang Clemens am 6. August 1310 in einem Schreiben an Eduard auf den Gebrauch der Tortur – und bot dem Monarchen für ein Entgegenkommen den Nachlaß seiner Sünden an! Auch die englischen Bischöfe bearbeitete der Papst entsprechend. Also befahl König Eduard wiederholt, das «Kirchengesetz» anzuwenden; zuletzt benutzte er sogar mehrmals das damit identische Wort «Folter», betonte aber stets, was er tue, geschehe aus Ehrfurcht vor dem Heiligen Stuhl.

Auch anderwärts, in Aragonien etwa, war das päpstlich so erwünschte Schinden untersagt. Die Inquisitoren hatten daher dieselben Probleme wie in England. Deshalb verfügte der Heilige Vater im März 1311, die Angeklagten auf der Iberischen Halbinsel durch Beamte der Kirche («religiosus tortor») zu foltern, und erbat den Beistand König Jakobs, habe das Verfahren bisher doch nur zu «schwerem Verdacht» geführt.[17]

Was den Großmeister der Templer betrifft, hatte ihn Papst Clemens bereits vor Ausbruch der Verfolgung in seine Nähe zitiert. Jacques de Molay, seit 1265 Ordensmitglied, seit 1275 im lateinischen Osten und dort 1293 als Nachfolger des in Akkon gefallenen Großmeisters Guillaume de Beaujeu auf Zypern gewählt, war Anfang 1307 mit einem Heer türkischer Reiter in Frankreich eingezogen, mit einer Menge Sklaven, mit 150000 Goldgulden im Gepäck sowie unzähligen großen tourischen Silbermünzen – die Last von zwölf starken Pferden. Er hatte noch die Verhaftung der Templer durch den König zu hindern gesucht, gestand aber selbst am 24. Ok-

tober alle möglichen Vergehen zu, von häretisch-blasphemischen bis zu homosexuellen, widerrief jedoch und wollte nur vor dem Papst als seinem Richter aussagen.

Nicht genug. Unter dem Druck des königlichen Beichtvaters, des Inquisitors Imbert, unterrichtete er brieflich die Ordensmitglieder von seinem Schuldeingeständnis und appellierte an sie, sich gleichfalls schuldig zu bekennen. Die Protokollaussagen vermerken dazu: «Der Beschuldigte erklärt unter Eid, daß gegen ihn keine Drohungen und keine Gewalt angewandt wurden.» Freilich nur eine der stereotypen Lügen des Inquisitionsgerichts. Viel später fand man in einem Brief des greisen Großmeisters an seine Freunde die Mitteilung, man habe ihm während der Folter in den Mauern der Inquisition «die Haut vom Rücken, vom Bauch und von den Beinen abgerissen».[18]

Am 16. Oktober 1311 trat das Konzil von Vienne zusammen, am 3. April des nächsten Jahres ließ der Papst die Aufhebungsbulle des Templerordens «Vox in Excelso» verlesen und gab in der Schlußsitzung am 6. Mai 1312 durch die Bulle «Ad providam» die Übertragung des Templerbesitzes an die Johanniter bekannt, erklärend, daß «fürderhin bei Strafe der Exkommunikation der Name des Templerordens nicht mehr erwähnt werden soll, daß niemand in ihre Reihen eintreten, daß niemand mehr ihr Gewand tragen wird». König Philipp aber hatte schon während des Prozesses ihre gesamten Einkünfte kassiert, auch alles in den Banken angehäufte Geld, den Kirchenschmuck, die beweglichen Güter sowie 5 Millionen Francs für Gefängnis- und Folterkosten, wofür dann sein Sohn Ludwig noch einmal 1 500 000 Francs verlangte.

Manche Templer beendeten ihr Leben als Bettler, andere, die «Rückfälligen», auf dem Scheiterhaufen, wieder andere in den Kasematten der Inquisition. Dort saßen sieben Jahre lang auch der Großmeister und einige der letzten Würdenträger des Ordens und wurden durch drei Kardinäle als Vertreter des Papstes zu immerwährendem Gefängnis verdammt. Zwei von ihnen schwiegen und kamen nach lebenslanger Haft im Kerker um. Zwei aber, der Großmeister Jacques de Molay und der Meister der Normandie, Geoffroy de Charney, protestierten, in Spottgewänder gesteckt, sogleich

nach der Urteilsverlesung. Sie bekannten sich schuldig nur an ihren Ordensbrüdern, die sie durch ein erpreßtes unwahres Geständnis ins Unglück gestürzt, doch unschuldig als «Ketzer», und wurden als «erneut in die Häresie verfallene» Verbrecher sofort am nächsten Morgen auf einer kleinen Seineinsel verbrannt. König Philipp genoß den Staatsakt aus einem Fenster des benachbarten Schlosses – und verunglückte 1314 tödlich durch einen Jagdunfall, nachdem im gleichen Jahr schon Nogaret und der Papst verstorben waren.[19]

14. KAPITEL

KAISER LUDWIG IV. DER BAYER (UM 1281–1347) IM KAMPF MIT PAPST JOHANN XXII. (1316–1334)

«Er war in Waffen geübt und trat jeder Gefahr kühn entgegen. Aber er überlegte nicht genügend im voraus, änderte rasch seine Entschlüsse und verlor im Unglück leicht den Kopf. Von Manieren war er zum Scherz aufgelegt und leutselig, sein Gang war rasch, auf keinem Sitz, an keinem Platz hielt es ihn lange.» Der zeitgenössische Dichter und Geschichtsschreiber Albertino Mussato über Ludwig IV.[1]

«Er versteht wohl die Fische in sein Netz zu bekommen, nicht aber sie ihrer Schuppen zu berauben; er weiß die Vögel zu fangen, aber er kann sie nicht rupfen.» Fürstenfelder «Chronik von den Taten der Fürsten»[2]

«Fast die ganze Christenheit wurde in zwei Teile gespalten. Ein Teil gab Kaiser und Reich entschieden den Vorzug. Er verfluchte Papst Johannes, daß er sich allzu eilfertig habe hinreißen lassen, Ludwig zu verdammen, und ihn aus Liebe und Schutz für König Robert von Neapel mit soviel Leidenschaft und Heftigkeit zum Irrgläubigen erklärt habe ... Weiter warfen sie Johannes vor, er sei nicht rechtmäßig Papst geworden ... Sie sagten auch, er sei ein streitsüchtiger Mann. Denn überall in Italien hätte er Skandale und Ursachen für Kriege begünstigt, besonders unter den Lombarden ... Die andere Partei nannte Johannes gerecht, heilig, abwägend, weise und milde, sehr gebildet als Philosoph und Meister der heiligen Theologie. Wegen all dieser Tugenden und Kenntnisse hasse er die Gewaltherrscher.» Albertino Mussato[3]

«Die Armen Brüder, Fraticellen, Lollharden, Begarden, tiefsinnige Mystiker, evangelische Feinde des weltlichen Prunks einer immer tiefer in die Laster der Zeit sinkenden Kirche, predigten auf Plätzen und Straßen, daß der Papst und seine Kirche ketzerisch seien und nur diejenigen das Evangelium Christi bewahrten, welche das niedrige Leben des

Heilands nachahmten. Johann XXII. verdammte diese Lehren. Die Inquisition in Marseille verbrannte Menschen, welche frohlockend den Scheiterhaufen bestiegen, um ihre Liebe zur Armut mit dem Tode zu besiegeln. Ihre Freunde feierten sie als Märtyrer.» «Ludwig der Bayer rief daher alsbald Christus, die Apostel, den heiligen Franziskus und dessen Jünger als Verbündete gegen den Papst auf. Schon in seinem Protest vom Jahre 1324 zog er das Dogma von der Armut herbei, um Johann XXII. als Ketzer darzustellen, weil er nicht allein den Kaiser, sondern auch den Heiland verleugne. Es ist gerade diese Verbindung des ghibellinischen Staasrechts mit dem Dogma der Franziskaner, welche dem Streit Ludwigs gegen den Papst eine kulturgeschichtliche Wichtigkeit gab, da sie große Folgen für das ganze Verhältnis der Kirche zum Staate nach sich zog.»
Ferdinand Gregorovius[4]

«Unbestreitbar bleibt, daß dieser Papst keinem sich ihm anbietenden Streit vorschnell aus dem Wege ging und seine Konflikte mit Entschlossenheit und ohne Rücksicht auf die Kosten für Kirche und Christenheit auszutragen pflegte. Er liebte den Kampf, und zwar nicht nur den intellektuellen mit Kardinälen oder Bettelmönchen, sondern auch den blutigen auf dem Schlachtfeld, an dem er sich persönlich zwar nicht beteiligte, von dem er aber gerne erzählen hörte.»
Heinz Thomas[5]

«Seine Hauptcharaktereigenschaften jedoch waren Ehrgeiz und Habsucht. Um den erstern zu befriedigen, führte er mit den Visconti von Mailand endlose Kriege, von denen ein Zeitgenosse versichert, das in ihnen vergossene Blut würde das Wasser des Bodensees rotgefärbt, und die Leichen der Erschlagenen würden ihn von einem Ufer zum andern überbrückt haben. Was seine Habsucht angeht, so offenbarte er eine unerschöpfliche Fruchtbarkeit in der Erfindung von Mitteln, um die Schätze des Heiles in klingende Münze umzusetzen.» Henry Charles Lea[6]

Das Finanzgenie der Catholica

Clemens V. war nicht arm gestorben. Als er am 9. Juni 1312 sein Testament machte, besaß er 814 000 Goldgulden. Den größten Teil des Papstschatzes bekamen seine Verwandten, sein Neffe Vicomte Bertrand von Lomagne 300 000 Goldgulden, weitere Verwandte und seine Diener 314 000 Goldgulden, Kirchen, Klöster und die Armen 200 000 Goldgulden (wobei die Armen oft wohl nur auf dem Papier standen, ähnlich wie die von Jahrhundert zu Jahrhundert stereotyp wiederkehrenden «Witwen und Waisen». Tatsächlich mußte ein Waisenkind im christlichen Mittelalter und noch danach vom siebten Jahr an für seinen Lebensunterhalt selbst aufkommen; ganz zu schweigen davon, daß man wohltätig viel weniger aus Nächstenliebe war als aus Sorge um die eigene Glückseligkeit). Da Clemens' Schatz indes noch wuchs, hinterließ er bei seinem Tod knapp zwei Jahre später, am 20. April 1314, den damals gewaltigen Betrag von 1 040 000 Goldgulden als Privatvermögen; auf vielerlei Weise, durch Ämter-, Pfründenschacher, Besteuerungen aller Art zusammengekommenes Geld und abgezweigt zum eigenen Nutzen und knapp rubriziert, wie unter Bonifaz VIII.: «für die Bedürfnisse der römischen Kirche».[7]

Sein Nachfolger freilich, habsüchtig und geizig, ein Finanzvirtuose sondergleichen, ohne eine Liebe, den Krieg mal beiseite, als die zum Geld, ein abstoßender Alter, der, so Dante, nicht Petrus und Paulus verehrte, sondern das Bild des Täufers auf den Florentiner Gulden, soll eine durchschnittliche Jahreseinnahme von 230 000 Goldgulden erzielt, insgesamt eine Summe von 18 Millionen Goldgulden besessen haben. Davon war allerdings bei seinem

Tod nicht einmal mehr eine einzige Million (nur rund eine halbe) vorhanden, nicht zuletzt weil man damit einen Teil der Kriege seines Pontifikats finanzierte. Und die 7 Millionen, die er in Preziosen etc. gehabt haben soll, waren auf 41 000 Goldgulden zusammengeschmolzen. Dabei hatte er, nach den katholischen Papsthistorikern Seppelt/Schwaiger, gelebt und gespart «fast wie ein Einsiedler».[8]

Zur Erwählung eines solchen Finanzgenies ließ sich denn auch der Heilige Geist länger als zwei Jahre Zeit. Ging es doch nicht bloß um den nationalen Gegensatz zwischen den zahlenmäßig stark unterlegenen Italienern und den Franzosen, sondern auch um gewisse Differenzen zwischen elf Gascognern, Nepoten und Günstlingen, den Landsleuten des verstorbenen Pontifex, und sechs weiteren Franzosen, die auf den Clemens-Klüngel nicht gut zu sprechen, aber eben doch Franzosen oder Provenzalen waren. Es ging auch weniger um die üblichen Intrigen, vielmehr um Nachstellungen auf Leben und Tod – im Sommer 1314 konnten die italienischen Kardinäle der Liquidierung durch zwei Papstnepoten gerade noch entgehen. Knapp zwei Jahre später sperrte der inzwischen regierende König Philipp V. der Lange (1316–1322) die Kardinäle kurzerhand in Lyons Dominikanerkloster, woraus einige Wochen darauf, am 7. August 1316, Jacques Duèse als Papst hervorging.

Johann XXII. (1316–1334), Sprößling wohlhabender Kaufleute aus Cahors, eines wichtigen Finanz- und Handelsplatzes, Kanonist, Bischof, zwischen 1308 und 1310 Kanzler der Könige von Neapel, war Philipp dem Schönen beim Templersturz behilflich gewesen, war 1312 von Clemens V. zum Kardinal kreiert worden und bei seiner Erhebung zum Papst bereits zweiundsiebzigjährig. Trotz schwächlicher Gesundheit aber erwies sich der kleinwüchsig häßliche, unscheinbare Greis als äußerst robust, zäh, zupackend, freilich auch als avaritiös, als listig, verschlagen, leicht aufbrausend und unfähig, Widerspruch zu ertragen. Ging sein Temperament ja manchmal derart mit ihm durch, daß er sogar seinen Vorgänger Bonifaz einen Narren, seinen Förderer Robert von Neapel einen jämmerlichen König nennen, überhaupt gekrönte Häupter brieflich bestens abkanzeln konnte.

Wie er gelegentlich mit Untergebenen umsprang, mag das Schicksal des Bischofs Hugo Gerardi von Cahors belegen.

Johann hegte gegen den Prälaten seiner Heimatstadt einen alten Haß, und er war noch kein Jahr Papst, da rief er den Mann nach Avignon, ließ ihn am 4. Mai 1317 seines Amtes und Standes entsetzen und lebenslänglich einkerkern. Da ihm dies aber wohl zu unsicher schien, er sich von seinem Opfer mittels magischer Praktiken, eines verruchten Durchstechens von Wachsbildern seines Konterfeis tödlich bedroht glaubte – «Was immer Unsinniges ausgedacht werden kann, Johann XXII. glaubte es» (Graf Hoensbroech) –, ließ er den Gefürchteten wegen angeblicher Verschwörung wider das Leben des Papstes noch im Juli desselben Jahres bei lebendigem Leib schinden und verbrennen. Aber mußte er, lebenslang von Nigromanten umstellt, belauert, sich nicht wehren? Auch weitere «Zauberer», ein Arzt, ein Barbier, mehrere Kleriker wurden durch ihn hingerichtet. Während seines Pontifikats entstanden auch die ersten mit Magieprozessen befaßten Bullen, worin er dann alle bedrohte, die Wachsbilder anfertigten, Dämonen opferten, die sie in Ringe, Spiegel, Flaschen einsperrten, um mit ihrer Hilfe Schändliches zu treiben. Schließlich glaubte er auch an Unzucht mit dem Teufel. 1318 bezichtigte er dessen die Waldenser. Wie der cholerische Greis, Protektor des Inquisitors Guidonis (S. 264), doch auch ringsum die «Ketzer» jagen, etwa den die Inquisition kritisierenden Franziskaner Bernard Delicieux zu lebenslänglichem Kerker verurteilen und noch kurz vor seinem Tod die Haft verschärfen, wie er Beginen durch die Dominikaner auf den Scheiterhaufen schicken ließ, ehe er selbst, von christlichen Theologen, von einer ganzen Synode (zu Vincennes) der «Ketzerei» bezichtigt, nach halbem Widerruf stirbt.[9]

Hatte Clemens V. in Avignon noch bei den Dominikanern domiziliert, begann Johann XXII., von 1310 bis 1313 schon als Bischof in Avignon wirkend, den Bischofspalast bereits zur Papstresidenz auszubauen oder, besser gesagt, zu einer Festung, nicht gerade schön, doch gewaltig. Und rings um diese Papstburg mit den meterdicken Mauern stank es derart herauf aus der kleinen Stadt (1348 von Clemens VI. der Königin Johanna I. von Neapel abgekauft), daß davon ein aragonesischer Gesandter ohnmächtig wird.

Der moralische Gestank der «babylonischen Hure» an der Rhône, wie man Avignon auch nannte, war allerdings unvergleichlich übler. Für die zeitgenössische Literatur ist der Ort ein einziger Höllensumpf. Verwirrung, Finsternis und Schrecken herrschen für Petrarca hier – «es ist keine Stadt, sondern eine Höhle von Gespenstern und Teufeln, die Schmutzgrube aller Laster, die Hölle der Lebendigen. Gott wird hier verachtet, das Geld angebetet, die Gesetze werden mit Füßen getreten, die Guten verhöhnt, bis kaum noch einer da ist, über den man spotten kann. Eine Sündflut ist nötig, aber es würde keinen Noah geben». Manchmal findet Petrarca freilich einen Kardinal «von edlerer Seele», einen Mann, «der gut hätte sein können, wäre er nicht Mitglied des hl. Kollegiums geworden». Und für die hl. Brigitte von Schweden ist die Papstresidenz «ein Bordell nur», «ein Feld voll Unkraut, das mit scharfem Eisen ausgejätet, dann im Feuer gereinigt, endlich mit dem Pflug eingeebnet werden soll!». Zu Avignon, ruft sie, sind die zehn Gebote zu einem einzigen geworden: «Es lautet: Bring dein Geld her!»

Am berüchtigsten war «Avignon» in der Tat wohl wegen seines Mammonismus.

Gewiß hatte schon lange vorher, um nicht gleich auf die Antike zurückzugehn (vgl. bes. III 3. u. 5. Kap.!) der Bischof von Orléans die «Schande» gebrandmarkt, daß an der Kurie alles käuflich sei, daß die Urteile nach dem Goldgewicht abgemessen werden. Und gewiß hatte erst recht im 13. Jahrhundert der Prämonstratenserpropst Burchard von Ursberg die Schleusen der Weltschätze geöffnet gesehen und den von allen Seiten nach Rom fließenden Geldstrom gegeißelt. «Es gibt kein Bistum, keine religiöse Würde und keine Pfarrkirche, um die nicht ein Prozeß geführt würde, welcher dir nicht Leute mit gespicktem Geldbeutel zuführte. Die Schlechtigkeit der Menschen ist die Quelle deines Wohlergehens.»

Doch wie erst sah das im 14. Jahrhundert aus, als gerade Johann XXII. noch mehr System in den kurialen Fiskalismus brachte, noch mehr Effizienz, als sich in den Gewölben der Papstburg von Avignon, für Petrarca die widerwärtigste und unsauberste Stadt, die er je gekannt, der Reichtum aus allen Ländern staute und der Franzis-

kaner Alvarez Pelajo, Pönitentiar Johanns, niemals die Gemächer seines Herrn betreten konnte, ohne die Seelsorger beim Zählen des Geldes zu treffen. Und während Rom, das ferne, immer mehr verfiel, während in seinen Trümmern bewaffnete Banden, die Fehden des (man muß ja gelegentlich daran erinnern) katholischen Adels tobten, vor allem der einflußreichsten Häuser Colonna und Orsini, aber auch der – durch das weltliche Gericht nicht zu belangende – Klerus Verbrechen um Verbrechen beging, während Tag für Tag Raub, Meuchelmord, Blutrache das Bild bestimmten, indes die Masse der Menschen in Armut und Elend verkam, genoß man in Avignon das Leben, gab man für eine päpstliche Krönungsfeier 10 000 Goldgulden, allein für das Mahl fast die Hälfte aus, erhielten die Kardinäle, derzeit etwa zwanzig, bei der Papstwahl Gratifikationen von 2000 bis 5000 Goldgulden.

Aber die familiaris pape (servitor pape) mußte erhalten werden, vom Vizekanzler, stets ein Kardinal, über die Sekretäre, Notare, Schreiber (von letzteren hatte Johann 70, sein Nachfolger Clemens VI. 100), über die Kämmerer des Papstes, seine Ärzte bis hin zu den Hofämtern, zu der Leibgarde, den Wachen, den Türhütern, insgesamt damals mindestens 300 bis 400 Personen. Für ihren Unterhalt, ihre Bezahlung gab der Hohepriester 1329/1330 rund drei Millionen Goldfranken aus.[10]

Anderes freilich, die Kriege zum Beispiel, kostete noch bedeutend mehr.

Also mußte unentwegt und von vielen Seiten Geld eingetrieben werden, etwa durch Servitien, Visitationes, Census, die Einkünfte aus den kirchenstaatlichen Gebieten, die Bullentaxen, Prokurationen, Annaten, Zehnten, die Subsidien, Spolien, Interkalarfrüchte, das sind Erträge aus unbesetzten Kirchenpfründen, weiter die Legate, freiwilligen Schenkungen, Strafgelder, Gelübdeablösungen, Einnahmen aus Verkauf von Naturalien, von Häusern, Tieren, besonders von Ochsen, die diesem Papst sehr häufig geschenkt worden sind.

Johann XXII. war auch der erste Papst, der die Taxen der Pönitentiarie systematisierte. Für jede Art menschlichen Sündenfalls, jede Schuftigkeit und Hinterfotzigkeit gewährte er großzügig Verge-

bung, hatte er ein Schema der Absolution entwickelt, gestaffelt nach festen Preisen, die von fünf Groschen für Mord und Blutschande reichten bis zu 33 Groschen für eine Ordination vor dem kanonischen Alter.

Außenstände wurden mit aller Härte eingetrieben. Wer nicht zahlte – genaugenommen ja nicht für den Papst, sondern für sein eigenes Seelenheil –, beschwor den Bannstrahl aus Avignon auf sich herab. So verfielen anno 1328 ein Patriarch, fünf Erzbischöfe, 30 Bischöfe und 46 Äbte der Exkommunikation, der Suspension, dem Interdikt, weil sie der päpstlichen Kammer nicht rechtzeitig ihre Zahlungen geleistet hatten.

Der Papst schaltete und waltete in mancher Hinsicht wie ein Florentiner Negoziant, etwa ein Bankier, mit dem der «Mann aus Cahors» die seelische Disposition geteilt haben mag. Deshalb überrascht wohl auch nicht die außerordentliche Menge geistlicher Verleihungen gerade an Mitglieder von Bankiersfamilien aus der Arnostadt, überhaupt seine Sympathie für das dortige Geschäftsmilieu, wie er denn auch nicht weniger als zehn Florentiner zu Bischöfen machte.

Schließlich hat man einem Johann XXII., der das Geld nur so anzog (nicht ohne Zutun!), auch viel geschenkt. So vermachten ihm bzw. seiner apostolischen Kammer die beiden Kardinäle Berengarius (Onkel und Neffe) 5000 Goldgulden, der Kardinal Petrus de Columpna 12000 Goldgulden, der Kardinal Bernardus de Garvo 1000 Goldgulden, der Bischof Bertrandus von Agen 500 Goldgulden, der Bischof Johannes von Dol 3000 Goldgulden, 2400 Goldgulden und noch einmal 2000 fl. Der Bischof Guillermus von Paris schenkt dem Papst 3000, der Bischof von Straßburg 4000, der Bischof Jacobus von Saint Andrews 4000, der Bischof Robertus von Salisbury 6000 Goldgulden usw.

Waren beim Tod des Papstes noch rund 500000 Goldgulden in der sozusagen offiziellen Kasse, so hatte Johann noch einen privaten Geheimschatz (pecuniae secretae) von über 600000 Goldgulden besessen, den er in seinem Studium parvum, in einer kleinen geheimen Kammer über dem Verbindungsgang von zwei Zimmern verwahrte. Und bei der Frage nach der Herkunft dieses gewaltigen Ka-

pitals kommt selbst die katholische Kirchengeschichtsschreibung nicht um die Feststellung herum: «Zunächst, ganz allgemein gesprochen, müssen im Verlaufe des Pontifikats Johanns XXII. jene Gelder in die Privatkasse des Papstes geflossen sein, die nicht in die Contobücher der apostolischen Kammer eingetragen sind, obwohl sie an der Kurie entrichtet wurden.»[11]

Der Armutsstreit

Daß der hitzköpfige Hohepriester keinen Streit scheute, zeigte sich gleich zu Beginn seines Pontifikats bei den schweren Auseinandersetzungen in der Armutsfrage, die sich durch seine ganze Amtszeit zogen.

Für Franz von Assisi war jeder, der Geld sammelte, ein Dieb und Räuber. Doch schon nach seinem Tod brach Unruhe darüber aus, eskalierte diese immer mehr, und es ist klar, daß für einen großen Teil des Franziskanerordens, zumindest für die radikaleren und konsequenteren, am Beispiel des evangelischen Jesus und des hl. Franziskus festhaltenden Gruppen, für die sogenannten Spiritualen, die Fratizellen mit ihren diversen Varianten (den Clarenern, Michaelisten oder Cesenisten, «fraticelli de opinione» etc.), die Finanzpolitik der Päpste, ganz besonders dieses Papstes, eine schwere Anfechtung war – beiseite der ungeheure Reichtum, der über die Bettelmönche plötzlich hereinbrach.

1323 erklärte Johann in der Bulle «Cum inter nonnullos» die Lehre, Jesus und die Apostel hätten völlig besitzlos gelebt, als «Ketzerei». Selbst Konservative kündigten jetzt Johann den Gehorsam. «Von einer Art Wahnsinn entflammt», schreibt der 1348 gestorbene, Kaiser wie Papst freimütig kritisierende Franziskaner Johann von Winterthur, suche Johann XXII. «Gründe gegen die Armut Christi vorzubringen und verfolgt die Franziskaner, weil sie ihm Widerstand leisten, ohne Maß und Ziel; die Dominikaner ermuntern ihn, und er belohnt sie reichlich.» Die alte Feindseligkeit zwischen beiden Orden trieb seltsame Blüten. So brachten die Domini-

kaner zur Desavouierung der Franziskaner an ihren Klöstern, wo häufig Menschen vorbeigingen, Wandbilder des Gekreuzigten an, die eine Hand festgenagelt am Balken, die andere in einem Geldsack steckend.

Im Streit um die Armutslehre bekämpfte Michael von Cesena, der Franziskanergeneral, erst konform noch mit dem päpstlichen Fiskalismus, die Spiritualen der Provence. 1322 jedoch vertrat er mit dem Generalkapitel von Perugia die Armutsdoktrin des Ordens. Es folgten Manifeste über Manifeste. Dann setzte Johann 1328 den Franziskaner ab, der ihn seinerseits als «Ketzer» erklärte. Er floh aus Avignon und schloß sich in Pisa Ludwig dem Bayern an. Generalvikar des Ordens wurde nun Bertrand de la Tour. Noch als Kardinal hatte er die Lehre von Jesu absoluter Armut verteidigt. Als aber der Papst entschied, Jesus habe Eigentum besessen, übernahm der Kardinal augenblicklich die neue Lehre und verfolgte die Anhänger der alten, die er ihnen einst selbst vorgeschrieben.

Der bedeutendste Kopf in dieser streitbaren Phalanx war der Franziskaner Wilhelm von Ockham, der sich 1324 rühmte, solange er noch eine Hand, Papier, Feder und Tinte habe, brächten ihn weder Täuschung noch Lüge, weder Verfolgung noch Überredung von seinen Attacken auf den Papst ab. So wurde er in ein Häresieverfahren verstrickt, nach Avignon beordert, vier Jahre im Franziskanerkloster «arretiert», bis er 1328 mit Ordensbrüdern wie Bonagratia, Franciscus de Marchia, Michael von Cesena zu Ludwig dem Bayern floh.

An seinem Hof in München verfaßt Ockham zunächst mit anderen gemeinsam Flugschriften, Appellationen, Memoranden, die der Bischof von Paris öffentlich verbrennen läßt. Dann aber bombardiert er den Papst, dem er «Ketzerei» auf «Ketzerei» nachweist, und Nachfolger mit eigenen Diatriben von beachtlicher Verve und Wirkung. Wie Dante widerlegt er die «Konstantinische Schenkung» (IV 14. Kap!). Er wirft Johann nicht nur Verleugnung des Kaisers, sondern auch Christi vor und lehnt, Trennung von Staat und Kirche fordernd, deren weltliche Macht durchaus ab. Das römische Kaisertum hänge nicht von einer Legitimierung durch den Papst ab, ebensowenig das Königtum in Frankreich, in England. «Die weltliche

Gewalt ist älter als die geistliche, folglich unabhängig vom Papst. Dieser besitzt auch nicht das Recht, eine Fürstenwahl zu bestätigen: nicht aus Staatsrecht, denn kein Staat würde das konzedieren; nicht aus Kirchenrecht, denn dieses gilt im Staate nur so weit, als es der Fürst bewilligt; nicht aus Gewohnheit, denn sie ist ungültig, wenn sie dem Gemeinwohl schadet ...»

Am meisten wurden vom Armutsstreit die Spiritualen betroffen. Ihr führender Kopf in Südfrankreich, Petrus Johannis Olivi, trat für die Armut, die evangelische Vollkommenheit, völlige Besitzlosigkeit, die Erneuerung der Christenheit ein. Dadurch aber geriet er in Gegensatz nicht nur zum Orden, sondern zum ganzen «Sündenbabel» der Kirche, der dieser Radikalismus natürlich denkbar wenig ins Konzept und zu ihrem Reichtum paßte.

Bereits Ordensgeneral Bonagratia ließ 1280/1281 Olivis Schriften einziehen, wechselte dann aber selbst die Seiten, wurde unter Johann zum Kerker verurteilt und floh, nach scheinbarer Unterwerfung, zu Ludwig dem Bayern, worauf er den Kampf gegen den Papst fortsetzte, der seinerseits die Spiritualen durch die Inquisition verfolgte und schon am 7. Mai 1318 vier von ihnen zu Marseille hatte verbrennen lassen.[12]

Frühe Konfrontationen

Ludwig IV. der Bayer war der Sohn Herzog Ludwigs II. des Strengen, jenes Wüterichs aus Oberbayern und Pfalzgrafen bei Rhein, der seine fälschlich der Untreue bezichtigte erste Frau hatte voreilig liquidieren lassen. Über seines Sohnes frühe Jahre ist kaum etwas bekannt, nicht einmal das genaue Geburtsdatum. Ludwigs Mutter Mechtild, dritte Frau des Vaters, war eine Habsburgerin, die Tochter König Rudolfs I. Nach dem Tod seines Erzeugers 1294 wurde der junge Wittelsbacher am habsburgischen Hof seines Onkels Albrecht in Wien erzogen, zusammen mit dessen Söhnen, u. a. mit seinem Vetter Friedrich dem Schönen (1289–1330), seinem späteren Kontrahenten.

Doch noch bevor es mit diesem zum Konflikt kam, begann bereits, für christliche Dynasten fast obligatorisch, der Streit mit seinem älteren Bruder Rudolf I. dem Stammler, Pfalzgrafen bei Rhein (1274–1319), den Ludwig aus Bayern verdrängte, zeitweise sogar aus der Pfalz. Nach dem Tod des Vaters hatten beide zunächst zusammen die oberbayrisch-pfälzischen Erblande regiert, bekamen aber beträchtliche, ja lebenslange Differenzen, die auch eine von Ludwig erzwungene Teilung der Herrschaft, ein förmlicher Vertrag 1310, nicht bereinigen konnte. Vielmehr führte alles zum Krieg der Brüder, wobei das Herzogtum, zumal der gegenseitige Besitz, weithin verheert worden und Ludwig anscheinend besonders rabiat gewesen ist. Auch als man 1313 wieder gemeinsam regierte, erloschen Mißtrauen und Feindseligkeit auf keiner Seite, wechselten Versöhnungen und Entzweiungen bis zu Rudolfs Tod.

Streit aber, wesentlich größeren, bekam Ludwig auch mit seinem Vetter und Jugendfreund Friedrich dem Schönen von Österreich.

In den Jahren 1309 und 1312 waren die Herzöge von Niederbayern, Stephan I. und Otto III., verstorben, ohne mündige Erben zu hinterlassen. Da einerseits dem Wittelsbacher das Sorgerecht zufiel, andrerseits die Mütter der Herzogssöhne den Schutz der verwandten Habsburger suchten, somit Friedrich der Schöne auch die Pflegschaft beanspruchte und natürlich die Regentschaft in Niederbayern, kam es darüber zum Krieg – einigermaßen kurios, weil die beiden nicht nur verwandt, nicht nur befreundet waren, sondern in vielem auch ähnlich dachten und einander gut verstanden haben sollen, mochte der weniger vitale Friedrich auch nervöser, überhaupt allerlei Krankheiten ausgesetzt gewesen sein. Jedenfalls gewann der Bayer gegen den in mehrfacher Hinsicht überlegenen Habsburger durch geschickte Ausnützung des nebligen, verregneten Geländes am 9. November 1313 die Schlacht von Gammelsdorf, westlich von Landshut, deren Bedeutung indes durch die bayrische Chronistik zwecks Feier ihres Heros arg übertrieben worden ist. Ludwig machte dieser Sieg kaum bekannter in Deutschland, schon gar nicht populär, er sicherte ihm aber die Herrschaft in Niederbayern. Auch versöhnte er sich danach rasch wieder mit Friedrich – was sich bei Wolfgang Menzel (nach der von dem Zisterzienser

Johann von Viktring überlieferten Geschichte) so liest: «die alte Liebe kehrte wieder und sie schliefen zusammen in Salzburg in Einem Bette».[13]

Doch schon bald kam es zu einer weiteren Konfrontation der beiden, worauf ein abermals größerer Konflikt folgen sollte.

Ein Jahr nämlich nach Kaiser Heinrichs Tod wurde im Oktober 1314 bei Frankfurt das neue Reichsoberhaupt bestimmt, wobei jedoch eine Doppelwahl erfolgte. Zwei Wahlherren, Rudolf, der Pfalzgraf bei Rhein, und der Metropolit von Köln, wählten am 19. Oktober Friedrich von Österreich zum König, dessen Kandidatur auf seine eigene Initiative zurückging. Der Pfalzgraf hatte sich für seinen Wechsel von den Luxemburgern zu den Habsburgern viel Geld zahlen lassen; ebenso hatte der Kölner Erzbischof Heinrich II., Graf von Virneburg, ein von dauernder Finanznot geplagter Kurienparteigänger, unter schamlosen Bedingungen seine Wahlstimme an Habsburg verkauft, gegen ein Angebot Leopolds von Österreich von 44000 Silbermark (etwa 176000 Gulden) für ihn und weitere 2000 Mark für seine Räte.

Am Tag darauf, am 20. Oktober, wählten fünf Reichsfürsten – nach zweimaliger Zelebrierung einer Heilig-Geist-Messe, wie man dem Papst meldete (der dann sehr wenig Freude an dieser Frucht des Geistes haben sollte) – Ludwig den Bayern zum König, und auch er hatte sich gleichfalls und schon früh zur Kandidatur gedrängt. Empfohlen wurde er vom Mainzer und vom Trierer Erzbischof, und für die erfolgreiche Bemühung kassierte der Mainzer 11000 Mark, der Trierer 22000 Mark. Beide und der hinzugewonnene Kölner Seelenhirte ließen sich auch diverse Rechte bestätigen, der Kölner zum Beispiel das Recht als Erzkanzler für Italien, das westfälische Herzogtum, das kölnisch-rheinische Herzogtum, ferner Rechte auf Lehen, Güter, Schenkungen, Münze, Gerichtsbarkeit, auch «jedes Recht an Juden». Schließlich strebten diese geistlichen Herren höchst zielbewußt eine Art Kleinkönigtum innerhalb ihrer Diözese an.

Die Schlacht bei Mühldorf oder «Her Öheim, ich sach euch nye so gern»

Da sich das Mehrheitswahlrecht der Kurfürsten damals noch nicht durchgesetzt hatte, standen nun wieder der Wittelsbacher und der Habsburger einander gegenüber. Und vermutlich verhinderte eine schnelle militärische Schlappe des zwar mehrheitlich gewählten, doch an Machtmitteln schwächeren Wittelsbachers nur jener Konflikt, den gerade seinerzeit Österreich mit den Eidgenossen austrug, wobei das schwergepanzerte, wenig wendige Ritterheer Habsburgs – ein kriegsgeschichtlich bedeutsamer Vorgang – von dem leichtbewaffneten, viel beweglicheren Fußvolk aus Schwyz und Uri am 15. November 1315 in der Schlacht am Berg Morgarten so aufsehenerregend geschlagen wurde; der österreichische Feldherr Herzog Leopold entkam «fahl wie ein Halbtoter».

Der Thronkampf aber dauerte fort. Der Papst, mehr noch König Robert von Neapel, jetzt auch Generalkapitän des Kirchenstaates, hatten ein Interesse daran. Zudem wich der Wittelsbacher einer Feldschlacht von Mal zu Mal aus. Fast acht Jahre lang schleppten sich so die Scharmützel, Brandschatzungen, Verwüstungen über weite Gebiete unentschieden hin. Und unter Soldzahlungen, für deren Beträge man Jahr für Jahr mehr als 62 000 Tonnen Roggen hätte kaufen können – zur Zeit beginnender Wüstung, der Mißernten, der Teuerung, die den Kornpreis auf das Acht- bis Zwölffache trieb, zur Zeit einer die Armen massenhaft verschlingenden Hungerkatastrophe. Sie kostete, nach Erzbischof Peter von Mainz, von 1314 bis 1317 allein in seiner Nachbardiözese Metz 100 000 Menschen das Leben. Nur von Mai bis Mitte Oktober 1316 ließ Ypern (mit etwa 20 000 Einwohnern) 2794 Leichen begraben. Nur in Colmar, berichtet Johann von Winterthur, habe man damals vor den Stadtmauern in fünf Massengräbern 13 600 Verhungerte verschwinden lassen. Gewinnbringend warf der Deutsche Orden, Profiteur des Elends, die enormen Getreideernten des geraubten Baltikums (S. 186 ff.) auf den westeuropäischen Markt.

Es war das Zeitalter ritterlicher Kultur. Doch wie immer man

über den ordo militaris, das ritterliche, höfische, herrliche Geschlecht denken mag, die ritterliche Kriegführung bestand in aller Regel nicht in courtoisen Attacken à la «Lohengrin» – «welch ein orden bist dû, werdiu ritterschaft!» –, sondern in der entmenschten Verheerung feindlicher Gebiete, in ihrem unbarmherzigen Ausplündern, Einäschern. Man «brannte ungeschützte Dörfer nieder, trieb das Vieh weg und sah dabei großzügig darüber hinweg, wenn die zu Fuß mitmarschierenden Leute mordeten und vergewaltigten. Das tat dem hehren Ethos der adeligen Herren keinen Abbruch» (Thomas). Dabei wurden besonders die Gegenden um Landsberg, um Regensburg ausgeraubt, verwüstet, wurden vor allem Ludwigs Ländereien und Eigengüter so schwer heimgesucht, daß er angeblich sogar zu resignieren gedachte; man kolportierte auch Gerüchte über ein Mordkomplott gegen ihn, ja in Straßburg sollte er in einer Nacht des Jahres 1320 anscheinend wirklich umgebracht werden.

1322 aber kam es am 28. September zur Entscheidung bei Mühldorf am Inn, wo nur wenige Tage zuvor der auf österreichischer Seite stehende Erzbischof Friedrich von Salzburg vierzig seiner Haudegen zu Rittern geweiht hatte, dann selbst aber nicht in die Schlacht ritt, die letzte große Ritterschlacht auf deutschem Territorium, in der es freilich, wie üblich, nicht immer so ritterlich zugegangen, doch auf beiden Seiten zuvor die hl. Messe gefeiert und die hl. Kommunion empfangen worden ist.

Der Wittelbacher hatte den Oberbefehl an den Böhmenkönig Johann, den einzigen Sohn Kaiser Heinrichs VII., abgetreten, sich selbst auch eher zurückhaltend am Kampf beteiligt, um nicht zu sagen versteckt, hatte elf Ritter die gleiche Rüstung tragen lassen, die er selber trug, und jedenfalls persönlich kaum den Sieg erkämpft. Auch sah es lange so aus, als behielte der in vorderster Front fechtende Habsburger die Oberhand, wobei er fünfzig Gegner mit eigener Hand gefällt haben soll – vielleicht die imposante Effizienz der hl. Messe vom frühen Morgen? (Wenn die Sache dennoch schiefging, so wohl deshalb, weil König Friedrich auch mit einem Haufen heidnischer Kumanen in seinem Heer kämpfte, die auf ihrem Anmarsch von Passau her sogar Kirchen gebrandschatzt und Greuel aller Art verübt hatten, nach klerikalen Quellen jedenfalls.)

Nicht wenige der habsburgischen Truppenteile begannen schon gegen Nachmittag die Blutarbeit einzustellen und zu plündern, als plötzlich ein neues Truppenkontingent erschien, jedoch nicht der von den Österreichern erwartete Herzog Leopold – er stand am Schlachttag bei Fürstenfeld, westlich von München, alle seine Meldungen an den Bruder waren von den Bayern abgefangen worden, so daß Friedrich nicht wußte, wann jener zur Stelle sein werde. Es war eine Verstärkung für Ludwig, der mächtige Burggraf Friedrich IV. von Nürnberg, der offenbar noch aus dem Ritt heraus den Gegner überrannte, was die Schlacht entschied, in der es nach dem böhmischen Chronisten Peter von Zittau 1100 Tote gab. «Her öheim, ich sach euch nye so gern», «Vetter, es freut uns, Euch hier zu sehen», begrüßte der Bayer den ihm gefangen vorgeführten Habsburger, der darauf für zweieinhalb Jahre auf Burg Trausnitz an der Naab in der Oberpfalz verschwand – wie darüber hinaus das Haus Habsburg ein ganzes Jahrhundert aus dem Kreis der Könige.[14]

Ludwig, der viel erreicht hatte, wollte mehr. Er wurde sowohl im Nordosten Deutschlands als auch in Italien expansiv. Zum Mißfallen vieler vergrößerte er seine Hausmacht, indem er nach dem Aussterben der Askanier 1323 die Mark Brandenburg seinem ältesten, gerade acht Jahre zählenden Sohn Ludwig zuschanzte, ein zwar abgewirtschaftetes Gebiet, doch ein Kurfürstentum, mit dessen Erwerb Böhmenkönig Johann gerechnet hatte, was den guten Beziehungen beider nicht förderlich war. Ein Jahr darauf vermehrte Ludwig die Wittelsbacher Macht durch eine zweite Ehe, seine Heirat mit Margarete von Holland.

Als er aber in Wahrnehmung deutscher Reichsrechte in Italien einschritt, als er zur Unterstützung Mailands das Militärpotential des Papstes, das 1323 unter dessen Neffen, dem Kardinallegaten Bertrand du Poujet, Mailand zu erobern suchte, zurückwies, als Ludwigs Vikar Berthold von Neuffen den abziehenden Belagerern nach Monza nachsetzte, geriet der König augenblicklich in einen schweren und lebenslangen Konflikt mit Johann XXII. – die letzte große Auseinandersetzung zwischen Kaiser- und Papsttum im Mittelalter.[15]

«Bei Gott, ihre Wut soll meiner Wut ... begegnen!»

Der Thronstreit in Deutschland hatte den Papst nicht übermäßig bewegt. Gedrängt durch Robert von Neapel, der, unterdes von ihm zum Reichsvikar in Italien berufen, dort seinen Zielen nachging, ließ er dem deutschen Bürgerkrieg seinen Lauf. Er legte sich, um selbst genügend Spielraum zu haben, nicht fest, gab sich neutral und betitelte jeden als «zum König der Römer Erwählten». Dabei suchte er aber seine Position auszubauen, seine Ansprüche auf Deutschland wie auf Italien auszudehnen. Denn seit die Päpste in Avignon saßen, seit sie von Frankreich nicht nur abhängig, sondern auch geschützt waren, nahmen sie Rücksicht auf die Interessen Frankreichs und der Anjou in Italien und traten gegenüber den Kaisern noch anmaßender auf.

So usurpierte Johann die Reichsgewalt, nannte er sich in der Bulle «Si fratrum» vom 31. März 1317 den während der Vakanz rechtmäßigen Verwalter des Reichs. So beanspruchte er das päpstliche Vikariat für Italien, befahl jetzt unter Strafe des Banns auch den von Heinrich VII. in Italien eingesetzten Reichsvikaren, diesen Titel sofort abzulegen. Und als Ludwig nach dem Tag von Mühldorf seine Rechte in der Lombardei, einem Reichsland, geltend machte und als römischer König in Italien auftrat, eröffnete Johann XXII. ein Rechtsverfahren gegen ihn und tat alles, um die «eherne deutsche Schlange», den «verdammten Bayern», den Sohn Belials» in wilder Wut zu vernichten.

Am 8. Oktober 1323 verfügte eine – auch an das Portal der Kathedrale in Avignon angeschlagene – Bulle, niemand könne als König der Römer auftreten, den der Papst nicht bestätigt, dem er nicht die Approbation gegeben habe. Jeder Akt Ludwigs, der sich Titel und Rechte eines römischen Königs angemaßt, wurde annulliert, er ultimativ aufgefordert, binnen drei Monaten die Reichsverwaltung niederzulegen und um Bestätigung des Papstes nachzusuchen; widrigenfalls werde ihn unverzüglich der Bannstrahl treffen. Niemand im ganzen Reich durfte ihn als römischen König anerkennen, jeder ihm geleistete Lehnseid wurde gleichfalls aufgehoben, allen unge-

horsamen Prälaten die Amtssuspension, allen widersetzlichen Staaten und Städten Exkommunikation und Interdikt angedroht.

Der König bekam derart eine antikuriale Politik aufgedrängt. Er wehrte sich in den noch durchaus moderaten Appellationen von Nürnberg (18. Dezember 1323) und Frankfurt (7. Januar 1324), bestritt die Kompetenz des überdies befangenen Papstgerichts und wurde von diesem am 23. März 1324 mit dem Kirchenbann belegt. Als seinerzeit die Kardinäle Napoleone Orsini, Pietro Colonna und der mit Bonifaz VIII. verwandte Jacopo Caetani den Papst daran erinnerten, daß er Jahr um Jahr tatenlos der Verwüstung Deutschlands zugesehen, daß er sie Jahr um Jahr hingenommen habe, als sie ihn auf Ludwigs Rechte verwiesen, schrie Johann: «Übel redet ihr! übel redet ihr! Dann werden wir eben eine Dekretale dagegen erlassen!» Und als Jacopo Caetani ihn vor dem Furor Teutonicus warnte, sagte er: «Bei Gott, ihre Wut soll meiner Wut, und nochmals meiner Wut begegnen!»

Im Mai 1324 wandte sich der Bayer in einer dritten Appellation, der von Sachsenhausen, dezidiert und grundsätzlich gegen den papalen Zustimmungsanspruch bei der deutschen Königswahl, insistierte nachdrücklich auf der Legalität seiner eigenen Wahl durch die überwiegende Mehrheit der Kurfürsten, leugnete die Rechtgläubigkeit des Papstes und zögerte nicht, ihn einen hartnäckigen «Ketzer» zu nennen. Er unterstellte ihm, die Zerstörung Deutschlands, des Heiligen Reiches, anzustreben, er pflege zu sagen, «die Zwietracht der Fürsten Deutschlands, des deutschen Adels und Volkes sei das Heil und der Friede der Bischöfe und der Kirche von Rom», was dann noch einmal wiederkehrt in der Wendung: «Johann hat nachweislich gesagt, er wolle die eherne Schlange, das Reich der Deutschen [imperium Alamannorum], zu jeder Zeit zertreten ...» Es gelang dem Bayern, einen Großteil des Volkes für sich zu mobilisieren, papsthörige Bischöfe und Priester wurden behindert, vertrieben, in Basel und Berlin sogar ermordet.[16]

Der eigentliche Kriegsschauplatz aber wurde Italien.

Zwei Drittel des Kirchengeldes für den Krieg

Fast während seines ganzen Pontifikats rang Johann unter Aufwendung kolossaler materieller Mittel um die Schaffung eines lombardischen Königreiches, eines natürlich von der Kurie abhängigen guelfischen Staates. Er suchte dort die alten Herrschaftsrechte deutscher Könige und Kaiser selbst zu gewinnen und zugleich Deutschland eng vom Papsttum abhängig zu machen.

Nahezu eineinhalb Jahrzehnte, zwischen 1320 und 1334, kämpfte dafür Johanns Neffe Bertrand du Poujet (Bertrando del Poggetto), schon bald nach der Papstwahl zum Kardinal erhoben und 1319 zum apostolischen Legaten in Italien ernannt, kämpfte ebenso rigoros mit geistlichen wie kriegerischen Waffen, «als Feldherr wie als Politiker gleich hervorragend» (Seidlmeyer). Dabei mied er auf Anordnung des Papstes, überliefert der Zeitgenosse und Prähumanist Albertino Mussato, offene Feldschlachten und operierte «mehr mit Terror». So verwüstete der Kardinal, nachdem er ein Heer von Avignon in die Lombardei geführt, das Gebiet von Mantua, zerstörte mit Feuer und Schwert die militärischen Vorwerke und gewann diverse Städte. Besonders aber stritt er gegen die lombardischen Ghibellinen und die Visconti, die Herren Mailands und ihres weiten Territoriums.

Gegen Matteo I. Visconti (1294–1302, 1311–1322), von Adolf von Nassau zum Reichsvikar der Lombardei ernannt, als solcher von Albrecht I. und Heinrich VII. bestätigt, wurde alsbald ein Inquisitionsprozeß eingeleitet und schließlich ein förmlicher Kreuzzug geführt. Wie oft schon, wenn ein Papst politisch nicht recht weiterkam, half da prompt der Vorwurf der «Ketzerei». 1320 wurde der Visconti exkommuniziert, 1321 über Mailand das Interdikt verhängt, 1322 zum Kreuzzug gegen Matteo Visconti aufgerufen. Die Klerisei versprach Befreiung vom Interdikt jetzt nicht nur seinen, sondern auch den Untertanen ihr unbequemer anderer Obrigkeiten, der Este von Ferrara (für die die Kirche zu einem Kaufhaus verkommen, Johann gar nicht der wahre Papst war), des Cangrande I. von Verona (der viele, vor allem auch prominente Flüchtlinge, darunter

Dante, aufnahm und ihnen Schutz gewährte), versprach Befreiung vom Interdikt, wenn sie nur ihre Herren beiseite räumten – «Seid untertan der Obrigkeit!» Bereits am 23. Mai 1322 sah sich Matteo Visconti genötigt, zugunsten seines Sohnes Galeazzo abzudanken.[17]

Die Kriege des Papstes verschlangen gewaltige Summen. Rubriziert unter der nichtssagenden Floskel «cera et cetera» (Wachs und sonstiges) betrugen im Rechnungsjahr 1323/1324 die Ausgaben für militärische Zwecke 250429 Gulden, 69,4 Prozent der Gesamtausgaben; im Rechnungsjahr 1325/1326, der Gipfel und die Zeit, in der erstmals (in dem florentinischen «Registro delle Provisioni») eine eiserne Kanone erwähnt wird, sogar ca. 438 000 Gulden, 82,9 Prozent der Gesamtausgaben. Kaum viel mehr, rund 442 000 Gulden, gab Ludwig für seine immerhin dreijährige Romfahrt aus. Während aber Johann nach den Ausgabenregistern von seinen Einnahmen nur 7,16 Prozent für Almosen, Mission und Kirchenbauten verwendete, zahlte er 76,4 Prozent für Kriegszwecke und Beamtengehälter.[18]

Der apostolische Legat, Kardinal Bertrand du Poujet, schritt inzwischen von Erfolg zu Erfolg, vertrauend «nach eigenem Bekunden vor allem stets auf die Hilfe des höchsten Gottes» (Mussato). So gewann er der Reihe nach – in manchen Jahren eine Viertelmillion Gulden und weit darüber hinaus verpulvernd – Piacenza, Parma, Reggio Emilia, Modena, Bologna, das zu seinem eigentlichen Operationszentrum wurde, bis ihn daraus, nach einer vernichtenden Niederlage bei Argenta (Ferrara) 1333, im nächsten Jahr wegen der Härte seiner Herrschaft ein Volksaufstand vertrieb.

Auch längst vorher war man auf päpstlicher Seite nicht immer recht glücklich. 1324 zum Beispiel, in der Schlacht am Adda-Ufer und beim Kastell von Vaprio zwischen den Mailändern unter Galeazzo und Marco Visconti und dem Schlüsselheer nebst Florentiner Hilfskontingent, hatten die Kirchentruppen 800 Tote. Der Heilige Vater, der nie auf einem Schlachtfeld stand, doch gern darüber sprechen hörte, schließlich investierte er viel Geld dafür (durchschnittlich 63 Prozent seines gewaltigen Jahreseinkommens), sandte eine Art Beileidsschreiben nach Florenz, gleichzeitig «die Söhne des Segens und der Gnade» auffordernd, die erlittenen Verluste durch

Nachschub an Rittern, Pferden, Fußkämpfern wieder auszugleichen, nicht ohne den Florentinern für den Kampf «gegen die perfiden Ketzer, die Feinde Gottes und der Kirche», außer den üblichen geistlichen Vorteilen, seine besondere Gunst zuzusichern. Auch als im folgenden Jahr, am 18. März 1325, das wichtige Borgo San Donnino für die Kirche verlorenging, verlangte der Papst, wie nach jedem Fehlschlag, von Florenz und seinen Verbündeten immer neue Hilfe und Verstärkung. Dabei kostete damals allein der 19 Monate währende Aufenthalt Herzog Karls von Kalabrien in der Arnostadt 900 000 Gulden.[19]

Dann betrat der Bayer selbst für drei Jahre (1327–1330) den Boden Italiens. Die Ghibellinen sollen ihn bedrängt, bestürmt, ihn mit Tränen in den Augen um Hilfe angefleht, ihre ganze Macht, auch die von 19 Bistümern, dazu ungezählte Burgen ihm angeboten haben, ferner 150 000 Gulden. So bekundete er schließlich offen, den fremden Usurpatoren in Italien «die Rechte des Reichs und die Herrschaft der Welt, welche die Deutschen durch Ströme ihres edlen Blutes errungen», wieder zu entreißen. Und während der Papst, oder wie es nun im Lager Ludwigs hieß, der Priester Jakob von Cahors, einen neuen Prozeß gegen ihn eröffnete, eilte der Bayer zunächst von Erfolg zu Erfolg. «Gepriesen sei, der da kommt im Namen des Herrn», lobsangen Klerus und Volk in Bergamo. Verona und Lucca hielten zu ihm. In Mailand empfing er an Pfingsten in der Kathedrale die Lombardenkrone von dem längst gefeuerten Bischof Guido Tarlati von Arezzo, empfing 50 000 Gulden als Krönungsgeschenk und steckte Galeazzo I. Visconti, dessen Sippe ihm «die Lombardei aufgetan» (Gregorovius), an den Füßen gefesselt ins Verlies, um einen großen Steuerbetrag von ihm zu erpressen. Auch andere Visconti landeten in den Kerkern von Monza, wurden schließlich, nach Villani, als schuldlos entlassen, doch gleichwohl durch ein Lösegeld von 25 000 Gulden geschröpft. Galeazzos jüngster Bruder Stephano, der gewagt haben soll, Ludwig zu vergiften, starb plötzlich.

Vergebens versuchte Pisa, einst Hochburg tuszischer Ghibellinen, durch 60 000 Goldgulden den Bayern von sich fernzuhalten. Nach wochenlangem Maueruntergraben und Minenkrieg und der Kapitulation der Stadt am 8. Oktober zwang ihr Ludwig eine Steuer von

150 000 Goldgulden auf sowie eine weitere, nicht fixierte Summe aus Erträgnissen indirekter Steuern.

Inzwischen hatte Papst Johann seinen Kardinallegaten Richtung Rom beordert, ebenso den Bruder des Königs von Neapel, den Prinzen Johann von Gravina. In der Nacht vom 27. auf 28. September durchbrachen die Neapolitaner die Stadtmauern, metzelten die Wachen nieder, nahmen St. Peter ein, wurden aber von den anstürmenden Römern, die dabei, nach einer alten Quelle, etwa 500 Männer verloren, blutig zurückgeschlagen. Prinz und Kardinal flohen aus der Stadt, nicht ohne zuvor noch den Borgo des Vatikans in Brand gesteckt zu haben. Und am 23. Oktober beendete der Papst den Prozeß, in dem er den Wittelsbacher erneut als «Ketzer» verdammte, ihm alle bewegliche und unbewegliche Habe aberkannte, ihm jedes bisher noch verbliebene Recht absprach, sogar den ererbten Titel eines Herzogs von Bayern.[20]

Rom – Einzug und Auszug

Zu Beginn des neuen Jahres jedoch, am 7. Januar 1328, rückte Ludwig mit Trompeten- und Posaunenschall in Rom ein, umjubelt angeblich von dem Ruf: «Gekommen bist du, Ersehnter, den wir als unsern Herrn erwarteten; denn du bist die Hoffnung der Verlassenen und der Trost derer, die in Nöten sind.» Der römische Klerus allerdings jubelte nicht, alle Papstanhänger jubelten nicht, viele Kirchen waren gähnend leer, der Kardinallegat hatte über die Stadt das Interdikt verhängt. Das römische Volk aber freute sich, schreibt Albertino Mussato, «als sei Gott vom Himmel gestiegen», verwünschte den im fernen Avignon thronenden Pontifex, bestritt, «daß er der wahre Papst sei», wollte «einen neuen Papst», natürlich «in ihrer Stadt Rom».

Am 17. Januar wurde der Wittelsbacher, nachdem man viel hergebrachtes Zeremoniell (ein offizielles Protokoll existiert nicht) genau beachtet, auch ihn selbst zum Domherrn angekleidet hatte, auf die ungewöhnlichste Weise zum Kaiser gekrönt – «Welche Anma-

ßung des verdammten Bayern!» ruft Villani. Der gebannte Bischof von Arezzo salbte Ludwig, und Sciarra Colonna, einst fast Mörder von Papst Bonifaz VIII. (S. 401 f.), brachte den so begehrten Kopfschmuck in Volkes Namen auf sein Haupt. «Vor 25 Jahren stand er im brennenden Palast zu Anagni, das Schwert auf die Brust eines Papstes gezückt, jetzt im St. Peter die Krone des Reichs haltend, um sie auf das Haupt eines deutschen Königs zu setzen, der zum erstenmal in der Geschichte dies heilige Diadem aus den Händen eines Abgesandten des Volks empfing» (Gregorovius). Wäre der große Geschichtsschreiber hier und überhaupt nicht etwas weniger demokratisch ergriffen, weniger bewegt gewesen durch «das demokratische Prinzip von der Majestät des römischen Volks», hätte er schon die Demokratien des 20. Jahrhunderts gekannt? Von links bis rechts?[21]

Jedenfalls erfolgte diese papstfreie «stadtrömische» Kaiserkrönung offenbar nach den Vorstellungen des Marsilius von Padua, dieses wohl bedeutendsten politischen Theoretikers im europäischen Spätmittelalter, der damals noch einen großen Einfluß auf den Monarchen hatte. Sein Ludwig gewidmeter «Defensor Pacis» (Der Verteidiger des Friedens) ist ein herausragendes, noch auf das Zeitalter der Reformation und Gegenreformation wirkendes Werk, das vor allem die Ausschaltung der kirchlichen Weltansprüche, der kirchlichen Gesetzgebung durch die weltliche betont, auch mit dem anklingenden Gedanken einer Volkssouveränität. Denn kompetenter Gesetzgeber ist «allein (!) die Gesamtheit der Bürger oder ihr wichtigerer Teil» (DP I, 12,5). Dabei geht es Marsilius, bis heute nicht umgesetzt, weder geistig noch gar in der Arena politischer Realität, «um Frieden, nicht primär um Freiheit, schon gar nicht um Demokratie» (J. Miethke).

Der Papst aber hat das Werk am 23. Oktober 1327 in dem Erlaß «Licet iuxta doctrinam» als «ketzerisch» verdammt. Kein Wunder. In bisher kaum gekannter Schärfe unterwirft Marsilius die Kirche dem Staat, erkennt er ihr keine strafende Gewalt (potestas coactiva) zu, spricht er dem Papst jeden Suprematieanspruch, alle seine usurpierten Rechte ab, seine Überheblichkeit, die Erhebung über den Kaiser, die Jurisdiktion sogar über Bischöfe und Priester. Er sieht in

Petrus keinen Stellvertreter Christi, keinen Stifter des römischen Bistums, ja bestreitet, daß er je in Rom war, was auch gänzlich unerweisbar bleibt (II 56 ff.!). Manches berührt sich mit Dante. Auch Marsilius neigt stark der Monarchie zu, sieht sie aber nicht mehr im Dunstkreis der Heilsgeschichte, auch wenn er Kirche und Klerus noch für gerechtfertigt hält.[22]

Nur wenige Tage nach dem pompösen Festakt in Rom, von dem man in Avignon aber noch nichts wissen konnte, predigte der Papst gegen Ludwig das Kreuz. Durch seine Bulle vom 21. Januar 1328 garantierte er jedem, der gegen den Bavarus das Schwert schwang, dieselben unschätzbaren Gnadenmittel, die sonst mit den Kreuzzügen ins Heilige Land verbunden waren. Alsbald kamen denn auch Robert von Neapel und sein Sohn Karl nebst vielen «Edlen» des Königreiches zur Sache. Man verbreitete die päpstliche Bulle, wo immer es ging, rüstete auf Teufel komm raus und brandschatzte – der Beginn des «Kreuzzuges» – Mitte Mai mit einem Teil der Flotte die feindliche Küste.[23]

So unüblich wie des Bayern Kaiserkrönung war auch die Erhebung eines neuen Papstes einige Monate darauf. Zunächst erklärte Ludwig im April per Dekret «Jacques von Cahors» wegen «Ketzerei» für abgesetzt; ja, er sprach das Todesurteil über ihn als «Ketzer» und Majestätsverbrecher aus; zwar umstritten, doch insofern belanglos, als ein der Häresie und des Majestätsvergehens Überführter sowieso dem Tod verfallen war. Dabei geschah es wohl, daß man eine Holzpuppe im Papstornat feierlich zum Flammentod verurteilt hat, was seinerzeit noch, dürfen wir Mussato glauben, «die ganze Welt» schockierte, freilich auch auf der andren Seite geübt worden ist. So wurde einmal in Avignon, wo man Ludwig täglich in aller Form verfluchte, auf dem Kalvarienberg eine den Herrscher darstellende Strohpuppe ins Feuer gesetzt (worauf ein Deutscher die Asche durchsucht und, zur Rede gestellt, geantwortet haben soll, er wollte nur sehen, ob von den Knochen des Verbrannten noch etwas übrig sei).

Der nächste Akt ungewöhnlicher Art, ein Staatsakt sozusagen, war die Proklamierung eines neuen Papstes, am 12. Mai gewählt, am 15. Mai von Ludwig gekrönt. Beginn einer ebenso kurzen wie

kuriosen Kirchenspaltung, einer der Höhepunkte der nicht minder flüchtigen «Revolution» des Kaisers, des Bavarus. «Nirgend haben Handlungen von Herrschern so wenig Eindruck auf ein Volk gemacht als die geräuschvollen Taten der mittelalterlichen Kaiser in Rom.» Wozu gleichsam komplementär der andre, gar nicht genug zu bedenkende Satz von Gregorovius über die Römer gehört: «sie hatten zumal vor dem Papsttum niemals Achtung, weil sie dasselbe aus der Nähe beobachteten».

Er hieß Pietro Rainalducci und stammte aus dem kleinen Ort Corvaro in den Abruzzen. Ehe er, wie einst Vorgänger Coelestin V. seligen Angedenkens, beim Orden der Minoriten eintrat, war er fünf Jahre mit einem Mädchen verheiratet, das ihn anscheinend betrog, sitzenließ, dann aber den Gegenpapst als Gatten vor dem Bischof von Rieti, Johann IV., reklamierte und von ihm auch zugesprochen bekam. Nach den einen war der neue Heilige Vater, der sich Nikolaus V. (1328–1330) nannte, ein Ausbund an Heiligkeit, in dessen Namen Zeichen und Wunder geschahen, nach den andern ein Heuchler, der es insgeheim weder mit der Armut noch mit der Keuschheit hielt.[24]

Wie auch immer, weder der Kaiser noch sein Papst genossen allzuviel Sympathien in Rom. Versorgungsschwierigkeiten, Nahrungsmangel, Teuerung machten sich bemerkbar, auch Verrat und Gewalttätigkeit. Den Herren Viterbos, Silvester de'Gatti, einen Ghibellinen, der Ludwig zuvorkommend aufgenommen, verhaftete er samt seinen Söhnen, zwang ihm durch die Folter 30000 Goldgulden ab – es erinnert an seine Mailänder Visconti-Beseitigung – und schmiß ihn dann in die Engelsburg. Für Geld ließ er zum Zorn der Römer aus Rom Verbannte wieder herein. Anfang März kam es zum Aufstand, Hinrichtungen folgten, regelrechte Religionsverfolgungen des Johann treuen Klerus, soweit er nicht aus der Stadt, über der das Interdikt lag, geflohen war. Mitte Mai erschienen neapolitanische Galeeren vor der Tibermündung, setzten Kriegsvolk ab, verschiedene Küstenorte wurden genommen, Landstriche schwer gebrandschatzt, Menschen, Tiere weggeschleppt, deutsche Truppen zurückgeschlagen.

Ludwig selbst, den wie immer die Geldnot peitschte, zog Rich-

tung Süden, nahm Cisterna an der Via Appia, raubte es aus, brannte es in den Grund. Man stritt um die kümmerliche Beute, der Kaiser mußte Nieder- und Oberdeutsche trennen, die römischen Hilfskontingente rückten ab, und später ging auch Ludwig wieder nach Rom. Doch seine Lage war dort unhaltbar, so daß er es am 4. August unter Steinwürfen endgültig verließ, Hohnrufe, wie es heißt, der Einwohner im Ohr und Hochrufe auf Johann XXII., dessen Kardinallegat vier Tage später erschien. Er setzte alle Maßnahmen des letzten Regiments außer Kraft, stellte das frühere offiziell wieder her, worauf die Römer noch die Leichen der Deutschen aus ihren Gräbern rissen, durch die Straßen schleiften und in den Tiber warfen.[25]

... UND DER RÜCKZUG

Der Rückzug artete zum Raubzug aus, wie, genaugenommen, schon der Einmarsch. «Denn die Deutschen waren eine zügellose freche Bande» (Mussato). Und immer wieder blieb es «Ludwigs vornehmste Sorge ... sich Geldmittel zu beschaffen» (Chroust), denn daran fehlte es ihm ständig, nicht zuletzt daran ist sein Unternehmen gescheitert, hat ihm doch, wie fraglos vielen seiner Vorgänger, wenig so geschadet, wenig ihn so unbeliebt gemacht, verhaßt, wie sein permanentes Geldgeheische, zumal bei den diesbezüglich wohl besonders empfindlichen Römern, denen er mit einer Auflage von 30 000 Goldgulden – je ein Drittel von Pfaffen, Bürgern, Juden zu bezahlen – noch sehr entgegenkam.

Aber er war gerade, zwei Tage nach seiner Abreise von Rom, am 6. August in Viterbo eingezogen, so sorgte er «zunächst» dafür, «durch umfangreiche Brandschatzungen seine Kassen zu füllen und seine Vorräte zu ergänzen» (Chroust). Und als treusorgender Fürst wählte er bereits sein nächstes Opfer unter den Nachbarstädten aus: Bolsena. Ein beabsichtigter Verrat mißlang, ein Angriff mit Waffengewalt ebenso, und dies obschon Papst Nikolaus V. und seine Kardinäle allen Streitern im Falle ihres Fallens das Paradies verspro-

chen. Denn besaß man auch nicht die Geldberge des Papstes in Avignon, einen Überschuß an geistlichen Gnadenschätzen hatte man wie er, hatte man in geradezu unbegrenzter Menge, sogar gegen ihn selbst. So garantierte Nikolaus am 8. Januar 1329 persönlich als Prediger allen die volle Vergebung ihrer Sünden, die Johann XXII. als unwürdig verworfen.

Wie der Angriff auf Bolsena, so scheiterten auch Attacken auf Orvieto, Imola, Foligno. Todi bot «freiwillig» 10000 Gulden, doch die «Cronaca Sanese» hält dort eine zweimalige Abgabe von je 10000 Gulden fest. Und Papst Nikolaus, nicht minder in dauernder Geldnot, ließ den gesamten Kirchenschatz von San Fortunato mitgehn. Von Lucca forderte Ludwig 93000, von Pisa 100000 Gulden als Kontribution.

Mittlerweile trieb die sizilische Flotte unter dem Kommando von Peter, dem Sohn und Mitregenten König Friedrichs, längs der Küste des neapolitanischen Königreichs dahin. Sein Landungscorps verwüstete die Gegenden, nahm auch den Torre d'Astura und brachte mehr als 150 seiner Verteidiger um. Der fürstliche Kreuzfahrer zerstörte Nettuno, besetzte weitere Küstenpunkte, die Insel Giglio, bevor er in Corneto den Kaiser traf, der sofort bereits zugesagte Subsidien in Höhe von 20000 Unzen Gold verlangte. Doch Peter, der bald danach durch einen Seesturm 15 Schiffe verlor und mit den übrigen nur schwer havariert nach Sizilien kam, wollte erst noch Ludwigs Einfall ins Neapolitanische abwarten, woran doch längst nicht mehr zu denken war. Seine eigenen Soldaten hatten miteinander Händel, andere setzten sich ganz von ihm ab, Ende Oktober über 800 Ritter, dazu ungezählte Fußsoldaten, denen er schon länger keinen Sold mehr gezahlt. Beim Poübergang ließen ihn weitere 600 Mann im Stich. Sein Heer schwand, sein Ansehen, viele Städte schlossen ihre Tore vor ihm. Auch einer nach dem andren seiner italienischen Verbündeten fiel ab, ging zum Legaten, zum Papst über. Die Gesandten der Markgrafen von Este unterwarfen sich in Avignon mit Stricken um den Hals. Viele folgten.

Schließlich versöhnte sich sogar Papst Nikolaus mit ihm, nicht mehr Jacques von Cahors jetzt, der «Ketzer», sondern die wahre Heiligkeit wieder, der allerheiligste Papst. Vorbei die Zeit blitzender

Bannstrahlen, die er, des Kaisers Kreatur, gegen jenen geschleudert, und die Stunde schönster Christendemut da. Am 25. Juli 1330 legte Nikolaus V. vor dem Erzbischof in Pisa seine Papstwürde ab (welch bizarres Paradox!) und wurde wieder Pietro von Corvaro. Genau einen Monat darauf erschien er in Mönchskutte und mit fast obligatorischem Halsstrick in Avignon, wand sich zu des Siegers Füßen, bekannte alle seine Sünden, bekam sie nachgelassen, eine 3000-Gulden-Pension obendrein nebst Wohnung im Papstpalast. Da lebte er noch drei Jahre in natürlich «ehrenvollem» Hausarrest und starb am 16. Oktober 1333.[26]

LUDWIGS TOD ODER «SÜEZE KÜNIGIN, UNSER FRAWE ...»

Auch der Kaiser war noch zwei Jahre im Süden geblieben und dann nach Deutschland zurückgekehrt – aus einem Chaos ohne Grenzen in eine ungewisse Zukunft. Hatte doch sein Gegenspieler sich nicht damit begnügt, ihn in Italien zu bekämpfen, sondern auch dauernd seine Macht in Deutschland zu untergraben versucht.

Schon im Herbst 1327 bereitete der Johanniter Petrus von Ungala, Johanns Emissär, von Köln aus einen Staatsstreich vor. Zweimal stand der Termin für eine Königsneuwahl bereits fest, am 31. Mai und am 15. November 1328, ohne daß es dann dazu gekommen wäre. Und als nach dem Tod des Mainzer Metropoliten Matthias der Papst am 11. Oktober 1328 Heinrich III. von Virneburg mit dem Erzbistum Mainz providierte, das kaiserlich gesinnte Domkapitel aber am nächsten Tag den bei Johann unbeliebten Balduin von Trier zum Provisor bestellte, begann dieser gegen den Konkurrenten einen «schlimmen Verwüstungskrieg» (Thomas), und der Papst hatte sich zu seinen Lebzeiten einen Machtwechsel in Deutschland selbst verbaut. Denn das Zweckbündnis, das Kaiser und Bischof nun verband und wenigstens hier das Regiment des Bayern sicherte, reichte noch Jahre über den Tod des Papstes hinaus.

Johann XXII. starb am 4. Dezember 1334. Und wie der Wittelsbacher schon früher wiederholt mit ihm zu einer Verständigung hatte kommen wollen, so machte er auch in dessen letzter Lebenszeit noch einen solchen Versuch «in der demütigsten Weise» (Fritze). Ja, er hätte noch im Jahr vor Johanns Tod gegen die Lösung vom Bann zugunsten seines Vetters Heinrich von Niederbayern auf die Krone verzichtet. Doch der starrsinnige Greis blieb unnachgiebig bis zuletzt, als ihn bekanntlich die tiefsinnige Frage quälte, bis zu welchem Grade Gestorbene Gott schauten ...

Sein Nachfolger, der Mönch Kardinal Jacques Fournier, der dritte Papst in Avignon, von einem Zeitgenossen verhöhnt als «eine Tonne unvermischten Weines», Benedikt XII. (1334–1342), schien zunächst zu einem Ausgleich oder doch zu Verhandlungen bereit, wobei ihm der Kaiser abermals weit entgegenkam. Doch Benedikt, ein Franzose wieder, stieß auf den Widerstand der Könige von Frankreich und von Neapel und setzte darauf die Politik seines Vorgängers fort, der ihn ja auch zum Kardinal gemacht und zur besonders eifrigen Ausrottung der «Ketzer», der Waldenser, der Albigenser, in seinen Diözesen zweimal beglückwünscht hat. Und wenn Jacques Fournier auch nur eine Handvoll verbrannte, viele andere freilich auf der Folter körperlich und seelisch verkrüppelt haben soll: die von ihm Verfolgten verfluchten ihn als Teufel, während dies ihn für Johann XXII. zum Kardinal doch gerade prädestinierte.

Obwohl der Wittelsbacher also weitgehendes Entgegenkommen signalisiert hatte, fand der Papst, zu sehr vom französischen König abhängig, es nicht weitgehend genug, sprach er dem Kaiser wirkliche Reue ab und verweigerte ihm die Absolution. Als darum der Hundertjährige Krieg (1337–1453) zwischen Frankreich und England ausbrach, den der «friedliebende» Papst (Seppelt) gerne verhindert hätte, da so seine ganze Hoffnung auf einen Kreuzzug zerbrach, trat Kaiser Ludwig (gegen 300 000 Gulden) auf Englands Seite ein, wechselte aber während des Konflikts die Front in der Erwartung, durch König Philipp VI. von Valois zu einem Ausgleich mit der Kurie zu kommen, worin er sich täuschte. Und als er dann noch, getrieben vom «Götzendienst des Geizes» (Matthias von Neuenburg), gestützt auf Gutachten des Wilhelm von Ockham und

Marsilius von Padua, den Tirolereheskandal sich leistete, indem er die reiche Erbin der Grafschaft Tirol, Margarete Maultasch, vom Sohn des Böhmenkönigs Johann schied und dafür mit seinem eigenen Sohn, dem Brandenburger Markgrafen, verband, wobei er auch noch das Ehehindernis der Blutsverwandtschaft dritten Grades ignorierte, da begann, schrieb Abt Johann von Victring, der Geruch des Kaisers «in den Nasen der Fürsten zu stinken und sie sagten, er habe das Reich wegen seiner groben Vergehen verwirkt».

Auch Erzbischof Balduin von Trier fiel nun von ihm ab und schwenkte auf den Kurs des neuen Papstes ein, Clemens' VI. (1342 bis 1352), des vornehmen Südfranzosen Pierre Roger. Er war schon länger ein Günstling des französischen Hofes und ein Gegner des Kaisers. Von 25 seiner neuen Kardinäle stammten 22 aus dem heutigen Frankreich, und Clemens war eher unversöhnlicher noch als sein Vorgänger. Neue Vermittlungsversuche des immerwährend schwankenden Wittelsbachers im Herbst 1342 beantwortete der Papst im nächsten Jahr mit einem neuen Prozeß. Er exkommunizierte den Kaiser am 13. April (Gründonnerstag) 1346, erklärte ihn für ehrlos, für rechtlos, noch seine Söhne, seine Enkel sollten unfähig sein zu jedwedem Amt. Den ganzen Haß, den wir von so vielen Päpsten kennen, schleuderte er ihm in seiner Bannbulle entgegen. «Wir flehen die göttliche Allmacht an, daß sie des erwähnten Ludwigs Raserei zuschanden machen, seinen Hochmut zu Boden werfen, ihn durch die Kraft ihres rechten Armes niederstürzen und ihn den Händen seiner Feinde und Verfolger wehrlos übergeben wolle. Sie lasse ihn in ein verborgenes Netz fallen. Sein Eingang und Ausgang sei verflucht. Der Herr schlage ihn mit Narrheit, Blindheit und Raserei, der Himmel verzehre ihn durch seinen Blitz.»

Die Kurfürsten forderte der Papst auf, einen neuen König zu wählen. Er enthob kurz vor der Wahl den kaisertreuen Mainzer Wahlfürsten Heinrich von Virneburg seines Stuhles, und da auch Balduin von Trier 1346 vom Kaiser unter Eidbruch abgefallen war, gewann am 11. Juli 1346 Karl, der älteste Sohn König Johanns von Böhmen, die römische Krone, ein neuer «Pfaffenkönig», der dem Papst wieder weitgehende Zugeständnisse gemacht. Und während Clemens in Avignon ein Leben in Saus und Braus führte (allein sein

Krönungsmahl soll 150000 Gulden verschlungen haben, 80 Prozent seiner durchschnittlichen Jahreseinnahme), während er das Geld an seine Nepoten verschwendete (vier von ihnen kreierte er zu Kardinälen), während er allein für Küche und Keller ein Mehrfaches ausgab wie seine beiden Vorgänger, starb Ludwig der Bayer am 11. Oktober 1347 nach dem Besuch einer Dame – wahrscheinlich der zu ihrem gelähmten Gatten nach Wien zurückreisenden Herzogin Johanna von Österreich –, mit der er ausgiebig genachtmahlt und sich, unpäßlich geworden, auf anschließender Bärenjagd erholen wollte, plötzlich mit «einem Gebet an die Gottesmutter auf den Lippen ...» (Süeze künigin, unser frawe, bis pei meiner schidung).

Aber bekanntlich kann man auf letzte Worte noch weniger geben als auf viele zuvor.[27]

ANHANG

ANMERKUNGEN ZUM SIEBTEN BAND

Die vollständigen Titel der angeführten Sekundärliteratur stehen auf S. 532 ff., die vollständigen Titel der wichtigsten Quellenschriften und Abkürzungen im Abkürzungsverzeichnis auf S. 550 ff. Autoren, von denen nur ein Werk benutzt wurde, werden in den Anmerkungen meist nur mit ihren Namen zitiert, die übrigen Werke mit Stichworten.

1. KAPITEL
Kaiser Heinrich VI. (1190–1197) und Papst Coelestin III. (1191–1198)

1 Kantorowicz 14

2 Hauck IV 709 f.

3 LMA IV 1978, 2045. V 1406 f. VII 1956 ff. IX 132 ff. HEG II 599. Hauck IV 689 f. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 210 f. Ders. III 202 f. Seppelt III 307 f. Zimmermann 142. Horst 17. Wolter 30 ff. Keller, Regionale Begrenzung 414 ff. Cardini 236 f. Engels, Die Staufer 126 f. Jordan, Investiturstreit 162 f. Zöllner, Heinrich VI. 189 f. Höflinger, Kaiser Heinrich VI. 301 f.

4 Annal. Casin. 1190. Chron. Ursp. 1198. Schwertleite Heinrichs u. Herzog Friedrichs von Schwaben 1184 in Mainz: Hist. Welf. 1184. LMA II 2141. IV 1607 f. 2045. VII 937 f. 1956 ff. VIII 456 f. IX 131 ff. LThK IV³ 950, 1378. Taddey 506. HEG II 599 ff. Kinder/Hilgemann I 173. Kelly 201. Hauck IV 686 ff. Viele Quellenhinweise bei Toeche 27. Ferner 127 ff. 139, 144 f. 496 ff. Gregorovius II/1, 257, 265 f. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 209. Ders. III 202 f. Seppelt III 307 ff. Winkelmann I 10, 32 Anm. 2. Jordan, Investiturstreit 162 f. Seltmann 193 ff. 274. Kantorowicz 13 f. Höflinger, Kaiser Heinrich VI. 300 ff. Zöllner, Heinrich VI. 189 f. Keller, Regionale Begrenzung 425. Fuhrmann, Deutsche Geschichte 199 ff. 204. Engels, Die Staufer 128. Beumann, Heinrich VI. 363. Seibt 1987.

5 Otto v. St. Blas. Chron. c. 33. Annal. Marbac. 1191. LMA II 2141. LThK II³ 1220, 1247. Gattermann 116. Kelly 200 ff. Toeche 127, 144, 150 ff. 166 f. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 211. Ders. III 203 f. Jordan, Investiturstreit 164. Fuhrmann, Deutsche Geschichte 200 f. Pfaff, Papst Clemens III. 261 ff.

6 Otto v. St. Blas. Chron. c. 33. LMA III 4 ff. VI 1477 ff. LThK II³ 31. Kelly 201 ff. Gregorovius II/1, 262 f. Hauck IV 691 f. Toeche 170 ff. 182 ff. 191 f., hier Baronius-Zitat. Seppelt III 307, 309. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 212. Ders. III 204 f. 384. Baaken, Zu Wahl 203 ff. Jordan, Investiturstreit 164. Keller,

Regionale Begrenzung 419. Zöllner, Heinrich VI. 189 ff. Höflinger, Kaiser Heinrich VI. 302

7 Otto v. St. Blas. Chron. c. 37. Annal. Marbac. 1191. Arnold Chron. Slavor. 5,5. Annal. Casin. 1191. Annal Stad. 1192. Cron. Reinhardsbr. 1195. LMA III 5 f. IV 2045. V 1406. VII 1297 ff. VIII 457. LThK II^3 1247. IV^3 1378. Kelly 202. Hauck IV 691 ff. Davidsohn I 589. Toeche 195 ff. 202 ff. 314 ff. Gattermann 116 f. Jordan, Papst Coelestin 242 ff. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 212 f. Ders. III 205 f. Keller, Regionale Begrenzung 419 ff. Heer, Kreuzzüge 111. Zöllner, Heinrich VI. 191. Höflinger, Kaiser Heinrich VI. 302 f. Seppelt III 309. Engels, Die Staufer 128 ff. Fuhrmann, Deutsche Geschichte 200 f. Beumann, Heinrich VI. 363

8 Vgl. Toeche 309 ff. 324 ff. 358 ff., wie stets mit vielen Quellenhinweisen. Winkelmann I 2, Kantorowicz 14 f.

9 Annal. Marbac. 1191, 1193 f. Zu Albert von Löwen vgl. MG SS 25, 135 ff. LMA I 284 f. V 1351. LThK I^3 331 f. VI^3 283 f. Kelly 202. Wattenbach/Holtzmann I 112 f. Hauck III 343 ff. IV 688 f. 693 f. Dresdner 145 f. Kehr 284 ff. 308, 314. Lekai 35 ff. 50 ff. Wiederhold 106 ff. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 213. Ders. III 206. Seppelt III 309 f. Demm 90 f. Semmler 16. Epperlein, Bauernbedrückung 121. Schmandt 639 ff. Heinrich, Kaiser Heinrich VI. 189 ff. bes. 199. Toeche 216 ff. 222 ff. 232 ff. 237 ff. 242 ff. 550 ff. Jordan, Investiturstreit 166 f. Gattermann 117. Keller, Regionale Begrenzung 420. Wendehorst 185 ff. Zöllner, Heinrich VI. 191. Höflinger, Kaiser Heinrich VI. 303. Engels, Stauferstudien 198 f. Ders. Die Staufer 127, 132. Störmer, Die Gründung 564 f. Jenks 103 ff.

10 Gattermann 14 ff. bes. 16 u. 19. Seltmann 73 f. 110, 311 Anm. 7, 8

11 Annal. Marbac. 1191, 1194. Otto v. St. Blas. Chron. c. 36; 38 f. Annal. Casin. 1194. LMA III 1483. IV 2045. V 1900. VII 811. VIII 457, 2001. Menzel, Geschichte der Deutschen I 434. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 213 ff. Ders. III 208. Toeche 246 ff. 256 ff. 332 ff. Gattermann 118 ff. Jordan, Investiturstreit 167 ff. Ders. Heinrich der Löwe 231. Fichtenau, Akkon 239 ff. Heer, Kreuzzüge 110. Bosl, Europa im Mittelalter 225 f. Durant 356. Beumann, Heinrich VI. 363 f. Seppelt III 311 f. Schmid 398 ff. Keller, Regionale Begrenzung 419 ff, Zöllner, Heinrich VI. 190 ff. Fuhrmann, Deutsche Geschichte 201 f. Engels, Die Staufer 132 f. Höflinger, Kaiser Heinrich VI. 303 f.

12 Gesta Innoc. c. 25. Annal. Marbac. 1194 f. Otto v. St. Blas. Chron. c. 39 ff. LMA VI 1585 f. 1637 f. IX 134. LThK VII^3 1224 f. HEG II 602. Hauck IV 697. Gregorovius II/1, 265. Gattermann 119. Cleve 41 f. Bosl, Die Reichsministerialität 222 f. 595. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 215 f. Ders. III 208 f. Jordan, Investiturstreit 169. Keller, Regionale Begrenzung 422. Böhmer 376, 380 ff. Toeche 331 ff. 349, 356 ff. Vgl. bes. die Neueste Beilage 573 ff. Horst 18 f. Kantorowicz 24. Zöllner, Heinrich VI. 192 f. Höflinger, Kaiser

Heinrich VI. 304. Engels, Die Staufer 134 f. Schmale 189 Anm. 69 ff.

13 LMA IV 2045 f. Jordan, Investiturstreit 170 f. Keller, Regionale Begrenzung 425

14 Annal. Marbac. 1195 f. Otto v. St. Blas. Chron. c. 42. Vgl. auch Cron. Reinhardsbr. SS 30 S. 562 f. Sächsische Weltchronik c. 339, 1195 f. MG Const. 1, Nr. 413 f. Arnold Chron. Slavor. 5,25. LMA I 160, 252, 386, 1823. IV 953, 2045. VII 1834, 2131 f. LThK I^{3} 290. Pierer XIII 684. Kinder/Hilgemann I 153. Kelly 202. Hauck IV 699 ff. Toeche 366 ff. 373 ff. 384 ff. Knöpfler 410. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 217 f. Ders. III 211 f. Knipping II Nr. 1429, 1459, 1504. Heer, Kreuzzüge 111. Seppelt III 137, 313 f. Demandt 68 f. Gattermann 122 ff. Jordan, Investiturstreit 172 f. Holtzmann 145 ff. 157 ff. 190 ff. Baaken, Die Verhandlungen 457 ff. bes. 485. Keller, Regionale Begrenzung 423 ff. Ausführlich zum Erbreichsplan Heinrichs IV. und zur Wahl Friedrichs II. 1196: Schmidt, Königswahl 225 ff. 233 ff. bes. 236 ff. 246 ff. Giese, Zu den Designationen 174 ff. bes. 179. Zur gest. Autorität der rheinischen Erzbischöfe: Stehkämper 12 ff. Ferner 20 ff. 31 ff. Dopsch I 306. Kantorowicz 15 f. Durant 400. Zöllner, Die Geschichte der Kreuzzüge 116 f. Ders. Heinrich VI. 193 ff. Mayer, Geschichte der Kreuzzüge 136 ff. Seltmann 153. Beumann, Heinrich VI. 365. Höflinger, Kaiser Heinrich VI. 305 f. Engels, Die Staufer 135 ff. Böhmer 415 a, 415 b. Schmale 127 Anm. 94

15 Annal. Marbac. 1196 f. Otto v. St. Blas. Chron. c. 43. Hauck IV 704 f. Toeche 427 ff. Seltmann 194, 262 f. Kantorowicz 16. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 218 f. Ders. III 212 ff. Jordan, Investiturstreit 178 f. Beumann, Heinrich VI. 365

16 Otto v. St. Blas. Chron. c. 39 (fälschlich zu 1193) c. 40 (1194). Arnold Chron. Slavor. 5,25. Annal. Marbac. 1197. LMA IV 2046. LThK VII^{3} 1225. Menzel, Geschichte der Deutschen I 439 f. Hauck IV 702 f. 705 ff. Davidsohn I 610. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 219 ff. Ders. III 218 f. Winkelmann I 9 ff., hier das Zitat von Joachim von Fiore. Jordan, Investiturstreit 174. Toeche 454 ff. Keller, Regionale Begrenzung 425. Toeche 452 ff. Ferner Neueste Beilage 573 ff. bes. 580 f. Böhmer 605. Horst 19 ff. 23. Zöllner, Heinrich VI. 193. Engels, Die Staufer 138. Kantorowicz 17, Ergänzungsband 16. Höflinger, Kaiser Heinrich VI. 306 f. Schmale 115 Anm. 38, 117

17 J. v. Müller, Werke VI 262 f. Zit. nach Toeche 457 Anm. 1

18 Toeche 457

19 Fuhrmann, Deutsche Geschichte 203 ff.

20 Otto v. St. Blas. Chron. c. 45. LMA II 1381. IV 2046. LThK IV^{3} 1378. Menzel, Geschichte der Deutschen I 441. Hauck IV 707 f. Haller, Das altdeutsche Kaisertum 220 f. Ders. III 219 f. 247. Toeche 459 ff. 466 ff. Heer, Kreuzzüge 111. Kantorowicz 17. Keller, Regionale Begrenzung 425. Horst 22. Engels, Die Staufer 138 f. Zöllner, Heinrich VI. 195. Beumann, Heinrich VI. 365. Erde von seinem Grab förderte das Wachstum der Saaten: Dinzelbacher 219

21 Chron. reg. Colon. MG SS rer. Germ. 18, S. 159. LMA I 160. LThK I³ 163. Deschner, Die Politik der Päpste I 412 ff. bes. 455 ff.
22 Annal. Marbac. 1197. Kelly 202. Hauck IV 708 f. Winkelmann I 32 ff. Stehkämper 38 ff. Kantorowicz 18 f.
23 Philipp zit. nach Stehkämper 38. Kantorowicz 17 f.
24 Haller, Das altdeutsche Kaisertum 221 f. Ders. III 220. Zöllner, Heinrich VI. 196

2. KAPITEL
INNOZENZ III. (1198–1216), DER MÄCHTIGSTE PAPST DER GESCHICHTE

1 Zit. nach Duby 236
2 Zit. bei Winkelmann II 297. Vgl. auch LMA II 1485
3 Loewenich 146 f.
4 Hauck IV 719 f.
5 Hergenröther II 279, 284
6 Otto v. St. Blas. Chron. c. 46. Winkelmann I 92 f. Ranke nach Seppelt III 318
7 Weinrich, Quellen zur deutschen Verfassungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Dekretale «Venerabilem» 340 ff. LMA III 220 f. V 181 f. 434. VIII 2004 ff. LThK V³ 516. HEG II 367. HKG III/2, 172 f. Kelly 203. Hergenröther II 279. Hagenbach 312 f. 349. Gregorovius II/1, 295. Hauck IV 713 ff. bes. 718 ff. Seppelt III 319 f. 390. Howard 31 ff. Haller III 222 ff. Kantorowicz 33. Kosminski/Skaskin I 332. Winkelmann I 95 ff. Zimmermann 153 f. Duby 312 f.
8 Cron. Reinhardsbr. 1199. J. Condagnelli 1208. Gregorovius II/1, 296. Hergenröther II 279. Hagenbach 313. Hauck IV 719. Kantorowicz 36
9 Gregorovius II/1, 296 ff.
10 Gesta Innoc. pap. PL CCXIV c. 8 ff. Dekretale «Venerabilem»: Weinrich, Quellen zur deutschen Verfassungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte 346. Gregorovius II/1, 320 f. Hagenbach 313 f. Hauck IV 725, 755 ff. 760 ff. Eichmann 48 ff. Norden 141 f. Grupp IV 408. Haller III 237 f. Loewenich 147. Lautemann 478. Schubart, Christentum und Abendland 120 f. Kantorowicz 36 ff. Keller, Regionale Begrenzung 426. Kosminski/Skaskin I 332. Duby 236. Dinzelbacher 350. Zum römischen Bischofstitel vgl. Mynarek, Verrat 34 ff.
11 Guillemain 84
12 Gregorovius II/1, 299 ff. 306 f. Haller III 242 f. Seppelt III 321. Winkelmann I 97 f.
13 LMA III 196. V 1347 f. VI 314 f. HEG II 609 f. Gregorovius II/1, 299 ff. 303 ff. 322. Hergenröther II 279. Hauck IV 721. Seppelt III 323 ff. Haller III 244 ff. 253. Keller, Regionale Begrenzung 426. Winkelmann I 106 ff. Töpfer 199. Kantorowicz 42
14 LMA III 196 f. HEG II 610. Kühner, Lexikon 99. Hergenröther II 279, 284. Gregorovius II/1, 306 ff. 318 f. Hauck IV 718 f. Haller III 238 f. 242 f. Schubart, Christentum und Abendland 122. Winkelmann I 94
15 HEG II 610. Gregorovius II/1, 305 f. 322 f. Hauck IV 721. Haller III 245 f. 250. Seppelt III 324 f. Seidlmayer I 140 ff. Winkelmann I 113 ff. Keller, Regionale Begrenzung 426

16 Otto v. St. Blas. Chron. c. 45. LMA IV 960. V 1347. VI 2056. Taddey 399, 665, 938. Meuthen 47 ff. Assmann 434 ff. 458 f. Wendehorst I 179. Winkelmann I 10 ff. 29 ff. Höflinger, König Philipp von Schwaben 313. Töpfer 197 f. Lammers 200 f.

17 LMA V 1406. VIII 476. LThK IV^{3} 147. HEG II 610 f. Taddey 669. Seppelt III 326 f. Haller III 221, 246 ff. Kantorowicz 18, 20 f. Lammers 200 f. Winkelmann I 18 ff. Kölzer, Sizilien und das Reich 3 ff. Zöllner, Heinrich VI. 196. Pfaff, Die Gesta Innozenz' III. passim, bes. 90 ff. 124 ff. Zu Güterbock. vgl. die Rezension von P. Iso Müller in ZSchG 29, Jg. 1949, 286

18 LMA V 1406. VI 314. VIII 2000. Seppelt III 327 f. Haller III 248 f. Winkelmann II 24 ff. Kantorowicz 19 ff. 25 ff. Kosminski/Skaskin I 332. Kölzer, Urkunden und Kanzlei 46 ff.

19 LMA II 685. III 1008 f. Hauck IV 721. Haller III 249 f. Seppelt III 328 f. Kantorowicz 19, 25 ff. Winkelmann II 33 ff. 48 ff. 55 ff. 65 ff. 231 ff. 243, 245 f. 284. Keller, Regionale Begrenzung 427. Erbstößer Friedrich II. 211

20 Otto v. St. Blas. Chron. c. 46. Annal. Marbac. 1198. Arnold Chron. Slavor. 6,2. Gesta Trever. 101 (Die Taten der Trierer 32). LMA I 159 ff. VI 2056. LThK I^{3} 163. HEG II 367 f. Weinrich, Quellen zur deutschen Verfassungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte 329. Gregorovius II/1, 319 f. Hauck IV 711. Haller III 221. Seppelt III 330. Kantorowicz 21 f. Winkelmann I 64 ff. 134 f. 469 f. Lammers 204 f. Reisinger 14 ff. Keller, Regionale Begrenzung 427. Demandt 70. Kosminski/Skaskin I 332. Stehkämper 38 ff. Höflinger, König Philipp von Schwaben 313. Töpfer 198

21 Otto v. St. Blas. Chron. c. 46. Annal. Marbac. 1198 f. Weinrich, Quellen zur deutschen Verfassungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte 318 ff. 328. LMA I 160. VI 1572, 2056. VII 2131 f. IX 23. LThK II^{3} 799. HEG II 368. Gattermann 126. Seppelt III 330 f. Stehkämper 38 ff. bes. 41 ff. Lammers 204 f. Reisinger 14 ff. bes. 17 ff. Winkelmann, Philipp von Schwaben 51 ff. 69 ff. 74 ff. 136 f. 262 ff. Zimmermann 154 f. Kantorowicz 56 f. Höflinger, König Philipp von Schwaben 313 f. Töpfer 198 f.

22 Annal. Marbac. 1197 ff. LMA III 431. Gattermann 124 ff. Winkelmann I 144 ff. mit vielen weiteren Quellen. W. v. d. Vogelweide zit. ebd. 470 und bei Keller, Regionale Begrenzung 431

23 Gesta Trever. c. 101. Lea I 12 f. Gattermann 125 ff. Winkelmann I 139 f.

24 Weinrich, Quellen zur deutschen Verfassungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte 318 ff. 322 ff. Gregorovius II/1, 320. Hauck IV 723. Haller III 251 f. Reisinger 23. Winkelmann I 43 f. 78, 135

25 Weinrich, Quellen zur deutschen Verfassungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte 329 ff. Gesta Innoc. 22. LMA V 497. VI 2058 ff. VII 810 f. Hauck IV 722. Haller III 252 f. Seppelt III 331 f. Winkelmann I 87 ff. 146 ff. 158 f. 212 ff. Höflinger, König Philipp von Schwaben 314 f. Keller, Regionale Begrenzung 429 f. Ehlers 130

Seite 54–65

26 Annal. Marbac. 1208. Deliberatio: PL 216, 1025 ff. Weinrich, Quellen zur deutschen Verfassungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte 332, 346. Taddey 854. Hauck IV 712, 721 ff. 727 ff. 734. Seppelt III 334 ff. Haller III 251 ff. Winkelmann I 162, 197, 219 f. (hier Papstzitat) 470 f. Gattermann 128 ff. mit vielen Quellenhinweisen. Kantorowicz 20 ff. 41, 57 f. Reisinger 16. Höflinger, König Philipp von Schwaben 315. Töpfer 200

27 MG Const. II Nr. 398, S. 505 ff. PL 216 col. 1065 ff. Gregorovius II/1, 322, 324. Weinrich, Quellen zur deutschen Verfassungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte 340 ff. Hauck IV 715 ff. 722 ff. Haller III 253 f. Lautemann 485

28 LMA III 1519. LThK III³ 427. Hauck IV 731 ff. Seppelt III 336. Winkelmann I 133 f. 209 ff. 234 ff. Reisinger 21 f. Vgl. auch 39. Wendehorst I 183 ff. S. auch Falck 173

29 Otto v. St. Blas. Chron. c. 42. Arnold Chron. Slavor. 5,26. Annal. Stad. 1202. Cron. Reinhardsbr. MG SS 30,565 f. Chron. Albr. mon. MG SS 23, 888. Braunschw. Reimchr. S. 530 v. 5663. LMA IV 1947. V 1351. LThK I³ 163. VI³ 283 f. Hauck IV 735 ff. Weller 287. Wendehorst I 183 ff. 190 ff. 196 ff. mit sehr vielen Quellen- und Literaturhinweisen. Winkelmann I 170, 222 f. 227, 239 f. 267 ff. Schmale 127 Anm. 1. Goetting 457 ff. bes. 473 ff. Seltmann 147 ff. Scherzer 18 ff. 315, 327, 419, 574. Jenks 103 ff. Zum Streit Würzburger Bischöfe gegen Territorialherren ihres Bistums: Körner 85 ff. Zum Krieg der Mainzer Erzbischöfe vor allem gegen die Grafen von Rieneck: Fischer, Das Untermaingebiet 124 ff. Zum Verhältnis Bischof – Domkapitel generell: Güldenstubbe 215 ff.

30 Annal. Marbac. 1198. Braunschw. Reimchr. S. 531 f. v. 5805. Taddey 523. Hauck IV 735 ff. Winkelmann I 132, 138 f. Gattermann 130. Reisinger 25 f. 31 f.

31 Braunschw. Reimchr. 530 ff. v. 5715 ff. Winkelmann I 283 ff. mit vielen Quellenzusammenstellungen. Gattermann 129 f., ebenfalls mit vielen Quellenbelegen

32 Chron. reg. Col. 1205. Arnold Chron. Slavor. 6,6 f. Braunschw. Reimchr. 534 v. 5995 ff. 536 v. 6153 ff. zit. v. 6169. Gregorovius II/1, 324. Hauck IV 741 ff. Seppelt III 338 f. Winkelmann I 219, 283 ff. 326 ff. 332 ff. 364 ff. 391 ff. Gattermann 131 f. Reisinger 16 f. Goetting 493 f. Epperlein, Bauernbedrückung 58

33 Annal. Marbac. 1201; hier falsch datiert; dazu Schmale 211 Anm. 2. Taddey 938. Gregorovius II/1, 324 f. Hauck IV 744 ff. Seppelt III 340 f. Kantorowicz 41. Keller, Regionale Begrenzung 430. Gattermann 133 f. Winkelmann I 393 f. 406 ff. 414 ff. 426 ff. 435 ff. 452 ff. bes. 459

34 Gesta Trever. 101. Annal. Marbac. 1199, 1201, 1208. Otto v. St. Blas. Chron. c. 50. LMA III 1762 f. V 1355 f. VI 1576. LThK III³ 565 f. VI³ 285. Taddey 303, 908. Gregorovius II/1, 325 f. Hergenröther II 282. Hauck IV 752. Looshorn II 601 ff. 664. Guttenberg I 165. Seppelt III 342. Lammers 205. Winkelmann I 462 ff. Sehr ausführlich ebd. 536 ff. Csendes 55 f.

35 Annal. Marbac. 1208. Otto v. St. Blas. Chron. c. 50. LMA VI 1571. Gregorovius II/1, 326. Hauck IV 752 ff. Vgl. auch 765 f. Seppelt III 342. Winkelmann I 472 ff. II 99 ff. 108 ff. 120, 157 ff. Lammers 205. Reisinger 24

36 Otto v. St. Blas. Chron. c. 52. Annal. Marbac. 1209 f. Braunschw. Reimchr. S. 542 v. 6632. LMA VIII 1772 f. Taddey 854. Gregorovius II/1, 326 ff. Hauck IV 765 ff. Seppelt III 342 f. Gattermann 134 ff. Kantorowicz 42. Winkelmann II 164 ff. Vgl. auch 176 ff. 191 ff. Keller, Regionale Begrenzung 431 f.

37 Ridder II 118 f.

3. KAPITEL
«Das grossartigste Epos». Kreuzzug aller Orten. Der Vierte Kreuzzug (1202–1204). Kreuzzüge in Spanien Der Kinderkreuzzug (1212)

1 Hehl 322

2 LMA V 1516. Vgl. VIII 140. LThK VI^3 471. Wetzer/Welte VI 279. Zur Fortsetzung der Kreuzzüge in der Neuzeit vgl. etwa Beutin, Neuzeit 416 ff.

3 Wetzer/Welte VI 278 ff. Die hirnrissige Unredlichkeit aller Arten von prominenten Apologeten heute entlarvt so ausführlich wie überzeugend Franz Buggle in seinem wichtigen Werk «Denn sie wissen nicht, was sie glauben».

4 LMA V 1512 (Riley-Smith). Mayer, Geschichte der Kreuzzüge 172 f.

5 PL 180, 1203 f. LMA II 333. V 435 (Maleczek), 1512, 1736. LThK I^3 156, 1012 ff. IV^3 221 f. VI^3 662. Kelly 178. Seppelt III 364. Pernoud 251 f. Hehl 298, 321 f. 331 ff. mit vielen Literatur- und Quellenhinweisen.

6 LMA I 1369. V 1512. VIII 1463 ff. IX 439. LThK VI^1 269. VI^3 662. Kühner, Lexikon 196 f. Pierer IX 808. Zöllner, Die Geschichte der Kreuzzüge 121. Kretschmayr I 276, 281 ff. 286 ff. 509. II 26. Mayer, Geschichte der Kreuzzüge 173 ff. Pernoud 252 ff. Nach Pernoud wurden die Kreuzfahrer exkommuniziert, nach dem LMA V 1512 nicht. Ostrogorski 331. Grabler 114 f. Bosl, Europa im Mittelalter 226 f. Queller 46 ff. Peters 1 ff. 7 ff. Kawerau, Geschichte der mittelalterlichen Kirche 144. Duby 298

7 LMA V 1511. VI 1985 ff. VIII 292 ff. LThK VIII^3 142. Kinder/Hilgemann I 153. Bosl, Europa im Mittelalter 226 f. Hehl 323

8 Innoz. ep. I 353, II 211. LMA I 386 f. 1369. IV 1080. V 1512, 1736. LThK VI^3 662. Zur Vorgeschichte: Nik. Chon. 1,1 ff. 2,1 ff. 3,1 ff. Grabler 17 ff. Ferner ebd. 114 ff. 123 ff. 134 ff. Norden 133 ff. 143 ff. 152 ff. Kretschmayr I 284 ff. 290 ff. 295 ff. 301 ff. Pernoud 256 f. Seppelt III 365 ff. Kühner, Gezeiten 196 f. Bosl, Europa im Mittelalter 227. Zöllner, Die Geschichte der Kreuzzüge 123. Mayer, Geschichte der Kreuzzüge 176 ff.

9 LMA I 387, 1369. IV 1080. V 1512, 1736. LThK VI^3 662. Norden 158. Graber 123 ff. Pernoud 259 ff. Kretschmayr I 269 ff. bes. 319 f. Seppelt III 368 f. Kühner, Gezeiten 197. Brand 248 ff.

10 Otto v. St. Blas. Chron. c. 49. LMA IV 1794. VII 902 f. HEG II 1141 f. LThK I^3 112. VI^3 305 ff. 472. HKG III/2, 194. Norden 204 ff. 240 f. Schubart, Christentum und Abendland 121. Seppelt III 369. Pernoud 260 ff. Kühner, Gezeiten 196 f. Kupisch II 81, 87. Zöllner, Die Geschichte der Kreuzzüge 124. Mayer, Geschichte der Kreuzzüge 179. Bosl, Europa im Mittelalter 227. Duby 275. Kretschmayr I 306 ff. 312. Peters 18 ff. Dinzelbacher 339 ff.

11 LMA V 1736. VII 902 f. Kretschmayr I 312. Pernoud 265. Duby 298

12 LMA II 1875 ff. Grabler 148 ff. 173 f. Kosminski/Skaskin I 239. Kretschmayr I 311 f. Kühner, Gezeiten 197. Pernoud 260. Lautemann 498 ff.

13 LThK VI^1 631. VII^3 841. LMA II 1875 ff. Vgl. V 2078 f. Nik. Chon. 150 ff. Kretschmayr I 312 f. Lautemann 498. Peters 16 ff.

14 Otto v. St. Blas. Chron. c. 49. Norden 205 f. Ludwig 23. Hertling 179. Kosminski I 239. Zöllner, Die Geschichte der Kreuzzüge 125

15 Innoz. ep. VII 153 f. ep. XI 47. LMA I 1369. V 1736 f. (Carile). VI 599, 844 f. VIII 627, 1463 ff. LThK VI^3 662. HKG III/2, 194. HEG II 1143 f. Norden 143 ff. 159, 163 ff. 206. Schubart, Christentum und Abendland 121. Seppelt III 365 ff. Grabler 174 ff. Kretschmayr I 316 ff. II 29 ff. bes. 31. Moore 79 ff. Bosl, Europa im Mittelalter 227. Kupisch II 87. de Vries 183 ff. bes. 186 f. Kühner, Gezeiten 197 f. Zöllner, Die Geschichte der Kreuzzüge 125. Mayer, Geschichte der Kreuzzüge 180 f. 184. Peters 21 ff.

16 LMA IV 2062. VI 1861. Hergenröther II 420. Knöpfler 392 f. Norden 172 ff. 182 ff. 190 ff. 197 ff. bes. 202, 210 ff. Seppelt III 369 ff. Mayer, Geschichte der Kreuzzüge 182. Zöllner, Die Geschichte der Kreuzzüge 126 f.

17 LMA V 1737. VII 1359. LThK V^3 517. VIII^3 108. HEG II 192, 938, 944 ff. HKG III/2, 183. Knöpfler 385 u. (hier 4. A.) 398. Norden 242 ff. Hollnsteiner 94. Seppelt III 371 f. Schuchert/Schütte 294 f. Mayer, Geschichte der Kreuzzüge 182. Hehl 318

18 LMA VII 1359. LThK I^3 385. HEG II 192. Kühner, Lexikon 88. Hoensbroech I 131, 170. Vincke 98 f.

19 Pet. Dusb. Chron. 4,10. LMA I 395 f. 400 f. II 1389 ff. IV 359 f. 1648 f. VI 1062 f. VII 529, 930 f. 1359. LThK I^3 385. II^3 887. III^3 1236. Donin III 310. Knöpfler (4. A.) 398. Hollnsteiner 94 f. Seppelt III 371 f. Mayer, Geschichte der Kreuzzüge 188. Helbig 208 ff.

20 Gesta Trever. 103. LThK V^3 1432 ff. VI^1 269. VI^3 472. Zur weitgehenden Bestreitung vgl. Gäbler 1 ff. Raedts 282 ff. gibt auch einen Überblick über die Quellen. Vgl. auch 293

21 Annal. Spirens. MG SS XVII 84, 8 f. HEG II 104, 184. LMA V 1150 f. HKG III/2, 196. Hagenbach 327 ff. Schnürer II 309. Guillemain 88. Gäbler 3 f. 6 ff. 14. Raedts 295 ff. Ridder II 122. Bosl, Europa im Mittelalter 227 f. Peters 35 f.

22 LMA V 1150 f. Kelly 207. Kühner, Lexikon 102. Ders. Gezeiten I 200. Hagenbach 328. Knöpfler (4. A.) 393. Gäbler 2. Bosl, Europa im Mittelalter 227 f. Raedts 292 ff. Mayer,

Geschichte der Kreuzzüge 189 ff. Peters 37. Heinisch 65 spricht von zwei durch Friedrich aufgehängten «Kaufleuten» aus Marseille, die Knaben und Mädchen des Kinderkreuzzuges auf den Sklavenmärkten von Tunis und Kairo verschachert hatten.

23 Annal. Marbac. 1212. Gesta Trever. 103. LMA V 1150 f. Hagenbach 328 f. Knöpfler (4. A.) 393. Bosl, Europa im Mittelalter 227 f. Kühner, Gezeiten I 200. Gontard 252. Gäbler 4 ff. Raedts 289 ff. 303 f. Mayer, Geschichte der Kreuzzüge 189 f. Peters 36. Nur der französische König hatte, den Wahnsinn erkennend, die Kinder aufgefordert, zu ihren Eltern zurückzukehren.

4. KAPITEL
Der Kreuzzug gegen die Albigenser

1 Hist. Albig. 24

2 Vgl. Anm. 20

3 Vgl. ebd.

4 Caes. v. Heisterb. Dial. mirac. 5,21

5 Hist. Albig. 41

6 Ebd. 70

7 LMA IV 1934. LThK V³ 1415. Lambert 48 f. Fearns 311. Grundmann 476 ff. bes. 479. Vgl. auch die folg. Anm.

8 Wipo, Prol. c. 1. LMA IV 1934. V 1920. VI 1465. VII 884 f. LThK VII³ 1137. Alle Quellen bei Lambert, Anhang A, 497 ff. Vgl. auch 49 ff. 61. Hoensbroech I 84. Vgl. 86. Grundmann, Anhang: Die Ketzerei im 11. Jahrhundert 476 ff. mit vielen Quellenhinweisen. Grigulevič 79. Hopfner 4. Erbstößer, Ketzer 67 ff.

9 LThK V³ 1415. Lambert 69 ff. Grundmann 50 ff.

10 Otto v. Freis. 1,46 f. LThK III¹ 895. IV³ 1391. VIII³ 113 f. 315. IX¹ 987. X¹ 746. LMA III 2040 f. IV. 2096. VI 1964 f. 1233 ff. (Elm). VIII 455. Grundmann 37, 51 Anm. 88. Borst, Die Katharer 83. Lambert 69, 73 f. 79, 83 ff. 90, 96 f. Werner/Erbstößer 233 ff. 241 ff. 245 ff. 249 ff. Erbstößer, Ketzer 88 f. Feld 225. Fichtenau, Ketzer und Professoren 58 ff.

11 PL 182, 675 ff. Hist. Albig. 13. Annal. Colon. max. MG Scr. XVII S. 778. LMA IV 142. Sollbach 311, 322 f. Hoensbroech I 85. Grundmann 19 f. 177 ff. Lambert 98 ff. 138. Werner/Erbstößer 315. Ehlers 115 f.

12 Hist. Albig. 13. LThK II³ 548 f. V³ 1329, 1415. VI³ 394. VII³ 157 f. 1487 f. LMA I 385. II 328 ff. 458. V 1064 ff. 1458. Sollbach 305 ff. 323 f. Döllinger, Geschichte 35 ff. Borst, Die Katharer 66 ff. Kühner, Die Katharer 50, 53 ff. Madaule 62 f. Schultz 54 f. Grigulevič 75 f. Lambert 56 ff. 73, 521. Müller, Bogomilen 201 ff. Dies. Katharer 208. Runciman, Häresie und Christentum, 1988, 89, zit. nach Müller, Bogomilen 201. Erbstößer, Ketzer 20 ff. 46 ff. 92 ff. Patschovsky 331 f.

13 LMA IV 1935 f. V 1065 ff. VI 1776. LThK V³ 1329, 1415 f. HKG III/2, 201. Sollbach 305, 324. Rahn 138. Lambert 165. Werner/Erbstößer 316, 318 f. 334 f. Ehlers 142 ff.

14 Vgl. Ehlers 117, 142 f.

15 Hist. Albig. 10. LMA I 303. V 1064 ff. VII 1220. LThK V³ 1327 ff. VIII³ 817. Döllinger, Dokumente II

273 ff. Sollbach 306 ff. Madaule 60 f. 65 ff. Ehlers 116 f. Müller, Katharer 215 ff.

16 Hist. Albig. 11 ff. 15 f. LMA I 304 f. V 1064 f. 1078 ff. LThK I^3 316. V^3 1328 ff. (Segl). Kelly 207. Sollbach 308 ff. 311 ff. 319 ff. Lea I 142. Rahn 139 f. 142 f. Grundmann 29 f. 62. Lambert 135 ff. 165 ff. 170 f. 175 ff. 180. Madaule 60, 64 ff. 70 f. 74 ff. 77 ff. 90 f. Grigulevič 188 ff. 313. Werner/Erbstößer 324 ff. 336 ff. Müller, Katharer 207 f. 210 f. 217. Deschner, Opus Diaboli 92 f. Vgl. «Wachsende Präsenz des Bösen» bei Dinzelbacher 42 ff. Ebd. «Verstärkter Teufelsglaube» 80 f. Patschovsky 317 ff.

17 LMA I 302 ff. LThK I^1 218 f. I^3 340 f. Sollbach 305. Grigulevič I 94 f.

18 LMA IV 2097. Kelly 192, 194. Sollbach 324 f. Hoensbroech 89. Seppelt III 375. Rahn 144 f. Grigulevič 98 f. Ehlers 117. Werner/Erbstößer 355 f. Madaule 86 f.

19 LThK X^1 728 ff. Kelly 197 f. Seppelt III 375 f. Grigulevič 99. Werner/Erbstößer 356 f. Herrmann, Ketzer 120 ff.

20 Hoensbroech I 89. Lea II 330. Döllinger, Geschichte 245. Lambert 145 ff. Guillemain 87. Werner/Erbstößer 357 f.

21 Hist. Albig. 19 f. 34, 219 ff. Caes. v. Heisterb. Dial. mirac. 5,21. LMA II 1560. III 999 f. 1221 f. VII 411 f. LThK III^3 319 f. IV^3 221. VIII^3 115 f. HEG II 193 (hier Zitat von Guilhem Figueira). Lekai 81. Seppelt III 380. Madaule 96. Rahn 136 f., hier das Lenau-Zitat. Vgl. auch ebd. 143, 147 f. 281. Guillemain 85. Werner/Erbstößer 359 ff. Lambert 149 f.

22 Hist. Albig. 16 f. LMA I 984 ff. 1971 f. III 1467 f. V 210 f. VI 1830. VIII 1375, 1953 ff. LThK I^3 1012 ff. II^3 598 ff. V^3 332 f. Kühner, Lexikon 201 f. Hoensbroech I 31. Döllinger, Dokumente II 92 ff. 351 f. Lea I 88. Rahn 140 f. 281. Ausführlich Grundmann 21, 72 ff. bes. 75 ff. 91 ff. 100 ff. 118 ff. Lambert 78 f. 128 f. 145 ff. Vinay 63. Madaule 59 f. Herrmann, Ketzer 133 f.

23 Nach den Annal. Marbac. 1215 hat man den 80 Opfern in Straßburg vor ihrer Verbrennung noch die Hand verbrannt. Nach Caes. v. Heisterb. Dial. mirac. 3,17 wurden 10 Menschen verbrannt. Auszüge aus den Inquisitionsprotokollen im Languedoc im Anfang des 14. Jahrhunderts bei Döllinger, Dokumente II 97 ff. 105 ff. 109 ff. 143 ff. u. a. LMA I 984 ff. III 1467 f. V 439 f. VIII 1375 f. 1953 ff. LThK I^3 1012 ff. III^3 410. V^3 332 f. X^1 728 ff. Kühner, Lexikon 158 f. Kelly 269 f. Lea I 89, 96, 275 ff. II 450, 454. Hoensbroech I 87 f. 103, 105 f. Lecler I 156. Vinay 60, 64, 67. Grundmann 100 ff. Lambert 147 ff. Hammann H. 1, 432. Deschner, Abermals 484

24 Hist. Albig. 25 f. LThK V^3 903. Siemers 173. Lea I 152 ff. 159 ff. Bernhart 162. Seppelt III 374 f. 380 f. Rahn 140, 146 f. Madaule 96. Werner/Erbstößer 361. Lambert 134

25 LMA II 1560. VI 2058 ff. VII 411 f. LThK VIII^3 115 f. Seppelt III 381. Madaule 104. Zöllner, Die Geschichte der Kreuzzüge 129 f.

26 Hist. Albig. 21 f. Seppelt III 381. Rahn 151

27 Hist. Albig. 23. Vgl. auch 28. 30 ff. Hoensbroech I 90. Lea I 168 f. Rahn 152 f.
28 Rahn 154 f. Lambert 152
29 Hist. Albig. 35 ff. 41 f. 78, 236, 241. Caes. v. Heisterb. Dial. mirac. 5,25. LMA I 305, 996 f. VIII 972 f. LThK I[1] 684. I[3] 1016. Hoensbroech I 90 f. Lea I 171. Rahn 155 ff. Madaule 105 ff. Werner/Erbstößer 362 f. Ehlers 145
30 Hist. Albig. 42 ff. 48 ff. LMA I 997. II 35, 1497 f. VI 1923. VIII 971 ff. Nach Hoensbroech I 91 wurden 400 «Ketzer» verbrannt, 50 erhängt. Nach Madaule 108 kam es in Carcassonne «weder zu Blutvergießen noch zu Plünderung». Rahn 155 ff. Kühner, Die Katharer 57. Werner/Erbstößer 363
31 Hist. Albig. 22 ff. 49 ff. 102 ff. LMA I 303 ff. 996 f. II 1560. VI 802 f. LThK IX[3] 603 f. Guillemain 89. Seppelt III 381. Rahn 161 ff. 176 f. 284 Anm. 115 mit Literaturhinweisen. Madaule 103, 109 ff. Ehlers 145. Costen 129 ff.
32 Hist. Albig. 75 ff. 80 f. LMA VI 636. Grupp IV 148. Madaule 112. Rahn 163 ff. 286 f.
33 Hist. Albig. 91 ff. 109 f. 119 ff. 130 f. 133 f. LMA VI 2140. VIII 1438. LThK VIII[3] 141 f. Hoensbroech I 90 f. Madaule 112 f. Rahn 166 ff. 287, hier mit Quellenhinweis die Zitate von Pierre des Vaux-de-Cernay. Ehlers 146
34 Hoensbroech I 82 f.
35 Hist. Albig. 176 f. 194. LMA VI 2140. VIII 1438. LThK VIII[3] 141 f. Sollbach, Nachwort 350 ff. 354 ff.
36 Hist. Albig. passim bes. 12 ff. 20, 42, 48, 82, 126, 130, 135, 143 f. 160 f. 171, 174, 201, 205, 222 ff. 228 ff. 234 ff. 243 ff. 253 f. 258, 266, 282 f. 288 ff. u. o. HKG III/2, 197
37 Hist. Albig. 26, 31, 34, 57, 88, 91, 112 ff. 114 f. 121, 123, 148, 152, 162, 252, 262, 287
38 Ebd. 64 f. 115 f.
39 Ebd. 39, 112 f. 116, 122
40 Ebd. 144 f. Vgl. auch 160, 206 f. 270 f. 286 f.
41 Ebd. 71, 73, 139, 141, 196, 231 f. Davidsohn II 177 f.
42 Hist. Albig. 41, 59, 62, 68 ff. 72, 89, 130, 141, 165 f. 170, 180, 194 f. 203, 276 f. Zur «Sache Christi» vgl. etwa 185, 197, 206, 219, 224, 257 u. a. Kühner, Gezeiten I 199
43 Moia 212

5. KAPITEL
Kreuzzüge gegen Balten, Preussen, Stedinger

1 Bauer, Der Livlandkreuzzug 30
2 Blanke 357
3 HEG II 472
4 Pet. Dusb. Chron. 3,11; 3,55; 3,98
5 Ebd. 3,31. Vgl. 3,18. Vgl. dazu auch Bentzien 91 ff.
6 Lea III 210
7 Helbig/Weinrich I Nr. 6, Nr. 8, Nr. 30. Der Band enthält eine Fülle weiterer entsprechender Dokumente; ebenfalls belegt Band II reichhaltig die deutschen Ansiedlungen im Südosten, in Schlesien, Polen, Böhmen-Mähren, Österreich, Ungarn-Siebenbürgen. Ferner: Helbig 244 ff. Vgl. auch Kötzschke Nr. 1 ff. (S. 1 ff.), Nr. 10 (S. 27), Nr. 13 (S. 30), Nr. 21 (S. 38), Nr. 26 (S. 43) u. v. a.
8 Helm. Chron. Slav. 2,14 (110).

LMA I 55, 952 f. VI 1541 f. 1545 f. VII 1091 f. VIII 1946 f. LThK III^{3} 883. HKG III/2, 277. Hauck IV 625. Hagenbach 297. Herrmann, Materielle und geistige Kultur 262. Ders. Arkona auf Rügen. Vgl. Piskorski 27 ff. Zimmerling 91

9 Helm. Chron. Slav. 1,57; 1,92. Hauck IV 651 ff. Herrmann, Die Slawen 354. Jordan, Investiturstreit. Kosminski/Skaskin I 338. Zahlreiche Beispiele für deutsche Ansiedlungen im Nordosten bei Helbig/Weinrich I und, im Südosten, ebd. II

10 Helm. Chron. Slav. 1,21; 1,68. LMA VIII 850

11 Heinr. Chron. Livon. 1,2 ff. HEG II 470. LMA IV 1947. V 2045 f. VI 474. LThK VII^{3} 68 f. Hauck IV 654 f. Kühner, Lexikon 98. Zimmerling 100 ff. Hellmann 1084 ff.

12 Heinr. Chron. Livon. 2,1 ff. 2,6 ff. LMA V 2046. HEG II 470. Hauck IV 656 f. Lekai 88 f. Bauer, Der Livlandkreuzzug 28 ff. Benninghoven 23 ff. 194. Zimmerling 103 ff.

13 Pet. Dusb. Chron. 2,13. Heinr. Chron. Livon. 3,1 f. 10,13; 10,17. LMA I 55, 285 f. V 2046. VIII 1948 f. LThK I^{1} 210 f. I^{3} 74. VI^{3} 1121. HKG III/2, 190, 279. Hauck IV, 657. Hubatsch 112. Helbig 248

14 Heinr. Chron. Livon. 4,1 ff. 4,6; 6,4; 11,3. LMA I 285 f. V 2046. VII 878 f. 1645 f. LThK I^{1} 210 f. I^{3} 333. IX^{3} 350. HEG II 470. HKG III/2, 279. Kinder/Hilgemann I 199. Hauck IV 657 ff. Blanke 357. Bauer, Der Livlandkreuzzug 26 ff. Benninghoven 37 ff. Helbig 248

15 Heinr. Chron. Livon. passim. LThK IV^{3} 1392. LMA IV 2096 f. Boockmann, Der Deutsche Orden 91

16 Heinr. Chron. Livon. 12,6. HEG II 470

17 Heinr. Chron. Livon. 13,5

18 Ebd. 14,10

19 Ebd. 19,3

20 Ebd. 25,4 ff.

21 Ebd. 28,6. LMA III 1323

22 Heinr. Chron. Livon. 21,1; 22,1; 26,1; 27,1.

23 Ebd. 6,3 f. 8,1; 25,2. HKG III/2, 277, 279. LThK I^{1} 211. Hauck IV 657. Hubatsch 112 f. Bauer, Der Livlandkreuzzug 30 f. Wittram, Die Reform. 36

24 LMA I 285. Hauck IV 661 f. Hubatsch 113. Zimmerling 106. Vgl. auch die folg. Anm.

25 Pet. Dusb. Chron. 2,1; 2,5; 3,5. LMA V 1345 f. 1553. VII 292 ff. HEG I 916 f. II 469. Scholz/Wojtecki 13. Boockmann, Der Deutsche Orden 88 ff.

26 LMA IV 1541 f. (hier: Lückerath). V 1553

27 Pet. Dusb. Chron. 2,6. LMA IV 1541 f. V 1516. HEG II 471 ff.

28 LMA II 1907, 1914. V 1516. VII 196 f. 294. HEG II 469 f. 472 ff. Nowak 339 ff. Boockmann, Der Deutsche Orden 93 ff.

29 Pet. Dusb. Chron. 1,1. LThK I^{3} 130 ff. LMA III 768 ff. HEG II 472. Scholz/Wojtecki 43 Anm. 60. 53 Anm. 89

30 LThK VIII^{3} 122 f. Scholz/Wojtecki 5, 13. Boockmann, Der Deutsche Orden 100 ff. 105 ff.

31 Pet. Dusb. Chron. Prol.; 2,1 f. 3,35. Vgl. auch 3,90; 3,150 u. a.

32 Ebd. 2,6 f.

33 Ebd. 3,11; 3,19; 3,53; 3,55; 3,58; 3,98

34 Ebd. 3,26; 3,38; 3,65; 3,73 f. 3,94;

3,108; 3,111; 3,119 f. 3,133; 3,171; 3,174; 3,182; 3,187; 3,190

35 Ebd. 3,116; 3,123; 3,170

36 LMA VI 1937

37 Pet. Dusb. Chron. Prol. und 3,82. Dazu Scholz/Wojtecki 203 Anm. 18

38 Hoensbroech I 106. Lea III 207 ff. Kuujo 258 f. Epperlein, Bündnisse 74 Anm. 18. Zu den umfangreichen Abgaben der Bauern generell vgl. etwa Rösener, Grundherrschaft 564. Ders. Bauern 214 ff. 240 ff. bes. 246 ff. Goetz, Leben 159 ff.

39 Epperlein, Bündnisse 74 f.

40 Lea III 207 ff. Schöffel 146 f.

41 LMA 11 465. Kuujo 257. Epperlein, Bündnisse 75

42 Hoensbroech I 106 ff. Epperlein, Bündnisse 75

43 Hoensbroech I 110 ff.

44 Ebd. I 109, 112 ff. Lea III 211 ff. Bauer, Deutsche Frauen 244. Ludwig 24. Franz 88

45 Hoensbroech I 114 ff. Lea III 213. Meyer, J., Kirchengeschichte Niedersachsens 48. Neuss 202

6. KAPITEL
Kaiser Friedrich II. (1194–1250) und die Päpste Innozenz III., Honorius III., Gregor IX.

1 Heinisch 20

2 MG Epp. saec. XIII, I Nr. 750. Zit. nach W. Koch, Kaiser Friedrich II. 325

3 Heinisch 240 ff.

4 Ebd. 622 f.

5 Salimb. v. Parma. Zit. nach Horst 11

6 Annal. Casin. 1210. Chr. reg. Col. 1210. Gregorovius II/1, 329 ff. Hauck IV 768 ff. Seppelt III 344 f. Gattermann 137 ff. Lammers 205 f. Keller, Regionale Begrenzung 431 f. Winkelmann II 230 ff. 248 ff. Koch, Kaiser Friedrich II. 331. Kantorowicz 42 ff. Vgl. auch Zimmermann 154

7 Gattermann 137 ff. Kantorowicz 44 ff. Winkelmann 258 ff. Koch, Kaiser Friedrich II. 331

8 Annal. Marbac. 1211. Dazu Schmale 10 u. 219 Anm. 51. Seppelt III 245 f. Winkelmann II 264 ff. 273 ff. 282 f. Kantorowicz 45 ff. Lammers 206. Koch, Kaiser Friedrich II. 331. Reisinger 45

9 LMA IV 2066. VII 1866 f. HEG II 373. Winkelmann II 279 ff. Reisinger 31 ff. 45 f.

10 LMA IV 933. V 1407. IX 308. HEG II 370 ff. Gregorovius II/1, 332 ff. Hauck IV 770 ff. Winkelmann II 306 ff. 313 ff. 317 ff. Heinisch 8 ff. 20, 22 ff. Schaller, Ein Brief Innocenz' III. 304 ff. Keller, Regionale Begrenzung 432. Gattermann 142. Zöllner, Die Geschichte der Kreuzzüge 203 f. Lammers 206. Koch, Kaiser Friedrich II. 330 ff. Kantorowicz 23, 25, 29 ff. Wie stets mit einer Fülle von Literaturangaben im Ergänzungsband 20 f. Vgl. auch (Hauptband) 42 ff. 47 ff.

11 MG Const. 2, Nr. 57; 451. LMA 934, 952 f. V 2184. VII 1866. HEG II 370. Haidacher 57 ff. Heinisch 27 ff. Winkelmann II 321 ff. 336, 345. Keller, Regionale Begrenzung 432. Reisinger 36 ff. 45 ff. Kantorowicz 48 ff. 56. Ergänzungsband 34. Lammers 207 f.

12 MG Const. 2, Nr. 46 ff. bes. Nr. 57. Winkelmann II 342 ff. Reisinger 47.

Keller, Regionale Begrenzung 433. Kantorowicz 59 f. Haverkamp 613

13 Winkelmann II 345 ff. Gattermann 143 f. Lammers 208. Kantorowicz 55

14 LMA III 1934 ff. IV 1661. V 1703 f. VI 2059 f. 2206. VIII 2001. HEG II 371. Cheney 148 ff. 165 ff

15 MGH Const. 2, Nr. 53. MG SS 23, 186. LMA II 1838. III 1938. V 2184. VI 92 f. 1244, 1570 ff. 2059 f. HEG II 371 ff. Weinrich, Quellen zur deutschen Verfassungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte 370. dtv Lexikon 12, 20. Gregorovius II/1, 345, Kosminski/Skaskin I 332. Gattermann 147. Kantorowicz 54 f. 59. Mayer, Geschichte der Kreuzzüge 191 f. Ehlers 128 ff. Lammers 208. Keller, Regionale Begrenzung 432 f.

16 Winkelmann II 417 ff.

17 Hist. Albig. 264 f. Pet. Dusb. Chron. 4,6. Gesta Trever. 103. Annal. Marbac. 1215 f. LMA I 305. II 151. V 1512, 1517, 1742 ff. VII 903 f. LThK VI³ 668 ff. VIII 1218. Gregorovius II/1, 335. Seppelt III 386 ff. Haller IV 18. Kupisch II 91 f. Peters 37 ff. bes. 41 ff. Madaule 119 ff. Winkelmann II 419 ff. Jedin 47. Gontard 244. Grigulevič 106 ff. Mayer, Geschichte der Kreuzzüge 192 f., dem ich hier besonders folgte. Vgl. auch 203. Baldwin 19 ff. Powell 44 ff. 91 ff. 111, 114. Langholm 37 ff. Zöllner, Die Geschichte der Kreuzzüge 132 f. Stürner, 303 ff. bes. 308 ff.

18 LMA V 1704, 1941. LThK VI³ 881 f. Gregorovius II/1, 344. Haller IV 7. Zöllner, Die Geschichte der Kreuzzüge 134, Kantorowicz 78 f.

19 Kelly 205 f. Gregorovius II/1, 344

20 Seppelt III 391 ff. Vgl. auch die folg. Anm.

21 LThK VII³ 1043 f. LMA VI 18 f. Hoensbroech I 91 f. Haller IV 7 f. 18 f. 28 f. Seppelt III 392. Gattermann 147 f. 158. Lammers 214. Mayer, Geschichte der Kreuzzüge 192, 194 f. Zöllner, Die Geschichte der Kreuzzüge 134

22 LMA V 294 f. LThK V³ 732 f. Pernoud 272 ff. Mayer, Geschichte der Kreuzzüge 202

23 Annal. Marbac. 1213, 1217, 1231. Oliv. Hist. Damiat. c. 1; c. 5. Jak. de Vit., in: ZKG 1894, 97 ff. ebd. 1895, 568 ff. ebd. 1896, 73 ff. LMA I 602. IV 1354 f. V 1900 f. VIII 727 f. LThK I³ 634 f. III³ 602. HEG II 1108. Taddey 709. Haller IV 19. Seppelt III 392. Hóman II 255 f. Heinisch II 245 f. Mayer, Geschichte der Kreuzzüge 194. Zöllner, Die Geschichte der Kreuzzüge 134

24 Oliv., Hist. Damiat. c. 10 f. Jak. de Vit., in: ZKG, 1895, 570. Annal. Marbac. 1218. LMA I 224 ff. 1315 f. III 474. Hoogeweg XXVIII f. u. den Brief ebd. 288 ff. Seppelt III 392. Haller IV 19 f. Pernoud 275 ff. Powell 137 ff. Zöllner, Die Geschichte der Kreuzzüge 135 f. Mayer, Geschichte der Kreuzzüge 115, 194 ff.

25 LMA V 294 f. LThK V³ 732 f. Haller IV 20. Zöllner, Die Geschichte der Kreuzzüge 136. Mayer, Geschichte der Kreuzzüge 196. Deschner, Die Politik der Päpste I 236 ff.

26 Hauck IV 790. Haller IV 20

27 Oliv. Hist. Damiat. c. 33. Vgl. c. 37. Die Zahlen der Toten schwanken hier zwischen 30000 und 80000. S. ferner ebd. c. 71. Gesta Trever. 103. LMA V 883. VI 1861.

LThK VIII^3 1218. Hauck IV 790. Seppelt III 392 f. Haller IV 21 f. Pernoud 12, 272. Kühner, Tabus 94. Ausführlich über die Eroberung von Damiette: Powell 144 ff. 157 ff. bes. 162 ff. Cornfeld/Botterweck III 813 ff. Zöllner, Die Geschichte der Kreuzzüge 137. Mayer, Geschichte der Kreuzzüge 195 ff. Langholm 37 ff.

28 LMA V 498. Kelly 206. Hoogeweg XXXIII u. 296 ff. 307 ff. Haller IV 21 ff. Seppelt III 393, 400. Zöllner, Die Geschichte der Kreuzzüge 136 ff. Mayer, Geschichte der Kreuzzüge 199 ff. 204. Powell 162 ff.

29 LMA IV 1672. Kelly 206. Haller IV 16 ff. 26. Erbstößer, Friedrich II. 217. Zöllner, Die Geschichte der Kreuzzüge 139 f. Lammers 209. Beumann, Das Reich der späten Salier 373

30 Salimb. Cron. I 11. LMA II 1473 f. IV 1671. VII 1959 (Cuozzo). Kelly 206 f. Seppelt III 397 ff. Haller IV 17 f. 22. Gattermann 150 ff. Heinisch 59, 111 ff. Lea (1985) 100. Erbstößer, Friedrich II. 214. Lammers 210 f.

31 LMA II 1473 f. IV 603 f. V 2157 f. Hauck IV 821. Haller IV 77. Heinisch 65 mit Quellenhinweis. Lammers 211 f. Erbstößer, Friedrich II. 214 ff.

32 LMA II 693. V 498 f. 669, 1407. Kelly 206. Haller IV 25 ff. 32. Seppelt III 400 ff. Gattermann 153 ff. Zöllner, Die Geschichte der Kreuzzüge 140. Mayer, Geschichte der Kreuzzüge 204

33 LThK IV^3 1019. LMA IV 1671 f. Kelly 207. Wetzer/Welte IV 712. Haller IV 40. Seppelt III 411

34 LMA IV 1671 f. Kelly 207. Wetzer/Welte IV 712 f. Gregorovius II/1, 354. Seppelt III 411 f.

35 Kelly 209. Gregorovius II/1, 354 f. Grupp IV 414. Seppelt III 413. Zöllner, Die Geschichte der Kreuzzüge 140

36 LMA III 1838. V 2200. Gregorovius II/1, 354 f. Seppelt III 413 f. Haller IV 47 ff. Heinisch 141 ff. Zöllner, Die Geschichte der Kreuzzüge 140 f. Mayer, Geschichte der Kreuzzüge 204 ff. Erbstößer, Friedrich II. 217. Koch, Die Herrscher der Stauferzeit 337 f. Haverkamp 616

37 LThK V^3 556. Haller IV 48 ff. Seppelt III 414 f. Heinisch 141 ff. Mayer, Geschichte der Kreuzzüge 205. Koch, Die Herrscher der Stauferzeit 338

38 Annal. Marbac. 1229. Gregorovius II/1, 356 f. Seppelt III 415 ff. 422. Haller IV 52 ff. Heinisch 170 ff. Kühner, Gezeiten I 206 f. Peters 150 ff. Zöllner, Die Geschichte der Kreuzzüge 141 ff. Mayer, Geschichte der Kreuzzüge 206 ff. 213. Erbstößer, Friedrich II. 218. Koch, Die Herrscher der Stauferzeit 338

39 Annal. Marbac. 1229. LThK IX^3 1331. LMA VIII 534 f. Gregorovius II/1, 357 f. Haller IV 53 ff. Seppelt III 416 ff. Kühner, Gezeiten I 205. Heinisch 173 ff. Peters 162 ff. Zöllner, Die Geschichte der Kreuzzüge 142 ff. Mayer, Geschichte der Kreuzzüge 208 f.

40 Acta pacis ad S. Germanum anno 1230, ed. Hampe MG Ep. sel. 4. LMA II 1624. VII 1329 ff. Taddey 523. Gregorovius II/1, 358 ff. Haller IV 58 ff. Seppelt III 420 f.

41 Haller IV 59 ff. Seppelt III 421 ff.

42 LMA III 340 f. V 2100. Gregorovius II/1, 370. Haller IV 64 ff. Quellenangaben ebd. 289 f. Seppelt III 423 f. 431 f. Erbstößer, Friedrich II. 220

43 Salimb. Cron. I 74 f. 350. Annal. Marbac. 1235. Gesta Trever. c. 106 (MG SS 24, 403). Haller IV 70 ff. Seppelt III 426 ff. Heinisch 307 ff. Erbstößer, Friedrich II. 219 f. Koch, Die Herrscher der Stauferzeit 342 f.

44 Annal. Marbac. 1235. Taddey 909 f. Haller IV 75 ff. 80 f. Seppelt III 428, 430. Erbstößer, Friedrich II. 220. Koch, Die Herrscher der Stauferzeit 343

45 Salimb. Cron. I 77 ff. LMA IV 229 f. 688 f. Gregorovius II/1, 373. Haller IV 83 ff. Seppelt III 429 ff. Heinisch 348 ff.

46 LMA VII 1329. Gregorovius II/1, 376 f. Seppelt III 433 ff. Haller IV 89 ff.

47 LThK I³ 329 f. VIII³ 1341 f. LMA I 288. Seppelt III 437, 439 f. Haller IV 97 ff. 103 ff.

48 Gregorovius II/1, 381. Seppelt III 438. Haller IV 105 ff.

49 LMA III 2030. VII 809 f. Haller IV 109 ff. Seppelt III 440 ff. Haverkamp 619

7. KAPITEL
DIE INQUISITION BEGINNT

1 Thom. Summa theol. IIa IIae q XI, a. 3

2 Brief an die katholische Historikerin Lady Blennerhasset, in Acton's Correspondence 1. 55. Zit. bei Bates 242

3 W. E. H. Lecky, History of the Rise and Influence of the Spirit of Rationalism in Europe, I. 330; II. 32, 38. Zit. bei Bates 241

4 LMA VII 1747. LThK IX³ 456. HKG III/2, 271 f. Hoensbroech I 34 f. 37. Hauck IV 911 ff. Förg 17, 32. Lea (1985) 92. Vgl. auch 370. Lecler I 149. Drusen 438 f.

5 Gesta Trever. c. 104 f. MG SS 24, 400; 24, 402. Vgl. auch Annal. Marbac. 1215; 1233. Sächs. Weltchr. c. 376. LMA V 1360 f. (Patschovsky). LThK VI¹ 147. VI³ 281. HEG II 377. Wetzer/Welte II 805 ff. HKG III/2, 270 f. Hoensbroech I 19, 117 ff. 122 f. mit den Quellenbelegen. Lea I 538 f. Lea (1985) 86 ff. Rouco-Varela 27. Grigulevič 187 f. Dinzelbacher 51. Drusen 436. Zur (späteren) Inquisition in Deutschland vgl. etwa Kurze 30 ff. bes. 44 ff.

6 Hoensbroech I 122 f.

7 LThK I¹ 855. I³ 1291. III³ 319 f. LMA III 1196. Wetzer/Welte III 237. Kelly 207. Keller, Reclams Lexikon 152 ff. Fichtinger 111. Lea I 247, 599. Lea (1985) 121, 128 f. 131 ff. 162 f. Hoensbroech I 20, 88, 92, 178. His II 22. Leist 152 f. Seppelt III 445 f. Mynarek, Die neue Inquisition 32 ff. Vgl. auch Deschner, Abermals, 480 ff.

8 LThK VIII³ 109 f. Hoensbroech I 20 ff. 26 f. 177. Lea I 248. Vgl. auch 600 u. o.

9 LMA I 1976 ff. IV 190 f. Hoensbroech I 32 ff. 40 ff. 58 ff. 182. Lea I 542 ff. 546 ff. III 26 f. 52. Lea (1985) 148, 232 f. 302 ff. 313, 410. Vgl. ferner zu Bernhard Guidonis u. Nicolas Eymerich: Lea, Die Inquisition, Register

10 LMA I 679. II 424 f. IV 614 ff. Kühner, Lexikon 121. Hoensbroech I 12,

31, 38, 41 ff. 45, 51 ff. 61 f. 170 Anm. 1. Vgl. dazu Döllinger, Dokumente II 319 ff. 324 ff. 331 ff. Lea I 470 ff. 528 ff. 535 f. 541, 560 ff. II 93, 273. III 44, 63 ff. 79 ff. 86 f. Lea (1985) 189, 212 f. 249 f. 294 ff. 323 ff. 330. Davidsohn IV 3. Teil 32 f. Grupp II 15, V 198. Mensching 52. Ronner 215. Leist 152 f. Erdmann 223 ff. Mynarek, Die neue Inquisition 40 ff. Herrmann, Ketzer 112 ff. Wollschläger, Die Gegenwart 132. Zu den denkerischen Qualitäten des Augustinus vgl. Lütkehaus 91, 97 f. 100 ff. 700 ff. Ferner Deschner, Kriminalgeschichte I 464 ff.

11 Hoensbroech I 119. Lea I 571, 575. Lea (1985) 214, 332 ff. 345 ff.

12 Hoensbroech I 41, 55 f. Lea I 417. Lea (1985) 325, 327, 331 f. Wahrmund 20 f. Koch, Frauenfrage und Ketzertum 154 Anm. 74

13 Lea I 395. Lea (1985) 327, 344 ff. Eichmann 65 ff. Troeltsch 221 f.

14 LMA I 497. Lea I 531 f. Lea (1985) 323 ff. 328, 332 ff.

15 LMA III 1196. V 1796. VI 1978. LThK VI³ 281, 741. VIII³ 129. Hoensbroech I 20, 87, 103. Lea II 86 ff. 187, 190, 242 ff. 292 f. 339 f. 493. Pfleger 101. Seppelt III 412. Borst, Die Katharer 130 ff. Kantorowicz 500

8. KAPITEL
KAISER FRIEDRICH II. UND PAPST INNOZENZ IV.

1 Kantorowicz 477

2 Ebd. 498

3 Salimb. Cron. I 141. Gesta Trever. 107. MG SS 24, 403. LMA III 7, 52. IV 436 f. V 437. VII 1042 f. LThK VII³ 1352. Pierer XIV 250. Kelly 208 ff. Seppelt III 449 ff. Haller IV 122 ff. Horst 284 ff.

4 Salimb. Cron. I 141 f. LMA IV 436 f. 1436 ff. V 437. Kühner, Lexikon 104 f. Kelly 208 ff. Haller IV 124. Seppelt III 452

5 Salimb. Cron. I 141. LMA V 437. VII 1220 ff. Kelly 209. Haller IV 124 ff. 128 ff. Seppelt III 452 ff. 458 f. Kantorowicz 443 f. 449 ff. Koch, Kaiser Friedrich II. 346

6 LMA V 437. VI 46. LThK VI³ 1157. Kelly 209 f. Seppelt III 461 ff. Ausführlich: Haller IV 131 ff. 140 ff. Kantorowicz 453 ff.

7 Gesta Trever. 106. MG SS 24, 403. LMA III 2092, V 1340 f. VII 1867. LThK IX³ 569. Taddey 60, 663. Haller IV 155 f. Kantorowicz 474 ff. Eibl 226 f. Hlediková 78 ff.

8 Kantorowicz 474 ff.

9 LMA IV 2079. V 1340. LThK IX³ 569. Haller IV 156 ff. Kantorowicz 475 f. 487. Engel, Wilhelm von Holland 231. Eibl 226 ff.

10 MG SS 28, 278. LMA IV 2079. V 1340 f. Haller IV 156 ff. Kantorowicz 476, 487. Eibl 227

11 LMA IV 2079. V 1340 f. 1351 f. IX 125 f. Taddey 1303 f. Pierer IX 662 f. Haller IV 158. Heinisch 634. Eibl 228. Engel, Wilhelm von Holland 231, 234 ff. Fischer, Das Untermaingebiet 123 f.

12 Salimb. Cron. I 158 f.

13 Kantorowicz 356, 465, 478 ff. 496 ff. 500, 503 f. Vgl. auch die folg. Anm.

14 Salimb. Cron. I 154 ff. 158 ff. 167 ff. 170 ff. II 40 ff. LMA V 1351 f. VI 1987 f. VII 1302. LThK VI¹ 146. VI³

277 f. Kelly 287 f. 210. Kühner, Lexikon 209 f. Haller IV 164 ff. 171. Seppelt III 469 ff. Heinisch 611 Anm. 94 mit einer Fülle von Quellenhinweisen. Vgl. auch 246 f. 611 ff. 615 ff. 620 f. 626 f. Horst 302 ff. Kantorowicz 478, 480 ff. 492 ff. 505. Engel, Wilhelm von Holland 231 f.

15 Haller IV 169 ff. Heinisch 612. Kantorowicz 486 f.

16 Salimb. Cron. I 355 f. Seppelt III, 477. Haller IV 173 ff. Heinisch 636. Horst 320 ff. Kantorowicz 524. Eibl 228

17 Haller IV 181 f. Horst 323 f. Eibl 224 f.

18 Salimb. Cron. II 106 ff. LThK VI^{3} 280. LMA V 1340 f. Haller IV 183 f. 186. Seppelt III 477 f. Koch, Die Nachkommen Kaiser Friedrichs II. 351. Eibl 224 ff. 229

9. KAPITEL
Ende der Staufer, Aufstieg der Anjou

1 Koch, Das Ende des staufischen Hauses 358

2 Haller IV 226

3 Kupisch, Kirchengeschichte II 99

4 Gregorovius II/2, 451

5 LMA V 2184 ff. VI 236 f. LThK II^{3} 516. VI^{1} 693. VI^{3} 1098 f. Pierer X 576 f. Wetzer/Welte VI 631. Ehlers 155 ff.

6 Salimb. Cron. 199. Annal. Marbac. 1226. LMA II, 258 f. V 2184 ff. VI 820 f. LThK II^{3} 516. VI^{3} 1098 f. Pierer X 576 f. Wetzer/Welte VI 631 ff. Fichtinger 255. Lea (1985) 382 f. Herde 21. Mayer, Geschichte der Kreuzzüge 229. Ehlers 147 f. 152 ff.

7 LThK VI^{1} 693

8 Kelly 210. Mayer, Geschichte der Kreuzzüge 227 f. Ehlers 156 ff.

9 Salimb. Cron. I 186 f. Vgl. auch ebd. 33, 44, 144. LThK VIII^{3} 1486. Herde 30

10 Salimb. Cron. I 321, 344 f. Pierer I 228. Wetzer/Welte VI 630: »von 32000 Mann waren kaum noch 6000 übrig«. LMA I 237. LThK VI^{3} 1098. Seppelt III 476. Pernoud 291 ff. 297, 301, 305. Gabrieli 343 ff. 349 ff. 354, 360, 362. Mayer, Geschichte der Kreuzzüge 227 ff. Ehlers 155, 157. Herde 30 f.

11 LThK VI^{3} 1099, Fichtinger 340. Haller IV 182, 225 f. 252. V 22. Seppelt III 476 f. Pernoud 323 f. Gabrieli 363 f. Ehlers 158 ff. Schwinges 189 ff. bes. 191

12 Salimb. Cron. II 105 f. LThK VII^{1} 1025 f. VII^{3} 1449. LMA VI 1773 f. Haller IV 182 f.

13 LMA I 1833. III 1420 f. VI 756 ff. VIII 487 f. Taddey 716 f. HEG II 105, 1021 ff. dtv Lexikon 12, 261 f. Kinder/Hilgemann I 179. Haller IV 115 f. Schmieder 7 ff.

14 LMA VI 758. Haller IV 116 f. 139. Seppelt III 462 f.

15 Yst. Mongal. Prol. 3. c. 1,1; 3,2; 6,1 ff. 8,5 ff. 9,8. Salimb. Cron. I 178 ff. 181 f. LMA VI 758. Seppelt III 486. Schmieder 14 ff. 20 ff.

16 Yst. Mongal. 9,10; 9,15; 9,19; 9,34; 9,43 f. LMA III 1421. VI 757. Schmieder 12

17 LMA VI 192. Taddey 768 f. Haller IV 185 f. Seppelt III 478 f.

18 LMA V 1340 f. LThK VI^{3} 280. Seppelt III 479, 482. Haller IV 186 ff. Koch, Die Nachkommen 353

19 LMA V 983. VII 809 f. Haller IV

188 f., dem ich hier besonders folge. Bei Seppelt III 479 f. macht der Papst den Vorschlag betreffs des Schiedsgerichts. Herde 34 ff. Hilpert 185 ff. Mayer, Geschichte der Kreuzzüge 231, 247

20 Kühner, Lexikon 111. Haller IV 189 f. Seppelt III 481. Herde 36 f.

21 LMA V 1368. Taddey 667. Haller IV 190 f. Seppelt III 478, 482 ff. Herde 36, 49. Koch, Die Nachkommen 351

22 Salimb. Cron. II 114 f. Kühner, Lexikon 106. Kelly 211. Haller IV 191 f. Seppelt III 484 f. Herde 37

23 Salimb. Cron. II 115 ff. LThK I³ 367 f. HEG II 629 f. HKG III/2, 253. Kelly 210 f. Kühner, Lexikon 106 f. Haller, Die Herkunft 254 ff.

24 LMA II 373, 396. III 1580. VI 192. VII 810. LThK I³ 368 f. Kelly 211. Gregorovius II/2, 469. Seppelt III 488 ff. 494 ff. 510. Haller IV 228. Kühner, Das Imperium 195. Zimmermann 165 f. Reisinger 84. Koch, Das Ende des staufischen Hauses 356 f. Herde 37

25 LMA I 373. VII 809 f. Haller IV 205 ff. 228. Seppelt III 488 f. 491

26 Dante, Inferno XXXII 73 ff. LMA IV 196 f. VI 192, 778, 1862. Taddey 768. Kelly 211. HKG III/2, 254. Gregorovius II/2, 437. Seppelt III 491 ff. Haller IV 210 ff. Herde 37

27 LThK I¹ 888 f. I³ 369. II³ 341 f. IV³ 508. LMA I 389 f. 663. Pierer III 175. XIV 294. Gregorovius II/2, 440. Kretschmayr II 59 ff. Seppelt III 491 ff. 496 ff. Haller IV 215 f. Kühner, Das Imperium 196

28 LMA III 1580. V 983. VIII 1284. LThK X¹ 433. Kelly 210 ff. Kühner, Lexikon 107. HEG II 621. Gregorovius II/2, 443, 447. Haller IV 220 ff. 228 f. Seppelt III 502 ff. 507. Kühner, Das Imperium 196. Herde 28, 34 ff. 40 ff.

29 LMA I 1369 f. LThK X¹ 433. Wetzer/Welte II 354. Taddey 768. HKG III/2, 255. Gregorovius II/2, 443, 450. Haller IV 225 f. 246. Seppelt III 505. Reisinger 84 f. Kühner, Das Imperium 196. Herde 29 ff. 37 ff. 40 f. 112. Engels, Die Staufer 190. Vgl. auch die vorherg. Anm.

30 LMA V 983. HKG III/2, 255. Haller IV 226 ff. 230 f. Seppelt III 504 ff. Herde 41 f. 45 ff.

31 Kelly 213 f. Gregorovius II/2, 447 ff. Haller IV 234 ff. Seppelt III 507, 511 ff. Herde 46 f.

32 LMA VI 341. Kühner, Lexikon 112 f. Gregorovius II/2, 448 f. 451 f. 454 ff. 463. Haller IV 242 f.

33 LMA I 1911. Gregorovius II/2, 457 ff. Seppelt III 513 f. Haller IV 244 ff. Herde 47 f.

34 Zit. bei Gregorovius II/2, 462

35 Dante, Purgat. 3,103 ff. Kühner, Lexikon 108. Gregorovius II/2, 463 f. Haller IV 246, 249, 262. Herde 48. Engels, Die Staufer 191. Koch, Das Ende des staufischen Hauses, 358 f. Vgl. auch 352

36 LMA I 1908. Gregorovius II/2, 464 f. Haller IV 246 ff. Seppelt III 514 f. Herde 49, 51. Koch, Das Ende des staufischen Hauses 358

37 LMA V 2193. VI 473 f. VII 1072. Pierer II 193. Taddey 745, 796, 1036. HKG III/2, 256. Gregorovius II/2, 469 ff. 474 ff. Grupp IV 393. Herde 49, 52 ff. Reisinger 86 ff.

38 Braunschw. Reimchr. a. 1268 (S. 565). LMA IV 2059 f. HKG III/2, 256. Gregorovius II/2, 476 f. Haller

IV 256 ff. Seppelt III 515 ff. Herde 54 ff. Koch, Das Ende des staufischen Hauses 358

39 Lodeser Anonymus (?) a. 1167. LMA IV 2060. VIII 433 f. Gregorovius II/2, 478 ff. Schaller, Zur Verurteilung Konradins 311 ff. Nitschke 268 ff. Haller IV 259 f. Herde 58 ff. Engels, Die Staufer 191

40 Sächs. Weltchr. a. 1268 (S. 284). LMA V 1368. Kühner, Lexikon 108 f. Ders. Das Imperium 198. Ders. Gezeiten 210. Gregorovius II/2, 480 ff. Herde 61 ff. Koch, Das Ende des staufischen Hauses 358

41 Gregorovius II/2, 487 f. Haller V 22 f. Koch, Das Ende des staufischen Hauses 358

10. KAPITEL
DIE HABSBURGER KOMMEN

1 Vgl. Anm. 6

2 Sächs. Weltchr. Erste bair. Forts. a. 1298 (S. 331)

3 Haller, Die Epochen der deutschen Geschichte 79

4 LMA IV 1672 f. Kühner, Lexikon 109 f. Kelly 214 ff. Gregorovius II/2, 487 ff. Hauck V/1 64 f. Lea I 310 f. Runciman 157 ff. 171 ff. 181. Seidlmayer 201 f. Haller V 29 f. Seppelt III 519 ff. Hertling 191. Zimmermann 167 f.

5 Eike von Repgow 3, 57, 2. LMA III 1918, 2030 f. V 804, 1263, 1581 f. VI 1554. VII 809 f. 1072, 1074. IX 6. LThK III^3 657. Kelly 214 ff. Taddey 686, 1036. Kühner, Lexikon 109 f. Wilpert III 1025 f. Gregorovius II/2, 490. Seppelt III 521 f. 529 ff. Herde 88. Zimmermann 169. Engel, Rudolf von Habsburg 240 ff. Koch, Das Ende des staufischen Hauses 358

6 LMA I 396, 1351. IV 1815. V 377 ff. VI 47. Kelly 214 f. Taddey 1036. Gregorovius II/2, 490 f. Seppelt III 527, 531. Herde 53 f. Zimmermann 169. Engel, Rudolf von Habsburg 242, 249

7 LMA I 1370. V 984. VI 834 f. HEG II 632 f. Kelly 215. Seppelt III 522 f.

8 LMA V 984. VII 1074. LThK V^3 1010 f. Kelly 215 f. Seppelt III 522 ff. 533. Haller V 33 ff. Engel, Rudolf von Habsburg 249

9 LMA V 438. Kühner, Lexikon 110 f. Kelly 216 ff. Gregorovius II/2, 495 f. Hauck V/1, 449 f. Davidsohn II 2. T. 128. Seppelt III 535 ff. Haller V 36

10 Dante, Div. Comm. I 19,46 ff. 19, 61 f. LMA VI 1170 f. VIII 1678 f. HEG II 632. LThK VII^3 863 f. Kelly 217 ff. Gregorovius II/2, 497 ff. Hauck V/1, 448 f. Davidsohn IV 3. T. 27. Seppelt III 543, 554. Herde 92 f.

11 LMA VI 1093 f. Lea III 27 f. Dresdner 78. Vgl. dazu etwa: Angenendt 162. Lück 43 f. Weller 128. Viller/Rahner 206. Kawerau, Die nestorianischen Patriarchate 119 ff. Reinhard 145 ff. Bosl, Geschichte Bayerns I 62. Prinz 170. Padberg 118 f.

12 LMA VI 341 f. HEG II 633 f. Pierer XVI 10. Kelly 220 f. Gregorovius II/2, 500 ff. 504 ff. Herde 78, 95 f.

13 LMA VII 1948 f. LThK IX^3 647. Pierer XVI 10. Kelly 220. Gregorovius II/2, 505. Seppelt III 560. Herde 65 ff. 77, 80, 90, 99 f.

14 LMA IV 949. V 1407. VI 599, 1924 f. VII 236, 1949. LThK VIII^3 108. IX^3 647. HEG II 633 f. Pierer XVI 10. Herde 100 ff.

15 LMA IV 636. V 2059f. (Bresc). VI 342, 1923ff. VII 1949. LThK IX[3] 647f. HEG II 635. Kelly 220f. Gregorovius II/2, 505ff. Herde 109ff.

16 LMA VI 235, 1553. VII 188. Taddey 911. Lhotsky 14 ff. Zum «Aufkommen der Habsburger» vgl. bes. ebd. 30ff.

17 LMA 1611. VI 1553f. VII 1072ff. IX 85f. HEG II 404. Taddey 286, 911f. Ploetz 97. Lhotsky 20ff. 69. Engel, Rudolf von Habsburg 245 f.

18 LMA VII 892, 1072f. VIII 2188. IX 86. Lhotsky 24, 27f. Engel, Rudolf von Habsburg 243 ff.

19 LMA I 311f. IV 1815, 2080. VII 617f. 620ff. 1073f. Erkens 1079. Ploetz 97. LThK IV[3] 1394. HEG II 404f. Hessel 11ff. Herde 61f. Lhotsky 28ff. 43ff. 53ff. 71f. Engel, Rudolf von Habsburg 246. Dies. Albrecht I. 258. Arnold, Princes and Territories 14ff.

20 LMA I 157ff. VII 1865. HEG II 405. Taddey 10f. Hessel 24ff. 31ff. Weinrich, Quellen zur Verfassungsgeschichte des römisch-deutschen Reiches 182ff. Thomas 76. Lhotsky 73f. Engel, Rudolf von Habsburg 248. Dies. Adolf von Nassau 251ff. Dies. Albrecht I. 259f.

21 LMA I 158f. IV 1313. VII 1865. IX 337. HEG II 406f. Kühner, Lexikon 114. Hessel 40, 47f. Lichnowsy 111, 117. Boockmann, Mitten in Europa 191ff. Engel, Adolf von Nassau 253ff. Leuschner 459f.

22 LMA VI 1587. VIII 1911. HEG II 407. Weinrich, Quellen zur Verfassungsgeschichte des römisch-deutschen Reiches 204ff. Hessel 55f. 60ff. 69f. Boockmann, Mitten in Europa 194. Engel, Adolf von Nassau 256

23 Sächs. Weltchr., Thüring. Forts. a. 1298 (S. 308). LMA IV 1554. Wetzer/Welte II 91, hier tötet Albrecht König Adolph «mit eigener Hand». Taddey 451. Hessel 51ff. 56ff. Seppelt IV 40. Lichnowsy 140ff. Engel, Albrecht I. 261. Lhotsky 96ff.

24 Sächs. Weltchr., Thüring. Forts. a. 1299 (S. 309). LMA I 312. IV 1313. HEG II 407. Hessel 89f. 92ff. 98ff. 127ff. Kosminski I 322. Lhotsky 43ff. mit einer Fülle von Quellenhinweisen zur körperlichen Erscheinung und zum Charakterbild. Engel, Albrecht I. 260

25 Davidsohn III 247. Hessel 122ff. 128. Franzen 219. Lhotsky 134ff.

26 Sächs. Weltchron., Thüring. Forts u. Erste Bair. Forts. a. 1308 (S. 311, 331f.). LMA I 313. III 2141. IV 949. V 1593f. 2163. VII 295. VIII 2188ff. HEG II 407, 519, 1116. Taddey 593. Hessel 128, 138ff. 141ff. 149ff. 153ff. 161ff. 167f. 222ff. Meyer, B., Studien zum habsburgischen Hausrecht 153ff. Seppelt IV 44. Lhotsky 139ff. 154ff. Engel, Albrecht I. 265f.

11. KAPITEL

«... WIE DER ERLÖSER VERRATEN». PAPST COELESTIN V. (1294) UND PAPST BONIFAZ VIII. (1294–1303)

1 Kühner, Das Imperium 207

2 Giovanni Villani, zit. bei Chamberlin 132

3 Dino Compagni, zit. ebd.

4 Fink 51

5 Gregorovius II/2, 546

6 Lortz 105

7 LMA III 7 f. (Herde). LThK II^1 1009. II^3 1248. HEG II 635. Gregorovius II/2, 513 f. Finke, Aus den Tagen Bonifaz VIII. 65. Seppelt III 581. Chamberlin 95 ff.

8 Dante, Inf. 3,59 f. LMA II 414. III 7 ff. Kühner, Lexikon 116 f. Kelly 225. Gregorovius II/2, 513 ff. 517 ff. Finke, Aus den Tagen Bonifaz VIII. 40 ff. 65, 266 f. Seppelt III 584 f. Kühner, Das Imperium 207. Chamberlin 101 ff. 110, 113 ff. Kiesewetter 314 ff. 325, vgl. auch 512, 517 (Digard)

9 LMA II 414. Kelly 226. Kühner, Lexikon 115 f. Gregorovius II/2, 516 ff. Finke, Aus den Tagen 40 ff. 65. Seppelt IV 9. Chamberlin 105. Zur Abdankung Coelestins V. vgl. auch Bertram, Die Abdankung 1 ff. Kurios u. a. das «Märchen» 58 f.

10 LThK II^1 1009. II^3 579, 1248. Hagenbach 451. Gregorovius II/2, 519 f. Hertling 193. Seppelt III 587. IV 10. Chamberlin 109 ff. 113 f. Kiesewetter 326 ff. (hier eine ausführl. Darstellung des Konklaves vom 23./24. Dezember 1294). Vgl. auch 333

11 LMA I 1010. II 415. Kühner, Lexikon 119. Kelly 227 f. Gregorovius II/2, 518 f. 570 ff. Davidsohn III 1 f. 5 ff. Chamberlin 129 ff., dem ich hier teilweise folgte. Vgl. auch Beutin, Die Revolution 35 f.

12 LMA II 414 f. Kelly 226 f. Kühner, Lexikon 116. Gregorovius II/2, 518, 521 f. Seppelt IV 12 f. Chamberlin 99, 108. Kiesewetter 277 ff. 288 ff.

13 Mk. 4,25; Mt. 13,12; 25,29; Lk. 19,26. LMA II 415, 1367, 1369. HEG II 636. Gregorovius II/2, 511, 523, 540 ff. Finke, Aus den Tagen 120 ff. 154 f. Eitel 83 ff. Davidsohn III 17. Seppelt IV 10, 14. Chamberlin 116 ff. Kiesewetter 335, 429. Herrmann, Kirchenfürsten 62, ein Buch, das «auf den riesigen Berg von Unmoral, Unsitte, Verbrechen» verweist, «den Päpste im Lauf der Geschichte anhäuften», so Herrmann in seinem äußerst lesenswerten Werk «Was ich denke» 83.

14 LMA III 52 ff. 57 f. Wetzer/Welte II 90. Kelly 226. Gregorovius II/2, 524. Seppelt IV 19 ff. Chamberlin 107, 118, 120 f.

15 LMA II 415. LThK V^3 706. Kelly 226. Gregorovius II/2, 525 f. 537. Finke, Aus den Tagen 118 ff. Seppelt IV 20 ff. Gontard 286. Chamberlin 122 ff.

16 Wetzer/Welte 91. Kelly 227. Gregorovius II/2, 526 f. Hoensbroech I 46, 567 f. Lea II 238 ff. Davidsohn II 2. T. 233, 407, 450 ff. III 39 ff. 43 f. 56 f. 349. IV 3. T. 4. Seppelt IV 22. Bernhart 175. Gontard 286. Chamberlin 124 ff.

17 LMA VI 791 f. 1171. 1640 f. VIII 1678 f. (Luzzati). Kelly 222 f. Kühner, Lexikon 117. Gregorovius II/2, 511, 527 ff. Eitel 88. Davidsohn III 45 f. Gontard 286. Chamberlin, 126 ff.

18 LMA IV 944 f. V 282, 985. VI 1925. VII 1960 ff. HEG II 634 f. Kelly 223. Seppelt III 574 ff. IV 11. Kiesewetter 186 ff. 196 ff. 200 ff. 204 f. 208. Vgl. auch 398 u. a.

19 Dante, Purg. 20,73 f. LMA II 415. III 544 ff. (Bezzola). IV 559, 944 f. V 994. VII 1961 f. HEG II 635 f. Kelly 226. Potthast 2, 24473, 25158. Gregorovius II/2, 534 f. Finke, Aus den Tagen 19 f. 28. Ausführlich: Davidsohn III 1 ff. bes. 92 ff. 123 ff. 156 f.

164, 169 ff. 185 f. 233. Seppelt IV 11 ff. Hessel 119. Kosminski I 380. Kiesewetter 277 Anm. 2, 284, 289, 291 ff. 488

20 LMA III 1585. IV 777 f. VI 2062. LThK II^{3} 580. VIII^{3} 230 f. Mirbt/Aland I 457. Kelly 226. Gregorovius II/2, 537. Feine I 306. Seppelt IV 16 ff. Chamberlin 141 f.

21 LMA IV 2024 f. Wetzer/Welte II 94. Chamberlin 139 f. Kupisch II 102. Herrmann, Kirchenfürsten 62 f.

22 LThK II^{3} 580. X^{1} 373 f. X^{3} 20. X^{3} 375. LMA II 415. VIII 1214 f. Kelly 227. Gregorovius II/2, 535, 538. Finke, Aus den Tagen 154 f. 255 f. Eichmann 53 f. Schuster 180. Feine I 264. Seppelt IV 30 ff. Schimmelpfennig 220. Herrmann, Kirchenfürsten 62 f.

23 LMA VI 2062. LThK X^{3} 375. Schuster 180. Seppelt IV 32 ff.

24 LMA V 1455. VI 1214, 2062. LThK II^{3} 580. V^{3} 937. VIII^{3} 231. Kelly 227. Finke, Aus den Tagen 178. Seppelt IV 26 ff. 34 f. Chamberlin 142 ff. Kiesewetter 322

25 Wetzer/Welte II 94. Potthast 2, 25281. Seppelt IV 35 f.

26 LMA II 415 f. VI 1214. LThK II^{3} 580. VII^{3} 891. Wetzer/Welte II 94. Finke, Aus den Tagen 273 ff. Bernhart 178. Seppelt IV 37 ff. Chamberlin 147 ff. Gelmi, Grabdenkmäler 187

27 Chamberlin 111

12. KAPITEL
CHRISTLICHES JUDENMORDEN IM MITTELALTER

1 Pascal, Pensées 295 Aph. 640; kursiv Gesetztes von mir hervorgehoben.

2 Claude, Geschichte der Westgoten 76

3 Linder 419

4 Vgl. dazu Abermals 453 f.

5 HEG II 158

6 Foerster 102. Vgl. Bates 243

7 Kober 621 ff. Thompson, The Conversion 28. Schopen 31 f. Eckert/Ehrlich 25

8 16. Syn. v. Tol. 693. LThK V^{3} 1030. Gams II 2. Abtl. 693. Grupp II 170. Parkes, The Conflict 369 f. Bates 219. Diepgen I 231 f. Seiferth 75. Kühner, Tabus 36

9 Greg. Tur. Hist. Franc. 5,50. LThK V^{3} 618 f. Kober 622. Schubert I 185. Ballesteros 51. Bates 204

10 3. Conc. Tol. c. 14. LThK V^{3} 1030. Parkes, The Conflict Append. I 382 f. Culican 192. Linder 418 ff. Schäferdiek 230 f.

11 4. Conc. Tol. (633) can. 57–66. LMA VII 1938. Pierer XVI 144. Kelly 85. Gams II 2. T. 78 ff. Schubert I 181 f. Browe, Die Judenbekämpfung 200. Schmidt, Die Bekehrung 312. Konetzge 40. Ritzer II 32. Maier, Die Verwandlung 302, 306. Eban 109. Dannenbauer II 64. Thompson, The Goths 165 ff. Altamira, Spain 173 f. Linder 418. Culican 193. Claude, Geschichte der Westgoten 78, 90 f. 98 f.

12 Fredegar 4,73. Thompson, The Goths 170 f. Claude, Geschichte der Westgoten 77 f. 100. Bund 568

13 Lex. Visig. XII 2,2 ff. 8. Conc. Tol. (653) c. 12. Parkes, The Conflict 360. Browe, Die Judenmission 233 f. Ritzer II 32. Voigt 149. Stroheker 230. Thompson, The Goths 205 ff. Altamira, Spain 177. Claude, Adel, Kirche 133 ff. 143 f.

14 Lex. Visig. XII 2,14; 3,1 ff. 4. Syn. Tol. (633) c. 59 ff. Browe, Die Juden-

bekämpfung 201 f. Ders. Die Judenmission 162 f. Ritzer II 32. Konetzge 40. Thompson, The Barbarian Kingdoms 30 f. Ders. The Goths 235 ff. Altamira, Spain 179 f. Linder 419. Anton 61. Diesner, König Wamba 15, 34.

15 17. Conc. Tol. (694) c. 8. «Die Juden haben ihren alten Verbrechen das neue hinzugefügt, daß sie Land und Volk zu Grunde richten wollten, nachdem sie zum Scheine sich hatten taufen lassen. Ihr Vermögen erhält der Fiscus, sie selbst werden zu Sclaven gemacht. Ihre Kinder werden vom siebenten Jahre ihnen genommen, und später Christen zur Ehe gegeben. Ihre Eigentümer dürfen keine jüdischen Gebräuche bei ihnen dulden.» LMA III 1608 f. Gams II 2. Abt. 183. Browe, Die Judenmission 164. Voigt 151. Thompson, The Barbarian Kingdoms 31 f. Ders. The Goths 246 ff. 278. Claude, Adel, Kirche 184, 191. Ders. Geschichte der Westgoten 81 f. Diesner, König Wamba 18

16 HEG II 156. LThK V³ 1030. Eban 115, 123 ff. Mautner Markhof 14. Bosl, Europa im Mittelalter 150. Vgl. auch Beuys 127 ff. 213 ff.

17 Chron. Muzarab. 31. Schubert I 256. Browe, Die Judenmission 164. Schmidt, Die Bekehrung 312. Boehn 28. Kornemann II 486 f. Maier, Die Verwandlung 282, 306. Buchner 155. Konetzge 47. Daniel-Rops 434 f. Kawerau, Geschichte der alten Kirche 41. Coler II 23. Claude, Geschichte der Westgoten 82 f. Ders. Die Anfänge der Wiederbesiedlung 612

18 Baer II 5, 27 f. Pinay 699

19 Baer II 4, 228. Browe, Die Judenmission 18 f. 165. Ronner 327

20 Syn. Valld. (1322) c. 22. Syn. Salam. (1335) c. 12. Vgl. auch Baer II 141, 159

21 Syn. Pal. c. 5 u. 6. Baer I 426 ff.

22 LMA I 395 f. IV 2056 f. VI 807. Pierer XII 895 f. Gams III 1. Abtl. 183. Baer II 201, 218

23 Privilegien für Juden durch Könige von Aragonien in: Baer I Nr. 47, 53, 60, 65, 68, 88, 91, 93, 106 f. 175 u.a. Zu unserem Text im besonderen: Nr. 411 S. 658; Nr. 423 S. 676; Nr. 426 S. 678; Nr. 402 S. 647; Nr. 410 S. 657; Nr. 413 S. 661; Nr. 417 S. 667; Nr. 427 S. 679; Nr. 428 S. 680; Nr. 414 S. 662; Nr. 421 S. 675; Nr. 422 S. 675; Nr. 456 S. 716. – Inquisitionsakten über Juden gesammelt bei Baer II 437 ff. – Im Inquisitionsprozeß der Mari Sanchez 1485 in Spanien wird erklärt, daß die Inquisition nur die Reichen erfasse: Baer II Nr. 393 S. 444. – 1485/1486 wirft der Inquisitionsprozeß einer Jüdin in Spanien u.a. vor, sie habe vor 25 Jahren (!) ein Kruzifix, das ihr Mann heimgebracht, verächtlich behandelt: Baer II Nr. 395 S. 447. – Andere werden 1488 in Spanien durch die Inquisition beschuldigt, die Bibel auf hebräisch gelesen zu haben: ebd. II Nr. 397 S. 454. – Vgl. auch I 10 f. 654 ff. 665

24 LMA IV 1648. V 790. Browe, Die Judenbekämpfung 222. Bates 219. Beuys 404 f. Heinsohn 198 f.

25 LMA V 791. Roth 281 f.

26 Syn. Agde (506) c. 40. Vgl. c. 12; 34. 3. Syn. Orl. (538) c. 30. Vgl. c. 13; 28. Syn. Mâcon (581) c. 14 f. Vgl. c. 2; 15; 16; 17. Syn. Paris (614) c. 17.

Vgl. c. 15. Chlotarii II. edict. c. 10. Greg. Tur. Hist. Franc. 5,11; 6,17. Fredeg. Chronic. 5,65. MG LL Cap. I Nr. 131, S. 258. Ferner: Die antijüdischen Erlasse weiterer Synoden von Orléans, Vannes, Clermont, Reims und Chalon-sur-Saône. Dazu Deschner, Abermals 452 f. – LMA II 2155. IV 728. V 790. Hauck I 150. Linder 414 f.

27 LMA I 216. LThK I^3 535 f. Gams II 2. Abtl. 316. Seiferth 87 ff. Boshof 102 ff. 113, 120 ff. 130. Giese, In Iudaismum 407 f. 415 ff. Bosl, Europa im Mittelalter 150. Beuys 290. Krämer-Badoni 29

28 Adhem. v. Chaban. 3,47. LMA I 1992 f. IV 793. V 791. VII 1061. Grupp III 286 f. Browe, Die Judenbekämpfung 213. Seiferth 49. Grebe 47 f. Czermak 47 ff. Linder 417 f. Zapperi 119. Vgl. auch Deschner, Kriminalgeschichte VI 472

29 LMA IV 794. Eder 63 ff.

30 LThK $VIII^3$, 1209 f. X^3 1102 f. LMA II 784. V 139 (Kirmeier). VII 879 f. Ziegler 33 f. Roth 225 ff. Hirsch/Schuder 145 f. Eder 64 f. 68 ff.

31 Thrasolt 507 f.

32 LThK I^3 632. Kühner, Lexikon 262 f. Hirsch/Schuder 154 ff.

33 Donin III 160 ff. 173 f. Roth 227 f.

34 LMA IV 794. Hruby 289. Roth 269. Ackermann 103

35 LMA IV 794. V 791. Kisch 70. Roth 252 f. 269

36 LMA IV 794. V 791. VI 2063. HEG II 722. Roth 169 f. 270 ff. Pinay 701. Beuys 370 ff. Heinsohn 197. Deschner, Nur Lebendiges 84 f.

37 LMA IV 795. V 791. VI 126, 1774. LThK VII^3 1449. Lea II 430 f. Browe, Die Judenbekämpfung 2. H. 203. Ders. Die Judenmission 257 ff. 261 f. Heinsohn 197

38 LMA VII 810 f. Browe, Die Judenbekämpfung 215. Ders. Die Hostienschändung 169. Roth 224 f. 264. Eban 148 f. Beuys 266 ff. Krämer-Badoni 52. Heinsohn 197 f. Zapperi 118 f.

39 LMA III 1584 ff. IV 2051. V 497 f. Browe, Die Hostienschändung 197. Roth 265 ff. Kupisch II 142. Krämer-Badoni 44. Beuys 365 ff. 374. Zur innenpolitischen Situation unter Heinrich III.: Schnith, England 823 ff.

40 LMA III 909 f. Pierer XII 919. Fries 193. Szulwas 10. Browe, Die Judenbekämpfung 206, 211, 360. Grupp III 70. Bosl, Europa im Mittelalter 150. Schopen 42 f. Heer, Kreuzzüge 100. Zöllner, Die Geschichte der Kreuzzüge 90. Mayer, Geschichte der Kreuzzüge 91. Eder 49 ff. 60 ff.

41 LMA III 910 f. Roth 273. Arnold, Die Armledererhebung 42. Kisch 60. Eder 78 ff.

42 Sächs. Weltchr., Thüring. Forts. a. 1303 (S. 309). LMA II 784 f. V 139. Browe, Die Hostienschändung 170 f. Müller, Geschichte der Juden in Nürnberg 46. Vgl. das Kapitel «Blutende Hostien, blutende Pogrome» bei Herrmann, Passion 238 ff., bes. 242 ff. Ferner «Religionsdelikt Folter» ebd. 30 ff. u. a.

43 Browe, Die Judenbekämpfung 362. Morlinghaus 94. Arnold, Die Armledererhebung 42 f. Eder 78, 81 f. Scherzer 12, 29 ff. Arnold, Abweichung 337 ff. Dazu Müller, Bildungsrang 374 ff., nennt die jüdische Gemeinde Würzburg eines «der großen ‹Tora›-Zentren» Europas im Hoch-

und Spätmittelalter, 396. Vgl. Wollschläger, Die Gegenwart 167 f.

44 Peter v. Zittau, Chron. Aulae reg. 1, 55; nach Eder 81. Arnold, Die Armledererhebung 53. Ders. Abweichung 342 ff. Vgl. hierzu und zu den folg. Anm. Deschner, Zwischen Kniefall 37 f.

45 Heinr. v. Dießenhofen, Hist. eccl. c. 9; nach Eder 84 ff. LMA III 911. Arnold, Die Armledererhebung 35 ff. 49 ff.

46 Browe, Die Judenbekämpfung 384. Eder 199

47 Hirsch/Schuder 146 ff. Arnold, Die Armledererhebung 41. Krämer-Badoni 78 f. 97 f. Eder 211 ff.

48 Boccaccio, Decam., Prim. Giorn. Introd. 9 ff., nach Eder 92. LMA III 911. VI 1915 f. Stein 13 f. Hirsch/Schuder 174 ff. Kisch 15. Eckert/Ehrlich 32 f. Eder 90 ff. Heinsohn 51, 198. Schubert, Einführung 11 ff.

49 LThK VI³ 282. LMA II 784. IV 509 ff. VI 1916 f. Stein 13 f. Hirsch/Schuder 177 f. Eder 94 ff. Dinzelbacher 87. Schubert, Einführung 14 f.

50 Hirsch/Schuder 181 f. Eder 97. Beuys 425

51 Grupp V 269. Pfleger 115. Hirsch/Schuder 179 f. 182. Roth 275 f. Krämer-Badoni 43 f. Beuys 425. Eder 97

52 Eckstein 8 f. Müller, Geschichte der Juden in Nürnberg 33. Beuys 425. Vgl. auch Arnold, Abweichung 345 f.

53 Sächs. Weltchr., Thüring. Forts. a. 1349 (S. 318), wonach es «alnahe bie zwen tusent» Juden waren. Browe, Die Judenbekämpfung 220 f. Patze 361. Hirsch/Schuder 183 ff.

54 Conc. Later. IV c. 68. Syn. Vienn. c. 17. LMA III 911. V 366. VII 1603 ff. Bauer, Deutsche Frauen 200. Rudeck 168. Hirschfeld III 615. His II 149. Kisch 84 ff. Müller, Geschichte der Juden in Nürnberg 38, 51. Ronner 327. Zoepfl, Die Bischöfe von Augsburg im Mittelalter 344. Eike v. Repgow erwähnt die Juden nur selten, vgl. E. v. R., Register

55 Gregor IX., Bulle «Sufficere debuerat», 5. März 1233. LMA V 891. VIII 451 f. LThK II³ 1323. IX³ 1248. Lea I 620 f. Hruby 294 ff. Eban 145 f. Czermak 214

56 Nikolaus IV., Bulle «Turbate corde» vom 5. September 1288. LMA V 891. Browe, Die Judenmission 185. Kisch 64 f. 69 f. Ackermann 103. Eban 150. Krämer-Badoni 36 ff.

57 LMA V 891. Browe, Die Judenmission 185 f. Kisch 89 f. Schopen 51. Krämer-Badoni 35 ff. 40 ff.

58 LMA VII 556 ff. Szulwas 30 ff. Browe, Die Judenmission 185 f. Krämer-Badoni 35 f. 40 f.

59 Eckstein 255 ff. Guttenberg I 71. Kist 48

60 Szulwas 40 f. Eckstein 255 f. Scherzer 37 ff.

61 LThK V³ 191. Szulwas 51. Scherzer 45 ff.

62 Eckstein 227. Liebe 9. Grupp V 126. Pirenne 14 f. Parkes, Antisemitismus 101

13. KAPITEL
Heinrich VII., ein französischer König, ein französischer Papst und die Vernichtung der Templer

1 Ehlers 196

2 Seppelt IV 71

3 Haller V 200
4 LMA IV 2047 ff. V 994. VI 2062. LThK I^{3} 1368. VIII^{3} 110 f. Taddey 507. Gregorovius II/2, 588 ff. Hauck V/1, 470 ff. Boockmann, Heinrich VII. 240 ff. 244 ff. 251. Mägdefrau 267 ff. 273
5 LMA I 1372. IV 2048. Taddey 507. Gregorovius II/2, 596. Boockmann, Heinrich VII. 242, 245 ff. Mägdefrau 268 ff. Fleckenstein 9 ff. bes. 12 ff.
6 Sächs. Weltchr., Thüring. Forts. a. 1310 (S. 313) a. 1312 (S. 314). Erste Bayr. Forts. a. 1311 (S. 333) a. 1313 (S. 334 f.). Forts. des Deutschen Martin von Troppau a. 1310 (S. 349). LMA IV 2047 ff. HEG II 638 f. Taddey 507. Hagenbach 462. Gregorovius II/2, 598 ff. 606 ff. 617 ff. Hauck V/1, 472 ff. Kretschmayr II 183. Gontard 298. Mägdefrau 272. Boockmann, Heinrich VII. 248 ff. Thomas 122 ff.
7 LMA VIII 534 f. LThK IX^{3} 1331. HEG II 196. Wetzer/Welte X 716, 724. Benninghoven 4 ff. Grigulevič I 234. Prutz 24 ff.
8 LMA VI 822 f. VIII 535. Wetzer/Welte X 722. Charpentier 42. Bulst 200 f.
9 LMA VIII 536. Wetzer/Welte X 720 f. Prutz 515 f. Grigulevič I 235
10 LMA V 278, 2183. HEG II 196. Wetzer/Welte X 720. Menzel I 400. Seppelt IV 64. Charpentier 56. Grigulevič I 235 f. Bulst-Thiele I 290 ff. Ausführlich Prutz 351 ff. 369 ff. 428 ff.
11 LMA II 1763 f. VII 1713 ff. VIII 535 ff. LThK IX^{3} 1331 f. Wetzer/Welte X 724 f. Prutz 205 ff. 228 ff. 317 ff. 326 ff. Röhricht, Geschichte des Königreichs Jerusalem 853 f. Finke, Papsttum und Untergang des Templerordens 80 f. Grupp V 278. Seppelt IV 63 f. Grigulevič I 234 ff. Charpentier 56 f. 64. Templerbesitz in verschiedenen Ländern: Bulst-Thiele, Der Prozeß 375 ff.
12 LMA VIII 536 f. Wetzer/Welte X 719, 724 f. 729. Prutz 349, 472 ff. Röhricht, Geschichte des Königreichs Jerusalem 905. Seppelt IV 64. Grigulevič I 236 f. Leuschner 409, Brandes 18 f.
13 LMA VIII 537. Prutz 472 ff. bes. 477 f. Charpentier 85. Grigulevič I 237 ff.
14 LMA VIII 537. Kelly 228 ff. Kühner, Lexikon 121 f. Gregorovius II/2, 624. Hagenbach 458. Paulus II 40 f. Davidsohn III 566 ff. IV 2. T. 306. Seppelt IV 56 ff. 60 f. Haller V 166 f. 169 f. 174, 216 ff. Charpentier 82 ff. 87 ff. Gelmi, Der Niedergang des Papsttums 100. Grigulevič I 240
15 Charpentier 98 f. Seppelt IV 65. Haller V 175
16 LMA VIII 536. Lea III 325 ff. Charpentier 92 f. Haller V 175. Seppelt IV 68. Grigulevič 241
17 LMA VIII 538. Lea III 353 f. 338 f. 353 f. Seppelt IV 68. Grigulevič 245. Charpentier 93. Bulst-Thiele, Der Prozeß 390 ff.
18 LMA VI 721 f. Charpentier 57. Grigulevič 241. Bulst-Thiele, Der Prozeß 383 ff.
19 LMA VI 721 f. VIII 538 f. Charpentier 119 ff. Grigulevič 249 ff. Bulst-Thiele, Der Prozeß 395 f.

14. KAPITEL
Kaiser Ludwig IV. der Bayer (um 1281–1347) im Kampf mit Papst Johann XXII. (1316–1334)

1 Mussato, A.W. 79 f. Zit. nach Fritze 274. Vgl. LMA VI 971

2 Fürstenfelder «Chronik von den Taten der Fürsten». Zit. nach Fritze 276

3 Mussato, A.W. 48 ff.

4 Gregorovius II/2, 632 f.

5 Thomas 139

6 Lea III 74.

7 Kelly 231. Göller 122 f.* Davidsohn III 567. Haller V 214, 216 f. Gurjewitsch 278. Herrmann, Mensch und Unwelt 58

8 Gregorovius II/2, 665 f. Göller 122* ff. Grupp V 280 f. Seppelt/Schwaiger 226. Bernhart 183. Gontard 414

9 LMA III 671. IV 2063 f. V 544 ff. LThK III^3 75 f. Kelly 231. Gregorovius II/2, 625 f. 665 f. Hoensbroech I 32, 35, 87. Hansen 233, 252 ff. Lea I 624, III 73 ff. Seppelt IV 89 ff. Seppelt/Schwaiger 219 f. Heer, Mittelalter 552. Thomas 138 ff. Borst, Mönche am Bodensee 256

10 LThK I^3 1317. LMA IV 1 256. V 1586 ff. Gregorovius II/2, 627 f. Lea III 711. Gontard 309 f. Heer, Mittelalter 549 f. Friedenthal 108 ff. Buonaiuti II 242. Thomas 145. Deschner, Opus Diaboli 52

11 Vgl. Göller 20 ff. 52 ff. 71 ff. 74 ff. 79 ff. 97 ff. 103 ff. 106 ff. 113 ff. 117 ff. 122 ff. 132 f. Lea III 74. Davidsohn III 603. IV 2. T. 307. Heer, Mittelalter 551

12 LMA IV 805 f. 851 V 545 f. VI 603 f. VII 2122 f. IX 178 ff. LThK II^3 296, 569. V^3 977. VII^3 233, 1045 ff. IX^3 851 f. X^3 1186 ff. dtv Lexikon 13, 193. Kelly 232. Mussato, A.W. 44, 52 ff. Lea III 158, 164 ff. 172 f. Gregorovius II/2, 631 ff. Fischer 22. Lautemann 795. Seppelt IV 110 ff. Boockmann, Mitten in Europa 217 ff. Dotzauer 76 f. Kölmel 293 ff. Thomas 164 ff. Seibt, Konsolidierung 83 f. Geremek 52 schreibt: «vieles deutet darauf hin, daß die von den Bettelorden eingenommenen Mittel nur teilweise an die Armen verteilt wurden. Das Ethos der Armut und das ‹karitative Erwachen› wurden auf diese Weise weitgehend institutionell ausgebeutet.» Zu Johann v. Winterthur: Borst, Mönche am Bodensee 264 ff. bes. 266 u. 273. Auch die Zisterzienser, die zunächst den Reichtum der Cluniazenser angeprangert hatten, wurden bald selbst enorm reich: Goetz, Leben 71 ff. Seit langem gesammeltes kritisches Material zu Franz von Assisi ging mir verloren. Ansätze dazu etwa in dem Artikel «Franz von Assisi und der Krieg» von Robert Mächler bei G. Röwer 492 f.

13 LMA IV 939 f. 1102. V 2178 f. VII 1079 f. HEG II 416 ff. Menzel I 632 ff. Fritze 275 f. Lhotsky 220 ff. Thomas 40 ff. 45 f.

14 LMA IV 2082 f. V 545, 2179. VI 837. HEG II 416 ff. Taddey 381 f. 390 f. Gregorovius II/2, 626 f. Ueding 4. Weber/ Rambold 34, 41. Davidsohn III 569. Pirenne 186. Lhotsky 224 ff. 226 ff. 237, 271 ff. 280. Abel 47. Fritze 277 ff. Thomas 22, 43 ff. 54 ff. 60 ff. 77 f. 91 ff. 101 ff. 108 f. Boock-

mann, Mitten in Europa 212 f. 232. Dotzauer 76

15 LMA V 545. HEG II 418 f. Chroust 42, 244 f. Lhotsky 280 ff. Fritze 279 f. Thomas 118 ff. 128, 135 ff.

16 LMA V 545, 2179. LThK I³ 884 f. Gregorovius II/2, 626 ff. 631. Lea III 153. Davidsohn III 689. Vgl. auch 659. Ferner 796. Eichmann/Mörsdorf III 188 ff. Seppelt/Schwaiger 220. Gontard 301. Schimmelpfennig 237 f. Fritze 279 ff. Thomas 118 ff. 159 ff.

17 Mussato, A.W. 36 f. 57. LMA I 2043. III 678 f. VIII 1725 f. Chroust 29 ff. 41 ff. Seidlmayer 222. Fritze 279. Thomas 124, 130 ff.

18 Thomas 142. Fritze 279

19 Mussato, A.W. 57 f. Chroust 44. Davidsohn III 712, 726 f. Seidlmayer 222. Schimmelpfennig 233. Thomas 139, 194.

20 Mussato, A.W. 33 ff. LMA VIII 1718 f. Gregorovius II/2, 638 ff. 641 ff. Chroust 68 ff. 81 ff. 90 ff. 103 ff. bes. 108 f. 197 ff. Thomas 193 ff. 200 ff.

21 Mussato, A.W. 40 ff. Gregorovius II/2, 643 ff. 650 f. Chroust 113 ff. Thomas 204 ff.

22 LMA VI 332 ff. (Miethke). LThK VI³ 1416 ff. Gregorovius II/29 636 ff. Fritze 283 f. Thomas 197 ff. sieht dagegen für das Krönungszeremoniell in Rom «keinerlei Regieanweisungen». Dotzauer 76

23 Chroust 121 f. 170 ff.

24 Mussato, A.W. 78. Kelly 232 ff. Gregorovius II/2, 539, 647 ff. 654. Chroust 144 ff. 154 ff. 211 f. Thomas 210 f.

25 Gregorovius II/2, 647, 653 f. Chroust 132 ff. 168 ff. 173 ff. Thomas 212 f.

26 Mussato, A.W. 59, 65 ff. Kelly 234. Gregorovius II/2, 656 ff. Chroust 166 ff. 179 ff. 186 ff. 192 ff. 221 f. Fritze 284

27 LMA I 1373. IV 2084. V 215 ff. VI 2064. Kelly 234 ff. Seppelt IV 119 ff. 133 ff. 138 ff. Fritze 284, 302 f. Thomas 226 ff. 260 ff. 272 ff. 278 ff. 282 ff. 331 ff. 341 ff. 362 ff. 367 ff. 378 ff.

BENUTZTE SEKUNDÄRLITERATUR

Ackermann, H., Entstellung und Klärung der Botschaft Jesu, 1961

Abel, W., Agrarkrisen und Agrarkonjunktur. Eine Geschichte der Land- und Ernährungswirtschaft Mitteleuropas seit dem hohen Mittelalter, 1978

Altamira, R., Spain under the Visigoths, in: Gwatkin/Whitney, The Cambridge Medieval History II, 1976

Angenendt, A., Taufe und Politik im frühen Mittelalter, in: K. Hauck (Hg.) FMSt 7, 1973

Anton, H. H., Fürstenspiegel und Herrscherethos in der Karolingerzeit, 1968

Arnold, B., Princes and Territories in Medieval Germany, 1991

Arnold, K., Die Armledererhebung in Franken 1336, in: MfJbGK, 1974

Arnold, K., Abweichung im Glauben – Judenverfolgung – Volksbewegungen, in: P. Kolb/E.-G. Krenig (Hg.), Unterfränkische Geschichte, 2. A., 1993

Assmann, E., Friedrich Barbarossas Kinder, in: DA 33, 1977

Baaken, G., Die Verhandlungen zwischen Kaiser Heinrich VI. und Papst Coelestin III. in den Jahren 1195–1197, in: DA 27, 1971

Baaken, K., Zu Wahl, Weihe und Krönung Coelestins III., in: DA 41, 1985

Baer, F., Die Juden im christlichen Spanien. Urkunden und Regesten aus Aragon, Navarra und Kastilien, 2 Bde. 1929 und 1936

Baldwin, J. W., Masters Princes and Merchants, 1970

Ballesteros y Beretta, A., Geschichte Spaniens, 1943

Bates, M. S., Glaubensfreiheit. Eine Untersuchung, 1947

Bauer, A., Der Livlandkreuzzug, in: Wittram, R. (Hg.), Baltische Kirchengeschichte, 1956

Becker, H.-J., Das Mandat «Fidem catholicam» Ludwig des Bayern von 1338, 1970

Benninghoven, F., Der Orden der Schwertbrüder. Fratres milicie Christi de Livonia, 1965

Bentzien, U., Bauernarbeit im Feudalismus. Landwirtschaftliche Arbeitsgeräte und -verfahren in Deutschland von der Mitte des ersten Jahrtausends u. Z. bis um 1800, 2. verbesserte Auflage, 1990

Bernhardi, W., Lothar von Supplinburg. Neudruck von 1879, 2. unveränd. A., 1975

Bernhart, J., Der Vatikan als Weltmacht. Geschichte und Gestalt des Papsttums, 19.–23. Tausend, 1951

Beumann, H., Heinrich VI., in: HEG II, 1987

Beumann, H., Das Reich der späten Salier und der Staufer 1056–1250, in: HEG 2, 1987

Beumann, H. (Hg.), Kaisergestalten des Mittelalters, 3. A., 1991

Beutin, W., Neuzeit. Religiöse Besessenheit Europas bis zu den Weltkriegen, in: Deschner, K. (Hg.), Kirche und Krieg, 1970

Beutin, W., Die Revolution tritt in die Literatur. Beiträge zur Literatur- und Ideengeschichte von Thomas Müntzer bis Primo Levi, 1999
Beuys, B., Heimat und Hölle. Jüdisches Leben in Europa durch zwei Jahrtausende. Religion, Geschichte, Kultur, 1996
Blanke, F., Die Missionsmethode des Bischofs Christian von Preußen, Altpreußische Forschungen 4, 1927
Böhmer, J. F., Die Regesten des Kaiserreichs unter Heinrich VI. 1165–1197, neubearbeitet von Baaken, G., 1972
Boehn, M. v., Die Mode. Menschen und Moden im Mittelalter. Vom Untergang der alten Welt bis zur Renaissance, 1925
Boockmann, H., Mitten in Europa, 1984
Boockmann, H., Heinrich VII. 1308–1313, in: Beumann, H. (Hg.), Kaisergestalten des Mittelalters, 3. A., 1991
Boockmann, H., Der Deutsche Orden. 12 Kapitel aus seiner Geschichte. 4. durchg. A., 1994
Borst, A., Die Katharer, 1953
Borst, A., Mönche am Bodensee. 610–1525, 1997
Boshof, E., Erzbischof Agobard von Lyon, 1969
Bosl, K., Die Reichsministerialität der Salier und Staufer, 2 Bde., 1950/1951
Bosl, K., Geschichte Bayerns, I Vorzeit und Mittelalter, 1952
Bosl, K., Europa im Mittelalter. Weltgeschichte eines Jahrtausends, 1970
Brand, C. M., Byzantium confronts the West, 1968
Brandes, J.-D., Korsaren Christi. Johanniter & Malteser. Die Herren des Mittelmeers, 1997
Browe, P., Die Hostienschändung der Juden im Mittelalter, in: RGAK, 1926
Browe, P., Die Judenbekämpfung im Mittelalter, in: ZKTh, 2 u. 3, 1938
Browe, P., Die Judenmission im Mittelalter und die Päpste, 1942
Buchner, R., Germanentum und Papsttum von Chlodwig bis Pippin, in: F. Valjavec (Hg.), Frühes Mittelalter, 1956
Buggle, F., Denn sie wissen nicht, was sie glauben. Oder warum man redlicherweise nicht mehr Christ sein kann. Eine Streitschrift, 1992
Bulst, M., Zur Geschichte der Ritterorden und des Königreichs Jerusalem im 13. Jahrhundert bis zur Schlacht bei La Forbie am 17. Oktober 1244, in: DA, 1966
Bulst-Thiele, M. L., Templer in königlichen und päpstlichen Diensten, in: Classen, P. u. a. (Hg.), Festschrift für Percy Ernst Schramm zum siebzigsten Geburtstag, 1964
Bulst-Thiele, M. L., Der Prozeß gegen den Templerorden, in: Fleckenstein, J./Hellmann, M. (Hg.), Die geistlichen Ritterorden Europas, 1980
Bund, K., Thronsturz und Herrscherabsetzung im Frühmittelalter, 1979
Buonaiuti, E., Geschichte des Christentums I u. II
Cardini, F., Friedrich I. Barbarossa. Kaiser des Abendlandes, 1990
Chamberlin, E. R., Unheilige Päpste, 1982
Charpentier, J., Die Templer, 1965

Cheney, C. R., Pope Innocent III and England, 1973
Choniates, Niketas, Die Kreuzfahrer erobern Konstantinopel, 1958
Chroust, A., Die Romfahrt Ludwigs des Bayers. 1327–1329, 1887
Claude, D., Geschichte der Westgoten, 1970
Claude, D., Adel, Kirche und Königtum im Westgotenreich, 1971
Claude, D., Die Anfänge der Wiederbesiedlung Innerspaniens, in: Schlesinger (Hg.), Die deutsche Ostsiedlung des Mittelalters als Problem der europäischen Geschichte, 1975
Cleve, Th. van Markward of Annweiler and the Sicilian regency. A study of Hohenstaufen policy in Sicily during the minority of Frederich II, 1937
Coler, C. (Hg.), Ullstein Weltgeschichte, 5 Bde., 1965
Cornfeld,G./Botterweck, G. J. (Hg.), dtv-Lexikon Die Bibel und ihre Welt. Eine Enzyklopädie, 1972, 6 Bde.
Costen, M., The Cathars and the Albigensian crusade, 1997
Csendes, P., Die Kanzlei Heinrichs VI., 1981
Culican, W., «Am Ende der Welt». Spanien unter den Westgoten und Mauren, in: Rice (Hg.), Morgen des Abendlandes, 1965
Czermak, G., Christen gegen Juden. Geschichte einer Verfolgung, 1989
Daniel-Rops, H., Die Kirche im Frühmittelalter, 1953
Dannenbauer, H., Die Entstehung Europas. Von der Spätantike bis zum Mittelalter. 1. Bd. Der Niedergang der alten Welt im Westen, 1959, 2. Bd. Die Anfänge der abendländischen Welt, 1962
Davidsohn, R., Geschichte von Florenz, 4 Bde., 1896–1927
Demandt, K. E., Die Herren von Büdingen und das Reich in staufischer Zeit, in: HJLG, 5. Bd., 1955
Demm, E., Reformmönchtum und Slawenmission im 12. Jahrhundert. Wertsoziologisch-geistesgeschichtliche Untersuchungen zu den Viten Bischof Ottos von Bamberg, 1970
Deschner, K. (Hg.), Kirche und Krieg. Der christliche Weg zum Ewigen Leben, 1970
Deschner, K., Opus Diaboli. Fünfzehn unversöhnliche Essays über die Arbeit im Weinberg des Herrn, 1. A., 1987
Deschner, K., Die Politik der Päpste im 20. Jahrhundert. Erweiterte und aktualisierte Neuausgabe von «Ein Jahrhundert Heilsgeschichte», I und II, 1991
Deschner, K., Nur Lebendiges schwimmt gegen den Strom, Aphorismen, 1. A. TB, 1998
Deschner, K., Abermals krähte der Hahn, btb 1996
Deschner, K. (Hg.), Zwischen Kniefall und Verdammung. Robert Mächler. Ein gläubiger Antichrist. Eine Auswahl aus dem religions- und kirchenkritischen Werk, 1999
Diepgen, P., Geschichte der Medizin. Die historische Entwicklung der Heilkunde und des ärztlichen Lebens, 1. Bd., 1949
Diesner, H.-J., König Wamba und der westgotische Frühfeudalismus, Fragen zur Entstehung des Feudalismus in Westeuropa, in: JÖB 18, 1969

Dinzelbacher, P., Hoch- und Spätmittelalter. Handbuch der Religionsgeschichte II, 2000

Döllinger, I. v. (Hg.), Dokumente vornehmlich zur Geschichte der Valdesier und Katharer II, 1890

Döllinger, I. v., Geschichte der gnostisch-manichäischen Sekten im frühen Mittelalter, Neudruck, ca. 1960

Donin, L., Leben und Thaten der Heiligen Gottes oder: Der Triumph des wahren Glaubens in allen Jahrhunderten. Mit Angabe der vorzüglichsten Geschichtsquellen und praktischer Anwendung nach den bewährtesten Geistesmännern. Zweite vermehrte und verb. A., 7 Bde., 1861/62

Dopsch, H. (Hg.), Geschichte Salzburgs. Stadt und Land. Bd. I/1 und Bd. I/2. Vorgeschichte. Altertum. Mittelalter, 2. verb. A., 1983

Dotzauer, W. (Hg.), Quellenkunde zur deutschen Geschichte im Spätmittelalter (1350–1500), 1996

Dresdner, A., Kultur- und Sittengeschichte der italienischen Geistlichkeit im 10. und 11. Jahrhundert, 1890

Duby, G., Die Zeit der Kathedralen. Kunst und Gesellschaft 980–1420, 2. A., 1984

Durant, W., Kulturgeschichte der Menschheit, Bd. 6, Das frühe Mittelalter, 1981

Eban, A., Dies ist mein Volk. Die Geschichte der Juden, 1970

Eckert, W. P./Ehrlich, E. L., Judenhaß – Schuld der Christen? Versuche eines Gesprächs, 1964

Eckstein, A., Geschichte der Juden im ehemaligen Fürstbistum Bamberg, bearbeitet auf Grund von Archivalien, nebst urkundlichen Beilagen, 1898. Unveränd. Nachdruck: Fiebig, 1985

Eder, M., Die «Deggendorfer Gnad». Entstehung und Entwicklung einer Hostienwallfahrt im Kontext von Theologie und Geschichte, 1992

Ehlers, J., Geschichte Frankreichs im Mittelalter, 1987

Eibl, E.-M., Konrad IV. 1250–1254, in: Engel/Holtz (Hg.), Deutsche Könige und Kaiser des Mittelalters, 1989

Eichmann, E., Acht und Bann im Reichsrecht des Mittelalters, 1909

Eichmann, E./Mörsdorf, K., Lehrbuch des Kirchenrechts auf Grund des Codex Iuris Canonici I–III, 7. verbesserte und vermehrte A., 1953

Eike von Repgow, Der Sachsenspiegel. Herausgegeben von C. Schott, 3., revidierte Auflage, 1996

Eitel, A., Der Kirchenstaat unter Klemens V., 1907

Engel, E., Wilhelm von Holland 1247–1256, in: Engel/Holtz (Hg.), Deutsche Könige und Kaiser des Mittelalters, 1989

Engel, E., Rudolf von Habsburg 1273–1291, in: Engel/Holtz (Hg.), Deutsche Könige und Kaiser des Mittelalters, 1989

Engel, E., Adolf von Nassau 1292–1298, in: Engel/Holtz (Hg.), Deutsche Könige und Kaiser des Mittelalters, 1989

Engel, E., Albrecht I. 1298–1308, in: Engel/Holtz (Hg.), Deutsche Könige und Kaiser des Mittelalters, 1989

Engel, E./Holtz, E. (Hg.), Deutsche Könige und Kaiser des Mittelalters, 1989
Engels, O., Stauferstudien, 1988
Engels, O., Die Staufer, 6. überarbeitete und erweiterte A., 1994
Epperlein, S., Bauernbedrückung und Bauernwiderstand im hohen Mittelalter. Zur Erforschung der Ursachen bäuerlicher Abwanderung nach Osten im 12. und 13. Jahrhundert, vorwiegend nach den Urkunden geistlicher Grundherrschaften, 1960
Epperlein, S., Bündnisse zwischen Bauern und Bürgern in Nordwestdeutschland im 13. Jahrhundert, in: JWI, 1962
Erbstößer, M., Ketzer im Mittelalter, 1984
Erbstößer, M., Friedrich II. (1211–1250), in: Engel/Holtz (Hg.), Deutsche Könige und Kaiser des Mittelalters, 1989
Erdmann, C., Die Entstehung des Kreuzzuggedankens, 1955
Ewig, E., Zum christlichen Königsgedanken im Frühmittelalter, in: Mayer, Th. (Hg.), Das Königtum, 1956
Falck, L., Mainz im frühen und hohen Mittelalter (Mitte 5. Jahrhundert bis 1244), 1972
Fearns, J., Peter von Bruis und die religiöse Bewegung des 12. Jahrhunderts, in: AK 48, 1966
Feine, H. E., Kirchliche Rechtsgeschichte. I. Bd. Die katholische Kirche, 3. A., 1955
Feld, H., Armutsbewegungen, in: Holl, A. (Hg.), Die Ketzer, 1994
Fichtenau, H., Akkon, Zypern und das Lösegeld für Richard Löwenherz, in: Beiträge zur Mediävistik I, 1975
Fichtenau, H., Ketzer und Professoren, 1992
Fichtinger, C., Lexikon der Heiligen und Päpste, 1980
Fink, K. A., Papsttum und Kirche im abendländischen Mittelalter, 1981
Finke, H., Aus den Tagen Bonifaz VIII. Funde und Forschungen, 1902
Finke, H., Papsttum und Untergang des Templerordens, I. Bd.: Darstellung, 1907
Fischer, A., Ludwig IV., der Bayer, in den Jahren 1314–38, 1882
Fischer, R., Das Untermaingebiet und der Spessart, in: Kolb/Krenig (Hg.), Unterfränkische Geschichte, 2. A., 1993
Fleckenstein, J., Die Rechtfertigung der geistlichen Ritterorden nach der Schrift «De laude novae militiae» Bernhards von Clairvaux, in: Fleckenstein/Hellmann (Hg.), Die geistlichen Ritterorden Europas, 1980
Fleckenstein, J./Fuhrmann, H./ Leuschner, J., Deutsche Geschichte, Bd. I. Mittelalter, 1985
Fleckenstein, J./Hellmann, M. (Hg.), Die geistlichen Ritterorden Europas, 1980
Folz, R., Der Aufstieg des Königtums im 13. Jahrhundert, in: HEG 2, 1987
Folz, R., Die Zeit der letzten Kapetinger, in: HEG 2, 1987
Förg, L., Die Ketzerverfolgung in Deutschland unter Gregor IX., 1932
Foerster, F. W., Die jüdische Frage, 1959
Franz, G., Geschichte des deutschen Bauernstandes vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert, 1970

Franzen, A., Kleine Kirchengeschichte, 1965
Friedenthal, R., Ketzer und Rebell. Jan Hus und das Jahrhundert der Revolutionskriege, 1972
Fries, L., Geschichte, Namen, Geschlecht, Leben, Taten und Absterben der Bischöfe von Würzburg und Herzöge zu Franken. Nach zwei der ältesten und vorzüglichsten Handschriften herausgegeben, 1924
Fritze, K., Ludwig der Bayer 1314–1347, in: Engel/Holtz (Hg.), Deutsche Könige und Kaiser des Mittelalters, 1989
Fuhrmann, H., Deutsche Geschichte im hohen Mittelalter von der Mitte des 11. bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. 3. durchgesehene und bibliographisch ergänzte A., 1993
Fuhrmann, H., Die Päpste. Von Petrus zu Johannes Paul II., 1998
Gäbler, U., Der «Kinderkreuzzug» vom Jahre 1212, in: ZSchG 28, 1978
Gabrieli, F. (Hg.), Die Kreuzzüge aus arabischer Sicht. Aus den arabischen Quellen ausgewählt und übersetzt, 1975
Gams, P., Kirchengeschichte von Spanien, 2 Bde. I. Abtl. 1864 , II. Abtl. 1874
Gattermann, G., Die deutschen Fürsten auf der Reichsheerfahrt. Studien zur Reichskriegsverfassung der Stauferzeit, 1956
Geis, R. R., Warum wurde Deutschland von den Juden geliebt?, in: Eckert/Ehrlich, Judenhaß – Schuld der Christen?, 1972
Gelmi, J., Der Niedergang des Papsttums im Spätmittelalter, in: Moser, B. (Hg.), Das Papsttum. Epochen und Gestalten, 1983
Gelmi, J., Grabdenkmäler der Päpste, in: Moser, B. (Hg.), Das Papsttum. Epochen und Gestalten, 1983
Geremek, B., Geschichte der Armut. Elend und Barmherzigkeit in Europa, 1991
Giese, W., Zu den Designationen und Mitkönigserhebungen der deutschen Könige des Hochmittelalters (936–1237), in: ZRG Germ Abt 92, 1975
Goetting, H., Das Bistum Hildesheim. Die Hildesheimer Bischöfe von 815 bis 1221 (1227), 1984
Goetz, H.-W., Leben im Mittelalter vom 7. bis zum 13. Jahrhundert, 5. unveränd. Aufl., 1994
Göller, E., Die Einnahmen der apostolischen Kammer unter Johann XXII. I. Teil: Darstellung, II. Teil: Quellen, 1910
Gontard, F., Die Päpste. Regenten zwischen Himmel und Hölle, 1959
Görlich, E. J., Kleine Kirchengeschichte, 1958
Grabler, F. (Hg.), Die Kreuzfahrer erobern Konstantinopel. Die Regierungszeit der Kaiser Alexios Angelos, Isaak Angelos und Alexios Dukas, die Schicksale der Stadt nach der Einnahme sowie das «Buch von den Bildsäulen» (1195–1206) aus dem Geschichtswerk des Niketas Choniates. Mit einem Anhang: Nikolaos Mesarites, Die Palastrevolution des Joannes Komnenos, je übersetzt, eingeleitet und erklärt von Franz Grabler, 1958
Grebe, W., Erzbischof Arnold I. von Köln in der Reichs- und Territorialpolitik, II. T., in: JbKGV, 1971

Gregorovius, F., Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom V. bis zum XVI. Jahrhundert, 2. A., 8 Bde., 1869/1874. Fast stets benutzt wurde aber die im dtv vollständig edierte und überarbeitete Ausgabe von W. Kampf.
Grigulevič, J. R., Ketzer – Hexen – Inquisitoren. Geschichte der Inquisition (13. bis 20. Jahrhundert). Mit einem Vorwort von Hubert Mohr, 2 Bde., 1976
Grundmann, H., Religiöse Bewegungen im Mittelalter. Untersuchungen über die geschichtlichen Zusammenhänge zwischen der Ketzerei, den Bettelorden und der religiösen Frauenbewegung im 12. und 13. Jahrhundert und über die geschichtlichen Grundlagen der deutschen Mystik. Anhang Neue Beiträge zur Geschichte der religiösen Bewegungen im Mittelalter, 4. unveränderte A., 1977
Grupp, G., Kulturgeschichte des Mittelalters, 6 Bde., 1907–1925
Guillemain, B., Die abendländische Kirche des Mittelalters, 1960
Güldenstubbe, E. S. v., Die Entwicklung der kirchlichen Strukturen im Bistum Würzburg, in: Kolb/ Krenig (Hg.), Unterfränkische Geschichte, 2. A., 1993
Gurjewitsch, A. J., Das Weltbild des mittelalterlichen Menschen, 1989
Guttenberg, E. v., Das Bistum Bamberg, I 1937, II 1966
Hagenbach, K. R., Kirchengeschichte des Mittelalters. In Vorlesungen. 3. umgearbeitete A., 1886
Haidacher, A., Beiträge zur Kenntnis der verlorenen Registerbände Innocenz' III., in: RöHM, 1961
Haller, J., Die Herkunft Papst Alexanders IV., in: QFIAB 32, 1942
Haller, J., Das altdeutsche Kaisertum, 1944
Haller, J., Die Epochen der deutschen Geschichte, 1956
Haller, J., Das Papsttum. Idee und Wirklichkeit I–V, 1965
Hammann, G., Waldenser in Ungarn, Siebenbürgen und Slowakei, in: ZOF, 1971
Hansen, J., Zauberwahn und Hexenprozeß im Mittelalter und die Entstehung der großen Hexenverfolgung, 1900
Hauck, A., Kirchengeschichte Deutschlands. Vierter Teil. Neunte unveränderte A., Neudruck 1958
Haverkamp, A., Italien in staufischer Zeit (1154–1268), in: HEG 2, 1987
Haverkamp, A., Italien im hohen und späten Mittelalter (1056–1454), in: HEG 2, 1987
Heer, F., Mittelalter, 1961
Heer, F. Kreuzzüge – gestern, heute, morgen?, 1969
Hehl, E.-D., Was ist eigentlich ein Kreuzzug? in: HZ, Bd. 259, 1994
Heinisch, K. J. (Hg.), Kaiser Friedrich II. in Briefen und Berichten seiner Zeit, 1968. 6. A., 1978
Heinrich, J., Kaiser Heinrich VI. und die Besetzung der deutschen Bistümer von der Kaiserkrönung bis zur Eroberung Siziliens, in: RQ 51, 1956
Heinrich von Lettland, Livländische Chronik. Neu übersetzt von Albert Bauer, 1959
Heinsohn, G., Lexikon der Völkermorde, 1998
Helbig, H., Landesausbau und Siedlungsbewegungen, in: HEG 2, 1987

Helbig, H./Weinrich, R. (Hg.), Urkunden und erzählende Quellen zur deutschen Ostsiedlung im Mittelalter. Erster Teil. Mittel- und Norddeutschland. Ostseeküste, 1968. Zweiter Teil. Schlesien, Polen, Böhmen-Mähren, Österreich, Ungarn-Siebenbürgen, 1970

Hellmann, M., Das Großfürstentum Litauen bis 1234, in: HEG 2, 1987

Helmold von Bosau, Slawenchronik. Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters. Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe, 1963

Herde, P., Karl I. von Anjou, 1979

Hergenröther, J., Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte, Zweiter Bd., Dritte verbesserte Auflage, 1885, Dritter Bd., Dritte verbesserte Auflage, 1886

Herrmann, B. (Hg.), Mensch und Umwelt im Mittelalter, 1996

Herrmann, H., Ketzer in Deutschland, 1978

Herrmann, H., Kirchenfürsten. Zwischen Hirtenwort und Schäferstündchen, 1992

Herrmann, H., Passion der Grausamkeit. 2000 Jahre Folter im Namen Gottes, 1994

Herrmann, H., Was ich denke, 1994

Herrmann, J. (Hg.), Die Slawen in Deutschland, Geschichte und Kultur der slawischen Stämme östlich von Oder und Neisse vom 6. bis 12. Jahrhundert, 1970

Herrmann, J., Materielle und geistige Kultur, in: Ders. (Hg.), Die Slawen in Deutschland, 1970

Herrmann, J., Arkona auf Rügen, in: ZA 8, 1974

Hertling, L., Geschichte der katholischen Kirche, 1949

Hessel, A., Jahrbücher des Deutschen Reichs unter König Albrecht I. von Habsburg, 1931

Hilpert, H. E., Richard of Cornwall's Canditature for the German Throne and the Christmas 1256 Parliament at Westminster, in: Journ. of Mediev. Hist. 6, 1980

Hirsch, R./Schuder, R., Der gelbe Fleck. Wurzeln und Wirkungen des Judenhasses in der deutschen Geschichte. Essays, 2. A., 1989

Hirschfeld, M., Geschlechtskunde, Bd. III, 1930

His, R., Das Strafrecht des deutschen Mittelalters. I Die Verbrechen und ihre Folgen im allgemeinen, 1920. II Die einzelnen Verbrechen, 1935

Hledíková, Z., Prag zwischen Mainz und Rom, in: AMRhKG 50, 1998

Hoensbroech, P., Graf von, Das Papstthum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit, Erster Bd.: Inquisition, Aberglaube, Teufelsspuk und Hexenwahn, 5. A., 1905, Zweiter Bd.: Die ultramontane Moral, 1. bis 3. A., 1902

Höflinger, K., Kaiser Heinrich VI. (1190–1197), in K. R. Schnith (Hg.), Mittelalterliche Herrscher in Lebensbildern. Von den Karolingern zu den Staufern, 1990

Höflinger, K., König Philipp von Schwaben (1198–1208) und Kaiser Otto IV. (1198 bis 1218) in Schnith, K. R. (Hg.), Mittelalterliche Herrscher in Lebensbildern. Von den Karolingern zu den Staufern, 1990

Holl, A. (Hg.), Die Ketzer, 1994

Hollnsteiner, J., Die Kirche im Ringen um die christliche Gemeinschaft. Vom Anfang des 13. Jahrhunderts bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts, 1940

Holtzmann, W., Das Ende des Bischofs Heinrich II. von Chur. Ein Beitrag zur Ge-

schichte von Reich und Kirche in der Zeit Kaiser Heinrichs VI., in: ZSchG 29. Jg., 1949

Hómann, B., Geschichte des ungarischen Mittelalters. I. Bd. Von den ältesten Zeiten bis zum Endc des XII. Jahrhunderts 1940. II. Bd. Vom Ende des XII. Jahthunderts bis zu den Anfängen des Hauses Anjou, 1943

Hoogeweg (Hg.), Die Schriften des Kölner Domscholasters, späteren Bischofs von Paderborn und Kardinalbischofs von S. Sabina OLIVERUS, 1894

Hopfner, W., «Die Naturreligiösen» – Nachfolger des Christentums?, in: Nordische Zeitung Heft 1, 1987

Horst, E., Friedrich der Staufer. Eine Biographie, 1975

Howard, D. R., Thirty new Manuscripts of Pope Innocent III's De Miseria humanae conditionis, in: Manuscripta 7, 1963

Hruby, K., Vethängnisvolle Legenden und ihre Bekämpfung, in: Eckert/Ehrlich, Judenhaß – Schuld der Christen?, 1964

Hubatsch, W., Die deutsche Siedlung in Livland im Mittelalter, in: Deutsche Ostsiedlung in Mittelalter und Neuzeit, 1971

Jacobus de Vittiaco, Briefe ed. von Röhricht, R., in: ZKG, 1894 ff.

Jedin, H., Kleine Konziliengeschichte. Die zwanzig ökumenischen Konzilien im Rahmen der Kirchengeschichte, 1959

Jedin, H. (Hg.), Handbuch der Kirchengeschichte. Die mittelaltetliche Kirche Bd. III/ 2. Vom kirchlichen Hochmittelalter bis zum Vorabend der Reformation, 1968/ 1985

Jenks, S., Die Anfänge des Würzburger Territorialstaates in der späteren Stauferzeit, in: JbffL, 1983

Johannes von Plano Carpini, Kunde von den Mongolen 1245–1247, übersetzt, eingeleitet und erläutert von F. Schnieder, 1997

Jordan, K., Investiturstreit und frühe Stauferzeit, 1970

Jordan, K., Papst Coelestin und die Welfen zu Beginn seines Pontifikats, in: ADipl 23, 1977

Jordan, K., Heinrich der Löwe, 1979

Kantorowicz, E. H., Kaiser Friedrich der Zweite, Hauptband, 7. veränderte A., 1994

Kantorowicz, E. H., Kaiser Friedrich der Zweite, Ergänzungsband, 4. veränd. A., 1994

Kantzenbach, F. W., Die Geschichte der christlichen Kirche im Mittelalter, 1967

Kawerau, P., Die nestorianischen Patriarchate in der neueren Zeit, in: ZKG 67, Bd. 1955/1956

Kawerau, P., Geschichte der alten Kirche, 1967

Kawerau, P., Geschichte der mittelaltetlichen Kirche, 1967

Kehr, P. F., Nachträge zu den Papsturkunden Italiens, 1911

Keller, H., Zwischen regionaler Begrenzung und universalem Horizont. Deutschland im Imperium der Salier und Staufer 1024 bis 1250, 1990

Keller, H. L., Reclams Lexikon der Heiligen und der biblischen Gestalten. Legende und Darstellung in der bildenden Kunst, 1968

Kelly, J. N. D., Reclams Lexikon der Päpste, 1988
Kiesewetter, A., Die Anfänge der Regietung König Karls II. von Anjou (1278–1295). Das Königreich Neapel, die Grafschaft Provence und der Mittelmeerraum zu Ausgang des 13. Jahthunderts, 1999
Kinder, H./Hilgemann, W., dtv Atlas Weltgeschichte, Bd. I Von den Anfängen bis zur Französischen Revolution. Bd. II Von der Französischen Revolution bis zur Gegenwart, 33. A., 1999
Kisch, G., Forschungen zur Rechts- und Sozialgeschichte der Juden in Deutschland während des Mittelalters, 1955
Kist, J., Fürst- und Erzbistum Bamberg. Leitfaden durch ihre Geschichte von 1007 bis 1960, 3. A., 1962
Knipping, R. (Hg.), Die Regesten der Erzbischöfe von Köln im Mittelalter, II (1100 bis 1205), 1901
Knöpfler, A., Lehrbuch der Kirchengeschichte. 4. A. 1906. Sechste vermehrte und verbesserte A., 1924
Kober, F., Die Deposition und Degradation, nach den Grundsätzen des kitchlichen Rechts historisch dogmatisch dargestellt, 1867
Koch, G., Frauenfrage und Ketzertum im Mittelalter. Die Frauenbewegung im Rahmen des Katharismus und Waldensertums und ihre sozialen Wurzeln (12. bis 14. Jahrhundert), 1962
Koch, W., Die Herrscher der Stauferzeit, in : Schnith, K. R. (Hg.), Mittelalterliche Herrscher in Lebensbildern. Von den Karolingern zu den Staufern, 1990
Koch, W., Kaiser Friedrich II. (1212–1250), in: Schnith, K. R. (Hg.), Mittelalterliche Herrscher in Lebensbildern. Von den Karolingern zu den Staufern, 1990
Koch, W., Die Nachkommen Kaiser Friedrichs II., in: Schnith, K. R. (Hg.), Mittelaltetliche Herrscher in Lebensbildern. Von den Karolingern zu den Staufern, 1990
Koch, W., Das Ende des staufischen Hauses, in: Schnith, K. R. (Hg.), Mittelalterliche Herrscher in Lebensbildern. Von den Karolingern zu den Staufern, 1990
Kolb, P./Krenig, E. G. (Hg.), Unterfränkische Geschichte II. Vom hohen Mittelalter bis zum Beginn des konfessionellen Zeitalters, 2. A., 1993
Koller, H., Das Ringen um eine zentrale Landschaft – Der Aufstieg Böhmens, in: HEG 2, 1987
Kölmel, W., Perfekter Prinzipat? Ockhams Fragen an die Macht, in: Vossenkuhl/Schönberger (Hg.), Die Gegenwart Ockhams, 1990
Kölzer, Th., Urkunden und Kanzlei der Kaiserin Konstanze, 1983
Kölzer, Th., Sizilien und das Reich im ausgehenden 12. Jahrhundert, in: HJb 110, 1990
Konetzge, R., Geschichte des spanischen und portugiesischen Volkes, 1939
König, E. (Hg.), Historia Welforum, 1978
Kornemann, E., Weltgeschichte des Mittelmeer-Raumes von Philipp II. von Makedonien bis Muhammed. Herausgegeben von H. Bengtson, 2. Bd., Von Augustus bis zum Sieg der Araber, 1949

Körner, H., Grafen und Edelherren als territorienbildende Kräfte, in: Kolb/Krenig (Hg.), Unterfränkische Geschichte, 2. A., 1993
Kosminski, E. A., Geschichte des Mittelalters, 1978
Kosminski, J. A./Skaskin, S. D., Geschichte der Mittelalters, Bd. I, 1958
Kötzschke, R. (Hg.), Quellen zur Geschichte der ostdeutschen Kolonisation im 12. bis 14. Jahrhundert, 1912
Krämer-Badoni, R., Judenmord, Frauenmord, Heilige Kirche, 1988
Kretschmayr, H., Geschichte von Venedig, 2. Neudruck der Ausgabe Gotha 1920, 3 Bde., 1986
Kühner, H., Lexikon der Päpste von Petrus bis Paul VI., o. J.
Kühner, H., Die Katharer, in: Schultz, H. J. (Hg.), Die Wahrheit der Ketzer, 1968
Kühner, H., Gezeiten der Kirche in zwei Jahrtausenden, I, 1970
Kühner, H., Tabus der Kirchengeschichte. Notwendige Wandlungen des Urteils, 3. verb. und ergänzte A., 1971
Kupisch, K., Kirchengeschichte I, 1973
Kupisch, K., Kirchengeschichte. Bd. II, Das christliche Europa. Größe und Verfall des Sacrum Imperium, 2. A., 1984
Kurze, D., «Ketzer-Angermünde». Zur Bezeichnung der Stadt und zum Inquisitionsprozeß des Jahres 1336, in: JbBL, 51. Bd., 2000
Kuujo E. O., Das Zehntwesen in der Erzdiözese Hamburg-Bremen bis zu seiner Privatisierung. Akademische Abhandlung, 1949
Lambert, M. D., Ketzerei im Mittelalter. Häresien von Bogumil bis Hus, 1981
Lammers, W., Friedrich II. (1212–1250), in: H. Beumann (Hg.), Kaisergestalten des Mittelalters, 3. A., 1991
Langholm, O., Economics in the Medieval Schools, 1992
Lautemann, W., Mittelalter, 1970
Lea, H. C., Geschichte der Inquisition im Mittelalter. I. Ursprung und Organisation der Inquisition, 1905. II. Die Inquisition in den verschiedenen christlichen Ländern, 1909. III. Die Tätigkeit der Inquisition auf besonderen Gebieten, 1913
Lea, H. C., Die Inquisition. Revidiert und herausgegeben von J. Hansen, 1985
Lecler, J., Geschichte der Religionsfreiheit im Zeitalter der Reformation, 2 Bde., 1965
Leist, F., Der Gefangene des Vatikans. Strukturen päpstlicher Herrschaft, 1971
Lekai, L. J., Geschichte und Wirken der weißen Mönche. Der Orden der Cistercienser, 1958
Leuschner, J., Deutschland im späten Mittelalter, in: Fleckenstein/Fuhrmann/Leuschner, Deutsche Geschichte, Bd. I, Mittelalter, 1985
Lhotsky, A., Geschichte Österreichs seit der Mitte des 13. Jahrhunderts (1281 bis 1358), 1967
Lichnowsy, E. M., Fürst, Geschichte des Hauses Habsburg, Zweiter Teil, von dem Tode König Rudolf des Ersten bis zur Ermordung König Albrechts, Neudruck 1973
Liebe, G., Das Judentum in der deutschen Vergangenheit, 1903

Linder, A., Christlich-Jüdische Konfrontation im kirchlichen Frühmittelalter, in: Schäferdiek, K., Die Kirche in den Reichen der Westgoten und Suewen bis zur Errichtung der westgotischen katholischen Staatskirche, 1967
Looshorn, J., Geschichte des Bisthums Bamberg, nach den Quellen bearbeitet, 7 Bde., 1886–1910
Lortz, J., Geschichte der Kirche in ideengeschichtlicher Betrachtung. Eine Sinndeutung der christlichen Vergangenheit in Grundzügen, 4. A., 1936
Loewenich, W. v., Die Geschichte der Kirche, 6. A., 1962
Lück, D., Erzbischof Anno II. von Köln. Standesverhältnisse, verwandtschaftliche Beziehungen und Werdegang bis zur Bischofsweihe, in: AHVN, Heft 172, 1970
Ludwig, G., Massenmord im Weltgeschehen. Bilanz zweier Jahrtausende, 1951
Lütkehaus, L., Nichts. Abschied vom Sein. Ende der Angst, 1999
Madaule, J., Das Drama von Albi. Der Kreuzzug gegen die Albigenser und das Schicksal Frankreichs. Mit einem Nachwort von Karl Rinderknecht, 1964
Mägdefrau, W., Heinrich VII. 1308–1313, in: Engel/Holtz (Hg.), Deutsche Könige und Kaiser des Mittelalters, 1989
Maier, F. G., Die Verwandlung der Mittelmeerwelt, 1968
Maier, F. G., Katastrophe und Überleben: Der Vierte Kreuzzug und das Reich von Nikaia (1185–1204), in: HEG 2, 1987
Mautner Markhof, G. J. E., Verschwörung der Inquisitoren. Kriminalprozeß Miguel Serveto 1553, 1974
Mayer, H. E., Geschichte der Kreuzzüge, 8. verbesserte und erweiterte A., 1995
Mayer, Th. (Hg.), Das Königtum, 1956
Mensching, G., Toleranz und Wahrheit in der Religion, 1955
Menzel, M., Die Sächsische Weltchronik. Quellen und Stoffauswahl, 1985
Menzel, W., Geschichte der Deutschen, 3 Bde., 1872
Meuthen, E., Die Aachener Pröpste bis zum Ende der Stauferzeit, in ZAGV, Bd. 78, 1966/67
Meyer, B., Studien zum habsburgischen Hausrecht I, in: ZSchG 25, 1945
Meyer, J., Kirchengeschichte Niedersachsens, 1939
Mirbt, C./Aland, K., Quellen zur Geschichte des Papsttums und des römischen Katholizismus, 6. völlig neu bearbeitete A. (4. A., 1924) I. Von den Anfängen bis zum Tridentinum, 1967
Moia, N., Géint d'Pafen, 1994
Moore, J. C., Count Baldwin IX of Flanders, in: Speculum 37, 1962
Mordek, H. (Hg.), Papsttum, Kirche und Recht im Mittelalter. Festschrift für Horst Fuhrmann zum 65. Geburtstag, 1991
Morlinghaus, O., Zur Bevölkerungs- und Wirtschaftsgeschichte des Fürstbistums Bamberg im Zeitalter des Absolutismus, 1940
Moser, B. (Hg.), Das Papsttum. Epochen und Gestalten, 1983
Müller, A., Geschichte der Juden in Nürnberg 1146–1945, 1968
Müller, D., Bogomilen, in: A. Holl (Hg.), Die Ketzer, 1994

Müller, D., Katharer, in: A. Holl (Hg.), Die Ketzer, 1994
Müller, Kh., Bildungsrang und Spiritualität der Würzburger Juden, in: Kolb/Krenig (Hg.), Unterfränkische Geschichte, 2. A., 1993
Mussato, A. (1261–1329), Ausgewählte Werke, Deutsch von R. Engelsing, Elegie – Der Traum – Ludwig der Bayer – Briefgedichte, 2. A., 1983
Mynarek, H., Verrat an der Botschaft Jesu. Kirche ohne Tabu, 1986
Mynarek, H., Die neue Inquisition. Sektenjagd in Deutschland, 1999
Neuss, W., Die Kirche des Mittelalters, 1946
Niketas, Choniates, Die Kreuzfahrer erobern Konstantinopel, 1958
Nitschke, A., Konradin und Clemens IV., in: QFIAB 38, 1958
Norden, W., Das Papsttum und Byzanz. Die Trennung der beiden Mächte und das Problem ihrer Wiedervereinigung bis zum Untergange des byzantinischen Reichs (1453), 1903
Nowak, Z., Milites Christi de Prussia. Der Orden von Dobrin und seine Stellung in der preußischen Mission, Vorträge und Forschungen 26, 1980
Oliver of Paderborn, The Capture of Damietta, in: Peters, E. (Ed.), Christian Society and the Crusades 1198–1229, 1971
Ostrogorsky, G., Geschichte des byzantinischen Staates, 2. A., 1952, 3. A., 1962
Padberg, L. E. v., Wynfreth-Bonifatius, 1989
Parkes, J., The Conflict of the Church and the Synagogue. A study in the origins of antisemitism, 1934
Parkes, J., Antisemitismus, 1964
Patschovsky, A., Der Ketzer als Teufelsdiener, in: Mordek, H. (Hg.), Papsttum, Kirche und Recht im Mittelalter, 1991
Patze, H., Verfassungs- und Rechtsgeschichte im hohen und späten Mittelalter, in: Patze/Schlesinger, Geschichte Thüringens, II, 1. Teil, 1974
Patze, H./Schlesinger, W. (Hg.), Geschichte Thüringens, 5 Bde., 1967 ff.
Paulus, N., Geschichte des Ablasses im Mittelalter vom Ursprunge bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, 3 Bde., 1922/23
Pernoud, R., Die Kreuzzüge in Augenzeugenberichten, 1961
Peters, E. (Ed.), Christian Society and the Crusades 1198–1229. Sources in Translation, including The Capture of Damietta by Oliver of Paderborn translated with notes by John J. Cavigan, 1971
Pfaff, V., Die Gesta Innocenz' III. und das Testament Heinrichs VI., in: ZRGKanAbt 81 Bd., 1964
Pfaff, V., Papst Clemens III. (1187–1191) in: ZRGKanAbt 56, 1980
Pfleger, L., Kirchengeschichte der Stadt Straßburg im Mittelalter. Nach den Quellen dargestellt, 1941
Pierer's Universal-Lexikon der Vergangenheit und Gegenwart oder Neuestes encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Vierte, umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. 19 Bde., 1857 ff.
Pinay, M., Verschwörung gegen die Kirche, 1963
Pirenne, H., Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Europas im Mittelalter, 1946

Piskorski, J. M., Die deutsche Ostsiedlung des Mittelalters in der Entwicklung des östlichen Mitteleuropa, in: JGMODtl, 1991

Ploetz, Der kleine Ploetz, Hauptdaten der Weltgeschichte. Aktualisierte Jubiläumsauflage, 1980

Potthast, A., Regesta Pontificum Romanorum inde ab a. 1198 ad a. 1304, 1873 ff. Neudruck 1957

Powell, J. M., Anatomy of a Crusade, 1213–1221, 1986

Prinz, F., Klerus und Krieg im frühen Mittelalter. Untersuchungen zur Rolle der Kirche beim Aufbau der Königsherrschaft, 1971

Prutz, H., Die Geistlichen Ritterorden. Ihre Stellung zur kirchlichen, politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung des Mittelalters. Nachdruck der Originalausgabe Berlin 1908, 1977

Queller, D., The Fourth Crusade: The Conquest of Constantinople, 1201–1204, 1977

Rahn, O., Kreuzzug gegen den Gral. Die Tragödie des Katharismus. Erweiterte Neuauflage 1964

Raedts, P., The Children's Crusade of 1212, in: Journal of Medieval History 3, 1977

Reinhard, W., Nepotismus, in: ZKG 86, 1975

Reisinger, R., Die römisch-deutschen Könige und ihre Wähler 1189–1273, 1977

Rice, D. T. (Hg.), Morgen des Abendlandes, 1965

Ridder, B., Geschichte der katholischen Kirche für Schule und Haus in Überblicken, 3 Bde., 1953

Ritzer, K., Eheschließung. Formen, Riten und religiöses Brauchtum der Eheschließung in den christlichen Kirchen des ersten Jahrtausends, I, 1951, II, 1952

Röhricht, R., Briefe des Jacobus de Vitriaco, in: ZKG 1894, 1895, 1896

Röhricht, R., Geschichte des Königreichs Jerusalem (1100–1291), 1898

Ronner, W., Die Kirche und der Keuschheitswahn. Christentum und Sexualität, 1971

Rösener, W., Bauern im Mittelalter. 4. unveränd. Aufl., 1991

Rösener, W., Grundherrschaft im Wandel. Untersuchungen zur Entwicklung geistlicher Grundherrschaften im südwestdeutschen Raum vom 9. bis zum 14. Jahrhundert, 1991

Roth, C., Geschichte der Juden. Von den Anfängen bis zum neuen Staate Israel, 1964

Rouco-Varela, A. M., Staat und Kirche im Spanien des 16. Jahrhunderts, 1965

Röwer, G. (Hg.), Robert Mächler – ein Don Quijote im Schweizer Geistesleben? Auswahl aus dem autobiographischen, religionsphilosophischen und ethisch-utopistischen Werk, 1999

Rudeck, W., Geschichte der öffentlichen Sittlichkeir in Deutschland. Moralhistorische Studien, 1897. 2. verb. u. verm. Aufl., 1905

Runciman, S., Die sizilianische Vesper. Eine Geschichte der Mittelmeerwelt im Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts, 1959

Schäferdiek, K., Die Kirche in den Reichen der Wesrgoten und Suewen bis zur Errichtung der westgotischen katholischen Staatskirche, 1967

Schaller, H. M., Zur Verurteilung Konradins, in: QFIAB 37, 1957

Schaller, H. M., Ein Brief Innocenz' III. zur Königswahl Friedrichs II. 1212, in: Festschrift F. Kempf, Aus Kirche und Reich, 1983
Scherzer, W., Das Hochstift Würzburg, in: Kolb/Krenig (Hg.), Unterfränkische Geschichte II. Vom hohen Mittelalter bis zum Beginn des konfessionellen Zeitalters, 2. A., 1993
Schieder, T., Italien vom ersten zum zweiten Weltkrieg, 1962
Schimmelpfennig B., Das Papsttum. Gründzüge seiner Geschichte von der Antike bis zur Renaissance, 1988
Schlesinger, W. (Hg.), Die deutsche Ostsiedlung des Mittelalters als Problem der europäischen Geschichte, 1975
Schmale, F.-J. (Hg.), Die Chronik Ottos von St. Blasien und die Marbacher Annalen, 1998
Schmandt, R., The election and assassination of Albert of Louvain, bishop of Liège 1191–1192, in: Speculum 42, 1963
Schmid, P., Regensburg. Stadt der Könige und Herzöge im Mittelalter, 1977
Schmidt, K. D. Die Bekehrung der Ostgermanen zum Christentum (Der ostgermanische Arianismus), 1939
Schmidt, U., Königswahl und Thronfolge im 12. Jahrhundert, 1987
Schmieder, F. (Hg.), Johannes von Plano Carpini, Kunde von den Mongolen 1245 bis 1247, 1997
Schnith K., England von der normannischen Eroberung bis zum Ende des Hundertjährigen Krieges (1066 –1453), in: HEG 2, 1987
Schnith, K. R. (Hg.), Mittelalterliche Herrscher in Lebensbildern. Von den Karolingern zu den Staufern, 1990
Schnürer, G., Kirche und Kultur im Mittelalter, 3 Bde. I 3. verb. A. 1936, II 1926, III 1929
Schöffel, J. B., Kirchengeschichte Hamburg, Erster Band: Die Hamburgische Kirche im Zeichen der Mission und im Glanz der erzbischöflichen Würde, 1929
Scholz, K./Wojtecki, D. (Hg.), Peter von Dusburg: Chronik des Preußenlandes, 1984
Schopen, E., Geschichte des Judentums im Abendland, 1961
Schubart, W., Christentum und Abendland, 1947
Schubert, E., Einführung in die deutsche Geschichte im Spätmittelalter, 2. bibliogr. aktualisierte Aufl., 1998
Schubert, H. v., Geschichte der christlichen Kirche im Frühmittelalter, I 1917, II 1921
Schuchert, A./Schütte, H., Die Kirche in Geschichte und Gegenwart, 1970
Schultz, H. J. (Hg.), Die Wahrheit der Ketzer, 1968
Schuster, H., Das Werden der Kirche. Eine Geschichte der Kirche auf deutschem Boden. Mit Beiträgen von Hans Frh. von Campenhausen und Hermann Dörries, 1941
Schwab, D./Giesen, D./Listl, J./Strätz, H.-W. (Hg.), Staat, Kirche, Wissenschaft in einer pluralistischen Gesellschaft. Festschrift zum 65. Geburtstag von Paul Mikat, 1989
Schwinges, R. C., Die Kreuzzugsbewegung, in: HEG 2, 1987

Seibt, F. (Hg.), Europa im Hoch- und Spätmittelalter, in: HEG 2, 1987
Seibt, F., Von der Konsolidierung unserer Kultur zur Entfaltung Europas, in: HEG 2, 1987
Seidlmayer, M., Geschichte Italiens. Vom Zusammenbruch des Römischen Reiches bis zum Ersten Weltkrieg. Mit einem Beitrag «Italien vom ersten zum zweiten Weltkrieg» von T. Schieder, 1962
Seiferth, W., Synagoge und Kirche im Mittelalter, 1964
Seltmann, I., Heinrich VI., Herrschaftspraxis und Umgebung, 1983
Semmler, J., Pippinidisch-karolingische Sukzessionskrise 714–723, in: DA 33, 1977
Seppelt, F. X., Geschichte der Päpste III. Von den Anfängen bis zur Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts. Die Vormachtstellung des Papsttums im Hochmittelalter. Von der Mitte des elften Jahrhunderts bis zu Coelestin V., 1956
Seppelt, F. X., Geschichte der Päpste IV. Das Papsttum im Spätmittelalter und in der Renaissance. Von Bonifaz VIII. bis zu Klemens VII. Neu bearbeitet von Georg Schwaiger, 2. A., 1957
Seppelt, F. X./Schwaiger, G., Geschichte der Päpste. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, 1964
Siemers, C., Geschichte der christlichen Kirche für katholische Gymnasien. Zweite vermehrte und verbesserte A., hg. v. Hölscher, A., 1852
Sollbach, G. E. (Hg.), Pierre des Vaux-de-Cernay, Kreuzzug gegen die Albigenser, Die «Historia Albigensis» ins Deutsche übertragen, herausgegeben und mit einem Nachwort versehen, o. J.
Stehkämper, H., Der Kölner Erzbischof Adolf von Altena und die deutsche Königswahl (1195–1205) in: HZ Beiheft 2, N. F., 1973
Stein, S., Geschichte der Juden in Schweinfurt, 1899
Stökl, G., Rußland von 1054 bis 1462, in: HEG 2, 1987
Störmer, W., Die Gründung von Kleinstädten als Mittel herrschaftlichen Territorienaufbaus, gezeigt an fränkischen Beispielen, in: ZBLG, 1973
Störmer, W., Die Gesellschaft – Lebensformen und Lebensbedingungen, in: Kolb/Krenig (Hg.), Unterfränkische Geschichte, 2. A., 1993
Stroheker, K. F., Germanentum und Spätantike, 1965
Stürner, W., Kreuzzugsgelübde und Herrschaftssicherung. Friedrich II. und das Papsttum im letzten Pontifikatsjahr Innozenz' III., in: Mordek, H. (Hg.), Papsttum, Kirche und Recht im Mittelalter, 1991
Szacherska, S. M., The political role of the Danish monasteries in Pomerania 1171 bis 1223, in: MSc 10, 1977
Szulwas, M. A., Die Juden in Würzburg während des Mittelalters, phil. Diss., 1934
Taddey, G. (Hg.), Lexikon der deutschen Geschichte, Personen, Ereignisse, Institutionen. Von der Zeitenwende bis zum Ausgang des 2. Weltkrieges, 1979
Thomas, H., Ludwig der Bayer (1282–1347), Kaiser und Ketzer, 1993
Thompson, E. A., The Conversion of the Visigoths to Catholicism, Nottingham Mediaeval Studies 4, 1960

Thompson, E. A., The Babarian Kingdoms in Gaul and Spain, in: Nottingham Mediaeval Studies 7, 1963

Thompson, E. A., The Goths in Spain, 1969

Thrasolt, E., Das Martyrologium Germaniens. Geschichtliche Gebetslesungen zum täglichen Gedächtnis der deutschen Heiligen, 1939

Toeche, Th., Kaiser Heinrich IV. Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1867, 1965

Töpfer, B., Philipp von Schwaben (1198–1208) und Otto IV. (1198–1218), in: Engel E./Holtz E. (Hg.), Deutsche Könige und Kaiser des Mittelalters, 1989

Troeltsch, E., Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen I, 1912

Trusen, W., Vom Inquisitionsverfahren zum Ketzer- und Hexenprozeß. Fragen der Abgrenzung und Beeinflussung, in: Schwab/Giesen/Listl/Strätz, Staat, Kirche, Wissenschaft in einer pluralistischen Gesellschaft, 1989

Ueding, P., Ludwig der Bayer und die niederrheinischen Städte, 1904

Valjavec, F. (Hg.), Frühes Mittelalter, 1956

Viller, M./Rahner, K., Aszese und Mystik der Väterzeit. Ein Abriß, 1939. Unveränderte Neuausgabe 1989

Vinay, T. Die Waldenser, in: Schultz, H. J. (Hg.), Die Wahrheit der Ketzer, 1968

Vincke, J., Staat und Kirche in Katalonien und Aragon während des Mittelalters, 1. Teil, 1931

Voigt, K., Staat und Kirche von Konstantin dem Großen bis zum Ende der Karolingerzeit, 1936, Neudruck 1965

Vossenkuhl, W./Schönberger, R. (Hg.), Die Gegenwart Ockhams, 1990

Vries, W. de, Rom und die Patriarchate des Ostens, 1963

Wahrmund, L., Bilder aus dem Leben der christlichen Kirche des Abendlandes, Heft 2, Inquisition und Hexenprozeß, 1925

Wattenbach, W./Holtzmann, R., Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. Deutsche Kaiserzeit, Bd. I–IV, 1948

Weber, J./Rambold, F. X., Die Schlacht bei Mühldorf. Eine geschichtliche Studie zum 600jährigen Gedenktag der Schlacht. Festschrift zum Kraiburger Volksschauspiel «Ludwig der Bayer oder der Streit von Mühldorf», 1922

Weinrich, L. (Hg.), Quellen zur Verfassungsgeschichte das römisch-deutschen Reiches im Spätmittelalter (1250–1500), 1983

Weinrich, L. (Hg.), Quellen zur deutschen Verfassungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte bis 1250. 2., um einen Nachtrag erweiterte A., 2000

Weller, K., Württembergische Kirchengeschichte bis zum Ende der Stauferzeit, 1936

Wendehorst, A., Das Bistum Würzburg, Teil 1. Die Bischofsreihe bis 1254, 1962. Teil 2. Die Bischofsreihe von 1254 bis 1455, 1969

Werner, E./Erbstößer, M., Ketzer und Heilige. Das religiöse Leben im Hochmittelalter, 1986

Wetzer, H. J./Welte, B. (Hg.), Kirchen-Lexikon oder Encyklopädie der katholischen Theologie und ihrer Hilfswissenschaften I–XI, 1847–1854

Wilpert, G. v. (Hg.), dtv-Lexikon der Weltliteratur I–IV, 1971

Winkelmann, E., Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig. Erster

Band. König Philipp von Schwaben 1197–1208, 3. unveränderte A., 1968. Zweiter Band. Kaiser Otto IV. von Braunschweig 1208–1218, 1968
Wittram, R. (Hg.), Baltische Kirchengeschichte, 1956
Wittram, R., Die Reformation in Livland, in: Ders. (Hg.), Baltische Kirchengeschichte, 1956
Wollschläger, H., Die Gegenwart einer Illusion. Reden gegen ein Monstrum, 1978
Wolter, H., Die Verlobung Heinrich IV. mit Konstanze von Sizilien im Jahr 1184, in: HJb 105, 1985
Zapperi, R., Der schwangere Mann. Männer, Frauen und die Macht, 1984
Ziegler, J., Zur religiösen Haltung der Gegenkaiser im 4. Jh. n. Chr., 1970
Zimmerling, D., Der Deutsche Ritterorden, 4. A., 1994
Zimmermann, H., Das Papsttum im Mittelalter. Eine Papstgeschichte im Spiegel der Historiographie. Mit einem Verzeichnis der Päpste vom 4. bis zum 15. Jahrhundert, 1981
Zöllner, W., Die Geschichte der Kreuzzüge, 6. A., 1989
Zöllner, W., Heinrich VI. 1190–1197, in: Engel, E./Holtz E. (Hg.), Deutsche Könige und Kaiser des Mittelalters, 1989
Zoepfl, F., Das Bistum Augsburg und seine Bischöfe im Mittelalter, 1955

ABKÜRZUNGEN

von Quellen, wissenschaftlichen Zeitschriften und Nachschlagewerken

Adhem. v. Chaban.: Adhemar von Chabannes, Historia (auch Chronik genannt)

ADipl: Archiv für Diplomatik, Schriftgeschichte, Siegel- und Wappenkunde, Münster/Köln 1955 ff. (vorher AU: Archiv für Urkundenforschung, 1907 ff.)

AHVN: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein, Köln 1855 ff.

AK: Archiv für Kulturgeschichte, Berlin, Köln, Graz u. a. 1903 ff.

AMRhKG: Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte, Speyer 1949 ff.

Annal. Marbac.: Annales Marbacenses

Annal. Stad.: Annales Stadenses

Arnold Chron. Slavor.: Arnold von Lübeck, Chronica Slavorum

Braunschw. Reimchr.: Braunschweigische Reimchronik, Hg. L. Weiland. Unveränderter Nachdruck der 1877 bei der Hahnschen Buchhandlung, Hannover, erschienenen Ausgabe, München 1980

Caes. v. Heisterb. Dial. mirac.: Caesarius von Heisterbach, Dialogus miraculorum

Chron. Albr. mon.: Chronica Albrici Monachi Trium Fontium

Chron. reg. Colon.: Chronica regia Coloniensis

Conc.: Konzil

Cron. Reinhardsbr.: Cronica Reinhardsbrunnensis

DA: Deutsches Archiv für Geschichte des Mittelalters 1937 ff. (ab Bd. 8: für Erforschung des Mittelalters)

Ep.: Epistolae

FMSt: Frühmittelalterliche Studien, Berlin 1967 ff.

Fredeg. Chronic.: Chronicarum quae dicuntur Fredegarii libri quattuor

Gesta Innoc.: Gesta Innocentii papae III.

Gesta Trever.: Gesta Treverorum (Die Taten der Trierer)

Greg. Tur. Hist. Franc.: Gregor von Tours, Historiarum libri X (Hist. Francorum)

H. v. Dießenh.: Heinrich von Dießenhofen, Historia ecclesiastica nova

HEG: Handbuch der Europäischen Geschichte, Hg. Th. Schieder, Stuttgart 1968 ff.

Heinr. Chron. Livon.: Heinrich von Lettland, Chronicon Livoniae

Helm. Chron. Slav.: Helmold von Bosau, Chronica Slavorum

Hist. Albig.: Pierre des Vaux-de-Cernay, Hystoria Albigensis

Hist. Welf.: Hisroria Welforum

HJb: Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft, Münster, München, Freiburg 1880 ff.

HJLG: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte, Marburg 1951 ff.

HKG: Handbuch der Kirchengeschichte, Hg. H. Jedin, 7 Bde., Freiburg im Br. 1962–1979

HZ: Historische Zeitschrift, München 1859 ff.

Jac. de Vit.: Jakob de Vitry, s. ZKG 1894, 97 ff.
JbBL: Jahrbuch für Brandenburgische Landesgeschichte, Berlin 1950 ff.
JbffL: Jahrbuch für fränkische Landesforschung, Erlangen u.a. 1935 ff.
JbKGV: Jahrbuch des Kölnischen Geschichtsvereins, Köln 1912–1941, 1950 ff.
JGMODtl: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands, Hg. W. Berges, H. Herzfeld, H. Skrzypczak, Berlin 1953 ff. (1952: Jahrbuch für Geschichte des deutschen Ostens, Tübingen)
JÖB: Jahrbuch der Österreichischen Byzantinistik, Wien 1969 ff. (1951 bis 1968: Jahrbuch der Österreichischen Byzantinischen Gesellschaft, Wien)
Lk.: Lukasevangelium
LMA: Lexikon des Mittelalters I–IX, München/Zürich 1980–1998
Lod. Anon.: Lodeser Anonymus
LThK: Lexikon für Theologie und Kirche, 1. Aufl. 1930 ff. 3. völlig neubearb. Aufl. 1993–2001
MfJbGK: Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst
MG: Monumenta Germaniae historica, 1826 ff.
MG Const.: Leges. Constitutionis
MG Epp. (sel.): Epistolae (selectae)
MG SS: Scriptores
Mk.: Markusevangelium
MSc: Mediaeval Scandinavia, Odense 1968 ff.
Mt.: Matthäusevangelium
Nik. Chon.: Niketas Choniates
Oliv. Hist. Damiat.: Oliver von Paderborn, Historia Damiatina
Otto v. Freis.: Otto von Freising, Gesta Frederici (I u. II)
Otto v. St. Blas. Chron.: Otto von Sankt Blasien, Chronica
Pet. Dusb. Chron.: Petri de Dusburg, Chronica Terre Prussie
Pet. v. Zittau: Peter von Zittau, Chron. Aul. Reg. Chronica Aulae Regiae
PL: J.-P. Migne, Patrologiae cursus completus. Series Latina
QFIAB: Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken, Rom 1898 ff.
RöHM: Römische Historische Mitteilungen, Graz/Köln 1956/1957 ff.
RQ: Römische Quartalschrift für christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte, Freiburg 1887 ff.
Sächs. Weltchr.: Sächsische Weltchronik, Hg. L. Weiland. Unveränderter Nachdruck der 1877 bei der Hahnschen Buchhandlung, Hannover, erschienenen Ausgabe, München 1980
Salimb. Cron.: Salimbene von Parma, Cronica
Syn.: Synode
Thom. Summa theol.: Thomas von Aquin, Summa theologiae
Wipo: Gesta Chuonradi II imperatoris
ZA: Zeitschrift für Archäologie, Berlin 1967 ff.
ZAGV: Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins, Aachen 1879 ff.
ZBLG: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte, München 1928 ff.
ZKG: Zeitschrift für Kirchengeschichte, Gotha, Stuttgart 1876 ff.
ZKTh: Zeitschrift für Katholische Theologie, Wien u.a., 1876–1943, 1947 ff.
ZOF: Zeitschrift für Ostforschung. Länder und Völker im östlichen Mitteleuropa, Marburg 1952 ff.
ZRG: Zeitschrift für Rechtsgeschichte,

Weimar 1861–1878 (fortgesetzt als Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte) mit den Abteilungen

ZRGGermAbt: ZRG Germanische Abteilung, Weimar 1880 ff.,

ZRGKanAbt: ZRG Kanonistische Abteilung, Weimar 1911 ff.,

ZRGRomAbt: ZRG Romanische Abteilung, Weimar 1880 ff.

ZSchG: Zeitschrift für schweizerische Geschichte, Zürich 1921–50 (fortgesetzt als SchZG)

REGISTER

Das folgende Register umfaßt alle im vorliegenden Band 7 enthaltenen Namen von Personen, auch von fiktiven, legendären oder gefälschten, sowie die Namen aller mehr oder minder fingierten oder mythischen Gestalten aus alten Literaturen oder anderen Traditionen.

Da sämtliche Zitate buchstabengetreu aus den Quellen übernommen wurden, kommen etliche Namen in verschiedenen Schreibweisen vor.

Zur Erleichterung der Suche wurde in bestimmten Fällen ein und dieselbe Person mit mehreren Namensvarianten in das Register aufgenommen. Auf Querverweise wird weitgehend verzichtet, um dem Benutzer Unbequemlichkeiten zu ersparen.

Vornamen, Titel, Ränge, Verwandtschaftsverhältnisse, Zeitangaben ergänzen pragmatisch, nicht systematisch, das Stichwort, damit der Leser nicht unnötig nachschlägt. In der Regel werden Nebenfiguren genauer charakterisiert als die bekannteren Personen.

Erstellt hat das Register Hubert Mania, Braunschweig.

Aaron von Lincoln, reichster Mann Englands 424
Absalon I. von Lund, Erzbischof 175
Absalon, Bischof von Roskilde 170
Adalbert, Heiliger 183
Adelaide von Meißen, Gattin Otokars I. 71
Ademar von Le Puy, Bischof 88
Adolf I., Graf von Altena; Erzbischof von Köln 29, 58, 61, 69
Adolf II. von Holstein, Graf 31, 171 f.
Adolf von Nassau, König 347, 366 bis 370, 489
Ägidius, Heiliger 149
Agnes, Gattin Heinrichs von Braunschweig 25
Agnes, Schwester Wenzels II. 363
Agobard, Erzbischof von Lyon 415 f.
Aimery de Montréal, Bruder der Stadtherrin Giraude 158
Aimon von Tarentaise, Erzbischof 61
al-Adil, Sultan 222 f.
Alanus ab Insulis (Alain de Lille oder de Ryssel), Frühscholastiker 131
al-Aschraf 225
Alberich von Ostia, Kardinalbischof 121
Albert von Bekeshovede (Bukshövden), Erzbischof von Bremen 175, 177
Albert von Capitaneis, päpstlicher Legat 144
Albert von Dagsburg, Graf 62
Albert von Löwen, Bischof 22 f.
Albert von Meißen, Markgraf 21
Albert von Parma, päpstlicher Notar 323
Albert von Riga, Bischof 167, 177, 180–183
Albert von San Vitale, Bischof von Parma 282

Albert, Graf von Dagsburg 40
Albrecht I., Sohn Rudolfs I. von Habsburg, Herzog zu Österreich und Steyr 347, 363 f., 366, 368 f., 373, 451, 489
Albrecht IV. von Habsburg, Graf, Vater Rudolfs I. von Habsburg 352
Albrecht von Magdeburg, Erzbischof 78
Alexander der Große 15, 99
Alexander III., Papst 167, 174, 253, 271, 440 f.
Alexander IV., Papst, Neffe Gregors IX. 52, 130, 191, 267, 305, 326–328, 330, 349, 382
Alexios III. Angelos, Kaiser von Byzanz 31, 48, 92–94
Alexios IV. Angelos, byzantinischer Thronprätendent 92 f.
Alexios V. Dukas Murtzuphlos, General, Usurpator und byzantinischer Kaiser 95
Alexis I. Komnenos, byzantinischer Kaiser 124
Alfons IX., König von León 109
Alfons VIII. von Kastilien, spanischer König 108–110, 412
Alfons X. von Kastilien, Enkel Philipps von Schwaben 327, 351 f., 361
Alfons, Sohn Ferdinands III. von Kastilien 297
Alfonso II. von Aragón 143, 203
Alfonso VI., König von Kastilien 411
Alice (Alix) von Montmorency, Frau von Simon IV. von Montfort 154 f.
al-Kamil, Malik, Sultan 223, 225, 236 f.
al-Malik aṣ Ṣāliḥ, Sultan 311
al-Mansur, Almohadenkalif 30
al-Muazzam 225
al-Nasir, Mohammed, Emir 109 f.
Amalrich, König von Zypern 14
Amolo, Erzbischof von Lyon 416
Amyardus, Beamter König Philipps II. Augustus 459
Anaklet II., Gegenpapst von Innozenz III. 88
Andrea von Longjumeau 318
Andreas (Anderl) Oxner von Rinn 419
Andreas II., König von Ungarn, 77, 219
Angelo, Bischof von Fiesole 388
Annibaldi, Richard, Vertrauter Karls von Anjou 357
Anselm von Lucca, Bischof 266
Antonius, römischer Kaiser 15
Apollonius, Heiliger 19
Aquila, Pieri di, Inquisitor 269
Arbues, Pedro, Inquisitor 264
Arnald von Cîteaux, Legat und Erzbischof von Narbonne 115, 155, 158
Arnald-Almarich, päpstlicher Legat 150, 152
Arnold der Jüngere von Uissigheim, Ritter 431
Arnold II., Erzbischof von Trier 288
Arnold vom Kloster Ballenstedt, Abt 170
Arnold vom Kloster Nienburg, Abt 170
Arnold von Brescis, Häretiker 135
Arnold, K. 112
Arnolfo di Cambio 381
Arthur I., Graf der Bretagne, Neffe des englischen Königs Johann Ohneland 425
Ascelin, Dominikaner 318
Aspelt, Peter, Erzbischof von Mainz 451
Augustinus, hl. Bischof und Kirchenlehrer 266, 441, 457
Augustus, römischer Kaiser 15
Avitus I., Bischof von Clermont 414 f.
Azzo II., Markgraf von Este 329
Azzolino, Sohn König Manfreds 339

Baibar, ägyptischer Sultan 353
Balduin I., byzantinischer Kaiser 104 bis 106
Balduin II., byzantinischer Kaiser 102, 284, 333, 353
Balduin IX., Graf von Flandern und Hennegau 89, 97, 102
Balduin von Luxemburg, Erzbischof von Trier 451, 455 f., 498, 500
Balk, Hermann, Landmeister 167
Ballesteros, A. 406
Barbarossa *siehe* Friedrich I.
Bardi, Bankier 393
Baronius, Kardinal und Kirchenhistoriker 18
Basileios, Mönch und Arzt 124
Bautugati, Pontius, Franziskanerspiritualer 263
Beatrix von Burgund, Frau von Kaiser Friedrich Barbarossa 14
Beatrix, Tochter König Manfreds 339
Beatrix, Tochter Phillips II. von Schwaben (genannt Elisabeth/Isabella), Verlobte Ottos IV.; Gattin von Ferdinand III. 75, 78, 110, 202
Behaim, Albert (Albertus Bohemus) 247 f.
Benedikt XI., Papst 386, 463
Benedikt XII., Papst 499
Benedikt XIV., Papst 419
Benedikt, Kardinal 106
Berard von Bari, Erzbischof 206
Berard von Palermo, Erzbischof 301
Bérard, Erzbischof von Lyon 462
Berengar de Palou, Bischof von Barcelona 108
Berengar von Narbonne, Erzbischof 137
Berengarius, Kardinal 478
Berenguela, Erbtocher Alfons' VIII. von Kastilien 109
Bernando Orlando di Rossi, Aufrührer 287
Bernard de Saisset, Bischof 399 f.
Bernard IV., Bischof 151
Bernardus de Carvo, Kardinal 478
Bernardus Prim, Waldenser 142
Bernhard Vicius de Scotis, Bischof von Parma 282
Bernhard von Clairvaux, Heiliger und Kirchenlehrer 92, 121, 170, 174, 193, 398, 418, 457
Bernhard von Sutri, Bischof 64
Bernhardi, W. 171
Bernhart, Joseph 146
Berthold V. von Zähringen 59
Berthold von Hohenburg, Markgraf 324, 328
Berthold, Bischof von Bamberg 361
Berthold, Bischof von Üxküll 174
Berthold, Herzog von Zähringen 41
Berto de Frescobaldi, Bankier 463
Bertold, Ordensmeister in Wenden 178
Bertram von Metz, Bischof 69
Bertrand de Got, Erzbischof von Bordeaux 462 f.
Bertrand de la Tour, Generalvikar des Franziskanerordens 480
Bertrand von Lomagne, Vicomte und Neffe von Papst Clemens V. 473
Bertrand von Narbonne 336
Bertrandus von Agen, Bischof 478
Blanca von Kastilien, Heilige und Mutter von Ludwig IX. 307–309, 314, 316
Blanche, Schwester des französischen Königs Philip IV. des Schönen 370
Blanke, Fritz 167
Bodo von Ravensburg, Bistumsministerialer 71
Boemund, Erzbischof von Trier 369
Bogumil, mazedonischer Priester 123
Bohemund I. von Antiochien, Führer des Ersten Kreuzzugs 88
Bolognese, Franco, Künstler 381

Bonagratia, Franziskanergeneral 480 f.
Bonifaz IX., Papst 434
Bonifaz VIII., Papst, Neffe Alexanders IV. 270, 369, 371, 375 f., 378–383, 385 f., 389–393, 396, 399–402, 463 f., 473 f., 488, 493
Bonifaz von Montferrat, Graf 89, 102, 295
Bonizo von Sutri, Bischof 266
Boockmann, H. 190, 367
Borelli, Franz, Franziskaner 144
Boril, bulgarischer Zar 124
Borromäus, Karl, Heiliger, Neffe Papst Pius' IV. 142
Bosl, K. 92, 103
Bouge, Robert le 276
Brancaleone degli Andalò, römischer Senator 330
Braulio von Zaragoza, Bischof 407
Brigitte von Schweden, Heilige 476
Browe, P. 444
Brun von Querfurt, Märtyrer 183
Brunisende, Gräfin von Périgord 463
Bruno III. von Berg, Erzbischof von Köln 29
Bruno IV. von Sayn, Erzbischof 73 f.
Burchard von Ursberg, Prämonstratenserprobst 61, 476
Burchard, Erzbischof von Bremen 192
Burchard, Graf von Oldenburg 194

Caesarius von Heisterbach, Zisterzienserprior 139
Caetani, Benedetto, bürgerlicher Name von Papst Bonifaz VIII. 378–380, 384
Caetani, Benedikt, Neffe von Papst Bonifaz VIII. 383
Caetani, Francesco, Neffe von Papst Bonifaz VIII. 383
Caetani, Jacopo, Bankier 383, 488
Caetani, Roffredo, Neffe von Papst Bonifaz VIII. 383
Caetano Orsini, Giovanni, bürgerlicher Name von Papst Nikolaus III. 355
Cairel, Elias, Troubadour 38
Calixt II., Papst 253
Calvi, Mafiabankier 387
Cambio, Arnolfo di, Erbauer des Grabmals von Papst Bonifaz VIII. 402
Cangrande I. von Verona 489
Capocci, Giovanni, Gegner von Papst Innozenz III. 43
Capocci, Johann 50
Capocci, Rainer, Kardinal 283, 285, 289 f., 296, 321
Capuano, Peter, Kardinallegat 18, 88 f.
Careña, Thomas, Fiskal der römischen Inquisition 264 f.
Carino da Balsamo, Mörder des Peter von Verona 276
Carl Otto Heinrich, Sohn Kaiser Friedrichs II. 301, 322
Cavalcanti, Aldobrandino Manetti de', Magister des Kirchenrechts 387
Chamberlin, E. R. 382 f.
Chandlin, Frau von Rabbi Joseph 438
Chasdai, Rabbi 414
Chilperich, französischer König 415
Chlotar II., französischer König 415
Choniates, Niketas, byzantinischer Schriftsteller 15, 94, 100
Christian, Bischof von Preußen 185
Clari, Robert de, Chronist 97, 99
Clemens III., Papst 15 f., 45, 51, 173
Clemens IV., Papst 267, 276, 334–343, 349 f., 357, 423
Clemens V., Papst 266, 452, 456, 462, 463–465, 467 f., 473–475, 477
Clemens VII., Papst 412
Clemens, Heiliger 157
Clemens, Ketzer aus Soissons 120
Closener, Fritsche, Straßburger Chronist 437

Coelestin III., Papst 11, 16–20, 22, 30 bis 32, 34 f., 39–41, 45, 51, 54, 167, 173 f.
Coelestin V., Papst 326, 375, 377–381, 386, 401, 495
Colonna, Giacomo, Kardinal 385
Colonna, Giovanni, Kardinal 282
Colonna, Johann, Kardinal 239, 250
Colonna, Pietro, Kardinal 385, 488
Colonna, Sciara, Verschwörer gegen Papst Bonifaz VIII. 401, 493
Colonna, Stefano, Räuber des päpstlichen Schatzes 385
Compagni, Dino 375
Conti, Jakob, Vetter von Papst Innozenz III. 52, 56
Conti, Johann, Vetter von Papst Innozenz III. 52
Conti, Riccardo, Graf; Bruder von Papst Innozenz III. 51 f.
Corbeill, Pierre de, Kirchenlehrer 45
Courson, Robert de, Kardinal 214, 223
Crouchback, Edmund, Earl of Lancaster 327, 330
Culican, W. 407

Dagobert I., Sohn Chlotras II. 415
Dandolo, Enrico, venezianischer Doge 90 f., 95, 231
Dandolo, Renier, Sohn des Enrico Dandolo 90
Dandolo, Vitale, Schlachtflottenkommandant 90
Dante Alighieri 35, 378, 382, 390, 394, 452, 454, 463, 464, 480, 494
Davidsohn, R. 381
Délicieux, Bernhard, Franziskaner 269, 445
Demandt, K. E. 58
Diana, Antonius, Konsulator der sizilianischen Inquisition 266
Diego von Azevedo, Bischof von Osma 138
Diepold von Schweinspeunt, Kapitän 57, 203
Diethelm von Konstanz, Bischof 62, 69
Dietrich von Utrecht, Bischof 40, 69
Dietrich, Bruder des Markgrafen Albert von Meißen 21
Döllinger, I. von 136
Domingo de Guzman (Dominikus) Heiliger und Gründer des Dominikanerordens 131, 138, 160, 259
Donin, Ludwig 110
Dorso, Konrad, Dominikaner 256 bis 258, 276
Dschingis Khan (Temüjin) 316, 318, 320
Duèse, Jacques, Geburtsname von Papst Johann XXII. 474
Durandus von Huesca, Waldenser 142 f.
Dusburg, Peter von, Chronist 110, 167, 183 f., 187, 190, 213

Eban, Abba 442
Eberhard II. von Salzburg, Erzbischof 69
Eberhard von Merseburg, Bischof 21
Ebrardus de Barris (Barres), Großmeister des Templerordens 459
Edmund, Sohn des englischen Königs Heinrich III. 324, 331, 333
Eduard I., englischer König 396, 427, 444, 467
Edward, Earl of Warwick 209
Egeno von Urach, Graf 77
Egica, spanischer König 409
Egidius von Warnsberg, Abt von Weißenburg im Elsaß 455
Ehlers, Joachim 125, 310, 449
Ekbert, Bischof von Bamberg, Hofkanzler Ottos IV. 76 f., 220
Elazar, eigentlich Bodo, zum Judentum konvertierter franz. Adliger 416

Eleonore von Montfort, Gräfin von Vendôme 272
Elisabeth I., Königin von England 298
Elisabeth von Frankreich, Schwester von Ludwig IX. 307
Elisabeth von Thüringen, Heilige 77, 220, 256
Elisabeth, Gattin des deutschen Kaisers Konrad IV. 324
Elisabeth, Schwester Herzog Roberts II. von Burgund 363
Emmerich, König von Ungarn 72
Emmo von Witt-Werum, Abt 195
Engelbert von Berg, Erzbischof von Köln 29
Enrique II. Trastámara, König von Kastilien 412 f.
Enzo, König von Sardinien, Sohn Kaiser Friedrichs II. 250, 297, 300, 351
Eon von Stella, Ketzer 121
Ephraim ben Jakob 425
Erbstößer, M. 129
Erich IV. (Erik Menved), König von Dänemark 373
Ervig, spanischer König 408 f.
Eskil, Seliger; Erzbischof von Lund 170
Este von Ferrara, Gegnerin von Papst Johann XXII. 489
Etienne, Beichtvater von Königin Konstanze von Arles 118
Eugen III., Papst 88, 121
Eustathios, Bischof von Byzanz 103
Evermod, Heiliger 120
Eymerich, Nicolas, Generalinquisitor für Aragonien 264 f.
Ezechiel, Prophet 407
Ezzelino III. da Romano, Ghibellinenführer 329

Fabianus, Inquisitor 276
Ferdinand III. (el Santo), König von Kastilien und León 110, 297, 341
Ferdinand von Montaragón, Abt 108
Ferreolus von Uzès, Bischof 414
Fieschi, Ottobuono, Kardinal, Neffe von Papst Innozenz IV. 282, 324
Fieschi, Sinibaldo, Graf von Lavagna, nachmals Papst Innozenz IV. 282
Fieschi, Wilhelm, Papstneffe und Kardinal 325
Figueira, Guilhem 138
Fink, Karl August 375
Foerster, F. W. 403
Fontana, Philipp, päpstlicher Legat 290
Foulques, Guy (Guido Fulcodi), Jurist, später Papst Clemens IV. 335
Fournier, Jacques, Kardinal 499
Frangipane, Petrus, papstfeindlicher Aufrührer 245
Franz von Assisi, Heiliger 131, 218, 265, 277, 283, 290, 479
Franziskus, päpstlicher Inquisitor 141 f., 144
Frescobaldi, Berto de', Bankier 463
Frescobaldi, Giovanni de', Domherr in Florenz 463
Friedrich der Schöne von Österreich, Vetter des Bayernherzogs Ludwigs IV. 481–483
Friedrich I. (Barbarossa), deutscher Kaiser 13 f., 35, 67, 78, 90, 135, 203, 241, 253, 342
Friedrich I., Markgraf von Meißen und Landgraf von Thüringen 359
Friedrich II., Sohn Heinrichs VI., römisch-deutscher König und Kaiser, König von Jerusalem 29 f., 38 f., 54, 56 f., 59, 66, 69, 77, 184, 186, 195, 197–205, 207–211, 213 f., 216, 226–230, 232–235, 238–241, 243–249, 254, 259, 262, 279, 282–286, 290, 293–302, 305, 310, 317, 326, 329, 351 f., 359, 375, 443, 445

Friedrich II., Sohn von König Peter II. von Aragón 391 f.
Friedrich III. von Aragón, König von Sizilien 393, 395, 397
Friedrich III. von Oberlothringen, Herzog; Vetter Kaiser Friedrichs II. 207
Friedrich IV. von Nürnberg, Burggraf 486
Friedrich V. von Schwaben, Herzog; Bruder Heinrichs VI. 53
Friedrich von Österreich, Herzog 248
Friedrich von Salzburg, Erzbischof 485
Friedrich von Thüringen 362
Friedrich, Bruder von Heinrich VI. 14
Friedrich, Sohn König Manfreds 339
Fuhrmann, H. 15, 38
Fulgentius von Écija, Bischof 406
Fulko (Foulques) von Marseille, Bischof von Toulouse 138 f.
Fulko von Neuilly, Bußprediger 89

Galeazzo I. Visconti, Sohn des Matteo I. Visconti 490 f.
Galerannus, Terricus, königlicher Kapellan 459
Gandulfo von San Sisto (Piacenza), Abt 22
Gantelemi, Vikar des Karl von Anjou 336
Garcia Ramirez, König von Navarra 412
Garnier von Troyes, Bischof 96
Gattermann, Günter 24, 62
Gebuin II., Bischof von Châlons-sur-Marne 118
Geoffrey de Charney, Großmeister des Templerordens 468
Georg, Heiliger 434
Gerald von Valence, Jerusalemer Patriarch 236
Gerhard II. von Eppstein, Erzbischof von Mainz 367, 371
Gerhard II., Erzbischof von Bremen 192 f.
Gerhard von Abbeville, Weltgeistlicher 330
Gerhard von Borgo San Donnino, Franziskaner 263
Gerhard von Oldenburg, Erzbischof von Bremen 192
Gerhard von Schwarzburg, Bischof von Würzburg 447
Gertrud von Andechs-Meranien, Gattin des ungarischen Königs Andreas II. 220
Gerung, Bischof von Meißen 169 f.
Gervarius von Tilbury 45
Gherardo von Florenz, vermeintlicher Ketzer 272
Ghirlandus, Paul, Kanonist 273
Giacinto (Hyacinthus) Bobone, Geburtsname von Papst Coelestin III. 17
Giotto di Bondone, italienischer Maler 381
Giovanna dell' Aquila, Erbin der Grafschaft Fondi 383
Giovanni Pipino da Barletta, Günstling am neapolitanischen Hof 384 f.
Giraude, Kastellanin von Montréal 158
Glaber, Radulf 118
Goffredo da Castiglione, nachmals Papst Coelestin IV. 281
Gottfried III., Herzog von Löwen-Brabant 22
Gottfried von Villehardouin, Kreuzzugschronist 89
Gottfried von Viterbo, geistlicher Erzieher Heinrichs VI. 14
Gregor I. «der Große», Papst 440 f.
Gregor IV., Papst 443
Gregor IX., Papst; Neffe von Papst Innozenz III. 52, 114, 131, 167, 184 f., 187, 193, 197, 226 f., 231–235, 238, 243–249, 254 f., 257–259, 263, 271,

273, 277, 282, 284, 287, 308, 317, 330, 382, 411, 421, 440 f.
Gregor VII., Papst 46, 63, 107, 238, 375, 410 f.
Gregor von Montelongo, Papstlegat 246, 293
Gregor von Santa Maria, Kardinal 51
Gregor von Tours 415, 429
Gregor X., Papst 349 f., 353, 354, 365
Gregor XI., Papst 274, 399
Gregor XIII., Papst 298
Gregorovius, Ferdinand 47, 75, 235, 305, 332, 335, 376, 384, 455, 472, 491, 495
Grey, John de, Bischof von Norwich 210
Grigulevič, J. R. 123
Grundmann, H. 122
Guarinoni, Hippolyt, Haller Stiftsarzt 419
Gui de Beaulieu, Bischof von Auxerre 336 f.
Guido Tarlati von Arezzo, Bischof 491
Guido von Montefeltro, Graf 360, 390
Guido von Montfort, Statthalter der Toskana 344
Guido von Palestrina, Kardinalbischof 215
Guido von Präneste, Kardinallegat 67, 72
Guido von Thusis, Inquisitor der Romagna 270
Guidonis, Bernhard, Inquisitor 254, 264, 269, 475
Guilhem von Paris, Erzabt 156
Guillaume de Beaujeu, Großmeister des Templerordens 467
Guillaume de Saint-Pathus, Beichtvater der Gattin Ludwigs IX. 308
Guillemain, Bernard 49, 113, 135
Guillermus von Paris, Bischof 478
Guncelin, Burggraf 171
Günther von Käfernburg, Graf 78
Gunther von Pairis, Chronist 98
Gunzelin von Wolfenbüttel, Reichstruchseß 74, 202
Guta, Tochter Rudolfs I. von Habsburg, Gattin Wenzels II. 363, 372 f.
Güterbock, Ferdinand 56
Guy (Guidonis), Bernhard, Dominikanerinquisitor 141
Guy, Abt des Klosters Vaux-de-Cernay; Bischof von Carcassonne 160
Güyük, Großkhan 319

Hadrian V., Papst; Neffe von Papst Innozenz IV. 282 f., 324, 326, 354
Hagenbach, K. R. 113, 170
Halduin, Bischof von Limoges 417
Haller, Johannes 51, 215, 234, 286, 305, 329, 347, 448, 463
Hartmut von Grumbach, Deutschordensmeister 190
Hartwig II. von Hamburg-Bremen, Erzbischof 31, 70, 173, 175, 191
Hauck, Albert 11, 35, 43, 46, 66, 71, 75, 222, 254, 350
Hehl, E.-D. 92
Heinisch, K. J. 298
Heinrich «el Senador», Sohn König Ferdinands II. von Kastilien-León 341
Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen und Bayern 19, 25, 172 f.
Heinrich I., Bischof von Breslau 277
Heinrich I., deutscher König 169
Heinrich II., der Fromme, von Niederschlesien 317, 355
Heinrich II. von Chur 32, 209
Heinrich II. von Isny, Erzbischof von Mainz 365
Heinrich II. von Virneburg, Erzbischof von Köln 483
Heinrich III. von Virneburg, Erzbischof von Mainz 498, 500
Heinrich III., deutscher Kaiser 119

Heinrich III., englischer König 243, 308, 323 f., 327 f., 331, 426
Heinrich VI., Sohn Friedrich I. Barbarossas, deutscher Kaiser, König von Sizilien 11, 13–20, 22–30, 32, 34–41, 45 f., 53–56, 58, 64, 66 f., 78, 92, 226, 245, 254, 301, 454
Heinrich VII., deutscher Kaiser, Sohn Friedrichs II. 203 f., 242 f., 446, 454–457, 485, 487, 489
Heinrich VII., Sohn des Grafen von Luxemburg und La Roche 451–453
Heinrich von Brabant, Herzog 195, 202
Heinrich von Braunschweig, ältester Sohn Heinrichs des Löwen 19, 25
Heinrich von Dießenhofen, thurgauischer Chronist 432
Heinrich von Finstingen, Erzbischof 349 f.
Heinrich von Fulda, Abt 455
Heinrich von Käfernburg, Graf 78
Heinrich von Kalden, Reichsmarschall 33, 35, 71, 75
Heinrich von Lausanne, antiklerikaler Mönch 121, 133
Heinrich von Lettland, Geschichtsschreiber 177–181
Heinrich von Mähren, Markgraf 72
Heinrich von Marcy, Zisterzienserabt 135
Heinrich von Niederbayern 499
Heinrich von Ratzeburg, Graf 172
Heinrich von Ravensburg, Bistumsministerialer 71
Heinrich von Trier, Erzbischof 349
Heinrich von Waldburg, Truchseß 76
Heinrich, Bischof von Straßburg 143
Heinrich, Heiliger 420
Heinrich, päpstlicher Inquisitor 144
Heinrich, Pfalzgraf bei Rhein, Bruder Ottos IV. 65, 73, 202, 433
Heinrich, Sohn König Manfreds 339
Heinrich, Sohn Richards von Cornwall 244
Helena von Epiros, Gattin König Manfreds 339
Helmhold, Pfarrer von Bosau 171 f.
Henry de Marcy, Abt von Clairvaux 145
Herde, P. 332, 377
Hergenröther, Joseph, Kardinal 43, 51 f., 106
Heribert von Wenden, Abt 63, 78
Hermann I. von Thüringen, Landgraf, Vater von Heinrich Raspe 71, 201 f.
Hermann II. Hummel von Lichtenberg, Bischof 447
Hermann von Münster, Bischof 69
Hermann von Salza, Hochmeister des Deutschen Ordens 184 f., 224, 240, 246
Hermann von Thüringen, Landgraf 29
Hermann zur Lippe, Graf 192
Herodes 286
Hertling, L. 101, 349, 380
Hessel, A. 372
Hitler, Adolf 101, 113, 431, 434
Hoensbroech, Graf von 115, 135, 195, 255, 264, 475
Hollnsteiner, Johannes 108
Holtzmann, R. 21
Honorius I., Papst 407
Honorius III., Papst 130, 167, 174, 185, 215–219, 222, 224, 226 f., 230 f., 248, 443
Honorius IV., Papst 377, 427
Hubatsch, Walther 182
Hugo de Payens (de Paganis), französischer Ritter 457
Hugo Gerardi von Cahors, Bischof 475
Hugo von Lusignan, Graf von der Marche 308
Hugo von Montfort, Graf 77

Hugo von Ostia, Kardinalbischof, Vetter von Papst Innozenz III. 215, 227, 231
Hugo von Petraponte (Pierrepont), Bischof von Lüttich 70
Hugo, Heiliger 420
Huguccio von Pisa, Dekretist 45

Ibn Abbad, Emir 228
Ibn Wāṣil, arabischer Historiker 312
Imbert, Guillaume, französischer Inquisitor 461, 468
Innonzenz II., Papst 457
Innozenz III., Papst 41, 43, 45–53, 55 f., 63–65, 68 f., 74, 77–80, 87 f., 90 f., 93, 98, 103–105, 107–110, 113–115, 117, 130 f., 135, 137, 140–143, 146 bis 149, 159, 161, 167, 169, 174 f., 182 f., 185, 192, 197, 199–201, 204 f., 208, 216–217, 223, 231, 248, 254, 260, 271, 273, 330, 355, 375, 382, 385, 423, 426, 443
Innozenz IV., Papst 185, 226, 262, 267, 279, 284 f., 287–291, 296–300, 303, 305, 309 f., 314 f., 317 f., 321, 324 bis 326, 332, 354, 440–442
Innozenz V., Papst 326, 354
Innozenz VI., Papst 423
Innozenz XIII., Papst 52, 145 f.
Irene, byzantinische Kaiserstochter und Gattin Philipps von Schwaben 38, 59, 66 f., 93
Isaak II. Angelos, byzantinischer Kaiser 16, 92 f.
Isabella II. von Brienne, Erbtochter des Königs von Jerusalem 229, 232, 302
Isabella von England, Gattin Kaiser Friedrichs II. 243, 322
Isidor von Sevilla, Erzbischof 406 f.

Jacob Twinger von Königshofen, Chronist 437
Jacobus von Saint Andrew, Bischof 478
Jacopone da Todi, Dichter 386
Jakob I., König von Aragón 326, 350
Jakob II. der Gerechte, Sohn König Peters III. von Aragón 391, 393, 458, 467
Jakob von Cahors, Priester 491, 494, 497
Jakob von Palestrina, Kardinallegat 244, 282
Jakob von Vitry, Kreuzprediger und Geschichtsschreiber 218, 222
Jakob, Archidiakon von Lüttich 185
Jakobus, Heiliger 98
Jacques de Molay, Großmeister des Templerordens 467 f.
Jean de Braiselve, Marschall Karls von Anjou 339, 341
Jean de Châtillon, Bischof von Saint-Malo 121
Jean de Joinville, Seneschall der Champagne 310
Jesaia, Prophet 407
Joachim von Fiore, Abt 36
Johann I. von Brabant, Herzog 455
Johann I. von Trier, Erzbischof; Hofkanzler Kaiser Heinrichs VI. 59 f., 69
Johann IV., Bischof von Rieti 495
Johann Ohneland (John Lackland), König von England, Bruder von Richard I. Löwenherz 48, 64, 146 f., 207, 209–212, 425
Johann von Brienne, Titularkönig von Jerusalem, lateinischer Kaiser von Konstantinopel 217, 223 f., 229, 237, 239
Johann von Embrun, Erzbischof 144
Johann von Gravina, Prinz von Neapel 492
Johann von Parma, Franziskanergeneral 356

Johann von Procida, Arzt des Erzbischofs Berard von Palermo 301
Johann von Schwenkenfeld, Inquisitor der Diozöse Breslau 276
Johann von Viktring, Zisterzienser 482 f., 500
Johann von Winterthur, Franziskaner 479, 484
Johann XXI., Papst 354
Johann XXII., Papst 264, 474–481, 484, 486 f., 489, 492, 494, 496 f., 499
Johann XXII., Papst 411, 472, 492
Johann, Abt von Colomba 22
Johann, Bischof von Sens 69
Johann, Graf von Gravina 455
Johann, Kardinal von Salerno 32
Johann, König von Böhmen, Sohn Heinrichs VII. 451, 456, 485 f., 500
Johanna von Österreich, Herzogin 501
Johanna von Ponthieu und Montreuil, zweite Frau von Ferdinand III. 110
Johanna, Frau von Wilhelm II., Tochter König Heinrichs von England 13, 24
Johannes Chrysostomos, Kirchenlehrer 100, 405
Johannes III. Dukas Vatatzes von Nicäa, Kaiser, Schwiegersohn Friedrichs II. 198
Johannes von Dol, Bischof 478
Johannes von Plano Carpini 318–320
Johannes, Heiliger 98
Jomtov, Rabbi 425
Jordan, Graf, vermeintlicher Liebhaber von Kaiserin Konstanze 36
Joseph, Patriarch und Beichtvater des byzantinischen Kaisers Michael VIII. 353
Joseph, Rabbi 438
Juan I., spanischer König 413
Juliana, Königin von Spanien 412
Justinian 97

Kantorowicz, Ernst H. 11, 14, 37, 49, 66, 216, 279, 289, 295
Karl der Große 99, 169, 171
Karl I. von Anjou, Bruder Ludwigs (IX.) des Heiligen, König von Albanien 305, 308, 323, 332, 334–336, 338 f., 341–344, 352, 354 f., 357–360, 365, 378, 391–393
Karl II., König von Neapel 377 f., 391 f.
Karl IV., deutscher Kaiser 437, 445
Karl von Kalabrien, Herzog 491
Karl von Salerno, Sohn und Erbe Karls I. von Anjou 360
Karl von Valois, Graf von Anjou 393 bis 395, 451
Karl, Sohn König Roberts von Neapel 494
Katharina von Courtenay, Erbin des lateinischen Kaiserreiches 392
Keller, Hagen 51
Kelly, John 23, 216, 282
Kisch, G. 443
Knöpfler, Alois 106 f., 113
Knud V., König 21
Koch, Walter 305
«König Armleder» 431 f.
«König Rindfleisch» 430, 432
Konrad I. von Querfurt, Kanzler Heinrichs VI., Bischof von Hildesheim und Würzburg 23, 28, 32 f., 70, 218
Konrad I. von Scharfenberg, Bischof von Speyer 76, 78, 207
Konrad I., Herzog von Masowien 167, 184 f.
Konrad IV., Sohn und Thronfolger Kaiser Friedrichs II., deutscher Kaiser und König 287, 289, 291 f., 300 bis 302, 321 f., 324, 327, 340, 352

Konrad von Hochstaden, Erzbischof von Köln 288, 291, 361
Konrad von Krosigk, Bischof von Halberstadt 101
Konrad von Marburg, Inquisitor 255 f., 258, 271 f., 276, 290
Konrad von Megenberg, Theologe 436
Konrad von Porto, Graf von Upach, Kardinal 217, 230
Konrad von Sumerau 362, 364
Konrad von Urslingen, Herzog von Spoleto 27, 51, 54
Konrad von Wittelsbach, Erzbischof von Mainz 32
Konrad, Bischof von Halberstadt 78
Konrad, Bischof von Konstanz 206
Konrad, Bischof von Straßburg 31
Konrad, Erzbischof von Mainz 23, 218
Konrad, Erzbischof von Salzburg 373
Konrad, Halbbruder des Konradin, unehelicher Sohn Kaiser Konrads IV. 344
Konrad, Herzog von Rothenburg, Bruder Heinrichs VI. 53
Konrad, Pfalzgraf bei Rhein 25
Konradin, Sohn des deutschen Kaisers Konrads IV. 324, 327, 329, 333, 340 f., 352, 358 f.
Konstanze von Altavilla, Tochter König Rogers II. von Sizilien, Frau Heinrichs VI., Königin von Sizilien 13 f., 16, 19, 25–27, 29, 35, 54–56, 301
Konstanze, König Manfreds Erbtochter 359
Konstanze, Königin von Arles 118
Konstanze, Tochter des Königs Alfonso von Aragón, verwitwete Königin von Ungarn, Gattin Friedrichs II. 71, 203, 229
Kosmas, Heiliger 98
Kosmas, Prediger wider das Bogomilentum 124
Krämer-Badoni, Rudolf 426, 434, 444
Kretschmayr, Heinrich 90, 93, 96, 103, 330, 454
Kühner, Hans 326, 375
Kupisch, Karl 305, 426
Kyrill, Kirchenlehrer 405

Ladislaus IV., König von Ungarn 362
Lancia, Galvano, Graf 344
Langton, Stephen, Erzbischof von Canterbury 210 f.
Laurentius, Heiliger 98
Lea, Henry Charles 168, 227, 269, 472
Lecky, William E. H. 251
Leo I., heiliger Papst und Kirchenlehrer 123
Leo II., König von Kilikien-Armenien 14
Leo X., Papst 399
Leo XIII., Papst 443
Leopold V., österreichischer Herzog; inhaftierte König Richard Löwenherz 24 f.
Leopold VI., Herzog von Österreich 219, 361, 483 f., 486
Leupold I. von Gründlach, Bischof
Leutard, Häretiker aus der Champagne 118
Lhotsky, A. 366
Lindner, Amnon 403
Little Hugh of Lincoln, vermeintlicher Märtyrer 419
Loewenich, Walther von 43
Looshorn, J. 76 f.
Lortz, Joseph 376
Lothar von Hochstaden, Bischof von Löwen 23
Lothar von Süpplingenburg, deutscher Kaiser 171
Lothario de Segni, Geburtsname von Papst Innozenz III. 45–47

Lübeck, Arnold, Abt 176
Lucius III., Papst 135, 141 f., 253, 271
Lückerath 184
Ludolf von Magdeburg, Erzbischof 59
Ludwig der Fromme 355, 416
Ludwig II., «der Strenge», Herzog von Bayern 224, 324, 340, 472, 481
Ludwig II., Pfalzgraf bei Rhein 366
Ludwig IV., Herzog von Bayern, später deutscher Kaiser 444, 446, 451, 480–483, 486 f., 491–496, 499–501
Ludwig IX. (Ludwig der Heilige), französischer König 221, 250, 259, 271, 272, 290, 300, 303, 307 f., 311, 313–315, 331, 333, 363, 397, 421, 426
Ludwig VI., französischer König 92
Ludwig VII., französischer König 417, 459
Ludwig VIII., französischer Thronfolger 207, 210, 216, 309
Ludwig von Blois, Graf 89
Ludwig X. (Louis Hutin), französischer König 422
Ludwig, Erzbischof von Lyon, Sohn des Karl von Anjou 378
Lupold von Worms, Bischof 63
Lutold, Bischof von Basel 40 f.

Makrizi, arabischer Historiker 311 f., 314
Malabranca, Latino, Dekan des heiligen Kollegiums 377
Manegold von Neuenburg, Bischof von Würzburg 430
Manfred, unehelicher Sohn Friedrichs II., deutscher König 300 f., 321, 325, 327–329, 331, 333, 336–339, 359
Marchia, Franciscus de, Franziskaner 480
Margarete von Babenberg, Gattin Otokars II. 361, 455
Margarete, Gattin von Ludwig IX. 307
Margarethe, Gattin und Cousine König Heinrichs VII. 455
Margarita, Erzpirat und Admiral Tankreds von Lecce 19, 36
Margherita, Tochter des Grafen Aldobrandio Rosso 383
Maria, Königin («Taube ohne Galle») 77
Marie von Brabant, wegen Untreue fälschlich geköpfte Frau des Bayernherzogs Ludwig II. 340
Markus, Mailänder Katharerbischof 129
Markward von Annweiler, Reichstruchseß 26, 35, 46, 51, 56 f.
Marsilius von Padua, politischer Theoretiker 493 f., 500
Martin IV., Papst 335 f., 357 f., 360, 377
Martin, Zisterzienserabt aus dem Elsaß 101
Martinez, Erzbischof von Sevilla 403, 413
Marzellin von Arezzo, Bischof 295 f.
Mathilde, Frau Heinrichs des Löwen 60
Matteo d'Acquasparta, Kardinalbischof 394
Matteo I. Visconti, Reichsvikar der Lombardei 489 f.
Matthias von Neuenburg 499
Matthias, Metropolit von Mainz 498
Maultasch, Margarete, Erbin der Grafschaft Tirol 500
Mayer, Hans Eberhard 87, 96, 214, 222, 310
Mechthild, Mutter Ludwigs IV., Herzog von Bayern 481
Meinhard II., Graf von Görz und Tirol, Stiefvater von Konradin 340
Meinhard, Bischof von Üxküll 173
Menghini, Thomas, Dominikanerinquisitor 268

Menzel, Wolfgang 459, 482
Michael VIII. Palaiologos, byzantinischer Kaiser 102, 353, 359
Michael von Cesena, Franziskanergeneral 480
Milo, päpstlicher Legat 149
Monachus, Johannes (Jean Lemoine) 400
Morosini, Tomaso, Erzbischof 103 f.
Moses 220
Mozzi, Andrea de', Bischof 387 f.
Mozzi, Tomaso de', Bankier 387
Muhammad I., Nasride 111
Müller, Johannes von 37
Mussatto, Albertino, Prähumanist 489, 492, 494, 496
Mussolini, Benito 356

Nebridius von Narbonne, Metropolit in Frankreich 416
Neithart von Reuenthal 219
Nero, römischer Kaiser 286
Nikolaus III., Papst 355–357, 390
Nikolaus IV., Papst 276, 364, 367, 377, 391, 443
Nikolaus V., Papst 495–498
Nikolaus, Anführer eines deutschen Kinderkreuzzuges 114
Nikolaus, Bischof von Salerno 26
Nikolaus, Kardinalbischof von Ostia, später Papst Benedikt XI. 372
Nino de la Guardia, vermeintlicher Märtyrer 419
Nivelon von Soissons, Bischof 95
Noah 476
Nogaret, Guillaume de, königlicher Rat 400–402, 461, 469
Norbert, Heiliger 120
Nubili, Leonardo und Piero de', Mönche 263

Oderisio von Gubbio, Künstler 381
Odo von Nevers, Graf 219
Odo von Tusculum, Legat 442
Ögödei, Sohn und Nachfolger des Dschingis Khan 316
Oliver, Kölner Domscholaster und Kreuzprediger 218, 220 f.
Olivi, Petrus Johannis, Spiritualenführer 263, 481
Olligoyen, Pedro, spanischer Franziskaner 413
Orsini, Jordan, Bruder von Papst Nikolaus III., Kardinal
Orsini, Matteo Rosso, Bruder von Papst Nikolaus III., römischer Senator und Kardinal 281, 355
Orsini, Napoleone, Kardinal 488
Otokar I. Přemysl von Böhmen 71, 73
Otokar II., Přemysl von Böhmen und Herzog von Österreich 361–364
Otto Candidus von St. Nikolaus, Kardinal 238, 242
Otto das Kind, Enkel Heinrichs des Löwen, Herzog von Braunschweig-Lüneburg 243
Otto I., deutscher Kaiser 169, 172, 355
Otto I., Sohn Friedrich Barbarossas, Pfalzgraf von Burgund 31, 40 f.
Otto II. von Bayern, Herzog 248, 302
Otto II. von Wolfskehl, Bischof von Würzburg 446 f.
Otto III., Herzog von Niederbayern 482
Otto IV. von Braunschweig, deutscher König und Kaiser, Sohn Heinrichs des Löwen 53, 58, 60–63–69, 72, 74, 78–80, 93, 195, 199–204, 209 f., 212 f., 254, 262, 352
Otto von Lüneburg, Neffe Ottos IV. 238
Otto von Meranien, Herzog 76
Otto von St. Blasien, Chronist 18, 26 f., 33, 36, 38, 70, 77, 96
Otto von St. Nikolaus, Kardinal 282

Otto von Wittelsbach, Pfalzgraf von Bayern 75
Otto, Bischof von Freising 195
Ottokar, Chronist 369

Pagano, Florentiner Domprobst 388
Pallavicini, Uberto, Markgraf 329
Palmieri, Pasquale 385
Pandulf von Anagni, Kaplan des Papstes Gregor IX. 239
Pantaléon, Jacques, nachmals Papst Urban IV. 331
Parapone, Scottus (Senator) 49
Pascal, Blaise 403
Paschalis II., Papst 88, 389
Pascoli, Giovanni, Lyriker 351
Paternos, Bischof 36
Paulus, heiliger Apostel 149, 269
Pavo, Anton, Inquisitor 276
Pelagius von Albano, Kardinal 106
Pelagius, Alvarus (Alvaro Pelayo), Bischof von Silvez 275
Pelagius, Kardinal 223–226, 230, 239, 313
Pelajo, Alavarez, Pönitentiar von Papst Johann XXII. 477
Pelisso, Guillelmo, Dominikanerinquisitor 159
Pernoud, R. 223
Peter der Ehrwürdige, Abt von Cluny 417
Peter I. von Kastilien 412
Peter II. von Aragón, spanischer König (el Católico) 108, 143, 146, 153, 203, 254
Peter III. «el Gran», König von Aragón, König von Sizilien 357, 360, 389, 391
Peter von Cadreyta, Inquisitor 276
Peter von Luna, Kardinallegat 412
Peter von Mainz, Erzbischof 484
Peter von Ruffia, Inquisitor von Piemont 276
Peter von Verona (Petrus Martyr), Schutzheiliger der spanischen Inquisition 276
Peter von Zittau, Geschichtsschreiber 431, 486
Petrarca 476
Petrus de Vinea, Rat Friedrichs II. 298
Petrus von Bruis (Bruys), Ketzer 120, 133
Petrus von Ungala, Johanniter 498
Petrus von Verona, Inquisitor 126
Petrus Waldes, Gründer der Waldenser 141
Petrus, heiliger Apostel 53, 204, 249, 269
Pfaff, V. 55
Philipp II. Augustus, König von Frankreich 24, 28, 65, 68, 146, 148, 154, 199, 201, 204, 207, 211, 217, 420
Philipp IV., «der Schöne», von Frankreich 382, 386, 395–397, 399, 422, 451, 456 f., 461, 463, 465 f., 468 f.
Philipp V., der Lange, König von Frankreich und Navarra 423, 474
Philipp VI. von Valois, französischer König 499
Philipp von Schwaben, deutscher König, jüngster Sohn Friedrich Barbarossas, Bruder Heinrichs VI. 40, 46, 53 f., 58, 60–63, 66 f., 70–75 f., 79, 93, 104, 175, 212, 361
Philipp, Bruder Kaiser Heinrichs VI. 25, 38
Philipp, Erzbischof von Köln 19
Pierre de Castelnau, Wanderprediger und Heiliger 137–140, 147
Pierre de Tarantaise, Geburtsnamen von Papst Innozenz V. 354
Pierre des Vaux-de-Cernay, Zisterzienser 150, 158, 160, 163

Pietro del Morrone, Eremit und Wundertäter, später Papst Coelestin V. 377
Pinay, M. 421
Pisano, Nicola 381
Pius II., Papst 144
Pius IV., Papst 142
Pius XI., Papst 264
Pontius von Blanes, Inquisitor 276
Pouget, Bertrand du, Kardinallegat und Neffe Papst Johanns XXII. 486, 489 f.
Powell, J. M. 217
Procida, Giovanni da, Arzt 359
Przemysl II., großpolnischer König 372

Rahn, Otto 130, 141, 152, 159
Raimonde Barbaira, arme Frau 275
Raimund de Falguario, Dominikanerinquisitor 259
Raimund VI., Graf von Toulouse, Vetter des Königs von Frankreich, Schwager des Königs von England 139, 147 f., 150, 157, 213, 284, 308
Raimundus von Miromonte, Bischof 159
Rainald von Urslingen, Stellvertreter Kaiser Friedrichs II., Herzog von Spoleto 238
Rainalducci, Pietro 495
Rainer von Fossanova, päpstlicher Legat 137
Rainer von Viterbo, Kardinal 285, 299
Rainerii, Johann Pierreleone, römischer Senator 50
Raspe, Heinrich, Gegenkönig zu Otto IV. 71, 290 f., 445
Raymond, Herr von Termès 157
Recceswinth, spanischer König 408
Reinmar von Hagenau 219
Reisinger, R. 60
Rekkared, spanischer König 406 f.
Repgow, Eike von, Verfasser des «Sachsenspiegels» 439
Richard I. Löwenherz, König von England 16, 20, 23–25, 28, 59 f., 64, 424
Richard von Acerra, Schwager Tankreds 36 f.
Richard von Caserta, Graf 297, 301
Richard von Cornwall, Schwager Kaiser Friedrichs II. und deutscher König 250, 323, 327 f., 344, 351, 361
Richard von Theate, Graf, Sohn Friedrichs II. 295
Ridder, Bernhard 80, 112
Riley-Smith 87
Robert II., der Fromme, französischer König 118
Robert II., Herzog von Burgund 363
Robert von Artois, Bruder des Karl von Anjou 311
Robert von Somercote, englischer Kardinal 281
Robert, Dominikanerinquisitor 259
Robert, König von Neapel 456, 474, 484, 487, 494
Robertus von Salisbury 478
Roderich, Gotenkönig 410
Rodrigo Jiménez de Rada, Erzbischof von Toledo 109
Roffred, Bruder Bonifaz' VIII. 380
Roffrid von Monte Cassino, Abt 20
Roger de Lauria, aragonesischer Admiral 360
Roger II. von Albi, Béziers und Carcassonne, Vizegraf 134
Roger II., König von Sizilien (König von Afrika) 13, 16, 25, 27, 30, 88, 301
Roger, Pierre, bürgerlicher Name von Papst Clemens VI. 500
Rost, Hans 159
Roth, C. 414

Royas, Inquisitor 268
Rudolf der Jüngere, Sohn Rudolfs I. von Habsburg 364
Rudolf I. der Stammler, Pfalzgraf bei Rhein 482 f.
Rudolf I. Graf von Habsburg, deutscher König 340, 347, 351, 354 f., 357, 361–363, 365 f., 372, 481
Rudolf II., Sohn Rudolfs I. von Habsburg 363
Rudolf III. von Böhmen, Sohn Albrechts I. 373 f.
Rudolf, Heiliger 429
Rudolf, Pfalzgraf von Thüringen 77
Rudolf, Sohn Adolfs von Nassau 370

Sacconi, Ranieri, Dominikanerinquisitor 126
Saladin aus der Dynastie der Ayyubiden 31, 221–223
Salavert, Wilhelm, Häretiker 263
Salimbene von Parma, Chronist 198, 245, 293 f., 301, 303, 308, 310, 315, 327
Sancha, Tochter des Königs Alfonso von Aragón, Verlobte von Friedrich II. 201
Sancho II., König von Portugal 326
Sancho VII. von Navarra (der Starke), spanischer König 108
Sarrasin, Johann 311 f.
Savelli, Cencio, später Papst Honorius III. 215
Scherzer, W. 448
Schmidt, Tilmann 384
Schmieder, F. 320
Scholz, Klaus 187
Schubart, W. 99
Schuster, Hermann 399
Schwaiger, G. 474
Scotta, Claricia, Mutter von Papst Innozenz III. 45
Seidlmayer, M. 349, 489
Seltmann, I. 15, 23
Seppelt, Franz Xaver 88, 216 f., 228, 235, 237, 247, 277, 318, 328, 384, 399, 474, 499
Septimus Severus, römischer Kaiser 281
Sergius III., Papst und Mörder zweier Päpste 356
Sibilia, Frau des Tankred, König von Sizilien 28
Siegfried II., Erzbischof von Mainz 202, 208
Siegfried III. von Eppstein, Erzbischof von Mainz und Reichsverweser 287
Siegfried von Westerburg, Erzbischof von Köln 366
Siegfried, Graf von Anhalt 362
Silvester de'Gatti, Ghibelline 495
Simeon, Heiliger 420
Simon de Brie (Brion), Kardinallegat 335
Simon IV. von Montfort, Graf 89, 154, 156–158, 161, 165, 213
Simon von Paderborn, Bischof 292
Simon von St. Quentin, Dominikaner 318
Simon von Trient, vermeintlicher Märtyrer 419
Sindona, Mafiabankier 387
Sisebut, spanischer König 407 f.
Sisenand, spanischer König 408
Spini, Bankier 392
Stecher, Bischof von Innsbruck 419
Stefan I., Herzog von Niederbayern 482
Stehkämper, H. 40, 61
Stephan von Tournay, Bischof 135
Stephan, Abt des Konvents Chase-Dieu 22
Stephan, Hirtenbub aus dem Vendômois 113
Suger von Saint-Denis, Abt 92, 459
Sunesøn, Anders, Neffe des Erzbischofs Absalon I. von Lund 175

Sunesøn, Peder, Neffe des Erzbischofs Absalon I. von Lund 175
Swinthilas, spanischer König 408

Tanchelm (Tanchelinus), Katharer 120
Tankred von Lecce, König von Sizilien 16, 19f., 25, 28, 57
Táriq, Berbergeneral 410
Tebaldo de Brusatis, Stadtherr von Brescia 454
Thaddäus von Suessa, Großhofrichter 286, 294, 317
Theobald von Champagne, Graf 89
Theoderich (Dietrich) von Treyden, Zisterzienser 173, 176
Theodor I. Laskaris, byzantinischer Kaiser 105
Thomas von Acera, Graf 239
Thomas von Aquino, Konradins Kämmerer für die Königreiche Jerusalem und Sizilien 251, 344, 426, 443
Thomas von Monmouth, englischer Benediktiner 418
Thomas, Heinz 472
Thomasin von Zerklare, Autor und Kleriker 219
Thompson, E. A. 405
Tibald Franziskus, Podestà von Parma 297
Tiepolo, Pietro, Podestà von Mailand 245
Toeche, Theodor, Historiker und Biograph Heinrichs VI. 37
Tomaso von Aversa, Inquisitor 265
Trencavel, Raimund-Roger, Vizegraf 150–153
Trushard von Kestenberg, Ministerialer Kaiser Heinrichs VI. 21
Tuscus, Thomas, Franziskaner 254

Ubald von Ravenna, Erzbischof 201
Ubaldini, Oktavian, Kardinal 300, 327f., 337
Ulrich von Etzenbach 372
Ulrich, Graf von Pfirt (Ferette) 40
Urban II., Papst 88, 107, 214
Urban IV., Papst 267, 331–334, 350, 355, 357
Ursus, Neffe von Papst Nikolaus III. 357

Venerabilis, Petrus, Heiliger und Abt von Cluny 428
Veyleti, Johann, Franziskanerinquisitor 144
Vicelin, Slawenapostel 173
Villani, Giovanni 355, 375, 390, 493
Vincke, J. 108
Violante, Königin von Kastilien 413
Visconti, Tedald, Archidiakon von Lüttich 349
Voltaire 307

Walcher, Domherr in Cambrai 22
Waldemar I., «der Große», dänischer König 170
Waldemar II., dänischer König 175, 185, 211
Waldemar von Bremen, Erzbischof 75, 192
Waldemar von Schleswig, Bischof; Sohn von König Knud V. 21
Walram, Graf von Luxemburg 453
Walter (Gautier) von Brienne, Graf 57
Walter von Pagliara, Bischof von Troia 56f.
Walter von Palermo, Erzbischof 16
Walter, Hubert, Bischof von Salisbury und Canterbury 24, 210
Walther von der Vogelweide 45, 62, 66, 89, 206, 219
Wattenbach, W. 21
Welte, B. 458
Wendehorst, A. 76

Wenzel II., König von Böhmen, Sohn und Nachfolger Otokars II. 363, 372 f.
Wenzel III., Sohn Königs Przemysl II. 372 f.
Werner von Oberwesel (Bacharach) 419
Werner, E. 129
Wetzer, H. J. 458
Widukind von Corvey, Abt 78
Wikbold, Erzbischof von Köln 369
Wilbert von Nogent, französischer Abt 417
Wilhelm I., König von Sizilien 13, 16
Wilhelm II., König von Sizilien 13, 15, 24
Wilhelm II. von Holland, Graf und Gegenkönig von Konrad IV. 291 f., 300, 322, 327
Wilhelm III., Thronerbe von Sizilien 25, 28
Wilhelm von der Normandie, Eroberer Englands 424
Wilhelm von Fenasse 275
Wilhelm von Godin, Kardinallegat von Papst Johannes XXII. 411
Wilhelm von Jülich, Graf 351
Wilhelm von Modena, päpstlicher Legat 177
Wilhelm von Ockham, Häretiker 480, 499
Wilhelm von Ravenna, Erzbischof 53
Wilhelm von Saint-Amour, Weltgeistlicher 330
William von Norwich, gekreuzigter Gerberlehrling 424
Winkelmann, Eduard 40, 60, 78
Wladislaw I., König von Böhmen (Vetter Barbarossas) 31 f.
Wojtecki, Dieter, Chronist 187
Wratislaw von Pommern, polnischer Herzog 185
Wulfing, Bischof von Bamberg 446

Zimberlin, Johannes, Gastwirt aus Andlau 432
Zöllner, Walter 41, 55, 102

ÜBER DEN AUTOR

Karl Heinrich Leopold Deschner wurde am 23. Mai 1924 in Bamberg geboren. Sein Vater Karl, Förster und Fischzüchter, katholisch, entstammte ärmsten Verhältnissen. Seine Mutter Margareta Karoline, geb. Reischböck, protestantisch, wuchs in den Schlössern ihres Vaters in Franken und Niederbayern auf. Sie konvertierte später zum Katholizismus.

Karlheinz Deschner, das älteste von drei Kindern, ging zur Grundschule in Trossenfurt (Steigerwald) von 1929 bis 1933, danach in das Franziskanerseminar Dettelbach am Main, wo er zunächst extern bei der Familie seines Tauf- und Firmpaten, des Geistlichen Rats Leopold Baumann, wohnte, dann im Franziskanerkloster. Von 1934 bis 1942 besuchte er in Bamberg das Alte, Neue und Deutsche Gymnasium als Internatsschüler bei Karmelitern und Englischen Fräulein. Im März 1942 bestand er die Reifeprüfung. Wie seine ganze Klasse meldete er sich sofort als Kriegsfreiwilliger und war – mehrmals verwundet – bis zur Kapitulation Soldat, zuletzt Fallschirmjäger.

Zunächst fernimmatrikuliert als Student der Forstwissenschaften an der Universität München, hörte Deschner 1946/47 an der Philosophisch-theologischen Hochschule in Bamberg juristische, theologische, philosophische und psychologische Vorlesungen. Von 1947 bis 1951 studierte er an der Universität Würzburg Neue deutsche Literaturwissenschaft, Philosophie und Geschichte und promovierte 1951 mit einer Arbeit über «Lenaus Lyrik als Ausdruck metaphysischer Verzweiflung» zum Dr. phil. Einer im selben Jahr geschlossenen Ehe mit Elfi Tuch entstammen drei Kinder, Katja (1951), Bärbel (1958) und Thomas (1959 bis 1984).

Von 1924 bis 1964 lebte Deschner auf einem früheren Jagdsitz der Würzburger Fürstbischöfe in Tretzendorf (Steigerwald), dann zwei Jahre im Landhaus eines Freundes in Fischbrunn (Hersbrucker Schweiz). Seitdem wohnt er in Haßfurt am Main.

Karlheinz Deschner hat Romane, Literaturkritik, Essays, Aphorismen, vor allem aber religions- und kirchenkritische Geschichtswerke veröffentlicht. Auf über zweitausend Vortragsveranstaltungen hat Deschner im Laufe der Jahre sein Publikum fasziniert und provoziert.

1971 stand er in Nürnberg «wegen Kirchenbeschimpfung» vor Gericht.

Seit 1970 arbeitet Deschner an seiner großangelegten «Kriminalgeschichte des Christentums». Da es für so unruhige und beunruhigende Geister wie ihn keine Posten, Beamtenstellen, Forschungsstipendien, Ehrensolde, Stiftungsgelder gibt, war ihm die ungeheure Forschungsarbeit und Darstellungsleistung nur möglich dank der selbstlosen Hilfe einiger Freunde und Leser, vor allem dank der Förderung durch seinen großherzigen Freund und Mäzen Alfred Schwarz, der das Erscheinen des ersten Bandes im September 1986 noch mitgefeiert, den zweiten Band aber nicht mehr miterlebt hat, seither des deutschen Unternehmers Herbert Steffen.

Im Sommersemester 1987 nahm Deschner an der Universität Münster einen Lehrauftrag wahr zum Thema «Kriminalgeschichte des Christentums».

Für sein aufklärerisches Engagement und für sein literarisches Werk wurde Karlheinz Deschner 1988 – nach Koeppen, Wollschläger, Rühmkorf – mit dem Arno-Schmidt-Preis ausgezeichnet, im Juni 1993 – nach Walter Jens, Dieter Hildebrandt, Gerhard Zwerenz, Robert Jungk – mit dem Alternativen Büchnerpreis und im Juli 1993 – nach Sacharow und Dubček – als erster Deutscher mit dem International Humanist Award. Im September 2001 erhielt Deschner den Erwin-Fischer-Preis des Internationalen Bundes der Konfessionslosen und Atheisten, im November 2001 den Ludwig-Feuerbach-Preis des Bundes für Geistesfreiheit, Augsburg.

Um die «Kriminalgeschichte des Christentums» geht es – pro und contra – in dem 70minütigen Videofilm von Ricarda Hinz und Jacques Tilly mit dem Titel «Die haßerfüllten Augen des Herrn Deschner». Zu beziehen über: Humanistischer Verband Deutschlands, Wallstraße 61–65, 10179 Berlin.

DAS LITERARISCHE WERK KARLHEINZ DESCHNERS

Die Buchveröffentlichungen in zeitlicher Reihenfolge:

1956	Die Nacht steht um mein Haus
1957	Was halten Sie vom Christentum?
1957	Kitsch, Konvention und Kunst
1958	Florenz ohne Sonne
1962	Abermals krähte der Hahn
1964	Talente, Dichter, Dilettanten
1965	Mit Gott und den Faschisten
1966	Jesusbilder in theologischer Sicht
1966	Das Jahrhundert der Barbarei
1968	Wer lehrt an deutschen Universitäten?
1968	Kirche und Faschismus
1969	Das Christentum im Urteil seiner Gegner, Band 1
1970	Warum ich aus der Kirche ausgetreten bin
1970	Kirche und Krieg
1971	Der manipulierte Glaube
1971	Das Christentum im Urteil seiner Gegner, Band 2
1974	Das Kreuz mit der Kirche
1974	Kirche des Un-Heils
1977	Warum ich Christ/Atheist/Agnostiker bin
1981	Ein Papst reist zum Tatort
1982	Ein Jahrhundert Heilsgeschichte, Band 1
1983	Ein Jahrhundert Heilsgeschichte, Band 2
1985	Nur Lebendiges schwimmt gegen den Strom
1986	Die beleidigte Kirche
1986	Kriminalgeschichte des Christentums, Band 1
1987	Opus Diaboli
1988	Kriminalgeschichte des Christentums, Band 2
1989	Dornröschenträume und Stallgeruch
1990	Woran ich glaube
1990	Kriminalgeschichte des Christentums, Band 3
1991	Die Politik der Päpste im 20. Jahrhundert
1991	Der Anti-Katechismus (mit Horst Herrmann)
1992	Der Moloch
1994	Die Vertreter Gottes
1994	Ärgernisse, Aphorismen
1994	Kriminalgeschichte des Christentums, Band 4
1994	Was ich denke

1995 Weltkrieg der Religionen: Der ewige Kreuzzug auf dem Balkan (mit Milan Petrović)
1997 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 5
1997 Oben ohne
1998 Die Rhön
1998 Für einen Bissen Fleisch
1999 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 6
1999 Zwischen Kniefall und Verdammung. Robert Mächler. Ein gläubiger Atheist
1999 Memento!
2002 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 7

Bücher Karlheinz Deschners liegen auch vor auf französisch, griechisch, italienisch, niederländisch, norwegisch, polnisch, russisch, serbokroatisch, spanisch. Übersetzungen in weitere Sprachen werden vorbereitet.

rororo

Der siebte Band von Karlheinz Deschners Fundamentalkritik des Christentums ist ein Meisterwerk wie seine vorangegangenen Bücher.

«Gemessen an Karlheinz Deschner sind die kritischen Kirchen- und Drewermänner unserer Tage nichts als freundliche Herren mit religiösen Skrupeln.»
Michael Bauer, Süddeutsche Zeitung

«Für mich ist Deschner der größte Kirchenkritiker und Religionskritiker aller Zeiten, und zwar nicht nur wegen seines Sachgehaltes, dessentwegen, was er an Fakten, an historischen Darstellungen bietet, sondern auch wegen der Großartigkeit seiner Darstellungsweise, also wegen des großen Flusses der Leidenschaft.»
Prof. Dr. Dieter Birnbacher, Universität Düsseldorf

www.rororo.de

ISBN 978-3-499-61511-5
9 783499 615115

€ 16.00 (D)
€ 16.50 (A)

rororo

KARLHEINZ DESCHNER

Kriminalgeschichte des Christentums

BAND 8
DAS 15. UND 16. JAHRHUNDERT

rororo

rororo

ZU DIESEM BUCH Karlheinz Deschners Ermittlungen beginnen im 14. Jahrhundert mit Clemens IV. in Avignon, einem Vorläufer der berüchtigten Renaissancepäpste. Diese Stellvertreter Gottes, korrupt und geil, verschwenderisch und genußgierig, agierten als allerhöchste Schmarotzer an der Spitze einer moralisch verkommenen Hierarchie geweihter Männer ihresgleichen. Im Großen Abendländischen Schisma (1378 bis 1453) bekämpften einander gleich drei (Gegen-)Päpste dieser Sorte mit Waffengewalt. In allerchristlichster Nächstenliebe zerfleischen sich die Großmächte Frankreich und England im Hundertjährigen Krieg (1338 bis 1453), während im östlichen Mitteleuropa die Deutschordensritter unter den bereits christianisierten Slawen wüten. Das schamlose Treiben der römischen Kamarilla schrie förmlich nach einem Regimewechsel. Mit Männern wie John Wycliff, Jan Hus und Martin Luther kommt die innerchristliche Opposition zu Wort. Doch die Reformation führt nirgendwo zur Revolution, vielmehr verhindert sie den Kollaps des Papsttums. Jetzt wird die Verfolgung von «Ketzern», Hexen und Juden nur noch fanatischer. Das längste Kapitel widmet Deschner dem Leiden der Landbevölkerung, die seit Anfang des Mittelalters bis weit in die Neuzeit gleichermaßen von Adel und Klerus ausgesaugt und gequält wird.

DER AUTOR Karlheinz Deschner, geboren 1924 in Bamberg, im Krieg Soldat, studierte Jura, Theologie, Philosophie, Literaturwissenschaft und Geschichte. Seit 1958 veröffentlicht Deschner seine entlarvenden und provozierenden Geschichtswerke zur Religions- und Kirchenkritik. Der forschende Schriftsteller lebt in dem durchaus katholisch geprägten Frankenstädtchen Haßfurt am Main. Für seine Forschungen wurde er mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet.
Weitere im Rowohlt Taschenbuch Verlag erschienene Bände der «Kriminalgeschichte des Christentums»: Band I «Die Frühzeit» (rororo 19969), Band 2 «Die Spätantike» (rororo 60142), Band 3 «Die Alte Kirche» (rororo 60244), Band 4 «Frühmittelalter» (rororo 60344), Band 5 «9. und 10. Jahrhundert» (rororo 60556), Band 6 «11. und 12. Jahrhundert» (rororo 61131), Band 7 «13. und 14. Jahrhundert» (rororo 61511). Im Buchverlag sind erschienen: «Opus Diaboli», Reinbek 1987; «Die Politik der Päpste im 20. Jahrhundert», Reinbek 1991; «Oben ohne», Reinbek 1997; «Memento!», Reinbek 1999.

KARLHEINZ DESCHNER

Kriminalgeschichte des Christentums

BAND 8

DAS 15. UND 16. JAHRHUNDERT

Vom Exil der Päpste in Avignon bis zum Augsburger Religionsfrieden

ROWOHLT TASCHENBUCH VERLAG

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, März 2006
Copyright © 2004 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München,
nach einem Entwurf von any.way Hamburg
(Abbildung: Joachim Blauel – Artothek/
Bayerische Staatsgemäldesammlungen)
Satz Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 13: 978 3 499 61670 9
ISBN 10: 3 499 61670 X

Gewidmet besonders meinen Freunden Alfred Schwarz und Herbert Steffen sowie allen, deren selbstlosen Beistand ich, nach dem steten meiner Eltern, dankbar erfuhr:

Joachim Ackva
Wilhelm Adler
Prof. Dr. Hans Albert
Lore Albert
Klaus Antes
Else Arnold
Josef Becker
Karl Beerscht
Dr. Wolfgang Beutin
Dr. Otto Bickel
Prof. Dr. Dieter Birnbacher
Dr. Eleonore Kottje-Birnbacher
Kurt Birr
Dr. Otmar Einwag
Dr. Sylvia Engelfried
Dieter Feldmann
Dr. Karl Finke
Franz Fischer
Kläre Fischer-Vogel
Henry Gelhausen
Dr. Helmut Häußler
Prof. Dr. Dr. Norbert Hoerster
Prof. Dr. Walter Hofmann
Dr. Stefan Kager und Frau Lena
Hans Kalveram
Karl Kaminski und Frau
Dr. Hedwig Katzenberger
Dr. Klaus Katzenberger
Hilde und Lothar Kayser
Prof. Dr. Christof Kellmann
Prof. Dr. Hartmut Kliemt
Dr. Fritz Köble
Hans Koch
Hans Kreil
Ine und Ernst Kreuder
Eduard Küsters
Robert Mächler
Jürgen Mack
Volker Mack
Dr. Jörg Mager
Prof. Dr. H. M.
Nelly Moia
Fritz Moser
Regine Paulus
Jean-Marc Pochon
Arthur und Gisela Reeg
Hildegunde Rehle
M. Renard
Gabriele Röwer
German Rüdel
Dr. K. Rügheimer u. Frau Johanna
Heinz Ruppel und Frau Renate
Martha Sachse
Hedwig und Willy Schaaf
Friedrich Scheibe
Else und Sepp Schmidt
Dr. Werner Schmitz
Norbert Schneider
Alfred Schwarz
Dr. Gustav Seehuber
Dr. Dr. Gunter F. Seibt
Dr. Michael Stahl-Baumeister
Herbert Steffen
Prof. Dr. Dr. Dr. h. c.
Wolfgang Stegmüller
Almut und Walter Stumpf
Artur Uecker
Dr. Bernd Umlauf
Helmut Weiland
Klaus Wessely
Richard Wild
Lothar Willius
Dr. Elsbeth Wolffheim
Prof. Dr. Hans Wolffheim
Franz Zitzlsperger
Dr. Ludwig Zollitsch

INHALT

1. KAPITEL: Die Anfänge Karls IV. von Luxemburg-Böhmen (1346–1378) und Clemens VI. (1342–1352), ein Vorläufer der Renaissance-Päpste 11

Ein neuer «Pfaffenkönig»? 13 · Clemens VI. (1342–1352) und die Königin von Neapel 16 · Luxus, Orgien und Torturen 18 · Introitus et Exitus 22 · Weitere Ausbeutungsvarianten oder Alles hat seinen festen Preis 26 · Die Abschöpfmethoden der Bischöfe 30 · Auch der niedere Klerus bediente sich 33 · Nuntii et collectores 38 · «Unsere Vorgänger verstanden es nicht, Papst zu sein» 41 · Marsilius von Padua – «nie ein schlimmerer Ketzer», und Tod von Kaiser und Papst 45

2. KAPITEL Innozenz VI. (1352–1362) und der Beginn des Hundertjährigen Krieges (1338–1453) 49

«Ketzer»-Jagden 51 · Kardinal Albornoz – das Genie seiner Heiligkeit 53 · Der Hundertjährige Krieg beginnt (1338–1453) 57 · Erbfolgekrieg in der Bretagne 58 · Die Schlacht von Poitiers 61

3. KAPITEL: Christliches Bauernelend und mönchisches Glück 65

«Seid nicht traurig – wir sind alle Brüder in Christo» 67 · Eine Rechtsnatur wie Vieh 70 · «Jacques Bonhomme à bon dos, il souffre tout» 75 · Hungersnöte: Menschen getötet und in Salz gelegt 81 · Reichtum der Bischofskirchen 84 · Zehnt und Doppel-Zehnt für den armen Klerus 87 · Reichtum der Klöster 93 · «to troste miner selen» oder «rechtmäßige Erben um ihr Erbe bringen» 97 · Der hl. Isidor 103 · «Jeder muß sein eigener Ochse sein»? 105 · Bauernlegen der Zisterzienser 113 · Die sogenannte Freilassung in der Kirche 120 · Das Kirchengut war heilig 123 · Bauernrevolten in der Normandie, in Dänemark, Norwegen und Ungarn 128 · Der flandrische Bauernkrieg und die Jacquerie 133

4. KAPITEL: Die Päpste Urban V. (1362–1370), Gregor XI. (1370–1378) und das Ende des avignonesischen Exils 137

Fortgesetzte «Ketzer»-Jagd 139 · Gescheiterte Rückkehr nach Rom und mißglückte Kirchenunion 141 · «... ein glücklicher Handstreich» Massenmord in Alexandria 144 · Gregor XI. bekämpft John Wyclif und andere «Ketzer» 148 · Rückkehr nach Rom, Blutbäder und Blumen 151

5. KAPITEL Das Große Abendländische Schisma (1378–1417 bzw. 1423). Krieg der Päpste gegeneinander 155

Ein Monstrum und ein Massenmörder werden Papst 157 · Krieg um Neapel. Urban VI. läßt die eignen Kardinäle foltern und ermorden 162 · Papst Bonifaz. IX. (1389–1404) läßt Geld und Köpfe rollen 165 · Statt der verruchten Zweiheit eine verfluchte Dreiheit 172 · Papst Johann XXIII. «So werden Füchse gefangen» 177 · Das Konzil von Konstanz (1414–1418) entmachtet drei Päpste 180

6. KAPITEL: Jan Hus und die Hussitenkriege 187

Ein Reformator entflammt Böhmen 190 · Die katholische Kirche verbrennt Jan Hus 198 · Die hussitische Revolution beginnt 208 · Vier Kreuzzüge gegen das «giftige Gewürm» 212

7. KAPITEL: Das christliche Europa gegen Mitte des 15. Jahrhunderts. Unter besonderer Berücksichtigung Papst Eugens IV., weiterer Judenpogrome und des Deutschen Ritterordens 221

Konzil contra Papst 223 · Großes Köpferollen unter Kardinal Giovanni Vitelleschi, dem «geliebten Sohn» des Papstes 226 · Eugens Kirchenunion 228 · Die Türken vernichten Byzanz 230 · Der Hundertjährige Krieg (1327–1453) geht zu Ende 234 · Peasants' Revolt 235 · Die Herren unter sich 238 · Eine Hexe wird heilig 240 · Auch ein Judenhetzer wird heilig 242 · Auch ein großer Judenmörder wird heilig 246 · Die «Preußenreise» – der Deutsche Orden bittet zur «Saison» 249 · Tannenberg oder Der Anfang vom Ende 252

8. KAPITEL: Das Renaissance-Papsttum beginnt. Nikolaus V., Kalixt III., Pius II., Paul II., Sixtus IV., Innozenz VIII. 257

Nikolaus V. (1447–1455), «der liberalste aller Päpste» 261 · Calixtus III. (1455–1458) Türkenkrieg und Nepotismus 265 · Pius II. (1458–1464), ein Pornograph wird Papst 268 · Paul II. (1464–1471), «die fromme Maria» 276 · Sixtus IV. (1471–1484). Krieg und Mord für Nepoten, Beginn der Spanischen Inquisition 279 · Innozenz VIII. (1484–1492). Das «Goldene Zeitalter der Bastarde» 291

9. KAPITEL: Die Anfänge des langen christlichen Hexenwahns 296

Was kleine und große Kirchenlichter glaubten 303 · «Brennen», «das houbet abslahn», «den wilden tieren fürgeworfen». «Der Vorrang der Initiative lag zunächst bei der geistlichen Gerichtsbarkeit» 308 · «Hexenbulle» und «Hexenhammer» erleuchten die Neuzeit 310

10. KAPITEL: Von Alexander VI. (1492–1503) bis zu Leo X. (1515–1521) 319

Die heilige Familie 322 · Franzosen- und Türkeninvasion 329 · Savonarola 333 · Drei Romagna-Kriege – und das «weiße Pulver» 336 · «Blutsäufer Julius» tritt an 341 · Julius II. bekriegt Perugia und Bologna 344 · Julius II. bekriegt mit Frankreichs Hilfe die Venezianer und mit Venedigs Hilfe die Franzosen 347 · Papst Leo X. (1513–1521) «Nunc triumphabimus, amici» 351 · Nepotismus und Schulden wie Sand am Meer 353 · Leos blutiges Lavieren für die Medici 356

11. KAPITEL: Der Ablaß. Vom katholischen zum protestantischen Luther 361

«... eine echte dogmengeschichtliche Neubildung» 363 · Die «Fuggerei» 364 · Ablässe für Lebende und Tote 368 · Fortschritte beim Ablaßbetrug und Folgen 371 · Die Ablaßthesen. Vom «sehr guten Papst» zur «Papstsau» 375

12. KAPITEL: Man nennt es Reformation 383

Der Reformator läßt die Bauern schlachten oder «Anzaigung zwayer falschen Zungen des Luthers» 385 · Der «Ketzer» wird zum «Ketzer»-Jäger 398 · Luther fordert Todesstrafe für Zauberer und Hexen 409 · Der Judenstürmer 417

13. KAPITEL: Vom «Sacco di Roma» zum Augsburger Religionsfrieden 431

Karl V. und Franz. I. 433 · Clemens VII. laviert 435 · Il Sacco di Roma – der katholische Kaiser und Schirmvogt der Kirche bekriegt mit Spaniern und Lutheranern den Papst 438 · Papst Paul III. (1534–1549) Türkenkriege, Römische Inquisition und sein Verrat des Kaisers im Schmalkaldischen Krieg 443 · Der Augsburger Religionsfrieden – neues Recht und neues Unrecht 450

ANHANG

Anmerkungen 455 · Benutzte Sekundärliteratur 483 · Abkürzungen 508 · Register 510 · Über den Autor 525 · Das literarische Werk Karlheinz Deschners 527

1. KAPITEL

DIE ANFÄNGE KARLS IV. VON LUXEMBURG-BÖHMEN (1346–1378) UND CLEMENS VI. (1342–1352), EIN VORLÄUFER DER RENAISSANCE-PÄPSTE

«Karl verstand sich gemäß der herrschenden Königsvorstellung im Herrscheramt als Stellvertreter Christi. Darüber hinaus fühlte er sich von Gott zum Herrscher auserwählt. Bei der Ausübung der Königsherrschaft ließ sich Karl von der christlich-kirchlichen Auffassung vom Herrscheramt leiten.» «Karl IV. übervorteilte dabei, er überlistete, täuschte, sprach doppelzüngig, er betrog, stiftete Schaden, erregte Zwietracht, wiegelte auf. Karl scheute sich nicht, Vorteile aus den Verbrechen an den Juden zu ziehen ...» «Sein göttliches Sendungsbewußtsein wie sein Glaube, im Auftrage Gottes zu regieren, sanktionierten seine allgemeine und besondere Skrupellosigkeit in der Wahl der Mittel.»
Eckhard Müller-Mertens[1]

«Klemens' verschwenderische Hofhaltung und sein prächtiges Gefolge waren einem weltlichen Fürsten, nicht aber einem Kirchenfürsten angemessen. Er genoß Bankette und farbenfrohe Feste ... Er war ein schamloser Nepotist, der Verwandte und Landsleute mit Ämtern und Geschenken überhäufte. Die enormen Ausgaben, die der Kirche nicht nur aufgrund dieser Maßlosigkeit, sondern auch durch riesige Kredite an Frankreich, den Erwerb von Avignon (80 000 Goldstücken) und den aufwendigen Bau des Palais Neuf erwuchsen, sowie die Feldzüge in Italien und gegen die Türken, fraßen alsbald die umfangreichen Gelder auf, die Johannes XXII. und Benedikt XII. angehäuft hatten.»
John Norman Davidson Kelly[2]

Ein neuer «Pfaffenkönig»?

Hatte der Vorgänger, Kaiser Ludwig IV. der Bayer, den letzten großen Kampf gegen die Päpste ausgetragen (VII 486 ff.), so versuchte der Nachfolger, nicht ohne Erfolg, sein Glück mit ihnen. Diverse Umstände und Eigenheiten kamen ihm dabei zustatten. Vor allem die Schwäche der Päpste, die Krise des französischen Königtums, nicht zuletzt gewisse Seiten seines eignen Geistes und Charakters.

Karl IV., der künftige deutsche Kaiser, war der Urenkel König Rudolfs I. von Habsburg, der Enkel Kaiser Heinrichs VII. und wurde als ältester Sohn König Johanns von Böhmen aus dem Hause Luxemburg am 14. Mai 1316 in Prag geboren. Aus mütterlich přemyslidischer Tradition stammt sein Taufname Wenzel. Nach einer unglücklichen frühen Kindheit (durch das Zerwürfnis seiner Eltern) in Böhmen, schickte ihn sein Vater siebenjährig nach Paris; er wurde am Hof seines Onkels Karl IV. von Valois erzogen und erhielt nach diesem, seinem Firmpaten, den Namen Karl.

Der Prinz war hochtalentiert und für seine Zeit ungewöhnlich gebildet. Er sprach – «Dank der göttlichen Gnade», sagt er in seiner Autobiographie – Tschechisch, seine Muttersprache, ferner Deutsch, Italienisch, Französisch, Lateinisch (urkundete aber nur Lateinisch und Deutsch). Bald kam er in einflußreiche geistliche Hände. Sein maßgeblicher Lehrer, dies bezeugt Karl wieder selbst, wurde der Benediktiner Pierre Roger, seinerzeit Abt von Fécamp, Vertrauter des französischen Königs, später Papst Clemens VI. 1330, vierzehnjährig, aus Paris abberufen, führte sein Großonkel, der Kurfürst und Erzbischof Balduin von Trier, eine Schlüsselfigur der damaligen deutschen Politik, Karl in das politische Leben und

die territoriale Verwaltungspraxis seines Luxemburger Stammlandes ein.[3]

Karl IV., der wie kaum ein andrer mittelalterlicher Potentat die Aufmerksamkeit moderner Historiker findet, soll nicht nur klug, sondern auch heimtückisch, doppelzüngig gewesen sein, ein «abgebrüht listiger Mensch» (Diwald), energisch, zielbewußt, sparsam, doch ebenso geldgierig und auf stete Mehrung seiner Hausmacht bedacht.

Beherrscht von Sündenfurcht, von Angst vor dem Jüngsten Gericht, unterzog er sich regelmäßig Exerzitien, Bußübungen, verfaßte Predigten, betete mitunter tagelang, rief Heilige an, die Slawenapostel Kyrill und Method (V 225 ff.), deren Festtag er zum öffentlichen Feiertag erklärte. Er verehrte besonders den hl. Wenzel, den hl. Karl sowie Reliquien, deren Kult er überdies ungewöhnlich förderte, auch selbst ekstatisch vollzog. Er begünstigte religiöse Erneuerungsbewegungen, berichtete in seiner «Vita Caroli IV. ab ipso conscripta», der fast einzigen Autobiographie eines europäischen Herrschers, auffallend ausführlich über die Grundsätze eines christlichen Lebens, fühlte sich auch als Fürst von Gott geleitet und im Kampf beschützt. Nicht zufällig figurierte er gern als Priesterkönig, umgeben von religiösen Symbolen, in Anbetung der Madonna mit dem Jesuskind, ja wollte überhaupt Prag zum «Rom des Nordens» machen.[4]

Eigene militärische, finanz- und wirtschaftspolitische Erfahrungen sammelte Karl zwischen 1331 und 1333 als Statthalter seines Vaters in Oberitalien, wobei er in Pavia einem Giftattentat entging – «unter dem Schutz der göttlichen Gnade, weil eine feierliche Messe ausführlich gehalten wurde und ich dabei kommunizierte und vor dem Frühstück nichts essen wollte». Wie überhaupt der Versuch, das reiche, doch von Parteien zerrissene, von Fehden geschüttelte Land unter Luxemburger Regentschaft zu schröpfen, die «Reichssteuer» einzustreichen, trotz triumphaler Anfangserfolge so gänzlich mißlang wie einst der barbarische Kriegszug seines geldhungrigen Großvaters Heinrich VII. (VII 453 ff.!).

Auch Papst Johann XXII. war in das böhmische Abenteuer verstrickt; wollte er doch seine lombardischen Feinde durch den Böh-

menfürsten vernichten lassen, bevor er diesen selber wieder beseitigt hätte. Der junge Karl freilich mochte das Fiasko nicht blutig fortsetzen. «Als unser Vater nun sah», schrieb er später, «daß ihm die Mittel ausgingen und er nicht weiter Krieg gegen die Herren der Lombardei führen könne, dachte er an einen Rückzug und wollte uns die Städte und den Krieg überlassen. Wir aber verweigerten, was wir mit Ehren nicht behaupten konnten.» So verschwanden die beiden Fürsten schließlich ohne jeden Erfolg «wie Rauch» aus dem Land.

Karl IV. hat in der Tat, eine rühmliche Ausnahme unter den Monarchen des christlichen Mittelalters, nur selten und dann nie über längere Dauer Krieg geführt. So 1371 und 1373 je einen Feldzug gegen die Mark Brandenburg, worauf er die Wittelsbacher für den Verlust mit immerhin 500000 Gulden abfand. So den Reichskrieg wider den schwäbischen Städtebund, wobei er 1377 einlenkte, als der Graf von Württemberg eine Schlacht verlor.

Karl, der die Bezeichnung Friedensfürst im großen und ganzen verdient, zog zur Durchsetzung seiner, herkömmlich gesehen, insgesamt erfolgreichen Politik Verhandlungen, Vergleiche, die persönliche Übereinkunft vor, wenn er auch Feinden gegenüber unerbittlich sein konnte. Er regierte jedoch nicht, wie üblich, durch Waffengänge, sondern durch Diplomatie, Privilegienvergabe, Pfand und Lehensnahme, Tausch und Erbschaftsverträge, immer wieder durch Ehevereinbarungen und, in erstaunlichem Maße, sein eigentliches Machtmittel, durch beträchtliche Abfindungen, Zahlungen. «Alles andere ist eher zu versuchen als das Eisen», schrieb er 1351 an Petrarca, «so wollen es die Ärzte und das haben auch die Kaiser aus Erfahrung gelernt», wobei er freilich besonders an sich gedacht haben mochte, den, wie man ihn auch nannte, «Kaufmann auf dem Thron».[5]

Allerdings scheute er bei seinen Friedensbemühungen keinerlei Skrupellosigkeit, dreiste Tricks, Verbrechen, wie das nun mal zum schmutzigen Geschäft der Politik seit je gehört, weit mehr jedenfalls als das Gegenteil. «Karl IV. übervorteilte dabei, er überlistete, täuschte, sprach doppelzüngig, er betrog, stiftete Schaden, erregte Zwietracht, wiegelte auf» (Müller-Mertens). Kurz, er war, feiner formuliert, «ein Meister auf dem Felde verdeckten diplomatischen

Spiels» (Pfitzner). Aus Profitsucht zögerte er auch keinen Augenblick, alle edlen Grundsätze zu verleugnen, etwa Judenblut in blankes Kapital umzumünzen. Trat er doch die Rechte über die so oft und immer wieder Gejagten an mehrere Reichsstädte ab und sicherte den neuen Nutznießern jüdischen Gutes im voraus urkundliche Straflosigkeit zu für den Fall, daß «die Juden daselbst nächstens erschlagen» werden (VII 445!).

Als Markgraf von Mähren erweiterte Karl noch seinen Erfahrungsschatz und regierte nach der Erblindung des Vaters de facto auch in Böhmen. Dabei reihte er sich in die antiwittelsbacherische Front ein und wurde bald deren bedeutendster Exponent, vor allem durch den Beistand seines einstigen Lehrers, des Papstes Clemens VI.[6]

Clemens VI. (1342–1352) und die Königin von Neapel

Wir begegneten diesem Kirchenhaupt bereits im letzten Band kurz (VII 500 f.). Doch verdient es in vieler Hinsicht ausführlichere Beachtung.

Als Sproß einer Adelsfamilie aus dem Limousin um 1291 auf Burg Maumont (dép. Corrèze) geboren, wurde Pierre Roger nach dem Studium in Paris 1326 Benediktinerabt in Fécamp und in den folgenden vier Jahren Bischof von Arras, Erzbischof von Sens und von Rouen, offizieller Propagandist auch eines wieder einmal geplanten Kreuzzugs. Er war Vertrauter König Philipps VI., wurde 1338 Kardinal und vier Jahre später Papst «wegen seiner hohen Begabung als Prediger und Theologe» (Lexikon für Theologie und Kirche).[7]

Nun ist Clemens aber nicht nur, wie auch Katholik Seppelt versichert, «ein tüchtiger Theologe», ein «vielgefeierter Redner und Prediger» gewesen, nicht nur, so heißt es, liebenswürdig, umgänglich, gütig, freigebig, ein Promotor von Kunst und Wissenschaft, ein Förderer der avignonesischen Papstbibliothek, für die er Petrarca, dem er ein Kanonikat in Pisa verlieh, Cicerohandschriften sammeln ließ.

Nein, der neue, einstimmig gewählte Pontifex war ein großer Wohltäter überhaupt, vor allem ein Wohltäter seiner selbst. Aus Rouen, der reichsten Pfründe Frankreichs, kommend und so an Wohlleben, an Luxus gewöhnt, überbot er noch vieles bisher ohnedies schon Dagewesene.[8]

So kaufte er die Stadt Avignon und das umliegende Gebiet 1348 der Königin von Neapel ab, wobei er die Skandalumwitterte auch moralisch rehabilitierte.

Johanna I. von Anjou, viermal verheiratet, hatte gemeinsam mit ihrem Liebhaber, dem Vetter ihres Vaters, Prinz Ludwig von Tarent, den sie ehelichte, ihren ersten Mann Andreas von Ungarn bereits nach zweijähriger Ehe 1345 im Schloß von Aversa erdrosseln lassen – übrigens ein auch der Kurie sehr unerwünschter Fürst; der päpstliche Legat hatte deshalb den Auftrag, nur die Königin zu krönen. Im Januar 1348 floh sie mit Ludwig in ihre Grafschaft Provence und zum Papst, während der Herr Ungarns, Ludwig I. «der Große», der Bruder des liquidierten Andreas, dem er zuvor für 44 000 Mark die neapolitanische Krone gekauft, zwei furchtbare Rachezüge gegen Johannas Reich unternahm. Doch scheiterte der König, Bekämpfer der Bogomilen auf dem Balkan, später Vertreiber der Juden aus Ungarn und auch persönlich fromm, mit seinen Thronansprüchen am Widerstand des Papstes.[9]

Mit diesem hatte sich inzwischen folgendes Geschäft ergeben. Johanna verkaufte ihm die Stadt Avignon für 80 000 Gulden, kein hoher, ja, ein fast irritierend geringer Preis, falls er überhaupt gezahlt worden ist, und Clemens sprach sie von der Mordschuld an ihrem Gatten frei, wenn auch erst nach einem Scheinprozeß in Avignon. Überdies erkannte er die neue Ehe an. Darauf kehrte Johanna nebst Mördermann und allerhöchstem Segen nach Neapel zurück, und am 23. Mai 1352 wurde Ludwig samt Gemahlin von einem päpstlichen Legaten in Neapel zum sizilischen König gekrönt. Als er, um kurz vorauszublicken, 1362 starb, heiratete Johanna Jakob III. von Mallorca und, nach dessen Tod, in vierter Ehe, 1375 Otto von Braunschweig, bis man sie 1382 ihrerseits erdrosselte, im Auftrag ihres Schwagers Karl III. von Anjou-Durazzo, des Königs von Neapel, der vier Jahre später ermordet worden ist.[10]

Luxus, Orgien und Torturen

Clemens VI., wiewohl Mönch, hielt glanzvoll, geradezu orientalisch pomphaft Hof, ja tat es an mondäner Repräsentation, «an äußerer Herrlichkeit», so selbst die Katholiken Wetzer/Welte, «allen Fürsten seiner Zeit zuvor». Er bezog Seide aus der Toskana, feines Leinen aus Reims, Paris, Flandern. Vierzig verschiedene Sorten Goldbrokat kaufte er in Syrien ein. Sein Pelzbedarf war ungeheuer: 1220 Hermelinfelle – «68 für eine Kapuze, 430 für ein Cape, 310 für einen Umhang, 150 für zwei weitere Kapuzen, 64 für noch eine Kapuze, 30 für einen Hut, 80 für eine große Kapuze und 88 für Birette oder päpstliche Capes». Doch verschwendeten die Herren Avignons, die Nachfolger des armen Jesus, an Luxusimporte überhaupt fünf bis zehn Prozent ihres Jahresetats.[11]

Für Küche und Keller ließ Clemens VI. ein Mehrfaches dessen springen, was seine beiden Vorgänger dafür verbrauchten (Clemens V. allein beinah tausend Gulden pro Woche). Nur für das Krönungsmahl zahlte der «wegen seiner hohen Begabung als Prediger und Theologe zum Papst gewählte» sechste Clemens mehr als 15 000 Goldgulden.

Freilich, ein bißchen Vergnügen, Eßlust darf wohl sein. Schließlich – bereits der hl. Benedikt hatte zwei gekochte Speisen für den Mönch gefordert, damit der, esse er die eine nicht, sich an der anderen ergötze. Auch erlaubte Benedikt als dritten Gang Rohkost. Und später kredenzte man den Benediktinern häufig mehr als zwei Gerichte. Die «Consuetudines Farfenses» schreiben drei zu jeder Mahlzeit vor, und die Reformbenediktiner aßen, außerhalb der Fastenzeit, gleichfalls stets mehrere. In vielen Klöstern aber gab es bald einen dritten, vierten, einen fünften Gang selbst an Fasttagen. Sogar der hl. Petrus Venerabilis verteidigte eine dritte, vierte Folge – mit Berufung auf Benedikt, denn, führte Petrus dessen Gedanken fort, könne ein Mönch auch das zweite Essen nicht genießen, müsse ihm ein drittes oder viertes zur Verfügung stehen.

Die Asketen fanden verschiedene Brotarten vor, Weizen-, Roggen-, Haferbrot, daneben noch Spezialbrotsorten. Und dazwischen Semmeln, Oblaten, Waffeln, Törtchen etc. Zum Dessert gab es Salate

und Obst. Fleisch hatte Benedikt verboten, jedoch nur Fleisch von vierfüßigen Tieren. So hielt man sich bevorzugt an Fisch, auch beim Fasten. Und nicht selten erlaubte man Geflügel, das noch wohlschmeckender war als Vierbeiner-Fleisch. Schon Hrabanus Maurus wertete, mit Berufung auf die Bibel, Geflügel wie Fisch, da die Vögel am gleichen Tag geschaffen worden seien wie die Fische und sie, wie diese, auch aus dem Wasser kämen. Dann betont Petrus Abaelard, die Bibel verlange auch den Fleischverzicht nicht. Und schon im späten 12. und im 13. Jahrhundert wurde in den meisten Klöstern das Fleischverbot mißachtet.

Nachsicht also mit Papst Clemens.

Auch gegenüber seinen Verwandten zeigte er sich von ungehemmter Generosität – ein halbes Dutzend von ihnen machte er schamlos zu Erzbischöfen und Kardinälen. Sein Nepotismus überschritt, wie auch Seppelt einräumt, «alles Maß» und kam die Kirche teuer zu stehen. Noch mehr wohl seine Prachtsucht.[12]

Hatte Clemens V., der erste avignonesische Papst – zusammen mit König Philipp IV. dem Schönen Ausrotter der Templer (VII 461 ff.!) –, noch bei den Dominikanern Quartier genommen, Nachfolger Johann XXII., einst Bischof von Avignon (1310–1313), dann im Bischofspalast, darauf Benedikt XII. einen größeren befestigten, turmbewehrten Wohnsitz gebaut, das Palais vieux, so fügte Clemens VI., seinen gesteigerten Bedürfnissen entsprechend, im Süden noch ein neues Bauwerk (Palais neuf) hinzu.

Die Papstresidenz (zur Zeit der Französischen Revolution Gefängnis, im 19. Jahrhundert Kaserne, im 20. Museum) war im 14. Jahrhundert Palast und finstere uneinnehmbare Wehrburg zugleich, der «feinste und stärkste Bau der Welt». Er sicherte den Stellvertreter Christi mit vier Meter dicken Mauern nicht nur vor seinen Feinden, er ermöglichte ihm auch inmitten großen Gepränges rauschende Feste, phantastische Gastmähler, wahre Orgien, wobei Frauen, Mätressen so ungehindert Zutritt hatten wie die Prälaten, auch zu den Privatgemächern seiner Heiligkeit. «Die Vorwürfe der Zeitgenossen gegen das Sexualleben des Papstes lassen sich nicht wegdiskutieren» (Kelly), «werden auch durch neuerliche Abschwächung nicht beseitigt» (Handbuch der Kirchengeschichte).

Und wie schon Clemens' Vorgänger Benedikt XII. die sehr hübsche Schwester Petrarcas, die der Papst «wie ein alter Lüstling» begehrte, deren Bruder Gerardo «gegen Zahlung einer hohen Summe» abgekauft (nachdem Petrarca selbst die angeblich im Tauschverfahren ihm offerierte Kardinalswürde abgelehnt), so bevorzugte Clemens VI., von der hl. Birgitta von Schweden «amator carnis» geschmäht, seine Nichte, die lustvolle Cécile, Gräfin von Turenne, der er so nahstand, daß man seine Gunst sehr oft über sie erlangte – Petrarca nennt sie «seine Semiramis, durch blutschänderische Umarmungen befleckt». Und in den achtzehn Briefen «sine titulo» betont er: «Ich rede von dem, was ich gesehen habe, nicht von Gehörtem».[13]

Die Heuchelei, das geistliche Verbrämen, schoß dabei wie immer mächtig ins Kraut. Denn obwohl der Papst, als kirchlicher Dionysos verhöhnt, es selbst so locker trieb, kanzelte er seine Klerisei wegen ihrer libidinösen Ungezügeltheit ab: «Ihr wütet wie eine Herde Stiere gegen die Kühe des Volkes!» Dabei ließ er sogar Prostituierte zu und bezog, gewiß nicht als einziger Stellvertreter, eine eigene Steuer von ihnen. Nicht genug, päpstliche Beamte erwarben seinerzeit von einer Arztwitwe «ein schönes, neues, ansehnliches Bordell», wie die Urkunde fromm festhält, «im Namen Unseres Herrn Jesus Christus».[14]

Die amourösen Aktivitäten wurden oft durch Bankette eingeleitet, mit denen besonders Prälaten um die Geneigtheit des Hohepriesters buhlten.

So etwa bei jenem Empfang, den anno Domini 1343 der Kardinal Annibale in Avignon gab: Prächtige, teppichverkleidete Wände, das papale Prunkbett überschüttet mit Samt, Seide, Goldbrokat. Ganze Geschwader von Knappen tischten auf, Hase und Hirsch, Wildschwein und Zicklein, Pfauen, Fasane, Rebhühner, Kraniche, immerhin siebenundzwanzig verschiedene Gerichte. (Aber – was denn! Wenn im selben Säkulum schon ein simpler Bischof von Zeitz bei Einweihung der Weissenfelser Pfarrkirche als ersten Gang vorgesetzt bekam: «Eiersuppe mit Safran, Pfefferkörner und Honig, ein Hirsegemüse, Schaffleisch mit Zwiebeln, ein gebratenes Huhn mit Zwetschken. Als zweiten Gang: Stockfisch mit Öl und Rosinen, in

Öl gebackene Bleie, gesottener Aal mit Pfeffer, gerösteter Bückling mit Senf. Als dritten Gang: sauer gesottene Speisefische, gebackene Barbe, kleine Vögel in Schmalz hart gebacken mit Rettig, eine Schweinskeule mit Gurken.»)

Der Mensch lebt nicht von Brot allein. In Weissenfels wie in Avignon.

Aus einem überbaumten, säulengezierten Springbrunnen flossen fünf Sorten Wein, vom Rhein kommend, aus der Provence sowie aus andren von Gott gesegneten Landschaften. Ein mittels Silber gefertigter Baum trug Birnen, Feigen, Pfirsiche, goldene Trauben, ein andrer prangte mit kandierten Früchten in vielen Farben. Dazwischen gab es Einlagen, Gesänge, ein Turnier. Der Chefkoch ergötzte mit seinen dreißig Adlaten durch einen Tanz. Fast alles wurde reich beschenkt, vom Laienadel über zwanzig Prälaten, sechzehn Kardinäle bis zum Heiligen Vater, der kostbare Ringe bekam, 150 Gulden wert, ein weißes Pferd, Preis 400 Gulden, und alles mit Kirchengeld bezahlt. Schließlich beendete diesen Tag der Heilsgeschichte («Selig die Augen», mit Lukas 10,23 zu sprechen, «die sehen, was ihr seht ...») ein pikanter Sketch und, laut Petrarca, «die unvermeidliche Orgie».[15]

Etwas intimer ging es in jenem kleinen, mit einem Doppeldiwan – selbstredend hermelinumsäumt – ausstaffierten Turmzimmer zu, in dem sich Clemens VI. «nackt mit seinen zahlreichen Mätressen» (Cawthorne) amüsierte. Aber seine Sitten, so Wetzer/Welte, stimmten eben «nicht immer mit der Heiligkeit seines Standes und der erhabenen Würde, die er bekleidete, überein». Doch macht sich der Kontrast nicht auch ganz gut? Heilig und scheinheilig in Personalunion?

Paßte es ja auch zur professionellen Sanctitas, daß man gleichzeitig, während der Papst, von Kardinal Hergenröther «sanftmüthig» und «liebenswürdig» genannt, nackt auf nackt herumturnte, tief darunter, in der «Salle de Torture», die gleichfalls nackten Opfer der Inquisition «befragte», mitunter auch zu Tode (vgl. VII 264 ff.!), Himmel und Hölle lagen so dicht beieinander – schade nur, daß sich die Christenheit kein Bild davon machen konnte! Gelegentlich von seinem Beichtvater ernsthaft zur Keuschheit ermahnt, entgegnete

der Papst, von Jugend an gewöhnt zu sein, mit Frauen zu schlafen, und jetzt fahre er auf den Rat seiner Ärzte – was für einfühlsame Medici – damit fort. «Doch immerhin war er so großmütig, alle seine Kinder anzuerkennen» (Cawthorne).

Der Aufwand des Heiligen Vaters und seines Hofes verschlang Riesensummen; besonders auch der ehrenwerte Wandel der Kardinäle, die ja gleichfalls prächtige Paläste gebaut und, mit vielen Pfründen ausgestattet, mit wertvollen Geschenken überhäuft, ganz nach dem Beispiel ihrer höchsten Hirten würdevoll, diätenreich dem Paradies zustrebten – einer mit zehn Ställen für die Pferde, einer mit 51 Häusern, für sein Gefolge angemietet. Denn mit Geld verstand man da schon immer umzugehn, beim Einnehmen wie beim Ausgeben.[16]

Introitus et Exitus

Das begann bereits in der Antike, als sich im Frühchristentum die besitzfreundliche gegen die besitzfeindliche, die asoziale Richtung gegen die soziale glänzend durchgesetzt (III 5. Kap.); als man in Laienkreisen die bis heute so populäre Doppelmoral praktiziert und schlaumeierisch schamlos erklärt hat: «Ich mache das große Geld, meine Frau übt Wohltätigkeit»; als es schon um die Wende zum 3. Jahrhundert christliche Bankiers gab, gar einer davon, der übel beleumdete Kallist I. (217–222), Papst und Heiliger wurde (III 439); als unter den Bischöfen kein Geringerer als Augustinus das hohe Ideal der «arbeitsreichen Armut» (laboriosa paupertas) predigte und die Armen dazu verdammte, «im ewig gleichen unverändert harten Joch des niederen Standes» zu bleiben, wofür sie auch viel besser schliefen als die von Sorgen so gequälten Reichen; als der Pakt mit diesen dann auch die Kirche reich und immer reicher machte, indem sie alles erbarmungslos und wahrlich nicht selten bis aufs Blut geschröpft, von Jahrhundert zu Jahrhundert Heiden bestohlen hat, «Ketzer», Juden und nicht zuletzt den eignen Anhang.

Schon im Frühmittelalter flossen die Abgaben und Renten der

Kirchendomänen, die dationes, tributa, servitia, functiones, pensiones, all die Einnahmen von Brücken, Wegen, Toren, Märkten, von Flüssen, Häfen, Wäldern, Wiesen etc. an die Kurie, deren Geldsucht, so klagt im 12. Jahrhundert der Theologe und Kirchenreformer Propst Gerhoh von Reichersberg, seit den Tagen Gregors VII. so groß geworden sei, daß die ganze Welt sie nicht zu stillen vermöge. Zu Rom, stöhnt auch der Dichter Freidank im frühen 13. Jahrhundert, werden sogar Räuber losgesprochen, ohne Buße und Rückerstattung des Geraubten. Nach Rom kommt alles Geld, sagt ein anderer Autor, auch alle Sünde, so daß man sich wundern müsse, wo sie denn Platz finde. Kurz, die päpstliche Kammer, die all die tausend Geldströme vereinigte oder verrechnete, wurde geradezu Modell des modernen Bankwesens – «und die deutsche Reformation gewann ihre Schwungkraft durch die Empörung aufrichtig Frommer darüber, daß die Kirche ein mit allen Mitteln arbeitendes italienisches Finanzunternehmen geworden war».[17]

Mit zunehmender Expansion der Papstmacht aber wuchsen noch deren Einkünfte, wobei der großzügige Ausbau ihres Finanzsystems in Avignon einen gewissen Gipfel erklomm, zumal der damalige Wechsel von der Natural- zur Geldbesoldung auch noch neue Einnahmeposten ergab – Mißstände über Mißstände, Erpressungen, Bestechungen, Überforderungen, korrupt und korrumpierend. Und doch oder womöglich deshalb «vielleicht das brauchbarste System, das jemals zur Eintreibung von Gold aus einem ganzen Kontinent ersonnen wurde» (Chamberlin).

Schon seit dem 13. Jahrhundert hatte die Kurie ihre pekuniären Interessen häufig durch Florentiner Großkaufleute wahrnehmen lassen, durch die Bardi, Peruzzi, Acciaiuoli, Bonacorsi, Alberti, also durch solche, die ihr auch politisch nahestanden. Manche, wie die Bardi, Peruzzi, brachen gegen Mitte des 14. Jahrhunderts zusammen und rissen auch die Acciaiuoli mit in den Bankrott – bancarotta, ein Wort, das sich von dem Brauch in italienischen Kommunen herleitet, bei Insolvenz die Bank, auf der die «banchieri» auf öffentlichen Plätzen ihrem Metier nachgingen, zu zerbrechen. Freilich hatten diese und andere florentinische bzw. italienische Bankiers, bevor sie durch die Kurie Bankrott machten, oft gewaltig durch sie ver-

dient, ja ihre Söhne in Kirchendiensten wurden mit klerikalen Ehren und Einnahmen überschüttet, wie sie überhaupt selbst Einfluß auf die Vergabe geistlicher Stellen bekamen.

Bereits 1327 tätigten 43 italienische Geldwechsler ihre Geschäfte in Avignon. «Jede Möglichkeit zum Erwerb von Geld wurde rücksichtslos ausgenützt», gesteht das Handbuch der Kirchengeschichte. Der Heilige Stuhl wurde jetzt die erste Finanzmacht der Welt; was die reinen Einnahmen betraf – sie hatten sich in Avignon mehr als verdoppelt –, stand er nach den Königen von Frankreich, England und Neapel an vierter Stelle.[18]

In der päpstlichen Burg über der Rhone, dem «Babylon des Abendlandes» – Petrarca hatte keinen widerwärtigeren, unsaubereren Ort gekannt –, stauten sich die Schätze aus aller Herren Länder. Und Alvarez Pelajo, ein durchaus papsttreuer Kurialer, berichtet, niemals in die päpstlichen Gemächer gekommen zu sein, ohne die geistlichen Herren beim Zählen des Geldes getroffen zu haben. «Die Prälaten», monierte er, «belehren ihre Herden nicht, sondern plündern sie aus und zerstückeln sie. Das Brot, das den Armen zukommt, wird vergeudet an Spaßmacher und Hunde.» Doch als er selbst Bischof wird, als auch er nach Strich und Faden und papalem Vorbild ausbeutet, da insultieren, ja mißhandeln ihn seine Diözesanen nicht nur, sondern in einer König Alfons IV. vorgelegten 21-Punkte-Anklage wird Alvarez, der einst so bitter die päpstliche Geldgier gebrandmarkt, selber nun in vielen Klagepunkten der Erpressung, der Habsucht beschuldigt – ab bove majori discit arare minor (wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen).

Kardinal Hugo Roger hinterließ bei seinem Tod in einer roten Truhe einundzwanzig Säcke Gold. Nicht sein einziger Schatz. Auch fand man bei ihm anderwärts noch viele, viele Tausende von goldenen Gulden.[19]

Nein, was strömte in Avignon nicht aus allen Ecken und Enden der Welt zusammen!

Da waren zum Beispiel die Zuflüsse aus dem Kirchenstaat, Zölle, Abgaben, Strafgelder, die Übermittlungen der Verwalter u. a., durch die Zeitläufe zwar reduziert, doch keinesfalls unterbunden.

Ähnliche, wenn auch geringere Erlöse kamen gleich aus dem be-

nachbarten «Comtat de Venisse» (Venaissin), den Heiligen Vätern (mit Unterbrechungen) nach den Albigenserkriegen sozusagen zugefallen und 1317 auch durch geraubte Templergüter erweitert; ein mit unerhörten Blutopfern erkauftes Territorium von etwa 80 Städten und Burgen, das die Herren Avignons Rektoren, oft nahen Verwandten, unterstellten.

Gewaltig waren die durch staatliche, von den Päpsten abhängige Lehensträger aufzubringenden Beträge, insgesamt fast 70000 Gulden pro Jahr: Neapel 40000, Sizilien 15000, Aragon (für Sardinien und Corsica) 8000, England 5000, wobei man freilich oft weniger zahlte, England wohl am wenigsten, weshalb die Rückstände manchmal ungeheuer waren. So schuldete Neapel der Kurie anno 1300 an Lehenszins 466700, dreißig Jahre später aber immer noch 444410 Gulden. Kassiert wurden indes auch Tribute zinspflichtiger Städte und Herrschaften, der Census exemter Bistümer, Klöster, Kirchen.[20]

Vom Lehenszins zu unterscheiden: der Peterspfennig (denarius oder census S. Petri, englisch Rompeni u.a.), ursprünglich eine freiwillige, dann eine pflichtmäßige jährliche Leistung. Britische Könige zahlten den Peterspfennig den Bischöfen Roms aus Verehrung für den «Apostelfürsten» seit dem 8. Jahrhundert. Als erster spendete ihn 786 König Offa, ein Jahrgeld von 365 Goldstücken (Mancusen) «für die Armen und die Lichter». Seit dem 12. Jahrhundert entrichteten ihn auch Skandinavien (samt Finnland, Island, Grönland), Polen, Ungarn, Istrien, Dalmatien, was jedoch viele Schwierigkeiten und Widerstände ergab. Im deutschen Osten wollte man gelegentlich sich «eher hängen lassen», als den Tribut erbringen. Das Papsttum deutete ihn seit dem Exil in Avignon als Ausdruck seiner Oberherrschaft über die weltliche Gewalt. (Zur Reformationszeit allgemein abgeschafft, wird der Peterspfennig seit der Beseitigung des Kirchenstaates in Form einer «Gottesdienstkollekte» im 20. Jahrhundert von allen katholischen Pfarreien der Welt dem Heiligen Stuhl wieder überwiesen als «jährliche freie Liebesgabe»: Lexikon für Theologie und Kirche.)

Hoch bezahlen ließ man sich auch die Verleihung und Bestätigung von Kronen. Innozenz IV. (1243–1254) empfing dafür vom

norwegischen König Haakon etwa 15 000 Mark. Doch noch der Zar schickte für seine Krönung reiche Präsente. Und kein Legat durfte (wohl nicht nur bei Innozenz) von Reisen ohne Geld nach Rom zurückkommen.

Weitere Ausbeutungsvarianten oder Alles hat seinen festen Preis

Immer beliebter im Laufe des späteren Mittelalters wurde der Ablaß (S. 368), zu dem es aber Vorstufen schon im früheren Mittelalter gab, die Möglichkeit, durch Geld Satisfaktion zu leisten, Redemption oder Kommutation (Umwandlung) genannt. So konnte man zur Vermeidung eines strengen Fasttags einen Denar zahlen oder, war man arm, sich 50 Stockschläge verpassen lassen, konnte man für die Buße eines Jahres oder einer Woche eine bestimmte Zahl von Gebeten oder auch von Kniebeugen verrichten und nicht zuletzt natürlich eine bestimmte Summe zahlen. Das System machte es ohne weiteres möglich, bei genügendem Vermögen auch eine langfristige Kirchenbuße in kürzester Zeit auszuführen. Zudem schritten die christlichen Büßer bald dazu fort, einen anderen zu bezahlen, einen sogenannten justus, oft einen Mönch, der an ihrer Stelle die Buße vollbrachte, wodurch sich die Klöster nicht schlecht bereicherten. Je vermögender, desto rascher konnte man büßen. Die Bußordnung des Königs Eadgar schuf sogar eine eigene Norm für die Behandlung von Magnaten. «Eine siebenjährige Buße kann der Magnat darnach schon in drei Tagen dadurch ableisten, daß er zuerst zwölf Männer zu Hilfe nimmt, welche drei Tage bei Wasser, Brot und grünen Kräutern fasten, und dann noch sieben Mal 120 Männer, welche in gleicher Weise für ihn drei Tage fasten; auf diese Weise würden so viele Tage gefastet, als Tage in sieben Jahren seien» (Schmitz).

Die Entwicklung führte allmählich zum Phänomen der Ablässe. Bei allen bedeutenderen derselben ging ein Teil des Ertrages an die Päpste, denen schon die Ausfertigung Geld brachte. Kassierte man doch eine Taxe für das Konzept, eine weitere für die Reinschrift,

eine dritte für die Registrierung, eine vierte für die Bullierung (taxa abbreviatorum, scriptorum, registri, plumbi).

Es gab Ablässe für alles mögliche – angefangen vom Steineschleppen etwa beim Kirchenbau über den Kirchenbesuch bis zu Ablässen für Tote. Allerdings war der letztere Schwindel innerhalb der Kirche selbst umstritten. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts brandmarkte der bekannte Kanonist Heinrich von Susa (Hostiensis), Kardinalbischof von Ostia, der bei den Päpsten in höchstem Ansehn stand, Ablässe für Verstorbene als sündhaften Betrug. Aber nach Kirchenlehrer Albertus Magnus waren sie den armen Seelen im Fegfeuer sehr nützlich!

Für den Lebenden bewirkte ein Ablaß offensichtlich desto mehr, je mehr er zahlte. Gott kann rechnen. Und zumindest im ausgehenden Mittelalter soll die jeweilige Kaufsumme für Legionen von Ablässen an der Kurie in Verzeichnissen gestanden haben. Gegenpapst Gregor VIII., den Papst Calixt II. so gnadenlos ruinierte (VI 398 f.!), bewilligte im frühen 12. Jahrhundert den Bewohnern von Lucca für den vierzigsten Teil ihres Vermögens als Kreuzzugsspende einen vollkommenen Ablaß. Innozenz IV. gewährte 1253 den vollkommenen Ablaß für Überweisung eines Viertels oder noch größeren Teils des Jahreseinkommens; wer freilich weniger gab, durfte auch nur einen geringeren, einen der Gabe entsprechenden Erlaß gewärtigen. Gott ist gerecht.

Vollkommene Ablässe (nicht umsonst hießen sie so) waren am teuersten, jedoch unterschiedlich hoch – es hing von der «Wichtigkeit der Sache» (dem Vorteil für den Empfänger) ab. Für Mailand beliefen sich dafür die Kosten anno 1391 auf 1000 Gulden, 1398 auf 600 Gulden, für München im späten 15. Jahrhundert auf 245, für Trier 1515 auf 230 und (in einem weiteren Fall) auf 220 Gulden. Höher stehenden Personen scheinen Päpste gelegentlich auch höhere Ablässe gewährt zu haben. So verlieh Klemens V., der Vernichter der Templer (VII 461 ff.!), meist nur Ablässe von 10, 20, 40, 60 oder 100 Tagen, gab aber der Herzogin Blanka von Bretagne einmal einen Ablaß von 40 Jahren, der Königin Isabella von England und der Tochter Blanka Ludwigs IX. von Frankreich sogar von 100 Jahren.

Im Spätmittelalter zählten die Ablaßbriefe bereits nach Tausenden, und die Ablaßgnaden vermehrten sich geradezu ungeheuer, als bestünde da ein Zusammenhang mit dem chronischen Geldmangel, den oft immer größeren Ausgaben der Päpste. Die Stellvertreter Gottes waren völlig skrupellos. Sie versicherten in ihren Bullen zwar oft, der eben bewilligte Ablaß werde nie widerrufen, setzten sich aber bei nächster Gelegenheit darüber hinweg, ja erklärten in neuen Bullen die anderen Ablässe für ungültig trotz aller entgegenstehenden Klauseln, auch wenn ausdrücklich gesagt worden sei, daß sie nie suspendiert werden könnten!

Noch nach dem Konzil von Trient verkauften spanische Bischöfe «in althergebrachter Weise» Ablässe gegen Geld, machten sie daraus einen «pecuniären Erwerbszweig» (Kober).

Eine weitere Methode, den Mammon zu mehren, war die Exkommunikation.

Wann immer möglich, wandte man sie an und ließ die Exkommunizierten sich dann loskaufen. Da allmählich ein ganzer Hagel von Bannflüchen, vor allem aus politischen Gründen, auf die Gläubigen, auch auf Bischöfe und Äbte, niederging, da nach der Klage von Zeitgenossen im Spätmittelalter fast ein Drittel der Christenheit unter Bann oder Interdikt lag, wobei die Kirchensperre manchmal zwölf und mehr Jahre dauerte, war dies ein sehr einträgliches Geschäft, auch wenn schließlich der Bann nicht mehr so einschlug wie zuvor. Oder – eine andere Ausbeutungsvariante – man rief Laien zur gleichen Zeit vor verschiedene geistliche Gerichte. Erschienen sie dann da oder dort nicht, exkommunizierte man sie, bis sie sich durch hohe Geldbußen wieder befreit hatten.[21]

Dazu kamen all die monetären Auflagen, die man dem eigenen Klerus machte.

Zum Beispiel die nicht unbeträchtlichen Reichnisse der Erzbischöfe beim Empfang des Palliums, ursprünglich ein Geschenk, dann eine Gebühr, die schon früh beklagte Zahlungspflicht. Dabei betonte man, die übliche Heuchelei, um den Vorwurf der Simonie zu entgehen, die Freiwilligkeit der Beisteuer (subsidium caritativum), als diese schon längst erzwungen wurde.

Die Päpste fanden Geschmack daran und verlangten Präsente

oder Geld auch von den in Rom geweihten Bischöfen, den Äbten, kassierten bei der vorgeschriebenen Visitatio ad limina Apostolorum, den Besuchen der Prälaten an der Kurie, ein Drittel des Jahresertrages jeder Diözese, kassierten ebenso für Pfründen, die sie übertrugen oder bestätigten. Papst Innozenz IV., besonders begabt auch für diesen Geschäftszweig, bekam geradezu das Epitheton ornans «Pfründenkrämer». Für England erteilte er fünfmal soviel Genehmigungen wie seine Vorgänger. Und 1248 gab es allein in Konstanz 20 Domherren-Pfründen mit 38 Anwartschaften.

Eine Pfründe galt als Kapitalanlage, und auf alle mögliche Weise preßte man Geld aus den Gläubigen heraus. Es gab wahre Virtuosen der Pfründenjagd. Rudolf Losse, ein Adeliger aus Eisenach, war capellanus papalis, examinator clericorum pauperum de Alamania, Dekan von Mainz, Propst von Naumburg, Kanoniker von St. Castor und St. Florian in Koblenz sowie in Eisenach, Pfarrer von Kitzingen, Kaplan der Michaelskapelle zu Andernach, Altarist der Pfarrkirche von Beilstein, königlicher Rat und Offizial der Kurie von Trier.

Ernennungsbullen, Provisionsurkunden händigten die Päpste allerdings erst aus, nachdem der Providierte die Verpflichtungsformel unterschrieben, die Summe in einer bestimmten Zeit zu zahlen versprochen hatte. Auch die Höhe der Oblation oder, wie es dann hieß, des Servitiums betrug im 14. Jahrhundert ein Drittel des Jahreseinkommens.

Dabei hatte die Kirche den Erwerb geistlicher Ämter gegen Bezahlung bereits in der Antike verboten. Und länger als ein Jahrtausend bekämpfte sie das Spenden der Sakramente für Geld. Noch 1215 befahl Innozenz III. auf dem Vierten Laterankonzil ihre unentgeltliche Vermittlung, erlaubte aber, ohnehin längst Praxis, Gebühren hinterher zu fordern. «Denn», wie Lukian von Samosata, der griechische Voltaire, schon im 2. Jahrhundert höhnt, «das ist nun einmal der Begriff, den man sich von den Göttern gemacht hat: umsonst tun sie nichts ...; alles ist ihnen feil und hat seinen festen Preis.»

War schon der Aufenthalt in Rom oder wo immer der Heilige Vater residierte für die anreisenden Bischöfe und Äbte nicht billig,

so brachte kaum einer von ihnen die vollen erforderlichen Summen mit – «fast immer mußten sie an Ort und Stelle, oft unter demütigenden Bedingungen, meist von Florentinern, erborgt oder ergänzt werden, und die Prälaten kehrten vom apostolischen Stuhl in finanzieller Abhängigkeit von den Bankhäusern zurück» (Davidsohn). Doch in Rom ging nun mal nichts ohne Geld. Ja, kaum dort, notiert um 1100 der in vielfacher Sicht erfreulich polemische (und vielleicht nicht zufällig publizistisch so erfolglose) Normannische Anonymus, müßten die Bischöfe «sofort ihre Beutel öffnen. Denn, wenn sie die päpstlichen Offizialen nicht bestechen, haben sie keinerlei Aussichten, ihren Zweck zu erreichen.»

Konkret sah dies etwa so aus. Als gegen Mitte des 12. Jahrhunderts Tournai von Noyon sich unabhängig machen, einen eigenen Oberhirten wollte, auch Tournais Abgesandter die römische Kurie schon dafür eingenommen hatte, erschien 1143 Bischof Simon von Noyon in Rom, bestach die Kurialbeamten mit 500 Mark Silber, und Innozenz II. vertagte die Entscheidung, die erst sein dritter Nachfolger, Eugen III., zugunsten Tournais traf.[22]

Da die Sache sich als lukrativ erwies, wurde der Kreis der Servitienpflichtigen erweitert, die Zahl der allerhöchst zu vergebenden Posten erhöht und schließlich der gesamte katholische Episkopat der Welt erfaßt; begreiflicherweise war er oft verschuldet, manches Bistum bis zum Zwanzigfachen der Jahresakzepta. Und mancher Prälat konnte seine Schulden ein Leben lang nicht tilgen.

Die Abschöpfmethoden der Bischöfe

Natürlich hatte jeder Bischof auch selbst wieder diverse Schröpfmethoden, etwa eine Sondersteuer sofort nach der teuren Weihe. Oder die Quarten, Pfründeneinnahmen des vierten Jahres, später gleichsam als Fixgeschäft auf jedes Jahr verteilt. Oder die beim Sendgericht anfallenden Beträge, die Bannalien, die Bannpfennige. Oder die Zwangsgelder für Sittlichkeitsdelikte.

Auf irgendeine Weise kam jeder zu Geld, sonst wäre er kaum Bischof geworden. So gesteht einer im ausgehenden Frühmittelalter: «Ich wurde vom Erzbischof ordiniert und habe, um sein Wohlwollen zu gewinnen, hundert Goldstücke bezahlt; hätte ich sie nicht bezahlt, wäre ich jetzt nicht Bischof. Ich habe Gold gegeben und dafür die Bischofswürde empfangen. Aber ich werde daran nicht zugrunde gehen, bald werde ich meine Goldstücke wieder haben, denn ich ordiniere Priester, ich weihe Diakone, und so kommt das Gold, das aus meiner Tasche geflossen ist, wieder dahin zurück.»

Manche Bischöfe, auch Pfarrer steckten dafür Geld ein, daß sie Neuvermählten den ehelichen Verkehr schon in der ersten Nacht erlaubten, womit sich diese die weitverbreitete Sitte der Keuschheitsnächte ersparten. Auch die Einsegnung des Brautbetts war wiederum mit «Reichnissen» verbunden, die durch Gewohnheitsrecht oder schriftlich festgelegt waren. Ebenfalls forderten Bischöfe und Archidiakone Abgaben für die Heiraten von Priesterkindern. Und gerade die eigenen Kleriker schröpften sie schon früh. «Viele Gläubige erbauen aus Liebe zu Christus und den Martyrern Kirchen in den Diözesen der Bischöfe und statten sie mit Gaben aus», sagt bereits 633 ein spanisches Konzil, «aber die Bischöfe nehmen die Gaben weg und verwenden sie zu ihrem eigenen Gebrauch; die Folge ist, daß es an Dienern für diese Kirchen fehlt, seitdem sie ihre Unterhaltsmittel eingebüßt haben, und daß die zerfallenden Kirchengebäude nicht neugebaut werden.»

Es gab sogar Oberhirten, die von den Geistlichen ein volles Drittel ihres Einkommens verlangten. Kurz, auch die Bischöfe erhoben fortwährend Gebühren aller Art: cathedraticum, synodaticum, synodalia, procuratio, subsidium caritativum, hospitium, angariae ...

Doch dabei blieb es nicht, um wenigstens noch eine episkopale Verdienstmöglichkeit zu erwähnen.

Der hohe Klerus hat nämlich zwar oft die päpstliche Ablaßpraxis bedauert, vor allem aber weil sie seine eigenen Einnahmen verknappte. Denn selbstverständlich erließen auch Kardinäle und Bischöfe Ablaßbriefe und kassierten dafür – bei kleineren Ablässen nur die Taxe für die Ausfertigung, während der ganze Ertrag der «begnadeten» Kirche oder Anstalt verblieb. Bei teuren Ablässen war

allerdings ein Teil nach Rom abzuführen, wobei für die Höhe der Abgabe eine zweifache Regelung bestand. Entweder hatte man der päpstlichen Kammer ein Drittel, die Hälfte, ja gar zwei Drittel des künftigen Ertrags abzuliefern. Oder es wurde vor jeder Ablaßverleihung eine Pauschalsumme vom Bittsteller eingezahlt, die den hübschen Namen «Komposition» trug.

Bereits im 11. Jahrhundert verheißt man in echten wie in vom Klerus gefälschten Urkunden den Wallfahrern für den Besuch bestimmter Kirchen dieselben Gnaden wie für eine Wallfahrt nach Rom oder Jerusalem. Bereits im 11. Jahrhundert gewährte der spanische Bischof Ermengaud von Urgel (1010–1035) mit Zustimmung des Erzbischofs allen zum Kloster S. Peter Pilgernden einen Ablaß für sämtliche Sündenstrafen, vorausgesetzt freilich, man spendete «Brot, Wein, Gold, Silber oder andere Dinge». Hatte Bischof Ermengaud ja sowohl Sinn als auch Bedarf für Gold und Silber, war sein hohes Hirtenamt doch erkauft. Sein Onkel, Bischof Salla von Urgel, hatte dafür schon ein Jahrzehnt vor Wahl und Konsekration des Neffen mit dem Grafen Ermengaud von Urgel die Zahlung vereinbart – und schon ein Jahrzehnt nach seinem Tod wird er als Heiliger verehrt, ab 1044 das Fest des hl. Ermengaud gefeiert.

Seit dem 13. Jahrhundert aber haben Bischöfe, Äbte, hat auch der Klerus in Mengen Ablässe erteilt, sie sogar häufig, ja, wie am laufenden Band gefälscht, das heißt sich selbst im Namen früherer Päpste ausgestellt, um gewisse Kirchen attraktiver zu machen. So fälschte man Ablässe zugunsten des Domes von Aquileja, zugunsten der Abteikirche St. Viktor in Marseille, der Klosterkirche St. Pierre de Blesle, der Kirche St. Peter in Straßburg, der Stephanskirche in Besançon, des Doms in Pisa. Gleich eine ganze Reihe gefälschter Ablaßdokumente leistete sich die Abtei St. Emmeram in Regensburg, uns schon als besonders unverschämte Fälscherin bekannt (V 300ff.).

Gefälscht ist eine Ablaßbulle vom 28. Dezember 1121 für Catanzaro, eine Ablaßbulle vom 23. Februar 1120 für das Kloster St. Jean-du-Mont, ein Ablaßprivileg vom 1. Mai 1133 für das Kloster San Salvatore in Brescia, ein Ablaß für die Abtei Königslutter um

dieselbe Zeit. Ebenso hat man für mehrere Trierer Kirchen Ablässe gefälscht, ferner für das Kloster Andechs, für die Kirche des hl. Augustinus in Orvieto, die Kirche St. Simplicianus in Mailand, die Markuskirche in Viterbo, die Markuskirche in Venedig sowie andere Kirchen dieser Stadt, den Dom in Anagni, den Dom in Vercelli, den Dom in Paderborn, den Dom in Schwerin usw. Solche Fälschungen zum finanziellen Vorteil von Kirchen geschahen hundertweise, und natürlich geschahen sie durch Priester.

Wie oft man aber den Ablaß auch guten Glaubens erteilt haben mag, «stets» wurde er «den Gläubigen *nur* dann versprochen, wenn sie nach reumütiger Beichte und empfangener Kommunion auch für das Kloster ein Scherflein gegeben haben» (Krausen). Denn wie der hohe Klerus, so nahm der niedere, nahmen auch die Mönche selbstverständlich die Laien aus.

Auch der niedere Klerus bediente sich

Fast alles «Geistliche» wurde eben – wie ja noch heute – zum Geschäft, von der Geburt über die Trauung bis zum Sterbefall und Begräbnis. Gewiß, ein Kleriker *mußte* nicht, was oft vorkam, aus Geiz oder Profitsucht, aus Existenzangst, Geld als Handwerker verdienen, als Clown, als Kneipier oder Wucherer, als Spielhöllen- oder Puffbetreiber, mußte nicht handgreiflich die eigenen Kirchen bestehlen oder Reisende als Räuber ausrauben, wobei sie «selbst Boten mit Post für den Papst nicht schonten». «Sie mischen sich», klagt ein zeitgenössischer geistlicher Kritiker, «in die Schauspielbänke und in die Gefolgschaften der Weiber, in öffentliche Gelage und in das unehrenhafte Leben mit Zinsen und schimpflichen Betrügereien, in Liebe zum Gelde, in weltliche Händel und Geschäfte.» Viele, entfuhr es Papst Honorius III. (VII 215 ff.), seien mehr Kaufleute als Kleriker.

Doch konnte man, und nur darum geht es hier, mit dem «Geistlichen», dem «Heiligen» selbst handeln, mit der Weihe ganzer Kirchen und allem «Gottesdienstlichem» darin und darum herum.

Man konnte Geld für vieles entziehen, für den Eintritt in den Klerus, ins Kloster, für das Verscherbeln von Salböl oder Hostien, für den Verkauf der Stimme auf Synoden oder vor Gericht. Man konnte Hochzeit und Begräbnis, das Abendmahl sogar verweigern, bis das Monetäre, der Nervus rerum, im voraus beglichen war.

Den Verkauf der Taufe hatte die Synode von Elvira im frühen 4. Jahrhundert verboten, ja, noch im siebten die Synode von Mérida mit dreimonatiger Exkommunikation bedroht, bereits ein freiwilliges Geschenk freilich für die Taufe erlaubt. Und im 8. Jahrhundert gestattete sogar Erzbischof Chrodegang von Metz, einer Familie doch «allerersten fränkischen Adels» entsprungen, auch «Nachfolger des Bonifatius» (Oexle), der «oberste ... Bischof des Reiches» (W. Hartmann) – und heilig, seinen Kanonikern das Beichtgeld, schon damals «confessiones» genannt, einzustecken.[23]

Vielleicht aber sprang mehr noch bei einer anderen Betätigung der Priester heraus, beim hl. Messelesen, und zwar nicht an geistlichen, an liturgischen Gnaden, das versteht sich, meine ich, von selbst, sondern schlicht finanziell. Denn war auch die Zeit noch fern, «wo Hochamt und Großmarkt», wie Karl Kraus spottet, «in dem Einheitsbegriff jener ‹Messe› verschmelzen, die die Gelegenheit für Händler und Mysterienschwindler bedeutet», ein nicht zu unterschätzender Ansatz dazu entstand einst durch das, was die historische Forschung als «Sieg des Messegedankens» herausstellt –, «Fest-, Sonntags- und Ferial(Wochentags)messen, Weihnachts- und Ostermessen, Stations- (Prozessions-) und Heiligenmessen, Kloster- und Königsmessen, Tauf- und Brautmessen, Toten- und Votivmessen, Messen gegen Viehseuchen, Dürre und schlechte Obrigkeit, für den Frieden, Gesundheit und Fruchtbarkeit der Weiber, und nachdem man einmal tägliche Messen (missae quotidianae) nötig gefunden, hatte schließlich jeder Tag seine besondere Messe» (von Schubert).

Und sein besonderes Heil. Für den Klerus wie für die schlichte Laienseele. Denn da Gottes Tempel sich stets mehrten – im Münsterland, beispielsweise, wuchs die Zahl der Pfarrkirchen von einem runden Dutzend um 800 auf 45 um 900, auf 140 um 1300 –, mehrten sich natürlich auch die Altäre. Und mit den Altären mehrten sich

die Meßpfründen. Und so lasen die Geistlichen jetzt Messen, lasen sie räumlich nebeneinander, zeitlich hintereinander, lasen sie an wechselnden Orten, zu allen möglichen Heils- und Unheilsanlässen, lasen sie für Gesunde und Kranke, Lebende und Tote, für Brautpaare, Eheleute, Pilger etc.[24]

Auch das geistliche Geschäft aber bringt, wie jedes Geschäft, Konkurrenzneid, bringt Konkurrenzkampf. Und so stritten jetzt (gewiß nicht nur) in Straßburg die Pfarrer heftig mit den Bettelmönchen, den Dominikanern, den Franziskanern, durch das ganze Spätmittelalter um die Pfarrechte, die «Seelsorge», den Sonntagsgottesdienst, die Sakramentenspendung, die Predigt. Sie befehdeten sich noch von den Kanzeln herab, besonders um das Beichthören, doch auch um Begräbnisse, da die Mönche Pfarrmitglieder, die dies wünschten, auf Klosterfriedhöfen begruben. Der Pfarrklerus verlangte deshalb von den Angehörigen aller auf einem Mönchsfriedhof Bestatteten das «Ultimum vale», angeblich 10 bis 50 Gulden. (Schon die irische Kirche der Frühzeit strich Begräbnisgebühren ein bis zum Wert einer Kuh.) Mittellose ließen manche Pfarrer mitleidlos verscharren. Andrerseits sollen selbst von Armen große Summen erpreßt und deren Tote nicht vor Erfüllung der Forderungen beerdigt worden sein. Schließlich verbot der Straßburger Magistrat 1286 den Bürgern den Sakramentenempfang in der Dominikanerkirche; ja, im nächsten Jahr mußten die Mönche wegen «Erbschleicherei» an Pfingsten die Stadt verlassen. «Der verbissene Krieg dauerte bis zum Vorabend der Glaubensneuerung» (Pfleger).

In Italien war das nicht anders. Auch da tobte häufig zwischen Klöstern und Klerikern der schönste Priesterstreit, Streit um Kirchen, um Zehnten, um Prozessionen und Oblationen – plünderten etwa die Weltgeistlichen von Badagio den Besitz der Mönche von S. Victor in Mailand; entwendeten ebendort die Mönche von S. Ambrogio den Kanonikern von S. Ambrogio die Opfergaben und raubten die geistlichen Herren aus; fielen um die Mitte des 9. Jahrhunderts der Bischof Helibert von Como, der Erzbischof Guido von Mailand, der Bischof von Bologna u.a. über Männer- und Frauenklöster her und zerstörten sie; prozessierte im 10. Jahrhundert die Abtei Montecassino gegen den Bischof Landenulf von Lucera um Grundbesitz in Be-

nevent; entzogen unter Alexander III. der Bischof und die Kanoniker von Fiesole dem Kloster Passignano seine Besitzungen und Rechte in Figline. Man könnte so fast endlos weiterfahren.

Nicht zuletzt aber balgte man sich auch im Land des Papstes immer wieder um die Einnahmen aus Sterbefällen. Die Gläubigen mußten den Beerdigungsplatz verbriefen, mußten als Käufer oder Pächter eines Grundstücks garantieren, Bewohner neu zu erbauender Häuser nur da und da begraben zu lassen. Pfarrkirchen rangen mit Klosterkirchen um «Kunden», und fortwährend führte man Prozesse, die mitunter sogar bei Beerdigungen zu Handgreiflichkeiten gerieten. Im Hochmittelalter überfielen die Geistlichen der Pfarrkirche von Poggibonsi den Leichenzug einer Frau, die dort bei den Mönchen von S. Michele das Jüngste Gericht abwarten wollte; mit Steinen jagten die Priester die Mönche in die Flucht; schließlich mußte der Witwer die Tote allein nach S. Michele schleppen. In Figline stürzten sich die Kleriker von S. Segnore auf einen Trauerzug, erbrachen den Sarg und schafften die Leiche in ihr «Gotteshaus».

Man raufte aber nicht nur um Leichen, sondern auch um schon Begrabene. Der Abt von Montescalari prozessierte mit dem Pfarrer von Cintoja um Gebeine, die er schließlich ausgraben und nach seinem Kloster überführen durfte. Der Rektor von Santa Maria Novella in Florenz stritt mit dem Prior von San Paolo und drang auf Herausgabe der Reste von drei Männern und fünf Frauen, worauf sein Gegner auf Rückerstattung anderer Toter insistierte. Blieben indes auch Leistungen und Wünsche – auf allen Ebenen – oft unvollständig und unbefriedigt, der Ausbeutungsmechanismus an sich war perfekt.

Von der religiösen Versorgung läßt sich das kaum sagen. Der Klerus war daran wenig interessiert, zum wenigsten der hohe, «denn die damit verbundenen Aufgaben wurden nicht selbst vollzogen, nur die Gebühren eingezogen; schlecht bezahlte Vikare sollten die Arbeit tun» (Kolmer):

Die Päpste halfen bei Erhebung des Servitiums mit strengsten Kirchenstrafen unerbittlich nach. So belegte der Heilige Stuhl am 5. Juli 1328 wegen unerfüllter Verbindlichkeiten nicht weniger als 36 Erz-

bischöfe und Bischöfe (darunter sieben deutsche) sowie 46 Äbte (darunter drei deutsche) mit Bann, Suspension und Interdikt. Nicht einmal der Tod des Schuldners konnte da retten – der Nachfolger mußte für ihn einspringen, den ausstehenden Rest berappen: Bischof Ademar von Metz außer seinem eigenen Servitium von 6000 Gulden noch für die beiden Vorgänger 8000 Gulden, und starb 1361, ohne sie beglichen zu haben; Bischof Friedrich von Hohenlohe (der greise, im Bamberger Dom so edel verewigte Haudegen) bei der Bistumsübernahme 1344 noch die Servitienschulden der vier Vorgänger, mehr als das Doppelte des eignen Debets.[25]

Ähnlich stand es um die Vergabung der höheren und niederen Pfründen an der Kurie. Albert Hauck kennt kaum Aktenstücke, die schwerere Anklagen gegen die kirchliche Verwaltung erhöben, als die sogenannten Suppliken. «Sie führen den schlagenden Beweis dafür, daß bei der Verleihung geistlicher Stellen am päpstlichen Hofe sachliche Gesichtspunkte nicht in Betracht kamen.» Johann XXII. ließ sich allein in seinem ersten Amtsjahr rund 3000 Ernennungen (Benefizien) bezahlen.

Das Vermögen von Klerikern, die kein Testament hinterließen, zogen die Päpste einfach ein (ius spolii, ius exuviarum). So holten sie sich die Hinterlassenschaft des Bischofs Gerard von Basel, des Erzbischofs Friedrich von Riga, des Erzbischofs Wilhelm von Gennep, Köln, des Erzbischofs Ortolph von Weisseneck, Salzburg usw. Schließlich reservierte sich Urban V. (S. 139ff.) den Nachlaß aller Bischöfe, Äbte, Dekane, Pröpste und Rektoren. Dies Spolien- oder Heimfallrecht, auch «Rips-Raps-Recht» genannt, erreichte zur Zeit des avignonesischen Papsttums seinen Höhepunkt.[26]

Verwandt mit den Servitien waren die Annaten, «Jahresgelder» eines Amtes. Ursprünglich Geschenke eines neuen Pfründeninhabers an den Bischof, meist das erste Jahreseinkommen (fructus primi anni, annalia), wurden sie dann vom Papst beansprucht und ihm auch zugeteilt, seit dem 14. Jahrhundert von allen Pfründen.

Nuntii et collectores

Nicht zufällig kam es während des Exils von Avignon zu einer starken Vermehrung der Annaten, die gerade damals «einen außerordentlich hohen Ertrag» abwarfen (Grisar), sowie zur Intensivierung kurialer Steuerpolitik im Abendland überhaupt.

Dabei legten die Heiligen Väter auf die Eintreibung ihrer Beute natürlich das größte Gewicht. Seit Beginn des 13. Jahrhunderts entsandten oder autorisierten sie besondere Kuriere, Einnehmer, die mit der Apostolischen Kammer (S. 22 ff.) kontaktierten. Sie hatten die diversen Objekte allerwärts zu verzeichnen, einzuschätzen und die mehr oder weniger sprudelnden Quellen abzuschöpfen. Da sie viele Länder heimsuchten, auch diplomatisch tätig waren, kurz «in alle Verhältnisse hineinschnüffelten» (Grupp), ist es durchaus denkbar, daß sich aus ihrem Geschäftsbereich die Nuntiaturen entwickelten, bei denen es ja auch um «alle Verhältnisse» geht, nicht zuletzt immer wieder um Geld.

An der Spitze der «nuntii et collectores», woraus schon ihre Bedeutung erhellt, stand als Generalkollektor meist ein Erzbischof oder Bischof, dem Kollektoren, meist ebenfalls Bischöfe, unterstanden, wie diesen dann Subkollektoren, hauptsächlich die eigentlichen Kassierer, doch fast stets auch Kleriker in höheren Rängen, manchmal wieder assistiert von noch untergeordneteren Beauftragten. Die gesammelten Gelder wurden in Sakristeien der Kirchen sowie in Klöstern in Säcken und Truhen versiegelt, die Fischzüge der Jünger Christi, die meist mit kostspieligem großem Gefolge und Geleitschutz reisten, entsprechend belohnt. Von einem Einsammler wissen wir, daß ihm Papst Johann XXII. täglich drei Goldgulden als Gehalt bewilligte, ein anderer erhielt die Einkünfte eines Jahres von einer vakanten Pfründe, ein weiterer empfahl sich der geneigten Erinnerung seines Herrn – und wurde Bischof von Münster.

Das Einziehen der Gelder war alles andre als problemlos, es kam zu Klagen über Klagen. Pfründenbesitzer gaben keine Auskunft über den Ertrag ihrer Stellen. Andere Benefiziaten und ganze Kirchen weigerten sich, die Steuern zu entrichten; «ein anderes Mal nahm der weltliche Herr des Ortes die Einkünfte in Beschlag, und

der Kollektor wagte nicht, gegen denselben vorzugehen; bald waren es Kriege und Fehden, bald ungünstige Witterung, welche die Einkünfte zum Teil vernichtet hatten ... Konnte der Inhaber einer steuerpflichtigen Pfründe nicht gleich bezahlen, oder war er wegen eines Prozesses um deren Besitz nicht gleich dazu verpflichtet, so wurde durch notariellen Akt eine Zahlungsverpflichtung (obligatio) aufgenommen, und er mußte genügende Bürgschaft stellen» (Kirsch).

Man zahlte nicht nur nicht gern bei der Eintreibung, man schwindelte auch. Und ist ein Schwindel nicht des andern wert? Bei einer – nach dem Gewicht gelieferten – Einnahme aus dem Bistum Würzburg befanden sich unter 540 Pfund Heller auch fast bescheidene 17 Pfund Falschgeld.

Widerstand gegen die Kassierer war häufig, und nicht zuletzt sträubten sich manche Bischöfe. Man ging dann mit Zensuren, Strafen, Prozessen, mit Exkommunikation und Interdikt vor. Kein Wunder, daß die päpstlichen Büttel stets unter starker Bedeckung reisten. Trotzdem wurden mehrere überfallen, ausgeplündert, andere gefangengehalten, oft auch die Boten und Bevollmächtigten der Kollektoren verprügelt, beraubt, man drohte sie zu ertränken, gelegentlich zogen sie verkleidet durchs Land oder verschwanden ganz.

Mancherorts war die Renitenz allgemein.

In der Trierer Kirchenprovinz verzichtete um die Mitte des 14. Jahrhunderts ein Sammler aus Todesangst auf sein Amt. Einem zweiten schlug man die Hand ab, ein dritter wurde gehängt, 1368 auch ein Eintreiber im Münsterland umgebracht, ein Chorherr von Dülmen, ein Jahr früher in Franken der Generalkollektor Bertrand de Macello samt Gehilfen gefangengesetzt, in Würzburg wurden zwei Boten des päpstlichen Kollektors Johannes Guilaberti im Dom ergriffen, im Main liquidiert. Schon zwei Hauptkollektoren Johanns XXII. waren auf dem Rhein überfallen und restlos ausgeraubt worden. Anstoß erregte vor allem «die andauernde und rücksichtslose Forderung nach Geld» (Handbuch der Kirchengeschichte).[27]

Übergehen wir weitere Maßregeln kurialer Geldschneiderei, diverse Verwaltungsgebühren, Kanzleitaxen, Bullentaxen (obventio-

nes oder emolumentum bullae), Gnadenbriefe, Visitationsgebühren, Prozeßgebühren, Interkalarfrüchte (fructus medii), Reservationen, Expektanzen, die oft so fraglichen Anwartschaften auf frei werdende Pfründen, ferner Zinsen, Rekognitionszinsen, Subsidien, Dispense von Irregularitäten, zu naher Verwandtschaft etwa, unehelicher Geburt, Strafgelder, Bußgelder, Schmier- und Bestechungsgelder, alle erdenklichen Sonderabgaben – «Wer nicht zahlte, wurde schnell exkommuniziert» (Kolmer).

Wenden wir uns statt dessen wenigstens noch den Kreuzzugszehnten zu, die gerade im 14. Jahrhundert häufig waren.

Mit Kreuzzugszehnten finanzierte man bekanntlich nicht nur die Kriege gegen Sarazenen, sondern auch gegen Christen, beispielsweise gegen die Staufer oder die zur Wiedereroberung des Kirchenstaates. Oft wurden sie völlig zweckentfremdet, dem Gusto der Päpste gemäß. So der unter Gregor X., einem eifrigen Kreuzzügler (VII 349 ff.), beschlossene sechsjährige Kreuzzugszehnt. Der Kreuzzug kam nie zustande, aber der Papst sprach einen Teil des Geldes Philipp von Frankreich zu – wie denn die französischen Könige überhaupt die meisten dieser Zehnten erhielten, und zwar ohne Rechenschaft über ihren Verbrauch geben zu müssen, wenn es nicht zum Kreuzzug kam –, und 12 000 Mark davon bewilligte er Rudolf von Habsburg für seinen Zug nach Rom (VII 349 ff).

Die Päpste Johann XXI. und Nikolaus III. verfuhren entsprechend. Martin IV. steckte Kreuzzugsgelder in seinen Kampf um Sizilien und zur Eroberung Aragons. Clemens VI. gewährte Frankreich im Konflikt mit England nicht nur Anleihen, Zehnten, Subsidien, sondern auch Kreuzzugsgelder «in jeweils sehr hohen Beträgen» (Handbuch der Kirchengeschichte). Auch die begehrlichen Fürsten wurden an Kreuzzugssteuern beteiligt, worauf sie freilich (ab bove majori ...) «oft genug dem schlechten Beispiel der Kurie folgten und diese Mittel ungeachtet ihrer Kreuzzugsversprechen für andere Zwecke verwandten» (Seppelt). Schließlich hatte Bonifaz VIII. schon einen Zehnt einfach für den Bedarf der römischen Kirche verlangt. Clemens V. forderte einen sechsjährigen Kreuzzugszehnt ein, und obwohl aus dem Kreuzzug nichts wurde, schrieb Johann XXII. neue Kreuzzugszehnten aus. Als aber keine Kreuzzüge mehr zustan-

dekamen, holte man sich Zehnten zum Kampf gegen die Türken und für sonstige Bedürfnisse.[28]

«Unsere Vorgänger verstanden es nicht, Papst zu sein»

Der gewaltige Schatz, den Clemens' VI. Vorgänger angehäuft, zumal Johann XXII. (VII 476 ff.), war in wenigen Jahren verbraucht. Und dies obwohl der Papst den Ausgaben durch Neuorganisation des Apparats, Erweiterung des kurialen Fiskalismus (wobei zusätzliche Ämter natürlich auch zusätzliche Kosten verursachten), durch Steigerung der Einnahmen zu begegnen suchte, durch Ausbeutung des Klerus wie der Laien, was die Christenheit weithin erregte; besonders auch infolge der enormen Zunahme des Provisions- und Expektanzenwesens, der Reservationen, der mit Zahlungen verbundenen papalen Stellenbesetzung, wogegen sich dann die Reformkonzilien des 15. Jahrhunderts wenden. Allein die erzbischöflichen Stühle Deutschlands wurden während des Exils an der Rhone sechsunddreißigmal neu besetzt, darunter das Bistum Bamberg zehnmal; 1344 hatte sein neuer Bischof noch Außenstände für vier Vorgänger mitzubezahlen.

Clemens' Kammer, die höchste päpstliche Finanzbehörde, ehrwürdig «camera apostolica» benannt – obwohl ja die Apostel das Evangelium umsonst verkünden sollten, «kein Gold, kein Silber, kein Kupfergeld» (Mt. 10,10; Mk. 6,8; Lk. 9,3; 10,4), lang ist's her –, Clemens' Kammer kassierte schon bei seinem Amtsantritt die an der Kurie erledigten oder sonst reservierten Benefizien auf zwei Jahre, und Clemens wiederholte dies regelmäßig.

In England – nirgends, sagt Ranke, hatten die Päpste «größeren Einfluß gehabt, mit den Pfründen willkürlicher geschaltet» – führte die Praxis dieser Geldeinziehung schon 1343 zur Empörung. Allein die Summen für dem Erwerb vakanter Pfründen, so protestierte das Parlament an der Themse, überstiegen die Einkünfte des Königs um das Fünffache! Auf Vorhaltungen erklärte Clemens: «Predecessores

nostri nesciverunt esse papa» (Unsere Vorgänger verstanden es nicht, Papst zu sein). Well roared, lion.[29]

Dabei verurteilte er, wie so viele Päpste, laufend Dinge, die er selber trieb – wie in puncto sexti, so auch pekuniär gesehen. 1344 bekundete er dem Prager Bischof Arnest tiefen Abscheu vor den vielen Minderjährigen in seiner Diözese, denen durch Gewalt oder Geld kirchliche Benefizien beschafft worden waren. Der nämliche Papst aber hatte erst kurz zuvor in Frankreich fünf Kindern ein und derselben Familie – elf, zehn, neun, acht und sieben Jahre alt, die Dispens zur Übernahme von Domherrenstellen und sonstigen Pfründen erteilt. Doch da man ihn in Böhmen offenbar finanziell übergangen, befahl er jetzt Bischof Arnest, die Minderjährigen abzusetzen, sie zu zwingen, sich mit der päpstlichen Kammer über alle Einkünfte zu verständigen und, nachdem man sie genügend ausgenommen, wieder in ihre Ämter einzuführen.[30]

Natürlich gab es noch andere Erwerbsmethoden.

In Erinnerung an den großen Segen des anno 1300 von Bonifaz VIII. geschaffenen Heiligen Jahres, wobei die Priester Tag und Nacht mit Rechen das Geld einstrichen (VII 397), erlaubte jetzt auch Clemens ein solch besonderes Jahr. Ursprünglich zwar sollte es nur je zur Jahrhundertwende stattfinden, aber schon am 27. Januar 1343 rief der Papst in der Bulle «Unigenitus» für 1350 ein neues «Jubeljahr» mit reichen Ablässen unter Berufung auf Mose aus.

Dabei faßte Rom die Pilger gar nicht; kein Wunder. Statt zwei Millionen Menschen in heidnischer Zeit, bewohnten es jetzt 17 000, höchstens 20 000. Die Straßen verwüstet, die Paläste zertrümmert, überall Spuren des Bürgerkriegs. Kühe weideten in Kirchen das Unkraut ab, selbst in St. Peter grasten die Schafe. Wie die Stadt, ruiniert, verarmt, nach tausendjähriger Papstherrschaft nur ein welthistorischer Schuttplatz noch, im «Jubeljahr» aussah, schildert Petrarca, der sie – zum fünften Mal – im Herbst 1350 wiedersah. «Die Häuser liegen nieder, die Mauern fallen, die Tempel stürzen, die Heiligtümer gehen unter, die Gesetze werden mit Füßen getreten. Der Lateran liegt am Boden, und die Mutter aller Kirchen steht ohne Dach dem Winde und dem Regen offen. Die heiligen Gräber der Apostel Petrus und Paulus wanken, und was der Tempel der

Apostel war, ist ein gestaltloser Trümmerhaufen, selbst steinerne Herzen zum Mitleid rührend.»

Das alles aber tat dem Festgepränge so wenig Abbruch wie die Pest (VII 435 f.), die vielmehr die Kirche, wie jedes Menschenunglück, nur noch reicher machte, da ihr nicht wenige Infizierte vor lauter Höllenängsten Hab und Gut hinterließen. So machte St. Germain l'Auxerrois in Paris, nach 78 Erbschaften in den vorausgehenden acht Jahren, jetzt 49 Erbschaften allein in neun Monaten. Und Siena setzte im Herbst 1348 seine Zuwendungen an kirchliche Vereine für zwei Jahre aus, weil diese durch Vermächtnisse «so immens reich und wahrhaftig fett geworden».

In Lübeck legten die Christen 1347 ihre Schätze auf den Altarstufen nieder. Auch warfen sie ihr Geld den ängstlich sich einschließenden Religiosen über die Mauer. In Augsburg stiftete man im 14. Jahrhundert so viel für Altäre, Glocken, Messen, daß der Senat zugunsten der rechtmäßigen Erben eintreten mußte. Nach Jakob Twinger von Königshofen, dem geistlichen Chronisten Straßburgs, wurden dort 1381 «die Kirchen all so rich, das men die alten Kirchen ... abbebrach und nuwe witer Kirchen dar machte.»

Im übrigen gab der Klerus damals und noch im 18. Jahrhundert, als 1720 die Seuche in Marseille grassierte, diese selbstredend als Gottesstrafe aus, als Folge allerhöchster Verärgerung durch Theater, Oper, Kleiderluxus, durch die zumal in Frankreich en vogue gewordenen, geil nach oben zugespitzten Schnabelschuhe (in Deutschland Kraniche genannt).

Gottes Stellvertreter indes tröstete teilnehmend den wegsterbenden Anhang, verhieß weitgehende Indulgenzen und erteilte besonders den auf der Reise zur römischen Jubelfeier 1350 ins Gras Beißenden «völligen Ablaß ihrer Sünden», ja befahl den Engeln, «ihre Seelen sofort ins Paradies zu tragen ...» Und das in Tagen, da man witzelte: Gott will den Tod des Sünders nicht, sondern daß er lebe und zahle ...

Heiligkeit persönlich eilte gleichwohl nicht nach Rom, trotz all der dort aufgebotenen Gnadenschätze. Auch nirgends unterwegs ließ sie sich blicken, gar nicht scharf offenbar auf Engelflug und Paradieseswonnen. Auch nicht in der Grafschaft Venaissin, sonst

auf pompösen Jagden oft durchstürmt, wurde der wilde Weidmann gesichtet, nicht einmal in Avignon: Tausende von Häusern nun zugenagelt, vierhundert Tote, heißt es, täglich. Auch neun Kardinäle starben; auch Petrarcas mächtiger Gönner Giovanni Colonna starb; auch seine Geliebte Laura verschied am Morgen des 6. April 1348 – falls sie denn, seit Bocaccio bezweifelt, je gelebt hat. Die Inquisition freilich ruhte auch zur Zeit des «Schwarzen Todes» nicht. Im Pestjahr 1348 verbrannte, unweit von Avignon, der Erzbischof von Embrun, de Sarrats, zwölf Waldenser vor der Kathedrale.

Clemens VI. aber saß, während die Seuche sieben Monate lang die Papststadt verheerte, in einem Spezialgemach, einer Art hohepriesterlicher Isolierstation, saß von aller Welt hermetisch abgeschirmt, durch große Feuer rings bewehrt, gefeit zudem vermittels eines wunderherrlichen Smaragds: Gegen Mittag gehalten, schwächte er die Kraft des Gifts, gegen Morgen gehalten die Ansteckungsgefahr – Herr, welch wunderbares Gottvertrauen![31]

Die neuen Heils- und Geldströme flossen indes, gerade noch rechtzeitig gefördert durch Clemens' Lehre vom «infinitus thesaurus ecclesie» (1348), ganz gewaltig fort. Und mußte man zuerst nach Rom zu den Basiliken der Apostelfürsten pilgern, um all die großen Gaben zu erlangen, so gestattete der Heilige Vater jetzt gütig den Bewohnern Mallorcas das Gewinnen des Jubiläumsablasses zu Hause – gegen Zahlung von 30000 Gulden an ihn.

Die Sache machte Schule.

Das nächste gnadenbringende Jubeljahr fand nicht mehr nach fünfzig, sondern nach vierzig Jahren unter Bonifaz IX. statt, der viel Geld brauchte, nicht zuletzt für seine Kriege. Dann wurden die Intervalle noch kürzer, 33 Jahre und, seit Paul II. 1470, alle 25 Jahre. Schließlich boten auch konkurrierende Wallfahrtszentren (Montmajour, Lyon, Canterbury, Santiago de Compostela) Heilige Jahre an. Und überhaupt schossen gefälschte Ablaßangebote, zumal römischer Kirchen, bald nur so aus dem Boden (VII 397).[32]

Marsilius von Padua – «nie ein schlimmerer Ketzer» – und Tod von Kaiser und Papst

Clemens VI., bereits als Benediktiner Pierre Roger ein Intimus des französischen Königs – «Grande amicó e protettapre del re Filippo» (Villani) – und zugleich Erzieher des böhmischen Prinzen Karl, des künftigen Kaisers, war auch seit langem ein entschiedener Gegner Ludwigs IV. des Bayern.

Insbesondere aber bekämpfte der Papst erbittert dessen literarische Mitstreiter, vor allem Marsilius von Padua, den einstigen Rektor der Universität von Paris, dem «Athen Europas», mit damals schon mehr als fünfhundert Dozenten. Ein knappes Jahr nach seinem Amtsantritt äußerte Clemens in einer Rede am 10. April 1343: «Wir getrauen uns zu behaupten, daß wir nie einen schlimmeren Ketzer gelesen haben als diesen Marsiglio.» Marsilius, der in seinem «Defensor Pacis» für die Souveränität des Staates focht (VII 493 f.), bezichtigte die Päpste als Anzettler gottloser Kriege, darin die Gläubigen mit «Haß und Bosheit im Herzen» sterben. «Ich will die Lügen dieser Bischöfe aufdecken», rief er. «Seht ihr nicht die ungeheure Vergewaltigung, die alle römischen Bischöfe mit ihren Scharen von Geistlichen und Kardinälen ausüben, die nur ein Ziel haben, die Lügen ihrer Zauberbücher auszusäen?»

So nahm Clemens den Kampf seines Vorgängers Johanns XXII. gegen den Bayern (VII 487 ff.) wieder auf, einen lebenslang religiösen Fürsten, den er allsonntäglich in den Kirchen verfluchen ließ. Zwar setzte er sich weiter mit ihm auseinander, doch nur um Zeit zu gewinnen, und forderte am 12. April 1343 in der Bulle «Prolixa retro» seinen Verzicht auf die Kaiserwürde innerhalb von drei Monaten. Und nach neuerlichen Scheinverhandlungen mit dem ihm entgegenkommenden, sich unterwerfenden Wittelsbacher – «er widerrief Alles, was er als Kaiser bisher verfügt hatte» (Wetzer/Welte), war aber nicht bereit, die Rechte des Reiches zu mindern – holte er am Gründonnerstag 1346 zum letzten Schlag gegen ihn aus.

Er verurteilte Ludwig jetzt endgültig, schmähte ihn «Ketzer», «Antichrist», erklärte ihn feierlich für exkommuniziert, abgesetzt,

erklärte ihn für ehr- und rechtlos, auch seine Söhne und Enkel für unfähig zu jedem kirchlichen wie weltlichen Amt. Und da Clemens seinen einstigen Zögling und Jugendfreund Karl schon länger als neuen Herrscher vorgesehen, dieser ihm auch in Avignon Versprechungen über Versprechungen gemacht – mehr als jeder seiner Vorgänger, da Karl besonders das päpstliche Bestätigungsrecht bejaht, auch den Besitzstand des Kirchenstaates eidlich verbürgt hatte –, forderte der Papst nun von den Kurfürsten seine Wahl, die auch am 11. Juli 1346 zu Rhens mit der Mehrheit von fünf Stimmen erfolgte. Mit dem neuen Gegenkönig aber und dessen einstweilen nicht großen Chancen nahm Clemens einen neuen Bürgerkrieg in Kauf, den nur Ludwigs IV. plötzlicher Tod verhindert hat (VII 500 f.).[33]

Und fünf Jahre später starb auch der Papst.

Kurz zuvor hatte er seinen Prälaten noch einmal ins Gewissen geredet, als sie ihn drängten, die Bettelorden aufzulösen. Und täte er's, sagte er, «was könnt ihr den Menschen predigen? Demut? Ihr seid der Stolz selbst, aufgeblasen, pompös, verschwenderisch. Armut? Ihr seid so habgierig, daß alle Reichtümer der Welt euch nicht zufriedenstellen könnten. Keuschheit? Davon wollen wir schweigen, denn Gott weiß, was jeder von euch tut und wie viele von euch ihre Lust befriedigen.»

Gewiß, ein redegewandter Pontifex. Doch wie mußte wohl die Moralpauke dessen wirken, der all das, was er so versiert an seinem Klerus geißelte, selbst bis zum Exzeß getrieben, der selbst verschwenderisch, selbst habgierig, selbst wollüstig wie nur irgendsonst ein geiler Bulle war?

Und genauso verpuffte sein Eintreten für die zur Pestzeit von den Christen besonders gern geschlachteten Juden (VII 435 ff.!).

Im Jahre 1348 hatte er für sie, was ihn ehrt, in mehreren Erlassen Partei ergriffen (vgl. dazu VII 440 ff.!), hatte er ihre Zwangstaufe verboten, ihre Beraubung und Tötung ohne Gerichtsverfahren, auch die Massaker als «schreckliche Dinge» mißbilligt und den Greuelmärchen über sie «keinerlei Plausibilität» zuerkannt. Was half's! Weit namhaftere Christen hatten die Judenhysterie seit der Antike geschürt. Und sollte man ausgerechnet auf diesen Hirten hören?! Schon im Januar 1349 wurde die ganze jüdische Gemeinde von Ba-

sel lebendig verbrannt, im Februar auch die ganze jüdische Gemeinde von Straßburg (VII 437!), noch im selben Jahr die Judenschaft von Antwerpen und von Brüssel ausgerottet etc.[34]

Clemens VI. starb nach kurzer Krankheit im Dezember 1352 und wurde in La Chaise-Dieu (ein ihm wahrhaft angemessener Name) bestattet. Zudem ruhte er, seinem Lebensstil gemäß, unter 44 Marmorsäulen und genoß so, zwar zurückgezogen, doch exklusiv, die ewige Ruhe bis 1562. Dann haben Hugenotten all die Pracht demoliert und Clemens' letzte Reste verbrannt.[35]

2. KAPITEL

INNOZENZ VI. (1352–1362) UND DER BEGINN DES HUNDERTJÄHRIGEN KRIEGES (1338–1453)

«Der Kreuzzug war zugleich das höchste Ziel des ernsten und frommen Papstes Innozenz VI., der aus diesem Grunde so hartnäckig versucht hatte, zwischen Frankreich und England Frieden zu stiften.»
Barbara Tuchman[1]

«Es sind jetzt mehr als tausend Jahre her, seit diese Gebiete und Städte den Priestern geschenkt worden sind, und seit jener Zeit sind ihretwegen die blutigsten Kriege ausgetragen worden, und trotzdem besitzen die Priester sie weder heute in Frieden, noch werden sie sie jemals in Frieden besitzen können. Wahrlich, es wäre besser in den Augen Gottes und der Welt, wenn diese Hirten gänzlich auf die weltliche Herrschaft (dominium temporale) verzichten würden: denn seit der Zeit Silvesters hatte die weltliche Macht unzählige Kriege und die Vernichtung von Völkern und Städten zur Folge. Wie ist es möglich, daß nie ein guter Papst aufgetreten ist, der solche Mißstände abstellte, und daß um dieser vergänglichen Besitzungen willen so viele Kriege geführt worden sind?»
Giovanni de' Mussi
Chronik von Piacenza, um 1350[2]

Innozenz VI., fünfter Papst in Avignon (das er mit einem Festungswall umschloß), entstammte wieder dem Limousin. Er war Rechtsprofessor und Richter in Toulouse, 1338 Bischof von Noyon, 1340 von Clermont und seit 1342 durch seinen Vorgänger und Landsmann Clemens VI. Kardinal. Wie denn auch er dessen Nepotismus fortgesetzt, drei Verwandte zu Bischöfen, vier zu Kardinälen gemacht, überhaupt die Limousiner begünstigt hat.

Die hl. Brigitta von Schweden, Hofmeisterin der Königin, Mutter von acht Sprößlingen und schon als Kind von Visionen heimgesucht (von der Madonna, dem Gekreuzigten, satanischen Ungeheuern, die sie per Kruzifix verscheucht), lebte zur Zeit der Papstwahl in Rom und begrüßte sie begeistert. Da Innozenz aber die Johanniter bedrängte, schlimmer noch die Franziskaner-Spiritualen, deren mehrere er in Kerker, auf Scheiterhaufen schickte, selbst in Avignon verbrennen ließ, erkaltete die Glut der Empfängerin von siebenhundert Offenbarungen als «Braut und Sprachrohr Gottes», und sie geißelte nun Innozenz als Verfolger der Lämmer Christi.[3]

«Ketzer»-Jagden

Während man die Reformbestrebungen des neuen Papstes zuweilen ungebührlich betont, übertreibt, beachtet man kaum sehr seine «Ketzer»-Jagd. Und doch hatte er, ausgezeichnet durch einen starken «Gerechtigkeitssinn und große Gewissenhaftigkeit» (Seppelt), alles verfolgen lassen, was damals zu verfolgen war: u. a. die Flagellanten, die Amalrikaner, die Anhänger des versierten Pariser Dialek-

tikers Amalrich von Bena, die man erstmals 1210 verbrannte, die Begharden, von Zeitgenossen auch Lollarden genannt, die Celliten, Matemanen, die nach den evangelischen Geboten leben wollten; ferner die ja auch schon früher observierten Fraticellen, die Franziskanerspiritualen, die weithin missionierten, die Päpste aber weithin als «Sendboten des Satans» jagten; so Clemens VI. 1344 noch in Armenien, in Persien, so 1375 Gregor XI., in Ägypten, Syrien und Asien.[4]

Bereits zu Beginn seiner Regierung ließ Innozenz zwei in Montpellier verhaftete toskanische Fraticellen vor sich bringen und schickte sie, da sie ihre «Ketzerei», die Päpste seien nicht Leiter der wahren Kirche, unerschrocken bekannten, ins Feuer. Kurz zuvor hatte man auch in Avignon einige Fraticelli verbrannt. Und weitere hielt der Papst jahrelang gefangen mit den üblichen Folgen (vgl. VII 261 ff.).

In Deutschland ernannte Innozenz den Bruder Johann Schadeland zum Inquisitor, befahl 1353 den Obrigkeiten, ihre Kerker der Inquisition zu überlassen, und den Bischöfen, den Inquisitor «auf jede Weise zu unterstützen».

Ebenso drängte er 1355 in England gegen die Häretiker, gleichfalls später in Spanien, wo er den provenzalischen Inquisitor Bernhard du Puy ermächtigte, überall die Hilfe der weltlichen Behörden zu erzwingen. Auch wies er die Könige von Aragon und Kastilien an, Bernhard jeden Beistand zu leisten, ja hetzte noch auf der Krim den Bischof Konrad von Caffa gegen missionierende Fraticellen und gebot ihre Unterdrückung «unter Anwendung des Inquisitionsverfahrens» (Lea).[5]

Stets beliebt war die Entmachtung politischer Gegner durch ihre Verketzerung.

Als sich beispielsweise die Manfredi von Faenza, eine oberitalienische Familie vielleicht germanischen Ursprungs, der päpstlichen Territorialpolitik in der Romagna widersetzten, exkommunizierte sie Innozenz zunächst. Und da die Manfredi nicht zu Kreuze krochen, erklärte sie der Papst am 10. Oktober 1354 als ungehorsame «Ketzer» all ihrer Güter und Ehren für verlustig, ließ den Patriarchen von Grado das Kreuz gegen sie predigen und stachelte auch den ungarischen König Ludwig I. «den Großen» auf, für einen drei-

jährigen Zehnten aus seiner Landeskirche die «Söhne der Verdammnis» zu vernichten. Der fromme Fürst, schon durch seine Rachezüge gegen Johanna, die Königin Neapels, hervorgetreten (S. 16 f.), schockte das Land erneut, als er jetzt mit vierzigtausend Ungarn die Manfredi unterwarf. 1405 wurde ihr bedeutendster Sproß Astorgio auf Befehl der Kardinallegaten Baldassare Cossa enthauptet und das Geschlecht ein Jahrhundert später durch Cesare Borgia, Alexanders VI. Sohn, endgültig entmachtet.[6]

KARDINAL ALBORNOZ – DAS GENIE SEINER HEILIGKEIT

Innozenz' VI. «Großtat» war die Rückeroberung des freilich schon durch Krieg (und Betrug) geschaffenen Kirchenstaates (IV 13. Kap.! u. a.). Dies geschah indes nicht durch ihn selbst, sondern durch den kastilischen Granden Aegidius oder Gil d'Albornoz, den zweiten Begründer des italienischen Pfaffenreichs, von Gregorovius als «der genialste Staatsmann» gefeiert, «der je im Kollegium der Kardinäle» saß.

Um 1300 in Cuenca geboren, wuchs der Verwandte der kastilischen Könige wahrscheinlich am Hof von Zaragoza auf unter der Vormundschaft erst des Erzbischofs Jimeno de Luna, seines Onkels, dann des Bischofs Pedro López de Luna, seines Vetters. Beim Tod des Onkels folgte er diesem auf dem Stuhl von Toledo und als Kanzler von Kastilien. Als Botschafter König Alphons' XI. erwarb Albornoz diplomatische Erfahrungen in Avignon; juristische beim Erlaß des Stadtrechts von Alcalá sowie der Gesetzessammlungen von Toledo und Sevilla; und militärische als päpstlicher Legat beim Kreuzzug gegen die Mauren (die Meriniden, eine geistig-kulturell hochverdiente Berberdynastie) sowohl Ende Oktober 1340 in der Schlacht vor Tarifa am Salado, wo seine persönliche Tapferkeit den Sieg gesichert haben soll, wie 1344 bei der Einnahme von Algeciras.[7]

Am 30. Juni 1353 ernannte Innozenz den Spanier zu seinem Gesandten in Italien und zum Vikar für den arg zerrissenen Kirchen-

staat, im Süden mehr vom grundherrlich lebenden Adel beherrscht, im Norden vor allem von erstarkten Städten. Der Legat sollte die der papalen Kontrolle entglittenen Gebiete wieder reorganisieren; ein Kriegszug, der ungeheure Summen, im Jahresdurchschnitt 40 Prozent des päpstlichen Haushalts, verschlang und Innozenz überdies nötigte, im November 1358 Teile seines Schatzes zu veräußern, kurz, eine «Befriedung», die die Finanzen des Papstes «an den Rand des Ruins brachten» (Lexikon für Theologie und Kirche).[8]

Mit großen Vollmachten und kleinem Heer schickte Innozenz seinen Kardinal in den Krieg. Ausgestattet mit Verhandlungskunst und «hervorragenden militärischen Talenten» (Kardinal Hergenröther) gewann Albornoz den schon fast verlorenen Kirchenstaat zurück durch «glänzende Feldzüge» (Kelly) und die Errichtung zahlreicher Zwingburgen, «Stützpunkte zur Niederwerfung lokaler Aufstände» (Handbuch der Kirchengeschichte), durch Unterjochung der dortigen Herren.[9]

Da gab es zum Beispiel die Präfekten von Vico.

Im 12. Jahrhundert war das römische Präfektenamt, die Würde des Praefectus Urbis, vordem lange von verschiedenen Sippen bekleidet, in dieser Familie erblich geworden. Allmählich erweiterte sie ihre Grundherrschaft Vico, ein heute verschwundener Ort an dem gleichnamigen kleinen See nördlich von Rom, durch Kauf und Raub und errichtete oder erwarb in der Tuscia romana eine große Zahl von Kastellen. Im 14. Jahrhundert wurden die Präfekten von Vico bei der grassierenden politischen Instabilität und Gewalttätigkeit auch zu Signoren in Viterbo (durch Brudermord 1338), in Orvieto und zu Kontrahenten der Kirche, bis Kardinal Albornoz 1354 den mächtigen Johann von Vico mit zehntausend Römern sowie den Truppen von Florenz, Siena und Perugia nach beträchtlichen Verlusten bezwang.[10]

Antipäpstlich war auch das mittelitalienische Haus Montefeltro, zumindest die traditionell kaisertreue Hauptlinie. Unter den Fittichen der Staufer und als deren Kriegstruppe zunehmend erstarkt, bekämpfte Guido da Montefeltro, ein hochbefähigter Condottiere, schon im späten 13. Jahrhundert den in der Romagna expandierenden Papst und besiegte am 1. Mai 1282 bei Forlí seinen «blutigen

Haufen» (Dante). Dann aber, in die Enge getrieben, exiliert, exkommuniziert, kroch er am Ende seines Lebens zu Kreuz, ja wurde Franziskaner (VII 360, 390).

Von Forlí aus, einem Zentrum verbannter Ghibellinen, Zufluchtsort Dantes, widersetzten sich auch die Ordelaffi dem geistlichen Regiment, am entschiedensten Francesco II., ein geschworener, bei seinen Untertanen enorm beliebter Pfaffenfeind, in der Romagna der mächtigste Opponent des spanischen Kardinals, der ganz Italien gegen ihn zum Kreuzzug aufrief.[11]

Und mit den Ordelaffi widerstrebten die Mailänder Visconti dem Papst, eine alte, wahrscheinlich auf karolingische Zeit zurückgehende, nicht von ungefähr die Viper im Wappen führende Familie. Im Spätmittelalter durch eine ausgeklügelte Heiratspolitik mit den Spitzen des europäischen Hochadels versippt, war sie, nach Gregorovius, reicher als alle Fürsten Europas.

Hauptgegenspieler der Kurie: Bernabò Visconti (1323–1385). Ursprünglich für eine kirchliche Karriere bestimmt, führte der Neffe eines gleichfalls kriegerischen Kirchenfürsten immer wieder von neuem verbissen gegen die Kirche Krieg. Doch nachdem er seiner angetrauten Regina della Scala siebzehn Kinder gemacht, ihr auch die Kirche S. Maria della scala erbaut hatte, kerkerte ihn sein Neffe und Schwiegersohn Gian Galeazzo Visconti, der erste Herzog Mailands, zu guter Letzt ein, und Bernabò starb 1385 entweder an den Haftfolgen oder Gift, an dem ja auch Bruder Matteo II. schon gestorben – «wahrscheinlich durch Bruderhand ...» (Vaglienti).[12]

Gegen Bernabò Visconti hatte Kardinal Albornoz seine gefährlichsten Schlachten zu schlagen, und zur Unterstützung des Legaten wurde bald Cola di Rienzo gesandt. Aus einfachsten Verhältnissen, als Sohn eines Schankwirts und einer Wäscherin zum Notar aufgestiegen und infolge umfassender Bildung auch von Petrarca bewundert, zählt dieser römische Revolutionär und Humanist (1313–1354) zu den seltsamsten Gestalten des Jahrhunderts.

Kraft seiner mitreißenden Reden wurde di Rienzo – bis heute mitunter Demagoge, Phantast, Psychopath, Tyrann geschmäht – zum Sprachrohr einer wohlhabenden bürgerlichen Schicht Roms, der sogenannten cavalerotti. Als Tribun des Volkes widerstand er leiden-

schaftlich der Brutalität der Barone, an deren Stelle er ein «gutes Regiment» setzen wollte, den Beginn einer von göttlicher Gerechtigkeit geleiteten Gemeinschaft. Viele hohe Adlige der Stadt bezahlten den Kampf gegen ihn mit dem Leben, darunter mehrere Colonna.

Über Rom hinaus aber erstrebte der Tribun die Italia una, die nationale Einigung des ganzen Landes unter römischer Führung. Dabei verband seine frappierende Utopie die lokale mit der imperialen und christlichen Romidee, erwartete er vom Kaiser eine Reinigung der Kirche. Karl IV. freilich nahm ihn nach seiner Ankunft in Prag 1350 fest und überstellte ihn zwei Jahre später Clemens VI., der sich wiederholt die Übergabe ausbedungen. Doch Nachfolger Innozenz wollte mit Hilfe des Tribuns Rom gewinnen; eine fürchterliche Fehlkalkulation.

Je nach Bedarf wurde Rienzo, persönlich fromm, durchaus kirchlich gesinnt, zum Ritter des Hl. Geistes geweiht, zum Familiaren des Papstes ernannt, von dessen Vikar in Rom, Bischof Raimund von Orvieto, kurz, von der Kirche gefördert und als Reformator proklamiert. Sein offizieller Titel: «Candidatus Spiritus Sancti miles Nicolaus severus et clemens, liberator Urbis, zelator Italiae, amator orbis et Tribunus Augustus». Indes wurde der Gefeierte auch exkommuniziert, als «Ketzer» verdächtigt, aller Ämter und Würden für verlustig erklärt, zwar von Albornoz wieder zum Senator erhoben, doch abermals im Stich gelassen und, nach einem neuen Tribunat von bloß neun Wochen, vergeblich verkleidet, im Oktober 1354 Opfer einer Lynchjustiz; sein Körper wurde «wie ein Sieb» durchlöchert, durch Rom gezerrt, wobei der Kopf abriß, und schließlich verbrannt.[13]

Nicht nur all die Querelen und «Kreuzzüge» in Italien hinderten den Papst, sein höchstes Ziel zu erreichen (S. 1. Motto), den Heiligen Krieg im Orient und die bedingungslose Unterwerfung der griechischen Kirche, sondern auch der Konflikt der beiden größten europäischen Königreiche. Blutig grotesk genug: Seit die abendländischen Christen kaum noch das Kreuz in den Osten führten, schlugen sie einander immer häufiger und umfassender daheim die Köpfe ein.[14]

Das zeigte sich auch während des Innozenz-Pontifikates.

Der Hundertjährige Krieg beginnt (1338–1453)

Ausgebrochen war diese Katastrophe, «Guerre de Cent ans», ein Etikett wahrscheinlich erst aus dem 19. Jahrhundert, infolge eines territorialen Problems, nach mehrmaligen Konfiskationen englischer Besitzungen durch die französische Krone, 1294, 1324 und 1337.

Dazu kam allerdings ein gewichtiger dynastischer Kriegsgrund: der französische Thronfolgestreit. Nach dem Aussterben des Hauptstammes der Kapetinger 1328 fiel die Krone an die Linie Valois. Doch der englische König Eduard III. (1327–1377) beanspruchte seit 1337 und besonders seit 1340 als Enkel (durch seine Mutter Isabella) König Philipps IV. von Frankreich den französischen Thron gegenüber Philipp VI. von Valois (1328–1350), durch seinen Vater Karl von Valois Enkel König Philipps III. von Frankreich. Den Valois aber behandelte Eduard – als Herzog von Aquitanien, diesem schönen, doch ewig umkämpften Land, einem der Hauptschauplätze des Krieges, lehensabhängig von Frankreich – als Usurpator. Und bis 1802 hielten die Könige von England formell am französischen Königstitel fest.[15]

Der größte Konflikt im spätmittelalterlichem Westeuropa, ein Krieg, dem niemand seine lange Dauer ansah, begann durch eine Reihe von Triumphen derer, die ihn verlieren sollten; begann mit dem Flottensieg der Engländer bei Sluis am 24. Juni 1340, ihrem Landsieg bei Crécy am 26. August 1346 und mit der spektakulären Einnahme von Calais am 3. August 1347. Finanziert wurde der blutige Auftakt durch Kredite des englischen Königs bei Florentiner Banken, die er, da er sie nicht bezahlen konnte, in den Ruin trieb.

Nach Vernichtung der feindlichen Flotte in der Seeschlacht bei Sluis hieß es, die Fische tranken so viel französisches Blut, daß sie französisch parliert hätten, hätte Gott ihnen Sprachvermögen geschenkt. Von zweihundert Schiffen der Franzosen entkamen nur etwa dreißig. Die Dominanz der Engländer zur See war fortan gesichert.

Bei Crécy in der Picardie, nahe Calais, wo, noch ohne große Feuerwirkung, schon einige der damals aufkommenden Kanonen ins

Gemetzel donnerten, schlachtete man bis in die Nacht. Die Briten, die bereits nach ihrer Landung weit schlimmer als Räuber gehaust, die Teppiche und Juwelen, Vieh, Männer, Frauen fortgeschleppt und gnadenlos die Dörfer verbrannt hatten, ignorierten jetzt auch die «ritterliche» Kampfesweise der Franzosen, die, den Mord auf Distanz verachtend, ihre ganze Hoffnung auf die schwere Reiterei gesetzt.

Die Engländer dagegen operierten mit ihren leichtbeweglichen Fußkämpfern, vor allem mit den schon seinerzeit berühmten Bogenschützen, die mit Langbogen, noch sehr viel effizienter als Kanonen, bis zu 12 Pfeile pro Minute auf 200 Meter treffsicher abschießen konnten. Unter diesem Pfeilhagel sollen die genuesischen Armbrustschützen der Franzosen in panische Flucht geraten sein, worauf König Philipp VI. auf die Flüchtenden einzuhauen befahl, was das Gefecht zweifellos komplizierte. Dazu wieselten die fingerfertigen Waliser Messerstecher zwischen den zur Erde gestürzten Rittern herum und gaben den oft bewegungslos unter ihren Pferden Liegenden mit ihren langen Klingen den Rest. Viertausend erdolchte Franzosen bedeckten das Schlachtfeld, darunter der Bruder des Königs und weitere Prominente, der Herzog von Lothringen, der König von Mallorca, der blinde König Johann von Böhmen, während sein Sohn Karl, der erwählte römische König und künftige Kaiser, sich noch rechtzeitig davongemacht hatte.

Und die Bürger von Calais – der Ort war seit Jahrzehnten eine Art Piratennest, mehr vom Kapern englischer Schiffe lebend als vom Handel – verzehrten bereits Mäuse, Ratten, Exkremente, bis sie sich nach elf Monaten ergaben, worauf Calais, ein wichtiger Brückenkopf, zwei Jahrhunderte, bis 1558, bei England blieb.[16]

Erbfolgekrieg in der Bretagne

Feldzüge, Fehden, kleinere Überfälle mit den üblichen Plünderungen, Vergewaltigungen, Zerstörungen, die Politik der verbrannten Erde, dies alles verheerte furchtbar das Land.

Zum Beispiel der zu Beginn der vierziger Jahre aufflackernde Erbfolgekrieg in der Bretagne, der selber mit seinen späteren Auseinandersetzungen fast vier Jahrzehnte die Region erschütterte. Dabei verquickte er sich, weil die Bretagne französisches Kronlehen war, also der Oberhoheit des Königs von Frankreich unterstand, mit dem Hundertjährigen Krieg. Schlug man hier auch nur wenige größere Schlachten, wurde doch erbarmungslos gekämpft, unentwegte Waffengänge, Reitergefechte und Belagerungen, brennende Städte, ausblutende Agrargebiete, fortgesetzte Schatzungen. Zu einem Teil mußte sich ja jeder Krieg selbst finanzieren durch Raub und Lösegeld. Dazu aber kam die Ausbeutung der eigenen Bevölkerung, die das Eintreiben der Kriegsmittel mehr fürchtete als die Kriegsschäden.

Das Land war in einen französischsprachigen Teil und in die keltische «Bretagne bretonnante» gespalten, und die Hauptwidersacher rangen um den Thron des 1341 ohne legitimen Erben verstorbenen Herzogs Johann III.

Auf der einen Seite stand, vom englischen König Eduard III. unterstützt, der Halbbruder des Verstorbenen, Johann Graf von Montfort; und nach dessen Gefangennahme und Tod kämpfte seine Frau Johanna von Flandern, tapfer, verbissen, listenreich, sogar in Seeschlachten für ihren Sohn Johann IV. fort, bis sie, irrsinnig geworden, verwahrt und vergessen, noch dreißig Jahre auf Burg Tickhill in England lebte.

Auf der anderen Seite stritt Karl von Blois, der französische Aspirant auf die Herzogswürde, ein Neffe Philipps VI., dem der französische König nachdrücklich beisprang. Karl hatte Jeanne de Penthièvre, eine Nichte des verstorbenen Herzogs, geheiratet und war ein besonders guter Katholik, weshalb er auch auf dem Schlachtfeld starb und selig wurde. Nach Barbara Tuchman, der bedeutenden Historikerin, wurde er sogar heiliggesprochen, wenn auch Papst Gregor XI. die Heiligkeit nicht gelten ließ und sie – auf Betreiben des jüngeren Johann von Montfort – wieder zurückgenommen hat.[17]

Die Einleitung eines Kanonisationsverfahrens begann schon wenige Jahre nach Karls Schlachtentod. Sein Kult, besonders durch

Franziskaner angeheizt, blühte, denn schließlich stand der Blois, «Vater eines Bastards», bereits sein ganzes Leben im Ruch der Heiligkeit. Er lebte in Kleidern voller Läuse, geißelte sich blutig mittels Roßhaar und Kieselsteinen, pilgerte barfuß zu Reliquien durch Schnee und Eis, beichtete Abend für Abend seine Sünden, nächtigte auf Stroh vor dem Bett seiner (verkrüppelten) Gattin.

Fehlten dem Seligen darüber hinaus auch «herausragende Fähigkeiten», war er doch ein «hoheitsvoller, ritterlicher und frommer Fürst» (Leguay), der das Diesseits zwar verachtete, sich aber nach neunjähriger Gefangenschaft für ein immenses Lösegeld von 700000 Gulden freikaufen ließ; der es auch fertigbrachte, mit seinen Schleudermaschinen die Köpfe von dreißig Kriegsgefangenen über die Stadtmauern von Nantes zu befördern. Ja, er krönte, fromm und selig, seine siegreiche Belagerung von Quimper durch das Abschlachten von zweitausend Einwohnern jeden Alters und Geschlechts. Dann aber unterlag und fiel er selbst in der Schlacht von Auray 1364, worauf das Haus Montfort die Macht übernahm.

Die Zeit war gewalttätig, wild, und die Hierarchen des Christentums hatten die Grausamkeit abgesegnet, nicht einmal, sondern immer und immer wieder. «Die Folter», schreibt Barbara Tuchman, «war von der Kirche autorisiert und wurde regelmäßig von der Inquisition benutzt, um Ketzereien aufzudecken. Die zivile Gerichtsbarkeit belegte als schuldig überführte Angeklagte mit Strafen wie Handabhacken, Ohrenabschneiden, sie ließ ihre Opfer verhungern, verbrennen, häuten und in Stücke reißen. Es war eine alltägliche Sache, Verbrecher gegeißelt, gestreckt und am Schindanger erhängt zu sehen. Man sah abgeschlagene Köpfe und gevierteilte Körper, die auf Stangen über der Stadtmauer zur Schau gestellt wurden. In jeder Kirche gab es Bilder von Heiligen, die die verschiedensten grausamen Martyrien erlitten hatten – durch Pfeile, Speere, Feuer, Dornen –, alles war in Blut getaucht. Blut und Grausamkeit waren ein allgegenwärtiges Element der christlichen Kunst, sogar ein zentrales, denn Christus wurde zum Erlöser und die Heiligen heilig nur dadurch, daß sie unter den Händen ihrer Mitmenschen Gewalt erlitten hatten.»[18]

Die Schlacht von Poitiers

Wie sehr Frömmelei und Töten im christlichen Abendland zusammengehören, lehrt auch eine Schlacht des Hundertjährigen Krieges, die bereits in den Pontifikat Innozenz' VI. fällt, die Schlacht von Poitiers am 19. September 1356.

Gewiß eilte Kardinal Élie de Talleyrand – einst anscheinend in den Mordfall des Andreas von Ungarn verwickelt (S. 17) und ausgestattet mit nicht weniger als 31 Benefizien (darunter sieben Archidiakonate) – nebst Begleitung auf Maultieren von Heerhaufen zu Heerhaufen, um im Auftrag seines Herrn einen Waffenstillstand zu vermitteln. Der Kardinallegat und weitere Papstgesandte hatten dies schon seit Jahresbeginn versucht, wünschte Innozenz doch dringend die Beilegung des Konflikts zwischen England und Frankreich, um im Osten Krieg führen zu können.

Dies mißlang, denn die Herren führten jetzt einen Kreuzzug gegeneinander, und als gute Christen führten sie ihn, auf beiden Seiten, mit Gott. Schon den Tag vor dem Gemetzel, einem der schlimmsten dieses Krieges, hatten sie nicht nur mit Schlachtvorbereitungen, sondern auch mit einem Gottesdienst verbracht, ein ehrwürdiger Brauch vor allen größeren christlichen Abstechereien. So waren erst wenige Jahre früher, 1351, vor dem berühmten Treffen «combat des trente» in der Bretagne die Ritter gleichfalls zu einer hl. Messe versammelt und lagen dann auf dem Kampfplatz so dicht übereinander, daß manche Leiche erst Tage später entdeckt worden ist.

König Johann II. von Frankreich (1350–1364), der damals über das stärkste französische Heer des Jahrhunderts gebot, brannte auf das Blutvergießen. Denn hieß er auch später «le Bon» (was freilich bloß seine Verschwendungssucht betraf), so war Majestät, bei bescheidener Intelligenz, zuweilen etwas sprunghaft, jähzornig, brutal, alles andere als zum Beispiel ein Freund ordentlicher Gerichtsverfahren, wie schon seine erste Regierungshandlung zeigt. Ließ er doch den Grafen von Eu und Grafen von Guînes, einen allseits geliebten und bewunderten Mann, aufgrund eines bloßen Verdachts ohne Verhandlung enthaupten. Und ließ auch noch am 5. April

1356 in Rouen führende Adlige der Normandie liquidieren, wobei es ihm so pressierte, daß dies weder mit einem Gerichtsbeschluß noch an dem dafür vorgesehenen Ort und Galgen geschah. Plötzlich auf dem Weg dorthin befahl Jean le Bon anzuhalten und die Gefangenen zu köpfen. Ein eilends herbeizitierter Behelfshenker brauchte sechs Hiebe, um den Kopf Johanns von Hartcourt abzuschlagen, worauf der, samt sonstigen Häuptern, zwei Jahre, auf Lanzen gespießt, zur Schau gestellt worden ist.

Sechs Hiebe, meine Güte, bedenkt man, was sich heute noch manchmal bei Hinrichtungen im Land der Menschenrechte abspielt, sind die sechs Hiebe von Johanns des Guten Ersatzexekutor not so bad as you think. Mutet doch auch anderes unter diesem König hochmodern an. Zum Beispiel seine Steuerquoten gleich für das Jahr der Schlacht von Poitiers: vier Prozent Steuer auf die Einkünfte der Reichen, fünf Prozent Steuer auf die der Mittelschicht und auf die niedrigsten steuerpflichtigen Einkommen zehn Prozent.[19]

Auch die Mentalitätsmischung des Herrschers aus Hab- und Rachsucht und demonstrativer Pietät ist heute noch nicht ausgestorben, diesseits wie zumal jenseits des großen Meeres. Und Jean le Bon hatte sie bereits von seiner Mutter, der lahmen Königin, geerbt, trotz ihrer guten Werke eine «grausame Herrin» genannt, «denn wen sie haßte, der war ohne Gnade tot». Und auch ihr Sohn, der König, mischte auf seine Weise den Krieg mit Religion oder, anders gesagt, seine Hausmacht mit etwas Metaphysik. Er gründete den Orden vom Stern «zur Ehre Gottes und unserer lieben Frau, zur Erhöhung der Ritterschaft und der Vermehrung des Ruhms», wobei die liebe Frau sogar im sternenbedeckten Ordensbanner prangte.

Und jetzt, vor Schlachtbeginn, schrie König Johann seinen Kriegern zu: «Ihr habt die Engländer verflucht ... und wolltet eure Schwerter mit den ihren kreuzen. Da stehen sie vor euch! Erinnert euch an das Unrecht, das sie euch zufügten, und rächt euch für die Verluste und Leiden, die sie Frankreich zugefügt haben! Ich verspreche euch, wir werden mit ihnen kämpfen, und Gott sei mit uns!»

Und an der anderen Front erhob Eduard von Wales seine Stimme, der «Schwarze Prinz» (was wahrscheinlich die Farbe seiner Rüstung betraf), König Eduards III. ältester, nun fünfundzwanzig Jah-

re zählender Sohn und Thronfolger, eine der berühmtesten, die Chronisten beflügelnden ritterlichen Gestalten der Epoche, «Die Blume der Ritterschaft». Zwar ohne besonderes politisch-diplomatisches Talent, doch mutig, kultiviert, ein überragender Feldherr, auch Mäzen und um die Dynastie hochverdient.

Vor allem natürlich durch Raub- und Verwüstungszüge, Aktionen, die nichts als Terror verbreiteten, reiner Terrorismus waren, sieht man eben davon ab, daß sie den «Feind» schwächten. Erst im Herbst des Vorjahres hatte er zwischen Bordeaux und Narbonne, in dem schönen Landstrich zwischen Atlantik und Mittelmeer, einen zwei Monate langen Beute- und Vernichtungskrieg geführt, Tag-für-Tag-Blutbäder, wie dort noch nie erlitten, und dies durch den Edelsten sozusagen, die «Blume der Ritterschaft», die Zierde des Hosenbandordens, der seinerseits unter der Schutzherrschaft des hl. Georg stand.

Auch jetzt, im Spätsommer 1356, befand sich der Schwarze Prinz auf einem Streifzug, einer «chévauchéez» in den Norden. Da aber sein beutebeladenes Heer der ihm zuletzt tagelang folgenden, noch völlig unverbrauchten französischen Armee zahlenmäßig sehr unterlegen war, wollte er eine Schlacht unbedingt vermeiden, bis es einfach unmöglich war und er dem versammelten Adel zurief: «Ihr Herren, blickt auf mich! Mit Gottes Gnade denkt an den Angriff! Vorwärts im Namen Gottes und des heiligen Georg!»[20]

Viele Tausende kamen um, darunter allein 2426 Adlige. Alles andere zählte man nicht, und es zählte ja auch nicht; schon gar nicht die Pferde, in deren ungepanzerte Rümpfe die englischen Langbogenschützen befehlsgemäß ihre Pfeile jagten, worauf die zusammenbrechenden Tiere ihre Reiter unter sich begruben oder zu Tode trampelten. (Tiere dienten der mittelalterlichen Christenheit nur zur Arbeit, zum Fraß oder zum blutigen Ergötzen; indem man etwa eine angenagelte, sich in panischem Schmerz windende und kümmerlich wehrende Katze so lange mit dem bloßen Kopf berannte, bis sie tot war. Oder ein Schwein so lang Spießruten laufen ließ, bis es unter dem Gelächter der Schaulustigen entseelt zusammenbrach.)

Als bei Poitiers die Pfeile verschossen wurden und waren, flohen ganze Bataillone, andere kämpften mit Streitaxt und Schwert, mit

kurzen Lanzen, Messern, kämpften Mann gegen Mann. «Einige, denen die Bäuche aufgeschlitzt worden waren, traten auf ihre eigenen Gedärme, andere spuckten ihre ausgeschlagenen Zähne aus, einigen, die noch standen, wurde der Arm abgeschlagen. Die Sterbenden rollten im fremden Blut, die Gefallenen stöhnten, und die stolzen Geister, die ihre Körper verließen, seufzten schrecklich.»

König Johann ergab sich und landete Monate später mit dem Schwarzen Prinzen in England, wo er eine dreieinhalbjährige Gefangenschaft in Windsor verbrachte – mit vielen Würfelspielen, Jagden und Hoffesten.[21]

Ohne Zweifel ging es dem König in der Gefangenschaft um einiges besser als jenseits des Meeres seinen Untertanen in der «Freiheit». Das gilt besonders von den Bauern, außer gefangenen «Ketzern» und Tieren nicht nur seinerzeit die geschundensten Geschöpfe – und gewöhnlich mehr als 90 Prozent der Gesamtbevölkerung. Aber «das Volk» lebte anonym, starb anonym, bekam weder dauerhafte Grablegen noch Einträge ins Totenbuch.[22]

3. KAPITEL

CHRISTLICHES BAUERNELEND UND MÖNCHISCHES GLÜCK

«Bei der Ausbildung des Feudalismus spielten Gewalt, Erpressung, Druck, ideologisch-religiöser Zwang und soziale Not, spielten die oppressiones, verbunden mit dem Einsatz staatlicher und kirchlicher Machtmittel, eine tragende Rolle. Gleichzeitig war die ökonomisch-soziale Attraktion der Grundherrschaft und des Herrendienstes voll wirksam.»
Eckhard Müller-Mertens[1]

«Schon die allernotwendigsten Lebensvoraussetzungen waren prekär: die geringen Ernteerträge, die einseitige Ernährung – die Skelette frühmittelalterlicher Friedhöfe weisen auf Vitamin- und Eiweißmangel hin –, die erbärmliche Kleidung, die ungesunden Wohnverhältnisse, die mangelnde Hygiene, das gänzliche Fehlen einer medizinischen Versorgung. Die Folge war eine oft schreiende Not: Hunger und Kälte, Verelendung und Verschuldung, dazu häufig körperliche Schäden wie Blindheit, Taubheit, Gicht, Lähmung, unheilbare Wunden und nicht zuletzt Geisteskrankheiten. Jederzeit hatte man den Verlust von Haus und Hof oder der Eltern bzw. des Ehepartners zu gewärtigen, auch den Verlust der Freiheit oder Vertreibung und Verbannung. Mit einem Schlag konnten die Lebensgrundlagen verloren gehen ... Ein Heer von Heruntergekommenen, deren Leben zutreffend nur als Vegetieren bezeichnet werden kann, bevölkerte die mittelalterliche Welt: übelriechend, unansehnlich, mit Geschwüren bedeckt, von Gebrechen entstellt und notgedrungen zudringlich. Viele der Großen, selbst Bischöfe, hielten sich gelegentlich die andrängenden Bettlerscharen mit Hunden vom Leibe.»
A. Angenendt[2]

«Besondere Methoden wandten die geistlichen Feudalherren an, um die in wirtschaftliche Not geratenen Bauern zur Übergabe ihres Eigentums an die Kirche zu bewegen. Sie gingen hierbei weniger mit Gewalt als vielmehr mit List und Betrug vor, versprachen den Tradenten ewige Seligkeit, drohten den Widerspenstigen mit Höllenpein, fälschten Urkunden und betrogen die in Aberglauben belassenen Bauern mit angeblich wundertätigen Heiligenreliquien, die sie eigens dazu aus Italien und Westfranken herbeischaffen ließen.»

L. Stern/H. J. Bartmuss[3]

Es gehört zu den großen Grotesken unserer Geschichte, daß man von der Basis der feudalen Gesellschaft, dem opus servile, der breiten Unterschicht, die alles aushält, alles trägt und erträgt, die durch das ganze Mittelalter betet «a bello, peste et fame libera nos, Domine», daß man von der übergroßen Mehrheit der Unfreien und Halbfreien am wenigsten weiß, am wenigsten erfährt, daß die Geschichtsschreiber über sie von Jahrhundert zu Jahrhundert schweigen, als wäre sie nicht existent. Alles lebt von ihr, das ganze Drama der Geschichte läuft nur durch sie und über sie, sie selbst aber spielt darin so gut wie keine Rolle. Bereits 1941 schrieb der bedeutende Historiker Heinrich Dannenbauer über die Grundlagen der mittelalterlichen Welt: «Die Taten und Untaten dieser weltlich-geistlichen Aristokratie machen die Geschichte jener Jahrhunderte aus; mit ihnen füllen die Chronisten jener Zeit die Blätter ihrer Bücher. Von anderen Leuten ist nichts zu vermelden. Das Volk auf dem Lande ist zum größten Teil abhängig, unfrei in mannigfaltigen Abstufungen. Es hat zu gehorchen, zu arbeiten und Abgaben zu entrichten. Zu sagen hat es nichts. Es hat im Grunde keine Geschichte.»[4]

«Seid nicht traurig – wir sind alle Brüder in Christo»

Die frühmittelalterliche Welt hat die tradierte spätrömische Verwaltungsstruktur, hat insbesondere das spätantike Wirtschaftssystem in allem Wesentlichen übernommen, die Sklaverei ebenso wie das Kolonat, die Anbaumethoden ebenso wie den Lebensstil. Und als das

Römische Reich zusammenbrach, setzte die christliche Kirche, schon im 5. Jahrhundert größte Grundbesitzerin in diesem Reich, dessen Agrarkapitalismus, die Despotie der Cäsaren, die alten menschenunterjochenden Mechanismen in noch gewaltigeren Dimensionen fort. Zwar gab es weiter ein freies Kleinbauerntum, zwar waren die Arbeiter auf den riesigen Landgütern der grundbesitzenden Adelsschicht rechtlich frei, faktisch aber waren sie schollengebundene Leibeigene. Der Großgrundbesitz saugte auch die bisher freien Dörfer auf, ihre Existenzgrundlage wurde ruiniert, jede Verbesserung der sozialen Verhältnisse verhindert, die Abhängigkeit unüberwindbar.

Das 5. Jahrhundert, es ist das Jahrhundert, an dessen Anfang Seelsorger Augustin die Sklaven durch die Gottgewolltheit ihres Loses tröstet und ihren Herren den Nutzen vorstellt, der ihnen aus dieser Pastoral erwächst. Es ist das Jahrhundert, an dessen Ende Rom «einen sozialen und wirtschaftlichen Tiefstand erreicht», so Walter Ullmann, «der sich kaum von Chaos unterschied.»

Und am Ende des 6. Jahrhunderts bekämpft kein Geringerer als Papst Gregor I., Heiliger, Kirchenlehrer und «der Große», den Gleichheitsgrundsatz in der sozialen Welt. Der Herr gigantischer Güter – im geschätzten Umfang von 4500 bis 5000 Quadratkilometern (offiziell schon seit Jahrzehnten «Gut der Armen» genannt, eine von Gregor brieflich oft bemühte Bezeichnung) –, dieser heilige Papst kennt viele gute, gewissenhafte Reiche, weiß aber auch von vielen schlechten Armen, und trifft sich da wieder gut mit Augustinus, der einerseits einmal einen Armen apostrophiert: «Schau auf den reichen Mann, der neben dir steht. Vielleicht hat er eine Menge Geld bei sich, aber keine Habsucht in sich, während du, der du kein Geld hast, eine Menge Habsucht in dir trägst» – und andererseits konsequent der vornehmen Proba, Erbin einer riesigen, durch Raub erworbenen und mit rücksichtsloser Selbstsucht erhaltenen Grundherrschaft erlaubt, selbstverständlich wie immer inmitten ihres Reichtums zu bleiben; nur innerlich sollte sie sich davon befreien und der Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge bewußt werden! Beide, Augustin wie Gregor, halten Reichtum für ein Gut und treten entschieden für die Ungleichheit der Menschen wie der Stände ein.

Von Natur zwar, wie Gregor erklärt, seien alle Menschen gleich, aber eine «geheimnisvolle Fügung» habe für Unterschiede in der Gesellschaft gesorgt (IV 7. Kap., bes. 183 ff.).

So dachte und schrieb fortan jedwedes Kirchenlicht. Von Natur alle gleich. Und ebenso vor Gott. Obwohl es doch auch im Jenseits wieder Unterschiede gibt, bessere und schlechtere Plätze, wie im Diesseits. Dieser Trost zieht sich durch die Heilsgeschichte. Also rechtfertigt Erzbischof, Heiliger und Kirchenlehrer Isidor von Sevilla, der große Judenhasser, nicht nur die Judenpogrome (VII 406 f.), sondern auch die – ja schon von Kirchenlehrer Ambrosius bejubelte – Sklaverei: notwendig, um die schlechten Anlagen einiger Menschen durch «terror» (!) zu zähmen.

Das Konzil von Aachen (816), das lehrt, Gott habe die «servitus» verhängt, um die Ungezügeltheit der «servi» durch die Autorität der Herren einzudämmen, knüpft ebenso deutlich an den hl. Isidor an wie im 11. Jahrhundert die Ständelehre des Bischofs Burchard von Worms (S. 73): «Wegen der Sünde des ersten Menschen ist dem Menschengeschlecht durch göttliche Fügung die Strafe der Knechtschaft auferlegt worden, so daß [Gott] denen, für die, wie er sieht, die Freiheit nicht paßt, in großer Barmherzigkeit die Knechtschaft auferlegt. Und obgleich die Erbsünde durch die Gnade in der Taufe allen Gläubigen genommen ist, hat der gerechte Gott das Leben der Menschen so unterschieden, indem er die einen zu Knechten, die anderen zu Herren einsetzte, damit die Möglichkeit zu freveln für die Knechte durch die Macht der Herren eingeschränkt würde.»

Als hätten die Herren nicht allzeit unvergleichlich mehr und gewaltiger gefrevelt! Gleichwohl verwarfen schon die frühchristlichen Theologen resolut jede «Gleichmacherei», betrachteten sie «Frauen, Sklaven oder Barbaren als Menschen niederer Art» (Dassmann).

Ergo verriet man den «Liebeskommunismus» der Apostel, die sozialen Traditionen der alten Christenheit. Ergo ergriff man, erst einmal selber reich, auch die Partei der Reichen. Ergo tritt die Catholica, die im Frühmittelalter über mehr Land als der Adel verfügt, die ganze Sklavenheere zur Bestellung ihrer Güter braucht, für Erhaltung der Sklaverei ein, die ja schon Paulus verteidigt, Kirchen-

lehrer Ambrosius ein «Gottesgeschenk» nennt. Ergo steht die Kirche seit den frühen christlichen Sozialaufständen in Afrika, Spanien und Gallien bei allen Auflehnungen der Unterdrückten auf Seite der Unterdrücker – oft mit nackter Gewalt, vielleicht öfter noch mit sauer-süßen Sprüchen, um nicht Zynismen zu sagen, etwa nach Art Bischof Rathers von Verona, der um 935 Sklaven (servi) apostrophiert: «Seid nicht traurig – wir sind alle Brüder in Christo».[5]

Eine Rechtsnatur wie Vieh

Als im 5. und 6. Jahrhundert Chlodwig, dieser Starbandit der Weltgeschichte, das fränkische Raubreich begründet (IV 2. Kap.!), als er mit seinen Haufen Frankreich erst bis zur Seine, dann zur Loire, dann zur Garonne überrollt, da entsteht mit Hilfe des Katholizismus ein neuer feudaler Staat. Die Besitzer geringer Güter, die freien Bauern, die Bauernkrieger schrumpfen dahin, werden allmählich von der Mitbestimmung, vom aktiven Heeres- und Gerichtsdienst ausgeschlossen und die coloni geflohener Herren verknechtet.

Vom 7. bis zum 9. Jahrhundert verschwinden die kleinen Bauern und Betriebe gegenüber den großen Grundherrschaften immer mehr. Die Sozialstruktur ändert sich profund, die städtische Kultur bricht zusammen, der Handel geht zurück, und es kommt zu einer reinen Agrar-, einer Kolonen- und Sklavenwirtschaft. Nur Grundbesitz bedeutet jetzt Reichtum. Adel und Klerus teilen sich das Land, haben allein das Bodenmonopol, die Verarmung ist fast allgemein, der freie germanische Bauer aus der frühmittelalterlichen Feudalgesellschaft bald weithin verdrängt. Es gibt, grob geurteilt, nur zwei Klassen: Herren und Knechte. Das Volk ist deklassiert, ist abhängig, es sitzt als mancipia, servi, coloni casati in armseligen Dörfern riesiger Territorien, in Fronhöfen, über sich einen sogenannten Edelmann, der es von seiner Burg herab drangsaliert und kujoniert, darüber größere Herrengeschlechter, und schließlich über allen die Fürsten, die Könige, vom Zürichsee bis nach Sachsen hinein, in England, in Frankreich, in Spanien. «Im Staat und in der Gesellschaft gibt die

Aristokratie den Ton an, andere Leute haben nichts zu sagen. Sie hat das angeborene Vorrecht den König zu beraten, sie nimmt Kraft ihrer Geburt die Bischofsstühle des Landes in Anspruch und auch die alten reichen Klöster sind für ihre Angehörigen bestimmt, ihr gehören Grund und Boden und die Leute im Land... Das ist die Gestalt des Staates und der Gesellschaft in ganz Europa bis zur Französischen Revolution» (Dannenbauer).

Nur wer Grund hat, ist frei. Nur wer viel Grund hat, ist mächtig, gebietet Tausenden von Hintersassen. Wer nichts hat, tritt in ein Subalternitätsverhältnis zu einem weltlichen, einem geistlichen Herrn, zu dem possessor. Er wird ihm zinspflichtig, hörig, leibeigen (was sich nicht begrifflich, aber sachlich überschneidet). Im 8. Jahrhundert ist die persönliche Knechtschaft schon alltäglich. Und je mehr auf der einen Seite der kirchliche, der weltliche Grundbesitz anschwillt, desto größer wird auf der andren die verknechtete Bauernschaft.

Ein Bauer ist normalerweise leibeigen. Fast das ganze Landvolk und damit das Volk überhaupt ist weitgehend leibeigen, wenn es auch innerhalb des niedrigsten Standes noch Unterschiede gibt. Und mag die Menge eigentlicher Sklaven allmählich abnehmen, mag die Sklaverei mit den sozioökonomischen Mutationen beim Übergang ins Hochmittelalter enden, das heißt in der Hörigkeit bzw. servage aufgehn, die Zahl der Abhängigen wächst ununterbrochen, nicht zuletzt durch Freie, die, meistens mehr nolens als volens, den «Schutz» der Grundherren suchen.[6]

Den Bauern freilich, den Bauern im Rechtsinn, gab es im Frühmittelalter nicht mehr. War doch das kleine freie Bauerntum in Europa mit der Rezeption des römischen Rechts, der fortschreitenden Feudalisierung, den alles überwuchernden Zwangswirtschaften von Adel und Klerus, weitgehend vernichtet, von den weltlichen wie geistlichen Domänen aufgesogen – auch wenn, sehr begrenzt, bäuerliches Eigentum noch lange bestand.

Erst im Hochmittelalter erscheint der Bauer (agricola, rusticus). Aber dieser Bauer ist gewöhnlich nicht frei, sondern durch einen Vergrundholdungsprozeß grundherrlich gebunden (colonus, censualis), ist dienst- und abgabenpflichtiger Höriger, Hintersasse, der

mit fortschreitender christlicher Zivilisation sogar wieder zum Leibeigenen (servus) gemacht, der vererbt, verkauft, vertauscht, verpfändet, verschenkt werden kann, «rechtlich dem Vieh fast gleichstehend» (Davidsohn). So erhält auf der Mainzer Synode 1007 durch den großen königlichen Schurkenstreich Heinrichs des Heiligen (VI 67 ff.!) der Bischof von Würzburg für die Abtretung eines Teiles seiner Diözese «150 Bauernhöfe mit eben so vielen Geschlechtern von Leibeigenen». «Von einer allgemeinen Tendenz der Kirche, den Status der servi abzuschaffen oder seine Daseinsbedingungen zu erleichtern, kann keine Rede sein, verfügte diese doch selbst über die größte Zahl von servi» (Hägermann).

Im 12. Jahrhundert gibt es in Europa zwar eine neue Schicht freier Bauern, die von bestimmten Lasten und Beschränkungen entbunden, am Ende des Mittelalters aber wieder so gut wie verschwunden ist. Auch sind Fälle mehr oder minder «freiwilliger» Verknechtung durch das Früh-, das Hochmittelalter nicht selten. So klagt eine Zinserin aus Altusried, die vordem als frei galt: «Als mein Mann gestorben ist, hat man mich und mein Kind ins Gefängnis geführt, meinen Sohn wie einen Dieb an einem Strick, und das Haus offen stehen lassen. Da habe ich mich mit meinen Kindern verschreiben müssen: Sollte ich oder meine Kinder abschweifen, so soll alles dem Gotteshause verfallen». Und noch im 11. Jahrhundert bietet im Anjou eine freie Bauernfamilie dem Kloster Saint Florent in Saumur zwei ihrer Kinder, die sie nicht ernähren kann, als Sklaven an. (Die französischsprachige Mediävistik spricht, wie der Althistoriker, von «Sklaven», die deutschsprachige von «Knechten» oder «Unfreien».)

Die Landbevölkerung ist im Hochmittelalter weithin verarmt und während des ganzen Mittelalters, ungeachtet aller landwirtschaftlichen Wechsellagen, gewisser Expansions- und Regressionsphasen, chronisch unternährt – bei einem Durchschnittsalter von knapp über dreißig Jahren; die Könige desselben Zeitraums werden durchschnittlich fast fünfzig (einige Päpste beinah neunzig Jahre alt). Die Masse Mensch ist gefangen in einem Netz von «Banngebühren», von blutsaugerischen Diensten und Abgaben. Sie haust in Holz-, in Erdhütten mit dem Vieh zusammen, lebt am Rand des physischen

Überlebens, lebt zeitweise von Baumrinden und verelendet immer mehr. Sie sinkt mit dem beginnenden Spätmittelalter «in eine allgemeine Leibeigenschaft» (Bosl).

Das landbebauende Proletariat aber, die ihren Besitzern ausgelieferte Unterschicht bildet fraglos den weitaus größten Teil des Volkes und wird ganz brüderlich überall mit dem schönen Namen «familia» umfaßt. Das Wort bezeichnet seinerzeit freilich nicht, wie dann in der Moderne, die Lebensgemeinschaft von Eltern und Kindern, die hieß damals «hous», sondern die unter einem gemeinsamen Hofrecht stehende und regelmäßig zum Hofgericht zitierte Gesamtheit der einem Herrn gehörenden Unfreien. Man sprach dann von der familia eines nobilis, der familia episcopi oder abbatis. Oder man setzte einfach statt «familia» – mancipia.

Der gefeierte Kanonist Bischof Burchard I. von Worms (gest. 1025), nebenbei ein skrupelloser Fälscher (V 522), nennt den Hörigenhaufen seiner Domkirche (mit grundherrlichem Besitz in Worms, im Neckarraum, Odenwald, um Heidelberg, Weilburg) familia sancti Petri und läßt in einem «Hofrecht» (Lex familiae Wormatiensis ecclesiae) erkennen, daß auf der untersten Stufe der bischöflichen familia die «mancipia» stehen, unfreie, wie eine Sache zu behandelnde Menschen. Der ausführlichste Paragraph dieses Hofrechts betrifft nicht die christliche Nächsten- und Feindesliebe, sondern vielsagenderweise Mord und Totschlag, «die gleichsam täglich innerhalb der Gemeinschaft des heiligen Petrus nach Art wilder Tiere» geschehen, wobei in einem einzigen Jahr 35 Grundholde (Knechte) schuldlos von Grundholden derselben Kirche getötet worden seien – familia sancti Petri.

Im übrigen traf jener Engländer ins Schwarze, der da unterschied «those who pray, those who fight and those who work». Natürlich bleiben allmählich die Stimmen nicht aus, die den Armen selber die Schuld an ihrer Armut geben, die erklären – auch wir kennen diese Töne doch – jeder könne reich werden, stellt er es bloß «richtig» an. Auch sei gar nicht arm, wer sich mit dem Seinen zu begnügen wisse. Andere sehen nur Faulpelze in den Armen, Leute, die sich um die Arbeit drücken, die alles, was sie verdienen, verfressen, versaufen, Mißgünstige, Neider, Habgierige, Gotteslästerer etc.[6a]

Das mittelalterliche Europa baut gänzlich auf dem Bauerntum auf, dem opus servile, der Knechtsfron. Mindestens 90 Prozent seiner Bevölkerung, wenige Ausnahmen beiseite, leben auf dem Land, noch im Spätmittelalter mehr als drei Viertel, und fast alle diese Menschen unterstehen einer Grundherrschaft (villicatio, dominatio, seigneurie), das heißt, die meisten sind leib- und grundherrlich gebunden, sind mehr oder minder versklavt. Sie sind nicht nur pauperes, sondern dediticii, inquilini, auf der tiefsten Stufe: mancipia (servi, ancillae). Sie galten ursprünglich als Sache, als rechtlos; ein durch Geburt (nach dem Stand der Mutter oder der «ärgeren Hand») oder durch Kauf, durch Raub, Handel, Schuldknechtschaft, Gefangenschaft oder Autodedition (Selbstversklavung) erworbener Status.

In Landschenkungsurkunden wurden diese Elenden, wie gelegentlich in Kärnten, zuletzt genannt, «mit dem Vieh gemeinsam» (Fresacher). Aber auch in Skandinavien oder in Osteuropa hatte der Sklave eine Rechtsnatur wie Vieh oder bewegliche Habe.

Die Homines proprii, die Eigenleute, gehörten «mit ihrem Leib und Gut» ihren Herrn, waren ohne jeden Besitz und jedes Vermögen, ohne Freizügigkeit und eigenen Willen, waren unbegrenzt dienstpflichtig. Und ein Teil der deutschen Mediävisten bestritt in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts die Existenz eines freien Bauerntums im frühen Mittelalter sogar prinzipiell. Zwar vermochten Unfreie im Lauf der Zeit die ehedem kaum überschreitbaren Schranken ihrer Abhängigkeit zu durchbrechen, konnten Unfreie freigelassen werden, konnte mancher Knecht und Knechtssohn selbst bis in hohe Ränge des Staatsdienstes aufsteigen; doch diese Chance war äußerst gering.

Gewiß änderten sich auch die Standesverhältnisse je nach Landschaft, Lehnsrecht, Sachsenspiegel, Schwabenspiegel etc.; aber sie änderten sich eben auch zum Schlechteren. Standen ja die Freigelassenen, im Sozialgefüge den Freien nachgeordnet, in mancher Hinsicht auf der Stufe der Sklaven. Und auch wenn zwischen antiken oder karolingischen servi und spätmittelalterlichen Leibeigenen zu unterscheiden ist, auch wenn diese ihr Schicksal durch den langwierigen Übergang des Frondienstes in eine «Rentengrundherrschaft»

– spät genug – verbessern können, unterjocht doch die Bauern in den ostelbischen Gebieten noch in der Neuzeit eine «zweite Leibeigenschaft» schwer. Sie wird in Preußen durch König Friedrich Wilhelm I. teilweise, durch Friedrich II. 1773 in erweiterter Form, endlich durch das allgemeine Landrecht 1794 insgesamt aufgehoben, womit alle Unfreiheit indes noch längst nicht endet. Wo man sie aber im Mittelalter abschafft, geschieht es nicht aus menschenfreundlichen, sondern aus wirtschaftlichen Gründen.[7]

«JACQUES BONHOMME À BON DOS, IL SOUFFRE TOUT»

In aller Regel wurde der Landsklave, besonders der am meisten geschundene Unfreie (mancipia, servus), bis zuletzt von seinen weltlichen wie geistlichen Despoten nach Strich und Faden ausgenutzt. Sie forderten Frondienste, die erst im späteren Mittelalter zurückgingen und dann häufig durch Abgaben ersetzt wurden, die man freilich auch früher schon verlangte, weshalb der Bauer erheblich – vielleicht ein Drittel oder gar die Hälfte – über den Eigenbedarf produzieren mußte.

Gewiß, auch Adel, Klerus, Stadtbürger hatten für die Fürsten Dienste zu erbringen, bei der Heerfahrt etwa, der Hoffahrt, dem Steueraufkommen. Doch diese Leistungen waren angesehen und oft mit Privilegien verbunden – wenn auch mit allem Nachdruck daran erinnert sei, daß es im 13. und 14. Jahrhundert allein in Deutschland mehrere hundert gewaltsame Unruhen gab.

Der unfreie Bauer aber hatte jahraus, jahrein eine außerordentliche Fülle und Vielfalt an Auflagen zu bewältigen, wofür er in der Regel nur ein Minimum an Gegenleistung bekam und obendrein verachtet wurde. «Jacques Bonhomme à bon dos, il souffre tout»; auf deutsch: «Der Bauer ist an Ochsen Statt, nur daß er keine Hörner hat.»

Man wird fast schwindlig beim Blick auf die Vielzahl der Abgaben, ja nur auf deren Hauptformen, die Werner Rösener im Lexi-

kon des Mittelalters ausbreitet, wenn auch diese Lasten sicherlich weniger katalogartig daherkamen und selbstverständlich nicht alle Bauern mit sämtlichen Forderungen behelligt wurden. Das hing besonders von der Rechtsstellung der Knechte und der Machtposition des Grundherrn ab.

Immerhin finden sich da für Überlassung des Bodens: ein Grundzins (census) in Form einer Geld- und Naturalabgabe. Ein Rekognitionszins (Fastnachtshuhn, Herbsthuhn, Martinszins etc., auch Herdgeld, Rauchhuhn oder Wurstzins genannt). Ferner, zahlbar beim Gutsantritt, das Einzugs-, Einfahrts-, Gewinngeld oder die Handänderungsgebühr (laudemium, honorarium).

Als Leibzins für die persönliche Unfreiheit wurde ein Kopfzins (census capitalis) erhoben, eine Heiratsabgabe (maritagium) aber oft bloß von den Frauen. Doch bekam der Leibeigene eine Frau aus einer anderen Grundherrschaft nur mit Erlaubnis seines Herrn. Zum Leibzins rechnete man die schwerste Taxe, das Todfallrecht (mortuarium) beim Tod eines Leibeigenen, auch Sterbefall oder kurzweg Fall genannt: meist das beste Stück Vieh (Besthaupt, Hauptfall) oder das beste Kleid (Bestkleid, Gewandfall); zum Teil auch Bettzeug und Tücher – übrigens, zumindest im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit, ein auch von Nicht-Leibeignen zu leistendes Servitium.

Zu den relevanten Verbindlichkeiten zählte ferner der Zehnt (S. 87 ff.), eine Naturalienabgabe an die Kirche; Zehnten an Laien wurden verboten – Laien sollten nur zahlen, zahlen, um den Zorn Gottes zu befrieden, wie 567 die Synode von Tours lehrt, indem sie ihre Forderung mit dem Beispiel Abrahams begründet. Zum großen Zehnt gehörten Getreide und Wein, zum kleinen oder grünen Zehnt Gartenfrüchte, aber auch, zumindest da und dort, Flachs, Hanf, Rüben, Bohnen, Hopfen u. a.

An Blutzehnten heimste man die Früchte von Tieren ein, Wolle, Milch, Lämmer. Es gab wenig, was man nicht wollte, schon «weil Gott sein Teil von allem geschuldet war.» Und bereits Erzbischof Caesarius von Arles, Heiliger und nicht von ungefähr Spezialist für «Landseelsorge» (IV 30), fragt: «Ist es denn zu viel, wenn Gott ein Zehntel verlangt?» Und fährt fort, «er könnte neun Zehntel verlan-

gen. Gar oft schickt er Geißeln und Unglück, er entzieht die neun Teile, weil du nicht ein Zehntel geben wolltest.»

Ja, sie verstehen, mit Verdummten umzugehen. Und reichte das Jungvieh nicht für einen Zehnt, sollte der Bauer für jedes Tier ersatzweise Geld berappen, «ob es sich nun um Füllen, Kalb, Schwein, Gans, Lamm oder Zicklein handelte. Es sollte auch ein Zehnt von Fischen und Eichhornfellen abgeliefert werden» (Nylander) – gelegentlich wurde selbst die Biene einbezogen. (Die Erklärung der Frankenbacher, die Imme sei ein freier Vogel [!], rettete nicht vor der Abgabe an ihren Pfarrer.)

Wichtige Leistungen waren auch die Vogtei- und Gerichtsgebühren und, seit dem 12. Jahrhundert, die Besteuerung durch den Landesherrn (petitio, exactio, Bede, Steuer, Schatz u. a.).

Daneben gab es weitere Belastungen. So mußten die Bauern auch für Waldnutzung Geld bezahlen, Weidegelder, Holzzinsen. Und für die Fronen-Ablösung Dienstgeld, Fuhrgeld, Pfluggeld. Hatte aber ein an Geld Bestrafter weder Geld noch Besitz, durfte im Hochmittelalter im Bistum Salzburg ein Pfleger (ein Sachwalter in den verschiedensten, nach Zeit und Gegend differierenden Belangen) die Frau des straffälligen Bauern schänden. Reizte den Pfleger die Frau nicht, durfte er ihre Entehrung dem Gerichtsschreiber überlassen, und mochte auch der nicht, konnte dieser sie dem Amtmann abtreten – «auferladen».[8]

Um wenigstens pars pro toto eine konkrete Vorstellung von den Pflichten dieser Landsklaven zu vermitteln, folgen ein paar Beispiele.

Zunächst eine Zusammenstellung aus dem Herrschaftsbereich des Bamberger Domstifts im 12. Jahrhundert, eines Stifts, dessen Besitz, weit größer als man lange angenommen, vom Rhein bis nach Österreich reichte. Die Unfreien hatten also aus zwölf verschiedenen Orten des Umlands den etwa 40 Bamberger Domkanonikern jährlich an Festtagen und Apostelfesten zu liefern: 65 Mastschweine, 58 Läuferschweine, 106 Ferkel, 18 Schafe, 1045 Hennen, 17260 Eier, 5694 Käse, dazu noch diverse Quanten Milch, Wein, Bier, Getreide etc.

Die ehemalige Benediktinerabtei Prüm (Rheinland-Pfalz) bezog im späten 9. Jahrhundert von ihren Hintersassen jährlich 2000

Doppelzentner Getreide, 1800 Schweine und Ferkel, 4000 Hühner, 20000 Eier, 4000 Eimer Wein, 1500 Goldsolidi beziehungsweise 18000 Silberdenare u.a. Auch mußten die Unfreien Frondienste leisten, Spinn- und Weberzeugnisse herstellen, landwirtschaftliche Geräte, sie mußten an etwa 35 Tagen auf dem Herrenhof helfen, mußten Transportdienste, Botengänge tun und im Winter zur Waldarbeit.

Das Benediktinerkloster Blaubeuren, das nie mehr als ein bis zwei Dutzend Mönche, im 14. Jahrhundert zeitweise überhaupt keinen Mönch hatte, besaß im frühen 16. Jahrhundert (außer den im Kloster selbst liegenden Gutsgebäuden und Gewerbebetrieben, wie Mühlen, Bäckerei, Küferei) 16 Kirchen und 457 Bauerngüter und erhielt in den Jahren 1477 und 1534, laut Rechnungslegung des Abtes: 470 bzw. 436 Hühner, 888 bzw. 963 Hähne, 10777 bzw. 12143 Eier, weiter Hunderte Stück Käse, Öl, Bohnen, Wachs, Pfeffer, Gänse und Kapaune, Wein aus Hunderten von Morgen Weinbergen, weiter 7289 bzw. 7420 Imi Früchte, endlich auch 1318 Pfd. (etwa 940 Gulden) bzw. 1507 Pfd. Geld. Dazu kam noch der gesamte Zehnte.

Je nach Form und Entwicklung der Unfreiheit wie der oft bis ins 12. Jahrhundert fortbestehenden Fronhofwirtschaft (servitia, opera servilia, manoperae, carroperae) waren deren Arten, Ausmaße und Dauer in den einzelnen Epochen, Territorien, Herrschafts- und Agrarverfassungen sehr unterschiedlich. Doch machte man, ohne hier systematisieren zu können und zu wollen, für das Frühmittelalter drei Hauptformen von Frondiensten aus: Für den Leibeigenen, der stets der Jurisdiktion des Grundherren unterstand, das tägliche servitium, das härteste, das zeitlich unbeschränkt zu erfüllen und auch inhaltlich nicht festgelegt war.

Für den nicht voll leibeigenen und strafrechtlich oft staatlicher Gewalt unterworfenen Bauern, der auch Abgaben, meist in Naturalien, zu liefern hatte, eine wöchentliche, zunächst an drei, erst im 12. Jahrhundert an zwei Tagen oder an einem Tag zu besorgende Fron. Endlich gab es noch jene noctes genannten, hauptsächlich im Frühjahr und Herbst fälligen Dienste, die zwischen zwei und zehn Wochen beanspruchen konnten. Dieser (nicht voll leibeigene) Hörige verdiente «sehr wenig oder nichts» (Pirenne) und konnte seine

Hufe (Hof) nicht nach seinen Vorstellungen bewirtschaften; seine jüngeren Kinder mußten Taglöhner oder Landstreicher werden.

Häufig, zumal in der binnenfränkischen Region, war die sogenannte corvada, ein jährlich mehrmals während der Pflugzeiten zu erledigender Tagesdienst. Auch kam zu den regelmäßigen Fronen die Bauhilfe, der Weg-, Brücken- und Burgbau, das Holzfällen, Holzholen, Dachdecken, Zäuneflechten, das Düngen, Eggen, Ernten, Dreschen.[9]

Bei einem Bauernaufstand in Frankreich brachten die Geknechteten folgende Beschwerden vor: «An St. Johann müssen wir die Wiesen mähen und das Heu in die Scheune fahren, dann die Gräben ausbessern. Im August beginnt die große Fron, die Kornernte, und von einigen Feldern müssen wir den Zehnten abliefern. Im September ist der Schweinezins zu erlegen: von acht Schweinen nimmt der Herr die zwei schönsten, und für die übrigen muß je ein Pfennig erlegt werden. An St. Dionys folgt ein neuer Zins, dann einer für das Recht, die Felder einzuzäunen. Zu Beginn des Winters müssen wir das Herrenland bestellen, an St. Andreas ist eine Küchengabe, zu Weihnachten sind Hühner fällig, und so geht es weiter. An Ostern müssen wir Hämmel abliefern, und auf die Holzfällung folgt die Saatfron.»[10]

Außer dem Tötungsrecht stand dem Grundherrn, zumal wenn er im Besitz der Gerichtsgewalt war, über seine Hörigen fast alles zu. Er durfte ihnen nach Belieben nicht nur Arbeiten und Lasten auferlegen, durfte sie nicht nur weidlich schlagen, zur Verehelichung zwingen oder verkaufen. Er konnte ihnen auch von ihren Erwerbungen die Hälfte oder zwei Drittel abnehmen, ja die volle Erbschaft nach der «toten Hand» (main-morte) – ein Ausdruck, der angeblich daher kommt, daß man dem Grundherrn mit der abgeschnittenen Hand des Toten auch dessen Nachlaß übergab. All die Hörigen Hände sollen dann – welch erlesener Geschmack der Zeit! – zusammen mit Bärentatzen und sonstigen Tiertrophäen an die Turmmauern genagelt worden sein.

Die Frau, vom Klerus durch das ganze Heilsgeschehen (in meiner Sexualgeschichte eingehend belegt) scheußlich herabgesetzt, ohne Gottesebenbildlichkeit, laut Augustinus, ein Mißgriff der Na-

tur, «ein verfehltes Männchen» (mas occasionatus), nach Thomas von Aquin, die unfreie Frau wird teils in den aufreibenden Arbeitsprozessen des Mannes, teils in eigenen Tätigkeitsbereichen verbraucht.

Früh verheiratet und meist schon strapaziert durch viele Kinder, die allerdings aus Not, durch Hygienedefizite oft, auch früh hinwegsterben, wie sie selbst, oblag ihr nicht nur die Hauswirtschaft, sondern auch Spinnen, Weben, Brotbacken, die Butter- und Käsezubereitung, das Bierbrauen, Viehfüttern, die Getreidemahd, jedenfalls solang sie mit der Sichel geschah und noch nicht, wie seit dem späteren Mittelalter, mit der Sense.

Die unfreie Ehefrau genoß im übrigen, wie die freie, eine geringere Rechtsstellung als der Mann. Sie unterstand seiner Muntgewalt, seinem Züchtigungsrecht. War doch das Peitschen der Gattin, das Verhauen jeder katholischen Ehefrau, ihrem Mann durch das Corpus Juris Canonici, das Gesetzbuch der römisch-katholischen Kirche, kanonisch verbrieft – bis 1918! (Ebenso, beiläufig, ihr Fastenlassen, Binden und Einsperren.)[11]

Im Frühmittelalter schufteten leibeigene christliche Frauen und Mädchen sogar in eigenen Häusern, in Gynäceen. Nahe bei Fronhöfen gelegen, gingen sie da dem Spinnen und Weben, der Tuchproduktion nach, ja fast jeder Arbeit, vom Waschen bis zum Getreidemahlen, von der Schafschur bis zum Stallreinigen. Auspeitschen war alltäglich. Nach der «Lex Salica», im 6. Jahrhundert von Mönchen aufgezeichnet und unter den Stammesrechtssammlungen von besonders nachhaltiger Wirkung, schwankten die Schläge für eine «ancilla» zwischen 120 und 240.

In seinem um 1202 geschriebenen «Iwein» brandmarkt Hartmann von Aue, der erste der drei großen Epiker der Stauferzeit, die Ausbeutung dieser Arbeiterinnen, die er klagen läßt: «Von unserem Verdienst sind sie (sc. die Herren) reich geworden, und wir leben aufs dürftigste.» Der Dichter behauptet, die Frauen bekämen von einem Pfund (240 Pfennige), das ihr Arbeitgeber auf dem Markt für ihre Produkte erzielt, vier Pfennige.

Die christkatholischen Gynäceen, die auch von den Klöstern (in Staffelsee etwa) und von Kirchen unterhalten und im Hochmittelal-

ter durch das städtische Textilgewerbe abgelöst wurden, dienten aber jahrhundertelang ihren Besitzern und deren Gästen auch als Harem, als privater Puff und waren die Vorläufer des kasernierten Bordellwesens.[12]

HUNGERSNÖTE: MENSCHEN GETÖTET UND IN SALZ GELEGT

Zum fortgesetzten Ausnützen, Schröpfen, zur ständigen Bedrükkung durch die Herrenschicht – die Bischöfe selbstredend eingeschlossen, die «Väter der Armen», die zumal in Notzeiten gelegentlich Hundemeuten auf die Bettler hetzten – kam das Elend durch Naturkatastrophen; durch Unwetter, Überschwemmungen, Mißernten, Seuchen, Wurmplagen, Dürren, harte Winter; immer wieder auch durch all dies bedingte Hungersnöte, und gerade in den «größten» Geschichtsepochen, unter Karl «dem Großen» (der bereits die Kleidung der hörigen Bauern reglementierte), wobei 784 ein Drittel der Bevölkerung Galliens und Germaniens hinwegstarb, die Armen sich von Farn ernährten, Gras und von ihresgleichen, Brüder ihre Brüder aßen, Mütter ihre Kinder – «Manche holten die Verhungernden ins Haus, töteten sie und legten sie in Salz ...» (IV 490).

Alle Naturgewalten trafen, wie immer, die Armen zuerst und gewöhnlich auch allein. Die herrschende, sehr schmale aristokratisch-klerikale Klasse wurde davon, jedenfalls direkt, kaum berührt. Die regierte und kommandierte. Die große Menge aber hatte bloß zu dulden, zu darben, zu leiden, hatte nur den Rücken hinzuhalten, auf dem sich die Geschichte, das gebietende Pack, ausagieren konnte, ganz nach Lust und Laune und aller Gier. Schützte man das Volk wenigstens nach außen? Man schützte es im Eigeninteresse, aus nacktem Egoismus. Und es zitterte, zitterte vor den Beschützern wie vor Feinden. Die «Beschützer» waren seine Feinde. Das Volk hatte Hunger und es hatte Angst. Angst: geradezu «eine Grunderfahrung des bäuerlichen Daseins» (Rösener), eine Grunderfahrung somit der meisten mittelalterlichen Menschen.

793 berichten die Lorscher Annalen den Hungertod vieler, die Annales Mosellani melden Menschenfresserei. 805, 806, 807 und 809 erfolgen neue Hungersnöte – im Jahr 806 offenbar mit ausgelöst durch Karls Heeresaufgebot und dessen Versorgung. Der karolingische Chronist und Abt von St. Riquier, Nithard, kann gleichwohl prahlen, Karl «der Große» habe «das gesamte Europa» in Frieden und Wohlstand hinterlassen. Ja, späteren Generationen gilt seine Ära als goldenes Zeitalter. Tatsächlich jedoch melden zwischen 763 und 843, also unter seiner und seines Sohnes Herrschaft, die Annalen und Kapitularien von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, zuweilen von Jahr zu Jahr, ausgedehnte Hungerkatastrophen – aber die Massen zählen ja nicht.

In Wirklichkeit war die Not, zumal in den zwanziger Jahren des 9. Jahrhunderts, im fränkischen Reich fast unbeschreiblich. Ein großes Sterben unter Mensch und Tier ging um, es kam zu unerhörten Teuerungen. Und Bischöfe selber klagten 829 bei Ludwig dem Frommen über weltliche wie geistliche Wucherer, durch deren Machenschaften Ungezählte verhungert, viele ausgewandert sind. Doch all dies trat rasch in den Hintergrund «vor der die Kirche bald ausschließlich beschäftigende Frage der Unverletzlichkeit ihre Gutes» (Sommerlad, vgl. S. 84 ff., 93 ff.).

Das Elend der Massen nämlich bedeutet dem Klerus noch weniger als dem Staat – und nützt ihm wunderbarerweise, weil die Frömmigkeit der vom Schicksal Geschlagenen stets wächst. Auch 868 haben Menschen bei einem entsetzlichen Nahrungsmangel im fränkischen Reich, wie wohl glaubwürdig bezeugt, da und dort nicht nur Hunde, sondern wiederum Menschen geschlachtet und gegessen. Im 11. Jahrhundert nimmt ein Haufen Hungriger dem Trierer Erzbischof Poppo samt Begleitern auf dem Ritt zur Kirche gleichsam unterm Hintern die Reittiere fort und zerreißt, verschlingt sie vor aller Augen.[13]

1097 kommt es zu einer Nahrungsmittelnot im Anjou, 1099 auch außerhalb. 1122 beginnt eine Hungersdrangsal in Portugal, 1124 in Frankreich, ebenso in Deutschland, 1126 in Flandern, wobei wieder viele sterben. Südfranzösische Kaufleute fahren enorme Getreidemengen mit Schiffen heran. In Brügge kaufen der Ritter

Lambert van Straet, ein Bruder des Propstes von St. Donatus, und sein Sohn nicht nur dieses Getreide, sondern alle Zehntabgaben umliegender Stifter und Klöster zu niedrigen Preisen: «Ihre Speicher», schreibt Mönch Sigebert von Gembloux, einer der großen mittelalterlichen Chronisten, Autor der berühmten «Weltchronik» (Chronica universalis) und im Investiturstreit brillanter Parteigänger des Kaisers, «ihre Speicher waren gefüllt mit allen Arten von Getreide; aber sie verkauften sie so teuer, daß die Armen nichts davon kaufen konnten.»[14]

Die ritterlichen Gangster hätten sich auf ein illustres Vorbild berufen können: auf den Heiligen Vater Papst Sabinian, der 605 bei einer Hungersnot in Rom alle ihn anflehenden Christgläubigen kaltblütig hungern und zugrundegehen ließ, um dann sein Korn zu Wucherpreisen loszuschlagen (IV 335).

Selbstverständlich hoffte auf diese Weise noch mancher zu mehr Geld zu kommen. Raoul von Wanneville, zum Beispiel, Bischof von Lisieux und Kanzler des britischen Königreiches, angesichts der Hungergeißel von 1194. Deshalb redete ihm Petrus von Blois, selbst reich bepfründet, brieflich ins Gewissen: «Bereits sind Tausende von Armen an Hunger und Not gestorben, und noch nicht auf einen einzigen hast du deine wohltätige Hand gelegt ... Die Ernte verdirbt bereits auf den Feldern und du, du hast noch nicht einen einzigen Armen getröstet. Du hast zwar vor, deine Speicher zu öffnen, aber nicht um das Elend der Bedrängten zu lindern, sondern um teuer zu verkaufen ...»[15]

So wurden die Ärmsten stets die frühesten Opfer einer Gesellschaftsordnung, von der Müller-Mertens sagt, sie habe «die ursprüngliche Freiheit vernichtet und die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen zum herrschenden sozialen Prinzip» gemacht, habe die ökonomisch-kulturelle Höherentwicklung «durch grundsätzlich ethisch-moralische Substanzverluste in den menschlichen Beziehungen erkauft».

Die Ärmsten wurden die ersten Opfer von Spekulationskäufen, skandalösen Preissteigerungen, von Wucher, falschen Maßen, Raub und Krieg mit seinen flächenhaften Zerstörungen der Felder, der Ressourcen des Gegners. Verzweifelte veräußerten ihr Eigentum und

ihre Freiheit. Andere wanderten ab, flohen in die Wälder, wurden «Räuber», «Banditen», Bewegungen, Reaktionen, die zeitweise große Ausmaße annahmen, die Dorf um Dorf entvölkerten, das Land verödeten, die in den Kapitularien des fränkischen Reiches bis zum Jahr 843 mehr als 25 Kapitel beschäftigen, während zugleich die Heeresfolge nachläßt, die Fahnenflucht sich häuft, Vorgänge, die Karls «des Großen» immer von neuem wiederholte Rufe zu Frieden und Fürsorge, zur Unterstützung der Hungernden hinreichend erklären. Oder sollte ausgerechnet ein Mann, der fast Jahr für Jahr Krieg, fast fünfzig Feldzüge geführt, der gelassen über Tausende und Abertausende von Sterbenden, von Leichen schritt (IV 497 f.), Mitleid gefühlt haben? Rief er nicht nach Frieden – wie dann die Päpste, wenn sie zum großen Kreuzzug trieben?

Karl war Christ und abgebrüht wie wohl all diese Edlen, über die Rhabanus Maurus, Abt in Fulda und Erzbischof von Mainz, klagt, daß viele sich mehr um ihre Hunde kümmerten als um ihre Knechte, daß ihre Hunde gut gefüttert und fett waren, indes ihre Bauern darbten, ihre servi hungerten und verhungerten. F. Curschmann, Erforscher des Hungerelends zwischen dem 8. und 13. Jahrhundert, kommt zu der Feststellung: «Daß die Not einen Kaiser, einen Herzog oder Bischof jemals irgendwie berührt hat, hören wir nicht ...»[16]

Nein. Wir hören anderes, das Gegenteil. Nicht zuletzt von Bischöfen, Äbten, von einer Kirche, die den Feudalismus kraft ihrer Erdengüter, ihrer nie nachlassenden Herrschsucht fortgesetzt gestützt, gefördert, glorifiziert und selbst praktiziert hat.

REICHTUM DER BISCHOFSKIRCHEN

Der Reichtum der «Kirche der Armen» begann, noch verhältnismäßig bescheiden, bereits in den frühesten Jahrhunderten (III 5. Kap.) und wuchs beträchtlich seit dem ersten christlichen Kaiser (I 224 f. 235 ff.). Die wohl größte Rolle, besitzmäßig gesehen, spielte dann während des Niedergangs der kaiserlichen Macht, der römischen generell und der byzantinischen in Mittelitalien, die Entstehung des

sogenannten Patrionum Sancti Petri, aus Landzuweisungen vor allem der Herrscher und durch private Vermächtnisse. Es kam aber auch zu Käufen und «in vielen Fällen zu ungesetzlichem und erpresserischem Erwerb» (Finley).

Über das anfängliche Wachstum des Patrimoniums, der Haupteinnahmequelle des Papsttums, dessen Güter sich von Gallien über ganz Italien bis Afrika erstreckten, ist fast nichts bekannt. Doch allein auf Sizilien, der Kornkammer Roms, überstiegen im 6. Jahrhundert die Besitzungen des römischen Bischofs, rund 400 Gutsbezirke (massae), vermutlich die dortigen des Kaisers. Die Pächter aber, die Bauern, coloni, mußten sich nicht nur «mit vielfachen Sonderauflagen (zum Beispiel Abstandssummen bei der Heirat eines Sohnes oder einer Tochter) und unablässigen Ausbeutungsversuchen» abfinden (Finley), sondern sollten auch Pachtzins und Steuern in Gold bezahlen. Tatsächlich bezogen die Päpste im frühen Mittelalter allein von ihren sizilianischen Domänen 350 Pfund Gold. Und auf dem Festland enteigneten sie, etwa im 9. Jahrhundert, ganze Landgüter widerrechtlich und derart, daß die Franken eingreifen, die Verwaltung beaufsichtigen und die Unabhängigkeit des Kirchenstaates aufheben mußten.

So kam es 815, als Papst Leo III., ein Heiliger (sein Fest: neuerdings gestrichen!), nach einer Verschwörung Hunderte von Menschen zum Tod verurteilt hat, zu einem Bauerntumult. Neu errichtete päpstliche Gutshöfe wurden geplündert, niedergebrannt, die Aufständischen aber, als sie nach Rom marschierten, vom Papst ihr Eigentum zurückzufordern, durch den fränkischen Herzog von Spoleto aufgefangen.[17]

Immer gewaltiger wurde gleichfalls der Reichtum der fränkischen Kirche.

Bereits unter den Merowingern, als die in Gallien eingefallenen Fürsten alles Land des kaiserlichen Fiskus geraubt (IV 2. Kap.!), stieg der klerikale Grundbesitz stark an, erst recht in der folgenden Epoche – die Frucht blutiger Kriege, königlicher Schenkungen und der Verdrängung der eigenen freien Bauern von Grund und Boden, mit dem die Prälaten auch schon ihre Verwandtschaft beglückten. Sie hatten in den neuerstandenen Staaten, so der katholische Theo-

loge Kober, «unermeßliche Einkünfte», hatten mehr Land und Immunitäten schließlich als die weltliche Aristokratie, hatten bereits zu Anfang des 8. Jahrhunderts rund ein Drittel des gesamten fränkischen Territoriums in ihren Händen. Der Staat sah schon seine militärische Schlagkraft gefährdet, und so holte zumal Karl Martell, Großvater Karls I., allerlei zurück und lebt als der im Jenseits verdammte Kirchenräuber fort. In Wirklichkeit war sein Zugriff keine Säkularisation, keine «Enteignung der Enteigner», sondern eher eine Art Zwangsanleihe. Denn während der Staat kirchlichen Boden seinen Anhängern zum Nießbrauch überließ, blieb das Jus ad rem der Kirche anerkannt, wenn auch der hl. Bonifatius, Apostel der Deutschen, jeden, der so vorging, Kaiser, Könige, Beamte, als wütende Wölfe im Schafstall Christi, als Räuber und Mörder beschimpfte.

Indes suchte Bonifatius selbst den Besitzstand seiner Klöster, zum Beispiel Fuldas, wo ihm Hausmeier Karlmann und mehrere Adlige großzügig Land zur Verfügung gestellt, zu vermehren, suchte er selbst die Güter immer weiter auszudehnen und bejammerte dann – Taktik der Kirche, der Päpste bis heute – das «ärmliche Leben» seiner Schützlinge! Schon unter dem Nachfolger Lul aber waren Fuldas arme Mönche so reich, daß sich der Mainzer Bischof am Geld des Klosters vergriff und Liegenschaften im Wormsgau und zu Truhtmaresheim kaufte. Dabei gehörte ihm bereits schätzungsweise ein Sechstel des gesamten Grundes und Bodens von Mainz, dem «Nabel der Teutschen Nation», und immer wieder trat dort der hl. Martin, Patron der Kathedrale, urkundlich erneut als Grundstückseigentümer auf.

Mitte des 8. Jahrhunderts gewann der Klerus sein Gut de jure ganz, de facto zum Teil zurück. Es kam zu einer großen staatlichen Schuldentilgung, einer Restitution des Kirchengutes auf dem «Germanischen Konzil» von 742, doch auch im nächsten Jahr, auf dem königlichen Landgut Lestinnes im Hennegau, «auf den Rat der Diener Gottes» zu dem Beschluß, «wegen der drohenden Kriege und Verfolgungen unserer Nachbarvölker unter der Form der Prekarie gegen Zins einen Teil des Kirchenvermögens zur Beihilfe für unser Heer mit Gottes Nachsicht noch einige Zeit zurückzubehalten». Dafür aber kassierte die Kirche den jährlichen Tribut von einem

Goldsolidus (12 Denare) für jeden Hof. Und jeder Besitz sollte nach dem Tod des Beliehenen an sie zurückfallen. Zwar behielt sich der Staat vor, notfalls das Gut weiter zu verleihen. Doch hatte der Klerus bei einer eigenen Notsituation sofort Anspruch darauf.

Überdies schuf Pippin III., vielleicht zur Entschädigung, den Kirchenzehnten (decima, dezem, dîme, tithe), im Westen von geistlichen Kreisen erstmals um 500 gefordert, eine Steuer, durch die fortan aller Grund und Boden unmittelbar mit der Kirche zusammenhing. Doch nicht nur von jeder Ernte, auch von jedem Verdienst eines Händlers oder Handwerkers bekam der Klerus schließlich zehn Prozent. Im 13. Jahrhundert erbrachte ein allgemeiner Zehnt aus der Gesamtkirche rund 300000 Pfund, das Dreifache der Einnahmen der französischen Krone.

Zehnt und Doppel-Zehnt für den armen Klerus

Der Zehnt war eine aus dem Rohertrag jeder Wirtschaft zu den anderen Abgaben des Bauern für die Klerisei hinzukommende Leistung, ein sich schon bald durch Kauf, Verpachtung, Belehnung, Schenkung, Verpfändung verselbständigendes Wertobjekt, das in kaum einer mittelalterlichen Urkundensammlung fehlt.

In den ersten vier Jahrhunderten forderte die Kirche im allgemeinen keinen Zehnt. Er war ursprünglich eine freiwillige Gabe, im übrigen schon zuvor bei Juden wie Heiden weit verbreitet. Bei den Christen wurde er vor allem von Hieronymus und besonders von Augustinus verlangt, auf den sich der Klerus bei Einschärfung des Zehntgebotes häufig berief.

In der Merowingerzeit wird erstmals 567 auf dem Konzil in Tours vom Zehnt gesprochen, 585 auf der Synode von Mâcon, sehr bezeichnend, jeder, der ihn verweigert, mit immerwährender Exkommunikation bedroht, was spätere Synoden, in Pavia, in Valence u.a., wiederholen. Noch 1322 bestimmt die Synode von Valladolid durch den Mund des päpstlichen Kardinallegaten Wilhelm von Go-

din und «mit Zustimmung des heiligen Concils» den Ausschluß von Gläubigen, «die Pfarrer und Prälaten in Betreff des Blut- und Novalzehnten betrügen». Die Synode von Toledo (1323) mahnt: «Der Zehnte soll ganz entrichtet werden». Die Synode von Salamanca (1335): «Es wird verboten, daß die Kirche um den Zehnten betrogen, daß ihre Einkünfte weggenommen werden».

Anfangs brachte man offenbar die «Decima» zur Kirche, wobei der Zehntpflichtige häufig schwören mußte, das richtige Maß ausgehändigt zu haben. Später wurde es üblich, die Zehnten durch Einsammler (Decimatoren), die wiederum eidlich zur gewissenhaften Ausübung ihres Amtes verpflichtet waren, unmittelbar auf dem Feld zu erheben. Doch gab es auch eine Ablieferung in barem Geld (redemptio decimae), wobei meist die Kirche die Form der Zehntleistung entschied; bei Geldentwertung dürfte sie, war die Zahlung nicht der Entwertung entsprechend zu erhöhen, auf Abgabe in natura bestanden haben.

Die neben der Dreiteilung kanonisch gewöhnlich geforderte Vierteilung – an Bischof, Pfarrer, Pfarrkirche und Arme – stand mehr auf dem Papier und wurde weder von Päpsten noch Bischöfen befolgt, die das meiste einheimsten, bereits zu den reichsten Großgrundbesitzern gehörten, während die Armen zweifellos am wenigsten bekamen (in Frankreich oft bloß den zehnten Teil).

Liest man freilich die Lebensbeschreibungen mittelalterlicher Bischöfe, findet man deren Armenfürsorge oft über die Maßen gepriesen, erscheint selbst ein Mann wie der hl. Anno von Köln – ein Brutalist, der nur an sich, an die eigene Macht denkt, der seine Diözesanen geißeln, verstümmeln, blenden läßt (VI 217 ff!) – nicht bloß «von bewundernswerter Heiligkeit», «staunenerregender Tugendhaftigkeit», als «Verächter alles Irdischen» etc., sondern natürlich auch als «Diener der Armen» (pauperum servus). Tatsächlich sind das Worthülsen, schamlose Übertreibungen, sind die meisten Beteuerungen großer bischöflicher Armenbetreuung mit der gleichen Skepsis aufzunehmen wie die mittelalterlichen Wundergeschichten. Und wo man wirklich half, selbst über das Normale hinaus, war es doch nur wie ein Tropfen auf dem heißen Stein, war es nicht zuletzt gut für die Reputation, für die auch (andere) christli-

che Geschäftsleute sorgten, Augsburger Weltfirmen etwa, die dann Stiftungen, eigene Konten einrichteten; die Höchstetter nannten das «unseres Herren Hauptgut», die Welser «Konto unseres Heilands und seiner Armen», die Fugger «Konto St. Ulrich».

Ganz beiseite, daß zu den Armen auch Mönche und Nonnen zählten, die seit ottonischer Zeit als Zehntempfänger nicht unbeträchtlich hervortraten. Und Rom erhob den Zehnten noch in Dänemark, Island, ja im armen Grönland (anno 1326 in Form von Walroßzähnen). Man forderte, zumindest zeitweise, den Zehnten – gelegentlich sogar auf das kärgliche Ährenlesen ausgedehnt – selbst von den Sklaven, ja noch von den gänzlich isolierten, aus der Gesellschaft verstoßenen «lebenden Leichnamen», den Leprosen!

Alle Reichsbewohner hatten unter den Karolingern den zehnten Teil ihrer landwirtschaftlichen Erträge der Kirche zu geben, die unter Karl – der erstmals 779 in Herstal für Zehntverweigerer auch weltliche Strafen festsetzt – und unter Ludwig dem Frommen noch das Recht auf einen «Neunten» (nona), also auf einen zweiten, einen Doppel-Zehnten (dezima et nona), auf ein Fünftel des gesamten Ertrags bekam. Noch im Frühmittelalter wurde so die Kirche, auch infolge zahlreicher steuerlicher Immunitäten sowie dank der Vergabungen von Gläubigen und der Pilgerspenden die erste Finanzmacht im Reich.

Auch in Italien, wo der Klerus seinerzeit eine außerordentliche Machtstellung gewann (auch durch Verdrängung der Grafen in vielen Städten) und die Immunität bald derart mit den Kirchengütern verbunden war, daß man diese geradezu immunitates nannte. Die Bischöfe, gegen die sich die Städte erhoben, Cremona, Mailand, Pavia, Bergamo, Brescia, erhielten zudem immer neue Regalien, das heißt dem König zustehende Gerechtsamen wie Forstbann, Wildbann, Münzrecht, Marktrecht, Zölle, bekamen Häfen und Hafenabgaben, bekamen schließlich ganze Grafschaften und endlich die Territorialhoheit.[18]

Während die orthodoxe Kirche den Zehnt bis zum späteren Mittelalter nur selten erhob, wurde er für die römisch-katholische, der er fast als Mindestleistung galt, die wichtigste, für die Zahlungspflichtigen die schwerste Abgabe, eine häufig bloß äußerst widerwillig er-

brachte Kontribution, wogegen sich im Westen wie im Osten des Reiches oft beträchtlicher Widerstand erhob, was sich aus Kapitularien, Synodalberichten, aber auch aus damaligen Beichtspiegeln ergibt. Immer wieder wird der Klerus angehalten, die Notwendigkeit der Zehntentrichtung zu betonen, immer wieder wird pünktliche, genaue Leistung eingeschärft, wird bei Vernachlässigung mit Mißernte, Pest, Unwetter, mit Verlust des Seelenheils gedroht. Und nicht von ungefähr dringt die Kirche durch Jahrhunderte darauf, Zehntstreitigkeiten vor den geistlichen Gerichten auszuhandeln, womit sie sich bis ins ausgehende Mittelalter auch durchsetzt.

Im 9. Jahrhundert schreibt Rhabanus Maurus, Abt von Fulda, niemand dürfe eine Kirche betreten, die Messe hören, die Sakramente empfangen, der nicht zuvor den Zehnten erbracht. Im 13. Jahrhundert geißelt Berthold von Regensburg, größter (franziskanischer) Volkspropagandist der Zeit, Agitator für Kreuzzüge und «Ketzer»-Hetze, zwar leidenschaftlich die Geldgier (gîtekeit), tröstet aber auch die armen Arbeiter, die vor lauter Arbeit nicht oft Messe hören können, weil «wo der rechte Mensch an seiner rechten Arbeit sei, er auch teilhaftig werde an den Messen», und treibt nicht minder eifernd zur gewissenhaften Zehntabgabe. Dabei suchten sich die frommen Christen gegenseitig zu hintergehn: die Maße der Zehntpflichtigen waren oft kleiner, die der Zehntempfänger – und sie wurden meist gebraucht – größer. Hat man doch überhaupt durch die Jahrhunderte ungezählte Zehntprivilegien gefälscht.

Seit der Karolingerzeit galt Zehntverweigerung als Apostasie, als Glaubensabfall. Der Zehntverweigerer wurde nicht als gewöhnlicher Dieb, sondern als Gottesräuber bestraft; im Normalfall erst durch Geldbuße, Zahlung des Königsbannes, schließlich durch Exilierung und Vermögensentzug. Zuweilen führte die Zehntlast zu Aufständen oder sie spielte da wenigstens eine erhebliche Rolle, etwa 841 beim Aufruhr der Stellinga (V 116 f.!) oder 1229 beim Krieg gegen die Stedinger (VII 191 ff.!). Dazwischen rebellierten der Zehnten wegen zum Beispiel die Thüringer gegen den Mainzer Erzbischof. 1069 hängten sie einige seiner Ministerialen auf und bedrohten ihn 1074 auf einer Synode in Mainz auch persönlich.

Doch gab es um dieser Steuer willen nicht nur zwischen Kirche

und Laien Krawall. Die Kleriker befehdeten deshalb auch selber einander, die Bischöfe die Bischöfe und am schärfsten diese die Mönche, da die Mönche ihr Land zehntfrei haben, die Bischöfe aber den Zehnt kassieren wollten. So stritt um die «decima» schon um 800 der Prälat von Freising mit dem Abt von Tegernsee, im 9. Jahrhundert der Mainzer Erzbischof mit dem Kloster Hersfeld, im 10. der Bischof von Orléans mit dem Abt Abbo von Fleury, im 11. wieder der Mainzer Metropolit mit den Hersfelder Mönchen oder das Bistum Osnabrück mit der Abtei Corvey, letzteres ein Zehntkampf, der sich über mehr als zweihundert Jahre hinzog, bis ihn endlich Bischof Benno II. von Osnabrück mit acht gefälschten Urkunden gewann. Der Streit zwischen Bischöfen und Klöstern aber dauerte fort, ohne daß ihn eine Seite für sich entscheiden konnte; was weniger an den streitenden Parteien lag als an den Päpsten, deren Stellungnahmen, je nach ihrer Herkunft, ständig wechselten.

Sogar Mönche untereinander führten erbitterte Zehntfehden, selbst Mönche derselben Ordensregel, wie Zisterzienser und Cluniacenser. Als sich so das 1130 neugegründete Zisterzienserkloster Le Miroir kraft eines Privilegs weigerte, dem Cluniacenserkloster Gigny in der Champagne den bisher bezogenen Zehnt zu zahlen – ein Streit, in den so prominente Kirchenführer wie Papst Eugen III., Bernhard von Clairvaux und Peter von Cluny eng verflochten waren –, überfielen im Jahr 1152 Zinsleute und Mönche des Klosters Gigny die Abtei Le Miroir, plünderten, brandschatzten und «zerstörten alles bis auf den Grund» (Hoffmann). Den Schaden schätzten die Äbte von Clairvaux und Cluny auf 30 000 Solidi.

Da infolge des Eigenkirchenwesens in der nachkarolingischen Zeit auch der Adel die Zehnteinkünfte seiner eignen Kirchen voll begehrte, ergaben sich deshalb mit Königen, Landesfürsten und einer großen Zahl sonstiger Zehntherren gleichfalls häufig Zusammenstöße, wie, beispielsweise, im 13. Jahrhundert in Schlesien zwischen dem Herzog und dem Breslauer Oberhirten Lorenz, den reichsten Grundbesitzern des Landes.

Bei solchen Auseinandersetzungen gewährte allerdings der Adel, ein in die Augen springender Unterschied, gegenüber den harten Forderungen des Klerus oft wesentliche Zehntnachlässe, etwa in der

Mark Meißen, in Brandenburg, Anhalt, wahrscheinlich auch in Thüringen. Sicher verfuhren so die Grafen Schwarzenburg und die von Schweinfurt. Diese bewilligten in Ostfranken ihren deutschen wie slawischen Bauern Entlastungen bis zur völligen Befreiung von Kirchenzehnten. Doch als man nach dem Tod des mächtigen Grafen Otto von Schweinfurt (1057) dessen großes Erbe zerschlug, suchte der Bamberger Bischof die Zehnterleichterungen wenigstens der Slawen zu beseitigen und beschloß auf der Ortssynode 1059, hartnäkkige slawische Zehntgegner so lange vertreiben zu lassen, bis sie sich zur Zahlung bereitfanden. Ähnlich erhob seinerzeit der Bischof Gebhard von Salzburg statt des bisher für Slawen gültigen weit geringeren «Slawenzehnt» den vollen Ertragszehnt.

Durch die Jahrhunderte reißen die Tumulte, Klagen, Wirren wegen der Zehnten nicht ab und stehen im krassen Kontrast zum überquellenden Reichtum der Klöster, der Bischofs- und nicht weniger Adelssitze.

Doch auch die Armen, die nur von der Hand in den Mund leben, sind nach dem hl. Thomas zur Abgabe verpflichtet. Der Aquinate, neben Augustinus, auf dem seine Soziallehre vielfach fußt, größter Kirchenvater der Catholica, ist vehementer Verdammer des Kommunismus sowohl der Produktions- wie der Verbrauchsgüter und eifriger Verteidiger des Privateigentums, u. a. weil es die Tugend der Freigebigkeit ermöglicht. Ja, ermöglicht! Nicht genug: durch einen gerechten, wohlwollenden Güteraustausch werde erst ein wahrer «Kommunismus» etabliert!

Nach Carlyle schwebten bei Ausbruch der Französischen Revolution 60000 Zehntverfahren vor den Gerichten. Die Revolution schaffte allerdings diese Art der Ausbeuterei noch am 2. November 1789 ab, das übrige Europa erst im 19. Jahrhundert. Doch ist die einstige Zehntpflicht in einigen Gebieten, besonders Deutschlands, «noch heute Rechtsgrund für eine subsidiäre Baulast» (Lexikon für Theologie und Kirche).[19]

Reichtum der Klöster

Reicher sogar als viele Bischofskirchen – von denen zur Zeit Karls I. Augsburg etwas über 1500 (zu einem Drittel von Leibeigenen bestellte), Salzburg etwas über 1600 Höfe hatte – waren viele Klöster, wirtschaftliche Größen ersten Ranges. Sie fügten sich famos in den florierenden Feudalismus ein und vermehrten sich einfach ungeheuer, und mit ihnen ihr Besitz.

Die Dominikaner, ein Bettelorden, die 1220 das Gelübde der Armut ablegten, deren Gründer Dominikus im selben Jahr auf dem Generalkapitel das strikte Gebot der Besitzlosigkeit in die Konstitutionen aufnehmen ließ, besaßen schon im nächsten Jahr, 1221, sechzig Klöster. Und nicht von ungefähr hieß es immer wieder von den Mönchen, zumal von den Zisterziensern, sie verdrängten Bauern, Ritter, ja den Klerus. In England war dies geradezu sprichwörtlich – «Böse Nachbarn wie die weißen Mönche». Allein Bernhard von Clairvaux (der «geistliche Schuft», sagt Schiller und sagt zu wenig), der Zisterzienser-Propagandist eines großen Marktes (VI 464 ff.!), gründete rund 70 Klöster. 1153, in seinem Todesjahr, zählte der Orden bereits 350, um 1200 schon 530, um 1500 gar 1600 Klöster. (Die Abtei Clairvaux selbst wurde 1792 aufgehoben, 1808 Zuchthaus, die Kirche 1819 abgebrochen.)[20]

Im Mittelalter erreichte der Grundbesitz der Orden – bevor er oft wieder auf diverse Art verschwand – nicht selten immense Ausdehnungen.

Die Benediktinerabtei Werden an der Ruhr, ihr Landgut wurde um das Jahr 880 auf 22 Fronhöfe und 200 Bauernhöfe (Hufen) geschätzt, stand im Ruf eines armen Klosters. (Eine Hufe, deren Bemessung je nach Gegend stark schwankt, hat eine durchschnittliche Fläche von 13 Hektar. Ein Großgrundbesitz mittlerer Größe umfaßte etwa 300 Hufen, also rund 4000 Hektar.)

Das Kloster Hersfeld, kurz vor 775 von dem geschäftstüchtigen Mainzer Bischof Lul gegründet, erhöhte innerhalb einer Generation seine ursprünglich 20 Höfe auf 1097 Höfe und 675 Hofstellen (Mansen) in 195 Ortschaften.

Das Reichskloster Lorsch, in der Reformation mehrfach die Kon-

fession wechselnd, je nach seiner Zugehörigkeit zu Mainz oder zur Pfalz, hatte Besitz von der Schweiz bis in die Niederlande und zu den friesischen Inseln, vermutlich 2000 Höfe.

Das Kloster St. Gallen, auf 4000 Hufe taxiert, besaß im Frühmittelalter im heutigen Württemberg an fast hundert Orten Land, noch zahlreichere Schenkungen bzw. Erwerbungen aber im Gebiet der heutigen Schweiz sowie in anderen alemannischen Gegenden.

Dem Kloster St. Blasien, das sich im 12. Jahrhundert Privilegien durch mehrfache Fälschungen sicherte, gehörten damals nicht weniger als 62 Kirchen, die sich über drei Bistümer, Augsburg, Konstanz und Straßburg, erstreckten.

Allein die Aufzählung der Güter, Einkünfte und Rechte des Stifts St. Florian zu Koblenz umfaßt nahezu fünfzig Druckseiten.

Ein im früheren 11. Jahrhundert in Tegernsee aufgestelltes Verzeichnis beziffert die Zahl der dem Kloster gehörigen Höfe auf 11 860.

Das Bonifatiuskloster Fulda soll in weiter Streulage zwischen den Alpen und der Nordseeküste 15 000 Höfe besessen haben; ebensoviele die große Benediktinerabtei Luxeuil am Fuße der Vogesen.

Saint-Germain-des-Prés bei Paris verfügt im 9. Jahrhundert unter dem Abt Irmino über 221 080 Hektar, davon nur 1172 Hektar Sumpf, Hunderte von Hektar Weide, Wiese, Weinberge, 22 129 Hektar Ackerland und 197 927 Hektar Wald. Zu den 24 Herrenhöfen und 1646 Zinshöfen des Klosters kamen noch 71 Fremdenherbergen. Und wie in Deutschland, in Frankreich, so war es auch in England, dessen Kirche im späten Mittelalter vielleicht gar die Hälfte des Bodens besitzt.[21]

Im Osten, wo schließlich der Klerus die treibende Kraft der Germanisierung wird und vor allem mit dem deutschen Adel die Westslawen unterjocht, erheben die im 11., 12., 13. Jahrhundert neugegründeten Klöster Abgaben in rund 800 sorbischen Dörfern. Allein die Klöster Bosau und Nienburg saugen mehr als 300 fast rein sorbische Ortschaften aus. Allein Bosau bezieht um 1200 die Zehnten aus 180 Dörfern, wobei jedes Dorf durchschnittlich zehn Hufen zählt. Außer den Zehntrechten und anderen Vergünstigungen besaß

das Kloster (1256) fünf komplette Dörfer, zwei Mühlen, sechs Wirtschaftshöfe (allodia), sechs Kirchen und 224 Hufen.

Dieser große Klosterbesitz wurde meist mit Leibeigenen betrieben, die sich die Mönche oft viel länger leisteten als die weltlichen Grundherren. Hörte nämlich im allgemeinen die Leibeigenschaft bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts häufig auf, gab es sie beispielsweise im Kloster Blaubeuren noch am Ende des 15. Jahrhunderts, und zwar in der gleichen Form, wie sie das Wormser Hofrecht von 1024 spiegelt! Gewiß hatte der Abt die «Schutz- und Fürsorgepflicht» für seine Leibeignen. Doch wie sah die aus? Nun, er mußte etwa beim Tod der Eltern deren Kinder verpflegen, bis sie selbst «muß und brot» verdienten; das heißt, diese Leibeigenen mußten ihm geloben, auf immer Leibeigene seines Klosters zu bleiben und keinen anderen Herrn anzunehmen.

Natürlich bestand der Reichtum der «Kirche der Armen» nicht nur im Grundbesitz. Gerade aus ihm aber kamen, zumal der Geldumlauf unendlich beträchtlicher als vordem war, größere Summen durch bessere Bewirtschaftung, durch Verkauf der Produktionsüberschüsse, durch Zinsen. Weitere monetäre Einnahmequellen waren Vermächtnisse, Spenden. Selbst die Gräber innerhalb der Kirchenmauern und die Vergütung von Kirchenstühlen brachten Geld. Ebenso die Kirchenstrafen, die bei allen kaum vorstellbaren Gelegenheiten gezahlt werden mußten, bei versäumten Terminen, bei Nichtzahlung, bei Exkommunikation oder Interdikt oft für ganze Kommunen.

Schon im 7. Jahrhundert besaß man anscheinend den sogenannten Schatz von Guarrazar, eine «der größten Kostbarkeiten des mittelalterlichen Abendlandes» (Culican), erst 1858 nach Überschwemmung eines spanischen Friedhofs wieder ans Licht gekommen: Kronen, Brustkreuze, Anhänger; ein Stirnreifen des Abtes Theodosius. Sämtliche Stücke – vermutlich einst Eigentum einer Kirche bei Toledo, Hauptstadt der Westgotenkönige, aus deren Zeit das alles stammt – sind aus Gold und mit Saphiren, Perlen, Achaten, Bergkristallen übersät.

Viele Fürsten waren spendabel. Und bevor Wilhelm der Eroberer, kraft zahlreicher Kriege sich als «Gottesstreiter» fühlend, Stifter

auch der Abteien St-Étienne und St-Trinité, am 9. September 1087 vor den Toren von Rouen verschied, vermachte er seinen ganzen ungeheuren Geld- und Edelmetallhort den Kirchen und Klöstern seines Reiches.

Auch die Bischöfe geboten oft über bedeutende Privatguthaben und hatten, aus ihren Testamenten ersichtlich, neben anderen Werten Bargeld in manchmal enormer Höhe, durch Erbschaft, Schenkung, Kauf, Raub, Erpressung. Vielleicht am seltensten infolge Sparsamkeit. Schon häufiger durch schmutzige Wuchergeschäfte, wie Robert von Bamberg, Abt der Reichenau, der sich derart ein gewaltiges Vermögen ergaunert und deshalb von dem zeitgenössischen Chronisten Lampert von Hersfeld «Geldgauch» geschmäht wird, «Küßdenpfennig». Doch war er, der selbst dem König für die Vertreibung von Fuldas Abt Widerad und die Klosterverleihung an ihn, Robert, hundert Pfund Gold offeriert haben soll, keine Ausnahme. Vielmehr grassierten beim höheren wie niederen Klerus, betont Katholik Kober, «*Geldgier und Habsucht.* Alle Arten und Formen des *Wuchers* wurden aufs Schwunghafteste betrieben».

In der christlichen Kirche lebte man stets gern auf großem Fuß. Schon 642 mußte die 7. Synode von Toledo verbieten, daß der Visitator einer Pfarrei mit mehr als fünfzig Wagen im Gefolge erscheine! Zu Synoden kamen manche Prälaten, wie beispielsweise im Hochmittelalter Erzbischof Albero von Trier, «mit solcher Pracht, daß alle Mund und Augen aufrissen» (quod omnium oculos in se et ora aperuit). Und noch zu Beginn der Neuzeit wohnt der Hochmeister des Deutschen Ordens Albrecht von Brandenburg – bei seiner Wahl einundzwanzig Jahre alt – im Königsberger Schloß mit mehr als vierhundert Bediensteten um sich.

Die Mönche aber, zur Armut verpflichtet, entwickelten ein besonders inniges Verhältnis zum Mammon, bedienten sich bei ihren Finanzgeschäften versierter Juden und wurden geradezu die Bankiers des frühen Mittelalters genannt. Ein Ruf, den sie wahrscheinlich weniger dem Bargeld verdankten als ihren Edelmetallschätzen, all den goldstrotzenden, smaragdbesetzten Kultobjekten, Leuchtern, Kelchen, Monstranzen, Reliquienschreinen etc., die ein riesiges Spargut waren, Kredit sicherten, jederzeit eingeschmolzen und zu

harter Münze gemacht werden konnten. Bischof Otbert von Lüttich kaufte sich derart 1096 die Schlösser von Bouillon und Couvin. Schon die lothringischen Klöster des 10. und 11. Jahrhunderts haben mit ihrem Besitz an Edelmetall die Geldwirtschaft verbreitet, haben bereits als Leihinstitute, als Banken fungiert, allerdings, heißt es, noch ohne Wucherei.

«To troste miner selen» oder «rechtmässige Erben um ihr Erbe bringen»

Der Hauptteil des Segens kam offenbar durch Schenkungen zusammen, durch Donationen von Fürsten ebenso wie von unübersehbaren Scharen mittlerer und kleiner Grundbesitzer. Und mochte bei den Zuwendungen der Könige, der Kaiser, der Hocharistokratie oft politisches Kalkül mitspielen, ein sehr realer weltlicher Nutzen, ungezählte Christen statteten nur um ihres Seelenheiles willen Kirchen und Klöster mit Gütern aus, natürlich entsprechend befeuert durch himmlische Verheißungen, durch Höllenqualen.

Die typische Form des Seelgeräts («donatio pro remedio animae»), die Güterübertragung an eine Kirche zwecks ständiger Gebetsfürbitten oder einer alljährlichen Seelenmesse am Sterbetag, kam Ende des Frühmittelalters auf. Sie sicherte gegen einen freiwilligen Vermögensentzug die Vornahme bestimmter liturgischer Handlungen, war also ein gegenseitiges, von Bestandteilen des Kaufvertrags durchsetztes ordentliches Rechtsgeschäft (an dessen Stelle später das Testament trat) und erlaubte als entscheidender Part aller materiellen Zuweisungen ad pias causas, die Gier des Klerus nach einem «Kopfteil des Erbes» zu stillen (Kroeschell).

War ein Gläubiger krank, in Sorge, in Gefahr, hegte er Furcht oder Reue, nahte gar der Tod, so spendete er der Kirche Bares, Häuser, Grund und Boden. Unzählige Klosterurkunden in allen Gegenden Europas, besonders im 8., 9. Jahrhundert, doch lang darüber hinaus, belegen dies, bezeugen unermeßliche Vergaben an Geld, Gü-

tern, Land – kleine und große Geschenke, riesengroße. Und stets geschah es um des Seelenheiles willen, geschah es mit den magischen Formeln «pro redemptione animae», «pro mercede animae», «pro anima sua» oder wie später in jedem Testament stand: «to troste miner selen».

Der englische Historiker William Edward Hartpole Lecky nannte die Behauptung, mehrere Jahrhunderte sei es der erste Artikel des christlichen Moralkodex gewesen, das Geld den Priestern zu geben, keine Übertreibung. Es war ja so einfach. Man zahlte, spendete, man überschrieb pro redemptione animae – und bekam dafür. Man stiftete wörtlich «zur Abkühlung im Fegfeuer». Und selbst die Weide noch in seinem Eichwald gestattete ein Heilsbegieriger 200 Klosterschweinen «zum ewigen Nachlaß seiner Sünden» (pro aeterna remissione peccatorum suorum). Ja, nur um den Lebensabend in einem Kloster und den Rest da in «geweihter Erde» verbringen zu können, vermachten oft ältere Leute den Mönchen ihr ganzes Vermögen.

Im Urkundenbuch von Lorsch (Lauresham), das ab 766 ca. 100 Schenkungen pro Jahr erhielt, liest sich das so: «Ich Wolfbodo gebe an den hl. Nazarius zu Lorsch im Maingau meine Güter in Turincheim (Dornigheim), und die Kirche, die erbaut ist zu der Ehre St. Mariä und anderes.» – «Ich Imma gebe in Turincheim neben unserer Kirche 6 Tagewerk. Geschehen im Kloster Lorsch im 13. Regierungsjahre des Kaisers Ludwig.» – «Ich Engeltrud und Engelfreind wir geben dem hl. Nazarius eine Kirche, die errichtet ist (in Nievern an der Lahn) zu Ehre St. Mariä und was zu dieser Kirche gehört.» – «Im Namen Gottes; Ich Isinar gebe fürs Heil meiner Seele an den heiligen Märtyrer Nazarius in Quirnheim ... die Kirche, welche zu der Ehre der heiligen Gottesgebärerin Maria und des hl. Martinus erbaut ist, nebst Hof, Weinberg usw. ...»

Oder betrachten wir die Zuwendungen an das Frauenkloster Kapellendorf in Thüringen durch ein einziges Geschlecht, die Burggrafen von Kirchberg, im Lauf eines einzigen Jahrhunderts.

Im Jahre 1200 übergeben Dietrich der ältere und jüngere mit Gutheißung ihrer Erben «den Ort sowohl, auf dem das Frauenkloster steht, als auch alles, was dazu gehört, sowie alle Güter frei»

dem Kloster mit der einzigen Verpflichtung, die Stifter an den Gebeten und guten Werken der frommen Frauen «auch in Zukunft teilnehmen zu lassen».

Im selben Jahr schenkt dem Kloster ein Heinrich von Gornewiz 4 Hufen, ein Heidenreich 4 Hufen, eine Frau Gela von Toubeche 4 Hufen, in Umverstedt 3 Hufen, in Sulzbeche 2 Hufen, in Schwabhausen 40 Morgen Holz und ein Feld am Ende des Ortes, die Pfarrei mit 7 Hufen, die Kapellen mit ihren Zehnten, den Garten und den Hof des Marienaltars mit den anderen Feldern in Kapellendorf und Hustorf, den Zehnten vom Allod in Kapellendorf, den Weinberg beim Kloster, den Weinberg des Bruders Kristan mit den anderen Weinbergen usw.

1256 erhält das Kloster durch Dietrich IV. zu Ehren der Muttergottes, zum Wohle seines eigenen Seelenheils wie seiner ganzen Sippe, Lebender und Toter, 3 1/2 Hufen in Toubeche mit den dazugehörigen Bauern und Gütern sowie noch verschiedene Bauern des Dorfes Umverstedt. 1273 überläßt Burggraf Otto den Ordensfrauen 2 Hufen «zu Ehren der Jungfrau Maria und des Apostels Bartholomäus». 1279 vermacht er den Gottesbräuten eine Hufe und zwei Leibeigene, 1281 eine halbe Hufe mit allen daran haftenden Rechten samt drei zusammenliegenden Äckern. 1283 stiftet Otto zum Andenken an seine verstorbene Gattin eine Hufe am Kapellendorfer Kirchhof und drei Weinberge in Closwiz «zu Ehren Gottes, seiner Mutter Maria und des Apostels Bartholomäus und damit in den täglichen Totenmessen der abgeschiedenen Burggräfin gedacht und eine immer brennende Lampe unterhalten werde».

Denn nicht nur – um weitere Gaben des generösen Grafen (darunter eine Mühle, ein ganzes Dorf sowie eine Unzahl von Verkäufen zugunsten der armen Nonnen) zu übergehen –, nicht nur für sich konnte man sorgen, für eine ganze Ewigkeit mit so wenigem, so Banalem. Auch dem Seelenheil seiner Nächsten, seiner Verwandten und Freunde, Erben und Nachkommen durfte man unglaublich preiswert zu Hilfe eilen, ein rettendes Gedenken verschaffen, Jahrtage pro remedio animae stiften. Zum Beispiel so viel Wachs, Korn, Silber oder Gold geben, wie der wog, um dessen Heil man bat. Und war man selber tot, dann mochte – ein buchstäblich wunderbares

Geschäft – der eigne Anhang, der Freundes-, der Sippenkreis einem für ein bestimmtes Dotationsgut, eine Natural-, eine Geldgült, kurz für weitere Zahlungen die Qualen des Fegefeuers lindern.[22]

Nun wäre der Laie, dieser in spiritualibus so arglose, unklare, oft unwissende Kopf, nie von sich aus auf all die subtilen metaphysischen Optionen katholischer Seelensalvierung gekommen. Dazu bedurfte es erst gelehrter Theologen, die genau wußten, wie leicht man Geist und Materie, Seele und Besitz zusammenbringen konnte, wie unschwer sich Schutz vor diesseitigen wie jenseitigen Gefahren, Rettung vor Sünden und Sündenstrafen, ja wie mühelos sich immerwährender Himmelslohn für schnöde Temporalien erkaufen ließ.

Überall wiesen die Guten Hirten darauf hin, reizten sie Unschlüssige an, rieten sie Zaudernden zu, in Schriften, Predigten, in Beichtgesprächen, ganz besonders aber an den Sterbebetten, wo ihr Einfluß, ihre Argumentationskunst (nicht nur damals) auf die von Todesangst, von Höllenfurcht Gefolterten stets am stärksten war, immer ermahnten sie nicht nur zum Almosengeben, Opfern, zur Zehntleistung, nein immer und immer wieder riefen sie eifrig dazu auf, wenigstens, wenn schon nicht alles – das Beste, gewiß, das Sicherste! –, so doch einen Teil des eigenen Besitztums der Kirche zu hinterlassen und sich derart gleichsam selbst zu erlösen.

Es war ja so leicht ... es bedurfte nur der bewährten geistlichen Agitation, sei es in Worten oder Werken, etwa immer wirksamer Reliquientranslationen. Schon in der Antike hatte man dadurch falsche und «wahre» Wunder (bei den saeculares) bewirkt, mit den Kapitalstücken einer Heiligenleiche nicht nur, auch mit ihrem Barthaar, ihrem Staub (III 241 ff.!). Und die «Nachfrage» war, dank christlicher Wissensbildung, bei den Gläubigen geblieben, noch gewachsen. «Seit der h. Veit im sächsischen Korvey ruhte (836) ging der Klosterbesitz rapid in die Höhe» (von Schubert).[23]

Diese Kleruspraxis erregte schon Zeitgenossen.

Selbst Kaiser Karl «der Große» warf den Prälaten unnötige Kirchenbauten, Bereicherungen, maßlose Habgier, Erpressungen, Wucher, Betrug, Entwendung des Armengutes durch Androhung jenseitiger Strafen vor, aber auch erzwungene Landschenkungen Wohlhabender u. a. Scharf herrschte er auf dem Aachener Reichstag

811 Bischöfe und Äbte an, wandte er sich gegen alle, die in Gottes oder eines Heiligen Namen Reiche wie Arme, «einfältige Seelen, unwissende und unklare Köpfe ihres Eigentums berauben und deren rechtmäßige Erben um ihr Erbe bringen». Kinder, Waisen, Verwandte, Arme sah er so in Not gestürzt, zwangsläufig auf den Weg des Widerstands, zu flagitia et scelera, furta et latrocinia getrieben, zu Bettlern, Dieben, Räubern gemacht.

Nach den karolingischen Erlassen grassierte die Bettelei, das Wegelagerer-, das Räubertum im Frankenreich. Wiederholt verurteilen die Kapitularien das Schenkungsgebaren, die (letztwilligen) Vermächtnisse, den Eigentumsverlust, die daraus resultierenden Mißstände. Aber es sind selbstverständlich keine Interventionen gegen das feudale System. Es sind «Schutzmaßnahmen» pro domo. Sie gelten vor allem den kleinen freien Bauern, deren Anteil am Heeresdienst, für Karl gewiß das Wichtigste, ständig abnahm. Durch eine Befragung anno 811 erfährt er, die Ärmeren seien ebenso durch Bischöfe, Äbte und deren Vögte wie durch Grafen um ihr Eigentum gebracht worden. «Sie sagen auch, wer dem Bischof, Abt, Richter oder Unterbeamten sein Eigentum nicht geben wolle, gegen den suche man Gründe, ihn zu verurteilen, und lasse ihn fortwährend zu Heereszügen einrücken, so lange, bis er gänzlich verarmt ist und gutwillig oder unter Zwang sein Eigengut übergebe oder verkaufe; andere, die das schon getan hätten, säßen in aller Ruhe zu Hause ...»[24]

In den «Capitula de causis cum episcopis et abbatibus tractandis» aus dem Jahr 811 stellt Karl deutlich fest, «daß Geistliche in betrügerischer Weise Freie zur Aufgabe ihres Eigentums brachten, wobei sie Meineide, falsche Zeugnisse, den Heiligenkult und Reliquien einsetzten.» «Und was soll man erst von jenen sagen, die, gleichsam aus Liebe zu Gott und den heiligen Märtyrern und Bekennern, die Gebeine und Reliquien der heiligen Leiber von Ort zu Ort schleppen, überall neue Kirchen bauen und dringend, soviel sie können, auffordern, ihr Gut dahin zu übertragen?» (Die Gesamtzahl der Kirchen in Deutschland um die Mitte des 9. Jahrhunderts wurde auf 3500 geschätzt.) Karl wollte nicht viel von dem verweltlichten egoistischen Treiben der Mönche wissen, wollte sowohl die

Zahl der Kongregationen wie deren Angehörige beschränkt sehen. Nur ganz wenige Klöster hat er beschenkt und kein einziges selbst gestiftet. Erstaunt es, daß der heiliggesprochene Monarch (IV 504) noch in seinen letzten Lebensjahren verbietet, dem König an die Kirchen zinspflichtigen Grund und Boden zu übertragen?

Freilich, Karl war noch nicht lange tot, da verordnete Ludwig der Fromme 819: «Weil wir nach der Tradition der Väter wissen, daß die Güter der Kirche Gelöbnisse der Gläubigen, Lösegelder von den Sünden und das Vermögen der Armen darstellen, so wünschen wir nicht nur einer jeden Kirche das Ihrige zu erhalten, sondern mit Gottes Hilfe noch vieles hinzuzufügen.»[25]

Doch dafür sorgten diese Kirchen auch selbst, hatte die Kirche seit je gesorgt, indem sie in den Schädeln der ihr Hörigen jenes dumpfe geistferne Klima schuf, das die Unterjochten in der aufgebürdeten Herrschaft und ihren Schrecken eine Prüfung durch Leid, eine Verheißung auf jenseitigen Lohn, eben die berühmte gottgewollte Ordnung wähnen und dies lange, lange unbeirrt auch glauben ließ. Natürlich kannte nicht nur ein wacher, Leben und Leistung der feudalabhängigen Bauern bemerkenswert realistisch beurteilender Kopf wie im 11. Jahrhundert Bischof Adalbero von Laon den Nutzen der Unfreien. «Sie sind es», gesteht der treffliche Karikaturist des cluniazensischen Mönchtums unter dem hl. Abt Odilo, «die allen Nahrung und Kleidung liefern; denn kein freier Mann ist fähig, ohne sie zu leben.» Auch Adalberos Zeitgenosse Abbo I., Abt von Fleury, 1004 bei Inspektion des Priorats La Réole (Gironde) durch aufsässige Mönche erschlagen, versichert von den unfreien Bauern, durch ihre Arbeit werde «die gesamte Kirche unterhalten».

Aber dies hatte die allerhöchste Weisheit seit Ewigkeit so vorbestimmt, hatte gewollt, «daß unter den Menschen die einen Herren, die anderen Knechte seien». So lehrt es die Catholica seit je, so lehren ihre Päpste noch im 20. Jahrhundert, und so läßt das Gewissen sich, wenn es sich denn regt, doch nicht regen soll, wunderbar beruhigen. Es war gottgewollt, daß die Armen, mit Jakob von Vitry, diesem First-class-Kreuzzugs-Fahrer (VII 218 f.), zu sprechen, «ihren Lebensunterhalt mit ihrer Hände Arbeit verdienen, ihnen aber nichts übrig bleibt, wenn sie gegessen haben». Dies konnte man, wie

der Bischof von Rennes, Étienne de Fougères, beklagen, doch gleichzeitig den Nutzen der körperlichen Arbeit preisen und alle, die sie verrichteten, verachten.

Ackerbau galt im Mittelalter als servilia opera, als Knechtsarbeit und unehrenhaft.[26]

DER HL. ISIDOR

Der christliche Bauer, kein Zweifel, wurde von weltlichen wie geistlichen Herren verachtet, und er verachtete, verabscheute sie auch seinerseits. Erzbischof Bezelin Alebrand von Hamburg-Bremen, «geschmückt mit Vorzügen aller Art ... ein Vater des Vaterlandes, eine Zierde der Geistlichkeit und des Volkes Heil», ein bei Adam von Bremen überschwenglich gepriesener Hierarch, der kaum ein übles Wort über den Klerus ertrug, ließ Bösewichter vor seinen Augen mit Ochsenziemern prügeln. Ja, sein Nachfolger Erzbischof Adalbert traktierte jene derart manchmal sogar selbst.

«Der Bauer haßt die Kirche», sagt lapidar ein französischer Text, und «Der Winsbecke», ein deutsches Lehrgedicht aus dem 13. Jahrhundert, bekundet dasselbe. Nur zu begreiflich der Seufzer jenes freien Landmanns beim Anblick eines hohen Herrn, den er zur Kirche eilen sieht: «Dieser da ißt heut abend ein fettes Huhn, das genügen würde, alle meine Kinder zu ernähren.»

Dem Bauern wurde der Reinigungseid verwehrt, das Waffenführen verboten. «Am Sonntag», befiehlt die stark verbreitete Kaiserchronik aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, «soll er zur Kirche gehen und in der Hand einen Stock haben. Trägt er aber ein Schwert, so soll man ihn binden, ihn zum Kirchenzaun führen und ihm Hut und Haar abschlagen.»[27]

Wohl ließ sich auch, und besonders durch die Geistlichkeit, Gutes über den Geplagten kolportieren, durfte man die «pauperes et miserabiles» viel fleißiger nennen «als die Mönche in ihren Klöstern und die Kleriker in ihren Kirchen», durfte man sagen: «Alles, was ein Bauer in einem ganzen Jahr mit unverdrossener Arbeit gewon-

nen hat, verschwendet der Herr in einer Stunde.» Aber das stand doch bloß auf Papier, in Bullen, Statuten. Die Praxis sah anders aus, und gewöhnlich auch die Predigt. Immer und immer wieder nämlich hieß es da: Pflicht zum Gehorsam, Pflicht zu Fron, zu Mühsal, Pflicht zur immerwährenden Arbeit für den himmlischen, den irdischen Herrn. Schicke Gott ja alle, weiß 816 das Konzil von Aachen, für die er keine Freiheit bestimme, aus Barmherzigkeit in die Knechtschaft, um so die «servi» durch die Autorität des Herren zu zügeln.

Ja, dienen solle der Bauer, Buße tun. Doch habe er nicht weniger Verdienst – bei Gott, natürlich – «als der Kleriker, der den ganzen Tag in der Kirche singe und nachts zur Mette wache». Auch Belästigungen solle man ertragen, selbst Unrecht, und bloß nicht den Zehnt verweigern, denn das heiße Gott betrügen, sei nicht gewöhnlicher Diebstahl, sei Gottesraub. «Gute Leute», eifert ein Pfaffe, «gebt eurem irdischen Herrn, was ihr ihm schuldig seid. Ihr schuldet ihm Zinse, Dienste und Steuern. Gebt sie am rechten Ort und zur rechten Zeit vollständig und unverkürzt.» Und Thomas von Cantimpré, Albertus-Magnus-Schüler, wahrscheinlich Generalprediger auch der Dominikaner, berichtet von einem Bäuerlein, einem oft nächtelangen Beter, der sich's selbst vom Mund absparte, um anderen Armen helfen zu können.[28]

Gut, gut, so hat es Mutter Kirche gern. Und erinnert's denn nicht bereits an jenes Idol, das sie schuf? Jenen gar wackeren, so tugendhaften wie strebsamen Helden der Arbeit, den hl. Isidor (Fest 15. Mai), Stadtpatron von Madrid und Patron der Bauern? Attribute: nicht Hammer und Sichel zwar, doch Sense schon, Mistgabel, Dreschflegel, Rosenkranz «und manchmal auch ein Kruzifix» (Keller). Der heilige Bauer stirbt um 1130, und selbstverständlich stirbt er «eines heiligen Todes», wird aber, Gott weiß warum, erst ein halbes Jahrtausend später kanonisiert.

Und alles, was die Welt von ihm weiß, stammt aus der «Vita et miracula auctore Johanne diacono» des 13. Jahrhunderts. Zu Beginn und am Schluß erscheint darin der Bauernstand als das notwendigste Geschäft der menschlichen Gesellschaft, und von Anfang bis Ende ist die krasse Propagandafunktion dieser Figur evident. Als

Kind armer, doch frommer Eltern zu Madrid geboren, wächst Isidor gleichfalls arm und gleichfalls fromm heran, lindert noch die Not anderer Armer, indem er mit ihnen Lohn und Schüssel teilt. So ist's recht. Als sie einmal leer ist, füllt «ein Wunder der göttlichen Liebe den Topf ...» Doch wunderbarer noch: Vom Morgengrauen an schuftet er und macht seine Sklavendienste «zu gottseligen Handlungen, zum Gottesdienste». Und am allerschönsten: «Je schwerer und mühesamer die Arbeit war, desto freudiger unternahm er sie, und desto mehr Geduld hatte er, um sich dadurch gute Werke zu sammeln. Wollte es ihm gar zu hart ankommen, so stellte er sich Jesum am Kreuze vor, wie sauer Er es Sich habe werden lassen, um die Schuld und die ewige Strafe unserer Sünden zu büßen. Während seine Hand den Pflug führte, unterhielt sich sein Herz mit Gott.»

Ja, die Hand am Pflug, das Herz beim Herrn, bei dem im Himmel und, wer weiß, vielleicht noch mehr bei dem auf Erden. Und das Lexikon für Theologie und Kirche, das sich mit knappen sechs Zeilen über den hl. Isidor bescheidet, schließt: «Schon zu Lebzeiten wundertätig. Sein unversehrt erhaltener Leib ruht noch heute in der Kathedrale von Madrid ...»[29] Nun, da mache man denn bald eine Bußwallfahrt guten alten Stils dorthin, vergewissere sich aber erst der Authentie der Ablaß-Taxen, damit man nicht am Ende auch noch düpiert dasteht.

«Jeder muss sein eigener Ochse sein»?

Die Massen waren somit bestens metaphysisch präpariert. Sie ermöglichten es der Elite, ringsum heilige Kriege zu führen, indem sie dafür zwar nicht heilige, doch höchst heilsame Hilfe leisteten, die «Mitwirkung an Gottes Heilsplan» – ein wahrer Segen, zumindest für die Führer; ansonsten, was die Arbeit angeht, steht's bei Hiob 7 anders.

Im Laufe des Frühmittelalters hatte sich der Feudalismus immer mehr entwickelt, der weltliche wie geistliche Großgrundbesitz noch

gesteigert. Die Kirche war Adelskirche, der Episkopat mit der Aristokratie eng verwandt, versippt, verfilzt (IV 9. Kap.!), und mit dem ständigen Wachsen des Besitzes wuchsen natürlich auch die Scharen der Arbeitenden, Abhängigen. Denn nahm auch die Sklaverei im strengen Sinn, die alte «Latifundien-Sklaverei», ab (obwohl sie gerade im mediterranen Europa bis tief in die Neuzeit bestand), die Zahl der Unfreien und Halbfreien nahm zu. Eine große Kirche hatte hunderte, eine Bischofskirche tausende von Höfen mit 12 000 bis 48 000 botmäßigen Leuten. Die Bischofsstädte aber lebten überwiegend von ihrem Landproletariat, und in mancher Bischofsstadt waren sogar die Bürger grundhörig und leibeigen.[30]

Noch glänzender als den Kirchen ging es den Klöstern. War das Mönchtum doch überhaupt ein besonderes Macht- und Propagandainstrument der Kirchenführer, der Päpste und Patriarchen, schon seit dem 5. Jahrhundert, seit dem späteren Bilderstreit (IV 349 ff.) und in der ganzen mittelalterlichen Geschichte. Ja, das Mönchtum hatte eine größere Bedeutung im öffentlichen Leben als der Weltklerus, mit dem es oft zu blutigen Tumulten kam (S. 125 f.).

Nach der altfranzösischen Dichtung resultierte der Reichtum der Klöster aus vielen Quellen: aus der Bewirtschaftung der Güter durch Leibeigene, aus kirchlichen Benefizien, aus Einkünften durch den Gottesdienst. Jeder opferte, goldene Gefäße darunter, Kelche, Waffen und Geld, kostbare Tücher; nicht zu opfern fiel unbedingt auf. Weitere Einnahmequellen waren u. a. Begräbnisse, Absolutionshonorare, Testamentsvollstreckungen. Am meisten aber profitierte man ohne Zweifel aus den Schenkungen der Laien. Und seit dem Aufblühen der Städte stieg der Einfluß der Kuttenträger noch, traten sie überall mehr hervor, nicht zuletzt bei Festen, bei Taufen, Hochzeitsfeiern, Totenschmäusen, aber auch bei Beratungen auf dem Schlachtfeld, kurz, die Religiosen spielten im Leben der damaligen Kirche «auf allen Gebieten eine beherrschende Rolle» (Parisse).

Als im 6. Jahrhundert die irischen Mönche in West- und Mitteleuropa erschienen, entstand rasch ein Kloster nach dem anderen, besonders in Austrasien, im Elsaß, in Lothringen und Mittelfrankreich. Und bereits nach Mitte des 6. Jahrhunderts gab es im Merowingerreich rund 200 Mönchshäuser.

Im 13. Jahrhundert indes soll allein Florenz 156 Klöster, Mailand (anno 1287) 10000 Mönche – doch nur 200 Ärzte und nur 80 Schulmeister – gehabt, der Benediktinerorden im frühen 15. Jahrhundert mehr als 30000, zur Zeit seiner größten Blüte etwa 37000 Klöster besessen haben.

Wie aber dem Bischof, so ging es auch dem Abt meist weniger um «Seelsorge» als um Politik, um Einfluß, Besitz, Vermögen, Macht. Und wie jede Kirche, so brachte auch jedes Kloster, selbst das kleinste, Geld, war es immer auch und vor allem von ökonomischer Bedeutung, war es mehr Gutshof als Kirche, «Wirtschaftskörper» (Haller). Und zumindest in Italien wurde seit dem Hochmittelalter die Bezeichnung «abbas et yconomus» immer häufiger. Petrus von La Celle nannte Klöster «Schatzhäuser, Geheimkammern Gottes».

Gewöhnlich gehörten zu einem Kloster Ochsen-, Pferde-, Ziegen-, Schweineställe, aber auch Dreschdielen, Kornspeicher, Bäckereien, Brauereien, Gesindestuben etc. Und da manche Herrscher die Klöster mit Marktprivilegien reich bedachten, besonders Otto I. etwa, Otto III., Heinrich II. der Heilige, hielt man Märkte auch im Kloster- oder Kirchhof ab.

Später expandierte man. Das 1146 gegründete Kloster Raitenhaslach hatte in mehreren bayerischen und österreichischen Städten seine eigenen Verkaufshäuser, auch seine speziellen Reibereien und Streitigkeiten deshalb mit den Bürgern. In München besaß das Kloster eine Fleischbank, in Krems eine Weinschenke, den Klosterherren gehörten Waldungen, zahlreiche Mühlen, Dorfschmieden, ein Salinenbetrieb, sie handelten mit Salz, Bauholz, Bausteinen, Ziegeln.

Askese, Kontemplation, rigorose Weltentsagung waren längst und immer mehr ökonomischer Aktivität gewichen, überhaupt aufsehenheischender Agitation in der Öffentlichkeit. Und die Geschäfte florierten desto besser, als den Mönchen, wie dem Klerus, bald zum Ärger weltlicher Großer, ungeheure Ländereien stets von neuem zugekommen und durch Gewährung der Immunität zahlreiche staatliche Lasten teilweise oder ganz erlassen worden sind.[31]

Die Arbeitswut der alten Mönche von Wales, gemäß der Parole «Jeder muß sein eigener Ochse sein», war wie weggeblasen, von

Handarbeit – «mit eigener Hand», «ohne Unterstützung von Sklaven» – bei Mönchen längst nicht mehr die Rede, weder auf dem Feld noch im Garten.

Alle Klöster hatten Grundbesitz, dazu ihre Sklaven, ihre abhängigen Bauern, und jede Leistung war oft bis ins einzelne festgelegt.

So mußten im 10. Jahrhundert die Unfreien des Klosters Weißenburg aus vielen Dörfern je «einen Ochsen gegen den Feind stellen», aus manchen Dörfern aber auch «fünf Ochsen mit zwei Leuten», andere einen bestimmten Fahrdienst zwischen den Ortschaften gewährleisten. Die Bauern dieser weißenburgischen Mönche hielten Wache auf dem Herrenhof, sie hatten Pflug- und Erntedienst, hatten Weinbau zu treiben, Linnen und Wolltücher, Bier und Brot herzustellen, sie hatten Abgaben von Dinkel und Roggen zu liefern, von Pferden, Frischlingen, Hühnern, Eiern, auch Geld. Und im 11. Jahrhundert brauchte man wohl nicht bloß in Ungarn zur Ernährung eines Mönchs sechs bis acht Ackerknechte.

Es gab indes nicht nur die Leibeigenen, die Hörigen, sondern auch die fratres conversi, die Laienbrüder, auch laici, exteriores, illiterati, idiotae genannt.

Seit dem 5. Jahrhundert belegt und in den mittelalterlichen Schriften oft erwähnt, kontrastiert die Häufigkeit ihres Vorkommens wohl nicht ganz zufällig mit dem, was wir über sie wissen. Denn gab es auch verschiedene Formen von Konversen, im allgemeinen waren diese ohne klerikale Weihen und von der Abtwahl ausgeschlossen. Ihr Verhältnis zu den Mönchen, denen sie natürlich unterstanden, zu denen sie nicht aufsteigen konnten, war heikel, gespannt, nicht ohne Neid, Tücke. Es herrschte strenge Distanz. Man wohnte getrennt, aß getrennt, schlief getrennt, und auch für die Kranken beider Seiten gab es getrennte Räume. Gelegentlich kam es sogar zu Aufständen. Kurz, die Konversen waren eine Art «Klosterbrüder zweiter Klasse», erbrachten aber «eine erhöhte Arbeitsleistung» (Rüther), weshalb man dafür gern kräftige Leute aus niederem Stand nahm, Söhne von Bauern, Handwerkern.[32]

Die Mönche freilich, mit deren Kulturtätigkeit und sonstigen «Verdiensten» man bei uns bereits Kindern jahrhundertelang die Ohren vollbläst, führten immer häufiger ein ausgesprochen beque-

mes, faules und oft genug auch liederliches, im Mittelalter vielbeklagtes Leben. Selbst von den Cluniacensern, stets als führende Reformer herausgestellt, schreibt im 11. Jahrhundert ihr hl. Abt Petrus Venerabilis (natürlich aus dem Feudaladel; drei seiner Brüder sind ebenfalls Äbte, ein vierter ist Erzbischof von Lyon): «Müßiggang hat so sehr einen großen Teil der Unsrigen, am meisten aber die Bartbrüder in Besitz genommen, daß sie im Kloster und draußen mit Ausnahme von einigen, die lesen, und ganz wenigen, die schreiben, an den Wänden des Klosters herumlehnen und schlafen oder von Sonnenaufgang bis zum Niedergang, ja bis in die Nacht hinein, wenn sie es ungestraft können, den ganzen Tag mit leeren, müßigen Worten oder mit Schmähreden vergeuden.»[33]

Mußten die Herren jedoch nachts ihren Schlaf unterbrechen, holten sie ihn gewöhnlich tagsüber nach. Man schlief den «Nachtschlaf», etwa fünf bis neuneinhalb Stunden, sehr häufig auch einen «Morgenschlaf» und oft noch einen «Mittagsschlaf», den der hl. Benedikt für den Sommer ausdrücklich vorgeschrieben. In Schlössern residierte allerdings noch kaum ein Abt, wie nicht selten später. Und obwohl es unter den Religiosen inzwischen meist mehr Laienbrüder, handfeste Männer für die Arbeit, als Mönche gab, ihr Verhältnis betrug etwa 3:2 oder 3:1, hielt man sich zusätzlich noch ganze Scharen weltlicher Diener (famuli), und auf Reisen wurden sogar einfach Mönche von einem Diener begleitet.

Man lebte herrschaftlich, feudal. Die «demokratische» Möncharä mit Aufstiegschancen aus allen Schichten war vorüber, für Äbte und Äbtissinen jetzt Reichtum und hohe Geburt wichtig. Sie wohnten in Palästen. Sie schätzten den Zuzug Wohlhabender, der Leute mit Besitz und Vermögen, versprachen ihnen ein angenehmes, standesgemäßes Leben, während man andere Mönche gelegentlich vertrieb, wie unter dem adligen Fuldaer Abt Ratgar, dessen Grab die deutschen Bauernkrieger 1525 demolierten. Unter Innozenz III. hatte Abt Wilhelm von Saint Omer zwei Abteien verschwelgt und sich gewaltsam in eine dritte gedrängt. Bernhard von Clairvaux eifert gegen Eitelkeit und Überfluß vieler Klöster, gegen das Unmaß an Essen, Trinken, an Kleidung, Bett- und Reitzeug, an Bauten. Und in einem altfranzösischen Text rät man einem reichen Grafen-

sohn zum Klostereintritt ebendeshalb, weil er dann noch reicher werde.[34]

Die frommen Herren – und Damen – separierten sich gern. Man liebte es, unter seinesgleichen zu beten. Schon die Regel Isidors von Sevilla erlaubte nur Freien die Klosteraufnahme. Später entstanden reine Adelsklöster, freiherrliche Klöster wie Zürich, Einsiedeln, Verden, Corvey, Quedlinburg. In der berühmten Benediktinerabtei St. Gallen sind aus der Zeit zwischen 1200 und 1419 der Familie nach 54 Mönchen bekannt, von denen 53 dem freiherrlichen Stand angehörten. Unter den Mönchen Reichenaus traf man im 14. Jahrhundert nur Söhne von Grafen und Freiherren. Erst seit dem frühen 16. Jahrhundert wurden dort auch Bürgerliche zugelassen. Viele kleinere Klöster hat der Adel sogar mit der Absicht auf Kinderversorgung gestiftet.[35]

Vom feudalen Status, vom Standesdünkel waren auch die Frauenkonvikte oft geprägt.

Das Nonnenkloster Buchau im Bistum Konstanz nahm von seiner Gründung im Frühmittelalter bis ins 17. Jahrhundert nur Frauen aus gräflichem oder altfreiherrlichem Geschlecht auf. Das um 959 gegründete Kanonissenstift Gernrode, von Damen fast durchweg aus dem höheren Adel geleitet, hatte adlige Kanonissen, deren persönliche Dienerinnen nicht selten gleichfalls aus dem Adel kamen.

Selbst die schon zu Lebzeiten als prophetische Mystikerin gefeierte hl. Hildegard drückte dem von ihr um 1150 bei Bingen erbauten Frauenkloster den noblen Stempel auf. Ja, die Tochter eines Edelfreien erklärt dies der Äbtissin von Andernach brieflich so: «Niemand werde sein Vieh zu einer Herde und in einen Stall vereinigen: Ochsen, Esel, Schafe; diese Vermischung führe zum Hasse, wenn die Hochgeborene vor der Niederen weichen müsse; auch Gott unterscheide das Volk auf Erden, wie er im Himmel Engel, Erzengel, Throne, Herrschaften, Cherubim und Seraphim unterscheide ...»[36]

Es gab Frauenkonvente, die nichts waren als die Versorgungsanstalten, die Ausstattungsgüter der Töchter Vornehmer. Es gab Frauenklöster mit großen Dienerschaften; gab Äbtissinen, die sich adlige Herren als Kämmerer, Truchsesse, Schenke hielten; gab Äbtissinen (im 13. Jahrhundert in den Diözesen Burgos und Palencia), die nicht

nur predigten, sondern ihren Nonnen auch die Beichte abnahmen. Und schließlich gab es Äbtissinnen, die sich trefflich aufs Bauernschinden verstanden. Die Äbtissin von St. Walburg im Bistum Eichstätt steckte ihre Hintersassen häufig ins Gefängnis, und in einer Bittschrift an den Bischof fürchtet eine ganze Gemeinde, man werde sie «stocken, blocken und dazu nit wissen wir wie hoch strafen».

Das Gebot persönlicher Armut wurde in vielen Klöstern völlig mißachtet. Nicht wenige Mönche und Ordensschwestern hatten Eigenbesitz, ihre «privata repositoria». «Sie tragen Kleider», klagt Gerhoh, der im 11. Jahrhundert so eindringlich wie vergeblich die Feudalisierung der Kirche bekämpfende Propst von Reichersberg, «die sie nicht aus der gemeinsamen Kammer erhalten, sie essen Speisen, die sie nicht aus dem gemeinsamen Keller haben; jede treibt ihr eigenes Werk, sie arbeiten nicht für die Gemeinschaft, sondern wie sie wollen, für wen sie wollen und so lang sie wollen.»

Bei den Nonnen von Nimbschen in Sachsen war Sondereigentum zwar nicht Bedingung, aber, wie freilich weithin, geradezu üblich. Auch die Klosterfrauen von Marienthal bei Zittau hatten – zum Teil recht bedeutenden – Privatbesitz, nicht nur Renten, auch Kapitalvermögen. Die Klarissen, deren Stifterin doch mit aller Energie das Prinzip der Besitzlosigkeit gepredigt, trugen zu Ribnitz in Mecklenburg ebenso Schmuck und kostbare Kleider wie die Breslauer Klarissen, die mehr Gold und Silber im Portemonnaie hatten als Nächstenliebe im Herzen. Die Breslauer Äbtissin Margareta Herzogin von Tost beschwerte sich 1515 sogar, daß ein Beichtvater die widerspenstigen Schwestern im Beichtstuhl und außerhalb aufgehetzt habe, ihr, der Äbtissin, nach dem Leben zu trachten, sie zu erdrosseln oder wenigstens fortzujagen.

Der Reichtum machte die Frommen übermütig.

In Sonneberg, einem Zisterzienserinnenkonvent Oberfrankens, verprügelten die Ordensfrauen ihre Äbtissin in der Kirche. Und vor den Zisterzienserinnen von Ichtershausen, adligen Nonnen, erschien der Beichtvater, der ihre Moral verbessern sollte, gar mit einem Panzer unter der Kutte. Auch im Haus der Dominikanerinnen von Cronschwitz, zwar den Bettelmönchen unterstellt, doch reichstes Kloster im Vogtland, verfügten die Gottesbräute über Privatbesitz.

Sie behielten Leibgeding (vitalitium), was generell lebenslängliches Nutzungsrecht an Ländereien oder sonstigen Ertrag bringenden Objekten bedeutete, behielten Schenkungen und schlossen Käufe ab. Die geschäftstüchtigen Nonnen von Heiningen, die nicht nur mit dem Kloster Wöltingerode stritten, sondern auch jahrhundertelang um Zehnten mit dem Kloster Dorstadt, handelten im 14. Säkulum schwungvoll mit ihrem eigenen Haus, indem sie ganze Höfe und Gärten desselben kauften. Waren aber die Klostergüter auf diese oder jene Weise verschleudert, befahlen manchmal Potentaten kurzerhand die Rückerstattung, wie 999 Otto III. gegenüber dem hochadeligen Frauenkloster Buchau.

Das war nicht ungewöhnlich. Auch als die Bamberger Oberhirten Hermann und Rupert zahlreiche Schätze und Güter der Diözese vergeudet, machte Kaiser Heinrich IV., von Rupert 1089 über «den elenden Zustand des Stiftes mit lebhaften Farben» informiert, «neue Schenkungen». Oder als im 12. Jahrhundert in Italien reichstreue Bischöfe und Äbte riesige Besitzungen verkauft, verpfändet, vertan hatten, ließ Kaiser Friedrich I. all ihre oft lange zurückliegenden Veräußerungen kurzweg annullieren, und der Heilige Stuhl suchte durch Androhung des Kirchenbanns die Rückgabe der seit Jahren in anderen Händen befindlichen geistlichen Güter zu erzwingen, was ungezählte Prozesse nach sich zog.[37]

Wie auch immer, der Unterschied zwischen arm und reich bestand noch in den Klöstern fort. Mit vornehmen Insassen ging man anders um. Bereits Augustinus, dessen Kirche sich kaum zufällig in unmittelbarer Nachbarschaft der Paläste der Reichen erhob, hatte Statussymbole, die Bedeutung der Kleidung betont, «die man zur Unterscheidung des Ranges braucht». Und schon zu Beginn des Frühmittelalters gestattet die Ordensregel des hl. Leander, Erzbischofs von Sevilla, die Beibehaltung weltlicher Rangunterschiede im Kloster. Danach durfte auch dort nicht mit einer Prinzessin wie mit einer Sklavin umgegangen werden. Und noch im Spätmittelalter verordnet über die «Behandlung einer reichen Dame im Kloster», in diesem Fall einer generösen Gräfin, 1289 der Ordensgeneral der Dominikaner, daß sie bei Bedarf aus ihrem Besitz zu unterstützen sei. Sie könne, wolle sie nicht mit der klösterlichen Gemeinde spei-

sen, die Vergünstigungen des Krankenraumes genießen, «Sie soll nicht zu Verrichtung von Diensten aufgeschrieben werden, sie soll auf Polstern schlafen dürfen, werde in den täglichen Kapiteln nicht vorgerufen und mit Arbeiten nicht beschwert. Solches soll ihr und allen, die von einer feineren Lebensführung herkommen, erlaubt werden, ohne als Regelverletzung zu gelten.»

Wer freilich nicht von einer feineren Lebensführung herkam, wurde schon als flüchtiger Gast anders abgespeist. So gab es in St. Gallen eine einfache Unterkunft für Arme, außerdem aber ein komfortables, heizbares Gästehaus für die bessere Welt, nebst Bedienstetenkammern und Ställen für die Pferde. Selbst Cluny, zeitweise vielen Klöstern in der «Liebestätigkeit» voran, hatte ein Vornehmenhospitz mit der Versorgung für Reisende der höheren Klassen und ein Armenhospitz für die Abfertigung Unbemittelter, Notleidender, ein Geschäft, das dem Eleemosynarius zufiel, dem Almosenverteiler.[38]

Bauernlegen der Zisterzienser

Dies ganze, wenig asketische Leben der Religiosen aber ruhte, wie der gesamte Feudalismus, auf den krumm gerackerten Rücken der Bauern. Und je größer die Latifundien der Kirche werden, desto größer wird auch ihr Sklaven-, ihr Hörigenbesitz. Diese unübersehbaren Scharen wachsen ständig schon durch den Grundsatz «Luft macht eigen», der viele Freie, die Knechtshöfe übernehmen, auch zu Knechten macht. Noch mehr aber nimmt die Unfreiheit wohl durch Mischehen zu, durch Ehen zwischen Freien und Unfreien, wonach die Kinder kraft des Prinzips der «ärgeren Hand» gleichfalls leibeigen werden.

Nicht wenige Bischöfe und Äbte haben ihre Abhängigen noch über das gewohnte Maß hinaus bedrückt, ihre Lasten noch vermehrt; Bischof Heinrich I. von Augsburg zum Beispiel im 10. Jahrhundert; oder im 11. Bischof Hermann I. von Bamberg, dieser «Wolf», den das eigne Domkapitel bekämpft (VI 320); oder Erzbischof Albert I.

von Hamburg-Bremen, der seine Leute am liebsten täglich verdroschen hätte (VI 323). Wie denn auch Norbert, Abt des Klosters Iburg, von dem Osnabrücker Bischof Benno II., dem versierten Fälscher (VI 335), bemerkt: «Nicht selten zwang er die Bauern durch eine Tracht Prügel, ihre Schuldigkeit zu tun»; was Bischof Benno wie der Abt, sein Biograph, «für eine dringend notwendige Maßnahme» (pro summa necessitate) hielten – und war doch Bennos «innerstes Anliegen ..., zu vermitteln und zu versöhnen» (Kallfelz).

Nicht aus Pappe gegenüber den Seinen war auch Hermann von Augsburg (1096–1133). Durch 500 von den Veronesern geborgte und dem Kaiser gezahlte Talente sowie durch Waffengewalt auf den Bischofsstuhl gelangt, beraubte er zur Begleichung dieser Schuld die eigne Domkirche und sein Domkapitel, mit dem er überdies fast dauernd im Streit lag, laufend mit Bestechung, Fälschung, Lüge befaßt, zwischen Päpsten und Gegenpäpsten lavierend, mehr auf Heerfahrt dabei als in der Kirche, wo er mit der Frau des angesehenen Augsburgers Adilbert auch Ehebruch getrieben haben soll.[39]

Das Benediktinerkloster Blaubeuren, das seine Leibeigenen, freilich üblicherweise, wie Sachen verschachert, sie etwa mit dem Kloster Ochsenhausen vertauscht, mit dem Kloster St. Blasien, dem Kloster Zwiefalten, erlegt Abhängigen außer den gewöhnlichen auch allerlei zusätzliche Lasten, Fuhr- und Spanndienste, Handdienste auf. Bei Widersetzlichkeit droht der Abt Zwangsgeld an, bei schweren Verstößen, wobei er nach Gutdünken vorgeht, wirft er in den Turm.

Auch den Grundsatz «Stadtluft macht frei» ignorierte die Abtei und ließ 1267 ihren städtischen Leibeigenen und Zinsleuten eine Reihe von Rechten urkundlich aberkennen; ließ erhärten, daß Dorfleute, die Kinder in die Stadt verheiraten wollen (!), vom Abt bestraft werden; ja, daß sie selbst, falls sie dort «in böswilliger Absicht» Bürger werden, um bei ihrem Tod dem Kloster zu entziehen, «was ihm gebührt», ihr ganzes Vermögen an dieses verlieren. Die Rechte der Abtei hält die Formel fest: «Gericht, Zwing und Bann, Gebott und Verbott und alle Herrlichkeit und Obrigkeit in Dorf und Feld». Übten doch viele Klöster die Gerichtsbarkeit aus und besaßen einen eigenen Galgen.[40]

Es gab nicht wenige Geistliche, die mit äußerster Härte Leistungen erzwangen, wobei sie gegen Verstöße barbarisch vorgingen, auch mit Kirchenstrafen, zum Beispiel zur Eintreibung des Zehnts. Hatte ja schon 589 die 3. Synode von Toledo gerügt: «Viele Klagen zeigen, daß Bischöfe in ihren Sprengeln nicht priesterlich, sondern tyrannisch verfahren und den Ihrigen schwere Erpressungen und Lasten auflegen. Nur was die alte Sitte hier zuläßt, soll gestattet sein». Es gab weiter Bischöfe und Äbte, «die auf jede Art und mit den verschiedenartigsten Künsten die Leute um ihren Besitz brachten» (Fichtenau).

Wurde doch zwischen dem 9. und 11. Jahrhundert nicht nur die Ausbeutung der Hörigen verschärft, sondern auch versucht, oft mit Erfolg, noch freie Bauern herabzudrücken, dem Großgrundbesitz einzugliedern, sie abhängig, leibeigen zu machen. Im Stift Kempten beriefen sich die Äbte dabei auf eine gefälschte Urkunde Karls «des Großen». Mit einer Freien verehelichte Eigenleute kerkerte man gern ein, bis die Frau den Stand ihres Mannes annahm. Leicht erniedrigte man wohl auch Verwaiste und nötigte sie durch einen Schwur, sich nirgends darüber zu beschweren.[41]

Eine spezielle Technik unter Mönchen entfalteten die Zisterzienser.

Diese von Citeaux (Cistercium, daher der Name) ausgegangene Reformbewegung, die mit den Mönchsidealen des hl. Benedikt wieder ernst machen wollte, verdankte vieles, vor allem den Beginn ihres Siegeszuges, einem geistlichen Draufgänger von besonderen Gnaden, dem hl. Bernhard von Clairvaux (VI 464 ff.!), aber auch der Gunst zahlreicher gekrönter Häupter, wie Kaiser Friedrich II. und seiner langen Regierung, den kapetingischen Königen von Ludwig VIII. bis zu Ludwig dem Heiligen, den Königen von Kastilien, Aragón, Portugal, dem schottischen, dem ungarischen Königshaus. Sie verdankte manches dem allgemeinen Wirtschaftswachstum, auch dem Ignorieren ihrer eigenen ursprünglichen Ordenssatzungen und nicht zuletzt eben ihren oft rigorosen Bauernattacken.

Im 12. Jahrhundert hatten die Zisterzienser – meist in eremitischer Abgeschiedenheit – in Portugal 13 Klöster, in Belgien 18, in Spanien 58, in Italien 88, in Deutschland über 100, in England und

Irland 125. Allein in Clairvaux lebten zeitweise 700 Mönche, und andere Abteien hatten fast ebensoviel. (Ein Kloster mit hundert Mönchen galt im Hochmittelalter als klein.)[42]

Nach den ersten Statuten ihres Ordens sollten die Zisterzienser selbst das Land bestellen, sollten sie, worauf die Stifter großen Wert gelegt, «von ihrer Hände Arbeit, Ackerbau und Viehzucht leben», sollte somit jeder wieder «sein eigener Ochse sein». Doch waren ihnen von Anfang an «Konversen oder Lohnarbeiter» als «notwendige Mithelfer unter unserer Leitung» zugeordnet. Die Konversen sollten wie «Mitbrüder» gehalten werden, «teilhaftig unserer geistlichen wie zeitlichen Güter gleich den Mönchen». Doch fast unmittelbar darauf liest man, ein Konverse könne auf keinen Fall Mönch werden, «vielmehr bleibe er in dem Berufe, in welchem er berufen ist (1 Kor. 7,20)». Der Sklave soll Sklave bleiben – wie schon bei Paulus, so noch nach mehr als einem Jahrtausend Christentum. «Sollte er vielleicht anderswo, durch Einflüsterung des Teufels (!), von irgendjemand, einem Bischof oder Abt das Mönchs- oder auch Kanonikergewand annehmen, so darf ihn keines unserer Klöster mehr aufnehmen.»[43]

Wie fast überall, überwogen auch bei den Zisterziensern die Laienbrüder; trafen etwa im 12. Jahrhundert in Potigny auf 100 Mönche 300 Konversen, in Rievaulx (England) anno 1165 auf 140 Mönche 500 Konversen, in Himmerod im Jahr 1224 auf 60 Mönche 200 Konversen. Die Abtei von Dunes hatte 1150 erst 36 Laienbrüder, fünf Jahrzehnte später jedoch schon 1200. Und selbst die Zisterzienser müssen heute zugeben, daß ihr Orden seine wirtschaftliche Hochblüte gerade den Konversen schuldet.

Die Konversen aber lebten gedrückt, untergeordnet, es gab Reibungen, die sich häuften, steigerten. Die Herren waren, wie in den anderen Religionsverbänden, die Mönche. Sie befahlen, die Konversen leisteten die Arbeit, indem sie vor allem auf den Grangien – Agrarbetrieben von durchschnittlich 150 bis 200 Hektar, vorzugsweise Ackerhöfe, doch auch Viehhöfe, Schafhöfe, Weinhöfe – die Lohnarbeiter (mercennarii) beaufsichtigten, dabei freilich meist selber Hand anlegten; «sie waren Knechte und sollten Knechte bleiben» (Hauck).[44]

Die eigentlichen Opfer aber wurden die Bauern.

Zwar rühmt man seit je die Zisterzienser als Kulturträger, preist ihre Baukunst, streicht zumal ihre «Kolonisationsarbeit» heraus, ganz besonders im Osten Deutschlands und Europas, ihre Klöster Walkenried, Amelungsborn, Loccum, ihre Abteien Doberan und Dargun in Mecklenburg, Zinna bei Jüterbog, ihre Zisterzen in Pommern, Brandenburg, Dänemark. Diese Klöster hatten Grund- und Mühlenbesitz, Salinenanteile, Bergbau- und Hüttenbetriebe, hatten jede Menge Grangien, Stadthöfe, hatten manche «Berühmtheit» auch, wie den Mönch Berno von Amelungsborn, den ersten Bischof von Schwerin, «führend im Wendenkrieg» (Lexikon für Theologie und Kirche), oder den Abt Berthold von Loccum, der als Bischof und Feldherr 1198 bei der blutrünstigen Missionierung Livlands fällt (VII 174).

Man verherrlicht das Urbarmachen von Sumpf-, von Waldgebieten, die großen Obstgärten-, Weinberg- und, für die Zisterzienser charakteristisch, Fischteichanlagen, die Schaf-, Rinder-, Pferdezucht. Man rühmt die landwirtschaftlichen Musterbetriebe, lobt auch ihr Klostergewerbe. Man erinnert sogar an die vielen ihrer Mönche, die zu Kardinälen aufstiegen – «und die Päpste fanden in den Zisterziensern ihre zuverlässigsten Gehilfen» (Kawerau). Ja, erinnert an den Zisterzienser Arnald von Citeaux, der Innozenz' III. Kreuzzug gegen die Albigenser anführt, berüchtigt für alle Zeiten durch seinen Befehl beim Massaker von Beziers: «Tötet sie alle, Gott erkennt die Seinen schon!» (VII 150 ff.!)[45]

Vom Bauernlegen sprechen zumal katholische Autoren selten und dann meist mehr beiläufig, verhalten; man versteht darunter die Umwandlung von Bauernland in Gutsland, Klosterland, die oft entschädigungslose Beseitigung bäuerlicher Betriebe zugunsten großer Wirtschaftshöfe (grangiae, curiae) vor allem der Zisterzienser, aber auch der Prämonstratenser, im Hoch- und Spätmittelalter. Doch begegnet diese relativ bequem kapitalbildende Praxis zuweilen auch bei anderen Orden oder kirchlichen Institutionen, selbst bei Klosterfrauen, wie den Zisterzienserinnen vom Kloster Wald (Hohenzollern), die planmäßig und möglichst vollständig die Besitzer aus den benachbarten Ortschaften verdrängten. Auch die norddeutschen

Nonnen zu Bersenbrück an der Hase hatten die Bauern des nächsten Dorfes gelegt. Doch später kehrten Enkel der Vertriebenen, die gleichfalls Bauern geworden, zurück und steckten das ganze Kloster in Brand. (Wiedererstanden wurde es schließlich ein «Stift für Töchter verdienter Staatsbeamten».)

Das Bauernlegen kulminierte indes nicht bei den mittelalterlichen Religiosen, sondern erst in der frühen Neuzeit als kirchlich sozusagen längst abgesegnete Methode adliger Gutsherren besonders im östlichen Mitteleuropa.

Die Zisterzienser, nicht selten schon bei Gründung ihrer Klöster mit umfangreichen Gütern, Zinsdörfern, Zehnten ausgestattet, liebten es, sich systematisch auszudehnen, ihren Besitz zu vervielfachen und räumlich geschlossen abzurunden. Gut zu beobachten an vielen böhmischen Abteien, u. a. an Kloster Königsaal mit zirka 30 Dörfern, an Kloster Chotieschau mit etwa 48 Dörfern, Kloster Sedletz mit etwa 51 Dörfern, Kloster Plaß mit rund 70 Dörfern (wurde 1826 Besitz der Familie Metternich). Und trotz der Kriege und Verheerungen im Osten, trotz aller Rückschläge, besaßen die schlesischen Zisterzienser noch im 17. Jahrhundert nicht nur große Ländereien, sondern auch «die lukrativsten Unternehmungen» (Grüger).

Nun erreichten aber die Zisterzienser die Arrondierung ihrer Agrarbetriebe keinesfalls nur durch das hochgelobte Roden und Kultivieren von Ödland, sondern eben auch durch das Bauernlegen. Sie brachten die Eigentümer oft um ihre Güter, sie kauften, ertauschten, erpreßten oder raubten diese, sie zerstörten die Häuser, Wohnstätten und vertrieben häufig die dort ansässigen Menschen. «Nirgends im Mittelalter ist der Bauernstand so ausverkauft, nirgends sind wohl so viel Dörfer zu Wüstungen gemacht worden, wie in der Nachbarschaft der Zisterzienserklöster» (Hölscher).

Tatsächlich führt die Gründung von Zisterzienserabteien und der Aufbau sowie die Erweiterung ihrer großen Eigenwirtschaften, der Grangien, nicht selten zum Verschwinden ungezählter Orte. Die Bauernstellen nehmen von Mal zu Mal ab, schließlich ist das ganze Dorf wüst. So in der Umgebung Kloster Pfortes die Ortschaften Wenzendorf, Cuculau, Scobkowe. Das Dorf Osfurt versinkt bei

Wendelstein an der Unstrut. Das Dorf Coze verschwindet durch die Mönche von Altzelle (westlich von Dresden). «Als Bestandteil der staufischen Kloster- und Siedlungspolitik entsprachen die Leistungen Altzelles dem für den Orden Üblichen» (Lexikon für Theologie und Kirche). Bei seiner Auflösung 1540 besitzt das Kloster Altzelle drei Städte, 75 Dörfer, 11 Wirtschaftshöfe sowie das Patronat über 23 Kirchen. Das Kloster Chorin – ein bedeutendes Werk früher Backsteingotik, literarisch von Theodor Fontane gewürdigt – läßt um 1274 alle Bewohner der slawischen «Villa» Ragösen verjagen. Das Kloster Maulbronn vertreibt die Bauern des Ortes Elfingen und bildet eine Grangie daraus. Manchmal hören dabei auch Priesterdienste und Kirchen auf, wie gleich in Elfingen. Oder wie durch das Kloster Bebenhausen 1211 im Schwarzwald die Kapelle zu Vesperweiler oder die Kirche von Geisnang.[46]

Fast unentwegt kam es so zwischen Bauern und Zisterziensern zu erbitterten Auseinandersetzungen. Zum Beispiel im mittelrheinischen Raum mit den Abteien Himmerode, Eberbach, Karden. Zum Beispiel in Schweden, wo der Abt von Varnhem (Västergötland) mit einigen Genossen nach Dänemark fliehen muß. Zum Beispiel im Osten, wo die Äbte der Zisterzen Zinna, gegründet um 1170, und Lehnin, gegründet um 1180, kurz nach der Gründung ermordet werden.[47]

Im Spätmittelalter gerieten, gleich so vielen Orden, auch die Zisterzienser, Männer- wie Frauenzisterzen (deren Zahl zuweilen die der Männerklöster weit überstieg), trotz Anhäufung großer Vermögen, in eine Krise; vor allem wohl, weil sie weder genügend Laienbrüder noch Laienschwestern zur Bearbeitung ihrer Güter fanden. So verpachteten sie im 13. und 14. Jahrhundert allmählich fast ihre gesamten Ackerböden an Bauern, freilich auch deshalb, weil die klösterlichen Fronhöfe und Grangien immer wieder feindlicher Soldateska und (anderen) Räubern ausgesetzt waren, zu schweigen vom wirtschaftlichen Niedergang, von Klimaverschlechterung, schweren Mißernten und Pestepidemien. Schließlich entartete der Zisterzienser-Orden derart, daß die Mönche in der Gegend von La Trappe den Namen «Banditen von La Trappe» bekamen.[48]

Die Kirche schmückte sich, wie stets, mit ganz anderen Benen-

nungen, trat gar als Befreierin der Bauern in Erscheinung, ja, da sie schlechthin alles auf den Kopf stellt, als Propagandistin der Freiheit überhaupt.

Die sogenannte Freilassung in der Kirche

Es ist unbestreitbar, daß die Freilassung Unfreier jederzeit möglich war, zum Beispiel kraft besonderer Verdienste, was immer man darunter verstand. Oder durch Freikauf. Oder durch einen Akt der Kirche. Es ist ebenso unbestreitbar, daß diese die Freilassung (manumissio) den christlichen Tugenden, den Werken der Barmherzigkeit zugezählt und sie als gottwohlgefällig hingestellt, die weltlichen Grundherren sogar zur Freilassung ihrer Hörigen aufgerufen hat. Die Heiligenlegenden strotzen geradezu von Geschichten über Loskauf und Gefangenenbefreiungen.[49]

Was steckt dahinter?

Nun, der Klerus propagierte zwar eifrig die Freilassung, aber er propagierte die «manumissio in ecclesia», die Freilassung in der Kirche. Er propagierte sie nicht nur, er bestand darauf. Und dieses Insistieren spiegelt sich noch in den Volksrechten aus dem früheren 8. Jahrhundert. So heißt es in der stark klerikal geprägten Lex Alamannorum: «Wenn ein ‹liber› ‹res suas› oder sich selbst der Kirche übergeben will, habe niemand die Erlaubnis, ihm zu widersprechen, weder der Herzog noch der Graf noch irgendeine Person, sondern es sei einem jeden erlaubt, nach freiem Willen Gott zu dienen und sich mit ‹proprias res suas› selbst auszulösen.» Ganz ähnlich verfügt die gleichfalls aus derselben Zeit stammende, gleichfalls stark kirchlich bestimmte Lex Baiuvariorum: «Wenn eine ‹liber persona› das will und ihre ‹res› der Kirche zum Heil ihrer Seele gibt, habe sie die Erlaubnis hinsichtlich ihrer ‹portio›, sobald sie sich mit ihren Kindern auseinandergesetzt hat. Niemand hindere ihn, weder König noch Herzog noch irgendeine Person habe die Macht, ihn zu hindern.»[50]

Warum aber drängte die Kirche so auf Freilassung in ihrem Schoß? Warum trat sie als eine Art Schutzmacht für den Freigelassenen auf? Warum drohte sie jedem mit strengen Strafen, der einen Freigelassenen wieder zu verknechten suchte? Weil sie selber, natürlich zu seinem Seelenheil, seine Abgaben und Dienste erlangen, ihn auch ihrer Rechtssprechung, ihrer Gerichtsbarkeit unterstellen, kurz, weil sie den Freigelassenen wieder abhängig und unfrei machen wollte.

Nicht von ungefähr hütete sich die Klerisei gewöhnlich selbst vor Freilassungen.

Ihr riesiger Besitz, ihre Liegenschaften, ihre Werkstätten, ihre zahlreichen sonstigen Geschäfte, das alles verschlang Heere von Unfreien. Deshalb hatte sie schon im frühesten Mittelalter die Freilassung von Sklaven auf ihren Gütern als Schädigung des «patrimonium Dei» ausdrücklich verboten, so durch die Konzilien von Sevilla 590, Clichy 625, Reims 627/630, Toledo 633 und 655, Merida 666. Ja, schon 506 untersagte die Synode von Agde dem Klosterabt das Freilassen der den Mönchen geschenkten «mancipia». «Wir halten es für unrecht, daß die Mönche die tägliche Arbeit der Bauern (cotidianum rurale opus) verrichten, indessen die ‹servi› ihre Freiheit genießen.» Offensichtlich suchte man hier nur überspitzt vorzubauen: entscheidend blieb das Verhindern der Freilassung.[51]

Gewiß, auch die Freilassung von Kirchensklaven war möglich; das erforderte schon das «moralische» Ansehen des Klerus. Aber es durfte nicht auf Kosten der Arbeitskräfte und Einkünfte gehen. Es mußte Ersatz gestellt werden an Grund und Boden, an Personen, an Geld. «Niemand wage es», so droht wieder ein Volksrecht, die Lex Ribuaria, «einen Kirchenknecht (servus ecclesiasticus) ohne Stellvertreter zum Freigelassenen zu machen.» Ein solcher Freigelassener, ein «tabularius», bleibt auch nach der Lex Ribuaria der Kirche zinspflichtig. Nichtleistung des Zinses aber konnte manchmal schon die Freiheit kosten. Macht jedoch jemand diesen «tabularius» durch Schatzwurf vollfrei, muß er als Strafe zweihundert Schillinge abgeben. Und stirbt der «tabularius» kinderlos, wer beerbt ihn? Natürlich die Kirche.

Als St. Gallen einmal fünfzig «mancipia» freiließ, hatten diese

dafür dem Kloster jährlich zwei Denare zu zahlen, neben einem beträchtlicheren Grundzins. Kassierte die Kirche ja schon für das Ausüben ihrer «Schutzherrschaft» (mundaburdem, patrocinium) von den Freigelassenen einen Zins. Mit all dem und ähnlichem mehr aber gab man zu erkennen, «daß nur dann eine Freilassung zum Seelenheil gereichen könne, wenn die Kirche selbst dabei an irdischen Dingen gewänne. Mit der Freilassung allein war es nicht getan. Sie mußte der Kirche nutzen, sollte sie gottwohlgefällig sein. Sie mußte der Kirche die Abhängigkeit des Freigelassenen bringen» (Epperlein).[52]

Immer wieder geschah es, daß Bischöfe und Äbte Freilassungen anfochten. Rücksichtslos prozessierten sie im 8. und 9. Jahrhundert in den verschiedensten Regionen des fränkischen Reiches, wenn «homines», zu Recht oder Unrecht, ihre Freiheit behaupteten, die Herren aber eine Möglichkeit sahen, Menschen zu versklaven oder weiter in Sklaverei zu halten; so etwa ein Abt aus dem Gebiet von Sens, ein Abt aus der Gegend von Angers, das Kloster St. Emmeram, Bischof Waltrich von Passau, Bischof Hitto von Freising u. a. West- wie ostfränkische Urkunden belegen den leidenschaftlichen Freiheitsanspruch der Bauern und den erbitterten Widerstand ihrer Gebieter, zumal der Prälaten. «Die kirchlichen Feudalherren waren die grausamsten Ausbeuter der Bauernschaft. Sie hielten hartnäckig am Leibeigenenrecht und am Frondienst fest» (Kosminski).

So kommt es schon verhältnismäßig früh und immer häufiger zur Flucht der Unfreien und Hörigen, auch zu ihrer Flucht aus den Klöstern, schließlich eine ganz alltägliche Erscheinung mit freilich oft erschütternden Begleitumständen, wobei die Äbte das Einfangen auch mit Hilfe des Staates betreiben. Führen einzelne Klöster aber einen Rechtsstreit, ein förmliches Gerichtsverfahren, so endet dies «bemerkenswerterweise stets mit der Ablehnung des bäuerlichen Freiheitsanspruches bzw. mit der Konstatierung der Hörigkeit. Damit hatte im Grunde genommen das jeweilige Kloster sein Ziel erreicht und seinen Anspruch auf die Abhängigkeit des Hintersassen und dessen Leistungspflicht durchgesetzt» (Epperlein).[53]

Das Kirchengut war heilig

Der Klerus klebt am Besitz (possessio, ahd. bisez, eigan, lehan); an seinem lebenden wie an seinem toten. Es verhielt sich wie beim weltlichen Adel. Und die mittelalterliche Kirche wurde nicht müde, das gar schreckliche Geschick jener, die sich an ihrer Habe vergriffen, die sich der «Beraubung» schuldig gemacht, auszumalen. Karl Martell, Verteiler großer kirchlicher Ländereien (IV 366), wurde im Mittelalter ebenso zum Inbegriff eines gottverdammten Fürsten wie Herzog Arnulf von Bayern, dem die Klerisei wegen seiner Säkularisationen ihrer bayerischen Güter geradezu den Beinamen «der Böse» anhing – vordem: «von Gottes Gnaden» (V Register).

Die Pfaffen erfanden die greulichsten Schauermären. Selbst der hl. Bonifatius, ein doch nüchterner Angelsachse und «gewandter Börsenmann», einer der «ersten Repräsentanten des Kolonialtalentes» der späteren Briten (Sommerlad), berichtet, daß die Seele König Ceolreds von Mercien (709–716) im Jenseits von bösen Geistern gepeinigt werde, von jubelnden, frohlockenden Teufeln, «die sich aus allen Teilen der Welt versammelt hatten, in einer größeren Menge, als ... die aller Lebewesen auf Erden sein konnte, und zerfleischten ihn mit verschiedenen Marterwerkzeugen in unvorstellbarer Weise bis zur Erschöpfung» (inaestimabiliter fatigantes lacerabant). Und der hl. Eucherius hatte den mächtigen Hausmeier Karl Martell, man sollte es nicht glauben, just bei seiner Einfahrt in die Hölle erspäht. Um der Authentie dieser Vision sicher zu sein, untersuchte der skeptische Bischof sogar das Grab des Fürsten, woraus aber nur ein Drache fuhr.

Die Mönche wußten sich zu helfen, entwand man ihnen Besitz. Da raubte einer im 11. Jahrhundert der Abtei Fleury Grund und Boden. Prompt wurde er vom «Teufel» erwürgt. Doch selbst des Mannes Leiche in einem Klosterfriedhof fand nicht Ruhe. Die Erde warf sie wieder aus. Da gab die entsetzte Witwe das Klostergut zurück, und nun blieb der Tote, wo er hingehörte.[54]

Es gibt wohl kaum einen synodal häufiger thematisierten Komplex als das Kirchengut und seine Sicherung. «Für nichts opferten die Bischöfe mehr Zeit» (Thompson). Erzbischof Hinkmar von

Reims, berühmt als Kirchenfürst wie als Fälscher von hohen Gnaden (V 181 f.!), verteidigt das Kirchengut mit aller Entschiedenheit als gottgeweiht und will es auch von allen weltlichen Großen verteidigt sehen. Denn da sich die «Sendung» der Ecclesia auf dieser Welt vollzieht, bedarf ihr «Sendungsvollzug» eben auch der Güter dieser Welt (Temporalia, Bona temporalia). Beide gehören zusammen, untrennbar, das eine so heilig wie das andere, das Kirchengut als Heilsgut «Gotteslehen», von Christus allein verfügbar, unveräußerlich, unantastbar, sakrosankt – theoretisch! Praktisch versorgten Päpste und Bischöfe, Äbte und Äbtissinnen ihre unehelichen Kinder damit, ihre Mätressen, verschleuderten sie es wahrhaft generös an die Verwandtschaft, ihr engstes Gefolge, an wen sie wollten.

Nicht zuletzt rauften sie auch selbst durch zwei Jahrtausende darum, die Bischöfe mit den Mönchen, diese mit jenen, jeder mit jedem, quer durch das Abendland, vom Süden bis in den Norden, vom Atlantik bis in die Weiten des Ostens so häufig, immerwährend fast, daß es beinah überflüssig scheint, dies noch zu belegen.

So stritt im 8. Jahrhundert Bischof Sidonius von Konstanz gegen den ersten Abt St. Gallens, den Alemannen Otmar. Aus politischen wie wirtschaftlichen Gründen erstrebte der Bischof, dessen Bistum arm war, die auch später oft umkämpfte Abtei, und der Abt unterlag. Verurteilt zunächst zum Hungertod auf der Pfalz Bodman am Rand des Bodensees (er ist nach ihr benannt), starb Otmar eingekerkert auf der besser kontrollierbaren Flußinsel Werd bei Stein am Rhein 759 – und wurde heilig.

Im 10. Jahrhundert vergriff sich Bischof Adalbero I. von Metz, «‹Vater› der lothringischen Reformbewegung» (Lexikon für Theologie und Kirche), auch – aus strategischen Gründen – Zerstörer der Kapelle von Diedenhofen (939), an der südlich von Metz gelegenen Benediktinerabtei Gorze. Bischof Adalbero, nicht nur Reformer, auch Simonist, hatte das für seine Wahl von Verwandten vorgeschossene Geld wieder beizubringen und verging sich mittels seiner «fideles» (Dienstmannen) derart an der (durch «Gorzer Reform» und «Junggorzer» Reform bekannten) Abtei, daß sie völlig zerfiel und die Kirche zum Stall wurde.

Ebenso verfuhr Bischof Balderich von Lüttich mit dem Kloster Laubach.

Über episkopale Heimsuchungen Sankt Emmerams schreibt im späteren 11. Jahrhundert der dortige Leiter der Klosterschule und Dekan Otloh, seinerseits freilich auch wieder mehrfacher Urkundenfälscher: «Ich sah unser Kloster in Regensburg durch verschiedenartige Verfolgung der Bischöfe zu Grunde gehen, hoffte aber während meines dreißigjährigen Aufenthalts daselbst auf bessere Zeiten. Leider kam es anders.» Wurde doch, wie Otloh kurz darauf fortfährt, «alles, was das Kloster nach innen und außen Gutes besaß, dem Ruin nahe gebracht».

Anno 1182 überwältigten die Bischöfe von Metz und Lüttich in einem Streit um die Abtswahl die reiche Abtei St. Trond, verbrannten sie samt Stadt und töteten die Einwohner, worauf sich der Konflikt noch lange hinzog.

Das bayerische Benediktinerkloster Weißenohe (bei Forchheim) soll Bischof Timo von Bamberg zu Beginn des 13. Jahrhunderts so geschädigt haben, daß sich jahrelang kein einziger Mönch mehr darin ernähren konnte.

Jahrhundertelang stritten die Würzburger Oberhirten um den Besitz des im heutigen Württemberg gelegenen Klosters Murrhardt, dessen Äbte ihre Selbständigkeit zu wahren suchten, wobei beide Seiten, angebliche königliche und kaiserliche Urkunden fabrizierend, hemmungslos drauflosfälschten.

Natürlich war die Situation anderwärts nicht anders. Und nicht zufällig hieß es in Deutschland schon vor Luther im Volk: Je näher Rom, je böser Christ!

Werfen wir also noch einen Blick dorthin, wo uns zu Beginn des Hochmittelalters Kardinal Humbert, Berater von immerhin vier Päpsten, die halb oder ganz ruinierten Klöster vorführt, Kirchen, viele menschenleer, aber voller Tiere, Unkraut, Kirchen, in denen man ackert, sät, die als Ställe dienen. Ging doch selbst in Rom im Kloster St. Paul, in der Peterskirche das Vieh ein und aus ...

Auch und gerade in Italien also schlugen sich die Geistlichen mit den Mönchen durch die Zeiten. Das reicht von relativ kleinen Kämpfen etwa des Weltklerus von Empoli, der dort im Spätmittelalter

nachts eine Siedlung der Augustiner überfällt, plündert, demoliert oder sich 1325 mit Waffengewalt einer von Pistoieser Benediktinern abhängigen Kirche bemächtigt, bis zu langen, langen Auseinandersetzungen um viele Klosterliegenschaften. So wurde das landreiche San Niccolò am Tordino über Jahrhunderte Objekt heftiger Waffen- und Rechtsstreitereien (Fälschung wieder inklusive) zwischen der Abtei Monte Cassino und den Bischöfen von Teramo. So plünderte Erzbischof Guido von Mailand den Besitz des Turiner Klosters S. Constantius, so griff Bischof Helibert von Como S. Ambrogio zu Mailand an.

In der Emilia Romagna sah sich Nonantola, zeitweise eine der größten Abteien Europas, den verschiedensten Attacken ausgesetzt, nicht nur solchen größerer Kommunen, auch den Gewaltstreichen des Bischofs Alberich von Como, der zudem gegen das hochbegüterte Leno in der Lombardei vorging, jahrhundertelang eine der bedeutendsten Abteien des Landes. Noch schlimmer fiel man über Bobbio (Provinz Piacenza) her, eines der traditionsreichsten und reichsten Ordenshäuser überhaupt, dessen Anfänge freilich auch durch zahlreiche Fälschungen verdunkelt sind. Gegen Ende des Frühmittelalters aber verlockte sein über das ganze Land verstreuter Güterstand die Nachbardiözesen zur Bereicherung, und die Bischöfe von Piacenza, Pavia, Tortona zerstörten das Kloster völlig.

Natürlich beteiligten sich auch päpstliche Legaten an der Ausbeutung der Mönche, und dies von Italien, wo etwa Kardinal Giovanni degli Orsini als Legat Johanns XXII. drei Viertel der Einkünfte der Badia, des ältesten, fürstlich reichen, doch jetzt zum zweiten Mal schon ruinierten Klosters von Florenz, für sich behielt, bis hinauf in den Norden, wo in Dänemark Kardinal Fidentius als Gesandter Cölestins III. (VII 16 ff. 39 f.) barbarisch brandschatzte, besonders Klöster plünderte und Äbte suspendierte, die auf ihren Schätzen saßen.[55]

Wehe aber, vergriffen sich Laien am Kirchengut!

Es hatte, wie es hieß, eiserne Zähne. Sogar was die Knechte der Kirche besaßen, fiel unter die Steuerfreiheit. Galt doch im 4. Jahrhundert der Klerikerstand schon als «Steueroase» (Vgl. I 235 ff.). Ende des 7. Jahrhunderts verbot auch der englische Staat jeden Ein-

griff in Kirchenbesitz und befreite den angelsächsischen Klerus von Staatssteuern. Und unter den Merowingern drohten diverse Volksrechte jedem, der Schenkungen an die Kirche anfocht, die Exkommunikation an.

Um dieselbe Zeit befahlen manche Bußbücher (Libri paenitentiales), also die damals aufkommenden Sündenkataloge des westlichen Klerus, daß jeder, der Laien Geld wegnahm, es doppelt, jeder, der es aus Kirchen stahl oder raubte, vierfach zurückgeben müsse. Außerdem wurde der Dieb mit einer siebenjährigen Buße belegt, drei Jahre davon bei Wasser und Brot. Und unter Karl «dem Großen» stand auf Einbruch in eine Kirche nebst Diebstahl unbedingt Todesstrafe.[56]

Das kanonische Recht untersagte jede Alienation des Kircheneigentums, nicht nur Entäußerung, Entfremdung, Verschenkung, Tausch, sondern schon jede wesensmäßige Veränderung, «jedes Rechtsgeschäft, das eine dauernde Belastung des Kirchenvermögens zur Folge hatte» (Nylander). Entsprechende Verfehlungen, zumal von Laien, ahndete man mit Kirchenstrafen, auch mit schwersten, wie dem Kirchenbann, der Exkommunikation. Und dies nicht bloß bei Gebietsentfremdungen, bei Zehnt- oder Pachtverweigerungen, sondern schon bei Zinsversäumnissen innerhalb von vierzehn Tagen, wie Urbare, Liegenschaftsverzeichnisse von St. Pantaleon zu Köln, des Stifts Xanten, Befehle der Bischöfe von Münster belegen. Überall wird da mit Exkommunikation gedroht oder sie verhängt, damit, wie es urkundlich heißt, «der Gerechtigkeit gewillfahrt» werde, damit «die Gefährdung ihres Seelenheils kein Ende nähme».

Exkommunikation kann aber bereits bei Aufsässigkeit erfolgen, bei contumacia (rechtsversmehunge, widerspanigkeit, vorsmechnisse), also bei Trotz, Aufbegehren, Eigensinn – ein weites Feld, das man auch nutzte. Und natürlich wirkte auf einfache Bauerngemüter ein Kirchenausschluß anders als auf Fürsten. Ja, die abgestraften Unfreien mußten davon desto tiefer getroffen und betroffen sein, als der Ausschluß aus der «communio fidelium» (Gemeinschaft der Gläubigen) teilweise sogar das Verkehrsverbot nach sich zog, wodurch der Verfluchte noch zum Ausgestoßenen wurde. Überdies setzte die Kirche ein eindruckschindendes Brimborium in Szene. So

sollte die Exkommunikation der Bauern von Ostholte (wegen Zehntverweigerung u. a.) auf Befehl des Vicedominus (eine Art rechte Hand des Bischofs in der Bistumsverwaltung) von Münster 1299 «an jedem Sonntag und Festtage bei Kerzenschein und Glockenklang mit Namensnennung öffentlich ausgesprochen werden». Und die Genannten waren von jedem Gläubigen zu meiden.[57]

Alle Vergünstigungen, Vorteile, alles Recht, das heißt Unrecht, jedwede Macht und Gewalt lagen eben in den Händen der weltlichen und geistlichen Herren. So mußte man selbst im katholischen Lager schon vor längerem zugeben, daß die Privilegienfülle des Klerus besondere Erbitterung erzeugte: seine Freiheit von Steuern, von anderen öffentlichen Lasten, seine profitablen, den Laiengewinn begrenzenden Geschäfte, die «zahllosen Erwerbungen liegender Güter durch die ‹tote Hand›», «die verhaßten Zehnten», «die Geldstrafen bei den Sendgerichten usw.» (Löhr)[58]

Bauernrevolten in der Normandie, in Dänemark, Norwegen und Ungarn

Je nach Zeit, Ort und Umständen kommt es so zu den mannigfachsten Formen bäuerlichen Protests und Widerstandes: vom passivem Verhalten gegenüber den Forderungen und Übergriffen der Grundherren, von der nachlässigen Leistung der Dienste und Abgaben über deren Verweigerung, über Abwanderung und Flucht bis zu gewalttätigem Aufruhr, der häufigen Beraubung, Verwüstung von weltlichen und klösterlichen Wirtschaftshöfen bis zu längeren Bauernaufständen und -kriegen besonders im Spätmittelalter, als die Agrardepression sowie der geringere Verkaufserlös für Agrarerzeugnisse die soziale Situation der bäuerlich Tätigen offensichtlich verschlechtert haben.[59]

Die Erhebungen beginnen spärlich (wobei allerdings die Quellenarmut zu berücksichtigen ist) in der Merowinger-, Karolingerzeit, deren bekannteste Revolte die Stellinga ist (V 116 f.!). Doch seit dem 9. Jahrhundert kommt es in Europa immer wieder zu Bauernunru-

hen. Sie mehren sich im Hochmittelalter und führen nicht selten zu einer schichten- und ständeübergreifenden Beteiligung. Allein auf deutscher Seite gibt es vier Bauernrebellionen größeren Ausmaßes im 14., vierzig im 15. Jahrhundert, ja diese grassieren nun derart, daß sie die Historiker bis ins 20. Jahrhundert übersehen.

Ein offener Aufstand infolge der wachsenden Feudalisierung, der zunehmenden Lasten bricht unter König Chilperich I. 579, also schon zu Beginn der fränkischen Geschichte aus. Die Bauern verlassen die Güter, verbrennen in Limoges die Steuerbücher und werden brutal zusammengeschlagen. Auch unter Karl «dem Großen» und seinen Nachfolgern kommt es durch harte Bedrückung zu bäuerlichen Schwurbünden, zu «coniurationes», «conspirationes», «adunationes», «obligationes», zu Dienstverweigerungen und Wirren. Bei einer Empörung der Landarbeiter zwischen 782 und 785 in St. Amand, einer Abtei des Salzburger Erzbischofs Arn, empfiehlt Abt Alkuin, Kirchenexperte Karls und sein «wichtigster Berater», so das Lexikon für Theologie und Kirche, «bei der Wiedergewinnung eines höheren Bildungsniveaus», Stockhiebe auf den Rücken der Rebellen. 786 zerschlägt der Herrscher eine Verschwörung in Thüringen. Bei einem Krawall im frühen 9. Jahrhundert der durch teils unbeschränkte Fron malträtierten Hintersassen der «villa Celtus», die zu St. Remi von Reims gehört, muß Karl selber eingreifen. Die Anführer werden hingerichtet, ihre Genossen exiliert. Während des ganzen 9. Jahrhunderts erwähnen karolingische Kapitularien Bauerntumulte. Immer wieder verfolgt man «fugitivi», flüchtige Knechte. 848 und 866 melden auch die Fuldaer Annalen Erhebungen von «homines» im Erzbistum Mainz.[60]

997 revoltieren die normannischen Landleute. Der Chronist Guillaume von Jumièges berichtet: «Die Bauern begannen sich allgemein in den verschiedenen Grafschaften der Normandie zusammenzurotten und wollten nach ihrem Willen leben, um die Waldungen und Gewässer nach ihren Gesetzen zu nutzen und durch keinerlei Verbote des früher festgesetzten Nutzungsrechtes beschränkt zu sein. Und um diese Beschlüsse durchzusetzen, wählten sie auf jeder Versammlung des wütenden Volkes zwei Bevollmächtigte, die ihre Beschlüsse einer allgemeinen Versammlung innerhalb des Lan-

des zur Bestätigung vorlegen sollten. Als der Herzog davon Kenntnis erlangte, sandte er sogleich den Grafen Raoul mit seinen zahlreichen Rittern gegen die Bauern aus, damit sie der dörflichen Vermessenheit und der Zusammenrottung der Bauern ein Ende bereiteten. Und er ließ sofort insgeheim alle Bevollmächtigten (der Bauern) zusammen mit einigen anderen festnehmen und sandte sie, nachdem er ihnen Hände und Füße hatte abhacken lassen, als Verstümmelte zu ihren Gesinnungsgenossen zurück, um sie vor solchen (Streichen) zu warnen und den übrigen auf diese Weise ein abschreckendes Beispiel zu geben ...»[61]

In Friesland und Holland kommt es im ganzen 11. Jahrhundert zu Bauernauflehnungen. Auch in Dänemark, wo damals durch Schenkungen der Könige ein äußerst umfangreicher Kirchenbesitz entsteht, zudem der Zehnt eingeführt wird, erhebt sich das Landvolk. Und als Anfang des nächsten Jahrhunderts neue Unruhen ausbrechen, geht ihnen gleichfalls der Protest gegen die Kirchenlasten voraus. Verfügte aber Mitte des 13. Jahrhunderts auch die Hälfte der dänischen Bauern frei über ihre Höfe, setzte die Bauernbefreiung im Geist des aufgeklärten Absolutismus doch erst 1788 Außenminister Graf Bernstorff durch.

Auch in Norwegen führte das Interessengeflecht von Kirche und Krone, die Unterdrückung der Bauern und zumal die Erzwingung des Zehnten vom gesamten Volk zu einem langjährigen Bürgerkrieg, zum Aufstand der «Birkebeiner» (so nach ihrer Beinbekleidung aus Birkenrinde benannt), das heißt «armseliges Pack».

Sverrir Sigurdarsson, der Führer, konkurrierte trotz etwas suspekter Thronansprüche erfolgreich mit dem von Erzbischof Eysteinn Erlendsson von Nidaros (Drontheim) an Ostern 1163/1164 in Bergen zum König gekrönten Magnus V. Erlingsson. Weder die Hilfe seines Adels nützt diesem noch die der Dänen oder des Erzbischofs und des Bischofs Eirik von Stavanger, die ihm beide auch militärisch beistehen, selbst wiederholt in den Krieg mitziehen. Freilich schließt Eysteinn 1183 mit dem bisherigen Feind Sverrir einen Vergleich, und 1184 ertrinkt König Magnus in der Schlacht bei Fimreite im Sognefjord.

Der Erzbischof aber, der 1180 für drei Jahre nach England flieht

und in Norwegen in stetem Kontakt mit Rom systematisch die Unterwerfung des Königtums unter die Kirche betreibt, stirbt 1188, von einem Drontheimer Provinzialkonzil trotz aller Mühen schließlich vergebens zum Heiligen erklärt. Dabei hatte der martialische Prälat doch auch die «Passio Olavi» verfaßt, die Legende jenes heiligen Helden, der 1030 gegen ein Bauernheer umgekommen, nachdem er ganze Scharen von Heiden hatte zu Tod schinden lassen (VI 156f.!).

Sverrir, Norwegens neuer Herrscher, einer der stärksten und umstrittensten des Landes (gest. 1202), hob sämtliche Privilegien des Klerus auf, so daß er Innozenz' III. Kirchenbann auf sich zog. Gleichwohl bestimmte sein antiklerikales Konzept mehr oder minder alle Könige der Sverrir-Dynastie länger als ein Jahrhundert.[62]

Während der Katholizismus so, ungeachtet einiger Erfolge, in Norwegen seinen politischen Einfluß verliert, das freie Bauerntum dort aber im wesentlichen bestehen bleibt, verläuft die Entwicklung im Südosten, in Ungarn, eher umgekehrt.

Denn da zwingen König Stefan I. der Heilige (VI 147ff.), der Krieg auf Krieg führt, und seine Nachfolger im engen Verein mit der Papstkirche die im Jahrhundert zuvor noch weitgehend freien Bauern in die Leibeigenschaft. Und wie fast immer gehen auch hier Unterjochung und Mission Hand in Hand. Besonders in den großen Erhebungen der sechziger Jahre des 11. Jahrhunderts wehren sich die ungarischen Bauern, primitiv bewaffnet, gegen deutsche Haudegen und Pfaffen, werden aber bis gegen Ende des Jahrhunderts jämmerlich zusammengeschlagen. Doch kommt es später in der Moldau, Walachei, in Siebenbürgen zu neuen Tumulten, die sich im 14. Jahrhundert noch verschärfen, im 15. geradezu den Charakter eines Bauernkriegs annehmen, eines blutigen Aufbegehrens wider ungarische und deutsche Feudalherrn sowie gegen die wegen ihrer Härte verhaßte katholische Kirche.[63]

In Frankreich, wo fast bis gegen Ende des Frühmittelalters die spätantiken Verhältnisse, vor allem Leibeigenschaft und Kolonat, fortdauern, wo im 11. Jahrhundert ein Knecht 38, ein Pferd 100 Sous kostet, bricht 1024 ein Aufstand in der Bretagne aus, ein wirklicher Bauernkrieg, sagt Friedrich Engels, und weitere Revolten der

Landbevölkerung folgen. In der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts verbrennen Bauern in Beauvaisis die Waldungen ihres Bischofs, im Bray die Fortifikationen von Poix, im Ponthieu besetzen sie Saint-Riquier, im Cambrésis steinigen sie einen Schloßherrn. Ein namhafter zeitgenössischer Chronist schreibt: «Allen ist bekannt, wie die Seigneurs ihre unfreien Bauern, ihre Knechte und Mägde, unterdrücken. Sie geben sich nicht mit den gewohnten Pflichtleistungen zufrieden, sondern erheben ständig und unbarmherzig Anspruch auf deren Besitz mitsamt ihrer Person und auf ihre Person zusammen mit dem Besitz. Über die festgesetzten Pflichten hinaus plündern sie so die Bauern jährlich dreimal, viermal und so oft es ihnen eben einfällt aus, bedrücken sie durch zahllose Dienste und auferlegen ihnen eine schwere untragbare Bürde, so daß die meisten gezwungen sind, ihren Boden zu verlassen und in die Fremde zu gehen.»[64]

Zwar setzt im Hochmittelalter ein agrarökonomischer Aufschwung ein, wird die Marktverflechtung erweitert, die soziale Situation stabiler, ja eine solch einzigartige bäuerliche Leistung erreicht, daß man noch die Blüte der damaligen Kultur darauf zurückgeführt hat. Doch vertiefen sich auch die Unterschiede, spaltet sich die landbebauende Bevölkerung Frankreichs in zwei sehr ungleiche Klassen, in die zehn bis fünfzehn Prozent der Gesamtpopulation umfassende Schicht sozusagen wohlhabender, über größeren Landbesitz verfügender «laboureurs», der Bauern mit Pfluggespannen, und in die Unterschicht, die große Masse der landarmen und landlosen «manouvriers», der Tagelöhner (servi cottidiani), die den Boden bloß mittels Handarbeit bestellt und wieder zu Unfreien (serfs) wird; ganz beiseite, daß sich in manchen Gegenden sogar die alte Leibeigenschaft (servage) noch erhält.[65]

Eine Untersuchung der Bevölkerungsstruktur um 1300 für das Cambrésis kommt zu folgender Einstufung: 12 Prozent der Bevölkerung sind Bettler, Besitz- und Obdachlose, 33 Prozent Taglöhner, 36 Prozent Kleinbauern am Rand des Existenzminimums, 16 Prozent sind Bauern mit durchschnittlich drei Hektar Besitz, drei Prozent sind größere Bauern und Kleinadel. Dabei ist zu bedenken, daß der Adel als Stand nicht abgeschlossen war, daß manchmal Großbauern Adelsrang bekamen.

Viel häufiger allerdings die Abstiegsbewegung. Um 1300 unterschieden sich zum Beispiel die meisten Aristokraten der Île-de-France in ihrem materiellen Status kaum mehr von den Bauern. Ja, von 60 zu Beginn des 13. Jahrhunderts bekannten Adelsfamilien im Gebiet Bar-sur-Aube in der Champagne sind hundert Jahre später nur noch 25 übrig, die anderen meist in der Bauernschaft aufgegangen.[66]

Der flandrische Bauernkrieg und die Jacquerie

Während es in Deutschland im 13. Jahrhundert zu längeren Bauerntumulten und -kriegen in Drente, Westfriesland, Ostfriesland, Dithmarschen oder zu der grauenhaften Abschlachtung der Stedinger kommt, treten im 14. Jahrhundert die Bauernerhebungen in Flandern, Frankreich und England (S. 235 ff.) hervor.

Die flandrische Insurrektion, die erste große Volksempörung Westeuropas, beginnt im Winter 1323 in der Umgebung von Brügge, umfaßt vor allem die selbstbewußten Gemeinden der Küstengebiete und zieht sich bis 1328 hin. Die Bauern bestanden auf ihren alttradierten Rechten, bekämpften besonders den Adel, den Grafen von Flandern, die Ämterkorruption, Steuerwillkür, die überzogenen Gerichtsgebühren und ignorierten die kirchlichen Zehntforderungen. Sie verlangten die Kornvorräte der Klöster, und einige hätten am liebsten die Priester aufgeknüpft. Auch die Städte engagierten sich, mit Ausnahme Gents. Burgen wurden geplündert, zerstört, Adlige gezwungen, ihre eigenen Verwandten vor allem Volk zu töten. Es gab wenig Widerstand, die Grausamkeit war groß, doch nach Verstoßung der gräflichen Ressortinhaber und der Neubesetzung ihrer Stellen funktionierte die Verwaltung jahrelang.

Graf Ludwig II. von Nevers, am Pariser Hof erzogen, verheiratet mit einer Prinzessin von Geblüt, vermochte sich von Anfang an bloß mit dem Beistand Frankreichs durchzusetzen, wofür er Wallonisch-Flandern abtrat. Auch gegen die Bauern, für deren Mißernten er er-

höhte Abgaben begehrte – eine häufige feudale Praxis –, konnte er am 23. August 1328 bei Cassel nordöstlich von St-Omer nur mit massiver französischer Hilfe siegen; ein kurzes, doch gnadenloses Gemetzel, ein Vernichtungsakt. Man verzeichnete insgesamt 1072 gefallene Landbesitzer, von den Kommunalmilizen Flanderns aber soll, nach begründeten Schätzungen, mehr als die Hälfte getötet worden sein. Ein Reiterstandbild Ludwigs von Nevers zierte seitdem die Kathedrale von Paris.

Freilich bezahlte der Graf seine profranzösische Position. Im Hundertjährigen Krieg, in dem schweren, 1338 beginnenden handelspolitisch bedingten Konflikt mit den englandfreundlichen flämischen Städten, allen voran jetzt Gent, wurde Ludwig allmählich entmachtet; er floh nach Frankreich und fiel 1346 in der Schlacht von Crécy (S. 57 f.).[67]

Zwölf Jahre später kam es zur ersten großen französischen Bauernrevolte, forensisch gesprochen zur «commotion des non nobles contre les nobles».

Am 28. Mai 1358 hatte man in St-Leu-d'Esserent, einem kleinen Dorf im Beauvaisis, vier plündernde Edelmänner (chevaliers) samt ihren Knappen abgestochen und sich beinah blitzartig im Beauvaisis, im Pariser Becken erhoben sowie in Gebieten der Picardie, Normandie und Champagne. Nach dem Spottnamen des Bauern «Jacques Bonhomme» kurz «Jacquerie» genannt, erfaßte die Bewegung auch Bürger, Handwerker, Krämer, ganze Städte, Senlis, Montdidier, Amiens, Laon, Rouen u. a. Auch einige Adlige stießen zu den Insurgenten, die Guillaume Cale, ein militärisch erfahrener Grundherr, reich, gebildet, unbestritten führte, doch augenscheinlich nicht zu einem umfassend organisierten Angriff bringen konnte. Zwar vermochte er bischöfliche Burgen einzunehmen, große Schlösser, selbst Chantilly und Courteuil, aber die Bauern verzettelten sich, stürmten ihrerseits Adelssitze, brachen Kastelle, ohne freilich die des Königs anzugreifen, stritten sie doch unter Lilienbannern und himmelweit entfernt von allen revolutionären Gedanken. Nur die Ungerechtigkeiten und Bedrückungen der Aristokratie, das System der Seigneurie rurale bekämpften, beschuldigten sie, das grundherrliche Netz von Diensten und Abgaben, in dem sie zappel-

ten, die durch die Pest hervorgerufene Teuerung, die unbezahlt herumstreichenden und sie heimsuchenden Söldnerhorden, vor denen sie ihre «Schutzherren» nicht schützten, die zunehmenden Belastungen, der vermehrte Burgenbau; sogar die Zahlungen für die nach der Schlacht von Poitiers (S. 61 ff.) auszulösenden Herren hatten letzten Endes die ständig für sie schuftenden Jacques zu erbringen.

Während die Bauern sich in planlosen Einzelaktionen um einen großen Erfolg brachten, sammelte sich die Oberschicht um Karl II., König von Navarra. Er hatte 1354 Charles d'Espagne, den Freund und Favoriten des französischen Königs, ermorden lassen, hatte gefährlich mit England paktiert und schlug, erst Ende 1357 aus der Haft entlassen, die Bauern am 10. Juni nächsten Jahres mit einem Ritterheer vernichtend nieder. Plündernd, brennend, unbarmherzig tötend wurde die Erhebung vom Adel unterdrückt, sein (lokales) Regiment mächtig gestärkt und die Gegner, selbst am Aufstand Unbeteiligte, noch über Jahre hin verfolgt und bestraft. Doch: «Besiegt wurden am Ende nicht nur die Bauern, sondern die ganze nichtadlige Bevölkerung des Landes» (Ehlers).[68]

Mit der Jacquerie sind wir zur Zeit Innozenz' VI. (1352–1362) zurückgekehrt und wenden uns nun der Regierung seiner Nachfolger zu.

4. KAPITEL

DIE PÄPSTE URBAN V. (1362–1370), GREGOR XI. (1370–1378) UND DAS ENDE DES AVIGNONESISCHEN EXILS

«Er stand im Rufe der Heiligkeit.»
Kardinal Hergenröther über Urban V.[1]

«... doch wurde er erst 1870 durch Pius IX. seliggesprochen.»
J. N. D. Kelly[2]

«Die Vorgänge in Italien versetzten Gregor in tiefe Bestürzung. Er hatte am Anfange des Jahres 1376 Friedensunterhändler nach Florenz geschickt und blickte jetzt voll Angst auf Bologna, welches er um jeden Preis zu erhalten suchte. Doch diese mutige Stadt erhob sich am 19. März mit dem Ruf: ‹Tod der Kirche!› Die Florentiner brachen die Unterhandlungen ab und schickten Bundestruppen in die befreite Stadt, die ihren Kardinallegaten verjagt hatte. Da sprach der Papst am 31. März über Florenz als die Urheberin der ganzen Revolution den furchtbarsten Bannfluch aus, der je aus eines Papstes Munde kam. Hab und Gut und Person eines jeden Florentiner Bürgers erklärte er für vogelfrei; er gestattete der ganzen Christenheit, Florentiner, wo sie immer lebten und sich befänden, auszuplündern und selbst zu Sklaven zu machen. Florenz war schon damals die schönste Blüte der italienischen Nation. Dies edle Volk, aus dem bereits Dante, Giotto und Petrarca hervorgegangen waren ... wurde durch den Papst zum Range einer Negersklavenhorde herabgesetzt und der raubgierigen Welt preisgeben.»
Ferdinand Gregorovius.[3]

Fortgesetzte «Ketzer»-Jagd

Der um 1310 auf Schloß Grisac (Lozère) geborene Guillaume de Grimoard lehrte in Montpellier und Avignon Kirchenrecht, bevor er Benediktinerabt wurde, 1352 in Auxerre, 1361 in Marseille. Dazwischen wirkte er, beauftragt von Clemens VI. und Innozenz VI., auf vier Legationen in Italien.

Obwohl nie Kardinal, wurde Grimoard im Oktober 1362, gerade als Nuntius am Hof der Königin Johanna in Neapel weilend, zum Papst gewählt. Und obwohl dieser «wahre ... Reformpapst» (Lexikon für Theologie und Kirche) den Luxus seiner Umgebung verdammte und eine Menge Kuriale entließ, machte er wieder zahlreiche seiner Landsleute und Ordensbrüder zu Vertrauten, auch Anglic de Grimoard, seinen Bruder, zum Bischof (von Avignon) und Kardinal, ihn freilich «nur auf inständige Bitten der Cardinäle» (Wetzer/Welte).

Und obschon oder weil Urban V. auch als Papst sich mehr als menschenscheuer Mönch denn als Gewaltpolitiker gab, somit das «tiefreligiöse und weltabgewandte Leben eines Benediktiners» fortsetzte (Kelly), feuerte er nicht nur ihm unliebsame Kuriale, er verfeuerte euch gern «Ketzer», als habe er sich an dem Wort seines Vorgängers, des erst 1881 seliggesprochenen Massenmörders Urban II. (VI 380ff. bes. 383 f.!) orientiert: «Wir halten jene nicht für Mörder (homicidas non arbitramur), die, brennend gegen Exkommunizierte, voll Eifer für die katholische Mutter, die Kirche, einige von ihnen totgeschlagen haben (trucidasse)», was auch mit «schlachten» übersetzt werden kann; jedenfalls ein Grundsatz, der die Lehre von der legalen «Ketzer»-Hinrichtung vorbereitet, ins kananonische Recht eingeht und dort durch ein Jahrtausend steht.

Der «tiefreligiöse und weltabgewandte» Papst appellierte jetzt der «Ketzer» wegen an die Bischöfe und Inquisitoren von ganz Frankreich, nicht versäumend mitzuteilen, «wo sie zu finden seien», und viele wurden daraufhin verbrannt. Nach Neapel schickte «der edle Urban» (Gregorovius), der «milde, rechtschaffene Urban» (Chamberlin), der «Mann von ehrlicher Frömmigkeit» (Tuchman), zusätzlich einen «Spezial-Inquisitor» gegen die Fraticellen. In Viterbo warf man nach seiner Agitation neun «Sektierer» auf die Scheiterhaufen. In Deutschland machte er vier Dominikaner zu seinen Feuerteufeln, Bischöfe und Städte mahnend, «die Inquisitoren tatkräftig zu unterstützen». Sein besonderer Günstling, der Dominikaner Walter Kerlinger, Hofkaplan, ein Freund des Kaisers, und andere ließen «Hunderte verbrennen» (Grundmann).

Karl IV., neben Friedrich II. vielleicht eifrigster Förderer der Inquisition, befahl am 9. und 10. Juni 1369 von Lucca aus den deutschen Obrigkeiten bei Strafe der Vermögenskonfiskation, die Begharden und Beguinen als schlimmste Reichsfeinde zu behandeln, als «Ketzer», Exkommunizierte, Geächtete.

Unter Zustimmung der Fürsten verlieh er der Inquisition in Deutschland «alle Privilegien, Rechte und Freiheiten, welche sie je durch seine Vorgänger im Reich, dann durch die Könige von Frankreich, Böhmen, England, Sizilien, Spanien, Ungarn, Polen, durch alle Herzöge, Fürsten und Gewalthaber der ganzen Christenheit je erhalten». Dabei bediente sich der Kaiser der «maßlosesten Ausdrücke, um seine Verehrung für die Inquisition und die Inquisitoren auszusprechen» (Wilmans).

Mit der Machtsucht florierte die Geldgier ungebrochen fort. Ebenso, selbst gegenüber dem hohen Klerus, die Härte der Eintreibung. Hatte etwa Johann XXII. am 5. Juli 1328 einen Patriarchen, viele Dutzende von Erzbischöfen und Äbten mit dem Bannstrahl getroffen, hatte er sie suspendiert und exkommuniziert, nur weil sie nicht rechtzeitig bezahlt, so erklärten, aus demselben Grund, unter Urban V. allein drei Urkunden der Jahre 1365 bis 1368 nicht weniger als sieben Erzbischöfe, 49 Bischöfe, 123 Äbte und zwei Archimandriten als schwer straffällig, als eidbrüchig und schlossen sie aus der Kirchengemeinschaft aus.[4]

GESCHEITERTE RÜCKKEHR NACH ROM UND MISSGLÜCKTE KIRCHENUNION

Unter dem Wutgeschrei der Kardinäle auf den «bösen Papst», den «gottlosen Bruder» zog Urban V. als erster der avignonesischen Kirchenhäupter 1367 für drei Jahre nach Italien zurück. Trotz starken Militärschutzes aber konnte er in Rom nicht bleiben. Er floh, wieder von vielem Kriegsvolk eskortiert, nach Viterbo, wo eben seinerzeit der für ihn unersetzliche Kardinal Albornoz starb (S. 53 ff.). Zudem sah sich Urban auch in Viterbo von Unruhen bedroht, ebenso zunächst von den Feindseligkeiten Perugias und der Visconti, welch letztere er zwar durch die ungeheure Summe von 500000 Gulden vorläufig zu befrieden vermochte. Doch bald begann der Krieg mit den Perugia offen gegen ihn beistehenden Visconti von neuem.

Auch mit Kaiser Karl IV. gerieten die Dinge nicht, wie dies der Papst gewünscht. Schließlich war Karl, «die größte Herrscherfigur des deutschen Spätmittelalters» (Moraw), den Päpsten gewachsen wie keiner seiner Vorgänger seit langem.

Schon zu Karls Lehrer Clemens VI., dem Promotor seiner Königswahl 1346, hatte sich das Verhältnis abgekühlt. Und wenn dessen Nachfolger Innozenz VI. auch sofort bessere Beziehungen erstrebte und Karl selbst stets als fromm katholisch und Mann der Kurie zu erscheinen wußte, es grundsätzlich auch war, er verlor seinen Vorteil nie aus den Augen.

So empfing er, das wohl eklatanteste Beispiel aus dem Innozenz-Pontifikat, mit Einverständnis des Papstes 1355 die italienische Königskrone zu Mailand von Erzbischof Roberto Visconti und aus der Hand des Kardinalbischofs Peter von Ostia die Kaiserkrone in Rom, wobei er in vielen Kirchen betete, da das Schweißtuch der Veronika verehrte, dort die Geißelsäule oder das Täuferhaupt, alles so «echt» wie das derart meiste in Rom, wo er auch jeden der Kurie geschworenen Eid noch einmal öffentlich wiederholte, wenn auch vielleicht, wie man einmal meinte, nur zähneknirschend.

Schon im folgenden Jahr aber setzte der Kaiser nach Beratungen auf den Reichstagen zu Nürnberg und Metz die Goldene Bulle

durch, nach K. Hampe das «umfassendste und am genauesten durchdachte und am sorgfältigsten redigierte Gesetzeswerk des gesamten deutschen Mittelalters». Die Goldene Bulle regelte erstmals und endgültig reichsrechtlich für Jahrhunderte, bis zum Ende des alten Reiches, das Recht der Königswahl, das sie dem siebenköpfigen Kurfürstenkolleg übertrug; drei geistlichen und vier weltlichen Herren, den Erzbischöfen von Mainz, Köln, Trier, dem König von Böhmen, dem Pfalzgrafen bei Rhein sowie den Herzögen von Sachsen und Brandenburg. Doch das Bestätigungsrecht des Papstes wird hier überhaupt nicht erwähnt, wird mit voller Absicht totgeschwiegen; somit hatte er auch kein Recht, während einer Thronvakanz Reichsverweser zu sein. Innozenz nahm dies, entgegen anderslautenden Behauptungen, ohne jeden Protest hin.[5]

Bereits bei seiner ersten Romfahrt hatte sich Karl IV. kaum in die inneren Verhältnisse Italiens, die miteinander ringenden Machtgruppen gemischt, dafür aber, manche Zumutung, manche Häme schluckend, seine Ziele erreicht, auch allerlei rückständige Leistungen, Tausende, Hunderttausende von Gulden kassiert, freilich einmal, das gehörte zum Geschäft, auch sieben Anführer eines Aufstandes öffentlich köpfen lassen. Und im Prinzip ganz ähnlich verhielt es sich bei seiner zweiten Romfahrt. Wieder nahm er, virtuos zwischen den Parteien manövrierend, das Land aus, strich Steuern, Strafgelder, Geschenke ein. Wieder mischte er sich kaum ins Kriegsgeschehen der Lombardei, der Toskana; so manche Hoffnung des Heiligen Vaters blieb unerfüllt. Und da ihn auch die (französischen) Kardinäle, enttäuscht vom italienischen «Exil», von der «Wüste Babylons», süchtig nach dem Pomp des Hofes in Avignon, immerzu bedrängten, reiste er im September 1370 wieder dorthin, worauf man noch einmal sieben Jahre in Frankreich residierte. Natürlich hatte Urban, laut Selbsteinschätzung, kein banaler politischer Grund oder der Druck der Kardinäle zurückgebracht, sondern «Sanctus Spiritus», der Heilige Geist, der ihn auch hergeführt, wie er vor seiner Abfahrt erklärte, alles «ad honorem Sancte Ecclesie», zur Ehre der heiligen Kirche.

Das Unternehmen war ebenso mißglückt wie seine sogenannte Kirchenunion, die Wiedervereinigung von Ost und West.

Zwar unterwarf sich ihm der byzantinische Kaiser Johannes V. Palaiologos, bedroht durch dauernde Bürgerkriege, durch Gegenkaiser (Sohn und Enkel), vehemente Religionsquerelen (Hesychasmus), nicht zuletzt durch die türkische Gefahr, den «übermüthigen Halbmond» (Kardinal Hergenröther), der am 2. März 1354 Gallipolis gewonnen hatte, den ersten festen Brückenkopf in Europa.

Auf den Stufen von St. Peter kniete der Kaiser im Oktober 1369 dreimal vor dem Hohenpriester nieder, küßte ihm Fuß, Hand, Wange und wurde persönlich – aus purer Verzweiflung am Schicksal seines Reiches – katholisch. Am 18. Oktober 1369 unterschrieb er ein entsprechendes Glaubensbekenntnis – und mußte noch im Januar nächsten Jahres nachträglich versichern, mit der «katholischen Kirche» die römische gemeint zu haben; wurde auch auf der Rückreise wochenlang in Venedig im Schuldturm festgehalten und schließlich zu einem tributpflichtigen Vasallen des Osmanenherrschers Sultan Murad I. erniedrigt, dem er Heeresdienst zu leisten hatte.

Kein byzantinischer Kleriker aber war bei des Kaisers Kapitulation zugegen, keiner konvertierte, und Urban schmeichelte sich vergebens, Stifter der Kirchenunion zu sein. Dabei hatte er am 6. November nicht weniger als 23 Bullen mit entsprechenden Mahnungen an Griechen wie Lateiner geschickt, allerdings ohne jedes Hilfsangebot für die griechische Hauptstadt. Und als er zu Beginn des Jahres 1370 den Westen zur Befreiung des jetzt katholischen Monarchen von Byzanz und seines Reiches aufrief, da folgte ihm auch im Westen niemand, kein einziger Lateiner kam. Im übrigen freilich versprachen die Päpste den Griechisch-Orthodoxen oft Hilfe, ohne aber je nennenswerte zu leisten. Sie hielten diese Kirche nicht nur für schismatisch, sondern für häretisch, «für in allem minderwertig» (de Vries), und stellten sich eine Union kaum anders denn als Angleichung, als Unterwerfung vor.[6]

Auch ein Abenteuer Urbans, den eine Mainzer Chronik «Licht der Welt» (lux mundi) nennt, ist nur scheinbar geglückt und wurde das blutigste, der Kreuzzug gegen die Türken.

«... ein glücklicher Handstreich» Massenmord in Alexandria

Schon die Anstrengungen seiner Vorgänger um einen Kreuzzug, diesen immer wieder geplanten, immer wieder begehrten großen Kampf, waren gescheitert. Und Urban, auf dessen «tiefer persönlicher Frömmigkeit» das Lexikon für Theologie und Kirche insistiert, drang vom Beginn seiner Amtszeit an bei den abendländischen Herrschern auf einen solchen Krieg; freilich, man hatte genug davon.[7]

Dabei tat Urban vieles für sein hehres Ziel, suchte er Frieden, Frieden überall, Frieden im Hundertjährigen Krieg wie Frieden im partikularistisch zerrissenen Italien. Kam er ja selbst Bernabò Visconti, der 1359 Bologna, inzwischen von der Kirche vereinnahmt, zurückzuerobern begann, entgegen. Und hatte noch 1363 gegen ihn Gift und Galle gespuckt, Flüche und Verdammungen geschleudert, die Exkommunikation ausgesprochen, das Kreuz gepredigt. Doch plötzlich begann der «weltfremde Mönch» hinter dem Rücken seines Feldherrn Geheimverhandlungen mit dem verhaßten Geschlecht, löste er Kardinal Albornoz ab durch seinen Gegner Kardinal Androin de la Roche. Er schloß Frieden mit dem bisherigen Feind und zahlte ihm riesige Summen für die Räumung Bolognas – aber nicht aus Friedenssehnsucht, nein, in Erwartung eines großen, eines größeren Krieges.[8]

Im lateinischen Osten operierte damals Peter I. von Lusignan (1358–1369) in abenteuerlichen Aggressionen gegen die Türken, Christliches und Geschäftliches verbindend. Der König von Zypern, von Jerusalem, schließlich auch von Armenien geriet dabei mit dem Mamlukensultan von Ägypten in Konflikt. Jahrelang, von 1361/1362 bis 1365, zog er darauf zwischen England und Venedig, Frankreich und Polen durch Europa, sammelte Geld und propagierte seinen Krieg (schließlich waren die Lusignan schon seit Urban II., seit 1096, auf den Kreuzzügen präsent).

Also rief Urban V., politisch ohnedies im Orient ambitioniert, im April 1363 einen neuen Kreuzzug gegen die Türken aus, wobei er auch hoffte, ein frommer Wunschtraum, die durch den Frieden in Oberitalien freiwerdenden Söldnerbanden als «Kreuzritter» gegen

die «Ungläubigen» werfen zu können.

Ein vereinigtes Europa!

Wie mancher Stratege wünschte es schon. Bereits unter dem hl. Kaiser Karl gab es einen schönen Ansatz dazu und mehr als das. Immer wieder hegte man auch im Spätmittelalter Kreuzzugsprojekte, für Friedrich Heer de facto politische Vorhaben einer militärischen Förderation Europas, Vorschläge gleichsam für dessen nahezu radikalen Umbau. Der bedeutende österreichische Historiker sieht darin – im Jahre 1969 – «Vorstufen der Entente von 1914, des Völkerbundes, der UNO und der NATO ... Der gemeinsame Grundgedanke ist: Die Nationen (West-)Europas sollen militärisch und politisch unifiziert werden und nach innen eine Friedensgemeinschaft bilden, um nach außen gegen die ‹Ungläubigen›, die ‹Friedensbrecher›, die ‹Nichtdemokraten› einen ständigen Abwehrkampf führen zu können.»

Einen Abwehrkampf? Deutet denn zu Beginn des dritten Jahrtausends christlicher Katastrophenrechnung nicht alles eher auf eine Serie der verwegensten Offensiven, Überfälle und Raubzüge allein rechtgläubiger Gottesstreiter hin, selbsternannter Krieger für das «Gute» gegen das «Böse», im Grunde gar nicht so verschieden von ehedem, das heute unvergleichlich gefährlichere Risiko mal beiseite?[9]

Im Sommer 1365 stach Peter von Lusignan mit einhundertfünfundsechzig Schiffen von Venedig aus in See – die größte Expedition seit dem Dritten Kreuzzug (VI 11. Kap.). Und das «erfolgreichste» derartige Unterfangen des ganzen Jahrhunderts.

Begleiter des Königs: der Kanzler Philippe de Mézières, seit langem in militärischen Diensten und gleichfalls ein Propagandist des Heiligen Krieges, sowie dessen Freund Peter de Thomas (Pierre Thomasius), Titularpatriarch von Konstantinopel, apostolischer Legat für den Kreuzzug und gleichermaßen «durch Heiligkeit des Wandels, wie durch Rednergabe und Geschäftsgewandtheit ausgezeichnet» (Kardinal Hergenröther), in der Tat – ein Heiliger; Fest 15. Februar. (Der für dieses Amt ursprünglich vorgesehene Kardinal Elie de Talleyrand (S. 61), der bereits, gemeinsam mit dem französischen Regenten Philipp VI., 1336 das Kreuz genommen, war 1364 verstorben.) Nur König Peter und seine zwei Hauptberater kannten das

streng geheimgehaltene Ziel, alle übrigen erfuhren es, um jedem Verrat vorzubeugen, erst auf hoher See.

Am 9. Oktober 1365 sichtete man das Opfer, landete am folgenden Tag und überfiel, so schreibt der katholische Papsthistoriker Kühner, «mit einem Heer von Marodeuren das ahnungslose Alexandria, wo beispiellose Mordorgien verübt wurden, obwohl das Sultanat der ägyptischen Mameluken seit langem in Frieden mit den Christen lebte und nie etwas gegen das Königreich Zypern unternommen hatte. Die Kultur Alexandrias ging zugrunde wie hundertsechzig Jahre zuvor die Kultur von Konstantinopel. König und Legat sahen ungerührt zu, wie mit dem unermesslichen Plündergut auch weit über fünftausend Christen, Juden, Moslems verschleppt und als Sklaven verkauft wurden. Papst und Abendland ignorierten diese Untaten, der Papst äußerte sich sogar triumphierend.»

Kein Wunder. «Er stand im Rufe der Heiligkeit» (Kardinal Hergenröther).

Eine andere Quelle: «Der Sieg wurde mit noch nicht dagewesener Wildheit und Grausamkeit gefeiert. Zweieinhalb Jahrhunderte Heiliger Krieg hatten die Kreuzfahrer keine Menschlichkeit gelehrt. Nur in Jerusalem im Jahr 1099 und in Konstantinopel im Jahr 1204 war es zu ähnlichen Massenmorden gekommen. Die Muselmanen selbst waren in Antiochia oder Akkon nicht so grausam vorgegangen. Der Reichtum Alexandriens war ungeheuerlich, und die Sieger verloren beim Anblick von so viel Beutegut ganz einfach den Verstand.»[10]

Sieben Tage lang töteten und raubten die Ritter Christi, angeführt von einem katholischen König (wenige Jahre später ermordeten ihn die eigenen katholischen Barone), von einem katholischen Kanzler und einem katholischen Heiligen. Sie schonten nicht Moslems, nicht Juden noch dort beheimatete Christen. Die ganze Stadt stank nach den Leichen von Menschen und Tieren – «ein glücklicher Handstreich», notiert Katholik Seppelt, der «im Abendland große Freude» erweckte, und erspart uns dezent Details, die Kollateralschäden sozusagen: geplünderte Moscheen, Kirchen, vernichtete Grabmäler, niedergebrannte öffentliche Gebäude, Speicher, auch zerstörte Faktoreien ortsansässiger Europäer. Wichtig allein: das Diebesgut. Die

christlichen Horden versenkten viel davon noch unterwegs, die überladenen Schiffe und sich selbst zu retten. Ja, ein glücklicher Handstreich. Alexandria wurde rasch wieder verloren und Zypern selbst bald das «äußerste Land der Christenheit».

Nur diesen Verlust bedauern viele Römlinge älterer und neuerer Zeit. Nichts von dem Massaker, dem Riesenraub. Bei Kardinal Hergenröther wechselt kein Objekt den Besitzer, fließt kein Tropfen Blut. Gedenkt er doch – welch klassisches Paradigma katholischer Geschichtsklitterung –, man bedenke, eines einzigen Toten damals – und wessen?: «des vortrefflichen Legaten, der, aufgerieben von seinen Mühsalen und Sorgen, (6. Januar 1366) verschied». Und fügt, den Fall abschließend, sogleich hinzu: «Der Papst hatte es nicht an Bemühungen fehlen lassen, dem Unternehmen die gehörige Unterstützung zu verschaffen.» Er hatte es, versichert viel später noch und wiederholt, als hätte er etwas Gutes zu vermelden, auch Seppelt, «eifrig» gefördert, hatte «schon seit Beginn seines Pontifikates sich um den Kreuzzug eifrig bemüht».

Zwei weitere Standardwerke katholischer Historiographie, das alte elfbändige Lexikon von Wetzer/Welte und das neue, kaum minder bänderreiche Handbuch der Kirchengeschichte, verschweigen auf je drei Seiten über Urban V. sowohl das Gemetzel in Alexandria als auch den Kreuzzug komplett, den «erfolgreichsten» doch, so Aziz S. Atiya, aller Kreuzzüge des 14. Jahrhunderts. Dagegen betont das jüngere katholische Werk – «endlich wieder eine Geschichtsschreibung großen Stils» (Johannes Spörl) – das Mönchische an Urban, seine, wie wichtig, beibehaltene Mönchstracht, «mehr noch seine mönchische Lebensweise», und daß er ein «stark innerlicher Mensch» gewesen, der bloß, ja, leider, «dem Reiz der politischen Macht» verfiel. Blut aber floß auch demnach seinerzeit nicht. Und 1870 spricht Pius IX. den Schreibtischmörder selig.

So macht man Heilsgeschichte.

Oft hat man Urban V., dessen Grabdenkmal die Französische Revolution liquidierte, ein «heiligmäßiges» Leben nachgerühmt – obwohl einem kaum Schlimmeres nachgerühmt werden kann. Und zumindest seliggesprochen wurde auch ein gewiß viel gewaltigerer Massenmörder, Urban II. (VI 339 ff., 380 ff. bes. 383 f.), wenngleich

erst nach einer Scham- und Schonfrist von fast achthundert Jahren. Doch durchaus folgerichtig mochte Leo XIII. 1881 schließen: wenn schon Urban V., dann allemal erst recht Urban II.

Die Heiligsprechung beider steht noch aus.[11]

Gregor XI. bekämpft John Wyclif und andere «Ketzer»

Nach dem Tod Urbans wurde der neue Papst, der 42jährige Kardinal Pierre Roger de Beaufort, der sich Gregor XI. nannte, in nur zwei Tagen einmütig zum Nachfolger gewählt. Der 1329 zu Rosiers-d'Egletons (dép. Corrèze) als Sohn des Grafen Guillaume de Beaufort Geborene machte wieder schnell Karriere. Mit elf Jahren wurde er Kanonikus von Rodez und Paris, mit neunzehn Jahren, nach manchen mit achtzehn, siebzehn schon, durch seinen nepotistischen Onkel Clemens VI. Kardinal und auch gleich mit vielen Benefizien begabt. Und unter den 21 von ihm ernannten Purpurträgern befanden sich, durchaus typisch, 16 engere Landsleute oder doch Franzosen, nicht zuletzt seine Verwandten. (Insgesamt kreierten die avignonesischen Päpste von 1305 bis 1375 113 Franzosen zu Kardinälen, 14 Italiener, 5 Spanier und 2 Engländer.)

Nach jahrzehntelanger Beschäftigung an der Kurie in Avignon setzte Gregor, von dem man ein langes und «gesegnetes» Pontifikat erhoffte, vieles seiner Vorgänger einfach fort.

Natürlich gehörte dazu wieder die «Ketzer»-Jagd, das «von ihm veranlaßte scharfe Vorgehen der Inquisition» (Seppelt). Der nach seinen Apologeten fromme, gütige, sanftmütige, demütige Papst ernannte am 23. Juli 1372 für die Bistümer Köln, Mainz, Utrecht, Salzburg, Magdeburg fünf Dominikaner zu Inquisitoren und verbot jedwede Behinderung derselben durch die Fürsten. Der Orden hatte sich in Deutschland bewährt, Kaiser Karl IV. 1369 über das wieder «gesegnete» Wirken des Dominikaner-Inquisitors Kerling, der etwa in Nordhausen sieben «Ketzer» verbrennen ließ, seine hohe Freude bekundet und befohlen, die Häuser der Häretiker in Inquisitions-

kerker umzuwandeln. Gregor erteilte ihm dafür in einer Bulle vom Juni 1371, also wenige Monate nach seinem Amtsantritt, höchstes Lob.

Auch in Frankreich, so berichten Annalen zum Jahr 1373, habe der Papst gegen die «Ketzer» die Sichel der apostolischen Strenge geschwungen und mit «frommem Eifer» die «Kräfte zur Ausrottung dieses Unheils» angestachelt. Der von ihm entsandte Franziskaner-Inquisitor Lorelli, «unser geliebter Sohn», soll in den Alpentälern Savoyens und der Dauphiné die Waldenser «zu Hunderten» getötet, in Grenoble an einem einzigen Tag 150 Menschen zu Asche gemacht haben.[12]

Als erster Papst wandte sich Gregor XI. gegen den englischen Philosophen und Theologen John Wyclif, wohl der schärfste Kirchenkritiker seines Jahrhunderts. Um 1330 in der Nähe von York geboren, dann an der Universität Oxford tätig, wurde der «greatest heresiarch of the later Middle Ages» von britischen Protestanten noch im 16. Jahrhundert als «Morgenstern der Reformation» gefeiert. In der Tat wirkte er weit, schon früh auf Böhmen (wo sich mehr seiner Handschriften befinden als in England), wirkte er nicht zuletzt auf Luthers Vorläufer Jan Hus, der Wyclifs Werk in seinen Universitätsschriften verteidigt und lange Passagen daraus zitiert, während der Prager Erzbischof die Bücher des Radikalreformers zu verbrennen befiehlt (S. 192 f.)

John Wyclif, der schon früh die offizielle Kirche «Religion der fetten Kühe» schimpft, wird mit zunehmender Einsicht, gleich manchem Kirchenwidersacher, immer radikaler. «Wenn es hundert Päpste gäbe», lehrte er, «und alle Bettelmönche Kardinäle würden, man dürfte ihnen in Glaubenssachen doch nur insoweit beipflichten, als sie mit der Heiligen Schrift übereinstimmen.»

Gestützt auf die Bibel, der allein er höchste Autorität zuerkennt, die er auch ins Englische übersetzen läßt, und getragen von der Zustimmung des Hofes, des Adels, des Bürgertums, brandmarkt der «Doctor evangelicus» die ungeheuere Verweltlichung des Klerus, seine Machtsucht, Habgier, chaotische Verwaltung, den Niedergang des Mönchtums; er bekämpft die meisten Sakramente, die Lehre vom Fegefeuer, von der Unfehlbarkeit des Papstes, der für ihn kein

Nachfolger Petri, sondern Konstantins ist, das heißt der wahre Antichrist. Wyclif erklärt das Zölibat für unbiblisch, dito die Priesterweihe, die Ordensregeln, Ohrenbeichte, die Heiligen- und Reliquienverehrung, das Wallfahren und Ablaßwesen. Er fordert die Auflösung des Kirchenbesitzes, die Enteignung der Klöster, die Besteuerung der Geistlichen, er verwirft Krieg und Gewalt. Kurz, leidenschaftlich propagiert er die Rückkehr zu den Idealen der apostolischen Zeit, des Urchristentums.

Noch bevor der militante Moralist, Pazifist und Philanthrop seine Polemik gegen die Orthodoxie stetig verschärft und den Katalog seiner Schuldsprüche vollendet hatte, schmetterte der Papst dagegen fünf Bullen an König, Bischöfe und Universität. Dann verdammt er am 22. Mai 1377 achtzehn Thesen Wyclifs als häretisch und verfügt seine Festnahme samt Ladung vor das römische Inquisitionstribunal.

Gedeckt aber durch Oxford, die Universität, durch seinen mächtigen Schutzpatron John of Gaunt, Herzog von Lancaster, und die einflußreiche Königinmutter Johanna von Kent, wurde dem «Ketzer» das Schlimmste erspart. Doch erfolgten Verhöre, Verurteilungen auf Synoden in London (Erdbebenssynode), in Oxford. Und nach seiner Vertreibung aus der Stadt 1381 und der Verbrennung seiner Schriften lebte er gelähmt in seiner Pfarre in Lutterworth (Lincolnshire), bis er einem zweiten Schlaganfall am 31. Dezember 1384 erlag. Nach fortgesetzter Verwerfung seiner Sätze von London bis Prag, nach Zusammenstellung von 267 Irrtümern 1411 in Oxford, nach Inkriminierung aller seiner Werke 1413 durch Johann XXIII., nach wiederholter Verbrennung auch seiner Bücher wurde auf Geheiß Papst Martins V. 1428 sein Skelett ausgegraben und verbrannt, der Rest in den Fluß Swift gestreut.[13]

Rückkehr nach Rom, Blutbäder und Blumen

Gregor XI., wiewohl Franzose, hatte sich schon bald, wahrscheinlich seit Beginn seiner Regierung, zur Rückführung des Papsttums nach Rom entschlossen. Seit 1372 mehren sich entsprechende Hinweise darauf, auch offizielle. Zwar der König, der Herzog von Anjou, die zahlreichen Verwandten und die meisten Kardinäle mühten sich ihn abzuhalten. Aber die Römer mahnten, und die hl. Katharina von Siena, diese so Hochbegnadete, Außerordentliche, die einen Kreuzzug propagierte, die Befreiung Jerusalems, aber auch (seit ihrem sechsten Jahr) Visionen hatte und Jesu Vorhaut, von ihm selbst gespendet, zwar unsichtbar, doch unaufhörlich von ihr wahrgenommen, als Ring am Finger, so daß sie, Katharina, neben Franz von Assisi, noch heute Schutzpatronin Italiens ist, diese junge Frau also umwarb den Papst schriftlich von Siena her und mündlich monatelang in Avignon. Und auch die hl. Birgitta drängte, drängte von Rom aus, prophezeite Gregor im Falle seines Verbleibens in Frankreich den Tod, und starb selbst im Sommer 1373.

In Ober- und Mittelitalien aber hatten inzwischen die Kriege, die Belagerungen und Eroberungen, die Vormärsche und Rückmärsche einander abgelöst, waren ein Waffenstillstand, ein Feldzug dem andern gefolgt, wechselten die Bündnisse, Fronten, Abhängigkeiten.

Die Vorherrschaft der Visconti hatte Einbußen erlitten, als die Päpstlichen unter Kardinal Albornoz vor allem in der Mark Ancona und in der Romagna mächtig an Boden gewannen, nicht zuletzt dank großer, vom Papst zur Verfügung gestellter Gelder. Weitere Kriegsgewinne gegen die mit den Wittelsbachern verschwägerten Visconti hatte die Kurie von dem Luxemburger Karl IV. erhofft. Doch weder bei seiner Krönung 1355 noch bei seinem Italienzug 1368 löste er diese Erwartungen ein. Er war kaum in der Lage dazu und auch zu klug, sich mit den Visconti anzulegen, gegen die sich im Oktober 1370 in Viterbo zahlreiche Geschlechter und Städte formierten, darunter auch Königin Johanna I. von Neapel und der Papst; ein Bündnis, aus dem allerdings das bisher papsttreue, ja der Kurie besonders verbundene Florenz im Juli 1372 wieder ausge-

schert ist, um dann seinerseits eine Allianz vieler Kommunen der Toskana sowie von Teilen des Kirchenstaates gegen die Papstmacht anzuführen, fortgesetzt und leidenschaftlich zur Freiheit aufzurufen, empört u.a. über die Ausfuhrsperre von Lebensmitteln aus der benachbarten Romagna durch den Kardinal-Legaten während der Hungersnot von 1374/1375. Statt den Hunger zu bekämpfen, schickte der Heilige Vater ein bretonisches Söldnerheer zur Bekämpfung von Florenz.[14]

Mit Gregors Regierungsantritt hatte sich eine zunehmend antiklerikale Stimmung verbreitet, wie gewöhnlich von der Kirche selbst verursacht, infolge der schweren Bedrückungen durch die päpstlichen Gesandten und Rektoren, damals «Pastoren der Kirche» genannt, vor allem durch unverschämte Ausbeutung, maßlos überhöhte Subsidienforderungen, unablässige Kriegssteuern.

In Perugia beispielsweise, seit dem Spätherbst 1370 wieder päpstlich, führte der Legat Gérard von Puy, Abt von Montmajeur, ein Willkürregiment. Er terrorisierte die Menschen, schickte sie zum Festungsbau, ins Exil, erpreßte Geld, vergoß Blut. Und wie er zu expandieren, wie er Arezzo und Siena an sich zu bringen suchte, so operierte der Kardinallegat Wilhelm Noellet von Bologna aus mit einer Söldnerbande, seiner «heiligen Kompanie», gegen Florenz, das diese heilige Bande allerdings für 130000 Goldgulden abkaufte, unter dem Ruf «Freiheit! Freiheit!» die Revolution ausrief und rund achtzig Städte der Toskana zu einer antikurialen Liga vereinte. Und während das Feuer des Aufstands auch auf den Kirchenstaat übersprang, fast alle seine Burgen das blutrote Banner der Revolte zeigten, während in Perugia das Volk schrie: «Tod dem Abt und den Pastoren!», während man in Bologna brüllte: «Tod der Kirche!» und den Kardinallegaten vertrieb, schleiften die Florentiner das Inquisitionsgebäude, verkauften das konfiszierte Kirchengut durch ein achtköpfiges Kollegium, vom Volkswitz «Otto Santi» (die Acht Heiligen) genannt, und brachten Priester in den Kerker oder an den Galgen.[15]

Der Papst, der schon angesichts der aggressiven Politik der Visconti über diese das Interdikt verhängt und einen Kreuzzug gegen sie gepredigt, auch einen Papstzehnt, den auf die Länder Deutsch-

land, Böhmen, Ungarn, Polen, Skandinavien sich erstreckenden sogenannten Visconti-Zehnt ausgeschrieben hatte, schleuderte nun den Bannstrahl auf Florenz. Er hob den Bischofssitz auf, die Stadtrechte, er verbot allen Klerikern den Aufenthalt. Nicht genug. Jedem Christen gestattete er, jeden Florentiner, wo immer er sich aufhalte, auszurauben, zu versklaven, und in Frankreich wie in England machte man von dieser generösen Erlaubnis zur Befriedigung der Raubgier gern Gebrauch, während Pisa und Genua sich weigerten und ebenfalls dem Interdikt verfielen. Der Handel und das Bankgeschäft der toskanischen Kapitale kamen darauf in den meisten Ländern zum Erliegen, viele florentinische Vermögen wurden konfisziert.

Auch in Italien gingen Gregors Büttel barbarisch vor.

Zwei seiner Haudegen veranstalteten Blutbäder. Der Kardinal von Ostia, Graf der Romagna, hetzte eine ungelöhnte Söldnerbande auf Faenza, den Bischofssitz an der via Emilia in der Romagna, wo sie sich schadlos hielt, gräßliche Greuel beging, die Stadt ausraubte, die Bewohner teils umbrachte, teils vertrieb.

Das zweite, schlimmere Massaker noch veranlaßte der Kardinal Robert von Genf, den der Bischof von Florenz mit Herodes, mit Nero verglich und der bald Gegenpapst Clemens VII. werden sollte. Gregor hatte den Prälaten vor seinem eigenen Aufbruch mit 6000 Reitern und 4000 Fußsoldaten losgeschickt, worauf sie furchtbar den Raum von Bologna verheerten. Und indes er, Gregor, schon in Rom residierte, der Kardinal von Genf in Cesena, einer Stadt, die bereits mehrmals wider die harte Knute päpstlicher Rektoren aufbegehrt hatte, erhob sie sich verzweifelt erneut am 1. Februar 1377 und erschlug einen Teil der Besatzung, 300 Söldner des Kardinals. Der rief die Bande von Faenza, befahl blutige Rache und ließ 4000 Cesenaten niederstechen.[16]

Gregors Reise nach Rom 1376/1377 hatte unter keinem guten Stern gestanden. Allerlei üble Vorzeichen begleiteten sie. In Avignon weigerte sich das Pferd, ihn zu tragen, später wütete die See, verschluckte Schiffe und den Bischof von Luni. Die Florentiner warnten nicht nur einmal und dringend Rom davor, den Bedrücker der Freiheit aufzunehmen, den Bringer von Kriegen. Aber am 14. Ja-

nuar 1377 landete Gregor XI. in Ostia, drei Tage darauf zog er triumphal in Rom ein, allerdings nicht nach den Vorstellungen Petrarcas und der hl. Katharina, nur mit Kruzifix und Psalmengesang, sondern hoch zu Roß, mit 2000 Kriegern unter Raimund von Turenne, von edlen Römern flankiert, von weißgekleideten Possenreißern umtanzt, umjauchzt vom Volk, überschüttet mit Blumen, besungen von Pfaffen, ein Papst, der das siebzigjährige Exil beendete, der endlich kam, so Ferdinand Gregorovius, «der Stadt das Papsttum für immer zurückzugeben und die Freiheit für immer zu nehmen».

Nach dem Blutbad in Cesena schlug die Empörung in Italien hohe Wellen. Das Volk, notiert ein zeitgenössischer Chronist, wolle weder an Papst noch Kardinäle mehr glauben, «denn das seien Dinge, um den Glauben zu verlieren». Florenz, die kämpferische Republik, appellierte an die Fürsten der gesamten Christenheit. Doch unter den emsigen Machenschaften Gregors, der da zum Frieden, dort zum Krieg trieb, begann die Florentiner Liga zu bröckeln. Die Kriegskosten freilich bedrückten beide Seiten enorm, wenn auch Florenz weniger als den Papst, der jedoch im selben Monat, in dem unter dem Vorsitz von Bernabò Visconti ein Friedenskongreß zusammentrat, starb, am 27. März 1378, nachdem er noch auf dem Totenbett die Rückkehr nach Rom, beeinflußt von «den Prophezeiungen frommer Weiber», bereut haben soll.

Wie auch immer, sein Ende hatte den erbitterten Streit der französischen und italienischen Kardinäle zur Folge sowie den Ausbruch des die ganze Kirche spaltenden großen Schismas.[17]

5. KAPITEL

DAS GROSSE ABENDLÄNDISCHE SCHISMA (1378–1417 BZW. 1423) KRIEG DER PÄPSTE GEGENEINANDER

«Das Doppelpapsttum spaltete die Christenheit teils nach politischen Aspekten, teils nach rechtlichen Überlegungen in zwei Obödienzen ... Daß sich in beiden Lagern anerkannte religiöse Persönlichkeiten, auch Heilige, fanden, die sich mit aller Energie für ihren Papst einsetzten, zeigt, daß es eben keinen papa indubitatus (K. A. Fink) gab, daß sowohl die historische Frage nach den Umständen der Wahl und Anerkennung wie die kanonistischen Probleme schon für die Zeitgenossen unlösbar waren. So gehörte das Schisma zu den schwersten Krisen der mittelalterlichen Kirche ...»
Hermann Tüchle[1]

«Die Folge des Schismas war eine ungeheure Verwirrung und Unordnung: gegenseitige Exkommunikation der Päpste samt deren Anhang, erhöhte Bedürfnisse für 2 päpstliche Hofhaltungen, noch größere finanzielle Bedrückung der Christenheit, Streit um Bischofsstühle und andere kirchliche Stellen, die vielfach doppelt besetzt wurden, beängstigende Zweifel, wer der rechtmäßige Papst, Bischof usw. sei.»
E. Krebs[2]

«Gregor und Benedikt ignorierten die Konzilssentenz und der neue Papst Alexander V. (1409/10) wurde zwar vom größeren Teil der Christenheit, doch nicht allgemein anerkannt: Aus der ‹verruchten Zweiheit› war eine ‹verfluchte Dreiheit› geworden.»
Heribert Müller[3]

Ein Monstrum und ein Massenmörder werden Papst

Anders als die Papstschismata unter Heinrich IV. oder Friedrich I. ist das Große Abendländische Schisma keine durch weltliche Fürsten entstandene, keine von außen aufgezwungene, sondern eine aus der Kirche selbst hervorgegangene Spaltung; sie entbrennt an keinem dogmatischen Problem, sondern allein an der Frage nach dem rechtmäßigen Papst. Und anders als das durch die Doppelwahl von Innozenz II. und Anaklet II. ausbrechende verhältnismäßig kurze Schisma 1130 (VI 428 ff.), das erstmals das gesamte Abendland in Mitleidenschaft zieht, doch nach acht Jahren mit dem Tod Anaklets endet, dauert das gleichfalls ganz Europa ergreifende Große Abendländische Schisma fast vierzig, nach manchen sogar zweiundfünfzig Jahre mit dann nicht weniger als sieben Gegenpäpsten – eine der schwersten kirchlichen Erschütterungen im ganzen Mittelalter, eine Zeit mitunter beinah beispielloser Krisen und Krawalle, wobei oft kaum einer weiß, wer Papst, wer Gegenpapst ist, ja einmal drei Päpste zugleich regieren.[4]

Der Tumult begann bald nach Gregors XI. Tod, begann mit dem am 7. April 1378 im Vatikan zusammentretenden Konklave, dem ersten in Rom seit 75 Jahren. Die Miliz war aufmarschiert, die Stadt abgeriegelt, um die Kardinäle an der Flucht zu hindern. Sechs hatte man ohnedies in Avignon belassen. Die übrigen 16 waren in drei Gruppen gespalten, doch mehrheitlich Franzosen. Das römische Volk aber, eine Rückkehr der Kurie nach Frankreich befürchtend, wollte keinen Franzosen mehr als Oberhaupt der Christenheit.

So lag Unheil in der Luft, buchstäblich Gewitterstimmung. Ein

Blitzschlag hatte kurz zuvor den auserwählten Versammlungsort des hohen Kollegiums getroffen. Die Leute lärmten, drohten, schrien «Romano o Italiano lo volemo!», die Glocken läuteten Sturm. Die Menge drang schließlich in das Konklave ein, wo die verschreckten Prälaten in der Nacht auf den 8. April nach mehreren, nicht mehr sicher rekonstruierbaren Wahlgängen unter anhaltendem Volksdruck Bartolomeo Prignano, den sechzig Jahre alten Erzbischof von Bari und Vizekanzler der Kurie, gewählt hatten. Sie brachten aber nicht den Mut auf, dies zu gestehen, weil die Römer als Papst einen der Ihren begehrten. So steckten die Kardinäle den greisen Tebaldeschi eiligst in Papstgewänder, setzten den Zitternden auf den Papststuhl und brachten sich, nach allen Seiten, manche bis in die Campagna, auseinanderstiebend, in Sicherheit, während der eindringende Pöbel sich zu Füßen des zwar durchaus echten Römers, doch durchaus unechten Papstes wand und ihn vor Begeisterung fast erdrückt hätte.[5]

Anderntags aber inthronisierten die in Rom gebliebenen Purpurträger im Vatikan den Calabresen Bartolomeo Prignano, und die Römer, inzwischen gelassener, waren nun mit ihm, dem Italiener immerhin, einverstanden.

Nur die Kardinäle zeigten sich schon bald nicht mehr mit ihrer Wahl zufrieden.

Erzbischof Bartolomeo Prignano, jetzt Urban VI. (1378–1389), aus einer nur mittelmäßigen Position in der Klerikalhierarchie völlig unverhofft an die Spitze der Christenheit gelangt, hatte ganz offensichtlich erhebliche Probleme, den kolossalen Karriereschub zu verkraften.

Bisher ein brauchbarer Funktionär, ein administratives Talent, sparsam, gewissenhaft, dienstwillig, offenbarte er nun jäh einen ganz andren Charakter, ein hypertrophes, keinerlei Widerspruch duldendes Selbstbewußtsein. Er zeigte immer häufiger psychopathische Züge, extremen Jähzorn, rücksichtslose Überheblichkeit. Er sprang selbst mit Fürsten verletzend um, beleidigend, ebenso mit seinen Kardinälen, die sich nicht weniger als Fürsten fühlten, auch wahrhaft fürstlich lebten, fast jeder pars pro toto mit hundert Pferden und Einnahmen aus bis zu zwölf Bistümern, Klöstern.

Bereits im ersten Konsistorium geißelte Urban – trotz langer Kurientätigkeit nie Kardinal geworden – sowohl von obsessiven Haßgefühlen wie von seinem reformerischen Rigorismus her den Lebensstil der ihm bislang Vorgesetzten, ihre Selbstsucht, ihren Reformunwillen, ihr eitel-pompöses Treiben, kurz, er stieß sie derart vor den Kopf, daß der Kardinal Robert von Genf mit der Bemerkung an ihn herantrat: «Ihr habt heute die Kardinäle nicht mit der Achtung behandelt, welche sie von Euern Vorgängern empfingen. Ich sage Euch in Wahrheit, wie Ihr unsere Ehre mindert, so werden auch wir die Eure mindern.»

Mit seinem starren, selbstherrlichen Konfrontationskurs brachte Urban VI. die meisten Kardinäle rasch wider sich auf, obwohl sie ihn ja erst gewählt, gekrönt, auch aller Welt als kanonisch eingesetzt angezeigt und entsprechend respektiert hatten. Doch bald fanden sie ihn unerträglich, hielten ihn für unfähig, wenn nicht für geistesschwach. Sie übersiedelten, die sommerliche Hitze vorschützend, Ende Mai, Anfang Juni, nach Anagni, schimpften dort den Papst, der seinerseits nach Tivoli ging, Eindringling, einen Tyrannen, Apostaten, Antichristen und kündigten ihm die Gemeinschaft. Sie nannten seine unter dem Druck der Römer erzwungene Erhebung ungültig, erklärten den apostolischen Thron für vakant und wählten am 20. September 1378, auf den Rückhalt des französischen und neapolitanischen Hofes vertrauend, in der Kathedrale zu Fondi (Königreich Neapel) den Kardinal Robert von Genf, den «Blutmann», den «Henker von Cesena», zum Papst.[6]

Clemens VII. (1378–1394), wie sich der 36jährige nannte, hinkte und schielte, tendierte zu Militär und Krieg, versierter wohl zur Politik. Er liebte verschwenderischen Lebensstil, die pompöse Hofhaltung, sprach Französisch, Italienisch, Deutsch, Latein. Als Sohn des Grafen Amadeus III. von Genf dem Hochadel entstammend, war er mit vielen Fürsten, mit dem französischen König, dem deutschen Kaiser verwandt und wurde schon als Kind von seinem Onkel Gui de Boulogne, dem Kardinalbischof von Porto (der seinem Haus das Königreich Neapel zu gewinnen suchte), pfründenreich gefördert. Mit 19 Jahren Bischof, mit 29 Kardinal, veranstaltete Robert als Legat Gregors XI. mit dessen bretonischen Söldnertruppen einige

Massaker im Krieg gegen Florenz, besonders die Bluttat von Cesena (S. 153). Und mit seiner Wahl zum Papst beschwor die Kirche selbst das Große Abendländische Schisma herauf, den fast vierzig Jahre dauernden, die sogenannte moralische Autorität des Papsttums weiter mindernden Kampf der Stellvertreter Christi gegeneinander, der durch die Parteinahme der Landesherren auch hochpolitisch wurde.[7]

Die einzelnen christlichen Länder traten dabei entweder nahezu gleich oder nach längerer Neutralität, nach eingehenden Untersuchungen, Prozeßverfahren, dem Befragen von Universitäten und Juristen, auf die eine oder andere Seite; manche wechselten auch die Partei, einige sogar mehrfach, wie Neapel und Portugal.

Frankreich bekannte sich unter Karl V. bald zu Clemens VII., dessen Anerkennung der König allen Untertanen zur Pflicht machte, da Clemens nicht zu Unrecht als gefügiges Werkzeug galt, «Knecht der Knechte der französischen Herrscher», wie Nikolaus von Clémanges höhnt, Theologe und Reformer, der später freilich auch die Seite wechselt. Im Norden erklärte sich Schottland, als Gegner Englands Freund Frankreichs, für Clemens, im Süden das von Frankreich abhängige Burgund, ebenso Savoyen, auf Zypern das französische Fürstenhaus der Lusignan (S. 144 ff.). Lange zögert man auf der Pyrenäenhalbinsel, dann aber schlagen sich auch die Königreiche Kastilien, Aragon, Navarra zu Clemens VII.

Urban VI. blieb durch das Überlaufen der Kardinäle zu seinem Gegner fast allein. Kurz vor dessen Wahl aber ernannte er 29 neue Kardinäle, und nun hielten der größte Teil Italiens wie auch der des deutschen Reiches zu ihm, sowohl unter Karl IV., der im Spätherbst 1378 stirbt, wie unter seinem Sohn und Nachfolger Wenzel, der mit den vier rheinischen Kurfürsten einen «Urbansbund» gründete. Auch Frankreichfeind England ergriff für Urban Partei, ebenso Ungarn, ferner der Osten und Norden, somit mehr als die Hälfte Europas.[8]

Nun waren die Obödienzen beider Päpste aber nicht nur nach Staaten geteilt, der Riß ging manchmal durch diese selbst. So standen Deutschlands südwestliche Grenzgebiete, darunter die Bistümer Straßburg, Basel, später insgeheim auch Salzburg zu Clemens, eben-

falls Herzog Leopold III. von Österreich mit Steyermark, Kärnten, Krain, Tirol, mit der Windischen Mark, Istrien, Feltre und Belluno, auch mit seinen schwäbischen und elsässischen Besitzungen, während sein Bruder Herzog Albrecht III. mit Nieder- und Oberösterreich sich an Urban VI. anschloß und nach dem (im Haus Österreich unvergessenen) Schlachtentod Leopolds 1386 gegen die Eidgenossen bei Sempach auch dessen Länder zur römischen Kurie brachte.

Die Spaltung ging also selbst durch die Familien des Adels. Sie erfaßte aber auch die Universitäten, die Orden. So hatten die Franziskaner einen Ordensgeneral, der für Urban VI., einen, der für Clemens VII. eintrat, und dementsprechend ihre jeweiligen Nachfolger. Ebenso stritten im Dominikanerorden ein Generalmagister für Urban, ein anderer für Clemens.

Doch auch Diözesen wurden zerrissen, so daß zwei Bischöfe um ein Bistum kämpften, jeder Oberhirte Paladin eines andren Papstes. 1382 bestätigte nach einer Doppelwahl in Basel Clemens VII. Werner Schaler als Bischof, Urban VI. aber Imer von Ramstein. Um das Erzbistum Mainz rangen zwei Erzbischöfe von Mainz, Ludwig von Meißen als Kandidat Urbans, Adolf I. von Nassau als Protegé von Clemens – «und so erhob sich ein schwerer Krieg ...» Und es blieb nicht bei einem. Man raubte, vertrieb, konfiszierte Güter und Einkommen, verheerte mit Feuer und Schwert. «Wenn man alle Leiden und Qualen beschreiben wollte, welche die Länder an Rhein, Main, Neckar, Tauber und ihre Nachbarlandschaften ertragen mußten durch diese Kriege, das wäre ein langes Geschäft» (Chronicon Moguntinum).

Kurzum, wiewohl an Wirrsal, Konfusionen, an Gift und Galle, Not und Tod im Weinberg des Herrn seit je reichlich gewöhnt, dieses Schisma erwies sich als besonders fruchtbare Fatalität, wobei es die Pikanterie oder Peinlichkeit erhöhte, daß an jeder Front edle Kirchenlichter, ja veritable Heilige fochten. Urban VI. wurde von der schon Gregor XI. beratenden hl. Katharina von Siena unterstützt (S. 151), einer mehr als schillernden Figur. Visionärin seit früher Kindheit, geilten sie mitunter, in ihrer Zelle, sogar in der Kirche, ganze Scharen von Teufeln auf. Zwanzigjährig feierte sie auch eine

«mystische» Vermählung mit Christus, mit dem sie ihr Herz tauschte – und auf das Wort, den Rat dieser Person hörten Tyrannen, Häupter von Banden, von Republiken, Könige; es war eben eine inspirierte, eine tief christliche Zeit. Die Kardinäle von Clemens schimpfte sie Teufel in Menschengestalt. Mit 33 Jahren starb sie und wurde von Pius II., dem Vater etlicher verschollener «natürlicher» Kinder (S. 270) und, mehr noch als sie, bis zum letzten Atemzug vom Kreuzzugswahn beherrscht, heiliggesprochen.

Der hl. Vicente Ferrer, Generalprediger der Dominikaner, angesehener Antisemit und überhaupt einer der maßgeblichen Kirchenköpfe während des Großen Schismas, engagierte sich leidenschaftlich für Clemens VII. Er stritt Seite an Seite mit dessen spanischem Legaten Pedro de Luna, dem späteren Papst Benedikt XIII., und beeinflußte Johann I., König von Aragón, zum Anschluß seines Reiches (1387) an Urbans Gegenpapst, an dessen Rechtmäßigkeit zu glauben er geradezu für heilsnotwendig erklärte.[9]

Krieg um Neapel
Urban VI. lässt die eignen Kardinäle foltern und ermorden

Inzwischen hatten beide Päpste längst begonnen, einander mit allen Mitteln und Möglichkeiten und mit ganzer apostolischer Kraft fertigzumachen. Sie hatten der Christenheit mittels apostolischer Schreiben ihre Rechtmäßigkeit demonstriert, hatten sich auch durch ihre Kardinäle, durch Gesandte als Petri legitime Nachfolger verkünden lassen und natürlich, samt dem ganzen Anhang, gegenseitig exkommuniziert, endlich, stets das Heilswirksamste, ihre Söldnerheere einander auf den Hals geschickt.

Als Clemens' bretonische Truppen unter seinem eigenen Nepoten, dem Grafen Montjoie, im April 1379 zum Entsatz der Engelsburg auf Rom vorrückten, wurden sie von Urbans Scharen unter Alberico da Barbiano, dem Gründer der Kompanie St. Georg, einer Ziehschule der Condottieri, bei Marino zusammengeschlagen – die

Schlacht zweier Heiliger Väter angesichts der Ewigen Stadt. Im selben Monat kam auch die Engelsburg, im ganzen mittelalterlichen Rom von beträchtlichem militärischem Belang, an Urban, das Mausoleum Kaiser Hadrians (gest. 138), von dem und auf das jetzt erstmals Kanonen gefeuert und es so schwer ruiniert hatten, daß man seinen Abbruch erwog.

Während aber Urban einen Aufstand in Rom niederzwang, konnte sich Clemens in Anagni nicht mehr halten. Er suchte Schutz bei der Königin von Neapel, floh dann, auch dort von Urbans Anhang bedrängt, Ende Mai über Gaeta nach Avignon, wo ihn am 20. Juni 1379 die verbliebenen Kardinäle huldigend empfingen und er seitdem residierte.[10]

In Italien verband sich der Machtkampf beider Päpste mit dem der ungarischen und der französischen Anjou um das Königreich Neapel, einem Erbfolgekrieg.

Auf der einen Seite standen Clemens VII. und der Bruder des französischen Königs (Karl V.), Herzog Ludwig von Anjou, den die kinderlose Königin Johanna von Neapel adoptierte, während ihm Clemens für ein projektiertes Königreich Adria (regnum Adrie) fast den ganzen Kirchenstaat übertrug. Auf der anderen Seite agierten Urban VI. und der Schwager der Königin, Karl III. von Anjou-Durazzo, ein 35jähriger, kunstbegeisterter, doch auch politisch ehrgeiziger Mann, den König Ludwig von Ungarn unterstützte, da er Karl, aus dem Zweig der ungarischen Anjou, als Nachfolger wünschte, und damit die Vereinigung von Ungarn und Neapel erhoffte.

Auch Papst Urban wollte als Oberherr Karl von Durazzo das Königreich Neapel geben, dessen Königin Johanna, aus dem Zweig der französischen Anjou und Anhängerin Clemens' VII., ihm, Urban, grenzenlos verhaßt war – «er zitterte vor Ungeduld, sie von ihrem blutbefleckten Thron zu stoßen» (Gregorovius) –; zumal er auch wenigstens ein Drittel ihres Reiches als eigenes Fürstentum Salerno-Capua einem Neffen zugedacht hatte. Beim Verfolgen seiner Ziele ließ der Papst mehr als dreißig Bischöfe und Äbte absetzen, einige foltern, den Erzbischof von Salerno als «Ketzer» verbrennen.

Die dabei ausbrechenden jahrelangen Kriege finanzierte er u. a. mit kirchlichen Kunstschätzen – nicht nur ganze Heilige aus römi-

schen Gotteshäusern verflossen im Schmelzofen zu Gold. Und natürlich gab er seine Kriege als Kreuzzüge aus, gewährte auch einen Kreuzzugsablaß, sogar mit erstaunlich hohem Sündenstrafennachlaß. Ein Zeitgenosse meldet: «Eine unglaubliche Menge von Geld, Gold, Silber kam zusammen, Juwelen, Halsketten, Becher und Löffel, besonders von der Frauenwelt. Reiche und Arme gaben, je nach Stand und über ihren Stand hinaus, damit sowohl ihre lebenden wie die verstorbenen Lieben und sie selbst von ihren Sünden erlöst würden. Denn Absolution wurde verweigert, wenn sie nicht nach ihrem Vermögen und ihrer Stellung gaben.»

Urbans Günstling Karl von Durazzo gewann zunächst. Er wurde König, in Rom gekrönt, ließ im Juli 1382 seine Schwägerin, die Königin, im Schloß Muro mit einem Seidenstrick erdrosseln (vgl. S. 17) und die Leiche – ein vieltausendfach erprobter politischer Anschauungsunterricht – sieben Tage lang in der Kirche Santa Chiara zu Neapel ausstellen, womit der Neapolitanerpapst seine Obödienz um ein Königreich erweitert hatte. Später entzweite sich Karl III. von Anjou-Durazzo selbst mit Urban, der auch gegen ihn einen Kreuzzug verkündete. Der König wurde exkommuniziert, seines Reiches für verlustig erklärt und nun seinerseits liquidiert; im Februar 1386 erlag er den Folgen eines brutalen Attentats, wobei ihm Gift den Rest gab.[11]

Zuvor hatte König Karl allerdings mit einigen Kardinälen ein Komplott gegen den Papst geschmiedet und diesen wegen Unfähigkeit einem Regentschaftsrat unterstellen, vielleicht auch absetzen oder gar als «Ketzer» verbrennen wollen. Urban aber, der nur wenige Tage vor Ausführung des Vorhabens Wind davon bekam, ließ am 11. Januar 1385 in dem nun seinem Nepoten gehörenden Stauferschloß Nocera bei Salerno, wo er residierte, sechs Kardinäle in eine Zisterne stecken – alle (nach dem Geschichtsschreiber des Schismas Dietrich von Niem, unter Urban, der ihm nahestand, Beamter der päpstlichen Kanzlei) unbescholten. Tagelang schlotterten sie vor Hunger und Kälte und wurden unter der Oberaufsicht des für seinen Pfaffenhaß bekannten Genueser Piraten Basilio torturiert, während der Heilige Vater, auf der Terrasse des Kastells lustwandelnd, laut gebetet hatte, um so durch seine Präsenz die Folterknechte zu mehr Eifer anzustacheln.

Als der Papst dann mit den angeketteten Prälaten aus Nocera floh, wo König Karl ihn mit Truppen hatte einschließen lassen und 10000 Goldgulden dem versprach, der ihm Urban lebend liefere oder tot, ließ dieser, der bekanntlich als rechtmäßiger Papst gilt, den Bischof von Aquila, der sein Mißtrauen geweckt, am Weg niedermachen und liegen. Und als seine Kardinäle ihrem Elend zu entrinnen suchten, ließ er auch sie am 15. Dezember 1386 in Genua umbringen, vielleicht gesäckt im Meer oder, eine andere Version, in einer Grube mit ungelöschtem Kalk.

Urban VI. setzte den Kampf um Neapel auch aus nepotistischen Gründen noch in seinen letzten Jahren unvermindert fort, und dies so sehr, mit solch pathologischer Störrischkeit, daß er kaum einen anderen Gedanken hatte, daß er das meiste, was ihn als Papst und Priester hätte interessieren sollen oder müssen, fast völlig aus den Augen verlor. Noch im Jahr vor seinem Tod wollte er mit einem Heer nach Neapel, kam aber mit nur 200 Reitern bloß bis Ferentino und starb am 15. Oktober 1389 in Rom, möglicherweise an Gift. Bis zuletzt hatte er alle Versuche, das Schisma zu beenden, abgelehnt.[12]

Auch die folgenden Päpste fühlten sich sämtlich im Recht und wollten, ob in Avignon, in Rom oder sonstwo, sehr gern Papst bleiben. Es muß doch schön sein, für die Menschheit, wie man heute sagt, Verantwortung zu tragen, zumal hohe, höchste.

Papst Bonifaz IX. (1389–1404) lässt Geld und Köpfe rollen

Er hieß Pietro Tomacelli, war äußerlich stattlich, aus neapolitanischem Adel und seit 1381 Kardinal durch Urban VI., dessen Nachfolge er antrat. Das Schisma setzte er fort. Er schützte Neapel gegen die französische Annexionslust, sicherte den vom Zerfall bedrohten Kirchenstaat, liquidierte das republikanische Regiment, warf das rebellische Rom nieder und kontrollierte auch das Gebiet rundum. Als Politiker bekommt der ungebildete, aber realistische, energische,

auch redegewandte und kontaktfreudige Papst häufig gute Zensuren, hatte er doch, zumal gegenüber seinem Vorgänger, sogenannten Erfolg.[13]

Für «Geistliches» blieb da, wie bei Urban und so vielen, kaum Zeit. Bonifaz erschien mehr im Kreis von Leibwächtern und Militärs als von Priestern, und Regierungsgeschäfte, Unterschriften, meist Finanzielles betreffend, soll er sogar während der Messe erledigt haben – carpe diem!

Seine Vetternwirtschaft erreichte einsame Rekorde.

Die beiden Brüder versorgte er fürstlich. Sie erhielten die bedeutendsten und lukrativsten Ämter im Kirchenstaat. Bruder Johann machte er zum Rektor des Patrimoniums, des Herzogtums Spoleto sowie der Sabina mit der «Hauptstadt» Rieti (neben Viterbo und Anagni im Spätmittelalter reguläre Sommerresidenz der Päpste). Außerdem bekam Bruder Johann das Lehen Sora übertragen, das unter Karl I. von Anjou (VII Register) Königsstadt geworden war. Bruder Andreas Tomacelli, seine rechte Hand, avancierte zum Rektor und Markgrafen Anconas. Er befestigte seine Lehen Narni und Orte, erpreßte rücksichtslos eine weitere Kriegssteuer aus den gänzlich verarmten Menschen und ließ 1391 den Kommandeur seiner eigenen Truppen, den Condottiere Boldrino da Panicale, bei einem Gastmahl, zu dem er ihn geladen, meuchlings ermorden. Derartige Ruhmestaten lagen offenbar in der Familie.

Mehr als fünfzig seiner Neffen wurden nun reich ausgestattet; allein 25 Tomacelli stehen in den päpstlichen Registern, weitere 25 lassen sich noch zu Lebzeiten des Heiligen Vaters nachweisen. Nicht genug. Noch zahlreiche, mit den Tomacelli verwandte Familien werden in die Betreuung einbezogen. Auch die Verwandten der Mutter natürlich, «La madre», die in Rom einen eigenen Hof hielt, rührend selbst für den unehelichen Sippennachwuchs sorgte und, wie die beiden Brüder des Papstes, dauernd Geld zusammenscharrte. Eine Nichte bekam als Mitgift venezianische Kirchenkollekten, offenbar in verlockenden Mengen; ihr Mann jedenfalls, seines Zeichens Herzog, kassierte und ließ die Frau liquidieren.

Man bedachte noch die Kleinsten, unmündige Kinder, sogenannte Bastardsöhne. So wurde Aloisio, filius naturalis von Papstbruder

Johann, mit sechs Jahren Propst zu Mainz und Prior von S. Sisto in Viterbo. Giacomo, unehelicher Sohn des Papstbruders Andreas, war als Siebenjähriger schon Mitglied des Johanniterordens und bezog damals bereits Pfründen. Der vierzehnjährige Jacobus III. wurde Kanoniker von Ravenna und Osnabrück, Archidiakon von Friesland; fünfzehnjährig wird er Archipresbyter der Kathedrale von Gaeta, Kanoniker von Patras, Domherr in Todi und Assisi, er erhält Pfründen an drei Kirchen in Rieti u. a. Ein Sechzehnjähriger wurde Kommendatarabt der großen Benediktinerabtei S. Salvatore bei Rieti. Ja, im August 1397 bekamen in einer einzigen Woche drei unmündige Tomacelli zehn verschiedene Pfründen.[14]

Unter solchen Umständen fällt es schwer, Kardinal Hergenröther zu glauben, daß Bonifaz IX. «für seine Person sehr genügsam war»; ein Papst, der immerhin nicht weniger als neun – wohlprivilegierte – Leibärzte hatte; ein Papst, den die Zeitgenossen als «grenzenlos habsüchtig und gewissenlos» schildern, der auch wenige Goldstükke nicht verschmähte, da ein kleiner Fisch in der Hand, wie er sagte, besser sei als ein Walfisch im Meer; ein Heiliger Vater, von dem der katholische Papsthistoriker Kühner schreibt, daß er «fast ausschließlich mit der eigenen Bereicherung und der seiner Verwandten beschäftigt war.»[15]

Auch seine Finanzwirtschaft insgesamt war selbst für damalige Begriffe skandalös. Doch brauchte er enorme Summen für seine Kriege, zumal für die Kämpfe im Kirchenstaat. So saugte er mit System und ohne Skrupel jede mögliche Geldquelle aus. «Erst kommt ein caritativum subsidium, dann eine Zehntsteuer, dann Kollekten und andere Belastungen», beklagt Pandolfo Malatesta gegenüber dem Papst im Jahr 1397 die immer unerträglichere Schröpfung des Klerus.

Sieht man von den Gewalttaten ab, schien es an der Kurie fast nur um Märkte und Geschäfte zu gehen. Von Anfang an zog Bonifaz die Hälfte der höheren ersten Jahreseinkommen aller von ihm verliehenen Benefizien an sich. Er erhöhte nicht nur die Anzahl der päpstlichen Provisionen ungeheuerlich, sondern erteilte oft auch mehrere für dieselbe Pfründe. Jede Petition ließ er sich bezahlen, jeder Posten kostete Geld. Dabei entschied bei Zuteilungen nie die

Tauglichkeit des Bewerbers, sondern die Höhe des Angebots. Man verschacherte gegen bar an die Meistbietenden. Alles wurde finanziell genutzt, kommerziell abgeschöpft, alles war käuflich.

Die Kirchensteuer trieb dieser Papst derart hoch, daß die «Annaten des Bonifatius» sprichwörtlich wurden. Seinen ziemlich verlotterten, fast aufgelösten Staat verpachtete er, in kleinere oder größere Landstriche gegliedert, an zahlungskräftige Kunden, sogenannte Vikare, die ihm den Treueid leisten und Zinsen zahlen mußten.

Pekuniäre Gründe spielten auch bei den vielen, von ihm vorgenommenen Inkorporationen mit. Um das Geschäft damit anzukurbeln, annullierte er 1402 alle von früheren Päpsten wie von ihm selbst gewährten, doch noch nicht faktisch vollzogenen Eingliederungen und bewilligte schon bald darauf neue; «eine Finanzoperation großen Stils, aber auch übelster Art» (Seppelt).

Nicht minder übel war sein Ablaßhandel, einfach schamlos. Seine Gewährung unvollkommener Ablässe stieg fast ins Ungemessene. Dabei dehnte er ursprünglich oft nur für bestimmte Kirchen genehmigte Ablässe («ad instar») auch auf den Besuch anderer Kirchen aus, wobei er besonders den Jubiläumsablaß noch besser und häufiger als bereits früher zu melken verstand und die Mißbräuche immer mehr überhandnahmen. Aus manchen Gebieten erpreßten seine Agenten über 100 000 Goldgulden. Gewährte er doch die Vergünstigung eines Jubeljahres nicht nur weit über Rom hinaus, sondern ermöglichte sie auch ganzen Ländern ebenso wie Diözesen, Korporationen, einzelnen Christen gegen Erstattung der Reisekosten nach Rom sowie eines Betrages, den der Pilger in den römischen Basiliken gespendet hätte. Bonifaz IX. kassierte die Hälfte dieser Gelder, die andere Hälfte die jeweils begünstigte Kirche – falls ihr nicht gierige Fürsten oder Gemeinden zuvorgekommen sind. Ja, Bonifaz bot sogar strategisch wichtige Plätze im Kirchenstaat feil.[16]

Der Papst dehnte die Vorteile des Jubeljahres aber nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich aus. Vorgänger Urban hatte das Jubiläumsjahr noch wenige Monate vor seinem Tod in der Bulle «Salvator noster» auf das Jahr 1390 festgesetzt. Und Bonifaz IX. ließ es dann andauern, Jahr um Jahr, ein ganzes Jahrzehnt lang, durchaus

gewinnbringend, obwohl die Christen aus den Clemens VII. anhängenden Ländern ausbleiben mußten. Für das Jahr 1400 sagte Bonifaz zwar ein weiteres Jubeljahr ausdrücklich ab, im März dieses Jahres. Bereits im Mai aber verkündete er einen neuen Jubeljahrablaß bei sechstägiger Teilnahme am Feldzug gegen die Colonna. Zum Geldopfer kam jetzt noch das Kriegsopfer, endete freilich oft nicht in Jubel, sondern in Jammer, vor allem wegen der Pest, die ebendamals im Kirchenstaat wütete und gerade in Rom infolge des großen Menschenandrangs nach einer Chronik Tag um Tag bis zu 800 Opfer gefordert haben soll; wozu noch jene kamen, die bei Volksaufläufen, von Räubern oder marodierenden Kriegshaufen erschlagen worden sind.[17]

Großzügig sprang Bonifaz IX. mit dem Kirchengut um, war es nötig, seine Kriege zu bezahlen, und dies war sozusagen immer der Fall. Hatte der Vorgänger bis zu seinem Todesjahr gerüstet, begann er damit schon 1390, bald nach seiner Thronbesteigung. Dabei erlaubte er sich, sämtliche Einkünfte der Kirche in der Terra di Lavoro zu verpfänden oder zu verkaufen; ebenso den Klosterbesitz um Benevent.

Mittlerweile hatte Clemens VII. bereits in den acht vorhergehenden Jahren eine Million Gulden in die Eroberung Neapels investiert und dafür Herzog Ludwig II. von Anjou ausersehen, den er am 1. November 1389 in Gegenwart Karls VI. in Avignon zum König von Sizilien krönte. (Obwohl nämlich der Begriff «Regno di Napoli» zur Bezeichnung der süditalienischen Monarchie um die Mitte des 14. Jahrhunderts aufgekommen war, hieß sie offiziell zunächst weiter «Regno di Sicilia», auch wenn sie die Insel selbst nicht mehr umfaßte – was Bonifaz natürlich nicht hinderte, Inquisitoren auch für Sizilien zu ernennen, wie für Deutschland.)

Neapel war im Spätmittelalter mit 60 000 Einwohnern (Rom hatte, zum Vergleich, allenfalls 25 000) die weitaus wichtigste Stadt des Königreiches: ein glanzvoller Hof, Anziehungspunkt für die größten Künstler der Zeit, Giotto darunter, Simone Martini, Petrarca, Boccaccio, eine führende Handelsmetropole und Messestadt auch; ganz zu schweigen davon, daß am 17. August 1389 im Dom erstmals das Blutwunder des hl. Januarius (S. Gennaro) belegt wird.

Fast genau ein Jahr später, am 14. August 1390, landete Ludwig II. von Anjou in der Stadt, in der und um die auch sonst noch einiges Blut fließen sollte. Nur ein knappes Jahr zuvor, im November, hatte Bonifaz, im schroffen und erfolgreichen Frontwechsel zur Italienpolitik seines Vorgängers, den jungen Ladislaus, den Sohn des Karl von Durazzo, als König anerkannt, dieser im Februar einen Giftanschlag seiner Gegner nur knapp überlebt. Am 29. Mai 1390 krönte ihn Bonifaz' Kardinallegat Angelo Acciaiuoli in Gaeta zum König. Und nun begann mit der Landung Ludwigs II. in Neapel eine zehnjährige Auseinandersetzung, ein langer Krieg, in dem gelegentlich auch Bonifaz' Brüder fochten, bis Ladislaus mit Hilfe der Gelder und Söldner des Papstes, der auch durch gecharterte Schiffe den Nachschub aus Avignon zu unterbinden suchte, das gesamte Königreich gewann, seinen Gegner nach der Provence zurücktrieb, am 10. Juli 1399 seinerseits in Neapel einzog und im August 1403 auch König von Ungarn wurde. – Als im Sommer 1400 der Gesandte Giovanni da Ravenna Bonifaz besuchte, sah er im ganzen apostolischen Palast außer einem Bischof und dem Papst nur Soldaten.[18]

Krieg gab es auch im schwer zerrütteten Kirchenstaat, wo die beiden Brüder des Papstes operierten, indes Bonifaz, unentwegt von Geldbeschaffungssorgen umgetrieben, zum Zweck intensiverer Rüstung, kirchliche Einkünfte im In- und Ausland mit Beschlag belegte, Anleihen bei bedeutenden Banken aufnahm, überall Geld flüssig machte, sogar durch Geiselnahmen oder durch die allgemeine Erneuerungspflicht für alle papalen Gnaden bei deren drohendem Verlust in Jahresfrist. Durch immer neue Mittel und Wege suchte der Papst das Militärbudget zu erhöhen – von der Besteuerung des Klerus in Rom und dem Ausverkauf des dortigen Klostergutes, was die Konvente an den Rand des Ruins brachte, über die beschleunigte Einziehung des Jubeljahrablasses in Deutschland, die immer härtere Belastung der Untertanen im Patrimonium und besonders, wie es scheint, in der Mark Ancona, bis zur Verpfändung der Weinstöcke unter seinen Audienzsaalfenstern oder der seiner Mitra an Kardinal Stefano Palosi; und dabei waren noch nicht einmal die Soldschulden Urbans VI. beglichen.[19]

Das Verhältnis von Bonifaz IX. zu Rom war dank der kommerziellen Effizienz des Jubiläums zunächst freundlich. Bald aber erkannte die Republik in ihm den Feind, fühlte sich übertölpelt, die Römer erhoben sich 1392, der Papst floh nach Perugia und, als dort im folgenden Sommer die Revolution ausbrach, nach Assisi. Zwar holten ihn die Römer wieder, gaben ihm gar für die Rückkehr einen Geleitschutz von tausend Reitern und 10000 Goldgulden Reisespesen obendrein. Doch in Rom wiederholten sich bald die Zerwürfnisse, die Verschwörungen, die er nur mit Hilfe des jungen Königs Ladislaus niederringen konnte, wobei die Köpfe der Konspirateure über die Stufen des Kapitols rollten.

Bonifaz ließ das ruinierte Castel Sant'Angelo (S. 163) wiederherstellen und zusätzlich bewehren, ließ den Vatikan nach avignonesischem Beispiel zu einer Festung und das Kapitol, den Senatspalast, wie die Römer klagten, zu einer päpstlichen Zwingburg machen, kurz er tat alles, um ihre in den letzten Jahrzehnten behauptete republikanische Selbständigkeit beiseite zu fegen. Er kontrollierte nicht nur die höchsten Justizorgane, er besetzte auch jedes Amt der Kommune «bis hinab zu dem des Türwächters im Sitzungssaal auf dem Kapitol» (Esch). Und vor allem ging er daran, seine letzten großen Feinde in und um Rom auszuschalten.

Besondere Beachtung schenkte er dabei dem Feldzug gegen den Grafen von Fondi, Onorato Caetani, im Jahre 1399 im Süden Roms. Der Caetani war nicht nur der erste und entschiedenste Förderer von Clemens VII., der auf dem Konklave in Fondi gewählt worden war. Er bekämpfte auch Karl III. von Durazzo nach dessen Einfall 1381 in das Königreich Neapel und stieß seit 1395 wiederholt in die römische Campagna vor. Er suchte durch Intrigen auch den Papst zu vertreiben, der seinerseits wieder einziehen, verpfänden, Kircheneinkünfte im In- und Ausland sich reservieren ließ, der allein das Bistum Köln mit 12000 Gulden belastete, wohl auch den aus England kassierten Kreuzzugszehnt heranzog. Ja, er rief selbst gegen den 1399 exkommunizierten Gaetani zum Kreuzzug auf und zwang ihn 1400 zur bedingungslosen Kapitulation, worauf dieser noch im selben Jahr starb.[20]

Damals wurden auch die sich am längsten widersetzenden Co-

lonna unterworfen, Verwandte des Caetani und, wie dieser, hartnäckige Anhänger der avignonesischen Päpste. Doch Mitte Januar 1400 mißglückte die von Nikolaus Colonna mit dem Schrei «Tod dem Tyrannen Bonifatius» und einem Sturm auf die Senatsburg beabsichtigte Revolution. Der Papst floh in die Engelsburg, belegte die Colonna mit dem Bann, ihre Güter mit dem Interdikt und führte einen Kreuzzug auch gegen sie – mit 2000 päpstlichen Reitern, militärisch unterstützt durch Rom und König Ladislaus, bis die Colonna für diesmal Frieden schlossen.

Bonifaz IX. aber ließ 31 seiner Gefangenen die Köpfe abschlagen und starb seinerseits im Oktober 1404 in Frieden im Vatikan. Freilich, noch sterbend quälte ihn der «Durst nach Gold». Und war er auch Herr des ganzen Kirchenstaates geworden, die Kirche selbst hatte er weiter ramponiert. «Seine und seiner Verwandten Habsucht, die Konfirmationen und Annaten, der schamlose Verkauf der Indulgenzen und hundert andere Mißbräuche häuften den Stoff für die Reformation immer höher auf ...»[21]

Statt der verruchten Zweiheit eine verfluchte Dreiheit

Schon ein Jahrzehnt früher, am 16. September 1394, war Clemens VII. in Avignon gestorben, damit das Große Schisma freilich nicht beendet. Hatten doch alle 21 avignonesischen Kardinäle bereits am 28. September Pedro de Luna, einen Adligen aus Aragón, Professor des Kirchenrechts und seit Ende 1375 Kardinal Gregors XI., einstimmig zum Papst gewählt. Er nannte sich Benedikt XIII. (1394–1417, gest. 1423) und empfing erst jetzt, neunzehn Jahre nach seiner Kardinalsernennung, die Priester- und Bischofsweihe.

Als Legat Clemens' VII. hatte der selbstsichere, eloquente und hochgebildete de Luna die Natio Hispanica, Kastilien, Aragón und Navarra gewonnen, seinen Erfolg allerdings 1393 als Gesandter in Frankreich, den Niederlanden und England nicht wiederholen können. Auch war er in Paris für eine Beendigung des Schismas einge-

treten, für einen Amtsverzicht beider Päpste (via cessionis), den er, wäre er Papst, auch leisten würde. Noch im Konklave unterschrieb er, wie die meisten Wählenden, eine cedula, auch zurückzutreten, falls die Kardinäle dies für nötig hielten. Als de Luna aber Benedikt XIII. war, kümmerte er sich nicht mehr um seinen Schwur. Eine Gesandtschaft nach der anderen, aus Frankreich, aus England, aus Deutschland, prallte mit allen Rücktrittsforderungen, allen Erinnerungen an sein Gelöbnis an ihm ab. Er wich aus, plädierte für Verhandlungen, die von ihm bevorzugte «Methode des Gesprächs», die via discussionis, fast mehr noch für die via facti, die Beseitigung seines Widersachers in Rom. Ja, im Mai 1398 erklärte der einst scheinbar so Verzichtbereite, Rücktrittswillige den Rücktritt eines rechtmäßigen Papstes geradezu als Sünde. Und natürlich hielt er sich für rechtmäßig und begründete in mehreren Werken seine Legitimität.

Frankreich kündigte Benedikt XIII. schließlich offiziell den Gehorsam, beraubte ihn der finanziellen Mittel, belagerte seinen in eine Festung verwandelten Palast in Avignon von 1398 bis 1403, unterminierte diesen, bis Benedikt auch von seinen meisten Kardinälen und ganzen Ländern verlassen, im März 1403 verkleidet abenteuerlich in die Provence entkam. Doch nun kehrten die Kardinäle, kehrten auch Frankreich und Kastilien zum Gehorsam ihm gegenüber zurück, allerdings nur gegen das Versprechen seines Rücktritts bei Ableben oder Abdankung des Rivalen in Rom.[22]

Dieser Fall trat bereits im folgenden Jahr mit dem Tod Bonifaz IX. und der Nachfolge Innozenz' VII. ein (1404–1406), des dritten Papstes der römischen Obödienz im Abendländischen Schisma.

Cosimo Gentile de' Migliorati, zuvor Rechtsprofessor in Perugia und Padua sowie zehn Jahre lang Steuereintreiber Urbans VI. in England, hatte vor seiner Wahl, wie die ihn erkürenden sieben Kardinäle, hoch und heilig beschworen, alles einschließlich der eigenen Abdankung zu tun, um die Spaltung zu beseitigen. Nach der Wahl freilich verspürte auch er zum Rücktritt keine große Lust. Überdies war sein Pontifikat nur kurz und durch einen Aufstand der Römer gestört. Er mußte Ladislaus von Neapel zu Hilfe rufen. Auch Neffe Ludovico Migliorati stand dem Papst wacker bei, ermordete im Hospital von S. Spirito elf römische Gesandte, zwei Governatoren

der Republik darunter und mehrere Regionenkapitäne, und ließ sie alle aus dem Fenster auf die Straße schmeißen. Der Heilige Vater aber gab dem blutbesudelten Nepoten eine geistliche Buße und ernannte ihn zum Markgrafen von Ancona und Grafen von Fermo. Schließlich war der Papst «in allen Geschäften gereift und friedfertigster Art» (Gregorovius).

Innozenz VII. mußte bei dem Aufstand in Rom samt Kardinälen, deren Paläste lichterloh brannten, in der Nacht nach Viterbo fliehen, verfolgt von den Römern, die einen Kurialen niederstachen, den Abt von St. Peter (Perugia) erschlugen, indes dreißig weitere Papstbegleiter infolge der Strapaze des Rückzugs tot auf der Strecke blieben. Zwar konnte der Pontifex bei einem Stimmungsumschwung im März 1406 nach Rom zurück, starb dort aber bereits im November. Wie es hieß, ließ ihn Kardinal Baldassare Cossa, der nachmalige Papst Johann XXIII., durch den Bischof von Fermo vergiften.

Der Sekretär und Nachfolger des Verstorbenen, Angelo Correr, aus venezianischem Adel, bereits achtzig Jahre alt und bekannt für seinen Unionseifer, hatte vor der Wahl seine eventuelle Bereitschaft zum Rücktritt beschworen. Nach der Wahl beteuerte er als Gregor XII. (1406–1415, gest. 1417) dies abermals. Da jedoch Benedikt XIII., trotz aller Beteuerungen des Gegenteils, keine Neigung zur Resignation zeigte, vielmehr seinen römischen Gegner durch einen von ihm finanziell sehr geförderten Feldzug des Herzogs Ludwig von Orléans (1407 in Paris auf der Straße ermordet) beseitigen wollte, fühlte sich auch Gregor XII. nicht zu gehen gedrängt; zumal es ihm offenbar gefiel, die angeblich für die Kirchenunion erpreßten Zehnten mit seinen Nepoten zu verprassen, während in Rom die Waffen sprachen und im Kapitol wieder einmal papstfeindliche Barone enthauptet wurden, Galeottus Normanni etwa, der «Kavalier der Freiheit», oder Konradin von Antiochia, ein Stauferabkömmling.

Ein geplantes Treffen beider Päpste unterblieb. Man wechselte monatelang lust- und erfolglos Noten. Dann wurden die seit Ende 1406 geführten Einigungsverhandlungen im Frühjahr 1408 abgebrochen. Gregor erließ jetzt gar ein Verhandlungsverbot, verdamm-

te den «Weg der Abdankung» als «ketzerisch» und erklärte, als Papst sterben zu wollen. Und während die erzürnte französische Regierung sich erneut von Benedikt zurückzog, ja seine Verhaftung befahl, der er durch die Flucht nach Aragón entging, kreierte Gregor im Mai 1408 vier Kardinäle, darunter seine beiden Neffen Anton Corrario und Gabriele Condulmer (später Papst Eugen IV.: S. 224 ff.). Jetzt floh die Mehrheit seiner Wähler nach Pisa, wo auch enttäuschte Kardinäle Benedikts erschienen und bald ein großes Kirchentreffen stattfand.[23]

Das Konzil von Pisa, kanonisch gesehen eine Rebellion, von den abgefallenen Kardinälen beider Päpste einberufen und stark besucht, tagte vom 25. März bis zum 7. August 1409. Versammelt waren 24 Purpurträger, vier Patriarchen, 80 Bischöfe, noch mehr Vertreter abwesender Bischöfe, 87 Äbte und Vertreter von 200 abwesenden Äbten sowie Hunderte von Doktoren der Theologie und der Rechte. Die Päpste, selbstverständlich geladen, fehlten. Sie suchten den Dingen in Pisa durch eigene, freilich kläglich frequentierte Synoden in Perpignan und Cividale del Friuli bei Aquileja zuvorzukommen, von wo Gregor verkleidet nach Gaeta floh, unter den Schutz von König Ladislaus.

Ihre Gegner aber schmiedeten eine Anklageschrift in 37 Artikeln, ließen 63 Zeugen aufmarschieren und setzten beide Oberhäupter der Christenheit in der fünfzehnten Sitzung am 5. Juni als notorische Schismatiker und Häretiker ab. Sie schlossen sie aus der Kirche aus und präsentierten nach einem Konklave am 26. Juni mit 14 Kardinälen der römischen, 10 der avignonesischen Obödienz einen neuen Heiligen Vater, den Mailänder Kardinal Petros Philargos (Pietro di Candia/Kreta), jetzt Alexander V.

Da aber Gregor und Benedikt ihre Absetzung nicht annahmen, hatte man vermittels der schon lange ventilierten via concilii das Schisma nicht beseitigt, sondern vergrößert, hatte man, so eine zeitgenössische Quelle, statt der «verruchten Zweiheit» (dualitatem infamem) eine «von allen verfluchte Dreiheit» (trinitatem ... ab omnibus maledictam), hatte man nicht einen Papst, nicht zwei Päpste, sondern drei, von denen ein jeder den andern exkommunizierte. Denn jeder der bisherigen beanspruchte natürlich weiter, wenn auch

mit stark geschrumpfter Obödienz, das legitime Haupt zu sein, nicht anders als nun der Papa Pisanus.[24]

Alexander V. (1409–1410), nach sieben Jahrhunderten wieder der erste griechische Papst, war ausnahmsweise einfacher Herkunft, früh verwaist, Franziskanerzögling, dann selbst Franziskaner mit theologischer Lehrtätigkeit in Pavia und Paris. Gefördert von Gian Galeazzo Visconti, wurde Petros Philargos nacheinander Bischof von Piacenza, Vicenza, Novara und verschaffte dafür seinerseits dem Visconti bei König Wenzel 1395 die Investitur mit dem Herzogtum Mailand (1397 Herzogstitel der Lombardei). 1402 wurde Petros Philargos Erzbischof von Mailand, 1405 durch Innozenz VII. Kardinal.

Zusammen mit Baldassare Cossa hatte er das Konzil von Pisa mit vorbereitet und dort eine führende Rolle gespielt; auch geschworen, im Falle seiner Papstwahl, für die sich Cossa stark gemacht, das Konzil nicht aufzulösen, bis die Kirche reformiert sei. Doch hielt er den Eid nicht und vertagte die Reformen. Schließlich hatte er Wichtigeres zu tun. Er stattete – seine erste Regierungshandlung – seine Günstlinge großzügig mit Bistümern aus, mit Benefizien, exkommunizierte alsbald König Ladislaus von Neapel und schickte dem päpstlichen Widerpart in Rom unter Ludwig II. von Anjou, den er als König von Sizilien investierte, und dem Kardinal Baldassare Cossa von Bologna ein Heer auf den Hals.

Nach der Einnahme des wiederholt gestürmten Rom residierte der Konzilspapst allerdings nicht dort, sondern, gedrängt von Cossa, in Bologna, wo der Kardinal einen starken Einfluß auf ihn gewann, bis Alexander, durch eine Gesandtschaft nach Rom geladen, am 3. Mai 1410, noch bevor er recht über die Offerte nachdenken konnte, überraschend das Zeitliche segnete – einem lauten, vielleicht aber eher unwahren Gerücht zufolge von dem Kardinal vergiftet, der jedenfalls schon vierzehn Tage später sein Nachfolger war.[25]

Papst Johann XXIII.
«So werden Füchse gefangen»

Über die Jugend von Johann XXIII. (1410–1415, gest. 1419) ist wenig Stichhaltiges bekannt. Er entstammte verarmten neapolitanischem Adel und hatte seine Karriere als Krieger, manche meinen als Pirat, der Unterschied ist ohnedies gering, im Seekrieg zwischen Ladislaus von Neapel und Ludwig von Anjou begonnen. Nach dem Studium der Rechte in Bologna wurde er durch Bonifaz IX. gefördert, an die Kurie geholt und dort durch Wuchergeschäfte reich. 1402 erhob ihn der Papst zum Kardinallegaten in Bologna, wo er ebenso durch brutale Herrschsucht wie stupende Geilheit berüchtigt war, nicht nur die Frau seines Bruders, sondern auch Witwen, Jungfrauen und Ehefrauen reihenweise begattet haben soll, deren einige dann angeblich durch ihre Männer oder Verwandten umgebracht worden sind, ohne daß dies den Kardinal beeindruckt hätte.[26]

Trotz des mehr oder weniger vagen Verdachts, Mörder zweier Päpste zu sein, wurde der so arglistige wie skrupellose, bisher noch nicht mal zum Priester geweihte Cossa, von dem die Zeitgenossen überdies glaubten, daß er vordem nie gebeichtet, nie das Abendmahl empfangen habe und die Unsterblichkeit der Seele leugne, durch das Bologneser Konklave 1410 einstimmig Papst.

Vieles half dabei mit. Er unterließ nicht, «seine Kollegen mit allen Mitteln, die ihm seine Stellung bot, zu bearbeiten. An geldgierigen und bestechlichen Elementen fehlte es im Kolleg nicht. Und so werden Ströme von Geld geflossen und Belohnungen jeder Art ohne Maß versprochen worden sein, um die Stimmen der Wähler zu erkaufen!» Auch die Furcht vor ihm spielte eine Rolle und ließ selbst die Widerspenstigen kapitulieren. «Denn sie wußten, draußen harrte eine Menge, die Cossas Wahl ungestüm verlangte, die Kampfgenossen und Spießgesellen des Kardinals bewachten als Konklavehüter den Zugang ... Es bedurfte nur eines Winkes vom Balkon des Hauses, von wo er oft seine Todesurteile hatte verkünden lassen, und ein Sturm brach los, der ihnen allen Tod und Verderben bringen mußte» (Souchon).

Aber auch die Erwartungen, die man in seine militärischen Ta-

lente setzte, wirkten sich aus. Denn im Bunde mit Ludwig von Anjou zog man weiter gegen König Ladislaus, den Beschützer Gregors XII. Im April 1411 führte Cossa ein Heer, mit Kirchengeldern aufgerüstet, nach Rom, und trotz eines mit vom Papst geweihten Fahnen, mit 12000 Reitern und vielem Fußvolk errungenen, doch nicht ausgenutzten großen Sieges bei Roccasecca am 19. Mai 1411 wurde der Vorstoß gegen Ladislaus ein Mißerfolg. Zwar ließ Papst Johann die erbeuteten Fahnen des Königs von Neapel und Papst Gregors wie berauscht auf St. Peter hissen, hinabstürzen und bei einer Prozession durch Rom im Straßenstaub hinter sich herschleifen; zwar exkommunizierte er Ladislaus abermals und predigte das Kreuz gegen ihn; zwar ließ er aufmüpfige Römer durch Strang und Beil töten, geriet aber dennoch in die Enge und war nun bereit, Ludwig von Anjou zu verraten, wenn König Ladislaus Papst Gregor verriet. «Er erbot sich, ihn als König anzuerkennen, ihn zum Bannerträger der Kirche zu machen, ihm für die Freilassung der Cossa, seiner Verwandten, große Summen zu zahlen und Ascoli, Viterbo, Perugia und Benevent als Pfänder zu überliefern. Dafür sollte Ladislaus ihn selbst als Papst anerkennen, tausend Lanzen in den Dienst der Kirche stellen und Gregor XII. zur Abdankung bewegen oder doch aus dem Königreich verbannen» (Gregorovius).[27]

Der schmähliche Handel kam wirklich zustande, wenn Ladislaus auch bloß zum Schein darauf einging, nun Gregor XII. für unrechtmäßig, für einen «Ketzer» erklärte und Johann XXIII. als rechtmäßig. In Wirklichkeit aber brannte er auf Rache gegenüber einem Papst, der ihn fast vernichtet hatte. Er zog im Sommer 1413 erneut gegen Rom, wo seine Soldaten barbarisch hausten, wo sie brandschatzten, Kirchen ausraubten, mit Frauen besoffen aus geweihten Kelchen zechten und St. Peter zum Pferdestall machten. Und indes Papst Johann mit seinem Hof Hals über Kopf floh, vom Feind verfolgt, von den eigenen Knechten geplündert, indes der König im Lateran hauste, konfiszierte und viele Römer gefangen fortschleppen ließ, feierte das römische Volk Feste und schrie: «Es lebe König Ladislaus.»

Freilich sollte er nicht mehr lange leben.

Während Johann XXIII. und Gregor XII. durch Italien irrten,

während sie da und dort Asyl fanden, Johann in Florenz, Gregor nach besonders abenteuerlicher Flucht in Rimini bei Carlo Malatesta, der auch nach dem Schisma noch intensiv im Dienst des Papsttums stand, stieß der Neapolitaner, der insgeheim sich ganz Italien zu unterwerfen suchte, mit Heeresmacht nach Norden vor, kam bis Perugia und wurde von den Florentinern gestoppt.

Angeblich durch Exzesse erschöpft, erkrankte er schwer, gelangte auf einer Sänfte nach Rom, von dort zu Schiff nach Neapel, wo er am 6. August 1414 im Castel Nuovo unter fürchterlichen Qualen starb; beerbt von seiner einzigen Schwester Johanna, einer schönen, lebensgierigen Frau, deren von Schuld und Leidenschaften geschütteltes Dasein etwas dem ihrer gleichnamigen Vorgängerin glich (S. 16 f.). Die Florentiner feierten den Tod des Königs mit großen Festen, das Concistoro von Siena mit Psalm 118,23: «Das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unsern Augen.»[28]

Papst Johann aber, durch die Attacke des vertragsbrüchigen Neapolitaners in Bedrängnis geraten, hatte sich inzwischen an den deutschen König um Hilfe gewandt, forderte jedoch jetzt auch Ludwig von Anjou auf, das neapolitanische Reich mit Waffengewalt zu gewinnen.

Sigismund (1410–1437), der letzte Luxemburger in männlicher Linie, war der Sohn Karls IV. und der jüngere Bruder Wenzels IV. (1363–1400, gest. 1419), jenes böhmischen und römisch-deutschen Königs, der, sorgfältig erzogen, vielseitig gebildet und politisch wenig talentiert, was nicht gegen ihn spricht, es schließlich vorzog, mehr zu Prag oder auf seinen geliebten Burgen im Böhmerwald zu sitzen als das Reich zu regieren. 1410 von den rheinischen Kurfürsten in Oberlahnstein als «unnützer» König abgesetzt (formal rechtswidrig und von ihm nie anerkannt), wurde sein ehrgeizigerer, fast schon altmodisch ringsum Kronen auf sein Haupt sammelnder Bruder Sigismund – seit 1387 König von Ungarn, nach dem Tod König Ruprechts I. 1410 und des Gegenkönigs Jobst von Mähren 1411, seines Vetters – zum römisch-deutschen König gekrönt (später kamen noch zwei Kronen hinzu).

Bald darauf vollbrachte Sigismund durch Beseitigung der Kirchenspaltung auf dem Konstanzer Konzil, so die Communis opinio,

seine größte Leistung. Doch war dies wirklich ein historisches Verdienst? Oder wäre nicht ein endgültiger Kollaps des seit je so korrupten wie überflüssigen Papsttums weit besser, eine wahre Wohltat für die Welt gewesen?[29]

Sigismund hatte sich zunächst, wie sein Vater und Bruder, zu Gregor XII., zum römischen Papst bekannt, wechselte aber 1409 zum Pisaner, zu Alexander V. und seinem Nachfolger Cossa über, offenbar weil Gregor nach seiner Absetzung in Pisa große Teile seiner Obödienz verlor, Cossa aber mächtiger wurde.

Mit Johann XXIII. kontaktierte Sigismund sofort, wobei ihre Ansichten anscheinend am meisten über den Ort des Konzils auseinandergingen. Alles liegt am Ort, sagte der Papst zu seinem Geheimschreiber, wollte natürlich innerhalb seines Einflußbereichs tagen und wünschte Bologna als Konferenzstadt. Doch Sigismund, der im ganzen Abendland für das Konzil warb, besonders an England herantrat, an Frankreich, auch an den oströmischen Kaiser, hatte sich schließlich für Konstanz entschieden, Papst Johann mußte sich beugen und berief die Versammlung auf den 1. November nächsten Jahres ein; wobei allerdings die Umstände der Konzilsberufung (Konvokationsbulle vom 9. Dezember 1413) nicht eindeutig sind. Weil Cossa aber nichts Gutes ahnte, am meisten Sigismund selbst fürchtete, erkaufte er sich unterwegs, in Meran, für 6000 Gulden Jahressold noch den Beistand des Herzogs Friedrich IV. von Österreich, den er mit der Bulle «Dum intuitus» vom 15. Oktober 1414 zum Generalkapitän aller päpstlichen Truppen ernannte, und meinte dann, gegen Ende des Monats von den Bergen zum Bodensee hinunterreichend: «So werden Füchse gefangen.»[30]

DAS KONZIL VON KONSTANZ (1414–1418) ENTMACHTET DREI PÄPSTE

Zunächst nur schwach, bald jedoch außerordentlich zahlreich besucht, wurde das Konzil von Konstanz, trotz enormer internationaler Spannungen, trotz des Hundertjährigen Krieges, trotz des gro-

ßen Konflikts zwischen dem Deutschen Orden und Polen u. a., der größte Kongreß des gesamten Mittelalters. Auch von Italien und Frankreich aus unschwer zu erreichen, war sozusagen alles vertreten, die Welt der Fürsten und Grafen, der Orden und Ritterorden, der Universitäten, der Diplomatie, der Gesandten von Königen und Städten, vor allem natürlich Schwärme von Kardinälen, Erzbischöfen, Bischöfen, von Äbten und Doktoren der Theologie, insgesamt gegen siebenhundert klerikale Konzilsteilnehmer mit etwa 18 000 Bediensteten.

Nicht zu vergessen endlich über all dem geistlichen, geistigen und aristokratischen Glanz das Wirken der so oft unterschlagenen, vom Stadtchronisten Ulrich Richental doch gleichfalls gewissenhaft registrierten siebenhundert öffentlichen Huren, ungerechnet jene, welche die Konzilsväter gleich selbst mitgebracht. «Ich habe die Schwaben öfters sagen hören», schrieb seinerzeit Jan Hus, «daß ihre Stadt Konstanz in dreißig Jahren die Sünden nicht los wird, die während des Konzils in ihren Mauern verübt wurden»; «viele haben ausgespuckt, weil sie gar zu schändliche Sachen gesehen». Freilich füllten die gelb gekleideten Damen sonntags bei der Heiligen Messe auch den Opferstock mit Münzen.[31]

Gregor XII. und Benedikt XIII. fehlten; die Verhandlungen mit ihnen waren gescheitert. Johanns XXIII. trübe Ahnungen hatten nicht getrogen, brachte ihn, der sich nun mehr als verus, unicus et indubitatus pontifex fühlte, das Konzil doch alsbald um seine Macht. Zwar konnte er es am 5. November 1414 noch feierlich eröffnen und, zunächst als Oberhaupt durchaus anerkannt, auch unbestritten leiten. Doch als an Weihnachten Sigismund selbst dazustieß, nahm dieser, unterstützt von einigen einflußreichen Kardinälen und Theologen, dem Papst rasch das Heft aus der Hand.

Dies geschah nicht nur durch die kluge Diplomatie des überdurchschnittlich gebildeten Königs (er sprach außer Deutsch, Tschechisch, Polnisch, Ungarisch auch Französisch, Italienisch und Latein), sondern vielleicht mehr noch durch einen verfahrenstechnischen Trick. Danach stimmten nicht mehr allein die Bischöfe ab, gab es überhaupt kein Stimmrecht wie bisher per capita, sondern per nationes: Jede Nation bekam, ohne Rücksicht auf ihre Mit-

gliedstärke, nur eine einzige Stimme; wie auch das Kardinalskolleg insgesamt nur eine Stimme hatte, was den Papst um eine gewisse Überlegenheit seines vielköpfigen, noch durch Neuernennungen verstärkten italienischen Anhangs brachte. Zudem trat man immer mehr für die cessio omnium, die Abdankung aller drei amtierenden Päpste ein.

Johann sträubte sich anfangs zurückzutreten, wehrte sich mit allen Mitteln, ließ es weder an Bestechungen noch an Beteuerungen fehlen, machte Versprechungen über Versprechungen, wollte lieber die rechte Hand verlieren als sein Wort nicht halten, versicherte dann aber Anfang März: «Ich, Papst Johann XXIII., erkläre, verpflichte mich, gelobe und schwöre Gott, der Kirche und dieser heiligen Synode, um des Friedens des ganzen christlichen Volkes willen, aus eigenem freien Willen der Kirche den Frieden zu geben durch meinen einfachen Verzicht auf das Papsttum, ihn tatsächlich zu vollziehen und auszuführen gemäß dem Ratschlag des gegenwärtigen Konzils, wenn und sobald Peter von Luna und Angelo Correr der von ihnen beanspruchten päpstlichen Würde, sei es in eigener Person oder durch Bevollmächtigte, entsagen.»[32]

Man sang schon ein Tedeum, läutete alle Glocken von Konstanz; der Monarch dankte Johann, ließ aber die Stadttore bewachen, obwohl oder weil dieser hoch und heilig schwor, den Ort nicht zu verlassen. Doch fühlte er sich Pressionen ausgesetzt, in seiner Freiheit, seiner Sicherheit nicht zu Unrecht bedroht und entwich in der Nacht vom 20. auf den 21. März als Stallknecht verkleidet nach Schaffhausen in ein Schloß Herzog Friedrichs von Österreich, wohin ihm wenige Tage darauf auch acht Kardinäle und viele Kuriale folgten. Jetzt ächtete König Sigismund den Österreicher, dessen Land die Eidgenossen, offensichtlich wohlinformiert und gut vorbereitet, mit Krieg überzogen, so daß er den Papst nicht mehr zu schützen vermochte.

Johann hatte durch seinen Ausbruch die Kirchenunion zu hintertreiben, das Konzil zu sprengen, es entweder anderwärts zu lokalisieren oder ganz aufzulösen gesucht. Das mißlang völlig. Vielmehr provozierte er es zu einer revolutionären Lehrentscheidung, dem Dekret «Haec sancta» vom 6. April 1415, das die Oberhoheit des

Konzils über den Papst verkündete in Fragen der Kirchenspaltung, der Kirchenreform und des Glaubens.

Konziliare Ideen hatten schon vordem Theologen wie Marsilius von Padua oder Wilhelm von Ockham entwickelt, und während des Abendländischen Schismas propagierten Konrad von Gelnhausen, Dietrich von Münster, Dietrich von Niehm, Jean de Gerson u. a. die Demokratisierung der Kirchenverfassung und das allgemeine Konzil als höhere Institution, eine Art parlamentarischer Kontrollinstanz gegenüber dem Papst.

Dagegen schuldet dieser nach konservativen Kirchenkreisen dem Konzil keine Rechenschaft, ist seine primatiale Stellung grundsätzlich unerschütterbar, erkennt man hier in dem Dekret «Haec sancta» keinen Verfassungs- oder Traditionsbruch, sondern sieht die höchste Autorität dem Konzil nur zugebilligt in einem mit Konstanz vergleichbaren Fall. Die Sache wurde schon bald auf dem Konzil von Basel (S. 223 ff.) wieder spruchreif, wurde sogar radikaler neu belebt und ist bis heute umstritten.

Johann erklärte auf der Flucht, Konstanz nur aus gesundheitlichen Gründen verlassen zu haben, war aber auch voller Klagen über die konziliaren Verhältnisse und voller neuer Beteuerungen, seine Zusagen zu halten. Er floh weiter, von keinem Kardinal begleitet, nach Freiburg, wurde vom Pfalzgrafen Ludwig III., Herzog von Bayern, Ende April in Breisach eingefangen und dann in Konstanz einem Prozeß unterworfen.

Man besaß dort seit Februar 1415 ein obskures Verzeichnis aller Schandtaten, die man ihm zu Recht oder Unrecht vorwarf, einen mit Geld erkauften Aufstieg, ungemeine Mißwirtschaft, Vergeudung des Kirchengutes, sexuelle Laster jeder Menge und Sorte. Die Liste umfaßte 72 Punkte seiner Crimina, ja, ursprünglich hatte man noch mehr aufgezeichnet, es wurde aber, wie es hieß, «der Ehre des apostolischen Stuhles halber» ignoriert.

Vertraut man den Aussagen der Zeugen, das heißt einem Dutzend Kardinälen, einem halben Dutzend Bischöfen, Kurialen, alle selber, wohlgemerkt, nicht sehr viel besser, so war Johann XXIII. infolge Bestechung Kardinal und Papst geworden, hatte sich kolossal bereichert durch Verkauf von Kirchenwerten, durch Simonie, Ablaßma-

nipulationen. Noch kurz vor seiner Absetzung war Johann XXIII. so vermögend, daß er König Sigismund ein Bestechungsgeld von 100000 Goldgulden anbieten konnte. Den erwähnten Zeugen zufolge hatte der Papst seinen Vorgänger Alexander vergiftet, wahrscheinlich schon dessen Vorgänger Innozenz. Er hatte Ehebruch mit der Frau seines Bruders getrieben, hatte die Schwester des Kardinals von Neapel als Konkubine, hatte auch häufig der Homosexualität gefrönt, einen seiner Lieblinge durch eine Abtei belohnt etc. Ein Zeitgenosse schrieb auch, daß man sich öffentlich in Bologna erzählte, er habe «im ersten Jahr seines Pontifikates gegen zweihundert verheiratete Frauen, Witwen, Jungfrauen und sehr viele Nonnen verführt».

Wie auch immer, am 27. Mai präsentierte man ihm 54 Anklagepunkte, ließ aber, angeblich um die Ohren der doch reichlich abgebrühten Konzilsväter zu schonen, viele weitere, seine Lebensweise betreffende, weil allzu dreckig, fallen. «Multi articuli, quia nimis sordidi erant, omissi.»[33]

Papst Johann war inzwischen gänzlich zusammengebrochen, wollte sich nicht verteidigen, der heiligen unfehlbaren Versammlung auf keinen Fall widersprechen. Ende Mai überreichte ihm eine Konzilsdeputation seine Absetzungssentenz. Er erbat zwei Stunden Bedenkzeit, unterwarf sich danach und wurde einstimmig aus dem Amt gestoßen wegen «unwürdigen Lebens, notorischer Simonie, Unverbesserlichkeit, schlechter Kirchenleitung, Förderung des Schismas und vieler der Kirche gegebenen Ärgernisse». Das besagt: Johann XXIII. war ein ehr- und würdeloser, doch kein unrechtmäßiger Papst. Und trotz aller Indignität: Nachdem Cossa noch vier Jahre als Häftling Ludwigs III. von Bayern auf Burg Hausen (bei Mannheim) gesessen und sich 1419 für eine Riesensumme losgekauft hatte, ernannte ihn – so würdig war er schon wieder – Martin V. zum Kardinalbischof von Tusculum, kurz bevor er unter dem vom dankbaren Bankhaus Medici gestifteten, von Donatello und Batelomeo di Michelozzo gefertigten pompösen Grabmal – mit päpstlichen Insignien – für immer verschwand.

Anfang Juli 1415 ließ auch Gregor XII. durch seinen Prokurator Carlo Malatesta seinen Rücktritt erklären und wurde zum Kardi-

nalbischof von Porto auf Lebenszeit bestellt, die indes auch nicht mehr lang dauerte.

Nur der mittlerweile in Spanien lebende Benedikt XIII., dessen Beichtvater, Berater und vehementer Agitator bekanntlich ein Heiliger war, Vicente Ferrer (S. 162), blieb weiterhin felsenfest von seiner papalen Rechtmäßigkeit überzeugt, und deshalb selbst der höchstpersönlich in den Süden, nach Narbonne, gereiste Sigismund auch ohne Erfolg. Die spanischen Königreiche Aragón, Navarra und Kastilien (später noch Schottland) verließen Benedikt allerdings – und kein anderer als der hl. Vicente Ferrer hat die feierliche Aufkündigung der Obödienz gegenüber seinem Freund Benedikt am 6. Januar 1416 in Perpignan öffentlich lang und breit verkündet und begründet und sich nach der Wahl Martins V. (1417) natürlich zu diesem bekannt.

Benedikt XIII. saß seit 1415 mit wenigen Getreuen am Nordende des Golfes von Valencia auf der uneinnehmbaren Festung Peñiscola über dem Meer, versicherte, die wahre Kirche, die Arche Noah zu sein, und wurde am 26. Juli 1417 in Konstanz nach einem Prozeß mit 90 Anklagepunkten als eidbrüchig, als Schismatiker und notorischer «Ketzer» für abgesetzt erklärt. Es erschütterte de Luna nicht. Er hielt sich bis zuletzt für den einzig legitimen Papst, ernannte 1422 noch vier Kardinäle und starb am 23. Mai des folgenden Jahres. Auch bei ihm munkelte man von Mord. Doch soll der Kardinal Adimari zugesprochene Vergiftungsversuch «wohl Legende» sein. De Lunas Reste wurden 1429 in sein Familienschloß Illueca überführt und 1811 von französischer Soldateska in alle Winde zerstreut, ausgenommen der Schädel.[34]

Auch wenn Benedikt XIII. in Papst Clemens VIII. (1423 Wahl, 1426 Krönung, 1429 Abdankung) noch einen Nachfolger bekam, das aragonische Restschisma hatte seit der Absetzung Johanns und der Resignation Gregors sowie der Wahl Papst Martins V. am 11. November 1417 seine Bedeutung verloren und damit das Konzil eines seiner drei Ziele, die causa unionis, die Beseitigung der Spaltung, die Kirchenvereinigung erreicht.

Ein weiteres wichtiges Ziel dagegen, die causa reformationis, die Kirchenreform, blieb, trotz einiger Ansätze des neuen, nun so gut

wie allgemein anerkannten Kirchenhauptes, weithin auf der Strekke. Denn die Prälaten, denen es glänzend ging, die in ihren fetten Pfründen schwammen, «stinkende Menschenkadaver» schimpfte sie seinerzeit ein Theologe, hatten, Ausnahmen beiseite, doch gar kein Interesse daran. Gegen das Wort Reform – kein Einwand. Aber gegen die Sache. Je länger die Versammlung dauerte, desto mehr versandete sie. Am Ende des Jahres 1415 klagten die Deutschen, daß alle Mißbräuche, derentwegen man Papst Johann abgesetzt, noch florierten, «und die Synode unterlasse es, sie zu verdammen». Auch im ganzen nächsten Jahr geschah diesbezüglich nichts.

Einem dritten Ziel aber, der causa fidei, der Sache des Glaubens, wurde man wenigstens insofern gerecht, als das ehrwürdige Konzil, das man, so das Handbuch der Kirchengeschichte, «kaum überschätzen» könne «für die Ausbreitung des Humanismus», auch zwei Menschen verbrannte, bedeutende Menschen, bekennende Christen.[35]

6. KAPITEL

JAN HUS UND DIE HUSSITENKRIEGE

«Darum, treuer Christ, suche die Wahrheit, höre die Wahrheit, lerne die Wahrheit, liebe die Wahrheit, sage die Wahrheit, halte die Wahrheit, verteidige die Wahrheit bis zum Tod.»
Jan Hus[1]

«Hus sprach die Not seiner Hörer aus dem gemeinen Volk an und bezog mit aller Brisanz das biblische Nein und Ja auf ihre soziale Situation. Der Widerstand der Opponenten wurde sicher durch diese soziale Komponente der hussitischen Predigt verschärft. Die Nachfolger von Hus – vor allem der revolutionäre Prager Priester Jan Želivský und die Taboriten – entfalteten diese Akzente zu einem revolutionären Programm. Sie gingen dabei in manchem über Hus hinaus: in der Erkenntnis, daß die Wahrheit Gottes verpflichtende soziale Folgen hat, dachten und handelten sie jedoch im Geiste von Hus.»
Jan Milič Lochman[2]

«Erst, da Hus fort war, wurden seine Gedanken eigentlich lebendig.»
Leopold von Ranke[3]

«Am Ende überwuchert das Soldatische oder – als traurige Wirklichkeit richtiger – die Soldateska alles. Unter ihren Schlägen verschärft sich die soziale Ungerechtigkeit, denn es leiden die Ausgebeuteten immer noch mehr als die Ausbeuter. Die Misere der Plünderungskriege, wie sie in dieser Zeit und in den nächsten Jahrhunderten immer mehr in Übung kamen, schuf noch wirksamer jenes Massenelend der Besitz- und Rechtlosen, als es Klassengegensätze je herbeiführen konnten – und das zu beheben die hussitische Bewegung ausgezogen war. Das Ende war ein Trümmerhaufen mitten in Europa, ein Vorgeschmack auf die Massenzerstörungen des Dreißigjährigen Krieges.»
Heinz Rieder[4]

Schon unter Karl IV. waren in Böhmen namhafte Reformprediger aufgetreten, die sich wieder an der Nachfolge des biblischen Jesus orientierten. Ja, der Kaiser selbst, Verfolger doch der deutschen Waldenser im Land, berief den populären österreichischen Augustinerchorherrn Konrad von Waldhausen (Waldhauser), der seit 1350 vor allem in Wien gewirkt, 1363 nach Prag, mit etwa 40000 Einwohnern eine der größten Städte Mitteleuropas. Und auch hier, wo er kaiserlicher Hofkaplan und Pfarrer an der vornehmen Teinkirche wurde, predigte er mit nachhaltigem Erfolg, hatte aber auch außerhalb Prags und Böhmens, im Bistum Salzburg etwa, in Erfurt, großen Zulauf. Waldhauser trat für umfassende Kirchenreformen ein, geißelte den Sittenverfall, den Luxus der Reichen, die Geldgier der Bettelorden, bis man ihm 1368 wegen «Ketzerei» den Prozeß machte, in dessen Verlauf er 1369 starb.[5]

Waldhausers Tätigkeit setzte Jan Milič von Kremsier, sein tschechischer Schüler, fort, er aber, im Unterschied zum Lehrer, tschechisch predigend. Aus mährischem Kleinadel, aus der königlichen Kanzlei in Prag, dem dortigen Domkapitel kommend, gab Milič um 1364 all seine Ämter auf und gründete das «Neue Jerusalem», eine Predigerschule sowie ein Missionshaus für bekehrte Prager Dirnen. Er lebte asketisch, mied Frauen, trug stets dasselbe und badete, wie viele mittelalterliche Mönche, nie. Als stark adventistisch geprägter Bußprediger verkündete er die baldige Ankunft, ja schon die Gegenwart des Antichrist, als den er einmal, mit den Finger auf ihn zeigend, den seiner Homilie lauschenden Kaiser vorstellte. Zeitweilig eingekerkert, predigte er weiter, wurde dreimal an den päpstlichen Hof befohlen, geriet in Rom in die Fänge der Inquisition und bekam in Prag wegen seiner Kirchen-, seiner Klerus-

kritik einen «Ketzer»-Prozeß, während dessen er 1374 in Avignon starb.

Ein Schüler wieder von Milič war der in Paris ausgebildete Prager Titulardomherr und Pönitentiar Matthias von Janov (gest. 1394). Im Unterschied zu Milič, den er verehrte und bewunderte, lebte er nicht arm, suchte den persönlichen Erfolg, betonte aber, wie Milič, das eschatologische Thema. Er forderte, ein zentrales Motiv, den Vorrang des Evangeliums gegenüber allen Kirchensatzungen, die tägliche Laienkommunion, bereitete besonders den Boden für die Rezeption Wyclifs in Böhmen und wirkte auch stark auf die spätere hussitische Bewegung.[6]

Die heftige Reformdebatte herausragender religiöser Nonkonformisten wurde um die Jahrhundertwende durch zahlreiche Prager Theologen intensiviert, die sich eingehend mit der Lehre John Wyclifs (S. 149 f.) auseinandersetzten, der im radikalen Rückgriff auf die Bibel einen armen Klerus forderte, was natürlich die Zustimmung vieler fand. Und aus all diesen, auch sozialkritischen Tendenzen (zu denen später noch ursprünglich nicht gegebene nationale Implikationen kamen, der Auszug der deutschen Magister und Studenten, wenigstens die Hälfte der Universitätsmitglieder, aus der Universität) erwuchs so eine Art Reformbewegung, deren Sprecher der Universitätsmagister und, seit 1402, Rektor des dreitausend Menschen fassenden Predigthauses «Zu den unschuldigen Kindern Bethlehems», Jan Hus, geworden ist.[7]

Ein Reformator entflammt Böhmen

Jan Hus (Johann von Hussinetz) entstammte armen Verhältnissen und hatte auch stets Verständnis für sogenannte einfache Leute, zu seiner Zeit immer noch 90 Prozent der Bevölkerung. Sollte ja auch, so Hus, der Priester arm sein, wie Jesus arm war, dem er nachfolgen müsse.

Um 1370 in Husinec, am Fuß des Böhmerwalds, unweit der Moldauquellen geboren, kam der Bauernsohn etwa 1389 – das Jahr, in

dem man im christlichem Prag an einem Tag 3000 Juden abstach (vgl. VII 12. Kap.) – in die Stadt. Er studierte Philosophie, wurde 1396 Magister artium, trieb seit 1398 Theologie, hielt jetzt auch Vorlesungen, wurde 1400 Priester, 1401 Dekan seiner Fakultät, 1402 Prediger und Rektor der Bethlehemkapelle, in der er ein Jahrzehnt lang jährlich zweihundert Predigten und mehr gehalten haben soll, wurde 1409 Rektor der Universität, die seinerzeit die höchsten Immatrikulationszahlen unter den europäischen Universitäten aufwies. Somit eine glänzende Karriere des Mannes, der an Jan Milič, Matthias von Janov anknüpfte, auch an ihre Überzeugung vom nahen Weltende, der aber besonders dem englischen Reformator folgte, dessen Traktate er (1398) abschrieb, von dem er, damals durchaus üblich, viel übernahm, ohne freilich Epigone Wyclifs zu sein.

An Deutlichkeit ließ es Hus, der allerdings kaum einen Hierarchen namentlich nannte, von früh an nicht fehlen. Unerschrocken ruft er, daß die Päpste viele Tausende bedrücken, daß sie «gewiß lügen, und sie lügen auch ausgiebig», daß sie «sich zu Henkern und Scharfrichtern ausgebildet; einen treuen Christen heißen sie einen Ketzer und verbrennen ihn».

König Wenzel sympathisierte anfangs mit den Reformbestrebungen von Hus, schätzte auch seine nationalböhmische Hochschulpolitik, überhaupt sein glühendes Tschechen- und Slawentum. Die Königin, Sophie von Wittelsbach, hörte manchmal seine Predigten. Der hochadlige Prager Erzbischof Zbyněk Zajic von Hasenburg (1403–1411), beim Amtsantritt auch erst 26 Jahre alt, ermöglichte ihm Synodalpredigten sowie Auftritte vor anderen wichtigen Gremien. Und dem Adel konnte, da Hus die Grundprinzipien der Ständeordnung nicht in Frage stellte, seine harsche Kritik am Reichtum der Priester, an ihrer Habgier, ihrem Luxus, Hochmut, konnte sein Insistieren auf der Säkularisierung der Kirchengüter nur willkommen sein. Auch verfehlte sein Vorwurf, der Klerus kassiere ein Viertel oder ein Drittel aller Einkünfte des Königreichs, kaum die Realität. Im nordöstlichen Böhmen zwar besaß die Kirche um 1400 nur 10 Prozent des Grundeigentums, im Pilsner Raum aber 36,9 Prozent, im Prager Raum 53,6 Prozent, insgesamt mehr als ein Drittel des Bodens.[8]

Hus, einmal «evangelicus doctor» genannt, erinnert immer wie-

der an die Bibel. Etwa an das Wort: «Umsonst habt ihr empfangen, umsonst gebt es auch.» Oder an Matthäus 19,21: «Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe dein Hab und Gut und gib (den Erlös) den Armen ...» Doch wie stand es in Wirklichkeit? Hus sagt es. «Man zahlt für die Beichte, die Messe, für die Sakramente, für den Ablaß, den Segen, das Begräbnis, für Gebete. Auch der allerletzte Heller, den sich ein Großmütterchen in einem Tüchlein versteckt hat, bleibt ihr nicht. Es nimmt ihn aber der diebische Pfarrer ...» Hus brandmarkt die Domherren, die «faulen Meßstecher», die kaum das Ende des Gottesdienstes abwarten können, hinaus in die Wirtshäuser eilen, zu Tanzereien, «wie wilde Tiere» hinter dem Mammon, dem Wucher, der Unzucht, der Völlerei her – «die größten Feinde unseres Herrn Jesu Christi.»

Hus geißelt das profitable Geschäft mit mirakelreichen Reliquien, das «Übel» der Bettelmönche, die «durch vorgebliche Wunder» und «lügenhafte Vorspiegelungen» das Volk ausbeuten, die Erde, aus der Adam gebildet, Stroh aus dem Stall von Bethlehem feilbieten, Eselsmist, Wasser vom Jordan, Manna aus der Wüste, Haare vom Fell des Täufers, vom Bart Jesu, Locken der Jungfrau Maria, ihr Ohrenschmalz, ihre Milch. Oder die Geld scheffeln durch drei blutrote Hostien in Wilsnack (Havelland), wo die Pilger zu Tausenden von Ungarn bis Schweden und Norwegen herströmen, erwiesenermaßen Lug und Trug, «nichts als Täuschung».

Hus agitiert wider die Bischöfe, Prälaten, «die Teufelsherrn» und ihre großen Güter. «Mögen sie doch nachweisen, wo Christus der Herr sie zu Besitz und Herrschaft über dieses Gut berufen hat!» Ist aber «bei einer Kirche kein Gut, so findet man auch keinen Pfaffen».

Gerade die Kritik am weltlichen Besitz, an den Herrschaftsrechten der Kirche mißfällt dem Erzbischof begreiflicherweise. Und ebenso mißfällt ihm die zunehmende Vorliebe für John Wyclif. 1406 verbietet er dessen Lehre. 1408 – das Jahr, in dem der erste bezeugte Angriff auf Hus erfolgt, und zwar durch den Prager Pfarrklerus, der sich ganz offensichtlich in seiner materiellen Existenz durch Hus bedroht sieht – 1408 befiehlt der Erzbischof die Abgabe von Wyclifs Schriften und läßt sie am 16. Juli 1410 im erzbischöflichen Hof im Beisein vieler Priester, entgegen einem königlichen Aufschubbe-

fehl, verbrennen. Man sang ein Tedeum dazu, und alle Glocken läuteten wie für Verstorbene. Zwei Tage später wurde Hus samt Genossen gebannt, exkommuniziert auch jeder, der Wyclifs Werke nicht abgeliefert.

Doch riß man sich nach dem Vernichtungsakt erst recht darum. Peitschte im übrigen Hus-Anhänger in einem Gewölbe des erzbischöflichen Hofes, mißhandelte aber auch Hus-Gegner. Noch in den Kirchen kam es zu fatalen Szenen. Mit gezückten Schwertern stürzte man auf einen Prediger, und Kleriker flohen dutzendweise, sogar mitten in der Messe, von den Altären, wie einmal der Erzbischof selbst mit vierzig Priestern.

In Verkennung der Lage appellierte der überhaupt von Optimismus erfüllte Hus wegen Bücherverbrennung und Predigtverbot an den Papst. Und hatte schon Innozenz VII. 1405 das Einschreiten gegen die Verbreitung von Wyclifs Lehre in Böhmen gefordert, so empfahl nun Johann XXIII. (der den Husprozeß in verschiedene Hände legte, auch in seine eigenen) durch den Kardinal Oddo Colonna weiteres Vorgehen des Erzbischofs in Prag, notfalls mit Hilfe des weltlichen Arms, was Gewaltanwendung hieß; andernfalls werde er selbst mit Exkommunikation bedroht.

Der Metropolit aber, ein folgsamer Diener seines Herrn, wiederholte und verschärfte bald Hussens Exkommunikation. Und dies nebst weiterem verschärfte wieder die Situation in der Stadt, die Wirren steigerten sich. Doch Hus, der, anders als sein Freund Hieronymus, nie zu den Radikalen zählte, der Sätze Wyclifs nicht selten abgeschwächt, der die bestehende Gesellschaftsordnung, wie ja auch Wyclif, grundsätzlich akzeptiert hat, wollte keine Zwangsmaßnahmen, keine Revolution. Und hatte der König schon vordem seine Bereitschaft erklärt, Anhänger der wyclifitischen «Ketzerei» verbrennen zu lassen, suchte Hus den Konflikt zu vermeiden.

Bereits früher war er auf keinen Konfrontationskurs aus, hatte er sich als gehorsamer Sohn demütig dem Erzbischof unterworfen, seiner Unterweisung, seinem Tadel, seinem Schutz, hatte er in einer Universitätsrede wohl 1409 betont, Wyclif als Gelehrten zu betrachten, dessen Bücher er wie andere studiert und viel Gutes daraus gelernt habe. «Aber für Glaubenswahrheit halte er nicht, was ein Ge-

lehrter schreibe. Glaubenswahrheit biete nur die Heilige Schrift. Er ermunterte die Studierenden zum Studium der Schriften Wiclifs; was sie in ihnen noch nicht verstünden, sollten sie zurückstellen für später; Ansichten, die dem Glauben zuwider seien – solche fänden sich bei Wiclif –, sollten sie weder verteidigen noch annehmen. Sie hätten sich dem Glauben zu unterwerfen.»[10]

Aber bald stieß Hus auf ein neues schweres Ärgernis, das ihm der Papst selber gab.

Im Kampf gegen König Ladislaus von Neapel hatte Johann XXIII. am 9. September 1411 eine Kreuzzugsbulle erlassen und darin nicht nur den Kriegern, nicht nur jenen, die auf eigene Kosten kämpften, den Sündennachlaß (venia peccatorum) versprochen, sondern sogar allen, die für den Kreuzzug bloß zahlten. Vielleicht hatte gerade dies Hus provoziert, der einst selbst sein letztes Geld für die Gewinnung eines Ablasses ausgegeben, nun freilich schon längst und grundsätzlich gegen die Ablässe, die gesamte kirchliche Ablaßlehre, aufgetreten war und in einer Predigt sich mokierte, weil Paulus den Korinthern bei seiner Almosensammlung für die Jerusalemer Heiligen keine Ablässe bewilligt habe.

Als man im Mai 1412 in Prag Kreuzzug und Kreuzzugsablässe feierlich verkündete, wurden in drei großen Kirchen, darunter im Dom neben dem Veitsaltar, drei Truhen aufgestellt, in die man gleich das Geld für den Ablaßkauf warf. «Jetzt ist den Völkern die höchste Gnade geworden! Jetzt steht der Himmel offen!» posaunten die päpstlichen Geldeintreiber aus, «die geldgierigen Lehrer des Antichrist», vom «Mammonsteufel» inspiriert. Denn ein Blinder, donnerte Hus, könne mit Händen greifen, daß es dem Papst nur um's Geld gehe, erwähne er doch das Gebet dabei mit keiner Silbe; ganz beiseite, daß weder er noch die Priester wüßten, ob die Menschen, die den Ablaß kauften, wirklich bußfertig seien. Eine «Schande», rief Hus, warf dem Papst «sträfliche Vermessenheit» vor, «schändlichste Simonie», und die Leute sangen Spottverse, schmissen Scherben, Knochen und verfaulte Fische in die Ablaßtruhen.

Auch fand sich im Juni auf dem Hradschin in einem solchen Kasten ein Zettel mit vehementen Attacken gegen die «Anhänger des Belial und des Mammon», gegen den Papst, den «Antichrist», nebst

dem Schlußsatz: «Man muß dem wahrhaftigen Magister Hus mehr glauben, als dem Prälaten, der betrügerischen Menge oder den Konkubinariern und Simonisten.» Hieronymus von Prag aber, im Unterschied zu Hus berüchtigt für spektakuläre Aktionen, ließ stadtbekannte Nutten, Kopien der Papstbulle um den Hals, durch die Straßen fahren und die Urkunden dann auf dem Viehmarkt (heute Karlsplatz) verbrennen.

Gewiß erregte es Hus auch, vielleicht sogar mehr, daß der Stellvertreter Christi zum Blutvergießen aufrief, daß er nicht, wie Hus äußert, das Pauluswort beherzige, «Mein ist die Rache, ich werde vergelten» (Röm. 12,19), daß sich seine Bulle auch noch gegen Christen richtete, wobei Johann XXIII. den neapolitanischen König freilich mit allen apostolischen Zungenschlägen als blasphemischen, schismatischen, häretischen und meineidigen Majestätsverbrecher abkanzelt.[11]

Mit seiner Attacke auf Johann aber, den regierenden Papst, hatte sich Hus offensichtlich übernommen. Gerade noch dominierende Instanz der böhmischen Reformer, sah er sich auf einmal, Studenten und Teile des Volkes ausgenommen, ziemlich isoliert, selbst von Freunden verlassen. Die theologische Fakultät stand gegen ihn, auch der größte Teil des Pfarrklerus, ebenso das Domkapitel und der Erzbischof – seit dem Tod Zbyněks von Hasenburg im Herbst 1411 der Deutschmährer Albich, obwohl dieser, vor kurzem noch verheiratet, mit Theologie nichts am Doktorhut hatte. Er war Doktor der Rechte und ein hervorragender Medizinwissenschaftler, auch Leibarzt Wenzels, der ihn als Erzbischof gewünscht, weshalb man den Papst mit 3600 Goldfloren bestochen. Doch wenig angezogen von den Prager Querelen und theologisch überfordert, wich der neue Kirchenfürst rasch in die Propstei Vyšehrad, den südlichen Stadtteil, aus, später nach Mähren und Breslau.

König Wenzel, infolge der allgemeinen Anerkennung Sigismunds als römisch-deutscher König zur Protektion der Prager Reformbewegung politisch nicht weiter motiviert, begünstigte nun nicht mehr Hus; mit ihm erfolgte seinerzeit der Bruch, dann die offene Feindschaft. Wenzel hielt es lieber mit Papst Johann, der ihn als römischen König anerkannt hatte und vielleicht für eine Kaiserkrönung

noch vonnöten war. Animierte Wenzel doch selbst den polnischen Monarchen zur Förderung der päpstlichen Ablaßprofite und verbot um diese Zeit Schmähungen Johanns und Proteste gegen seine Bullen bei Todesstrafe. Als es zu Hinrichtungen kam, soll er geäußert haben: «Und wenn es tausend solche wären, geschehe ihnen wie jenen.»

Es gab Übergriffe auf beiden Seiten, darunter den Sturm eines schwerbewaffneten Haufens, meist Deutsche, auf die Bethlehemkapelle, wo Hus unentwegt wider den päpstlichen Ablaß wetterte und er, wie er meinte, getötet worden wäre, hätte ihn sein Anhang nicht geschützt.

Ein paar «der lautesten Schreier», wie Protestant Albert Hauck formuliert, drei junge Prager Handwerker, Martin Kridelko, Jan Hudec und Stašek Polak, die gegen die «verlogenen und falschen Ablässe» besonders eiferten, «Du lügst, Priester!» bei der Ablaßverkündigung schrien, «Es ist alles Betrug!», wurden am 11. Juli hingerichtet, strikt entgegen den Abwiegelungen der Ratsherren, derzeit lauter Deutsche, wie es in einer Quelle heißt, «und auch die Bewaffneten bestanden nur aus Deutschen». Sie wurden hingerichtet, obwohl man Hus, der ihre Verurteilung ungerecht nannte, sich selbst beschuldigte – «*Ich* habe geraten, sich dem Ablaß zu widersetzen. *Ich* habe es getan!» –, versprochen, kein Blut zu vergießen. Schon wenige Stunden später hat man die drei, noch bevor man wegen des großen Menschenauflaufs zur Richtstätte gekommen war, unterwegs geköpft.

Obwohl Hus aber auch jetzt nicht völlig mit der Hierarchie zu brechen suchte, sich sogar zurückzog, still verhielt, jedenfalls nach der Liquidierung der drei bald als «Märtyrer» gefeierten Männer, schwoll ihm doch immer wieder der Kamm, erklärte er seine Widersacher zu Komplizen des Antichrist, schimpfte er den Papst samt Magistern, Doktoren und Juristen die Mitarbeiter «dieser abscheulichen Bestie», «die größten Feinde Christi», könnte doch auf Petri Stuhl auch «der Satan mit zwölf Teufeln» sitzen.[12]

Im Juli hatte die Kurie, da der Prager Papstanhang «nicht mit Geld gespart» (Renate Riemeck), abermals den Kirchenbann über den «Ketzer» verhängt, im Oktober die Bannsentenz verschärft,

wobei die Ausführung all der Verbote und Drohungen die gänzliche Ausstoßung des Gebannten aus jeder menschlichen Gemeinschaft bedeutete: «Niemand dürfe, unter Androhung des Interdikts an jedem Ort des Aufenthalts, Hus Speise oder Trank reichen, mit ihm sprechen, mit ihm Käufe oder Verkäufe tätigen, ihm Nachtlager, Feuer oder Wasser anbieten. Alle Zuwiderhandelnden würden mit dem gleichen Bann bedroht. Wenn Hus oder seine Anhänger nicht innerhalb von weiteren 12 Tagen die Absolution erlangen sollten, würde das Interdikt, das Verbot sämtlicher kirchlicher Handlungen, in allen Städten, Dörfern und Burgen ausgerufen, in welchen sich Hus aufhalte ...»[13]

Der Papst befiehlt überdies, die Anhänger des «Ketzers» aus «ihrer Höhle», der Bethlehemskapelle, zu vertreiben und den Ort der «Ketzerei» unverzüglich niederzureißen.

Hus ist unschlüssig. Er denkt nicht nur an sich, vielleicht nicht einmal in erster Linie. Er fürchtet auch die Folgen des Interdikts für seine Gläubigen. «Ich weiß nicht, was ich tun soll», bekennt er ratlos und hält sich von Oktober bis Dezember 1412 außerhalb von Prag auf, verbreitet aber seine Reformvorstellungen weiter, insgeheim begünstigt durch den neuen Erzbischof Konrad von Vechta, der «hinkende Deutsche» genannt, der dann sogar zu den Hussiten übertritt. Hus kommt wieder nach Prag, verschwindet, er kommt und geht, bis er von Anfang Juli 1413 bis zu seiner Reise nach Konstanz, länger als ein Jahr, ununterbrochen unter dem Schutz einiger Adliger in Südböhmen lebt und arbeitet – «Ich predige in Städten, unter Burgen, auf dem Feld und im Wald» –, während er auf der kleinen Ziegenburg (Kozi hrádek) wohnt, dann bei einer adligen Witwe Anna von Mochov, von einem Husgegner 1418 die «eifrigste Hussitin in ganz Böhmen» genannt, von Hus selbst merkwürdigerweise in seiner Korrespondenz niemals erwähnt. (Fast fühlt man sich etwas an die Flucht [356] von Kirchenlehrer Athanasius erinnert und seinen allerdings langjährigen Unterschlupf bei einer zwanzigjährigen Schönheit: I 385 ff!)[14]

Die katholische Kirche verbrennt Jan Hus

Inzwischen bereitete man das Konzil von Konstanz vor, und König Sigismund, der «Konzilskaiser», wünschte dringend die Teilnahme von Jan Hus, um derart die Religionswirren in Böhmen zu beenden und das Land vom Häresieverdacht zu befreien.

Gleich mehrmals ließ Sigismund Hus auffordern, nach Konstanz zu kommen, im Frühjahr 1414 durch die beiden tschechischen Ritter Jan von Chlum und Wenzel von Dubá, rührige Hus-Anhänger, dann durch Heinrich Leffl, einen mit den Reformern sympathisierenden Vertrauensmann König Wenzels. Ja, ein dritter Gesandter Sigismunds, Nikolaus von Jemniště, verhandelte mit Hus, berichtete vom guten Willen seines Herrn, «die Sache zu einem löblichen Ende zu bringen». Und als endlich noch ein Brief des Königlichen Notars Michael von Priest vom 8. Oktober Hus des Herrschers «lebhafte Freude über seine Entscheidung, nach Konstanz zu kommen», mitteilte, auch einen königlichen Geleitbrief zu schicken versprach samt einem Vertreter des Königs als königlichem Reisebegleiter «zur größeren Sicherheit», da erreichte der Brief den Adressaten gar nicht mehr, da war Hus mit Sigismunds Rittern Chlum und Dubá schon seit dem 11. Oktober unterwegs, mit über dreißig Pferden und zwei Wagen. Schließlich stimmten beide Könige, der römische wie der böhmische, darin überein, daß Hus, sollte das Konzil seine Lehre verurteilen und er sich nicht unterwerfen, unversehrt heimkehren könne. Endlich garantierte auch der Geleitbrief Sigismunds, der den «verehrten Magister Johannes Hus» unter seines und des heiligen Reiches Schutz und Schirm stellte, Hussens freie Rückkehr.

Am 3. November 1414 erreichte Hus Konstanz, zwei Tage darauf eröffnete Papst Johann XXIII. das Konzil.

Der Heilige Vater aber, der Hus zuvor gebannt und verurteilt hatte, versicherte ihn bei der Ankunft seines persönlichen Schutzes, betonte, ihn nicht zu behindern, in keiner Weise, selbst, wie er sagte, «wenn er meinen eigenen Bruder getötet hätte» – und ließ ihn noch im selben Monat verhaften. Und der König, der ihn immer wieder nach Konstanz geladen und nun, von dem Geleitbruch, der Gefan-

gennahme Hussens unterrichtet, drohte, er werde ihn befreien, müsse er auch persönlich die Türen des Kerkers aufbrechen, der riet Hus alsbald, sich «total in die Gnade des heiligen Konzils zu ergeben», bußfertig, nicht hartnäckig zu sein, sonst wüßten die Konzilsväter recht gut, was sie mit ihm machen müßten. Ja, er setzte hinzu: «Ich habe ihnen gesagt, ich will keinen Häretiker verteidigen, im Gegenteil, einen hartnäckigen Ketzer würde ich selbst anzünden und verbrennen!»[15]

Noch Ende November wurde Hus unter dem gänzlich aus der Luft gegriffenen Vorwand, er habe, in einem Heuwagen versteckt, aus Konstanz zu fliehen versucht, eingesperrt, wurde er mundtot gemacht, war aber weder angehört noch überführt, noch verurteilt worden, vom Freien Geleit zu schweigen. Zunächst kam er kurz in die Wohnung eines dortigen Domherrn, dann in das Dominikanerkloster (einst von Heinrich Seuse bewohnt) auf der Insel vor der Stadt, wo er in einer Zelle direkt neben der Kloake steckte (in quodam carcere iuxta latrinas). Danach brachte ihn der Konstanzer Bischof in seine Burg Gottlieben, in einen kalten engen Raum im obersten Geschoß des Turmes. Dort lag Hus untertags gefesselt, nachts mit einer eisernen Handschelle in einem Holzkäfig angekettet und ständig von drei Bewaffneten bewacht. Wiederholt erkrankte der durch ein altes Leber- und Gallenleiden Geschlagene schwer. Er bekam Kopf- und Steinschmerzen, Erstickungsanfälle, hohes Fieber, erbrach Blut. Man befürchtete schon das Schlimmste; doch die päpstlichen Leibärzte sorgten dafür, daß der Gefangene, wie es hieß, «nicht auf so gewöhnliche Weise ums Leben käme».[16]

Längst hatte die Konzilsarbeit begonnen. Zunächst die so wichtige hinter den Kulissen; vor allem durch einige aus Böhmen herbeigeeilte Gegner, wie durch den päpstlichen Prokurator Michael de Causis, durch Johann «den Eisernen», den Haudegen und Bischof von Leitomyšl, sowie den Theologen Stefan Páleč, früher einer von Hus' engsten Freunden, seit etwa 1412 einer seiner ärgsten Feinde, auch Autor eines «Antihus». Páleč vergoß Tränen im Kerker des Ex-Gefährten – und schickte ihn dann auf den Scheiterhaufen.

Man operierte mit Arglist, mit Sophistereien, durch Spitzel, Aus-

horcher, Inquisitoren, Sonderverhöre. Man beeinflußte einzelne, Kardinäle, Bischöfe, einzelne Theologen und Mönche. Man streute Gerüchte aus, Falschmeldungen, fälschte gelegentlich öffentliche Anschläge, fälschte Hussens Korrespondenz, fälschte die Bibel. Man fing auch seine Post ab und verwendete sie gegen ihn. Und man arbeitete mit Bestechungen. Vor Hussens Kerker erklärte Michael de Causis: «Mit Gottes Hilfe werden wir diesen Ketzer schnell verbrennen, viele Florenen habe ich schon seinetwegen ausgegeben.»

Andererseits hatte noch im Spätsommer 1414 der Päpstliche Inquisitor in Prag, Bischof Nicolaus Condemone, in Gegenwart mehrerer böhmischer Adliger und eines Notars, der dies beglaubigte, erklärt: «Mit dem Magister Hus bin ich oft und viel zusammengewesen, habe mit ihm gegessen und getrunken, seine Predigten gehört und viele Unterredungen über die Heilige Schrift mit ihm gehabt, aber niemals eine Ketzerei bei ihm wahrgenommen; vielmehr habe ich ihn als einen rechtschaffenen und katholischen Mann erkannt und nichts Irriges bei ihm bemerkt. Bis zur Stunde hat ihm noch niemand eine Ketzerei nachgewiesen; auch hat das niemand versucht, als er erst vor einigen Tagen bei der Kirchenversammlung im erzbischöflichen Palast durch öffentliche Maueranschläge dazu aufgefordert hatte.» Und ähnliches sagte seinerzeit der Prager Erzbischof Konrad von Vechta auf einer Priesterversammlung.[17]

Unerschütterlich stand in dieser finsteren, verheuchelten Konzilswelt der böhmische Adlige Johannes von Chlum zu Hus, wenn auch alles, was er tat, hintertrieben und nicht wirksam wurde. Doch gelangten auch zwei tschechisch geschriebene Protestbriefe des mährischen Adels an den König sowie, gleichfalls an diesen und gleichfalls auf tschechisch, das feierliche Memorandum einer großen Versammlung von Baronen, Rittern, Edelleuten am 12. Mai in Prag, versehen mit nicht weniger als 250 Siegeln der böhmisch-mährischen Aristokratie, die empört ist über die Einkerkerung des Magisters gegen Wahrheit und Recht. Schuldlos sei er verleumdet worden, mit ihm aber auch Böhmen und die «tschechische Zunge». Und jetzt, heißt es, ist er «in deiner Macht und in deiner Stadt gefangen, obwohl er deine Versprechen und Geleitbriefe hat!»

Doch der König fürchtete die Kardinäle und hatte sich längst,

falls nicht von Anfang an, gegen Hus entschieden, hatte sich opportunistisch auf die Seite der großen Mehrheit geschlagen. Ebenso klug wie berechnend, ebenso unzuverlässig wie ehrgeizig, wollte Sigismund Retter der Kirche und der ganzen Christenheit sein. Und er wollte Böhmen nicht als «Ketze»-Winkel gebrandmarkt sehen. So gab er Hus preis, zumal man, wie Eberhard Dracher, ein Augenzeuge, berichtet, so lange auf ihn eingeredet hatte, «daß er einem der Ketzerei Verdächtigen sein Wort zu halten nicht verpflichtet sei, bis er es selber glaubte» – «und do er iren ernst hertt, do ließ er es gut sin» und sich durch die «Sache Hus und andere Kleinigkeiten» nicht irritieren.

An Neujahr 1415 gestattete er den Kardinälen in aller Form, mit Hus nach eigenem Ermessen zu verfahren. Er kapitulierte vollständig vor den zu Tausenden versammelten Pfaffen. Er wollte, daß Hus abschwöre oder das Verhängnis seinen Lauf nehme, der Häretiker verbrannt werde. Bereits eine seiner Ketzereien, äußerte er, reiche dazu. Ja, er forderte die Kardinäle auf, Hus zu mißtrauen, selbst wenn er widerriefe. Nach Böhmen zurückgekehrt, würde sich seine Lehre auch über Polen und andere Länder verbreiten.

Viel zu spät erkannte Hus, vor dem Freien Geleit des Königs schon in Böhmen dringend gewarnt, in seinem, wie er lange meinte, «gütigen Wohltäter und starken Beschützer», den Gegner. Er erinnerte sich nun eines Königsboten, des Herrn Mikeš Divoky, der ihm einst auf Burg Krakovec in Sigismunds Namen sicheres Geleit und ein gutes Ende versprochen, doch dem Auftrag Sigismunds selbst mißtrauend von sich aus hinzugefügt: «Wisse für gewiß, Magister, daß du verdammt werden wirst!» Zu spät erkannte er, «daß Mikeš die Absichten des Königs nur zu gut durchschaut hatte». Ja, er glaubte schließlich, der Herrscher habe ihn von Anfang an getäuscht. «Ich nehme an», schreibt er an Chlum und Dubá, «dies ist mein letzter Brief an Euch, weil ich morgen in Hoffnung auf Jesus Christus durch einen schrecklichen Tod von meinen Sünden gereinigt werde. Was mir in dieser Nacht geschah, kann ich nicht schreiben. Sigmund hat alles in betrügerischer Absicht getan.»[18]

Schon längst hatte auch die offizielle Konzilsregie, zumal eine neunzehnköpfige Untersuchungskommission, lauter erklärte Hus-

Feinde, ihr Opfer erfaßt. Doch im Grunde war Hus seit seinem Erscheinen in der Bodenseestadt ein toter Mann, zumindest einer, den man bei Widerruf in irgendeinem Klosterkerker lebenslang würde kaputtgehen lassen.

Nachdem man John Wyclif am 4. Mai 1415 «auf ewig verdammt» und seine Gebeine auszugraben und an einem ungeweihten Ort wie Unrat wegzuwerfen befohlen hatte, begannen Anfang Juni die öffentlichen Verhöre von Hus, eine reine Formsache, wobei man oft skandalös mit ihm umging: zu vielen auf ihn einbrüllte, ihn kaum zu Wort kommen ließ, ihn mit höhnischen Ausfällen überschüttete, ihm Fangfragen stellte, ihn auslachte, auspfiff, anspie, ihn mit Verwünschungen, Schmähungen überschüttete, ihn Reptil und geile Natter schimpfte, schlimmer als einen Sodomiten, Türken, Juden, als Kain und Judas, indem man seine Gewissensnöte komisch fand oder seine Gedankengänge gar nicht aufgriff. Man befragte Zeugen, fast durchweg Gegner, an einem einzigen Tag 15, die ihn alle beschuldigten. Man erzwang Aussagen wider ihn. Man gestand ihm keinen Verteidiger zu, da «einem der Ketzerei Verdächtigen» kein Rechtsschutz gebühre. Man unterstellte ihm Aussagen, die er gar nicht gemacht, Lehrsätze, die er nie vertreten, die man verfälscht hatte, ja man bezichtigte ihn sogar, sich als vierte Person Gottes ausgegeben zu haben.

Kurz, Hus mochte sich verhalten, wie er wollte, man kehrte es immer gegen ihn. Schrie man ihn von allen Seiten nieder, so daß er nicht klar antworten konnte, nannte man ihn verwirrt. Setzte er sich genau auseinander, sagte man ihm Rabulistik nach und wollte nur ja oder nein von ihm hören. Schwieg er ganz, sah man darin eine Zustimmung zu Irrtümern. Und argumentierte er mit Hilfe der Kirchenväter, fand man das abwegig und rief ihn zur Sache. «Gebt mir zwei Zeilen eines beliebigen Autors», brüstete sich nicht ohne Grund ein mittelalterlicher Inquisitor, «und ich beweise, daß er ein Häretiker ist und verbrenne ihn.» «Ich hatte gedacht», hielt Hus einmal ruhig der Konzilsmeute entgegen, «auf diesem Konzil mehr Anstand und Ordnung zu finden!» Und berichtete den Prager Freunden: «Sie schrieen alle gegen mich, wie die Juden gegen Jesus.»

Man zieh Hus häufig der Verstocktheit, schalt ihn einen hartnäk-

kigen «Ketzer». Doch wiederholte er immer wieder seine Bereitschaft zur Korrektur, bot er oft dem Konzil seinen Widerruf, seinen demütigen Widerruf an, wenn es ihn eines Irrtums überführe, eines Besseren belehre, ihn aus der Bibel, den Kirchenvätern widerlege.

Noch kurz vor seinem Ende, am 5. Juli, erklärte er einer offiziellen Delegation, darunter zwei der prominentesten Kardinäle, d'Ailly und Zabarella, erschöpft und ausgemergelt, schon vom Tod gezeichnet: «... wenn ich mir bewußt wäre, etwas gegen das Gesetz Christi und seine wahre Kirche geschrieben oder gepredigt zu haben, so würde ich – Gott ist mein Zeuge – in Demut widerrufen. Ich verlange doch nur, daß man mir bessere und annehmbarere Beweise aus der Schrift zeige, als die ich geschrieben und gelehrt habe, – dann werde ich bereitwillig widerrufen!» Und als ihn einer der Bischöfe anfuhr: «Willst du klüger sein als das ganze Konzil?», antwortete Hus: «Ich will nicht weiser sein als das Konzil ... Gebt mir, ich bitte euch, den Geringsten aus dieser Kirchenversammlung, daß er mich eines Besseren aus der Schrift belehre, und ich will alles tun, was das Konzil von mir verlangt!»

Aber sollte er wider sein Gewissen handeln, abschwören, was er nie gesagt, das Konzil belügen? Doch genau das wünschte man, wollte ihn beugen, demütigen, wollte seinen totalen Widerruf, wollte sein Lebenswerk, die ganze gefährliche Bewegung Böhmens treffen, vernichten, «das Konzil wollte die Lüge, es nahm die Taktik der Schauprozesse des zwanzigsten Jahrhunderts vorweg: Es verlangte ein umfassendes Schuldbekenntnis auch dort, wo keine Schuld gefunden oder bewiesen worden war» (Rieder).[19]

Nur zu begreiflich, daß Hus in Konstanz, den Tod vor Augen, besonders achtsam, überlegt taktierte, daß er, was wunder, große Vorsicht walten ließ, daß er «Versuchungen» ausgesetzt war, er Angst hatte, vielleicht doch abzuschwören, doch seine Glaubwürdigkeit zu verlieren, daß er auch Schwächen zeigte, Furcht, daß er manches vordem Vertretene zu entschärfen, einzuschränken suchte, daß er manchmal nicht sehr konkret replizierte, auswich, einiges gar abstritt, wenn es auch wohl zu weit geht, behauptet der Gesandte der Kölner Universität von einem Besuch bei Hus: «Niemals sah ich einen so dreisten und das Recht verdrehenden Kerl, der so vorsich-

tig zu antworten und die Wahrheit zu verbergen wußte.» In allem Wesentlichen, Entscheidenden, in allem, was seinen moralischen Rigorismus, seine unerschrockene Kirchenkritik, seine Hochschätzung Wyclifs betraf, erwies sich Hus als unerschütterlich. Immer und immer wieder aufgefordert abzuschwören, immer und immer wieder durch Drohungen und Verlockungen zum freiwilligen Widerruf gedrängt – er blieb standhaft.[20]

So kam Samstag, der 6. Juli 1415, der letzte Akt des blutigen Theaters. Alles, was Rang und Namen hatte, feierte schon am frühen Morgen im Münster die hl. Messe, von der Hus, gefesselt und von Schwerbewaffneten umringt in der Vorhalle, ausgeschlossen war. Der Erzbischof von Gnesen sang das Evangelium nach Matthäus 7,15: «Hütet euch vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, im Inneren aber räuberische Wölfe sind ...». Der Bischof von Lodi hielt die Predigt nach dem Pauluswort: «Der sündige Leib soll zerstört werden» und appellierte an den König, unter der Krone und mit all seinen Insignien präsent, die «Ketzerei» auszurotten, «vor allem aber diesen verstockten Ketzer da, durch dessen Bosheit so manche Gegenden der Erde von ketzerischer Pest angesteckt sind und zugrunde gerichtet werden ...»

Hus, inzwischen hereingeholt, war aufs Knie gesunken und betete.

Dann verlas man die Anklagepunkte und die vielen falschen, längst entkräfteten Zeugenaussagen, wobei ein «Dekret des Schweigens» bestand. Doch Hus, seine letzte Gelegenheit nützend, die Öffentlichkeit zu informieren, seine Rechtgläubigkeit zu bekunden, rief immer wieder mit lauter Stimme seine Proteste und Berichtigungen dazwischen, bis man den Bütteln befahl, ihn gewaltsam zur Ruhe zu bringen, so daß er mit zum Himmel erhobenen Händen eindringlich bat: «Hört mich doch, um Gottes willen, hört mich, damit wenigstens die hier Versammelten nicht alle glauben, daß ich Irrlehren behauptet habe! Hernach mögt ihr mit mir machen, was euch gefällt!»

Als man ihn wieder bezichtigte, sich als vierte Person der Gottheit bezeichnet zu haben, wollte er, natürlich vergeblich, den Namen des Zeugen hören und bekannte seinen katholischen Glauben.

Und als man ihm seine Mißachtung des Banns vorhielt, erklärte er, dreimal an den Papst geschickt zu haben, um seine Sache zu verteidigen oder sich eines Besseren belehren zu lassen. Da ihm dies verwehrt geblieben, sei er «aus freiem Entschluß auf dieses Konzil gekommen, nachdem mir der König, der hier anwesend ist, sicheres Geleit versprochen hatte, das mich gegen jegliche Gewalt schützen sollte» – wobei Hus den Herrscher ansah, «the playboy ruler of the Holy Roman Empire», über dessen Gesicht, so Augenzeuge Mladeniviç, «eine Schamröte flog», ohne Zweifel «the saddest figure in this drama» (Molnar).

Eine traurige Figur macht noch heute der katholische Kirchenhistoriker Brandmüller, der schreibt: «Zum guten Schluß (!) versuchte das Konzil, dem Angeklagten den Widerruf so leicht, wie es nur anging zu machen ...»

Nach Verlesung des Urteils, mit dem die «heilige Synode» einen «hartnäckigen, unverbesserlichen und nicht zum Abschwören seiner Irrlehren bereiten Menschen» richtete, einen wahren und offenbaren «Ketzer», der «verdammte Irrtümer und viel Anstößiges, Verwegenes und Aufrührerisches gelehrt und öffentlich gepredigt hat», sank Hus aufs Knie und rief: «Herr Jesus Christus, ich bitte dich, verzeih allen meinen Feinden wegen deines großen Erbarmens; du weißt, sie haben mich fälschlich angeklagt, falsche Zeugen vorgeführt und falsche Artikel gegen mich aufgestellt! Verzeih ihnen deiner unermeßlichen Gnade wegen.» Viele Bischöfe lachten; der königliche Rat Graf Schlick aber verließ erregt und mit der lauten Erklärung das Münster, er könne bei solch ungerechter Verurteilung guten Gewissens nicht zugegen sein.

Nun wurde Hus feierlich degradiert. Auf einem Podest inmitten des Kirchenschiffs stehend und mit dem ganzen Pfaffenornat bekleidet, rissen ihm – da er einmal mehr das Abschwören verweigerte, um «nicht Gott», wie er unter Tränen sagte, «ins Gesicht lügen und gegen mein Gewissen verstoßen» zu müssen – sieben ihn schmähende und verfluchende Bischöfe Stück für Stück der Gewänder ab, verstümmelten seine Tonsur und übergaben ihn dem «weltlichen Arm», nicht ohne daß sie ihm noch die mit «drey grewlich Teuffel» geschmückte Papiermütze des «Ketzers» aufgedrückt, «gar nahe eines

ellenbogens hoch», und verkündet hatten: «Wir übergeben deine Seele dem Teufel.»[21]

Hus wurde fortgeführt, vorbei an seinen brennenden Büchern, durch eine riesige, den Weg säumende Menschenmenge. Beim Anblick des Scheiterhaufens fiel er auf seine Knie und betete laut: «Jesus Christus, Sohn des lebendigen Gottes, der du für uns gelitten hast, erbarm dich meiner.» Doch als er an Ort und Stelle deutsch predigen wollte, wurde es verhindert. Auch die drei, die böhmischen Reformprinzipien zusammenfassenden Reden, die Hus für Konstanz ausgearbeitet hatte, durfte er nie halten.

Man band ihn jetzt mit nassen Stricken an einen Pfahl und schichtete Holz und Stroh rings um ihn bis an sein Kinn. «Dann», so Augenzeuge Peter von Mladenoviç, «zündeten die Henker den Magister an. Er sang darauf mit lauter Stimme zuerst: ‹Christus, Sohn des lebendigen Gottes, erbarm dich meiner›; zum zweitenmal: ‹Christus, Sohn des lebendigen Gottes, erbarm dich meiner!› Und beim drittenmal: ‹Der du geboren bist aus Maria, der Jungfrau.› Und als er zum drittenmal begonnen hatte zu singen, schlug ihm alsbald der Wind die Flammen ins Gesicht, und also in sich betend und Lippen und Haupt bewegend, verschied er im Herrn. Im Augenblick der Stille aber, bevor er verschied, schien er sich zu bewegen, und zwar so lange, als man zwei oder höchstens drei Vaterunser schnell sprechen kann. Als das Holz der genannten Bündel und Taue verbrannt war und immer noch eine Körpermasse dastand, die an der genannten Kette um den Hals hing, stießen darauf die Henker die genannte Masse zusammen mit der Säule zu Boden, belebten das Feuer weiter und zwar mit einer dritten Holzfuhre und verbrannten die Masse vollständig ... Da sie aber unter den inneren Organen sein Herz gefunden hatten, spitzten sie eine Stange nach Art eines Spießes an und befestigten am Ende das Herz, brannten es besonders und schüttelten es beim Verbrennen mit Stangen und machten schließlich jene ganze Masse zu Asche. Und auf Geheiß der genannten Herren, des (Pfalzgrafen) und des Marschalls, warfen die Henker sein Hemd zusammen mit den Schuhen ins Feuer und sagten dabei: ‹Damit das die Böhmen nicht etwa wie Reliquien halten ...› Und so luden sie ... alles auf einen Wagen und versenkten es im nahen Rheinfluß.»

Nach dem Konstanzer Chronisten Ulrich Richental «nahm ihn der Henker und band ihn mit der Kleidung und mit allem an ein aufrechtes Brett, stellte ihm einen Schemel unter die Füße, legte Holz und Stroh um ihn, schüttete ein wenig Pech hinein und zündete es an. Da fing er zu schreien an und war bald verbrannt. Und da er verbrannt war, blieb die Inful (Ketzermütze) ganz. Da zerstieß sie der Henker, da verbrannte sie auch und es entstand ein übler Geruch; denn der Kardinal Pankratius hatte ein Maultier gehabt, das war an dieser Stelle gestorben und vergraben worden, von der Hitze öffnete sich das Erdreich, aus dem der Gestank herauskam.»

So konnte die Menge, gute Regie, noch etwas vom Hautgout des Teufels mitbekommen.

Die Konzilsväter feierten am nächsten Tag einen Dankgottesdienst. Und der katholische Theologe Brandmüller kommt noch im Jahre 1999 zum «guten Schluß» seiner Apologie zu dem Resultat: «Das Verfahren war gerecht und fair.»

Dagegen forderte 1965 der Archivar von Konstanz, Otto Feger, in einem offiziellen Aufruf, von Papst Paul VI. nicht nur die Rehabilitierung, sondern die Heiligsprechung von Hus – das Schlimmste, was ihm noch passieren könnte. Doch im Herbst 1990 animierte selbst Papst Johannes Paul II. in der Tschechoslowakei die Theologen, «den Platz» des «Magister Jan Hus unter den Reformatoren der Kirche» genauer zu bestimmen, und betonte auch seine «Unbescholtenheit des persönlichen Lebens und die Bemühungen um den kulturellen und moralischen Fortschritt der Nation».

Rehabilitiert diese Kirche Hus? Das hätte sie nicht verdient! Und er erst recht nicht.

Und im nächsten Jahr verbrannte man Hieronymus von Prag, Hussens Freund und Mitstreiter.

Hieronymus hatte einst Hus versprochen, ihm bei Gefahr zu folgen, und war, obwohl selbst gebannt und von Hus eindringlich gewarnt, Anfang April nach Konstanz gekommen, das er jedoch, von Chlum und Dubá entsprechend unterrichtet, alsbald wieder verließ. Kurz vor der böhmischen Grenze aber wurde er in Hirsau, Oberpfalz, gefangen und von Herzog Johann von Bayern im Mai wieder zurückgeschickt. Man karrte ihn, an Händen und Füßen gefesselt,

nach Konstanz, wo er am 23. Mai eintraf, kerkerte ihn ein Jahr, gleichfalls an Händen und Füßen in Ketten und in gekrümmter Stellung bei Wasser und Brot, ein und verbrannte ihn am 30. Mai 1416.

Zwar hatte man Hieronymus, durch schauerliche Haftumstände mürbe gemacht, im September 1415 zur Lossagung von Wyclif und Hus gebracht, doch wurde auch sein Widerruf von ihm widerrufen und er vertrat die alten Überzeugungen mit einer selbst seine Feinde beeindruckenden Haltung. «Nie habe ich», bekannte der Konzilsteilnehmer und Sekretär der päpstlichen Kurie, Poggio Bracciolini, «einen so beredten Mann gesehen, der den alten Rednern so nahe kommt als Hieronymus. Seine Feinde hatten mehrere Anklagen aufgesetzt, um ihn der Ketzerei zu beschuldigen, und er verteidigte sich so schön, so bescheiden und so klug, daß ich nicht imstande bin, es auszudrücken ... Hieronymus war schon 340 Tage in einem feuchten, finsteren Turm gesessen und konnte eine so treffliche Rede halten, voll Beispielen berühmter Männer und Grundsätzen der Kirchenväter. Sein Name verdient unsterbliche Ehre ... Hieronymus war aus der Schule der alten Weisen, weder Scaevola hat seine Hand so mutig ins Feuer gehalten als Hieronymus seinen ganzen Körper, noch Sokrates den Giftbecher so gelassen geleert, als Hieronymus den Scheiterhaufen bestieg.»[22]

Die hussitische Revolution beginnt

Der Flammentod von Hus und Hieronymus führte, wie nicht anders zu erwarten, zur Rebellion in Böhmen und zu neuen ungeheueren Verbrechen. Das Land wurde ein brodelnder Hexenkessel, das Volk, vom Adel bis zum letzten Bauern, eine einzige Front gegen die katholische Orthodoxie. Während man Hus zum Heiligen erhob, während man ihn und Hieronymus als Märtyrer verehrte, ignorierte man die Konstanzer Konzilsbeschlüsse, die Bezichtigungen, Verfluchungen, das Interdikt über Prag, reichte das Abendmahl unter

der Gestalt von Brot und Wein und machte den Kelch zu einem Identifikationsattribut, zum zugkräftigen Hussitensymbol. Empört, rachelüstern, raubend jagten die «Kelchgläubigen» den altkirchlichen Klerus. Fortgesetzte Exzesse folgten, Plünderungen von Kirchengütern, massenhafte Vertreibungen, die Ermordung der gegnerischen Geistlichen. Auch der Erzbischof mußte weichen.

Während Sigismund lavierte, mehr noch Wenzel, setzten sich radikale Köpfe an die Spitze der bald in verschiedene Gruppen auseinanderbrechenden Bewegung, vor allem in die radikalen Hussiten, die Taboriten, und in die gemäßigten, denen Universität und Hochadel zuneigten, die Utraquisten (Kalixtiner), die das Abendmahl unter beiderlei Gestalt empfingen. Sie formulierten ihre Forderungen in den «vier Prager Artikeln», das heißt, außer der Kommunion sub utraque specie: freie Predigt für dazu befähigte Kleriker; Besitzlosigkeit der Geistlichen; Bestrafung von Todsünden (Häresie, Simonie, Diebstahl, Trunksucht u. a.) an Priestern wie Laien durch die weltliche Obrigkeit.

Jan Želivský (Johann von Selau), ein ehemaliger Mönch, Ex-Zisterzienser und einer der unentwegtesten Agitatoren, verkündete wortgewaltig das nahe Weltende, den Kampf gegen den Antichrist, den Umsturz alles Bestehenden. Von der Kanzel herab hetzt er seine Anhänger gegen Adel und städtisches Bürgertum und beschimpft einmal den anwesenden Bürgermeister als «Räuber dieser Gemeinde».

Die Bibel ist wie immer nützlich. Im Gedenken an Moses und die alttestamentlichen «Helden» stachelt Želivský seine Zuhörer auf, «ihre Schwerter in das Blut ihrer Feinde zu tauchen». Bald kommt man zu seinen Predigten bewaffnet. Dann aber fällt er, auch im Krieg als «director exercitus» brillierend und beim Volk beliebt, wegen seiner Radikalität dem Prager Stadtrat lästig und wird, nebst zwölf Parteigängern im Frühjahr 1422 zu Beratungen gebeten, insgeheim geköpft, worauf die Seinen das Rathaus stürmen, die Abstechung der Ratsherrn erfolgt, die verhaßter Priester und, wie so häufig, schuldloser Juden.[23]

Bedeutender, noch populärer: Jan Žižka von Tratzenau (Trocnov), aus südböhmischem Kleinadel, ein leidenschaftlicher Verehrer von Hus und Feind der Priester, dabei pragmatisch, ohne sonderli-

chen Sinn für sektiererische Eiferer, theologische Haarspaltereien, Streit um kirchlichen Kult, vielmehr ganz auf militärische Konzentration, auf Abwehr und Angriff bedacht. Feldpfaffen somit durchaus erwünscht! «Es ziemt sich eines treuen Christenmenschen nicht, vor dem Antichrist zu weichen.»

Zeitweise im Dienst des polnischen und des böhmischen Königs, der ihn ausdrücklich ermächtigt, Hussens Hinrichtung zu rächen, war der Hussitenführer auch politisch eher traditionell orientiert, weder grundsätzlich gegen Adel noch Bürgertum. Später brach er freilich mit dem Hof.

Unter Žižka und Želivský kommt es am 30. Juni 1419 zum «Ersten Prager Fenstersturz», zum Ausbruch der hussistischen Revolution. Demonstranten üben Lynchjustiz, werfen Stadtrichter, Gerichtsdiener, Stadträte, Bürgermeister durch die Neustädter Rathausfenster auf die Straße, wo sie die Menge zerfleischt. Auch katholische Geistliche werden vertrieben, ermordet, Kirchen und Klöster, die großen Landbesitze, zerstört. Den Ärmsten, Ausgebeuteten wird ein goldenes Zeitalter verheißen, der Sturz der Unterdrücker, eine egalitäre Gesellschaft, die Gütergemeinschaft, gar die Wiederkunft Christi.

Vor Aufregung stirbt König Wenzel IV. am 16. August 1419 auf Schloß Wenzelstein bei Prag. Und nach seinem Tod eskaliert die Revolte erst recht. Man stürmt schon anderntags die Kirchen, man ruiniert Reliquien und Altäre, Bilder und Orgeln und stiehlt auf Teufel komm raus. Auch das Kartäuserkloster raubt man aus, brennt es bis auf die Mauern nieder. Annähernd fünfzig Klöster des Landes werden in diesem und dem nächsten Jahr vernichtet, dazu mehr als hundert Kirchen, auch Mönche und Klosterfrauen erbarmungslos massakriert. Weithin gibt es keine Priester mehr; «sie waren alle umgebracht» (Hauck).

Seit 1420 organisiert und führt Žižka als oberster Befehlshaber mit einer «hussitischen Heeresordnung» und unter Anwendung teilweise neuer Kriegstechniken, der Wagenburgen (schon seit der Antike bekannt, doch jetzt ihre «Blütezeit» erlebend), der Feuerwaffen, das Feldheer der Taboriten. Den Berg Tabor, benannt nach dem heiligen Berg der Bibel, die hussitische Festung, Zentrum der Radi-

kalen, muß die radikalste, chiliastische Vorstellungen vertretende Gruppe im März 1421 verlassen: die Pikarden, die, vom Heiligen Geist erleuchtet, religiöse Unterweisung verwerfen, zur Vielweiberei und Gütergemeinschaft tendieren. Bald darauf schleppt man etwa fünfzig von ihnen auf Befehl Žižkas, der diese Eiferer gnadenlos jagt, als «abscheuliche Ketzer» auf den Scheiterhaufen. (Einer ihrer Priester, Martin Húska, wird am 21. August 1421 allerdings von Katholiken verbrannt.) Die den Pikarden manchmal gleichgesetzten (sehr kontrovers beurteilten) Adamiten, rund 300 an der Zahl, beseitigt Žižka im Frühherbst 1421.[24]

Hussitische Prediger ziehen umher und schüren den Aufruhr. Religiöser Fanatismus und Raffgier entfesseln immer mehr die Massen. Bald will man nicht nur Böhmen, sondern Deutschland befreien, will man, als von Gott auserwählt, als Verkünder des allein wahren Glaubens, ganz Europa hussitisch machen. Will aber nicht nur missionieren, will auch die in Leibeigenschaft und Fron steckenden, stets von Hunger, Seuchen, von Kriegsschrecken bedrohten Bauern befreien, will nicht nur eine religiöse, sondern auch eine soziale Revolution. Alles soll Gemeingut werden, auch frei von Abgaben und Steuern sein.

Beutemachen war in der hussitischen Heeresordnung streng verboten. «Wegen Raub aus Gier nach Gold», sangen die «Gottesstreiter», «lasset euer Leben nicht, und bei Beute haltet euch nicht auf.» Doch allmählich lief alles immer mehr auf bloße Brandschatzungen, auf Raubzüge hinaus, belud man sich nur noch, wie ein tschechischer Annalist schreibt, «mit großer Beute» und ließ sich «am Golde genügen».

Das ging freilich nicht ohne Blutvergießen.

Zunächst schlägt man in Böhmen um sich, vernichtet etwa im Pilsener Raum alle Kirchen und Klöster, zerreibt so bravourös wie verlustreich eine Adelstruppe, erobert und verbrennt die Stadt Sezimovo-Ustí.

König Sigismund, nach dem Tod seines Halbbruders rechtmäßiger König Böhmens, ist nach diversen Türkenkämpfen in Ungarn seit Ende 1419 wieder im Land, doch wegen seiner grausamen Kriege und der Verbrennung von Hus überaus unbeliebt. Und wäh-

rend er einerseits seine «angeborene Anhänglichkeit an die süße Heimat» versichert, will er andrerseits Wiclifisten wie Hussiten lieber heute als morgen ersäuft sehn. So macht er selbstverständlich gemeinsame Sache mit Papst Martin V. und verkündet am 17. März 1420 die von diesem erlassene Kreuzbulle «Zur Ausrottung der Wiclifisten und Hussiten», der selbst noch Hunderte von Niederländern folgten.

Vier Kreuzzüge gegen das «giftige Gewürm»

Man glaubte leichtes Spiel zu haben, rückte von Schlesien in Böhmen ein, holte sich aber 1420/1421 infolge veralteter Totschlagmethoden der königlichen Truppen in schweren Kämpfen nur Niederlagen. Die Taboriten verwüsteten darauf Böhmen, stürmten Schlösser, bezwangen Burgen mit Hilfe ihrer Kanonen, verbrannten Dörfer, stachen die Einwohner ab, ließen in Komotau (Chomutov) nur so viele am Leben, daß sie die Toten begraben konnten.

Der König mußte das Land verlassen, der Adel, gerade noch großzügig mit Kirchengut, mit Kirchenschätzen bestochen, wechselte die Front, ging mit fliegenden Fahnen zu den Hussiten über. Sogar Erzbischof Konrad von Vechta trat ihnen 1421 bei. Im Jahr zuvor hatte er noch Sigismund im Veitsdom zum König von Böhmen gekrönt. Der Prälat wurde gebannt und starb, zurückgezogen auf seinen Besitzungen, 1430.

Beim zweiten Kreuzzug 1421/1422 fiel man von Westen und Osten her in Böhmen, in Mähren ein. Die Horden deutscher, ungarischer und kroatischer Truppen ergossen sich zügellos plündernd über das Land, flohen aber vor dem anrückenden Gegner kampflos bis über die Grenzen. Sigismund entrinnt gerade noch. Deutsch-Brod wird beim Verfolgen der Invasoren erobert, eintausendfünfhundert Männer, Frauen und Kinder werden erschlagen und mit der ganzen Stadt verbrannt. Viele Hunderte von Fliehenden ertrinken mit Roß und Wagen unter dem brechenden Eis der Sazawa, über

tausend Leichen liegen längs der Straße nach Kuttenberg, ein Fraß für Hunde und Wölfe. «Böhmen begann sich nach diesem Kreuzzug mehr und mehr in eine Wüste zu verwandeln» (Rieder).[25]

Denn wie die katholische Kirche Hus erledigt hatte, so suchte sie auch den Hussitismus auszulöschen, natürlich gleichfalls durch Gewalt, durch Bildung immer neuer Kreuzheere. Martin V. (1417–1431), der einzige Colonna auf dem Papststuhl, forderte sie, während Sigismund nach dem Versagen der Reichstruppen die Sache satt hatte. Doch kam alsbald, im Auftrag der Kurfürsten, der Kölner Erzbischof Dietrich nach Ungarn, um die «Vertilgung der Ketzer» voranzutreiben. Und der Papst schickt dem König Kardinal Branda, um das Blutbad wiederzubeleben. «Erhebe dich», stachelt der Heilige Vater brieflich den kampfmüden Fürsten an, «damit nicht die übrigen Gläubigen sich auf deine Lauheit berufen und mit deinem Benehmen ihre eigene Trägheit entschuldigen könnten!» Und heischt auch in einer Bulle die Vernichtung, ja, ruft noch die eigne Priesterschaft bewaffnet in die Schlacht gegen das «giftige Gewürm».

Aber der König tat nichts, er tat nur so. Er trat gern als Vogt und Schirmherr der Kirche auf, als Retter der Christenheit. Er erklärte alle «Ketzer» für vogelfrei und drohte ihnen die schrecklichsten Strafen an. In der Nürnberger Sebalduskirche nahm er feierlich das vom Papst geweihte Kreuzpanier entgegen, versprach einen Kreuzzug, doch er hielt sein Versprechen nicht. Er rührte keinen Finger.

Selbst als der alternde Žižka 1424 in Böhmen wütete, schlimmer als je, griff er nicht ein. Es wurde «Žižkas blutiges Jahr» – und sein Todesjahr. Mitte September war er, nicht mehr einäugig, sondern voll blind, kriegsblind, umjubelt in Prag eingezogen, einen knappen Monat später, am 11. Oktober 1424, raffte ihn die Pest hinweg, nicht ohne daß er die Seinen verpflichtete, «voll Gottesfurcht fest und getreu die göttliche Wahrheit zu schirmen um der ewigen Vergeltung willen». (Im Dreißigjährigen Krieg wurde sein Grab geplündert und auf Anordnung Kaiser Ferdinands II., des gottesfürchtigen, zerstört.)[26]

Žižkas Nachfolge trat Prokop «der Große» an (auch der Kahle genannt, Rasus, da bartlos). Er war hussitischer Priester, kam möglicherweise aus dem Prager Patriziat und setzte den Kampf mit aller

Brutalität fort. Und mit Gott. Ja, der Krieg war geradezu der Weg zu diesem. Tat Prokop doch kund: «Durch die Gnade Gottes wird das Getümmel des Krieges die Herzen zur Erkenntnis und zum Ergreifen der Wahrheit bringen.» Das geschah, indem man Dörfer und Städte in Flammen aufgehen ließ und die Gefangenen hängte. Natürlich auf beiden Seiten. Und jetzt, im Herbst 1425, ging auch Sigismund gegen die Hussiten vor, mit ungarischen Truppen und gestützt auf eine starke Streitmacht Herzog Albrechts V. von Österreich, seines Schwiegersohnes – «vor allem in den Kriegen gegen die Hussiten bewährt» (Handbuch der Europäischen Geschichte). Der bewährte Herzog, der einmal in Mähren fünfhundert Ortschaften niederbrennen ließ, rottete die Hussiten so rasend aus wie Žižka die Katholiken. Ja, jetzt machte man unter den beiden katholischen Fürsten sogar alles nieder, gleich ob Hussiten oder Katholiken.[27]

Damals, da Böhmen schon gänzlich ausgeplündert war, begannen auch die Raub- und Verwüstungskriege jenseits der Grenzen.

Die Hussiten fielen in Österreich ein, in Ungarn, drangen weit ins ost- und mitteldeutsche Reichsgebiet vor, nach Sachsen, Schlesien, Franken, in die Oberpfalz, wo die Truppen des – nicht selten persönlich gegen die Feinde ziehenden – Würzburger Bischofs Johann II. von Brunn «schändlich hausen» (Wendehorst). Man stand gelegentlich fast vor den Toren Wiens, kam bis Preßburg, Torgau, Magdeburg. Ja, im Sommer 1433 gelangte Prokop bis zur Ostsee, bis Danzig, während man indes oft auch in Böhmen weiterstritt, wider Gemäßigte und Katholiken, gegnerische Burgen, feste Plätze berannte, durch den Zweifrontenkrieg die eigene Kraft zersplitternd; wie man sich auch auf deutscher Seite durch innerstaatliche Querelen, territoriale Streitereien schwächte.

Nur anfangs schonten die Hussiten bei ihren, wie sie sagten, «herrlichen Kriegsfahrten» das unterjochte Volk der Nachbarländer, suchten sich sogar mit ihm gegen Klerus und Adel zu verbünden, «missionierten» mit Flugblättern, Manifesten. Bald aber überfielen sie die Ausgebeuteten genauso wie die Ausbeuter, wie Kirchen, Klöster, Burgen. Nach Eroberung der Festung Plauen, wo man zuvor hussitische Parlamentäre liquidiert hatte, rächten sich die Eindring-

linge, «daß das Blut an die Wände und Balken sprang, das man noch heutzutage sieht».

Schreckenerregende Greuelnachrichten eilten den böhmischen Horden voraus, doch die Wirklichkeit soll die Schilderungen oft übertroffen haben. Ganze Städte und so viele Burgen, «als sich kaum zählen ließen», gingen im Feuer auf. Aussig wurde verbrannt, Bayreuth wurde verbrannt, Guben in Flammen gesetzt, die Einwohnerschaft meist getötet, die Vorstädte von Leipzig, von Breslau verwandelten sich in Rauch. In Sachsen und Meißen äscherte man achtzehn Städte und vierzehnhundert Dörfer ein. Nur manche Orte widerstanden ungeschröpft den Stürmen, nur manche erkauften sich durch Riesensummen den Frieden, das königstreue Eger zum Beispiel, das reiche Nürnberg; es zahlte zwölftausend Gulden.

Im allgemeinen aber machte man nicht viel Federlesens. Mit Feuer und Schwert streckte man in erbarmungslosen Vernichtungszügen die Menschen nieder, zerstörte ihre Behausungen, schoß Hunderte von Steinkugeln in zernierte Burgen, Städte, schleuderte Hunderte von Fässern mit Aas und Kot zur Vergiftung des Feindes über die Mauern. Man fing aus Fenstern Gestürzte mit Spießen und Heugabeln auf, schnitt Katholiken Kreuze (Hussitenkelche) in die Stirnen, briet Priester in Pechfässern oder stach sie am Altar ab. Man verwüstete das flache Land, übte die Taktik der verbrannten Erde, kam im Winter, und die Überlebenden starben an Hunger. Kurz, man ließ eine einzige Blut- und Leichenspur hinter sich, Tote «wie Garben auf dem Feld».

Auch zwang man mittellose Gefangene in den eignen blutigen Dienst. Man raubte massenweis' Herden, Tausende und Abertausende von Rindern, raubte Gold, Kleider, alles, was brauchbar, nützlich schien, und führte es auf hoch beladenen Wagen mit bis zu zwanzig Pferden als Vorspann in langen Trecks nach Böhmen, gelegentlich nach Polen, wo man es lukrativ verkaufte.[28]

Zwischen all den fürchterlichen Raub- und Mordaktionen kam es zu einer Reihe von größeren Auseinandersetzungen. So am 16. Juni 1426, als Prokop bei Aussig über ein etwa gleichstarkes Reichsheer unter dem Kurfürsten von Sachsen siegte; als Haubitzen und Handfeuerwaffen im Schutz der Wagenburg die angreifenden

Deutschen zerfetzten, worauf man die Fliehenden zwischen brennenden Dörfern Richtung Erzgebirge trieb, niemandem Schonung gewährte, auch nicht den Scharen eingekreister Ritter, die kniend, die Schwerter in die Erde gesteckt, Pardon erbaten, ihn freilich zuvor den Hussiten selbst nicht gegeben hatten – Christen unter sich.

Ähnlich wurde 1427 bei Mies und Tachau ein rund hunderttausend Mann starkes Kreuzheer, geführt von Erzbischof Otto von Trier und Friedrich I. von Brandenburg, gegen den Kamm des Böhmerwalds und Deutschland gejagt. Dabei spielte der Kardinallegat Heinrich von Beaufort, Bischof von Winchester, fast eine Heldenrolle, indem er die deutschen Truppen, die in panischer Angst vor den unter Prokop herandonnernden Hussiten flohen, aufzuhalten suchte, die päpstliche Fahne und das Bild des Gekreuzigten schwang, schließlich mit dem Brandenburger Kurfürsten in Tränen ausbrach. Und alles in Tachau, mit Ausnahme der Frauen und Kinder, wurde nach Erstürmung der Stadt von den Siegern geschlachtet. Die Fürsten freilich und sonstigen Herren, die von einer «List des Teufels» sprachen, hatten sich sämtlich gerettet.[29]

Die Kirche rief zwischen 1420 und 1431 zu vier Kreuzzügen gegen die Hussiten auf, zu «Heiligen Kriegen», in denen man keine Frauen mitführen durfte, in der Woche einmal beichten und möglichst oft die Messe hören mußte. Das förderte die fromme Sache, diente der blutigen Ausmerzung der «Ketzerei», diente aber vor allem, wie bei den Hussiten, der Plünderung.

Papst Martin V., seit Herbst 1420 in dem zerstörten, unsäglich verarmten Rom, wo nachts die Wölfe in den vatikanischen Gärten heulten und aus dem benachbarten Friedhof die Toten scharrten, blieb unversöhnlich; er und sein Kardinal Heinrich von Winchester schürten unermüdlich den Krieg. Und unter kirchlichem Einfluß erhob man auch eine allgemeine «Hussitensteuer», eine Art Kopfgeld: 25 Gulden der Graf, fünf Gulden der Ritter, einen Groschen der sogenannte gemeine Mann. Und noch Jude und Jüdin sollten je einen Gulden zahlen. Doch waren die Hussiten früher zur Stelle als auch nur ein kleiner Teil der Steuer, der überdies verschleudert wurde. König Sigismund, dessen Krieger damals in Ungarn vor Galambocz gegen die Türken eine verheerende Niederlage erlitten, wobei er

selbst knapp dem Verderben entrann, löste Sold- und Finanzfragen mitunter dadurch, daß er die Prager Kirchenschätze plündern oder geldgierige Barone durch Verpfändung von Kirchengut befriedigen ließ.

Als man sich unter hussitischem Druck und zunehmender Kriegsmüdigkeit auf Verhandlungen einließ und den nach der Burg Beheimstein benannten Vertrag schloß, war es der Papst, der jede Verhandlung, jedes Gespräch mit «schändlichen und verstockten Ketzern» verbot und ihre gewaltsame Unterjochung verlangte. Bis zuletzt erhoffte er «militärische Erfolge, um auf Verhandlungen mit den Hussiten verzichten zu können» (Koller). Der selbstherrliche Colonna, der seine Familie durch Güter und Abgabenfreiheit ganz übermäßig privilegierte, war auch anderweitig nicht zimperlich, ging beispielweise im Kirchenstaat mit «rücksichtsloser Gewalt» vor (Seppelt). Und hatte Martin bereits am 22. Februar 1418 seine Bulle «Inter cunctas» gegen die Hussiten gerichtet, hatte er schon damals, zu Beginn seines Pontifikats – eine seiner ersten Regierungshandlungen –, den Kardinallegaten Giovanni Dominici beauftragt, in Böhmen gemeinsam mit der weltlichen Macht die «Ketzerei» auszurotten, so schickte er zu demselben Zweck noch 1431, kurz vor seinem Tod, den neuen Kardinallegaten Giuliano Cesarini, den mehrjährigen Präsidenten des Basler Konzils (1431–1437), zum Nürnberger Reichstag.

Offensichtlich betrieb der Kardinal die Vorbereitung des neuen Krieges, des Vierten Kreuzzuges, viel angelegentlicher als der nicht sehr interessierte König. Cesarini überreichte auch im Sommer in Nürnberg einem Kreuzzugführer, dem Kurfürsten Friedrich von Brandenburg, feierlich das Kreuz, bevor er selber mit einer Leibwache von dreihundert Lanzenträgern als Scharfmacher der Seinen und, laut päpstlicher Ernennung, Anführer des Ganzen in den Kampf zog, vom Gedanken der «Ketzer»-Vernichtung, wie es heißt, «bis zum Überströmen» erfüllt.

So blieb, als man im August Richtung Pilsen vorrückte, nichts am Leben. Denn was Albert Hauck von den Hussiten sagt, «das Nebeneinander von Gottesdienst und Mord ist bezeichnend für die hussitische Frömmigkeit», das gilt genauso für die katholische. Man

hieb alles zusammen, was böhmisch war, auch Frauen und Kinder, sogar Katholiken, eine ja schon aus früheren Kreuzzügen bekannte Methode der Heilsgewinnung. Doch als Prokops Heer nahte, das größte, das er je hatte, angeblich mehr als fünfzigtausend Mann, als am 14. August bei Taus die Erde von den heranstürmenden Streitwagen der Hussiten dröhnte, die Luft voll war von gellenden Trompetenstößen, Schlachtgebrüll und Totschlaggesängen «Die ihr Gottes Krieger seid ...», da erfaßte die Gotteskrieger der anderen Seite das kalte Grausen. Da machten sie, fast ohne Feindkontakt, kehrt, brauste alles, koste es, was es wolle, drunter und drüber, ohne Waffen, Gepäck und Diebesgut, mit nur dreihundert von viertausend Wagen dem Böhmerwald entgegen, verkeilte sich, den bösen Feind im Rücken, in den schmalen Wegen – ein Chaos.

Der Kardinallegat Giuliano Cesarini opferte seine Leibwache. Sie wurde niedergemacht. Er selbst entkam unter Zurücklassung der päpstlichen Fahne, seines roten Hutes, seines Mantels. Auf ungesatteltem Pferd, heißt es, sei er in Unterwäsche davongejagt – und mußte, jenseits des Böhmerwaldes, erneut das Weite suchen, nur diesmal vor den eignen wütenden Haudegen, die auch seinen Wagen voller Geld und Schmuck behielten. In Nürnberg aber, wo Sigismund das Ganze abgewartet, drängte der Kardinal sofort zur Fortsetzung des heiligen Spektakels, zu einem weiteren «Ketzer»-Krieg und klagte brieflich dem Papst, daß «die Laien auf Hussitenart über uns herfallen und uns niedermachen werden, wohl in der Meinung, derart ein gottgefälliges Werk zu tun».[30]

Gleichwohl war der Widerstand der Taboriten durch den fünfzehnjährigen Krieg geschwächt, war ihre Übermacht durch eine neu geschaffene Koalition des katholischen Adels und der Utraquisten, der gemäßigten Hussiten, gebrochen. Von ihr aus Prag und aus dem Pilsener Raum verdrängt, wurden die taboritischen Heere am 30. Mai 1434 in der Schlacht von Lipan (30 Kilometer östlich von Prag) vernichtend geschlagen, etwa dreizehntausend Mann – mit Hilfe einer Kriegslist, einer Scheinflucht – niedergemetzelt, darunter auch Prokop. Nur einige hundert Gefangene blieben übrig, wurden in Scheunen gesteckt und verbrannt. Noch ein Aufstand unter dem tschechischen Adligen und Hussiten-Heerführer Jan Roháč z Dubé

brach zusammen. Man nahm ihn am 6. September 1437 auf seiner Burg Sion gefangen und tötete ihn samt seinen Kampfgenossen drei Tage später. Im selben Jahr noch starb Sigismund, dem Albrecht V. von Österreich auf den böhmischen und ungarischen Thron folgte, bevor auch er, schon zwei Jahre danach, das Zeitliche segnete, auf einem Feldzug gegen die Türken.[31]

Das militante Hussitentum, das eineinhalb Jahrzehnte Mitteleuropa in Atem gehalten, hatte mit der Niederlage bei Lipan ausgespielt, der radikale Flügel war entmachtet, der konservative auf einen dürftigen Kompromiß festgelegt, die Basler (bzw. Prager) Kompaktaten. Sie erlaubten den Hussiten das Abendmahl unter beiderlei Gestalt (sub utraque specie), erlaubten für Böhmen also den Kelch. Es wurde Landesgesetz; doch weder das Plenum des Basler Konzils bestätigte es noch der Papst. Und unter Georg von Podiebrad (1458–1471), dem «hussitischen König», kommt es zu einem neuen Kreuzzug.[32]

7. KAPITEL

DAS CHRISTLICHE EUROPA GEGEN MITTE DES 15. JAHRHUNDERTS UNTER BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG PAPST EUGENS IV., WEITERER JUDENPOGROME UND DES DEUTSCHEN RITTERORDENS

«Eugen IV. (1431–1449). Der tief fromme, vielleicht für seine neue Aufgabe zu sehr mönchisch-strenge, durch Güte und Wohltätigkeit ausgezeichnete neue Papst sollte eine Regierungszeit ganz eigener Art haben.»
Wilhelm Neuss[1]

«Selten hat die Regierung eines andern Papsts über die Provinzen der römischen Kirche gleiche Verwüstung und gleiches Unheil gebracht. Die vom Kriege gegeißelten Landschaften, die verheerten und zertrümmerten Städte, die verwüsteten Äcker, die von Räubern vergewaltigten Straßen, mehr als fünfzig teils zerstörte, teils von Kriegsknechten geplünderten Orte haben jede Art der Wut erfahren. Viele Bürger sind nach der Vernichtung ihrer Stadt als Sklaven verkauft, viele in Kerkern durch Hunger umgekommen.»
Poggio Bracciolini, italienischer Humanist und päpstlicher Sekretär unter Eugen IV.[2]

«Die Kriege im Kirchenstaat unter diesem Papst waren überhaupt so vernichtend wie wenige vorher.» «Der tägliche Anblick von Köpfen oder Gliedern gevierteilter Menschen, welche an den Toren festgenagelt oder in Käfigen oder auf Lanzen ausgestellt waren, oder das tägliche Schauspiel von Verbrechern, die man in die Kerker und auf die Richtplätze abführte, mochte selbst die abgehärteten Nerven der damals Lebenden erschüttern.»
Ferdinand Gregorovius[3]

«Die Juden leben wegen ihrer Schuld in ewiger Knechtschaft. Die Herren können ihnen daher alles wegnehmen und ihnen nur das Lebensnotwendige lassen ...»
Thomas von Aquin[4]

«Man müsse endlich reinen Tisch machen. Alle Juden solle man als Feinde des Glaubens auf Schiffe laden und auf offener See ertränken.»
Empfehlung des hl. Johannes Capestrano[5]

«In seinen eigenen Gebieten errichtet der Orden eine Gewaltherrschaft, der sich auch der Klerus, ‹sein› Klerus, zu beugen hat. Ein Bischof wird in einem Gewölbe der Kirche von Tapiau bei Königsberg an die Wand geschmiedet, zwei Ritter müssen seinen Hungertod beobachten.» «Die uns seit 1939 – seit Besetzung Polens – wohlbekannten Verbrechen gegen die Menschlichkeit, die hier mehr als zweihundert Jahre lang permanent praktiziert werden, sind Genocid, also Völkermord, Ausrottung von Stämmen; Verschleppung von Frauen und Kindern; Versklavung der arbeitsfähigen Bevölkerung und bewußte Ausrottung der führenden Oberschicht.»
Friedrich Heer[6]

Die christliche Kirche steckte im Spätmittelalter in so verrotteten Verhältnissen, in einem so schweren geistlichen und weltlichen Verfall, daß aus ihr selber der Ruf nach Reform immer lauter erscholl. Allerdings kam er nicht aus den Reihen des höheren Klerus oder gar aus den Kreisen um den Papst, deren Macht- und Geldgier die Kritiker ja gerade mobilisierte – und auch immer wieder scheitern ließ. Zwar wollte das Konzil von Konstanz, wie schon die Pisaner Synode, auch die causa reformationis behandeln, doch wurde sie, ungeachtet seiner fünf Reformdekrete, völlig überschattet vom Schismaproblem und der Frage der Kirchenverfassung, des Konziliarismus.[7]

Konzil contra Papst

Unter Konziliarismus versteht man die Lehre vom allgemeinen Konzil als höchster kirchlicher Instanz, der auch der Papst unterworfen ist; entweder grundsätzlich, beim strikten, extremen Konziliarismus, oder nur in bestimmten Fällen, beim gemäßigten Konziliarismus. Die erste Auffassung beinhaltet eine Art Demokratisierung, eine Entmachtung des primatialen Ranges, der Souveränität des Papstes, die andere tastet diese nur in Ausnahmesituationen an; dazwischen entwickelten sich mannigfache Spielarten. Gefördert wurde die konziliare Idee vor allem von namhaften Theologen wie Marsilius von Padua, Wilhelm von Ockham, Konrad von Gelnhausen, Dietrich von Niem, Franciscus Zabarella, Pierre d'Ailly, Jean de Gerson, wurde unterstützt aber auch von Fürsten wie Friedrich II. oder Ludwig dem Bayern.

Die Konstanzer Kirchenversammlung bestimmte am 6. April 1415 durch das Dekret «Haec sancta» die Superiorität des Konzils in Glaubensfragen, in Fragen des Schismas sowie der Kirchenreform in capite et membris. Das Basler Konzil (1431–1437/1449), das längste der Kirchengeschichte, das die größte Streitschriftenflut vor der Reformation auslöste und sich für die vom Hl. Geist geleitete rechtmäßige Vertretung der ganzen Kirche hielt, verschärfte den Konziliarismus noch. Es bestand auf konziliare Unfehlbarkeit und dogmatisierte am 16. Mai 1439 in dem Beschluß über die «Drei Wahrheiten» den bereits im Konstanzer Dekret «Haec sancta» verordneten Vorrang des Generalkonzils als «veritas fidei catholicae».

Damit war die Kulmination des Konziliarismus erreicht, dem jedoch bald seine Zurückdrängung und der Sieg des monarchisch-hierarchischen Systems folgte, auch wenn der korporativ-konziliaristische Gedanke bei namhaften Theologen des 15. und 16. Jahrhunderts weiterlebte, besonders im Gallikanismus, partiell im Jansenismus, im Episkopalismus, bei den Altkatholiken, ja im 20. Jahrhundert in Verbindung mit dem Zweiten Vaticanum wieder diskutiert worden ist.[8]

Zwischen dem Basler Konzil und dem Nachfolger Martins V., dem venezianischen Kaufmannssohn Gabriele Condulmer, der sich Eugen IV. nannte, begannen allmählich immer schärfere Zerwürfnisse, ging es doch, worum es in der Politik freilich immer geht, um die Macht.

Eugen IV. (1431–1447) war durch Gregor XII., seinen Onkel, 1407 Bischof, 1408 Kardinal, dann, als Kompromißkandidat zwischen den Colonna und Orsini, selbst Papst geworden. Schroff, undiplomatisch, eifersüchtig auf seine Prärogativen bedacht, die mit allen Mitteln verteidigte papale plenitudo potestatis, arbeitete er während seines ganzen stürmischen Pontifikats im stetig wachsenden Konflikt gegen die konziliaristischen Kräfte der Basler.

Zugleich wandte sich Eugen wider die teilweise weitgehend modifiziert darauf fußende Pragmatische Sanktion, eine am 7. Juli 1438 von Karl VII. aufgrund einer französischen Klerusversammlung in Bourges erlassene und den Interessen der Krone angepaßte

Ordonnance. In diesen Verfügungen lavierte der König zwischen Konzil und Papst und schuf so, ohne jede formelle Festlegung, eine gallikanische Nationalkirche. Die von Frankreich an die Kurie gelangenden Gelder gingen darauf um 20 Prozent zurück.

Dessen ungeachtet introduzierte Eugen IV. gegenüber dem korporativen Verfassungsprinzip den Triumph der antikonziliaristischen papalen Idee. Er löste das Konzil im Dezember 1431 auf, anerkannte es zwar, in Italien militärisch massiv bedrängt, zwei Jahre später unter demütigenden Wendungen erneut, verlegte aber die Versammlung als Gegensynode erst nach Ferrara, dann nach Florenz. Und von dort aus beleidigte man die Basler Prälaten als «Bettlerpack, vulgäre Kerle vom niedrigsten Bodensatz des Klerus, Abtrünnige, blasphemische Rebellen, Gotteslästerer, Galgenvögel, Männer, die ohne Ausnahme nur verdienen, zum Teufel zurückgejagt zu werden, von dem sie gekommen sind».

Das derart denunzierte Rumpfkonzil in Basel setzte den Papst am 25. Juni 1439 als Schismatiker und Häretiker ab, forderte jedoch vergeblich ein bewaffnetes Einschreiten gegen ihn und wählte am 5. November einen anderen Pontifex, womit man ein neues Schisma hatte.[9]

Felix V. (1439–1449), wie sich der verwitwete Herzog Amadeus VIII. von Savoyen, ein Laie, nun nannte, wurde der bisher letzte Gegenpapst. Während seiner Amtszeit meist in Lausanne residierend, hatte er offenbar mehr erhofft. Er sah sich ungenügend mit Pfründen und Rechten ausgestattet, bekam zudem selbst Probleme mit dem radikalen Konziliarismus der (seit Sommer 1448 in Lausanne tagenden) Basler Synodalen, die ihrerseits wieder finanziell und politisch enttäuscht von Papst Felix waren. Kurz vor der am 25. April 1449 beschlossenen Auflösung des Konzils trat er zurück. Nikolaus V. (1447–1455) ernannte den Exrivalen zum Kardinalbischof von Sabina, zum ständigen Legaten für Savoyen, für den Bereich seiner einstigen Obödienz, und erkannte ihm aus der apostolischen Kammer eine hohe lebenslange Rente zu, die er freilich nicht lang genoß. Schon am 7. Januar 1451 starb er in Genf als «Einsiedler» (Knöpfler), vermutlich der reichste Einsiedler, der je gelebt.[10]

Grosses Köpferollen unter Kardinal Giovanni Vitelleschi, dem «geliebten Sohn» des Papstes

In Italien, von Tumulten und Waffengängen überwogt, die das Land noch fast hundert Jahre heimsuchen sollten, stritt inzwischen Papst Eugen IV. (dessen Sippe eine große Rolle im mittelmeerischen Tuchgeschäft spielte, doch auch mehrere Prälaten stellte) zunächst an der Seite von Venedig und Florenz, den größten Handelszentren. Hauptgegner: Mailand und Neapel, vor allem Filippo Maria Visconti, der Herzog von Mailand, aber auch die Colonna, die Nepoten seines Vorgängers, die er, der Nepot Gregors XII., und selbst wieder eifriger Förderer der eigenen Nepoten Giovanni Francesco und Marco, noch im Mai 1431 bannte und im Kirchenstaat sogleich mit Krieg überzog.

Martin V., der Vorgänger, hatte seine Verwandten mit gewaltigen Gebieten beglückt, die ihnen nun der Nachfolger wieder entriß, wobei in Rom durch einen «Hochverratsprozeß» über zweihundert Menschen umkamen, teils im Kerker, teils auf dem Schafott. Die Colonna, die Eugen zu ermorden planten, der Visconti, das Konzil von Basel, sie alle hatten den Aufstand gegen ihn geschürt, die Römer wieder einmal die Republik ausgerufen. So mußte der Papst in entwürdigender, doch angemessener Weise und trotz seiner Verkleidung als Mönch erkannt, verfolgt, beworfen und beschossen im Juni 1434 mit dem Seepiraten Vitellius von Ischia in einem Kahn auf dem Tiber fliehen.[11]

Während seines neunjährigen Exils, zumeist in Florenz, führte in Rom und dem Kirchenstaat Giovanni Vitelleschi, sein «geliebter Sohn», ein einstiger «Räuberhauptmann» (Kühner) und zeitlebens «grausamer, skrupelloser Kriegsmann» (Seppelt), den er 1437 zum Kardinal ernannte, ein Terrorregiment. In langjährigen Kämpfen rottete er aus, was ihm widerstand. Mit Feuer und Schwert, mit 4000 Reitern und 2000 Fußknechten rang er seine Gegner nieder, ließ ihnen reihum die Köpfe abschlagen, gelegentlich einen, den Grafen Antonio Scantino, an einem Olivenbaum hängen, einen anderen, einen gewissen Poncelletto, durch Rom schleifen, mit glühen-

den Zangen zwicken, dann vierteilen, den Abt von Monte Cassino im Kerker krepieren; er ermordete aber auch mit eigener Hand Pietro Gentile, den er nach Recanati gelockt und erwürgt hat – und gewann den Kirchenstaat großenteils zurück.

Die päpstlichen Truppen eroberten alle Kastelle der Präfekten von Vico (S. 54), und 1434 legte Giovanni Vitelleschi seinem Herrn mit Hilfe der Orsini auch Rom zu Füßen. Im nächsten Jahr ließ er den letzten Exponenten dieses alten germanischen, den Päpsten stets todfeindlichen Geschlechts, den rebellischen Stadtpräfekten Giovanni di Vico, einen Bundesgenossen der Colonna, köpfen, worauf Eugen dessen Güter kassierte und seinem geliebten Sohn Vitelleschi das Erzbistum Florenz und die Patriarchenwürde verlieh. 1437 machte der brutale Prälat das ausgehungerte Palestrina, die Hauptstadt der Colonna, dem Erdboden gleich und errang durch die Gefangennahme Antonio Orsinis, des Fürsten von Tarent, den Kardinalspurpur.

Noch gründlicher als dies einst unter Bonifaz VIII. geschah (VII 389 ff.!), ruinierte Vitelleschi Palestrina, riß auch dessen Dom ein und verwendete die marmornen Portale für einen eigenen Palast. Im steten Krieg gegen die Barone zerstörte er weiter die von Lorenzo Colonna verteidigte Festung Zagarolo bis auf den Grund; besiegte Niccolò Savelli, dessen uralte Stammburg bei Albano er schleifen ließ; besiegte ebenso nach monatelanger Belagerung Folignos Corrado Trinci. Nicht viel später wurde Corrado nebst seinen Söhnen Ugolino und Niccolò hingerichtet, und das Haus Trinci, das in den letzten hundert Jahren auch einige Bischöfe gestellt, starb aus.

Dies erlebte Giovanni Vitelleschi allerdings nicht mehr. War der purpurgekrönte Haudegen doch inzwischen wegen seiner stets wachsenden Macht bei Papst Eugen in Ungnade gefallen und selber als Gefangener in der Engelsburg entweder einer Verwundung erlegen oder ermordet worden. Der Vogt der Burg, Antonio Rido, hatte einen «schriftlichen Befehl des Papsts, sich Vitelleschis lebend oder tot zu bemächtigen» (Gregorovius). Eugen aber kassierte die Burgen und Güter des getöteten Kardinals sowie eine Summe Geld (mit Kleinodien) von 300 000 Dukaten.

Das Lexikon für Theologie und Kirche verzichtet in seiner 3., völlig neu bearbeiteten Auflage 2001 auf Giovanni Vitelleschi ganz und

gar – undankbarerweise angesichts all seiner Verdienste, stellte er ja, so die erste Auflage 1938, «als Legat Eugens IV. Oktober 1434 die päpstliche Herrschaft über Rom wieder her ...» Und über einen großen Teil des Kirchenstaates.[12]

Nachfolger Vitelleschis wurde Eugens neuer Günstling, der Kardinal Scarampo, gleichfalls ein Mensch schlimmster Sorte, der in Rom täglich Hinrichtungen vornehmen ließ. Doch Raub, Blutrache, Greuel aller Art erfüllten die Stadt. Sogar Geistliche des Laterans stahlen die Edelsteine von den Hüllen der angeblichen Apostelhäupter, wurden darauf tagelang in einem Käfig auf dem Campo di Fiore zur Schau gestellt, dann gehängt bzw. verbrannt.

Eugen IV., der ehemalige Augustiner-Eremit, wird gewöhnlich als ehrfurchteinflößende Erscheinung hingestellt, als Asket, «mönchisch ernst» (Seppelt), «sittenstreng» (Schuchert/Schütte), «äußerst fromm» (Kelly), «heiliger Ordensmann» (Schnürer), «durch Güte und Wohltätigkeit ausgezeichnet» (Neuss). Doch selbst das katholische Lexikon für Theologie und Kirche (1995) attestiert ihm «brutale Gewaltanwendung». Als beispielsweise der heiligmäßig genannte Karmeliter Thomas Conecte die völlig verkommene Moral der Kurie öffentlich geißelte, ließ ihn der Heilige Vater foltern und verbrennen. Wie er denn auch bei seinen Kriegen im Kirchenstaat ränkevoll und treulos war, je nach Umständen mit seinen Freunden und gegen sie kämpfte, Freunde zu wilden Feinden und Gegner zu Bundesgenossen machte.[13]

Eugens Kirchenunion

Als Höhepunkt dieser päpstlichen Regierung gilt die Kirchenunion mit Byzanz auf dem Konzil von Ferrara-Florenz (1437–1439). Doch war die Sache nur für den Papst selbst ein Erfolg.

Der byzantinische Kaiser Johannes VIII. Palaiologos (1425–1448) hatte bereits persönlich, bedrängt von den schon 1422 Konstantinopel belagernden Osmanen, 1423 im Auftrag seines Vaters Manuel II. militärischen Beistand von Ungarn und Venedig erbeten,

allerdings vergeblich. Als aber in den folgenden Jahren die Attacken der Türken zunahmen, verhandelte das stets mehr bedrohte Byzanz erneut mit dem Westen, wobei das Unionsproblem ein Politikum wurde zwischen Papst und Basler Konzil. Beide Konkurrenten umwarben die Griechen, beide schickten eine Flottille, und noch unmittelbar vor der Abfahrt wußte die griechische Delegation nicht, mit wem sie fahren würde, bis am 18. Oktober 1437 der Basileus, 20 Metropoliten und ein Schwarm von Mönchen, insgesamt 700 Personen, Eugens Schiffe bestiegen.[14]

Die Ostchristen trieb ohne Zweifel nicht religiöse Überzeugung, sondern die stets größere Gefahr, das Schutzbedürfnis, das Schrumpfen ihres Reiches, die Türkennot. Byzanz brauchte Truppen, einen heiligen Krieg; das Zukreuzekriechen bei den Römern war ein reiner Verzweiflungsakt. Papst Eugen aber, der die Kirchenunion, einen beträchtlichen Prestige- und Machtgewinn auch gegenüber den Baslern erhoffte, nutzte einfach die Lage.

Nach langem dogmatisch-theologischem Gefeilsch (um Primat, Fegfeuer, das Filioque zumal, wonach der Hl. Geist «aus dem Vater *und dem Sohn*» hervorgeht und man endlich sowohl «a filio» als auch «per filium» akzeptiert), nach politischem, nach finanziellem Druck, nach mancherlei Demütigungen und Unerquicklichkeiten unterzeichnete man am 5. Juli 1439 das Einigungsdekret «Laetentur coeli», die sogenannte Florentiner Union. 117 Lateiner signierten und 33 Griechen, nur zwei von ihnen weigerten sich. Doch die Sache hatte bloß kurzen Bestand; 1472 wurde sie feierlich und förmlich von der Ostkirche verworfen.[15]

Die Lateiner begingen das Ereignis mit einer lateinischen Messe, schlugen aber die von Kaiser Johannes erbetene Beteiligung an einer griechischen Eucharistiefeier brüsk ab. Der Westen bestimmte wie immer, wenn er die Macht hat. Die Stimmung der Byzantiner jedoch war gedrückt. Die Mehrzahl der Unterzeichner kehrte verbittert heim, beschämt und widerrief auch. Ja, Kaiser Johannes VIII. promulgierte in Konstantinopel, wo einer wachsenden Opposition das Florentinum als Verrat galt, die Union bis zuletzt nicht.

Als aber nach Johannes' Tod sein Bruder und Nachfolger Konstantin XI., der letzte, 1453 im Kampf um Konstantinopel fallende

Kaiser von Byzanz, kurz zuvor die Union doch verkündete, so – völlig vergeblich – auf eine leichter erreichbare westliche Militärhilfe hoffend, erregte er einmütige Mißbilligung. Soll doch sogar einer der höchsten christlichen Würdenträger des Reiches erklärt haben: «Lieber wollen wir die Macht des türkischen Turbans als diejenige der lateinischen Tiara in unserer Stadt sehen.»[16]

Verwundert es? Die Byzantiner hegten einen tiefen Argwohn gegen den Westen. Das grauenhafte Morden und Plündern nach der Einnahme Konstantinopels durch die Kreuzfahrer 1204 (VII 95 ff.!) war unvergessen. Wer aber wußte, wohin eine Hilfe des Westens gegen die Türken führte? Vielleicht nicht nur zur Gefährdung der byzantinischen Orthodoxie, sondern zur Gefährdung des byzantinischen Staates überhaupt? Vielleicht würde die lateinische Herrschaft schlimmer als die türkische sein? Würde sie nicht die Befreiung, sondern die dauernde Knechtung durch den Papismus samt Anhang bringen, die vollständige Latinisierung des Griechentums?

Ansätze dazu gab es. Begann doch gerade unter Eugen IV. als unmittelbare Folge der Kirchenunion eine jahrzehntelange Kreuzzugspolitik gegen das im 14. und 15. Jahrhundert zur Großmacht aufgestiegene Reich der Osmanen, dessen Gegenkreuzzüge längst begonnen hatten.[17]

Die Türken vernichten Byzanz

Schon um 1300 sind viele kleinasiatische Provinzen Konstantinopels türkisch. Dann gehen auch ihre alten Metropolen dort verloren, 1326 Prusa, 1331 Nikeia, 1337 Nikomedeia. Bereits 1352 erobern die Invasoren am Marmarameer die erste Festung auf dem Balkan. In verhältnismäßig rascher Folge nehmen sie 1354 das Dardanellenkastell Gallipoli, 1362 Adrianopel, wo nun, rund 100 Kilometer im Rücken von Konstantinopel, der osmanische Sultan residiert. 1371 wird der König von Bulgarien türkischer Vasall. 1387 gewinnen die Aggressoren Thessaloniki, 1395 definitiv das ihnen schon vordem großenteils tributpflichtige Makedonien.

1389 triumphieren die Türken in der so berühmten wie blutigen Schlacht von Kosovo polje (Amselfeld), der «serbischen Götterdämmerung». Philippe de Mézières, der zeitgenössische französische Autor, Planer der «Militia Passionis» und einflußreicher Verfechter des Kreuzzugsgedankens, spricht von 20000 Toten, auch beide Heerführer darunter. Der später schreibende türkische Chronist Nešri notiert: «Berge von Leichen erhoben sich auf dem Schlachtfeld, Köpfe fielen auf die Erde wie Sand ...»

Die Türken beherrschten nach diesem Debakel den gesamten Balkan.

Natürlich zogen die Christen immer wieder einmal gegen den ungläubigen Koloß, dessen Soldateska die schlagkräftigste Militärmaschine Europas war und dessen Eliteverbände (Janitscharen), aus zwangsbekehrten Söhnen christlicher Untertanen rekrutiert, für den Kampf überragende Bedeutung hatten. Die Europäer freilich sahen in diesen mit den Parolen, den Symbolen der Kreuzzüge geführten Kriegen lange nichts anderes als eine Fortsetzung ihrer bewaffneten Wallfahrten von einst.

Nur wenige Jahre nach dem serbischen Fiasko auf dem Kosovo polje, im Sommer 1396, führte König Sigismund von Ungarn einen gesamteuropäischen, von beiden Päpsten autorisierten Kreuzzug, eines der letzten Kreuzritterheere überhaupt, längs der unteren Donau gegen die Festung Nikopolis und in ein Desaster. Die Christen, etwa 10000 ungarische, italienische, deutsche, französische Ritter, waren der feindlichen Armee unter dem ersten Osmanensultan Bayezid I. weder organisatorisch noch disziplinarisch, noch taktisch gewachsen, machten die gleichen militärischen Fehler «wie schon vor dreihundert Jahren» (Heer), hatten «in all den Jahrhunderten nichts gelernt» (Runciman).

Sigismund selbst entkam knapp. Gefangene konnten sich, falls sie überlebten, nur durch riesige Lösegelder freikaufen. Tausende waren wieder gefallen, darunter Jean de Vienne, der Admiral von Frankreich, ein lebenslanger Krieger, noch im Tod das ihm anvertraute Marienbanner umkrallend.

Mit dieser den Siegern das Innere des Balkans erschließenden Schlacht begann ganz Europa die Panik vor den Türken zu erfassen,

begann der lang anhaltende Mythos ihrer Unschlagbarkeit, wurde der heidnische Abschaum aus dem Osten mit Gog und Magog identifiziert, einer Art Manifestation des Teufelsreiches.[18]

Eine Kreuzbulle jagt nun die andere.

Registrieren wir einmal, ohne Vollständigkeit anzustreben, nur Kreuzbullen aus den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts, auch wenn längst nicht alle den Türken oder Mauren gelten und auch nicht jeder Aufruf befolgt wird.

1400 Kreuzbulle zugunsten Kaiser Manuels II. Palaiologos gegen die Türken
1405 Kreuzbulle gegen Tamerlan (Timur)
1405 Kreuzbulle zugunsten König Sigismunds von Ungarn gegen die Türken
1411 Kreuzbulle Gregors XII. gegen seinen Nebenbuhler Johann XXIII.
1413 Kreuzbulle Johanns XXIII. gegen König Ladislaus von Neapel
1420 Kreuzbulle gegen die Hussiten
1421 Kreuzbulle gegen die Hussiten
1427 Kreuzbulle gegen die Hussiten
1431 Zwei Kreuzbullen gegen die Hussiten
1434 Kreuzbulle für Albanien gegen die Türken
1436 Kreuzbulle für den König von Portugal gegen die Mauren
1437 Kreuzbulle für den König von Kastilien gegen Granada
1438 Kreuzbulle für Ungarn gegen die Türken
1442 Kreuzbulle für den König von Portugal gegen die Mauren
1443 Kreuzbulle für den König von Portugal gegen die Mauren.[19]

1443 folgt auch eine Kreuzbulle für die ganze Christenheit gegen die Türken. Ein von Papst Eugen IV. angestrebter Zug sollte die Aggressoren aus Europa jagen. Der polnisch-ungarische König Wladislaw III. Jagiello und sein Truppenführer Johannes Hunyadi, der 1443 an der Spitze eines Kreuzzugverbandes bis Sofia vordrang, hatten bereits mehrere Erfolge wider die Türken errungen und mit diesen am 1. August 1444 einen vorteilhaften Frieden geschlossen.

Aufgestachelt jedoch von dem päpstlichen Legaten Giuliano Cesarini, kündigte man den Frieden und erlitt am 10. November bei Varna gegen die von Sultan Murad II. befehligte Osmanenarmee eine katastrophale Niederlage. König Wladislaw III., der päpstliche Legat, aber auch 30000 Türken fanden den Tod.[20]

Es folgen weitere Kreuzbullen gegen die Verhaßten, 1448 aber verlieren die Christen, was großes Aufsehen erregt, eine zweite Schlacht auf dem Kosovo polje. Und am 29. Mai 1453 verlieren sie sogar Konstantinopel. Vom Westen weitgehend im Stich gelassen, nur von einigen venezianischen Galeeren und ein paar hundert Seeräubern unter dem damals fallenden berühmten genuesischen Piraten Giovanni Giustiniani unterstützt, dringen nach fast achtwöchiger Belagerung 150000, 265000 oder noch mehr Türken unter Allah-Geschrei in Konstantinopel ein. Sultan Mehmet II. reitet hoch zu Roß in die einst von Kaiser Justinian erbaute Hagia Sophia (II 371), auf der Kanzel erschallt das Lob des Propheten, Tausende von Christen werden ausgeraubt, geschändet, abgestochen, 50000 in die Sklaverei geführt.

Mit diesen Schlägen war Byzanz vernichtet, das Schicksal des oströmischen Reiches ebenso besiegelt wie das des Balkans, auch wenn am 22. Juli 1456 das «Wunder von Belgrad» geschah und Johannes Hunyadi, knapp drei Wochen danach ein Opfer der Pest, mit einem zusammengewürfelten, doch überwiegend ungarischen Kreuzfahrerhaufen den Ansturm der Türken auf die Stadt abwehren konnte.

Einen «erheblichen Anteil» an Belgrads Rettung schreibt nicht nur das Lexikon des Mittelalters Johannes Capestrano zu, dem hl. Judenverfolger und -verbrenner (S. 246 ff.), ging er doch mitten im dichtesten Kampfgewühl mit dem Kruzifix in der Hand vorwärts und rief «so laut er konnte», wie Ludwig Donin in seinem vielbändigen Werk über die «Heiligen Gottes» festhält: «Sieg – Jesus! Sieg», und befahl auch als «Führer, Oberster und Commandant der Kreuztruppen» seinen Soldaten denselben Schrei. 1521 allerdings nehmen die Ungläubigen Belgrad, dessen strategische Bedeutung durch die Türkenkriege wächst, endgültig ein. 1529 stehen sie vor Wien, der, so türkische Chronisten, «goldenen Stadt des Westens». Und 1683 stehen sie noch einmal vor ihr.[21]

DER HUNDERTJÄHRIGE KRIEG (1327–1453) GEHT ZU ENDE

1453, im selben Jahr, in dem Konstantinopel in die Hand des Islam gerät, endet auch der Hundertjährige Krieg. Während die Türken Byzanz und den Balkan erobern und die dortigen Christen vergebens wirksame Hilfe vom Westen erhoffen, bekriegen sich Frankreich und England immer von neuem gegenseitig.

Zwar schien um die Wende zum 15. Jahrhundert der Konflikt einzuschlafen, ja 1396 kam gar eine Heiratsverbindung zwischen der Tochter des französischen Königs Karl VI., der siebenjährigen Isabella, und König Richard II. zustande; doch fand dieser bereits Anfang 1400 in der Gefangenschaft Heinrichs V. den Tod. Und im August 1415 erfolgte mit 1400 Schiffen in der Seinemündung die englische Invasion. Nur unter großen Anstrengungen wurde der befestigte Kriegshafen und Flottenstützpunkt Harfleur genommen (1450 von den Franzosen zurückgewonnen), wurden etwa 8000 Einwohner vertrieben und Engländer angesiedelt.

Noch im selben Jahr, am 25. Oktober 1415, schlug in einer der bekanntesten Schlachten des Krieges ein zahlenmäßig weit unterlegenes englisches Heer ein französisches bei Agincourt (frz. Azincourt), nördlich von Hesdin, vor allem dank der englischen Bogenschützen (Archers). Sie konnten bis zu zwölf Pfeile pro Minute abschießen, noch aus 200 Meter Entfernung eine Panzerrüstung durchbohren und wurden erst im späten 16. Jahrhundert durch die Handfeuerwaffen abgelöst. Der verheerende Pfeilregen zurrte bei Agincourt die Reiterei Karls VI. auf der regennassen Erde förmlich fest, und die folgende Kavallerieattacke Heinrichs V. fegte sie völlig zu Boden. Die Engländer, die, auf Befehl ihres Königs, außer Fürsten, keine Gefangene machten, hatten nur geringe Verluste, die Franzosen Tausende von Toten, darunter mehrere Herzöge. Auch 1424 nach der Schlacht von Verneuil (Normandie), vor der beide Seiten gelobten, keine Gefangenen zu machen, prahlte ein englisches Siegesbulletin mit 7262 getöteten Gegnern.

Die außen- und innenpolitischen Folgen dieser Katastrophen lähmten Frankreich für eine Generation und brachten große Teile

der Normandie unter englische Kontrolle. Erst bis 1453 konnte Karl VII. alle von den Briten beherrschten Territorien auf dem Festland, mit Ausnahme von Calais, erobern und den Hundertjährigen Krieg unformell beenden.[22]

Wir lassen die weiteren Christengemetzel der gewaltigen englisch-französischen Konfrontation ebenso auf sich beruhen wie die Tatsache, daß der lange, Frankreich furchtbar verheerende und zerfleischende Konflikt durch das Wechselspiel der Bedürfnisse auch andere europäische Länder stark in Mitleidenschaft zog: Schottland, Kastilien, Portugal, die niederländischen Provinzen. Während aber im Osten die islamischen Osmanen anrannten, schlugen im Westen nicht nur christliche Engländer und christliche Franzosen einander blutig, sondern tobten auch in ihren eigenen Ländern Bürgerkriege, fielen Engländer über Engländer her und Franzosen über Franzosen.[23]

PEASANTS' REVOLT

So war es in England bereits im Frühjahr 1381 zur Peasants' Revolt, zu Wat Tylers Rebellion, gekommen, der ersten großen Sozialerhebung in der englischen Geschichte. Denn wie so oft war auch dies nicht nur ein Bauernaufruhr, hatte es Unruhen anderer Unterdrückter, soziale Zusammenstöße gerade in den Städten, hatte es seit je eine große Stadtarmut gegeben, schließlich wider die Werktätigen gerichtete «Arbeiter»-Statute, endlich auch Versammlungsverbote von «congregations, conventicles and assemblies» ohne obrigkeitliche Erlaubnis. Und natürlich gab es Bauernaufstände auch in England schon vordem. Doch wurden sie immer wieder, besonders von den Klöstern, den auf Wahrung und Mehrung ihrer «Rechte» bedachten Äbten, mit eiserner Hand und der Hilfe des Königs niedergerungen. Und nicht sehr viel anders sollte die Sache auch jetzt verlaufen.

Die durch die Leibeigenschaft, die Hörigkeit, den Steuerdruck (wegen Wiederbeginn des Krieges gegen Frankreich unter Richard

II.) und durch die hohen Feudallasten Ausgebeuteten hatten sich erhoben, häufig von der bäuerlichen Oberschicht und niederen Geistlichen geleitet. Der Aufruhr, der viele Grafschaften erfaßte und oft mit der Abstechung von Steuereinnehmern, der Verbrennung der Steuerlisten, der Frondienstverzeichnisse begann, galt den Verursachern der wirtschaftlichen Not, den Besitzern der großen Latifundien. Er zeigte von Beginn an scharfe antifeudale Züge, die Wut besonders gegen die Kirche, die ein Drittel des Landes besessen haben soll, bekundete die Empörung gegen Bischöfe, Äbte, die reichen Konvente zumal, die man beraubte, ruinierte, deren Vieh man forttrieb.

In London hatte auch ein Teil der Bevölkerung, besonders das Proletariat revoltiert, ähnlich in Cambridge, wo man u. a. das Corpus Christi College angriff. Unruhen gab es auch in Norfolk und Suffolk. Das Haupt des Priors von Bury St. Edmunds fiel. Die Köpfe vieler Hochgestellter rollten. Auch Erzbischof Simon Sudbury von Canterbury, seit dem Vorjahr zugleich Kanzler, wurde von der Menge aus der Kapelle des Tower, in der er Zuflucht gesucht, gezerrt und geköpft, sein Sitz, Lambeth Palace, zerstört; ähnlich das Haus des Schatzkanzlers, zugleich Prior des Hospitalritterordens, und auch dessen Besitzungen in Schutt und Asche gelegt.

In seltsamer Verblendung richtet sich der Zorn der Rebellen nie gegen den König, die «Verkörperung der Gerechtigkeit». Entsprechend verfuhr er. Unter dem Druck der Empörer gestand der junge Richard II. urkundlich beglaubigt fast alles zu, was man von ihm verlangte, und bald darauf schlug er die Revolte im Verein mit dem Adel nieder, dabei unter anderen der kampflustige Bischof von Norwich, Henry Despenser (der wenig später auch einen katastrophalen «Kreuzzug» nach Flandern führte).

Und nun fielen die Häupter der Erhebung, vor allem ihre beiden bedeutendsten Führer: Wat Tyler, am 15. Juni bei einer Begegnung mit König Richard ermordet, der «Verkörperung der Gerechtigkeit», sowie der Geistliche John Ball, von den Commons ein «gerechter und guter Mann» genannt, am 15. Juli, ebenfalls in Anwesenheit des Königs, gehängt, ausgeweidet, gevierteilt und sein Bild von der zeitgenössischen Kirche beschmutzt. Tyler hatte die Beseiti-

gung aller Standesunterschiede und aller Bischofssitze, bis auf einen, gefordert, sowie die Konfiskation sämtlicher Kirchengüter zugunsten der Laien. John Ball, bei Beginn des Aufstands aus einem Kenter Gefängnis befreit, soll sogar zur Tötung aller Lords, Rechtsgelehrten und königlichen Beamten aufgerufen haben (in einer Predigt mit dem Auftakt: «Whan Adam dalf [grub] and Eve span / Wo [Wer] was thanne a gentilman?») Dies behauptet jedenfalls ein zeitgenössischer Benediktiner, der glühende Wyclif- und Lollardengegner Thomas Walsingham. Ball forderte jedoch weder Kommunismus noch Gütergemeinschaft, sondern eine Art christlicher Demokratie.

«Kein Edelmann war seines Lebens und Gutes mehr sicher», liest man in Pierers altem Universal-Lexikon und erfährt dann, daß die Edelmänner selber die schwierige Lage bereinigt haben «mit der Hinrichtung von fast 1500 Rädelsführern».[24]

Die nächsten Jahrzehnte galten in England u. a. dem unterschiedlich scharf geführten Kampf gegen das «Ketzertum», den Wyclifiten und den von ihnen stark beeinflußten Lollarden, der einzigen größeren häretischen Bewegung des Landes.

Gestützt auf die Bibel in der Volkssprache, verwarfen die Lollarden, die in allen Kreisen Anklang fanden und bis ins 16. Jahrhundert fortdauerten, den Primat des Papstes, die Sakramente, die Bilderverehrung, das Wallfahren und besonders den weltlichen Kirchenbesitz, schätzten jedoch durchaus die staatliche Autorität. Die zeitgenössischen Chronisten aber eiferten gegen diese Christen ausnahmslos. Man fahndete nach ihnen, ihren Schriften, intensivierte mit ihrer Zunahme kirchliche wie staatliche Verfolgungen und verschärfte die «Ketzer»-Gesetze. 1401 drohte man – es geschah zum erstenmal in England – Häretikern die Todesstrafe an. 1413/1414 brach eine Revolte der Lollarden aus, am 15. Dezember 1417 wurde ihr Führer, Sir John Oldcastle, der einstige Freund Heinrichs V., am Galgen verbrannt.[25]

Die Herren unter sich

In jenen Jahrzehnten entwickelte sich in England der Konflikt zwischen Königtum und Adel besonders instruktiv. Zunächst unter Richard II. (1377–1399), der mehr Macht begehrte, unbeschränkte Königsgewalt. Also ließ er einige hochadlige Widersacher hinrichten bzw. im Gefängnis ermorden, ließ den Erzbischof von Canterbury, Thomas von Arundel (der als erster die Übersetzung der Bibel in lebende Sprachen verbot), verbannen, bevor schließlich ihn, den König, Heinrich Bolingbroke (Heinrich IV.) im Juli 1399 gefangennahm, vom Thron stieß und augenscheinlich dafür sorgte, daß er im nächsten Jahr im Kerker umkam, nach einer unverbürgten Quelle durch Verhungern.

Heinrich IV. (1399–1413) setzte 1406 auch den schottischen König Jakob I. für 18 Jahre im Londoner Tower fest, ließ nach seinem Freikauf seinen Vetter Duke Murdoch samt dessen Familie töten und ihre Güter einziehen, bevor er selber 1437 als Opfer eines Adelskomplotts im Kloster Perth ermordet wurde. Heinrich IV. bekämpfte nicht nur die Wyclifiten, sondern auch sich häufende Verschwörungen und Aufstände im Innern, so 1400, 1403, 1405, 1408; u. a. eine Revolte des Erzbischofs von York, Richard Scrope, den er hinrichten ließ, worauf man ihn als Märtyrer feierte.

Drei Rebellionen lösten allein die Percies aus, eine britische Hochadelsfamilie, der Heinrich sein Königtum mitverdankte. In der Schlacht von Shrewsbury (1403) fiel Henry «Hotspur», einziger Sohn von Henry, Earl of Northumberland, gegen den König. Zwei Tage darauf ließ dieser Thomas Percy, Earl of Worcester, und andere Insurgenten töten. Und 1408 kam auch Henry, Earl of Northumberland, in der Schlacht von Bramham Moor (Yorkshire) um. Heinrich IV. unternahm mehrere Kriegszüge nach Schottland sowie gegen den sich widersetzenden Waliser Fürsten Owain Glyn Dŵr (Shakespeares «Glendower»), dessen Familie in Gefangenschaft geriet, während er selbst verschwand.[26]

Die Wirren, Unruhen, Adelsfehden reißen kaum ab. In der Mitte des Jahrhunderts kommt es in Kent zur «Jack Cade's Rebellion», zum Sieg über ein königstreues Heer, ziehen die Aufsässigen, meist Bau-

ern und Handwerker, nach London, wo Heinrich VI. weicht und sein Großschatzmeister (Lord Treasurer) hingerichtet wird, bevor man auch John (Jack) Cade am 12. Juli 1450 in Kent beseitigt. Kurz zuvor war auch William de la Pole, Duke of Suffolk, ein bisheriger Günstling des Königs, von diesem verbannt und am 2. Mai 1450 bei der Einschiffung nach Frankreich auf mysteriöse Weise getötet worden. (Seinen Enkel Edmund läßt 1513 Heinrich VIII. liquidieren.)

Schließlich kommt Heinrich VI. in den Machtkämpfen der Königshäuser Lancaster (rote Rose) und York (weiße Rose), den sogenannten Rosenkriegen (Wars of the Roses), mit mehr als 60 Wochen langen Feldzügen, Land- und Seeschlachten, wiederholt in Gewahrsam und wird nach einem Gemetzel bei Tewkesbury 1471, wo man viele kriegsgefangene Lords und Ritter der Lancastrians über die Klinge springen läßt, selbst im Tower ermordet.[27]

Es geschah aber auch, daß verschiedene englische Faktionen im französischen Bürgerkrieg mit rivalisierenden Gruppen koalierten und, gemeinsam mit den Franzosen, gegeneinander fochten. So vor allem bei dem großen Konflikt zwischen den Häusern Orléans und Burgund, den Armagnacs und Bourguignons, zwei im Frankreich des frühen 15. Jahrhunderts jahrzehntelang sich erbittert befehdende Parteien.

Auf der einen Seite standen der Graf Bernhard VII. von Armagnac (1391–1418) und das ihm verschwägerte Haus Orléans, besonders Ludwig, Herzog von Orléans, der jüngere Bruder des (seit 1392 zeitweise geisteskranken, 1422 in tiefer Umnachtung sterbenden, doch beim Volk beliebten) Königs Karl VI. Auf der anderen Seite, bei den Bourguignons, stritt Herzog Ludwigs Onkel, Herzog Philipp der Kühne, Begründer des Hauses Burgund, und nach dessen Tod (1404) setzte sein Sohn Herzog Johann «Ohnefurcht» (Jean «sans Peur») den Kampf fort.

Johanns Anhänger ermordeten weisungsgemäß am 23. November 1407 Herzog Ludwig von Orléans grausam auf offener Straße; ein von Jean Petit, dem Pariser Theologen, in seiner berüchtigten «Justification» als «Tyrannenmord» öffentlich gerechtfertigtes Verbrechen. Der Burgunder hatte den Pariser Pfaffen, der «stets die herrschende Auffassung» vertrat, im Jahr zuvor gekauft (feiner: als

«besoldeten Rat in seinen Dienst» gestellt: Autrand). Und am 10. September 1419 stachen Spießgesellen des Dauphins, des späteren Königs Karl VII., in dessen Gegenwart und mit seiner Zustimmung, heimtückisch den Burgunderherzog Johann «Ohnefurcht» bei Verhandlungen auf der Brücke von Montereau ab, 88 km südöstlich von Paris, als sich Johann vor dem Dauphin verneigte. Auch zwei von Johanns Begleitern fielen. Den Mördern des Herzogs aber zahlte der Dauphin hohe Pensionen.

Zwischen diesen Attentaten wogte der Bürgerkrieg hin und her; unterstützte etwa Johann den Bischof von Lüttich, Johann von Bayern «Ohnegnade» («sans Pitié») 1408 in der blutigen Schlacht von Othée gegen dessen aufständische Diözesanen; wurde Paris bald von der einen, bald von der anderen Partei genommen; wurde danach immer wieder in der Stadt gemordet, eingekerkert, verjagt; kam es u.a. zur brutalen Beseitigung des Connétable Armagnac, zu schweren sozialen Ausschreitungen, zu Massakern.[28]

Eine Hexe wird heilig

Die «Symbolfigur» des französischen Widerstandes gegen England, die populärste Gestalt des Hundertjährigen Krieges überhaupt, wurde Jeanne d'Arc (genannt «la Pucelle», das Mädchen), nachmals von Voltaire gewürdigt, von Schiller, Shaw, Brecht, Anouilh u.a. Honegger verfaßt ein Oratorium.

In einem lothringischen Dorf an der Maas geboren, hatten sich bei der Tochter eines wohlhabenden Bauern aus Domrémy seit ihrem 13. Jahr diverse Heilige eingefunden. Zuerst der Erzengel Michael (und später wollen ihre frommen Richter wissen, ob er nackt gewesen). Dann stellen sich ihr die hl. Katharina, die hl. Margareta, weitere vor, und allmählich kann sie alle nach Wunsch herbeizitieren. Doch auch sie bekommt Ordonnanzen, hört fortgesetzt Stimmen, die ihr in den letzten Jahren fast täglich befehlen, die Engländer aus der «France» zu treiben und Karl VII., dem sie sich als «Tochter Gottes» empfiehlt, in Reims zum König zu weihen.

Der Dauphin empfängt die aparte Analphabetin, damals etwa achtzehn, am 6. März 1429 in reichlich aussichtloser Lage in Chinon, einem Schloß an der Loire. Eingehend verhören sie dort und in Poitiers wochenlang Theologen, Juristen, Räte des Fürsten und attestieren ihr Reinheit und Rechtgläubigkeit. Auch die Schwiegermutter Karls und weitere erfahrene Damen bezeugen nach gewissenhafter Exploration ihre Virginität, und so läßt man sie, ritterlich gerüstet, auf edlem Pferd (nie tadelt sie höfischen Prunk, und die Rechnung für das eigene kostbare Outfit schickte sie dem König) mit einem großen Heerhaufen gegen Orléans ziehen. Am 29. April 1429 erobert sie die Stadt, worauf man sie die Jungfrau von Orléans zu nennen beginnt. Sie befreit auch Reims, und am 17. Juli wird dort Karl zum König geweiht.

Längst ist die Stimmung gut, Enthusiasmus entfacht, erhofft man neuen Glanz für das Königtum, erwartet die Befreiung von Paris. Doch da verläßt die männliche Jungfrau ihr Glück. Am 8. September scheitert ihr Vorstoß gegen die von Engländern, Burgundern, vielen Parisern verteidigte Hauptstadt. Ja, am 23. Mai 1430 nimmt sie bei einem Ausfall aus dem umzingelten Compiègne der England ergebene Johann von Luxemburg, Graf von Ligny, gefangen. Und da der Reimser Erzbischof Regnault de Chartres sich weigert, sie loszukaufen, auch der König, der ihr die Krone verdankt, keinen Finger für sie rührt (beiseite einmal, daß er sie nebst Familie im Dezember 1429 nobilitiert), auch später weder an den Papst noch an das Basler Konzil appelliert, wird sie an die britische Regierung verkauft und von dieser, entsprechend dem Drängen der Pariser Universität, einem Inquisitionstribunal überstellt, einer geistlichen, einer französischen Instanz, denn die Briten lechzen zwar nach Rache für ihre militärischen Schlappen durch Johanna, überlassen die «Drecksarbeit» aber den Franzosen.

Unter dem Vorsitz von Pierre Cauchon (gleichlautend mit Cochon, Schwein), dem Bischof von Beauvais, von Jean le Maitre, dem Vize-Inquisitor Frankreichs, sowie mit einem halben Hundert klerikalen Beisitzern (und mehr als hundert Zeugen in Paris, Orléans und Rouen) macht man nun Jean d'Arc zwischen dem 21. Februar und Ende Mai 1431 im Schloß von Rouen den Prozeß, einen

ausgesprochen politischen Prozeß, der im Dienst der englischen Sache die französische herunterreißt. Geführt als typischer Inquisitionsprozeß mit allen schmutzigen Tricks, wobei nur das Foltern fehlt, verurteilt man Johanna, mutterseelenallein einer Horde haßerfüllter Richter konfrontiert, wegen ihrer teuflischen Stimmen, ihrer Männertracht, ihres Ungehorsams gegenüber der Kirche, wegen Zauberei und Hexerei, wegen Blasphemie, Grausamkeit, Schamlosigkeit, Hochmut sowie eines Schocks anderer Sünden. Und am 30. Mai verbrennt man sie auf dem alten Marktplatz zu Rouen, nicht ohne daß zuvor Monseigneur Cauchon, der den ganzen Prozeß mit anwiderndem Eifer betrieben, noch in altbewährter Heuchelei die weltliche Gerichtsbarkeit gebeten hätte, «ihr Urteil über Euch zu mäßigen ohne Tötung und Verstümmelung der Glieder». Sie wird lebend verbrannt – auf einem besonders kleinen Scheiterhaufen, um sie noch stundenlang leiden zu lassen. Dann streut man ihre Asche in die Seine.

Führende Theologen und Kanonisten begutachteten damals ausnahmslos die Verdammung durch ihre Unterschrift. 1894 aber erklärt dieselbe Kirche Jean d'Arc als verehrungswürdig, 1909 wird sie selig-, 1920 heiliggesprochen.[29]

Auch ein Judenhetzer wird heilig

Bei all den Kämpfen gegen äußere und innere Feinde vergaßen die Christen nie das Verfolgen der Juden.

Gewiß stellten ihnen manche Päpste, wie schon früher (VII 440 ff.), auch im ausgehenden Mittelalter Schutzbriefe aus und verboten darin Hetzreden des Klerus. So Papst Martin V., der allerdings – unter dem Einfluß des hl. Johannes Capestrano – schon wenige Monate später seinen Schutz widerruft und in der Bulle «Sedes Apostolica», zu seiner «größten Bestürzung» Eigensinn und Ungehorsam der Juden beiderlei Geschlechts erkennend, ihnen jetzt «Betrug» vorwirft, «Schlechtigkeit» «schändliche Dinge und Verbrechen».[30]

Ähnlich nehmen Martins Nachfolger ihre Schutzbullen wieder zurück.

Eugen IV. verbietet statt dessen in einer Verordnung vom 8. August 1442 Juden und Sarazenen (in Kastilien und León) das Zinsnehmen von Christen. Er untersagt jedes Zusammenleben mit Juden und Mauren. Sie müssen in Städten in einem besonderen Quartier wohnen, dürfen mit Christen weder essen und trinken noch mit ihnen baden, noch an ihren Hochzeiten und Begräbnissen teilnehmen, keine Gevatterschaft bei ihnen übernehmen, ebensowenig umgekehrt. Juden und Mauren sollen keine Makler und Wechsler, sollen für Christen nicht Apotheker und Ärzte sein. Man verwehrt ihnen, kranke Christen zu besuchen, ihnen Medizin zu geben, bestimmte Lebensmittel zu verkaufen. Sie dürfen keine christlichen Diener, Landarbeiter, Hirten haben, sollen nicht Verwalter des Königs oder irgendeines christlichen Herren sein und nicht Waffen tragen.

Ganz so judenfeindlich wie Eugen IV. waren seine klerikalen Widersacher in Basel. Feierlich erneuert das Konzil 1434 die gesamte antijüdische Gesetzgebung der Kirche, wiederholt aber nicht nur alte, fügt auch neue Erlasse hinzu, fordert den Ausschluß der Juden aus den Universitäten und rechtfertigt die Zwangspredigt.

Auch Eugens Nachfolger Nikolaus V. (1447–1455) trat bald nicht mehr für die nahezu Verfemten ein, sondern verbot Christen jeden Verkehr «mit den von Tag zu Tag frecher werdenden Juden», verbot ihnen jedes Amt und erneuerte auch seinerseits zahlreiche alte antijüdische Kirchengesetze.

Bei dieser geschlossenen judenfeindlichen Phalanx des Klerus und seiner andauernden Hetze wider die Juden ist deren fortgesetzte Verfolgung «zu Ehren Gottes und der Heiligen Jungfrau» nur konsequent.[31]

Wie vor den Kreuzzügen stellte man den Juden, besonders in Bayern und Österreich, auch vor den Hussitenkriegen nach und schröpfte sie dann für diese Kriege noch finanziell enorm, um ein Drittel ihres gesamten Vermögens, eine Spezialität von König Sigismund, der die Ausbeutung seiner Opfer nicht weit genug treiben konnte. Erst garantierte er ihnen, sie längere Zeit vor Sondersteuern zu bewahren, was er sich natürlich hoch bezahlen ließ. Dann scher-

te er sich nicht um sein Versprechen, forderte vielmehr immer neue Abgaben. «Wenn ihr euch dawider setzet, so müssen wir euch an Leib und Gut strafen lassen, daß euch leid wäre, daß ihr euch wider unser königliches Gebot setzet.»

In Österreich sagte Herzog Albrecht V., Schwiegersohn Sigismunds und eifriger Förderer der sogenannten Melker Reform, den Juden nicht nur Verbindungen zu den Hussiten nach, sondern glaubte anscheinend auch die Geschichten von ihrem – meist erlogenen – Hostienfrevel (VII 429 f.). Jedenfalls ließ er nach einem solch angeblichen Fall anno 1420 die Juden in seinen Ländern verhaften und ihr Vermögen konfiszieren. Viele töteten sich, wie so oft, eigenhändig, um der Zwangstaufe zu entgehen. Wer sich aber weigerte, Christ zu werden, wurde im nächsten Jahr, Mann wie Frau, bei Wien verbrannt, nach einer zeitgenössischen Quelle mehr als 1300 Menschen (anderwärts liest man von 200 Scheiterhaufenopfern, und alle Juden verbannte man aus Österreich «auf ewige Zeiten».[32]

Zu größeren Pogromen kam es 1398 auch in Prag, 1404 in Salzburg, 1408 in Segovia, 1453 in Breslau. In Speyer vertrieb man die Juden 1405 und 1435. In Trier ließ sie der Erzbischof 1418 austreiben, nicht ohne zuvor die Tilgung aller Schulden befohlen zu haben. In Mainz kam es 1420 und 1438 zu Ausweisungen. Im selben Zeitraum verjagte man die Juden auch aus Köln, Augsburg, Freiburg, Ravensburg, Wien.

In Herzogenaurach beschlossen am 25. April 1422 die Bischöfe von Bamberg und Würzburg sowie die zwei Burggrafen, keinen Juden mehr im fränkischen Land wohnen zu lassen. «Was aber daraus gevile, das solt gleich in 3 teil geteilt werden und davon den beden Bischoffen zwei teil und den beden Marggraven ein dritttheil werden.» Christliche Schuldner von Juden sollten bloß noch die Hauptsumme ihrer Schulden zahlen, jedoch nicht den Juden, sondern deren Herrn! Von Schweinfurt melden alle Annalen zum Jahr 1444 ohne jede Angabe eines Grundes, daß «etliche Juden allhie' verbrannt worden sind».

Aus Erfurt verstieß man die jüdische Gemeinde 1458, nachdem der Rat der Stadt dem Erzbischof Dietrich von Mainz 7000 Gulden

gezahlt. Ein vor dem Reichskammergericht angestrengter Prozeß der Juden wurde durch die Intervention des Papstes, des Erzbischofs u. a. niedergeschlagen, «kostete die Stadt aber viel Geld, nicht zuletzt Bestechungsgelder» (Patze).

Aus Zürich wurden die Juden 1423, endgültig 1436 vertrieben – «gott und unser lieben frouwen ze lob und eren». Aus Bern jagte man sie 1427, aus Genf 1454 und 1490. Auch aus Villeneuve, Burgdorf, Schaffhausen exilierte man seinerzeit die Verhaßten. Und 1489 beschloß man allgemein, daß ihnen «zu ewigen Zeiten kein Geleit mehr gegeben werden soll, um in der Eidgenossenschaft zu sitzen».[33]

Auf der Iberischen Halbinsel ging der Klerus so unbarmherzig gegen die Juden wie anderwärts vor (VII 406 ff.!), ja suchte sie noch bis ins Kleinste zu gängeln, sogar ihre Barthaltung zu regeln, ihre Haarfrisur. Während allerdings ihre Glaubensbrüder in Deutschland oder Frankreich fast stets den Tod einer «Bekehrung» vorzogen, traten die spanischen Juden bei Gefahr oft mit ihren gelehrtesten und reichsten Mitgliedern zum Christentum über – eine schon in der Antike gegenüber den Heiden ausgiebig praktizierte christliche Taktik. Die jüdischen «Conversos» oder «Christiani novi», die trotz der Taufe insgeheim Juden blieben, wurden «Marranos» genannt (vermutlich vom spanischen «marrana», Schwein, abgeleitet), in jüdischen Texten «Anussim» (Gezwungene).

Marranen gibt es auf der Iberischen Halbinsel schon in westgotischer Zeit, doch kulminiert ihre Geschichte und Verfolgung erst während der (spanischen) Inquisition im 15. Jahrhundert. Und die seitdem von Christen verlangte «Blutreinheit» (limpieza de sangre) wurde in manchen Gebieten bis ins 19. Jahrhundert gefordert. Die Marranen gingen zur Messe, zu den Sakramenten, sie ließen ihre Kinder taufen, beachteten aber heimlich die Vorschriften der jüdischen Religion. So kam es schließlich zum Niedermetzeln auch der getauften Juden, 1449 in Toledo und – fünf Tage lang – in Ciudad Real.[34]

Wie kaum irgendwo sonst ging die Judennachstellung in Spanien fast gänzlich vom Klerus aus (VII 406 ff.). Und beträchtlichen Anteil daran hatte der eifernde Dominikaner Vicente Ferrer, einer der führenden Kirchenmänner des frühen 15. Jahrhunderts.

Der 1419 auf einer Predigtreise durch die Bretagne gestorbene und bereits 1458 heiliggesprochene Antisemit beeinflußte nicht nur die judenfeindliche Gesetzgebung König Ferdinands von Aragón, sondern auch das bekehrungsunwilligen Juden geltende «Ordenamiento de Doña Catalina» der Regentin Katharina, deren Berater und Inspirator der Heilige nicht nur bei dieser, gerade in der ursprünglichen Fassung äußerst harten Anordnung gewesen ist. Bezeichnenderweise wurde diese abgeschwächt, sobald Ferrer Kastilien verlassen hatte, der übrigens wahrscheinlich auch an dem «Tractatus novus et valde compendiosus contra Perfidiam judaeorum» beteiligt war.

Darüber hinaus wirkte der Heilige bei der lokalen Umsetzung dieser Erlasse teilweise direkt mit. Er liebte Propagandarummel, war als Bußprediger schon von 1399 bis 1409 durch halb Europa unterwegs, zeitweilig von riesigen Scharen, Männer und Frauen, sich peinigender Geißler begleitet. Und zog später wieder, Haufen fanatisierter Flagellanten anführend, durch Kastilien, durch Aragón, den «Heiligen Krieg» verkündend, den «Heiligen Haß», «Tod oder Taufe», jede Menge Flüchtlinge, Vertriebene schaffend, und ungezählte Selbstmorde Verzweifelter.[35]

Auch ein grosser Judenmörder wird heilig

Wie Vincent Ferrer wurde wenige Jahrzehnte später auch Johann von Capestrano, ein Adelssproß aus den Abruzzen, ein gefeierter Bußprediger, ein Organisator von Massenveranstaltungen, der als solcher «fast ohne Beispiel in der Geschichte steht». Es erhellt schon daraus, daß das Volk – täglich zwanzig- bis dreißigtausend Versammelte – bei seinen Reden Tränenströme vergoß, «obgleich es seine Sprache nicht verstand, indem er lateinisch predigte» (Wetzer/Welte), freilich auch manchmal einen Totenkopf zeigte. So bekehrte er Tausende, darunter allein «11 000 Hussiten», auf die ihn der Papst und Kaiser Friedrich III. angesetzt. Und wirkte zudem als «Orakel

seiner Zeit», als «Wundermann»; heilte Hunderte, ging «auf seinem Mantel trockenen Fusses über den Po», erweckte in Rieti einen Toten, «dem das Haupt entzweigespalten worden, wieder zum Leben» (Donin).[36]

Dabei war de Capestrano, dieser gewaltige franziskanische Zungen- und Mirakeltäter – eigentlich schon wieder wunderbar –, ein eher mickriges Männchen, klein, unscheinbar, im Alter gar nur Haut und Knochen. Immerhin hatte er, nachdem er, der einstige Governatore von Perugia, dort eingekerkert war, seine geistliche Karriere bemerkenswert erfolgreich als Inquisitor begonnen, bereitete er doch durch den Kampf gegen die Fraticellen «ihren völligen Untergang vor» (Lexikon für Theologie und Kirche).

Sowohl Eugen IV. als auch Nikolaus V. erneuerten bereits bei ihrer Stuhlbesteigung Capestranos Mandat als Generalinquisitor, und die Folgen verspürten nicht nur die Fraticellen. Denn während der Propagandist jahrzehntelang vor allem in Italien auftrat, kam es dort zu sonst «kaum bekannten Ausschreitungen gegen die Juden» – der einzige diesbezügliche Hinweis des katholischen Handbuchs der Kirchengeschichte. Auch das Lexikon für Theologie und Kirche streift nur einmal «sein stetes Drängen bei Päpsten, Fürsten und Städten auf restlose Durchführung der Judengesetze» – in der ersten Ausgabe 1933, als sich der «Stürmer» und andere NS-Rassisten auf Capestrano, den «Judenhammer» des Spätmittelalters, beriefen, mit vollem Recht natürlich. (Die dritte Ausgabe aber des kirchlichen Lexikons von 1996 bringt im Capestrano-Artikel über sein Verhältnis zu den Juden kein Wort!)

In späteren Jahren zieht der Heilige – für den sächsischen Minoriten Matthias Döring nur ein eitler Prahler und Betrüger – durch Österreich, Bayern, Thüringen, Sachsen, Schlesien, Ungarn, Polen und «säubert» die Länder. Denn «Judenverfolgungen», klagt Schopen in seiner Geschichte des Judentums, «kennzeichnen seinen Weg, Einkerkerungen, Vermögenskonfiskationen, Vertreibungen, Hinrichtungen durch Feuertod, Wegnahme der Kinder unter sieben Jahren zu gewaltsamer Erziehung im Christentum».[37]

Es ist die vom Lexikon für Theologie und Kirche gerühmte «fast 40 Jahre dauernde rastlose apostolische Wirksamkeit», diese, so

auch von Pastor, «großartige Reformtätigkeit». Von Sizilien bis Polen hatten die Hetzreden des «frommen Vaters», wie ihn immer wieder die Magdeburger Schöppenchronik nennt, antijüdische Demonstrationen zur Folge, Gewalttaten, Metzeleien. Manchmal, wie 1450 im frommen Bayern, lochte man die «Hebräer» schon vor seiner Ankunft ein oder vertrieb sie. In Breslau ließ der «würdige», der «vornehme», «dieser fromme Vater Johannes» 1453 wegen einer angeblichen Hostienschändung 41 Juden vor ihren Häusern auf dem Salzring lebendig verbrennen, alle anderen Juden wurden verjagt, beraubt, ihre Kinder unter sieben Jahren ihnen fortgenommen, um sie «rechtgläubig» zu machen. Ähnliche Greuel geschahen im selben Jahr in Liegnitz und in Schweidnitz, wo im frühen 14. Jahrhundert schon der Breslauer Bischof fünfzig «Ketzer» auf einmal hatte ins Feuer werfen lassen (VII 277).[38]

Aber man kann die ungeheure Blutspur der franziskanischen «Reiseroute» auch ganz anders sehen, und dies noch nach Hitler. So rühmen M. Pinay und seine geistlichen Co-Autoren zur Zeit des Zweiten Vatikanums in ihrem dreisten Hetzwerk «Verschwörung gegen die Kirche», das jeder Konzilsteilnehmer erhielt, den hl. Thomas von Aquin, weil er die Notwendigkeit erkenne, «die jüdische Bestie in Ketten zu legen» und lehre: «Die Juden dürfen nicht behalten, was sie sich durch Wucher angeeignet haben und sind verpflichtet, diejenigen wieder hochzubringen, die sie vernichtet haben ... Die Juden leben wegen ihrer Schuld in ewiger Knechtschaft. Die Herren können ihnen daher alles wegnehmen und ihnen nur das Lebensnotwendige lassen, es sei denn, es werde durch die heiligen Gesetze der Kirche verboten.»

Ja, Pinay und Kollegen sehen bei Johann von Capestrano die thomistischen Postulate schönstens in die Praxis übergehen. Denn, triumphieren sie: «Dieser fromme Franziskaner bekämpfte die Bestie mit seinen Predigten und auch mit dem Schwert, das er dem Drachen in den Rachen stiess, bis er ihn besiegt hatte ... Die Verwüstung, die er in der ‹Synagoge des Satans› hervorrief, wird von verschiedenen Juden als die schlimmste angesehen. Die Hl. Kirche hat aber schon ihr endgültiges Urteil über diesen Kämpfer gefällt und ihn heiliggesprochen. St. Juan de Capistrano, der die Kirche

und Europa im 15. Jh. rettete, verdient es, von den patriotischen Organisationen, die gegenwärtig das Judentum bekämpfen, als Schutzheiliger angesehen zu werden. Im Himmel wird er, der einen ähnlichen Kampf gewann, der wertvollste Fürsprecher bei Gott sein und sich für die einsetzen, die seinen heiligen Spuren folgen und in der Gegenwart darum kämpfen, die Kirche und ihre Nationen gegen den jüdischen Imperialismus der ‹Synagoge des Satans› zu verteidigen.»

Der Radikalismus ist nicht zu überbieten, empfiehlt Johann von Capistrano doch in fraglos heiligem Eifer als beste Lösung des Konflikts mit den Juden die Endlösung, die völlige Vernichtung, die Ausrottung: «Man müsse endlich reinen Tisch machen. Alle Juden solle man als Feinde des Glaubens auf Schiffe laden und auf offener See ertränken.»

Sein Grab zwar hat man 1526 zerstört, seine Reliquien sind verschollen. Doch er wurde selig- und heiliggesprochen.[39]

Wie im Westen, so fielen die Christen auch im Osten übereinander her. Zunächst allerdings hatte man dort gegen Heiden gekämpft, hatte man «christianisiert», der Deutsche Orden etwa die Preußen seit 1231, und es wurde eine der blutigsten «Missionen» des Mittelalters (VII 183 ff. 186 ff.!).

Die «Preussenreise» – der Deutsche Orden bittet zur «Saison»

Der Historiker Heinrich von Treitschke, publizistisch Bismarck nahestehend, rühmt dem Deutschen Orden einen «dreifachen Stolz» nach, den «des Christen, des Ritters, des Deutschen» – und mehr als zweihundert Jahre betrieb der Deutsche Orden die Ausmordung und Verknechtung im Osten. Mehr als zweihundert Jahre führte er Vernichtungsfeldzüge, schlachtete er heimtückisch die Stammesführer ab, beging er systematisch Kinderraub, die Verschleppung von

Frauen. Ungezählte Dörfer und Städte werden geplündert und niedergebrannt. In der Mitte des 13. Jahrhunderts schickt der Papst den Deutschen Rittern abgeurteilte Gangster zur Verstärkung, und am 16. September 1256 sichert eine Bulle Alexanders IV. (der versuchte, die Politik seines Vorgängers «mit möglichster Milde fortzusetzen»: Kühner), jedem Rechtsbrecher in Ordensdiensten Straffreiheit zu.

Die Hatz auf «Feinde» bekommt geradezu einen sportlichen Zug, die «Litauerreise» oder «Preußenreise», wie sie heißt, saisonalen Charakter. Es gibt eine «Winterreise» und eine «Sommerreise». Zweimal im Jahr bittet der hochangesehene Orden dazu, und immerhin hält das Interesse der «Kriegsgäste» über ein Jahrhundert an, wobei die Höhepunkte zwischen den 1330er und 1390er Jahren liegen, der «Blütezeit» des Deutschen Ordens in Preußen. Auch viele Franzosen kosten die mörderischen Reize der voyage de Prusse aus, viele Engländer, dazu Spanier, Schotten, Italiener, ja, der gesamte Adel Europas kommt, Herzöge und Könige darunter. Und ein Geschichtsschreiber des Deutschen Ordens, der im 15. Jahrhundert das 14. als Preußens «goldenes Zeitalter» malt, möchte uns wirklich glauben machen, der Zustrom der «Gäste» sei wegen der «Weisheit» der Ordensritter erfolgt, wegen der «Blüte der Weisheit». Sagten doch «damals alle Reisenden, woher sie auch kamen, daß sie in keinem Lande so viele im Hinblick auf Alter und Weisheit wohlgeratene Leute gesehen hätten wie im Orden zu Preußen. Deshalb wünschten viele Herren, Ritter und Knappen aus der Christenheit, den Orden kennenzulernen, und sie kamen mit Gefolge nach Preußen und blieben mit großem Aufwand in Königsberg, wobei mancher ein ganzes Jahr lang auf den Kriegszug gegen die Feinde wartete.»

Für nicht wenige Familien war die Tour de force, die Jagd im Osten, Tradition, für alle «eine Attraktion» (Paravicini), inklusive: Ablaß und geregelter Zahlungsverkehr. Fehlte Geld – Ritter und Kaufleute Preußens standen zur Verfügung; der Orden war einer der reichsten Kreditgeber Europas. Hauptsache blieb natürlich der Krieg, galt es doch, mit den Gastgebern möglichst viel zu verwüsten, Burgen zu erobern, zu schleifen, zu errichten.

Über die «Saison» hinaus hielten die Ritter sich brandschatzende

Banden, die Land und Leute terrorisierten. Noch Domherr Nikolaus Kopernikus schreibt an Sigismund I. von Polen: «Auf wessen Anstiftung dieses Übel dermaßen zugenommen hat, ist Ew. Majestät hoffentlich schon von anderer Seite zur Kenntnis gebracht worden. Denn es ist allgemein bekannt, wo diese Räuber ausgebrütet werden, wo sie sich gegen uns bewaffnen und wohin sie mit ihrer Beute flüchten. Wir sehen, daß uns seitens des Hochmeisters schon bald Gefahr und Übermacht drohen ...»[40]

Respektiert doch die Gewalttätigkeit, die Hab- und Herrschsucht des Ordens auch den Klerus nicht. Im Gegenteil. Die Grausamkeit kennt keine Grenzen. «Ein Bischof wird in einem Gewölbe der Kirche von Tapiau bei Königsberg an die Wand geschmiedet, zwei Ritter müssen seinen Hungertod beobachten» (Heer). Erzbischof Friedrich von Riga behauptet, es gebe «keine größeren Feinde der römischen Kirche und des Landes als sie, die Ordensbrüder». Er meldet 230 Anklagen nach Avignon und berichtet die Abschlachtung von zehntausend Menschen in Danzig um 1308, «die Ausrottung von Christen ...»

Ging es dem Orden also um das Christentum, um Bekehrung? Es ging ihm um Unterwerfung und Ausbeutung, ging ihm wie schon jenen sächsischen Großen, von denen Helmold bereits Jahrhunderte früher schrieb (VII 169 ff!), sie seien «stets geneigter, Zinslasten zu steigern als dem Herrn Seelen zu gewinnen», sie «teilten das Geld unter sich. Vom Christentum war keine Rede ...»

Als deshalb um den Ordensstaat Preußen schon fast alles christlich war, gingen die Fehden, Kämpfe, Kriege permanent weiter. Es half dem Orden, der um 1400 seine größte Ausdehnung erreichte, nicht, auf der Notwendigkeit des Heidenkrieges, der Kreuzzüge zu bestehen, die Christianisierung Litauens als Täuschung hinzustellen und zu behaupten, Großfürst Witold habe schon dreimal den Glauben gewechselt «und dabei immer wieder gottlose und abscheuliche Verbrechen an Kirchen und Heiligtümern begangen». Es half dem Orden nichts, daß er 1397 dem Frankfurter Reichstag über «mächtige Anfechtung» klagte, «denn täglich werden die Ungläubigen, Litauer und Russen, durch den König des Polenlandes mehr und mehr gestärkt ... Tag für Tag versorgt man von Polen aus die Heiden mit

Waffen, Panzern, Platten, Harnisch, Büchsen, Pferden, Werkmeistern, Büchsenschützen und dergleichen, also daß die Bekämpfung der Feinde Christi fort und fort schwieriger wird.»

Mit Litauen führte man von 1401 bis 1404 Krieg. Doch für den römischen König wie für den Papst war Litauen christlich. Und das mit Litauen verbündete Polen war es längst. So maßregelt der Pontifex in einer Bulle des Jahres 1403 die Ordensritter, habe er doch «nicht ohne bitteren Schmerz» erfahren, wie unmenschlich man die Leute des Königs und die neu Getauften in Litauen zu Tode bringe, und verbietet unter Androhung des Bannes, Polen und Litauen mit Krieg zu überziehen.

TANNENBERG ODER DER ANFANG VOM ENDE

Gleichwohl verschärfen sich die Beziehungen zwischen diesen Ländern und dem Ordensstaat. Wie gewöhnlich geht es um Grenzbereinigungen, Territorialkonflikte, um die Neumark, Schemaiten, das Dobriner Land. Die Überfälle in der Neumark häufen sich, ein allgemeiner Aufstand in Schemaiten 1409 kommt hinzu, und offensichtlich steckt die polnisch-litauische Allianz dahinter.

Am 6. August 1409 erklärt Ordenshochmeister Ulrich von Jungingen dem Polenkönig Jagiello offiziell den Krieg, die Ordensheere rücken verheerend über die Grenzen, Burg Dobrin geht in Flammen auf, Burg Bebern, die Kastelle Zempelburg und Kammin des Erzbischofs von Gnesen brennen. Auch Bromberg wird eingeäschert. Und auf der andern Seite brandschatzt Großfürst Witold von Litauen das Land, berennt und kassiert er Burgen seinerseits.[41]

Dazwischen scheitert ein Schiedsspruch König Wenzels. Die Gegner rüsten fieberhaft, dringen auf Verstärkung. Der Hochmeister befiehlt dem Meister von Livland sofortige Unterstützung. Auch die Bischöfe von Livland, Reval, Kurland, Ösel sollen Truppen nach Preußen werfen, viele Söldner kommen aus Deutschland. Und am 15. Juli 1410 treffen die verfeindeten Christen zwischen Tannenberg

und Grunwald/Grünfelde aufeinander. (daher spricht die polnische Geschichtsschreibung von «Grunwald»): da die vermutlich knapp 15 000 Mann starke Ordensstreitmacht unter Hochmeister Ulrich von Jungingen und den verbündeten Herzögen von Pommern; dort die polnisch-litauische Armee mit geschätzten 20 000 Kriegern unter König Wladislaw II. Jagiello von Polen und seinem Vetter Großfürst Witold von Litauen, zwischen denen es nicht immer so harmonisch zugegangen war.

Jagiello, 1377 Großfürst von Litauen geworden, hatte zunächst mit seinem Onkel, dem Großfürsten Kynstute (Kejstut), gemeinsam regiert, bis er ihn vertrieb und Kynstute Mitte August 1382 eines mysteriösen Todes starb, ermordet vielleicht vom Neffen, was umstritten ist. Am 15. Februar 1386 jedenfalls hatte Jagiello sich in Krakau taufen lassen, den Namen Wladyslaw angenommen, am 18. Februar Hedwig, die Tochter Ludwigs des Großen von Ungarn und Polen, geheiratet und am 4. März auch die polnische Krone empfangen. Seinem zweimal nach Preußen geflohenen gleichaltrigen Vetter Witold, Kynstutes Sohn, erlaubte er seit 1392 die Herrschaft über Litauen, wo von ihm selbst 1387 mit der Gründung des Bistums Wilna und der Errichtung der ersten sieben Pfarrkirchen das Christentum eingeführt worden war.

Nun, im Sommer 1410, zog Polenkönig Jagiello bei Tannenberg in eine der größten Feldschlachten des Mittelalters, und seine Heerscharen sangen zum Auftakt des Gemetzels das alte polnische Marienlied «Boga Rodzicza» – es schien aber vorerst nicht sehr hilfreich.

Die Ordensritter dagegen, denselben himmlischen Geistern verbunden, zumal, gemäß ihrem votum castitatis, «ihrer himmlischen Dame Maria» (was sie nicht abhielt, in meiner Sexualgeschichte nachzulesen, alles zu vögeln, von Ehefrauen über neunjährige Mädchen bis zu, nicht grundlos vermutet, weiblichen Tieren), die vitalen Ritter hatten den Erfolg zunächst auf ihrer Seite. Sie warfen das litauische Kontingent zurück, Hochmeister Ulrich von Jungingen durchbrach dreimal die polnische Schlachtreihe, die Ordenstruppen intonierten bereits den Siegeschoral «Christ ist erstanden», da zeigte sich, daß Christ, zumindest diesmal, auf der andern Seite stand, wo der Polenkönig frische Truppen ins Gefecht warf, während der

Hochmeister nichts mehr dagegenzustellen hatte; und da ihn auch der kulmische Adel verläßt, ist die Katastrophe komplett. Ulrich von Jungingen segnet das Zeitliche, auch alle Großgebietiger, bis auf einen, kommen um, dazu elf Komture und der größte Teil der Ordensritter, zweihundertundfünf. Insgesamt liegen vier- bis fünftausend Leichen auf der Walstatt, und Dutzende eroberter Ordensbanner stehen bald im Krakauer Dom.[42]

Augenblicklich unterwirft sich nahezu das ganze Land. Fast alle Burgen, Städte, auch die vier Bischöfe des Ordensstaates mit ihren Bistümern (seit 1243) Kulm, Pomesanien, Ermland und Samland huldigen dem Polenkönig, der nun das Ordenshaupthaus einkreist, die «Königin der Landesburgen», die Marienburg. Mit einem Teil des geschlagenen Heeres hält sie Graf Heinrich von Plauen, der (spätere) Nachfolger des gefallenen Hochmeisters, bis zum Abzug des Polen, dessen Krieger und Pferde eine Seuche dezimiert, auch Lebensmittel-, Futterknappheit und ringsum anrückender Entsatz bedroht. So marschiert er heimwärts, verheerte Felder hinter sich, vernichtete Ernten, geschleifte Städte, auch die Stadt Marienburg, sie allerdings schon von Heinrich von Plauen selbst, sozusagen vorsorglich, dem Erdboden gleichgemacht.

Und so schnell wie es den Orden verraten hat, wendet sich das Land ihm jetzt wieder zu. Er kommt auch 1411 im Ersten Frieden von Thorn glimpflich davon, zumal territorial gesehen, verliert er doch nur einige Randgebiete und das freilich immer wieder einmal strittige Schemaiten mit den letzten Heiden Europas, wo Jagiello und Witold 1417 gemeinsam das Christentum einführen. Allerdings sind die Kontributionen enorm, muß man, ohnehin durch Rüstung und Krieg finanziell erschöpft, für Gefangenenfreikauf und Burgenräumung die Riesensumme von 260000 ungarischen Gulden zahlen, was zwar die künftige ständige Finanznot des Ordens erklärt, nicht aber entscheidend dessen nun beginnenden Niedergang.[43]

Noch mehr als bisher wird der Deutsche Orden, dessen Ritter zumeist dem Reich entstammten, jetzt als Fremdherrscher empfunden, als ein Tyrann, der alles schröpft, den Adel, die Städte, die Stände, die Bauern, eine machtbesessene Clique, die keine «Missions-Aufgabe» mehr hat, institutionell abgewirtschaftet ist und sich nur noch

persönlich bereichern will. Wohl nicht nur eine Steuer, zur Begleichung der hohen Reparationen erhoben, treibt einen Teil des Landes in den Widerstand, wobei Danzig – in dem eine immer kleiner werdende Gruppe von Händlern, nicht zuletzt durch Wucher und Kreditspekulationen, immer reicher wird – die Führung übernimmt, zumal die Stadt ohnedies in Handelskonkurrenz zum Orden steht. Der Hochmeister läßt die beiden Danziger Bürgermeister hinrichten.

Es kommt überhaupt, trotz des Ersten Thorner Friedens, immer wieder zu Exekutionen, Überfällen, Kriegshandlungen, die auch 1422 der Friede von Melnosee (Kulmer Land), zwischen dem Ordensstaat Preußen einerseits und dem König Wladislaw Jagiello, dem Großfürsten Witold sowie den Herzögen Johann und Semowit von Masovien andererseits, nur abschließt, aber nicht dauerhaft beendet.[44]

Mittlerweile war auch ein interner Ordensstreit ausgebrochen zwischen dem Hochmeister Heinrich von Plauen und dem Obersten Marschall Michael Küchmeister. Dieser ließ den einen Angriff auf Polen planenden Plauen im Herbst 1413 in Marienburg gefangennehmen, absetzen und sich selbst zum neuen Hochmeister wählen, während der alte, der Retter des Ordensstaates nach der Niederlage von Tannenberg, wegen angeblicher Konspiration mit Polen bis zum Tode Küchmeisters und fast bis an sein eigenes Lebensende eingekerkert blieb.

Im Orden nehmen die Konflikte zu, wächst der Autoritätsverlust, die Machtgier, häufen sich die Zwiste zwischen dem Hochmeister und den Komturen oder dem Landmeister in Livland, dem Deutschmeister im Reich, wobei man auch mit gefälschten Statuten arbeitet.

Noch gefährlicher allerdings sind die Auseinandersetzungen mit den Repräsentanten des Landadels und der größeren Städte, die längst eine Mitwirkung vor allem in der Innenpolitik fordern, in der Rechtssprechung, eine Beschränkung dann auch der unbeschränkten Gerichtshoheit der Obrigkeit, des Ritterordens und der Bischöfe. So formieren sich am 14. März 1440 in Marienwerder 53 preußische Adlige und 19 Städte in einem «Bund vor Gewalt», dem

«Preußischen Bund», den Polen unterstützt, der Ordensstaat aber verwirft, ganz besonders der Bischof von Ermland, der nimmermüde die Stände zu benachteiligen sucht. Denn, argumentiert er mit dem hl. Augustin, ein Prälat, der nicht die Laster seiner Untertanen geißle, sei mehr mit einem schamlosen Hund als mit einem Bischof zu vergleichen. Die Stände ihrerseits erklären, notfalls die Sache selber in die Hand zu nehmen, auch wenn es «einige Hälse» koste.

Die kostete es dann auch. Als nämlich der Preußische Bund auf Wunsch des Ordensstaates vom Papst und im Dezember 1453 vom Kaiser für aufgelöst erklärt wird, kündigen die Bündischen dem Orden den Gehorsam auf, unterstellen sich Polen, dem sie die Souveränität über Preußen antragen, und es beginnt ein dreizehnjähriger Krieg. Ihm fallen nicht nur Tausende und Abertausende von Dörfern zum Opfer, sondern auch 1019 Kirchen – und Preußen wird dabei zur Wüste.[45]

Die Heiligen Väter aber leben bald immer fröhlicher.

8. KAPITEL

DAS RENAISSANCE-PAPSTTUM BEGINNT

NIKOLAUS V., KALIXT III., PIUS II., PAUL II., SIXTUS IV., INNOZENZ VIII.

«Käuflich sind uns Tempel, Priester, Altäre, ... der Himmel ist käuflich und auch Gott.»
Der Karmelit Battista Spagnoli von Mantua[1]

«Die wichtigste Tätigkeit des nur drei Jahre regierenden Papstes war dem Kreuzzug gewidmet. Mit einer für sein hohes Alter staunenswerten Energie hat er unermüdlich sein ganzes Sinnen und Trachten dieser Aufgabe geschenkt.»
Handbuch der Kirchengeschichte über Kalixt III.[2]

«Es gibt nichts, was von der römischen Kurie ohne Geld zu erlangen ist. Denn selbst die Priesterweihen und die Geschenke des Heiligen Geistes werden verkauft. Verzeihung der Sünden wird nur für Geld erteilt.»
Enea Silvio de Piccolomini/Papst Pius II.[3]

«Barbo, der spätere Papst Paul II. (1464–1471), sah es gerne, wenn nackte Männer auf die Folter gespannt und gemartert wurden. Er war schwul und trug eine päpstliche Tiara, die, Zeitzeugen zufolge, ‹an Wert den eines Palastes übertraf›. Er plünderte die päpstliche Kasse, um seine Protz- und Prunksucht zu befriedigen ... Paul II. starb angeblich an einem Herzinfarkt, während er mit einem seiner Lieblingslustknaben Analverkehr hatte.»
Nigel Cawthorne[4]

«Bedenkenlos verbarg er seine dynastischen Pläne unter dem Vorwand der päpstlichen Autorität und der Religion. Er trug somit eine Hauptverantwortung an der Kette von Kriegen, Morden und Verschwörungen, die Italien während seines Pontifikates heimsuchten ... Macchiavelli hat seiner Skrupellosigkeit das höchste Lob gezollt.»
Hans Kühner über Sixtus IV.[5]

«Seine ungewöhnliche Schönheit verschaffte ihm in Rom
Zugang zur Familie des Kardinals Philipp von Bologna,
um dessen Vergnügen zu dienen. Nach dem Tod seines
Beschützers wurde er der Liebling von Paul II. und Sixtus IV.,
der ihn zum Kardinal ernannte ... Anders als die meisten
Päpste bekannte sich Innozenz offen zu seinen unehelichen
Kindern. Er taufte sie, führte ihre Trauungen durch und
fand für sie angemessene Beschäftigungen. Seine Amtszeit
war bekannt als das ‹Goldene Zeitalter der Bastarde›.»

Nigel Cawthorne[6]

Das Wort Renaissance ist ein vom lateinischen renasci, wieder erstehen, wieder geboren werden, abgeleiteter, den Zeitraum etwa vom Beginn des 15. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts umfassender Begriff. Als allgemein charakterisierende Kulturbezeichnung kam er zwar erst nachträglich (vor allem durch J. Michelet und J. Burckhardt, den bedeutendsten Renaissance-Interpreten des 19. Jahrhunderts) in Gebrauch, war jedoch der Sache nach den Menschen der Renaissance durchaus vertraut. Allerdings lebte die Mehrzahl der damals neun bis zehn Millionen Einwohner Italiens, überwiegend Bauern, «zumeist in äußerster Armut» und von der neuen Zeit «wahrscheinlich völlig unberührt» (Burke; vgl. das 3. Kap.!).

Ob die Renaissance wirklich etwas Einzigartiges, eine Epoche mit völlig eigenen identitätsstiftenden Charakteristika gewesen und somit vom Mittelalter scharf abzusetzen sei oder ob nicht doch hauptsächliche Konturen desselben, wesentliche Momente der Kontinuität im großen und ganzen gewahrt blieben, kurz, ob man den Begriff Renaissance verabsolutieren dürfe oder ob er, wofür im 20. Jahrhundert der «Aufstand der Mediävisten» erfolgte, relativiert werden müsse, dies lassen wir auf sich beruhen.

Einerseits gibt es wohl keinen plötzlichen radikalen Epochenbruch, wirken manche Strukturen und Modelle der vorausgehenden Zeit weiter. Andererseits kann man frühere «Renaissancen», die karolingische, die ottonische Kultur, ohne sie zu überstrapazieren, mit dem neuen Lebensgefühl nicht vergleichen. Verbindet sich doch mit dessen resolutem Rückgriff auf die Antike eine betonte Welt- und Menschenzugewandheit, eine viel kraftvollere personale Emotionalität, auch das Ethos persönlicher Tüchtigkeit, ein stärkeres Selbstbewußtsein somit und die entschiedene Wendung gegen das Fort-

wirken mittelalterlich scholastischer Überlieferungen. Die Indoktrinationen des Klerus löst eine bürgerliche Bildungsoffensive, der Humanismus, ab, laikale Intelligenz, Ästhetik.

Der gebildete Laie spielt dabei in Italien eine sehr viel größere Rolle als in all den Ländern rundum, Renaissance-Kunst dort wird tonangebend für Europa. Insbesondere in der florentinischen und römischen Kunst orientiert man sich an der Natur und den Vorgaben des Altertums – «die größte Erinnerung Italiens» (J. Burckhardt) –, an der «wahren Kunst», dem «guten» Stil, vorab in Architektur und Skulptur, und erstrebt die an der Wirklichkeitsnähe, der Naturwahrheit und an den antiken Normen der «klassischen» Idealität ausgerichtete «buona maniera» bei gleichzeitiger Verwerfung der Gotik, der «maniera tedesca». Erst im 19. Jahrhundert wurde der Begriff Renaissance auch auf alle politischen und sozialen Lebensbereiche ausgedehnt.[7]

Die Epoche des Renaissance-Papsttums wird von jeher, vor allem von Christen, vielgepriesen und verdammt.

Man ist voll des Lobes für das mäzenatische Engagement der meisten Hierarchen, ihre Protektion zumal der Architektur und Malerei. Tausend- und abertausendmal gewürdigt kontrastiert dieses Verdienst jedoch kraß mit den Grundlagen des Christentums. Denn mit dessen ältester Botschaft, der Predigt des biblischen Jesus, die doch die Heiligen Väter angeblich vertreten und verbreiten, hat dies gar nichts zu tun. Oder wo hätte dieser Jesus je gerufen: Laßt Künstler um mich sein!? Laßt Päpste teuere Paläste, schöne Kathedralen bauen!? Treibt Philologie, schafft Bibliotheken, verfaßt Gedichte und komponiert Kirchenmusik!? (Musik, beiläufig, spielt im Zentrum der Renaissancekunst noch im 14. Jahrhundert, im Unterschied zu Paris, keinerlei Rolle. Noch Johannes XXII. bekämpft die «Ars nova» und bedroht 1324/1325 in der Bulle «Docta sanctorum» die Aufführung der neuen Musik in der Kirche mit Kirchenstrafen.)

Der biblische Jesus, dessen Reich «nicht von dieser Welt» war, für den deren Ende vielmehr unmittelbar bevorstand und darum «nur eines» not tat, hatte überhaupt keinen Sinn für Geistesleben, Wissenschaft und Kunst, was lange nachwirkt. Noch im frühen

3. Jahrhundert fragt Kirchenvater Clemens von Alexandria, wie könne denn ein Werk der Baumeister-, der Steinmetzen-, der Handwerkerkunst überhaupt heilig sein? Und Tertullian erklärt seinerzeit Künstler kurzerhand für Söhne des Teufels.[8]

Vielgescholten werden die Renaissance-Päpste in sittlicher Hinsicht. Doch mag nicht wenigen, mit mir, prinzipiell ein im Vatikan oder sonstwo herumvögelnder Pontifex immer noch hundertmal lieber sein als ein rigoroser Asket, der Tausende unschuldiger Menschen auf Scheiterhaufen, in Kriege und Folterkammern schickt. Auch ist ein Papst, der aus seiner Unzucht kein Geheimnis macht, immer noch sympathischer als ein öffentlich den Unschuldsengel spielender Hurenbock.

NIKOLAUS V. (1447–1455), «DER LIBERALSTE ALLER PÄPSTE»

Wenn die Frührenaissance, in Italien die Zeit des 15. Jahrhunderts, auch schon an den Höfen Martins V. und Eugens IV. unübersehbare Spuren hinterließ, als erster Papst der Epoche gilt Nikolaus V., der einstige Arztsohn Tommaso Parentucelli aus Sarzana bei La Spezia.

Der mittellose Hauslehrer war bei reichen Florentinern, den Albizzi, den Strozzi, mit führenden Gelehrten und Musensöhnen der Arnostadt, dem Mittelpunkt der vordringenden Renaissance, bekannt geworden. Und das glanzvolle Jubeljahr 1450 brachte nicht nur die Pest (bei der sich der Papst in Fabriano einschloß und die Annäherung an sein Refugium bei Todesstrafe verbot), brachte nicht nur mancherlei Unglück (wie das der zweihundert auf der Engelsbrücke zertretenen oder in den Tiber geschleuderten Menschen). Es brachte auch einen ameisenhaften Andrang von Pilgern, volle Kassen und die Möglichkeit, die päpstliche Stadt, während der avignonesischen Epoche fast zum Dorf geworden, jetzt herrlich wieder aufzubauen.

Nikolaus führte in der Mitte des Quattrocento Renaissancegeist

in seinen Hof ein. Er förderte Humanisten und Künstler, darunter der freigeistige Lorenzo Valla, Autor ebenso musterhafter wie explosiver Publikationen gegen Scholastik, Mönchswesen, herrschendes Recht, das profane Papstregiment.

Noch unter Martin V. und Eugen IV. hatte Valla vergeblich in kuriale Dienste zu treten versucht. Dann lieferte er als Sekretär König Alfons' V. von Neapel in seiner Schrift «De falso credita et ementita Constantini donatione Declamatio» den Fälschungsnachweis für die Konstantinische Schenkung (IV, 14. Kap.!). Der Protagonist philologischer Textkritik machte dieser «schon schwer angeschlagenen Sache» nun «mit einem einzigen Hieb den Garaus» und kanzelte den Fälscher als «stockdumm», «Rindvieh», «Esel» ab, als einen Unglücksraben, der zwar den guten Willen zum Betrügen habe, nicht aber das Talent.

Ulrich von Hutten edierte das Werk 1517 in Basel. Valla indes, von den Franziskanern der «Ketzerei» bezichtigt, mußte aus Neapel fliehen, wurde 1450 in Rom Professor für Rhetorik und 1455, unter Calixt III. – päpstlicher Sekretär.

Nikolaus V. gab auch Anregungen für die bildende Kunst, die Architektur. Fra Angelico arbeitete für ihn, ebenso Benozzo Gozzoli, Angelicos Gehilfe, auch Bernardo Rossellino und besonders Leon Battista Alberti, Verkörperung des «uomo universale», der Architekt und große Gelehrte, Verfasser u.a. der ersten italienischen Grammatik, der dreißig Jahre den lukrativen Posten eines päpstlichen Beraters innehatte, bis er ihn ausgerechnet unter dem «Humanistenpapst» Pius II. verlor.

Als leidenschaftlicher Bibliophiler ließ Nikolaus griechische Klassiker, zumeist freilich Kirchenväter und Titel theologischen Charakters, ins Lateinische übersetzen und durch seine «Manuskriptenjäger» weit über tausend Handschriften sammeln, wodurch er zum Neubegründer der Vatikanischen Bibliothek wurde.[9]

Der schmächtige, äußerlich unansehnliche Papst, sittenstreng, heißt es und ohne nepotistische Neigungen, baute, wie er noch in seiner Sterbestunde rühmt, «prachtvolle Festungen» im Kirchenstaat, verstärkte die Engelsburg und die Mauern Roms, dessen kommunale Autarkie er sehr beschnitt. Zwar warb er, zumal in Italien,

um Frieden, vor allem aber, weil er die Christenheit in einen neuen Kreuzzug zu führen suchte.

Zum deutschen König, dem Habsburger Friedrich III. (1440–1493), der Kirchen und Klöster förderte, 1436 auch (s. «Kayser Fridrichs moerfart») ins Heilige Land gereist und in Jerusalem zum Ritter des Heiligen Grabes geschlagen worden ist, unterhielt er gute Beziehungen.

1448 schloß er mit ihm das Wiener Konkordat, womit sich das Reich endgültig vom Basler Konzil zur römischen Kurie wandte. Der Papst, der eigentliche Profiteur des Vertrags, der bis 1803/1806 in Geltung blieb, erhielt wieder erhöhten Einfluß auf die deutsche Kirche, auf Annaten, Bestallungen, auf viele einträgliche Posten, worauf denn auch prompt eine widerliche Pfründenjagd begann. Und der Habsburger wurde dafür, wichtigster Gegendienst, am 19. März 1452 in St. Peter zum Kaiser gekrönt – die letzte in Rom stattfindende Kaiserkrönung.

Für eine Kirchenreform tat Nikolaus V. nichts. Auch im Wiener Konkordat standen keinerlei entsprechende Bestimmungen, obwohl die Mißstände je länger desto mehr zum Himmel schrien.[10] Dagegen hatte er Erfolg bei der Zerschlagung eines Aufruhrs unter Stefano Porcaro, einem humanistisch gebildeten Mann aus dem niederen Adel Roms. Entflammt von republikanischen Idealen, wollte er das Volk, wie er sagte, «dem Pfaffenjoch» für ewig entreißen, den Vatikan in Brand stecken und selbst Tribun werden. Nikolaus V. exilierte den wegen seines Charmes und seiner Talente von vielen Geschätzten nach Bologna, ließ den Zurückgekehrten aber mittels Folter und Kopfgeld einfangen und samt Schwager, Sohn Clemente sowie weiteren «Mordgesellen» (von Pastor) am 9. Januar 1453, drei Stunden vor Tag, in der Engelsburg hängen. Andere Opfer folgten. Infessura, Senatsschreiber und Augenzeuge, nennt in seinen römischen Annalen Porcaro einen «Ehrenmann», den «Freund des Wohles und der Freiheit Roms; ohne Grund aus der Stadt verbannt, wollte er sein eigenes Leben an die Befreiung seines Vaterlandes von der Knechtschaft setzen, wie er durch die Tat bewies».[11]

Ferdinand Gregorovius, der Nikolaus V. als den liberalsten aller

Päpste preist, muß doch zugeben, daß er die Magistrate auf dem Kapitol nicht mehr von der Kommune wählen läßt, sondern selbst bestimmt, daß er die Stadt in eine päpstliche Festung verwandelt, daß die Kardinäle unter ihm verschwenderisch wie weltliche Fürsten auftreten, die Kurialen, überhaupt zahllose Schwärme von Prälaten, Rom ein häßliches Schauspiel bieten «von Übermut, Goldgier und Lasterhaftigkeit». Vielleicht kann man ja auch das liberal nennen. Und verwundert es, daß die Humanisten, selbst Valla, die vom Geld des Papstes leben, den ihnen einst nahestehenden Porcaro verdammen, während sie im Heiligen Vater, der die Empörer reihenweise aufknüpfen läßt, den «liberalsten Mäzen» sehen?[12]

Nur einige Monate nach den Hinrichtungen, am 30. September 1453, rief Nikolaus V. – dem man noch heute Güte und Toleranz, eine friedliebende Art nachrühmt, den sein Biograph Vespasiano da Bisticci, der Florentiner Buchhändler, als «Licht und den Schmuck der Kirche Gottes und seines Jahrhunderts» bejubelt, den auch der von ihm bezahlte Battista Alberti den «friedlichsten der Päpste» nennt –, er rief zu einem Kreuzzug gegen die teuflische Tollheit der Türken auf.

Alle Anstrengungen aber des kaiserlichen Sekretärs Enea Silvio Piccolomini, des späteren Pius' II., auf den drei Türkenreichstagen in Regensburg, Frankfurt/Main und Wiener Neustadt 1454/1455, waren umsonst. Die Verbündeten des Papstes, besonders die italienischen Städte, von denen einige schon Sonderverträge mit dem Sultan schlossen, beschäftigten mehr ihre Handelsbeziehungen mit dem verfluchten Feind. Der französische König Karl VII. (S. 240), der ein bereits früher unterbreitetes Kreuzzugprojekt ganz unbeantwortet gelassen, hielt sich auch jetzt zurück. Der portugiesische König Alfons V., genannt «Affonso o Africano», hatte schon vordem Kreuzzugszehnten eigenen Interessen geopfert. Kurz, die guten Christen atmeten auf, als sie im Frühjahr 1455 in Wiener Neustadt den Tod dieses so friedlichen Heiligen Vaters erfuhren.[13]

Der Nachfolger allerdings betrieb die Kreuzzugspropaganda mit noch vermehrtem Eifer.

CALIXTUS III. (1455–1458) – TÜRKENKRIEG UND NEPOTISMUS

Er ist der zweite Papst dieses Namens und nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Gegenpapst mit derselben Ordinalzahl, Calixt III., aus dem 12. Jahrhundert (VI 533). Der neue Pontifex Alonso de Borja (italianisiert Alfonso Borgia), Sproß eines kleinen Landbesitzers, war Spanier, Jurist und einflußreicher Berater Alfons' V. von Aragón (als König von Neapel: Alfons I.). Einst hatte den Borgia Gegenpapst Benedikt XIII., Pedro de Luna (S. 172 ff.), zum Kanoniker gemacht. 1429 wurde er durch Martin V. Bischof des reichen Bistums Valencia, 1444 durch Eugen IV. Kardinal, worauf er zwölf Jahre lang zurückgezogen gelebt haben soll.

Calixt III. suchte Neutralität gegenüber den diversen Faktionen Roms und förderte das durch den Frieden von Lodi (1454) entstandene sogenannte Gleichgewicht in Italien, ja erstrebte Frieden weithin in Europa. Allerdings tat auch er dies, gleich so vielen anderen Päpsten, nicht des lieben Friedens wegen, sondern wollte das im Mai 1453 von den Türken eroberte Konstantinopel (S. 233) zurückgewinnen. Dieses Ziel, geradezu Hauptaufgabe seiner dreijährigen Regierung, verfolgte er, wiewohl hochbetagt, gichtgeplagt und meist bettlägerig, von Beginn seines Pontifikats an mit unermüdlicher Energie, genoß aber den Ruf eines friedfertigen Mannes. Tatsächlich war er strenggläubig, starrsinnig, war er als Spanier im Glaubenswahn, im Haß gegen den Islam groß geworden und gelobte so bald nach seiner überraschenden Wahl (mit 77 Jahren unverkennbar ein Übergangspapst) öffentlich und feierlich, dem Heiligen Krieg seine ganze Kraft, nicht nur materielle Güter, notfalls auch sein Leben zu opfern.

Hier sein über fast ganz Europa verbreitetes Gelübde: «Ich, Papst Kalixtus III., verspreche und gelobe der heiligen Dreieinigkeit, dem Vater, Sohn und Heiligen Geist, der allzeit jungfräulichen Mutter Gottes, den heiligen Aposteln Petrus und Paulus und allen himmlischen Heerscharen, daß ich, wenn es nötig sein sollte, selbst mit Aufopferung meines eigenen Blutes, nach Kräften alles aufbieten werde, um, unterstützt von dem Rate meiner ehrwürdigen Brüder, Konstan-

tinopel wieder zu erobern, das, dem sündigen Menschengeschlecht zur Strafe, von dem Feinde des gekreuzigten Heilandes, dem Sohne des Teufels, Mohammed, dem Türkenfürsten, erobert und zerstört worden ist, und um ferner die in der Sklaverei schmachtenden Christen zu befreien, den wahren Glauben zu heben und die teuflische Sekte des verworfenen und treulosen Mohammed im Orient auszutilgen. Denn dort ist das Licht des Glaubens fast gänzlich erloschen. Sollte ich deiner vergessen, Jerusalem, so möge meine Rechte der Vergessenheit anheimfallen; meine Zunge möge in meinem Munde gelähmt werden, wenn ich mich deiner nicht erinnere, Jerusalem, und dich nicht den Anfang meiner Freude sein lasse. So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium. Amen.»

Auch der Verherrlicher der Päpste, Freiherr von Pastor, bescheinigt dem Borgia «glühenden Haß gegen den Todfeind des christlichen Namens» und dies «von Jugend auf». Und nach Gabriel von Verona, dem engsten Vertrauten Johanns von Capestrano, dachte der Papst nur an den Kreuzzug, sprach von nichts anderem. «Die übrigen Geschäfte», berichtet der spätere Kardinal, «erledigt er mit *einem* Wort, den Kreuzzug behandelt und bespricht er beständig.»

Calixt schrieb Bullen, jagte seine dienstbaren Geister in alle Himmelsrichtungen, Nuntien und Haufen von Bettelmönchen, wohlinstruiert alle für die Kriegspropaganda, die Kreuzpredigt, präpariert mit Ablässen, scharf auf Steuern und Kreuzzugszehnten. – Einer seiner prominentesten Agenten war Johann von Capestrano, der Judenschreck (erneuerte doch auch dieser Heilige Vater die antijüdische Gesetzgebung). Calixt soll eigenes Vermögen spendiert, seine Mitra und sein Tafelgeschirr veräußert, die päpstliche Schatzkammer, 200 000 Dukaten, geplündert und Kirchengüter preisgegeben haben. Er verkaufte Gold- und Silberarbeiten und kostbare Bucheinbände. Vermutlich vergriff er sich auch an der Vatikanischen Bibliothek und sicher an dem Gold aus Särgen.[14]

Der Papst, an der Welt der Renaissance, an Wissenschaft und Kunst, überhaupt, im Gegensatz zu seinem Vorgänger, kulturell desinteressiert, hat auch den von Nikolaus V. begonnenen Wiederaufbau Roms als Verschwendung gering geschätzt und nicht fortgesetzt. Stattdessen schuf er mit wie immer gehorteten Geldern auf

dem Tiber eine Kriegsflotte und unterstellte sie dem Kardinal Lodovico Scarampo.

Durch Eugen IV. und Nikolaus V. in die höchsten Kurienämter gelangt, war Scarampo sozusagen ein Schüler Vitelleschis (S. 226 ff.), also wie dieser ein Mann des Krieges, auch sonst ein weltlich gesinnter Typ (daher «Kardinal Lucullus») und ungemein reich. Nach Vitelleschis Tod sein Nachfolger in Rom, überwachte er 1455/1456 die Aufrüstung des päpstlichen Geschwaders und errang im folgenden Jahr als Legat und Generalkapitän bei Metelino in der Ägäis, unterstützt von einem Flottenverband König Alfons' I. von Neapel, einen nicht allzu bedeutenden Sieg, bei dem er nahezu 25 Schiffe kaperte. Daneben betrieb der Kardinal mit Admiralsfunktion, so Seppelt, «auch handfeste Seeräuberei», ein gradueller Unterschied nur zur offiziellen Staats- bzw. Papst-Piraterie.

Die römischen Kreuzzugsanstrengungen wurden allerdings kaum belohnt, die sporadischen Siege nicht zu ergiebigeren Aktionen ausgeweitet. Die Großmächte zeigten daran kein Interesse. Vielmehr war man in Frankreich wie in Deutschland verärgert über die Einmischung, die Kreuzzugshysterie des Papstes, seine Steuereintreiberei. Auch ein so bewährter Bundesgenosse wie König Alfons von Aragón und Neapel verfolgte eigene territoriale Pläne, ja, er steckte die Türkenzehnten in den Ausbau seiner Seemacht und leitete dann die Kreuzzugsflotte statt nach dem Bosporus zum Angriff auf Genua um.[15]

Blieb aber die päpstliche Leidenschaft für den Türkenkrieg reichlich ungestillt, wurde die Liebe zu den Nepoten desto mehr befriedigt. Förderte Calixt doch fast ausschließlich Verwandte näheren und ferneren Grades, neben seinen spanischen Landsleuten überhaupt, weshalb sie an der Kurie und im Kirchenstaat bald immer mehr Machtpositionen einnahmen und die Italiener terrorisierten.

Zwei Neffen, eben erst zwanzig Jahre alt, erhob der Pontifex, entgegen der beschworenen Wahlkapitulation, bereits am 20. Februar 1456 zu Kardinälen. Der eine, Luis Juan del Mila, ein unfähiger Mensch, wurde Legat von Bologna, der andere, Rodrigo Borgia, der nachmalige Alexander VI., avancierte zum Feldhauptmann der päpstlichen Truppen in Italien und zum Vizekanzler der Kurie; bei-

de bekamen Benefizien über Benefizien, Bistümer und Abteien. Rodrigo war vermutlich der uneheliche Sohn seines «Onkels», des Papstes Calixt, und dessen Schwester Joanna. Pedro Luis, Rodrigos Bruder, ein weiterer Neffe also, erhielt die höchsten weltlichen Ehren. Er wurde Generalkapitän der Kirche, Gouverneur der Engelsburg, Herr zahlreicher anderer Kastelle und Städte, in die er seine katalanischen Krieger legte, wurde Stadtpräfekt Roms auch, sogar Herzog von Spoleto. Nicht genug. Als König Alfons I. von Neapel, dem Calixt seinen Aufstieg verdankte und vieles darüber hinaus, 1458 starb, plante der Papst, nicht den natürlichen Sohn des Herrschers, Ferrante, den sowohl Papst Eugen als auch Papst Nikolaus legitimiert, als sukzessionsfähig anerkannt hatten, auf den neapolitanischen Thron zu bringen, sondern einen seiner eigenen Neffen. Ja, Calixt behauptete, Ferrante, der einzige Erbe des Königs, sei nicht einmal dessen unehelicher Sproß, sondern untergeschoben.

Doch das edle Vorhaben des Heiligen Vaters zerrann jäh. Er starb noch im Sommer, am 6. August 1458, als schon die Fahne des Halbmonds über Athen, über Korinth wehte, die Unterjochung Serbiens begann. Und sofort erhob man sich in Rom wie im Kirchenstaat wider die verhaßten «Katalanen». Man raubte die Borgia-Paläste aus, und der Gouverneur der Engelsburg, Pedro Luis, verkaufte diese um 20 000 Dukaten den Kardinälen, entkam zwar mit knapper Not, erlag aber noch Ende des Jahres einer tödlichen Krankheit.[16]

Pius II. (1458–1464), ein Pornograph wird Papst

Enea Silvio de Piccolomini, wie Calixts Nachfolger vor seiner Erwählung hieß, wurde als Humanist bekannter denn als Hierarch, obwohl das hohe Amt seinem Ruf als Autor sicher nützte, hätte auch der Papst dann angeblich viel darum gegeben, manches, was er als Laie schrieb, nicht geschrieben zu haben.

Daß Piccolomini, ein so pittoresker wie extrem seltener Typus

unter Päpsten, ebenso witzig wie kenntnisreich gewesen, auffallend vielseitig überdies, ist unbestritten. Vielleicht aber war der längst Illustre zu richtungslos, zu wenig eindeutig, leidenschaftlich, war er glänzender als gehaltvoll, zu sehr Rhetoriker, um im hohen Sinn bedeutend oder doch Poet zu sein.[17]

Auch als Kirchenführer überragte Piccolomini nicht; absurd ihn einen «der größten Päpste» zu nennen – inwiefern? Im Lichte seiner «Commentarii» vielleicht, seiner selbstverliebten Memoiren, der einzigen Autobiographie eines römischen Oberhirten.

Piccolomini, aus verarmtem Sieneser Adel (was ihn zu «massiver» Familiengeschichtsfälschung verführte), wuchs in Corsignano, einem Flecken, auf, den er, in Pienza umbenannt, zur Stadt, zum Bischofssitz erhob und mit pompösen Bauten schmückte.

Nach Studien in Siena und Florenz führt er, vieler Herren Sekretär, ein jahrzehntelanges Wanderleben, eine Art Diplomatenlaufbahn, vor allem in Deutschland, wobei die Umstände seine Präferenzen bestimmen, er wohl mehr aus Karriere-Kalkül als aus Überzeugung die Seiten wechselt.

Zunächst u. a. im Dienst des Kardinals Capranica, tritt er, als dieser 1432 vor Eugen IV. zu der mehr und mehr antirömischen Basler Kirchenversammlung (S. 224 f.) flieht, gleichfalls dort an. In scharfen Attacken verteidigt er die Autorität des Konzils gegenüber dem Papst, ja wird Sekretär Felix' V., des Gegenpapstes (S. 225). Doch als ihn Felix 1442 zum Frankfurter Reichstag schickt, wo ihn Friedrich III. zum poeta laureatus, zum Hofdichter, krönt und lockt, den untergehenden Gegenpapst zu verlassen und in seinen, des Königs, Dienst zu treten, tritt er über, wird Mitglied der Reichskanzlei, ein enger Freund auch von Kaspar Schlick, dem ersten Laien-Kanzler eines römisch-deutschen Potentaten, wird 1447 Bischof von Triest, 1450 Bischof von Siena, dann durch Calixt, schon lange angestrebt, 1456 Kardinal, endlich und zumal durch eigenes Zutun wieder zwei Jahre später Papst.[18]

Einen ähnlich abrupten Bruch gab es in Piccolominis Lebenswandel.

Wie einst der hl. Augustin trieb es auch Enea in puncto puncti zunächst sehr locker, leichthin, schrieb's aber, anders als jener frivol

renommierend, sich breit von der Seele oder wovon immer: ein vielgelesener Verfasser erotischer Literatur, geradezu «auf pornographische Sujets spezialisiert» (Cawthorne).

Das Potente lag offenbar in der Familie. Schon Vater Sylvius – «Ihr wißt, welch ein Hahn Ihr wart», erinnerte ihn der Sohn – machte der Gattin Victoria Forteguerra achtzehn Kinder. Und wenigstens etliche, überdies uneheliche, machte auch Enea. Von einem schottischen Mädchen bekam er ein Söhnchen, durch eine Bretonin in Straßburg, Mutter einer fünfjährigen Tochter, schenkte ihm «der Herr» noch einen Sohn. Mindestens zwei weitere sehr natürliche Kinder, gelegentlich sprach man gar von einem Dutzend, setzte der spätere Papst in die Welt.

Und er war stolz darauf, gestand, weder «Eunuch noch von kühlem Blut» zu sein, auch «kein Heuchler», ja kannte, fast schon vierzig, nichts Herrlicheres für den Menschen, «als sein eigenes Ebenbild zu zeugen, gleichsam die eigene Art fortzupflanzen und nach seinem Tode jemanden zurückzulassen ... Was mich betrifft, so bin ich entzückt, daß mein Samen Frucht gebracht hat und ein Teil von mir überleben wird, wenn ich sterbe».[19]

Doch dann, als Piccolomini entschlossen den roten Hut ansteuerte, gar Papst geworden war, wollte er von seiner theologisch und moralisch aufmüpfigen Vergangenheit nichts mehr wissen.

Erste Selbstverdammungen begegnen als Bischof. Kein extremer Konziliarist war er jetzt mehr, der eifernd die antirömische Linie der Basler verfocht, sondern entschiedener Papist. Er forderte und förderte nicht mehr die Konzilsautorität als Waffe gegen den Papst, sondern wetterte gegen das «todbringende Gift» des Konziliarismus und untersagte in der Bulle «Execrabilis» vom 18. Januar 1460 strikt jedwede Berufung auf eine allgemeine Kirchenversammlung als Häresie und Majestätsverbrechen.

Natürlich war der Karrierist auch nicht mehr der lebenslustige Autor lasziver Erotika, der die freie Liebe vertrat, sondern der zur Sittenstrenge rufende Heilige Vater. Noch 1463, im Jahr vor seinem Tod, bestand er in der Retractationsbulle «In minoribus agentes» darauf: «Aeneam rejicite, Pium recipite!» (Verwerft Aeneas, haltet Euch an Pius!). Und die Moralpauke fiel ihm desto leichter, als er

schon mit Fünfzig physisch verbraucht, gichtgeplagt, überdies kahl war und greisenhaft wirkte.[20]

Immerhin bezeichnend die folgende Reaktion. Als ein befreundeter Priester seine Dispens vom Zölibat erbittet, drängte er ihn zwar zur Enthaltsamkeit, mahnend, alle Weiber wie die Pest zu fliehen, jede Frau für einen Teufel zu halten. Aber, setzt er gleich hinzu, der Dispens Wünschende werde jetzt freilich sagen, «seht, wie streng ist doch Aeneas. Jetzt preist er mir die Keuschheit und ganz anders redete er zu mir in Wien und in Neustadt. Es ist wahr, aber die Jahre nehmen ab, der Tod rückt heran. Elend und der Gnade Gottes verlustig ist derjenige Mensch, der nicht zuweilen in sein Inneres einkehrt, nicht sein Leben bessert und nicht an das denkt, was er in dem künftigen Leben sein wird. Ich muß bekennen, ich habe es satt und überdrüssig. Die Venus ekelt mich an. Freilich nehmen auch die Kräfte ab. Mein Haar ist grau, meine Nerven sind ausgetrocknet, mein Gebein ist morsch und mein Körper übersäet mit Runzeln. Ich kann keinem Weibe mehr zur Lust dienen und keine mir. Von nun an diene ich mehr dem Bacchus als der Venus. Der Wein ernährt mich, erfreut und ergötzt mich und macht mich selig. Dieser Saft wird mir bis zum Tode süß sein. Wahr ist es, mich flieht mehr die Venus als ich sie.»[21]

War die humanistische «Zierde des Papsttums» auch nicht mehr in wollustvolle Abenteuer verstrickt – in kriegerischen Händeln, tatsächlichen oder begehrten, steckte Pius bis zuletzt, auch wenn man es gern überspielt, schönt, gefälligere Aspekte hervorhebt, ihn etwa, mit seinen eigenen Worten, als «Liebhaber der Wälder» preist, wenn man seinen Pontifikat in der «heitern Menschlichkeit» seiner Zeit sich verlieren und sein Leben als Papst «fleckenlos» sieht. «Von jeder kriegerischen Politik wendete er sich ab.» «Wenige Päpste haben sich zu ihrer Ehre so wenig um Kriegswesen bekümmert wie Pius II.», meint Gregorovius, behauptet: den Kirchenstaat habe er fast ungeschützt gelassen, Festungen nicht beachtet und Gebiete, die Vorgänger nur auf der Flucht oder mit Heerhaufen durchzogen, ganz gemächlich besucht, entzückt betrachtet, beschrieben – «den Virgil in der Hand ...»[22]

Ganz so idyllisch, das läßt auch der Geschichtsschreiber Roms erkennen, ging es nun freilich nicht zu.

Das zeigt schon das Engagement des Papstes im Königreich Neapel, dessen Bevölkerung im ausgehenden Mittelalter von 3,4 Millionen auf 1,7 Millionen sank. Der angeblich so unkriegerische Kirchenfürst kämpfte im neapolitanischen Konflikt auf der Seite Ferrantes I., eines Königs, der unentwegt Kriege führte und Aufstände niederschlug, u. a. in der Toskana, den Abruzzen, in Apulien, Kalabrien, kämpfte gegen den von Frankreich protegierten Herzog Jean von Anjou-Lothringen, Titularherzog von Kalabrien, und er kämpfte nicht zuletzt seiner Verwandten wegen.

So mußte Ferrante für den Beistand des Heiligen Vaters beim Blutvergießen dem Nepoten Antonio Piccolomini als Lehen die Herzogtümer Sessa und Amalfi sowie die Grafschaft Celano überlassen. Und auch nach Niederringung Sigismondo Malatestas von Rimini hätte derselbe Papstneffe ohne den Einspruch Venedigs das ganze Territorium der Malatesta bekommen.

Denn das System des «großen Nepotismus» florierte auch unter diesem Hohenpriester. Der ihm Nächststehende, sein Sekretär Gregorio Lolli, war der Sohn seiner Tante Bartolomea. Ein Verwandter mütterlicherseits, Niccolò Forteguerra, wurde Kardinal; Giacomo Tolomei wurde Vogt der Engelsburg; Alessandro Mirabelli Piccolomini, ein Bankier in Rom, Rector Frascatis. Von den vier Söhnen seiner Schwester Laudomia avancierte Neffe Andrea zum Herrn von Castiglione della Pescaja, Neffe Giacomo zum Herrn von Montemarciano, Neffe Francesco zum Kardinal, Neffe Antonio zum Herzog, um weitere Verwandtenförderungen zu übergehen, nepotistische Neigungen, nein, Exzesse, die auch den zweiten, Kriege so verabscheuenden Pius bis zum Kampf mit den Waffen führten.

Natürlich nicht nur im neapolitanischen Konflikt, auch gegen seine Widersacher im Kirchenstaat, gegen den Grafen Eversus, den Malatesta, den (dann im Auftrag König Ferrantes gefangengenommenen und ermordeten) Jacopo Piccinino. Die päpstlichen Truppen unterlagen bei San Fabbiano in den Abruzzen, bei Sarno, bei Kastell Lione. Doch konnte der Stratege seiner Heiligkeit, Federico von Urbino, 1461 die ganze Sabina beugen und zusammen mit dem Pius-Verwandten, Kardinal Forteguerra, ein vielversprechender Name, am 13. August 1462 Sigismondo Malatesta von Rimini schlagen,

den schönen, verwegenen, humanistisch gebildeten Atheisten, den Inbegriff eines Renaissancemenschen, für von Pastor aber ein Gewaltherrscher, frecher Heide, blutdürstiger Wüstling, notorischer Verbrecher, «die entsetzlichste Erscheinung der Epoche der Frührenaissance», ja «einer der schrecklichsten Fürsten aller Zeiten» – Hitler konnte der 1928 verstorbene Historiker der Päpste noch nicht einbeziehen.

Im September des folgenden Jahres entmachtete man Malatesta durch die Niederlage bei Fano fast ganz. Pius nahm ihm alle Städte bis auf Rimini, schimpfte ihn die «Schande Italiens», ließ ihn in Abwesenheit zum Tod verdammen und an zwei Stellen Roms statt seiner ein ihm täuschend ähnliches Bild verbrennen mit der Unterschrift: «Dies ist Sigismondo Malatesta, König der Verräter, Feind Gottes und der Menschen, zum Feuer verurteilt durch den Beschluß des heiligen Kollegiums.»

Nicht ausgeschlossen: daß viele der über Malatesta (dessen Sarkophag, wie furchtbar, dann nicht mal ein christliches Emblem aufwies) kursierenden grausigen Geschichten – Ermordung zweier seiner Frauen, Unzucht mit der eigenen Tochter, Vergewaltigung Ungezählter beiderlei Geschlechts – in der kurialen Gerüchteküche ausgebrütet worden sind. Kurz, «dieser Papst», schreibt Gregorovius, «welcher Kriege verabscheute, besiegte alle seine Feinde, eroberte deren Länder und vergrößerte den Kirchenstaat» – eben doch nicht nur mit dem Virgil in der Hand.[23]

Schließlich ließ Pius II. 1461/1462 auch politische Gegner, Banditen, Terroristen, würde man heute vielleicht sagen, mit Truppen jagen und mehr als ein Dutzend von ihnen hinrichten; darunter Tiburtius, dessen Vater Angelo de Maso schon als Teilnehmer des Porcaro-Putsches (S. 263 f.), ebenso wie ein älterer Bruder, durch Papst Nikolaus V. ein Jahrzehnt früher liquidiert worden war. Und wie die beiden wurde nun auch Tiburtius im Kapitol gehenkt.

Im übrigen – wenn der Papst in dem von Parteikämpfen und Empörungen geschüttelten Italien Frieden zu verbreiten suchte, so nicht zuletzt deshalb, weil auch er, wie lange unterschätzt, intensiv die Wiederaufnahme der Kreuzzüge wünschte; weil auch er dies, wie die Vorgänger, allerdings mit noch geringerem Erfolg, erstrebte, von Be-

ginn seines Pontifikats an, ja bereits vordem, und bis zum letzten Atemzug; wenn es auch, wie schon seit längerem, nicht mehr um die traditionellen Offensiven ging, sondern um die Eindämmung der türkischen Invasion, freilich nur die Folge der einstigen christlichen!

Schon die von Pius beschworene Wahlkapitulation forderte vor allem den Türkenkrieg. Und da er einerseits bereits vor seinem Kardinalat auf vielen deutschen Reichstagen diesen Kampf propagierte, andererseits seinem Pontifikat eine gesamteuropäische, eine weltgeschichtliche Leistung fehlte, fiel es dem Ruhmgierigen leicht, immer wieder für die Befreiung Konstantinopels zu werben, immer wieder Fürsten und Völker missionarisch daran zu erinnern, die Europäer zu einem gemeinsamen Krieg aufzustacheln, obwohl ihm sogar Kardinäle opponierten.

Der schwärmerische Romantiker stiftete 1459 den Ritterorden der heiligen Maria zu Bethlehem. Und noch im selben Jahr, wenige Wochen nach seiner Erhebung, organisierte er in Mantua einen Kreuzzugkongreß der Herrscher, die ihn dort monatelang warten ließen, wie er überhaupt sein Ziel voll verfehlte. Ja, der Phantast versuchte allen Ernstes durch seine «Epistula ad Mahometem», ein langes, noch im 20. Jahrhundert umstrittenes Schreiben, den siegreichen Sultan Mohammed II., der schon Lesbos, Bosnien erobert und das griechische Reich zu einem türkischen gemacht hatte, zum Christentum zu bekehren, wobei er ihm, den das Dokument nie erreichte, das Blaue vom Himmel versprach und der glückseligen Welt ein goldenes Zeitalter. Doch aus dem Ritterorden wurde ebensowenig wie aus dem Religionskrieg oder der Bekehrung Mohammeds.[24]

Gleichwohl, im Januar 1460 verkündete Pius II. einen dreijährigen Kreuzzug Europas gegen die Türken.

Denn noch immer galt der Türkenkrieg als Kreuzzug, noch immer bestimmte der Papst diesbezüglich, bestimmte der einstige Schreiber der Wiener Kanzlei jetzt Kaiser Friedrich III. zum Generalkapitän des von ihm so ersehnten Krieges. Dieser stand in all den Jahren so im Mittelpunkt seines Denkens und Tuns, daß Reformen oder Reformentwürfe, selbst die ausgereiftere «Reformatio generalis» (1459) des Nikolaus von Kues, einfach auf der Strecke blieben, Einzelfälle beiseite. Doch sein Legat Kardinal Bessarion, mehrfach

aussichtsreicher Papstkandidat, nicht unbedeutender Humanist, Protektor von Poggio Bracciolini, Lorenzo Valla, Regiomontanus, blitzte trotz aller Beredsamkeit 1460/1461 bei Kaiser und Reichsständen ebenso ab wie bei seinen späteren Legationen für einen Türkenkreuzzug in Venedig und Frankreich.[25]

Deshalb beschloß Pius, die heilige Sache selbst in die Hand zu nehmen.

Zwei Ereignisse des Jahres 1462, ein sozusagen ideelles und ein materielles, mögen ihn dabei beflügelt haben. Einmal tauchte infolge der Flucht vor den Türken der angebliche Kopf des Apostels Andreas auf, des Bruders von St. Peter, sogleich ein – freilich aussichtslos – begehrtes Kaufobjekt in europäischen Fürstenhäusern; an Päpste mochte man da kaum mehr glauben, doch noch an die, so oder so, von ihnen vermarkteten Reliquien.

In Rom überreichte Kardinal Bessarion, in Tränen aufgelöst, den buchstäblich fabelhaften Schädel dem gleichfalls Tränen vergießenden, leichenblaß zu Boden gegangenen Papst, der den (wäre er denn echt gewesen, seit fast eineinhalb Jahrtausenden toten) körperlosen Ankömmling folgendermaßen auf lateinisch begrüßte: «So kommst du endlich, o allerheiliges duftendes Apostelhaupt, durch die Türkenwut von deinem Sitz vertrieben. Zu deinem Bruder, dem Fürsten der Apostel, nimmst du als Verbannter deine Zuflucht. Dies ist die Alma Roma, welche du vor dir siehst, und die dem kostbaren Blut deines leiblichen Bruders gewidmet ist. Die Römer sind die Nepoten deines Bruders, und sie begrüßen dich alle als ihren Oheim und Vater.»

Kein Wunder, daß auch viele Römer und Römerinnen angesichts des Spektakels zumindest das Gesichtswasser nicht halten konnten. Und anderntags huldigte man dem duftenden Apostelhaupt (und Papst Pius) noch mit einer stundenlangen pompösen Prozession – denn: Religion bedeutete Schauspiel, Schaustellung, Ritual –, und Pius hatte anscheinend eine besondere Vorliebe für prunkvolle Feste. Die angeführte gläubige Masse wälzte sich durch die überaus herausgeputzte Stadt, wobei der Palast Kardinal Rodrigo Borgias alles an Pracht übertraf und Kardinal Bessarion in einer Predigt beteuerte, der Apostelfürst werde seinen Bruder Andreas an den bösen Türken rächen, was jener aber durchaus nicht tat.

Ein wahres Wunder und eine weitere göttliche Beisteuer zum Türkenkreuzzug nannte eine Bulle des Papstes im selben Jahr die Auffindung der Alaungruben von Tolfa durch Giovanni de Castro, den bald papale Hofpoeten lobpriesen, während ihn Pius selbst durch ein Denkmal verewigt sehen wollte. Sofort, noch unter ihm, wurden die Alaungruben durch Tausende von Arbeitern ausgebeutet; sie brachten der Kurie geschätzte 100 000 Goldgulden jährlich ein und waren dreihundert Jahre lang in Betrieb.

Pius II., der Italien befriedet, die Tyrannen gezähmt fand, rief am 22. Oktober 1463 die ganze Christenheit erneut zum Kreuzzug auf und bestimmte Ancona für den Sommer nächsten Jahres zum Ausgangspunkt. Im Juni nahm er dann in Rom das Kreuz und ging, während sich Europas Fürsten, mit Ausnahme weniger, wie des Sonderinteressen hegenden Dogen, verweigerten, ging ruhmsüchtig, gedrängt von dem Ehrgeiz, ein welthistorisches Fanal zu setzen, gichtbrüchig und sterbenskrank nach Ancona, wollte an der Spitze der sich sammelnden Kreuzfahrer, unter denen die Sommerhitze schon Seuchen ausgebrütet, von denen viele schon wieder heimkehrten, in See stechen, sah noch drei Tage vor seinem Tod, «mit viel Beschwer» an ein Fenster getragen, die Segel von zwölf venezianischen Schiffen am Horizont und starb am 15. August 1464.[26]

Paul II. (1464–1471), «die fromme Maria»

Pietro Barbo, Sproß einer reichen venezianischen Kaufmannsfamilie, wurde von seinem Vorgänger, der ihn als «fromme Maria» bespöttelte, nicht begünstigt. Die kirchliche Karriere verdankte er Onkel Eugen IV., der den Sohn seiner Schwester schon mit 23 Jahren, 1440, zum Kardinal erhob.

Als Barbo am 30. August 1464 im ersten Wahlgang überraschend Papst geworden war, brach er umgehend eine zuvor beschworene, 18 Punkte umfassende Wahlkapitulation, in der er u. a. die Reformierung der Kurie sowie die Berufung eines allgemeinen Konzils zuge-

sagt. Da dies seine Macht als Papst jedoch geschmälert hätte, ließ er sich durch ein Gutachten philopapaler Kanonisten von seinem Eid entbinden und zwang die Kardinäle, teils unter Gewaltanwendung, eine stark abgeänderte Bullenausfertigung, die sie nicht einmal lesen durften, zu unterschreiben. Nur ein einziger Kardinal, Juan de Carvajal, blieb standhaft und verweigerte die Zustimmung.[27]

Der neue Herr war ein Durchschnittskopf, ein Förderer immerhin der Kunst, des Buchdrucks, ein Freund üppiger Gastmähler und Festlichkeiten; für seine Krönung zahlte die Apostolische Kammer mehr als 23 000 Gulden. Der Papst war eitel, prachtgierig, wie seine Hauptresidenz zeigt, der große Summen verschlingende Palazzo S. Marco (heute Palazzo Venezia), zu dessen Errichtung er antike Denkmäler, sogar das Kolosseum plünderte, ja noch stehende Teile zerstören ließ. Und drei Verwandte ernannte er zu Kardinälen, Marco Barbo, Baptista Zeno und, später in der Engelsburg vergiftet, Giovanni Michiel.

Die Massen gängelte Paul – noch heute ein beliebtes Mittel der Politik – mit Sport und Spielen, pflegte auch enorm den Karneval, die Ludi Romani, durch ihn «weltberühmt»; dabei trat die rituelle Judenverhöhnung in den Mittelpunkt, die die Verhöhnten auch noch mitbezahlen mußten. Bezeichnenderweise führte er nicht nur eine neue Steuer ein, die sogenannte quindemia, sondern dekretierte auch 1470, das finanzträchtige Heilige Jahr alle 25 Jahre zu begehen – für Ludwig von Pastor nur ein Beweis, «wie sehr Paul II. die Förderung des Seelenheils der ihm von Gott anvertrauten Gläubigen am Herzen lag ...»

Den Wert seiner von Edelsteinen blitzenden Krone schätzte man auf 200 000 Goldgulden; auf mehr den Schatz des Kardinals Scarampo (S. 228). Und als dieser bald nach dem Sieg seines Rivalen, angeblich aus Ärger darüber, starb und die Nepoten sich mit ihrem Reichtum, testamentarisch ihnen hinterlassen, auf und davon machten, ließ sie der Pontifex einfangen und ganze Ladungen von Gold und Preziosen in den Vatikan zurückbringen, um nach Lust und Laune darüber zu verfügen – geraubt war es allemal.

Das Verhältnis zwischen Papst und Kardinalskollegium war seit dem gebrochenen Wahlvertrag belastet. Und weitere Feinde schuf

sich Paul 1466 durch die Entlassung von siebzig Kanzlei-Abbreviatoren, hohen, eventuell der Käuflichkeit verfallenen Kurialbeamten, darunter häufig Humanisten, Gelehrte, Schriftsteller, die nun Arbeit und Brot verloren. Der Historiker Bartolomeo Platina, zeitweise Bibliothekar bei Kardinal Bessarion, 1475 auch Leiter der Vatikanischen Bibliothek, hatte dem Papst mit einem Allgemeinen Konzil gedroht, worauf ihn der «humanista Veneziano», papa Paolo, vier Monate (nach anderen ein Jahr) in die Engelsburg werfen und foltern ließ.

Überhaupt ging Paul II. – doch, von Freundesseite mehrfach bezeugt, auch Vater einer Tochter – oft in das Staatsgefängnis, vielleicht nicht nur um dort zu «inquirieren», sondern weil er, angeblich schwul, es genoß, Männer nackt auf der Folter zu sehen. Platina aber rächte sich und schwärzte in seiner weitverbreiteten Papstgeschichte Pauls Bild auf Jahrhunderte.[28]

Schließlich verfolgte der Heilige Vater als erster Papst 1468 auch die römische Akademie (Accademia romana oder pomponiana), einen von dem bedeutenden Valla-Schüler Pomponius Laetus gegründeten und geleiteten Humanistenkreis, der sich anscheinend mehr für den antiken Paganismus als für das Christentum interessierte und Paul möglicherweise stürzen wollte, was sich aber nicht beweisen ließ. Doch wurden die Akademiker der Häresie bezichtigt, zeitweise in der Engelsburg eingekerkert, auch «peinlich befragt», den Lehrern das Lesen altrömischer Dichter in den Schulen verboten und die Akademie (bis 1478) aufgehoben.[29]

Innenpolitisch kam es ständig zu Auseinandersetzungen mit Vasallen im Kirchenstaat, etwa mit der Familie Anguillara. Von kirchlichen Autoren gern als «Raubrittergeschlecht» vorgestellt (was der Adel, um wieder daran zu erinnern, gemeinhin war), hatte die Sippe einst in Rom die Kaiser Heinrich VI. und Heinrich VII. aufgenommen und Senator Orso dell'Anguillara 1341 Petrarca zum Dichter gekrönt, später aber vier Päpsten getrotzt. Jetzt nahm Paul II. dem Grafen Eversus von Anguillara dreizehn Felsenburgen, einem Verächter zwar des Papst- und Pfaffentums, der aber gleichwohl zu seiner Seelenrettung der Kirche große, u. a. den Pilgern geraubte Summen spendierte. Und vom Heiligen Vater vernichtet, verschwand die

Macht des Geschlechts «wie der Rauch, wie in Feuer geworfenes Wachs» (Kardinal Ammanati).

Im Krieg um Rimini, in den der Argwohn um die sich mehrende Macht Roms fast ganz Italien trieb, wurde das Heer des Papstes am 30. August 1469 geschlagen. Und auch gegen den Böhmen Georg von Podiebrad (1458–1471), der sich schließlich zum Utraquismus bekannte, zur Förderung des Laienkelches, vermochte sich Paul nicht ganz durchzusetzen. So entband er ihn 1465/1466 formell sämtlicher Würden und ließ sein Land durch den ungarischen König Matthias I. Corvinus/Hunyadi – seit 1468 mit Böhmen im Krieg, seit 1469 Gegenkönig zu Georg – im sogenannten Ketzerkreuzzug schweren Verwüstungen aussetzen, ohne ihn, den auch Katholiken unterstützten, zunächst sogar die Bischöfe von Olmütz und Breslau, völlig niederringen zu können.

Auch sonst hatte Paul außenpolitisch wenig Erfolg. Weder gelang ihm, wie in der Wahlkapitulation versprochen, eine Fortsetzung des Krieges gegen die Türken, die 1463 Bosnien erobert, König Stefan gefangen und getötet, die 1470 auch noch Negroponte (Euboia) genommen hatten, den letzten größeren venezianischen Stützpunkt; noch konnte er König Ludwig XI. von Frankreich (1461–1483) zur Beseitigung der Pragmatischen Sanktion (S. 224 f.), der sogenannten gallikanischen Freiheiten, bewegen, noch die russisch-orthodoxe Kirche versöhnen. Mit 54 Jahren starb Paul II. überraschend am 26. Juli 1471 durch einen Schlaganfall oder, nach anderer Auskunft, «angeblich an einem Herzinfarkt, während er mit einem seiner Lieblingslustknaben Analverkehr hatte» (Cawthorne).[30]

Sixtus IV. (1471–1484) Krieg und Mord für Nepoten, Beginn der Spanischen Inquisition

Francesco della Rovere, in relativ bescheidenen Verhältnissen 1414 in Celle (bei Savona/Ligurien) geboren, wurde schon früh in ein Franziskanerkloster gebracht, stieg 1464 zum General seines Or-

dens auf, 1467 zum Kardinal, am 9. August 1471 zum Papst; wobei es noch bei den Krönungsfeierlichkeiten zu einem Volksaufruhr und Steinwürfen nach Sixtus' Sänfte kam. (Und nach seinem Tod plünderten die Diözesanen die päpstlichen Räume so restlos aus, daß man die Leiche mit einem geliehenen Talar bedecken mußte.)[31]

Die Krönung des Rovere nahm Rodrigo Borgia vor, und wie dieser lebte auch Sixtus, der einstige Mönch, nicht gerade zölibatär, ein Papst, der Feste mit offiziellen Mätressen gab, der es noch mit einer Schwester, seinen Kindern trieb, der seine Lustknaben mit reichen Bistümern und Erzbistümern belohnte, der Freudenhäuser in Rom gründete (angeblich gar ein vornehmes lupanar «für beide Geschlechter»), die er an Kardinäle vermietete, während er von seinen Dirnen – jede siebte Römerin war eine Nutte – jährlich 20 000 (nach Theiner: 80 000) Dukaten Steuer einsteckte.

Doch soll der Heilige Vater, mit dem man die Hochrenaissance meist beginnen läßt, persönlich gütig und fromm gewesen sein, ein inniger Verehrer – ein «besonders schöner Zug» (von Pastor) – der heiligen Jungfrau, deren Kult er gefördert, der er zwei Marienkirchen in Rom errichtet hat, ja, der zu Ehren er 1476 sogar das Fest der Unbefleckten Empfängnis Mariens einführte, der zudem ausdrücklich die nach ihm benannte Sixtinische Kapelle geweiht worden ist. In der «Geschichte der Theologie» wird er so «immer genannt werden» (Jesuit Hertling). In der Geschichte päpstlicher Hurenböcke auch.

Immerhin gönnte er manch andren, was er selbst genoß; berichtet doch ein zeitgenössischer Chronist: «Als die Familie des Kardinals von St. Lucia ihm das Anliegen unterbreitete, während der drei heißen Monate des Jahres – Juni, Juli und August – die Erlaubnis zur Sodomie zu erhalten, schrieb der Papst unter ihre Bittschrift: ‹Es möge geschehen wie ersucht›.»[32]

Dabei besaß Sixtus auch Sinn für Geld und Geschäft, wie ja schon sein römischer Puff beweist, wenn freilich auch andere Bischöfe, Äbte und Oberinnen seinerzeit und nicht nur seinerzeit Hurenhäuser bauten oder kauften. Angeblich zwar hatte der Rovere, meint Franz Xaver Seppelt, «als Ordensmann, wie es oft zu beobachten ist, vom Wert des Geldes keine Ahnung». Doch nicht zufäl-

lig war er der erste Papst, der sein Konterfei auf Münzen setzen ließ. Er spekulierte mit Finanzen, trieb den Fiskalismus hoch, vermehrte die käuflichen Ämter auf 625, auf mehr als das Doppelte. Er verkaufte Notariate, Protonotariate, Prokuratorenstellen bei der Kammer, verkaufte ganze neue Kollegien, seltsame Titel darunter, wie ein Kollegium von hundert Janitscharen, für 100800 Dukaten ernannt. Er erhöhte die Steuern für Priester, die sich Mätressen hielten, erhöhte die Pfründenbesteuerung, die Abgaben an den Kirchenstaat (69 Prozent der Gesamteinnahmen). Seine Zehntauflagen, die päpstlichen «Türkenzehnten», erregten Proteste von Italien bis Polen, bis Schweden, Norwegen und verschärften die antipäpstliche Stimmung zumal in Deutschland. Sixtus erfand aber auch neue Einnahmequellen, indem er etwa reichen Männern gestattete, «gewisse Matronen in Abwesenheit ihrer Ehemänner trösten zu dürfen». Er handelte mit Ablässen, erlaubte sogar deren Darbringung für Verstorbene, denen sie «fürbittweise» zukämen, und feierte 1475 ein Jubeljahr.[33]

Auch hatte sich Sixtus, wie so viele Vorgänger, schon die höchste Würde der Christenheit mit allen simonistischen Praktiken beschafft. Er hatte seinen Protektor, den Herzog von Mailand, mit generösen Geschenken bestochen, wie sein Neffe und Begleiter Pietro Riario die Mehrheit der Kardinäle durch üppige Versprechen.[34]

Zunächst griff der neue Papst das drängendste Politikum, das alte Kreuzzugprogramm, anscheinend mit aller Begeisterung auf, freilich auch er nicht sehr erfolgreich. Zwar steckte er viel Geld in die Aufrüstung seiner Flotte – allein 1471/1472, nach den Rechnungsbüchern, 144000 Goldddukaten – und sandte im Frühjahr 1472 seine prominentesten Kardinäle nach Spanien, Frankreich, Deutschland, Polen, um die Fürsten für den Türkenkrieg zu motivieren. Doch man zeigte auch jetzt wieder geringes Interesse, und der Führer der päpstlichen Armada, Kardinal Oliviero Caraffa, von seinem Herrn zum Admiral ernannt, kam trotz Prozession und dem Segnen der Banner und Galeeren durch Sixtus vor der Ausfahrt über einige bescheidene Ergebnisse im sogenannten Levantekrieg nicht hinaus. Gleichwohl wurde Caraffa 1473 – mit 25 erbeuteten Muselmanen auf 12 Kamelen – triumphal in Rom empfangen.

1476 erlaubte der Papst dem französischen König die Einführung eines «Jubiläum»-Ablasses, wo er es wünsche: die Hälfte der einfließenden Gelder sollte der Verteidigung der Insel Rhodos zugutekommen, die andere der päpstlichen Kammer. In Schottland mußte zur Gewinnung des Jubiläumablasses die Kathedrale in Glasgow besucht werden: ein Drittel der Einnahmen gehörte der Kirche, zwei Drittel der Kreuzzugskasse. In Ungarn wurde 1481 der Jubelablaß ein zweites Mal verkündet – zur Aufbringung des Geldes für den Türkenkrieg.

Auch als die Türken 1480 Otranto in Apulien eroberten, die Einwohner abstachen, die Region verwüsteten, der bestürzte Papst bereits die Flucht nach Frankreich erwog und die Furcht vor den Invasoren plötzlich ganz Italien ergriff, konnte man keine große Gegenoffensive starten, sondern mit päpstlich-neapolitanischen Schiffen und ungarischen Hilfstruppen gerade Otranto zurückgewinnen; und auch dies wohl nur, weil, bald nach Mohammeds II. jähem Tod (den ganz Europa mit Kirchenfesten, Dankprozessionen, Freudenfeuern feierte), der Kampf der beiden Sultanssöhne um den Thron entbrannte und der türkische Befehlshaber es vorzog, Otranto zu räumen.

Vergeblich wiederaufgenommen wurde auch der von Paul II. angestrebte Versöhnungsversuch, die Verhandlungen mit Iwan III. (1462–1505) über eine Wiedervereinigung der russisch-orthodoxen Kirche mit Rom, was natürlich auch zum Beistand im Türkenkrieg führen sollte.[35]

Sixtus aber war viel zu sehr innenpolitisch, das heißt durch Versorgung seiner Sippe, in Anspruch genommen, als daß er außenpolitisch größere Erfolge hätte haben können. Denn was er offenbar aufbauen wollte, unbestritten sein Hauptgeschäft, war eine Art Großnepotismus, eine umfassende Begünstigung der Seinen, der Riario, Basso, Giuppo, die alles diesbezüglich Dagewesene an Konsequenz und Umfang übertraf. Ein wahrer Gnadenregen, ein Wolkenbruch von Pfründen und Privilegien ging auf den kinderreichen Anhang von zwei Brüdern und vier Schwestern des Papstes nieder, ebenso auf die Verwandten von Kardinälen. Die eigentlichen Türken, höhnten die Zeitgenossen, sind die Neffen des Papstes.

Eine ganze Reihe seiner Nepoten, insgesamt sechs, machte Sixtus – zwei bereits, in offener Verletzung seines Wahlgelübdes, am 15. Dezember 1471 – zu Kardinälen: drei Rovere, Giuliano, später Papst Julius II., der neben zahlreichen Abteien noch sechs Bistümer erhielt, Cristoforo, ein systematischer Pfründenjäger, und Hieronymus della Rovere sowie Pietro und Raffaele Riario, der erste mit fünfundzwanzig, der zweite mit siebzehn Jahren Kardinal; wobei «Neffen» damals häufig «Bastarde», wirkliche Söhne ihrer Heiligen Väter waren. Von Pietro Riario (einem Kind vielleicht seiner eigenen Schwester) und von dessen Bruder Girolamo erscheint dies dem katholischen Papsthistoriker Kühner «mehr als wahrscheinlich». Wurden doch auch «Neffen» gleichfalls «Werkzeuge seiner infamen Vergnügungen».

Vor allem Pietro genoß des Papstes ganze Gunst. Er gab ihm mehrere Abteien, vier Bistümer und ein Patriarchat, machte ihn zum Bischof von Treviso, zum Erzbischof von Sevilla, Valencia, Florenz sowie zum Patriarchen von Konstantinopel. Gerade noch armer Franziskanerbruder, bezog er jetzt ein Jahreseinkommen von mehr als 60 000 Goldgulden.

Sein Luxus war sagenhaft. Hofdamen, die er beherbergte, konnten geschmeichelt in Nachtgeschirre aus vergoldetem Silber pissen. Bei seinen öffentlichen Banketten agierten gelegentlich Schauspieler, Künstler, Poeten, bedienten Domestiken in Seide gehüllt mit vollendeter Kunst, kam ein Gang nach dem andern, mit Trompeten und Flöten angekündigt. Wildschweine samt Fell erschienen gebraten auf der Tafel, ganze Damhirsche, ein Bär sogar, Pfauen mit ihren Federn, Störche, Kraniche, übersilberte Fische, Konfekt in den verschiedensten Farben und Formen – und seine Mätresse war «vom Scheitel bis zur Sohle» mit Perlen übersät.

Zur Kurie sprengte Kardinal Pietro mit hundert Rassepferden, Italien durchreiste er als Legat mit unglaublichem Pomp und einzigartigen Vollmachten, vergöttert vom Volk, hofiert von Purpurträgern, in Mailand wie in Venedig mit königlichen Ehren empfangen. Und als er nach zwei Jahren, nach wahnsinnigen Extravaganzen, Ausschweifungen, am 5. Januar 1474 kaum achtundzwanzigjährig starb, hatte er 200 000, laut anderen Berichten 300 000 Goldgulden

verpraßt, einen Berg Schulden hinterlassen, sich buchstäblich zu Tode koitiert – und erhielt auch noch durch Mino da Fiesole eines der schönsten Grabmäler aller Zeiten.[36]

Sixtus IV. aber wandte jetzt seine Fürsorge besonders Girolamo Riario, Pietros Bruder, zu. Dieser war inzwischen vom Gemüsehändler zum Grafen von Bosco aufgestiegen und wurde Gemahl der berühmten Caterina Sforza, der illegitimen Tochter des Herzogs Galeazzo Maria, der als Mörder seiner Mutter galt und an Weihnachten 1476 erst dreiunddreißigjährig in der Mailänder Kirche San Stefano unter den Dolchen junger Adeliger fiel – alles Christen, um nur beiläufig einmal daran zu erinnern.

Der Onkel oder Vater, der Heilige Vater jedenfalls, kaufte Girolamo Riario für 40 000 Dukaten die Grafschaft Imola, investierte ihn auch mit der Grafschaft Forli (wo ihn 1488 Tyrannenmörder erdolchten) und suchte ihm weitere Städte, Faenza, Ravenna, Rimini, die ganze Romagna zuzuschanzen – die intendierte Basis eines päpstlichen Nepotenreichs, «eines eigenen Staates», wobei Sixtus «rücksichtslos militärische und geistliche Waffen einsetzte» und «alle bis dahin geltenden Grenzen des Nepotismus» übertrat (Jaitner).

Nicht jeder Papstverwandte konnte Purpurträger werden. So wurde ein Nepot Herzog; ein weiterer, der sehr junge Bruder des Kardinals Giuliano, Giovanni Rovere, trotz Protestes hoher Prälaten, mit Sinigaglia und Mondovi beliehen, auch Stadtpräfekt und die Tochter Johanna des Federico von Urbino, den der Papst zum Herzog erhob, als seine Frau ausersehen.

Fast während seines ganzen Pontifikats war Sixtus IV. vor allem mit kirchenstaatlicher und italienischer Territorialpolitik befaßt, das heißt mit der Fürsorge für seine Familie. Darum führte er Kriege, darum intrigierte, täuschte, konspirierte er, kam es zu schweren politischen Erschütterungen, zu Rebellionen und Feldzügen. Und all dies natürlich unter metapolitischen Bekundungen, vorgespiegelten höheren Zielen, unter dem Deckmantel seines priesterlichen Amtes und der Religion.[37]

Mit viermal wechselnden Kriegsbündnissen versuchte Sixtus Mailand, Florenz, die Romagna, Ferrara und Neapel dem Grafen Girolamo Riario in die Hände zu spielen.

Dabei kam es zur Verschwörung der Pazzi, die, so heute der Schweizer Historiker Volker Reinhardt, die Phantasie von Autoren politischer Thriller unserer Tage als ärmlich erweist: die Konspiration einiger superreicher Florentiner Familien gegen die Florenz beherrschende, allmählich aber sinkende Macht der Medici. Doch war das Komplott «in Rom vorbereitet worden» (Handbuch der europäischen Geschichte), «unter wohlwollender Ägide des Papstes» (Reinhardt). Sixtus IV., der seine Geldgeschäfte seit kurzem den Medici – traditionell die Bankiers der Päpste – entzogen und dem römischen Bankhaus der Pazzi anvertraut hatte, kooperierte auch politisch mit ihnen. Er war eingeweiht, billigte und wünschte den Florentiner Staatsstreich, nur das Ausmaß seines Einverständnisses ist, wie gewöhnlich in solchen Fällen, umstritten. Doch war selbstverständlich, daß das alles ohne Mord und Totschlag, ohne die physische Vernichtung der Medici-Häupter nicht geschehen konnte, und die eigentlichen Drahtzieher offenbar der Papst und Girolamo Riario gewesen sind. Sie wollten expandieren, in Florenz eine Signorie bekommen, jedenfalls die Stadt unter Herrschaft der Pazzi in ihren Machtbereich einbeziehen. Zwischen ihnen und den Verschwörern fungierte als Verbindungsmann der von den Medici abgelehnte junge Erzbischof Francesco Salviati von Pisa, dem man das Erzbistum Florenz versprochen.

Da Lorenzo und Giuliano Medici nach diversen Planänderungen am Sonntag, dem 26. April 1478, während eines Hochamtes im Dom von Florenz erdolcht werden sollten, der zunächst gedungene päpstliche Hauptmann Giambattista da Montesecco die Sache aber lieber nicht so feierlich, nur außerhalb der Kirche, an einem ungeweihten Ort erledigen wollte, sprangen zwei weniger empfindliche und am Umgang mit Höherem, Heiligem besser gewöhnte für ihn ein: Antonio Maffei von Volterra und der apostolische Sekretär Stefano von Bagnorea. Wohl während der Wandlung, vor erhobener Hostie, wurde Giuliano Medici am Hochaltar wundenreich abgeschlachtet, mit vorsorglich immerhin 19 Messerstichen, während die Hauptperson Lorenzo Medici il Magnifico, in der Arnostadt fürstengleich gestellt, infolge eines Brustpanzers unter seiner Kleidung leicht verletzt entkam (nicht ohne daß Girolamo später noch

mehrmals versucht hätte, ihn ermorden zu lassen). Und weil die Florentiner in der Vendetta gegen die Putschisten standen, baumelten bald Angehörige der Familie Pazzi, Erzbischof Salviati von Pisa u. a. an den Fenstern des Palazzo della Signoria, bis die Menge die hinabgestürzten Leichen auf der Straße in Stücke riß. Auch beide Meuchelmörder hauchten ihr geistliches Leben aus. Und bis 1480 dauerten die Hinrichtungen fort.

Sixtus IV. aber schleuderte Bannflüche um sich, exkommunizierte den verdammten Priestermörder Lorenzo Medici samt Anhang, verhängte das Interdikt über die Stadt, beschlagnahmte alle florentinischen Güter in Rom, stachelte die Schweizer zum Einfall in Italien auf, so daß ihre bewaffneten Haufen in der Poebene erschienen, und führte selbst, unterstützt von Neapel, einen schadenreichen Krieg gegen Florenz, das indes den Beistand von Mailand, Venedig, Ferrara, Frankreich nebst weiteren fand. Als jedoch auch Ferrante vom Papst absprang und zudem die Eroberung Otrantos erfolgte (S. 282), zog es Sixtus vor, mit Venedig ein Bündnis, mit Florenz Frieden zu schließen.[38]

Dem Krieg gegen Florenz folgte der sogenannte Ferrarakrieg (1481–1484). Der Papst kämpfte nun im Bund mit Venedig, das erst zögerte, erst scharf gemacht werden mußte mit Ferrara «gleichsam als Lockspeise» (Kretschmayr), indes er mit venezianischem Beistand für Girolamo Riario das Königreich Neapel gewinnen, aber auch Venedig austricksen, nämlich Ferrara nicht den Venezianern, sondern gleichfalls dem Nepoten geben wollte.

Das üble Spiel des Papstes riß den größten Teil Italiens in die Kriegsflammen hinein.

Außer Venedig stand noch eine Reihe von weniger bedeutenden Dynasten und Städten zu Sixtus, während auf die Seite Ferraras Neapel, Florenz und Mailand traten. Doch war auch Rom selbst, von Meuchelmördern und anderen Gangstern wimmelnd, wie so oft, zerstritten. Für den Papst schlugen sich die Orsini, gegen ihn die Colonna und Savelli, obwohl auch all diese Familien wieder gespalten waren. Die Blutrache brach unter den Christensöhnen aus, Straßenkämpfe tobten, Köpfe fielen, auf Altären und in Sakristeien würfelte und tafelte das Kriegsvolk. Und der Heilige Vater kerkerte

sogar die Kardinäle Colonna, Giambattista Savelli sowie dessen Bruder Matiano in der Engelsburg ein. Doch wurde auch Roms Umgebung in Mitleidenschaft gezogen; verschwanden ja überhaupt im 14. und 15. Jahrhundert 25 Prozent der Dörfer im Umland der Heiligen Stadt.

Inzwischen lagen neapolitanische Kriegsschiffe, zwanzig Dreiruderer unter Ferrante, vor Ostia und beunruhigten die Küste, operierte Herzog Alfons von Kalabrien, Ferrantes Sohn, im Kirchenstaat und drang, selbst moslemische Reiter unter seinen Scharen, brandschatzend beinah täglich bis vor die Tore Roms. Dort, wo auch noch die Pest ausbrach, ließ der Papst nach Ankunft des Roberto Malatesta, des jungen Dynasten von Rimini, mit venezianischer Verstärkung am 15. August 1482, von einem Vatikanfenster aus sein Kanonenfutter segnend, an sich vorüberziehen: Reiter, Armbrustschützen, aber auch Büchsenträger, Artillerie und über 9000 Mann Fußvolk. Und wenige Tage darauf siegte man in der Schlacht von Campo Morto (Totenfeld) südöstlich von Rom in den malariaverseuchten Pontinischen Sümpfen unter Führung des Malatesta. Auf beiden Seiten fochten Orsini, Colonna, Savelli, über tausend Menschen starben elend, und Sixtus bejubelte die Freudenbotschaft und gab sie an die Venezianer weiter, an die befreundeten Staaten. Er ließ alle Kirchenglocken läuten und besuchte selbst einen Dankgottesdienst in Santa Maria del Popolo.

Nur drei Wochen nach seinem Sieg verschied Roberto Malatesta am Sumpffieber. Mit allen Ehren verschwand er unter St. Peter – und schon trieb der Heilige Vater Girolamo nach Rimini, um Malatestas Witwe samt Sohn Pandolfo, einem Kind noch, ihr Erbe zu entreißen. Allein die Florentiner verhinderten das Schurkenstück. Dem Papst aber schien es infolge gewisser Umstände wieder einmal opportun, die Front zu wechseln. Er trennte sich von Venedig und verband sich mit dem eben noch blutig bekämpften Neapel. Gegen Venedig verhängte er im Sommer 1483 das Interdikt und schleuderte den Bann, freilich ohne Wirkung.[39]

Die Feindseligkeiten rissen nicht ab. In Rom, wo Sixtus und der Schrecken der Stadt, Graf Riario, mit den Orsini gegen die Colonna standen, raubte man Kirchen und Häuser aus, riß Paläste nieder, bau-

te Schanzen, erstürmte Barrikaden, warf Feuerbrände. Man sperrte ein, folterte, vertrieb, erstach und köpfte, prominente Häupter fielen. Einmal sterben in einem nur zweistündigem Kampf auf der Seite der Colonna etwa vierzig, auf der Gegenseite dreizehn Menschen.

Der Krieg dehnte sich auf ganz Latium aus, wo der Papst die Colonna vernichten, ausrotten wollte, um mit ihren Gütern und Reichtümern den vergötterten Nepoten auszustatten, der seinerseits Geld von den Kirchen Roms erpreßte, während Vater Sixtus seine Haudegen mit Artillerie ausrüstete, Kanonen segnete und die Hände zum Himmel streckte, ohne sich durchsetzen zu können. Wider Willen mußte er den für Venedig günstigen, für ihn enttäuschenden Frieden von Bagnolo am 7. August 1484 hinnehmen und starb – wie es heißt aus Wut darüber.[40]

Ein besonderes Ruhmesblatt erwarb sich Sixtus IV. als einer der wirksamsten Förderer der «neuen» Inquisition. Erlaubte er doch ihre Einführung durch eine spezielle Bulle vom 1. November 1478 Ferdinand V. von Aragón und Isabella von Kastilien. Das Herrscherpaar wurde bevollmächtigt, alle «Ketzer» seines Reiches (zumal die vermeintlich judaisierenden Konvertiten, die «Neuchristen», die man zuerst zum Übertritt gezwungen, dann der Unehrlichkeit verdächtigt hatte) zu verhaften, zu richten und ihr Eigentum zugunsten des Papstes, der spanischen Krone und natürlich des hochverdienten «heiligen Tribunals» zu konfiszieren.

Man ging jetzt mit massenhaften Exekutionen gegen die Opfer vor, verbrannte sie entweder – mit vervollkommneter «Todestechnik» – lebendig oder nachdem man sie zuvor erwürgt, «garrottiert» hatte; eine Methode u.a. von Straßenräubern, die den Auszuraubenden durch eine übergeworfene Schlinge bewußtlos machten; die Garrotteure der Inquisition brachten die gleichfalls auszuraubenden «Ketzer» um, was jedoch als Zeichen besonderer Barmherzigkeit galt, als Gnadenerweis der geistlichen Henker. Nachdem die Pest viele Eingekerkerte hinweggerafft, grub man noch deren Leichen aus, um die Überbleibsel richten und ihr Erbe von den Verwandten kassieren zu können. Das Spitzelwesen, das Denunziantentum grassierte und wurde von der Kirche in Predigt und Beichte als gottwohlgefällig gefördert.

Damit geht die schrecklichste und schändlichste Ausgeburt menschlichen Geistes, päpstlich autorisiert, königlich kontrolliert, grausamer und gründlicher als irgendwo, ihrem Höhepunkt entgegen, ein nahezu perfektes Massenmordinstrument, ein systematisch ausgeklügelter Terror, der, beispielhaft für analoge Einrichtungen in der Welt, noch mehr als drei Jahrhunderte dauert, bis 1834.[41]

Begreiflicherweise befürwortet der päpstliche Nuntius in Spanien, Nicolas Franco, die pastorale Sache, die vielfach nur die Wahl zwischen Taufe und Tod läßt, wärmstens. Und seine Heiligkeit ernennt wiederholt, 1480 und 1482, Inquisitoren für Spanien, darunter der Dominikanermönch Tomas de Torquemada (1420–1498), Neffe des Kardinals Juan de Torquemada (Turrecremata), eines der führenden Gegner der Lehre von der Unbefleckten Empfängnis Mariens. Papst Sixtus bestätigt ihn 1483 als Großinquisitor für Kastilien und Aragón, worauf er den Titel führt: «Wir, Bruder Thomas Torquemada, Mönch des Ordens der Predigerbrüder, Prior des Klosters des Heiligen Kreuzes in Segovia, Beichtvater des Königs und der Königin, unserer Herrscher, und Generalinquisitor in allen ihren Königreichen und Besitzungen gegen die häretische Verderbtheit, ernannt und bevollmächtigt durch den Heiligen Apostolischen Stuhl».[42]

Dieses katholische Superscheusal, das führend das große Judenpogrom von 1492 mit vorbereitet und in dem von ihm noch gegen sein Lebensende gegründeten Dominikanerkonvent Santo Tomás (de Aquino) statutarisch auf «Reinheit des Blutes» (limpieza de sangre) als Norm besteht, jagt nun vor allem die angeblich judaisierenden «Neuchristen», Juden also, die Christen geworden waren. Die Scheiterhaufenexzesse werden als regelrechte Volksschauspiele begangen und noch unter Sixtus an drei Tagen in Toledo 2400 Marranen verbrannt, wie die zum Katholizismus konvertierten Juden hießen, was «Schwein» bedeutet.

Als eigentlicher Begründer der Spanischen Inquisition, die insgesamt über 300 000 Menschen vernichtet haben soll, als Organisator wie Ideologe ihres Terrors, hat Torquemada, der sich für «ein Instrument der göttlichen Vorsehung» hielt und somit auch von seinem Gewissen her alles erlauben konnte, in seinem achtzehnjähri-

gen Wirken als Leiter des Inquisitionstribunals 10220 Menschen lebend verbrannt, 6840 «in effigie», weil sie verstorben oder geflohen waren. 97321 wurden durch ihn aus staatlichen oder sonstigen Ämtern gestoßen und ehrlos, insgesamt somit etwa 114300 Familien für immer ruiniert – Angaben Juan Antonio Llorentes, des späteren Sekretärs der Spanischen Inquisition, der sich dabei auf deren Archive stützt. «Darin sind nicht eingeschlossen jene Personen, die wegen ihrer Verbindungen zu den Verurteilten mehr oder weniger deren Unglück teilen mußten ...»[43]

Noch 1484, in seinem Todesjahr, übermittelte Papst Sixtus IV. ein Lob des Kardinals Borgia an den spanischen Großinquisitor und ergänzte seinerseits: «Wir haben dieses Lob mit großer Freude vernommen und sind darüber begeistert, daß Ihr, reich an Kenntnissen und bekleidet mit Macht, all Eure Anstrengungen auf solche Gegenstände richtet, die den Namen des Herrn erhöhen und dem wahren Glauben nützlich sind. Wir rufen auf Euch Gottes Segen herab und ermuntern Euch, teurer Sohn, mit der früheren Energie fortzufahren und unermüdlich der Sicherung und Festigung der Grundlagen der Religion zu dienen; in dieser Angelegenheit könnt ihr stets auf unser besonderes Wohlwollen rechnen.»

Auf sein Wohlwollen nicht mehr rechnen konnte in jenem Jahr sein früherer enger Studienfreund, der Dominikaner Andrea Zamometić, ein vornehmer Balkanese, von Sixtus 1476 zum Titularerzbischof von Granea (bei Saloniki) erhoben. Als der Prälat aber, zeitweilig kaiserlicher Gesandter in Rom, die Zustände am päpstlichen Hof scharf zu kritisieren begann, ließ ihn Sixtus in die Engelsburg werfen. Und als er, dank kaiserlicher Intervention befreit, daranging, die Reform von Kirche und Kurie zu fordern und das allgemeine Basler Konzil (mit Zitation des Papstes) wiederzubeleben, landete Erzbischof Zamometić erneut im Kerker, diesmal durch den Kaiser und in Basel, wo man ihn zwei Jahre später, 1484, erdrosselt in seiner Zelle fand.[44]

INNOZENZ VIII. (1484–1492) DAS «GOLDENE ZEITALTER DER BASTARDE»

«Wer als Papst ins Konklave geht, der verläßt es wieder als Kardinal», schrieb Ferraras Gesandter später seinem Herrn. So erging es Rodrigo Borgia, der als Vizekanzler genügend Geld angehäuft hatte, um die Wahl gewinnen zu können. Denn Konklaven wurden nicht mehr, wie einst so oft, durch nackte Gewalt entschieden, sondern durch Korruption. Dem Borgia aber, wie sehr er auch Ämter, Gelder, Güter, Benefizien versprach, mißtrauten die Kardinäle. Und da auch sein schärfster Konkurrent, der Neffe des verstorbenen Papstes, Giuliano della Rovere, der künftige Julius II., seine Chancenlosigkeit erkannte, ließ er es ebenfalls an Bestechungen nicht fehlen und tat alles, um einen Mann durchzusetzen, der für ihn beherrschbar war, einen Kompromißkandidaten der rivalisierenden Orsini und Colonna: Giovanni Battista Cibo, der sich Innozenz VIII. nannte.

Johannes Burckard, einst aus dem Elsaß wegen Urkundenfälschung und Diebstahl vertrieben, doch in Rom 1483 zum päpstlichen Zeremonienmeister aufgestiegen, berichtet als Organisator des Konklave in seinem Diarium, wie sich Cibos Generosität, seine buchstäblich bestechende Freigebigkeit, herumsprach, wie die zur Nacht sich bereits niederlegenden Kardinäle aus ihren Zellen nur spärlich bekleidet herbeieilten, um ihre Suppliken, ihre Wunschlisten, vorzulegen, und wie Cibo sie alle sehr entgegenkommend unterschrieb, ohne zu lesen, was er unterschrieb, und ohne es dann zu halten.

Innozenz VIII. war eben die «Güte und Liebenswürdigkeit» in Person, aber leider «sein Vorleben ... nicht frei von sittlichen Verfehlungen» (Seppelt). Und diese sittlichen Verfehlungen scheinen, werden sie bekannt, für viele neuzeitliche Kirchenhistoriker stets das Schlimmste zu sein. Damals machte man sich etwas weniger daraus, zumal im Umkreis der Heiligen Väter selbst.[45]

Giovanni Battista Cibo, einem vornehmen Genuesergeschlecht entstammend, wuchs am Hof von Neapel auf. Dort hatte er, wie es hieß, «die schreckliche Unart der Sodomie» angenommen. «Seine

ungewöhnliche Schönheit verschaffte ihm in Rom Zugang zur Familie des Kardinals Philipp von Bologna, um dessen Vergnügen zu dienen. Nach dem Tod seines Beschützers wurde er der Liebling von Paul II. und Sixtus IV., der ihn zum Kardinal ernannte.»

Ob derartige Dienste nun aus Lust und Neigung oder mehr karrierebedingt geschahen, der Günstling von Sixtus IV. soll es – nicht zufällig rühmte man seine Amtszeit das «Goldene Zeitalter der Bastarde» – auch auf acht uneheliche Söhne und ebensoviele uneheliche Töchter gebracht haben. «Was suchst du Zeugen», höhnte man in Rom, «um zu beweisen, ob Cibo Mann oder Frau sei? Schau die Schar seiner Kinder an! Das ist der beste Beweis. Schuldig hat er acht Knaben gezeugt und ebensoviele Mädchen: Mit Recht darf Rom diesen Mann als ‹Vater› bezeichnen.»

Doch wieviele Sprößlinge immer giftige Zungen ihm nachgesagt haben (zur Zeit seiner Papstwahl lebten sicher noch zwei, Teodorina und Franceschetto), er machte kein Geheimnis daraus, gab sie nicht als Neffen, Nichten oder sonstwas aus. Im Gegenteil, offenherzig verheiratete er einige der Seinen mit diversen Fürstenhäusern Europas, zögerte auch nicht, Hochzeiten mit allem Pomp im Vatikan zu feiern, und gelegentlich feierte sogar die Mutter seiner Töchter mit. Mag Cibo aber als Papst seine Mätresse aufgegeben, mag er sich mit mehreren Konkubinen getröstet haben: «Seine Heiligkeit erhebt sich aus dem Hurenbett», so sagte man allemal, «um die Pforten des Fegefeuers und des Himmels zu öffnen und zu schließen.»[46]

Und da der Apfel nicht weit vom Stamm fällt, trieb es auch Papstsohn Franceschetto Cibo, der beim Vater im Vatikan wohnte, entsprechend. Auf nächtlichen Streifzügen soll er, in Häuser eindringend, jede Frau, die er begehrte, vergewaltigt haben – ohne Tadel des Heiligen Vaters. War er nicht zu Einbrüchen und amourösen Gewalttaten unterwegs, durchbrachte Franceschetto die Abende oft in den Spielhöllen der Stadt, und als er einst in einer einzigen Nacht an Riario 14000 Dukaten verlor, bezichtigte er den Kardinal des Betrugs, und der Papst erzwang von diesem die Rückerstattung der Summe.

Auf Geld war Innozenz VIII. ebenso aus wie auf das Glück seiner

Kinder. So betrieb er die Vermählung von Franceschetto mit Maddalena Medici, der Tochter Lorenzos il Magnifico, wobei er nicht zögerte, im Gegenzug dessen dreizehnjährigen Sohn Giovanni Medici, den späteren Leo X., zum Kardinal zu erheben (hatte doch Sixtus IV. schon den Siebenjährigen zum apostolischen Protonotar gemacht). Und gleichzeitig wurde der illegitime Sohn des Papstbruders Kardinal.

Wie der Vorgänger im Amt, der ihm hohe Schulden hinterlassen, brauchte auch Innozenz nichts dringender als die Sanierung der Finanzen, zumal auch seine Hofhaltung so prunkvoll wie unmoralisch war. Vorübergehend mußte selbst der Kronschatz, mußten Mitra und Tiara des Papstes verpfändet werden. Sahen sich einige seiner Beamten doch sogar genötigt, sich durch eine Fälscherwerkstatt und den schwungvollen Handel mit gefälschten Bullen über Wasser zu halten. Man hat Ablässe auch für die schlimmsten Vergehen en masse verkauft, hat jede Menge überflüssiger Ämter (nicht nur in der Kurie) kreiert und den Meistbietenden zugesprochen. Allein die Einführung von 24 neuen päpstlichen Sekretärstellen erbrachte eine Kaufsumme von 63 000 Kammerdukaten. Und für jedes Verbrechen ging man straflos aus, konnte man die päpstliche Kanzlei entsprechend befriedigen. Verbrechen aber gab es ständig; bloß von der Erkrankung Innozenz' VIII. bis zur Krönung seines Nachfolgers wurden 220 Mordtaten gezählt.[47]

Eines seiner besten Geschäfte machte der ständig geldhungrige Pontifex ausgerechnet mit den Türken. Zwar rief auch er zunächst zu einen Kreuzzug gegen sie auf, wollte er sie mindestens fünf Jahre bekriegen, doch blieb alles im Ansatz stecken, ja schließlich ging Innozenz als erster Papst vertragliche Verbindungen zu den Osmanen, einen Handel mit Sultan Bayezid II. ein.

Beim Kampf nämlich um die Herrschaft nach Mohammeds II. Tod 1481 mußte dessen jüngerer Sohn Dschem, Bayezids Bruder und Rivale, fliehen und gelangte dabei – Opfer jahrelangen Schacherns und Geisel bis zu seinem Tod – über den skrupellosen, wortbrüchigen Großmeister des Johanniterordens Pierre d'Aubusson auf Rhodos nach Frankreich und 1489, gegen einen Kardinalshut für den Johannitergroßmeister, in die Hand des Papstes. Nach

einem unverschämten Handel hielt Innozenz den unglücklichen, längst von ihm begehrten Prinzen für jährlich 40 000 Dukaten von der Hohen Pforte gefangen, auf daß er seinem Bruder nicht gefährlich wurde.

1490 lieferten dessen Gesandte in Rom kostbare Geschenke samt der Drei-Jahres-Rate, 120 000 Golddukaten, ab, was etwa 60 Prozent der regulären Einnahmen aus dem Kirchenstaat entsprach. Der treusorgende (Heilige) Vater nutzte das Geld für die Ausstattung seiner Kinder, und 1492 überbrachte eine weitere Delegation aus Konstantinopel u. a. gar die – natürlich triumphal eingeholte – kostbare Spitze der Heiligen Lanze, die einst den gekreuzigten Christus durchbohrt, dann zwar seit langem schon zugleich in Nürnberg und Paris verehrt und zumindest noch im 20. Jahrhundert in St. Peter gehütet worden ist (vgl. 48 III 2. Kap.!).[48]

Geld war, neben seinen Kindern, das einzige, was diesen trägen, laxen, entscheidungsscheuen Mann dauerhaft interessierte. Und da er auch oft und langwierig erkrankte, mehrmals schon für tot gehalten wurde, überließ er das Regierungsgeschäft häufig Guiliano Rovere, der seine Wahl ebendeshalb simonistisch durchgesetzt.

Schon zu Beginn des Innozenz-Pontifikates riß der Kardinal die Kirche in den langen leidenschaftlichen Kampf der neapolitanischen Barone gegen König Ferdinand I. von Aragón (Ferrante). Nichts Gutes von ihm erwartend, vielmehr ernsthaft um ihre feudalen Privilegien fürchtend, hatten die Barone bereits seine Thronfolge zu verhindern gesucht und dann immer wieder gegen den «Tyrannen» konspiriert. Und da Kardinal Giuliano mit der aragonesischen Dynastie verfeindet war, da der König die Oberhoheit Roms nicht anerkannte und den Lehenszins verweigerte, ergriff die Kurie in diesem, wie man einmal schrieb, «furchtbarsten aller Dramen des 15. Jahrhunderts», die Partei des aufständischen Adels.

Der Konflikt, der auch Rom, wo man den Vatikan in eine Festung verwandelte, bedroht und dem Kirchenstaat wie der papalen Politik schwer geschadet hat, führte zu internationalen Verwicklungen. Einerseits appellierten die Barone an den Herzog René von Lothringen, als Nachkomme der Anjou sein Recht auf den Thron von Neapel geltend zu machen, standen auch Venedig und Genua zum Papst.

Andererseits unterstützten den Neapolitaner Ungarn, Spanien, Mailand und Florenz.

Der Krieg zog sich mit Verwüstungen, mit Schlachten auf verschiedenen Schauplätzen und mehreren Unterbrechungen bis 1492 hin. Dabei drohte der Papst, der zur Verstärkung seiner Verteidiger sogar allen Verbrechern die Rückkehr erlaubte, König Karl VIII. von Frankreich mit Neapel zu belehnen. Und König Ferrante rächte sich am Adel, indem er dessen Güter und Kapitalien einzog, dessen Frauen und Kinder ins Gefängnis steckte, indem er die Grafen von Sarno, Francesco Coppola, und von Policastro, Antonello de Petruciis, den Sekretär des Königs, samt ihren Söhnen liquidieren, andere in den Geheimverliesen von Castelnuovo grausam hinschlachten ließ, während weitere Rebellen dort bis zum Einzug der Franzosen eingekerkert blieben.[49]

Karl VIII., kleinwüchsig, christlich reformfreundlich, etwas geil und von Zeitgenossen wegen seiner Frömmigkeit gerühmt, hatte statt der ihm zugedachten, bereits in Frankreich weilenden, doch von ihm wieder zurückgeschickten Margarete von Burgund 1491 Anna von Bretagne geheiratet, obwohl sie bereits dem Erzherzog Maximilian I. von Österreich durch Prokuration angetraut war.

Nach langen militärischen Auseinandersetzungen um das «burgundische Erbe» erfolgte nun ein neuer Konflikt. Und als diesen der Frieden von Senlis am 23. Mai 1493 beendete, bereitete Karl, der fromme König, schon einen weiteren Krieg vor, den Feldzug nach Neapel, womit er 1494 ein fünfundsechzigjähriges Ringen mit Aragón bzw. Habsburg um die Hegemonie in Italien eröffnet hat. Dank seiner schweren Reiter, seiner überlegenen Artillerie und der ihn begleitenden Schweizer Infanterie, seinerzeit wohl die sozusagen beste Europas, entschied er die Expedition vorerst für sich und zog am 22. Februar 1495 in Neapel ein als «rex pacificus» auf einem Esel reitend – ein wahrer christlicher Friedensfürst –, zumal auch ein «Hauptziel» seines frommen Unternehmens ganz offenbar «die Gewinnung Neapels als Brückenkopf für einen Kreuzzug» war (Labande-Mailfert).[50]

Damals hatte allerdings Innozenz VIII. – nach einem fünftägigen Todeskampf[51] – bereits das Zeitliche gesegnet, nicht ohne freilich

seinen Namen für immer in die Geschichte des Heils tief eingebrannt zu haben mit seiner Schrift «Summis desiderantes affectibus», der sogenannten Hexenbulle, womit das Phänomen des christlichen Geister- und Hexenwahns in unser Blickfeld rückt.

9. KAPITEL

DIE ANFÄNGE DES LANGEN CHRISTLICHEN HEXENWAHNS

«It is necessary to go back beyond the origins of Christianity to understand how medieval people could become so obsessed with the Devil and his demons.»
Jeffrey Burton Russell[1]

«Thomas von Aquin, der das augustinische Modell der These vom Teufelspakt aufnahm (S.th. II[a] II[ae] q. 92 a. 1), systematisierte die heterogenen Elemente des Aberglaubens im Begriff der Hexen und der ketzerischen Hexerei. Seine Superstitionssystematik legte die theoretischen Grundlagen für die Lehre von Teufelsbündnis und Satanskult und trug dadurch wesentlich zur Entwicklung des spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Hexenwahns, der Hexenverfolgung und der Einrichtung der Inquisition bei.»
Christoph Daxelmüller im Lexikon des Mittelalters[2]

«Albrecht Dürer (1471–1528) begann spätestens 1497 mit der Produktion von Hexenbildern, gefolgt von anderen berühmten Künstlern seiner Zeit wie Hans Baldung Grien (1485–1545), Niklaus Manuel Deutsch (ca. 1483–1530), Urs Graf (ca. 1485–1525) oder Albrecht Altdorfer (1480–1538). Wie Jane P. Davidson herausgearbeitet hat, gehörten die Hexen zu den verbreitetsten Bildthemen dieser Zeit.»
Wolfgang Behringer[3]

«Zur größten Hexerei gehört es, wenn man nicht ans Hexenwesen glaubt.»
Der Hexenhammer[4]

Die wohl stärkste Korrelation zum Hexenkomplex bildet das Phänomen der Zauberei, ein freilich besonders unscharfer Begriff, doch universal, typisch für wohl alle Zeiten, auch gewiß älter als das Wesen oder Unwesen der Hexerei. Und schon in den frühen Kulturen ist Magie, der «Kraftglaube» im weiten Sinn, über den Zauberer, Medizinmann, Magier, Schamanen, den Priester mit dem sogenannten Übernatürlichen, dem Göttlichen, Religiösen verbunden.[5]

Nicht selten unterschied man – allerdings kaum im mittelalterlichen und späteren Christentum – zwischen «weißer» und «schwarzer» Magie, je nachdem man ihr positive oder negative Wirkungen zuschrieb, dem Menschen nützliche oder schädliche Kräfte. Zu den nützlichen zählten Wahrsagen, Wetterzauber, Astrologie, die Heilkunst und zumal im (sonst allem Zauber, wie Wahrsagen, Beschwören, todfeindlichen) Judentum auch das Tragen von Amuletten. Zu den schädlichen Vorgängen rechnete man Verführung oder Tötung mittels magischer Praktiken.

Der Glaube an solche natürlichen und übernatürlichen Potenzen, gute wie schlechte, war im Altertum und noch im Jahrtausend darauf weit verbreitet, doch blieb Zauberei zunächst im Mittelalter, im allgemeinen bis ins Hochmittelalter hinein, straflos oder wurde mit Wergeld und Buße geahndet, wobei praktizierter Schadenszauber in schweren, indes sehr vereinzelten Fällen sogar die Todesstrafe durch Verbrennen nach sich zog.[6]

Längst vor dem Ausbruch des christlichen Geisterwahns aber war die Welt darin befangen, die vedische Religion ebenso wie die ägyptische oder das talmudistische Judentum, dessen Promotor Rabbi Jochanan 300 Dämonenarten kannte. Die verschiedensten Gespenstersorten bevölkerten die Unterwelt, die Erde und den Luftraum,

terrorisierten oder beschützten die Menschen. Die verschiedensten Verirrungen des Verstandes grassierten. Es gab ganze Heere von Toten-, Ahnen-, Haus-, Wald-, Wildgeistern etc., und aus der paganen, der jüdischen Superstition, aus dem religiösen Synkretismus, der griechischen Mythologie, der Philosophie, dem Volks-, dem Stammesglauben drangen die Gespenster, die alten Zauberpraktiken ins Christentum ein (III 389 ff.), wo ja schon Jesus, einer der üblichen Zauberer für Celsus, «viele böse Geister» austreibt. 63mal findet sich die Vokabel «daimonion» im Neuen Testament, überwiegend in den Evangelien, und dort, durch den Kontext meist negativ bestimmt, erscheinen vor allem die «unreinen», die «bösen Geister».

Immer wieder verurteilten die Kirchenväter die Mittel der Magie, das Dämonische, und bekämpften es, indem sie – grausige Ironie – entsprechende vorchristliche Elemente mit christlichen niederzuschlagen, abzuwehren, auszumerzen suchten, womit die heidnische Zauberkunst, etwas umgemodelt, «zu neuer Blüte gelangte» (Reallexikon für Antike und Christentum), womit der ganze Höllenspuk von Anfang an ins Christentum drang, der «Feind», der «Böse», der «Herrscher dieser Welt».

Ergo gebrauchte man geisterabwehrende exorzistische Gesten. Wie schon in Babylonien blies man gegen den Teufel an, spuckte auch gern wider ihn. Wie schon in Neuguinea, in Persien, Ägypten, Rom räucherte man das Böse im Christentum aus, da und dort noch heute. Man trug Kreuzchen statt antiker Amulette, machte vor dem Baden Kreuzzeichen auf die Stirn statt da Schlamm zu verreiben. Ja, man lehrte die Dämonen mit dem Kreuz, dem Kreuzzeichen das Fürchten. Frauen schreckten damit zudringliche Freier und Liebhaber ab, man empfahl seine Anwendung gegen Biß und Gifte, empfahl es vor allem bei Nacht, doch im Grunde immer. «Mache dieses Zeichen», rät im 4. Jahrhundert Kyrill von Jerusalem, «wenn du issest und trinkst, wenn du sitzest, wenn du dich niederlegst, wenn du aufstehst, wenn du sprichst, wenn du gehst, um es kurz auf einmal zu sagen, bei all deinem Tun.» Der hl. Kirchenlehrer nannte das Kreuz geradezu «Dämonenschreck». Doch war es als apotropäisches Zeichen, als Schutzmittel schon im jüdischen Palästina bekannt.

Auch die christlichen Priester praktizieren die Teufelsbeschwörung, Teufelsaustreibung, den Exorzismus, sprechen etwa (nach dem durch die Bullen vieler Päpste autorisierten Rituale Romanum) bei der Taufe: «Ich treibe dich aus, unreiner Geist»; «Höre, verfluchter Satan, und weiche ...» Immer wieder werden die Geistlichen im Rituale ermahnt, sich vom Teufel nicht täuschen zu lassen, seinen Tricks und Listen nicht zum Opfer zu fallen, vielmehr auf sein Verhalten zu achten, ihn auszuforschen durch alle möglichen Fragen, dabei mit Kreuzzeichen und Weihwasser zu arbeiten.[7]

Folgenreich wurde, wie so oft, Augustinus.

Was er über Dämonen weiß, von ihnen glaubt – einen Dämon will er selbst gesehen haben –, geht auf keine Kuhhaut. Dämonen, gefallene Engel, treten als Götter auf, sind aber keine, sondern nehmen «eine Mittelstellung» ein. Sie bevölkern die Luft, wie die Vögel, sind jedoch «luftiger» noch, auch schneller. Ja, der große Kirchenlehrer kann sie ganz körperlos sich denken, besteht indes doch wieder auf ihrem Corpus, denn zuletzt müssen sie «ewig» in der Hölle braten, wozu ein Luftleib schlecht paßt.

Überhaupt ist das Äußere dieser kleinen Teufel «nicht sonderlich viel wert», und noch weniger natürlich ihr Charakter. Die Dämonen sind eine neidische, schadenfrohe, betrügerische Bande, aufgeblasen von Hochmut, «vernünftig» zwar, aber «darum (!) auch elend», befähigte Ratgeber zwar, doch eben satanische. Augustinus, der Experte, ist sogar Autor einer eigenen Schrift über «Die Weissagekunst der Dämonen» und sich ganz sicher: bei einer Beschäftigung mit ihnen «bildet sich der Geist nicht ohne Nutzen ...»

Wie der seine.

So schreibt er zum Beispiel: «Es ist eine oft gehörte Erzählung, und viele behaupten, es selbst erlebt oder von solchen, die es erfahren und über deren Glaubwürdigkeit kein Zweifel besteht, gehört zu haben, daß Waldmenschen und Faunen, welche das Volk Incubi nennt, nach den Weibern gegeilt und mit ihnen den Beischlaf erstrebt und ausgeübt hätten; und daß gewisse Dämonen, welche die Gallier Dusen nennen, diese Unflätereien eifrig versuchten und öfters verübten; und die das fest behaupten, sind solche Leute, daß dies zu leugnen eine Frechheit wäre.»

Der Bischof von Hippo, der fest von der Existenz der Frauen nachstellenden Faune überzeugt war, glaubte auch an die Möglichkeit eines Geschlechtsverkehrs mit dem Teufel, an den Koitus der vom Himmel gestürzten bösen Geister mit Menschenfrauen, werde es doch von so vielen vertrauenswürdigen Christen berichtet. Er glaubte an einen Teufelspakt, einen Bund mit dem «Bösen», wie er auch in der Theophilus-Legende, der ältesten abendländischen Marienlegende, vorkommt, dem Urbild der Faustsage, ein Wahn, der in der Geschichte der christlichen Hexenverfolgung eine verheerende Rolle spielt.[8]

Augustinus und die anderen antiken Kirchenväter hatten einen großen Einfluß auf die theologische Reflexion über den Teufel im Mittelalter, wo Priester und Laien mit dem Ausüben von Riten fortfuhren, «little removed from heathenism» (Russell). So ist bereits für die erste Kirchenrechtssammlung Mitte des 6. Jahrhunderts Zauberei schlechthin Apostasie, Abfall vom Glauben, qualifizierte «Ketzerei», da man hinter den Zauberern Dämonen argwöhnte, böse Mächte, Teuflisches eben, während die Mirakel christlicher Heiliger Manifestationen selbstverständlich stets des Guten, des Göttlichen sind.[9]

So gehen im Frühmittelalter die libri poenitentiales, die Bußbücher der Kirche, das Poenitentiale Bobiense, Poenitentiale Burgundense, Floriacense, Hubertense, Vindobonense, Merseburgense usw. wider Zauberer und Wettermacher, Weissager und Vogeldeuter sowie weitere Konkurrenten vor.

Zum Beispiel soll ein Jahr sühnen, «wer durch Zauberei Verliebtheit erregt hat», und zwar ein Jahr, ist er Laie oder Kleriker, drei Jahre, ist er Diakon, fünf Jahre, davon zwei bei Wasser und Brot, ist er Priester. Zwei Jahre soll sühnen, wer Zauberer um Rat fragt, zwei Jahre, wer Zauber- oder Teufelslieder über Brot und Kräuter spricht. Wahrsager, Vogeldeuter sollen drei Jahre bei Wasser und Brot büßen, Zauberer, Wettermacher fünf bzw. sieben Jahre, davon drei bei Wasser und Brot. Drei Jahre Buße treffen den, der «am ersten Januar mit einem Böcklein oder einem alten Weibe spazieren gegangen ist». Ebenfalls drei Jahre oktroyiert man einem Weib, das «den Samen ihres Mannes in die Speise mischt, um seine größere Liebe zu

gewinnen». Ein Mord mittels Zauberei wird durch sieben Jahre Buße gesühnt.[10]

Freilich vermied man die schlimmsten Strafen. Ja, Karl «der Große» verhängte auf einer von ihm einberufenen Synode die Todesstrafe über den, der, «vom Teufel verblendet, nach der Weise der Heiden glaubt, daß ein Mann oder eine Frau ein Hexer oder eine Hexe ist und ... ihn oder sie verbrennt». Und 799/800 verfügt die Synode von Reisbach, Diözese Freising, zwar, daß Zauberer, Weissager, Wettermacher «mit sorgfältigster Prüfung festgehalten» werden, aber «daß sie nicht das Leben verlieren, sondern im Gefängnis erhalten werden mögen, bis sie durch Gottes Eingebung die Ausmerzung ihrer Sünden geloben».

Ebensowenig ist von Todesstrafe in dem «Canon Episcopi» die Rede, der im Mittelalter häufiger erwähnt und von Regino von Prüm (V Register) 906 in seine Sammlung von Synodalbeschlüssen aufgenommen wurde. Demnach sollen Leute, die sich mit der vom Teufel erfundenen Kunst der Zauberei und Wahrsagerei befassen, mit Schimpf und Schande aus ihren Gemeinden ausgestoßen werden. Seien Hexenflug und Hexensabbat, nächtliche Ritte mit Diana durch die Luft doch nichts als heidnischer Irrglaube, Blendwerk der Dämonen.[11]

Was kleine und grosse Kirchenlichter glaubten

Allerdings nisteten Dämonenwahn und Zauberspuk im Laufe des späteren Mittelalters immer alberner, abgeschmackter in den Köpfen selbst führender Christen. Hat die Kirche doch überhaupt, wie in manchen Glaubensfragen, ihre Einstellung auch zum Hexenwesen geändert, geradezu ins Gegenteil verkehrt. Betrachtete sie nämlich überwiegend von der Antike bis ins Hochmittelalter hinein all die diesbezüglichen Wahnvorstellungen als irreal, als paganen Mumpitz, den sie bekämpfte, so gab sie dies an der Schwelle zum Spätmittelalter als Wirklichkeit, als terrible Realität aus.

Welchen Stuß sie dereinst der Welt über das Wirken der Dämonen vorsetzte, deute hier pars pro toto bloß ein Beispiel an, der «Dialogus magnus visionum atque miraculorum» des Caesarius von Heisterbach aus dem frühen 13. Jahrhundert.

Dem kraft seiner «Gelehrsamkeit» bald magister novitiorum und Prior gewordenen Zisterzienser kam in der mittelalterlichen Predigtliteratur gleichermaßen Bedeutung wie Beliebtheit zu. Er war einer der populärsten Exempelschriftsteller, und seine ausführlichen Stupiditäten dienten ebenso der dogmatischen und moralischen Belehrung der Mönche wie als Predigtvorgaben für Priester, prächtige Illustrationen christgläubigen Zeitgeistes.

Zunächst allerdings hatte Caesarius offensichtlich keinerlei Lust auf das Klosterleben verspürt. Erst als ihm sein künftiger Abt die «herrliche» Geschichte von Clairvaux erzählte, wo einst zur Erntezeit «die Brüder im Tal mähten, die heilige Mutter Gottes, die heilige Anna, ihre Mutter, und die heilige Maria Magdalena vom Berge kamen, in großem Glanze ins Tal hinabstiegen, den Schweiß der Mönche abwischten, mit den Ärmeln fächelnd ihnen Kühlung zuwehten ...», erst da, ja, gab's kein Halten mehr für den Berufenen, da wurde Caesarius «so erschüttert», daß er in die Kutte schlüpfte und seinerseits, hochgelehrt wie er war, ein famoses Histörchen nach dem andern, hunderte, zum Besten gab.

Zum Beispiel von einem Zisterzienserabt, «der gestorben war und wiederauflebte»; von einem Marienbild, «das schwitzte»; von der hl. Gottesmutter, die die abgeschnittene Zunge eines Geistlichen durch eine neue ersetzt (worauf er mit heller Stimme ruft: «Heil dir, Maria, reich an Gnaden, und so weiter ...» und die gesamte Brüderschaft Clunys das Wunder bezeugt).

Vor allem aber meldet der weltkundige Zisterzienser immer und immer wieder, wie Teufel und Dämonen ihren Terror treiben, wie sie die Kebse eines Pfaffen jagen, eine Priestertochter verführen, wie ein geiler Geist über Jahre eine Frau beschläft, und dies mit ihrem Mann im selben Bett. Auch meldet Caesarius, daß der hl. Bernhard ein Weib von einem Inkubus befreite; daß ein Teufel in einem Kleriker hauste; daß ein Dämon beichtete; daß die Eingeweide einer Henne in eine Kröte verwandelt wurden und dergleichen Staunenswer-

tes mehr. Dabei stützt sich der Autor natürlich sowohl auf Selbsterlebtes wie auf die vertrauenswürdigsten Zeugen seiner Exempla, den Mönch Gerhard etwa, «vormals Scholastikus in Bonn», den Mönch Gerhard, «einst Domherr in Regensburg», den Abt Daniel von Schönau. Oder er beteuert: «Dies bezeugt zuverlässig unser Subprior Gerlach.» «Dies hat mir ein frommer Abt unseres Ordens öfter erzählt.» «Dies hat mir ein Abt des Zisterzienserordens, ein Mann von hohem Ernste, berichtet.» «Dies habe ich von einem, der dabei war und es mit angesehen hat.»

Kein Zweifel also an der Authentie des Reportierten – und alles so wunderbar und wissenswert, daß es noch das Zeitalter der Gegenreformation «zur neuen Geltung» bringt (Wagner).[12]

Im 13. Jahrhundert, nach Leibniz das dümmste der Weltgeschichte, verbreitete auch der große «Ketzer»-Jäger Papst Gregor IX. (VII 231 ff.!) das Aberwitzigste. In seiner Bulle «Vox in Rama» vom 13. Juni 1233 berichtet er über den Teufelskult in Deutschland: «Wenn ein Neuling aufgenommen wird und zuerst in die Versammlung der Genannten eintritt, so erscheint ihm zuerst ein Frosch, den Einige eine Kröte nennen. Diesem geben sie einen schmachwürdigen Kuß auf den Hintern, andere auf das Maul und ziehen dabei die Zunge und den Speichel des Thieres in den Mund. Dasselbe erscheint zuweilen in natürlicher Größe, manchmal auch so groß wie eine Ente oder eine Gans; meistens jedoch nimmt es die Größe eines Backofens an.»

Einige Zeit später, nachdem man auch getafelt, so belehrt der Statthalter Christi weiter die Welt, tritt «ein schwarzer Kater von der Größe eines mittelgroßen Hundes rückwärts mit emporgehobenem Schwanze hervor. Der Neuling küßt ihn auf den Hintern, dann der Meister der Versammlung und nach ihm alle übrigen der Reihe nach ... Dann werden die Lichter ausgelöscht, und man ergiebt sich ohne Rücksicht auf Verwandtschaft der greulichsten Unzucht. Sind mehr Männer als Weiber da, so befriedigen die Männer unter sich die schändliche Begierde; das Gleiche thun die Weiber unter sich.»

Kein Wunder, spukt es auch im Kopf des Thomas von Aquin, des Heiligen und Kirchenlehrers, der als einer der größten Philisophen gilt, dessen «Summa theologiae», während des Trienter Kon-

zils neben der Bibel auf dem Altar liegend, auch heute noch als «das tiefste, bestens geordnete und meist katholische Werk der kirchlichen Tradition» angesehen wird (Lexikon des Mittelalters, 1997).

Thomas, der u. a. an gewisse Teufels- und Zaubervorstellungen Augustins anknüpft, vertritt natürlich nicht nur den Satansglauben, sondern auch andere krude Behauptungen, vor allem die infolge seiner Autorität verhängnisvolle Lehre von der Teufelsbuhlschaft. Steht doch in der «Summa» des Doctor ecclesiae, von dem Papst Leo XIII. noch im späten 19. Jahrhundert schreibt, «Der Sonne gleich hat er den Erdkreis mit dem Glanze seiner Lehre erfüllt»: «Wenn aus dem Beischlaf der Teufel mit Menschen Kinder geboren werden, so sind sie nicht entstanden aus dem Samen des Teufels oder des von ihm angenommenen menschlichen Leibes, sondern aus dem Samen, den der Teufel sich dazu von einem anderen Menschen verschafft hat. Derselbe Teufel, der sich als Weib mit einem Manne geschlechtlich vergeht, kann sich auch als Mann mit einem Weibe geschlechtlich vergehen.» (Bei der Übertragung der «Summa» ins Deutsche hat der Übersetzer, der Dominikaner Zeslaus Maria Schneider, diese Stelle schamvoll ausgelassen – in der Vorrede aber versichert, es liege der «*ganze vollständige* Text» vor.)

Der große Kirchenlehrer polemisiert nun gegen jene, die behaupten, der Teufel- und Dämonenwahn sei nichts als Aberglaube Unwissender, da es gar keine Zauberei gebe, außer in der Einbildung des Volkes. Und hatte selbst Gregor VII. gegenüber dem Dänenkönig Harald 1080 noch protestiert, alte Frauen und Priester als Verursacher von Krankheiten und Stürmen barbarisch umzubringen und derart den Zorn Gottes, der doch durch diese Katastrophen die Menschen strafe, nur zu vermehren, so lehrte jetzt Thomas, der «engelgleiche Doktor», die Dämonen würden wirklich existieren und mit «Gottes Zulassung» die phantastischsten Dinge vollbringen, zum Beispiel auch die Fortbewegung des menschlichen Körpers über große Distanzen. Befähige sie ja die Feinheit ihrer Natur, «vieles zu tun, was wir nicht vermögen, und daß es Leute gibt, die sie veranlassen das zu tun, die deshalb auch Schädlinge genannt werden.»[13]

Der überaus abergläubische, sich ständig von Zauberern und Zau-

berkunst, durch Assassinate mittels Wachsbildern und Gift bedroht fühlende Johann XXII. (VII 474 ff.) – er sprach Thomas heilig! – verdammt im früheren 14. Jahrhundert in zwei Bullen die Zauberei; dabei publiziert er in der Bulle «Super specula» einen «für ewige Zeiten geltenden Erlaß», wonach alle, die so verirrt seien, daß sie mit der Hölle ein Bündnis eingehen, ipso facto der Exkommunikation verfallen. Ferner sollen Vermögensbeschlagnahme sowie die übrigen «für Ketzer bestimmten Strafen von ihren zuständigen Richtern verhängt werden ...» Ähnlich geht 1437 Eugen IV. (S. 224 ff.) gegen jene vor, die den Teufel anbeten, Verträge mit ihm abschließen, die mit magischen Tricks Krankheiten und Gewitter verursachen.[14]

Entscheidend wurde, daß man die Hexerei allmählich von gewöhnlicher Magie unterschied und als «Ketzerei» ausgab, womit Zauberer und Hexen in die Hände der Inquisition gerieten und wie Häretiker behandelt worden sind. Der Teufelspakt allein machte noch keinen Zauberer, noch keine Hexe zum «Ketzer», zur «Ketzerin». Es mußte das Element des Terroristischen, Verschwörerischen, des sozusagen organisierten Verbrechens dazukommen. Deshalb machte die Kirche die Diener und Dienerinnen der Dämonen zu Soldaten, zur Armee des Teufels, zur «Synagoge Satans» mit kriminellen Zusammenkünften beim «Hexensabbat».

Bei diesen Treffen verehrten die Ruchlosen den Leibhaftigen, tanzten pervers, tafelten um Mitternacht, genossen Delikatessen, Kröten etwa, Herzen und Fleisch ungetaufter Kinder, bevor sie sich in wilder Orgie den Teufeln sowie einander hingaben. Der Vorwurf der Homosexualität wird in den Hexenprozessen ein Gemeinplatz, die Formel «vir cum viris» und «femina cum feminis» üblich. Abschließend feierte man beim «Hexensabbat» eine «schwarze Messe», eine gotteslästerliche Nachäffung des christlichen Gottesdienstes, wobei Satan selbst zelebrierte, das heilige Kreuz bespuckte, mit Füßen trat. Diese und viele weitere Ausgeburten des Irrsinns, den unglücklichen Opfern in fürchterlichen Torturen eingegeben und herausgefoltert, vermittelten Klerus und Inquisitoren dem Kirchenvolk, und nun konnte man gegen die Hexen wie gegen «Ketzer» vorgehen und sie einzeln oder haufenweise verbrennen.[15]

«BRENNEN», «DAS HOUBET ABSLAHN», «DEN WILDEN TIEREN FÜRGEWORFEN». «DER VORRANG DER INITIATIVE LAG ZUNÄCHST BEI DER GEISTLICHEN GERICHTSBARKEIT»

Der erste christliche Kaiser, Konstantin I., der im 4. Jahrhundert einerseits selbst Eingeweideschauer und Astrologen befragt, der auch gesetzlich Heil- und Wetterzauber zugelassen hat, pönalisierte andererseits schon das Verabreichen von «Liebesbechern» mit Exil und Güterkonfiskation, ja, im Todesfall, mit dem Zerreißen durch wilde Tiere oder durch Kreuzigung (I 268). Auch diskriminierte bereits Konstantin das früher erlaubte Wahrsagen. Und während der heidnische Kaiser Diokletian (284–305) Schadenszauberer zwar lebendig verbrennen, doch wohltätige Magier ungeschoren ließ, wurde seit Konstantins Sohn Konstantius II. (337–361) auf jede Magie, schwarze wie weiße, die Todesstrafe gesetzt.[16]

Im Frühmittelalter hatte es anscheinend nur sehr vereinzelt Verfolgung und Hinrichtungen beziehungsweise Lynchjustiz von Zauberern und Hexen gegeben, so unter den Merowingern um 580 durch die grauenhafte fränkische Königin Fredegunde (vgl. IV 118 ff.!) in Paris. Oder nach dem großen Viehsterben im Jahre 810. Ebenso bei dem jähen Tod König Arnulfs 899. Anno 1090 wurden bei Freising drei Erntezauberinnen (perditrices frugum), 1115 in Graz dreißig Frauen an einem Tag verbrannt (concrematae sunt triginta mulieres in Greez una die).

Gewiß hat es in diesen frühen Jahrhunderten mehr Opfer christlichen Hexenwahnes gegeben als die Dürftigkeit der Überlieferung erkennen läßt. Zumal die meisten Fälle der Lynchjustiz, etwa im Alpenraum, in Skandinavien, offenbar nicht aktenkundig wurden. In Polen und der Ukraine kamen so nach einer Schätzung die Hälfte aller Opfer um. Bemerkenswert, daß unter der Türkenherrschaft in Ungarn Hexereianklagen vor türkischen Gerichten nicht zugelassen und verhandelt worden sind. Wehrten sich doch auch Bischöfe und weltliche Obrigkeiten mitunter gegen die Verfolgungen, allmählich aber kooperierten Kirche und Staat auch gegen Zauberer und Hexen.

So bestimmt das erste deutsche Prosawerk, der «Sachsenspiegel», Eike von Repgows berühmte Aufzeichnung des sächsischen Rechts um 1225: «Swelk cristen man ungeloubich ist oder mit zoubere umme geit oder mit vergiftnisse, unde des virwunnen wirt, den sol man uph der hurt burnen.» Und auch nach dem im 13. Jahrhundert entstandenen, von der Schweiz bis in das deutsche Ordensland verbreiteten «Schwabenspiegel» soll man Zauberer oder Teufelsbündler, es «si wip oder man, ... brennen oder swelchen tot der rihtaer wil, der noch erger ist dann brennen ..., und alle die ez wizzen und verswigent oder die ez ratent oder lerent, waerdent die des bewaert als recht ist, den sol man das houbet abslahn.» Beide Rechtsquellen galten bald als Kaiserrecht, der «Schwabenspiegel» wird sogar in den Handschriften häufig als «kayserlich Rechtsbuch» oder ähnlich betitelt. Und um die Mitte des 15. Jahrhunderts sollen auch nach dem «Richterlich Klagspiegel» Zauberer (maleficos) «getöt werden», soll jenen, die «solch verboten sach treiben, ... das haubt abgeschlagen», sollen die, die «das gemüt der frawen biegen und neigent zu liebe, begird und unkeuschheit ... den wilden tieren fürgeworfen ... oder villeicht mit dem schwert getoetet werden».[17]

Insgesamt aber hielt sich die profane Obrigkeit zurück, schaltete sich die weltliche Justiz, ausgenommen etwa Fälle von Schadenszauber, während des ganzen Mittelalters noch eher selten ein. «Der Vorrang der Initiative lag zunächst bei der geistlichen Gerichtsbarkeit, besonders bei Inquisitoren» (Trusen). In ihre Kompetenz fiel ja die Hexerei, seit man alle möglichen Wahrsage- und Zauberkünste, die ganze schwarze Magie unter dem Begriff der Häresie subsumierte und den Teufelspakt, die Teufelsbuhlschaft, den Hexenflug und Hexensabbat, die rituelle Teufelsanbetung als Apostasie, satanische Gegenkirche, als bewußte Abkehr von Gott verstand.

Der Übergang von der «Ketzer»- zur Hexeninquisition vollzog sich im Laufe des 13. Jahrhunderts, in dessen zweiter Hälfte es noch wenig Hexenprozesse gab. Hundert Jahre darauf und später aber mehrten sie sich in Südfrankreich, Nordspanien, im Süden Deutschlands, vor allem auch in den oberitalienischen Alpentälern (Val Tellina, Valcamonica etc.), ferner in der Schweiz, in Fribourg,

Neuchâtel, in den Diözesen Lausanne, Genf, Sion, nicht zuletzt im Wallis, wo nach dem zeitgenössischen Luzerner Chronisten Johann Fründs der Dominikanerinquisitor Uldry de Torrenté bereits gegen die «ketzerye der hexsen» vorgeht und in eineinhalb Jahren zweihundert Menschen verbrennt. (In Luzern taucht 1419 in einem Verfahren gegen einen gewissen Gögler erstmals der schwyzerdütsche Begriff «hexerye» auf.) Und bereitete schon das verhängnisvolle Edikt Johanns XXII. gegen die Zauberei großen Pogromen den Weg, so erst recht der berüchtigte Erlaß Innozenz' VIII.[18]

«Hexenbulle» und «Hexenhammer» erleuchten die Neuzeit

Einer der vielen Inquisitoren jener Tage war der um 1430 in der elsässischen Reichsstadt Schlettstadt geborene Dominikaner Heinrich Institoris (Kramer). Seit 1470 als Hexenverfolger aktiv, wurde der Dr. theol. schließlich zum Inquisitor für ganz Deutschland ernannt, stieß aber auf so starken Widerstand, daß er nach Rom reiste, sich den Beistand des Heiligen Vaters zu sichern.

Papst Innozenz VIII. (S. 291 ff.)) zögerte auch nicht, am 5. Dezember 1484 in der Bulle «Summis desiderantes affectibus», der berühmten Hexenbulle, die Welt zu warnen, die Christenheit aufzuklären, allein genötigt durch «Unser Gottseliges Verlangen», gedrängt von «der höchsten Begierde ..., wie es die Sorge unsers Hirten Amtes erfordert, daß der Catholische Glaube fürnehmlich zu unseren Zeiten allenthalben vermehret werden und blühen möge, und alle Ketzerische Bosheit von den Gräntzen der Gläubigen weit hinweg getrieben werde ...»

Der Heilige Vater scheint baß entsetzt, ist ihm doch «neulich nicht ohne grosse Beschwehrung zu unsern Ohren gekommen, wie daß in einigen theilen des Oberteutschlands, wie auch in denen Meyntzischen, Cölnischen, Trierischen, Saltzburgischen (und Bremer) Ertzbistümern, Städten, Ländern, Orten und Bistümern sehr viele Personen beyderley Geschlechts, ihrer eigenen Seligkeit ver-

gessend, und von dem Catholischen Glauben abfallend, mit denen Teufeln, die sich als Männer oder Weiber mit ihnen vermischen, Mißbrauch machen, und mit ihren Bezauberungen, Liedern und Beschwehrungen, und anderen abscheulichen Aberglauben und zauberischen Übertretungen, Lastern und Verbrechen, die Geburten der Weiber, die Jungen der Thiere, die Früchten der Erde, die Weintrauben und die Baumfrüchte, wie auch die Menschen, die Frauen, die Thiere, das Vieh, und andre unterschiedener Arten Thiere, auch die Weinberge, Obstgarten, Wiesen, Weyden, Getreide, Korn und andern Erdfrüchten, verderben, ersticken und umkommen machen ...»[19]

Der Papst beauftragt in der Bulle die Professores Theologiae, seine «geliebten Söhne» Henricus Institoris und Jacobus Sprenger, ebenso den «geliebten Sohn Johannes Gremper», einen Geistlichen des Konstanzer Bistums, der sie als Notar begleitet, zur Bekämpfung all der vielen schädlichen Exempel und Ärgernisse, der überaus zahlreichen Leichtfertigkeiten, Sünden, Laster, befiehlt – denn nicht von ungefähr wird ihm, so Theologe und Kirchenhistoriker Wilhelm Neuß, «eine große Gutmütigkeit» nachgerühmt –, befiehlt, daß seine Helfershelfer «wider alle und jede Personen, wes Standes und Vorzuges sie seyn mögen, solches Amt der *Inquisition* vollziehen, und die Personen selbst, welche sie in vorgemeldeten werden schuldig befunden haben, nach ihrem Verbrechen züchtigen, in Haft nehmen, am Leib und am Vermögen straffen». Zuletzt erlaubt der Heilige Vater «gar keinem Menschen ..., dieses Blatt Unserer Verordnung, Ausdehnung, Bewilligung und Befehls zu übertretten, oder derselben aus verwegener Kühnheit entgegen zu handeln. Wann aber jemand sich dieses zu erkühnen unternehmen würde, der soll wissen, daß er den Zorn des allmächtigen Gottes und Seiner Heiligen Apostels Petri und Pauli auf sich laden werde.»

Es beleuchtet die perverse Moral der katholischen Kirche, wenn der Jesuit Ludwig Freiherr von Hertling in seinem mehrfach übersetzten und aufgelegten Hauptwerk «Geschichte der Katholischen Kirche» noch in der Mitte des 20. Jahrhunderts schreiben kann: «Nicht wegen dieser Bulle, wohl aber wegen seiner Charakter-

schwäche und des Ärgernisses, das er gab, gehört Innozenz in die Reihe der Päpste, die den Stuhl Petri entehrt haben.» Nicht das durch Jahrhunderte fortgesetzte Enteignen, Foltern, Verbrennen – meist bei lebendigem Leib – Unschuldiger ist schändlich, schändlich ist die sexuelle «Sünde», der Zölibatsverstoß.[20]

Ausgerüstet mit der apostolischen Vollmacht, erprobt Heinrich Institoris deren Wirkung gleich auf der Rückreise 1485 in Tirol. Wochenlang stachelt er das Volk von der Kanzel herab auf, so daß eine Frau ihm, der doch das «Wort Gottes» verkünden sollte, ins Gesicht sagt: «Ihr predigt ja nichts anderes als gegen die Hexen.» Brutal geht er in Innsbruck gegen einen großen Haufen ihm Ausgelieferter, meist Frauen, vor, u.a. wegen Wettermachen, Entziehung der Milch aus Kühen, verweigert im Prozeß jede Verteidigung, verdreht systematisch die Aussagen, unterstellt Verbrechen, die kein Zeuge vorgebracht, scheut sich auch nicht, offenkundig zu lügen, und läßt foltern.

Obwohl die Verfahren vor einem geistlichen Gerichtshof (darunter vier Dominikaner) stattfanden, brach der Prozeß als null und nichtig zusammen, die Angeklagten kamen frei. Der Bischof von Brixen, Georg Golser, der den Mann des Papstes am 23. Juli 1485 noch dem Diözesanklerus schriftlich empfohlen hatte, schrieb jetzt: Institoris sei «vorher bei vielen Päpsten Inquisitor gewesen, bedünkt mich aber aus Altersschwäche ganz kindisch geworden zu sein; er scheint wirklich zu rasen. Was der Inquisitor gethan, ist höchst unanständig», und riet diesem selbst, «sich zu entfernen, je geschwinder, desto besser.» Bürger, Klerus, Adel, alles war gegen den Hexenjäger seiner Heiligkeit, und die Regierung der Grafschaft Tirol soll nie wieder eine Hexenverfolgung zugelassen haben.[21]

Das peinliche Debüt des Papstbüttels geschah zur selben Zeit, da der Inquisitor von Como, «unser Kollege», wie es im «Hexenhammer» heißt, «im Zeitraume *eines* Jahres, 1485, 41 Hexen verbrennen ließ». Möglicherweise dadurch angefeuert, keinesfalls aber entmutigt durch das Innsbrucker Fiasko, das selbst die Bulle aus Rom nicht verhindert hatte, suchten nun die Hexenfahnder ein wirksameres Procedere, eine durchschlagende Propagandawaffe, und es kam zur Niederschrift des «Malleus maleficarum», später «Hexen-

hammer» betitelt. Der dickleibige Kommentar zur «Hexenbulle» hat das in ihn gesetzte Vertrauen seiner Verfasser vollauf gerechtfertigt, den anfänglichen Widerstand mancher Fürsten und Bischöfe gebrochen und auf Jahrhunderte hin verheerend gewirkt.

Dies vor allem wohl, weil die Schreiber ihre Ungeheuerlichkeiten durch ungezählte (wörtlich oder indirekt benutzte) Kirchenvätertexte stützten, nicht nur dann und wann, sondern Hunderte von Malen, oft auf jeder Seite mehrfach, wobei die bedeutendsten Autoren, Augustinus und Thomas von Aquin, auch am häufigsten erscheinen. Daß die Verfasser ihren gern hochgelehrt daherkommenden schauerlichen Sums noch mit einer Fülle von Fällen, Episoden, Histörchen garnieren, die nicht selten alle Perlen des Caesarius von Heisterbach verblassen lassen, hat der Publizität des Ganzen gewiß nicht geschadet.

Überdies waren sie schlau genug, auch für ein aktuelles wissenschaftliches Gutachten der damals berühmten theologischen Fakultät von Köln zu sorgen, das aber nicht zu ihrer Zufriedenheit ausfiel, weshalb sie ein zweites fälschten und dem Band als Vorwort beigaben. Fälschten sie doch auch notarielle Dokumente; wie überhaupt Heinrich Institoris nur knapp einer Verhaftung wegen Unterschlagung von Ablaßgeldern entging.[22]

Im Grunde dreht sich das Ganze einzig und allein um den Nachweis, daß die Hexen – wirklich Hexen sind, denn sind sie es nicht, sind die Hexenjäger selbst die Mordbuben. Und da seinerzeit noch viele, auch Geistliche, die Existenz von Hexen für ein Unding, für Einbildung hielten, bekämpft der «Hexenhammer» mit penetranter Verbissenheit «die alte Meinung ..., daß Hexerei nichts Wirkliches sei, sondern in der Meinung der Menschen bestehe» und lehrt seinerseits verständlicherweise: «Zur größten Hexerei gehört es, wenn man nicht ans Hexenwesen glaubt.»

Was aber gab den Hexenjägern und -vernichtern ihre Gewißheit, immer vorausgesetzt, daß sie bona fide verfuhren? Nun, einfach «die Lehrmeisterin Erfahrung, die uns nach den eigenen Geständnissen der Hexen und den von ihnen begangenen Schandtaten so sicher gemacht hat, daß wir ohne Gefährdung des eigenen Heiles nicht mehr von der Inquisition abstehen können.»

Wie viele Theologen – nicht nur des Mittelalters – sich immer wieder eingehend mit der Sexualität befaßten, so auch unsere Hexenjäger.

Zum Beispiel ventilieren sie, wie die Hexen die Zeugungskraft hemmen; wie sie die männlichen Glieder (penes) weghexen (denn sie können sie «wahr und wahrhaftig weghexen»). Man bedenkt, ob der Incubus die Hexe immer mit Ergießung des Samens besucht; ob er's lieber zu der einen als zur anderen Zeit treibt; lieber an dem einen als dem anderen Ort; ob Incubi und Succubi wie für die Hexe, so auch für die Umstehenden sichtbar auftreten – wissen die Experten doch «bezüglich der Umstehenden zu sagen, daß oft auf dem Felde oder im Walde Hexen auf dem Rücken liegend gesehen wurden, an der Scham entblößt, nach der Art jener Unflätereien, mit Armen und Schenkeln arbeitend, während die Incubi unsichtbar für die Umstehenden wirkten. Es mochte sich auch am Ende des Aktes ein schwarzer Dampf in der Gestalt eines Mannes von der Hexe in die Luft erheben, was aber nur sehr selten beobachtet wurde.»

Ausführlich erörtert man: «Ob durch Incubi und Succubi Menschen erzeugt werden können». Oder: «Von welchen Dämonen derartiges, nämlich das Inkubat und Sukkubat, verübt wird». Und resümiert dann u.a.: «Es ist wahr, daß die Zeugung des Menschen die Handlung eines lebenden Körpers ist. Aber wenn behauptet wird, daß die Dämonen kein Leben geben können, weil dieses förmlich aus der Seele fließt, so ist es auch wieder wahr, aber nur deshalb, weil es stofflich abfließt vom Samen und der Dämon als Incubus mit Zulassung Gottes ihn durch den Coitus hineintun kann, und zwar nicht als von ihm selbst abgesonderten, sondern durch den dazu genommenen Samen irgendeines Menschen, wie es der *Heilige Doctor*» – das ist Thomas von Aquin – «sagt im ersten Teile, qu. 51, art. 3, so daß der Dämon, der bei dem Mann Succubus ist, bei dem Weibe Incubus wird, wie sie auch anderen Samen zur Zeugung anderer Dinge verwenden, wie *Augustinus* De trin. 3. sagt.»

Freilich könnte es sein, spinnt man den hochkriminellen Schwachsinn fort, «daß an Stelle des Succubus ein anderer von ihm den Samen empfinge und an Stelle des anderen Dämonen sich zum Incubus machte, und zwar aus dreifachem Grunde. Ein Dämon

nämlich könnte, zu einem Weibe geschickt, den Samen empfangen von einem Dämon, der zu einem Manne geschickt ist, so daß also ein jeder für sich vom Fürsten der Dämonen den Auftrag hätte, Zauberei zu üben, indem einem jeden ein Engel zugeteilt wird, auch von den Bösen, sei es wegen der Häßlichkeit der Handlung, vor der ein einzelner Dämon zurückgeschreckt (denn in der folgenden Frage wird es ersichtlich werden, daß bestimmte Dämonen infolge ihrer höheren Rangordnung vor der Ausführung gewisser Handlungen und Unflätereien zurückschrecken), sei es, daß er unsichtbar an Stelle des Samens des Mannes seinen Samen, d.h. den er als Incubus empfing, dem Weibe gibt, dadurch, daß er sich unterschiebt.»[23]

Denn ist's auch Wahnsinn, hat es doch Methode.

Hexe aber ist vor allem das Weib. Das steht für die Verfasser felsenfest, bedarf keines Beweises «da außer den Zeugnissen der Schriften und glaubwürdiger Männer die Erfahrung selbst solches glaubwürdig macht.» Die Erfahrung nämlich, daß die Weiber «in allen Kräften, der Seele wie des Leibes, mangelhaft sind», «daß mehr unter den Weibern Ehebruch, Hurerei usw. sich findet», daß bei ihnen alles «unersättlich ist», «Alles ... aus fleischlicher Begierde» geschieht, die Öffnung der Gebärmutter «niemals spricht: Es ist genug»; «daß fast alle Reiche der Erde durch die Weiber zerstört worden sind», daß sie «töten, weil sie den Geldbeutel entleeren, die Kräfte rauben und Gott zu verachten zwingen»; daß die Frau «immer täuscht», «von Natur lügnerisch ist», «nur ein unvollkommenes Tier ...»[24]

Und all dies und mehr wird natürlich durch die Heilige Schrift und die Sprüche der hl. Kirchenväter bestätigt: «Klein ist jede Bosheit gegen die Bosheit des Weibes.» «Ein schönes und zuchtloses Weib ist wie ein goldener Reif in der Nase der Sau.» «Es frommt nicht, zu heiraten. Was ist das Weib anderes als die Feindin der Freundschaft, eine unentrinnbare Strafe, ein notwendiges Übel, eine natürliche Versuchung, ein wünschenswertes Unglück, eine häusliche Gefahr ...» usw.[25]

Die Frau ist aber nicht nur eine häusliche, sie ist auch eine religiöse Gefahr, hat sie doch, wie der «Hexenhammer» schon an Stammutter Eva nachweist, «von Natur geringeren Glauben»; was überdies auch die Etymologie des Wortes für Frau lehre – «das Wort *femina* näm-

lich kommt von *fe* und *minus* (fe = fides, Glaube, minus = weniger, also femina = die weniger Glauben hat) ... Also schlecht ist das Weib von Natur, da es schneller am Glauben zweifelt, auch schneller den Glauben ableugnet, was die Grundlage der Hexerei ist.»[26]

Nun gibt es eine Gruppe von Frauen, den Autoren des «Hexenhammers» verhaßter als jede sonst: die Hebammen. Es erstaunt, daß der Fanatismus der Inquisitoren, ihre Verfolgungssucht gerade diese Frauen trifft. Sie können kaum schlecht genug gemacht werden. Ja, es wird schlicht behauptet: «Niemand schadet dem katholischen Glauben mehr als die Hebammen.»

Wie kommt es zu solch ganz außergewöhnlichen Bezichtigungen?

Gewiß, die Hexenhebammen schlürfen das Blut getöteter Knaben, sie fressen Kinder auf, sie kochen ihre eigenen und verschlingen sie, sie erzeugen Fehlgeburten oder opfern gerade Geborene «dem Fürsten der Dämonen, d. h. Luzifer, und allen Dämonen, über dem Küchenfeuer.» Und auch hierfür bedarf es keiner «Argumente», wieder liegen doch «die klarsten Indizien und Erprobungen» vor, ist alles erneut «klarer als das Licht bewiesen.» So hatte eine Hexenhebamme in der Diözese Straßburg nach eigenem Geständnis «Kinder ohne Zahl» gemordet und eine andere Verbrannte aus der Diözese Basel bekannt, «mehr als vierzig Kinder in der Weise getötet zu haben, daß sie ihnen, sobald sie aus dem Mutterleib hervorkamen, eine Nadel in den Kopf durch den Scheitel bis ins Gehirn einstach».[27]

Doch das alles weicht kaum von den sonst berichteten exorbitanten Scheußlichkeiten dieser Sammlung ab, reicht kaum aus, uns zu erklären, warum niemand mehr als die Hebammen, die «Hexenhebammen», dem katholischen Glauben schaden.

Gerade darauf aber gaben inzwischen zwei Deutsche, Gunnar Heinsohn und Otto Steiger, ein Human- und ein Wirtschaftswissenschaftler, eine Antwort in ihrem aufsehenerregenden Werk «Die Vernichtung der weisen Frauen» mit der zentralen These: «Das Ziel der Hexenverfolgung der frühen Neuzeit ist die Beseitigung von Geburtenkontrolle.»

Heinsohn/Steiger gehen aus von der Bevölkerungskatastrophe des 14. Jahrhunderts, den abendländischen Ernährungskrisen, Miß-

ernten, Hungersnöten, zumal von der großen Pest; dem kolossalen Schrumpfen der europäischen Einwohnerschaft (nach langsamem Anstieg zwischen 800 und 1300 von rund 30 auf 75 Millionen Menschen) wieder auf 45 Millionen im folgenden Jahrhundert.

Dies aber bedeutete, das Werk vereinfacht, doch sinngemäß skizziert, einen enormen Arbeitskräfteverlust – in England beispielsweise büßten die Kirchengüter während der großen Pest die Hälfte ihrer männlichen Bauern über zwanzig Jahre ein. Das wieder bedeutete, die riesigen Ländereien konnten nicht mehr rentabel genug bewirtschaftet werden. Den größten Grundbesitz aber hatte weithin die katholische Kirche; folglich hatte sie auch das größte Interesse an der «Wiederbevölkerung», folglich trieb gerade sie zum Kampf gegen Verhütung, Abtreibung, Kindstötung, folglich mußte vor allem die Trägerin des Verhütungswissens, die Hebamme, ausgerottet werden. Ergo beginnen im späten Mittelalter ziemlich jäh und vermehrt die Hexenverbrennungen, koordiniert 1484 Innozenz' VIII. Hexenbulle «die Unterdrückung der Geburtenkontrolle für das gesamte katholische Europa», wird der «Hexenhammer» zum «Geburtenkontrollhammer».

Die Sicht der beiden Forscher ist bedeutsam, ihre Disqualifizierung von Gegnern nahezu ein literarischer Genuß, kurz, das so gründliche wie klare Buch, von manchem Neider, Mißgünstigen, Besserwisser niedergenörgelt, alles andere als unseriös, als abenteuerlich – wenn die aufschlußreiche Arbeit andere Motive der Hexenverfolgung auch nicht außer Kraft setzen, wenn auch das bevölkerungspolitische Kalkül, die prononcierte Konzentration auf die «weisen Frauen» als der fast einzigen Zielgruppe der Pogrome, nicht alles erklären kann, nicht immer das primäre Motiv gewesen ist, weil gewiß nicht nur Nüchternheit und zynische Rationalität den Ausschlag gaben. Ein mehr oder weniger hoher Anteil an pseudoreligiösem Fanatismus, abergläubischer Pfaffenhysterie und -dummheit, an materieller Raffsucht (nicht bloß längerfristig gesehen) bleibt. Und wie auch immer die verschiedenen Faktoren des Problems bewertet werden mögen, hinter all den horrenden Massakern steht unzweifelbar als Basis und immerwährender Anschub die Moral, besonders die Sexualmoral der Kirche.

10. KAPITEL

VON ALEXANDER VI. (1492–1503) BIS ZU LEO X. (1515–1521)

«Seine Lebensweise war ausschweifend. Er kannte weder Schamgefühl noch Aufrichtigkeit, weder Glauben noch Religion. Außerdem wurde er beherrscht von einer unersättlichen Habgier, von einem grenzenlosen Ehrgeiz und von einer brennenden Leidenschaft, seine zahlreichen Kinder zu fördern, die bei der Ausführung seiner schändlichen Befehle bedenkenlos die scheußlichsten Mittel anwandten.»
Der florentinische Geschichtsschreiber Francesco Guicciardini über Papst Alexander VI.[1]

«... ein glücklicher Vater von nicht weniger als zwölf Kindern, Männlein und Fräulein.»
Ferdinand Gregorovius über Papst Pius III.[2]

«Von der Reinheit seiner Absichten und der Höhe seiner Stellung durchdrungen, verfolgte er unentwegt seine hochgesteckten Ziele.»
Ludwig von Pastor über Papst Julius II.[3]

«... seine religiösen Verpflichtungen erfüllt er gewissenhaft, aber er will leben und das Leben genießen.»
Der venezianische Botschafter Marco Minio über Papst Leo X.[4]

Es ist ein merkwürdiges und irritierendes Phänomen – das aber nur wenige zu irritieren scheint, zumal unter katholischen Theologen und Historikern –, daß sie das Martyrium von Tausenden, von Hunderttausenden unschuldig gefolterter, oft auf scheußlichste Art ermordeter Männer und Frauen, Menschen jeden Alters, anscheinend weit weniger bedrückt als das sexuell anrüchige Leben eines Papstes, besonders das Alexanders VI.

Gewiß hat auch Alexander gelegentlich einen größeren Krieg betrieben oder erlaubt. Doch wie selten, und wie beinah bescheiden nimmt es sich aus neben all den monströsen Gemetzeln so vieler seiner Vorgänger und Nachfolger, die keine Erotomanen waren, die nicht als unsterbliche Schandflecken gelten.

Die Kriminalgeschichte ist kaum der Ort, Pluspunkte eines Papstes zu sammeln, etwa Borgias Pünktlichkeit, seine juristischen, seine bürokratischen Qualitäten, seine herausragende Amtsführung als Vizekanzler, die weltberühmten, in seinem Auftrag von Bramante geschaffenen Bauten, die anno 1500 vollendete Pietà des jungen Michelangelo oder den Prozeß, den er, wenig bekannt, den Hexenjägern Institoris und Sprenger in Straßburg machen ließ.

Aber zwei bei ihm überraschende Züge seien festgehalten. Einmal ein gewisses Mitgefühl für Arme. Denn so ungeheuer er sich selbst bereicherte, er kam gerade unbemittelten, hilflosen Gesuchstellern entgegen, wie ihn überhaupt die große Menge mochte. «Für die kleinen Leute waren die elf Jahre des Borgia-Pontifikats Jahre der Freiheit und des unverhofften Wohlstands», schreibt Hans Conrad Zander. «Was immer er verbrach, im Volk blieb Alexander ‹der Sünder› die ganzen elf Jahre über so beliebt wie in der Stunde seiner Wahl.»

Zum zweiten war er auffallend tolerant, zumindest stupend nachsichtig gegenüber Schmähern seiner Person, mochten sie ihm noch so übel mitspielen. Von Zensur, gar Inquisition in seiner Umgebung wollte er nichts wissen. «Rom ist eine freie Stadt», sagte er am 1. Februar 1502 zu dem ferraresischen Gesandten. «Hier kann jeder denken und schreiben, was ihm selber gutdünkt.» Der Devise «leben und leben lassen» huldigte der fast immer gut gelaunte, auch im Alter blühend aussehende Alexander VI. allerdings nicht.[5]

Die heilige Familie

Rodrigo de Borja y Borja wurde um 1430 in der Nähe von Valencia vermutlich als unehelicher Sohn seines «Onkels», des späteren Papstes Calixt III., geboren; seine Mutter war eine Schwester Calixts (S. 268). Der «Onkel» machte ihn 1456, fünfundzwanzigjährig, zum Kardinal, im nächsten Jahr zum Vizekanzler des Heiligen Stuhls, ein Amt, das ihm, unter vier Päpsten ausgeübt, ein Riesenvermögen einbrachte. Er galt nach dem Franzosen d'Estouteville als reichster Purpurträger, und die Kardinäle zählten zu den reichsten Männern Europas. Sein unermeßliches Vermögen aber verwandte er, um sich das Papsttum zu erkaufen – mit tausend Betrügereien, wie damals der venezianische Gesandte in Mailand schrieb.

Andere Kandidaten kamen dagegen nicht auf, auch nicht Giuliano della Rovere, für dessen Durchsetzung Genua 100 000, der französische König 200 000 Dukaten in einer Bank hinterlegt hatten. «Ziemlich zuverlässige Berichte wissen von der Bereitstellung großer Summen für das Konklave von mehreren Seiten» (Handbuch der Kirchengeschichte). Der Borgia warf nur so um sich mit Benefizien, Immobilien, Posten. Er versprach Villen, Städte, Kastelle, Bistümer, Abteien, allein die Abtei Subiaco mit 22 Burgen «auf ewige Zeit». Auch den eigenen prächtigen Palast samt allen Schätzen bot er feil, auch das Vizekanzleramt und natürlich Geld.

Dem selbst enorm begüterten Ascanio Sforza, Sohn des Mailänder Herzogs Francesco, schickte der künftige Papst, so hieß es in

Rom, noch vor dem Konklave vier mit Geld beladene Maultiere ins Haus. So erhielt der Borgia schon im ersten Wahlgang Ascanios Stimme und dieser, dem er nach eigener Aussage die Tiara vor allem verdankte, das Kastell von Nepi, das Bistum Erlau, das Vizekanzleramt, ein Priorat, eine Abtei u.a. Nur fünf Kardinäle von insgesamt 25 erwiesen sich als unbestechlich.

Ein Mann hatte die höchste Würde bekommen, notierte seinerzeit der Annalist der Kirche, den die alte Kirche wegen seines unsittlichen Lebens nicht einmal zu den untersten Stufen des Klerus zugelassen hätte. Denn die Sexualexzesse des Borgia waren weithin bekannt.

Zwar soll er noch als Zwölfjähriger, berichtet ein Chronist, einen Jungen seines Alters, doch «von niedriger Geburt», getötet haben, «indem er ihm seine Schwertscheide immer wieder in den Bauch rannte», weil er «unanständige Reden geführt». Doch bald ließ er alle Prüderie hinter sich, wurde ein notorischer Frauenjäger, verführte u.a. eine spanische Witwe von großer Attraktion nebst ihren beiden Töchtern, lehrte sie, wird überliefert, «die abscheulichsten Perversionen» und machte der Jüngeren drei Kinder, die er als seine leiblichen anerkannte: Pedro Luis, Jerónima und Isabella; Ur-Ur-Enkel der letzteren: Papst Innozenz X. (1644–1655).[6]

Eine besondere Rolle unter den vielen Frauen, die der Borgia mehr oder weniger beglückte, die er an sich zog «stärker als der Magnet das Eisen anzieht», war die schöne Römerin Vanozza de Catanei.

Als er die Achtzehnjährige 1461 während des Konzils von Mantua kennenlernte, soll er bereits mit deren Mutter und vielleicht auch mit ihrer Schwester geschlafen haben. Doch Vanozza, von der er zwischen 1475 und 1481, also als Kardinal, vier beinah abgöttisch geliebte Kinder bekam und fürstlich versorgte, wurde für lange, für mehr als zwei Jahrzehnte, seine Mätresse, was ungezählte andere Kontakte natürlich nicht ausschloß. Gleichwohl schrieb er ihr, als er sie mit Rücksicht auf den plötzlich Askese predigenden Pius II. (S. 269ff.) in Venedig untergebracht, «meine Liebe, folge meinem Beispiel und bleibe keusch bis zu jenem Tag, an dem es mir erlaubt sein wird, zu Dir zu kommen, und wir unsere tiefe Zuneigung mit endloser Sinnlichkeit verschmelzen. Bis dahin lasse keine

Lippen Deine Reize entweihen, lasse keine Hand jene Schleier heben, die mein höchstes Glück bedecken. Noch ein wenig Geduld, und ich werde haben, was er, den man meinen Onkel nannte, mir als Erbe hinterlassen hat, den Stuhl Petri. Unterdessen kümmere Dich mit großer Sorgfalt um die Erziehung unserer Kinder, denn sie sind bestimmt, über Nationen und Könige zu herrschen.»

Vanozza unterzeichnete die Briefe an ihre Tochter gewöhnlich: «Deine glückliche und unglückliche Mutter.»[7]

Man kann gegen Alexander VI. sagen, was man will: als Papst übertraf er alle früheren und späteren Heiligen Väter an Fürsorge für die Seinen – ohne leider bis heute in der Kirche ein Standes-, ein Familien-Patron geworden zu sein. Immerhin spricht Ludwig von Pastor von dem «an sich edlen Untergrunde» dieser Verwandten- und besonders Kinderliebe. Zudem wurde der Borgia, seit 37 Jahren Kardinal, von vier Vorgängern, Pius II., Paul II., Sixtus IV. und Innozenz VIII., sehr geschätzt und galt im allgemeinen bei seiner Erhebung am 11. August 1492 als einer der Tüchtigsten im Kollegium der Kardinäle.

Auch darüber hinaus aber fand er, nach doch fast lebenslangem hitzigem Herumgevögel, zunächst vielfach Anerkennung, Lob, nicht nur bei zahlreichen Römern, die ihn nun mit beinah paganem Pomp, mit Standbildern, Triumphbögen, Altären derart feierten, daß er vor Erschöpfung (was freilich, aus welchen Gründen immer, häufiger bei ihm vorkam) die Besinnung verlor und man ihm Wasser ins Gesicht goß. Auch der in Italien zum Dr. med. promovierte Nürnberger Hartmann Schedel, Humanist und Chronist, Besitzer einer der bedeutendsten Privatbibliotheken seiner Zeit, sieht den Neugewählten berufen, «billich vor andern zur gubernirung und leytung sant Peters schifleins», preist ihn voller «gotßdienstlichkeit und kuntschaft aller der ding, die zu einer solchen hohen wirdigkeit und stand gepürlich sind. Darum selig ist der mit soviel tugenten geziert und in die höhe sölcher öberkeit erhebt.»

Nicht weniger als fünf Borgia machte Alexander VI. zu Kardinälen: Francesco, Lodovico, Juan Borgia, den Erzbischof von Valencia, Juan Borgia, den Erzbischof von Monreale, und Cesare, seinen Sohn. 1475 geboren und für den geistlichen Stand bestimmt, hatte

Alexander den bereits durch Sixtus IV. und Innozenz VIII. generös Bepfründeten an seinem Krönungstag mit dem Erzbistum Valencia beglückt, das ihm 16000 Dukaten eintrug, ließ ihn aber vor der Ernennung zum Kardinal – mit achtzehn Jahren – durch den Eid falscher Zeugen als ehelichen Sohn eines andern ausgeben.[8]

Sein ältester Sproß, Don Pedro Luis, hatte sich im Maurenkrieg hervorgetan. Er wurde deshalb vom spanischen König 1485 zum Herzog von Gandia gemacht und setzte, bevor er schon 1488 in Rom verschied, seinen jüngeren Bruder Don Juan zum Erben ein, Alexanders Lieblingssohn, den er am 7. Juni 1497 mit dem Herzogtum Benevent und mehreren Städten belehnte. Obwohl so der Kirchenstaat für alle Zeit große Gebiete verlieren sollte, gab es im Kardinalskolleg nur geringen Protest, beherrschten es doch bereits die Spanier, darunter acht Blutsverwandte des Papstes. Am 14. Juni aber wurde Juan ermordet. Kein härterer Schlag, klagte Alexander, hätte ihn treffen können. «Wir liebten den Herzog von Gandia mehr als alles auf der Welt. Sieben Papstkronen würden Wir gerne hingeben, um ihn zum Leben zu erwecken.»[9]

Der Mörder des Herzogs von Gandia war wahrscheinlich niemand anderes als dessen Bruder Cesare; für viele Historiker, darunter Ranke, steht dies fest. Und nun wurde ausgerechnet der Mörder des päpstlichen Lieblingssohnes zum neuen Lieblingssohn des Papstes, wurde für ihn, wie er König Ludwig XII. von Frankreich bekannte, das Teuerste auf Erden – für wohl die meisten Geschichtsbetrachter: sein böser Geist. Mit fast jeder seiner Greueltaten war er einverstanden, wenn nicht von vornherein, dann hinterher.

Cesare, der seinen Bruder umgebracht, weil er ihm beim Papst im Weg stand, wurde auch der Mörder seines Schwagers, des Neapolitaners Alfonso Herzog von Bisceglie, des dritten und von ihr sehr geliebten Mannes der Lucrezia. Da er einem Attentat auf dem Petersplatz nicht erlag, erwürgte Cesares Privathenker Micheletto Coreglia den von Frau und Schwester, der Prinzessin Squillace, fürsorglich gepflegten, aus Furcht vor Gift auch beköstigten Verwundeten im Bett.

Liquidieren ließ Cesare unter Eidbruch im Juni 1502 auch den in der Engelsburg eingekerkerten Astorre Manfredi, den sechzehnjäh-

rigen, beim Volk beliebten Herrn von Faenza, samt seinem Bruder. Erwürgen ließ er am 18. Januar 1503 Paolo Orsini und, am 8. Juni in Trastevere, wiederum durch Micheletto, wobei er, Cesare, heimlich zusah, den auf der Flucht gefangenen Papstsekretär Troche.

Das bevorzugte Mordmittel der Borgia – wie wohl der Pfaffen überhaupt – war allerdings Gift. Sie beseitigten damit besonders Prälaten, Bischöfe, Kardinäle, vergifteten aber auch einen päpstlichen General, einen französischen Gesandten, vergifteten Mitglieder der Familie Orsini und Gaetani sowie sonstige prominente oder begüterte Personen. Cesare erkundigte sich gelegentlich eingehend bei seinem Stückhauptmann Lorenz Beheim, später Kanonikus in Bamberg, nach der Zubereitung von Giften, die Lebensmitteldosen beigemischt werden und, je nach Wunsch, erst in einem Monat, in vier oder sechs Monaten wirken.

Vergiftet wurde damals, offenbar mit Einverständnis des Pontifex, falls er nicht gar, wie es hieß, Urheber der Vergiftung war, Kardinal Orsini, der einst zu Alexanders Erhebung maßgeblich beigetragen. Gleichfalls mit dessen Zustimmung wurde auch Pauls II. Neffe, Kardinal Michiel, vergiftet, hinter dessen Reichtum Cesare her war. Und im Sommer 1503 soll er auch den Kardinal von Monreale, Juan Borgia, vergiftet haben.[10]

Nicht jeder dieser und weiterer Morde des Papstsohnes ist unumstritten. Doch gibt es niemand, der bezweifelt, daß er auch zu dem einen oder anderen angezweifelten Anschlag fähig gewesen wäre, ein Mann, der selbst den Papstkämmerer, den Liebling Alexanders, unter dessen Mantel abstach, daß dem Heiligen Vater das Blut ins Gesicht sprang.[11]

Lucrezia Borgia, 1480 geboren, soll, wie besonders kirchliche Autoren gern betonen, gar nicht die Femme fatale, «die größte Hure, die es in Rom je gab», soll vielmehr besser gewesen sein als ihr Ruf, zumal in etwas reiferen Jahren, als Fürstin in Ferrara, wo sie den Sturz des Hauses Borgia überstand, wenigstens zuletzt «im Zeichen religiöser Einkehr» (Batllori).

Zuvor diente sie als Marionettchen der Borgia-Politik in der dieser jeweils förderlichen, allein vom Opportunitätsprinzip bestimmten Ehen. Nach zwei wieder gelösten Verlobungen verheiratete der

Vater nach seiner Papstwahl die Vierzehnjährige, deren Wert nun «ins Astronomische» stieg (Chamberlin), mit Giovanni Sforza aus dem Hause der Herzöge von Mailand und annullierte nach Änderung seiner Politik 1498 diese Ehe zugunsten (klingt hier zynisch) des siebzehnjährigen Prinzen Alfonso von Bisceglie, des unehelichen Sohnes Alfonsos II. von Neapel. Nach dessen Ermordung wurde Lucrezia 1501 in dritter Ehe mit Alfonso d'Este, dem Herzog von Ferrara, verbunden. (Was man sich, wie auch sonst stets, einiges kosten ließ. Allein für die Roben ihrer Ausstattung zahlte man zwischen fünfzehn-und zwanzigtausend Dukaten, allein für ihre Hüte, pro Stück, zehntausend Dukaten.)

Alles für die Familie!

Das hieß natürlich nicht zuletzt auch alles für Lucrezia. Der Heilige Vater, der ihr während seiner Abwesenheit wiederholt sogar die Regierung im Vatikan anvertraute, die Abwicklung von Staatsgeschäften (obwohl sie – dafür auch unnötig – nicht übermäßig intelligent gewesen), hatte sie besonders tief ins väterliche Herz geschlossen, wenn auch das ganze Ausmaß dieser Liebe gelind umstritten ist, die Quellen sich widersprechen, begreiflicherweise. Denn daß, so der katholische Papsthistoriker Seppelt, «ihr Vater und ihr Bruder Cesare mit ihr Blutschande getrieben hätten, kann nicht als einwandfrei erwiesen gelten» – na, immerhin. Die Behauptung Giovanni Sforzas, ihres wegen angeblicher Impotenz gefeuerten Ehemanns, der Papst habe «seine Tochter nur für sich selbst» gewollt und «bereits bei unzähligen Gelegenheiten Geschlechtsverkehr mit ihr gehabt», mag ja der Wut entsprungen und erlogen sein, auch wenn die Intimität der beiden «die hartnäckigste Beschuldigung» war und blieb, auch wenn Juan de Borgia, der Herzog von Nepi, vielleicht doch nicht der Sohn von Vater und Tochter gewesen ist.

Aber sind auch die von Johann Burkard, dem kurialen Zeremonienmeister, in seinem Tagebuch berichteten «Turniere» erfunden? Sind sie nur «Propagandalegenden»? Die Bespringung der Stuten durch die Hengste, wobei sich Vater und Filia beifallsreich aufgegeilt, bevor sie sich zusammen für eine Stunde im Palastinnern eingeschlossen haben? Oder das «Hurenturnier», auch «Kastanien-

Ball» benannt, bei dem am 31. Oktober 1501 im Vatikan fünfzig der schönsten Nutten Roms – es gab damals 50000 in der Heiligen Stadt – splitternackt und auf allen vieren verstreute Kastanien um die Wette eingesammelt, ehe «zur Erbauung aller Gäste» die Dirnen selbst «fleischlich angegangen» wurden; «dieses Mal war es die gnädige Frau Lucrezia, die neben dem Papst auf einem Podium präsidierte, und den Besuchern die Prämien aushändigte».[12]

Wie auch immer, längst war offenbar: Alexander VI. hatte bloß zwei große, ihm ungemein bekömmliche Leidenschaften, die Stillung seiner Wollust und die Erhöhung der Seinen. Vor allem letzteres bestimmte den Regierungskurs. Alexanders Politik war ganz vorherrschend Italienpolitik, Innenpolitik, und diese gelenkt von den Familieninteressen.

Auch die wiederholten schroffen Frontwechsel dienten seinen Kindern.

Zunächst lag der Papst noch im Konflikt mit König Ferdinand I. Ferrante, der ihn beschuldigte, ihm seit Beginn seiner Regierung nur Schlimmes angetan, nur an sein Verderben gedacht zu haben. Doch dann unterstützte er Neapel gegen Frankreich, wobei er systematisch die Versorgung seiner Sippschaft betrieb, von der man sagte, nicht zehn Papsttümer würden reichen, sie zu befriedigen. Nach Ferdinands Tod am 25. Januar 1494 erkannte er dessen Sohn Alfonso II. als König an, und am 7. Mai feierte man die Hochzeit von Jofré Borgia, dem zwölf- oder dreizehnjährigen jüngsten Papstsproß mit Sanzia von Aragón, einer Tochter Alfonsos, den damals Kardinal Juan Borgia in Neapel krönte. Jofré bekam das reiche Fürstentum Squillace mit 40000 Dukaten jährlicher Einkünfte, er wurde Graf von Coriata und Statthalter des Königreichs. Papstsohn Juan, Herzog von Gandia, wurde zum Fürsten von Tricarico, Grafen von Claromonte, Grafen von Lauria, Grafen von Carinola ernannt. Und auch Papstsohn Kardinal Cesare bekam reiche Benefizien.[13]

Nun aber erfolgte der Einfall Karls VIII. von Frankreich, der erste von den Vorstößen dreier französischer Könige in das Land binnen zwanzig Jahren.

FRANZOSEN- UND TÜRKENINVASION

Anfang September 1494 überstieg König Karl mit seiner Armee den Paß am Mont Genèvre und drang in Piemont ein, gegen den Willen seiner Räte, seiner Feldherren, seines darbenden Volkes, doch von Ruhmgier getrieben und aufgewiegelt von Alexanders Todfeind Kardinal Giuliano della Rovere (nachmals Papst Julius II.).

Als Erbe der Anjou erhob Karl Ansprüche auf Neapel, proklamierte aber auch den Krieg gegen die Türken, die Eroberung des Heiligen Landes, prangten doch auf den schneehellen Seidenfahnen seiner Soldaten die Parolen «Voluntas Dei» (Gottes Wille) und «Missus a Deo» (Gottgesandter). «Das Schwert ist gekommen ..., der Herr ist's, der diese Heere anführt», rief Savonarola, der Karl als allerchristlichen König begrüßte, einen 22jährigen verwachsenen fremden Eroberer, an dem alles extrem war, der Körper klein, der Kopf unförmig dick, die Augen groß und glanzlos, die Nase riesig, die Beine spindeldürr. Manche empfingen ihn mit französischen Fahnen, französischen Wappen; die Colonna, die Orsini – durch Heirat mit den Borgia verbunden – gingen zu ihm über. Florenz ließ 120 000 Goldgulden springen. Gelegentlich freilich, wie bei der Erstürmung Rapallos, wurden alle Einwohner niedergemacht und noch die ärmsten Dörfer geplündert.

Alexander VI., der sich mühte, den Feind vom Vorrücken abzuhalten, geriet immer mehr in Aufregung. Auch befürchtete er, im Bewußtsein des erkauften Amtes, die Ladung vor ein Konzil, die Absetzung und Aufstellung eines Gegenpapstes. Er suchte überall Hilfe, sogar beim Erbfeind, bei Sultan Bayezid II. Er billigte auch die Verbindung seines Alliierten Alfonso von Neapel mit dem Türken, schwankte im übrigen, immer ratloser, unschlüssig hin und her, wollte sich bald verteidigen, bald fliehen. Und als die Franzosen, von den Astrologen angeraten, an Silvester 1494 in Rom einrückten, die Stadt plünderten, Juden erwürgten, die Synagoge zerstörten, reiche Prälatensitze ausraubten, schloß sich der Papst mit seiner Leibwache in der Engelsburg ein, verweigerte dem König, der sie zu beschießen drohte, zwar standhaft die Belehnung mit Neapel, überließ ihm aber Cesare Borgia als Geisel (offiziell Kardi-

nallegat bei der französischen Armee, der er schon bald wieder entfloh).

Alexander erlaubte dem Feind freien Durchzug durch den Kirchenstaat, ließ Karl, der ihn feierlich als Papst anerkannte und sein Recht zu schützen versprach, Ehren über Ehren erweisen, erfüllte Wunsch auf Wunsch, gewährte Exspektanzen, Reservationen, Gnaden, erhob zwei Franzosen zu Kardinälen, lieferte zuletzt auch noch den unglücklichen Türkenprinzen aus, der bald darauf starb; «an etwas, das er aß und das ihm nicht bekam», wie ironisch zurückhaltend Majordomus Burkhard formuliert.

Der Franzose stürmte gleichwohl nahe der neapolitanischen Grenze, doch noch auf kirchenstaatlichem Gebiet, zugunsten der Colonna etliche Burgen der Conti, tötete die Besatzung von Montesortino, ließ fast sämtliche Einwohner von Monte San Giovanni über die Klinge springen und zog am 22. Februar 1495, begeistert empfangen, in Neapel ein, wo Alfonso II., am 22. Januar, wenige Monate bevor er das Zeitliche segnete, mit seinen Schätzen nach Sizilien geflohen, Ferrante II. König geworden war.

Doch während die Fremdlinge berauscht ihren Sieg genossen, die Liebe, den Wein, auch in großem Umfang die «neapolitanische Krankheit», die Syphilis bekamen, die sich als «morbus gallicus» (französische Krankheit) in Windeseile pestartig über Europa verbreitet, auch viele Mitglieder der Familie des Papstes und seines Hofes heimgesucht hat, darunter Cesare Borgia, die Kardinäle Ascanio Sforza und Giuliano della Rovere, grämte viele Fürsten das «beispiellose Glück» der Franzosen, ihr Trachten nach dem Kaisertum, der «Weltmonarchie».

So schlossen sich am 31. März 1495 in Venedig die Lagunenrepulik, Spanien, der deutsche König Maximilian I., seit 1493 seinem Vater Friedrich II. nachgefolgt, ferner Lodovico il Moro von Mailand sowie der Papst in der «heiligen Liga» zusammen. Alarmiert brach der Franzosenfürst mit einem Teil seines Heeres samt 20000 beutebeladenen Maultieren zum Rückzug auf und schlug sich am 6. Juli in der unentschiedenen Schlacht am Taro bei Fornovo durch die Truppen der Liga, unter beträchtlichen Verlusten, ganz ohne den riesigen Raub, ruhmreich und arm an Gewinn.[14]

Damit aber war auch der Türkenkrieg völlig ins Wasser gefallen. Und nicht sehr viel anders stand es mit diesem Krieg einige Jahre später.

Nach dem Tod des Prinzen Dschem begannen die Osmanen wieder an vielen Fronten vorzustoßen. Vom Norden bis Süden verheerten sie christliches Gebiet. «Auf Straßen und Feldern lagen die Erschlagenen umher», meldet man nach einer Invasion in Polen 1498. «Alle Städte im Gebirge und in der Ebene um Lemberg und Przemysl bis Kanczug hin, wurden geplündert, verbrannt, und nachdem die Unholde einige Zeit im Lande gehaust hatten, kehrten sie mit schwerer Beutelast wieder um.»

Im nächsten Jahr brandschatzten 10 000 türkische Reiter von Bosnien aus das venezianische Festland, stachen die Menschen ab oder schleppten sie in die Sklaverei. Gleichzeitig gingen die Seeschlacht bei Navarino verloren und Lepanto am Meerbusen von Korinth, ein Jahr darauf, im Sommer 1500, auch Modon, Navarino und Koron, hochbedeutsame Kolonien Venedigs. Die wenigen Einwohner von Modon, schreibt ein Zeitgenosse, «wurden alle bis auf den letzten Mann auf das grausamste gepfählt. So weit ist es mit den Christen infolge der Unruhen in Italien gekommen! So weit haben uns die inneren Streitigkeiten gebracht!»

Daran aber waren der Papst und sein Borgia-Klüngel hauptsächlich beteiligt.

Gewiß erinnerte Alexander VI. hin und wieder an die Türkengefahr, forderte er die Christenheit zu gemeinsamer Abwehr auf, machte er Vorschläge zum Betreiben eines Feldzugs, zur Ausrüstung einer Kriegsflotte. Dem Klerus erlegte er einen Zehnten als Beisteuer auf, die Kardinäle, mehr als vierzig, sollten zusammen 34 300 Dukaten zahlen; hatten doch manche Einkünfte von 15 000 Dukaten (Zeno), 18 000 Dukaten (Sansoni), 20 000 Dukaten (Giuliano della Rovere), 30 000 Dukaten (Ascanio Sforza). Und natürlich kassierte man Ablaßgelder. Auch allen Kriegern der spanischen Armada verlieh Alexander am 31. August 1500 einen vollkommenen Ablaß, ja er rüstete selbst eine Kreuzzugsflotte aus. 13 Galeeren mit 2500 Mann Besatzung, zu deren Kommandanten er Bischof Giacopo Pesaro ernannte.[15]

Indes, all diese Anstrengungen, wenn es denn welche waren, wurden nicht sehr ernst genommen.

Die Fürsten verspürten wenig Lust, hatten ihre eigenen Pläne, die allgemeine Opferfreudigkeit war stark reduziert. In Frankreich verweigerte ein Teil des Klerus offen die Zahlungen. Auch die ungarischen Prälaten hielten sich auffällig zurück. Und der seit Anfang 1502 Deutschland durchziehende Legat Peraudi fand bei Geistlichen wie Laien ein so geringes Kreuzzugsinteresse, daß er den Papst wiederholt um seine Rückberufung bat. Man mißtraute diesem, bezweifelte seinen eigenen Ernst für die Sache, machte sich auch Gedanken über den Verbleib der Gelder.

Fest steht: das Haus Borgia, ja, jedes einzelne seiner Kinder war Heiligkeit allemal wichtiger als der ganze Heilige Krieg. Paolo Capello, der venezianische Gesandte, notierte im September 1500: «Der Papst ist siebzig Jahre alt; er verjüngt sich mit jedem Tage; seine Sorgen dauern nicht eine Nacht; er ist von heiterem Temperament und tut nur, was ihn frommt; sein einziger Gedanke ist, seine Kinder groß zu machen, anderes kümmert ihn nicht.»

Fällt doch sogar für den Historiker der Päpste – dem das Urteil des Venezianers selbstverständlich zu weit geht –, durch Alexanders maßlosen Nepotismus, durch «die Sucht, das Haus Borja zu erhöhen», auf die Türkenfrage ein tiefer Schatten. Und obgleich der für all seinen Schweiß nobilitierte Starverteidiger der Stellvertreter nichts unterläßt, um das vom Papst «für die Türkensache Geleistete» – gut gesagt – «nicht so unbedeutend» erscheinen zu lasssen, bleibt es selbst für ihn «freilich wahr, daß ungleich mehr hätte geschehen können, wenn Alexander VI. seiner nepotistischen Politik entsagt, weniger an die Erhöhung seines Cesare Borja gedacht hätte.»[16]

Daran aber dachte der treu sorgende Vater immer und an wohl nichts sonst dachte er mehr. Schon gar nicht an jenen das Volk aufrüttelnden Revoluzzer aus Florenz, der ihm einige Jahre seines so lustvollen Lebens freilich ziemlich vergeblich sauer zu machen suchte.

SAVONAROLA

Girolamo Savonarola, 1452 als Sproß einer angesehenen Familie in Ferrara geboren, wurde nach Abbruch eines Medizinstudiums und dem geplatzten Eheprojekt mit Laudomia Strozzi (frühe Liebeslyrik noch vorhanden), 1475 Dominikaner in Bologna, 1479 Novizenmeister in Ferrara und 1491 nach einstimmiger Wahl Prior des Konvents S. Marco in Florenz, dem Mittelpunkt der Renaissance. 1493 ernannte ihn Alexander VI. zum Generalvikar einer eigenen, aus dem lombardischen Provinzialverband herausgelösten toskanischen Reformkongregation, die an die einstige strengere Observanz, das ursprüngliche Ordensideal der Armut anknüpfte.

Savonarola, einer der wortgewaltigsten Prediger seines Jahrhunderts, dem auch Botticelli und Michelangelo oft lauschten, vertrat einen religiös-moralischen Rigorismus und ging dabei immer wieder von drei Sätzen aus: die Kirche werde schwer gezüchtigt, dann erneuert werden, und beides bald.

Selbst sittlich unantastbar, ein lebendiges Beispiel dessen, was er lehrte, verdammte er mit glühender Beredsamkeit und schrankenlosem Freimut die Verderbnis der Kirche seiner Zeit. Von der Domkanzel herab schmähte er sie «schamlose Hure», «öffentliches Haus», «Bordell». «Du bist schlimmer als die Tiere, du bist ein Monstrum und eine Abscheulichkeit.» Er geißelte Klerus wie Laien, die Geistlichen seien «zu Büchern des Teufels» geworden und das Leben der Florentiner zu einer «Lebensart der Schweine».[17]

Der Dominikaner steckte nicht nur mit seinem Körper noch in der Mönchskutte, im Mittelalter, sondern auch mit seinem Kopf. Heiliger Zorn, Eitelkeit, eine gewisse mystische Schwärmerei und theatralische Überspanntheit durchdrangen sich in ihm. Er glaubte an seine Visionen und Auditionen, seine Gesichte und Stimmen. Er hielt sich für einen Propheten, ein mit Engeln verkehrendes Organ göttlicher Offenbarung.

Er wurde mit der Zeit immer schärfer, radikaler, wetterte immer wütender gegen Trunksucht, kurze Röcke, Karten- und Würfelspaß. Er empfahl, öffentliche Spieler zu foltern, Gotteslästerern die Zunge zu durchstechen. Er organisierte, so sagt er selbst, das «Fest der hö-

heren Tollheit» (maggior pazzia), organisierte die «bruciamenti», die Verbrennung der Eitelkeiten, der Faschingskostüme, Luxuskleider, Musikinstrumente. Auch «schlüpfrige und anstößige Bücher (libri lascivie e disonesti)», wie Jacopo Nardi berichtet, übergab man den Flammen, «und alle möglichen Figuren und Gemälde». Er fiel über den Schönheitskult her. Selbst Fra Bartolomeo, der wahrscheinlich unter Savonarolas Einfluß Dominikaner wurde, Lorenzo di Credi, Sandro Botticelli verbrannten ihre Nacktstudien.

Der Bußprediger zerriß die Familien. Er inszenierte eine Art Inquisition, überall herumstreifende, herumspionierende und denunzierende Sittenwächter, sogar eine fanatische «Kinderpolizei», Jugendlichengruppen («fanciulli»), die, geschützt von Erwachsenen, die Florentiner terrorisierten, ihnen in razziaartigen Heimsuchungen Kartenspiele, Masken, Spiegel, anderen Hausrat wegnahmen und auf dem Scheiterhaufen verbrannten.[18]

Doch nicht nur das religiöse, moralische, soziale Leben suchte Savonarola zu dirigieren, auch das politische. Er spielte eine führende Rolle bei den Umwälzungen in Florenz, bei der Etablierung einer demokratischen Verfassung (governo popolare), mit der er freilich, nach venezianischem Vorbild, auch aristokratische Prinzipien verband. Er forderte während des Exils der Medici für jeden, der die Tyrannei wieder einsetzen wollte, ausnahmslos die Todesstrafe, und jeder sollte Tyrannen «ohne Sünde in Stücke hauen» dürfen, was man fast augenblicklich zum Gesetz erhob. Savonarola machte die Arnometropole zur Gottesstadt, Christus zum «König von Florenz» und propagierte das Bündnis mit Frankreich und Karl VIII., dem neuen Kyros, dem «Messias», den er als Gottes Werkzeug zur Kirchenreform ausgab (vgl. S. 329 ff.), womit er in Gegensatz zur papalen Politik, zur antifranzösischen Liga geriet. Und dies störte Alexander anscheinend weit mehr als Savonarolas Kritik an der Kurie, der «Hure Babylon», und an ihm selbst, von dem er behauptet, «daß er weder Christ ist noch an die Existenz Gottes glaubt», daß er der Antichrist sei.

Savonarola wurde 1495 mit Predigtverbot, 1496 mit Auflösung seiner Reform-Kongregation bestraft und 1497 exkommuniziert. Er verlor an Popularität, als der Papst 1498 Florenz mit dem Interdikt

und dadurch auch das Geschäftsleben der Stadt bedrohte. Im April stürmte die inzwischen umgestimmte Volksmenge S. Marco. Savonarola kam, an Händen und Füßen gefesselt, in den Kerker, wiederholt und verschärft auf die Folter, seine Prozeßakte hat man gefälscht. «Um der guten Sache willen», meinte ein Richter, «war einiges weggelassen, einiges hinzugefügt worden.» Und nach seiner – von vornherein feststehenden – Verurteilung durch ein kirchliches Gericht wurde er am 23. Mai 1498 mit zwei Mitbrüdern, Domenico Buonvicini und Silvestro Maruffi, gehängt, verbrannt, die Asche in den Arno gestreut und sein Anhang hart verfolgt. Heute, in Erinnerung an seinen 500. Todestag (1998), eröffnet man offiziell das Verfahren zu seiner Seligsprechung.[19]

Bald nach dem Florentiner Galgenszenario gab Alexander sein Bündnis mit dem abgetakelten Neapel preis und ging nun seinerseits zu Frankreich über. Der Papst brauchte Frankreichs König, und Frankreichs König brauchte den Papst.

Ludwig XII. hatte als Herzog von Orléans seine Cousine Johanna (Jeanne de France), die verwachsene Tochter Ludwigs XI., als Gattin aufgenötigt bekommen, erwartete der Regent doch eine kinderlose Ehe und den Heimfall des Hauses Orléans an die Krone. Als aber 1498, nach Karls VIII. plötzlichem Tod, der Herzog als Ludwig XII. selbst den Thron bestieg, begehrte er sofort die Scheidung, um die Königinwitwe Anna von Bretagne heiraten zu können. Der Papst annullierte die Verbindung, weil der neue König die Förderung Cesares versprach. Johanna wurde verstoßen, Ordensgründerin und heilig (Fest 4. Februar). Und Cesare wurde Herzog von Valence und mit Charlotte d'Albret verheiratet, der siebzehnjährigen Schwester des Königs von Navarra, da die ihm zunächst versprochene, am französischem Hof erzogene Prinzessin Carlotta von Neapel sich entschieden weigerte, einen «Pfaffen und Pfaffensohn» zum Mann zu nehmen.

Der «Pfaffe» freilich hatte, als er im Herbst 1498, prachtvoll, beinah wie ein orientalischer Despot, nach Frankreich zog – mit Hunderten von Maultieren, mit auf 200 000 Dukaten geschätztem, meist schamlos von der Kurie erpreßtem Gut –, den Hut schon abgelegt und damit auf eine Rente von 35 000 Goldgulden verzichtet; als Herzog in Italien versprach er sich mehr.[20]

Drei Romagna-Kriege – und das «weisse Pulver»

Cesare, damals 23 Jahre alt, wohl mehr noch machtgeil als sinnlich, charmant wie die Schwester, durchtrieben und zupackend zugleich, weniger tapfer als verräterisch, grausam, kurz, so gerissen wie skrupellos, hatte richtig kalkuliert.

Denn nun ging alles Schlag auf Schlag.

Am 9. Februar 1499 schloß Ludwig XII. ein Bündnis mit Venedig zur Teilung Mailands, und nachdem Cesare die französische Prinzessin bekommen, wechselte der Papst gänzlich die Front: «Wir stehen auf seiten des französischen Königs, weil er Unsern Cesare liebt; die mailändische Dynastie muß vernichtet werden.» Alexander jubelte bei der Einnahme Mailands im September, sah er doch jetzt des Sohnes große Zeit gekommen, die Unterwerfung des Kirchenstaates. Er setzte die Fürsten der Romagna wegen ausstehender Zahlungen ab, erklärte sie ihrer Lehen verlustig und vernichtete zuerst die Gaetani, deren Haupt Giacomo er, arglistig nach Rom gelockt, im Sommer 1500 in der Engelsburg vergiften ließ, indes Cesares Schergen bei Sermoneta Bernardino Gaetani killten und nun alle Güter des Geschlechts, um die sich einst Bonifaz VIII. so bemüht (VII 382 ff.!), Alexander VI. bekam.[21]

Mittlerweile hatte im November 1499 Cesares erster Romagnafeldzug begonnen, mit eigenen Soldtruppen, einigen tausend Schweizern des französischen Königs und der Hilfe von 45 000 der Apostolischen Kammer geliehenen Dukaten Mailands. Imola fiel, Forlí fiel, der begeisterte Papst weinte und lachte in einem. Während pompöser Karnevals- und Freudenfeste machte er den Brudermörder, der möglicherweise erst kurz zuvor auch Kardinal Juan Borgia, den ihm lästigen Vetter, vergiftet, in St. Peter zum Bannerträger der Kirche, zum Nachfolger somit seines Opfers, des Herzogs von Gandia, und zeichnete ihn mit der goldenen Rose aus.

Das Heilige Jahr 1500, das Nikolaus Kopernikus, wahrscheinlich auch Matthias Grünewald unter den Rompilgern sah und am Ostersonntag vor Sankt Peter 200 000 Menschen auf den Knien vor dem segnenden Alexander VI., füllte dessen Geldtruhen ebenso wie

der eingehende Zehnt zum Türkenkrieg und die mehr als hunderttausend Dukaten, die eine Schar neuernannter Kardinäle Cesare einhändigte, damit der, wie er kaltschnäuzig gestand, seinen nächsten Krieg führen konnte.[22]

Im Herbst 1500 eröffnete er dann auch mit zehntausend Mann, Orsini, Savelli darunter, Vitellozzo Vitelli, den zweiten Romagnafeldzug. Er nahm Pesaro, Rimini, Faenza, und Alexander, der wohl wieder Freudentränen vergoß, ernannte den Sohn zum Herzog der Romagna, der größten Provinz des Kirchenstaates, der allmählich, unwidersprochen vom Kollegium der Kardinäle, nicht zufällig voller Spanier, säkularisiert, in die Hände der Borgia übergehen, ihr erbliches Fürstentum werden sollte, wie letzten Endes ganz Mittelitalien.

Um dieselbe Zeit koalierten Frankreich und Spanien, um zusammen das Königreich Neapel an sich zu reißen. Ferdinand von Spanien sollte Kalabrien und Apulien einheimsen nebst dem Herzogstitel, Ludwig XII. König von Neapel werden und über die Terra di Lavoro und die Abruzzen herrschen. Gregorovius nennt den Geheimvertrag, der darüber am 11. November 1500 zwischen dem Allerchristlichsten und dem Katholischen König in Granada geschlossen wurde, «eins der schmachvollsten Aktenstücke der Kabinettspolitik». Obendrein sollte dies, wie man vortäuschte, der Auftakt zu einem Kreuzzug gegen den Halbmond sein.

Der Papst gab seinen Segen dazu. Er setzte Federico von Neapel, den von seinen Untertanen geliebten schuldlosen König ab, hoffte er doch wohl, die beiden mächtigen Räuber, die ihm den Vasalleneid zu leisten hatten, eher früher als später gegeneinander zu jagen und dann der lachende Dritte zu sein.[23]

Auch nutzte er, während die Truppen der Franzosen und Cesares endgültig den Untergang der neapolitanischen Dynastie Aragóns erzwangen, die Lage. Er ächtete im Sommer 1501 die Colonna und Savelli und bemächtigte sich ihrer Besitzungen, auch aller Ländereien der Gaetani, der Barone von Pojano und Magenza sowie weiterer Geschlechter und machte daraus zwei Herzogtümer: ein Herzogtum Sermoneta für Lucrezias und Alfonsos zweijähriges Söhnchen Rodrigo; ein Herzogtum Nepi für seinen eigenen etwa dreijährigen,

mit Giulia Farnese gezeugten Sprößling Juan Borgia, den er in einer Bulle vom 1. September 1501 als natürlichen Sohn Cesares ausgab und erst in einer zweiten Bulle vom selben Tag als seinen Sohn legitimierte, ein «unzweifelhaft echte(s) Dokument» (von Pastor).

Giulia Farnese hatte der achtundfünfzigjährige Kardinal als Fünfzehnjährige zur Geliebten genommen. Als «concubina papae» wurde Giulia (La Bella), auch «Braut Christi» und «Hure des Papstes» genannt, in ganz Italien, ja darüber hinaus bekannt. Alexander ließ sie auf einem Madonnenporträt verewigen, machte ihr mehrere Kinder und erhob, um der blutjungen Schönen sicherer zu sein, ihren neunzehnjährigen Bruder Alessandro Farnese zum Kardinal, was diesem den Spitznamen «Kardinal Unterrock» eintrug, «Schürzenkardinal» (il Cardinale della Gonnella); später wurde er Papst Paul III.[24]

Den Borgia gehörte jetzt fast der ganze Kirchenstaat. Und nachdem man fieberhaft gerüstet, auch die neapolitanische Artillerie angekauft hatte, setzte Cesare im Sommer 1502 seinen Raubzug in der Romagna fort. Notorisch verschlagen brachte er Urbino an sich, ließ dort nicht nur einen Teil der kostbaren Bibliothek aus Federicos Palast fortschaffen, sondern auch sonstige Schätze im Wert von rund 150000 Dukaten. Ebenso heimtückisch kassierte er Camerino, das man dem jungen Juan Borgia verlieh, und nannte sich nun: «Cesare Borgia von Frankreich, durch Gottes Gnade Herzog der Romagna und von Valence und Urbino, Fürst von Andria, Herr von Piombino, Gonfaloniere und Generalkapitän der heiligen römischen Kirche.»

Weithin lag man vor dem Dämon im Staub. Er gebot in der Romagna sowie über Teile der Marken und Umbriens. Leonardo da Vinci stand in seinem Dienst, sogar ein eigener Hofpoet besang ihn. Krieg und Kultur, alles kostete Geld, und die Borgia beschafften es. Seinerzeit vergifteten sie gerade den reichen Kardinal Giambattista Ferrari, der selbst als Datar, als «Zerberus der Kurie» bisher für seine Heiligkeit den alles beherrschenden Mammon gehortet, offenbar ohne sich dabei zu vergessen. «Der Papst», berichtet der venezianische Botschafter Giustiniani, «treibt es immer so, daß er seine Kardinäle mästet, bevor er sie vergiftet, damit ihm ihre Habe zufällt.»[25]

Bei seinem dritten, wieder kräftig aus der väterlichen Kasse finan-

zierten Romagnakrieg wäre Cesare beinah selbst Opfer einer Verschwörung, einer Empörung seiner Condottieri geworden, fürchteten sie doch, schrieb im Oktober 1502 Gianpaolo, der Herr Perugias, «einer nach dem andern von dem Drachen verschlungen zu werden.» Nur der Beistand Frankreichs und die eigene, ihm stets verfügbare Durchtriebenheit retteten ihn. Und als er seine Hauptleute umgarnt, bei Sinigaglia sie freundlichst in eine Falle gelockt hatte – damals begegnete ihm Niccolò Machiavelli, der «den unergründlichen Herzog, der wenig sprach aber handelte», zum Modell seines «Il principe» machte –, rächte er sich an ihnen. Unter schmählichem Wortbruch ließ er sogleich Vitellozzo Vitelli und Oliverotto von Fermo, Rücken an Rücken sitzend, erwürgen. Erwürgt wurden etwas später auch der Herzog Francesco von Gravina und Paul Orsini, dessen Sohn Fabio erst vor wenigen Jahren Hieronyma Borgia, eine Schwester des Kardinals Johann Borgia, geheiratet hatte.[26]

In Rom trieb der Papst zum Sturz der Orsini, nach dem er ihre Dienste genossen. Er lockte den Kardinal Orsini in den Vatikan, ließ ihn festnehmen und in die Engelsburg werfen, wo er, seines Palastes und aller Schätze beraubt, am 22. Februar am Borgiagift umkam, nur wenige Wochen, bevor dort auch Kardinal Giovanni Michiel, der besonders begüterte Nepot Pauls II., dem berühmten «weißen Pulver», zumeist Cantarella, einem Arsenpräparat, der Borgia erlag, worauf man auch seinen Besitz im Wert von 150 000 Dukaten konfiszierte. Beiden Kardinälen, besonders dem Orsini, hatte der Papst einst bei seiner Wahl große Versprechungen gemacht, und fraglos wuchs ihr Reichtum noch unter den Borgia, zumal diese ja, nach der Darstellung des venezianischen Botschafters Giustiniani, ihre Opfer gern erst mästeten; «sie stopften die mächtigeren unter den Kardinälen mit immer reicheren Pfründen voll, wofür sie ungeheure Geldsummen empfingen, und beseitigten sie dann mit einem gewissen ‹weißen Pulver›».

Auch Rinaldo Orsini, Erzbischof von Florenz, Protonotar Orsini und andere wurden damals verhaftet und konnten nur durch Preisgabe ihrer Schlösser ihr Leben retten. Als sich nun die Führer der Orsini im Bund mit den Savelli, etlichen Colonna und dem Rest der Barone racheschwörend erhoben, empfahl der Papst gelegentlich

sogar den Einsatz von Artillerie, schuf auch achtzig neue Kurienämter, deren jedes er für 760 Dukaten verkaufte, kreierte auch weitere kapitalkräftige Kardinäle. Und nachdem man die meisten Gegner ausgeschaltet, erwog Alexander bereits, Cesare zum König der Romagna und der Marken zu machen.[27]

Allein hier endete jäh die «Glückssträhne» der beiden Zelebritäten.

Sie erkrankten plötzlich schwer und zugleich; der Papst starb. Ob an Malaria oder Gift, sei hier dahingestellt. Der Historiker der Päpste gibt sich alle Mühe, Alexander – als eine «höhere Hand» eingriff, als «Gottes Langmut ... erschöpft» war – ein ganz natürliches Ende zu gönnen.

(Es wäre genußvoll aufzuzeigen, wie von Pastor an hundert, nein, an Hunderten von Stellen selbst Alexander VI. mit kleineren und größeren Ausflüchten, mit Scheingründen, Wortmanövern immer wieder in Schutz nimmt, verteidigt, die Umstände schönt, auch wenn er gar nicht so selten Alexanders «Nichtachtung der Pflichten, die ihm seine hohe Würde auferlegte» erwähnt, von «vielfach verwerflichen Neigungen und Bestrebungen» spricht, «schwere sittliche Makel» konstatiert, wenn er betont – in kleingedruckter Anmerkung –, «daß der Borja-Papst *bis zuletzt* unsittlich lebte» usw. Denn dies geschieht fast immer nur kurz, fast immer nur beiläufig, fast immer nur sehr allgemein, abstrakt; vor Konkretem, vor Details hütet er sich wie der Teufel vor dem Weihwasser!)[28]

Seite um Seite verschwendet Pastor auf den «Nachweis» eines natürlichen Papsttodes. Alexander sei im gefährlichsten Monat in Rom, im August gestorben, an Wechselfieber, an Malaria perniciosa. Mag ja sein. Doch die Zeitgenossen, darunter viele bekannte Geschichtsschreiber, glaubten das nicht. Und selbst katholische Autoren äußern sich ganz anders. Selbst Seppelt schreibt: «Es ist kaum ein Zweifel möglich, daß nicht Malaria die Todesursache war, sondern daß er den Tod infolge eines Versehens durch Gift fand, das er und sein Sohn Cesare dem Kardinal Adriano Castellesi von Corneto bei einem von diesem veranstalteten Gastmahl in seiner Villa auf dem Janiculus zugedacht hatten.» Hans Kühner erklärt: «Nach neuesten Forschungen muß als erwiesen gelten, daß Vater und Sohn

durch Kardinal Adriano Castellesi vergiftet worden sind.» Und schon für Ranke war es «nur allzugut bezeugt», daß der Papst damals beabsichtigte, «einen der reichsten Kardinäle mit Gift aus dem Wege zu schaffen; aber ... er selber starb an dem Gifte, mit dem er einen anderen umbringen wollte.»

Und noch sterbend lag er zwischen zwei Nutten, die seinen Fieberfrost lindern sollten – während man einer im Gang des Vatikans lebendig eingemauerten Frau befahl, für ihn zu beten.[29]

«BLUTSÄUFER JULIUS» TRITT AN

Auf Alexander VI. folgte Francesco Todeschini-Piccolomini, Pius III., der Neffe Pius' II., der ihn schon vor mehr als vierzig Jahren zum Kardinal gemacht. Als solcher wurde er, eine freilich umstrittene Behauptung, «ein glücklicher Vater von nicht weniger als zwölf Kindern, Männlein und Fräulein» (Gregorovius). Und vielleicht war der neue, nach den üblichen Intrigen gewählte Pontifex ja (auch) deshalb so friedfertig gestimmt.

Jedenfalls: endlich ein Papst, wider den sich beinah nichts sagen läßt, angesichts seines gesamten Pontifikats nicht, außer daß er verbot, gegen «Cesare Borgia von Frankreich», seinen «geliebten Sohn», «den Herzog der Romagna und von Valence, den Gonfalionere der Kirche», vorzugehen. Er schrieb mehrere Breven zu seinen Gunsten und gestattete ihm gar die Rückkehr nach Rom mit tausend Mann.

Ja, ein fast einwandfreier Pontifex: freilich schon bei seiner Krönung am 8. Oktober so krank, daß er kaum stehen konnte und zehn Tage später starb; immerhin noch auf dem Sterbebett gewillt, seinen Neffen Giovanni Piccolomini zum Kardinal zu kreieren; doch nicht mehr kräftig genug, die bereits vorbereitete Ernennungsbulle zu unterzeichnen. Vergiftung, wovon mehrere Quellen sprechen, ist da wohl entbehrlich, zuviel (des Bösen) – obgleich er noch am Tag vor seinem Tod nicht an sein nahes Ende glaubte.[30]

Aus ganz anderem Schrot und Korn: der Nachfolger Giuliano del-

la Rovere, Julius II. (1503–1513). Sein berüchtigter Onkel Sixtus IV., der eigentliche Begründer von Macht und Reichtum der della Rovere, hatte ihn 1471, gleich zu Beginn seiner Regierung, zum Bischof und Kardinal ernannt, worauf er rasch weitere Bistümer, mindestens acht, viele Abteien und Pfründen bekam, was ihn zu einem der reichsten Kardinäle machte. Schon wiederholt Papstkandidat, war er, wie sein Onkel, durch schier unversiegliche Versprechungen und Bestechungen an einem Tag (fast) einstimmig auf den Stuhl der Stühle gelangt. Danach aber erwies er sich in einer Bulle vom 14. Januar 1506 unverschämt genug, künftigen Papstkandidaten die Simonie, mittels derer er selbst aufgestiegen, unter Androhung schwerster Strafen zu verbieten und eine solche Wahl für null und nichtig zu erklären.[31]

Auch dem Nepotismus hat Julius II., der ja selbst päpstlicher Vetternwirtschaft alles verdankte, seinen Tribut gezollt, wenn auch nicht im sozusagen sixtinischen Ausmaß. Doch verlieh auch er mehreren seiner Verwandten den Purpur. So dem ältesten Sohn seiner Schwester Lucchina, Galeotto della Rovere, dem besonderen Liebling, dem er dazu das wichtige und einträgliche Vizekanzleramt übertrug sowie eine Fülle von Benefizien. Kardinal wurde auch Clemente Grosso della Rovere. Und als Galeotto schon 1508 verblich, ernannte Julius noch an dessen Todestag einen weiteren Nepoten, Sisto Gara della Rovere, zum Kardinal, ebenfalls zum Vizekanzler und überschüttete ihn mit sämtlichen Benefizien des Verstorbenen – alles für Ludwig von Pastor ein Beweis: «Wie wenig Julius II. sich nepotistischen Neigungen überließ»!

Längst hatte der Papst auch einen anderen Verwandten, Francesco Maria Rovere, einen dreizehnjährigen Jungen zum Stadtpräfekten Roms erhoben, auch dafür gesorgt, daß dieser 1508 Herzog von Urbino wurde, als welcher er, der Neffe des Papstes, 1511 in Rom auf offener Straße einen Kardinal abstach! Eine der Borgia würdige Szene. Julius absolvierte ihn und gab ihm auf dem Sterbebett Pesaro obendrein, ein Gebiet des Kirchenstaates, wo er dann residierte.

Auch sonst wirkt manches borgiaesk. So berauschte sich Julius zuweilen an Luxus; etwa an einer Handvoll Edelsteine, die er für 12000 Dukaten gekauft; an einem berühmten, noch teuereren Diamanten, neben anderen Preziosen auf seinem Rauchmantel pran-

gend; oder an seinen beiden Tiaren im Wert von 300 000 Dukaten. Auch richtete er dem Neffen 1505 eine pompöse Hochzeit im Vatikan aus. Und schon im Jahr zuvor gab es dort bemerkenswerten Damenbesuch: geleitet von prächtig zu Pferd sitzenden Kardinälen und Hofschranzen erschien Papst-Schwester Lucchina mit Papst-Tochter Felice, die Julius, durchaus versiert Heiratspolitik treibend, bei einem Orsini unter die Haube brachte, wie Nichte Lucrezia Gara della Rovere bei einem Colonna. So suchte er sich Ruhe und Rükkendeckung in Rom für seine künftigen Kriege zu schaffen.

Der Papst bedrohte zwar im Konkubinat lebende Kleriker, war aber großzügig genug – man erinnere sich an Onkel Sixtus (S. 280) – per Bulle die Errichtung eines Bordells zu verfügen, ein auch von Leo X. und Klemens VII. toleriertes Etablissement, allerdings unter der Auflage, daß ein Viertel von Hab und Gut der dort tätigen Damen nach deren Tod die Nonnen von Sainte-Marie-Madeleine bekommen sollten. Auch hatte Julius seinerseits drei Töchter, dazu die Syphilis, die Zeitgenossen sprachen von Päderastie und Sodomie, ja von einem «großen Sodomiten». Ranke attestiert ihm ganz generell «Unmäßigkeit und Ausschweifungen» – denn «auch er liebte die Wollust» (Theiner). Sein Leben war so lasterhaft gewesen wie «das der meisten Prälaten seiner Zeit» (Gregorovius), was auch, fast wörtlich gleich, von Pastor zugibt, sogar ohne die zeitliche Begrenzung. Natürlich: «als Papst lebte er anders».[32]

Überhaupt präsentiert der Historiker der Päpste seinen Helden als Inbegriff der Lauterkeit: im allgemeinen «eine gerade Natur von rücksichtsloser Offenheit», «Verstellung widersprach der Natur Julius' II.» Und schrieb selbst doch nur wenige Zeilen zuvor, der Papst habe die «Künste der Staatsmänner nicht verschmäht», habe «zuweilen Verstellung» geübt.

Wie sehr, zeigt gleich sein Verhalten zu Cesare Borgia.

Einst verkehrte er am französischen Königshof mit dem «duca Valentino» und vermittelte dessen Vermählung mit einer Prinzessin. Und noch vor kurzem hatte Cesare samt den spanischen Kardinälen die Papstwahl des Rovere gesichert und dieser ihm dafür die Bannerträgerschaft der Kirche versprochen sowie die Begünstigung seines Besitzes. Doch der Papst hielt sein Versprechen nicht. Er ließ

Cesare verhaften und nach Rom bringen. Er haßte ihn, begreiflicherweise, mit aller Glut, doch er zeigte es ihm nicht, verhielt sich vielmehr freundlich, zuvorkommend. Es schien ihm unklug, «ein solches Werkzeug ungebraucht wegzuwerfen», zumal er womöglich in der Romagna gegen das dort vordringende, viel gefährlichere Venedig, dem gegenüber er ebenfalls lavierte, noch zu verwenden war.

Der Borgia hatte immer noch Truppen in Rocca Soriana unter seinem Privathenker Don Micheletto Coreglia stehen. Auch gebot er über eine Reihe von romagnolischen Burgen, die der Papst wollte, aber nicht gewaltsam bekommen konnte. So heuchelte dieser Sympathie, ließ den Gefangenen Hoffnung schöpfen, ließ ihn auch im Vatikan wohnen, sogar mit einem Hofstaat. Er nannte Cesare, auf dessen Untergang er sann (freilich so, daß die Schuld nicht auf ihn, den Papst, fallen sollte), geliebter Sohn, wie das schon Pius III. getan, und wie dieser schrieb auch Julius Breven zu seinen Gunsten.

Natürlich erkannte Cesare sein riskantes Dasein in der Hand des Rovere. Er floh, wurde auf einer französischen Galeere in Ostia festgenommen, zurückgebracht, und nach abermaliger Flucht betrieb Julius erneut seine Verhaftung, die in verräterischer Weise, unter wiederholtem Wortbruch und vom Papst bejubelt, in Neapel erfolgte. 1504 nach Spanien überstellt, saß der Borgia zwei Jahre in einem kastilischen Kerker; vergebens intervenierte seine Schwester Lucrezia wiederholt bei König und Papst.

Im Herbst zwar brach er abermals aus, fiel jedoch jetzt in einer Fehde im Dienst seines Schwagers Jean d'Albret, Königs von Navarra, am 12. März 1507 im Alter von 31 Jahren.[33]

JULIUS II. BEKRIEGT PERUGIA UND BOLOGNA

Cesare war noch nicht ganz von der Bildfläche verschwunden, da wandte sich der Papst gegen Perugia und Bologna. Beabsichtigte er doch nichts Geringeres, als all das der Kirche zurückzugewinnen, was sein Vorgänger mit vollen Händen den Seinen, der Borgia-Dy-

nastie, zugeschanzt. Und eroberte auch nun durch eine einzige Kette von Konspirationen und Gewaltsamkeiten, was dann in diesem Umfang bis 1870 bestand.

In Italien nannte man den Franziskaner Julius II. denn auch «Il terrible», den Schrecklichen, was Pastor allerdings so – auch noch «wohl am besten» – verdeutscht: «ganz außerordentlich, gewaltig, großartig, überwältigend». Der «feurige Greis», ein «eiserner Mann», wie ihn Pastor wieder rühmt, «der alle (!) Mittel für sein großes Ziel anwandte», der sicherheitshalber stets Gift bei sich trug, lieber unter dem Helm als der Tiara auftrat, rückte auch bei Eis und Schnee ins sogenannte Feld, wie 1511 bei dem legendärem Winterkrieg um Mirandola. Er war natürlich, denn es hängt eng zusammen, auch Jäger, obwohl man Krieg wie Jagd den Geistlichen verboten hatte. Passioniert handhabte er einen Stock, mit dem er auch Michelangelo schlug, den er ebenso wie Bramante und Raffael beschäftigte, während er Lodovico Ariosto, dem größten italienischen Dichter der Zeit, dem Vollender der italienischen Renaissanceliteratur, drohte, ihn wie einen Hund im Tiber ersäufen zu lassen – «ein dem Trunk ergebener und bösartiger Papst», so Kaiser Maximilian.

Als Oberbefehlshaber kontrollierte Julius die Truppen mit dem Schwert in der Faust, im Harnisch, obwohl der ihm anstand, höhnte seinerzeit der belgische Humanist Jean Lemaire, «wie einem gestiefelten Mönche das Tanzen». Beinah täglich soll er die «heilige Messe» gehört, oft auch selbst zelebriert haben. Und fast in jedem Jahr seines Pontifikats führte er Krieg und wollte mit seinen Schlachten «den Donner überbieten». Dreißig feste Plätze eroberte er dem heiligen Stuhl, Gründer einer Macht, «wie nie ein Papst sie besessen», schreibt Ranke nicht ohne den Beiklang der Bewunderung, von der viele, zumal Kirchennahe, noch heute benommen zu sein scheinen.

Zum einen aber bedenke man, daß die Päpste diesen Staat, der Italien länger als ein Jahrtausend in drei Teile zerriß und Konflikte ohne Ende schuf, doch einst bloß durch Krieg und Trug, die angebliche Konstantinische Schenkung, auf die sich auch Julius II. berief, in ihre besitzgierigen Finger bekamen (IV 13. Kap., bes. 377 ff.!), daß also die Rückeroberung nur auf einem Scheinrecht basierte, nur

die Fortsetzung eines alten Unrechts war. Ganz zu schweigen davon, daß Julius den Kirchenstaat auch erweiterte, daß er Gebiete zu ihm schlug, die in keiner Hinsicht dazu gehörten: Modena, Reggio, Parma, Piacenza.

Zum andern: Wie nimmt sich neben dem biblischen Jesus, neben dem Prediger der Nächsten-, der Feindesliebe, dem Verkünder des Verzichts auf Gegenwehr, Vergeltung, Selbstbehauptung, wie nimmt sich dagegen einer aus, der seine Soldateska zum Plündern, Rauben, Schlachten treibt? Der ihr selbst in Helm, Panzer, mit dem Schwert vorauszieht? Und auch noch vorgibt, Jünger Jesu zu sein, sein Stellvertreter! Ist es nicht absolut grauenhaft, grotesk?! Keine Karikatur etwa, nein, das Gegenteil. Kein Apostel, der Antipode. Kein Diener Gottes, der Teufel! Der Teufel in Person! «Den Kirchenstaat ... regierte Julius II. sehr gut» (Jesuit von Hertling).

Überhaupt: so vorteilhaft für einen Teil der Klerisei, die Hierarchie, das Papsttum im besonderen, die militärischen Aktionen des «papa terribile» gewesen, so verheerend war die Fortdauer des Kirchenstaates für das italienische Volk und den Rest der Welt, eine immersprudelnde Quelle geistiger Tyrannei, sozialer Ausbeutung, blutiger Kriege. Und wenigstens die fortgesetzte Verblödung hätte uns das Gelingen der Borgia-Säkularisation vielleicht erspart.[34]

In Rom war es jetzt ruhig unter Julius. Kein Wunder. «Ein trefflich hart Regiment», fand Luther, als er die Stadt besuchte. In Italien herrschte weithin Frieden – Florenz' Krieg gegen Pisa mal beiseite. Der Papst hatte drei Jahre lang Geld gehortet und gerüstet, bevor er im Sommer 1506 mit dem Gros der Kardinäle an der Spitze eines eher kleinen, aber schwer bewaffneten und durch sein wüstes Verhalten empörenden Heerhaufens gegen Perugia aufbrach, sein erster Feldzug; doch gab's von nun an bald so viel Waffenlärm und Krieg, wie man einmal schrieb, daß Mars selbst auf dem Heiligen Stuhl zu sitzen schien.

Im Süden konnte Julius nicht expandieren. Dort stand Spanien. Also versuchte er es im Norden, unterwegs in voller Rüstung segnend, weiteres Kriegsvolk an sich ziehend, die hl. Messe zelebrierend. Dabei hatte er Glück. Der Signore von Perugia, Gianpaolo Baglioni, der zuvor an der Seite Cesares gekämpft, in der Nacht des

14. Juli 1500 einem furchtbaren Familienblutbad entkommen war, eh' er dann seinen Kopf in Rom verlor, gab jetzt Perugia preis, so daß die päpstliche Streitmacht im September 1506 alle Festungen der Stadt besetzte.

Julius II. aber gewährte in Perugia, wo alle Glocken läuteten, einen Ablaß, verkündete, nichts sehnlicher zu wünschen als Frieden, natürlich um Konstantinopel, das Heilige Land befreien zu können – und kommandierte seine Streiter gegen das von den Bentivogli beherrschte Bologna. Doch einzig und allein die Verstärkung durch achttausend französische Soldaten ermöglichte am 11. November seinen erneut triumphalen, u.a. von Erasmus von Rotterdam bestaunten Einzug in die Stadt, die zweitgrößte des Kirchenstaates, die reichste und schönste neben Rom: Priester und waffenstrotzende Haudegen, Standarten, das allerheiligste Sakrament, Kanonendonner und Glockengeläut – als zweiter Julius Caesar wurde er gefeiert. Dreizehn Triumphbogen trugen die Inschrift: «Julius dem II., dem Befreier und hochverdienten Vater». Die Bolognesen brüllten: «Es lebe Julius, der Vater des Vaterlandes, der Erhalter der Freiheit Bolognas!» Und mußten alsbald erleben, daß ihnen der Befreier eine Zitadelle in die Stadt setzen ließ, eine Zwingburg, die sie schließlich ebenso zertrümmerten wie seine von Michelangelo geschaffene Monumentalstatue, ein mit Phidias' Werken verglichenes Bronze-Standbild – auf papalen Wunsch in dreifacher Lebensgröße –, woraus man dann eine Kanone goß, höhnisch «La Giulia» genannt.[35]

Julius II. bekriegt mit Frankreichs Hilfe die Venezianer und mit Venedigs Hilfe die Franzosen

Das nächste Opfer des Papstes wurde die mächtige Markusrepublik. Da der Rovere als Kardinal stets ihr Freund gewesen, hatte sie auch seine Wahl unterstützt. Doch gebot Venedig über einige Städte in der Romagna, die Julius beanspruchte: Ravenna, Faenza, Cervia, Rimini. In ihrem Entzug sah er, so unterbreitete er dem Dogen am

10. Januar 1504, eine «Beleidigung Gottes und Verlust Unseres Ansehens» und wollte eines Tages gar, wie er dem Botschafter Paolo Pisani zurief, die Beherrscherin der Meere «wieder zu einem Fischerdorf machen».

Schon 1504 hatte Julius II. seine Nuntien an die Großmächte Frankreich, Spanien und Deutschland geschickt, um sie der erwähnten Städte wegen gegen Venedig zu jagen; hatte er doch als Kardinal auch bereits König Karl VIII. zur Invasion in Italien getrieben (S. 329). Am 10. Dezember 1508 nun schloß er die Liga von Cambrai, vereinte er Ludwig XII. von Frankreich, Maximilian I., Ferrara, Mantua, Urbino und Florenz gegen die Republik. Und während darauf die französischen Heere und das päpstliche Kriegsvolk unter dem Nepoten Francesco Maria Rovere, Herzog von Urbino (S. 342), gegen Venedig vorrücken und er den Bann wider die Lagunenstadt schleudert, wird diese am 14. Mai 1509 durch die mörderische Schlacht bei Agnadello (Provinz Cremona) an den Rand des Ruins gebracht.[36]

Als Ludwig XII., der Kaiser und der Papst, dem man die begehrten Städte inzwischen ausgeliefert, Friedensangebote abschlagen, rät der Sohn des Dogen, Marco Loredano, bei den Türken Hilfe zu suchen «gegen den Henker des Menschengeschlechts, der sich dessen Vater nenne». Doch im Februar 1510 verbündet sich Julius II. mit den Venezianern, da er nicht das stärkste Bollwerk wider die Türken zerstört haben, auch von den Großmächten nicht abhängen wollte und rief jetzt: «Wenn Venedig», das er vor kurzem noch zu einem Fischerdorf zu machen gedachte, «nicht da wäre, so müßte man es erschaffen.»

Er fiel von der Liga ab. Und hatte er sich zuerst Frankreichs zur Eroberung von Bologna bedient, so koalierte er jetzt in einer der für ihn typischen rasch wechselnden Allianzen mit Venedig gegen Frankreich, dem allein er seinen Sieg über Venedig verdankte, dessen Kardinal von Clermont er in härtester Haft in der Engelsburg hielt. Dazu gewann er im März 1510 die Schweizer, die ihm vertraglich sechstausend Krieger gegen jeden Feind garantierten, nachdem er ihren Bischof Matthaeus Schinner von Sitten, einen fanatischen Franzosenhasser, zum Kardinal ernannt hatte. Und er gewann Spa-

nien, dessen König Ferdinand II. von Aragón er ohne Berücksichtigung der französischen Ansprüche im Juli 1510 mit Neapel belehnte.

Trotz seiner Einkreisungspolitik freilich mißlang Julius der von ihm selbst mit großen Erwartungen angeführte Feldzug gegen den Herzog von Ferrara Alfonso d'Este, den dritten Mann Lukrezia Borgias, einen engen Verbündeten der Franzosen. Und im Mai 1511 nahmen diese Bologna ein, die Bentivogli herrschten wieder, das Volk zerschmetterte mehrere Bildsäulen des Papstes, warf seine Zwingburg nieder. Der Legat und Günstling Kardinal Francesco Alidosi, Julius' Liebling, ein habgieriger Gangster, der als Erzbischof der Stadt ein Schreckensregiment ausgeübt, vier Senatoren und viele Bürger hatte köpfen lassen, mußte fliehen. Dann wurde der mit Truppen heraneilende Herzog von Urbino, Francesco Maria, Julius' Neffe, geschlagen, wobei man die ganze Artillerie einbüßte. Auch Mirandola, erst unlängst erobert, ging wieder verloren. «Wenn der Herzog in meine Hände kommt», schrie der Papst, «so will ich ihn vierteilen lassen.» Und als Kardinal und Herzog sich dann vor dem Pontifex gegenseitig beschuldigten, stach kurz darauf der Julius-Neffe den Kardinal auf offener Straße ab (S. 342).[37]

Julius gab nicht nach. Er wollte die Franzosen, die er einst selbst nach Italien gelockt, um Papst werden zu können, um jeden Preis wieder vertreiben. Tag und Nacht dachte er daran. «Hinaus mit den Barbaren», rief er oft. Doch ganz beiseite, daß er alle, Franzosen, Spanier, Schweizer, selber gerufen, er begehrte natürlich kein freies Italien, sondern ein unabhängiges Papsttum.

So betrieb er eine neue Einkreisung und schloß im Herbst 1511 eine weitere, eine «heilige Liga» mit Venedig, Ferdinand dem Katholischen, Heinrich VIII. von England. Doch am 11. April 1512, am hl. Ostersonntag, wurde das spanisch-päpstliche Heer bei Ravenna von dem überragenden Feldherrn Gaston de Foix, dem Neffen des französischen Königs, schwer geschlagen, seit Jahrhunderten eine der blutigsten Metzeleien auf italienischem Boden. «Es war entsetzlich zu sehen», berichtet Jacopo Guicciardini seinem Bruder, dem florentinischen Geschichtsschreiber Francesco, damals Gesandter in Spanien, «wie jeder Schuß des schweren Geschützes unter den

Hommes d'armes eine Gasse brach, die Helme mit den Köpfen und verstümmelte Glieder in die Luft flogen.»

In jedem Heer stritt ein Kardinallegat, beide übrigens alte Freunde, im französischen Sanseverino, im päpstlichen der in Gefangenschaft geratende Giovanni Medici: ein Jahr darauf Leo X. Und noch ein weiterer Medici und künftiger Papst, Clemens VII., war an dem Blutbad beteiligt. Zehntausend Leichen lagen auf dem Schlachtfeld, und Ravenna wurde durch fürchterlichen Terror, durch Mord- und Raubexzesse heimgesucht.

Da aber auch Gaston de Foix (Ludwig Pastor, mehr als Katholik denn als Stilist begnadet, nennt ihn dreimal in drei Dutzend Zeilen «genial»), gefallen war, bekamen die Alliierten allmählich wieder das Ruder in die Hand, besonders durch die über die Berge herabströmenden Schweizer. Frankreichs Herrschaft in Oberitalien brach zusammen, die Reste seiner Truppen retteten sich über die Alpen. Und nun plante Julius II., der jeden sehr Starken an seiner Seite abzuhalftern suchte, gegen einen weiteren Bundesgenossen zu ziehen, wider dessen Übermacht er im November einen Beistandspakt mit Kaiser Maximilian schloß: die Spanier. Man sprach bereits von ihrer Vertreibung aus Italien, der Papst selbst erklärte, er hasse die Spanier nicht weniger als die Franzosen, und sagte zu dem Kardinal Domenico Grimani, indem er seinen Stock auf den Boden stieß: «Wenn Gott mir das Leben läßt, so werde ich auch die Neapolitaner von dem auf ihnen liegenden Joche befreien.»

Doch die Tage Julius' II. waren gezählt. Schon länger leidend, seit einigen Wochen fieberkrank, starb er in der Nacht zum 21. Februar 1513, erst auf dem Totenbett bekennend, nicht gelebt und nicht regiert zu haben, wie er sollte.

Der Papst hatte nichts von einem Priester an sich, so Francesco Guicciardini, als Rock und Namen. Sein ganzer Pontifikat war vom Krieg beherrscht. Gewiß, ungezählte Päpste führten Kriege. Aber nur wenige kämpften selbst dabei, und nur wenige so fortgesetzt, so senil verbissen. Alles Kirchliche war marginal. Und es diente – wie freilich immer in Kurienkreisen und weit darüber hinaus – der Politik, von den Exkommunikationen, den Bannflüchen bis zu der Eröffnung des 5. Lateranums am 3. Mai 1512 in Rom, womit Julius,

ringsum von Soldaten geschützt, erfolgreich einem Konzil aufsässiger Kardinäle in Pisa begegnete, das seine Absetzung betrieb.[38]

Papst Leo X. (1513–1521) «Nunc triumphabimus, amici»

Der Nachfolger erwies sich, wie nicht selten, in vielem als das Gegenteil, und dies, wiederum nicht ungewöhnlich, ohne gerade besser zu sein.

Giovanni de'Medici, Leo X., war der zweite Sohn des Lorenzo il Magnifico (S. 285 f.), der schon das Kind, den Siebenjährigen, mit der Tonsur, mit vielen Pfründen versehen ließ. Mit acht Jahren wurde der kleine Giovanni Abt von Front Douce in Frankreich, mit neun Abt in Passignano, mit elf im berühmten Monte Cassino. Und schon den Dreizehnjährigen ließ der ebenso reiche wie einflußreiche Vater durch Innozenz VIII., den Hexen-Bullen-Pontifex, zum Kardinal ernennen.

Bereits mit 37 Jahren erhält der Medici selbst die Tiara – womöglich nur, weil man ihn damals einer Fistel in der Aftergegend wegen von Florenz nach Rom in einer Sänfte getragen, im Konklave sogar operiert hatte und jedem, der es hören wollte, zumal älteren Wählern, seinen bedenklichen Gesundheitszustand, seine höchstwahrscheinlich bloß noch kurze Lebenszeit verriet. Leos Fistelleiden galt manchen als Folge eines unsittlichen Lebenswandels, andrerseits sollte seine Haupttugend die Keuschheit sein. Vielleicht sein populärstes Diktum aber, kurz nach der Wahl geäußert: «Laßt uns das Papsttum genießen, da Gott es uns verliehen hat». Die andere Version: «Jetzt triumphieren Wir», kann ebenso authentisch oder unauthentisch sein; se non è vero, è ben trovato.

Nicht von ungefähr hat man die Ära des glanzvollsten und bis heute von Ästheten vielbewunderten Renaissancehierarchen das Goldene Zeitalter genannt. Eine sorgfältige Erziehung durch hervorragende Humanisten konnte seiner heiteren Natur nicht schaden. Leutselig und Späße liebend, wich er Unerquicklichem am liebsten

aus, lachte gern und vergnügte sich durch die Jahre, überaus kostspielig zwar, doch einigermaßen kultiviert. Es war weniger der protzige Vulgarismus der Borgia, weniger die pompöse spanische als die feinere Florentiner Art, die freilich auch rohe, ordinäre Exzesse zuließ, überdies nicht billiger kam, im Gegenteil.[39]

Der Medicipapst, korpulent, nahezu klotzig, im massigen Gesicht gedunsen wirkend, feist, dazu ungemein kurzsichtig (weshalb er Besucher gern mit einem Vergrößerungsglas fixierte), hatte nichts Anziehendes, doch auch nichts von einem Fanatiker an sich. Er glich, wie man einmal sehr allgemein und anschaulich zugleich schrieb, durchaus den widerlichen Prälatenfiguren, wie sie zu Hunderten herumliefen, und war, sieht man von seiner notorischen, durch die Herkunft bedingten, durch das Ambiente geförderten unersättlichen Vergnügungssucht ab, schlicht gesagt faul. Heiligkeit erhob sich spät, hörte dann, heißt es, täglich die Messe, gewährte huldvoll Audienz, nahm eine Mahlzeit ein, pflegte wieder der Ruhe, unterhielt sich anschließend, spielte Schach, Karten, ritt durch die vatikanischen Gärten oder zum Tieremetzeln.

Der Jagd, jedem Priester kanonisch verboten, überdies einmal von ihm selbst den portugiesischen Geistlichen auf Veranlassung ihres Königs als unklerikal untersagt, galt seine ganze Passion. Nur neun Kilometer von Rom lag sein Lieblingsjagdschloß Magliana, das er noch kurz vor seinem Tod vergrößern und verschönern ließ, wollte er doch auch als Jäger repräsentieren. So befahl er dem Vogt einer päpstlichen Villa: «Du mußt sicherstellen, daß es ein gutes Essen mit viel Fisch für mich gibt, da mir sehr viel daran liegt, vor den Gelehrten und anderen, die mich begleiten werden, Pracht zu entfalten.» Der Beize frönte er gern bei Viterbo, dem Angeln am Bolsener See. Es gab bevorzugte Gehege für das Wildschwein- oder Rotwildtöten.

Im Herbst verbrachte er fast den gesamten Oktober jagend, nach Auskunft des päpstlichen Oberzeremonienmeisters Paris de Grassis aber auch zwei Monate, drei. Vor allem beim Vogelmord ergötzte es ihn, stundenlang zuzusehn, wie abgerichtete Greifvögel Wachteln, Rebhühner, Fasane zu Tode würgten. Man schoß auch Hasen, Eber, Rehwild. Und sicher ein Höhepunkt des edlen Weidwerks war's,

hetzte man bei Santa Marinella, nahe Civitavecchia, in einer förmlichen «Wildfalle» die Hirsche ins Meer, wo sie dann auf Barken lauernde Edelmänner beziehungsweise Pfaffen bequem abknallen konnten. Manchmal stach Heiligkeit auch mit einem Spieß im Netz gefangene Hirsche ab. (Wie eng kohärierten doch auch Weidmannsheil und Heilsgeschichte. Vgl. V 584 f!)

Der Papst scheute keine Kosten für seinen blutrünstigen Sport. Und jagte er gewöhnlich auch nur mit einem Gefolge von einigen hundert Begleitern, Kardinälen, Dienern, Musikern, Literaten, Hofnarren, Possenreißern (buffoni), etwa 160 Leibwächtern dazu, gab es doch auch Jagden mit tausend und zweitausend Reitern.[40]

Nepotismus und Schulden wie Sand am Meer

Da der prachtliebende Pontifex auch bei Festen nicht knauserte, sein Palast vielmehr häufig zum Schauplatz einer gleißenden Theaterszenerie, eines fortgesetzten Festivals geworden schien, waren die Ausgaben Leos X., eines wahren Naturtalents im Geldverschleudern, ungeheuer. Allein die Zeremonie des Sacro Possesso, ein einziges Fest bei der Amtseinführung, ließ er sich 100000 Dukaten kosten, ein Siebtel der in neun Jahren angehäuften Rücklage Julius' II. Und in nur zwei Jahren hatte er dessen gesamten Schatz restlos verbraucht – in einer Stadt, deren öffentliche Armut so zum Himmel schrie wie ihr privater Luxus.[41]

Nicht nur kirchennahe Historiker priesen und preisen die Mildtätigkeit des mediceischen Papstes über die Maßen: 6000 Dukaten Almosen pro Jahr! Sein eigener Haushalt aber verschlang jährlich annähernd 100000 Dukaten (während Julius II. den seinen noch mit 48000 Dukaten bestritt). Tausende verpraßten die Kardinäle bei einem einzigen Bankett. Nur für Geschenke und Kartenspiel ließ Leo 8000 Dukaten monatlich springen, ebensoviel für seine Tafel. Bruder Giuliano beglückte er zu dessen Hochzeit mit 16000 Dukaten. Und bedenkt man, daß Leos Arzt Archangiolo monatlich acht

Dukaten verdiente, mag man ermessen, was es heißt, daß die Giuliano zugewiesenen Einkünfte jährlich 59 600 Dukaten betrugen, ja daß der Papst allein für die Hochzeitsfeier des Bruders 150 000 Dukaten gezahlt haben soll.

Giuliano heiratete Filiberta, die Tante Franz' I. von Frankreich, die erste königliche Heirat im Hause Medici. König Franz erhob Giuliano zum Herzog von Nemours, und Leo hatte den geliebten Bruder für Großes in Italien ausersehen, ihm ein Fürstentum mit den Städten Modena, Parma, Piacenza, Reggio zugedacht, wohl auch die Krone von Neapel. Doch starb Giuliano durch Ausschweifungen erschöpft (mancher munkelte auch am Gift des eifersüchtigen Lorenzo), erst 37 Jahre alt, schon 1516 in Florenz; sein einziger Erbe, der uneheliche Sohn Ippolito Medici, wurde später Kardinal.

Tief betroffen übertrug der Papst nun – es erinnert an Alexander VI. und Cesare (S. 325) – die große Neigung zu dem Bruder auf den Neffen Lorenzo, den er bereits zum Kapitän der Florentiner, zum Oberbefehlshaber über die päpstlichen Truppen, dann auch zum Herzog von Urbino gemacht. Und als Lorenzo im März 1518 nach Frankreich zog, um Madeleine de la Tour d'Auvergne zu heiraten, schätzte man seine Geschenke für die Braut und für Königin Claudia auf 300 000 Dukaten. (Dem König selbst überbrachte er in einer Bulle die Erlaubnis, den Türkenzehnten beliebig zu verwenden.)

Leos Vetter Giulio avancierte gleich nach der Papstwahl an einem Tag vom ziemlich bescheidnen Mönchsjob eines Priors zum Erzbischof von Florenz, nicht ohne Meineid übrigens, da Giulio unehelich geboren war, ein kanonisches – wieder an die Borgia erinnerndes (S. 325) –, durch die Lüge aus dem Weg geräumtes Hindernis, seine Eltern seien verheiratet gewesen. Kraft dieses beurkundeten Schwindels konnte der Nepote nicht nur das Kardinalat gewinnen, sondern auch den enorm ergiebigen Posten des Vizekanzlers, ja schließlich Papst Klemens VII. werden.

Kardinal wurde der Sohn von Leos Schwester Maddalena, Innocenzo Cibò, der Enkel Papst Innozenz' VIII.; Kardinal wurde der Sohn von Leos Schwester Lucrezia, Giovanni Salviati; Kardinal wurde der Sohn von Leos Schwester Contessina, Niccolò Ridolfi.

Und auch der Nepote Lodovico Rossi bekam den roten Hut. Gleichfalls genossen selbstverständlich angeheiratete Verwandte die allerhöchste Gunst. So erhielt, nur ein Beispiel, der Mann von Maddalenas Tochter Caterina, Giovan Maria da Varano von Camerino, das Gebiet von Sinigaglia, die Herzogswürde und die Stelle des römischen Stadtpräfekten.[42]

Der Aufwand unter Leo X. war exorbitant. Er und sein Hof vergeudeten sagenhafte Summen.

Woher kam das Geld?

Man hat das päpstliche Staatseinkommen im März 1517 – gezogen aus Flußzoll, Landzoll, den Alaunwerken von Tolfa, den Salinen von Cervia, den Einkünften aus Spoleto, der Mark Ancona, der Romagna u.a. – auf 420000 Dukaten berechnet. Außerdem erbrachten die sogenannten geistlichen Erträge aus Annaten und Kompositionen rund 200000 Dukaten, die käuflichen Ämter (der Kollegien der Porzionari di Ripa, der Cubiculari, Scudieri, der erst ad hoc geschaffenen Cavalieri di S. Pietro), die der Papst bis zu seinem Tod um über tausend schwer geschröpfte Mitglieder auf 2150 erhöhte, einen Kapitalwert von fast drei Millionen Dukaten. Dazu kamen die Akzepta aus den Zehnten sowie den enorm strapazierten Jubiläen und Ablässen, Riesentransaktionen, Objekte des Protests und der Satire, die Gelder aus gehäuften Kardinalsernennungen, aus Konfiskationen und anderen kurialen Finanzgeschäften.

All diese Kapitalien wurden kaum so schnell eingenommen wie ausgegeben. Man mußte deshalb Anleihen machen, mitunter bis zu vierzig Prozent Zinsen zahlen, mußte die Teppiche des Papstes verpfänden, die kostbarsten Heiligenstatuen, das Silbergeschirr, die Kronjuwelen. Seit dem Florentiner Kirchenhaupt gab es dreißig florentinische Banken in Rom – und Schulden über Schulden, nur beim Bankhaus Bini 200000 Dukaten. Die Kardinäle Ridolfi und Rangoni hatten ihre ganzen Benefizien zur Geldbeschaffung drangegeben, Kardinal Salviati hatte 80000, Kardinal Pucci 150000 Dukaten, Kardinal Armellini sein gesamtes Vermögen zu fordern. Sie alle standen beim Tod des Papstes finanziell am Rand des Ruins.

Nach einer von dem venezianischen Botschafter Gradenigo vorgelegten Abrechnung des Kardinals Camerlengo Armellini gab

Papst Leo X. während seiner Regierung viereinhalb Millionen Dukaten aus und hinterließ noch 400 000 Dukaten Schulden. Andere taxierten die Verbindlichkeiten auf das Doppelte, Girolamo Severino in einem Brief an Karl V. auf mehr als 850 000 Dukaten, König Franz I. noch höher. In Rom kursierte das Bonmot: «Leo X. habe drei Pontifikate aufgezehrt: den Schatz Julius' II., die Einkünfte seiner eigenen Regierung und diejenigen seines Nachfolgers.» Wozu gut des Papstes eigene Sentenz gegenüber seinem Geheimsekretär Kardinal Pietro Bembo über das lukrative Christusmärchen paßt: «Quantum nobis nostrisque ea de Christo fabula profuerit, satis est omnibus saeculis notum» (Wie einträglich diese Fabel von Christus für uns gewesen, ist weltbekannt).

Nicht alles Geld hat Leo X. verjubelt. 800 000 Dukaten soll er allein für den Krieg um Urbino verpulvert haben.[43]

LEOS BLUTIGES LAVIEREN FÜR DIE MEDICI

Erstaunlich, daß ein so vergnügungssüchtiger Mensch überhaupt noch Zeit für Politik und Krieg fand. Doch brauchte er sie nicht, gerade wenn und weil er im Papsttum schwelgen, genießen wollte – und die geliebte Verwandtschaft, die Nepoten und die Nepotisierten dazu? Nunc triumphabimus, amici! Bezeichnenderweise kümmerte ihn die Missionierung der neu entdeckten Gebiete in Übersee genauso wenig wie zunächst die in Deutschland sich anbahnende Reformation.

Leo X., gemessen am Zug der Zeit politisch eher kleinkariert agierend, antiquiert, konzentrierte sich auf die Interessen des Hauses Medici, auf Italien. Hier aber rangen Frankreich und Spanien miteinander, wurde vor allem das Herzogtum Mailand zum Ziel der Expansionsbestrebungen rivalisierender europäischer Staaten, und das Papsttum konnte da keinen Sieger, keinen fremden Allmächtigen brauchen. Also kämpfte es, die schlimmsten Verwicklungen riskierend, bald mit Spanien gegen Frankreich, bald mit Frankreich

gegen Spanien, die Konflikte nahmen kein Ende, und Leo lavierte skrupellos zwischen den Großmächten, trügerisch, doppelzüngig, verschlagen. Während die Italiener glaubten, er kämpfe für ihre Freiheit, kämpfte er nur für die Freiheit der Kurie, für den ungehemmten Genuß des Papsttums und das Glück seiner Sippschaft.[44]

Beim Krieg um Mailand und die Lombardei, wo viele Menschen die Rückkehr des milderen französischen Regiments erhofften, neigte Leo deutlich zu den antifranzösischen Kräften, verheimlichte es aber soweit möglich, verhandelte mit Frankreichs König Ludwig XII., dessen Eroberung Mailands er zugleich zu verhindern strebte. Und als der Liga von Blois (23. März 1513), dem Bündnis Frankreichs mit Venedig, die Liga von Mecheln (5. April 1513) entgegentrat, unterstützte er diese zwar kriegsentscheidend mit Geld, leugnete aber offiziell die Unterstützung und feierte erst, als die Franzosen am 6. Juni 1513 bei Novara völlig geschlagen und über den Mont Cenis getrieben, die Venezianer bis zu den Lagunen zurückgejagt wurden, mit Glockengeläut, Freudenfeuern, mit rauschenden Festen den Sieg.

Da aber Frankreich am 16. August gegen Engländer und Kaiserliche auch die «Sporenschlacht» bei Guinegate verlor und damit die Picardie, näherte sich der Papst dem jetzt geschwächten Land, das seinerseits auch das Schisma beendete, die kirchliche Aussöhnung suchte. Doch zur selben Zeit mühte sich Leo, Venedig von Frankreich loszureißen, insgeheim einen Pakt gegen Frankreich zu schmieden, eine Vereinigung von Spanien, dem Kaiser, der Schweiz, Mailand und Florenz. Er verhandelte aber auch jetzt weiter mit dem französischen König – nach Ludwigs XII. Tod Franz I. –, ja wollte diesem im Falle eines Sieges Mailand überlassen, würde der König dafür Bruder Giuliano Neapel zugestehen, woran Franz I. nicht dachte. Also trat der Papst dem von ihm angeregten, im Februar 1515 gegründeten antifranzösischen Bündnis am 17. Juli offen bei und suchte noch England in den Krieg hineinzureißen.

Am 13. und 14. September kreuzte man die Waffen bei Marignano. Dabei bildeten neben spanischen, italienischen und päpstlichen Kontingenten (letztere unter den Nepoten Lorenzo und Kardinal Giulio Medici) die Hauptmacht der Liga 30 000 Eidgenossen. Sie

galten als unbesiegbar und wurden persönlich durch den Bischof von Sitten, Kardinal Schiner, einen notorischen Scharfmacher, gegen die Tod und Verderben speienden Geschütze der Franzosen geführt, 60 größere Kanonen und 100 sogenannte Feldschlangen. Doch als am Abend des zweiten Schlachttages noch venezianische Kavallerie in das Gemetzel eingriff, unterlag die Liga.

Leo X., den schon eine vorschnelle, in Rom Jubel und Freudenfeuer auslösende Siegesmeldung erreicht hatte, war so bestürzt durch die Niederlage, daß er wieder einmal scheinbar die Seiten wechselte, ja persönlich zum Sieger reiste. Franz I. fiel zwar in Bologna dreimal protokollgerecht vor Leo aufs Knie, küßte ihm Fuß und Hand und erwies ihm vielerlei Aufmerksamkeiten (nur den Kommunionempfang lehnte er ab), schloß aber einen für Frankreich vorteilhaften Vertrag, der den Papst um Parma und Piacenza brachte, um Modena und Reggio, und den bald darauf sterbenden spanischen König Ferdinand den Katholischen empört nach Rom schreiben ließ, daß seine Heiligkeit bisher wohl ein doppeltes Spiel gespielt und «all sein Eifer um die Vertreibung der Franzosen aus Italien nur eine Maske gewesen».

Tatsächlich freilich verabscheute Leo die Herrschaft der Franzosen in Italien, verhandelte er auch mit Spanien und dem Kaiser weiter, ja ließ Maximilian ausdrücklich versichern, der alten Liga mit ihm treu zu bleiben. Überdies hielt er sich, eines seiner größten Schurkenstücke, mit nur widerwillig gewährtem französischem Beistand, schadlos durch den Raub von Urbino.[45]

1508 hatte dort Julius II. seinen Neffen Francesco Maria Rovere zum Herzog gemacht (S. 342). Und jetzt sollte da Leos Neffe Lorenzo Medici Herzog werden. Es war eigentlich ganz logisch. Vergebens traten denn auch König Franz für den Rovere ein, vergebens dessen Adoptivmutter Herzogin Elisabetta Gonzaga von Urbino, die Witwe des Vorgängers, vergebens Leos eigener Bruder. Wiederholt und noch sterbend erflehte Giuliano die Gnade des Papstes, erinnerte er an die den vertriebenen Medici jahrelang durch das Haus Urbino gewährte Gastfreundschaft. Der als so friedlich und freundlich gerühmte Leo schleuderte den Bann gegen Julius' II. Nepoten, den «Hochverräter», der ihn gegen Frankreich im Stich gelassen,

und setzte seine Krieger, unterstützt von französischen Truppen, von drei Seiten gegen Urbino in Marsch, wo mit Wirkung vom 18. August 1516 Lorenzo Medici als Herzog residierte.

Doch der verjagte, zu seinem Schwiegervater Francesco Gonzaga nach Mantua geflohene Rovere kehrte von dort zu Leos großer Verblüffung und Wut mit einer kleinen Heerschar Anfang Februar nach Urbino zurück und stritt monatelang, bis tief in den Sommer hinein, in Umbrien gegen die päpstliche Soldateska, «wie fast immer, der Auswurf der Nationen, raubgierig und ohne Disziplin» (Gregorovius), was Leo gewaltige Summen gekostet und trotz der Erhebung von Kriegssteuern im gesamten Kirchenstaat enorm verschuldet hat. Auch verlor er erheblich an Prestige, da er die ganze Christenheit um Beistand aufgerufen in einem Kampf, bei dem es im Grunde um kaum mehr ging, als um die Beseitigung des einen Papstneffen durch einen anderen Papstneffen, einen Familienkonflikt, um nicht zu sagen eine Privatsache, wenn auch eine besonders schäbige.[46]

Noch während dieses Krieges, Ende April 1517 war es zu einer weiteren sehr christlichen Auseinandersetzung gekommen, der Aufdeckung einer Verschwörung gegen das Leben des Papstes.

Das mehrere, auch prominente Kardinäle involvierende Komplott hatte der junge Kardinal Alfonso Petrucci wegen schwerer Benachteiligung, des Entzugs der Herrschaft seiner Sieneser Familie initiiert, die sich um den Papst besonders verdient gemacht. So plante der empörte Purpurträger einen Racheakt, einen Giftmord durch den angesehenen Arzt Battista da Vercelli. Die Sache flog jedoch auf, der Kardinal wurde kraft päpstlichen Befehls unter Wortbruch und Verletzung des Freien Geleits in Rom verhaftet und mit seinem Kollegen Bandinello Sauli ins tiefste Verlies der Engelsburg geworfen, bald gefolgt von Kardinal Riario, den man infolge einer Ohnmacht in den Kerker trug. Vermutlich hat man, doch widersprechen die Quellen einander, die Herren gefoltert und Petrucci selbst, der einen Beichtvater ablehnte, nach einem abermaligen Wortbruch des Papstes, erwürgt oder enthauptet. Sein Sekretär Marc Antonio Nino und Battista da Vercelli wurden erst entsetzlich gemartert, dann gehängt und gevierteilt, auch weitere Personen hingerichtet oder zu

den Galeeren verurteilt, im günstigsten Fall nur geschröpft (je 25 000 Dukaten).

Indes Papst Leo so sich mehr oder weniger blutig mit seinem Heiligen Kollegium herumschlug und in Umbrien den Neffen seines Vorgängers bekriegte und besiegte, kritisierte jenseits der Alpen ein noch fast unbekannter Mönch das Ablaßwesen und verfaßte schließlich 95 Thesen dagegen (der Anschlag an die Wittenberger Schloßkirche ist umstritten).

11. KAPITEL

DER ABLASS VOM KATHOLISCHEN ZUM PROTESTANTISCHEN LUTHER

«Das Credo des Credits».
Horst Herrmann[1]

«... EINE ECHTE DOGMENGESCHICHTLICHE NEUBILDUNG»

Schon zur Zeit des Johannes Hus, des tschechischen Vorläufers von Luther, hatte man in Prager Kirchen große Truhen für die Ablaßgaben aufgestellt (S. 194) und bei Mangel an Bargeld auch Waren angenommen. Bei Luthers Debüt war der Ablaß längst ein reines Finanzgeschäft, eine Ausbeutung gerade der gläubigen Massen. Und nicht nur der Klerus, die römische Kurie, die Bischöfe, Ablaßprediger, Beichtväter, wollten davon profitieren, auch die Landesfürsten, Wechsler, Agenten.

Ablaß, was heißt das?

Im Katholizismus lateinischer Tradition, nicht in den Ostkirchen, unterscheidet man zwischen Sündenschuld (culpa) und sogenannter zeitlicher Sündenstrafe (poena). Sündenschuld und ewige Sündenstrafen werden in der Beichte, im sogenannten Sakrament der Buße ausgelöscht. Es bleiben aber seltsamerweise (als wäre da nicht alles seltsam!) die auf Erden oder im «Fegfeuer» abzubüßenden zeitlichen Sündenstrafen. Und offenbar bleiben sie nur, um eben durch Ablässe getilgt werden zu können; entweder ganz durch vollkommene Ablässe, die *alle* zeitlichen Sündenstrafen, oder durch unvollkommene Ablässe, die bloß ein *begrenztes* Maß dieser Strafen nachlassen. Stürbe also jemand gleich nach Gewinnung eines vollkommenen Ablasses, käme er «sofort, ohne die Flammen des Fegfeuers zu berühren, in den Himmel» (Beringer).

Leider hat dieses Glück nicht jeder. Daher schuf Mutter Kirche in nie ruhender Seelsorge noch unvollkommene Ablässe. Die dabei ge-

nannten Zeitmaße bezeichnen jedoch keine auf Erden oder im Fegfeuer abzubüßende Zeit, sondern die Zeit, die im Frühmittelalter ein Büßer auf sich nahm, um seine Sünden loszuwerden (S. 302 f.). Jedenfalls ist der Ablaß, wie etwa auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil 1965 der melchitische Kardinalpatriarch hervorhob, erst im Mittelalter aufgekommen und ein Problem allein der römischen Kirche.

Weitere diesbezügliche Details ersparen wir uns, da hier, wie üblich in der Theologie, so gut wie alles auf Fiktionen, auf Hirngespinsten beruht. Und obgleich die Kirche behauptet, «Christus» habe ihr die Vollmacht zur Ablaß-Gewährung gegeben, weiß das Neue Testament vom Ablaß nichts. Er ist, weiß dafür das Lexikon für Theologie und Kirche, «eine echte dogmengeschichtliche Neubildung», über die sich freilich, so der evangelische Theologe Heinrich Bornkamm, die Gelehrten «bis zum heutigen Tage nicht einig» sind. Kein Wunder, war doch das fiskalische Problem allemal interessanter für die Kirche als das theologische, das «creditum» wichtiger als das «credo», wie Horst Herrmann höhnt, der das einschlägige Kapitel seines Lutherbuches treffend «Das Credo des Credits» überschrieb.[2]

Die für den Ablaß verlangte Leistung konnte zwar geistlicher Art sein, lief aber immer mehr auf materielle Zuwendungen hinaus. Der Klerus spendete die Gnade, der Gläubige das Geld.

Die Päpste förderten sogar Kreditgesellschaften durch Ablässe, natürlich die eigenen, die «Montes pietatis», und da die Beschaffung des Betriebskapitals anfangs schwierig war, regten sie durch Verheißung von Ablässen zu «milden Spenden» an: Pius II., Sixtus IV., Innozenz VIII., Alexander VI., Julius II., Leo X. Besonders unter Sixtus und Leo vermehrten sich die Ablaßgnaden ungeheuer, und ganz offensichtlich infolge chronischen Geldmangels.[3]

DIE «FUGGEREI»

Hatten im Mittelalter zunächst die Juden im Geldgeschäft eine beträchtliche Rolle gespielt, dann gewiegte Lombarden, südfranzösische Caorsini, Wechsler aus Cahors, schließlich Florentiner, auch

Sieneser Banken, so gewannen allmählich die Fugger – neben Welsern und Höchstettern eines der führenden Augsburger Handelshäuser – auf dem internationalen Kapitalmarkt immer mehr an Bedeutung, vor allem im Fiskalsystem der Habsburger und der Kurie nebst deren Würdenträgern nördlich der Alpen.

Schon im ausgehenden 15. Jahrhundert gehören die Fugger zu den mächtigsten Finanzagenten der Päpste, die ihnen bald riesige Summen schulden. 1476 überweist der französische Kardinal und Fürstbischof von Gurk, Raymund Peraudi, durch Georg Fugger (Nürnberg) schwedische Ablaßeinnahmen nach Rom. Peraudi, später Ablaßkommissar und Generalkollektor in Frankreich, Deutschland, Skandinavien, hatte früh Kontakte zu der Firma und auch den Jubelablaß vom 5. Oktober 1500 im Auftrag Alexanders VI. in Deutschland verbreitet. Ein Drittel des Eingangs sollte dem Kardinal gehören, doch 1503 kassierte Maximilian den größten Teil für sich. Der Kaiser warb gern und flammend für kirchliche Ziele, für einen Türkenzug etwa (den er nie unternommen), um dahinter ganz andere Vorhaben zu verbergen. Auch Herzog Georg von Sachsen steckt damals, im Einvernehmen mit Maximilian, seinem Schuldner, 18 000 Gulden Ablaßgelder ein. Ungeniert greifen andere Christenfürsten bei Gelegenheit zu. Christian I., König von Dänemark, bedient sich 1455 für «Reichszwecke» aus einer mit Ablaßgeld gefüllten Kiste in einer Sakristei Roskildes. König Wladislaus von Böhmen und Ungarn tilgt mit Jubiläumsgaben von 1500 seine Schulden bei Breslauer Bürgern. Und manchmal geschieht die völlig willkürliche Verwendung solcher Sündengelder, Bußgelder, Kreuzzugsgelder sogar mit ausdrücklicher Genehmigung eines Papstes, wie jener Leos X. gegenüber König Franz I. von Frankreich (S. 354).

1495 erfolgt die Gründung einer römischen Fugger-Filiale, deren Leitung im nächsten Jahr der Florentiner Jacopo de Doffis, ein Kleriker, übernimmt. Und bald gehört der Bischof von Schleswig ebenso zu den Fuggerkunden wie der Erzbischof von Tarent.[4]

Um die Jahrhundertwende festigt Jakob Fugger «der Reiche» – 1514 in den Grafenstand erhoben, von Dürer gemalt, wie sein Nachfolger (seit 1525) Anton Fugger von Tizian – die wirtschaftliche Macht seiner Firma und erreicht schließlich ihren weltgeschicht-

lichen Höhepunkt. Mit einem Startkapital von nur 10 000 Gulden steigert er das Gesellschaftsvermögen um mehr als 1 800 000 Gulden. Das Unternehmen hatte inzwischen in Italien heimische Banken zurückgedrängt, vatikanische Großkunden aus Deutschland an sich gezogen, auch über seine Krakauer Filiale im europäischen Osten an Boden gewonnen, ebenso im polnischen, im ungarischen Handelsgebiet. Längst wickelte man alle möglichen Arten von Zahlungen ab, von Augsburger Baumeisterrechnungen, von Kreditbriefen für Romreisende über Geschäfte mit Wechslern, verzinsliche Einlagen, Darlehen für hohe Prälaten, Servitien- und Annatenobligationen bis zu politisch-militärischen Bankaufträgen, beispielsweise die Einhebung des Türkenzehnten, Vorschüsse für eine Kriegsflotte, der Aufrüstung des Kirchenstaates überhaupt.[5]

Schon Alexander VI. hatte sich in seinen letzten Regierungsjahren immer wieder der Fugger bedient, damals, 1501, gerade auch Johannes Zink, ein äußerst geschäftstüchtiger Typ, die Fugger in Rom zu vertreten begonnen. Und wie de Doffis war auch Zink Kleriker, stieg, von Mal zu Mal befördert, in der Kurie vom Magister über den Pfalzgrafen zum päpstlichen Familiaren auf, blieb aber gleichzeitig Leiter des römischen Fugger-Hauses. Einerseits weitete er den Geschäftsbereich bis England, Skandinavien, Finnland aus. Andrerseits hemmte er die Aktivität der Welser in Rom, mochte dort Christoph Welser auch päpstlicher Protonotar und Geheimkämmerer werden. Er, Zink, besaß 32 nachweisbare Pfründen und fand sogar noch Zeit, mit kirchlichen Ämtern und Würden profitreich in die eigene Tasche zu wirtschaften.

Fuggers intensives Zutun fiskalisierte das sogenannte Gnadenwesen mehr und mehr, ja die Firma versuchte es durch kaufmännische Zentralisation zu monopolisieren, wie das ähnlich auf anderen Gebieten, beim Kupfer etwa geschah, ein Monopol, das sie immens reich gemacht. «Ware blieb ihnen Ware. Und nur weitschauende Kritiker der Zeit begriffen, daß durch Zinks Tätigkeit italienischer Fiskalismus sich in das deutsche Handelsdenken ergoß und ihm seine rationale Hemmungslosigkeit, jedoch mit robusteren nordischen Formen und ohne südliche Eleganz, einzuflößen begann» (von Pölnitz).[6]

Nach dem Ableben Alexanders VI. florierte der Gnadenshop unter Julius II. fort. Hatte die schwäbische Gesellschaft doch von Anfang an, sobald sich die Chancen des della Rovere mehrten, seinen Wählern durch Zink Mittel zur Verfügung gestellt und der neue Papst noch an seinem Wahltag eine «Konklaveschuld» von 2500 Dukaten an die Fugger anerkannt. Und durch sein ganzes Pontifikat überwiesen sie ihm Geld aus Deutschland, wo zu ihren Kunden die meisten Diözesen gehörten, Toul etwa, Verdun, Aquileia, Passau, Basel, Salzburg, Augsburg, Regensburg, Speyer, Bamberg, Würzburg, Fulda, Hildesheim, die Hansestädte, Breslau, Leipzig, Meißen, Krakau u. a. Rühmte sich ja Jakob Fugger angeblich, bei Besetzung sämtlicher deutscher Bistümer, zuweilen gar zwei- und dreimal, mitgewirkt und daran verdient zu haben. Um 1511 trieben die Seinen den Jubelablaß für St. Peter auch in Schlesien, Ungarn, Polen ein. Und was Leo X. angeht, spricht es wohl für sich, daß ihm Faktor Johannes Zink zwischen 1513 und 1521 nicht weniger als 56 beurkundete «Gnadenbeweise» verdankt.

Zumindest ein Teil des hohen Klerus war auch durch private Interessen mit dem Fugger-Handel verquickt und überließ der Firma, allen biblischen und kanonischen Verboten zuwider, mehr oder minder hohe Beträge als stille Kredite. Ebenfalls spekulierten da «wahrscheinlich ziemlich ausgedehnte Vatikanische Kreise» (von Pölnitz). Kardinal Fazio Santorio, das finanzkundige Haupt der Datarie, gehörte zu diesen Kunden ebenso wie der Erzbischof von Gran oder der Breslauer Bischof Johann Thurzo und sein Bruder, der Prälat von Olmütz, bei denen die Fugger-Faktoren mit eigenen Schlüsseln die Ablaßtruhen öffnen und leeren konnten.

Ein durch das Augsburger Haus besonders profitierender Hierarch war der Fürstbischof von Brixen, Kardinal Melchior von Mekkau. Streng vertraulich investierte er 1496 eine verzinsliche Einlage von 20000 Gulden, womit das Unternehmen nach Belieben verfahren durfte. Offenbar befriedigt durch das Geschäft, steckte der Kardinal weitere Gelder in die Fuggerbank. Und im März 1509 belief sich seine Einlage ohne Abzüge auf 152931 Gulden – das eigene Handelsvermögen der Firma betrug genau ein Jahr darauf nur 198915 Gulden![7]

Die Fugger verbanden sich aber nicht nur finanziell, sondern auch familiär mit dem Klerus.

Schon der ältere Marx Fugger bekam durch den Papst eine Domherrenpfründe. Der jüngere Marx, unter Julius II. als Protonotar und Scriptor meist im Vatikan tätig, besaß ein Archidiakonat in Liegnitz, ein Kanonikat in Würzburg, zwei Pfarren im Bistum Passau, er bekam die Passauer Dompropstei, zwei Propsteien in Speyer, je eine Propstei in Bamberg, Regensburg und Augsburg. Auch Jakob Fugger der Reiche hatte ursprünglich im Stift Herrieden die geistliche Laufbahn eingeschlagen. Und später stellte die Familie einen Bischof in Konstanz, zwei Bischöfe in Regensburg, und selbstverständlich förderte sie (ausgenommen der evangelische Ulrich II. d. J.) die Gegenreformation, besonders der Jesuiten.[8]

ABLÄSSE FÜR LEBENDE UND TOTE

Kam es so auch zu den verschiedensten Transaktionen zwischen Vatikan und Fugger, wurde die breite Öffentlichkeit doch am meisten durch den Ablaßhandel mißbraucht.

Dabei wußte man auch die Ärmsten, die besitz- und beinah geldlosen Massen zu gängeln und wenigstens ihre Arbeitskraft zu kapitalisieren, etwa bei der Errichtung von Kirchen, besonders von großen, wie bei der Vollendung des Freiburger Münsters, wozu man Arbeiter zu unentgeltlicher Dienstleistung selbst aus fernen Gegenden bekam. Ebenso gab es die begehrten Gnaden für das Sand- und Steineschleppen beim Klosterbau. Oder für Mithilfe – selbst an Sonn- und Feiertagen – bei Festungsbauten. Und 1503 konnte man im Herzogtum Braunschweig einen Ablaß von 100 Tagen sogar bei ganz profanen Straßenarbeiten erwerben.

Ablässe spendierten Päpste oder Bischöfe bald mit vollen Händen und für alles mögliche.

Zum Beispiel für die Beteiligung an einer Prozession in Venedig mit öffentlicher Geißelung. Oder für das ehrfurchtsvolle Aussprechen der Namen Jesu und Mariä. 1514 gewährte die Lateransynode

einen Ablaß von zehn Jahren allen Denunzianten und Richtern von Gotteslästerern. 1287 verliehen deutsche Bischöfe einen Ablaß allen, die die Karmeliter (Träger eines neuen weißen Habits) nicht «die weißen Brüder» nannten, sondern nach wie vor «Frauenbrüder» (nichts Unzüchtiges war damit gemeint, wie man meinen könnte, hieß es doch damals, ein geflügeltes Wort, er hurt wie ein Karmeliter, sondern die heilige Jungfrau, die sie besonders verehrten).

Es gab Ablässe für solche, die Sünden vergessen hatten oder ihre Bußen, gab Ablässe für Gelübdebrecher, Meineidige, für Diebe und Räuber (retentio rei alienae). Es gab Ablässe für Mütter, die im Schlaf ihr Kind erdrückt, für Gläubige, die zu einem neuen Meßbuch beigesteuert oder es gekauft hatten. Bischof Rudolf von Würzburg gewährte dafür 1481 einen Ablaß von 40 Tagen, ein etwas kärglicher Nutzen.[9] (Allen Käufern dieser Kriminalgeschichte gewähre ich 40000 Jahre!)

Die Leipziger Schützenbrüder, die 1482 «aus hitziger Liebe und Begier bewegt, das Lob und den Dienst Gottes zu mehren», der Pfarrkirche St. Nikolai 500 rheinische Goldgulden gestiftet, erhielten ebenso einen Ablaß wie die «Schwestern» der oberelsässischen Büchsen- und Armbrustschützenbruderschaft des Städtchens Rufach, falls sie «wahrlich gereuet und gebeichtet erscheinen und ihr heiliges Almosen dazu geben, sooft und dick sie das tun».

Schön gesagt.

Am dicksten kam es vielleicht, seit man Ablässe auch für Tote anbot, die sozusagen geschäftsfähig machte. Tote waren, sind ja, nach christlichem Glauben, nicht tot, sind entweder, meistens, in der Hölle, oder, seltener, im Himmel; jedenfalls war da wie dort für sie auf ewige Zeiten gesorgt. Aber – es gab noch das Fegfeuer, wo die Armen Seelen, wer weiß wie lang, sühnten für alle Schuld aus trüben Erdentagen, und ihnen konnte, durfte, mußte man beispringen.

Schon im 13. Jahrhundert verbreitete der Klerus das Unglaublichste über Indulgenzen für Verstorbene.

Da berichtet ein englischer Franziskaner in einem Beispielbuch zum Gebrauch der Prediger vom Ablaßkauf eines Mannes für seinen jüngst verstorbenen Sohn. Er zahlt viel Geld, doch erscheint ihm der Sohn gleich in der Nacht darauf in strahlendem Glanz und ver-

kündet: «Durch die Ablässe, die du für mich gekauft, wurde ich aus dem Fegfeuer befreit und fahre nun gen Himmel.»

Viele folgten ihm. Und als wahrer Segen für die Armen Seelen erwies sich wieder einmal Rom. Der Nürnberger Ratsherr Nikolaus Muffel, der sich 1455 in der heiligen Stadt «mit allem Fleiß» um das wunderbare Phänomen gekümmert, nennt bereits mehr als 15 Kirchen und Stätten, wo man im Fegfeuer Schmachtende retten konnte. Von der Kapelle der hl. Praxedis meldet er: «so man fünf Messen für eine Seele in der Kapelle liest, die wird erledigt von allen Peinen. Des hat man Urkund und Zeichen, die da geschehen sind.» Kein Wunder, wenn nun zahlreiche Pilger die kostspielige Romfahrt gerade zum Trost der Armen Seelen unternahmen.[10]

Natürlich konnte nicht jeder nach Rom reisen und dort wie Martin Luther 1510/1511 als «ein toller Heiliger» durch alle Kirchen, alle Krypten laufen, alles glauben, «was daselbst erlogen und erstunken ist» und ernsthaft bedauern, «daß mein Vater und meine Mutter noch lebten, denn ich hätte sie gern aus dem Fegfeuer erlöst mit meinen Messen ...» Nein, nur Auserwählten waren Rombesuche vergönnt, und so gewährte Mutter Kirche in nimmermüder Sorge für das Seelenheil die großen Gnade auch anderwärts. Den Dominikanerinnen von Kirchheim in Württemberg verkaufte der 1493 für seine Verdienste zum Kardinal ernannte Ablaßkommissär Peraudi fünf Ablaßbriefe, «die kosteten mehr denn 10 Gulden; aber wir gaben es gern», bekundete eine Nonne, «daß wir den Seelen im Fegfeuer zu Hilfe kommen möchten ... Es holten sich etliche Schwestern 200 Seelen, etliche 100, etliche 50, und darnach jegliche vermöchte.»

Noch um die Mitte des 14. Jahrhunderts war die längst geübte Arme-Seelen-Rettung theologisch sehr umstritten. Doch im späteren 15., im frühen 16. Jahrhundert verliehen die Päpste Calixt III., Sixtus IV., Innozenz VIII., Alexander VI., Julius II., Leo X. authentische Ablässe für Verstorbene.

Gewährt ja noch im 20. Jahrhundert die weiter sehr ablaßfreudige Catholica Ablässe für Lebende: für einen Kleriker, der seinen Chorrock anzieht, das Kreuzzeichen schlägt und ein bestimmtes Gebet spricht: 300 Tage Ablaß. Auch wer den Ring des Papstes küßt,

bekommt im Jahrhundert Einsteins 300 Tage Ablaß, wer den eines Kardinals küßt, 100 Tage, den eines Bischofs, 50 Tage Ablaß. Wer betet «O Herr, bewahre uns den Glauben»: 100 Tage Ablaß jedesmal. Wer beim Hören von Gotteslästerungen den Lobspruch spricht «Gott sei gepriesen!»: 50 Tage Ablaß jedesmal. Und sogar für die Armen Seelen im Fegfeuer gewährt der Apostolische Stuhl noch Ablässe – die Wirkung aber läßt man jetzt offen. Ist die Ablaßeffizienz für Lebende nach wie vor «unfehlbar», «kann nicht festgestellt werden», ob und wie weit «einer ganz bestimmten armen Seele ein Ablaß zugute kommt» (Jone).

Im übrigen rügt man nun den «Mangel an Kritik» im Mittelalter – ja, wer wollte ihn denn! –, tadelt die allzu häufigen Ablaßverleihungen, die manchmal unangemessene Höhe, was schon den Spott «leichtfertiger (!) Humanisten» erregt habe, bemäkelt die zu geringen Leistungen für zu große Versprechen, die vielen Fälschungen – statt doch die ganze Sache selbst absurd, den Schwindel einfach Schwindel zu nennen.[11]

Fortschritte beim Ablassbetrug und Folgen

Im späteren Mittelalter stiegen die Gnadenschätze allmählich immer steiler an, die geringen Gewinne früherer Zeiten zogen nicht mehr. So steigerte man sie. Ein Gebet für den König von Frankreich, das Mitte des 13. Jahrhunderts unter Innozenz IV. 10 Tage Ablaß einbrachte, ergab hundert Jahre später unter Klemens VI. bereits 100 Tage. Ein noch relativ bescheidener Anreiz gewiß, doch bahnte sich eine inflationäre Entwicklung an.

Insbesondere waren mit der Visite vieler Kirchen Ablässe verbunden. Und hatte der päpstliche Legat Peraudi im Anfang des 16. Jahrhunderts für jede der Reliquien in der Schloßkirche zu Wittenberg – sie lagen dort bekanntlich tausendweise – 100 Tage Ablaß gespendet, machte Papst Leo X. aus den 100 Tagen für jede Partikel gleich 100 Jahre. Und für jede Reliquie in Halle verlieh er 4000 Jahre.

Mehr noch verheißt eine Berliner Handschrift: «Wer dies Gebet spricht, so man den Leichnam Christi erhebt, der verdient also viel Ablaß, als ein Mäher einen Tag Gras gehauen kann, und itzlich Gras bedeutet ein Jahr Ablaß.» War eine Indulgenz jedoch besonders hoch, wie eine von 48000 Jahren in der Sebastianuskirche Roms, so versicherte das deutsche Rombüchlein: «Es soll niemand an dem Ablaß zweifeln, der bei der würdigen Kirche ist; wer daran zweifelt, der sündigt größlich.»

Von einer Ablaßsumme von wenigen Tagen kam man allmählich – in echten oder gefälschten Dokumenten – bis zu 1000, 12000, 48000, ja zu 158790, 186093 Jahren und mehr. Bei einem Ablaß von 600000 Jahren (sexcenta millia annorum), einst zu gewinnen an Allerheiligen und natürlich in Rom (in der Kirche der hl. Bibiana), nimmt ein moderner katholischer Experte doch lieber «wohl einen Druckfehler an». Dabei stand in einem englischen Gebetbuch ein Ablaß von 1000000 Jahren, und die Heiligtumsbücher von Wittenberg oder Halle erwiesen sich als nicht minder generös.[12]

Eine Menge Ablaßbullen haben Welt- und Ordensgeistliche im späteren Mittelalter gefälscht, und die meisten dieser Fälschungen haben die Päpste im 15. und 16. Jahrhundert approbiert. Doch wurden nach manchen theologischen Experten die gefälschten Ablässe schließlich gültig – durch das Gewohnheitsrecht.

Die Menschen damals hätten freilich nicht leicht zwischen echten und unechten Ablässen zu unterscheiden gewußt, ganz beiseite, daß die einen so viel oder so wenig wert waren wie die andren. Erregt hat man sich auch eher über die Höhe der Preise. Und noch mehr über die – vom 13. Jahrhundert an – immer wiederholte Aufhebung älterer Ablässe, für die aber gezahlt war. Eben deshalb mußten sie ja ungültig, mußten sie aus dem Gnaden- und Geschäftsverkehr gezogen werden, bedurfte es stets neuer Indulgenzerweise. So «sistierte» man, wie das Kunstwort lautet, und verlieh neu und bezahlte neu und kassierte neu.

Wie viele Kreuzablässe gab es bereits! Doch vom 15. Jahrhundert an widerrief man immer häufiger (fast) alle bisherigen und schrieb neue aus. Pius II. brauchte Geld für die Restaurierung der römischen Basilika San Marco. Also ließ er den Bischof von Treviso in seiner

Diözese hundert Leute suchen, die für einen Sterbeablaß eine namhafte Summe berappten – und suspendierte dort bis zur Auftreibung des Geldes alle anderen Ablässe. Sixtus IV. wollte zum Jubeljahr 1475 Pilger massenweise in Rorg versammeln und dabei natürlich das Seine einstecken. Also hob er bereits am 29. August 1473 sämtliche vollkommenen Ablässe auf – ausgenommen die der Kirchen in Rom. Innozenz VIII. bestieg am 29. August 1484 den Heiligen Stuhl – und am 30. August 1484 annullierte er (mit Ausnahme der Sterbeablässe) alle Plenarablässe seines Vorgängers. Wer diese wieder wollte, konnte sie zwar gerne haben, doch gegen neue Bezahlung. Und wie Innozenz VIII. verfuhren im Anschluß an ihn: Alexander VI., Pius III., Julius II., Leo X., Hadrian VI.[13]

Die kirchlichen Behörden haben zum Ablaßschwindel lange geschwiegen, nur einzelne Theologen, teilweise anonym (!), protestiert. Erst als der Betrug immer offenkundiger wurde, erregte man sich über das Treiben von Quästoren, Almosenbegehrern, Ablaßpredigern, die ohne päpstliche oder bischöfliche Erlaubnis Geld sammelten, die päpstliche und bischöfliche Verordnungen fälschten, was schließlich von Spanien bis Skandinavien ständig vorkam, doch gar nicht vorgekommen wäre, hätte der niedere Klerus nicht vom höheren gelernt, gegen einen Teil der gehorteten Gelder mit den Quästoren gemeinsame Sache zu machen. Erst als der Gnadenverkauf allzu plump und oft betrieben wurde, geriet er in Mißkredit, mußte der hohe Klerus um seine Einnahmen fürchten – und eiferte in ganz Europa gegen die kleinen Gauner.

Auch gab es selbstverständlich längst die im Katholizismus bis heute beliebte Praxis, bei einfach nicht mehr zu kaschierenden Skandalen die niedere Klerisei, geringere Prälaten, zu tadeln, um ja keinen Schatten auf höhere, höchste, den Heiligen Vater selbst, fallen zu lassen, die eigentlichen Brutstätten doch der Korruptheit. So eifert Hieronymus Emser, von 1505 bis 1511 in Dresden Sekretär und Hofkaplan des Herzogs Georg von Sachsen: «Daß aber der Mißbrauch drein gekommen, ist nicht des Papstes, sondern der geizigen Kommissäre, Mönche und Pfaffen Schuld, die so unverschämt davon gepredigt und allein von ihres eigenen Nutzens wegen, damit sie des Sackes auch einen Zipfel kriegten, die Sache also grob ge-

macht und mehr aufs Geld, denn auf Beichte, Reue und Leid gesetzt, dessen sie doch von Päpstlicher Heiligkeit ungezweifelt keinen Befehl gehabt haben.»

Immerhin galt ihnen aber die strikte Order der Päpste, ihre Ablässe zu verkünden. Zwang man ja auch die Gemeinden unter Androhung von Kirchenstrafen, «bei Pein des Bannes», wie es 1517 in Hildesheim heißt, der Ablaßverkündigung beizuwohnen. Ja, häufig hatte man diesen Tag in den Pfarreien schon vom 13. Jahrhundert an zum Feiertag gemacht und mit erheblichem Gepränge, «mit großer Löblichkeit», «mit großer Reverenz» begangen.[14]

Je größer freilich der Aufwand und die Gnaden, desto geringer allmählich deren Popularität. So berichtet 1436 eine anonyme Chronik von einem Ablaß zur Griechenmission: doch «da tailtens die pfaffen under in und losten sich auß der herberg zuo Basel im consily und wurden die layen gelaicht». Und als im Frühjahr 1518 Ablaßkommissäre Breslau heimsuchten, bat das dortige Domkapitel den Bischof, sie nicht zuzulassen, seien doch so viele ähnliche Ablässe verkündet worden, «daß das Volk bereits Ekel davor habe und sein Gespött damit treibe». Erhob sich ja auch 1450 beim Verlesen des Rom-Ablasses durch den Augsburger Bischof «groß murbeln under dem volck dann vor langen zeiten bruoder Berchtold hie gepredigt hett: ‹wenn ainem Rom fur die thür kam, so solt man die peutel zuohalten› und ward sein oft gedacht»; gleichwohl glitten 20000 Gulden in die Kirchenkassen. Doch gerade in Augsburg, der Stadt der Fugger, deren F. von 1510 bis 1534 auf den römischen Münzen stand, hörte man immer wieder Schmähungen auf den Ablaß als Schröpferei «der ainfeltigen leut». Und munkelte oder wußte weithin, die bei der Firma aufgehäuften Gelder dienten ganz anderen Zwecken, als viele Spender noch glaubten.

Da gab es beispielsweise den anno 1506 mit hohen «Gnadengaben» dotierten Ablaß zum Neubau der Basilika des Apostelfürsten Petrus in Rom. Er befreite Lebende wie Tote, die in der Beichte ihre Sündenschuld getilgt, von allen zeitlichen Sündenstrafen, von Bußleistungen, vom Fegfeuer. Päpstlicher Ablaßverwalter aber wurde, und zwar auf eigenen Wunsch, in seinen Kirchenprovinzen und darüber hinaus Kurfürst Albrecht von Mainz, zugleich Erzbischof von

Mainz, von Magdeburg, Administrator von Halberstadt. Seine hohen Kirchenwürden hatte er in Rom erworben und deshalb bei den Fuggern 30 000 Dukaten Schulden. Also verschrieb er der Augsburger Gesellschaft – die Hälfte des eingehenden Ablaßgeldes, der «heiligen Ware».[15]

Was seinerzeit Deutschland am Papsttum wohl am meisten skandalisierte, war die Ablaßpraxis. So überrascht es kaum, daß sich damit Luther – der dann diese ganze Ausbeutung, die römische Gier nach Geld, als «Fuggerei» brandmarkt – besonders befaßt. Er kritisierte sie seit 1516, traf so aber auch die Wittenberger Ablaßsammlung, die kursächsischen Reliquienschätze seines Landesherrn, bei dem er derart «schlechte Gnade verdienet», weshalb er seine öffentliche Kritik bemerkenswerterweise auch einstellt. Und als er sie wiederaufnahm, verstand er es, nur die Lehre der «brandenburgischen» Ablaßprediger theologisch zu disqualifizieren und jede Kollision mit der Ablaßpolitik seines Landesherren zunächst zu vermeiden, so daß bereits Zeitgenossen Friedrich den Weisen als Inspirator der Ablaßthesen vermuteten. Am 31. Oktober 1517 jedenfalls schickte Luther die 95 Thesen über die Kraft der Ablässe an seinen Ordinarius, den Bischof von Brandenburg sowie an seinen Metropoliten, den Erzbischof Albrecht von Magdeburg/Mainz. Und gegen die Fugger, die sich im ausbrechenden Religionsstreit für Kaiser und Katholizismus entschieden, trat Luther, der ein arbeitsloses Einkommen verwarf, dann in mehreren Schriften nachdrücklich auf.[16]

Die Ablassthesen
Vom «sehr guten Papst»
zur «Papstsau»

Zunächst hatte freilich auch Luther die Berechtigung des Ablasses öffentlich anerkannt und nur gegen seine Veräußerlichung, gegen den Mißbrauch immer entschiedener seit 1516/1517 Stellung genommen. In den 95 Thesen nun, Disputationsthesen, in denen sich eine ausgesprochen ambivalente Haltung Luthers, eine Zwitterstel-

lung gegenüber dem Papsttum abzeichnet, geht er jedoch gelegentlich über die bisherige Ablaßlehre deutlich hinaus, verneint er ihre Gültigkeit vor Gott, bestreitet, «daß durch die Ablässe des Papstes der Mensch von jeder Strafe frei und los werde» (per pape indulgentias hominem ab omni pena solui et saluari). Statt dessen erklärt er, ein Großteil des Volkes werde zwangsläufig getäuscht «durch jenes in Bausch und Bogen großsprecherisch gegebene Versprechen des Straferlasses» und lehrt seinerseits: «36. Jeder Christ, der wirklich bereut, hat Anspruch auf völligen Erlaß von Strafe und Schuld, auch ohne Ablaßbrief» (habet remissionem plenariam a pena et culpa, etiam sine literis veniarum sibi debitam).

Luther attackiert jedoch viel mehr die Ablaßverkünder, «diese freche Ablaßpredigt», als Leo X., den er einmal sogar «einen sehr guten Papst» nennt, «dessen Integrität und Gelehrsamkeit alle guten Ohren entzückt». Gewiß ereifert er sich: «Warum baut der Papst, der heute reicher ist als der reichste Crassus, nicht wenigstens die eine Kirche St. Peter lieber von seinem eigenen Geld als dem der armen Gläubigen?» Doch schreibt er auch: «Wenn der Papst die Erpressungsmethoden der Ablaßprediger wüßte, sähe er lieber die Peterskirche in Asche sinken, als daß sie mit Haut, Fleisch und Knochen seiner Schafe erbaut würde.» Oder: «Wenn daher der Ablaß dem Geiste und der Auffassung des Papstes gemäß gepredigt würde, lösten sich diese (Einwände) alle ohne weiteres auf, ja es gäbe sie überhaupt nicht» (facile illa omnia soluerentur, immo non essent).

Luther stand dem Papsttum in seinen Frühschriften, Vereinzeltes ausgenommen, durchaus positiv gegenüber, und er bezeugt noch 1545, vor dem Ablaßstreit «ein geradezu fanatischer Mönch und ganz unsinniger Papist» gewesen zu sein, ein Mann der, wie er 1538 gesteht, vom Namen des Papstes mächtig fasziniert war und ihn als Werkzeug des Heiligen Geistes betrachtet hatte.

Noch im Herbst 1517 scheint Luther in der 81. These bereit, «das Ansehen des Papstes vor böswilliger Kritik oder sogar vor spitzfindigen Fragen der Laien zu schützen». Und an Leo X. selbst schreibt er noch im nächsten Jahr, er könne zwar nicht widerrufen, wolle aber des Papstes Stimme hören «wie die Stimme Christi, der in ihm den Vorsitz führt und redet». Ja, er beteuert: «Belebe mich,

töte mich, rufe, rufe zurück, bestätige, verwerfe, wie es dir gefällt!»[17]

Inzwischen freilich hatte der zwielichtige Geist, der Mann ungeheurer Gegensätze und Widersprüche, mit Windeseile und, dem Feuer seines Temperaments gemäß, zunehmend gereizt einige Schriften in die Welt gesetzt, hatte er zunächst auf deutsch «Ein Sermon von dem Ablaß und Gnade» unters Volk geschleudert und fast gleichzeitig unter die gelehrte Zunft die lateinischen «Resolutiones disputationis de virtute indulgentiarum». In diesen vehementeren Angriffen auf den Ablaß aber klingt auch die neue Lehre von Glaube und Gnade schon an. Und wollte er in dem Schreiben an Leo X. dessen Stimme hören wie die Christi, erklärte er in den Resolutionen, auf ihn mache gar keinen Eindruck, was dem Papst gefalle oder nicht gefalle. Der Papst sei «ein Mensch wie die andern Menschen. Viele Päpste gab es, denen nicht bloß Irrtümer und Laster, sondern auch Ungeheuerlichkeiten (monstra) gefielen. Ich höre auf den Papst als Papst, d.h. wie er in den Kirchengesetzen spricht und gemäß denselben oder mit dem Konzil entscheidet, nicht aber, wann er nach seinem Kopfe redet.»

Immerhin beteuert er noch im September 1519 in der Widmung des Galaterbrief-Kommentars, nicht nur die Römische, sondern die ganze Kirche Christi innig zu lieben, versichert ausführlich, daß diese Liebe es verbiete, sich von Rom zu trennen, ja nennt den Papst «Statthalter Christi». Doch bereits am 24. Februar 1520 schreibt er nach der Lektüre von Huttens Edition über die Konstantinische Schenkung von Laurentius Valla, er zweifle «fast nicht mehr daran», daß der Papst der erwartete Antichrist sei. In diesem Jahr erfolgt Luthers endgültiger Bruch mit Rom[18].

Und von nun an spricht der Reformator – fraglos einer der größten Schöpfer deutscher Sprache und jeden Vertreter des «Grobianismus» seiner Zeit übertrumpfend – anders über die Heiligen Väter, wenn der Ton auch im Prinzip wahrlich nicht neu ist, vielmehr lebhaft an die Innigkeit erinnert, mit der Christen, Apostel, Kirchenväter, Bischöfe schon in der Antike, ja im Neuen Testament ihre Nächstenliebe zum Ausdruck brachten (I 3. Kap.!),

Denn für Luther ist fortan und bis an sein Lebensende der «Statt-

halter Christi» ein Mensch, der «alles Böse treibt», «besessen vom Teufel», «des Teufels Bischof und der Teufel selbst», «ein verzweifelter Gotteslästerer und abgöttischer Teufel», «ein vermummeter und leibhaftiger Teufel», gar «der Dreck, den der Teufel in die Kirche geschissen». Er schimpft den Papst, noch 1518 «die Stimme Christi» für ihn, «beschissen» und «ausgeschissen», «Räuber», «Monstrum», «Rattenkönig», «Tier», «wildes Tier», «Drachen und Höllendrachen», «Bestie der Erde», schmäht ihn «erzpestilenzialisches Ungetüm», «spitalischer, stinkender Madensack», «Papstesel», «Papstsau». Das Haustier vom Esel bis zum Schwein ist «in seiner Malediktologie fast vollzählig vertreten» (Mühlpfordt) und die «Sau» in seinem Schimpfinventar geradezu eine Lieblingsbezeichnung für Gegner – Doktor Eck figuriert als «Saueck», Herzog Georg als «Dresdener Sau», die Konstanzer Konzilsväter sind insgesamt «Säue» etc. Luther nennt nicht nur das Papsttum, sondern auch «Bißthumb, Stift, Klöster, Hohenschulen mit aller Pfafferei, Müncherei, Nonnerei, Messen, Gottesdiensten eitel verdampte Secten des Teufels», das Papsttum im besonderen «des öbersten Teufels giftigster Greuel» und Rom «eine Behausung der Drachen, eine Wohnung aller unreinen Geister», «voller geizigen Götzen, Meineidigen, Apostaten, Sodomiten, Priapisten, Mörder, Simonisten und anderer unzähliger Ungeheuer».

Schon 1520 ist es gewiß für ihn, und er dürfte sich kaum sehr getäuscht haben, «daß der Papst und Cardinäl gar nichts gläuben». «Was gehet den Papst Beten und Gottes Wort an? Er muß *seinem Gott, dem Teufel*, dienen. Aber das ist noch das Geringst ... Die allerärgeste Grundsuppe aller Teufel in der Hölle ist, daß er solche Gewalt dahin strecket, daß er Macht haben will, Gesetze und Artikel des Glaubens zu stellen ... Er brüllet als besessen und voller Teufel ... Denn der *Teufel*, so das Papstthum gestiftet, der redet und wirket alles durch den Papst und römischen Stuel.»

Man meint, es gäbe da schwerlich eine Steigerung, und doch überhäuft er am Ende seines Lebens in dem Pasquill «Wider das Papsttum zu Rom, vom Teuffel gestiftet» den «Stellvertreter Christi» echt christ-evangelisch mit Schmähworten über Schmähworten als «Das Häupt der verfluchten Kirchen allerärgesten Buben auf Er-

den, ein Statthalter des Teuffels, ein Feind Gottes, ein Widersacher Christi und Verstörer der Kirchen Christi, ein Lehrer aller Lügen, Gotteslästerung und Abgöttereien, ein Erzkirchendieb und Kirchenräuber ... ein Mörder der Könige und Hetzer zu allerlei Blutvergießen; ein Hurnwirth uber alle Hurnwirthe, und aller Unzucht ... ein Widerchrist, ein Mensch der Sünden und Kind des Verderbens, ein rechter Bärwolf», und wünscht wieder mit aller evangelischen Wärme, man sollte «den Papst, Cardinal, und was seiner Abgötterei und päpstlicher Heiligkeit Gesindlin ist, nehmen und ihnen ... die Zungen hinten zum Hals heraus reißen und an den Galgen annageln ...»[19]

Wir werden das nun anhebende und immer mehr ausufernde Gezänk der Alt- und Neugläubigen, die Flut überbordender Streitschriften, Sendbriefe, Prophetien, Utopien, Pamphlete, Flugblätter allenfalls gelegentlich streifen, nicht aber das beginnende Zeitalter der Reformation – eine 1697 durch Veit Ludwig von Seckendorff geprägte, durch Rankes «Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation» (1839/1843) bekannter gewordene Charakterisierung – auch nur entfernt kontinuierlich betrachten. Und ebensowenig verfolgen wir chronologisch das Leben des Reformators selbst: das alsbald («fulmen Dei», «Gottes Stimme») abgebrochene Jurastudium, den Eintritt – nach einem Blitzeinschlag neben ihm – in das Erfurter Augustiner-Eremiten-Haus, das strengste der dortigen sechs Klöster, 1505; die Romreise, noch ohne Ärgernisnahme, 1510; die (dann zeitlebens beibehaltene) Professur für Bibelexegese 1512 in Wittenberg.

Noch immer ist Luther in den nächsten Jahren ein völlig Unbekannter in der Welt. Doch nach dem 1516 ausgebrochenen Ablaßstreit beginnt 1518 das römische Verfahren wegen Häresieverdacht, findet das (mit der Ablaßfrage eröffnete) Verhör durch den mit der causa Lutheri betrauten Legaten Kardinal Cajetan nach dem Augsburger Reichstag statt und die Verweigerung des Widerrufs. Es kommt im Sommer 1519 auf der Pleißenburg zur Leipziger Disputation mit Johannes Eck von Ingolstadt, Luthers stärkstem theologischem Widersacher. 1520 überbringt Eck persönlich aus Rom die Bannandrohungsbulle «Exsurge Domine» mit der Anführung von

41 «Errores Martini Lutheri», die «fromme Ohren beleidigen, einfache Gemüter verführen», die aber Luther (mit einem «Wildschwein aus dem Walde» verglichen, einem gar «wilden Tier») publizistisch hochwirksam als Fälschung Ecks ausgibt und sie im selben Jahr noch am 10. Dezember mit scholastischen Traktaten, mit reichsrechtlich gültigen Büchern des kanonischen Rechts sowie einem Dutzend Schriften seiner Gegner Eck und Emser auf dem Wittelsberger Schindanger öffentlich verbrennt. «Wessen erfrecht sich der räudige Mönch!» rief Luthers Kollege, freilich den Juristen zugehörend, einer von ihm bekanntlich besonders wenig geschätzten Spezies, «Schinder», «Zungendrescher», zumeist auch noch «des Papstes Diener», «böse Christen». Und am nächsten Tag erklärt Luther, die Verbrennung allein genüge nicht, es sei notwendig, den Papst, d. h. den päpstlichen Stuhl zu verbrennen.

Worauf nach langem Zögern am 3. Januar 1521 mit der Bulle «Decet Romanum Pontificem» die Exkommunikation durch Leo X. erfolgt, die Reichsacht durch den Kaiser, das Wormser Edikt, auf der Rückreise von Worms die Scheinentführung durch den Landesherrn Kurfürst Friedrich den Weisen auf die Wartburg, wo Luther als «Junker Jörg» sein «opus proprium» schafft, seine von der neueren Forschung nicht selten relativierte literarische Großtat, die ihn, wie freilich wohl mehr noch sein Streitschriftenwerk, in dem er selbst ein Kernstück seines Schaffens sieht, als Sprachgestalter neben Goethe und Nietzsche stellt, die Übersetzung des Neuen Testaments nicht aus der bisher gebräuchlichen lateinischen Vulgata, sondern aus dem Griechischen ins Deutsche – Luthers «verkorter Dolmatschung», wie 1527 der katholische Herzog Georg von Sachsen sagt.[20]

Erst recht nicht erörtert wird hier (wie überhaupt) Luthers Theologie, die bekanntlich mit seiner Angst beginnt, Gott nicht genugzutun, mit seiner qualvollen, schon pathologisch anmutenden Suche nach einem gnädigen Gott, mit dem Problem beginnt, wie er als Sünder vor Gottes Gericht gerecht erscheinen könne. Selbst wenn uns die Begriffe «Sünder», «Gott», «Gericht» (oder die Formeln «sola fide», «sola gratia», «solus Christus») in solchem Zusammenhang (und überhaupt) etwas zu sagen hätten, sie gehören nicht in unseren Themenkreis, es sei denn zu der Demonstration, daß da mit

lauter Unbekannten operiert, daß der Welt und ihm selbst, dem abgrundtief in seinen Sündenwahn Verstricktem, vom Teufel oft Besuchtem, ein X für in U vorgemacht werde, was aber nicht zu demonstrieren ist – für viele indes seine «größte und bleibende Leistung» (Tannenberg!).

Natürlich kümmert uns auch nicht Luthers «berühmte» 1523 in seiner Schrift «Von weltlicher Obrigkeit» dargelegte Zweireichelehre, ein ebenso alter wie plumper Theologenkunstgriff (fast zu plump, um ihn noch so zu nennen), sein strenges Differenzieren zwischen geistlichem und weltlichem Regiment, «Divina und Politica», aber auch zwischen andren Beziehungszusammenhängen des Christen, die jedoch alle unlösbar verbunden, aufeinander zugeordnet sind. Solche dualistische Konfrontationen gibt es mutatis mutandis bereits im Alten Testament, bei Paulus, Augustinus, die mittelalterliche Zweischwerterlehre gehört hierher. Und diese Unterscheidung, die keine Scheidung ist, besteht auch zwischen den Bereichen des «homo interior» und «exterior». Sie ist bei Augustinus ebenso wie bei Luther «scharf und unbedingt, aber zugleich unsichtbar und nie zu fixieren» (H. Bornkamm), also einfach wunderbar für Theologen, darin ganz wie's der Zweck erheischt herumzuschwimmen, ein ideales Terrain, das man, da äußerst variabel, situativ auslegen kann, stets nach dem Oppertunitätsbedarf. Unter den Faschisten, als der Begriff Zweireichetheorie nicht zufällig eine Konjunktur erfuhr, lehnten deutsche Lutheraner mit ihr den Widerstand gegen Hitler ab, norwegische und dänische Christen begründeten ihn damit. In den USA verteidigte man mit Hilfe der Zweireichelehre ebenso die Sklaverei wie den Freiheitskampf der black community.[21]

Das, was uns interessiert, ist allein der kriminelle, das heißt ohne jeden Abstrich der hervorstechende, der Haupt-Aspekt im blutigen Wust der Geschichte. Und dabei konzentrieren wir uns auf vier Kernpunkte, auf Luthers agitatorisch-demagogische Verteufelung der Bauern, der «Ketzer», der Hexen, der Juden. Jeder Vorgang ist gleich grauenhaft, gleich abscheulich, vielleicht der fatalste aber, weil historisch folgenreichste, die Niederschlagung der Ärmsten.

12. KAPITEL

MAN NENNT ES REFORMATION

Die Heiligenlegenden entlarvte Luther als Märchen. An den Bibellegenden hielt er fest; am Teufelsglauben auch; am Hexenwahn auch; an der Ketzervertilgung auch; am Antisemitismus auch, am Kriegsdienst, an der Leibeigenschaft, den Fürsten. Man nennt es: Reformation.[1]

Der Reformator lässt die Bauern schlachten oder «Anzaigung zwayer falschen Zungen des Luthers»

Die Kirche stand seit den frühen christlichen Sozialaufständen in der ausgehenden Antike stets auf Seite der Unterdrücker gegen die große Mehrheit der Menschen, die Bauern. Sie haben im christlichen Abendland, das sie erst zu Hörigen, dann zu Leibeigenen macht, eine Rechtsnatur fast wie Vieh, sie können vererbt, verschenkt, verkauft, getauscht, können jämmerlich geschunden, aufs äußerste geschröpft werden, sie müssen lebenslang *um Gottes Willen* gehorchen. Um 1300 schmeckt dem Hochmeister des Deutschritterordens Siegfried von Feuchtwangen, wie er sagt, kein Bissen, habe er zuvor nicht ein paar Bauern hängen lassen.

Durch das ganze Mittelalter kommt es so zunehmend zu den mannigfachsten Formen des Protests, des Widerstandes der Unterjochten gegen ihre weltlichen und geistlichen Grundherren, zu passiver Resistenz, zu Verweigerung von Diensten und Abgaben, zu Abwanderung, Flucht, zu Unruhen, Erhebungen, kommt es, je weiter das Mittelalter vorrückt, in Norwegen, Dänemark, England, der Normandie, in Flandern, Ungarn, der Schweiz zu Aufständen, zu Bauernrebellionen (Vgl. 3. Kap.).

Allein auf deutscher Seite – wo seinerzeit, teils persönlich frei, teils unfrei bis hin zur Leibeigenschaft, rund drei Viertel von 12 oder 13 Millionen Menschen auf dem Land lebten – zählte man im 15. Jahrhundert vierzig Erhebungen mit stetig sich verdichtender Tendenz und einer nicht selten schichten- wie ständeübergreifenden Ko-

operation. Und aus diesen Voraufständen entwickelte sich dann eine soziale Massenbewegung, die aber, letztlich ihr Verderben, nicht in sich zusammenhängend, nicht geschlossen, die regional zersplittert war; wobei nicht die unterste, die am meisten verelendete Klasse der Bauern den Ton angab, sondern der Stand mittlerer und großer Bauern, der gegenüber einer verstärkten herrschaftlichen Abhängigkeit sein Selbstverwaltungsrecht erstrebte.

Wenn auch ein ganzes Knäuel von Konflikten verschiedenster Art zum deutschen Bauernkrieg (1524–1526) führte, ist doch bemerkenswert, daß, zumindest gebietsweise, der besondere Haß der Bedrängten, der oft um ihre nackte Existenz Ringenden, dem Klerus gilt, dem größten Grundeigentümer. War ja «die Abneigung des Volkes gegen die Geistlichen» geradezu eine «Ursache des Bauernkrieges» (Gerdes), und dieser auch eine «religiöse Volkserhebung», eine «Glaubensrevolte» (Oberman).

Desiderius Erasmus von Rotterdam, bis zum Auftreten Luthers vielleicht der führende Gelehrte seiner Zeit, nennt denn auch den Bauernkrieg schlicht «Pfaffenkrieg» und «Klosterkrieg».

1460 empören sich die Kemptener Bauern gegen ihren Abt. 1476 demonstrieren 16000 Bauern bei Nacht mit Fackeln vor der Festung Marienberg ihres Würzburger Oberhirten, der mit Kanonen auf sie feuern läßt. «Und wurden der Völker etlich viel erschlagen und erstochen», heißt es in der Würzburger Ratschronik, «auch gefangen uf 104 Personen ungnadelichen gesinnt (= ohne Gnade) uf Unserfrauenberg.»

1483 bekämpft die Bundschuhbewegung in Schlettstadt besonders die geistlichen Gerichte, 1490 die Augsburger Bauernschaft ihren Bischof Friedrich von Hohenzollern. 1493 heißt die Parole des Elsässer Bundschuhs, bei dem, wie auch sonst nicht selten, bäuerliche und bürgerliche Widerständler sich zusammenfanden, vor allem Abschaffung des Straßburger Bischofsgerichts und des kaiserlichen Hofgerichts zu Rottweil verlangend: «Loset, was ist das für ein Wesen? Wir mögen nicht vor Pfaffen und Adel genesen.»

Stark ausgeprägt war der Pfaffenhass auch 1502 beim Bruchsaler Bundschuh unter dem rastlos agierenden Joss Fritz, einem Leibeigenen des Speyrer Bischofs, eines notorischen Leuteschinders, ja der

dortige Bundschuh war geradezu aus diesem Haß hervorgegangen. Etwa 100 Rebellen wurden verhaftet, zehn geköpft und gevierteilt. – Der Bundschuh, die übliche Fußbekleidung der Bauern, wurde das Symbol ihrer Freiheitsbewegung.[2]

Auch als der Bundschuh 1513 auf den Breisgau übergreift, im nächsten Jahr unter Peter Gais der «Arme Konrad» Teile Württembergs erschüttert, äußern sich starke antiklerikale Tendenzen, wollen die Bauern – dreizehn werden hingerichtet – sich nicht mehr vor geistliche Richter gestellt, vielmehr das Kirchen-, das Klostergut gerecht verteilt sehen, wollen sie die «göttliche Gerechtigkeit» übrigens nicht nur für die Bauern, sondern, wie dann in den zwölf Artikeln stand, «für sich und die andren Christen».

Die Memminger «Zwölf Artikel der Bauernschaft in Schwaben» von Ende Februar 1525, die noch ins Elsaß und nach Thüringen wirkende, in mindestens 25 Drucken mit ca. 25 000 Exemplaren verbreitete wichtigste Programmschrift der Aufständischen, die ausdrücklich ihre Bereitschaft gegenüber der Obrigkeit «in allen gebührenden und christlichen Sachen» betonte, richtet sich gleichwohl weit mehr gegen Bischöfe und Prälaten als gegen die weltlichen Grundherren, war doch auch sie «vor allem eine religiöse Revolte gegen das kirchliche Establishment» (Oberman).

Bezeichnenderweise dehnen zu Beginn der Neuzeit, als man die Leibeigenschaft da und dort gemildert, ganz aufgehoben, anderwärts aber verschärft oder erst eingeführt hat, auch Klöster die (bei Rechtshändeln entmündingende) das Territorialregiment begünstigende Leibherrschaft, wie sie auch hieß, aus, so St. Georgen, Weingarten, Einsiedeln, Salem, Sankt Peter im Schwarzwald oder Kempten im Allgäu, die größte Grundherrin des Gebietes. Gerade diese Abtei, in deren Urkunden stand: «Die Leibeigenschaft ist nit wider göttlich oder menschlich gesatz», suchte mit einem von ihr gefälschten Stiftungsbrief Karls I. ihre Bauern in die Leibeigenschaft zu drücken. Sie schikanierte sie durch das ganze 15. Jahrhundert, ging mit geistlichen Strafen gegen sie vor, soll auch willkürlich gefoltert haben, und um 1500 machte der Fürstabt auf die perfideste Art 1200 Zinser leibeigen. (1526 enthält das sogenannte Blutbuch der Abtei 173 Namen von aufrührerischen Bauern und Rädelsführern).[3]

Bei aller Wut auf den Klerus waren die mittelalterlichen Bauern durchaus fromm, christgläubig, Wallfahrer, Heiligenverehrer, wurden jetzt auch eine religiöse, eine religiös-soziale Bewegung, und wahrscheinlich wollten Sie schon mit dem «Pfeifer von Niklashausen», dem 1476 in Würzburg als «Ketzer» verbrannten Hans Behem, sicher aber im Bundschuh von 1502 des Joss Fritz «nichts denn die Gerechtigkeit Gottes». Die Allgäuer Artikel, beginnend «In Christo Jesu liebwerte Brüder», wissen sich verbunden «bei dem heiligen Evangelium und bei dem Gottesworte und bei dem heiligen Recht» und wollen einander beistehen bis zum Tod, «denn wir sind Brüder in Christo Jesu, unserem Erlöser». Und der letzte Artikel des Memminger Manifests lautet, bezeichnenderweise in unverkennbarer Anlehnung an Luthers Verweigerung des Widerrufs auf dem Wormser Reichstag 1521: «Wenn einer oder mehr Artikel allhier aufgestellt sein sollten, die dem Worte Gottes nicht gemäß: ... dieselbigen Artikel wolle man uns auf Grund des Wortes Gottes als ungebührlich erweisen, so wollten wir davon abstehen, wenn man uns den Nachweis mit Begründung aus der Schrift führt.»

Die Bauern vereinigten sich als «christliche Versammlung», stritten als «evangelische Brüderschaft», als «christlich evangelisches Heer», auf ihren Fahnen sah man Bilder des Gekreuzigten und den Namen Jesu. Ein Fähnlein des Bundschuh zeigte nicht nur einen Crucifixus, sondern auch die Madonna, den Täufer, den Kaiser, den Papst, dazu einen vor dem Kreuz knienden Bauern und die Umschrift: «Herr, stand diner gotlichen gerechtigkeit bi!» Es gab Bauernlager, in denen Huren keinen Zutritt hatten, doch alle Tage Predigtgottesdienst befohlen war. Ja, der württembergische Bauernführer Matern Feuerbacher, freilich ein Außenseiter, der selbst Adligen und Geistlichen Schutzbriefe ausstellte, verlangte das Predigen gleich zweimal täglich.[4]

Gewiß trumpften auch radikale Kräfte auf, Männer, die alle Pfründen reduziert, das Kirchengut abgeschafft, nur noch Kaiser und, ausgerechnet, den Papst als Herren anerkannt sehen wollten oder die, wie die Odenwälder Bauern, der Stadt Tauberbischofsheim lakonisch erklärten: «wir wollen herrn sein»; kein vereinzeltes Geschehen.

Der Rebell Joss Fritz, charakterlich einwandfrei, wollte sämtliche Abgaben und Zinsen einstellen, die geistlichen Güter aufteilen, überhaupt jede Herrschaft beseitigen. So heißt es in den Satzungen dieses Bundschuhs: «Wir wollen alle Joche und Leibeigenschaften zerbrechen und mit Waffen uns freien, weil wir wie die Schweizer frei sein wollen. Niemals mehr wollen wir Obrigkeit über uns dulden und niemand Zins, Zehnt, Steuer, Zoll und noch andere Beden (Abgaben) bezahlen, sondern uns aller dieser Beschwernisse auf ewig entledigen. Wir wollen die Fürsten und Edelleute mit Gewalt brechen und vertreiben oder totschlagen samt allen Pfaffen und Mönchen; ihre Güter wollen wir teilen.» Als nicht weniger radikal erwies sich die Tiroler Landesordnung des einstigen bischöflichen Sekretärs Michael Gaismair, die den Landesfürsten gar nicht mehr erwähnte und «ain ganze Glaichait im Land» verlangte. Gaismair starb 1532 in Padua durch gedungene Mörder mit Einverständnis der Innsbrucker Regierung.[5]

Doch überraschenderweise war die Mehrzahl der Bauern und Bauernhaufen ursprünglich friedlich gestimmt, versöhnungsbereit.

Zu Beginn großen Auseinandersetzung 1525 sprechen kaum die Waffen, Ausnahmesituationen beiseite. Die aus lokal oft verschiedenen Anlässen entspringenden Unruhen hatten meist einen gewaltlosen, noch keinen kriegerischen Charakter, dienten der Demonstration der Not, bezweckten die Aufhebung erdrückender Lasten, erstrebten jedoch in der Regel keine Empörung, keinen Umsturz mit Waffengewalt. Das bringen diverse Bauerngruppen auch zum Ausdruck, der Baltringer Haufen (der dann aber, erbittert über die hinhaltenden, die Bauern nur prellenden Scheinverhandlungen des Schwäbischen Bundes, mit der Niederbrennung des Herrensitzes Schemmerberg den eigentlichen Bauernkrieg eröffnete), die Kemptener Bauern, der Schwarzwälder Artikelbrief, die Allgäuer Artikel. Man suchte den Konflikt noch auf dem Verhandlungs-, dem Rechtsweg zu bewältigen, schloß viele Verträge, u.a. mit dem Erzstift Mainz, Abkommen, die nicht immer ernst gemeint waren, zumal der Adel auch auf Zeitgewinnung spekulierte und andererseits die Bauern nicht auf jedes Angebot eingingen. Doch brachten sie ihre rechtlichen, sozialen, kirchlichen Wünsche «auf einen im ganzen

maßvollen und diskutablen Nenner. Es ging ihnen wesentlich darum, in rechtlich gesicherter politischer Freiheit unter landesherrlicher Obergewalt zu leben» (Handbuch der Europäischen Geschichte).

Zunächst sah es im übrigen auch nicht so übel für sie aus. Sie waren zwar deutlich weniger gut geführt, nicht kriegserfahren, strategisch schwach, die einzelnen Haufen aber militärisch oft ordentlich organisiert, zumindest teilweise zufriedenstellend gerüstet, und zweifellos in der Überzahl. Auch standen ländliche Arbeiter, Bergknappen, Handwerker, Teile der städtischen Unterschichten zu ihnen. Erwiesen sich ja sogar mehrere Fürsten als einsichtig, verhandlungsbereit und zögerten lange, ihre Vereinbarungen zu brechen.[6]

Auch Luther, der das Elend vieler Bauern, ihre Überlastung, den Steuerdruck, die Beamtenwillkür, nicht nur kannte, sondern das Berechtigte ihres Protests auch anzuerkennen schien, greift zunächst in seiner Schrift «Ermahnung zum Frieden auf die Zwölf Artikel der Bauernschaft in Schwaben» alle Ausbeuter, die so «schatzen und schinden», «die leute so vntreglich beschweren» massiv an. «Erstlich mügen wyr niemand auff erden dancken solchs vnradts und auffruhrs / denn euch Fürsten vnd Herrn / sonderlich euch blinden Bisschoffen vnd tollen Pfaffen vnd München / die yhr noch heuttigs tages verstockt / nicht auffhöret zu toben vnd wüten wider das heylige Euangelion.»

Zwar meinen sie, schreibt Luther, noch fest im Sattel zu sitzen, doch könne und wolle er ihre Wüterei nicht dulden, müssen sie anders werden, müssen sie dem Wort Gottes entweder freundlich oder gewaltsam weichen, entweder durch diese oder andere Bauern. «Und ob yhr sie alle schlügt / so sind sie noch vngeschlagen / Gott wird andere erwecken.» Und überhaupt: «Es sind nicht die bawren / lieben herrn / die sich widder euch setzen / Gott ists selber / der setzt sich widder euch / heymzusuchen ewer wueterey.»

Luther findet auch «etliche» der Zwölf Artikel der Bauern «billich vnd recht». Und die anderen Artikel, gesteht er, «sind ja auch billich vnd recht». Daß freilich die Bauern, seine «lieben herren vnd brüder», seine «lieben freunde», zwar den großen Zehnt weiter ent-

richten wollen, nicht aber den kleinen, heißt er «eytel raub vnd offentliche strauch dieberey». Erst recht verwirft er den Kampf der Geknechteten wider die Leibeigenschaft, die aber gerade an der Spitze aller bäuerlichen Gravamina stand – betrafen doch von 54 ausgewerteten Beschwerdeschriften mit zusammen 550 Einzelpunkten 90 Prozent die Leibeigenschaft (83 Prozent die Grundherrschaft, 67 Prozent die Gerichtsherrschaft), wobei die Bauern eben meinten, Christus habe alle Menschen befreit. Das freilich will der Reformator schon gar nicht hören, heiße es ja «Christliche freyheyt gantz fleyschlich machen.» Und auch eine schlechte Obrigkeit, lehrt Luther, sei kein Freibrief für «rotterey noch auffruhr». Vielmehr sei es Sache der Obrigkeit, wie es nicht eben logisch, wie es theologisch heißt, «die bosheyt zu straffen», müsse jede Seele ihr «vnterthan seyn / mit furcht und ehren». Jeder Christ habe nicht zu rechten und zu fechten, «sondern vnrecht zu leyden vnd das vbel zu dulden». Ja, er schimpft die Bauern dreist viel größere Räuber als ihre Gebieter. Denn «Die oberkeyt nympt euch vnbillich ewer gut / das ist eyn stuck. Widderumb nemet yhr der selben yhre gewallt / darynne alle yhr gut / leyb vnd leben stehet / drumb seyt yhr viel grösser reuber denn sie / vnd habts erger fur / denn sie gethan haben.»[7]

Bekam Luther Angst? Drohte sein evangelisch-reformatorischer Protest in andere, rein weltliche, rein machtpolitische Bahnen zu entgleiten? Drohte die religiöse in eine soziale Empörung, die Reformation in Revolution umzuschlagen? Und war er, Luther, vielleicht selbst in den Aufruhr verstrickt? Ursächlich verstrickt? Zugespitzt formuliert Winfried Schulze in seiner Deutschen Geschichte im 16. Jahrhundert, «daß ohne die reformatorische Verkündigung des Evangeliums kein Bauernkrieg möglich gewesen wäre».

Das mag sein oder nicht – die Reformation, seit langem von England bis Böhmen, von John Wyclif und Jan Hus vorbereitet, die Reformation, eine Sache des Glaubens, der religiösen Bedürfnisse, der antirömischen Opposition, der Verwerfung scholastischer Theologie und päpstlicher Kirchentyrannei, ein von vielen Gelehrten, von Humanisten, von Melanchthon, von Hutten gefördertes epochales europäisches Ereignis, die Reformation war mit der Bauernbewegung und deren Berufung auf Bibel und «Göttliches Recht» unver-

kennbar verbunden. Luthers fundamentaler Angriff auf das Papsttum, die mitreißende Wucht seiner Kritik mußte auch eine Attacke auf andere Autoritäten nahelegen, auslösen. Sein ungestümer, berserkerhafter Elan hatte Signalwirkung, hatte gewaltige Erwartungen geweckt, nicht nur der Beseitigung von Seelenqualen, sondern auch materieller Bürden, eine Veränderung der Gesellschaft überhaupt. Der Wittenberger hatte «die ganze Summa eines christlichen Lebens» in dem Begriff Freiheit zusammengefaßt, und dieser Begriff erschien in den Flugschriften der Bauernkriegszeit wieder – nur hatte ihn Luther «geistlich» und die Bauern auch «fleischlich» verstanden wissen wollen.

Schon als der überall den Klerushaß schürende, den Waffengebrauch fordernde Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen 1522 den «Pfaffenkrieg» gegen den Trierer Erzbischof Richard von Greiffenklau führten, verloren und beide bald darauf starben, hatte Luther die Gewaltanwendung verworfen. Sah er doch «Aufruhr» darin und keine «ordentliche Gewalt». Aufruhr aber, schrieb er in seinem 1522 gedruckten Text «Eine treue Vermahnung zu allen Christen, sich zu hüten vor Aufruhr und Empörung», Aufruhr sei ohne Vernunft und treffe mehr Unschuldige als Schuldige. «Darumb ist auch kein Aufruhr recht, wie rechte Sach er immer haben mag.» Doch der Herr omnes, also der sogenannte gemeine, der kleine Mann, kapiere das nicht, «schläget in den Haufen, wie es trifft, und (das) kann nit ohn groß, greulich Unrecht zugehen».

Schlägt somit der «kleine Mann» drauf, ist's stets Unrecht, wie recht er hat. Schlägt der «große», die Obrigkeit zu, ist's stets Recht, wie unrecht auch immer: die christliche «Gesellschaftslehre» von Paulus bis Luther, bis heute. Die «Großen», mögen sie Konstantin, Chlodwig, Karl, Hitler, Stalin oder sonstwie heißen, dürfen morden und morden lassen, dürfen monströse Blutbäder anrichten, Weltkriege führen, ganze Völker vernichten, sie wurden und werden dabei, gemäß Paulus, Luther und ihresgleichen, von allen christlichen Kirchen unterstützt. Und vielleicht stimmt es nachdenklich, daß einer der ersten bekannten Militärs der Bundeswehr, der General Ulrich de Maizière gestand, «daß es lutherische Schriften waren, die mich 1951, nur knapp sechs Jahre nach dem Ende des Zweiten

Weltkrieges, haben wagen lassen, dem Ruf der Bundesrepublik zur Mitarbeit in den Streitkräften zu folgen».[8]

Anfang Mai 1525 schleudert Luther seine blutrünstige Schrift «Wider die räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern» heraus, worin er diese, die, unter Berufung auf die Genesis, frei und gleich sein möchten, brüsk abfertigt und ihren Schlächtern preisgibt. Denn: im Neuen Testament «gillt Moses nicht / Sondern da steht vnser meyster Christus». Lehrt aber selbst meyster Christus etwas gegen meyster Luther, dann gilt meyster Christus nicht, sondern meyster Luther. Falls etwa die Obrigkeit unversehens über die Bauern herfällt und sie «ohne vorhergehendes Erbieten zu Recht und Billigkeit», das heißt ohne jedes Verhandeln schlägt und straft, dann will der doch gar nicht so ungern Blut riechende Reformator durchaus «nicht weren», obgleich er natürlich sehr gut weiß, daß dies «das Euangelion nicht leydet».

Freilich, die Bauern begehen «grewliche sunden widder Gott vn menschen», sind «eyn ewiger hellebrand», ja, er vermutet gar keine Teufel mehr in der Hölle, da sie allemal in die Bauern fuhren. Denn die Bauern sind «des teuffels», treiben «eyttel teuffels werck», ehren, dienen «dem teuffel / vnter dem scheyn des Euangelij», sind «die offentlichen strassen reuber vn morder», «thun wie die rasenden hunde», weshalb man sie auch wie «eynen tollen hund todschlake·mus», sie «wurgen vnd stechen» soll, «heymlich odder offentlich / wer da kan» – also nicht nur die Obrigkeit soll totschlagen, soll abstechen, nicht nur der Soldat, der Verbrecher, nein: jeder, der's vermag. Man sieht, was in diesem christlichen, diesem gottesfürchtigen Gehirn vorgeht. Das meiste und vor allem das Schlimmste, was er den «Teufeln», den Bauern, zu recht oder nicht, an den Kopf schmeißt, das wünscht, das treibt, befiehlt er mutatis mutandis selbst.

Ja, die Bauern sind «trewlose / meyneydige / vngehorsame / auffrurissche / morder / reuber /gottslesterer», Leute, die «den todt verdienet haben / an leybe vnd seele manichfeltiglich», «vielfalltig ... den tod verdienet», «wohl zehen mal den tod ... an leib vnd seele», ein Pack, das sogar die heidnische Obrigkeit strafen darf, ja muß, denn dafür trage sie das Schwert, wie erst recht natürlich einem

Christenfürsten, einem Amtmann Gottes und Diener seines Zorns, «das schwerd vber solche buben befohlen ist».

Denn die Bauern haben «böse gewissen vnd vnrechte sachen ... Aber die oberkeyt hat eyn gut gewissen und rechte sachen»! Und stirbt der Fürst gegen «die vbelthetter», so stirbt er unter göttlichem Befehl, richtig: unter seinem. Also setzt Luther dem Fürsten, seinem Schutzherrn, Verteidiger, mit dem seine Sache, die Reformation, steht und fällt, in den Kopf, was in seinem eigenen Kopf steckt, seine «rechte sache». «Drumb will ich straffen / vnd schlahen so lange ich eyne ader regen kan». Und schärft ausdrücklich ein, es gelte hier nicht «gedult odder barmhertzickeyt. Es ist des schwerds vnd zorns zeyt hie / vnd nicht der gnaden zeyt.» Und prägt den denkwürdigen Satz, der sich wohl wieder seltsam im Mund seines Herrn Jesus Christus ausnähme: «Solch wunderliche Zeiten sind jetzt, daß ein Fürst den Himmel mit Blutvergießen verdienen kann, besser als andere mit Beten.»

So kann Luther zum Schluß eines seiner widerlichsten Erzeugnisse – unter vielen widerlichen – noch einmal jeden (!) aufhetzen, die elenden Bauern zu massakrieren: «Darum, liebe Herren, erlöset hier, rettet hier, helft hier. Erbarmt euch der armen Leute: steche, schlage, würge hier, wer da kann. Bleibst du drüber tot, wohl dir, seligeren Tod kannst du nimmermehr finden. Denn du stirbst im Gehorsam göttlichen Worts und Befehls ...»[9]

Goethe sprach einmal von jenen Christen, die im Schafspelz daherkommen, inwendig aber reißende Wölfe sind. Luther kommt schon als reißender Wolf! Die Heuchelei entfällt trotzdem nicht: sie steckt in Details, in tausend Details.

Natürlich bekennt sich ein Mann wie er auch dann noch zu seiner Schrift, wenn man, wie er hört «mit den armen Leuten so greulich verfährt». Er findet es richtig, notwendig, «und Gott wills auch haben ... wo nicht, so täte der Satan viel Ärgeres, ein Unglück ist besser als das andere». Immer wieder äußert er sich so in Briefen des Jahres 1525, ironisch, zynisch, selbstherrlich. Ja, mit den Bauern «gilts hier nicht viel Erbarmens; lasse nur die Geschütze unter sie sausen, sie machens sonst tausendmal ärger». Und auch jetzt wieder: «hohe Zeit ist es, daß sie erwürgt werden wie die tollen

Hunde!» «Ich bin der Meinung: es ist besser, daß alle Bauern erschlagen werden als die Fürsten und Obrigkeiten, und zwar deshalb, weil die Bauern ohne Gewalt von Gott das Schwert nehmen.» Und all die Klüglinge, die ihn nicht verstehen wollen, die mögen unverständig bleiben, «und wers nicht wissen will, der mag unwissend bleiben. Es ist genug, daß mein Gewissen Christus gefällt».[10]

Und wie er weiß, daß sein Gewissen Christus gefällt, so weiß er in seinem «Sendbrief von dem harten Büchlein wider die Bauern», daß auch seine Schrift «Gott gefellt». Ein Aufrührer aber ist für den Reformator keiner vernünftigen Antwort wert. «Mit der faust mus man solchen meulern antworten / das der schweys zurnasen ausgehe.» Ist «des schwerds zorn vnd ernst ia so not ym volck / als essens vnd trinckens / ia als des lebens selbst». Deshalb, was die «hallstarrigen / verstockten / verblendten bauren» betrifft, so schreibe er, wie er dazumal schrieb, auch jetzt, «erbarme sich nur niemand / sondern / hawe / steche / wurge / schlahe dreyn / alls vnter die tollen hunde / wer da kan / vnd wie er kan» und, so an andrer Stelle, «wer am ersten kan / vnd soll nicht sorgen / das er eynen mord begehe / sondern er weret eym ertzmorder / der das gantze land morden will.» Ja, steche und morde er nicht, sondern läßt nur den Herrn stechen, «ist er auch eyn ertzmorder». Im übrigen, schließt er mit der hypertroph irren Selbstsicherheit, die er zur Schau trägt, vermutlich wirklich hat, «sol recht bleyben /was ich lere vnd schreibe / sollt auch alle welt druber bersten ...»[11]

Die chronikalischen Berichte über den Bauernkrieg stammen (fast) ausnahmslos von der Seite der Herren und sind entsprechend gefärbt. Gewiß brannten die Bauern von den Alpen über Franken, wo sie, von den Bischöfen besonders schikaniert, am wildesten kämpften und hausten, bis nach Thüringen und zum Harz viele Hunderte von Burgen, Schlössern, Klöstern nieder oder vernichteten sie sonstwie, allein im Bistum Bamberg nahezu 150, plünderten sie natürlich auch, das Kloster des Abts Hieronymus Herzog von Elchingen gleich dreimal, verwüsteten die Häuser von Klerikern, beraubten auch Wallfahrtsorte, wie das fränkische Vierzehnheiligen. Sie zerstörten Kunstwerke in den Kirchen, zerfetzten Urkunden, zerrissen Bücher, die sie ohnedies nicht lesen konnten, sie brüllten in

die zerschlagenen Orgelpfeifen, betranken sich sinnlos am Wein in den Klosterkellern, aber sie begingen kaum eigentliche Bluttaten, töteten nur Leute, die sich gegen sie während des Kampfes besonders grausam benommen oder sie verraten hatten.[12]

In den wenigen größeren Schlachten im Mai und Juni 1525 unterlagen sie hoffnungslos, gelegentlich fast ohne Gegenwehr, ihr Ruin war total, kaum einer ihrer Führer entkam.

Noch am 3. Mai hatte Luther dem Herzog Johann auf die Frage, ob er in die Zwölf Artikel einwilligen solle, dringend abgeraten. «Ich aber widerriet's ganz und gar, er sollte auch nicht in einen willigen.» Ein, zwei Tage darauf drängt Luther den Mansfeldischen Rat Rühel, den Grafen keinesfalls von seinem Vorgehen gegen die Bauern, nichts anderes als «Räuber und Mörder», abzuhalten, sei es doch ein gutes, von Gott verordnetes Recht, das Schwert gegen die «Bösen» zu brauchen, «solange eine Ader sich reget im Leibe». Am 9. Mai verlautet sein haßerfüllter Schrei wider die räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern, worin er fallende Fürstensöldner als echte Märtyrer erklärt, die Bauern aber zu massakrieren heißt, da «nicht giftigers, schädlichers, teuflischers sein kann, denn ein aufruhrischer Mensch, gleich als wenn man einen tollen Hund totschlagen muß, schlägst du nicht, so schlägt er dich und ein ganz Land mit dir ...»[13]

Am 14. Mai wird das Heer der thüringischen Bauern unter Thomas Müntzer bei Frankenhausen durch Truppen der Fürsten von Hessen, Sachsen und Braunschweig mit wenigen Geschützsalven völlig vernichtet. «Komm Heiliger Geist, Herre Gott», sangen die Bauern, 5000 von ihnen starben elend, angeblich nur sechs Gegner, und Luther diffamiert noch den toten Müntzer, für Heinrich Heine einer der «heldenmütigsten und unglücklichsten Söhne des deutschen Vaterlandes», als «den Teufel leibhaftig» und wünscht einmal mehr, «wie hoche Zeit ist's, daß sie erwürget werden wie die tollen Hunde».

Am 19. Mai werden die Bauern bei Zabern unter Herzog Anton von Lothringen durch großenteils spanische Söldner niedergemetzelt – trotz zugesagter Schonung, 18000 Menschen, die sich freiwillig entwaffnet haben sollen, darunter Frauen und Kinder.

Am 2. Juni attackiert bei Königshofen in Franken Kavallerie des Truchseß von Waldburg einen größeren Aufrührerhaufen, 4000 Bauernleichen liegen am Abend auf dem Schlachtfeld. Nur wenige Tage später verlieren bei Sulzdorf (südlich Würzburg) 5000 Bauern das Leben.[14]

Die Zahl der insgesamt im Krieg Getöteten schätzt man zwischen 70000 und weit über 100000. Und nach Beendigung der Kämpfe zogen die Herren oder ihre Büttel durchs Land, brandschatzten, verhängten hohe Strafgelder und ließen die Köpfe rollen.

In Eisenach wurden schon im Frühsommer 24 Rädelsführer hingerichtet, etwas später, am 22. Juni, auf dem Markt in Jena 20 Todesurteile vollstreckt. Landgraf Philipp von Hessen meldet die Hinrichtung «100 böser männer». Der Bamberger Bischof Weigand von Redwitz hatte 13 Rebellen auf dem Markt enthaupten, den Vorort Hallstadt als Sitz der Empörung niederbrennen lassen und zog dann in seinem Bistum umher, Geld- und weitere Todesstrafen diktierend. Nicht anders der Würzburger Oberhirte, der monatelang seine Diözese durchreiste, Gelder und Köpfe nehmend. Und 220000 Gulden Entschädigung, zahlbar in zwei Jahren. Denn selbstverständlich hat man alle «Opfer» des Konflikts jetzt reichlich getröstet; so mancher bekam für «alte zerrissene Rattennester» bald «hübsche neue Schlösser und Paläst». In Würzburg aber werden «auf ayn tag 66 man mit dem Schwert gericht».

Markgraf Kasimix von Ansbach ließ in Rothenburg ob der Tauber dem protestantischen Prediger Dr. Johann Teuschlein, dem blinden Mönch Hans Schmid und 15 Bauernführern auf dem Marktplatz den Kopf abschlagen, in Kitzingen 60 Bürgern die Augen ausstechen, «sind umgangen wie die unvernünftigen Tier, sind viel von ihnen gestorben». In Langensalza fallen 41 Köpfe. Nach der Niederlage von Pfedersheim bei Worms läßt der Pfalzgraf an 80 Aufständischen das Todesurteil vollstrecken. Bei Überlingen werden 40, bei Schlettstadt 300 geköpft. Nach der Schlacht bei Böblingen zog der Profoß Berthold Aichelin, der Lieblingshenker des Truchseß, mit seinen Spießgesellen durchs Land und soll dabei «an die 1000 Empörer enthauptet oder gehängt haben». In Stuttgart und Cannstatt wurden auch mehrere Pfarrer an den Galgen gebracht,

andere enthauptet sowie einigen Frauen die Zunge ausgeschnitten. Allein im Gebiet des Schwäbischen Bundes hat man Ende 1526 die Menge der Hingerichteten auf 10 000 veranschlagt.[15]

Das Scheitern des Bauernkrieges war eines der folgenreichsten Verhängnisse der deutschen Geschichte, keineswegs nur für die Bauern, die daraufhin jahrhundertelang weiter unterdrückt, geringgeschätzt, verachtet worden sind, sondern für die Deutschen, Deutschland überhaupt. Karl Marx hat deshalb den Bauernkrieg die «radikalste Tatsache der deutschen Geschichte», Friedrich Engels den «großartigsten Revolutionsversuch des deutschen Volkes» genannt. Das treffendste Wort hinsichtlich des Konflikts und Martin Luther im besonderen aber stammt wohl von diesem selbst, das Wort nämlich, mit dem er 1533 «Prediger die größten Totschläger» nennt und hinzusetzt: «Ich habe im Aufruhr alle Bauern erschlagen. Denn ich hab sie heißen totschlagen. All ihr Blut ist auf meinem Hals.» Daß er die Schuld dann nach alter Pfaffenart noch seinem «Hergott» zuweist, der ihm «solches zu reden befohlen», können wir, mag Luther es geglaubt haben oder nicht, auf sich beruhen lassen.[16]

DER «KETZER» WIRD ZUM «KETZER»-JÄGER

Luthers Weg führt von der Toleranz des Reformators zur Intoleranz des Kirchenmannes, des Begründers der lutherischen Landeskirche. Dabei entfaltet sich seine Haltung zunächst in der Auseinandersetzung mit der Papstkirche, schien es anfangs, als träte er selbst gegenüber deren mörderischer Rabiatheit für Duldsamkeit ein. Dann identifiziert er zeitweise sein Anliegen fast mit den früheren Häretikern. Nicht sie, die man richte, seien «Ketzer», sondern die Papisten, die «heute verbrennen». Überhaupt geißelt er den Mißbrauch des weltlichen Schwertes durch den Papst, der ihn «nicht zu einem liebreichen Vater, sondern gewissermaßen zu einem furchtbaren Tyrannen» mache, «indem wir allenthalben nichts als Gewalt von ihm zu sehen bekommen».

Frei von jedem Zwang sollte das Evangelium verkündet werden, jeder nur seinem Gewissen folgen. Luther ist für unbeschränkte Lehr- und Kultusfreiheit. Leidenschaftlich wie kein anderer Reformator fordert er Toleranz gegenüber Katholiken wie neuen Häresien. Das «Ketzer»-Verbrennen verurteilt er 1518 und 1520; «Ketzer» solle man «mit Schriften, nicht mit Feuer überwinden». Auch im folgenden Jahr predigt er: «Zu dem Glauben soll man niemand zwingen, sondern Jdermann furhalten das Evangelium und vormahnen zum Glauben, doch *den freien Willen lassen* zu folgen oder nit zu folgen.» 1525 mahnt er: «Die Obrigkeit soll nicht wehren, was jedermann lehren und glauben will, es sei Evangelium oder Lüge.» Und noch im Juli 1528 beantwortet er die Frage seines alten Freundes Wenzeslaus Link, ob die Obrigkeit falsche Propheten töten solle: «Ich kann nicht zugestehen, daß falsche Lehrer zum Tode verurteilt werden.»

Insbesondere verwirft Luther die Hinrichtung, selbstverständlich auch die Inquisition – die allerdings bald, sogar unter diesem Namen, gegen Geistliche wie Laien wieder eingeführt wird und häufig Absetzung und Exil nach sich zieht. Wie der Reformator auch die Strafe des Kirchenbanns übernimmt und beispielsweise den Stadthauptmann von Wittenberg, Hans Metzsch, wegen Unsittlichkeit exkommuniziert. Doch bis zum Ende der zwanziger Jahre erklärt er die Auseinandersetzung mit der Häresie für eine Sache nicht der weltlichen Gerichtsbarkeit, sondern der Gemeinde. Diese könne «straffen, bessern, ausstossen odder ynn den Bann thun». Dann aber sieht er in der «Ketzerei» ein «crimen publicum» und verlangt für sie die Todesstrafe.[17] Gewiß, einst schien Luther ringsum tolerant, friedlich gestimmt, hatte er beteuert: «Es ist wider den Heiligen Geist, Ketzer zu verbrennen» und «Gegen die Türken Krieg führen, heißt Gott widerstehen, der unsere Ungerechtigkeiten durch sie heimsucht.» Doch beide Sätze, von der römischen Bannandrohungsbulle begreiflicherweise verdammt, gab auch Luther preis. Denn als er erkannte, Häretiker nicht überzeugen zu können, rief er gegen sie die weltliche Obrigkeit an, wurde der «Ketzer» «Ketzer»-Jäger, wenn er auch gern, je nach Bedarf, Zurückhaltung gewahrt sehen wollte und sich nicht selten in Widersprüche verwickelte.

Müntzer hatte schon recht, wenn er von ihm sagte, er trage eine «beschissen Demut» vor sich her, aber «er hetze und treibe wie ein Höllenhund». Denn wie die Papstkirche brauchte auch der Reformator den Staat, brauchte er den Krieg und die «Ketzer»bekämpfung. «Er hat die Bauern, die Türken und die Juden im wörtlichen Sinne, eindeutig belegbar, verteufelt und dazu aufgerufen, sie als Teufel – und keineswegs nur als weltliche Feinde – zu behandeln» (Müller-Streisand).

Für Luther war sein «Evangelium» das «rechte Evangelium» und alles, was dem entgegenstand, «Ketzerei». Es widerstrebte einfach seiner Geistesart, Überzeugungen anderer als gleichberechtigt zu achten. Mächtig gefördert wurde diese Haltung durch seinen Glauben an die Wahrheit, an nur eine Wahrheit, eine einzige Wahrheit, die er auch noch, seine feste Überzeugung, als einziger erkannt habe! Und natürlich für «alleinseligmachend» hielt.

Ohne Frage, vieles ist bei Luther nicht mehr als verführerische Parole, «Parteiprogramm», wie bei Paulus, noch mehr bei Augustin, der auch so leidenschaftlich jeden Zwang bei der christlichen Mission, der Bekehrung Andersgläubiger, ausschloß und dann so beredt dafür warb (I 479 ff!). «Gewaltlos durch das Wort allein», heißt es in der Confessio Augustana, «sine vi humana sed verbo».

Luther verbietet zeitweise Gewalt. Er fordert Geduld mit Andersdenkenden, Andersgläubigen, er fordert Lehrfreiheit. Aber er fordert sie von den katholischen Gegnern, und er fordert sie nur so lange, bis seine Lehre herrscht, sein alleinseligmachendes Gespinst. Dann müssen andere Lehren, da es ja nur eine Wahrheit gibt, schweigen.[18]

Die Statuten der theologischen Fakultät Wittenbergs, von Melanchthon mit Luthers Einverständnis verfaßt, geboten den Lehrern streng, «die reine Lehre» vorzutragen. Verteidigt aber jemand hartnäckig «die falschen Ansichten», dann solle er «mit solcher Strenge bestraft werden, daß er die schlechten Meinungen nicht weiter verbreiten kann». Der Vorsteher dieser Fakultät war von 1535 bis zu seinem Tod ununterbrochen Martin Luther.

Irrlehrer mußten bestraft werden, weil der Reformator sie nicht geistig «überwinden» konnte. So verlangte er seit 1524 das Vorge-

hen der Obrigkeit gegen Dissidenten, wenn sie Aufruhr verursacht oder rebellische Gedanken verbreitet hatten, und hielt Landesverweisung als Strafe für angemessen. Karlstadt verdrängte er erst aus Wittenberg, ließ ihn dann, trotz dessen inzwischen erfolgter Distanzierung von Gewaltanwendung, mit seiner Familie 1524 aus Kursachsen ausweisen und verfolgte ihn, bis er 1541 in Basel an der Pest starb. Erst recht war der große Rebell Thomas Müntzer, der das Reich Gottes mit Gewalt auf Erden verwirklichen wollte, des Teufels für Luther, für «das geistlose sanftlebende Fleisch zu Wittenberg», wie Müntzer höhnte, der dann im Bauernkrieg gefangen, gefoltert und hingerichtet wurde.

Noch 1528 sprach sich Luther gegen die Todesstrafe aus. Doch seit 1530 unterschieden die Reformatoren nicht mehr zwischen aufrührerischen und bloß falsch lehrenden «Ketzern», so daß die einen wie die andern die Todesstrafe traf. «Die zahlreichen Hinrichtungen auch solcher Wiedertäufer, die nachweisbar keine Aufrührer waren, und die gerade auf Grund jener normativen Erklärungen der Wittenberger Theologen getötet wurden, reden eine zu deutliche Sprache gegenüber allen derartigen Versuchen, noch immer die klare Tatsache ableugnen zu wollen, daß Luther selbst die Todesstrafe gegen bloße Ketzer gutgeheißen hat» (Wappler).

Im Februar 1530 erklärt sich Luther in einem Brief an Justus Menius und Friedrich Mykonius für die Todesstrafe. Als er im selben Jahr die (irrtümliche) Nachricht erhält, der Antitrinitarier Johannes Campanus sei zu Lüttich als «Ketzer» hingerichtet worden, schreibt er: «Mit Freuden habe ich dies vernommen (laetus audivi).» Etwa seinerzeit riet er auch, die «Winkelprediger» der Täufer «dem rechten meister, der Meister Hans (= Henker) heißt», zu übergeben. Keinesfalls eine nicht ganz ernst zu nehmende Hyperbel – erst am 18. Januar 1530 hatte «Meister Hans» in Reinhardsbrunn bei Gotha sechs Täufer getötet. Und 1531 setzte Luther seinen Namen unter ein von Melanchthon verfaßtes Gutachten der theologischen Fakultät Wittenberg, das für Täufer die Todesstrafe verlangte, wenn sie aufrührerische Gedanken vertraten, Verwerfung des Eigentums, des Eides, des Zinses u.a. oder das öffentliche Predigtamt ablehnten.[19]

Mit Luthers Anfängen als Reformator, mit seinem Kampf gegen

den Papismus wußten sich die sogenannten «Schwärmer», die aus mittelalterlichen «Ketzer»-Traditionen hervorgegangenen Täufer (von ihren Gegnern pejorativ Wiedertäufer, Anabaptisten genannt) eng verbunden. Luther und Zwingli, diese beiden, so steht in der hutterischen Chronik, einer Täuferschrift, «haben alle Tück und Büberei der päpstlichen heiligkeit eröffnet und an den Tag hervorgebracht gleich als wenn sies mit Donnerschlägen alles zu Boden wollten schlagen». Doch sie hatten, heißt es, nichts Besseres gebracht. Vielmehr sei es, «als ob einer einen alten Kessel flickt (aber) das Loch nur ärger wird». Stets von neuem hört man denn von den Täufern, daß eine Lehre, die den christlichen Lebenswandel nicht gebessert, wohl falsch sei, daß «wenig guts ... von der lutherischen Pfaffen Predigen komme [sondern] alle Ärgernis, Freiheit, Büberei, und sei böser und ärger dann underm Papsttum».

Das Täufertum, das eine Fülle religiöser Gruppierungen ohne einheitliche Theologie umfaßte, wollte wieder ans Urchristentum anknüpfen. Es erhoffte grundlegende gesellschaftliche Veränderungen, verwarf die Kindertaufe, praktizierte die Taufe von Erwachsenen und war häufig mit Endzeiterwartungen verbunden, die übrigens auch Luther durchaus teilte, der zeitweise den Weltuntergang auf das Jahr 1534 ansetzte, dann ihn 1540 ersehnte («komm, lieber jüngster Tag», schließt er seinerzeit ein Schreiben an die Gattin). Freilich wußte er auch: «Einige Jahre kanns noch dauern», «fünf oder sechs Jahre». Doch bis 1548 bestehe die Welt nicht mehr, «denn Ezechiel ist dawider». Der große Reformator wußte sogar, der Weltuntergang werde um Ostern stattfinden – «morgens in der Frühe, nachdem es eine Stunde oder etwas länger gedonnert haben wird ...»

Das Täufertum entstand im Gefolge der Reformation (von ihr wie von den Katholiken bald scharf bekämpft) 1525 in der Schweiz, in Zürich, wo man bereits am 5. Januar 1527 Felix Manz, den ersten Märtyrer der Täufer, in der Limmat ertränkte. Es entwickelte sich 1526 in Thüringen und Franken, 1530 in den Niederlanden und verbreitete sich, nicht zuletzt infolge seiner fortgesetzten Verfolgung, von Österreich bis in den Ostseeraum.

Die langlebigste Täufersekte ließ sich auf der Grundlage unbedingter Wehrlosigkeit und Gütergemeinschaft unter Jakob Hutter

aus Tirol (1536 in Innsbruck auf dem Scheiterhaufen verbrannt) in Mähren nieder, beschützt mancherorts vom Adel, der sie als äußerst friedliche und fleißige Arbeitskräfte schätzte, und besteht heute noch in Nordamerika in rund 350 Kolonien.

Die wohl spektakulärste, doch nur kurzlebige Kommune wurde das Täuferreich in Münster 1534/1535, angeführt von dem Prediger Bernd Rothmann, von Jan Matthys, zuvor Leiter der Amsterdamer Täufergemeinde, dann im Kampf um Münster gefallen, geführt weiter von seinem Nachfolger, dem Schneider Jan van Leiden (Bokkelson) und dem scharf antiklerialen Tuchhändler Bernd Knipperdollinck. Das «neue Jerusalem» war durchaus kein Gossenregime, sondern vielleicht gar durch «die reichen Bürger» dominiert (Kirchhoff). Jedenfalls verbrannte man alle Bücher bis auf die Bibel, praktizierte die Erwachsenentaufe, die Vielehe und eine Art Planwirtschaft, keine gänzliche Gütergemeinschaft. Bei interner Opposition ließ man rasch die Köpfe rollen, während der Bischof Graf von Waldeck die eingeschlossene Stadt berannt, ausgewiesene Prediger liquidiert hat, bis Landsknechte des Reichs Münster durch Verrat einnahmen. «Außer den Frauen gab es nur wenige Gefangene» (Kirchner). Die Anführer wurden nach monatelangen Verhören und Folterungen am 22. Januar 1536 mit ausgesuchter Grausamkeit durch glühende Zangen hingerichtet und in eisernen Käfigen am Lamberti-Kirchturm zur Schau gestellt. Auch weit darüber hinaus starben «die meisten» Täuferführer «den Märtyrertod» (Rabe).[20]

Für Luther war das Münsteraner Täuferreich ein mehr peripheres Ereignis, mit dem er sich wenig, eigentlich nur beiläufig beschäftigt hat. Doch da er überall den Teufel sah, wo man nicht dachte und glaubte wie er (und selbst dort!), sah er auch in Münster, «das der Teuffel dasselbs leibhafftig haus helt, und gewislich ein Teuffel auff dem andern, wie die kröten, sitzen» und warnte schon bald vor Verirrung in zwinglianische Gedanken und in Aufruhr.

Zunächst zwar will er die Täufer großmütig geduldet sehen, verkündet er vollmundig: «Man lasse sie nur getrost und frisch predigen!» Dann aber begehrt er für sie die Todesstrafe, nicht nur wegen revolutionärer Übergriffe – zumal Faktum ist: «Die meisten Täufer lehnten jede Gewalt ab» (Moltmann) –, sondern auch wegen ihrer

«Irrlehre», wobei er sich auf die Nachrichten des Alten Testaments über das Töten falscher Propheten stützt. Als sein Freund Johannes Bugenhagen, Theologieprofessor in Wittenberg, «Ketzer», die Schwärmer und Sakramentarier, auf Moses verweisend, zu töten verlangte, stimmte Luther zu: «Ja es stehet der Grund im Text dabei: Besser ist es einen Menschen hinwegräumen als Gott.» Und unterschrieb auch mit seinem Namen ein Gutachten Melanchthons – des schärfsten reformatorischen Verfechters der Kapitalstrafe für die Täufer –, das im Jahr 1531 für ihren hartnäckigen Anhang ebendiese Sühne prätendierte.

Seit 1529, seit dem Speyrer Reichstag, stand reichsrechtlich auf «Wiedertaufe» die Todesstrafe. Seit einem Reichstag, auf dem die «Protestanten», deren Geburtsstunde hier schlug, darauf bestanden, in Glaubensfragen allein ihrem Gewissen zu gehorchen, schlug man Andersgläubigen dies Recht ab – und ihre Köpfe dazu. Ökumenisch schönstens vereint erhoben Katholiken und «Protestanten» jetzt zum Reichsgesetz: «Nachdem auch kürzlich eine neue Sekte der Wiedertäufer entstanden ist, die durch allgemeines Recht verboten ist, ... hat Ihre Majestät ... eine rechtmäßige Konstitution, Satzung und Verordnung erlassen ..., daß alle Wiedertäufer und Wiedergetauften, Männer und Frauen, in verständigem Alter vom natürlichen Leben zum Tod mit dem Feuer, Schwert oder dergleichen nach Gelegenheit der Personen ohne vorhergehende Inquisition der geistlichen Richter gerichtet und gebracht werden ...» Als Aufrührer und «Ketzer» also sollten Täufer getötet werden.

Doch schon 1527 hatte in ganz Süd- und Mitteldeutschland die Verfolgung begonnen, hatte Herzog Wilhelm von Bayern befohlen, wer widerruft, werde geköpft, wer nicht widerruft, verbrannt. Schon 1527 hatte man zwölf Männer und eine Frau, die sich gegenseitig getauft, enthauptet. 1531 massakrierte man zehn Wiedertäufer in Den Haag. Weitere Exekutionen gab es u.a. 1530, 1532, 1538. Im nächsten Jahr schrieb das Wittenberger Hofgericht im Hinblick auf Täufer, die man in Eisenach gefangen hielt, wenn sie nicht widerrufen und gehorsam sein wollen, «werden sie von wegen solcher Gotteslästerung, und daß sie sich anderweit haben taufen lassen, mit dem Schwert vom Leben zum Tod billig hingerichtet».

Man sperrte Täufer ein, manche bis sie in der Gefangenschaft umkamen, wie den bis Livland und Stockholm missionierenden Melchior Hoffmann, einen Kürschner aus Schwäbisch-Hall, der nach zehnjährigem Kerker 1543 in Straßburg endete. Oder man folterte sie, wie jenen in Österreich inhaftierten Täufer, von dem wir lesen: «dem haben sie beide Schenkel in ein Stock so hart geklemmt, daß sie ihm gefault, also daß die Mäus seine Zehen von Füßen ihm vor seinen Augen hinweggetragen haben». Andere wurden enthauptet oder verbrannt, waren sie doch für das öffentliche Leugnen wichtiger Glaubenswahrheiten auch nach sächsischem Recht, wie der sächsische Jurist Matthias Coler (gest. 1587) in seinen «Decisiones Germaniae» schrieb, mit dem Feuertod zu bestrafen (de iure saxonico cremandi veniunt); «vor der Verbrennung müßten sie jedoch auf der-Folter über ihre Mitschuldigen befragt werden, damit das Land von diesen schlechten Menschen gesäubert werde».[21]

Die «Schwärmer», ursprünglich Anhänger, dann Gegner Luthers, wurden fast überall verfolgt, «gleich wilden Tieren gehetzt» (von Bezold), und von Ort zu Ort, von Land zu Land. «Einige hat man gereckt und gestreckt», heißt es in einer Chronik mährischer Täufer, «so daß die Sonne durch sie hindurchscheinen konnte, einige sind an der Folter zerrissen und gestorben, einige sind zu Asche und Pulver als Ketzer verbrannt worden, einige an Säulen gebraten worden, einige mit glühenden Zangen gerissen, einige in Häusern eingesperrt und alle miteinander verbrannt worden, einige an Bäumen aufgehängt, einige mit dem Schwert hingerichtet, erwürgt und zerhauen worden. Vielen sind Knebel in den Mund gesteckt und die Zunge gebunden worden, damit sie nicht reden und sich verantworten konnten. So sind sie zu Tode geführt worden ... Wie die Lämmer führte man sie oft haufenweise zur Schlachtbank und ermordete sie nach des Teufels Art und Natur.»

Bereits zwischen 1527 und 1533 hatte man als «Ketzer» oder Aufrührer an die siebenhundert Täufer beseitigt, «vielleicht sehr viel mehr» (Rabe), «sie wurden in Massen hingerichtet» (Moeller), nach neueren Schätzungen zwei- oder dreitausend Männer und Frauen, und viele Tausende wurden eingekerkert oder vertrieben. In den Territorien König Ferdinands I., gegenüber den Protestanten eher ver-

mittelnd, war die Verfolgung am schärfsten. Schon nach den ersten Jahren schätzte man die Zahl der umgebrachten Täufer in Exsisheim auf sechshundert, in Tirol und Graz auf tausend. Katholiken und Protestanten standen dabei zusammen, Fugger finanzierte. Und gerade in Kursachsen hat man die «Teuffel», im Gegensatz etwa zu Hessen, immer wieder liquidiert. Auch Zwingli ließ einige Täufer töten, während Calvin, ihr besonders scharfer Bekämpfer, nie die Todesstrafe gegen sie gefordert hat.[22]

Die Tendenz zur Verschärfung ist für Luther typisch. Und je mehr die Auseinandersetzungen sich zuspitzten, vor allem mit den «Linken» («zur Linken», so sagt er selbst), mit den «Propheten» (ob er sie nun himmlisch schimpft oder neu oder falsch oder wie immer), mit den Schwärmern, Rottengeistern, Klüglingen, kurz den Rigoristen, den Radikalen der Reformation, desto mehr anathematisiert er sie, wie die traditionalistischen «Teufel» natürlich von vornherein und erst recht. «Müntzer, wiedertäufer, papst, kardinal(e)» – lauter «Teufelsmäuler».

Denn der Wittenberger führte ja einen Zweifrontenkrieg und schaltete nicht nur im Kampf gegen seine reformatorischen Widersacher, sondern auch gegen die Altgläubigen bei Bedarf, und der Bedarf bestand meistens, die weltliche Obrigkeit ein, allerdings erst nach einer notorisch freundlichen Annäherung. Das war sein Prinzip bei allen praktischen religiösen Maßnahmen: Toleranz, Toleranz. Nur keinen Zwang.

Als es beispielsweise 1522 in Altenburg um die Einsetzung eines evangelischen Predigers, Gabriel Zwillings, ging, mahnte Luther diesen: «Du sollst ..., wie ich es dir ans Herz gelegt, mit dem Worte allein die Gewissen befreien und auf reinen Glauben und Liebe dringen ... Ich habe dem Fürsten versprochen, daß du so vorgehen würdest.» Als aber die Chorherren von Altenburg Zwillings Anstellung zu verhindern suchten, zog Luther, wie üblich, andere Saiten auf. Er gestand ihnen nun keinerlei Recht, Zins, Macht etc. zu, kein Siegel, keine Briefe, keinen Brauch, «weil sie öffentlich dem Evangelio entgegen sind». Seinem Evangelio natürlich, das er damals rühmte: «Das Wort Gottes ist ein Schwert, ist Krieg, ist Zerstörung, ist Ärgernis, ist Verderben, ist Gift und, wie Amos sagt, gleich dem Bär

am Wege und der Löwin im Walde.» Er bedeutete den Chorherren: «Sie sollen schweigen oder das reine Evangelium lehren», steckte sich hinter den Kurfürsten, dem er doch selbst ein moderates Taktieren versprochen, forderte ihn auf, «zu wehren falschen Predigern»; er müsse «als ein christlicher Fürst den Wölfen begegnen» – und so geschah's.

Ähnlich verfuhr er gegenüber Johann Heinrich von Schwarzburg, der bei seiner Einführung des neuen Glaubens auf den Widerstand der Mönche stieß. Als der skrupulöse Graf ihn konsultierte, beschied er ihn so knapp wie scharf, es sei «nicht Unrecht, ja das höchste Recht, daß man den Wolf aus dem Schafstall jage ... Es ist keinem Prediger darumb Gut und Zinse gebe, daß er Schaden, sondern Frommen schaffen solle. Schaffet er nicht Frommen, so sind *die Güter schon nimmer sein.* Das ist meine kurze Antwort.» So kam die Reformation nach Schwarzburg.

Und nicht anders siegte sie in Eilenburg, indem Luther dem Landesherrn schrieb: «*Dem Fürsten liegt es als christlichem Bruder und auch als Fürst ob*, die Wölfe abzuwehren und für das Heil seines Volkes besorgt zu sein.»[23]

Vorrangig bekämpfte der Reformator das «Meßopfer». Nicht Opfer nämlich durfte die Messe mehr sein, sondern «ein Zeichen und Testament», eine Versicherung von Gottes Gnade. Doch sollte man die Änderungen vorsichtig einführen, «ohne Versehrung der Liebe», sollte niemand vor den Kopf stoßen, wie bei liturgischen Neuerungen überhaupt: «Nichts Sonderliches anrichten und sich nicht wider den Haufen setzen.» Nein, nur keine Gewalt, allein mit dem Wort, mit Predigen, mit «pietas» und «charitas». «Aber niemand sol man mit den Haren dauon reissen, sondern man soll es Gott heim geben und sein wort allein wirken lassen ...»

Natürlich nicht unbegrenzt. Ist die Halsstarrigkeit zu groß, ist was zu ändern «oder zu brechen, es sei Bilder» (von den Wittenbergern bereits abgeschafft) «oder was es sei», so solle man die «ordentliche Gewalt» einschalten. Und spielt auch die nicht mit, wie etwa Friedrich der Weise bei der Abschaffung der Messe am Wittenberger Allerheiligenstift 1523/1524 (von Luther als «Bethaven» verhöhnt, als «Allerteufelskirche», «Stätte des Götzendienstes»), so

zählte selbst der Kurfürst nicht, möchte er auch meinen, daß die von ihm und seinen Vorfahren gestifteten Messen «nit unbillich gehalten würden».

Luther machte die leidige Affäre nun zur Gewissensfrage. «Mein Gewissen kann wegen des mir anvertrauten Amtes nicht länger schweigen.» Und die Gewissen seines Anhangs? «Ich rede itzund mit Euern Gewissen: Was geht uns der Kurfürst in solchen Sachen an?» Und muß man Gott nicht mehr gehorchen als den Menschen? Und so insistiert er weiter auf Beseitigung der antievangelischen Greuel, des papistischen Unwesens. Da der Fürst aber vorerst keine Reformen wollte, für einen Aufschub eintrat, in Wittenberg schon «Unwillen genug vor Augen» hatte, auch Luther riet, zunächst einmal selbst zu «thun, was er predigen und lehren thäte», tat dieser genau das Gegenteil. Er mobilisierte durch entsprechende Predigten Stiftsherren, Professoren, Bürgermeister, Räte, Richter etc. samt allem Volk, die Messe als Gotteslästerung abzuschaffen und des Allerhöchsten Ehre zu retten, «das nit der grewlich zorn Gottes wie ain glyeender bachoffen sich über ewer hinlessigkeit erzürne unnd euch mit sampt den Abgoettischen pfaffen auffs grewlichst straf» – und der Kurfürst fügte sich.[24]

In Sachsen wurden die Katholiken systematisch unterdrückt, Verbannung für nicht Abschwörende war die Regel. Darum hatten sich die Visitatoren bei ihrer «Inquisition» ausdrücklich zu kümmern. Luther rekurrierte in solchen Zusammenhängen gern auf Moses, für den er sonst nichts übrig hatte. Als man aber 1533 Lutheraner aus dem Herzogtum exiliert, donnert er gegen den «herzoglichen Tyrannen», während er nach dessen Tod, zur Zeit des lutherisch gesinnten Bruders und Nachfolgers Heinrich, bedauert, daß man nicht sofort fünfhundert Pfarrer, noch alle «giftige Papisten», weggejagt.

Er wettert wider «die greuliche gotteslästerliche Abgötterei», will «die Leute um der zehn Gebote willen *zur Predigt getrieben*» sehen und erreicht auch, daß in Kursachsen Predigtbesuch unter Strafandrohung amtliche Vorschrift wird. Der christliche Fürst hat «die *Wölfe* abzuwehren», «den Wolf aus dem Schafstall» zu jagen und «*bei seinem Seelenheile* ... den papistischen Gottesdienst zu verbieten». David (vgl. I 85 ff.!) habe ihm, dem christlichen Fürsten zum

Vorbild «falsche Lehrer, Abgöttische, Ketzer müssen vertreiben oder je also das Maul stopfen».

Schon 1520 stieß Luther den Schrei aus, warum greifen wir nicht «diese Kardinäle, diese Päpste und das ganze Geschwärm der römischen Sodoma, welches die Kirche Gottes ohne Ende zu Grunde richtet, mit allen Waffen an und waschen unsere Hände in ihrem Blut?» Der Rhein habe nicht Wasser genug, «die Bullenkrämer, die Cardinäle», «die Buben alle zu ersäufen» – aber bei Ostia das «Wässerlin», das reicht! Und noch am Ende seines Lebens tobt er in schäumender Wut, man solle doch den Greuel der Verstörung, «ihn selbs, den Papst, Cardinäl und was seine Abgötterei und päpstlicher Heiligkeit Gesindlin ist, nehmen und ihnen, als Gotteslästerern, *die Zungen hinten am Hals heraus reißen* und an den Galgen annageln an der Riegen (Reihe) her, wie sie ihr Siegel an den Bullen in der Riege her hangen ...»

Gegen die Täufer hatte Luther 1536 das Werklein verfaßt «Daß weltliche Oberkeit den Wiedertäufern mit leiblicher Strafe zu wehre schuldig sei, Etlicher Bedenken zu Wittenberg». Eine eigene Schrift gegen die Hexen schrieb er nie. Und doch haben sie ihn wesentlich mehr und länger beschäftigt, sein ganzes Leben.[25]

Luther fordert Todesstrafe für Zauberer und Hexen

Noch mehr als mit andren Anschauungen steckt der Reformator mit seinen Glauben an die Existenz von Zauberern und Hexen tief im Mittelalter, ja noch in früh- und vorchristlicher Zeit (vgl. S. 297 ff.). Und dieser krude magische Komplex hängt natürlich unverkennbar und untrennbar mit einem irren Teufelswahn zusammen, einer primitiven Idée fixe, die an der Schwelle der Neuzeit kaum einer mehr gefördert hat als Martin Luther.

Wie der spätmittelalterliche Mensch im allgemeinen wächst auch er in einer Welt auf, die vom Glauben an Gott und Teufel erfüllt war, zumindest haben wir keinen anderweitigen Hinweis. Die El-

tern sind fromm, doch nicht besonders kirchlich «und teilen allen Aberglauben der Zeit, vor allem einen auch bei Luther stark ausgeprägten Teufelsglauben» (A. van Dülmen). Er hatte, schreibt Jean Delumeau, «immer eine außerordentliche Angst vor dem Teufel», war er doch «in der Angst vor Teufeln und Hexen erzogen worden». Wie er denn dann – was für ein verräterischer christlicher Zungenschlag – dringend selbst empfiehlt: «Die Kinder soll man die Teufelsgefahren in frühem Alter fürchten lehren.»[26]

Der junge Luther muß nicht mehr von Gespensterangst berührt gewesen sein als andere Kinder auch; sonderbare atmosphärische Vorgänge, zwielichtige Erscheinungen am Himmel und auf Erden, eigenartige Wind- und Wassergeräusche, ein Fluidum des Ungewissen, Irritierenden, Bedrohlichen, das alles korrelierte mit Magie, mit Zauberei und Hexerei, die Welt war von Geistern durchwaltet, keinesfalls von bösen nur, doch eine besondere Rolle spielte darin fraglos der Teufel.

Nun ist Luther bald gelehrt und aufgeklärt und glaubt nicht mehr an jeden Spuk. Früher, meint er, habe man die Welt voller Rumpel- und Poltergeister gewähnt, die man für die Seelen Verstorbener hielt; heute, schreibt er 1525, wisse man durch das Evangelium, «daß es nicht Menschenseelen, sondern eitel böse Teufel sind».

Der Teufel, lehrt er 1529, bewohne die Wälder, die Büsche, Gewässer «und schleicht sich überall an uns heran, um uns zu verderben». Luther warnt besonders vor dem «Baden im kalten Wasser». Und im Wasser treiben nicht nur die männlichen Teufel ihr Unwesen, sondern auch die Nixen, «die die Kinder am Rande des Wassers ins Wasser reizen und ersäufen; das sind alles Teufel». Und natürlich huren sie da auf Teufelkommraus oder -kommrein. Denn «etliche Mägde reißet der Teufel oftmals ins Wasser, schwängert sie und behält sie bei ihm, bis sie des Kindes genesen». Danach vertauscht er die Kinder in den Wiegen mit den Teufelskindern.[27]

Teufel stecken auch «in den schwarzen dichten Wolken, die machen Wetter, Hagel, Blitz und Donner und vergiften die Luft, Weide etc.», also solle man das nicht aus natürlichen Ursachen erklären. Teufel ferner in den Affen, Meerkatzen, Papageien, weshalb sie die Menschen so gut nachahmen können. Teufel natürlich auch unter

der Erde. Und Teufel nicht zuletzt in den feuchten, schlammigen Gegenden Sachsens. Ja, hier glaubt der Reformator alle Teufel versammelt, «die Christus zu Jerusalem und Juda in die Schweine ausgetrieben hat» und vermutet gar, daß just dieser vielen Teufel wegen gerade in Sachsen auch «das Evangelium gepredigt werden mußte»!

Die ganze Erde ist ein «Teufelsreich». Der Teufel «regiert und herrscht in aller Welt», er «masset sich gottlicher maiestat an», ist «ein Fürst und Gott» hienieden und hält alles in der Hand «wovon wir leben: Essen, Trinken, Kleider, Luft etc.»

Luther hat «erfahren, daß Geister umbhergehen», «ich habe Geister gesehen!» Der Teufel erscheint in verschiedenen Verwandlungen, als Bock beispielsweise, häufiger als Hund, als Katze, Fuchs u.a. In Gestalt eines Kalbes vertreibt ihn Luther selbst von einer Kranken, wenn auch nur für eine Nacht. Und bei einer kranken Jungfrau zu Wittenberg sieht er ihn wieder mit eigenen Augen, diesmal gar in Gestalt Christi, worauf er sich allerdings in eine Schlange verwandelt, «die der Jungfrau bis aufs Blut ins Ohr biß».

Wir verweilen noch etwas bei dieser Materie, kann es doch nicht schaden zu wissen, von wem sich die Welt belehren, führen läßt, wem sie glaubt! Und wer solchen Teufelsstuß vertritt, sollte dessen Gottesglauben imponieren können?!

Vom Teufel kommt nach Luther alles irdische Unglück: Hagel und Ungewitter, Krieg, Feuer, Pest, Wahnsinn. Selbstmord, Französische Krankheit, überhaupt Krankheit (aber jüdischen Ärzten hilft er gern, besonders «bei Vornehmen und Großen»). Der Teufel verdirbt das Vieh im Stall, macht den Käse schlecht und die Milch. «Ein Christ soll das wissen, daß er mitten unter den Teufeln sitze, und daß ihm der Teufel näher sey, denn sein Rock und Hemde, ja näher denn seine eigene Haut, daß er rings um uns her sey ...»[28]

Schon als junger Mönch vernimmt Luther das nächtliche Rumoren des Teufels, und auf der Wartburg poltert dieser nicht nur «viel Nachts», sondern versucht auch zweimal, «in Gestalt eines großen Hundes», Luther umzubringen. Zu Coburg erblickt er ihn dann «inn meinem Garten als eine wilde schwartze Saw», und ein andresmal auf der Veste als feuerige Schlange. Doch er sieht ihn nicht nur: «Der Teufel hat mich wohl oftmals schon bei dem Kopf gehabt.»

Ja, Satan setzt ihm derart zu, daß er nicht mehr weiß, «ob ich todt oder lebendig sey». Er streitet, er rauft Tag für Tag mit ihm, «teglich muß ich ihm tzu Hare ligen», er steckt mit ihm sogar im Bett, ja, «er schläfet viel mehr bei mir als meine Käthe». Manchmal freilich wehrt er ihn auch leichter ab, sagt einfach «Leck mich im Arß» oder kann ihn schon «mit einem Fortz verjagen».

Überall ist der Leibhaftige hinter ihm her, auch durch seine Büttel. So hält auf dem Reichstag zu Augsburg jeder Bischof so viele Teufel gegen ihn parat, «so viel ein Hund Flöhe hat um St. Johannistag». Und als er in seinem Todesjahr 1546 nach Eisleben reist, findet er dort seinetwegen wieder solch große Scharen schikanöser Höllengeister vor, «daß die Helle und die ganze Welt ledig seyn muß von allen Teufeln», ja er glaubt auch da den Fürsten der Finsternis selbst gesehen zu haben.

Wir erfahren von Luther die sonderbarsten Teufelsberichte; zum Beispiel, daß man in Thüringen acht Hasen gefangen habe, aus denen über Nacht «eitel Pferdeköpfe wurden, so sonst auf Schindleichen liegen». Viele Geschichten hört er von anderen, selbstredend von glaubwürdigen Personen, nicht wenige satanische Vorkommnisse erlebt er selber. Natürlich blieb ihm nicht unbekannt, daß der Teufel Verträge mit Menschen macht. Einen solchen Teufelspakt, weiß er, hat sein Gegner Doktor Eck geschlossen, ebenso der ihn von Anfang an befeindende Kurfürst Joachim I. von Brandenburg.[29]

Besonders gefährliche Hilfskräfte Luzifers aber sind die Magier, die Hexen.

Luther benutzt sehr viele deutsche und lateinische Namen für das Wort Hexe (das als solches in seinem Schrifttum, den mehr als hundert Bänden der «Weimarana», nur neunmal vorkommt). Männer nennt er häufig «Zauberer», die weibliche Hexe oft «Wettermacher», «Wettermacherin» und – dies anscheinend seine eigene Wortschöpfung: «Teufelshure».

Bekanntlich hat der Reformator von der Frau – nach immerhin eineinhalb Jahrtausenden Christentum – keine sehr hohe Meinung. Schon Evas Sündenfall legt er zum Vorteil des Mannes aus, dem das «Regiment» gehöre, der «höher und besser» sei, dem auch die «Schrift» «mehrere Weiber» heimzuführen gestatte – einem Fürsten

erlaubt der Fürstendiener ja auch generös eine Doppelehe! – wohingegen die Frau, «ein halbes Kind», «ein Toll Thier», sich «bücken» müsse und verprügelt werden dürfe, tauge sie doch, den Hausputz mal beiseite, «zu nichts».[30]

So sind es für Luther, wie schon für die Welt vor ihm, und nicht nur für die katholische, vor allem Frauen, die Zauberei und Hexerei üben. Zumal den Schadenszauber schrieb er «eindeutig den Frauen zu» (B. Frank). «Gemeynlich ist das der Weyber natur, das sie ... zewberey und aberglaubens treyben.» Und daß Frauen minderwertig sind, stand für den größten aller Reformatoren so fest wie für die größten Kirchenlehrer der Catholica. Ja, er übertrifft diese noch an Diffamierungsvermögen, er wird so niederträchtig, daß man meinen könnte, er sei beim «Hexenhammer» in die Schule gegangen, den er aber nie erwähnt, vielleicht nicht einmal gekannt hat. Wie auch immer, allen Ernstes behauptet er, die Frauen, «daz wybisch geschlecht», haben ein ähnliches Verhältnis zum Teufel wie die Männer, die Priester, zu Gott – «kurtz alles das gott befohlen hat den mennern (als die heilige ding / die priesterschafft vnd gottes wort) daz befilcht der böß find den wybern / die sind syn priester / lert sy mangerley aberglauben / segen vnn ander schentliche ding», wodurch auch Luther in bester katholischer Tradition die Frauen zu den eigentlichen Brandopfern der Hexenpogrome macht.[31]

Schon in den 1516 und 1517 in der Wittenberger Stadtkirche gehaltenen Dekalogpredigten, «Decem praecepta», den Predigten über die Zehn Gebote, attackiert Luther die Zauberinnen und Hexen, besonders die «alten Weiber», auch «vetulae», «alter Balck» u.a. genannt, Synonyma für Hexen.

Diese Frauen schänden zu Ehren Satans die Sakramente, fabrizieren Zaubertränke und können Menschen töten. Bei etlichen Hexen erscheint der Teufel mehrmals am Tag. Es gibt Incubi und Succubi, die mit den Teufelsbuhlen, doch auch mit anderen Personen huren. Und was der Teufel selbst nicht tun kann, «tut er durch alte Weiber» – «der Teufel ist sehr gewaltig in den Zäuberinnen».

Bezweifler der Dämonenkünste beredet Luther, «das die bösen geist wol solchs vermögen», wenn auch nur mit Gottes Hilfe, «so es inen got nachlaßt», womit Gott der eigentliche Übeltäter wäre.

Macht Luther doch sogar deutlich, daß Gott das Teufels- und Hexenwerk nicht nur zuläßt, sondern anordnet! Und da Luther im Alter das «Übel der Zauberei wieder überhand zu nehmen» schien, fand er es «notwendig», die 1518 gedruckten Dekalogpredigten nochmals herauszugeben.

Der Reformator kennt eine Menge Hexenschäden, vom Wettermachen über Milch-, Eier-, Butterdiebstähle, über «der kuhe jns ohr blasen und sprechen auch Gottes und der heiligen namen dazu», bis hin zum körperlichen Ruin, – «die leutt schiessen, lemen und vordurren, die kind ynn der wigen marttern, die ehlich glidmaß betzaubern unnd desgleychen».[32]

Nach Luther können Hexen nicht nur geistig verblenden, sie können auch erblinden lassen, können durch Fernzauber wirken, etwa durch eine Puppenanfertigung, können schnell oder mittels langer Krankheit umbringen, Vorkommnisse, die ihm selbst bekannt geworden, «wie ich viel gesehen hab mit solchen schäden beladen». Und natürlich weiß er auch, daß Hexen die Heiligtümer der Christen mißbrauchen, daß sie die Feldfrucht verderben, das Vieh töten können; er kennt den Milchzauber, das Melken aus einer Axt, einem Handtuch am Türpfosten, einem Tisch, einem Griff und derlei mehr.

Schon Wiegenkindern kann der Teufel schaden. Er kann Kinderunterschiebungen arrangieren, ja, sich an ihrer Stelle «in die Wiege legen, wie ich denn selbst gehört habe, daß ein solches Kind in Sachsen gewesen sein soll, dem fünf Weiber nicht genug Milch haben geben können, um es zu stillen; und es sind solcher Beispiele mehr vorhanden». Nicht genug. «Müglich ists wol, wie man sagt, das der böse geist sich zu den zewberin thun kan und sie auch schwengern und alles unglück anrichten.» Luther spricht dann von «Wechselbälgen» und «Kielkröpfen» und empfiehlt, solche Kinder zu ersäufen; in Dessau riet er auch, ein solches Kind von zwölf Jahren zu ersticken.[33]

Luthers Haltung zum Hexenflug ist umstritten und das Ergebnis seiner eigenen Widersprüchlichkeit.

An der Existenz von «Teufelshuren, die sich dem Satan ergeben, und denen er fleischlich beiwohnt», hat Luther keinen Zweifel und polemisiert gegen die Juristen, die «zu viel Zeugnisse und Beweisun-

gen haben» wollen und die offenbaren Tatsachen gering schätzen. «Solche Thaten aber geben Zeugniß genug, daß man sie billig sollte hart strafen.»

Von der Teufelsbuhlschaft ist er durch «trefflich lerer» unterrichtet und weiß daher, daß die Teufel «sich den menschen mögen vnder oder ob legen in vnküschen wercken. Also in gestalt einer frowen mag er empfahen eins mans samen / vnd darnach sich verendern in eins mans gestalt vnd mit einer frowen ein kind machen wiewol er deß selbigen kinds vatter nit ist, sonder der von dem er den samen empfangen hat.»

Bei seiner Incubusvorstellung fußt der Wittenberger auf der entsprechenden scholastischen Lehre und auf Augustinus. Bereits um 1509 notiert er an den Rand seiner De-Civitate-Dei-Ausgabe: «incubi». Die Sache hat ihn also früh beschäftigt und ließ keinen Zweifel zu. Für ihn stand fest, daß ein Dämon Incubus oder Succubus sein könne – «ich habe nämlich viele ihre eigenen Beispiele erzählen hören. Und Augustinus sagt auch, daß er dasselbe gehört habe von glaubwürdigen Menschen ...» Luther bestreitet nur, «daß aus dem Teufel und einem Menschen etwas gezeugt werden kann» – behauptet aber gelegentlich das Gegenteil.[34]

Zu den Malefizien rechnet Luther natürlich auch vieles im Katholizismus Übliche wie Würzweihen, Weihwasser, Blasiuslichter, Amulette mit Bibelzitaten, mit Heiligennamen «... et omnes zeuberey», weil Hilfe für den Teufel, Werk des Teufels, Verstoß gegen die «Schöpfungsordnung». Mitunter werden von ihm sogar Mönche, Papisten, der Papst selbst dem Bereich der Magie adjungiert, mit den Zauberern gleichgesetzt, ebenso «Ketzer», Türken, Juden.

Zaubern und Gaukeln sind «teuffels gescheffte», sind nach Luther Vergehen «fürnemlich an der göttlichen Majestät», folglich ist Zauberei «ein Majestätsverbrechen ... So wird sie billig an Leib und Leben gestraft». Der Reformator stellt sie in eine Reihe mit Mord und Diebstahl, mit Pest und Krieg und Abgötterei. Wer zaubert, sollte exkommuniziert oder getötet werden.[35]

Luther verlangt zum erstenmal die Tötung von Hexen (occidantur) anno Domini 1526, und er verlangt sie bis an sein Lebensende.

Im Frühjahr 1526 fordert der Prediger über das alttestamentliche

Gebot «Die Zauberinnen sollst du nicht am Leben lassen» fünfmal für sie die Todesstrafe. Das hört sich so an: «Der Volksmund nennt sie die Weisen Frauen. Sie sollen getötet werden (Occidantur) ... Es ist ein überaus gerechtes Gesetz, daß die Zauberinnen getötet werden, denn sie richten viel Schaden an ... Wenn du solche Frauen siehst, sie haben teuflische Gestalten, ich habe einige gesehen. Deswegen sind sie zu töten ... Die Zauberinnen sollen getötet werden, weil sie Diebe sind, Ehebrecher, Räuber, Mörder ... Also ist gegen sie nicht mit Verachtung, sondern mit dem Schwert oder festem Glauben vorzugehen. Sie schaden mannigfaltig, also sollen sie getötet werden, nicht allein weil sie schaden, sondern auch, weil sie Umgang mit dem Satan haben.»

Wegen satanischen Umgangs sind schon Milchdiebinnen für Luther des Todes würdig. «Kein Erbarmen mit ihnen!» ruft er im August 1538: «*Ich wollte sie selber verprennen*, nach Weise des (mosaischen) Gesetzes, wo die Priester mit der Steinigung der Schuldigen den Anfang machten.» Vielleicht ist es auch nicht unbezeichnend, daß bereits Luthers erste Exkommunikation am 22. August 1529 einige Hexen trifft; und daß seine Heimat Kursachsen zuerst die gemeinrechtlichen Strafgesetze gegen Hexen und Zauberer 1572 verschärft.[36]

Ob nun aber Luthers Stellung zum Zauberei- und Hexenwesen mehr ein psychologisch-biographisches oder ein theologisches Problem war, ob er dabei mehr durch sein Elternhaus oder die spätere eigene Befassung oder – doch am wahrscheinlichsten – durch beides bestimmt worden ist, entscheidend bleibt sein enormer Einfluß damit auf die Reformation, ja sogar darüber hinaus.

Luther hat immer wieder gegen Zauberer und Hexen gesprochen und geschrieben, in den nicht unbeträchtlich verbreiteten Dekalogspredigten, dem Betbüchlein, in der Kirchenpostille, dem Galater-, dem Genesiskommentar, vor allem auch in seinen sehr populären Tischreden. Und diese beinah lebenslange Agitation nahm in seiner späteren Zeit an Umfang und Härte noch zu. Das aber mußte bei der ungeheueren Verbreitung seiner Schriften wie seiner Autorität um so mehr Wirkung haben, als ungezählte lutherische Prediger, religiöse Autoren, Schriftsteller, gelegentlich sogar katholische Kleri-

ker daran anknüpften. Ebenso Juristen wie der Frankfurter Johann Fischart, der zwar den «Hexenhammer» sowie andere katholische Traktate dieser Tendenz bekämpft, doch unter Berufung auf Luther die Hexenverbrennung fordert. Und zumindest indirekt gehört hierher auch der in Wittenberg geborene Benedict Carpzov, Professor der Rechtswissenschaft, der maßgeblich an der Entwicklung eines sächsisch-deutschen Strafrechts beteiligt war, als Vater des deutschen Kriminalrechts und -prozesses gilt und an 20 000 Todesurteile unterschrieben haben soll.

So vieles in der Haltung Luthers zum Zauber- und Hexenwesen aber schwankend, widersprüchlich ist, einen Aspekt desselben, betont Jörg Haustein, behandle Luther «an jeder Stelle mit erschrekkender Eindeutigkeit ...: Zauberei gehört mit dem Tode bestraft!»[37]

DER JUDENSTÜRMER

Für Luther hatten Juden und Judentum, lange verkannt, eine beträchtliche Bedeutung. Er äußert sich darüber bereits in seiner noch katholischen, seiner «frühreformatorischen» Zeit um 1515 – und das letztemal am 15. Februar 1546, drei Tage vor seinem Tod. Und wie er infolge seiner katholisch-klerikalen Erziehung gegen «Ketzer» und Hexen sowohl emotional wie geistig stark eingestimmt war, so auch gegen die Juden. Auch wenn er sie in seiner Frühzeit fast ausschließlich aus Büchern, der Bibel, der Theologie kannte, muß ihn die allgemeine judenfeindliche Stimmung geprägt haben, erst recht die antijüdische katholische Theologie. Und theologisch ist Luther im Grunde stets antijüdisch, beherrscht nämlich von dem Glauben: Die Juden sind gottlos, weil sie die «Erlösung» durch Jesus Christus verwerfen.

Der Reformator konnte ja wirklich nicht spurlos den Händen der Katholiken entkommen. Er hatte die Schule der Franziskaner in Magdeburg, die Lateinschule der Barfüßer in Eisenach, hatte zu Beginn des 16. Jahrhunderts die Universität Erfurt besucht und war 1505 dort als Mönch in das Kloster der Augustiner-Eremiten einge-

treten. In dieser Zeit hat er wohl alle antijüdischen Ansichten und Argumente der mittelalterlichen Theologie kennengelernt. In dieser Zeit fanden auch, wie freilich seit langem schon, fortgesetzte Judenvertreibungen statt, 1492 aus Spanien und Mecklenburg, 1493 aus Magdeburg, 1495 aus Reutlingen, 1496 aus Portugal, Kärnten, Steiermark und Krain, 1499 aus Nürnberg, im gleichen Jahr aus Ulm, 1506 aus Nördlingen, ebenso aus Colmar.[38]

Schon in Luthers erster Psalmenvorlesung zwischen 1513 und 1515 an der Wittenberger Universität schlägt die Animosität voll durch, spielt beispielsweise die den Juden angelastete Kreuzigung Jesu – ein uraltes, wahrhaft evangelisches Motiv christlicher Judenfeindschaft! – eine zentrale Rolle. Zwar haben sie einst Jesus nicht buchstäblich gekreuzigt, aber innerlich, willentlich, wie sie ihn, recht verstanden, noch immer kreuzigen, wie sie, durch ihre Schriftauslegung, auch ihre Propheten und Schriftgelehrten weiter geißeln, steinigen, töten. «Sie bespucken, kreuzigen und töten die Heilige Schrift wie einst den irdischen Christus, mehr noch, sie verwüsten sich selber mit ihren Lehren weit schlimmer, als es die Römer physisch taten, und metzeln beständig durch ihre Christus verneinende Lehre die ihnen anvertrauten Seelen nieder» (von der Osten-Sacken).

Diese Juden sind für den vorreformatorischen Luther «Blutmänner», ein ganzer «Blutacker», «eine Synagoge Satans bis auf den heutigen Tag». Könnten sie, rissen sie «die Christen mit ihren Zähnen in Stücke». Schon in seiner ersten Psalmenvorlesung werden die Juden weidlich verunglimpft, werden sie eifrige Lügner, ihre Schriften voller Lügen, voller Verdrehungen der Bibel geschimpft und ihre Märtyrer als Heuchler hingestellt, die nur aus purem Egoismus freudig stürben.

Bei seiner Auslegung von Psalm 77,66 – von ihm selbst übersetzt «Vnd schlug seine Feinde im Hindern (in posteriora) / Vnd henget jnen eine ewige Schande an» –, verweilt er in dem bei ihm so beliebten Rektalbereich und schreibt: «ihre hinteren Teile sind der Ruf ihrer Werke, der bereits durch die Welt modert und stinkt, seit das Evangelium offenbart ist. Und ihre Rekta stecken heraus, weil das Evangelium selbst das geheimste Böse ihres Herzens bekannt macht, (nämlich) wie beschaffen sie im Innern sind ...»

Auch in den folgenden Jahren finden sich immer wieder scharfe Ausfälle gegen die Verhaßten, prahlt Luther etwa, trotz ihrer vielen Mühen und Gebete seien sie «allen Völkern auf der ganzen Welt zum Zertreten dahingegeben, wie der Kot auf der Gasse ...»[39]

Doch dann ändert er anscheinend seine Haltung. In der Römerbriefvorlesung 1515/1516 beginnt er ihre Diffamierung zu kritisieren und vorsichtig für sie einzutreten, nicht nur für die alttestamentlichen, auch für die lebenden Juden, wobei er nach seiner Überzeugung kurioserweise dem Apostel Paulus folgt, der doch als erster den christlichen Kampf gegen die Juden eröffnet und ihn zeitlebens fortsetzt, der sie im ältesten Zeugnis des Neuen Testaments verdammt sein läßt «bis ans Ende der Welt», ja für den ihr ganzer geistiger und religiöser Besitz «Dreck» ist (I 124 ff.!).

Die Juden, heißt es jetzt bei Luther, sind nicht von Gott verstoßen, nicht alle verworfen, ein Teil wird schon vor der Endzeit gläubig und gerettet, ja zuletzt «wird ganz Israel gerettet werden». Schließlich sind die Juden «von dem geblutt Christi», «sind blut freund, vettern und bruder unsers hern», und so gesehen seien «die Juden Christo mehr tzu denn wyr».[40]

Nach einer Aufforderung, seine Ansichten zum Alten Testament zu begründen, verfaßt Luther 1523 seine Schrift «Daß Jesus Christus ein geborner Jude sei». Wieder liest man Judenfreundliches, gelegentlich mit scharfer antikatholischer Polemik gewürzt. So wenn er den Papisten vorhält, sie seien bisher mit den Juden verfahren, daß ein guter Christ lieber Jude, und er, wäre er Jude gewesen, lieber eine Sau geworden wäre als Christ. «Denn unsere narren die Bepste, Bischoff, Sophisten und Munche, die groben esels kopffe, haben bis her also mit den Juden gefaren, das, wer eyn gutter Christ were geweßen, hette wol mocht eyn Jude werden. Und wenn ich eyn Jude gewesen wäre und hette solche tolpell und knebel gesehen den Christen glauben regirn und leren, so were ich ehe eyn saw geworden denn eyn Christen.»

Daß er strittige Bibelfragen stets in seinem Sinn auslegt, erstaunt gewiß nicht, vertritt er doch die alleinseligmachende Wahrheit ebenso wie die Juden sie vertreten oder die Katholiken. Aber es frappiert, mit welchem Pharisäismus – die gute römische Schule – er die Inter-

pretatio Christiana handhabt, er das heilige Buch der Juden als christliches ausgibt (vgl. I 121 f.!). Sind ja auch die alttestamentlichen Frommen für ihn fraglos Christen. Immerhin verlangt er, die Juden unter den Christen leben und arbeiten zu lassen, sie brüderlich in «christlicher Liebe» anzunehmen, und geißelt die über sie kursierenden Greuelmärchen, den Kinderraub, die Ritualmorde, Brunnenvergiftung, Hostienschändung und derlei «Narrenwerk mehr» als Lug und Trug.[41]

Warum aber diese lutherische Freundlichkeit gegenüber den von der Christenheit seit je so verachteten, so gehaßten Juden? Warum diese schöne reformatorische «Toleranz»? Nun, der Menschenfänger macht aus seinem Herzen keine Mördergrube, er gibt selbst, und nicht nur einmal, die Antwort, hofft er doch, «wenn man mit den Juden freuntlich handelt und aus der heyligen schrifft sie seuberlich unterweyßet, es sollten yhr viel rechte Christen werden und widder tzu yhrer vetter, der Propheten und Patriarchen glauben tretten».

Das war es in der Tat: Luther wollte Proselyten machen. Wollte seinen Anhang, wie begreiflich, vergrößern. Die Bekehrung der Juden, bloße Konversionsobjekte, war das eigentliche Motiv seines Schreibens. Ihr Schicksal betraf den Verfasser kaum, aber der Fortschritt der Reformation. Hätte er doch den verhaßten Papismus gar nicht mehr ausstechen, die Überlegenheit seiner Lehre gar nicht mehr beweisen können als durch einen Missionserfolg in wenigen Jahren, durch einen Sieg, der dem Papsttum in Jahrhunderten verwehrt worden war.

So kümmerte er sich selbst nachdrücklich um die Verbreitung des neuen Werkleins, propagierte es sogar von der Kanzel herab. Und hatte Glück. Nicht weniger als neun Auflagen erlebte es noch 1523. Im nächsten Jahr wird eine lateinische Übersetzung in Augsburg zweimal aufgelegt, 1525 kommt eine andere lateinische Übertragung in Straßburg heraus. Vielleicht haben sogar die Juden selbst das Bekanntwerden des Traktats gefördert. Noch in Jerusalem werden Luthers Bücher gekauft. Und seine Methode der Judenbekehrung fand Anklang, fand begeisterten Beifall.[42]

Aber der Autor hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Der buchhändlerische Erfolg wurde kein missionarischer. Seine ganze

Liebesmüh, nicht überwältigend, doch immerhin bemerkenswert und auch bemerkt, war umsonst. Er hatte die Juden nicht überzeugt, nicht ihr Vertrauen gewonnen. Was konnte der gute Christ nun tun, als straffere Saiten aufziehen? Die Juden statt der erhofften Kombattanten der Reformation zu deren Opfern machen? In den folgenden Jahren, in denen er unterschiedliche, teilweise vielleicht auch nur fiktive, legendäre Begegnungen mit Juden hat, ist die Zahl ihrer Taufen nicht größer als vor der Reformation, sein Bekehrungsversuch also offensichtlich gescheitert, seine Einstellung zu ihnen wechselhaft, schwankend, wieder schlechter. Bereits Anfang der dreißiger Jahre sieht er sich «und unsere Religion» durch jüdische Täuflinge so verhöhnt, daß er droht, falls er noch einen frommen Juden zu taufen finde, wolle er ihn mit den Worten «Ich taufe dich im Namen Abrahams» mit einem Stein um den Hals von der Elbbrücke stoßen.

Und als 1536 Johann Friedrich der Großmütige, Kurfürst von Sachsen und Luthers Landesherr, die Juden per Edikt besonders rücksichtslos aus seinem Territorium ausweist, tut Luther nicht das Geringste für sie. Vielmehr verweigert er ihrem Anwalt, Josel von Rosheim, einem Mann von fleckenlosem Ruf, der ihn mehrfach brieflich um eine Audienz beim Fürsten anfleht, seine Hilfe. Luther nennt zwar den Bittsteller seinen guten Freund, seinen lieben Josel, wünscht auch allen Juden gern das Beste, denkt aber nicht an Fürsprache, sondern rät Josel, seine Empfehlungsschreiben durch andere vorbringen zu lassen. «Hiermit Gott befohlen!»

Überhaupt stellt er die Juden schließlich mit seinen schlimmsten Feinden auf eine Stufe, mit den Türken und dem Papst. Allerdings wußte er vom Judentum praktisch nur, was er wissen wollte, das heißt nichts Authentisches. Denn: «Ihm genügten die Informationen, die ihm die antijüdische Polemik an die Hand gegeben hatte» (St. Schreiner).[43]

1538 hatte Luther dem Grafen Wolff Schlick zu Falkenau den dreißig Druckseiten langen, alsbald auch wieder ins Lateinische übertragenen Brief «Wider die Sabbather an einen guten Freund» geschrieben. Von Schlick schon vor längerer Zeit um seinen Beistand gegen in Mähren missionierende Juden gebeten, war Luther

nun bereit, wider «die Juden mit ihrem Geschmeiß und ihrer Lehre» Rat und Meinung beizusteuern und vor allem ihre Messiashoffnung zu bekämpfen. Auf der einen Seite standen dabei er und der treue wahrhaftige Gott, auf der andern die «falschen verlogenen Juden», und im übrigen war klar, «dass uns ihre faulen, unnützen Lügen und falsches Geschwätz nicht schaden können», ja, ihre Gottverlassenheit, wie es gegen Schluß des alles in allem noch moderaten Briefes heißt, ist so groß, daß darin «nicht eine Fliege mit einem Flügel ihnen zischet zum Trost».[44]

Als aber im Frühjahr 1542 eine jüdische Gegenschrift erschien, platzte dem Reformator offensichtlich der Kragen, und er setzte zu seiner längsten und fanatischsten antijüdischen Kampagne an: «Von den Juden und ihren Lügen».

Das in der Weimarer Ausgabe 145 Folioseiten umfassende Werk gehört wohl zu den schwungvollsten und widerlichsten antijüdischen Hetzschriften aller Zeiten: ein einziges giftiges Geifern gegen die Juden und nicht zuletzt ihre verdammten Rabbiner, die die arme Jugend und den gemeinen Mann derart vergiften, daß man sie steinigen sollte! Fortgesetzt, von Anfang bis Ende, nennt er konsequent seinem Schrifttitel folgend, alles von den Juden Vertretene lügnerisch und sie selbst durchgehend Lügner, die natürlich auch für ihren Hochmut, Starrsinn, ihre Härte, Narrenwerke, Erzbubenstükke, ihre «mutwilligen, offenbaren Lügen ewige Schande zu Lohn haben werden», während er die Wahrheit, die reine Wahrheit und nichts als die Wahrheit verficht.

«Wenn du siehest oder denkest an einen Jüden, so sprech bei dir selbs also: Siehe das Maul, das ich da sehe, hat alle Sonnabend meinen lieben Herrn Jesum Christ, der mich mit seinem theuren Blut erlöset hat, verflucht und vermaledeiet und verspeiet, dazu gebetet und geflucht für Gott, daß ich, mein Weib und Kind und alle Christen erstochen und aufs jämmerlichst untergangen wären; wollts selber gern thun, wo er künnte, daß er unser Güter besitzen möchte; hat auch vielleicht heute vielmal auf die Erden gespeiet uber dem Namen Jesu (wie sie pflegen), daß ihm der Speichel noch im Maul und Bart hänget, wo er Raum hätte, zu speien. Und ich sollte mit solchem verteufelten Maul essen, trinken oder reden, so möcht ich

aus der Schüssel oder Kanne mich voller Teufel fressen und saufen, als der mich gewiß teilhaftig machet aller Teufel, so in den Jüden wohnen und das theure Blut Christi verspeien. Da behüt mich Gott fur.»

Unentwegt unterstellt Luther den Juden Geldgier. Sie stinke ihnen aus dem Mund, sei doch kein Volk unter der Sonne geiziger als sie, als sie sind, noch sind, gewesen sind und immerfort bleiben. Wenn ein Dieb zehn Gulden stehle, müsse er hängen, hetzt Luther. «Aber ein Jude, wenn er zehn Tonnen Goldes stiehlt und raubt durch seinen Wucher, so ist er lieber denn Gott selbst.»

Von ihrem Messias erwarteten die Juden, daß er sämtliche Heiden totschlage, auf daß sie aller Welt Land, Güter und Herrschaft einheimsen. Die Juden wünschen Schwert und Kriege, Angst und jedes Unglück über die verfluchten Gojim, Leute die ihr Gold und Silber ihnen, den Juden, geben, ihre Knechte sein und sich schlachten lassen sollen wie das arme Vieh. Halten sie die Christen doch in deren eigenem Land gefangen, lassen sie sich schinden, lassen sie schuften im Nasenschweiß, während sie selbst hinterm Ofen sitzen, Birnen braten, fressen, saufen, saugen der Christen Geld und Gut aus, während sie lügen, fluchen, speien, morden, stehlen, rauben, wuchern, spotten und lauter solch lästerliche Greuel treiben. «So rauben sie und saugen uns aus, liegen uns auf dem Halse, die faulen Schelmen und müßigen Wänste, saufen, fressen, haben gute Tage in unserm Hause, fluchen zu Lohn unserm Herrn Christo, Kirchen, Fürsten und uns allen, dräuen und wünschen uns ohn Unterlaß den Tod und alles Unglück. Denke doch, wie kommen wir armen Christen dazu, daß wir solch faul, müßig Volk, solch unnütz, böse, schädlich Volk, solche lästerliche Feinde Gottes umsonst sollen nähren und reich machen, dafür nichts kriegen denn ihr Fluchen, Lästern und alles Unglück, das sie uns tun und wünschen können?»[45]

Ja, was tun, fragt Luther schließlich, mit diesem gottverdammten Volk? Rächen dürfen wir uns nicht, meint er gut christlich. «Sie haben die Rache am Halse, tausendmal ärger als wir ihnen wünschen möchten.» Was man freilich nicht mehr glauben kann, hört man jetzt seinen «treuen Rat», seine Empfehlung an die Landesfürsten, «mit Gebet und Gottesfurcht eine scharfe Barmherzigkeit» zu üben:

«Erstlich, daß man ihre Synagoge oder Schule mit Feuer anstecke und, was nicht verbrennen will, mit Erde überhäufe und beschütte, daß kein Mensch einen Stein oder Schlacke davon sehe ewiglich. Und solches soll man tun unserem Herrn und der Christenheit zu Ehren, damit Gott sehe, daß wir Christen sind und solches öffentliches Lügen, Fluchen und Lästern seines Sohnes und seiner Christen wissentlich nicht geduldet noch gewilligt haben ...

Zum andern, daß man auch ihre Häuser desgleichen zerbreche und zerstöre. Denn sie treiben eben dasselbige drinnen, das sie in ihren Schulen treiben. Dafür mag man sie etwa unter ein Dach oder Stall tun wie die Zigeuner, auf daß sie wissen, sie seien nicht Herren in unserem Lande, wie sie rühmen, sondern im Elend (= Ausland) und gefangen, wie sie ohne Unterlaß vor Gott über uns Zeter schreien und klagen.

Zum dritten, daß man ihnen nehme alle ihre Betbüchlein und Talmudisten, darin solche Abgötterei, Lügen, Fluch und Lästerung gelehrt wird.

Zum vierten, daß man ihren Rabbinern bei Leib und Leben verbiete, hinfort zu lehren ...

Zum fünften, daß man den Juden das Geleit und Straße ganz und gar aufhebe, denn sie haben nichts auf dem Lande zu schaffen, weil sie nicht Herren, noch Amtleute, noch Händler oder desgleichen sind. Sie sollen daheim bleiben ...

Zum sechsten, daß man ihnen den Wucher verbiete und nehme ihnen alle Barschaft und Kleinod und lege es zur Verwahrung beiseite. Und dies ist die Ursache: Alles, was sie haben (wie droben gesagt), haben sie uns gestohlen und geraubt durch ihren Wucher, weil sie sonst keine andere Nahrung haben ...

Zum siebenten, daß man den jungen, starken Juden und Jüdinnen in die Hand gebe Flegel, Axt, Karst, Spaten, Rocken, Spindel und lasse sie ihr Brot verdienen im Schweiß der Nasen, wie Adams Kindern Gen 3 (19) auferlegt ist. Denn es taugt nicht, daß sie uns verfluchte Gojim wollten im Schweiße unseres Angesichts arbeiten lassen und sie, die heiligen Leute, wollten es hinter dem Ofen mit faulen Tagen, Festen und Pomp verzehren.»

Eine «scharfe Barmherzigkeit» nennt Luther diesen Appell an die

Obrigkeit, um später weniger pfäffisch im gleichen inhaltlichen Konnex ganz kaltschnäuzig zu schreiben: «Verbrenne ihre Synagogen, verbiete alles, was ich droben erzählt habe, zwinge sie zur Arbeit, und gehe mit ihnen um nach aller Unbarmherzigkeit (!) wie Moses tat in der Wüste und schlug dreitausend tot, dass nicht der ganze Haufen verderben musste.»[46]

Da gesteht er, was ihm wirklich notdünkte, nottäte. Und mancher könnte denken, solch scharfe Barmherzigkeit oder Unbarmherzigkeit schon allein ließe lutherische Theologen heute, sechs Jahrzehnte nach Hitler, vor Scham versinken. Doch vor Scham ist noch kein echter Theologe untergegangen!

Betrachten wir statt vieler den evangelischen Gottesmann Walther Bienert und sein 1982 im Evangelischen Verlagswerk Frankfurt am Main erschienenes Quellenbuch nebst Einführungen und Erläuterungen «Martin Luther und die Juden».

Natürlich findet der Lutheraner da manches «schlimm», «bedauerlich», in der «Form hart und unfair» «inhuman», ja «unchristlich» etc.

Im übrigen aber ist, was eben so beiläufig wie heute unerläßlich entschuldigt, indirekt gemildert, entschärft wird, marginal und weit weg vom Kern, vom Proprium. Denn Basis des edlen Ganzen ist und bleibt «die allgemeine Wahrheit des Evangeliums und der Dogmen», «Luthers großartige reformatorische Überzeugung». Damit hat jedoch seine Judenfeindschaft nichts zu tun. Sie ist nämlich «vorlutherisch», ist ausgesprochen «altdogmatisch», «spätmittelalterlich» – ist «durchweg nicht auf dem Boden seiner eigenen Theologie gewachsen», sondern entstammt «vorreformatorischer Judenfeindlichkeit» etc.[47]

Nun ist all dies ja goldrichtig. Doch entlastet es Luther? Hätte er es denn übernehmen müssen? Aber als er es übernahm, als er die tradierte Judenfeindschaft in Theorie und Praxis propagierte, war diese Judenfeindschaft eben nicht mehr nur «vorlutherisch», sie war auch lutherisch. War sie nicht mehr nur «vorreformatorisch», sie war auch reformatorisch. War sie nicht mehr nur «spätmittelalterlich», sie war auch frühneuzeitlich. Sie gehörte eben jetzt nicht «nicht zur reformatorischen Theologie», sie gehörte jetzt dazu!

Freilich hat Lutheraner Bienert wieder recht, erkennt er das alles als «zeitgeschichtlich-bedingt».

Doch zeitgeschichtlich-bedingt war auch die ganze Reformation, zeitgeschichtlich-bedingt waren der Dreißigjährige Krieg und der Erste Weltkrieg und der Zweite und all die hundert und mehr Kriege und Interventionen der USA in der jüngsten Vergangenheit und die Atombombenabwürfe auf Hiroshima und Nagasaki. Denn «zeitgeschichtlich-bedingt» ist nur eine dummflaue Ausflucht, ist nur die ebenso nichtssagende Erklärung wie vielsagende Exkulpation nicht zuletzt auch vieler Historiker, deren sie sich schämen sollten, könnten sie sich schämen. Scham aber ist auch ihre Sache nicht – eher versinken wohl, zeitgeschichtlich-bedingt, unsere fünf Kontinente ...

Doch Lutheraner Bienert will alles aus der «zeitgeschichtlichen Situation» heraus verstanden wissen, «in die hinein Luther sprach» und die «an noch Schlimmeres gewöhnt war». Noch Schlimmeres. Der gute Luther! Dürfen wir Bienert so verstehen? Zumindest spricht er jetzt gleich von «Luthers Rat zum Anzünden der Synagogen» und stellt fest – damit wir den Reformator ja richtig «im Gesamtzusammenhang mit der zeitgeschichtlichen Situation» sehen, daß damals ja «die meisten Synagogen in der Zeit nach 1349» (vgl. VII 437 ff.) «schon verbrannt worden waren». «Mindestens 300 Synagogen», trumpft der Theologe auf. Somit kann da der Rest wohl gar nicht mehr so groß, Luther wieder nicht so schlimm gewesen sein? Jedenfalls, beruhigt sein kundiger Gefolgsmann, war Luthers Rat, die Synagogen zu verbrennen, «damals nichts Außergewöhnliches», er war «von vielen Kirchenmännern vorher und gleichzeitig erteilt worden» und – er kam, Herz, was wünschst du mehr!, «der Volksstimmung entgegen».[48]

Nicht anders steht es mit Luthers Empfehlung der Bücherverbrennung. Die «berühmteste Universität des Abendlandes in Paris» war da längst vorangegangen, andere Universitäten waren mehr oder weniger gefolgt, und auch sonst befand sich der Reformator wieder «in Übereinstimmung mit vielen bedeutenden Männern seiner Zeit».

Und nun gar erst die Anregung zur Vertreibung der Juden!

Ja, das war doch «damals ohnehin landauf, landab üblich», der Jude übrigens deshalb, wie der Lutheraner einräumt, «kaum irgend-

wo willkommen». Gleichwohl, im christlichen Abendland ein guter alter Brauch. Bienert zählt beredt auf: England, Frankreich, Spanien, Portugal, er nennt Dutzende von Judenexilierungen in Deutschland, was solls – «Luther war auch hierin ein Kind seiner Zeit und im politischen Bereich weitgehend vom Zeitgeist irregeführt.» Ja, der Zeitgeist wieder (vgl. I 56 f.), ein ganz besonders schöner Geist, zumindest für so viele in die Retrospektive versunkene Theologen und Historiker, und so eng verwandt doch auch dem Zeitbedingten, Zeitgeschichtlichbedingten. Und selbst wenn Luther grober formulierte, man solle die Juden «wie die tollen Hunde ausjagen», hatte er auch da schon sozusagen Vorläufer, Vorformulierer.

Gab es doch überhaupt brutalere Naturen. Zumal was das Töten von Menschen betrifft, habe der Reformator noch nicht mal, man denke, «die Brutalität vieler seiner Zeitgenossen erreicht». Der gute Luther! Ja, er habe ganz den «Weg zur Tötung Andersgläubiger» vermieden. Wirklich? Und die Tötung der Täufer? Die Tötung der Hexen? Von den Bauern zu schweigen.

Aber die Juden? «Luther wies nicht den Weg nach ‹Auschwitz›», schreibt der Lutheraner und beteuert: «Nie – auch nicht in seinen wütendsten Angriffen auf die Juden bzw. deren Religion – hat er ein Töten von Juden angeregt oder auch nur gutgeheißen.» Ach, der Gute, der!

Doch was meinte er, als er nahelegte, mit Juden «nach aller Unbarmherzigkeit» umzugehen, «wie Mose tat in der Wüste und schlug dreitausend tot ...»?! Was meinte er, als er gefragt, ob er Juden ohrfeigen würde, gestand, er würde einen Juden «niederwerfen und im Zorne erstechen. Wenn man einen Räuber nach menschlichem und göttlichem Recht zu töten befugt ist, so darf man doch viel eher einen Gotteslästerer umbringen»?! Was meinte er, als er seinen vierten Ratschlag gab, «daß man ihren Rabbinern bei Leib und Leben verbiete, hinfort zu lehren ...»? Bei Leib und Leben, das heißt bei Todesstrafe.[49]

Natürlich hat Luther den Weg nach «Auschwitz» nicht gewiesen, hat aber fraglos damit zu tun – gewaltig. Wir brauchen nicht auf Julius Streicher vor dem Nürnberger Kriegsverbrechertribunal zeigen, obwohl dieser damals mit seiner Berufung auf Luther im

Recht war. Es gibt andere Gewährsmänner. Kurz nach dem Zweiten Weltkrieg besuchte Melvin Lasky, ein junger amerikanischer Schriftsteller, Karl Jaspers in Heidelberg, sprach etwas verlegen-verbindlich über Deutschlands große kulturelle Tradition, nannte Lessing, Goethe, wurde jedoch von Jaspers brüsk unterbrochen und sah sich nach einem kurzen Griff des Gelehrten hinter sich ins Bücherregal mit Luthers «Von den Juden und ihren Lügen» konfrontiert. «Das ist es», sagte Jaspers. «Da steht das ganze Programm der Hitler-Zeit schon!» Und schrieb auch später in «Die nichtchristlichen Religionen und das Abendland»: «Was Hitler getan, hat Luther geraten, mit Ausnahme der direkten Tötung durch Gaskammern.»[50]

Unbedachterweise bringt Walther Bienert seinen Helden mittelbar selbst mit den Gaskammern in Verbindung; mit «Auschwitz». Er meint nämlich, und hat so unrecht nicht damit, Luthers Intoleranz, zumal deren Verschärfung seit 1543, seit seinen Ratschlägen, hänge entscheidend zusammen mit dem «Kirchenmann» Luther, sei es doch die Folge seiner Landeskirchenpolitik und des damit verknüpften Staatsschutzes. Denn als Vertreter der inzwischen etablierten «lutherischen» Kirchen habe er auch deren Alleinwahrheitsanspruch bzw. Absolutheitsanspruch vertreten, schlechterdings vertreten müssen – natürlich wieder ein «verhängnisvolles mittelalterliches Erbe». Doch ebendies führte nun zu «neuer Unduldsamkeit und Feindschaft», ein reines Ergebnis der Politik, der Kirchenpolitik. Es habe nichts mit Persönlichem, mit Ausbrüchen individueller Emotionen, Altersstarrsinn zu tun. Vielmehr sei es in den «geschichtlichen Zusammenhang zu integrieren», aus dem es erwuchs, also in die landeskirchlichen Belange, die Institution und deren Alleinanspruch auf «die Wahrheit» mit der daraus resultierenden Intoleranz. Damit aber stünden Luther und das Luthertum nicht isoliert da, sondern in einer Reihe mit anderen Institutionen, anderen «Ideologieverfolgungen» von der Antike bis hin zu «‹Auschwitz› oder ‹Gulag› oder wo auch immer».

Luthers Theologie ist bei allem natürlich überhaupt nicht involviert, er selbst nur insofern, als er als verantwortlicher Kirchenmann das reformatorische Kirchenwesen gegenüber der jüdischen Reli-

gion schützen mußte, und zwar «durch staatliches Eingreifen, das die gegenteilige Lehre einfach verbietet oder unmöglich macht».

Die eigentliche Schuld trifft somit die Entwicklung der Reformation zur Staatsreligion, die Luther überhaupt nicht wollte, aber die dann, «ein historisches Faktum», entstand, nachdem «Luther die Obrigkeiten gebeten, ihre Bevölkerung nicht hilflos sich selbst zu überlassen, vielmehr aus ‹christlicher Liebe› die religiöse Versorgung und das Kirchenwesen in ihren Ländern zu ordnen ...» Doch das geschah, wie gesagt, gegen Luthers ursprüngliche Absicht und hat schon gar nichts, dies wird Bienert nie müde besonders zu betonen, mit seiner Theologie zu tun, obwohl Luthers Antijudaismus – überall mit Händen zu greifen – gerade die Folge seiner Theologie ist! Für Bienert dagegen ging die neue Judenverfolgung von der Institution, der Landeskirche aus. Denn diese hatte als Staatskirche offenbar «in sich selbst die Tendenz des Ausschlusses aller nichtlandeskirchlichen Religion. Nicht Luthers Theologie, sondern der ererbte und auf die Landeskirchen übergegangene Staatsschutz für die allein wahre Religion war der Nährboden für die Intoleranz gegenüber den Juden.»[51]

Die vier letzten Predigten Luthers – insgesamt hinterließ der «Gelegenheitsschriftsteller» weit über zweitausend – hielt er in Eisleben in seinem Todesjahr: lauter Judenpredigten. Die Juden werden darin als Vertreter des Un- und Irrglaubens beschimpft, als blinde Gotteslästerer, als Leute, die Abel, das heißt alle Nichtjuden, ermorden wollen, während die Christen ihnen ihren christlichen Glauben und ihre christliche Liebe anbieten. Bekehren sie sich nicht, lästern und schänden sie weiter den Herrn, sind sie nicht länger tragbar. Die Juden, faßt Adam Weyer zusammen, sind in weiten Teilen von Luthers Predigten «nichts anderes als die Gottlosen – von denen alle anderen Gottlosen abstammen». Sie sind «die Satanskinder ...» Und das waren sie doch schon in den Jahren 1514/1515.

Noch am 1. Februar 1546, in seinem Todesmonat, schreibt er seiner Frau, er müsse sich «dran legen, die Juden zu vertreiben». Graf Albrecht sei ihnen feind und habe sie schon preisgegeben. «Aber niemand tut ihnen noch nichts. Will's Gott, ich will auf der Kanzel Graf Albrecht helfen und sie auch preisgeben. Ich trinke Naumburgisch

Bier ...» Eine Woche später, am 7. Februar, bedauert er abermals brieflich gegenüber Katharina von Bora: «Noch will ihnen niemand nichts tun.» Und leistet am selben Tag, nur wenige Tage vor seinem Tod, noch Kanzelhilfe zur Judenvertreibung. «Bekehren sie sich nicht, so sollen wir sie auch bei uns nicht dulden noch leiden» – im wörtlichen Sinne, schreibt Peter von der Osten-Sacken, «sein letztes Wort in dieser Frage».[52]

Das nahezu bedenkenswerteste Wort aber, das ich über Luther kenne, stammt von einem (sonst nicht sonderlich von mir geschätzten) Katholiken, von Joseph Lortz, und lautet: «Luther war katholischer, als wir wußten ...» Die Fortsetzung: «... und als der große Teil der evangelischen Forschung es weiß», schlösse wohl besser: es wissen will.[53] Es noch wissen will. Denn schließlich wurden auch andere «Ketzer» schon kanonisiert. Und werden die Zeiten für beide Konfessionen schlechter – und das werden sie –, beginnen die Stühle, die Pfründen zu wackeln, so rückt man einander noch näher, kriecht da ganz und gar zu Kreuz und macht dort Luther – zum Kirchenlehrer.

Verdient hätte er's.

13. KAPITEL

Vom «Sacco di Roma» zum Augsburger Religionsfrieden

«Wohl der unheilvollste aller Päpste, die je auf dem römischen Stuhle gesessen.»
Leopold von Ranke über Clemens VII.[1]

«Nie fiel eine reichere Beute einer gewaltsameren Truppe in die Hände; nie gab es eine längere, anhaltendere, verderblichere Plünderung.»
Leopold von Ranke über den Sacco di Roma[2]

«In vielen Dingen, vor allem in seinem Nepotismus, blieb er auch als Papst ein Kind der Renaissanceperiode, in der er groß geworden war. Auf welche Abwege ihn die Liebe zu den Seinen führte, davon hat die Geschichte seines Pontifikats nur allzu oft zu berichten. Auch das Hofleben Pauls III. behielt vielfach die weltlichen Gewohnheiten der Renaissancezeit bei. Einen peinlichen Eindruck machte es ferner, daß er ... für alle Handlungen von irgend welcher Bedeutung ... durch Astrologen die günstige Stunde bestimmen ließ.»
Ludwig von Pastor über Papst Paul III.[3]

Karl V. und Franz I.

Einer der wichtigsten Faktoren der europäischen Politik im Zeitalter der Reformation war der Gegensatz der Häuser Habsburg und Valois und ihr Kampf um die Vorherrschaft, ausgetragen zwischen Karl V., dem römisch-deutschen Kaiser (1519–1556), und dem französischen König Franz I. (1515–1547).

Karl, ein Enkel väterlicherseits Kaiser Maximilians I., mütterlicherseits Ferdinands II. des Katholischen, war der Sohn Philipps des Schönen von Burgund und Johannas der Wahnsinnigen von Spanien. In den Niederlanden mit französischer Muttersprache aufgewachsen und als Spanier erzogen, erbte er ein riesiges Imperium, Burgund und die Niederlande, Österreich, Kastilien, Aragón, Neapel, Sizilien sowie die Kolonien in Amerika. Seit 1516 (als Carlos I.) König von Spanien, setzte er sich nach Maximilians Tod 1519 bei der Kaiserwahl gegen seinen französischen Konkurrenten durch, dessen Bestechungsgelder er mittels der gewaltigen Summe von 850000 Gulden noch überbieten konnte, schon von Großvater Maximilian darauf vorbereitet, daß «viel Geld», möglichst bares, nötig sei, um den Franzosen auszubooten. Und einige Jahre später schrieb Jakob Fugger der Reiche dem Monarchen ganz unverblümt, es liege am Tage, daß «Eure Kaiserliche Majestät die Römische Krone ohne meine Mithilfe nicht hätte erlangen können». (Auch als Kaiser brauchte Karl V. unentwegt weiter «viel Geld» und gab beispielsweise 1528 dem Augsburger Bank- und Handelshaus der Welser für Kredite Venezuela bis 1546.)[4]

Zu den weltpolitischen Folgen der Wahl von 1519 gehörten u. a. vier Kriege, die Karl V. gegen Franz I. führte: 1521–1525; 1526–

1529; 1536–1538; 1542–1544, wozu noch ein fünfter Krieg (1552–1559) gegen Franz' Sohn und Nachfolger Heinrich II. kam; blutige Kämpfe zwischen Deutschland und Frankreich um die Hegemonie in Europa, die immer wieder ausbrachen und sich bis ins 20. Jahrhundert fortsetzten.

Nicht zuletzt diese Kriege mit dem Ziel, Italien wieder für den deutsch-spanischen Machtbereich zu gewinnen, trugen dazu bei, daß Karl V. von den 37 Jahren seines Kaisertums noch nicht einmal 8 Jahre im Reich verbrachte, daß er dort weder von 1521–1530 noch von 1532–1540 war; was wieder zur Folge hatte, daß sich die Reformation unter dem streng altgläubigen Herrscher und weltlichen Haupt der Christenheit in deutschen Landen verhältnismäßig ungestört ausbreiten konnte. Vergebens bestürmten die spanischen Prälaten und Granden Karl im April 1521, die Ausrottung Luthers und seines Anhangs zu betreiben; die Durchführung des Wormser Edikts gegen Luther unterblieb.[5]

1521 überließ Karl die habsburgischen Erbländer, fünf Herzogtümer, seinem Bruder Ferdinand I., der ihn während seiner Abwesenheit im Deutschen Reich vertrat, wo er der Ausbreitung des Protestantismus entgegenwirkte. Karl selbst eröffnete im selben Jahr den Krieg um Mailand gegen Frankreich, den er 1525 nach wochenlangen Gefechten in der Entscheidungsschlacht am 24. Februar bei Pavia mit knapper Not gewann, vor allem wohl, weil die Schweizer auf französischer Seite den Kampf verweigerten (und dann fliehend haufenweise im Ticino ertranken). Über 12000 Mann betrug das Schlachtopfer, der französische König war gefangen, die Vorherrschaft Frankreichs in Italien zugunsten Spaniens beendet, und schon am 1. April 1525 schloß der Papst mit den nun mächtigsten christlichen Fürsten Europas ein Schutz- und Trutzbündnis, das freilich nicht lang währte.

Der französische König beschwor am 14. Januar 1526 im Frieden von Madrid (worauf Mailand bis 1713 spanisch wurde) Forderungen Karls, die selbst dessen einflußreicher Kanzler Mercurino Gattinara maßlos überzogen fand. Franz I. aber beschwor, was immer der Kaiser wollte, gab Neapel, Mailand, Genua preis, auch Burgund samt Nebenländern, seine Rechte in Flandern, im Artois u. a.,

hatte indes schon zuvor insgeheim notariell niedergelegt, weder seine Schwüre noch den Frieden zu halten. Und Clemens VII. sprach den Meineidigen feierlich von seinem Eid los und wandte sich, ungeachtet ihres Trutz- und Schutzbündnisses, vom Kaiser ab, da er dessen Übermacht zu fürchten begann. Wie es denn überhaupt zu seiner Schaukelpolitik gehörte, Kaiser und König zu seinem Vorteil fortgesetzt gegeneinander auszuspielen.

Am 22. Mai 1526 brachte der Papst gegen Karl die Liga von Cognac zustande, wieder einmal eine Heilige Liga, in der er, Clemens, als «Seele der ganzen grossen Unternehmung» (Gregorovius), Frankreich, Venedig, Mailand vereint gegen den katholischen Kaiser standen, auch der Beitritt des englischen Königs in Kürze erwartet wurdet; die besonders zur Liga treibende Kraft war der Vertraute des Papstes, sein Datar Gian Matteo Giberti, der Bischof von Verona.[6]

CLEMENS VII. LAVIERT

Giulio de Medici, wie Clemens VII. (1523–1534) eigentlich hieß, war ein illegitimer Sohn jenes Giuliano Medici, der im April 1478 bei der Pazzi-Verschwörung in Florenz den Tod gefunden (S. 285 f.), Damit Giulio Kardinal werden konnte, wurde seine uneheliche Abkunft unter seinem Vetter Leo X. in eine eheliche umgefälscht durch eine Urkunde, die zwischen seinen Eltern «im geheimen eine gültige Ehe» erlog. Im übrigen war Clemens VII. durch eine Dienstmagd selbst Vater eines Sohnes Alessandro, der erblicher Herzog von Florenz werden sollte, auch wurde, freilich erst nachdem die Kaiserlichen 1530 dem Papst Florenz zurückerobert hatten; eine Stadt, für die als Festungskommandant auch Michelangelo gekämpft, eine Stadt, die sich trotz Pest, trotz Hungersnot bis zuletzt verzweifelt wehrte, die lieber untergehen als päpstlich werden wollte und an der sich dann der Heilige Vater für einige Jahre Republik durch ungezählte Exilierungen rächte, durch Güterkonfiskationen und die Enthauptung der vordem Regierenden. Aber schließlich hatte ihn der

Krieg zwei Millionen Golddukaten gekostet, die er durch Steuern gehortet, durch Verkauf von Kirchengut und Ämtern.

Der Kardinal Medici war, unter dem starken Widerstreben der zahlreichen französischen Kardinäle, aus einem fünfzig Tage dauernden Konklave am 19. November 1523 als Sieger hervorgegangen.

Natürlich hatte man wieder bestochen; der Medici beispielsweise dem Kardinal Pompeo Colonna das Vizekanzleramt und einen Palast offeriert, Kardinal Farnese je 100 000 Dukaten sowohl der französischen wie der kaiserlichen Seite, wovon der Kaiser selbst 80 000 Dukaten erhalten sollte. Dessen Kandidat aber war sein Parteigänger Giulio Medici, der jedoch als Papst den von seinem Vorgänger Hadrian VI. (1522–1523) mit Karl V. geschlossenen Verteidigungspakt nicht erneuert hat. Vielmehr näherte er sich im geheimen Frankreich. Und als dessen König nach einigen Niederlagen in Oberitalien am 26. Oktober 1524 Mailand wieder gewann, verband sich der Papst am 12. Dezember auch prompt mit dem Sieger und bekam dafür u. a. die Mediciherrschaft in Florenz garantiert. Nach dem überraschenden Fiasko des Franzosen vor Pavia aber schloß sich Clemens wieder an den Kaiser an, um diesen dann, aus Furcht vor seiner Macht in Italien, vor der spanischen Hegemonie überhaupt, in der Liga von Cognac erneut zu bekämpfen.[7]

Clemens VII., dem man auch einige gute Eigenschaften nachsagt, der als ernst und arbeitsam galt, sicher nicht so verschwendungssüchtig wie sein Vetter Leo X., wenn auch nicht so sittenstreng, nicht so bescheiden war wie sein unmittelbarer Vorgänger Hadrian VI., der einstige niederländische Professor und Erzieher Karls V., der als Papst für seinen Tisch täglich gerade einen Dukaten ausgab.

Wie üblich kreierte Clemens Prälaten, mehrere Dutzend, ausnahmslos aus finanziellen oder aus dynastischen, politischen Gründen zu Kardinälen, Männer, weder besonders christlich noch kirchlich, darunter der von Franz I. protegierte blutjunge Schüler Odet de Coligny (1571 von seinem Kammerdiener vergiftet). Häufig rekrutierte Clemens auch Truppen, und gelegentlich ließ er jeden Kardinal hundert Mann aus eigener Tasche ausrüsten.

Beim Volk war der Papst, der Rom mit Zöllen und neuen Steuern bedrückte, verhaßt. So fand er auch keinen Beistand, als ihn Kardi-

nal Pompeo Colonna, ein Kaisersympathisant, auf Veranlassung Karls (doch «wie auf eigene Faust», hieß es in der imperialen Instruktion) am 20. September 1526, mit seinen Brüdern samt Anhang aus Rom zu verjagen, vielleicht zu töten suchte. Nun, daraus wurde nichts. Doch während Clemens – betroffen noch durch die Nachricht über die Vernichtung des Ungarnheeres unter Ludwig II., dem Schwager Karls, durch die Türken bei Mohács – in die Engelsburg floh, plünderte man im Vatikan die Gemächer des Heiligen Vaters, die der Kardinäle und Kurialen ebenso aus wie die Basilika St. Peter. Reliquien, Kreuze, Kelche, Hirtenstäbe, die Tiara des Papstes, das Geld in den Kassen der geistlichen Ämter, alles, was zu haben war, wurde geraubt, schätzungsweise 300 000 Dukaten in wenigen Stunden – ein schlimmer Schimpf für den die Colonna bald mit seinen Kriegshaufen angreifenden und mehr als ein Dutzend ihrer Orte zerstörenden Hohenpriester, doch kaum ein bescheidenes Vorspiel dessen, was sich schon nächstes Jahr in Rom abspielen sollte.[8]

Clemens VII., ängstlich, wankelmütig, treulos und verschlagen, betrieb eine sich an den mediceischen Hausinteressen orientierende eher kleinstaatliche Politik, wobei er, stets nach Bedarf die Seiten wechselnd, aus dem Lavieren nie herauskam. Als er die Liga von Cognac gegen den Kaiser arrangierte, hatte er es «sehr eilig mit dem kriegerischen Vorbereitungen» (Seppelt). So blieb Karl kaum etwas anderes übrig, als neue Streitkräfte nach Italien zu werfen. Tausende von Spaniern und Deutschen segelten nach Neapel. Von Tirol aus brach Georg von Frundsberg, der berühmte, auch die Schlacht von Pavia mitentscheidende Feldhauptmann mit 12 000 «frommen Landsknechten» auf, Franken und Schwaben, Bayern und Tiroler, nach Ranke «sämtlich lutherisch gesinnt». Soll ja auch ihr Feldherr selbst, der zu ihrer Besoldung, außer den Juwelen König Ferdinands und dem Schmuck seiner Frau, die eigenen Güter und Schlösser für 38 000 Gulden versetzte, wiederholt erklärt haben, «wenn er gen Rom kom, so woll er den Papst henken». Doch schon bei Bologna zog sich Frundsberg beim Versuch, die fehlenden Solds wegen meuternden Haufen zu beruhigen, einen Schlaganfall zu, mit dem er gerade noch heimkehren konnte, um am 20. August 1528 zu sterben.

In einem abenteuerlichen Zug, knapp an Proviant und Geld, ganz ohne Pferde und Kanonen, begünstigt durch Kühnheit, Glück und einen teils untätigen Feind, durchzog man nach Überquerung des Gebirges die Lombardei, Mittelitalien, plünderte, brannte nieder, geleitet, wie die Lutheraner sagten, von der Fügung Gottes, das frevelvolle Rom zu strafen, und begann dort auch sofort damit, den Willen des Herrn zu vollziehen. Ohne Beschießung, ohne die Stadt belagert, ohne sie eingeschlossen, ohne sie durch Hunger und Krankheiten geschwächt zu haben, doch in Anbetracht vieler prekärer Umstände gezwungen, entweder im ersten Anlauf zu siegen oder unterzugehen, stürmte man mit notdürftig aus Weinbergpfählen gefertigten Leitern im nebligen Morgengrauen des 6. Mai die ewige Stadt, für alle Neugläubigen die Latrine der Welt jetzt, der grausige Sitz des Antichrist, «des Teufels Nest» mit Luther – der «Sacco di Roma» nahm seinen Lauf.[9]

Il Sacco di Roma – der katholische Kaiser und Schirmvogt der Kirche bekriegt mit Spaniern und Lutheranern den Papst

Zu den ersten Opfern auf der Seite der Kaiserlichen gehörte ihr Oberbefehlshaber, der Connétable Karl von Bourbon, der Mann, der – erst zwei Tage zuvor durch die große Exkommunikation gestraft – Rom trotz allem jetzt noch vor dem Schlimmsten hätte bewahren können. Nach zwei abgeschlagenen Sturmangriffen aber stellte er sich selbst an die Spitze und fiel, den Fuß auf eine Leitersprosse setzend, sogleich durch eine Kugel. Erbittert durch den Tod ihres populären Führers überwanden die Angreifer jetzt die Mauern und 30000 spanische Marodeure und deutsche Landsknechte metzelten, sich durch die Straßen ergießend, wie leibhaftige Teufel alles nieder, was sich ihnen verzweifelt entgegenwarf oder wehrlos zu entkommen suchte. Heldenmütig kämpfende Milizen wurden fast bis auf den letzten Mann zusammengehauen und fliehende Schweizer.

«Da muest alles sterben, was auf den Gassen gefunden wardt, es war gleich jung oder alt, Weib, Mann, Pfaff oder Münch.»

Die Berichte beider Seiten stimmen darin überein, daß niemand und nichts geschont worden ist. Man warf Feuer in die Häuser, stach im Hospital S. Spirito die Kranken ebenso ab wie die Insassen des benachbarten Waisenhauses. Die Verteidigungsbereitschaft unter diesem Papst war alles in allem gering, die Weltstadt wie gelähmt; sie sank, schreibt Gregorovius, vor den Speeren der Landsknechte und den Trompeten des Feindes wie Jericho. Und ein Hauptmann Frundsbergs, der Ritter Sebastian Schertlin, notierte: «Den 6. Tag May haben wir Rom mit dem Sturm genommen, ob 6000 Mann darin zu todt geschlagen, die ganze Stadt geplündert, in allen Kirchen und ob der Erd genommen was wir gefunden, einen guten Teil der Stadt abgebrannt.»[10]

Am nächsten Tag, am 7. Mai, lagen die Straßen voller Toter und Sterbender, darunter besonders viele, von den Kriegsknechten aus den Fenstern geworfene kleine Kinder. Und schon nach wenigen Tagen erfüllte der Dunst von Tausenden unbegrabener Leichen die Stadt. Bald brachen Pest und Hungersnot aus. Viele Häuser, besonders die Paläste waren vollgepfropft mit vor Todesangst bebenden Menschen und viele auch voller Schätze. Im Palast des Markgrafen von Mantua und des dem Kaiser nahestehenden portugiesischen Gesandten erbeutete man, da auch viele Bankiers ihr Geld dorthin geflüchtet, gleich in der ersten Nacht angeblich 500000 Dukaten; aus dem Palast des Kardinals Enkevoirt holte man Beute im geschätzten Wert von 150000 Dukaten, aus den Häusern der Kardinäle Valle und Cesarini im geschätzten Wert von 200000 Dukaten. Als Sympathisanten des Kaisers hatten sich diese Kardinäle außer Gefahr geglaubt.

Doch verschonte man auch die Häuser kaiserlich Gesinnter, die Häuser selbst von Spaniern und Deutschen nicht und sprengte Widerstand leistende Paläste in die Luft. Man schleppte Kardinäle gebunden und mit Fußtritten traktiert durch Rom, wie den Luther 1518 auf dem Augsburger Reichstag gegenüberstehenden Thomas Cajetan oder den alten, kaiserlich eingestellten Kardinal Ponzetta, doch erst nachdem man ihn um seine verscharrten 20000 Dukaten gebracht. Man fahndete noch in Gärten und Gräbern nach Gold, in Kanälen

und Kloaken, man erpreßte von Scharen Gefesselter, oft unter Todesdrohungen, oft unter teuflischen Martern, ungezählte hohe Lösegelder, zahlte nicht selten 60 000 Gulden, der Bischof von Potenza, ein Kaiserlicher, kaufte sich dreimal los und wurde doch ermordet. «In ganz Rom», meldet ein Bericht, «ward kein Sterblicher über drei Jahre gefunden, der sich nicht loskaufen mußte.» Wer es nicht konnte, wurde erst gefoltert, dann liquidiert. Mancher gewöhnliche Kriegsknecht kam «im Handumdrehen» zu 20 000, ja 40 000 Dukaten.

Am meisten holte man aus Kirchen und Klöstern, zumal sie auch noch Mengen dorthin geflüchteten Gutes bargen. Selbst die Nationalkirche der Deutschen wie der Spanier wurde ausgeraubt und Sancta Sanctorum, die heiligste Kapelle der heiligen Stadt. Den Sarg Julius' II. hat man geplündert, kostbare Kunstwerke, herrliche Glasmalereien, Handschriften vernichtet, Raffaels flandrische Tapeten verhökert. Die sakrosanktesten Schätze wurden entwendet, geweihte Hostien geschändet, das Schweißtuch der Veronika, die Apostelhäupter, die heilige Lanzenspitze, die ein deutscher Kriegsknecht, am eignen Spieß befestigt, herumschwenkte. Noch die lächerlichsten Reliquien verschwanden, wie (durch Ritter Schärtlin) der Strick, an dem sich Judas erhängt hatte. Und Spanier, Lutheraner, Italiener äfften, entsprechend kostümiert, in grotesken Szenen die Zeremonien der Priester nach.

Viele Mönche wurden ermordet, viele als Kriegsgefangene verkauft, Geistlichen die Nasen, die Ohren abgeschnitten. Der achtzigjährige Bischof von Potenza, der das Lösegeld nicht zahlen konnte, wurde sofort niedergemacht. Hatten doch die Landsknechte sogar Gott versprochen, alle Pfaffen umzubringen. Und mit den Nonnen wurden, vermutlich ohne solche Absprache, die ungeheuersten Greuel begangen.

Man würfelte auf den Hochaltären St. Peters, soff dort mit Nutten, mit halbnackten Hetären aus Meßkelchen, während in den Seitenschiffen, in der Sixtina und anderen Kapellen eingestallte Pferde standen, Bullen und Handschriften als Streu unter sich. Primitivste Kriegsknechte verlustierten sich mit den vornehmsten, den reichsten Damen Roms, entehrten sie vor ihren Männern, Eltern, trieben es mit Marquisen, Gräfinnen, Baronessen, noch lange danach «die Re-

liquien des Sacco von Rom» genannt. Insbesondere die geilen Spanier, denen man überhaupt das Schlimmste nachsagte, schienen mit Vorliebe Kinder vergewaltigt, die wilden Deutschen, die «frommen Landsknechte», lieber Kardinäle gefoltert zu haben. Immer wieder auch stritten Spanier und Deutsche um den Raub, und fast wäre es darüber zur Schlacht gekommen, wozu die Deutschen bereits erbeutete Kanonen in Stellung brachten. Es folgte auch, da der Papst die von den Besatzern verlangten Summen nicht zahlen konnte, eine abermalige, teilweise noch schrecklichere Plünderung Roms, wo schließlich zwei Drittel aller Häuser vernichtet, vier Fünftel unbewohnt waren und die Umgegend fünfzig Meilen weit einer Wüste glich.[11]

Auf 20 Millionen Golddukaten wurde, vielleicht übertrieben, die Beute des Sacco di Roma geschätzt – mit 250 000 hätte der Papst ihn verhindern können, hätte er der Welt das unerhört blutige Schauspiel erspart, das die Soldateska des höchsten weltlichen Herrn der Christenheit in der Stadt ihres höchsten geistlichen Hauptes auf wahrhaft singuläre Weise sozusagen zum Besten gab.

Am 4. Mai hatte Clemens zum Kreuzzug gegen die nur noch drei Stunden vor Rom stehende Armee des Kaisers aufgerufen, «diese Lutheraner und Maranen», deren Führer Bourbon bloß Verpflegung und freien Durchzug nach Neapel begehrte und für eine große Geldsumme die Stadt wohl geschont haben würde. Clemens aber war in die Engelsburg geflohen, wie dreizehn Kardinäle und einige Tausend Römer, von denen viele auf der Brücke zum Kastell zertreten worden sind, und noch am 5. Mai, als schon Panik in der Stadt grassierte, hatte der Papst, dem mantuanischen Gesandten zufolge, «den allerbesten Mut».

Zwei Tage später jedoch verhandelte er mit den Kaiserlichen und wollte sich der Großmut Karls übergeben. Er kontaktierte natürlich auch mit der zum Entsatz heranrückenden Ligistenarmee, die dann freilich wieder umgekehrt ist. Inzwischen war auch ein Versuch, ihn zu befreien, mißglückt; in Rom wütete die Pest, die Hungersnot, die Kaiserlichen drohten mit dem Sturm der Engelsburg, notfalls auch den Papst samt Kardinälen in die Luft zu sprengen. So kapitulierte Clemens schließlich am 5. Juni 1527. Er schloß ei-

nen Vertrag mit seinem Kerkermeister, dem Kaiser, der wenig ergriffen über dessen Schicksal war, der Roms Katastrophe öffentlich beklagt, betrauert, insgeheim wohl genossen, im übrigen alles als Fügung, als Strafe Gottes ausgegeben hat. Kalt und umsichtig behielt er den Papst sieben Monate in harter Gefangenschaft, ehe dieser über Orvieto und Vierbo schließlich auf kaiserlichen Wunsch am 6. Oktober 1528 wieder in Rom einzog, «einen elenden, zerrissenen Leichnam vor unserem entsetzten Blick», was ja vor allem seine eigene Schuld war.

Clemens hatte sich bei Karl wie bei Franz I. für seine Befreiung bedankt. Doch erst als der inzwischen um Neapel ausgebrochene Krieg, wie der in Oberitalien, nicht, wie von ihm erhofft, zugunsten Frankreichs sondern Spaniens ausging, legte er sich endgültig auf Karl fest, der im Königreich Neapel ein Schreckensregiment begann. Aber notgedrungen sah er jetzt seinen Vorteil und den seines Hauses, den er nie aus dem Auge verlor, der bei vielen Entscheidungen alle andren Gesichtspunkte überwog, wieder im Lager des Kaisers. Er schloß mit ihm 1529, während die Türken schon nach Wien stürmten, im Juni den Frieden von Barcelona, im Dezember den Frieden von Bologna und krönte Karl V. dort am 24. Februar 1530 zum Kaiser, zu dem mächtigsten vielleicht des Reiches seit Karl «dem Großen»: die letzte Krönung eines Kaisers durch einen Papst, allerdings nicht mehr in Rom.

Doch auch danach näherte sich Clemens wieder Frankreich, und ohne Zweifel auch wieder aus dynastischen Gründen. Und als er Ende Oktober 1533 in Marseille seine junge Großnichte Katharina von Medici mit dem zweiten Sohn des französischen Königs, Heinrich von Orléans, traute, dem späteren Heinrich II. von Frankreich, führte er einmal mehr geheim bleibende Gespräche mit Franz I., die verständlicherweise wieder des Kaisers Mißtrauen erregten.[12]

Während des Clemens-Pontifikats festigte sich die Reformation in Deutschland gewaltig, wurde sie auch in Schweden eingeführt, kam die Loslösung der englischen Kirche von Rom durch Heinrich VIII. fast zum Abschluß, eroberte und zerstörte der Spanier Francisco Pizarro in Peru das Inka-Reich – doch darüber an anderer Stelle, wenn es mir noch vergönnt sein sollte.

Papst Paul III. (1534–1549) Türkenkriege, Römische Inquisition und sein Verrat des Kaisers im Schmalkaldischen Krieg

Als Clemens VII. im September 1534 einem längeren Leiden erlag, folgte ihm als Papst ein Mann, der später seinem Vorgänger nachsagte, ihm zehn Pontifikatsjahre genommen zu haben – eine Anspielung auf das Konklave 1523. Doch war ihm schon zweimal zuvor das Papsttum ziemlich knapp entgangen. Im Oktober 1534 aber schaffte er es in zwei Tagen und nach einmütiger Wahl, allerdings jetzt 67 Jahre alt, kränkelnd, doch diplomatisch befähigt, klug, berechnend und von enormer Willenskraft.

Alessandro Farnese, wie Paul III. (1534–1549) mit dem Spitznamen «Kardinal Unterrock» (S. 338) vordem hieß, entstammte einer dem Waffenhandwerk verbundenen Familie and verdankte seinen Aufstieg seiner schönen, von Tizian gemalten Schwester Giulia, verheiratete Orsini und bevorzugte Geliebte Alexanders VI. Der Borgia-Papst hatte den 23jährigen, in Rom und Florenz humanistisch erzogenen Alessandro Farnese bereits 1493 dank der Dienste seiner Schwester Giulia, La Bella, ins sogenannte Heilige Kollegium geholt und zum Schatzmeister der Kirche ernannt. Und natürlich hatte der Farnese als echter Renaissance-Prälat auch selbst eine Mätresse, die den Kardinal zum Vater von drei Söhnen und einer Tochter Costanza machte. Mehrere dieser Kinder haben Julius II. und Leo X. legitimiert; davon war Pier Luigi, der Älteste, ein hemmungsloser Lüstling und besonderer Günstling des Vaters, der ihn zum Gonfaloniere, zum Oberbefehlshaber der päpstlichen Truppen und zum Herzog von Parma (fast zwei Jahrhunderte dann im erblichen Besitz der Farnese) und Piacenza machte, wo er 1547 mit Einverständnis Karls V. ermordet worden ist. Immerhin herrschten dort acht Papstabkömmlinge als Herzöge in direkter Linie.

Paul III. hatte aber nicht nur vier Kinder, er leistete sich auch, freilich nichts Neues wieder, einen exzessiven Nepotismus. Schon 1534, kurz nach seiner Wahl, machte er zwei seiner Enkel zu Kardinälen, und zwar Alessandro Farnese, den Sohn Pier Luigis, im Alter

von vierzehn Jahren, Enkel Guido Ascanio Sforza di Santafiora, den Sohn seiner (mit dem gleichnamigen Grafen verheirateten) Tochter Costanza, im Alter von 16 Jahren. Beide Kardinäle, seinerzeit noch in Bologna studierend, wurden mit Bistümern, Abteien, Prioraten nur so überhäuft und bekamen die lukrativsten Schlüsselämter der Kurie.

Paul III. machte Enkel Alessandro damals zum Gouverneur von Spoleto, zum Gouverneur von Tivoli, erhob ihn schon mit fünfzehn, als er auch die Abtei Tre Fontane bei Rom und das Erzbistum Avignon erhielt, zum Vizekanzler und ließ ihn seit 1538, mit achtzehn Jahren, auch die meisten Staatsgeschäfte wahrnehmen. Und wie der Papstgroßpapa war auch Papstenkel Kardinal Alessandro Vater einer Tochter und lebte in Rom auf großem Fuß, gleich allen Farnesen freilich, die bald, erst geheim, dann öffentlich, in der Stadt erschienen und sich schnell bereicherten.

Rasch gesegnet mit Pfründen und Bistümern war auch Papstenkel Guido Ascanio. Der junge Kardinal wurde Legat von Bologna und der Romagna, wurde Camerarius, Leiter der kurialen Finanzverwaltung, Patriarch von Alexandrien. Ein dritter Papstenkel, der fünfzehnjährige Ranuccio, auch er ein Sprößling Pier Luigis, erhielt gleichfalls den roten Hut. Und Papstenkel Ottavio Farnese bekam als erbliches Lehen das Herzogtum Camerino in den Marken, bald vertauscht mit dem Herzogtum Castro in Latium.[13]

Paul III. selbst, so oft als Mann des Übergangs bezeichnet, war trotz einiger Abstriche ein typischer Renaissancepapst, der im wesentlichen den Lebensstil vieler Vorgänger und den seiner eigenen Prälatenzeit ungehemmt fortsetzte. Wie seine Kardinäle gab er rauschende Feste. Er veranstaltete Maskenbälle im Vatikan, ließ frivole Schauspiele aufführen, Musiker gastieren, Sängerinnen, Possenreißer. Er feierte gern und luxuriös mit seinen Nepoten und zog auch Frauen (seiner Sippe) zu Tisch. So hält Zeremonienmeister Blasius de Martinellis unter dem 7. Februar 1535 fest: Papa habuit 8 vel 10 mulieres secum in prandio. Der Papst liebte üppige Bankette, Karnevalsfeiern, Stier- und Pferderennen. Und zog auch zu aufwendigen Jagden aus.

Paul III., der zu Beginn seines Pontifikats drei Ziele, wie er sagte,

sich gesteckt, Herstellung des äußeren Friedens, Krieg gegen die Türken und ein allgemeines Konzil, verschwieg begreiflicherweise sein vielleicht wichtigstes Vorhaben: die völlig ungezügelte Bereicherung und Erhöhung seines Geschlechts; eine ihn unentwegt beschäftigende Familienpolitik, die seine Kräfte extrem beansprucht und immer mehr verzehrt, vor allem aber die Beziehung zum Kaiser «aufs schwerste» gestört hat. Standen doch beide Häupter der Christenheit von Anfang an «einander voll Mißtrauen und Abneigung gegenüber» (Seppelt).[14]

Der Farnese mied allerdings die katastrophale Schaukelpolitik seines Vorgängers, wollte sich weder mit dem Kaiser noch mit dem französischen König überwerfen und hielt seine neutrale Position, sehr zum Ärger der zwei Fürsten, auch eine Reihe von Jahren mehr oder weniger durch. Jeder der beiden Monarchen, die sich in den späteren dreißiger, den früheren vierziger Jahren blutig bekriegten, was Sultan Suleiman den Prächtigen nur zu neuen Vorstößen reizte, suchte den Papst mit vielen Verlockungen auf seine Seite zu ziehn, und der Papst suchte zwischen ihnen zu vermitteln, Frieden zu wahren oder herzustellen, vor allem um vereint die Hohe Pforte besser bekämpfen zu können.

Schon im Monat nach seiner Wahl, im November 1534 erklärte Paul den Krieg gegen die Türken als seine heiligste Pflicht. Und als Karl Ende Mai 1535 von Barcelona aus gegen Chaireddin Barbarossa, den unter türkischer Oberhoheit und mit Franz I. in Verbindung stehenden Beherrscher Algiers samt einigen hundert Schiffen gegen Tunis in See stach, segelte auch eine kleine Kriegsflotte des Papstes mit. Zudem war Paul dem Kaiser finanziell beigesprungen und hat das Unternehmen natürlich, wie dieser, als Kreuzzug, als Heiligen Krieg betrachtet und feierlich gesegnet. Auch den Segen der Himmelskönigin hatte sich Karl durch eine Wallfahrt nach dem Kloster Montserrat erworben und selbstverständlich wehte am Mast des Admiralsschiffes eine Flagge mit dem Bild des Gekreuzigten. Man eroberte La Goletta, dann das barbarisch geplünderte Tunis, befreite Tausende von Christensklaven, und Paul feierte den Sieg mit einem persönlich angestimmtem Te Deum durch Feuerwerke und Dankprozessionen im ganzen Kirchenstaat.

Ermutigt durch das Kriegsglück (ein schreckliches Wort), trieb der Heilige Vater auch künftig zum Kampf gegen die «Ungläubigen». Er besteuerte deshalb seine Untertanen und belastete den italienischen Klerus durch stets neue Türkenzehnten, so 1537, 1541, 1543, 1544. Doch als er am 8. Februar 1538 nach vieler Mühe ein antitürkisches Bündnis, eine neue heilige Liga mit dem Kaiser, mit Ferdinand I. und Venedig geschlossen und zwei Tage darauf in St. Peter feierlich verkündet, als er generös Kreuzzugsablässe zum neuen Heiligen Krieg bewilligt, ja man sich schon über die Teilung des türkischen Reiches geeinigt hatte, holten sich die Christen im September in der Seeschlacht vor dem Felsenschloß Prevesa im Golf von Arta eine jämmerliche Schlappe. Ebenso mißlang ihnen ein zweiter Zug gegen Algier im Spätherbst 1541. Und im folgenden Jahr nahm auch die Operation eines vor der vom Sultan besetzten Festung Ofen meuternden Reichsheeres einen kläglichen Verlauf.

Doch schließlich wurde der Türkenkrieg vom Kaiser, der bereits mit Barbarossa verhandelte und einen Friedensschluß mit der Pforte erwog, gar nicht mehr ernst genommen. Er trat allmählich in den Hintergrund, nicht nur in seiner Politik, auch in der des Papstes, der mittlerweile, während der Kaiser eine Preisgabe der kurialen Neutralität zu seinen Gunsten wünschte, immer mehr auf die Seite Frankreichs glitt, dem vermutlich von Anfang an seine Sympathien galten; und das, obwohl Franz I. ganz offen mit den Türken verbündet war und überdies enge Kontakte zu den Protestanten in Deutschland unterhielt, sie jedoch im eigenen Land hart verfolgte. Aber der König bildete auch ein natürliches Gegengewicht gegen die habsburgische Weltmacht, besonders gegen die von der französischen Diplomatie an der Kurie fortgesetzt diskreditierte Hegemonie des Kaisers in Italien.[15]

Paul III. befürchtete inzwischen, nicht anders als sein Vorgänger, die immer größere Macht Karls, die Einschnürung des Kirchenstaates im Norden und Süden.

Im Süden gebot der Kaiser über Neapel und Sizilien, in Mailand ernannte er 1546 Ferrante Gonzaga, einen erbitterten Feind der Farnesen, zum Vizekönig, an dessen Stelle der Papst lieber seinen Enkel Ottavio Farnese, Karls Schwiegersohn, gesehen hätte. Doch dem

Herrscher mißfielen die nepotistischen, seine Politik beträchtlich störenden Rücksichten und Verflechtungen des Papstes, der im Kirchenstaat vor allem wegen seiner Steuern verhaßt war. Gegen die im Jahr 1540 rebellierenden Peruginer verhängte er nicht nur das Interdikt, sondern ließ auch seinen Sohn Pier Luigi Farnese mit einem Heer von 10000 Mann unter argen Verwüstungen ins Peruginische einrücken: der sogenannte Salzkrieg; den Paul III. dann auch gegen Ascanio Colonna führte, wobei man unter dem Oberbefehl von Pier Luigi alle Kastelle der Colonna erobert, einige dem Erdbeben gleichgemacht, rund zwanzig Colonna-Besitzungen konfisziert hat.[16]

Ein erheblicher Dissens zwischen Kaiser und Papst bestand im Verhalten gegenüber den Protestanten. Für Karl, zwar streng «altgläubig» und entschiedener Verfechter einer Reunionspolitik, waren hauptsächlich die «weltlichen» Aspekte der Religionsfrage, der Kirchen- und Glaubensspaltung entscheidend. «Maßgebend war der jeweilige Stand der großen machtpolitischen Auseinandersetzung mit Frankreich und die Frage, wieweit das Papsttum ausgespielt und für die eigene Politik nutzbringend eingesetzt werden konnte» (Handbuch der europäischen Geschichte).

Jahrelang suchten beide Habsburger kriegerische Verwicklungen in Deutschland zu verhindern und die für sie so wesentliche Einheit des Reiches durch friedliche Religionsgespräche, durch Ausgleichsverhandlungen zu erreichen. Auch der Papst hätte nichts lieber als eine religiöse Einigung gesehen, aber natürlich auf Kosten der Protestanten und ganz zugunsten der Römischen Kirche. Die Vermittlungspolitik Karls und Ferdinands erschien ihm gefährlich und verfehlt. Er war für Druck, Zwang, Verfolgung. Eben deshalb schuf er auch, angeregt durch Ignatius von Loyola, den Begründer der Jesuiten, 1542 mit der Bulle «Licet ab initio» die Römische Inquisition als Zentralbehörde für die Bekämpfung der «Ketzerei» in allen Ländern. Und stellte an die Spitze des «Sanctum Officium» eine entsprechend brutale Persönlichkeit, den Kardinal Gian Pietro Carafa, einen guten Kenner der Spanischen Inquisition, der vom Inquisitor auch noch als Paul IV. zum Papst aufstieg und durch dessen unmenschliche Strenge, so Kardinal Girolamo Seripando, diese Römische Inquisition eine solche Bedeutung gewann, «daß man dafür

hielt, nirgends auf der ganzen Erde würden schrecklichere und furchtbarere Urteile gefällt ...» In Italien konnten deshalb protestantische Haltungen und Gemeinden nicht lange bestehen; während das Luthertum in Deutschland zur Zeit Pauls III. kräftig gedieh, das Papsttum aber Stadt um Stadt und auch weitere Territorien verlor.[17]

Natürlich war auch Karl V. nicht aus purem Friedens- und Toleranzbedürfnis für Verhandlung mit den deutschen Lutheranern. Seine Kriege gegen Türken und Franz I. aber banden ihn und König Ferdinand und erzwangen geradezu die «Toleranz». So gewährte er den protestantischen Reichsständen gegen Zahlung einer Türkenhilfe am 23. Juli 1532 im Nürnberger Religionsfrieden einstweilige Freiheit in Glaubensfragen und stellte die Religionsprozesse vor dem Reichskammergericht ein. Ganz ähnlich operierten die Habsburger am 19. April 1539 beim «Frankfurter Anstand» zwischen König Ferdinand und den Schmalkaldnern. Ebenso machte Karl im Abschied des Speyerer Reichstags vom 10. Juni 1544 den Protestanten eine Reihe von Zugeständnissen – all dies stets nur unter außenpolitischem Druck und zum größten Mißvergnügen des Papstes.

Sobald aber der Kaiser seinen vierten Krieg mit Franz I. durch den Frieden von Crépy am 18. September 1544 beendet hatte, steuerte er voll auf den Krieg mit den Protestanten zu, den er wohl nur durch deren laufende «Fehler», durch verpaßte Gelegenheiten, sträfliches Ungeschick von Anfang an, nicht verlor.

Denn verbittert durch seine Mißerfolge, durch die protestantische Intransigenz änderte er seine Haltung, ja soll jetzt geäußert haben, sein Leben dranzusetzen, um zu verhindern, «daß diese Sekte noch weitere Verbreitung gewinne». Und auch wenn er es so gern bestritt, der Schmalkaldische Krieg galt von vornherein als «Glaubenskrieg», als «Krieg Gottes». Der Papst überreichte dazu seinen beiden Enkeln Alessandro und Ottavio das Kreuz nebst Fahne und verkündete in guter alter Tradition einen Ablass «für den gemeinen Frieden und die Ausrottung der Ketzereien». Karl aber billigte er sofort die beträchtliche Summe von 200 000 Dukaten zu, außerdem 400 000 Dukaten, die Hälfte der Jahreseinnahmen der spanischen Kirche, sowie 12 000 Mann Fußvolk und 500 Reiter.[18]

Doch noch bevor dieser Krieg durch den Kaiser (der daran, an Gicht und Blase leidend, in einer Sänfte teilnahm, so daß die Leute meinten, die Spanier führten nur seine einbalsamierte Leiche mit), noch bevor der Krieg durch den Kaiser gewonnen war, ja noch bevor der zum entscheidenden Schlag ausgeholt, stellte der Papst, erschreckt geradezu durch die Erfolge seines Bundesgenossen, nicht nur die ohnedies spärlich geflossene Subsidienzahlung ein, sondern zog auch seine Truppen, die, wie er Karl schrieb, «jetzt arg zusammengeschmolzen sind», aus Deutschland zurück. Sah er doch nun, mehr noch als in den Lutheranern, in Karl V. den eigentlichen Feind. Der aber, auf dessen Seite auch protestantische Reichsstände fochten, vor allem der Herzog Moritz von Sachsen, höhnte, er sei «sehr dankbar, daß Paul III. ihn von diesem italienischen Raubgesindel, das nur geschadet habe, befreie», komme er doch «immer mehr zu der Überzeugung», der Papst habe «ihn in diesen Krieg verwikkelt ... mit der Absicht, ihn zu verderben». Und offensichtlich wäre es dem Heiligen Vater, dem der Kaiser damals noch in einem besonders perfiden Wortspiel seine «Franzosenkrankheit» vorwarf, nicht unlieb gewesen, wäre Karl nach seinem Sieg über die Schmalkaldener in Süddeutschland, ihnen in Norddeutschland unterlegen. Aber in der Schlacht bei Mühlberg an der Elbe – keine Schlacht, so Melanchthon, ein Davonlaufen – beendete Karl V. am 24. April 1547 den Schmalkaldischen Krieg mit etwa fünfzig eigenen Toten und mehr als 2000 Toten seiner Gegner.[19]

Zur Zerrüttung des Verhältnisses von Kaiser und Papst trug nicht zuletzt das Tridentinum bei (1545–1563), jenes große Konzil, mit dem die Gegenreformation recht eigentlich beginnt.

Vom französischen König stets und mit allen Mitteln bekämpft, von den protestantischen Fürsten schroff abgelehnt, vom Papst immerhin erst nach einem vollen Jahrzehnt zustandegebracht, bestanden zwischen diesem und Karl verschiedene, wenn auch dann überbrückte Ansichten über die Priorität der Themen (Reformberatung oder Behandlung der Glaubenslehre). Die schärfste Spannung jedoch zwischen Kaiser und Papst trat ebendamals, 1547, ein durch die Verlegung des Konzils von Trient nach Bologna, das heißt weg aus dem kaiserlichen und hin zum päpstlichen Machtbereich. Eini-

ge Fälle von Flecktyphus in der Stadt bildeten den Vorwand, und die Erklärung, man habe die (langgeplante) Verlegung ohne Wissen des Papstes vorgenommen, war sicher unwahr. Niemals werde er dies glauben, erklärte der aufs äußerste empörte Kaiser, dessen große Hoffnung auf eine Beteiligung der Protestanten am Konzil damit zerschlagen war, dem päpstlichen Nuntius Girolamo Verallo in einer Audienz am 14. April 1547 in Plauen, zehn Tage vor der Schlacht bei Mühlberg. Und erwiderte auf die Bemerkung, der Papst könne einen Konzilsbeschluß nicht widerrufen, er wisse längst, daß Seine Heiligkeit die Sache nach ihren Wünschen drehe. «Der Papst denkt nur daran, sein Leben zu verlängern, sein Haus zu vergrößern, Geld aufzuhäufen ... Wir kennen ihn: er ist ein hartnäckiger Alter, der an dem Untergang der Kirche arbeitet.»[20]

Der Augsburger Religionsfrieden – neues Recht und neues Unrecht

Gewiß hat Paul III. so wenig an diesem Untergang der Kirche gearbeitet wie sein Nachfolger Julius III. (1550–1555), Giovanni Maria Ciocchi del Monte, der dafür vielleicht noch etwas bessere (eigentlich: schlechtere) Voraussetzungen mitgebracht.

Denn auch wenn der neue Papst gleich zu Beginn seines Pontifikats in einer Rede am 10. März seinen Eifer für die Religion und das Konzil betonte – was ihn rasch populär machte, obwohl er so unsympathisch aussah, daß es Künstlern schwerfiel, ihn darzustellen, das war seine ungeheure Vergnügungssucht und die Befriedigung gewisser Freuden des Volkes, worüber er die eigene Verwandtschaft keinesfalls vergaß. Pietro del Monte ernannte er zum Präfekten der Engelsburg, seinen Neffen Ascanio della Corgna zum Gardekommandanten, seinen Bruder Baldovino zum Gouverneur von Spoleto, dessen Sohn Giovan Battista zum Regenten von Fermo und Nepi sowie zum Gonfaloniere der Kirche, die Söhne seiner beiden Schwestern erhob er zu Purpurträgern. Ja, einen Jungen, den er als Legat in Piacenza «sozusagen von der Straße aufgelesen» und

durch seinen Bruder adoptieren ließ, machte er zu seinem Affenwärter und mit siebzehn Jahren gleichfalls zum Kardinal. Er überhäufte ihn, ganz ungeachtet des Skandals, den er erregte, in abgöttischer Liebe mit Pfründen, gab ihm mehrere Abteien, machte ihn noch zum Staatssekretär, wobei wir offen lassen können, ob der Papst der Vater, der Liebhaber des Jungen oder beides war.[21]

Julius III., der auf einer Medaille die «hilaritas publica», die allgemeine Fröhlichkeit, verherrlichte, gefiel der Menge durch seine Faulheit, Freßlust, seine Mißachtung des Zeremoniells, seine derben Späße, Redensarten, die Förderung des Karnevals, seine Vorliebe für Feste, Rennen auf dem Korso, Stiergefechte. Der dritte Julius genoß Gepränge, glänzende Gelage, wozu er gern die Kardinäle, aber auch Frauen einlud. Er frönte dem Luxus, spielte um hohe Einsätze. Kurz: «Die Hauptbeschäftigungen des Papstes», schreibt der katholische Papsthistoriker Kühner von dem einstigen Präsidenten des Konzils von Trient, «waren Maskeraden, Stierkämpfe, Jagden, Kartenspiel um hohe Summen und Gastmähler, die, wie es seinem Wesen entsprach, in ordinäre Lustbarkeiten ausarteten.» Oder wie Ranke, wie so oft schonend, wenn nicht schönfärbend formuliert, «das harmlose vergnügliche Leben auf seiner Villa genügte ihm».

So ganz doch nicht. Wenn es auch bei all den Freudenbedürfnissen des Papstes fast erstaunt, daß er auch noch Zeit für etwas Kirchenpolitik fand; daß er sich beispielsweise durch Karl V. in einen Krieg gegen den Herzog Ottavio Farnese, einen, wie er sagte, elenden Wurm, den Enkel seines Vorgängers Paul, hineinreißen ließ, einen Krieg, der gefährlich, sehr kostspielig und überdies für den Papst erfolglos war.

Wie Julius III. auch sonst keine großen Erfolge vorzuweisen hat, weder politisch noch kirchlich. Macht es doch selbst auf Ludwig von Pastor, der sich so große Mühe gibt, der Vergessenheit zu entreißen, was sein verkannter Held «für Rom und den Kirchenstaat leistete» («namentlich seine Sorge für strenge Justiz»!), macht es doch sogar auf den Historiker der Päpste, der wenigstens etwas «Reformatorisches Wirken» des Papstes nachzuweisen sucht, «den peinlichsten Eindruck, daß Julius III., statt innere Einkehr zu halten, sich in geradezu naiver Weise wie die großen Herren der Re-

naissanceperiode mit Komödien, Hofnarren und Kartenspiel vergnügte.»[22]

Noch im Todesjahr des Papstes, im September 1555, schloß man den Augsburger Religionsfrieden. Er war nicht theologisch, sondern kirchenpolitisch motiviert und kam vor allem den Interessen protestantischer wie katholischen Fürsten entgegen, sicherte aber insbesondere den sich zur Augsburger Konfession bekennenden Fürsten und Reichsständen den Besitz der bis 1552 eingezogenen Kirchengüter zu – den «deutschen Kantönlipotentätchen», wie Theodor Lessing spottet, die durchaus gewillt waren, «die neue Bewegung mitzumachen bis zur äußersten Grenze ihres eigenen Vorteils».

Preisgegeben wurde durch den Augsburger Religionsfrieden das von Karl V. erstrebte Ziel, dem Reich die religiöse Einheit aufgrund des katholischen Bekenntnisses zu erhalten. Das Konfessionsbestimmungsrecht des Kaisers (der «Skrupel» hatte, in Augsburg mitzuwirken und bald danach abdankte) gemäß dem damals mehrfach ausgesprochenen Grundsatz «Ubi unus dominus, ibi una sit religio», woraus erst später die bekanntere Formel wurde Cuius regio, eius religio (Wem das Land gehört, dem gehört die Religion), war jetzt aufgehoben. Doch nun beanspruchten dieses Recht die Reichsstände. Das heißt die Fürsten, die reichsunmittelbare Aristokratie und die Reichsstädte hatten freie Religionswahl. Sie konnten fortan zwischen Katholizismus und Luthertum entscheiden, ein Recht, das ihnen zuerst durch den Speyrer Reichstag 1525, nun aber endgültig zuerkannt worden ist. Die Untertanen dagegen blieben an die Entscheidung ihrer Obrigkeit gebunden, blieben vom Recht des Bekenntniszwanges, des sogenannten ius reformandi völlig abhängig. Untertanen, die den religiösen Glauben ihrer Oberen nicht annehmen wollten, konnten nach dem Verkauf ihrer Güter verschwinden, auswandern.

Der Augsburger Religionsfrieden, ein Kompromiß, der viele Unklarheiten, viel Konfliktstoff barg, auch zunächst nur als Provisorium gedacht und vom Papst – jetzt Paul IV. – selbstverständlich verworfen, wurde ein Definitivum, wurde vom Westfälischen Frieden (1648) bestätigt und blieb bis zum Untergang des Reiches 1806 Reichsgesetz. Der sogenannte Religionsfrieden förderte besonders

das landesherrliche Kirchenregiment. Von echter Toleranz, von Gewissensfreiheit keine Spur. Die uneingeschränkte Religionsausübung, von den Lutheranern so energisch für sich beansprucht, gestanden sie auf ihren Territorien keinesfalls den Katholiken zu (und umgekehrt). Und ganz wurden Zwinglianer, Calvinisten, Täufer ausgeschlossen.[23]

Denn bei Frieden haben die Religionen immer nur an ihren eigenen gedacht.

ANHANG

ANMERKUNGEN ZUM ACHTEN BAND

Die vollständigen Titel der angeführten Sekundärliteratur stehen auf S. 483 ff., die vollständigen Titel wichtigerer Quellenschriften und Abkürzungen im Abkürzungsverzeichnis auf S. 509 f., Autoren, von denen nur ein Werk benutzt wurde, werden in den Anmerkungen meist nur mit ihrem Namen zitiert, die übrigen Werke mit Stichworten.

1. Kapitel
Die Anfänge Karls IV. von Luxemburg-Böhmen (1346–1378) und Clemens VI. (1342–1352), ein Vorläufer der Renaissance-Päpste

1 Müller-Mertens, Karl IV. 311 f.

2 Kelly 238

3 LMA V 971 ff, LThK II^3 1221 f. Taddey 614. Der Grosse Ploetz, 1986, 514. Pfeifer 18. Müller-Mertens, Karl IV. 306 ff. Kavka 9 f. 12. Stoob 52 f. 56. Seibt, Karl IV. 119, 135. – Für eine Reihe von Hinweisen in diesem 1. Kapitel danke ich einem Leser, der anonym bleiben möchte.

4 LMA V 973, HEG II 423, Hansjakob 26. Pfeifer 18 ff. Hillenbrand 49. Valentin 389, Müller-Mertens, Karl IV. 305 f. 311 f. Stoob 59 f. 240. Seibt, Karl IV. 131 ff, Diwald 671

5 Taddey 614. Gregorovius II/2, 660 f. Müller-Mertens, Karl IV., 305 f. 307 f. 310 ff. 315. Kavka 10, vgl. 7. Seibt, Karl IV. 121 ff. 128 f. 131

6 Taddey 614. Müller-Mertens, Karl IV. 311. J. Pfitzner zit. nach Stoob 56

7 LMA II 2143. LThK II^3 1221 f. HKG III/2, 399 f.

8 LMA II 2143 f. Kühner, Lexikon 125. Kelly 237. HKG III/2, 399 f. Seppelt IV 135 f.

9 Pierer VIII 965. XI 737. LMA V 524, 2190 f. 2199. LThK I^3 685 f. HKG III/2, 402, 413 f. Chamberlin 154. Stoob 58

10 Wetzer/Welte II 599. Pierer XI 738. LMA V 524 f. 985 f. 2199. Kelly 237. HEG II 660. HKG III/2, 402. Lanfrey weist darauf hin, daß der Kaufpreis für Avignon nicht bezahlt worden sei. Gregorovius II/2, 725 f. Seppelt IV 135. Gontard 306

11 Wetzer/Welte II 597. HKG III/2, 402, 423. Cawthorne 137

12 Kelly 238. HKG III/2, 402, 423. Hauck V/2, 594. Seppelt IV 134. Kühner, Das Imperium 221. Zimmermann, Ordensleben 38 ff. 45 ff.

13 M. Villani III 43. Wetzer/Welte II 597. LMA I 1303. LThK I^3 1316 f. Kelly 238. HKG III/2, 402, 414. Hergenröther II 615. Bernhart 186. Kühner, Das Imperium 222. Chamberlin 157 ff. Tuchmann 40 f. Cawthorne 135 ff.

14 Corvin 162 f. Cawthorne 137

15 Weinhold 72 f. Chamberlin 155 f. Cawthorne 137 ff. Vgl. zur Heils-

geschichte LThK IV³ 1336ff. bes. 1338

16 Wetzer/Welte II 597. Hergenröther II 615. Hauck V/2, 595f. Seppelt IV 159. Cawthorne 139f. Tuchmann 41

17 Gerh. v. Reichersb. De invest. Antichr. 1,19. Vgl. ders. de aedif. Dei 40. Gregorovius III 467ff. Davidsohn IV 2. T. 273. Grupp IV 379. Vgl. außer dem 5. Kapitel «Ausbeutung» in Bd. III der Kriminalgeschichte auch die Zusammenfassung der sozialen Frage bei Deschner, Abermals 410ff. 419ff.

18 LMA I 1409ff. HKG III/2, 423f. Hauck V/2, 629. Seppelt IV 171f. 184ff. Davidsohn IV 2. Teil 305. Heer, Mittelalter 549. Chamberlin 154. Tuchmann 41, 86. Kolmer 146, 149

19 Gams III 1. Abtl. 334f. Lea III 709. Chamberlin 155, 169. Deschner Opus Diaboli 52

20 LMA III 107f. Kirsch XIII. ff. Hauck V/2 586f. Seppelt IV 178f.

21 LThK VIII¹ 122f. IV³ 1396. VIII³ 84. LMA VI 1942. Pierer XII 909. Paulus I 204, II 18f. 40, 172ff. III 450ff. 478. Kober, Die Suspension 345. Schmitz, Die Bußbücher 144ff. Levison 31. Hauck V/2 587ff. Schubert II 474, 683. Lea I 24, 39. Friedenthal 33. Gontard 272, 354. Erdmann 203

22 Can. Apost. c. 30f. Conc. Chalced. c. 2. LMA I 673f. VI 1338. VII 1795. Kirsch XXIIff. Bastgen 70. Böhmer, Kirche und Staat 246f. Niemeyer 149ff. Lea I 30. Hauck V/2 532, 590f. 599ff. Davidsohn IV 2.T. 281. Schwaiger, Stolgebühren 311. Seppelt IV 179. Gontard 272. Kolmer 147

23 Syn. Elv. (um 300) c. 48. Syn. Mer. (666) c. 9. Syn. Olm. (1342) c. 8. LMA II 1948f. (Oexle). LThK II³ 1183. Paulus I 141ff. 160ff. II 3,61ff. III 454ff. 481f. Kober, Die körperliche Züchtigung 59f. mit vielen Quellenbelegen. Dresdner 35, 73f. Grupp I 340, IV 125, 410ff. 421, 425. Lea I 31. J. J. Bauer, Rechtsverhältnisse 120, 158. Browe, Beiträge zur Sexualethik 117, 120f. Ders. Die Pflichtbeichte 351f. Mehnert 124. Kehr, Rom und Venedig 139. Daniel Rops 683f. Krausen 43. W. Hartmann, Die Synoden der Karolingerzeit. Zu den Finanzen der Kirche heute vgl. etwa H. Herrmann, Die Caritas-Legende. Ders. Die Kirche und unser Geld. Frerk, Finanzen und Vermögen

24 Grupp IV 360f. v. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche im Frühmittelalter 2. Hlb. 649. Abel 45. Karl Kraus, Ausgew. Werke II 1971, 396ff.

25 Syn. Olm. (1342) c. 8. Dresdner 141. Sommerlad I 188. Hauck V/2, 605f. 610, 630ff. 660. Grupp I 340, IV 125, 360f. 410f. 421. Davidsohn I 705ff. Browe, Beiträge zur Sexualethik 117, 120f. Kehr, Papsturkunden im östlichen Toscana 169. Ders. Nachträge 282ff. 299. Hoberg, Die Servitienlasten 101f. Ders. Der Anteil Deutschlands 178ff. v. Falkenhausen 395. Pfleger 93ff. 162ff. Kolmer 149f.

26 LThK IX¹ 736f. IX³ 867. HKG III/2, 421. Kirsch XXIX, XLVI. Kolmer 147

27 LMA I 662, V 888f. 1254. LThK I³ 696. HKG III/2, 420f. 424. dtv Atlas, Weltgeschichte I 181. Hauck V/2, 611f. 617, 630ff. 640ff. 662f.

Kirsch XXX ff. LVI ff. LXXI, dem ich hier besonders verpflichtet bin. Grisar, Päpstliche Finanzen 216. Grupp IV 414. Seppelt IV 179 ff. 185. Kolmer 148 f.

28 LMA VII 2131 f. VIII 1559 ff. LThK V^{3} 560. HKG III/2, 400, 421. dtv Atlas Weltgeschichte I 181. Hauck V/1, 48, 64. V/2, 617 f. 623 ff. Seppelt IV 172, 178 ff. 183. Kolmer 147 f.

29 LMA II 2144. VII 754. LThK II^{3} 1222. Kühner, Lexikon 125. Ders. Das Imperium 221. Kelly 238. Hauck V/2, 615. Ranke 32. Seppelt IV 134 f. 159, 171 ff. 185. Kolmer 146. Scherzer 42. Vgl. auch Deschner, Abermals 410 ff.

30 Lea II 495. Vgl. auch Patze, Politische Geschichte 108, wo Clemens einem Elfjährigen eine Domherrenstelle in Mainz verleiht, die dieser aber nie eingenommen hat. Sechzehnjährig wird er Bischof von Halberstadt.

31 LMA III 107 f. V 294. VI 1945. LThK X^{3} 318. dtv-Lexikon 16, 174. Gregorovius II/2, 662 f. 720 f. Hoensbroek I 93. Nohl 142 ff. 162 f. 170. Seppelt IV 136, 149. Seppelt/Schwaiger 229. Kühner, Das Imperium 229. Tuchmann 99, 109, 122. Cawthorne 140 f. Zur Pest allgemein vgl. Stoob 60 ff. Vgl. auch die folg. Anm.

32 Wetzer/Welte II 599. LMA II 2144. IV 2024. Kelly 247 ff. LThK IV^{3} 1325. Seppelt IV 141. Seppelt/Schwaiger 229. Bernhart 189. Gontard 310, 314. Kühner, Das Imperium 223. Schimmelpfennig, Die Anfänge 285 ff. Ders. Römische Ablaßfälschungen 637 ff.

33 Wetzer/Welte II 598. LMA II 2144. VI 332. Hergenröther II 616 f. Hauck V/1 570 ff. Heiler, Altkirchliche Autonomie 289. Guillemain 141 f. Seppelt IV 136 ff. Tuchmann 34, 48. Beutin, Zur Problematik des Antiklerikalismus 85 f. Scherzer 41

34 Vgl. außer den im Text genannten Hinweisen auf Band VII Tuchmann 114 f. 118

35 Kelly 238. Kühner, Das Imperium 224

2. Kapitel
Innozenz VI. (1352–1362) und der Beginn des Hundertjährigen Krieges (1338–1453)

1 Tuchmann 191

2 Zit, nach Chamberlin 10, Vgl. Gregorovius II/2 781

3 LMA II 215 ff, LThK I^{3} 1316, V^{3} 520, Keller 74. Fichtinger 78, Kelly 238 f. HKG III/2 403 f. Hergenröther II 623, Seppelt IV 148. Kühner, Das Imperium 225

4 LMA I 509, 1798. IV 851. LThK II^{3} 988. V^{3} 520. Fichtinger 177. HKG III/2, 404. Lea III 188. Ders. (1997) II 446, Seppelt IV 147 f. Cohn 163 ff. 181 ff.

5 Hoensbroech I 26, 659. Lea (1997) I 441 f. II 436 f. 518, III 188 f. 193, Cohn 183

6 LMA II 1639, IV 225 f. V 2190, VI 192 f. Lea (1997) 230 f.

7 LMA I 310, VI 538 f. VII 1281. LThK I^{3} 177, Gregorovius II/2, 726, Kühner, Das Imperium 225 (hier das Gregorovius-Zitat), Seppelt IV 150. Stoob 77

8 LMA I 310, LThK V^{3} 438. Kelly 240, Seppelt IV 148, 150, Stoob 58 f.

9 Kelly 241, HKG III/2, 405. Hergenröther II 620

10 LMA VIII 1626. Gregorovius II/1, 300. II/2, 696, 724 f. 736

11 Dante, Inf. XXVII, 44. LMA IV 636, VI 791 f. 1429 f. Gregorovius II/2, 499, 505, 750, 754

12 LMA VIII 1717 ff. (Vaglienti). Kelly 241 f. HEG II 656 ff, Gregorovius II/2, 754

13 LMA III 26 ff. LThK II^{3} 1253 f. V^{3} 438 f. HEG II 646, 656. HKG III/2 401 f. 405. Hergenröther II 620, Seppelt IV 142 ff. 150 ff. Kühner, Das Imperium 223

14 LMA V 439. Kelly 240. Tuchmann 191

15 LMA I 831, III 1588 f. IV 762, V 215 ff. VI 2060, 2064. dtv-Lexikon 6, 293

16 LMA II 1387, III 1589, IV 763, V 216, VI 2064, VII 2010 f. Tuchmann 77 f. 85 ff. 91 ff. Stoob 44, 48. Ehlers 215 ff. 218 ff. Seibt, Karl IV. 144 ff.

17 LMA II 621 ff. V 988 f. Tuchmann 80 ff. Ehlers 216 ff.

18 LMA V 988 (Leguay). Tuchmann 81 ff. 133

19 LMA V 328 f. VIII 449. Tuchmann 126 f. 130 f. 139.

20 LMA III 1592 f. V 328 f. VII 44 f. VIII 449. Tuchmann 128 f. 134 ff. 140 ff. 144 ff. Ehlers 223 ff. 235

21 LMA V 329. Tuchmann 133 f. 146 ff.

22 Fuhrmann, Deutsche Geschichte 21. Rösener, Bauern im Mittelalter 13

3. Kapitel
Christliches Bauernelend und mönchisches Glück

1 Müller-Mertens, Karl der Große 144

2 Angenendt 197

3 Stern/Bartmuss 124

4 Dannenbauer-Zitat nach Epperlein, Herrschaft und Volk 17. Dannenbauer, Adel, Burg und Herrschaft 66 f. Neuss 156. Bosl, Frühformen 161. Rösener, Bauern im Mittelalter 14 f. Segl, 34 f.

5 Amm. Marc., Res gestae 30,5,4 ff. August. Enarr. in Ps. 51,14; vgl. Enarr. in Ps. 72,26. August, ep. 130 f. Caspar II 337, Pirenne 16 f. Schilling, Reichtum 188 ff. F.G. Maier, Die Verwandlung 197, 218, 315 f. Epperlein, Herrschaft und Volk 124, Tellenbach 400, 414. Lautemann 711 f. Ullmann, Gelasius I, 140. Ders, Individuum 17, R. Klein, Die frühe Kirche 259 ff. Dassmann 489 f. Angenendt 240 f. Deschner, Abermals 420 ff. Ders. Opus Diaboli 49 ff.

6 LMA I 1574 ff. V 125, 1846 f. VII 1977 ff. Hauck II 805, Pirenne 8 ff. 15 f. Stroheker 108 f. Dannenbauer, Grundlagen 19 ff. 122 f. 156 f. Heer, Mittelalter 47 ff. Njeussych 352 ff. 392 ff. 473 ff. bes. 516 ff. 530 ff. Tellenbach 400, 414. Claude 106 ff. Bosl, Frühformen 48, 197, Ders. Europa im Mittelalter 76, Stern/Bartmuß 5. Müller-Mertens, Karl der Große 96 f.

6a LMA I 1571 ff. 1575 ff. 1606, II 13, 946 ff. bes. 949. f. IV 989, V 1233, VII 1799 (Hägermann), LThK II^{3} 799, Jäck I 22, Grupp V 136, vgl. IV 166. Davidsohn I 311. Schubart, Christentum und Abendland 119. Fresacher I 56 f. Heer, Mittelalter 50 ff. 68, Bosl, Frühformen 44. Kosminski/Skaskin I 125 f. Fuhrmann, Deutsche Geschichte, 21 ff. 50. Geremek 34, 39 f. Vgl. auch 59 ff. 66 f. Rösener 19, 27 f. Fichtenau, Lebensordnung 472 ff.

7 LMA I 1565 ff. IV 865, 989, V 1845 ff. VI 185 f. VII 1977 ff. Bader 109 ff. Fresacher I 52 ff. 59 ff. Pfaff-Giesberg 53, 56, Pirenne 8 ff. 15 f. Bosl, Frühformen 197, Ders. Der «Adelsheilige» 168. Heer Mittelalter 125. Slicher 189. Schulze, Grundstrukturen I 150 f. Vgl. auch 113 ff. 140 ff. II 71. S. auch Cipolla/Borchardt 111 ff. bes. 117, Claude 106 ff. Dollinger, Der bayerische Bauernstand 196 ff. Fichtenau, Das karolingische Imperium 154 ff. Zu Friedrich II. vgl. etwa v. Hippel 11, 47

8 LMA I 32 f. IV 1419 f. VI 2047. IX 499 ff. Bauer, Das Geschlechtsleben 51 f. Grupp II 377, Stolz, Bauern und Landesfürst 191. Nylander 233 f. Andreas 471. Slicher 189. Pirenne 68, Segl 33. Vgl. auch Euricins Cordus, Bauernnot (um 1520) bei Mout 235

9 LMA IV 986 ff. VII 290 f. Grupp II 125, V 92. Pirenne 67 f. Lonhard 88 ff. 108 ff. bes. 153 ff. Angenendt 413, Kuchenbuch 124 ff. Guth 22 f. Rösener, Bauern im Mittelalter 218 f. Vgl. auch MIÖG 80, Bd. 1972 mit Bez. auf E. v. Guttenberg, Urbare

10 Grupp V 91

11 LMA III 2107, IV 865 f. V 1931 f. Grupp IV 166. Rösener, Bauern im Mittelalter, 218, Deschner, Das Kreuz 205 ff. 221 ff. 228 ff. Dort die Belege

12 LMA IV 865 f. IV 1811. Grupp II 58. Heß 6. Irsigler 488 f. Deschner, Das Kreuz 228 f.

13 Ann. Lauresh. 793. Ann. Mosell. 793. Ann. Fuld. 868. Ann. Xant. 869. Ann. Quedlinb. 868. LMA I 1573, V 221, VI 1201. Sommerlad II 185 ff. Dümmler II 231, Dannenbauer 66 f. Fichtenau, Das karolingische Imperium I 164. Epperlein, Herrschaft und Volk 253 f. Maier, F. G. Die Verwandlung 356. Preidel II 65. Müller-Mertens, Karl der Große 97 f. Rösener, Bauern im Mittelalter 12 ff. Vgl. auch 18 ff. Bentzien 9 ff. Goetz 137 ff. Zum Thema Kannibalismus vgl. auch Geremek 66

14 Mollat 59

15 LMA VI 1963, Mollat 101

16 Fichtenau, Das karolingische Imperium 188 f. Mollat 38 ff.

17 LMA VI 1792 f. Kelly 114. Caspar II 324. H. v. Schubert I 192, 249. Haller II 24, 26. Finley 200 f. 205

18 Julian. Pomer., De vita contempl. 1,21,3. Caesar. Arel. serm. 33 f. Bonif. ep. 70. Vita Bennon. 10. Syn. Mac (585) c. 5. Syn. Pavia (850) c. 17. (876) c. 11. Syn. Val. (855) c. 10. Syn. Valladol. (1322) c. 12. Syn. Tol. (1323) c. 13. Syn. Salaman. (1335) c. 5. LMA V 954 f. IX 499 ff. LThK X[3] 1394 ff. Kober, Deposition und Degradation 701. Schmitz, Die Bußbücher und die Bußdisciplin 338 f. Sommerlad I 281 ff. bes. 294 ff. 317 ff. II 12 ff. 274 f. Hofmann, Die Stellungnahme 421 ff. Lea I 30 Grupp II 87, V 282. Stamer 145 f. v. Schubert I 156, 260, 345, 366. Cl. Bauer, Die Epochen 463, Widera 61, 33. Mehnert 107. Hartmann, C. M. III 1. H. 12, 23, 27. Hóman I 197. Kuujo 11, 95 ff. 121 ff. 173 f. 189 f. 267 f. Daniel Rops 525. Nylander 205. Stolz, Zur Entwicklung des Zollwesens I 8. Pirenne 16 f. Ganshof 15, 17, 39. Maier, Die Verwandlung 303. Lütge, Geschichte der deutschen Agrarverfassung 49 f. Merzbacher, Die Leprosen 43. Ders. Bischof und Stadt 32.

Kosminski/Skaskin I 77, 129 f. 139. Feine 193 f. Kießling 240. Sprandel 35 ff. 45 ff. Stern/Bartmuß 115. Hartmann, Die Synoden der Karolingerzeit 442 f.

19 Syn. Metz (888) c. 2. Syn. Köln (1266) c. 5 Thom. Summa theol. 2, II, q. 87 a. 2 ad 1 LThK II^3 292. LThK X^3 1394 ff., bes. 1397 f. Sackur 285 ff. Sommerlad II 57 f. Hoffmann, Die Stellungnahme 436. Lea I 30. Grupp II 87, V 63. Hügli 65. Widera 5, 53, 77. v. Schubert I 345, 366, II 616. Linhardt 14 f. 208 ff. mit zahlreichen Quellenbelegen. Kuujo 86 f. 103 ff. 152 f. 203, 226, 238, 249, 255 f. Nowak 255. Heidacher 79 f. Kahl 68 f. Voigt 333. Hellinger 44 ff. Epperlein, Herrschaft und Volk 20 ff. Franz 27, 47. Endres 161 ff. bes. 176 ff. Feine 194. Appelt 6 ff. Struve (1969) 44 ff. Taddey 1161 Gurjewitsch 274 ff.

20 LThK II^3 1209, III^3 309 f. X^1 1078, Grupp III 373. Lea I 284 f. Kalischer 9 f. Tüchle I 102 f. Zoepfl, Das Bistum Augsburg und seine Bischöfe im Mittelalter 43. Büttner/Werner 40. Franzen 191

21 7. Syn. Tol. (642) c. 4. LMA VI 34, IX 127. Böhmer 140. Sommerlad I 307, 329 f. II 39 ff. 274 f. Starke 32 f. Kalischer 29, 89 f. 96. Grupp IV 417. v. Schubert II 542. Schnürer II 198. Vincke, Staat und Kirche 1. Weller 55 ff. R. Herrmann, Thüringische Kirchengeschichte I 43. Pirenne 52 f. 62, 82 ff. 118 f. 219. Hauck III 9. Tüchle I 105. Behn 131 f. Ott 78 ff. Schlesinger II 198 f. Lütge, Geschichte der deutschen Agrarverfassung 46. Culican 193. Herrmann, E., Slawisch-germanische Beziehungen 111 ff. Hubatsch, Geschichte der evangelischen Kirche I 3. Slicher 42. Diederich 345 ff. Brankfack 305. Struve 60 ff. Kuhn 1, 45. Friedenthal 33

22 Gesta Alber, 24. LMA V 2117, VII 1680 (Kroeschell). Kober, Deposition 705. Lecky II 174 f. Beissel 29, 424. Sommerlad II 46 f. Kalischer 10 f. Steffen 35 ff. 40, 46 ff. 50 ff. v. Schubert II 542 ff. Lonhard 92 f., 116 ff. Reincke 54. Schmid, Personenforschung 251. Falck 41. Lassmann 241 ff. Winter 8. Epperlein, Bauernbedrückung 13

23 Schairer 24, v. Schubert II 543. Stern/Bartmuss 259. Graus 339 f.

24 Cap. 23,32; 44,15 f. 46,9; 62,12; 72,5; 73,3; 138,7; 154,1; It. 105,21; 141,1; 201,7 u. a. Sommerlad II 49 f. Grupp II 40. Fichtenau, Das karolingische Imperium 160 ff. 188 f. Epperlein, Bauernbedrückung 13 f. Njeussychin 561. Müller-Mertens, Karl der Große 71, 84, 99 ff. Stern/Bartmuss 124 ff. Prinz 95

25 Sommerlad II 49 f. 145, 215, Schnürer II 20, Müller-Mertens, Karl der Große 100 f.

26 LMA I 15, 93, VI 1351 f. Coulton 233, Bosl, Frühformen der Gesellschaft 197. Mollat 68 f. 71, 98 f.

27 Adam v. Brem. Gesta Hammab, 2,67. LMA I 1571 f. II 34. V 856 f. IX 240. Grupp V 58 f. Gerdes 52, Schöffel I 201 f.

28 LMA VIII 711 ff. LThK IX^3 1526, Grupp V 62 f. mit allen Belegen, Epperlein, Herrschaft und Volk 124 ff. Steins 202, 208 ff. 230 ff.

29 LThK V^3 618, Keller 295. Donin III 100 ff. Vgl. auch Auer 260 f.

30 LMA I 874. LThK I^3 918 f. Kober, Deposition 701. Grupp II 86, Stein-

bach 29. Pirenne 43, Njeussychin 336, Franz 28. Angenendt 413

31 LMA V 1218 ff. (Parisse). Kober, Die körperliche Züchtigung 422. Kalischer 21, 45 f. 58. Noggler 9. Davidsohn I 700 f. IV 3. Teil 15. Grupp II 251, IV 301 f. Scheuten 62 ff. Gerdes 15. Krausen 138 ff. Heer, Mittelalter 121 f. Maier, Die Verwandlung 61 f. 221, 318. Haller II 193. Kawerau 172 f. Schremmer 7. Epperlein, Herrschaft und Volk 138.

32 LMA V 1423 f. (Rüther), Sommerlad I 203, 274, 277, 295. Grupp III 371 f. Mettler 201, 219 ff. 234, 245 ff. Weller 102. Hóman I 310. Kawerau 158. G. Zimmermann, Ordensleben 152

33 LMA VI 1985 ff. LThK VIII^3 142, Grupp II 257, III 344 f. Mettler 248 f. Struve 61

34 Vita Eigil, c. 5. LMA VII 455. Scheuten 47 f. 60 ff. Grupp II 257, III 339. Werner 34 f. Büttner/Werner 40, Schlesinger II 183 f. 216, Schmid, Die Mönchsgemeinschaft 182. Zimmermann G., Ordensleben 134 ff. 211 ff.

35 Vehse, Geschichte der kleinen deutschen Höfe I 9. Schulte 3 ff. 107, 369. Grupp III 145. Fichtenau, Askese und Laster 68, Gontard 246 f.

36 S. Hildeg, ep. 116 (PL 197, 338). LMA V 13 f. LThK V^3 105 f. Grupp III 340, Weller 82 f. Vgl. auch DA 22. Jg. H. 1. 1966, 327

37 Gerhoh v. Reich, de aedific. Dei 36, LMA IV 1320 f. V 1848. LThK IV^3 513 f. Jäck I 63, Heidingsfelder 54. Schulte 94 f. Doelle 9, 22, 27 ff. Hauck IV 423 f. Davidsohn I 576 ff. Weller 105. Lekai 67, 315. Schlesinger II 275 f. 292, 324 ff. 330 f. Andreas 127. Taddey, Das Kloster Heiningen 58 ff. 72 ff. 90 f.

38 August. De doct. Christ. 2, 25, 39, Leander, Lib. de instit. virg. 12, LMA III 1802 f. Buchholz 19, 37 f. Brown 170, Angenendt 416

39 Vita Bennon. 8, Grupp III 164 f. Fresacher I 70, Zoepfl, Das Bistum Augsburg und seine Bischöfe im Mittelalter 77, 109 ff. Franz 24, 28, 41. Kallfelz 365

40 Schlesinger II 241. Lonhard 52, 57, 116 ff. 122

41 3. Syn. Tol. (589) can. 20. Grupp V 136. Gerdes 25. Fichtenau, Das karolingische Imperium 158. Njeussychin 336

42 LMA IX 632 ff. 640, 646, 649. LThK X^3 1466 ff. Hauck IV 340, Scheuten 16, Lekai 54 f.

43 Hölscher 25 f. Lekai 45 f. 54 f.

44 LMA IV 1653 f. VII 149. Hauck IV 351 f. Weller 274, Lekai 60 f. Pirenne 71 f.

45 LMA II 1410, VIII 1976, LThK I^3 499, II^3 285, III^3 279, 889, VI^3 1013, X^3 960. Kawerau 161

46 Pierer II 654. LMA I 1619 f. VIII 1414, 1780, IX 647. LThK I^3 475, II^3 1095, VI^3 259, VIII^3 345, IX^3 365. Hölscher 25 f. Weller 272 ff. Epperlein, Bauernbedrückung 30 ff. 57, 147, Engel/Epperlein 345, 353. Schlesinger II 213, 221 f. Weiß 34 mit weiteren Literaturhinweisen. Slicher 154, Novy 52, Mollat 65. Hauck IV 352 f.: «Zahlreiche Dörfer sind dadurch vernichtet worden». Vgl. auch H. Grüger, Kölner Zisterzienser, in AHVN Heft 174, S. 35. In England suchten die Zisterzienser ihre adligen Angrenzer durch Wucher förmlich auszuschlachten:

Zöckler 414. Zum Bauernlegen der Zisterzienser im Osten (südlich von Breslau) vgl. auch Kossmann 263 ff.

47 LMA VIII 1414, 1780, IX 647. Epperlein, Bauernbedrückung 30 ff. Engel/Epperlein 353

48 LMA I 1619, IX 633 f. 641 ff. Ritsert 9. Bosl, Geschichte Bayerns I 77. Rehfuß 148

49 LMA IV 901. Pfaff-Giesberg 52 f. Epperlein, Die sogenannte Freilassung 92 f.

50 Lex Alam. 1,1. Lex Baiuv, 1,1. LMA IV 901, V 1927 f. Müller-Mertens, Karl der Große 69 f.

51 LMA IV 901 f. Voigt 274 f. Epperlein, Die sogenannte Freilassung 92 f. 96 ff. 102. Ders, Herrschaft und Volk 151 f.

52 Grupp IV 164 f. Epperlein, Die sogenannte Freilassung 96 ff. mit den Quellenbelegen

53 Dopsch II 28, 33 ff. Kosminski/Skaskin 310 f. Epperlein, Die sogenannte Freilassung 92 f. 100 f. Ders. Herrschaft und Volk 29 ff. 102 ff. 252, Korsunskij 205

54 Bonifat, ep 10. LMA I 2064 ff. Sommerlad I 325 ff. Paulus I 55 f. Wrackmeyer 43 f.

55 LMA I 93 f. II 295 f. 306. IV 1566 (mit anderer Erklärung für Finanzbedarf. V 207 f. 1399, 1873. VI 1232, 1559 ff. VII 1153. LThK I^3 126. IV^3 844, VI^3 79, VII^3 1216, X^3 1052. HKG III/1, 137, 240, 287. Janner I 514 f. Dresdner 140 f. Simson II 263. Lea I 40. Davidsohn IV 3. Teil 5, 15. Grupp II 298 f. V 282. Vehse, Das Privileg Clemens' 218 ff. bes. 328 ff. Mehnert 109. Andreas 74. Anton 330 f. Thompson 308 (bezogen auf die westgotischen Bischöfe des 7. Jahrhunderts, aber auch auf die römischen). Schlemmer 170. Störmer 173 f. O. Meyer, In der Harmonie 219, 225 f. Borst 36 ff. bes. 45

56 Capit, Paderb. a. 785. Paen. Cumm. 4,2. Paen, Valic. 118. Syn. v. Tribur (895) c. 7: «Geraubtes Kirchengut ist dreifach zu ersetzen». Lex Alamann. 1,2. Lex Rib. 58,7. Vgl. auch Lex Baiuv, 1,2. LThK II^3 822 ff. Sommerlad I 266. Grupp V 282. Noethlichs 136 ff. 153

57 LMA IV 170, V 1421; VIII 1286 ff. 1621. Nylander 33. Epperlein, Bauernbedrückung 61, 94 ff.

58 Löhr 11 f.

59 LMA I 34, 1569 f. Rösener, Bauern im Mittelalter 240 ff. 246 ff.

60 LMA I 417. LThK I^3 397. Heer, Mittelalter 47 ff. Epperlein. Herrschaft und Volk. 42 ff. 46 ff. 55 ff. 253 f. Njeussychin 587. Franz 21

61 Das Zitat nach Kosminski/Skaskin I 116 f.

62 LMA II 224. III 528, IV 193 f. VI 98, VIII 345. dtv-Lexikon 2, 113. dtv-Atlas Weltgeschichte I 287, Kosminski/Skaskin I 396 f. 406 f.

63 Kosminski/ Skaskin I 424 f. 440

64 Petr. Venerab. ep. 1,28, zit. nach Kosminski/Skaskin 116. LMA I 1577 f. Kosminski/Skaskin 116. Mollat 78

65 LMA I 1567 ff. 1576 ff. 1605 f. VII 773 ff. Rösener, Grundherrschaft 373 ff. 565 f. Ders. Bauern 275 f. 254. Zu den verschiedenen Pfluggeräten im Hochmittelalter (Deutschland) vgl. Bentzien 65 ff. Deschner, Opus Diaboli 57

66 Nach Ehlers 210 f.

67 LMA IV 521, 1240 f. V 2196. VII 775, Pirenne 189. Ehlers 211 ff. Rö-

sener, Bauern in Mittelalter 253. Geremek 70

68 LMA I 1577, 1579. IV 16, 763. V 265 f. 328, 981. Ehlers 230 ff.

4. Kapitel
Die Päpste Urban V. (1362–1370), Gregor XI. (1370–1378) und das Ende des avignonesischen Exils

1 Hergenröther II 624

2 Kelly 242

3 Gregorovius II/2, 786

4 LMA VIII 1284. LThK X³ 457 f. Wetzer/Welte XI 472. Keller 74 f. Fichtinger 78. HKG III/2, 406, 408. Georges 2536, Hergenröther II 623, Hoensbroech I 28 f. (hier das Wilmans-Zitat), 167 ff. Gregorovius II/2, 757, 776. Lea (1997) I 406, II 140, 170, 321, 438 f. III 184 f. Seppelt IV 158, 185 f. Grundmann II 60. Tuchman 232. Chamberlin 159. Cohn 184 f.

5 Chron. Mogunt, 1370. LMA V 973 f. (Moraw), 1581 ff. Taddey 614 f. Kelly 238 ff. Der Kleine Ploetz 99. HEG II 424 ff. Seppelt IV 154 ff. (hier Hampe-Zitat), Stoob 74 ff. Vgl. auch die folg. Anm.

6 LMA I 310, IV 2194 ff. V 534, VI 938, LTHK X³ 457. Kühner, Lexikon 128, Kelly 241 f. HEG II 658. HKG III/2, 408 f. Hergenröther II 623 f. Gregorovius II/2, 773 ff. Norden 704 f. 708 ff. Seppelt IV 158 ff. 161 ff. de Vries 56 ff. 63 f. Kühner, Gezeiten 217, Ders, Das Imperium 227 f. Schuchert/Schütte 328 f. Tuchman 232 ff.

7 LMA V 439. VIII 449, 1284. LThK X³ 457. HKG III/2, 404. Seppelt IV 162 f. Kühner, Das Imperium 227, Schuchert/Schütte 328

8 LMA VI 1932, LThK X³ 457. Kelly 241 f. HKG III/2, 407 f.

9 LMA VI 1932, Kelly 241 f. Kretschmayr II 224. Atiya 92 f. Heer, Kreuzzüge 154

10 LMA VIII 449. LThK VIII³ 141, 236, Hergenröther II 621, 624. Atiya 92 f. Heer, Kreuzzüge 155 f. Kühner, Das Imperium 227

11 LMA VI 1932. VIII 1284 f. LThK X³ 457 f. Kühner, Lexikon 88, 128. Kelly 177, 242. HKG III/2, 406 ff. Hergenröther II 622. Kretschmayr II 224. Seppelt IV 163 f. Atiya 93 f. Heer, Kreuzzüge 156

12 Chron. Mogunt. 1371. LMA IV 1673. LThK IV³ 1020. Kelly 242. HKG III/2, 409 f. Hergenröther II 625. Gregorovius II/2, 777. Hoensbroech I 28 ff. 93, 178, 659. Lea II 174. Seppelt IV 164, 155

13 John Wiclif, De Christo et suo advers. Antichr. LMA V 230 f. IX 391 ff, LThK X³ 1337 ff. HKG III/2, 540 ff. Seppelt IV 164, Guillemain 152. Wöhrer 80 ff. 86 ff. 90 ff. Lambert 64 f. Hilsch 45 ff.

14 LMA V 1072 f. HEG II 655 ff. HKG III/2, 410 f. Gregorovius II/2 778 f. 788, 792, 802. Seppelt IV 165 ff. Gontard 311. Deschner, Das Kreuz 123

15 HEG II 659. HKG III/2, 410 f. Seppelt IV 167. Besonders gefolgt bin ich hier und im nächsten Abschnitt Gregorovius II/2, 780 ff. 786

16 LMA II 1640 f. IV 225 f. Kühner, Lexikon 129. Kelly 243. HEG II 659. HKG III/2, 411. Gregorovius II/2, 787, 792. Seppelt IV 169 f. Ott 116 f. Gontard 315. Friedenthal 75

17 Chron. Mogunt. 1378. Gregorovius II/2, 788 ff. Seppelt IV 169 f.

5. Kapitel
Das grosse abendländische Schisma (1378–1417 bzw. 1423) Krieg der Päpste gegeneinander

1 Tüchle in LMA I 20
2 Krebs in LThK IX^1 259
3 H. Müller in LThK I^3 28
4 LMA I 19 ff. VII 1469. Kelly 185, Kühner, Lexikon 130. Ders. Das Imperium 230 (hier spricht K. von «sechs Gegenpäpsten»), Seppelt IV 193, Segl 28
5 Chron. Mogunt. 1378 LMA VIII 1285, LThK X^3 458 f. Kühner 130. Kelly 244. Gregorovius II/2, 795 ff. Seppelt IV 188 ff. Guillemain 148
6 Chron. Mogunt. 1378, LMA I 20, II 2145, VIII 1285 f. LThK X^3 458 f. Kühner, Lexikon 130, Kelly 244 ff. Hergenröther II 630 f. Gregorovius II/2, 797 ff. Seppelt IV 191 ff. Guillemain 149
7 LMA I 19 ff. II 499, 2144 f. Kelly 246. HKG III/2, 499. Gregorovius II/2, 802 f. Seppelt IV 194 f. Guillemain 149
8 LMA I 20, VIII 1286. LThK VII^3 848. Kelly 245 f. Gregorovius II/2, 801, 804. Hergenröther II 631. Seppelt IV 194, 197 ff. 202, 214. Guillemain 149
9 Chron. Mogunt. 1378 ff. LMA I 20, 321 f. IV 395 ff. V 1072 ff. 1902. VII 1742. Kühner, Lexikon 146 ff. HKG III/2, 498, Hergenröther II 631 f. Gregorovius II/2, 802 f. 808. Hauck V/2, 712 f. Seppelt IV 195 ff. 201. Kühner, Das Imperium 231. Gerlich 25 ff. Kawerau 75. Segl 30, Deschner, Das Kreuz 98, 110, 123
10 Chron. Mogunt. 1379, 1380. Der Kleine Pauly II 910 f. LMA I 20, 1442, II 2144 f. III 1921 f. Gregorovius II/2 804 ff. Seppelt IV 195, 200 ff.
11 LMA V 985 f. VIII 1286. LThK X^3 458. HEG II 660, 662. Kelly 245. Gregorovius II/2, 806 f. 809 ff. 814. Seppelt IV 201 ff. Friedenthal 82 f. 113 ff.
12 LMA III 1037, V 986, VIII 1286. LThK III^3 224, X^3 458 f. Kelly 245. HKG III/2, 500. Hergenröther II 634 f. Gregorovius II/2, 812 ff. Vgl. auch ders. VI 520 f. bes. Anm. 1. Schnürer III 147. Seppelt IV 204 ff. Gontard 317. Friedenthal 113 ff.
13 LMA II 416 f. LThK II^3 581. Kelly 247 f. Gregorovius II/2, 816. Hauck V/2, 749 f. Seppelt IV 206 f. Kühner, Das Imperium 232
14 LMA II 417, VII 1217, 2055. Kelly, 249. Gregorovius II/2, 816, 822. Seppelt IV 209. Friedenthal 120 f. Esch 341. Ausführlich zum Nepotismus ebd. Anhang I 575 ff.
15 Hergenröther II 636. Kühner, Das Imperium 232. Esch 7 f.
16 Kelly 249. Gregorovius II/2, 816 f. Seppelt IV 209 ff. Kühner, Das Imperium 232 f. Esch 138, 190
17 Kelly 248. Seppelt IV 206. Esch 338 ff.
18 LMA II 416, V 1609 f. 2192, VI 1075 ff. Hergenröther II 626, 630, 634, Gregorovius II/2, 816, 822, Lea II 322, 457. Esch 9 f. 42, 73 f. 209. Zu den kriegerischen Aktionen von Bonifaz IX. vgl. auch Goldbrunner 411 ff. 423 ff.
19 Vgl. Esch 62, 80 ff. 138, 226 f. 290 f. 353, 363 f. 398 ff.
20 LMA II 1369, Hergenröther II 636. Gregorovius II/2, 817 ff. 822. Seppelt IV 208 f. Esch 267, 289 ff.

21 Gregorovius II/2 823, 825 f.

22 LMA I 1862 f. LThK II^3 208. Kelly 249 f. HKG III/2, 500 ff. Hergenröther II 643 f. Seppelt IV 220 ff. Guillemain 150. Kühner, Das Imperium 233

23 LMA IV 1674 f. V 439, 2197 f. LThK V^3 521, VIII^3 315. HKG III/2, 559. Kelly 250 ff. 259, Hergenröther 649. Gregorovius II/2, 826 ff. 830 ff. Seppelt IV 223 ff. 231 f. Kühner, Das Imperium 235

24 LMA I 21, IV 1675, VI 1897, 2182 f. LThK VIII^3 315. HKG III/2, 548. Kelly 250, 253 f. Hergenröther II 659 ff. Gregorovius II/2, 842 f. Seppelt IV 236 ff. 240. Jedin, Kleine Konzilsgeschichte 64. Kühner, Das Imperium 236. Segl 31. Brandmüller, Das Konzil von Konstanz I 6 f. Elze/Repgen 592

25 LMA I 373 f. VIII 1723 f. LThK I^3 370. Kelly 253 ff. HKG III/2, 513, Gregorovius II/2, 843 ff. Seppelt IV 240 ff. Brandmüller, Papst und Konzil 71 ff. 181 ff., 218 ff.

26 LMA V 546. LThK V^3 951 f. Kelly 255. Gregorovius II/2, 846. Mehnert 134. Kawerau 75

27 Kelly 255. Hergenröther II 667. Gregorovius II/2, 846 ff. Hauck V/2, 958 f. Brandmüller, Papst und Konzil 71 ff. hier das Zitat von Souchon. Vgl. auch den (eher apologetischen) Versuch Brandmüllers, Infeliciter electus fuit in Papam 309 ff.

28 LMA VI 166. Kelly 255. Gregorovius II/2, 850 ff. 856 f. Seppelt IV 243 f. Brandmüller, Das Konzil von Konstanz I 79 f.

29 LMA III 852 f. VII 1868 ff. VIII 2190 f. LThK IX^3 578 f. X^3 1090 f. Taddey 1042, 1125 f. 1279. HEG II 437. HKG III/2, 550. Seppelt IV 244 f. Hoyer, Sigmund 342. Koller, Sigismund 288 f. Dotzauer, Quellenkunde 85 ff. Brandmüller, Das Konzil von Konstanz I 83

30 LMA IV 1675. V 546 f. 1402. Kelly 255. HEG II 441 f. HKG III/2, 548 ff. Gregorovius II/2, 858. Hauck V/2, 961 ff. 967 ff. 975. Seppelt IV 244. Rieder 61

31 LMA V 546 f. 1402. HEG II 441. HKG III/2, 550 f. Seppelt IV 247. Grigulevič I 254 f. Riemeck 88 f. Koller, Sigismund 290. Deschner, Opus Diaboli 93

32 Dietr. v. Niehm, Vita Joh. 2, 2. LMA III 853. V 547, 1402 f. LThK V^3 952. Kelly 256. HEG II 442. HKG III/2, 551. Gregorovius II/2, 860. Hauck V/2, 985 ff. Seppelt IV 246 ff. Hoyer, Sigmund 342. Brandmüller. Das Konzil von Konstanz I 10.

33 Dietr. v. Niehm, Vit. Joh. 2,3, LMA IV 954, V 547. 1403 f. 1431 f. HEG II 442. HKG III/2, 551 f. Gregorovius II/2, 860. Hauck V/2, 986 ff. 1026 f. Seppelt IV 249 ff. Falco 316. Friedenthal 240, 320 ff. Zimmermann, Papstabsetzungen 282 ff. Riemeck 97 f. 100. Hilsch 159 f.

34 LMA I 1862 ff. IV 396 f. 1675. LThK V^3 952. Kelly 250 f. 253, 256. HKG III/2, 553. Gregorovius II/2, 861. Hauck V/2, 997 ff. Seppelt IV 252 ff. Zimmermann, Papstabsetzungen 282 ff. Kühner, Das Imperium 237. Friedenthal 327. Hilsch 257

35 LMA I 1863, II 2145 f. V 1404. HKG III/2, 551, 561 ff. bestreitet das geringe reformatorische Engagement des Konzils.

6. Kapitel
Jan Hus und die Hussitenkriege

1 Zit. bei Lochman 122
2 Lochman 125
3 Zit. bei Hilsch 286
4 Rieder 210
5 LMA V 1366. LThK VI^3 286, HEG II 526. Hilsch 22 f. 29
6 LMA VI 625 f. LThK V^3 936 f. VI^3 1487 f. HEG II 526. Seibt, Jan Hus – zwischen Zeiten 17 f. Herold 46. Nechutová 75. Gerwing 55. Hilsch 23 ff.
7 HEG II 526 f. Schrupp 277, Seibt, Jan Hus – zwischen Zeiten 18
8 LMA V 230, VIII 2190 f. LThK V^3 340, Hauck V/2, 907 ff. 911 ff. 920. Wass 85. Riemeck 11, 14, 23, 27, 31 f. 53. Schrupp 277 f. Seibt, Jan Hus – zwischen Zeiten 15 f. 19 f. Maly 227 ff. bes. 233. Töpfer 157 ff. bes. 162 ff. Kejr 216 f. Molnar 173 ff. Smahel 204, Polivka 415 ff. Rieder 36 f. 40 ff. Hilsch 9, 16, 28 f. 39, 42, 45 ff. 58, 61, 64 f. 67 ff. 101 ff. 125 f. 178 ff. Deschner, Opus Diaboli 42. Lochman, Vom Versuch 98 ff.
9 Kupisch II 112. Brandmüller, Hus vor dem Konzil 242, Rieder 40 f.
10 LMA V 230 f. LThK V^3 340 f. Hauck V/2, 913 ff. 916 ff. 923 ff. Riemeck 48 ff. Töpfer 164 f. Polivka 85 f. Hlediková 96, 99. Hilsch 83 f. 92 f. 111 f. 114 f. 118, 120, 126. Lochman, Vom Versuch 98 ff.
11 Hauck V/2, 932 f. Riemeck 15, 54 ff. Liguš 137. Rieder 39. Hilsch 160, 162 ff. 167 ff. Zu Hieronymus von Prag vgl. Svatoš, 69 f. Vgl. ferner Holeček 187 ff.
12 LMA I 302, V 231. VII 160. LThK V^3 341, X^3 912 f. Hauck V/2, 934 ff. 938 ff. Riemeck 60 f. Brandmüller, Das Konzil von Konstanz I 348. Hilsch, 32, 164 ff. 171 ff. 184, 191, 194, 201. Vgl. auch die Zeittafel von M. Polivka in: Seibt (Hg.), Jan Hus 416
13 Riemeck 62 f. Hilsch 185
14 LThK V^3 341. Riemeck 68 ff. Polivka 87 f. Hilsch 194 f. 207 ff. 235 ff.
15 HEG II 447. Riemeck 80, 87. Rieder 58 f. 61 f. 65. Hilsch 238 ff. 247, 249, 252, 263, 267. Brandmüller, Das Konzil von Konstanz I 328. Zur Reise von Hus durch Deutschland vgl. auch Machilek 167 ff.
16 Grigulevič I 256. Riemeck 43, 91 ff. 97. Rieder 62 ff. 70. Hilsch 251 f. 258, 260
17 LMA VI 1635. Riemeck 82, 90, 98, 113 f. Rieder 62, 81. Hilsch 199, 244, 249 ff. 255 ff. Vgl. dazu auch Hrdlička 103 ff.
18 Riemeck 79 ff. 93, 96, 100, 107, 110 f. Rieder 60 f. 63 ff. 66, 70 f. 80. Hilsch 249 ff. 253 f. 262 f. 270 ff. 276. Smolik 253
19 Grigulevič I 258 f. Riemeck 94 ff. 103 ff. 112, 115. Rieder 72, 74 ff. 78 ff. 83. Hilsch 251 f. 257 ff. 264, 270, 273, 277
20 Šmahel 203. Hilsch 255 f. 262, 271, 275, 279
21 Grigulevič I 260 ff. Riemeck 117 ff., der ich hier, wie schon vordem, besonders verpflichtet bin. Molnar 182. Brandmüller, Das Konzil von Konstanz I 362. Hilsch 277 ff.
22 HEG II 527. Hauck V/2, 1017 ff. Grigulevič I 264 ff. Riemeck 83 ff. 101, 121 ff. «Die drei Reden, die Hus in Konstanz nicht halten durfte», sind ganz abgedruckt im An-

hang 125 ff. Hilsch 260, 280 f. Rieder 88. Brandmüller, Das Konzil von Konstanz I 362, II 119 ff. 129 ff. Misiurck 251. Lochman, Vom Versuch 102. Vor allem zur literarischen Nachwirkung von Hus im 19. u. 20. Jahrhundert ausführlich P. Hörner, bes. 33 f. u. 111 ff.

23 LMA VIII 1348 f. IX 520, LThK X^{3} 501. HEG II 527 f. Hauck V/2, 1050 f. 1053 f. Knöpfler 522. Kupisch II 114. Rieder 88 ff. 96 ff. 127 f. 134 f. 326. Brandmüller, Das Konzil von Konstanz II 117. Zu Hussens Eucharistiebegriff vgl. den gleichlautend betitelten Vortrag von A. Kolesnyk 193 ff.

24 LMA I 117, V 232, VI 2144, VIII 1907, 2190 ff. IX 659 f. LThK X^{3} 1479. HEG II 528. Hauck V/2, 1066 ff. 1101. Rieder 92 ff. 98 f. 102 ff. 107 f. 120 ff. 127 f. 209

25 Spruyt 285. Rieder 101 ff. 106, 110 ff. 115 ff. 124 ff. 189

26 HEG II 448. Seppelt IV 259. Rieder 113, 131 ff. 143 ff. 150 ff.

27 LMA I 313 f. HEG II 454. Rieder 145, 153, 157 ff. 202

28 LMA V 234. Rieder 128, 131, 138 f. 159 ff. 171, 174, 176 f. 182 f. 185 ff. 207, 220 f. Wendehorst 2, 144 ff. Deschner, Opus Diaboli 30 f. Zu Schlesien, wo der Breslauer Bischof Konrad IV., Fürst von Oels, eine führende Rolle spielte, vgl. Drabina 163 ff.

29 LMA IV 947 f. Hoyer, Sigmund 350. Rieder 161 f. 166 ff. 327. Vgl. 178

30 LMA I 1517. II 1639 f. LThK II^{3} 53. HEG II 448 f. (Koller), Hauck V/2, 1067, 1070. Seppelt IV 264, 267 ff. Rieder 94, 113 ff. 130, 188 ff. 192 ff. 199 ff. 326

31 LMA V 234, 2004. VII 948, 1868. HEG II 455 f. Eibl 358 f. Rieder 227 ff. 328

32 LMA I 1542 f. IV 1275 f. HEG II 529. Ausführlich Hauck V/2, 1112 ff. 1124 ff. Knöpfler 522 f.

7. Kapitel
Das christliche Europa gegen Mitte des 15. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung Papst Eugens IV., weiterer Judenpogrome und des Deutschen Ritterordens

1 Neuss 268

2 Zit. bei Gregorovius III/1, 29. Vgl. LMA VII 38

3 Gregorovius III/1, 29; 41 f.

4 Thom. de Aquin. Opera omnia, Ed. Pasis. 1880 tabula 1 a-o, Bd. 33, 543. Zit. nach Pinay 717

5 Zit. bei Schopen 54 f.

6 Heer, Kreuzzüge 148 f.

7 LMA V 1404. VT 1683, 2183. LThK II^{3} 53. Seppelt IV 235 f. 250 f. 256 ff.

8 LMA I 1517 ff. IV 1094 f. V 1431 f. VI 1683. LThK II^{3} 53 ff. VI^{3} 349 ff. X^{3} 346. HKG III/2, 514 ff. Pastor I 299 ff. Schnürer III 290 f.

9 LMA I 1518, IV 80 f. VII 166 f. LThK II^{3} 53 f. III^{3} 981 f. VIII^{3} 498 f. Kelly 259 ff. Der kleine Ploetz 101. Gregorovius III/1, 12 f. 19 f. Schnürer III 288 ff. Seppelt IV 276, 280, 283, 294. Kühner, Das Imperium 243. Ehlers 330 ff. Cawthorne 168

10 LMA I 1518 f. IV 341. LThK III^{3} 1219 f. Knöpfler 501. Pastor I 335 f. Seppelt IV 312. Schuchert/Schütte 335

11 LMA III 122 f. IV 81. HEG II 675.

Gregorovius III/1, 13 ff. 17 ff. Kelly 259 f. Kretschmayr II 340 ff. Kühner, Das Imperium 240 ff. Pastor I 305 f. Seppelt IV 275, 286, Schuchert/Schütte 335

12 LMA IV 81, VII 1411. VIII 1009, 1627, 1768 f. LThK X^1 655. Vgl. LThK X^3 828. Kelly 260, HEG II 675 ff. Gregorovius III/1, 14 f. 24 ff. 28, 35 ff. Pastor I 306 ff. Seppelt IV 286, Kühner, Das Imperium 242

13 LThK III^1 841. III^3 981 f. Kelly 259., Gregorovius III/1, 26, 40. Neuss 268, Pastor I 311 f. Schnitzer 278. Schnürer 288. Seppelt IV 275. Kühner, Das Imperium 242. Schuchert/Schütte 334

14 LMA IV 390 f. V 535 f. LThK II^3 54. V^3 922. HKG III/2, 593, 598

15 LMA IV 391 f. LThK III^3 1279 f. V^3 922. HKG III/2, 598 f. Gregorovius III/1, 31 ff. Norden 712 ff. Knöpfler 501 f. Seppelt IV 290 berichtet von 43 griechischen Unterzeichnern. Vgl. auch 292. Schuchert/Schütte 335 f.

16 LMA IV 392 f. V 1378 f. LThK V^3 922. HEG II 1164. HKG III/2, 599 f. Norden 718 ff. Seppelt IV 292 f.

17 Norden 730 ff. Seppelt IV 292. Schuchert/Schütte 336

18 LMA IV 80, I534. V 300, 1461, 1534. VI 153, 592 f. 1191. VII 1780 f. 1869, VIII 1106, 1645. HKG III/2, 592 f. 596 (Runciman). HEG II 1162 f. Heer, Kreuzzüge 151. Ativa 132f. Deschner/Petrović 42 ff.

19 Paulus III 195 ff. 372

20 LMA V 226, 1514. VIII 1106, 1413. Pastor I 334. Zöllner Geschichte der Kreuzzüge 216 f.

21 LMA I 1842, V 226, 561, 1378, 1461, 1514. VIII 1106 f. 1413. Wetzer/Welte II 324. Donin V 548 f. Schnürer III 305. Kretschmayr II 360 f. Seppelt IV 318 f. Heer, Kreuzzüge 152. Atiya 131, 136 ff. Zöllner, Geschichte der Kreuzzüge 216 f.

22 LMA I 209, 895 f. 963. IV 1937. V 216 f. VII 811 f. VIII 1562 f. HEG II 847. Ehlers 303. Elze/Repgen 598

23 LMA V 215 ff. Schnürer III 217

24 LMA I 1382 f. III 732, 1953. VIII 281. 1991 f. LThK IX^3 1538. HEG II 841 f. mit vielen Literaturhinweisen Anm. 15. Grupp V 66. Kosminski I 312. Büttner, Die sozialen Kämpfe 138 f. Slicher 190. Gerlach 15 ff. 56 ff. 91 ff. 98, 112, 141. Friedenthal 85 ff. Rösener, Bauern 252 f.

25 Pierer V 722 f. LMA III 1972 f. V 2091 ff. VI 1389. LThK VI^3 1042. HEG II 434 f. 841

26 Pierer I 789, V 723, VIII 184. LMA III 1952 ff. IV 2052 f. V 284 f. VII 811 f. 1655 f. HEG II 841 f. 846, 868

27 LMA IV 2053 f. VII 1035 f. VIII 290, 595. HEG II 849, Elze/Repgen 598

28 LMA I 962 f. II 1070 f. 1084 f. V 334 f. 510, 977 f. VI 795, 1943 (Autrand). HEG II 848. Ehlers 300 ff. 296 ff.

29 dtv Lex. 9, 253. LMA II 1578 f. V 342 ff. 979. LThK V^3 763 f. Lea III 386 ff. 406, 412. Schirmer-Imhoff 28 ff. 39, 41, 49, 95 u.a. Grigulevič I 272 ff. 279 ff. Beuys, Johanna von Orléans 93 ff.

30 Pinay 712 f. Vgl. Hirsch/Schuder 196 f.

31 Browe, Die Judenmission 35 ff. Baer II 263. Roth 278. A. Müller 42 ff. Schopen 54

32 Ann. v. Melk, MGH Script. IX 517. LMA VI 499, 1523. A. Müller, Geschichte der Juden 69. Hruby 298 f. Hirsch/Schuder 198 f. Zum Vorwurf

des Hostienfrevels vgl. Graus, Judenpogrome im 14. Jahrhundert 69 f.

33 Liebe 259. Stein 37. Looshorn IV 179. Browe, Die Judenbekämpfung 208. Ders. Die Hostienschändung 172, 174 f. A. Müller, Geschichte der Juden. 37, 73. Patze, Politische Geschichte 140

34 LThK VI^3 1413 f. Roth 282 ff. Schulin 91 ff.

35 LMA IV 395 ff. LThK X^1 630 f. Baer II 271 f. Schopen 35 f. Roth 284

36 Wetzer/Welte II 322 ff. LMA V 560 f. Donin V 546. Theiner III 81. Lea II 623 ff. Schnürer III 304 f. Pastor I 482 ff. Boockmann, Das Mittelalter 257

37 Wetzer/Welte II 322 ff. LThK V^1 485 f. V^3 887 f. HKG III/2, 727. Lea II 623 ff. III 199. Schnürer III 304 f. Pastor I 484 Anm. 2. Heer, Kreuzzüge 36, Lambert, Ketzerei im Mittelalter 297. Breuer/Graetz 55 f.

38 LThK V^1 485. Pastor I 482 f. Roth 278. Boockmann, Das Mittelalter 268

39 LMA V 560. HEG II 158, Heer, Kreuzzüge 36, Pinay 716 f.

40 LMA VII 197 (Paravicini), Taddey 1209. Kühner Lexikon 106. Heer, Kreuzzüge 147 ff. Boockmann, Das Mittelalter 332, 343 f.

41 Helm. Chron. Slav. 1, 21; 1, 68. LMA V 2013, VI 1101 f. VII 56. VIII 1197. LThK III^3 132 f. Taddey 666, 1185, 1225. Heer, Kreuzzüge 148. Zimmerling 238 ff.

42 LMA V 274 f. 2013, VIII 458 f. 733, 1197. LThK V^3 710. Taddey 1185, 1225. HEG II 1092 f. 1096 f. Zimmerling 247 ff. Deschner, Das Kreuz mit der Kirche 130

43 LMA III 774, IV 2081, V 275, VII 1449, VIII 459, 733 f. LThK III^3 132. Taddey 514, HEG II 1098. Zimmerling 254 ff. 260 f.

44 LMA III 567 f. IV 2081, VI 502. LThK III^3 133. HEG II 1099 Zimmerling 261 ff.

45 LMA IV 2081, VII 197 f. Taddey 98, 514, 682, 963. Menzel II 183. Zimmerling 263 ff. 267 ff. 279 ff. 282 ff. 288 ff.

8. Kapitel
Das Renaissance-Papsttum beginnt. Nikolaus V., Kalixt III., Pius II., Paul II., Sixtus IV., Innozenz VIII.

1 Battista Spagnoli v. Mantua zit. bei Seppelt IV 366

2 HKG III/2, 639. Vgl. bes. auch Pastor I 677 ff.

3 Zit. bei Gregorovius III/1, 79

4 Cawthorne 171

5 Kühner, Das Imperium 255 f.

6 Cawthorne 176 f.

7 LMA VII 710 ff. LThK VIII^3 1099 ff. 1104 ff. Burckhardt 465. Münkler 7 ff. Burke 7, 13. Mout 9 ff. Reinhardt, Die Renaissance 10 ff. 13. Muhlack 27 ff. Vgl. auch die folg. Anm.

8 Seppelt IV 307 f. Deschner, Abermals 292 f.

9 LMA I 292 f. 403, 618, VI 1171 f. VII 38, 710 ff. VIII 1392 f. LThK VII^3 865 f. VIII^3 1099 ff. 1103 ff. Kelly 261 ff. Kühner, Lexikon 140, 143 f. Münkler 7 ff. 11 ff. 21, 343 ff. 348. HEG II 678. Gregorovius III/1, 49 ff. Kühner, Das Imperium 247. Mout 245, 286 f. Vgl. 136 ff. 292 ff. Deschner, Abermals 292 ff.

10 LMA IV 940 ff. VI 1171 f. VII 103, IX 88 f. Kelly 262 f. Kühner, Lexikon 140. HEG II 459 f. Gregorovius III/1 54, 58 f. Pastor I 650; Seppelt IV 309 ff. 324, 326. A. Meyer, Das Wiener Konkordat 108 ff. Ders. Bischofswahl 124 ff. R. Schmidt, Friedrich III 304, 311 f. 314, 316 ff.

11 LMA VII 102 f. Kühner. Lexikon 141 f. Münkler 144. Gregorovius III/1 61 ff. Pastor I 574 ff. ausführlich über den «Verbrecher». Vgl. auch 832 ff. Kühner, Das Imperium 247

12 Gregorovius III/1 61 ff.

13 LMA I 405 f. V 979. VI 1172. LThK VIII³ 323. Kelly 262 f. Kühner, Lexikon 142. Münkler 320. Neuss 276, Seppelt IV 319 f. 326, Kühner, Das Imperium 246 f.

14 LMA II, 1398. V 2069. LThK VIII³ 827 f. Kelly 263 f. Kühner, Lexikon 144 ff. Gregorovius III/1, 69 ff. Knöpfler 484. Pastor I 677 ff. 686 ff. II 3. Seppelt IV 326 ff. Seidlmayer 288. Kühner, Das Imperium 248

15 LMA VII 1425 f. Kelly 263 f. Kühner 145 f. Gregorovius III/1 70 f. Knöpfler 484. Kretschmayr II 363, 369. Pastor I 691 f. 695 ff. 702 ff. Seppelt IV 326 ff.

16 Kelly 264. Kühner 146. Gregorovius III/1, 71 ff. Pastor I 757 ff. 766 ff. 771 ff. 782 ff. II 3. Seppelt IV 330 f. Cawthorne 183, 186

17 v. Wilpert III 1049. Kühner, Lexikon 150 f. LThK VIII³ 323. Gregorovius III/1 74 ff. vgl. auch 101 f. Seppelt IV 333 f. Cawthorne 168. Burke 196. S. ferner Muhlack 202 ff.

18 LMA II 1488, VI 2190. VII 1489 f. LThK VIII³ 322 f. Kelly 260 f. 264 f. Kühner, Lexikon 146 ff. Münkler 174 f. Gregorovius III/1 75 ff. 81 f. Knöpfler 484, Pastor I 348 ff. Seppelt IV 332 ff. Kühner, Das Imperium 250. Cawthorne 163, 167. Burke 200. Tönnesmann 15 ff. 21 ff. 25 ff.

19 Kelly 264. Gregorovius III/1, 74 f. Seppelt IV 333. Cawthorne 162 ff.

20 LMA VI 2190 f. Kelly 265. Gregorovius III/1, 76, 78 f. 82, 85 f. Knöpfler 485. Seppelt IV 346, 361. Kühner, Das Imperium 249 f.

21 Theiner III 85. Vgl. auch Mehnert 141. Marcuse 18

22 Kühner, Lexikon 150 f. Gregorovius III/1 80, 90 f. 101

23 LMA IV 365. Kelly 266. HEG III 854. Münkler 57, 59. Gregorovius III/1, 80 ff. 92 f. Pastor II 92 ff. 99. Seppelt IV 347 f. Kühner, Das Imperium 250 ff. Tönnesmann 16

24 LThK VIII³ 323. Kelly 265 f. Kühner, Lexikon 148 f. Münkler 253. HEG III 1173 f. Gregorovius III/1, 79 ff. 88 ff. 94. Seidlmayer 288. Seppelt IV 331, 335 ff. 339 f. Pastor II 85 ff.

25 LMA I 2070 f. VI 1182, 2191. LThK VIII³ 323. Gregorovius III/1, 84 f. Seppelt IV 340 f.

26 Kelly 266. Gregorovius III/1 95 ff. IV/1, 103 f. Knöpfler 485. Pastor II 241 ff. 273 ff. Seppelt IV 339 f. Burke 218. Vgl. die vielen Kopfreliquien bei H. Herrmann, Lexikon der kuriosesten Reliquien 114 ff.

27 Kelly 266, Gregorovius IV/1 103 f. Knöpfler 485. Pastor II 306 ff. Cawthorne 171. Seppelt IV 349

28 Kelly 266 f. Theiner III 85. Gregorovius III/1, 104 f. 231, 275 f., 291, 302. Knöpfler 486, Pastor II 300 ff. 309, 314 f. 320 ff. 385. Seppelt IV 349 ff. Kühner, Das Imperium 252 f. Cawthorne 171. Burke 71. Münkler 345 f.

29 LMA VII 89. Kelly 267, Gregorovius III/1, 273 ff. Knöpfler 486. Pastor II 322 ff. 327. Seppelt IV 350 f.

30 LMA I 640 f. IV 66 ff. 1275 f. VI 402, VII 1944. Kelly 267, LThK X^3 501. HEG III 222 ff. 861, 1076, 1122. Gregorovius III/1, 108 f. 111. Pastor II 411 ff. Seppelt IV 341 ff. 352. Kühner, Das Imperium 254. Heymann 320 ff. Cawthorne 171

31 LMA VII 802, 1944. LThK IX^3 644 f. Kelly 266. Kühner, Lexikon 153. Gregorovius III/1, 112 f. IV 281 f. Pastor II 462. Seppelt IV 353. Cawthorne 176

32 LMA VII 1944. LThK IX^3 645. HKG III/2. 653, 657. Kühner, Lexikon 155 f. Theiner III 123. Gregorovius III/l, 113. Lea III 717. Pastor II 614 ff. 689 ff. Seppelt IV 354, 368. Hertling 224. Gontard 329. Cawthorne 171 f. Deschner, Opus Diaboli 55, 93

33 Wetzer/Welte X 206. LMA VII 1944. LThK IX^3 645. Kühner, Lexikon 155, Kelly 268. HKG III/2, 559. Ranke 245, Grisar, Päpstliche Finanzen 236. Kühner, Das Imperium 257. Seppelt IV 354, 365 ff. Seppelt/Schwaiger 262

34 LThK IX^3 465. Kühner, Lexikon 153. Kelly 268. HKG III/2, 653, Kühner, Das Imperium 255. Cawthorne 171

35 LThK IX^3 645. Kelly 268. HEG III 862. HKG III/2, 656. Gregorovius III/1, 113, 123 f. Paulus III 192 ff. Pastor II 471 ff. 558 ff. 563 ff. Seppelt IV 354 f.

36 Wetzer/Welte X 205. LMA VII 802, 1944. LThK VIII^3 1334, IX^3 645. Kühner, Lexikon 153 f. Kelly 268. HKG III/2, 653. Gregorovius III/1, 114 ff. 121, 124 f. Knöpfler 486 Anm. 2. Pastor II 477 ff. 482 ff. 494. Seppelt IV 355 f. 359. Bernhart 208 f. Kühner, Das Imperium 255. Cawthorne 172. Reinhardt, Die Medici 85. Ders. Die Renaissance 30

37 LMA VII 802, 1822 f. LThK VIII^3 1334 (Jaitner), Kelly 268. Kühner, Lexikon 154. HEG III 861. Gregorovius III/1, 113 f. 118 ff. 125, 140. Seppelt IV 356, 360. Kühner, Das Imperium 255 f. Reinhardt, Die Medici 85

38 LMA VI 1840 f. LThK IX^3 645. Kühner, Lexikon 154 f. Kelly 268. Münkler 120. HEG III 862. HKG III/2, 654. Gregorovius III/1, 119 ff. 123 f. Young 148 ff. Pastor II 532 ff. 542. Seidlmayer I 287, Bernhart 209. Seppelt IV 357 ff. Kühner, Das Imperium 255 f. Reinhardt, Die Medici 78 ff. 82 ff. Ders., Die Renaissance 31. Vgl. auch Schunicht-Rawe/Lüpkes 21

39 dtv Lexikon 14, 222. LMA I 403. Kelly 268. HEG III 862 f. HKG III/2, 654 f. Gregorovius III/1, 119, 125 ff. Kretschmayr II 384 ff. Pastor II 572 ff. 579, 586 ff. Seppelt IV 360 f. Burke 264

40 LThK IX^3 645. Kelly 269. HEG III 863. Gregorovius III/1, 129 ff. Pastor II 599 ff. 603 ff.

41 LMA VII 1944. VIII 877. Duden, Das Große Fremdwörterbuch 503. Grigulevič II 341 ff. 346 f. 350, 356 f. Matz 57

42 LMA V 609. VIII 877. Pastor II 624. Grigulevič II 349, 352

43 LMA VIII 877. LThK X^1 211. IX^3 1537. Grigulevič II 352 ff. Matz 57. Deschner, Opus Diaboli 42, – Das Lexikon für Theologie und Kirche er-

wähnt den Starverbrecher auffallend kurz; in der ersten Auflage 1938 (acht Halbzeilen) im wesentlichen bloß mitteilend, daß er als Generalinquisitor «der spanischen Inquisition ihre endgültige Organisation» gab; in der dritten Auflage im Jahr 2000, daß er «die rechtlichen Grundlagen der Inquisition» schuf. Dabei rang man sich hier, ein halbes Jahrhundert nach Hitler, noch den Zusatz ab, Torquemada habe «zu der königlichen Entscheidung beigetragen, die Juden 1492 aus Spanien zu vertreiben», worauf, nach verschiedenen Überlieferungen, 150000 bis 800000 Juden von Haus und Hof verjagt worden sind, etwa 50000 das Christentum annahmen. Über Tausende veraschter Menschen schweigt das Lexikon für Theologie und Kirche ganz.

44 Kelly 268. HKG III/2, 655 f. Seppelt IV 362 ff. Grigulevič II 367 f.

45 LMA II 954 f. V 439. LThK V 521. Kelly 269. Kühner, Lexikon 158. HKG III/2, 658. Gregorovius III/1, 134. Pastor III 212 ff. Seppelt IV 369. Fuhrmann, Die Päpste 157. Chamberlin 200

46 LMA V 439. LThK V³ 521. Kühner, Lexikon 158. Kelly 269. HKG III/2. 659. Seppelt IV 371 f. Chamberlin 200. Cawthorne 176 f.

47 LMA V 440. LThK V³ 521. Kelly 269. Kühner, Lexikon 158 f. Gregorovius III/1, 148. Ranke 245 f. Lea III 722. Seidlmayer 290. Gontard 347. Seppelt IV 370 ff. Pastor III 319 f. Kühner, Das Imperium 159. Chamberlin 201. Cawthorne 178

48 LMA I 1187, V 440. LThK V³ 521. Kelly 269 f. HKG III/2, 659. Gregorovius III/1, 141 ff. 147. Pastor III 278 f. Seppelt IV 372 f. Kühner, Das Imperium 260

49 LMA I 1485. V 439 f. Kelly 269. Kühner, Lexikon 158, HEG III 863 f. Pastor III 221 ff. 228 ff. 235, 251. Seppelt IV 370 f. Kühner, Das Imperium 258 f.

50 Pierer IX 310. LMA II 1069 ff. 1073 ff. V 980 (Labande-Mailfert), VII 1759. Matz 59

51 So schreibt von Pastor und nennt diesen Tod auch «erbaulich» und «ein würdiges» Ende: III 281 f.

9. Kapitel
Die Anfänge des langen christlichen Hexenwahns

1 Russell 102

2 Daxelmüller in LMA IV 2203

3 Behringer, Hexen, Glaube, Verfolgung 43

4 S. Anm. 23

5 Der Kleine Pauly V 1460 ff. LThK X³ 1387. Rietzler 11

6 5. Mos. 18,10. 1. Sam. 15,23. LMA IV 2201, VIII 2199 ff. IX 483 f. LThK III³ 1 ff. X³ 1387. Russell 144

7 Tert. de coron. mil. 3; ad uxor 2,5. Athan. c. gent. 1 (PG 25,5 A). Theodor. h.e. 3,3,4. in ps. 22,4; 109, 2. Kyrill, Jerus. Myst. Cat. 13,3,36. Joh. Chrysost. in Matth. hom. 54,4. RAC IX 782 f. 786 f. 789. LMA III 476 f. IV 2201. VIII 578 ff. IX 483. LThK III³ 1 ff. Hoensbroech I 212 ff. Heiler, Erscheinungsformen 476 ff. mit weiteren Literaturhinweisen. Vgl. auch ebd. 316 f. Dannenbauer I 55 ff. Reikke/Rost 1003 f. Dölger, Beiträge (1963) 10 ff. 30 ff. ebd. (1964) 8 f. Ahlheim 18 f. Schweizer 698. van der

Natt 718, 750f. Russell 45ff. Vgl. auch 104ff. 108ff. Kallis 710, 713. Behringer, Hexen und Hexenprozesse 27. Vgl. auch Zacharias 15ff. 19ff.

8 Vgl. August. civ. dei 2, 4; 2, 24; 2, 29; 4, 1; 4, 19; 7, 33; 8, 14ff. 9, 2f. 9, 7ff. 11, 11ff. 12, 1f. 15, 23. Gen ad litt. 2, 17, 37; 3, 10, 14f. 11, 2, 4f. 11, 16, 21; 11, 19, 26; 11, 26, 33; en. in ps. 103; 113; 135, 3. div. daem. 3, 7; 4, 8; c. Jul. 3, 26, 63. Hexenhammer I 35. LMA IV 2201. Riezler 42. Heiler, Erscheinungsformen 294, 479. Funke 802. van der Natt 718, 730ff. Russell 56f. 65, 109f. 134, 143. Behringer, Hexen 9, 24. Vgl. auch Patschovsky 318f.

9 LMA I 780. IX 483. Russell 65

10 Alle Quellenhinweise bei Hoensbroech I 275ff. Vgl. Behringer, Hexon 25

11 LMA IV 2203. Riezler 27. Baschwitz 55. Behringer, Hexen und Hexen-Prozesse 59ff. Die zwei Versionen des «Canon episcopi» bei Russell 291ff. S. ferner ebd. 64ff. 76f. und Register

12 Caes. v. Heisterb. Wunderbare und denkwürdige Geschichten 7, 11f. 15f. 46; 50f. 58f. 67; 78; 93; 95ff. 115, 120, 193f. 199. LMA II 1363ff. (Wagner) IV 2203, LThK II³ 879f. Riezler 9. Behringer, Hexen 9

13 LMA VIII 710. Riezler 36, 41f. Hoensbroech I 215f. 221f. Dort der Quellenhinweis, Grigulevič I 207f. 316. Russell 146f. Behringer, Hexen. Glaube. Verfolgung 33. Decker 41ff. Patschovsky 325f. Deschner Abermals 486

14 Wetzer/Welte V 155. LMA IV 2203. Riezler 84f. Hoensbroech I 217ff. Schillebeeckx 61f.

15 Grigulevič I 213f. Russell 71f. 94f. 99f. R. van Dühren, Kultur 78ff. bes. 88ff. Patschovsky 328ff. Zur Grausamkeit vgl. etwa Sebald, Der Hexenjunge 10ff. Mynarek, Die Neue Inquisition 45ff.

16 LMA IV 2201, Behringer, Hexen. Glaube. Verfolgung 23f.

17 LMA VII 1240ff. 1603f. Behringer, Hexen. Glaube. Verfolgung 32ff. Hexen und Hexenprozesse 64, 66ff.

18 LMA IV 2201ff. (Trusen). Behringer, Hexe. Glaube. Verfolgung 32, 37ff. 44

19 Hexenhammer XXf. LThK V³ 543f.

20 Hexenhammer XXIff. LThK V³ 47. Riezler 82ff. Neuss 290. Hertling 226

21 Hexenhammer XIII. Riezler 90ff. Baschwitz 91, Behringer, Hexen. Glaube. Verfolgung 42.

22 Vgl. Hexenhammer passim, bes. XIIff. XXIV. II. Teil 44 s. auch Dekker 47ff.

23 Hexenhammer I 29ff. 42ff. 101. II 46ff. 52ff.

24 Ebd. I 68ff. 76ff. 93 u. a.

25 Ebd. 70ff.

26 Ebd. I 73

27 Ebd. I 68, 116f. II 25, 87ff.

28 Heinsohn/Steiger passim, bes. 11ff. 101ff. 225ff. 369ff. Vgl. auch Kammeier-Nebel 65ff., K. Arnold, Die Einstellung 53ff., Heinsohn, Lexikon der Völkermorde 166

10. Kapitel
Von Alexander VI. (1492–1503) bis zu Leo X. (1515–1521)

1 Francesco Guicciardini zit. bei Chamberlin 207

2 Gregorovius zit. bei Pastor III/2, 671
3 Ebd. III/2, 773
4 Ebd. IV/1, 353
5 Kühner, Lexikon 163. Gregorovius III/1, 309 f. Zander 117 ff. 125 ff.
6 LMA VII 1444 f. Kelly 270. HKG III/2, 660 f. Gregorovius III/1, 149 ff. 154, 158. Pastor III 340 ff. 347 ff. 354 ff. 361, 409. Vgl. auch III/2, 1053 Nr. 13, Hertling 227. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 370 f. Chamberlin 198, 203 ff. Kühner, Das Imperium 261. de Rosa 129 f. Cawthorne 183 ff. 191
7 HKG III/2, 661. Chamberlin 208 f. Cawthorne 188 f. Vgl. Gregorovius III/1, 152
8 Münkler 44. HKG III/2, 661. Gregorovius III/1, 155, 161 f. Pastor III 360 f. 524. s. auch das Personenregister bei Pastor III/2, 1148
9 Pastor III 328, 442 f. 448. Chamberlin 222 f.
10 LMA V 2164. Kelly 271. Kühner, Lexikon 161 f. Münkler 43 f. Gregorovius III/1, 213, 222, 228, 233. Ranke 42. Pastor abweichend III 537 ff. Ferner: 542, 583, 585, 588. Hertling 227. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 373. Gontard 340. Andreas 606. Kühner, Das Imperium 262. Chamberlin 237 f.
11 Ranke 42. Gregorovius III/1, 212. de Rosa 135
12 LMA V 2164 (Batllori). LThK II^{3} 597 f. Münkler 43, 45. Gregorovius III/1, 155, 158, 188, 200, 217 f. Vgl. auch 213. Pastor III 361 ff. 364 f. 372, 464 f. 522, 565 ff. v. Boehn 237, Chamberlin 211. de Rosa 135. Zander 125. Cawthorne 191 ff. 210 f. 224 f.
13 LMA I 403. Gregorovius III/1, 155 ff. 160 ff. Knöpfler 488. Pastor III 361, 371 f. 383 ff. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 374 f.
14 Kelly 271. Kühner, Lexikon 161. Hergenröther II 748, Gregorovius III/1, 158, 167 ff. 174 ff. 178 ff. 184 Pastor III 367, 385 ff. 391 f. 394 ff. 400, 402 ff. 407, 412 ff. 417, 422, 426. III/2, 1062 Nr. 34. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 376 f. Chamberlin 218 ff. Kühner, Das Imperium 262 ff. Cawthorne 205, Burke 276 f.
15 Pastor III 429, 546 ff. 556 ff.
16 HEG III 279. Gregorovius III/1, 212. Pastor III 540, 546, 555 ff. 561
17 LMA VII 1414 f. LThK IX^{3} 92 ff. Münkler 43 f. 47. Pastor III 158 ff. 164 f. 185, Durant 152 ff. 169. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 379 f. Cawthorne 207
18 LThK IX^{3} 94. Münkler 46 f. Gregorovius III/1, 196. Pastor III 159 ff. 168 ff. 179, 182 ff. Durant 173 f. Burke, 145, 277.
19 LMA VII 1414. LThK IX^{3} 94 f. HKG III/2, 664. Pastor III 167 ff. 186 ff. 192, 472, 498. Durant 157 ff. 161 ff. 168 f. Seppelt, Papsttum in Spätmittelalter 380 f. Gontard 336. Kühner, Das Imperium 262. Chamberlin 286. Cawthorne 207. Burke 193 f. 277. Reinhardt, Die Medici 101 f. 104
20 LMA I 656. V 521, 2188 f. LThK V^{3} 860. Kelly 271. Gregorovius III/1, 200 ff. Pastor III 521 ff. 528 f. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 377 f. Chamberlin 232
21 Gregorovius III/1, 203 ff. 231. Pastor III 528 ff. 532 ff. Kühner, Das Imperium 263. Chamberlin 230 f. 235
22 Gregorovius III/1, 206 ff. Pastor III

534 f. 610. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 378. Chamberlin 237

23 Kelly 271. Gregorovius III/1, 213 ff. Knöpfler 489. Pastor III 541 ff. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 378 f. Chamberlin 238 f. Kühner, Das Imperium 263

24 Gregorovius III/1, 162, 217 ff. Pastor III 378 f. 562 ff. 578. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 378, Chamberlin 209, 235, Cawthorne 196 f. Zapperi 76 ff.

25 LMA II 1639. Münkler 44. Gregorovius III/1 195, 213, 222 ff. Pastor III 365, 577 ff. Seidlmayer 291.

26 Gregorovius III/1, 222 f. 228. Pastor III 579 ff. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 379, 389

27 Gregorovius III/1, 227 ff. Knöpfler 489, Pastor III 344 f. 582 ff. Chamberlin 242, Cawthorne 228

28 Pastor III 566, 587 ff. 597 u. a.

29 Ranke 43. Gregorovius III/1, 234 f. Pastor III 588 ff. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 379, 386. Seppelt/Schwaiger 267. Bernhart 212. Kühner, Das Imperium 263

30 Kelly 772. Kühner, Lexikon 165. Gregorovius III/2, 360 f. Pastor III/2, 668 ff. 671 ff. 677. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 386 f. Gelmi, Das Renaissance-Papsttum 112

31 LMA III 676. LThK V^{3} 1083 f. Kelly 273. Kühner, Lexikon 166. Gregorovius III/2, 362. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 387. Gontard 342

32 LMA III 675. LThK $VIII^{3}$ 1335. Kelly 272. Kühner, Lexikon 167. Ranke 44. Theiner III 126, Gregorovius III/1 206. III/2, 363, 372 ff. 388. Pastor III/2, 688 ff. 723, 798 f. Hertling 225. Pölnitz 211. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 388. Gontard 342, Cawthorne 233 ff.

33 LMA II 1639. Kelly 273. Gregorovius III/2, 363 ff. 368. Pastor III/2, 678 f. 685 f. 702 ff. 705 ff. 710 ff. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 389

34 LMA III 676. Kelly 272 f. HKG III/2, 668, 671. Münkler 308. Kühner, Lexikon 166 ff. v. Wilpert I 76. Gregorovius II/2, 403 f. Eppelsheimer I 204, Pastor III/2, 684, 713, 808, 860, 875. Hertling 233. Gontard 340 ff. 348. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 388, 398. Cawthorne 234. – Vgl. zur Haltung Jesu und den Ausflüchten der Kirche: Deschner, Abermals 493 ff.

35 LMA I 1347 f. Kelly 273. Kühner, Lexikon 169. Gregorovius III/2, 374 ff. 387. Pastor III/2, 687, 696, 725 ff. 730 ff. 738 ff. 743 f. 774. Gontard 345 f.

36 Kelly 273. Kühner, Lexikon 167 f. HKG III/2, 669. Gregorovius III/2, 378 ff. Pastor III/2, 713 f. 717 ff. 746 ff. 761, 764 ff. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 390

37 Kelly 273. Gregorovius III/2, 381 ff. 386 ff. Pastor III/2, 758 f., 770, 777, 783, 786 f. 798 f. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 391 f.

38 Kelly 273. HKG III/2, 669. Gregorovius III/2, 395 ff. schildert ausführlich die Schlacht. 400 ff. 406. Pastor III/2, 818 f. 840 ff. 846 ff. 853 f. 860 ff. 874. Pölnitz I 272. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 392 ff. 401

39 LMA V 1881. LThK VI^{3} 825 f. Kelly 274. Kühner, Lexikon 172 f. HEG III 185. Gregorovius III/1, 145 f. III/2, 434 ff. Pastor IV/1, 353 f. 356 f. 406. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 400 f. 410. Chamberlin 248 ff. 276

40 Kühner, Lexikon 177. Ranke 53. Gregorovius III/2, 435. Pastor IV/1, 350 ff. 403, 407 ff. 411 ff. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 411. Chamberlin 258 ff. Nach der Kirchenordnung des römischen Bischofs Hippolyt im 3. Jahrhundert mußten allerdings auch die Jäger das Jagen aufgeben oder sie konnten nicht Bischof werden. Vgl. Deschner, Abermals 506

41 Gregorovius III/2, 436 f. Pastor IV/1, 363, 415 ff. Seppelt, Papsttum im Spätmittelalter 410, Chamberlin 258, 260 f.

42 Kühner, Lexikon 173 f. Gregorovius III/2, 443 f. 446 f. 452, 454, 461, 465. Pastor IV/1, 55, 61 ff. 73 ff. 77, 91, 101, 103, 352, 357, 360 f., 363, 368 f. IV/1 375 f. Chamberlin 256, 269 f.

43 Kühner, Lexikon 177. Pastor IV/1, 356, 366 ff. 370 f.

44 HEG III 185. Gregorovius III/2, 441 f.

45 LMA III 1698. VI 291 f. VII 1467. Gregorovius III/2, 441 ff. 445 ff. 452, 454 f. Pastor IV/l, 31 ff. 78 ff. 82 ff. 91 ff. 98, 101 ff. Chamberlin 269

46 Gregorovius III/2, 454 ff. Pastor IV/1, 101 ff. 113 ff. Chamberlin 271 ff.

47 LThK VI³ 1129. Gregorovius III/2, 458 ff. Pastor IV/1, 117 ff. Luther, Vorbereitung 3 ff. Zusammenfassung 40 f. Iserloh 303 ff. Honselmann 71 ff. Bornkamm, Thesen und Thesenanschlag 1 ff. 40, 41 ff. Oberman, Werden und Wertung 189 ff. Bäumer, Die Diskussion 53 ff. Ders. Die Fortsetzung der Diskussion 96 ff. H. Herrmann, Martin Luther 151. Hubatsch, Luther und die Reformation 7 f.

11. Kapitel
Der Ablass
Vom katholischen zum protestantischen Luther

1 H. Herrmann, Martin Luther 139

2 LMA I 43 ff. LThK I³ 51 ff. Beringer I 2, 27 f. Jone 636. Schlesinger II 452. Bornkamm, Thesen und Thesenanschlag 60. Leist 221 f. H. Herrmann, Martin Luther 139 ff. 145

3 Paulus III 448 f. 457. Schlesinger II 452

4 Pierer III 648. LMA IV 1011, 1203. LThK IV³ 214 f. VIII 25 f. Paulus III 464 f. Andreas 249. Pölnitz II 61 ff. 80, 93 f. 120, 211. Dauphin 38 ff. Plöse/Vogler 77 f.

5 LMA IV 1011. HEG III 433. Geiss II 225. Pölnitz I 251, 650. II 62 ff. 80 f. 91 ff. 94 f. 122, 129. H. Herrmann, Martin Luther 142 ff. Moeller, Deutschland im Zeitalter der Reformation 71 ff. Zorn 203 ff. Vgl. Köpf, Deutsche Geschichte 46 ff. North 25, 39 f. Schunicht-Rawe/Lüpke 48 ff.

6 Pölnitz I 121 ff. II 91 f. 94 f. 121 f. 129. Moeller, Deutschland im Zeitalter der Reformation 71. Zorn 203 ff. Zum Begriff des «Monopols» (das damals «meistgebrauchte wirtschaftliche Schlagwort») vgl. Prien 43 f. s. auch 58 ff.

7 Pölnitz I 79 f. 146, 251, 264, 331. II 57, 65, 80, 92 ff. 120, 129, 131, 178, 203 ff.

8 LMA IV 1011. LThK IV³ 215. Pölnitz II 63, 130 f.

9 LThK V³ 1252 ff. Paulus I 146. II 73, 82, 233 ff. 238. III 434, 436, 439, 443, 446, 448. Arnold, Bemerkungen zu den Quellen der Baugeschichte in HVB 1970, hier besonders be-

zogen auf Ablässe für den Bamberger und Würzburger Dom 1235 und 1237

10 Little 98 f. Paulus III 378 ff. 445, 447. Grupp III 180. Vgl. zum «Fegfeuer» Holböcks kurioses, mit kirchlicher Druckerlaubnis 1992 in der 5. A. erschienenes Buch passim; zu Thomas v. A. 57 ff.

11 WA 31/1, 226. Paulus III 278, 374 ff. 389, 470 ff. Beringer I 163. Jone 637. Leist 218 ff. 228 f. Bäumer, Martin Luther und der Papst 10

12 Paulus II 22 f. III 234 ff. 276 ff. 296, 301, 431, 470 ff.

13 Ebd. III 233, 272 f. 474 ff.

14 LThK I³ 59. III³ 637. Paulus III 276, 301 f. 472, 479 f. 481 ff. 489

15 Paulus III 471. Pölnitz I 151. Dauphin 38 ff. Zoepfl, Das Bistum Augsburg und seine Bischöfe im Reformationsjahrhundert 16. Kießling 308. Plöse/Vogler 150 ff.

16 LThK VI³ 1129. Dauphin 38 ff. Borth 19 ff. Moeller, Deutschland im Zeitalter der Reformation 73

17 WA 1,573. 39,1,6 f.; 50, 379: 54, 179 ff. LW I 3 ff. Grisar, Luther I 272. Schott 70 ff. Bäumer, Martin Luther und der Papst 7 f. 10 f. 14, 19. Borth 19 ff. (mit den Quellenbelegen). Plöse/Vogler 154 f. Eine Gegenüberstellung der Urfassung der Thesen und ihrer Dezemberfassung gibt Honselmann 135 ff.

18 WA 1,582. WA Br 2,48.f. Grisar, Luther I 269 ff. Bäumer, Martin Luther und der Papst mit Bezug auf K. Bornkamm, Luthers Auslegung des Galaterbriefs von 1519 und 1531, 1963. Vgl. auch Bäuner ebd. 55, 98 ff.

19 Grisar, Luther I 339. II 104, 613. III 361, 785, 815, 818. Mühlpfordt 341 f. Vgl. auch Plöse/Vogler 17 f. u. Edwards, 265 ff. Schildt, Zum deutschen Sprachschaffen 103 f. Deschner, Oben ohne 274

20 WA 7, 186. HEG III 496 f. 502 ff. 507. Taddey 752 f. LThK VI³ 1129 f. H. Bornkamm, Luthers geistige Welt 299 ff. H. Herrmann, Martin Luther 267 ff. Mühlpfordt, 325. Arndt 221 ff. Bäumer, Martin Luther und der Papst 9 ff. 27 ff. 62, 64 ff. Schildt, Zum deutschen Sprachschaffen 101 ff. Ders. Die Sprache Luthers 307 ff. 324. Erben 33 ff. 45 ff. Besch 51 ff. Schlaich 77 f. Brecht 118 ff. Plöse/Vogler 14 ff. 205 ff. 221 ff. 234 ff. 285 ff. Stupperich 19. Vgl. auch Schunicht-Rawe/Lüpkes 176 ff.

21 LThK X³ 1515 ff. bes. 1519. Steck 35 ff. Bornkamm, Luthers Lehre von den zwei Reichen, passim bes. 9 ff. 14 ff. Görnitz 27 f. H. Herrmann, Martin Luther 318 f. Vgl. auch: Martin Luther Kolloquium, G. Brendler, Luthers theologische Leistung 20 ff. Sehr ausführlich: Gänssler, vgl. bes. 52 ff. 99, 105 ff. Tödt 101 f. Brecht, Luther und die Wittenberger Reformation 74 f. Pannenberg 154

12. KAPITEL
MAN NENNT ES REFORMATION

1 Deschner, Ärgernisse 74

2 LThK III³ 735 f. HEG III 1084. Gerdes 67. Lütge, Luthers Eingreifen 370 f. Andreas 487. Franz 135. Rapp 29 ff. Boockmann, Die geistigen und religiösen Voraussetzungen 9. Oberman, Die Reformation 144 ff. 154 ff. 160 f. Waas 81 ff. 116 f. 210. Schul-

ze, Deutsche Geschichte 89 ff. 92 ff. Schilling, H., Aufbruch und Krise 140 ff. 145 ff. Rabe, Reich 130, 192 f. 195. Plöse/Vogler 53, 55 f. 100 f. 108 f. 115 ff. Moeller, Deutschland im Zeitalter der Reformation 90 f. Mout 235. Deschner, Opus Diaboli 57 ff. Vgl. vor allem das 3. Kapitel dieses Bandes

3 LMA V 1845 ff. Andreas 465, 489, 496. Gerlach 30. Waas 14, 16, 60, 116 ff. 170, 242, 258, 268. Oberman, Die Kirche 127 ff. Ders. Die Reformation 157. Schulze, Deutsche Geschichte im 16. Jahrhundert. H. Schilling, Aufbruch und Krise 140. Rabe, Reich und Glaubensspaltung 192, 194. Plöse/Vogler 127. H. Mayer «Stich, schlag, würg hier» 13 ff. Zum Zusammenhang von Reformation und Bauernkrieg vgl. etwa auch G. Zimmermann, Die Antwort der Reformatoren 7 ff., 147 ff. u. Burkhardt 68 ff. Vgl. ferner die vorherg. Anm.

4 LMA I 1570. II 335. HEG III 516 f. Waas 62, 73, 113, 122, 176, 212, 232. Schilling, Aufbruch und Krise 146 f. Plöse/Vogler 100 f. 356 ff. Kolb/Krenig II 115, 129 f. Köpf, Reformationszeit 254 ff. Deschner, Opus Diaboli 59

5 Franz 135, Waas 93, 103, 123. Schulze, Deutsche Geschichte im 16. Jahrhundert 103. Rabe, Reich 198 ff. bes. 202 HEG III 516 ff.

6 Bücking/Rublack 54 f. Waas 39 f. 43, 111, 122, 152 ff. Schulze, Deutsche Geschichte im 16. Jahrhundert 101. Schilling, Aufbruch und Krise 149 f. Deschner, Opus Diaboli 59

7 LW III 48 ff. 53 f. LMA V 1847. Grisar, Luther I 489. Herrmann, H. Martin Luther 326 ff. Lütge, Luthers Eingreifen in den Bauernkrieg 371. A. van Dülmen 120 f. Schulze, Deutsche Geschichte im 16. Jahrhundert 96. Oberman, Die Reformation 156 ff. H. Mayer, «Stich, schlag, würg hier» 13 ff. 23 ff.

8 LMA II 335. Beutin, Luther und der zeitgenössische Humanismus 31 ff. Schulze, Deutsche Geschichte im 16. Jahrhundert 98. Schilling, Aufbruch und Krise 146 ff. Plöse/Vogler 16, 58 ff. 147 ff. 255 ff. 300. Moeller, Deutschland im Zeitalter der Reformation 92 f. Tödt 94. Vgl. auch Köpf, Deutsche Geschichte 60 ff. Burkhardt, Das Reformationsjahrhundert 64 ff. 74 ff.

9 LW III 69 ff. Nach dem einstigen Evangelischen Militärbischof Kunst, Evangelischer Glaube 108, geht das (gesonderte) Erscheinen der widerlichsten Lutherschrift «auf die buchhändlerische Gewinnsucht und nicht auf Luther zurück».

10 WABr III 874 S. 507; 877 S. 515 f.; 878 S. 517 f. 896 S. 536 f.

11 LW III 75 ff.

12 Jäck I 127. Looshorn IV 622, Gerdes 71 ff. Franz, Aus der Kanzlei 83. Ritter 111 f. Bosl, Geschichte Bayerns II 18. Lekai 98, Kist 81 f. Zoepfl, Das Bistum Augsburg im Reformationsjahrhundert 60, 68. H. Gerlach 198. Waas 72 ff.

13 WA 18, 358 ff. WA T 2 2505 b. WA B 3 480 f. Franz, Geschichte 144. Moeller, Deutschland im Zeitalter der Reformation 101. Zu Luthers Obrigkeitsauffassung vgl. Looß 105 ff. u. Hübner 41 ff. Hoyer, Luther und die Obrigkeit 126 ff.

14 WA B 3, 516. Bezold 509. Gerdes

74 f. Ludwig 29. Bosl, Geschichte Bayerns II 18. Petter, Zur deutsch-spanischen Begegnung 143 f. Heine zit. bei Beutin, Der radikale Doktor Martin Luther 83. Waas 246. Moeller, Deutschland im Zeitalter der Reformation 98 ff.

15 v. Bezold 508 ff. Looshorn IV 576 ff. 640 f. 654 ff. Krieg, Die Landkapitel 1923, 42. Klein, Politik und Verfassung 211 f. Heimpel 361. H. Gerlach, Der englische Bauernaufstand 187 f. Franz, Geschichte 144. Waas 236 ff. 243

16 WA TR 2911 a/b. Die übrigen Zitate nach Schulze, Deutsche Geschichte 89. Ferner: Moeller, Deutschland im Zeitalter der Reformation 101. Vgl. auch Deschner, Opus Diaboli 58 ff.

17 Vgl. WA 1, 624. Grisar, Luther I 389, II 548, 578. III 503, 720 f. Hoyer, Luther und die Häresien 89 ff. 95 ff. 101. Bornkamm, Das Jahrhundert der Reformation 349 ff. Beuys, Und wenn die Welt voll Teufel wär 248

18 EA 53, 272. Grisar, Luther I 434 f. III 746. Görnitz 42 f. Oberman, Die Reformation 209 f. Müller-Streisand 149. Zu Müntzer vgl. auch H. Herrmann Thomas Müntzer 121 ff.

19 LThK V³ 1249 f. Geiss II 229 f. Grisar, Luther III 729 ff. 733, 744, 746. Wappler zit. ebd. Zeeden, Martin Luther und die Reformation II 244, 274 f. 417. Trüdinger 123 ff. Reinhard, Reichsreform 296

20 LThK IX³ 1298 ff. Geiss IV 469. v. Bezold 707 ff. Grisar, Luther III 201 ff. ausführlich über Luthers Erwartung des nahen Weltendes (mit den Belegen). Zu den Hutterern vgl. LThK V³ 347. R. Ludwig, Jakob Hutter 140 ff. – Knox 119 ff. Klaassen 396 ff. mit allen Quellenhinweisen. Schilling, Aufbruch und Krise 107 f. Beuys, Und wenn die Welt 246. Kirchner 65 ff. 70 ff. (hier Kirchhoff zitiert). Oberman, Die Reformation 167 ff. Rabe, Reich 231 ff. Moeller, Deutschland im Zeitalter der Reformation 102 ff. Reinhardt, Reichsreform 321 ff. Ausführlich über die Täuferherrschaft in Münster: Laubach 145 ff. bes. 174 ff. 188 ff. 202 ff.

21 WA 38, 347. Pierer VIII 441. LThK II³ 771. Geiss IV 469 v. Bezold 701 ff. Grisar, Luther I 627 f. 632, II 340, III 735 f. Bornkamm, Das Jahrhundert der Reformation 349, 354. Moltmann, 218. Vogler, Martin Luther und das Täuferreich 235 ff. Kirchner 65 ff. Beuys, Und wenn die Welt 237 ff. 253. Goertz 290. Reinhard, Reichsreform 321 ff.

22 Geiss II 227. Bezold 702. Steck 8 ff. Bornkamm, Das Jahrhundert der Reformation 346 ff. Rabe, Reich 233 f. Goertz, 289 f. Kirchner 71. Reinhardt, Reichsreform 321 ff.

23 WA 30/2, 637. Alle Belege bei Grisar, Luther I 585 ff. 590 ff. 721. Mühlpfordt 325 ff. 329 ff. 344

24 Grisar, Luther I 121 ff. 592 ff. 598 ff. II 802 ff. III 722. Trüdinger 41 ff. bes. 45 ff. mit allen Quellenhinweisen. Kirchner 52 f. Brecht, Luther und die Wittenberger Reformation 75, 86

25 WA 50,6 ff. (Schrift gegen die «Wiedertäufer»). Alle weiteren Quellenbelege bei Grisar, Luther III 726 ff. 324. S. auch Kirchner 51

26 WA 32, 120. EA 18,76. Grisar, Luther III 234. Oberman, Luther 87 ff. Rogge, Anfänge 57 f. A. van Dülmen 8. Haustein 130. Zur sozialen Umgebung von Luthers Elternhaus vgl.

Held 13 ff. R. van Dülmen 78 ff. Delumeau zit. bei Minois 310

27 WA 18, 547. 29, 401. EA 11, 136, 53, 342. 60, 22. Erikson 64 f.

28 WA 40, 1, 314 ff. 47, 612. EA 58, 129. 59, 138; 287; 324; 340. 60, 64 ff. Grisar, Luther III 231, 233 ff. 240 ff. 619. Obendiek 53 ff. Zur Fortwirkung des Teufelsglaubens in der Zeit der sogenannten lutherischen Orthodoxie vgl. S. Holtz «Der Fürst dieser Welt» 29 ff.

29 EA 57, 65. 58, 301. 59, 321. LThK V^{3} 852. Grisar, Luther III 232 ff. 250 ff. 616 ff. 623

30 WA 15, 420. Haustein 32 ff. 52. Vgl. auch Deschner, Das Kreuz 214 f. 226. 253

31 WA 1,403. Baschwitz 57 f. Frank 295 mit den Beleghinweisen. Türcke 72

32 WA 1, 398 ff.; 406 ff. EA 60, 57; 79. Grisar, Luther III 244 ff. Frank 294 ff. mit Beleghinweisen. Haustein 34 ff. 39, 50 ff. 65 ff.

33 WA 1,406. 16,551. 29,520. 37,261. 40,1, 314. 41, 683. 47, 654. 53, 594. Dazu Haustein 51 f. 82 f.

34 WA 1, 410. 42, 269. WA TR 4, 44. Grisar, Luther III 247. Haustein 55 ff. 78 ff.

35 WA 16, 500. 29, 682, 51, 609. EA 60, 79. Frank 295 f. mit Belegstellen

36 WA 16, 551. 29, 539. Grisar, Luther III 247, 249. Haustein 132

37 LThK II^{1} 767. II^{3} 959. Grisar, Luther III 248 f. Haustein 35 ff. 116, 123

38 Bienert 26, 155, 176 f. Degani 37. Ehrlich 72 ff. Stöhr 90

39 WA 3, 19 f. 50, 513, 583, 589. 5, 535. Luther, Die gantze Heilige Schrifft Bd. 2, 1035. Lewin 2 ff. 14, 20. Bienert 22 ff. Osten-Sacken 47 ff. 63 ff. 88 ff.

40 WA 11, 315. Bienert 30 ff. 33 ff. 39 ff.

41 WA 11, 314 f. 336. Lewin 26 ff. Brosseder, Luther und der Leidensweg der Juden 123. Osten-Sacken 90 ff. Tilly 397 f.

42 WA 11, 315. 15, 447. EA 65, 125 f. Lewin 31 ff. Ehrlich 75, 85. Osten-Sacken 92, Tilly 397 f. 402

43 Pauls II 25 ff. Zu Pauls vgl. Brosseder, Luthers Stellung zu den Juden 135 ff. Lewin 37 ff. 44 f. Schreiner 65, 71. Oberman, Die Juden in Luthers Sicht 153 ff. Vgl. auch Osten Sacken 96 ff. 103 ff. 115 ff.

44 WA 50, 312 ff. EA 31, 416 ff. Pauls II 53 ff. Grisar, Luther III 340. Lewin 62 ff. Osten-Sacken 121 ff.

45 WA 53, 529. EA 32, 141. Pauls III 65. Lewin 73 f. Bienert 141. Osten-Sacken 128.

46 WA 53, 522 ff. 53, 541. LThK IX^{3} 612. Bienert 149 ff. Osten-Sacken 129

47 Bienert 132, 136, 139, 141, 145 f. 153 f. 189 f. u. a.

48 Ebd. 149, 151

49 Grisar, Luther II 596. Pauls III 61. Bienert 151 ff.

50 Nach Friedlander 289

51 Bienert 145 ff. Späth 110 ff.

52 Weyer 163 ff. 168 ff. Osten-Sacken 154 ff.

53 Lortz 12. Dazu etwa die kurze Bemerkung Pannenbergs 143

13. Kapitel
Vom «Sacco di Roma» zum Augsburger Religionsfrieden

1 Ranke 85

2 Ebd. 76

3 Pastor V 29

4 LThK V³ 1243 f. Der Kleine Ploetz 118. Geiss II 223 f. Stein, Kulturfahrplan 724, Bosl, Geschichte Bayerns I 142. Rabe, Reich 147 ff. Zorn 223 ff. Brandi 32 ff. 79 ff. North 39 f. Schorn-Schütte 10 ff. 32, 49

5 LThK IV³ 1384. V³ 1244. HEG III 266 f. Gregorovius III/2 565. Seidlmayer 305. Petter, Probleme der deutsch-spanischen Begegnung 137

6 Kelly 277. Taddey 341, 415. Geiss I 186, 188. HKG IV 248. Gregorovius III/2, 562 ff. 575. Bezold 529 ff. Pastor IV/2, 192 f. 197, 207 ff. Stein, Kulturfahrplan 722. Seppelt IV 440 erklärt die formelle Entbindung des Königs vom Eid «nicht sicher». Kühner, Das Imperium 278. Schorn-Schütte 33 ff.

7 Kelly 277. Kühner, Lexikon 186. HKG IV 247 f. Ranke 69 f. 76. Gregorovius III/2, 554 ff. Pastor IV/2, 163 ff. bes. 170. 359 ff. 368 ff. bes. 389 ff. Kühner, Das Imperium 277 ff. Gontard 389

8 Pierer IV 255. Kühner, Lexikon 181 ff. HKG IV 247. Ranke 68 f. Gregorovius III/2, 544, 579 ff. 587. Pastor IV/2 173 f. 214 f. 227 ff. 231, 235. Seppelt IV 441. Kühner Tabus 106. Das Imperium 280. Gontard 387

9 Taddey 404. Kelly 277. Bezold 542, 544 f. Pastor IV/2, 248 ff. 258 f. 268 ff. Gregorovius III/2, 583 ff., auf dem ich im folgenden vor allem fuße. Ritter 101. Seppelt IV 438 ff. 441

10 Kühner, Lexikon 183. Bezold 545 f. Gregorovius III/2, 606 ff. Pastor IV/2 265, 268 ff. 285, 288. Seppelt IV 442. Gontard 387

11 Kühner, Lexikon 183 f. v. Bezold 545 f. Gregorovius III/2, 608, 611 ff. 617, 639. Pastor IV/2, 275 f. 279 ff., 283, 287, 315 ff. bes. 317, 331. Gontard 387. Seppelt IV 442 f. Brandi 266 ff. übergeht den Sacco di Roma so gut wie ganz

12 Kühner, Lexikon 183 ff. HKG IV 250. Bezold 544, 547 f. Ranke 81. Gregorovius III/2, 603 f. 607 ff. 619 ff. 628 ff. 631 ff. 636 ff. 644 ff. 650 ff. Pastor IV/2, 266 f. 307 f. 323 ff. Seppelt IV 443 f.

13 LMA II 1416. V 888. LThK VII³ 1520 f. Kühner, Lexikon 187 ff. Kelly 278 f. HKG IV 496. Pastor V 7 ff. 13 ff. 22 f. 25, 99 ff. 214, 221 ff. 251 f. 513, 527, 727. Kühner, Das Imperium 283 f. Seppelt V 12 ff.

14 Kelly 278. Pastor V 27 ff. 176 ff. 184 ff. 247 ff. bes. 252. Seppelt V 13 ff. 25, 35, 38 f. Kühner, Das Imperium 283

15 Pastor V 154 ff. 160 ff. 166 ff. 194 ff. 207 f. 244. Seppelt V 39, 52 ff. Brandes 128 ff. Brandi 304 f.

16 Pastor V 164 ff. 231 ff. 238 ff. 587 ff.

17 HEG III 269 f. Pastor V 95, 253 ff. 267 ff. Seppelt V 35 ff. Hroch/Skýbová, Die Inquisition 55 f.

18 Bezold 639, 773, 776, 784. Pastor V 327. Seppelt V 39, 41, 43 f. A. van Dülmen, Luther-Chronik 187, 198 f. 250 f. 290. Schorn-Schütte 64 f.

19 Sehr ausführlich schildert den schmalkaldischen Krieg v. Bezold 772–797. Vgl. hier bes. 787, 796. Taddey 826. Pastor V 589 ff. bes. 594 ff. 612 f. Seppelt V 44 ff. Schorn-Schütte 66

20 Pastor V 67, 598, 611 f. Seppelt V 25, 27, 30 f. 33 f. 46

21 Kühner, Lexikon 195. Ranke 171. Pastor VI 53 ff.

22 Ranke 169 ff. Pastor VI 97 ff. 116 f. Kühner, Das Imperium 288

23 LThk I³ 1230 f. II³ 1357. V³ 700. HEG III 544 ff. HKG IV 308 ff. Geiss IV 483 f. Pastor VI 566 ff. Seppelt V 74. Sehr übersichtlich: Heckel 45 ff. – Deschner, Opus Diaboli 60 f.

BENUTZTE SEKUNDÄRLITERATUR

Abel, W., Geschichte der deutschen Landwirtschaft vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert, 1962

Ahlheim, K., Celsus, in: Deschner, K. (Hg.), Das Christentum im Urteil seiner Gegner, I, 1969

Althaus, P., Luthers Haltung im Bauernkrieg o. J.

Althaus, P., Luther und die politische Welt, 1937

Althaus, P., Die Ethik Martin Luthers, 1965

Andreas, W., Deutschland vor der Reformation. Eine Zeitenwende, 5. A. 1948

Angenendt, A., Das Frühmittelalter. Die abendländische Christenheit von 400 bis 900, 1990

Anton, H. H., Fürstenspiegel und Herrscherethos in der Karolingerzeit, 1968

Appelt, H., Die mittelalterliche deutsche Siedlung in Schlesien, in: Deutsche Ostsiedlung in Mittelalter und Neuzeit, 1971

Arndt, E., Um die rechte deutsche Bibel, in: Stern/Steinmetz (Hg.) 450 Jahre Reformation, 1967

Arnold, K., Die Einstellung zum Kind im Mittelalter, in: Herrmann, B. (Hg.), Mensch und Umwelt im Mittelalter, 1996

Arnold, U., Bemerkungen zu den Quellen der Baugeschichte des Bamberger Domes im 13. Jahrhundert, in: HVB 1970

Atiya, Aziz S., Kreuzfahrer und Kaufleute. Die Begegnung von Christentum und Islam, 1964

Auer, W., Heiligen-Legende für Schule und Haus. Mit Bild, Leben eines Heiligen, Lehre und Gebet für jeden Tag des Jahres, 5. A., 1907

Bader, K. S., Staat und Bauerntum im deutschen Mittelalter, in: Mayer T., Adel und Bauern, 1943

Baer, F., Die Juden im christlichen Spanien. Urkunden und Regesten aus Aragon, Navarra und Kastilien, 2 Bde. 1929 und 1936

Bartel, H./Brendler, G./Hübner, H./Laube, A. (Hg.), Martin Luther, Leistung und Erbe, 1986

Baschwitz, K., Hexen und Hexenprozesse. Die Geschichte eines Massenwahns und seiner Bekämpfung, 1963

Bastgen, H., Die Geschichte des Tourer Domkapitels im Mittelalter, in: Görres Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland, 7. H., 1910

Bauer, Cl., Die Epochen der Papstfinanz, in: HZ, 1928

Bauer, J. J., Rechtsverhältnisse der katalanischen Klöster von der Mitte des 10. Jahrhunderts bis zur Einführung der Kirchenreform, in: Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens, ed. von J. Vincke, 22. Bd., 1965

Bauer, M., Das Geschlechtsleben in der deutschen Vergangenheit, 5. A. o. J.
Bäumer, R., Martin Luther und der Papst, 1970
Bäumer, R., Die Diskussion um Luthers Thesenanschlag. Forschungsergebnisse und Forschungsaufgaben, in: Franzen/Lortz/Jedin u. a., Um Reform und Reformation, 2. A., 1983
Bäumer, R., Die Fortsetzung der Diskussion von 1968 bis 1983, in: Franzen/Lortz/Jedin u. a. in: Um Reform und Reformation, 2. A., 1983
Becker, W./Christ, G./Gestrich, A./Kolmer, L., Die Kirchen in der deutschen Geschichte. Von der Christianisierung der Germanen bis zur Gegenwart, 1996
Behn, F., Aus europäischer Vorzeit. Grabungsergebnisse, 1957
Behringer, W. (Hg.), Hexen und Hexenprozesse in Deutschland, 2. überarb. A., 1993
Behringer, W., Hexen. Glaube, Verfolgung, Vermarktung. 3. durchges. A., 2002
Beissel, S., Geschichte der Verehrung Marias in Deutschland während des Mittelalters. Ein Beitrag zur Religionswissenschaft und Kunstgeschichte, 1909
Bentzien, U., Bauernarbeit im Feudalismus. Landwirtschaftliche Arbeitsgeräte und -verfahren in Deutschland von der Mitte des ersten Jahrtausends u. Z. bis um 1800. 2., verbesserte Auflage, 1990
Berg, D./Goetz, H.-W. (Hg.), Ecclesia et regnum. Beiträge zur Geschichte von Kirche, Recht und Staat im Mittelalter. Festschrift für Franz-Josef Schmale zu seinem 65. Geburtstag, 1989
Beringer, F., Die Ablässe, Ihr Wesen und Gebrauch. Vierzehnte, vom hl. Offizium gutgeheißene Auflage, nach den neuesten Entscheidungen und Bewilligungen bearbeitet von J. Hilgers S.J., 2 Bde. 1915 und 1916
Bernhart, J., Der Vatikan als Weltmacht. Geschichte und Gestalt des Papsttums, 1951
Besch, W., Die Bibel in der Geschichte der deutschen Sprache, in: Schäferdiek (Hg.), Martin Luther im Spiegel heutiger Wissenschaft, 1985
Beumann, H. (Hg.), Kaisergestalten des Mittelalters, 3. A., 1991
Beutin, W., Der radikale Doktor Martin Luther. Ein Streit- und Lesebuch, 1982
Beutin, W., Luther und der zeitgenössische Humanismus, Gemeinsamkeiten und Menschenbild, in: Warkert/ Stahl, Die Reformation geht weiter. Ertrag eines Jahres, 1984
Beutin, W., Zur Problematik des Antiklerikalismus in der europäischen Erzählliteratur um 1400, in: Jahrbuch der Oswald Wolkenstein Gesellschaft, hrg. von H.-D. Mück und U. Müller, Bd. 4, 1986/1987
Beuys, B., Und wenn die Welt voll Teufel wär. Luthers Glaube und seine Erben, 1982
Beuys, B., Johanna von Orléans, in: Holl, A. (Hg.), Die Ketzer, 1994
Beyer, H. W., Glaube und Recht im Denken Luthers, 1935
Bezold, F. v., Geschichte der deutschen Reformation, 1890
Bienert, W., Martin Luther und die Juden. Ein Quellenbuch mit zeitgenössischen Illustrationen, mit Einführungen und Erläuterungen, 1982
Bochmer, H., Luther und der 10. Dezember 1520, in: Flugschriften der Luthergesellschaft, 3, 1921

Boehn, M. v., Die Mode. Menschen und Moden im Mittelalter. Vom Untergang der alten Welt bis zur Renaissance, 1925

Böhmer, H., Kirche und Staat in England und in der Normandie, 1899

Boockmann, H., Zu den geistigen und religiösen Voraussetzungen des Bauernkrieges, in: Moeller, B. (Hg.) Bauernkriegsstudien, 1975

Boockmann, H., Heinrich VII. 1308–1313, in: Beumann, H. (Hg.), Kaisergestalten des Mittelalters, 3. A. 1991

Boockmann, H., Das Mittelalter. Ein Lesebuch aus Texten und Zeugnissen des 6. bis 16. Jahrhunderts: 3. A., 1997

Bornkamm, H., Luthers geistige Welt, 2. A., 1953

Bornkamm, H., Luthers Lehre von den zwei Reichen im Zusammenhang seiner Theologie, 1958

Bornkamm, H., Thesen und Thesenanschlag Luthers. Geschehen und Bedeutung, 1967

Bornkamm, H., Das Jahrhundert der Reformation. Gestalten und Kräfte, 1983

Borst, A., Mönche am Bodensee 610–1525, 1997

Borth, W., Die Luthersache (Causa Lutheri) 1517–1524. Die Anfänge der Reformation als Frage von Politik und Recht, 1970

Bosl, K., Geschichte Bayerns, I Vorzeit und Mittelalter, 1952

Bosl, K., Frühformen der Gesellschaft im mittelalterlichen Europa. Ausgewählte Beiträge zu einer Strukturanalyse der mittelalterlichen Welt, 1964

Bosl, K., Der «Adelsheilige». Idealtypus und Wirklichkeit, Gesellschaft und Kultur im merowingerzeitlichen Bayern des 7. und 8. Jahrhunderts, in: Spec, 1965

Bosl, K., Europa im Mittelalter. Weltgeschichte eines Jahrtausends, 1970

Bourde, A., Frankreich vom Ende des Hundertjährigen Krieges bis zum Beginn der Selbstherrschaft Ludwigs XIV. (1453–1661), in: HEG, Bd. III, 4. A., 1994

Brandes, J.-D., Korsaren Christi. Johanniter & Malteser. Die Herren des Mittelmeers, 1997

Brandi, K., Kaiser Karl V. Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches, 6. A., 1976

Brandmüller, W., Infeliciter electus fuit in Papam. Zur Wahl Johannes XXIII., in: Berg, D./Goetz, H.-W. (Hg.) Ecclesia et regnum. Beiträge zur Geschichte von Kirche, Recht und Staat im Mittelalter. Festschrift für Franz-Josef Schmale zu seinem 65. Geburtstag, 1989

Brandmüller, W., Papst und Konzil im Großen Schisma (1378–1431). Studien und Quellen, 1990

Brandmüller, W., Hus vor dem Konzil, in: Seibt (Hg.), Jan Hus, 1997

Brandmüller, W., Das Konzil von Konstanz 1414–1418. Bd. I Bis zur Abreise Sigismunds nach Narbonne; Bd. II Bis zum Konzilsende. 2. überarbeitete und erweiterte Auflage 1999

Brandt, A. v., Die nordischen Länder von 1448 bis 1664, in: HEG, Bd. III, 4. A., 1994

Brankack, J., Die slawische Bevölkerung zwischen Saale und Neiße unter deutscher

Feudalherrschaft (11. bis 13. Jahrhundert), in: Herrmann, J., (Hg.), Die Slawen in Deutschland, 1970
Brecht, M., Luther und die Wittenberger Reformation während der Wartburgzeit, in: Vogler, G., Martin Luther. Leben Werk Wirkung, 1986
Brecht, M., Luthers Bibelübersetzung, in: Bartel/Brendler u. a. (Hg.), Martin Luther, Leistung und Erbe, 1986
Breuer, M./Graetz, M. (Hg.) Deutsch-Jüdische Geschichte in der Neuzeit, Tradition und Aufklärung 1600–1780 Bd. I, 1996
Brieger, T., Der Speierer Reichstag von 1526 und die religiöse Frage der Zeit. Ein geschichtlicher Umriß, 1909
Brosseder, J., Luthers Stellung zu den Juden im Spiegel seiner Interpreten. Interpretation und Rezeption von Luthers Schriften und Äußerungen zum Judentum im 19. und 20. Jahrhundert, vor allem im deutschsprachigen Raum, 1972
Brosseder, J., Luther und der Leidensweg der Juden, in: Kremers, H. (Hg.), Die Juden und Martin Luther ..., 1985
Browe, P., Die Hostienschändungen der Juden im Mittelalter, in: RGAK, 1926
Browe, P., Beiträge zur Sexualethik des Mittelalters, 1932
Browe, P., Die Pflichtbeichte im Mittelalter, in: ZKTh 1933
Browe, P., Die Judenbekämpfung im Mittelalter, in: ZKTh, 2 und 3, 1938
Browe, P., Die Judenmission im Mittelalter und die Päpste, 1942
Brown, P., Augustinus von Hippo. Eine Biographie, 1973
Buchholz, K., Zur Geschichte des Mönchtums, 1926
Bücking, J./Rublack, H.-C., Der Bauernkrieg in den vorder- und oberösterreichischen Ländern und in der Stadt Würzburg, in: Moeller, B. (Hg.), Bauernkriegsstudien, 1975
Burckhardt, J., Die Kultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch. 28.–32. Tausend Okt. 1947
Burke, P., Die Renaissance in Italien. Sozialgeschichte einer Kultur zwischen Tradition und Erfindung. 12.–15. Tausend, 1996
Burkhardt, J., Das Reformationsjahrhundert. Deutsche Geschichte zwischen Medienrevolution und Institutionenbildung 1517–1617, 2002
Büttner, Th., Werner, E., Circumcellionen und Adamiten. Zwei Formen mittelalterlicher Häresie, 1959
Büttner, Th., Die sozialen Kämpfe des Jahres 1381 in London, 1960
Caesarius von Heisterbach, Wunderbare und denkwürdige Geschichten, ausgewählt, bearbeitet und herausgegeben von L. Hoevel, 1968
Caspar, E., Geschichte des Papsttums von den Anfängen bis zur Höhe der Weltherrschaft, I. Römische Kirche und Imperium Romanum, 1930. II. Das Papsttum unter byzantinischer Herrschaft, 1933
Cawthorne, N., Das Sexleben der Päpste, die Skandalchronik des Vatikans, 1999
Chamberlin, E. R., Unheilige Päpste, 1982
Christ, G., Das konfessionelle Zeitalter, 1996
Cipolla, C. M./Borchardt, K. (Hg.), Europäische Wirtschaftsgeschichte, I 1978

Claude, D., Geschichte der Westgoten, 1970
Cohn, N., Das neue irdische Paradies. Revolutionärer Millenarismus und mystischer Anarchismus im mittelalterlichen Europa, 1988
Corvin, Otto von, Pfaffenspiegel (ungekürzte Wiedergabe der 43. rev. Original-Ausgabe), 1927
Coulton, G. C., The medieval village, 1925
Culican, W., Am Ende der Welt. Spanien unter den Westgoten und Mauren, in: Rice (Hg.), Morgen des Abendlandes, 1965
Daniel-Rops, H., Die Kirche im Frühmittelalter, 1953
Dannenbauer, H., Adel, Burg und Herrschaft bei den Germanen, in: Kümpf, H. (Hg.), Herrschaft und Staat im Mittelalter, 1956
Dannenbauer, H., Die Entwicklung Europas. Von der Spätantike zum Mittelalter. I Der Niedergang der alten Welt im Westen, 1959. II Die Anfänge der abendländischen Welt, 1962
Dassmann, E., «Ohne Ansehen der Person». Zur Frage der Gleichung aller Menschen in frühchristlicher Theologie und Praxis, in: Schwab, D./Giesen, D./ Listl, J./Strätz, H.-W. (Hg.), Staat, Kirche, Wissenschaft in einer pluralistischen Gesellschaft. Festschrift zum 65. Geburtstag von Paul Mikat, 1989
Dauphin-Meunier, A., Kirche und Kapitalismus, 1958
Davidsohn, R., Die Geschichte von Florenz, 4 Bde., 1896–1927
Decker, R., Die Päpste und die Hexen. Aus den geheimen Akten der Inquisition, 2003
Degani, B.-Z., Die Formulierung und Propagierung des jüdischen Stereotyps in der Zeit vor der Reformation und sein Einfluß auf den jungen Luther, in: Kremers, H. (Hg.), Die Juden und Martin Luther ..., 1985
Deschner, K., (Hg.), Das Christentum im Urteil seiner Gegner, I, 1969
Deschner, K., Opus Diaboli. Fünfzehn unversöhnliche Essays über die Arbeit im Weinberg des Herrn, 1987
Deschner, K., Das Kreuz mit der Kirche. Eine Sexualgeschichte des Christentums. 12. erweiterte und aktualisierte Neuausgabe, 1989
Deschner, K., Abermals krähte der Hahn. Eine kritische Kirchengeschichte, 1962, jüngste Neuauflage 1996
Deschner, K./Petrović, M., Krieg der Religionen. Der ewige Kreuzzug auf dem Balkan, 1999
Diederich, A., Das Stift St. Florian zu Koblenz, 1967
Dinzelbacher, P. (Schriftleitung), Die Kirchen in der deutschen Geschichte. Von der Christianisierung der Germanen bis zur Gegenwart, 1996
Diwald, H., Die Geschichte der Deutschen. Fortgeschrieben von Karlheinz Weißmann, 1999
Doelle, F., Reformtätigkeit des Provinzilas Ludwig Henning in der sächsischen Franziskanerprovinz (1507–1515), 1915
Dölger, F. J., Beiträge zur Geschichte des Kreuzzeichens, in: JbAC VI, 1963, JbAC VII, 1964
Dollinger, Ph., Der bayerische Bauernstand vom 9. bis zum 13. Jahrhundert, 1982

Donin, L. (Hg.), Leben und Thaten der Heiligen Gottes oder: Der Triumph des wahren Glaubens in allen Jahrhunderten. Mit Angabe der vorzüglichsten Geschichtsquellen und praktischer Anwendung nach den bewährtesten Geistesmännern. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, 7 Bde., 1861/62
Dopsch, A., Die Wirtschaftsentwicklung der Karolingerzeit vornehmlich in Deutschland, 2 Bde., 1912/13
Dotzauer, W. (Hg.), Quellenkunde zur deutschen Geschichte im Spätmittelalter (1350–1500), 1996
Drabina, J., Das Echo des Hussitismus in Schlesien, in: Seibt (Hg.), Jan Hus, 1997
Dresdner, A., Kultur und Sittengeschichte der italienischen Geistlichkeit im 10. und 11. Jahrhundert, 1890
dtv Atlas Weltgeschichte. Bd. I Von den Anfängen bis zur Französischen Revolution, 33 A. 1999
Duden, Das Große Fremdwörterbuch. Herkunft und Bedeutung der Fremdwörter. Herausgegeben und bearbeitet vom Wissenschaftlichen Rat der Dudenredaktion, 1994
Dülmen, A. van (Hg.), Luther-Chronik. Daten zu Leben und Werk, 1983
Dülmen, R van, Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit. Religion, Magie, Aufklärung 16.–18. Jahrhundert III. Bd., 2. A. 1999
Dümmler, E., Geschichte des Ostfränkischen Reiches. I: Ludwig der Deutsche bis zum Frieden von Koblenz 860, II: Ludwig der Deutsche vom Koblenzer Frieden bis zu seinem Tode (860–876) 2. A. 1887. III: Die letzten Karolinger. Konrad I. 2. A. 1888, Neudruck 1960
Durant, W., Die Renaissance. Eine Kulturgeschichte Italiens von 1304 bis 1576, 1955
Eckert, W. P./Ehrlich, E. L., Judenhaß – Schuld der Christen? Versuche eines Gesprächs, 1964
Edwards Jr., M. V., Die Polemik des alten Luther, in: Vogler, G. (Hg.), Martin Luther, 2. A., 1986
Ehlers, J., Geschichte Frankreichs im Mittelalter, 1987
Ehrlich, E. L., Luther und die Juden, in: Kremers, H. (Hg.) Die Juden und Martin Luther, 1985
Eibl, E.-M., Albrecht II. 1438–1439. in: Engel/Holtz, Deutsche Könige und Kaiser, 1989
Elze, R./Repgen, K. (Hg.), Studienbuch Geschichte. Eine europäische Weltgeschichte, 5. A., 1999
Endres, R., Das Slawenmotiv bei der Gründung des Bistums Bamberg, in: HVB 1973
Engel, J., Von der spätmittelalterlichen respublica christiana zum Mächte-Europa der Neuzeit, in: HEG Bd. III, 4. A. 1994
Engel, J. (Hg.), Die Entstehung des neuzeitlichen Europa, in: Schieder, Th. (Hg.), Handbuch der europäischen Geschichte III, 4. A., 1994
Engel, E./Epperlein S., Die feudale deutsche Ostexpansion im 12. und 13. Jahrhundert und die Herausbildung der vollentwickelten Feudalgesellschaft zwischen Elbe und Oder, in: Herrman, J. (Hg.), Die Slawen in Deutschland, 1970

Engel, E./Holtz, E. (Hg.), Deutsche Könige und Kaiser des Mittelalters, 1989
Eppelsheimer, H. W., Handbuch der Weltliteratur, 2 Bde., 2. A., 1947
Epperlein, S., Bauernbedrückung und Bauernwiderstand im hohen Mittelalter, 1960
Epperlein, S., Die sogenannte Freilassung in merowingischer und karolingischer Zeit, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte IV, 1963
Epperlein, S., Herrschaft und Volk im karolingischen Imperium. Studien über soziale Konflikte und dogmatisch-politische Kontroversen im fränkischen Reich, 1969
Erben, J., Luthers Bibelübersetzung, in: Schäferdiek, K. (Hg.), Martin Luther im Spiegel heutiger Wissenschaft, 1985
Erdmann, C. Die Entstehung des Kreuzzugsgedankens, 1965
Erikson, E. H., Der junge Mann Luther. Eine psychoanalytische und historische Studie, 1958
Esch, A., Bonifaz IX. und der Kirchenstaat, in: Bibliothek des deutschen historischen Instituts in Rom, 1969
Falck, L., Mainz im frühen und hohen Mittelalter (Mitte 5. Jahrhundert bis 1244), 1972
Falco, G., Geist des Mittelalters. Kirche, Kultur, Staat, 1958
Falkenhausen, V. von, Zur byzantinischen Verwaltung Luceras am Ende des 10. Jahrhunderts, in: GFIAB 1973
Feine, H. E., Kirchliche Rechtsgeschichte. Die katholische Kirche, 5. A. 1972
Fichtenau, H., Askese und Laster in der Anschauung des Mittelalters, 1948
Fichtenau, H., Das karolingische Imperium. Soziale und geistige Problematik eines Großreichs, 1949
Fichtenau, H., Lebensordnungen des 10. Jahrhunderts, Studien über Denkart und Existenz im einstigen Karolingerreich, 2. A. 1994
Fichtinger, C., Lexikon der Heiligen und Päpste, 1980
Finley, M. I., Das antike Sizilien. Von der Vorgeschichte bis zur arabischen Eroberung, 1979
Fleckenstein, J./Schmid, K., Adel und Kirche. Gerd Tellenbach zum 65. Geburtstag dargebracht von Freunden und Schülern, 1968
Frank, B., Zauberei und Hexenwerk. Eciam loqui volo vom zaubern. Da sehet ir, quod ein rechter zeuberer, in: Hammer/zur Mühlen (Hg.), Lutheriana, 1984
Franz, G., Aus der Kanzlei der württembergischen Bauern im Bauernkrieg, in Württ. Vierteljahrheft für Landesgeschichte XL Jg. 1. u. 2. H. 1935
Franz, G., Geschichte des deutschen Bauernstandes vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert, 1970
Franzen, A., Kleine Kirchengeschichte, 1965
Franzen, A./Lortz J./Jedin, H. u.a., Um Reform und Reformation. Zur Frage nach dem Wesen des «Reformatorischen» bei Martin Luther, 2. A., 1983
Frerk, C., Finanzen und Vermögen der Kirchen in Deutschland, 2002
Fresacher, W., Der Bauer in Kärnten. I Die persönliche Stellung des Bauers in Kärnten, II Das Freistiftrecht, III Das Kaufrecht, 1950–1955

Friedenthal, R., Ketzer und Rebell. Jan Hus und das Jahrhundert der Revolutionskriege, 1972
Friedlander, A. H., Martin Luther und wir Juden, in: Kremers, H. (Hg.), Die Juden und Martin Luther ..., 1985
Fuhrmann, H., Deutsche Geschichte im hohen Mittelalter von der Mitte des 11. bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. 3. durchgesehene und bibliographisch ergänzte Auflage, 1993
Fuhrmann, H., Die Päpste. Von Petrus zu Johannes Paul II., 1998
Funke, F., Art. Götterbild, in: RAC XI, 1981
Gams, P., Kirchengeschichte von Spanien, 2 Bde., 1. Abtlg. 1864
Ganshof, F. L., Was ist das Lehenswesen?, 1961
Gänssler, H.-Z., Evangelium und weltliches Schwert, Hintergrund, Entstehungsgeschichte und Anlaß von Luthers Scheidung zweier Reiche oder Regimente, 1983
Geiss, I., Geschichte griffbereit, 6 Bde. 2002
Gelmi, J., Die Finanzen des Papstes, in: Moser, B. (Hg.), Das Papsttum 1983
Gelmi, J., Das Papsttum der katholischen Reform und Gegenreformation, in: Moser, B. (Hg.), Das Papsttum, 1983
Gelmi, J., Das Renaissance-Papsttum, in: Moser B. (Hg.), Das Papsttum, 1983
Georges, K. E., Kleines Lateinisch-Deutsches Handwörterbuch, Vierte verbesserte und vermehrte A., 1880
Gerdes, H., Geschichte des deutschen Bauernstandes, 3. A., 1928
Geremek, B., Geschichte der Armut. Elend und Barmherzigkeit in Europa, 1991
Gerlach, H. Der englische Bauernaufstand von 1381 und der deutsche Bauernkrieg: Ein Vergleich, 1969
Gerlich, A., Die Anfänge des großen abendländischen Schismas und der Mainzer Bistumsstreit, in HJL, 6, 1956
Gerwing, M., Die sogenannte Devotio Moderna, in: Seibt (Hg.) Jan Hus. Zwischen Zeiten, Völkern, Konfessionen, 1997
Goertz, H.-J., Täufer, in: Holl (Hg.), Die Ketzer, 1994
Goetz, H. W., Leben im Mittelalter; vom 7. bis zum 13. Jahrhundert, 5. unveränd. A., 1994
Goldbrunner, H. M., Die mailändische Herrschaft in Perugia (1400–1403), in: QFIAB 1972
Gontard, F., Die Päpste. Regenten zwischen Himmel und Hölle, 1959
Görnitz, V., Die Begründung des Staates bei Luther und den Berliner Aufklärungstheologen, 1968
Graus, F., Volk, Herrscher und Heiliger im Reich der Merowinger. Studien zur Hagiographie der Merowingerzeit, 1965
Gregorovius, F., Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Hrg. W. Kampf, 1978
Greyerz, H. v., Die Schweiz von 1499 bis 1648, in: HEG, Bd. III 4. A., 1994
Grigulevič, J. R., Ketzer – Hexen – Inquisitoren. Geschichte der Inquisition (13.–20. Jahrhundert). Mit einem Vorwort von Hubert Mohr, Bd. I u. II, 1976

Grisar, H., Luther. Drei Bände. Zweite unveränderte Auflage, 1911
Grisar, J., Päpstliche Finanzen, Nepotismus und Kirchenrecht unter Urban VIII., in: Miscell. Hist. Pontif. 1943
Grundmann, H., Ketzergeschichte des Mittelalters II, 1963
Grupp, G., Kulturgeschichte des Mittelalters, 6 Bde., 1907–1925
Guillemain, B., Die abendländische Kirche des Mittelalters, 1960
Gurjewitsch, A. J., Das Weltbild des mittelalterlichen Menschen, 1989
Guth, K., Zum Zusammenhang zwischen Wirtschaftsform und Lebensstil im Hochmittelalter. Kulturgeschichtliche Überlegungen zu den Speiseordnungen am Alten Domstift zu Bamberg vor der Auflösung der ‹vita communis› um 1200, in: JFK 1973
Guttenberg, E. v., Urbare und Wirtschaftsordnungen des Domstifts zu Bamberg, 1969
Hammer, G./zur Mühlen, K. H. (Hg.), Lutheriana. Zum 500. Geburtstag Martin Luthers von den Mitarbeitern der Weimarer Ausgabe, 1984
Hansjakob, H., In Belgien: Reiseerinnerungen aus dem Jahre 1879, 1915
Häring, H./Kuschel, K.-J. (Hg.), Gegenentwürfe. 24 Lebensläufe für eine andere Theologie, 1988
Hartmann, C. M., Geschichte Italiens im Mittelalter, 4 Bde. 1897, Neudruck 1969
Hartmann, P. C., Geschichte Frankreichs, 2. A., 2001
Hartmann, W., Die Synoden der Karolingerzeit im Frankenreich und in Italien, 1989
Hauck, A., Kirchengeschichte Deutschlands V/1 und V/2, 9. unveränd. Aufl., 1958
Haustein, J., Martin Luthers Stellung zum Zauber- und Hexenwesen, 1990
Haverkamp, A., Italien im hohen und späten Mittelalter, in: HEG 11, 1987
Heckel, M., Deutschland im konfessionellen Zeitalter, in: Leuschner, J. (Hg.), Deutsche Geschichte, 1983
Heer, F., Mittelalter, 1961
Heer, F., Kreuzzüge – gestern, heute, morgen? 1969
Heidacher, A., Die Entstehungs- und Wirtschafsgeschichte des Klosters Heilsbronn, 1955
Heidingsfelder, F., Die rechtlichen Zustände im Hochstift Eichstätt am Ausgang des Mittelalters, 1910
Heiler, F., Altkirchliche Autonomie und päpstlicher Zentralismus, 1941
Heiler, F., Erscheinungsformen und Wesen der Religion, 1961
Heimpel, H., Fischerei und Bauernkrieg, in: Festschrift für Schramm I
Heinsohn, G., Lexikon der Völkermorde. 1998
Heinsohn, G./Steiger, O., Die Vernichtung der weisen Frauen. Beiträge zur Theorie und Geschichte von Bevölkerung und Kindheit. Mit einem ausführlichen, aktualisierten und nochmals erweiterten Nachwort sowie einem Register zur Neuausgabe, 1994
Held, W., Die soziale Umgebung von Martin Luthers Elternhaus, in: Vogler, G. (Hg.), Martin Luther, 2. A. 1986
Hellinger, W., Die Pfarrvisitation nach Regino von Prüm, in: ZRG 1962

Hergenröther, J., Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte Bd. II, Dritte, verbesserte Aufl., 1885
Herold, V., Wyklif als Reformer. Die philosophische Dimension, in: Seibt (Hg.) Jan Hus. Zwischen Zeiten, Völkern, Konfessionen, 1997
Herrmann, B. (Hg.), Mensch und Umwelt im Mittelalter, 1996
Herrmann, E., Slawisch-germanische Beziehungen im südostdeutschen Raum von der Spätantike bis zum Ungarnsturm. Ein Quellenbuch mit Erläuterungen, 1965
Herrmann, H., Martin Luther. Ketzer wider Willen, 1983
Herrmann, H., Die Kirche und unser Geld, 1990
Herrmann, H., Die Caritas-Legende, Wie die Kirchen die Nächstenliebe vermarkten, 1993
Herrmann, H., Thomas Müntzer, in: Holl (Hg.), Die Ketzer, 1994
Herrmann, H., Martin Luther, Ketzer und Reformer, Mönch und Ehemann, 1999
Herrmann, H., Lexikon der kuriosesten Reliquien. Vom Atem Jesu bis zum Zahn Mohammeds, 2003
Herrmann, J. (Hg.), Die Slawen in Deutschland, 1970
Herrmann, R., Thüringische Kirchengeschichte I., 1937
Herrmann/Sellnow, Die Rolle der Volksmassen, 1975
Hertling, L., Geschichte der katholischen Kirche, 1949
Heß, L., Die deutschen Frauenberufe des Mittelalters, 1940
Heymann, F. G., Kirche und «Ketzerkönig», in: Seibt, F., Bohemia Sacra, 1974
Hillenbrand, E., Vita Caroli Quarti, die Autobiographie Karls IV.: herrscherliche Selbstdarstellung und politische Kampfschrift. Einführung, Übersetzung und Kommentar, 1979
Hilsch, P., Johannes Hus (um 1370–1415). Prediger Gottes und Ketzer, 1999
Hippel, W. v., Armut, Unterschichten, Randgruppen in der frühen Neuzeit, 1995
Hirsch, R./Schuder, R., Der gelbe Fleck. Wurzeln und Wirkungen des Judenhasses in der deutschen Geschichte. Essays, 2. A., 1989
Hlaváček, I., Hussens Bücher. Einige Überlegungen zu Hussens Bibliothek und Bücherbenutzung, in: Seibt (Hg.) Jan Hus ..., 1997
Hlediková, Z., Hussens Gegner und Feinde, in: Seibt (Hg.) Jan Hus ..., 1997
Hoberg, H., Die Servitienlasten der Bistümer im 14. Jahrhundert, QFIAB, 1944
Hoberg, H., Der Anteil Deutschlands an den Servitienzahlungen am Vorabend der Glaubensspaltung RQ 74, 1979
Hoensbroech, P., Graf von, Das Papstthum in seiner sozialkulturellen Wirksamkeit. I. Bd.: Inquisition, Aberglaube, Teufelsspuk und Hexenwahn, 5. A. 1905, II. Bd.: Die ultramontane Moral, 1. bis 3. A., 1902
Hoffmann, E., Die Stellungnahme der Cisterzienser zum kirchl. Zehntrecht im 12. Jahrhundert, in: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige, Bd. 33, Salzburg 1912
Holböck, F., Fegfeuer. Leiden, Freuden und Freunde der armen Seelen, 5. A., 1992

Holeček, F. J., O. M.: Hussens Kirchenverständnis, in: Seibt, F. (Hg.), Jan Hus, 1997
Holl, A. (Hg,), Die Ketzer, 1994
Hölscher, U., Die mittelalterlichen Klöster Niedersachsens, 6./7. Bd., in: Niedersächsische Kunst, 1924
Holtz, S., Der Fürst dieser Welt. in: ZfK 107. Bd. Heft 1 1996
Hóman, B., Geschichte des ungarischen Mittelalters. I. Bd. Von den ältesten Zeiten bis zum Ende der XII. Jahrhunderts, 1940. II. Bd. Vom Ende des XII. Jahrhunderts bis zu den Anfängen des Hauses Anjou, 1943
Honselmann, K., Verfassung und Drucke der Ablaßthesen Martin Luthers und ihre Veröffentlichung, 1966
Hörner, P., Hus. Hussiten. Dokumentation literarischer Facetten im 19. und 20. Jahrhundert, 2002
Hoyer, S., Luther und die Häresien des Mittelalters, in: Stern/Steinmetz (Hg.), 450 Jahre Reformation, 1967
Hoyer, S., Luther und die Obrigkeit, in: Bartel/Brendler/Hübner/Laube (Hg.), Martin Luther, Leistung und Erbe, 1986
Hoyer, S., Bemerkungen zu Luthers Auffassung über das Widerstandsrecht der Stände gegen den Kaiser (1539), in: Vogler (Hg.), Martin Luther. Leben. Werk. Wirkung, 2. A., 1986
Hoyer, S., Sigmund 1410–1437; in: Engel/Holtz (Hg.), Deutsche Könige und Kaiser des Mittelalters, 1989
Hrdlička, J., Hus und Páleč, in: Seibt (Hg.) Jan Hus ..., 1997
Hroch, M./Skýbová, A., Die Inquisition im Zeitalter der Gegenreformation, 1985
Hruby, K., Verhängnisvolle Legenden und ihre Bekämpfung, in: Eckert/Ehrlich, Judenhaß – Schuld der Christen? 1964
Hubatsch, W., Geschichte der evangelischen Kirche Ostpreußens, 1968
Hubatsch, W., Luther und die Reformation in Deutschland, in: Schäferdiek (Hg.), Martin Luther im Spiegel heutiger Wissenschaft, 1985
Hübner, H., Martin Luther in der Ideologie und Politik der herrschenden Klassen, in: Bartel/Brendler/Hübner/Laube (Hg.), Martin Luther, Leistung und Erbe, 1986
Hügli, H., Der deutsche Bauer im Mittelalter dargestellt nach den deutschen literarischen Quellen vom 11.–15. Jahrhundert, 1929
Ingram, J. K., Geschichte der Sklaverei und Hörigkeit, 1895
Irsigler, F., Divites und pauperes in der Vita Meinwerci. Untersuchungen zur wirtschaftlichen und sozialen Differenzierung der Bevölkerung Westfalens im Hochmittelalter, in: VSW, 1970
Iserloh, E., Luthers Thesenanschlag. Tatsache oder Legende?, in: Trierer Theologische Zeitschrift 70, 1961
Jäck, H. J., Geschichte der Provinz Bamberg, 3 Bde., 1809
Jakobi, F.-J. (Hg.), Geschichte der Stadt Münster; 3. A., 1994
Janner, F., Geschichte der Bischöfe von Regensburg, 2 Bde., 1883/1884
Jedin, H., Kleine Konziliengeschichte. Die zwanzig ökumenischen Konzilien im Rahmen der Kirchengeschichte, 1959

Jedin, H. (Hg.), Handbuch der Kirchengeschichte. Die mittelalterliche Kirche, Bd. III, Zweiter Halbband. Vom kirchlichem Hochmittelalter bis zum Vorabend der Reformation, Bd. IV Reformation 1985
Jone, H., Katholische Moraltheologie. Unter besonderer Berücksichtigung des Codex Iuris Canonici sowie des deutschen, österreichischen und schweizerischen Rechtes, 15. verm. u. verb. A., 1953
Kahl, H.-D., Die Entwicklung des Bistums Brandenburg bis 1165, in: HJ., 1966
Kalischer, E., Beiträge zur Handelsgeschichte der Klöster zur Zeit der Großgrundherrschaft, 1911
Kallfelz, H. (Hg.), Lebensbeschreibungen einiger Bischöfe des 10.–12. Jahrhunderts, 2. A., 1973
Kallis, A., Art. Geister (Dämonen) C II Griech. Väter, in: RAC IX, 1976
Kammeier-Nebel, A., Wenn eine Frau Kräutergetränke zu sich genommen hat, um nicht zu empfangen ... Geburtenbeschränkung im frühen Mittelalter, in: Herrmann, B. (Hg.), Mensch und Umwelt im Mittelalter, 1996
Kämpf, H. (Hg.), Herrschaft und Staat im Mittelalter, 1956
Kavka, F., Am Hofe Karls IV., 1990
Kawerau, P., Geschichte der mittelalterlichen Kirche, 1967
Kehr, P., Papsturkunden im östlichen Toscana, in: Nachrichten von der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Philologisch-historische Klasse, 1904
Kehr, P., Nachträge zu den Papsturkunden Italiens, 1911
Kehr, P., Rom und Venedig bis ins XII. Jahrhundert, in: QFIAB, 1927
Kejř, J., Johannes Hus als Rechtsdenker, in: Seibt (Hg.), Jan Hus, 1997
Keller, H. L., Reclams Lexikon der Heiligen und der biblischen Gestalten. Legende und Darstellung in der bildenden Kunst, 1968
Kelly, J. N. D., Reclams Lexikon der Päpste, 1988
Kießling, R., Bürgerliche Gesellschaft und Kirche in Augsburg im Spätmittelalter. Ein Beitrag zur Strukturanalyse der oberdeutschen Reichsstadt, 1971
Kirchner, H., Reformationsgeschichte von 1532–1555/1566. Festigung der Reformation. Calvin. Katholische Reform und Konzil von Triest, 1987
Kirsch, J. P. (Hg.), Die päpstlichen Kollektorien in Deutschland während des XIV. Jahrhunderts, 1894
Kist, J., Fürst- und Erzbistum Bamberg. Leitfaden durch ihre Geschichte von 1007–1960, 3. A. 1962
Klaassen, W., Das Lutherbild im Täufertum, in: Bartel/Brendler u. a. (Hg.), Martin Luther, Leistung und Erbe, 1986
Klein, R., Die frühe Kirche und die Sklaverei, in: RQ 80, 1985
Klein, Th., Politik und Verfassung von der Leipziger Teilung bis zur Teilung des ernestinischen Staates (1485–1572), in: Patze/Schlesinger (Hg.) Geschichte Thüringens, III, 1967
Knöpfler, A., Lehrbuch der Kirchengeschichte, 6. A., 1924
Knox, R. A., Christliches Schwärmertum. Ein Beitrag zur Religionsgeschichte, 1957

Kober F., Die Suspension der Kirchendiener nach den Grundsätzen des canonischen Rechts dargestellt, 1862

Kober, F., Die Deposition und Degradation, nach den Grundsätzen des kirchlichen Rechts historisch dogmatisch dargestellt, 1867

Kober, F., Die körperliche Züchtigung als kirchliches Strafmittel gegen Cleriker und Mönche, 1875

Köhler, O., Das Papsttum im Urteil der modernen Gesellschaft, in: Moser, B. (Hg.), Das Papsttum, 1983

Kolb, P./Krenig, E.-G. (Hg.), Unterfränkische Geschichte. Von der germanischen Landnahme bis zum hohen Mittelalter, Bd. I. 3. A., 1991. Bd. II. Vom hohen Mittelalter bis zum Beginn des konfessionellen Zeitalters. 2. A. 1993

Kolesnyk, A., Hussens Eucharistiebegriff, in: Seibt (Hg.), Jan Hus, 1997

Koller, H., Das Reich von den staufischen Kaisern bis zu Friedrich III. 1250–1450, in: HEG II, 1987

Koller, H., Sigismund. 1410–1437, in: Beumann, H. (Hg.), Kaisergestalten des Mittelalters, 3. A. 1991

Kolmer, L., Mittelalter, in: Dinzelbacher, P. (Schriftleitung) Die Kirchen in der deutschen Geschichte. Von der Christianisierung der Germanen bis zur Gegenwart, 1996

Köpf, U. (Hg.), Deutsche Geschichte in Quellen und Darstellung. Band 3 Reformationszeit 1495–1555, 2001

Korsunskij, A. R., Über einige charakteristische Züge des sozialen Kampfes der Volksmassen in der Periode des Übergangs von der Urgesellschaft zur Feudalgesellschaft in Europa. Zur Entstehung des Klassenkampfes der Bauernschaft, in: Herrmann/Sellnow, Die Rolle der Volksmassen, 1975

Kosminski, J. A./Skaskin, S. D., Geschichte des Mittelalters, 1958

Kossmann, O., Bauern und Freie im Heinrichauer Grundungsbuch und in der «Elbinger Handschrift», in: ZO, 1970

Krämer-Badoni, R., Judenmord Frauenmord Heilige Kirche, 1988

Krausen, E., Die Wirtschaftsgeschichte der ehemaligen Cistercienserabtei Raitenhaslach bis zum Ausgang des Mittelalters, 1937

Kremers, H. (Hg.), Die Juden und Martin Luther – Martin Luther und die Juden. Geschichte. Wirkungsgeschichte. Herausforderung. Mit einem Geleitwort von Johannes Rau, 1985

Kretschmayr, H., Geschichte von Venedig. In drei Bänden, 2. Neudruck der Ausgabe Gotha 1920, 1986

Krieg, J., Die Landkapitel im Bistum Würzburg bis zum Ende des 14. Jahrhunderts unter Benutzung ungedruckter Urkunden und Akten dargestellt, 1916

Krieg, J., Die Landkapitel im Bistum Würzburg von der zweiten Hälfte des 14. bis zur zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, 1923

Kuchenbuch, L., Bäuerliche Gesellschaft und Klosterherrschaft im 9. Jahrhundert, 1978

Kuhn, W., Deutsche Stadtgründungen im westlichen Pommern, ZOF, 1974

Kühner, H., Lexikon der Päpste von Petrus bis Paul VI., o. J.
Kühner, H., Tabus der Kirchengeschichte. Notwendige Wandlungen des Urteils. 3. verbesserte u. ergänzte A., 1971
Kühner, H., Das Imperium der Päpste. Kirchengeschichte – Weltgeschichte – Zeitgeschichte. Von Petrus bis heute, 1977
Kümpf, H. (Hg.), Herrschaft und Staat im Mittelalter, 1956
Kunst, H., Evangelischer Glaube und politische Verantwortung. Martin Luther als politischer Berater seiner Landesherrn und seine Teilnahme an den Fragen des öffentlichen Lebens, 1976
Kupisch, K., Kirchengeschichte Band II. Das christliche Europa. Größe und Verfall des Sacrum Imperium, 2. A., 1984
Kurzel-Runtscheiner, M., Töchter der Venus. Die Kurtisanen Roms im 16. Jahrhundert, 1995
Kuujo, E. O., Das Zehntwesen in der Erzdiözese Hamburg-Bremen bis zu seiner Privatisierung. Akademische Abhandlung 1949
Lajos, I., Das Volk Mariens im Mittelalter. Charakterbilder und Lebensskizzen gläubig großer Ungarn, 1961
Lambert, M., Ketzerei im Mittelalter. Häresien von Bogumil bis Hus, 1981
Lambert, M., Die Häresie der Zeit, in: Seibt (Hg.), Jan Hus ..., 1997
Lämmel, K., Luthers Verhältnis zu Astronomie und Astrologie (nach Äußerungen in Tischreden und Briefen), in: Hammer/zur Mühlen (Hg.), Lutheriana, 1984
Lanfrey, P., Politische Geschichte der Päpste, 1872
Lapide, P. E., Stimmen jüdischer Zeitgenossen zu Martin Luther, in: Kremers, H. (Hg.), Die Juden und Martin Luther, 1985
Lassmann, H., Die Testamente der Bamberger Fürstbischöfe von Albrecht Graf von Wertheim bis Johann Gottfried von Aschhausen (1398–1622), in: HVB 1972
Laubach, E., Reformation und Täuferherrschaft, in: Jakobi, F.-J., Die Geschichte der Stadt Münster, 3. A. 1994
Lautermann, W., Mittelalter, 1970
Lea, H. C., Geschichte der Inquisition im Mittelalter. I. Ursprung und Organisation der Inquisition, 1905. II. Die Inquisition in den verschiedenen christlichen Ländern, 1909. III. Die Tätigkeit der Inquisition auf besonderen Gebieten, 1913
Lea, H. C., Geschichte der Inquisition im Mittelalter. Autor. übers., bearbeitet von H. Wieck und M. Rachel; rev. u. hg. von J. Hansen, 3 Bde., 1997
Lecky, W. E. H., Sittengeschichte Europas von Augustus bis auf Karl den Großen. Zweite rechtmäßige Auflage, mit den Zusätzen der dritten englischen vermehrt, und durchgesehen v. F. Löwe, 2 Bde., 1879
Leist, F., Der Gefangene des Vatikans. Strukturen päpstlicher Herrschaft, 1971
Lekai, L. J. Geschichte und Wirken der weißen Mönche. Der Orden der Cistercienser, 1958
Lenk, W., Luthers Kampf um die Öffentlichkeit, in Vogler, G. (Hg.), Martin Luther, 2. A., 1986
Leuschner, J. (Hg.), Deutsche Geschichte, 1983

Levison, W., England and the Continent in the eighth century. The Ford Lectures delivered in the University of Oxford in the Hilary Term, 1943, 1949
Lewin, R., Luthers Stellung zu den Juden. Ein Beitrag zur Geschichte der Juden in Deutschland während des Reformationszeitalters. Neudruck der Ausgabe Berlin 1911, 1973
Liebe, G., Die rechtlichen und wirtschaftlichen Zustände der Juden im Erzstift Trier, in: WZGK 12, 1893
Liguš, J., Hussens Schriftbegriff in seinen Predigten, in: Seibt (Hg.) Jan Hus ..., 1997
Linhardt, R., Die Sozialprinzipien des heiligen Thomas von Aquin, Versuch einer Grundlegung der speziellen Soziallehren des Aquinaten, 1932
Little, A. G., Liber exemplorum ad usum praedicantium, saeculo XIII compositus a quodam fratre minore anglico de provincia Hiberniae, 1908
Lochman, J. M., Vom Versuch in der Wahrheit zu leben: Der Fall des *Jan Hus*, in: Häring,H./Kuschel K.-J. (Hg.), Gegenentwürfe, 1988
Lochman, J. M., Zum Wahrheitsverständnis von Hus, in: Seibt (Hg,), Jan Hus ..., 1997
Löhr, J., Methodisch-kritische Beiträge zur Geschichte der Sittlichkeit des Klerus besonders der Erzdiözese Köln am Ausgang des Mittelalters, 1910
Lonhard, C. G., Das Kloster Blaubeuren im Mittelalter. Rechts- und Wirtschaftsgeschichte einer schwäbischen Benediktinerabtei, 1963
Looshorn; J., Das Bistum Bamberg IV von 1400–1556, 1900
Looshorn, J., Weigand von Redwitz, Fürstbischof von Bamberg 1522–1556, 1900
Looß, S., Eine Sicht der lutherischen Obrigkeitsauffassung – «Der Schlüssel Davids» vom Januar 1523, in: Vogler, G. (Hg.), Martin Luther, 2. A., 1986
Lortz, J., Geschichte der Kirche in ideengeschichtlicher Betrachtung. Eine Sinndeutung der christlichen Vergangenheit in Grundzügen, 4. A., 1936
Ludwig, G., Massenmord im Weltgeschehen. Bilanz zweier Jahrtausende, 1951
Ludwig, R., Jakob Hutter, in: Holl (Hg.), Die Ketzer, 1994
Lütge, F., Luthers Eingreifen in den Bauernkrieg in seinen sozialgeschichtlichen Voraussetzungen und Auswirkungen, in: Jahrbücher für Nationalökonomie u. Stat. Bd. 158, 1943
Lütge, F., Geschichte der deutschen Agrarverfassung vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert, 1963
Luther, J., Vorbereitung und Verbreitung von Martin Luthers 95 Thesen, 1933
Luthers Werke in Auswahl. Unter Mitwirkung von Albert Leitzmann, herausgegeben von Otto Clemen. Fünfte verb. A., 1959
Luther, M., Kolloquium anläßlich der 500. Wiederkehr seines Geburtstages (10. November 1483), 1983
Lutz, H., Italien vom Frieden von Lodi bis zum Spanischen Erbfolgekrieg (1454–1700), in: HEG, Bd. III, 4. A., 1994
Machilek, F., Deutsche Hussiten, in Seibt (Hg.), Jan Hus ..., 1997
Maier, F. G., Die Verwandlung der Mittelmeerwelt, 1968

Malý, K., Die Bibel und das hussitische Rechtsdenken in den vier Prager Artikeln, in: Seibt (Hg.) Jan Hus ..., 1997
Marcuse, L., Obszön. Geschichte einer Entrüstung. 1962
Markert, L./Stahl, K. H. (Hg.), Die Reformation geht weiter. Ertrag eines Jahres, 1984
Martin, B./Schulin, E. (Hg.), Die Juden als Minderheit in der Geschichte, 1981
Matz, K.-J., Die 1000 wichtigsten Daten der Weltgeschichte, 2. durchgesehene A. 2002
Mayer, H., «Stich, schlag, würg hier, wer da kann», Luthers Antwort auf den Bauernaufstand von 1525, 2. A., 1999
Mayer T., Adel und Bauern, 1943
Mehlhausen, J., Die reformatorische Wende in Luthers Theologie, in: Schäferdiek, K. (Hg.); Martin Luther im Spiegel heutiger Wissenschaft, 1985
Mehnert, W. (Hg.), Cölibat und Sittlichkeit. «Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen und ihre Folgen.» Im Auszug mit bibliographischen Einführungen und Ergänzungen, neu herausgegeben, 1932
Merzbacher, F., Bischof und Stadt in der Mainzer Geschichte, in: Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte, 1962
Merzbacher, F., Die Leprosen im alten kanonischen Recht, in: ZRG Kan. Abt., 1967
Mettler, A., Laienmönche, Laienbrüder, Conversen, besonders bei den Hirsauern, in: WVL, 1. und 2. Heft, 1935
Meyer, A., Das Wiener Konkordat von 1448, in: QFIAB, 66, 1986
Meyer, A., Bischofswahl und päpstliche Provision nach dem Wiener Konkordat, in: RQ 87, 1992
Meyer, O., In der Harmonie von Kirche und Reich, in: Kolb/ Krenig (Hg.), Unterfränkische Geschichte, 1991
Minois, G., Die Hölle. Zur Geschichte einer Fiktion, 1996
Misiurek, J., Zur «Rechtssache Hus», in: Seibt (Hg.), Jan Hus ..., 1997
Moeller, B. (Hg.), Bauernkriegs-Studien, 1975
Moeller, B., Deutschland im Zeitalter der Reformation, 1977 und 4. durchgesehene A., 1999
Mollat, M., Die Armen im Mittelalter, 1984
Molnar, E. S., Wyclif, Hus and the problem of authority, in: Seibt (Hg.), Jan Hus ..., 1997
Mordek, H. (Hg.), Papsttum, Kirche und Recht im Mittelalter, in: Festschrift für Horst Fuhrmann, 1991
Moser, B. (Hg.), Das Papsttum. Epochen und Gestalten, 1983
Mout, N. (Hg.), Die Kultur des Humanismus. Reden, Briefe, Traktate, Gespräche von Petrarca bis Kepler, 1998
Mück H.-D./Müller U. (Hg.), Jahrbuch der Oswald Wolkenstein Gesellschaft, Bd. 4, 1986/1987
Muhlack, U., Geschichtswissenschaft im Humanismus und in der Aufklärung. Die Vorgeschichte des Historismus, 1991

Mühlmann, S., Luther und das Corpus Iuris Canonici bis zum Jahre 1530. Ein forschungsgeschichtlicher Überblick, in: ZSSR, Kan. Abt. 1972
Mühlpfordt, G., Luther und die «Linken» – Eine Untersuchung seiner Schwärmerterminologie, in: Vogler, (Hg.), Martin Luther. Leben. Werk. Wirkung. 2. A., 1986
Müller, A., Geschichte der Juden in Nürnberg 1146–1945, 1968
Müller-Mertens, E., Karl der Große, Ludwig der Fromme und die Freien. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte und Sozialpolitik des Frankenreiches, 1963
Müller-Mertens, E., Karl IV. 1346–1378, in: Engel/Holtz (Hg.) –, Deutsche Könige und Kaiser des Mittelalters, 1989
Müller-Streisand, R., Die Grenzen Luthers in der Begegnung mit dem linken Flügel der frühbürgerlichen Revolution, in: Bartel/Brendler u. a. (Hg.), Martin Luther. Leistung und Erbe, 1986
Münkler, H./Münkler, M. (Hg.), Lexikon der Renaissance, 2000
Mynarek, H., Religion zwischen Emanzipation und Repression. Das Beispiel Martin Luther, in: Wirklichkeit und Wahrheit, Vierteljahreszeitschrift für Forschung, Kultur und Bildung, Heft 2/1976
Mynarek, H., Die neue Inquisition. Sektenjagd in Deutschland, 1999
Nat, P. G., van der, Art. Geister (Dämonen): C III. Apologeten und lateinische Väter, in: RAC IX, 1976
Nechutová, J., Frauen um Hus, in: Seibt (Hg.) Jan Hus ..., 1997
Neuss, W., Die Kirche des Mittelalters, 1946
Niemeyer, G., Die Miracula S. Mariae Laundunensis des Abtes Hermann von Tournai. Verfasser und Entstehungszeit, in: DAEM, 1971
Njeussychin, A. I:, Die Entstehung der abhängigen Bauernschaft, als Klasse der frühfeudalen Gesellschaft in Westeuropa vom 6. bis 8. Jahrhundert, 1961
Noethlichs, K. L., Zur Einflußnahme des Staates auf die Entwicklung eines christlichen Klerikerstandes, in: JbAC, 1972
Noggler, M., Zum dermaligen Stande des Benediktinerordens, in: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige, Bd. 33, 1912
Nohl, J., Der schwarze Tod. Eine Chronik der Pest: 1348–1720, 1924
Norden, W., Das Papsttum und Byzanz. Die Trennung der beiden Mächte und das Problem ihrer Wiedervereinigung bis zum Untergange des byzantinischen Reichs (1453), 1903
North, M., Kommunikation, Handel, Geld und Banken in der frühen Neuzeit, 2000
Nový, R. Der Kirchenbesitz und seine Verwaltung, in: Seibt, F., Bohemia Sacra, 1974
Nowak, W., Soziale Wandlungen und niedere Volksschichten im Zeitalter des Investiturstreites, 1954
Nylander, I., Das kirchliche Benefizialwesen Schwedens während des Mittelalters. Die Periode der Landschaftsrechte, 1953
Obendiek, H., Der Teufel bei Martin Luther. Eine theologische Untersuchung, 1931
Oberman, H. A., Werden und Wertung der Reformation, 1977
Oberman, H. A., Luther. Mensch zwischen Gott und Teufel, 1982

Oberman, H. A. (Hg,), Die Kirche im Zeitalter der Reformation, 2. A., 1985
Oberman, H. A., Die Juden in Luthers Sicht, in: Kremers, H. (Hg.), Die Juden und Martin Luther, 1985
Oberman, H. A., Die Reformation. Von Wittenberg nach Genf, 1986
Osten-Sacken, P, von der, Martin Luther und die Juden. Neu untersucht anhand von Anton Margarithas «Der gantz Jüdisch glaub» (1530/31), 2002
Ott, H., Studien zur Geschichte des Klosters St. Blasien im hohen und späten Mittelalter, 1963
Pannenberg, W., «Vater des Glaubens»: Über katholische und protestantische Probleme mit *Martin Luther*, in: Häring, H./Kuschel, K-J. (Hg.), Gegenentwürfe, 1988
Pastor, L. v., Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters B. I ff., 1955
Patschovsky, A., Der Ketzer als Teufelsdiener, in: Mordek, H. (Hg.), Papsttum, Kirche und Recht im Mittelalter, in: Festschrift für Horst Fuhrmann, 1991
Patze, H., Politische Geschichte im hohen und späten Mittelalter, in: Patze/Schlesinger (Hg.), Geschichte Thüringens II 1. Teil, 1974
Patze, H./Schlesinger, W. (Hg.), Geschichte Thüringens, 5 Bde., 1967 ff.
Pauls, Th., Luther und die Juden. I. In der Frühzeit der Reformation (1513–1524). II. Der Kampf (1524–1546), 1939
Paulus, N., Geschichte des Ablasses im Mittelalter vom Ursprunge bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, 3 Bde., 1922/23
Pauly, Der kleine Pauly, Lexikon der Antike. Ziegler, K./Sontheimer, W. (Hg.) 5 Bde., 1975/1979
Petter, W., Zur deutsch-spanischen Begegnung in den Anfängen Karls V., in: Spanische Forschungen der Görresgesellschaft, 26. Bd., 1971
Petter, W., Probleme der deutsch-spanischen Begegnung in den Anfängen Karls V., in: Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens, 26. Bd. 1971
Pfaff-Giesberg, R., Geschichte der Sklaverei, 1955
Pfeifer, W., Das Prager Emaus-Kloster – Schicksal einer Idee, in: Archiv für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien, Bd. II, 1971
Pfleger, L., Kirchengeschichte der Stadt Straßburg im Mittelalter. Nach den Quellen dargestellt, 1941
Pierer's Universal-Lexikon der Vergangenheit und Gegenwart oder Neuestes encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe.. Vierte, umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. 19 Bde., 1857 ff.
Pinay, M., Verschwörung gegen die Kirche, 1963
Pirenne, H., Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Europas im Mittelalter, 1946
Der kleine Ploetz. Hauptdaten der Weltgeschichte, 33. Aufl., 1980
Der Grosse Ploetz, Die Daten-Enzyklopädie der Weltgeschichte Daten, Fakten, Zusammenhänge, 33. A., 1998
Plöse, D./Vogler, G. (Hg.), Buch der Reformation. Eine Auswahl zeitgenössischer Zeugnisse (1476–1555),1989
Pohl, F. W./Türcke, C., Heilige Hure Vernunft. Luthers nachhaltiger Zauber, 2. A., 1991

Polivka, M., Hussens Adel-Hussens König, in: Seibt (Hg.), Jan Hus ..., 1997
Pölnitz, G. v., Jakob Fugger. Kaiser, Kirche und Kapital in der oberdeutschen Renaissance I, 1949, II Quellen und Erläuterungen, 1951
Pontal, O., Die Synoden im Merowingerreich, 1986
Preidel, H., Slawische Altertumskunde des östlichen Mitteleuropas im 9. und 10. Jahrhundert. I 1961, II 1964, III 1966
Prien, H. J., Luthers Wirtschaftsethik, 1992
Prinz, F., Klerus und Krieg im frühen Mittelalter. Untersuchungen zur Rolle der Kirche beim Aufbau der Königsherrschaft, 1971
Prutz, H., Die Geistlichen Ritterorden. Ihre Stellung zur kirchlichen, politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung des Mittelalters, Nachdruck 1977
Rabe, H., Reich und Glaubensspaltung. Deutschland 1500–1600, 1989
Rabe, H., Die iberischen Staaten im 16. und 17. Jahrhundert, in: HEG, Bd. III, 4. A., 1994
Ranke, L. v., Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten. Vollständige Ausgabe, 2. A. o. J.
Rapp, F. Die soziale und wirtschaftliche Vorgeschichte des Bauernkrieges im Unterelsaß, in: Moeller (Hg.), Bauernkriegs-Studien, 1975
Rehfus, M., Das Zisterzienserinnenkloster Wald. Grundherrschaft, Gerichtsherrschaft und Verwaltung, 1971
Reicke, B./Rost, L. (Hg.), Biblisch-Historisches Handwörterbuch. Landeskunde. Geschichte. Religion. Kultur. Literatur, 1962
Reincke, H., Hamburg am Vorabend der Reformation. Aus dem Nachlaß herausgegeben, eingeleitet und ergänzt von Erich von Lehe, 1966
Reinhard, W., Reichsreform und Reformation 1495–1555, Zehnte völlig neu bearbeitete A., 2001
Reinhardt, V., Die Medici. Florenz im Zeitalter der Renaissance, 2. A. 2001
Reinhardt, V., Die Renaissance in Italien, Geschichte und Kultur, 2002
Reinhardt, V., Geschichte Italiens, 2. A., 2002
Rhode, G., Polen – Litauen vom Ende der Verbindung mit Ungarn bis zum Ende der Vasas (1444–1669), in: HEG, Bd. III, 4. A., 1994
Rhode, G., Ungarn vom Ende der Verbindung mit Polen bis zum Ende der Türkenherrschaft (1444–1699), in: HEG, Bd. III, 4. A., 1994
Rhode, G., Böhmen von Georg von Podiebrad bis zur Wahl und «Annahme» Ferdinands als König (1458–1526), in: HEG, Bd. III, 4. A., 1994
Rice, D. T. (Hg.), Morgen des Abendlandes, 1965
Rieder, H., Die Hussiten. Streiter für Glauben und Nation, 1998
Riemeck, R., Jan Hus. Reformation 100 Jahre vor Luther – Anhang: Die drei Reden, die Hus in Konstanz nicht halten durfte, 2. A. 1982
Riezler, S. von, Geschichte der Hexenprozesse in Bayern. Im Lichte der allgemeinen Entwicklung dargestellt, o. J.
Ritsert, E., Der Orden der Trappisten, 1833

Ritter, G., Die Neugestaltung Europas im 16. Jahrhundert. Die kirchlichen und staatlichen Wandlungen im Zeitalter der Reformation und der Glaubenskämpfe, 1950
Rogge, J. (Hg.), Luther in Worms. Ein Quellenbuch 1521–1971, 1971
Rogge, J., Anfänge der Reformation. Der junge Luther 1483–1521. Der junge Zwingli 1484–1523, 2. A., 1985
Rosa, P., de, Gottes erste Diener. Die dunkle Seite des Papsttums, 1989
Rösener, W., Bauern im Mittelalter, 4. unveränd. Aufl., 1991
Rösener, W., Grundherrschaft im Wandel – Untersuchungen zur Entwicklung geistlicher Grundherrschaften im südwestdeutschen Raum vom 9. bis zum 14. Jahrhundert, 1991
Roth, C., Geschichte der Juden. Von den Anfängen bis zum neuen Staate Israel, 1964
Russell, J. B., Witchcraft in the Middle Ages, 1984
Sackur, E., Die Kluniazenser in ihrer kirchlichen und allgemeingeschichtlichen Wirksamkeit bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts, 1892
Schäferdiek, K. (Hg.), Martin Luther im Spiegel heutiger Wissenschaft, 1985
Schairer, I., Das religiöse Volksleben am Ausgang des Mittelalters. Nach Augsburger Quellen, 1914
Scherzer, W., Das Hochstift Würzburg, in: Kolb, P./Krenig E. G. (Hg.), Unterfränkische Geschichte II. 2, A., 1993
Scheuten, P., Das Mönchtum in der altfranzösischen Profandichtung (12.–14. Jahrhundert), 1919
Schieder, T., Italien vom ersten zum zweiten Weltkrieg, 1962
Schildt, J., Die Sprache Luthers – Ihre Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Schriftsprache, in: Vogler (Hg.), Martin Luther. Leben Werk Wirkung, 2. A., 1986
Schildt, J., Zum deutschen Sprachschaffen Martin Luthers. Schwerpunkte und Entwicklungstendenzen der Forschung, in: Bartel/Brendler/Hübner/Laube (Hg.), Martin Luther, Leistung und Erbe, 1986
Schillebeeckx, E., Der Kampf an verschiedenen Fronten; *Thomas von Aquin*, in: Häring, H./Kuschel, K.-J. (Hg.) Gegenentwürfe, 1988
Schilling, H·, Aufbruch und Krise. Deutschland 1517–1648, 4. A., 1994
Schilling, O., Reichtum und Eigentum in der altkirchlichen Literatur. Ein Beitrag zur sozialen Frage, 1908
Schimmelpfennig, B., Die Anfänge des Heiligen Jahres von Santiago de Compostela im Mittelalter, in: Journal of Med. Hist. 4, 1978
Schimmelpfennig, B., Römische Ablaßfälschungen aus der Mitte des 15. Jahrhunderts (MGH Schr. 33, V), 1988
Schirmer-Imhoff, R., Der Prozeß Jeanne d'Arc. Akten und Protokolle, 1431. 1456, 1961
Schlaich, K., Martin Luther und das Recht, in: Schäferdiek, K. (Hg.), Martin Luther im Spiegel heutiger Wissenschaft, 1985
Schlemmer, K., Die Benediktineradelsabtei Weißenohe (bis 1556), in: ZBK, 1973
Schlesinger, W., Kirchengeschichte Sachsens im Mittelalter, 2 Bde., 1962

Schmid, K., Die Mönchsgemeinschaft von Fulda als sozialgeschichtliches Problem, in: FMASt, 1970
Schmid, K., Personenforschung und Namenforschung am Beispiel der Klostergemeinschaft von Fulda, in: FMASt, 1971
Schmidt, R., Friedrich III. 1440–1493 in: Beumann, H. (Hg.), Kaisergestalten des Mittelalters, 3. A. 1991
Schmitz, H. J., Die Bußbücher und die Bußdisciplin der Kirche. Nach handschriftlichen Quellen dargestellt, 1883
Schmölzer, H., Hexenverfolgung, in: Holl (Hg.), Die Ketzer, 1994
Schnitzer, J., Peter Delfin, General des Camaldulenserordens (1444–1525), 1926
Schnürer, G., Kirche und Kultur im Mittelalter, 3 Bde., 2. A. 1927/1929
Schöffel, J. B., Kirchengeschichte Hamburgs, Erster Band: Die Hamburgische Kirche im Zeichen der Mission und im Glanze der erzbischöflichen Würde, 1929
Schopen, E., Geschichte des Judentums im Abendland, 1961
Schormann, G., Hexenprozesse in Deutschland, 3. durchgesehene A., 1996
Schorn-Schütte, L., Karl V. Kaiser zwischen Mittelalter und Neuzeit, 2. A., 2000
Schott, E., Die theologische Bedeutung der 95 Thesen, in: Stern/Steinmetz (Hg.), 450 Jahre Reformation, 1967
Schreiner, S., Was Luther vom Judentum wissen konnte, in: Kremers (Hg.), Die Juden und Martin Luther – Martin Luther und die Juden, 1985
Schremmer, E., Die Wirtschaft Bayerns, 1970
Schrupp, A., Hussiten, in: Holl, A., (Hg.), Die Ketzer, 1994
Schubart, W., Christentum und Abendland, 1947
Schubert, H. v., Geschichte der christlichen Kirche im Frühmittelalter, I 1917, II 1921
Schuchert, A./Schütte, H., Die Kirche in Geschichte und Gegenwart, 1970
Schulin, E., Die spanischen und portugiesischen Juden im 15. und 16. Jahrhundert. Eine Minderheit zwischen Integrationszwang und Verdrängung, in: Martin, B./ Schulin, E. (Hg.), Die Juden als Minderheit in der Geschichte, 1981
Schulin, E., England und Schottland vom Ende des Hundertjährigen Krieges bis zum Protektorat Cromwells (1455–1660) in: HEG, Bd. III, 4. A., 1994
Schulte, A., Der Adel und die deutsche Kirche im Mittelalter. Studien zur Sozial-, Rechts- und Kirchengeschichte, 1910
Schulze, W., Deutsche Geschichte im 16. Jahrhundert 1500–1648, 1987
Schunicht-Rawe, A./Lüpkes, V. (Hg.), Handbuch der Renaissance: Deutschland, Niederlande, Belgien, Österreich, 2002
Schwab/Giesen/Listl/Strätz (Hg.), Staat, Kirche, Wissenschaft in einer pluralistischen Gesellschaft. Festschrift zum 65. Geburtstag von Paul Mikat, 1989
Schwaiger, G., Stolgebühren und religiöses Brauchtum Bayerns im Zeitalter der Aufklärung, in: HJ, 1966
Schweizer, E., Art. Geister (Dämonen) in: RAC IX, 1976
Sebald, H., Hexen, damals – und heute? 1990
Sebald, H., Der Hexenjunge. Fallstudie eines Inquisitionsprozesses, 1992

Segl, P., Schisma, Krise, Häresie und Schwarzer Tod, in: Seibt, F. (Hg.), Jan Hus ..., 1997
Seibt, F. (Hg.), Europa im Hoch- und Spätmittelalter, in: Schieder, Th. (Hg.), HEG II, 1987
Seibt, F., Karl IV. Ein Kaiser in Europa. 1346 bis 1378, 1994
Seibt, F, (Hg,), Jan Hus. Zwischen Zeiten, Völkern, Konfessionen. Vorträge des internationalen Symposions in Bayreuth vom 22. bis 26. September 1993, 1997
Seibt, F., (Hg.) Jan Hus. Zwischen Zeiten, Völkern, Konfessionen, (Einführung), in: Jan Hus, 1997
Seidlmayer, M., Geschichte Italiens. Vom Zusammenbruch des Römischen Reiches bis zum Ersten Weltkrieg. Mit einem Beitrag «Italien vom ersten zum zweiten Weltkrieg» von T. Schieder, 1962
Seppelt, F. X., Das Papsttum im Spätmittelalter und in der Zeit der Renaissance. Geschichte der Päpste vom Regierungsantritt Bonifaz VIII. bis zum Tode Klemens VII. (1294–1534), 1941
Seppelt, F. X., Geschichte der Päpste von den Anfängen bis zur Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts IV. Das Papsttum im Spätmittelalter und in der Renaissance von Bonifaz VIII. bis zu Klemens VII. Neu bearbeitet von Georg Schwaiger, 2. A. 1957
Seppelt, F. X./Schwaiger, G., Geschichte der Päpste. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, 1964
Simson, B., Jahrbücher des Fränkischen Reichs unter Ludwig dem Frommen, Bd. II 831–840, Neudruck 1969
Slicher van Bath, B. H., The Agrarian History of Western Europe, A. O. 500–1850, 1966
Smahel, F., Das Ideal einer gerechten Ordnung und sozialen Harmonie im Werk des Magisters Johannes Hus, in: Seibt, F. (Hg.), Jan Hus ..., 1997
Smolik, J., Hus in Mähren, in: Seibt F. (Hg.), Jan Hus ..., 1997
Sommerlad, Th., Die wirtschaftliche Tätigkeit der Kirche in Deutschland. I. Bd. 1890, II. Bd. 1905
Späth, A., Luther und die Juden, 2001
Sprandel, R., Grundbesitz- und Verfassungsverhältnisse in einer merowingischen Landschaft: die Civitas Cenomannorum, in: Fleckenstein/Schmid (Hg.), Adel und Kirche, 1968
Sprenger, J./Institoris, H., Der Hexenhammer. Zum ersten Male ins Deutsche übertragen und eingeleitet von J. W. R. Schmidt, 8. Reprintauflage der Originalausgabe von 1937/38 (Zit.: Hexenhammer)
Spruyt, B. J., Das Echo von Hus und der hussitischen Bewegung in den burgundischen Niederlanden (c. 1420–ca. 1520), in: Seibt, F. (Hg.), Jan Hus ..., 1997
Staeck, F./Welsch, C., Ketzer, Täufer, Utopisten, 1991
Stamer, L., Kirchengeschichte der Pfalz bis zur Vollendung des Kaiserdomes in Speyer, 1936
Starke, R., Die Einkünfte der Bischöfe von Meißen im Mittelalter, T I, 1911
Steck, K. G., Luther und die Schwärmer, 1955

Steffen, S., Das Kloster Kapellendorf in Thüringen und die Burggrafen von Kirchberg, in: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige; Bd. 33, 1912
Stein, S., Geschichte der Juden in Schweinfurt, 1899
Stein, W., Kulturfahrplan. Die wichtigsten Daten der Kulturgeschichte von Anbeginn bis 1963, 1968
Steinbach, F., Das Frankenreich (Brandt/Meyer/Just, Handbuch der deutschen Geschichte 1,2), 1957
Steinmetz, M., Luther, Müntzer und die Bibel - Erwägungen zum Verhältnis der frühen Reformation zur Apokalyptik, in: Vogler (Hg.), Martin Luther, 2. A., 1986
Steins, A., Der ordentliche Zivilprozeß nach den Offizialstatuten. Ein Beitrag zur Geschichte des gelehrten Prozesses in Deutschland im Spätmittelalter, in: ZSSR 1973
Stern, L./Bartmuss, H. J., Deutschland in der Feudalepoche von der Wende des 5./6. Jh. bis zur Mitte des 11. Jh., 1963
Stern, L./Steinmetz, M. (Hg.), 450 Jahre Reformation, 1967
Stöhr, M., Martin Luther und die Juden, in: Kremers, (Hg.), Die Juden und Martin Luther - Martin Luther und die Juden, 1985
Stolz, O., Bauern und Landesfürst in Tirol und Vorarlberg, in: Adel und Bauern im deutschen Staat des Mittelalters, 1943
Stolz, O., Zur Entwicklungsgeschichte des Zollwesens innerhalb des alten Deutschen Reiches, in: VSWG I, 1954
Stoob, H., Kaiser Karl IV. und seine Zeit, 1990
Störmer, W., Im Karolingerreich, in: Kolb, P./Krenig, E. G. (Hg.), Unterfränkische Geschichte. Von der germanischen Landnahme bis zum hohen Mittelalter. Bd. I, 3. A. 1991
Stroheker, K. F., Germanentum und Spätantike, 1965
Struve, T., Lampert von Hersfeld, Persönlichkeit und Weltbild eines Geschichtsschreibers am Beginn des Investiturstreits, in: HJL 1969 u. 1970
Stupperich, R., Luthers itio spiritualis, in: ZfK 107. Bd., Heft 1, 1996
Süssmuth, H. (Hg.), Das Luther-Erbe in Deutschland – Vermittlung zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit, 1985
Svatoš, M., Hussens Freunde, in: Seibt, F. (Hg.): Jan Hus ..., 1997
Taddey, G., Das Kloster Heiningen von der Gründung bis zur Aufhebung, 1966
Tellenbach, G., Europa im Zeitalter der Karolinger, in: Valjavec, F. (Hg.), Frühes Mittelalter, 1956
Theiner, J. A. und Theiner, A., Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen und ihre Folgen. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte. Bevorwortet von Fr. Nippold, 3 Bde.,
Thompson, E. A., The Goths in Spain, 1969
Tilly, M., Martin Luther und die Juden, in: Blätter für pfälzische Kirchengeschichte und religiöse Volkskunde 69/2002
Tödt, H. E., Aufruhr, Krieg und Frieden, Rückfragen an Martin Luther ..., in: Süssmuth, H. (Hg.), Das Luther-Erbe in Deutschland, 1985

Tönnesmann, A., Pienza. Städtebau und Humanismus, 2. durchgesehene A., 1996
Töpfer, B., Lex Christi; Dominium und kirchliche Hierarchie bei Johannes Hus im Vergleich mit John Wyklif, in: Seibt, F. (Hg.), Jan Hus ..., 1997
Trüdinger, K., Luthers Briefe und Gutachten an weltliche Obrigkeiten. Zur Durchführung der Reformation, 1975
Tüchle, H., Kirchengeschichte Schwabens. I. Bd. Die Kirche Gottes im Lebensraum des schwäbisch-alamannischen Stammes, 1955
Tuchman, B., Der ferne Spiegel. Das dramatische 14. Jahrhundert, 4. A. dtv 1984
Türcke, C. (Christoph) Luthers Geniestreich: Die Rationalisierung der Magie, in: Pohl/Türcke, Heilige Hure Vernunft. Luthers nachhaltiger Zauber, 2. A. 1991
Ullmann, W., Individuum und Gesellschaft im Mittelalter, 1974
Ullmann, W., Kurze Geschichte des Papsttums im Mittelalter, 1978
Ullmann, W., Gelasius I (492—496). Das Papsttum an der Wende der Spätantike zum Mittelalter, 1981
Valentin, V., Illustrierte Weltgeschichte in zwei Bänden, 1959
Valjavec, F. (Hg.), Frühes Mittelalter, 1956
Vehse, E., Geschichte der kleinen deutschen Höfe. Die geistlichen Höfe, 4 Bde., 1859
Vehse, O., Das Privileg Clemens' III. für San Niccolò am Tordino, in: QFIAB, 1928/29
Vincke, J., Staat und Kirche in Katalonien und Aragon während des Mittelalters, 1. Teil, 1931
Vincke, J., (Hg.), Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens, 22. Bd., 1965
VITA CAROLI QUARTI, Die Autobiographie Karls IV.: herrscherliche Selbstdarstellung und politische Kampfschrift. Einführung, Übersetzung und Kommentar von Eugen Hillenbrand, 1979
Vogler, G. (Hg.), Martin Luther. Leben Werk Wirkung, 2. A., 1986
Vogler, G., Martin Luther und das Täuferreich in Münster, in: Vogler (Hg.), Martin Luther. Leben Werk Wirkung 2. A., 1986
Voigt, K., Staat und Kirche von Konstantin dem Grossen bis zum Ende der Karolingerzeit, 1965 (Neudruck der Ausgabe von 1936)
Vries, W. de, Rom und die Patriarchate des Ostens, 1963
Waas, A., Der Bauernkrieg. Die Bauern im Kampf um Gerechtigkeit 1300–1525, o. J.
Wahrmund, L., Bilder aus dem Leben der christlichen Kirche des Abendlandes, Doppelheft 3 und 4, 1923
Warkert/Stahl, Die Reformation geht weiter. Ertrag eines Jahres, 1984
Weinhold, K., Die deutschen Frauen in dem Mittelalter, II, 1882
Weiss, H., Die Zisterzienserabtei Ebrach. Eine Untersuchung zur Grundherrschaft, Gerichtsherrschaft und Dorfgemeinde im fränkischen Raum, 1962
Weller, K., Württembergische Kirchengeschichte bis zum Ende der Stauferzeit, 1936
Wendehorst, A., Das Bistum Würzburg, Teil 2. Die Bischofsweihe von 1254 bis 1455, 1969

Werner, E., Die gesellschaftlichen Grundlagen der Klosterreform im 11. Jahrhundert, 1953
Wernisch, M., Ratio voluntatis M. Johannis Hus. Zur Rolle von Vernunft und Willen in der Lehre Hussens, in: Seibt, F. (Hg.), Jan Hus, 1997
Wetzer, H. J./Welte, B. (Hg.), Kirchen-Lexikon oder Encyklopädie der katholischen Theologie und ihrer Hilfswissenschaften, 11 Bde. 1847–1854
Weyer, A., Die Juden in den Predigten Martin Luthers, in: Kremers, H. (Hg.), Die Juden und Martin Luther, 1985
Widera, E., Der Kirchenzehnt in Deutschland zur Zeit der sächsischen Herrscher, in: Archiv für katholisches Kirchenrecht, 1930
Winter, H., Entstehung und Entwicklung des Rentenkaufs, in: MJGK, 1970
Wöhrer, F., John Wyclif, in: Holl, A. (Hg.), Die Ketzer, 1994
Woltjer, J. J., Der niederländische Bürgerkrieg und die Gründung der Republik der Vereinigten Niederlande (1555–1648), in: HEG, Bd. III, 4. A., 1994
Wrackmeyer, A., Studien zu den Beinamen der abendländischen Könige und Fürsten bis zum Ende des 12. Jahrhunderts, 1936
Young, G. F., Die Medici, 1946
Zacharias, G., Satanskult und Schwarze Messe. Ein Beitrag zur Phänomenologie der Religion, 2. A., 1970
Zander, H. C., Der Heilige und der Sünder. in: Moser, B. (Hg.), Das Papsttum, 1983
Zapperi, R., Die vier Frauen des Papstes. Das Leben Pauls III. zwischen Legende und Zensur, 1997
Zeeden, E. W., Martin Luther und die Reformation im Urteil des deutschen Luthertums, Bd. I: Darstellung 1950, Bd. II: Dokumente 1952
Zeeden, E. W., Die Entstehung der Konfessionen. Grundlagen und Formen der Konfessionsbildung im Zeitalter der Glaubenskämpfe, 1965
Zeeden, E. W., Deutschland von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zum Westfälischen Frieden (1648), in: HEG Bd. III 4. A., 1994
Zimmerling, D., Der deutsche Ritterorden, 4. A., 1994
Zimmermann, G., Ordensleben und Lebensstandard, 1973
Zimmermann, G., Die Antwort der Reformatoren auf die Zehntenfrage. Eine Analyse des Zusammenhangs von Reformation und Bauernkrieg, 1982
Zimmermann, H., Papstabsetzungen des Mittelalters, 1968
Zöckler, O., Askese und Mönchtum. 2. und gänzlich neubearbeitete und stark vermehrte Auflage der «Kritischen Geschichte der Askese», 1. und 2. Band, 1897
Zöllner, W., Luther als Hochschullehrer an der Universität Wittenberg, in: Vogler (Hg.), Martin Luther, 2. A., 1986
Zöllner, W., Geschichte der Kreuzzüge, 1990
Zoepfl, F., Das Bistum Augsburg und seine Bischöfe im Mittelalter, 1955
Zoepfl, F., Das Bistum Augsburg und seine Bischöfe im Reformationsjahrhundert, 1969
Zorn, W., Augsburg. Geschichte einer europäischen Stadt. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, 4. A., 2001

ABKÜRZUNGEN

von Quellen, wissenschaftlichen Zeitschriften und Nachschlagewerken

Adam v. Brem. Gesta Hamm.: Adam von Bremen, Gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum
Ammian.: Ammianus Marcellinus, Res gestae
Ann. Fuld.: Annales Fuldenses
Ann. Lauresh.: Annales Laureshamenses
Ann. Mosell.: Annales Mosellani
Ann. Quedlinb.: Annales Quedlinburgenses
Ann. Xant.: Annales Xantenses
Athan. c. gent.: Athanasius, oratio contra gentes
August. civ. dei.: Augustinus, de civitate Dei
August. c. Faust.: contra Faustum Manichaeum libri triginta tres
August. c. Jul.: contra Julianum haeresis Pelagianae defensorem libri sex
August. de div. daem.: de divinatione daemonum
August. de doctr. christ.: de doctrina christiana
August. ep.: Briefe (PL 33)
August. en. in ps.: Enarrationes in psalmos
Bonif. ep.: Bonifatius, Briefe
Caesar. Arel. serm.: Caesarius von Arles, sermones
Canon. Apost.: Canones Apostolorum
Chron. Mogunt.: Chronik von Mainz
Chrysost.: Johannes Chrysostomos
Chrysost. hom.: Homilien
Cyrill. Hieros. catech.: Cyrill von Jerusalem, 24 Katechesen
DAEM: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters
EA: Erlanger Ausgabe der Luther-Werke
FMASt: Frühmittelalterliche Studien, Berlin 1967 ff.
Gerh. v. Reichersb., de investig. Antichr.: Gerho(c)h von Reichersberg, de investigatione Antichristi
Gerh. v. Reichersberg, de aedif. Dei: Opusculum de aedificio Dei
Gesta Alb.: Gesta Alberonis
Helm. Chron. Slav.: Helmold von Bosau, Chronica Slavorum
HEG: Handbuch der europäischen Geschichte, hg. v. Th. Schieder
HJL: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte, Marburg 1951 ff.
HJ: Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft, Münster, München, Freiburg 1880 ff.
HKG: Handbuch der Kirchengeschichte, hg. v. H. Jedin, 6 Bde.
HVB: Historischer Verein Bamberg
HZ: Historische Zeitschrift, München 1859 ff.
JbAC:. Jahrbuch für Antike und Christentum, Münster 1958 ff.
Kyrill Jerus. s. Cyrill. Hieros.
Leander, lib. de instit. virg.: Leander, Liber de institutione virginum et contemptu mundi
Lex Alam.: Lex Alamannorum
Lex Baiuv.: Lex Baiuvariorum
Lex Rib.: Lex Ribuaria
LMA: Lexikon des Mittelalters, 9 Bde., München, Zürich 1980/1998

LThK: Lexikon für Theologie und Kirche, 11 Bde. Freiburg, Basel, Rom, Wien. 3. völlig neu bearbeitete Auflage 1993/2001
LW: Luthers Werke in Auswahl, 8 Bde. Unter Mitwirkung von Albert Leitzmann, hg. von O. Clemen. Fünfte verb. Aufl. Berlin 1959/1962
MGH: Monumenta Germaniae historica 1826 ff.
Mos.: 5 Bücher Mosis (Pentateuch)
PL: J.-P. Migne, Patrologiae cursus completus ... series latina
Paenit. Cumm.: Paenitentiale Cummeani
Paen. Valic.: Paenitentiale Vallicellianum
QFIAB: Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken. Rom 1897 ff.
RAC: Reallexikon für Antike und Christentum. Sachwörterbuch zur Auseinandersetzung des Christentums mit der antiken Welt, hg. v. Th. Klausner, Stuttg. 1950 ff.
RGAK: Reallexikon der germanischen Altertumskunde, hg. v. J. Hoops, 4 Bde. Straßburg 1911/1918
RQ: Römische Quartalschrift für christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte, Freiburg 1887 ff.
1., 2. Sam.: Die Samuelbücher
Spec.: Speculum. A Journal of Medieval Studies, Cambridge, Mass, 1926 ff.
Syn.: Synode
Syn. Elv.: Elvira
Syn. Mac.: Macon
Syn. Mer.: Merida
Syn. Olm.: Olmütz
Syn. Pav.: Pavia
Syn. Salam.: Salamanca
Syn. Tol.: Toledo
Syn. Val.: Valence
Syn Vallad.: Valladolid
Tert. ad uxor.: Tertullian, ad uxorem
Tert. cor.: de corona militis
Theodor. h. e.: Theodoret von Cyrus (Kyrrhos), Kirchengeschichte
Thom. S. theol.: Thomas von Aquin, Summa theologiae
TQ.: Theologische Quartalschrift, Tübingen 1849 ff.
VSWG.: Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Wiesbaden u.a. 1903 ff.
Vita Ben.: Vita Bennonis
Vita Eig.: Vita Eigilis
WA: Weimarer Ausgabe. Kritische Gesamtausgabe der Werke Martin Luthers, Weimar, 1883 ff.
ZBK: Zeitschrift für Bayerische Kirchengeschichte, München u.a. 1926 ff.
ZKG: Zeitschrift für Kirchengeschichte 1876 ff.
ZKTh: Zeitschrift für Katholische Theologie, Wien u.a., 1876/1943, 1947 ff.
ZOF: Zeitschrift für Ostforschung. Länder und Völker im östlichen Mitteleuropa, Marburg 1952 ff.
ZRG: Zeitschrift für Rechtsgeschichte, Weimar 1861/1878, fortges. als Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte mit einer Germanischen, einer Romanischen und einer Kanonistischen Abteilung

REGISTER

Das folgende Register umfaßt alle im vorliegenden Band 8 enthaltenen Namen von Personen, auch von fiktiven, legendären oder gefälschten, sowie die Namen aller mehr oder minder fingierten oder mythischen Gestalten aus alten Literaturen oder anderen Traditionen. Da sämtliche Zitate buchstabengetreu aus den Quellen übernommen wurden, kommen etliche Namen in verschiedenen Schreibweisen vor. Zur Erleichterung der Suche wurde in bestimmten Fällen ein und dieselbe Person mit mehreren Namensvarianten in das Register aufgenommen. Auf Querverweise wird weitgehend verzichtet, um dem Benutzer Unbequemlichkeiten zu ersparen. Vornamen, Titel, Ränge, Verwandtschaftsverhältnisse, Zeitangaben ergänzen pragmatisch, nicht systematisch, das Stichwort, damit der Leser nicht unnötig nachschlägt. In der Regel werden Nebenfiguren genauer charakterisiert als die bekannteren Personen.

Erstellt wurde das Register von Hubert Mania, Braunschweig.

Abaelard, Petrus, Philosoph 19
Abbo I., Abt von Fleury 102
Acciaiuoli, Angelo, Kardinallegat 170
Adalbero I. von Metz, Bischof 124
Adalbeo von Laon, Bischof 102
Ademar von Metz, Bischof 37
Adimari, Kardinal 185
Adolf I. von Nassau, Erzbischof von Mainz 161
Aichelin, Berthold, Henker 397
Ailly, Pierre d', Theologe 223
Alberich, Bischof von Como 126
Albero von Trier, Erzbischof 96
Albert I., Erzbischof von Hamburg-Bremen 114
Alberti, Leon Battista, Gelehrter und päpstlicher Berater 262, 264
Albertus Magnus, Philosoph und Theologe 27, 104
Albich, Leibarzt von König Wenzel 195
Albonoz, Gil d', Kardinal 53–55
Albrecht III., österreichischer Herzog 161
Albrecht V. von Österreich, böhmischer König 214, 219, 244
Albrecht von Brandenburg, Hochmeister des deutschen Ordens 96
Albrecht, Erzbischof von Magdeburg/Mainz 375
Albrecht, Graf 429 f.
Albret, Charlotte d', Gemahlin von Cesare Borgia 335
Alexander III., Papst 36
Alexander IV., Papst 250
Alexander V., Gegenpapst 175 f., 180, 184
Alexander VI., Papst 53, 319, 321–325, 328, 331, 333, 335. 340 f., 354, 364–367, 370, 373
Alfons I., König von Neapel 265, 267 f.
Alfons II., König von Neapel 327–330
Alfons V. von Aragón (als König von Neapel: Alfons I.) 265
Alfons von Kalabrien 287

Alfonso d'Este, Herzog von Ferrara 327, 349
Alfonso, Herzog von Bisceglie 325, 327
Alidosi, Francesco, Kardinal 349
Alkuin, Abt 129
Alphons XI., König von Kastilien 53
Amadeus III., Graf von Genf 159
Amalrich von Bena, Dialektiker 52
Ammanati, Kardinal 279
Anaklet II., Papst 157
Andreas, König von Ungarn 17, 61
Androin de la Roche, Kardinal 144
Angenendt, A. 65
Albornoz, Kardinal 141, 144, 151
Anna von Bretagne, zweite Gemahlin des französischen Königs Karl VIII. 295, 335
Anna von Mochov, Hussitin 197
Annibale, Kardinal von Avignon 20
Anno von Köln, Heiliger 88
Anton von Lothringen, Herzog 396
Antonio Maffei von Volterra 285
Archangilio, Arzt von Papst Leo X. 353
Ariosto, Lodovico, italienischer Dichter 345
Armellini, Camerlengo, Kardinal 355
Arn, Erzbischof von Salzburg 129
Arnald von Citeaux, Zisterzienser und Kreuzfahrer 117
Arnest, Bischof von Prag 42
Arnulf von Kärnten, fränkischer König 308
Arnulf, Herzog von Bayern 123
Athanasius, Kirchenlehrer 197
Atiya, Aziz S., Historiker 147
Aubusson, Pierre d', Großmeister des Johanniterordens 293
Augustinus, hl. Kirchenlehrer 79, 112, 256, 269, 301 f., 313 f., 381, 400
Auvergne, Madeleine de la Tour d', Gemahlin von Lorenzo Medici 354
Baglioni, Gianpaolo, Signore von Perugia 345
Balderich von Lüttich, Bischof 125
Balduin von Trier, Kurfürst und Erzbischof 13
Ball, John, Geistlicher 236
Barbiano, Alberico da, Gründer der Kompagnie St. Georg 162
Barbo, Marco, Kardinal 277
Barbo, Pietro, der spätere Papst Paul II. 276 f.
Bartmuss, H. J. 69
Battista Spagnoli von Mantua, Karmelit 257
Bayezid I., Sultan 231
Bayezid II., Sultan 293, 329
Beheim, Lorenz, Kanonikus in Bamberg 328
Behem, Hans, verbrannter Ketzer 388
Behringer, Wolfgang 297
Bembo, Pietro, Kardinal 356
Benedikt XII., Papst 11, 19 f.
Benedikt XIII., Papst 172–175, 181, 185, 265
Benedikt, Heiliger 115
Benno II., Bischof von Osnabrück 91
Beringer, F. 363
Bernhard VIII. von Armagnac, Graf 239
Bernhard von Clairvaux, hl. 91, 93, 109, 115, 304
Berno von Amerlungsborn, Mönch 117
Bernstorff, Graf 130
Berthold von Regensburg; Agitator für Kreuzzüge 90
Berthold, Abt von Loccum 117
Bessarion, Kardinal 274 f., 278
Bezelin, Alebrand, Erzbischof von Hamburg-Bremen 103
Bienert, Walther 425–429
Birgitta von Schweden, Heilige 20, 51, 151

Bisticci, Vespasiano da, Biograph von Papst Nikolaus V. 264
Blanka von Brétagne, Herzogin 27
Boccaccio, Giovanni, italienischer Dichter 169
Bondone, Giotto di 137, 169
Bonifaz IX., Papst 44, 166–171, 173, 177
Bonifaz VIII., Papst 40, 43, 227, 336
Bonifazius, Heiliger 34, 86, 123
Bora, Katharina von, Ehefrau Martin Luthers 430
Borgia, Cesare, Kardinal, Sohn von Papst Alexander VI. 53, 324, 326–330, 332, 335 f., 338–340, 343 f., 347, 354
Borgia, Francesco, Kardinal 324
Borgia, Hieronyma, Gemahlin von Fabio Orsini 339
Borgia, Juan, Erzbischof von Monreale 324, 326 f., 336, 338
Borgia, Juan, Erzbischof von Valencia 324, 338
Borgia, Lodovico, Kardinal 324
Borgia, Lucrezia, Fürstin von Ferrara 326–328, 337, 344, 349
Borgia, Pedro Luis, Sohn von Papst Alexander VI. 268, 323, 325
Borgia, Rodrigo, der spätere Papst Alexander VI. 267 f., 275, 280, 290 f., 322
Bornkamm, Heinrich 364, 381
Botticelli, Sandro, italienischer Maler 333 f.
Boulogne, Guy de, Kardinalbischof von Porto 159
Bracciolini, Poggio, päpstlicher Sekretär 208, 221, 275
Bramante, italienischer Baumeister und Maler 345
Branda, Kardinal 213
Brandmüller, W. 205, 207
Bugenhagen, Johannes, Theologieprofessor in Wittenberg 404
Buonvicini, Domenico, Anhänger Savonarolas 335
Burchard I. von Worms, Bischof 69, 73
Burckard, Johannes, päpstlicher Zeremonienmeister 291, 327, 330
Burckhardt, Jacob 259 f.
Burke, P. 259

Cade, John, Rebell gegen Heinrich VI. 239
Caesarius von Arles, Erzbischof und Heiliger 76
Caesarius von Heisterbach, Zisterzienserprediger 304
Caetani, Onorato, Graf von Fondi 171 f.
Cajetan, Kardinallegat 379, 439
Cale, Guillaume, Grundherr 134
Calixt I., hl. Papst 22
Calixt II., Papst 27
Calixt III., Papst (Alfonso Borgia) 262, 265–268, 322, 370
Campanus, Johannes, Antitrinitarier 401
Capello, Paolo, venezianischer Gesandter 332
Capestrano, Johannes, hl. 222, 233, 242, 246–249, 266
Capranica, Kardinal 269
Carafa, Gian Petro, Kardinal 447
Carafa, Oliviero, Kardinal und Admiral 281
Carlotta von Neapel, Prinzessin 335
Carpzov, Benedict, Jurist 417
Castellesi, Adriano, Kardinal von Corneto 340 f.
Catanei, Vanozza, Geliebte von Papst Alexander VI. 323 f.
Cauchon, Pierre, Bischof von Beauvais 241 f.

Cawthorne, Nigel 22, 257 f., 270, 279
Cécile, Gräfin von Turenne 20
Cesarini, Giuliano, Kardinallegat 217, 233, 439
Chaireddin Barbarossa, Herrscher von Algerien 445 f.
Chamberlin, E. R. 140
Chilperich I., fränkischer König 129
Chlodwig, König der Franken 70
Christian I., König von Dänemark 365
Chrodegang von Metz, Erzbischof 34
Cibo, Franceschetto, Sohn von Papst Innozenz VIII. 292 f.
Cibo, Innocenzo, Kardinal, Enkel von Papst Innozenz VIII. 354
Clemens V., Gegenpapst 19, 27, 40
Clemens VI., Papst (Pierre Roger, ehemaliger Lehrer Karls IV.) 16, 18 f., 21, 40–42, 44–47, 51 f., 56, 139, 141, 371
Clemens VII., Gegenpapst 153, 159–163, 169, 171 f.
Clemens VII., Papst (Giulio de' Medici), 343, 354, 430, 435–437, 441 f., 443
Clemens von Alexandria, Kirchenvater 261
Coler, Manfred, sächsischer Jurist 405
Coligny, Odet de, Prälat 436
Colonna, Ascanio della, 447
Colonna, Giovanni 44
Colonna, Lorenzo 227
Colonna, Nikolaus 172
Colonna, Oddo, Kardinal 193, 287
Colonna, Pompeo, Kardinal 436 f.
Condemone, Nikolaus, Bischof und Inquisitor in Prag 200
Condulmer, Gabriele, Neffe von Papst Gregor XII. 175, 224
Conecte, Thomas, Karmeliter 228
Coppola, Francesco, Graf von Sarno 295
Coreglia, Micheletto, Privathenker im Dienst von Cesare Borgia 325 f., 344
Corgna, Giovan Battista, Neffe von Papst Julius III. 450
Corgna, Ascanio della, Neffe von Papst Julis III. 450
Corgna, Baldovio della, Bruder von Papst Julius III. 450
Corrario, Anton, Neffe von Papst Gregor XII. 175
Correr, Angelo, der spätere Papst Gregor XII. 174, 182
Cossa, Baldassare, Kardinal, der spätere Papst Johann XXIII. 174, 176–178, 180, 184
Credei, Lorenzo di, italienischer Maler 334
Curschmann, F. 84

Daniel von Schönau, Zisterzienserabt 305
Dannenbauer, Heinrich 69, 71
Dante Alighieri, italienischer Dichter 55, 137
Dassmann, E. 69
Davidsohn, R. 30, 72
Davidson, Jane P. 297
Daxelmüller, Christoph 297
Delumeau, Jan 410
Despenser, Henry, Bischof von Norwich 236
Dietrich IV., Burggraf von Kirchberg 99
Dietrich von Münster, Theologe 183
Dietrich von Niehm, Theologe 183, 223
Dietrich, Erzbischof von Köln 213
Dietrich, Erzbischof von Mainz 244
Diokletian, römischer Kaiser 308
Divoky, Mikeš, Bote von König Sigismund 201
Diwald, H. 14
Doffis, Jacopo, Kleriker 365 f.

Dominic, Giovanni, Kardinallegat 217
Donin, Ludwig 233
Döring, Matthias, sächsischer Minorit 247
Dracher, Eberhard, Beobachter des Prozesses gegen Jan Hus 201
Dschem, türkischer Prinz 331
Dülmen, R. van 410
Dürer, Albrecht 296, 365

Eck, Johannes, Theologe und Widersacher Luthers 378 f., 380, 412
Eduard III., König von England 57, 59, 62
Eduard von Wales, «Der schwarze Prinz», Sohn König Eduads III. 62–64
Ehlers, J. 135
Eirick, Erzbischof von Stavanger 130
Elisabetta Gonzaga von Ungarn, Herzogin 258
Emser, Hieronymus, herzoglicher Sekretär 373, 380
Engels, Friedrich 131
Enkevoirt, Kardinal 439
Erasmus von Rotterdam, niederländischer Humanist 347, 386
Erlendsson, Eysteinn, Erzbischof von Nidaros (Drontheim) 130
Ermengaud von Urgel, Bischof 32
Esch, A. 171
Eugen III., Papst 30, 91
Eugen IV., Papst 175, 221, 224–230, 232, 243, 247, 261 f., 265, 267–269, 276, 307
Eversus von Anguillara, Graf 272, 278

Farnese, Alessandro, «Kardinal Unterrock», der spätere Papst Paul III. 338, 436, 443
Farnese, Familienmitglieder 443 f., 446, 448, 451
Farnese, Giulia, Schwester von Papst Paul III., Geliebte von Papst Alexander VI. 338, 443
Farnese, Pier Luigi, Sohn von Papst Paul III., Herzog von Parma 443, 445, 447
Federico, König von Neapel 337
Federico von Urbino, Berater von Papst Pius II. 272, 284
Feger, Otto, Archivar von Konstanz 207
Felix IV., Gegenpapst 269
Felix V., Papst (Herzog Amadeus VIII. von Savoyen) 225
Ferdinand I. von Aragón (Ferrante), spanischer König 246, 286 f., 294 f., 328, 330, 358, 405
Ferdinand I., König von Böhmen, Bruder von Kaiser Karl V. 434, 437, 446 f.
Ferdinand II., römisch-deutscher Kaiser 213, 433
Ferdinand V. von Aragón, spanischer König 288
Ferrari, Giambattista, Kardinal 338
Ferrer, Vincente, hl. Generalprediger der Dominikaner 162, 185, 245 f.
Feuerbacher, Matern, Bauernführer 388
Filiberta, Gemahlin von Giuliano Medici 354
Fink, K. A. 155
Finley, M. I. 85
Fischart, Johann, Jurist 417
Foix, Gaston de, französischer Feldherr 349 f.
Forteguerra, Niccolò, Kardinal 272
Forteguerra, Victoria, Mutter von Papst Pius II. 270
Fra Angelico, italienischer Maler 262
Fra Bartolomeo, italienischer Maler 334
Francesco II., Klerusfeind 55
Francesco von Gravina, Herzog 339

Franco, Nicolas, päpstlicher Nuntius 289
Franz I., König von Frankreich 354, 356–358, 365, 433, 436, 442, 445 f., 448
Franz von Assisi, hl. 151
Franz von Sickingen, Reichsritter und Anhänger der Reformation 392
Fredegunde, fränkische Königin 308
Freidank, Dichter 23
Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen 380, 407
Friedrich I. von Brandenburg, Kurfürst 216 f.
Friedrich I., römisch-deutscher Kaiser 157
Friedrich II., Fürst 223
Friedrich II., preußischer König 75
Friedrich II., römisch-deutscher Kaiser 140
Friedrich III., römisch-deutscher Kaiser 246, 263, 269, 274
Friedrich IV. von Österreich, Herzog 180, 182
Friedrich von Hohenlohe, Bischof 37
Friedrich von Hohenzollern, Bischof 386
Friedrich von Riga, Erzbischof 37, 251
Friedrich Wilhelm I., preußischer König 75
Fritz, Joss, Rebell 386, 389
Fründs, Johann, Luzerner Chronist 310
Fugger, Familienmitglieder 365, 368, 374 f., 406
Fugger, Jakob, Bankier 367 f., 433

Gabriel von Verona, Vertrauter Johanns von Capestrano 266
Gaetani, Bernardino 336
Gaetani, Giacomo 336
Gais, Peter, «Bundschuh»-Anführer 387
Gaismair, Michael, bischöflicher Sekretär 389
Gattinara, Mercurio, Kanzler des franz. Königs Franz I. 434
Gebhard von Salzburg, Bischof 92
Georg von Frundsberg, Feldhauptmann 437, 439
Georg von Podiebrad, böhmischer König und Hussit 219, 279
Georg von Sachsen, Herzog 373, 378
Georg, Heiliger 63
Gerard von Basel, Bischof 37
Gérard von Puy, Abt von Montmajeur 152
Gerdes, H. 386
Gerhoh, Propst von Reichersberg 23
Gerson, Jean de, Theologe 183, 223
Giberti, Gian Matteo, Bischof von Verona 435
Giustiniani, Giovanni, genuesischer Pirat 233
Goethe, Johann Wolfgang von 394
Golser, Georg, Bischof von Brixen 312
Gozzoli, Benozzo, Gehilfe von Fra Angelico 262
Gradenigo, venezianischer Botschafter 355
Gregor I., hl. Papst 68 f.
Gregor IX., Papst 305
Gregor VII., Papst 23, 306
Gregor VIII., Papst 27
Gregor X., Papst 40
Gregor XI., Papst 59, 148 f., 151–154, 157, 159, 172
Gregor XII., Papst 174 f., 178, 180 f., 184, 224, 226, 232
Gregorovius, Ferdinand 53, 55, 137, 140, 154, 221, 263, 271, 273, 311, 337, 341, 343, 359, 435, 439
Gremper, Johannes, Theologieprofessor 311
Grimani, Domenico, Kardinal 350

Grimoard, Anglic de, Kardinal, Bruder von Papst Urban V. 139
Grimoard, Guillaume de, päpstlicher Legat, später Papst Urban V. 139
Grisar, H. 38
Grundmann, H. 140
Grünewald, Matthias, Maler 336
Grupp, G. 38
Guicciardini, Jacopo, Chronist 319, 349
Guido von Mailand, Erzbischof 35
Guilaberti, Johannes, päpstlicher Kollektor 39
Guillaume von Jumièges, Chronist 129

Haakon, König von Norwegen 26
Hadrian VI., Papst 373, 436
Hadrian, römischer Kaiser 163
Hampe, K. 142
Hartmann von Aue, deutscher Dichter 80
Hauck, Albert 37, 196, 210, 217
Haustein, Jörg 417
Hedwig, Tochter Ludwigs des Großen, Königs von Ungarn 253
Heer, Friedrich 145, 222
Heine, Heinrich 396
Heinrich der Heilige 72
Heinrich II., französischer König 434
Heinrich IV., englischer König 238
Heinrich IV., römisch-deutscher Kaiser 157
Heinrich V., englischer König 234, 237
Heinrich VI., englischer König 239
Heinrich VI., römisch-deutscher Kaiser 278
Heinrich VII., römisch-deutscher Kaiser 13 f., 278
Heinrich VIII., englischer König 239, 349, 442
Heinrich von Beaufort, Kardinallegat 216
Heinrich von Plauen, Graf 254 f.
Heinrich von Susa, Kardinalbischof von Ostia 27
Heinrich von Winchester, Kardinal 216
Heinsohn, Gunnar 316
Helibert von Como, Bischof 35
Hergenröther, Joseph Kardinal 21, 54, 137, 143, 145–147, 167
Hermann, Horst 361
Hertling, L. 280, 346
Hieronymus von Prag, Freund von Jan Hus 193, 195, 207 f.
Hieronymus, Herzog von Elchingen 385
Hitler, Adolf 248
Hoffmann, E. 91
Hoffmann, Melchior, Täufer 405
Honorius III., Papst 33
Hrabanus Maurus, deutscher Schriftsteller 19, 84, 90
Hudec, Jan, Prager Handwerker 196
Hunyadi, Johannes, polnischer Truppenführer 232 f.
Hus, Jan, Reformer 149, 181, 187, 190, 192–213, 363, 391
Húska, Martin, Priester der Pikarden 211
Hutten, Ulrich von, humanistischer Publizist 262, 377, 391
Hutter, Jakob, Täufer 402

Innozenz II., Papst 30, 157
Innozenz III., Papst 29, 131
Innozenz IV., Papst 25, 27, 29, 371
Innozenz VI., Papst 49, 51–54, 61, 135, 139, 141 f.
Innozenz VII., Papst 173 f., 176, 184, 193
Innozenz VIII., Papst (Cibo, Giovanna Battista) 257 f., 291–295, 310, 312, 317, 324 f., 351, 364, 370, 373
Institoris, Heinrich, Inquisitor 310–313, 321

Isabella von Kastilien, Königin von Spanien 288
Isabella, Königin von England 27
Isidor von Sevilla, Heiliger und Kirchenlehrer 69
Iwan III., Großfürst von Moskau 282

Jacob III. von Mallorca 17
Jakob Twinger von Königshofen, Straßburger Chronist 43
Jan von Chlum, tschechischer Ritter 198, 200
Januarius, hl. 169
Jaspers, Karl, Philosoph und Psychiater 428
Jean d'Albret, Konig von Navarra 344
Jeanne d'Arc 240–242
Joachim I., Kurfürst von Brandenburg 412
Jobst von Mähren, Gegenkönig 179
Jochanan, Rabbi 299
Johann Friedrich der Großmütige, sächsischer Kurfürst 421
Johann Graf von Montfort 59
Johann Heinrich Graf von Schwarzburg 407
Johann I., König von Aragón 162
Johann II. von Brünn, Bischof von Würzburg 214
Johann II., König von Frankreich 61
Johann III., Herzog 59
Johann IV. von Flandern 59
Johann «Ohnefurcht», Herzog 239
Johann von Bayern, Bischof von Lüttich 207, 240
Johann von Hartcourt 62–64
Johann von Luxemburg, Graf von Ligny 241
Johann von Masovien, Herzog 255
Johann von Vico, Präfekt 54
Johann XXI., Papst 40
Johann XXII., Papst (ehemaliger Bischof von Avignon) 11, 14, 37–39, 41, 45, 140, 260, 307, 310
Johann XXIII., Papst 150, 177 f., 180–184, 186, 194 f., 198, 232, 260
Johann, «der Eiserne», Bischof von Leitomysl 199
Johann, böhmischer König 58
Johanna die Wahnsinnige von Spanien 433
Johanna I. von Anjou, Königin von Neapel 17, 53, 139, 151, 163, 179
Johanna von Flandern, Gattin des Grafen von Montfort 59
Johanna von Kent, Königinmutter 150
Johanna, Schwester von Papst Calixt III. 268
Johannes Paul II., Papst 207
Johannes V. Palaiologos, byzantinischer Kaiser 143
Johannes VIII., Palailogos, byzantinischer Kaiser 228 f.–230
John of Gaunt, Herzog von Lancaster 150
Josel von Rosheim, Anwalt der sächsischen Juden 421
Julius II., Papst 283, 319, 342 f., 345–350, 353, 356, 364, 367 f., 370, 373, 440, 443
Julius III., Papst (Giovanni Maria Ciocchi del Monte) 450 f.

Karl II., König von Navarra 135
Karl III., König von Anjou-Durazzo 17, 163–165, 171
Karl IV. von Valois, französischer König 13, 57
Karl IV., deutscher Kaiser 13–15, 46, 56, 140–142, 148, 151, 160, 189
Karl Martell, Großvater Karls I. 86
Karl V., französischer König 160, 163, 356

Karl V., römisch-deutscher Kaiser 433 f., 436 f., 441–443, 447–449, 451
Karl VI., französischer König 169, 234, 239
Karl VII., französischer König 224 f., 235, 240 f., 264
Karl VIII., französischer König 295, 328–330, 334, 348
Karl von Blois (Neffe Phillipp VI.) 59
Karl, «der Große», römisch-deutscher Kaiser 81 f., 84, 89, 93, 100–102, 129, 145, 303
Karlstadt (Andreas Rudolf Bodenstein), Reformer 401
Kasimir von Ansbach, Markgraf 397
Katharina von Siena, Heilige 151, 154, 161, 240
Kelly, J. N. D. 54, 137, 139, 228
Kerlinger, Walter, Dominikaner und Hofkaplan 140
Kirchner, H. 403
Knipperdollinck, Bernd, Täufer 403
Kober, F. 28, 85, 96
Koller, H. 217
Kolmer, L. 36
Konrad von Caffa, Bischof 52
Konrad von Gelnhausen, Theologe 183, 223
Konrad von Vechta, Erzbischof von Prag 197, 200, 212
Konrad von Waldhausen, Augustinerchorherr 189
Konradin von Antiochia, Baron 174
Konstantin I., römischer Kaiser 308
Konstantius II., römischer Kaiser 308
Kopernikus, Nikolaus 251, 336
Kraus, Karl 34
Krausen, E. 33
Krebs, E. 155
Kretschmayr, H. 286
Kridelko, Martin, Prager Handwerker 196
Küchmeister, Michael, Oberster Marschall des deutschen Ordens 255
Kühner, Hans 167, 226, 257, 283, 340
Kyrill, hl., Slawenapostel 14

Ladislaus von Anjou-Durazzo, König von Neapel 170, 173, 175–179. 194, 232
Laetus, Pomponius, Humanist 278
Lambert von Straet, Ritter 83
Landenulf von Lucera, Bischof 35
Lasky, Melvin, amerikanischer Schriftsteller 428
Le Maitre, Jean, Vize-Inquisitor Frankreichs 241
Lecky, William Edward Hartpole 98
Leffl, Heinrich, Reformersympathisant und Vertrauter König Wenzels 198
Leibniz, Gottfried Wilhelm, Mathematiker und Philosoph 305
Leiden, Jan van, Täufer 403
Lemaire, Jean, belgischer Humanist 345
Leo III., hl. Papst 85
Leo X., Papst (Giovanni de' Medici) 319, 343, 351–360, 364 f., 367, 370 f., 373, 376 f., 380, 435 f., 443
Leo XIII., Papst 148, 306
Leonardo da Vinci 338
Leopold III., österreichischer Herzog 161
Lessing, Theodor, Publizist 452
Link, Wenzeslaus, Freund Luthers 399
Llorentes, Juan Antonio, Sekretär der Spanischen Inquisition 290
Lochman, Jan Milič 187
Lodovico il Moro von Mailand 330
Löhr, J. 128
Lolli, Gregorio, Neffe und Sekretär von Papst Pius II. 272
Loredano, Marco, Sohn des Dogen von Venedig 348

Lorelli, Franziskaner-Inquisitor 149
Lorenz, Erzbischof von Breslau 91
Lortz, Joseph, katholischer Theologe 430
Losse, Rudolf, Dekan von Mainz 29
Ludwig der Fromme, römischer Kaiser und König der Franken 82, 89, 102
Ludwig der Große, ungarischer König 253
Ludwig Freiherr von Hertling 311
Ludwig I., «der Große», König von Ungarn 17, 52
Ludwig II. von Anjou, sizilianischer König 169 f., 173, 176–178, 437
Ludwig II., Graf von Nevers 133 f.
Ludwig IV., der Bayer, deutscher Kaiser 13, 45 f., 223
Ludwig IX., französischer König 27
Ludwig von Meißen, Erzbischof von Mainz 161
Ludwig XI., französischer König 279, 335
Ludwig XII., französischer König 325, 335–337, 348, 357
Ludwig, Herzog von Orléans 174, 239
Luis, Pedro, Gouverneur der Engelsburg 268
Lukian von Samosata, griechischer Philosoph 29
Lul, Bischof von Mainz 86, 93
Luna, Jimeno de, Erzbischof 53
Luna, Pedro Lopez de, der spätere Papst Benedikt XIII. 53, 162, 172 f., 182, 185, 265
Luther, Martin, Reformator 149, 346, 363, 370, 375–381, 386, 388–394, 396, 398–430, 434, 438 f.

Machiavelli, Niccolò 257
Magnus V. Erlingsson, norwegischer König 130
Maizière, Ulrich de, Bundeswehrgeneral 392
Malatesta, Carlo, päpstlicher Prokurator 184
Malatesta, Pandolfo 167
Malatesta, Roberto 287
Malatesta, Sigismondo 272 f.
Manfredi, Astorgio 53
Manfredi, Astorre 325
Manuel II., byzantinischer Kaiser 228, 232
Manz, Felix, erster Märtyrer der Täufer 402
Margareta, Heilige 240
Margarete von Burgund, Gattin des franz. Königs Karls VIII. 295
Marsilius von Padua, Theologe 45, 183, 223
Martin IV., Papst 40
Martin V., Papst 150, 185, 212 f., 216 f., 224, 226, 242 f., 261 f.
Martin, Heiliger 86, 98
Martinellis, Blasius de, päpstlicher Zeremonienmeister 444
Martini, Simone, italienischer Maler
Maruffi, Silvestro, Anhänger Savonarolas 335
Marx, Karl 398
Matthias I. Corvinus/Hunyadi, ungarischer König 279
Matthias von Janov, Pönitentiar 190 f.
Matthys, Jan, Täufer 403
Maximilian I., deutscher König 295, 330, 348, 358, 365, 433
Medici, Familienmitglieder 293, 354 f.
Medici, Giovanni de', der spätere Papst Leo XIII. 350 f.
Medici, Giuliano, Bruder von Papst Leo X. 286, 353, 353, 357, 435
Medici, Giulio de', der spätere Papst Clemens VII. 354, 435 f.
Medici, Lorenzo de' (il Magnifico) 285 f., 293, 351, 354, 358 f.

Mehmet II., Sultan 233
Melanchthon, Philipp, Reformer 400, 404, 449
Melchior von Meckau, Kardinal von Brixen 367
Menius, Justus 401
Method, hl. Slawenapostel 14
Metzsch, Hans, Stadthauptmann von Wittenberg 399
Mézières, Philippe de, Kanzler des Königs Peter I. von Lusignan 145, 231
Michael de Causis, päpstlicher Prokurator 199 f.
Michelangelo 321, 333, 345
Michelet, J., Renaissance-Experte 259
Michiel, Giovanni, Kardinal, Neffe Pauls II. 277, 326, 339
Migliorati, Cosimo Gentile de', Steuereintreiber für Papst Urban VI. 173
Milič, Jan, Schüler des Konrad von Waldhausen 189, 191
Mohammed II., Sultan 274, 282
Molnar, E. S. 205
Montefeltro, Guido da, italienischer Truppenführer 54
Montesecco, Giambattista de, päpstlicher Hauptmann 285
Muffel, Nikolaus, Nürnberger Ratsherr 370
Mühlpford, G. 378
Müller, Heribert 155
Müller-Mertens, Eckhard 11, 15, 65, 83
Müller-Streisand, R. 400
Müntzer, Thomas, Bauernführer 396, 400 f., 406
Murad I., Sultan 143
Murad II., Sultan 233
Mykonius, Friedrich 401

Nardi, Jacopo, Chronist 334
Nazarius, Märtyrer 98
Neuss, Wilhelm 221, 228, 311
Nikolaus III., Papst 40
Nikolaus V., Papst 225, 243, 261–264, 266–268, 273
Nikolaus von Clémanges, Theologe und Reformer 160
Nikolaus von Jemnishe, Gesandter von König Sigismund 198
Nikolaus von Kues, Theologe und Philosoph 274
Nino, Marc Antonio, Sekretär von Kardinal Petrucci 359
Nithard, Abt von St. Riquier und Chronist 82
Normanni, Galeottus, Baron 174
Nylander, I. 77

Oberman, H. A. 386 f.
Offa, englischer König 25
Oldcastle, John, Führer der Lollarden 237
Oliverotto von Fermo 339
Orsini, Antonio, Fürst von Tarent 227
Orsini, Fabio 339
Orsini, Paolo 326, 339
Orsini, Rinaldo, Erzbischof von Florenz 339
Ortolph von Weisseneck, Salzburg, Erzbischof 37
Osten-Sacken, Peter von der 418
Otbert von Lüttich, Bischof 97
Otto IV. von Braunschweig, römisch-deutscher König 17
Otto von Trier, Erzbischof 216
Otto von Schweinfurt, Graf 92
Owain Glyn Dŵr, Waliser Fürst 238

Pálec, Stefan, Gefährte von Hus 199
Palosi, Stefano, Kardinal 170
Parentucelli, Tommaso, der spätere Papst Nikolaus V. 261
Pastor, Ludwig von 273, 277, 319, 324, 338, 340, 350 f.

Paul II., Papst (Barbo, Pietro) 44, 256 f., 276–279, 282, 292, 324
Paul III., Papst (Alessandro Farnese) 431, 443–450
Paul IV., Papst 452
Paul VI., Papst 207
Pelajo, Alvarez, Kurialer 24
Penthièvre, Jeanne de (Nichte Herzog Johanns III.) 59
Peraudi, Raymund, Kardinal von Gurk 365, 370 f.
Percy, Thomas, Earl of Worcester 238
Pesaro, Giacomo, Bischof 331
Peter I. von Lusignan, König von Zypern und Jerusalem 144–146
Peter von Cluny, Kirchenführer 91
Peter von Mladenovic, Augenzeuge beim Hus-Tribunal 205 f.
Peter von Ostia, Kardinalbischof 141
Petrarca, Francesco, italienischer Humanist und Dichter 15 f., 20 f., 24, 42, 44, 137, 154, 169, 278
Petrucci, Alfonso, Kardinal 359
Petruciis, Antonello de, Graf von Policastro 295
Petrus Venerabilis, hl., französischer Benediktiner 18
Petrus von Blois 83
Pfleger, L. 35
Philargos, Petros, Erzbischof von Mailand, der spätere Gegenpapst Alexander V. 175 f.
Philipp der Kühne, Herzog 239
Philipp der Schöne von Burgund 433
Philipp III., französischer König 57
Philipp IV., französischer König 19, 57
Philipp VI., französischer König 145
Philipp VI. von Valois, französischer König 16, 40, 57–59, 145
Philipp von Bologna, Kardinal 292
Philipp, Landgraf von Hessen 397
Piccolomini, Allessandro Mirabelli, Bankier in Rom 272
Piccolomini, Enea Silvio, der spätere Papst Pius II. 264, 268 f.
Piccolomini, Giovanni, Kardinal 341
Piccolomini, Laudomia, Schwester von Papst Pius II. 272
Piccolomini, Silvius de, Vater von Papst Pius II. 270
Pinay, M. 248
Pippin III., fränkischer König 87
Pisani, Paolo, venezianischer Botschafter 348
Pius II., Papst 162, 257, 264, 268–276, 323 f., 364
Pius III., Papst 319, 344, 373
Pius IX., Papst 137, 147
Platina, Bartolomeo, Bibliothekar 278
Polak, Stašek, Prager Handwerker 196
Pölnitz, G. von 366
Ponzetta, Kardinal 439
Poppo, Erzbischof von Trier 82
Prokop «der Große», hussitischer Priester 213–215
Pucci, Kardinal 355
Puy, Bernhard du, Inquisitor 52

Rabe, H. 403, 405
Raffael, italienischer Maler 345
Raimund von Orvieto, Bischof 56
Raimund von Turenne 154
Rangoni, Kardinal 355
Ranke, Leopold von 187, 345, 379, 430, 437, 451
Raoul von Wanneville, Bischof von Lisieux 83
Rathers von Verona, Bischof 70
Ravenna, Giovanni da, päpstlicher Gesandter 170
Regino von Prüm, Sammler von Synodalbeschlüssen 303
Reinhard, Volker 285
René von Lothringen, Herzog 294
Repgow, Eike von, Autor des «Sachsenspiegel» 309

Riario, Girolamo, Neffe von Papst Sixtus IV. 283–287
Riario, Pietro, Kardinal, Neffe von Papst Sixtus IV. 281–283, 359
Richard II., englischer König 234, 236, 238
Richard von Greifenklau, Erzbischof von Trier 392
Richental, Ulrich, Chronist des Konstanzer Konzils 181, 207
Rido, Antonio, Vogt in der römischen Engelsburg 227
Ridolfi, Kardinal 355
Rieder, Heinz 187, 203, 213
Riemeck, Renate 196
Rienzo, Cola di, Revolutionär und Humanist 55 f.
Robert von Bamberg, Abt der Reichenau 96
Robert, Kardinal von Genf 153, 159
Roger, Hugo, Kardinal 24
Roger, Pierre, Erzbischof von Sens und Rouen, Erzieher von Karl IV. und späterer Papst Clemens VI. 13, 45
Roháč z Dubé, Jan, Hussiten-Heerführer 218 f.
Rösener, Werner 75, 81
Rosselino, Bernardo, Künstler 262
Rossi, Lodovico, Neffe von Papst Leo X. 355
Rothmann, Bernd, Prediger 403
Rovere, Familienmitglieder 283 f., 342 f.
Rovere, Francesco della, Herzog von Urbino, der spätere Papst Sixtus IV. 279 f., 342, 348 f., 358
Rovere, Giuliano della, der spätere Papst Julius II. 291, 294, 322, 329–331, 341 f.
Rudolf I. von Habsburg, König 13, 40
Rudolf von Würzburg, 369
Ruprecht I., römisch-deutscher König 179
Russell, Jeffrey Burton 297, 302

Sabinian, Papst 83
Salviati, Francesco, Erzbischof von Pisa 285 f.
Salviati, Giovanni, Kardinal 354
Sanzia von Aragón, Tochter von Alfonso II. von Aragón 328
Sauli, Bandinello, Kardinal 359
Savelli, Giambattista, Kardinal 287
Savelli, Matiano, Bruder von Giambattista S. 287
Savonarola, Girolamo, italienischer Bußprediger 329, 333–335
Scaevola, römische Sagengestalt 208
Scala, Regina della, Gattin von Bernabò Visconti 55
Scantion, Antonio, Graf 226
Scarampo, Lodovico, «Kardinal Lucullus» 228, 267, 277
Schadeland, Johann, Inquisitor 52
Schedel, Hartmann, Humanist 324
Schertlin, Sebastian, Ritter 439 f.
Schiller, Friedrich 93, 240
Schinner, Matthäus, Bischof von Sitten 348, 358
Schlick, Kaspar, Laienkanzler 269
Schmid, Hans, Mönch 397
Schneider, Zeslaus Maria, Übersetzer der «Summa theologiae» 306
Schnürer, G. 228
Schuchert, A. 228
Schulze, Winfried 391
Schütte, H. 228
Scrope, Richard, Erzbischof von York 238
Semowit von Masovien, Herzog 255
Senkendorff, Veit Ludwig von 379
Seppelt, Franz Xaver 16, 19, 40, 49, 146, 148, 168, 217, 226, 228, 291, 327, 340, 445

Seripando, Girolamo 447
Seuse, Heinrich, Mystiker 199
Severino, Girolamo 356
Sforza, Ascanio, Sohn des Mailänder Herzogs Francesco 322, 330 f.
Sforza, Caterina, illegitime Tochter des Herzogs Galeazzo Maria 284
Sforza, Giovanni 327
Sidonius von Konstanz, Bischof 124
Siegbert von Gembloux, Mönch 83
Siegfried von Feuchtwangen, Hochmeister des Deutschritterordens 385
Sigismund, Sohn Karls IV., böhmischer und ungarischer König 179–181, 184 f., 195, 198, 211 f., 216, 218 f., 231 f., 243 f., 251
Simon von Noyon, Bischof 30
Sixtus IV., Papst 257 f., 279–286, 288, 290, 292 f., 324 f., 342 f., 364, 370, 373
Sommerlad, Th. 82, 123
Sophie von Wittelsbach, Gemahlin von König Wenzel 191
Spörl, Johannes 147
Sprenger, Jacobus, Inquisitor 311, 321
Stefan I., ungarischer König und Heiliger 131
Stefano von Bagnorea, apostolischer Sekretär 285
Steiger, Otto 316
Stern, L. 66
Streicher, Julius, Gründer des antisemitischen Blattes «Der Stürmer» 427
Strozzi, Laudomia, Savonarolas Braut 333
Sudbury, Simon, Erzbischof von Canterbury 236
Suleiman der Prächtige, Sultan 445
Sverrir Sigursarsson, norwegischer König 130.

Talleyrand, Élie de, Kardinal 61
Tertullian, Kirchenschriftsteller 261
Teuschlein, Johann, protestantischer Prediger 397
Thomas von Aquin, hl. Kirchenlehrer 80, 92, 221, 248, 297, 305, 313 f.
Thomas von Arundel, Erzbischof von Canterbury 238
Thomas von Cantimpré, dominikanischer Prediger 104
Thomas, Peter de (Pierre Thomasius), Titularpatriarch von Konstantinopel 145
Thompson, E. A. 123
Thornai von Noyon 30
Thurzo, Johann, Bischof von Breslau 367
Tiburtius, politischer Gegner von Papst Pius II. 273
Timo von Bamberg, Bischof 125
Tizian, italienischer Maler 365, 443
Todeschini-Piccolomini, Franceso, der spätere Papst Pius III. 341
Tolomei, Giacomo, Vogt der Engelsburg 272
Tomacelli, Andreas, Bruder von Papst Bonifaz IX. 166 f.
Tomacelli, Giacomo, Neffe von Papst Bonifaz IX. 167
Tomacelli, Jacobus III., Neffe von Papst Bonifaz IX. 167
Tomacelli, Johann, Bruder von Papst Bonifaz IX. 166 f.
Tomacelli, Pietro, Kardinal, der spätere Papst Bonifaz IX. 165–167
Torquemada, Tomas de, Inquisitor 289
Treitschke, Heinrich von 249
Trinci, Corado 227
Troche, Sekretär von Papst Alexander VI. 326
Tüchle, Hermann 155
Tuchman, Barbara 49, 59, 61, 140
Tyler, Wat, englischer Revolutionär 235

Ulrich II. d. J., Bischof von Regensburg 368
Ulrich von Jungingen, Ordenshochmeister 252–254
Urban II., Papst 139, 144, 148
Urban V., Papst 139–142, 144, 147 f.
Urban VI., Papst, (Bartolomeo Prignano) 158–166, 170, 173

Valla, Lorenzo, Autor und päpstlicher Sekretär 262, 264, 275, 278, 377
Valle, Kardinal 439
Verallo, Girolamo, päpstlicher Nuntius 450
Vercelli, Battista da, Arzt 359
Vico, Giovanni di 227
Vienne, Jean de, französischer Admiral 231
Visconti, Bernabò 55, 144
Visconti, Filippo Maria, Herzog von Mailand 226
Visconti, Gian Galeazzo, erster Herzog von Mailand 55, 176
Visconti, Matteo II. 55
Visconti, Robert, Erzbischof 141
Vitelleschi, Giovanni 226
Vitelli, Vitellozzo, Fürst 337, 339
Voltaire 240

Walsingham, Thomas, Wycliff-Gegner 237
Weigand von Redwitz, Bischof von Bamberg 397
Welser, Christoph, päpstlicher Protonotar 366
Wenzel IV., römisch-deutscher König 176, 179, 191, 196, 252
Wenzel von Dubá, Hus-Anhänger 198, 201
Welte, B. 18, 139, 246
Wetzer, H. J. 18, 139, 246
Weyer, Adam 429
Widerad, Abt von Fulda 96
Wilhelm Noellet von Bologna, Kardinallegat 152
Wilhelm von Gennep, Erzbischof von Köln 37
Wilhelm von Ockham, Theologe 183, 223
Wilhelm, Herzog von Bayern 404
William de la Pole, Herzog von Suffolk 239
Witold von Litauen, Großfürst 251–254
Wladislaus, König von Böhmen 365
Wladislaw III. Jagiello, polnisch-ungarischer König 232 f., 252–255
Wolf Schlick Graf zu Falkenau 421
Wycliff, John, Reformer 149, 190–193, 202, 204, 208, 212, 237, 391

Zabaralla, Franciscus, Theologe 223
Zamometić, Andrea, Dominikaner 290
Zander, Hans Conrad 321
Zbyněk Zajic von Hasenburg, Erzbischof von Prag 191, 195
Želivský, Jan, Reformer 187, 209 f.
Zeno, Baptista, Kardinal 277
Zink, Johannes, Kleriker 366 f.
Žižka, Jan, Reformer 209–211, 213 f.
Zwilling, Gabriel, evangelischer Prediger 406
Zwingli, Ulrich, Reformer 402, 406

ÜBER DEN AUTOR

Karl Heinrich Leopold Deschner wurde am 23. Mai 1924 in Bamberg geboren. Sein Vater Karl, Förster und Fischzüchter, katholisch, entstammte ärmsten Verhältnissen. Seine Mutter Margareta Karoline, geb. Reischböck, protestantisch, wuchs in den Schlössern ihres Vaters in Franken und Niederbayern auf. Sie konvertierte später zum Katholizismus.

Karlheinz Deschner, das älteste von drei Kindern, ging zur Grundschule in Trossenfurt (Steigerwald) von 1929 bis 1933, danach in das Franziskanerseminar Dettelbach am Main, wo er zunächst extern bei der Familie seines Tauf- und Firmpaten, des Geistlichen Rats Leopold Baumann, wohnte, dann im Franziskanerkloster. Von 1934 bis 1942 besuchte er in Bamberg das Alte, Neue und Deutsche Gymnasium als Internatsschüler bei Karmelitern und Englischen Fräulein. Im März 1942 bestand er die Reifeprüfung. Wie seine ganze Klasse meldete er sich sofort als Kriegsfreiwilliger und war – mehrmals verwundet – bis zur Kapitulation Soldat, zuletzt Fallschirmjäger.

Zunächst fernimmatrikuliert als Student der Forstwissenschaften an der Universität München, hörte Deschner 1946/47 an der Philosophisch-theologischen Hochschule in Bamberg juristische, theologische, philosophische und psychologische Vorlesungen. Von 1947 bis 1951 studierte er an der Universität Würzburg Neue deutsche Literaturwissenschaft, Philosophie und Geschichte und promovierte 1951 mit einer Arbeit über «Lenaus Lyrik als Ausdruck metaphysischer Verzweiflung» zum Dr. phil. Einer im selben Jahr geschlossenen Ehe mit Elfi Tuch entstammen drei Kinder, Katja (1951), Bärbel (1958) und Thomas (1959 bis 1984).

Von 1924 bis 1964 lebte Deschner auf einem früheren Jagdsitz der Würzburger Fürstbischöfe in Tretzendorf (Steigerwald), dann zwei Jahre im Landhaus eines Freundes in Fischbrunn (Hersbrucker Schweiz). Seitdem wohnt er in Haßfurt am Main.

Karlheinz Deschner hat Romane, Literaturkritik, Essays, Aphorismen, vor allem aber religions- und kirchenkritische Geschichtswerke veröffentlicht. Auf über zweitausend Vortragsveranstaltungen hat Deschner im Laufe der Jahre sein Publikum fasziniert und provoziert.

1971 stand er in Nürnberg «wegen Kirchenbeschimpfung» vor Gericht.

Seit 1970 arbeitet Deschner an seiner großangelegten «Kriminalgeschichte des Christentums». Da es für so unruhige und beunruhigende Geister wie ihn keine Posten, Beamtenstellen, Forschungsstipendien, Ehrensolde, Stiftungsgelder gibt, war ihm die ungeheure Forschungsarbeit und Darstellungsleistung nur möglich dank der selbstlosen Hilfe einiger Freunde und Leser, vor allem dank der Förderung durch seinen großherzigen Freund und Mäzen Alfred Schwarz, der das Erscheinen des ersten Bandes im September 1986 noch mitgefeiert, den zweiten Band aber nicht mehr miterlebt hat, seither des deutschen Unternehmers Herbert Steffen.

Im Sommersemester 1987 nahm Deschner an der Universität Münster einen Lehrauftrag wahr zum Thema «Kriminalgeschichte des Christentums».

Für sein aufklärerisches Engagement und für sein literarisches Werk wurde Karlheinz Deschner 1988 – nach Koeppen, Wollschläger, Rühmkorf – mit dem Arno-Schmidt-Preis ausgezeichnet, im Juni 1993 – nach Walter Jens, Dieter Hildebrandt, Gerhard Zwerenz, Robert Jungk – mit dem Alternativen Büchnerpreis und im Juli 1993 – nach Sacharow und Dubček – als erster Deutscher mit dem International Humanist Award. Im September 2001 erhielt Deschner den Erwin-Fischer-Preis des Internationalen Bundes der Konfessionslosen und Atheisten, im November 2001 den Ludwig-Feuerbach-Preis des Bundes für Geistesfreiheit, Augsburg.

Um die «Kriminalgeschichte des Christenums» geht es – pro und contra – in dem 70minütigen Videofilm von Ricarda Hinz und Jacques Tilly mit dem Titel «Die haßerfüllten Augen des Herrn Deschner». Zu beziehen über: Humanistischer Verband Deutschlands, Wallstraße 61–65, 10179 Berlin.

DAS LITERARISCHE WERK KARLHEINZ DESCHNERS

Die Buchveröffentlichungen in zeitlicher Reihenfolge:

1956 Die Nacht steht um mein Haus. Roman
1957 *Was halten Sie vom Christentum?* 18 Antworten auf eine Umfrage
1957 Kitsch, Konvention und Kunst. Eine literarische Streitschrift
1958 Florenz ohne Sonne. Roman
1962 Abermals krähte der Hahn. Eine kritische Kirchengeschichte von den Anfängen bis zu Pius XII.
1964 Talente, Dichter, Dilettanten. Überschätzte und unterschätzte Werke in der deutschen Literatur der Gegenwart
1965 Mit Gott und den Faschisten. Der Vatikan im Bunde mit Mussolini, Franco, Hitler und Pavelić
1966 *Jesusbilder in theologischer Sicht*
1966 *Das Jahrhundert der Barbarei*
1968 *Wer lehrt an deutschen Universitäten?*
1968 Kirche und Faschismus
1969 *Das Christentum im Urteil seiner Gegner, Band 1*
1970 *Warum ich aus der Kirche ausgetreten bin*
1970 *Kirche und Krieg. Der christliche Weg zum Ewigen Leben*
1971 Der manipulierte Glaube. Eine Kritik der christlichen Dogmen
1971 *Das Christentum im Urteil seiner Gegner, Band 2*
1974 Das Kreuz mit der Kirche. Eine Sexualgeschichte des Christentums
1974 Kirche des Un-Heils. Argumente um Konsequenzen zu ziehen
1977 *Warum ich Christ/Atheist/Agnostiker bin*
1981 Ein Papst reist zum Tatort. Flugschrift
1982 Ein Jahrhundert Heilsgeschichte. Die Politik der Päpste im Zeitalter der Weltkriege, Band 1
1983 Ein Jahrhundert Heilsgeschichte. Die Politik der Päpste im Zeitalter der Weltkriege, Band 2
1985 Nur Lebendiges schwimmt gegen den Strom. Aphorismen
1986 Die beleidigte Kirche oder Wer stört den öffentlichen Frieden? Gutachten im Bochumer § 166-Prozeß
1986 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 1: Die Frühzeit – Von den Ursprüngen im Alten Testament bis zum Tod des heiligen Augustinus
1987 Opus Diaboli. Fünfzehn unversöhnliche Essays über die Arbeit im Weinberg des Herrn
1988 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 2: Die Spätantike – Von den katholischen «Kinderkaisern» bis zur Ausrottung der arianischen Wandalen und Ostgoten unter Justinian I.

1989 Dornröschenträume und Stallgeruch. Über Franken, die Landschaft meines Lebens
1990 Woran ich glaube
1990 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 3: Die Alte Kirche – Fälschung, Verdummung, Ausbeutung, Vernichtung
1991 Die Politik der Päpste im 20. Jahrhundert
1991 Der Anti-Katechismus. 200 Gründe gegen die Kirchen und für die Welt (mit Horst Herrmann)
1992 Der Moloch. Zur Amerikanisierung der Welt
1994 Die Vertreter Gottes. Eine Geschichte der Päpste im 20. Jahrhundert
1994 Ärgernisse. Aphorismen
1994 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 4: Frühmittelalter – Von König Chlodwig I. (um 500) bis zum Tode Karls «des Großen» (814)
1994 Was ich denke
1995 Weltkrieg der Religionen. Der ewige Kreuzzug auf dem Balkan (mit Milan Petrović)
1997 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 5: 9. und 10. Jahrhundert – Von Ludwig dem Frommen (814) bis zum Tode Ottos III. (1002)
1997 Oben ohne. Für einen götterlosen Himmel und eine priesterfreie Welt. Zweiundzwanzig Attacken, Repliken und andere starke Stücke
1998 Die Rhön. Heidnisches und Heiliges einer einsamen Landschaft
1998 Für einen Bissen Fleisch. Das schwärzeste aller Verbrechen
1999 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 6: 11. und 12. Jahrhundert – Von Kaiser Heinrich II., dem «Heiligen» (1002) bis zum Ende des Dritten Kreuzzugs (1192)
1999 Zwischen Kniefall und Verdammung. Robert Mächler – Ein gläubiger Atheist
1999 Memento! Kleiner Denkzettel zum «Großen Bußakt» des Papstes im Heiligen Jahr 2000
2002 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 7: Das 13. und 14. Jahrhundert – Von Kaiser Heinrich VI. (1190) zu Kaiser Ludwig IV. dem Bayern († 1347)
2003 Mörder machen Geschichte. Aphorismen
2003 Musik des Vergessens. Über Landschaft, Leben und Tod im Hauptwerk Hans Henny Jahnns
2004 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 8: Das 15. und 16. Jahrhundert – Vom Exil der Päpste in Avignon bis zum Augsburger Religionsfrieden

Bücher Karlheinz Deschners wurden und werden übersetzt ins Arabische, Chinesische, Englische, Französische, Griechische, Italienische, Niederländische, Norwegische, Polnische, Russische, Serbokroatische, Spanische.

ro
ro
ro

«Der kenntnisreichste unter den Advocati Diaboli.» (FAZ)

Karlheinz Deschners Ermittlungen beginnen im 14. Jahrhundert mit Clemens IV. in Avignon, einem Vorläufer der berüchtigten Renaissancepäpste. Diese Stellvertreter Gottes, korrupt und geil, verschwenderisch und genußgierig, agierten als allerhöchste Schmarotzer an der Spitze einer moralisch verkommenen Hierarchie geweihter Männer ihresgleichen. Im Großen Abendländischen Schisma (1378 bis 1453) bekämpfen einander gleich drei (Gegen-)Päpste dieser Sorte mit Waffengewalt. In allerchristlichster Nächstenliebe zerfleischen sich die Großmächte Frankreich und England im Hundertjährigen Krieg (1338 bis 1453), während im östlichen Mitteleuropa die Deutschordensritter unter den bereits christianisierten Slawen wüten. Das schamlose Treiben der römischen Kamarilla schrie förmlich nach einem Regimewechsel. Mit Männern wie John Wycliff, Jan Hus und Martin Luther kommt die innerchristliche Opposition zu Wort. Doch die Reformation führt nirgendwo zur Revolution, vielmehr verhindert sie den Kollaps des Papsttums. Jetzt wird die Verfolgung von «Ketzern», Hexen und Juden nur noch fanatischer. Das längste Kapitel widmet Deschner dem Leiden der Landbevölkerung, die seit Anfang des Mittelalters bis weit in die Neuzeit gleichermaßen von Adel und Klerus ausgesaugt und gequält wird.

www.rororo.de

ISBN-13: 978-3-499-61670-9
ISBN-10: 3-499-61670-X

€ 12.90 (D)

9 783499 616709

KARLHEINZ DESCHNER

Kriminalgeschichte des Christentums

BAND 9

MITTE DES 16. BIS ANFANG DES 18. JAHRHUNDERTS

ro ro ro

ro
ro
ro

Mitte des 16. Jahrhunderts feiert die Kirche den «Missionsfrühling» in der Neuen Welt, in Wahrheit ist es die völkermörderische Eroberung der Indianerreiche im späteren Lateinamerika. In Europa liegen fast alle christlichen Mächte miteinander im Krieg. Dazu flammen neue Konflikte mit den islamischen Osmanen auf. Die Hexenverfolgungen erreichen in den folgenden Jahrzehnten ihren Höhepunkt, zu Tausenden lodern die Scheiterhaufen.

Breiten Raum nimmt das von religiösem Hass befeuerte Gemetzel des Dreißigjährigen Krieges (1618–1648) in den Herzlanden der europäischen Christenheit ein.

Die Macht des Katholizismus festigt sich wieder im Ringen mit der zweiten Generation der Reformatoren, mit Zwingli in Zürich und Calvin in Genf, dessen Schreckensregiment schlimmer wütet als die Inquisition. Ignatius von Loyola und der Jesuitenorden werden Hauptakteure der Gegenreformation; zeitweise scheint ganz Europa «nur von Jesuiten beherrscht» (Giulio Cesare Cordara SJ).

Dem Dreißigjährigen Krieg folgt schon 1667 eine zweite, ebenfalls dreißigjährige Kriegsperiode. Gänzlich frei von Kriegen war im gesamten 17. Jahrhundert nur ein einziges Jahr. Die Epoche des Absolutismus kulminiert im kulturell glanzvollen, konfessionell jedoch barbarischen Repressionsregime des allerchristlichsten «Sonnenkönigs» (1638–1715).

Mit dem vorliegenden Band 9 bekommt Deschners verheerende Bilanz nach zweitausend Jahren «Liebesreligion» in aller Welt eine immer klarer erkennbare moderne Kontur.

Karlheinz Deschner, geboren 1924 in Bamberg, im Krieg Soldat, studierte Jura, Theologie, Philosophie, Literaturwissenschaft und Geschichte. Seit 1958 veröffentlicht er seine entlarvenden und provozierenden Geschichtswerke zur Religions- und Kirchenethik. Ausführlichere Angaben zum Autor finden sich im Anhang.

Neben der «Kriminalgeschichte des Christentums» sind folgende Bücher von Karlheinz Deschner bei Rowohlt lieferbar: «Die Politik der Päpste im 20. Jahrhundert» (1991), «Oben ohne» (1997), «Memento» (1999).

KARLHEINZ DESCHNER

Kriminalgeschichte des Christentums

BAND 9

MITTE DES 16. BIS ANFANG DES 18. JAHRHUNDERTS

Vom Völkermord in der Neuen Welt bis zum Beginn der Aufklärung

ROWOHLT TASCHENBUCH VERLAG

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, April 2010
Copyright © 2008 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
Umschlaggestaltung ZERO Werbeagentur, München,
nach einem Entwurf von any.way, Hamburg
Abbildung: Die Greueltaten der Spanier,
Illustrationen von Theodor de Bry
zur lateinischen Übersetzung der Brevissima relación
von Las Casas, Frankfurt, 1598, bpk
Satz Sabon PostScript (InDesign)
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 62443 8

Gewidmet besonders meinen Freunden Alfred Schwarz und Herbert Steffen sowie allen, deren selbstlosen Beistand ich, nach dem steten meiner Eltern, dankbar erfuhr:

Joachim Ackva
Wilhelm Adler
Prof. Dr. Hans Albert
Lore Albert
Klaus Antes
Else Arnold
Josef Becker
Karl Beerscht
Dr. Wolfgang Beutin
Dr. Otto Bickel
Prof. Dr. Dieter Birnbacher
Dr. Eleonore Kottje-Birnbacher
Kurt Birr
Dr. Otmar Einwag
Dr. Sylvia Engelfried
Dieter Feldmann
Dr. Karl Finke
Franz Fischer
Kläre Fischer-Vogel
Dr. Ing. Johannes Gärtner
Henry Gelhausen
Dr. Helmut Häußler
Prof. Dr. Dr. Norbert Hoerster
Prof. Dr. Walter Hofmann
Dr. Stefan Kager und Frau Lena
Hans Kalveram
Karl Kaminski und Frau
Dr. Hedwig Katzenberger
Dr. Klaus Katzenberger
Hilde und Lothar Kayser
Prof. Dr. Christof Kellmann
Prof. Dr. Hartmut Kliemt
Dr. Fritz Köble
Hans Koch
Hans Kreil
Ine und Ernst Kreuder
Eduard Küsters
Robert Mächler
Jürgen Mack
Volker Mack
Dr. Jörg Mager
Prof. Dr. H.M.
Nelly Moia
Fritz Moser
Theo Müller
Regine Paulus
Jean-Marc Pochon
Arthur und Gisela Reeg
Hildegunde Rehle
M. Renard
Gabriele Röwer
German Rüdel
Dr. K. Rügheimer u. Frau Johanna
Heinz Ruppel und Frau Renate
Martha Sachse
Hedwig und Willy Schaaf
Friedrich Scheibe
Else und Sepp Schmidt
Dr. Werner Schmitz
Norbert Schneider
Alfred Schwarz
Dr. Gustav Seehuber
Dr. Dr. Gunter F. Seibt
Dr. Michael Stahl-Baumeister

Herbert Steffen
Prof. Dr. Dr. Dr. h.c.
Wolfgang Stegmüller
Almut und Walter Stumpf
Assunta Tammelleo
Artur Uecker
Dr. Bernd Umlauf
Helmut Weiland
Klaus Wessely
Richard Wild
Lothar Willius
Dr. Elsbeth Wolffheim
Prof. Dr. Hans Wolffheim
Franz Zitzlsperger
Dr. Ludwig Zollitsch

INHALT

1. KAPITEL: Amerikanischer Holocaust oder «Missionsfrühling zu Beginn der Neuzeit» 11

Päpste und Portugiesen greifen Afrika an 13 · Alexander VI. verschenkt einen Kontinent 17 · «... and Columbus Day is a celebration» 21 · Der größte Völkermord der Geschichte beginnt 29 · Hernán Cortés, Missionar und Menschenbestie 32 · Pizarro und die Vernichtung des Inkareiches 39 · Wie Nordamerika christlich wurde oder: «To kill and scalp all, big and little» 43

2. KAPITEL: Die Reformation erfaßt die Schweiz. Zwingli und Calvin 55

Zwingli kann die Kirche «bloß durch Blut» erneuern 62 · Calvin läßt Michael Servet verbrennen 71

3. KAPITEL: Die Gegenreformation beginnt. Das Konzil von Trient. «Sacrosancta Tridentina synodus (1545–1563) 87

Ältere Reformansätze 91 · Phasen des Konzils 94 · Einfluß der Jesuiten 98

4. KAPITEL: Ignatius von Loyola (1491–1556). Ein tränenreicher Visionär macht Weltpolitik 105

«Kriegsdienst für Gott» 107 · «Das Geistliche Tagebuch» oder War Ignatius von Loyola verrückt? 110 · Visionen und «Stimmen» 116 · Der stete «Blick nach oben» oder «Wie mit einem mystischen Fernrohr» 124 · «Blind» gehorchen, als wäre man «ein Leichnam» 128

5. Kapitel: Der Konfessionalismus beginnt 133

Die Konfessionalisierung beginnt ... 135 · ... und die lutherische Staatskirche, «Fortsetzung des Bauernkrieges ‹mit anderen Mitteln›» 140 · Cuius regio, eius religio 146 · Was Herr von Pastor meint 152

6. Kapitel: Weltweite Jesuitenagitation 157

In Italien und Spanien 161 · In Frankreich und Deutschland 164 · In Polen und Schweden 166 · Die Union von Brest 171 · Ein welthistorisches Schmierentheater. Rom setzt in Moskau einen falschen Zaren auf den Thron 173 · In Südamerika und Indien 176 · In Japan und China 179 · Schein und Sein und erste Anfeindungen 181 · Stete Indoktrination oder: cupido occupandi omnia 187 · Die Beichtväter-Bande 191

7. Kapitel: Wittelsbacher und Habsburger als Träger der Gegenreformation und der Kölner Krieg 199

München als «deutsches Rom», Bayern als Polizeistaat 202 · Nichts um «Gottes Lohn» allein 205 · Otto Kardinal Truchseß von Waldburg, Bischof von Augsburg und «Protektor der deutschen Nation» 207 · Julius Echter von Mespelbrunn, Fürstbischof von Würzburg und Herzog von Franken. Porträt eines «hervorragenden Humanisten» (Meisner) 212 · Habsburg rettet Österreich für das Papsttum 224 · Der Kölner Krieg «zur Propagierung des heiligen Evangeliums» 232

8. Kapitel: Staatsterror im Westen. Die Niederlande, Frankreich, England und Schottland im späteren 16. Jahrhundert 239

Terror in den Niederlanden 241 · Blutopfer niederländischer Christen unter dem Kaiser 242 · König Philipp II. – «alles unter dem Gesichtswinkel des kirchlichen Interesses ...» 244 · Der Bildersturm 247 · Herzog Alba und sein Schreckensregiment 249 · Terror in Frankreich 254 · Die Bartholomäusnacht oder die sogenannte Pariser Bluthochzeit 257 · Gregorianische Freudengesänge und pures Entsetzen 261 · Terror in England, Schottland und Irland 265 · Heinrich und sein Eheglück 266 · Heinrich VIII. wird «höchstes irdisches Haupt der Kirche von England» 269 · Maria die Katholische, die Blutige (1553–1558) 273 · Elisabeth I. (1558–1603), die «geborene Herrscherin» 276 · Schottland und Maria Stuart 280 · Irland – Kopfpreise auf katholische Priester wie auf den Kopf eines Wolfes 283

9. KAPITEL: Die Schlammschlacht vor dem großen Krieg. Vom publizistischen Schlachtfeld zum militärischen 287

«... so gräulich ausgekotzte Rotz- und Schmachklumpen» 291 · «... das Reich des Antichristes ... die große Mutter der Hurerei» 295 · «Christus Jesus mit den Christen,/Der Teufel mit den Calvinisten» 298 · «Um Christi Liebe ... kommt mit euren Hellebarden, Kanonen und Büchsen ...» oder: «Deutschland in seinem eigenen Blut ersäufen» 301

10. KAPITEL: Der Dreißigjährige Krieg beginnt 305

Union und Liga. Die christlichen Brüder formieren sich 307 · Der Prager Fenstersturz (23. Mai 1618) 310 · Der Böhmische Krieg 313 · Das Blutgericht oder: «Sonst ist der ganze Tag schön gewesen» 319 · Der Krieg springt auf das Reich über 325 · Papst Gregor XV. (1621–1623) – «Furcht und Liebe Gottes» und stete Kriegstreiberei 328 · Von der «lust zum kriege» oder: «Sie schonen niemand, wer er auch sei ...» 333

11. KAPITEL: Worum kämpfte man im Dreißigjährigen Krieg? 337

Der Dänisch-Niedersächsische Krieg (1625–1629) und das Restitutionsedikt (1629) 339 · Wallenstein betritt die Arena 341 · «Des Schweden Volk ist im Marschieren ...». Magdeburg und Breitenfeld 347 · Religion nur Vorwand für Krieg 352 · Die Päpste und der Krieg 362

12. KAPITEL: Pax Christiana oder «Christliche Lebensführung» nach dem Jahrhundertkrieg 371

Von der Sehnsucht nach Frieden und stets neuen Kriegsprojekten 373 · Krieg auf Krieg 376 · Zur Zeit des «Sonnenkönigs» 389 · Von der «Freiheit des Glaubens» oder «sterben wie Mücken ...» 397

ANHANG

Anmerkungen 403 · Benutzte Sekundärliteratur 428 · Abkürzungen 441 · Register 442 · Über den Autor 453 · Werkeverzeichnis 455

1. KAPITEL

AMERIKANISCHER HOLOCAUST ODER «MISSIONSFRÜHLING ZU BEGINN DER NEUZEIT»

«In Europa mußte die katholische Kirche die Trennung von mehreren Millionen Gläubigen und den Verlust der Glaubenseinheit als Tatsache hinnehmen. Zur gleichen Zeit aber weiteten sich die Horizonte; immer neue Länder und Völker traten in den Blickpunkt. Auf den Missionsfeldern begann ein neues Blühen und Fruchttragen.»
August Schuchert/Heinz Schütte (mit kirchlicher Druckerlaubnis)[1]

«The cruel policy initiated by Columbus and pursued by his successors resulted in complete genocide.»
Samuel Eliot Morison[2]

«The destruction of the Indians of the Americas was, far and away, the most massive act of genocide in the history of the world», «... the total extermination of many American Indian peoples and the near-extermination of others, in numbers that eventually totaled close to 100000000.»
David E. Stannard[3]

«Vor allem die Neue Welt erlebte eine so grauenhafte Versklavung und Vernichtung des Menschen, daß einem das Blut erstarren könnte.»
Kardinal Joseph Höffner, Erzbischof von Köln[4]

Päpste und Portugiesen greifen Afrika an

Von entscheidender Bedeutung für die Entstehung der neuzeitlichen Welt war das Ausgreifen des Abendlandes im 15. und 16. Jahrhundert auf die Ozeane, auf zahlreiche überseeische Länder, nicht nur auf beide Amerika, sondern, davor und danach, auch auf Asien und Afrika. Riesige Reichtümer flossen nach Europa, der Welthandel begann, die Epoche der kapitalistischen Wirtschaft, die Europäisierung des Planeten, erste Tendenzen zur «Globalisierung».

Dafür gab es viele ursächliche Voraussetzungen – von einer intensiven Aristotelesrezeption bis zur Ausweitung des Geldgeschäfts oder des Fernhandels, der transkontinentalen Weltwirtschaft, der Ergänzung der Küstenschiffahrt durch die Hochseenavigation. Es gab wissenschaftliche, zumal astronomische, oft auf antikem, teils durch Araber vermitteltem Wissensgut beruhende Erkenntnisse. Es gab größere individuelle Initiativen, Unternehmungslust, gab erweiterte nautische Fertigkeiten vermöge verbesserter hochseetüchtiger Schiffe (Karavellen), verbesserter Seefahrts-, verbesserter Segeltechnik, verbesserter Meßinstrumente und -methoden, verbesserter Kartographie; der aus China kommende Kompaß war im Westen schon seit dem Hochmittelalter bekannt.

Entdeckungsfahrten wurden nun genauer geplant, rationaler organisiert, wurden immer ausgedehnter, angetrieben vor allem von ökonomischen Bedürfnissen, von Gewinnsucht, der Suche nach Gewürzen, nach Edelmetallen, doch auch, besonders anfangs, von sogenannten missionarischen Zielen, Impulsen, kollektivem christlichem Sendungswahn, alten Kreuzzugsideen – ja keineswegs bloß

Vorwand, bloß ideologische Verbrämung für die grassierende Blut- und Goldgier, «sondern beides hing zusammen wie die zwei Seiten eines Blatts Papier» (Beutin). Nicht selten erschienen mit den Schlächtern gleich die Missionare, schwerbewaffnet die einen, kreuzeschwingend die andern, wenn auch offen bleibt, inwieweit dabei das sogenannte Spirituelle, der Bekehrungseifer, die kommerzielle Motivation, die nackte Gewinn-, die Machtsucht, Handel und Herrschaft nur kaschiert. Vielleicht sah das ja Michel de Montaigne schon im 16. Jahrhundert ganz richtig, wenn er in seinen bis heute fortwirkenden «Essais» ungeschminkt schrieb: «Wer hat jemals den Nutzen der Kaufmannschaft und des Handels so hoch gesetzt, des Perlen- und Pfefferhandels wegen so viele Städte zu schleifen, so viele Nationen auszurotten, so viele Millionen Menschen niederzumachen, und den reichsten und schönsten Teil der Welt zu verwüsten! Niederträchtige Siege!»

Die Päpste jedenfalls gaben in den großen Teilungsverträgen des 15. Jahrhunderts (Medina del Campo, Alcaçovas, Tordesillas) die den Vertragspartnern zugewiesenen Gebiete als Kirchenlehen aus. Schon Nikolaus V. gestattete in seiner Bulle «Romanus Pontifex» 1454 den Portugiesen, sämtliche Reiche der Sarazenen, Heiden sowie «anderer Feinde Christi» zu erbeuten und diese Menschen ewiger Sklaverei zu unterwerfen. Und nicht von ungefähr gingen die Raubzüge in Übersee von der Iberischen Halbinsel aus, wo man in der Reconquista nach jahrhundertelangen Kämpfen, dieser «Schule für Halsabschneider» (Winius), mit der Eroberung Granadas durch Kastilien und Aragon (später Spanien genannt) 1492 gerade den letzten arabischen Staat auf europäischen Boden endgültig niedergerungen (VII 107ff.); wo die Mauren nach Marokko fliehen, die Juden, verjagt, nach Portugal, auf den Balkan, schließlich in die Niederlande. Freilich rivalisieren auch die christlichen Nationen miteinander, Portugal und Kastilien, Westeuropas stärkste Seemächte, die Küstenfahrt zur Meerfahrt weitend, streiten sie um Schiffahrts-, Handels-, Fischerei- und territoriale Rechte.[5]

Bis zum Ende des Mittelalters waren der christlichen Welt nur drei Kontinente bekannt, Europa, Asien, Afrika, und sie symbolisierten, wie könnte es anders sein, die göttliche Trinität. Doch schon

bald ging diese Rechnung, gleich freilich so mancher christlichen Rechnung, nicht mehr ganz auf.

Als erste griffen, von Wagemut gepackt, von Entdeckerfreude, Profiterwartung, von Macht- und Raublust, die Portugiesen aus.

Noch vor den Spaniern schufen sie seit dem frühen 15. Jahrhundert eine bedeutende Flotte zur Umsetzung ihrer von Papst Johann XXIII. geförderten Expansionssucht. Zumal unter dem zielstrebigen Infanten Heinrich dem Seefahrer – selbst übrigens keineswegs Seefahrer, auch nicht, wie immer wieder behauptet, Begründer der ersten «Seefahrtschule» der Welt, einer nautischen «Akademie» in Sagres, wohl aber Großmeister auch des Christusordens und damit Nutzer der Finanzmittel der einstigen Templer (VII 457 ff.) – unter ihm also insistierten die Portugiesen auf ihren maritimen Interessen, erkundeten und plünderten sie systematisch Richtung Süden die westafrikanische Küste.

1415 nehmen sie handstreichartig unter starker Beteiligung des Königshauses das mohammedanische Ceuta im nördlichen Marokko. Im reichsten und schönsten Ort des Landes schlachten sie Tausende von Menschen, auch unbewaffnete Frauen, Kinder, und stimmen dann in der schnell «katholisch» gemachten Moschee das Tedeum an. Quellen sprechen vom Glaubenskampf, doch offenbar ging es ebenso um ökonomische Aspekte, war Ceuta ja Endpunkt transsaharischer Karawanenwege, ein Umschlagplatz für Gold, schwarze Sklaven u.a.

Seit 1416 untersteht die Stadt dem Prinzen Heinrich. 1418 errichtet Papst Martin V. das Bistum Ceuta.

1419 entdecken die Seefahrer Madeira, wo sie in der Jahrhundertmitte den Zuckerrohranbau mit maurischen servi betreiben, das Modell der transatlantischen Sklaverei Amerikas. Die Portugiesen stoßen stets weiter vor, nicht zuletzt um den Seeweg nach Indien zu finden. 1431 erreichen sie die Azoren, die hundert Jahre später einen eigenen Bischof bekommen. 1441 gelingt ihnen der erste Fang schwarzafrikanischer Sklaven, Auftakt der Verknechtung von Nichtmuslimen im großen Stil. 1443 bestätigt ihnen der Papst ein Exklusivprivileg für Fahrten südlich von Kap Bojador. Und als sie 1445 erstmals Kap Verde umsegeln, den westlichsten Punkt Afri-

kas (heute Senegal), und die Azoren zu besiedeln beginnen, machen sie die Insel Arguin (heute Mauretanien) zur ersten portugiesischen Faktorei (feitoria) an der Westküste, zu einem befestigten Umschlagplatz besonders für Unfreie, für Gold, Elfenbein, Schildkröten u. a.; im 17. Jahrhundert nacheinander von den christlichen Brudervölkern der Holländer, Briten, Franzosen erobert. «Offenbar hatten die Europäer – im Unterschied zu den Arabern –, nicht vor, die Schätze und Produkte zu bezahlen bzw. einzutauschen, sondern man wollte diese ‹an sich nehmen›» (Der Große Ploetz).[6]

Papst Nikolaus V., dessen «einziges politisches Ziel», so Katholik Kühner, «der Frieden» ist, berechtigt 1452 in der Bulle «Dum diversas» Portugal, die Muslime zu bekriegen, zu berauben, zu versklaven; ermächtigt nur wenige Jahre darauf das Land zum Kreuzzug gegen sie und erteilt ihm das Monopol auf Handel wie Eroberungen zwischen Kap Bojador und Indien – «ein grundlegender Freibrief für die Expansion Portugals in Übersee» (Geiss). Ein Freibrief, den schon im nächsten Jahr Papst Calixt III. dem Großmeister des Christusordens auch für die geistlich-kirchliche Leitung aller gegenwärtigen und künftigen portugiesischen Okkupationen innerhalb der genannten Koordinaten gewährt, für die Missionierung somit sämtlicher Gebiete vom Kap Bojador über Guinea «usque ad Indos». Das Afrikageschäft wurde «mittels päpstlicher Bullen international abgesichert» (Reinhard)[7]. Kurz vor 1460, dem Todesjahr Heinrich des Seefahrers, entdecken die Portugiesen die Kapverdischen Inseln. Sie werden, 600 Kilometer vor der westafrikanischen Küste, ein Hauptumschlagplatz für Sklaven praktisch bis 1870 und erst 1975 völlig unabhängig. 1471 erreichen die Portugiesen die Goldküste (Guineaküste) im nunmehrigen Ghana, 1482 die Kongo-Mündung. Im selben Jahr gründen sie nach dem Fund einer bedeutenden Goldmine zu deren Sicherung am Atlantik Stadt und Festung El Mina (wo auch Kolumbus bereits erscheint), das erste und lange Zeit stärkste Fort der Küste, Ausfuhrhafen zunächst für Gold, später, als auch Franzosen, Niederländer, Schweden, Dänen kommen, vor allem ein Handelsplatz für Sklaven.

1487/1488 umsegelt Bartolomeu Diaz als erster Europäer die Südspitze Afrikas, das Kap der Stürme (dann, in Erwartung, bald

Indien zu erreichen, in Kap der Guten Hoffnung umbenannt) und errichtet portugiesische Stützpunkte in Südafrika. 1498 findet Vasco da Gama über Moçambique (wo die portugiesische Kolonialherrschaft bis 1975 dauert) und Malindi (im heutigen Kenia) den Seeweg nach Indien und erreicht den Gewürzhafen Calicut. Als man da einen seiner Männer nach ihrem Vorhaben fragt, antwortet er, laut Bordbuch-Eintrag Vasco da Gamas: «Wir kommen, Christen und Gewürze zu suchen.» Seit 1500 segeln die Portugiesen Jahr um Jahr nach Indien, um dort, so die Quellen ausdrücklich, mit systematischem «Terror» den moslemischen Handel zu vernichten. Auch Italiener sowie Welser und Fugger waren hier von früh an beteiligt.

Unter Alexander VI. förderte Rom die portugiesischen Unternehmen in Afrika «geradezu als Kreuzzüge zur Verbreitung des Glaubens» (von Pastor). Dabei ließ es auch der kastilische Franziskaner Kardinal Francisco Jiminez (Ximenes) de Cisneros (gest. 1517), zeitweise Beichtvater der Königin und Berater des Herrscherpaares, nicht an kirchenfürstlicher Brutalität fehlen. Energisch betrieb er Spaniens Aggressionen in Nordafrika, finanzierte sie gelegentlich, focht einmal sogar selbst in vorderster Front. Eifrig forcierte er auch die Zwangschristianisierung religiöser Minderheiten auf der Pyrenäenhalbinsel und stand selbstverständlich hinter dem königlichen Dekret vom 11. Februar 1502, das den Mauren ganz Kastiliens Exil oder Bekehrung aufzwang. Ja, er verbrannte als Großinquisitor 2500 Menschen, nach Hoensbroech über 3000 – «eine der grossen nationalen Persönlichkeiten Spaniens, die sein ‹goldenes Jahrhundert› heraufführten» (Lexikon für Theologie und Kirche); ein Massenmörder, in manchen Gegenden des Landes als Heiliger verehrt.[8]

Alexander VI. verschenkt einen Kontinent

Während die Portugiesen in Afrika, in Asien ein ausgedehntes Kolonialreich raubten, expandierten die Spanier in Mittel- und Südamerika und hatten, trotz etwas späteren Beginns, die Portugiesen

bald überflügelt, nicht auf dem Südkurs bekanntlich, sondern auf dem Weg nach Westen. Sie benutzten dabei die ihnen nahe liegenden, auf diversen Cruzadas unterjochten, bald hispanisierten und missionierten, zugleich unterworfenen und christianisierten Kanarischen Inseln, besonders Gran Canaria, wo durch sie die Guanchen ausstarben, noch bevor sie als ihre Zwangsarbeiter umkommen konnten.

Von den Kanaren aus suchten die Spanier, die nun bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts Europa dominierten, Asien zu erreichen, Indien, China mit den märchenhaften Schätzen an Gold und Gewürzen, an exotischen Luxuswaren, gelangten aber in einen bisher ihnen unbekannten Erdteil, dann nach dem Vornamen von Americo Vespucci Amerika benannt.

Der Florentiner Agent der Medici in Sevilla hatte im ausgehenden 15. Jahrhundert in spanischem Auftrag Erkundungsfahrten in die neuen Länder unternommen und sich in einem Reisebericht als Entdecker des Kontinents («mundus novus») bezeichnet. Zu seiner Zeit hochangesehen, einflußreich, vielübersetzt und -aufgelegt, galt Americo Vespucci in humanistischen Kreisen als bester Ethnograph der Neuen Welt. Als deren Entdecker rühmten ihn auch die beiden deutschen Humanisten und Kosmographen Martin Waldseemüller und Matthias Ringmann in ihrer «Cosmographiae universalis introductio» von 1507. Ringmann sah keinerlei Grund dafür, ernsthaft zu bestreiten, «diesen Erdteil nach seinem Entdecker Americus, einem Mann von scharfsinnigem Verstand, ‹Amerige›, gleichsam Land des Americus, oder ‹America› zu benennen ...» Beide Autoren setzten das Wort in eine entsprechende Karte ihres Werkes ein, und Mitte des 16. Jahrhunderts wurde der Name Amerika für den südamerikanischen, danach auch für den nordamerikanischen Erdteil üblich.[9]

Wer immer aber seinen Fuß zuerst auf das amerikanische Festland gesetzt haben mag, Vespucci hat als Erster den Irrtum des Kolumbus erkannt und die «Neue Welt» als eigenen Kontinent benannt – und die iberischen Eindringlinge eröffneten jetzt einen Völkermord ohnegleichen, eröffneten ihn nicht nur als Christen, sondern auch im Namen des Christentums. Ja, die Europäer gerieten über den

lockenden Reichtum selbst in Streit. Schon drohte zwischen ihnen ein blutiger Konflikt, da betätigte sich der Heilige Stuhl als Friedensstifter.

Bereits 1493 – die spanische Reconquista, der Krieg gegen den Islam, war gerade mit dem Fall des wirtschaftlich blühenden Emirates Granada beendet worden – begann die Conquista in Übersee, der Krieg gegen das Heidentum, der iberische Großraub mit «Kreuzzugsanstrich» vor allem in den atlantischen Küstengebieten Afrikas und Amerikas, begann der Aufstieg Spaniens zur Weltmacht. Wie in der Alten Welt, kollaborierten nun auch in der Neuen geistliche und profane Gewalt, katholische Kirche und kolonialer Staat, besonders in den überseeischen Territorien Portugals und mehr noch Spaniens, alles basierend auch hier auf dem Prinzip des do ut des. – Lebten um 1650 in ganz Spanisch-Amerika noch etwa 4 Millionen Indianer, waren es um 1492, so die Schätzungen, 7 bis 100 Millionen, wobei 35 Millionen als plausibel gelten.

Damals teilte der Aragonese Alexander VI. in der Bulle «Inter cetera» die Neue Welt in zwei Interessensphären, legte er die Grenze zwischen den spanischen und portugiesischen Okkupationen fest, übertrug er, der Spanier, dies alles diensteifrig den Königen Ferdinand und Isabella, «damit Ihr die Völker der genannten Inseln und Länder zur Annahme der christlichen Religion veranlaßt, wie es Euer Wunsch und Eure Pflicht ist, und Euch durch keine Gefahren und Mühen jemals abschrecken laßt, in der festen Hoffnung und Zuversicht, daß der allmächtige Gott Euer Beginnen glücklich vollenden wird.» (Später freilich erbat Kolumbus für die Indianermission vergeblich Priester.)

Der Römer aber widmete in kurzer Aufeinanderfolge den Annexionen fünf Edikte, gelegentlich auch als «westindische Lehnsedikte Alexander VI.» bezeichnet, womit er die Voraussetzung für zwei europäische Weltreiche schuf.

Der Papst verschenkt, was ihm gar nicht gehört, weshalb ihn denn auch der (1533 ermordete) Inkafürst Atahualpa wahnsinnig nennt. Doch gab der Borgia einfach sämtliche von keinem «rechtgläubigen» Fürsten beanspruchten Gebiete (in Anlehnung an das auf römisches Recht zurückgehende Finderecht) als «terra nul-

lius», als «res nullius», die Sache somit für rechtens aus, jedoch nur «unter der Bedingung der Ausbreitung des christlichen Glaubens» sowie der Finanzierung des kooperierenden Kirchenapparats, der Unterhaltspflicht für Klerus, Kirchen, Diözesen. Denn eine Hand wäscht die andere, wenn auch diese päpstliche «Legitimation» natürlich nicht einmal von den andren christlichen Mächten Europas anerkannt worden ist, schon gar nicht von Portugal, wo überdies immer wieder Rivalitäten gegenüber Spanien aufflammten.

So wird bereits im Jahr darauf, 1494, die Neue Welt im Vertrag von Tordesillas, der altkastilischen Stadt, etwas anders vergeben, wird die generöse «donatio Alexandrina» auf Betreiben Portugals, aber wieder nach dem Schiedsspruch des Borgia, modifiziert und korrigiert und die anstehende Landnahme durch eine nun 370 Seemeilen westlich der Azoren verlaufende Nordsüdlinie geteilt; Spanien erhält das Monopol für Eroberungen, Seefahrt und Handel im Westen, Portugal im Osten; wobei sich erst im nachhinein herausstellt, daß so große Teile Südamerikas, u.a. Brasilien, 1500 von dem Portugiesen Cabral infolge von Navigationsfehlern entdeckt, an Lissabon fallen. (Mitte des 16. Jahrhunderts lebten etwa 3000 bis 4000 Europäer in Portugiesisch Amerika, Ende des Jahrhunderts 30000.)[10]

Ludwig von Pastor, Panegyriker der Stellvertreter, rühmt Alexander VI. für diese «Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden», behauptet aber: «Von einer Verschenkung (!) dessen, was dem Papst nicht gehörte, von der Vernichtung der Freiheit der Amerikaner durch Alexander VI. kann keine Rede sein.» Und schreibt schon auf der nächsten Seite: «Die ganze Schenkung (!) der neuentdeckten Länder wurde vom Papst ausdrücklich an die Bedingung geknüpft, daß die spanischen Majestäten für die Ausbreitung des Christentums daselbst Sorge tragen würden.»[11]

Moderne Beschöniger der «Heilsgeschichte» suchen den kirchlichen Anteil dieser «Erkundungsreisen» und «Kolonisationsbewegungen» gern herunterzuspielen, den christlichen «Missionswillen» zu minimalisieren oder zu idealisieren, bezeichnen etwa, was vor allem gewaltsame Aneignung, Unterwerfung, Ausbeutung der Arbeitskraft, was Versklavung, blanker Mord, Massenmord war, als

maritime Entdeckungszüge, handelspolitische Erschließung, wirtschaftliche Nutzung, Erweiterung eigener Ressourcen, Ausdehnung der Märkte, Beseitigung des Defizits an Münzmetall, koloniale Durchdringung, zivilisatorischen Austausch oder, was auch nicht schlecht klingt, doch der Sache schon näher kommt, als strategische Bedürfnisse. Selbst der Kleine Ploetz beurteilt, stichwortartig zusammengestellt, die «Folgen der Entdeckungen» auf Haiti, in Brasilien, Guatemala, Mexiko, Peru bis hin nach China und Japan alles in allem erstaunlich positiv: «Ausbreitung der europäischen Kultur. Bereicherung der Wissenschaften, besonders der Geographie und Naturkunde. Umwälzung auf dem Gebiet des Welthandels. Das Mittelmeer und die italienischen Handelsstädte verlieren an Bedeutung. Der Welthandel kommt in die Hände der Spanier und Portugiesen, später der Niederländer und Engländer. Die Seemächte werden reich durch die Ausbeutung der überseeischen Kolonien (Edelmetalle) und gründen darauf ihre weltpolitische Machtstellung. Beginn der Auswanderung nach Amerika (Abenteurer, Kapitalisten, Händler; Negersklaven).» Etwa zwei Millionen afrikanische Sklaven verfrachtete man schon im 16. Jahrhundert ins bald so hochgelobte Land der Freiheit, ungefähr 20 Prozent starben bereits während der Überfahrt.[12]

«... AND COLUMBUS DAY IS A CELEBRATION»

In Wirklichkeit ging es auch hier zunächst in alter Kreuzzugstradition, nach Art bekannter Missionierungsoffensiven mit Gott und allen Heiligen weiter. Interessierte sich doch seit Alexander VI. das Papsttum «unentwegt für die Missionen in Übersee» (Lutz), zumal man bald durch die Reformen in Europa so viel an Boden verlor. Und auch zu den Leitgedanken der spanischen Könige der «Entdekkerzeit» gehörte die Bekehrung der Eingeborenen und hohe Einnahmen für die Krone, wie immer also: Gott und Geld. – Daß der in der Literatur gewöhnlich gebrauchte Begriff «Entdeckung» für das Auffinden längst besiedelter, somit längst «entdeckter» Gegenden

der Welt nicht nur falsch, sondern auch diskriminierend (für die «Entdeckten») ist, haben einige mehr indianisch geprägte Lateinamerika-Staaten unlängst mit Recht moniert.[13]

Ferdinand II. der Katholische, Herr Siziliens und Aragons, heiratete 1469 seine Cousine Isabella I. die Katholische, Königin von Kastilien-León, und schuf durch den Zusammenschluß beider Staaten die Basis für die spanische Monarchie und deren riesige Raubausgriffe in Übersee. Isabella, eitel und gottesfürchtig, führte 1478/1481 in Kastilien die Inquisition ein. Einige Jahre später auch auf Aragon ausgedehnt, bildete das Netz der Inquisitionsgerichte «die einzige das Land überwölbende Institution» (Vogler). Man verfolgte vor allem die «Neuchristen» (Conversos), die zum Christentum konvertierten Juden, unterstellte ihnen, insgeheim am Judentum festzuhalten und brachte bis 1490 in Kastilien 2000 Conversos um. Etwa 15000 bestrafte man, beschlagnahmte ihren Besitz und finanzierte damit den Krieg gegen die Mauren in Granada. Kaum hatten diese am 2. Januar 1492 gegen die Versicherung der Christen kapituliert, ihre Religion, ihr Recht, ihr Eigentum zu respektieren (woran man sich nicht hielt, vielmehr Zwangsbekehrung und Vertreibung folgen ließ), vertrieb man noch im selben Jahr die Juden aus Spanien und erlaubte ebenfalls noch seinerzeit Christoph Kolumbus überraschenderweise die Fahrt, die zur Entdeckung Amerikas führte, nachdem ihn bereits Genua, England, ja in langjährigen Verhandlungen zunächst auch der ihm wohlgesinnte portugiesische Hof abgewiesen hatten, dieser wohl weniger wegen auffallender Selbstgefälligkeit, als wegen mangelnder wissenschaftlicher Seriosität; er hatte Japan dort vermutet, wo die noch unentdeckte Neue Welt lag.

Der sonst so verschlafene Hafen Palos in Andalusien, wo Kolumbus startete, wimmelte von Schiffen, mit denen man eben damals, im Hochsommer 1492, die enteigneten Juden (insgesamt zwei Drittel des Landes, rund 60 Prozent aller Juden Europas) aus Spanien deportierte, erbärmliche Elendshaufen, oft verzehrt von Hunger. «Halbtote Mütter hielten ihre sterbenden Kinder im Arm», klagt ein Zeitgenosse. «Ich kann kaum sagen, wie gierig und grausam man sie behandelt hat ...»

Zwei Jahre später verlieh Papst Alexander VI. dem spanischen

Herrscherpaar den Ehrentitel «Los Reyes Católicos» (Katholische Könige).

Der neue Erdteil, wo die Spanier dann auch «Neu-Christen» (Juden) verbrannten, war dem Mittelalter unbekannt, falls ihn nicht schon, immer noch nicht ganz sicher erwiesen, um das Jahr 1000 über Island und Grönland skandinavische Seefahrer erreichten, um 986 der Isländer Bjarni Herjólfsson, um 1001 Leif Eriksson.

Kolumbus hatte Befehl, auf dem Seeweg nach Indien alles aufgefundene Land, Inseln und Festländer, «Islas y tierras firmes del mar océano», für die beiden katholischen Herrscher in Beschlag zu nehmen – um, so stand in einem Schutzbrief, «des Dienstes an Gott und der Verbreitung des rechten Glaubens willen sowie auch zu Unserem Vorteil und Nutzen.»[14]

Letzteres, versteht sich, vor allem.

Dafür gestand man dem Seefahrer stupende Privilegien zu, die Reisefinanzierung, Gewinnanteile am Handel, sogar das Monopol für künftige Aktivitäten merkantiler Art; er wurde Admiral des Ozeanischen Meeres, wurde Gouverneur und Vizekönig der noch zu tätigenden «Entdeckungen», wobei man selbst seine Erben einbezog, die auch nobilitiert werden sollten gleich ihm. Allerdings hat die spanische Krone früher oder später die meisten dieser «Capitulaciones von Santa Fé» (17. April 1492) gebrochen. Von religiösem Wirken, missionarischer Verpflichtung war in den Artikeln nirgends die Rede, nur von «Waren», «Gütern», «Kaufleuten», «Handel», «Geschäft».

Kolumbus (it. Colombo, span. Colón), der Genuese, vertrat zunächst Handelshäuser Genuas in Lissabon, trat dann in spanische Dienste und plante einen westlichen Weg über den Atlantik nach Indien. («Buscar el levante por el poniente». Den Osten über den Westen suchen.) Als Seemann war Kolumbus von ungewöhnlicher navigatorischer sowie entdeckerischer Effektivität, ein fast vergleichsloser Meister kühnster Küsten- und Hochseeschiffahrt, religiös aber ein durchaus mittelalterlicher Mensch, stark vom Klerus abhängig, nicht nur fest vom Eintritt des Weltendes in 150 Jahren überzeugt, sondern auch vom Beistand des Allerhöchsten auf seinen Fahrten – «Der wunderbare göttliche Beweis dafür sind die vielen

Wunder, die Er während der Reise bewirkt hat, wie man aus meinem Bericht ersieht», bekennt er am 15. März 1493 im Bordbuch.

Mit seiner Kirchlichkeit, seinem frömmlerischen Mystizismus einerseits, seiner Sucht nach Gold, Perlen, Edelsteinen, seinen Menschenjäger-, seinen Sklavenhändlerusancen andrerseits verkörperte er nur die banale ubiquitäre Mixtur aus Christentum und Besitzgier. Zeitweise trug er eine Mönchskutte, war vielleicht Laienmitglied der Franziskaner, jedenfalls jahrelang dem Orden verbunden, der ihm den entscheidenden Kontakt mit Königin Isabella ermöglichte, doch förderte ihn auch der Dominikaner Diego de Deza. Und theologisch wie geographisch beeinflußte ihn der einst maßgeblich an Jan Husens Martyrium mitschuldige Kardinal Pierre d'Ailly durch seinen «Tractatus de imagine mundi», wozu Kolumbus fast 900 Randbemerkungen machte, hielt er ihn ja für den göttlichen Weg zur Wahrheit – wie sich selbst von Jahr zu Jahr mehr für den «Verkünder des neuen Himmels und der neuen Erde», den Mann der Vorsehung, den Pionier abendländischen Christentums, der auch bereits mit dem Verbrennen indianischer Häuptlinge begann.

Dabei hatte er den spanischen Majestäten brieflich den Charme, die Friedfertigkeit, die Lenkbarkeit der Eingeborenen gepriesen, geschworen, es gebe «kein besseres Volk auf Erden», obwohl es wahr sei, «daß sie nackt sind»! Er selbst und seine Mannschaft hingegen galten ihnen als Götter, als «Wesen vom Himmel». Eine freilich nur kurze Verkennung dieser Mission, nahm Kolumbus doch etliche gleich bei der ersten Gelegenheit gefangen und dann immer mehr, während er von Insel zu Insel segelte, jeder einen Namen gab, jede zum Besitz der spanischen Regenten erklärte und durch einen Schreiber beglaubigen ließ, daß ihm niemand widersprochen.

Von seinen Gefangenen erzwang Kolumbus Auskünfte über das ökonomische Potential, über Edelmetalle, Luxusgüter, all die Menschen, die man entweder wie rechtloses Vieh für sich kaputt schuften oder zu einem Dauerexportartikel machen, nach Spanien verschleppen und dort wie exotische Tiere verhökern konnte «im Namen der Heiligen Dreifaltigkeit». Bereits auf seiner zweiten Reise führte er regelmäßigen Sklavenhandel ein, hetzte die Indianer mit Bluthunden, und als er 1495 auf einer großen Sklavenjagd 1500

Arawak fing, Männer, Frauen, Kinder, und davon 500 der Besten nach Spanien schickte, starben 200 schon unterwegs.

Vom Stamm Arawak, bei seiner «Entdeckung» 1492 auf mindestens 60000, aber auch auf drei bis vier Millionen Menschen geschätzt, lebte 1535 fast niemand mehr. Wer durch die Christen nicht unmittelbar umkam, im Kampf fiel, als Gefangener gehängt oder verbrannt wurde, starb oft durch Zwangsarbeit, durch mangelnde Resistenz gegen europäische Krankheiten oder durch Massensuizide, wobei man auch Kinder tötete, damit sie nicht in die Hände der geilen Spanier gerieten. Und dabei sollte doch die Masse der Indianer «die beste und gesündeste Christenheit» der ganzen Welt werden. Selbst das Handbuch der Kirchengeschichte gibt zu, «die Millionenbevölkerung der Antillen» sank nach knapp 20 Jahren «Kolonisation» zunächst «auf 14000 und schließlich auf einige Hundert».

Noch mehr als Sklaven interessierten Kolumbus Gold und Spezereien, und er überlegte sich genau, wie all die Herrlichkeit zu sammeln, zu transportieren, nach welchem Schlüssel sie zu verteilen sei. Er hatte dem spanischen Hof phantastische, aber uneinlösbare Versprechungen gemacht, und der Hunger nach Gold blieb ein von ihm offen eingestandenes «Hauptmotiv» all seiner Reisen. Schon im «Tractatus de imagine mundi» hatte er das Kapitel über Asiens Gold, Silber, Edelsteine mit Marginalien gespickt. Und auf seiner ersten Fahrt nach Hispaniola (Haiti), der zweitgrößten, bald rücksichtslos geschröpften Insel der Großen Antillen, meldete er nach Spanien: «Auf dieser Insel gibt es viele Gewürze und große Minen mit Gold und anderen Metallen.»

So zwang Kolumbus die Indianer zu harter Fronarbeit und regelmäßigen Tributen. In der Provinz Cicao auf Haiti, wo er Goldfelder vermutete, ließ er allen über Vierzehnjährigen, die ihre Bringschuld an Gold nicht erfüllten, die Hände abhacken, die Opfer verbluten. Ehrsucht (das, was die Spanier «el afán de honra» nennen) und Gewinnsucht waren maßgebliche Gründe für seinen Griff in die Ferne. Schließlich dachte sich schon Herodot «die äußersten Ränder der Erde reich mit Schätzen gesegnet». Und das Fahnden nach dem sagenhaften Goldland El Dorado (im Innern des nördlichen Südame-

rika) oder nach der angeblich schon von Salomon heimgesuchten Goldinsel Ophir (in Arabien, Ostindien, Ceylon, Südafrika) führte zu scharfer Konkurrenz.

Kolumbus war ebenso ehrsüchtig wie raffgierig und gelegentlich «von Goldgier förmlich übermannt» (Bitterli). Eine lebenslange jährliche Pension (10000 Maravedis), die von der Königin bekommen sollte, wer als erster Land sah – es war der Matrose Rodrigo de Triana, der am 12. Oktober 1492 um zwei Uhr morgens vom Bug der «Pinta» aus eine der (weit über 700) Bahama-Inseln erblickte –, diesen Preis bekam nicht der Matrose, sondern Kolumbus, da er schon am Abend zuvor ein Licht bemerkt haben wollte.

Ob den berühmten Entdecker Gott auch so bewegte wie Geld und Gold? Immerhin, schon die Bordbuchnotiz vom 12. November 1492 hält seine Absicht fest, Eingeborene in Spanien im christlichen Glauben unterweisen und diesen dann in ihrem Mutterland verbreiten zu lassen. Derart werde man, schrieb er, «nach kurzer Zeit eine Vielzahl von Völkern vollends zu unserem heiligen Glauben bekehrt haben und zugleich auch große Gebiete und Reichtümer und alle diese Völker für Spanien gewinnen, denn zweifellos gibt es in diesen Gebieten riesige Mengen Gold.»

Gott und Gold also wieder. Und natürlich Sklaven. Denn die bisherigen Bewohner, die Besitzer des Landes, falls sie nicht an eingeschleppten Krankheiten zugrunde gingen (wie angeblich die halbe Bevölkerung Haitis an einer 1443 eingeschleppten Grippe), wurden verknechtet und verschleppt, und ihre Inseln waren danach wie ausgestorben, menschenleer, bis die Briten sie im 17. Jahrhundert mit Schwarzen bevölkerten, landwirtschaftlich ausnutzten und zu einem der schlimmsten Umschlagplätze des Sklavenhandels zwischen Afrika und Amerika machten – erst im späteren 20. Jahrhundert gaben sie den Bahamas die Selbstverwaltung und ihre Unabhängigkeit.

Vor allem aber gehörte zu der beginnenden europäischen Expansion der Krieg, insgesamt der verlustreichste der Geschichte. Schon seinerzeit baute der Admiral des Ozeans ein Fort – übrigens aus dem Holz seines an Weihnachten um Mitternacht gestrandeten Flaggschiffes «Santa Maria» – «the first European military base in the

Western Hemisphere» (Zinn). Und im Februar darauf schickte er zwar zwölf Schiffe mit eher schlechten Gewürzen, einem Schock Papageien, mit unglücklichen indianischen Sklaven und Gold im Wert von 30000 Dukaten nach Europa. Doch sensationelle Goldfunde machte man erst später ohne ihn auf dem Festland.[15]

Kolumbus segelte viermal nach Amerika, das er bis zu seinem Tod fest für einen Teil Asiens, für Indien hielt.

Der erste Aufbruch erfolgte am 3. August 1492 mit drei Schiffen, darunter die «Santa Maria», deren schlechte Beschaffenheit er gelegentlich monierte. Man hatte nur notdürftig genügend Freiwillige bekommen, auch einige freigelassene Sträflinge, hatte zusammen gebeichtet, kommuniziert und erreichte nach vierwöchigem Aufenthalt auf den Kanaren schließlich in zügig ungestörter Fahrt nach 36 Tagen am 12. Oktober 1492 eine der Bahamas, die Insel Guanahani (die er auf den Namen des Erlösers «San Salvador» taufte); darauf Kuba (von den Spaniern vier Jahrhunderte besetzt, dann von den USA bis 1934 kontrolliert); und Haiti, Land, das er aber für Japan (durch portugiesische Seefahrer erstmals 1543 erreicht) oder andere Asien vorgelagerte Eilande ansah, die «Westindischen Inseln». Er wurde derart von dieser Zwangsvorstellung beherrscht, daß er eines Tages die Besatzung seiner Flottille an Deck rief und beeiden ließ, Kuba sei keine Insel, sondern ein Teil des asiatischen Festlands.

Das zweite Mal reiste Kolumbus am 25. September 1493 mit siebzehn Karavellen, 1500 Mann, darunter jetzt auch Soldaten, Lanzenreiter, Priester und Mönche – der Übergang von der Entdeckung zur Unterwerfung, der eigentliche Beginn der spanischen Conquista.

Auf seiner dritten Fahrt 1498–1500 mit sechs Schiffen, mühsam zusammengebrachten Seeleuten, Kolonisten und diesmal sogar drei Dutzend Frauen gelangte er erstmals zum südamerikanischen Festland nahe der Orinoco-Mündung und nach Trinidad. Auf Haiti aber wurde er nach einem Kolonistenputsch (u.a. wegen geringer Goldfunde) verhaftet und Anfang Oktober 1500 nebst seinen beiden Brüdern Bartolomé und Diego von einem hohen Hofbeamten in Ketten nach Spanien zurückgeholt, zwar rehabilitiert, jedoch seiner Ämter als Gouverneur und Vizekönig enthoben.

Kolumbus beklagte sich tief über seine Fürsten, denen er doch «mit so viel aufrichtiger Liebe ..., mit einer Treue gedient, wie sie bisher nicht ihresgleichen hatte». Und immerhin bestätigten die Hoheiten ihm und seinen Brüdern Titel und Privilegien, gestatteten ihm sogar eine weitere Fahrt, allerdings mit so dürftig ausgerüsteten vier Seelenverkäufern, daß man vermutete, die Majestäten hätten ihn loswerden wollen. Von dieser vierten Expedition 1502–1504 an die Ostküste Zentralamerikas, dieser nautisch gefährlichsten, für ihn wichtigsten und von ihm «alto viaje» genannten Reise kehrte Kolumbus dreiundfünfzigjährig krank nach Spanien zurück. Er folgte noch mühsam auf einem Maultier dem Hof, um Geld einzuklagen, seinem Sohn Ämter zu sichern und starb, fast vergessen, selbst ohne Eintrag im Kirchenbuch, am 20. Mai 1506 in Valladolid, vielleicht an der Pest.[16]

Seine Erben prozessierten dreißig Jahre mit der Krone, behielten die Herzogswürde und die eine oder andere Grundherrschaft in der Neuen Welt, verloren jedoch alle übrigen Rechtstitel. Kolumbus selbst bekam von König Ferdinand ein prächtiges Denkmal in Sevilla, wo man ihn zunächst im Kartäuserkloster bestattet hatte, wurde von der Nachwelt immer mehr glorifiziert, was im späteren 19. Jahrhundert bis zu der Bemühung um seine Heiligsprechung führte, woran sich u.a. fast der gesamte französische Episkopat beteiligte. Und Howard Zinn, der in dem bewegenden Nachwort seines Buches «A People's History of the United States» eine neue Art der Geschichtsbetrachtung fordert – «different from what I had learned in college and in graduate school and from what I saw in the history texts given to students all over the country» –, schreibt 1999 von den Geschichtsbüchern der Kinder in den USA, «alles beginnt mit heroischen Geschehnissen – «there is no bloodshed – and Columbus Day is a celebration.»[17]

Der grösste Völkermord der Geschichte beginnt

Mit den Reisen des Kolumbus in die Karibik hatte die Conquista, der größte Völkermord der Geschichte, begonnen. Schon 1548 waren von der Millionenbevölkerung Haitis nur noch 500 Indianer am Leben; dies überliefert jedenfalls der Historiker Oviedo und setzt hinzu, Gott habe das ihrer Sünden wegen so gewollt. 1496 gründete Kolumbus Santo Domingo, den ältesten von Europäern besiedelten Ort Amerikas, dessen Erzbischöfe ein Jahrhundert später den Titel Primas von Amerika führen. Von diesem Zentrum der spanischen Macht aus griffen die Massaker in den folgenden Jahrzehnten nicht nur auf die Nachbarinseln über – Puerto Rico und Jamaika wurden 1509 erobert, Kuba 1511 –, sondern auch auf den Festlandsaum Süd-, Mittel- und Nordamerikas. «Im karibischen Raum fiel binnen 30 Jahren fast die gesamte Urbevölkerung der Conquista zum Opfer» (Lexikon für Theologie und Kirche).[18]

Wir haben für all das exorbitant Scheußliche dieser christkatholischen Raubzüge einen recht unverdächtigen zeitgenössischen Zeugen, selbst Priester, Mönch, schließlich Bischof, gefördert am spanischen Hof von zwei Inquisitoren, dem Großinquisitor Kardinal Francisco Jiménez de Cisneros und dem Kardinal Adrian Florensz von Utrecht, Inquisitor für Aragón, Navarra, Kastilien, León, auch Lehrer Karls V., dann Papst Hadrian VI. (1522–1523).

Überdies war unser Gewährsmann, der aus französischem Adel in Sevilla geborene Dominikaner Bartolomé de Las Casas (1474–1566), schon bald und jahrzehntelang auf Haiti, Kuba, in Nicaragua, Guatemala, Peru und Mexiko. Ja, Las Casas hatte zunächst als «Siedler» und selbst als Priester noch Indianersklaven zur Bewirtschaftung seiner Landgüter auf Haiti und Kuba, das er auch miteroberte. Doch erschüttert durch die Ausbeutung, die Greuel, die Massaker vollzog sich in dem Vierzigjährigen ein vollständiger Sinneswandel, machte er den Schutz der Indios, den Kampf gegen die Conquista, zu seiner Lebensaufgabe und erreichte seit 1518 kraft seiner Reformpläne, Denkschriften, Debatten, mittels Bemühungen, die sich am stärksten in den «Neuen Gesetzen» (Leyes Nuevas) der

spanischen Krone von 1542 spiegeln, eine stufenweise Abschaffung der Indianer-Versklavung in den Kolonien, ein Verbot der Zwangsarbeit, der brutalen Behandlung. Siebenmal überquerte Las Casas deshalb den Ozean und forderte endlich bei Fortdauer der Barbarei gegen Freiheit und Leben der Indios den Rückzug der Spanier aus Amerika.

Ein frommer Wunsch. Auch alle Verbote standen nur auf dem Papier. In Peru verlor der Vizekönig Vasco Nilitez de Vela, der sie durchsetzen wollte, dabei sein Leben. Kurz, in der Neuen Welt wurden die Gesetze weder von den kolonialen noch kirchlichen Instanzen beachtet, vielmehr infolge ihrer Proteststürme gerade in zentralen Bestimmungen rückgängig gemacht. Der Kaiser gab nach. Die regelmäßigen Silbertransporte zur Finanzierung seiner Kriege in Europa waren ihm wichtiger. Und in den portugiesischen Kolonien verhielt es sich ähnlich. «Im 16. Jahrhundert fand sich in Brasilien kein Missionar, der die Ansichten eines Las Casas über die Indianer geteilt hätte» (Thomas). Doch wirkten sie noch in jüngerer Zeit auf die sogenannte lateinamerikanische Befreiungstheologie.[19]

Las Casas, der beteuert, die von ihm beschriebenen Greuel und «noch unzählige andere» mit «eigenen Augen gesehen» zu haben, nennt es «eine allgemeine Regel» unter den Spaniern, «grausam zu sein; nicht nur grausam, sondern außerordentlich grausam». Ergötze es sie doch gerade, «alle Arten ausgefallener Grausamkeiten zu erfinden, je grausamer, desto besser.»

Der Dominikaner, vielleicht der prominenteste außereuropäische Kirchenmann bis heute, aber auch bis heute bei seinen Landsleuten in schlechter Erinnerung, berichtet das «Metzeln und Würgen» von Greisen und Schwangeren, von Neugeborenen, die diese Christen von den Brüsten ihrer Mütter rissen, hohntriefend gegen Felsen schleuderten, ins Wasser warfen. Sie töteten wie zum Spaß oder aus Sport und begruben viele lebendig. Auch ließen sie Mutter und Kind zugleich über die Klinge springen, schnitten Zweijährigen die Kehle durch, fütterten ihre Bluthunde mit lebend zerstückten Indianerbabys vor den Augen derer, die sie zur Welt gebracht. Sie trennten Frauen den Leib auf, bevorzugt Schwangeren – eine «frühe Spezialität» schon der Kreuzzugsmörder, «ebenso wie das Umbringen

kleiner Kinder auf möglichst gräßliche Weise» (von Paczensky). Sie stachen die Beraubten, Übertölpelten mit Lanzen nieder, spalteten ihnen mit einem Schlag den Kopf, den ganzen Körper, wobei sie Wetten abschlossen, sich gegenseitig übertrumpften. Kurz, sie hieben diese Menschen in Stücke «nicht anders, als überfielen sie eine Herde Schafe ...»

Das vielbändige Handbuch der Kirchengeschichte, ein katholisches Standardwerk, überschreibt noch 1985 all dies und weit mehr: «Missionsfrühling zu Beginn der Neuzeit».[20]

Gern fabrizierten die Frohbotschafter breite Galgen und «hingen zu Ehren und zur Verherrlichung des Erlösers und der zwölf Apostel je dreizehn und dreizehn Indianer an jedem derselben, legten dann Holz und Feuer darunter und verbrannten sie alle lebendig». Gelegentlich lockten sie die Vornehmsten der Insel in eine Scheune und verbrannten auch «sie alle lebendig». Gewöhnlich jedoch liquidierten sie «Große und Edle» auf dem Rost bei schwachem Feuer schmorend, «bis sie nach und nach ein jämmerliches Geschrei erhoben und unter unsäglichen Schmerzen den Geist aufgaben ...»

Wie begreiflich, daß die Elenden die Christen, die sie erst wie Götter begrüßt, bald wie Teufel mieden. Doch da nun alles, was fliehen konnte, berichtet Las Casas, «sich in den Gebirgen versteckte und auf die steilsten Felsen klimmte, um diesen grausamen, gefühllosen, den Raubtieren ähnlichen Menschen zu entrinnen, so richteten diese Würger, diese Todfeinde des Menschengeschlechtes, ihre grimmigen Jagdhunde dergestalt ab, daß sie jeden Indianer, dessen sie nur ansichtig wurden, in kürzerer Zeit, als zu einem ‹Vater Unser› erforderlich ist, in Stücke zerrissen; die von grösserem Schlage fingen die Indianer wie wilde Schweine und fraßen sie auf.»[21]

Mehr als drei Millionen Menschen brachten nach Las Casas die Christen zwischen 1494 und 1508 auf Haiti um, durch Krieg, Sklaverei, Selbstmordepidemien, Zwangsarbeit in den Minen. Wer wird das künftig glauben, fragt er sich, wenn er, der Augenzeuge, es selbst kaum glauben könne. Heutige Forscher schätzen Haitis Bevölkerung bei der Landung der Spanier 1492 auf zwei bis vier Millionen, gelegentlich sogar auf vielleicht acht Millionen. 1510 aber hatte Haiti noch 46000 Einwohner, 1517 noch 1000. Und seit diesem

Jahr schleppte man dorthin systematisch Negersklaven, deren Einfuhr aus Afrika schon 1501 gestattet worden war.

Im 20. Jahrhundert zeitweise unter dem Protektorat der Vereinigten Staaten von Amerika, ja noch im 21. Jahrhundert deren Druck ausgesetzt, ist Haiti nun wieder eines der ärmsten Länder der Welt und wird bis ins Frühjahr 2004, da ich dies niederschreibe, blutig beherrscht durch Aristide, einen katholischen Priester.[22]

Als aber 1979 Johannes Paul II. (Wojtyla) Haiti besuchte, verlor er über das ungeheure Blutopfer der einst dort Überfallenen kein Wort. Im Gegenteil. Der Heilige Vater sah da zu Beginn der Neuzeit durch die Spanier und ihre Priester, die Conquista espiritual, «so vieles und Schönes», sah durch Gott selbst «die Zeit des Heiles», «das gute Werk begonnen», sah hier «die Früchte der Evangelisierung» reifen, «das erste internationale Recht» eingeleitet, «die Würde der Eingeborenen» verteidigt und «ihre unantastbaren Rechte». Kurz, für Karol Wojtyla war die «Kirche auf dieser Insel die erste Instanz, die sich für Gerechtigkeit einsetzte und die Rechte der Menschen ...» «... und wir können dieses Werk heute nur mit Bewunderung und Dankbarkeit betrachten», sagte der Papst. Mindestens 15 000 Missionare hat die spanische Krone zwischen 1493 und 1822 nach Amerika geschickt.[23]

War jedoch das Wirken des Kolumbus schon bemerkenswert rabiat, übertraf es noch die nächste Phase der Conquista, die Bezwingung des Aztekenreiches in Mexiko, ein «Missionsfrühling» ohnegleichen.

Hernán Cortés, Missionar und Menschenbestie

Der spanische Conquistador aus dem Niederadel der Hidalgos gelangte, nach bald abgebrochenem Latein- und Rechtsstudium, 1504 neunzehnjährig nach Haiti, nahm 1511 an der Einnahme Kubas teil, der größten Insel im Karibischen Meer, von deren Ureinwohnern eine Generation später nur noch wenige lebten. Cortés wurde

Sekretär und Schatzmeister des Gouverneurs Diego de Velásquez und kam durch indianische Zwangsarbeiter, durch die Ausbeutung lokaler Goldvorkommen und ein Richteramt zu Vermögen. Als ihn Diego de Velásquez mit einer Truppe an die mexikanische Küste schickte, machten ihn Rüstungen verdächtig. Er wurde abgesetzt, verließ im Februar 1519 fluchtartig Kuba, suchte Kontakte mit den Maya (in seinem Auftrag 1524 durch Pedro de Alvarado unterworfen) und entschloß sich befehlswidrig und nach Ausschaltung einer gegen ihn geschickten, zahlenmäßig stark überlegenen Strafexpedition, zur Eroberung des Aztekenreiches (1519–1521). Mit 11 Schiffen, zunächst rund 500, dann 2000 Spaniern, 13 Gewehren, 14 Geschützen und 16 besonders einschüchternd wirkenden Pferden landete er am Karfreitag in der Nähe des heutigen Veracruz, der ersten spanischen Stadt Mexikos, und unterwarf, nicht zuletzt dank einer Pockenepidemie 1522, ein 20-bis-30-Millionen-Volk, dessen unumschränkter Herrscher Montezuma II., verblendet durch Orakel, Mythen, Untergangs- und Endzeitängste, den Verbrecher friedlich, ja als Abgesandten einer Gottheit aufnahm.[24]

Hernán Cortés, einer der großen Schlächter der Menschheitsgeschichte, wurde nicht zufällig von Hitler als Kolonisator gewürdigt, auch von nicht wenigen Historikern bewundert, darunter William Prescott, dem eigentlichen Begründer der nordamerikanischen Geschichtsschreibung. Cortés wird als «überragende Persönlichkeit» gewertet, seine Vernichtung Mexikos zu den «Großtaten der Kolonialgeschichte» gezählt (Winzer). Selbst das Lexikon des Mittelalters lobt ihn ob seiner «staatsmännischen Talente»; erst recht rühmt ihn natürlich das katholische Herder-Lexikon als «kühn und edel», «hochgebildet und um die Ausbreitung des Christentums verdient.»

Durch und durch katholisch, ein beflissener Marienverehrer, hörte Cortés täglich die Messe und betete jeden Morgen im Brevier. Er führte stets Feldpfaffen mit, die predigten, und er, «Diener und Mehrer der Macht Christi» (Cortés über Cortés), predigte auch selbst, nannte die «Ausbreitung des katholischen Glaubens» seine Hauptaufgabe und ließ Kinder der von ihm hingemetzelten indianischen Elite zu christlichen Missionaren umerziehen. Und während

er, der große Staatsmann, der Diplomat, hinterrücks freundlich mit verfeindeten Stämmen umging, während er bald mit den einen, bald mit den andern ausgesucht höflich, gewinnend liebenswürdig verhandelte, hetzte er Volk gegen Volk, Indianer gegen Indianer («psychologische Kriegsführung»).

Cortés ruinierte umfassend eine hochstehende Zivilisation und beglückte zugleich Mexiko mit abendländischer Kultur, mit Feuerwaffen, Bluthunden, Marienbildern, Kruzifixen. Überall richtete er den Gekreuzigten auf. Ein Kreuz zierte auch seine Standarte. Und so, mit dem Kreuz, mit fortgesetzten Heiligen Messen, mit Unserer Lieben Frau und allen Heiligen, insbesondere mit dem Schlachtruf: «Hie Sankt Jakob!» ermordeten die Horden des edlen Ritters alles, was ihnen in die Quere kam, erstachen, erwürgten, ersäuften sie mit fast beispielloser Unbarmherzigkeit, verbrannten sie Könige, Häuptlinge, Hexen, verbrannten die gesamte altmexikanische Führungsschicht, verbrannten Tempel zu Hunderten bis auf den Grund, zerstörten Zigtausende von Götterstatuen und Kunstwerken, daß keine Spur davon blieb, schändeten sie Gräber, um die Macht ihres Gottes zu demonstrieren, vernichteten ungezählte Objekte der Magie, Idole, faszinierende Masken, getöpfert und aus Holz geschnitzt, eine Zivilisation, eine hohe, blühende Kultur, von deren Art, Schönheit, Reichtum sich die Invasoren nichts hatten träumen lassen, Schöpfungen, deren Reste 1520 in Brüssel am Hof Karls V. selbst einen Dürer hell entzückten, hatte das Genie doch «all mein Lebtag nichts gesehen, das mein Herz also erfreuet hat ...»[25]

Aber jenseits des großen Meeres machte der gefeierte Kolonisator, «edel» und «hochgebildet», spektakulär tabula rasa, Schluß mit den Menschen, ihren wunderbaren Städten, nicht zuletzt mit ihrem «Götzendienst» samt «Götzendienern», obwohl der goldgierige Bandit natürlich nicht in kriegerischer Absicht kam, sondern als «Botschafter des Friedens», der überdies, wie er seinem Kaiser ganz evangelisch schrieb, «nicht Böses mit Bösem vergelten» wollte.

Das zeigte sich bei der «Befriedung» seiner Feinde, wobei Cortés mit eiskalter Brutalität zuschlagen konnte, weder Frauen noch Kinder schonend. Es zeigte sich exemplarisch beim Massaker von Cholula, auch Bartholomäusnacht der Überseegeschichte genannt. An-

geblich um einem Überfall der Einwohner zuvorzukommen, überfiel er sie selbst. Erst lockte man ihre wichtigsten Würdenträger nebst Gefolge heraus und drang dann samt Verbündeten in Cholula ein. Man raubte es aus, zerstörte die Heiligtümer, brannte ganze Stadtviertel nieder und schlachtete in wenigen Stunden mehr als dreitausend Menschen. «Durch hinterlistigen Verrat», übermittelt der Franziskanermönch Bernardino de Sahagún die indianische Überlieferung, «die Krieger waren ohne Waffen. Ohne Schwerter und ohne Schilde standen sie vor den Spaniern.»[26]

Die Grausamkeit des Cortés zeigt auch das Ende von Tenochtitlán, der Metropole des Aztekenreiches, bei deren Betrachtung er und die Seinen doch aus dem Staunen nie herausgekommen waren, die sie als «schönste Stadt der Welt» erklärt, damals vielleicht auch die größte, die zudem sie, die Fremden, freundlich empfangen, die sie kurze Zeit, man erinnert sich an Kolumbus, für Götter gehalten. Tenochtitlán, die Kapitale, anmutsvoll in einem großen See gelegen, mit prächtigen Palästen, Türmen, Höfen, mit ausgedehnten wohlproportionierten Plätzen, Märkten, Schattenpromenaden, mit Brükken und Wasserstraßen, herrlichen zoologischen und botanischen Gärten, dieses Weltwunder schlossen die Haudegen des Cortés und ihre Kombattanten Ende Mai 1521 ein, hungerten es in achtzigtägiger Belagerung aus, eroberten es, wobei schätzungsweise zweihunderttausend Azteken umgekommen sind, plünderten es – «Wie hungrige Schweine waren sie gierig nach Gold» – und errichteten auf den Ruinen das spanische Mexiko. Doch gab es auch in den Provinzen noch eine Fülle volkreicher Städte mit nie geschauten Sehenswürdigkeiten, «so viele und so wundervolle», wie Cortés selber sagt, «daß es fast unglaublich scheint.»

Aber Kultur, Kultstätten, Kunst, auch die größten, schönsten Tempel respektierten sie so wenig wie nur irgendein fremdes Menschenleben. «Sie achteten und schonten sie weit weniger», klagt Las Casas, «– und ich sage die Wahrheit, denn ich habe es die ganze Zeit über mit angesehen – nicht etwa bloß als ihr Vieh – wollte Gott, sie hätten sie nicht grausamer als ihr Vieh behandelt! –, sondern sie achteten sie nicht höher, ja noch weit geringer als den Kot auf den Straßen.»[27]

Sie griffen, schrieb man, auf Torturen des klassischen Altertums zurück, nun den Bedingungen der Wildnis angepaßt und, möchte man hinzufügen, den stimulierenden Inspirationen ihres heiligen Glaubens. So zerrissen sie Gefangene zwischen zwei Kanus oder zwei Pferden, sie knüpften sie an Galgen «zur Verherrlichung des Erlösers», schnitten ihnen hundertweise Hände, Nasen, Lippen, Brüste ab «mit Hilfe Gottes, der Heiligen Jungfrau und des Apostels Santiago». Sie pulverisierten die «Wilden» auch vor Kanonenmündungen. Und gelegentlich meldete der fromme Feldherr durch die «cartas de relación» (bisweilen mit Caesars Bellum Gallicum verglichen) seine Erfolge, «lustig Stücklein», detailliert Karl V., dem Mächtigen, in dessen Reich die Sonne nicht unterging – ohne daß sich die beiden Herren freilich sagten, wie Lichtenberg, daß nicht dies zähle, sondern das, was die Sonne «während ihres Laufes in diesen Staaten zu sehen bekommt.»

Und da bot Cortés, von dessen «brillanten Leistungen als Truppenführer» nicht nur das Lexikon des Mittelalters noch heute schwärmt, von dessen «glänzenden Waffentaten» nicht nur der Zürcher Historiker Urs Bitterli noch 1999 beeindruckt ist, da bot der hochgerühmte Militär und Metzelmeister der Sonne und der Kriminalgeschichte so allerlei: – ungezählte Dörfer und Städte, im Feuer stehend und verascht, ungezählte Menschen niedergeritten, verbrannt, ertränkt. Einmal meldet er der fernen katholischen Majestät, der er seine Monsterverbrechen als «bellum iustum» ausgibt, «mehr denn 100 Mann» abgestochen, einmal «mehr denn 500», einmal färbt sich «unter Anruf des heiligen Jakob» ein Fluß «rot vom Blut der Erschlagenen», einmal wirft man «Feuer in mehr denn 300 Häuser», ein andres Mal werden «über 800 Temixtitaner erschlagen und gefangengenommen», werden binnen zweier Stunden «3000 Bürger erlegt», einmal ersäuft man «mehr als 6000 Männer, Weiber und Kinder». An einem Tag murkst man «12000 Temixtitaner» ab oder nimmt sie gefangen, an einem anderen Tag «über 40000».

All dies «fröhlich», wie es bei Cortés heißt, «lustig» und natürlich mit dem notorisch guten Gewissen des gläubigen Katholiken, gemordet mit dem Gekreuzigten, mit der Madonna, mit «Hie Sankt

Jakob!» etc. etc. Denn, wie Cortés predigte, «wir sind Christen und glauben nur an einen wahren Gott, an Jesus Christus, der für uns gelitten ...» «Wir glauben an ihn allein, und darum verehren wir auch nur ihn allein.» «An die Stelle eurer Götzen werde ich jetzt unsere glorreiche und heilige Frau setzen, die Mutter Jesu Christi, welcher der Sohn Gottes ist ...»[28]

Immer: Mit Gott, durch zwei Jahrtausende über Leichen, Berge von Leichen, und: Mit Gott.

Ein aztekischer Text schildert das Wirken der spanischen Besatzung, diesmal während eines Festes von tausend Indianern. Just bei dessen Höhepunkt stürmten die Ritter Christi schwerbewaffnet unter die arglos Tanzenden, Singenden, griffen sich zuerst einen Paukenschläger, einen Mann, «der trommelte, und schlugen ihm die Arme ab. Dann schlugen sie ihm den Kopf ab, und er rollte weithin über den Boden. Dann griffen sie die Tanzenden an, erstachen sie, spießten sie auf, erschlugen sie mit ihren Schwertern. Einige durchbohrten sie von hinten, die fielen mit heraushängenden Eingeweiden zu Boden. Andere enthaupteten sie; erst spalteten sie ihnen den Kopf und schlugen ihn dann in kleine Stücke. Andere trafen sie an den Schultern, in klaffenden Wunden öffneten sich ihre Rücken. Einigen rissen sie die Arme vom Körper. Einige stachen sie in die Schenkel und in die Waden. Anderen schlitzten sie den Bauch auf, und die Eingeweide flossen auf den Boden. Manche versuchten vergeblich, noch wegzurennen, doch ihre Gedärme schleiften vor ihnen, und mit ihren eigenen Füßen verfingen sie sich darin. Auf welche Weise sie sich auch zu retten suchten, sie konnten nicht entkommen. Einige versuchten, sich einen Weg nach draußen zu erzwingen, aber die Spanier ermordeten sie an den Toren. Andere kletterten an den Wänden hoch, aber die Spanier spießten sie auf ... Das Blut der Häuptlinge floß wie Wasser und sammelte sich in Pfützen. Die Pfützen flossen zusammen und machten den ganzen Tempelhof zu einer großen schlüpfrigen Fläche. Der Gestank des Blutes und der Gedärme füllte die Luft. Und die Spanier rannten nun in die Privathäuser und töteten alle, die sich dort noch verbargen.»[29]

Dies ein Massaker der Schlächter jenes Mannes, der als «neuer Moses» der mexikanischen Indios gepriesen wurde, habe er doch

«mit der Eroberung Mexikos die Kirche für den Verlust halb Europas an den Protestantismus entschädigt» (Lexikon für Theologie und Kirche).

Innerhalb noch nicht einmal eines Jahrhunderts kam es zu einem katastrophalen Menschenschwund, sank die Bevölkerung Zentralmexikos von annähernd 25 Millionen auf unter zwei Millionen! Dafür aber gab es immer mehr Mönche, Franziskaner, Dominikaner, Augustiner, später, 1572, kamen noch Jesuiten, dann Karmeliten und Mercedarier. Um 1600 hatte Mexiko, Neuspanien, rund 400 Klöster. Das Land war katholisch, «das Stadium der unmittelbaren Missionsarbeit» – «der Missionsfrühling» – «war abgeschlossen» (Handbuch der Kirchengeschichte).

Und eine lange spanische Kolonialknechtschaft folgte bis zur Unabhängigkeitserklärung Mexikos 1821.

Wie Kolumbus wurde auch Cortés angeklagt, wie jener allerdings auch er vergebens. Vielmehr stieg er in Spanien zum Markgrafen (marqués) auf, zum «Adelantado (Statthalter) de la Mar del Sur». In den dreißiger Jahren wieder in Mexiko, organisierte er Fahrten nach Kalifornien, den Molukken, den Philippinen. 1541 beteiligte er sich am gescheiterten Kriegszug Karls V. nach Algier (VIII 446), wo ein Orkan an die 150 kaiserliche Schiffe samt den Mannschaften verschlang. Seitdem blieb Cortés in Spanien und starb 1547 in Castilleja de la Cuesta bei Sevilla unter Hinterlassung von elf Sprößlingen, legitimen und illegitimen, wie sie einem leidenschaftlichen Marienverehrer allemal zustehen.[30]

Sei nur noch erwähnt, daß in Südamerika, seit 1535 und 1542 in die Vizekönigreiche Neu-Spanien und Peru (heute Bolivien) gegliedert, unter den Spaniern selbst immer wieder Machtkämpfe ausbrachen. Daß allein 1524 vier rivalisierende Konquistadoren um die Herrschaft über Honduras rangen, wobei zwei Unterführer des Cortés einen dritten, Cristóbal de Olid, heimtückisch töteten. (Und noch im 20. Jahrhundert suchten die USA Honduras durch eine Reihe von militärischen Interventionen heim.) Auch in Mexiko-Stadt kam es zu blutigen Auseinandersetzungen zwischen hohen spanischen Beamten. Und später in Peru, dem «Goldland», zu regelrechten Bürgerkriegen.[31]

Pizarro und die Vernichtung des Inkareiches

Von Mexiko aus wurde zunächst Mittelamerika, dann das südliche Nordamerika erobert.

1531 überfiel Francisco Pizarro, ein Soldatensohn, mütterlicherseits mit Cortés verwandt und auch ähnlich wie dieser schon früh in der Neuen Welt rasch zu Vermögen gekommen, das Inkareich. Es erstreckte sich längs der Westküste Südamerikas vom Norden des heutigen Ecuador über Peru, Bolivien bis ins mittlere Chile. Es war eines der größten und reichsten Länder, wenn auch bereits durch interne Rivalitäten geschwächt, durch einen erbitterten Bruderkrieg der zwei Söhne des letzten, 1527 einer Epidemie erlegenen Herrschers Huayna Capac. Dabei wurde der älteste Sohn Huascar, der designierte Nachfolger, in der Gefangenschaft von den Kriegern seines Bruders Atahualpa ermordet, den freilich bald dasselbe Schicksal ereilte. Läßt Pizarro doch Atahualpa, dem er als «Freund und Bruder» zu begegnen versprach, in einen Hinterhalt locken, gefangennehmen und, trotz Auslieferung eines Lösegelds von 24 Tonnen Gold und Silber, auch ungeachtet seiner Taufe, hinrichten. Zuvor bat Atahualpa noch den «Gobernador» – seine letzten Worte – sich seiner kleinen Kinder anzunehmen, dann beteten die Spanier für sein Seelenheil, ersparten ihm gar christlich den Scheiterhaufentod und ließen ihn, wie einen bereuenden «Ketzer», gnadenweise erst erdrosseln, dann verbrennen.

Sogar der Gouverneur von Panama, Gaspar de Espinosa, fand dieses Verfahren suspekt und bedauerte in einem Brief an Karl V., daß man «einen solchen Schuldspruch fällt und einen Menschen umbringt, der so viel Gutes getan und so reiche Schätze verschenkt oder uns auf solche hingewiesen hat, ohne daß bis zum heutigen Tage einem Spanier oder einer anderen Person das geringste Leid geschehen ist.»[32]

Natürlich spielte die Goldgier der Spanier auch hier eine besondere Rolle. Und um möglichst viel aus ihren Opfern herauszupressen, hatten sie sogar eine spezielle Tortur erfunden, eine «ingeniöse europäische Technik» (Stannard). Man grub die indianischen Führer

bis zur Körpermitte ein und peitschte sie. Verrieten sie danach keine Schatzverstecke, weil sie keine Schätze mehr hatten, häufte man abermals Erde auf sie und peitschte weiter und so fort: neue Erde, neues Peitschen, neue Erde, begrub bis zu den Schultern, peitschte, begrub bis zum Mund ...

Im übrigen war Pizarro, der nicht lesen, nicht den eigenen Namen schreiben konnte, vom Kaiser aber geadelt wurde, eher grausamer noch als Cortés, und seine Horden verfuhren mit den Besitzern des Landes nicht anders als die Invasoren in der Karibik, in Mexiko. Bände ließen sich mit den Greueltaten dieser Christen füllen, mit Berichten, die von ihnen selber stammen. Sie geißelten, erhängten, ertränkten, vierteilten, köpften, sie hetzten die Indios mit Bluthunden, warfen sie diesen als Fressen vor oder steckten sie in die Silberminen, die sie wie der «Schlund der Hölle» schluckten.[33]

Auch die Eroberung des riesigen Inkareiches bestimmten dieselben Motive, dieselben Strategien, derselbe «Überdruck». Auch diese «Reisen», «Entdeckungsfahrten», «Inlanderkundungen» waren im Grunde bloß Banditentouren, Raubzüge oft rohester Art, machtpolitische Unternehmen, vor allem der Bereicherung dienend und der Gewaltausdehnung um jeden Preis. Auch diese Landnahme bestand aus unentwegten Überfällen, Gemetzeln, Gefechten, manchmal förmlichen Feldschlachten auf den Hochebenen der Anden, aus Blutbädern mit Artillerie- und Kavallerieattacken, wobei Tausende von Indianern starben, wie bei dem Massaker von Cajamarca, das der Dominikaner Vicente de Valverde mit dem Kruzifix in der Hand befahl: «Kommt heraus, Christen! Tretet diesen feindseligen Hunden entgegen, welche die göttlichen Dinge zurückweisen!»

Tatsächlich ging es weniger um göttliche als um menschliche, allzumenschliche, unmenschliche Dinge, um geile Gewinngier und sonst nichts. «Ihre einzige Sorge», gesteht ausnahmsweise mal ein Priester, der junge Christóbal de Molina, «galt dem Einsammeln von Gold und Silber, um reich zu werden ...» Deshalb plünderten sie Tempel, Opfergaben, Ahnengräber, deshalb rissen sie die Gold-, die Silberverkleidungen von Wänden, Statuen, ja zerfetzten noch die goldnen Masken vor den erstarrten Gesichtern Einbalsamierter.

Man nahm Geiseln, schlug ihnen die Köpfe ab, warf sie den Stam-

mesgenossen zu. Man folterte, verfeuerte lebendig, fütterte Hunde mit Menschenfleisch. Man unternahm Sklavenjagden. Man zwang Eingeborene wie Vieh zur Fronarbeit. Man trieb zuweilen alle Frauen und Kinder eines schätzelosen Ortes zusammen und stach sie ab. Der Historiker Oviedo zitiert einen Häuptling: «Dann seid ihr Christen gekommen und habt uns aus Freien zu Sklaven, aus Herren zu Dienern gemacht ... anstatt uns gut und gerecht zu behandeln, habt ihr unsere Frauen und Töchter zu Konkubinen genommen. Um uns unseres Eigentums zu berauben, habt ihr uns verbrannt, mit Hunden gehetzt und mit bösen Worten geschmäht.»

Und wie bei der Unterwerfung Mittelamerikas rivalisierten auch hier die Christen, bekämpften sie die Rebellen in den eigenen Reihen, strebten die Führer einander durch Taktik oder Gewalt auszuschalten, wobei jede Seite auch ihre Hilfsvölker mit bluten ließ.

Ein mehr als jahrzehntelanger Krieg entbrannte zwischen Pizarristen und Almagristen, zwischen dem Pizarro-Clan, der alle Macht auf den Familienkreis zu häufen suchte, und dem Konquistador Diego de Almagro (dem Älteren). Dieser wurde 1538 durch ein Heer unter Hernando Pizarro, einem der Halbbrüder Franciscos, besiegt, gefangengenommen und, ungeachtet seines hohen Alters, mit der Garrotte erwürgt. Drei Jahre später erlag Francisco Pizarro selbst einem Mordanschlag in seiner Residenzstadt Lima. Und als ihn der gleichnamige Sohn des getöteten Diego de Almagro als Herrn von Peru ablöst, schaltet ihn ein Gesandter des Kaisers aus, Cristóbal Vaca de Castro. Dessen Nachfolger freilich, der erste Vizekönig Blasco Núñez de Vela, wird in offener Feldschlacht von Francisco Pizarros jüngstem Halbbruder, von Gonzalo Pizarro geschlagen, bis diesen selbst 1548 wieder ein Legat Karls V. niederzwingt und liquidiert. Christen unter sich. Natürlich fanden die frommen Spanier bei alldem noch Zeit, den sehr jungen Sohn des verstorbenen Inkaherrschers Huayna Capac, den tapferen Manco Inca, zu meucheln, von ungezählten weiteren Schandtaten zu schweigen.[34]

Wie in Mexiko, waren auch in Mittel- und Südamerika die Menschenverluste der Indios ungeheuer. Denn wo immer die Christen erkundeten, entdeckten, eroberten, so sagt einer von ihnen selbst, Pedro de Ciéza de León, da schien es, «als habe ein Feuer alles ver-

zehrt». Zwischen 1530 und 1570 nimmt man einen Rückgang der einheimischen Bevölkerung von rund 55 auf etwa 9 Millionen an. Doch florierte die Heilsgeschichte danach bekanntlich fort. Und, schreibt das Lexikon für Theologie und Kirche 1994, «im Inneren Amazoniens dauern die Massaker an der Urbevölkerung bis in die Gegenwart an.»

Bemerkenswert auch, wie das Handbuch der Kirchengeschichte einräumt, daß Indios, Mestizen und Mulatten praktisch bis ins 17. Jahrhundert hinein keine Geistlichen werden konnten. Doch wie man Sklaven noch in der Neuzeit jahrhundertelang das Priesteramt verweigerte, so schon in der alten Kirche – als ob, ereiferte sich seinerzeit Leo I., «der Große», Papst und Kirchenlehrer, «als ob ein schäbiger Sklave (servilis vilitas) einer solchen Ehre würdig wäre» (III 522).[35]

Selbstverständlich ertrugen viele Staaten Europas nicht die Dominanz der Iberer auf den Meeren und in den überseeischen Gebieten. Jetzt wollten auch sie teilhaben am «mare clausum», wollten sie – die neue völkerrechtliche Theorie – ein «mare liberum», Anteil an der Beute, der «Landnahme» – der uns schon aus dem Alten Testament bekannte blutrünstige Akt, der, bei allen Unterschieden, im alten Israel wie im Neuen Amerika auf anhaltende Ausrottung der bisherigen Bewohner hinauslief (vgl. I 73 ff.). Und zugleich bekämpften die Europäer selber einander, attackierten die Protestanten auch in Übersee das katholische Missionsmonopol, brachen der Egoismus der Niederländer sich Bahn, der Machthunger der Franzosen und, mit besonderem Nachdruck und Erfolg, die Herrschsucht der Briten. Dabei benutzte man die Indianer als Hilfstruppen in Kriegen, die dem «religiösen Fanatismus der Jesuiten auf der einen und dem der puritanischen Geistlichkeit und ihrer Anhänger auf der anderen Seite» entsprangen (Friederici).[36]

Wie Nordamerika christlich wurde oder: «To kill and scalp all, big and little»

Es begann mit Einzelaktionen, mit einem stetig zunehmenden Kleinkrieg im Laufe des 16. Jahrhunderts und kulminierte im Invasionsversuch der spanischen Flotte. Sie startete 1588 zur Eroberung Englands, unterstützt durch eine Million Dukaten des Papstes an Philipp II., und versank im Ärmelkanal (160 Schiffe, 200 Millionen Dukaten wert) durch einen Artillerie-Fernkampf (statt des bisher üblichen Enter-Nahkampfs) unter Admiral John Hawkins, dem Begründer der britischen Seemacht. Er wurde dafür geadelt, hatte er sich doch auch sonst um Großbritannien verdient gemacht, zum Beispiel durch Eröffnung des englischen Sklavenhandels von Westafrika zu den Westindischen Inseln (1568), natürlich mit «Gottes Hilfe» und einem Schiff mit dem schönen Namen «Jesus». (Im 20. Jahrhundert tauften die US-Amerikaner ein Atomunterseeboot «Corpus Christi». Denn immer noch macht sich Gottvertrauen bezahlt.)[37]

Nachdem England die «Freiheit der Meere» zumindest für sich erstritten, drang es überall mit großen Handelskompanien vor, mit der Moskowitischen, der Levante-, der Ostindien-, der Afrika-Kompanie, zuletzt im kanadischen Raum mit der Hudsonbai-Kompanie. Es schuf sich Stützpunkte, nahm den Spaniern 1612 die Bermudas weg, 1627 Barbados, die östlichste Insel der Kleinen Antillen, von der die Katholiken die Indianer als Sklaven verschleppt hatten. Die Briten importierten deshalb zur Bewirtschaftung ihrer Zuckerrohrplantagen bald 80000 Schwarze aus Westafrika. (Erst 1966 wurde Barbados unabhängig.) Ähnlich entwickelten sich die Verhältnisse auf Jamaika, wo die Spanier die Indianer durch Zwangsarbeit und Seuchen weitgehend ausgerottet, die Briten nach Eroberung der Insel 1655 zum Betreiben ihrer Zuckerrohrfelder wieder westafrikanische Sklaven eingeführt hatten, so daß Jamaika zum größten Sklavenmarkt der Karibik wurde. (Erst 1962 erhielt es seine völlige Unabhängigkeit.)[38]

Großbritannien schuf sich Stützpunkte in Indien, ja weltweit, ins-

besondere auch Kolonien, Siedlungskolonien an der Ostküste Nordamerikas. Erste entsprechende Versuche des englischen Seefahrers Walter Raleigh 1579 uns 1584 waren zwar wenig erfolgreich, doch gründete er immerhin Virginia, die erste jener 13 Kolonien, die dann zur Keimzelle von «God's own country», den USA geworden sind. Jakob I. aber, der protestantische Sohn Maria Stuarts, der Raleigh 1616 aus dem Tower geholt (wo er in dreizehnjähriger Haft u.a. «The History of the World» geschrieben hatte), ließ ihn 1618 hinrichten. Doch allmählich brachte die von der Londoner Regierung etablierte Virginia Company, speziell zum Transport europäischer Siedler nach Amerika bestimmt, immer neue Scharen von «Kolonisten» hinüber. 1631 nahmen sie Connecticut in Besitz, 1636 Rhode Island, 1638 New Hampshire, 1640 Maine.

Viele kamen aus eigenem Antrieb, das heißt hinausgeekelt aus England, aus dem übrigen Europa, durch sein Wohnungselend fortgetrieben, seine Folter-, Fron- und Schröpfmethoden, seinen Feudalismus, seinen Kriegsdienst. Doch schon indem sie der Misere zu entkommen suchten, der politischen Instabilität, den gesellschaftlichen Querelen, dem konfessionellen Hader, setzten sie sich neuem Jammer aus, einem risikoreichen Transfer über fünftausend Kilometer mit ungezählten Schiffsuntergängen.

Auch jenseits des Meeres freilich schlugen Seuchen, Hunger zu, blieben viele, zumal zunächst, weiter arm, abhängig und mußten als Vertragssklaven, als indentured servants, die Reise nachträglich bezahlen mit (meist vier bis sieben) Jahren der Knechtschaft. Durch Christen kam so die abendländische Leibeigenschaft nach Nordamerika, und Christen waren dort die ersten Sklaven von Christen. Dann traten Rothäute an ihre Stelle, auch missionierte, dann Schwarze, Schindluderexistenzen ohnegleichen. Zeitweilig hatte Großbritannien für die Ausfuhr schwarzer Sklaven in die spanischen Kolonien sogar ein Monopol und verschiffte von ihnen allein zwischen 1680 und 1786 2,13 Millionen in die Neue Welt.[39]

Anders als in Spanien, Portugal, Frankreich, wo der Staat die Auswanderung veranlaßt oder doch begünstigt hat, entsprang sie in England zunächst der Privatinitiative. Geschäftstüchtige Händler versprachen das Blaue vom Himmel, so mancher Kapitän trieb

offenen Menschenraub. Schließlich erkannte auch der Staat seinen Vorteil in Übersee und suchte alles mögliche mißliebige Volk abzuschieben, Hasardeure, Habenichtse, Katholiken, Kriminelle. Mit letzteren sollte besonders die Justiz die Kerker auch der Neuen Welt füllen. Aber auch als Zwangsarbeiter waren sie tauglich. So schickte man allein zwischen 1718 und 1775 immerhin 50 000 Sträflinge auf die Tabakplantagen von Virginia und Maryland. Und bald sprang dem absolutistischen Staat die absolutistische Ekklesia bei, rief sie auf, das Eingeborenenland zum «geheiligten Land» zu machen, «die Grenzen des Königreiches, ja, die Grenzen des Himmels (zu) erweitern.»

Da die Anglikanische Kirche, die Staatskirche, die Verfolgungspraxis der Papisten fortsetzte, flohen viele auch aus religiösen Gründen. Alle «Dissenters», Presbyterianer also, Baptisten, Methodisten, Deisten, Quäker, erwarteten im Neuen Erdteil politische wie religiöse Freiheit, erhofften etwas wie ein neues Kanaan, das Gelobte Land. Vor allem viele Puritaner, Calvinisten strengster Art, wurden durch den staatlichen Absolutismus, durch Königin Elisabeth I. sowie die Stuarts Jakob I. und Karl. I. (auf Betreiben Cromwells 1649 geköpft) besonders bedrückt und flohen ab 1620 nach Amerika, darunter auch die nachmals berühmt gewordene Gruppe der «Pilgrims».

Mit ihnen, die jetzt ein «Neues Jerusalem» kreieren wollten, lassen die USA ihre Vorgeschichte beginnen, die Gründung der englischen Kolonien, obwohl dazu schon Sir Walter Raleigh den Grund in Virginia gelegt hatte und obwohl dort 1607, immer noch eine halbe Generation vor den «Pilgrim Fathers», ein gewisser Kapitän John Smith im Auftrag einer Handelskompanie aufgekreuzt war und Jamestown, die älteste britische Dauersiedlung in Amerika, gegründet hatte, wo zwölf Jahre später die Sklaverei auf dem Boden der künftigen USA anfängt.[40]

Doch diese Entwicklung schien dann allzu profan, viel zu irdisch, zeitlich bedingt, ein Aktionismus kleiner Handelsvertreter, Spekulanten, Glücksritter, deren einer auch noch im Tower geköpft worden war. Nein, dies durfte ihre Geschichte nicht eröffnen. Man brauchte einen andren, einen seriösen Auftakt, etwas Höheres als Profit, der

freilich stets das Höchste für sie war und blieb. Man brauchte eine Aura, wie sie die Pilgerväter umgab, brauchte den Ruch des Erhabenen, Weihevollen, Numinosen. Und nannten sich die Pilgrims nicht schlicht, in echt christlicher Demut, selbst «Heilige»?

Also ließ man die Historie Neu-Englands, «the first permanent English settlement in America», nicht in Virginia, nicht mit dem Enthaupteten, nicht mit Käpt'n Smith noch mit andren Pionieren, Schrittmachern des allzu schnöden Ökonomischen beginnen, sondern mit jenen Sektierern aus Plymouth, die zwar von der Anglikanischen Staatskirche getrennt, die Nonkonformisten, Separatisten, Calvinisten, «Ketzer» waren, aber doch herausgehoben, gottgesegnet, ja vom Auserwähltseinglauben besessen, von messianischen Visionen, eifernder Bigotterie; einer Welt entstammend, so moralisch, daß sie, zum Beispiel, später eine Bibliothek nach männlichen und weiblichen Autoren getrennt anordnen, die sogar Hundegenitalien verhängen konnte oder die Füße eines Klaviers, weil sie an Damenbeine erinnerten.

Fast der ganze Pilgrims-Kult erscheint wie eine Parallelaktion zum christlichen Wunder- und Reliquienglauben. Fast alles ist da aufgebauscht, unwahr, angefangen von dem berühmten Felsen von New-Plymouth, bei dem die «Mayflower», das Pilgerväterschiff, bekannter als Kolumbus' «Santa Maria», im November 1620 vor Anker gegangen sein soll; ein vielbestauntes Kultobjekt, beinah ein Nationaldenkmal, obwohl der Stein mehrmals abgebrochen, verlagert, vergraben, zersägt worden ist; ganz beiseite, daß man den Felsen erstmals 136 Jahre später überhaupt erwähnt, daß man die «Pilgrims» erst gegen Mitte des 19. Jahrhunderts so nennt.[41]

Die Puritaner nun, die in der ersten Hälfte des 17. Säkulums besonders im Nordosten der späteren USA eindrangen, in die Neuenglandstaaten Maine, Vermont, New Hampshire, Massachusetts, Rhode Island und Connecticut, etablierten zumal im eigentlichen Mutterstaat Neuenglands, in Massachusetts, ein «Bibel-Commonwealth», eine Theokratie reinsten Wassers, garniert mit schönen Sprüchen, vor allem natürlich biblischen.

Dabei hatten sie keine Hemmung, das von Indianerstämmen besiedelte Gebiet, das sie raubten, gesetzlich als ein «vacuum» zu

bezeichnen, nämlich als ein Land, das die Vorbevölkerung nicht kraft des «Zivilrechts», sondern nur kraft eines «Naturrechts» und somit illegal bewohne! Sie hatten weder Skrupel, im Grundgesetz («Body of Liberties») für Massachusetts Siedlern offiziell das Recht auf Sklavenhaltung zu geben, noch hatten sie Skrupel, eine Handelskompanie um neun Zehntel ihres Kapitals zu bringen, noch in ihrer Stadtgründung Neu-Plymouth ihre «Burg Zion» mit Kanonen zu bestücken oder später, im Jahrhundert der Aufklärung, für jeden Indianerskalp erst 12, dann 100 Pfund zu zahlen. Und brachten als zelotische Sektierer die Prüderie zur schönsten Blüte. Spielen, Tanzen, Trinken war verpönt, an Feiertagen streng verboten, Unverheiratete, die zusammen schliefen, wurden mit glühendem Eisen gebrandmarkt oder gepeitscht.[42]

Dabei florierte die Heuchelei, und je länger, desto mehr, besonders in den höheren Rängen. Im 18. Jahrhundert schärft Gouverneur Moses Norton seinen Männern ständig Tugend, Moralität, Kasteiung ein, sucht auch strikt ihren Verkehr mit Indianerinnen zu verhüten, hält sich aber selbst ein halbes Dutzend der schönsten Mädchen und hat stets, berichtet der unter ihm dienende Samuel Hearne, der Klassiker der amerikanischen Ethnologie, «eine Schachtel Gift bei sich, um denen, die ihm ihre Weiber und Töchter verweigerten, eine Dosis verabreichen zu können»; ja, er vergiftet selbst zwei seiner Frauen in der Meinung, sie hätten «mehr Neigung zu anderen, jüngeren Mannspersonen».[43]

Und selbstverständlich kam die ganze Intoleranz des christlichen Europa und nicht zuletzt Englands, wo gegen Mitte des 17. Jahrhunderts ein zehnjähriger Bürgerkrieg tobt, mit in die Neue Welt. Ja, gerade die Kirche erhob «strikteste Intoleranz zum Prinzip» (Reinhard). Die Puritaner waren eifernd und rachsüchtig wie Rom oder der Erzbischof von Canterbury, William Laud, der als einer der engsten Berater des Königs mit wachsender Schärfe Abweichler verfolgte, auch in den «Kriegen der Bischöfe» 1639/1640 auf Seite Karls I. stand, 1645 aber geköpft worden ist wie vier Jahre später der König selbst.

Die Puritaner Neuenglands ahndeten noch die absurdesten Äußerungen, befehdeten jede Art Häresie, zumal die liberalen, duldsa-

men, den Kriegsdienst verwerfenden Quäker, die sie scharf geißelten, dabei ihr Fleisch gelegentlich «in Gallerte» verwandelnd, deren Männer man mit Abschneiden der Ohren bedrohte, deren Frauen mit Durchbohren der Zunge mittels glühendem Metall, deren Kinder man zuweilen als Sklaven verkaufte. Und manchmal brachte man Quäker, männliche wie weibliche, auch an den Galgen. Seit 1641 sah man für Atheismus die Todesstrafe vor. Man war kaum von irgendwelchen päpstlichen Greueln frei, auch nicht vom Antisemitismus, schon gar nicht vom Höllenteufel- und Hexenwahn, den man möglichst zu verbreiten strebte.

Die ersten Hexen knüpfte man in Connecticut auf, in Hartford, in Windsor. Bei den Hexenprozessen von Salem Village, nahe Kap Ann, brachte man 19 Männer und Frauen an den Galgen. Auch Greisinnen und kleine Kinder liquidierte man so oder legte sie – sicherheitshalber – im Kerker an die Kette, lauter Teufelsbräute, die meisten in Neu-England. Man leistete sich 1655 sogar eine kleine Feldschlacht, schrie da «Heilige Maria», dort «Gott ist unsere Kraft». Kurz, alles wie im frommen Abendland.[44]

Besonders brutal gingen diese Christen natürlich gegen die Indianer vor, ohne die sie anfangs, durch Krankheit und Hunger verheerend geschwächt, wohl samt und sonders umgekommen wären.

Die Indianer waren viel sozialer eingestellt, waren viel verläßlicher, hilfsbereiter als die Invasoren, sie kannten die gesellschaftlichen Unterschiede der Christen nicht. Sie retteten die Eindringlinge aus Seenot, durch Lebensmittellieferungen. «Die Indianer lebten unter uns wie Schafe. Sie taten für uns alles Menschenmögliche und gaben uns zu essen, wenn uns die Vorräte ausgingen ...» Viele Zeugen schildern die Eingeborenen durchaus wohlwollend, preisen immer wieder ihre Friedfertigkeit, wie etwa John Lawson, der acht Jahre lang die Neue Welt bereiste, bis ausgerechnet er am Marterpfahl starb. «Sie streiten sich nie untereinander», schreibt Lawson in «A New Voyage to Carolina», «es sei denn, sie hätten getrunken, und man kann nie hören, daß sie sich zanken. Sie sagen, die Europäer seien immer gehässig und unzufrieden, und sie wunderten sich, daß sie eine Welt nicht verließen, in der sie sich so unwohl fühlten.»[45]

Die Methoden der Christen bei ihrem Vorgehen reichten vom Betrug über den Raub bis zur gänzlichen Ausrottung.

Man übertölpelte die fremden Menschen schamlos. Man machte sie berauscht, «kaufte» Land für Tand, Flitter, einen bloßen Bettel und bereicherte sich ungeheuer. Als der Niederländer Willem Krieft, Direktor von Manhattan (Neu-Amsterdam) – 1626 von dem ersten Gouverneur, dem Geistlichen Peter Minuit, für ein paar Wolldecken und allerlei Krimskrams im Wert von 60 Gulden (24 Dollar) erworben – als Krieft auf der Heimreise, bereits vor den Klippen von Wales, Schiffbruch erlitt, ging er mit einer in seiner Amtszeit verdienten Habe im Wert von 400000 Gulden unter.

Selbst der honorige William Penn (1644–1718), Philanthrop und Quäker, liberal und tolerant, Streiter für Gewissensfreiheit, für die Gleichberechtigung von Nonkonformisten, auch von Katholiken, verstand als Sohn eines reichen Admirals mit Geld umzugehn. Der Propagandist eines «heiligen Experiments» verkaufte die 1681 für 16000 Pfund Sterling von der englischen Krone am Delaware erstandene, dann nach ihm benannte Kolonie Pennsylvania («Wälder des Penn») 1712 eben wieder an diese Krone für 280000 Pfund Sterling. Und die zunächst extrem egalitär konzipierte Verfassung wurde im Sinn einer oligarchischen Plutokratie revidiert.

Was man nicht kaufte, erschwindelte, das raubte man einfach – und es war das weitaus meiste –, sozusagen legalisiert durch irgendeinen Annexionsakt, Freibrief, das Privileg eines Herrn der Alten Welt, eine königliche Urkunde – man war «das gesetzloseste Volk der Erde», so US-Historiker Henry Steele Commager; «man nahm, was zu nehmen war», so US-Historiker Joe Frantz; man praktizierte «eine einzige Vergewaltigung nach dem Grundsatz: Alles ist erlaubt», so US-Historiker David Brian Davis; kurz, die Landnahme wurde «eine Katastrophe in Weltformat», so US-Historiker Donald Worster.

Nicht jeder amerikanische Geschichtsforscher, gewiß, sieht das heute so, schon gar nicht der größte Teil des amerikanischen Volkes, denn wie könnte man Nachfahre von Räubern und Mördern sein! Und nun gar die einstigen Heroen, die «pioneers», die «settlers», dies besitzgeile idealisierte Gesindel, die Gotteskinder. Für sie war

alles rechtmäßig, war ihre Landnahme so vom Himmel gesegnet wie einst die der Isrealiten in der Bibel. Oder die im 20. Jahrhundert.[46]

Alles in allem: Nach einer relativ ruhigen Frühphase, in der man schlicht noch zu schwach war, es mit den Einwohnern aufzunehmen, kam allmählich mehr Nachschub an Menschen und Material, wurde man anspruchsvoller, anmaßender, rücksichtsloser, gingen die Okkupanten immer häufiger und schließlich ganz kontinuierlich mit nackter Gewalt vor – das heißt: man befriedete die «savages», die «wilden Tiere», die «roten Teufel», man zivilisierte, christianisierte sie. Man hängte sich ein moralisches Mäntelchen um, handelte in gutem Glauben, mit dem besten Gewissen, führte alles auf Gottes wundervolle Vorsehung zurück und beanspruchte als sein Volk die gleichen Rechte wie Abraham, der die Seinen inmitten der Sodomiten angesiedelt. Bibelfest verwiesen sie auf «Davids Krieg», stand doch «geschrieben, daß die Kinder mit ihren Eltern umkommen sollen». Ja, sie hatten wohl alle (wie jene Christen aus Massachusetts bei der Massakrierung von fünfhundert oder sechshundert Indianern) «für unser Tun die Erleuchtung des lebendigen Gotteswortes».

Und so erleuchtet und das Evangelium verkündend metzelten sie weiter. «Grundsätzlich und planmäßig knallten sie jeden ihnen vor die Flinte kommenden Indianer beiderlei Geschlechts und jeden Alters mit Kugel oder Schrot wie ebenso viele Böcke und Ricken nieder» (Friederici). Die rechtmäßigen Besitzer des Landes wurden systematisch ausgerottet, und zwar, betont der einstige Zürcher Theologe Fritz Blanke, «unter religiösem Vorzeichen». Ja, es waren gerade Geistliche, führende Pfaffen (die einander zuletzt selbst bekämpften) wie Cotton Mather, wie William Hubbard, die gegen die «barbarischen, ungläubigen Indianer», die «Ungeheuer ohne Glauben», diesen «Unrat und Bodensatz», den «Auswurf der Menschheit» hetzten und den Blutdurst der Briten als den Schrecken Gottes ausgaben: «The terror of God was upon them round about» (Mather).

Es waren die «Pilgerväter», diese «Heiligen», die 1637 im «Pequot-Krieg» mit anderen Schlächtern aus Massachusetts und Connecticut die in einer Sommernacht in ihren Wigwams schmausenden

Indianer heimtückisch überfielen, sie samt Frauen und Kindern zu Hunderten niederstachen und Tote wie Sterbende in ihren Hütten verbrannten; die schwärmten, «wie die Indianer im Feuer schmorten, wie schließlich Ströme von Blut die Flammen auslöschten» und wie Gott ihnen «so wunderbar beigestanden». «It was the LORD's Doings, and it is marvellous in our Eyes!» Und Dr. Cotton Mather meldet mit stolzgeschwellter Pfaffenbrust, «that no less than 600 Pequot souls were brought down to hell that day.»[47]

Nicht die schmutzigsten Tricks wurden verschmäht, auf jede nur vorstellbare Weise die allmählich immer hilfloseren Rothäute beraubt, begaunert, um ihre Felle geprellt, durch minderwertige Waren betrogen, durch Wucher-, durch Schleuderpreise, der Grund und Boden künftiger Großstädte für einen Pappenstiel errafft, einmal von Peter Jefferson, dem Vater des Präsidenten, 162 Hektar Land für eine Schale Punsch!

Die Opfer der Christen wurden bestochen, bestohlen, sogar ihre Gräber regelmäßig geplündert, sie wurden im Schlaf überfallen, erwürgt, in der Gefangenschaft gemeuchelt, bei Friedensgesprächen zur Entwaffnung überredet und liquidiert. Man folterte und vierteilte, man entmannte, spaltete Schädel, hackte Köpfe ab und stellte sie aufgespießt zur Schau. Man vergewaltigte Frauen, selbst die jüngsten, verstümmelte auch ihre Genitalien, führte diese gar als Tophäen mit, skalpierte Kinder «zur Belustigung». Das Skalpieren war zwar indianischer Herkunft, wurde jedoch «von den Weißen übernommen und gefördert» (Reinhard).

Man ruinierte Wälder und Jagdreviere, äscherte Dörfer und Ernten ein. Man setzte die Elenden dem Hunger-, dem Kältetod aus, der verheerenden Wirkung des Alkohols, ganze Stämme gingen so zugrunde, bis um 1700 allein sieben der Delawaren. Man scheute sich nicht, sie durch tödliche Seuchen zu beseitigen, durch Blattern, durch Tuberkulose. Man führte Bakterienkriege gegen sie, mordete durch wohltätige Spenden, durch pockenverseuchte Kleider, durch Bettdecken – «Unsre Leute nahmen sie», überliefern die Tuscarora, «und sie starben, starben und starben ...»

Kurz, man brachte den roten Untermenschen die Zivilisation, die Frohe Botschaft und dankte Gott, weil seine Hand derart die Welt

säuberte, weil er so «Platz für sein Volk schuf», weil er es ihm ersparte, «die Indianer durch Schwert und Feuer zu vernichten», was indes noch oft genug geschah. Führte man doch auch regelrechte Kriege gegen sie, gegen die Tuscarora, die Seneca, hetzte aber auch die Occaneechees wider die Susquehanocks, die Irokesen wider die Huronen, die Cherokesen wider die Yamasee ... und zog gelegentlich mit einem Stamm gegen den andren «zu wüsten Sklavenjagden» (Bitterli). Es war ein, so Howard Zinn, «total war».[48]

Natürlich bekriegten sich schon bald auch die christlichen Bruderschaften selbst.

Nach 1630 wurde das von den schwedischen Einwanderern besetzte Mündungsgebiet des Delaware River von den Holländern erobert und dann britischer Besitz. 1664 nahm der Herzog, der spätere König Jakob II., den Holländern im Nordosten der heutigen USA ihre Kolonie Neuniederlande weg, nahm auch Neu-Amsterdam ein und taufte seinen Raub New Jersey und New York. Im Süden suchten die Briten den spanischen, im Westen den wachsenden französischen Einfluß östlich des Mississippi zurückzudrängen. Jahrzehntelange Konflikte an den Grenzen beider Mächte folgten, Streifzüge, Überfälle, Einverleibungen, Verwüstungen, Aufhetzung von Indianervölkern. Frankreich war zuletzt der Hauptrivale im Kampf um Nordamerika, zu schweigen davon, daß auch die Franzosen wieder in Katholiken und Hugenotten gespalten waren. Schon 1713, im Frieden von Utrecht, der den zwölfjährigen Spanischen Erbfolgekrieg beendete, verlor Frankreich Neufundland, Neuschottland und das Gebiet an der Hudsonbai an England. Und nachdem dies schon 1690 und 1711 das bereits vordem wiederholt besetzte Québec (1608 von den Franzosen gegründet) hatte an sich reißen wollen, führte sein Krieg schließlich doch 1759 zum Fall der Stadt, im nächsten Jahr auch zur Einnahme Montreals, Ausgangsbasis der französischen Machtpolitik in Nordamerika, und somit zum Ende der französischen Kolonialherrschaft dort.

1763 gewann Großbritannien im Frieden von Paris ganz Kanada, wo der Katholizismus seit acht Jahrzehnten die einzig erlaubte Staatsreligion war, es gewann das wirtschaftlich prosperierende Louisiana östlich des Mississippi sowie Florida von Spanien. Neu-

Frankreich war nunmehr englisch. Und 1776 rebellierten die 13 nordamerikanischen Kolonien, die sich künftig Staaten nannten, auch gegen ihr eigenes Mutterland. Sie verweigerten die Untertanenpflicht gegenüber der britischen Krone, lehnten jedes politische Zusammengehen rundheraus ab – und wurden jetzt insgeheim von Frankreich unterstützt.[49]

An den Indianern aber beging man einen 350jährigen Völkermord, wütete gegen die «teuflischen Männer», wie es hieß, «die niemandem als dem Teufel dienen», gegen die «wilden Tiere», wie sie «Indianerfreund» Jefferson nannte, der dritte Präsident der USA. Wehrten sich jedoch die Überfallenen, die immer weiter Zurückgedrängten, immer mehr Geschwächten, und sie wehrten sich verzweifelt, dann schrie man «rebellion», «massacre», sprach von ungeheuren Greueln, während man selbst nur «Verteidigungskriege» führte (wie ja heute noch!), aber Stamm für Stamm vertilgte, stets nach der Devise: «To kill and scalp all, big and little.» Skalpprämien werden stets beliebter. Haufenweise kommen Köpfe Ermordeter «zur Freude der puritanischen Obrigkeit und der leitenden Geistlichkeit» – «Kopfjäger» nennt denn auch der deutsche Amerikanist Georg Friederici Pilgerväter und Puritaner. Noch mitten im Jahrhundert der Aufklärung – und darüber hinaus – skalpiert die gesamte christliche Grenzbevölkerung einschließlich der Grenztruppen, ihrer Offiziere und Kapläne. Ja, Skalpe zieren als Opfergabe noch die Kirche von Santa Fe.

Nicht einmal die katholischen Spanier und Portugiesen, die in Südamerika oft schon in kurzer Zeit Millionen um Millionen Indianer töteten, vernichteten die Eingeborenen so nahezu vollständig, wie die nicht zufällig besonders verhaßten, weil extrem verschlagenen protestantischen Briten. Und alles in Gottes Namen, alles im Namen der Religion, der Nächsten- und der Feindesliebe, alles zur Verteidigung der Zivilisation und Humanität. «Nehmt scharfe Rache», hetzt man, «tut ihnen, was sie tun wollten (!)». Geradezu geflügelt sind Sprüche wie: «Die Knochen der Indianer müssen den Boden düngen, ehe der Pflug der Weissen ihn öffnen kann.» Oder: «Only a dead Indian is a good Indian.»

Volk um Volk ging zugrunde. Schon wenige Jahrzehnte nach

Ankunft der Christen lebten ganze Stämme nicht mehr, von vielen sind selbst die Namen verschollen. Sogar in Gegenden, in denen es keine Kriege gab, starben die Indianer fast innerhalb eines Jahrhunderts nahezu aus. So lebten 1642 bei der Landung der Engländer auf Martha's Vineyard vielleicht 3000 Wampanoags, 1764 nur noch 313. Ähnlich gab es auf Block Island im Jahr 1662 etwa 1200 bis 1500 Indianer, um 1774 nur noch 51.[50]

Wir sind weit vorausgeeilt. Kehren wir zurück ins 16. Jahrhundert und nach Europa, zurück zu dem Kaiser, in dessen Reich die Sonne nicht unterging.

2. KAPITEL

DIE REFORMATION ERFASST DIE SCHWEIZ ZWINGLI UND CALVIN

Es ist auch die mächtige Hoffnung auf eine Renaissance Christi und des Evangeliums erwacht, da viele gute und gelehrte Männer mit Rudern und Segeln, wie man sagt, auf das Ziel loszusteuern begonnen haben, die Saat zur reifen Frucht zu bringen ... Das alles führe ich aus, um, wie man sagt, den anzutreiben, der ja zwar schon im Lauf ist und eilends das Ziel verfolgt, für Christus möglichst viele Soldaten zu werben, die dann einmal tapfer für ihn kämpfen sollen; ermanne sie je länger, je mehr, daß sie, je grausamer die Verfolgung sie trifft, um so weniger schmählich Reißaus nehmen. Denn auch das will ich Dir offen sagen: ich glaube, wie die Kirche durch Blut zum Leben kam, so kann sie auch bloß durch Blut erneuert werden, nicht anders. Lehre Du drum den Deinen immer Christum ...»

Huldrych Zwingli in einem Brief vom 24. Juli 1520 an seinen Freund Oswald Myconius (eigentlich Geisshüsler), Lehrer und Schulgründer in Luzern[1]

«Von größter Bedeutung ist Kalvins Überzeugung von der absoluten Bindung an jedes Wort der Heiligen Schrift dadurch geworden, daß sie ihn zu einer völligen Gleichstellung des Alten und Neuen Testamentes führte. Was Gott jemals in seinem Wort geboten oder als vorbildlich aufgestellt hat, muß das für immer bleiben. Ja, das Alte Testament bekommt dadurch einen besonderen Wert, weil es mehr Anhaltspunkte für die äußere Ordnung des Kirchenwesens bietet. Vor allem aber entnimmt er dem Alten Testament seine Auffassung vom Kampfe für den Glauben. Der alttestamentliche Haß gegen die Feinde Jahwes ist heilige Pflicht, auch für den wahren Christen gegenüber denen, die das Wort Gottes fälschen, das heißt also den Bekennern des alten Glaubens. In aller Offenheit und Schärfe lehrt Kalvin das. Ausdrücklich macht er sich in diesem Kampfe sogar die letzten Worte des 137. Psalmes zu eigen: ‹Tochter Babel, du Verwüsterin, Heil dem, der

dir vergilt, was du an uns verübt hast. Heil dem, der Deine
Kinder packt und sie zerschmettert am Felsen›»
Wilhelm Neuss[2]

«Nichts ist diesem großen Zeloten zeitlebens fremder gewesen als Konzilianz. Calvin kennt keinen Mittelweg; bloß den einen, den seinen. Für ihn gibt es nur das Ganze oder das Nichts, die volle Autorität oder den völligen Verzicht. Nie wird er ein Kompromiß abschließen, denn ... einzig diese seine steinerne Unerschütterlichkeit, diese eisige und unmenschliche Starre erklärt das Geheimnis seines politischen Sieges. Denn nur eine solche Selbstbesessenheit, eine solche großartig bornierte Selbstüberzeugtheit macht in der Weltgeschichte einen Mann zum Führer. Nie hat die immer dem Suggestiven erliegende Menschheit sich den Geduldigen und Gerechten unterworfen, sondern immer nur den großen Monomanen, die den Mut aufbrachten, ihre Wahrheit als die einzig mögliche, ihren Willen als die Grundformel des Weltgesetzes zu verkünden.»
Stefan Zweig[3]

Wie für einen Herrscher üblich, führte Karl V., der Kaiser der Reformationszeit, einen Krieg nach dem andern. Und wie ebenfalls üblich, führte er diese Kriege vor allem gegen christliche Fürsten, und natürlich zum Heil der ganzen Christenheit und zum Ruhm Gottes, wie ihm sein Großkanzler, der Piemontese Mercurino Gattinara, nach der Kaiserwahl in einer Denkschrift nahelegte, die mit den Sätzen beginnt: «Sire, da Euch Gott diese ungeheuere Gnade verliehen hat, Euch über alle Könige und Fürsten der Christenheit zu erhöhen und zu einer Macht, die bisher nur Euer Vorgänger Karl der Große besessen hat, so seid Ihr auf dem Wege zur Weltmonarchie, zur Sammlung der Christenheit unter einem Hirten.»[4]

Nun kamen auf dem Weg zur Weltmonarchie zu den blutigen Auseinandersetzungen mit katholischen und protestantischen Gegnern noch die Konflikte mit dem Osmanischen Reich, Expeditionen 1535 gegen Tunis, 1541, mit hohen Verlusten, gegen Algier, weiter die Vorstöße in Übersee, die Eroberung von Mexiko (1521) und Peru (1533). Dies alles aber kostete Geld, viel Geld. Und hatte Karl schon zur Gewinnung der Krone 1519 für die deutschen Kurfürsten riesige, nur mit Hilfe der Fugger aufzubringende Bestechungsmittel gebraucht (VIII 433), – immer wieder zwang ihn eine meist prekäre Finanzsituation zu neuen Kapitalbeschaffungen, neuen Anleihen und selbstverständlich immer wieder auch zu neuen Schröpfungen der Untertanen diesseits wie jenseits des großen Meeres.

So hatte er, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, in Mexiko und Peru 1535 bzw. 1543 Vizekönigreiche etablieren und ausbeuten lassen, vor allem den scheinbar unerschöpflichen Silberbergbau, zumal, besonders seit den 1530er Jahren, zur Finanzierung seiner Kriege in Europa. Verschlangen sie ja bei stets steigenden Verschul-

dungen und enormen Kreditoperationen bis zum Staatsbankrott 1557 (der Kaiser lebte zuletzt buchstäblich von seinen Schulden) «außerordentlich hohe Finanzmittel» (Lutz). (Allein der Schutz der niederländischen Grenzgebiete im Ersten Krieg gegen Franz I. kostete monatlich mehr als 200 000 Gulden.)

Natürlich mußte auch der Hauptrivale tief in fremde Taschen greifen. Beider Soldaten, meist Söldner, kämpften aber auch in Italien, diesem Dauerstreitobjekt zwischen dem Habsburger und Frankreich. Und kein anderer als Karls Großkanzler Gattinara, Verfechter eines scharfen antifranzösischen Kurses und besonders beredter Propagandist der «Monarchia universalis», geißelte angesichts Italiens als Folgen der Politik seines eigenen Hofes: «endloses Beutemachen, tägliche Räuberei, Erpressung und Vergewaltigung, Schande an Frauen und Mädchen, Brandstiftung und alles andere Abscheuliche und Verderbliche zur Verwüstung des schönsten Landes.»

Ja, der Kaiser selbst bekannte, daß Italien «in acht Kriegsjahren von meinen Heeren unbeschreiblich gelitten hat». Und woanders war es nicht viel besser. Als Karl V. 1544 in Frankreich einfiel, mit einem «jämmerlichem Heer», da ruft der Augenzeuge Bernardino Navagero, venezianischer Botschafter am Kaiserhof: «Überall, wohin das Auge reicht, nichts als Feuer und Flammen. Wie nie zuvor bekam Frankreich in dieser Zeit die bittersten Früchte des Krieges zu schmecken!»[5]

Der Kaiser, «wahrer Beschützer und Verteidiger des hl. Glaubens und der christlichen Religion», wie er sich selbst rühmt, auch advocatus ecclesiae, «Anwalt und ältester Sohn unserer Mutter, der hl. Kirche», operierte im Zeichen der «Plus oultre»- bzw. «Plus ultra»-Devise (also: «weit hinaus» über das Übliche) auf dem Sprung zum «Dominium mundi» immer wieder besonders in Oberitalien, im niederländisch-französischen und spanisch-französischen Grenzgebiet, während seine Konquistadoren in Mittel- und Südamerika das weiträumige spanische Kolonialreich begründeten.

Schon der junge Fürst hatte, überliefert der gut unterrichtete venezianische Gesandte Gasparo Contarini, «eine große Vorliebe für das Militärische und hegt den großen Wunsch, eines Tages Krieg zu führen. Auch möchte er gern einen Feldzug gegen die Ungläubi-

gen unternehmen und nach Italien ziehen – im Glauben daran, daß von seinem Kommen seine Größe abhängt». Auf Feldzügen kam er dann, wie er wieder selbst bekennt, «neunmal nach Deutschland, sechsmal nach Spanien, siebenmal nach Italien, viermal nach Frankreich, zweimal nach England und zweimal nach Afrika».

Dabei bedrängte der weltliche Hirte der ganzen Christenheit, der gelegentlich in Geheimdeklarationen Katholiken wie Protestanten auch Konzessionen machte, die einander ausschlossen, mit Lutheranern sogar den Papst. Veranstaltete seine Soldateska 1527 doch den blutrünstigen, die abendländische Welt ungeheuer erschreckenden Sacco di Roma, wodurch der Heilige Vater samt dreizehn Kardinälen in der Engelsburg sieben Monate zum Gefangenen deutscher Landsknechte wurde – «queste bestie di Tedeschi», wie der Papst sie nannte, oder auch «quella canaglia heretica» (VIII 437 ff.). Aus Rom fragte damals Bartolomeo Gattinara, der Bruder des Großkanzlers: «Wir erwarten die schleunigen Anordnungen Ew. Majestät über die Regierung Roms, ob nämlich in dieser Stadt irgendeine Art von Apostolischem Stuhl bleiben solle oder nicht.»

Karl V. bekriegte aber auch gemeinsam mit dem Stellvertreter Christi Katholiken, so 1529/1530 die Republik Florenz, oder Protestanten, wie im Schmalkaldischen Konflikt, in dem Paul III. die eignen Truppen unter heuchlerischen Gratulationen für den Sieger abberief, als dieser zu stark zu werden drohte, ja den Höhepunkt seiner Macht in Europa erklomm. Und als im Herbst 1547 der Sohn des Papstes, Herzog Pier Luigi Farnese, ermordet wird, bezichtigt der hl. Vater den Kaiser der Bluttat.

Im Schmalkaldischen Krieg (1546/1547) kämpft aber auch der lutherische Herzog Moritz von Sachsen, gelockt durch die Zusicherung der Kurwürde, auf der Seite des Habsburgers wider seine Glaubensgenossen und seinen Vetter, den sächsischen Kurfürsten Johann Friedrich I. Und als Moritz der «Überläufer» (in der protestantischen Geschichtsschreibung seitdem als «Judas von Meißen» figurierend) an Stelle des Vetters 1547 durch den Kaiser Kurfürst geworden war, setzte er sich 1551 an die Spitze der Fürstenkonspiration gegen Karl, koaliert in einem Geheimbund mit Heinrich II. von Frankreich, tritt diesem eigenmächtig die Städte Toul, Metz,

Verdun und Cambrai ab und bekämpft den Kaiser, zwingt ihn zur Flucht aus Innsbruck, aus seiner Residenz.[6]

Beide Monarchen aber, Lieblingsspiel derer, die Geschichte machen oder machen möchten, waren auf Machterweiterung aus, auf Niederringung und Zerstörung des gegnerischen Imperiums und Durchsetzung der eigenen Hegemonie, wobei die Fronten oft sehr durcheinander liefen und nicht selten so rasch wechselten wie die militärischen Erfolge.

So kontaktierte der «allerkatholischste König» Franz I. spätestens seit Ende der zwanziger Jahre mit den «Ungläubigen» und unterzeichnete 1536 einen lang vorbereiteten Handelsvertrag mit Konstantinopel, der – in Wirklichkeit ein Offensivbündnis gegen den Kaiser – Frankreichs Seehäfen zu türkischen Stützpunkten machte; eine «unheilige Allianz», die der Kaiser, der weltliche Hirt der ganzen Christenheit, diplomatisch zu sprengen suchte, was freilich der «allerkatholischste König» nun «mit allen Höllenkünsten einer bedenkenlosen Gegenpolitik» (Kretschmayr) durchkreuzte und zu einigen Waffengängen im Mittelmeerraum während des Dritten Krieges (1536–1538) zwischen dem französischen König und dem Habsburger führte.

Auch deutsche Protestanten schlossen sich 1551/1552 in der Fürstenverschwörung gegen die «viehische spanische Servitut» zusammen und koalierten nach Verhandlungen mit dem Bischof von Bayonne Jean du Fresse im Vertrag von Chambord mit dem jetzt als «Rächer deutscher Freiheit» in Lothringen einfallenden, seit 1547 seinem Vater Franz I. nachgefolgten Heinrich II. von Frankreich, reichsrechtlich geurteilt glatter Landesverrat, ganz beiseite, daß Heinrich II. als strenger Katholik im eigenen Land die Hugenotten bekriegte.[7]

Zu dem kaum endenden Hegemoniekampf zwischen Frankreich und Habsburg sowie zu anderen größeren Streitfällen in der Außen-, der Innenpolitik, etwa der ständig gefürchteten Türkengefahr, dem wölfischen Walten der Inquisition, kamen erhebliche, allmählich wachsende ständische und städtische Dauerkonflikte, kamen von Klassengegensätzen, sozialrevolutionären Tendenzen geprägte Unruhen in Spanien wie im Reich, vom Kaiser einmal «dieses stärk-

ste und kriegerischste Land ... der Christenheit» genannt. Da wie dort ging es um die innere Gewaltbalance, Stillung des Machthungers, die Frage, wie Karls Schwester Maria von Ungarn, politisch und militärisch hochversiert und seit 1531 Statthalterin in den Niederlanden, 1538 dem Bruder schrieb, «ob Eure Majestät Herr oder Diener sein wird.»

Es kam zu ausgedehnten Verfolgungen, Folterungen scheußlichster Art, zu Kanonaden, blutigen Feldschlachten. Kam beispielsweise zum Aufstand der «Communidades de Castilla» in Kastilien (1520/1521) mit umfangreichen Güterkonfiskationen und Bedrohungen der maurischen Zwangsarbeiter auf den Besitzungen des Adels, 1525 zu ihrer Zwangstaufe oder Vertreibung. Kam zu einer Reihe von Revolten in niederländischen Städten, etwa 1539 zum Aufstand in Flandern, wo der Kaiser in Gent, das den Krieg gegen Frankreich nicht mitfinanzieren wollte, ein ganzes Stadtviertel samt Kirchen niederreißen, das öffentliche Eigentum konfiszieren, den Bürgern alle Rechte und Privilegien nehmen ließ; gewisse Freiheiten wurden weiter eingegrenzt, die Städte noch schärfer kontrolliert, und die Köpfe der Anführer rollten.

Da Karls V. oft bewußt unbestimmte, gar verschlagene Ausgleichsversuche gegenüber seinen Gegnern scheiterten, wurde er, seiner Mentalität nach ohnedies mehr Melancholiker, allmählich verbitterter, wobei seine häufige Trostsuche im Alten Testament und bei König David insbesondere (vgl. I 85 ff.) ihn kaum milder stimmen konnte. So bürdete er seinem Sohn in seinem letzten Brief an diesen Anfang September 1558 auf, «mit aller Inständigkeit und Dringlichkeit und wie ich es nur kann und wie es meine Pflicht ist: ich befehle es ihm als sein liebender Vater und um des Gehorsams willen, den er mir schuldig ist, als Wichtigstes und Hauptsächlichstes, daß die Ketzer vernichtet und bestraft werden mit allem nur möglichen Nachdruck der Gewalt, ohne Ausnahme und ohne Barmherzigkeit (...), und zu meiner größten Entlastung und Beruhigung.»[8]

Die «Ketzer» freilich waren, wie üblich, bald selbst gespalten, gründeten diverse Konfessionen, zerfielen in Gruppen, wobei zunächst der Schweizer Reformator Huldrych Zwingli, ein zeitweiliger Militärgeistlicher, größere Bedeutung erlangte.

Zwingli kann die Kirche «bloss durch Blut» erneuern

Während Karl V. seinen Weltmachtambitionen nachhing, seine Kriege führte, breitete sich die Reformation aus. Schon 1518 durch Zwingli auf die Schweiz übergreifend, kam sie 1541 mit Calvin nach Genf. In der Zwischenzeit hatte sie bereits Skandinavien erfaßt, 1529 durch König Christian III. Dänemark und Norwegen, durch Gustav I. Wasa Schweden, 1534 durch Heinrich VIII. auch England. Im Osten endlich, in Polen, gewann sie unter Sigismund II. Augustus (1548–1572) so stark an Boden, daß 1563 die Protestanten die gleichen Rechte wie die Katholiken erhielten.

Mit seiner Ausbreitung festigte sich der neue Glaube zwar, aber zersplitterte auch, so gleich durch seine maßgebenden Vertreter in der Schweiz, auch wenn beide entscheidende Impulse aus Deutschland empfingen, was Calvin nie geleugnet hat, während Zwingli 1527 betonte: «Ich will keinen andern Namen tragen als den meines Hauptmanns Jesu Christi, des Streiter ich bin.»[9]

Ulrich Zwingli (später in der von ihm selbst verfeinerten Form auch Huldrych oder Huldreich genannt) wurde 1484 in Wildhaus, einem hochgelegenen Ort bei Sankt Gallen, als Sohn eines größeren Bergbauern und Landammanns geboren und zunächst von einem Onkel, einem Priester, erzogen. Zwischen 1498 und 1506 besuchte er die ihn stark humanistisch prägenden Universitäten in Wien und Basel und trat nach einem kaum recht begonnenen Theologiestudium in Glarus und Einsiedeln in den Pfarrdienst ein. Zweimal begleitete er als Feldpfaffe die päpstlich-schweizerischen Truppen in die Lombardei und in die Schlachten von Novara (1513) und Marignano (1515), 1517 machte er noch eine Wallfahrt nach Aachen und erstrebte auch im folgenden Jahr erfolgreich einen Ehrentitel vom Papst, dessen Kriegspolitik er zunächst entschieden bejaht hatte, wobei ihm die Schweizer Soldateska geradezu als Werkzeug der göttlichen Strafe wider die Feinde des Römischen Stuhls erschien. Bezog er ja auch seit 1515 eine jährliche Pension von Rom, obschon «sein sittlicher Ruf stark befleckt war»; doch je unsittlicher er selbst lebte, «desto mehr donnerte er über die Sittenlosigkeit

des Clerus» (Kardinal Hergenröther), eine ja bewährte zölibatäre Praxis.

Seit 1519 Leutpriester am Großmünster, der Hauptkirche in Zürich, wurde er dort bald Chorherr, der führende Kleriker, und brachte die reformatorische Lehre durch seinen geschickten Umgang mit dem Rat zwischen 1522 und 1525 zur Alleinherrschaft.

Gestützt auf Paulus, Augustin und nicht unbeeinflußt von einer Pesterkrankung, doch ohne besondere Seelennöte, begann er im Zentrum Europas, in der wirtschaftlich bedeutenden Stadt, dem Vorfeld der seit 1499 faktisch vom Reich gelösten Eidgenossenschaft, die Bibel reformatorisch zu interpretieren. Er bekämpfte die Heiligenverehrung, die Werkgerechtigkeit, das Fasten, das Fegfeuer, die Beichte, den Ablaß, den päpstlichen Primat, das Zölibat, die Prozessionen, die Liturgie, kurz, all die «römische Büberei und Verführung», nicht zuletzt die katholischen Institute, deren Vermögen man natürlich einzog.

Zwinglis erster reformatorischer Vorstoß war ein Wurstessen in der Fastenzeit. Man unterschätze es nicht. Zielte die deftige Aktion doch, wie der Band «Die Kirchen in der deutschen Geschichte» betont, «im Tieferen auf die ‹Freiheit eines Christenmenschen›». Die Züricher Christenmenschen waren nämlich so frei, um nicht zu sagen revolutionär, trotz des entgegenstehenden Kirchengebots Wurst zu essen; beiläufig: bei dem Buchdrucker Froschauer. Und so erschien auch bald die erste umwälzende Pioniertat des Schweizer Neugläubigen gedruckt: der Fressalien-Traktat «Von Erkiesen und Freiheit der Speisen» (1522).

Und bald folgten dem Wurstessen weitere fromme Befreiungsschläge.

Zwingli und der Große Rat der Stadt ließen in den Kirchen Altäre, Reliquien, Kruzifixe, Orgeln zertrümmern, dann aber die Bilderstürmer bestrafen. Der Reformator nahm die Witwe Anna Reinhardt zur Gattin, mit der er «schon Jahre lang unzüchtig gelebt» (Kardinal Hergenröther), seit 1522 in geheimer, seit 1524 in öffentlicher Ehe, und etablierte schrittweise und nicht ohne zögernde Vorsicht: die Abendmahlsfeier, die Almosenordnung, die Krankenfürsorge, die Abschaffung des Kleiderprunkes, das Ehe- und Sittengericht, vor

allem aber, wie die anderen reformatorischen Theologen, die Bibel, «die Diktatur des Wortes Gottes» (Uta Ranke-Heinemann), als einzige Glaubensgrundlage – «sola scriptura», «solus Christus», «der einig weg zur säligkeit». «Die hl. Schrift muß Führerin und Lehrerin sein; wer sie richtig gebraucht, muß straflos ausgehen, auch wenn dies jenen gelehrten Herrlein sehr wenig gefällt. Im anderen Falle wird's uns schlimm ergehen; denn die Kenntnis der hl. Schrift ist heute kein Vorrecht der Priester mehr, sondern sie ist Allgemeingut geworden ...»[10]

Auf die Messe dagegen konnte, mußte man verzichten. Die Priester wollten nicht mehr «Gottesmetzger» sein und schafften im April 1525 die hochheilige Handlung, für Zwingli bloß eine schauderhafte Beleidigung Christi, mit der knappen Mehrheit des Stadtrats ab. «Denn wenn Christus jeden Tag neu geopfert werden muß, so folgt daraus, daß das Opfer, das er einmal am Kreuz dargebracht hat, nicht für alle Ewigkeit ausreicht. Gibt es eine größere Schmähung als diese?»

Mit der Beseitigung der Abgötterei sowie dem Verbot, auswärtige katholische Messen zu besuchen, hatte sich die Reformation in Zürich durchgesetzt, war anstelle der Kirchengemeinde die Bürgergemeinde, anstelle des Kirchenregiments die staatliche Gewalt getreten, hatte also, gemäß Zwingli, jetzt an Bischofs Statt die weltliche Obrigkeit die Kirchenhoheit und damit Gottes Willen zu vollziehen.

Huldrych Zwingli, der Weltkleriker und Humanist, der trotz eines verschiedenen Bildungsganges, einer anderen Mentalität, auch eines anderen theologischen Ansatzes doch eine zumindest ähnliche Theologie wie der gleichaltrige deutsche Mönch vertrat, bestand darauf, selbständig zum Evangelium gekommen und nicht lutherisch zu sein. «Also wil ich nit, das mich die Bäpstler luterisch nennind; denn ich die leer Christi nit vom Luter gelernt hab, sunder uhs dem selbswort gottes.» Gleichwohl ist Zwingli von Luther, mehr freilich von Erasmus von Rotterdam beeinflußt, auch wenn seine Theologie eigene Züge hat.[11]

Noch in den Anfängen der Zwinglianer aber kam es zu einer Spaltung.

Immer mehr ihrer Anhänger erstrebten die Autonomie, bestritten energisch die Zuständigkeit des Züricher Rates in geistlichen Belangen, mochten sich die Auseinandersetzungen 1523 bezeichnenderweise auch an der Zehntleistung entzünden. Zwingli hatte sie zunächst selbst attackiert – manches erinnert da an Luthers Umgang mit den Bauern (vgl. VIII 390f.) –, konnte aber die Kirche nicht um ihre materielle Basis bringen.

Enttäuscht durch diese Haltung, enttäuscht auch durch seine sonstige Halbherzigkeit, sein Zurückweichen vor der Staatsmacht, gründeten schließlich die Unzufriedenen, Radikalen, die auch die Erwachsenentaufe propagierten, verfolgt durch den Rat, die erste Täuferkommune. Es geschah 1525 in Zollikon, vor den Toren der Stadt, von wo aus sich das Täufertum, seinerseits wieder spaltend in eine wehrlose und eine wehrhafte Richtung, rasch über die Schweiz verbreitete; während weitere Täuferzentren sehr schnell in Mitteldeutschland, 1526 in Thüringen und Franken, sowie 1530 in den Niederlanden entstanden.

In fünfhundert Städten und Dörfern gab es jetzt bereits Täufergemeinden. Allerdings gab es längst auch die ersten Märtyrer. Denn Zwingli hatte zwar zunächst gelehrt, «das Christus nit wil, mit gwalt ieman zu dem glouben bezwungen werden», daß das «reine Evangelium» nicht «menschlicher Stützen» bedürfe, vielmehr eigene «Stoßkraft» bekunde. Aber mit Hilfe des weltlichen Arms stieß es sich doch besser. Und so kooperierte der Reformator, der inzwischen, 1520, die päpstliche Pension mit einem eigenen Handschreiben abgeschlagen, 1522 auch sein Priesteramt niedergelegt hatte, mit dem Züricher Rat, der weltlichen Obrigkeit – «Sy mögend allein mit recht tödten ...» – und setzte seit 1526 auf die Erwachsenentaufe die Todesstrafe.

Natürlich störte Zwingli weniger die Glaubenspraktik, die Taufe, als die Gefährdung seiner Bürgerreformation, als deren soziale Grundlagen. Gestand er doch selber frei heraus: «Es geht nicht um die Taufe, sondern um Aufruhr, Zwietracht, Ketzerei!» Er fürchtete den gesellschaftlichen Radikalismus der Täufer, den Umsturz. «Jene», wütete er, «die so wohl beschlagen sind, daß sie wissen, daß alle Dinge allen gemeinsam gehören sollen, sollten als Beispiel für

uns alle am Galgen aufgeknüpft werden.» Christ Zwingli schätzte zwar die Toleranz, aber nur, wenn sie seine Gegner übten und ihm selben Spielraum gaben für das Gegenteil, die bedingungslose Unterdrückung aller anderen Konfessionen unter seine Gewalt, mochten es Sektierer oder Katholiken sein. «Warum soll der christliche Stadtrat nicht Statuen zerstören und die Messe abschaffen? ... Das heißt nicht, daß er den Priestern die Gurgel durchschneiden muß, wenn es möglich ist, eine solche grausame Handlung zu vermeiden. Aber wenn es nicht möglich ist, würden wir nicht zögern, auch den härtesten Beispielen nachzueifern.»

Wie ähneln sich doch alle Christenhäuptlinge im Entscheidenden.

Wie sich Luther, der «homo religiosus», hinter den Fürstenstand stellte, so Zwingli, der «homo theologicus et politicus», hinter den politisch und wirtschaftlich mächtigen Kanton, die autonome Stadtrepublik mit ihrem beträchtlichen Territorium. Er gestand ihr aber nicht nur die Regelung der weltlichen, sondern, anders als Luther, auch der geistlichen, der spezifisch kirchlichen Angelegenheiten mit weitreichender Sozialdisziplinierung zu. Eine christliche Stadt war für Zwingli nun «nichts anderes als eine christliche Kirche, ein Christenmensch nichts anderes als ein treuer und guter Bürger.» Ein säkulares Pfaffenregiment bahnte sich an, die «Züricher Staatskirche», eine Art erste «evangelische Landeskirche», Beginn der konfessionellen Spaltung der Eidgenossenschaft.

Es kam zu Geißelungen. Der Täufer Felix Manz, Sohn eines Chorherrn am Großmünster, wurde im Januar 1527 in der Limmat ersäuft. Und dabei blieb es nicht. «Wir wollen sie alle», beschloß der Rat mit Zustimmung Zwinglis, «ohne Gnade ... lassen ertränken ... und darin niemanden verschonen.» Der Täufer Ludwig Hetzer, erst katholischer Priester, dann hitziger Zwinglianer, der angeblich zwölf Weiber genommen, wurde als Ehebrecher sowie Verteidiger des Ehebruchs 1529 in Konstanz öffentlich enthauptet. Und die Prozesse gegen die Täufer setzten sich in Bayern, Hessen, Thüringen bis in die vierziger Jahre fort. Haben doch Katholiken auch in der Schweiz Wiedertäufer, im katholischen Luzern etwa den Züricher Schuster Hottinger, der das erste Kruzifix niedergerissen, geköpft.[12]

Andererseits gingen die Zwinglianer auch gewalttätig gegen die Katholiken, «die unnützen Pfaffen und Bischöfe» vor, besonders in Bern, in Basel, wo der Henker in einer Prozession zum großen Münster allen Bildern des Herrn und der Heiligen die Häupter abschlug und dann auf neun Haufen verbrannte. Man stieß Katholiken aus dem Rat aus, verbreitete Schmähschriften, zerstörte Altäre, Statuen, das Ewige Licht, schaffte die Messe ab, hob Klöster auf, die auch in der Schweiz nicht selten in katastrophaler Verfassung waren. Man stürmte sie mitunter, wie das Kloster St. Gallen, dessen Abt und Mönche man vertrieb, oder ließ sie auch mal in Flammen aufgehn, wie die Ittinger Kartause. Bischof Paul von Chur entwich nach Tirol, das Basler Domkapitel nach Neuenburg und Freiburg im Breisgau. Und während man in Zürich und anderwärts die Lästerer der Reformation liquidierte, in Graubünden etwa den Abt Theodul Schlegel von St. Luzi (Chur) nach grauenvollen Folterungen, richtete man in den katholisch gebliebenen Regionen, in Luzern, Schwyz, Baden, Kirchenstürmer und -schänder ebenfalls und teilweise grausam hin.[13]

Unterstützt mehr von den Handwerkerzünften als von der Oberschicht, von Großgrundbesitzern und Großkaufleuten, konnte Zwingli die Reformation auch weit über Zürich hinaus verbreiten, zumal 1528/1529 in den Stadtkantonen Bern, Basel, auch in Schaffhausen, in Teilen Süddeutschlands. Der darauf verstärkte Widerstand der Katholiken heizte den christlichen Bruderkampf natürlich immer mehr an, besonders mit den Innerschweizern. 1528 kam es zum Landfriedensbruch der Altgläubigen im Berner Oberland. Im nächsten Jahr wurde der Bürgerkrieg, der sogenannte Erste Kappelerkrieg, durch den Ersten Kappeler Landfrieden gerade noch verhindert, allerdings auch die konfessionelle Trennung der Eidgenossen verewigt.

Und es gab neue Konflikte, eine Lebensmittelsperre gegen die katholischen Orte, deren verbissenen Boykott aller Vermittlungsbemühungen Zwingli zu brechen suchte. Gerade die ihm besonders Trotz bietenden innerschweizerischen Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern wollte er unter sein Kommando bringen, notfalls militärisch beugen.

Das ganze Land sollte befreit, gesäubert, sollte vom falschen Christentum ausgemistet werden. Hatte Zwingli doch schon 1520 in seinem Brief an Myconius (s. Motto) die Leute aufgerufen, «daß sie wie Herkules den Kot von nachgerade so vielen Stieren ausmisten, ohne sich aufhalten oder es sich verdrießen zu lassen, wenn auch ganze Schwärme von Ungeziefer sie umsurren.» Hatte er ja bereits seinerzeit «offen» gestanden, die Kirche könne «bloß durch Blut erneuert werden, nicht anders ...» Und eben dies hatte er «immer Christentum» lehren genannt, «Christus echt lehren ...» und andersgläubige Christen mit «Kot» und «Ungeziefer» verglichen, wie schon in der antiken Kirche und gerade durch deren größte Führer und Verführer üblich (I 3. Kapitel!).

Zwingli trieb zum Angriff, ja dachte, ebenso evangelisch wie aggressiv, an ein viel größeres Zu- und Zusammenschlagen, an einen auch Philipp von Hessen und Franz I. von Frankreich umfassenden Pakt gegen Habsburg. Denn gegen Blutvergießen, wie gesagt, hatte der Reformator prinzipiell nichts, wie einst als Katholik, so jetzt. Krieg schien ihm notwendig, wie er für Luther notwendig war und für alle Verfechter der Religion der Feindesliebe. Nur wider das «Reislaufen» (das Auf-die-Reise-Laufen als Landsknecht) trat er auf, wider den Kriegsdienst von Schweizer Söldnern unter fremder Flagge. Gegenseitig durften sie einander schon massakrieren ...

Im Herbst 1531 machten die Züricher mobil, waren aber zahlenmäßig weit unterlegen, überhaupt «nie so schlechtlich und elendigklich mit der statt panner ußzogen». Am 11. Oktober erlitten sie denn auch bei Kappel, westlich des Zürichsees, im Kampf gegen die altgläubig gebliebenen Urkantone Uri, Schwyz und Niedwalden eine schwere Niederlage. Zwingli geriet dabei, in Helm und Harnisch, die Waffen in der Hand, verwundet in die Gewalt der Katholiken, wurde erschlagen, seine Leiche gevierteilt und verbrannt, angeblich nebst Schweinekot, um noch seine Asche zu verunehren. Jetzt «säuberten» die Altgläubigen das Land.[14]

Zwinglis Schlachtentod, von Katholiken wie Lutheranern als gerechtes Gottesurteil über den «Ketzer» verkündet, beendete abrupt das Expandieren der Reformation unter Züricher Führung in der Schweiz sowie in Süddeutschland. Der neue Glaube blieb nun in der

Hauptsache auf die vier Stadtstaaten Zürich, Basel, Bern, Schaffhausen beschränkt: Und reicht ein gewisser Einfluß Zwinglis auch von der Pfalz bis England und Schottland, von den Niederlanden bis nach Ungarn – außerhalb der Eidgenossenschaft beruft sich keine Kirche ausdrücklich auf ihn.[15]

Wie Luther bekämpfte Zwingli die Bauernunruhen, wie Luther ging er gegen die Täufer vor, wie Luther lehnte er die Autorität der Kirche, der Kirchenväter, der Konzilien ab. Wie Luther war er Biblizist, sah er in der Bibel die höchste Glaubensquelle, vertrat er eine ganz ähnliche Gnadenlehre, betonte er die absolute Prädestination, die Alleinwirksamkeit Gottes, verneinte er entschieden die menschliche Willensfreiheit in allen sogenannten Dingen des Heils, bestritt er den Nutzen der guten Werke, der Messe, der Wandlung, der Ablässe, der Gelübde. Wie Luther verwarf er die Vorstellung vom Fegfeuer und führte, nur noch schärfer, die Sünde, das Böse auf Gott zurück, der alles in allem, das Sein der Dinge sei; wogegen frei, sein eigener Gott sein wollen, zur Vielgötterei verführe.

Luther war, alles in allem, mehr religiös gesinnt, freilich, wie einst der Münchner Kirchengeschichtsprofessor Alois Knöpfler, Doktor der Theologie und Philosophie, Geheimer Hofrat und Erzbischöflicher Geistlicher Rat wußte, «auf aftermystischer Grundlage»; Zwingli war stärker humanistisch geprägt, praktisch gemeindenäher, rationaler, radikaler und noch mehr politisch ausgerichtet.[16]

In scharfen Gegensatz zu Luther freilich geriet Zwingli Ende der 1520er Jahre mit seiner Doktrin vom Abendmahl. Denn dies hatte für ihn nur symbolhaften Charakter, war ein Bekenntnis-, ein Gedächtnismahl, eine Erinnerung an Leiden und Sterben Christi. Es gab demnach keine wirkliche Umwandlung, keine «objektive» Gegenwart des Herrn in Brot und Wein, keine Realpräsenz, wie Rom, keine Konsubstantiation, wie Luther lehrte, der im Abendmahl Christi Leib und Blut ohne Substanzveränderung mit Brot und Wein verbunden, körperlich anwesend glaubte.

Für Luther, der sich auf die Verba Testamenti, die sogenannten Einsetzungsworte Jesu stützte, «Dies ist mein Leib», *ist* das Abendmahl Leib und Blut Christi, für Zwingli *bedeutet* es Leib und Blut Christi. Zwingli wollte das «Hoc est», wie auch oft sonst bei Über-

tragungen aus alten Sprachen üblich, rationalistischer, gleichnishaft, Luther wollte das «ist» noch mehr magisch, wörtlich verstanden, wollte Christi Fleisch fast mit den Zähnen zerbissen wissen – wie einst schon die Dionysosmysten das Fleisch ihres sterbenden und wiederauferstehenden Gottes genossen (vgl. Abermals krähte der Hahn, 79 ff.) –, und Luther äße auch selbst, behauptete er, Holzäpfel und Mist, hätte es Christus geboten.

Dabei trieb der Wittenberger, der beim Disput mit Zwingli in Marburg die Worte «Dies ist mein Leib» mit Kreide vor sich auf den Tisch geschrieben hatte, die Theo-Logik, in die Enge gebracht, bis zur Annahme der Ubiquität des göttlichen Leibes, des Ausgedehntseins ins Schrankenlose, Allgegenwärtige, bis zu seiner Präsenz gar in jedem Nahrungsmittel, zu einer «ganz absurden Abendmahlslehre» (Nestle), was freilich jede Abendmahlslehre ist.

Zwingli, der die Lutheraner als Gottes-Fleisch-Fresser verhöhnte, sah in der Ubiquitätslehre einen Widerspruch zum Dogma von den zwei Naturen. Gleichwohl erklärte er: «Es sind keine Leute auf dem Erdreich, mit denen ich lieber wollte eins sein, denn mit den Wittenbergern.» Luther hingegen, der auch durch den Hohn über den «gebackenen Herrgott» unerschüttert blieb und sich hier auf die Tradition der alten Kirche, «der lieben Väter Bücher und Schriften» stützte, «beider griechischer und lateinischer Sprach, dazu der täglich Brauch und das Werk mit der Erfahrung bis auf diese Stund», nannte die Zwinglianer Satansdiener, für die kein Christ beten dürfe, die es auszurotten gelte, hätten sie doch «ein eingeteufeltes, durchteufeltes, überteufeltes, lästerliches Herz und Lügenmaul».

Der Abendmahlsstreit wurde auch durch das dreitägige Hin und Her, das sogenannte Marburger Religionsgespräch zwischen Luther und Zwingli samt Anhang im Oktober 1529 (obwohl man in 15 Punkten, den «Marburger Artikeln», einig war), nicht beigelegt, auch nicht durch weitere, immer heftigere, mitunter in erbaulichster neoscholastischer Rabulistik ausgetragene Abendmahlsgefechte. Sie bildeten theologisch den einzig wesentlichen Gegensatz zwischen Lutheranern und Zwinglianern, die darüber in zwei Lager zerbrachen, in die sächsische und in die schweizerische Reformation, und

getrennt blieben durch die Jahrhunderte. (Erst gegen Ende seines Lebens soll Luther, nach einer Mitteilung Melanchthons, erkannt haben, daß er im Abendmahlsstreit gegenüber den Zwinglianern «zu viel getan».)

Dagegen einigte sich Zwingli in der Abendmahlsfrage mit Calvin und bahnte so die Annäherung an den Calvinismus an, was schließlich zu einer «calvinischen Schweizer Nationalkirche» führte.[17]

Calvin lässt Michael Servet verbrennen

Ungleich bedeutender als Zwingli wurde Johannes Calvin (1509–1564), zweifellos der einflußreichste religiöse Neuerer neben Luther.

Im nordfranzösischen Noyon, in der Picardie, als Jean Cauvin geboren, bestimmte ihn sein Vater, apostolischer Notar und Vermögensverwalter des Domkapitels, schon früh zum Priester. Mit 12 Jahren erhielt der Junge bereits eine kirchliche Pfründe, bald darauf eine zweite. Doch nach einem Streit mit dem Domkapitel forderte ihn der 1528 exkommunizierte (1531 im Kirchenbann sterbende) Vater statt zum Theologie- zum Jurastudium auf. Dabei wandte sich der Jurist, Bibel und Kirchenväter lesend, ähnlich wie der humanistische Magister Zwingli ein «Quereinsteiger», allmählich der Reformation zu, verzichtete auf seine Noyoner Pfründen aber erst 1534 – und nur gegen Entschädigung.

Lutherischer Ketzerei verdächtigt, mußte Calvin Ende 1533 vor den Verfolgungen des Königs aus Paris nach Basel fliehen, wo er 25jährig sein Hauptwerk schrieb, die meist auf Luther beruhende, höchst erfolgreiche, 1536 zunächst anonym erscheinende, in den folgenden Jahren stets erweiterte «Christianae Religionis Institutio» (mit berühmter Widmung an König Franz I., den er für seine Sache zu gewinnen sucht), angeblich das bedeutendste reformationstheologische Werk, die «klassische Apologie der Reformation». Danach kam der Autor als «Lektor der Hl. Schrift» nach Genf, dessen Bür-

ger seit langem den Bischof bekämpften. Calvin setzte sofort eine neue Glaubensformel, einen neuen Katechismus, überhaupt eine andere Kirchen- und Lebensordnung durch, erregte aber durch seinen Übereifer, seine Herrschsucht, die führenden patrizischen Kreise und wurde bereits nach zwei Jahren, 1538, von der Stadtrepublik ausgewiesen, weil er der sündigen, der sittlich anrüchigen Gemeinde das Abendmahl versagte.

Darauf wirkte er als Prädikant und Professor in Straßburg, heiratete 1540 Idelette de Bure, die Witwe eines Täufers, und kehrte schließlich, auf Ersuchen Genfs, im Herbst 1541 triumphierend dorthin zurück, wo seine Kirchenordnung am 2. Januar 1542 zum Grundgesetz der Genfer Republik und die Stadt zu einem neuen Zentrum des Protestantismus geworden ist, zu einer theokratischen Diktatur, international schon bald von erheblich größerem Gewicht als Wittenberg.[18]

Calvin regierte nun im «protestantischen Rom» als (so hieß er damals schon) «protestantischer Papst», und er regierte drakonisch, weder vor Verbannungen noch Hinrichtungen zurückschreckend. Erklärte er doch bereits früh und durchaus branchentypisch arrogant, «die Prediger haben allen zu befehlen vom Höchsten bis zum Niedrigsten, sie haben die Satzung Gottes aufzurichten und das Reich des Satans zu zerstören, die Lämmer zu schonen und die Wölfe auszurotten, sie haben die Folgsamen zu ermahnen und zu unterrichten, die Widerstrebenden anzuklagen und zu vernichten. Sie können binden und können lösen, den Blitz und den Donner schleudern, aber all dies gemäß Gottes Wort.»

Seine Glaubensgrundlage war in der Tat die Bibel, «la parole de Dieu». Sie gab es vor der Kirche und sie stehe über ihr, einzige Maxime des Denkens, des Glaubens, des Rechts; ja es gebe keine andre Wahrheit jenseits und außerhalb von ihr («en dehors et au delà»). Somit müssen wir, schärfte er ein, was sie verkünde, «mit demütiger Gelehrigkeit annehmen, und zwar ausnahmslos annehmen ...» Jede religiöse Erkenntnis hänge hiervon ab. «Der Glaube kann vom Wort so wenig getrennt werden wie die Strahlen von der Sonne.» «Nimm das Wort weg, und kein Glaube bleibt übrig.»

Dabei stellt Calvin, dessen Staat man einmal nicht schlecht als

eine «Bibliokratie» bezeichnet hat, das Alte und das Neue Testament einander völlig gleich; ja das alte Bibelbuch ist ihm besonders wichtig wegen seiner Verfolgung aller Glaubensfeinde. Bedenkenlos übernimmt er auch die Grundgedanken der katholischen Inquisition, überholt sie sogar, indem er nicht erst Anzeigen, Denunziationen abwartet, sondern eine eigene Meute verbeamteter oder besoldeter Spitzel und Späher losläßt «auf das Leben eines jeden», wie er seinen Schergen vorschreibt, indem er alles einer widerlichen Universalkontrolle unterwirft, wobei zu den professionellen Schnüfflern bald noch ein Heer freiwilliger stößt, das der vorauseilende Gehorsam treibt, die pure Angst.

Das katholische Lexikon für Theologie und Kirche nennt Calvin «von grausamer Härte und rücksichtslosem Fanatismus», doch – im selben Atemzug – «vornehmer und konsequenter als Luther, religiös und sittlich höher stehend als Zwingli».[19]

Zumindest mit der Wahrheit nahm es Calvin, der «Ketzer», Hexen, Zauberer verbrennt wie Luther, etwas genauer, während der große Wittenberger, nach Grisar, geradezu «formell» eine «neue Theologie der Lüge», ein «neues System» aufstellt. Neu übrigens deshalb, weil Lug und Trug zur Ehre Gottes, und nicht nur dazu, im Christentum oft und von Anfang an erlaubt gewesen sind.

Schon im Alten Testament wird gelogen, betrogen, und es segnet Lüge und Betrug auch ab (III 35 ff. 67 f.). Im Neuen Testament aber will bereits Paulus, der älteste christliche Autor, nicht als Sünder dastehn, «wenn Gottes Wahrhaftigkeit infolge meines Lügens (!) um so stärker zu seiner Verherrlichung hervorgetreten ist» (Röm. 3,7). Wie auch andere große Theologen der alten Kirche, Origenes etwa, Kirchenlehrer Johannes Chrysostomos, der «Goldmund», die Lüge zum Zweck des Seelenheils und als Heilmittel gestatten (vgl. Abermals krähte der Hahn 30 f.).

Luther lehrte zwar zunächst, die Lüge sei «wider die Natur des Menschen und der größte Feind der menschlichen Gesellschaft». Doch bald log auch er und gerade er nur so drauflos. Schließlich wußte er, daß man schon im heiligen Buch der Bibel lügt. Abraham lügt, Michol lügt, die ägyptischen Hebammen lügen, Judith, die den assyrischen Feldherrn Holofernes ermordet, lügt, lügt gleich am lau-

fenden Band – «ein ganzes Gewebe von bewußten Lügen» rühmt ihr begeistert der Alttestamentler, Kardinalerzbischof von München und Hitler-Parteigänger Michael Faulhaber nach. Ja, und wenn auch die alten gefeierten katholischen Kirchenlichter Origenes, Johannes Chrysostomos, Hilarius, Cassian etc. schon so beredt für die Lüge eintraten, warum sollte dann nicht auch er, Dr. Martinus Luther, «ein gudte stargke Lugen» tun und gewisse Lügen billigen? Lügen heiße nur, «wenn man dem Nächsten damit Schaden tun will». Doch wenn, erklärt er, der noch 1517 jede Art von Lüge für unerlaubt hielt, «wenn ich also lüge, daß ich einem nicht zu Schaden, sondern zu Dienst und Nutzen lüge, daß ich sein Gutes und Bestes fördere, so nennt man es Dienstlüge». Solche Nutz- und Dienstlügen, solch gute, nützliche Lügen waren für Luther keine Lügen, «vielmehr Tugend», ja konnten «ein Werk der Liebe» sein. «Eine gut starke Lüge um Besseres und der christlichen Kirche willen, eine Notlüge, eine Nutzlüge, eine Hilflüge wäre nicht wider Gott.» Und gerade «gegen die Trügerei und Schlechtigkeit der Papstantichristen» hielt Luther «alles für erlaubt».

Nicht jeder Protestant dachte und lehrte so, aber, schreibt Bernhard Häring, einer der führenden katholischen Moraltheologen des 20. Jahrhunderts: «Die meisten Lutheraner folgten der Ansicht ihres Reformators.»

Das Genfer Kirchenhaupt, wie gesagt, verweigerte sich hier. Doch in anderer Hinsicht übertraf er Luther noch.[10]

Calvin war ein extrem unsinnlicher, freudlos galliger Zelot, der außer seinem Hunger nach Macht, nach Herrschaft über die Seelen keinerlei Lebenslust zu verspüren schien als die eiserne Durchsetzung seiner «Lehre». Weder die Natur zieht ihn an noch die Kunst, weder Wein erfreut ihn noch Sex. Und während Luther augenzwinkernd sagen kann: «Will die Frau nicht, tut's die Magd», während Zwingli gleich in seiner ersten Pfarrstelle ein uneheliches Kind in die Welt setzt, rührt Calvin nach dem frühen Tod der Gattin zwei Jahrzehnte, bis zu seinem eignen Tod, kein Weib mehr an. Nur natürlich, daß dieser Mann, der allein seinem Theologenwahn lebt, der bloß drei, vier Stunden geschlafen haben soll, fast pausenlos von den verschiedensten Gebresten gepeinigt wird. Beinah jeder seiner

Briefe meldet neue Heimsuchungen. «Bald sind es Migränen, die ihn tagelang ins Bett werfen, dann wieder Magenschmerzen, Kopfschmerzen, Hämorrhoiden, Koliken, Erkältungen, Nervenkrämpfe und Blutstürze, Gallensteine und Karbunkel, bald fliegende Fieber und wieder Frostschauer, Rheumatismus und Blasenleiden.» Unentwegt bemüht er die Ärzte und erklärt, seine Gesundheit sei «einem ständigen Sterben ähnlich.»[21]

Seit früher Jugend kleidet er sich vom Barett bis zu den Schuhen nur schwarz. Und sein Gesicht ist kalt, abweisend wie der Tod. Unfaßbar, so Stefan Zweig in seinem sehr lesenswerten Buch «Catellio gegen Calvin oder Ein Gewissen gegen die Gewalt», unfaßbar, daß jemand wünschte, das Konterfei dieses unerbittlichen Forderers an der Zimmerwand zu haben – «der Atem würde einem kälter vom Munde fließen, fühlte man ständig den wachsam spähenden Blick dieses unfreudigsten aller Menschen über seinem täglichen Tun. Von Zurbaran könnte man sich Calvin am ehesten gemalt denken, in der spanisch-fanatischen Art, wie er die Asketen und Anachoreten dargestellt hat, dunkel in dunkel, von der Welt abgeschieden und in Höhlen hausend, vor sich das Buch, immer das Buch und allenfalls noch einen Totenkopf oder das Kreuz als die einzigen Symbole geistig-geistlichen Lebens; ringsumher aber eine kalte und schwarze, eine unnahbare Einsamkeit. Denn dieser Respektraum menschlicher Unnahbarkeit hat ein Leben lang um Calvin gefrostet.»[22]

Der starrsinnig Mitleidlose aber suchte nun sein eigenes moroses Seelenwesen, seine düstere Ideologie zur Norm aller zu machen, suchte seinen Lustverzicht seinem Anhang, einer ganzen Kommune, ganzen Konfession aufzuzwingen. Calvin, dessen Erstlingswerk Senecas «De clementia» galt, einer Ermahnung des Herrschers zur Toleranz, errichtete eine höchst intolerante Theokratie, geleitet durch das Konsistorium, eine Art «Inquisitionstribunal», bestehend aus sechs Geistlichen und zwölf Laien, denen er vorsaß. Man praktizierte die berüchtigte «discipline», eine ekelhafte klerikale Sittenzucht, die die seinerzeit ohnedies übliche Sozialdisziplinierung «weit hinter sich ließ» (Christ). Calvin regiert durch reinen Terror, unblutigen wie blutigen. Dabei ergänzt der Gottesmann, selbst zu

empfindsam, zu blutscheu je auch nur einer einzigen peinlichen Befragung beizuwohnen, sein Folterrepertoire von Daumenschrauben und Streckseil noch durch das Chauffement de pieds, die Röstung der Fußsohlen.

Stefan Zweig schreibt, «nie hat Genf so viele Bluturteile, Strafen, Foltern und Exile gekannt, als seitdem dort Calvin im Namen Gottes herrscht.» Und Balzac findet den religiösen Alptraum in Genf noch schauervoller als alle Schrecken der Französischen Revolution. «Die wütende religiöse Intoleranz Calvins war moralisch geschlossener und unbarmherziger als die politische Intoleranz Robespierres, und wäre ihm ein weiterer Wirkungsraum als Genf gegeben gewesen, so hätte Calvin noch mehr Blut vergossen als der furchtbare Apostel der politischen Gleichheit.»

Noch mehr als durch Blut aber schüchtert Calvin Genf durch ein speziell geistliches Schreckensregiment ein.

Alt und Jung wurden katechisiert, moralisiert, die Kirchgänge kontrolliert, ebenso die Teilnahme an der «Mahlzeit des Herrn», vier pro Jahr; eine Nichtteilnahme trug einjährige Verbannung ein.

Die Wirtshäuser verschwanden zugunsten von sogenannten Abteien (fünf Trinkstuben), und jeder durfte nur die Trinkstube seines Bezirks besuchen. Spiel und Tanz wurden verboten, ebenso die Kunst in allen Formen, auch die Musik, Fluchen und Kartenspiel bestraft, ein Spielkarten-Fabrikant mußte öffentliche Buße leisten. Theater, Volksfeste, sogar Scherze waren verpönt, besonders über Calvin. Und noch den Eislauf beargwöhnte man. Es gab regelmäßig Verhöre, Visitationen, Belauschung von Gesprächen, Meinungsäußerungen, das gesamte Leben der Gesellschaft wie der Familien wurde systematisch überwacht, bis ins Privateste hinein, den Kleider-, den Speise-, den Bücherschrank, das Bett. Gefängnis für Bauern, die nach dem Kirchgang über Geschäfte gesprochen; Gefängnis für Bürger, die um ein Viertel Wein gewürfelt; Gefängnis für Leute, die gekegelt haben. Gefängnis für einen, dem beim Taufakt ein Lächeln entglitten, Gefängnis für einen, der bei der Predigt eingeschlafen ist usw. Noch Kinder hat man unbarmherzig hart belangt. Mangelnde Ehrfurcht vor dem Gerichtshof wurde als «Rebellion gegen Gott und die heilige Religion» geahndet, einem Buchdrucker wegen Be-

schimpfung Calvins vor der Verjagung noch die Zunge mit glühendem Eisen durchbohrt. Die Bekämpfung der Prädestinationslehre konnte Geißelung bis aufs Blut an allen Kreuzwegen der Stadt sowie immerwährendes Exil nach sich ziehen. Lästerung Calvins kostete Jacques Gruet 1547 den Kopf.

Besser zu hart als zu mild, urteilt der Reformator, wenn es «Gottes Ehre» gilt. Und nicht zuletzt seine! Offen bekennt er, allemal lieber einen Unschuldigen Strafe erleiden als einen einzigen Schuldigen ihr entkommen zu sehn. Und ebenso offen gesteht er, sich in der Härte gegenüber anderen selbst zu disziplinieren. «Ich übe mich in meiner Strenge zur Bekämpfung der allgemeinen Laster.»[23]

Calvin, der zur zweiten Generation der Reformatoren gehörte, kam von Luther her, hat dessen Priorität stets anerkannt, ja ihn als erleuchtetes Vorbild, als genial gepriesen, als einen «Erstling unter den Knechten Christi, dem wir alle viel schulden.» Calvin wollte keinen Streit mit Luther. Und als ein solcher ausbrach, wünschte er von den Seinen, «daß Ihr Euch darauf besinnt, welch großer Mann Luther doch ist, durch welche außerordentlichen Geistesgaben er sich auszeichnet. Wie tapfer und unerschütterlich, wie geschickt, wie gelehrt und wirksam hat er bisher gearbeitet an der Zerstörung der Herrschaft des Antichrist und an der Ausbreitung der Lehre zur Seligkeit. Ich habe schon oft gesagt: Wenn er mich einen Teufel schölte, ich würde ihm doch die Ehre antun, ihn für einen ganz hervorragenden Knecht Gottes zu halten, der freilich auch an großen Fehlern leidet, wie er an herrlichen Tugenden reich ist.»

Calvin teilte mit Luther auch die allgemeinen Grundsätze des Protestantismus, glaubte ihn aber noch in gewissen spätkirchlichen Vorstellungen befangen. Zwar war er weniger originell, spontan, impulsiv, doch systematischer, konsequenter und setzte zumindest theologisch noch schärfere Akzente.

Wie freilich die Lehre von der ursprünglichen Willensfreiheit des Menschen (bis «sein Geist ins Verderben» fiel und «des göttlichen Gerichts schuldig» wurde) mit der absoluten Vorherbestimmtheit seines individuellen Schicksals vereinbar sei, blieb Calvins «undurchdringliches Geheimnis» (Iserloh). Doch dessenungeachtet hielt er an der Vorherbestimmung des Menschen durch Gott fest, an die-

ser berüchtigten doppelten Vorherbestimmung zur ewigen Seligkeit oder ewigen Verdammnis. Ja, sie wurde geradezu der Inbegriff calvinistischer Dogmatik, eine kardinale Kontroverse auch zwischen Calvinismus und Luthertum.

Nur kurioserweise – obwohl: was ist hier nicht kurios! – sei gesagt, daß die reformierten Leidener Theologen sich in zwei Gruppen spalteten, wobei die einen die göttliche Erwählung schon vor dem Sündenfall Adams und Evas, vor der Erschaffung des Menschengeschlechts, annahmen (Supra- oder Antilapsarismus), die anderen erst danach (Infra- oder Postlapsarismus; infra seu post lapsum). «Die Prädestination ist der ewige Rathschluß Gottes, wodurch er bei sich festgesetzt hat, was aus jedem Menschen werden soll; denn nicht zu gleichem Loose werden alle geschaffen, sondern den Einen ist das ewige Leben, den Anderen die ewige Verdammniß vorher beschieden.»

Calvin lehrte sogar die Vorherbestimmung eines Teils der Menschheit zur Sünde. Gott, wußte er – woher denn wieder? –, hatte diese Unglücklichen eigens zum Sündigen geschaffen, um an ihnen seine Gerechtigkeit zu demonstrieren – wie an den Auserwählten seine Barmherzigkeit! Die Sünder waren also nicht verdammt, weil sie sündigten, sondern sie sündigten, weil Gott sie verdammt hatte. Dabei besaß Adam auch das liberum arbitrium, den freien Willen – und sündigte doch notwendig, weil prädestiniert!

Calvins Gnadenwahl, schreibt Friedrich Engels, «war der religiöse Ausdruck der Tatsache, daß in der Handelswelt der Konkurrenz Erfolg oder Bankrott nicht abhängt von der Tätigkeit oder dem Geschick des einzelnen, sondern von Umständen, die von ihm unabhängig sind. ‹So liegt es nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern am Erbarmen› überlegner, aber unbekannter ökonomischer Mächte. Und dies war ganz besonders wahr zu einer Zeit ökonomischer Umwälzung, wo alle alten Handelswege und Handelszentren durch neue verdrängt, wo Amerika und Indien der Welt eröffnet wurden und wo selbst die altehrwürdigsten ökonomischen Glaubensartikel – die Werte des Goldes und Silbers – ins Wanken und Krachen gerieten.»[24]

Calvin war rastlos und vielseitig tätig. Er verfaßte eine unge-

meine Fülle von Traktaten, darunter auch Streitschriften gegen Katholiken, Sektierer, Freigeister, er hielt über 2000 Predigten, hielt Vorlesungen, er präsidierte Gerichtsverhandlungen, und selbstverständlich ließ er sich all dies und mehr gut bezahlen; Kirchenhistoriker Kardinal Hergenröther schreibt ihm «bedeutende Einkünfte» zu.

Calvin war ein hervorragender Organisator, ein umsichtiger Propagandist, überhaupt ein durchaus politisch denkender Kopf, der die republikanische Verfassung der Monarchie vorzog, die aristokratisch-oligarchische Staatsform der Demokratie, und sprach dem Evangelium widerstrebenden Fürsten jede Gewalt ab, ja forderte den Aufstand gegen sie. Sein Ideal war die Erzwingung der «göttlichen Herrschaft», der «Gottesstaat», ganz offensichtlich ein Pfaffenstaat nach seinem Gusto. Dabei duldete er keinen Widerspruch, attackierte er rigoros die «Ketzer», verteidigte er in einer eigenen Schrift die Todesstrafe für sie. Er organisierte Prozesse gegen «Pestverbreiter», gegen Hexen natürlich und lehrte, die Feinde Gottes «mit tödlichem Hasse» zu hassen. Fanatisch drang er auf «Reinhaltung» seiner Gemeinde, einer «Gemeinde» nicht nur der «Hörenden», sondern der «Gehorchenden», ordnete auch, im Gegensatz zum spätzwinglianischen Trend, die bürgerliche Obrigkeit, den Staat der Kirche unter, kurz, er herrschte wie ein Tyrann.

Sein sittlicher Rigorismus, seine Moralnormen waren äußerst hart, und mit Widersetzlichen, mit Gegnern sprang er ähnlich wie Luther um. Den edlen, geistig unabhängigen Sebastian Castellio, den einzigen ihm theologisch ebenbürtigen Gelehrten Genfs, den keine Bestallung, keine Pfründe binden konnten, der seinetwegen die Stadt verließ, verlassen mußte, seinetwegen in Armut, in schlimmste Not geriet, Castellio schmähte er einen «chien», eine «bestia». Hieß er doch noch den toten Albert Pighe, der seine Prädestinationslehre bestritten, einen tollen Hund. Andere Opponenten schimpfte er Schlangen, wütende Bestien, Galgenschwengel, Wahnwitzige etc. Und in seinen Kerkern fehlten auch neu erfundene Folterinstrumente nicht.

Doch die meisten der geahndeten Vergehen waren anscheinend gar nicht religiöser Art. Zumindest betrifft die Mehrzahl jener 197

gerichtlich abgeurteilten Verbrechen, die ein ungewöhnliches Dokument des Genfer Staatsarchivs zwischen Februar 1562 und Februar 1563, also rund ein Jahr vor Calvins Tod, registriert: Diebstahl, außerehelichen Sexualverkehr und Übertretungen der Gewerbeordnung; bloß drei Delikte betreffen die «Ketzerei». 31 Menschen wurden seinerzeit aus der Stadt (die knapp 20000 Einwohner zählte) verbannt, 14 zum Tode verurteilt.

Zwei Jahrzehnte früher hatte Calvins Justiz allein zwischen 1541 und 1546 76 Verbannungsdekrete und 58 Todesurteile verhängt, zehn Menschen geköpft, 13 gehenkt, 35 verbrannt. Glaubensdelikte verfolgte man dabei besonders unbarmherzig. «Jeder Zweifel an der neuen Lehre wurde mit Exil, Kerker oder Tod bestraft» (Knöpfler). Und 1553 brachte er sogar Michael Servet (geb. 1511), den einstigen Mitreformer, den Theologen, Naturphilosophen und Arzt, wegen einer Lehrdifferenz auf den Scheiterhaufen.[25]

Servet, ein Spanier, Sohn tiefreligiöser Eltern, Bruder eines Priesters, studierte Jurisprudenz, Theologie, Medizin und entdeckte (wohl in Paris) den kleinen Blutkreislauf des Menschen, den Kreislauf durch die Lunge. Als Katholik aber gerät er mit der Kirche in Konflikt. Diesseits und jenseits der Pyrenäen fahndet man nach ihm, er taucht unter, nimmt eine neue Identität an, wird in Paris vor Gericht gestellt, Schriften von ihm werden eingezogen, konfisziert. Schließlich ist nicht bloß Rom gegen ihn, sondern auch die «Reformation». Sieht er sie doch «auf halbem Wege» stehengeblieben, erscheinen ihm ja selbst Luther, Zwingli, Calvin zu wenig revolutionär. Zu seinen Attacken am feudalen Papsttum aber kommt noch die weit gefährlichere, ihn auch den Protestanten verketzernde Kritik an der Dreifaltigkeit hinzu, die er, in «De Trinitatis erroribus» fulminant formuliert, als «Vielgötterei» geißelt, «einen dreiköpfigen Zerberus», völlig unbiblisch.

Mit dieser «arianischen Ketzerei» nun wird Michael Servet auch für die Protestanten zum prominentesten Sendling Satans, zu einem «Juden, Türken, Gotteslästerer». Man will ihm, so von der Kanzel herab, «die Eingeweide aus dem lebendigen Leibe gerissen» sehn. Man jagt, man hetzt ihn wie ein wildes Tier. Er ändert die Namen, die Masken, wird Korrektor eines Buchdruckers, Präparator bei

anatomischen Vorlesungen, Leibarzt des Erzbischofs Paulmier von Vienne, der ihn, es ist ungesichert, sogar gedeckt zu haben scheint. Jedenfalls korrespondiert er mit Calvin, wirft sich auf dessen Bücher, wie der Herr von Genf sich ereifert, «und beschmiert sie mit beschimpfenden Bemerkungen wie ein Hund, der an einem Stein beißt und herumknabbert». Calvin nennt Servet vom «Sathan» besessen, einen aufgeblasenen Narren, einen Verfasser von Hirngespinsten, auf die er nicht mehr achte «als auf das Geschrei eines Esels» (le hin-han d'un âne).

In seinem Hauptwerk «Christianismi restitutio» betreibt Servet – den Calvin als «zyklopische(n) Verächter des Evangeliums» verleumdet, von dem Zwingli behauptet, daß er «unsere ganze christliche Religion abtun will» – die Wiederherstellung des Christen-, des Urchristentums, die Neubelebung der, wie er meint, seit Konstantin und dem Konzil von Nizäa verdorbenen altkirchlichen Theologie. Er wird abermals gefangengenommen, eingekerkert und nach seiner Flucht in Abwesenheit, «in effigie» (auf einem Bild) verbrannt.

Wer immer seinerzeit seine mächtige Hand schützend über Servet hielt, daß ihm die Flucht gelang – fest steht, wer ihn schon damals verbrennen lassen wollte. Es ist Calvins erster Mordversuch an ihm, und dieser erste Mordversuch, wie Stefan Zweig ausführt, eigentlich widerwärtiger noch als der dann folgende Mord, widerwärtiger durch die Perfidie, mit der ihn der Reformator eingefädelt. Hatte doch kein anderer als er, der protestantische «Erzketzer», der katholischen Inquisition Frankreichs, die seine eigenen Prediger foltern und verbrennen ließ, hochbelastendes Material zugespielt, Servets Briefe, einst privat, «sub sigillo secreti», Calvin gesendet, sowie einen Teil der Handschrift seines Werkes, ein heimtückisches Komplott, das er später vergebens zu verfälschen, ja abzustreiten suchte.

Den Weg nach Italien nimmt Servet ausgerechnet über Genf, das «protestantische Rom». Und hier sucht Calvin, der früher angeblich selbst das Trinitätsdogma bezweifelte, Servet, den Antitrinitarier, diesen «unbezähmbaren Menschen», mit allen Mitteln zu vernichten. Hatte der Reformator doch überdies gedroht, Servet werde, komme er nach Genf, die Stadt nicht mehr lebend verlassen.

Und wirklich, nicht die päpstliche Inquisition, der Protestant Calvin brachte Servet, der seinen Gottesdienst in Genf besuchte, auf den Scheiterhaufen, andere Protestanten begutachteten, begrüßten dies, Melanchthon gratulierte.[26]

Unter Bruch des Gastrechts, des Völkerrechts, ohne vorherige Anklage, ohne Gerichtsbeschluß wird Servet beim Verlassen der Kirche von Calvins Schergen festgenommen. Im Kerker, einem feuchten, eiskalten Loch, liegt er wochenlang an Händen und Füssen gefesselt, bis ihm die Kleider am Leib verfaulen und er im eignen Kot zu ersticken droht. «Die Flöhe fressen mich lebendig auf», schreibt er an den Rat und bittet «um der Liebe Christi willen» um Abhilfe, die der Rat auch sofort anordnet; doch sie unterbleibt. Und nicht erfüllt wird auch seine flehentliche Bitte, ihn mit dem Schwert zu töten. Im Gegenteil. Man schiebt das Ende recht christlich grausam hinaus, bindet den Körper mit einer eisernen Kette an einen Pfahl, klemmt ihm eines seiner Bücher unter den Arm, schlingt ihm ein dickes Seil mehrfach um den Hals und entzündet sehr grünes, schwer brennbares Holz, um den Todeskampf hinauszuzögern. «Als die Flammen von allen Seiten aufschlagen, stößt der Gemarterte einen so gräßlichen Schrei aus, daß die Menschen sich für einen Augenblick schaudernd abwenden. Bald hüllen Rauch und Feuer den in Qualen sich bäumenden Leib ein, aber unaufhörlich und immer greller hört man aus dem langsam das lebendige Fleisch anfressenden Feuer die schrillen Schmerzensschreie des namenlos Leidenden und endlich gell den letzten inbrünstigen Notruf: ‹Jesus, du Sohn des ewigen Gottes, erbarme dich meiner!› Eine halbe Stunde dauert dieser unbeschreibbar grauenhafte Todeskampf. Dann erst sinken die Flammen gesättigt in sich zusammen, der Rauch flutet auseinander, und an dem geschwärzten Pfahl hängt in der rotglühenden Kette eine schwarze, qualmende, verkohlte Masse, ein gräßliches Gallert, das an nichts Menschliches mehr erinnert.»

Auf seinem Sterbebett beteuerte Calvin 1564 in Genf, nie etwas aus Haß getan, sondern nur zur Ehre Gottes gewirkt zu haben.[27]

Die reformierte Kirche, die jüngere und radikalere, nicht nur von Calvin geprägte Richtung der Reformation, wollte eigentlich keine neue Kirche sein, sondern die ganze Kirche erneuern. Sie verstand

sich selbst als «die nach Gottes Wort reformierte Kirche», eine Kirche, die ständig einer Reform bedarf (ecclesia reformata et semper reformanda). Ihre Verfassung war nicht episkopal, sondern presbyterial-synodal. Die Bibel stand im Mittelpunkt, die Messe wurde durch die Predigt abgelöst, das gemeinsame Priestertum aller Gläubigen hochgeschätzt, kurz, ihre Prinzipien hießen: solus Christus, sola scriptura, sola gratia, sola fide.

Der reformierte Kirchentyp wurde rasch überregional. Er führte zunächst zu Fusionen in der Eidgenossenschaft, zum «Consensus Tigurinus», zur Confessio Helvetica, zur reformierten Schweizer Landeskirche, durchdrang dann von Genf, der Hochburg, aus, mit eigens an einer Hochschule, an der auch Calvin lehrte, ausgebildeten Missionaren in Abstufungen und Mischformen ganz Westeuropa, erfaßte aber auch, mit unterschiedlicher Wirkung und Dauer, Ost- und Südeuropa und bestand in vielfältigen theologischen Traditionen und Schulen fort, im 20. Jahrhundert besonders im Werk Karl Barths sowie darüber hinaus in maßgeblichen politischen und wissenschaftlichen Theorien der Neuzeit überhaupt.

Mitte des 16. Jahrhunderts schlossen sich in der Schweiz die Zwinglianer an, in Polen die Böhmischen Brüder. Der Calvinismus griff nach Ungarn und Siebenbürgen, wo er sich gegen die Habsburger stellte, ebenso aus wie nach Schottland, wo ihn die «Confession of faith», zumal John Knox, der wortgewaltige Fanatiker, und sein Nachfolger Andrew Melville prägten und der reformierte Prädestinationswahn über die Puritaner nach England und schließlich Nordamerika kam. Wie er, seit Mitte des 17. Jahrhunderts, der Gründung Kapstadts, ja auch bis Südafrika gelangte, wo von seinen Aposteln die Apartheid theologisch begründet und verteidigt worden ist. Der 1875 in London kreierte, heute über zweihundert Kirchen vereinigende Reformierte Weltbund hat darum die Dutch Reformed Church von der vollen Mitgliedschaft suspendiert – allerdings erst 1982!

Nach Frankreich drang der Calvinismus durch Genfer Theologen. Und diese enge Verbindung der Genfer mit den französischen Anhängern der Religion des «sogenannten reformierten Glaubens» signalisiert der um 1560 geläufige Spottname Hugenotten, «huguen-

auds» von «aignos», Eidgenossen. Die auch unter Hocharistokraten verbreitete Bewegung führte zwischen 1562 und 1598 zu acht langwierigen, wechselvollen, Land und Monarchie schwer erschütternden Hugenottenkriegen, wobei England für die Hugenotten, Spanien gegen sie stritt (S. 254 ff.).

Von Frankreich sprang der Calvinismus nach Holland über, wo man 1566 die Calvinistische Kirche etablierte, die mit den Geusen, der nationalen Befreiungsaktion gegen Spanien, gegen dessen Gewaltherrschaft und Religionspolitik verschmolz (einer der Kampfgesänge der Geusen, das «Wilhelmus»-Lied, ist die heutige niederländische Nationalhymne).

Durch das Schreckensregiment des spanischen Herzogs Alba, der bereits im Schmalkaldischen Krieg hervorstach und seit 1567 auf Befehl Philipps II. in den Niederlanden wütete, flohen 100000 Reformierte nach England, auch nach Deutschland, wo wallonische, flämische, französische Flüchtlinge ihre Gemeinden gründeten.

Traten doch in den folgenden Jahren und Jahrzehnten, von der Forschung gern als «Zweite Reformation» bezeichnet, auch kleine Teile Deutschlands zum Calvinismus über. Zum ersten Zentrum hier, zu seinem Brückenkopf, wurde die Kurpfalz. Weitere Gemeinden entstanden am Rhein, in Niederdeutschland, Ostfriesland; Emden hieß geradezu das «Genf des Nordens». Nassau, Bremen, Hessen-Kassel, Brandenburg, das Herzogtum Berg wurden calvinistisch, doch auch Lippe und Anhalt gehörten zu den Verbreitungsgebieten der reformierten Konfession. Allerdings bekämpften die Lutheraner die «Kryptocalvinisten» selbst mit der Todesstrafe.[28]

Der außerordentliche missionarische Elan des Calvinismus trug erheblich zu seinem Siegeslauf bei und machte ihn zu einem bedeutenden, nicht nur geistlichen, sondern auch politischen Faktor und damit zu einem maßgeblichen Gegenspieler des römischen Katholizismus. Gerade das Dynamische, Militant-Politische, das Calvin selbst eignete, wurde auch ein Wesenszug des Calvinismus, der «Religion einer Klasse in Waffen» (A.L. Morton). Sie verband sich mit oppositionellen Elementen verschiedenster Provenienz, mit aufständischen Aristokraten Frankreichs, Schottlands, Mittel- und Osteuropas ebenso wie mit den triumphierenden bürgerlichen Rebellen in

England oder den Niederlanden. Der Calvinismus wurde «die erste reformatorische Weltkirche» (Kossok), eine so gewaltige Bewegung, daß er alsbald eine nicht minder starke Gegenbewegung provozierte, die sogenannte Gegenreformation.[29]

3. KAPITEL

DIE GEGENREFORMATION BEGINNT DAS KONZIL VON TRIENT «SACROSANCTA TRIDENTINA SYNODUS» (1545–1563)

«Das berühmte Trienter Konzil, der Inbegriff Alles dessen, was Rom an ‹Frömmigkeit› und ‹Gelehrsamkeit› besaß, tagte zu einer Zeit, als ringsum in Europa die Hexen-Scheiterhaufen zu Tausenden aufloderten. Mit Allem hat sich ‹die hochheilige Kirchenversammlung› beschäftigt; jahrelang hat sie über Dogma, Moral und Disziplin verhandelt, aber nicht ein Wort des Tadels hatten die versammelten ‹Nachfolger der Apostel› für die unerhörten Grausamkeiten, die fast unter ihren Augen an Unschuldigen verübt wurden ... während ganze Hekatomben von Menschen – Gott wohlgefällige ‹Brandopfer› (holocausta) nannten es die päpstlichen Inquisitoren – einem scheußlichen, widerchristlichen und widermenschlichen, epidemisch gewordenen Wahne im Namen des Christenthums geschlachtet wurden, hatten die ‹vom Geiste Gottes geleiteten Konzilsväter›, der Papst, die Kardinäle, die Bischöfe, die Priester, für diese zum Himmel schreiende Gottlosigkeit weder Auge noch Ohr.»

Graf von Hoensbroech[1]

«Die Spannungen spitzten sich namentlich zu um die Frage der Residenzpflicht der Bischöfe in ihren Sprengeln. Letztlich ging der außerordentlich heftige Streit um das rechte Verhältnis der bischöflichen zur päpstlichen Gewalt ... Die französischen Prälaten, geführt vom feingebildeten und redegewaltigen ‹Kardinal von Lothringen›, vertraten schließlich offen die ‹Konziliare Theorie› von der Oberhoheit des allgemeinen Konzils über den Papst. In diesem Klima steigerten sich die wechselseitigen Beschuldigungen und bösartige Intrigen mit jedem Tag ... Zeitweilig bildete sich eine sehr starke antikuriale Opposition. Neben den französischen Bischöfen traten vor allem die selbstbewußten Spanier für die Wiederherstellung der alten Bischofsrechte ein.

Daß die schwere Krise, noch verschärft durch den Tod der Legaten Gonzaga und Seripando, schließlich überwunden wurde, daß das Konzil doch zu einem friedlichen, glücklichen

Ende geführt werden konnte, war namentlich dem Geschick des neuen Kardinallegaten Giovanni Morone zu danken. Trotz zeitweilig recht bedrohlicher episkopalistischer Tendenzen konnte der Papst allzeit Herr über das Konzil bleiben.»

Franz Xaver Seppelt/Georg Schwaiger[2]

Der Katholizismus lag seit der Reformation weithin am Boden, und niemand hatte ihn mehr dahin gebracht als er selbst. Nicht einmal der so bändereich bemühte Verteidiger der Päpste Ludwig von Pastor kann die «ganze Reihe von Mißbräuchen» übergehen, die «Mißstände am römischen Hofe», «die schreienden Mißstände im Pfründenwesen». Nahezu geschlossen katholisch blieb einzig der Süden Europas, Italien und Spanien. In Mitteleuropa war bei Luthers Tod allein Bayern noch eine Hochburg der Päpstlichen, darüber hinaus aber der größte Teil Deutschlands von der reformatorischen Lehre erfaßt. Gleichfalls verloren wurden Dänemark, Schweden, Norwegen, die baltischen Länder, Polen, während sich der Calvinismus über Frankreich, England, Schottland und den Niederlanden verbreitete.

Den Renaissance-Päpsten war es eben unverkennbar mehr um ihre eigenen machtpolitischen Interessen in Italien als um die konsequente Bekämpfung der Protestanten in Deutschland, die resolute Überwindung der Reformation gegangen, wodurch sie dem Katholizismus einen nicht wiedergutzumachenden Schaden zufügten.[3]

Noch nach Luthers Tod führte Julius III. (1550–1555), auch wenn er die Jesuiten und die kirchliche Reform förderte, das Leben eines typischen Renaissance-Papstes (VIII 450 ff.) – ein Pontifikat mit stark mittels Knoblauch und riesigen Zwiebeln (die eigens von Gaeta gelieferte Lieblingsspeise) gewürzten Freßorgien, mit Nepotenbeglückungen, einem zeitraubenden Krieg gegen Herzog Ottavio Farnese, diesen «elenden Wurm», den Enkel seines Vorgängers Pauls III. (VIII 443 ff.) sowie mit unentwegten Festivitäten, Hofnarren, Spiel- und Karnevalsvergnügen, gewagten Theateraufführungen, Stierkämpfen, Jagden und sonstigen geistlichen Freuden.

Was besagt's da schon, läßt es sich nicht beweisen, daß er seinen amourenreichen, fünfzehnjährig aus der Gosse gezogenen Affenwärter, den sein Bruder adoptieren mußte, nur wegen seines gefälligen Hinterns schon mit 17 Jahren «mit größter Befriedigung» (v. Pastor) zum Kardinal erhob und sogar das Staatssekretariat anvertraute, auch wenn er da vielleicht nur Depeschen unterschrieb und hohe Saläre kassierte. Wie der Papst denn zwei junge Verwandte gleichfalls zu Kardinälen machte.

Immerhin quittierte der genußfrohe Sanguiniker, dem Palestrina den ersten Band seiner Messen widmete, Proteste aus dem Heiligen Kollegium (das ihn erst nach zehnwöchigem Konklave, mehr als sechzig Wahlgängen und zu Ende gehendem Sold für die Schutztruppen gewählt) mit der herrlichen Replik: «Was habt ihr denn an m i r Besonderes gefunden?» Alles in allem eine Art letzter paganer Renaissancedarbietungen in kurialem Rahmen, wobei man nicht recht weiß, ob Christi Stellvertreter an einer Hungerkur (wegen seines Gichtleidens) starb oder an Ausschweifungen.[4]

Allerdings stellte Julius III. manchmal auch im Dienst der Kirche seinen Mann.

So hatte er sich schon im Konklave zur Wiederaufnahme des Konzils, zur Kirchenreform und zur Ausrottung der «Ketzerei» verpflichtet. Und als bald darauf der französische Monarch Heinrich II. bolognesisches Gebiet verwüsten ließ, forderte ihn Julius am 21. Juli 1551 drohend vor den Richterstuhl Gottes. Der König ließ darauf den päpstlichen Nuntius Antonio Trivulzio vom Hof verweisen, war aber bereit, vor Gottes Richterstuhl zu erscheinen, da er sicher sei, dort dem Papst nicht zu begegnen, dem schlechtesten und undankbarsten Menschen, wie er sagte.[5]

Als Kardinal Giovanni Maria Giocchi del Monte hatte Julius III. das Konzil von Trient, damals einer seiner Mitvorsitzenden, eröffnet, das Ereignis, das recht eigentlich den Beginn der Gegenreformation markiert (VIII 449 f.). Im selben Jahr schleudert Calvin ein vehementes Pamphlet gegen Paul III. Im selben Jahr erscheint Luthers letztes Buch gegen die katholische Kirche «Wider das Papsttum in Rom, vom Teufel gestiftet», nach seinen Feinden, ebenso wie Lucas Cranachs Spottbilder dazu, mit krankhafter, fast unzurech-

nungsfähiger Wut verbrochen, vom Reformator «mein Testament» genannt. Er findet kaum ein Ende darin, den Papst «Se. Höllischkeit» zu schimpfen, des «Teufels Apostel», «Gaukler», «Spitzbube», «Farzesel», «Papstesel», «Sodomitenpapst» u.a. und empfiehlt ihm, seinen Kardinälen und sonstigem Gesindel «als Gotteslästerern die Zungen hinten zum Halse herausreißen und an den Galgen annageln» zu lassen ...[6]

Ältere Reformansätze

Das Konzil von Trient, vom Kaiser lang begehrt und erstrebt, von den Päpsten aus Furcht hintertrieben, es könnte ihre Gravamina geißeln, ihre Privilegien beschneiden oder gar, wie einst in Konstanz und Basel, sich über das Papsttum stellen, das Konzil sollte den Katholizismus restaurieren, seine Widerstandskraft gegen die verhaßten Protestanten stärken, einerseits durch Klärung der eigenen Positionen, durch Dogmenformulierung, Abgrenzung gegen reformatorische Lehren, andererseits durch Beseitigung kirchlicher Mißstände.[7]

Reform setzt nicht immer, aber meistens Mißstände, Korruption, Verfall voraus, und so hatte es im Christentum, in Teilen desselben, immer wieder mehr oder weniger starke Ansätze zu einer Verbesserung, was immer man darunter verstand, längst gegeben, die Karolingische, die Cluniazensische, die Gregorianische Reform. Seit dem Hochmittelalter kamen Reformbestrebungen der Laien dazu, der Armutsbewegungen, der Waldenser, Humiliaten, Katharer, die evangelisch leben und lehren wollten, teilweise integriert, teilweise schwer verfolgt worden sind, wie auch herausragende Einzelne hie und da in ganz Europa, im Spätmittelalter etwa Hus (VIII 187 ff!), Wycliff (VIII Reg.), Savonarola (VIII 333 ff.). Mit dem stets offensichtlicheren Niedergang des Katholizismus wurde die Kirchenreform ein häufiges Thema, erfolgten immer öfter spontane Erneuerungsversuche von Einzelgängern oder gelenkte institutionelle Reformaufbrüche.

Im 15. Jahrhundert tagten eine Reihe sogenannter Reformkonzilien in Pisa, Konstanz, Pavia-Siena, Basel. Im 16. Jahrhundert mehrten sich noch die Stimmen, die religiöse und sittliche Erneuerung forderten, in Italien u. a. die freilich sehr vielfältigen Gruppierungen des Evangelismus. Selbstverständlich wurden sie von der römischen Inquisition, besonders seit deren Neuorganisation 1542, als zu protestantenfreundlich systematisch beargwöhnt, auch verfolgt, darunter hervorragende, gern «Spirituali» genannte Purpurträger.

So sammelten sich um den Engländer Reginald Pole prominente Reformfreunde.

Der Kardinal, verwandt mit König Heinrich VIII., vollzog später den Wiederanschluß der britischen Kirche an Rom und wurde Erzbischof von Canterbury. Bereits bei der Papstwahl von 1549 ein sehr aussichtsreicher Kandidat, dem nur noch eine einzige Stimme fehlte, ja der schon seine Dankrede entworfen, hatte ihn Kardinal Giampietro Carafa, selbst Reformer, mit dem Vorwurf des Häresieverdachts zu Fall gebracht. Und als Carafa als Paul IV. (1555–1559) zum Papst aufstieg, was er für Gottes unmittelbares Werk ansah, entging Pole, nach Rom zitiert, einem Inquisitionsprozeß nur, weil er starb. Auch gegen Kardinal Giovanni Morone, im Konklave zweimal papabile, auch ein wahrhafter «Riformatore», wurde durch Paul IV. wegen Häresieverdacht ein umfangreiches Inquisitionsverfahren eröffnet, der Kardinal selbst von 1557 bis 1559 in der Engelsburg eingekerkert und erst durch den folgenden Papst rehabilitiert.

Natürlich erscholl vor allem seit Beginn der Reformation der Ruf nach Reformen und zumal nach einer konziliaren Kirchenreform immer lauter. Auf dem Nürnberger Reichstag 1522/1523 forderten alle Reichsstände ein freies Konzil auf deutschem Boden. Und dann verlangten besonders die protestantischen Stände immer wieder «ein gemein frei christlich Konzilium in deutschen Landen»; so auch auf den Reichstagen in Speyer und Augsburg. Sie scheiterten aber «vor allem», betont das Lexikon für Theologie und Kirche, «an der Furcht des Papstes ...»

1530 versprach Clemens VII., dieser lavierende, verschlagene Pontifex (VIII 435 ff.), zwar die Aufbietung eines Konzils, tat aber alles, um es zu verhindern. 1536 berief Paul III. ein Konzil nach

Mantua auf den 23. März 1537, doch es scheiterte an der Ablehnung Frankreichs und der Schmalkaldener, die auf Luthers Rat die päpstliche Einladung ungeöffnet retournierten. Nach Vicenza verlegt, mußte das Vorhaben mangels Beschickung schließlich im September 1549 von Papst Paul suspendiert werden, zwei Monate vor seinem Tod. Ähnlich verhielt es sich mit einer 1542 nach Trient einberufenen Kirchenkonferenz, als der französische König im trauten Verein mit den Italiens Küste verheerenden Türken wieder einmal einen Krieg, den vierten, gegen den Kaiser begann und dem französischen Klerus eine Konzilsteilnahme unter Androhung der Einkerkerung verbot.

Die Spott- und Schmähschriften der Lutheraner häuften sich. Dachte doch Paul III. sogar zeitweise daran, mit den «Ungläubigen» in Algier oder mit dem Sultan zu koalieren. Selbst Ludwig von Pastor muß dies einräumen – gleich andren «großen Schwächen» des Papstes freilich, von der enormen Vorliebe für seine Sippschaft, darunter mindestens vier eigene, schon früher mit einer römischen Mätresse gezeugten Kinder (VIII 443), bis zu der Leidenschaft etwa für Astrologie, an die der Heilige Vater glaubte wie beinah an die Heilige Dreifaltigkeit, ja, wer weiß, vielleicht gar mehr. Zumindest ließ er für jedes auch nur halbwegs belangvolle seiner Projekte die beste Stunde von Himmelskundlern bestimmen und deren damals bekanntesten, den Astrologen Luca Gaurico, der ihm zweimal die Gewinnung der Tiara vorausgesagt, nur so mit Ehren überschütten. Doch wie auch immer: nachdem der Verteidiger der Päpste 677 Seiten über Paul III. geschrieben, kann er das Kapitel schließen mit dem Satz: «Die große Erzstatue Pauls III. ist voll Würde und Hoheit.»[8]

Es gab stets wieder Gründe, eine große Kirchenversammlung zu blockieren. Mal sperrten sich die Protestanten, auf die der Kaiser nicht verzichten, ja denen er zeitweise ohne Hinzuziehung des Papstes ein neues Religionsreglement geben wollte (wie er gelegentlich sogar den katholischen Klerus allein zu reformieren suchte). Dann sabotierte Franz I. von Frankreich die Sache. Dann sein Sohn und Nachfolger Heinrich II., ein strenger Katholik, der in Frankreich die Protestanten verfolgte, in Deutschland sich mit den Protestanten

verband. Größte Schwierigkeiten gab es auch durch Heinrich VIII., Oberhaupt der britischen Kirche, dessen Tochter Maria I. Tudor (die Katholische) England vorübergehend wieder katholisch machte und mehr als dreihundert prominente Protestanten auf dem Scheiterhaufen verbrennen ließ; seither durch den Beinamen «Bloody Mary» geschmückt.

Und nicht zuletzt hatte Rom Grund, ein Konzil und Reformen zu fürchten. Es widersetzte sich darum jedem Veränderungsbestreben des Kirchenvolkes «mit Zähnen und Klauen» und wußte «Reformen im großen wie im kleinen durch Finten, Verzögerungen oder Intrigen zu Fall zu bringen» (H. Schilling). Und offenbar wußte auch der Bischof von Bitonto, Cornelio Musso, warum er in seiner Eröffnungspredigt betonte, daß es auf die sittliche Würde der Geistlichen nicht ankomme. Denn andernfalls hätte das berühmte Konzil, das sich selbst als die «hochheilige, ökumenische, allgemeine, in dem heiligen Geiste gesetzmäßig versammelte Synode» proklamierte, kaum zusammentreten können.[9]

Phasen des Konzils

Dies geschah endlich nach vielen vorausgegangenen und begleitenden Fasten, Prozessionen, Bittgebeten auf dem «ganzen Erdkreis», nach diversen vollkommenen Ablaßverkündungen, nach Messen, Ambrosianischen und andren Lobgesängen am 13. Dezember 1545 in der kleinen Domstadt Trient. Und natürlich geschah es bei allen so feierlich zur Schau gestellten Frömmigkeitsbekundungen nicht nur zur Verherrlichung Gottes, sondern auch «zur Ausrottung der Irrlehren» und «zur Niederwerfung der Feinde des christlichen Namens.» War doch das ganze aufwendige Kirchenszenarium «eingefügt», so das Lexikon für Theologie und Kirche, «in ein großzügiges kaiserlich-päpstliches Programm der kriegerischen Unterwerfung und Zurückführung der Protestanten».

Erst jedenfalls als Paul III. mit der Bulle «Laetare Jerusalem» (Frohlocke, Jerusalem) 1544 das Konzil einberief, fand es, wenn

auch in drei durch die internationale Politik bedingten Etappen statt, von 1545 bis 1547 (ohne Reformatoren) zunächst in Trient, in Italien also, doch noch auf deutschem Reichsboden; dann seit 11. bzw. 12. März 1547 – mit der Mehrheit – in Bologna, also im Kirchenstaat, in unmittelbarer päpstlicher Einflußsphäre, weshalb Karl V. wiederholt dagegen feierlich Protest einlegte, das Konzil beschlußunfähig und im September 1549 von Paul suspendiert wurde.

Die zweite Konzilsperiode beginnt im Mai 1551, diesmal aber gegen französischen Protest und ohne französischen Episkopat, doch, seit Oktober, im Beisein auch von Protestanten, die sich, im Gedenken an Husens furchtbares Schicksal in Konstanz («Man wolle sich erinnern: Dieser Gentleman vor einem Richterkollegium von solchen Dummköpfen und Schurken!» Friedrich Pzillas, vgl. VIII 198 ff.), freies Geleit vom Kaiser und vom Konzil garantieren ließen. Ihre Bedingungen – Entbindung der Konzilsmitglieder vom Gehorsam gegen den Papst, Aufhebung und Neuberatung aller bisherigen Beschlüsse, Erneuerung der in Konstanz und Basel dekretierten Superiorität des Konzils über den Papst u.a. – waren indes teilweise so radikal, daß Julius III. ihre Beratung verbot. Dabei hatten die hochheiligen Väter doch versprochen, daß «sie über diejenigen Dinge, welche in diesem Kirchenrate verhandelt werden sollen, mit aller Freiheit beraten, vorschlagen und verhandeln, und zu diesem ökumenischen Konzil frei und sicher kommen und auf demselben bleiben und verweilen, und so viele Artikel als ihnen beliebt sowohl schriftlich als mündlich vorbringen, vorschlagen, und mit den Vätern oder denjenigen, welche von dem heiligen Kirchenrate selbst dazu ausgewählt werden, besprechen, und ohne alle Schmähungen und Vorwürfe darüber disputieren, so wie auch, wenn es ihnen belieben wird, wieder fortgehen können und mögen.» Doch als im Februar 1552 die deutsche Fürstenrebellion ausbricht, im März Moritz von Sachsen sich Innsbruck nähert und der Kaiser zu schwach ist, ihn aufzuhalten, wird das Konzil auseinandergesprengt.

Erst nach einer zehnjährigen Sessionspause, in der sich allerdings die weltpolitische Lage zum Nachteil Karls V. veränderte, tagt man von 1562 bis 1563 abschließend wieder in Trient, diesmal zwar ohne

Protestanten, von denen keiner kam, doch mit aktiver Beteiligung des französischen Episkopats, dem die in Frankreich vorstoßenden Calvinisten zu schaffen machten. Und könne man schon, wird ein Wort des nun regierenden und das Konzil einberufenden Pius IV. überliefert, «die Krankheit in Frankreich und Deutschland nicht heilen», so müsse man doch Sorge tragen, «die noch Gesunden in Italien und Spanien vor der Ansteckung zu bewahren», wobei man darüber stritt, ob dies ein neues Konzil sei oder nur die Fortsetzung des früheren.

Der Streit jedenfalls riß nicht ab, weder innerhalb noch außerhalb des Konzils, das sich so fast zwanzig Jahre hinzog, länger und mit größeren Komplikationen als jedes vordem.

Von Anfang an rang man um den Tagungsort. Es kam zu gravierenden Spannungen zwischen Kaiser und Papst, die sich wieder auf die entsprechenden Konzilsparteien übertrugen, kam zur Spaltung der Versammlung, zweimal zu ihrer Auflösung, kam zu der Verlegung nach Bologna, um sie dem Einfluß Karls V. zu entziehen, zur Rückverlegung nach Trient. Fünf Päpste und zwei Kaiser sah das Konzil auf dem Thron und hörte inzwischen mehr oder minder alarmierende Meldungen von Kriegsschauplätzen: Karl V. kämpft siegreich gegen die Protestanten im Schmalkaldischen Krieg 1546/1547 (unterstützt vom Papst mit 12 500 Mann Truppen und 200 000 Dukaten Subsidien). 1552 bis 1556 bekriegt der Herrscher vergeblich Heinrich II., Frankreichs katholischen König, der Metz, Toul, Verdun und Cambrai behält, ihm vom verräterischen Kurfürsten Moritz von Sachsen zugestanden. Und gegen die rebellischen deutschen Fürsten erleidet Karl eine Niederlage und dankt schließlich ab.

Die Versammlung war zunächst spärlich besucht. Von den Bischöfen aus Deutschland erschien anfangs nur der Mainzer Weihbischof Michael Helding, und der reiste bald wieder ab. Die anderen hohen deutschen Geistlichen suchten zu Hause ihre kostbaren Stühle und Hochstifte vor habgierigen protestantischen Fürsten zu schützen, ganz zu schweigen von jenen zahlreichen Prälaten, die weder zum Priester noch zum Bischof geweiht worden waren und schon deshalb schlecht auf ein Reformkonzil paßten. Erst in der zweiten Tagungsperiode, als sich ohnedies die Teilnehmerzahl mehrte, ka-

men auch deutsche Bischöfe, darunter sogar die drei vornehmsten geistlichen Kurfürsten vom Rhein, die Prälaten von Mainz, Köln und Trier.

Natürlich war das Konzil auch in sich gespalten, vor allem in eine kaiserliche und eine päpstliche Faktion, eine Bischofs- und eine Kurienpartei. Ja, selbst die Legaten des Papstes vertraten zuweilen entgegengesetzte Interessen, Versöhnung mit den Protestanten oder deren Unterjochung. So erinnerte sie Pius IV. in einem Schreiben vom 11. Mai 1562 daran, «daß ihr vereint Legaten seid, die in voller Eintracht vorzugehen haben, statt durch Zwist Ärgernis zu erregen.» Und selbstverständlich bestand nur begrenzte Debattierfreiheit, war die Tagesordnung von «Kongregationen» in Rom unter Aufsicht des Papstes erstellt worden, und selbstverständlich ließ dieser das Konzil ebenso streng überwachen wie der Kaiser, der zur Zeit der Sitzungsperioden meist in Innsbruck residierte, von Trient nur einen scharfen Tagesritt entfernt.[10]

Es kam immer wieder zu Intrigen, schweren Krisen, spektakulären Zwischenfällen, zu häufigen Einmischungen von außen, mal des französischen Königs, mal des Kaisers. Es war mitunter schwer, im Konzil die Ruhe herzustellen. Der Ortsbischof von Trient, Kardinal Cristoforo Madruzzo, warf dem Konzilspräsidenten del Monte nicht nur eine unchristliche Verfahrensweise, sondern sogar seine nichtadelige Herkunft vor. Es kam zu Rangstreitigkeiten zahlreicher Gesandter, etwa des französischen und des spanischen Botschafters am 29. Juni 1563, wobei der Franzose dem Papst die heftigsten Vorwürfe machte, ihm unrechtmäßige Wahl unterstellte, Simonie und mit Appellation an das Konzil drohte. Es kam zu stürmischen Auftritten der ehrwürdigen Väter selbst, so zum Aufeinanderprallen in der Frage der bischöflichen Residenzpflicht; oder zu der fürchterlichen Auseinandersetzung dreier Kardinäle, die der Erzbischof von Palermo auf den Knien weinend zu beenden bat. Ein Kurienparteigänger bezichtigte die iberischen Prälaten des Zusammenlebens mit Konkubinen und Kindern, ein spanischer Bischof die Kurialen der Blasphemie. Einmal stritten die Bischöfe Sanfelice von La Cava und Dionys von Chiron derart, daß einer dem andern ein Büschel seines Bartes ausriß. Nicht von ungefähr drohte der Kaiser, zu hitzige Prie-

ster zur Abkühlung in die Etsch zu werfen. Noch in der Endphase der frommen Versammlung erfolgte ein Zusammenstoß zwischen den Domestiken der italienischen und der spanischen Bischöfe, wobei es Verwundete und Tote gab.

Dabei hatte bereits in der zweiten Sitzung, am 7. Januar 1546, Kardinal Pole eine eindringliche Ermahnung «ad patres concilii» verlesen lassen, die nicht nur die kirchliche Verderbnis, sondern auch alle den Verstand verdunkelnden Leidenschaften zu verbannen beschwor, um «bei Verteidigung weltlicher Interessen nie die heilige Sache Gottes aus dem Auge zu verlieren» – die ja doch nicht weniger schlimm war und ist, sondern eher schlimmer.[11]

Einfluss der Jesuiten

Den Vorsitz in der ersten Periode der Kirchenversammlung führten die Legaten des Papstes, die Kardinäle del Monte (später Papst Julius III.), Cervini (später Papst Marcellus II.) und der Brite Reginald Pole. Bei allen wichtigeren Verhandlungen holten sie die Anweisungen direkt von Rom. Schon einen Tag nach Eröffnung des Konzils erbaten sie von dort «nähere Instruktionen». Und dann trafen, zumindest zeitweise, zumindest unter Pius IV., jede Woche Briefe und Berichte aus Trient in Rom ein, oft mehrere an einem Tag, wobei der Papst die Antworten selbst entschied, die Ausführung aber dem Staatssekretär überließ. Die dritte Person der Gottheit, mokierte sich ein gallischer Delegierter, benutze regelmäßig den Kurierbeutel zur Reise von Rom nach Trient. Im übrigen wurde nach Köpfen abgestimmt, und stimmberechtigt waren die Bischöfe, die Ordensgenerale sowie ein Teil der Äbte.[12]

Besonderen Einfluß auf das Konzil hatten die Jesuiten, überhaupt die unverdrossensten Verfechter kurialer Politik zur Zeit der Gegenreformation, die «Janitscharen des Heiligen Vaters». In Trient wurden seine Legaten seit dem Sommer 1546 von den Jesuiten Alfonso Salmerón und Diego Laynez unterstützt, letzterer nach dem Tod des Ignatius von Loyola Generalvikar und (zweiter) Ordensgeneral. Und

gerade der von den Legaten hochgelobte Laynez war es, der immer wieder und noch in der Schlußsitzung vom 16. Juni energisch die sogenannten Rechte des Heiligen Stuhls vertrat, der vor allem mit äußerster Entschiedenheit darauf bestand, daß der Papst durch das Konzil nicht reformiert werden könne, vielmehr die Reform seines Hofes am besten von ihm selbst getätigt werde. Reformation, sagte Laynez in diesem Zusammenhang, sei Rückkehr zum Alten!

Ranke nennt die beiden Theologen «gelehrt, kräftig, in der Blüte ihrer Jahre, voller Eifer» und fügt hinzu, Ignatius habe sie angewiesen, «nie einer Meinung beizupflichten, die sich im mindesten einer Neuerung nähere». An allen Tagungsperioden des Konzils präsent, folgten sie dieser Weisung strikt, was insbesondere gewisse Annäherungen an die Reformatoren unterband, aber auch alle gallikanischen Absichten, die konziliare Oberhoheit über den Papst herzustellen. «Dank ihrer unvergleichlichen Kenntnisse beherrschten die Jesuiten bald alle Debatten, und unter ihrer unerschütterlichen Orthodoxie geriet das Konzil ins Fahrwasser einer Kriegserklärung an die Protestanten und verzichtete darauf, den Weg zur Versöhnung und Kircheneinheit zu suchen» (Durant).[13]

Wie behutsam raffiniert die beiden Patres in Trient vorzugehen hatten, zeigt die Instruktion, die ihnen Ignatius von Loyola mitgab, als sie in der Eigenschaft von päpstlichen Theologen zum Konzil beordert wurden: «Wie sich im Verkehr und durch Unterredung mit göttlicher Hilfe vieles zum Heil und geistlichen Fortschritt der Seelen gewinnen läßt, so geht umgekehrt, falls wir nicht auf uns acht haben und Gott uns nicht beisteht, vieles für uns und zuweilen für beide Teile verloren. Wir dürfen uns kraft unseres Berufes einem solchen Umgang und Verkehr nicht entziehen, werden aber um so ruhiger im Herzen hingehen, je besser wir uns vorgesehen und je mehr wir durch vorausgegangene Übereinkunft geregelt haben.

Hier sind einige Punkte, deren Beobachtung bzw. Vermeidung uns von Nutzen sein dürfte.

Ich würde zurückhaltend, bedächtig und milde im Sprechen sein, besonders was die Definition von Sätzen angeht, die auf dem Konzil verhandelt werden oder verhandelt werden können.

Diese Zurückhaltung und Bedächtigkeit hat das Gute, daß man

die andern ruhig anhört und auf diese Weise deren Ansichten, Stimmungen und Wünsche kennenlernt und ersieht, ob man besser antwortet oder schweigt.

Falls man aber zu einer Frage das Wort ergreift, muß man die Gründe für beide Ansichten anführen, damit die Zuhörer erkennen, daß man nicht am eigenen Urteil hängt. Auf diese Weise stößt man bei keiner der Parteien an.

Ich würde mich nicht auf einzelne Personen als Zeugen berufen (no traeria por autores personas algunas), zumal wenn es hochstehende sind, es sei denn, es handle sich um bereits viel überlegte (miradas) Sachen.

Ist man gezwungen, seine Meinung in einer Frage zu sagen, so geschehe dies mit größtmöglicher Ruhe und Demut und mit dem Beifügen: Salvo meliori judico (unbeschadet eines besseren Urteils).

Vorbereitung auf die Rede mache man sorgfältig, ohne Zeit und Mühe zu scheuen. Man muß seine Bequemlichkeit opfern und sich anpassen.»

Standen die ersten beiden Sitzungsperioden im Zeichen der Übermacht des Habsburgers, veränderte sich danach die weltpolitische Lage zu seinem Nachteil. Und schon am Anfang scheiterten zwei wichtige Erwartungen des Monarchen, der die religiöse Einheit des Reiches wiederherstellen, darum einstweilen die Protestanten nicht reizen und die Beratung dogmatischer Fragen unbedingt vermieden wissen wollte. Doch weder nahmen die Protestanten in Trient teil noch wurden die Reformprobleme, die Bekämpfung kirchlicher Mißstände, vorrangig vor den Fragen des Glaubens, der dogmatischen Definitionen erörtert. Vielmehr behandelte man beide Komplexe, die Decreta de reformatione und die Decreta de fide, trotz der Mißbilligung Pauls III., parallel und verfuhr so während aller Sitzungen.[14]

Wird nun auch oft betont, daß das Konzil nicht nur eine Reaktion auf die reformatorische Herausforderung, die Glaubensspaltung war, daß man auch die eigene theologische Identität gesucht, alte interne Unsicherheiten, Schwankungen in der Lehre, in Glaubensbräuchen zum Teil schon diskutiert und mehr oder weniger beseitigt hat, so zielte die konziliare Hauptstoßkraft natürlich doch

auf den Protestantismus, ging es nicht nur um strenge Abgrenzung ihm gegenüber, sondern auch um seine Entmachtung, um «Ausrottung der Irrlehren.»

Bereits bei der Konzilsberufung auf den 15. März 1545 bezeichnete Paul III. in seiner Bulle «Laetare Jerusalem» als Hauptaufgabe der Versammlung: Beseitigung der religiösen Spaltung, die Kirchenreform sowie die Befreiung der von den Ungläubigen beherrschten Christen. Und für das Papsttum, betont Ronnie Po-chia Hsia, «war das erste Ziel das wichtigste.» Daher steht in den beiden frühen Konzilsperioden auch Deutschland im Mittelpunkt, in der abschließenden Etappe Frankreich. Wäre ja die Fortsetzung des Konzils von 1562 bis 1563 vielleicht gar nicht erfolgt, ohne den rasanten Fortschritt des Calvinismus in Frankreich, zumindest hat dies die Wiederaufnahme der Sitzungen begünstigt. Kommt hinzu, daß auch die Erörterung der dogmatischen Texte «ganz auf die Auseinandersetzung mit den Reformatoren ausgerichtet» war, daß man Formulierungen vermied, etwa über die Begierde (concupiscentia), nur weil sie den protestantischen zu nahe kamen.[15]

Nun hatte man gewiß viele Streitpunkte schon früher, zum Teil seit Jahrhunderten, gelegentlich mehr oder weniger diskutiert, die Lehre vom Fegfeuer, von den Bildern, den Reliquien, Heiligen, von Feier- und Fasttagen, Ablässen, die übrigens im Ablaßdekret weiter für zulässig, für heilsam erklärt worden sind, wenn man auch die damit verbundene Gewinnsucht verbot. Die entscheidende, die buchstäblich umstürzende Beachtung aber mit der folgenden Regeneration der Catholica fand dies alles, sicher sehr gegen Luthers Willen, doch erst durch die Reformation, und nur schwer vorstellbar, es wäre auch ohne deren Druck zu einer entsprechenden Behandlung auf einem großen Konzil gekommen.

Zumal die notwendigste Reform unterblieb, die des Papsttums und der Kurie, ihrer Organisation, Behörden, Einrichtungen, Kommissionen, Kompetenzen, auch wenn einzelne Praktiken zur Sprache kamen. Das berühmte Tridentinum, das ganze Reformwerk hat sie ausgeklammert! So konnte Papst Pius IV. am 30. Dezember 1564 in einer längeren Rede im Konsistorium den Konzilsvätern gerade dafür danken, daß sie sich in ihren Reformdekreten «so

maßvoll und nachsichtig gegen die Kurie erwiesen». Blieben sie ja selbst nach dem konservativen katholischen Kirchenhistoriker Hubert Jedin «weit zurück hinter den Zielvorstellungen ... auch der Führer der katholischen Reformbewegung des Jahrhunderts ...» Insbesondere die «gallikanische» Frage, ob der Papst unter einem allgemeinen Konzil stehe (vgl. VIII 223 f.), wurde auf den Tagungen, aus Furcht vor der prekären religiösen Situation in Frankreich, aus Furcht vor einem Schisma, so wenig entschieden wie dann zur Zeit Ludwigs XIV. und Josephs II.

Ansonsten freilich brandmarkte die Kirchenversammlung alle Hauptlehren des Protestantismus als «ketzerisch». Sie erklärte zumal das vielleicht wichtigste dogmatische Dekret, die in 16 Kapiteln und 33 Kanones äußerst ausführlich dargelegte lutherische Rechtfertigungslehre allein durch den Glauben, den Glauben ohne Werke also, «für tot und nichtig» und setzte diesem – bewogen durch den vom Papst entsandten Jesuiten Laynez – in scharfer Opposition zu Luther die «Cooperatio hominis cum deo» entgegen, den Erweis des Glaubens in Werken der Liebe (fides operans per caritatem). So wurde, betonte Bischof Benedetto de' Nobili von Accia, «die Axt an die Wurzel der lutherischen Irrlehre gelegt».

Das Konzil verwarf den Laienkelch, das Laienpriestertum, die Priesterehe und bedrohte mit schweren Strafen das Priesterkonkubinat. Es wies das Sola-scriptura-Prinzip zurück und hielt am lateinischen Bibeltext der Vulgata als dem einzig zulässigen für den theologisch-kirchlichen Gebrauch, hielt an der Gleichrangigkeit von Heiliger Schrift (deren Auslegung natürlich allein der Kirche zusteht) und Tradition ebenso fest wie an der Siebenzahl der Sakramente, der alten Transsubstantiationslehre, der Realpräsenz Christi in der Eucharistie oder der Sakramentalität der Priesterweihe, während man die vom Volk oder Staat eingesetzten Kirchendiener *«Räuber, keine Hirten»* nannte.[16]

Und gab es auch Schwächen, Halbherzigkeiten, fragwürdige Kompromisse noch genug, das Tridentinum hatte für die Regeneration des Katholizismus eine eminente, weit über das Jahrhundert hinausreichende Bedeutung. Er bekam viele seiner modernen Züge, die ihm vor der Reformation «ganz fremd gewesen» (Hinrichs),

vor allem seine konsequente zentralistische Ausrichtung auf Rom. Ja, das Konzil prägte mit seinen Glaubens- und Reformdekreten Grundlagen der Papstkirche bis heute, war überhaupt weniger Abschluß als Aufbruch, damit allerdings einer lang vorgezeichneten, einer uralten Linie folgend: Kampf gegen jeden Feind. Hatte man auch das Hauptziel, die Glaubenseinheit, nicht erreicht, schritt man doch über die Verteidigung des Verbliebenen hinaus zur Rückgewinnung verlorener Territorien.

Am Schluß des Konzils, als Charles de Guise, Erzbischof von Reims und Kardinal von Lothringen, nach Verlesung der Konzilsdekrete die groteske Behauptung ausgesprochen: «Dies ist der Glaube des hl. Petrus und der Apostel», als er noch Jesus Christus angerufen, Gott, die Mutter Gottes, sämtliche Heiligen, da verfluchten die Konzilsväter alle «Ketzer», da schrien sie: «Anathema allen falschen Lehren, Anathema!» Und Martin Chemnitz, der Braunschweiger Superintendent, einer aus dem Heer der Lutheraner, schimpfte bald darauf in seiner vierteiligen «Untersuchung des Konzils zu Trient» dieses, was es war, «unfrei und papistisch». Einen großen Einfluß auf den Fortgang der Reformation hat es freilich nicht genommen, zweifellos aber das Papsttum gestärkt. Ohne Frage auch war es das wichtigste allgemeine Konzil überhaupt, und immerhin dauerte es dreihundert Jahre bis zum nächsten allgemeinen Konzil, dem Ersten Vatikanischen, das der Machtfülle der Päpste noch ihre Unfehlbarkeit hinzugefügt hat.[17]

Die Tridentinischen Beschlüsse, deren offizielle Druckausgabe in Mainz 1564 erschien und deren Auslegungsrecht für alle Zukunft allein dem römischen Stuhl vorbehalten blieb, unterschrieben 6 Kardinäle, 3 Patriarchen, 193 Erzbischöfe und Bischöfe, 7 Äbte, 7 Ordensgenerale und 39 Prokuratoren Abwesender. Und die meisten Fürsten und Länder akzeptierten sie ohne weiteres, Kaiser Ferdinand, Polen, Portugal, Savoyen sowie die italienischen Staaten; Philipp II. von Spanien jedoch nur mit der Klausel «unbeschadet der königlichen Rechte», und in Deutschland der stark dem Protestantismus zuneigende Kaiser Maximilian II. sowie die katholischen Stände hinsichtlich der Glaubensentscheidungen und des Kultus.

Das Wichtigste aber, um dessentwillen man das Konzil zunächst

überhaupt begonnen, hatte man nicht erreicht, wurde bis heute nicht erreicht und wird kaum erreicht werden, solange beide Konfessionen nicht vor dem Kollaps stehen: die Glaubenseinheit. Doch bemerkenswerterweise hat Papst Johannes Paul II. «wie keiner seiner Vorgänger bei verschiedenen Anlässen Worte der Anerkennung, ja der Lernbereitschaft für Luther und reformatorische Theologie gefunden, die der Hoffnung auf weitere Schritte bei der Überwindung alter Gegensätze guten Grund geben.» Vorerst freilich war die Spaltung vollzogen, und die Intoleranz beider christlicher Kirchen wurde größer und größer, woran besonderen Anteil die Jesuiten hatten, die schon während des Konzils eine entsprechende Rolle gespielt.[18]

4. KAPITEL

IGNATIUS VON LOYOLA (1491–1556) EIN TRÄNENREICHER VISIONÄR MACHT WELTPOLITIK

«Wer nicht gut in diese Welt paßt, der paßt auch nicht in die Gesellschaft (Jesu)».
Ignatius von Loyola[1]

«*Ignatius war Soldat und blieb Soldat, auch später als Priester, Jesuit, General.* Jeder Zoll an ihm ist soldatisch.» «Nur ein Soldat konnte die kriegerische Strategik so meisterlich auf das geistliche Gebiet übertragen ... Seine ganze Aszetik ist auf Kampf gestellt: gegen sich – die Welt – Satan; er will Soldaten im Heere Christi bilden ... Soldatisch ist seine *Stiftung*.»
Anton Huonder SJ[2]

«Ignatius wirkt in der Stille und im Verborgenen. Er ist kein Revolutionär ... Er ist wie ein Feldherr. Er ersinnt den Kampfplan und überwacht seine Ausführung; er schult das Heer, er leitet die Schlacht, und er sorgt für den Sieg. Aber an der kämpfenden Front steht nicht er selber, sondern das Heer.»
Friedrich Richter[3]

«... der jüngste Kreuzfahrer, mit dem starken Willen zur Vergangenheit ... ein General ohne Armee; Don Quichotte, der kein Dichter, sondern ein Diktator werden wird.» «Am Ende eines reinen Lebens beweist der General noch einmal, daß er, ein heiliger Mann, in aller Unschuld, mit verehrungswürdiger Kraft – dem Satan gedient hat: dem harten Gott über allen Göttern; dem Gott, der Herren wachsen läßt. Loyolas Stern ist nicht der Rebell von Jerusalem gewesen, nicht der Märtyrer von Golgatha, sondern der große Alliierte jener Geschöpfe, denen die Erde gehört. Wenn es den Helden ausmacht, daß er rücksichtslos einem Vorbild treu bleibt, so ist Loyola ein Held gewesen. Als Held diente er dem ewig Unheldischen: der Gewalt. Als heiliger Chef führte er eine heilige Angestelltenschaft in den Kampf: für das Unheilige.

Nicht Sklaven, sondern Ideen-Besessene, nicht Schurken, sondern Heilige sind die besten Soldaten für die verruchtesten Kriegsziele.»
Ludwig Marcuse[4]

«Wenn irgend jemand Aftermystiker und pathologischer Hysteriker war, dann der fromm gewordene Ritter des Baskenlandes.»
Graf Paul von Hoensbroech[5]

«Kriegsdienst für Gott»

Iñigo López de Oñaz y Loyola, der sich später Ignatius nannte, wurde 1491 in Spanien geboren, ein Jahr vor der großen Judenvertreibung dort, ein Jahr vor der endgültigen Besiegung der Mauren, ein Jahr auch vor dem Regierungsantritt Alexanders VI. und vor der Entdeckung Amerikas. Ignatius war das dreizehnte Kind eines urkundlich seit 1180 nachweisbaren Adelsgeschlechts. Nach dem frühen Tod der Mutter wuchs der jüngste Loyola bei einer Amme auf; von seinen sieben Brüdern fielen zwei bei Kämpfen in Unteritalien, ein dritter kam in den Türkenkriegen um, ein vierter starb bei der Conquista auf amerikanischem Boden.

Die Loyola (das heißt «sumpfiger Ort») hatten zwei hochaufgerichtete Wölfe im Wappen und waren eine der anrüchigsten Sippen des Baskenlandes. Konnten auch die wenigsten von ihnen lesen und schreiben, unterzeichneten sie doch, wie beispielsweise der Großvater des Heiligen (vom Landesherrn vier Jahre nach Andalusien an die Maurenfront verbannt), skrupellos Kriegserklärungen gleich dieser: «Wir werden euch nach abgelaufenem Termin schlagen und umbringen, euch allen Schaden antun als Feinden des Königs, wir werden euer Blut verströmen lassen, bis eure Seelen aus dem Leibe fahren, wir werden euch allen bösen Schaden zufügen, den wir nur können.»[6]

Ignatius, schon früh tonsuriert, doch kein Kleriker, saugt Normen und Praktiken der ritterlichen Welt, vor allem ihren kriegerischen Ungeist, mit der Muttermilch ein. Der Hidalgo wird Höfling, modebewußt von der Frisur bis zu den Fingernägeln, zu den ach so schicken Offiziersstiefelchen, eifriger Leser auch der mit galanten

Abenteuern und Waffengängen lockenden Ritterromane. Am liebsten freilich hantiert er selbst mit Schwert und Lanze, gesteht sogar, bis zu seinem 26. Lebensjahr «der irdischen Eitelkeit» gefrönt zu haben, nennt Waffenübungen seine «größte Lust», Ruhm und Ehre durch sie sein «ganzes Verlangen» (und läßt nach einem Diebstahl als junger Edelmann statt seiner einen anderen bestrafen).

Ignatius huldigt auch dem «Laster des Fleisches». So schreibt Juan de Polanco, sein Sekretär: «Obwohl er dem Glauben zugetan war, lebte er bis zu dieser Zeit überhaupt nicht danach, noch hütete er sich vor Sünden, vielmehr war er besonders stürmisch in Spielen und in Frauensachen, in Umtrieben und Waffenhändeln ...» Die Autobiographie Loyolas aber, gewöhnlich «Bericht des Pilgers» genannt, enthält über seine Kindheit und Jugend nur einen Satz; wahrscheinlich wurde ein ausführlicher erster Teil durch den Orden purgiert. Doch geben neuerdings selbst Jesuiten zu, daß Ignatius «eine Tochter hatte» (Dantscher), «daß er in Arévalo Vater einer Maria de Loyola war» (Kiechle).

Gleich vielen seiner Standesgenossen, deren Ehrenkodex so anders aussah als ihr Leben, gerät auch Ignatius in Krawalle, Ausschreitungen und wird 1515 samt seinem Bruder, dem Pfarrer Pedro (Pero), streitsüchtiger Vater auch mehrerer unehelicher Kinder, vor Gericht gezogen wegen «großer und bedeutsamer Vergehen» (delictos calificados e muy henormes – delicta varia et diversa ac enormia), begangen von den Brüdern «planmäßig und hinterlistig», wie bruchstückhafte Gerichts-Akten (die frühesten über den Heiligen erhaltenen Dokumente) verraten, wobei wir freilich mit keinem Wort erfahren, worum es wirklich ging. Und hatte man ihn auch niemals «im geistlichen Gewand» erblickt, entkommt er jetzt doch als «Kleriker» dem weltlichen Arm; das Bischofsgericht in Pamplona, stets mild gegenüber den Exzessen junger Ritter, vertuscht den Prozeß, der erst im 20. Jahrhundert wieder entdeckt worden ist.

«Fromm und adlig», versichert eine Quelle, «wurde er erzogen».[7]

Kaum zwei Jahre später wird er Offizier in der Leibwache des verhaßten Herzogs Don Antonio Manrique de Najera, seit kurzem Vizekönig der umstrittenen spanisch-französischen Grenzprovinz

Navarra, und kämpft bei der brutalen Unterdrückung des Comuneros-Aufstands 1520 ebenso mit wie im nächsten Jahr gegen die Franzosen. Er setzt die Verteidigung der Feste Pamplona – «das erhabenste Ereignis» für ihn, «das die Jahrhunderte sahen», in Wirklichkeit ein aussichtsloser Widerstand – gegen die Meinung aller Ritter durch. Doch eine Kanonenkugel zerfetzt sein rechtes Bein, verletzt das linke schwer und bringt den von Natur schon sehr Kleinwüchsigen jäh um alle Karriere-, alle Minneträume, macht ihn zum humpelnden Krüppel.

Der gewaltige Ehrgeizling gibt gleichwohl nicht auf. Er wechselt nur nach der Devise «Allein die Narren machen ernst» entschlossen die Front und ersetzt ein Ideal durch das andere. Er tauscht das Schwert mit dem Kreuz, den Hidalgostolz mit dem Asketenwahn. Anstelle des weltlichen Königs tritt der göttliche, anstelle irdischer Frauengunst die Himmelskönigin. Und ums Haar hätte er jetzt durch «ein paar fromme Dolchstöße» einen Morisco, einen getauften Araber, erstochen, der Marias stetes Jungfrautum bezweifelte.

Statt der Ritterromane liest Loyola nun Erbauungsbücher, die «Vita Christi» des Ludolph von Sachsen, die «Legenda aurea» des Dominikaners Jacobus de Voragine, religiöse Bestseller des Spätmittelalters. Jeder Heilige rückt fortan in adeligen Glanz, alles Sakrale wird heroisiert, wird «alternatives Rittertum». In naiver Identifikationssucht will er selbst Glaubensheld werden, einer wie Franz von Assisi, wie Dominikus, will als miles Christi unter dessen «ewig siegreichem Banner» streiten, Kriegsdienst, so kennzeichnet er es einmal, «Kriegsdienst für Gott».

Ignatius, in kolossalen Stimmungsschwankungen, ruiniert sich durch übermäßige Kasteiungen, durch Fasten, hat Suizidversuchungen, handhabt die furchtbarsten Mortifikationsinstrumente, trägt ein mit eisernen Dornen gespicktes Unterkleid, er betet auf den Knien täglich sieben Stunden. Und gibt er auch die extreme Schinderei als überspannt, zu zeitraubend, von Nützlicherem abhaltend wieder auf – in seinen berühmten «Exerzitien», auch «Geistliche Übungen» betitelt, empfiehlt er gleichfalls «Züchtigungen des Fleisches» bis aufs Blut.

Lange von hoher, ja höchster Bedeutung für ihn (und noch heute

bestaunt) ist seine Kunst des Schluchzens; der Ritter Gottes flennt wie ein Schwachsinniger – professioneller gesagt: er besaß die Gabe der Tränen. Oder wie der Herzog von Gandía Francisco de Borja (Borgia), Urenkel Alexanders VI. und dritter Ordensgeneral, beim Tod des Ignatius etwas blumig schreibt, er sei «zur frohen Ernte heimgegangen, die er in unaufhörlichen Tränen gesät»: Tatsächlich weint der Gnadenreiche, dieser Heilige «von größtem, ja von wunderbarstem Format» (Erb), so oft und intensiv, daß man (auch er selbst) für sein Augenlicht, seine Gesundheit fürchtet, für sein Leben.[8]

«Das Geistliche Tagebuch» oder War Ignatius von Loyola verrückt?

Aufgezeichnet zwischen dem 2. Februar 1544 und dem 27. Februar 1545, geht es dabei u.a. um eine Art «Autorisation» der Satzungen der Gesellschaft Jesu, zunächst vor allem um die Besitz-, die Einkommensfrage. Ignatius, seit 1541 erster Ordensgeneral, hatte die Statuten verfaßt und wirbt nun hartnäckig um Zustimmung der göttlichen Majestät höchstselbst.

Kein leichtes Unterfangen, zumal da früher eine gewisse «Bitterkeit», «Verdruß», «Zwist» bestand. Zum Glück gibt es noch andere Prominenz im Himmel, wie die Heiligste Dreifaltigkeit, die dem Heiligen manchmal «in Kugelgestalt, etwas größer als die Sonne» erscheint, ihm freilich auch nicht immer Vertrauen, mitunter geradezu Unwillen einflößt. Dann aber konferiert er nicht mit ihr, mit La Sanctissima Trinidad, sondern mit den Herren jeweils separat. Kommen diese ja, zeigt die gleich mehrfache «kugelförmige Schauung» vom 6. März plastisch, «ohne», betont Ignatius, «aus der kugelförmigen Schauung herauszutreten», eben doch hervor: «auf der einen Seite der Vater, auf einer anderen der Sohn und auf einer anderen der Heilige Geist ...».

Die dritte Person zwar, die am 11. Februar 1544 «in der Farbe ei-

ner feurigen Flamme» mit dem Verfasser «ein Zwiegespräch» (coloquio) führt, der Heilige Geist, läßt sich nur hin und wieder blicken, kommt er doch auch in der Christenheit immer zu kurz. Der Vater aber gewährt Ignatius «große Nähe und Sicherheit», «viel Zutritt». Und für Jesus gar, «Haupt der Gesellschaft», erwählter «Führer», stirbt der Loyola «lieber ... als mit einem anderen zu leben.»[9]

Gewiß, selbst Jesus, zuweilen «in weißer Farbe» präsent, wird gelegentlich «irgendwie nur dunkel» sichtbar oder noch weniger. Wie ja auch Maria, die Mutter des Herrn, stets «Herrin» (Señora) genannt, sich eines Tages vor Ignatius verbirgt, der nun derart leidet, daß es gar den oft so strengen Himmelsvater rührt und der «Anzeichen» gibt, «es würde ihm gefallen, wenn er durch unsere Herrin gebeten würde; doch diese konnte ich nicht sehen.»

Als Ignatius aber während der Messe sein Tränendrama zelebriert und stets von neuem die Sprache verliert, läßt sich die Domina huldvoll herab, kommt der Verehrer zu «vielem Verspüren und Sehen unserer Herrin», ist sie ihm so «sehr geneigt», daß er jetzt, besonders bei der Wandlung, «nicht anders konnte als sie verspüren oder sehen, als jemand, der Mitursache oder Pforte (für das, was ich so sehr verspürte) für eine so große Gnade ist, die ich im Geist verspürte ... Bei der Wandlung zeigte sie, daß ihr Fleisch in dem ihres Sohnes ist» – und läßt sich so, vielleicht, das nur mit aller Vorsicht, Rücksicht gefragt, mit diesem zusammen genießen, etwas vulgär gesagt – vernaschen? Ignatius spricht unmittelbar darauf von «so grossen Einsichten, daß man es nicht schreiben könnte.»[10]

Wie auch immer, Maria nebst Sohn, mitunter «in langen Gesprächen» angefleht, sind seine besten Mittler, die prominentesten Begünstiger an höchster Stelle, wo der gefeierte Stratege versiert operiert, beispielsweise erst die Mutter ersucht, ihm beim Sohn zu helfen, um dann den Sohn zu bitten, ihm gemeinsam mit der Mutter beim Vater beizustehn. Und braucht er auch bei Maria und Jesus wieder Fürsprecher, macht er dazu, denn er geht gern aufs Ganze, «die Engel, die heiligen Väter, die Apostel und Jünger und alle Heiligen *usw.*»[11]

Gott, ein solches Leben reibt auf, irritiert übrigens auch den Leser. Etwa wenn dieser unter dem 5. März liest: die größeren Heimsu-

chungen des Ignatius bezogen sich «auf die Heiligste Dreifaltigkeit und weniger auf Jesus und viel weniger auf den Vater» – weil man ja denkt, daß gerade diese zwei auch zur Heiligsten Dreifaltigkeit zählen. Oder nicht? Oder man erfährt, der Gottessohn offenbart sich Ignatius «zu Füßen der Heiligsten Dreifaltigkeit», also doch wohl zu Füßen seiner selbst. Und wie kurios, daß der Asket in Manresa Monat um Monat und Tag für Tag zu jeder der drei Personen und zur Dreifaltigkeit zusätzlich betet, bis ihm auffällt, daß er vier Gebete an die Dreifaltigkeit richtet, obwohl die drei doch nur «mein einziger Gott (vn solo Dios mio)» sind.[12]

Ja, Schwierigkeiten, Skrupel Tag und Nacht. Und stets die Furcht, «ich könnte mich bei irgend etwas irren.» Bei der Trinität, zum Beispiel, als er ihr «hintereinander sechs oder mehr Messen ... zu lesen» beschließt und dann «zur Danksagung noch drei Messen» erwägt, dies aber plötzlich für Teufelswerk hält und gar keine liest – und «nahm ich sehr zu in Liebe zu Gott; und so viele Tränen und mit so vielem Schluchzen und Kraft.»

An manchen Tagen hat er «keine Erkenntnisse oder unterschiedene Schauungen der drei Personen», doch an anderen Tagen kann er «die unterschiedenen Personen schauen». Manchmal verspürt er «irgend etwas im Vater, als seien die anderen in ihm», und dann verwandelt sich auch «alles in die Heiligste Dreifaltigkeit». Oder er humpelt durch die Stadt, und immer steht ihm die Heiligste Dreifaltigkeit vor Augen, jedenfalls «immer wenn ich drei Vernunftgeschöpfe oder drei Tiere oder sonst drei Dinge sah».[13]

Man denke: er sah drei Esel ...

Noch am schnellsten wird er mit dem Teufel fertig; nicht, indem er ihm nach Art des Wittenbergers plebejisch ordinär ein Tintenfaß nachschmeißt. Nein, ganz kühl befiehlt er ihm, «einer besiegten Sache ...» gleich: «Auf deinen Platz!» Und die Sache hat sich.

Doch mit Himmelsgeistern ist das anders. Denn bei aller «Gnade», allem «Gnadenbeistand», «großem Gnadenbeistand», bei allem «Geschmack» auch: «Wohlgeschmack», «grossem Wohlgeschmack», den der Umgang mit den Überirdischen ihm hundertmal und mehr bereitet («und ich umklammerte mich mit innerem Jubel in der Seele»: abraçándome con interior regozijo en el anima) – es

ist nicht lauter Honiglecken, nein. Es geschieht, daß er überhaupt «keinen Geschmack» mehr an der Sache hat, an dem ganzen Himmelstheater, selbst an seinen Superstars nicht, weder an «den Mittlern» noch an «den göttlichen Personen», daß es ihm vielmehr vorkommt, «als hätte ich niemals irgend etwas von ihnen verspürt oder sollte es in Zukunft nie mehr verspüren, sondern es kamen mir Gedanken bald gegen (den einen) Jesus, bald gegen einen anderen.» Ja, so ist er manchmal «mit verschiedenen Gedanken verwirrt», «mit einiger Schwere im Kopf», «ganz betäubt», «verlassen von allem, was geistlich ist», verspürt und sieht er doch überhaupt mehr, «als daß ich verstand.»[14]

Unverkennbar, gewiß: es geht im «Geistlichen Tagebuch» schon bald viel weniger um das zunächst dominierende «Sachthema», die Armutsfrage, um einen Voll-, Teil- oder Nichtbesitz der Gesellschaft Jesu, als natürlich um Ignatius; um die Demonstration seiner Tröstungen, Schauungen, Erhebungen, das schier endlose Notieren seiner «Kontakte» mit der Himmelscrew, wobei Ignatius glaubt, je bewegter, exzentrischer sein Seelenleben, je reicher seine Tränenströme und je häufiger, desto sicherer Gottes Einverständnis. Ja, so glaubt er beinah bis zuletzt, bis er, Ironie der Geschichte, meint, daß es ganz anders, daß er von einer völlig falschen Vorstellung ausgegangen ist.[15]

Das Erstaunlichste jedoch: wie frappierend kühl dieser exorbitante Seelenaufruhr in der Regel registriert, behauptet wird, was insbesondere das Tränentabellarium zeigt. Allein das Wort «Tränen» erscheint im «Geistlichen Tagebuch» Hunderte und Aberhunderte von Malen, Sinnentsprechendes wie «Weinen», «Schluchzen», «Wasser in den Augen» noch gar nicht berücksichtigt.

Der Zeitraum des Tagebuchs umfaßt 390 Tage. *Nicht* geweint hat sein Schreiber an 45 Tagen, *geweint* an 319 Tagen; davon im Oktober, November und Februar 1545 an jedem Tag. (An 26 Tagen macht er keine Angaben zur Sache.)[16]

Nun heißt das, wenn Ignatius weint, nicht, er habe mal ein paar Krokodilstränen zerdrückt; gewöhnlich strömt es da wie aus unerschöpflichen Quellen, kommt es zu «vielen Tränen», «innigen Tränen», zu «heftigem Tränenvergießen», zu «einer großen Fülle von

Tränen», einer «noch viel grösseren Fülle von Tränen», zu «vielen andauernden Tränen», «fast ununterbrochenen Tränen», «Tränen im Übermaß», rinnen «von neuem so viel Tränen und in einer so großen Fülle und mit so viel Schluchzen und geistlichen Wonnen, daß ich, auch nachdem ich es schon dem Vater vor unserer Herrin, den Engeln *usw.* dargebracht hatte, immer noch weiter die gleichen Tränen *usw.* hatte.»[17]

Zeitweise weint Ignatius sechs- bis siebenmal am Tag. Schon der bloße Klang von Jesu Namen reißt ihn zu wasserreicher Rührung hin. Ebenso die Vorstellung, er wäre jüdischer Abkunft und dem Herrn stammverwandt! Das Brevier kann er manchmal vor Tränenblindheit kaum beten. Und selbst als er 1550 zu sterben glaubt, zerfließt er in Tränen – vor lauter Glück. Hatte er ja, behauptet er, «eine so große Fröhlichkeit und eine so große geistliche Tröstung darüber, sterben zu müssen ...» Doch als es im Sommer 1556 wirklich ernst wird, hört sein Pfleger nach unruhigen Stunden gegen Mitternacht aus dem Zimmer des Sterbenden immer nur die Worte «Ay, Dios» (Oh, Gott), was doch nicht so glücklich klingt.

Mit wahrer Passion weint Ignatius bei der Messe, die ihm ohne mindestens dreimaliges Weinen trocken, geradezu andachtslos erscheint, für die er daher auch besonders lange braucht, während er die Messe aller andren durch eine am Altar aufgestellte Sanduhr kontrolliert.

Ihn selbst begünstigt der Himmel beim Zelebrieren nicht selten so, daß man den Erschöpften vom Altar auf sein Zimmer tragen muß; daß er sehr oft die Sprache, manchmal auch das Bewußtsein verliert (schon am 9. Februar 1544 gleich zweimal hintereinander); daß er gelegentlich vor Schwäche kaum aufstehn, vor Tränenfluten nicht mehr sehen kann – «Tränen und Augenschmerzen wegen so vieler», heißt es bereits im vierten Tagebucheintrag; und am 4. März sagt er sich «wegen des sehr (spürbaren) beträchtlichen Schmerzes ... wegen des Weinens in dem einen Auge ... wie es doch besser wäre, die Augen zu erhalten».

Andererseits freilich kräftigen ihn all die «innern Anmutungen», die «Tröstungen» derart, daß «sein Haupt von himmlischem Glanze verklärt» war, ja die Hausgenossen sahen ihn «bisweilen ... wenn

er die Messe las, vor dem Altare schweben» (Erb). «Ergreifenden Aufschluß über diese weihevollen Stunden gibt uns das Tagebuch des Heiligen» (Huonder SJ).

In der «spirituellen» Tradition ist die «Tränengabe» wohlbekannt, zuweilen sogar nach diversen Modi, nach Tränen-Arten systematisiert. Schließlich weint schon Jesus (Lk. 19, 41; Jh. 11, 34 f.). Und auch Paulus fordert, zu weinen mit den Weinenden (Röm. 12, 15). Doch Ignatius stellt alles Diesbezügliche im frühen Mönchtum, im frommen Mittelalter, in der Mystik in den Schatten. Allein zwischen dem 2. Februar und dem 12. März 1544 verzeichnet er 158 mal Tränen oder Weinen. Nach zwei Monaten allerdings scheinen zumindest Loyolas diaristische Kräfte verzehrt, notiert er beinah nur noch eine halbe Zeile oder weniger pro Tag, beispielsweise vom 1. bis 30. September:

1. «Vor der Messe mit vielen Tränen, und in ihr ohne sie.»
2. «Vor der Messe mit vielen Tränen, und in ihr mit einigen.»
3. «In der Messe viele Tränen, und danach mit ihnen.»
4. «Vor der Messe und nach ihr und in ihr mit großer Fülle von Tränen.»
5. «Ohne sie».
6. «Vor der Messe und in ihr mit vielen Tränen.»
7. «Ohne sie.»
8. «Vor der Messe und in ihr mit vielen Tränen.»
9. «Mit einigen Tränen.»
10. «Vor der Messe, in ihr und nach ihr viele Tränen.»
11. «Vor der Messe, in ihr und nach ihr viele Tränen.»
12. «Dasselbe.»
13. «Vor und in ihr mit vielen Tränen.»
14. «Dasselbe.»
15. «Dasselbe.»
16. «Dasselbe.»
17. «In der Messe und nach ihr mit vielen Tränen.»
18. «Vor und in ihr viele Tränen.»
19. «Vor, in ihr und nach ihr viele Tränen.»
20. «Vor und in ihr viele Tränen.»
21. «Vor der Messe viele.»

22. «Vor der Messe große Fülle davon.»
23. «Vor der Messe große Fülle davon, und in ihr mehrmals mit ihnen.»
24. «Nach der Messe spät Tränen.»
25. «Vor der Messe große Fülle davon.»
26. «Vor der Messe und in ihr viele Tränen, und nach ihr mit ihnen.»
27. «Vor und in ihr mit vielen.»
28. «Vor und in ihr mit vielen.»
29. «Vorher mit vielen, und in ihr mit ihnen.»
30. «Vor und in ihr mit vielen.»[18]

Nun läßt die gratia lacrimarum, dies degoutante Dauerflennen uns heute wohl weniger an «Gunst», an «Gnade», «Gottgewirktheit» als an den Psychiater denken. Schließlich hatte schon der Arzt des Heiligen ein Verbot zu weinen ausgesprochen – übrigens mit Erfolg! Der Verfasser der Autobiographie «Bericht des Pilgers», Luis Conçalves da Câmara, überliefert sogar, grotesk genug, Ignatius habe «jetzt viel mehr Tröstung» erfahren, «ohne zu weinen, als er vorher hatte.» Konnte er aber aufhören damit, sobald er wollte, konnte er nicht auch nach Belieben beginnen?

VISIONEN UND «STIMMEN»

Zu den Tränenströmen kamen die Visionen, Visionen fast wie Fliegenschwärme, trinitarische Visionen, Eucharistie-, Schöpfungs-Visionen, «alle Arten von Visionen», bescheinigt Diego Laynez, einer der ersten Genossen des Ignatius, auch einer seiner besonderen Vertrauten und später selber General; ja, im 20. Jahrhundert behauptet Jesuit Kempf, mit Imprimatur, daß Ignatius «fast täglich Erscheinungen des Heilandes und seiner heiligen Mutter gewürdigt wurde.»

Erscheinungen, Visionen, Schauungen, Gesichte sind ein weltweit verbreitetes, in unterschiedlichsten Kulten und Kulturen seit Jahrtausenden bekanntes (reflexiv psychogenes, psychosomatisches)

Phänomen, dessen so verschiedenartig geprägte wie motivierte Spielarten von blankem Betrug oder bloß Halluzinativem bis zum induzierten Irresein reichen.

Ignatius selbst spricht von «Vision», von «Schau», «Schauung», «Heimsuchung», ihm «offenbart», ihm «zeigt» sich, «stellt» sich etwas «dar», ihm steht «vor Augen», vor den «äußeren», den «inneren», es bleibt oft offen. Immer wieder auch kann er – versteht sich «außerhalb der natürlichen Kräfte» – etwas «sehen» und «verspüren». Nur uns selber offenbart er gewöhnlich nichts.

Denn Ignatius steht zwar dem Herrn des Weltalls, dem Schöpfer Himmels und der Erde gegenüber, Aug in Aug gleichsam, doch frappierend unekstatisch. Der Himmel kommuniziert zwar mit dem Tränenumflorten so, daß er «ziemlich häufig», ja «oft» die Sprache verliert, gelegentlich gar das Bewußtsein, der Himmel gibt ihm «geistliche Erwiderungen», daß er entzückt ausruft: «Auf welche Weise Vater! Und auf welche Weise Sohn!» Doch von der Weise eben verlautet danach nichts.

Ignatius spricht zwar immer wieder von «Gnadenbeistand», «ziemlichem Gnadenbeistand», «vielem Gnadenbeistand», «großem Gnadenbeistand», einem «so großen Zustrom von Erkenntnis, (Schauung) Heimsuchung», spricht zwar immer wieder auch von «Einsichten», «vielen geistlichen Einsichten», «vielen Einsichten und inneren Erkenntnissen», von so starken, daß es ihm scheint, «daß es fast über ... diesen Stoff der Heiligsten Dreifaltigkeit nicht noch mehr zu wissen gab.» Aber was erfahren wir?

Ignatius scheint oft selbst perplex, kann «nicht aufhören von sich zu sagen: Wer bist du denn? (Woher? Daß solche Dinge *usw.*) Von woher? *usw.* Was hast du verdient? Oder von woher dies? *usw.*» Aber gibt er Inhalte preis? Details aus all dem überreich Geoffenbarten? Wirkt er nicht einfach uninspiriert? Schreibt er, Ausnahmen beiseite, nicht eher nüchtern, kärglich (vom vielfach übereilten, äußerst dürftigen Satzbau zu schweigen)? Ja, er berichtet oft formelhaft, oft austauschbar: «sah ich etwas vom göttlichen Sein», hatte ich eine «Schauung des göttlichen Seins», «schaute ich viele Male ... das göttliche Sein», hatte ich «in beträchtlicher Weise die gleiche Schauung von der Heiligsten Dreifaltigkeit», «stand mir die Heilig-

ste Dreifaltigkeit vor Augen»; «stand mir Jesus vor Augen», «steht mir von neuem Jesus vor Augen», «und ich verspürte oder sah den Heiligen Geist selbst», «und ich sah die Mutter und den Sohn», sah sie «mit dem heiligen Jesuskind», «sah und verspürte die Mittler» etc.

Wobei die göttlichen Dinge kaum deutlicher werden, sieht er sie «in Kugelgestalt», «in der kreisförmigen Weise», «auf lichte und sogar sehr lichte Weise», «immer in derselben lichten Farbe», «einer lichten Klarheit» – «licht» heißt es oft, die Sache ist dunkel genug. Und sie bleibt es auch, sieht er mal nicht ganz so knapp «auf irgendeine Weise (das Sein) bald das Sein des Vaters, *und zwar* zuerst das Sein und dann *in der Folge* den Vater; *und zwar* bezog sich die Andacht zuerst auf die Wesenheit und erst *in der Folge* auf den Vater; bald auf eine andere Weise und ohne so große Unterscheidung.»[19]

Der heilige Geisterseher scheint das Spärliche seiner weitaus meisten diesbezüglichen Auslassungen selbst empfunden zu haben. Er spricht von einem «Verspüren oder Sehen, das man nicht so erklären kann», das er selbst nicht versteht: «dabei verspürte und sah ich mehr, als daß ich verstand.» Ein anderes Mal offenbart er: «und die Heiligen (zusammen) sah ich auf eine solche Weise, daß man es nicht schreiben kann, wie sich auch die anderen Dinge nicht erklären lassen.» Und ein weiteres Mal ist von «so großen und so feinen Einsichten» die Rede, «daß ich weder Gedächtnis noch Verstand finden kann, um sie erklären oder erläutern zu können.»

Gedächtnislücken kommen ihm manchmal zu Hilfe. Selbst «jene geistlichen Erkenntnisse, die Gott ihm», wie er betont, «in die Seele einprägte», selbst «diese Dinge wußte er weder zu erklären, noch erinnert er sich ganz gut ...» Sogar bei jener besonders großen numinosen Unterweisung, die ihm vor Manresa widerfuhr, als er über dem Fluß saß, «der in der Tiefe ging», wobei er so viele Dinge «verstand und erkannte», Dinge des Glaubens wie der Wissenschaft, selbst da bleiben wir völlig unerleuchtet, denn «es lassen sich nicht die Einzelheiten erläutern, die er damals verstand, obwohl es viele waren ...»[20]

Schade. Gerade derlei hätten wir ganz gern erläutert bekommen.

Was so bestehen bleibt, ist die stets von neuem behauptete Viel-

zahl ihm generös von Gott gewährter Einsichten und Erkenntnisse samt seiner Unfähigkeit oder seinem Unwillen, sie darlegen zu können beziehungsweise zu wollen. Offenbar geht es ihm vor allem um das möglichst tränenselig dezente Auftrumpfen mit der Fülle seiner Jenseits-Kontakte, zumal seiner visuellen Kommunikationen. Im autobiographischen «Bericht des Pilgers» renommiert er geradezu mit «der Leichtigkeit, Gott zu finden» und versichert, «jedesmal und zu jeder Stunde, daß er Gott finden wolle, finde er ihn. Und daß er auch jetzt viele Male Visionen habe ... Und dies geschehe ihm oft, wenn er dabei sei, über Dinge von Wichtigkeit zu sprechen; und dies lasse ihn zur Bestätigung kommen.»[21]

Ignatius hatte, wieder nach eigener Bezeugung, «viele Visionen», während er die Messe las. Und hatte «sie auch sehr oft», als er «die Satzungen verfaßte». Im «Bericht des Pilgers» lesen wir: «Das meiste waren Visionen, die er zur Bestätigung der Satzungen sah; und zuweilen sah er Gott Vater, zuweilen die drei Personen der Dreifaltigkeit, zuweilen die Muttergottes, die Fürsprache einlegte ...»

Der General hat zwar gelegentlich «viel Zutritt zum Vater», der sich ihm dann auch «am meisten offenbarte». Weitaus häufiger aber begegnet er Jesus, dem Gebieter seiner Compañía de Jesús.

Der Herr zeigt sich ihm beim Erheben der Hostie – «etwas wie weiße Strahlen, die von oben kamen ...», wobei er ihn zugleich vor sich sieht und im Himmel! Doch naht ihm Christus «viele Male und über lange Zeit» auch in seiner «Menschheit» – «wie ein weißer Leib ..., nicht sehr groß und nicht sehr klein ...» «Viele geistliche Visionen» empfängt Ignatius in Vicenza, Christus erscheint ihm auf dem Weg nach Venedig, bei Padua. Und kurz vor Rom, in der Kapelle La Storta an der Via Cassia, wird er, freilich widersprüchlich überliefert, «sehr besonders von Gott heimgesucht», hatte aber «auf allen diesen Reisen große übernatürliche Heimsuchungen», – auch auf Zypern «viele Male» – als sähe er Christus in Gestalt einer «runden und großen Sache, die wie von Gold war ...» Und besonders häufig schaut er ihn in Manresa, ohne zu lügen, meint er, «20- oder 40mal.»

In Jerusalem, wo franziskanische Experten all die weltberühmten Ladenhüter präsentieren, die seit Jahrhunderten die Christenseelen,

hoch wie nieder, erschauern lassen vor Ehrfurcht, vor Ergriffenheit, scheint es ihm zeitweise, «er sehe Christus immer über sich.» Was Wunder, ist er mitunter unkonzentriert, hinkt er etwa nur deshalb ein zweites Mal auf den Ölberg, den «Himmelfahrtsberg», um noch einmal «die eingedrückten Fußspuren» auf jenem Stein, der Aufstiegs-, der Abflugsrampe sozusagen, zu sehen, wovon der Herr sich bei seiner Himmelfahrt abstieß: denn Ignatius hatte «nicht gut geschaut» und vergessen, «in welcher Richtung der rechte Fuß oder in welcher der linke war»!

Der Züricher Glockengießer Peter Füessli, damals zur gleichen Pilgergruppe wie Ignatius gehörend, verzeichnet in seinem Tagebuch minutiös alle besichtigten Sehenswürdigkeiten (und gelegentlich die Dukaten, die man dafür gezahlt), von der Höhle, «worin David oft sein Gebet gesprochen», bis zu der Höhle, wo der Stern der Heiligen Drei Könige geleuchtet und dann «daselbst in die Erde geschlüpft» ist, bis zu dem Ort, «wo viele der Unschuldigen Kindlein begraben sind», wo «das Osterlamm gebraten wurde», Judas sich «selbst erhängt» hat usw. usw. (vgl. zu diesem und anderem Reliquienschwindel III 241 ff., 267 ff., bes. 290 ff.!)[22]

Genau betrachtet waren die Ignatius erteilten Privatrevelationen ja viel attraktiver, von der größeren Authentizität ganz zu schweigen: ob er nun sah, wie der Bakkalaureus Hoces «in den Himmel eintrat» oder ob er gleich «den ganzen himmlischen Hof» erblickte, «das himmlische Vaterland». Erlebte er doch sogar, wie «Gott die Welt geschaffen hatte» – wohl «etwas Weißes, woraus einige Strahlen hervorgingen, und daß Gott daraus Licht machte» – begreiflich, wahrlich, wenn unser Kirchenlicht solch allerhöchste Erleuchtung «mit großer geistlicher Fröhlichkeit» aufnimmt.

Als Ignatius gar das Geheimnis der Heiligsten Dreifaltigkeit erschaute – «in Gestalt von drei Tasten» –, geschah es «mit so vielen Tränen und so vielem Schluchzen, daß er nicht dagegen ankam.» Kein Wunder, wenn sich ihm da «der Verstand zu erheben» begann. Kein Wunder, nur natürlich, daß sich ihm die Haare sträuben, wird er vor die göttliche Majestät versetzt. Kein Wunder, nur natürlich, wenn er nicht bloß «schaut», sondern auch «schmeckt», wenn er so oft «voll warmer und sehr süßer Andacht» steckt, so oft «eine gewis-

se Süße» verspürt, «Süßigkeit», «geistlichen Geschmack», «wohlschmeckende und sehr geistliche Einsichten» auch, «neue Einsichten geistlicher Dinge und neues Schmecken», so daß ihm ganz heiß dabei wird, er immer wieder «viel innere und äußere Wärme» genießt, «warme Gnade», «warme und gleichsam rote Andacht» etc.

Schließlich kommt zu all dem Schmecken noch die ihm *«von Gott her»* gewährte «Gabe der Stimme», der «Geschmack» an Stimmen, die er hört, an «der inneren und äußeren Stimme», wobei besonders die innere, die ihn an «die himmlische Stimme oder Musik» erinnert, von «so großem inneren Wohlklang» ist, daß er es wieder mal «nicht ausdrücken kann.»

Zeitweilig kommt er kaum los von dieser «wunderbaren inneren Stimme», gehört sie zu seinem Leben fast wie die Tränen – «mit Tränen ... und mit der wunderbaren inneren Stimme», heißt es oft, «mit Tränen ... und mit Stimme», «mit Tränen ... und wunderbarer innerer Stimme», «mit vielen Tränen ... und mit den beiden wunderbaren Stimmen». Hören die Tränen auf, doch nicht die Stimmen, hat er «Zweifel über den Geschmack» derselben und fragt sich, «ob es nicht nach bösem Geist ist.» Und Skrupel auch, «ergötzt» er sich «zu sehr am Ton der Stimme bezüglich des Klangs, ohne so sehr auf die Bedeutung der Worte und der Stimme zu achten». Auch kann es sein, daß er während einer ganzen Woche die äußere Stimme nur «manchmal» findet, «und die innere noch weniger». Immerhin ist er «wegen des Geschmacks an den Stimmen» mitunter zufriedener, ruhiger als wenn er weint.

Auch in seinen «Exerzitien» hält der Heilige jeden Exerzitanten an: «*Riechen* und schmecken mit dem Geruch und dem Geschmack den unendlichen Duft und die unendliche Süßigkeit der Gottheit ...»[23]

Nun haben bekanntlich die christlichen Theologen ein probates Rezept, diese Süßigkeit zu steigern, Süßes süßer noch zu machen. Rieten ja bereits antike Kirchenväter, Tertullian, Cyprian, Laktanz, um nicht weiter zurückzugehen, die himmlische Lust noch lustvoller, die ewige Seligkeit noch seliger zu schmecken – durch den Blick auf das Elend der Verdammten in der Hölle: welch edel christliche, christ-katholische Wollust doch! Wie denn, auf der Höhe des Mit-

telalters, auch Thomas von Aquin generös animiert: «Damit den Heiligen die Seligkeit besser gefalle (magis complaceat) und sie Gott noch mehr dafür danken, dürfen sie die Strafen der Gottlosen vollkommen (perfecte) schauen».

Die systematische Anleitung zum intensiveren Genuß dieses spezifisch geistlichen Blickes und Glücks gibt nun aber der, der, nach dem Jesuiten Tondi, menschliche Größe mit den «Handlungen eines Geistesgestörten» verbindet, der nach dem Exjesuiten Hoensbroech wie kein anderer «Aftermystiker und pathologischer Hysteriker war»: Ignatius von Loyola.

In seinen «Exerzitien» besteht die Fünfte Übung in einer eingehenden Grübelei über die Hölle (und noch heute muß jeder Jesuit zweimal im Leben vierzig Tage und jedes Jahr acht Tage an diesen Übungen teilnehmen).

In einer ersten «Vorübung» oder «Hinführung» soll der Exerzitant sich «mit dem Blick der Einbildungskraft Länge, Breite und Tiefe der Hölle» sichtbar machen, in einer zweiten «ein recht lebendiges Gefühl der Strafe» bekommen, «welche die Verdammten leiden». Sodann muß im Hauptprogramm – ein Fünf-Punkte-Exerzitium – jeder einzelne Sinn sich eindringlich das Höllenspektakel suggerieren: das Auge – der große Seelenmeister setzt die erste Übung einfühlsam «um Mitternacht» an – «jene unermeßlichen Feuergluten und die Seelen wie in feurigen Körpern»; das Ohr – diese zweite Übung – (auf daß man frisch und froh den Tag beginne) «gleich nach dem Aufstehen am Morgen» – «das Weinen, Geheul, Geschrei, die Lästerungen gegen Christum unseren Herrn und gegen alle seine Heiligen»: die Nase – diese dritte Meditation irgendwann vor dem Mittagsmahl – «den Rauch, Schwefel, die Pfütze und Fäulnis in der Hölle»; der Geschmackssinn – um die Vesperzeit – «die bitteren Dinge, die Tränen, die Traurigkeit, den Gewissenswurm in der Hölle»; endlich muß der Tastsinn «jene Gluten berühren, die die Seelen erfassen und brennen», und zu guter Letzt der fünften Roßkur, die Ignatius «eine Stunde vor dem Abendtische» anberaumt, soll sich der Übende «alle Seelen ins Gedächtnis rufen, die in der Hölle sind», und sich freuen, daß er selbst (noch) nicht zu ihnen gehört.

Damit aber ist der bis heute hochgeehrte Exerzitienguru noch lange nicht zufrieden. Er bietet über mehrere Seiten Zusätze, «UM DIE ÜBUNGEN BESSER ZU MACHEN». Zum Beispiel gleich nach dem Zubettgehen, «wenn ich bereits einschlafen will, für die Dauer eines *Ave Maria* an die Stunde denken, in der ich aufstehen muß und wozu ...» Und dann, beim Aufwachen: «Ohne den einen oder anderen Gedanken Raum zu geben, gleich auf das achten, was ich in der ersten Übung um Mitternacht zu betrachten mich anschicke, indem ich mich in Verwirrung über meine so vielen Sünden bringe.» Dabei ist natürlich «jegliche Erwägung von Freude und Fröhlichkeit hinderlich.» Also: «Nicht an Dinge von Gefallen und Fröhlichkeit denken wollen, wie von Herrlichkeit, Auferstehung *usw.*» «Nicht lachen noch etwas sagen, was zum Lachen bewegt.» Und selbstverständlich: «Das Fleisch züchtigen, nämlich indem man ihm spürbaren Schmerz zufügt, was man tut, indem man Bußhemden oder Stricke oder Eisenstäbe über dem Fleisch trägt, indem man sich geißelt oder verwundet, und andere Arten von Strengheiten.»[24]

Dies alles im Kampf gegen die Sünde, gegen Satan, der selbstredend auch Ignatius versucht. So zeigt sich ihm häufig am hellichten Tag ein sehr schönes Ding, das ihn überaus vergnügt, ihm große Tröstung bringt, ein glänzendes Etwas in «Gestalt einer Schlange», wie mit vielen Augen strahlend, aufdringlich, stunden-, tagelang. «Und je häufiger er es sah, um so mehr wuchs die Tröstung; und wenn ihm jenes Ding entschwand, mißfiel ihm dies.» Er hatte die Schlangenvision, «deren Geheimnis», so Juan Alonso de Polanco, seit 1547 Sekretär der Gesellschaft, Ignatius nicht erklärt, in Manresa, Paris, in Rom, registriert solch teuflisches Dazwischenfunkeln aber selten.[25]

Auf allen Wegen dagegen begleiten ihn die Häupter der himmlischen Heerscharen; sie sprechen, konferieren mit ihm, erweisen ihm ihre Gunst. Und mußten sie nicht? Brauchte er nicht ihre Bestätigung gegenüber seinen Kampfgefährten, die der ehrgeizige General in spe allmählich um sich sammelte?

Doch wodurch war er ausgewiesen?

DER STETE «BLICK NACH OBEN» ODER «WIE MIT EINEM MYSTISCHEN FERNROHR»

Ignatius, der sehr verspätete Student, hatte erst 1528 in Paris das Theologiestudium begonnen und war damit auch nicht weit, war «wirklich über die Anfänge nie hinausgekommen» (Boehmer). Er hinterließ auch kein theologisches Werk, kein einziges theologisches Buch, keine Predigten oder Kommentare zu biblischen Büchern. Er hatte überhaupt keinen nennenswerten theologischen Wissensschatz, erst recht keine großen Ideenressourcen, schätzte somit «Vielwissen» gar nicht, umso mehr aber «das innere Fühlen und Verkosten der Dinge», das «Schmecken».

Ignatius ist lange Zeit Laie, noch mit 46 Jahren, bis 1537, bis zu seiner Priesterweihe, die indes gar keine akademische Ausbildung erforderte. Dagegen setzte ein theologisches Doktorat ein zwölfjähriges Studium voraus – er hatte jedoch nur eineinhalb Jahre Theologie studiert. So wird er denn als «Laientheologe» auch mehrfach verhaftet, vor die Inquisition gestellt und mit einer ganzen Prozeßflut überzogen. 1527 kerkert man ihn 42 Tage, bald darauf nochmals 22 Tage ein, läßt ihn zwar frei, untersagt ihm aber samt den Seinen von «Dingen des Glaubens» zu sprechen, «denn sie verstünden keine Wissenschaft.» Auch anderwärts tadeln ihn Mönche, «wie wenig er studiert habe und mit wie geringem Fundament ... Ihr seid nicht wissenschaftlich ausgebildet ...» Gibt er doch, bereits fast vierzigjährig, selber zu, «sehr bar der Fundamente» zu sein.

Was also hätte ihn mehr legitimieren, was seinen Führungsanspruch glaubwürdiger machen können als die ihm so überreich zuteil werdenden metaphysischen Rendezvous, all die geheimnisvollen Begegnungen mit den höchsten Herren des Himmels und der Erde einzeln und in corpore, signalisiert der Welt gleichsam durch seinen steten «Blick nach oben»?

(Die beste Vorstellung dieses ignatianischen Blicks, dieses so pseudoverschämt impertinenten Schielens «hinauf», vermittelt wohl das von Alonso Sánchez Coello, Hofmaler König Philipps II. von Spanien, 1585 gemalte Werk. Der General, dem Jean Canu ein «unschönes Gesicht» nachsagt, hatte sich trotz aller Bitten seiner Jünger

niemals abbilden lassen. Die vielen nach seinem Tod erstellten Konterfeis befriedigten nicht, und so verpflichtete P. Pedro de Ribadeneira, Loyolas erster Biograph und einer seiner engsten Gefährten, den «Portugiesischen Tizian», ein Bildnis nach der Totenmaske zu schaffen. Coello tat dies unter häufigen stoßgebetartigen Anrufungen des gebenedeiten Heiligen. Und auch P. Pedro de Ribadeneira SJ las Tag für Tag heilige Messen zur Förderung des schöpferischen Prozesses an der Staffelei. So stand da schließlich jenes grandiose Porträt, dem Bruder Pedro zwar nur eine «schmerzlich unzulängliche Ähnlichkeit mit Vater Ignatius» entnehmen konnte, das aber – wie mir scheint, durchaus gelungen – den einer gewissen Kategorie von Frömmlern gern eignenden Ausdruck mehr oder minder dezenter Hinterfotzigkeit mit dem verbindet, was man gängigerweise schlicht einen Hau, einen schweren Hau nennt, meinetwegen einen transzendenten.)

Ja, selbst wenn er sein ganzes Leben lang studiert hätte, beteuert Ignatius im Februar 1544 im Tagebuch, «würde ich nicht so viel wissen». Hatte er doch «eine andere Erkenntnisfähigkeit» und «öfters geistliche Einsichten, so sehr, daß mir schien ... daß es fast über (den) diesen Stoff ... nicht noch mehr zu wissen gab.»

Der illustre Ordensstifter, als Kirchenmann ein routinierter «Praktiker», stand theologisch offensichtlich auf sehr schwachen Füßen. Nur so wird begreiflich, wie unverfroren er uns stets von neuem seine übersinnlichen Erkenntnisgewinne herzählt, die schier endlose Fülle empyreischer Schauungen, Tröstungen, Heimsuchungen, mit welch ostentativer Selbstverständlichkeit er uns seine «vielen (geistlichen) Einsichten oder geistlichen Erinnerungen» auftischt, so «viele beträchtliche, wohlschmeckende und (geistliche) sehr geistliche Einsichten», «so große Einsichten, daß man es nicht schreiben könnte», «so große Klarheit ... wie man es nicht erklären kann».

Auch für die Abfassung seiner Schriften beanspruchte Ignatius allerhöchste Kooperation. Erfuhr er aber Widerspruch, Kritik eigner Ansichten, Vorhaben, führte er diese kurz auf den Willen Gottes zurück – einer der ältesten, billigsten, doch wirkungsvollsten Pfaffen-Tricks.

Immer wieder berief Ignatius sich auf Gott. Alles halbwegs We-

sentliche, nicht zuletzt seine «theologischen» Befunde, sein Glaubenswissen, hatte er von ihm. Und schwankte die Präsentation des Metaphysischen auch zwischen ganz klar und sehr unscharf irritierend hin und her, gerade die Kontinuität der Kontakte, die enorme Vielzahl der Visionen festigte das Vertrauen seines Anhangs, vermittelte sozusagen höchste Gewißheit. Auch Loyolas Tränen galten ja als «Zeichen göttlicher Nähe», als «sicheres Zeichen himmlischer Beglaubigung», erwiesen gleichsam «die Gegenwart Gottes.» Und so verströmte er sein Gesichtswasser bis in die letzten Lebensjahre, wenn auch, scheint es, reduziert, mußte er doch niemand mehr überzeugen damit.

Jedenfalls wußte der Mann, was er zu tun hatte, sah er ja auch selbst an der Intensität wie Häufigkeit der Geister- und Geistesererscheinungen, «daß die Sache von Gott war». «O wenn ich von Magister Ignatius sagen dürfte, was ich weiß», wiederholte oft sein Beichtvater, der alte «heiligmäßige» P. Jakob Eguia, «wieviel und wie Großes könnte ich sagen!» Das aber wollte der edle Ignatius, von dessen Demut man heute noch schwärmt, keinesfalls – und nahm einen anderen Beichtvater.[26]

Natürlich staunten die «Söhne», erbaten Auskunft über seine mystischen Beglückungen, «die Gnadenführungen Gottes.» Man bedrängte ihn – ohnedies bald zum professionellen Bespitzeln erzogen –, und er offenbarte sich; ein Vorteil, meinte er, sowohl für den jungen Orden wie für sich selbst. «In vertraulicher Unterhaltung» wies er auf seine exklusiven Audienzen, Verzückungen, Entrückungen hin. Den P. Diego Laynez zum Beispiel, einen seiner ersten Genossen und Nachfolger. Oder den P. Jerónimo Nadal, dem gegenüber er 1551 einmal tat, als sei er noch kurz zuvor bei Gott gewesen: «Jetzt war ich höher als der Himmel» (Nunc ego altior caelo eram). Der Pater hätte gerne «voll Verehrung» Näheres gehört, doch der Heilige lenkte bescheiden ab. «Er zieht das Gespräch davon weg.» Und 1554 insistiert Nadal beim «Vater» erneut: «Es sind schon fast vier Jahre, daß ich euch nicht nur in meinem Namen, sondern in dem der anderen Patres beschwöre, ihr möchtet darlegen, Vater, wie der Herr euch vom Anfang eurer Bekehrung an belehrt hat.»[27]

Gewiß, der General war nicht immer im Himmel. Oft blickte er

nur lange hinauf, zumal in das nächtliche, das schimmernd bestirnte Gewölbe, häufig vom Dach eines römischen Hauses aus. «Er saß still dort, vollkommen still», erzählt Laynez. «Er nahm seinen Hut ab und sah lange Zeit zum Himmel auf. Dann fiel er auf die Knie und verneigte sich tief vor Gott ... Und die Tränen begannen wie ein Strom seine Wangen hinabzufließen ...» Diese ignatianische Sternhimmelschau («Wie schmutzig und niedrig erscheint doch die Erde, wenn ich den Himmel anschaue!») wurde sowohl eine geistliche Übung wie ein beliebtes Motiv in der neulateinischen Jesuitenlyrik des 17. Jahrhunderts – «Und nichtig erschien die widerliche Erde aus lauter Dreck.»[28]

Die eigentliche Arbeit, die Pioniertat vollbrachte auch hier Ignatius. Er hatte das Universum observiert, die Gefilde der Seligen mit dem «inneren Auge» ertastet, mit dem «besonderen *Blick*». Und wurde der fromme Fahnder auch nicht immer fündig, weder der Jungfrau mitunter habhaft noch gar, «weiter oben», einer trinitarischen Person, hatte er also auch nicht jedesmal die große Erleuchtung, so doch stets wieder «eine große Regung von Tränen und Schluchzen, mit einem gewissen Sehen und Verspüren ...»

Wer sich aber darauf keinen Vers machen kann, der gewinnt die richtige «Einstellung», den erforderlichen optischen Ansatz bestimmt mit Gottfried Marons kompetentem Kommentar, immerhin bereits aus dem dritten Jahrtausend: «Ignatius gewährt uns hier tiefe Einblicke in die Praxis seiner eigenen ‹geistlichen Übungen› ... Es ist ein Stück mystischer Technik, von der wir hier erfahren. Ignatius probiert und experimentiert methodisch mit den inneren Augen, bis er die richtige geistliche Blickrichtung gefunden hat. Wie mit einem mystischen Fernrohr sucht er den himmlischen Kosmos ab. Gewiß, das Fernrohr wurde erst um 1600 erfunden. Es ist wie eine Vorwegnahme in der Mystik.»[29]

Es ist, mit einem Wort, unbeschreiblich.

«Blind» gehorchen, als wäre man «ein Leichnam»

Alles aber zeigt und soll zeigen: hinter Ignatius steht Gott, steht die ganze Gloria Dei, seine Ehre, Herrlichkeit, Majestät. Hinter Ignatius steht der, dem das Universum geschuldet wird, steht die Erde, steht alles Leben darauf, alle Gewalt und, was der General natürlich besonders betont, die Voraussetzung aller Gewalt: der Gehorsam! Da jedoch Gott niemals selbst auftritt und regiert – das größte Klerusglück! –, da er bekanntlich alles laufen läßt, wie's läuft, regiert der Klerus, soweit möglich, gern für ihn, figuriert und funktioniert an seiner Statt die Priesterschaft und an ihrer Spitze: der Obere. Er empfängt anstelle Gottes, als sein Stellvertreter, den Gehorsam, einen Gehorsam, der vielleicht niemals sonst so schonungslos gefordert, nie so radikal formuliert worden ist, selbstverständlich nur «zur höheren Ehre Gottes».

Besonders instruktiv, was Ignatius dazu ein Jahr vor seinem Tod dem Sekretär P. Joh. Philipp Vito vom Krankenbett aus in die Feder diktiert, *«was ich als Testament der Gesellschaft hinterlasse.*

1. Vor allem muß ich beim Eintritt in den Orden und stets hernach bereit sein, mich ganz in die Hand Gottes Unseres Herrn und seiner Stellvertreter zu legen.
2. Ich muß wünschen, einen solchen zum Oberen zu haben, der auf die Verleugnung meines eigenen Urteiles und Verstandes bedacht ist.
3. In allem, was nicht Sünde ist, muß ich den Willen des Oberen, nicht dem meinigen folgen.
4. Der Gehorsam hat drei Grade: Der I. besteht darin, zu gehorchen, wenn einem etwas im Gehorsam befohlen wird, und dieser Gehorsam ist gut. Der II. Grad besteht darin, zu gehorchen auf einen einfachen Befehl hin, und dieser Gehorsam ist besser. Der III. Grad besteht darin, den Befehlen des Oberen zuvorzukommen, indem ich tue, was ich als seinen Wunsch erkenne, selbst wenn er diesen nicht ausdrücklich ausspricht. Dieser Gehorsam ist viel vollkommener als die beiden anderen.
5. Ich darf nicht darauf sehen, ob derjenige, der mir befiehlt, der

höchste oder der zweite oder unterste Obere sei, und muß mein ganzes Sinnen auf das Gehorchen selbst richten in der Erwägung, daß Gott es ist, der aus jedem Oberen spricht ...

7. Ich darf überhaupt nicht mein eigener Herr sein wollen, sondern muß mich dem zu eigen geben, der mich geschaffen hat und dem, der an Gottes Stelle mich leitet und regiert. In seinen Händen soll ich sein wie weiches Wachs in den Fingern des Bildners ...
8. Ich soll mich ansehen wie einen Leichnam, der weder Willen noch Gefühl hat; wie ein kleines Kreuz, das man ohne Schwierigkeit nach dieser oder jener Seite drehen kann; oder wie den Stab eines Greises, den dieser ganz nach Gutdünken braucht und dahin stellt, wo er ihm am dienlichsten scheint. In dieser Weise muß ich mich zu allem bereit finden lassen, wozu der Orden mich verwenden will, ohne gegen eine Verfügung Einspruch zu erheben.»[30]

Genau auf dieser Linie liegt auch die Verordnung («Mandate») des «hochw. P. Magister Ignatius» vom 24. August 1550: «Wenn künftig Seine Hochwürden (Ignatius) irgendeinen im Hause ruft – dasselbe gilt, wenn der P. Minister einen Priester oder Laienbruder oder der P. Subminister einen Laienbruder ruft – so hat jeder sofort zu folgen, als ob er die Stimme unseres Herrn vernähme, der im Namen seiner göttlichen Majestät befiehlt.

Ein jeder muß bei solcher Gelegenheit so blind und schnell gehorchen, daß er, falls er am beten ist, das Gebet sofort unterbricht, falls am schreiben, bei der Stimme der Oberen oder richtiger bei der Stimme U. Herrn den angefangenen Buchstaben, z. B. A oder B unvollendet läßt.»[31]

Es spricht für sich, daß der Jesuit «blind» gehorchen, daß er durch seine Oberen sich leiten lassen soll, als wäre er «ein Leichnam» (das Wort «Kadavergehorsam» kommt daher), daß er sogar sein Gebet «sofort» unterbrechen muß, hört er die «Stimme der Oberen». Und nicht minder bezeichnend, daß Ignatius, selbst mit hohen «Gebetsgnaden» begabt, zwar täglich viele Stunden lang zu beten pflegte (wenn auch niemand weiß, was er in seinen Gebetszeiten wirklich dachte und tat), daß er aber das Gebet anderer, zumindest dessen Länge, nicht sehr geschätzt hat. Dem Herzog Franz von Borgia empfahl er Verkürzung seiner Gebetszeit auf die Hälfte

und die andere Hälfte «geistlichen» Unterredungen, dem Studium, den Staatsgeschäften zu widmen. Und P. Araoz, den Provinzial von Spanien, wies er an, statt drei Gebetsstunden täglich sich mit einer zu begnügen.

Daß die Regel des neuen Ordens kein gemeinsames Stundengebet vorsah, erregte sogar im Vatikan Anstoß. Doch mit Gebetsanordnungen war der General überaus zurückhaltend, trat vielmehr «mit aller Entschiedenheit der Forderung nach *Verlängerung der Gebetszeit* entgegen» (Huonder SJ). Solche Gesuche beantwortete er «mit sichtlichem Widerwillen (desgosto) in Gesicht und Worten», und dies mit so starker Betonung, daß man sich wunderte. Konnte er doch auch erklären, einem wahrhaft abgetöteten Manne genüge eine Viertelstunde zur Gebetsvereinigung mit Gott; ja, es liege «mehr Tugend und Gnade darin, sich seines Gottes in verschiedenen Geschäften und an verschiedenen Orten freuen zu können als nur im Betstuhl ...» Schließlich wußte er auch, in Wirklichkeit habe «Gott nicht selten an anderen Dingen mehr Gefallen als am Gebet und freut sich dann sogar, wenn man darauf verzichtet ...»[32]

Der Betstuhl also verlor an Attraktion, verlor hier eingestandenermaßen seine Bedeutung. Schon ein Viertelstundengebet konnte Ignatius ausreichend erscheinen für seine Söhne, ja selbst Gott konnte manches besser, notwendiger finden als Beten; verschiedene Geschäfte, zum Beispiel, an verschiedenen Orten, Studien etwa, Staatsprojekte. Dagegen hatte man Chorgebet, Ordenstracht, Klausur im Unterschied zu anderen Religionsgruppierungen erst gar nicht eingeführt. Man sollte gut in die Welt passen, um zur Gemeinschaft des Ignatius zu passen (s. Motto). Als ihr erster Generaloberer hatte er ihr ganz bewußt eine praktische Ausrichtung gegeben, eine politische Qualität, die Befähigung zur Mobilität, Flexibilität, zur Akkomodation. Doch was man so fromm «Apostolische Sendung» hieß, «Gewinnung der Seelen», «Verbreitung des Glaubens», war nichts als die alte, doch verschärfte Gier nach Macht, das Hauptziel des Ordens «zur höheren Ehre Gottes», faktisch des Papsttums, dem man durch einen besonderen Papstgehorsam sich jetzt noch besonders verbunden wußte.

Welche Rolle auch Bußen und göttliche Inspirationen im seltsa-

men Leben des Ignatius von Loyola spielten, wie sehr immer seine Trinitäts- und Christusmystik bald barocke Hagiographien füllte, die Wirklichkeit prägten nicht Askese, Andacht, Kontemplation, sondern die ignatianisch-jesuitischen Aktionen. Die Gesellschaft Jesu wurde durch weltweite Vorstöße und Einmischungen, durch ihre Indoktrinierung der Jugend, ihre Übernahme des höheren Unterrichts, ihre Universitäten, durch den Ausbau des sogenannten Jesuitentheaters, ihr intensives Eindringen in die Zentren der Macht vor allem als Fürsten- und Hofbeichtväter in Wien, München, Madrid, Lissabon, Paris ein Hauptakteur der Gegenreformation.

5. KAPITEL

DER KONFESSIONALISMUS BEGINNT

«War doch überhaupt das Volk, seitdem die Herrschgewaltigen die politisch-kirchliche Revolution in die Hand genommen, nur noch angewiesen auf Gehorchen, Leiden und Dulden. Der sogenannte Augsburger Religionsfrieden wurde für das Volk eine neue Quelle unsäglichen Jammers».
Der katholische Geschichtsschreiber Johannes Janssen[1]

«So liegt es auf der Hand, daß der Protestantismus nicht unmittelbar die Anbahnung der modernen Welt bedeuten kann. Im Gegenteil, er erscheint zunächst trotz all seiner großen, neuen Gedanken als Erneuerung und Verstärkung des Ideals der kirchlichen Zwangskultur, als volle Reaktion mittelalterlichen Denkens, die die bereits errungenen Ansätze einer freien und weltlichen Kultur wieder verschlingt ... Er hat zudem auch den Katholizismus zu einer Neubelebung seiner Idee veranlaßt, und so erlebte Europa trotz gleichzeitiger Verbreitung der Ideen und Lebensformen der Renaissance wieder zwei Jahrhunderte mittelalterlichen Geistes».
Der protestantische Theologe und Kulturphilosoph
Ernst Troeltsch[2]

Die Konfessionalisierung beginnt ...

Der Augsburger Religionsfrieden des Jahres 1555 (VIII 450ff.) war die Folge der machtpolitischen Parität von Kaiser, katholischen und evangelischen Ständen, die Folge ihrer Ohnmacht, einander weder militärisch noch sonstwie ineffizient machen zu können. Also wollte man «die streitig Religion nicht anderst, dann durch Christliche, freundliche, friedliche Mittel und Wege zu einhelligem, Christlichem Verstand und Vergleichung» bringen. Man nannte einander «beiderseits Religionsverwandte», um «das hochschädlich Mißvertrawen im reich aufzuheben, diese löbliche Nation vor endlichem vorsteendem Undergang zu verhütten». Die löbliche Nation, um 1500 schätzungsweise 12 Millionen, um 1600 – seitdem offiziell: «Heiliges Römisches Reich deutscher Nation» – 15 Millionen Menschen, war nach Frankreich das bevölkerungsreichste Land Europas.

Von den Katholiken nur nolens volens angenommen, hatte der Augsburger Religionsfrieden zwar den Lutheranern reichsrechtlichen Schutz gewährt, aber auch die konfessionelle Spaltung des Reiches legalisiert und damit das Zeitalter der Konfessionalisierung (manchmal bereits von den 1520er Jahren an datiert) recht eigentlich eröffnet.

Die beiden großen Konfessionen sowie die in Deutschland zwar illegale, doch de facto gleichfalls den Schutz des Religionsfriedens genießende reformierte Kirche festigten nun ihre Positionen, ihr Dogma, ihre Verfassung, ihre gesellschaftlichen Lebensformen überhaupt.

Natürlich behaupteten sie alle, die allein «wahre» Kirche zu sein,

natürlich verketzerten sie einander gegenseitig. Die Fronten verhärteten, die Spaltungen vertieften sich. Es gab nimmer endende Rivalitäten, gab «Glaubenskriege», «Konfessionskriege», Kappelerkriege (S. 67 f.), den Schmalkaldischen Krieg (S. VIII 448 f.), die Kriege im späteren 16. Jahrhundert in Frankreich, den Niederlanden. Eine «christianitas afflicta», eine zerstörte Christenheit entstand. Die Wahrung des konfessionellen Standpunkts wurde wichtiger als alle Verständigungsversuche. Dabei war es besonders die politische Gewalt, die Einfluß auf die Dinge nahm, eine Art Staatskonfession entwickelte und steuerte, wie andererseits die Konfessionalisierung auch die Staatsgewalt stabilisiert, das territoriale Wachstum gefördert hat. «Eine Gewalt lieh der anderen ihren Arm. Beide erzogen die Untertanenschaft dazu, daß sie der einen wie der anderen Gewalt den gebührenden Respekt erwies ... Denn beide verstanden sich als gottgesetzte Gewalten, die mit ihren spezifischen Mitteln den gleichen Auftrag zu erfüllen hatten: Gott die Ehre zu geben und Ordnung und Sitte, Wohlfahrt und Recht auf Erden herzustellen und aufrechtzuerhalten» (E. W. Zeeden).

Der alte Do-ut-des-Schacher somit, die unaufhörliche Wechselwirkung zwischen Kirche und Staat, nach Ranke «die immer freiere, umfassendere tiefere Bewegung des Geistes», doch tatsächlich die Verquickung wieder ganz unbemäntelter Machtdualitäten, Kooperation des Ungeistes, Konstituierung neuer Kirchen unter althergebrachter Kontrolle natürlich, Disziplinierung der Untertanen, der ständischen Eliten, und nicht zuletzt die Niederkämpfung, Verjagung abweichender Gruppen, Täufer etwa, Böhmischer Brüder, Antitrinitarier, Juden, die alle das Evangelium auf ihre Weise interpretierten, die sich sowohl den fixierten Bekenntnisnormen als auch den Organisationsstrukturen der «Großkirchen» widersetzten.

Wobei auch hier, wie immer im Christentum, in den Religionen insgesamt, die Hauptglaubensrichtungen, Lutheraner und Calvinisten, sich wieder spalteten, innerprotestantische Lehrstreitigkeiten (das Schriftverständnis betreffend, die Rechtfertigung, Erbsündenlehre, den freien Willen, die guten Werke, das Abendmahl) die Wittenberger Reformation strapazierten, mehrfach an den Rand des Zerbrechens brachten, wie sehr man auch in sogenannten Re-

ligionsgesprächen, Bekenntnisschriften nach Entschärfungen, dogmatischer Vereinheitlichung, Harmonisierung strebte.

Doch wie schon in den Anfängen der Reformation Luther Karlstadt entgegentrat, Müntzer, Zwingli, Erasmus, so gab es erst recht jetzt Konflikte, widerstanden etwa im Adiaphoristenstreit die Gnesiolutheraner, die «echten» Lutherschüler, oder Flacianer (nach dem Theologen Matthias Flacius Illyricus) erbittert den (nach Philipp Melanchthon benannten) des Kryptocalvinismus verdächtigten Philippisten, wobei es zu Einkerkerungen, Todesfällen während jener, zu Landverweisungen kam. Und die Flacianer zersplitterten wieder. Im Calvinismus standen sich der Burgunder Theodor von Beza, Rektor der Genfer Hochschule, Nachfolger Calvins, und der rigorose Schotte John Knox gegenüber, in den Niederlanden die Gomaristen und Arminianer, die Remonstranten und Contraremonstranten. Sah Pius IV. doch 1564 zumindest in Deutschland die Lage insofern gebessert, «als die Häretiker nicht mehr einig, sondern in viele Sekten gespalten seien.» Keine Epoche der evangelischen Kirchengeschichte wurde, jedenfalls bis in die jüngste Zeit, von ihren Erforschern auch nur annähernd so vernachlässigt, so kärglich untersucht wie die beginnende Phase der Konfessionalisierung, die Zeit unmittelbar nach der Reformation; weithin ins Dunkel getaucht, erscheint sie geradezu als ein stiefmütterliches, ja ein «illegitimes Kind der deutschen Historiographie» (Hsia).[3]

Die Reformation, für die so weithin, wenn auch aus verschiedenen Gründen, Resonanz bestand, hatte einerseits – in der Schweiz, in England, Schottland, Skandinavien, im Reich – zu neuen Kirchengründungen geführt, andererseits – in den Niederlanden, in Polen, Ungarn, Siebenbürgen – zu einem konfessionellen Pluralismus, der indes keinesfalls immer Toleranz einschloß. Der große Umbruch, der Stände und Staaten ergriff, Wirtschaft und Kultur, insbesondere aber die Mentalitäten der Menschen, war ein internationales Ereignis, das sich gesellschaftlich manchmal als systemstabilisierend, manchmal als systemsprengend erwies, in vielfältigen Formen und Phasen da als schleichende Evangelisierung, als allmähliches Herauswachsen aus der alten Kirche geschah, dort mehr eruptiv als tumultuarische Zuwendung zu den neuen Lehren.

Natürlich hat man Luthers Schriften, die seiner Mitstreiter verboten, vernichtet, seine frühen Anhänger, Augustiner vor allem, verfolgt, manchmal verbrannt. «Die Ketzergerichtsbarkeit wurde auf die protestantischen Bewegungen ausgeweitet. Evangelische Theologen und Prediger wurden aus unterschiedlichen Gründen von ihren Wirkungsstätten vertrieben ... Schon vor der ‹Gegenreformation› waren altgläubige Kräfte bemüht, reformatorische Einflüsse – auch unter Anwendung von Gewalt – fernzuhalten» (Vogler). Und in Italien, in Spanien, wo die Päpste noch mehr Macht besaßen, ließen sie aufgespürte Neugläubige durch die Inquisition foltern, auf den Scheiterhaufen, an den Galgen bringen oder ihnen den Kopf abschlagen.

Doch auch der Protestantismus, seine Theologie, seine Ethik, wurde weithin mit der Faust durchgesetzt, mittels Aufständen, Rebellionen, Bilderstürmen, Pfaffenstürmen «von unten», durch den sogenannten gemeinen Mann, geradezu «Patron der Reformation»; wobei entscheidend die Städter agierten, ohne die es überhaupt «keine Reformation gegeben hätte» (Blickle, Schilling, H. R. Schmidt). Im Unterschied etwa zu Schweden, das um 1500 nur 40, im Unterschied zu Livland, das damals nur 20 Städte hatte, gab es im Reich (neben 130 000 Dörfern – eine ungesicherte Zahl) rund 4000 Städte, wenn auch meist kleinere und kleinste, deren Unterschichten, Menschen ohne Bürgerrecht, ohne Vermögen, Arme, oft 40 bis 60 Prozent der Einwohnerschaft ausmachten.

Diese Stadtbevölkerungen, schon im späteren 15. Jahrhundert zunehmend von innerörtlichen Konflikten bedroht, wurden nun von so massenhaften Revolten erfaßt wie weder zuvor noch danach, obwohl natürlich auch «der Traum einer autonomen bäuerlichen Welt» (W. Schulze), ein immer virulenter Traum dieser Bauern, des jahrhundertelang niedersten Standes in der sozialen Hierarchie (vgl. VIII 3. Kap.!), gewesen ist. Und obwohl Unruhen typisch nicht nur für die Alpenländer oder den deutschen Südwesten, sondern das gesamte Reich, ja das ganze frühneuzeitliche Europa sind: bäuerliche Erhebungen in England, Frankreich, Spanien, in Böhmen, Ungarn, Südosteuropa, in Polen und Rußland; wenn auch die Landbewohner gegen ihre Drangsalierer nicht immer gewaltsam, sondern zu-

nehmend mit rechtlichen Mitteln vorgingen, und wenn eben auch gerade innerhalb der Städte der Widerstand mehr Regel als Ausnahme war.

Das zeigt übrigens, daß die Legitimität der Obrigkeit keineswegs als selbstverständlich galt. Bergen die Archive doch hinreichend Zeugnisse mit dem Tenor, «man bedürfe kainer oberkait und man könde wohl ohn ein oberkait wie im Schweizerland leben» – wo der Adel, beispielsweise, anders als der europäische im allgemeinen, keinen besonderen Rang innehatte, wie sonst allenfalls noch in den Niederlanden.

Wie vielfältig aber auch immer die Motive für Volkserhebungen sind – Behauptung politischer Macht, Verteidigung von Privilegien, von Kompetenzen auf der einen Seite, Abwehr ansteigender Steuern, Fronlasten, Teuerungen, Hungersnöte, Existenzverlust auf der andern – es gibt in den 1520er, den 1530er Jahren keinen städtischen Aufstand, in dem nicht die Reformation eine Rolle gespielt hätte und oft eine dominierende. «Die Rezeptionsbereitschaft der Städte erklärt sich aus einem starken Antiklerikalismus» (Blickle).

Antiklerikalismus, der tief ins Mittelalter zurückreicht, dann in der Aufklärung, der Französischen Revolution kulminiert, erlebt seine erste große Blüte im Anschluß an die Reformation, ist gerade in der frühen Neuzeit verbreitet, sah sich doch kein Stand jetzt so exzessiver Verwerfung ausgesetzt wie die Geistlichkeit. Eine Haltung allerdings, die auf dem Land nicht minder üblich und gewiß Folge von vielerlei war, von all den, zum Beispiel, wie man immer mehr erkannte, so überflüssigen kirchlichen Reglementierungen, Folge all der Vorrechte von Welt- und Ordensklerikern, ihrer Befreiung von Steuern, Wachdienst, Kriegsdienst, staatlicher Gerichtsbarkeit, der wirtschaftlichen Sonderstellung der Mönche u.a. Dazu häuften die Priester die Pfründen, trieben sinistre Geschäfte, Simonie, handelten mit Ablässen, verschleuderten das Kirchen-, das Klostervermögen, vergingen sich auch mehrheitlich gegen das Zölibat, sie heuchelten, hurten, kurz, sie predigten Wasser und tranken Wein.

Den Zeitgenossen stand dies und derlei mehr nur allzu provokant vor Augen, und schwerlich konnte es ihr soziales Verhalten heben. «Wir erfahren leider täglich und sehen», klagt 1583 der Freiburger

Theologe Jodokus Lorich, «daß unser katholisches Volk in allen Sünden des Überessens und Übertrinkens, der Unkeuschheit, der Hinlässigkeit im Dienste Gottes, der üppigen Hoffart in Kleidung, des Fluchens und Schwörens, des Wuchers, Lügens, Betrügens, Neids, Hasses und vieler anderen noch schwerern abscheulichen Laster ohne Unterlaß fürfährt, daß hernach auch wir Geistliche wenig gebessert werden.» Und der Protestant Johann Andreae findet seinerzeit beim «lutherischen Haufen in Deutschland» nur «ein wüst, epicureisch, viehisch Leben mit Fressen, Saufen, Geizen, Stolzieren, Lästerungen des Namens Gottes.»

Dagegen war das religiöse Bewußtsein, das der Massen wie das der sogenannten Eliten, keinesfalls sehr entwickelt, von christlichen Postulaten, Maximen, Sprüchen nur wenig geprägt, kannten sehr viele nicht einmal recht die Grundlagen ihrer Religion. Ja, man behauptete geradezu, ein Jahrhundert protestantischer «Indoktrination» habe wenig oder gar nichts im religiösen Bewußtsein der Menschen bewirkt, und bestritt rundweg, «daß das einfache Volk nach einem Jahrhundert formaler religiöser Erziehung durch den Katechismus sich selbst lutherisch, katholisch oder auch nur christlich gefühlt hat. Die Leute wußten einfach viel zu wenig von Religion» (Gerald Strauss).[4]

... und die lutherische Staatskirche, «Fortsetzung des Bauernkrieges ‹mit anderen Mitteln›»

Um Religion ging es den Herrschenden gewiß nicht zuerst. Religion war für sie noch ein unverzichtbares Ingrediens, eine Lebensmaxime, vor allem aber: ein wirksames Disziplinierungsinstrument, ein wichtiges Medium zur Festigung und Erweiterung ihrer Macht. Noch im 19. Jahrhundert befürwortet man das Zusammenspiel von Religion und Politik mit dem Satz: «Steht die Religion dem Gesetzgeber bei, so kann er seine Zwecke durch viel leichtere Mittel erreichen, als wenn er von dieser Hülfe verlassen ist.» Noch Scho-

penhauer nennt sie den Knecht Ruprecht, mit dem man die bösen Buben zu Bett bringt.

Zur Religion, die ja, in ihrer institutionalisierten Form, stets auch (und für ihre Führer primär) Politik war *und ist*, gehört das Politische. Und das Politische wurde, sobald es die Opportunität heischte, fast immer, zumal im monotheistischen Umfeld, religiös motiviert und sanktioniert und wird es nicht selten noch heute, im Islam wie im Christentum.

In der frühen Neuzeit wurde die allgemeine Reformation durch eine Staatsaktion aufgefangen, mutierte die evangelische Bewegung des Volkes zur territorialen, zur Fürsten-Reformation, wobei fürstliche Frühreformationen freilich, im Gegensatz zur Reformation «from below» (Brady), zur Reformation als «urban event» (A. G. Dickens), eher relativ selten vorkamen.

Die Herren ließen ihre Entscheidungen gern reifen, bis sie sich ihres Vorteils, ihres zeitlichen, sicher waren: der Füllung ihres Säckels, der Requirierung bischöflicher Rechte und kirchlichen Besitzes (mitunter beinah edel «Eigentumstransfer» genannt); bis die Konsolidierung der Konfession auch die ihres Dominiums versprach und eine noch in den untersten Schichten formierte, durch Beamte, Spitzel, Denunzianten überwachte Untertanenschaft den herrschaftlichen Zielen diente. Daß dabei vieles vordergründig konfessionell begründet wurde, was rein säkular, administrativ, fiskalisch, ökonomisch, rein staatspolitisch bedingt war, bedarf keines Wortes. Und natürlich spielten auch für die Konversion des Adels überhaupt nicht etwa nur persönliche, sondern sehr politische und wirtschaftliche Faktoren, die Erwartung gesellschaftlichen oder materiellen Nutzens eine nicht unbeträchtliche Rolle.

Die wesentliche Basis bildete die mehr oder weniger vage Sympathie der Massen für die neue dogmatische Grundlage: sola gratia, sola fide, sola scriptura. Der «wahre Glaube», die «reine Lehre», vom Staat mit seiner ganzen Macht zu schützen, war wichtiger als das «fromme Leben». Hatte doch schon Luther gepredigt: «Mit der Lehre gilts nicht Scherzens, die muß reine und recht bleiben; aber mit dem Leben halten wirs nicht so streng.» «Das Leben kund man lassen böse sein».[5]

Die Territorien des Fürsten gingen zur Reformation über, das landesherrliche Kirchenregiment begann, war aber eigentlich nur die Fortsetzung einer bereits vorreformatorischen, spätmittelalterlichen Entwicklung, der Konkurrenz der Landesherren mit den großen Adelsgeschlechtern, wobei der Sieg des «Staates» nicht von vornherein feststand. Durch die stetig zunehmende Machtanhäufung aber auf Seite des Landesfürsten kam es jetzt zu einem Schub an «Verstaatlichung». Die Konfessionalisierung vereinheitlichte das Territorium, festigte die Gesellschaft, förderte die Kontrolle, begünstigte frühabsolutistische Tendenzen, sie öffnete bisher wesentliche Kompetenzbereiche der Kirche, Ehe, Familie, Erziehung, nun dem «Staat», sie stützte diesen, wurde Teil desselben, sie verstaatlichte.

Zwar ging die im engen Zusammenhang mit der Konfessionalisierung erfolgende Ausbildung des frühmodernen Staates nicht ganz ohne Kampf ab, wehrten sich besonders die Gnesiolutheraner, die «echten» Lutheraner, gegen die «Caesaropapie», die Unterordnung der Kirche unter den Staat. Doch wurde der Landesfürst jetzt auch Herr der Landeskirche, er übernahm, entgegen Luthers ursprünglicher Absicht, ihre Leitung, trat sozusagen in die episkopalen Rechte ein. Er lenkte als «summus episcopus» die Kirche seines Landes, was jetzt nicht etwa zur Sakralisierung des Fürsten führte, sondern zur Säkularisierung des Staates, zu einer landeseinheitlichen Politisierung allmählich aller Kirchenfragen, zur Subsumtion der kirchlichen Rechtsordnung unter die Kompetenz der weltlichen. Das Konfessionelle und das Politische gehen ineinander über, sind fast dasselbe. Die Konfessionalisierung begünstigt die Territorialisierung, die Territorialisierung die Konfessionalisierung.

«Euer Fürstlich Gnaden sollen unser Papst und Kaiser sein», schrieben schon 1523 die Bauern von Balhorn an Philipp von Hessen. War doch zu keiner Zeit, weder vorher noch nachher, das Religionswesen so unmittelbar und folgenschwer mit der Staatsentwicklung verquickt wie im 16. Jahrhundert, als «der Staat mit Hilfe seiner Kirche die letzte Stufe zur völlig eigenständigen Autonomie erklommen hat» (Handbuch der europäischen Geschichte). Im nächsten Jahrhundert erklärt der englische Philosoph und Staats-

mann Thomas Hobbes die Kirchenhoheit zu einem Teil der Staatsgewalt und den Landesherrn zum Lehrer seiner Untertanen.

Der Fürst übernahm nun die Kirchenaufsicht, ihm unterstand auch, sofern nicht Besitz reichsunmittelbarer katholischer Instanzen, das gesamte Kirchengut, er erhielt alle autonomen Rechte, er bestimmte die geistliche Gerichtsbarkeit und die kirchliche Gesetzgebung. Seine Funktionäre hatten auch für Arme und Kranke zu sorgen, die Diakonie wurde zur Sache der Polizei, im Luthertum wie im Calvinismus. Wem das nicht paßte, der konnte, durfte, mußte auswandern, nicht nur, gewiß, unter protestantischer Herrschaft – durch das ganze 16. Jahrhundert wurden ungezählte Menschen, zeitweilig oder für immer, aus der Gesellschaft ausgegrenzt, aus ihrer Heimat verstoßen, ergossen sich, oft unter Nachstellungen und Pogromen, Flüchtlingsströme aus konfessionellen Gründen durch die Länder, flohen Täufer im Reich, Calvinisten in den Niederlanden, Protestanten in Frankreich, Juden, unter religiösen Minoritäten die größte Gruppe, aus vielen Gegenden Europas (während die osmanischen Herrscher ihre Einwanderung begünstigten; in Istanbul wohnten 1574 etwa 30000 Juden).[6]

Nicht zuletzt kontrollierte der Fürst die personelle Ausstattung der Pfarreien; umso wichtiger, als so die Sittenzucht auch den weltlichen Amtleuten, dem Staat oblag: das Verfolgen von Gotteslästerung, von Fluchen, Saufen, Spielen, Huren, von unehelichen Schwangerschaften, die Aufrechterhaltung des Gehorsams, der Moral, der Frömmigkeit, des Fleißes, das Ahnden mit Geld- und Leibesstrafen, mit Pranger, Gefängnis, Ausweisung. Andererseits hatten die lutherischen Kirchenzuchtsgremien auch weltliche Gerichtsbefugnisse, wurde die Mitwirkung der Pfarrer in das strafrechtliche Procedere integriert und institutionalisiert. Immer mehr regierte der Staat in die Gesellschaft, in die Gemeinden hinein. Wie überhaupt evangelische Prediger als Funktionäre des Staates mit dessen Amtleuten sehr häufig kollaborierten, auch weltliche Niedergerichte eben Sittengerichte waren, Sünden beurteilten, bestraften, für Dänemark ebenso nachgewiesen wie für Schleswig Holstein oder Württemberg.

Kirchen- und Polizeiordnungen, Sündenzucht und Kriminal-

zucht, geistliche Bußverfahren und alteuropäische Gerichtsbarkeit erscheinen deshalb als eng verwandte, eng verflochtene Phänomene. Wie sehr sich Luthers «Zwei Reiche» (VIII 381), seine ursprünglich intendierte Scheidung von geistlichem und weltlichem Regiment in Wirklichkeit vermischen, mag pars pro toto die Polizeiordnung der Gräfin von Ostfriesland aus dem Jahr 1545 zeigen: «Nachdem alle Obrigkeit zum Beschirmen der Frommen und zum Strafen der Übeltäter von Gott allmächtig verordnet ist, damit ihre Gemeinde und Untertanen in der Furcht des Herrn gelehrt, in guter Zucht erhalten, mit Gerechtigkeit, guter Ordnung und Polizei stets gut regiert werden ... haben wir darauf zu achten, daß die schweren Laster der Gotteslästerung, des Fluchens, Spielens, des Zu- und Volltrinkens, Tag und Nacht in Wirtshäusern Liegens sowie der Prunksucht in der Kleidung, was Weib und Kind sowie den Mann selbst an den Bettelstab bringt, dazu Streit und blutige Schlägereien, Ehebruch, Kuppelei und Hurerei, Wucher und alle anderen Bosheiten, von denen die Welt nun leider voll ist, nicht ungestraft bleiben, um des gemeinen Friedens und der Ordnung willen, sonderlich aber weil es Gott dem Allmächtigen zuwider, und sein heiliges Wort dadurch geschmähet wird».[7]

Nicht eine staatsferne Kirche «von unten» entstand so, sondern das Gegenteil, eine stark obrigkeitlich orientierte Staatskirche; keine Kirche, in der das Gemeindeprinzip den Ausschlag gab, sondern der staatlich verordnete Konfessionszwang; keine Kirche, in der alle Gläubigen, wie man einst verkündet hatte, Priester wurden, sondern eher alle Priester als Anwälte des Staates die Gemeinden in seinem Sinne disziplinierten, staatsbürgerlichen Gehorsam einübten, Widerstand als Auflehnung gegen Gott erklärten – nicht sehr viel anders, recht verstanden, als innerhalb des Katholizismus auch, den nachtridentinischen selbstverständlich eingeschlossen, man denke nur an den Kampf der Kurie gegen das Staatskirchentum Philipps II. und Philipps III.

Im protestantischen Raum entstand so eine mit dem Fürsten weltanschaulich fast symbiotisch verbundene Pastorenkirche, eine Kirche, die sich immer mehr zur Kirche der politischen Herrschaftsträger entwickelte, zum lutherischen Staatskirchentum. Ist es ja

in der Geschichtsschreibung «durchgängig herrschende Lehrmeinung», daß die lutherischen Kirchen «stramme Staatskirchen» waren (Zeeden). «Das Urteil, das Luthertum habe den Obrigkeitsstaat befördert, wenn nicht hervorgebracht, findet sich häufig» (H.R. Schmidt). Konnte G. Zimmermann doch das landesherrliche Kirchenregiment in der Reformationsgeschichte geradezu «die Fortsetzung des Bauernkrieges ‹mit anderen Mitteln›» nennen (obwohl sich auch die – stets unbarmherzig niedergeworfenen – Bauernerhebungen fortsetzten: 1573 in Slowenien und Kroatien, 1595 bis 1597 und 1626 in Oberösterreich, 1606 bis 1607 in Rußland, 1633 bis 1634 in Bayern. In ganz Europa, von Spanien und Italien bis England, vom Balkan bis Polen, Schweden und Finnland, gibt es bäuerliche Aufstände zu Hunderten, von dem weniger spektakulären, doch beständigen «‹Kleinkrieg› im Alltag» zu schweigen.[8]

Auch im hohen Norden setzte sich das protestantische Staatskirchentum durch.

Gustav I. Wasa (1523–1560) war nach dem «Stockholmer Blutbad» an Schweden durch die Dänen – der Hinrichtung am 8./9. November 1520 auf dem Großmarkt von etwa hundert Menschen, darunter zwei Bischöfe und viele Adlige, wegen Vergehen gegen die Kirche und «Ketzerei» – nach Dalarne geflohen. Dort von den Bauern zu ihrem Führer gewählt, hatte er durch einen Feldzug bereits im Frühjahr nächsten Jahres ganz Mittelschweden gewonnen, bald darauf auch den größten Teil des übrigen Landes, und am 6. Juni 1523 wählte ihn der Reichstag zu Strängnäs zum schwedischen König. 1527 etablierte er nach deutschem Vorbild (hier allerdings von vornherein «von oben her») die Reformation, riß Kloster- und Kirchengüter, «welche die Vorfahren für die Kirche gestiftet», zur Begleichung seiner Staatsschulden (bei seinem Bündnispartner Lübeck) sowie zur Finanzierung einer Flotte an sich, worauf «bald ein neuer Kirchenraub folgte» (von Pastor).

In Dänemark wurden unter König Christian III. im August 1536 sämtliche Bischöfe eingekerkert, dann für ihren Abfall mit ihren Erbgütern samt je einem Kloster belohnt, sie selbst freilich durch Superintendenten ersetzt. Viele Mönche, die Widerstand leisteten, landeten in der Verbannung, einige am Galgen. Der Rest der Katho-

liken verlor durch den Reichstag von Kopenhagen 1546 sein Erbrecht und sah sich für unfähig zu allen Ämtern erklärt.

In Norwegen, seit 1536 eine dänische Provinz, konfiszierten die Kommissäre des Königs den Bistumsbesitz, raubten die Kirchen aus und ließen den Dom zu Drontheim zum Pferdestall profanieren.

In Island endlich wanderten der achtzigjährige Bischof von Skalholt, Ogmund Paalsson, und der Kirchenschatz nach Dänemark; Nachfolger Bischof Jon Aresson, von Papst Paul III. (VIII 443 ff.!) zu mutigem Ausharren ermahnt, wurde geköpft. Dabei wünschte Papst Paul doch so sehnlichst die Union, die Versöhnung mit den Lutheranern, natürlich wünschte er nur «die wahre Union», nicht eine durch «die Gewährung von Zugeständnissen», Roms Haltung bekanntlich noch heute. (Auch der Nachfolger Pauls, Julius III., erteilte dem Kardinallegaten Marcello Crescenzi während des Trienter Konzils die klare Instruktion, «sich in Unterhandlungen mit den Protestanten nur einzulassen, wenn sie bereit seien, sich den Beschlüssen des vom Papst als rechtmäßigem Oberhaupt der Kirche zusammenberufenen Konzils auch zu unterwerfen.»)[9]

Cuius regio, eius religio

Der Augsburger Religionsfrieden, ein halbwegs passabler modus vivendi, hatte zwar den Frieden, den Verzicht auf Gewaltanwendung aus religiösen Gründen garantiert und beließ auch den Protestanten das bis 1552 geraubte (seriöser: säkularisierte) Kirchengut.

Schließlich hatten sich ja auch katholische Fürsten schon bedient, sogar schon in vorreformatorischer Zeit, schon im Spätmittelalter, um nicht weiter zurückzugehen.

So suchten in Deutschland seit dem 14. Jahrhundert die Landesherren geistliche Güter zu usurpieren, lukrative Kirchenpositionen zu besetzen, in möglichst gewinnträchtige klerikale Materien einzugreifen, kurz die gesamte «äußere» Kirche zu kontrollieren.

In Spanien, dessen «katholische Könige» seit Beginn der Neuzeit ein Staatskirchentum, die völlige Beherrschung ihrer Landeskirche

erstrebten, gestattete sich schließlich Karls V. Sohn und Nachfolger, der durchaus katholische, ja als weltliches Haupt der römischen Christenheit sich fühlende Philipp II. so weitgehende Einmischungen und Übergriffe gegenüber dem Klerus, daß Pius IV. mit einer entsprechenden Verhandlung, einer «Fürstenreform», auf dem Trienter Konzil drohte. Aber auch in Frankreich nahm die katholische Seite ausgedehnte Teilenteignungen vor, finanzierte etwa die Krone mit Verkäufen von Kirchengut die Hugenottenkriege (S. 254ff.). Ohne große Übertreibung konnte Kardinal Truchseß (S. 207ff.) behaupten, «auch in den katholischen Staaten regierten in der Kirche kaum noch die Bischöfe, sondern die Fürsten und ihre Beamten.» Maßten sie sich doch ganz allgemein «ein unumschränktes Recht über die Klöster an, weil diese die Stiftungen ihrer Vorfahren seien.» Auch kam es nicht so selten vor, wie man vielleicht meinen könnte, daß Äbte den Besitz ihrer Abteien an die eigenen Söhne verschleuderten.

Gewiß sollten die Protestanten nach 1552 auf weitere Expansionen verzichten, scherten sich aber nicht darum. Die Landesherren regierten rücksichtslos in die religionspolitischen, ja religiösen Verhältnisse ihrer Territorien hinein, erweiterten diese, stabilisierten sie, kassierten immer noch Pfründen, Kirchenland, Hochstifte, der sächsische Kurfürst die Bistümer Meißen, Merseburg, Naumburg, der Brandenburger die Bistümer Brandenburg, Havelberg, Lebus.

Gern brachten die Herren ihre jüngeren Söhne auf die Bischofsstühle, wobei einst der spätere Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel ein zweijähriges Kind als künftigen Bischof von Halberstadt vorschlug. Und nicht weniger als vier seiner Sprößlinge und eine unverheiratete Tochter versorgte der Fürst mit Kirchengut.

Gierig griffen sie nach Klöstern, vor allem in Nord- und Mitteldeutschland. Hunderte von Ordenshäusern fielen da, auch wenn entgegenstehende Bestimmungen sie schützten, den Protestanten zu. Doch auch jenseits der Mainlinie, in Württemberg etwa, wo allein 14 bzw. 15 Männerklöster ein Drittel des ganzen Landes besaßen, nahm ihnen der «Staat» 1536 den Besitz und jagte die Mönche, die sich nicht «bekehren» ließen, davon.

Man kümmerte sich nicht um Versprechungen, Vereinbarungen, Schwüre. Kurfürst Joachim II. von Brandenburg hatte seinem Vater

an Eides Statt Treue zum Katholizismus gelobt – ähnlich bei seiner Hochzeit mit der Tochter des polnischen Königs Sigismund –, machte sich aber 1540 aus eigener Machtvollkommenheit zum obersten Bischof seines Landes und tat auch noch, als habe er bloß bestehende Mißstände beseitigt und «gute Polizei in Religionssachen» durchgesetzt.

Ein Bistum nach dem anderen ging dem Katholizismus endgültig verloren, 1556 Kamin, 1561 Magdeburg, 1564 Naumburg, im gleichen Jahr Halberstadt, 1566 Bremen und Verden, 1581 Meißen, 1583 Minden, 1586 Lübeck u.a. Auch große Teile Schlesiens traten zur Reformation über und fast alle Bistümer jenseits der Oder.

In einer Denkschrift über die kirchlichen Verhältnisse aller deutschen Diözesen unterscheidet 1588 der römische Diplomat Minuccio Minucci, seinerzeit ihr bester Kenner an der Kurie, zwei Arten der Unterdrückung deutscher Katholiken durch die Protestanten: eine friedliche Aneignung katholischen Kirchenbesitzes und eine von Anfang an sehr erfolgreiche mit offener Gewalt. Man fände kein Ende, schreibt Minucci, zählte man alle den Katholiken gewaltsam entrissenen Kirchen, Klöster und Abteien auf, nennte man alle Mönche und Nonnen, die, aus ihren Besitztümern vertrieben, heimatlos umherirren. Dabei weist er darauf hin, «daß von den Bistümern des Reiches bereits zwölf in erbliche Fürstentümer verwandelt, sieben in der Hand von offenkundigen Protestanten, andere im Besitz von bloßen Namenskatholiken seien», und das Ende all dessen sehe niemand ab.

Die Altgläubigen starben im Norden aus. In Hamburg mußte der Agent Portugals zum sogenannten Sakramentenempfang nach Lübeck reisen. In Lübeck war außer dem Kapitel nur noch die Frau eines neugläubigen Schneiders katholisch. In Bremen soll es 1575 bloß noch einen einzigen Katholiken gegeben haben, den Senior des Metropolitankapitels.

Um nicht wenige Bischofsstühle wurde anhaltend gerungen; um den mächtigen münsterischen beispielsweise in einem zehnjährigen «Wahlkampf».

Herzog Heinrich von Sachsen-Lauenburg erschien dabei am 24. April 1580 in Münster vor dem Domkapitel mit über 140 Reitern

zwecks größeren Nachdrucks seiner Bewerbung – zweifellos besonders prädestiniert dafür. Einmal hatte er bereits zwei Bistümer. Dann lebte er seit langem mit einer Geliebten, Anna Broich, auf seinen bremischen Schlössern, seit 1575 mit ihr auch ordnungsgemäß verheiratet, während sich in Bremen selbst Lutheraner, im Besitz gerade noch einer einzigen Kirche, und Calvinisten hitzig bekriegten. Endlich erwies sich der neugläubige Erzbischof als erfolgreicher Hexenjäger. Allein 1583 ließ er in seinem Osnabrücker Sprengel 163 Personen hinrichten, «davon 121 Weiber in der Stadt Osnabrück».

Am 7. Mai 1580 zog mit etwa 300 Reitern auch Herzog Johann Wilhelm von Kleve in Münster ein, von den dortigen Domherren bereits sechs Jahre früher, als Zwölfjähriger, zum Fürstbischof gewählt. Doch erst 1585 entschied Ernst von Bayern die Sache für sich, blutig genug (S. 234 ff.), während Johann Wilhelm, Sohn einer Tochter Kaiser Ferdinands I., die Prinzessin Jacobäa von Baden heiratete, eine eifrige, am Münchner Hof erzogene Katholikin, die er dann wegen vermuteten Ehebruchs strangulieren ließ, ehe er (geisteskrank) starb, wie schon sein Vater, der vor seiner «Verwirrtheit» noch lutherisch, dann wieder papistisch wurde.[10]

Manche Bistümer wechselten immer wieder die Konfession.

So wurde Paderborn 1567 lutherisch, darauf durch Bischof Johann von Hoya katholisch, dann wieder lutherisch durch Herzog Heinrich von Sachsen-Lauenburg, zugleich Erzbischof von Bremen und Bischof von Osnabrück, Hauptgegner des Kölner Erzbischofs Ernst, endlich wieder katholisch durch Dietrich Theodor von Fürstenberg, einen strammen Jesuitenzögling, der 1585 in seiner Wahlkapitulation versprochen hatte, den «gantzen Clerum» des Bistums «bey ihrer alten wahren catholischen religion» zu erhalten.

Als eifriger Vertreter des konfessionellen Absolutismus rekatholisierte dieser Bischof das unter seinem Vorgänger fast ganz protestantische Bistum, dessen Klerus dabei natürlich zum großen Teil «der Entsittlichung und Verwilderung verfallen war» (von Pastor). Der Fürstenberger operierte mit Intrigen, Täuschung, Gewalt, trieb wiederholt Bürger und Bauern gegen den Rat, wobei er, so anno 1600, «gnädig gemeynet» sein wollte, «der bedrängten Bürgerschaft» – die sich gar nicht bedrängt fühlte, jedenfalls nicht durch den Rat

– «die hilfreiche Hand zu bieten». Und nach seiner Einnahme der Stadt entzog er Paderborn «mit einem Schlag alle jene Freiheiten, die es sich im Laufe einer vierhundertjährigen Geschichte erkämpft hatte» (Schoppmeyer).

Bischof Dietrich Theodor beendete die kommunale Selbstverwaltung, überschüttete die Jesuiten mit Schenkungen, ließ die evangelischen Pfarrer durch katholische ersetzen, den Bürgermeister Liborius Wichart vierteilen (Grabmal des Täters, nicht des Opfers, im Paderborner Dom) und ein Jesuitenkolleg, das Gymnasium «Theodorianum», gründen, aus dem 1614 die Jesuitenhochschule hervorging, die erste westfälische Universität im strengen Rechtssinn. Sie diente ganz den Bedürfnissen des Fürstbistums, «vor allem der Rekrutierung und Sicherung des Priesternachwuchses für die Diözese sowie der Abwehr protestantischer Einflüsse ... Die in Paderborn beobachtbare Indienstnahme des höheren Bildungswesens zum Zweck der Erneuerung des Glaubens und der Stärkung des landesherrlichen Regiments stellte keinen Einzelfall dar» (Schönemann).

Auch die anderen Bistümer im Westen, Münster, Köln, Mainz, Trier, blieben katholisch, ebenso die im Süden. Doch wo immer möglich drängte man die Päpstlichen zurück, «erweiterte», «reformierte» man, «säkularisierte», «konsolidierte», «führte dem neuen Glauben», «führte der Reformation zu», «übernahm die Verwaltung», «unterstellte der Landeshoheit», was ja alles ganz harmlos, geradezu gesittet klingt. Dabei gingen Kursachsen und Hessen voran, Preußen, die Markgrafenschaften Ansbach und Bayreuth, das Herzogtum Braunschweig-Lüneburg folgten.[11]

Aktiver indes, kämpferischer als die Lutheraner waren auch im Reich die Calvinisten, deren Lehre in wenigen Jahren fast ganz Westeuropa ergriff, auch wenn man vom Rhein bis Ostfriesland nur kleinere Territorien gewann, calvinistische Hochschulen hier bloß in Heidelberg, Hanau, Herborn, Bremen hatte.

Am besten reüssierte – so ihre Selbstbezeichnung – die «nach Gottes Wort reformierte Kirche», auch «zweite Reformation» genannt, durch die Herren der Pfalz, deren Land zur führenden Kraft unter den protestantischen Reichsständen wurde. Nachdem in den vierziger, den fünfziger Jahren die Kurfürsten Friedrich II. und Ott-

heinrich lutherisch geworden, wechselte ihr Nachfolger Friedrich III. der Fromme (1559-1576) vom Luthertum zum Calvinismus. Er förderte diesen u.a. durch den «Heidelberger Katechismus», eines der wirkungsreichsten, noch gegenwärtig gebrauchten calvinistischen Bekenntnisbücher (Hauptverfasser Melanchthonschüler Zacharias Ursinus), und er machte die Heidelberger Universität zur bedeutendsten deutschen Lehranstalt des Calvinismus.

Friedrich III., so fromm wie schlau und brutal, unterstützte die neue Konfession mit vielen Verfügungen, Gesetzen, Kirchenzuchtordnungen, wobei sich Religiöses und Politisches besonders eng verflochten, der Pfalzgraf eine rigorose konfessionelle Uniformierung betrieb und als wackerer reformierter Christ selbstverständlich anderen Christenglauben, Papisten, Lutheraner, Täufer, Sektierer, als «Abgötterei» bekämpfte, «z.B. Altäre, Ölberge, Götzenwerk [Heiligenbilder], Kruzifixe» – in vielen reformierten Gemeinden noch heute verpönt – «in den Kirchen und auf den Straßen sowie vor den Kirchen, ebenso Sakramentshäuschen, Taufsteine, Weihwasserkessel und mehr solches Götzenwerk», das er auch «Geschmeiß» schimpft (vgl. schon I 3. Kap.!) «durchaus zu vernichten» gedenkt und auch ausdrücklich zu vernichten befiehlt, «daß es auf ewige Zeiten nicht mehr zur Abgötterei gebraucht werden kann ...» Der Stadt Speyer schnitt er, da sie die Jesuiten nicht auswies, kurzerhand die Zufuhr von Holz und Lebensmitteln ab.

Sein Sohn zwar, der nächste Pfälzer Kurfürst, Ludwig VI. (1576–1583), ein orthodoxer Lutheraner, führte den früheren Glauben wieder ein und jagte die von seinem Vater berufenen Lehrer und Pastoren aus dem Land. Ludwigs Bruder und Nachfolger aber, Pfalzgraf Johann Casimir (1583–1592), kehrte zur reformierten Kirche zurück und mit ihm, ganz gemäß der Verordnung des Augsburger Religionsfriedens, sein Volk, worauf der Exodus der Lutheraner begann. Innerhalb einer Generation wechselten so die Pfälzer viermal die Konfession; kein Wunder, wußten sie lange kaum, was sie «eigentlich glauben» sollten. Doch war nicht nur die Rheinpfalz zum Zentrum des deutschen Calvinismus geworden, sondern der Calvinismus hatte überhaupt in jenem Zeitalter gegenüber den Lutheranern im Protestantismus die Führung ergriffen.[12]

WAS HERR VON PASTOR MEINT

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts breitete sich der evangelische Glaube immer mehr aus. Kaiser Ferdinand I. und sein Nachfolger Maximilian II. wahrten gegenüber den Protestanten Toleranz. Um 1570 war Deutschland zu 70 Prozent evangelisch, der Katholizismus nicht nur im Reich auf dem Rückzug, sondern in vielen Gegenden Europas. Man ging nicht mehr zur Messe, Beichte, Kommunion, man forderte weithin in der sogenannten Kelchbewegung das Abendmahl in Gestalt von Brot und Wein, sogar im Süden des Reiches. Die Katholiken wurden immer mehr als «Götzendiener» verketzert, die Protestanten als «Sakramentsfeinde», als «Feiertagsschänder».[13]

Und natürlich legte man den Neuerern gewöhnlich die ganze religiöse Misere des Jahrhunderts zur Last, obwohl es überhaupt keinen Zweifel gibt, daß die Wurzeln der Reformation im Papsttum, im römischen Katholizismus lagen, in seinem Klerus, seiner Laienwelt, seiner gesamten geistlichen wie profanen Existenz – wo auch sonst!

Selbst der Historiker der Päpste räumt den desaströsen Zustand der alten Kirche ein, immer wieder, was bleibt ihm andres übrig. Er exemplifiziert das freilich verhältnismäßig selten, und wenn schon, dann oft atemberaubend kurz, während er kein Ende findet bei der Demonstration der, wie er glauben mag und suggeriert, Sonnenseite seiner Schützlinge. Serienweise präsentiert er da nur allzu gern scheinbar Erhebendes, Strahlendes, «leuchtende Beispiele unermüdlicher Hirtensorgfalt» inmitten, wie er, der «Glaubwürdigkeit», seiner «Objektivität» wegen beiläufig einflicht, «inmitten des tiefen Verfalls des italienischen Episkopats bereits zur Zeit Klemens' VII.».

Immer wieder erhebt sich so die «alte verlästerte und tot gesagte Kirche», die von den Gegnern «als Reich des Antichrists und Senkgrube aller Verkommenheit» dargestellte Catholica in eindrucksvoller Lebenskraft, «in alter Blüte». Dabei muß der Rühmende selbst immer erneut die «Übelstände», «die im kirchlichen Leben bestehenden großen Mißstände» streifen, «die schweren Mißstände»,

den «Verfall», die «wahren Abgründe ... des Verfalls», die «Auflösung aller Zucht», «vielfach unsäglich traurige Zustände», «geradezu grauenhafte Zustände». Immer wieder muß er zugeben, «daß die kirchliche Disziplin arg verfallen und die Sitten in Klerus und Volk verdorben seien», daß «nicht wenige Bischöfe und Päpste ihre Pflichten in gröblicher Weise vernachlässigten», «daß die religiöse Verwahrlosung durchweg zu einem fast unglaublichen Grade gestiegen war», daß «ein großer Teil des Klerus der Entsittlichung und Verwilderung verfallen war», daß «Welt- und Ordensklerus tief in Unsittlichkeit und Unwissenheit versunken», «Nonnenklöster ... in schrecklicher Weise verwildert waren» etc. etc.

Doch obwohl der kraft tausendfacher Verdienste um Heilsgeschichte und Papsttum nobilitierte Apologet all dies und derlei mehr wenn auch, wie gesagt, meist nur konturiert, obwohl er häufig wenigstens erwähnen muß: «Tiefe sittliche Schäden zeigten sich fast allenthalben», «Der Grund der religiösen Verwahrlosung des Volkes lag vor allem in der Unwissenheit der Priester», «Die Priester sind so unwissend» (ach, wären sie doch nur dies gewesen!), ja, obwohl er ähnliches keinesfalls ganz unterdrückt, kann er auch wieder insinuieren, es waren bloß Verleumder, Protestanten, «die Neuerer», die den katholischen Klerus «als Quelle alles Übels hinstellten und auf jede Weise verächtlich zu machen suchten».[14]

Belegt aber Ludwig von Pastor, was hin und wieder schon geschieht, kleine Defizite, Negativa seiner hl. Kirche einmal ausführlicher, dann meist mittels nicht protestantischer, sondern natürlich katholischer Zeugnisse, Denkschriften, Nuntiaturmeldungen. Und selbst das sieht etwa anhand eines Visitationsberichts aus dem Jahr 1569 über die berühmte Abtei Fossanova noch immerhin so aus: Die Kirche sei zwar, heißt es da, sehr geräumig, «ermangle aber aller Ausstattung, die alten Chorstühle seien zerstört oder bis auf die letzte Spur verschwunden, das Dach der Kirche habe Lücken, so daß es überall hineinregne und die Mönche sich im Chor beim Altare nicht aufhalten könnten. Von dem Wohnhaus der Mönche sei der vierte Teil eingestürzt, überall dringe der Regen durch, weshalb auch der Rest des Gebäudes zugrunde gehen müsse. Das Kapitelhaus sei noch unversehrt, doch fehle in den Fenstern das Glas

oder ein Tuchverschluß, und Kälte und Wind drängen ungehindert ein. Ebenso verhalte es sich mit den Fenstern der Kirche; im Winter könnten deshalb die Mönche dort ihr Chorgebet nicht halten und ebensowenig Messe lesen, weil Gefahr bestehe, daß der Wind die Hostie wegtrage. Die Kapelle und das Sterbezimmer des hl. Thomas von Aquin seien ohne Dach und dem Einstürzen nahe. In das Schlafhaus regne es so stark hinein, daß die Mönche sehr oft vor dem einströmenden Wasser ihre Zellen verlassen und das Bett anderswohin tragen müßten. In den übrigen Klöstern stand es nicht besser» – falls sie denn bewohnt beziehungsweise bewohnbar waren. In den damals 27 Zisterzienserklöstern Mittel- und Unteritaliens lebten nur 56 Zisterzienser, auf 11 Niederlassungen verteilt.[15]

Das Versagen der alten Kirche und der rasante Erfolg der Neugläubigen, die auch der Religionsfrieden nicht stoppen konnte, provozierten den Katholizismus zum Gegenstoß, wobei ihn mehr als die Reformation Luthers der Calvinismus aktiviert haben soll. Jedenfalls wollte man das an die Reformation Verlorene zurückgewinnen, hielt an der hierarchischen Ordnung ebenso fest wie am Zölibat und an der lateinischen Vulgata (vgl. 3. Kap.) – und griff schließlich vor allem im Süden von den Alpenländern und vom Herzogtum Bayern aus an sowie im Westen vom Erzbistum Köln.

Dabei verband sich mit der scharf antiprotestantischen Gegenreformation, marxistisch gesehen «Konterrevolution», mit Hilfe staatlicher Machtmittel da und dort eine gewisse Reform, eine mehr oder minder angestrebte «Erneuerung». Allerdings geschah dies wegen des geringen Engagements der meisten deutschen Bischöfe und des Widerstands der Domkapitel erst in den 1580er und 1590er Jahren in Hildesheim, Würzburg, Speyer, Paderborn, Münster. Ja in Konstanz und Bamberg kamen die Reformen erst im frühen 17. Jahrhundert, in vielen Diözesen, in Salzburg etwa, in Mainz, wo die Verhältnisse der Stifte noch Ende des 16. Jahrhunderts «geradezu niederschmetternd» waren (Brück), gar erst nach dem Dreißigjährigen Krieg «zum Tragen» – eine ebenso beliebte wie etwas vollmundige Formulierung angesichts doch weithin unerfüllter Desiderata des Konzils.

Im übrigen war man bei der katholischen Gegenoffensive nicht zimperlich. Wo immer es möglich und nötig war, erfolgte die Rekatholisierung mit Zwang, gewaltsam, durch «Säuberung» der Beamtenschaft, der Magistrate und Zünfte von Protestanten, durch Ausweisung von evangelischen Prädikanten und Lehrern, von notorischen Lutheranern, durch Ausscheidung von Traktaten, Büchern (die in Rom der heilige Ignatius gelegentlich dem Feuerofen anvertraute) sowie durch Visitationen und Bestallung von zuverlässigen katholischen Klerikern, besonders von Jesuiten, die sich im Reich schon seit den vierziger Jahren niedergelassen. Mehr noch als einige «Reformorden» wurde die Gesellschaft Jesu jetzt die Stoßtruppe der vielfach gar nicht erstrebten, ja auch nur erwünschten, zumal von Domkapitularen, Archidiakonen, nicht selten selbst und gerade von Bischöfen sabotierten Erneuerung, wurden die Jünger Loyolas die Speerspitze der Gegenreformation, ein Kampf, der teilweise bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts dauert.[16]

6. KAPITEL

WELTWEITE JESUITENAGITATION

«Nicht das fromm in den Vordergrund geschobene ‹Seelenheil› der Menschen ist Endzweck des Jesuitenordens; sein Endzweck, überall und stets, im Kleinen wie im Großen, ist: *Beherrschung des Einzelmenschen, der Familie, des Staates, Erlangung bestimmenden Einflusses auf den Gang des Weltgeschehens. Und deshalb beschäftigt er sich intensiv mit Politik.*»

Paul Graf von Hoensbroech[1]

«Fast alle Könige und Fürsten Europas hatten *nur* Jesuiten als Lenker ihrer Gewissen, so daß ganz Europa *nur* von Jesuiten beherrscht zu sein schien».

Der Jesuit Cordara (18. Jh.)[2]

«Die Geheimnisse aller Regierungen von ganz Europa ... waren in ihren (der Jesuiten) Händen. Von einem protestantischen Lande zum anderen schlichen sie in Verkleidungen, als heitere Kavaliere, als einfache Bauern, als puritanische Prediger.»

Thomas Babington, Lord Macaulay of Rothley[3]

«Der Teufel, der Adel und die Jesuiten existieren nur so lange, als man an sie glaubt.»

Heinrich Heine[4]

Die Jesuiten hatten gelobt, «unter dem Kreuzesbanner für Gott zu streiten und dem Herrn allein und dem römischen Papst, seinem Vikar auf Erden, zu dienen», ja, jedem Befehl des Stellvertreters, wohin immer er sie schicken sollte, ohne Zögern zu folgen (sine ulla tergiversatione aut excusatione). Und in der Tat wurde die Gesellschaft Jesu (deren spanische Bezeichnung «Compañia de Jesús» ihr militärisches Gepräge veranschaulicht) das wohl wichtigste Werkzeug, mit dem das Papsttum seine gewaltigen Einbußen durch die Reformation wenigstens teilweise wettmachen, dem ständig vordringenden Gegner zumindest manche Eroberungen wieder abringen oder Rom auch ganz neue Gebiete hinzugewinnen konnte. Ihre stete Bereitschaft und Einsatzfähigkeit, ihre intensive Schulung sowie ihr unbedingter Gehorsam, ihre Unterordnung bis zur Vernichtung der persönlichen Eigenart schufen dafür gute Voraussetzungen.

Zunächst zwar war der neue Orden nicht zur Abwehr der Protestanten gegründet worden, stand bei ihm vielmehr die Ausbildung und Verbreitung der «Frömmigkeit», die Pfarrseelsorge, Volkskatechese, besonders die gewissenkontrollierende Beichte im Vordergrund. Doch bald schon wurde die Gesellschaft ein Hauptakteur der Gegenreformation und Restauration, mußte sie die «Ketzerei» bekämpfen, Luther, wie in der Kanonisationsbulle für Loyola vom Jahr 1622 steht, *«das scheußliche Ungeheuer* (monstrum teterrimum) *und die übrigen verabscheuungswerten Pestseuchen* (aliaeque detestabiles pestes), die inzwischen ganz Mittel- und Nordeuropa eingenommen hatten. Ist doch auch nach Crétineau-Joly, dem offiziellen Geschichtsschreiber des Ordens, geradezu sein «*Hauptzweck ... der Krieg gegen die Ketzerei in Europa*», während ihm «die Missionen nebensächlich (accessoires)» sind.

So überzogen die Propagandazentren der Jesuiten im 16. Jahrhundert die Länder, gab es ihre Kollegien schon früh in gewissen Habsburger Gebieten, in Oberdeutschland ebenso wie am Rhein, nisteten sie sich in Wien, Graz, Innsbruck ein, in München, Augsburg, Dillingen, Ingolstadt, Prag und Fulda, in Worms, Köln, Aachen, Bonn, Emmerich, Hildesheim, Neuss, Dortmund usw. – allein im deutschen Sprachraum im Jahr 1770 immerhin 136 Kollegien.

Politisch relevant wurde also das systematische Bekämpfen der Reformation, das Gewinnen von Andersgläubigen, das Gängeln vor allem auch der kommenden Generationen, kurz, das Erstreben der Alleinherrschaft der römischen Kirche, deren neuen Aposteln alle Mittel recht waren, auch und gerade die militantesten, einschließlich des «Tyrannen»mords. Daß sie dies weniger in die Viertel der Armut und des Elends trieb als zu den Schlüsselstellungen der Welt, an die Fürstenhöfe als Beichtväter, als Berater, Beeinflusser von Königswahlen, als «Stimmungsmacher», Prinzenerzieher, als Vergifter Unwissender auch an Schulen und Hochschulen, versteht sich von selbst.

Weniger bekannt dagegen, daß die Vorbedingung für den Universitätsbesuch, zumindest in Spanien, die «Reinheit des Blutes» (limpieza de sangre) war, ebenso für die Zulassung zu hohen Verwaltungsämtern und manchen Mönchsorden – schloß ja die Generalversammlung der Jesuiten in Rom 1593 alle Mitglieder jüdischer Abstammung auch aus der Gesellschaft Jesu aus, der Gesellschaft dessen, der selber Jude war. Und die 6. Generalkongregation forderte 1608 für die Aufnahme den «Nachweis der Blutreinheit bis zum fünften Grad einschließlich»[5]

Der junge Orden expandierte rasch in den papsttreu gebliebenen Ländern des romanischen Südens und in den Spanischen Niederlanden, wo die Behörden den römischen Gegenstoß nachhaltig unterstützten. Doch auch im Reich befestigten die Jesuiten im späteren 16., im frühen 17. Jahrhundert die katholische Konfession. Und sie errichteten Niederlassungen ebenso in Frankreich wie in Polen, in Ungarn, sie unterhielten bald Hunderte von Kollegien in Europa, ja wirkten bereits damals als Agenten des Papsttums in vier Kontinen-

ten. Immer schneller wuchs der Orden. Beim Tod seines Stifters, im Sommer 1556, zählte er 1000 Mitglieder. Als 1565 Pater Laynez, der Nachfolger, starb, gab es schon 3500, im Jahr 1600 rund 8500, und 1640, nach einem Jahrhundert, 16 000 Jesuiten.[6]

In Italien und Spanien

Der Einfluß der Gesellschaft zeigte sich zunächst in Italien, wo freilich auch andere ältere und jüngere Orden kirchliche Neubelebungen versuchten, Theatiner, Barnabiten, Somasker, Ursulinen, Kapuziner.

Erst kaum ein Dutzend, waren die Jesuiten bereits unter Paul III. im Mai 1538 in Rom tätig geworden, dann in Venedig, in Modena, «Spiritu Sancto, ut pie creditur, afflati», auf Antrieb, wie anzunehmen, des Heiligen Geistes; und so war die Sache auch sofort gesegnet. Noch unter diesem Kirchenhaupt, dem kinderreichen einstigen «Kardinal Unterrock», mit dessen Schwester Giulia bevorzugt Papst Alexander VI. koitierte (VIII 443 ff.!), kamen die Jünger des hl. Ignatius weit über Italien hinaus, erschienen sie schon in Marokko, Irland, Schottland, ja, in Pauls III. Todesjahr 1549, in der Neuen Welt, in Brasilien. Und bald waren sie nicht nur in vier Erdteilen präsent, sondern, vermutlich wichtiger noch, an vielen europäischen Fürstenhöfen, in Valladolid, Brüssel, Wien.[7]

In Italien gab es bis 1556, zum Todesjahr des Ignatius, Jesuitenkollegien bereits in fast zwanzig Städten, darunter Neapel, Perugia, Florenz, Bologna, Ferrara, Modena, Genua.

Muster und Vorbild für alle war das Collegio Romano. Von Ignatius als Reaktion auf die Reformation und als Instrument der Kirchenreform geplant und 1551 gegründet, ging daraus die gleichfalls von Jesuiten geleitete Gregoriana, die Päpstliche Universität, hervor, womit auch die Ewige Stadt Universitätsstadt wurde. Bis dahin hatte man sich in Rom mehr um andere Dinge gekümmert. Nun sollte der für die Universitäten entworfene Lehrplan kürzer und besser «die Wissenschaften» erlernen lassen, jene Wissenschaften selbst-

verständlich, «die für den Dienst Gottes und die Hilfe der Seelen notwendig sind».[8]

Und da geschahen denn auch schnell wunderbare Dinge durch die Jünger Jesu.

Als beispielsweise der Jesuit Silvestro Landini 1548 im Bistum Luni «die Pest der lutherischen Lehre» attackierte, glaubte der Bischof Isidoro Chiari, so bescheinigte er jenem in einem Zeugnis (auf derartiges drangen die Jesuiten), «nicht einen Menschen, sondern einen Engel Gottes in unserer Mitte zu haben». Und als 1549 der Jesuit Salmeron in Belluno lutherische Bücher in italienischer Sprache verbrennen ließ, worauf man gleich häufiger die Sakramente empfing, fühlte sich die gesamte Stadt durch ihn, laut einer urkundlichen Erklärung, «wiedergeboren und ganz erneuert».

In Palermo wurde seinerzeit der Jesuit Jerónimo Doménech Beichtvater des Vizekönigs Juan de Vega und seiner Gattin und wirkte so segensreich, daß Bischof Sebastiano de Aragón, der Inquisitor für Sizilien, samt seinen Kaplänen die «Geistlichen Übungen» machte, ja 1548 der hl. Canisius die ganze Insel «in sittlicher Erneuerung begriffen» sah. Und schon im nächsten Jahr stand in Palermo ein Jesuitenkolleg.[9]

Nach Spanien eilten die Loyolajünger Peter Faber (Le Fèvre) und Antonio Araoz Mitte der vierziger Jahre mit «warmen Empfehlungsschreiben» des schon zuvor heimgesuchten portugiesischen Königs Johann III. an den spanischen Erbprinzen Philipp in Valladolid. Und als dessen Hof nach Madrid verlegt wurde, folgte auch Araoz. Er war ein Verwandter Loyolas, der ihn 1547 zum ersten Provinzial der Gesellschaft für Spanien ernannte, zu deren besonderen Gönnern der päpstliche Nuntius Giovanni Poggio und der Großinquisitor Diego Tavera zählten.[10]

Zwar hatten die Jesuiten in Spanien und Portugal die starke Konkurrenz der Dominikaner gegen sich, gleichwohl aber dort den raschesten Zugang, die größte Resonanz. Kein Wunder, war Spanien doch das Vaterland ihres Stifters, kamen von daher auch dessen hauptsächliche Berater sowie die ersten Ordensgenerale. Überhaupt war die katholische Tradition auf der Pyrenäenhalbinsel am wenigsten angefochten, die Reformation somit am erfolglosesten.

In Toledo konnten die Jesuiten die Kinder auf den Straßen mit einem Handglöckchen zusammenläuten und – geradezu rattenfängerhaft – in die Kirche zum Religionsunterricht locken. Spürte man doch einmal kleine, dem Protestantismus zugeneigte Zirkel auf, wie 1557/1558 in Sevilla und Valladolid, schaltete man sie augenblicklich aus. Nicht nur Großinquisitor Fernando de Valdés griff da ein, sondern Paul IV. selbst, der seinerzeit, nur kurz vor seinem Tod, gegenüber dem französischen Gesandten äußerte, «die Häresie sei ein so schweres Verbrechen, daß, wenn ein Mensch auch nur wenig damit befleckt sei, es kein anderes Heilmittel gebe, als ihn sofort dem Feuer zu überliefern, unbekümmert, ob er auch den höchsten Rang bekleide.» Dreizehn Menschen fielen so am 21. Mai 1559 in Valladolid der großkirchlichen Heilsverbreitung zum Opfer, darunter drei Priester, fünf Frauen, ein Jude; ein unbelehrbarer «Ketzer» wurde lebendig verbrannt.

Es war dies ein Schicksal, das bekennende Protestanten auch unter Pauls Nachfolgern in Italien traf. Der heiliggesprochene Pius V, selbst übrigens, wie schon Paul, häufiger Besucher der Inquisitionssitzungen, veranstaltete in Rom ein Autodafé nach dem andern; bereuenden Neugläubigen schlug man gnadenweise den Kopf ab oder brachte sie an den Galgen, ehe man auch sie veräscherte.

In Portugal, wo man den Jesuiten gern das Inquisitionstribunal anvertraut hätte, Ignatius selbst auch sehr damit einverstanden war, interessierte sich der Kardinal-Infant und Großinquisitor Heinrich für ihre Anliegen «wie für seine eigenen». Und sein Bruder, Infant Ludwig, wäre am liebsten selbst Jesuit geworden.[11]

Besonders durch Johann III. nahm die Gesellschaft in Portugal einen enormen Aufschwung. Der König, unter dem ganze Heere schwarzer Sklaven und Mulatten schufteten, das von Steuern erdrückte Volk darbte und die Reichen in kaum vorstellbarem, von den «Kolonien» kommenden Luxus lebten (allein in Lissabon gab es 430 Juweliere), König Johann erbat sich nicht nur von Paul III. Jesuiten für Ostindien, sondern übergab ihnen auch selbst hundert am Hof erzogene junge Adlige zur «geistlichen Pflege». Er errichtete dem Orden 1541 in Lissabon, 1542 in Coimbra ein Kolleg und zahlte ihm jährlich mehrere Tausende von Dukaten.

1545 wurde einer der ersten Gefährten des Ignatius, der beim König hochangesehene Portugiese Simon Rodriguez de Azevedo Erzieher des Kronprinzen und im folgenden Jahr erster Provinzial von Portugal. Es stellten sich jedoch rasch «Mißstände» ein, Rodriguez wurde 1552 abgesetzt, und der neue Provinzial Diego Miron entließ 130, mehr als die Hälfte aller Mitglieder.[12]

In Frankreich und Deutschland

Verbissen, länger als ein Jahrzehnt, rangen die Jesuiten um die Gründung eines Kollegs in Paris, um ihre Zulassung in Frankreich – an ihrer Seite zwar Papst Pius IV., ebenso der französische König Heinrich II.; gegen sie aber der Erzbischof von Paris, Eustache du Bellay, alle Pfarrer der Metropole, das Parlament und die Universität, die Studenten für den Besuch jesuitischer Vorlesungen mit dem Verlust sämtlicher Rechte und Vorrechte bedrohte; wie auch ein Gutachten der Theologen, das schon den Namen der Gesellschaft anstößig fand, sie als «gefährlich für den Glauben» einstufte, als Verwirrerin des Kirchenfriedens, Zerstörerin des Ordensstandes, als mehr niederreißend denn aufbauend.

Man ging mit Pasquillen, Satiren, mit Steinen, mit Kanzelpredigten gegen sie vor, diese «Rotte von Finsterlingen». Doch nach vieljährigem Verbot wurden sie zugelassen und gründeten nun Jahr für Jahr noch unter Pius IV. Kollegien in Tournon, Rodez, Toulouse, Mauriac, Avignon, Chambéry, Lyon, und in den frühen siebziger Jahren weitere unter Pius V., als die Jesuiten Antonio Possevino und Oliver Manaräus 2500 Hugenotten und 4000 Calvinisten «bekehrten».

Am 1. September 1603 bestätigte das Edikt von Rouen – jener Stadt, in der man einst Jeanne d'Arc verbrannt (VIII 240 ff.!) und 1572 fünfhundert Protestanten ermordet hat – elf bestehende Jesuitenniederlassungen in Frankreich. Und gleich im ersten Jahr nach Publizierung des Edikts gründete die Gesellschaft dort mehr als ein halbes Dutzend weiterer Stützpunkte.[13]

Für die Ausbreitung des Ordens und das Erstarken des Katholizismus im Reich – wo freilich auch das Luthertum (nicht so sehr der Calvinismus) rasch restaurative Züge annahm – war der Nymwegener Bürgermeisterssohn Petrus Canisius bedeutsam. Er bekam geradezu den inoffiziellen Ehrentitel eines zweiten Apostels Deutschlands, wurde aber auch offiziell hochgeehrt, 1925 kanonisiert, ja zum Kirchenlehrer erhoben, wie bisher von allen Päpsten nur zwei.

Der «fromme Niederländer», als kirchenpolitischer Berater eine zentrale Figur der Gegenreformation, für die er sich Bischöfe wie Athanasius, Ambrosius, Kyrillos wünschte, ausgefuchste Machtmenschen, denen der Erfolg über alles ging (vgl. I 366ff., 399ff., II 156ff.!), und Fürsten begehrte wie Konstantin, einen hochkarätigen Verbrecher (vgl. I 5. Kapitel!), Canisius traf in Mainz mit Petrus Faber zusammen, der ihn 1543, im Alter von 23 Jahren, in den Orden aufnahm. Aus dem väterlichen Erbe finanzierte der Heilige im folgenden Jahr die Kölner Jesuitenpflanzung, gründete zwischen 1556 und 1569 ein halbes Dutzend weiterer fester Sitze der Gesellschaft, zunächst in Prag und Ingolstadt, dann in München, Innsbruck, Würzburg, Hall. Canisius wurde durch Ignatius in Rom geschult, war Erzieher in Messina, Domprediger in Augsburg, Theologe in Ingolstadt, in Wien, auf dem Vatikanischen Konzil. Er unterhielt persönliche Beziehungen zu Pius IV., Pius V., Gregor XIII., er war Berater Kaiser Ferdinands in Innsbruck sowie Vertrauter der bayrischen Herzöge, unter denen der Jesuitenorden in Deutschland am raschesten gedieh (vgl. S. 187ff., 201 ff.). Der Heilige bereiste West- und Norddeutschland, agierte auf deutschen wie polnischen Reichstagen und nahm auch an Religionsdebatten teil.

Einen enormen Einfluß im gegenreformatorischen Kampf gewannen seine Druckerzeugnisse; weniger die Schriftkommentare und Heiligenlegenden als die Katechismen, besonders der 1558 in Köln erschienene, noch zu seinen Lebzeiten vielübersetzte «Catechismus minor», der im deutschen Sprachraum über 200 Auflagen erreichte. Mindestens gleich große Bedeutung beim katholischen Angriff auf die «Ketzerei» hatten die zahlreichen, von Canisius eifrig gegründeten Kollegien, u.a. in Prag, in Fribourg, wo er 1597 starb, pro-

pagandistische Bastionen, mit denen er entscheidend zur Wiedererstarkung der römischen Kirche beitrug, der er allzeit loyal ergeben war.[14]

Unterstützt wurden die Jesuiten-Häuser im Reich durch das Deutsche Kolleg in Rom, seit 1580 Collegium Germanicum et Hungaricum, eine Gründung des Ignatius 1552 für die Unterbringung Studierender, nicht zuletzt der Söhne deutscher Adelsfamilien. Es war das erste römische Ausländerseminar und Vorbild für viele andere derartige Institute in Rom, ein Griechisches, Maronitisches, Englisches, Schottisches, Irisches Kolleg. Ihre Alumnen wurden vor allem zum Kampf gegen die «Ketzerei» gedrillt und mußten sich in der Regel eidlich verpflichten, nach der Ausbildung in das Land ihrer Herkunft zurückzukehren, wo sie nicht selten hohe kirchliche Positionen einnahmen, freilich auch in Henkershand enden konnten, gewöhnlich einer christlichen.[15]

In Polen und Schweden

In Polen war die Reformation mit Hilfe des Adels und der Magnaten eingedrungen, deren Macht gegenüber dem Königtum ständig wuchs. Andererseits war in kaum einem anderen Land der Protestantismus so gespalten, zersplittert in Lutheraner, Calvinisten, Böhmische Brüder, Antitrinitarier. Zwar garantierte 1573 die Warschauer Konföderation all diesen einen Zusammenschluß suchenden Gruppen Toleranz. Doch vorerst herrschte politische und religiöse Anarchie und förderte das Einsickern der Gesellschaft Jesu.

Papst Paul IV. schickte seine Nuntien, und er schickte sie samt Jesuiten. So erschien 1555 Nuntius Luigi Lippomano, Bischof von Verona, zusammen mit dem Jesuiten Salmeron, einem der ersten Ignatius-Gefährten, vor König Sigismund August in Wilna. 1558 kam Nuntius Mentuato, begleitet von dem Jesuiten Canisius, während des polnischen Reichstages in Petrikau, was Überwachung vermuten ließ und Protest auslöste. Pauls IV. Nachfolger Pius IV. lancierte gleichfalls die Jünger des Herrn. Und sein Legat Giovanni

Francesco Commendone, ein gewiefter, rastloser Diplomat, erreichte – nach Vorstellung bei Kaiser Ferdinand I. und König Maximilian II. in Preßburg – die Ausweisung aller aus Bekenntnisgründen eingereisten und für die Glaubensneuerung wirkenden Ausländer, erreichte auch die Annahme der Beschlüsse des eben endenden Trienter Konzils und damit den Anfang eines Umschwungs in Polen, wofür er zwei Jahre später, 1565, den Purpur bekam.[16]

Die zahlreichen antirömischen Glaubensrichtungen vermochten sich nicht zu einigen. Der hohe Adel neigte allmählich wieder der römischen Kirche zu, ihre Gotteshäuser wurden nicht mehr reformiert und die Schulen der Gesellschaft Jesu zunehmend besucht. «Unermüdlich arbeiteten die Jesuiten auf der Kanzel, im Beichtstuhl, in Religionsgesprächen, im Katechismusunterricht für Groß und Klein, in Volksmissionen wie in den Schulen und Seminarien. Sie lernten die litauische und lettische Sprache, pflegten das auf Kosten des Lateinischen sich ausbreitende Polnisch in Wort und Schrift und führten in ihren Barockkirchen den Triumph der in Rom begonnenen Glaubenserneuerung vor Augen».[17]

Ein nachhaltiger Förderer der Jesuiten war auch der Sohn eines eingewanderten Deutschen, Stanislaus Hosius, königlicher Gesandter in Prag, Wien, Brüssel, 1549 Bischof, 1561 Kardinal, Verfasser einer vielaufgelegten und vielübersetzten «Confessio catholicae fidei christiana». Klar erkannte Hosius die Bedeutung der Jesuiten, zumal ihrer Schulen, und übergab ihnen 1565 ein Kolleg in seiner Bischofsstadt Braunsberg, schnell beispielhaft für weitere Kollegien in Pultusk, Wilna, Posen, Plock (Plozk), Jaroslaw, Polozk, ein Zentrum katholischer Agitation.

Noch in Livland, um das man ein Vierteljahrhundert, von 1558 bis 1582, blutig kämpfte, hatte der Orden sich festgesetzt und weit im Nordosten, in Riga und Dorpat, Niederlassungen gegründet, auch die widersetzlichen Rigaer Bürger um 50000 Goldstücke geschröpft, bis ihn samt seinem polnischen Anhang Karl IX. vertrieb, wenig später schwedischer König.

Immerhin reihte sich im Osten, zumal in Polen, nun Jesuitenkolleg an Jesuitenkolleg, was dort beim Aufmarsch der katholischen Front von erheblicher Bedeutung war.[18]

Dabei sollte auch Schweden seine heilsgeschichtliche Rolle spielen, auch Schweden rekatholisiert, für Rom zurückgewonnen werden und keinesfalls nur aus religiösen Gründen.

Die Lage schien insofern günstig, als 1569 Gustav Wasas zweiter Sohn, Johann III. (1568-1592), nach Absetzung seines Bruders Erich XIV., in Schweden inthronisiert und mit der Schwester des letzten polnischen Jagellonenkönigs Sigismund II. verheiratet worden war, mit der katholischen Katharina, die sich bei ihrer Vermählung die alleinseligmachende Religionsausübung hatte verbriefen lassen. Und da König Johann auch den polnischen Thron gewinnen wollte, trieb er eine auf Versöhnung mit dem Katholizismus gerichtete Kirchenpolitik, und Papst wie Jesuiten, die damals vorzüglich harmonierten, versprachen sich viel von der Personalunion eines katholisch gewordenen Schweden mit Polen bei einem Angriff auf Rußland, ein uraltes kuriales Konzept.

So operierten im Schweden der siebziger Jahre unter Papst Gregor XIII. (1572–1585), dem eigentlichen ideologischen Haupt der römischen Restauration, einige Jesuiten, allerdings – auf Befehl des seine Protestanten fürchtenden Fürsten – verkleidet. Wie auch Ende Dezember 1577 der italienische Jesuit Antonio Possevino, Geheimsekretär seines Generals Mercurian, mit zwei Ordensbrüdern, wieder nicht als Jesuiten erkenntlich, sondern in weltlicher Kleidung nach Schweden kam, um den König zu «bekehren».

Possevino hatte anfangs, heißt es, Skrupel, sich derart in die Politik zu mischen, tat zumindest so. Doch bemerkenswerterweise nahm ihm Papst Gregor die Bedenken durch den Hinweis, wie sehr doch das politische Geschäft mit dem religiösen zusammenhänge! Das wußte freilich jeder Heilige Vater. Und nun gar der militante Kaufmannssohn Ugo Boncompagni, der die Katholische Liga gegen die Hugenotten mit stimulierenden Finanzspritzen versah, auch das Gemetzel der Bartholomäusnacht enthusiastisch gefeiert und persönlich die Verschwörung zur Ermordung der englischen Königin gefordert hat.

Während seines fünfmonatigen Aufenthaltes, so bekannte Possevino selbst, «sei kaum ein Tag ohne eine Unterredung mit dem König vergangen», was oft auch noch drei, vier Stunden dauerte.

Der Monarch wünschte Zugeständnisse, die Priesterehe, das Abendmahl in beiderlei Gestalt, das Verbot, die Heiligen anzurufen. Doch konnte ihn Possevino 1578 heimlich bekehren, zumal er seit der Vergiftung seines Bruders erst im Jahr zuvor unter schwerem Gewissensdruck stand. Da indes Possevinos Identität bekannt geworden war, verließ er im Mai 1578 als schwedischer Gesandter das Land, kehrte im nächsten Jahr aber zurück, inzwischen vom dankbaren Gregor als Apostolischer Vikar für ganz Skandinavien und alle angrenzenden Staaten mit weitgehenden Vollmachten ausgestattet.

Es zeigte sich jedoch, daß Johann III. vor allem aus Gründen der Staatsräson katholisch geworden war und es nun nicht mehr so gern bleiben, geschweige sein Land gleichfalls «bekehren» lassen wollte; hatte er ja auch im Februar 1585, bald nach dem Verscheiden seiner polnischen Frau, im Todesjahr Gregors, die sechzehnjährige Gunilla Bielke geheiratet, eine rührige Lutheranerin. Man bangte sogar um Johanns Sohn, den Kronprinzen Sigismund III. (Wasa), König von Polen (1587–1632) und von Schweden (1592–1599). Doch die Jesuiten, seine Erzieher, seine Beichtväter, machten einen strammen Katholiken aus ihm, der die Gegenreformation in Polen (nicht in Schweden!) zum Erfolg führte, der 1610 sogar Moskau besetzte und im Dreißigjährigen Krieg zu den Habsburgern stand.[19]

Eng befreundet waren die Jesuiten auch mit Stephan IV. Báthory, dem Fürsten von Siebenbürgen und König von Polen (1576–1586), wo die Rekatholisierung jetzt besonders rasch voranschritt. Militärisch hochqualifiziert, voller Abscheu gegen Rußland, das «barbarische Land», wie er gern sagte, war er ein scharfer Verfechter der Restauration und Gegenreformation über Polen hinaus, reizte ihn doch nichts Geringeres als die Eroberung Rußlands – damals innerlich zerrissen, in schwere Kämpfe auch außenpolitisch verstrickt –, um dann von einem polnischen Moskau aus das Osmanische Reich zu vernichten. Jesuit Possevino sah so in Báthory schon den neuen «Karl den Großen». Und Jesuit Arator, der Freund des Königs, meldete aus Rom, man erwarte von diesem, «daß er alle Russen und Tataren unter seinen Füßen zertrete» (omnes Moscos et Tataros sub pedibus contereret).

Sein Vormarsch gegen das «wilde Volk» im Sommer 1579, die-

ser scheinbare Siegeszug, wurde deshalb im Vatikan, trotz teilweise bestehender anderer Vernichtungswünsche, mit Sympathie begleitet und entschieden unterstützt, war die Kirchenunion, der Anschluß der russisch-orthodoxen Kirche an die römische, doch ein jahrhundertealtes Ziel des Vatikans und ist es noch.

Der Papst gebot den polnischen Bischöfen, das Unternehmen in jeder Weise zu fördern, ordnete Gebete für den König, die Soldaten, den Sieg an – man erinnere sich der kurialen Politik im Zweiten Weltkrieg –, und der Nuntius in Polen mußte rascher, zuverlässiger Frontberichte wegen die Invasoren in möglichster Nähe begleiten. Und nach der Einnahme von Stadt und Festung Polock (Polozk) am 9. September, ein «Zeichen», wie man auf jesuitischer Seite wußte, «der göttlichen Weisheit und Güte», schickte der dankbare Pontifex dem polnischen Herrscher als Ausdruck der Hochachtung und wohl auch weiterer Erwartungen ein in der Weihnachtsnacht geweihtes Schwert.

In Polock aber, diesem Vorposten gegen Rußland, beschloß Báthory sogleich nach seinem Sieg die Errichtung eines Jesuitenkollegs. Hatte er doch 1578 auch in dem weit nach Osten vorgeschobenen Wilna ein solches Kolleg gegründet, war überhaupt Polen unter ihm rasch zu einer eigenen Jesuitenprovinz geworden. Nicht zufällig hatte er beim Vormarsch ständig zwei Jesuiten an seiner Seite, seinen Beichtvater und seinen Hofprediger, und natürlich hegten diese Herren dieselbe Hoffnung, die ihr Ordensbruder Possevino dann in einem Brief vom 5. Mai 1581 an den Kardinalstaatssekretär Como so ausdrückt, daß nämlich «die Peitsche des Königs von Polen» (sarà la sferza del re di Polonia) die beste Art sei, den Katechismus, das heißt den Katholizismus in Rußland einzuführen. So wurde der Feldzug energisch fortgesetzt, jeder «Erfolg» an der Front mit einem Dankgottesdienst in Rom gefeiert, wenngleich man freilich im Spätsommer 1581 vor Pskov stecken blieb.[20]

Die Union von Brest

Was man aber durch Krieg nicht bekam, suchte man sich nun diplomatisch zu holen. Noch 1581 reiste Possevino mit vier Ordensgenossen im päpstlichen Auftrag zu Iwan IV. Groznyi (dem Schrecklichen, eigentlich: dem Furchtgebietenden), Großfürst von Moskau und Zar von Rußland. Doch der «schismatische Gewaltherrscher» dachte nicht im Traum an eine Union, und als man am 21. Februar 1582, bei einer Audienz im Kreml, die Wiedervereinigungsfrage besprach, kam es zum Eklat. Iwan IV. erinnerte an das üble Leben einiger Nachfolger des Apostelfürsten, und Possevino fand, es sei eben mit den Päpsten wie mit den Großfürsten, es gebe gute und schlechte. Da schrie Iwan, der Papst sei kein Hirte, sondern ein Wolf, und griff nach seinem Szepter, mit dem er erst unlängst den eigenen Sohn ermordet hatte. Zwar beruhigte er sich wieder, beharrte aber darauf, der Papst lasse sich wie Gott verehren – christliche Wölfe unter sich.[21]

Possevino scheiterte so mit seiner Wiederververeinigungsidee in Rußland wie zuvor in Schweden. Und auch die Unionsvorhaben im Orient unter Sixtus V. (1585–1590) mißlangen gänzlich. In Konstantinopel erlagen alle beteiligten Jesuiten 1586 der Pest, ebenfalls die sie ablösenden Kapuziner; ein Bekehrungsversuch beim Sultan hätte ihrem Führer fast das Martyrium beschieden.

Selbstverständlich bekämpfte die Gesellschaft auch in Polen die Orthodoxie. Man scherte sich zwar kaum um die einflußlosen Massen, wollte aber den ukrainisch-weißrussischen Hochadel umso hartnäckiger katholisch machen. Die wichtigsten Geschlechter, die Sluckyj, die Ostrožkyj wurden so scharf observiert, die häuslichen Verhältnisse genau ermittelt, lange Berichte verfaßt, kurz sämtliche Mittel angewandt, um dort wenigstens einige der Mächtigsten zu gewinnen.

Auch die 1595/1596 geschlossene Union von Brest (Weißrußland) der ruthenischen oder ukrainisch-weißrussischen Kirche mit Rom – heute durch die ukrainisch-katholische Kirche repräsentiert – war besonders von den Jesuiten vorbereitet worden, war vor allem ihr Werk und ihr Triumph, weshalb dann auch einer der Ihren, der

wortgewaltige polnische Hof- und Reichstagsprediger Peter Skarga, die Lob- und Dankpredigt hielt. Natürlich sollte diese kirchen- wie staatsrechtlich abgesegnete Union, was gerade wieder die Jesuiten deutlich zu machen wußten, nur der erste Schritt der Latinisierung, der gänzlichen Unterwerfung der orthodoxen Kirche unter die römische sein, und zwar nicht nur die des ukrainisch-weißrussischen Volkes in Polen und Litauen, sondern mehr noch des großrussischen in Rußland.

Klemens VIII. (1592–1605), an Osteuropa und der Kirchenunion besonders interessiert, war glücklich über die Anerkennung des päpstlichen Primats durch die orthodoxen Bischöfe Polens. «Nichts ist uns lieber», jubelte er in einem Schreiben an den polnischen König vom 7. Februar 1596, «als die verirrten Schafe, die uns anvertraut sind, zum Schafstall zurückzuführen.» Ganz glücklich war er freilich nicht. Es entfaltete sich eine breite Opposition der ukrainisch-weißrussischen Bevölkerung gegen ihre verräterischen Oberhirten, diese «Wölfe im Schafpelz», die aus Opportunismus und Machtgier zu Rom überliefen. Leidenschaftlich rief der ukrainische Mönch Ivan Višenskyj: «Traut nicht dem römischen Papst und der ganzen verlogenen lateinischen Klerisei! Vertraut der friedlichen Heimat, nicht dem König und allen Anhängern des römischen Papsttums! Mißtraut ihnen heute, morgen und übermorgen! Traut ihnen auch in Zukunft nicht, und nicht in alle Ewigkeit.» Und die orthodoxen Bischöfe von Lemberg und Przemyśl trennten sich von den Unierten und beriefen eine eigene Synode nach Brest, wo man im Oktober 1596 feierlich die Kirchenunion erklärte und einander gegenseitig exkommunizierte, so daß sich fortan zwei ukrainische Kirchen durch Jahrhunderte massiv befehdeten.[12]

Die Versuche Roms aber, im Osten fest Fuß zu fassen und Rußland unter die päpstliche Oberhoheit zu zwingen, wurden fortgesetzt und gipfelten nur wenige Jahre später in einem kaum glaublichen Schurkenstück, und wieder mit Hilfe der Jesuiten.

Ein welthistorisches Schmierentheater
Rom setzt in Moskau einen falschen Zaren auf den Thron

Das Spektakel begann 1598 mit dem Tod des Zaren Fjodor I., Sohn und Nachfolger Iwans IV. Groznyi und dem Ende der alten Rurikiden-Dynastie (seit 862). Es ist die Zeit der Smuta, der Wirren, der schweren Hungersnöte und eines gewaltigen Bauernaufstandes, dessen (dann hingerichteter) Führer Iwan Issajewitsch Bolotnikow als erster in Rußland einen sozialen Umsturz versuchte, den Adel, Bojarenadel, Dienstadel und Klöster nur gemeinsam niederschlagen konnten.

In jenen Tagen tauchte ein Abenteurer auf, wahrscheinlich der entlaufene Mönch Grischka Otrepjew oder Hryszka, wie ihn die zeitgenössische Jesuitenchronik nennt, der sich aber als Dmitri Iwanowitsch, als Zar Iwans IV. jüngster Sohn ausgab, der freilich schon 1591 achtjährig unter nie ganz geklärten Umständen umgekommen war. In Verbindung mit dem Päpstlichen Nuntius Rangoni, dem Bischof von Krakau, Kardinal Bernard Maciejowski, und dem Jesuiten Lawicki machte der falsche Demetrius I. jetzt seinen Anspruch auf den russischen Thron geltend, ein Plan, den die Jesuiten sehr gefördert, anscheinend sogar ausgeheckt hatten. War doch der Betrüger selbst, Pseudo-Dmitri, wie seine Korrespondenz mit der Gesellschaft Jesu zeigt, ihre Kreatur. Und nachdem er römisch-katholisch geworden war und ihn König Sigismund III. (Wasa) 1604 als Zar auch anerkannt hatte, richtete er an Papst Klemens VIII. ein demütiges Unterwerfungsschreiben mit Hilferufen zur Erlangung seines «Reiches» – und zog samt einem Heer nach Moskau. «Zwei Jesuiten, darunter sein ständiger ‹Schutzengel› Lawicki, begleiteten ihn auf seinem Feldzug. Sie sorgten dafür, daß der falsche Zar nicht von dem von ihm beschworenen Weg abwich, der ihm von Rom und der polnischen feudal-klerikalen Clique vorgeschrieben war. Die Jesuiten waren aber auch bereit, ihn materiell zu unterstützen, wie der Holländer Isaak Massa, der am Anfang des 17. Jahrhunderts in Moskau weilte, zu erzählen weiß. Ihnen war, wie dem Papst, in

dessen Auftrag sie handelten, für die Katholisierung Rußlands «kein Preis zu hoch» (Winter).[23]

Als der falsche Demetrius in Moskau thronte, hatte der Heilige Vater Klemens VIII. das Zeitliche schon gesegnet, doch der Heilige Vater Paul V. (1605–1621), vordem Inquisitor und gar nicht zimperlich, setzte den welthistorischen Schwindel fort. Im Sommer 1605 dankte er dem Kardinal von Krakau: «Du tust eine uns überaus angenehme Sache» und gratulierte «seinem geliebten Sohn Demetrius, Herrn von Rußland», herzlich zur Wiedererlangung des Throns.

Der Papst, der später Kopernikus auf den Index, einen ausgemachten Gauner aber auf den Zarenthron setzte, jagte bald ein Breve nach dem andern nach Moskau, sprach gern von «wunderbarer Gnade», nannte den neuen Fürsten dort einen «zweiten Konstantin» und drängte ihn am 10. April 1606: «weil Du bei Deinem Volke alles vermagst, was Du willst, so befiehl ihm die Anerkennung des Statthalters Christi! Deine frommen Gedanken segnen wir mit apostolischer Autorität».

So herrlich die Sache zur höheren Ehre Gottes in Rom und Krakau aber eingefädelt worden war, man hatte sich dabei doch etwas übernommen und die ja gewiß nicht kleine Rechnung ohne den Wirt gemacht. Der Kardinal aus Polen nämlich wollte auch seine Sippe in den Glanz des Zarentums stellen, suchte die Bande Rom – Krakau – Moskau noch enger zu machen und schloß kurzerhand zwischen seiner Verwandten Marina Mniszka und dem falschen Dmitri den heiligen Ehebund – ein freilich kurzes Glück. Provozierte doch der allzu arrogante Auftritt der Polen und ihre schier grenzenlose Beutegier die Moskauer Volkswut derart, daß bereits am 29. Mai 1606, vierzehn Tage nach der Krönung, der falsche Zar in der Gosse lag – und mit ihm jede Hoffnung des Heiligen Vaters auf Rußland.[24]

Doch kaum zu glauben: bald darauf wiederholte man das Gangsterstück. Wieder trat – an der Grenze Polens – ein falscher Demetrius auf. Wieder standen vor allem polnische und gegenreformatorische Kreise dahinter. Wieder führte man einen Feldzug bis Moskau, kam diesmal allerdings nur vor, nicht in die Stadt, die Zar Wassili IV. Schuiski hielt, ohne jedoch den zweiten falschen Dmitri schlagen zu können. Dieser residierte vor den Toren, im Lager von

Tušino, danach «Dieb von Tušino» genannt, und Marina erkannte den neuen Betrüger als ihren früheren Gatten an und schickte ihre Brüder mit einer entsprechenden Botschaft nach Rom, worauf die Kurie auch dieses Falschspiel mitspielte.

Doch als der schwedische König Karl XI. dem Großfürsten von Moskau 15000 Krieger zur Verfügung stellte und der König von Polen, provoziert durch den schwedischen Rivalen, nun die Hand nach Moskau ausstreckte, ließ der Papst den falschen Dmitri, dem bisher wieder Roms großer Beifall gegolten, augenblicklich fallen und erwartete Moskaus Eroberung jetzt vom Polenkönig. Es gebe kein «glorreicheres und verdienstvolleres Unternehmen», lockte der Kardinalstaatssekretär, und der Papst selbst stachelte den Polen immer wieder zur Einnahme von ganz Rußland auf, unterstützte ihn auch pekuniär, verlangte vom polnischen Episkopat gleichfalls seine finanzielle Förderung und befahl den Nuntius Francesco Simonetta wieder näher an den Kriegsschauplatz heran. «Es ging um die Entscheidung, ob ganz Europa der Gegenreformation erliegen oder diese hier entscheidend geschlagen werden würde» (Winter), wobei freilich, wie so oft, falls nicht meist, die Konfessionspolitik eine geringere Rolle spielte als die Machtpolitik.[25]

Im September 1610 gelangte das polnische Heer durch Verrat in den Kreml, und der Patriarch von Moskau, Hermogen, der sich weigerte, den polnischen König zum Zaren zu krönen, verhungerte im Februar 1612 im Kerker, gefeiert als «wahrer Hirte und Lehrer», als löwenhafter Verteidiger seiner Herde «gegen die Wölfe und Räuber».

Ein Jahr zuvor waren bei einem Aufstand in Moskau ganze Stadtviertel niedergebrannt worden und Tausende von Menschen in den Flammen umgekommen. Doch im Oktober 1612 besetzten russische Truppen den Kreml. Wenige Monate später wurde der junge Michail Fjodorowitsch Romanow Zar. Der polnische Ansturm und die kurialen römischen Unionsgelüste waren völlig gescheitert, wie weggeblasen, zurück aber blieb ein abgründiger Haß gegen Polen und seine Jesuiten, weil sie «den wahren Glauben zerstörten, den lateinischen Glauben und die Häresien im gesamten russischen Reich verbreiteten».[26]

In Südamerika und Indien

In Mexiko besaßen die Jesuiten am Ende der Regierungszeit Gregors XIII. (1572–1585) acht Niederlassungen und eine, so die Jahresberichte des Ordens, «unglaublich reiche Ernte».

Weiter im Süden stach bei der Ausbreitung des Christentums Manuel da Nóbrega hervor.

1549 als Superior zur Eröffnung der jesuitischen Brasilienmission aufgebrochen, wurde er in den fünfziger Jahren Provinzial für ganz Lateinamerika. Bereits damals hatte man in Brasilien vier Jesuitenpflanzungen geschaffen und hegte die schönsten Hoffnungen für die Bekehrung der «Wilden», wie Ludwig von Pastor sagt, während sie die dortigen Christen «Hunde» nannten und «wie Hunde» behandelten. «Man stellt Sklavenjagden (saltos) unter ihnen an, man lockt sie unter Vorwänden auf die Schiffe, segelt davon und verkauft sie. Um das Wohl der Sklaven aber kümmern sich die Besitzer wenig; sie werden ausgesaugt und nach ihrem Tode auf dem Schindanger verscharrt. Noch häufiger vergriff man sich an den Indianerinnen. Weiße Frauen waren aus Europa nur in geringer Anzahl herübergekommen, wirkliche Ehen mit Farbigen galten nicht als anständig, und so war denn die Folge dieser Zustände eine entsetzliche Sittenlosigkeit.» (Vgl. I. Kap., bes. S. 47ff.)

Man versprach sich alles von der Machtfülle und Würde eines Prälaten. Doch gerade nach der Ankunft des Bischofs Pedro Fernandez Sardinha im Sommer 1552 und seiner portugiesischen Kleriker, ausgemachter Sittenstrolche, wurde es noch schlimmer, wurde alles bisher Erreichte wieder ruiniert. Der Bischof selbst fiel 1556, schreibt von Pastor, «den Wilden in die Hände und wurde aufgefressen.» Auch dies sicher: ad maiorem Dei gloriam.

Den Krieg gegen die verhaßten Protestanten setzten die Jünger Jesu natürlich in der Neuen Welt fort. 1560 vertrieb Nóbrega gemeinsam mit den Indios der jesuitischen Siedlungen die französischen Hugenotten aus Rio de Janeiro. Auch förderte er maßgeblich die portugiesische Kolonisationspolitik. Denn obwohl er zunächst den Indios die Freiheit versprach, zur Sklavenbefreiung auch die Einführung der Inquisition empfahl, erlaubte er schließlich

«zwangsmäßige Eingeborenen-Reduktionen», die Verwendung all jener Indios zur Sklavenarbeit, die weder kolonisiert noch missioniert werden wollten.[27]

Hochgelobt wurden und werden noch oft die sogenannten reducciones (Reduktionen), die im 17. und 18. Jahrhundert gegründeten christlichen Indianerdörfer – Zusammensiedlungen unter missionarischer Regie, vor allem die Siedlungen in Paraguay. Am frühesten, um 1580, hatten die Franziskaner «Reduktionen» errichtet, während die der Jesuiten erst ab 1610 entstanden sind, allerdings stärker (nicht überall erfolgreich) als die der Franziskaner abgeschirmt gegen die gefürchteten «encomenderos», portugiesische Siedler, Landräuber und Sklavenjäger. 1732 beglückten in 32 Reduktionen 70 Jesuiten 140000 Guarani mit den Segnungen der europäischen Zivilisation, besonders des Christentums. Es gab Auseinandersetzungen, Konflikte, gab den «Krieg der Heilsbringer», der Jesuiten gegen Guarani-Schamanen, gab Sklavenjagden, bei denen man Dörfer reihenweise zerstört hat. Es kam zu wachsenden politischen Spannungen, und schließlich wurde die Gesellschaft Jesu 1767 aus allen dem spanischen König unterstehenden Gebieten ausgewiesen.

Die Reduktionen, zumal die der Guarani in Paraguay, galten als «glückliches Christentum», eine «Reduktion durch das Evangelium». Nicht nur die Jesuiten sahen darin «das Neuerwachen der urchristlichen Gemeinden»; selbst Voltaire sprach von einem «Triumph der Humanität». Doch übersieht all dies das Unmaß an Gängelei der Hilfsbedürftigen und Hilfeempfänger, das Unmaß an Unterordnung, an religiöser, sozialer, politischer Abhängigkeit von jenen, die immer und überall die Entscheidungsbefugnis hatten, ja noch behielten, waren die Gegängelten schon selbst kompetent. Räumt doch sogar das katholische Lexikon für Theologie und Kirche 1999 angesichts so vieler Glorifikationen ein: «Solche Urteile verkennen jedoch offensichtlich negative Seiten des Systems, das stark geprägt war durch den Paternalismus der SJ und das Aufzwingen bestimmter Formen öffentlichen und religiösen Lebens.»[28]

Auch bei der «Missionsarbeit» in Ostindien wurden gewisse «Fortschritte» am meisten durch die dort lebenden portugiesischen Christen behindert, die rücksichtslos die Einheimischen ausgebeu-

tet, mitunter sich Hunderte von Sklaven gehalten haben und stattliche Harems.

Nikolaus Lancilotti, der mit Ignatius korrespondierte, meldet von der sogenannten Fischerküste, «es sei kaum zu beschreiben, welchen Schaden die Beamten anrichteten; was die Missionäre in vielen Jahren zu stande gebracht hätten, werde durch ihre Habsucht in wenigen Monaten zu Grunde gerichtet; es sei Gefahr, daß die sämtlichen 70000 Christen der Fischerküste wieder abfallen». Und der hl. Franz Xaver (Francisco de Jassú y Javier), ein baskischer Aristokrat und wieder einer der ersten ignatianischen Gefährten, der 1541 nach Ostindien, nach Goa, dann nach Hinterindien, Malakka, auf die Molukken gezogen, 1551 Provinzial der indischen Jesuitenprovinz geworden war, gestand König Johann III. von Portugal, «er ‹fliehe› nach Japan, um in Indien seine Zeit nicht zu verlieren; es sei ein ‹Martyrium›, zusehen zu müssen, wie alles wieder zerstört werde, was man mit großer Mühe aufgebaut».

Freilich waren auch die Jesuiten selber nicht nur als Prediger, Beichtväter, Seelenverführer aktiv, sondern, ebenso umtriebig, als Geschäftsleute. So heißt es in einem Bericht des Vorstehers der französischen Handelsgesellschaft zu Pondicherry, Martin: «Es ist eine ausgemachte Sache, daß nächst den Holländern die Jesuiten den stärksten und erfolgreichsten Handel in Ostindien treiben. Sie tun es darin den Engländern und anderen Nationen, selbst den Portugiesen zuvor ...»

Der «jesuitische Erwerbsinn» war derart einnehmend, daß mehrere Päpste dagegen vorgingen; so Urban VIII. – der freilich selbst einem skandalösen Nepotismus huldigte und noch in seinen letzten Lebensjahren um der Habgier seiner Neffen, der Barberini, willen, der reichsten Grundherren des Kirchenstaates, Krieg gegen Odoardo Farnese um dessen Herzogtum Castro führte (S. 366). Und Papst Klemens IX. hat das Handelsverbot noch in der Konstitution «Sollicitudo pastoralis» vom 17. Juni 1669 erneuert; gewiß auch für andere, jedoch nur allgemein erwähnte Orden, während die Gesellschaft Jesu insgesamt neunmal genannt wird.[29]

In Japan und China

Die Jesuiten mußten Hochkulturvölker wie Inder, Japaner, Chinesen besonders reizen, wobei sie klug genug waren, ebenso in Indien das Kastenwesen zu akzeptieren wie in China Konfuzius-Verehrung und Ahnenkult. Doch auch in Japan, wo sie unter Gregor XIII. (1572–1585) mehrere Niederlassungen gründeten, fehlte zunächst der Erfolg, und manche Übertritte zur allein wahren Religion mögen oft mehr durch die schon etwas älteren portugiesischen Handelsbeziehungen bewirkt worden sein. Als Ergebnis dreißigjähriger Arbeit und Gefahr resümiert 1580 ein Jesuit, «daß hin und wieder ein Krummer, Lahmer, Aussätziger sich bekehrte». Das gilt freilich nur für ein Teilgebiet. Insgesamt will der Orden in Japan Jahr für Jahr «einige tausend Seelen» gerettet haben, und gegen Ende des 16. Jahrhunderts sollen dort die Christen sogar auf 300000, bald auf das Doppelte und mehr angewachsen sein.

Doch es gab auch Verfolgungen, das blutigste Pogrom 1614 mit Tausenden von Martyrien. Und vorerst erntete Franz Xaver wohl mehr Gelächter und Verachtung als echtes Interesse für seine Botschaft des Kreuzes, mag er sie auch noch so leidenschaftlich vertreten haben. Als er 1551 Japan verließ, waren erst ein paar hundert Menschen gewonnen. Und kurz nach dem Betreten Chinas ist Franz Xaver gestorben, am 3. Dezember 1552 – und seine Leiche völlig unverwest geblieben, ja «noch heute nicht in Staub zerfallen ...»

Dieser Überlieferung dürfen wir ebenso vertrauen wie jenem wunderbaren Geschehen, das dem Apostel Indiens einst zwischen den Inseln Amboina und Boranura widerfuhr. Denn: «Damals geschah es, daß ihm sein kleines Crucifix, welches ihn auf allen Reisen begleitete, in das Meer fiel; nach Verlauf von 24 Stunden, als Xaver auf der Insel Boranura gelandet, schwamm ein Krebs, mit dem Crucifix zwischen den Scheeren, zu dem Gestade heran, stand vor Xaver damit still, der es auf den Knieen hinnahm, und kehrte dann wieder zurück.» Auch wir können dies so vertrauensvoll hinnehmen wie Franz Xaver sein Kreuz von dem findigen Krebs, wird es doch mitgeteilt in einem «Kirchen-Lexikon», das – so prangt es groß auf jedem Titelblatt des elfbändigen Werks – «unter Mitwir-

kung der ausgezeichnetsten katholischen Gelehrten Teutschlands» entstanden ist und überdies «Mit Approbation des hochwürdigsten Erzbischofs von Freiburg».[30]

Als die beiden Jesuiten Matteo Ricci, Gründer und (seit 1597) Oberer der neuzeitlichen Chinamission, und Michele Ruggieri aufgrund ihrer Sprachkenntnisse und ihres technisch-wissenschaftlichen Talents 1583 eine Aufenthaltsgenehmigung in China bekamen, reisten sie in buddhistischen Mönchskutten und paßten sich den Sitten und Bräuchen des Landes an, wo es nur ging. Insbesondere betonten sie Gemeinsamkeiten zwischen Christentum und Konfuzius-Verehrung, ja, interpretierten das Christentum als Erfüllung des Konfuzianismus. Ricci, seit 1601 in Peking, konnte Verwandte des Kaisers taufen und eine Kirche erbauen, der deutsche Jesuit Johann Adam Schall von Bell zum Mandarin erster Klasse aufsteigen und Direktor des Astronomisch-Mathematischen Amtes in Peking werden, das bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in jesuitischen Händen blieb.

Aber trotz ihres zeitweiligen Einflusses auf den Kaiserhof blieb auch die Wirkung des Christentums auf China, wo es erstmals im Frühmittelalter durch syrische und persische Kaufleute über die Seidenstraße als Kirche der «Nestorianer», dann wieder im Spätmittelalter unter den toleranten Mongolenkhanen eingedrungen war, sehr gering. Immerhin vermochte es diverse Verfolgungen und Rebellionen zu überstehen und zählte um 1700, wenige Jahre nachdem die Kangxi-Kaiser der fremden Religion 1692 dieselben Rechte zugebilligt hatten wie dem Taoismus und dem Buddhismus, 300000 Mitglieder.

Jesuit Matteo Ricci, für die Chinesen, so heißt es, «der große Mann aus Europa», eröffnete also die neuzeitliche Christianisierung des Riesenreiches. Dabei «missionierte» er zunächst, indem er Christliches möglichst vermied, die Kirche nicht als Kirche erscheinen ließ, sondern nur als «Haus, in dem man predigt». Auch trat er anfangs weniger als Missionar denn als Gelehrter auf, der mit abendländischer Wissenschaft, mit Mathematik, Geometrie, Astronomie, Geographie, Philosophie, Musik imponiert, religiöse Angelegenheiten aber «äußerst vorsichtig» behandelt hat und «mit

den Geheimnissen des Christentums noch zurückhielt». Den Buddhismus dagegen machte er fertig, Konfuzius schonte er.[31]

Die Anpassung an chinesische Riten war unter den Jesuiten zunächst umstritten. Riccis Nachfolger Niccolò Longobardi verwarf sie, doch gestattete dann die Gesellschaft die Opfer für Konfuzius, gewisse Arten der Ahnenverehrung, die Teilnahme an heidnischen Kulten u.a. Mehrere Orden jedoch, Dominikaner, Franziskaner, Lazaristen, bekämpften dies, und die Auseinandersetzung, der sogenannte Ritenstreit, verschärft durch Ordensrivalitäten und kirchenpolitische Kontroversen, dauerte über ein Jahrhundert fort, wobei auch die Päpste gegensätzliche Standpunkte eingenommen und verschiedene Seiten unterstützt haben. Paul V. erlaubte 1621 Annäherungen an den Konfuzianismus, mehrere seiner Nachfolger aber trafen gegenteilige Entscheidungen, so Klemens XI. 1704 und 1715. Ja Benedikt XIV. (der gute Beziehungen zu Friedrich II. von Preußen unterhielt und selbst von Voltaire geschätzt worden ist) forderte 1742 von jedem China-Missionar einen feierlichen Eid auf das Verbot – und Pius XII. hob 1939 alle Erlasse seiner Vorgänger wieder auf.[32]

SCHEIN UND SEIN UND ERSTE ANFEINDUNGEN

Der neue Orden sollte zeitgemäß, den neuesten Verhältnissen angepaßt sein – Anpassung gehörte überhaupt zu seinen wichtigsten Verhaltensformen, Anpassung nach oben, nach unten, nach allen Seiten; nicht als Selbstzweck natürlich, sondern als Weg zum Erfolg, als Mittel zur Macht. So stellte man sich auf den jeweiligen Adressaten ein und zeigte sich scheinbar, je nachdem, mehr oder weniger adaptationsbereit.

In Irland sollten die ersten Jesuiten, nach einer dringlichen Ermahnung des Ignatius, den Iren sich «möglichst anbequemen und ‹allen alles werden›». Und um Analoges ging es auch, als man 1574 einige Patres nach Luzern delegierte und ihnen der oberdeutsche

Provinzial empfahl, sich der Einfachheit des Volkes in allem möglichst anzupassen. «Bei den Predigten sind tadelnde Ausdrücke zu meiden, Liebe und Bitte soll vorherrschen. Auch sollen die Beweise der Häretiker nicht durchgenommen, sondern die katholischen Lehren eingeprägt werden, solid, populär und kurz, nicht zu gelehrt. Dasselbe gilt von der Katechese. In ihren Forderungen sollen sie bescheiden sein, die Sprache gut lernen, Frauen außer der Beicht nicht leicht vorlassen. Mit den Priestern und dem Klerus überhaupt dürfen sie nicht streiten, auch deren Fehler vorerst nicht berühren. Durch die Tat sollen alle erkennen, daß sie nichts für sich, sondern nur das Heil der Seelen suchen.» Tatsächlich suchten sie nichts weniger als das Heil der Seelen, und nichts mehr als den Erfolg für sich.[33]

Vordergründig ging es aber immer um das Seelenheil, den schönen Schein. «Das Antliz, das die Gesellschaft Jesu der Welt zeigt, ist Schein: doch muß man das Gesicht sehen, das sich hinter den Kulissen verbirgt» (Tondi). Als der Jesuit Claude Le Jay am Hof des Herzogs Ercole II. von Este in Ferrara die in calvinistische Häresie verstrickte Herzogin Renata (Tochter Ludwigs XII., Schwägerin Franz' I. von Frankreich, die man als «Ketzerin» gelegentlich sogar gefangenhielt) «bekehren» sollte, wies ihn Ignatius an, «den Herzog als seinen wahren und einzigen Obern anzusehen.»

In Indien freilich glich man sich den Ärmsten der Armen an, ging der hl. Franz Xaver, der einstige navarresische Edelmann, mit bloßen Füßen und zerrissener Kleidung herum. Selbst als ihm ein König des Landes viel Geld gab, verteilte er es an die Armen – baute aber gleichwohl längs der Küsten fast fünfzig Kirchen!

Wurden Prunk und Pomp erwartet, konnte man auch damit dienen. Als Gregor XIII. noch in seinem Todesjahr 1585 eine Gesandtschaft japanischer Christen empfing, hatten sie die Jesuiten auch deshalb angeregt, um vor den Leuten aus dem fernen Osten aufzutrumpfen mit «der viel höher stehenden Kultur des Abendlandes und dem Glanz der katholischen Kirche».

Besonders sensibel sollte man selbstverständlich im Umgang mit Hochgestellten sein, sollte sich da erst gründlich informieren, ehe man zum Eigentlichen kam. Als deshalb 1547 der junge Juan de

Polanco SJ in Florenz die Errichtung eines Kollegiums verdarb, weil er Herzog Cosimo und die Herzogin allzu besserwisserisch belehren wollte, tadelte Ignatius, so etwas dürfe man «erst dann tun, wenn man bei solchen Herrschaften sich Zuneigung, Vertrauen und Ansehen verschafft hat», und demütigte ihn.[34]

Der Erfolg versprechende Schein war wichtig, das Mittel zum Zweck, zur Macht, worauf hier alles ausgerichtet war. Diente doch die gesamte Ordensverfassung «zur Beherrschung ganzer Gesellschaftskreise, Höfe und Staaten» (Brandi). Und noch mehr diente dazu ein rigoroses Gehorsamsprinzip, was so weit ging und geht, daß der Jesuit den Superior, «wer immer es sei, als den Stellvertreter unseres Herrn Christi ansehen», daß er der Stimme des Superiors folgen muß, «als sei sie die Stimme unseres Herrn Christi» (Konstitutionen Regel 31 und 34); was wieder so weit geht, daß der Jesuit etwas, das seinen Augen weiß erscheint, als schwarz erklären muß, wenn die Kirche es als schwarz erklärt. Eine totale Aufhebung also des eigenen Urteils, eine Vernichtung der eigenen Persönlichkeit, verbunden mit einer bis ins Kleinste gehenden und so gut wie alles aufdeckenden Kontrolle, verbunden mit der Pflicht sowohl zur Gewissensrechenschaft, der lückenlosen Offenlegung noch des Innersten gegenüber dem Superior, «zur höheren Ehre Gottes», wie es in der Regel 40 der Ordenskonstitutionen ausdrücklich heißt, als auch zum systematischen gegenseitigen Ausspionieren, zur dauernden Denunziation (Regel 9).

Der General, theoretisch zwar der höchsten Ordenskongregation unterstellt, war praktisch das absolute Oberhaupt, hatte eine enorme Machtfülle, eine faktisch uneingeschränkte lebenslange Regierungsgewalt. Er konnte jedes Mitglied der Gesellschaft wann und wohin schicken und wie lange er wollte, konnte jeden nach unkontrollierbarem Belieben ernennen und absetzen. Der Jesuit sollte unauffällig, leicht beweglich, sollte jederzeit und überallhin in Marsch zu setzen, der Ordensapparat somit rasch und effizient verfügbar, ein jederzeit mobiles Einsatzkommando sein, entweder in konfessionellen Problemzonen oder in ganz neu zu gewinnenden Gebieten; überall sollte die Gesellschaft «ihr Netz auswerffen und seelen zu gewinnen» suchen.

Es ging keinesfalls, wie bei vielen, wenn nicht den meisten Orden, um Askese, persönliche Vervollkommnung. Die Agenten des Herrn lebten häufig nicht in enger Gemeinschaft, operierten oft sehr auseinandergezogen, durch kein – nicht erst damals weithin verhaßtes – Mönchshabit gekennzeichnet, vielmehr nach Landesart gekleidet, auch nicht durch Vielbeterei oder besonderes Fasten behindert. Zur Gewinnung größerer Flexibilität schaffte Ignatius ja die Ordenstracht und das gemeinsame Chorgebet ab (S. 129f.), schließlich auch die zur Weltbeherrschung gänzlich unbrauchbare Armut.[35]

Die Jesuiten, die es an Ehrsucht – durch scheinbare Demut kaschiert – nicht fehlen ließen, die sich mit Vorliebe «geringste Gesellschaft Jesu» (minima societas Jesu) nannten, sammelten eifrig Zeugnisse, Gutachten über ihre Wirkungsstätten und -weisen, Zertifikate, Expertisen, Lobhudeleien von Fürsten, von Königen, Herzögen, von Universitäten, Bischöfen, Inquisitoren, um renommieren zu können, um besser gegen die Anwürfe ihrer Feinde gewappnet zu sein. Dabei kam es ihnen nicht nur zustatten, daß sie kraft ihrer intellektuellen Schulung besser qualifiziert waren als die meisten anderen Religiosen, sondern daß sie auch prinzipiell unabhängiger waren, daß sie als exemter Papstorden eine herausragende Stellung genossen. Und da sie ja zur speziellen Unterstützung der römischen Hierarchen geschaffen worden waren, erwiesen ihnen diese im allgemeinen auch ihre besondere Gunst.

Schon Paul III. hatte die Gesellschaft noch kurz vor seinem Tod (1549) von der Zinspflicht befreit – übrigens auf Betreiben der Jesuiten selbst, genauer des späteren dritten Ordensgenerals, des hl. Franz von Borja (Borgia), Urenkels Alexanders VI. (VIII 321ff.!). Der Herzog hatte sich 1546 im geheimen der Societas angeschlossen und ihr drei Jahre darauf Pauls wohltuende Bulle zugeschanzt, die ihr auch die Befreiung (Exemption) von aller bischöflichen Gerichtsbarkeit gebracht.

Julius III. gründete 1552 das Collegium Germanicum, dessen Stiftung Ignatius unermüdlich betrieben, da es Priesternachwuchs, möglichst adeligen, nach Deutschland schicken sollte und auch bereits in den ersten Jahren auf 60 Zöglinge kam. Mit der Finanzierung des Kollegs wollte Ignatius ursprünglich nichts zu schaffen

haben, erhoffte aber bald dafür Geld von allen Seiten, von Prälaten, reichen Orden, weltlichen Fürsten.

Der Nachfolger Julius' III., Marcellus II. (1555), war mit Ignatius befreundet, hatte Jesuiten als Beichtväter und wollte einigen als seinen ständigen Beratern im Vatikan Wohnung geben. Pius IV. (1559–1565) empfahl den Orden Kaisern und Königen, mehrte seine Privilegien und rühmte seinen fruchtbaren Eifer, diese fast unglaublichen Fortschritte in kurzer Zeit.

Gregor XIII. (1572–1585), den man einmal einen wahrhaft «deutschen» Papst genannt, ihm auch «ein deutsches Herz» attestiert hatte, gilt als zweiter Gründer des Collegium Germanicum, dessen Neuerrichtung er 1573 mit 10000 Goldscudi jährlich dotierte. Er befreite es auch von allerlei Auflagen, unterstellte es direkt dem Papst und gründete noch ein Ungarisches, Englisches, ein Griechisches Kolleg in Rom. Und Klemens VIII. (1592–1605) erhob als erster Papst zwei Jesuiten, Francisco de Toledo und Robert Bellarmin, zu Kardinälen.[36]

Nicht zuletzt wegen seines Einflusses, seines brutalen Egoismus wurde der Orden von Anfang an und immer wieder stark angefeindet, auch von Katholiken, ja besonders in streng katholischen Ländern wie etwa Spanien.

So verhinderten 1548, gegen Ende des Pontifikats von Paul III., in Saragossa rivalisierende Religiose die Errichtung eines Jesuitenkollegs. Karmeliter, Franziskaner, Augustiner wehrten sich ebenso wie sämtliche Pfarrer der Stadt, sah sich der Weltklerus doch überhaupt durch den selbstsüchtigen Orden um seine zahlungskräftigeren «Kunden» gebracht, jenen wohlhabenderen Bevölkerungsteil, den die Gesellschaft aus den Pfarrkirchen in ihre Ordenskirchen zog.

Der Erzbischof von Toledo und Primas von Spanien, Juan Martínez Siliceo, soll die neuen Jünger Jesu «Ketzer» geschmäht haben. Und in Salamanca, wo man mit dem Finger auf sie zeigte und jeden für ehrlos hielt, der mit ihnen verkehrte, bekämpfte der Dominikanertheologe Melchior Cano, ein in ganz Spanien und bei Hof gefeierter Gelehrter (durch die Jahrhunderte immer wieder, ja mit seinem Hauptwerk «De locis theologicis», der Begründung der theologischen Methodenlehre, noch heute verlegt), erbittert die Jesuiten, die

er schlicht Vorauskommando des Antichrist schimpfte – seinerseits immerhin Berater Karls V. und Philipps II. sowie Bischof und Dominikanerprovinzial; stritt er doch 25 Jahre sogar gegen seinen eigenen Ordensbruder Bartolomé Garranza, Erzbischof von Toledo, dessen Inhaftierung durch die Inquisition, den Generalinquisitor Fernando de Valdés, und Verurteilung durch Papst Gregor XIII. er schließlich noch erreichte.[37]

Die Jesuiten waren auch bei Karl V., der ihnen die Niederlande verschließen wollte, nicht sehr angesehen. Ja, selbst manche Päpste teilten diese Abneigung; besonders Paul IV. (1555–1559), der nicht nur gegenüber Spanien und den Spaniern, sondern auch gegenüber Ignatius seit ihrer ersten Begegnung 1536 in Venedig eine starke Antipathie hegte, die übrigens ganz gegenseitig war, so daß bei Carafas Papstwahl am 23. Mai 1555 dem Jesuitenchef, nach eigenem Bekenntnis, «alle Knochen im Leibe» gezittert hatten. Doch stellte er sich sofort um: zwei Tage später pries er «die hervorragenden Eigenschaften» des neuen Kirchenhauptes.

Vorübergehend überspielte offenbar auch Paul IV. seine Aversion, doch machte sie sein Verhalten immer wieder deutlich. So stellte er die finanzielle Unterstützung des Jesuitenkollegs ein, was, da ihm die meisten Kardinäle folgten, schlimme Auswirkungen hatte. Auch befahl er den Jesuiten ein nur dreijähriges Generalat und die Einführung des von Ignatius einst heftig abgelehnten Chorgebets. Bei dieser Gelegenheit nannte er den toten Ignatius einen «Tyrannen», die Jesuiten «Rebellen», den «Ketzern» nahe, und erwartete eines Tages einen Teufel aus ihren Reihen. Auch drohte er ihrer bevorstehenden Generalversammlung, daß sie ohne seine Bestätigung nichts bestimmen könne; «auf frühere päpstliche Gewährungen solle man nicht zu viel vertrauen, denn was ein Papst zugestehe, könne ein anderer Papst wieder aufheben»; ein bedenkenswertes Wort – und wirklich annullierte schon Pauls Nachfolger Pius IV. das gegen die Gesellschaft geschmetterte Dekret seines Vorgängers.

Später kam es zu einer Verschwörung innerhalb des Ordens, nachdem schon der erste spanische Provinzial Antonio Araoz die römische Ordensleitung kritisiert hatte, und 1586/1587 zitierte die spanische Inquisition 21 Jesuiten zu sich und warf vier davon zwei

Jahre in den Kerker, worauf man weniger von ihnen hörte, «als wenn sie in Indien wären». Damals ließ auch Sixtus V. (1585–1590), der einstige Inquisitor von Venedig (der als Papst Inzest mit dem Tod bedrohte, ebenso Abtreibung, Sodomie, Kuppelei und Ehebruch), aus Spanien einen Jesuiten kommen und auf der Engelsbrücke hängen. Entging doch selbst Franz de Borja, der frühere Herzog von Gandia und nachmalige Leiter der Ordensprovinzen in Spanien und Portugal, nur dadurch der Inquisition, daß er nach Portugal entwich.

In Spanien predigte seinerzeit der Dominikaner Alonso de Avendaño siebzehn Jahre gegen die Jesuiten, kanzelte sie als Häretiker, Heuchler, Pharisäer ab und bekreuzigte sich, wenn er einem begegnete. Spielte da auch persönliche Abneigung mit, kam es doch zwischen beiden Orden zu einer grundsätzlichen dogmatischen Gegnerschaft, als sie unter Klemens VIII. (1592–1605) im sogenannten Gnadenstreit, in der «größten dogmatischen Kontroverse» der Theologiegeschichte (Jedin), in aller Schärfe zusammenstießen, zeitweilig aber beide Lehren von der Kirche toleriert worden sind.[38]

STETE INDOKTRINATION
ODER: CUPIDO OCCUPANDI OMNIA

Galten die Dominikaner seit langem als der gelehrteste katholische Orden (selbst noch um die Wende zum 21. Jahrhundert unterstehen ihnen sechs Universitäten und sieben theologische Fakultäten), betätigten sich die Jesuiten mancherorts mehr als Seelsorger, Heiden- und Volksmissionare, als Katecheten. Sie aktivierten besonders das Wallfahrtswesen, die Heiligenverehrung, auch die Gebetsverbrüderung, denn das alles förderte wieder die «Frömmigkeit», das heißt hier die Anhänglichkeit an die römische Kirche, und es brachte Geld.

Trotz der Anfeindungen war die Gesellschaft angesehen, und nicht zuletzt deshalb, weil sie weithin das höhere Bildungswesen beeinflußt, ja zu einem maßgeblichen Propagandainstrument der Reform gemacht hat. Nicht nur die Päpste, auch viele Fürsten be-

riefen Jesuiten zur Erneuerung des Erziehungssystems. Und die Indoktrination der Jugend, der intellektuellen Schichten der Jugend (die «unteren» Schichten waren praktisch weit weniger interessant), wurde geradezu ihr Spezialgebiet, eine Hauptwaffe, mit der sie das Vordringen des Protestantismus im Reich wie außerhalb bekämpften.[39]

Die Jesuiten drillten vor allem den Nachwuchs der Catholica, einen in ihrem Sinn erneuerten Welt- und Ordensklerus, sie sorgten für Jugenderzieher, Volksprediger, für Schulen, wie Nikolaus Elgard, der Weihbischof von Erfurt, einmal sagte, «in denen Wissen und mehr noch Frömmigkeit gelehrt werde». Darauf kam es natürlich am meisten an, auf Pflanzschulen für die Funktionäre der Kirche. Seit der Jahrhundertmitte entstanden Jesuitengymnasien in Wien (1552), Ingolstadt (1556), Köln (1556), München (1559), Trier (1560), Mainz (1561), Dillingen (1564). Sie waren an Kollegien angeschlossen und hatten gewöhnlich über 500 Schüler.

Das jesuitische Schulwesen wurde durch Jahrhunderte gelobt, selbst von solchen, von denen man es weniger vermuten dürfte, von Francis Bacon (Baco von Verulam) oder Leibniz, während ein Kenner wie Paul Graf von Hoensbroech aufgrund vierzehnjähriger Ordenszugehörigkeit sich über das jesuitische Unterrichtssystem zu urteilen gezwungen sieht: «es ist schlecht», was er ausführlich dokumentiert. Man gewährte immerhin armen Schülern Konvikte, Freitische, Stipendien, hatte allerdings gern viele Zugänge aus dem Adel, um mit solchen Studenten einmal Schlüsselpositionen der Kirche zu besetzen, verhielt sich aber insgesamt schichtenneutral. Der Unterricht war kostenlos. Über dem alten Eingang des Collegium Romanum, der jesuitischen Musteranstalt, stand: «Schule für Grammatik, humanistische Fächer und christliche Lehre; gratis».

Falls dies je zutraf – später war die Behauptung von der «Unentgeltlichkeit des Unterrichts» eine glatte Lüge, war die Erklärung, «nicht um Gold, sondern aus Liebe zu Gott und den Nebenmenschen Schule» zu halten, ein «starkes, aber sehr gebräuchliches Stück jesuitischer Täuschung», versteht es der Jesuitenorden doch insgesamt, wie Hoensbroech hervorhebt, «*meisterhaft, aus seinen ‹geistlichen Verrichtungen› Geld und Gold zu gewinnen; kein im*

Erwerbsleben Stehender übertrifft ihn hierin an Geschick und auch nicht an Gier.»[40]

Im Jahr 1609 lehrten die Jesuiten allein in Mainz und Umgebung an 19 Schulen. Dabei wurden die Schüler nicht nur institutionell durch Sodalitäten vereinnahmt, sondern auch individuell und sollten dann natürlich als Multiplikatoren den jesuitischen Geist privat weiter vermitteln, ihre Familien und ihre Umwelt entsprechend instrumentalisieren. Auch das Jesuitentheater hatte so zu funktionieren, als Erziehungsmittel außerhalb der Schule, wobei man mit Vorliebe auf den Publikumsgeschmack abgestimmte Bibelmotive bot – Mixturen oft von Grausigem und Wunderbarstem.

Wie man sich überhaupt die Primitivität, den pseudoreligiösen Kitsch, den auch die Jesuiten in Umlauf setzten, kaum groß und grotesk genug vorstellen kann. Der Jesuit Rosignoli schreibt das Buch «Erbarmet euch der Seelen im Fegfeuer! Wunderbare Ereignisse aus dem Jenseits». Der Jesuit Terwekoren schreibt «Das Weihwasser des heiligen Ignatius von Loyola für alle Leiden der Seele und des Leibes». Der Jesuit Franz Cyprian wird 1637, nach Ostindien reisend, in den Himmel entrückt, kommt aber wieder. Ein Bild des Jesuiten Peter Canisius schwitzt 1633 in Quito (Ecuador) starken Schweiß aus. Ein Bild des Jesuiten Franz Xaver bewegt die Augen. Die Leiche des Jesuiten Johannes Berchmans macht eine Blinde auf beiden Augen wieder sehend. Derart Mirakulöses verbreiten die Jesuiten, wie die Mönche anderer Orden, in ungezählten «Erbauungsbüchern», und auch dies und tausend mehr natürlich «zur höheren Ehre Gottes».

Wen wundert's, daß sie auch in ihren Kirchen die schönsten Schätze, die großartigsten Reliquien horten und verehren lassen. In der Jesuitenkirche zu Ebersberg zum Beispiel: Stücke von den Windeln Christi, von seinem Schweißtuch, Partikel seiner Dornenkrone und einen Tropfen seines auf dem Ölberg vergossenen Blutes, einiges aus der Garderobe der hl. Maria, auch einen Zahn von Johannes dem Täufer, einen Finger des hl. Vinzenz, einen Schädel des hl. Sebastian, zwei Schädel von Gefährtinnen der hl. Ursula, kurz, so wunderbar es war: es war das Übliche. Und der Jesuit Agricola versichert, auch dies üblich, in seiner im Auftrag der oberdeutschen Ordensprovinz

verfaßten «Geschichte» dieser Provinz, daß selbstverständlich für die Echtheit all dieser Heiligtümer «die glaubwürdigsten Zeugnisse vorhanden sind» (de quibus omnibus monumentis fide dignissima testimonia adsunt).[41]

Hartnäckig und erfolgreich drang die Gesellschaft Jesu aber auch im akademischen Bereich vor.

Denn wie die Protestanten im Laufe des 16. und frühen 17. Jahrhunderts Universitäten etwa in Marburg gründeten, in Königsberg, Jena, Helmstedt, Gießen, Straßburg, Altdorf, so bauten die Jesuiten ihre universitären Stützpunkte in Dillingen aus, in Olmütz, Würzburg, Paderborn, Molsheim. Dabei wurde – auf beiden Seiten – die Theologie gegenüber Philosophie und Philologie wieder unangefochten führend, erzog man rigoros konfessionell, sorgte zuerst für theologischen Nachwuchs, bildete Studierende für den Kirchen-, dann für den Fürstendienst aus.

1648 unterhielt man im Heiligen Römischen Reich 18 katholische Hochschulen, an 17 davon lehrten Jesuiten. Es gab auch ausgesprochene – meist aus sogenannten Kollegien hervorgegangene und dann häufig nicht voll ausgebaute – «Jesuitenuniversitäten». Die erste derselben, Dillingen, war 1551 vom Papst zur Universität erhoben und 1563 dem Jesuitenorden übertragen worden. Es gab Jesuitenuniversitäten in Ingolstadt, wo man (freilich nicht nur hier!) beständig über «Ehrgeiz und Eigennutz» des Ordens klagte, «über die Begierde der Jesuiten, alles an sich zu reißen: cupido occupandi omnia»; es gab Jesuitenuniversitäten in Paderborn, Bamberg, Würzburg, Freiburg, kurz in Osnabrück. Die Jesuitenuniversität Molsheim im Elsaß sollte dort nach dem Wunsch Pauls V. der Bekämpfung der «Häresiepest» dienen. Es gab aber auch Jesuitenuniversitäten in Prag, in Graz, Innsbruck und anderwärts. Und überall drückte man ihnen natürlich seinen Stempel auf; die Mainzer Universität erhielt geradezu «den Charakter eines erweiterten Priesterseminars» (Jendorff).

Nun betätigten sich die Jesuiten aber nicht nur als sogenannte Seelsorger, als Erzieher, Heidenmissionare, «Ketzer»bekämpfer, sondern sie fungierten auch als Nuntien (Diplomaten), als Visitatoren, auch als Militärkapläne, wie Diego Laynez oder Jerónimo Na-

dal oder Edmond Auger, der unter Pius V. (1566–1572) in Lyon fast 2000 Hugenotten wieder in die alte Kirche brachte, dann Feldpfaffe bei den Truppen des Herzogs von Anjou und 1575 Beichtvater des französischen Königs Heinrich III. wurde, eines eifrigen Förderers der Gesellschaft Jesu.[42]

Die Beichtväter-Bande

Beichtvater bei einem Fürsten war einer der begehrtesten, weil einflußreichsten Posten. Die Jesuiten arbeiteten überhaupt bevorzugt auf der Basis persönlicher Beziehungen. Mit wahrer Passion machten sie sich an Einzelne heran. Und am liebsten war ihnen die Individualseelsorge natürlich bei Mitgliedern höheren Standes, je höher, desto besser.

Kein Geringerer als Klemens VIII. (1592–1605) hatte einst als Kardinal Aldobrandini in Polen sich mit eigenen Augen überzeugt, «daß die Jesuiten zu viel am Hofe und mit den Adeligen verkehrten». Und eben das Amt des Fürsten-Beichtvaters erlaubte es ihnen, insgeheim in die Politik fast aller Länder Europas entscheidend einzugreifen, und dies schon wenige Jahrzehnte nach Gründung des Ordens.[43]

Am 6. Juni 1606 schrieb der französische Gesandte in Venedig, M. de Canaye, an seinen König Heinrich IV.: «Durch jesuitische Schriftstücke, die man in Bergamo und Padua aufgegriffen hat, ist erwiesen, daß die Jesuiten die Beichten dazu benutzten, um sich über die Fähigkeiten, die Gemütsart und die Lebensweise der Beichtenden, über die wichtigsten Angelegenheiten aller Städte, wo sie wohnen, Kenntnis zu verschaffen, und daß sie ein so genaues Verzeichnis von allen hätten, daß sie die Kräfte, die Mittel, die Verhältnisse von jedem Staat und von allen Familien wissen.»

Doch auch und gerade dabei suchte man stets den Schein zu wahren. Schon auf dem Trienter Konzil gingen die abgeordneten Jesuiten Laynez, Salmerón und Le Jay abwechselnd jeden Tag seelsorgerisch zu den Armen vor der Stadt, als wäre es ihnen vor allem

darum zu tun. «In große Angelegenheiten», meldeten sie im Juni 1546 ihrem General, «mischen wir uns nicht ein, außer soweit es uns aufgetragen wird.» Tatsächlich ging es ihnen – dort und immer und überall – um nichts mehr als um große Angelegenheiten![44]

Zwar erweckten die Jesuiten stets eifrig den Eindruck, sich nicht in Politik zu mischen. Ja, sie konnten scheinbar davor warnen, konnten sich auf ausdrückliche Anweisungen ihres Ordens berufen, dessen 16. Generalkongregation 1730 dekretierte: «Alle Jesuiten, von denen Fürsten politische Tätigkeit beanspruchen, sollen erklären, es sei ihnen durch ihre Satzungen verboten, sich mit solchen Angelegenheiten irgendwie zu befassen.» Und noch 1847 schrieb Ordensgeneral Johannes Roothaan dem Pariser «Courrier français»: «*Politik ist der Gesellschaft Jesu völlig fremd.* Sie hat sich nie einer Partei angeschlossen, möge diese heißen, wie sie wolle. Der Zweck und der Beruf des Ordens ist größer und erhabener als alle Parteien ...» Scheinbar ganz treuherzig-unbefangen erinnert der General daran, vom Herrn zum Heil der Seelen, zum Dienst Gottes berufen zu sein, aber alles zu vermeiden, wovor «unser Beruf zurückschreckt.» Ja, ganz «nachdrücklich und ernstlich» untersagt er den Seinen, «sich in solche öffentliche Geschäfte einzulassen», befiehlt er ihnen, «daß sich keiner mische in die öffentlichen und weltlichen Geschäfte der Fürsten, die sich auf den Staat beziehen, und sich keiner unterfange, die Sorge für politische Dinge zu übernehmen.»

Da die Ordenssatzungen Jesuiten, die Berater von Fürsten sind, das Eingreifen in die Politik verbieten, kann dies die Gesellschaft nicht einfach erlauben. Ordensgeneral Aquaviva, der fünfte General, ein Neapolitaner, warnt so gleichfalls vor politischer Tätigkeit, indem er seinen Untergebenen gebietet, sie sollen «klug ablehnen ...». Der Akzent liegt auf klug, denn der General fährt fort, «sie sollen den Fürsten suggerieren (suggerant), in *einigen* Dingen sich auch *an andere der Unsrigen oder an Auswärtige* zu wenden, wie es die Sache mit sich bringt, *damit es nicht den Anschein habe, als ob die Unsrigen alles leiteten*: ne videantur nostri omnia movere». Man sieht sofort, so ernst ist diese Warnung nicht gemeint.[45]

Wichtig war da, wie freilich in der ganzen Kirche, der schöne Schein, die Täuschung. Und dem kam gerade die Stellung beson-

ders entgegen, der die Jesuiten überall begierig zustrebten, die Stellung eines Fürsten-Beichtvaters. Denn über sie konnte man zugleich am unauffälligsten und am wirksamsten politisch agieren, und dies auch noch an höchster Stelle.

Schon Ignatius von Loyola selbst hatte dem König von Portugal sowie den Herzögen Hercules von Ferrara und Cosimo von Medici Patres als Beichtväter zur Verfügung gestellt. Zwar sah sich der Orden schon bald genötigt, ein Fürsten-Beichtväterverbot zu erlassen, beschloß doch bereits die 2. Generalkongregation 1565, «weder Fürsten noch anderen weltlichen oder geistlichen Herren irgendeinen der Unsrigen anzuweisen, der ihrem Hofe folge und an ihm wohne, um das Amt eines Beichtvaters oder eines Theologen oder irgendein anderes Amt zu versehen ...» So ernst aber war auch dies wohl wieder nicht gemeint, fährt das Dekret ja unmittelbar darauf fort, «... außer für die ganz kurze Zeit von einem Monate oder zweien».

Und Ordensgeneral Aquaviva will zwar einerseits den Fürsten-Beichtvater nicht «in äußere und politische Geschäfte» verwickelt, will ihn nicht «als Tadler von Ministern und Höflingen» sehen; das Amt als solches freilich möchte er erhalten wissen, wenn nämlich die Gesellschaft Jesu vor ihm «nicht mehr fliehen kann, *weil wegen verschiedener Umstände die größere Ehre unseres Gottes und Herrn es zu verlangen scheint ...*» Nun, diese größere Ehre kann natürlich alles mögliche verlangen, und der Fürst hat dann nur «geduldig» anzuhören, «was immer der Beichtvater, *nach der Stimme des Gewissens*, ihm täglich (!) *einzuflößen* (suggerendum) für gut hält.»

Diese schlaue Formel vom «Gewissen» spielt für die Fürsten-Beichtväter fortan eine große Rolle. Nach außen zwar – es gab im Jesuitenorden für Fürsten-Beichtväter offizielle und geheime «Instruktionen» – weist man auf das offizielle Verbot politischer Betätigung hin, insgeheim aber kann und soll der Beichtvater dem Fürsten einflößen, «was immer das Gewissen ihm diktiert» (quidquid dictante sibi conscientia). Ordensgeneral Carafa beispielsweise erläßt eine für die Öffentlichkeit bestimmte «Enzyklika» gegen politische Betätigung der Jesuiten, erklärt aber in einem vertraulichen Schreiben vom 23. Mai 1648 dem Rektor des Jesuitenkollegiums in

Münster, Gottfried Cörler: «Was meine Enzyklika betrifft: die Unsrigen möchten sich nicht in Geschäfte des Krieges und des Friedens einlassen, so *war es nicht meine Meinung, dadurch zu verhindern, daß die Unsrigen im Beichtstuhle die Gewissen derjenigen, die sich mit Zweifeln an sie wenden*, leiteten, sondern nur, daß sie außerhalb der Beichte solche Dinge behandelten».[46]

In ganz Europa mischte sich die Gesellschaft Jesu strikt satzungswidrig in die Politik. Sie versuchte Schweden durch fortdauernde Bearbeitung des Königs katholisch zu machen (S. 168 f.) und ebenso – hier durch Krieg und krassen Betrug – das orthodoxe Rußland (S. 170 ff.). Unter Heinrich III. von Frankreich fördert der Jesuit Matthieu in Rom, Paris und Madrid nachhaltig den Herzog von Guise und die Liga. In Österreich mischt sich Pater Viller, einer der politisch aktivsten Jesuiten des Landes, massiv in die habsburgische Ehepolitik; der Jesuit Blyssem, Provinzial der österreichischen Ordensprovinz, ventiliert ebenso Maßregeln gegen die Türken wie gegen die «störrischen häretischen Untertanen» des Erzherzogs von Graz. Er schreibt ein Gutachten «über die militärisch-politische Frage, ob und wie die Burg zu Graz gegen die Protestanten zu besetzen sei», berät auch den Erzherzog betreffs «Übergabe des Zeughauses und der Artillerie an die Katholiken» oder über die «allmähliche, geräuschlose Vermehrung der Soldaten auf der Burg» und dergleichen mehr, weist es aber weit von sich, Politik zu treiben, versichert vielmehr kühl: «Ich enthalte mich aller politischen Ratschläge, sondern verhandle nur über das, was meines Amtes ist, d.h. was sich auf das *Gewissen* bezieht» – wobei sein Gewissen so feinfühlig ist, daß er seine satzungswidrigen Berichte nach Rom unter lauter Decknamen schickt.

Im Osten waren die Jesuiten nach der Abdankung Johann II. Kasimirs (September 1668) in die polnische Königswahl verstrickt, noch viel dramatischer im Westen in den Fall der Stuart, für die Jesuit Creighton dem Herzog von Lennox 15 000 Mann Truppen versprochen hatte, während seine Ordensbrüder, der Engländer Parsons und der Franzose Matthieu, eng mit dem Herzog von Guise kooperierten, der mit allen Mitteln den Sturz der britischen Königin Elisabeth betrieb.

Die Gesellschaft Jesu war sehr direkt am Dreißigjährigen Krieg beteiligt (S. 316). Noch kurz vor dessen Ausbruch putschte auch der Jesuit Maggio, der Beichtvater Kaiser Rudolfs II., diesen durch eine Denkschrift wie durch mündliche Vorstellungen mit äußerster Schärfe gegen die Protestanten auf. Und ebenfalls beteiligt waren die Jünger Jesu an der Revolution in Portugal in der Mitte des 17. Jahrhunderts, wo sie einen großen Einfluß auf die königliche Familie und den Hof hatten. «Keine Stelle», schreibt der Sekretär der französischen Gesandtschaft in Wien, Georgel, «wurde in der Verwaltung des Staates oder der Kirche ohne ihre Zustimmung und ihren Einfluß verteilt».[47]

Ähnlich verhielt es sich an vielen europäischen Höfen. Der Jesuit Cordara, 35 Jahre lang bis zur Aufhebung der Gesellschaft 1773 offizieller Ordens-Historiograph, behauptet sogar, «reges ac principes prope omnes Europae solis Jesuitis utebantur conscientiae arbitris» (fast alle Könige und Fürsten Europas hatten nur Jesuiten als Lenker ihrer Gewissen) – und manchmal sollen Regenten auch durch Drohungen gezwungen worden sein, die einflußreichen Stellen mit Jesuiten zu besetzen, die letzten Endes ja gar nicht zugunsten der diversen Herrscherhäuser operierten, sondern diese nur zur Realisierung ihrer eigenen Zwecke benutzten, also zur höheren Ehre Gottes – wenngleich man auch wieder, wie etwa der Jesuit Parsons, selbst den Papst betrügen konnte zugunsten des spanischen Königs. (Parsons führte zur möglichst ungestörten Abwicklung seiner Absichten mehr als ein Dutzend falscher Namen.)

Verschaffen wir uns einen kurzen, wenn auch sehr fragmentarischen Überblick.

Ignatius von Loyola selbst war Beichtvater der Herzogin Margarethe von Farnese, der Tochter Kaiser Karls V. Und er stellte die Patres Le Jay, Polanco und Pelletier den Herzögen Hercules von Ferrara und Cosimo von Medici als Beichtväter zur Verfügung sowie ebenfalls die Patres Gonzalez und Miron als Beichtväter dem König von Portugal. Jesuit Cheminot war Beichtvater des Herzogs Karl IV. von Lothringen, ebenso Beichtvater der Herzogin; Jesuit Bodler war Beichtvater des Herzogs Philipp Wilhelm von Neuburg und Jülich-Berg; Jesuit Mengin war Beichtvater des Herzogs Wilhelm

von Bayern; Jesuit Vervaux Beichtvater Maximilians I. von Bayern; Jesuit Viller Beichtvater des Erzherzogs Karl von Steiermark; Jesuit Maggio Beichtvater Kaiser Rudolfs II.; Jesuit Lamormaini Beichtvater Kaiser Ferdinands II.; Jesuit Kampmiller Beichtvater der Kaiserin Maria Theresia; Jesuit d'Aubanton Beichtvater Philipps V. von Spanien (die Gesellschaft setzte die regelmäßige Ernennung eines Jesuiten zum königlichen Beichtvater in Madrid sogar durch einen Geheimartikel 1720 vertraglich fest); Jesuit Cloton war Beichtvater Heinrichs IV. von Frankreich, seine Tochter, die Herzogin Christine von Savoyen, hatte den Jesuiten Monod zum Beichtvater, von dem sein Biograph Raimond sagt, er beherrschte Paris, Madrid, Rom und Turin. Jesuit Caussin war Beichtvater Ludwigs XIII. von Frankreich; Jesuit La Chaise Beichtvater Ludwigs XIV. von Frankreich, ebenso der Jesuit Tellier (auch Letellier); Jesuit Warner, zugleich Provinzialoberer der britischen Jesuiten, war Beichtvater des Königs Jakob II. von England.[48]

Nicht in der Theorie, aber für die Praxis wurde die Institution der Fürsten-Beichtväter geschaffen – und das zeigt schon die tiefe Heuchelei, Verschlagenheit, Doppelzüngigkeit, die Unwahrhaftigkeit der Sache –, um Politik zu treiben, vor allem Politik, mochte man auch noch so sehr das «Gewissen» dafür vorschützen, die Seelsorge. Der Orden hatte auf diese und andere Weise die meisten Fürsten und politisch einflußreichen Männer Europas eher mehr als weniger in der Hand, und dies auf die unauffälligste Weise.

Der Jesuit Eduard Petre, am Sturz des Hauses Stuart besonders beteiligt, war seit Herbst 1687 Mitglied des Königlichen Geheimen Rats (Privy Council) und ein Günstling Jakobs II., der Petre zum Kardinal zu machen wünschte. Der toskanische Gesandte in London, Terriesi, berichtet am 22. Juli 1686 dem Großherzog: «Der *Jesuit* Petre, der ihn (den König) beherrscht, ist der Mann, ihn zu Extremen zu treiben, ohne an die Folgen zu denken; *er ist das primo mobile* in der *Regierung*.» Und meldet am 30. Dezember 1686: «Der Jesuit Petre beherrscht mehr als je den Geist seiner Majestät ...»

Welchen Einfluß der österreichische Jesuit Eberhard Nidhard in Spanien hatte, signalisiert schon die Aufzählung seiner Ämter und Aufgaben. Erst bereits Beichtvater am Wiener Hof, wurde er auch

Beichtvater der spanischen Königin, wurde spanischer Staatsminister, Generalinquisitor, Gesandter in Rom, Erzbischof und Kardinal. Im April 1667 schreibt der venezianische Botschafter zu Madrid, Marino Zorzi, an die Signoria, daß Nidhard «die spanische Monarchie regiere».

Ähnliches wird von dem Luxemburger Jesuiten Lamormaini im Hinblick auf Kaiser Ferdinand II. überliefert. Es heißt, Lamormaini tyrannisiere Ferdinand und die Fürsten, er habe den Kaiser so in seiner Gewalt, daß nicht der Kaiser, sondern die Jesuiten regieren. «Der Kaiser folgte dem Rat und dem Urteil seines Beichtvaters, ‹wie das Schaf dem Hirten› und weihte ihn, um sein Gewissen nach jeder Richtung sicher zu stellen, in alles, auch in die unbedeutendsten Kleinigkeiten ein» (Steinberger).[49]

Während man aber nach außen nur für das Eine, das not tut, zu sorgen schien, für die Seele, die ewige Seligkeit, für die ja auch heute noch so großmäulig wie vage herumgeisternden «christlichen Werte», ging und geht es, allen Bestreitungen zum Trotz, im Entscheidenden immer nur um Macht und Geld, ging und geht es, stets von neuem zu betonen, um Täuschung, den bloßen Schein, geht es darum, der Welt ein X für ein U vorzumachen, um desto sicherer jenes Sein zu bekommen, das man ohne den Schein kaum je bekommen hätte und schon gar nicht mehr bekommen würde.

Das ist in der ganzen christlichen Kirche so (und gewiß nicht nur da), bei den Jesuiten jedoch besonders, was zeitweise ihre großen Erfolge bedingte.

Sie umgaben sich, schon seit Ignatius, mit einer mystischen Aura, und war doch bloß Aftermystik (vielleicht ja ohnedies nur eine Tautologie). Sie taten alles, auch schon seit Ignatius, zur höheren Ehre Gottes, hatten indes für ihn selbst kaum noch Zeit und kürzten die tradierten Kontakte zu ihm. Sie ließen sich – und auch dies beginnt, wofür es genug Belege gibt, bereits beim großen Ordensstifter – generös von Frauen unterstützen, wollten dann aber wenig oder nichts mehr mit ihnen zu schaffen haben, ausgenommen adlige Frauen, reiche Frauen, einflußreiche Frauen oder auch einfach zu mißbrauchende, wie ja auch Ordensbrüder, Ordensschüler etc.

Viele geben sich gern asketisch, abgetötet, frönen aber insgeheim

dem Wohlleben, nach außen freilich, so der Graf von Hoensbroech, «mit peinlichster Sorgfalt» abgeschirmt (denn woher sonst das Geld und immer wieder neues Geld!). Die armen Söhne des Loyola essen gerne gut – Jesuit Alighiero Tondi behauptet gar, aber das schon im fortschrittlichen 20. Jahrhundert: «Wer wollte, konnte den ganzen Tag essen. Es gab keinerlei Beschränkung» (außer in der Ordensregel 14: Papier). Sie essen nicht nur gern gut, sie reisen auch gern gut, leben gern in schönen Villen, genießen gern gepflegte Gärten. Dabei reden sie, und ebenfalls schon seit Ignatius, immer wieder über Armut und horten doch immer mehr Reichtümer, horten, während sie sich unentgeltlich, bescheiden geben, Geld, von allen Seiten Geld und Güter, ein riesenhaftes Grundeigentum.

Man kassiert – vielleicht nicht immer, doch meistens – Geld auch für «geistliche Dienste», für Exerzitien, Volksmissionen, Predigten, Festpredigten, Seelenmessen, kassiert an Wochenbetten, zumindest von Fürstinnen, und kassiert an Sterbebetten. Und kann auch gewiß nicht jeder, wie einst der zum Kardinal gemachte Jesuit Cienfuegos als kaiserlicher Gesandter in Madrid, jährlich über 70000 Goldgulden verprassen, auch Fürsten-Beichtväter zum Beispiel, arme Ordensleute doch, beziehen kein schlechtes Salär, in Spanien gelegentlich etwa 4000 Livres, in Frankreich über 6000 Livres; und sooft dort der Beichtvater bei Hofe aß, mußte man ihm eine Mahlzeit von sechs Gängen servieren. Der Beichtvater Ludwigs XIV., Jesuit La Chaise, bekam auch ein prächtiges Landhaus als Ruhesitz, übrigens dort, wo heute der nach ihm benannte berühmte Friedhof liegt: Père La Chaise.

Noch in Amerika besitzen die Jesuiten ausgedehnte Landgüter, riesige Schafherden, mitunter von 30000 Schafen, sie haben die größten Zuckerfabriken, haben Silberbergwerke. «Heiligster Vater!», schreibt am 25. Mai 1647 der Bischof Johann von Palafox aus Mexiko, «Ich fand in den Händen der Jesuiten fast alle Reichtümer, alle Liegenschaften, alle Schätze dieser Provinzen von Amerika.» Und noch im 20. Jahrhundert ist die Gesellschaft dessen, der nichts hatte, wohin er sein Haupt legen konnte, der wohl reichste katholische Orden, besitzt er beispielsweise die Bank of America, die größte Privatbank der Welt, mit 51 Prozent.[50]

7. KAPITEL

WITTELSBACHER UND HABSBURGER ALS TRÄGER DER GEGENREFORMATION UND DER KÖLNER KRIEG

«Für Toleranz war kein Raum ..., wo die Lebenswirklichkeit vom schieren Konfessionalismus (bis hin zum Bürgerkrieg!) bestimmt war.»
Michael Maurer[1]

«Von weittragenden Folgen für die konfessionelle Lage am Niederrhein war der Einzug eines Wittelsbachers ins Erzstift Köln. Neben den Wittelsbachern wurden die Habsburger die eifrigsten Vorkämpfer der Gegenreformation. Vor allem Ferdinand II. (1590–1637), der in Ingolstadt bei den Jesuiten erzogen war, betrachtete die Ausrottung der Ketzerei als seine Lebensaufgabe. Er eröffnete einen regelrechten Feldzug gegen seine evangelischen Untertanen. Binnen kurzer Zeit wurden Steiermark, Kärnten und Krain mit Gewalt rekatholisiert ... In Bayern arbeitete der ebenso fanatische Vetter Ferdinands, Maximilian I. (1598–1651), der spätere Große Kurfürst Bayerns, in demselben Sinne. Auch er war ein Jesuitenschüler.»
Walther von Loewenich[2]

«Die katholische Partei war erwacht, fest geeint, entschlossen und klug geführt, ging sie auf ihr Ziel los. Seit den achtziger Jahren setzte die gewaltsame Reaktion an vielen Stellen ein ... Als sichtbaren Wendepunkt darf man den Kampf um Köln 1582–1584 ansehen. Daß der Kurfürst Gebhard Truchseß von Waldburg bei einem Übertritt zum Protestantismus von seinen neuen Glaubensgenossen keine wirksame Unterstützung fand ... und daß spanische Truppen von den Niederlanden her eingriffen und den Abtrünnigen vertrieben, hat über die ganze Zukunft des Niederrheins und Westfalens entschieden. Köln blieb katholisch, und in der Folge verschwanden jetzt vor den spanischen Bataillonen auch die protestantischen Administratoren aus den westfälischen Bistümern. Man darf es sich einprägen: spanische Soldaten haben diesen Eckstein des katholischen Deutschlands eingemauert.»
Johannes Haller[3]

«Bonn, Neuß und Rheinberg hatten nun spanische Besatzungen. Und die spanische Zeit brachte über den Niederrhein noch viel mehr Elend als der frühere Kölner Krieg der Erzbischöfe. Die Entvölkerung des Landes nahm einen ungeheuren Umfang an. Plündern, Morden und Notzucht verwüsteten Land und Volk.»

Karl Brandi[4]

Die Bekämpfung des Protestantismus verschärfte sich seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, als nach dem übereinstimmenden Zeugnis venezianischer Gesandter neun Zehntel der deutschen Bevölkerung schon protestantisch waren. Eine Generation später waren es noch sieben Zehntel, wieder eine Generation später, zu Beginn des 17. Jahrhunderts, stand der Katholizismus hochgefährlich und zum Kampf entschlossen da.

Der eigentliche Träger der Gegenreformation im Heiligen-Römisch-Deutschen Reich wurde Bayern. Seine Herzöge Wilhelm IV. (gest. 1550) und sein Bruder Ludwig X. (gest. 1545) widerstrebten der Reformation von Anfang an und verhinderten sie weithin durch frühe Zensurmaßnahmen. Dabei verflochten sich religiöse und realpolitische Motive. Ja, das Herzogtum, das großenteils zur Kirchenprovinz Salzburg (Salzburg, Chiemsee, Freising, Passau, Regensburg) gehörte, wo der Bruder der Bayernfürsten Erzbischof war, wurde geradezu das Musterbeispiel eines «geschlossenen Konfessionsstaates», allerdings weniger durch die Landeskirche und ihre Bischöfe als durch die landesherrlich gelenkte, auf umfassende römische Privilegien gestützte Kirchenpolitik. Man bediente sich überhaupt gern des Papsttums, auch der Reformorden, besonders der Jesuiten, ließ sich selbst aber weniger gern von Rom hereindirigieren, eine Religionspolitik, die da und dort, mutatis mutandis, noch lange die Zeiten prägt.

Als erstes Land hatte Bayern die Trienter Dekrete umgesetzt, auch bereits gegenüber dem päpstlichen Nuntius Giovanni Morone offen für Gewaltanwendung plädiert, sogar einige Hinrichtungen des Glaubens wegen verfügt, darunter die Tötung des aus Heimweh nach seinem alten Vater zurückgekehrten Wittenberger Studenten

Leonhard Käser. Und wie anderwärts vermengte sich auch dabei oft Konfessionelles mit dynastischen Interessen, den Machtbestrebungen eben des Hauses Wittelsbach, gingen die frommen Bayernfürsten, territorial auf drei Seiten von den Habsburgern, Alliierten und Rivalen zugleich, umklammert, gelegentlich durchaus auf Distanz zu Kaiser und Kirchenführern.

So hatten die bayrischen Herzöge längst sowohl antievangelische Maßnahmen eingeleitet wie, wider den anfänglichen Willen der Bischöfe, Visitationen, Pfarr- und Mönchsreformen durchgeführt, aber sie hatten sich auch die Kontrolle über Glauben und Disziplin der Geistlichen, Religiosen, über Klerus- und Klostervermögen gesichert, hatten die Kirchenpolitik zum eigenen Vorteil instrumentalisiert, ja durch einen Krieg (S. 232ff.) das Erzstift Köln zu einer jahrhundertelangen Sekundogenitur ihres Hauses gemacht. «Konfessionelle Konfliktlagen nutzte Bayern konsequent für die Steigerung der eigenen Macht und der der Familie aus» (Körber) – wobei dies, wie gesagt, woanders selten anders war.

MÜNCHEN ALS «DEUTSCHES ROM», BAYERN ALS POLIZEISTAAT

Herzog Wilhelm IV. mit seinem Lehrer und Berater Leonhard von Eck einer der Hauptverantwortlichen dafür, daß das Land katholisch blieb, hatte bereits 1542 die Jesuiten gerufen. Unter seinem Sohn und Nachfolger Albrecht V. (1550–1579) wirkten sie an den in Ingolstadt und München gegründeten Kollegien, und während die Bischöfe sich kaum engagierten, bestimmte der unter dem Druck seines evangelischen Adels und der Last hoher Verbindlichkeiten zunächst religiös eher unentschieden erscheinende Herzog dann die konfessionelle Richtung, trat er für die Kirchenreform ein.

Beeinflußt vor allem von den Jesuiten und seinem betont katholischen Kanzler Simon Thaddäus Eck (Stiefbruder und Zögling des bekannten Luther- und Zwingligegners Johannes Eck), begann Albrecht V. nach dem Augsburger Religionsfrieden (1555) die Re-

katholisierung des Herzogtums, verschärfte sie nach dem Trienter Konzil und wurde, einen immer rigideren gegenreformatorischen Kurs steuernd, mit «Ketzer»riecherei, Erpressung, Denunziation der Gründer des frühneuzeitlichen bayerischen Konfessionsstaates, von dem 1615 der Hofhistoriograph Rader schreiben konnte: «tota regio nil nisi religio».

Doch obwohl Albrecht es für notwendig erklärte, zur Erhaltung der übrigen katholischen Lehren und Zeremonien «auch ein mitleidentliches Ein- und Nachsehen zu tun», wollte er bereits 1557 lieber «mit Weib und Kindern an den Bettelstab geraten, als noch weiter religiöse Zugeständnisse machen». Schließlich hatte schon Paul IV. an Albrecht besondere Erwartungen geknüpft und ihm noch im Jahr seines Pontifikatsbeginns 1555 ein Lob- und Dankschreiben geschickt. Pauls Nachfolger Pius IV. verlieh dem Bayern zahlreiche Privilegien, Kirchenzehnten, Nominationsrechte. Und Gregor XIII., ein Papst, der persönlich die Ermordung der englischen Königin betrieb, hatte zu ihm sein «meistes Vertrauen» unter allen deutschen Fürsten und suchte immer wieder seinen Rat. Bestand die bayerische «Staatskunst» doch durch die Jahrhunderte nicht zuletzt in einer engen Kooperation mit Rom, hin und wieder in blanker Hörigkeit. Gelegentlich fürchtete man aber auch Albrechts Übertritt (und, in seinem Gefolge, den ganz Süddeutschlands) zu den Neugläubigen.

Doch 1564 zerschlug der Herzog mit einem «Hochverratsprozeß», der offensichtlich der Abschreckung diente, die Häupter der Opposition, eine angebliche Adelsfronde der Protestanten, gewann er dem Katholizismus auch innerbayerische Enklaven zurück, gewann die Vormundschaft im evangelischen Baden. Zugleich förderte er die «Volksmission», führte «Religionsverhöre», strengste Zensur ein, ließ die Druckerpresse ebenso überwachen wie die Erziehung der Jugend. Die «Schulordnung der Fürstentümer Obern und Niedern Bayernlandes» von 1569 kontrollierte Lehrer und Schüler gleich rigoros. Und fortgesetzt bedrohte der Potentat alle Untertanen bei Widersetzlichkeit mit scharfen Strafen, während er sich selbst am kirchlichen Gebiet, am Klostervermögen vergriff und bereits ungehalten war über nur sehr vorsichtige, sehr höfliche kirchliche Beschwerden. So hatte er schon nach zwanzigjähriger

Herrschaft Bayern für den Papst gerettet, 1575 war es völlig rekatholisiert.[5]

Albrechts Sohn, Herzog Wilhelm V. der Fromme (1579–1598), wurde ganz von Jesuiten begleitet und geleitet, wofür er sie natürlich mit Wohltaten überschüttet hat, wie er überhaupt vielen «Heiligtümern», vor allem römischen, reiche Geschenke machte. Er soll (wie Gattin Renata) nie schwer gesündigt, soll wöchentlich wenigstens einmal gebeichtet und kommuniziert, täglich mindestens vier Stunden gebetet und obendrein mehrere Messen besucht, auch, nach jesuitischer Weisung, mittags und abends sein Gewissen erforscht haben. Dazu sammelte er eifrig Reliquien, u.a. vom Kurfürsten Brandenburgs gegen gute bayrische Flinten und englische Hunde eingetauscht, während der Pommernherzog zunächst zögerte, Heiligenreste herauszurücken «zur Bestärkung der Abgötterei». Erfährt man überdies, daß Herzog Wilhelm durch das Tragen härener Unterkleidung, durch Kasteiung und Geißelung sogar die mittelalterlichen Askesemeister überboten haben soll, wundert man sich wohl nicht, daß man seinen Hof ein Kloster, München das deutsche Rom genannt, daß er die Gegenreformation seiner Vorfahren und ihre innerkirchlichen Reformen intensiv fortgesetzt und seinen Nachfahren, trotz des Kumulationsverbotes, eine Fülle geistlicher Pfründen erworben hat, bis ihn eine enorme Verschuldung zur Abdankung zwang – dabei sprach ihn schon 1580 der Jesuitenprovinzial Hoffäus von der Zinszahlung frei, weil Gott das Zinsennehmen verboten habe.

Wilhelms Sohn und Mitregent Maximilian (1598–1651), Inbegriff eines Fürsten von Gottes Gnaden und des konfessionellen Absolutismus, auch vom Herrn mit einer gut fünfzigjährigen Regierung beglückt, nützte diese und machte Bayern zu einem klerikalen Polizeistaat, «zur eigentlichen Hochburg des religiösen und des politischen Katholizismus in Deutschland» (Brandi).

Maximilian ernannte Jesuiten zu seinen Beichtvätern, hörte täglich zwei Messen und betete stundenlang im Knien. Seine rechtgläubigen Schäfchen schottete er nicht nur möglichst von der «ketzerischen» Außenwelt ab (zum Beispiel durch das Verbot, auswärtige Protestanten zu heiraten oder durch die sehr erhebliche Erschwerung des

Studiums jenseits der Landesgrenzen), sondern er oktroyierte ihnen auch eine rigorose Sitten- und Kirchenzucht sowie strenge Strafen etwa bei Ehebruch, bei Verstößen gegen Fasten- und Abstinenzgebote, wobei er alles, von den Kochtöpfen bis zum öffentlichen Tragen von Rosenkränzen, durch amtlich beauftragte Spione, sogenannte «Aufstecher», überwachen ließ, die ihrerseits wieder «Oberaufstecher» kontrollieren sollten. «Ketzerische» Bücher wurden ausgemerzt, selbst in der herzoglichen Bibliothek nur verschlossen aufbewahrt und noch die Schlüssel dazu versiegelt! Alle Bediensteten, wie Beamte, Lehrer, hatten die Trienter Konzilserlasse zu beschwören, für den gesamten Hof war täglicher Messebesuch obligatorisch, für unkirchliches Verhalten gab es Geld- und Gefängnisstrafen, sogar das Fluchen wurde bedroht, in schweren Fällen mit dem Verlust eines Gliedes, ja des Lebens![6]

Nichts um «Gottes Lohn» allein

Allerdings wußten die Wittelsbacher mit ihrer Förderung des Katholizismus auch die ihrer dynastischen Interessen zu verbinden, die Bistümer von sich abhängig zu machen und dadurch ihre Hausmacht stetig zu stärken.

Nichts geschah um «Gottes Lohn» allein. So bemächtigte sich Herzog Albrecht nicht nur der kirchlichen Finanzquellen, sondern nötigte auch den Freisinger Bischof Moritz von Sandizell zum Rücktritt, um 1565 dem dortigen Domkapitel seinen eigenen Sohn, den gerade zwölfjährigen, schon früh mit vielen Pfründen bedachten Prinzen Ernst (1554–1612) als Administrator in temporalibus aufzuzwingen, was selbst Pius V. absegnete, obwohl es allen tridentinischen Reformgrundsätzen widersprach.

Und auch Papst Gregor XIII. – doch mit so viel angestammtem Familiensinn ausgestattet, daß er seinem Sohn Giacomo eine Grafschaft und ein Herzogtum kauft – billigte, allen Trienter Dekreten zum Hohn, die vielen Bischofsämter, die enorme Pfründenhäufung in der Hand des Bayern, der 1573 auch Bischof von Hildesheim

wird, dessen früherer Oberhirte, Herzog Friedrich von Holstein, zwar in Rom bestätigt, sich aber allzu herrschaftlich gerierte, «fraß und soff», «nie in die Kirche ging» (von Pastor). Und 1581 wurde Ernst auch Oberhaupt des besonders reich dotierten Bistums Lüttich, ja, er brachte noch die benachbarten Reichsabteien Stablo und Malmedy an sich sowie 1585 das Bistum Münster. (Und war bereits als Fünfzehnjähriger für die Bischofssitze Minden, Halberstadt und Magdeburg vorgeschlagen worden.)

Ernst von Bayern, der schließlich über vier Bistümer und zwei Reichsabteien gebot, erklomm sogar noch einen Erzbischofsstuhl, allerdings nicht ohne Krieg, den sogenannten Truchsessischen oder Kölner Krieg, der seit Mai 1583 «mit furchtbaren Verwüstungen» (Lexikon für Theologie und Kirche) jahrelang am Niederrhein und in Westfalen wütete – der erste Krieg seit 1555 zwischen den Konfessionsparteien im Reich, ein Nebenkriegsschauplatz des niederländischen Freiheitskampfes (S. 241 ff.). Bayern rettete dadurch nicht nur die nordwestliche Eckbastion des deutschen Katholizismus, nicht nur die katholischen Reste in Norddeutschland, es verhinderte auch eine protestantische Mehrheit im Kurfürstenkolleg, ja ein drohendes protestantisches Kaisertum, kurz, den Ruin der alten Kirche und die Alleinherrschaft des Protestantismus in Deutschland.[7]

Einige Bischöfe Kölns hatten mit der Reformation sympathisiert und ihren Sprengel zu protestantisieren gesucht. So die Kurfürsten Erzbischof Hermann von Wied und, zwei Jahrzehnte später, Erzbischof Friedrich von Wied. Hermann, der als erster Oberhirte im deutschen Reich die Reformation einführen wollte, wurde 1546/1547 exkommuniziert und abgesetzt (schlicht «unwissend», wie er nun eben war, theologisch «gänzlich ungenügend» und «nicht einmal des Lateinischen mächtig»: Ludwig von Pastor). Auch Hermanns Verwandter Friedrich von Wied verweigerte die Ablegung des tridentinischen Glaubensbekenntnisses und dankte ab. Und dessen Nachfolger Graf Salentin von Isenburg resignierte 1577 und heiratete.

Das Kölner Domkapitel aber soll bereits mit den aufständischen Niederländern über die Säkularisierung des Hochstifts verhandelt haben. Es war protestantisch infiltriert, gleich so manchem freilich,

dem Straßburgs zum Beispiel, was im «Straßburger Kapitelstreit» zu Doppelbesetzungen und Waffengängen der konkurrierenden Bischöfe führte. In Köln mißlang 1577 jedoch Albrechts V. Versuch, seinen Sohn Ernst auch auf den rheinischen Erzstuhl zu bringen. Selbst der Beistand Philipps II. von Spanien, Kaiser Rudolfs II. und Papst Gregors XIII. samt seinem doch so erfolgreichen Nuntius Bartolommeo Portia, nach Torquato Tasso klügster aller Nuntien, vermochte da nichts.

Erzbischof wurde seinerzeit Gebhard Truchseß von Waldburg (1577–1583), ein Neffe des Augsburger Bischofs Kardinal Otto Truchseß von Waldburg, eines eingefleischten Protestantenfeindes, des einzigen Reichsfürsten übrigens, der am 23. März 1555 gegen den Friedensschluß protestiert hatte.[8]

Es ist vielleicht nützlich, hier einmal den kontinuierlichen Fortgang des Berichts, die große Linie des Dargestellten und noch Darzustellenden zu unterbrechen, um durch die, wenn auch geraffte Betrachtung der Lebensbilder zweier Prälaten dieser Zeit – beide nicht nur damals hochgefeierte katholische Persönlichkeiten –, uns manche Eigenheiten der Epoche noch näher zu bringen, deutlicher zu machen.

Otto Kardinal Truchsess von Waldburg Bischof von Augsburg und «Protektor der deutschen Nation»

Die Waldburg waren ein schwäbisches, den staufischen Ministerialen zugehörendes Geschlecht mit dem Stammsitz bei Ravensburg. Seit 1526 nahmen sie das Reichstruchsessenamt erblich ein, wurden hundert Jahre später in den Reichsgrafenstand erhoben und 1803 gefürstet. Unter Ottos Vorgänger Christoph von Stadion (1517–1543), womöglich mit Jakob Fuggers Hilfe ins hohe Amt gelangt, griff die Reformation rasch im Bistum aus. Um 1527 gewannen die Zwinglianer, nach 1530 die Lutheraner die Oberhand, und Bischof Stadion, wohl zu weich, gelegentlich fast evangelisch,

Befürworter von Laienkelch, Priesterehe, deutscher Liturgie, wurde 1537 samt seinem Klerus aus der Stadt vertrieben.

Von Weichheit kann bei dem Nachfolger Otto Truchseß von Waldburg (1543–1573), einem Vetter des berüchtigten Georg, des «Bauernjörg», nicht die Rede sein. Er war so papsttreu wie katholisch, galt als Reformer, wurde in Dutzenden von Büchern altgläubiger Zeitgenossen als Wächter und Hirt Germaniens gefeiert, als zweiter hl. Augustinus. Und noch im 20. Jahrhundert nennt man ihn frömmer, ernster, tiefer als die meisten Prälaten seiner Zeit, preist ihn Ludwig von Pastor als «eine der stärksten Säulen der katholischen Kirche Deutschlands». Kam Otto doch, trotz höchster Fürsprecher, nicht auf den Kölner Erzstuhl, weil er dort den Domherren «viel zu fromm, zu geistlich» war «und in Religionssachen zu eifrig».[9]

Im «heiligen Turm» des Dillinger Schlosses («Turris sacra Dilingana») und anderwärts verwahrte der Fromme eine ungewöhnliche Menge von Reliquien, selbst solche von Seltenheitswert, wie mehrere Häupter von «Märtyrerjungfrauen» – und Jungfrauen schätzte Otto spätestens seit ihm, dem Domherrn, «maylendische junckfrewlin ... vil rub (Ruh) unnd weyl» raubten. Später bekämpfte er dafür desto intensiver in Augsburg die Konkubinen seines Klerus und tilgte Hinweise auf die Vaterschaft eines Geistlichen noch auf Grabsteinen aus, ließ auch einer weiteren Jungfrau in Loreto, seiner Lieblingswallfahrtsstätte, mit großen Kosten eine Kapelle errichten.

Nach Studien in Tübingen, Dole, Bologna und Padua trat der Truchseß, nicht von ungefähr schon als Student befreundet mit dem Papstnepoten Kardinal Alessandro Farnese, 1537 in den diplomatischen Dienst der Kurie. Und gerade zwei Monate in Rom, ernannte der einst von Alexander VI. geförderte Heilige Vater Paul III. («Kardinal Unterrock»: VIII 338, 443) den strebsamen Schwaben bereits zu seinem camerarius secretus, zum Päpstlichen Geheimkämmerer.

Damals sandten der Kaiser und Girolamo Aleander, der Wiener Nuntius, wärmste, von Otto selbst angeregte Empfehlungsschreiben nach Rom, und nun begann für den «Reformer» der Segen vergoldeter Gnaden, der zeitlebens anhielt (bald auch für seine Nepoten).

Otto errang die Anwartschaft auf Pfründen in den Bistümern

Speyer, Würzburg, Eichstätt, Konstanz bis zu einem Gesamtertrag von jährlich 1000 Goldgulden. Noch 1538 heimste er die Speyrer Domkantorei, 1540 die Domdekanei von Trient ein, ohne damit verbundenen Pflichten auch nur annähernd nachzukommen. Statt dessen bevorzugte er ein aufwendiges Dasein, führte er ja schon als Domherr in Pavia ein so genußsüchtiges, kostspieliges Leben, daß ihn sein Vater daran erinnerte, «nicht des Fortunatus oder Fuggers Säckel» zu haben. Dafür geht er dann als Bischof gegen das Betteln sowie das ihm besonders fatale Wirtshaussitzen (zumal von Schuldnern!) vor und stellt mit dem ihm eigenen Ton gegenüber Untergebenen fest, «daß nicht wenige Untertanen statt zu arbeiten faulenzen, fressend und saufend in den Wirtshäusern sitzen, Weiber und Kinder auf den Bettel schicken, um das erbettelte Almosen wieder zu versaufen». Er verbietet alle Gastereien in der vierzigtägigen Fastenzeit, verbietet Zechen und Tanzen auch während des Gottesdienstes morgens wie abends, erlaubt schließlich Tanz und Saitenspiel nur noch bei Hochzeiten, schärft Prozessionen und Gebete zur Abwehr der Türkengefahr ein, was so weit geht, daß beim Läuten der «Türkenglocke» um zwölf Uhr jeder, was immer er gerade tut, niederknien und beten muß.[10]

Kaum hat Otto 1543 die Nachricht vom Tod des Augsburger Oberhirten erhalten, setzt er Himmel und Hölle in Bewegung, um Bischof zu werden. Er jagt Eilpostbriefe an den Papst, den Kardinalnepoten Farnese, an König Ferdinand, den Kaiser, die bayerischen Herzöge, die Bischöfe von Trient, Salzburg und «ander mer» – erklärt aber unmittelbar danach, all diese Herren hätten ihn ohne sein Zutun, aus eigener «Bewegnis», gefördert; ja zwanzig Jahre später will er den Bischofsstuhl überhaupt nur auf Drängen des Domkapitels angenommen haben! (Nicht von ungefähr waren seine Beichtväter und Berater meist Jesuiten.)

Nach seiner Wahl empfing Otto, in Pracht und Prunk verliebt wie Ungezählte seinesgleichen, überall die notorischen Huldigungen. So ließ er sich beispielsweise unter dem Schloß Rettenberg im Allgäu von 1650 Männern «mit irer wer und harnasch» (sein ausdrücklicher Wunsch) in Schlachtordnung sowie mit acht oder zehn Blaskapellen samt Freudenschüssen hofieren «wie vnnderthonen wol

zustatt». Von den Bauern, die er ausbeutet und mit Strafen bedroht, mit zwei Ochsen beschenkt, zusammen 40 Gulden wert, spendet er den Spendern – bald als «Wohltäter der Armen und Waisen» gepriesen – 20 Gulden. Wahl und Regierungsübernahme («mit groser herrlichkeit») kosten 30000 Gulden.

Auf dem Reichstag in Speyer 1544 ernennt Karl V. den Bischof zum kaiserlichen «Generalkommisär» für Deutschland, was ihm jährlich 13000 Gulden einträgt. Der Papst erhebt ihn noch im selben Jahr zum Kardinal. Und schon im nächsten vermittelt Otto in Worms dem Herrscher für den Feldzug gegen die Schmalkaldener Geld und Truppen des Papstes, auch die Erlaubnis, kirchliche Einkünfte für Kriegszwecke zu verpulvern. Otto selbst erbittet zur Finanzierung seiner Aufrüstung die Ausschreibung eines Zehnten, die Verpfändung der hochstiftischen Güter bis zu 30000 Gulden sowie Breven, um geistliche wie weltliche Fürsten in den Krieg locken zu können, den Otto leidenschaftlich propagiert. Und gibt sich während allem dem «far amore» hin, Freund Kardinal Christoph von Madruzzo versichernd, «jede Vorsicht» walten zu lassen; im übrigen kenne er keine bessere Rache für die «Gerüchte», als mit einer hübschen Augsburgerin anzubinden.

Inzwischen laufen die Kriegsvorbereitungen weiter, tut der Bischof manchmal mehr dazu, als selbst dem Regenten lieb ist. Er beschleunigt den Abschluß des kaiserlich-päpstlichen Bündnisses, zieht den Markgrafen Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach, diesen besonders begabten Mordbrenner, ins katholische Lager, ruft die Prälaten auf, Gold und Silber für das nahende Blutvergießen zu spenden, verlangt selbst immer mehr Geld dafür, so daß ihm schließlich das eigene Domkapitel erklärt, seine «Kriegstreiberei» mache ihn bei hoch und niedrig verhaßt.

Der Konflikt nahm im Bistum Augsburg seinen Anfang, und Otto führte dem Kaiser vier Fähnlein Fußvolk sowie 200 Reiter zu, wurde Oberproviantmeister des Feldheeres, und seine Schulden sollen während des Krieges auf 350000 Gulden gestiegen sein. Doch heimste er von den oberdeutschen Städten und Herren, den Verbündeten der Schmalkaldener (Ulm, Augsburg, Ravensburg, Herzog von Württemberg etc.), derartige Entschädigungsgelder ein, daß ihm,

nach Bezeugung seines Kapitels, noch 164000 Gulden zu eigenem Nutzen verblieben.

Am 7. August 1546 zieht der Kardinal mit seinem ganzen, zehn Jahre lang aus Augsburg verwiesenen Klerus in die Stadt ein, die ihm als Schadenersatz 95000 Gulden erstatten muß. Natürlich erhält er wieder alle früheren «Rechte» für seine Priester und die Gerichtsbarkeit über sie, auch sämtliche Augsburger Kirchen, kurz, das «Zunftregiment» löst eine patrizisch-aristokratische Herrschaft ab, im gesamten Bistum beginnt eine rigorose Rekatholisierung.

Als es zum Fürstenaufstand kommt, treibt der Kardinal vergeblich zu einem Gegenschlag. Und vergeblich auch protestiert er auf dem Augsburger Reichstag 1555 gegen die Gleichberechtigung des katholischen und protestantischen Glaubens, den mühsam errungenen Religionsfrieden, ja sucht die geistlichen Fürsten dagegen derart aufzustacheln, daß ihn König Ferdinand wissen läßt, «ein kaiserlicher Reichstagskommisär habe eine andere Aufgabe als die Gemüter zu erhitzen».

Inzwischen starben Julius III. und Marcellus II., trat Paul IV. an. Und da sich Otto infolge seiner Hetze in Deutschland, wie er selbst sagt, seines Lebens nicht mehr sicher fühlt, übersiedelt er 1559 nach Rom, wo er im Herbst beim Konklave sogar 13 Stimmen (von gut 40) erhält, freilich auch einen schweren Zusammenstoß mit dem künftigen Pius IV. hat, den er jedoch gleich nach dessen Wahl in Briefen an Kaiser Ferdinand und Bayernherzog Albrecht in hohen Tönen preist, nicht zuletzt gewiß, weil er, der Hochverschuldete, vom neuen Heiligen Vater auch neue einträgliche Posten und Pfründen erhofft.

Stets seinem großen Ziel der «Wiederaufrichtung der Kirche in Deutschland» verpflichtet, drängt der Kardinal in den Jahren 1560/1562 zu einem weiteren Krieg, propagiert er beim Papst, bei Herzog Albrecht, König Philipp eine schlagkräftige katholische Liga, um die «Ketzerei» in Deutschland auszurotten. Doch als Herzog Christoph von Württemberg ihn und den Konstanzer Kardinal Markus Sittig von Ems-Hohenems im Januar 1562 öffentlich als Kriegstreiber brandmarken läßt, erklärt Otto, weder der Papst noch der deutsche Klerus hege Angriffsabsichten wider die Evangelischen

– und wünscht noch im selben Jahr vom französischen Hof Bekehrung der Hugenotten oder Vernichtung.

Jede Niederlage dieser «Ketzer» bejubelt er, feiert den verheerenden Sieg der königlichen Streitmacht und der päpstlichen Hilfstruppen über sie am 3. Oktober 1569 bei Moncontour als Werk der göttlichen Vorsehung und beglückwünscht 1572 den französischen König Karl IX. zum großen Pariser Blutbad, zur «Bartholomäusnacht».

1573 stirbt Otto – «fein christlich und mit guter vernunft». Und am 29. März 1602 fordert der Papst den Augsburger Bischof Heinrich von Knöringen, übrigens einen Verwandten Ottos auf, «ein würdiges Denkmal für den verstorbenen Kardinal und Protektor der deutschen Nation zu errichten, auf daß dadurch viele, besonders Deutsche, zum Tugendstreben angeeifert würden». Und noch 1576/1577 streitet Ottos Nachfolger Bischof Marquard vom Berg mit dem Salzburger Erzbischof Johann Jakob Khuen-Belasy länger als ein Jahr um zwei Truhen mit Silbergeschirr, die Otto 1559 dem Salzburger gegen ein Darlehen verpfändet hatte. Im übrigen war vom Berg nicht nur, wie Vorgänger Otto, ein eifriger Pfründenjäger, er sei auch, meldet Nuntius Bartolommeo Portia 1575 nach Rom, der «Ketzerei» verdächtig und öffentlicher Konkubinarier. Und zumindest letzteres hat wohl von dem Bischof, dem wir uns jetzt noch zuwenden wollen, um ein weiteres Lebensbild jener Tage etwas zu detaillieren, bisher niemand behauptet.[11]

JULIUS ECHTER VON MESPELBRUNN FÜRSTBISCHOF VON WÜRZBURG UND HERZOG VON FRANKEN PORTRÄT EINES «HERVORRAGENDEN HUMANISTEN» (MEISNER)

Noch ehe der in Franken bis heute Berühmte – aus dem wunderschönen Stammschloß der Echter im Spessart – die Protestanten bekämpfte, ging ihm damit sein Nachbar im Norden, der Fuldaer

Fürstabt Balthasar von Dernbach voran, nicht sehr erfolgreich, doch mit aller Energie, und dies obwohl er selber lutherischer Herkunft und in Hessen lutherisch herangewachsen war. Doch seit seiner Wahl 1570 zum Abt durch die Benediktinerpröpste griff der damals erst Zweiundzwanzigjährige die Neugläubigen an, verbot er das Einführen ihrer Bücher, verbot ihre Kirchenlieder im Gottesdienst, verbot schließlich jede Polemik gegen die alte Religion, jede Einmischung in seine Regierung. Er eröffnete 1572 ein Jesuiten-Seminar, hatte auch einen Jesuiten als Beichtvater, führte wieder Prozessionen und andere katholische Bräuche ein, suchte vor allem seine Kleriker und Mönche sittlich zu heben und die Trienter Vorschriften durchzusetzen. «Am meisten aber wirkte Balthasar selbst durch das Beispiel seines reinen Lebens und seiner Gottesfurcht». Dies betont kein anderer als der Historiker der Päpste, und von Pastor attestiert dem jungen Abt zudem «Charakterfestigkeit, Entschiedenheit, Ausdauer, Klugheit, Milde, verbunden mit tiefer Frömmigkeit und religiösem Eifer, in hohem Grade ...»[12]

Unbestreitbar und unbestritten ist auch, daß der Erzabt den Papst auf seiner Seite hatte, wie Rom überhaupt bereit schien, ihm Diözesanrechte einzuräumen. Doch hatte er andererseits die evangelischen Ritter seines Hochstifts gegen sich und allmählich, je länger desto mehr, auch sein eigenes unbeständiges, von protestantischen Gedanken durchsetztes Domkapitel. Mit beiden jedoch, den Rittern wie dem Kapitel, führte der Würzburger Bischof Julius geheime Verhandlungen, während dem Fürstabt auch der Stadtrat, die Zünfte entgegentraten, zumal protestantische Potentaten, der Kurfürst von Sachsen, die beiden hessischen Landgrafen, sie ermahnen ließen, «bei der reinen Lehre» auszuharren.

Mit den Gegnern des Abtes aber, mit dieser im wesentlichen neugläubigen Front, mit den protestantischen Rittern des Fuldaer Gebietes, zu denen er schon früh Kontakt suchte, verband sich jetzt Julius Echter von Mespelbrunn, der Fürstbischof von Würzburg, und er tat dies wohl weniger, um im Fuldischen den Protestantismus auszurotten, als aus territorialen Gründen, um sich die Erzabtei botmäßig zu machen, sie dem eignen Hochstift zu unterstellen; kurz, es ging um nichts so sehr als um eine gewaltige Gebietserweiterung.

Auch Götz von Pölnitz, der doch wenig zur Verteidigung Echters unterläßt, spricht von der «Verschwörung zwischen der Würzburger Regierung und der fuldischen Opposition ... Ohne Unterlaß reisten geheime Gesandtschaften», spricht von der «Übertretung jener Gesetze der Staatsmoral, denen er als Priester niemals hätte zuwiderhandeln dürfen» – sieht Echters Haltung aber «schon dadurch historisch einigermaßen erklärt ..., daß sie einem jener Zeit eigenen, rücksichtslosen politischen Denken auf den Erfolg entsprang ...»

Daß der Bischof bei kleineren Eingriffen erst recht rücksichtslos war, wird kaum jemand wundern. So nahm er noch den Jesuiten Grund und Boden und Gebäude weg, um seine Universität errichten zu können. Und ebenso wenig scherte er sich um den Einspruch Kaiser Rudolfs II. oder gar um das Geschrei der Juden – Vorgänger Friedrich von Wirsberg hatte sie schon «ein für alle mal» aus dem Bistum vertrieben –, als er sein vielgerühmtes (Julius-) Spital ausgerechnet auf dem Gelände des ehemaligen Judenfriedhofs zu bauen beschloß. Der Prälat war enorm ehrgeizig. Zwar verzichtete er, halb Deutschland damit beeindruckend, auf das Kardinalat, jedoch verzichtete er, wie auch andere diesbezüglich resignierende geistliche Herren, aus rein politischem Kalkül; seine Pläne, in Mainz Erzbischof zu werden, scheiterten.[13]

Julius Echter, am 1. Dezember 1573 achtundzwanzigjährig mit 11 von 22 Stimmen zum Bischof gewählt, hatte zunächst die Protestanten wenig behelligt, fast geschont, vielleicht flüchtig selbst seinen Übertritt erwogen; während Abt Balthasar, entschlossener Verfechter der Gegenreformation, von Anfang an die Neugläubigen attackierte und bald jeden aus seinem Hof entfernte, der sich weigerte, das Tridentinische Glaubensbekenntnis abzulegen. Er schritt gegen unsittliche Stiftsherren ein, ließ auch die «schöne Maid» des Dechanten verhaften, andererseits aber in Hammelburg, seiner zweitgrößten Stadt, den evangelischen Gottesdienst, neben dem nun wieder eingerichteten katholischen, durchaus bestehen.

Dabei spitzten sich die Dinge immer mehr zu.

Bischof Julius nahm die Koadjutorwürde an, angeblich «um die Gefahr für den Abt zu mindern», dessen Wohnung er doch eines Nachts überfallen, dessen Gesinde er entwaffnen, dessen jesuiti-

schen Beichtvater er einkerkern ließ, indes man ihn, den Abt selbst, den ganzen folgenden Tag zur Abdankung drängte: «Wenn euer Herr nicht einwilligt, so wird es heißen: ‹Friß Vogel oder stirb›; wenn sie noch einmal wiederkommen müßten und der Abt nicht willfährig werde, so wollten sie ihn in so viel Stücke zerhauen, als er Blutstropfen in den Adern habe, sie wollten ihn niederschlagen wie einen tollen Hund.»

Am Abend des 23. Juni 1576 tritt Balthasar von Dernbach, ganz zweifelsfrei zu Recht in Fulda Fürstabt, auf einem vorbereiteten Schriftstück die Administration des Stiftes an Bischof Julius ab, den man dort wenige Tage darauf in kanonischer Form wählt, installiert, worauf er durchs Land reitet, sich von seinen neuen Untertanen, immer den besiegten Gegner an der Seite, huldigen läßt, bis es diesem am 12. Juli gelingt, auf Mainzer Gebiet zu flüchten, wo er seine Resignation widerruft und die katholischen Reichsstände um Hilfe bittet.[14]

Inzwischen hatte Kaiser Maximilian II. bereits am 28. Juni 1576 die Wiedereinsetzung des Abtes befohlen. Und Papst Gregor XIII. schickte im September eine ganze Flut von Breven über die Alpen und drohte Bischof Julius mit dem Kirchenbann. Auch das katholische Deutschland war empört. Seine Fürsten protestierten in Straßburg, Speyer, Mainz, Köln, Trier, in Münster, Osnabrück, Paderborn gegen Echter, gegen sein, so Bayernherzog Albrecht V. in einem Schreiben an den Bischof, «unziemliches und widerwärtiges Werk». Allgemein sahen sie durch ihn, der gemeinsam mit Protestanten einen katholischen Abt abgesetzt hatte, um dessen Territorium zu kassieren, ihre Sache verraten.

Echter aber wollte sein «wohlerworbenes Recht» auf das Stift ohne richterlichen Spruch keinesfalls preisgeben, koste es, was es wolle. Und es kostete ihn – der allerdings reich war dank einer versierten Finanzpolitik, die ihn auch rücksichtslos die Wälder der Rhön abholzen ließ, brauchte er Geld – zunächst einmal für den kaiserlichen Hof ein Geschenk von 12000 Gulden, dann über das Nürnberger Bankhaus Imhof eine Summe von 50000 Gulden, schließlich eine Bürgschaft über 150000 Gulden. Und da auch Fuldas Ritter und Stiftsherren, überhaupt die Ritter Frankens, die ins-

gesamt 4000 Reiter und mehr aufbringen konnten, sich gegen den Abt stellten, ebenso die Räte des neuen Kaisers Rudolf II., schleppte sich der Streit hin, alle Verhandlungen scheiterten; bis der Reichshofrat endlich Dernbachs Kapitulation für nichtig erklärte und der Entrechtete, nach sechsundzwanzigjähriger Demütigung, am 7. August 1602 wieder in alle Rechte und Würden eingesetzt, in sein Fürstentum zurückkehren und dort auch 1606 als Fürstabt sterben konnte.[15]

Ganz anders als mit den Protestanten im Gebiet der Abtei Fulda sprang Bischof Julius, seit 1609 einer der eifrigsten Förderer der Liga von Anfang an, mit den Protestanten seines Bistums um, freilich erst nachdem er mit protestantischer Hilfe seine Territorialgelüste im Norden gestillt hatte. Zu seiner Bischofswahl konnte er sich noch durchaus von Protestanten gratulieren lassen. Ja, sein eigener Kanzler, Balthasar von Hellu, einer der «gerissensten Diplomaten», war evangelisch und durfte es bleiben. Erst Mitte der achtziger Jahre begann Echter sein Reich systematisch von Neugläubigen zu «säubern», zwang er Schwankende durch Androhung eines Blutgerichts zur Ablegung der Ohrenbeichte und der Kommunion nach dem allein selig machenden Ritus. Dabei führte er gelegentlich jedwedes Unheil im Hochstift auf den Protestantismus zurück, behauptete er, aus der neuen Lehre sei «alles Unglück, Unfriede, Mißtrauen, böses Leben, Ungehorsam, Aufruhr und Zwietracht, Neid und Haß erwachsen», sei «das geistliche Leben gänzlich ausgerottet» worden.

Während seine Kommissionen, vor allem Jesuiten, die Landgemeinden visitierten, suchte er gewöhnlich die Städtchen heim – Hofheim, Dettelbach, Gerolzhofen, Volkach, Karlstadt, Haßfurt, Münnerstadt, Neustadt an der Saale, Mellrichstadt – und vertrieb alles, was dem protestantischen Glauben nicht abschwören, nicht wieder katholisch werden wollte; nicht ohne die um Haus und Hof Gebrachten noch zusätzlich durch eine «Nachsteuer» von zwei Prozent ihres Vermögens zu schröpfen. An einem einzigen Tag läßt er so in seiner Residenzstadt, immer noch rund zur Hälfte evangelisch, fast hundert protestantische Prediger mit ihren Frauen und Kindern Knall auf Fall vertreiben und ihre gesamte Habe beschlagnahmen, auch jeden ihr Schicksal teilen, der für sie Partei ergreift,

wobei «viele bei dieser gewaltsamen Prozedur ums Leben kamen» (Meisner). Und analog geht er in den Landstädtchen vor, in Münnerstadt, Karlstadt, Dettelbach, Dutzende und Aberdutzende von Familien jagt er aus Glaubensgründen davon. Dabei handelt er «wider alle Satzungen des Religionsfriedens», fehlt ihm «für eigentliche Protestantenverfolgungen jegliche Rechtsgrundlage» (von Pölnitz), verstößt er auch gegen das Reichsrecht, als er über die freie Reichsstadt Schweinfurt, die einmal etwa fünfhundert von ihm vertriebene Familien aufnimmt, eine Lebensmittel- und Brennholzsperre verhängt.[16]

Bei solchen und ähnlichen gegenreformatorischen Aktionen sucht der Oberhirte nach außen Rückhalt beim Kaiserhaus, auch bei Herzog Wilhelm V. von Bayern dem Frommen (S. 204), der ihn geradezu ermuntert, in seinem Tun nur «rüstig» fortzufahren. Und stützt sich nach innen auf seine landesherrliche Gewalt, auf stärkere, teils «bis zum Äußersten» bewaffnete Festungen sowie einen aufgerüsteten Truppenbestand. Zum Zeichen der Herrschaft schon bei deren Beginn mit dem Schwert dekoriert, führt Echter 1578 die Allgemeine Wehrpflicht ein, 1587 ordnet er seine Landwehr völlig neu. Er befiehlt alljährliche Musterungen, gibt Richtlinien für Rekrutierungen und Mobilmachung. Wenn irgend möglich überwacht er das Exerzieren und Üben seiner Streithaufen persönlich. 1610 rüstet er wieder auf. Und noch kurz vor seinem Tod beschäftigt ihn nichts mehr als Militär, Offiziere, Festungen, feste Plätze in der Rhön, im Spessart, Steigerwald, noch 1617, in seinem Todesjahr, fällt er in benachbartes Gebiet ein, natürlich nur um dort die «Ordnung» wiederherzustellen.

Gegen Übeltäter war Julius Echter alles andere als zimperlich, gestatteten ihm doch sowohl die «Bambergensis» von 1507 wie die «peinliche Halsgerichtsordnung Karls V.» von 1532 wie auch seine eigene «Halsgerichts-Ordnung» von 1580 schon für geringe Vergehen so mancherlei, etwa Abhacken von Fingern, Händen, Armen, Absäbelung der Ohren, Nase, Zunge sowie mannigfache Folterungen, wobei es auch nicht an zuschauenden, die gottgesegnete Sache überwachenden und vielleicht sogar genießenden Geistlichen fehlte.[17]

Seinen Klerus suchte der Prälat zu reformieren, besonders mit Hilfe der Jesuiten, die ihn in Köln einst jahrelang indoktriniert hatten, dann dem Bischof auch den Beichtvater stellten. Mehr oder weniger ging er gegen die in Sexuallust, in kaum vorstellbare Freß- und Sauforgien versunkenen Klöster vor, deren Mönche und Nonnen, wie im vielsagend benannten Kloster Himmelspforten – gleich am Fuß seines Schloß- und Festungsbergs gelegen und *«besser nit als ein gemein Haus* (Hurenhaus) *beschrien»* –, nicht nur paarweise speisten, *«sie trieben es auch»*, so ein Zeitgenosse, *«in den Zellen, wie es ihnen gerade ankam»*, alles, wie gesagt, gleich zu Füßen des Bischofsitzes «Auf Unserer Lieben Frauen Berg». Ebenso behinderte der Gestrenge eifrig das weitverbreitete Konkubinat, duldete es aber, war ein Konkubinarier dogmatisch glaubensfest! Wie er ja, ganz nach dem Beispiel der Päpste, auch opportunistisch das Dirnentum tolerierte.

Der Bekämpfung der «Ketzerei» und der Festigung des eigenen Glaubens diente auch die Errichtung einiger Volksschulen und Gymnasien, ebenso die 1582 gegründete Universität, deren theologische und philosophische Lehrstühle er den Jesuiten übertrug, auf die er sich immer wieder stützte.[18]

Bei allem Schönen, das Julius Echter schuf, den schönsten Triumph seines gottgewollten Wirkens erreichte der Gefeierte durch die unerbittliche Vernichtung der Hexen.

Das paßte zu seinem Asketentum.

Zwar liebte der Fürstbischof Luxus und Pracht, zwar stattete er seine Bauten verschwenderisch aus, genoß er das Repräsentieren, das Gepränge bei Umzügen, glanzvolle Familienfeste, tagelange Lustbarkeiten, aber auch den Aufwand bei sogenannten Gottesdiensten. Echter mochte die Schaustellung des eigenen Reichtums hohen Gästen gegenüber, liebte auch großspuriges Auftreten an fremden Höfen, wie etwa in Wien, wo er einmal mit einem Geleit von sechzig Pferden erschien. Doch privat, persönlich – und das betonen bischöfliche Biographen in solchen Fällen häufig – sei er ganz bescheiden, schlicht, geradezu ein spartanisch lebender Mensch gewesen, der selbst das Lachen als nutzlos und Gott ärgernd verachtete und sich immer wieder «in den Nächten» mit einem ganzen Arsenal von

Instrumenten gegeißelt habe, schrecklicher als irgendein absoluter Herrscher seiner Zeit.

Wie auch immer, etwas Schmallippiges, Sauertöpfisches meint man dem Herrn schon physiognomisch anzumerken. Jede Art von «Körperlichkeit» war ihm zuwider. Auch wuchs er, vom Hauskaplan erzogen, in einer reinen Männerwelt auf, ja ursprünglich sollten sowohl sein Vater Peter III. Echter von Mespelbrunn als auch seine Brüder Kleriker werden. Und Frauen gegenüber ging der Bischof auf äußerste Distanz, selbst was die eigene Sippschaft betraf. Eine nächste Verwandte jagte er unmittelbar nach seinem Amtsantritt – eine seiner ersten «Regierungshandlungen» – mit ihren Kindern aus seinem Schloß «Auf Unserer Lieben Frauen Berg» – nur weil sie eine Frau war! Auch um seine vier Schwestern kümmerte er sich, generös formuliert, kaum, ebensowenig um die Mutter – «sie wurde in seinem ganzen Leben so gut wie nicht mehr erwähnt» (Meisner). Erst in ihren letzten Stunden kam der verlorene Sohn und spendete ihr «persönlich» die Sterbesakramente. Echters frauenfeindliches Verhalten erinnert über die Zeiten hin fast an den Ungeist jener antiken Mönche, die nicht einmal die eigene Mutter ansahen, die Frauen sogar mit Steinen bewarfen, wie unliebsames Vieh.[19]

So war der Fürstbischof und Herzog von Franken prädestiniert zum Weiberfeind. Als erster verfolgte er in seinem Hochstift systematisch Hexen, ja ihre Verfolgung erreichte am Ende seines Regiments «einen makabren Höhepunkt» (Weiß), obwohl damals mancher das fürchterliche Unrecht dieses Jahrhunderte währenden Wahnsinns geahnt oder auch klar erkannt hat.

Selbst der eigne Bruder, Dietrich Echter, äußerte anno 1600: «*Lieber Keller, wie balden khan Inn solchn Sachen, ainem menschen Unrecht geschehen.*» Und als sich 1611 die Schöffen des Zentgerichts Remlingen auf Befehl des Grafen Wolfgang zu Castell weigerten, Angeklagte hinzurichten, der Bischof aber sein heilsames Justizwerk nicht durch den Grafen behindert sehen wollte, war dieser zwar einverstanden mit der Tötung durch Hexerei Behafteter, betonte jedoch, «*daß in solchen verborgenen Fällen* den armen Leuten, die ja auch Gottes Kreatur und nach seinem Ebenbild erschaffen seien, Unrecht geschehen könne ...»[20]

Ähnlich hatte bereits 1526 Philipp der Großmütige, Landgraf von Hessen, «in dieser Sache» nicht zu eiliges Vorgehen geboten und es «ein zweifelig Ding» genannt, da durch Verfolgung «vielen Leuten könne Unrecht geschehen». Und 1589 notierte der Kölner Ratsherr Hermann Weinberg über die «Zauberei»: «Etliche glauben gar nicht daran, halten es für Phantasie, Träumerei, Tollheit, Dichtung, Nichtsnutzigkeit.» Auch habe er selbst nie «ein Weib gesehen, das imstande wäre, Hasen, Hunde, Katzen, Mäuse, Schlangen, Kröten zu machen, mit einem Bock durch den Schornstein zu fliegen ...» Sang ja auch Hans Sachs schon:

«Des teuffels eh und reutterey
Ist nur gespenst und fantasey ...
So du im Glauben Gott erkennst
So kann dir schaden kein Gespenst».

Natürlich dachte die große Mehrheit der durch Tradition und Zeitgeist Verdummten anders, aber eben nicht jeder. Und als der durch seine «Essais» berühmte Michel de Montaigne 1580 in den Ländern eines reichsfreien Fürsten von diesem mit einem Dutzend Hexen konfrontiert worden war – «zum Verweis meiner Ungläubigkeit», meinte der Philosoph als ein Mann, der sich das Urteil nicht durch Voreingenommenheit bestricken lasse: «Am Ende und auf mein Gewissen hätte ich ihnen eher Nieswurz als den Giftbecher verordnet. *Captisque res magis mentibus, quam consceleratis visa similis* (Und die Sache sah eher nach Verrücktheit als nach Verruchtheit aus, Livius VIII, 18)».

Gab es doch auch bereits einige Aufsehen erregende, gegen den Wahn polemisierende Publikationen, die der belesene Bischof gekannt haben müßte, wie die des mehrmals eingekerkerten und zum Widerruf gezwungenen katholischen Theologen Cornelius Loos, der die Hexenprozesse eine neuerfundene Alchymie, nämlich die Kunst nannte, aus Blut Gold zu machen. Bekannt auch die 1563 erschienene, von der Kirche indizierte Schrift «De praestigiis daemonum» des Agrippa-von-Nettesheim-Schülers Johann Weyer, Leibarzt des Herzogs Wilhelm V. von Cleve. Und in einigen deutschen Ländern, in

der calvinistischen Kurpfalz, in den erasmianischen Herzogtümern Jülich-Kleve-Berg lehnten gegen Ende des 16. Jahrhunderts die Regierungen Hexenhinrichtungen generell ab.[21]

Doch Autoren und Werke, die für die gejagten Frauen eintraten, ließen Julius Echter kalt. Rühmte man das «Bißthumb Würtzburg» ja gerade weil sein «Bischoff» da «das hexenbrennen im Francken-landt angefangen / wie er dasselbe fort treiben / und das Ungeziffer gentzlich außrotten wil / und allbereit zu Geroltzhoffen starcke Brände gethan ...» Wie auch, laut einer anderen zeitgenössischen Quelle, «ihro Fuerstl. Gn. verordnet / vnd den beampten anbefohlen» habe, «hinfuehro alle Wochen / vff Dienstag ausserhalb wenn hohe Festtage einfallen ein Brandt zuthun / vnnd alle vnd jedesmal / 25. oder 20. oder zum allerwenigsten / vnd weniger nicht / als 15. vff einmal inzusetzen / vnnd zuverbrennen / vnnd solches woellen ihro Fuerstl. Gn. durch das gantze Bißthumb continuiren vnd forttreiben ...»

Nicht das aufgehetzte Volk, der Bischof war es, von dem die Initiative zu den Pogromen ausging, der mit zunehmendem Alter und sich steigerndem Starrsinn auch forcierend, der stets energischer auf das große Brennen einwirkte, der Säumige anspornte, Verzögerungen rügte, zu hohe Rechnungen auch, der die «Henkersfreudenmahlzeiten» gar verbot, alles natürlich aus «Fürsorge gegenüber seinen Untertanen», ein seelsorgerisches Unterfangen weithin als «Musterbeispiel einer gut funktionierenden Hexenjagd» (Weiß) gerühmt, in Westfalen auch «wirzburgisch werck» genannt.

Ja, der Bischof war es, der mit auswärtigen Amtsbrüdern kontaktierte, der «Amtshilfe» leistete, die Hexenjagden ergiebiger zu machen suchte, der die Gerichte durch «Hexenkommissare» überwachen, der Angeklagte selbst nach damaligem Recht wider Recht aburteilen, der sogar Tote ausgraben und verbrennen ließ, wie die plötzlich im Gefängnis gestorbene (immer eine Teufelstat!) Schultheißin Margaretha Scheubenaßin vom Amt Stollberg, da sie *«der Erden nicht würdig»* sei.

Der Bischof war es, der Minderjährige, Kinder von zwölf, zehn Jahren, noch jüngere, nicht nur als Belastungszeugen gegen ihre Eltern und sonstige Verwandte fungieren, sondern der ihnen auch selbst

den Prozeß machen ließ; wobei schließlich, Ironie der Geschichte, gerade der von ihm, Julius, errichtete Prachtbau, das Juliusspital, als «Hauptgefahrenherd» für hexereiverdächtige Jugendliche galt.

Im übrigen glaubte man wie eh und je jeden Schwachsinn, etwa daß schon Drei- und Fünfjährige sich scharenweise bei Hexentänzen orgiastisch mit ihren Höllenbuhlen verlustieren. Der Pakt mit dem Bösen machte die Hexen hochgefährlich und zu jedem Teufelskunststück fähig, weshalb man sie in Würzburg auch während ihrer Befragung auf einer roten, mit eingemeißelten Kreuzen versehenen Sandsteinplatte stehen ließ, um ihr unsichtbares Entweichen zu verhindern – mit ständigem Erfolg![22]

Zwar begannen die Hexenbrände im Würzburgischen, den Archivalien zufolge, recht eigentlich erst um die 1590er Jahre, so in der Residenzstadt selbst oder in Gerolzhofen (wo dann «Zentgraf und Schöffen andauernd betrunken bei den Verhandlungen» sind). Doch häuften sich die gräßlichen Geschehen und kulminierten in Echters letzter Lebenszeit.

Allein das Amt Rothenfels verzeichnet in 15 Jahren fast hundert Hexenopfer. Nur im würzburgischen Freudenberg fallen 1616 fünfzig Unglückliche dem Grauen zum Opfer. Im kleinen Gerolzhofen werden bloß im September 1616, ein Jahr vor Echters Tod, 99 Menschen, zwischen 1616 und 1619 über 260 Menschen verbrannt oder auf andere Weise ums Leben gebracht. Und bald gibt es da, zur Erleichterung der schweren Arbeit, spezielle Verbrennungsöfen («Vorläufer von Auschwitz») – und denselben Fortschritt, hier aus Ersparnisgründen, zur Drosselung des großen Holzverbrauchs, im nahegelegenen bambergischen Zeil (wo die Prozeßakten freilich, wie auch sonst so oft, fast völlig verschwunden sind).

Am 11. Juni 1617, ein Vierteljahr vor Echters Tod, läßt er von der Domkanzel verkünden, daß in seinem Namen innerhalb eines Jahres mehr als 300 «Hexen» und «Ketzer» verbrannt worden seien – nicht enthalten in dieser Zahl die im Gefängnis oder unter der Folter Umgekommenen; wie überhaupt die Zahlen der Hexenprozesse in Franken insgesamt unbekannt, viele Protokolle bisher weder übersetzt noch ausgewertet, viele andere vermutlich vernichtet worden sind.[23]

Natürlich war der Fürstbischof von Würzburg und Herzog von Franken kein Unmensch.

Zwar gestattete er den Angeklagten keine Verteidiger, zwar ließ er auch wenig glaubhafte Bezichtigungen als Indizien gelten, zwar ließ er sogar von den Richtern (wegen allzu absurder Anklagen) Davongeschickte wieder einfangen und abermals foltern, ließ er auch Fluchthelfer töten, ließ er besonders bösartige Zauberinnen und Zauberer vor ihrer Liquidierung noch mehrfach mit glühenden Zangen zwicken ... – aber der pastor bonus, dieser «zweifellos» «so hervorragende ... Humanist» (Meisner), war auch voller Mitleid mit seinen Opfern. Hatte man sie fast kaputt, zu einer Masse nur noch zuckenden, stöhnenden Fleisches gemacht, ließ er sie manchmal von Ärzten, von Barbieren behandeln, bloß um sie, leidlich fit, halbwegs gesund kuriert, erneut auf die Folter zu spannen. Auch wurden sie vor ihrer Einäscherung, pures Mitleid der Christenmenschen, «gnadenweise» gewöhnlich erst stranguliert oder geköpft. Hat man sie jedoch lebendig verbrannt, hängte man den Verurteilten zur Verkürzung der Prozedur, auf oberhirtliche Weisung, Schießpulversäckchen um. Auch bestand der Prälat auf professionellen Henkern, perfekten Halsabschneidern und Verheizern, «damit zu anbrechendem Feuer die Armen nicht noch ander gequält» würden.

Na also, milder ging's nicht. Und vor ihrer Himmel- oder Höllenfahrt ließ ihnen der Bischof die Sakramente spenden, damit sie, vorm Erwürgen, vorm Enthaupten, nicht in Verzweiflung oder gar in Todesangst fielen. So viel Rücksicht! Nicht wenigen freilich kam dies Zartgefühl gar nicht mehr zugute: sie brachten sich im Kerker selber um. Bischof Echter hatte sich «immer wieder mit der außergewöhnlich hohen Zahl der ‹Entleibungen› zu befassen» (Weiß). Und Selbstmördern konnte er auch über den Tod hinaus nicht helfen, während er für das Seelenheil der anderen regelmäßig und innig gebetet hat.

Echters Freund und Nachfolger Johann Gottfried von Aschhausen, bereits Bischof von Bamberg, führte das gottgefällige Werk fort. Hatte er doch gleich zu Beginn seiner Regierung in Würzburg 1618 «in allen Kirchen ein mehrtägiges Gebet zur Ausrottung des Hexenwesens» befohlen, einerseits; freilich auch, andererseits, feinfühlig

wie Freund Echter, für das Seelenheil der Verbrannten ein jährliches «Seelengedächtnis», ja, in seinem Testament «eine dauernde Seelenmeßstiftung» verfügt.[24]

Während so die «fränkischen Hexenbischöfe» zusammen mit Bayern, mit seinen «zwei frömmsten Fürsten, die je über das Land geherrscht» (Soldan-Heppe), mit Wilhelm V. und Maximilian I. (S. 204 f.), den nachtridentinischen Katholizismus festigten und in Mitteleuropa die Speerspitze der wieder erstarkenden Papstkirche bildeten, trat das katholische Nachbarland der Habsburger an ihre Seite, womit wir mit unserer allgemeinen Geschichtsbetrachtung fortfahren.

HABSBURG RETTET ÖSTERREICH FÜR DAS PAPSTTUM

Anders als in Bayern setzte sich in den österreichischen Erblanden, wo der Augsburger Religionsfriede nicht galt und die berüchtigtsten Verfechter des Satzes «cuius regio eius religio» saßen, der alte Glaube nur unter großen Unruhen durch.

Kein Wunder. Die Verhältnisse waren verworren, die alte Kirche wurde verachtet. Durchreisende Nuntien, Morone, Mignarelli, Legaten Pauls III., fanden Österreich erschreckend verwahrlost, verwaist, die Kirchspiele fast ohne Geistliche, die Klöster verödet, von Mönchen verlassen. In der Abtei Wilten traf Kardinallegat Aleander außer dem Abt nur noch einen Ordensmann an. Die Gesandten des Papstes waren entsetzt, sprachen von Ruin, großem Chaos, und selbstverständlich wußte die protestantische Propaganda die himmelschreienden Zustände zu nutzen. Doch trotz fallweise enormer Konzessionen wünschten die Landesherren, die in den habsburgischen Erblanden die Bistümer meist mit Kandidaten des Hauses Habsburg besetzten und persönlich mehr oder minder fromme Katholiken waren mit gelegentlich politisch bedingter Distanz zu den Päpsten, keine lutherische Landeskirche. So wurde aus einem be-

reits halbprotestantischen Gebiet, in dem neugläubige Adelige und Städte den Ton angaben, wieder ein katholisches gemacht, in Tirol und den Vorlanden noch in der ersten Jahrhunderthälfte.

Die österreichischen Erblande hatte 1521/1522 Kaiser Karl V. vom Gesamtreich separiert und seinem jüngeren Bruder Ferdinand I. übergeben, dem loyalen zeitweiligen Stellvertreter im Reich. Seit den frühen zwanziger Jahren herrschte er über diese österreichischen Länder, wurde 1526 König von Ungarn, von Böhmen und nach Abdankung Karls dessen Nachfolger. Als Reichspolitiker verhielt er sich zu den Protestanten seit Mitte des Jahrhunderts eher vermittelnd, als Landesfürst förderte er in den Erblanden die katholische Kirche, besonders die Jesuiten durch Gründung zahlreicher Kollegien, Berufung des Petrus Canisius (S. 165 f.), ohne jedoch das Anwachsen des Protestantismus verhindern zu können.

1564 teilte er die habsburgischen Territorien unter seinen drei Söhnen auf. Der Älteste, Maximilian II., in der deutschen Linie das Haupt der casa d'Austria und spätere Kaiser, bekam neben Böhmen und Ungarn das Herzogtum Österreich ob und unter der Enns (Ober- und Niederösterreich) mit Wien als Hauptstadt; Erzherzog Ferdinand erhielt Tirol und die Vorlande, Vorderösterreich, mit Innsbruck als Hauptstadt; Erzherzog Karl regierte in Graz über Innerösterreich (Steiermark, Kärnten, Krain und Görz).[25]

Zunächst wurden Lutheraner, wenn auch eher de facto als de iure, geduldet, standen Adel und Bürger doch fast geschlossen und selbstbewußt wider den «papistischen Götzendienst» und zu Priesterehe, Laienkelch, Änderungen im Kanon. In Wien, wo der katholische Einfluß an der Universität zu schwinden begann und viele Schriften Luthers gedruckt worden sind, wunderte sich 1554 Petrus Canisius, daß es in der Donaustadt noch keine Martyrien treu gebliebener Katholiken gegeben. Und noch 1571 brachten dort die Protestanten im niederösterreichischen Ständehaus Spottbilder an, darunter (zumindest im 20. Jahrhundert noch zu sehen) ein Schwein mit einem Rosenkranz im Maul. Allerdings war das evangelische Kirchentum in Österreich (mit einer Minderheit von Calvinisten) nicht formell durchorganisiert, ohne Superintendenten, ohne Konsistorium, ohne Ausbildungsstätten für heranwachsende Theologen.

Im Zentrum des Protestantismus, in Oberösterreich, dem alten Land ob der Enns mit der Landeshauptstadt Linz, bekannten sich um die Wende zum 17. Jahrhundert 50 Prozent des Landvolkes, 75 Prozent der Städter und 85 Prozent des Adels zur Wittenberger Reformation. Innerösterreich war fast ganz protestantisch geworden, also: Steiermark, Kärnten, Krain, die Grafschaft Görz, die Territorien Österreichisch-Friaul, Österreichisch-Istrien, Triest, eine Ländergruppe, die größtenteils zu den Diözesen der Erzbischöfe von Salzburg und der Patriarchen von Aquileja gehörte.

Doch auch in Böhmen, wo der Utraquismus, die Forderung des Laienkelches, besonders verbreitet war, griff das Luthertum beträchtlich aus, in Ungarn, dessen Adel weithin calvinistisch wurde, in Siebenbürgen, seit der Schlacht bei Mohács (1526) autonomes Fürstentum unter osmanischer Oberherrschaft und somit außerhalb des unmittelbaren habsburgischen Machtbereichs. Indes wurden hier auch Katholiken, Antitrinitarier, Täufer und andere Splittergruppen toleriert, einerseits weil der «Landesherr», der Wojwoda, zu schwach war, andererseits der Sultan keine Bekehrungsabsichten hegte, der Islam überhaupt lieber seinem Machtbereich einzugliedern als seine Religion durchzusetzen sucht.

Die Politik der Habsburger aber war zunächst von konfessionellen Rücksichten und Zugeständnissen geprägt, da sie, finanziell und militärisch abhängig, die Steuergelder ihrer Völker zum Kampf gegen die Türken brauchten, insbesondere jedoch die Verteidigungsbereitschaft des ungarischen Adels, an dessen unruhiger Grenze zu den Osmanen, trotz offiziellen Friedens, ein unentwegter Kleinkrieg herrschte.[26]

Als Kaiser Ferdinand I. 1564 starb, wurde sein Sohn, der lebensfrohe Maximilian II. (1564–1576), dem er freilich wenig zutraute, sein Nachfolger.

Der neue Regent, dessen persönliche Beziehung zur Religion nie restlos geklärt worden ist, tendierte durchaus zu konfessionellem Ausgleich, einem friedlichen Mittelweg, woran aber längst nicht mehr zu denken war. Aus politischen Gründen – Rücksicht auf die Kaiserwürde, die spanische Erbfolge, die Gewährung der Türkenhilfe, für die das Wohlwollen des Papstes wichtig war – blieb er

zwar formal katholisch und beteuerte 1566 zum Regierungsbeginn Pius' V.: «Niemals werden wir es an unserem kindlichen Gehorsam gegen Deine Heiligkeit und an den Dienstleistungen ermangeln lassen, die von dem Schützer und Verteidiger der Kirche erwartet werden dürfen; nichts von allem, was zum Vorteil und Nutzen der Christenheit unserseits kraft kaiserlichen Amtes geschehen soll und kann, werden wir unterlassen.»

Maximilian aber ging damals bereits ein Jahrzehnt nicht mehr zur Kommunion, hielt den Heiligenkult für götzendienerisch und nannte, als sein zeitweiliger Hofprediger Martin Eisengrein, ein gutkatholischer Mann, am Schluß einer Predigt Maria und alle Heiligen anrief, dies «nicht zeitgemäß». So schrieb ihm einst der Herzog von Bayern: «Ich bitte Euer Majestät bei Gott – denn höher kann ich nicht bitten –, Sie wolle doch einmal die Augen Ihres Gemüts auftun und sich gegen uns Katholischen also erklären, daß wir nach langem herzlichen Begehren einmal mit gutem Grund wissen mögen, was wir doch an Euer Majestät in causa religionis haben.»

Maximilian, nichts weniger als überzeugt katholisch, mißtraute der theologischen Dogmatik, erachtete jeden religiösen Streit für zwecklos und gewährte dem niederösterreichischen Adel und seinen Untertanen 1571 durch die von den Ständen erkaufte Religionsassekuration freie Religionsausübung. Er duldete auch, freilich nur mündlich, was nicht rechtsverbindlich war, die «Confessio Bohemica», das gemeinsame Bekenntnis der Utraquisten, Böhmischen Brüder und Calvinisten, ließ sich jedoch für seine Nachsicht auch «Unsummen» zahlen.

Gelegentlich befürchtete die Kurie den Übertritt des Kaisers zur Augsburger Konfession, sogar seinen Zug gegen Rom, weshalb der Papst sich durch den Hauptmann seiner Schweizer Garde, Jost Segesser, bereits nach Truppenhilfe umsah für den Fall, daß der Heilige Stuhl «angerennt würde». Sicher sympathisierte dieser Habsburger mit der evangelischen Bewegung und begünstigte sie als Landesfürst in Österreich. Er berief den lutherischen Theologen David Chyträus aus Rostock, verkehrte mit protestantischen Fürsten, harmonierte mit ihnen politisch und persönlich, hatte selbst viele Protestanten an seinem Hof, besaß auch eine «lutherische Bibliothek» und soll

noch auf dem Sterbebett die Sakramente verweigert haben und als Protestant gestorben sein.

Der Papst aber, der zartsinnige Pius V., der einstige Generalinquisitor und spätere Heilige, der «Ketzer» unnachsichtig verfolgte und sämtliche Juden, beiseite die wenigen, die er kommerzieller Gründe wegen brauchte, aus dem Kirchenstaat trieb, der Papst konnte sich bei dem «betrügerischen Doppelspiel», das der «schlaue Kaiser» spielte, mitunter vor Schmerz «der Tränen nicht erwehren» (von Pastor) und bereute die Hilfe, die er dem Monarchen gegen die Türken geleistet.[27]

In Wirklichkeit hatte Maximilian II. bei seinem Tod Österreich und das Reich durch seine Neutralitätspolitik gegenüber dem Streit der Konfessionen noch halbwegs beruhigt zurückgelassen. Doch der Protestantismus expandierte weiter, und der Katholizismus reorganisierte und festigte sich.

Während aber viele Menschen Österreichs sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts anscheinend mehr oder weniger «spontan» der Reformation anschlossen, die «Protestantisierung» vollzogen, wobei den Städten und dem Landadel eine besondere Bedeutung zukam, während also die «Gemeindereformation», die nicht ausgesprochen obrigkeitliche Reformation, eine gewisse, wenn auch noch wenig erforschte Rolle spielte, wurde die katholische Konfessionalisierung, die Bekehrung der Untertanen zum «alleinseligmachenden» Glauben, so betont der Wiener Historiker Thomas Winkelbauer, «wohl ausschließlich durch Überredung und Zwangsmaßnahmen ‹von oben› auf den Weg gebracht und schließlich durchgesetzt», also durch das mehr oder minder systematische Zusammenwirken der Herrenschicht, des Landesfürsten, der Bischöfe, des Pfarr- und Ordensklerus sowie der adeligen Grundbesitzer.[28]

Nach dem Tod des Kaisers (1576) aber griffen die Habsburger, gedrängt mehr vom Papsttum als vom Episkopat und gestützt auf ein immer noch beträchtliches altgläubiges Potential, die evangelische Bewegung stets schärfer an; treibende Kräfte dabei der päpstliche Nuntius Alfonso Visconti, der Passauer Bischof Urban von Trenbach und insbesondere sein Offizial, der spätere Wiener Ober-

hirte Melchior Klesl, ein konvertierter Bäckerssohn, den Rudolf II. Ende Februar 1590 zum Gegenreformator ernannte.

Noch am wenigsten von Maximilians beiden Brüdern war augenscheinlich Erzherzog Ferdinand II. (1564–1595) engagiert, der über Tirol und die bis Freiburg im Breisgau reichenden Vorlande herrschte. Zwar bekannte er einmal, «daß ich ein katholischer Fürst bin und mit Gottes Hilfe bleiben will; es könnte mich auch Gott höher nit strafen, als daß er von dem katholischen Glauben mich ließ abfallen»; ja er erklärte, er sei «die Kirche zu defendieren gesonnen, und sollt es auch mein Blut kosten.» Doch diese Gefahr bestand gerade in Tirol kaum. Da nämlich hier, anders als in den sonstigen Landesteilen, Adel, hoher Klerus und bürgerliche Oberschicht gegen die Reformation zusammenhielten, auch das Luthertum im Gefolge des Bauernkrieges ziemlich ausgerottet war, bildete das Konfessionswesen schon gegen Mitte des Jahrhunderts zumindest kein Landtagsthema mehr. Gleichwohl erließ Ferdinand II., doch bald in dem Ruf stehend, den Klerus mit Steuern zu bedrücken und überhaupt in dessen Rechte einzugreifen, 1566 ein mehrfach erneuertes Religionsmandat und stellte 1585 seine Untertanen vor die Wahl: Annahme des katholischen Glaubens oder Auswanderung.[29]

Ferdinands Bruder Karl II., Erzherzog von Innerösterreich (1564–1590), dem Zentrum der österreichischen Gegenreformation, griff noch härter durch. Und ebenso setzte sein Sohn und Nachfolger, Erzherzog Ferdinand III. (1595–1637), der nachmalige Kaiser Ferdinand II., den gegenreformatorischen Kurs kompromißlos fort – ganz im Unterschied zu den selten sehr religiös gesinnten, selten sehr reformwilligen Bischöfen, die manchmal die Weihe mieden und eine schriftliche Bestätigung der Reformdekrete sogar ausdrücklich verweigerten. Von klein auf streng religiös erzogen, von Jesuiten jahrelang in Ingolstadt prinzipienfest herangedrillt und «lebenslang geistlich betreut» (Lexikon für Theologie und Kirche), schwor Ferdinand bei einer Romfahrt in Loreto, die «Ketzerei» in seinen Ländern vertilgen zu wollen.

Karl II., Ferdinands Vorgänger und Vater, machte zunächst zwar den Neugläubigen noch Zugeständnisse, gewährte wegen ständiger Türkenbedrohung dem steirischen Adel 1572 die sogenannte Re-

ligionspazifikation, die Zusicherung freier Konfessionsausübung – «Der Türk ist der Lutherischen Glück», nun ein geflügeltes Wort der Katholiken –, verband sich aber, gestützt durch eine 1573 von Rom neu errichtete, an den Höfen in Graz, Innsbruck, München, Salzburg akkreditierte oberdeutsche päpstliche Nuntiatur, 1579 in einem gemeinsamen Programm mit Bayern, dem er schon durch seine Ehe mit Maria von Wittelsbach, seiner Nichte (!), verbunden war, und attackierte das nicht durch ständische Privilegien geschützte Luthertum.

Besonders Sixtus V. (1585–1590), «der eiserne Papst», der nicht nur Tausende von Straßenräubern öffentlich hinrichten ließ, sondern auch für Inzest, Kuppelei, Abtreibung, Sodomie und Ehebruch den Tod befahl, trieb den Erzherzog, dessen Sohn Leopold Bischof von Passau und Straßburg, dessen Sohn Karl Bischof von Breslau wurde, zu schärferem Vorgehen an. Dabei bediente sich der Heilige Vater seines Grazer Nuntius Gian Andrea Caligari, dem freilich in seinem Übereifer die Ausschaltung des Protestantismus noch viel zu langsam ging, so daß er 1587 seine Abberufung erbat – zu früh, wie sich zeigte.

Hof und Verwaltung nämlich wurden bald «gesäubert», die Protestanten aus dem Stadtrat gejagt, evangelische Gottesdienstbesuche verboten. Mit Hilfe nach Graz berufener Jesuiten – ihr dortiges Kolleg war 1585 Universität geworden – und mit slawischen «Räuberbanden» aus den dalmatinischen Gebirgen warf man in Steiermark und Krain einen großen Aufstand lutherischer Bauern nieder, ließ ihren «Kaiser» Ilia mit einer glühenden Krone krönen, andere Revoltierende köpfen, hängen, von Felsen zu Tode stürzen, ließ «ketzerische» Schulen, Kirchen schließen, zerstören, Friedhöfe aufwühlen, Leichen schänden, lutherische Katechismen, Gebet- und Gesangbücher konfiszieren, in Graz, wo die Jesuiten anno 1600 fünf Fässer mit katholischem Propagandamaterial erhielten, im selben Jahr 12 000 Bibeln und sonstige Satansschriften verbrennen, gegnerische Prediger einkerkern, verjagen, die Bürger gewaltsam und systematisch katholisch machen.

Allein zwischen 1599 und 1600, als Ferdinand das scharfe Vorgehen seines Vaters fortsetzte, sollen aus Kärnten und der Steiermark

5000 Protestanten «ausgewandert» sein. Und seit dem frühen 17. Jahrhundert setzten die Habsburger Protestantismus mit Verrat, mit Rebellion und Chaos gleich. «Kurz nach der Jahrhundertwende war das evangelische Kirchenwesen Innerösterreichs fast völlig beseitigt. Die Zeit des Geheimprotestantismus begann» (H.R. Schmidt). Zwar hielten sich noch lange protestantische Gemeinden in Österreich, aber bis 1781 waren ihnen Gottesdienste verboten. Und bis dahin, mehr als zweihundert Jahre, betrieben die Habsburger die Rekatholisierung im Dienst ihrer Dynastie.[30]

Zu Vertreibungen und Aufruhr kam es auch in einem geistlichen Fürstentum, das sich zwischen Österreich und Bayern erstreckte, dem Erzstift Salzburg, unter Wolf Dietrich von Raitenau.

Bereits sein Vorgänger Jakob hatte die Kurie bekümmert. «Schon viele Jahre», meldete Nuntius Giovanni Delfino 1575 Kardinal Galli, dem Staatssekretär Gregors VIII., «genieße der Erzbischof seine großen Einkünfte, aber man höre nie, daß er eine Kleinigkeit zum Dienst der Kirche verwende.»

Mit dem Nachfolger hoffte man besser zu fahren. Über seine Mutter mit den Medici und hohen Kurialen verwandt, wie dem dann heiliggesprochenen Kardinal Karl Borromeo, wurde Dietrich in Rom im Haus seines Onkels, des Kardinals Marcus Sitticus Altemps, und fünf Jahre im Collegium Germanicum, dem Haus der Jesuiten, erzogen. Mit elf Jahren kassierte er die erste geistliche Pfründe, mit fünfzehn wurde er Dompropst in Basel, bald darauf Kanoniker in Salzburg, mit achtundzwanzig Jahren war er Herr des Erzstifts, eines der vornehmsten überhaupt, und dies auch noch zwei Jahre vor dem kanonisch gebotenen Alter.

Die Kurie erblickte in Dietrich von Raitenau «einen wahren Streiter Gottes», und Papst Sixtus V. ermunterte ihn in einem Glückwunschschreiben, «die Blitze der Ketzer» zu brechen «und die tödlichen Geschosse der Ungläubigen auf diese selbst» zu lenken. Zu Beginn seines Regiments engagiert sich der Erzbischof auch energisch für die katholische Konfessionalisierung. Schon 1587 erläßt er ein «Reformationspatent», wonach jeder in seiner Residenzstadt, der nicht katholisch werden will, binnen wenigen Wochen das Land verlassen muß (der Landesverweis wird im 17. und 18. Jahrhundert

eine häufig verhängte Strafe). Der Metropolit jagt aber nicht nur Hunderte alteingesessener protestantischer Familien in das benachbarte Österreich, sondern bedrückt auch seine Untertanen mit Steuern und Auflagen und feiert jahrzehntelang üppige Feste mit seinen Mätressen, bis der Nachbar Maximilian von Bayern, geleitet von wirtschaftlichen Interessen (Salzproduktion und Salzhandel) sowie strittigen Hoheitsansprüchen nach der Besetzung Berchtesgadens durch den Erzbischof, in Salzburg einmarschiert und ihn samt «seinem Harem und seinen Schätzen» (Vehse) gefangennimmt; 1612 wird er abgesetzt und bis an sein Lebensende 1617 auf Hohensalzburg gefangengehalten.[31]

Einen weiteren und größeren Krieg gegen einen Kirchenfürsten aber hatte Bayern schon einige Jahrzehnte früher vom Zaun gebrochen.

DER KÖLNER KRIEG «ZUR PROPAGIERUNG DES HEILIGEN EVANGELIUMS»

Die Vorgeschichte des Konflikts führt uns zu jenem Bischof zurück, an dessen Person er sich unmittelbar entzündet hat, dem Neffen des Augsburger Kardinals Otto Truchseß von Waldburg, zu Gebhard Truchseß von Waldburg, einem Mann, dessen Leben, zumindest in manchen Zügen, ebenso an den Salzburger Seelenhirten erinnert wie sein Verhältnis zu Rom, wo man bald über ihn nicht minder besorgt war, wie dann über Dietrich von Raitenau.

Da aber Gebhard – übrigens ein persönlicher Freund Julius Echters von Mespelbrunn, der ihn an der Kurie erfolgreich gefördert hatte – alsbald das Tridentiner Glaubensbekenntnis beschwor, die Jesuiten begünstigte und die Calvinisten bedrohte, auch überall sehr katholisch auftrat, ja erklärte, lieber den Kopf verlieren als sich von der katholischen Kirche trennen zu wollen, ignorierte Rom sein anrüchiges Vorleben, ignorierte, daß er, wenn das Gemunkel denn stimmt, «tyrannischer Weise zwei oder drei Menschen erschossen, erstochen und umgebracht» (von Weinsberg) haben sollte, ignorier-

te auch seine Trunksucht, die überdies, wie Nuntius Giambattista Castagna dem Kardinalssekretär andeutete, ein beinah landesüblicher Brauch sei, und bestätigte seine Würde. (Auch der Bischof von Münster, Minden und Osnabrück, Franz von Waldeck, war ein Säufer, und er nicht allein. Hatte das Laster im Klerus doch eine gewisse Tradition, mußten Bischöfe ja schon der Merowingerzeit sternhagelvoll vom Altar getragen werden oder sie soffen sich buchstäblich um den Verstand: vgl. IV 269 f.).

Auch Erzbischof Gebhard ging nicht in sich, jedenfalls nicht im Sinne Roms. Vielmehr bestand, während er sein «gottselig christliches Werk», das «Werk Gottes selbst», zu vollenden strebte, seine «Haupttätigkeit» angeblich weiter in wüsten, regelmäßig im Vollrausch endenden Gelagen – «schier jeden Tag voll und besoffen». Zugleich begann er immer mehr die «Irrtümer des Papsttums» zu erkennen. Und da ihn außerdem sein «Gewissen» drängte, ein Fräulein adligen Standes zu ehelichen (deren Familie mitgedrängt hat), bemächtigte sich der geistliche Kurfürst 1582 seiner Residenzstadt Bonn, gewährte seinen Diözesanen am 16. Januar 1583 Religionsfreiheit, sagte sich selbst vom Katholizismus los, verkündete seinen Übertritt zur Confessio Augustana und heiratete am 2. Februar in Bonn (wo er allein für seinen Hofstaat zweihundertsechzig Pferde brauchte) die schöne Gräfin Agnes von Mansfeld, eine lutherische Stiftsdame aus Gerresheim, mit der er seit einigen Jahren, etwa seit seiner Wahlbestätigung aus Rom, ganz öffentlich ein Liebesverhältnis unterhielt.[32]

Doch während Erzbischof Gebhard so durch den gütigen Gott sich der «Finsterniß des Papstthums» entrissen und der Säkularisation des Erzstifts nahe wähnte, während man Gerüchte über seine – von Pfalzgraf Johann Casimir genährte – Absicht hörte, Calvinist zu werden, und er durchaus meinte, als ein vom Glauben seiner Väter Abgefallener sowie als Ehemann auch Kölner Kirchenhaupt bleiben, «ein Weib und ein Erzbistum zugleich» haben zu können (was sich ja Joachim Friedrich von Brandenburg, Administrator des Erzbistums Magdeburg, schon 1570 geleistet hatte), sah dies der Heilige Vater ganz anders. Wäre mit einem protestantischen Erzbischof von Köln doch die Mehrheit der Kurfürsten protestan-

tisch geworden, hätte sogar der nächste Kaiser Protestant sein können.

Gregor XIII. (1572–1585), dessen Regierung den Höhepunkt der eigentlichen Gegenreformation bildet, ein Papst, der den Jesuitenorden förderte, gern so verschwenderisch wie giftig mit Bannflüchen um sich warf, auch den politischen Meuchelmord billigte, erklärte nun in der von allen Kardinälen unterzeichneten Absetzbulle vom 1. April 1583 Gebhard Truchseß, wenngleich schon von selbst aller Rechte verlustig, «als einen offenkundigen Häretiker, Eidbrüchigen, Rebellen und Exkommunizierten wie ein faules Glied vom Leibe der katholischen Kirche getrennt sowie aller Würden, Pfründen und Ämter entsetzt». Papst Gregor rief Bayernherzog Wilhelm V. zum Eingreifen auf und empfahl dem Domkapitel, in dem nur eine Minderheit dem Erzbischof anhing, Ernst von Bayern als Nachfolger zu wählen, hatte der sich doch früher schon einmal um den Erzstuhl beworben.[33]

Nun also schlug die Stunde des Bayernherzogs, des Bischofs von Freising, von Hildesheim, von Lüttich, den der Papst jetzt, trotz des tridentinischen Verbotes der Kumulation, der Anhäufungen von Bischofsämtern, auch für den Kölner Erzstuhl in Vorschlag brachte (und wenig später bekam er noch das Fürstbistum Münster dazu). Nachdem Ernst, der erste Jesuitenzögling unter den hohen deutschen Prälaten, seine Rivalen durch Geld «abgefunden», Papst Gregor beträchtliche Summen an das Domkapitel gezahlt hatte («Nie», äußerte Nuntius Malaspina, «habe ich käuflichere Leute gefunden als in diesem Kölner Kapitel»), wurde der Herzog im dritten Wahlgang am 23. Mai 1583 von der Kapitelmehrheit zum Erzbischof von Köln gewählt – und bis 1761 drückten Wittelsbacher diesen Bischofsstuhl.

Zwar war Herzog Ernst, der Eröffner dieser Reihe, zunächst ungern dem Kölner Wahlansinnen gefolgt. Einer Liebschaft wegen hatte er Bayern nur schwer verlassen und «gar geringe Lust, sich in ein solch' Meer von Nöthen und Drangsalen zu stürzen»; war er ja überhaupt bloß widerwillig Geistlicher geworden und so wenig zölibatär eingestellt wie sein entlassener Vorgänger. Er lebte «mehr als ärgerniserregend lüderlich», liebte wüste Gelage, Jagd und Wei-

ber offenbar von Jugend an, und noch als Kölner Erzbischof soll er sich «zwei oder drei Liebhaberinnen» gehalten haben «öffentlich vor den Augen der ganzen Welt ohne alle Scheu» (Theiner). Doch gerade unter ihm, auf den die Jesuiten «einen mächtigen Einfluß» ausübten, so wundert sich von Pastor, nahm «die katholische Reform einen großen Aufschwung».[34]

Was aber kümmerte die Moral seine Heiligkeit, ging es darum, das Kölner Erzstift samt vielen Territorien des Reiches, dem seine Aufmerksamkeit ganz besonders galt, für den Katholizismus zu retten. Der Papst bestätigte den Bayern in all seinen Pfründen und jagte immer neue Gesandte in die Welt, wirkte ein auf den Kaiser, den König von Spanien, die deutschen katholischen Fürsten, das Kölner Domkapitel. Ringsum warb er für Ernst von Bayern (1583–1612) um Hilfe, gelegentlich auch bereits um Waffenhilfe, und ringsum trafen, trotz seiner eigenen schlechten Kasse, auch seine Gelder ein, noch im März 1583 immerhin 100000 Gulden in Wien, bis zum Herbst 90000 Gulden in München. Und während er ebenso eindringlich wie raffiniert den katholischen Potentaten verdeutlichte, wie eng die Interessen des Hauses Habsburg und des Hauses Wittelsbach mit den Interessen der katholischen Religion, das heißt mit seinen eigenen zusammenhingen, agitierte im anderen allerchristlichsten Lager Pfalzgraf Johann Casimir, ein gleichfalls ganz uneigennütziger Fürst, der sich selbst als «Werkzeug Gottes zur Beförderung von dessen Ehre und Glorie» sah, als «christlicher Kämpe», der «durch den Krieg für den Frieden sorgen müsse», bekanntlich die Sorge des Christentums zu fast allen Zeiten. Johann Casimir wandte sich an die Königin von England, den König von Dänemark, an mehrere Kurfürsten um Gelder zur Truppenwerbung «in dieser so kundbaren, christlichen und gerechten Sache», sei sie doch «zur Ehre Gottes und Fortpflanzung und Erweiterung seines Wortes und Reiches».

Fast noch eifriger wider das «Geschmeiß des römischen Antichristes» und für Erzbischof Gebhards «reine und heilige Sache» warb der calvinistische König Heinrich von Navarra, erklärte sie in den Jahren 1583/1584 «für wichtiger als irgend eine, welche sich seit Jahrhunderten in der Christenheit begeben», ja kannte keine, so be-

teuerte er Johann Casimir, «von größerer Bedeutung für den Ruin des Papstthums».

Auf katholischer Seite trat als einziger Reichsfürst Wilhelm V. der Fromme mit einem bayrischen Heer in den Kölner Krieg ein, sieht man etwa davon ab, daß jetzt auch Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn seinem kurfürstlichen Freund in den Rücken fiel – wie vordem schon dem Fuldaer Fürstabt –, daß er die Kriegsoperationen der Wittelsbacher mit «Gulden und Soldaten» förderte, mit mehr als 40000 Gulden, wobei die eigenen Domherren die wahre Höhe der Gelder gar nicht kannten, ja nicht einmal ahnten, wie sehr ihr Bischof «daran das Verdienst besaß, daß die katholischen Truppen am Niederrhein das Feld behaupteten ...» (von Pölnitz). Die entscheidende Unterstützung freilich bekamen die Bayern durch Philipps II. Generalstatthalter in den Spanischen Niederlanden Alexander Farnese, Herzog von Parma und Piacenza. Dieser hatte bereits die Rückgewinnung der südlichen Niederlande für Spanien erreicht und suchte nun in wechselvollen blutigen Verwicklungen den ganzen Niederrhein heim – der erste Krieg seit 1555 zwischen den Konfessionsparteien im Reich. «Die Bevölkerung litt namenlos» (Brandi).[35]

Erzbischof Gebhard war nach dem Heranzug der Spanier noch am Tag seiner Hochzeit von Bonn ins Westfälische geflohen, worauf er dort Gewissens- und Bekenntnisfreiheit verkünden, Bilderstürme veranstalten, Altäre zertrümmern, Kirchen ausrauben, die Katholiken unterdrücken ließ, alles «zur Propagirung des heiligen Evangeliums»; indes im Kölnischen, zur Propagierung derselben Frohen Botschaft, das Heer von Erzbischof Ernst – «ein liebenswürdiger Charakter» (von Pastor) – durch spanische Söldner verstärkt, am 7. Dezember 1583 die Burg Godesberg ruiniert, die Besatzung abgestochen, dann Ende Januar 1584 Bonn, den Hauptwaffenplatz des erzbischöflichen Vorgängers, von der meuternden Besatzung erkauft, zwei calvinistische Prediger ersäuft hat und zwanzig Bürger gehängt.

Sehr christlich führte man sich 1586 auch bei der Eroberung von Neuss auf. Es hatte die Reliquien des hl. Quirin verfeuert und unter dem Kommando von Friedrich Kloet den spanischen Belagerern

lange widerstanden. Zuletzt freilich wurde die böse Stadt halb niedergebrannt, ein Teil der Bürger und die Besatzung, angeblich an die 1500 Menschen, teilweise vor den Augen des Erzbischofs, grauenvoll umgebracht, auch der reformierte Prediger Christophorus Fesser, erst unlängst in Neuss eingesetzt, liquidiert, seine Leiche am Fenster aufgehängt, dann verbrannt, Kommandant Kloet, schwerverwundet, im Bett erwürgt. Im selben Jahr ermordeten die Spanier auch 700 Einwohner Berchems auf ihrer Flucht nach Köln.

Gebhard hatte seinen ganzen Schatz verloren, konnte selbst aber in die Niederlande zu Wilhelm von Oranien entkommen, während man den «kleinen Krieg» um Köln «höchst grausam» (Menzel) weiterführte, Gebhards Truppenreste im März 1584 bei Burg an der Yssel schlug, schließlich auch das Herzogtum Westfalen um seine Kriegsmacht gebracht und natürlich nirgends mehr den Protestantismus geduldet hat. Im Frühjahr 1585 warb noch einmal König Heinrich von Narvarra bei Elisabeth von England für Gebhards «fromme, für die ganze Christenheit so überaus wichtige Sache». Doch die Königin, früher einmal «angelegentlichst» am deutschen Religionskrieg interessiert, schickte dem Gescheiterten lediglich ein «Almosen» (2000 Taler) und rührte für ihn keinen Finger. Die Kämpfe aber zogen sich noch bis 1590 hin, nach manchen «bis in das 17. Jahrhundert hinein» (Forsthoff).[36]

Der Triumph der katholischen Restauration ist zuerst weder dem Herzog Wilhelm von Bayern, dem Bruder des neuen Erzbischofs, zuzuschreiben, noch gar dem Kaiser, sondern «in erster Linie der Initiative der päpstlichen Regierung». So urteilt J. Hansen (laut Pastor «bester Kenner» der Materie): «Die Kurie griff in die kölnischen Wirren von vornherein mit großer Entschiedenheit und Sicherheit ein, und ihre Politik ließ sich durch kein Hindernis aus der Bahn bringen ... Wie die Kurie es war, die den Herzog Ernst wider seinen Willen veranlaßte, nach Köln zu gehen und seine Kandidatur zu betreiben, wie sie ihn zu bewegen wußte, dort zu bleiben, trotzdem er mehrmals, verzweifelnd am Erfolg, sich wegbegeben wollte, so verstand sie es auch, die kraftlose und unselbständige kaiserliche Politik in ihrem Sinne zu lenken.»

Der Krieg der Erzbischöfe um das geistliche Fürstentum Köln

war nach jahrelangem Plündern und Brennen, Tiere- und Menschenabschlachten und Scheußlichkeiten aller Art beendet, nach einem Elend, das die Leiden des Dreißigjährigen Krieges, wie nicht ich zum erstenmal bemerke, schon dreißig Jahre früher vorweggenommen hatte.

Im Unterschied zu den Konfessionskämpfen im Reich spielten sich die in Westeuropa, in Frankreich, den Niederlanden, in Schottland und England, noch deutlich militanter, noch blutiger und grauenvoller ab.[37]

8. KAPITEL

STAATSTERROR IM WESTEN DIE NIEDERLANDE, FRANKREICH, ENGLAND UND SCHOTTLAND IM SPÄTEREN 16. JAHRHUNDERT

«... wo man die Waffen immer aufs neue in die Hände nahm, in den Niederlanden ... In allen politischen Dingen zeigten sich die Spanier glimpflich, unerbittlich aber in den kirchlichen. Es war nicht daran zu denken, daß den Protestanten eine Kirche, nur ein privater Gottesdienst gestattet worden wäre: die Prediger, die man ergriff, wurden gehenkt. Man führte mit vollem Bewußtsein einen Religionskrieg.»
Leopold von Ranke[1]

«Die offizielle *Regierungspolitik* vertrat die unerbittliche *Bekämpfung der Häresie*, der Täufer, Calvinisten, der Ketzer innerhalb der gefestigten Kirche. Um der Dinge Herr zu bleiben, griff die Regierung zu barbarischen Methoden».
Handbuch der Europäischen Geschichte III[2]

«Die Hugenottenkriege setzten ein, die Frankreich schwerste Blutopfer und den Verlust des tüchtigsten Teiles seiner Bewohner bringen sollten.»
Ernst Mengin[3]

«Wenn die Reformierten auch anfangs einige Erfolge erzielen, so läuft der Bürgerkrieg doch mit der ihm innewohnenden Logik ab: von Jahr zu Jahr wird er grausamer. Mit wachsender Erbitterung und immer größerem Fanatismus wird gekämpft, gemordet, gemetzelt, werden die Städte ausgehungert.»
Julien Coudy[4]

Seit Philipps Abwesenheit stützte sich die Königin immer mehr auf Reginald Pole, der als päpstlicher Legat am 20. November 1554 in Dover gelandet war. Nun wurde Marias Religionspolitik mit einer weitaus schärferen Gangart als bisher vorangetrieben ..., nahm die Verfolgung der Protestanten immer militantere Formen an. Schon seit Februar 1555 brannten in England die Scheiterhaufen und bis November

1558 hatten an die 300 Menschen als Ketzer den Feuertod erlitten. Diese grausamen Ereignisse brachten Maria den Beinamen «die Blutige» ein. Später nannte man sie auch die «katholische» oder die «spanische» Maria.»
Marita A. Panzer[5]

«Wenn wir Shakespeare als bedeutendsten Dramatiker der Zeit betrachten, so finden wir in der Königin Elisabeth die größte Schauspielerin der Epoche. Da Elisabeth Latein, Spanisch, Französisch und Italienisch perfekt beherrschte, liebte sie lange und ausführliche Unterhaltungen mit den Botschaftern fremder Nationen. In diesen Gesprächen erfuhr sie mehr als sie selbst verriet und bewies auch auf diese Weise, daß es in ihrer Zeit kaum jemanden gab, der ihr in den Künsten der Täuschung, Ausflucht und des Lügens gewachsen war.»
Richard Bruce Wernham[6]

Terror in den Niederlanden

Die Niederlande waren durch dynastische Zufälligkeiten entstanden, durch eine Reihe von Todesfällen 1477 an das Haus Habsburg gekommen und mit Spanien verbunden worden. Zur Zeit Karls V., selbst ein geborener Niederländer, blühte die Industrie des Landes, zumal der Außenhandel, aber auch die heimische Güterproduktion – allein in Antwerpen, einer der reichsten Städte des Kontinents, fuhren schließlich im Hafen Tag für Tag fünfhundert Schiffe ein und aus, an der Börse machten fünftausend Händler ihre Geschäfte, waren die Niederlande doch überhaupt bis dahin «der beneidenswürdigste Staat in Europa» (Friedrich Schiller). Karl V., dessen ganze niederländische Regierungsgeschichte, so Schiller wieder, «beinahe nur ein fortlaufendes Verzeichnis eingeforderter, verweigerter und endlich doch bewilligter Steuern» war, Karl kassierte 1 500 000 livres, die Hälfte seiner gesamten Einkünfte, nur von den drei Millionen Einwohnern dieser Provinzen, denen er aber keinerlei Religionsfreiheit gewährte, vielmehr verteufelte er, wie die römische Kirche, jede «Ketzerei».

Die reformatorischen Neuerungen waren schon früh aus den Nachbarstaaten eingedrungen, aus Deutschland lutherische und täuferische Ideen, aus der Schweiz, aus Frankreich Vorstellungen Zwinglis und Calvins. Und die Abwehr dieser wie aller «Ketzereien» führte zu einer rücksichtslosen Verfolgung, zeitweise im Fanatismus der Mönche, besonders der Dominikaner gipfelnd, deren einer beteuerte, er vergrübe am liebsten seine Zähne in Luthers Kehle und ginge mit dessen Blut im Mund zum Abendmahl.[7]

Es kam zu ersten Märtyrern des neuen Glaubens. Am 1. Juli

1523 endeten in Brüssel die Augustiner Hendrik Vos und Jan van Esch im Scheiterhaufenfeuer. Im folgenden Jahr wurde der geflohene Augustiner Hendrik van Zutphen, ein Schüler und Freund Luthers, in Holstein liquidiert. Und bald hat man Jahr für Jahr aus religiösen Gründen geköpft, verbrannt, ertränkt, Calvinisten und vor allem Täufer, deren sozialrevolutionäre, Obrigkeit, Ehe, persönlichen Besitz verwerfende Bewegung sich rasch ausbreitete, in manchen holländischen Städten schon mehr als die Hälfte der Einwohnerschaft betrug. Beim Kampf um ein westfriesisches Kloster, das man 1535 überrumpelt, dann verteidigt hatte, starben achthundert Menschen, auch durch den Beschuß mit schwerer Artillerie. Und als im selben Jahr Täufer das Amsterdamer Rathaus erstürmten und wieder verloren, riß man aus Rache den Rädelsführern Zungen und Herzen heraus und schleuderte sie den Toten, den Sterbenden ins Gesicht.[8]

Gerade die Täufer wurden unerbittlich verfolgt, auch später noch. Jan de Zwartes Familie beispielsweise, meist Weber in Hondschoote, stellte von 1558 bis 1567 dem Täufertum nicht weniger als achtzehn Märtyrer – und allem Anschein nach rottete «die katholische Obrigkeit schließlich die ganze Familie aus» (Parker).[9]

Blutopfer niederländischer Christen unter dem Kaiser

Jahrzehntelang hatte Karl V. in Übereinkunft mit dem Papsttum durch seine Religionsedikte, die sogenannten Plakate, und durch die Inquisition die niederländischen Häresien bekämpft, ihre Unterdrückung immer wieder verschärft und noch wenige Jahre vor seinem Rücktritt in einem seiner schlimmsten Erlasse am 25. September 1550 befohlen: «Niemand darf irgendein Buch oder eine Schrift des Martin Luther, des Johann Oecolampadius, Ulrich Zwingli, Martin Butzer, Johann Calvin oder anderer von der heiligen Kirche verworfener Ketzer drucken, abschreiben, vervielfältigen, aufbewahren, verheimlichen, verkaufen, kaufen oder verschenken; –

niemand darf die Bilder der heiligen Jungfrau oder kanonisierter Heiliger zerbrechen oder sonst beschädigen; – niemand darf in seinem Hause Conventikel oder gesetzwidrige Zusammenkünfte halten oder Versammlungen beiwohnen, in welchen die Anhänger der obengenannten Ketzer lehren, taufen und Verschwörungen gegen die heilige Kirche und die allgemeine Wohlfahrt stiften.»

Ferner verbietet das Dekret den Laien die Teilnahme sowohl an öffentlichen wie geheimen Gesprächen oder Disputationen «über die Heilige Schrift, besonders über alle zweifelhaften oder schwierigen Lehren.» Ebenso untersagt der Herrscher das Verbreiten irgendeiner «ketzerischen» Meinung «heimlich oder öffentlich» und bestimmt, alle sich dagegen Vergehenden als Störer des Staates und der allgemeinen Ruhe folgendermaßen zu bestrafen: «die Männer mit dem Schwert, die Weiber sollen lebendig begraben werden, wenn sie nicht in ihren Irrtümern verharren; verharren sie darin, alsdann sollen sie mit Feuer zu Tode gebracht werden; alles ihr Eigentum soll in beiden Fällen der Konfiskation durch die Krone unterliegen. Wir verbieten jedermann, irgendeinen Menschen, welcher im allgemeinen Verdachte der Ketzerei steht, zu beherbergen, zu bewirten, ihm Nahrung, Feuer oder Kleidung zu reichen, oder ihn in anderer Weise zu unterstützen; – und jedermann, welcher eine solche Person anzuzeigen versäumt, soll selbst den oben genannten Strafen verfallen.»[10]

Die Verluste der niederländischen Protestanten wurden unter der Herrschaft Karls auf 50000 und weit mehr Menschen geschätzt, von dem venezianischen Gesandten am Kaiserhof (anno 1546) auf 30000. Von Zehntausenden von Opfern spricht auch Schiller. Belegt sollen allerdings «nur» etwa 1300 Hinrichtungen sein. Doch hatte schon Karl die spanische Inquisition in die Niederlande geholt, rauchten schon unter ihm die Scheiterhaufen, und gelegentlich hackte man einem Delinquenten, wie dem Calvinisten Bertrand Le Blas in Tournai, erst beide Hände ab, bevor man ihn verbrannte – wenn man auch immer wieder und noch heute «die Arbeitsweise der geistlichen Inquisitoren in Spanien» zu idealisieren sucht, die fürchterlichen Torturen gar als «Fabeln», «Märchen», «Unsinn» hinstellt und die «Billigung der Kirche» bestreitet. «Schneiden und

brennen wurde nur von der weltlichen Strafverfolgung praktiziert, von der sich das Vorgehen der Inquisition positiv abhob ...» (van der Lem)[11]

König Philipp II. – «alles unter dem Gesichtswinkel des kirchlichen Interesses ...»

Als Kaiser Karl am 25. Oktober 1555 in Brüssel die damals siebzehn niederländischen Provinzen seinem Sohn Philipp II., dem nachmaligen König von Spanien (1556–1598), übertragen hatte, wurden diese Landstriche immer mehr eine Art Schlachtfeld; war Philipp doch felsenfest entschlossen, das Testament des Vaters, die rücksichtslose Beseitigung der Häresie, zu vollstrecken, somit nicht nur deren Fortschreiten zu hemmen, sondern sie gänzlich auszurotten; wobei der spanische Augustiner Lorenz von Villavincencio dem frommen König riet, notfalls auch 50000 Hinrichtungen nicht zu scheuen, obschon 2000 wohl zum Ziel führten.

Gewiß verflochten sich mit den religiösen, den religionspolitischen Konflikten sozialökonomische, führten die Niederlande auch einen nationalen Befreiungskampf, vielleicht den grandiosesten der europäischen Geschichte, einen erfolgreichen überdies, bei dem auch viele Katholiken, Laien wie Priester, ohne ihre Kirche zu verlassen, mit den Protestanten sympathisierten, weshalb es, besonders in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, oft schwer war, in den sehr heterogenen Gruppen zwischen Katholiken, protestantisierenden Katholiken und Protestanten scharf zu trennen. Und wurde die niederländische Inquisition auch 1566 aufgehoben, es gab noch wirksamere Tribunale zur Eindämmung der «Ketzerei». Ja, es kam die Zeit, wo «die *Kirchenfrage* die *Politik zu beherrschen* begann», wo die «*Ketzerverfolgung* ... offiziell auf der Tagesordnung» stand. «Sie wurde schnell zum brennenden Problem, das alle anderen in den Hintergrund drängte» (Handbuch der Europäischen Geschichte). Gestand doch Philipp selbst, daß er auch dort,

wo er politische Rebellen politisch zu bekämpfen scheine, in Wahrheit die «Ketzerei», den «Nährstoff des Aufruhrs» bekämpfe und austilgen wolle.

Der Bürgerkrieg bzw. Unabhängigkeitskrieg wurde zum Religionskrieg und brachte Philipp den Tiefststand seiner Macht, «die vielleicht schlimmste Niederlage seines Lebens» (Bihlmeyer/Tüchle). Es kam zur Trennung der Niederlande, die südlichen blieben habsburgisch und katholisch, die nördlichen wurden protestantisch und führten zu der von Spanien getrennten Republik der Vereinigten Niederlande (seit 1596), für das Papsttum künftig «Missio Hollandica», Missionsgebiet ...[12]

Philipp II., von dem Schiller sagt, «Egoismus und Religion sind der Inhalt und die Überschrift seines ganzen Lebens», hatte schon früh die Jesuiten geholt und 1559 gemeinsam mit Papst Paul IV. durch eine Umstrukturierung der niederländischen Kirche (statt vier nun 18 Diözesen, darunter 14 Neugründungen) die Häresie schärfer zu kontrollieren, die Reformation zu stoppen gesucht. Dabei sollten – eine der bezeichnendsten Novitäten – je zwei Domherren jedes Bistums die Inquisitoren in ihrer Diözese sein.

Doch weder das Bistumsprojekt, beim Adel wie beim Volk unbeliebt, noch ein härterer gegenreformatorischer Kurs konnten die Ausbreitung des Protestantismus, hier hauptsächlich des Calvinismus, hindern. Auch nicht die Generalstatthalterin Margareta, die Philipp bei seinem Abschied in den Niederlanden zurückließ, die Herzogin von Parma, seine Halbschwester, eine uneheliche, doch später legitimierte Tochter Karls V., ein Mitglied somit des Herrscherhauses und, wie der Vater, in den Niederlanden geboren. Erst recht kein förderlicher Missionar der katholischen Sache wurde ihre an sich stärkste Stütze, der Bischof und nachmalige Kardinal Antoine Perrenot de Granvelle, der «Mann des Königs» im Brüsseler Staatsrat und eigentliche Regent, doch als Verfechter des spanisch-habsburgischen Zentralismus so verhaßt, daß ihn Philipp 1564 abberufen mußte.

Der König, der schon 1559 die Stammlande seines Hauses für immer verlassen hatte, um fortan einsam und mißtrauisch scheu in der Abgeschirmtheit seiner Schlösser, im Escorial zumal, zu thronen, wo

er den Blick von seinem Schlafzimmer auf das «Allerheiligste» im Hochaltar der Kirche genoß – und seine Mätressen, wo er fast mehr Energie auf die Verteidigung der katholischen Kirche verwandte als auf die Weltmachtstellung eines Reiches, das Spanien, Spanisch-Amerika, Portugal, die Niederlande, Burgund, Mailand, Neapel und Sizilien umfaßte. «Seine kirchliche Devotion war schrankenlos. Täglich besuchte er die Messe, an den Festtagen auch die Predigt und Vesper. Der Beichtvater war sein ständiger Berater und übte auf ihn den größten Einfluß aus; er nahm an allen Geschäften Anteil, da der König alles unter dem Gesichtswinkel des kirchlichen Interesses zu betrachten und zu prüfen pflegte» (Rachfahl). Freilich lehrte ihn auch die Erfahrung, «daß ein Wechsel der Religion außer dem Schaden, der dem Dienste Gottes dabei zugefügt wird, zugleich weltlichen Umsturz nach sich zieht; oft benutzen die Armen, Müßigen und Vagabunden diese Gelegenheit, um die Güter der Reichen anzutasten.»[13]

Bei seiner Abreise am 25. August 1559 aus den Niederlanden lag Philipp nichts so am Herzen, als die Alleinherrschaft der alten Kirche zu sichern, seine Fürsorge schien schier unerschöpflich. Auch vergaß er nicht, der Herzogin noch kurz vor seiner Einschiffung in Vlissingen – letzte Maßnahme im Land der Väter – zu befehlen, einige in Middelburg eingekerkerte «Ketzer» auf die Folter zu spannen und nach Mitschuldigen zu forschen, wie überhaupt der Schwester einzuschärfen, die Inquisition zu aktivieren und sie erfolgreich zu machen.

Nach seiner so ersehnten Heimkehr aber dankte Philipp gleich dadurch dem Himmel, daß er ein Autodafé feiern und zwölf Protestanten verbrennen ließ, einige davon bei lebendigem Leib. Generalinquisitor Valdés forderte die Majestät dabei auf, mit der Königlichen Rechten am entblößten Degen zu schwören, «daß Sie dem heiligen Amte der Inquisition und ihren Dienern allen nötigen Schutz und Schirm gegen die Ketzer und Abtrünnigen leihen wird, sowie gegen alle diejenigen, von denen sie verteidigt und begünstigt werden, nicht minder gegen jedermann, der mittelbar oder unmittelbar die Wirksamkeit des heiligen Amtes hindern sollte, daß Sie fernerhin alle Untertanen und Landeskinder zwingen wird zum Ge-

horsam und zur Beobachtung der apostolischen Vorschriften und Verordnungen ...» etc. etc.[14]

In den Niederlanden vor allem nahm so die Gewaltherrschaft der Spanier zu, wuchs die Glaubensverfolgung, die Ausbeutung des Volkes zumal zur Finanzierung von Philipps gewaltige Summen verschlingenden Kriegen gegen Frankreich, aber auch zum Unterhalt der flandrischen Streitkräfte, die monatlich rund 300000 Gulden aus Spanien erhielten, indes schätzungsweise viermal soviel brauchten. Dazu kamen die Exzesse der Soldaten, ihre Mißhandlung der Menschen, die Zurücksetzung Einheimischer bei der Vergabe höherer Ämter, die Flüchtlinge, auf 50000 bis 500000 geschätzt.

Kurz, die vom Hochadel auf breitere Adelsschichten und viele Städte sich ausweitende, auch mit protestantischen Zirkeln verbindende Opposition brachte immer größere Unzufriedenheit, den wachsenden Widerstand des Prinzen Wilhelm von Nassau-Oranien, der Grafen Egmont und Hoorn, auch des niederen Adelsverbundes der «geuzen» – ein Name, der von jenen 400, nach anderer Lesart fast 600 Rittern herrühren soll, die am 5. April 1566 in Brüssel eine die Religionspolitik betreffende Bittschrift überreichten, durch ihre Vielzahl jedoch die Regentin erschreckten, sodaß der regierungstreue Graf Charles de Barlaymont bemerkte: «Rassurez-vous, Madame, ce n'est qu'un tas de gueux» (Beruhigen Sie sich, Madame, es ist nur ein Haufen Bettler). Die Unzufriedenen übernahmen damals die Bezeichnung gueux/Bettler, und später nannte man alle, Adlige, Kaufleute, Fischer, die von der alten Religion zur neuen übergingen, Geusen, «Buschgeusen» im Land, «Meergeusen» an der See, und alle Geusen wollten, so stand auf ihren Hüten, «lieber türkisch als päpstlich» sein.[15]

Der Bildersturm

Im August 1566 begann von Westflandern aus und auf zwölf Provinzen übergreifend ein barbarischer Bildersturm der Calvinisten. «Eine rasende Rotte», schreibt Friedrich Schiller, «von Handwer-

kern, Schiffern und Bauern, mit öffentlichen Dirnen, Bettlern und Raubgesindel untermischt, etwa 300 an der Zahl, mit Keulen, Äxten, Hämmern, Leitern und Strängen versehen, nur wenige darunter mit Feuergewehr und Dolchen bewaffnet, werfen sich, von fanatischer Wut begeistert, in die Flecken und Dörfer bei St. Omer, sprengen die Pforten der Kirchen und Klöster, die sie verschlossen finden, mit Gewalt ...»

Bisher eine verfolgte Minderheit, plötzlich Verfolger, ergießen sich krakeelende calvinistische Haufen übers Land, gelegentlich noch von Gassenkindern ermuntert, dagegen kaum gestört, ja nur sehr selten bekämpft, etwa außer Landes gepeitscht oder gar gehenkt, einmal drei in Antwerpen, einmal 22 auf der Stelle bei Grammont. Von Ort zu Ort ziehen sie, von Stadt zu Stadt, zumindest anfangs aufgestachelt, angetrieben von Predigern. Und spielte bei den Aktionen gewiß auch die soziale Lage, das «hongerjaar» 1566, eine Rolle, erfolgten, in Gent beispielsweise, auch Angriffe auf Getreidespekulanten, bestand selbst unter Prädikanten und Konsistorien keine vollständige Übereinstimmung in der Beurteilung dieser ikonoklastischen Attacken – «es gibt Beweise dafür in Hülle und Fülle, daß Prediger und Konsistoriale leitend bei den Exzessen zugegen waren und wohl gar selbst Hand mit anlegten, daß die Kirchenschänder in ihrem Solde arbeiteten, und es war nicht nur der Pöbel ...» Und, bedeutsamer noch, man vernichtete all die kirchlichen Dinge nicht in einem Anfall von Vandalismus, von Anarchie, sondern als *Corpora delicti* eines falschen, eines fluchwürdigen Glaubens, als verdammte Zeugnisse der Götzenanbetung, als Beleidigungen Gottes; «das Grundmotiv des bei weitem größten Teils der Tumultuanten war religiöser Art» (Rachfahl).

Sie erbrachen Kapellen, Prioreien und Abteien, sie schlugen alles kurz und klein, zertrümmerten Altäre, Statuen, Bilder des Herrn und der Heiligen. Man demolierte Kruzifixe und Monstranzen, Kanzeln und Chorgestühl, Taufbecken und Orgeln. Man zerschmetterte, verbrannte, stahl ungezählte Kunstschätze – allein der Schaden in der Antwerpener Marienkirche wurde auf 400000 Goldgulden beziffert. Man trat geweihte Hostien, Fahnen, Meßgewänder in den Dreck, schmierte sich die Stiefel mit heiligem Öl, vernichtete be-

rühmte Büchereien, durchwühlte Gräber, riß halbverweste Leichen hervor, man mißhandelte Priester, Mönche, Nonnen, verjagte sie.

In wenigen Tagen waren die meisten Kirchen und Ordenshäuser jener Gegenden des heutigen Belgien geplündert und verwüstet, gab es in Antwerpen, wo man die Kathedrale ausgeraubt, wo sich kein Priester mehr auf die Straße traute, gab es weithin in Flandern keine katholischen Gottesdienste mehr, waren dort, nach Bezeugung der Regentin, an die 400 Kirchen und Klöster zerstört, insgesamt aber 5000 «gesäubert» worden, wobei nicht wenige Christentempel, so ein Augenzeuge, «Viehställen ähnlicher sahen als Gotteshäusern».[16]

Margareta reagierte mit Scheinzugeständnissen, Wortbrüchen, Truppenrekrutierungen; doch im nächsten Sommer war der Katholizismus erneut die allein anerkannte Religion, und die Statthalterin beanspruchte mit aller Entschiedenheit, Ruhe und Ordnung wieder hergestellt zu haben.

Herzog Alba und sein Schreckensregiment

König Philipp aber hatte Rache geschworen, Rache «bei der Seele meines Vaters». Am 5. November 1566 spornte er die Inquisition zu kraftvollem Vorgehen an, und im nächsten Jahr setzte er Herzog Alba mit zehntausend Mann in Marsch, Fußknechte und Reiter, dazu Feldkapläne und, wie es hieß, mehr als 2000 Huren: meist «Elitetruppen» aus Spanien und Italien, von denen der Papst übrigens auf ihrem Weg nach Norden, sozusagen im Vorbeigehn, gern das «ketzerische» Genf liquidiert gesehen hätte, «ein Unternehmen», wie der ein Jahrhundert später heiliggesprochene Pius V. durch seinen Nuntius dem Herrscher vorstellen ließ, «glorreich für den König und nützlich für die Religion ...» Und bald wünschte der nimmersatte Hierarch von Alba auch ein Gutachten, wie er «gegen den Fürsten von Oranien vorgehen könnte, um sich seines Fürstentums zu bemächtigen».[17]

Fernando Álvarez de Toledo, Herzog von Alba, war früh in den Dienst Karls V. getreten und dann Teilnehmer an vielen Kriegen seines Herrn, 1525 an der Schlacht von Pavia, 1527 am Feldzug nach Ungarn, 1535 an der Eroberung von Tunis (VIII 445). Bald danach wurde er erster militärischer Berater Karls, für den er 1542 Katalonien und Navarra verteidigte, 1547 bei Mühlberg gegen die Schmalkaldener siegte (VIII 448 f.). Ein Jahrzehnt später bekämpfte er als Vizekönig von Neapel und Generalkapitän in Italien päpstliche und französische Truppen. Und nun, nach dem Bildersturm, sollte der erfolgreiche Feldherr in den Niederlanden jede Opposition gegen Philipp und seine Herrschaft zerschlagen, sollte er, laut einer geheimen Instruktion, Land und Leute unterwerfen, damit es «in allen Provinzen einen König gibt und Brüssel die Hauptstadt ist, wie Paris in Frankreich».[18]

In den Niederlanden, wo Alba Ende August 1567 in Brüssel eintraf, Philipps Schwester Margareta bald nur noch nominell regierte und dann, gedemütigt und tief verletzt, das Land verließ, setzte Alba einen «Rat der Unruhen» (Conseil des Troubles) ein, vom Volk «Blutrat» genannt, doch noch in unseren Tagen als «Kodifizierung und Humanisierung der Strafgerichtsbarkeit» gepriesen, als «eine Leistung von Format» (van der Lem). Tatsächlich stützte der Blutrat ein sechsjähriges Schreckensregiment, für die Niederländer der Inbegriff verhaßter Fremdherrschaft.

Der Herzog kontrollierte alles, besonders aber die Finanzen und die Religionsausübung. Er saugte die Bevölkerung durch kaum erschwingliche Steuern aus und schröpfte den oppositionellen Adel und andere Begüterte durch Vermögenseinziehung, durch möglichst unverkürzte Konfiskation des Besitzes. An die 9000 nur in den Aufstand von 1566/1567 mehr oder weniger involvierte Personen verurteilte der «Blutrat» zum teilweisen oder gänzlichen Verlust ihrer Habe; über tausend wurden liquidiert. Der «eiserne Herzog» ließ den Grafen Egmont (einst im Krieg gegen Frankreich für Philipp Sieger bei Saint-Quentin und bei Gravelingen) sowie den Grafen Hoorn (langjähriger Kommandeur von Philipps persönlicher Leibwache) am 9. September 1567 durch ein Sonderkommando heimtückisch verhaften, neun Monate einkerkern und am 5. Juni 1568

vor dem Stadthaus in Brüssel köpfen, wobei er Mitleid mimte, vorgab, aus Schmerz über das Todesurteil des Königs erkrankt zu sein, und log, alles versucht zu haben, es zu mildern, ja bei der Hinrichtung Tränen vergoß, «so dick wie Erbsen.» Zuvor aber hatte sich Kaiser Maximilian II. bei ihm und Philipp mehrfach für Freilassung oder Begnadigung der beiden Grafen verwandt.

Niemand und nichts war vor Albas Willkür, seinem Terror sicher, nicht hoch, nicht nieder, nicht ganze Magistrate, ganze Städte, über die sich da und dort feste Zwingburgen erhoben. Es kam zur massenweisen Verbrennung «ketzerischer» Bücher, kam zur Ausweisung, zur Flucht von Tausenden. Rund 60000, viele Kaufleute und Handwerker darunter, entwichen während Albas Despotie ins Ausland, flohen nach England, nach Emden und Wesel, nach Genf und Straßburg. Es kam zu Sippenhaftungen, Verschleppungen nach Spanien, wo etwa der Bruder des Grafen Hoorn, Montigny, im Oktober 1570 heimlich erwürgt worden ist. Es kam zu Massenverhaftungen, Massenexekutionen. Staatsmord reihte sich an Staatsmord, durchs Schwert, durch Galgen, Feuer. Und da immer wieder Todgeweihte (welch euphemistisches Wort) sich noch auf ihrem letzten Weg zu ihren Überzeugungen, ihrem Glauben bekannten oder, mit Alba selbst zu sprechen, «da uns mitgeteilt wird, daß einige verstockte Delinquenten, wenn sie zum Tode geführt werden, nicht aufhören, den Namen Gottes blasphemisch auszusprechen und ihr Gift auszustreuen, so wollen und ordnen wir an, daß man solchen Leuten bei ihrer Hinrichtung den Mund verstopft, so daß sie nicht mehr reden können.» Der Tyrann rühmte sich der Tötung von 18600 Menschen während seiner Herrschaft, «meist wegen der Religion», waren nach dem Gesetzbuch des «Blutrates» doch fast alle Niederländer des Todes schuldig.[19]

Noch wenige Monate vor seiner Abberufung, im August 1573, stachelte Alba den König auf, «sich von der Illusion zu befreien, daß irgend etwas in diesen Provinzen jemals durch Milde erreicht werden könnte». Und drängte im Dezember auch seinen Nachfolger Don Luis de Requesens, vorzugehen «ohne alle Instrumente der Gnade, Milde, Unterhandlungen oder Gespräche mit Waffengewalt ..., bis jeder Widerstand gebrochen ist.» Beide Herren wiesen

auch sämtliche Versöhnungsversuche von dritter Seite zurück: 1568 vom Kaiser, 1572 von den Franzosen, 1573 von den Engländern und dem Erzbischof von Köln.

Es ist bezeichnend, daß in einer Untersuchung der deutschsprachigen Publizistik zum «Achtzigjährigen Krieg» (1566–1648) von fast 500 berücksichtigten Flugschriften nur ein Viertel dezidiert politische oder theologische Themen herausstellten, dagegen rund die Hälfte aller Drucke hauptsächlich «militärische» Begebenheiten! (Man vergleiche damit die spätere Historiographie.)[20]

So wurden fort und fort Städte überfallen, unter unerhörten Greueln geplündert, Mecheln drei volle Tage lang, ähnlich Zutphen. Ein Kommandeur Oraniens hörte das Wehgeschrei der Opfer über viele Meilen hin, Zutphen wurde dem Erdboden gleichgemacht, ebenso Naarden, wo sich die Einwohner gehorsam und unbewaffnet in der Großen Kirche versammelten und die Spanier sie niederstachen – nach Albas Siegesmeldung an den König «entkam keiner Mutter Sohn». Das hungernde Haarlem ergab sich nach siebenmonatiger Belagerung und der Zusicherung des königlichen Kommandanten, niemandem werde ein Haar gekrümmt. Die ganze Garnison, mehrere Magistratsbeamte, insgesamt 2000 Menschen wurden niedergemetzelt, den Überlebenden 200 000 Gulden als Kriegsentschädigung aufgezwungen. Von den 18 000 Einwohnern Leydens starben 6000, die meisten an Hunger und Pest.

Natürlich rächten sich die Neugläubigen. Es kam zu einem blutigen Vernichtungskrieg. Vor Haarlem, dem «Friedhof der Spanier», sollen 8000 der Ihren umgekommen sein. Die Geusen schlachteten bevorzugt Priester und Mönche, so in Leyden, Enkhuizen, Alkmaar oder in Gorkum, wo sie 19 Geistliche und Ordensleute erst gräßlich torturierten, dann nachts in einer Scheune hängten, ihre abgeschnittenen Nasen und Ohren als Trophäen auf den Hüten tragend – Christen unter sich. (Es erinnert an den Umgang katholischer Kroaten gegen Mitte des 20. Jahrhunderts mit vielen Hunderttausenden freilich oft noch entsetzlicher hingemordeter orthodoxer Serben; aber schließlich: lernt man nicht dazu im Lauf der Zeit, im Lauf der Heilsgeschichte?)[21]

Alba scheiterte mit all seiner Grausamkeit. 1573 fordert und er-

hält er seine Entlassung. Er wird abgelöst von Don Luis Requesens, dieser von Don Juan d'Austria, Philipps II. einzigem Bruder, dieser von Alexander Farnese von Parma – alles in wenigen Jahren: Triumphe und Niederlagen, Belagerungen, Blutbäder, Gefechte, Plünderungen, Meutereien, Staatsbankrotte. Die Geusen siegen auf der Schelde, die Grafen Ludwig und Heinrich von Nassau, der Prinz Christoph von der Pfalz sterben bei Nimwegen, in der Schlacht auf der Mokerheide. Es kommt zum Massaker in Oudewater durch die königliche Soldateska und zur Ausraubung und Ausmordung Antwerpens gleichfalls durch die «Spaanse furie», «eine der schaurigsten Greueltaten des 16. Jahrhunderts» (Parker), kommt zur Pazifikation von Gent, zur Ersten Union von Brüssel, das Wilhelm von Oranien 1577 triumphal empfängt. Am 15. März 1580 aber ächtet ihn Philipp II., der Todfeind, dessen loyaler Diener er zunächst war, wie schon zuvor der Karls V.; am 10. Juli 1584 wird er nach mehreren Tötungsversuchen in Delft ermordet.[22]

Die Spanier hatten auf seinen Kopf einen Preis von 25000 Scudi gesetzt, und einer, der ihn gern verdient hätte, doch zuvor ergriffen wurde, der Biscayer Jauregny, führte unter seinen Papieren Gebete bei sich, in denen er Christus zur Begünstigung des Mordes anfleht, doch kulant dem Himmel nach vollbrachter Tat auch Gewinnbeteiligung verspricht: «der Mutter Gottes von Bayonne ein Kleid, eine Lampe, eine Krone, der Mutter Gottes von Aranzosu eine Krone, dem Herrn Christus selbst ein reicher Vorhang.»

Leopold von Ranke, anscheinend die weitgesteckten Möglichkeiten eines frommen christkatholischen Gemüts verkennend, erzählt dies und zweifelt, «ob es eine größere Blasphemie gibt ...» Dabei spricht er gleich von dem tatsächlichen Attentäter, dem Burgunder Balthasar Gerard, der, martyriumssüchtig und von einem Trierer Jesuiten angefeuert, Oranien im Juli 1584 niederschießt; und während er, gemartert unter den Verwünschungen des Volkes, seinen Geist aufgibt, schreibt Ranke, «hielten die Domherren in Herzogenbusch ein feierliches Tedeum für seine Tat.»[23]

Solch feierlicher Lobpreis Gottes für eine edle «Tat», woran es die Gotteskinder nie ließen mangeln, wurde freilich recht häufig und stets aus vollem Herzen angestimmt; so nur wenige Jahre zuvor in

Rom, wo es am heiligsten ist, in der Mitte einer Kette von Konflikten, die das katholische Frankreich zur Ausrottung des Protestantismus betrieb.

Terror in Frankreich

Zur selben Zeit, als in den Niederlanden der Religionskrieg wütete, bekämpften sich Katholiken und Protestanten auch in Frankreich. Da dieses als Nachbarland direkt an Deutschland und die Schweiz grenzte, wurde es bald vom Luthertum, dann stärker vom Calvinismus heimgesucht, nicht so sehr die breiten als die gebildeteren Schichten und der Adel.

Schon 1520 gab es reformatorische Einflüsse in Paris, Lyon, Avignon und anderen Städten. Die erste Maßregelung der Anhänger der neuen Lehre, der «hérésie luthérienne», begann bereits früh unter König Franz I. Auf Betreiben der Sorbonne und des Parlaments wurden Luthers Schriften 1521 verworfen, ihre Verbreitung bei Todesgefahr verboten. Und schon 1523 verbrannte man vor dem Brüsseler Rathaus die ersten evangelischen Märtyrer, die Antwerpener Augustinermönche Hendrik Vos und Jan van Esch, in Paris den Augustinerpater Jean Vallière, einen Freund Luthers. Andere folgten.

Nach einer antikatholischen Plakataktion, der «affaire des placards» 1534, kam es zu weiteren Nachstellungen. Im Januar 1535 verbrannte man, wieder in der Hauptstadt, bei einer «Feuer»prozession mehrere «luthériens» bzw. «évangéliques» im Beisein des Königs; andere flohen zu Hunderten, darunter Calvin. In Meaux, dem Ort der ersten evangelischen Kirche Frankreichs, folterte und verbrannte man im Oktober 1546 vierzehn Menschen lebendig, acht riß man zuvor die Zunge aus. Und um dieselbe Zeit wurden in Aix-en-Provence die zunächst tolerierten Waldenser zu Tausenden verstümmelt, getötet oder auf Galeeren verbannt, ihre Kinder als Sklaven verkauft, ihre Siedlungen zerstört. (Urheber des Massakers von Lubéron 1545: der Kardinal François Tournon.)

König Franz I. starb seinerzeit. Aber sein Sohn und Nachfolger Heinrich II. (1547–1559), ein strenger, seit 1553 mit Katharina von Medici verheirateter Katholik, geht die Hugenotten systematischer an, ja sucht die «Ketzerei» völlig auszurotten. Er läßt die stetig wachsende Bewegung durch Polizei und Spitzel überwachen, durch radikale Edikte (von Châteaubriant, von Compiègne) immer mehr bedrängen. Und bereits zu Beginn seiner Regierung etabliert er die «Chambre ardente» (Feuerkammer) des Pariser Parlaments, ein Sondergericht für Häretiker, das Hunderte von sogenannten Rechtssprüchen fällt, darunter eine große Zahl von Todesurteilen. Selbst Mitglieder des Gerichtshofes sterben auf dem Scheiterhaufen.[24]

Wie barbarisch es da zugeht, zeigt der Brief des Eustachius von Knobelsdorff, eines katholischen deutschen Studenten, an seinen Lehrer Georg Cassander in Brügge, geschrieben im Sommer 1542, also noch vor Errichtung der «Chambre ardente». Knobelsdorff, gebeten um Mitteilung seiner «Erfahrung» über die zum Scheiterhaufen verdammten Lutheraner, erwähnt die Verbrennung von «acht Individuen ... bei lebendigem Leib», weil sie «den Päpstlichen Stuhl verleumdet hätten».

Das erste Opfer, so der Berichterstatter, war «ein ganz junger Mann», ein Schusterssohn, kaum zwanzig Jahre alt, dem man wegen seiner Verweigerung des Widerrufs die Zunge abschnitt. «Ohne eine Miene zu verziehen, hielt der Jüngling seine Zunge dem Messer des Henkers hin, er streckte sie heraus, so weit er nur konnte. Mit einer Zange zog der Henker sie noch weiter heraus, schnitt sie ab und schlug sie dem armen Sünder ein paarmal links und rechts ins Gesicht. Die Umstehenden, so heißt es (o Frömmigkeit der Franzosen!), bückten sich nach der noch zuckenden Zunge und warfen sie dem Jüngling an den Kopf. Dann stieß man ihn auf einen Karren und führte ihn zum Richtplatz.»[25]

Während die französischen Könige aber zur Festigung ihrer Macht im Inland den Protestantismus verfolgten, begünstigten sie die Protestanten in Deutschland gegen das Haus Habsburg. In Frankreich schlossen sich die Neugläubigen, im Jahr 1558 etwa 400000, unter dem starken Einfluß Calvins und von Genfer Kanzelrednern unterstützt, zu Gemeinden zusammen und gaben sich im Mai 1559 auf

ihrer ersten Nationalsynode in Paris ein calvinistisches Glaubensbekenntnis, die Confessio Gallicana, und eine entsprechende Kirchenverfassung, womit die französische Hugenottenkirche entstanden war – 1562 gab es etwa zwei Millionen réformés in Frankreich bei einer Gesamtbevölkerung von 20 Millionen.

Es handelte sich freilich weniger um eine Volksreligion, um eine Kirche der breiten Massen, als um städtische Bürger, um Geschäftsleute, Lehrer, Ärzte, Juristen, um Kreise des Adels, auch der Hocharistokratie. Bourbonen, aus einer Seitenlinie des Königshauses, gehörten ebenso dazu wie die Brüder Coligny aus dem Haus Châtillon oder der Kardinal Odet, der 1563 abgesetzte Erzbischof von Toulouse.

Im Herbst 1561 scheiterte während einer Nationalsynode der französischen Bischöfe in Poissy bei Paris in Gegenwart des Hofes ein Religionsgespräch zwischen altgläubigen und reformierten Theologen. Angeregt von Katharina von Medici, hatte es zwischen beiden Konfessionen vermitteln sollen, blieb aber ohne Beschlußfassung. Zwar gewährte schon im Januar 1562 das Edikt von St-Germain-en-Laye den Hugenotten erstmals freie Religionsausübung, wenn auch nur außerhalb der Städte. Doch duldete es immerhin als erstes europäisches Edikt eine zweite Konfession in einem Staat. Bereits wenige Wochen darauf aber, am 1. März, erfolgte das Massacre de Vassy (Champagne), jenes von den Haudegen des Herzogs Franz von Guise während eines hugenottischen Gottesdienstes verbrochene Blutbad, das 74 Menschen das Leben gekostet, etwa 100 verwundet und dem Herzog die Bezeichnung «Schlächter von Vassy» eingetragen hat.

Doch metzelte man auch anderwärts die «Ketzer» nieder, in Cahors, Toulouse, Amiens. In Sens luden die Glocken der Kathedrale drei Tage lang zur Ermordung der Hugenotten ein. In Tours schleppte man sie, zwei und zwei zusammengebunden, in ein Schlachthaus und brachte sie auf verschiedene Art um, Metzeleien, die in den Ersten Hugenottenkrieg führten (1562–1563). Worauf freilich weitere sieben solche Kriege – Religion und Politik stets eng verschränkt – folgten, durch fremde Truppenkontingente verstärkte Bewegungskriege, offene Feldschlachten, Belagerungen, koordinier-

te Einsätze von Kavallerie und Infantrie, bis zum Achten, dem letzten, längsten und auch schwersten Konflikt (1585–1598).[26]

Im Dritten Hugenottenkrieg schlug man sich besonders blutig bei Moncontour, 1569.

Papst Pius V., einst brutaler Generalkommissar der Inquisition, doch heiliggesprochen, hatte Geld sowie ein Hilfskorps von 4500 Mann geschickt und Katharina von Medici recht heiligväterlich belehrt: «In keiner Weise und aus keinem Grund muß man gegen Gottes Feinde Schonung üben». Vielmehr trieb der Stellvertreter Christi zu weiterem Kampf, «bis sie alle massakriert sind», und forderte auch über die Gefangenen ein «strenges Strafgericht», ja «bis zu deren völliger Vernichtung ...» So wurden in einer sehr kurzen, aber verheerenden Schlacht die meisten Protestanten, die den Katholiken in die Hände fielen, abgestochen, wurden «kaltblütig ganze Regimenter, nachdem sie die Waffen weggeworfen und sich ergeben, niedergehauen» (Browning). Insgesamt tötete man bei Montcontour 6500 bis 10000 Hugenotten und verlor selbst angeblich «nur» 600 Krieger. In Paris aber feierte der Hof das Gemetzel sogleich mit großem Gefolge durch ein Tedeum und ein paar Tage darauf mit einer allgemeinen Prozession. In Rom frohlockte man nicht minder und stellte einen halben Wald zugeschickter Beutefahnen als Siegeszeichen in die Kirche des heiligen Johannes vom Lateran.

Und bald hatte man am Tiber noch mehr Grund zum Jubeln. Eskalierte die christliche Bruderliebe doch zwischen dem Dritten und Vierten Hugenottenkrieg in besonders eindrucksvoller Weise.

DIE BARTHOLOMÄUSNACHT ODER DIE SOGENANNTE PARISER BLUTHOCHZEIT

Nach dem Tod Heinrichs II. (1559), der nur minderjährige Kinder hinterließ, die letzten Valois, führte die Königinmutter Katharina von Medici, die «Ausländerin», für die unmündigen Könige Franz II. und Karl IX. die Regentschaft.

Geschickt und schwer durchschaubar, doch zunächst noch auf

Entspannung bedacht, sucht sie zwischen den rivalisierenden Guise und Heinrich von Navarra zu vermitteln. Der kränkelnde Franz stirbt bereits im nächsten Jahr, Ende 1560. Der ihm auf den Thron folgende, damals neun Jahre alte Karl IX. betreibt die Aussöhnung von Katholiken und Hugenotten durch Vermählung seiner Schwester Margarete von Valois mit dem Calvinisten Heinrich von Navarra, Heinrich IV. Zugleich gewinnt das Haupt der Hugenotten, Admiral Coligny, immer mehr das Ohr des jungen Monarchen, während dessen ehrgeizige Mutter, zwischen den Parteien und Hofcliquen lavierend, ihre Macht zu verlieren fürchtet und sich nach langer Schaukelpolitik auf die stärkere Seite schlägt. Vier Tage nach der Hochzeit, als viele hugenottische Adlige noch in Paris weilen, sucht sie Coligny zu beseitigen. Doch das Attentat mißlingt, Coligny wird lediglich verwundet, und da der König nach den Schuldigen fahnden läßt, die Königinmutter aber ihre Bloßstellung fürchtet, beschließt sie die Ermordung aller in Paris versammelten Hugenotten und überredet zuletzt den König selbst dazu.[27]

In einem Gespräch Katharinas und des Herzogs von Anjou, des späteren Heinrichs III., mit Karl IX. am Abend des 23. August 1572 im Louvre, so berichtet der Herzog, sei im König plötzlich eine «wunderbare und seltsame Wandlung» vorgegangen. Katharina hatte ihm gerade klargemacht, wie leicht und sicher man jetzt die Rebellen bekriegen könne, habe sie doch «alle in den Mauern von Paris wie in einem Käfig zusammengepfercht». Töte man aber den Admiral nicht, müsse man nur neue Bürgerkriege gewärtigen, würden er und die Seinen doch mit allen Mitteln auf Rache sinnen; also müsse man ihnen zuvorkommen, bevor man selbst überrumpelt werde. Kurz, schließlich sei der König aufgesprungen, habe ihnen Schweigen geboten und wutentbrannt «Tod und Teufel» fluchend geschrien, «wenn wir es schon für richtig hielten, den Admiral umzubringen, sei es ihm recht, aber dann sollten auch alle andern Hugenotten in ganz Frankreich daran glauben, nicht einer solle übrigbleiben, der ihm nachher mit Vorwürfen kommen könne, und wir sollten sofort den Befehl dazu erteilen.»

Eines der ersten Opfer war der Admiral Gaspard de Coligny, Herr von Châtillon. Es gibt verschiedene Versionen über sein Ende.

Anscheinend aber wurde er, vor seinem Bett kniend, erschlagen, erstochen, und dann, als der Herzog von Guise vom Hof des Hauses her fragte, ob die Arbeit getan sei, befehlsgemäß aus dem Fenster geworfen. «Und der Admiral, der noch nicht tot war, krallte sich mit den Händen an einem Stück Holz fest, das er mit sich hinabriß. Man sagt, daß sie ihm mit einem Taschentuch das Blut aus dem Gesicht gewischt hätten, um ihn zu erkennen, und auch, daß der Herzog ihm Fußtritte in den Leib versetzt hätte, bevor er wieder auf die Straße lief, um überall die Leute anzuspornen, zu einem guten Ende zu bringen, was so glücklich begonnen hätte.» (Später warf man den Toten in den Fluß, zog ihn wieder heraus, trennte ihm noch ein Ohr ab, stach ihm ein Auge aus, schnitt ihm die Nase weg, die Geschlechtsteile, schleppte ihn an den Füßen durch die Stadt und hängte ihn auch an den Füßen am Galgen auf.)[28]

Inzwischen war man längst dabei, «zu einem guten Ende zu bringen, was so glücklich begonnen», hatten überall die Glocken in Paris im Morgengrauen zwischen drei und vier Uhr Sturm geläutet – es war der 24. August, ein Sonntag, der Tag des hl. Bartholomäus, das Wetter schön und warm, und das Mordgeschrei des katholischen Pöbels (Kennzeichen: ein weißes Kreuz am Hut) erfüllte die Stadt. Man hatte verbreitet, die Hugenotten hätten beschlossen, den König und den gesamten Hof umzubringen, und jetzt komme man nur ihrem Anschlag zuvor.

So metzelte man unter der Regie der Guise in ganz Paris ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht die Hugenotten nieder, mißhandelte, verstümmelte, vergewaltigte; überall unaufhörliches Schießen, überall, so ein Augenzeuge, «die Klagerufe und Schreckensschreie der zu Tode Gequälten, das Gebrüll der Mörder, die Leiber, die man aus dem Fenster warf, mit Hohngelächter und sonderbarem Gepfeife durch den Kot zog». In allen Straßen wurde getötet, geplündert. Bald gab es keine Gasse, auch die allerkleinste nicht, in der nicht das Blut floß, «als habe es stark geregnet». Ringsum ein einziges Brüllen: «Mord, Mord, nieder mit den Hugenotten!» «Schlagt sie tot, schlagt sie tot!» «Tötet, tötet alles; der König befiehlt es!»; einige Priester bestanden darauf, «alles niederzumachen bis hinab zu den Säuglingen.»[29]

Tatsächlich massakrierte man auch Kinder, erdolchte sie, schmiß sie ins Wasser, neun- oder zehnjährige Knaben schleiften ein Wikkelkind mit einem Gürtel um den Hals durch die Straßen. Andere Kinder wurden gerädert; alte Menschen manchmal kaputt gemacht, indem man ihren Kopf gegen Mauern schlug. Auf Karren fuhr man endlos tote Männer, Frauen, Kinder an die Seine und warf sie in den Fluß.

Der piemontesische Hauptmann Annibale von Coconnas rühmte sich, seinerzeit bis zu dreißig Hugenotten vom Volk losgekauft zu haben, nur um sie ganz nach persönlicher Lust und Laune ins Jenseits zu befördern. Ja, ein anderer Katholik, allgemein der «Golddrahtzieher» genannt, prahlte, er habe an einem Tag mit eigener Hand achtzig Hugenotten umgebracht; «gewöhnlich aß er mit blutverklebten Händen und Armen und behauptete, es sei für ihn eine Ehre, denn dieses Blut sei das Blut von Ketzern.»

Zogen doch selbst die Spitzen des Staates, post festum genußvoll promenierend, ihr Vergnügen aus der Leichenschau. Der König etwa, indem er beim Betrachten des aufgehängten Admirals einige Gefolgsleute tadelte, die sich die Nase zuhielten, «denn der Geruch eines Feindes ist ein feiner Geruch». Oder die Königinmutter, die es drängte, die Leiche des Herrn Soubise zu sehen, «weil sie wissen wolle, warum er unfähig gewesen war, seiner Frau beizuwohnen.»[30]

Nun, uns interessiert die Zahl der Opfer mehr, wird sie auch nur annähernd genau nie festzustellen sein: in der Pariser Bartholomäusnacht und den folgenden Tagen etwa 2000 bis 3000 oder 3000 bis 5000; in den Provinzen, in Orléans, Bourges, Lyon, in Rouen, Toulouse u.a., während der nächsten vier Wochen vielleicht 12000 bis 20000 Hugenotten. Große Scharen fliehen; sie gehen ins Elsaß, nach Deutschland, England, sie suchen in Holland, Dänemark, Schweden Zuflucht. «Die Bartholomäusnacht hat mehr als 30000 Opfer gekostet» (Handbuch der Europäischen Geschichte). Und noch hundert Jahre später, noch nach 1685, verlassen 200000 Hugenotten Frankreich.[31]

Natürlich ging es bei der Bluttat, bei der Christen Christen tausendweise massakrierten, ging es bei den acht Hugenottenkriegen

durchaus nicht um den Glauben allein. Zwar haben sie als Religionskriege begonnen – wie überhaupt die französische Reformation ursprünglich sozusagen rein religiöser Natur war –, wurden aber bald auch aus politischen, militärischen, aus höchst persönlich-opportunistischen Gründen geführt; das hängt immer noch untrennbar zusammen. Die Macht der französischen Krone, die Zukunft ganz Westeuropas stand auf dem Spiel. Große auswärtige Staaten waren involviert, vor allem Spanien und England, aber auch deutsche protestantische Länder. Die französischen Katholiken werden von Italien, den Päpsten, besonders von Spanien mit Geld beziehungsweise Söldnern unterstützt, die französischen Hugenotten von England und vorzugsweise von einigen deutschen Fürsten. Doch fechten Deutsche auch auf Seite der Katholiken.[32]

Gregorianische Freudengesänge und pures Entsetzen

Ein besonderes Interesse, das versteht sich von selbst, hatte das Papsttum an diesen Kämpfen. Doch gerade von der Vorbereitung der größten, berüchtigtsten Abschlachtung, der Pariser Bluthochzeit, soll der neue Papst, Gregor XIII. (1572–1585), nichts gewußt, soll keinerlei vorheriges Einvernehmen zwischen ihm und der «ränkevollen Mediceerin» bestanden haben, die Kurie vielmehr von dem grausigen Vorfall völlig überrascht gewesen sein. Ungezählte Apologeten werden nicht müde (wir kennen die Methode aus der Hitlerzeit: «der Führer weiß das nicht!»), den Heiligen Vater rein zu waschen.

Ludwig von Pastor bietet sein ganzes Vertuschungsvermögen über nahezu dreißig Seiten (oft im Kleindruck) auf – vergeblich, immer wieder schimmert die Realität hindurch. Denn selbst ein Pastor kann nicht übersehen, daß der päpstliche Nuntius Kardinal Antonio Maria Salviati «durch Katharina von ihrem Projekt unterrichtet worden» war, freilich, wie seltsam, mit der Auflage, «das Mitgeteilte vor jedermann, selbst vor dem Papst geheimzuhalten.» Warum aber

berichtet die Königinmutter, versiert, so der venezianische Gesandte Giovanni Michieli, wie Leo X. und alle Medici, in der «Kunst der Verstellung», dem Päpstlichen Nuntius das geplante Komplott, wenn er es gegenüber jedermann, ja ausgerechnet auch gegenüber dem Papst, verschweigen soll?

Dabei brannte der immer wieder die Fortsetzung des Bürgerkrieges fordernde und fördernde Gregor XIII. nur so auf den Untergang der «Ketzer». So gestand er seinerzeit Charles de Guise, dem Kardinal von Lothringen: «Für die Erhöhung des katholischen Glaubens wünschten Wir nichts mehr als die Vernichtung der Hugenotten.»[33]

Wie von Pastor leugnet, daß der Papst etwas von der vorbereiteten Ermordung der Protestanten wußte, bestreitet er auch, daß sie in erster Linie katholischen Interessen, ja, daß sie überhaupt «religiösen Motiven entsprang». Nein, betont er, «durchaus nicht religiösen». Dem Papst aber ließen Katharina und Karl IX. am 27. August mitteilen, «alles sei im Interesse der Religion geschehen, und es werde in dieser Hinsicht noch vieles andere folgen, denn im Laufe der Zeit beabsichtige die Königin nicht nur das Edikt von Saint-Germain zu widerrufen, sondern auch auf dem Wege des Rechts den katholischen Glauben in seiner alten Observanz wiederherzustellen.» (Und am 19. November beteuerte Katharina dem Papst brieflich abermals, «alles Bisherige sei nur im Interesse der Religion geschehen.») So fand denn der Kardinal von Lothringen zum Ruhm der katholischen Gesinnung Katharinas und des Königs «kaum Worte genug».

Gregor XIII. aber riß die Nachricht von dem Pariser Massenmord zu dem Geständnis hin, so berichtet der Kardinal von Como am 8. September, «daß man in diesen von so vielen Umwälzungen betroffenen Zeiten keine bessere und großartigere Kunde hätte wünschen können ... Noch an demselben Morgen ... begab sich Se. Heiligkeit mit dem ganzen Cardinalcollegium nach der Kirche des heil. Marcus, um das Tedeum singen zu lassen und Gott für eine so glückliche, dem christlichen Volke geschenkte Gnade zu danken. Auch heute morgen ist Se. Heiligkeit in Procession zur Kirche des heil. Ludwig gegangen.»

Nicht genug, der Heilige Vater veranstaltet aus Freude über das

Massaker in Paris öffentliche Lustbarkeiten, er schreibt in einer Bulle ein allgemeines Jubiläum als Dank an Gott für die Niederwerfung der Hugenotten aus, er läßt das Ereignis auch durch ein Fresko Vasaris in der Sala Regia «verewigen», ja prägt auf einer Festmedaille einen hugenottenschlachtenden Engel und rückseitig sein eigenes Bild. Und wie schon sein Vorgänger, der hl. Pius V., die Bekämpfung der Hugenotten forderte, «bis sie alle massakriert sind», so verlangt auch Papst Gregor die «völlige Ausrottung» des Protestantismus in Frankreich. Gott und den König bat er, auf dem beschrittenen Weg «weiter zu wandeln» und das Land «von der hugenottischen Pest» zu säubern.[34]

Der Historiker der Päpste freilich belehrt uns, daß die gregorianischen Freudengesänge gar nicht den verübten Greueln als solchen galten, sondern der Befreiung der französischen Katholiken aus den Klauen ihrer Todfeinde. Zwar kann von Pastor die so oft bezeugte Freude des Papstes nicht abstreiten, betont aber, sie sei keineswegs «ungeteilt», sei «in gewissen Grenzen gehalten» gewesen, im Gegenteil, Gregor habe bei der Nachricht von der Bartholomäusnacht «Entsetzen ergriffen», er habe «Tränen vergossen» und auf die Frage eines Kardinals, warum ihn das Fiasko der Feinde Gottes und des Heiligen Stuhles so betrübe, geantwortet: «Ich weine über das unerlaubte und von Gott verbotene Verfahren des Königs.»

Ach, der gute Papst!

Dabei hat niemand die Hugenottenkriege so geschürt wie das Papsttum, niemand jeden Vergleich so verdammt, so jede Waffenruhe beklagt, von Pius V. über Gregor XIII. bis zu Sixtus V. (1585–1590). Denn wie seine Vorgänger, hat auch der fünfte Sixtus immer wieder zum Krieg gehetzt, wollte er ihn schnell und energisch, «ehrlich und ernsthaft» geführt wissen, dann auch, aber nur dann, dem König Geld und Truppen geben. «25 000 Fußsoldaten und 8000 Reiter in Unserem Solde», ja, sein «eigenes Blut».

Doch Heinrich III., der letzte Valois, von Natur friedfertig, wollte das Land befrieden, war dem Papst zu lax. Und der Papst ist darüber erregt, bekümmert, er verfällt «in Melancholie», vermag «weder zu schlafen noch zu essen». Geld und Kanonenfutter will er dem König spendieren, aber nur, wenn auch «die Ketzer und Rebel-

len zu Paaren getrieben» werden. «Denn wenn Wir ihm helfen, so geschieht es, damit er die Ketzer ausrotte, und nicht, damit er mit ihnen Frieden schließe.»[35]

Zwar war auch König Heinrich III. kein Unschuldslamm. Just zum heiligen Weihnachtsfest 1588 läßt er sowohl Heinrich von Guise als auch dessen Bruder Kardinal Ludwig ermorden, Heinrich am 23., den Kardinal am 24. Dezember – bevor er, König Heinrich III. selbst, einige Monate später, am 1. August 1589, von dem Dominikaner Jacques Clément umgebracht wird, und – bereits nach den Kriegen – auch König Heinrich IV.

Gewiß, die Verbrechen, Grausamkeiten, Racheaktionen am laufenden Band geschehen auf beiden Seiten. Und gerade ein Mann wie Pastor wird nicht müde, immer wieder die Schandtaten der Hugenotten zu benennen, zu geißeln, sie gelegentlich fast lustvoll zusammenzufassen. «Jedermann in Rom kannte die Greueltaten, die sie seit Jahren in Frankreich und den Niederlanden vollführt hatten, indem sie, sobald sie die Gewalt in ihre Hände bekamen, die wohlhabenden Katholiken systematisch ausraubten, die herrlichsten Kathedralen entweder ausplünderten oder niederrissen, die Gräber schändeten, konsekrierte Hostien mit Füßen traten oder den Pferden als Futter vorwarfen, wehrlose Nonnen schändeten und zahlreiche Priester und Ordensleute ermordeten. Was eine vertierte Mordlust an Qualen nur aussinnen konnte, wurde an Katholiken, nur weil sie dem Glauben treu bleiben wollten, verübt: Lebendigbegraben, Verbrühen mit siedendem Öl, Herausreißen der Zunge, Ausweiden bei lebendigem Leib und noch Scheußlicheres. Von den Jagden, die man z. B. in Béarn auf katholische Priester wie auf wilde Tiere gemacht, waren nach Rom ebenso glaubwürdige Nachrichten gelangt wie über den Abgrund bei Saint-Sever, in welchen die Calvinisten 200 katholische Priester hinabgestürzt hatten.»[36]

Und wie regierte man jenseits des Kanals?

Terror in England, Schottland und Irland

In England setzte sich nach den – so romantisch benannten – Rosenkriegen, dem blutigen Ringen der Häuser Lancaster und York um die Königskrone, 1485 die Tudor-Dynastie durch; sie löste das seit 1154 herrschende Königshaus Plantagenet ab. Sein in der Manneslinie letzter Repräsentant, Richard III., der jüngere Bruder Eduards IV., war nach dessen Tod 1483 Protektor der beiden Königssöhne, riß aber die Krone selbst an sich.

Er ließ seine Gegner einkerkern oder hinrichten, auch die minderjährigen Neffen für illegitim erklären und 1489 zu den «Prinzen im Tower» machen, aus dem sie nie mehr auftauchten – man spricht u.a. von Ersticken und Einmauern. Zwei Jahre später freilich verlor er, «good king Richard», selber Krone und Leben gegen den Sohn von Edmund Tudor, Earl of Richmond, Heinrich VII., in der Entscheidungsschlacht von Bosworth (Leicestershire), worauf das Haus Tudor (bis 1603) das Regiment ergriff.[37]

Man kann nicht sagen, daß es im «libertären» Staat der Tudors humaner zuging. Hier wie dort rivalisierende Ansprüche sogenannter Obrigkeiten, derer, die laut Paulus doch sämtlich vom lieben Himmelsvater sind: nicht endende Machtgier, Kabalen, Schlachten, Lügen, Verschwörungen, Aufstände, «Säuberungs»aktionen, man intrigiert und inhaftiert, man raubt, man hängt, enthauptet, foltert, man geht in einer Schlacht «verschollen» oder in der Haft. «Bemühungen um Anerkennung» nennt's die Forschung, «Konsolidierung», «Stabilisierung», «Herrschaftssicherung», kurz: man stellt «die Ordnung» wieder her.

Heinrichs Sohn und Thronfolger Heinrich VIII. (1509–1547), beim Regierungsantritt nicht ganz achtzehnjährig, ist gebildet, musisch veranlagt, poetisch, er komponiert Lieder, sogar zwei Messen, er schreibt und spricht fließend Latein, Französisch, versteht etwas Italienisch und Spanisch, ist aber auch ruhmversessen, zur Grausamkeit tendierend, von despotischer Natur. Bei allem jedoch: «ein tieffrommer Mann» (Erbe); «sehr religiös», wie der venezianische Botschafter in einem geheimen Memorandum seinem Dogen mel-

det. Er «hört drei Messen am Tage, wenn er zur Jagd geht, und manchmal fünf an den anderen Tagen».

Der Welt hat sich der König mit seinen Frauen eingeprägt sowie durch die Trennung der englischen Kirche von Rom.

Heinrich und sein Eheglück

Heinrich VIII., mit sechs Frauen verheiratet, ließ sich von zweien scheiden, zwei ließ er köpfen, eine dritte, Jane Seymour, war 1537, kurz nach der Kaiserschnittgeburt des späteren Eduard VI., mit 28 Jahren im Wochenbett «zu Gott gegangen»; immerhin konnte es den Gatten trösten, daß wenigstens der Prinz bei guter Gesundheit war. Und da man bei der ersten Ehefrau auch Giftmord unterstellte, ein Gerücht bloß wegen zu hastiger Einbalsamierung, wundert es wohl kaum, begehrte eine weitere Favoritin, die sechzehnjährige Herzogin von Mailand, erst «eindeutige Sicherheitsgarantien» vor ihrem Eintritt in die Riege auserwählter Häupter. Hätte sie zwei Hälse, äußerte sie, dürfte der König von England gern über einen verfügen.

Heinrich hatte 1509 Katharina von Aragonien geheiratet, die fünf, sechs Jahre ältere Tochter Ferdinands des Katholischen, eine Tante Karls V. Da Katharina die Witwe von Heinrichs früh verstorbenem Bruder Arthur war, hatte Papst Julius II. schon 1503 die Befreiung vom Hindernis der Schwägerschaft ersten Grades erteilt. (Das Verbot der Schwagerehe bestand in England bis 1907.) Nach langjähriger, zunächst harmonischer Ehe und der Geburt von fünf Kindern, von denen aber nur eines, die spätere Maria I. die Katholische (Bloody Mary), am Leben blieb, hoffte der enttäuschte Vater noch nach Marias Geburt am 18. Februar 1516, «es werden durch die Gnade Gottes Knaben folgen». Es folgten freilich nur Fehlgeburten, Verstimmungen, Heinrich war schließlich an Katharina völlig desinteressiert, versicherte auch, seit 1524 nicht mehr ehelich mit ihr verkehrt, vielmehr religiöse Skrupel gehabt zu haben, Blutschandegefühle, redete auch, angeregt offenbar von Kardinal Thomas

Wolsey, der Unglücklichen ein – vergeblich allerdings –, sie habe «die ganze Zeit ihrer Ehe in Todsünde gelebt», und suchte in Rom Dispens zu erhalten.[38]

Der fromme König, der sich später, einen Tag nach Katharinas Tod, auf einem Ballvergnügen amüsierte, nahm Frauenkontakte, ohnedies oft vom Primat der Politik bestimmt, persönlich nicht so tragisch. Er hatte auch außereheliche Affären, hatte u.a. Mary Boleyn als Mätresse, die ältere Schwester Anne Boleyns, jener Hofdame, in die er sich seit Frühling 1526 so folgenschwer verliebte. Himmel und Hölle setzte er in Bewegung, um die Ehe mit der gar anhänglich lauteren Katharina annullieren zu lassen. Die Bibel wurde herangezogen, jedes denkbare Motiv, jede Überredungskunst bemüht, scheinheilig schamlos die «Heiligkeit des Ehebandes» betont, um die Scheidung zu erreichen, noch die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Bigamie ventiliert, vor allem aber die «Ungültigkeit» der Dispens Julius' II. von 1503 geltend gemacht.

Man arbeitete mit Druck, List, Heuchelei, mit oft schier endlosen Konferenzen, mit Gesandten, Interventionen von Fürsten, mit Erpressungsversuchen, Bestechungen. Man erbat und erzwang Gutachten von Bischöfen, Rechtsgelehrten, von den führenden Universitäten Europas, von Köln, Bologna, Ferrara, Padua. Es kam gar zu einer «Scheinbulle» des lange lavierenden Klemens VII. (1523–1534), eines entscheidungsscheuen, schwankenden, diplomatisch verschlagenen Mannes, der weder die Gültigkeit von Heinrichs Ehe noch deren Ungültigkeit bestätigte, bis er den König dann doch exkommuniziert und seine Scheidung sowie Neuvermählung für ungültig erklärt hat.

Nach kaum drei Jahren aber bezichtigte Heinrich seine große Liebe der Hexerei, durch die sie ihn verlockt, warf ihr Teilnahme an einem mörderischen Komplott sowie Ehebruch in fünf Fällen vor, auch Inzest mit ihrem Bruder Lord Rochford, und ließ alle angeblichen Nebenbuhler am 17. Mai 1536 liquidieren. Zwei Tage danach starb Anne Boleyn selbst durch den besonders versierten Kopfabspalter von Calais – ein spezieller Gnadenerweis des Gatten –, der sich anderntags mit Annes Hofdame Jane Seymour verlobt und sie zehn Tage später «in aller Stille» geheiratet hat.

Nach Janes Tod im Wochenbett folgte Anna von Kleve, die Schwester des Herzogs, damals 23 Jahre alt. Doch vermochte Heinrich vier Nächte lang nicht, sie «fleischlich» zu erkennen», fand «keinerlei Lust» an ihr, an der «Schlaffheit ihres Fleisches», ihren «Hängebrüsten», und verstieß sie nach wenigen Monaten, immerhin sozusagen lebend, um sie im Sommer 1540 durch die wohl leichter entflammbare neunzehnjährige Hofdame Katharina Howard zu ersetzen, die er 1542 köpfen ließ, hatte sie doch, den fast üblichen «Hochverrat» einmal beiseite, laut offizieller Anklage «ein abscheuliches, niedriges, fleischliches, wollüstiges und heuchlerisches Leben» vor ihrer Ehe geführt, «wie eine gewöhnliche Hure, mit verschiedenen Personen», sollte aber, so das bei ihrer Hochzeit öffentlich abgelegte Gelübde, nur bei Heinrich immer «frisch und munter im Bett und bei Tisch» sein. Und auch für die sechste und letzte Frau des Monarchen, die im Juli 1543 geehelichte, politisch desinteressierte Witwe Katharina Parr, hatte er schon 1546 die wohl tödliche Anklage unterschrieben, starb aber selbst zuvor, fünfundfünfzigjährig, im nächsten Jahr an Gicht und monströser Fettleibigkeit, Folgen ganz kolossaler Freß- und Saufgier durch Jahrzehnte.

Dazwischen Aufstände, Konflikte, Raubzüge im Inland, Münzabwertungen, Steuererhöhungen, Kriege mit Schottland, mit Frankreich, riesige Summen, fast zwei Millionen Pfund verschlingend, die Aufstiege und Untergänge auch vieler dem Thron Naher und Nächster, Triumph und Elend etwa des durch die Kirche groß gewordenen Thomas Wolsey.

Der ebenso macht- wie geldgierige, überaus einflußreiche Lordkanzler und Kardinal, Sohn eines Metzgers, wurde schon unter Heinrich VII. königlicher Kaplan, dann Bischof von Tournai, Bischof von Lincoln, 1514 Erzbischof von York und 1518 «Legatus a latere» (Päpstlicher Sonderbevollmächtigter), der zeitweise auch als papabile galt und nach der Tiara strebte, dazu die englische Kirche zur eigenen Bereicherung ausbeutete, das Staatskirchentum förderte, die königliche Zentralgewalt. Gerade durch Heinrichs Ehescheidungssache («the king's great matter») verlor er jedoch fast alle seine Ämter, auch sein beträchtliches Vermögen und wohl nur deshalb nicht auch seinen Kopf, weil den «Großen Kardinal», 1530

bereits auf dem Weg zum Kerker bzw. zum Schafott, der Tod ereilte.

Dafür stieg Thomas Cranmer, erst Hauskaplan der Boleyn, dann Sekretär des Königs und servil bis in die Knochen, 1532 zum Erzbischof von Canterbury auf (mit päpstlicher Ernennungsbulle vom 21. Februar!). Als solcher befürwortete er, der eben seinerzeit auf einer Deutschlandreise Beziehungen zum Luthertum geknüpft, auch heimlich geheiratet hatte, eifrig alle Ehescheidungen und Neuvermählungen Heinrichs, endete aber 1556 unter Maria I. der Katholischen, wie einige hundert Protestanten, als «Ketzer» im Scheiterhaufenfeuer.[39]

Heinrich VIII. wird «höchstes irdisches Haupt der Kirche von England»

Dem König war das Papsttum zunächst durchaus verpflichtet.

Schon 1521, als man in London Schriften Luthers verbrannte, hatte Heinrich, theologisch und humanistisch gebildet, die «Assertio septem sacramentorum» verfaßt, eine Verteidigung der katholischen Sakramentslehre gegen Luther, wofür ihm Leo X. den Ehrentitel «Defensor fidei», «Verteidiger des Glaubens» verlieh, Klemens VII. die Goldene Rose. Und als Luther besonders unflätig replizierte, ließ Heinrich neue Widerlegungen des Wittenbergers durch Bischof John Fisher von Rochester schreiben, im Sommer 1535 geköpft, sowie durch den damals gleichfalls geköpften Thomas More, der den Reformator seinerseits mit Schimpfkanonaden eindeckte, gegen die Lutheraner auch den «Dialogue Concerning Heresies» schleuderte. Und noch 1527 beim Sacco di Roma (S. VIII 438 ff.) hatte sich Heinrich für die Befreiung des gefangenen Klemens VII. engagiert, der schließlich – nach manchen Konzessionen – die Ehe des Königs mit Anna Boleyn für null und nichtig erklärt und über ihn die große Exkommunikation verhängt hat.

Aber nun wurde der Verteidiger des Papsttums zu dessen Gegner. Nur um seinen Willen durchsetzen, seine Leidenschaft stillen zu können, ging der wütende König aufs Ganze. Denn in der Tat war

es, wie Kardinallegat Lorenzo Campegio am 18. Februar 1529 dem Staatssekretär Jacopo Salviati in einem zumeist chiffrierten Schreiben meldete, «eine höchst eigene Sache um diese Liebschaft des Königs: er sieht nichts und denkt nichts als an seine Anna; keine Stunde kann er ohne sie sein, und es ist zum Erbarmen, wie das Leben des Königs, Bestand und Untergang des ganzen Landes an dieser einen Frage hängt.»[40]

Mit dem Papsttum war England seit fast einem Jahrtausend verbunden, die Beziehung aber bereits seit dem 14. Jahrhundert gelokkert. Und nun, in den frühen dreißiger Jahren, ging alles Schlag auf Schlag, so daß Heinrich bald prahlen konnte, jetzt König und Papst zu sein. 1531 ließ er sich zum Oberhaupt der Kirche von England proklamieren. 1532 erfolgte die Unterwerfung des allzeit willfährigen Klerus («Act for the submission of the clergy to the king's majesty») und das Verbot kirchlicher Zahlungen an Rom («Act of Annates»). 1533 wurde die englische Kirche juristisch endgültig von Rom getrennt und dem Staat integriert, die Reformation somit staatsrechtlich vollzogen. Im gleichen Jahr kam es zur Eheschließung mit Anne Boleyn und der Nichtigkeitserklärung der ersten Ehe des Königs durch den zum Erzbischof von Canterbury gemachten Thomas Cranmer sowie zur Nichtigkeitserklärung der Exkommunikation Heinrichs durch Papst Clemens VII. Am 3. November 1534 machte die Suprematsakte, das Oberhoheitsgesetz, Heinrich VIII. zum «höchsten irdischen Haupt (supreme head in earth) der Kirche von England». Die Akte bekräftigte den Titel und die Fassung von 1531, enthielt aber nicht mehr deren bedeutsame Einschränkung «soweit es das Gesetz Christi erlaubt» (as far as the law of Christ allows). Der König war jetzt tatsächlich eine Art papa in regno suo.[41]

Zwischen 1535 und 1540 wurden sämtliche Klöster und Chorherrnstifte, annähernd 950, aufgelöst und ihre Besitzungen – schätzungsweise ein Zehntel des bestellbaren Bodens – zugunsten der Krone eingezogen, wurden überhaupt die Kirchen durch drastische Steuern geschröpft. Im ganzen Norden erhob sich dagegen eine von breiten Bevölkerungskreisen unterstützte, die alten Kirchenverhältnisse wieder erstrebende Mönchsrevolte, die «Pilgrimage of Grace» (Gnadenwallfahrt), die allerdings ein sehr ungnädiges Ende nahm

– mit reihenweise nur so rollenden Köpfen, Hunderten von Exekutionen nach der monatelangen Niederwerfung der Erhebung. Direkt nahm der König daran nicht teil; «aus sicherer Entfernung jedoch bestimmte er in Einzelfällen sogar die Anzahl der Hinrichtungen» (Baumann) – von den unter ihm angeblich exekutierten 72 000 Dieben und Räubern ganz zu schweigen.[42]

Die Trennung vom Papsttum bedeutete für Heinrich VIII. indes keinesfalls die Hinwendung zu Luther. Er hatte diesen ja selbst attackiert und durch andere attackieren lassen. Sein Kampf galt der Kurie, galt dem Papst oder, wie es jetzt hieß, der angemaßten Gewalt des «Bischofs von Rom». Und ließ Heinrich auch bis 1540 sämtliche Klöster aufheben, an nicht wenigen Lehren und Bräuchen der alten Kirche hielt er fest, ja bedrohte ihre Preisgabe mit schweren Strafen, nicht zuletzt der Strafe des Scheiterhaufens.

Zwar war die stark obrigkeitlich geleitete Reformation in England mehr politisch als religiös geprägt, doch kümmerte sich Heinrich auch später eingehend um die Glaubensrichtlinien, arbeitete selbst an deren Erstellung mit, etwa an dem Erlaß der «Sechs Artikel» 1539, der ganz offensichtlich Elemente katholischer Dogmatik konservierte. So waren im sogenannten Altarssakrament unter der Form von Brot und Wein der wirkliche Leib und das wirkliche Blut Christi gegenwärtig. Leugner dieses Artikels waren glattweg zu verbrennen. Außer der Transsubstantiation sollten auch die Ordensgelübde beachtet, auch die privaten Messen, die Ohrenbeichte, das Zölibat beibehalten, Verstöße dagegen mit langer Haft, im Wiederholungsfall mit dem Tod bestraft werden. Noch 1542, fünf Jahre vor seinem Hingang, ließ der König alle englischen Bibelübertragungen außer der Great Bible von 1539 verbieten sowie sämtliche protestantischen Schriften.

Selbst der mächtige, aus dem Mitarbeiterstab Kardinal Wolseys und dem Parlament 1535 zum königlichen «Generalvikar in kirchlichen Angelegenheiten» avancierte Thomas Cromwell, der Sohn eines Schmieds, der dem Luthertum nahestand und die Trennung von der Papstkirche inspirierte, wurde schließlich in den Tower geworfen und im Juli 1540 – ohne Gerichtsverfahren – wegen angeblichen Hochverrats und als «Ketzer» getötet. «Hauptvorwurf» gegen ihn:

«daß er ein verabscheuungswürdiger Häretiker sei, der ketzerische Literatur verbreitet, Ketzern die Predigtlizenz erteilt und insgesamt seine schützende Hand über die Häretiker gehalten hätte.»[43]

Obwohl Heinrich VIII. offiziell mit der Papstkirche brach, hielt er, wie schon bemerkt, an vielen ihrer Lehren und Riten fest. Doch unter seinem minderjährigen, protestantisch erzogenen, erst im letzten Testament vom 30. Dezember 1546 zum Nachfolger bestimmten Sohn Eduard VI. (1547–1553), aus der dritten Ehe mit Johanna Seymour, machte die durch Erzbischof Cranmer von Canterbury vorangetriebene, von unterschiedlichen Strömungen, von Luther, Zwingli, Calvin beeinflußte englische Reformation große Fortschritte.

Die Privatmessen, die Transsubstantiation, das Zölibat wurden abgeschafft, die Altäre durch Kommuniontische ersetzt. Eingeführt wurde auch eine neue Liturgie in englischer Sprache, ebenso ein von Cranmer ausgetüfteltes protestantisches Glaubensbekenntnis voller Kompromißformeln in 42 Artikeln, die Eduard VI. am 12. Juni 1553 unterschrieb. Protestantische Geistliche kamen vom Festland, auch John Knox war schließlich häufig in Windsor und Westminster tätig. Man handelte selbst in den Kirchen, trieb Pferde und Maulesel hinein, «sogar blutige Raufereien und Todschläge fanden dort nicht selten statt» (von Pastor). Wie auch immer, die englische Kirche erhielt unter dem minderjährigen Fürsten eine deutlichere protestantische Doktrin, erhielt nicht nur einen anderen theologischen, sondern auch einen veränderten liturgischen und organisatorischen Status.

Kurz bevor Eduard fünfzehnjährig im Sommer 1553 an Tuberkulose starb, bestimmte er die älteste Tochter von Henry Grey, dem Herzog von Suffolk, eine Großnichte Heinrichs VIII. und Urenkelin Heinrichs VII., Lady «Jane Grey and her heirs male», zur Nachfolgerin. Seine Halbschwestern aber, Maria, die Tochter Katharinas von Aragonien, und Elisabeth, die Tochter Anne Boleyns, erklärte er für illegitim. Doch Jane Grey, protestantisch, hochgebildet, ohne Machtambitionen, ging nur als «The Nine Days Queen» in die Historie ein, landete bald, samt den eigentlichen Drahtziehern, allen voran ihr Protektor und Schwiegervater John Dudley, der Herzog

von Northumberland, und ihr Gemahl Guildford Dudley samt Parteigängern im Tower und auf dem Schafott.

Die Exekution der ganz schuldlosen, den Übertritt zum Katholizismus standhaft verweigernden und kaum faßlich gefaßt sterbenden sechzehnjährigen Königin am 12. Februar 1554 gehört zu den scheußlichsten, vermutlich auch darum oft literarisch, u. a. von Christoph Martin Wieland, verarbeiteten Justizmorden der englischen Geschichte, im besonderen ihrer Cousine und Nachfolgerin.[44]

Maria die Katholische, die Blutige (1553–1558)

Maria I. die Katholische, auch Maria die Blutige, Bloody Mary und Mary Tudor oder die spanische Maria genannt, war das einzige überlebende Kind aus der Ehe Heinrichs VIII. mit Katharina von Aragonien. Zwar wurde Maria nach der Geburt ihrer Halbschwester Elisabeth (I.) durch Anne Boleyn 1534 von der Thronfolge eliminiert sowie schweren Demütigungen, ja Benachteiligungen ausgesetzt und nur durch die scharfe Intervention ihres Vetters Kaiser Karls V. gerettet, der sie immerhin lieber «tausend Tode» sterben sehen wollte, «als daß sie ihren und meinen Glauben verriete». Doch erlangte Maria nach dem Ableben ihres protestantischen Bruders Eduard VI. die Krone, wenn auch nicht ganz ohne Gottes Hilfe und den Einsatz eines Heeres von 20 000 Mann; worauf der hohe Adel, die Mitglieder des Kronrats, die meisten derer, die eben noch Jane Grey den Treueid geleistet, schnell zur neuen Königin Maria übergingen. Sogar der Anführer der Besiegten, der Herzog von Northumberland, soll ihr unter Tränen öffentlich gehuldigt haben.[45]

Maria, wiederum hochgebildet, auch sehr arbeitssam, war streng katholisch erzogen worden und teilte daher nicht im geringsten die religiösen Ansichten Eduards.

Doch während sie einst gegenüber dem Vater nicht nur die Ehe ihrer Mutter, sondern auch ihren Glauben und ihr Gewissen verleugnet und Heinrich als Oberhaupt der englischen Kirche aner-

kannt hatte, bekannte sie jetzt vor Eduard ihre Überzeugungen, ließ auch während seiner Regierung in ihrer Hauskapelle die Messe zelebrieren, die dann an ihrem Hof angeblich sechs bis sieben Mal pro Tag gefeiert worden ist. Jedenfalls begann gleich nach ihrem Amtsantritt 1553, im fernen Rom von Julius III. mit Freudentränen begossen, die Rekatholisierung Englands, ihr wichtigstes politisches Ziel. Das von ihrem Vater «in die Sünde geführte Land» sollte wieder kompromißlos katholisch, der Papst wieder das Oberhaupt der englischen Kirche werden, wobei ihre Hauptsorge der Reform des Klerus galt.

Katholisch gesinnte hohe Geistliche kehrten aus dem Exil oder Gefängnis auf ihre Sitze zurück, neue Prälaten wurden geweiht; Stephen Gardiner, der Oberhirte Winchesters, unter Eduard fünf Jahre im Tower, avancierte zum Lord Chancellor. Protestantische Bischöfe kamen hinter Schloß und Riegel, Hugo Latimer, Bischof von Worcester, flog in den Tower, dito Thomas Cranmer, der Erzbischof von Canterbury, und nicht nur dieser Maria tiefverhaßte Protestant endete auf dem Scheiterhaufen. Das Zölibat trat erneut in Kraft und betraf ein Viertel oder ein Fünftel der Priester, besonders ihre «Weiber». Die Universitäten Oxford und Cambridge restituierten die katholischen Statuten. Noch am 21. Dezember 1553 führte man durch Parlamentsbeschluß die Messe wieder ein. Drei Monate darauf hatte der Landadel in knappster Frist die Altäre der Dorfkirchen wieder aufzurichten. Kurz, fast die ganze jahrzehntelange antirömische Gesetzgebung wurde aufgehoben und der Papst erneut Oberhaupt der englischen Kirche. Hocherfreut bekundete Julius III. durch Breve vom 10. Juli 1554 der eifrigen Fürstin seine Anerkennung.[46]

Während ausländische Protestanten nun die Insel verließen, auch John Knox vor der «verfluchten Jezabel», der «gottlosen Maria», aufs Festland floh, trieben inländische Agitatoren zu Komplotten und Erhebungen. Aber, meint der Historiker der Päpste, Ludwig von Pastor: «Marias erste Regierungshandlungen trugen den Stempel jener Milde, die sich überall offenbarte, wo sie dem eigenen Urteil und dem eigenen Herzen folgte.»

So ließ die noch Unblutige von sieben vor Gericht gestellten Rebellen «nur drei» liquidieren. Bald aber wurden es mehr. Zumal

unter dem Einfluß des Päpstlichen Legaten Kardinal Reginald Pole, der zur endgültigen Wiederherstellung der Herrschaft Roms über die englische Kirche gegen Ende 1554 in Dover landete und im März 1556 zum Erzbischof von Canterbury aufstieg, nahm Marias Religionspolitik inquisitorische Züge an. Die Henker bekamen wieder Arbeit, damit, schrieb die Königin, die sogar an eine Ehe mit dem Kardinal gedacht haben soll, «der Ruhm Gottes vermehrt und das Reich mit größerer Ruhe regiert» werden kann. Also wurde, so Pole, eine «große Menge von Dornsträuchern und Gestrüpp» ins Feuer geworfen, ja er selbst der «Ketzerei» beschuldigt und um seine Legation gebracht.

Nach der gefährlichen Verschwörung des Thomas Wyatt in Kent endeten die Rädelsführer auf dem Blutgerüst, darunter natürlich auch Wyatt, wegen seines «Eifers für Gottes Wahrheit» von den Seinen als Märtyrer gefeiert, ferner Charles Brandon, der Herzog von Suffolk, und dessen Bruder Thomas Grey. Außerdem ließ die milde Maria fünfzig fahnenflüchtige Soldaten hängen. Und da auch die alten «Ketzergesetze» wieder erneuert, auch neue Gesetze «notwendig» wurden, nur durch den «Fanatismus der Protestanten» (von Pastor), flammten bald überall wieder die Scheiterhaufen. Und während man im Januar 1555 aus dem Tower politische Gefangene entließ, behielt man die protestantischen Prediger dort, verurteilte auch etliche zum Feuertod.

Zwar verbrannte man in vielen Diözesen angeblich keinen einzigen Häretiker; andere Bischöfe aber schritten brutal gegen sie ein, John White von Lincoln etwa, John Christopherson von Chichester, John Hopton von Norwich, Robert King von Oxford. Bischof Bonner von London verhörte und verurteilte 120 Angeklagte. Auch unter Kardinal Pole, Erzbischof von Canterbury, wurden im November des Jahres 1558 Protestanten hingerichtet, obwohl er doch, so die Katholiken Wetzer/Welte, «vornehmlich den Weg der Milde» einschlug und sich «den Maßregeln der Härte» widersetzte. Auch fünf protestantische Bischöfe starben durch den Henker. Bleiben ja selbst nach dem so gern beschwichtigenden und schönredenden Apologeten von Pastor «noch etwa 200 übrig, die wegen ihrer protestantischen Ansichten einem schrecklichen Tode verfielen.» Frei-

lich muß Pastor «zur Ehre der Regierung» sagen, «daß sie sich nicht mit den Grausamkeiten befleckte, die unter Elisabeth in so ausgesuchter Weise gegen die Katholiken zu Anwendung kamen.»[47]

Nicht wenige katholische Historiker und Theologen vor und nach von Pastor haben eine ähnliche Auffassung vertreten. Doch die communis opinio schätzt Heinrichs VIII. zweite Tochter Elisabeth I. anders ein.

Elisabeth I. (1558–1603), die «geborene Herrscherin»

Schon zu ihrer Zeit, als sie selbst eine Reihe von nationalhistorischen Geschichtsschreibern beschäftigte (deren Werke Shakespeare für seine Geschichtsdramen benutzt), verherrlichten sie Dichter und Tonkünstler als Feenkönigin, Mondgöttin, «unsterbliche Schäferin». Man zog geradezu Parallelen zur heiligen Gottesmutter und sprach von einem «protestantisierten Marienkult». Selbst Papst Sixtus V. schrieb bewundernd: «Was für eine tapfere Frau. Sie trotzt den zwei größten Königen (= von Frankreich und Spanien) zu Land und zu See ... Es ist bedauerlich, daß Elisabeth und ich nicht heiraten können, unsere Kinder würden die ganze Welt beherrschen.»

Aber das ihr zuteil werdende Lob hatte auch manchen Makel zu überspielen, ein gleich zweifaches Legitimitätsdefizit, das ihres Geschlechts und das ihrer Geburt, den problematischen Rechtstitel als Königin. Hatte sie das Parlament ja zunächst wiederholt gesetzlich bastardisiert und vom Thron ausgeschlossen; das Erbfolgeproblem verfolgte sie während ihrer ganzen Regierung.[48]

Immerhin – noch heute glänzt Elisabeth I. als «Ikone», als «Lichtgestalt» der englischen Geschichte. Noch im 21. Jahrhundert wählten sie in einer Umfrage von BBC Radio 4 einunddreißig Prozent von rund 10000 Hörern zur «bedeutendsten britischen Monarchin aller Zeiten» – worauf ihr freilich, wohl etwas unangemessen, mit siebenundzwanzig Prozent, die heute amtierende Königin folgt.

Zwar sahen und sehen auch viele Historiker in Elisabeth I. die «geborene Herrscherin». Doch was heißt das? «Geborene Herr-

scherinnen» sind Siegerinnen, Siegerinnen sind Vernichterinnen und müssen dies, um fort und fort zu siegen, sein.

In einer Welt, in der die Köpfe bloß so rollten – und niemals in der englischen Geschichte rollten mehr –, überstand Elisabeth nur als versierte Taktikerin, Meisterin der «inneren Emigration», außer Vorsicht auch Verstellung praktizierend, Heuchelei, Verschlagenheit, wie das eben zu einer «erfolgreichen», das heißt «guten» Politik gehört. Der spanische Gesandte Feria meldete so lapidar wie anschaulich nach Hause: «Alles an ihr ist Falschheit und Eitelkeit» und vermutete, sie habe «hunderttausend Teufel im Leibe», obwohl sie ihm dauernd erzähle, «sie würde unendlich gern Nonne, um in einer Zelle ihre Zeit mit Beten zu verbringen ...» Man kann es gefälliger sagen: «Die Kunst des Politikers, Worte zu gebrauchen und deren Bedeutung zu verbergen, beherrschte sie perfekt. Über öffentliche Fragen und persönliche Beziehungen bedeckte sie Bogen um Bogen mit ihrem kräftigen Gekritzel, ihre Sätze windend wie ein verknäulter Schlangenhaufen über ihre geheimen Schlußfolgerungen, hinweisend, andeutend, versprechend, verneinend und schließlich vom Thema weggleitend, ohne mehr gesagt zu haben als ihrem Vorsatz entsprochen hatte» (Mattingly).

Elisabeth war kaum durchschaubar. Sie verbarg ihre Absichten vor jedermann, trieb die Schauspielerei und Selbstinszenierung zur Täuschung anderer, ihrer Partner, ihrer Gegner, des gesamten Volkes, bis zur Vollkommenheit, bloße Kompromißpolitik weit übersteigend.

Im Sinne eines protestantisch geprägten Humanismus gründlich erzogen und auch entschlossen, dereinst als Königin die anglikanische Kirche wieder herzustellen, die marianischen Religionsgesetze zugunsten der Neuerer zu revidieren und einen gemäßigten Protestantismus verbunden mit einem rigiden antipäpstlichen Kurs durchzusetzen, gab sie sich gleichwohl während der Regierung ihrer katholischen Schwester als Katholikin. Sie wohnte der Messe, der Vesper bei, gewann sogar einen im September 1555 ausgeschriebenen päpstlichen Ablaß, und Maria bestätigte denn auch auf ihrem Sterbebett die fünfundzwanzigjährige Halbschwester als ihre Thronerbin, vorausgesetzt, daß sie katholisch bleibe.

Bei ihrem Krönungszug aber posierte sie bereits mit der englischen Bibel, die sie dann auch offiziell wieder einführen ließ, beging indes die eigentliche Krönungszeremonie bei einem Hochamt nach römisch-katholischem Brauch, wie überhaupt auch jetzt der tradierte Kirchenritus unverändert fortbestand, sogar die «Ketzer»prozesse zu Beginn ihrer Regierung im Dezember 1558 eingestellt und die Verurteilungen der letzten Jahre überprüft worden sind.

Mit durchdringendem politischem Scharfblick begabt, wollte Elisabeth zunächst innen- und außenpolitisch sondieren, vor allem die katholischen Staaten nicht provozieren, sondern sie glauben machen, wenigstens im wesentlichen wie bisher fortzufahren, indem sie die evangelische Lehre mit katholischem Ritus verschmolz. Ließ sie doch noch 1560 durch ihre Gesandten in Spanien verbreiten, sie sei «im Herzen noch katholisch gesinnt», und beteuerte damals auch dem spanischen Botschafter in London, Bischof Alvaro de la Quadra, «so katholisch zu sein wie der Gesandte selbst», ja, rief Gott zum Zeugen an, «daß sie dasselbe glaube wie alle Katholiken in ihrem Reiche».[49]

Denn wenn Elisabeth auch fraglos die protestantisch-nationalenglische Kirche begünstigte, so war sie doch viel zu klug, um dem britischen Katholizismus mit einem Schlag den Garaus zu machen. Vielmehr baute sie auf seine allmähliche Isolation, einen kontinuierlich andauernden Zermürbungskrieg, etwa durch empfindliche Strafsteuern oder personalpolitische Disziplinierungen. So ersetzte sie zwischen 1559 und 1561 alle ihrer Vorgängerin ergebenen Bischöfe durch Protestanten. Ohne daß es im ersten Jahrzehnt ihrer Regierung zu einer systematischen Katholikenverfolgung kam, verschwand ein Prälat nach dem andern im Tower oder in sonstigen Gefängnissen, wobei protestantische Prediger bereits drängten, daß man «die eingesperrten Wölfe» töten müsse. Und allmählich wurden die «Papisten» auch intensiver überwacht sowie härteren Sanktionen ausgesetzt; «Ketzerei» (heresy) konnte geradezu als Hochverrat (treason) ausgelegt werden.

Diese Entwicklung aber provozierte nur den Widerstand der Altgläubigen, was wiederum die Reaktion der Regierung verhärtet hat. «Die Verfolgungen und Strafen wurden grausamer» (Klein), auch

Torturen vor dem Töten ausgeübt, was Elisabeth allerdings untersagt haben soll, während die Katholiken Wetzer/Welte es in ihrem «Kirchen-Lexikon» als «Regel ansehen, daß, wer ins Gefängnis kam, auch der Folter unterworfen wurde.» Der letzte katholische Bischof Englands, Thomas Watson von Lincoln, starb 1584 nach 26jähriger Haft.

Die Regentin selbst schien übrigens in Glaubensfragen durchaus skeptisch distanziert zu sein und von Religiosität – ihre persönliche Position ist schwer zu bestimmen – wenig tangiert; bezeichnend, daß es unter all ihren Beratern nur einen einzigen, zudem als Geistlicher unprofilierten Kirchenmann gab.

Die ersten verschärften antipapistischen Erlasse wurden 1562 verabschiedet, vier Jahre nach Elisabeths Thronbesteigung. Für Verweigerung des Suprematseides drohte Amtsverlust, und dieser traf fast alle Bischöfe aus der Zeit Marias der Katholischen, während der weitaus größte Teil des Klerus den Eid geleistet hat – das Volk wurde gar nicht gefragt. Jede Intervention zugunsten ausländischer Herrscher oder Prälaten (was vor allem auf den Papst zielte) wurde als Hochverrat geahndet, im dritten Übertretungsfall mit der Todesstrafe, und seit 1581 galt jeder katholische Geistliche in England als Hochverräter. Von den etwa 600 dort unter Elisabeth bekannten Priestern wurden 130 hingerichtet, geköpft, ausgeweidet angeblich, gevierteilt, ebenso mehr als 60 Laien, Männer und Frauen, wegen ihrer Romkontakte.[50]

Elisabeth I. schlug jede sich andeutende Konkurrenz von vornherein nieder, zumal sie selbst einst mehrfach bastardisiert worden und ihr Thronerbe durchaus nicht eindeutig war. Als beispielsweise Lady Catherine Grey, eine Schwester der nach Heinrichs VIII. Testament thronfolgeberechtigten «Neun-Tage-Königin», von Hertford, Earl of Seymour, ein Kind erwartete, ließ Elisabeth die heimlich geschlossene Ehe für nichtig erklären und beide in den Tower werfen. Auch als Elisabeths Gegner Maria Stuarts Verheiratung mit dem Herzog von Norfolk betrieben, ein schon weit gediehener, vor der Königin zunächst verheimlichter Plan, ließ diese den freilich auch in der Ridolfi-Verschwörung verstrickten Herzog wiederholt in den Tower stecken und schließlich am 2. Juni 1572 exekutieren.

Daß Elisabeth, ungeachtet ihrer vielen, meist taktisch bedingten, das heißt politisch gebrauchten oder mißbrauchten Heiratskandidaten (gelegentlich werden namentlich zwölf Freier angeführt) und doch wohl auch mancher Liebhaber, gern die durchaus zu ihren Schauspielauftritten passende Rolle der «Virgin Queen» spielte, ist ebenso evident wie die Tatsache, daß auch dabei manchmal, mehr oder weniger mysteriös, Blut floß. So zum Beispiel bei ihrer berüchtigten, von ganz Europa verspotteten Affäre mit Lord Robert Dudley, dem späteren Earl of Leicester, dessen Gattin eines Tages mit gebrochenem Genick am Fuß des Treppenhauses von Schloß Cumnor Place, ihrem Wohnsitz, lag, sicher mehr in seinem Interesse als in dem der Königin. Und bevor er seine zweite Frau vergiften konnte, hatte diese ihn umgebracht, während seinen Stiefsohn, den Grafen von Essex, einen weiteren Galan der Königin, diese am 25. Februar 1601 liquidieren ließ, da er die irische Krone zu begehren schien. Über allem aber konnte Elisabeth I. «die Gnade» preisen, «die der Herr ihr verliehen habe, daß es nämlich ihre Freude sei, als Jungfrau zu leben und zu sterben» – und noch im fernen Nordamerika nannte man die älteste englische Kolonie zu Ehren der jungfräulichen Königin – Virginia (S. 45).[51]

Schottland und Maria Stuart

Weniger Wert auf den Anschein der Jungfräulichkeit legte die «Königin der Schotten», die so ambitionierte wie leichtlebig leidenschaftliche Maria Stuart, die auch sonst immer mehr zu Elisabeth in Gegensatz trat.

Gleich nach ihres Vaters Tod wollte Heinrich VIII. die Hand der damals gerade sechs Tage alten Thronerbin durch mehrere Feldzüge für seinen Sohn gewinnen, um beide Königreiche zu vereinen. Allein 1543, im Jahr seiner letzten Eheschließung, sollen 192 schottische Städte, Kirchen, Burgen sowie 243 Dörfer zerstört und niedergebrannt, ähnlich die dortigen Landstriche auch in den folgenden Jahren verheert worden sein, während zugleich die Reformation

mehr und mehr in Schottland einzudringen begann, zunächst in Form des Luthertums, dann, vor allem durch John Knox, des Calvinismus. Alle Katholiken waren für das zungengewandte rhetorische Naturtalent Teufel und Götzendiener, das heißt Leute, dies entnahm Knox der Bibel, die notfalls gewaltsam umzubringen waren. Zwar hatte man schon, während der Reformator noch im Exil war, die Katholiken verfolgt. Doch nun kam es unter seinen und anderer Brandreden zu förmlichen Bilderstürmen, vernichtete man Bibliotheken und Handschriften, zertrümmerte Heiligenstatuen und legte Kirchen und Abteien in Schutt und Asche, vertrieb Priester und Mönche.[52]

Gleichwohl blieb Rom zeitweise merkwürdig untätig. Selbst ein so großer «Ketzer»jäger wie Paul IV. (1555–1559) schritt nicht ein. Dabei konnte er protzen, sein Arm sei «bis zum Ellbogen in Blut getaucht», begünstigte er unter allen klerikalen Institutionen am meisten die Inquisition, seine «Lieblingsbehörde», deren wöchentliche Sitzungen er ungern versäumte, deren treibende Kraft er wurde. So scharf wie möglich wollte er sie gehandhabt, natürlich auch die Folter angewandt sehen. Exkommunikationen und Autodafés lösten einander ab. Noch Kardinäle warf er im Zweifel über ihre Rechtgläubigkeit ins Gefängnis. Verstieg sich sein Haß gegen alles «Ketzerische» ja bis zu dem Schwur: «Selbst wenn mein eigener Vater Häretiker wäre, würde ich das Holz zusammentragen, um ihn verbrennen zu lassen.»

Doch nein, sogar dieser beinharte Unmensch machte keinen Versuch, in Schottland einzugreifen. Erlaubte ja noch Pius V. nach dem Sturz der Stuart seinem Nuntius in Madrid keine Schritte zu ihren Gunsten, erklärte vielmehr, nicht zu wissen, «welche von den beiden Königinnen die bessere sei, Maria oder Elisabeth», und erhoffte gerade damals Elisabeths «Bekehrung».

Am 1. August 1560 führte das schottische Parlament, das sogenannte Reformationsparlament, per Gesetz, doch ohne königliche Genehmigung, den Calvinismus ein und verbot noch im selben Monat den katholischen Gottesdienst. Wer sich widersetzte, wer Messe las oder ihr beiwohnte, wurde schwer bestraft: beim erstenmal mit Auspeitschung und Vermögensverlust, beim zweitenmal mit Ver-

bannung, beim drittenmal mit dem Tod. Nur in der Kapelle der Königin war künftig die Messe erlaubt.

Von Frankreich aus hatte damals Franz II. mit einem starken Heer in Schottland landen wollen, starb aber am 5. Dezember 1560, worauf sich seine Witwe in friedlicher Absicht zur Rückkehr entschloß, zur Heimkehr in ein wildes, aufgewühltes Land, ein Land, in dem man, nach einer zeitgenössischen Quelle, von 105 schottischen Königen 56 erschlagen hatte.[53]

Maria Stuart war die Urenkelin Heinrichs VII. und die Tochter König Jakobs V. von Schottland, in dessen Sterbejahr 1542 sie geboren wurde. Auf Betreiben ihrer Mutter Marie de Guise, der Tochter des Herzogs von Lothringen, die für sie das nördliche Inselreich regierte, wurde sie seit ihrem sechsten Jahr am Pariser Hof, durch seine Genußsucht berüchtigt, katholisch erzogen. Siebzehnjährig heiratete sie den Dauphin, bald König Franz II., und kehrte nach dessen frühem Tod 1561 neunzehnjährig nach Schottland zurück, wo ihre Mutter inzwischen als Regentin abgesetzt, gleichfalls gestorben und der Protestantismus als Staatsreligion eingeführt worden war.

1565 heiratete Maria Stuart ein zweites Mal. Entgegen dem dringenden Wunsch Elisabeths, die ihr den eigenen Liebhaber Lord Dudley als Gemahl vorgeschlagen, vermählte sich Maria mit ihrem Cousin, dem neunzehnjährigen schottischen Lord Henry Darnley, einem geistlosen Schönling, der, wie sie selbst, von einer Schwester Heinrichs VIII. abstammte, somit gleichfalls ein Stuart-Aspirant auf Englands Krone war. Ein Jahr später tötete Darnley vor Marias Augen ihren Privatsekretär und Vertrauten, zugleich auch ein Agent der Kurie, David Rizzio. Und als Darnley selber 1567 durch Lord Bothwell, wahrscheinlich gebilligt, wenn nicht angestiftet von Maria, in einer Februarnacht vor Edinburgh mit einem ganzen Haus in die Luft gesprengt wurde, ging Maria, gegen den Willen ihres Beichtvaters, doch mit Zustimmung von drei Bischöfen, eine dritte Ehe ein, heiratete sie bereits drei Monate darauf – nach protestantischem Ritus – den Königs- und Gattenmörder, mit dem sie, nach Aussage ihrer Feinde, schon zu Lebzeiten ihres zweiten Mannes ein ehebrecherisches Verhältnis hatte. Sie floh, während in Schottland

der Bürgerkrieg ausbrach und Bothwell nach Dänemark entwich, wo er starb, zugunsten ihres von Darnley gezeugten Söhnchens, des späteren Königs Jakob VI. von Schottland (dann König Jakob I. von England/Schottland), 1568 nach England, wo Elisabeth sie 18 Jahre gefangenhielt und schließlich hinrichten ließ.[54]

IRLAND – KOPFPREISE AUF KATHOLISCHE PRIESTER WIE AUF DEN KOPF EINES WOLFES

In Irland, auf der «Grünen Insel», waren die Verhältnisse kaum weniger verheerend.

Die folgenschwere Entwicklung dort begann im 12. Jahrhundert durch Hadrian IV. (Nicholas Breakspear), den Sohn eines Mönchs, bis heute der einzige englische Papst (VI 499ff.). Beauftragte doch der herrschgierige Pontifex in der – früher häufig unecht genannten – Bulle «Laudabiliter» den englischen König Heinrich II. (1154–1189), Irland, natürlich mit römischen Lehensansprüchen, seinem Reich anzugliedern und damit auch die seinerzeit 36 irischen Diözesen noch fester an Rom zu binden. Bis Mitte des 13. Jahrhunderts war so, nach «ruinösen Kriegen» (Lexikon für Theologie und Kirche), Irland zu drei Viertel von England erobert und derart ein Unglück heraufbeschworen, das bekanntlich noch lange dauerte.

Im 16. Jahrhundert eröffneten die englischen Könige eine neue Unterwerfung des Landes. Einige seiner einflußreichsten Magnaten, vor allem solche, die nach der Oberherrschaft zu streben schienen, wurden dabei beseitigt. Nachdem schon Eduard IV. 1468 den Grafen Desmond hatte töten lassen, liquidierte 1534 auch Heinrich VIII. mehrere Mitglieder des jahrzehntelang tonangebenden Hauses Kildare. Und obwohl Irland ganz überwiegend katholisch war – der Anteil der Protestanten an der Bevölkerung überstieg nie ein Viertel – und ein Bollwerk der römischen Kirche blieb, anerkannte das irische, von eingewanderten Engländern oder ihren Abkömmlingen dominierte Parlament 1536 die englischen Reformationsgesetze und Heinrich VIII. als geistliches Oberhaupt, 1541 auch als irischen Kö-

nig. Und seitdem diente die Glaubensverfolgung zur politischen Unterjochung der Iren durch Jahrhunderte.[55]

Natürlich bedingte die brutale Reanglisierung eine Reihe langjähriger Erhebungen anglo-irischer Herren; zunächst von 1559–1567 die des Shane O'Neill, Lord of Tyrone, in Ulster. Von 1569 bis 1583 rebellierten die Desmonds in Munster. Und damals, als Papst Gregor XIII. den spanischen König Philipp II. «unermüdlich» (Seppelt), aber vergeblich zum Krieg gegen England drängte, eilte auch ein kleines Geschwader unter dem «Obersten und General Seiner Heiligkeit» Bastian San Joseppi den Iren zu Hilfe, ein Unternehmen, das freilich gänzlich mißglückte und mit einer Abschlachtung der päpstlichen Helden endete. Auch drei Grafen Desmond kamen bei der Revolte ums Leben, die Südirland «mit Leichen und Trümmern» bedeckte.

Von 1594 bis 1603 erfaßte dann der Aufstand des Hugh O'Neill, Graf von Tyrone, fast ganz Irland. Der Rebell operierte lange erfolgreich, Papst Klemens VIII., schickte ein Breve nach dem andern, an O'Neill, an den Klerus, die Großen des Landes, an auswärtige Fürsten, schickte Ablässe für den Glaubenskrieg, Glückwünsche zu den Siegen, Aufstachelungen zu weiterem Kampf, «damit das Königreich Irland dem Joch der Irrgläubigen fortan nicht mehr unterworfen sei und Christi Glieder die gottlose Elisabeth nicht länger als Regentin haben möchten». Nur mit einem größeren Heer von 20000 Mann konnte diese die Empörung niederkämpfen.

Nach dem Ende der Tudors steigerten sich die Bedrückungen, die Drangsale noch. Viele Hunderttausende Acres Land wurden konfisziert, englische und schottische Protestanten planmäßig angesiedelt. Das irische Volk aber, allmählich systematisch entrechtet und wirtschaftlich verelendet, verlor außer den staatlichen, den bürgerlichen Rechten auch die religiösen, sein Kirchenvermögen fiel an die anglikanischen Geistlichen, denen die Altgläubigen auch Zehnten und Stolgebühren zu zahlen hatten. Das Errichten von Schulen war Katholiken verboten, jedes Amt ihnen verwehrt, ihr Klerus wurde deportiert, geächtet, auf den Kopf eines Priesters derselbe Preis ausgesetzt wie auf den Kopf eines Wolfes. Und Tausende von Iren endeten als Sklaven in Westindien.

Erst während der Aufklärung, im späteren 18. Jahrhundert, hob man einige der drückendsten Strafgesetze (Penal Laws) auf.[56]

Aus all den konfessionellen und machtpolitischen Interessenkonflikten, den steten Unruheherden, Erhebungen, Kämpfen in den Niederlanden, in Frankreich, auf den Britischen Inseln und darüber hinaus, wuchs allmählich die große Katastrophe des 17. Jahrhunderts hervor.

9. KAPITEL

DIE SCHLAMMSCHLACHT VOR DEM GROSSEN KRIEG VOM PUBLIZISTISCHEN SCHLACHTFELD ZUM MILITÄRISCHEN

«Diesem Vernichtungskriege ging ein hundertjähriger Federkrieg voraus von einer Bitterkeit und Gehässigkeit ohne Gleichen in der Geschichte irgend eines Volkes.» «Fast alle schriftstellerischen Erzeugnisse trugen die Ausbrüche eines furchtbaren Hasses zur Schau: die Presse war zu einem wahren Fluche der Zeit geworden. In stets steigendem Grade streuten ‹die unzählbaren Scribenten› allenthalben ‹Mißtrauen, Argwohn, Neid und Feindschaft› aus, wühlten alle Leidenschaften auf und schienen keinen andern Zweck mehr zu verfolgen, als ‹Fürsten, hohe Herren und Volk aufzuhetzen und zum Schwerte zu stimuliren›.»

Johannes Janssen[1]

«Die Religionsstreitigkeiten des 16. Jahrhunderts waren, vermittelt oder unvermittelt, im Leben fast jedes Menschen präsent. Sie haben die Wahrnehmung der Religion und der sie tragenden Kirchen geprägt, genauso wie das menschliche Miteinander. Sie haben sich manifestiert in allen erdenklichen Medien – in der Predigt, auf dem Theater, im Flugblatt, im Lied, im Katechismusunterricht und in Büchern.» «Den Streitschriften kommt bei der Beurteilung und Darstellung der Konfessionalisierung eine wichtige Funktion zu. Legen sie doch beredt Zeugnis von den zunehmenden Spannungen und Konflikten ab, und zwar sowohl in gesellschaftlicher wie auch in medialer Hinsicht ... Trotzdem ist besonders die katholische Religionspolemik des 16. Jahrhunderts jenseits der katholischen Kirchengeschichtsschreibung in weiten Teilen unerforscht geblieben».

Kai Bremer[2]

«Inzwischen hatte der Haß unter den einander bekämpfenden Religionen an Bitterkeit zugenommen.» «Die Gebildeten mißbrauchten ihre Schaffenskraft zur Verfassung unflätiger Bücher, die von einem kritiklosen Publikum mit Freuden

begrüßt wurden. Die Calvinisten forderten alle wahren Gläubigen zur Gewalt auf und fanden besonderen Gefallen an den mehr blutrünstigen Psalmen. Aber auch die Katholiken und Lutheraner waren nicht frei von Schuld, und Gewalt galt überall als Beweis wahren Glaubens. Die Lutheraner griffen die Calvinisten in den Straßen Berlins an; katholische Priester in Bayern gingen bewaffnet, um sich verteidigen zu können; in Dresden hielt der Mob das Leichenbegängnis eines italienischen Katholiken auf und riß den Leichnam in Stücke; in den Straßen von Frankfurt am Main kam es zu einer Prügelei zwischen einem protestantischen Pastor und einem katholischen Priester, und die calvinistischen Gottesdienste in der Steiermark wurden häufig durch Jesuiten unterbrochen, die verkleidet unter der Gemeinde anwesend und so geschickt waren, daß sie den Gläubigen als Ersatz für deren Gebetbücher Breviere in die Hände spielten.»

Cicely Veronica Wedgwood[3]

Reformation und Gegenreformation entzündeten sich im Laufe des 16. Jahrhunderts immer mehr aneinander und gegeneinander. Die religiösen Spannungen spitzten sich zu, die konfessionellen Konflikte, Zwietracht, Streitsucht, Verwilderung, sie wuchsen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. Das zeigen nicht nur die bekannteren Kämpfe im Kontext der Konfessionalisierung, in Aachen etwa, der Kölnische Krieg, der Straßburger Stiftskrieg, das Hausen der Spanier und Holländer seit vielen Jahren am Niederrhein und in Westfalen wie in Feindesland. Bei den einen wie den andern hatten diese Unternehmen den Charakter von Raub-, Versorgungs-, ja von Entspannungszügen, von «Freizeitgestaltung» für die Truppe. War die Besoldung der Soldaten nicht mehr gewährleistet, versprach man ihnen gelegentlich, sie sollten «zwey oder drei wochen ... ausgeführt werden und uff den armen leuten ligen» – «unsäglich ist», schrieb 1597 der Xantener Stiftsherr Wilhelm von Breuers, «was wir heute von den holländischen, morgen von den spanischen Truppen zu erdulden haben, wie sie brandschatzen, rauben und brennen; große Strecken weit liegt der Boden völlig uncultivirt, sehr viele Bauern sind entlaufen; Hunger und Noth drückt Unzählige darnieder; pestartige Krankheiten raffen im Lande Tausende dahin ...; obgleich wir mit den Kriegen der Spanier und der Holländer Nichts zu thun haben, werden wir die Beute des Krieges.» Eine andere christliche Quelle nennt die Greuel der Soldaten «so gar tyrannisch ..., das kein Türck und Unchrist sich so grausam anstellen könte».[4]

Doch mehr noch als diese eher punktuell, lokal begrenzten blutigen Auseinandersetzungen beherrschte ein anderer Krieg die Zeit und zumal die deutsche Bevölkerung (etwa 16 bis 17 Millionen Menschen), der mediale, zunächst – selbst von Luther und Hein-

rich VIII. – noch in lateinischer Sprache geführte Krieg, der Propagandakrieg, die sogenannte Kontroverspolemik. Ausgehend vielfach von der Predigt und der akademischen Debatte, sorgte dieser Streit für die Popularisierung, die Emotionalisierung der etwas zähen Theologenthemen und -texte, und hatte auch meist eine politische Dimension, indem er für ein Fürstenhaus warb oder eines bekämpfte.

Der Glaubensdisput, oft so unbeholfen grobschlächtig wie penetrant rechthaberisch, nahm immer mehr zu, nahm darüber hinaus so groteske Züge an, daß Theologen und Historiker späterer Zeiten die theologia polemica, diese «Religionsstreitigkeiten», eine häufige zeitgenössische Bezeichnung, als allzu absurd, als «pathologisch» nicht gern näher ins Auge faßten, obwohl sie doch, wie man nun betont, von einer «überragenden Bedeutung ... für die Zeitgenossen» waren (Pohlig), im Grunde das publizistische Vorspiel, das Heraustrommeln des Dreißigjährigen Krieges. Zeigt sich doch immer wieder, damals, vorher, heute noch: am härtesten, unerbittlichsten ringt man stets «um das Monopol der Glaubens- oder Weltanschauungsvermittlung» (Wolgast) – oder schützt dergleichen wenigstens vor.[5]

Wie Christen aber nur um des Friedens willen Kriege führen, so tragen sie auch den Religionsstreit bloß des religiösen Friedens wegen aus. Der katholische Reichshofrat Georg Eder, der 1580 in seinem umfangreichen Buch «Das guldene Fluess» nur «Catholici» und «Schismatici» kennt und das öffentliche Disputieren, den theologischen «Wortzanck» verwirft, da er den «gemainen Pöuel/ vnnd ainfältigen Layen» lieber nicht überfordern, lieber unaufgeklärt lassen möchte, signalisiert «ain gewisser/ beständiger Religionsfrid» als Ziel –, doch freilich nicht etwa ein «friedliches Nebeneinander», keine Multi-, sondern eine Monokonfessionalität, eine «Gleichschaltung» der Gewissen. Sei hier ja – die sattsam bekannte, typisch römisch-katholische Praxis – «das Ende aller Disputation vnnd Tractation von Glaubenssachen fürnemblich dahin zudirigiern vnnd zurichten/daß die Secten widerumben zu der Gemainschafft Catholischer Kirchen tretten/vnd derselben die wider Gott vnd Recht abgetrungene Religion vnd Kirchengüter widerumben zustel-

len.» Dieser Glaubenszwang aber wurde von sensiblen Zeitzeugen schlimmer als die grauenvollen Kriegserfahrungen, «ärger als der todt» empfunden, «grimmer den die pest/ undt glutt und hungers noth ...» (Andreas Gryphius).

Der katholische Konfessionsstreit setzt die mittelalterliche «Ketzer»bekämpfung konsequent fort, die Stigmatisierung, die Verteufelung des Andersgläubigen um jeden Preis. Rekatholisierung bedeutet dabei gewöhnlich die erzwungene Durchsetzung des katholischen Glaubens als allein gültige Konfession, übrigens manchmal auch dort, wo man sich während der Reformation vom Katholizismus losgesagt hatte.

Doch ging es keiner Seite zunächst und hauptsächlich um das Überzeugen der Gegner, deren Argumente man – angeblich oder wirklich – ohnedies nicht ernst nahm, sondern vor allem um die Formierung und Festigung der eigenen Leserschaft, der eigenen Konfessionsgemeinde. Nicht zuletzt auch sollten die vielen Lükken schlecht ausgebildeter Kleriker, besonders katholischer, mit oft nur wenigen Grundkenntnissen in Theologie und im Lateinischen, durch besser informierte Amtsbrüder gestopft, ihr Niveau gehoben werden, waren sie doch viel geeignetere Multiplikatoren als die Laien. Kurz, alles in allem erstrebten die Streitenden eine gesellschaftlich-politische, eine «kollektivierende Wirkung des Streites» (Georg Simmel).[6]

«... SO GRÄULICH AUSGEKOTZTE ROTZ- UND SCHMACHKLUMPEN»

Dieser Streit nun, geführt in den verschiedensten Medien, in Flugblättern, Postillen, Traktaten, Sendbriefen, Satiren, Parodien, Bildproduktionen, wurde auch in den vielfältigsten Formen meist zwischen Theologen, selten von Laien, zum wenigsten von katholischen Laien ausgetragen, die in aller Regel viel zu unbedarft waren. Man konnte sofort oder erst nach langer Zeit replizieren, konnte eine Attacke auch gänzlich ignorieren, vielleicht weil man sie gar nicht

kannte oder nicht zur Kenntnis nehmen wollte. Man konnte, wie oft zu Beginn der Reformation, einzeln antworten oder, wie oft später, in Gruppen. Kontrahenten konnten einen Streit abbrechen, weil das Thema erschöpft, weil man ermüdet war oder einfach keine Lust mehr hatte. Auch konnte später zwischen den Streitenden ein neuer Streit begonnen oder ein alter fortgesetzt werden, wobei das Erstaunen über die abermalige Wortmeldung gelegentlich groß war, wie das des Jesuiten Scherer, hatte der doch dem Kontroversisten «sein vnwarhaffte Goschen dermassen zerkloppet vnd zerblewet ..., daß der nun mehr kaum einem Menschen/ geschweige einem Doctori gleich sihet.»[7]

Je bekannter ein Jesuit war, je gefährlicher, desto häufiger, giftiger wurde er angefallen, wobei man den Gläubigen jede Unverschämtheit zumutete, jede Absurdität.

Von dem Kontroverstheologen, dem Jesuiten-Kardinal Robert Bellarmin, von Protestanten gern «blutdurstig» gescholten, wie die Jesuiten insgesamt, von Katholiken als «Muster aller Tugend» gefeiert, 1923 selig-, 1930 heiliggesprochen, im Jahr darauf – höchste Ehre für einen Katholiken überhaupt – zum Kirchenlehrer erhoben, von diesem Hochberühmten schrieb 1614 «Eine wahrhaftige neue Zeitung», er habe sich «fürstlich in Pracht und genugsam epicurisch in Essen und Trinken und sodomitisch in seiner Keuschheit und Leben verhalten. Denn er hat stetig auf der Streu stehen gehabt vier artliche Geisen, die er zu seinem Willen gebraucht und dieselben jedesmal mit den allerköstlichsten Geschmeiden, Edelsteinen, Silber und Gold geziert vor sich bringen lassen. Ueberdieß hat er bei sechzehnhundertzweiundvierzig Weibspersonen beschlafen und Unzucht mit ihnen getrieben. Darunter auf die fünfhundertdreiundsechzig Eheweiber gewesen, mit solchen er zweitausendzweihundertsechsunddreißig Mal die Ehe gebrochen, und darunter achtzehn welscher Grafen und Herren Weiber, fünfzehn von hohem Geschlecht, die er Jungfrauen befunden und durch Zauberei, wie er dann derselben Kunst stattlich erfahren, zu seinem Willen gebracht; die er nicht als Jungfrauen befunden, hat er heimlich mit Gift und Schwert hinrichten oder bei nächtlicher Weile in die Tiber werfen lassen ...»[8]

Ein prominenter Konvertit (ein erst seit dem späten 18. Jahrhun-

dert gebräuchlicher Begriff), der «Judas» Friedrich Staphylus, einstiger Melanchthon-Schüler, zieht in einer Kontroverse zu Beginn der sechziger Jahre gegen Jacob Andreae, den Tübinger Theologen und Kanzler der Universität, vom Leder, wobei beide gezielt mit Verfälschungen arbeiten, Staphylus den Lutheraner einen Wortverdreher nennt, unverschämten Predikanten, schließlich schlicht «Sau» heißt, in Verwendung seines Zusatznamens Schmidel auch ironisch als «liebe Schmidische Saw» apostrophiert, hingegen Andreae dem Gegner Lüge auf Lüge nachsagt, ihn auch «Lügenmaul» schimpft, «abtrinnigen Buben», ihn gar im Vorwort schon als «Saw/ja eine grobe/dicke/feißte Saw» vorstellt – Kontroverstheologie. Oder: Christen unter sich. Gottesgelehrte unter sich.[9]

In der Schrift «Ob der Bapst zu Rom der Antichrist sey» unterstellt Jesuit Georg Scherer («ein grober Esel» für einen Gegner, «der in der H.Schrifft nichts versteht: sonder/wie ein Blinder/ an den Wänden tappet», Verbreiter auch «vil grewlicher lugen vnd calumnias»), Scherer unterstellt 1585 Luther «nicht Reformation/sondern Deformation/nit Verbesserung/sondern Verböserung ..., nit allein nichts restituiert vnd zu recht gebracht/sondern das vnderst zu oberist/vnd das oberist zu vnderst gekehrt/alle ding verwirret/vber vnnd vnder einander geworffen» zu haben, und dies «so wol in Politischen als Geistlichen Sachen», kurz, Luthers Lehre sei «auff einem faulen Grund erbawet», woraus nun eben «allerley Secten vnnd Schwermer/ wie die Maden auß einem faulen Käß notwendig wachsen ...»

In einer Zeit, die Glaubens- und Sittenpostulate zusammensah, die die «Fortpflanzung der heiligen katholischen Religion» sowie die «Erhaltung guter Polizey» als ein «Gesamtziel» verstand, im Jahr 1588 muß ein Katholik «die prädikantischen Bösewichter und andere ketzerische Scribenten ... dem gemeinen Mann fürmalen, wie sie sind, nämlich Erzlügner, Wölfe und Katzen.» Sie sind, so ein weiterer Papist, «Katzen und Wölfe zugleich und zerreißen sich auch unter einander wie Katzen und Wölfe». Sie «kommen in Schafskleidern», weiß auch Aegidius Albertinus, seit 1593 am Münchner Hof bedienstet, «sind aber inwendig reißende Wölfe. Sie wenden die evangelische Freiheit vor; inmittelst aber vertreiben sie

alle Tugend aus der Welt, eröffnen allen Liederlichkeiten die Thür, lassen allen Lastern den Zaum schießen ..., so kommen sie in einer Schafshaut, als begehrten sie die in der Kirche eingerissenen Mißbräuche aufzuheben; inmittelst aber und unter demselben Schein thun sie nichts Anderes als Altäre niederreißen, Priester würgen, die heilige Kirchenzier schänden ...»[10]

Dabei kämpfen an allen Fronten «wahre Christen» – aber verdammen und verteufeln sich gegenseitig. Ehrabschneidungen und Verleumdungen erreichen einsame Höhen, dito die jeweils schönsten Tugendbekundungen. Denn daß man in jedem Lager wahrhaftig bis zum äußersten ist, versteht sich von selbst.

1583 publiziert Jesuit Georg Scherer seine «Gewisse und wahrhaffte Newe Zeytung auß Constantinopel». Darauf folgt 1584 die Entgegnung der protestantischen «Elite» Württembergs, ein «Warhafftiger Bericht/Auff die vnuerschembten Luegen/mutwilligen Verkeerungen/hönisch gespött vnnd gräuliche Lösterungen Georgij Scherers/eines Jesuiters ...» Und im nächsten Jahr erklärt dieser wieder in seiner «Gelinden Antwort» die «Kranckheit» der Lutheraner so unheilbar, daß «weder Doctor noch Artzt/weder Balbierer/Bader noch Scherer mehr helfen können».[11]

Gemeinsam stritten Jesuiten nur mit Jesuiten, doch nie Seite an Seite mit den Mitgliedern anderer Orden; wohl aber kam es vor, daß sie gegen diese – «die Konkurrenz untereinander ist unverkennbar» (Herzig) – polemisierten, gegen die Dominikaner oder gegen die Kapuziner, einige Jahre vor ihrer Gesellschaft gegründet, dieser aber zu Beginn des 17. Jahrhunderts als Diplomaten und an den Höfen an politischer Intriganz noch überlegen. Zwar suchten die Jesuiten, falls irgend möglich, überall die erste Geige zu spielen, dabei gern betont bescheiden, doch nicht von ungefähr als besonders hoffärtig geltend, einzig und allein, wie der gelehrte Kapuziner Valerian Magni unter dem Pseudonym Friedrich Treumann 1647 «Allen christlichen Potentaten» zur «Warnung» schrieb, «auf weltlichen Dominat/Hoheit und Reichtum» aus, wobei sie «alle andere Geistliche neben ihnen ... verachten und gering ... schätzen».

Die Jesuiten beanspruchten auch spezielle «Seriosität» für ihre Streitschriften. Während die der Protestanten zum Beispiel meist

ohne Widmungen blieben, prunkten die der Ignatiusjünger mit Dedikationen an Hochgestellte, an Fürsten, Bischöfe, sie renommierten mit dem kaiserlichen Druckprivileg oder auch durch einen mehr oder weniger ausführlichen Hinweis auf die Ordenszensur.[12]

Ganz allgemein hielten die Protestanten im späteren 16. Jahrhundert «das Geschlecht der Jesuiten nicht von Gott, sondern vom Teufel erweckt», sahen sie in ihnen «die allerärgsten und abgefeimtesten Verräther und Verfolger Christi». Wer diesen Teufeln traut, beteuert der Theologe Mengering, «ist des Verstandes nicht mächtig; wer sie nicht haßt, liebt Gott nicht, und wer gar mit ihnen sich einläßt, verfällt ewiger Verdammniß im schwefelichen Pfuhl». Und Theologe Martin Chemnitz wettert: «Diese Schalksbuben werfen ihre so gräulich ausgekotzte Rotz- und Schmachklumpen aus ihrem faulstinkenden Wanst und Maul», um das Wort Gottes damit «zu beflecken, vernichten, verstoßen, verwerfen ...» Die Jesuiten sind «des Teuffels Postbotten», «des Teuffels Blaßbälg», sind allesamt «Diebe und Mörder, wüthende Hunde und Bestien, Neronianer, geile Böcke», sie unterstehen Satan direkt, der unmittelbar durch sie wirkt. Und schließlich hatte ja auch, wie man dichtete, schon «Lutherus ... gerathen:/Man soll die Jesuiter braten ...»

Zur Vertreibung aus Glaubensgründen kam es allerdings in protestantischen Territorien kaum, wenn man dort auch fast überall in Deutschland streng und lange auf der ausschließlich lutherischen Kirchenhoheit, der unbedingten Anerkennung des Staatskirchentums bestand und Andersgläubige von einer gleichberechtigten Teilnahme am öffentlichen Leben strikt ausschloß.[13]

«... DAS REICH DES ANTICHRISTES ..., DIE GROSSE MUTTER DER HUREREI»

Der Protestantismus hatte zunächst stark an Boden gewonnen, so daß in Deutschland um 1570 schätzungsweise sieben Zehntel der Bevölkerung neugläubig waren. Freilich wurden die Protestanten immer mehr und vehementer durch diverse Flügel, durch Lehrdiffe-

renzen gespalten, durch den Äpinischen Streit, den Kargischen, den Majoristischen Streit, den Synergistenstreit, den flacianischen Erbsündenstreit, den synkretistischen Streit oder den besonders scharf ausgetragenen kryptocalvinischen Streit, wobei es zu Vertreibungen, jahrelangen Einkerkerungen und Hinrichtungen kam.

Dies nutzten die insgesamt weniger zersplitterten, die evangelische Uneinigkeit schon lange genußvoll geißelnden Katholiken, deren Widerstandswille seit den sechziger Jahren ohnedies erwacht, deren Schlagkraft durch das Trienter Konzil (3. Kap.) und die neuen Reformorden gewachsen war. Die römische Kirche stoppte nun den Vormarsch ihrer Widersacher, gewann da und dort sogar Verlorenes durch gewaltsame Rekatholisierungen zurück. Und ihre gelehrten Kader griffen auch publizistisch in die Schlacht ein, voran die Jünger des Loyola, die auf katholischer Seite auch als erste vermehrt deutschsprachige Streitschriften unters Volk zu streuen begannen, wenn auch lange Zeit, bis gegen 1585, fast nur Übersetzungen und kaum selbständige deutschsprachige Polemiken.[14]

Von den Protestanten wurde jedweder Katholizismus als «Abschaum aller Abgötterei und Gotteslästerung» hingestellt, als «eine Herberge für Sodomiter, Diebe und Ehebrecher», als papistische «Synagoge des Teufels und den Satelliten des Satans». Ja, daß die «eingefallene, gestürmete Papstkirche» durch «neue Tüncher und Bauleute» wieder erstand, gleichsam auferstand, konnte man sich nur als «Tücke und Arglist» des Bösen erklären.

Vor allem über das Papsttum, «den römischen Antichrist, die babylonische Hure und das ganze abgöttische papistische Geschmeiß» fällt man denn auch durch den gesamten Rest des Jahrhunderts in bester Luthertradition her. Cyriakus Spangenberg schimpft 1562 die sogenannten Stellvertreter Christi «Abgöttische, Zauberer, Lügner, Mörder», ihre Arbeit sei «Fressen und Saufen, Weiber und Jungfrauen schänden»; der damalige Papst Pius IV., ein «Teufelskopf», ein «rotziger Rattenkönig», liege zu Rom auf der Engelsburg «wie eine Mastsau auf dem Säustall». Schließlich, so der kursächsische Hofprediger Matthias Hoe 1606, sei da doch «immer ein böser Bube, ein Ehebrecher, ein Sodomit, ein Mörder, ein Zauberer nach dem andern zu Rom gefolgt und Papst worden», wobei er auf Paul III.

verweist, der sich in vielfachem Inzest «wie eine Sau im Koth umhergewälzt» und seine Mutter und Schwester umgebracht habe.[15]

«Alles, was vom Papst und Papisten ausgeht», konstatiert 1588 ein protestantischer «treuer Diener am Wort», «ist Dreck und Stank und blutdürstig und mit Blut besudelt», die Kirche des Papstes, so 1589 der Theologe Jacob Heerbrand, «eine abtrünnige, verlaufene Ehehure, eine Haushure, eine Betthure, eine Schlüsselhure ..., dagegen die gemeinen freien Huren, Buschhuren, Feldhuren, Landhuren, Heerhuren schier heilig sind».

Georg Miller, Pfarrer, Superintendent und Professor der Theologie zu Jena, schmettert gleich eine ganze Serie von «Papstpredigten» herunter, die er 1599, zwei sächsischen Herzogen gewidmet, auch im Druck veröffentlicht, eine Demonstration, daß das ganze Papsttum «aus Lügen, Mord, Schand und Raub zusammengestücket» sei. In jeder Predigt führt er einen anderen Papsttyp vor, den «Lügenpapst», den «Mordpapst», den «Schandpapst», den «Schindpapst» etc. Und natürlich ist die Gegenwart nicht besser als die Vergangenheit, berichtet Miller doch auch, daß die Päpste in den letzten dreißig Jahren, zwischen 1550 und 1580, immerhin neunhunderttausend Menschen durch Mord und Blutvergießen umgebracht hatten, «unter welcher Summa neununddreißig fürstliche Personen, hundertachtundvierzig Grafen, zweihundertfünfunddreißig Freiherren, hundertvierundvierzigtausendfünfhundertundfünfzehn vom Adel und siebenmalhunderttausendsechzig von anderen gemeinen Leuten sollen gewesen sein». Doch wolle der Papst mehr, wolle «alle evangelischen Königreiche und Fürstenthümer auf einmal im Blutbade», ja wolle, «ein eingefleischter Teufel» eben, «die ganze Christenheit in ihrem eigenen Blute schwimmen» sehen.[16]

Geschwächt wurden die Protestanten nicht nur durch die wieder erstarkende Papstkirche und die eigenen Grabenkämpfe, sondern auch durch das Vordringen der Calvinisten in Deutschland und Österreich, in Frankreich, Polen, Böhmen, Ungarn.

«Christus Jesus mit den Christen,/ Der Teufel mit den Calvinisten»

Man hatte den Lutherischen Angst vor dem «calvinischen Gift», der «calvinischen Seuche» gemacht, hatte die Calvinisten, dies gehörte sozusagen zur Seelsorge der Wittenberger, vielfach als «leibhaftige Teufel» hingestellt. Ja, der lutherische Senior und Pfarrer Zacharias Faber wollte zweihundert, notfalls dreihundert Beweise dafür erbringen, daß «die calvinische Lehre viel ärger» sei, als «die Lehre des Teufels». Denn wie der kursächsische Oberhofprediger Matthias Hoe 1614 von den Calvinisten sagte: «Die drei L: lügen, leugnen, lästern sind bei ihnen das täglich Brod.»

Der Streit zwischen Lutheranern und Calvinisten wurde von Jahr zu Jahr übler, bösartiger. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts begeiferten sich Prediger beider Konfessionen auf der Kanzel als Hundsbuben, Hunde, Henkersknechte, Saukerle, Blutsäufer, Herrgottsfresser und dergleichen. Den Christus der Lutheraner beschimpften calvinistische Eiferer als «einen ohnmächtigen Hirngötzen, Wolf, Mörder, Baal und Esel». Und auf lutherischer Seite höhnte man den «calvinischen Herrgott»: «Gleichwie ein Wucherstier oder Brüllochse für kein Hurer noch Ehebrecher mag gehalten werden, wenn er schon auf alle Kühe springt, also will der Calvinisten Gott engelrein und heilig sein, wenn er schon die verruchten Buben und verlorenen Höllenriegel zu allerlei Sünde, Schande, Laster nach seinem Muthwillen reizt, lockt und treibet.»[17]

Natürlich blieb es bei bloßer Polemik der «Elite» nicht. Wer ein «recht lutherisches Herz» hatte, stürmte, wie 1593 in Leipzig, Wohnungen von Calvinisten, raubte sie restlos aus, jagte Calvinisten auch in Berliner Straßen. In gewissen Gegenden Polens aber riskierten lutheranische Pastoren ihr Leben, im Kanton Luzern, im Schwarzwald verbrannte man protestantische Kaufleute, in Böhmen, Österreich, Bayern zeigten sich katholische Geistliche nur bewaffnet.

In der Oberpfalz, deren Bevölkerung seit 1538 mehrmals die Konfession wechseln mußte, bevor Kurfürst Maximilian von Bayern 1628 das protestantische Bekenntnis kriminalisierte und die bedingungslose Rekatholisierung aller Untertanen verfügte, wobei

er mit Hilfe der Jesuiten, des Papstes, mit Zwangsmaßnahmen wie Geldbußen, Körper-, Haftstrafen, Vertreibungen vorging, allein in Amberg auch weit über zehntausend protestantische Bücher verbrennen ließ – in der Oberpfalz suchten Calvinisten 1592 die Stadt Neumarkt durch Aushungern zu «bekehren». Und als, im selben Jahr, in Tirschenreuth der calvinistische Oberhauptmann Valentin Windsheim mit seinen Landsknechten drohte, wurde er von Lutheranern «nach Verdienst elendiglich ermordet»; erst grausam gemartert, dann durch den Ort geschleift, schließlich «ohne Jemands Erbarmen abgeschlachtet», selbst noch die Leiche mißhandelt; «auch die Weiber haben ob solch gräulicher Mordthat eine sonderliche Lust gehabt». Ähnlich wurde, gleichfalls 1592, zu Nabburg der Calvinist Sebastian Breitschedl von der lutherischen Bürgerschaft mit angeblich dreihundert Wunden zugerichtet, ehe man ihn wie ein Stück Vieh weit vor der Stadt verscharrte.[18]

Auch beim «calvinistischen Krieg» in Kursachsen floß Blut. Kanzler Doctor Nicolaus Krell, ein Calvinist, ging gegen viele Seelsorger der Lutheraner mit solcher Schärfe vor, «daß dergleichen Persecution und Execution in vielen hundert Jahren nicht erhört worden». Einen lutherischen Pfarrherrn ließ er drei Tage lang, noch dazu in falschem Verdacht, so entsetzlich foltern, daß selbst der Henker Mitleid zeigte; doch habe Krell diesen «immer wieder angefrischt». 1591 freilich, als sich der 31jährige Kurfürst Christian I. zu Tode gesoffen, wurde der Calvinismus in Kursachsen beseitigt, Kanzler Krell auf dem Königstein gefangengesetzt und im Herbst 1601, heruntergekommen durch ein zehnjähriges Kerkerelend, fast schon halbtot, selbst geköpft. Die verwitwete Kurfürstin Sophie ließ das in Dresden bereits aufgestellte Blutgerüst wieder abbrechen und, dem hochadligen Auge näher, erneut aufrichten, um so das Schauspiel in Gesellschaft einiger Hofdamen besser genießen zu können.[19]

Während des Krell-Regiments hatte es auch andere Aufführungen, beinah metaphysische gegeben, höllische und himmlische Vorstellungen: Frauen, die Kinder mit Knebelbärten gebaren oder Kröten. Auch sah man häufig in Blut getauchte Schwerter am Himmel, ebenso die blutübergossene Gestalt Christi, und hörte am hellen Tag großes Wehgeschrei aus den Wolken. Zudem «gingen etliche Ge-

spenster, wohl sieben Fuß hoch, bei währendem Gottesdienst durch die Kirche in Zwickau. Der leibhaftige Satan selbst erschien Vielen, jung und alt, in gar verschiedenen Gestalten, mit und ohne Hörner, in Eilenburg an einem Sonntag Nachmittag mit brennenden Hörnern auf dem Markte, machte gräuliche Gewitter, drehte Kindern den Hals um, so daß alle Welt in Noth und Schrecken.»

Der Teufel spielt eben stets mit in der christlichen Heilsgeschichte, ja diese lebt von ihm mehr als von ihren sonstigen Versatzfiguren. Konnte man das protestantische Volk doch sogar glauben machen, die Jesuiten hätten Klauen und Bocksfüße.[20]

Wie die Calvinisten die Lutheraner fast mehr haßten als die Papisten, so waren manchen Lutheranern die Calvinisten noch verhaßter als die Katholiken, ja man erklärte, daß «Calvinisten nicht Christen seien, sondern getaufte Juden und Muhamedaner», «Christschänder», und immer wieder «leibhaftige Teufel». Konnte man doch zwanzig, vierzig und mehr Eigenschaften der Wölfe, «welche ganz genau auch den Calvinisten zu eigen sind», weshalb «selbst ein Kind einsehen» müsse, «daß sie aus dem Teufel» seien. «Eingefleischte Wölfe», nannte sie denn auch der Jenaer Professor Johann Friedrich Celestinus und versicherte, wer deren «gräuliche schreckliche Wolfsklauen» nicht gewahre, verstehe «ganz und gar Nichts vom christlichen Glauben» und sei «selbst seiner Vernunft und natürlichen Verstandes nicht mächtig».

Kein Wunder, wenn man um 1600 in Kursachsen meinte: «Lieber papistisch als calvinistisch». Oder wenn 1607 der calvinistische Hofprediger Fabronius vom «gemeinen» hessischen Volk schrieb, kein Türke, kein Jude, kein Heide, kein Papst werde so verabscheut und verfolgt wie die Calvinisten. «Christus Jesus mit den Christen,/Der Teufel mit den Calvinisten.» Die Calvinisten ihrerseits freilich waren gleichfalls gespalten, u.a. in Supralapsarier und Infralapsarier, in Gomaristen und Arminianer, wobei auch hier die Gomaristen auf der Dordrechter Generalsynode 1618/1619 die Arminianer als «Ketzer» erklärt, verbannt, eingekerkert, manche sogar hingerichtet haben.[21]

«Um Christi Liebe ... kommt mit euren Hellebarden, Kanonen und Büchsen ...» oder: «Deutschland in seinem eigenen Blut ersäufen»

Der kaum überschaubare große Federkrieg tobte desto toller, je näher man dem großen Vernichtungskampf kam, die Propaganda wuchs ins Ungemessene, die Zahl der Streitschriften, wurde gelegentlich geklagt, habe «gleichsam die Sonne verfinstert». «Wer das mit erlebt hat», äußert der «Einfältige Lay» 1617, ein Jahr vor Ausbruch des Krieges, «muß fürwahr sich wundern, daß wir nicht schon lange zum allgemeinen Blutvergießen gekommen, denn es ist über alle Maßen, wie sich die Scribenten, so man nach vielen Hunderten zählen kann, einander verläumden, verfluchen und verteuflen, und Fürsten, hohe Herren und Volk aufhetzen, aufsätzig machen und zum Schwerte stimuliren, daß es nicht genugsam zu sagen ist. Da gilt Nichts mehr, was den Vorfahren heilig und ehrenwürdig war, wird Alles in den Koth gezogen, verlästert, vermaledeit; die hohen Häupter werden ungestraft angetastet und execrirt; jedweder Scribent will allein Recht haben und sein Glaube allein macht selig, was aber sein Widersacher sagt, ist Alles vom Teufel und wird er selber in den stinkenden Höllenpfuhl verwiesen, woraus er hervorgekrochen; betiteln wol gar jeden Widersacher, daß er noch sei ärger und boshaftiger, denn der Teufel und Belzebub.»[22]

Im beginnenden 17. Jahrhundert stachelt man immer von neuem im protestantischen Lager zum blutigen Religionskrieg auf. «Der Papst und seine Buben», heißt es in der Widmung einer 1603 in Mühlhausen erschienenen Schrift, «sind allein reich, haben alles Geld und Gut an sich gerissen mit Gewalt, Falschheit und Lügen ... Warum setzt ihr euch nicht mit Gewalt wider die reißenden Wölfe, große Diebe und Räuber, als da sind die Papisten. Thut euere Augen auf, es ist Zeit ...» Und, hetzt ein weiteres Opus aus demselben Jahr: «Sehet ihr denn nicht, ihr teutschen Brüder allzumal, was euch bevorsteht ... so wahr Christus lebt, die Pfaffen und ihre Fürsten, Jesuiter und Suiten haben sich zu solch großer Blutschlacht in Deutschland verbündet und geschworen, es ist noch geheim, aber

wahr ... Auf, ihr lieben teutschen Brüder, feiert nicht mehr; es gilt Gottes Ehre und Christi Wort und euer Seligkeit. Auf, rufe ich, auf, die Pfaffen und Jesuiten und ihre knechtischen Fürsten werden in ihrem Verbündnuß euch alle eines Tages überfallen: um Christi Liebe und sein rosenfarbenes Blut bitte ich euch, kommt mit euren Hellebarden, Kanonen und Büchsen den Buben zuvor.»[23]

Immer wieder beschuldigt man die Jesuiten, die «jesuiterischen Stinkböcke», dies «höllische Otterngezücht», auf ein großes Blutvergießen, einen Krieg hinzuarbeiten. So warnt 1585 Lucas Osiander, Hofprediger des Herzogs Ludwig von Württemberg, «vor der Jesuiten blutdürstigen Anschlägen» – Blutdurst: die ihnen ständig nachgesagte Sucht – und läßt keinen Zweifel daran: «wenn die Jesuiter das Deutschland in seinem eigenen Blut ersäufen könnten, sie würden es und werden es auch ...»

Für den württembergischen Hofprediger sind die Loyolaapostel Geschöpfe Satans, «Blaßbälg» des Teufels, Kriegstreiber. «Wie nun ein Trommeter/der im Krieg oder in einem treffen/lermen blaset/eben dafür gehalten würdt/als ob er selbsten Hand anleget/ob er gleich in der Hand nicht ein Büchsen/Spieß/oder andere Wöhr/sonder ein Trommeten führet: Also sein auch die Jesuiter besser nicht zuachten/ dann als wann sie selbst im Harnisch/mit Büchsen/Spiessen/vnnd andern Wöhren wider die Lutherischen daher zögen.»

Ein steirischer Prediger verkündet 1603, «wie die Jesuiten zu Graz die allergrausamsten und mörderischten Rathschläge ertheilet», «wie grausam und menschenmörderisch sie in Würzburg agiret ... Dem Kaiser liegen sie täglich in den Ohren, daß er sollt ein allgemein Blutbad unter allen Evangelischen anrichten, währenddem sie selbst mördern mit Gift, Dolch und was nur Namen hat. Wollen das ganze römische Reich umstürzen und in seinem Blute ersäufen.»

Auf der anderen Seite wuchs auch die Furcht vieler Katholiken vor einem allgemeinen Konflikt, vor «der Kriegsfurie», wobei hier natürlich nicht die Jesuiten, sondern «die Lutherischen Predicanten/sambt ihrem Anhang ... mit Blutdurstigen Anschlägen und Practicken vmbgehen.»[24]

«Die Menschen», schreibt Volker Press, «sahen das Unheil kommen und redeten es auch herbei» – vor allem, darf man ergänzen, die Pfaffen.

10. KAPITEL

DER DREISSIGJÄHRIGE KRIEG BEGINNT

«Ein Letztes aber bleibt doch das Entscheidende. Im tiefsten Grunde auch noch aller Kämpfe des neuen Jahrhunderts schlummerte die religiöse Idee ... Der Ketzerbegriff des Mittelalters, im Grunde eine Kategorie des Individuellen und Geistigen, wirkte in der Verbindung mit nationalen und politischen Gegensätzen zu einer furchtbaren Vergiftung alles Menschlichen, zu einer Entfesselung schrankenlosester Roheit.»
Karl Brandi[1]

«Wir seyen gejagt worden wie das gewildt in wäldern. Einer ist ertapt und übel geschlagen, der andere gehauwen, gestochen, der dritte gar erschoßen worden, einem sein stückhle brot und kleider abgezogen und genommen worden.»
Hans Heberle,
Schuhmacher und Chronist (1597–1677)[2]

«Die Häuser seind verbränt/die Kirchen seind zerstört/Die Dörffer seind verkehrt/der Vorrhat ist verzehrt/Mann siht der Länder trost die grossen Stätt verbrennen/Die Herrligkeit deß Lands mag keiner mehr erkennen/ Dürch Krieg/ raub/ mord und brand wird es zur wüsteney/ Das freye Römisch Reich wird jetzt zur Barbarey».
Anonyme zeitgenössische Flugschrift[3]

«Am 26. August, zwei Tage vor der Kaiserwahl in Frankfurt, wählte man in Prag den Pfälzer zum König. Das bedeutete den Kampf auf Leben und Tod gegen Habsburg. Dieses mußte alles daransetzen, Böhmen wiederzugewinnen, wenn es nicht auch Österreich mit allen Nebenlanden verlieren wollte, die Kaiserkrone natürlich mit inbegriffen ... Und in der Tat, es ist gar nicht auszudenken, was die Folgen eines Sieges der Evangelischen gewesen wären. Man stelle sich nur vor, was das bedeutet, Österreich protestantisch, die Habsburger vertrieben, aus Deutschland verdrängt! Dieses Geschlecht, das

bis auf unsere Tage nichts als Unheil und immer das größte Unheil über das deutsche Volk gebracht hat –»

Johannes Haller[4]

«In einer Hinsicht bestand kein Unterschied zwischen den Konfessionen, dem Katholizismus, dem Luthertum und dem Calvinismus; eine jede wurde vom Fürsten dazu benutzt, seiner Herrschergewalt Nachdruck zu verleihen. Für die Habsburger ging dies noch an, denn sie ließen sich in allen Angelegenheiten unbeirrbar vom Absolutismus leiten, aber bei den Fürsten, die nach Freiheit riefen, war es ein schreiender Widerspruch, denn sie verlangten vom Kaiser, was sie ihren eigenen Untertanen verweigerten.»

C. V. Wedgwood[5]

Union und Liga
Die christlichen Brüder formieren sich

Ein Jahrzehnt vor Beginn des Krieges, am 14. Mai 1608, schlossen sich unter Führung des calvinistischen Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz (1583–1610), eines kränkelnden und fast notorischen Säufers, im ansbachischen Ahausen mehrere süd- und westdeutsche Länder auf zehn Jahre zur protestantischen, in Wirklichkeit überwiegend calvinistischen Union zusammen: Kurpfalz, Württemberg, Baden, Ansbach, Kulmbach-Bayreuth, Pfalz-Neuburg. Mit ihnen verbündeten sich bis Februar 1610 sechzehn Reichsstädte, darunter Straßburg, Ulm, Nürnberg, sowie Hessen-Kassel, Kurbrandenburg, Pfalz-Zweibrücken und Öttingen.

Dieser Union trat am 10. Juli 1609 die vom Bayernherzog Maximilian (1598–1651) geführte katholische Liga gegenüber, die, anders als jene, im Dreißigjährigen Krieg zeitweilig noch eine beträchtliche Bedeutung gewann. Maximilian, ein äußerst dominanter, ebenso von Eifer für die Kirche wie für die Vermehrung seiner Fürstenmacht geprägter Wittelsbacher, förderte vehement die Gegenreformation, kooperierte eng mit Jesuiten und Kapuzinern, merzte, so hieß es, effizienter als alle die «Ketzerei» aus, wobei er nie den eigenen Vorteil vergaß. Der Herr über fast eine Million Untertanen bestrafte Ehebruch mit dem Tod, schickte alljährlich Menschen auf die Galeeren, besuchte Hexenprozesse, bei denen gefoltert wurde, und unterhielt ein stehendes Heer. Die Liga, recht eigentlich sein Werk, löste er später auf und gründete sie neu.

Ein solches Bündnis der katholischen Potentaten hatten die Päpste schon seit längerem erstrebt, den ersten Anstoß bezeichnender-

weise die drei geistlichen Kurfürsten 1603 gegeben, um eine Streitmacht – «allein zur defension» (Gründungsurkunde) – von 20000 Söldnern finanzieren zu können. Nun verbanden sich auf neun Jahre in der Liga Kurmainz, Kurköln, Kurtrier, die Bischöfe von Würzburg, Konstanz, Augsburg, Regensburg, Passau sowie der Fürstabt von Kempten und der Fürstpropst von Ellwangen. Und bald kamen weitere Oberhirten von Bamberg bis Straßburg sowie schwäbische Prälaten und Adlige dazu, jedoch nicht die miteinander hadernden Habsburger.

Die Union nannte als Ziel: Schutz des Friedens und ihrer Rechte; die Liga: Erhaltung des Friedens und der «wahren catholischen religion». Die Bundesakten beider sahen ein Heer und Finanzbeiträge vor. Auch gewann Bundesoberst Maximilian den General Johann Tserclaes von Tilly. Und noch im August 1610 versprachen Philipp III. von Spanien und der Papst eine Förderung der Liga auf drei Jahre mit insgesamt rund 1,5 Millionen beziehungsweise 300000 Gulden.

Da die Gefahr eines Konfliktes groß war, suchten beide Allianzen Rückhalt im Ausland, die Union an England, Frankreich, Holland, die Liga an Spanien und Lothringen, und so taumelte man unter allseitigem Mißtrauen und gelegentlichen Aufständen von Krise zu Krise in den Krieg.

1607/1608 lösten Tumulte in der schwäbischen Reichsstadt Donauwörth, wo die Protestanten, in erdrückender Mehrheit, die Alleinherrschaft begehrten, nach Einmischung des Bayernfürsten, die Verhängung der Reichsacht aus. In aller Eile rückten seine Truppen heran, vollzogen, reichsrechtlich ganz klar Sache eines schwäbischen Kreises, die Exekution und begannen die Katholisierung der Stadt. 1609 erhielt sie Maximilian zum Pfand und verleibte die zur Zahlung der geforderten 255403 Gulden unfähige faktisch seinem Herzogtum ein.

Eine Rebellion in Böhmen 1609 schmälerte zunächst zwar das Ansehen des Kaisers, doch die Fronten dort blieben bestehen, die Spannungen, ja sie mündeten bald in neue Zerwürfnisse, Zusammenstöße. Und während man im ganzen Westen rüstete, in Frankreich, Spanien, Österreich, im Reich, bekannte der Heilige Vater

Paul V. (1605–1621) dem spanischen Botschafter im August 1609, einen Monat nach Gründung der Liga, «er wolle mit allem Geld, das er habe, zu Hilfe eilen, wenn man gegen die Ketzer Eisen anwende.» Ja, noch im selben Jahr versicherte der Papst wiederholt, er gedenke der Liga «nicht bloß mit Geld, sondern auch mit Truppen zu Hilfe zu eilen.»

Am Niederrhein verursachte 1610 der Tod des geisteskranken Herzogs Johann Wilhelm, katholischer Gebieter der gemischtkonfessionellen Herzogtümer Jülich, Kleve, Berg, der Grafschaften Mark und Ravensberg, einen internationalen Streit um die in der Tat extrem verwickelte Erbfolge.

Die Länder des unglücklichen Fürsten waren von strategischer Bedeutung für die protestantischen wie spanischen Niederlande. Der Kaiser beanspruchte die provisorische Landesregierung für sich und verfügte die Sequestration. Aus dem Reich drangen zwei protestantische Thronbewerber vor, Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg und Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg. Beide «Possedierenden» wollten gemeinsam regieren, zerstritten sich jedoch der Einkünfte wie der Religion wegen und wechselten jeweils den Glauben. Der Brandenburger trat zum Calvinismus über, der Pfalzgraf heiratete eine Schwester des Bayernherzogs und wurde – von diesem auch höchstpersönlich katechisiert – katholisch. Nun stieß von den südlichen Niederlanden noch Ambrogio Spinola dazu, der schlachtbegierige Genueser Feldherr des spanischen Heeres, von den nördlichen Niederlanden kam Prinz Moritz von Oranien. In Paris stand Heinrich IV., der einstige Hugenottenführer, seit 1593 aber katholisch, doch liiert mit deutschen Protestanten, bereits auf dem Sprung zum Marsch an den Rhein; nur seine Ermordung durch einen katholischen Fanatiker verhütete einen europäischen Krieg.[6]

François Ravaillac, ein glaubenseifriger Franzose Anfang dreißig, haßte Heinrich IV., den antispanischen Katholiken, als Hauptfeind der Kirche und erstach den gerade für die fünfzehnjährige Gattin des Prinzen Condé entbrannten, fast sechzig Jahre alten König am 14. Mai 1610 in Paris, als dieser mit seinem Wagen in einer engen Straße steckenblieb. Ravaillacs Geburtshaus wurde dem Erdboden gleichgemacht, seine Verwandtschaft aus Frankreich bei Todesstrafe

verwiesen, er selbst entsetzlich gefoltert und öffentlich gevierteilt. Da der Täter seine Hinterleute nicht verriet, die Richter nach Mitschuldigen nicht einmal zu fragen wagten (!), ist darüber nichts Sicheres bekannt. Die meisten verdächtigten allerdings den spanischen Hof und die Jesuiten, «fanatische Priester», wie noch Ranke schreibt, während das katholische Handbuch der Kirchengeschichte die Jesuiten entlastet.

Nach fast allgemeiner Einschätzung jedenfalls verhinderte seinerzeit der Mord den Ausbruch des Krieges, der wenige Jahre später das Reich zum Schlachtfeld Europas machte und mit einem Zwischenfall in Böhmen begann.[7]

Der Prager Fenstersturz (23. Mai 1618)

Böhmen gehörte zum Reichsverband, seine Königskrone, seit 1526 in den Händen der Habsburger, war jedoch nicht erblich, sondern eine Wahlkrone und nicht zuletzt deshalb von Bedeutung, weil der böhmische König als siebenter, wenn auch nicht stets gleichberechtigter Kurfürst über eine Stimme bei der Kaiserwahl verfügte. Dem Kolleg der Kurfürsten, dem ranghöchsten Gremium im Reich, gehörten die drei geistlichen Fürsten von Mainz, Köln und Trier an sowie die vier weltlichen von der Pfalz, von Sachsen, Brandenburg und eben Böhmen.

Das Land war klein, doch besaßen seine Herren die Oberhoheit über die Nachbarländer, die Herzogtümer Schlesien und Lausitz sowie die Markgrafschaft Mähren, alle aber mit eigener Hauptstadt, Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit. Böhmen war reich durch seinen Handel, seine Landwirtschaft, seine Edelmetalle hatten einen beachtlichen Ruf, ebenfalls sein Glas, seine Fischzucht. Wegen seiner Gutswirtschaft nannte man es später im Westen nicht ohne Neid «Paradies des Adels». In dem beschränkten Territorium lebten im frühen 17. Jahrhundert nicht weniger als vierzehnhundert meist lutherische Adelsfamilien, die freilich aus Furcht vor der unduldsamen calvinistischen Minorität zur habsburgischen Regierung standen.

Verhältnismäßig geringe Probleme gab es unter Maximilian II., der 1562 römischer und böhmischer König, 1564 Kaiser geworden war. Denn Maximilian blieb zwar aus dynastischen Gründen und unter dem Einfluß seiner streng katholischen Gattin, seiner Cousine Maria, der Tochter Karls V., katholisch, neigte aber deutlich dem Protestantismus zu (S. 226 f.), dessen Adel er in den Erblanden 1568 durch die «Religionskonzession» die Praktizierung der Augsburger Konfession auf seinen Gütern gestattete, ebenso 1575 dem Adel Böhmens.

Maximilians Sohn und Nachfolger, der allmählich an immer neuen Depressionsschüben leidende Kaiser Rudolf II. (1576–1612), förderte zwar die Gegenreformation, mußte aber unter dem Druck einer drohenden allgemeinen Erhebung im sogenannten Böhmischen Majestätsbrief vom 9. Juli 1609 den Nichtkatholiken, den Böhmischen Brüdern, den Lutheranern, Religionsfreiheit, auch den Herren, den Rittern und königlichen Städten die Erlaubnis gewähren, Kirchen und Schulen einzurichten. Gleichwohl erfolgten in all den Jahren Zusammenstöße von Katholiken und Protestanten, erfolgte ein stets stärkerer Druck auf den evangelischen Adel, feuerte man dessen Geistliche zugunsten katholischer, ging man gegen die Kirchen der Neugläubigen in Braunau und Klostergrab vor. Und nachdem der einst von Jesuiten in Ingolstadt erzogene, jedem Kompromiß feindliche, entschieden katholische Erzherzog Ferdinand von Steiermark, der nachmalige Kaiser, am 6. Juni 1617 durch Wahl der Stände, doch gegen die heftige Reaktion sowohl protestantischer Kreise wie mancher des Adels, König von Böhmen geworden war, ein Jahr später auch König von Ungarn, kam es anläßlich eines nach Prag berufenen Protestantentages, aus Erbitterung über die Mißachtung der vorgebrachten Beschwerden, zu einer regionalen Rebellion, aus der dann der große europäische Krieg sich entwickelt hat – in einem Land, dichter als andere Staaten mit Städten besiedelt, darunter so bekannte Handelsplätze wie Frankfurt/Oder, Frankfurt/Main, wie Leipzig, Nürnberg, Augsburg, insgesamt einundzwanzig Millionen Menschen von mehr als zweitausend gesonderten Behörden beherrscht.[8]

In Böhmen war Erzherzog Matthias am 23. Mai 1611 auf den

Thron gewählt, sein schon bald sterbender Bruder Rudolf abgesetzt, der Katholizismus weiter gestärkt worden; zum Beispiel hatte man allein dem Gericht des Prager Erzbischofs 132 Pfarrgemeinden unterstellt. Auf dem Hradschin, der Burg nun des Kaisers Matthias (1612–1619) regierten seine Statthalter, und am 23. Mai 1618 wurden die Grafen Jaroslav Martinitz und Wilhelm Slavata, beide unduldsame Altgläubige und besonders verhaßt, von den Delegierten der Ständeversammlung unter Führung des Calvinisten Graf Thurn und des Lutheraners Graf Schlick «jammerlich» aus dem Fenster «gestierzet».

Fenstertürze waren in Prag seit der Hussitenzeit nicht mehr so ungewöhnlich; man sprach geradezu von der «böhmischen Methode». Auch fielen die Herren zwar vierzehn Meter tief in den Burggraben, aber, natürlich ganz unbeabsichtigt, auf lauter Kehrichthaufen, auf Mist, und so ist Graf Martinitz, laut Slavatas Lebenserinnerungen, «nachdem er im Herabfliegen unaufhörlich den Namen ‹Jesus, Maria› gerufen, so leise auf die Erde gesunken, als wenn er sich setzen täte».

Nicht genug des Wunderbaren: «Etliche fromme glaubwürdige Leute» – die Glaubwürdigkeit der Bezeuger mirakulöser Geschehnisse ist notorisch – «haben auch ausgesagt, daß sie damals ... die allerseligste Jungfrau Maria gesehen, wie sie den Herrn mit ihrem Mantel in den Lüften erhalten und auf die Erde getragen hat. Graf Martinitz hat dies nicht selbst gesehen, aber es kam ihm während des Falles vor die Augen, als wenn sich der Himmel öffnete und ihn Gott zu ewigen Freuden aufnehmen wollte.»[9]

Daraus wurde nun, darf man sagen, leider?, nichts. Und auch Graf Slavata, der noch vor dem Sturz im Fenster des Hradschin das Zeichen des hl. Kreuzes geschlagen und zerknirscht gebetet hatte: «Herr sei mir Sünder gnädig», blieb vorerst vom Ewigen Leben, darf man sagen: verschont? Gleichwohl ließ er eine Exvoto-Weihegabe malen, auf der ihn Engel von dannen tragen ...

Ja, Wunder über Wunder. Auch Philipp Fabricius, der Sekretär, der den beiden via böhmische Methode, via «Defenestration» Entfernten augenblicklich und wieder «fleißig zu Gott» rufend folgte, machte sich in der Stille des Burggrabens auf und gelangte über

viele Fährnisse nach Wien, «wo er S. Maj. und anderen Herren von den Prager Begebenheiten Bericht abgestattet» – schließlich mit dem beziehungsreichen Prädikat «von Hohenfall» nobilitiert worden ist.[10]

DER BÖHMISCHE KRIEG

Die böhmische Erhebung, deren größten personellen Teil der Kleinadel stellte, breitete sich rasch aus, zumal sie nicht allein die Religion, die Konfession betraf, es nicht nur um Katholiken, Protestanten, sondern auch um soziale, patriotische Motive, um machtpolitische Interessen der führenden Kriegsgegner ging, um Ständetum und monarchische Herrschaft, um einen Fürsten, der nicht «princeps modificatus», der «princeps absolutus» sein wollte. Die Revolte ergriff im Sommer auch die Nebenländer Schlesien, die Lausitz, 1619 Mähren, ja Ober- und Niederösterreich, sogar das freilich schon halb protestantische und durch dauernde Kämpfe bereits ruinierte Ungarn – wie dann nach zwei Kriegsjahren auch Böhmen ruiniert war, die reichste habsburgische Besitzung.

In Prag hatte sich inzwischen eine protestantische, aus 30 Direktoren bestehende Ständeregierung konstituiert. Ihre Armee drang unter dem Grafen Heinrich Matthias Thurn bis Wien vor, drang dort, zusammen mit Bethlen Gábors, des Fürsten von Siebenbürgen Haudegen, schon in die Vororte ein, in die durch Flüchtlinge und Verwundete überfüllte, von Hungersnot und Pest heimgesuchte Stadt. Doch im Frühjahr wurden die Böhmen von kaiserlichen Streitkräften mit dem Beistand spanischer Truppen und päpstlicher Gelder wieder zum Rückzug gezwungen, ohne freilich aufzugeben.[11]

Vielmehr hatten die Insurgenten durch die Böhmische Konföderationsakte vom 31. Juli 1619, «diese hochnothwendige Christliche Union ... allein zur Beförderung Gottes Ehren», nun eine ständisch strukturierte Verfassung, die zwar entschieden das Prinzip der Glaubensfreiheit hervorhob, «die freye Ubung der Religion», doch die

Protestanten nach Strich und Faden begünstigte. Insbesondere hat die Akte die Jesuiten bekämpft, ihnen das Eindringen «nun und zu ewigen Zeiten/in diese unirte Lande» verboten; wo sie aber «noch vorhanden/oder heimlicher Weise einschleichen möchten», sollten sie «gantzlich abgeschafft (werden).»

Die «Confoederatio bohemica» rief alle Länder der deutschen Habsburger zum Beitritt auf, und schon am 16. August schlossen sich ihr die nieder- und oberösterreichischen Stände an. War man doch selbst und gerade in Steiermark, in Kärnten «zum größten Teil», wie der venezianische Gesandte schreibt, «nicht aus freiem Willen, sondern durch Gewalt katholisch» und «gegen den Kaiser schlecht gestimmt, am meisten gegen die Jesuiten». Indes hatten die Aufrührer wohl ebensoviele nationale und politische Beweggründe wie religiöse, ja viele Zeitgenossen hielten die Religion nur für einen Deckmantel der Rebellen.

Am 22. August setzten die Böhmen Ferdinand II. wegen Bruch des Kroneids und sonstiger Rechtsbrüche als ihren (seit 1617) amtierenden König ab und erhoben am 26./27. August 1619 den calvinistischen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, das Haupt der Union, mit großer Mehrheit (100 gegen 46 Stimmen) zum neuen böhmischen König; worauf das Te Deum laudamus erscholl, böhmisch und deutsch, sowie Geschützdonner – «Freudenzeichen». Der Hofprediger Friedrichs hatte diesen bestürmt, die Krone anzunehmen, sah er darin doch «einen Fingerzeig Gottes».

«Es ist ein Ruf von Gott, dem ich mich nicht verschließen darf», bekannte denn auch der nun an der Moldau residierende neue Herr dem Herzog von Bouillon, seinem Onkel, einem skrupellosen protestantischen Intriganten, «mein einziges Ziel ist, Gott und seiner Kirche zu dienen.» Als Schwiegersohn Jakobs I. von England und Schottland, als Neffe des Prinzen Moritz von Oranien, Statthalters der Niederlande, als Vetter Gustav Adolfs von Schweden sowie als Verwandter anderer Einflußreicher schien Friedrich von der Pfalz der richtige Mann. Der geistliche Kurfürst von Köln freilich, leiblicher Bruder des Bayernherzogs, hatte für diesen Fall bereits «einen 20-, 30- und 40-jährigen Krieg» prophezeit.[12]

Nur einen Tag aber nachdem Friedrich die Wenzelskrone (mit

einem Dorn von der Dornenkrone Christi!) angenommen, am 28. August 1619 wurde Ferdinand II., der abgesetzte Böhmenkönig, für Gegner die «einfältige verjesuitete Seele», der «Erzfeind der evangelischen Religion», in Frankfurt einstimmig zum römischen Kaiser gewählt – mit obligatorischem Te Deum laudamus, mit Glockengeläut und, gehört es doch eng zusammen, nicht ohne daß auch wieder «die groben Geschütz um die Stadt losgebrennt worden».

Erst recht war die feierliche Zeremonie dort am 9. September, das Aushändigen eines blanken Schwertes, die Überreichung von Scepter und Apfel, die Krönung mit der alten Kaiserkrone durch alle drei geistlichen Kurfürsten (Accipe coronam Regni etc.), ganz in das religiöse Ritual eingebunden, in Messe, Gloria, Benediktion, Sakramentsempfang, Te Deum laudamus abermals (das selbstverständlich ebenso der Feind in Prag zu schmettern wußte, zum Beispiel noch im selben Jahr «in allen Kirchen» bei der Geburt von Friedrichs Sohn, und selbstverständlich auch «mit 15 Stücken Freudenschüß»).

Papst Paul V. aber, der durch seine Nuntien in ständiger Verbindung mit dem erzherzoglichen Hof in Graz gestanden (wo sie fast ein halbes Jahrhundert, bis 1622, residiert), der 1617 Ferdinand «zwei kostbare Reliquienschreine» spendiert, dann wiederholt zur Kaiserwahl gedrängt, auch entsprechende öffentliche Andachten befohlen, der selbst deshalb am Grab des hl. Petrus und anderwärts gebetet hatte, Paul V. sandte dem neuen Imperator, bald Prototyp des Absolutismus seiner Zeit, ein langes, herzliches Glückwunschschreiben und versäumte nicht, gegenüber den Kardinälen zu betonen, «daß man von der außerordentlichen Frömmigkeit des Erwählten und seinem hervorragenden Eifer für den Apostolischen Stuhl die größten Vorteile für die katholische Kirche erwarten dürfe».[13]

Im kalten Sommer des Jahres 1620 und im folgenden Frühherbst rückte das Ligaheer, 25000 Mann stark, mit Maximilian von Bayern, einem entfernten Vetter seines Gegners, des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, mit dem Grafen Tilly und, seit dem 8. September, der kaiserlichen Armada über Österreich nach Böhmen vor. Papst Paul, der die Liga mit hohen Summen stützte, hatte den Kaiser gebeten, die Erhebung «mit allen Kräften» niederzuschlagen, erwartete er davon doch eine «unermeßliche Schwächung der protestan-

tischen Macht in Deutschland». Und Maximilian, für viele Bayerns größter Herrscher überhaupt, jedenfalls ein enorm ehrgeiziger und machthungriger Potentat, der mindestens ebenso für den eigenen Profit agierte wie für die Interessen Roms, hatte den faktisch von ihm abhängigen und systematisch den Krieg vorbereitenden, doch dafür eben die Hilfe Bayerns und der Liga benötigenden Kaiser am 8. Oktober 1619 in München nahezu erpreßt durch eine Reihe schwerwiegender Zugeständnisse: den alleinigen Oberbefehl, Erstattung sämtlicher Kosten, Überlassung aller Eroberungen im Reich samt jedweden Rechten und Einkünften als Eigen und – in einem Geheimabkommen – die erbliche Übertragung der Kurwürde des Pfälzers auf ihn, Maximilian, das Haus Bayern.

Vom Erwerb der Kurwürde ist in dem Münchner Vertrag, der Grundlage für das vorerst sehr erfolgreiche Kooperieren Habsburgs und der Liga, so wenig die Rede wie in der Präambel von irgendeinem Gebietsgewinn. Dagegen beschwört diese Präambel gleich wiederholt die «Catholische Religion», spricht wiederholt vom «Catholischen Defensionswesen», beteuert, daß man «dem gemeinen Wesen zum besten/führen», «die gemeine Wolfarth allen privatis vorziehen» wolle, und dies selbstredend «im Nahmen des Allerhöchsten».

Die Geistlichen hatten schon längst die Werbetrommel gerührt, «um einerseits», so meldet der Gesandte Venedigs, «ihren eigenen Besitz zu sichern, andererseits dem Heere des Kaisers in Österreich zu Hilfe zu kommen». Jesuitenprediger und Kapuziner feuerten die auf Prag Vorgehenden an, ihre zwölf größten Kanonen trugen die Namen der zwölf Apostel Jesu, und die besondere Schutzheilige ihres Befehlshabers Tilly, vom Volk der «geharnischte Mönch» genannt, die Jungfrau Maria, war stets, wie Kaiser Ferdinand einmal bei Rangstreitigkeiten feierlich erklärte, der eigentliche und einzige Oberbefehlshaber seiner Armeen. In Deutschland hatte man öffentliche Gebete der Katholiken anberaumt, und die Jesuiten lasen Woche für Woche Tausende von Messen zur Förderung der guten Sache.[14]

Allmählich zeigten sich die Spuren des Krieges, den viele mit einem neuen Kreuzzug verglichen: verödetes Land, verlassene Dörfer,

abgebrannte, in Flammen stehende Höfe, Reste geschlachteter und verhungerter Tiere. Im ligistisch-kaiserlichen wie im böhmischen Heer brachen Fieberepidemien aus, in letzterem, einem besonders bunt zusammengewürfelten Haufen, drohte wegen ausstehender Löhnung Meuterei. Deserteure knüpfte man am Galgen auf, und König Friedrich, dem «Ruf von Gott» folgend, verpfändete nicht nur seine Juwelen, sondern erpreßte von Katholiken wie Juden auch bares Geld. In Prag, seiner Residenz, ging es angeblich zu wie in Sodom und Gomorrha, schwelgte man sich durch Bälle und Bankette, badete der junge Monarch splitternackt vor versammelten Hofdamen in der Moldau. Auch wurden die Kirchen «gesäubert», von allem «abgöttischen Wesen» befreit, besonders erbarmungslos der Veitsdom und der große Jesuitentempel; ja, der königliche Hofprediger verwertete die Reliquien als Brennmaterial.[15]

Unter diesen Umständen kam es am 8. November 1620 am Weißen Berg (Bílá hora) vor Prag zur Schlacht.

Feldgeschrei der katholischen Streiter: «Sancta Maria»; vor der Metzelei sangen sie das «Salve Regina», und der «wie ein Heiliger» verehrte spanische Karmelit Domenico a Santa Maria hatte ihre Fahnen geweiht und trieb unter Vorzeigung eines von Calvinisten geschändeten Marienbildes zum Angriff. (Das Bild führte, wie auch anders, zum Sieg, wurde bald darauf als «Madonna della Vittoria» in Rom, nicht ohne päpstlichen Beistand, ein beinah vergöttertes Kultobjekt – und ging 1833 bei einem Brand zugrunde.) Durch diese einzige Schlacht, so Ranke, waren die Gewalt des pfälzischen Friedrich und alle seine Entwürfe beendet. «In einem Moment, unmittelbar nach der größten Gefahr, war das katholische Prinzip in dem oberen Deutschland und in den österreichischen Provinzen allmächtig.»

Nach dem Sieg «im Namen Gottes», wie Herzog Maximilian aus dem sich nahezu kampflos ergebenden Prag dem Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen schreibt (der seinerseits aus Landgier zum Kaiser übergegangen und in die Lausitz eingefallen war), beraubte man die reiche Stadt, deren «überaus betrübten und elenden Zustand» noch am 30. November ein Prager festhält: das fortdauernde «Plündern und Morden», erst in den Häusern der Direktoren

und Reformierten, dann unterschiedslos überall; «gleiches Rauben ist auch auf den Gassen. Es verrät ein Nachbar den andern, die Soldaten haben angefangen, die Einheimischen aber, so sich auf soldatisch verkleiden, machen das Garaus, desgleichen tun auch die Franzosen, Polakken und Deutsche und ist noch kein Aufhören ...» Wo jedoch «nichts ist, so sind sie ihres Halses nicht sicher ...»

Viele Calvinisten und Lutheraner, Prediger der Reformation paßten sich gleich an, traten mit Brevier, mit Rosenkranz auf oder suchten in katholischen Klöstern ihr Revoluzzertum vergessen zu machen. Hehrstes Vorbild, ein Pfaffentypus der Jahrtausende: Dikastus, Pfarrer an der Teinkirche. Kein anderer als er hatte Friedrich V. zum König gekrönt, und jetzt verdonnerte er den eben noch Gefeierten von Predigt zu Predigt als Feind des Vaterlands, während er dem Kaiser Sieg und Heil wünschte.

Pfalzgraf Friedrich aber, der, von seinen Verbündeten im Stich gelassen, nicht viel länger als einen Winter die Krone getragen und so als «Winterkönig» verspottet wurde, hatte gerade noch nebst Gattin und Söhnchen seiner Auslieferung zu entfliehen vermocht, zunächst nach Schlesien, dann ins holländische Exil. Durch dieses «sonderbare Verhängnis Gottes» büßte er außer Land und Leute auch «ein sehr großes Gut von Kleinodien» ein, Geldschätze, wichtige Dokumente etc., hoffend freilich, wie er am 15. November 1621 aus Breslau den Führern der Union mitteilt, «das Verlorene durch Gottes Hilf zu recuperieren und wieder zu erlangen.»[16]

Vorerst freilich stand Gott der Gegenseite bei. Und Maximilian kostete seinen Triumph aus, das Elend der Geschlagenen, die Unterwerfung zu Prag. Und sein Beichtvater schwelgte mit; aus «nächster Nähe» und «freudigen Herzens» delektierte ihn «das Schauspiel des besiegten Irrglaubens.» In München aber genoß der Herzog weiter, genoß die Begrüßung der Untertanen, den Segen des Bischofs am Tor der Frauenkirche, in der ihn gleich seelenvergnügt der Chor umschmetterte: «Saul hat seine Tausend erschlagen, David aber seine Zehntausend.» Und dankte Gott, all die Erschlagenen vor Augen, die so nützlichen Opfer von einst und nun; zumal ihm der Kaiser für seinen Kriegsdienst bereits drei Millionen Gulden schuldete, für die dem Bayern jetzt Oberösterreich als Pfand zufiel. Und bald ge-

wann er auch noch die pfälzische Kurwürde samt der Oberpfalz als Pfandbesitz. Schätzte man doch des Habsburgers Schulden bei Maximilian schon im Frühjahr 1623 auf sechzehn bis achtzehn Millionen Gulden.[17]

Das Blutgericht oder: «Sonst ist der ganze Tag schön gewesen ...»

Kaiser Ferdinand war trotz allem der Hauptkriegsprofiteur. In Wien stattete er denn auch gleich barhäuptig der Heiligen Jungfrau sein Dankgebet ab, dazu zehntausend Gulden für eine Krone aus purem Silber. Und sandte er ihr auch einen zweiten, noch teuereren Hauptschmuck in die römische Kirche Santa Maria della Scala – die Mutter des Herrn kam ihn allemal billiger als Maximilian! Im übrigen hallte Wien von Geschützdonnerjubel, von Dankpsalmen wider, und von den Racherufen der Priester. «Du sollst sie mit einem eisernen Scepter zerschlagen, wie Töpfe sollst du sie zerschmeißen», predigte einer nach einem Bibelvers bei der Nachricht vom Fall Prags. In Kürze waren dort die Jesuiten wieder zurück, ebenso die vertriebenen katholischen Beamten; das Volk wurde entwaffnet, die Zensur eingeführt, das Wahlkönigtum abgeschafft, die böhmische Krone im Hause Habsburg erblich. Ferdinand erstrebte die unbeschränkte Gewaltherrschaft, und natürlich nicht nur in Böhmen.[18]

In Rom hatte am 1. Dezember 1620 ein Sonderkurier des Bayernfürsten dessen demutsvollen Triumph übermittelt: «Ich selbst zwar kam und sah, Gott aber siegte». Und unverzüglich dankte der Papst in seiner Lieblingskirche S. Maria Maggiore vor dem «Gnadenbild» eine geschlagene Stunde «für einen so markanten und der katholischen Religion in Deutschland so viele gute Folgen bringenden Sieg» (et di tante buone consequenze per la religione cattolica). Dankte auch durch eine öffentliche Feier, durch Dankgebete, eine Dankprozession, an der er, trotz schlechten Wetters, selber teilnahm, durch eine Dankmesse, die er, in Gegenwart aller Kardinäle, auch

alter und kränkelnder, sowie der Gesandten halb Europas, persönlich zelebrierte. Dankte selbstverständlich auch durch Kanonendonner, diesmal von der Engelsburg. Und natürlich konnte der Heilige Vater dem Kaiser seine Freude mit Worten gar nicht ausdrücken, wohl aber ihn auffordern, «den errungenen Sieg soviel als möglich zugunsten der katholischen Religion auszunutzen.»

Schließlich war die Schlacht am Weißen Berg «das wichtigste und folgenreichste Ereignis des Pontifikats» – und wurde es auch auf dem bereits fertiggestellten Grabmal leider «nicht mehr verherrlicht», rühmen doch dessen Reliefs und Inschriften «dagegen mit Recht die Friedenstätigkeit Pauls V. ...» (von Pastor).[19]

Die Niederlage der Böhmen, diese «hohe Strafe» Gottes, «tausendfältig verschuldet», wie Graf Thurn jetzt klagt, durch «unsere Soldaten, so teutsch als ungarisch, mit ihrem unchristlichen und vor niemals erhörten gottlosen Leben, so sie sich mit Plündern, Rauben, Brennen und Morden verübt», die Niederlage war vernichtend, die Rache des Regenten rigoros.

Nicht nur wurden die Beteiligten verbannt und um ihre Güter gebracht, sondern alle gefangenen Rädelsführer wurden hingerichtet, die meisten geköpft, einige gehängt, gevierteilt, verstümmelt, gelegentlich hat man auch einem, etwa dem Doctor Jan Jessenius, Rektor der Prager Akademie, erst «die Zunge mit einem Zänglein herausgezogen, dieselbe abgeschnitten und darauf ihn enthauptet», wie es in einer Flugschrift, der «Prägerischen Execution», heißt, die auch meldet, daß «solche Execution von männiglichen mit höchstem Erbarmen und christlichem Mitleiden angesehen worden» sei. Wie ja, auf der anderen Seite, nicht selten auch die Opfer, zum Beispiel Doctor Jessenius wieder, die Hinrichtung «mit gar großer Geduld und Beständigkeit mit vorhergehender» – als er die Zunge noch hatte – «herzlicher Anrufung Gottes erlitten und ausgestanden.» Insofern verlief da, scheint es, manchmal selbst bei Massenexekutionen alles harmonisch und schön (vgl. S. 322).[20]

Auch der Kaiser, unter dem solches geschah, war ja ein herzensguter Mensch, «wohlwollend gegen jedermann», zumal gegen Jesuiten, seine Beichtväter, und Kapuziner, die in seiner Umgebung eine beträchtliche Rolle spielten, nicht zuletzt zu seiner Gewissens-

beruhigung. Als zum Beispiel Ende Mai 1621 die Urteile des Sondergerichts aus Prag eintrafen, gegen die es keine Berufung gab, die Ferdinand aber zu unterfertigen hatte, soll er, Angstschweiß auf der Stirn, vom Ratstisch weg in seine Gemächer geflüchtet sein. Doch am nächsten Morgen unterschrieb er, «nach Befragung seines Beichtvaters», ruhig, kaltblütig einige Dutzend Todesurteile und befahl ihre unverzügliche Vollstreckung.

Schließlich wußte der Beichtvater besser als jeder andere mit Gewissensfragen umzugehen. Schließlich zählte neben dem Töten des sogenannten Wildes, zumal neben der Hetzjagd – Ferdinand hatte außer einer Vielzahl von Jägermeistern, Jägern, Jagdhunden noch 150 Jäger und Büchsenspanner für seinen nächsten Bedarf, ging drei-, viermal wöchentlich zur Jagd und setzte diese, so ein hoher geistlicher Diplomat, «weder über Arbeit noch über wichtigen Geschäften bei Seite» – ja, neben dem edlen Weidwerk zählte die edle Kirche zu seiner «Hauptleidenschaft»: Wedgwood; war der Kampf für die Catholica seine «wichtigste Herrschaftspflicht»: Press; nahm sie in seiner Politik den «ersten Rang» ein: Albrecht. (Wie ja auch Kaiserin Eleonore, in puncto Religion und Gottesfurcht «ihrem Gemahl ganz gleich», eine «große Zuneigung zu den Jesuiten», ihren Beichtvätern, hegte, freilich, nicht minder zu Kapuzinern und unbeschuhten Carmeliten.)

«Von seiner Frömmigkeit und seinem religiösen Eifer läßt sich nicht genug sprechen», preist 1623 der päpstliche Nuntius in Wien, Carlo Carafa, den Monarchen, dessen Anverwandte Leopold und Karl bekanntlich beide Bischöfe waren, Leopold in Passau und Straßburg, Karl in Breslau. An allen Festtagen, berichtet der Nuntius, beichte und kommuniziere der Herrscher. Täglich höre er («wovon er niemals abgeht») in seiner Kapelle zwei Messen. An manchen Tagen scheint er die Kirche überhaupt nicht zu verlassen, lauscht er nach den beiden Frühmessen noch der deutschen Predigt eines Jesuiten, gewöhnlich eine Stunde lang, wohnt dann eineinhalb Stunden noch einem Hochamt bei und hört nachmittags zudem die italienische Predigt eines Minoriten, worauf die Vesper folgt. «Über diesem allem geht der Tag, bisweilen noch ein Teil der Nacht hin.»[21]

Doch nicht genug. Während der vierzigtägigen Fastenzeit hört Kaiser Ferdinand täglich gleich dreimal die Predigt. An anderen Tagen begleitet er, heroisch wie gelegentlich der Papst, die Prozessionen «zu Fuß und unbedeckten Hauptes ohne alle Rücksicht auf die Witterung». Und bei moralischen Bedenken «geht S. M. den Beichtvater an, mit voller Zuversicht, daß er bei dessen Scharfblick, großer Kenntnis und reicher Erfahrung nicht werde irre geleitet werden». Dabei habe ihn «der Pater Viller sel. Andenkens» – gut jesuitisch – daran gewöhnt, «um aller Gewissensskrupel sich zu entschlagen, in jeglicher Sache auf seine Räte sich zu beziehen.» So zeigt er aller Welt, führt Nuntius Carafa aus, «wie den Vorschriften der heiligen Kirche genüge zu tun sei», werden «viele Barone und Ritter, bloß durch das Beispiel bewogen, den Irrglauben verlassen». Fazit: «In Wahrheit darf er ein heiliger Fürst genannt werden ...»[11]

Höchstes Erbarmen und christliches Mitleid ermöglichte auch die «Strafpflege» des heiligen Fürsten. Wurde doch der noch mehrfach zerlegte Doctor Jessenius «vierteilweise» auf den Straßen zur Schau gestellt (wobei man mit ihm genauso verfuhr wie mit einem Selbstmörder, etwa dem Procurator Frühwein, einem böhmischen Mitdirektor, der sich aus dem Kerker im Prager Weißen Turm zu Tode gestürzt). Der Scharfrichter schlug Jessenius die rechte Hand, den Kopf ab, vierteilte ihn, und dann wurden «an vier Orten die Viertel aufgesteckt und die Hand und Kopf an die alte Justiz in der Neustadt auf dem Roßmarkt aufgenagelt».

Klingt vielleicht etwas indezent; doch wohl nur für unsere aufklärerisch verseuchten Ohren. Der Zeitgenosse Franz Christoph Graf von Khevenhüller dagegen schloß seinen ausführlichen Bericht über das Prager Blutgericht, über all die «an Eisenstänglein» und sonstwoundwie aufgehefteten und aufgesteckten «Köpf und Händ» (zwölf Köpfe und die rechte Hand des Grafen Schlick schmückten die Karlsbrücke immerhin ein Jahrzehnt) doch recht wohlgemut harmonisch, im besten Sinne adelig: «Eine halbe Stunde vor dem Anfang der Execution ist ein schöner Regenbogen auf dem Lorenzberg bei einer Stunde lang gestanden, hat ein wenig, ehe er vergangen, geregnet, sonst ist der ganze Tag schön gewesen.»

Wie die ganze Heilsgeschichte.

Außer Köpf und Händ hagelte es viele und besonders perfid vollstreckte Güterkonfiskationen sowie Geldstrafen, die zu gewaltigen Besitzumverteilungen führten, nicht am wenigsten zugunsten des Kaisers, der selbst die bereits verstorbenen Tumultuanten noch bestrafte, sie aus dem «Gedächtnis insgesamt und eines jeden insonderheit zu ewigen Zeiten zu condemnieren und zu verdammen» befahl, dazu selbstverständlich auch «ihre Güter, fahrende und liegende, Ihro Kaiserlichen Majestät Fisco zu gutem alsbald zu confiscieren und einzuziehen ...»

Alles in allem hat man etwa die Hälfte des adligen Grundbesitzes enteignet und allein in Böhmen 680 Personen verurteilt, wobei «die geringfügigsten Anlässe genügten» (Schormann). In Mähren verloren mehr als dreihundert Gutsherren ihren Besitz zum Teil oder ganz. In den Ländern der böhmischen Krone griffen Angst und Armut um sich. Der Handel schrumpfte horrend, der Außenhandel hörte völlig auf, die Währung verfiel, die Lebensmittelpreise schnellten auf das Zwölffache. Während die Bevölkerung hungerte, profitierten wenige immer mehr. Karl von Liechtenstein, Beauftragter des Kaisers und Statthalter von Prag, wurde jetzt einer der reichsten Männer Europas. Aber einer der entwickeltsten Handelsstaaten fiel «in kaum mehr als zwei Jahren um zwei Jahrhunderte zurück ... und dem Despotismus stand die Bahn frei» (Wedgwood).

Nicht zuletzt dem Despotismus des Glaubens.

Denn mit der Zerschlagung des böhmischen, des mährischen Adels, mit der Vernichtung der ständischen Strukturen begann auch die Rekatholisierung.

Kaiser Ferdinand hatte deshalb schon bald nach der Schlacht am Weißen Berg Kleriker befragt, «besonders Jesuiten». Und der Papst hatte ihm am 12. April 1621 genauere Instruktionen übermittelt, ihn wissen lassen, daß nun im Königreich Böhmen die alte Religion wieder eingerichtet, der Irrglauben mit Gewalt ausgetrieben werden müßte, daß Lutheraner, Pikarden, Wiedertäufer, Calvinisten zu verjagen seien; und die Mittel zur Erzielung solchen Fortschritts, der Wiederherstellung nämlich, so heißt es, der katholischen Religion in ihrer vollen Reinheit: «Gründung einer katholischen Universität in Prag, Wiedereinsetzung der katholischen Pfarrer und Schullehrer,

Verbot häretischer und Verbreitung guter Bücher, besonders des katholischen Katechismus, Förderung katholischer Buchhändler und Buchdruckereien, dagegen Verbot der häretischen, Förderung der Missionen der Jesuiten und anderer Orden, Visitationen durch die Bischöfe ...» usw.

Der Kaiser reagierte am 3. Juni 1621 – «auf meine Bitten», wie Carafa, «Repräsentant eines Prinzips, das keine Rücksicht kennt» (Ranke), bescheiden stolz bemerkt – durch einen Erlaß, der zwar ebenso «Ketzer», Sektierer, die Verbreiter von «Calvins Irrtümern» bekämpft wie politische Auflehnung, etwa «Hochverrat auf den Lehrstühlen» oder die Nichtanerkennung des Kaisers in Böhmen, dabei jedoch, die übliche Heuchelei, den Eindruck zu erwecken sucht, nicht das Religionsbekenntnis werde bestraft, sondern der Hochverrat.

Aber dann wurden den Neugläubigen die Kirchen weggenommen, sogar Grabsteine daraus entfernt, wurden die lutherischen Prädikanten, die lutherischen Lehrer ausgewiesen und katholische Pfarrer eingesetzt oder, mangels solcher, Franziskaner, Kapuziner, Augustiner, Karmeliten herbeigeholt. Den Jesuiten hat man die Landschulen ebenso eingeräumt wie die Prager Universität und neue Kollegien errichtet, überhaupt das komplette Erziehungswesen der Kirche unterstellt. Gegen Bürger und Bauern aber, die den Laienkelch behalten wollten, ging man mit Truppenaufgeboten vor.

Die Religionsverfolgung verursachte eine Massenemigration. 150000 Protestanten wanderten aus, besonders nach Sachsen, nach Schlesien. Und der Sieg der Kaiserlich-Päpstlichen im Kampf um die böhmische Krone bei Prag begründete für ein Jahrzehnt die katholische Dominanz auch im Reich, bis 1631, bis zur Schlacht bei Breitenfeld; ja, die Niederlage des tschechischen Nationalismus bis 1918. Und bis ins 18. Jahrhundert hinein wurde ein nichtkatholisches Bekenntnis mit dem Tod bestraft.[23]

Der Krieg springt auf das Reich über

Das Desaster am Weißen Berg, die erste große, wenn auch verhältnismäßig kurze Feldschlacht des Jahrhunderts, beendete nun zwar die böhmische Revolution, aber nicht den böhmischen Krieg.

Hatte nämlich König Friedrich im Januar 1621 auch die Acht getroffen und die Union sich im folgenden Mai aufgelöst, so verlor der Geschlagene doch nicht den Glauben an seine Sache. Vielmehr verband er sich im Frühjahr 1621 zwecks Rückgewinnung seiner Territorien am Rhein mit den Niederländern. Und auch einige Söldnerführer setzten die Verteidigung der Pfalz fort, die zwischen 1556 und 1685 neunmal die Konfession gewechselt hat: Ernst von Mansfeld, einer der skrupellosesten Militärs seiner Zeit, auf dessen Kopf ein Preis von dreihunderttausend Talern stand; Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, ein frommer Calvinist, der in seinem Leben 58 mal die Bibel durchgelesen haben will; sowie Herzog Christian von Braunschweig, der achtzehnjährig Bischof (Administrator) des einstigen Bistums Halberstadt geworden war.

Damit aber griff der böhmische Krieg auf das Reich über, marschierten auch fremdländische Truppen, künftig hier ein besonderer Unruhefaktor, in Deutschland ein. Und beendeten die Heere der Liga unter Tilly und der Spanier unter Gonzalo Fernandez de Córdoba auch vorerst den Kampf, indem sie den Markgrafen von Baden samt dem Halberstädter schlugen und links wie rechts des Rheins in die Unterpfalz vorrückten, der Krieg dauerte an.

Ja, aus der einst innerhabsburgischen Auseinandersetzung wurde nicht nur eine Reichsangelegenheit, sondern ein europäischer Konflikt. Denn indem die Verbündeten des gestürzten Winterkönigs, Ernst von Mansfeld und Christian von Halberstadt, 1622 nach Norddeutschland auswichen, verlagerten sich auch die Schlachtfelder in den Norden, wurde auch der König von Dänemark, zugleich Herzog von Holstein, Christian IV. (1588–1648) involviert, ein selbstbewußter und entschieden lutherischer Mann, der fließend deutsch sprach und schrieb. Als Inhaber des Bistums Verden auf weitere säkularisierte Bischofssprengel scharf, verband er sich im Dezember 1625 mit etlichen norddeutschen Reichsständen, mit der

Republik der Vereinigten Niederlande und England gegen den Kaiser. Und mit England und den Generalstaaten kooperierte auch der leitende Minister Frankreichs, der Bischof und nachmalige Kardinal Richelieu, gegen Habsburg.[24]

Damit aber bekam der Krieg ganz andere Dimensionen. Zunächst siegte am 27. April 1622 Mansfeld über Tilly bei dem Dörfchen Mingolsheim. Dann siegte am 6. Mai Tilly über den aus allen Rohren feuernden bibelfesten Georg Friedrich bei Wimpfen. (Der nicht mehr junge Markgraf hatte erst im Monat zuvor sein Ländchen seinem Sohn abgetreten, um sich ganz ausschließlich dem Krieg zu widmen und natürlich «der protestantischen Sache».) Diese erhielt freilich durch Tilly einen neuen Schlag am 20. Juni beim Kampf um den Brückenkopf von Höchst. Christian von Braunschweig, den «Pfaffenfresser» und Bischof von Halberstadt, kostete damals der Übergang über den Main zweitausend Mann, nach anderer Darstellung sogar die Hälfte seiner Truppen sowie einen großen Teil des Trosses.

Am 19. September, ein weiterer Triumph der Katholiken, eroberten sie das deutsche Reformierten-Zentrum, nachdem, so berichtet ein Zeitgenosse, «Herr General Tilly aus allen Batterien ohn Aufhören den ganzen Tag das Schießen auf die Stadt Heidelberg und ihre Außenwerke continuiert und darauf gegen Abend einen Generalsturm an allen Kanten und Schanzen mit viel 100 Leitern und stetiger Erfrisch- und Secundierung der Stürmenden in 2 Stund lang (hat) tun lassen»; bis man schließlich die erschöpften Belagerten «teils erlegt, teils verjagt», die Vorstadt an verschiedenen Stellen angezündet, darauf die alte Stadt dem Soldatenmob überlassen hat, «darin es dann ein jämmerlich Zetergeschrei durch Massacrieren, Plündern und Geldherausmartern mit Däumeln, Knebeln, Prügeln, Peinigen, Nägelbohren, Sengen an heimlichen Orten, Aufhenken, Brennen an Fußsohlen, mit Schänd- und Wegführung der Frauen und Jungfrauen gegangen, da zugleich die Brunst in der Vorstadt schrecklich überhand genommen und das reiche Hospital, das Prediger Kloster, genannt, auch ergriffen, und ist dies Plündern bis in den dritten Tag continuiert worden.»[25]

Im nächsten Jahr, am 6. August 1623, an einem Sonntag, dem Fest

der Verklärung Christi, verlor Christian von Braunschweig gegen Tilly bei Stadtlohn im Münsterischen, schon nahe der schutzverheißenden holländischen Grenze, zwischen Wald, Sumpf und Wasser eingezwängt, zehntausend Soldaten, viertausend durch Gefangenschaft, sechstausend durch den Tod, durch «ein jämmerlich Massakrieren und Metzeln», wie ein bayerischer Augenzeuge überliefert. Tilly aber hoffte «wegen dieser von Gott gegebenen Victory», daß sich «der katholischen Kirche Feinde ... mit ihren Forzen so bald nit mehr erholen und widersetzen können ...»

«Freue dich, Jungfrau Maria, du allein hast alle Ketzer überwunden!» frohlockte der als Prediger und Diplomat in Italien und Deutschland tätige Kapuziner Giacinto da Casale nach dem Sieg, der Hinschlachtung so vieler Tausende. «O mein Gott, wie bist Du groß und wunderbar». Der Pater, ein gebürtiger Graf Federigo Natta, drängte auf Fortsetzung des Krieges, seine Ausdehnung auf Norddeutschland, doch ohne, meinte der bayrische Rat Jocher, sich um die menschlichen Mittel zu kümmern, «so neben den miraculis erfordert werden». Warnte ja selbst Bayernherzog Maximilian den sehr für ihn eintretenden Pater vor dem «endlosen Krieg» – wobei den edlen Ritter weniger das Blutverspritzen stören mochte, für das seinesgleichen doch erzogen wurde, zumal für das Blutverspritzen um des Glaubens, der Frohen Botschaft willen, als die horrenden Geldausgaben. Für das Reichsheer nahm man pro Monat 128000 Gulden Kosten an, wonach diese Gelder, sonst kaum verständlich, «Römische Monate» hießen.

Doch gerade vor dem Krieg schreckte man in maßgebenden geistlichen Kreisen am wenigsten zurück; schon gar nicht in Rom, wo unter dem neuen Papst die Zusammenarbeit der Kurie mit Maximilian, ungeachtet mancher konfessionspolitischer Differenzen, ihren «Höhepunkt» erreichte (Handbuch der bayerischen Geschichte).[26]

Papst Gregor XV. (1621–1623) – «Furcht und Liebe Gottes» und stete Kriegstreiberei

Gregor XV., der Sohn des Grafen Pompeo Ludovisi und der erste von Jesuiten im Collegium Romanum ausgebildete Papst, war schon alt und kränklich. So machte er alsbald seinen fünfundzwanzigjährigen Neffen Ludovico Ludovisi zum Leiter der Geschäfte, wie der Onkel übrigens ein Zögling der Jesuiten aus dem Collegium Romanum und nun ihr Gönner. «Furcht und Liebe Gottes», riet Gregor dem Neffen, «sei deine politische Weisheit!» und begünstigte wie üblich seine Verwandten im Übermaß.

Der Bruder des Papstes, Orazio Ludovisi, wurde sofort General der Kirche, als welcher er noch im Mai an der Spitze päpstlicher Truppen ins Veltlin einrückte, eine unruhige Region, voller «Mordgeheul» und «arge[r] Grausamkeiten», wo es im Sommer 1620 unter Führung eines Kapuziners zum Massaker von Tirano gekommen war, einer Art «Bartholomäusmacht im kleinen» (Kretschmayr), der Abstechung sämtlicher protestantischen Bewohner des Ortes und des ganzen Tales – mit der segensreichen Wallfahrtskirche Maria di Tirano.

Orazios noch sehr junger Sohn Niccoló wurde mit dem Titel eines Kastellans der Engelsburg bedacht sowie dem eines Gouverneurs des Borgo, während Gregor den ältesten Sprößling des Bruders bereits einen Tag nach seiner eigenen Krönung zum Kardinal erhob und zum Staatssekretär machte. Er überhäufte den Neffen nur so mit Ämtern, Würden, lukrativen Benefizien, darunter gleich das Erzbistum Bologna sowie sehr reiche Abteien, ein ungeheures, stetig noch wachsendes Einkommen, wofür sich der Kardinal das Herzogtum Zagarolo kaufte – eines von zwei Herzogtümern, die der Nachfolger des armen Jesus den Seinen für über eine Million Gold-Scudi zukommen ließ, nebst vier weiteren Fürstentümern durch geschickte Verheiratungen, durch «politische Weisheit» ...

Jedenfalls hatten beide Herren Geld genug, um nicht nur die vom päpstlichen Vorgänger dem Kaiser bewilligten Subsidien weiter zu zahlen, sondern diese sogar zu verdoppeln plus einer einmaligen

zusätzlichen hohen Beisteuer. Auch die Liga bekam «riesige Summen» (Kelly). Selbst vom spanischen Klerus, von «dem reichsten der Welt», suchte Gregor Geld für den Krieg in Deutschland herauszuschlagen. Das Handbuch der Kirchengeschichte spricht von rund 1 239 000 Gulden guter und 700 000 Gulden schlechter (durch Inflation entwerteter) Münze in knapp 2 ½ Jahren, um dem Kaiser und der Liga «die Ausnützung des Sieges zu ermöglichen».

«Du dienst dem Herrn der Heerscharen, der gewaltig ist in der Schlacht», ermunterte der Heilige Vater beziehungsvoll den Bayernherzog. «Du sollst nicht vergeblich die Hilfe des Papstes angerufen haben.» Gregor wünschte sogar, für einen Teil seiner finanziellen Zuwendungen eigene Soldaten anzuwerben und unter dem Kommando eines Kardinals in die Armee des Kaisers zu stecken. Ja, er legte «großes Gewicht darauf, daß in dem Kampfe für die katholische Sache auch die päpstliche Fahne entfaltet werde». Und mit Jubel, mit Begeisterung verfolgte der Heilige Stuhl die Ausrottung des Protestantismus in Böhmen, die Niederwerfung der «kalvinischen Monarchie», begrüßte er die Okkupation der zwei Pfalzen, der Oberpfalz und der Rheinpfalz oder Unteren Pfalz, beide Erbländer Friedrichs.[27]

Alles auch tat der Papst für die Übertragung der Kur an Maximilian. Denn dies wehrte die Gefahr eines protestantischen Kaisertums ab, bedeutete für das Wahlkollegium des Reiches die katholische Stimmenmehrheit. Ganze Ketten von Kurieren, Rapporten, Audienzen, Empfehlungen, Lobbreven, Handschreiben, Denkschriften setzte der Papst in Bewegung, weltliche Botschafter und Fürstenbeichtväter wurden bemüht, unablässig war Gregor dafür tätig, mobilisierte er besonders Carafa, aber auch einen Sondergesandten, den Kapuziner Giacinto da Casale. Und natürlich schätzte dies niemand mehr als der ehrgeizige Bayer selbst, der nach Erfüllung seines sehnlichsten Verlangens dem Papst schrieb, er habe die Übertragung der Kurwürde nicht bloß befördert, sondern sie erwirkt.

Dafür aber ließ der Heilige Vater sich jetzt auch ein äußerst wertvolles Beutestück des Krieges dedizieren, die in Rom hochbegehrte, Maximilian mit der Eroberung Heidelbergs zugefallene Bibliotheca Palatina, um deren Herausgabe der Papst ausdrücklich ersuchte.

Bisher zum Kampf gegen die Katholiken gebraucht, sollte sie nun dem Kampf gegen die Protestanten dienen.

Dem so kostbaren Raubstück wurden weitere Entwendungen hinzugefügt. Der «berühmte» Leone Allacci, Doktor der Theologie und Skriptor an der Vaticana, vollführte diese Aufgabe, wie von Pastor es ausdrückt, «mit ebensoviel Eifer wie Umsicht». Nahm er doch «auch sonst noch an sich, was er an Handschriften auftreiben konnte», und zwar sowohl aus der im Schloß befindlichen Privatbibliothek des Pfälzer Fürsten als aus der Heidelberger Universitätsbibliothek und dem Sapienzkolleg, und schaffte alles, Bücher und 3542 Handschriften, in 196 Kisten auf 50 von bayerischen Musketieren wohl bewachten Wagen (es hätten ja Räuber kommen können!) zu seinem Herrn nach Rom. Der – es war inzwischen Urban VIII. – sorgte dort nicht nur «für eine würdige Aufstellung der Handschriften», sondern auch, eine seiner ersten Anweisungen, für ein Edikt zum Schutz all der Schätze und ließ überdies den Kustoden einschärfen, «die Besucher der Bibliothek scharf im Auge zu behalten.»

In einem überschwenglichen Schreiben vom 15. Oktober 1622 dankte Gregor dem Bayernherzog nach Eroberung der Pfälzer Hauptstadt für die in Aussicht gestellte Bereicherung des Vatikans, für das «der heiligen römischen Kirche so willkommene und dem bayrischen Namen so ruhmvolle Geschenk» und pries Maximilian, weil er «den ruchlosen Händen der Ketzer die zweischneidigen Schwerter» entwunden, «welche jene, die Väter der Lüge und Bekenner verwerflicher Glaubenssatzungen, ohne Unterlaß zur Vernichtung der Heilswahrheiten zücken», die bisher in Heidelberg «der Gottlosigkeit der Ketzer zum Angriff dienten», jetzt aber in Rom «zur Verteidigung des heiligen katholischen Glaubens benützt werden ...»[28]

Herrschte doch bei Papst Gregor überhaupt, um hier einmal daran zu erinnern – wie in der ganzen Kirche durch alle Jahrhunderte seit Anbeginn –, die übelste, die Völker kontinuierlich verdummende Schwarzweißmalerei: auf der einen Seite nur «Irrglaube», «teuflische Lüge», «die Lüge und das Verbrechen», «der Fürst der Finsternis», die «Gottlosigkeit der Ketzer»; «ruchlos» sind sie,

«treulos», «Rebellen», «die Räuber des römischen Reiches», Verüber der «gräßlichsten Sakrilegien» etc. etc. Auf der anderen Seite, ungeachtet manch interner Kritik, die «Niederwerfung des Ketzertums», die «siegreichen Legionen», «die Siege des Herzogs von Bayern und seine Tugenden», «ein so leuchtendes Strafgericht», der «Triumph Christi», «die Waffen des Lichtes», «himmlisches Manna», die katholische Religion «in ihrer vollen Reinheit» etc. etc.

Der Pfalzgraf figuriert beim Papst als «Räuberhauptmann», der bloß «Ruin und Verderben» bringe, der keine Restitution verdiene, sondern den Kerker und das Schafott. «Aber unser Helfer und Kriegsherr ist Gott, der in Schlachten Mächtige, dessen Zorn niemand zu widerstehen vermag, dem das ganze himmlische Kriegsheer dient.»[29]

Niemand drängte in diesen frühen Jahren des Dreißigjährigen Krieges so zum Angriff, niemand so zur völligen Beseitigung aller Feinde wie der Heilige Vater in Rom; – niemand warnte so vor dem Stillstand der Waffen!

Gregor, dessen Heiligenverehrung und überhaupt «frommen Sinn» von Pastor hervorhebt, war erst wenige Wochen Papst, da rief er bereits weltliche und geistliche Fürsten in Deutschland zum Kampf. Auch den Kaiser trieb er durch Carafa zur Fortsetzung seiner Siege an, zum schnellen Handeln, ihn warnend, nicht durch Zögern alles zu gefährden. Seine ganze Tätigkeit, schrieb er Carafa, müsse «auf das eine Ziel gerichtet sein, aus dem glücklichen Umschwung, aus der siegreichen Lage der Dinge so großen Vorteil zu ziehen als nur möglich.» Das heißt: neue Siege, neue Waffengänge, neues Verderben.

Zur Unterstützung des Nuntius sandte Gregor noch im Frühsommer den Kapuziner Giacinto da Casale samt drei Sekretären, gleichfalls Kapuziner, an den Wiener Hof. Gemeinsam sollten sie die päpstlichen Offensivwünsche fördern, sollten sie den Kaiser zur totalen Niederwerfung des Pfalzgrafen anspornen, angeblich der größte aller Kirchenfeinde. Auch die Nuntien in Madrid und Brüssel mußten seinerzeit auf die gänzliche Vernichtung des Pfälzers hinwirken. Ja, dem spanischen König Philipp IV. schrieb Gregor eigenhändig, ob man nicht fürchten müsse, Gott den Herrn zu erzürnen, nütze man

die so barmherzig dem Kaiser geschenkten Siege nicht aus, solange Zeit dazu sei; was der spanische Nuntius noch durch eindringliche Darlegungen zu unterbauen hatte.[30]

Den Kaiser wieder erinnerte der Hohepriester ausgerechnet am Fest des Friedens, am 25. Dezember 1621, in zwei beschwörenden Breven an all das viele Geld, an so viel um des allgemeinen Wohles willen (!) geopfertes Blut, «katholisches Blut». Und da sollte man mit einem flüchtigen «Räuberhauptmann» Frieden schließen? Es wäre für die Kirche «das Bitterste aller Bitternisse.» Dagegen rät Heiligkeit nicht zu ruhen, bis der Pfälzer, «jener Räuberhauptmann» und seine Leute, «vollkommen unschädlich gemacht seien.» Und als im nächsten Sommer innerhalb weniger Wochen drei stattliche Heere seiner Widersacher, annähernd 50000 Mann, vernichtet worden waren, da erschien es dem gebrechlichen Alten, dem, so Ranke einmal, «hinsterbenden Greis», nicht etwa an der Zeit aufzuhören mit dem Morden. Nein, im Gegenteil! Er erblickt in dem siegreichen Blutvergießen geradezu «einen deutlichen Wink der Vorsehung, daß die Entscheidung nicht durch Verhandlungen, sondern mit den Waffen gesucht werden müsse.»

Und eiferte auch Maximilian von Bayern sowohl bei dessen Feldzug in der Oberpfalz wie in der Rheinpfalz an, nicht zu ruhen bis zur völligen Besiegung des «Winterkönigs»; mahnte, ja nicht im Siegeslauf sich hemmen zu lassen durch Verhandlungen. «Fahre mutig fort, geliebter Sohn, den der allmächtige Gott der Rache zum Vollstrecker des Zornes gegen seine Feinde ausersehen hat». So am 3. Dezember 1621. Und warnte, sinnigerweise auch am hochheiligen Weihnachtsfest, Maximilian wie den Kaiser und die geistlichen Kurfürsten vor Friedensdebatten. Weiterführung des Krieges hieß seine Parole, wie vorher, so auch jetzt und noch ein Jahr darauf, bis zu seinem Tod.

Sah Gregor doch die Zeit nahe für eine große katholische Restauration, die Welt reif zum Angriff und Ausgriff. So schuf er 1622 die römische Kongregation zur Verbreitung des Glaubens, die Sacra Congregatio de Propaganda Fide, die dem Papst die Ausbreitung des Bekenntnisses zur Hauptaufgabe seines «Hirtenamtes» machte (und die Missionare, nachdem man kurzerhand die Erde in zwölf Provin-

zen, provinciae ecclesiasticae, aufgeteilt, oft mehr zu Händlern als zu Glaubensboten mit häufig vehementem Konkurrenzgerangel der Orden unter sich; wobei zu deren «Missionsgebieten» nicht nur die bösen Heidenländer ferner Kontinente zählten, sondern auch das sozusagen protestantisch verpestete Europa).

Fortschrittlich erwies sich der Papst endlich auch durch die Heiligsprechung der beiden Jesuitenbegründer, des Ignatius von Loyola, des Franz Xaver, und durch seinen Hexenerlaß vom 20. März 1623. Und hatte einst Innozenz' VIII. Schrift «Summis desiderantes affectibus» seligen Angedenkens, die sogenannte Hexenbulle, das teuflische Phänomen so verdienstvoll ins Blickfeld der gebildeten Welt gerückt (VIII 9. Kapitel!) und die Pogrome mit großem Aufwand legalisiert, so gab nun Gregor XV. der Hexenverfolgung «einen neuen erschreckenden Auftrieb» (Katholik Kühner).[31]

Von der «Lust zum Kriege» oder: «Sie schonen niemand, wer er auch sei ...»

Der Krieg ging unterdessen weiter.

In den wohlbemittelten Bistümern Münster und Paderborn wütete Christian von Halberstadt durch Raub, erpreßte er mit dubiosesten Tricks Unmengen bares Geld von der Bevölkerung und holte auch systematisch aus Kirchen wie Klöstern Gold- und Silberwerke samt sonstigen Spitzenleistungen; zögerte auch nicht, aus dem Silberschrein des hl. Liborius, des Paderborner Schutzpatrons, Münzen zu prägen mit der provokanten Losung «Gottes Freund, der Pfaffen Feind.» Immerhin war Bischof Christian dezent genug, soweit möglich nur die Reliquienschreine der Heiligen einzuschmelzen, deren Gebeine aber unversehrt zu retournieren. Schließlich ging es ihm nicht um Knochen, auch um die heiligsten nicht, sondern um einträgliche Angriffe, Handstreiche, Überfälle, überhaupt um den Krieg, von dem er einmal an die «Hochgeborne Fürstin, gnädige herzallerliebste Frau Mutter» schrieb, «das ich lust zum kriege

habe, muß ich bekennen ... auch wol haben werde, biß an mein ende.»[32]

An Abenteuererlust und zumal an Prinzipienlosigkeit noch übertroffen wurde Herzog Christian durch einen weiteren evangelischen Söldnerführer, einen besonders rücksichtslosen Haudegen, den Grafen Ernst II. von Mansfeld.

Aus Italien kommend und dort «rechtgläubig» erzogen, glaubte er an die katholische Sache so wenig wie an die protestantische, war so mitfortreißend wie wendig durchtrieben, überhaupt ganz und gar unbeständig. Er kämpfte früh, noch im Kindesalter, mit den Kaiserlichen gegen die Türken, mit den Protestanten gegen die Kaiserlichen. Er focht gegen die Spanier und versuchte wiederholt, in ihre Dienste zu treten. Nicht anders verfuhr er gegenüber dem Kaiser. Er separierte sich von König Friedrich, dem geschlagenen, und schloß mit ihm, als es ihm wieder besser zu gehen schien, eine neue Vereinbarung. Er handelte mehrere Verträge auch mit Frankreich aus und bot seine Soldateska Savoyen, Venedig, den Vereinigten Niederlanden an. Erpressungen, Bestechungen waren nicht selten; fast üblich Feilschereien um Summen, die bei seinen Rückzügen von bisherigen Dienstgebern oder von Kriegsschauplätzen fällig wurden.

Die Katholiken freilich, moralisch wie sie sind, fanden so wenig Gefallen an ihm, daß Kapuziner Giacinto eines schönen Tages in München «zwei Soldaten von Ruf und Entschluß» avisierte, die bereit seien, Mansfeld zu ermorden, falls Herzog Maximilian dafür 10000 Scudi der Ligakasse entnehme, wie der kurmainzische Kanzler angeregt.[33]

Mansfeld schlug Tilly und wurde von Wallenstein geschlagen. Er verlor Leute und mußte, legal oder nicht, neue Leute rekrutieren. Er ließ nicht nur seinen Kriegseintritt erkaufen, sondern auch sein «Stilliegen» und sein Ausscheiden; wobei seine Feldzüge meist nur Raubzüge waren, wie ja so viele Feldzüge, wenn nicht fast alle, zumindest indirekt, bis heute!

Auch gehörten nicht nur die Krieger zu seiner, zu jeder Streitmacht damals, sondern ebenfalls Frauen, Troßjungen, Diener, und sie waren bei weitem in der Überzahl. Auf einen Soldaten schätzte man mindestens eine Frau und einen Troßbuben. In Tillys Schlacht-

haufen hatte ein Leutnant etwa fünf, ein Obrist bis zu achtzehn Diener. Im Heer des kaiserlichen Generals Bucquoys, und ähnlich in dem Mansfelds, wurde fast jeden Tag ein Kind geboren. Dazu kamen Haufen von Kurpfuschern, Quacksalbern, Gesundbetern, Scharlatanen, Schwindlern, wobei die größten Ganoven, die offiziellen, die edelsten, gewöhnlich an der Spitze standen oder richtiger vielleicht: dahinter.[34]

All dies mußte nun mehr oder weniger ernährt, ausgehalten, irgendwie über die Runden gebracht oder umgebracht werden, indes die eigenen oder verbündete Volksgruppen oft genauso ausgesaugt wurden wie feindliche, ganz Mansfelds Grundsatz gemäß: «Der Krieg ernährt den Krieg». Die Methode war allgemein in Gebrauch, aber Mansfelds Heerbann dafür besonders berüchtigt. Wo er auftauchte, hinterließ er ein ausgeplündertes Land, in der Oberpfalz ebenso wie in Hessen-Darmstadt oder in Böhmen.

Das Elsaß, wo Dutzende von Dörfern in Flammen standen, in Asche sanken, war so verödet, daß die gräflichen Horden sich nicht mehr ernähren konnten und weiter nach Lothringen mußten. Sie verschleppten Hunger und Seuchen, brachten Epidemien nach Franken, in die Bistümer Metz und Verdun, ließen im Elsaß den Typhus zurück und allein in Straßburg Tausende von Toten. Auch im Bistum Speyer «hielt der von Mansfeld», so eine alte Quelle, «mit Plündern, Rauben und Brennen über die Maaßen übel Haus.» Ebenso in Ostfriesland, dem schönen, reichen, und ebenso in «den angrenzenden Landen»; alles «jämmerlich verderbt», wo immer diese Haufen hingelangten, so restlos verheert und niedergebrannt, daß man den Schaden auf etwa zehn Millionen Taler schätzte – und fast vier Fünftel der Menschen waren in alle Winde geflohen.

Weder seine Soldaten noch seine Pferde könnten von der Luft leben, schrieb der Graf. Auch Waffen oder Kleidung veralteten und gingen zugrunde. Und wenn man nachschaffen sollte, müßte man Geld haben, «und wenn es ihnen niemand gibt, werden sie es nehmen, wo sie es finden, nicht als ihnen gebührenden Teil, sondern ohne es abzuwägen oder zu zählen ... Sie schonen niemand, wer er auch sei, respektieren keinen Ort, sei er noch so heilig, weder Kirchen, Altäre, Gräber und Grüfte noch die Leichname darin.»[35]

11. KAPITEL

WORUM KÄMPFTE MAN IM DREISSIGJÄHRIGEN KRIEG?

«Die Sachsen hatten die Kämpfe bei Breitenfeld mit einem Verlust von fast einer Million Menschen bezahlt, die durch Seuchen und Hunger gestorben waren ... Die Schweden hatten die Pest in Stettin und Spandau, in Durlach und Würzburg und im ganzen Land Württemberg eingeschleppt ... tollwütige Hunde fielen ihre Herren an, und die Behörden stellten Schützen auf, um die angesteckten Opfer niederzuschießen, bevor sie ihre Mitmenschen anstecken konnten ... Die Zucht der schwedischen Truppen war mit dem Anwachsen des Heeres zusammengebrochen ... aber abgesehen von der schlechten Zucht, plünderte der König, wie niemand in diesem Krieg vorher geplündert hatte, da er es planmäßig tat, um die Hilfsquelle seiner Feinde zu vernichten.»

C. V. Wedgwood[1]

«Zwischen Mainz und Frankfurt war das Land menschenleer. Man kam durch ein Dorf, das binnen zwei Jahren angeblich achtzehnmal geplündert worden war, und man lagerte in Trümmerfeldern, weil weit und breit kein Mensch lebte ... Die kaiserliche Armee, die 1635 durch das Gebiet des verbündeten Landgrafen von Hessen-Darmstadt zog, sorgte dort für einen Verlust von 30 000 Pferden, 100 000 Kühen und 600 000 Schafen ...

Das zwischen 1634 und 1638 von kaiserlichen Truppen heimgesuchte Württemberg verlor in dieser Zeit mehr als drei Viertel seiner Bevölkerung (von Hippel). Die Verwüstung weiter Teile Deutschlands begann erst 1635, als der Krieg alle geregelten Bahnen verließ.»

Georg Schmidt[2]

«Dabei ist jedoch gleich anzumerken, daß die *Konfessionsverschiedenheit* nicht das eigentliche Agens dieses sogenannten ‹Zeitalters der Glaubenskriege› darstellte, sondern daß vielmehr umgekehrt die machtpolitisch begründeten Interessen die Unterschiedlichkeiten zwischen den Konfessionen erst

hervortrieben oder die Staaten die Konfessionsverschiedenheit als Notanker benützten, um einen Anspruch auf Unterstützung durch Konfessionsverwandte zu begründen und sich zu erschleichen.»

Handbuch der europäischen Geschichte[3]

«Bethlen Gabor sagt: er suche nicht Gerechtigkeit, sondern Herrschaft. Anhalt sagt: er suche Geld, ebenso die anderen Obersten und Hauptleute. Darin liegt eine gewisse Ehrlichkeit. Aber auch das Gewissen will befriedigt werden und deshalb schiebt man die Religion vor.»

Ein lutherischer Adliger aus Böhmen[4]

Der Dänisch-Niedersächsische Krieg (1625–1629) und das Restitutionsedikt (1629)

Dem Böhmisch-Pfälzischen Krieg folgte in der zweiten Hälfte der 1620er Jahre der Dänisch-Niedersächsische Krieg.

In der Haager Allianz hatten sich im Dezember 1625 Dänemark, England, die Niederlande sowie einige Reichsstände verbunden (S. 325 f.). Überall wurde gerüstet, rekrutiert, auch «das Kriegswesen auf päpstischer Seite mit aller Macht fortgesetzt», und unter Tilly, unter Wallenstein stießen die ligistisch-kaiserlichen Heere, bei wachsendem gegenseitigem Argwohn ihrer Führer, bis an die Küsten der Nord-, der Ostsee vor. Man besetzte Brandenburg, Preußen, Mecklenburg, Holstein, Schleswig, Jütland, nicht vergessend, so ein Zeitgenosse, «hin und wieder ... das Te Deum laudamus zu singen ...» Nur der Schlüsselhafen der Ostsee, das strategisch bedeutende Stralsund, dessen Kirchen man sogar beschoß, blieb trotz ständiger Sturmangriffe unbesiegt, da Dänen und Schweden die Eingeschlossenen von der See aus «mit Volk und viel Kriegsmunition» versorgten, die Belagerer aber ohne Schiffe waren.

Am 25. April 1626 hatte Wallenstein den Grafen Mansfeld an der Elbbrücke bei Dessau schwer geschlagen. Mansfeld verlor mehrere tausend Mann, ein Drittel seiner Streitmacht, meist Opfer einer mörderischen Artillerie, und fand, lungenkrank und bis Ungarn verfolgt, drei Monate später irgendwo auf dem Weg nach Süden, nach Venedig vielleicht oder an die dalmatinische Küste, selber den Tod. Die Wallensteinischen aber hausten in Schlesien «ärger als der Feind». Ist «nicht genug», klagt ein Zeitzeuge, «daß man ihnen

Essen, Trinken und Geld gibt, sondern plündern noch dazu, was sie antreffen ...»; kurz, es tun, wird weiter überliefert, «die Freund mehr Schaden als der Feind», der doch etwa von Mährisch-Weißkirchen meldet, «wir marschierten ein und töteten Männer, Frauen und Kinder ...»[5]

Am 27. August 1626 besiegte Tilly den dänischen König Christian IV. entscheidend bei Lutter am Barenberg (nahe dem heutigen Salzgitter). Die Zahl der gefallenen Dänen wurde, wohl mit der üblichen Übertreibung, auf 6000 geschätzt, und im Frieden von Lübeck, 1629, mußte der König, gegen Beibehaltung seines ursprünglichen Besitzes, sein Bündnis mit norddeutschen Fürsten ebenso preisgeben wie seine niedersächsischen Bistümer, mußte überhaupt auf jede Einmischung in deutsche Belange verzichten, womit er als Kriegsgegner ausgeschaltet war.

Kaiser Ferdinand aber, von katholischer Seite «zu immer radikaleren Schritten» getrieben (Press), verfügt im selben Jahr, am 6. März 1629, ein Restitutionsedikt, gedrängt vor allem von Rom und seinem Beichtvater Guglielmo Lamormaini SJ, dem eigentlichen Urheber.

Dieses Edikt, das den Calvinisten jedes gesetzliche Daseinsrecht von vornherein absprach, befahl schlicht und einfach, die deutschen Verhältnisse auf den Besitzstand von 1552 zu reduzieren; drang also auf Rückgabe der Erzbistümer Bremen und Magdeburg, auf Rückgabe weiterer zwölf Bistümer sowie der von über 500 Klöstern und Stifter, besonders in Schwaben, Franken, Niedersachsen.

Die Umsetzung des Erlasses, die kaiserliche Kommissare mit militärischer Gewalt erzwingen sollten, wäre freilich einer Revolution gleichgekommen, waren die Kirchengüter, dieser ungeheure säkularisierte Besitz, dessen Rückgabe der Kaiser immer gewünscht und nun auf dem Gipfel seiner Geltung geboten hatte, doch auf beiden Seiten das Allerheiligste. Das Herzogtum Württemberg zum Beispiel hätte 14 Mönchs- und 36 Nonnenklöster restituieren müssen. Dabei war es einfach zu schön, war nur zu landesherrlich, sich auf diese Weise zu bereichern, auszubreiten und die Nachkommen schicklich zu versorgen.

Da und dort kam es aber zur Exekution der Verordnung, hat man,

laut einer alten Quelle, «mit Gewalt und Kriegsmacht occupiert, die evangelischen Prediger abgeschafft und an deren statt päpstliche Priester und Geistliche eingesetzt und die Leute zum Abfall oder Auszug und an etlichen Orten mit Hinterlassung all des Ihrigen gezwungen ... Dabei haben die starken Einquartierungen des Kriegsvolkes, der Mutwille der Soldaten, Durchzüg, Musterplätz, Contributionen und dergleichen die Beschwernisse der Evangelischen nit wenig vermehrt.» So etwa im schwäbischen und fränkischen Kreis, im Bistum Halberstadt, in Magdeburg, Straßburg oder Augsburg, wo man die Praktizierung des protestantischen Glaubens völlig verbot, mehrere evangelische Kirchen niederriß und achttausend Menschen in die Verbannung schickte, darunter der alte Elias Holl, der berühmte Baumeister des Zeughauses, Rathauses, Perlachturmes.

Das Restitutionsedikt freilich vermehrte auch den Zwist zwischen dem Kaiser und Maximilian, weil jeder mittels dieser «Rechtsgrundlage» seinen Einfluß noch steigern wollte. Es führte zum erbitterten Streit der Mönche, der Benediktiner, Zisterzienser, Jesuiten etc. um die begehrte Beute und zwar: «Ehe die Kirchengüter nur noch zurückgegeben waren ...» (Ranke). Überhaupt verschärfte das Edikt die Gegensätze, begünstigte geradezu die Einigung der Protestanten, verfehlte somit völlig seinen Zweck, wurde 1635 suspendiert und 1648 formell für ungültig erklärt.[6]

Wallenstein betritt die Arena

Um 1629 kulminierte Ferdinands Herrschaft im Reich, ja in Norddeutschland war er jetzt mächtiger als jeder andere Kaiser seit Jahrhunderten. Dies verdankte er niemandem mehr als seinem wohl hervorragendsten Feldherrn und einem der umstrittensten Akteure deutscher Geschichte.

Albrecht von Wallenstein (oder Waldstein), 1583 im böhmischen Hermanitz als Sohn eines protestantischen Gutsbesitzers geboren, konvertierte 1606, zwei Jahre nach seinem Eintritt in kaiserliche Dienste, zum Katholizismus. 1609 erwarb er durch eine erste Heirat

großen Reichtum in Mähren und vervielfachte diesen nach Niederwerfung des böhmischen Aufstands noch durch sogenannten Rebellenbesitz, durch mehr als ein halbes Hundert weiterer Güter. Mit der Zeit gebot er über ein Viertel von Böhmen und einige hundert Vasallen.

Auch persönlich lebte Wallenstein schließlich wie ein großer Reichsfürst. An seinem Hof in Halberstadt zum Beispiel, so überliefert der sächsische Rat Lebzelter im September 1629, unterhielt er viele Hunderte von Pferden. Auch seine hohen und niederen Beamten hielten solche haufenweise. So gab es einen Kapitän der Leibgarde mit 110 Pferden, gab junge Vornehme mit ebensovielen Pferden. Es gab Kammerherren, Edelknaben, Mundschenk, Vorschneider, Hofdiener mit Fähnrichsrang und Diener aller Art, auch Apotheker, Kammerheizer, Kammerfurier, fünfzehn Köche und Silbermeister, zwölf Musikanten usw., nicht zuletzt «vier Patres Jesuitae».

Wallenstein, zunehmend melancholisch verschlossen, selbstbewußt überheblich, war habgierig und machthungrig wie die meisten seines Schlages, war unbeliebt, skrupellos, Wutanfällen ausgesetzt, dabei Frauen gegenüber auffallend enthaltsam. 1617, anläßlich einer zweiten Heirat mit der Tochter eines der engsten Kaiserberater, wird er in den Grafenstand, 1623 in den Pfalzgrafen- und Fürstenstand erhoben, 1625 avanciert er zum Oberbefehlshaber der kaiserlichen Armee und zum Herzog von Friedland. 1627 kauft er sich das Herzogtum Sagan, und 1629, nach dem Frieden von Lübeck mit Dänemark, bekommt er, der Böhme nichtfürstlichen Geblüts, zur großen Entrüstung vieler, ein deutsches Reichsfürstentum, die Territorien der ziemlich willkürlich abgesetzten und geächteten mecklenburgischen Herzöge nebst sämtlichen damit verbundenen Titeln und Rechten als kaiserliche Lehen. «Der Herzog ist so mächtig», schreibt ein spanischer Diplomat seinem König, «daß man ihm fast dankbar sein muß, wenn er sich mit einem Land wie Mecklenburg begnügt ... Der Kaiser hat in seiner Güte, allen Warnungen zum Trotz, dem Herzog solche Gewalt gegeben, daß es einen mit Sorge erfüllen muß.» «Er ist der alleinige Herr», meldet der Gesandte lapidar, «und läßt dem Kaiser kaum etwas anderes als den Titel.»[7]

Die rapid wachsende Gewaltenfülle, der Aufstieg eines nieder-

adeligen Böhmen zum regierenden Fürsten, erregte die Furcht, Mißgunst, den Neid der übrigen deutschen Potentaten, besonders Maximilians von Bayern.

Wohl schon frühe persönliche Animositäten beiseite, gab es zwischen beiden Männern Spannungen spätestens seit Wallensteins Bestellung zum kaiserlichen Feldherrn, Spannungen rein machtpolitischer Art. Und je rasanter die Karriere des Aufsteigers, je größer sein Gewaltpotential (und das des Kaisers), desto größer die Abneigung Maximilians und seiner Kombattanten. Sie fürchteten Wallenstein als Gegner, als Fürstenfeind, hieß es doch weithin, ein nahezu geflügeltes Wort, «er wolle den Kurfürsten mores lehren, sie müßten von dem Kaiser, der Kaiser nit von ihnen abhängen, es gebühre des Kaisers Sohn die Nachfolge im Reich und bedürfe der Wahl nit».

Man argwöhnte ein betont absolutistisches Staatsverständnis gekoppelt mit rigoroser Katholizität, fürchtete die Brechung der Fürstenmacht, die Unterjochung des Reiches unter Ferdinand, den sein Generalissimus wenn schon nicht unabhängig, so doch stets unabhängiger machte, was weder im Sinn des Bayern noch seiner Mitstreiter war. Gerüchte, Verdächtigungen schürten die Vorstellungen, erweckten Ängste. Stark wirkte ein Geheimbericht des Kapuziners Valeriano Magni, einer Kreatur aus Wallensteins nächster Umgebung und einer seiner gefährlichsten Feinde; wie er es sich überhaupt allmählich auch mit dem Klerus verdarb.

Wallenstein hatte dem Kaiser die Aufstellung von Truppen auf eigene Kosten offeriert, fünfzigtausend Mann; und erlaubte der vorsichtige Monarch einstweilen auch nur ein Aufgebot von zwanzigtausend und überließ Maximilian den militärischen Oberbefehl, er nahm doch immer mehr den Beistand Wallensteins an, dehnte auch bald dessen militärische Befugnisse von den habsburgischen Ländern auf das gesamte Reich aus, geriet freilich so in steigende Bedrängnis, zumal in finanzielle Abhängigkeit. Schon 1627, als dem Feldherrn fast 140 000 Krieger unterstanden, schuldete ihm der Herrscher eine halbe Million Gulden für Heeresausgaben.[8]

Ferdinand war begreiflicherweise angetan von seiner steten Machterweiterung, erweiterte jedoch derart, was ihm weniger ge-

fiel, stets auch Wallensteins Macht, und beides mißfiel wieder den um ihre Vorrechte bangenden katholischen Herren.

Schon Anfang 1627 stemmten sich die drei geistlichen Kurfürsten gegen die Vergrößerung der kaiserlich-wallensteinischen Armee und den wachsenden Kontributionsdruck auf ihre Länder, die Nötigung zu Zwangsabgaben verschiedener Art, das im Dreißigjährigen Krieg eine zunehmende Rolle spielende System der Besteuerung, das es den Kriegsgewaltigen erlaubte, Krieg auch bei kleiner Kriegskasse über Jahre hin zu führen, zumal es die Möglichkeit bot, nicht nur die Kontributionen zu erweitern, sondern auch die Kontributionsgebiete. So konnte Wallenstein dem Kaiser 1627, als der wieder mal nach Mariazell in der Steiermark, einer seiner Lieblingswallfahrtsstätten, gepilgert war, erklären, mit den Mitteln der besiegten Länder noch sechs Jahre kämpfen zu können, ohne von der Regierung einen Kreuzer zu nehmen.

Im Frühjahr 1628 unterstellte man Ferdinand, eine Erbmonarchie zu erstreben und die sogenannte reichsständische Libertät, die Macht der Fürsten, vernichten zu wollen. Maximilian, der eifersüchtiger auf die wachsende imperiale Suprematie als jeder andere war, zu dessen Politik auch zeitweilige Frontwechsel gehörten, hielt bereits den Einsatz der Ligatruppen gegen die Armee des Habsburgers nicht mehr für ausgeschlossen. Unter dem Einfluß der Kapuziner, besonders des Valeriano Magni, der ein Bündnis Bayerns mit Frankreich seit langem betrieb als «Gegengewicht», wie er ganz unverblümt am 28. Januar 1623 dem Bayernherzog bekannte, «gegen die Macht des Hauses Habsburg, hochwillkommen allen, auf denen diese ungeheure und übermäßige Macht lastet», unter solchem Einfluß leitete der Bayer geheime, auch von dem habsburgerfeindlichen und frankreichfreundlichen, doch Neutralität vortäuschenden Papst Urban VIII. geförderte Verhandlungen mit Frankreich ein. Am 30. Mai 1631 führten sie im Vertrag von Fontainebleau auch zu einem Bündnis mit Frankreich, das im letzten, von Richelieu nur ungern zugestandenen Artikel aber auch alle Verträge Bayerns mit Kaiser und Reich zu respektieren versprach – konnte Maximilian ja gelegentlich sogar erklären, «für das Haus Österreich leben und sterben» zu wollen.[9]

Man diskutierte auch einen Ostseeplan.

Das Projekt ging auf die spanische Regierung zurück. Wallenstein übernahm es, schloß freilich die Urheber von der Ausführung aus, die ihrerseits umgekehrt am liebsten der Wallensteinschen Armee sich bedient hätten, ohne Wallenstein. Ähnlich wäre wohl auch der Kaiser verfahren, hätte er die Armee bezahlen können. So aber sollte für ihn Wallenstein im Norden vordringen, nicht nur Gewalt über die dortigen Bistümer gewinnen, sondern auch jenseits der holsteinischen Grenzen über Jütland und den Ostseeraum. Man ventilierte eine maritime Politik, erwog Flottenbau, Kriegs- und Handelsmarine, sah sich nach einem Seehafen, kaiserlichen Kriegshafen um, dachte an Handelskompagnien, Handelskriege großen Stils, und Wallenstein, der immer mehr in jenen Himmelsstrichen Fuß faßte, trug bald den hochtönenden Titel «General des ozeanischen und baltischen Meeres». Sollte er da nicht spätestens jetzt gewünscht haben, hier nicht nur kommandierender General, sondern auch Herr und Beherrscher dessen zu sein, was er erobert hatte?

Solange Wallenstein dem Kaiser nützte, war dieser natürlich mit jeder Machtausdehnung einverstanden. Und solange er das Feld behauptete, war auch der Papst voll des Lobes für ihn. «Dieser Sieg, der Erstling des neuen Krieges», bejubelte Urban VIII. den Militär nach seiner Eroberung Prags im Mai 1632, «ist ein Vorzeichen vollendeten Triumphes. Wir segnen dich, erlauchter Mann, und Wir wünschen, daß unter deiner Führung Deutschland von Unheil und Schaden befreit werde. Du wirst unter dem Segen der Kirche triumphieren, und Europa wird bekennen, daß die Kraft eines so großen Feldherrn der Speer des blitzenden Himmels sei.» (Fast liest es sich schon wie gewisse Glückwunschschreiben des hohen Klerus an Hitler – solange der siegte! Vgl. etwa Opus Diaboli 162 ff. Die Politik der Päpste im 20. Jahrhundert II, 54 ff., 83 ff., 130 ff.)

Doch Wallenstein hatte viele Feinde, in der Regierung, im Kriegsrat, in den Feldlagern. Und die Klagen vor allem der Kurfürsten häuften sich. Er geriet ins Zwielicht vielleicht nicht nur der Furcht, dem Neid entsprungener Verdächtigungen. Immerhin bezog er in seinen letzten Lebensjahren aus Gütern, Bergbau, Handel, Münzprägung, Bierbrauereien jährlich 700 000 Gulden, wobei ihm seinerzeit

der Kaiser allein an nichtausgezahltem Truppensold mindestens eine Million Gulden schuldete, die übrigens beim Sturz des Feldherrn sofort verfielen. Man warnte vor Wallensteins Ehrgeiz, beargwöhnte seine umfangreichen militärischen Vollmachten, seine maßvolle, mit den Feinden Verständigung suchende Politik, kurz, mühte sich immer mehr, immer perfider, ihn zu stürzen. Zwar äußerte auch der Kaiser schon 1627 sein Mißfallen über das «Vorgehen des Herzogs von Friedland ... Da er aber zum Nutzen der Christenheit so wertvolle Dienste geleistet hat, muß man über kleine Mängel hinwegsehen.» Nur «mehr Bescheidenheit und Diskretion» sollte er zeigen.

Die Fürsten drängten aber auf Beschneidung auch der Macht des Herrschers, auf Reduzierung seiner Armee, deren Vereinigung mit dem Ligaheer, auf jede Reichshilfeverweigerung für Spanien. Und wie die Fürsten dies nicht aus den edelsten Motiven, vielmehr aus Sorge um Geld- und Privilegien-, um Prestigeverluste taten, so bedachte auch Ferdinand nicht nur die Probleme des Reichs, sondern mindestens ebenso die seines Hauses, dessen dynastische Ziele, etwa in Oberitalien, in den Niederlanden, nicht zuletzt die Wahl seines Sohnes zu seinem Nachfolger, die er seit 1628 betrieb.

Besonders Maximilian stand zeitweise immer wieder gegen den Monarchen, dessen rabiaten Religionsedikten er gleichwohl nicht weniger rabiat Geltung verschaffte. Doch auch der Mainzer Kurfürst, wohl von dem Bayern inspiriert, erklärte im Namen all seiner Kollegen in einer Beschwerde an Ferdinand, die Wahl von dessen Sohn zum Nachfolger nicht gewährleisten zu können, solange Wallenstein Oberbefehlshaber der kaiserlichen Heere sei.

Gab es aber die umstrittene Tendenz zu einem mehr oder minder beschränkten despotischen System – als hätte man dies nicht schon gehabt (gewiß nicht für die Fürsten, doch für die weitaus meisten Menschen sonst) –, gab es also die Tendenz zu einer Gewaltherrschaft, einem «Reichsabsolutismus» oder nicht: der Kaiser beugte sich den meisten Forderungen der Kurfürsten, die von Anfang Juli bis gegen Mitte November 1630 in Regensburg tagten. Er pflichtete einer starken Reduzierung seines Heeres ebenso bei wie der Vereinigung des Restes mit den Ligatruppen unter Tilly. Und am 13. August 1630 entläßt er, bedrängt von Lamormaini, den Jesuiten,

dem Papst, von Maximilian zumal, Wallenstein – und bekommt für all dies so gut wie nichts, vor allem auch nicht die Zustimmung zur Wahl seines ältesten Sohnes zum Römischen König. Dafür sorgte der Bayernherzog ebenso wie der Leitende Minister Frankreichs, Kardinal Richelieu, vertreten in Regensburg durch seine Graue Eminenz, seinen Beichtvater, den Kapuzinerpater Joseph (François le Clerc du Tremblay), einen wahren Virtuosen in allen Sparten politischer Verlogenheit – wenngleich nicht unterschlagen sei, daß der ausgefuchste Mönch, der Richelieu im Falle seines Todes als Präsident des Staatsrats folgen, auch den Kardinalshut bekommen sollte, Einsichten hatte, deren Äußerung als solche zumindest (mehr als ihr Inhalt) überrascht. So wenn der Pater, freilich erst in seiner letzten Lebenszeit, an eine Äbtissin des Kalvarienordens schreibt: «Wenn ich so denke und dann um mich blicke und sehe, wie ich und die meisten Geschöpfe unser Leben leben, da komme ich zu dem Glauben, daß die Welt nur eine Fabel ist und wir alle den Verstand verloren haben – denn abgesehen von einigen wenigen Äusserlichkeiten, gewahre ich keinen Unterschied zwischen uns selbst, den Heiden und den Türken.»[10]

Eben in jenem Sommer, da die Kurfürsten in Regensburg tagten, erschien Gustav Adolf, der König von Schweden, auf der deutschen Bildfläche, wodurch ein völliger Umschwung nicht nur der militärischen Verhältnisse erfolgte, vielmehr die Situation im Reich sich gänzlich veränderte.

«Des Schweden Volk ist im Marschieren ...» Magdeburg und Breitenfeld

Gustav II. Adolf (1611–1632) plante offenbar die Beherrschung der Ostseeküsten und des Ostseehandels, intendierte ein schwedisches Großreich im Ostseeraum, dem er die deutschen Herzogtümer Mecklenburg und Pommern zur Sicherung seiner Gegenküste einzugliedern gedachte.

Seit seinem Regierungsantritt sollen eineinhalb Millionen Schweden und Finnen die reibungslosesten, die bestverwalteten Verhältnisse Europas genossen haben. Aber es herrschte seitdem auch fast kontinuierlich Krieg. Dabei hatte der König, der bereits sechsjährig mit dem Heer im «Feld» gewesen sein soll, Rußland schon früh Karelien und Ingermanland abgenommen, später im Konflikt mit Polen Riga, ja, ganz Livland, sowie einen Teil Preußens erobert, dann 1629 mit Polen den Waffenstillstand von Altmark geschlossen. Und noch im selben Jahr bekam er von den schwedischen Ständen die Mittel für einen dreijährigen Krieg in Deutschland bewilligt und auch, am 3. November, die einhellige Zustimmung des Reichsrates zur Invasion.

Im Hochsommer 1630 fielen die Schweden, 10000 Fußsoldaten, 3000 Reiter, in Pommern ein, von Napoleon als strategische Meisterleistung gerühmt. Über Rügen, Usedom, Wollin rückten sie nach Stettin, der pommerschen Herzogsstadt, vor. Neben der Schaffung einer ausgedehnten Operationsbasis erstrebte der König politischen Anschluß, suchte er deutsche Bundesgenossen zu gewinnen, hatte indes weniger Glück als erwartet. Mehr durch Zwang zog er Pommern und Brandenburg an sich, mehr oder weniger freiwillig verband sich ihm der sächsische Kurfürst Johann Georg I., ein Lutheraner, unmäßiger Jäger, Fresser, Säufer auch («Bierjörge»), der nicht nur einmal die Seite wechselte, aber immerhin Heinrich Schütz als Hofkapellmeister bestallte.»[11]

Während der Aggressor stockend fast vorstieß, war Tilly an die mittlere Elbe gerückt, um das weitere Eindringen der Protestanten zu stoppen. Dabei hatte er Ende Dezember 1630 ein sogenanntes Abmahnungsschreiben an die Stadt Magdeburg erlassen und die Bewohner aufgefordert, «die unnötigerweise ergriffenen Waffen niederzulegen, zumal sie nicht die geringste Ursache zu einiger Widersetzlichkeit haben. Sollte sie diese Erinnerung nicht fruchten lassen, so werde sie ihren gänzlichen Ruin und Untergang unfehlbar zu gewärtigen haben wie alle diejenigen, die sich dem Kaiser als ihrer von dem Allmächtigen vorgesetzten Obrigkeit widersetzt, aus Gottes gerechtem Verhängnis jederzeit hart gestraft worden, wie solches durch lebendige Exempel, daran man sich billig spiegeln sollte,

genugsam zutage gebracht werde.» Noch während der Belagerung richtete Tilly weitere ähnliche Drohungen an die Stadt, die er am 20. Mai 1631 mit ihrer kleinen schwedischen Besatzung von 2000 Mann eroberte, bevor Gustav Adolf sie entsetzen konnte.

Magdeburg, die Schlüsselfestung an der Elbe, war ein wichtiger Militärstützpunkt, von strategischer Bedeutung, darüber hinaus eine der reichsten Städte Deutschlands; und die zu den Invasoren stehenden Einheimischen oder, wie es in der ersten darüber in Wien veröffentlichten Nachricht hieß, «die allhier wohnenden Unkatholischen», hatten sich «halsstarrig und verwegen ... jung und alt, Mann und Weib, ja auch die Kinder von 7 und 8 Jahren mit Steinwerfen und heißem Wasser gießen aufs äußerste gewehrt» und zuletzt, so behauptet diese Wiener Meldung, «die Stadt selbst an unterschiedlichen Orten angezündet ...» Deshalb seien «die Unsrigen», also die Gegner der «Unkatholischen», so erbittert gewesen, daß sie «nit allein die darin gelegenen Soldaten, sondern auch die meisten Bürger und gemeinen Pöbel niedergehaut und die Stadt Gottlob erobert». Gottlob!

Immer wieder frappierend, was in Gottes Namen verkraftet, wofür dieser Gott gelobt und gepriesen werden kann. Zum Beispiel eben für das, was Otto von Guericke (Erfinder beiläufig der Luftpumpe), einer der späteren vier Bürgermeister der Stadt und ihr Vertreter auf dem Friedenskongreß in Osnabrück, so aufgezeichnet hat: «Da ist nichts als Morden, Brennen, Plündern, Peinigen, Prügeln gewesen. Insonderheit hat ein jeder von den Feinden nach vieler und großer Beute gefragt. Unter welcher währenden Wüterei, dann und da diese so herrliche Stadt, die gleichsam eine Fürstin im ganzen Lande war, in voller brennender Glut und in solchem Jammer und unaussprechlicher Not und Herzeleid gestanden, sind mit gräulichem ängstlichen Mord- und Zetergeschrei viel tausend unschuldige Menschen, Weiber und Kinder kläglich ermordet und auf vielerhand Weise erbärmlich hingerichtet worden, also daß es mit Worten nicht genugsam kann beschrieben und mit Tränen beweint werden.» Und dann, berichtet der Augenzeuge, sei «um 10 Uhr vormittags alles im Feuer gestanden und um 10 Uhr gegen die Nacht die ganze Stadt, zusamt dem schönen Rathause und allen Kirchen und Klöstern, völ-

lig in der Aschen und Steinhaufen gelegen» – mehr als 20000 Tote und Verwundete. «Also hat man diese weitberühmte, vornehme Stadt und Zierde des ganzen Landes in einem Tage in Feuer und Rauch aufgehen und ihre übrig gebliebenen Einwohner mit Weib und Kindern gefangen vor dem Feinde hintreiben gesehen ...»

Tilly ließ alsbald inmitten der Trümmerstätte, des gewaltigen Brand- und Leichenhaufens, ein feierliches Te Deum singen, Salutschüsse abfeuern und die Überreste des einstigen Magdeburg nun nach seiner Schutzpatronin Marienburg nennen.»[12]

Der Fall der Stadt erregte ungewöhnliches Aufsehen im Reich, ja in Europa, auch wenn die Einäscherung eines ganzen Ortes damals nicht so ungewöhnlich war. So hatten bereits beim Anmarsch der Schweden auf Garz «die Kaiserischen», wie ein Stettiner schildert, «all ihr Bestes zu Wagen bringen und voran schaffen lassen, Geschütz, Kugeln, Lunten und andere Sachen ins Wasser versenkt, die Stadt angezündet, daß alles Kraut, Getränk, Mehl neben anderer Provision alles in Rauch aufgangen, daß nicht mehr dann die Kirche und 5 Häuser in der Stadt stehend geblieben ...»

Mittlerweile hatten die Katholischen aus Italien Truppen angefordert, die Invasoren ihr kleines Kontingent, dreizehntausend Krieger, meist Schweden, Schotten, Deutsche, um 20000 Mann sächsischer Streiter verstärkt; wie überhaupt die Schweden im Lauf der Kämpfe ihre ausblutenden Heere (zwischen 1631 und 1633 bis zu 65 Prozent ihres nationalen Bestands) hauptsächlich mit deutschen Soldaten, darunter auch viele böhmische Exilanten, «auffrischten» (um einen recht anschaulichen, während des Zweiten Weltkriegs äußerst geläufigen Ausdruck zu gebrauchen). Und am 17. September 1631 prallte man bei Breitenfeld, einem Dorf wenige Kilometer nördlich von Leipzig, aufeinander.

Die Schlacht, in der Gustav Adolf mit den vereinigten schwedisch-sächsischen Armeen die Liga unter Tilly fast ausradierte, wobei dieser, selbst mehrfach verwundet, Tausende seiner Soldaten auf dem Kampfplatz verlor, viele aber auch durch Bauern, die sie auf der Flucht erschlugen, zählt zweifellos zu den großen Gemetzeln des Dreißigjährigen Krieges. Sie kostete Tilly zwölftausend Tote und siebentausend Gefangene, die schon am nächsten Tag Soldaten

Schwedens wurden. Die Vormacht der Katholischen, Kaiserlichen im Norden brach so mit einem Schlag zusammen, und Gustav Adolf öffnete sich der Weg nach Süddeutschland, an den Main, den Rhein, zu den großen geistlichen Fürstbistümern, durch die «Pfaffengasse», bis nach Bayern, mit allen Greueln mehr oder weniger systematischer Verwüstung.

Trotzdem liegt die Bedeutung der Schlacht nicht nur in den evidenten materiellen Ergebnissen, ihren massiven militärischen und politischen Folgen, sondern wohl ebenso in der Bedeutung, die sie in den Köpfen der Menschen bekam, in deren Bewußtsein, in der moralischen Wirkung.

Es war der erste große Sieg der Protestanten in dem Völkermord auf deutschem Boden, ein Ereignis, das den Verlauf des Krieges plötzlich wendete, den fremden König jäh mit dem Nimbus des Wunderbaren umgab, der schieren Unbesiegbarkeit. Die Invasion der Schweden war scheinbar unaufhaltsam. Zugleich verloren Österreich und das Papsttum, verloren die Katholischen viel von ihrem Schrecken für die Protestanten, wenngleich die schlimmsten Zeiten in den nächsten Jahren gerade erst begannen.[13]

Wir können den äußeren Gang, die direkten militärischen, die diplomatischen Aktionen, nicht weiter verfolgen, so lehrreich dies wäre: vom Einzug in München Mitte Mai 1632 in Begleitung des «Winterkönigs» und von dem Tod vieler Hauptfiguren innerhalb kürzester Frist – von dem Hingang Tillys durch die Schlacht bei Rain am Lech, Gustav Adolfs bei Lützen unweit Breitenfeld an der Spitze eines Regiments kugeldurchlöchert, Wallensteins in der Mordnacht von Eger –, über die schwere Niederlage der Schweden mit 12000 Toten bei Nördlingen (1634), den Frieden zu Prag zwischen Sachsen und dem Kaiser (1635), die Kriegserklärung Frankreichs an Spanien, und die letzte, längste, verheerendste Phase mit zahlreichen Metzeleien, diversen vergeblichen Friedensbestrebungen auch, bis hin zum Westfälischen Frieden.[14]

Statt dessen empfiehlt sich für unsere Darstellung eher die Beantwortung der Kapitelfrage, also: Warum schlug man sich hier dreißig Jahre so über die Maßen blutig? Weshalb stürzte man so wahnsinnig viele Menschen in Elend und Tod?

Religion nur Vorwand für Krieg

Der Dreißigjährige Krieg, so erstmals in einem Buchtitel 1645, dann auch bei den Friedensverhandlungen 1648 benannt, galt lange und gilt heute noch weithin als Religionskrieg, zumal in seinen Anfängen. Und in der Tat ist er bereits durch einen viel längeren, einen hundertjährigen publizistischen Krieg, eine religiöse Schmutzschlacht ohnegleichen auf allen Seiten vorbereitet, geradezu herbeigerufen worden (9. Kap.). Dieser geifernde Glaubensdisput, der im Grunde die mittelalterliche «Ketzer»bekämpfung nur fortsetzt, die Verteufelung aller Andersdenkenden, koste es, was es wolle, nimmt mit der Zeit immer groteskere, wildere, unflätigere Formen an, erfaßt in seiner ungeheuren Gehässigkeit alle Schichten und Bereiche des gesellschaftlichen Lebens und mündet schließlich in ein Völkersterben, dessen gottbezogenen, dessen konfessionellen Charakter gerade die führenden, sich gern in glaubensstarken Bekundungen gefallenden Häupter oft betonen.

Betrachten wir gleich den Mann an der Spitze des Reiches.

Ferdinand II. stand ganz in der religiösen Tradition der Häuser Habsburg und Wittelsbach. Sein Vater, Erzherzog Karl von Innerösterreich, war so durch und durch katholisch wie seine Mutter Maria, die Schwester Herzog Wilhelms V. von Bayern des Frommen, dessen Hof als Kloster, dessen Residenzstadt als das deutsche Rom bezeichnet worden ist (S. 204). Der künftige Kaiser, einst Zögling der Ingolstädter Jesuiten, hatte schließlich auch jesuitische Beichtväter, Guglielmo Lamormaini, Balthasar Villery, Martin Beccanus, und war in allen «Gewissensfragen», die freilich nicht selten Politisches betrafen, den Kontrolleuren seines Seelenlebens ausgeliefert. Doch auch Bischöfe, Georg Stobäus von Lavant, Martin Brenner von Seckau, zählten zu den engsten Beratern des Monarchen, der gläubig bis zur Bigotterie war, ein homo religiosus, der wallfahrtete, die Heiligen verehrte, besonders Maria, der oft halbe Tage und mehr betend in der Kirche weilte, der wiederholt beteuerte, «er wolle lieber Land und Leute verlieren, als wissentlich die Gelegenheit verabsäumen, die Lehre der katholischen Kirche zu verbreiten, lieber den Bettelstab in der einen und Weib und Kind an der andern

Hand ins Elend wandern, sein Brot von Tür zu Tür betteln, ja lieber den schmählichsten Tod erleiden, als die Gott und der Kirche in seinen Landen zugefügte Schmach länger mit ansehen».

Viele Tausende und Abertausende von Messen wurden des Krieges wegen gelesen, gewaltige Scharen von Geistlichen und Mönchen erflehten den Beistand des Himmels beim Blutvergießen, besonders Jesuiten und Kapuziner feuerten die Kämpfenden an, die Soldateska sang das «Salve Regina» vor der Schlacht, schrie «Sancta Maria» während des Mordens. Der Herrscher selbst hatte die hl. Jungfrau zur eigentlichen Oberkommandierenden seiner Armeen erklärt, jeder Sieg bestätigte ihm, wie sehr der Allerhöchste auf seiner Seite stand, und so wollte er denn auf dem Höhepunkt so vieler blutigen Triumphe die «ganze Frucht der von Gott Uns bishero verliehenen Victorien» einbringen.[15]

Denn einerseits hatte ihn das entschlossene Engagement für die Catholica, sein Religionsprinzip, seine Glaubensstrenge, zwar um manchen politischen Vorteil gebracht, hatte er im Interesse konfessioneller Zielsetzungen folgenschwere Mißgriffe begangen, wie das Restitutionsedikt, das er schließlich bitter beklagte: «Erst habe ihn der römische Hof zum Restitutionsedikt vermocht und verlasse ihn nun in dem Kriege, der daher entspringe; die Wahl seines Sohnes zum römischen König habe der Papst hintertrieben; er ermuntere den Kurfürsten von Baiern mit Rat und Tat, eine abgesonderte Politik zu befolgen, sich mit Frankreich zu verbinden; es sei vergebens, Urban um Hilfe zu ersuchen, wie sie frühere Päpste mit Geld oder Mannschaften sooft geleistet ...» Andererseits freilich förderte die altgläubige Gleichschaltung die politische, stützte die katholische Reform die monarchische Regierung, festigte die resolute Rückführung zur römischen Kirche in Böhmen, Mähren, Niederösterreich die geschlossene Katholisierung etwa des Beamtenapparats sowie den landesfürstlichen Absolutismus, hat überhaupt das System der Gegenreformation die frühabsolutistischen Strömungen ohne Zweifel begünstigt.

Der Kaiser brach nach der Schlacht bei Prag die Macht der Stände in Böhmen und darüber hinaus, er nahm ihnen sogar das Königswahlrecht und dekretierte die Erblichkeit der Königswürde im

Haus Österreich. Und natürlich ging es ihm auch im Reich nicht bloß um christliche, kirchliche Interessen, um Konfessionalisierung, Rekatholisierung vormals geistlicher Gebiete, sondern ebenso um den Ausbau seiner eigenen Stellung.

Wie nützlich dabei die Religion dem Habsburger war, zeigt zum Beispiel die Zuwendung säkularisierter Fürstentümer. So erhielt Erzherzog Leopold Wilhelm, Ferdinands zweiter, noch minderjähriger Sohn, obwohl bereits Deutschmeister und Abt von Murbach, auch die Abtei Hersfeld; ja, er bekam, obwohl erst elfjährig schon Bischof von Straßburg und Bischof von Passau, noch das Bistum Halberstadt, das Erzbistum Bremen und das besonders reiche Erzbistum Magdeburg, alles im Zusammenwirken mit Papst Urban VIII., als der vom Kaiser noch die Niederschlagung seiner Gegner «mit allen Kräften» erhoffte, eine «unermeßliche Schwächung der protestantischen Macht in Deutschland» (S. 315).

Indes, es gab immer wieder Spannungen mit Rom, gerade auch während Urbans langer Regierung, ob das nun die Teilung des Patriarchats von Aquileja betraf, die Rechtsstellung der Trierer Benediktinerabtei St. Maximin, die Verweigerung neuer Bistümer in Böhmen, die Ablehnung irgendwelcher Kardinalsernennungen oder anderer papaler Gnaden oder was immer. Ferdinand scheute sich auch nicht, den Wiener Bischof Kardinal Melchior Klesl wegen kirchenpolitischer Differenzen, seines Vermittlungsversuchs beim Böhmischen Aufstand 1618, verhaften und fünf Jahre einsperren zu lassen.[16]

Noch gespannter war das Verhältnis zwischen dem Habsburger, ja den beiden kooperierenden, gesamtdynastische Ziele in Oberitalien verfolgenden Zweigen der Habsburger, und der habsburgfeindlichen Kurie im Mantuaner Erbfolgekrieg.

Urban VIII. heuchelte während des ganzen, sich Jahre hinziehenden, die meisten Länder Europas verstrickenden Konflikts Neutralität. Bei jeder Gelegenheit trat er, der Vater der Christenheit, als moralische Autorität, als unparteiischer Friedensvermittler auf, obwohl er deutlich Frankreichs aggressive Politik gegen die spanischen Habsburger begünstigte, auch Frankreichs Annäherung an den latenten Opponenten und zeitweiligen Rivalen des Kaisers, den Bay-

ernherzog, den Urban besonders liebte, immer mehr förderte, sich auch selbst stets enger Maximilian anschloß, der Ferdinand nicht nur jeden Ligabeistand für Mantua verweigerte, sondern ihm überhaupt das Recht bestritt, ohne Zustimmung der Kurfürsten auswärtige Kriege zu führen, ja, der im Frühjahr 1628 allen Ernstes mit einem Zusammenstoß der kaiserlichen Armee und der Ligatruppen rechnete. Vergaß sich doch selbst der Papst gegenüber dem französischen Botschafter in Rom, Philippe de Béthune, anläßlich einer Audienz am 6. Oktober 1628 so weit, daß er erklärte, wenn Ludwig XIII. zum Schutz der «Freiheit Italiens» in Lyon erscheine, werde er, der Papst, «gegen 12000 Mann ins Feld ziehen lassen, die in Verbindung mit der französischen Armee den Spaniern erfolgreich entgegentreten könnten.» Und äußerte im folgenden Januar, Gott werde das Haus Österreich züchtigen.

Zur Bestürzung Urbans jedoch griff der Kaiser, der Oberlehensherr von Mantua, zugunsten seiner Dynastie ein. Im Mai 1629 besetzte eine Streitmacht von 20000 Haudegen Graubünden und das Veltlin. Sie schlug das venezianische Landheer bei Villabella (Villabuona), beiderseits des Mincio, und nahm im Juli 1630 das durch Hunger und Pest heimgesuchte Mantua, worauf es zu tagelangen gräßlichen Plünderungen kam, auch zur Schändung von Kirchen und Klöstern durch protestantische Offiziere des Kaisers, und im Herzogspalast zu einer auf etwa 18 Millionen Scudi berechneten Beute der Generale. Für Ferdinand freilich zahlte sich der Krieg nicht aus, wohl aber durch den Frieden von Ch[i]erasco in Piemont im April 1631 für Frankreich.

Selbst der so fromme kirchengläubige Kaiser gewichtete also eigene dynastische Belange oft stärker als religiöse oder gar einschlägige Erwartungen bzw. Handlungen der Heiligen Väter, schienen diese seine Reichs-, seine Hausmachtpolitik ernsthaft zu gefährden.[17]

Grundsätzlich ähnlich verhielt es sich bei dem einflußreichen Herzog und (seit 1623) Kurfürsten Maximilian I. von Bayern, war auch die religiöse Komponente in dessen Politik kaum so vertieft wie in der Ferdinands, seines Vetters übrigens, zugleich sein Schwiegervater und Schwager. Doch auch Maximilian, obwohl seit früher Kindheit nicht von Theologen, sondern von Juristen erzogen, dazu

seelisch ganz anders strukturiert, bürokratisch-steif, sehr selbstbewußt, ein Zucht-und-Ordnungs-Fanatiker, auch Maximilian also war ein frommer Fürst, von Eifer und Kampf gegen die «Ketzerei» geprägt, um nicht zu sagen besessen. Er wirkte eng mit dem Papsttum, mit sogenannten Reformorden zusammen, hatte auch entsprechend ausgewählte Beichtväter, die Patres Johann Vervaux, Johann Buslidius, Gregor von Valencia, sämtlich Jesuiten wieder. Und nicht zufällig führte er die Liga an, die sich dem Schutz des Katholizismus besonders verschrieben, wobei ihm freilich seine Kriegsbeute, jede territorialstaatliche, jede dynastische Errungenschaft, sicher so wichtig, wenn nicht wichtiger war als seine Konfession.

Überhaupt tat Maximilian so gut wie alles, was er für die Religion tat, auch für sich. Und sosehr er für jene eintrat, sein Einsatz für die eigene Macht war noch größer. Denn überall, wo er «im Namen Gottes» siegte (oder er, so einmal scheindemütig, «zwar kam und sah, Gott aber siegte»), da siegte er auch für sich und da kassierte er auch: große Geldgewinne, gewaltige Territorien, die pfälzische Kurwürde, und diese gar wider Wunsch und Willen fast aller Fürsten, auch entgegen der Reichsverfassung, von ihm jedoch seit langem (von den Münchner Wittelsbachern seit Jahrhunderten) begehrt, und zwar für «das Haus Bayern», das heißt erblich!

So war die Wiederherstellung des Katholizismus in den von Maximilian eroberten Gebieten, war das «Bekehrungswerk», entweder mit Mönchen, häufig Jesuiten, Kapuzinern, Franziskanern, oder mit Kriegsvolk oder mit beiden, immer auch sein Vorteil, die Vergrößerung seiner Fürstenmacht: ob er 1608/1609 im Schwäbischen die überwiegend evangelische Reichsstadt Donauwörth fast überfallartig katholisch machte und hielt (S. 308), ob er 1619 im Münchner Vertrag den Kaiser schamlos erpreßte (S. 316) oder ob er die Rekatholisierung der Oberpfalz 1625 mit Rücksicht auf Sachsen erst langsam anlaufen, 1627 strenger werden ließ und nach der Erbhuldigung durch Zwangsmittel und Gewaltmaßnahmen abermals verschärfte.

Vor allem eigener Machtsucht wegen war Maximilian auch bald gegen jede Machtvermehrung Wallensteins und schließlich selbst des Kaisers. War es ja wieder Maximilian, der im Herbst 1627 nach

einer allgemeinen Restitution der Kirchengüter rief, der Reichsstifte, der landsässigen Stifte, der Klöster. Mußten doch jetzt nach all den christkatholischen Schlachtfesten und Triumphen, nach seinen Siegen, nach dem Sieg Tillys am Barenberg und Wallensteins Sieg an der Dessauer Brücke, «die Früchte für die katholische Restauration gepflückt», mußte vor allem der kolossale Gebietsraub der Protestanten endlich rückgängig gemacht werden, zumal gerade, klagt von Pastor, den besten Katholiken der «Raub so vieler Bistümer, Abteien und Klöster ... wie ein stechender Dorn im Herzen» saß.[18]

Auf der anderen Seite freilich quälte seit Jahren den protestantischen König Gustav Adolf der Gedanke an die Tyrannei des katholischen Kaisers gegenüber seinen, Gustav Adolfs, evangelischen Glaubensgenossen, die er schon 1623 «durch extreme Versklavung unterdrückt» sah, denen er schon 1627 eine Freistatt in Schweden angeboten und die er dann bald zu schützen, zu erretten kam.

Zu den stereotypen, von seiner Propaganda kolportierten Interventionsmotiven gehörten denn auch sowohl die Befreiung des deutschen Protestantismus wie die Wiederherstellung der deutschen Libertät. Und natürlich verkündete er auch selbst bei seinem Vorrükken, gekommen zu sein, um in Deutschland das «allgemeine evangelische Wesen» und die «politische Freyheit» wieder aufzurichten. Gegenüber Katholiken aber, in Paris, in Venedig, erklärte er es als eine österreichische Lüge, «daß er einen Religionskrieg führe».

Auch der Schwedenkönig war persönlich fromm. Auch zu seiner Gewohnheit gehörte es, vor einer Schlacht Gott anzurufen und angesichts des ganzen Heeres seinen Segen auf die gute protestantische Sache herabzuflehen, wie noch 1632 bei Lützen, wo die «Victoria» zwar «überaus groß» gewesen, der König aber gefallen ist oder, so ein schwedischer Bericht, «Leib und Leben» gab «für Gottes heiligen Namens Ehr und zur Erhaltung der Teutschen Libertät und Freiheit ...» Während Kardinalstaatsekretär Barberini, der Neffe des Papstes, sofort auf die Todesnachricht dem Pariser Nuntius Alessandro Bichi schrieb: «Wie Sie leicht denken können, hat der Papst die Kunde mit Jubel vernommen, denn nun ist die Schlange tot, die mit ihrem Gift die ganze Welt zu vergiften trachtete.» Urban selbst hatte den Tod des Feindes – den zu lieben doch seine Pflicht

gewesen wäre – «seit langem vorzüglich gewünscht und ... ohne Unterlaß in den brünstigsten Gebeten von Gott erfleht», ja diesem «mit überschwenglicher Freude ein Opfer dargebracht ...», hatte eine Dankmesse gelesen, das Te Deum singen und von der Engelsburg Freudenschüsse donnern lassen.[19]

Nun kämpfte und starb auch der Schwedenfürst freilich für seine höchst eigenen Interessen, die fraglos angestrebte Großmachtstellung. Noch bevor er deutschen Boden betrat, hatte der Christ in vielen Feldzügen gefochten (man spricht von achtzehn) und im Stockholmer Reichsrat geäußert: «Für mich ist keine Ruhe zu erwarten, als die ewige.» Seine strategischen Ideen reichten dabei von zunächst noch ziemlich begrenzten Zielen an der pommerschen Küste, die er von Feinden gesäubert sehen wollte, über die «Befreiung der Nord- und Ostsee» bis zu wahrhaft imperialen Dimensionen, einem Vorstoß auch oderaufwärts nach Schlesien, Böhmen, vielleicht gar bis Österreich. Doch öffentlich trat er gern als konfessioneller Beglücker, als Verteidiger seiner deutschen Glaubensverwandten auf und betonte – für sie doch mehr landgieriger Aggressor, ein Eindringling, ein Eroberer –, «aus reinem Edelmut» zu kämpfen. In Wahrheit führte er keinen Religionskrieg, sondern einen politischen Krieg, keinen Krieg gegen die deutschen Katholiken, sondern einen Krieg gegen Deutschland. Erwiesenermaßen sagte er zum Herzog von Mecklenburg: «Sollte ich Kaiser werden ...» Und nach der Schlacht bei Leipzig soll er auch vom Kurfürsten von Sachsen gefordert haben, ihm seine Stimme zum römischen Kaiser zu geben.[20]

Dieses Fernziel hatte freilich nicht nur der Schwede.

Auch der calvinistische Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, ein weitläufiger Vetter seines Gegners Maximilian von Bayern, wollte, in arger Überschätzung der eigenen Kräfte, den Habsburgern die Kaiserkrone nehmen, die sie seit 1438 trugen, und ein protestantisches Kaisertum begründen, wobei ihm gewiß mehr am Kaisertum als am Glauben lag, den er, gleich allen Machthungrigen, natürlich vorschob. Folgte Friedrich doch auch bereits einem «Ruf von Gott», als er die böhmische Königskrone annahm, als er erklärte, «mein einziges Ziel ist, Gott und seiner Kirche zu dienen». In allen evangelischen Gotteshäusern läuteten dabei die Glocken, erklang

das Te Deum. Auch die mit der Pfalz eng verbundene Union, das protestantische Gegenbündnis zur katholischen Liga, hatte man ja, laut Böhmischer Konföderationsakte von 1619, «allein zur Beförderung von Gottes Ehren» geschaffen.[21]

Im kaiserlichen Lager wieder hielt der Konvertit Wallenstein äußerlich streng am Katholizismus fest. Unter jesuitischem Einfluß aus der Brüdergemeine übergetreten, gründete er in seiner Hauptstadt Gitschin eine Jesuitenschule, wie er überhaupt die Jesuiten begünstigte, um dem Kaiser zu gefallen. Aus ähnlichen Beweggründen mochte er nach Loreto gepilgert sein und Wallfahrtskirchen und Klöster gefördert haben bis Tschenstochau! Geld, von dem Martin Opitz damals klagte, «kein tiefere See» verschlinge es «so hauffenweise» wie der Krieg, hatte der Militär aus reichlich dubiosen Quellen, unter anderem aus einer Münzgesellschaft (mit höchsten Persönlichkeiten des Hofes!) zur Herstellung «verlängerten» Geldes. Auch arbeitete er zur Deckung seines Kapitalbedarfs eng mit dem calvinistischen Finanzier de Witte zusammen, der nach Wallensteins erster Entlassung Selbstmord beging. Der Herzog war skrupellos, religiös indifferent und der Astrologie ergeben. Als Feldherr beförderte er Katholiken wie Protestanten in gleicher Weise, ja Erzherzog Leopold schrieb 1629 seinem Bruder, dem Kaiser, die Mehrheit von Wallensteins Heer bestehe aus Lutheranern und Calvinisten.

Seine Mörder wurden vom Wiener Hof, der einen Prozeß gegen ihn vermieden hatte, hoch bezahlt, am höchsten der kaiserliche General Matthias Gallas, ein besonderer Vertrauter Wallensteins, der ihn noch ein Jahr vor seiner Ermordung zum Generalleutnant befördern ließ. Gallas, berüchtigt wegen seines Truppenverschleißes, bekam vom Kaiser fast 900000 Gulden und die wallensteinische Herrschaft Friedland. Andere an der Mordplanung beteiligte Militärs erhielten jeweils mehrere hunderttausend Gulden. Die eigentliche Blutarbeit besorgten im Auftrag des irischen Obristen Butler Offiziere seines Regiments. Butler wurde zum Dank dafür in den Grafenstand erhoben, erhielt 225000 Gulden und die wallensteinische Herrschaft Friedberg. «Die Habgier der Herren Generäle war wahrlich skandalös, und der kaiserlichen Kasse blieb nichts von den ungeheuren Konfiskationen übrig. Die Erben der Generäle besaßen

die konfiszierten Güter bis zur Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts» (Polišenský).[22]

Wie wenig die Religion im Brennpunkt der Zwecke und Ziele stand, zeigt drastisch das Beispiel einer der einflußreichsten Persönlichkeiten im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges.

Armand Jean du Plessis, Herzog von Richelieu (1585–1642), Frankreichs bekanntester und bedeutendster Kardinal und seit 1624 der Erste Minister (principal ministre) seines Allerchristlichsten Königs Ludwig XIII., der berühmte katholische Kirchenfürst war es, der das immer noch mächtige Habsburg, das katholische Wien wie das katholische Madrid bekämpfte, der immer mehr den Krieg in Deutschland bewußt in die Länge zog, um Wien wie Madrid zu schwächen, ja ihren Gegner, seinen eigenen Verbündeten, den Schweden dazu; um dann, selbst inzwischen immer schlagkräftiger, anstelle der erschöpften habsburgischen Vormacht in Europa die erstarkte bourbonische zu setzen. Womit der Ehrgeizige auch den eigenen Ruhm zu mehren suchte und mehrte. Schließlich war er so hochmütig, daß er mit dem Herzog von Savoyen, dem Enkel Karls V., darum stritt, als erster durch eine Tür zu gehn (und diesen Anspruch durchsetzte). Auch finanziell vergaß er nicht den persönlichen Bedarf, verbrauchte jährlich mehr für sich selbst, als Frankreichs jährliche Subventionen an seinen schwedischen Verbündeten betrugen, und konnte noch seinen Neffen und Nichten ein auf Dutzende von Millionen Livres geschätztes Vermögen vermachen; ja konnte zu einer Zeit, als die Kaufkraft eines Livre sieben oder acht Goldfranken entsprach, öffentlich erklären, Zölibatäre, die nichts besäßen, was sie überlebe als ihre Seele, sammelten «keine irdischen Schätze». (Mehr Skrupel hatte Richelieu gegenüber Frauen. Er nannte sie «Tiere», unfähig, «irgend etwas Gutes zu tun» und beteuerte «bei meinem Gewissen, daß nichts so sehr imstande ist, einen Staat zu ruinieren, wie sie.»

Der große Kardinal war es, der in Frankreich zwar den Bevorrechteten, tasteten sie nur seine Autorität nicht an, durchaus und prinzipiell entgegenkam, das einfache Volk aber, die Millionen Handwerker, Händler, Bauern, desto härter bedrückte. So stieg die «taille», eine nur den «Gemeinen» aufgezwungene Steuer von jährlich etwa

zehn Millionen Livres, vom Ende der Regierung Heinrichs IV. (ermordet 1610) bis zum Ende der Amtszeit Richelieus (1642) auf das Viereinhalbfache. Ergo erfolgte ein Aufstand nach dem andern, 1630 in Burgund, 1631 in der Provence, 1632 in Lyon, ebenfalls in Paris, 1635 in Bordeaux, 1636 im gesamten Südwesten, 1639 in der Normandie. Der Kardinal ließ die armen Opfer seiner Ausbeutung jeweils durch Truppen zusammenschlagen, brachte nicht wenige an den Galgen, aufs Rad, ans Brandeisen, in die Galeeren – und verfügte «regelmäßig neue Steuererhöhungen» (Huxley).

Der große Kardinal war es auch, der in Frankreich zwar brutal die Protestanten jagen, die Hugenotten unschädlich machen ließ, doch außerhalb seines Landes mit Lutheranern, mit Calvinisten sich verband; der Bündnisse mit den «Generalstaaten» schloß, in denen jeder katholische Kult seit 1574 verboten war. Kardinal Richelieu war es auch, der nicht nur in Deutschland die «Ketzer» unterstützte, sondern dorthin noch den schwedischen König gegen den katholischen Kaiser auf den Kriegsschauplatz rief, wie er überhaupt alles tat, um das Inferno anzuheizen, sogar mit den Türken, dem «Erbfeind der Christenheit», verhandelte. Ja, seit den frühen vierziger Jahren operierten schwedische und französische Heere gemeinsam, und im Mai 1641 wurde ihr Vorstoß auf Wien nur durch den Tod des schwedischen Feldherrn Johan Banér gestoppt. Bei allem aber mühte sich der große Kardinal enorm, all seine politischen wie militärischen Operationen gegenüber dem Ausland ins schönste religiöse Licht, den Anschein makellosen Rechts zu rücken, stets als der Angegriffene, nie als der Angreifer zu erscheinen. Und als er Ende 1642 starb, bald danach auch Ludwig XIII., setzte unter der Regentin Anna von Österreich (1601–1666), Schwester und Schwägerin der Habsburger Philipp IV. und Ferdinand III., ihr Erster Minister, vielleicht auch, es ist zweifelhaft, ihr Liebhaber, Kardinal Jules Mazarin (1602–1661), Richelieus rigorose Einmischungspolitik fort, die Frankreich zur führenden Macht Europas erhob.[23]

Die Päpste und der Krieg

Nun herrschte in jenen Jahrzehnten, vom Ende des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, im christlichen Europa ein kolossales Staatenchaos, ein anarchisches Durcheinander von Kriegen, die man bevorzugt als Glaubenskriege ausgab. Alles schien sich dabei um Gott zu drehen, um das «richtige» Bekenntnis, die allein «wahre» Kirche. Dabei standen seinerzeit ja nicht einfach Katholiken gegen Protestanten. Nur zu Beginn gab es relativ konfessionell homogene Schlachthaufen, die sich aber immer mehr zu gemischtkonfessionellen Heeren wandelten. Doch entzündet hatte sich der große Krieg von Anfang an nicht nur an Fragen der Religion, an klerikalen Belangen, sondern auch an nationalen, an gesellschaftlichen, ökonomischen, an fürstlicher und geistlicher Habgier, kurz an Fragen sehr profaner Macht, was die Fronten erheblich durcheinanderbrachte.

So war Landgraf Ludwig V. von Hessen-Darmstadt zwar Lutheraner, doch unbedingt kaisertreu. Auch das evangelische Kursachsen trat 1620 gegen Verpfändung der Lausitz ganz auf die Seite des Kaisers, bereit selbst zu seiner militärischen Unterstützung. 1631 freilich schloß es sich, ebenso wie das zunächst neutral gebliebene evangelische Brandenburg, dem – trotz aller gegenteiligen Beteuerungen – antikaiserlichen «Leipziger Bund» an und kurz darauf auch den Schweden. Das katholische Frankreich erklärte 1635 den katholischen Habsburgern den Krieg, erst Spanien, dann dem Kaiser, und bekämpfte darauf diese, verbunden mit dem protestantischen Schweden, fast dreizehn Jahre, die schlimmsten des Krieges, ohne daß es eine eigentliche Entscheidung gab. (Das bischöfliche Bamberg wurde bis 1643 dreizehnmal erobert.)[24]

Es ist klar, es ging da nicht mehr primär um Religion, um einen Glaubenskrieg, wo der politische Leiter einer katholischen Großmacht, ein Kardinal der römischen Kirche, den protestantischen König des protestantischen Schweden mit hohen Geldbeträgen, schließlich mit großen Truppenverbänden unterstützt hat, um den katholischen Kaiser zu ruinieren. Nur scheinbar focht man noch um konfessionelle Unterschiedlichkeiten, die zwar da und dort auch eine Rolle, im Verlauf des Krieges mitunter sogar wieder eine stär-

kere Rolle spielten, doch längst keine maßgebliche mehr, wie man zumindest seinerzeit der Welt oft vorzumachen suchte, als ja schon viele Zeitgenossen in der Religion bloß einen Deckmantel für andere Motive sahen, für politische Selbstbehauptung, Machtzugewinne, neue Gewaltpotentiale. Wobei man dann allerdings, wann immer dies im Spiel der Mächte um die Macht möglich war, die Konfessionsverschiedenheit bzw. -gleichheit ausspielte, die eigentlich treibenden, die diversen machtpolitischen Kräfte und Beweggründe gern noch konfessionell zuspitzte und nicht selten gerade die scheußlichsten Kriegsverbrechen, wahre Blutrauschepidemien, mit dem angeblichen Schutz des «wahren Glaubens» begründet hat.[25]

An der Verteidigung dieses «wahren Glaubens» lag natürlich in besonderem, wenngleich unterschiedlichem Maße, den vier am Krieg beteiligten Heiligen Vätern.

So ließ man noch in dessen ersten Jahren auch eigene Truppen kämpfen, ein päpstliches Infanterieregiment von 2000 Mann sowie eine päpstliche Reiterabteilung von 500 Mann, was den Charakter des Krieges als Glaubenskrieg noch unterstreichen konnte. Für seine Fortführung jedenfalls waren sie selbstverständlich alle, sind Päpste doch immer dann für den Krieg, versprechen sie sich einen Vorteil davon. Alle auch dankten, wie Paul V. (1605–1621), für Siege durch öffentliche Feiern, durch Prozessionen und Gebete, Freudenschüsse. (Beten und Schießen, man kann es nicht oft genug betonen, das gehört hier zusammen.) Alle auch wollten, wie Paul, den Irrglauben mit Gewalt ausgemerzt, die «Ketzer» vertrieben sehen und erwarteten derart eine «unermeßliche Schwächung der protestantischen Macht in Deutschland».

Dafür ließ Papst Paul natürlich auch Gelder springen.

Schon unmittelbar nach dem Prager Fenstersturz vom 23. Mai 1618 verlangte der Pontifex maximus von Kaiser Matthias und König Ferdinand einen Feldzug unter Einsatz aller verfügbaren eigenen Mittel, wobei er 60000 Gulden Zuschuß versprach und auch zahlte. Dann schrieb er für den italienischen Klerus einen dreijährigen Zehnt zur Unterstützung des neuen Kaisers Ferdinand II. aus, was 200000 Scudi einbringen sollte, doch ging dieser Zehnt ausschließlich der Liga zu. Auch bewilligte Paul einen einmaligen Zehnt aus

den deutschen Kirchengütern durch die Bulle vom 31. 7. 1620, wobei man einen Ertrag von rund eineinhalb Millionen Gulden errechnete. Ferner sagte der Papst eine Beihilfe von 100000 Scudi zu (tatsächlich waren es dann genau 98670) aus einem Zehnt, den er den zwölf italienischen Mönchskongregationen auferlegt hatte. Weitere 100000 Scudi dagegen, die er aus eigener Kasse zu geben versprach, zahlte er offenbar nie.

Sein Nachfolger, Gregor XV. (1621–1623), griff beherzter in die Taschen (von wem immer). Vor allem kaufte er den lieben Verwandten für mehr als eine Million Gold-Scudi zwei Herzogtümer, dem lieben Bruder Orazio Ludovisi für 200000 Scudi das Herzogtum Fiano, und zwar noch 1621, und dem lieben Neffen Kardinal Ludovico Ludovisi, einem Jesuitenzögling, für 860000 Scudi das Herzogtum Zagarolo bereits im nächsten Jahr – als habe der Hohe Priester sein kurzes Wirken im Weinberg des Herrn geahnt. Solche Eingebungen des Heiligen Geistes gab es freilich nicht so selten. Alexander VIII., zum Beispiel, der unter Gregors Nachfolger Urban VIII. seine kirchliche Laufbahn begonnen, hatte den Nepotismus beinah zum Programm seines nur sechzehnmonatigen Pontifikats gemacht (1689–1691). «Beeilen wir uns nach Möglichkeit», rief der neu ernannte, fast achtzigjährige Stellvertreter, «denn schon hat die dreiundzwanzigste Stunde geschlagen». Worauf er denn sogleich seine aus Venedig herbeizitierte Verwandtschaft mit Reichtümern überhäufte, die Nepoten Marco und Pietro Ottoboni (dieser immerhin ein Freund Händels, der ihm viele Werke widmete) zu Kardinälen ernannte, Herzogtümer kaufte und einträgliche Ehen schloß. Wie denn auch Papst Gregor durch eine versierte Ehepolitik den Seinen vier weitere Fürstentümer sicherte – und er förderte gleichwohl, noch mehr als Vorgänger Paul, den deutschen Herrscher und seinen Krieg, die «Säule der Kirche», wie er ihn wiederholt pries, ließ ihm samt Liga hohe Subsidien zukommen, ja, erhöhte die monatlichen Raten-Kriegszahlungen des Vorgängers um mehr als das Doppelte.

Und von Beginn seines Pontifikats an warnte Gregor eindringlich vor Friedensdebatten, drang vielmehr, nicht minder eindringlich und mit der schönsten Schwarzweißmalerei, zum Krieg, zur Niederwerfung der «Ketzerei», betrieb auch die Restitution der Kirchen-

güter, feuerte mächtig die Hexenverfolgung an, begrüßte begeistert die Besetzung Böhmens, der Oberpfalz, der Rheinpfalz, überhaupt die Ausrottung der Protestanten und wünschte durch eigene, von einem Kardinal kommandierte päpstliche Truppen die des Kaisers noch zu verstärken.

Sogar von der Heiligenehrung zweigte Papst Gregor unerschrokken beträchtliche Kapitalien ab. Befahl er doch im Februar 1622 die anstehenden Kanonisationen des Ignatius von Loyola, Philipp Neri, Isidor, Franz Xaver und der Theresia von Ávila nicht, wie sonst, einzeln, sondern simultan vorzunehmen, um die so ersparten Summen dem Krieg der Liga zuzuschießen. Insgesamt zahlte Papst Gregor XV. zur Finanzierung der katholischen Truppen innerhalb von knapp zweieinhalb Jahren 495 000 Scudi oder 1 239 000 Gulden guter Münze und rund 700 000 Gulden schlechter Münze.[26]

Unter Gregors Nachfolger Papst Urban VIII. (1623–1644) aus dem Hause Barberini flossen die Gelder für die kriegführende katholische Seite in Deutschland allerdings bescheiden, wenn überhaupt. Die Kurialen wie die Römer sollen darüber gleichermaßen erstaunt gewesen sein. «Mitten in der Feuersbrunst katholischer Kirchen und Klöster», so sagte man, «stehe der Papst kalt und starr wie Eis. Der König von Schweden habe mehr Eifer für sein Luthertum als der Heilige Vater für den allein seligmachenden katholischen Glauben.»

Urban entschuldigte, rechtfertigte sich, bedauerte oft, die Kämpfenden nicht besser unterstützen zu können, knauserte jedoch derart, daß man sich von Wien bis Madrid darüber erregte. Der sparsame Papst wies auf die Menge der Ausgaben («höchst bedeutend»), die Höhe der Schulden hin und betonte «namentlich die für den Krieg in Italien aufgewendeten Kosten».

Während er aber um 1630 infolge des mantuanischen Konflikts die päpstlichen Kassen für gänzlich leer erklärte, kaufte er gerade in jenem Jahr seinem Neffen Taddeo Barberini das Fürstentum Palestrina für 725 000 Scudi. Zwei Jahre später schätzte man Taddeos Güterbesitz bereits auf vier Millionen Scudi. Und wieder bald darauf bekommt er für 427 500 Scudi noch Valmontone und Umgebung. Insgesamt soll während Urbans 21jähriger Amtszeit Neffe

Taddeo 42 Millionen Scudi erhalten haben und dessen Bruder, der Kardinalnepote Francesco Barberini, sogar 63 Millionen Scudi, so verrückt hohe Summen, daß Ranke an einen Schreibfehler dachte. Doch selbst von Pastor notiert (in einer Fußnote) zu dieser in einer allgemeinen Verlautbarung über Innozenz' X. Konklave stehenden Angabe: «Sie wird aber durch die Berichte der toskanischen Gesandten bestätigt». Wie auch Jesuit Grisar anmerkt, daß «die gleiche Zahl», 105 Millionen Scudi, «sich in mehreren Handschriften findet.»

Der Heilige Vater aber weiß, der Kirchenstaat, den er am weitesten ausdehnte, denn sein Lieblingsobjekt war der Krieg, sei «sehr klein», besitze auch nicht «Berge von Gold», und den in der Engelsburg gehorteten Schatz brauche der Heilige Stuhl «zur eigenen Verteidigung». Gern ordnete der Papst indes öffentliche Gebete für die Bedrängnisse der Kirche in Deutschland an und verhieß den Gläubigen Ablässe.

Dem Kaiser gegenüber ging der achte Urban also etwas auf Distanz. Lieber verpulverte er die vatikanischen Finanzen im Dienste seiner Nächsten, der Familie Barberini, von denen er einige zu Oberbefehlshabern seiner Truppen zu Wasser und zu Land machte, sowie seinen Bruder, den Kapuziner Antonio d.Ä., samt mehreren Neffen zu Kardinälen, einer gerade erst zwanzig Jahre alt. Und da die Habgierigen auch nach dem Herzogtum Castro gelüstete, ließ er sich noch in einen rein militärisch sechs Millionen, insgesamt angeblich zwölf Millionen Scudi kostenden, große Gebiete des Kirchenstaats verheerenden «Kleinkrieg» verwickeln. Und da er dabei gegen das «vereinte Italien» stand, schickte er 30000 Krieger zu Fuß und 6000 zu Pferd in den Kampf, mußte gleichwohl 1644, noch kurz vor seinem Tod, einen wenig vorteilhaften Frieden schließen, wobei er, überliefert sein Arzt, vor Schmerz in Ohnmacht fiel – und bat später noch, ehe er starb, den Himmel um Rache.

Schließlich hatte sich Urban kaum zufällig nach dem berüchtigten ersten Kreuzzugspapst Urban II. benannt (vgl. VI Kap. 6!), hatte er seit Beginn seines Pontifikats dem Militär sein besonderes Interesse gewidmet, auch mit der Größe seines Heeres geprotzt und im Sommer 1625 zur Eroberung des Veltlin 6000 Mann Fußvolk nebst

600 Reiter bereitgestellt. 1626, nach Besiegung der Dänen bei Lutter am Barenberg, erhoffte der Heilige Vater die völlige Vernichtung ihres Heeres.

Ja, er faßte damals einen Angriff auf England ins Auge, wofür er Frankreich und Spanien zu gewinnen hoffte. Zunächst verhandelte er selbst mit dem französischen und spanischen Gesandten, dann übertrug er die Konferenzen dem Nuntius Spada in Paris. Die Spanier sollten 1627 in England landen, die Franzosen im folgenden Frühjahr, und an den Papst sollte dann Irland fallen, vielleicht von einem Vizekönig regiert.

Urban war es auch, der 1627 zur Fortsetzung des Krieges gegen La Rochelle trieb, Friedensverhandlungen verwarf, und im nächsten Jahr feierte er den Fall der erbärmlich ausgehungerten Feste, die als uneinnehmbar gegolten, mit Te Deum, Freudenfeuer und Kanonendonner. Überhaupt wurde gerüstet und gerüstet, Rom teilweise in Wehranlagen, die Engelsburg in eine moderne Festung verwandelt; schon 1628 gab man dafür 800000 Scudi aus. Insgesamt soll der waffenselige Stellvertreter für seine militärischen Konzepte 4000000 Scudi verbraucht haben – für die Kirchenverwaltung waren vier Jahre vor seinem Tod noch 300000 Scudi verfügbar. Als man Urban eines Tages an alte päpstliche Verordnungen erinnerte, antwortete er sehr bezeichnend: der Ausspruch eines lebenden Papstes sei mehr wert als die Satzungen von hundert verstorbenen!

Auch Kasernen wurden angelegt, Waffenfabriken und Waffenlager, Kanonen fabriziert unter Verwendung antiker Bronzebalken von der Vorhalle des Pantheons oder einer antiken Pforte S. Adrianos, schon von Zeitgenossen in dem berühmten Epigramm verhöhnt: «Quod non fecerunt barbari, fecerunt Barberini» (Was die Barbaren nicht getan, taten die Barberini). Der Papst kaufte auch Kriegsgerät für beträchtliche Summen, ja er installierte unter der Vatikanischen Bibliothek ein Zeughaus mit Handwaffen für ein Heer von 28000 Mann. Auch andere Städte des Kirchenstaates hat man durch Verteidigungsanlagen geschützt, Loreto, Ancona, Pesaro oder Castelfranco, das jetzt den Namen «Forte Urbano» bekam. Man hat Civitavecchia zu einem Kriegshafen ausgebaut, die Flotte modernisiert, die Küste mit zahlreichen Wachtürmen versehen zur

Abwehr nicht nur von Feinden, sondern auch von Notleidenden, Kranken. So stieß 1630 der päpstliche Oberbefehlshaber Battista Naro Pestkranke bei ihren Landungsversuchen wieder ins Meer.[27]

Auf katholischer Seite rühmt man immer wieder die Friedensbestrebungen Urbans VIII., die freilich nur der katholischen Welt galten. Auch Fritz Dickmann schreibt in seinem «Standardwerk» zum Westfälischen Frieden von Urban: «Dem Frieden unter den katholischen Staaten gehörte sein Herz, ihn hat er vom ersten Tage seines Pontifikates an unablässig gefördert ... Immer wieder bot er seine Vermittlung an, nicht einen Augenblick hat die päpstliche Diplomatie geruht, die katholischen Mächte zu Friedensverhandlungen, zur Sammlung ihrer Kräfte gegen die Ungläubigen und Häretiker zu mahnen ... Nur ihre Bekehrung kann ... Gegenstand katholischer Bemühungen sein, ist diese nicht zu erreichen, so bleibt nur ihre Vernichtung – der Papst spricht in der Tat von destruttione und estirpatione – übrig.»

Eine bezeichnende Rolle spielte denn auch das Papsttum gerade beim Westfälischen Frieden selbst.

Die Kurie hatte ihren Abgesandten verboten, mit protestantischen Diplomaten zu sprechen, ja in ihrer Gegenwart auch nur zu verhandeln. Und der Papst ignorierte gleichfalls die Abtrünnigen. Sprach er von einem Universalfrieden, meinte er nicht wirklich einen solchen, sondern, wie schon sein Vorgänger, nur Frieden unter den Katholiken. Protestanten, ihren Fürsten, ihren Republiken, schenkte er keine Beachtung.

Nach dreißigjährigem Blutvergießen war es Innozenz X. (1644–1655), der fast als einziger öffentlich, und zwar «in toto», wider den Westfälischen Frieden protestierte, da ihm die Zugeständnisse an die protestantischen Staaten zu groß erschienen. Nachdem schon der Legat Fabio Chigi – dann als Alexander VII. sein Nachfolger – die Konzessionspolitik der Kaiserlichen bekämpft, wiederholt streng getadelt und schließlich dreimal öffentlich Protest gegen den Friedensabschluß eingelegt hatte, verdammte Innozenz X. diesen Frieden aus dem Vatikan als «null und nichtig, ungültig, unbillig, ungerecht, verdammenswert, verwerflich, nichts sagend, inhalts- und wirkungslos für alle Zeiten».

Kaiser Ferdinand III. untersagte die Verbreitung des papalen Einspruchs, den als einziger deutscher Prälat der Trierer Erzbischof veröffentlichte. Doch hatte die päpstliche Haltung praktisch keine Folgen, der Protest blieb ohne Wirkung; bis heute aber rückten die römischen Hierarchen nicht davon ab.[28]

12. KAPITEL

PAX CHRISTIANA ODER «CHRISTLICHE LEBENSFÜHRUNG» NACH DEM JAHRHUNDERTKRIEG

«Stehet alle Zeit in guter Postur, damit ihr Nachdruck habet.»
Friedrich Wilhelm I., der «Große Kurfürst»[1]

«In besonderer Beachtung steht bei den Türken der Papst. Ihn halten sie für fähig, die christlichen Potentaten zu einem Bunde wider sie zu vereinigen, dem einzigen Bollwerk wider ihre Macht, das sie fürchten.»
Der venezianische Botschafter an der Hohen Pforte, Civrano, 1682[2]

«Jedenfalls war man darüber einig, daß die Versorgung der Armeen mit Lebensmitteln und Munition ohne die päpstliche Hilfe nicht hätte bewerkstelligt werden können. Als der Papst in der höchsten Not im August 1683 dem Kaiser auf dem schnellsten Wege 500000 Gulden überwies, antwortete Nuntius Buonvisi nach Rom, er habe noch in der Nacht nach Ankunft der Summe dem Kaiser die freudige Nachricht überbracht; der Kaiser sei so gerührt gewesen, daß ihm die Tränen aus den Augen strömten.»
Ludwig von Pastor[3]

«Unter Ludwig XIV. (1661–1715) entwickelte das Königtum einen immer größeren bürokratischen Apparat und verschuldete sich durch ausgedehnte Kriege ... Unter Ludwig XIV. waren zwischen 1685 und 1715 die Staatseinnahmen infolge der ständigen Kriege um 37 % geringer und die Staatsschulden um 418% größer geworden. Trotz immer weiterer Steuern, die der dritte Stand bezahlen mußte, wie Wegesteuern, Salzsteuern, Kopfsteuern oder Fenstersteuern wurde im 18. Jahrhundert das Staatsdefizit immer größer. Das ist der große sozialhistorische Hintergrund, auf dem man die Entwicklung zur Revolution verstehen muß, wenn er auch spezifisch französische Züge trägt und nicht überall in gleichem Maße vorhanden war.»
Informationen zur politischen Bildung[4]

Von der Sehnsucht nach Frieden und stets neuen Kriegsprojekten

Der lange Krieg hatte die Länder, insbesondere die deutschen, erschöpft, bevölkerungsmäßig, wirtschaftlich, moralisch, in jeder Hinsicht. Doch noch während der Friedensbesprechungen – 1644 in Osnabrück mit Schweden, in Münster mit Frankreich eröffnet – warfen die Parteien einander gegenseitig vor, gar keinen Frieden anzustreben, nur trick- und intrigenreich den Krieg verschleppen, nur Zeit gewinnen zu wollen. Der spanische Gesandte Graf Guzmán de Peñaranda verfluchte jeden Tag, der ihn in Münster festhielt, und schimpfte das größte Hindernis für den Frieden den Friedenskongreß selbst, diene er doch bloß dazu, «ständig neue Komplotte und Kriegspläne auszubrüten». So sah es gewiß nicht jeder. Doch auch als Ferdinand III., in Religionsfragen weniger fanatisch als der Vater, dem er 1637 als Kaiser gefolgt war, sich um Beendigung des Krieges mühte und Anfang 1645 von seinen engsten Beratern, Mitgliedern des Geheimen Rates, entsprechende Expertisen einholte, noch da hegte niemand Hoffnung auf Verhandlungen. Vielmehr erklärten alle Gutachten, daß der Friede allein durch weitere Rüstungen und militärische Erfolge erreichbar sei. Der Kaiser aber geriet immer mehr unter Druck, verlor immer mehr an Boden. 1646/1647 überschritten seine Gegner die Donau, im Sommer 1648 rückten die Schweden gegen Prag vor.[5]

So gut wie alles wünschte zuletzt Frieden. Die achtzehnjährige Christine von Schweden, die 1644 die faktische Herrschaft antrat, wollte Frieden sogar ohne Gebietsgewinne. Jeder Frieden, sagte sie, sei ihr willkommen. Mauserten sich doch nun selbst die größten

konfessionellen Scharfmacher, Maximilian von Bayern etwa, zu Friedenspolitikern. Ja, er, der erst wenige Jahre zuvor «lieber noch hundert Jahre Krieg» geführt hätte als wesentlich Katholisches preiszugeben, schloß 1647 mit Frankreich einen Waffenstillstand und verband jetzt, von Rom bitter beklagt, mit seinen Friedensappellen offene Drohungen gegen widerstrebende katholische Kreise. Schließlich war nicht nur 1645 ein bayrisches Heer bei Allerheim (Nähe Ulm) ausgelöscht worden, sondern in den darauf folgenden Jahren hatten Zangenangriffe schwedischer und französischer Verbände auch zur Vernichtung der letzten kaiserlichen und bayrischen Armeen geführt.[6]

Die Sehnsucht nach Frieden war übermächtig, wie das Elend ringsum, zumal auf deutschem Boden. Vor dem Krieg, gar oft bezeugt, wohlangebautes, blühendes Land, nachher weithin Wüste. Gewiß, die Schrecknisse des «Krieges der Kriege» sind auch übertrieben, manchmal maßlos übertrieben worden. So stellte eine Schadenersatzliste der schwedischen Regierung in einigen Bezirken mehr zerstörte Orte in Rechnung, als es dort Orte überhaupt gegeben. Insgesamt sollte Schweden allein beinah zweitausend Schlösser ruiniert haben, fünfzehnhundert Städte und achtzehntausend Dörfer.

Daß die deutsche Bevölkerung von sechzehn auf vier Millionen geschrumpft sei, ist ein Märchen. Daß aber ein Land, das jahrzehntelang sengende und brennende Mordhaufen nicht nur einmal, sondern immer wieder überrollten, in oft grauenhafter Verheerung darniederlag, versteht sich von selbst. Wohl gab es vom Krieg auch kaum, ja gar nicht heimgesuchte Gegenden, doch andere traf es desto mehr. Weite Teile Brandenburgs, Mecklenburgs, Thüringens, Hessens, auch des Oberrheingebiets, Württembergs, der Pfalz lagen allmählich verwüstet, abgebrannt, fast menschenleer, besonders das sogenannte flache Land. Nach Franz ging in Mecklenburg der Bauernstand auf die Hälfte, in Württemberg die Einwohnerzahl in den ersten zwei Kriegsjahrzehnten von 450 000 auf 100 000 zurück. Auch in Bayern blieb vieles unbebaut, waren, nach Bosl, von knapp 5000 Städten und Dörfern 900 gänzlich zerstört, sank die Einwohnerzahl, nach Schremmer, durch Kämpfe, Seuchen, Hungersnot auf 50 Prozent, die Münchens von 24 000 auf 9000, die Landshuts von

12000 gar auf 2500. Und noch gegen Mitte des 18. Jahrhunderts lagen hier 10000, an dessen Ende immer noch 5000 Bauernhöfe öde. Insgesamt schrumpfte die deutsche Bevölkerung als Folge der Feindseligkeiten in städtischen Gebieten um bis zu 30, in ländlichen um bis zu 50 Prozent.[7]

Natürlich stößt man auch auf die Tendenz, die Verluste möglichst herunterzusetzen. Gibt es doch Historiker, die aus der Beendigung des Dauermordens den christlichen Mächten gar noch einen Ruhmeskranz flechten wollen; sei der Frieden ja «nicht durch eine Abkehr von den religiösen Grundlagen der Politik bewerkstelligt worden, sondern im Gegenteil Ausdruck einer in den besonderen religionssoziologischen Grundlagen Europas verwurzelten prinzipiellen, politischen Friedensfähigkeit» (Schilling). Wobei diese «Friedensfähigkeit» noch ausgespielt wird gegen den islamischen Dschihad, der «streng genommen nur den Sieg und keinen Frieden kenne». Da freilich auch die andere, die «böse» Seite, Frieden schließt, rügt man jetzt, daß sie «bei realpolitisch unumgänglichen Vertragsabschlüssen (!) mit andersgläubigen Vertragspartnern diese nicht als prinzipiell Gleiche akzeptiere». Als ob das umgekehrt so sehr viel anders wäre![8]

Doch wollte man denn nach 1648 in der christlichen Welt überhaupt noch Kriege? Nun, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gab es kaum weniger als in der ersten. Krieg auf Krieg führte die Christenheit wieder, Krieg, bald nachdem sie Frieden geschlossen, noch während sie ihn schloß, und demonstrierte Friedensbereitschaft, tat wenigstens so als ob. Der schöne Schein.

Entgegen der bisherigen Forschungsannahme rüstete man ab, wurden die meisten Truppen des großen Orlogs entlassen, gab es kaum ein «stehengebliebenes Heer». Vielmehr befreite man sich vom personellen Ballast der Schlachthaufen, von überflüssigen Kosten, erreichte durch solcherlei «Reduktion» und «Reformation», wie die «Zauberformeln» hießen, mit viel weniger Leuten eine weit höhere Leistungs- und Ertragsfähigkeit («Wachstum») – und täuschte der Welt zugleich propagandistisch effektvoll Demobilisierung vor.

Das erinnert, mutatis mutandis, nicht weniger an derzeitige Methoden unserer Militär- und Wirtschaftsstrategen als das Urteil

Bernhard Kroeners über den absoluten Fürstenstaat nach dem Dreißigjährigen Krieg. Hatte dieser Staat doch «ein Interesse an einem möglichst düsteren Hintergrund, vor dem er die Notwendigkeit einer stehenden, ständig besoldeten und damit disziplinierten Armee seinen in der Regel zahlungsunwilligen Untertanen besonders nachdrücklich vor Augen führen konnte».

Überhaupt trugen die Kriege des 17. Jahrhunderts – noch ein Glück – zur Staatenbildung bei! Wurde angesichts ihrer doch geradezu der Begriff «Staatenbildungskriege» geprägt (Burkhardt), der Krieg als «Schwungrad der Staatsbildung» (Hintze) bezeichnet – wobei der Akzent nicht auf Bildung liegt. Gerade der Dreißigjährige Krieg hatte auch den «miles perpetuus», den «ständigen Soldaten», das «Berufsheer auf breiter Front» durchgesetzt, hatte die Länder bewogen, «das Heerwesen zu perpetuieren, einen Gutteil der gewerblichen Produktion auf den Heeresbedarf umzulenken und Verwaltungsgremien zu schaffen, die dafür sorgten, daß sich die Heere nicht verselbständigten und zu einer Gefahr für die zivile Gesellschaft wurden» (Duchhardt).

Vorteil über Vorteil! Besonders für die Steuerzahler: betrugen die Militärausgaben im Frieden um 30 Prozent des Etats, kletterten sie im Krieg auf 70 bis 85 Prozent.[9]

Krieg auf Krieg

Der Westfälische Friede sollte in Europa die konfessionelle Neutralität zwischen Katholiken, Lutheranern, Calvinisten und (in Gestalt des Moskauer Großfürsten) Orthodoxen herstellen und eine «pax christiana» begründen. Doch die eineinhalb Jahrhunderte nach dem Dreißigjährigen Krieg, die Zeit zwischen 1650 und 1800, wurde nicht zu einer besonders friedlichen Epoche.

Im Gegenteil! Das ganze 17. Jahrhundert war durch und durch kriegerisch, die zweite Hälfte wie die erste. Es gab in diesem gottgesegneten Säkulum nur ein gänzlich kriegsfreies Jahr! Und beinah war es noch so im 18. Jahrhundert. Viele Menschen kannten nichts

als Krieg. Er war für sie normal, für einige wenige eine Art «Sport der Könige». Sie hatten sich die Außenpolitik sozusagen höchsteigen reserviert. Und Außenpolitik bedeutet (noch mehr als Innenpolitik): Diplomatie und Krieg. Und wenn Diplomatie nicht weiter führte oder nicht weiter führen sollte, dann kämpfte man. Man kämpfte zwecks territorialer Abrundung, kämpfte aus wirtschaftlichen, aus dynastischen Gründen, aus Gründen der Souveränität, der Reputation, um Ruhmes und der Ehre willen (gloire). Im Grunde stand, wie stets, hinter allem der Kampf um die Macht, um den Aufstieg zur Macht, den Erhalt der Macht, die Mehrung der Macht, und das ging zuletzt, immer und ewig, nur mit den Mitteln der Gewalt.[10]

Bereits in den Monaten nach Unterzeichnung des Friedensschlusses Ende Oktober 1648 kam es «immer wieder zu kleineren Kampfhandlungen» (Kroener). Lief ja überhaupt, ungeachtet der Friedenskonferenzen in Westfalen, der von Richelieu 1635 Spanien erklärte Krieg, der «Restkrieg», noch lange weiter.

Selbst die Schweizer Eidgenossenschaft genoß nicht durchaus Frieden. Zwar galt sie seit 1499 als exemt vom Reich; zwar war sie, trotz zahlreicher Querelen zwischen katholischen und evangelischen Kantonen, nicht in das große dreißigjährige Gemetzel verwikkelt und bekam im Westfälischen Frieden die faktische Unabhängigkeit vom Deutschen Reich garantiert. Im Innern aber kehrte auch in der Schweiz keine wirkliche Beruhigung ein. 1653 wurde sie von einem ziemlich ausgebreiteten Bauernkrieg erfaßt, eine «schwere Herrschaftskrise», durch die diversen Obrigkeiten nur «mit harter Hand» (Press) zu überwinden. Und hatten die arg geschundenen Bauern erst «Obrigkeiten» getötet, töteten diese dann die Bauernführer: 35 Todesurteile.

Drei Jahre später aber, 1656, brachte der Erste Villmerger Krieg den katholischen Kantonen für ein halbes Jahrhundert ein gewisses Übergewicht über die Evangelischen, die 1712 den Zweiten Villmerger Krieg – u.a. gegen den Abt von St. Gallen und das Geld des Papstes – für sich entschieden. Und durch das ganze 18. Jahrhundert dauerten in der Schweiz die Unruhen, Bedrückungen, Aufstände fort. Noch 1765, 1766, 1770, 1781, 1794 kam es zu Erhebungen.

«Die schweizerischen Regierungen hatten im ungestörten Besitz der Herrschaft nie an die Bedürfnisse des Volkes und an zeitgemäße Veränderungen und Verbesserungen gedacht, vielmehr waren stets die Bitten und Beschwerden des Volkes mit Härte zurückgewiesen worden; als daher in Frankreich der Sturm der Revolution losbrach, zeigten die Schweizer keine Anhänglichkeit an ihre Obrigkeiten, sondern ließen große Neigung blicken, Frankreich nachzuahmen» (Pierer).[11]

England hatte an den Friedenskonferenzen in Münster und Osnabrück nicht teilgenommen. Man steckte noch in den Nachwirkungen des Bürgerkriegs sowie in anderen analogen «Säuberungsaktionen».

Der maßgebliche Mann, der eigentliche Herr des Inselreiches, wurde Oliver Cromwell (1599–1658), ein kleiner puritanischer Landadliger, der zum Reitergeneral der Parlamentstruppen, ja zum Lord Protector aufstieg, doch nicht König werden wollte – dabei hatte man für ihn gelegentlich sogar den Titel eines «Kaisers der britischen Inseln» erdacht. Cromwell, der sich und das englische Volk – ein auch hier lang weiterwirkender Wahn – für Gottes Auserwählte hielt und als gläubiger Bibelchrist selbstverständlich die Todesstrafe vertrat, stritt gegen König Karl I. zunächst im Parlament, dann in einem vierjährigen Bürgerkrieg (1642–1645). Und wie den König bekämpfte Cromwell, der Führer der «Independenten», der Puritaner, auch den Anglikanismus der High Church Karls und den Katholizismus. Nach Art seiner Sektierer führte er, zumal im Krieg, und der war üblich, häufig fromme Bibelsprüche im Mund und verband gern Greueltaten mit ihnen. Ganz dem Glauben an die göttliche Vorsehung ergeben, empfand er sich, wie etwa im Herbst 1645 bei Erstürmung des festen Schlosses Basing House, als Streiter des Allerhöchsten wider die Mächte der Finsternis, zitierte aus den Psalmen und ließ nahezu ein Dutzend Priester erschlagen oder aufhängen und hundert Verteidiger des Schlosses hinmorden. «You must remember what they were: they were most of them Papists; therefore our muskets and our swords did show but little compassion.»

Cromwell maß dem päpstlichen Protest gegen den Westfälischen Frieden «enorme Bedeutung» bei. Sahen die tonangebenden Männer des revolutionären Regimes den Katholizismus doch gar nicht so falsch als prinzipiell friedensunfähig an, glaubte man in England ja überhaupt an eine von der Kurie gesteuerte Anti-Protestanten-Bewegung und hielt das päpstliche Veto als ein Zeichen dafür, «daß die Katholiken den Plan einer völligen Vernichtung des Protestantismus noch nicht aufgegeben hätten» (Asch).

Entsprechend ging man gegen sie vor.

Nachdem man den Bürgerkrieg beendet und König Karl I. (1625–1649), den Gatten der Prinzessin Henriette Maria, der katholischen Tochter Heinrichs IV. von Frankreich, durch das «Rumpfparlament» als «Tyrann, Verräter, Mörder und Feind des Gemeinwesens» verurteilt und im Januar 1649 geköpft hatte, machte man England unter der Bezeichnung Commonwealth und unter Cromwells diktatorischer Regie de facto zur Republik (1649–1660). Regiert wurde zum Teil mit dem Raub aus beschlagnahmtem katholischem Besitz; anno 1650 über 62000 Pfund, wobei die Einnahmen aus 13 Bezirken noch fehlen. Im gleichen Jahr bestimmte ein Gesetz für das Denunzieren von Jesuiten oder Priestern und ihren Gastgebern dieselbe Belohnung wie für das Ergreifen von Räubern.

Seinerzeit eroberte man Schottland, seit 1603 durch Personalunion mit England verbunden, besonders aber das in sich zerrissene Irland in einem «brutalen Ausrottungskrieg» (Handbuch der Kirchengeschichte).

Die dortigen Katholiken, von verschiedenen europäischen Potentaten mit Geld unterstützt, von Papst Innozenz X. auch mit Waffen, hatten protestantische Ansiedler in Massen vertrieben oder erschlagen. Und nachdem Cromwell Mitte August 1649 in Dublin gelandet war, veranstaltete er in mehreren Städten wahre Blutbäder. In Drogheda, wo er allen sich Ergebenden Pardon versprochen, dann aber das Geschehen als Gottesgericht erklärte und alles niederzumetzeln befahl, kamen an die tausend Menschen bei der Peterskirche um, andere verbrannten im angezündeten Kirchturm oder endeten auf dem Dach ihr Leben. Ähnliche Greuel wiederholten sich bald in der Hafenstadt Wexford, wobei auch mehrere hundert zu Wasser

Fliehende mit den überfüllten Booten untergingen, für Cromwell wieder ein Akt göttlicher Gerechtigkeit.

Im Frühsommer 1650 verließ er den Krieg in Irland. Und kaum hatte er im September 1651 Karl II., den Sohn des geköpften Königs, bei Worcester besiegt, begann die Republik im nächsten Jahr den Krieg gegen die Niederlande, den Ersten Englisch-Niederländischen Seekrieg (1652–1654), im Kern ein Handelskonflikt, dem 1664 bis 1667 der Zweite Englisch-Niederländische Seekrieg, begleitet in London von der Beulenpest und dem «großen Feuer», und 1672 bis 1674 noch der Dritte Englisch-Niederländische Seekrieg folgte und Englands Vorherrschaft zur See.

Englands außenpolitisches Ziel in den 1650er Jahren war nicht eine Stabilisierung des Friedens, sondern seine Verhinderung. Und kaum hatte es den Krieg mit den Niederlanden im April 1654 beendet, trat es schon im Jahr darauf an der Seite Frankreichs in den französisch-spanischen Krieg ein. Auch der 1657 von dem Lordprotektor geschlossene Freundschaftspakt mit Frankreich sollte ja den französisch-spanischen Krieg verlängern. Er hatte bereits 1635 begonnen und, wie schon bemerkt, über das Jahr 1648 fortgedauert. Und da Spanien nicht nur Englands alter Gegner, sondern auch eine Hochburg des härtesten Katholizismus war, konnte Cromwell als Vollstrecker der «göttlichen Vorsehung», als «Werkzeug Gottes» agieren und Spanien «als Instrument des Antichristen im eschatologischen Endkampf» erscheinen lassen, Teil eines Kampfes zwischen «Licht und Finsternis». Dieser Haß- und Hetzsprache bediente sich sowohl der Politiker als auch der Befehlshaber seiner Truppen zu Land und zur See. So schrieb er im Juli 1655 an den Kommandanten des auf Jamaika stationierten Karibik-Geschwaders, «the Lord himself has a controversy with your enemies; even with that Roman Babylon of which the Spaniard is the great underpropper».

Als Cromwell 1658 stirbt, weinen ihm nicht viele nach: ein fanatischer Puritaner für die einen, der im Lande Shakespeares das Theater unterdrückt, ein militärischer Diktator für die andern, was sich ja nicht ausschließen muß. «In Wirklichkeit ist Cromwell ein patriotischer Engländer, der seine Landsleute als auserwähltes Volk und Gottes Augapfel betrachtet und sich bemüht, die Ordnung zu

erhalten und für die christliche Lebensführung zu sorgen» (Sierszyn).

Nach seinem Tod kommt es zu einem Restaurationsversuch der Stuarts (1660–1688), die ja auch die «christliche Lebensführung» propagieren. Der Sohn des liquidierten Königs, Karl II., kehrt von seiner Flucht aus Südholland zurück, stellt die Monarchie, die Anglikanische Kirche wieder her, verspricht allgemeine Amnestie und freie Religionsausübung. Doch tatsächlich werden nun wieder die Independenten, die Gegner der Anglikaner verfolgt, die Kerker füllen sich, viele Köpfe rollen, und noch Cromwells Knochen, ausgegraben und verhört, gelangen an den Galgen.[12]

Für wenig Frieden sorgte auch der Markgraf von Brandenburg Friedrich Wilhelm I., der «Große Kurfürst» (1640–1688), was ja schon der Beiname verrät.

Mit seinem christlichen Herrscherbewußtsein reformierter Provenienz weiß er ebenso soldatischen wie merkantilen Sinn zu verbinden, ausgesprochen expansives Handeln mit markanter innerstaatlicher Präsenz, entsprechendem Auftreten gegenüber seinen Untertanen, deren Abgaben er militärisch einzieht, wobei er die Bauern wieder zu Leibeigenen herabdrückt, gelegentlich auch vor rabiaten Einzelaktionen nicht zurückschreckt, wie der spektakulären Entführung des ostpreußischen Oberst Christian Ludwig von Kalckstein aus Warschau, den er 1672 hinrichten läßt. Seine sprunghafte, stets opportunistisch Partner preisgebende, mitunter die Fronten schroff wechselnde Politik, der er vor allem seine «Größe» verdankt, ließ schließlich vom «brandenburgischen Wechselfieber» sprechen.

Schon in früher Jugend im Feldlager Friedrich Heinrichs, des Prinzen von Oranien, für den Krieg herangedrillt, für den er sozusagen eine natürliche Begabung mitbringt, beginnt er noch in den letzten Jahren des dreißigjährigen Schlachtens mit dem Aufbau eines strikt auf ihn eingeschworenen stehenden Heeres, eines «miles perpetuus», unentbehrlich jetzt für jeden ambitionierten Regenten, der nicht schutzlos den Machtgelüsten Stärkerer ausgeliefert sein, der selber einen eigenen «Handlungsspielraum» haben will, übrigens auch mittels «großzügiger Bestechung» (Baumgart).

Die Beteiligung des Fürsten, der seine General-Kriegs-Kasse persönlich kontrolliert, am Ersten Nordischen Krieg, zunächst auf schwedischer, dann auf polnisch-österreichischer Seite, erbringt ihm 1660 im Frieden von Oliva die definitive Souveränität über sein Herzogtum (Ost-)Preußen, was den Weg Brandenburg-Preußens, der späteren Großmacht, ebenso einleitet wie den politischen Niedergang von Polen und Schweden, seinen Hauptgegnern im Ostseeraum. 1674 unterstützt Friedrich Wilhelm I. den Reichskrieg im Elsaß gegen Ludwig XIV., schlägt 1675 die mit diesem verbündeten, doppelt so starken Schweden bei Fehrbellin (nahe Potsdam), worauf er erstmals den Beinamen «Großer Kurfürst» erhält und «Preußens Gloria» von ferne winkt. Er erobert Vorpommern, verliert jedoch, vom Kaiser im Stich gelassen, praktisch alles Gewonnene im Frieden von St. Germain 1679 wieder an Schweden, geht deshalb zu Frankreich über und tritt zuletzt noch einmal bei den Kaiserlichen an, denen er, der Calvinist, 1686 gegen Zahlung von 150000 Reichstalern 7000 Mann zustellt. Zwischenzeitlich betreibt er die Schaffung einer Flotte, tätigt Ausgriffe nach Übersee, gründet Groß-Friedrichsburg im heutigen Ghana, die erste deutsche Niederlassung in Afrika, und erwirbt 1685 auch das damals dänische St. Thomas in der Karibik, einen Umschlagplatz für Sklavenhandel, seinerzeit schon fast eineinhalb Jahrhunderte in Schwang, auch von papalen Bullen sanktioniert (S. 14ff.). Und gewiß nicht nur vom Geist der Toleranz geprägt: Friedrich Wilhelms Aufnahme der 1685 durch Ludwig XIV. verjagten Hugenotten sowie der 1670 vom Kaiser aus Wien getriebenen Juden; sie alle sollten sich in Brandenburg-Preußen mit privilegiertem Status niederlassen, ihr bisheriges Gewerbe ausüben, steuerfrei bleiben und die kurfürstliche Wirtschaft ankurbeln.

Im politischen Testament des «Großen» ermuntert er seinen Nachfolger: «Stehet alle Zeit in guter Postur, damit Ihr Nachdruck habet». Und nicht ohne Grund sieht Friedrich «der Große» mit dem «Großen Kurfürsten» Preußens Aufstieg beginnen. Schon der Thronfolger Friedrich III. von Brandenburg krönt sich 1701 in Königsberg als Friedrich I. zum König in Preußen.[13]

Zu den Siegerstaaten des großen Krieges gehörte Schweden. Durch den Friedensschluß erhielt es Vorpommern samt Stettin, Rügen und, jenseits der Elbe, die Bistümer Bremen und Verden, wodurch sich Dänemark freilich eingeklammert fühlte. Weder außenpolitisch noch im Innern brachte der berühmte Friede den Dänen Frieden. Innenpolitisch bestand die Leibeigenschaft der Bauern durch das ganze Jahrhundert fort, herrschten strenge Gesetze gegen den «Papismus», dessen Priestern, besonders den Jesuiten, der Aufenthalt bei Todesstrafe verboten war. Und außenpolitisch folgte dem Frieden von 1648 für Dänemark eine Reihe von Kriegen, vor allem mit Schweden. Der erste dieser Kriege begann 1657, wobei Dänemark so reiche und bedeutende Gebiete wie Scania, Halland und Blekinge verlor. Schon im nächsten Jahr folgte der nächste Krieg, 1675 bis 1679 ein weiterer Krieg, ebenfalls 1700 einer und 1709 bis 1720.

Schweden brach zum Ausbau seines Imperiums, seiner Stellung an der baltischen Küste, 1655 bis 1660 den Ersten Nordischen Krieg vom Zaun, einen Eroberungskrieg gegen Polen. Kaum hatte Königin Christine, Gustav Adolfs Tochter, 1654 abgedankt, fiel ihr Vetter und Nachfolger Karl X. Gustav Wasa, der Pfalzgraf von Zweibrücken aus dem Hause Wittelsbach, im folgenden Jahr in Polen ein, siegte bei Warschau, nahm Krakau, Thorn, Elbing, wurde aber 1659 auf der dänischen Insel Fünen von Polens Alliierten (Rußland, Österreich, den Generalstaaten und Dänemark) geschlagen und nur durch Frankreichs Vermittlung 1660 beim Frieden von Oliva gerettet, freilich ohne seine überdies nur kurze Großmachtstellung wahren zu können. Und als Schweden 1675, gedrängt von Frankreich, den Krieg in Norddeutschland fortsetzt, verdankt es sein leidliches Abschneiden 1679 im Frieden von Saint-Germain wieder den Franzosen. 1700 bis 1721 kommt es zum Zweiten oder Großen, dem eigentlichen Nordischen Krieg, der mit dem Überfall sächsischer Truppen auf Riga beginnt, mit dem Zusammenbruch Schwedens als Großmacht endet und die Kräfteverhältnisse im Ostseeraum völlig verändert.[14]

Polen, das durch die laufende Schwächung seines Königtums allmählich zur Adelsrepublik, das politisch immer mehr zerrissen, ja

um die Mitte des Jahrhunderts bereits Objekt von Teilungsplänen geworden war, taumelte in anarchische Zustände. Während des Dreißigjährigen Krieges von den Schweden, seinen gefährlichsten Feinden, von den Russen, den Türken bekämpft, dauerte dort nach dem Westfälischen Frieden das Morden in den zwanzigjährigen «Kriegen der blutigen Sintflut» nicht nur ungeschwächt, sondern verstärkt fort, operierten in und um Polen wieder schwedische, russische, kosakische Streitkräfte, ebenso die Soldateska Siebenbürgens und Brandenburgs. Es kam zu jahrelangen Invasionen, Okkupationen, Aufständen, zu beinah beispiellosen Verheerungen. Ja, die Polen, die mit ihrer «grande armée en miniature», wiewohl numerisch erschreckend unterlegen, durchaus manche Schlacht gewannen und dann sagenhaft verklärten, erlitten in den «Kriegen der blutigen Sintflut» ,das größte Fiasko ihrer Geschichte überhaupt, «eine Katastrophe, die noch furchtbarer war als der Dreißigjährige Krieg im Heiligen Römischen Reich.» Hatten doch die polnischen Kernländer Großpolen, Kujawien, Masowien, Podlachien und Kleinpolen «mit Sicherheit mehr als die Hälfte aller Einwohner verloren». Hatte doch eine kaum dreijährige Kriegführung der Schweden, Brandenburger und Siebenbürger zwischen 1655 und 1657 «mehr Schaden angerichtet als dreißig Jahre Krieg in den meisten Ländern des Heiligen Römischen Reiches» (Roos).

Masowiens Einwohnerzahl war zwischen 1654 und 1661 von rund 578000 auf ca. 212000, die Einwohnerzahl Podlachiens von etwa 232000 auf 61000 gesunken. In dem wolhynischen Kreis Krzemieniec, in dem es 1629 noch 204000 Menschen gab, lebten 1661 höchstens noch 8000. Wolhynien war fast ganz entvölkert, ebenso Podolien, ebenso Polnisch-Livland, ehemalige Hauptkriegsschauplätze.

Freilich sind nicht die zweifellos enormen militärischen Verluste die Hauptursache der Entvölkerung gewesen. Vielmehr ging diese zu Lasten der Pest, der Hungersnöte inmitten der «Kornkammer Europas», der ungezählten durch die Tataren in die Sklaverei Verkauften, zu Lasten auch des Geburtenausfalls, der verfrühten Sterblichkeit, Folgeerscheinungen des Krieges; zu Lasten auch der religiösen Greuel, der Massenschlächtereien, die Kosaken und russische

Verbände an den römisch-katholischen Bewohnern Ostpolens, auch an Geistlichen, an Bischöfen begingen, Opfer des Religionshasses, auf mindestens mehr als 400000 geschätzt. Dazu kommen allein zwischen 1648 und 1655 etwa 180000 ermordete oder geflohene Juden, kommen ganze jüdische Gemeinden, die man ausgerottet hat, wie 1656 die der Stadt Łęczyca. Ist es doch bemerkenswert, daß man die Einfälle, die Exzesse der Kosaken, der Russen als «orthodoxen Krieg», die der Schweden, Siebenbürger, Brandenburger (die einst in Posen siebzehn Kirchen auf einmal in Flammen gelegt) als «evangelischen Glaubenskrieg» erklärt hat. Doch richteten gelegentlich auch Polen unter der eigenen Bevölkerung Blutbäder an, vor allem um Dissidenten abzustrafen, mutmaßliche Kollaborateure.

Polen hatte seinerzeit riesige Gebiete verloren, mehrere zehntausend Dörfer samt ihren Schlössern, Schulen, Kirchen waren zerstört, Städte oft noch verhängnisvoller getroffen, die überlebenden Menschen meist völlig verarmt.[15]

Lange Kriege führte man damals auch im Süden, im Donauraum, mit den «Ungläubigen».

Konstantinopel (Byzanz), seit 1453 Mittelpunkt des Osmanischen Reiches, war zuletzt bis 1639 durch den Persischen Krieg gebunden und kämpfte bis Mitte der vierziger Jahre gegen keine europäische Macht. Deshalb waren die Türken auch bei den Friedensgesprächen in Osnabrück wie in Münster nicht vertreten.

1645 aber brach der Krieg zwischen ihnen und Venedig um den Besitz von Kreta aus, ein ein Vierteljahrhundert währendes, zeitweise aufs höchste angespanntes Ringen, von Byron die «Ilias Venedigs» genannt. Eine unablässige Folge von See- und Landschlachten, Verwüstungen, Waffengängen um Forts, Festungen, bewehrte Plätze, wobei von Anfang an besonders das Papsttum den Konflikt gefördert hat. Immer wieder schickte Innozenz X. (1644–1655) Geld, nicht vergessend, darauf hinzuweisen, auch andere unterstützen zu müssen, die Iren beispielsweise, den Polenkönig, ja, daß er Monat um Monat 40000 Scudi für Soldaten zahle. Der Heilige Vater lieferte den Venezianern Munition, Hilfstruppen, erlaubte ihnen

deren Aushebung auch auf kirchlichem Gebiet, hetzte sowohl die Kosaken wie den Schah von Persien wider den verhaßten Feind und begrüßte noch das dann doch wieder fallengelassene Projekt, «aus sämtlichen Franziskanerklöstern (!) Kreuzfahrer für Venedigs Krieg aufzubringen.»

Natürlich engagierten sich dafür auch die folgenden Päpste. Selbst der todkranke Alexander VII. (1655–1667) appellierte an die europäischen Mächte um Beistand gegen die Türken, rief dazu den Kaiser ebenso wie Ludwig XIV. auf, alarmierte Polen, Savoyen, Bayern, die geistlichen Kurfürsten. Alexander bewilligte päpstliche Galeeren zum Einsatz und päpstliches Geld. Beides schickte auch Klemens IX. (1667–1669), erhöhte letzteres noch, erlaubte den Venezianern zudem die Aushebung von Truppen im Kirchenstaat, auch das Erheben eines Zehnten von allen Kirchengütern im Venezianischen, ja gestattete deren Verkauf für den Krieg.

Sogar die einander doch selbst so attackierenden abendländischen Christusfreunde vergaßen den Kampf der Lagunenstadt nicht ganz. Hilfe und Helfer kamen nach Kreta, Ritter, Soldaten, Hunderttausende von Dukaten aus Frankreich, Deutschland, Italien, kaiserliche Söldner kamen, päpstliche Kriegsschiffe, französische Adelsfähnlein, Freiwillige aus Schweden, deutsche Malteser, ein Regiment des Großherzogs von Toskana. Die Herzöge von Braunschweig und Lüneburg, vom Papst durch «Gnadenerweise» angereizt, schickten 3300 ihrer besten Haudegen, die Franzosen gar 6000 Mann, 42 Segelschiffe und 18 Galeeren, wofür man in Rom allerdings einen anrüchigen Herzog zum Kardinal machen mußte. Die Bischöfe von Salzburg, Köln, von Paderborn und Trier lieferten Pulver, und das Kloster Fulda wollte gleichfalls nicht zurückstehn.

Schließlich endete die Tragödie freilich mit dem Fall von Kandia, Kretas Hauptstadt (heute Iraklion), in einem Labyrinth von Festungswerken liegend und in den letzten Jahren besonders umkämpft, besonders ruiniert, kein Gebäude mehr ganz, kein Gotteshaus, alles von Geschützfeuer zerrissen, von Minen unterwühlt, mit Leichen übersät, Verwundeten und Krüppeln. Am 6. September 1669 kapitulierte Kandia unter erstaunlich großzügigen Bedingungen der osmanischen Sieger, deren Ordnung und Stille im Lager die

Geschlagenen tief beeindruckt hat. Alles bekam freien Abzug, etwa sechstausend Soldaten (nebst sämtlichem Kriegszubehör) und viertausend Bewohner, alles ging, «bis auf zwei Griechenmönche, ein Weib und drei Juden».

Und zurück blieben Einbußen gewaltigen Ausmaßes. «Man hat die militärischen Handlungen während der Belagerung mit mehr als sechzig Stürmen und achtzig Ausfällen und an die anderthalbtausend Minensprengungen und die militärischen Verluste mit dreißigtausend abendländischen und viermal soviel türkischen Toten berechnet. Als Gesamtkriegskosten haben im Jahre 1683 die Venezianer dem Papste die ungeheure Summe von hundertfünfzig Millionen Dukaten angegeben» (Kretschmayr).

Seit dem Erstarken der Osmanen Mitte des 17. Jahrhunderts setzten 1663 auch die Türkenkriege gegen Habsburg wieder ein, die letzten großen Vorstöße des Halbmonds auf Europa.

Die Wiener Hofburg hatte nach Beendigung des «Langen Türkenkrieges» im November 1606 immer wieder über die Weitergeltung des Friedens verhandelt, bis 1649, und diesen auch jetzt wieder verlängert. Offensichtlich wollte Wien so kurz nach dem Dreißigjährigen Krieg weder die Schweden, die «eretici», aus Deutschland vertreiben, wie der Papst wünschte, noch einen neuen Krieg gegen die Türken beginnen, zumal der vermutlich ebenfalls lang und schwer geworden wäre. Man war nicht nur finanziell, war überhaupt erschöpft und fürchtete überdies den Druck Frankreichs, die stete Zunahme seines Einflusses.

Trotzdem gab es politische Gruppierungen, die noch in den letzten Jahren des Dreißigjährigen Krieges zu einem Krieg gegen die Osmanen drängten, ihn schon vorzubereiten suchten, im königlichen Ungarn ebenso wie im Fürstentum Siebenbürgen (die beide zum Jahrhundertende im Frieden von Karlowitz mit dem größten Teil Slawoniens und Kroatiens an Österreich fallen, das damit Großmacht wird). Auch Kurfürst Maximilian von Bayern schaltete sich 1646 demgemäß ein und schrieb an den Kaiser, «dieser Krieg würde zur Befreiung ganz Ungarns führen und Ferdinand III. dementsprechend viel gewinnen.»

Doch der Sieg am 1. August 1664 bei St. Gotthard an der Raab

mit Hilfe des Reiches und der Rheinbundstaaten trägt Österreich einen weiteren Waffenstillstand ein, danach freilich, im Sommer 1683, mit 200 000 Mann auch die zweite Türkenbelagerung Wiens. Sie führt zur Schlacht am Kahlenberg, in ihrer «Tragweite» nicht selten verglichen mit dem Triumph Karl Martells 732 über die Araber bei Tours und Poitiers (IV 304), womit der Angriffskrieg gegen die Hohe Pforte eröffnet war, eine immer mehr ausufernde Expansionspolitik Österreichs, bei der es 1684 zur Heiligen Liga zwischen Kaiser Leopold I., Polen, Venedig und dem elften Innozenz kommt.[16]

Vor allem dieser Papst (1676–1689) war es, der unentwegt zur Bekämpfung der Türken trieb.

Seit seiner Jugend ersehnte er eine militärische Karriere und den Krieg gegen den «Erbfeind», wobei er mitstreiten, notfalls auch fallen wollte. Schon als Kardinal soll er den enormen Betrag von 90 000 Goldgulden (aurei) für den guten Zweck gespendet haben. Und vom Beginn seines Pontifikates an schmiedete er Kreuzzugspläne, suchte er die christlichen Fürsten zu einer umfassenden Offensive gegen das Osmanenreich, einer Eroberung Konstantinopels zu bringen. Perser, Russen, Polen und der Kaiser sollten zu Land, Malta, Florenz, Genua, Frankreich und der Heilige Stuhl zu Wasser angreifen. Über nichts schien der Stellvertreter Christi länger und lieber zu sprechen, begeisterter, alles schien sich bei ihm um den Kampf wider die «Ungläubigen» zu drehn. Und in der Tat, es war sein eigentliches Lebens-, sein Regierungsprogramm. «Weitere politische Ziele kannte der Papst nicht» (von Pastor). Friede unter den Christen, Ausbreitung des Glaubens und den Türkenkrieg propagierte er 1678 geradezu als «das Heilmittel für Europa». (Und heute – hinter den Fassaden?)

Seit 1677 arbeitete die kuriale Diplomatie pausenlos an einer großen Offensivallianz von Persien bis zu den Pyrenäen gegen den «Erbfeind der Christenheit». Jahr für Jahr predigte der Papst Frieden, um seinen Krieg zu bekommen. Er beschwor deshalb die katholischen Großmächte, er offerierte kirchliche Gnaden, er betete, weinte, nahm 1678 in der Pfingstwoche an einer dreimaligen «Friedensprozession» teil und unterstützte vor allem in Polen und am Wiener Hof die Scharfmacher. Am 25. Februar 1679 entschied sich

der Reichstag zu Grodno für den Türkenkrieg, darunter die Bischöfe zustimmend ohne Ausnahme, ja, einige Oberhirten boten gleich die Hälfte ihrer Einnahmen als Kriegsbeisteuer an. Der Heilige Vater aber schloß im März 1679 eine Rede im Konsistorium mit der Erwartung, «daß jetzt der Türkenkrieg beginnen werde», für den er übrigens in all diesen und den folgenden Jahren immer wieder großzügig Gelder springen, gelegentlich auch Kardinäle für die gute Sache tiefer in die Tasche greifen ließ, den Klerus, die Gläubigen überhaupt.

Nachdem Innozenz, trotz seiner Kriegstreiberei zeitweise «Tag und Nacht», mit einer Offensivliga gescheitert war, erstrebte er mit demselben Fanatismus wenigstens eine «Defensivliga», einen konzentrischen Angriff aller Christen, warb dafür bei den Fürsten, glaubte in weniger als drei Feldzügen bis Konstantinopel zu gelangen und konnte sich dort bereits Ludwig XIV. als gekrönten Kaiser vorstellen.[17]

Zur Zeit des «Sonnenkönigs»

Nun neigte freilich gerade der Allerchristlichste König den «Ungläubigen», den «Erbfeinden», kaum weniger zu als den rechtgläubigen Heiligen Vätern. Wollte Ludwig XIV. (1638–1715) doch nicht nur jede Allianz wider die Türken hintertreiben oder zumindest erschweren, sondern deren Angriffswut gegen Österreich gar noch steigern, wenn ihm auch die Rücksicht auf die türkenfeindliche Christenheit eine mehr oder weniger verschleierte protürkische Politik aufzwang. Doch soll selbst für Papst Innozenz noch 1685 der französische König, trotz all seiner Täuschungen, Tücken, Hinhaltetaktiken, der einzige christliche Fürst gewesen sein, vor dem er Achtung hegte, und natürlich nur, weil er ihn allein für fähig hielt, den «Erbfeind» zu Boden zu werfen.

Schließlich führte der in ganz Europa bewunderte «Sonnenkönig», der seit Mazarins Tod 1661, dreiundzwanzigjährig, die Regierung selber leitete, der Spaniens Unterwerfung, Frankreichs Aus-

dehnung bis zum Rhein und das Kaisertum erstrebte, einen brutalen Krieg nach dem andern. Zunächst vor allem gegen kleine Nachbarn, gegen Genua, die Niederlande, die zudem keine Monarchien waren. 1667 zettelt er kraft fragwürdiger Erbansprüche den Devolutionskrieg, einen Blitzkrieg an, bei dem er in Flandern einfällt, um die Spanischen Niederlande zu annektieren; gestoppt durch eine Koalition, muß er sich jedoch mit dem Gewinn einiger Städte und Grenzfestungen im Süden bescheiden. 1670 marschiert er in Lothringen ein, das er fast drei Jahrzehnte lang besetzt. 1672 attackiert er mit 120000 Mann die nördlichen Niederlande, ein reiner Eroberungskrieg, den der Aggressor aber – nicht seine einzige derartige Heuchelei – als heiligen Krieg zur Wiederherstellung des Katholizismus ausgibt, so daß der getäuschte Pontifex in Rom mit Lobbreven und Dankgottesdiensten reagiert; nur durch das Öffnen der Deiche behauptet sich das heimgesuchte Land, jedenfalls dessen Kernstück um Amsterdam, gegen die französische Übermacht.

1676 kämpft Frankreichs Flotte für die antispanische Erhebung in Sizilien, 1684 beschießt sie Genua. Seit 1679 raubt der König im Elsaß, in Lothringen rund 600 Städte und Dörfer, darunter 1681 Straßburg, von französischen Sondergerichtshöfen («Reunionskammern») aufgrund unsicherer Vindikationen Frankreich zuerkannt. 1684 okkupiert Ludwig Luxemburg und Trier. Von 1688 bis 1697 führt er den Pfälzischen Erbfolgekrieg unter Berufung auf rechtlich unbegründete Besitzforderungen. Dabei wird die Pfalz verheert, die Taktik der verbrannten Erde praktiziert, ein Ort nach dem anderen niedergebrannt, u.a. Worms in Trümmer gelegt, auch sein Dom, ebenso Speyer samt dessen Dom (und erst im späteren 18. Jahrhundert wieder errichtet, doch noch im selben abermals demoliert und zu einem Heumagazin gemacht); auch Heidelberg wird gleich zweimal, 1689 und 1693, zerstört. Endlich kommt es noch zum Spanischen Erbfolgekrieg (1701–1714), den man auch in Übersee austrägt, wobei Ludwig XIV. nach dem Tod des letzten spanischen Habsburgers das spanische Erbe gegen Kaiser Leopold I. für seinen Enkel Philipp von Anjou beansprucht – einer «der blutigsten Staatenkonflikte im frühneuzeitlichen Europa» (Kampmann).

Der König hatte den Militärapparat enorm ausgebaut, hatte eine

ganze Militärindustrie geschaffen, auf entsprechende Verwaltungseinrichtungen und Kriegsschulen ebenso bedacht wie auf Nachschub, Heeresdisziplin oder kriegslüsterne Marschälle, und all dies und mehr wird beispielhaft für das staunende Europa.[18]

Auch innenpolitisch wurde Frankreich seinerzeit von Unruhen erschüttert. So kam es noch während Ludwigs Minderjährigkeit zur Fronde (1648–1653), einer politischen, vom Hochadel ausgehenden Bewegung gegen den Absolutismus Kardinal Mazarins, zu einer Erhebung des Parlaments, der Prinzen, einem Volksaufstand in Paris, zu Mazarins Flucht und vorübergehendem Exil in Kurköln, schließlich zum sogenannten Condé-Krieg (1651–1653) mit beträchtlichen Verwüstungen sowie katastrophalen Preissteigerungen, Hungersnöten, Seuchen im Gefolge.

Auch die Religion sorgte wieder für Vermehrung des Elends, da der König eine Kirche unter seiner Führung mit möglichst großer Selbständigkeit gegenüber Rom begehrte (Gallikanismus) und überhaupt auf religiöse Einheit des Landes drang, das heißt alles scharf verfolgte, was diese zu gefährden schien, wie Jansenisten, Quietisten, besonders aber Protestanten, mit deren Glaubensbrüdern im Ausland er doch Bündnisse unterhielt.

In Frankreich, wo die Reformation, die «lutherische Seuche», zunächst und zumal auf dem Land, nicht sehr erfolgreich war, besteht immerhin seit Mitte des 16. Jahrhunderts im ganzen Königreich ein Netz organisierter Gemeinden, beinah ein Staat im Staat, und fast selbstverständlich geht jetzt der auf Einheit insistierende Potentat («un roi, une loi, une foi») gegen sie vor, beginnt er mit der rigorosen Unterdrückung der Minorität. Er verbietet den Evangelischen an allen Orten, für die sie keine ausdrückliche Erlaubnis haben, die Predigt, verbietet ihnen den Vorsitz bei Ständeversammlungen, bei Magistraten, verbietet ihnen Ehen mit Katholiken sowie jedwede Schmähung gegen den Katholizismus. Und natürlich untersagt man jedem Katholiken bei Strafe der Verbannung den Übertritt zur «angeblich reformierten Religion».

Allein zwischen 1665 und 1685 erscheinen 22 Erlasse des Königs und 28 des Staatsrats gegen die Protestanten. In einigen Provinzen sterben diese gänzlich aus, in anderen kommt es zu blutigen Empö-

rungen, 1683 in der Dauphiné, 1685 in Nîmes. Damals dekretierte der Monarch: «So sehen Wir nun mit dem gerechten Dank, den Wir Gott schulden, daß Unsere Sorgen das vorgesteckte Ziel erreicht haben, da der bessere und größere Teil Unserer Untertanen von der angeblich reformierten Religion wieder die katholische angenommen hat. Und infolgedessen wollen Wir und gefällt es Uns, daß alle Tempel derer von der besagten angeblich reformierten Religion unverzüglich zerstört werden.» Hunderte von hugenottischen Kirchen wurden niedergerissen.

Seit dem Edikt von Nantes (1598) besaßen die Neugläubigen zwar eine freilich schon wiederholt mehr oder weniger begrenzte Religionsfreiheit. Doch mit dem Edikt von Fontainebleau (1685) wird das Edikt von Nantes aufgehoben, ebenso jede frühere Begünstigung. Hugenotten wandern in alle Himmelsrichtungen; sie fliehen nach Holland, nach Brandenburg, ja bis Südafrika, auch ökonomisch ein schwerer Verlust. «Die Aufhebung des Edikts von Nantes», schreibt Saint-Simon, «beraubte Frankreich eines Viertels seiner Bevölkerung, ruinierte seinen Handel und schwächte es in jeder Beziehung, indem man das Land der Plünderung durch die Soldateska auslieferte und Folterungen und Hinrichtungen billigte, denen zahllose Unschuldige beiderlei Geschlechts zum Opfer fielen. Viele Familienbande wurden zerrissen, Verwandte kämpften gegen Verwandte und rotteten einander aus. Die Folge war, daß viele unsrer Fabriken ins Ausland verlegt wurden, daß fremde Staaten auf unsere Kosten aufblühten und reich wurden, daß man dort neue Städte gründete, und dies alles, weil ein Teil des französischen Volkes, geächtet, nackt und heimatlos, ohne Schuld in die Fremde floh ...»

Noch zwischen 1699 und 1704 werden 466 ihrer Dörfer öffentlich eingeäschert und Protestanten erst hundert Jahre später, unmittelbar vor der Französischen Revolution, wieder in Frankreich förmlich zugelassen. Erst ein Gesetz Ludwigs XVI., des 1793 in Paris Enthaupteten, erklärt im November 1787 die Gleichberechtigung von Katholiken und Protestanten.[19]

Mehr eingeprägt als das Elend hat sich der Glanz, der mit Ludwigs XIV. Namen und Epoche verbunden, der ungeheure Reich-

tum, der durch ihn und seine Trabanten so aufreizend augenfällig zur Schau gestellt und verschleudert worden ist; repräsentativ dafür der neue Regierungssitz in Versailles anstelle des kleinen väterlichen Jagdschlosses in jahrzehntelanger Bauwut aus dem Boden gestampft – wobei Madame de Sevigné 1678 von «der übermäßigen Sterblichkeit der Arbeiter» berichtet, «deren man jede Nacht Karrenladungen voll Toter fortführt». Sie fügt hinzu, man halte «diesen traurigen Zug geheim, um die Bauhütten nicht zu erschrecken».

Viele Tausende von Menschen bewohnten das Schloß, viele Tausende bedienten, viele Tausende bewachten sie. Das Zeremoniell, die Etikette triumphieren, Gepränge und Genuß, der schöne Schein. Für Kardinal Maldacchini «ein Schlaraffenland», für den Herzog von Palestrina «ein wahres Bordell», während nun Egon Friedell von Theater, einer «aufgebauschten Talmigröße» spricht, «hinter der sich nichts als blinde Gier und Selbstsucht verbirgt».

Immerhin strömte jetzt der Adel aus ganz Europa hierher wie vordem nach Italien, nach Rom, nach Florenz, um Anteil zu nehmen an der Höhe der Zeit und wenigstens einen Abglanz, einen vergleichweise armseligen Schatten davon in die heimatlichen Gefilde zu tragen; alle Pracht, alle Großtuerei des grandiosen Franzosen suchte man nachzuahmen, suchte selber, wie reduziert auch immer, das «l'etat c'est moi» zu figurieren.

Versailles machte Schule, und wer in seine Schule ging, machte Schulden, wie jenes selbst. Doch zurückgekehrt auf ihre «Territorien», so nannte man sie wirklich, spielten die Bezauberten den Sonnenkönig nach, den frivolen Hofton, die galanten Sitten, die Allüren, spielten sie sich auf, erließen Verfügungen wie «Wir, Freiherr von etc. ..., urkunden und bekennen hiermit, daß nachdem uns gnädigst vorgetragen worden ...» etc. Sie fühlten sich, sie wollten anderen dies zeigen, und waren ihre «Staaten», so nannte man sie ganz im Ernst, auch noch so klein, so winzig, höhnt Eduard Vehse in seiner vielbändigen «Geschichte der kleinen deutschen Höfe», daß oft ein Hirsch (man glaubt an Büchners «Leonce und Lena» sich erinnert), mit ein paar kräftigen Sätzen darüber wegsprang. Beim fränkischen Gelnhausen soll man so innerhalb von sechs Stunden das Gebiet zweier Fürsten, mehrerer Grafen, eines Erzbischofs, eines Abts so-

wie einer Reichsstadt und freien Reichsritterschaft kennengelernt haben.[20]

Selbst kleine «Souveräne» hielten sich oft einen Hof, mit Hofstaat, mit den Titeln, Ambitionen großer Höfe, den Manieren, den so aberwitzig ungezählten Rang-, den Würdeunterscheidungen und dem jahrhundertelangen gravitätisch hitzigen Gezänk darum. Sie hatten ihre Hofmarschälle, Hofräte, Hofkavaliere, Hofdamen, ihre Mätressen en titre, ihre Marställe und Hundemeuten, ihre französischen Köche, ihre Wachtparaden; sie verhängten Strafen «allergnädigst» und Steuern «allerhuldreichst». Als Friedrich «der Große» einmal bei dem Reichsfreiherrn von Grote im Harz vorbeikam, begrüßte dieser den König: «Ich freue mich, Ew. Majestät auf meinem Territorio zu sehen», worauf Friedrich sarkastisch lächelte: «Voilà deux souverains, qui se rencontrent.»

Es gab statusmäßig keinen Unterschied zwischen katholischen und protestantischen, zwischen staatlichen und kirchlichen Höfen, sieht man davon ab, daß diese oft aufwendiger, üppiger waren als jene und daß die Geistlichen mehr, noch mehr tranken, was, wenn nicht standes-, so doch traditionsbedingt scheint.

Gewiß waren nicht alle so pokalfroh, so Bacchus beziehungsweise dem Abendmahlswein zugeneigt und liebten es auch noch, wie seinerzeit der Bischof Lüttichs aus dem Hause Bayern, «bis zum lichten Morgen zu banquetiren.» Um aber, wie stets, der Wahrheit die Ehre zu geben, sei an den Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn erinnert (1647–1673), Erzbischof von Mainz und Bischof von Würzburg und «der Weise» zubenannt, der «regelmäßig», wie Marschall von Grammont bezeugt, von zwölf Uhr mittags bis sechs Uhr abends (vermutlich lauter Arbeitsessen) sich zur langen Tafel mit 30 Gedecken setzte. Doch trinkt dann der Kirchenfürst, wie der Marschall betont, «aus seinem Glase nie mehr als ein Schlückchen von drei Finger Breite. Aber er trinkt vorerst auf die Gesundheit aller Gäste, sodann nimmt er die Abwesenden vor, was eine Vermehrung der Schlückchen von anderweiten vierzig in sich begreift. Wenn der Herr aufsteht, hat er solchergestalt nie weniger als sechs Kannen getrunken, aber ohne aus seiner gelassenen Fassung nur im Geringsten zu kommen und ohne dem Schein seiner angenommenen und dem

Charakter der erzbischöflichen Würde zukommenden Ehrbarkeit irgend etwas zu vergeben.» (Vgl. bes. IV 269 f.!)[21]

Wie gesagt, so mäßig tranken nicht alle hohen Hirten dieser kriegsverseuchten Zeit. Doch arm, wie sie nach ihrem Jesus ja wohl alle sein sollten, der größte Teil ihres Anhangs auch war, arm waren sie alle nicht.

Blicken wir pars pro toto nach Salzburg.

Der dortige Erzbischof Graf Paris von Lodron (1619–1653) hatte nicht nur die Festungen der Stadt errichtet, sondern auch einen prächtigen Palast, wo er glänzend Hof hielt, hatte auch schöne Lusthäuser zu Mirabell, zu Hellbronn, wo er gern jagte, fischte, den «köstlichen Garten» genoß, «künstliche feine Wasserspiele», vor allem aber «ein wunderkünstliches, aus Steinen gehauenes Theatrum» (doch Kultur, nicht unser Thema, wurde im Barockzeitalter zwar hochgeschätzt, war indes, wie immer, nur der eindrucksvolle Schein über Barbarei und Not). Seiner Familie schenkte der Prälat einen Besitz nach dem andern, und während er durch den gesamten großen Krieg satt und sicher in seinen Bergen saß, starben «in den Ebenen Deutschlands die Menschen zu Tausenden vor Hunger» (Vehse).[22]

Auch der Nachfolger Lodrons, Erzbischof Graf Guidobald von Thun (1654–1668), war nicht von armen Eltern. So spendierte er bei einem Besuch Kaiser Leopolds 1665 in Tirol jedem aus dessen 2000 Personen starkem Gefolge eine Gedenkmünze von einem Doppeldukaten, den Höhergestellten schwere goldne Ketten, der Monarch selbst erhielt Pretiosen im Wert von 50000 Talern. Und für einen geplanten zweiten Besuch im folgenden Jahr, um den sich von Thun 1666 persönlich, doch vergebens in Wien bemühte, traf er Anstalten von ganz ähnlich generösem Umfang.

Es war übrigens dieser Salzburger Kardinal, unter dem die grausame Verfolgung der Protestanten begann. Und es war sein Nachfolger, Max Gandolph Reichsgraf Khüenburg (1668–1687), der 1671 nicht weniger als 97 Hexen verbrennen ließ. (Rom zeichnete auch ihn mit dem Kardinalshut aus.) Sein Nachfolger wiederum, Johann Ernst Graf Thun (1687–1709), bot anläßlich einer erneuten allerhöchsten Durchreise alles auf, was man zu bieten hatte,

Triumphpforten, sechsspännige Kutschen, Wein sprudelte aus dem Boden, und von oben regnete es goldene und silberne Münzen. Und dies, wie die «Frankfurter Relationen» überliefern, «folgenden Tags continuiret», tausend Kanonenschüsse, nach und nach gelöst, «auch anderes Geschütz ... vielmalen losgebrennet», natürlich Hochamt dazu samt Te Deum und zwischenrein, «wegen Kürze der Zeit», schnell allerlei «unterschiedliche Thier» zu Tod gehetzt, Bären, wilde Schweine, Dachse, Füchse, Hasen, Hirsche, Gemsen, «ein wilder Ochs» etc. – «alles, was sich regt und lebt, sei eure Speise»! Und dann wieder, zurück im fackelglitzernden Schloß und animiert durch hundert Musikanten, «die Gesundheiten getrunken» ...

Der Nachfolger dieses Kirchenfürsten, Franz Anton Graf von Harrach (1709–1727), stattete den von Lodron erbauten erzbischöflichen Palast zu Salzburg «mit wahrhaft königlichem Glanze aus ... Die 73 Zimmer, die er außer den Sälen und Gallerien enthielt, wurden sämmtlich mit den reichsten Möbeln nach Versailler Vorbild versehen, man sah hier die herrlichsten Plafondgemälde, altes Porzellain von der seltensten Schönheit, Lustres und Girandolen von massivem Silber und Bergcristall, Marmortische mit Gold ausgelegt und andere Geräthschaften von unermeßlichem Werthe. Die Ställe bei dem erzbischöflichen Schlosse übertrafen noch an Pracht die von Versailles. Ganz besonders prächtig aber war *die große Reitbahn Harrach's*, wo Caroussels und wilde Thierkämpfe gegeben wurden: sie enthielt drei Logenreihen für die Zuschauer. Die Sommerresidenz Mirabell ward ganz neu gebaut und in gleicher Pracht und Herrlichkeit wie die Winterresidenz in der Stadt ausgestattet» (Vehse).[23]

Natürlich wahrten die geistlichen Herren auch ihr Jus armorum, hielten sie sich ihr Kriegsvolk.

Der Würzburger Bischof Johann Philipp Freiherr von Greiffenklau zu Volraths (1699–1719) hatte so nicht nur einen Oberhofmarschall und Oberkammerherrn, eine Menge weiterer Kammerherrn – es gab Höfe mit Hunderten, mit «Wolken» von Kammerherren –, hatte nicht nur einen Oberstallmeister und Oberjägermeister, acht Edelknaben aus Frankens «besten Häusern», sondern der gute Hir-

te hielt sich auch eine Streitschar von 10000 Mann, darunter zwei Kürassier- und zwei Dragonerregimenter.

Der Münsteraner Bischof Bernhard von Galen (1650–1678) leistete sich gar eine Armee von 60000fachem potentiellem Kanonenfutter, 42000 Fußtruppen, 18000 Reiter, dazu einen Artilleriepark von 200 Kanonen und Mörsern, die Lieblingswaffe des Seelenhirten, auch «Kanonenbischof» genannt, der zweimal in den Niederlanden einfiel, 1672 im Bund mit Ludwig XIV. «ganz Holland in Schrekken» setzte, noch an seiner Seite blieb, als ihm das deutsche Reich den Krieg erklärte, übrigens auch bei seinen Diözesanen so populär war, daß sie «wollten lieber des Türken, ja lieber des Teufels sein, als ihres Bischofs».[24]

Von der «Freiheit des Glaubens» oder «sterben wie Mücken ...»

Nun waren Entzweiungen der Diözesanen mit ihren geistlichen Häuptern nicht so ungewöhnlich, überhaupt Zusammenstöße der Untertanen mit der Oberschicht gang und gäbe. Ist Geschichte doch, um einen Hauptzug gerade zur Zeit des Sonnenkönigs, doch gewiß nicht nur zu dieser, herauszustreichen, immer und vor allem ein Kampf zwischen Oben und Unten, Habenden und Habenichtsen, Ausbeutern und Ausgebeuteten. Genießen wenige fast alle nur denkbaren Privilegien, vegetieren die vielen mehr oder weniger unfrei, fortgesetzt kujoniert jedenfalls und drangsaliert, mit einer «Rechtsnatur wie Vieh» (VIII 67ff. bes. 70ff.!). Domizilieren die wenigen in prunkvollen Villen, Palästen, in kaum vorstellbarem Luxus, hausen die vielen in wahren Jammerhütten oder gar, so in Holstein noch im 19. Jahrhundert, mit Kranken, mit Säuglingen in Ställen, ohne Dach über 'm Kopf. Während Kardinäle seiner Heiligkeit Gastmähler mit 75 Gängen geben, wozu sie Fische lebend aus Byzanz beordern und Zungen von Papageien speisen, essen Ungezählte oft nicht viel mehr als Kleie, Kräuter, Baumrinden und gehen im Joch von Despoten kaputt.

Man denke doch: eine riesige Unterschicht, auf deren krumm geschundenen, schief geschlagnen Rücken der ganze Feudalismus ruht; eine winzige Minorität, von Habsucht besessen, Herrschsucht, Raubgier, Dünkel, Leben meist in Saus und Braus, und diese kläglich machtlose Mehrheit daneben, darunter, die Masse, deklassiert, abhängig bis zum Grabesrand, von Generation zu Generation gedemütigt, verachtet, kaum anders denn fast unbesehen in den Dreck getreten – wie nie gewesen.

Schon seit dem 9. Jahrhundert gibt es in Europa Sozialaufstände, kommt es zumal zu Bauernrevolten. Sie mehren sich im Hochmittelalter, sie suchen den Kontinent von England bis Ungarn heim, von Spanien bis Norwegen, sie übergreifen nicht selten Schichten und Stände und werden gewöhnlich zusammengehauen, die Kirche stets auf der Seite der Unterdrücker.

Paulus, Augustinus, Thomas von Aquin und tausend weitere «Heilige», sie alle verteidigen die Unfreiheit. Noch in der Neuzeit vertritt die katholische Theologie ganz allgemein das Recht auf Sklaverei. Noch um die Wende zum 16. Jahrhundert sind Sklavenhandel und -haltung weithin üblich, sind darin unterschiedlichste Instanzen und Kreise verstrickt, selbst Großmeister des stolzen Ritterordens. Und weder der Bischof der Kapverdischen Inseln noch der Erzbischof von Lissabon hegen irgendwelche Bedenken gegen das grausame, das oft so blutige Geschäft und sprechen seine Betreiber in der Beichte los. Hat doch der Klerus selbst jahrhundertelang Heere von Unfreien befehligt, jahrhundertelang mit den schäbigsten Mitteln für den Nachwuchs neuer Unfreier gesorgt. Und nicht zufällig hielt unter allen Hauptstädten Europas das päpstliche Rom am längsten an der Sklaverei fest. Sklaven gehörten zum Kirchengut, Kirchengut aber war unveräußerlich, war heilig, gottgeweiht, es hatte, hieß es, eiserne Zähne; nichts wurde synodal häufiger thematisiert.

Überhaupt: wer schröpfte die Bürger, die Bauern mehr, wer bestand verbissener auf Frondienst, auf Leibeigenrecht als klerikale Feudalherren! Bischof und Abt, sie waren hartherziger häufig als der weltliche Adel, wie ja auch Luther brutaler mit den Bauern umsprang als selbst einige Fürsten; Ausnahmen immer und überall. Die

Sentenz aber, unterm Krummstab ist gut leben: Propaganda, eine faustdicke, die Realität auf den Kopf stellende Lüge.

Nicht ohne Grund rief einst Theophrastus Bombastus von Hohenheim, genannt Paracelsus, einer der berühmtesten Gelehrten der deutschen Renaissance: «Was ist unbarmherziger armen Leuten als die Geistlichkeit?» Nicht ohne Grund galt es schon im Mittelalter als übles Omen, einem Pfaffen zu begegnen. Laienhaß gegen den Klerus, zwar aus Furcht oft kaschiert, war sehr verbreitet, wie ungezählte Dokumente, wie Pfaffenkriege und Pfaffenjagden, die häufigen Prälatenmorde bezeugen. «Also stunt es mit der Pfaffhait, wo man poses horte oder krig, wer und man fragte, wer tut das, so hies es, der bischof, der pfaff.»

So wurde bereits 913 Bischof Otbert von Straßburg ermordet, 1112 Bischof Gualdricus (Gaudry) von Laon ermordet, wobei der Dom und ein großer Teil der Stadt in Flammen aufgingen, in Volterra der Bischof Galganus ermordet, ein Gegner von Papst Alexander III. (1159–1181), der denn auch prompt den Mördern «Dispens aus besonderer Gnade» verlieh. Florenz, wo gelegentlich Hunde mit Priesterfleisch gefüttert wurden, war beim Kampf gegen Bischof Gottfried mehrfach in Brand gesteckt, dieser selbst 1136 vertrieben worden. In Arezzo hatten die Bürger das Kastell ihres geistlichen Herrn erobert und zerstört, ein deutsches Heer mußte ihm zu Hilfe eilen, die Gemeinde seit 1111 seine Zwingburg wieder errichten. In Rom, wo Despotie und Revolten oft kaum enden, heißt es 1585, im ersten Pontifikatsjahr Sixtus' V., es seien mehr Köpfe gerollt als Melonen auf den Markt gekommen. In Gevelsberg wurde 1225 der Kölner Erzbischof Engelbert von den eigenen Verwandten erschlagen, mit Beihilfe allerdings der übrigen Christgläubigen, denen auch viele Priester zum Opfer fielen. Und natürlich gab es in zahlreichen weiteren deutschen Prälatenresidenzen Tumulte wider den Klerus, in Münster, Trier, Speyer, Mainz, Würzburg, Bamberg, Eichstätt u.a. War doch überhaupt der innerstädtische Konflikt allmählich «nicht mehr die Ausnahme, sondern viel eher die Regel» (Blickle).[25]

Man hat die Menschen im Christentum unsäglich erniedrigt, entwürdigt, mit staatlicher, mit kirchlicher Gewalt, mit List, Betrug, mit Urkundenfälschung. Man hat sie auf alle mögliche Weise

um ihren Besitz gebracht und dann den Mittellosen, noch im 16. Jahrhundert nicht selten, das Betteln untersagt, hat zuweilen lieber selber für sie gesammelt, um ihrem Anblick zu entgehen, ihren Klagen, um, so erklärt die Tübinger Bettlerordnung, «unüberlaufen und ungeschrait» zu bleiben; hat aber auch Hundemeuten auf sie gehetzt oder, kraft ähnlicher Feinfühligkeit, Blinde aus der Stadt getrieben, wie in Florenz, und Pestkranke wieder ins Meer, wie im Kirchenstaat.

Man hat die Armen, die auch Naturgewalten besonders trafen, Klimaverschlechterungen, schwere Mißernten, Hungersnöte, Pestepidemien, auch wirtschaftliche Niedergänge, Teuerungen, skandalöse Preissteigerungen, alle Arten des Wuchers, man hat diese Menschen erpreßt und ausgesaugt bis zum Äußersten, man zwang ihnen immer wieder horrende Dienste, Abgaben, Steuern auf (ausführlich: VIII 3. Kapitel!), man erhöhte diese häufig, erfand laufend andre, allein Papst Urban VIII. immerhin zehn. Doch schob man auch in Laienkreisen Steuern unter stets neuen «Titeln» vor, «zu besserem Auskommen, nachgebornen Herren, zu Standeserhöhungen, zu Reisen, zu Brunnenkuren, zu Vermählungen» etc. Als ein Reichsgraf sich eines Tages ein Bein brach, hob er viele Jahre eine «Beinbruchsteuer» ein.

Nicht nur im Erzbistum Mainz aber regelte die pünktliche Ausführung all der Dienste, die pünktliche Abführung all der Geld- und Naturalleistungen, der Zinsen, Gülten, Gefälle sowie die genauen Modalitäten eine «peinliche Halsgerichtsordnung». Hat man die Menschen doch auf alle mögliche Weise, auch auf die gräßlichste gestraft, hat ihnen jedes Leid angetan und jede Schande. Aber: «Laßt's Euch nicht so arg bekümmern», reizte Luther den Adel auf und verriet, wie das Papsttum und die Papstkirche, die Sache der leibeigenen Bauern. «Der Esel will Schläge haben und der Pöbel mit Gewalt regiert sein».

Zumal die Lage der abhängigen Bauern verschlechterte sich in der Neuzeit wieder, die Leibeigenschaft nahm zu, vor allem in Nord-, in Ostdeutschland, als man nach dem Dreißigjährigen Krieg die Notlage vieler nach Strich und Faden ausnützte, als man entlassene Soldaten, Knechte, Besitzlose unbarmherzig in ein Netz blutsauge-

rischer Leistungen, rücksichtslos wieder in die Unfreiheit zwang, die Leibeigenschaft geradezu als «Stand» anerkannte, in dem man «die Freiheit des Glaubens ungestört leben konnte» (was ja schon Paulus, der erste Christ, den christlichen Sklaven anpries ...).

Die «Freiheit des Glaubens». Aber außerhalb dieses Glaubens war die Freiheit doch arg begrenzt, in der Antike wie in der Neuzeit. 1580 spielten in Kiel zwei Adlige um das Leben ihres Knechts. Der Verlierer tötete den seinen. Ein anderer vertauschte seinen Knecht gegen einen Hund. Seinerzeit gehörten in Deutschland zwei Drittel und mehr der ländlichen Bevölkerung zu den Armen. Doch sah es in den angrenzenden Territorien damals und später besser aus? 1648 sagte der Generaladvokat Talon in einer Ansprache an die französische Königin von den Bauern des Landes: «Außer ihren Seelen haben sie nichts mehr, und die nur, weil man sie nicht versteigern kann. Um den Luxus von Paris zu ermöglichen, müssen Millionen Unschuldige von Kleie und Haferbrot leben. Gedenken Sie, gnädige Frau, an das allgemeine Elend in der Einsamkeit Ihrer Gebete!»

Aber Gebete waren wohl nicht das rechte Mittel, weder gegen den Luxus von Paris noch gegen die allgemeine Not. Und am 2. März 1709 schrieb Lieselotte von der Pfalz, die Herzogin von Orléans, durch ihre Briefe berühmt geworden: «Mein Leben habe ich keine so traurige Zeit gesehen als jetzt. Die Leute aus dem Volke sterben wie Mücken vor Kälte und Armut. [...] Die Mühlen sind stillgelegt, und viele Leute sind Hungers gestorben deswegen. Gestern erzählte man mir eine erbärmliche Geschichte von einer armen Frau, die ein Brot in einem Bäckerladen stahl. Der Bäcker lief dem Weib nach, sie fing an zu weinen und sagt: ‹Wenn man mein Elend wüßte, man nähme mir das Brot nicht. Ich habe drei kleine Kinder, ganz nackt, ohne Feuer noch Brot.›» [...]

Der Kommissar, vor den man sie geführt hatte, sagte: «‹Seht zu, was ihr sagt, denn ich gehe mit euch in euer Haus›, und ging auch mit. Wie er in die Kammer trat, sah er drei kleine nackte Kinder, in Lumpen gewickelt, in einer Ecke sitzen; die zitterten vor Kälte, als ob sie Fieber hätten. Er fragte das älteste: ‹Wo ist euer Vater?› – ‹Hinter der Tür›, sagte das Kind. Der Kommissar wollte sehen, was der Vater hinter der Türe täte; der war verzweifelt und hatte

sich erhängt hinter der Tür. Der Kommissar erschrak, daß er schier erstarrte. Dergleichen Sachen hört man täglich.»

Und noch Georg Büchner, ein Jahrhundert später geboren, sieht «die große Masse der Staatsbürger zum fronenden Vieh» gemacht.[26]

ANHANG

ANMERKUNGEN ZUM NEUNTEN BAND

Die vollständigen Titel der angeführten Sekundärliteratur stehen auf S. 428 ff., die vollständigen Titel der wichtigsten Quellenschriften und Abkürzungen im Abkürzungsverzeichnis auf S. 441. Autoren, von denen nur ein Werk benutzt wurde, werden in den Anmerkungen meist nur mit ihren Namen zitiert, die übrigen Werke mit Stichworten.

1. Kapitel Amerikanischer Holocaust oder «Missionsfrühling zu Beginn der Neuzeit» (HKG)

1 Schuchert/Schütte 425
2 Zit. bei Zinn 7
3 Stannard X 151
4 Höffner, Christentum und Menschenwürde 11. Zit. bei Beutin, Neuzeit 416
5 LMA I 529. IV 174 ff. bes. 176, 182. V 1292 f. dtv-Atlas I 137, 187. dtv-Lexikon 12, 267. v. Wilpert III 928. Geiss I 172, 180 ff. Matz 58 f. Der Große Ploetz 665 ff. 669. Beutin, Neuzeit 417. Schuchert/Schütte 367. Jennings 34. Winzer 9 f. Reinhard, Kolonialismus 6, 8 f. 29 (hier G. Winius zitiert). Völker-Rasor 69 ff. Vogler, Europas Aufbruch, 31, 40, 71, 279 f. 286 ff. Lutz, Reformation 58
6 LMA I 529, II 1644 f. IV 180 f. LThK V³ 198. dtv-Atlas I 221. Münkler/Münkler 81. Geiss I 170 ff. II 198 f. III 449, 456. Der Große Ploetz 666 f. Beutin, Neuzeit 416 (hier auch Höffner zitiert mit Quellenangabe). Winzer 12. Reinhard, Kolonalismus 12, 14. Vogler, Europas Aufbruch 38
7 Kühner, Lexikon 140. Münkler/Münkler 82. Geiss I 175 f. Reinhard, Kolonialismus 15. Bitterli 66
8 LMA II 2102 ff. IV 181 f. LThK X¹ 1009 ff. II³ 1204 f. dtv-Atlas I 221. Matz 58 f. Geiss I 176 ff. 181 f. 184, II 213 f. 216 f. III 464. Hoensbroech I 141. Pastor III 623. Beutin, Neuzeit 418. Winzer 12 f. 102 f. 118 f. 192 f. Reinhard, Kolonialismus 17 ff. 25 f. 33. Vogler, Europas Aufbruch 287
9 LMA I 531. IV 181 f. Münkler/Münkler 411 ff. Geiss I 184, II 219, III 421. Der Große Ploetz 667 f. Winzer 19. Reinhard, Kolonialismus 10, 16. Wilson 31, 34. Jenkins 1. Völker-Rasor 69, 72. Vogler, Europas Aufbruch 68, 281. Vgl. auch die vorherg. Anm.
10 LMA I 530 f. Münkler/Münkler 85 f. 413 f. Matz 59 f. Geiss I 181, II 219, 233 f. IV 441 f. Der Große

Ploetz 668. HKG IV 606ff. Pastor III 618ff. bes. 620f. Beutin, Neuzeit 417. Winzer 174f. Deschner, Opus Diaboli 215. Stannard X. Reinhard, Kolonialismus 18f. 72. v. Paczensky 493f. Völker-Rasor 70, 74ff. Bitterli 66, 79. Vogler, Europas Aufbruch 281. Lutz, Reformation 58

11 Pastor III 618ff.

12 Der Kleine Ploetz 113. Vogler, Europas Aufbruch 288

13 LMA IV 175. Der Große Ploetz 666. Höffner, Christentum und Menschenwürde 131 (nach Beutin, Neuzeit 417). Lutz, Reformation 58

14 LMA I 529f. Münkler/Münkler 84. Jennings 34. Reinhard, Kolonialismus 10, 17f. Vogler, Europas Aufbruch 69, 72f. Bitterli 45ff. 50ff. Vgl. auch die folg. Anm.

15 Pierer IV 269f. dtv-Lexikon 4, 166; 13, 227. LMA I 527ff. III 2025f. V 1273ff. LThK II^3 1269 VI^1 99f. VIII^3 102. Geiss I 181f. II 212f. Münkler/Münkler 84ff. Heinsohn 76, 199f. HKG VI 609f. Beutin, Neuzeit 417f. Jennings 58. Stannard 62, 66, 195ff. 200ff. Winzer 72f. 92. Reinhard, Kolonialismus 18, 72. Wilson 34. Völker-Rasor 69. Zinn 1ff. 4f. Vogler, Europas Aufbruch 277 (hier Herodot zitiert). Vgl. auch 280ff. 288. Lutz, Reformation 59. Bitterli 47ff. 50ff. 56ff. 60ff. 70ff. S. auch die folg. Anm.

16 Pierer IV 270. LMA I 530, V 1275. LThK VI^1 99f. II^3 1269. dtv-Lexikon 11, 32. Matz 59, 64. Geiss I 181, 184, II 213. Münkler/Münkler 85f. Der Große Ploetz 666, 668f. HKG IV 606, 609. Winzer 72f. 123f. Stannard 67. Reinhard, Kolonialismus 10, 18, 20f. Völker-Rasor 69. Zinn 3f. Vogler, Europas Aufbruch 280. Bitterli, 55f. 67ff. 72, 74f. 78ff. 83ff.

17 Pierer IV 270. LMA I 529f. V 1275. LThK VI^1 99. Zinn 7

18 LThK II^3 1298. IX^3 20. Geiss I 182. Winzer 19f. Bitterli 71

19 Pierer X 135. Kelly, Reclams Lexikon 276f. LThK II^3 1204f. VI^3 653f. Geiss I 190. Münkler/Münkler 106. HKG IV 610. Deschner, Opus Diaboli 213. Völker-Rasor 77. v. Paczensky 208f. (hier das Zitat von Thomas, G., Die portugiesische Indianerpolitik in Brasilien 1500–1640, 1968, 17). Lutz, Reformation 194. Vgl. auch 59. Kohler, Karl V., 229ff. 236ff.

20 HKG IV 605. Deschner, Opus Diaboli 210ff. Stannard, 69ff. 74. Reinhard, Kolonisation 71. v. Paczensky 23, 205

21 Deschner, Opus Diaboli 211f. Vgl. auch Stannard, 67ff. Zinn 4ff.

22 HKG IV 610. Deschner, Opus Diaboli 217. Winzer 105f. Wilson 34f. Zinn 7

23 Deschner, Opus Diaboli 210ff. Reinhard, Kolonialismus 67

24 LMA III 292f. LThK II^3 1298, 1327. dtv-Lexikon 19, 141. Geiss II 226. Brandi, Kaiser Karl V. 142ff. Reinhard, Kolonialismus 72. Winzer 20f. 69, 123. Bitterli 212ff. 222

25 LMA III 293. LThK II^3 1327. dtv-Lexikon 14, 260. Geiss II 226. HKG IV 611. Deschner, Opus Diaboli 220ff. Winzer 88, 135f. Brandi, Kaiser Karl V. 143ff. Stannard 3ff. Reinhard, Kolonialismus 59ff. Bitterli 218ff. v. Paczensky 164ff. Zinn 11f.

26 Bitterli 216, 219f. 223. Vgl. zur

Goldgier des Cortes auch Reinhard, Kolonialismus 69

27 LMA III 293. LThK I^3 508. Geiss III 497. Brandi, Kaiser Karl V. 144 f. Jennings 58. Deschner, Opus Diaboli 220, 224. Wilson 35. Bitterli 217 f. 224. v. Paczensky 149. Stannard 3 ff. 8, 76 ff. Vogler, Europas Aufbruch 283 nimmt nur «mehr als 100000 Einwohner» der aztekischen Hauptstadt an

28 LMA III 293 f. LThK II^3 1327. Deschner, Opus Diaboli 222 ff. Stannard 78 f. Bitterli 226

29 Deschner, Opus Diaboli 223. Stannard 76 f.

30 LMA III 293 f. LThK II^3 1327. Geiss II 226. HKG IV 611 f. Brandi, Kaiser Karl V. 379 f. Winzer 136, 144. Jennings 21. Deschner, Opus Diaboli 223 f.

31 Winzer 108. Reinhard, Kolonialismus 63. Bitterli 232 f. Lutz, Reformation 58

32 LMA III 292. Geiss II 233 f. Der Große Ploetz 1266, 1294 f. Heinsohn 182. HKG IV 613 ff. Brandi, Kaiser Karl V. 282 ff. Winzer 22, 154 f. Stannard 87 f. Bitterli 240 ff. 248 ff.

33 Winzer 54 f. Stannard 87 ff. Bitterli 241

34 Bitterli 245 ff. 250 ff. 256, 258 f. 261, 263 ff. 271, 275, 339, dem ich hier besonders verpflichtet bin.

35 LThK II^3 1298 f. HKG IV 614. Reinhard, Kolonialismus 70. Wilson 35

36 Friederici, G., Der Charakter der Entdeckung und Eroberung Amerikas durch die Europäer 1925/1936 II 546. Zit. nach Beutin, Neuzeit 443 f. Vogler, Europas Aufbruch 288 f. Lutz, Reformation 61

37 Geiss I 199, II 245, 251. Stein, Kulturfahrplan 758. Beutin, Neuzeit 444. Winzer 32. Deschner, Der Moloch 20

38 Winzer 32 f. 75 f. 114, 196 f. 215, 217

39 Geiss II 240, 244 f. 253 f. Beutin, Neuzeit 444. Winzer 33 f. 166 f. Deschner, Der Moloch 24, 29 f. 32 Bitterli 383 f.

40 LThK III^3 269, VIII^3 745 f. dtv-Lexikon 10, 61. Geiss I 201 ff. II 268 ff. Winzer 33 f. Deschner, Der Moloch 29 ff. Wilson 77 ff. Bitterli 384, 391 f.

41 Winzer 34, 134 f. Deschner, Der Moloch 30 ff. Bitterli 383 f.

42 Geiss I 206. Jennings 177 ff. Winzer 34. Deschner, Der Moloch 34 f. 56. Zinn 13 f.

43 Deschner, Der Moloch 36

44 Pierer X 154. LThK V^3 1235. VI^3 679 f. Geiss I 206 ff. Jennings 51. Deschner, Der Moloch 30, 34 ff. 37 ff. Reinhard, Kolonialismus 109

45 Deschner, Der Moloch 23 ff. 50. Bitterli 398 ff. Vgl. Wilson 64 ff.

46 Geiss II 281 f. Winzer 137. Deschner, Der Moloch 14, 28, 37 f. 40 ff.

47 Friederici, Der Charakter der Entdeckung III 366 (s. Anm. 36), zitiert nach Beutin, Neuzeit 444, ebenso F. Blanke. – Jennings 50, 182 ff. 221 ff. Deschner, Der Moloch 41 f. 47 ff. 57. Wilson 87 ff. bes. 90 ff. Zinn 14 f.

48 Beutin, Neuzeit 444. Deschner, Der Moloch 26 ff. 50 ff. 56 ff. Reinhard, Kolonialismus 119. Bitterli 397. Zinn 12

49 Pierer III 618. Geiss I 202, 219, 226, 229, III 524 ff. Stein, Kulturfahrplan 854. Beutin, Neuzeit 443.

Winzer 36f. 44f. 126f. 142f. 178f. Reinhard, Kolonialismus 105f. 112. Bitterli 387, 389, 391ff. 404ff. 412ff.

50 Beutin, Neuzeit 444f. Deschner, Der Moloch 47, 61. Zinn 16

2. Kapitel
Die Reformation erfasst die Schweiz – Zwingli und Calvin

1 Zit. bei Plöse/Vogler 203f. Vgl. auch LThK VII^3 568f.

2 Zit. bei Neuss 142

3 Zweig 36ff.

4 HEG III 513

5 Geiss II 223ff. Der Große Ploetz 673ff. 676. Brandi, Kaiser Karl V. 201. Schorn-Schütte 30f. Kohler, Karl V. 21f. 66, 74ff. 98ff. 120f. 140, 142ff. 149, 196, 274, 288f. Lutz, Reformation 21f. 29ff.

6 Geiss II 224f. 237. Der Große Ploetz 674, 676f. Erdmann, Die Wiedereröffnung 282f. Brandi, Kaiser Karl V. 469ff. bes. 472. Schorn-Schütte 35f. 39ff. 65. Kohler, Quellen 100ff. bes. 102. Kohler, Karl V. 23 ff. 26ff. 76ff. 80f. 185ff. 188, 204, 353. Lutz, Reformation 32, 49, 52, 56, 66

7 Geiss II 237. Der Große Ploetz 675f. Taddey 194, 409. Kretschmayr III 23ff. bes. 28ff. Brandi, Kaiser Karl V. 296ff. Schorn-Schütte 33, 76. Lutz, Reformation 21f. 55f. vgl. auch 146ff.

8 Geiss IV 459. Brandi, Kaiser Karl V. 77f. 117f. 120ff. 165, 197, 355ff. Kohler, Karl V. 62ff. 92, 215, 275f. 297. Schorn-Schütte 7, 19ff. 29, 45, 47. Lutz, Reformation 21f. 68f.

9 Pierer XIII 255. Der Kleine Ploetz 118, 121, 128f. Der Große Ploetz 804, 808, 1082. Buckreis 91

10 Sautter 432. LThK X^3 1524f. HEG III 124, 696. HKG IV 161ff. 164ff. 169ff. Vgl. Zwinglis 67 Artikel 1523 bei Köpf, Deutsche Geschichte III 236ff. Aland, Repetit. III 85. Menzel II 326f. Hergenröther III 62f. Knöpfler, Lehrbuch 583ff. Neuss 75f. 78. v. Loewenich 240ff. Pastor IV 2. Schuchert/Schütte 386. Schilling, Aufbruch und Krise 109f. Kossok 59f. Rabe 171ff. 174ff. Bekker/Christ u.a. 232ff. Moeller 86f. Junghans 262. Völker-Rasor 19. Lutz, Reformation 27f. Burkhardt, Das Reformationsjahrhundert 118f. Ranke-Heinemann 260

11 HEG III 695f. HKG IV 163, 170ff. Neuss 76f. v. Loewenich 240f. 243. Junghans 266f. Schuchert/Schütte 386. Rabe 172f. Völker-Rasor 17, 23. Lutz, Reformation 27f.

12 LThK IX^3 1299, X^3 1524f. Vgl. auch IV 995. HKG IV 164ff. 170, 185. HEG III 95, 124f. 521, 696. Menzel II 326f. Hergenröther III 65. Knöpfler, Lehrbuch 585. Neuss 78f. Kamen 46. Junghans 273ff. Vogler, Europas Aufbruch 107. Plöse/Vogler 203. Kossok 60. Schilling, Aufbruch und Krise 107, 110. Rabe 173f. 176f. Staeck/Welsch 257f. Moeller 87. Zippelius 89. Köpf, Reformationszeit 236ff. bes. 241 Art. 40

13 HKG IV 169f. 174ff. 178ff. Menzel II 326f. Hergenröther III 64ff. Knöpfler, Lehrbuch 582, 586. Junghans 268f.

14 Sautter 432. LThK II^3 51, V^3 1220, X^3 1525. HEG III 125, 137, 696ff.

Menzel II 328. Hergenröther III 68. Knöpfler, Lehrbuch 587. Neuss 75 f. 79 ff. v. Loewenich 241. Junghans 416 ff. Beutin, Neuzeit 399. Schuchert/Schütte 386. Plöse/Vogler 203 ff. Vogler, Europas Aufbruch 108 f. Becker, Christ u.a. 235 f. Lutz, Reformation 27. Kossok 60

15 LThK X^3 1527 f.

16 LThK X^3 1525 ff. HEG III 695 f. Hergenröther III 68 f. Knöpfler, Lehrbuch 587 f. Neuss 79. v. Loewenich 242 f. Rabe 176. Burkhardt, Das Reformationsjahrhundert 119

17 Sautter 432. LThK I^3 38 f. VI^3 1296 f. X^3 1527. Der Große Ploetz 808. HEG III 526. Hergenröther III 69 ff. Knöpfler, Lehrbuch 588 ff. Nestle 86, 223, 235. Buckreis 94 f. 118, 120. v. Loewenich 243 ff. Deschner, Abermals 79 ff. mit vielen Quellen- und Literaturhinweisen. Schilling, Aufbruch und Krise 113. Plöse/Vogler 434 ff. Becker, Christ u.a. 236. Köpf, Reformationszeit 370 f. Burkhardt, Das Reformationsjahrhundert 119 f.

18 LThK II^1 707 ff. II^3 895 ff. Geiss II 235. Der Große Ploetz 661. Hergenröther III 113 ff. Neuss 139 f. 145. Schuchert/Schütte 387 f. Kossok 60. Zweig 38 f. Becker, Christ u.a. 237 f. Burkhardt, Das Reformationsjahrhundert 118 ff. Lutz, Reformation 62 f. Vogler, Europas Aufbruch 111.

19 LThK II^1 710. Neuss 142 f. Raab 42. Zweig 30, 45, 53 f. 57 ff. Becker, Christ u.a. 237 f. Vgl. auch die folg. Anm.

20 Grisar 412, 449, 460 ff. Häring III 535. Deschner, Abermals 30 f.

21 Zweig 48 ff.

22 Ebd.

23 LThK II^1 708, II^3 895. Hergenröther III 114 ff. Bates 235. Neuss 143 ff. Kossok 61. Zweig 57 ff. 60 ff. 64 ff. 74 ff. bes. 90. Burkhardt, Das Reformationsjahrhundert 121 f.

24 LThK II^1 1 707 ff. bes. 709 ff. I^3 718. II^3 897 f. 902. HEG III 126. Der Große Ploetz 661, 810. Engels, Einleitung [zur englischen Ausgabe (1892), Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft], S. 534. Zitiert nach Kossok 61. – Iserloh zitiert nach Becker, Christ u.a. 239. Hergenröther III 114, 119. Schuchert/Schütte 387. Plöse/Vogler 483 ff. bes. 485. Burkhardt, Das Reformationsjahrhundert 120 f.

25 LThK II^1 1 709 ff. Hergenröther III 114 Anm. 2, 116 ff. Knöpfler, Lehrbuch 602. Beutin, Neuzeit 405. Monter 286 f. Kossok 61 f. Zweig 64. Lutz, Reformation 63. Burkhardt, Das Reformationsjahrhundert 121 f. Becker, Christ u.a. 238 f.

26 LThK IX^3 492 f. Aland, Repetit. III 93. Hergenröther III 117. Lortz II 108. Kamen 75. Zweig 93 ff. 96 ff. 101 ff. Paffenholz 153 ff. 157 ff.

27 Zweig 110, 114 ff. 129 ff.

28 LThK II^1 712 f. I^3 318 f. II^3 900 ff. 904 f. IV^3 608 f. V^3 301 f. VI^3 160 f. VIII^3 953 ff. Geiss IV 475 f. 490 f. Der Kleine Ploetz 127. Neuss 145. Becker, Christ u.a. 239 f. Lutz, Reformation 63. Burkhardt, Das Reformationsjahrhundert 116, 122 f. Hartmann, Geschichte Frankreichs 21

29 Kossok 61 f.; dort auch das Morton-Zitat. Becker, Christ u.a. 239 f.

3. Kapitel
Die Gegenreformation beginnt
Das Konzil von Trient
«Sacrosancta Tridentina Synodus»
(1545–1563)

1 v. Hoensbroech I 637
2 Seppelt/Schwaiger 301 f.
3 Der Kleine Ploetz 121 f. Pastor VII 285, 287, 331 ff. Ritter, Die Neugestaltung 213. Po-chia Hsia. 10 f.
4 Kühner, Lexikon 194 f. Kelly, Reclams Lexikon 194. Bihlmeyer, Kirchengeschichte 94. Durant, Das Zeitalter der Reformation 936. Kühner, Das Imperium 288 f. Seppelt, Das Papsttum im Kampf 58 ff. Pastor VI 19 f. 39, 47 ff. 51 ff. 56 f. 115 ff. Gontard 398 f.
5 v. Pastor VI 59, 77
6 Kelly, Reclams Lexikon 280. Buckreis 125. Grisar III 355 ff. Pastor V 516 f. VI 59, 77
7 Der Große Ploetz 676. Seppelt/Schwaiger 287 f.
8 LThK X[1] 275 f. III[3] 1054 f. V[3] 1358 ff. VII[3] 479 f. VIII[3] 374 f. 950 ff. 959. X[3] 225 f. Kelly, Reclams Lexikon 282 f. HEG III 179 f. Hergenröther III 245, 247. Buckreis 75 f. 89 ff. 96 ff. 118. Bihlmeyer, Kirchengeschichte 91 f. 94. Pastor V 29, 598 ff. 631, 677, VI 11 ff. Durant, Das Zeitalter der Reformation 941 f. Seppelt/Schwaiger 287 f. Po-chia Hsia 19
9 Kühner, Lexikon 195. LThK X[1] 275 ff. IV[3] 1383 f. X[3] 225 ff. Geiss II 237 f. Pastor V 657, VI 72 ff. bes. 77. Hagenbach, Geschichte der Reformation 644. Schilling, Die neue Zeit 486. Vgl. auch die folg. Anm.
10 Pierer XVII 809. LThK X[3] 226 ff. Der Große Ploetz 676 ff. HEG III 179 ff. Pfliegler 191 f. Ranke, Deutsche Geschichte V 80 ff. Hergenröther III 231 ff. 240 ff. Bihlmeyer, Kirchengeschichte 94 f. 100. Pastor V 533 ff. 543 f. 579, 600, VII 211 ff. 217, 256. Durant, Zeitalter der Reformation 942 ff. Seppelt, Das Papsttum im Kampf 61 f. Seppelt/Schwaiger 290 ff. Pzillas 53 f. Po-chia Hsia 9 ff. 20 ff. 25. Reinhard, Probleme 338
11 Pastor V 538 f. VII 256. Maslowski 136 f. Vgl. auch die vorherg. Anm.
12 Bihlmeyer, Kirchengeschichte III 92. Pastor V 513, 535, VII 340 f. Durant, Das Zeitalter der Reformation 942
13 LThK VI[3] 608 f. VIII[3] 1488. Ranke, Die römischen Päpste 130. Bernhart 268, 272, 275. Huonder 249 f. Pastor V 602, VII 231 f. 254 ff. Vgl. auch 352 f. Durant, Das Zeitalter der Reformation 943
14 LThK X[3] 226. Der Große Ploetz 676. Knöpfler, Lehrbuch 644. Pastor V 540 f. 544 f.
15 LThK X[3] 226 f. 230 f. HEG III 180. Po-chia Hsia 29
16 LThK V[3] 764 f. X[3] 227 ff. 230 f. (hier das Jedin-Zitat). Der Große Ploetz 676. Hergenröther III 233 f. 255. Grisar III 327 f. 893. Seppelt/Schwaiger 289. Pastor V 600 ff. VII 278, 281 f. 289. Kossok 101 f. Durant, Das Zeitalter der Reformation 943 f. 946. Lanzinner 99
17 HEG III 180 f. Bihlmeyer, Kirchengeschichte 92. Bernhart 272 ff. Pastor VII 279. Seppelt/Schwaiger 302 f. Durant, Das Zeitalter der Reformation 946 f. Hinrichs 155 f.
18 Taddey 789. LThK VI[3] 1138. Buck-

reis 125. Bihlmeyer, Kirchengeschichte III 100. Seppelt/Schwaiger 302f. Pastor VII 231f. 278f. 292ff. 362

4. KAPITEL
IGNATIUS VON LOYOLA (1491–1556)
EIN TRÄNENREICHER VISIONÄR MACHT WELTPOLITIK

1 Matt/Rahner 301
2 Huonder 3
3 Richter 29
4 Marcuse 46 u. 302
5 v. Hoensbroech, 14 Jahre Jesuit II 33
6 GGJ (Gründungstexte der Gesellschaft Jesu) 3f. Huonder XIV. Fülöp-Miller 49. Marcuse 33f. Matt/Rahner 15f. Tellechea 14, 32, 35, 38, 42f. Maron 87. Kiechle 11ff. Ignatius, Bericht des Pilgers 15f. 20. L. Müller, Ignatius von Loyola begegnen 23, 32f.
7 GGJ XXV, XXXI 2f. Huonder 3ff. Fülöp-Miller 49ff. 56f. Richter, Martin Luther 71. Matt/Rahner 7, 25, 35f. 45f. 85. Tellechea 25, 52f. 76. Maron 86f. Kiechle 26ff. 20f. Ignatius, Bericht des Pilgers 13ff., 1 dazu Anm. 25. L. Müller, Ignatius von Loyola begegnen 25. Dantscher 10. Vgl. auch die vorherg. Anm.
8 GGJ 6. LThK IV³ 47. Huonder 5f. 53. Fülöp-Miller 26, 54ff. 58ff. 61ff. Richter, Martin Luther 69ff. 181. Matt/Rahner 26, 53, 67f. 85, 99, 111, 290f. 303. Marcuse 27ff. 47. Ignatius, Exerzitien (H.U. v. Balthasar) 85/35. Tellechea 57ff. 61ff. 66ff. 71f. 75f. 78ff. 88, 93f. 119, 126. Maron 57ff. bes. 59. Kiechle 15ff. 21ff. 25ff. 30f. 67. Ignatius, Bericht des Pilgers 37f. Anm. 25 u. 1f. 4ff. 13ff. 23ff. L. Müller, Ignatius von Loyola begegnen 26f. 29f. 35f. 39ff. 106f.
9 GT n. 14, 27, 32, 33, 50, 51, 53, 57, 66, 71, 83, 94, 95, 101, 105ff. 114, 115, 121, 123, 169 u.o.
10 GT n. 29ff. 87
11 GT n. 8, 46
12 GT n. 88, 115
13 GT n. 50, 51, 55, 95, 99, 148
14 GT n. 8, 39, 40, 43, 44, 47, 54, 60, 76, 94, 97, 98, 145, 151
15 GT n. 185. Vgl. GT S. 345, S. 353 Anm. 2
16 Am 5. Mai ohne Benennung des Grundes; am 10. Juli: «Ich weiß nicht.»; am 10. August. «Ich erinnere mich nicht.»; vom 24.–28. August «war ich krank»; keine Tränen-Eintragungen erfolgen auch am 26. November, am 22., 23., 24. und 26. Dezember sowie vom 13.–19. Januar und vom 26.–31. Januar.
17 GT n. 36, 38, 39, 45ff. 51, 53, 81, 94, 101, 106, 109, 110, 128, 141, 169
18 GT 4, 11, 31, 40, 62, 72, 77, 85, 107, 162, 166, 308, 332ff. GGJ S. 35. LThK X³ 165. Huonder 20, 55, 58ff. 61, 104, 183ff. Erb, Zeugen 265. Richter, Martin Luther 168ff. Maron 57f.
19 GGJ 1, 32. GT n. 4, 6, 12, 14, 18, 25, 27, 29, 31, 32, 36, 55, 62, 63, 64, 67, 72, 73, 74, 76, 83, 85, 87, 88, 89, 92, 94, 99, 100, 101, 107, 111, 114, 121, 123, 124, 128, 136, 140, 142, 143, 144, 152, 156, 164, 172, 180, 183, 185 u.a. LMA VIII 1734ff. LThK X³ 810ff.
20 GGJ S. 32ff. GT n. 27, 54, 77, 185

21 GGJ S. 82f. n. 99

22 GGJ S. 32ff. 40, 42ff. S. 44 n. 48. S. 77 n. 95. S. 82ff. n. 99, 100, S. 381. Kempf 15. Fülöp-Miller 63ff. Huonder 20, 22f. 55f. 14, Marcuse 58f. 78f. Matt/Rahner 125. Tellechea 139ff. 142ff. Kiechle 27ff. 53f. Maron 52ff. Ignatius, Bericht des Pilgers 10, 19f. 29, 31, 41, 44, 47, 60ff. 95, 100. Müller, Ignatius von Loyola begegnen 93

23 GGJ S. 31f. n. 28, 29. S. 48 n. 54, S. 80 n. 98. GT 8, 32, 33, 71, 89, 105. GT 221, 222, 224, 225, 229, 231, 232, 233, 234, 237, 238, 240

24 Vgl. schon 2. Clem 17, 5ff. Apk. Petr. 6ff. 22, 27, 28. Tert. spect. 30, Tert. pat. 8; 10. Judasbrief 5ff. 2. Petr. 2, 1ff. Cypr. Demetr. 17 u. 24. Lact. div. inst. 7,26,7. Cyrill v. Jerusalem cat. 18, 19. Methodius, de resurr. 3,11,1ff. Der Satz des Thomas, Summa Theologica III. Suppl. q. 94 a, 1 wird von Nietzsche, Zur Genealogie der Moral 1,15 nicht im Wortlaut zitiert. Ignatius von Loyola, Die Geistlichen Übungen (Weishandl) 94ff. Vgl. auch Deschner, Abermals 109ff. v. Hoensbroech, 14 Jahre Jesuit II 33. Tondi, Die Jesuiten 190. Ignatius von Loyola, Geistliche Übungen (Knauer) 56ff.

25 GGJ S. 26 n. 19, 20. S. 34 n. 31. Vgl. auch die vorherg. u. nachfolg. Anm.

26 GGJ S. 370 n. 52, S. 372 n. 62. Pierer IV 242. LThK X³ 165. Kempf 11f. Fülöp-Miller 45, 84f. 109 ff. Huonder 20, 39, 55, 58ff. 61, 74, 104, 183ff. Erb, Zeugeo 268. Richter, Martin Luther 56, 72f. 163, 168ff. Matt/Rahner 126. Canu 78. Tellechea 160, 163f. 178ff. 186. Kiechle 29f. 36f. 42, 64f. 69. Maron 14f. 17, 56ff. 61ff. Boehmer, H. zit. bei Maron 86f. Ignatius, Bericht des Pilgers 22f. 28, 33, 54, 58ff. 62, 64ff. L. Müller, Ignatius von Loyola begegnen 5, 56f. 66ff. Ignatius, Geistliche Übungen (Knauer) 10f.

27 Aber Ignatius weiß, wie man das macht, auftrumpfen, Ungeheures ahnen lassen, nichts preisgeben. So dankt er am 12. Februar 1544 für die empfangene «so große Wohltat und so große Klarheit ... wie man es nicht erklären kann» (559/21f.). Am 15. Februar spricht er von «so großen Einsichten, daß man es nicht schreiben könnte» (363/31). Am 16. Februar verspürt er «viele beträchtliche, wohlschmeckende und (geistliche) sehr geistliche Einsichten» (363/33). Am 19. Februar wird er «mit vielen (geistlichen) Einsichten oder geistlichen Erinnerungen von der Heiligsten Dreifaltigkeit» begnadet (369/51). Am 20. Februar gibt er sogar zu, daß er «mit einigen wenigen Einsichten ..., mit einigen Einsichten» auskommen mußte (371/58). Auch am 23. Februar gewinnt er nur «einige lichte Klarheit» (373/65). Am Sonntag, am 2. März, beendet er die Messe sogar «ohne irgendwelche Eiosichten» (382/94). – Vgl. auch Huonder 56. Tellechea 20, 22. Maron 52ff. Ignatius, Bericht des Pilgers S. 26f.

28 Maron 64f. Ignatius, Bericht des Pilgers 11. L. Müller 53ff.

29 Maron 63f. 73f.

30 Huonder 200f. Vgl. auch GGJ S. 538f. Tondi, Die Jesuiten 157ff. Engel, HEG III 176

31 Huonder 203. Maron 183f.

32 Huonder 177, Fülöp-Miller 104. Ignat. Exerzitien (v. Balthasar) 77/258. Kiechle 57, 64f. 174. Ignatius, Bericht des Pilgers, Anm. 294 u. S. 177

5. Kapitel
Der Konfessionalismus beginnt

1 J. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters, zitiert bei Lutz, Reformation 117

2 Zit. ebd. 118

3 LThK I³ 158. HEG III 131ff. 140f. Pastor VII 376. H.R. Schmidt, Konfessionalisierung 2ff. 11f. 31, 55f. (hier das Zitat von Ronnie Po-chia Hsia). S. 95 das Zitat von Zeeden. 110ff. Reinhard, Ausgewählte Abhandlungen 125, 129. Koch, Das konfessionelle Zeitalter 211ff. 229f. Lanzinner 97f. 106f. Körber 91, 101. Weiß, Katholische Reform 91f. Vogler, Europas Aufbruch 23, 30, 45f. Eberhard 89ff. bes. 101ff.

4 LThK I³ 760. HEG III 133. Pastor IX 473f. 487. Blickle 67f. 70f. (da auch die Zitate von Schilling und H.R. Schmidt). S. auch Blickle 75, 84, 97, 108. H.R. Schmidt, Konfessionalisierung 9, 35, 63f. (hier das Zitat von G. Strauss mit Literaturhinweis). Vgl. auch H.R. Schmidt, Pazifizierung des Dorfes 101f. 125ff. W. Schulze, Deutsche Geschichte im 16. Jahrhundert 285ff. 290. Jendorff, Reformatio Catholica 100, 108f. Körber 95. Vogler, Europas Aufbruch 29ff. 294, 296ff. 301f. 317f. 321ff. 325ff. 329ff. 405ff.

5 Blickle 70, hier Brady und Dickens zitiert. Reinhard, Ausgewählte Abhandlungen 145. H.R. Schmidt, Konfessionalisierung 9ff. 86ff. Schnabel-Schüle, Kirchenzucht als Verbrechensprävention 60. Körber 95. Vogler, Europas Aufbruch 55, 325ff.

6 LThK IV³ 801f. HEG III 134ff. 166ff. v. Pastor V 253f. Schulze, Deutsche Geschichte im 16. Jahrhundert 204ff. H.R. Schmidt, Konfessionalisierung 3f. 12ff. 57, 86ff. 91ff. Brecht, Protestantische Kirchenzucht 41ff. 44f. Reinhard, Ausgewählte Abhandlungen 124, 127, 140ff. Körber 95f. Vogler, Europas Aufbruch 55, 311ff. Lutz, Reformation 68

7 H.R. Schmidt, Konfessionalisierung 12ff. 19ff. 57, 60f. 66. Schilling, Kirchenzucht 18ff. 26ff. Brecht, Protestantische Kirchenzucht 45ff. Schnabel-Schüle, Kirchenzucht als Verbrechensprävention 49ff. Körber 96

8 Pastor XI 147ff. H.R. Schmidt, Konfessionalisierung 12ff. 19ff. 57f. 86ff. 90. Zimmermann u. Zeeden zit. ebd. Vgl. auch 110. Reinhard, Ausgewählte Abhandlungen 86. Vogler, Europas Aufbruch 329ff. 405

9 Geiss II 228. HEG III 973ff. 977ff. Pastor V 281, 692ff. VI 88

10 HEG III 139. Vehse, Geschichte der kleinen deutschen Höfe II 318. Pastor V 253f. VII 259ff. 541ff. IX 594ff. 602f. 608ff. 617ff. 631ff. 640f. Hanschmidt I 249f. Reinhard, Ausgewählte Abhandlungen 143f. Körber 104. Vogler, Europas Aufbruch 59. Lutz, Reformation 71

11 LThK IV³ 247. HKG IV 556. Menzel II 453 f. Pastor IX 594 ff. X 332 ff. Hengst 186, 188. Schoppmeyer, Der Bischof von P. 106 ff. Zitat 112. Schönemann I 696 ff. Koch, Das konfessionelle Zeitalter 82, 95. H.R. Schmidt, Konfessionalisierung 2 ff. 10, 18. Lanzinner 47 ff. Lutz, Reformation 71 f. Vogler, Europas Aufbruch 55. Weiß, Katholische Reform 104, 155

12 LThK II³ 900 ff. IV³ 152, 1251 f. VIII³ 159. X³ 484. HEG III 133, 144, 148 ff. Janssen, Culturzustände 24. Pastor IX 507. Reinhard, Ausgewählte Abhandlungen 108. Friedeburg 154. Körber 101 ff.

13 zur Mühlen II 126. Koch, Das konfessionelle Zeitalter. Lanzinner 50, 101. Weiß, Katholische Reform 91 ff.

14 v. Pastor V 349, VI 143 ff. 168, VII 283, VIII 181, 183, 189, 495, IX 522, 533, X 328, 333, 370, XI 257 und oft

15 Pastor VIII 176 f. Die übrigen Abteien und Priorate, schreibt von Pastor, «waren entweder ganz verlassen oder von Mönchen anderer Orden, in einigen Fällen auch von wenigen Weltpriestern ... bewohnt.»

16 HEG III 143 f. 151. Pastor VI 166 Anm. 1. VII 363. H.R. Schmidt, Konfessionalisierung 25 f. 28, 30, 37 f. 41, 67 f. 70, 72 ff. Brück ebd. 73. Schilling, Kirchenzucht 36 ff. Lanzinner 101 f. Vogler, Europas Aufbruch 59 f. Lutz, Reformation 59 f.

6. KAPITEL
WELTWEITE JESUITENAGITATION

1 von Hoensbroech, 14 Jahre Jesuit II 257

2 Zit. ebd. 286

3 Zit. ebd. 310 (Thomas Lord Macaulay, The History of England II 55, 1849)

4 Heine, Reise von München nach Genua

5 Kelly, Reclams Lexikon 197. LThK V³ 410 f. 796. Hoensbroech, 14 Jahre Jesuit II 29 f. 165 f. Schnürer 41 ff. 171 f. Canu 80 f. Pastor VI 137 ff. Winter I 221. Gestrich 408. zur Mühlen II 122 ff. Koch, Das konfessionelle Zeitalter 55 ff. Van Dülmen 122 ff. Engel, HEG III 174 ff. Rabe, Die iberischen Staaten 620

6 Canu 83. Gestrich 407. Weiß, Katholische Reform 77 f. 151 ff. 158 ff. Van Dülmen 123

7 von Pastor V 391 ff. 427 ff. 439, 448, 718 f. VI 137

8 LThK IV³ 1029 f. VI³ 179. HKG IV 475. Schnürer 44 ff.

9 Pastor V 428 ff. 432 f.

10 Ebd. V 433 f.

11 v. Hoensbroech, 14 Jahre Jesuit II 167. von Pastor VI 139 ff. 546 ff. VIII 213, 216 ff. Koch, Das konfessionelle Zeitalter 54, 58

12 HKG IV 474 f. Schnürer 130 f. Pastor V 438 f.

13 LThK VIII³ 1331. Pastor VI 151 ff. VII 432 ff. VIII 390. X 135, XI 137. Weiß, Katholische Reform 69

14 LThK II³ 923 f. III³ 1146. Schnürer 272 ff. 276 ff. Pastor VIII 496 ff.

15 LThK VI³ 179. Pastor VII 355 ff. VIII 496 ff.

16 LThK II³ 1273. VIII³ 376. Schnü-

rer 348 f. Winter I 265. Pastor VII 387 ff. bes. 394 f.

17 Schnürer 348 ff.

18 LThK V^3 284 f. Der Große Ploetz 979. Schnürer 349 ff. 365. Pastor VII 387 ff. Vgl. auch VIII 504 ff. Winter I 227 f. 250 f. 274

19 Kühner, Lexikon 211. Kelly, Reclams Lexikon 287 f. Geiss II 255. Der Große Ploetz 1044. Schnürer 354 f. Winter I 220, 225, 227 ff. 248 ff. 262, 265, 274. Pastor IX 686 ff. 695 ff.

20 Winter I 222 ff. 229 ff. 236 f. 257

21 Schnürer 356 ff. Pastor IX 698 ff. bes. 704 ff.

22 LThK II^3 683 f. Pastor X 138. Winter I 253 ff. bes. 259 f. 262, 264, 266 ff.

23 Geiss II 253, 255 ff. Der Große Ploetz 979 f. Schnürer 360. Winter I 275 ff. 283. Vgl. auch Deschner, Die Politik der Päpste I 75 ff.

24 Kelly, Reclams Lexikon 296. Winter I 278 ff. Vgl. auch Deschner, Die Politik der Päpste I 75 ff.

25 Winter I 283 ff.

26 Ebd. I 287 ff.

27 LThK VII^3 888 f. Pastor VI 214 ff. IX 750 ff. Canu 82, 87

28 LThK VII^3 1369 f. VIII^3 924 f. WLG 306 f.

29 Kühner, Lexikon 229, 231. von Hoensbroech, 14 Jahre Jesuit II 223 f. 229. Pastor VI 226 ff. VIII 535 f. Canu 82. Weiss, Katholische Reform 161

30 Wetzer/Welte IV 134 ff. bes. 138. Pastor VI 231 ff. IX 179, 709 f. XI 483 f. Canu 82. Weiss, Katholische Reform 161

31 LThK II^3 1057 f. VIII^3 1165 f. Pastor XI 485 ff. Canu 94. Van Leeuwen 179. Weiss, Katholische Reform 161 f.

32 Kelly, Reclams Lexikon 315 f. LThK VI^3 1048, VIII^3 1202 f. Weiss, Katholische Reform 161 f.

33 Pastor V 439. IX 516

34 Brandi, Deutsche Geschichte 240 f. Pastor V 387, 429 f. 450, VI 165. IX 716 ff. Tondi, Die Jesuiten 159

35 von Hoensbroech, 14 Jahre Jesuit II 29 f. 67, 81. Schnürer 41 ff. Brandi, Deutsche Geschichte 315 f. Pastor V 419, 421, 423. Canu 80. Tondi, Die Jesuiten 95 ff. bes. 97 ff. 102 ff. 159 f. Jendorff 419 ff. Weiss, Katholische Reform 76 f.

36 LThK IV^3 47. Hoensbroech, 14 Jahre Jesuit II 172 f. 183, 234 ff. Schnürer 42 f. Brandi, Deutsche Geschichte 321. Pastor VI 134, 154, 168 ff. 351, VII 352. IX 171 f. 173 f. 175 ff. 437. XI 435. Jendorff 432 f.

37 LThK II^3 924 f. 961. HKG IV 474, 564 f. von Hoensbroech, 14 Jahre Jesuit II 179 ff. 184 ff. Schnürer 42. Pastor V 434 f.

38 Kühner, Lexikon 214. LThK IV^3 797 f. (hier H. Jedin zitiert). HKG IV 474. Schnürer 42, 171 f. Canu 83. Pastor VI 155, 497 f. 500 ff. bes. 504, X 113. 115 ff. 122. XI 436, 513 ff. 520 ff. 533

39 LThK III^3 313 ff. Pastor, VI 146, 165, IX 170 f. Vgl. Tondi, Die Jesuiten 117. Gestrich, 407, 440. Jendorff 419. Weiss, Katholische Reform 78, 134

40 Hoensbroech, 14 Jahre Jesuit I 73 ff. 135 f. Pastor IX 489. Lanzinner 116. Weiss, Katholische Reform 134 ff.

41 von Hoensbroech, 14 Jahre Jesuit II 33 ff. 36 ff. Deschner, Abermals 408 f. Jendorff 426 ff. 429 f.

42 von Hoensbroech, 14 Jahre Jesuit II 179. von Pastor VI 147, VIII 390, IX 402. Gestrich 407f. Jendorff 423, Lanzinner 117f. Weiss, Katholische Reform 78, 137ff. Vgl. auch Speck 70ff.

43 von Hoensbroech, 14 Jahre Jesuit II 256 ff. Pastor XI 436. Weiss, Katholische Reform 78

44 von Hoensbroech, 14 Jahre Jesuit II 94 (bezieht sich hier und oft auf J. Friedrich, Beiträge zur Geschichte der Jesuiten, hier S. 49 f.)

45 von Hoensbroech, 14 Jahre Jesuit II 256f. 259f. 287ff.

46 Ebd. 285ff.

47 Ebd., 260ff. 267ff. 270f. 278ff. 293f. Sehr instruktiv Dieter 14ff. 20ff.

48 von Hoensbroech, 14 Jahre Jesuit II 200, 234, 256ff. 267, 271ff. 278, 286ff. 293ff. 303ff.

49 Ebd. 273ff. 277, 285f. 296f. (hier das Steinberger-Zitat).

50 Ebd. 157, 208ff. 214ff. 218ff. 306f. Tondi, Die Jesuiten 94f. 307ff. Deschner, Abermals 431f. Ders. Das Kapital der Kirche 301

7. Kapitel
Wittelsbacher und Habsburger als Träger der Gegenreformation und der Kölner Krieg

1 Maurer, Kirche, Staat und Gesellschaft 1f.

2 von Loewenich 287f.

3 Haller 135

4 Brandi, Deutsche Geschichte 417

5 Kelly, Reclams Lexikon 288. Sautter 23, 421. LThK I^3 343, III^3 441f. Geiss II 243, 253. Janssen, Culturzustände 122. Hergenröther III 397. Menzel II 457. Brandi, Deutsche Geschichte 130, 196f. 351ff. Neuss 249 f. Haller 133. Pastor V 297f. VI 565, VII 347ff. 366ff. IX 437ff. 443, 513. H.R. Schmidt, Konfessionalisierung 25, 31f. Christ, Das konfessionelle Zeitalter 343ff. Reinhard, Ausgewählte Abhandlungen 120f. 124. Maurer, Kirche, Staat und Gesellschaft 4. Koch, Das konfessionelle Zeitalter 86f. Lanzinner 63f. 104. Körber 96f. Weiss, Katholische Reform 33ff. 93f. 145f. Schilling, Aufbruch und Krise 280. Rabe 139f.

6 LThK X^3 1175. Brandi, Deutsche Geschichte 411, 432ff. Ritter, Die Neugestaltung Europas 305f. Pastor IX 444f. Rabe 139f. Herzig 20ff. 67ff. 74ff. Weiss, Katholische Reform 94f. 146. Vgl. auch die vorherg. Anm.

7 Kühner, Lexikon 209. LThK I^3 343. III^3 818f. VI^3 193f. X^3 951. Geiss II 253. Brandi, Deutsche Geschichte 353f. 408f. Pastor IX 438, 596f. 658. Neuss 250. Rabe 340. Koch, Das konfessionelle Zeitalter 86ff. Lutz, Reformation 72f. Körber 98. Weiss, Katholische Reform 94ff. 107

8 LThK X^3 1145f. HKG IV 554. Janssen, Vorbereitung 6ff. Brandi, Deutsche Geschichte 408. Forsthoff, Rheinische Kirchengeschichte I 476ff. Pastor V 442, 446, 509f. VIII 490f. IX 645f. 650f. Rößner 75ff. Koch, Das konfessionelle Zeitalter 87f. Körber 98. Weiss, Katholische Reform 44, 95, 107.

9 dtv-Lexikon 19, 308. LThK I^3 1224, IX 912f. X^3 950. Pastor V 55, 276,

441 f. Zoepfl, Das Bistum Augsburg im Reformationsjahrhundert 55, 177 ff. 275 ff. 370

10 LThK X[3] 950 f. Kelly, Reclams Lexikon 278. Zoepfl, Das Bistum Augsburg im Reformationsjahrhundert 177 ff. 338 ff. bes. 345 ff. 354 f. 362. Vgl. auch 403, 429 f. 462 u.a.

11 Vehse IV 8 f. Zoepfl, Das Bistum Augsburg im Reformationsjahrhundert 177 ff. 189, 191 ff. 198 f. 206, 209 f. 213 ff. 219 ff. 241, 255 f. 273 ff. 324 ff. 362. Vgl. 399, 441 ff. 447, 567, 569, 575, 605 f. Vgl. auch Zorn, Augsburg 248, 257

12 Pastor IX 542 ff. Pölnitz 130. Meisner 66, 87, 186

13 Brandi, Deutsche Geschichte 401. Pastor IX 545 ff. 553. Pölnitz 113 f. (Echters Verhalten gegenüber der Abtei Banz 139 ff.) Meisner 13, 70, 74 ff. bes. 79 f. 101, 137 ff. Krenig 197 f. 208 f.

14 Brandi, Deutsche Geschichte 402. Pastor IX 553 ff. Pölnitz 146 ff. bes. 149 ff. Meisner 87 f. Krenig 194, 197 ff.

15 Pastor IX 555 ff. Meisner 87 ff. 95, 97, 200, 202, 207. Krenig 197 f. 206

16 Pierer IX 178. Pölnitz 167, 355, 358 ff. 364, 367, 369 ff. 377 ff. 382 ff. 387. Meisner 41, 84, 109 f. 149, 201, 209, 231. Krenig 201, 207 ff. 212. Vgl. das typische Vertuschen der «Sozialdisziplinierung» bei Willoweit 243 ff.

17 Pölnitz 388 f. Meisner 12, 35, 202, 209, 212, 232. Zum Ganzen: Herrmann, Passion der Grausamkeit passim. bes. 30 ff. u.o. Ders. Die Folter passim, bes. 7 ff. 12 ff.

18 Pierer IX 178. Pölnitz 345 f. Meisner 25 f. 46, 49, 60, 62, 68, 92, 107 f. 116, 122, 125, 183 f. 200, 204, 215 f. 219 f. 222 u.a. Krenig 199 f. 202

19 Pölnitz 107. Meisner 47, 68, 181 ff. Krenig 194 f. Vgl. Deschner, Das Kreuz 80 ff. Ders. Opus diaboli 86 f.

20 Meisner 172, 185. Weiss, Die Hexenprozesse 331 ff.

21 Soldan/Heppe I 431, 508. II 48 ff. Deschner, Abermals 490. König, Ausgeburten 295 f. Meisner 172 f. Behringer, Hexen und Hexenprozesse 161, 319, 321, 361 ff. Ders. Hexen. Glaube, Verfolgung, Vermarktung 77 f.

22 Meisner 184 ff. Weiss, Die Hexenprozesse 333 ff. 338 f. 341 ff. 350 f. Behringer, Hexen und Hexenprozesse 247

23 Meisner 173 ff. 198. Weiss, Die Hexenprozesse 332 f. 337 ff. 345. Gehm 89. Zum generellen «Forschungsstand» s. etwa Biesel 24 ff.

24 Merzbacher, Die Hexenprozesse 43. Meisner 172, 184 ff. 205. Weiss, Die Hexenprozesse 336 f. 343 ff.

25 LThK III[3] 1234. Geiss II 227. HEG III 548. Soldan/Heppe II 72 f. Brandi, Deutsche Geschichte 356 ff. Pastor V 254 ff. Rabe 318 f. Becker, Christ u.a. Die Kirchen in der deutschen Geschichte 346. Maurer, Kirche, Staat und Gesellschaft 5. Herzig 35 f. Weiss, Katholische Reform 97

26 Geiss III 452. HEG III 548 f. Pasror VI 148, 150. VIII 489. Rabe 318 f. H. R. Schmidt, Konfessionalisierung XI, 32 ff. Becker, Christ u.a., Die Kirchen in der deutschen Geschichte 346 ff. Evans 395 f. Strohmeyer 221. Heilingsetzer 183 f. Bahlcke, Außenpolitik 205. Koch, Das konfessionelle Zeitalrer 92 ff. 207. Lanzinner

102 f. Lutz, Reformation 71, 73 f. Körber 106 ff. Weiss, Katholische Reform 99 ff.

27 LThK VII³ 5 f. HEG III 144, 548 f. Hergenröther III 396. Brandi, Deutsche Geschichte 356 ff. 359 ff. Rabe 319 ff. Koch, Das konfessionelle Zeitalter 92 ff. 208. Lanzinner 52 f. Hinrichs 160. Lutz, Reformation 70. Körber 106 ff. Weiss, Katholische Reform 93, 99 f.

28 HEG III 549. H. R. Schmidt, Konfessionalisierung 35 f. Winkelbauer 315 ff.

29 Pastor IX 447, 452, 456. Rabe 318 f. Becker, Christ u.a. Die Kirchen in der deutschen Geschichte 353. Weiss, Katholische Reform 100 f.

30 Kühner, Lexikon 213 f. Kelly, Reclams Lexikon 285 ff. 289 f. Menzel II 465 f. Brandi, Deutsche Geschichte 473. Pastor VII 386, VIII 459 ff. 464 f. 470 ff. 475 f. 483, X 341 ff. 358 f. H. R. Schmidt, Konfessionalisierung 34 f. Becker, Christ u.a. Die Kirchen in der deutschen Geschichte 348 f. 351. Christ, Das konfessionelle Zeitalter 252. Herzig 17 ff. 25 f. 36 ff. 39 ff. Körber 107 f. 110 f. Lanzinner 103. Weiss, Katholische Reform 97 f. 148

31 LThK III³ 1234 f. VI³ 1052. HKG IV 551. Menzel II 466 ff. Vehse II 137 f. Blickle 79 f. 89. Schilling, Aufbruch und Krise 282, 284 ff. Schnabel-Schüle, Überwachen und Strafen 131. Pastor IX 483, X 360 f. Christ, Das konfessionelle Zeitalter 350. Heilingsetzer 181 f. Evans 395 ff. Koch, Das konfessionelle Zeitalter 82 f. 96 ff. 209 f. Weiss, Katholische Reform 98 f. 147. Lanzinner 103

32 LThK X³ 951. Geiss II 253. Menzel II 446 f. Theiner III 268. Janssen, Vorbereitung 7 ff. (hier das v. Weinsberg-Zitat), 27 f. 31. Pastor V 510, IX 647 ff. Forsthoff, Rheinische Kirchengeschichte I 476 ff. Pölnitz 177 ff. 191. H. R. Schmidt, Konfessionalisierung 70, 72. zur Mühlen 126. Lanzinner 67. Lutz, Reformation 72 f. Weiss, Katholische Reform 95

33 Kelly, Reclams Lexikon 287 f. Geiss II 253. Janssen, Vorbereitung 27 ff. 35. Hergenröther III 394. Ritter, Die Neugestaltung Europas 221. Seppelt/Schwaiger 310. Pastor IX 602, 655, 658 Anm. 3. Körber 97 f. Weiss, Katholische Reform 65, 95

34 LThK VI³ 193. Geiss II 253. Janssen, Vorbereitung 36. Theiner, Die Einführung III 268. Brandi, Deutsche Geschichte 414 f. Pölnitz 179. Pastor IX 425, 652, 655 f. X 348. Schilling, Aufbruch und Krise 281 f. Koch, Das konfessionelle Zeitalter 88. Körber 98. Lanzinner 67 f. Weiss, Katholische Reform 95

35 LThK VI 193. Geiss II 246 f. 252. Janssen, Vorbereitung 37 ff. 42 ff. Brandi, Deutsche Geschichte 415. Pastor IX 651 ff. 656 ff. Pölnitz 177 ff. bes. 193 ff. Forsthoff, Rheinische Kirchengeschichte I 476 ff. Schilling, Aufbruch und Krise 280 f. Lutz, Reformation 73. Weiss, Katholische Reform 65 f. 95 f.

36 Menzel II 447 f. Janssen, Vorbereitung 31 f. 33 ff. 42, 44, 53 f. Forsthoff, Rheinische Kirchengeschichte 478 f. Brandi, Deutsche Geschichte 415 ff. Neuss 250 f. Pastor IX 600, 654. Koch, Das konfessionelle Zeitalter 88. Lanzinner 68

37 Janssen, Vorbereitung 34 u.o. Brandi, Deutsche Geschichte 417. Pastor IX 656f. zur Mühlen II 122ff.

8. Kapitel
Staatsterror im Westen
Die Niederlande, Frankreich, England und Schottland im späteren 16. Jahrhundert

1 Ranke, Die römischen Päpste 371, 377f.
2 HEG III 667
3 Mengin, in: Coudy, Die Hugenottenkriege in Augenzeugenberichten 373
4 Coudy ebd. 154
5 Panzer 82
6 R.B. Wernham, Before the Armada, 1966, 236. Zit. bei Panzer 14f.
7 HEG III 664f. Schiller, Geschichte des Abfalls 13, 55, 57. Brandi, Deutsche Geschichte 376. Durant 641f. Parker 42. van der Lem 30. Vogler, Europas Aufbruch 86, 89. Arndt 42ff. 49
8 HEG III 666. Bihlmeyer III 193. Brandi, Deutsche Geschichte 376. Durant 642f. van der Lem 30
9 Parker 57. Körber 73
10 HEG III 666. HKG IV 415f. Bihlmeyer III 193. Brandi, Deutsche Geschichte 375. Durant 643f. Parker 30f. van der Lem, 30. Arndt 255f.
11 HEG III 667. HKG IV 417. Durant 644. Beutin, Neuzeit 408. Parker 30f. van der Lem 45f. 51f. Arndt 256, bes. Anm. 50
12 LThK VII^3 820f. HEG III 319f. 664, 666, 668f. Geiss II 238. Schöppner 131f. Rachfahl I 201f. 576, II/1 26, 176f. Bihlmeyer III 193. Brandi, Deutsche Geschichte 374, 378. Beutin, Neuzeit 408. Parker 132f. 223. van der Lem 46
13 LThK VII^3 820. Geiss II 238. Der Große Ploetz 678f. HKG IV 418, 536. Schiller, Geschichte des Abfalls 70. Rachfahl I 234, II/1, 12ff. 20ff. 25, 34ff. 50, 53, 60, 63ff. 137ff. 176f. 288ff. Bihlmeyer III 193. Brandi, Deutsche Geschichte 374f. 380. Beutin, Neuzeit 408. Parker 42ff. Arndt 42ff. van der Lem 44, 47ff.
14 Rachfahl II/1 14, 51, 59ff. van der Lem 42
15 Der Große Ploetz 679. HEG III 665, 669. HKG IV 536. Rachfahl II/1, 6ff. 9f. 53f. 77f. 171. Schöppner 136. Bihlmeyer III 193. Brandi, Deutsche Geschichte 379, 381. Parker 101, 202, 204f. Deschner, Opus Diaboli 31. van der Lem 78. Arndt 191
16 HEG III 669f. Schiller, Geschichte des Abfalls 196ff. 214. Rachfahl II/2, 709ff. Schöppner 136f. Brandi, Deutsche Geschichte 379. Beutin, Neuzeit 408. Parker 77ff. 81ff. van der Lem 60ff. Körber 75. Vogler, Europas Aufbruch 92
17 Kelly, Reclams Lexikon 287. HEG III 669f. Rachfahl III 3ff. 36, 39, 89f. 117. Schöppner 137ff. Brandi, Deutsche Geschichte 378, 380. Beutin, Neuzeit 408. Parker 111ff. van der Lem 67f.
18 Pierer I 258. LThK I^1 198, I^3 318f. Geiss II 236. van der Lem 66ff. Vogler, Europas Aufbruch 92
19 Pierer I 258, XI 894f. LThK I^1 197, I^3 318f. HEG III 667, 670f. HKG IV 418. Hagenbach, Der evangelische Protestantismus 170ff. Rachfahl

III 47 ff. 73 ff. 98 ff. 110 ff. 132 ff. 142 ff. 149 ff. 341. Schöppner 138 ff. Brandi, Deutsche Geschichte 380 f. 387. Beutin, Neuzeit 408. Parker 48, 121 f. 124 f. Arndt 44 ff. Vogler, Europas Aufbruch 92. van der Lem 41, 67 ff. 77 f.

20 Parker 190. Arndt 213 ff. bes. 289

21 Pierer XI 895. Schöppner 143 f. Parker 166 ff. 188, 192, 204. van der Lem 85 f. 93. Vgl. dazu außer meinen älteren Arbeiten vor allem Die Politik der Päpste II Katholische Schlachtfeste in Kroatien oder «das Reich Gottes» II 210 ff. Und neuerdings besonders V. Krestić, Edit. Viktor Novak, Magnum Crimen sowie V. Krestić, Through Genocide to a greater Croatia

22 Pierer 11, 895 ff. Rachfahl I 166 ff. 200 ff. 203 ff. Parker 125 ff. 212

23 Pierer 11, 897. Ranke, Die römischen Päpste 378 f.

24 LThK V^3 301. Geiss II 237. HEG III 761 ff. Browning I 18 ff. 29 f. Bihlmeyer III 171 f. Durant 517 f. 532 f. Beutin, Neuzeit 405. Coudy 46, 58 ff. 62 ff. 372. Vogler, Europas Aufbruch 134 f. Sierszyn 275 f. Gresch 26 f.

25 Coudy 54, 59 ff.

26 LThK V^3 301 f. HEG 762 f. 769, 772 ff. HKG IV 410, 412. Browning I 99 ff. Bihlmeyer III 171 ff. Beutin, Neuzeit 405. Coudy 85, 89. Gresch 26 ff. 31. Dölemeyer 18 f.

27 Kühner, Lexikon 205. Kelly, Reclams Lexikon 285 ff. LThK II^1 6 f. II^3 46. Geiss II 241. HEG III 764 ff. Browning I 215 ff. 227 ff. Pastor VIII 366 ff. 370 f. IX 352 ff. Beutin, Neuzeit 406. Coudy 18, 74 ff. 78 f. 84, 158 ff. 162

28 Schöppner 147. Brandi, Deutsche Geschichte 386. Coudy 182 f. 194, 196, 202, 215. Dölemeyer 19

29 HEG III 764. HKG IV 413. Coudy 189, 191 f. 194, 197, 199, 200 ff. 208 f. 212

30 Coudy 200 f. 204 f. 207, 214 ff.

31 HEG III 782 f. HKG IV 413. Beutin, Die Neuzeit 406. Coudy 216 f. Pastor IX 356 f. Deschner, Opus Diaboli 31. Gresch 32

32 Bihlmeyer III 174. Coudy 11 f. 15 ff. 102, 123

33 Coudy 78. Pastor IX 363 ff. 384

34 Pastor IX 358, 366 ff. 375 f. Beutin, Neuzeit 406 f. Deschner, Opus Diaboli 31

35 LThK IV^3 1385. Pastor VIII 356 ff. IX 371 f. X 202 ff. 206, 208, 215 ff.

36 HKG IV 414. Browning II 163 ff. 196 ff. Pastor IX 372 f.

37 Pierer V 482, 728 ff. LMA VI 2206. LThK IV^3 1383. Geiss II 212 f. Der Große Ploetz 958. Krieger 15 ff. 24 ff. Vogler, Europas Aufbruch 149. Eßer 17 ff. 25 ff. Baumann 10

38 Pierer V 730 f. Hagenbach, Der evangelische Protestantismus 193 f. Bihlmeyer III 78 ff. 81. Pastor IV/2 483 ff. 488. Erbe, Heinrich VIII. 30 ff. 36. Metz 62. Krieger 24 f. Eßer 33 f. Panzer 22 ff. 25, 29, 34, 45, 47. Baumann 58 ff. 109 f. 113, 147

39 Pierer V 730 f. LThK II^3 1337, IV^3 1383, VI^3 1344 f. X^3 1283 f. Der Große Ploetz 958. Bihlmeyer III 79 f. Pastor IV/2, 483 ff. 491 ff. 498 ff. 505 ff. 512 f. Erbe, Heinrich VIII. 34, 36 ff. 43, 45 f. Lottes 76. Vogler, Europas Aufbruch 152 ff. Eßer 34 ff. 43. Panzer 29, 34, 40 ff. 48 ff. 55 ff. 60 ff. 64

40 LThK III^3 664. IV^3 1383. Der Große Ploetz 958 f. Pastor IV/2, 484, 502, 512 f. Seppelt, Das Papsttum im Spätmittelalter 451. Erbe, Heinrich VIII. 39, 41. Vogler, Europas Aufbruch 152

41 LThK III^3 664, IV^3 1383, IX^3 1138 f. Der Große Ploetz 959. Hagenbach, Der evangelische Protestantismus 195. Bihlmeyer III 81. Pastor IV/2, 483 f. 510, 514, 516. Lottes 78. Vogler, Europas Aufbruch 153 f. Erbe, Heinrich VIII. 38. Weiss, Katholische Reform 123 f. Panzer 32, 35. Baumann 146

42 Wetzer/Welte III 536 f. LThK III^3 664. Erbe, Heinrich VIII. 40. Vogler, Europas Aufbruch 154. Panzer 44 f. Baumann 108 f. Vgl. auch die folg. Anm.

43 LThK II^3 1350. Bihlmeyer III 81 f. Erbe, Heinrich VIII. 39. Pastor IV/2 514, V 691. Vogler, Europas Aufbruch 154 f. Baumann 106, 117

44 Pierer V 731. LThK III^3 664. Bihlmeyer III 82 f. Pastor VI 175 ff. 180, 197 f. Brodt 52, 58 f. Metz 64. Vogler, Europas Aufbruch 156. Eßer 61 ff. 65 f. Panzer 66 ff. 70 f.

45 LThK VI^3 1344. Pastor VI 181. Vgl. 192 f. Metz 60 ff. 64. Panzer 68 f. 72 ff. 76 ff.

46 Pastor VI 181, 183 f. 201, 208. Metz 63, 66 f. Vogler, Europas Aufbruch 157. Eßer 67 ff. Panzer 71, 73 f. 78, 80, 82.

47 Wetzer/Welte VIII 571 f. LThK III^3 664. Pastor VI 192, 195 ff. 581, 586 ff. 590 f. Metz 66 ff. Eßer 70. Panzer 82, 84

48 Lottes, Elisabeth I. 82 f. 85. Klein, Elisabeth I. 7, 12 ff. Eßer 71 f. 82. Panzer 96, 100

49 Pastor VI 610 ff. VII 441, 443. Lottes 76, 78 f. Vogler, Europas Aufbruch 157. Klein, Elisabeth I. 18, 33, 39, 63 f. (hier das Zitat von G. Mattingly, The defeat of the Armada, 1961, 41). Eßer 72 ff. 75. Panzer 89, 91

50 Wetzer/Welte III 535 f. Pastor VI 616 f. VII 454 ff. 461, 466 ff. Lottes 79 ff. Eßer 75, 80, 86. Klein, Elisabeth I. 17, 31 ff. 38 f. 44 ff. 63, 97 f.

51 Wetzer/Welte III 538. Pastor VII 439, 447. VIII 421 f. 454. Lottes 83. Klein, Elisabeth I. 79, 83, 94 f. 99 f. Panzer 91 f.

52 HEG III 920 f. Bihlmeyer III 189. Pastor VII 469 f. 474 ff. Baumann 147. Klein, Elisabeth I. 76

53 Kühner, Lexikon 199. Kelly, Reclams Lexikon 282. HEG III 921. Ranke, Die römischen Päpste 188 f. Gontard 399. Pastor VII 477 ff. 488. VIII 405, 413.

54 Der Neue Brockhaus III 431. LThK VI^3 1346 f. HEG III 920 ff. Schiller, Maria Stuart VII 236 ff. Bihlmeyer III 189 f. Pastor VII 478, 495 ff. VIII 395 f. 402 ff. 407 ff. Asch, Jakob I., 97 f. Lottes 78. Eßer 89. Maurer, Kleine Geschichte Englands 134 f. Klein, Elisabeth I. 74 ff. 80, 86 ff. Panzer 92 f.

55 Kühner, Lexikon 94. Kelly, Reclams Lexikon 191 f. LThK IV^3 1135, V^3 593 f. HEG III 938 f. Knöpfler 618. Bihlmeyer III 190 f. Kühner, Das Imperium 164. Vogler, Europas Aufbruch 155

56 Kühner, Lexikon 211. LThK V^3 592 ff. HEG III 939 f. Knöpfler 588. Bihlmeyer III 191 f. Seppelt, Das Papsttum in der neueren Zeit 171 f.

Pastor IX 298 ff. XI 365 f. Vogler, Europas Aufbruch 155

9. Kapitel
Die Schlammschlacht vor dem grossen Krieg
Vom publizistischen Schlachtfeld zum militärischen

1 Janssen, Vorbereitung 306, 557
2 Bremer 18 f. 297
3 Wedgwood 20 f. 41 f.
4 Janssen, Vorbereitung 17 ff. 35 ff. 106 ff. 142 ff. Herzig 65 ff. Vgl. auch Arndt 104 ff. bes. 107 ff. 195 ff. 211
5 M. Pohlig, Rezension von Kai Bremer, Religionstreitigkeiten. Volkssprachliche Kontroversen zwischen altgläubigen und evangelischen Theologen im 16. Jahrhundert, 2005, in: sehepunkte 5 (2005), Nr. 9 (9. 9. 2005). – Press 31. Bremer 4 f. 37, 44 f. 199, 297. E. Wolgast, Konfessionalisierung und Religionskrieg, in: J. Assmann (Hg.), Kultur und Konflikt, 185. Zit. bei Bremer 20
6 Herzig 10 ff. 14 f. Bremer 56 ff. 187, 191, 193 ff. 198 ff. 221 (hier das Simmel-Zitat), 242, 290
7 Bremer 47 ff. 55, 159, 214 ff.
8 LThK II^{3} 189 f. Janssen, Vorbereitung 522 f. Bremer 151, 156 f.
9 Bremer 21, 46, 101 ff. 107, 111 ff. 117, bes. 123 f. 127
10 LThK I^{3} 336. Janssen, Vorbereitung 452 f. Herzig 22 f. Bremer 40, 168 f.
11 Bihlmeyer III 163 f. Bremer 38, 46 ff.
12 LThK V^{3} 1220 ff. 1225. Herzig 91 ff. Wedgwood 20. Bremer 32 f. 49, 55, 177
13 Janssen, Vorbereitung 102, 401, 506 f. Vgl. auch 71 ff. Herzig 27 f. Bremer 139, 171, 199
14 Janssen, Vorbereitung 448. Bihlmeyer/ III 156. Bremer 30 f. 47, 117. Vgl. auch Pohlig, Rezension von Kai Bremer s. Anm. 5
15 Janssen, Vorbereitung 322 f. 327, 447 f. 464
16 Ebd. 325 ff. 448
17 Ebd. 60 f. 132 Anm. 3, 133 ff. 498 ff. 505. Wedgwood 19 f.
18 Janssen, Vorbereitung 100 f. 132 f. Wedgwood 21, 41. Herzig 75 ff. 107 ff.
19 Menzel II 443 f. Janssen, Vorbereitung 91 ff. 137 ff.
20 Janssen, Vorbereitung 96 f. 213
21 Ebd. 61 ff. 91 ff. 98 ff. 102, 132 ff. 464 ff. 483, 494. Knöpfler 633 ff. 638 f. Bihlmeyer II 157 f. Wedgwood 20
22 Janssen, Vorbereitung 306 f. 464
23 Ebd. 252 f.
24 Ebd. 71 f. 147, 240, 300 ff. Press 11. Bremer 136 ff. 159, 168, 170 f.

10. Kapitel
Der dreissigjährige Krieg beginnt

1 Brandi, Deutsche Geschichte 449 f.
2 Heberle, zitiert bei Schilling, Aufbruch und Krise 421
3 Zitiert ebd.
4 Haller, Die Epochen 138 f.
5 Wedgwood 40
6 Sautter 293. HEG III 556 f. HbG II 416 ff. 421, 425. Vgl. auch 409. HKG IV 652 f. 657. Der Große Ploetz 680. Seppelt, Das Papsttum in der neueren Zeit 265 f. Bihlmeyer III 142. Bihlmeyer III 164. Brandi,

Deutsche Geschichte 468ff. Pastor XII 287ff. 521ff. Press 118, 163, 174ff. 181ff. 337, 352. Roeck 152ff. Lanzinner 187ff. 199. Schormann 214ff. Wedgwood 38, 47, 57ff. G. Schmidt, Der Dreißigjährige Krieg 23

7 Pierer XIII 859. dtv-Lexikon XV 70. Sautter 293. HbG II 415, 421. HKG IV 652. Pastor XII 287ff. 294 (hier der Ranke-Hinweis). Press 25, 165. Lanzinner 187f. 190f. 197, 201ff. Wedgwood 45

8 Sautter 124f. 292f. 353. HEG III 558ff. HKG IV 657. Bihlmeyer III 138f. Albrecht, Ferdinand II. 129f. Press 29f. 34, 43f. 59, 96f. 167ff. 173, 187f. 191f. Roeck 47ff. 191ff. Schormann 216. Wedgwood 10, 29ff. 33, 37f. 48, 52ff. 62ff. 70

9 Bihlmeyer III 143. Jessen 23ff. Pastor XII 525ff. 567f. Schormann 216. Wedgwood 69ff. Fenske 48. G. Schmidt, Der Dreißigjährige Krieg 29f. Vogler, Europas Aufbruch 62

10 Der Große Ploetz 816. Jessen 25ff. Press 192

11 Sautter 401f. Der Große Ploetz 816. Bihlmeyer III 144. Bihlmeyer III 166. Pastor XII 569f. Jessen 50f. 66, 81. Albrecht, Ferdinand II. 126. Press 196. Schormann 217f. 223. Wedgwood 81ff. 85f. 92f. 119. Fenske 50

12 HEG III 560f. HbG II 424. Der Große Ploetz 816f. Pastor XII 568ff. Jessen 70f. 77. Press 196f. Roeck 198ff. Schormann 218. Wedgwood 72ff. 85ff. 98. Vogler, Europas Aufbruch 62ff.

13 dtv-Lexikon 20, 105. HbG II 424. Der Große Ploetz 817. Pastor XII 570ff. Jessen 55f. Albrecht, Ferdinand II. 128, 131. Press 197. Wedgwood 52ff. 82, 86f. Zur Geschichte der Kaiserkrönung vgl. Eichmann, Die Kaiserkrönung passim, bes. I, IXff.

14 HbG II 424f. 428ff. 432f. Pastor XII 562, 572ff. 579f. Jessen 77ff. Albrecht, Ferdinand II. 131. Press 200. Roeck 208ff. Schormann 220. Wedgwood 38, 89f. 107ff.

15 Jessen 43f. 83. Wedgwood 75, 82, 109f., 104f.

16 Geiss III 527. HEG III 561f. HbG II 428. Ranke, Die römischen Päpste 566. Brandi, Deutsche Geschichte 485. Jessen 88ff. 91ff. Pastor XII 578f. XIII/1, 183f. Press 198. Roeck 216ff. Schormann 222. Wedgwood 47, 51, 111ff. G. Schmidt, Der Dreißigjährige Krieg 32

17 Der Große Ploetz 817. Wedgwood 113ff. 144

18 Wedgwood 113ff. 123ff.

19 Pastor XII 579f. 583

20 HEG III 562. Jessen 90, 101ff. 107ff. Pastor XIII/1, 204. Albrecht, Ferdinand II. 132. Roeck 231ff. Schormann 223. Vgl. dazu auch Lächele 179ff. 182ff. 195ff.

21 LThK III³ 1234f. Brandi, Deutsche Geschichte 473, 480. Jessen 61ff. 66, 137. Albrecht, Ferdinand II. 125. Press 204f. Wedgwood 124

22 Jessen 61ff. 66

23 Geiss III 527. HEG III 562. HbG II 429. HKG IV 658. Der Große Ploetz 817. Ranke, Die römischen Päpste 570ff. Pastor XIII/1 202ff. 209ff. 213f. Jessen 90, 101ff. 107ff. 116, 118ff. Roeck 217. Schormann 223. Wedgwood 123ff. 146ff. 152ff. Press 207f. Sierszyn 389 Anm. 60 Endres 567f.

24 Pierer V 309. Sautter 284. LThK IV³ 1250. HEG III 562 f. Der Große Ploetz 816. Brandi, Deutsche Geschichte 485, 492. Jessen 165 f. Press 198 ff. Schormann 223 ff. Wedgwood 116 ff. 121 f. 130 f. 134, 178.

25 Brandi, Deutsche Geschichte 493. Jessen 141 ff. Press 199. Wedgwood 132 ff.

26 Pierer V 310. Sautter 84. Taddey 200 f. 1155. LThK V¹ 216 f. V³ 349. HbG II 720 f. Brandi, Deutsche Geschichte 493 ff. Jessen 158 f. Wedgwood 35, 135, 161 f.

27 Pierer XV 645 f. XVII 613, XVIII 393. Kelly, Reclams Lexikon 296 f. HbG II 431 f. HKG IV 654, 658. Ranke, Die römischen Päpste 566 ff. Seppelt, Das Papsttum in der neueren Zeit 268 f. 271 f. Kretschmayr III 292. Pastor XIII/1 15, 36, 42 ff. 53 f. 165 ff. 174 ff. 179 ff. 183. Kühner, Das Imperium 309 f.

28 Kelly, Reclams Lexikon 297. HbG II 430. HKG IV 658. Seppelt, Das Papsttum in der neueren Zeit 271 ff. Kühner, Das Imperium 310. Pastor XIII/1 184 ff. 189 ff. 199 ff. XIII/2 901, 911

29 Pastor XIII/1 176 f. 181 f. 185 f. 193, 195, 197, 201 ff. u. a.

30 Ranke, Die römischen Päpste 568. Seppelt, Das Papsttum in der neueren Zeit 271. Pastor XIII/1 93, 174 ff. 181 f. 185, 188 ff. 195, 197

31 Kelly, Reclams Lexikon 297. HKG IV 645 f. Ranke, Die römischen Päpste 568 f. Seppelt, Das Papsttum in der neueren Zeit 278 ff. Kühner, Das Imperium 310. Pastor XIII/1 151

32 Jessen 166. Pastor XIII/1 182 f. Wedgwood 132 f.

33 Pierer V 309 ff. Sautter 284. Taddey 769. Brandi, Deutsche Geschichte 492 ff. Wedgwood 118, 132, 135 f.

34 Brandi, Deutsche Geschichte 485. Vgl. auch Jessen 157 ff.

35 Pierer V 310. X 839. Taddey 769. Jessen 132, 160. Wedgwood 118, 128, 136 f. 163

11. Kapitel
Worum kämpfte man im Dreißigjährigen Krieg?

1 Wedgwood 289

2 G. Schmidt, Der Dreißigjährige Krieg 64 f.

3 HEG III 317

4 Jessen 86. Schöppner 200

5 Taddey 238. HEG 341, 563. Der Kleine Ploetz 131. Hergenröther 404. Brandi, Deutsche Geschichte 507, 511 ff. Jessen 178 ff. 184 ff. 194 ff. Press 203. Wedgwood 183 f. 189, 205 f. Vogler, Europas Aufbruch 63 f. G. Schmidt, Der Dreißigjährige Krieg 40, 42

6 Geiss I 204. dtv-Lexikon 9, 39. Taddey 753. LThK VIII³ 1130 f. HEG III 563 ff. Vgl. auch 552. Hergenröther, Handbuch 404 f. Ranke, Die römischen Päpste 624. Hoensbroech, 14 Jahre Jesuit II 294. Brandi, Deutsche Geschichte 503, 510, 515. Kühner, Das Imperium 312 f. Jessen 184 f. 197, 204 ff. Wedgwood 145, 184 f. 208, 211 ff. Press 212. Vogler, Europas Aufbruch 64, 182. Roeck 267 ff. Zorn, Augsburg 276 ff. 285 f. Schormann, Der Dreißigjährige Krieg 228 f. 242, 249 f. Schmidt, Der Dreißigjährige Krieg 46 ff.

7 Sautter 412. Taddey 1257. Geiss I 204. Der Große Ploetz 817. Brandi, Deutsche Geschichte 507, 513. Jessen 170, 192, 200 ff. Wedgwood 149 ff. 197 ff. 214. Press 202 f. 211 f. Roeck 261 ff. 264 ff. Schormann, Der Dreißigjährige Krieg 228 f. G. Schmidt, Der Dreißigjährige Krieg 32 f. Vgl. auch Lämmert 568 ff.

8 HEG III 565. Brandi, Deutsche Geschichte 499. Jessen 200, 203 f. 210. Wedgwood 151, 173 ff. 191 f. Schormann, Der Dreißigjährige Krieg 231 f. G. Schmidt, Der Dreißigjährige Krieg 39.

9 Kelly, Reclams Lexikon 298. Brandi, Deutsche Geschichte 499, 508. Wedgwood 142, 170 f. 197, 212. Kühner, Das Imperium 312. Schormann, Der Dreißigjährige Krieg 232, 235 f. 239, 246 ff.

10 HEG III 565. Geiss I 204. Hoensbroech, 14 Jahre Jesuit II 295 ff. Polišenský, Documenta 155 ff. Brandi, Deutsche Geschichte 508 f. Seppelt, Das Papsttum in der neueren Zeit 295 ff. Wedgwood 125, 166, 186, 191 ff. 195 ff. bes. 198 f. 200 ff. 217, 219. Huxley 267, 275. Jessen 199. Press 215. Schormann, Der Dreißigjährige Krieg 230 f. 246 ff. Vogler, Europas Aufbruch 64.

11 Sautter 222. HEG III 565 ff. Der Große Ploetz 1045. Brandi, Deutsche Geschichte 501 f. 519, 522 f. Wedgwood 235 ff. 251. Jessen 230 ff. 237 ff. 245. Press 218 ff. Schormann, Der Dreißigjährige Krieg 250 f. G. Schmidt, Der Dreißigjährige Krieg 49 ff. Vogler, Europas Aufbruch 182 f. Langer 485. Schulin 990

12 Taddey 473. Schöppner 221 f. Brandi, Deutsche Geschichte 525 f. Wedgwood 241, 251 ff. Jessen 256, 261 ff., bes. 264. Vogler, Europas Aufbruch 183. Roeck 296 ff. Schormann, Der Dreißigjährige Krieg 252

13 Geiss III 530. HEG III 567, 570. HbG II 444, 446. Brandi, Deutsche Geschichte 523, 527, 531 f. Wedgwood 239, 254, 258 ff. 263, 266 f., der ich hier besonders folge. Jessen 247. Sicken, Wendepunkt 585 f. Ders. Politische Geschichte 299 ff. Hroch/Barteček 458. Schormann, Der Dreißigjährige Krieg 252 f. G. Schmidt, Der Dreißigjährige Krieg 51 f. Press 219 f.

14 HbG II 450 ff. Brandi, Deutsche Geschichte 543 ff. 549 ff. Press 228. Schormann, Der Dreißigjährige Krieg 254 ff. G. Schmidt, Der Dreißigjährige Krieg 53

15 Sautter 124 f. 263. Taddey 341, 710. LThK X³ 1175. Wedgwood 52 ff. 144. Pastor XIII/1 355. Albrecht, Ferdinand II. 125 ff. 134. Press 204 f. Fenske 56. G. Schmidt, Der Dreißigjährige Krieg 39, 43 f. 46. Sierszyn 387

16 Sautter 242, 263. HKG IV 658 Anm. 9. Ranke, Die römischen Päpste 620, 628. Pastor XIII/1 356 ff. 370, 388 f. Albrecht, Ferdinand II., 125 ff. Press 205 f. G. Schmidt, Der Dreißigjährige Krieg 46, 49.

17 HbG II 441 ff. Kretschmayr III 295 ff. bes. 298 f. Pastor XIII/1 366 ff. 370 ff. 396 ff. 406 f. 415. Schormann, Der Dreißigjährige Krieg 246 ff.

18 HbG II 406 ff. 409 u. 409 Anm. 9. 424 f. Vgl. 432 f. 705 Anm. 12. HEG III 554. Seppelt, Das Papsttum

in der neueren Zeit 265 f. Pastor XIII/1 350 ff. 356 Anm. 5. Albrecht, Bayern und die pfälzische Frage 461 f. Schormann, Der Dreißigjährige Krieg 231 f. 241, 246 f. Schmidt, Der Dreißigjährige Krieg 35. Dieter 14 ff. 20 ff.

19 Brandi, Deutsche Geschichte 518 f. Jessen 321 f. Pastor XIII/1, 454 f. 460 f. Wedgwood 285. Dickmann 46 ff. Hroch/Barteček 450 f. G. Schmidt, Der Dreißigjährige Krieg 50, 52

20 HEG III 343 f. Schöppner 212 ff. 217 f. Brandi, Deutsche Geschichte 520 ff. Pastor XIII/1, 421 ff. Dickmann 47 ff. Hroch/Barteček 450 ff. Wedgwood 273 f. G. Schmidt, Der Dreißigjährige Krieg 49 f.

21 Taddey 1226. Schöppner 201. Wedgwood 57 f. Dickmann 216 ff. Schormann, Der Dreißigjährige Krieg 226. Ders. D. Dr. K. V. R. 76 f.

22 Taddey 182 f. 413. Schöppner 209 ff. Brandi, Deutsche Geschichte 486 f. Wedgwood 151, 154. Polišenský, Dokumenta 155 ff. Kroener/Pröve 57. Schilling, Der westfälische Friede und das neuzeitliche Profil Europas 13 f. G. Schmidt, Der Dreißigjährige Krieg 39, 48. Vgl. auch Lämmert 568 ff.

23 LThK VIII³ 1176 f. HEG III 286 ff. 343 ff. 348, 567. HKG IV 536. Ranke, Die römischen Päpste 595. Schöppner 235 ff. Brandi, Deutsche Geschichte 519 f. 545, 548. Huxley, Die graue Eminenz 161 f. 178 f. 214, 239. Pastor XIII/1, 275 ff. 403 ff. 462 ff. 470, 490, 501 ff. Kroener/Pröve 29 f. Schormann, Der Dreißigjährige Krieg 251, 258 f. G. Schmidr, Der Dreißigjährige Krieg 60 f. 63 ff. 67 ff.

24 Wedgwood 405 f. Pastor XIII/1, 499. Press 198, 216 ff. Dickmann 51 ff. Arndt 160, 175 f. Schilling, Der Westfälische Friede und das neuzeitliche Profil Europas 13 ff. Fenske 50 ff. 56

25 HEG III 316 ff. 351, 567. Lademacher 342

26 Vgl. außer Kap. X S. 328 ff. und den dortigen Literaturhinweisen auch: Kühner, Lexikon 246 f. Seppelr, Das Papsttum in der neueren Zeit 267. Ranke, Die römischen Päpste 568. Pastor XIII/1, 45 ff. 174 ff. 178 ff. Kühner, Imperium 309 f. Schnitzer, Zur Politik 163. Albrecht, Zur Finanzierung 535 ff. 538 f. 541 f. 545, 563

27 Kühner, Lexikon 228 ff. Kelly, Reclams Lexikon 297 ff. Ranke, Die römischen Päpste 617, 628. Bernhart 263. Seppelt, Das Papsttum in der neueren Zeit 281 ff. 287 ff. Gontard 424 f. Grisar, Päpstliche Finanzen 207 f. 243. Pastor XIII/1, 253 ff. bes. 261, 294 ff. 301 ff. 308 ff. 429 f. 443, 445, 450. Albrecht, Zur Finanzierung 552 ff. 563. Press 213. Lutz, Italien 897

28 Kühner, Lexikon 236 f. Pasror XIV/1, 73 ff. 81 ff. 95 ff. 100 f. Wedgwood 440, 457. Dickmann 84 f. 336 ff. Schilling, Der Westfälische Friede und das neuzeitliche Profil Europas 20. Fitschen 26 f.

12. KAPITEL
PAX CHRISTIANA ODER «CHRISTLICHE LEBENSFÜHRUNG» NACH DEM JAHRHUNDERTKRIEG

1 S. Anm. 13

2 Pastor XIV/2 775

3 Ebd. 785

4 Informationen zur politischen Bildung, Heft 164

5 Sautter 125. Taddey 341 f. Der Große Ploetz 683. Der Kleine Ploetz 132. Dickmann 198, 207. Wedgwood 415. Auer 152 f. Lundkvist 351

6 Der Große Ploetz 683. Pastor XIV/1, 89 f. Wedgwood 411 f. 415. Schilling, Der Westfälische Friede und das neuzeitliche Profil Europas 19

7 Taddey 282. Der Große Ploetz 819 f. Berthold 14 f. Bosl, Geschichte Bayerns II 29. Schremmer 210 f. Franz 174. Wedgwood 443 ff. 447

8 Der Westfälische Friede und das neuzeitliche Profil Europas 21

9 Kroener 606 ff. 609 ff. 630. Duchhardt, Europa am Vorabend der Moderne 68 f. 71; dort die Zitate von Johannes Burkhardt und Otto Hintze

10 Steiger 73. Duchhardt, Europa am Vorabend der Moderne 62 f. 67, 73

11 Pierer 15, 646 f. HEG III 834 ff. IV 11. Press 388. Kroener 607 f. Duchhardt, Europa am Vorabend der Moderne 177. Stadler 369 ff. Staehelin 660 ff. Greyerz 690 ff. 708 ff. Suter 55 ff. 63 ff.

12 LThK II³ 1349 f. VIII³ 745. Matz 73 f. Der Große Ploetz 684. Der Kleine Ploetz 150 f. HKG V 194 ff. 376 f. Bihlmeyer III 163 f. 168 f. 177 f. Pastor XIV/1, 108 ff. 113 ff. 119, 122, 126 ff. Asch, Die englische Republik 421 ff. 425 ff. 433 f. 441 ff. Duchhardt, Europa am Vorabend der Moderne 64. Sierszyn 289 ff. 405 ff. 410. Kluxen 311. Schulin, England und Schottland 948 ff. 955 ff.

13 Sautter 140 f. Taddey 14 f. 338 f. 384, 552 f. 863 f. Matz 74, 76, 78. Der Große Ploetz 683 ff. Der Kleine Ploetz 132, 134 ff. Hergenröther III 569. Pastor XIV/2, 825. Press 338 ff. 356 ff. 360 ff. 365 ff. Fenske 83, 86, 89 f. Duchhardt, Altes Reich 15 f. Breuer/Graetz 102. Baumgart 469 ff. 481. Oestreich 402 ff.

14 Matz 74, 78. Taddey 863 f. dtv-Lexikon 13, 155. HEG IV 15. Der Große Ploetz 684. Der Kleine Ploetz 133, 144. Hergenröther III 589 ff. Press 358 ff. Kroener 609 f. Bregnsbo 366 f. Duchhardt, Europa am Vorabend der Moderne 64 f. 288 ff. Ders. Absolutismus 17, 87. Ders. Altes Reich 15 f. Kunisch, Absolutismus 130 ff. 145 ff.

15 Ich bin hier durchgehend Hans Roos 692 ff. verpflichtet.

16 Matz 78. Kelly, Reclams Lexikon 303. Der Große Ploetz 822 f. Der kleine Ploetz 130, 137 f. HKG V 127. Bihlmeyer III 188. Kretschmayr III 320 ff. 323 ff. 336 ff. Pastor XIV/1, 92, 257 ff. 263 ff. 267, 384, 598 ff. 606 ff. Hiller, Feind im Frieden 393 f. 400 ff. Fenske 87 f. Jansky, Osmanenherrschaft 761 f. Rhode, Ungarn 1062. Roos 711 f.

17 Pastor XIV/2, 676, 695 f. 699, 725, 737, 742, 750 ff. 755 ff. 775 ff. 780 ff. 798, 803, 825

18 Pierer XVI 532. Matz 74 f. 77 f. LThK VI³ 1101. Der Große Ploetz

685, 923, 925. Der Kleine Ploetz 134ff. 148. HKG V 130ff. 144. Menzel III 48f. 68ff. Vehse III 235f. 244, 256. Pastor XIV/2, 699ff. 703, 742ff. 750ff. Hartmann, Geschichte Frankreichs 34f. Lutz, Italien 898f. Kunisch 140ff. Fenske 83. Wagner, Einheit 19ff. 31ff. Duchhardt, Europa am Vorabend der Moderne 69f. 178ff. Mehler/Mrkos 157. Kampmann 361. Vgl. auch 350f.

19 Pierer IV 347. dtv-Lexikon 7, 46. Matz 76. Der Kleine Ploetz 136. Hergenröther III 537, 596f. Foerster, Die Welt des Barock 190ff. Mehler/Mrkos 159f. Hartmann, Geschichte Frankreichs 31. Duchhardt, Europa am Vorabend der Moderne 181. Ders. Absolutismus 16, 82. Weis, Frankreich 166ff., bes. 169ff. Schilling, Höfe 16ff.

20 Vehse IV 242, 288ff. 293. Foerster, Die Welt des Barock 161ff. Friedell 94ff. bes. 104f.

21 Vehse I 145, III 211, IV 238f. 249ff. 290ff.

22 Natürlich überlebten auch andere Bischöfe in analoger Weise das Inferno und sicher nicht so schlecht.
Bambergs Oberhirte Fuchs von Dornheim beispielsweise, der eifrige Verbrenner von 600 Hexen und Hexern nebst allen fünf Bürgermeistern der Stadt, hatte sich längst aus dem Staub gemacht, als die Schweden 1632 Bamberg einnahmen. Dafür aber schickte er, nach alter Generalsart, aus dem Hinterland, der Oberpfalz, seine Befehle; verfügte etwa am 13. Februar einerseits «2 Fuder Wein» aus dem bedrohten Forchheim in die Etappe zu bringen, ein Fuder direkt zu ihm selbst, und andererseits Hunderte von Zentnern Pulver und Lunten aus der Oberpfalz nach Forchheim, sozusagen in größere Nähe zur Front. Überschrift in Looshorns bändereicher Bistumsgeschichte: «Weisheit und Fürsorge des Bischofs aus der Ferne».
Erst im Schutz Tillys und seiner Haufen kehrte der hochwürdige Hexenjäger nach Bamberg zurück, gleichfalls seine Domherren sowie all jene, deren Leben so viel wertvoller war als das der «gemeinen» Untertanen. Als freilich die Schweden 1633 Bamberg wieder besetzten, waren Bischof und Domkapitel zumeist erneut weit vom Schuß. Und wieder – «Weisheit und Fürsorge des Bischofs aus der Ferne» – sandte der gute Hirte, während die lieben Schäflein noch mehr verkamen, durch Hunger starben, an der Pest, aus der Ferne Trost- und Durchhalteparolen, hoffte, mahnte er, «das arme Volk» werde «nicht völlig durch die Soldadesca ruinirt», werde (sehr ähnlich vielen Prälatenwünschen unter Hitler zur Zeit des Zweiten Weltkriegs) «geduldig und standhaft in der Treue» sein und kündigte – aus Kärnten – gar sein Vorhaben an, «näher an die Grenzen des Stiftes zu kommen».
Die meisten geistlichen Herren der gehobenen Klasse und viele Adelige waren damals nach Österreich geflohen, nach Konstanz oder nach Köln, wo man zeitweise die Bischöfe von Mainz, Worms, Würzburg, Osnabrück u.a. finden konnte, hatte man die Stadt doch überaus befestigt und niemand sie seit 1288 erobert und niemand auch sehr, sehr lang nach dem Dreißigjährigen Krieg.

Vgl. auch Vehse II 139 ff. Looshorn VI 216 f. 240, 244, 290 ff. 299. Waider in JKGV 57. Deschner, Opus Diaboli 34

23 Vehse II 142 ff. 147 f.

24 Ebd. 220 f. 253 f. 320 ff. Schöffer 637. Duchhardt, Altes Reich 16

25 Eppelsheimer 255. Dümmler III 592 f. Davidsohn I 365, 381 ff. 418 f. 427 f. 475 f. 512. Vgl. 570. Schnürer 448. Niemeyer, Die Miracula 135. Deschner, Opus Diaboli 18 f. 50 f. 56 ff. 61 f. Blickle 96 f.

26 Vehse IV 29, 291 f. Chambon, Der französische Protestantismus 114. Pattloch 34. Ziegler, Augenzeugenberichte 354 f. Deschner, Opus Diaboli 55, 58, 60. S. etwa auch Cerman 105 ff. Kostlán 113 ff. Rudert 351 ff. 377. Enders 399 ff. 410 ff.

BENUTZTE SEKUNDÄRLITERATUR

Aland, K. Repetitorium der Kirchengeschichte. 3. Reformation und Gegenreformation, 1967

Albrecht, D., Ferdinand II. 1619–1637, 1990, in: Schindling/Ziegler (Hg.), Die Kaiser der Neuzeit, 1990

Albrecht, D., Bayern und die pfälzische Frage auf dem Westfälischen Friedenskongreß, in: H. Duchhardt (Hg.), Der Westfälische Friede, 1998

Arndt, J., Das Heilige Römische Reich und die Niederlande 1566 bis 1648. Politisch-konfessionelle Verflechtung und Publizistik im Achtzigjährigen Krieg, 1998

Asch, R. G., Jakob 1. (1603–1625) in: P. Wende (Hg.), Englische Könige und Königinnen, 1998

Asch, R. G., Die englische Republik und die Friedensordnung von Münster und Osnabrück, in: H. Duchhardt (Hg.), Der Westfälische Friede, 1998

Auer, L., Die Ziele der kaiserlichen Politik bei den Westfälischen Friedensverhandlungen und ihre Umsetzung, in: H. Duchhardt (Hg.), Der Westfälische Friede, 1998

Bahlcke, J., Außenpolitik, Konfession und kollektive Identitätsbildung: Kroatien und Innerösterreich im historischen Vergleich, in: Bahlcke/Strohmeyer (Hg.), Konfessionalisierung in Ostmitteleuropa, 1999

Bahlcke, J./Strohmeyer, A. (Hg.), Konfessionalisierung in Ostmitteleuropa. Wirkungen des religiösen Wandels im 16. und 17. Jahrhundert in Staat, Gesellschaft und Kultur, 1999

Bates, M. S., Glaubensfreiheit. Eine Untersuchung, 1947

Baumann, U., Heinrich VIII. mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, 5. A. 2006

Baumgart, P., Kurbrandenburgs Kongreßdiplomatie und ihre Ergebnisse, in: Duchhardt (Hg.), Der Westfälische Friede, 1998

Becker, W./Christ, G./Gestrich, A./Kolmer, L., Die Kirchen in der deutschen Geschichte. Von der Christianisierung der Germanen bis zur Gegenwart, 1996

Behringer, W., Hexen. Glaube. Verfolgung. Vermarktung, 4. A. 2005

Behringer, W. (Hg.), Hexen und Hexenprozesse in Deutschland, 5. A. 2001

Bernhart, J., Der Vatikan als Weltmacht. Geschichte und Gestalt des Papsttums, 6.–9. A. 1930

Berthold, R., Wachstumsprobleme der landwirtschaftlichen Nutzfläche im Spätfeudalismus, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte II/III 1964

Beutin, W., Neuzeit. Religiöse Besessenheit Europas bis zu den Weltkriegen, in: Deschner, K. (Hg.), Kirche und Krieg. Der christliche Weg zum Ewigen Leben, 1970

Biesel, E., Hexenjustiz, Volksmagie und soziale Konflikte im lothringischen Raum, 1997

Bihlmeyer, K., Kirchengeschichte auf Grund des Lehrbuches von F. X. von Funk neubearbeitet. Dritter Teil: Die Neuzeit und die neueste Zeit, 10. A. 1938

Bitterli, U., Die Entdeckung Amerikas. Von Kolumbus bis Alexander von Humboldt, 1999

Blickle, P., Unruhen in der ständischen Gesellschaft, 1300–1800, 1988

Bosl, K., Geschichte Bayerns I u. II. Vorzeit und Mittelalter, 1952

Bourde, A., Frankreich vom Ende des Hundertjährigen Krieges bis zum Beginn der Selbstherrschaft Ludwigs XIV. (1453–1661), in: HEG III 4. A. 1994

Brandi, K., Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation, 3. A. 1941

Brandi, K., Kaiser Karl V., Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches, 1976

Brandt, A. von, Die nordischen Länder von 1448 bis 1654, in: HEG III 4. A. 1994

Brecht, M., Protestantische Kirchenzucht zwischen Kirche und Staat. Bemerkungen zur Forschungssituation, in: Schilling (Hg.), Kirchenzucht und Sozialdisziplinierung, 1994

Bregnsbo, M., Denmark and the Westphalian Peace, in: Duchhardt, H. (Hg.), Der Westfälische Friede, 1998

Bremer, K., Religionsstreitigkeiten. Volkssprachliche Kontroversen zwischen altgläubigen und evangelischen Theologen im 16. Jahrhundert, 2005

Breuer, M./Graetz, M., Deutsch-Jüdische Geschichte in der Neuzeit Bd. I Tradition und Aufklärung 1600–1780, 1996

Brockhaus, Der Neue, 1958ff.

Brodt, B., Eduard VI. (1547–1553) in: P. Wende (Hg.), Englische Könige und Königinnen, 1998

Browning, W.S., Geschichte der Hugenotten des 16. Jahrhundert, 2 Bde., 1830 und 1831

Buckreis, A., Luther. Geschrieben für alle Christen, 1929

Burkhardt, J., Das Reformationsjahrhundert. Deutsche Geschichte zwischen Medienrevolution und Institutionenbildung, 1517–1617, 2002

Canu, J., Die religiösen Männerorden, 1960

Cerman, M., Gutsherrschaft vor dem «Weißen Berg», Zur Verschärfung der Erbuntertänigkeit in Nordböhmen 1380 bis 1620, in: Peters (Hg.), Gutsherrschaftsgesellschaften, 1997

Chambon, J., Der französische Protestantismus. Sein Weg bis zur französischen Revolution, 1938

Christ, G., Das konfessionelle Zeitalter, in: Becker u.a., Das konfessionelle Zeitalter, 1996

Coudy, J. (Hg.), Die Hugenottenkriege in Augenzeugenberichten, 1970

Dantscher, J., Auf Gottes Spur kommen. Ignatianische Exerzitien – auch für den Alltag, 2004

Davidsohn, R., Geschichte von Florenz, 4 Bde., 1896–1927

Deschner, K., Das Kapital der Kirche in der Bundesrepublik, in: G. Szczesny, Club Voltaire IV 1970

Deschner, K., Opus Diaboli. Fünfzehn unversöhnliche Essays über die Arbeit im Weinberg des Herrn, 1987

Deschner, K., Das Kreuz mit der Kirche. Eine Sexualgeschichte des Christentums. 12. erweiterte und aktualisierte Neuausgabe, 1989

Deschner, K., Die Politik der Päpste im 20. Jahrhundert. Erweiterte, aktualisierte Neuausgabe von «Ein Jahr-

hundert Heilsgeschichte», I und II, 1991
Deschner, K., Abermals krähte der Hahn. Eine kritische Kirchengeschichte, 1962, jüngste Neuauflage 1996
Deschner, K., Der Moloch. «Sprecht sanft und tragt immer einen Knüppel bei euch.» Zur Amerikanisierung der Welt, 1992. Überarbeitete Neuausgabe 12/2002, 2003
Deschner, K. (Hg.), Kirche und Krieg. Der christliche Weg zum Ewigen Leben, 1970
Dickmann, F., Der Westfälische Frieden, 7. A. 1998
Dieter, St., Bemerkungen zum Einfluß Adam Contzens SJ auf die bairische Religionspolitik zu Beginn des 17. Jahrhunderts, in: ZBK 65. Jahrgang 1996
Dirlmeier, U., Gestrich, A. u.a., Kleine deutsche Geschichte. Durchgesehene und erweiterte Ausgabe 2001
Dölemeyer, B., Die Hugenotten, 2006
Donin, L. (Hg.), Leben und Thaten der Heiligen Gottes oder: Der Triumph des wahren Glaubens in allen Jahrhunderten. Mit Angabe der vorzüglichsten Geschichtsquellen und praktischer Anwendung nach den bewährtesten Geistesmännern. Zweite verm. u. verb. A., 7 Bde., 1861/62
dtv-Lexikon. Ein Konversationslexikon in 20 Bänden, 1968
Duchhardt, H., Altes Reich und europäische Staatenwelt 1648–1806, 1990
Duchhardt, H., Das Zeitalter des Absolutismus, 3. Auflage, 1998
Duchhardt, H., Europa am Vorabend der Moderne 1650–1800, 2003
Duchhardt, H. (Hg.), Der Westfälische Friede. Diplomatie – politische Zäsur – kulturelles Umfeld – Rezeptionsgeschichte, 1998
Dümmler, E., Geschichte des Ostfränkischen Reiches III. Bd. Die letzten Karolinger. Konrad I. 2. A. 1888. Neudruck 1960
Durant, W., Das Zeitalter der Reformation. Eine Geschichte der europäischen Kultur von Wiclif bis Calvin (1300–1564), 1959
Eberhard, W., Voraussetzungen und strukturelle Grundlagen der Konfessionalisierung in Ostmitteleuropa, in: Bahlcke/Strohmeyer, Konfessionalisierung in Ostmitteleuropa. Wirkungen des religiösen Wandels im 16. und 17. Jahrhundert in Staat, Gesellschaft und Kultur, 1999
Eichmann, E., Die Kaiserkrönung im Abendland. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte des Mittelalters mit besonderer Berücksichtigung des kirchlichen Rechts, der Liturgie und der Kirchenpolitik, I und II, 1942
Enders, L., Das bäuerliche Besitzrecht in der Mark Brandenburg, untersucht am Bespiel der Prignitz vom 13.–18. Jahrhundert, in: Peters (Hg.) Gutsherrschaftsgesellschaften, 1997
Endres, R., Die Friedensziele der Reichritterschaft, in: Duchhardt, H. (Hg.), Der Westfälische Friede, 1998
Engel, J. (Hg.), Die Entstehung des neuzeitlichen Europa, in: Th. Schieder (Hg.), Handbuch der europäischen Geschichte III, 4. A. 1994
Engel, J., Von er spätmittelalterlichen respublica christiana zum Mächte-Europa der Neuzeit, in: HEG III 4. A. 1994
Eppelsheimer, H.W., Handbuch der

Weltliteratur I. Band. Von den Anfängen bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts 2. A. 1947. II. Band. Neunzehntes und Zwanzigstes Jahrhundert, 1950
Erb, A., Zeugen Gottes. Eine Folge von Heiligenleben, 1935
Erbe, M., Heinrich VIII. (1509–1547) in: P. Wende (Hg.), Englische Könige und Königinnen, 1998
Erdmann, K., Die Wiedereröffnung des Fünften Trienter Konzils durch Julius III., in: QFIAB 20, 1928/1929
Eßer, R., Die Tudors und die Stuarts, 1485–1714, 2004
Evans, R.J.W., Die Grenzen der Konfessionalisierung. Die Folgen der Gegenreformation für die Habsburgerländer (1650–1781), in: Bahlcke/Strohmeyer (Hg.), Konfessionalisierung in Ostmitteleuropa, 1999
Fenske, H., Deutsche Geschichte. Vom Ausgang des Mittelalters bis heute, 2002
Fitschen, K., Der Katholizismus von 1648 bis 1870, 1997
Foerster, R.H., Die Welt des Barock, 1977
Forsthoff, H., Rheinische Kirchengeschichte, I Die Reformation am Niederrhein, 1929
Franz, G., Geschichte des deutschen Bauernstandes vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert, 1970
Friedeburg, R. von, Widerstandsrecht und Konfessionskonflikt. Notwehr und Gemeiner Mann im deutsch-britischen Vergleich, 1530–1669, 1999
Friedell, E., Kulturgeschichte der Neuzeit. Die Krisis der europäischen Seele von der Schwarzen Pest bis zum Ersten Weltkrieg. Zweiter Band. Barock und Rokoko/Aufklärung und Revolution, 1948
Fülöp-Miller, R., Macht und Geheimnis der Jesuiten. Eine Kultur- und Geistesgeschichte, 1932
Gehm, B., Die Hexenverfolgung im Hochstift Bamberg und das Eingreifen des Reichshofrates zu ihrer Beendigung, 2000
Geiss, I., Unter Mitarbeit von G. Intemann und M. Sommer, Geschichte griffbereit, 6 Bde., 2002
Gerdes, H., Geschichte des deutschen Bauernstandes, 3. A. 1928
Gestrich, A., Vom Barock zur Aufklärung, in: Becker u.a., Die Kirchen in der deutschen Geschichte, 1996
Gestrich, A., Vom Westfälischen Frieden bis zum Wiener Kongreß (1648–1814), in: Dirlmeier, U./ Gestrich, A., u.a., Kleine deutsche Geschichte. Durchgesehene und erweiterte Ausgabe 2001
Gontard, F., Die Päpste. Regenten zwischen Himmel und Hölle, 1959
Gresch, E., Die Hugenotten. Geschichte, Glaube und Wirkung, 2. A. 2005
Greyerz, H. von, Die Schweiz von 1499 bis 1648, in: HEG III 4. A. 1994
Grisar, H., Luther, 3 Bde., 1911/1912
Grisar, J., Päpstliche Finanzen, Nepotismus und Kirchenrecht unter Urban VIII., 1943
Hagenbach, K.R., Der evangelische Protestantismus in seinem Verhältniß zum Katholicismus im 16. und 17. Jahrhundert, 1870
Hagenbach, K.R., Geschichte der Reformation vorzüglich in Deutschland und der Schweiz, 5. umgearbeitete Auflage 1887
Haller, J., Die Epochen der deutschen Geschichte, 1956

Hanschmidt, A., Zwischen bürgerlicher Stadtautonomie und fürstlicher Stadtherrschaft (1580–1661), in: Jakobi, F.-J., Geschichte der Stadt Münster I, 3. A. 1994
Häring, B., Das Gesetz Christi. Moraltheologie, 3 Bde., 6. A. 1961
Hartmann, P.C., Geschichte Frankreichs, 2. A. 2001
Heilingsetzer, G., «Bündnus-Uniones-Correspondenzen». Die Möglichkeiten ständischer Außenpolitik in Österreich ob der Enns (Ende 16./Anfang 17. Jahrhundert), in: Bahlcke/Strohmeyer (Hg.), Konfessionalisierung in Ostmitteleuropa, 1999
Heinsohn, G., Lexikon der Völkermorde, 1998
Hengst, K., Jesuiten an Universitäten und Jesuitenuniversitäten. Zur Geschichte der Universitäten in der Oberdeutschen und Rheinischen Provinz der Gesellschaft Jesu im Zeitalter der konfessionellen Auseinandersetzung, 1981
Hergenröther, J., Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte III, 1886
Herrmann, H., Passion der Grausamkeit. 2000 Jahre Folter im Namen Gottes, 1994
Herrmann, H., Die Folter. Eine Enzyklopädie des Grauens, 2004
Herzig, A., Der Zwang zum wahren Glauben. Rekatholisierung vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, 2000
Hiller, I., Feind im Frieden. Die Rolle des Osmanischen Reiches in der europäischen Politik zur Zeit des Westfälischen Friedens, in: H. Duchhardt (Hg.), Der Westfälische Friede, 1998
Hinrichs, E., Von der Reformation bis zum Westfälischen Frieden (Ende 15. Jahrhundert bis 1648), in: Dirlmeier, U./Gestrich, A., u.a., Kleine deutsche Geschichre, 2001
Hoensbroech, Graf Paul von, Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. Erster Band: Inquisition, Aberglaube, Teufelsspuk und Hexenwahn, 5. A. 1905
Hoensbroech, Graf Paul von, 14 Jahre Jesuit. Persönliches und Grundsätzliches I. Teil. Das Vorleben: Die ultramontan-katholische Welt, in der ich aufwuchs, 1909. II. Teil. Das Ordensleben: Wesen, Einrichtung und Wirksamkeit des Jesuitenordens, 1910
Holl, A. (Hg.), Die Ketzer, 1994
Hroch, M./Barteček, I., Die böhmische Frage im Dreißigjährigen Krieg, in: Duchhardt, H. (Hg.), Der Westfälische Friede, 1998
Huonder, A., Ignatius von Loyola. Beiträge zu seinem Charakterbild. Hg. von B. Wilhelm S.J., 1932
Huxley, A., Die graue Eminenz. Ein Leben zwischen Religion und Politik, o.J.
Ignatius von Loyola, Die Geistlichen Übungen, ed. F. Weishandl, 1921
Ignatius von Loyola, Gründungsrexte der Gesellschaft Jesu, übersetzt von Peter Knauer, 1998
Ignatius von Loyola, Die Exerzitien. Übertragen von Hans Urs von Balthasar. 12. A. 1999
Ignatius von Loyola, Bericht des Pilgers. Übersetzt und kommentiert von Peter Knauer, 2002
Ignatius von Loyola, Geistliche Übungen nach dem spanischen Autograph übersetzt von Perer Knauer S.J., 3. A. 2003
Iserloh, E./Glazik, J./Jedin, H., Refor-

mation. Katholische Reform und Gegenreformation (HKG IV) 1985

Jakobi, F.-J. (Hg.), Geschichte der Stadt Münster, III Bde., 3. A. 1994

Jansky, H., Das Osmanische Reich in Südosteuropa von 1453 bis 1648, in: HEG III 4. A. 1994

Jansky, H., Osmanenherrschaft in Südosteuropa von 1648 bis 1789, in: HEG IV 3. A. 1996

Janssen, J., Vorbereitung des dreißigjährigen Krieges, 1886

Janssen, J., Culturzustände des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges. Erstes und zweites Buch 1888

Jedin, H. (Hg.), Handbuch der Kirchengeschichte, bes. Bd. IV Reformation. Katholische Reform und Gegenreformation. Bd. V, Die Kirche im Zeitalter des Absolutismus und der Aufklärung, 1985

Jendorff, A., Reformatio Catholica. Gesellschaftliche Handlungsspielräume kirchlichen Wandels im Erzstift Mainz 1514–1630, 2000

Jenkins, Ph., A History of the United States, 1997

Jennings, F., The Invasion of America. Indians, Colonialism, and the Cant of Conquest, 1976

Jessen, H. (Hg.), Der Dreißigjährige Krieg in Augenzeugenberichten, 1963

Junghans, H. (Hg.), Die Reformation in Augenzeugenberichten, 1973

Kamen, H., Intoleranz und Toleranz zwischen Reformation und Aufklärung, 1967

Kampmann, C., Die englische Krone als «Arbiter of Christendom»? Die «Balance of Europe» in der politischen Diskussion der späten Stuart-Ära (1660–1714) in: HJ II 1996

Kelly, J.N.D., Reclams Lexikon der Päpste, 1988

Kempf, K., Die Heiligkeit der Gesellschaft Jesu. Zum 300jährigen Gedenktag der Heiligsprechung von Ignatius von Loyola und Franz Xaver. 12. März 1922. Erster Band in Europa, 1922

Kiechle, St., Ignatius von Loyola. Meister der Spiritualität, 2. A. 2001

Klein, J., Elisabeth I. und ihre Zeit, 2004

Kluxen, K., Großbritannien von 1660 bis 1783, in: HEG IV 3. A. 1996

Knöpfler, A., Lehrbuch der Kirchengeschichte, sechste vermehrte und verbesserte Auflage, 1919

Koch, E., Das konfessionelle Zeitalter – Katholizismus, Luthertum, Calvinismus (1563–1675), 2000

Kohler, A., Das Reich im Kampf um die Hegemonie in Europa 1521–1648, 1990

Kohler, A., Karl V. 1500–1558. Eine Biographie, 1999

Kohler, A. (Hg.), Quellen zur Geschichte Karls V., 1990

Kolb, P./Krenig, E.-G. (Hg.), Unterfränkische Geschichte Bd. 3 Vom Beginn des konfessionellen Zeitalters bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges, 1995

König, E.B., Ausgeburten des Menschenwahns im Spiegel der Hexenprozesse und der Autodafes, 1936

Köpf, U. (Hg.), Reformationszeit 1495–1555, in: Deutsche Geschichte in Quellen und Darstellung Bd. 3, 2001

Körber, E.-B., Habsburgs europäische

Herrschaft. Von Karl V. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, 2002
Kossok, M. (Hg.), Allgemeine Geschichte der Neuzeit 1500–1917, 1986
Kostlán, A., Die Wandlungen sozialer Ordnungssysteme. Untertanen und Gutsherrschaft in Böhmen und Mähren vom 16.–18. Jahrhundert, in: Peters (Hg.), Gutsherrschaftsgesellschaften, 1997
Kraus, A. (Hg.), Handbuch der Bayerischen Geschichte, Bd. II. Das alte Bayern. Der Territorialstaat. Vom Ausgang des 12. Jahrhunderts bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Zweite, überarbeitete Auflage 1988
Krebs, R., Die iberischen Staaten von 1659 bis 1788, in: HEG IV 3. A. 1996
Krenig, E.-G., Das Hochstift Würzburg in den Jahrzehnten der Gegenreformation, in: Kolb/Krenig (Hg.), Unterfränkische Geschichte III, 1995
Krestić, V., History of the Serbs in Croatia and Slavonia, 1848–1914, 1997
Krestić, V. Dj., Through Genocide to a greater Croatia, 1998
Kretschmayr, H., Geschichte von Venedig, III Bde., 2. Neudruck der Ausgabe Stuttgart 1934, 1986
Krieger, K.-F., Heinrich VII. (1485 bis 1509) in: P. Wende (Hg.), Englische Könige und Königinnen, 1998
Kroener, B. R., «Der Krieg hat ein Loch ...». Überlegungen zum Schicksal demobilisierter Söldner nach dem Dreißigjährigen Krieg, in: Duchhardt, H. (Hg.), Der Westfälische Friede, 1998
Kroener, B. R./Pröve, R. (Hg.), Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit, 1996
Kühner, H., Lexikon der Päpste von Petrus bis Paul VI. o. J.
Kühner, H., Das Imperium der Päpste. Kirchengeschichte – Weltgeschichte – Zeitgeschichte. Von Petrus bis heute, 1977
Kunisch, J., Absolutismus. Europäische Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zur Krise des Ancien Régime, 2. A. 1999
Lächele, R., «Maleficanten» und Pietisten auf dem Schafott. Historische Überlegungen zur Delinquentenseelsorge im 18. Jahrhundert, in: ZK 107 Bd. Heft 2, 1996
Lademacher, H., «Ein letzter Schritt zur Unabhängigkeit.» Die Niederländer in Münster 1648, in: Duchhardt, H. (Hg.), Der Westfälische Friede, 1998
Lämmert, E., Dreimal Wallenstein. Differenzen der Sinngebung zwischen Historiographie und Roman, in: Müller/Rüsen, Historische Sinnbildung, 1997
Langer, H., Die pommerschen Landstände und der Westfälische Friedenskongreß, in: Duchhardt (Hg.), Der Westfälische Friede, 1998
Lanzinner, M., Konfessionelles Zeitalter 1555–1618, in: Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte, zehnte, völlig neu bearbeitete Auflage, 2001
Lem, A. van der, Opstand! Der Aufstand in den Niederlanden. Egmonts und Oraniens Opposition, die Gründung der Republik und der Weg zum Westfälischen Frieden, 1996
Lexikon des Mittelalters, 9 Bde., München, Zürich 1980/1998
Lichtenberg, G. C., Werke in einem Band. Mit einem Nachwort von

Carl Brinitzer. Hrsg. von Peter Plett. o.J.

Loewenich, W. von, Die Geschichte der Kirche, 6. A. 1962

Looshorn, J., Geschichte des Bisthums Bamberg, nach den Quellen bearbeitet, 7 Bde. 1886–1910

Lortz, J., Geschichte der Kirche in ideengeschichtlicher Betrachtung. Eine Sinndeutung der christlichen Vergangenheit in Grundzügen 4. A. 1936

Lottes, G., Elisabeth I. (1558–1603), in: P. Wende (Hg.), Englische Könige und Königinnen, 1998

Lundkvist, S., Die schwedischen Friedenskonzeptionen und ihre Umsetzung, in: Duchhardt, H. (Hg.), Der Westfälische Friede, 1998

Lutz, H., Italien vom Frieden von Lodi bis zum Spanischen Erbfolgekrieg (1454–1700), in: HEG 4. A. 1994

Lutz, H., Reformation und Gegenreformation, 5. A., durchgesehen und ergänzt von A. Kohler, 2002

Marcuse, L., Ignatius von Loyola. Ein Soldat der Kirche, 1973, Erstausgabe 1937

Maron, G., Ignatius von Loyola. Mystik – Theologie – Kirche, 2001

Maslowski, P., Die Papstkirche ohne Heiligenschein. Geschichte der Konzile von Konstanz bis zum Vatikanum II. Herausgegeben von Felix Weiland, 2006

Matt, L. v./Rahner, H., Ignatius von Loyola, 1955

Matz, K.-J., Die 1000 wichtigsten Daten der Weltgeschichte, 2. A. 2002

Maurer, M., Kleine Geschichte Englands, 1998

Maurer, M., Kirche, Staat und Gesellschaft im 17. und 18. Jahrhundert, 1999

Mehler, A./Mrkos, B.J., Spitzenleistungen der Regierungskunst. Auf der Suche nach politischen Erfolgsgeheimnissen, 1993

Meisner, M., Julius Echter von Mespelbrunn. Fürstbischof zwischen Triumph und Tragik, 1989

Menzel, W., Geschichte der Deutschen, 3 Bde., 1872

Merzbacher, F., Hexenprozesse in Franken, 1957

Metz, K.H., Maria die Katholische (1553–1558), in: P. Wende (Hg.), Englische Könige und Königinnen, 1998

Moeller, B., Deutschland im Zeitalter der Reformation, 4. A. 1999

Monter, E.W., Crime and Punishment in Calvin's Geneva, 1562, in: Archiv f. Reformation. Gesch. 1973

Mühlen, K.-H. zur, Reformation und Gegenreformation, Teil I und II, 1999

Müller, K.E./Rüsen J. (Hg.), Historische Sinnbildung. Problemstellungen, Zeitkonzepte, Wahrnehmungshorizonte, Darstellungsstrategien, 1997

Müller, L., Ignatius von Loyola begegnen, 2004

Münkler, H./Münkler, M., Lexikon der Renaissance, 2000

Nestle, W., Die Krisis des Christentums. Ihre Ursachen, ihr Werden und ihre Bedeutung, 1947

Neuss, W., Die Kirche der Neuzeit, 1954

Niemeyer, G., Die Miracula S. Mariae Laundunensis des Abtes Hermann von Tournai. Verfasser und Entstehungszeit, in: DAEM, 1971

Novak, V., Ecclesia militans at war with the Ideology of tyrch and libellus accusations. Two omitted chapters from the book MAGNUM CRIMEN by Viktor Novak. Edited by Vasilije Krestić, 2005

Oestreich, G., Das Reich – Habsburgische Monarchie – Brandenburg-Preußen von 1648 bis 1803, in: HEG IV 3. A. 1996

Paczensky, G. von, Verbrechen im Namen Christi. Mission und Kolonialismus, 2000

Paffenholz, A., Michael Servet in: A. Holl (Hg.), Die Ketzer, 1994

Panzer, M.A., Englands Königinnen. Von den Tudors zu den Windsors, 3. A. 2005

Parker, G., Der Aufstand der Niederlande. Von der Herrschaft der Spanier zur Gründung der Niederländischen Republik 1549–1609, 1979

Pastor, L. von, Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters, 1955 ff.

Pattloch, B., Wirtschafts- und Fiskalpolitik im Kurfürstentum Mainz vom Beginn der Reformation bis zum Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges, Diss. München/Augsburg 1969

Peters, J. (Hg.), Gutsherrschaftsgesellschaften im europäischen Vergleich, 1997

Pfliegler, M., Dokumente zur Geschichte der Kirche, 1938

Pierers Universal-Lexikon der Vergangenheit und Gegenwart oder Neuestes encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Vierte, umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. 19 Bde., 1857 ff.

Der Große Ploetz. Die Daten-Enzyklopädie der Weltgeschichte. Daten, Fakten, Zusammenhänge, 33., neu bearbeitete Auflage, 1998

Der Kleine Ploetz. Hauptdaten der Weltgeschichte, 33. A. 1980

Plöse, D./Vogler, G. (Hg.), Buch der Reformation. Eine Auswahl zeitgenössischer Zeugnisse (1476–1555), 1989

Po-chia Hsia, R., Gegenreformation. Die Welt der katholischen Erneuerung 1540–1770, 1998

Polišenský, J., Der Krieg und die Gesellschaft in Europa 1618–1648. Documenta Bohemica B.T. i. I 1971

Pölnitz, G. v., Julius Echter von Mespelbrunn. Fürstbischof von Würzburg und Herzog von Franken (1573–1617). Neudruck der Ausgabe München 1934, 1973

Press, V., Kriege und Krisen. Deutschland 1600–1715, 1991

Pzillas, F., Die Lebenskräfte des Christentums, 1960

Raab, H. (Hg.), Kirche und Staat. Von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, 1966

Rabe, H., Reich und Glaubensspaltung. Deutschland 1500–1600, 1989

Rabe, H., Die iberischen Staaten im 16. und 17. Jahrhundert, in: HEG III 4. A. 1994

Rachfahl, F., Wilhelm von Oranien und der niederländische Aufstand, III Bde., 1906–1924

Ranke, L. von, Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten, zweite Auflage, o.J.

Ranke, L. von, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Hrsg. von H. Michael, 6 Bde., o.J.

Ranke-Heinemann, U., Nein und

Amen. Anleitung zum Glaubenszweifel, 1992
Reinhard, W., Kleine Geschichte des Kolonialismus, 1996
Reinhard, W., Ausgewählte Abhandlungen, 1997
Reinhard, W. (Hg.), Probleme deutscher Geschichte 1495–1806. Reichsreform und Reformation 1495–1555, 10. völlig neu bearbeitete Auflage 2001
Rhode, G., Polen – Litauen vom Ende der Verbindung mit Ungarn bis zum Ende der Vasas (1444–1669), in: HEG III 4. A. 1994
Rhode, G., Ungarn vom Ende der Verbindung mit Polen bis zum Ende der Türkenherrschaft (1444–1699), in: HEG III 4. A. 1994
Richter, F., Martin Luther und Ignatius von Loyola. Repräsentanten zweier Geisteswelten, 1954
Riezler, S. von, Geschichte der Hexenprozesse in Bayern. Im Lichte der allgemeinen Entwicklung dargestellt. o.J.
Ritter, G., Die Neugestaltung Europas im 16. Jahrhundert. Die kirchlichen und staatlichen Wandlungen im Zeitalter der Reformation und der Glaubenskämpfe, 1950
Roeck, B. (Hg.), Gegenreformation und Dreißigjähriger Krieg 1555–1648, in: Deutsche Geschichte in Quellen und Darstellung, Bd. 4, 1996
Roos, H., Polen von 1668 bis 1795, in: HEG IV 3. A. 1996
Rößner, M.B., Zur Entstehungsgeschichte der «Gegenberichtung» in der Auseinandersetzung um den Reformationsversuch Hermanns von Wied, in: JKGV (Jahrbuch des Kölnischen Geschichtsvereins) 1993
Rudert, Th., Grenzüberschreitungen. Frühformen der Gutsherrschaft im mecklenburgisch-pommerschen Grenzgebiet im 16. Jahrhundert, in: Peters (Hg.), Gutsherrschaftsgesellschaften, 1997
Sautter, U., Biographisches Lexikon zur deutschen Geschichte, 2002
Schieder, Th. (Hg.), Handbuch der Europäischen Geschichte III, 4. A. 1994
Schiller, F., Maria Stuart, dtv Gesamtausgabe 7, 1966
Schiller, F., Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande, dtv Gesamtausgabe 13, 1966
Schilling, H., Aufbruch und Krise. Deutschland 1517–1648, 4. A. 1988
Schilling, H., Kirchenzucht im frühneuzeitlichen Europa in interkonfessionell vergleichender und interdisziplinärer Perspektive – eine Zwischenbilanz, in: Schilling (Hg.), Kirchenzucht und Sozialdisziplinierung, 1994
Schilling, H., Höfe und Allianzen. Deutschland 1648–1793, 1998
Schilling, H., Der westfälische Friede und das neuzeitliche Profil Europas, in: Duchhardt, H. (Hg.), Der Westfälische Friede, 1998
Schilling, H., Die neue Zeit. Vom Christenheitseuropa zum Europa der Staaten. 1250 bis 1750, 1999
Schilling, H. (Hg.), Kirchenzucht und Sozialdisziplinierung im frühneuzeitlichen Europa (Mit einer Auswahlbibliographie) ZHF 1994
Schindling, A./Ziegler W. (Hg.), Die Kaiser der Neuzeit 1519–1918. Heiliges Römisches Reich, Österreich, Deutschland, 1990

Schmidt, G., Der Dreißigjährige Krieg, 6. A. 2003
Schmidt, H.R., Konfessionalisierung im 16. Jahrhundert, 1992
Schmidt, H. R., Pazifizierung des Dorfes – Struktur und Wandel von Nachbarschaftskonflikten vor Berner Sittengerichten 1570–1800, in: Schilling (Hg.), Kirchenzucht und Sozialdisziplinierung, 1994
Schnabel-Schüle, H., Kirchenzucht als Verbrechensprävention, in: Schilling (Hg.), Kirchenzucht und Sozialdisziplinierung, 1994
Schnabel-Schüle, H., Überwachen und Strafen im Territorialstaat. Bedingungen und Auswirkungen des Systems strafrechtlicher Sanktionen im frühneuzeitlichen Württemberg, 1997
Schnürer, G., Katholische Kirche und Kultur in der Barockzeit, 1937
Schöffer, I., Die Republik der Vereinigten Niederlande von 1648 bis 1795, in: HEG IV 3. A. 1996
Schönemann, B., Die Bildungsinstitutionen in der frühen Neuzeit, in: F.-J. Jakobi (Hg.), Geschichte der Stadt Münster, III Bde., 3. A. 1994
Schoppmeyer, H., Der Bischof von Paderborn und seine Städte. Zugleich ein Beitrag zum Problem Landesherr und Stadt, in: Studien und Quellen zur westfälischen Geschichte, Bd. 9
Schöppner, A., Charakterbilder aus der Geschichte der Apostasie der Völker. Nach Meisterwerken der Geschichtsschreibung. 4. Auflage 1910
Schormann, G., Der Dreißigjährige Krieg 1618–1648, Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte, zehnte, völlig neu bearbeitete Auflage 2001
Schormann, G., Der Dreißigjährige Krieg, VR 3. A. 2004
Schorn-Schütte, L., Karl V., Kaiser zwischen Mittelalter und Neuzeit, 2. A. 2000
Schremmer, E., Die Wirtschaft Bayerns, 1970
Schuchert, A./Schütte, H., Die Kirche in Geschichte und Gegenwart, 1970
Schulin, E., England und Schottland vom Ende des Hundertjährigen Krieges bis zum Protektorat Cromwells (1455–1660), in: HEG III 4. A. 1994
Schulze, W., Deutsche Geschichte im 16. Jahrhundert. 1500–1618, 1987
Seppelt, F.X., Das Papsttum in der neueren Zeit. Geschichte der Päpste vom Regierungsantritt Pauls III. bis zur Französischen Revolution (1534–1789), 1936
Seppelt, F.X., Das Papsttum im Spätmittelalter und in der Renaissance von Bonifaz VIII. bis zu Klemens VII. Neu bearbeitet von Georg Schwaiger, 2. A. 1957
Seppelt, F.X., Das Papsttum im Kampf mit Staatsabsolutismus und Aufklärung. Von Paul III. bis zur Französischen Revolution. Neu bearbeitet von G. Schwaiger, 2. A. 1959
Seppelt, F.X./Schwaiger, G., Geschichte der Päpste. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, 1964
Sicken, B., Politische Geschichte des Dreißigjährigen Krieges (1618/19 bis 1642), in: Kolb/Krenig (Hg.), Unterfränkische Geschichte III 1995
Sicken, B., Der Dreißigjährige Krieg als Wendepunkt: Kriegführung und Heeresstruktur im Übergang zum

miles perpetuus, in: Duchhardt, H., Der Dreißigjährige Krieg, 1998
Sierszyn, A., 2000 Jahre Kirchengeschichte. Reformation und Gegenreformation Band 3, 2. A. 2004
Soldan, W.G./Heppe, H., Geschichte der Hexenprozesse I und II, 1880, Ndr. 1986
Speck, D., Eine Universität für Freiburg. «... zu erlöschung des verderblichen fewres menschlicher unvernunft und blintheit ...», 2006
Stadler, P., Der Westfälische Friede und die Eidgenossenschaft, in: H. Duchhardt (Hg.), Der Westfälische Friede, 1998
Staeck, F./Welsch, C., Ketzer, Täufer, Utopisten, 1991
Staehelin, A., Die Schweiz von 1648 bis 1789, in: HEG IV 3. A. 1996
Stannard, D. E., American Holocaust. The Conquest of the New World, 1992
Steiger, H., Der Westfälische Friede – Grundgesetz für Europa? in: H. Duchhardt (Hg.), Der westfälische Friede, 1998
Stein, W., Kulturfahrplan. Die wichtigsten Daten der Kulturgeschichte von Anbeginn bis 1963, 1968
Stökl, G., Rußland von 1462 bis 1689, in: HEG III 4. A. 1994
Strohmeyer, A., Konfessionalisierung der Geschichte? Die ständische Historiographie in Innerösterreich an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert, in: Bahlcke/Strohmeyer (Hg.), Konfessionalisierung in Ostmitteleuropa, 1999
Suter, A., Informations- und Kommunikationsweisen aufständischer Untertanen, in: Peters (Hg.), Gutsherrschaftsgesellschaften, 1997
Szczesny, G. (Hg.), Club Voltaire, Jahrbuch für kritische Aufklärung IV, 1970
Taddey, G. (Hg.), Lexikon der deutschen Geschichte. Personen, Ereignisse, Institutionen. Von der Zeitenwende bis zum Ausgang des 2. Weltkrieges, 1979
Tellechea, I., Ignatius von Loyola. «Allein und zu Fuß». Eine Biographie, 1998
Theiner, J.A. und Augustin Theiner, Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen und ihre Folgen. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte. Bevorwortet von D. Fr. Nippold Bd. III o.J.
Tondi, A., Die Jesuiten, Bekenntnisse und Erinnerungen, 1961
Van Dülmen, R., Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit. Dritter Band Religion, Magie, Aufklärung 16.–18. Jahrhundert, 2. A. 1999
Van Leeuwen, A.Th., Christentum in der Weltgeschichte. Das Heil und die Säkularisation, 1966
Vehse, E., Geschichte der kleinen deutschen Höfe. Die geistlichen Höfe, 4 Bde., 1859
Vogler, G., Europas Aufbruch in die Neuzeit. 1500–1650, 2003
Vogt, P., Christliche Aszetik im Lichte der Ignatianischen Exerzitien. Ausführlich dargelegt in Aussprüchen der heiligen Kirchenväter, III. Band, 2. Teil: Christliche Kampfbetätigung, 1925
Völker-Rasor, A. (Hg.), Frühe Neuzeit, 2000
Wagner, F. (Hg.), Europa im Zeitalter des Absolutismus und der Aufklärung, HEG IV 3. A. 1996

Wagner, F., Europa im Zeitalter des Absolutismus und der Aufklärung. Die Einheit der Epoche, in: HEG IV 3. A. 1996

Waider, H., Der Kampf um die ‹Cautio criminalis› des Friedrich Spee von Langenfeld – Köln 1632/1633, in: JKGV 44,1973

Wedgwood, C.V., Der Dreißigjährige Krieg, Neuausgabe 2002

Weinfurter, St., Herzog, Adel und Reformation. Bayern im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit, in: ZHF 10, 1983

Weis, E., Frankreich von 1661 bis 1789, in: HEG IV 3. A. 1996

Weiß, D.J., Katholische Reform und Gegenreformation, 2004

Weiss, E., Die Hexenprozesse im Hochstift Würzburg, in: P. Kolb/E.-G. Kremig (Hg.), Unterfränkische Geschichte, Bd. 3, Vom Beginn des konfessionellen Zeitalters bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges, 1995

Wetzer, H.J./Welte, B. (Hg.), Kirchen-Lexikon oder Encyklopädie der katholischen Theologie und ihrer Hilfswissenschaften I.–XI. Bd., 1847 ff.

Willoweit, D., Gericht und Obrigkeit im Hochstift Würzburg, in: Kolb/Krenig (Hg.), Unterfränkische Geschichte III 1995

Wilpert, G. v. (Hg.), dtv-Lexikon der Weltliteratur, 4 Bde. 1971

Wilson, J., The Earth Shall Weep. A History of Native America, 1998

Winkelbauer, Th., Grundherrschaft, Sozialdisziplinierung und Konfessionalisierung in Böhmen, Mähren und Österreich unter der Ems im 16. und 17. Jahrhundert, in: Bahlcke/Strohmeier (Hg.), Konfessionalisierung in Ostmitteleuropa, 1999

Winter, E., Rußland und das Papsttum. Teil I Von der Christianisierung bis zu den Anfängen der Aufklärung, 1960. Teil II Von der Aufklärung bis zur Großen sozialistischen Oktoberrevolution, 1961

Winzer, F., Herren, Sklaven und Soldaten. Die Geschichte der Kolonialpolitik vom 15. bis zum 20. Jahrhundert, 1985

Wittram, R., Rußland von 1689 bis 1796, in: HEG IV 3. A. 1996

Woltjer, J.J., Der niederländische Bürgerkrieg und die Gründung der Republik der Vereinigten Niederlande (1555–1648), in: HEG III, 4. A. 1994

Zeeden, E.W., Deutschland von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zum Westfälischen Frieden (1648), in: HEG III 4. A. 1994

Zernack, K., Die skandinavischen Reiche von 1654 bis 1772, in: HEG IV 3. A. 1996

Ziegler, G. (Hg.), Der Hof Ludwigs XIV. in Augenzeugenberichten, 1981

Zinn, H., A people's history of the United States. 1492-Present, 1999

Zippelius, R., Staat und Kirche. Eine Geschichte von der Antike bis zur Gegenwart, 1997

Zoepfl, F., Das Bistum Augsburg und seine Bischöfe im Reformationsjahrhundert, 1969

Zorn, W., Augsburg. Geschichte einer europäischen Stadt. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, 4. A. 2001

Zweig, St., Castellio gegen Calvin oder Ein Gewissen gegen die Gewalt, 1987

ABKÜRZUNGEN

von Quellen, wissenschaftlichen Zeitschriften und Nachschlagewerken

Apk. Petr.: Petrusapokalypse
Cypr. Demetr.: Cyprian von Karthago ad Demetrianum
Cyrill. Hieros. catech.: Cyrill von Jerusalem, 24 Katechesen
DAEM: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters
GGJ: Gründungstexte der Gesellschaft Jesu übersetzt von Peter Knauer, 1998
GT: Geistliches Tagebuch
HbG: Handbuch der bayerischen Geschichte. Zweiter Band. Das Alte Bayern. Der Territorialstaat. 2. überarb. Aufl. 1988
HEG: Handbuch der europäischen Geschichte, hg. v. Th. Schieder. Bd. 3 hg. v. J. Engel. 4. Aufl. 1994. Bd. 4 hg. v. F. Wagner, 3. Aufl. 1996
HJ: Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft, Münster, München, Freiburg 1880ff. 1950ff.
HKG: Handbuch der Kirchengeschichte, hg. v. H. Jedin. 6 Bde.
HZ: Historische Zeitschrift 1859ff.
JKGV: Jahrbuch des Kölnischen Geschichtsvereins
Jud.: Judasbrief
JWG: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte
Lact. div. inst.: Lactanz, divinae institutiones
LMA: Lexikon des Mittelalters, 9 Bde, München, Zürich 1980/1998
Method. de resurr.: Methodius von Olympus, De resurrectione
2. Petr.: 2. Petrusbrief
QFIAB: Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken, Rom 1897ff.
Tert. spect.: Tertullian, De spectaculis
Tert. pat.: Tertullian, De patientia
WLG: Westermann Lexikon der Geographie, 4 Bde., Braunschweig 1968/1970
ZBK: Zeitschrift für bayerische Kirchengeschichte, Gunzenhausen 1926ff.
ZHF: Zeitschrift für historische Forschung, Berlin 1974ff.
ZK: Zeitschrift für Kirchengeschichte, Stuttgart 1876ff.

REGISTER

Agricola (Jesuit) 189
Ailly, Pierre d' 24
Albertinus, Aegidius 293
Albrecht V., Herzog von Bayern 202–205, 207, 211, 215
Albrecht, Dieter 321
Albrecht, Alcibiades 210
Aldobrandini, Ippolito 191
Aleander, Girolamo 208
Alexander III., Papst 399
Alexander VI., Papst 17, 19–22, 161, 184, 208
Alexander VII., Papst 368, 386
Alexander VIII., Papst 364
Allacci, Leone 330
Almagro (der Ältere), Diego de 41
Altemps, Marcus Sitticus 231
Alvarado, Pedro de 33
Andreae, Jacob 293
Andreae, Johann 140
Anjou, Philipp von 390
Anna von Österreich, Königin von Frankreich 361
Aquaviva (Jesuitengeneral) 192f.
Aragón, Sebastiano 162
Araoz, Antonio 162, 186
Arator (Jesuit) 169
Arc, Jeanne d' 164
Aresson, Jon 146
Asch, Ronald G. 379
Aschhausen, Johann Gottfried von 223
Atahualpa, Inkafürst 19, 39
Aubanton d' (Jesuit) 196
Auger, Edmond 191
Augustinus (Heiliger) 208
Austria, Don Juan d' 253
Avenda-Ko, Alonso 187
Azevedo, Simon Rodriguez de 164
Babington, Thomas 157
Bacon, Francis 188
Balzac, Honoré de 76
Banér, Johan 361
Barberini, Francesco 357, 366
Barberini, Taddeo 365f.
Barlaymont, Charles de 247
Barth, Karl 83
Beccanus, Martin 352
Bellarmin, Robert 185, 292
Bellay, Eustache du 164
Benedikt XIV., Papst 181
Berchmans, Johannes 189
Berg, Marquard vom 212
Béthune, Philippe de 355
Beza, Philipp 137
Bichi, Alessandro 357
Bielke, Gunilla 169
Bitterli, Urs 26, 36, 52
Blanke, Fritz 50
Blickle, Peter 138f., 399
Blyssem (Jesuit) 194
Bodler (Jesuit) 195
Boleyn, Anne 267, 269f., 272f.
Boleyn, Mary 267, 269
Bolotnikow, Iwan Issajewitsch 173
Boncompagni, Ugo 168
Borja (Borgia), Franz de 110, 129, 184, 187
Borromeo, Karl 231
Brandenburg, Joachim Friedrich von 233
Brandi, Karl 183, 199, 204, 236, 304
Brandon, Charles 275
Breitscheidl, Sebastian 299
Bremer, Kai 287
Brenner von Seckau, Martin 352
Breuer, Wilhelm von 289
Broich, Anna 149

Browning, William S. 257
Büchner, Georg 402
Bucquoys, Charles de 335
Bure, Idelette de 72
Burkhardt, Johannes 376
Buslidius, Johann 356
Butzer, Martin 242

Cabral, Pedro Álvarez 20
Caligari, Gian Andrea 230
Calixt III., Papst 16
Calvin, Johannes 55 f., 62, 71–82, 137, 242, 255, 272
Câmara, Luis Conçalves de 116
Campeggio, Lorenzo 270
Canisius, Petrus 162, 165, 189, 225
Cano, Melchior 185
Canu, Jean 124
Capac, Huayna 39
Carafa, Carlo 321 f., 324, 329, 331
Carafa, Giampetro 92, 193
Casale, Giacinto de 327, 329, 331
Cassander, Georg 255
Castagna, Giambattista 233
Castell, Wolfgang Graf zu 219
Castellio, Sebastian 79
Castro, Christóbal Vaca de 41
Caus (Jesuit) 196
Cervini, Marcello 98
Cheminot (Jesuit) 195
Chemnitz, Martin 103, 295
Chiari, Isidoro 162
Chigi, Fabio 368
Cloton (Jesuit) 196
Christ, Günter 75
Christian I., Kurfürst von Sachsen 299
Christian III., König von Dänemark und Norwegen 62, 145
Christian IV., Herzog von Holstein 325
Christian IV., König von Dänemark 340
Christian, Herzog von Braunschweig 325–327
Christine, Herzogin von Savoyen 196
Christine, Königin von Schweden 373, 383
Christoph von der Pfalz 253
Christoph, Herzog von Württemberg 211
Christopherson, John 275
Chur, Paul von 67
Chyträus, David 227
Cienfuegos (Jesuit) 198
Cisneros, Francisco Jiminez de 17, 29
Clément, Jacques 264
Coconas, Annibal von 260
Coello, Alonso Sánchez 124
Coligny, Gaspard de 258
Coligny, Odet de 256
Commager, Henry Steele 49
Commendone, Giovanni Francesco 266 f.
Contarini, Gasparo 58
Cordara (Jesuit) 157, 195
Córdoba, Gonzalo Fernandez de 325
Cörler, Gottfried 194
Cortés, Hernán (auch Hernando) 33–40
Coudy, Julien 239
Cranach, Lucas 90
Cranmer, Thomas 269 f., 272, 274
Creighton (Jesuit) 194
Crescenzi, Marcello 146
Cromwell, Oliver 45, 378–381
Cromwell, Thomas 271
Cyprian, Franz 121, 189

Dantscher, Jörg 108
Darnley, Henry 282 f.
Davis, David Brian 49
Delfino, Giovanni 231
Demetrius I. («falscher Zar») 173–175
Dernbach, Balthasar von 213–215
Deza, Diego de 24

Diaz, Bartolomeu 16
Dickens, A.G. 141
Dickmann, Fritz 368
Dionys, Bischof von Chiron 97
Doménech, Jerónimo 162
Duchhardt, Heinz 376
Dudley, Guildford 273
Dudley, John 273
Dudley, Robert 280, 282
Durant, Will 99
Dürer, Albrecht 34

Echter von Mespelbrunn, Dietrich 219
Echter von Mespelbrunn, Julius 213–219, 221–224, 232, 236
Echter von Mespelbrunn, Peter III. 219
Eck, Johannes 202
Eck, Leonhard von 202
Eck, Simon Thaddäus 202
Eder, Georg 290
Eduard IV., König von England 265, 283
Eduard VI., König von England 266, 272 f.
Egmont (Graf) 247, 250
Eguia, F. Jakob 126
Eisengrein, Martin 227
Elgard, Nikolaus 188
Elisabeth I., Königin von England 45, 194, 237, 240, 272 f., 276–281, 283 f.
Engelbert, Bischof von Köln 399
Engels, Friedrich 78
Erasmus von Rotterdam 64, 137
Erb, Alfons 110
Erbe, Michael 265
Ercole II., Herzog von Este 182
Erich XIV., König von Schweden 168
Eriksson, Leif 23
Ernst, Prinz von Bayern 149, 205–207, 234 f.
Esch, Jan van 242, 254
Espinosa, Gaspar de 39

Faber, Peter 162, 165
Faber, Zacharias 298
Fabricius, Philipp 312
Farnese, Alexander 208 f., 236, 253
Farnese, Odoardo 178
Farnese, Ottavio 89
Farnese, Pier Luigi 59
Faulhaber, Michael 74
Ferdinand I., deutscher Kaiser 103, 149, 152, 165, 167, 209, 211, 225 f.
Ferdinand II., deutscher Kaiser 196 f., 229, 316, 319, 321–324, 340 f., 343–346, 352, 355, 363
Ferdinand II., Erzherzog von Tirol 229
Ferdinand II., König von Böhmen 314, 322
Ferdinand II., König von Spanien 19, 22 f., 28, 197, 199, 229
Ferdinand III., deutscher Kaiser 361, 369, 373, 387
Ferdinand III., Erzherzog von Innerösterreich 229
Ferdinand, Erzherzog von Steiermark 311
Ferrara, Hercules von 193, 195
Fesser, Christopherus 237
Fisher von Rochester, John 269
Fjodor I., russischer Zar 173
Florensz von Utrecht, Adrian 29
Forsthoff, Heinrich 237
Frantz, Joe 49
Franz I., König von Frankreich 58, 60, 68, 71, 93, 182, 254 f.
Franz II., König von Frankreich 257, 282
Franz Christoph, Graf von Khevenhüller 322
Friedell, Egon 393
Friederici, Georg 42, 50, 53

Friedrich I., König von Preußen 382
Friedrich II., («der Große») König von Preußen 181, 394
Friedrich II., Kurfürst von der Pfalz 150
Friedrich III. der Fromme, Kurfürst von der Pfalz 151
Friedrich IV., Kurfürst von der Pfalz 306, 314 f., 358
Friedrich V., König von Böhmen («Winterkönig») 318, 332, 334, 351
Friedrich, Herzog von Holstein 206
Friedrich Heinrich, Prinz von Oranien 381
Friedrich Wilhelm I., Markgraf und Kurfürst von Brandenburg («Der Große Kurfürst») 371, 381 f.
Füessli, Peter 120
Fugger, Jakob 207
Fürstenberg, Dietrich Theodor von 149 f.

Gábor, Bethlen 313, 338
Galen, Bernhard von 397
Gallas, Matthias 359
Gama, Vasco da 17
Garcanza, Bartolome 186
Gardiner, Stephen 274
Gattinara, Bartolomeo 59
Gattinara, Mercurino 57–59
Gaurico, Luca 93
Georg Friedrich von Baden-Durlach 325
Gerard, Balthasar 253
Gonzaga (päpstlicher Legat) 87
Gonzales (Jesuit) 195
Gregor XIII., Papsr 165, 168 f., 176, 179, 182, 185 f., 203, 205, 207, 215, 231, 234, 261–263, 284
Gregor XV., Papst 328–331, 364 f.
Greiffenklau zu Volraths, Johann Philipp Freiherr von 396
Grey, Catherine 279
Grey, Henry 272
Grey, Jane 272 f.
Grey, Thomas 275
Gruet, Jacques 77
Gryphius, Andreas 291
Gualdricus, Bischof von Laon 399
Guericke, Otto von 349
Guise, Charles de 103, 262
Guise, Franz von 256, 258
Guise, Heinrich von 264
Guise, Ludwig von 264
Guise, Marie de 282
Gustav I. Wasa, König von Schweden 62, 145, 168
Gustav II. Adolf, König von Schweden 314, 347, 349–351, 357 f., 361, 365, 383

Hadrian VI., Papst 29
Halberstadt, Chrisrian von 325, 333
Haller, Johannes 199, 305
Händel, Georg Friedrich 364
Häring, Berhard 74
Harrach, Franz Anton Graf von 396
Hawkins, John 43
Hearne, Samuel 47
Heberle, Hans 304
Heerbrand, Jacob 297
Heine, Heinrich 157
Heinrich der Seefahrer 15 f., 23
Heinrich II., König von England 283
Heinrich II., König von Frankreich 59 f., 90, 93, 96, 164, 255, 257
Heinrich III., König von Frankreich 191, 194, 258, 263 f.
Heinrich IV. (Navarra), König von Frankreich 191, 196, 235, 237, 258, 264, 309, 361, 379
Heinrich VII., König von England 265, 268, 272, 282

Heinrich VIII., König von England 62, 92, 94, 265–267, 269–274, 276, 280, 282–284, 289 f.
Heinrich, Graf von Nassau 253
Heinrich, Herzog von Sachsen-Lauenburg 148 f.
Heinrich (spanischer Kardinal-Infant) 163
Helding, Michael 96
Hellu, Balthasar von 216
Heppe, Heinrich 224
Hergenröther, Josef Kardinal 63, 79
Herjólfsson, Bjarni 23
Hermnogen, Patriarch von Moskau 175
Herodot 25
Herzig, Arno 294
Hetzer, Ludwig 66
Hilarius (Kirchenlehrer) 74
Hitler, Adolf 33, 345
Hobbes, Thomas 143
Hoe, Matthias 296, 298
Hoensbroech, Paul von 17, 87, 106, 122, 157, 188, 198
Hoffäus (Jesuitenprovinzial) 204
Höffner, Joseph Kardinal 11
Holl, Elias 341
Hoorn (Graf) 247, 250 f.
Hopton, John 275
Hosius, Stanislaus 167
Howard, Katharina 268
Hsia, Ronnie Po-Chia 101, 137
Huayna-Capac, Inkaherrscher 41
Hubbard, William 50
Huonder, Anton 105, 115, 130
Hus, Jan 24, 91, 95
Huxley, Aldous 361

Illyricus, Matthias Flacius 137
Innozenz VIII., Papst 333
Innozenz X., Papst 366, 368, 379, 385, 389
Innozenz XI., Papst 388
Isabella I., Königin von Spanien 19, 22–24
Isenburg, Salentin Graf von 206
Iwan IV., der Schreckliche, russischer Zar 171, 173

Jacobäa von Baden 149
Jakob I., König von England 44 f., 283, 314
Jakob II., König von England 53, 196
Jakob V., König von Schottland 282
Jakob VI., König von Schottland 283
Janssen, Johannes 133, 287
Jedin, Hubert 102, 187
Jefferson, Peter 51
Jefferson, Thomas 51, 53
Jendorff, Alexander 190
Jessenius, Jan 320, 322
Joachim II., Kurfürst von Brandenburg 147
Johann II. Kasimir, König von Polen 194
Johann III., König von Portugal 162 f., 178
Johann III., König von Schweden 168 f.
Johann von Hoya (Bischof) 149
Johann, Bischof von Palafox 198
Johann Casimir, Pfalzgraf 151, 233, 235 f.
Johann Friedrich I., Kurfürst von Sachsen 59
Johann Georg I., Herzog von Sachsen 317, 348
Johann Sigismund, Kurfürst von Brandenburg 309
Johann Wilhelm, Herzog von Jülich und Kleve 149, 309
Johannes Chrysostomos (Kirchenlehrer) 73 f.
Johannes Paul II., Papst 32, 104
Johannes vom Lateran 257
Johannes XXIII., Papst 15

Joseph II., deutscher Kaiser 102
Joseppi, Bastian San 284
Julius II., Papst 266f., 274
Julius III., Papst 89f., 95, 98, 146, 184f., 211, 273
Julius, Herzog von Braunschweig 147

Kalckstein, Christian Ludwig 381
Kampmann, Christoph 390
Kampmiller (Jesuit) 196
Karl der Große, deutscher Kaiser 57, 169
Karl I., König von England 45, 47, 378f.
Karl II., Erzherzog von Innerösterreich 229, 352
Karl II., König von England 380f.
Karl IV., Herzog von Lothringen 195
Karl V., deutscher König und Kaiser 29, 34, 36, 38f., 41, 57–59, 61f., 95f., 147, 186, 195, 210, 217, 225, 241–245, 250, 253, 266, 273, 311, 360
Karl IX., König von Frankreich 212, 257f.
Karl IX., König von Schweden 167
Karl Martell 388
Karl X., Gustav Wasa, König von Schweden 383
Karl XI., König von Schweden 175
Karl, Bischof von Breslau 230
Karl, Erzherzog von Steiermark 196
Karlstadt (Andreas Bodenstein) 137
Käser, Leonhard 202
Katharina von Aragonien 266f., 273
Kelly, John N.D. 329
Kempf, Konstantin 116
Khuen-Belasy, Johann Jakob 212
Khüenburg, Max Gandolph Reichsgraf 395
Kiechle, Stefan 108
King, Robert 275
Klein, Jürgen 279
Klemens VII., Papst 92, 152, 267, 269f.
Klemens VIII., Papst 172–174, 185, 187, 191, 284
Klemens IX., Papst 178, 386
Klemens XI., Papst 181
Klesl, Melchior 229, 354
Kleve, Anna von 268
Kloet, Friedrich 236f.
Knobelsdorff, Eustachius von 255
Knöpfler, Alois 69, 80
Knöringen, Heinrich von 212
Knox, John 83, 137, 272, 274, 281
Kolumbus, Bartolomé 27f.
Kolumbus, Christoph 18f., 22–29, 32, 35, 38, 46
Kolumbus, Diego 27
Konfuzius 181
Kopernikus, Nikolaus 174
Körber, Esther-Beate 202
Krell, Nicolaus 299
Kretschmayr, Heinrich 60, 328, 387
Krieft, Willem 49
Kroener, Bernhard 376f.
Kühner, Hans 16, 333

La Chaise (Jesuit) 198
Laktanz (Kirchenlehrer) 121
Lamormaini, Guglielmo 196f., 340, 346, 352
Lancilotti, Nikolaus 178
Landini, Silvestro 162
Las Casas, Bartolomé 29–31, 35
Latimer, Hugo 274
Laud, William 47
Lavant, Georg Stöbdus von 352
Lawicki (Jesuit) 173
Lawson, John 48
Laynez, Diego 98f., 102, 116, 129, 161, 190f.
Le Blas, Bertrand 243
Le Jay, Claude 182, 191, 195
Leibniz, Gottfried Wilhelm 188

Lem, Anton van der 244, 250
Leo I., Papst 42
Leo X., Papst 262, 269
Léon, Pedro de Ciéza de 41
Leopold I., deutscher Kaiser 388 f., 395
Leopold, Bischof von Passau und Straßburg 230
Liborius (Heiliger) 333
Lichtenberg, Georg Christoph 36
Liechtenstein, Karl von 323
Lippomano, Luigi 166
Liselotte von der Pfalz, Herzogin von Orléans 401
Lodron, Paris von 395
Longobardi, Niccolô 181
Loos, Cornelius 220
Lorich, Jodokus 140
Loyola, Ignatius von 98 f., 105, 107–127, 155, 159, 161, 163, 165 f., 178, 181, 183 f., 186, 189, 193, 195, 197, 296, 333, 365
Loyola, Maria von 108
Ludolph von Sachsen 109
Ludovisi, Ludovico 328, 364
Ludovisi, Niccolo 328
Ludovisi, Orazio 328, 364
Ludovisi, Pompeo 328
Ludwig V., Landgraf von Hessen-Darmstadt 362
Ludwig VI., Kurfürst von der Pfalz 151
Ludwig X., Herzog von Bayern 200
Ludwig XII., König von Frankreich 182
Ludwig XIII., König von Frankreich 196, 355, 360 f.
Ludwig XIV., König von Frankreich 102, 196, 198, 371, 382, 386, 389, 397
Ludwig, Graf von Nassau 253
Ludwig, Herzog von Württemberg 302
Ludwig, spanischer Infant 163
Luther, Martin 64–66, 68–71, 73 f., 77, 89, 93, 102, 104, 112, 137 f., 141 f., 144, 159, 241 f., 254, 269, 271 f., 289, 293, 397, 400
Lutz, Heinrich 21, 58

Maciekowski, Bernard 173
Madruzzo, Christoph von 97, 210
Maggio (Jesuit) 195 f.
Magni, Valerian 294, 343 f.
Manaräus, Oliver 164
Mansfeld, Agnes von 233
Mansfeld, Ernst von 325 f., 334 f., 339
Manz, Felix 66
Marcellus II., Papst 98, 185, 211
Marcuse, Ludwig 106
Margareta, Herzogin von Parma 245, 249 f.
Margarete von Valois 258
Margarethe, Herzogin von Farnese 195
Maria I., Königin von England 94, 266, 269, 273, 277, 279
Maria von Kastilien, Königin von Ungarn 61
Maron, Gottfried 127
Martin V., Papst 15
Martinitz, Jaroslav 312
Massa, Isaak 173
Mather, Cotton 50 f.
Matthias, deutscher Kaiser 311, 363
Matthieu (Jesuit) 194
Maurer, Michael 199
Maximilian I., Kurfürst von Bayern 196, 199, 204, 224, 298, 306 f., 315, 318 f., 327, 329 f., 332, 334, 341, 343 f., 346 f., 353, 355 f., 358, 374, 387
Maximilian II, deutscher Kaiser 103, 152, 167, 215, 225–228, 251, 311
Mazarin, Jules 361, 389, 391
Medici, Cosimo von 193, 195

Medici, Katharina von 255–258, 261 f.
Meisner, Michael 217, 219
Melanchthon, Philipp 82, 137, 293
Melville, Andrew 83
Mengin, Ernst 195, 239
Michieli, Giovanni 262
Miller, Georg 297
Minucci, Minuccio 148
Minuit, Peter 49
Miron, Diego 164, 195
Mniszka, Marina 174 f.
Molina, Christóbal de 40
Monod (Jesuit) 196
Monrone, Giovanni 88, 92
Montaigne, Michel de 14, 220
Monte, Giovanni Maria Giocchi del 90, 97 f.
Montezuma II., Aztekenherrscher 33
More, Thomas 269
Morison, Samuel Eliot 11
Moritz von Sandizell, Bischof 205
Moritz, Herzog von Sachsen 59, 95
Moritz, Prinz von Oranien 309, 314
Morone, Giovanni 200, 224
Morton, A.L. 84
Müntzer, Thomas 137
Musso, Cornelio 94
Myconius, Oswald 54

Nadal, Jerónimo 126, 190 f.
Najera, Antonio Manrique de 108
Naro, Battista 368
Natta, Federigo 327
Navagero, Bernadino 58
Neri, Philipp 365
Nettesheim, Agrippa von 220
Neuss, Wilhelm 56
Nidhard, Eberhard 196 f.
Nikolaus V., Papst 14, 16
Nobili, Benedetto de' 102
Nóbrega, Manuel da 176
Norton, Moses 47

Oecolampadius, Johann 242
Olid, Cristóbal de 38
O'Neill, Hugh 284
O'Neill, Shane 284
Opitz, Marlin 359
Origenes (Kirchenlehrer) 74
Osiander, Lucas 302
Otbert, Bischof von Straßburg 399
Otrepjew, Grischka (Hryszka) 173
Ottoboni, Marco 364
Ottoboni, Pietro 364
Oviedo, Gonzalo Fernándes 29, 41,

Paalsson, Ogmund 146
Paczensky, Gert von 31
Palestrina, Giovanni Pierluigi da 90
Panzer, Marita A.
Paracelsus (Theophrastus Bombastus von Hohenheim) 399
Parker, Geoffrey 242
Parr, Katharina 268
Parsons (Jesuit) 194 f.
Pastor, Ludwig von 17, 20, 89 f., 93, 145, 149, 153, 176, 206, 208, 213, 228, 235–237, 261–264, 272, 274–276, 331, 366, 371, 388
Paul III., Papst 5, 89 f., 92–95, 100 f., 146, 161, 163, 184 f., 208, 224, 296
Paul IV., Papst 92, 163, 166, 186, 203, 211, 245, 281
Paul V., Papst 174, 181, 190, 309, 315, 320, 363
Paulmier, Pierre 81
Peñaranda, Guzman de 373
Penn, William 49
Pelletier (Jesuit) 195
Petre, Eduard 196
Philipp II., König von Spanien 43, 103, 124, 144, 147, 186, 207, 236, 244–246, 249 f., 253, 253, 284
Philipp III., König von Spanien 144, 308

Philipp IV., König von Spanien 331, 361
Philipp V., König von Spanien 196
Philipp Wilhelm, Herzog von Neuburg und Jülich-Berg 195
Philipp, Landgraf von Hessen 68, 142, 220
Pighe, Albert 79
Pius IV., Papst 96–98, 101, 147, 164–166, 185 f., 203, 211, 296
Pius V., Papst 163–165, 191, 205, 228, 249, 257, 263, 281
Pius XII., Papst 181
Pizarro, Francisco 39–41
Pizarro, Gonzalo 41
Pizarro, Hernado 41
Poggio, Giovanni 162
Polanco, Juan de 108, 123, 182 f., 195
Pole, Reginald 92, 98, 239, 275
Polišenský, Josef 360
Pölnitz, Götz von 214, 217, 236
Portia, Bartolommeo 207, 212
Possevino, Antonio 164, 168–171
Prescott, William 33
Press, Volker 303, 321, 340, 377
Pzillas, Friedrich 95

Quadra, Alvaro de la 278
Quirin (Heiliger) 236

Rachfahl, Felix 246, 248
Raitenau, Wolf Dietrich von 231 f.
Raleigh, Walter 44 f.
Rangoni (päpstlicher Nuntius) 173
Ranke, Leopold von 99, 239, 253, 310, 317, 332, 366
Ranke-Heinemann, Ute 64
Ravaillac, François 309
Reinhard, Anna 63
Reinhard, Wolfgang 16, 47
Renata, Herzogin von Este 182
Requesens, Don Luis de 251, 253
Ribadeneira, Pedro de 125
Ricci, Matteo 180 f.
Richard III., König von England 265
Richelieu, Armand-Jean du Plessis 326, 344, 347, 361, 377
Richter, Friedrich 105
Ringmann, Matthias 18
Rizzio, David 282
Robespierre, Maximilien de 76
Romanow, Michail Fjodorowitsch, russischer Zar 175
Roos, Hans 384
Roothaan, Johannes 192
Rossignol (Jesuit) 189
Rudolf II., deutscher Kaiser 195 f., 207, 214, 216, 311
Ruggieri, Michele 180

Sachs, Hans 220
Sahagún, Bernardino de 35
Salmerón, Alfonso 98, 162, 166, 191
Salviati, Antonio Maria 261
Salviati, Jacopo 270
Sanfelice (Bischof von La Cava) 97
Sardinka, Pedro Fernandez 176
Savonarola, Girolamo 91
Schall, Johann Adam 180
Scherer, Georg 292–294
Scheubenaßin, Margaretha 221
Schiller, Friedrich 241, 243, 245, 247
Schilling, Heinz 94, 138, 375
Schlegel, Theodor 67
Schmidt, Georg 337
Schmidt, Heinrich-Richard 138, 145, 231
Schönborn, Johann Philipp von 394
Schönemann, Bernd 150
Schopenhauer, Arthur 140 f.
Schoppmeyer, Heinrich 150
Schormann, Gerhard 323
Schuchert, August 11
Schulze, Winfried 138
Schütte, Heinz 11
Schütz, Heinrich 348

Schwaiger, Georg 88
Segesser, Jost 217
Seppelt, Franz Xaver 88
Seripando (päpstlicher Legat) 87
Servet, Michael 80–82
Seymour, Jane 266–268, 272
Shakespeare, William 240, 276, 380
Sierszyn, Armin 381
Sigismund II. Augustus, König von Polen 62, 148, 166, 168
Sigismund III. (Wasa), König von Polen 169, 173
Siliceo, Juan Martinez 185
Simmel, Georg 291
Simonetta, Francesce 175
Sittig, Markus 211
Sixtus V., Papst 171, 187, 230f., 263, 276, 399
Skarga, Peter 172
Slavata, Wilhelm 312
Smith, John 45f.
Sophie, Kurfürstin von Sachsen 299
Spangenberg, Cyriakus 296
Spinola, Ambrogio 309
Stadion, Christoph von 207
Stannard, David E. 11, 39
Staphylus, Friedrich 293
Stefan IV. Báthory, König von Polen 169f.
Steinberger 197
Strauss, Gerald 140
Stuart, Maria 44, 194, 279–283

Tasso, Torquato 207
Tavera, Diego 162
Tellier (Jesuit) 196
Terriesi (toskanischer Gesandter in London) 196
Tertullian (Kirchenlehrer) 12, 121
Terwekoren (Jesuit) 189
Theiner, Johann Anton 235
Theresia von Avila 365
Thomas von Aquin 122, 154
Thun, Guidobald von 395
Thun, Johannes Ernst Graf von 395
Thurn, Heinrich Matthias Graf 312f., 320
Tilly, Johann t'Serclaes Graf von 308, 315, 325–327, 334, 339f., 346, 348–351, 357
Toledo, Fernando Alvarez 249–252
Toledo, Francisco de 185
Tondi, Alighiero 122, 182, 198
Tournon, François 254
Trenbach, Urban von 228
Treumann, Friedrich 294
Triana, Rodrigo de 26
Trivulzio, Antonio 90
Troeltsch, Ernst 133
Tserclaes, Johann → Tilly
Tudor, Edmund 265
Tudor, Mary 273

Urban II., Papst 366
Urban VIII., Papst 178, 330, 344f., 353–355, 357, 364–366, 368, 400
Ursinus, Zacharias 151
Ursula (Heilige) 189

Valdés, Fernando de 163, 186, 246
Valencia, Gregor von 356
Vallière, Jean 254
Valverde, Vicente de 40
Vega, Juan de 162
Vehse, Eduard 393, 396
Vela, Blasco Núñez de 41
Vela, Vasco Nilitez de 30
Velásquez, Diego de 33
Vervaux, Johann 196, 356
Vespucci, Americo 18
Villavincencio, Lorenz von 244
Viller (Jesuit) 194, 196
Villery, Balthasar 352
Vinzenz (Heiliger) 189
Visconti, Alfonso 228
Višenskyi, Iwan 172

Vito, Johannes Philipp 128
Vogler, Günter 22, 138
Voltaire 177, 181
Voragine, Jacobus de 109
Vos, Hendrik 242, 254

Waldburg, Gebhard Truchseß von 199, 207, 232–237
Waldburg, Otto Truchseß von 207–210, 212, 232
Waldeck, Franz von 233
Waldseemüller, Martin 18
Wallenstein (Waldstein), Albrecht von 334, 339, 341–347, 351, 356–358
Warner (Jesuit) 196
Wassili IV. Schuiski, russischer Zar 174
Watson, Thomas 279
Wedgwood, Cicely Veronica 288, 305, 321, 323, 337
Weinberg, Hermann 220
Weiß, Dieter J. 219, 221, 223
Welte, Benedikt 275, 279
Wernham, Richard Bruce 240
Wetzer, Heinrich Josef 275, 279
Weyer, Johann 220
White von Lincoln, John 275
Wichart, Liborius 150
Wied, Friedrich von 206
Wied, Hermann von 206
Wieland, Martin 273
Wilhelm I. von Nassau-Oranien 237, 247
Wilhelm IV., Herzog von Bayern 195 f., 200, 202
Wilhelm V. der Fromme, Herzog von Bayern 204, 217, 224, 234, 236 f., 352
Wilhelm V., Herzog von Cleve 220
Windsheim, Valentin 299
Winius 14
Winkelbauer, Thomas 228
Winter, Eduard 174 f.
Winzer, Fritz 33
Wirsberg, Friedrich von 214
Wittelsbach, Maria von 230
Wojtyla, Karol 32
Wolfgang Wilhelm, Pfalzgraf von Pfalz-Neuburg 309
Wolsey, Thomas 266–268, 271
Worster, Donald 49
Wyatt, Thomas 275
Wycliff, John 91

Xaver, Franz (Francisco de Jassu y Javier) 178 f., 182, 189, 333, 365

Zeeden, Erst Walter 136, 145
Zinn, Howard 27 f., 52
Zorzi, Marino 197
Zurbarán, Francisco 75
Zutphen, Hendrik van 242
Zwartes, Jan de 242
Zweig, Stefan 56, 75 f., 81
Zwingli, Huldrych (Ulrich) 55, 61–71, 73 f., 80, 83, 137, 242, 272

ÜBER DEN AUTOR

Karl Heinrich Leopold Deschner wurde am 23. Mai 1924 in Bamberg geboren. Sein Vater Karl, Förster und Fischzüchter, katholisch, entstammte ärmsten Verhältnissen. Seine Mutter Margarete Karoline, geb. Reischböck, protestantisch, wuchs in den Schlössern ihres Vaters in Franken und Niederbayern auf. Sie konvertierte später zum Katholizismus.

Karlheinz Deschner, das älteste von drei Kindern, ging zur Grundschule in Trossenfurt (Steigerwald) von 1929 bis 1933, danach in das Franziskanerseminar Dettelbach am Main, wo er zunächst extern bei der Familie seines Tauf- und Firmpaten, des Geistlichen Rats Leopold Baumann, wohnte, dann im Franziskanerkloster. Von 1934 bis 1942 besuchte er in Bamberg das Alte, Neue und Deutsche Gymnasium als Internatsschüler bei Karmelitern und Englischen Fräulein. Im März 1942 bestand er die Reifeprüfung. Wie seine ganze Klasse meldete er sich sofort als Kriegsfreiwilliger und war – mehrmals verwundet – bis zur Kapitulation Soldat, zuletzt Fallschirmjäger.

Zunächst fernimmatrikuliert als Student der Forstwissenschaften an der Universität München, hörte Deschner 1946/47 an der Philosophisch-theologischen Hochschule in Bamberg juristische, theologische, philosophische und psychologische Vorlesungen. Von 1947 bis 1951 studierte er an der Universität Würzburg Neue deutsche Literaturwissenschaft, Philosophie und Geschichte und promovierte 1951 mit einer Arbeit über «Lenaus Lyrik als Ausdruck metaphysischer Verzweiflung» zum Dr. phil. Einer im selben Jahr geschlossenen Ehe mit Elfi Tuch entstammen drei Kinder, Katja (1951), Bärbel (1958) und Thomas (1959 bis 1984).

Von 1924 bis 1964 lebte Deschner auf einem früheren Jagdsitz der Würzburger Fürstbischöfe in Tretzendorf (Steigerwald), dann zwei Jahre im Landhaus eines Freundes in Fischbrunn (Hersbrucker Schweiz). Seitdem wohnt er in Haßfurt am Main.

Karlheinz Deschner hat Romane, Literaturkritik, Essays, Aphorismen, vor allem aber religions- und kirchenkritische Geschichtswerke veröffentlicht. Auf über zweitausend Vortragsveranstaltungen hat Deschner im Laufe der Jahre sein Publikum fasziniert und provoziert.

1971 stand er in Nürnberg «wegen Kirchenbeschimpfung» vor Gericht.

Seit 1970 arbeitet Deschner an seiner großangelegten «Kriminalgeschichte des Christentums». Da es für so unruhige und beunruhigende Geister wie ihn keine Posten, Beamtenstellen, Forschungsstipendien, Ehrensolde, Stiftungsgelder gibt, war ihm die ungeheure Forschungsarbeit und Darstellungsleistung nur möglich dank der selbstlosen Hilfe einiger Freunde und Leser, vor allem dank der Förderung durch seinen großherzigen Freund und Mäzen Alfred Schwarz, der das Erscheinen des ersten Bandes im September 1986 noch mitgefeiert, den zweiten Band aber nicht mehr miterlebt hat, seither des deutschen Unternehmers Herbert Steffen.

Im Sommersemester 1987 nahm Deschner an der Universität Münster einen Lehrauftrag wahr zum Thema «Ktiminalgeschichte des Christentums».

Für sein aufklärerisches Engagement und für sein literarisches Werk wurde Karlheinz Deschner 1988 – nach Koeppen, Wollschläger, Rühmkotf – mit dem Arno-Schmidt-Preis ausgezeichnet, im Juni 1993 – nach Walter Jens, Dieter Hildebrandt, Gerhatd Zwerenz, Robert Jungk – mit dem Alternativen Büchnerpreis und im Juli 1993 – nach Sacharow und Dubček – als erster Deutscher mit dem International Humanist Award. Im September 2001 erhielt Deschner den Erwin-Fischer-Preis des Internationalen Bundes der Konfessionslosen und Atheisten, im November 2001 den Ludwig-Feuerbach-Preis des Bundes für Geistesfreiheit, Augsburg, 2004 den Wolfram-von-Eschenbach-Preis des Bezirks Mittelfranken, 2006 den Premio letterario Giordano Btuno, Milano. Im selben Jahr wurde Deschner als auswärtiges Mitglied in die Serbische Akademie der Wissenschaften und Künste gewählt, 2007 der zu seinem 80. Geburtstag durch die Giordano Bruno Stiftung ins Leben gerufene «Deschner-Preis» erstmals in einem Festakt in der Aula det Univetsität Frankfurt dem britischen Evolutionstheoretiker und Religionskritiker Richatd Dawkins vetliehen.

Um die «Kriminalgeschichte des Christenums» geht es – pro und contra – in dem 70minütigen Videofilm von Ricarda Hinz und Jacques Tilly mit dem Titel «Die haßerfüllten Augen des Herrn Deschner». Zu beziehen über: Humanistischer Verband Deutschlands, Wallstraße 61–65, 10179 Berlin.

DAS LITERARISCHE WERK KARLHEINZ DESCHNERS

Die Buchveröffentlichungen in zeitlicher Reihenfolge:

1956 Die Nacht steht um mein Haus. Roman
1957 *Was halten Sie vom Christentum?* 18 Antworten auf eine Umfrage
1957 Kitsch, Konvention und Kunst. Eine literarische Streitschrift
1958 Florenz ohne Sonne. Roman
1962 Abermals krähte der Hahn. Eine kritische Kirchengeschichte von den Anfängen bis zu Pius XII.
1964 Talente, Dichter, Dilettanten. Überschätzte und unterschätzte Werke in der deutschen Literatur der Gegenwart
1965 Mit Gott und den Faschisten. Der Vatikan im Bunde mit Mussolini, Franco, Hitler und Pavelić
1966 *Jesusbilder in theologischer Sicht*
1966 *Das Jahrhundert der Barbarei*
1968 *Wer lehrt an deutschen Universitäten?*
1968 Kirche und Faschismus
1969 *Das Christentum im Urteil seiner Gegner, Band 1*
1970 *Warum ich aus der Kirche ausgetreten bin*
1970 *Kirche und Krieg. Der christliche Weg zum Ewigen Leben*
1971 Der manipulierte Glaube. Eine Kritik der christlichen Dogmen
1971 *Das Christentum im Urteil seiner Gegner, Band 2*
1974 Das Kreuz mit der Kirche. Eine Sexualgeschichte des Christentums
1974 Kirche des Un-Heils. Argumente um Konsequenzen zu ziehen
1977 *Warum ich Christ/Atheist/Agnostiker bin*
1981 Ein Papst reist zum Tatort. Flugschrift
1982 Ein Jahrhundert Heilsgeschichte. Die Politik der Päpste im Zeitalter der Weltkriege, Band 1
1983 Ein Jahrhundert Heilsgeschichte. Die Politik der Päpste im Zeitalter der Weltkriege, Band 2
1985 Nur Lebendiges schwimmt gegen den Strom. Aphorismen
1986 Die beleidigte Kirche oder Wer stört den öffentlichen Frieden? Gutachten im Bochumer § 166-Prozeß
1986 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 1: Die Frühzeit – Von den Ursprüngen im Alten Testament bis zum Tod des heiligen Augustinus
1987 Opus Diaboli. Fünfzehn unversöhnliche Essays über die Arbeit im Weinberg des Herrn
1988 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 2: Die Spätantike – Von den katholischen «Kinderkaisern» bis zur Ausrottung der arianischen Wandalen und Ostgoten unter Justinian I.

1989 Dornröschenträume und Stallgeruch. Über Franken, die Landschaft meines Lebens
1990 Woran ich glaube
1990 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 3: Die Alte Kirche – Fälschung, Verdummung, Ausbeutung, Vernichtung
1991 Die Politik der Päpste im 20. Jahrhundert
1991 Der Anti-Katechismus. 200 Gründe gegen die Kirchen und für die Welt (mit Horst Herrmann)
1992 Der Moloch. Zur Amerikanisierung der Welt
1994 Die Vertreter Gottes. Eine Geschichte der Päpste im 20. Jahrhundert
1994 Ärgernisse. Aphorismen
1994 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 4: Frühmittelalter – Von König Chlodwig I. (um 500) bis zum Tode Karls «des Großen» (814)
1994 Was ich denke
1995 Weltkrieg der Religionen. Der ewige Kreuzzug auf dem Balkan (mit Milan Petrović)
1997 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 5: 9. und 10. Jahrhundert – Von Ludwig dem Frommen (814) bis zum Tode Ottos III. (1002)
1997 Oben ohne. Für einen götterlosen Himmel und eine priesterfreie Welt. Zweiundzwanzig Attacken, Repliken und andere starke Stücke
1998 Die Rhön. Heidnisches und Heiliges einer einsamen Landschaft
1998 Für einen Bissen Fleisch. Das schwärzeste aller Verbrechen
1999 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 6: 11. und 12. Jahrhundert – Von Kaiser Heinrich II., dem «Heiligen» (1002) bis zum Ende des Dritten Kreuzzugs (1192)
1999 Zwischen Kniefall und Verdammung. Robert Mächler – Ein gläubiger Atheist
1999 Memento! Kleiner Denkzettel zum «Großen Bußakt» des Papstes im Heiligen Jahr 2000
2002 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 7: Das 13. und 14. Jahrhundert– Von Kaiser Heinrich VI. (1190) zu Kaiser Ludwig IV. dem Bayern (†1347)
2003 Mörder machen Geschichte. Aphorismen
2003 Musik des Vergessens. Über Landschaft, Leben und Tod im Hauptwerk Hans Henny Jahnns
2004 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 8: Das 15. und 16. Jahrhundert– Vom Exil der Päpste in Avignon bis zum Augsburger Religionsfrieden
2007 Poeten und Schaumschläger. Von Jean Paul bis Enzensberger. 24 Aufsätze zur Literatur und Literaturkritik. Mit einem Vorwort von Ludger Lütkehaus
2008 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 9: Mitte des 16. bis Anfang des 18. Jahrhunderts

Bücher Karlheinz Deschners wurden und werden übersetzt ins Arabische, Englische, Französische, Griechische, Italienische, Niederländische, Norwegische, Polnische, Serbokroatische, Spanische.

Mein besonderer Dank gilt zwei Mitarbeitern der Wissenschaftlichen Stadtbibliothek der Stadt Mainz.

ro
ro
ro

Hundertfünfzig Jahre Grausamkeit

Mitte des 16. Jahrhunderts feiert die Kirche die völkermörderische Eroberung Lateinamerikas. In Europa liegen fast alle christlichen Mächte im Krieg. Die Hexenverfolgungen streben dem Höhepunkt zu; der Jesuitenorden wird zum Hauptakteur der Gegenreformation. Dieser Band schließt mit den Katastrophen des 17. Jahrhunderts: dem Dreißigjährigen Krieg, dem bald ein zweiter folgt.

«Etwas Vergleichbares in dieser Materialfülle und Exaktheit gibt es leider für keine andere Religion der Welt ... Es ist gewiss nicht übertrieben, wenn der Münchner Philosophieprofessor Wolfgang Stegmüller Karlheinz Deschner den ‹bedeutendsten Kirchenkritiker› des 20. Jahrhunderts genannt hat.»
Karl Corino in seiner Laudatio anlässlich der Verleihung des Wolfram-von-Eschenbach-Preises an Deschner

«Deschner ist der wohl kompromissloseste Autor und Denker im deutschsprachigen Raum.» **Die Weltwoche, Zürich**

«Wer Weltgeschichte nicht als Kriminalgeschichte schreibt, ist ihr Komplize.» **Karlheinz Deschner**

www.rororo.de

ISBN 978-3-499-62443-8
9 783499 624438

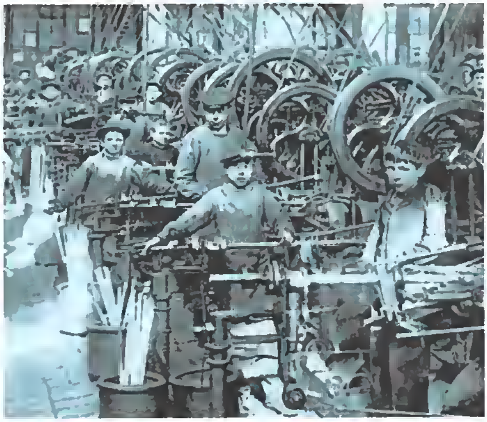
€ 14.00 (D)
€ 14.40 (A)

KARLHEINZ DESCHNER

rororo

Kriminalgeschichte des Christentums

BAND 10
18. JAHRHUNDERT UND AUSBLICK AUF DIE FOLGEZEIT



ro
ro
ro

«Gott geht in den Schuhen des Teufels. Dieser Gedanke bestimmte meine Arbeit, mein Leben», schreibt Karlheinz Deschner im Nachwort zum ersten Band der *«Kriminalgeschichte des Christentums»*, der 1986 erscheint. Und jetzt, mehr als ein Vierteljahrhundert später, hat er es beendet! Von der heidnischen und antisemitischen Vorgeschichte des Christentums über die Alte Kirche zu den Kreuzzügen; von der Hexenjagd im Mittelalter über den Völkermord in Lateinamerika bis zur schließlichen Trennung von Kirche und Staat präsentiert Deschners Opus Magnum auf rund 6000 Seiten eine einzigartige Forschungsarbeit.

Band 10 wendet sich dem Niedergang des Papsttums und der allmählichen Trennung von Kirche und Staat zu, in deren Vorgeschichte in fortwährenden Konflikten abermals Ströme von Blut vergossen werden, so beim Kampf christlicher und weltlicher Mächte um Skandinavien oder in den Schlachten des Prinzen Eugen weiter im Süden, dem goldgierigen «Bewahrer der Christenheit». Auch dieser Band bekräftigt mit seiner Detailfreude, Exaktheit und kritischen Schärfe, dass Karlheinz Deschner zu Recht als der «wohl kompromißloseste Denker im deutschsprachigen Raum» (Die Weltwoche) gilt – und als der bedeutendste Kirchenkritiker der Gegenwart.

Karlheinz Deschner, geboren 1924 in Bamberg, im Krieg Soldat, studierte Jura, Theologie, Philosophie, Literaturwissenschaft und Geschichte. Seit 1958 veröffentlicht er seine entlarvenden und provozierenden Geschichtswerke zur Religions- und Kirchenkritik. Die *«Kriminalgeschichte des Christentums»* ist in zehn Bänden zwischen 1986 und 2014 gebunden und als Taschenbuch erschienen. Ausführlichere Angaben zu Autor und Werk finden sich im Anhang.

Siehe auch: www.deschner.info/

KARLHEINZ DESCHNER

Kriminalgeschichte des Christentums

BAND 10

18. JAHRHUNDERT
UND AUSBLICK AUF
DIE FOLGEZEIT

Könige von Gottes Gnaden
und Niedergang des Papsttums

ROWOHLT TASCHENBUCH VERLAG

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Mai 2014
Copyright © 2013 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
Umschlaggestaltung ZERO Werbeagentur, München,
nach einem Entwurf von any.way, Hamburg
(Umschlagabbildung: Collection Dupondt/akg-images)
Satz Sabon Postscript (InDesign)
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 63020 0

Gewidmet besonders meinen Freunden Alfred Schwarz und Herbert Steffen sowie allen, deren selbstlosen Beistand ich, nach dem steten meiner Eltern, dankbar erfuhr:

Joachim Ackva
Wilhelm Adler
Prof. Dr. Hans Albert
Lore Albert
Klaus Antes
Else Arnold
Josef Becker
Karl Beerscht
Dr. Wolfgang Beutin
Dr. Otto Bickel
Prof. Dr. Dieter Birnbacher
Dr. Eleonore Kottje-Birnbacher
Kurt Birr
Dr. Otmar Einwag
Dr. Sylvia Engelfried
Dr. Hartmut Felbinger
Dieter Feldmann
Dr. Karl Finke
Franz Fischer
Kläre Fischer-Vogel
Dr. Ing. Johannes Gärtner
Henry Gelhausen
Dr. Helmut Häußler
Prof. Dr. Dr. Norbert Hoerster
Prof. Dr. Walter Hofmann
Dr. Stefan Kager und Frau Lena
Hans Kalveram
Karl Kaminski und Frau
Dr. Hedwig Katzenberger
Dr. Klaus Katzenberger
Hilde und Lothar Kayser
Prof. Dr. Christof Kellmann
Prof. Dr. Hartmut Kliemt
Dr. Fritz Köble
Hans Koch
Hans Kreil
Ine und Ernst Kreuder
Eduard Küsters
Robert Mächler
Jürgen Mack
Volker Mack
Dr. Jörg Mager
Prof. Dr. H. M.
Nelly Moia
Fritz Moser
Theo Müller
Regine Paulus
Jean-Marc Pochon
Arthur und Gisela Reeg
Hildegunde Rehle
M. Renard
Gabriele Röwer
German Rüdel
Dr. K. Rügheimer u. Frau Johanna
Heinz Ruppel und Frau Renate
Martha Sachse
Hedwig und Willy Schaaf
Friedrich Scheibe
Else und Sepp Schmidt
Dr. Werner Schmitz
Norbert Schneider
Alfred Schwarz
Dr. Gustav Seehuber
Dr. Dr. Gunter F. Seibt

Dr. Michael Stahl-Baumeister
Herbert Steffen
Prof. Dr. Dr. Dr. h. c.
Wolfgang Stegmüller
Almut und Walter Stumpf
Assunta Tammelleo
Artur Uecker
Dr. Bernd Umlauf

Helmut Weiland
Klaus Wessely
Richard Wild
Lothar Willius
Dr. Elsbeth Wolffheim
Prof. Dr. Hans Wolffheim
Franz Zitzlsperger
Dr. Ludwig Zollitsch

INHALT

1. KAPITEL: Aus der Skandalchronik des Nordens 11

«... denn es gibt keine Obrigkeit ohne von Gott, und wo immer eine besteht, ist sie von Gott verordnet ...» 15 · Mord und Totschlag der Eliten 19 · Die Kalmarer Union (1397) 22 · Das Stockholmer Blutbad (1520) 24 · Gustav I. Vasa und «Gottes reines Wort» 28 · Dänische Zustände 36 · Krieg auf Krieg (2) oder «Wie ein christlicher König zu steuern und zu regieren» 42

2. KAPITEL: Karl XII. von Gottes Gnaden (1697–1718) und der Große Nordische Krieg (1700–1721) 49

«... bey gutem Gemüthe» oder «... daß sie wie Schlachtschafe übereinanderfielen» 52 · «Herr Jesu Dir leb ich ...» 56 · Krieg als «Sport des Königs» 58 · «Eine kleine Armee schwedischer Feldgeistlicher war immer dabei» 61

3. KAPITEL: «Lichter als die Sonne ...» Seitenblicke auf das orthodoxe Christentum 67

Die «heilige Stadt» Moskau, «das Dritte Rom» 71 · Foltern, Pfählen, Köpfen, Beten oder «Laßt uns alle einig sein in christlicher Liebe!» 73 · «In Deinem Namen Herr ...» oder Die wahren Namen des Herrn 80 · Die «Zeit der Wirren» 85 · Aufstand auf Aufstand; Thron und Altar oder «... mergelte er ihnen gar das Marck aus den beinen» 88

4. KAPITEL: Prinz Eugen, «der edle Ritter», und der Spanische Erbfolgekrieg 93

Prinz Eugen und «unsere christlichen Werte» 96 · Wechsel zum Haus Habsburg 98 · Attacke in der Hauptstadt 103 · «‹Genie› für den Krieg», «Raserei gegen den Frieden» 106 · Die christlichen Werte machen sich bezahlt 111 · Sternstunden über Leichenhaufen 114 · Haupt der Hochverräter 118

5. KAPITEL: Der Siebenjährige Krieg 123

Staatsallmacht wider vatikanische Zentralgewalt 125 · Gallikanismus, Episkopalismus, Jansenismus und staatlicher Absolutismus 128 · Krieg selbst zwischen Papst und katholischem Kaiser 130 · Noch immer die Tradition der Kreuzzüge? 135 · Die «diplomatische Revolution» 138 · Zur humanisierten Kriegführung der Aufklärungszeit 143 · Heuchelei in beiden Lagern 148

6. KAPITEL: Der Niedergang des Papsttums 153

Im Sumpf des Nepotismus 155 · Wachsend verfeindet mit dem katholischen Frankreich 157 · Der allerchristlichste König demütigt Innozenz XI. (1676–1689) 160 · «... der würdigste Kandidat» 166 · Weitere «würdigste» Figuren des Heiligen Kollegiums 169 · «... ein einziger Leidensweg» 171

7. KAPITEL: Die Jesuitenverfolgung. Interner Machtkampf 175

In Portugal 178 · In Frankreich 180 · In Spanien 183 · Lieber Krieg mit einer Großmacht als ein Jesuitenpapst 186

8. KAPITEL: Der Josephinismus – «Revolution von oben»? 191

Staatskirchen bis zu Joseph II. 193 · Die «Mutter des Josephinismus» 196 · Joseph II. oder «Die Herabsetzung der Großen ...» 200 · Toleranzpatente und «Verminderung der Mönche» 203 · «Das riecht nach Despotismus ...» 206

9. KAPITEL: Armut als Massenphänomen im absolutistischen Zeitalter 211

«... und dicke Finsternis ruht über dem Lande» 213 · Lasset die Kleinen zu mir kommen 215 · «Disziplin des Stocks» 216 · Verdienstspannen 219 · «Wer den Nächsten liebt wie sich selbst, hat nicht mehr als der Nächste.» (Kirchenlehrer Basilius) 221 · Es muß ein eigentümliches Vergnügen sein 224

Nachbemerkung 227

Hermann Gieselbusch

Eine unwiderstehliche Mischung: Karlheinz Deschner und Rowohlt 229

Anhang

Anmerkungen 247 · Benutzte Sekundärliteratur 258 · Abkürzungen 267 · Kriminalgeschichte des Christentums. Übersicht über Band 1 bis 9 269 · Register 307 · Über den Autor 315 · Werkeverzeichnis 317

1. KAPITEL

AUS DER SKANDALCHRONIK DES NORDENS

«Mehrere Jahrhunderte ging es darum, wer seinen Herrschaftsanspruch über die Ostsee durchsetzen konnte: Dänemark, die Hanse oder Schweden. In Norwegen war die Zentralmacht noch schwächer ... 1130 bis 1240 gilt als die Zeit der Bürgerkriege ... Dänemark geriet in der ersten Hälfte des 14. Jh.s in Erbfolgekriege ... Gegen Mitte des 13. Jh.s versuchten die Herrscher die Zentralmacht zu stärken, indem sie ein von Gott gegebenes Königtum propagierten. Nach dieser Auffassung stellten sich alle, die den König kritisierten, indirekt gegen Gott. Dieses neue Verständnis von Königsmacht wurde von der Kirche grundsätzlich unterstützt, denn es machte den Monarchen strukturell von der Kirche abhängig.»

Harm G. Schröter[1]

«Schon am dritten Tage nach der Krönung wurden die Thore von Stockholm geschlossen; Trolle (Erzbischof von Uppsala) trat als Kläger auf u. forderte vom König die Vollziehung des Bannes, u. der König ließ am 8. Nov. (1520) ohne Urtheil u. Recht 94 hohe Geistliche, Reichsräthe, Rathsherren u. Bürger hinrichten *(Stockholmer Blutbad)*. Auch in den Provinzen wurden viele einflußreiche Personen, unter ihnen in Finnland der alte Hemming Gadd (Dompropst von Linköpping) hingerichtet, viele Beamte eingekerkert, der Leichnam des Reichsvorstehers Sten Sture ausgegraben u. verbrannt, die Häuser der Hingerichteten geplündert, ihre Frauen geschändet etc. An 600 Personen verloren bei diesem schrecklichen Gericht das Leben deshalb, weil sie od. die Ihrigen sich an der Entsetzung des Erzbischofs Trolle betheiligt hatten.»

Pierer's Universal-Lexikon[2]

«Die ständige Bedrohung durch Dänemark und die günstige Konjunktur, die sich aus Christians IV. selbstverschuldeter außenpolitischer Isolierung eben damals ergab, hatten in Oxenstierna den Plan reifen lassen, den nach seiner Auffassung doch unvermeidlichen *Endkampf mit Dänemark* in dem Augenblick zu provozieren, der für Schweden vorteilhaft war ... Noch im Dezember 1643 stand Torstenson in Holstein, im Januar 1644 in Jütland, gleichzeitig fiel Horn von Norden her in Schonen ein. Schon wenig später gingen auch die ersten dänischen Inseln verloren, und alle noch dänischen Positionen in Norddeutschland fielen in schwedische Hand. Im Juli 1644 erlitt die von Christian IV. geführte dänische Flotte eine taktische Niederlage im Fehmarnbelt, wobei der König selbst verwundet wurde; im August erschien neben der schwedischen eine holländische Flotte im Sund. Die zeitweise offenbar geplante gänzliche Auslöschung des dänischen Staates wurde durch das Eingreifen Frankreichs und der Niederlande verhindert, denen an längerer Fortsetzung des Kampfes im Norden ebensowenig gelegen war wie an einer allzu großen Machtverstärkung Schwedens. Gleichwohl hat der *Frieden von Brömsebro* (13. VIII. 1645) für Schweden die Erfüllung jahrhundertealter politischer und territorialer Wunschträume, für Dänemark den zwangsläufigen Verzicht auf seinen ebenso alten nordischen Vormachtanspruch gebracht ...»

Ahasver von Brandt (HEG III)[3]

Das 17. Jahrhundert hatte dem christlichen Europa Krieg auf Krieg gebracht (IX 376ff.). Und im 18. Jahrhundert mit immerhin fast siebzig Kriegsjahren sah es nicht sehr viel besser aus. Die «Staaten» waren eben, wie seit je, ja sozusagen von Natur aus, auf zwei Verfahren extrem fixiert: waren sie mächtig, auf Eroberung; waren sie es nicht, so wenigstens auf den Erhalt des Status quo. Das heißt, das Prinzip, das sie trieb und treibt, das ihnen zutiefst zugrundeliegt und die Geschichte kontinuierlich beherrscht, ist Konkurrenz, ist Rivalität und läuft früher oder später stets auf Gewalt und Krieg hinaus.

Ausgedehnte, jahrzehntelange Konflikte eröffnen die Epoche: der Zweite oder Große Nordische Krieg (1700–1721), nach Zählung der polnischen Historiographie der Dritte, sowie der Spanische Erbfolgekrieg (1701–1714). Und unmittelbar zuvor erst führt man, mit schweren Blutopfern auf beiden Seiten, den fünften, den Großen Türkenkrieg (1683–1699), die Offensive Österreichs und Polens gegen das Osmanische Reich, übrigens noch durchgehend als «Kampf um die Christlichkeit des Abendlandes und als Kreuzzug stilisiert» (Duchhardt).

Nahe Zenta an der Theiß (Serbien) hatte man unter dem neuen Oberkommandierenden des Kaisers, seinem «ersten Soldaten» und «ersten Minister nicht nur dem Range nach» (Braubach), Prinz Eugen von Savoyen (1663–1736), dem «edlen Ritter», einem Verwandten Kardinal Mazarins, sich gewaltig geschlagen, hatte am 11. September 1697 mehr als 20000 Osmanen «weit über die Notwendigkeit des unmittelbaren Kampfgeschehens hinaus ... aus Mordlust ausgelöscht» (Kroener). Der «Gebhardt», das vielbändige Handbuch der deutschen Geschichte, spricht von 25 000 «ohne jede Chance» hingemetzelten Muslimen. Wie ja auch 1717 die Erobe-

rung Belgrads immerhin 10000 Türkenleben kostet. Friedrich «der Große» rühmt den Sieger später als «fortuné triomphateur», als den Atlas der österreichischen Monarchie, den eigentlichen Kaiser. Und Historiker feiern die Einnahme der Stadt noch heute als «grandios».

Verlustreich für die «Ungläubigen» war freilich schon 1691 das Blutbad bei Slankamen mit allerdings auch 5000 kaiserlichen Toten: Wie überhaupt dieser Krieg im ausgehenden 17. Jahrhundert Menschen massenweise verschlingt, bei den hartumkämpften Festungen Gran, Neuhäusel, bei Ofen, wo allein das explodierende Pulvermagazin riesige Mengen Unglücklicher zerreißt, wo ganze Heereseinheiten zugrundegehen, bei Belgrad ferner, das mehrmals den Besitzer wechselt, in den Schlachten von Parkani (1683), Mohács (1687), Niš (1689). Doch derart hatte Österreich, als es 1699 mit dem Sultan den Frieden von Karlowitz (nordwestlich Belgrad) schließt, endgültig fast ganz Ungarn, ohne das Gebiet von Temesvár, gewonnen, dazu die Erblichkeit der ungarischen Krone im Haus Habsburg, auch Siebenbürgen sowie den größten Teil Slawoniens (bis 1918); Österreich war nun endgültig europäische Großmacht geworden. Daß das alles nicht nur der «Rettung des Abendlandes» diente, sondern zumindest ebenso handfesten dynastischen Interessen, etwa diversen Thronfolgerechten, wie im Pfälzischen Erbfolgekrieg, im Spanischen Erbfolgekrieg, im Polnischen Thronfolgekrieg, versteht sich von selbst.

Wurde aber damals der Kampf gegen den «Erzfeind der Christenheit», den «Erbfeind christlichen Namens», den «Todfeind», den «Bluthund», ein Kampf, zu dem vor allem Innozenz XI. unablässig trieb, mitunter «Tag und Nacht», ein Heiliger Vater, der, nach von Pastor, gar keine weiteren politischen Ziele kannte (IX 388 f.) – wurde also der Krieg um die Vormacht im Südosten, im Donaugebiet, gerade beendet, entbrannte im Nordosten das lange Ringen um die Hegemonie im Ostseeraum, das dominium maris Baltici.[4]

«... DENN ES GIBT KEINE OBRIGKEIT OHNE VON GOTT, UND WO IMMER EINE BESTEHT, IST SIE VON GOTT VERORDNET ...»

Von der ältesten Geschichte Skandinaviens, seit der Antike Insel Scandia genannt, ist wenig bekannt. Im Lauf des Frühmittelalters entstanden da aus vielerlei kleineren Sippen, Stämmen, Landschaften, aus Kleinstherrschaften allmählich ausgedehntere Volksgruppen, Länder, die vier skandinavischen Nationalstaaten Dänemark, Schweden, Norwegen, Island. Manches wird greifbarer in der Wikingerzeit, der Zeit der «Reichssammlung» (rikssamling), der Epoche fortwährender Kämpfe nach innen und außen; beginnend 793 mit dem Überfall auf das Inselkloster Lindisfarne an der englischen Nordostküste und Mitte des 11. Jahrhunderts endend (V 100ff.! 470ff.!).

In Norwegen, in Dänemark kommt es dabei zu Versuchen erster Herrschaftsbildungen, erster ambitionierter Zentralisierungen, der Schaffung einheitlicher Reiche. Große Heere werden gegeneinander aufgeboten, Eroberungszüge zu See und Land geführt, mit Hunderten von Schiffen, Tausenden von Kämpfern. Geht es innenpolitisch um das Unterdrücken von Widersachern, Beseitigen von Nebenbuhlern, um das Einspannen, das Ausbeuten abhängiger Massen, so außenpolitisch um Expansionen oft eng verwandter Herrschaftshäuser. Die «illegalen» Wikingerstürme, die vielbeklagten Raubfahrten bäuerlicher Krieger werden durch scheinbar legale militärische Expeditionen, durch «herkömmliche» Kriege der Könige ersetzt. Norwegen hatte in einem Jahrhundert neun Könige, «alle als Wikinger von auswärts gekommen», alle «vom nächsten König vertrieben» und alle von «Dänemark gestützt oder gestürzt» (Handbuch der europäischen Geschichte I).

Es war, woraus Geschichte, politische Geschichte, im hohem Grade besteht, worauf sie letzten Endes immer hinausläuft, ein unentwegtes Konkurrieren, ein stetes Hintergehen, Tricksen, Täuschen, Verträgeschließen und Verträgebrechen, ein Halsabschneiden im übertragenen, im buchstäblichen Sinn, ein fortgesetzter Mord und Totschlag im Dienste also jener hohen, höchsten, von Gottes

Gnaden den Menschen vorgesetzten Obrigkeiten – gibt es doch bekanntlich laut Paulus, dem hl. Völkerapostel (und seinen notorischen Nachbetern durch Jahrtausende!) «keine Obrigkeit ohne von Gott, und wo immer eine besteht, ist sie von Gott verordnet» (Röm. 13,1), woraus dann eben die so blutige wie kontinuierliche Kollaboration, die absolute Gehorsamspflicht der Untertanen folgt.

Um ihre Macht zu stärken, zu steigern, taten die Monarchen alles Mögliche.

Zum Beispiel grenzten sie sich zeitweise gegen lokale Magnaten, überhaupt gegen alle ungekrönten Edelmenschen ab, indem sie Ehen nur unter ihresgleichen, nur unter den königlichen Familien zu stiften suchten. Oder sie kooperierten, war es opportun, mit dem Hochadel gegen das Bauern-, das Bürgertum; doch auch umgekehrt mit den Unterschichten gegen den Adel. Sie kämpften, schien es vorteilhaft, gegen die Kirche, häufiger freilich noch strebten sie mit dieser die Macht zu mehren, ihre Glorie, ihren Glanz. So ließen sie sich, zwecks augenscheinlicher Demonstration ihres metaphysischen Konnexes, nach abendländischem Vorbild auch krönen, in Norwegen erstmals 1163/1164, in Dänemark wenige Jahre darauf, in Schweden erstmals 1210. Das zeremonielle Bekrönen der Königinnen folgte. Und um die Majestäten der Gottheit noch näher zu adjustieren, sprach man schließlich auch einige heilig. Jedes Königreich bekam seinen heiligen König, Norwegen bekam St. Olav, Dänemark St. Knud, Schweden St. Erik.[5]

Betrachten wir, bloß punktuell, wie im Schattenriß, einige dieser von Gott gegebenen, von Gott verordneten Herrscher im skandinavischen Norden, den historischen Hintergrund also erst jener Epoche der Neuzeit, die wir danach näher ins Auge fassen.

Etwa zur selben Zeit wie die norwegischen Wikingerzüge begannen die der Dänen, hatten aber schon früh auch ambitioniertere Ziele als nur Raub, nur Plünderung (besser gesagt, nämlich Raub und Plünderung viel größeren Stils). So wurde das seit 834 von ihnen heimgesuchte Friesland praktisch über vier Jahrzehnte in ihren Herrschaftsbereich einbezogen, bis Kaiser Karl III. anno 885 den arglosen Dänenkönig Gottfried – sein Taufkind! – im schönsten Zusammenspiel mit dem Kölner Erzbischof Willibert bei einem Treffen

auf der Insel Betuwe samt seinen Begleitern meuchlings abstechen läßt (V 283 ff.!).

In Norwegen schlägt seinerzeit Harald I. Schönhaar (Hårfagre) bei Stavanger ein vereinigtes Heer der Kleinkönige, wird erster Alleinherrscher eines Reiches, das freilich gleich wieder zerfällt unter seinem Sohn und Nachfolger Erik I. mit dem sprechenden Beinamen «Blodöx» (Blutaxt), hat er doch die meisten seiner Brüder und Miterben erschlagen, bevor man auch ihn 954 in der Schlacht bei Stainmoor in Northumbria erschlägt.

Eriks jüngster Halbbruder Håkon I. «der Gute» (ca. 935–959) fällt gegen Eriks Söhne bei Fitje, Eriks Sohn Harald II. Graufell (Gråfell) erledigt zwar seinen Rivalen Sigurd Ladejarl, wird aber dann selbst von dessen Sohn Håkon Sigurdsson in der Schlacht bei Hals im Limfjord vernichtet, wie schließlich wieder der Sieger um 990 von aufständischen Bauern.

Schon in den nächsten Jahren unternimmt Olaf I. Tryggvasson, ein Urenkel Haralds I. (Schönhaar), Heerfahrten gegen die britische Insel, läßt sich dort 994 taufen, führt auch in Norwegen das Christentum ein, wobei er, verstümmelnd, tötend, «unter ausgesuchten Martern» dem Heidentum «echte Märtyrer» verschafft (Gerhardt). Er regt auch die «Bekehrung» Islands noch an, verliert indes anno 1000 in der Seeschlacht bei Svolder gegen eine schwedisch-dänische Streitmacht sein Leben, wie schon sein Vater Tryggvi Oláfsson, der Kleinkönig von Oppland, eines gewaltsamen Todes gestorben war und dann, durch ihn, Olaf selbst, auch sein Konkurrent, der Kronprätendent Erlend Håkonson eines gewaltsamen Todes stirbt.

Der Gewinner der Seeschlacht, Dänenkönig Sven Gabelbart, schickt mehrere Jahre Flotte auf Flotte gegen England, expandiert auch nach Süden, nach Holstein, und überzieht mit Krieg noch den eigenen Vater, Harald Blauzahn (Blåtand) Gormsson, den ersten, um 960 getauften christlichen König Skandinaviens, der schwer verwundet auf der Flucht umkommt.

Sven Gabelbart nimmt 1013 den größten Teil Englands ein, dann setzt sein Sohn Knud «der Große» die väterlichen Offensiven fort und gebietet schließlich über England, Dänemark, Norwegen, Teile Schwedens. Nicht umsonst hatte den «Großen», den treuen Sohn

der Kirche, sein Weg von Gnadenort zu Gnadenort geführt, zuweilen gar auf bloßen Füßen, freilich auch über Blut und Leichen, hatte er englische Magnaten, Mitglieder der Königsfamilie über die Klinge gejagt oder ins Exil, hatte er selbst den eigenen Schwager und Lebensretter meuchlerisch umbringen lassen.

Nicht genug. Knud «der Große» attackiert auch König Olaf II. Haraldsson den Dicken (1015–1030), einen veritablen Heiligen doch, ja beide, der «Große» und der «Heilige», führen miteinander «fortwährend Krieg», wie Domscholar Adam von Bremen betont, «ihre ganze Lebenszeit hindurch». Dabei ist der Norweger ein noch besserer Christ als sein Gegenspieler. Läßt Olaf ja, der die Alleinherrschaft im Land wieder herstellt und das Christentum als einzig erlaubte Religion mit aller Härte etabliert, die Heiden oft so grausam wie möglich blenden, foltern, töten, bis ihn Knud Ende Juli 1030 in der Schlacht von Stiklestad im Drontheim-Fjord durch rebellierende Bauern beseitigt, und Olaf – unmittelbar vor dem eignen Heldentod angeblich noch eine Seelenmesse für die gefallenen Feinde stiftend – Symbol des Widerstandes gegen die Dänen wird, Nationalheiliger, Schutzpatron ganz Nordeuropas, Mirakelhistörchen von der Königsleiche auf dem Schlachtfeld an; Legenden und Lügen schießen nur so ins christliche Kraut (VI 153 ff.!)

Endgültig vereinigt wird Norwegen durch König Harald den Harten (Hardråde, 1047–1066), eine «Kämpfernatur», wie das Epitheton ornans andeutet, die gegen die eigenen Untertanen ebenso wütet wie nach außen, wo er noch die dänische und die englische Krone an sich zu reißen sucht. Nach seiner Landung aber auf der begehrten Insel 1066 unterliegt er bei Stamfordbridge, verliert er gegen den englischen König Harald II. Godwinson Schlacht und Leben; bekanntlich kurz vor der Schlacht bei Hastings am 14. Oktober 1066, in der Wilhelm der Eroberer die Angelsachsen schlägt und nun der britische König den Todesstoß erhält – blutiger Schlußstrich unter einem zweihundertjährigen Kampf zwischen England und Skandinavien.[6]

Doch Jahr um Jahr, ja Jahrzehnt, Jahrhundert um Jahrhundert geht es weiter so im Text, nach innen, nach außen, im Machtrausch, Gewalttat um Gewalttat, Heerfahrt auf Heerfahrt, Westmeerfahrt,

Ostmeerfahrt, Krieg jedenfalls. Könige, Thronprätendenten, Magnaten werden liquidiert; von denen, die nicht zählen, die nie zählten, den namenlosen Massen, zu schweigen.

MORD UND TOTSCHLAG DER ELITEN

Es spricht für sich, daß fünf der Vorgänger Waldemars I. auf dem dänischen Thron gewaltsam ums Leben kommen; daß zwischen dem 11. und 14. Jahrhundert in Schweden fünf verschiedene Adelssippen die Könige stellen.

Man schlägt sich und man erschlägt ...

Erschlägt am 10. Juli 1086 den Dänenkönig Knud IV. den Heiligen in der St. Albanikirche zu Odense; erschlägt am 7. Januar 1131 Herzog Knud Laward, den Sohn König Eriks I. von Dänemark; erschlägt den Dänenkönig Niels 1134 in Schleswig, den Norweger Sigurd Munn 1155 in Bergen, erschlägt zwei Jahre darauf König Øystein in Viken, 1240 Jarl Skule, seit dem Vorjahr auch den Königstitel tragend, an der Pforte des brennenden Elgeseterklosters in Nidaros. König Erik IV. von Dänemark, der fromme Kreuzfahrer, wird 1250 in einem Boot auf der Schlei erschlagen, das Opfer seines Bruders Abel, des Herzogs von Schleswig, der jetzt König wird und zwei Jahre später auf einem Zug gegen die Friesen zu Tode kommt. Andere bleiben in Seegefechten, wie 1162 König Håkon Herdebrei bei der Insel Sekken im Romsdalfjord oder König Magnus Erlingsson, Norwegens erster gekrönter König, 1184 bei Fimreite im Sognefjord. Norwegerkönig Magnus III. Barfuß fällt nach Kriegszügen auf den Britischen Inseln kaum dreißigjährig 1103 in einer Schlacht in Irland. Norwegerkönig Håkon IV. (der Alte) stirbt 1263 auf einem Waffengang gegen Schottland. Andere werden erhängt, wie Goldharald, der ehrgeizige Neffe des Dänenkönigs, dem er angeblich nach dem Leben getrachtet. Oder sie werden verbrannt, wie 963 Sigurd Ladejarl samt seinem Gefolge. Oder man enthauptet sie, wie 1306 Marschall Torgils Knutson, den einstigen Vormund des Schwedenkönigs Birger Magnusson. Wieder andere verhun-

gern im Kerker, wie 1318 Birgers jüngere Brüder, die schwedischen Herzöge Erik und Waldemar im Turmverlies von Nyköping, vom königlichen Bruder an die Mauer gekettet. Andere hauchen nach entsetzlichen Martern ihr Leben aus, so 1139 Sigurd Slembe, der norwegische Thronprätendent. Und der Sohn König Sigurds Jórsalafari («der Jerusalemfahrer»), Magnus der Blinde wird in den dreißiger Jahren des 12. Jahrhunderts verstümmelt, entmannt, geblendet, in ein Kloster gesteckt und noch Jahre später ganz ausgelöscht. Dänenkönig Christoph I. endet 1259 durch Vergiftung, wie auch sein Sohn Erik V. (Erik Glipping) 1286 ermordet wird, wie schon Erik IV. ermordet worden war und 1086 auch Knud II., der Halbbruder Eriks I. (Ejegod).[7]

«... denn es gibt keine Obrigkeit ohne von Gott, und wo immer eine besteht, ist sie von Gott verordnet ...»

Zu den fortdauernden dynastischen Fehden, den Thron- und Regierungskrisen, kommen die meist zusammengeschlagenen Erhebungen der Untertanen und die territorialen Ausgriffe, die aggressive Außenpolitik nie genug kriegender Potentaten.

Knud «der Große» (1018–1035), beispielsweise, der schon seinen Vater 1013 bei der Invasion nach England begleitet, kann sich 1027, gewiß etwas vollmundig, den König aller Engländer, Dänen, Norweger, teilweise auch der Schweden nennen – alles übrigens ergattert im Bund mit der katholischen Kirche, wenn auch die Herrschaft in Norwegen noch zu seinen Lebzeiten zusammenbricht.

Dänenkönig Waldemar I. «der Große», ebenfalls ein Mann des Klerus und dereinst am 9. August 1157 («Roskilder Blutfest») einem Anschlag auf sein Leben entkommen, faßt Fuß in Pommern sowohl wie in Norwegen und führt, trotz Bürgerkrieg, trotz häufiger Aufstände (1167, 1176, 1180), ein Vierteljahrhundert lang, zwischen 1159 und 1185, fast Jahr für Jahr Flottenverbände wider die Wenden, die Westslawen, wahre Kreuzzüge mit päpstlichem Segen ins heutige Holstein und Mecklenburg, wobei er die Tempelburg Arkona auf Rügen erbärmlich ruiniert, nicht ohne besondere Beihilfe seines mächtigen Beraters, des Erzbischofs Absalon I. von Lund (VII 170, 175!). Hier wird schon die Stoßrichtung auf den dann jahrhundertelang so umstrittenen Ostseeraum deutlich.

Beide, weltlicher und geistlicher Fürst, kooperieren, beide erweitern unter dem Deckmantel der «Befriedung», der «Christianisierung» ihre Macht. Hatte sich ja überhaupt mit Waldemar «dem Großen» (1157–1182) die Monarchie von Gottes Gnaden in Dänemark definitiv durchgesetzt, das heißt ein Verständnis, wonach «Ungehorsam gegenüber dem König gleichbedeutend mit Ungehorsam gegenüber Gott» war. «Doch galt dies wohlgemerkt nur so lange, wie der König als rechter christlicher Fürst auftrat und nicht als ungerechter Herrscher», was natürlich «das Aufsichtsrecht der Kirche über den ‹rechten christlichen Fürsten›» implizierte (Bohn).

Waldemar II. Sejr («der Sieger», gest. 1241) eröffnet in den 1190er Jahren die Expansion gegen Holstein und bringt durch dessen Eroberung die ganze südliche Ostseeküste bis Preußen unter seine Herrschaft. Er kontrolliert auch Lübeck, führt Feldzüge gegen Ösel, Preußen, er interveniert auch in Norwegen, in Schweden und bringt 1219, der Feldzug wird wie so oft mit kirchlicher Billigung zum Kreuzzug erklärt, Nordestland an sich.

Waldemar IV. Atterdag (um 1321–1375) muß erst seine Machtstellung in Dänemark, seinerzeit ohne zentrale Regierung, erkämpfen. So gewinnt er zunächst in Seeland, nicht ohne Beistand des Roskilder Bischofs, durch Erstürmung oder Kauf, Burg um Burg. Auch sichert er sich die Herrschaft über den größten Teil Jütlands sowie einen Teil Fünens. Schließlich erobert er Schonen zurück (damals seit fast drei Jahrzehnten schwedisch, wie heute), ebenso Gotland, die Insel in der mittleren Ostsee, und stirbt, indes er schon das Regiment auch über Schleswig zu gewinnen sucht.

Immer wieder erfolgen auch «Missions»- und «Kreuzzüge» der Schweden in den östlichen Ostseeraum, nach «Östland» (Finnland), so im 12. Jahrhundert durch König Erik den Heiligen, im 13. Jahrhundert durch den späteren König Birger Jarl, der ebenfalls enger mit der Kirche kooperiert, oder durch Torgils Knutsson, der nach 1292 in Karelien das Kastell Viborg erbaut, bis 1617 Schwedens östlichster befestigter Punkt. Vorstöße nach Finnland sind im hohen und späteren Mittelalter geradezu typisch für dies Land, wo im 13. Jahrhundert der Bischof Thomas (1220–1245) scharf das Heidentum bekämpft, und 1323, im Frieden von Nö-

teborg, Finnland ein Teil des schwedischen Reiches wird, das seinerseits dann im 17. Jahrhundert ein Festungsgürtel von mehr als 100 Burgen und Schanzen schützt, die meisten davon außerhalb dieses Reiches.[8]

Die Kalmarer Union (1397)

Im späten Mittelalter hatten sich in Skandinavien die drei Königreiche Dänemark (mit Schleswig-Holstein), Schweden (mit Finnland) sowie Norwegen (mit Island) 1397 in der Kalmarer Union zu einem Wahlkönigtum verbunden – nichts Ungewöhnliches seinerzeit, als auch die burgundisch-niederländische, die polnisch-litauische monarchische Union im Konnex staatlicher Expansionspolitik gediehen.

Auch die Kalmarer Union, der übrigens seit 1380 schon eine dänisch-norwegische (bis 1814 bestehende) Union vorherging, war natürlich nichts anderes als das Streben nach mehr Einfluß, Geltung, militärischer Gewalt, ein typischer Großmachttraum, der Versuch nicht zuletzt, den wirtschaftlichen Druck der Hanse zu dämpfen, kurz gesagt, Nordeuropa politisch zu einen. Angeregt wurde das prätentiöse Projekt von Margarete I., einer Tochter König Waldemars IV. Atterdag, der Königin von Norwegen, der Reichsverweserin von Dänemark, einer geborenen Herrscherin, auch gläubigen Christin, die gleichwohl die Kirche für sich ebenso einzuspannen verstand wie die Unionsidee für Dänemark, dabei beraten von ihrem Kanzler Peder Jensen Lodehat, dem Bischof von Roskilde. Von 1397 bis 1521 hatten somit Dänemark, Schweden und Norwegen mehrere gemeinsame Könige.

Was die Nebenländer angeht, wurden sie zeitweise beinahe «kolonial» regiert, Opfer einer regelrechten Ausbeutungspolitik.

So beruhte die Macht von Sten Sture dem Älteren (1470–1503), Reichsverweser in Schweden, großenteils auf Einkünften, die er aus Finnland preßte, einem Land, das die Schweden schon 1323, nach langen Kreuz- und Eroberungszügen, infolge «zweihundert Jahren blutiger Kämpfe und Kreuzfahrten» (Schwaiger), endgültig ein-

genommen hatten. Zur Zeit des Großen Nordischen Krieges, im frühen 18. Jahrhundert, als Finnland drei- bis vierhunderttausend Menschen bevölkerten, dienten davon fast sechzigtausend in der Armee, wovon zehntausend übrigblieben; die anderen kamen um oder gerieten in Gefangenschaft. Und von den Dänen wurde Island, die «einsame Insel im Nordatlantik», die schon Harald Schönhaar vergeblich zu unterwerfen suchte, jahrhundertelang nach Strich und Faden ausgeplündert; auf ihren Bischofsstühlen saßen üblicherweise Ausländer, und während der Reformationszeit wurde fast der ganze isländische Kirchen- und Klosterbesitz für die Krone eingezogen, erst 1944 Islands Union mit Dänemark beendet, die Insel völlig vom Königreich getrennt und Republik.

Die Unionsländer sollen einander Frieden gewähren, im Ernstfall Beistand, vor allem die Gefahr der so geschäfts- wie kriegsversierten Hanse-Dominanz im Norden bannen, für die, wie ja für die meisten legalen Räuber, Krieg nur ein etwas abenteuerreicherer, etwas riskanterer Branchenbereich ist, sozusagen ein besonders exotisches Sortiment – im großen und ganzen aber eben, wie Brecht höhnt, doch nix als die Geschäfte, und statt mit Käse ist's mit Blei. Und kommt auch nach den vielen Konflikten des 14. Jahrhunderts eine etwas längere Friedensperiode, die Pax Scandinavia – bald geht es weiter wie immer, mit nationalen Rivalitäten, dynastischen Rangeleien, Thronstreitigkeiten, mit Volkstumulten, Krisen, Kriegen. Im frühen 16. Jahrhundert etwa, zu dessen Beginn gleich in der Schlacht bei Hemmingstedt ein Drittel aller schleswig-holsteinischen Ritter das Leben einbüßt, führt man zwanzig Jahre lang fast ununterbrochen Unionskriege, wobei man auch Kirchen, wie den Dom von Turku (1509), nicht schont. Wie überhaupt die Bischöfe mit enormen Reichtümern im Rücken zu den führenden Politikern zählen, nicht nur im Reichsrat sitzen, dem vornehmsten Forum der Aristokratie, dem noch im Spätmittelalter der dänische Erzbischof präsidiert, sondern auch direkt in die Kämpfe eingreifen, Aufstände anzetteln, anführen, ihre Gegner verfolgen und selbst verfolgt, gefangen, getötet werden.

Über allem bricht die Union mehrmals auseinander, wobei jedoch Dänemark – weitaus am reichsten, am besten urbanisiert, minde-

stens doppelt so stark bevölkert wie Norwegen und besonders den Schweden verhaßt, ihr Erbfeind – lang prävaliert und führende Ostseeanrainer, Beherrscher Skandinaviens zu werden scheint. Dänenkönig Christian I. (1448–1481), der zeitlebens nie Dänisch lernte, aus dem Haus der Grafen von Oldenburg stammte, auch Graf von Delmenhorst war, auch Herzog von Schleswig und Holstein, König ferner von Norwegen und Schweden, ehrgeizig und gierig, wie viele freilich der hohen Herren, nach Zwangsleistungen, Steuern, Zöllen, Kontributionen, Kirchenabgaben, der «Olden-Burger» – er regiert um 1460 einen Herrschaftskomplex, wie es flächenmäßig in Europa kaum einen seinesgleichen gab: Dänemark, Schweden, Finnland, Norwegen, Island, Grönland, Schleswig und Holstein.[9]

Das Stockholmer Blutbad (1520)

Hatte schon Christian I. alsbald Krieg mit den Schweden geführt, so bekriegte sie sein ältester Sohn und Nachfolger Johann (Hans; 1481–1513), König von Dänemark und Norwegen, weiter. Und Johanns Sohn, der begabte, doch unausgeglichene, sprunghafte, nicht selten an seinen Zeitgenossen Heinrich VIII. von England (IX 265 ff.!) erinnernde Christian II. (1513–1523), als Gatte der Infantin Isabella von Spanien Schwiegersohn des spanischen Königs Philipp und Schwager Kaiser Karls V., setzt den antischwedischen Kampf verschärft fort. Dabei sucht er innenpolitisch die Macht seines Adels und seiner Geistlichkeit durch fortschrittliche Erlasse zugunsten der Bürger und Bauern zu beschneiden, zu brechen, auch durch Hinrichtungen gegen jedes Recht, außenpolitisch vom Führer der schwedischen Kirche, dem jungen ehrgeizigen Erzbischof Gustav Trolle von Uppsala unterstützt; während dessen Hauptkontrahent, der schwedische Reichsvorsteher Sten Sture der Jüngere (1512–1520), von den Zeitgenossen «der junge Herr Sten» genannt, eine nationalschwedische Monarchie für sich und seine Sippe erstrebt.

Bald befinden sich beide Schweden, Reichsvorsteher und Erzbischof, im offenen Bürgerkrieg, in dem auch die Prälaten gegen

Gustav Trolle stehen und schwören, ihn «niemals in unseren Lebtagen als Erzbischof in diesem Reich haben oder dulden» zu wollen. Vielmehr solle sein festes Schloß Stäket, in das er geflohen, «bis auf den platten Grund niedergerissen und vernichtet werden, so daß in Zukunft kein eingeborener Verräter dort Zuflucht, kein Däne oder sonstiger Ausländer dort Hilfe und Trost finden möge, wie vordem geschehen ist». Tatsächlich hat man Stäket, über dessen Belagerer der dänische Erzbischof von Lund den Bannfluch schleudert, erobert, dem Erdboden gleichgemacht, auch alle seine «Heiligtümer» ruiniert; Erzbischof Trolle selbst wurde gefangengenommen und ein Teil seines Anhangs durch den Henker hingerichtet.

König Christian mißlingen zwar mehrere Feldzüge gegen Stockholm, finanziert zu einem beträchtlichen Teil mit Ablaßgeldern und Naturalien, die er dem römischen Legaten abgenommen hat. Doch als Ende 1519 Leo X., vom Dänenherrscher angeregt, über Schweden das Interdikt verhängt, führt Christian jetzt sozusagen auch im Namen von Papst und Kirche Krieg. Und als er im Januar in einem Gefecht auf dem vereisten Asunden-See siegt und Sten Sture fällt, wird der Däne am 6. März 1520 auch in Schweden als König anerkannt und am 4. November in Stockholm durch Erzbischof Trolle gekrönt.

Trotz wiederholter feierlicher Amnestiezusage freilich setzt Christian II. die Krönungsgesellschaft im Schloß fest, stellt sie am 7. November wegen «Ketzerei und Kirchenraub» durch Trolle unter Anklage, am nächsten Tag vor ein geistliches Gericht, dem ein dänischer Bischof präsidiert; es spricht noch einmal die Delinquenten in ihrem «unchristlichen Verbund» der «offensichtlichen Ketzerei gegen die römische Kirche» schuldig – und am selben Mittag noch beginnen die Köpfe zu rollen. Die «Ketzerklage», besonders den Angriffen auf Person und Besitz Trolles geltend, war zwar kirchenrechtlich fragwürdig, doch unerläßlich, weil man «Ketzern» gegenüber Verpflichtungen nicht einzuhalten brauchte.

Bei aller blutigen Perfidie bewies wenigstens Jürgen Homuth, der Henker, noch etwas Galgenhumor, berichtet er doch in seinen Erinnerungen: Als er die beiden Prälaten zur Richtstätte abholte, habe ihn Bischof Vinzent nach Neuigkeiten gefragt. Nicht gerade gute,

war die Antwort. «Euer Gnaden mögen mir verzeihen, es ist mir befohlen worden, Euer Gnaden den Kopf abzuschlagen.»

So wurden am 8./9. November 1520 in Stockholm etwa hundert Menschen enthauptet (IX 145): Adlige, deren Opposition der König auch in Schweden schwächen, deren führende Schicht er ausrotten wollte, Geistliche auch, viele Stockholmer Bürger, die drei Bürgermeister, deutsche Kaufherren und, vielleicht nicht unbemerkenswert, Gottfrid Carlsson, «der erste politisch hervortretende Bauer» in der schwedischen Geschichte ... Es waren wirkliche und mutmaßliche Gegner, die da starben, einige Leute wohl auch, deren Namen die Anklageschrift gar nicht enthielt. Drei Tage und Nächte lagen die Leichen, in drei Haufen, je nach Stand, aufgeschichtet, im strömenden Regen; dann verbrannte man sie, wie auch die bereits seit Monaten verwesende, wieder dem Grab entrissene Leiche Sten Stures. Gustav Trolle und zwei weitere Prälaten aber setzte Christian als seine Vertreter über das schwedische Reich.

Der König trägt seitdem die Beinamen «Christian Tyrann» und «der Böse». Sprang er ja auch brutal mit den dänischen Hierarchen um, zumal im Erzbischofsamt Lund, wo man innerhalb von zwei Jahren fünf Männer zum Bischof ernannte. Wann immer er konnte, suchte der Monarch seine Leute auf die begehrten Prälatenstühle zu bringen, darunter drei seiner Sekretäre. Andere Anwärter ließ er überfallen, ins Gefängnis werfen und ermorden.

1523 vom Adel gestürzt, ging Christian in ein neunjähriges Exil. Mitte April floh er mit zwanzig Schiffen, seinen Schätzen und dem Erzbischof Johann von Weeze in die habsburgischen Niederlande, suchte Hilfe bei seinem Schwager, Kaiser Karl V., trat aber auch in engeren Kontakt zu Luther. Er hörte Predigten von ihm, wechselte Briefe, wurde selbst lutherisch, anscheinend aus Überzeugung, gab sich dann freilich, da er den Beistand des Kaisers beim bevorstehenden Krieg brauchte, wieder katholisch. 1531 gewinnt er einen Teil Norwegens zurück, wird im nächsten Jahr jedoch erneut geschlagen, gefangen, auf Schloß Sonderburg und dann lebenslang in Schloß Kalundborg auf Seeland inhaftiert, wo er 1559 stirbt. Es sei Gottes Wille, tröstet Luther den – immerhin mit standesgemäßer Dienerschaft – fast 28 Jahre eingesperrten, einst drei Kronen tra-

genden Regenten. «Es ist doch dis leben ein augenblick, und hoffen eines andern, und mussen doch beide fromme und bose konige ihre krone hinder sich lassen.»[10]

Der Klerus war in das «Stockholmer Blutbad» auch durch Nuntius Giovanni Angelo Arcimboldi verstrickt, der seinerzeit im Norden Ablaßgelder einstrich, wobei er, vernahm im Februar 1521 Leo X., von seinem Nepoten Raffaello de' Medici, der gerade in Worms bei Karl V. weilte, «tausend unnütze Streiche begangen und mit Hilfe der Kapuzenträger alles vorhandene Geld zusammengerafft» hatte; was ja auch nicht schlecht paßte zu einem Papst, von dem Francesco Vettori, der florentinische Gesandte und Geschichtsschreiber, sagt, ein Stein könne leichter von selbst in die Höhe fliegen, als Leo tausend Dukaten zusammenhalten! (VIII 351 ff.!) Der päpstliche Ablaßlegat ließ sich von jeder Seite bestechen und billigte auch Trolles Entmachtung.

Nicht minder routiniert aber als Arcimboldi: sein Sekretär, der westfälische Kleriker Dietrich Slagheck. Er bekam bald großen Einfluß auf den König und war, laut von Pastor (immer behend die Höheren deckend), «Hauptanstifter des Stockholmer Gemetzels»; dem übrigens viele weitere Enthauptungen folgten, ja, deren Zahl noch auf sechshundert gewachsen sein soll; wobei man bedenken mag, daß Stockholm, seinerzeit etwa sechstausend Einwohner zählte. Auch in den Provinzen aber wurden Menschen abgeschlachtet, wurden sie eingekerkert, ausgeplündert, vergewaltigt; noch in Finnland endeten die bedeutendsten Schloßhauptleute unterm Scharfrichterbeil.

Schon unter den ersten Ermordeten befanden sich die Bischöfe Matthias von Strengnäs und Vinzenz von Skara. Und Nachfolger des letzteren im Bischofsamt seiner Diözese wurde kein anderer als Dietrich Slagheck, der ihn aufs Schafott gebracht, doch auch sonst nicht zimperlich war. So hatte er auch sechs Zisterzienser des Klosters Nydall ertränken lassen, stieg dennoch, und nicht ohne päpstlichen Segen schließlich, zum Erzbischof von Lund, des sehr einträglichen Stuhles, auf – bevor ihn König Christian am 24. Januar 1522 hängen und verbrennen ließ.

Der Heilige Vater hatte inzwischen zur Klärung des Geschehens einen neuen Nuntius geschickt, den Franziskaner Francesco de

Potenza, und zwar mit der ausdrücklichen, den echten Seelsorger signalisierenden Weisung, «dem König die Absolution wegen der Hinrichtung zweier Bischöfe nicht allzu schwer zu machen, damit er sich nicht Luther anschließe». Der König, der kaum sehr an Gewissensbissen litt, der überhaupt nicht die «gelinden Mittel» schätzte (sondern, weil am «wirksamsten», so sagte er einmal zu dem schokkierten Erasmus von Rotterdam, «immer die, welche den ganzen Körper erschütterten») – der König versicherte auch, «ein treuer Sohn der Kirche und kein Förderer der Ketzerei» zu sein. Er machte seinen einstigen Berater Slagheck zum Sündenbock, schob ihm alle Schuld an dem Stockholmer Blutbad zu, der Nuntius spendete dem König die Absolution, erhielt nun seinerseits Slaghecks früheres Bistum Skara in Schweden, und König Christian begann Schritt um Schritt, ohne mit dem Papsttum völlig zu brechen, mit der Einführung der Reformation, der Etablierung der dänischen Landeskirche. Er beschränkte die Rechte der Bischöfe, verbot alle Appellationen nach Rom und erlaubte Priestern die Eheschließung.[11]

Schweden aber löste sich nun aus der Kalmarer Union und erkämpfte allmählich die Suprematie im Ostseeraum.

Gustav I. Vasa und «Gottes reines Wort»

Recht eigentlich begonnen hat der Aufstieg Schwedens zur Großmacht mit dem Feldzug, der auf die Stockholmer Bluttat folgte, der die Dänen aus Schweden heraus und dort einen jungen Mann aus dem Hochadel, Gustav Eriksson Vasa, auf den Thron brachte. Der einstige Höfling bei Sten Sture dem Jüngeren hatte bei dem Massaker in der Hauptstadt seinen Vater und Schwager, danach auch seinen gesamten Besitz verloren. Nun sammelte er das Volk, auch Leute des Adels, der Kirche um sich, schlug im April 1521 mit Hilfe vor allem von Lübecker Geldern und rebellierenden Bauern mehrere dänische Truppenverbände, wurde noch im gleichen Jahr in Vadstena, im schwedischen Nationalheiligtum, zum Reichsverweser aus-

gerufen, auf dem Reichstag zu Strängnäs 1523 zum König gewählt, 1540 in Orebro als «Erbkönig» proklamiert und 1544 als solcher durch den Reichstag in Västerås anerkannt (Vgl. IX 145 f.).

Der Begründer des Hauses Vasa (1523–1654) gilt als eigentlicher Begründer auch des modernen Schweden, eines administrativ wie militärisch ziemlich straff organisierten frühabsolutistischen Feudalstaates. Nachtragend, nichts vergessend, schlau und hart zugleich, zentrierte der Monarch die Verwaltung, förderte den Bergbau, das Hüttengewerbe, er rüstete eine Kriegsflotte auf, unterhielt ein stehendes Heer, besiegte in mehreren Schlachten die Hanse und eroberte Finnland.[12]

Als «Einiger Schwedens», als «Befreier» von dänischer Zwangsherrschaft, als Einführer auch der Reformation erfreut sich der erste Vasa auf dem Königsthron in der Geschichtsschreibung, und nicht nur in der romantischen Historiographie, eines recht schmeichelhaften Rufes, ja, es gibt schwedische Historiker, die ihn als den bedeutendsten König des Landes feiern, wobei dahingestellt sei, ob ihn dies besonders empfiehlt.

Sicher hatte Gustav I. Vasa eine Reihe schwerwiegender Probleme, und nicht das geringste war die Gefährdung seines Regimes durch einen immensen Finanzbedarf, einen horrenden Schuldenberg: vor allem durch militärische Ausgaben, wie die Lübecker Kredite für seinen immerhin geglückten Marsch auf Stockholm, hohe Kosten durch seine gescheiterte Attacke auf Gotland, durch die Erweiterung und Verstärkung der Befestigungen in der Hauptstadt oder in Kalmar, durch den Ausbau neuer Wehranlagen in diversen Städten, nicht zuletzt durch die teure Haltung des stehenden Heeres, mit dauernden Soldzahlungen in bar an eine Truppe, deren ständiger Einsatzbereitschaft der Monarch schon aus innenpolitischen Gründen dringend bedurfte, gab es doch zeitweise eine Empörung nach der anderen, im ersten Jahrzehnt seiner Herrschaft fast Jahr für Jahr, mitunter jährlich sogar mehrere.

Wie diese blutigen Unruhen, – der «Aufstand der Herren von Västergötland» der «Glockenaufstand», die «Dackefehde», die gefährlichste Rebellion – charakteristisch für die Regierungszeit des Vasa sind, so ist es auch seine Ausbeutung des Volkes, wobei die

Erhebungen natürlich die Folge der Bedrückungen waren, der Teuerungen, Münzverschlechterungen, Abgabeerpressungen, das Resultat sozusagen der Sanierung der königlichen Finanzen.

Dazu trug, mehr nolens gewiß als volens, weitaus am meisten die Kirche bei. Sie war, nicht nur gemessen an den Verhältnissen des Hofes, auch in Skandinavien immens reich, und so behalf sich der Herrscher schon in seinen ersten Amtsjahren mit gelegentlichen Übergriffen, machte sich aber bald, da diese bei weitem nicht zur Schuldenabtragung reichten, an die großen Kirchen- und Klostergüter heran, wofür es ja auch im Norden historische Vorbilder gab. So hatte bereits die energische Königin Margarete zur Bestreitung ihrer Militärausgaben sich kirchlichen Grund und Bodens bedient oder, einige Jahrzehnte später und ausgiebiger noch, Schwedenkönig Karl Knutsson Bonde (1448–1457). Gustav I. aber ging aufs Ganze, nicht bloß auf die ökonomische Macht der Kirche, auf ihre Macht überhaupt. «Es wurden nicht nur die Kirchengüter für die säkularen Zwecke der inneren und äußeren Sicherheit herangezogen, sondern die Kirche selbst wurde im Zuge der Monopolisierung von Herrschaft und Gewalt zu einem integrierten Bestandteil des frühmodernen schwedischen Staates» (Buchholz).

Gustav I. Vasa geriet somit immer mehr in Konflikt mit den geistlichen Gewalten, wobei es, bemerkenswert, viel weniger um Glaubens- als um Besitzfragen ging, um Lösung langfristiger Finanzprobleme eben mittels des ausgedehnten Kirchen- und Klostergutes. Reformation, kein Zweifel, hieß hier vor allem Enteignung, Kassieren der klerikalen Ressourcen, was den Regenten immer mehr an die Seite der Reformatoren brachte, die die Übereignung des Kirchengutes natürlich leichter zu legitimieren vermochten als die katholischen Hierarchen. Immerhin haben offenbar auch alle auf der großen Reichsversammlung, dem «Reformationsreichstag» von Västerås 1527 anwesenden Bischöfe schließlich den sogenannten Rezeß von Västerås unterschrieben und besiegelt, ja gemeinsam erklärt, in jedem Fall zufrieden zu sein, *«wie reich oder arm Seine Gnaden uns immer haben will»*.

Im Exil protestierten dann zwei Bischöfe gegen den Einziehungsbeschluß, aus Polen noch 1527 Bischof Hans Brask von Linköping,

und, Jahre später, aus Dänemark Magnus Haraldsson, der Bischof von Strängnäs, während gewisse Gruppen um den König die Kirchengüter nicht nur als Eigentum der Priester, sondern auch als Eigentum des christlichen Volkes erklärten, dessen Sachführer nun einmal der König sei. So rückte der Raub scheinbar rechtens an den Räuber, zunächst faktisch, dann auch formal. Gustav I. Vasa gebot so über rund zwei Drittel des schwedischen Gutsbesitzes, während sein gesamter Adel nur über rund ein Drittel verfügte. Doch sollte das einzuziehende und durch den königlichen Hof zu nutzende Land ursprünglich überhaupt der Krone gehört haben und jetzt nur zurückgeführt werden, wofür man den schönen Begriff der «Reduktion» gebrauchte.

Überdies war der Potentat, wie jeder gute, das heißt schlechte Politiker, nicht gerade skrupulös, vielmehr, wenn's denn sein mußte, und nicht selten mußte es sein, markanter Lügen, buchstäblich souveräner Bauernfängereien fähig, kümmerte er sich nicht um Vereinbarungen, wurden sie inopportun und lästig. Auf seinem Weg zur Machtergreifung, im Juli 1521, hatte er dem Bischof Hans Brask von Linköping, dem engagiertesten, dem eigentlichen Führer der schwedischen Katholiken vor dessen Beitritt zur Rebellenbewegung, feierlich versprochen, alle Privilegien der Kirche, alle ihre sogenannten Rechte, ihre Gläubigen, ihre Besitzungen, ihr Vermögen zu schirmen und zu schützen. Doch noch während seines Marsches zur Macht, während seines «Befreiungskampfes», vergriff er sich nach Kräften am Bischofs-, am Kirchengut und kümmerte sich nicht im geringsten um seine Zusagen. Und dies erst recht nicht später. Das Volk war im Glauben gespalten, und schien es vorteilhaft, drehte sich Gustav I. öfter als einmal mit dem Wind. Beklagte man dann auf der einen Seite sein «unchristliches Regiment», seine Vertreibung der Bischöfe, Priester, Mönche, schrieb man, er zwinge das Volk, den «alten Glauben wegzuwerfen, in dem uns die Väter und Vorväter und heiligen Männer und die Heilige Schrift bestärkt haben», so beteuerte er seinerseits, von einer «neuen Lehre» in Schweden könne keine Rede sein, der Besitz von Kirchen und Klöstern solle nicht angegriffen, die «lutherische Ketzerei» müsse unterdrückt werden, alles bleibe wie «seit alten Zeiten».

Während er also einen Gegner nach dem andern vernichtete, unterließ er nichts, seine Regierung in das rechte Licht zu rücken, sich selbst als Held, als Retter der Nation glorifiziert, alle Opponenten als die Bösen, Christian II. als Tyrannen, die katholischen Bischöfe, vier waren landflüchtig, als Verräter angeprangert zu sehen. Und als sein früherer Kanzler, der Luther-Schüler und Reformator Olaus Petri, eine Geschichte Schwedens schrieb, erteilte ihm Vasa entsprechende Weisungen, ja, lieferte, heißt es, sogar ein Inhaltsverzeichnis. Dann freilich vermißte er jede Verherrlichung der eigenen Ära, der eigenen Schlachten und Siege samt all seiner sonstigen Meriten um Schweden, fand gar die Kritik an «den christlichen Herren und Fürsten, die in der Vorzeit ungestraft das Reich regiert», auch gegen sich gerichtet, fand überhaupt, das Ganze «tauge nicht viel» und befahl, alle Abschriften einzuziehn und zu verbrennen.

Statt dessen ließ er Peter Swart, den Bischof von Västerås, eine Chronik nach seinem, nach königlichem Gusto schaffen, alle Widersacher aus seiner Sicht, in düsteren Farben malen, den «Tyrannen Kristian», den ihm besonders verhaßten Bauernführer Nils Dacke, dessen abgeschlagenes Haupt er in Kalmar aufspießen und zur Schau stellen ließ, dessen Familie er dezimieren, dessen erst zehnjährigen Sohn er in Stockholm einkerkern ließ, bis er an «Pestilentia» umkam ... Selbst Olaus Petri wurde Anfang Januar 1540 als Hochverräter zum Tod verurteilt, jedoch gegen eine hohe Geldstrafe begnadigt.

Viele brachte der oft Hochgelobte hinter Schloß und Riegel, an den Galgen, aufs Schafott, liebte es aber, als milder, fürsorglicher Fürst aufzutreten, als jovialer Landesvater, als sehr religiöser selbstverständlich auch, der gern betonte, nie etwas anderes befohlen zu haben, «als Gottes reines Wort und das heilige Evangelium zu verkünden» – und seine «Kirchenvisitationen» meist dazu benutzte, die letzten Kirchenschätze zu rauben ... (Übrigens: «Gottes reines Wort», keinen Pfaffenslogan nahm die protestantische Prominenz in der Skandalgeschichte des Nordens lieber und häufiger in den Mund und durch lange Zeit!)

Im Bedarfsfall halfen dem König auch geschickt vorgebrachte Rücktrittsdrohungen. Er beschuldigte dann den Hochadel, unter-

stellte ihm, «daß Ihr gerne die Axt in meinem Schädel stecken sähet, wenn Ihr auch nicht selbst den Griff halten wollt.» Er vergoß Tränen, wollte sein Amt scheinbar aufgeben oder es gar nicht erst antreten, wie bei seiner Königswahl, als er sich zierte, «die schweren Bürden auf sich zu nehmen» und nur durch «eindringliches Flehen» dazu bewegt werden konnte. Er war ein guter Schauspieler und wußte, was der Pöbel brauchte. Gelegentlich ließ er, dem Volk zu Gefallen, seine Opfer vor ihrer Hinrichtung noch mit Hohn überschütten, mit organisiertem Spott, wie im Februar 1527 zwei geistliche Aufstachler der Dalarnabauern, die Prälaten Peder Jakobsson Sunnanväder, zeitweilig Kanzler des Reichs, auch Bischof von Västerås, sowie den dortigen Domherrn und postulierten Erzbischof von Uppsala, Knut Mikaelsson, die er hinterhältig in die Hand bekommen hatte. Auch die Liquidierung des sogenannten Daljunkers in Deutschland betrieb er erfolgreich, jenes mysteriösen Flüchtlings, der als (angeblicher) Sohn des toten Reichsvorstehers Sten Sture die Krone begehrte – «Nils Sture», nannte er sich, «rechtmäßiger Erbe Schwedens und mit Gottes Hilfe Reichsverweser» –, weshalb der König auch von dessen Anhang in Dalarna viele fangen und töten ließ.

Es war freilich ein Landstrich, wo immer wieder Wirren, Tumulte ausbrachen, wo es zu Rebellionen vor allem der Bauern, der Bergleute kam, 1529, 1542 auch des Landvolks von Småland – und oft waren es dieselben Kreise, die seinen, Gustav Vasas, eigenen Staatsstreich gefördert, die ihn auf den Thron gebracht, wo er dann, wie so viele seinesgleichen hochverschuldet, Steuern und Sondersteuern stets rücksichtslos vermehrte und erhöhte, natürlich auch andere Einnahmequellen für sich fruchtbar zu machen wußte, wie die sogenannte Wildmark (erämaa), ein riesiges und unbesiedeltes Gebiet im Norden Finnlands, das er 1542 «zum Eigentum Gottes, des Königs und der Krone» erklärte.

Nicht selten auch ließ Gustav I. Menschen über die Klinge springen, denen er das Leben zugesichert oder denen er für einen früheren Dienst verpflichtet war, darunter Anders Pederson, ein Schulfreund, der ihm einst das Leben gerettet. Nein, er scheute sich nicht, Todesurteile gegen Helfer aus seiner Fluchtzeit zu schleudern. Noch das mächtige Lübeck, das vormals den Flüchtling freundlich aufge-

nommen und vor seinen dänischen Häschern geschützt, überzog er mit Krieg, die Stadt, mit deren Darlehen und Materiallieferungen, deren Flotte und Kriegsknechten er sich 1522/1523 den Weg zur Macht erkämpft und schließlich seinen Hauptgegner niedergerungen hatte.[13]

Oft standen Kirchenmänner hinter den Empörern und Empörten, der Erzbischof von Trondheim beispielsweise, der Prälat von Skara, Magnus Haraldsson, die beide ins Ausland flohen. Auch hatten Franziskaner- und Dominikanermönche die Aufstände der Jahre 1524 und 1527 gepredigt, ja noch den Nachrichtendienst zwischen den Rebellen organisiert. Und auch beim sogenannten «Aufstand der Herren von Västergötland» des Jahres 1529 kämpften viele Geistliche gemeinsam mit den Aufrührern, der Bischof von Skara, Magnus Haraldsson, der erst im Jahr zuvor Gustav I. zum König von Schweden gekrönt hatte, führte sie sogar mit an.

Der König aber durchkreuzte die «Bischofsherrschaft», untergrub immer mehr die «Freiheit der Kirche». Er trachtete nicht nur nach den bischöflichen Schlössern, Festungen, nach dem Klosterbesitz, er beanspruchte auch eine größere Kontrolle des Apparats, wollte den Klerus selbst ein- und absetzen können, wollte die Beschränkung, die Abschaffung von dessen Gerichtsbarkeit, kurz, er wollte die Entmachtung der Kirche, die alleinige Herrschaft des Staates, seine Herrschaft, wollte ein zentral geleitetes, nur von ihm abhängiges Einheitsreich. Für all dies sorgte im Juni 1527 die große Reichsversammlung im Dominikanerkloster von Västerås oder schuf doch viele Voraussetzungen dafür. Es war die Entscheidung für die schwedische Reformation, vielleicht, wie manche meinen, der wichtigste Reichstag der ganzen Geschichte des Landes.

Viele Priester, auch und gerade Prälaten, schürten die Unzufriedenheit der Bedrückten. Einige begannen gar, wie anderwärts, nicht nur die evangelische, sondern auch die politische und soziale Freiheit zu fordern. Und für die Führer, die Monarchen, war ganz offensichtlich das macht-, das finanzpolitische, das fiskalische Interesse größer als das an der Religion, die, wie gewöhnlich, vorgeschoben wurde, mehr oder weniger auf beiden Seiten.

Das Papsttum allerdings, wiewohl mit vielerlei Mitteln, mit mi-

litärischen, mit mehr oder minder klammheimlichen operierend, hatte keine Chance, noch einmal Fuß zu fassen. Der Versuch einer Rekatholisierung Schwedens scheiterte völlig, scheiterte eben schon, weil es den Hierarchen mehr um Hab und Gut als um das Dogma ging, falls um dieses überhaupt.

Den König aber kümmerten Kult- und Glaubensfragen, die seine Interessen nicht berührten, am allerwenigsten. Es spricht für sich, daß der Rezeß von Västerås betreffs Lehre und Bekenntnis nichts anderes bestimmte, als daß man das Evangelium, das Wort Gottes im ganzen Reich «rein» verkünden sollte, die Formel, mit der schließlich jede der Religionsparteien, mehr oder weniger, einverstanden sein konnte, obwohl sie Ausdruck nicht der Toleranz, sondern einer Balancepolitik war, die auf Lug und Trug basierte. Hatte Gustav Vasa doch schon in den frühen 1520er Jahren mit Kirchen- und Klosterschatzungen begonnen, indem er Priestern und Mönchen ihre Kostbarkeiten, ihre Monstranzen, Kelche, Heiligenschreine rauben ließ – wobei er freilich heimtückisch lavierte und gelegentlich behaupten konnte, alles bleibe wie «seit alten Zeiten», ja, die «lutherische Ketzerei» werde unterdrückt. Tatsächlich unterdrückte er die der Papisten und ließ Schweden 1544 auf dem Reichstag in Västerås offiziell als evangelisches Reich erklären. «Der König», urteilte ein Betrachter, «schloß das Bündnis mit der Reformation in der Absicht, das Fazit in seine Tasche zu stecken.» Und ähnlich, notiert ein weiterer, erkannte er mit «dem Scharfblick des Realisten ..., daß eine Reformation im Sinne Luthers ihm die Möglichkeit gewähre, die Macht der Hierarchie zu brechen und deren Reichtümer an sich zu bringen.»

Gewiß gehörte zu dieser Erkenntnis nicht allzuviel. Die Säkularisation brachte der Krone wieder Geld, Steuern auch vom Klerus. Man zog mobiles Eigentum der Kirche ebenso ein wie die Burgen der Bischöfe und ihre Ländereien. Es kam zu großen Zugewinnen des Staates, dessen Grundbesitz sich verfünffachte! So stieg in Schweden, wo die Kirche 21 Prozent des nutzbaren Bodens besessen, der Anteil der Krone am Ackerland bis 1560 von 5,5 auf 28 Prozent. Ist es ein Wunder, daß der dankbare König seine Missionare zur Predigt des Luthertums bis Lappland sandte? Daß aber sein Kir-

chenraub auch Aufruhrbewegungen provozierte, die er dann niederschlug? Jedenfalls hatte er gegen Ende seiner Regierung den Staat um 12000 einstige Kirchengüter bereichert.

Und die «Schwedische Kirche», die Staatskirche, lehrmäßig von der lutherischen Orthodoxie geprägt, blieb intolerant wie das Papsttum. 1595 zog der Abfall von ihr Güterkonfiskation und Exilierung nach sich, bald darauf der Übertritt zum Katholizismus die Todesstrafe. Konversion galt gleichsam als Landesverrat. Jede Abweichung von der lutherischen Dogmatik war «geborenen Schweden» verboten und wurde durch «Hausverhöre», durch öffentliche Schandstrafen geahndet, Prozesse wegen Hexerei, wegen Gotteslästerung und dergleichen waren «an der Tagesordnung» (Tuchtenhagen). Erst die Aufklärung brachte etwas mehr Freiheit, etwas religiöse Toleranz: 1741 für Reformierte, 1781 für Katholiken, 1782 für Juden. Doch durften schwedische Staatsbürger bis 1860 keiner anderen Religion als ihrer Staatskirche angehören. Ja: «Noch 1860 wurden sechs Frauen, die z. kath. Glauben übergetreten waren, des Landes verwiesen.» Und: «Erst 1951 wurde Religionsfreiheit als Prinzip des rel. Lebens eingeführt ...» (Lexikon für Theologie und Kirche).[14]

Dänische Zustände

Zur selben Zeit etwa wie in Schweden war die Reformation in Dänemark eingezogen, und in Dänemark wie in Schweden als eine Aktion vor allem von oben her, eindeutig staats-, das heißt innenpolitisch bestimmt, war eine «Fürstenreformation», und da wie dort benutzte sie das Königtum massiv zur Festigung der eigenen Macht. Noch mehr als in Mittel- und Westeuropa wurde die Reformation in Skandinavien ein Funktionsträger, der verlängerte Arm des Staates.

Christian II., der letzte Unionskönig, hatte dabei, gestützt zumal auf Bürger und Bauern, die oppositionelle Aristokratie, die weltliche wie die geistliche, bekämpft, hatte sich nach seiner Rückkehr aus Stockholm in Dänemark aber nicht mehr zu halten ver-

mocht. Er emigrierte zu seiner kaiserlichen Verwandtschaft in die habsburgischen Niederlande, zwei Wochen nach der Erhebung des Herzogs Friedrich von Holstein, Christians Onkel, als Friedrich I. (1523–1533) zum neuen dänischen König durch die Opposition.

Damals, in den späteren 1520er Jahren, war in Dänemark zwar immer noch die katholische Kirche die offizielle Kirche des Landes. Doch die evangelische Bewegung gewann immer mehr an Boden, erfaßte um 1530 zumal alle großen Städte, ja, die Altgläubigen erregten sich darüber, daß jetzt das Evangelium offenbar überall verkündet und diskutiert werden solle, jetzt überall Prediger auftauchten, zu allen Zeiten und an allen Orten, in öffentlichen Gaststuben und Dampfbädern, in Schmieden und Mühlen, in Zoll- und Gildehäusern, unter Trinkern, Spielern, Tänzern und Zechprellern und «anderen solcher edlen und gelehrten Männer, von welchen derjenige am weisesten erscheint, der am meisten schreien, schwätzen und spotten kann ...»

Tatsächlich wurden die Glaubensboten vom König ab 1528 beauftragt, «Gottes reines und klares Wort dem gemeinen Volk» beizubringen. Und stets fanatischer, siegessicherer predigten sie ja «... Gottes Wort, offenbart durch Gottes besondere Gnade. Wir kennen unsere Verpflichtung, die Gottes Befehl und Wort ist, und dem fügen wir uns bei Verdammnis unserer Seligkeit ..., und sollten wir tausendfach unseren Hals verlieren ...» Als «unbedingt notwendig» erklärten sie ihre Predigt, als unbedingt notwendig, «Gottes Wort» zu hören und christlich zu empfangen. «Und wahrlich ist *eine* christliche Predigt besser als 600 Messen ...»

Für die altchristlichen Lehrer andererseits waren dies natürlich alles böse «Ketzereien», Ausgeburten der Aufwiegler, Abtrünnigen, der falschen Apostel, Verräter, war dies alles «von einem teuflischen und tobenden Geist», «das Unwahrhaftigste gegen alle Wahrheit in der heiligen Kirchenlehre», «Gift».

Selbstverständlich begnügte man sich auch hier nicht mit Invektiven, verbalen Attacken, kam es, von den evangelischen Predigern aufgestachelt, zu Gewalt, Aufruhr, Überfällen, riß man in Viborg, mit königlicher Erlaubnis, zwölf Kirchen ab, begann man besonders die Franziskanerklöster zu stürmen, blieben zwischen 1528 und

1532 von 26 dänischen Franziskanerklöstern nur sieben übrig. Und seinerzeit waren auch bereits über ein Drittel der großen Klöster auf dem Land, der sogenannten Herrenklöster, in den Händen des Adels. In Viborg, in Ystad überfiel man die Mönche, mißhandelte sie, in Malmö riß man die Bilder, die Altäre herunter, zerschnitt, verbrannte sie, zerstörte die Kapellen der Kirche des hl. Petrus bis auf den Grund und vertrieb die Priester. Ähnlich schändete man zu Weihnachten 1530 die Kopenhagener Frauenkirche (Vor Frue), bespuckte unter Spott und Schimpf die Heiligenbilder, zerhackte sie mit Äxten, zerstörte die Domherrenstühle, die Paneele, die heiligen Bücher. Unter den randalierenden Lutheranern auch mehrere Ratsherren der Stadt – «der schlimmste Abschaum des Pöbels ...»

Feierlich zwar hatte Friedrich I. vor seiner Krönung den Kampf gegen das Luthertum gelobt und alle wider den Papst, «den Heiligen Vater in Rom oder die römische Kirche» eifernden Prädikanten an Leib und Gütern zu strafen versprochen. Doch der neue Herr, der den Adel wieder gewaltig gefördert und mehrere Bauernrevolten vernichtet hat, täuschte die Bischöfe. Zwar kennen wir seine innere, seine persönliche religiöse Einstellung nicht. Und nach außen verhielt er sich im Kirchenstreit neutral, begann er zunächst eine Gratwanderung, einen Balanceakt zwischen den Parteien, suchte er die Rechte der Altgläubigen zu erhalten, verbot aber auch die Neugläubigen nicht, ja schien sie allmählich zu begünstigen.

So machte er 1526 den der «Ketzerei» bezichtigten Hans Tausen, einen verstoßenen Johannitermönch, den «dänischen Luther», den ersten Geistlichen in Dänemark, der «aus Fleischeslust eine Ehe eingegangen», zu seinem Hofkaplan – «dieses Ungeheuer unter allen Bestien, dessen Zunge das Schamloseste ist, was man sich vorstellen kann». So wetterte seinerzeit Paul Helgesen, ein dänischer «Reformkatholik», der spätere Leiter des Karmeliterordens. «... das Gift der Lutherei schleicht sich heran», warnte er auch und sah den Hof dabei, «alles Heilige zu verhöhnen».

Tatsächlich konnte König Friedrich auch die Lehre des deutschen Reformators für Wahrheit erklären, kam er den Evangelischen immer mehr entgegen, ohne freilich ihren Glauben anzunehmen oder ganz mit der römischen Kirche zu brechen, zu der immer noch die

Mehrheit der alten Adelsfamilien stand, was diese indes keinesfalls abhielt, ihre Klöster und Klostergüter zu entwenden. Bereits in den frühen 1530er Jahren hatte der dänische Adel über ein Drittel aller Klöster des Landes kassiert.

Es begannen Ausschreitungen, Bilderstürme, man vertrieb Mönche, schändete Kirchen, riß im Dom zu Viborg einem Priester den Kelch selbst während der «Meßfeier» aus der Hand – und Hans Tausen donnerte sogleich und offenbar wohlvorbereitet von der Kanzel in einer Predigt über Geheime Offenbarung 14,8: «Sie ist gefallen, sie ist gefallen, Babylon, die große Stadt; denn sie hat mit dem Wein ihrer Hurerei getränkt alle Heiden.» Und als Friedrich I. 1533 starb und unter dem Einspruch der Bischöfe sein Sohn Christian III. (1534–1559) den Thron bestieg, ein persönlicher Freund und Parteigänger Luthers, ein Fürst, der schon Holstein protestantisiert, «das Gift», so eine altgläubige Quelle, «der lutherischen Ketzerei» gebracht hatte, führte er die Reformation auch in Norwegen ein, wo der letzte Erzbischof von Nidaros (Trondheim), Olav Engelbrektsson, außer Landes floh; nachdem er in der «Grafenfehde» vergeblich die Rückkehr König Christians II. gefördert.

In diesem zweijährigen, ungewöhnlich blutigen Bürgerkrieg hatten sich dänische Bürger und Bauern gegen den Reichsrat erhoben, hatte sich Jürgen Wullenweber, der revolutionäre Lübecker Bürgermeister, mit ihnen verbunden, war auch der junge Graf Christoffer von Oldenburg zur Befreiung des gefangenen Christian II. in Seeland eingefallen und der verjagte Erzbischof Trolle zurückgekehrt, um sich einiger Bistümer zu bemächtigen. Dänemark wurde in diesem Klassenkampf, in dem sich politische, wirtschaftliche, religiöse Faktoren verflochten, doch die Anführer beider Seiten lutherisch waren, weithin verheert, viele Herrensitze versanken in Schutt und Asche, zahlreiche Aufrührer verloren den Kopf, Jürgen Wullenweber, der «Ketzerei» verdächtigt, wurde 1535 in Wolfenbüttel gevierteilt.

Das ausgehungerte Kopenhagen ergab sich erst nach einjähriger Belagerung, doch der neue König, so draufgängerisch wie fromm, schlug die Aufständischen zusammen. «Christian III.», schreibt Jens E. Olesen in einer eindringlichen Studie, «war selbst ein tiefreligiöser Mensch, der ein frommes lutherisches Leben führte und ein

engagiertes Interesse an theologischen Fragen zeigte. Der König durfte morgens nie vor dem Ende seines Gebetes für Kirche, Reich und Heim gestört werden. Vormittags las er in Luthers Schriften, und anschließend hörte er eine Predigt. Manchmal predigte er auch persönlich. Bei Tisch erörterte er gerne theologische Themen. Im späteren Verlauf des Tages meditierte er beim Hören von Psalmgesängen. Der Tag endete wie er begonnen hatte, mit einer Andacht.»

Bei aller Lutherhörigkeit freilich war Christian Realpolitiker genug, um sich nicht mit dem Kaiser anzulegen, als dieser 1546 die deutschen Lutheraner in einem Religionskrieg zum alten Glauben zurückzuzwingen suchte. Vergeblich erflehten diese damals von dem Dänen Hilfe. Und auch weitere Versuche des Kaisers, das Luthertun zu liquidieren, brachten Christian von seiner kaiserfreundlichen Politik nicht ab. In Dänemark aber wie in dessen Nebenländern Norwegen und Island führte der König den Protestantismus endgültig zum Sieg, wenn auch in den Nebenländern retardierende altgläubige Tendenzen noch eine Zeitlang nicht nur unterschwellig überdauerten.

Mit den Oberhirten des Reiches machte der Monarch kurzen Prozeß. Er nahm sie alle an einem Tag, am 20. August 1536, gefangen und ersetzte sie beim Ausbau seines landeskirchlichen Regiments durch geeignete, das heißt ihm gefügige *«christliche Bischöfe und Superintendenten»*; sie hatten ihr Amt auszuüben, so hieß es in ihren Ernennungsurkunden, *«als Repräsentanten unseres Königs»*. Erfreut sah Luther die katholischen Hierarchen «ausgerottet», bekundete brieflich sein Wohlgefallen und versprach auch, er wolle «solches, wo er könne, am besten helfen deuten und verantworten».

Wie so häufig, gaben die Prälaten, einmal ernstlich unter Druck, klein bei. Der König schob ihnen alle Schuld am Terror des Bürgerkrieges, an der «Grafenfehde» zu, ließ sie aber frei, als sie auf ihre Rechte und Reichtümer verzichteten und gelobten, die Predigt von «Gottes reinem Wort» nicht zu verhindern, worauf sie, weithin depossediert, innerhalb eines kleinen Teils ihrer einstigen Besitzungen als «Edelherren» einflußlos doch angenehm zu Ende leben konnten, der Herrscher natürlich ihre Schlösser, ihre Gutshöfe, Wälder, Ländereien bekam, skandinavische Prälatensitze mit weit über 1000, ja mit 2600 Höfen, mit manchmal Dutzenden von Schlössern.

Nur der Bischof von Roskilde war standhaft geblieben, hatte keinen «Verpflichtungsbrief» unterzeichnet und starb, von Festung zu Festung geschleppt, erst Jahre später im Gefängnis des königlichen Schlosses von Kopenhagen, während sein Nachfolger auf dem Stuhl in Roskilde sich für 6000 Goldgulden die Bestätigung des Monarchen erkaufte, eine Bestätigung, die vordem beim Papst angeblich 1000 Goldgulden gekostet.

Der katholische Klerus blieb weiter in kirchlichen Diensten, nur eben jetzt, unbelehrbare Ausnahmen beiseite, in protestantischen. Und wie mit dem Großteil der Gemeindepriester verhielt es sich auch mit den Professoren der Theologie an der seit je stark kirchlich orientierten Kopenhagener Universität. Man wechselte jetzt nur die Konfession, doch die Theologie blieb weiter die Königin der Wissenschaften und die Theologen wurden weiter am besten bezahlt.

1546, auf dem Reichstag in der Hauptstadt, verloren die Katholiken alle Ämter sowie das Erbrecht, und ihrem Klerus verbot man den Aufenthalt im Land bei Todesstrafe. Auch in Norwegen, das mit Dänemark bis 1814 in Personalunion verbundene Könige hatte, wurde der nicht abfallwillige Teil der Klerisei verbannt, in Island noch der achtzigjährige blinde Bischof Ögmundur Palsson von Skálholt verhaftet, und Bischof Jön Arason von Hólar, ein strammer Protestantenjäger, samt zweier seiner Söhne, gleichfalls Priester, geköpft. (Dabei lebte der Zölibatär doch ganz offen und gut lutherisch mit einer Frau zusammen, die ihm mindestens sechs Kinder gebar.)

Gegen «ketzerische» Einflüsse hatte sich das lutherische Dänemark früh geschützt. Bereits 1537 wurde eine generelle Zensur eingeführt; wurde zum Schutz der Sprache wie der wahren Religion die Einfuhr von Büchern in lateinischer, dänischer und deutscher Sprache untersagt, 1576 das Importverbot erneuert. Auch verbot aus Furcht vor «Ketzern», vor Täufern, Calvinisten, 1553 König Christian III. in Dänemark und Norwegen allen Ausländern die Ansiedlung, die ihre Glaubenszugehörigkeit nicht eindeutig definieren konnten, ja, zwei Jahre später wurde das Verbot unter Androhung der Todesstrafe für «Ketzer» sowohl wie für jeden, der ihnen Unterkunft gewährte, erneuert. Und 1569 stellte eine stark antikatholisch geprägte, 25 Paragraphen umfassende «Konfessionsschrift»

alle Ausländer vor die Wahl, entweder zu unterschreiben oder das Land binnen drei Tagen zu verlassen; es war dies «die erste offizielle konfessionelle Ordnung in Dänemark» (Olesen).[15]

Krieg auf Krieg (2)[16] oder «Wie ein christlicher König zu steuern und zu regieren»

Über Schweden gebot nach Gustav Vasas Tod zunächst sein Sohn (aus erster Ehe mit Katharina von Lauenburg) Erik XIV. (1560–1568), ein fraglos vielseitig begabter, doch unstet schwankender, von temporären Wahnsinnsattacken heimgesuchter Geist, der den Dänenkrieg noch verschärfte, ja von einer «Vernichtungsstrategie» träumte, verschlänge sie selbst die eigenen Bauern und Bürger; der auch den Streit mit den Katholiken fortsetzte; der auch die sogenannten «Sturemorde» (24. Mai 1567), ein niemals ganz geklärtes Großverbrechen, auslöste, das wahnwitzige Wüten wider eine der mächtigsten Familien des Landes, wobei der König selbst auf den jungen Nils Sture einstach und ihn samt Anhang erschlagen ließ. – Rund 300 Todesurteile hatte sein «Oberster Gerichtshof» bis dahin verhängt, wenn auch keinesfalls alle vollstreckt, nicht wenige in Geldstrafen umgewandelt.

Dazu kam der dynastische Konflikt mit den jüngeren Brüdern, den Herzögen Johan und Karl (ein dritter Bruder, Magnus, war offenkundig debil). Zwar sollten sie, nach väterlicher Vorstellung, das göttlich legitimierte Herrscheramt gemeinsam mit Erik in gegenseitiger Liebe verwalten. Doch Erik hatte Johan, den Herzog von Finnland, vier Jahre wegen «Hochverrats» gefangen gehalten und 30 seiner Vertrauten liquidiert, worauf die jüngeren Brüder den Älteren dingfest machen und, seine Befreiung fürchtend, von Schloßkerker zu Schloßkerker verlegen ließen bis an sein Lebensende im Februar 1577, wie man damals annahm und heute meist annimmt, durch Vergiftung (Graböffnung und Skelettuntersuchung 1958.)

Sah seinerzeit doch auch Karl, Herzog von Södermanland, in sei-

nem frommen Bruder Johan – der ausgeprägte theologische Neigungen hatte, gar sich selbst als «christlichen Musterkönig» verstand – den Mörder seines Bruders Erik. Und Ludwig von Pastor offenbart uns hier wieder mal den ganzen Segen seiner Religion. Zeigte sich ja König Johan III. (1568–1592) nach seiner heimlichen Konversion und einer Generalbeichte, so versichert der Apologet der Päpste, «sehr beruhigt, denn es hatte schwer auf seiner Seele gelastet, daß er seinen Bruder auf Grund eines (auch von den lutherischen Bischöfen unterzeichneten) Reichsratsbeschlusses vom 26. Februar 1577 durch Gift beseitigt hatte.» (Herzog Karl freilich hätte später einer ähnlichen Entlastung bedurft, veranstaltete er doch anno 1600 als Reichsverweser Schwedens, noch einige Jahre bevor er sich als Karl IX. die Krone aufs Haupt setzte, das «Blutbad von Linköping», die Hinrichtung einer ganzen Reihe adliger Oppositioneller, darunter der Wortführer und Staatsrechtler Erik Sparre.)

Mit den Vasa, mit Gustav I. und mehr noch mit Erik XIV. beginnt recht eigentlich die schwedische Expansionspolitik im Baltikum, der Kampf um die Ostseeherrschaft, ein mehr als hundertfünfzigjähriges Ringen.

Es folgt Krieg auf Krieg.

Zunächst der Konflikt um Livland, ausgelöst durch Rußlands Griff nach Dorpat 1558. Drei Jahre später marschiert Schweden in Reval ein, den bedeutenden Umschlagplatz des Ost-West-Handels, und bekommt ganz Nordestland in die Hand. Kurz darauf der Nordische Siebenjährige Krieg (1563–1570), der, mit gemieteten Landsknechthaufen geführt, trotz leichter dänischer Überlegenheit, entscheidungslos bleibt und keine wesentlichen Gebietsveränderungen bringt.

Allerdings hatte man Norwegen furchtbar verwüstet, Hamar, die Bischofsstadt, ebenso vollständig niedergebrannt wie Oslo, wo 1567 auch der prachtvolle Dom in Flammen aufging. In Trondheim wurde die allmählich verfallende Kathedrale, das Nationalheiligtum des Landes, von schwedischen Truppen geplündert, als Pferdestall benutzt, das Grab des hl. Königs Olav beraubt, seine Gebeine geschändet.

Gleich nach dem Nordischen Siebenjährigen Krieg folgt ein Krieg

mit Rußland (1570–1583), wobei Schweden Narva kassiert, bald einer der verkehrsreichsten Häfen im Nordosten, auch Iwangorod gewinnt und, für zwölf Jahre, Ingermanland, den russischen Zugang zur Ostsee. Danach ein weiterer Krieg mit Rußland (1590–1595), weshalb man, den letzten Konflikt dazugerechnet, auch von einem fünfundzwanzigjährigen (durch mehrere Waffenstillstände unterbrochenen) Krieg spricht, in der finnischen Geschichte die «Lange Fehde» genannt und in Finnland sowie im Baltikum geführt – «ein totaler Krieg, in dem alle Bewohner des feindlichen Landes, die man in die Hände bekam, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht getötet wurden» (Eino Jutikkala).

Unmittelbar darauf bricht in Ostbottnien ein großer Bauernaufruhr aus, der sogenannte Keulenrieg (1596–1597). Von Herzog Karl in durchaus eigensüchtiger Absicht aufgewiegelt, hatten sich die ausgebeuteten Bauern, die Keulenmänner (ohne Feuerwaffen) gegen den Adel erhoben, der sie aber in allen offenen Schlachten niederschlug, ja einmal zwei große Verbände der Aufständischen, die sich ergaben, entgegen allen ihnen gemachten Versprechungen bis auf den letzten Mann massakrierte. Und später plünderten die herzoglichen Söldner die Adelshöfe, wie sie vordem in ihrer Not die Bauern geplündert hatten.

Schließlich kam es wenige Jahre vor Beginn des Dreißigjährigen Kalmar-Krieges noch zum Kalmar-Krieg (1611–1613), in dem Dänemark in Kürze Kalmar erobert, die schwedische Schlüsselfestung im äußersten Süden, und bald darauf im Westen die erst 1603 gegründete Nordseehafenstadt Göteborg verbrennt (von Gustav Adolf 1618 neu gegründet): Schwedens letzte schwere Niederlage durch Dänemark, das im Frieden von Knäred am 20. Januar 1613 nicht nur große militär- und wirtschaftspolitische Zugeständnisse, einschneidende Beschränkungen im Ostsee- und Eismeerhandel erpreßt, sondern auch die Riesensumme von einer Million Reichstaler, ein früher «Versaillesfrieden» (Weibull).[17]

Im Gefolge des Dreißigjährigen Krieges, zwischen 1617 und 1629, erhebt Gustav II. Adolf Schweden zum führenden Staat des Nordens. Er bezwingt zunächst zahlreiche Gebiete längs der südlichen Ostseeküste und wendet sich dann 1630 mit seinem Kriegs-

eintritt in Deutschland aus dem östlichen Ostseeraum in den westlichen Ostseeraum. Wieder nimmt er eine große Reihe von Territorien ein und stößt im Frühjahr 1632 bis München vor – angeblich alles aus den edelsten Motiven, zur Erhaltung und Stärkung, ja geradezu Rettung des deutschen Protestantismus.

Tatsächlich geht es jedoch bei dieser gewaltigen Expansion weit weniger um Religion als um die (auf das Ganze der Geschichte gesehen) eher noch desaströsere Staatsräson, hier vor allem um merkantile Ziele, um Märkte, Marktanteile, die Macht- und Landgier der schwedischen Aristokratie (vgl. IX 347 ff., bes. 357 f.!) «Tatsächlich diente die schwedische Propaganda mit ihrem Schwerpunkt auf dem religiösen Motiv der Verschleierung der wahren Kriegsziele sowie der Rechtfertigung des schwedischen Eingreifens in den ‹Teutschen Krieg›. Hier konzentrierte man sich auf das religiöse Motiv, mit dem die Mobilisierung breiterer Bevölkerungsschichten eher möglich war. Das Eingreifen Gustav Adolfs im Heiligen Römischen Reich wurde als eine uneigennützige Maßnahme ausgegeben, die der schwedische König aus Überzeugung zur Rettung des rechten Glaubens und zur Unterstützung seiner Glaubensbrüder unter den Reichsfürsten durchführe. Was man tatsächlich anstrebte, wurde möglichst lange «geheimgehalten.» «Gustav II. Adolf war in erster Linie Finanz- und Wirtschaftspolitiker, Militärstratege und Heeresorganisator. Die fromme Legende von Gustav Adolf als ‹Christ und Held› ist eine Konstruktion der nationalen deutschen Historiographie, die mit der Realität kaum etwas gemeinsam hat» (Buchholz).

Noch während des Dreißigjährigen Krieges kommt es zum Schwedisch-Dänischen Krieg (1643–1645), in dem Axel Oxenstierna, der Reichskanzler und Mitschöpfer schwedischer Großmachtstellung, siegt. Das «mitternächtige Reich» in Nordosteuropa ist zum mächtigsten skandinavischen Königreich aufgestiegen, sucht sein Territorium zu «arrondieren» (IX 383), plant zeitweise vielleicht den dänischen Staat ganz auszulöschen, bricht 1655 bis 1660 den Ersten Nordischen Krieg vom Zaun, in dem es gegen Dänemark, Polen, zeitweilig auch gegen Brandenburg-Preußen steht, in dem es unter Karl X. Gustav, dem Sohn des Pfalzgrafen Johann Kasimir und der Katharina Vasa (daher auch der «Deutsche» auf

dem schwedischen Thron genannt), fast ganz Dänemark besetzt und am 26. Februar 1658 im Frieden, im sogenannten Panikfrieden von Roskilde seine größte Ausdehnung erreicht, im Frieden von Kopenhagen Südschweden gewinnt, die Küstenprovinzen Schonen, Blekinge, Halland sowie die Insel Bornholm.

Karl X. Gustav (1622–1660) streitet in dieser Welt des Krieges buchstäblich von der Pike auf, kämpft im Oktober 1642 in der zweiten Schlacht bei Breitenfeld und in der Schlacht bei Jankau, wird 1648 Oberbefehlshaber der schwedischen Deutschlandarmeen und, gefördert von Königin Christina, seiner Kusine, 1649 Thronfolger, im nächsten Jahr Erbfürst. Er bekriegt Dänemark und Polen und Rußland und ist auf vielen Schlachtfeldern zu Hause. 1654, im Jahr der Abdankung Christinas und seiner Krönung zum König, führt er den ersten bremischen Krieg. Von 1655 bis 1660 führt er den polnischen Krieg, er nimmt bald Krakau ein, gewinnt, im Bündnis mit Brandenburg, die schwere mehrtägige Schlacht bei Warschau, stets eingedenk seiner Belehrung des Rates, es sei besser, «daß wir ein Stück» Polens nehmen, «als daß ein anderer es wegholt». Von 1656 bis 1661 führt er den moskauischen Krieg. Von 1657 bis 1658 führt er den Ersten Dänischen Krieg, von 1658 bis 1660 den Zweiten Dänischen Krieg.

Und auch wenn die «Kette fast ununterbrochener Kriege» (Findeisen) unter Karls X. Sohn und Nachfolger Karl XI. (1655–1697) manchmal abreißt, wenn diesen der Italiener Magalotti im Sommer 1674 als «Karrikatur» eines Herrschers verspottet, einen König, der sich bewege, «als ginge er auf Glas», «als fürchte er sich vor allem» –, schon im nächsten Jahr tobt die Schlacht bei Fehrbellin. Und fliehen die Schweden nun auch bis Riga, wieder ein Jahr darauf, am 4. Dezember 1676, siegt Karl XI. in der Winterschlacht bei Lund, einem der schrecklichsten Gemetzel des Jahrhunderts, wobei mehr als die Hälfte der Schlächter schließlich auf dem Schlachtfeld liegt, von 16000 Kriegern 8933 tote Dänen und Schweden. Und wieder ein halbes Jahr weiter unterliegen 12000 Dänen 9000 Schweden in einem achtstündigen Abstechen bei Landskrona.

Die blutigen Siege machen den jungen Regenten augenscheinlich sicherer, selbstbewußter. Er kümmert sich um den wirtschaftlichen

Aufschwung des Landes, die Sanierung der Finanzen, besonders um die Reorganisation des Militärs und zumal seine eigenen imperialen Befugnisse. Schließlich ist er an keine Zustimmung anderer, der Bürger, des Adels, mehr gebunden, ist er souverän, absolut, Alleinherrscher. Am 9. Dezember 1680 attestiert ihm der Reichstag, daß er als mündiger König «sein eigenes von Gott verlehntes Erbrecht steuert, einzig und allein vor Gott für seine Aktionen resonabel». Und 1693 verabschiedet der Reichstag die «Souveränitätserklärung», die ihn, den elften Karl, als einen «allen gebietenden», als «souveränen König» ausweist, der keinem auf Erden verantwortlich sei, vielmehr «Macht und Gewalt hat, nach seinem Behagen sein Reich wie ein christlicher König zu steuern und zu regieren».

Nur wenige Jahre nach dieser Erklärung, an Ostern 1697, erliegt Karl XI. einem qualvollen Krebsleiden. Unerfüllt bleibt so sein sehnlichster Wunsch, die unmittelbar bevorstehende Konfirmation des Thronfolgers noch mit zu begehen. Doch hatte er für dessen religiöse Mitgift ebenso gesorgt wie für die Schlagkraft seines Heeres, hatte er durch zahlreiche innenpolitische Anstrengungen die Grundlagen für einige der größten außenpolitischen Triumphe Schwedens geschaffen und freilich auch deren Zerschlagung auf immer.[18]

2. KAPITEL

KARL XII. VON GOTTES GNADEN (1697–1718) UND DER GROSSE NORDISCHE KRIEG (1700–1721)

«Von hier ist nichts besonders Wichtiges zu berichten, ausser das wir uns ganz brav befinden und auch jeden Ort niederbrennen, wo sich der Feind sehen läßt. Neulich habe ich eine ganze Stadt eingeäschert und die Bürger aufgehängt.»
Aus einem Brief Karls XII. an Generalleutnant Rehnsköld vom August 1703.[1]

«Eine kleine Armee schwedischer Feldgeistlicher war immer dabei, begleitete die Soldaten sogar in das Kampfgetümmel, trieb die Zurückweichenden wieder vorwärts.» «Immer wieder ist von den Fachhistorikern berechtigt bemerkt worden, daß die Rolle der Feldgeistlichen in der schwedischen Armee kaum überschätzt werden könne. Ständige Gottesdienste, selbst bei Schnee und grimmiger Kälte, bei strömendem Regen gehalten, tägliche Predigten über die besonderen Aufgaben der schwedischen Armee, trugen ihre Früchte. Die Masse der Soldaten war sicher, daß Karl XII. einen gerechten Krieg zur Bestrafung seiner Gegner führte. Nicht wenige fühlten sich als Kinder Gottes auf der Suche nach dem gelobten Land, König Karl war ihnen Moses, seine Angriffsbefehle besaßen göttliche Weihe.
Und die Prediger wurden nicht müde, das Alte Testament in diesem Sinne zu deuten. Wieder und wieder hörten Soldaten und Offiziere in den Gebetsstunden, daß schon die Israeliten auf Gottes Geheiß die Feinde gnadenlos töteten, deren Städte und Dörfer verheerten. War das nicht Erklärung und Entschuldigung genug für eigenes Verhalten, rechtfertigte die Bibel nicht die Konsequenz des Königs? Und daß Karl XII. Gottes Gebote von Strafe und Vergeltung gründlich befolgte, davon zeugten die brennenden Dörfer des Feindes ebenso wie die fliehenden Armeen. Gott war sichtlich auch weiterhin mit den siegenden Schweden!»
Jörg-Peter Findeisen[2]

Legendenumrankt, umrätselt ist er, umstritten, verehrt und verklärt. Carl von Clausewitz hat ihn beachtet, Lenin, Friedrich «der Große», bei aller Kritik, den «hervorragenden Kriegshelden» gerühmt, der «die Augen der Kriegsmänner durch die Fülle immer glänzenderer Taten geblendet». Voltaire schrieb gar eine spektakuläre Karl-Biographie und zählte ihn zu den merkwürdigsten Erscheinungen der letzten Jahrtausende.

Siebenjährig, schon der weiblichen Hofwelt entzogen, soll der Prinz seinen ersten Wolf erschossen, bald an der Seite des Vaters auch Bären gejagt und dann mit dem jungen Herzog von Holstein-Gottorp, dem künftigen Schwager, Degen schwingend um die Wette Kälber geköpft haben.

Früh begann die Katechese, und zwar, besonders blutig und besonders prägend, anhand alttestamentarischer Greuel. Dazu, begeistert im Original verschlungen, die Heldenhistorien der Römer. Interessierte den künftigen König, kein Wunder, doch vor allem die Kriegsgeschichte, zumal die Fortifikationstechnik, auch das militärische Vermächtnis des Vaters, das «Einteilungswerk», die Neustrukturierung des Heeres – mehr als 85 000 eingeschriebenen Soldaten gebot der 18jährige Herrscher Ende 1700, auch einer der ersten ständigen Kriegsflotten weltweit, der modernsten und größten im Ostseeraum mit einer Fülle maritimer Stützpunkte überdies. Und sein Drang nach Kriegsruhm kam zumindest in der ersten Phase der Feindseligkeiten voll auf seine Kosten.[3]

«... Bey gutem Gemüthe» oder «Dass sie wie Schlachtschafe übereinanderfielen»

Eröffnet hatte Schwedens über zwanzigjährigen Krieg gegen Dänemark, Sachsen, Polen-Litauen und Rußland um die Vorherrschaft im Nordosten August der Starke. Er war ein Vetter Karls XII., seit 1694 als Friedrich August I. Kurfürst von Sachsen, seit 1697, in Personalunion, als August II. auch König von Polen, einem seit drei Jahrhunderten mit dem Großfürstentum Litauen eng verbundenen Land, das von Pommern bis an die Ukraine reichte.

Gewonnen hatte der prunk- und genußfreudige Erbauer des Dresdner Zwingers, des Warschauer Königsschlosses, die Krone Polens mit Hilfe Kaiser Leopolds I., des russischen Zaren Peter I., mittels obligater Wahlgelder auch, Bestechungen und nicht ohne eine sogenannte Eventualkonversion. Das heißt, je nach Ausgang der Wahl wollte der Kandidat katholisch werden, wurde er König, oder, wurde er es nicht, bleiben, was er war. Dementsprechend erschien der «Konversionsakt» zeitweise etwas diffus: zunächst noch kein förmlicher Übertritt, doch ein allgemeines Versprechen überzutreten, gemäß dem insgeheimen gegenüber seinem bereits konvertierten Vetter, dem Raaber Bischof Christian August von Sachsen.

Vorsichtig meldete der neue Nuntius Giovanni Antonio Davia nach Rom, der Kandidat «mache glauben, katholisch zu sein». Innozenz XII., einst selber Gesandter in Polen, blieb vorerst reserviert, gab es da ja viele Thronbewerber, darunter einen Verwandten Ludwigs XIV., den Prinzen Conti, der auch gleich ein Heer gegen den Gekrönten führte. Dem Heiligen Stuhl war wichtig, wie man Davia wissen ließ, daß man einen gut katholischen König wähle, «bereit und fähig ..., die Türken zu bekämpfen». Und natürlich die «Ketzer».

Letzteres tat, zum wenigsten freilich aus religiösem Antrieb, August der Starke, als er anno 1700 in Livland den Großen Nordischen Krieg mit der Belagerung Rigas begann, übrigens ohne übliche Kriegserklärung.

Die Stadt, eine der bedeutendsten Handelsplätze und Festungen

an der Ostsee, war vor einem halben Jahrtausend durch den Bischof Albert von Bekeshovede (Bukshövden) gegründet und den heidnischen Liven der «Frieden Gottes» gebracht worden – in von Rom fortgesetzt angeheizten «Missionskriegen», Blutbädern voller innigster Marienverehrung, ökonomisch gesehen systematischer Landraub, Ausmordung, Versklavung (VII 173 ff.! 177 ff.!). Seit der Reformation lutherisch, gerieten diese Gegenden später unter polnische, dann unter schwedische Herrschaft. Und in den Tagen des noch minderjährigen Karl sah man die Zeit gekommen, sich auf Kosten Schwedens zu bereichern, vergrößern, zu «arrondieren», wie eben zuvor, während des 17. Jahrhunderts, Schweden sich auf Kosten anderer «arrondiert» hatte.

Somit überschritten Ende 1699 sächsische Truppen die livländische Grenze, um, passenderweise am heiligen Weihnachtsfest, Riga im Handstreich zu nehmen. Die Aktion mißlang allerdings, und ebenso mißlang ein erneuter Versuch im März, als wieder ohne Kriegserklärung, auch militärische Einheiten des jungen Dänenkönigs Friedrich IV. (1699–1730) in Holstein stationierte schwedische Soldaten angriffen. Karl XII. aber landete im Juli auf Seeland und stand bald vor Kopenhagen – hatte er doch «eine gerechte Sache: GOTT wird uns wohl helfen ...»

Alles wollte offenbar Krieg.

Nur die Russen wirkten ruhig. Schließlich hatte Zar Peter sich gerade erst mit den Türken geschlagen und dem Schwedenkönig einen Sondergesandten samt warmer persönlicher Botschaft geschickt mit der Beteuerung aufrichtiger Friedensliebe. Fürst Andreas Jakobowitsch Schilkow konnte zudem alle Gerüchte über eine antischwedische Haltung Rußlands zerstreuen und in Stockholm auch eine große Delegation zur Erneuerung früherer Verträge avisieren. Kaum aber war der Frieden mit den Türken förmlich vollzogen, ließ der Zar Schwedens Emissär in Moskau verhaften, erklärte Schweden am 19. August 1700 den Krieg und rückte gegen Estland vor, wo dann bei Narva am 20. November durch Karls «Direktangriff» 15 000, nach Zeitgenossen gar 18 000 Russen erschossen, erstochen, erschlagen worden, in der Narowa, dem eisigen Fluß, ertrunken oder auf der Flucht verhungert sind – eines der vielen «Bra-

vourstücke» (Schilling), die die historische Forschung dem großen König nachrühmt, andererseits selten dabei vergessend, die Zahl der Schlachtopfer, wie üblich, übertrieben zu nennen.

Man kämpfte in einem irren Schneesturm, der ganz zugunsten der Schweden stürmte, deren tödliche Salven überdies «Ehre sei Gott, gute Wirkung» taten, wie der selbst eifrig mitschlachtende Historiker Johan Stiernhöök festhält. «Wir massakrierten alles, was uns in die Quere kam, und es war ein schreckliches Massaker.» Freilich feuerten auch die Russen, in fast vierfacher Übermacht, «stark zurück und schossen viel gutes Volk von uns nieder». Und der Herr aller Reußen? Nun, Peter hatte den Untergang seiner Narva-Armee schon am Tag vor der Schlacht klar erkannt und sich noch rechtzeitig Richtung Moskau abgesetzt, immerhin mit der klugen Einsicht: «Die Schweden werden uns noch oft besiegen, aber sie lehren uns, allmählich zu siegen.» Und schon im nächsten Jahr siegten sie wieder über Sachsen und Russen bei Riga. Karl gewann Kurland, machte indes weder, wie von seiner Umgebung erhofft, Frieden noch zog er gegen den Zaren, sondern fiel in Polen ein.[4]

Jahrelang treibt er dort König August vor sich her, kreuz und quer durch das weite verwüstete Land, denn gewöhnlich ist er es, der die gegnerischen Streithaufen zusammenschlägt, sächsische, sächsisch-polnische, sächsisch-russische Heere; zwar nicht lauter «Bravourstücke», gewiß, aber fast lauter «Siege»; 1702 bei Kliszow, 1703 bei Pultusk, bei Schagarin, 1704 bei Jakobsstadt, 1705 bei Gemauerthof, 1706 bei Fraustadt, schon nahe Schlesiens, wo man Tausende von Russen liquidiert, auch Hunderte von wehrlosen Gefangenen, auch sie «ohne Gnade in einem Kreis zusammengeschossen und gehauen», so ein schwedischer Augenzeuge, «daß sie wie Schlachtschafe übereinanderfielen»; machte man doch auch die Festungsbesatzung nieder «bis auf den letzten Mann, ... jedes Bein, das sich dort befand ...»

Natürlich erschienen selbst die Schweden nicht immer als triumphale Sieger. Ein Betrachter spricht einmal von «16000 bedauernswerten, halbnackten, schlechtgenährten Lumpenkerlen mit zu Schanden gerittenen Pferden und ohne Artillerie, aber unübertroffen in Ausdauer und kriegerischer Tapferkeit». Sind diese Schwe-

den ja bedingungslos auf ihren Fürsten eingeschworen, einen jungen Wildkopf, kampflüstern, tatendurstig, der weiß, wie man zu handeln, zu «behandeln», wie man sich «einzubringen» hat, um eben aus Kanonenfutter «Bravourstücke» zu machen. «Denn», so Pastor Jöran Nordberg, Beichtvater und Chronist Karls XII., «er sagte nicht zu seinen Offizieren und Soldaten: ‹Geht hin und schlagt euch tapfer!›, sondern er sagte: ‹Kommt mit!› und war selbst unter den Vordersten.» Und dieses Beispiel – war's «ein gutes»? –, meint Pastor Nordberg wieder, erhielt des Königs Truppen «bey gutem Gemüthe ... so viel mehr, da derselbe mit ihnen alles Uebel ertrug, und sich selbst weniger als sonst jemanden schonete».

Bei gutem Gemüte, kein Zweifel, führt vor allem Karl den Krieg, diese einzige Folge von Scharmützeln, Schlachten, Vertreibung und Versklavung, bei gutem Gemüte läßt er Polen verheeren, läßt er Dörfer und Städte aussaugen. Warschau, schon 1702 besetzt, muß 30000 Reichstaler aufbringen, Krakau 60000 Reichstaler. Im Frühjahr 1703 wird Lublin geschröpft, im Herbst Torun (Thorn) eingenommen, in dessen Festung sich 6000 sächsische Soldaten häufen, «tot und krepiert». 1704, im «Jahr der langen Märsche», raubt man das reiche Lwow aus, registriert auch sonst dann und wann «schöne Beute, Geld ...».

Im Spätsommer erstürmen die Russen Narva, und diesmal beißen 6000 Schweden ins Gras. Doch hatte man auch anderwärts, schreibt Oberstleutnant Jon Stålhammar um Weihnachten der Gattin nach Hause, «manchmal gräßliche Gefechte gehabt; so daß an vielen Stellen 1500 ja 1700 Leute des Feindes tot auf dem Platz liegen, sowohl Russen als auch Sachsen» – und der Militär beschwört die Mutter seiner Söhne, sie «niemals Soldaten» werden, «stattdessen Latein lernen» zu lassen, «ein ehrliches Amt anzustreben ...»[5]

«Herr Jesu Dir leb ich ...»

Auch die Zivilbevölkerung wurde, je länger der Krieg dauerte, je mehr man verrohte, oft desto gräßlicher traktiert, zumal es auch viele irreguläre Kampfgruppen gab. Man machte Jagd auf Bauern, man prügelte sie halb tot oder ganz, zwang sie, sich selbst aufzuhängen, stach Kinder vor den Augen ihrer Eltern ab. Man folterte aus Lust, aus Frust. Man folterte, um Beute zu erzwingen, um alle möglichen Auskünfte, «Erkenntnisse» zu ertrotzen, verräterische Umtriebe, Korrespondenzen, Kollaborationen. Der Sadjerwer Amtmann Johann Heinrich Eckengrön, am 3. September 1706 zu Tode gebracht, wollte noch auf dem Richtplatz nicht selig sterben, wäre er ein Spion, ein Verräter und Meineidiger gegen den Zaren. «Dann legte er sich auf den Block und schrie noch im letzten Moment: ‹Herr Jesu Dir leb ich, Herr Jesu Dir sterb ich!›»

Pastor Adrian Vergin aus Odenpä, gleichfalls der Spionage bezichtigt, wurde eingekerkert, der Tortur unterzogen, wurde «geknutet, gepeitschet und elendig zugerichtet», wiederholt gewippt auch, das heißt «an den auf dem Rücken zusammengebundenen Händen hoch hinaufgezogen und schnell ein Stück weiter heruntergelassen, so daß die Arme aus den Gelenken rücklings gezogen in die Luft standen». Vergin, Abkömmling eines alten Pastorengeschlechts und Student einst der Theologie in Kiel, lag ohne zu widerrufen 21 Monate in einem «so grausahmen und schweren Gefängniß», «ärger als ein Hund liegen muß», während daheim seine todkranke oder schon tote Frau lag und «sieben kleine Kinder in dem höchsten Elende verlassen ...»

Noch auf dem Richtplatz am 27. Juni 1706, vor seiner «Enthauptung mit dem Beil», rief er «Gott, den Richter über alles, zum Zeugen an, daß ihme Verrätherei niemals wäre in den Sinn gekommen. Man müßte ihn in seiner Verantwortung nicht verstanden haben. Er wolte drauf leben und sterben, daß er der zugemaßeten Beschuldigung von Spionirung nichts wüßte etc. Und wie er im Executionskreise sich dergestalt auf das fürgelesene Bluturtheil verantwortet hatte, wünschte er J.z.M^{t}. glückliche Regierung, entkleidete sich und legte seinen Leib zur Erden nieder und seinen Hals

aufm Block, betete: Herr Jesus, Dir leb' ich etc. und ließ sich also abschlachten».

Das Elend wuchs, je länger der Krieg dauerte, ein Vorgang, zu natürlich, banal fast, um ihn zu betonen. Schon 1703 hatte ein Bericht aus dem russischen Okkupationsgebiet um Dorpat geklagt, nachdem er wenig noch erhalten Gebliebenes genannt: «die übrigen Gebiete und Höfe sind alle verbrannt und ruiniert ... Von den Herrschaften und Possessoren der Güter ist niemand zur Stelle ...» Was Wunder, verlautet dann aus derselben Gegend, aber wieder Jahre später: «Das Elend der armen Landleute kann mit keiner Feder vorgestellet werden ... Die armen Menschen, so aus dem Dörptischen nach dieser Seite [ins Helmetsche] geflüchtet und bei tausende in den Wäldern sich verstecket haben, verschmachten vor Hunger. Was der Feind attrapiret [erwischt], wird entweder niedergemachet oder durch grausame Marter gepeiniget oder in die barbarsche Gefangenschaft mitgeführet. Der ganze Dörptische Distrikt ist nun öde und wüste und scheinet keine Apparence [Wahrscheinlichkeit] zu sein, daß bei Menschenleben dieses Land wieder in vorigen Stand könne gebracht werden, weil fast alle Menschen entweder ermordet oder weggeführet. Die noch nach dieser Seite geflüchtet, müssen Hungers sterben, weil sie nichts zu leben haben.»

«Viel Volk wurde massakriert, sowie alles, was sich dort befand, verbrannt», überliefert ein Dragoneroberst. Ganze Dörfer Masurens verschwanden «in einem Flammenregen, eins nach dem anderen». Er habe, meldet General Graf Magnus Stenbock dem König, «ziemliche Furcht unter das Volk gebracht ... Ich bin mit der Fackel in der Hand marschiert, und wo ein Dorf im Weg lag und nicht bezahlt hatte, zündete ich es an allen Ecken und Enden an.» Verbrannten die Bauern gleich mit – «ich kümmerte mich nicht darum, denn die Schelme sind es nicht besser wert.»[6]

Krieg als «Sport des Königs»

Nicht anders dachte Karl, der Kälberköpfer, Ersinner auch der Devise: der «Degen muß das beste tun». Gelegentlich befahl er, «jeden Bewohner, dessen man habhaft werden könne, zu hängen, und alle Häuser nieder zu brennen». Oder er gebot, daß «auch das Kind in der Wiege nicht geschont wird».

Der König war von erschreckender, von souveräner Skrupellosigkeit, von kaltlächelnder Menschenverachtung. Er blieb gänzlich gleichgültig gegenüber Not und Elend, auch der eigenen Leute, selbstverständlich. Zwar konnte er stets von neuem als Vater derer figurieren, die er eben brauchte, konnte er immer wieder, verlangte es der «Krieg», ihre Existenz, die Mühsale des Lagerlebens ebenso teilen wie den Kampf an ihrer Spitze. Doch war er auch fähig, die «Seinen» bis zum letzten Mann zu opfern, auch fähig, zum Beispiel im Herbst 1700, kurz vor dem Zufrieren noch der baltischen Häfen, mit seiner Armee die Ostsee zu überqueren, auch fähig, wider aller Generäle Rat, Tausende und Abertausende, halb verhungert, halb erfroren, bei Narva ins große Gemetzel zu treiben. Und als nach dem bluttriefenden Sieg noch die Ruhr um sich griff, General Stenbock bald kaum mehr 200 Diensttuende hatte, die «Kranken und die Pferde krepieren» sah, da nannte das Karl XII. Ende Februar 1701 gegenüber seiner Schwester Ulrike Eleonora «ganz lustig» und mokierte sich über die «Leute vom Hofe hier»: «sehr weichlich» seien sie »und kränkeln». Selbst der Apotheker habe, obgleich im Besitz doch aller Spezereien, «daran glauben müssen und verschiedene andere».

Verschiedene andere ... Oder auch: – «obwohl Einige», so nach der Katastrophe des Winterfeldzugs in der Ukraine um 1708/1709, «obwohl Einige unglücklich waren, und ihnen die scharfe Kälte Schaden zufügte ...» Schaden? Einige? Tausende, Tausende, die er um alles brachte, die ihr Leben für seine egoistischen Ziele, seine Ruhmsucht, seinen Machtwahn hingaben, die jämmerlich erfroren, indes man, wie er formulierte, doch «etwas Zeitvertreib» fand, der «Winter doch ein fröhlicher ... gewesen».

Während ihn aber das Krepieren all der unnützen Opfer kalt ließ,

während ihm die furchtbare Niederlage «keine sichtbare Gemütsbewegung», übrigens auch später keine Klage entlockte, so wenig wie das Schicksal ihrer Familien, der «Hinterbliebenen», für die der Staat, dies «war sicher», «keine Verantwortung» übernahm (Åberg) – während ihn dies alles also nicht berührte, machte ihn der Tod der eignen Schwester Hedwig Sophia (im Dezember 1708 in Stockholm) aufs Äußerste betroffen, war er so erschüttert, daß er weinte «wie ein Kind» (Carlson).

Doch da ging es eben – um königliches Blut! Mehr noch gewissermaßen: um sein eigenes. Konnte er ja eines Tages einen masurischen Bauernparlamentär, ausgewiesen durch ein weißes Hemd, augenblicklich niederschießen lassen, nur weil der, ein Bauer, mit ihm, dem König, verhandeln wollte! Hatte Karl ja auch Schüsse auf Könige, auf befeindete Könige, wie Friedrich IV. von Dänemark oder König August, bei Todesstrafe verboten. War es doch seinerzeit auch gar nicht so ungewöhnlich, daß französische Artillerieoffiziere, bevor sie das Lager König Wilhelms III. zu bombardieren begannen, durch einen eigenen Boten anfragen ließen, «wo sich denn – bitte sehr – das Quartier des Monarchen befinde, damit man es beim Beschuß aussparen könne ...» Ja, welch gottgesegnete Zeit! Und so ließ selbst Preußenkönig Friedrich II. seinem 1756 bei Pirna eingeschlossenen Gegner, dem sächsischen Kurfürsten und polnischen König August III., dem Sohn und Nachfolger August des Starken, Tag für Tag einen Wagen mit ausgesuchten Fressalien schicken, auf daß er nur nicht vom majestätischen Fleische falle ...

Aber Volk! «Volk» war nie von Gottes Gnaden. Und deshalb hatte es eigentlich auch gar nicht zu verzehren, war vielmehr selber etwas zu Verzehrendes, in göttlichen, in königlichen Diensten zu Verbrauchendes, Kanonenfutter eben, ein Mittel, Land und Länder zu gewinnen, Reichtum, Ruhm zu mehren, Macht. Wie viele gekrönte und andere höchste Häupter mögen so empfunden, mögen Mentalitäten solcher Art gehabt, gepflegt haben, Napoleon I. gewiß, einer für alle, der ein Jahrhundert später, 1813 (zu Metternich in Dresden), sagte: «Ein Mensch wie ich pfeift auf das Leben von einer Million Menschen»!

Das Fiasko des Winterfeldzugs in der Dnjeprniederung an der

Worskla, der Tod der Tausende machte jedenfalls keinen merklichen Eindruck auf den Monarchen. Alles sei gut gegangen, schreibt er der Schwester, nur gegen «Jahresende und durch einen besonderen Zufall hatte die Armee das Unglück, Verluste zu erleiden, die, wie ich hoffe, binnen Kurzem wieder gut gemacht sein werden». Immer mehr Kanonenfutter mußte aus dem Volk herausgestampft werden. 1698 betrug Schwedens Armeestärke 40000 Mann, ein Jahrzehnt später 110000 Mann.

Immer wieder fehlten dem erschöpften, ausgebluteten Land die Reserven, um dem fliehenden, dem schon fast zu Boden gerungenen Gegner den Rest zu geben. Immer wieder jagte der königliche Feldherr seine Kuriere nach Stockholm (das er nie wiedersehen sollte), immer wieder forderte er Verstärkungen an, Nachschub, Dragoner, Musketiere, Pikeniere. Immer wieder drängte er Beamte und örtliche Befehlshaber, die Rüstungen, die Rekrutierungen zu beschleunigen. Nur kein Zaudern, keinen Waffenstillstand. Nur keinen Frieden! Immer wieder gab es Annäherungen, Angebote, auch vorteilhafte, von der hauptstädtischen Kanzlei, der Generalität begrüßt. Doch alle Vermittlungsvorschläge scheiterten an Karls Starrsinn, seiner beinah puerilen Kampfbegier: «Zehn Jahre werden wir uns noch mit den Polen und zwanzig Jahre mit den Russen schlagen.» Krieg als Lebensziel, als Daseinserfüllung, Angriff, Ausgriff, im Sattel bleiben, marschieren!

Es gehe da «wunderlich zu», meinte schon bald General Stenbock. Nichts gelte mehr an Rat oder Fakten. «Es scheint, als empfange der König allein von Gott, was er unternehmen solle.» Und Olof Hermelin, der Staatssekretär, er wagte während der Belagerung von Torun nicht zu sagen, was er wisse und denke. «Hier ist keine Hoffnung; alles wird täglich schlechter. Ich bin völlig verzweifelt ... und wer ist die Ursache dazu anders als der, der keinen Rat annehmen will.»

In der Tat, Karl XII. herrschte souverän, schaltete und waltete selbstherrlich wie nur einer. Und hatte schon sein Vater, der Vorgänger, seine Stellung so hervor- und emporgehoben, hatte er verbreiten lassen, daß er, Karl XI., «einzig und allein vom höchsten Gott dependiere», «einzig und allein vor Gott für seine Aktionen

resonabel» sei, daß er auch seine Gesetze nach Gutdünken verfüge, kurz, daß er «Macht und Gewalt» habe, «nach seinem Behagen sein Reich wie ein christlicher König zu steuern und zu regieren ...», so fühlte sich erst recht der dem Vater zeitlebens zugetane Sohn als absolutistischer Alleinherrscher, als König ganz von Gottes Gnaden; fühlte sich so vielleicht schon, seit er, gerade fünfzehnjährig, wider die Tradition, sich selbst gekrönt und fortan lebenslang unter dem speziellen Schutz des Allerhöchsten glaubte, keines Menschen Rat bedürftig.[7]

«Eine kleine Armee schwedischer Feldgeistlicher war immer dabei»

Auf Sondermünzen ließ Karl seine Verbindung mit dem Herrn der Heerscharen dokumentieren. «Die Rache Gottes hat die Dänen ausgetrieben», stand da. Oder: «Durch Gottes Rache» sei Skåne befreit. Oder, nach Rückkehr aus dem türkischen Exil: «Ich habe geruhet, nun bin ich erwacht. Bekomme vom Himmel erneuerte Macht.»

Zwei Bereichen hing dieser Herrscher unverbrüchlich an: dem Glauben und dem Krieg.

Schon kurz nach seiner Krönung trat er für eine Beschleunigung der Bibelübersetzung ein und für eine Vergrößerung der Armee, begann er ein geradezu riesiges Rüstungsprogramm, und dies bei einer in vielen Teilen Schwedens, besonders im Norden und in den baltischen Provinzen grassierenden Hungersnot; in Finnland, schon lange gleichfalls schwedisch, starb damals ein Drittel der Menschen. Doch obwohl die inneren Verhältnisse des Landes sich infolge des ausbrechenden Konflikts und der Art der königlichen Kriegspolitik verschlechterten, die Steuern sowie sonstige Drangsale ständig stiegen, obwohl die Klagen, die Elendsrapporte so wenig abrissen wie die Rekrutenaushebungen, denen viele schließlich in die Wälder flüchtend oder durch Selbstverstümmelung zu entkommen suchten, ja, obwohl auch hohe Beamte und Offiziere allmählich dringlicher und dringlicher für einen Waffenstillstand, für Frieden eintraten,

eine Gruppe von Generälen sogar ihren Abschied nahm und nach Skandinavien zurückkehrte – der König blieb von alldem reichlich unberührt, ermunterte bestenfalls zum Durchhalten, verwies auf die schönere Zukunft, den «Endsieg»: «Unser Herr wird Schweden wie ehedem so auch jetzt beistehen, so daß der Schaden, der nun einmal angerichtet ist, Schweden zu um so größerer Förderung und Ehre gereichen wird» – und schenkte seine ganze Aufmerksamkeit weiter neuen Kriegsvorbereitungen, der Kampfkraft des Militärs, der Rettung seines Großmachtanspruchs.

In Schweden aber herrschten Hunger und Pest – Vorboten des Endsiegs. Und als der holländische Kaufmann Justus van Effen 1719 das Land bereiste, bekam er immer nur Greise oder Kinder zu Gesicht, häufig auch kleine Mädchen als Kutscher der Postwagen. «In ganz Schweden sah ich keinen einzigen jungen Kerl zwischen 20 und 40 außer den Soldaten. Der grausige Krieg hat nahezu die gesamte Jugend in diesem unglücklichen Reich gekostet ...»

Noch im Jahr vor seinem Tod reorganisierte Karl die Artillerie. Ihrer Treffsicherheit mißtrauend, hatte er sie in Feldschlachten selten eingesetzt und den Angriff mit der blanken Waffe, den Nahkampf, bevorzugt, war er ja geradezu verliebt in den Anblick von Piken und Bajonetten im Rücken des fliehenden Gegners. Schießen sollte sein Kanonenfutter erst, sah es «das Weiße in den Augen des Feindes». Nun baute er ein zu Tausenden zählendes Artilleriekorps auf, führte auch ein «Schnellschußgeschütz» ein sowie eine verbesserte «Einheitspatrone». Und Hofprediger Anders Rhyzelius, Karls Beichtvater in Lund, wo er zuletzt noch so eifrig die Überholung des Heeres, die Vorbereitung neuer Feldzüge betrieb, betonte immer wieder, wie aufrichtig sich der Fürst «Gott rechenschaftspflichtig» gewähnt. Bezeugen doch auch Mitteilungen norwegischer Bauern und Priester «die tiefe Gläubigkeit, das vollständigen Aufgehen des Monarchen in Gebeten und Bibeltexten» (Findeisen). Noch an seinem Todestag, dem 30. November 1718, ritt er am Vormittag zur Predigt, am Nachmittag zum Adventsingen.

Nicht von ungefähr waren die Streithaufen Schwedens von Feldpfaffen überschwemmt, waren Gebetsstunden vor einem Gemetzel unerläßlich, überhaupt täglich Gottesdienste, Predigten üblich,

Aufputschungen besonders anhand der Bibel, zumal der Mord- und Totschlagsgeschichten des Alten Testaments. «Denn der HERR, euer Gott, geht mit euch ...», wie es da so häufig dröhnt. «Ein jeder gürte sein Schwert ... und erschlage seinen Bruder, Freund und Nächsten». «Jeden Morgen bring ich zum Schweigen alle Gottlosen im Lande, daß ich alle Übeltäter ausrotte aus der Stadt des HERRN.» «Der HERR, mein Feldzeichen» etc. Die «Heiligen Kriege» der Israeliten wurden, wie so oft in der Heilshistorie, beispielhaft auch für Schwedens Soldaten. Wieder einmal bekam die biblische «Landnahme», bekamen deren abscheulichste Greuel, das Niederbrennen der Dörfer, das Verwüsten der Haine, Felder, die Vertilgung ganzer Städte und Stämme, das alles bekam da erneut paradigmatischen, modellhaften Charakter (vgl. I 72 ff., bes. 78 ff., 85 ff.!)

In den Auslegungen der Geistlichen verschmolzen Moses und König Karl, das «Volk Gottes» von einst und die «Gottes Kinder» jetzt, denen der Monarch nicht nur einmal versprach, daß sie, wie sein Beichtvater Jöran Nordberg berichtet, «hiernächst alle glücklich und vergnügt leben könnten». Und erntete auch nicht jeder die immer wieder verheißenen Früchte des «Endsiegs», stünde doch den vordem Fallenden die Paradiesespforte offen, ja, sehr weit offen allen, die treu und ohne Murren des Königs Befehlen folgten. «So jedenfalls wußten es die schwedischen Prediger unermüdlich zu verkünden. Das sagten sie den Sterbenden, denen sie auf dem Schlachtfeld, in den Krankenzelten und Hütten das Abendmahl reichten, damit richteten sie die Zurückgebliebenen auf, mit diesen Worten ermunterten sie die Zaghaften, Fluchtbereiten» (Findeisen).[8]

Nachdem Karl jahrelang Polen verheert, den Woiwoden (Statthalter) von Posen, Stanislaus I. Leszczyński, zum König gemacht und August den Starken vertrieben hatte, folgte er diesem 1706 in sein Erbland und drang bis in den Thüringer Wald vor. Im Frieden von Altranstädt bei Leipzig verzichtete der Kurfürst auf die polnische Krone (bis 1709) und erkannte Stanislaus Leszczyński als König an. Er versprach, alle Bündnisse mit Schwedens Feinden, zumal mit Rußland, aufzugeben und lieferte Johann Reinhold Patkul, den Bevollmächtigten des Zaren, dem Schweden aus, der ihn 1707 vierteilen ließ und Sachsen Unsummen, insgesamt den enormen Be-

trag von 35 Millionen Reichstalern als Kontributionen aufzwang (ungerechnet Zerstörungen, Requirierungen), dazu dem Wiener Kaiser Schutzgesetze für die schlesischen Lutheraner, wodurch Karl der «Retter des schlesischen Protestantismus» wurde (Schick); was Joseph I. freilich die Vorwürfe des Papstes eintrug und diesem wieder die Replik des Kaisers, der Heilige Vater könne «froh sein, daß der König von Schweden nicht begehrt hat, daß ich selbst Protestant werde ...»

Im Hochsommer 1707 verließ Karl XII. Sachsen, nicht ohne zuvor sein 16000 Mann starkes Heer zu weiteren Lasten des Landes fast verdreifacht zu haben. Er führte es nach Polen zurück, überschritt um den Jahreswechsel die Weichsel, dann den Njemen, die Beresina, schlug bei Holowczyn die Truppen des Zaren und marschierte in Rußland ein. Nach einem strengen, sein Kriegsvolk erschreckend schwächenden Winter – von anfänglich 40000 Mann war es fast auf die Hälfte gesunken, zu schweigen von vielen Tausenden geschlachteter und elend krepierter Pferde – erlitt der König am 29. Juni 1709, bereits tief im Süden, bei der ukrainischen Festung Poltawa, eine verheerende Niederlage, die das Ende der schwedischen Großmacht besiegelte. «Jetzt ist vollends mit Gottes Hilfe», schrieb Peter I., gleich nach dem Sieg die Lage klar erkennend, dem Grafen Fjodor Apraxin, «der Grundstein für St. Petersburg gelegt» (das damals noch formell auf schwedischem Boden lag).

Der geschlagene Fürst floh in die Türkei, die ihn jahrelang aufnahm und, von ihm angestachelt, im Spätherbst 1710 einen Krieg gegen Rußland begann, der dessen Siegeslauf jedoch nur vorübergehend hemmte; zumal auch die alte antischwedische Allianz wieder insgesamt agierte, Sachsen/Polen freilich im Kampf keine Rolle mehr spielte, auch wenn August der Starke sofort nach Poltawa, seinen Thronverzicht widerrufend, nach Polen zurückgekehrt ist.

Der Zar aber hatte schließlich Livland, Estland, Finnland erobert; Dänemark hatte Schleswig, Bremen, Verden gewonnen; Brandenburg-Preußen Stettin und Vorpommern besetzt, kurz, Schweden hat bis 1716 alle Territorien außerhalb seines Stammlandes verloren. Doch kaum, weil dieses selbst in großer Not war, sondern weil möglicherweise überhaupt sein Verlust drohte, jagte Karl

im Herbst 1714 in einem Gewaltritt – 2000 Kilometer in dreizehn Tagen – nach dem belagerten Stralsund zurück und fiel vier Jahre später auf einem neuen Feldzug gegen die Dänen am 11. Dezember 1718 vor Fredriksten (Frederikshald), einer Festung südöstlich von Oslo, nachts allein die Laufgräben abgehend – vielleicht, bis heute ungewiß, durch einen Mörder aus den eigenen Reihen.[9]

Mit großer Wahrscheinlichkeit ist immerhin erwiesen, daß die Kugel, die ihn in die Schläfe traf, aus der Nähe abgefeuert wurde, wie auch die quellenkritische Analyse der offiziellen Publikationen die Theorie von einem Meuchelmord stützt, hinter dem, hat man vermutet, des Königs Schwager, der Landgraf Friedrich von Hessen-Kassel stand, der ebenso nach der Krone strebte wie Karls Schwestersohn Karl Friedrich, der überdies, als der Schuß fiel, dem König an der Front sehr nahe war.

Wie auch immer: «Sein Reich überließ er als Spielzeug den Winden und Wellen», so resümiert der schwedisch-finnische Historiker Hornborg, «aber er forderte, daß es ihm blind alle seine Kräfte zu beliebiger Verwendung opferte. Seine Leute behandelte er rücksichtslos, aber er erwartete, daß sie ihm gefühllos wie Maschinen folgten, wohin auch immer er sie führte. Polen trat er mit Füßen, aber er glaubte, daß es ein zuverlässiger Bundesgenosse gegen Rußland sein werde. Zar Peter ließ er acht Jahre lang freie Hand, aber er glaubte, daß dessen militärische Kraft auf demselben Niveau bleiben würde wie zur Zeit der Schlacht von Narva.»[10]

Sieger im Großen Nordischen Krieg wurde Rußland, über das Karl XII. anscheinend so wenig realistische Vorstellungen hatte wie Napoleon oder Hitler.

3. KAPITEL

«LICHTER ALS DIE SONNE ...» SEITENBLICKE AUF DAS ORTHODOXE CHRISTENTUM

«Ich möchte ein paar Worte anfügen über das jetzige orthodoxe Reich unseres Herrschers. Er ist auf Erden der einzige Kaiser (Zar) der Christenheit, der Führer der apostolischen Kirche, die nicht mehr in Rom oder Konstantinopel steht, sondern in der heiligen Stadt Moskau. Sie allein strahlt in der ganzen Welt lichter als die Sonne ...»

Aus einem Schreiben des Mönchs Philoteus im frühen 16. Jahrhundert an Zar Vasilij III., den Vater Ivans IV. des Schrecklichen.[1]

Das Kiewer Russenreich (Kiewskaja Rusj) war um die Jahrtausendwende durch seinen Fürsten christlich geworden, durch den hl. Vladimir, den Enkel der Fürstin, einer gleichfalls Heiligen. Und wie die hl. Olga von Kiew (gest. 969) ihren eigenen gegnerischen Adel dezimieren, wie sie Feinde, ganze Gesandtschaften, lebendig begraben, lebendig verbrennen lassen konnte, ebenso beging der hl. Vladimir (980–1015), der «Große und Apostelgleiche», Verbrechen über Verbrechen, Mord und Brudermord, führte er einen Eroberungsfeldzug nach dem andern, verheerte die heiligen Stätten der Heiden im ganzen Land und genoß auch noch fünf legitime Ehefrauen sowie, heißt es, achthundert Beischläferinnen in mehreren Harems. Die Kirche aber zögerte nicht, diesen Mann in die Galerie ihrer Heiligen einzureihen, nicht nur in die der russisch-orthodoxen, auch in die der griechisch-unierten Kirche, und zwar mit ausdrücklicher Genehmigung des päpstlichen Stuhles.

Kein Wunder, ging die Saat immer herrlicher auf: unter Vladimirs Sohn Großfürst Jaroslav dem Weisen (1018–1054), unter dessen drei Söhnen Swjatoslaw, Isjaslaw und Wsewolod, unter deren Söhnen wieder, den Swjatoslawitschen und Isjaslawitschen usw. Kurz, in den zwei Jahrhunderten nach Vladimirs des Heiligen Tod zählte man unter den Nachkommen des «Großen und Apostelgleichen» im christlichen Reich von Kiew 83 Bürgerkriege und 62 Kriege mit anderen Völkern (V 466 ff.)!

Im Hochmittelalter zerfiel die Kiewer Rus in zahlreiche fürstliche Territorialherrschaften, die, ebenso wie die Kirche, Bauern für sich arbeiten ließen, Menschen, die dadurch immer mehr in Abhängigkeit gerieten.

Der eigentliche Aufstieg Rußlands hatte mit dem Aufstieg des

(1147 erstmals erwähnten) zunächst unbedeutenden Moskau im 13. Jahrhundert nach dem entsetzlichen Mongolen-(Tataren-)Sturm begonnen (VII 316ff.). In knapp einem Jahrhundert vergrößerten damals die Moskoviter Herren ihr Fürstentum – die Forschung spricht von der «Integration des Reiches» – von rund 500 auf mehr als 15000 Quadratkilometer, zum wenigsten friedlich. Vielmehr führte man während des Spätmittelalters, in den zwei Jahrhunderten, die der Mongoleninvasion folgten, über vierzig Kriege allein gegen die Tataren, etwa vierzig weitere Kriege gegen die Litauer, dreißig Kriege gegen den Deutschritterorden und vierundvierzig wider weitere Feinde, Schweden etwa oder Bulgaren. Und zu all diesen fortgesetzten Waffengängen in sämtlichen Himmelsrichtungen kamen laufend Kämpfe noch im Innern sowie ungezählte Menschenopfer durch Epidemien, allein in Novgorod gegen Ende des 14. Jahrhunderts angeblich 80000.

Bereits im Jahr 1328 hatte Ivan I., genannt Kalita («Geldsack»), im Bund mit der Kirche dank seiner Härte von den Mongolen oder, wie sie in den russischen Chroniken heißen, Tataren, dem Chan der Goldenen Horde (tatarisch: Altun Ordu), dem er Kniefall, Gehorsam und Tribut schuldete, das Recht der Steuereintreibung erhalten, auch die Großfürstenwürde, hatte Ivan I. den Kreml nicht nur neu befestigen, sondern dort auch die ersten Kirchen aus Stein errichten lassen. Und gegen Ende des 15. Jahrhunderts, als sich die allgemeinen Verhältnisse etwas erholten, der Handel, das Handwerk, das Gewerbe, blühte, ungeachtet all der Wirren unter dem Tatarenjoch, besonders die orthodoxe-Kirche auf. Denn die Tataren, anfangs eher christlich gesinnt, später zum Islam konvertiert, waren, wie skrupellos und barbarisch immer, religiös tolerant. Sie ließen an ihrem Hof jede Religion zu, auch den Buddhismus, auch das nestorianische Christentum, ja gewährten der russisch-orthodoxen Geistlichkeit eine Fülle von Privilegien, sogar gänzliche Steuerfreiheit, und verboten bei Todesstrafe jedem Tataren, sich an kirchlichen Ländereien zu vergreifen, an Weinbergen, Weideflächen, Mühlen, oder Kirchenleute zu bediensten; wie man auch die Vernichtung von liturgischen Geräten, von Ikonen, Kirchenbüchern und dergleichen schwer bestrafte.[2]

Die «heilige Stadt Moskau», «das Dritte Rom»

Die prosperierende Orthodoxie, die zu den Fürsten viel positiver stand als die mit ihnen im Grunde konkurrierende lateinische Kirche, die Kirche der Päpste, trug auch zum Aufstieg des Staates wesentlich bei. Die Metropoliten förderten früh seine Macht und seine Politik, die oft in wilde Fehden zerrissenen Regionen des Landes zu einen, ja sie machten Moskau schon im 14. Jahrhundert zu Rußlands geistlichem Zentrum, noch bevor es auch sein politisches wurde, bevor Staat und Kirche, wenn auch nicht kampflos, nicht ohne Blutvergießen, symbiotisch zusammenwuchsen, der Staat sich auf die Kirche stützte, die Kirche auf den Staat.

Bereits 1326 verlegte Theognost, der Metropolit von Kiew, der «Mutter der russischen Städte», seinen Sitz nach Moskau. Und betitelte er sich offiziell auch noch lange «Metropolit von Kiew», es war gerade die russisch-orthodoxe Kirche, die mehr und mehr und fast messianisch sendungsbewußt den Gedanken von Moskau als dem «Dritten Rom» kolportierte, also die erstmals 1510 formulierte Idee, mit dem Untergang Konstantinopels, der «kaiserlichen Stadt» (Zar-Grad) am Bosporus, dem «Zweiten Rom», sei Moskau zum Erben des byzantinischen Reiches geworden, der moskovitische Souverän zum Hüter des orthodoxen Glaubens nicht nur in Rußland. So schrieb im frühen 16. Jahrhundert, als das Land stetig aufzusteigen begann, seine Bevölkerung schätzungsweise zwei bis neun oder zehn Millionen betrug, der Mönch Philoteas (Filofei) aus einem Kloster in Pskov an Vasilij III., den Vater Ivans IV. des Schrecklichen: «Ich möchte ein paar Worte anfügen über das jetzige orthodoxe Reich unseres Herrschers. Er ist auf Erden der einzige Kaiser (Zar) der Christenheit, der Führer der apostolischen Kirche, die nicht mehr in Rom oder Konstantinopel steht, sondern in der heiligen Stadt Moskau. Sie allein strahlt in der ganzen Welt lichter als die Sonne ... Alle christlichen Reiche sind gestürzt und an ihrer Stelle steht allein das Recht unseres Herrschers in Übereinstimmung mit den Büchern der Propheten. Die beiden Rom sind gefallen, aber das dritte steht, und ein viertes wird es nicht geben.»[3]

In dieses geschichtstheologische Konstrukt, das mannigfache weltliche und religiöse Motive verknüpft, Jerusalem-, Rom-, Neurom-, Byzanzvorstellungen, fügte sich nun gut, daß Ivan III. (1462–1505), Großvater Ivans IV., des schrecklichen, Sophia Palaiologina (Zoë) geehelicht, die Nichte Konstantins XI., des letzten byzantinischen Kaisers, der 1453 auf den Mauern Konstantinopels gegen die Osmanen gefallen war (VIII 233). Die Ehe hatte kein anderer als Paul II. gestiftet, dieser vielleicht ein wenig schwule Heilige Vater, der an einem Herzinfarkt gestorben sein soll, «während er mit einem seiner Lieblingslustknaben Analverkehr hatte» (Cawthorne, VIII 278 f.) Prinzessin Sophia war nach Rom geflohen, ein Mündel des Papstes, und sollte als gute Katholikin die römische Sache in Moskau fördern. Doch verrechnete sich Paul hier ebenso wie mit seiner Hoffnung auf einen Krieg des Großfürsten gegen die Türken.

Ivan III., der dreiundvierzig Jahre regierte, der sich schließlich im Glauben, von Gott für sein höchstes Amt besonders geweiht zu sein, «Ivan, von Gottes Gnaden Herrscher über die ganze Rusj» nannte und sich als rechtmäßiger Erbe der oströmischen Kaiserwürde fühlte, Ivan III., den manche Historiker auch «den Großen» nennen, liebte nicht die Mobilität, das Reisen, er führte nicht gern Krieg, jedenfalls nicht Waffengänge, bei denen er selbst an der Spitze stand. Es hieß von ihm, er «mehre sein Reich, während er daheim sitze und schlafe». Ganz so gemütlich ging es freilich nicht zu. Vielmehr wollte er, ebenso ehrgeizig wie zäh, alle von russischen Christen besiedelten, oft noch fremden Herren hörigen oder unabhängigen Gebiete systematisch unter moskovitischem Zepter vereinen. So dachte er sich in der Abgeschiedenheit des Kreml diverse Annexionen aus und überließ dann seinen Heerführern die mehr oder weniger blutige Arbeit, das «Sammeln der russischen Erde», wobei er behauptete, daß alles, was er derart hinzugewann, «seit alten Zeiten von unseren Urvätern her unser Erbland gewesen ist.»

Die Erblanderklärung indes, wie begreiflich, genügte dem Potentaten noch nicht. Er wollte die Geschichte, gewiß nicht neu, auch metaphysisch verankert sehen, gegründet auf die ja nun schwer anfechtbare göttliche Berufung seiner monarchischen Macht, auf die hehre Idee, seit Ewigkeit von Gott für den Thron erwählt zu sein.

Gelassen wies er so den ihm von Kaiser Friedrich III. offerierten Königstitel zurück. «Wir sind durch Gottes Gnade seit Anbeginn, von Unseren frühesten Vorfahren her, Selbstherrscher in Unserem Land, und wie Unsere Vorfahren halten wir dafür, daß Unser Amt Uns von Gott verliehen ist.» Fiel es ihm doch nicht einmal schwer zu glauben, «in seiner Macht und in seinem Amt dem Allmächtigen gleich zu sein». Und schließlich – hatte denn nicht schon der adaptable Paulus verkündet, alle Obrigkeit sei von Gott?!

Nach mehreren Feldzügen vereinnahmte Ivan III. in den siebziger Jahren sein «Erbland, das große Novgorod», die blühende, unabhängige Handelsrepublik. Er eroberte die Fürstentümer Jaroslav (1463), Rostow (1474), Twer (1485), Wjatka (1489). Immer wieder in den neunziger Jahren und noch im Frühjahr 1500 führte er gegen die Litauer Krieg, versichernd, daß alles, was er ihnen abgenommen, «zu Moskovien gehöre». Auch in Konflikte mit dem Deutschen Orden war er verwickelt. Und noch in seinem Todesjahr plante er einen Raubzug gegen das so begehrte wie umkämpfte Smolensk.

Ivan III., zweimal verheiratet, hatte einen Sohn und einen Enkel, Vasilij und Dmitrij, deren Thronstreit er dadurch beendete, daß er sechs Anhänger des Sohnes auf der zugefrorenen Moskva enthaupten und mehrere Frauen durch ins Eis getriebene Löcher ertränken ließ. Doch 1505 setzte Vasilij III. als Thronfolger die Annexionspolitik des Vaters fort, so hartnäckig wie rücksichtslos, nur «mit mehr Frömmigkeit» (Grey), ein erbaulicher Zug, der bei seinem Sohn und Nachfolger Ivan IV. besondere Blüten trieb ...[4]

Foltern, Pfählen, Köpfen, Beten oder «Lasst uns alle einig sein in christlicher Liebe!»

Gleich nach Vasilijs III. Tod im Dezember 1533 übernahm Ivans junge Mutter, Vasilijs zweite Frau, Jelena Glinskaja, eine vornehme Westrussin, in Moskau die Regentschaft (1533–1538) für das Kind. Dies war legitim. Nicht ganz legitim, daß man des Zaren er-

ste Gattin Solomonija Saburova, trotz ihrer heftigen Proteste, 1525 mit Zustimmung des Metropoliten Daniil geschieden, in ein Kloster gesteckt und zur Nonne geschoren hatte. Es kam zu einer Reihe von Verschwörungen. Jelena ließ mehrere Fürsten einkerkern, anketten und verhungern, darunter ihr Onkel Michail Glinskij (später wurde Ivans Onkel Jurij Glinskij in der Moskauer Uspenskij-Kathedrale vor dem Altar erschlagen). Einige Dutzend Aufrührer ließ Jelena knuten und hängen, viele andere in einem Kremlturm umkommen. Im übrigen war sie fromm, regelmäßig in der Kirche, auch auf Wallfahrten und wurde vermutlich vergiftet; jedenfalls starb sie am 3. April 1538 so plötzlich, daß man sie bereits wenige Stunden danach beigesetzt hat.

Außer dem siebenjährigen Ivan betrauerte allenfalls ihr Liebhaber Fürst Ovčin-Telepnev Obolenskij ihren Tod, verhungerte aber selbst bald darauf im Kerker, wohin ihn der neue Regent, Fürst Vasilij Šujskij, im Kreml auch des Giftmords an Jelena verdächtigt, sogleich geworfen; wie er auch einen weiteren Rivalen, den Rat Feodor Mišurin, splitternackt peitschen und kaltmachen ließ. Unter den Šujskijs, die einige Jahre in Moskovien eine führende Rolle spielten, eng mit Bischöfen und Klöstern, sämtlich enorm begütert, kooperierten, rissen immer chaotischere Zustände ein. Korruption und Gewalt grassierten. Doch die Kirche überschütteten die neuen Herren mit Privilegien, stellten ihr in elf Jahren 228 Urkunden über Abgabenfreiheiten zu, plünderten den Staatsschatz, raubten die Bevölkerung aus; sie ließen Räuberbanden ungeschoren morden, auch die Reiterhaufen der Tataren von Kazanj konnten die Grenze überfluten, das Land verheeren, konnten, so schreibt ein Chronist, seine Augenzeugenschaft beteuernd, «das Blut der Christen wie Wasser verströmen ... ‹Wenn sie die Klöster dem Erdboden gleichgemacht hatten, hausten und schliefen die Ungläubigen in den Kirchen, tranken aus den geweihten Gefäßen, beraubten die Ikonen der Edelsteine, um daraus Ohrringe und Halsketten für ihre Weiber zu machen; sie schändeten die jungen Nonnen; wen sie nicht in Gefangenschaft fortschleppten, den blendeten sie, schnitten ihm Ohren, Nase, Arme und Beine ab ...»

Ende Dezember 1543 ermannte sich der junge Ivan und ließ

Andrej Šujskij von einer Hundemeute zerfetzen. Man war nie zimperlich in diesen Kreisen, zumal wenn es um Kronen ging. Oder um Konsolidierung der zarischen Autokratie gegen den Hochadel. Ivans eigenem Urgroßvater Vasilij II. dem Blinden, Großfürsten von Moskau, hatte beim Kampf um den Thron sein Vetter die Augen ausgestochen.[5]

Schon früh tendierte der Junge zur Grausamkeit, ließ er Menschen von Tieren zerreißen, Tiere von Menschen, konnte er auch selber Hunde, Katzen, Bären von den Mauern und Türmen des Kreml schleudern oder gelegentlich durch Moskaus Straßen galoppieren und jeden Passanten, alt oder jung, niederschlagen. Bittstellern ließ er Bart und Haare absengen, einem Edelmann «wegen unverschämter Reden» in seiner Gegenwart öffentlich die Zunge ausreißen, Rebellen kurzerhand beseitigen.

In etwas späteren Jahren befahl er oft auch und gerade Hochgestellte ohne viel Federlesens zu liquidieren, Verräter, vermutete Verräter, sonstige Suspekte. So geriet Fürst Michailo Temgrjukovič in Verdacht, Ivans dritte Frau Marfa krank gemacht und getötet zu haben; er wurde gepfählt. Andere ließ der Zar, desselben Argwohns wegen, köpfen oder vergiften. Schon beim plötzlichen Tod seiner zweiten Frau Marija waren jene, denen man einen Mord durch Zauberei oder Gift zutraute, hingerichtet worden.

Manche starben noch unter der Folter, wie Fürst Vjazemskij, manche starben auf dem Weg in die Verbannung, wie Fürst Michail Vorotynskij. Manchmal genügte schon ein unbedachtes, eher harmloses Wort und man büßte dafür mit dem Verlust des Lebens, wie der junge Fürst Dmitrij Obolenskij-Ovčinin. Auch Mißliebigen nur nahzustehn, führte zuweilen in den Tod. Wohl deshalb wurden Fürst Dmitrij Kurljatev, ein Vertrauter von Ivans Vater, mit Frau und Töchtern in ein entferntes Kloster verschleppt und erwürgt. Ganze Familien fielen Ivans Rachsucht zum Opfer, auch Bojar Michail Morozov, seine Frau und zwei Söhne. Den Bojar Alexej Bazmanov, lange einer von Ivans nächsten Günstlingen, mußte laut höchster Weisung der eigene Sohn umbringen, worauf er selbst getötet worden ist. Der siebzehnjährige Sohn des Fürsten Alexander Gorbatyj-Šujskij hatte der Enthauptung des Vaters beizuwohnen,

bevor man auch seinen Kopf abschlug. Am gleichen Tag starb eine Gruppe weiterer Vornehmer, Fürst Dmitrij Ševyrjov, über einen eingefetteten Pfahl gespießt, erst nach vielstündigen Todesqualen.

In den späteren 1560er Jahren wurde Ivans Mißtrauen drei Fürsten von Rostov zum tödlichen Verhängnis, ebenso den einflußreichen Fürsten Pjotr Ščenjatev und Ivan Turuntaj-Pronskij. Im Sommer 1570 mußten Fürst Pjotr Obolenskij-Serebrjannij, Bojar Ivan Voroncov und andere Prominente sterben, mußte Erzbischof Pimen von Novgorod amtsenthoben auf Lebenszeit ins Kloster gehen. Denn selbstverständlich schreckte der durchaus fromme Ivan auch vor der Beseitigung geweihter Personen nicht zurück. So fielen 1574 in Moskau die Köpfe mehrerer Geistlicher, eines Erzpriesters, des Archimandriten des Čudov-Klosters, Levkij, sowie weiterer Delinquenten. Ja, selbst den einstigen Abt Filip, den kein anderer als er, Ivan, zum Metropoliten gemacht, ließ er wieder seines Amtes entheben, zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilen und noch im Dezember 1569 in seiner Zelle erdrosseln.

Schrecklich war des Zaren Strafgericht über Novgorod, vordem «Großnovgorod» und so mächtig, daß das geflügelte Wort umlief: «Wer kann wider Gott und Novgorod?» Ivan III. hatte den Stadtstaat erobert und annektiert, da er dessen Übergang zu Litauen befürchtete. Und als Ivan IV. denselben Argwohn hegte, rückte er im Dezember 1569 mit seiner Soldateska heran, ließ auf den letzten 300 Kilometern alle Dörfer und Städte zerstören und in Novgorod selbst 500 zuhaufgetriebene Mönche zu Tode prügeln.

Am nächsten Tag, ein Sonntag, feierte er einen Gottesdienst in der Sofien-Kathedrale mit, dinierte dann mit allem Pomp des moskovitischen Hofes im erzbischöflichen Palast, den er danach von seinen Garden ebenso ausrauben ließ wie die Kirchen und Klöster der Stadt, worauf er mit dem Zarevič über die Novgoroder Gericht hielt. «In der Anwendung unmenschlicher Foltern ähnelten diese Verhöre denen der spanischen Inquisition. Mit Feuerbränden und erhitzten Pfannen wurde den Opfern das schon durch gräßliche Geißelungen bloßgelegte Fleisch gebrannt. Mit glühenden oder kalten Zangen wurden ihnen die Rippen aus dem Leib gerissen. Nägel wurden in die Knochen gebohrt, mit Nadeln die Nägel an Händen

und Füßen gelockert. Manche wurden gepfählt und starben, oder sie quälten sich stundenlang dahin, bis man sie brutal totschlug» (Grey).

Andere endeten gefesselt in den Fluten des eisigen Volchow, viele Mütter darunter, mit kleinen Kindern, auf den Rücken gebunden. Tauchten sie wieder auf, stießen sie in Booten patrouillierende Garden erneut in die Tiefe. Die Schneeufer färbten sich dunkelrot. Im Wasser häuften sich Leichen, abgetrennte Glieder, Köpfe, Rümpfe. Fünf Wochen metzelte man Tag für Tag fort, 60000 Männer, Frauen, Kinder kamen dabei um, Pest und Hungersnot rafften noch viele Überlebende dahin.

Und im Sommer 1570 gab es in Moskau ein kleines Nachspiel, forderten Ivans Verdächte, gemutmaßte Verschwörer, vor allem Beihilfen zum Novgoroder Verrat, neue Nahrung, neue Opfer. Galgen und Folterwerkzeuge wurden öffentlich aufgestellt, 350 Menschen des Komplotts gegen den Zaren angeklagt, in vier Stunden 200 hingerichtet, meistens gehängt oder in Stücke gehackt, wie sein Rat Ivan Viskovatyj, den man zuvor noch nackt ausgezogen und an den Füßen aufgeknüpft, während man den Schatzmeister Funikov solange abwechselnd in siedendes und kaltes Wasser warf, bis er seiner Pein erlag.[6]

Genug vorerst. Doch all dies und derart Gräßliches mehr waren Taten nicht nur eines christlichen Herrschers, sondern eines bekennenden, gläubigen, überzeugten Christen, eines im Blute schwimmenden Despoten mit geradezu missionarischen Zügen. So rief er Ende Februar 1549 einer auf dem Roten Platz in Moskau versammelten Menge zu: «Gottesvolk, von Gott Unserer Hut anvertraut! Bei eurem Glauben an Ihn, bei eurer Liebe zu mir: seid bereit zu vergeben! ... Vergeßt, was geschehen ist und was nicht wieder geschehen wird! Tut Feindschaft und Haß von euch! Laßt uns alle einig sein in christlicher Liebe!»

Ivan las früh die Bibel, die Heiligenleben, er kannte die Psalmen auswendig, ebenso Teile der Evangelien und er vermochte auch später noch frei daraus zu zitieren. Er begann, sich mit Berühmtheiten der jüdisch-christlichen Geschichte zu identifizieren, mit Salomo, David, Theodosius, und hielt sich natürlich für den wahren Auto-

kraten Rußlands, für die «gottgesetzte Obrigkeit», mit Römer 13 zu sprechen, «Gottes Dienerin», und somit jeden, der ihm widerstrebte, nicht nur für einen Rebellen, Verräter der Nation, sondern auch für einen Abfälligen vom Glauben.

Extreme Andachtsschübe und Grausamkeitsexzesse verbanden sich bei ihm aufs Schönste, so daß er nicht selten wie das gleichsam verkörperte, das personifizierte politische Christentum der Geschichte erscheint. Zeitweise besuchte er morgens um vier für zwei, drei Stunden die Messe, betete inbrünstig, las dann, während ein Teil der Leibwächter, dreihundert von ihm ausgesuchte Opričniki, die «Bruderschaft», speiste und ungeheure Quanten Wein und Schnaps dazu soff, aus den Heiligen Schriften vor, diskutierte gern theologische Themen, förderte auch das Reformprogramm der Kirche, inspizierte mitunter die Folterkammern, ging abends zur Vesper und nach Mitternacht wieder zur Messe.

Besonders beeinflußten Ivan, der, seinem chronischen Mißtrauen zum Trotz, dann doch recht leicht dem Nimbuseffekt erlag, zwei Kirchenmänner sehr verschiedener Art. Einmal der Erzbischof von Novgorod und Metropolit Makarij. Er war Sammler einer Anthologie von weit über tausend russischen Heiligenleben, verfocht leidenschaftlich die traditionelle Kirchenpolitik und die Einigung Rußlands unter Moskauer Führung. Noch stärker aber prägte Ivans Erziehung und Entwicklung der einfache Priester Silvester, der vorübergehend eine Machtfülle fast ohnegleichen am Hof besaß. In einer von ihm edierten Gesetzessammlung hatte er seine «Regierungsgrundsätze» niedergelegt – «eine Anweisung zum Leben in strenger Gottesfurcht mit pünktlichem Einhalten aller vorgeschriebenen Andachten in der Kirche und zu Haus, eine Aufforderung und ein Wegweiser zu allen guten Werken, zur Barmherzigkeit zumal gegen die Armen, Waisen, Betrübten, Wandernden, zur uneigennützigen Menschenliebe, zu echt christlicher Demut und Versöhnlichkeit, zur Keuschheit und Nüchternheit ...» (Stählin).

Erzpriester Silvester sprach, im Gegensatz zum Metropoliten, der Kirche viele Vorrechte, besonders auf Besitz auf ihre riesigen Ländereien, entschieden ab und warnte vor allem den jungen Zaren, sein Beichtkind, eindringlich vor immerwährender Verdammnis,

ewigen Höllenqualen, stürzte dessen Phantasie in eine ganze Sintflut von Schrecknissen, wobei er ihm die Feuersbrunst des Jahres 1547, die Moskau, den Kreml mit der Fülle der Kirchen, heiligen Ikonen verheerte und einige tausend Menschen verschlang, als Strafe Gottes, als Folge seiner Sünden aufschwatzte. «Dann schickte Gott das große Feuer», bekannte Ivan selbst auf einer Kirchenkonferenz, «da kam mich Furcht an und meine Gebeine zitterten; meine Seele war bezwungen, ich war bewegt und erkannte meine Sünden; ich suchte Vergebung bei der Geistlichkeit ...» Der Herr aller Reußen hatte sich bei Ausbruch des Brandes sofort in Sicherheit gebracht, um die Not des Volkes nicht gekümmert, desto rascher aber um den Wiederaufbau im Kreml.

Sein ganzes Leben lang war sich Zar Ivan, wie das einem wakkeren Christenmenschen auch frommt, seiner Sündenlast bewußt. Und sein ganzes Leben lang betete er. Betete für einen Schlachtensieg, betete für die, die er umgebracht, betete für die gute Niederkunft seiner Gattinnen, von denen er immerhin – neben, wie es hieß, einem steten Konkubinenschwarm – sieben hatte, obwohl das Kirchenrecht nur drei Ehefrauen erlaubte. Doch die Bischöfe anerkannten auch des Zaren vierte Ehe, sie beteten für Anna Alexejevna und drohten zugleich jedem anderen, der eine vierte Frau nehme, den Kirchenbann an. Ivan aber steckte nach wenigen Jahren seine vierte Frau ins Kloster, und nahm eine fünfte, diese freilich, ebenso wie die sechste, nur als Mätresse. Und kaum hatte er sich, wenn auch gleichfalls ohne kirchlichen Segen, mit seiner siebten Gattin, Marija Feodorovna, verheiratet, begehrte er als achte Lady Mary Hastings, eine Kusine der englischen Königin Elisabeth I., was lebhaft an das Eheglück von deren Vater Heinrich VIII. erinnert (IX 266ff.)!

«In Deinem Namen Herr ...» oder Die wahren Namen des Herrn

Der Zar wußte seine Macht vor allem auch auf die Macht der Kirche gegründet. Er mußte mit ihr zusammen herrschen, wenn freilich auch über sie. Doch in geistlichen Dingen wollte er sich beugen. «Von euch», apostrophierte er im Januar 1551 eine Versammlung hoher Priester und des Adels im Kreml, «fordere ich eifrige Belehrung, ihr Hirten der Christen, Lehrer der Zaren und Edelleute, ihr ehrwürdigen Bischöfe der Kirche! Schont meiner nicht in meinen Sünden! Werft mir kühn meine Schwachheit vor! Verkündet laut Gottes Wort, und meine Seele wird leben!»

Ivan IV., der sich 1547, kaum siebzehnjährig, in der Himmelsfahrtskathedrale des Kreml als «heiliger und gottgekrönter Zar und Selbstherrscher von ganz Rußland» hatte inthronisieren lassen, wollte sein Land auch als wahrhaft christliches Land regieren und als Hüter der Orthodoxie, und zumal in Kriegs-, in Krisenzeiten, die freilich fast immer waren, erfüllte ihn ein wahrer Kreuzzugsgeist. Im Kampf gegen die Kazanj-Tataren schickte er nicht nur Truppen, Proviant, Kriegsmaterial, sondern auch Weihwasser von der Erzengelkathedrale sowie ein besonders wundertätiges Kreuz aus Moskau, mit dessen Hilfe weiteres Weihwasser produziert, im Kampfgebiet ausgesprengt und so effizient werden konnte. Auch Ivans Feldzeichen trug ein Kreuz, die Nachbildung eines wieder sehr mirakulösen Kreuzes. Das heilige Bild der Gottesmutter, angeblich nicht von Menschenhand gemacht, schmückte gleichfalls das Banner des höchsten Feldherrn, der schließlich nach allerlei Gebetsverrichtungen an die Führer seines Heeres appellierte: «Gemeinsam kämpfen wir, um für die heilige Kirche, für den orthodoxen christlichen Glauben zu sterben, wie auch für unsere Blutsbrüder, die rechtgläubigen Christen, die eine lange Gefangenschaft erdulden und unter diesen gottlosen Tataren leiden ... Wir wollen bereit sein, unser Leben hinzugeben; wenn wir sterben, so ist das nicht Tod, sondern Leben; sterben wir jetzt nicht, so sterben wir später, und wie sollen wir uns in zukünftigen Zeiten von diesen Ungläubigen befreien? Ich bin mit euch gezogen. Besser, ich sterbe hier, als daß

ich lebe, um mit anzusehen, wie Christus gelästert wird und die mir von Gott anvertrauten Christenmenschen von diesen gottlosen Kazanjern Übles zu erdulden haben!»

Schon im Alter von fünfzehn Jahren, im Frühjahr 1545, bekriegte Ivan die Kazanj-Tataren, und dann folgte Feldzug auf Feldzug gegen sie. Hemmten sie doch nicht nur die moskovitische Expansion nach Osten, nach Sibirien, sondern sie waren als überzeugte Muslime auch erklärte Feinde der Christen und des christlichen Glaubens. So führte man nicht nur einen nationalen, sondern geradezu, wie vor allem Metropolit Makarij erklärte, einen «heiligen Krieg», eine Art Kreuzzug gegen sie, diese Nomadenabkömmlinge türkischer Rasse, die «Ungläubigen», gegen die das «heilige Rußland» sogar Frauen beim Angriff einsetzte. Und wurde Ivan zunächst auch in drei Feldzügen immer wieder zurückgeschlagen, erklärte er doch angesichts von Kazanj: «Hier wird eine christliche Stadt erstehen. Wir werden Kazanj ein Ende bereiten. Gott wird es in meine Hand geben.»

Der Zar zeigte sich verhandlungsbereit, aufgeschlossen für Heeresreformen und rüstete. Zugleich ließ er die zunehmende Zuchtlosigkeit und gesunkene Kampfmoral seiner Streithaufen durch den Erzpriester Timofej, einen redegewandten Aufputscher, als ehr- und pflichtvergessen verdammen. «Gott, Ivan und die Kirche rufen euch zur Buße.» Andernfalls drohte der Priester den «Zorn des Zaren» an und den «Fluch der Kirche»: Thron und Altar – wie durch Jahrhunderte, Jahrtausende im Westen! Und Fürst Vladimir Andrejevič, Ivans Vetter, rief: «Fasse Mut, Zar. In gleichem Geist kämpfen wir alle für Gott und für dich!» Ja, wie hätte, da Ivan nicht versprechen sollen, die Überlebenden «hoch zu belohnen, und» – der Dank des Vaterlandes! – «wer hier den Tod erleidet, für dessen Weib und Kinder will ich sorgen ...» Und schrie schallend über die Ebene: «In Deinem Namen, Herr ...»

Doch die wahren Namen des Herrn waren, im Osten wie im Westen, im ersten wie im zweiten Jahrtausend, nicht Jesus, nicht Christus, nicht Gott und nicht Teufel, die wahren Namen des Herrn waren stets: Mammon und Macht.

Die Schlußphase des Kampfes um das von 150000 Kriegern

Ivans gänzlich umzingelte Kazanj mutet fast wie eine Satire an, eine sehr blutige allerdings, plötzliche Ausfälle bei Tag und bei Nacht, Offensiven, Entlastungsattacken von außen, stundenlange Gemetzel Mann gegen Mann, schwere Verluste auf beiden Seiten, hier der Zar im Namen des Herrn ins Gefecht treibend, dort die Tataren mit Mohammed und Allah streitend ... Die russischen Belagerer waren nicht nur mit einem dänischen Experten, einem Sprengmeister, präsent, sondern auch, unter vielen Kriegerzelten, mit drei «Feldkirchen». Und während nun Minen explodierten, während wohlplazierte Pulverladungen Teile des Befestigungswerks, menschliche Glieder, Köpfe, Arme, Beine die Luft durchwirbelten, nahmen die Angreifer das Abendmahl, stiegen rings Gebete zum Himmel, sprang der Zar vors Kirchenzelt, die Wirkung einer Detonation taxierend, dann zurück zu seiner Andacht, einer Messe, bis neue Sprengungen ihn wieder nach draußen rissen und endlich auf dem Schlachtfeld fünftausend Tataren lagen.

«Tränen des Mitleids» soll der sensible Christenfürst angesichts der Leichenhaufen vergossen haben, überließ aber ihre Weiber und Kinder seinen Schlächtern, seinerseits die Juwelen und Kroninsignien des Khans kassierend. Im übrigen befahl er, «dem Allmächtigen die Ehre» zu geben, nahm gleich an einem Dankgottesdienst teil, errichtete in der Stadtmitte eigenhändig ein Kreuz, ließ auch eine Kirche auf den Namen «Maria Verkündigung» bauen und weihen und sich selbst auf der ganzen Heimfahrt umjubeln als «Besieger der Barbaren – Beschützer der Christen». Hatte doch auch der Metropolit die blutige, für Rußland so bedeutsame Eroberung Kazanjs als Sieg gepriesen «für Christus über Mohammed»... und Ivan verglichen mit Konstantin «dem Großen».

Natürlich begnügte man sich nicht mit der gewachsenen Macht, der Einnahme des Khanats von Kazanj, von Astrachan. Man strebte weiter nach Osten, drängte über den Ural, in die unermeßlichen Weiten dahinter, von ihrer Fruchtbarkeit gelockt, ihrem Reichtum an Wild, Pelztieren, Fischen. Kurz, 1582, zwei Jahre vor Ivans IV. Tod, begann auch die Eroberung Sibiriens, hatte man ja in Moskau auch schon ein Sibirisches Ministerium etabliert. Und so war denn die Begeisterung über die Unterwerfung der Welt jenseits des Urals

in der Hauptstadt kaum geringer als nach der Einnahme Kazanjs, läuteten alle Kirchenglocken, feierte man wieder Dankgottesdienste und das Volk rief auf den Kremlplätzen: «Gott hat Rußland ein neues Fürstentum verliehen!»[8]

Gleichwohl, der Drang nach Westen hat Moskau mehr beflügelt. Der Vormarsch begann bereits Ende des 15. Jahrhunderts mit kaum abreißenden Kriegen gegen Litauen. Ivan III. starb darüber. Sein Sohn, Großfürst Vasilij, setzte die Feldzüge fort, erst recht Ivan IV., und beide Seiten störte es wenig, daß sie als Christen Christen bekämpften. 1558, beim Beginn des Livländischen Krieges (1558–1582), stürmten russische Heere ein paar hundert Kilometer über das Land, Narva fiel, Dorpat fiel, Stadt um Stadt ging verloren. Das nächste Jahr brachte neue russische Truppen, neue systematische Zerstörungen, neue Greuel. Gefangene werden umgebracht, sogar kleine Kinder getötet, so, wie viel später noch bei dem Massaker von Wenden, wo niedergemachte Männer, Frauen und Kinder die ganze Stadt bedeckten. «Nach dem allmächtigen Willen Gottes», wußte Ivan anno 1560, als seine unbeschränkte Selbstherrschaft begann, «sind die livländischen Lande seit den Zeiten des großen russischen Herrschers Rurik rechtmäßig ein Teil unseres Zarenreiches», wobei es vor allem um das baltische Küstenland, den Besitz der Ostseehäfen ging, um den Handel übers Meer mit dem Westen. Immer erneut wurde deutlich, «Litauen und Kiev müßten ewig mit Moskovien verbunden sein und Livland gehöre dem Zaren, wie es ihm immer gehört habe». Und endlich hatte er auch, mit Ausnahme von Riga und Reval, ganz Livland erobert, nur nicht für lange; 1582, im Frieden von Jam Zapolski (bei Pleskau), verlor er es wieder.

Auch die Söhne des Zaren verschwanden mehr oder weniger auffällig.

Den ältesten und mutmaßlichen Thronfolger Ivan aus erster Ehe erschlägt der eigene Vater in einem Wutanfall 1582. Der tatsächliche Thronfolger, Fjodor I. Ivanowitsch, ist schwachsinnig und von seinem Schwiegervater Boris Godunow abhängig, der faktisch regiert. Der jüngste Sohn, der neunjährige Epileptiker Dmitri, aus siebter Zarenehe, kommt 1591 ums Leben, unter weder damals –

trotz Befragung von dreihundert Zeugen – noch irgendwann bis heute ganz geklärten Umständen.

Sterben doch seinerzeit auch nicht wenige andere Mitglieder der großfürstlichen Familie auf rätselhafte Weise. Der Mittäterschaft verdächtigt wird vor allem Boris Godunow, der auch, so munkelt man, am Tod des Zaren Fjodor 1598 beteiligt gewesen sein, diesen vergiftet haben soll. Kurz darauf geht die Witwe des Zaren, Godunows Schwester, ins Kloster, wohin schon manche seiner Widersacher verschwanden und noch verschwinden. Und der einstige Erzbischof Iov von Rostov, durch Boris Godunow 1589 zum ersten russischen Patriarchen aufgestiegen, sorgt jetzt dafür, daß Boris Godunow zum neuen Zaren aufsteigt (1598–1605). Er hatte das Moskauer Patriarchat von Konstantinopel unabhängig gemacht, er trieb die Unterwerfung Sibiriens voran, und er tat insbesondere alles, um seinem Haus den Thron zu sichern – «wer irgend ihm gefährlich schien, wurde aus dem Wege geräumt» (Pierer).

Doch am 13. April 1605 stirbt Zar Godunow plötzlich, und schon wenige Wochen nach diesem überraschenden Tod wird sein Sohn und Nachfolger Fjodor Borissowitsch, ein fünfzehnjähriger Jüngling, gestürzt, wird er am 10. Juni samt seiner Mutter, Großfürstin Maria, erdrosselt. Am 20. Juni marschiert der falsche Demetrius in Moskau ein und empfängt noch im Juli feierlich die Zarenkrone sowie die Glückwünsche Papst Pauls V., der auch sein Ansehen zu fördern verspricht. Bereits im nächsten Sommer aber wird der Betrüger vom Russenvolk hinweggefegt, seine Leiche scheußlich zugerichtet, verscharrt, wieder ausgegraben, verbrannt und die Asche noch mit einem Kanonenschuß verfeuert – übrigens auch die hauptstädtische Szenerie durch die Ermordung von etwa fünfhundert Polen, fremden «Heiden», bereinigt, womit die «Zeit der Wirren», Smuta 1605–1613 (IX 173 ff.!), begonnen hat.[9]

Die «Zeit der Wirren»

Einerseits ging es in diesen sich vielfach überschneidenden, teils politisch-militärischen, teils sozial-revolutionären Kämpfen, um nur die Hauptstränge zu benennen, um eine Auseinandersetzung zwischen Regierung und Bojaren, scheiterte der Hochadel bei seinem Versuch, gewisse ältere Befugnisse gegenüber dem Zarentum wieder zu gewinnen bzw. dessen Macht einzuschränken. Andererseits versuchten Teile des Volkes, sich vor der Schollenbindung, der Voraussetzung der Leibeigenschaft zu bewahren oder daraus zu befreien, wobei es, unterstützt von armen Städtern und Kosaken, zu einem gewaltigen (Bauern-)Aufstand kam, dessen Führer Ivan Isayevich Bolotnikov – dies ist kontrovers (wie man überhaupt von Bolotnikov wenig, über seine Frühzeit fast nichts weiß) – vielleicht den ersten großen sozialen Umsturz in Rußland erstrebte, jedoch 1608 geblendet und ertränkt worden ist.

Der Bolotnikov-Aufruhr, mit der im Moskauer Staat seit langem üblichen Brutalität praktiziert, richtete sich nicht nur, doch vor allem gegen gesellschaftlich Hochgestellte, gegen Bojaren, Adlige, Gutsbesitzer, die man dabei den verschiedensten Hinrichtungsritualen, langgestreckten Torturen aussetzte, die man gern an den Füßen aufhängte, verkehrt herum an Stadtmauern nagelte, von Türmen stürzte. Daß man sie beraubte, ist selbstverständlich; fast auch, daß man ihnen Frauen und Kinder nahm und sie schändete. In der Hauptstadt liquidierte man Gefangene massenweise; «jede Nacht», überliefert Isaak Massa, ein holländischer Händler und bedeutender Augenzeuge, «führte man sie nach Moskau zu Hunderten, schlachtete sie wie Opferlämmer, stellte sie in eine Reihe und erschlug sie mit einem Prügelschlag auf den Kopf, wie Ochsen, und warf sie unter das Eis des Flusses Jauza.»

Die Historiker – keinesfalls nur die sowjetischen – haben das Geschehen sehr lange als eine prononciert sozial-revolutionäre Erhebung interpretiert, als bäuerliches Aufbäumen gegen die sich ausbreitende Leibeigenschaft, während «neueste Forschungen» von dem in der Sowjethistoriographie so beliebten «Bauernkriegsmodell» wenig mehr wissen wollen, vielmehr versichern, daß in

dieser ersten großen russischen Rebellion eben «kein anti-feudaler ‹Bauernkrieg› wütete», kein Aufruhr der Unterschichten gegen die Oberschicht, sondern ein «Kampf um tradierte und als einzig legitim verstandene Ordnungsvorstellungen mit dem ‹wahren Zaren› an der Spitze». So «soll» es, wie es ausdrücklich heißt, jedenfalls «verstanden werden». Und ebenso soll man die kurz vorausgegangene Revolte des Cholopko (1602/1603) nicht sozialgeschichtlich, nicht als ersten «Massenaufstand von Unterschichten und als Präludium zum ‹Bauernkrieg› des Bolotnikov» verstehen, sondern als einen «Hungeraufstand» (Krispin).

Als könnte es nicht beides gewesen sein! Als könnte sich die kaum vorstellbare Hungersnot, die Rußland zu Beginn des 17. Jahrhunderts überzog, nicht als sozialer Protest, als Empörung fortgepflanzt haben! Die Katastrophe war ungeheuerlich genug. Der Lüneburger Conrad Bussow, einstiger Gesandter Schwedens in Moskau und späterer Kombattant Bolotnikovs, schätzte den Anstieg des Brotpreises zwischen 1601 und 1603 auf etwa das 25fache, die Anzahl der Opfer an Unterernährung und Seuchen auf eine halbe Million und beteuert: «Aber um mit Gott die Wahrheit zu bezeugen, habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen, daß Menschen auf der Straße lagen, die im Sommer Gras und im Winter Heu wie das Vieh gefressen haben. Etliche waren tot, und ihre Münder steckten voller Heu und Kot; teilweise haben sie – bona venia – Menschenkot und Heu hinuntergeschluckt. Unzählige Kinder sind von ihren Eltern und die Eltern von ihren Kindern, auch der Gast vom Wirt und umgekehrt ... getötet, geschlachtet, gekocht worden. Das Menschenfleisch wurde kleingehackt, in Piroggen ... verbacken und auf dem Markt als Tierfleisch verkauft und gegessen.»

Das war also im orthodoxen Osten nicht anders als im päpstlichen Westen, wo man gelegentlich schon seit dem frühen Mittelalter bei derlei Nöten verhungernde christliche Mitbrüder und -schwestern ins Haus geholt, fürsorglich kaltgemacht, in Salz gelegt und genossen hat (IV 490, VIII 81 ff.!). Daß die Ärmsten der Armen stets die ersten Opfer der Gesellschaftsordnung wurden, die ersten Opfer von Spekulationskäufen, von Anbieterabsprachen, Preistreibereien, Wucher, falschen Maßen etc., versteht sich von selbst.

Ebenso wohl die oft bezeugte Tatsache, daß auch der Klerus, gerade der hohe, das allgemeine Unheil ausgenützt und sich am Elend der vielen bereichert hat. So schrieb Isaak Massa, der holländische Kaufmann in Moskau, wo Tausende von Menschen auf offenen Plätzen und Feldern an Hunger und Seuchen starben: «Sogar der Patriarch selbst, das Haupt der Geistlichkeit, auf den man in Moskau schaute, wie auf einen Heiligen, besaß einen großen Vorrat an Brot und sagte, daß er dieses nicht verkaufen wolle in Erwartung einer Erhöhung der Preise. In vielen Klöstern und bei vielen vornehmen und reichen Leuten waren die Speicher voll von Getreide und ein Teil desselben verfaulte durch die lange Zeit bereits, aber sie wollten es nicht verkaufen.»

Auch das also war in der orthodoxen Christenheit nicht anders als in der katholischen. Oder hatte nicht 1194, als Tausende und Abertausende verhungerten, auch Raoul von Wanneville, der Bischof von Lisieux und Kanzler des britischen Königreiches, Getreide gehortet, nicht um das Elend der Hungernden und Sterbenden zu lindern; sondern um «teuer zu verkaufen ...» (VIII 83)? Was ja wieder lebhaft an den Heiligen Vater Papst Sabinian erinnert, der schon 605 bei einer Hungersnot in Rom die ihn bedrängenden Christgläubigen rigoros zurückgestoßen, jede Hilfeleistung brüsk verweigert hatte, um dann sein Korn zu Wucherpreisen, zu 13, ja zu 30 Solidi pro Scheffel loszuschlagen (IV 335).

Vermehrt wurde das Konfliktpotential der Smuta auch durch die Verfolgungen der Juden. Denn infolge ihrer Auswanderung und Vertreibung aus westlichen Ländern, aus Bayern, Österreich, Schlesien, aus der Schweiz und Spanien (VIII 242 ff.), sammelten sie sich in der frühen Neuzeit, privilegiert von Fürsten, im Osten, in Polen, Litauen, der Ukraine und fielen dann ebenso dem Fremden- und Oberschichtenhaß zum Opfer wie dem christlichen Glaubenseifer. Allerdings nicht nur dem orthodoxen. War doch gerade das katholische Polen fast die ganze Neuzeit hindurch eine Hochburg der vom Klerus ausgehenden Judenhetze, die den «Hebräern» die verschiedensten Greuelmärchen anhängte, vom Hostienfrevel über den Kindsmord bis zur Hexerei und Giftmischerei.

Dabei beginnen die Pogrome weder während der Smuta noch en-

den sie damit. Im Gegenteil. Sie kulminieren, vorerst, 1648 in der Ukraine, wo man ganze jüdische Gemeinden ausrottet, in Polen, wo im selben Jahr zweihunderttausend Juden umkommen. «Das Morden war von grausamen Peinigungen begleitet: den Opfern wurde die Haut bei lebendigem Leib abgezogen, sie wurden in Stücke gehauen, zu Tode geprügelt, auf Kohlenfeuer geröstet oder mit kochendem Wasser verbrüht ... Sie waren der völligen Vernichtung preisgegeben, und das geringste für sie gezeigte Mitleid galt als Verrat. Die Kosaken schleppten die Gesetzesrollen aus den Synagogen und tanzten, Schnaps trinkend, darauf herum. Dann legte man Juden auf sie und schlachtete sie erbarmungslos ab. Tausende von jüdischen Kindern wurden in die Brunnen geworfen oder lebend begraben.»

In Krakau tötet man 1663 einen Apotheker – auf die unbewiesene Anklage hin, Verfasser einer Schmähschrift gegen die Jungfrau Maria zu sein – in der gerichtlich festgesetzten Reihenfolge: erst zwickt man seine Lippen weg, dann wird ihm eine Hand verkohlt, darauf die Zunge abgeschnitten und schließlich der Rest auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Im nächsten Jahr dringen in Lemberg die Zöglinge einer Jesuitenakademie ins Ghetto ein, massakrieren an die hundert Menschen und demolieren deren Häuser samt der Synagoge. Und in Rußland, wo im 19. Jahrhundert zwei Drittel des ganzen Weltjudentums leben, jagt man die Verhaßten 1903 in 284 Städten mit kirchlichem Segen und ermordet 50000 mit Billigung der Regierung (Vgl. I 2. Kap.! S. 511 ff.! II 48 ff., 271 ff., 391 ff. VI 362 ff. VII 12. Kap.! VIII 242 ff.! u. a.).[10]

Aufstand auf Aufstand; Thron und Altar oder «... mergelte er ihnen gar das Marck aus den Beinen»

Nach der Smuta ergreift das Haus Holstein-Gottorp-Romanow (1613–1762) das Regiment, und unter seiner Ägide geht es oft kaum weniger korrupt, kaum weniger gewaltsam weiter.

Die fortdauernde Unzufriedenheit, die Entrechtung der Massen,

auch heterogener Schichten, signalisieren schon die schier unentwegten neuen «Wirren», die beständigen Auflehnungen in diesem Jahrhundert, recht eigentlich das Jahrhundert der Aufstände in der russischen Geschichte schlechthin und nicht von ungefähr auch als Jahrhundert der «aufrührerischen Zeit» (buntašnoe vremja) charakterisiert.

In bestürzender Fülle folgen da (neben einer Vielzahl kleinerer aufstandsähnlicher Bewegungen) besonders seit der Mitte des 17. Jahrhunderts – und von den Historikern vor 1917 bezeichnenderweise wenig beachtet: der Aufstand von Tomsk 1648, der Aufstand von Moskau im selben Jahr, darauf der Aufstand des Bohdan Chmiel'nicky in der Ukraine, damals jedoch noch nicht moskovitisch; dann die Aufstände von Novgorod 1650 und Pskov 1650, der Aufstand der Mönche im Solovki-Kloster im Weißmeer in den sechziger Jahren, der Moskauer Kupfergeldaufstand von 1662, der Kosaken-Aufstand unter Stenka Razin 1667–1671, dem «russischen Robin Hood», in Moskau öffentlich gevierteilt, der Strelitzen-Aufstand von 1682, der Strelitzen-Aufstand von 1698, der Baschkiren-Aufstand seit 1705, der Aufstand der Don-Kosaken unter Kondratij Bulavin 1707–1708 ... Von indirekten Formen des Widerstands ganz zu schweigen.

Das alles spiegelt ein hohes ‹Potential› sozialer Not ebenso wie die Tyrannei des Staates. Auf der einen Seite das Aufbegehren gegen die «Mächtigen und Starken», gegen das zarische Favoritenwesen, eine Ausbeutergruppe diverser Herkunft zuweilen; auf der anderen Seite all die Unterjochungsmechanismen, die vielerlei Druckmittel und Willkürakte der Despoten. Hier wachsende Fron, Drangsal, grassierende Armut, dort eine ungeheuere Verworfenheit und Bereicherung, die stete Sucht, die Dauergier, immer größere Menschenhaufen in die Zinsknechtschaft, die Leibeigenschaft hinabzudrücken – sie schändet Rußland bis 1861 –, durch Schulden zu versklaven.

Auch kam es zu einem immer immenseren Kapitalbedarf, vor allem durch die endlosen Kriege, die immer größeren, in diesem Säkulum sich verdreifachenden bis verfünffachenden Ausgaben für die Armee, die immer zunehmende Rekrutierungs- und Stationierungs-

praxis, die immer höheren Aufwendungen auch für den Hof, der in nur wenigen Jahrzehnten von 2000 auf 7500 Personen anschwoll. Es kam zu schweren Geldkrisen, Preisexplosionen, gelegentlich auch zu umfangreicher Falschmünzerei. Allein bis 1663 verurteilte man deshalb unter Aleksej Michajlovič – wegen seiner ungemeinen Frömmigkeit mit dem Attribut des «höchst sanften Zaren» (tišajšij car') geschmückt – 7000 Menschen zum Tode (geschätzte Zahl der «wirklichen Verbrecher»: 200!). Und 15000 Menschen verurteilte man unter dem als «mild» und «sanft» gepriesenen Herrscher zur Auspeitschung, Verstümmelung, Kerker, Verbannung.

Überhaupt: die horrenden Strafen, Strafexpeditionen, Massenhinrichtungen dieses sich zur europäischen Großmacht heranrüstenden und -schlachtenden Staates, sein reichliches Foltern, Zungenausreißen, Hängen, Köpfen, Vierteilen häufig ja bloß Verdächtiger, Unschuldiger!

Nur zu begreiflich der Hunger der Geschröpften, Geschundenen nach gemäßerer Herrschaft, nach Gerechtigkeit, der Protest gegen den Mißbrauch der Macht durch hochprivilegierte Zarengünstlinge, der Schrei nach Auslieferung aller, die aus dem Volk «das Blut heraussaugen», wie, ein Beispiel nur statt vieler, unter Zar Aleksej Michajlovič Romanov wieder, dem so frommen, sanften, der Würdenträger Leontij Stepanovič Pleščeev, Leiter des Moskauer Landesamtes (zemskij prikaz), von dem man schrieb, er «schindete und schabete über die masse den gemeinen Mann: war mit Geschencken nicht zu ersättigen: wenn Parteyen vor ihm in die Canceley kamen, mergelte er ihnen gar das Marck aus den beinen.»

Aufständische massakrierten ihn auf dem «lobnoe mesto», einem herausgehobenen Teil des Roten Platzes, vordem offizielle Hinrichtungsstätte, wo man aber noch immer höherer politischer oder religiöser Ziele wegen gern etwas Blut verspritzte, köpfte, totschlug, wo man bei Stadtprozessionen, das hängt schließlich fast symbiotisch zusammen, auch Gottesdienste feierte; ein respekteinflößender Ort somit, manchmal, kaum von ungefähr, auch Treffpunkt mit Rebellenhaufen.

Zum Beispiel erschien, gleich nach Pleščeevs Liquidierung, im Auftrag des frommen Zaren der Patriarch Iosif und führte nicht

nur viele Hochgestellte, Vertraute Aleksejs, mit sich, sondern auch, zur Förderung der guten, zur Besänftigung der bösen, der teufelsgestützten Sache, die wundertätige, die «nicht von Menschenhand gemachte» Vladimir-Ikone, so etwas wie ein gerade im 16., im 17. Jahrhundert höchstgeschätzter «Kommunikationsfaktor» der Herrschaftslegitimation. Denn das alte, durchaus konfliktgeladene Kooperieren von Thron und Altar setzt sich im ganzen Jahrhundert fort, bis es unter Peter I. einen bezeichnenden Abschluß findet.[11]

Und während im Norden die Christen Jahrzehnt um Jahrzehnt übereinander herfallen, einander zerfleischen, schlagen sie im Süden mörderische Schlachten gegen die Türken, verdoppeln, verdreifachen sie das Reich der Habsburger durch den Prinzen Eugen.

4. KAPITEL

PRINZ EUGEN, «DER EDLE RITTER», UND DER SPANISCHE ERBFOLGEKRIEG

«Die große Neigung dieses Prinzen geht beständig auf Krieg, ohne daß er sich um die Ursachen oder Folgen desselben kümmerte, und darauf, sich selbst an der Spitze einer Armee zu sehen, wo er auch allein eine beträchtliche Figur machen kann ... und da er unter den Waffen aufgewachsen ist, so hat er die Empfindungen von Mitleid und Reue so weit bei sich ausgelöscht, daß er imstande ist, das Leben von tausend Menschen einer Caprice von Ruhm oder Rache aufzuopfern.»

Jonathan Swift[1]

«Für gewonnene Schlachten erhielt Prinz Eugen so etwas wie ‹Provisionen› oder ‹Erfolgsprämien›, die bar ausbezahlt wurden wie nach der Schlacht von Höchstädt. Der Kaiser revanchierte sich für militärische Erfolge aber auch mit hohen, einträglichen Ämtern. Nach dem bravourösen Entsatz von Turin 1706 wurde Prinz Eugen zum Generalgouverneur von Mailand ernannt, ein Amt, das immerhin 150000 Gulden jährlich eintrug, und das sogar lange über den Krieg hinaus ... Auch die Siege von Oudenaarde und Malplaquet haben sich finanziell gelohnt. ... Aus den Niederlanden strömten jedes Jahr etwa zwei Drittel seines auf rund 300000 Gulden geschätzten Jahreseinkommens in seine Kassen.»

Hanne Egghardt[2]

«Österreichs Heldenzeit ist in Wahrheit das Zeitalter Eugens. Wir haben schon kennengelernt, was seine Siege für die Schaffung des neuen Mitteleuropa bedeuten: Zenta, Höchstädt, Turin, Oudenaarde, Peterwardein und Belgrad sind die Marksteine auf dem Wege zur Schaffung der neuen Weltstellung des deutschen Volkes und seiner Kaiser, zur Beseitigung der Universalherrschaft Frankreichs, der türkischen Übermacht und Gefahr.»

Wilhelm Schüßler[3]

«Erscheinungen, wie sie die Erinnerungen des späteren Hallenser Chirurgen Johann Dietz wiedergeben – also eines Mannes, der seinen Ruf vermutlich nicht leichtfertig aufs Spiel setzte –, wonach 1686 bei der Eroberung Ofens kein Türke am Leben gelassen, alle massakriert, den meisten die Haut abgezogen, das Menschenfett ausgebraten und getrocknet worden sei, um schließlich als hochbezahlte ‹Mumie› (Pulvis Mumiae) in den Handel zu gehen, sind trotz ihrer Nähe zu einem literarischen Topos so ungewöhnlich nicht.
In der Schlacht bei Peterwardein (1716) sind von Prinz Eugens Soldaten wenigstens 10000, vermutlich aber über 20000 Türken hingemetzelt worden, bei Zenta (1697) war es nicht anders, ohne dass eine militärische Notwendigkeit dafür bestanden hätte.»

Heinz Duchhardt[4]

König Karl II., der letzte Habsburger auf dem spanischen Thron, war weder körperlich noch geistig ganz gesund, war auch kaum fortpflanzungsfähig und galt bei seinen Untertanen als «der Behexte». Zwei kinderlose Ehen (mit einer französischen, einer österreichischen Prinzessin) erklärten sie als Teufelswerk. Und nachdem er im November 1698 den Kurprinzen Joseph Ferdinand von Bayern, den Enkel seiner Schwester Maria Theresia, zum Alleinerben bestimmte, dieser aber bereits im nächsten Jahr so plötzlich starb, daß zeitgenössische Vermutungen von Gift sprachen, auch andere überraschende Todesfälle erwiesenermaßen infolge Vergiftung durch nächste Verwandte in den edleren Kreisen von Paris die Sache komplizierten, änderte der spanische König Anfang Oktober 1700 sein Testament, das die Unteilbarkeit einer Monarchie festschrieb, von deren Besitz immerhin die Herrschaft über einen halben Kontinent abhing, zugunsten Herzog Philipps von Anjou, des 17jährigen Enkels und Kandidaten Ludwigs XIV., und verschied selbst schon an Allerheiligen, vier Wochen darauf.

Während aber König Ludwig die kolossale französisch-spanische Machtkonzentration im Schloß von Versailles bombastisch feiert, während der spanische Gesandte Marquis Castelldosrius wie berauscht ruft: «Die Pyrenäen haben aufgehört zu bestehen. Wir bilden eine einzige Nation», während der französische Prinz als König Philipp V. von Spanien (1700–1746) bald auch dort begrüßt wird, ebenso im spanischen Unteritalien, ja von vielen Staaten Europas, auch vom Papst, schreitet Kaiser Leopold I. gegen diese Regelung scharf ein und beginnt im Frühjahr 1701, noch ohne Kriegserklärung und das Gebiet der neutralen Republik Venedig verletzend, mit einer spektakulären Überquerung der Tridentinischen Alpen unter

seinem Feldherrn Prinz Eugen (oft wie der Alpenübergang Hannibals, Bonapartes oder Suworows gefeiert) den Krieg, den Eugen nun nicht nur entscheidend prägen, sondern in dem er selbst immer mehr zum antreibenden Vorbild, zu einem Idol ganzer (christlicher) Generationen, ja Jahrhunderte wird – ein Mythos bis heute.[5]

Prinz Eugen und «unsere christlichen Werte»

Indessen figuriert der Savoyer hier nicht nur, ja nicht einmal in erster Linie seinetwegen so überraschend breit, streicht er den unverhältnismäßig großen Raum nicht wegen seiner Heroenrolle ein, dieser ach so begehrten, nein – wegen seines Publikums, der Zeit und Zeiten wegen, die ihn umjubeln, den «genialen Feldherrn», den «großen Meister des Krieges» (Braubach), den «größten Kriegshelden unseres Jahrhunderts» (Friedrich II. von Preußen), den mächtigsten «Mehrer des Reichs, den Österreich bisher besessen» (Schüßler), der dafür «dreizehnmal sein Blut verspritzte» (Generalmajor a.D. Kerchnawe). Doch nicht als «Mehrer der Länder seines Kaisers» nur gewinnt er Lob und Preis, als «Mehrer» auch «des deutschen Reiches» oder, so Seckendorf, der Feldmarschall, in einer Ode, als «Schutzgeist teutscher Welt», obwohl ihm ja deutschnationale Motive eher fremd waren, erst recht, für manchen heute vielleicht verführerisch naheliegend – europäische?

Mit Eugen jedenfalls, dem «Schützer des Abendlandes», dem «europäischen Politiker» (Braubach), hatte man in den oft so fürchterlichen Türkengemetzeln des späten 17., des frühen 18. Jahrhunderts sich nicht verteidigt nur, nein, mit ihm hatte man, was er doch immer wieder wollte, wozu er immer wieder trieb, vor allem an- und ausgegriffen, hatte man dazugewonnen, hatte «jene weiten Gebiete erobert, wo später durch militärische Zucht und Ordnung, durch den Fleiß der Grenzer und der deutschen Kolonisten aus Sümpfen, Seen und Wüsteneien die fruchtbarste Erde Mitteleuropas geschaffen und weiter Siedlungsraum für deutsche Ansiedler erschlossen wurden.»

Eugen steht hier also nicht so sehr als Christ als, es noch einmal zu sagen, im Hinblick auf die Christenheit, wegen seiner «Rezeption» durch sie. Wissen wir doch gar nicht recht, was er geglaubt oder nicht geglaubt hat. Das bleibt undeutlich, zumindest umstritten. Gewiß, er stand in der christlich-abendländischen Tradition, er erfüllte seine Pflichten als Katholik, auch die als «Abt» ihm auferlegten (natürlich keine priesterlichen). Er besuchte die Messe, empfing die Sakramente, ließ immer wieder das Tedeum schmettern, ließ sich gar einen Küraß fabrizieren, auf dessen linker Brustseite die Madonna prangte. Doch während er so für die einen «Fromm- und Gottseligkeit» bezeugt, «aufrichtige Frömmigkeit», kindliche «Treue zu seiner Kirche», auch, trotz mancherlei Kritik, Festhalten an der Institution des Papsttums, neigt er nach anderen zu Indifferenz, zur Toleranz allen Religionen gegenüber, ausgenommen der Islam, Erbfeind des Christentums.

Konfessionelle Streitigkeiten aber hielt er, hundert Jahre nach dem Dreißigjährigen Krieg und unter dem Einfluß der Aufklärung, anscheinend für anachronistisch, für Verdrießlichkeiten, wie er einmal dem Herzog von Bevern gestand, «die wahrhaftig an sich ein so großes Geschrei nicht verdienen». Seine landflüchtigen Bauern wollte der Grundherr unbedingt wieder, ob sie indes slawische Raizen, Katholiken, Calvinisten oder griechisch-orthodox waren, kümmerte ihn kaum. Und ebenso wenig dürften ihn religiöse Belange bei Verhandlungen bestimmt haben. Fanatiker in Glaubensdingen war er nicht, persönlich von einer Kreuzzugsstimmung und -gesinnung offensichtlich weit entfernt, und so auch kein eigentlicher «miles christianus». Entscheidend jedoch ist, daß er als solcher ganzen christlichen Generationen ins Gedächtnis gegraben und zum Vorbild gemacht, ja, daß er darüber hinaus, wie schon für Friedrich Carl von Schönborn, den Fürstbischof von Bamberg und Würzburg und Reichsvizekanzler, als Mensch überhaupt «das große Vorbild für die adelige und gebildete Gesellschaft» wurde, der «Roi des honnêtes hommes».

Hier also übt Eugen von Savoyen auch eine Art Stellvertreterfunktion aus: weil er vieles vertritt, was andere «aufgeklärte», «liberalere» Christgläubige seiner Zeit, zumal der sogenannten po-

litischen Elite, mehr oder weniger ähnlich, auch schon vertreten, glauben oder nicht mehr glauben; weil er so viel von jenem ominösen Komplex verkörpert und ausstrahlt, den man, immer wieder und noch, platt rhetorisch und ebenso nichts- wie vielsagend, mit dem Schlagwort «unsere Werte» oder «unsere christlichen Werte» umschreibt, wohlweislich in aller Regel nicht näher definiert, meist bewusst mehr versteckt als klarlegt. Nicht ethische Bibelnormen nämlich, nicht die Zehn Gebote, die Bergpredigt, nicht irgendwelche schönen Dinge aus dem christlichen Tugendkatalog, Glaube, Hoffnung, Liebe oder sonst was an theologischen Ausgeburten sind gemeint. Nein, «unsere christlichen Werte», das meint, das bedeutet Macht, Gewalt, heißt bei Widerstand, wie Kardinal Richelieu schreibt, «alles zermalmen», heißt Ausbreitung, jenseits der Grenzen, wachsende Herrschaft, heißt Indoktrination und Schröpfung der Massen unter Vorgaukelung edler Zwecke und Ziele. «Unsere christlichen Werte», das ist jene wilde Mischung aus falschem Glanz, aus Devotion, aus üblem Untertanenkampfgeist und fataler Todbereitschaft zum Nutzen weniger und zum Verderben vieler.

Ungezählte «Carmina» wurden zu Ehren Eugens verfaßt, nach der Schlacht bei Peterwardein auch das Gedicht:

> «Erlaucht und großer Prinz,
> Du Cäsar unsrer Welt,
> Du kamst, du sahst, du siegst,
> Die Feinde sind geschlagen.
> Was wird die späte Zeit
> Von deinen Taten sagen?»[6]

WECHSEL ZUM HAUS HABSBURG

Italiener der Herkunft, Franzose der Erziehung nach, war Eugen der am 18. Oktober 1663 in Paris geborene fünfte Sohn des Eugen Moritz von Savoyen, Graf von Soissons aus dem Hause Savoyen-Carignan. Der Vater, ein noch junger Militär, starb früh, schon

1673, auf einem Feldzug in Flandern, «mit ebensoviel Frömmigkeit wie Festigkeit», samt seinem (unbestätigten) Verdacht, er sei vergiftet worden. Eugens Mutter, Olympia Mancini, Tochter eines römischen Barons und Nichte des reichen, in Frankreich zeitweise fast allmächtigen Kardinals Jules Mazarin, einer der führenden Staatsmänner Europas und weltbekannt durch seinen Aberglauben, brillierte lange als Favoritin des jungen Ludwig XIV., als Mittelpunkt und Königin des Hofes.

Doch nicht alle ihre Träume wurden wahr, auch nicht, zunächst, die ihres Sohnes Eugen. Und während Olympia durch ein zwielichtig abenteuerliches Dasein strauchelt – frivole Extravaganzen, rauschhafte Feste, Séancen und Hofintrigen, Verstrickung vielleicht auch in einen Mordskandal, eine Vergiftung der spanischen Königin Marie Louise, der Nichte Ludwigs XIV. – während all dem blieben die Kinder mehr oder weniger sich überlassen, beziehungsweise ihren Kammermädchen und Lakaien. Und später landen die überlebenden Schwestern nicht eben freiwillig im Kloster, nachdem zumal die Ältere, Marie Jeanne-Baptiste de Soissons, wie Liselotte von der Pfalz, nachmals Herzogin von Orléans und Schwägerin des Königs, 1697 ihrer Tante Sophie, Kurfürstin von Hannover, schreibt, gar schändlich gelebt, «alle Jahre einen Bastard dahergesetzt, und man weiß nicht recht, wer der Vater davon ist»; auch daß sie nebst Kumpanin Abend für Abend sich «sternblindsvoll soffen» und mit Kerlen herumschlugen, «summa, ein doller Leben, als sie geführt, kann man unmöglich führen». Immerhin verschied Olympia, ihre Mutter, so unterrichtet am 10. Oktober 1708 der Erzbischof von Mecheln den Prinzen, «sehr christlich wohlversehen mit den Heilsmitteln der Kirche», wie schließlich auch er selbst wohl mit diesem Trost verschieden ist.[7]

Ein schlimmes Schicksal schien auch Eugen bevorzustehen.

Über seine ersten zwanzig in Paris verbrachten Jahre ist nicht viel bekannt, fast nichts über die Kindheit, über die Jugend wenig. Ganz unvermerkt, rühmt eine Gedenkrede gleich nach seinem Tod, habe er die «Vollkommenheit» erklommen und «erst im reifen Alter zu erkennen gegeben, wie groß er sei».

Er wird als klein geschildert, als «häßlicher Gnom», nach Jona-

than Swift aber «erträglich hässlich» (tolerably ugly), mit einer kurzen, aufgestutzten, das heißt «aufgeschnupften» Nase, mit knapper Oberlippe, stets offenem Mund, eben, wie Liselotte von der Pfalz einmal sagt, «ein schmutziger, sehr debauchierter (verwahrloster) Bub, der gar keine Hoffnung zu nichts Rechtes gab». Er soll, zusammen mit einem Vetter, dem Prinzen von Turenne, der homosexuellen Hofaristokratie bizarre Eskapaden geliefert haben. Beide Jüngelchen wurden denn auch nach berüchtigten Huren nicht nur benannt, sondern «man prätendierte, dass diese zwei auch dazu gebraucht worden und allezeit à tout venant beau jeu gaben und die Damen agierten».

Hatte man schon früh Bruder Philipp für die klerikale Laufbahn bestimmt, dachte man jetzt derart auch Eugen zu versorgen. Während einer Reise mit der Mutter nach Turin, an den savoyischen Hof, wurde aus dem fünfzehnjährigen «Chevalier de Carignan» kurzfristig der «Abbé de Savoye», der zum Zeichen seiner «Berufung» auch gleich vom Päpstlichen Nuntius Tonsur und niedere Weihen empfing, worauf er die Soutane trug. Und hätte damals «unser König», wie Liselotte glaubwürdig behauptet, Eugen, der «petit salope», der «kleinen Schlampe», wie sie ihn auch nennt, «eine Abtei oder nur eine Pension von 2000 Talern gegeben», er wäre nicht weggegangen.

Der junge Mann verspürte indes keinerlei «Inklination» zum geistlichen Leben, er wollte sich soldatisch «bewähren», im Krieg, auf den Schlachtfeldern, ihn reizte geradezu magisch der Ruhm, Ruhm durch grandiose, weithin in der Welt verfolgte Waffengänge, durch monströses Blutvergießen. In einer Audienz bei Ludwig XIV. ersuchte er um ein militärisches Kommando, eine Kompanie von 40 Mann. «Die Bitte war bescheiden», meinte später der «Sonnenkönig», «aber der Bittsteller nicht. Nie noch nahm sich jemand heraus, mir so frech wie ein zorniger Sperber ins Gesicht zu starren.»

Denn nachdem Eugen, wie er selbst bezeugt, edlem Ahnenbeispiel folgend, zum Dienst des Vaterlandes und des Hauses Bourbon sich gemeldet, nachdem er auch beim König persönlich zwei kläglich gescheiterte Versuche zum Eintritt in die Armee unternommen, floh er mit dessen Schwiegersohn, seinem Freund Louis Armand Conti,

über die Grenze und landete schließlich beim größten Widersacher seines bisherigen Herrn, bei Leopold I.

«Ich versichere Euch, allergnädigster Kaiser, meiner unverbrüchlichen Treue, und daß ich all meine Kraft, all meinen Mut und notfalls meinen letzten Blutstropfen dem Dienst Eurer Kaiserlichen Majestät sowie dem Wohle und Gedeihen Eures großen Hauses widmen werde.» So bot sich der Prinz jetzt dem gegnerischen Potentaten an, und vielleicht, wer weiß, hätte ihn der Habsburger ebenso hohnlächelnd abgewiesen wie der Bourbone, vielleicht hätte er dem «kleinen Abbé» ähnlich wie dieser geraten, lieber zu beten als zu fechten, zumal Kaiser Leopold I. ja noch viel frömmer als der Sonnenkönig war (auch eine Vorliebe für geistliche Berater hatte, etwa für die beiden Kapuziner Emmerich Sinelli und den Kreuzzugsprediger Marco d'Aviano, sich auch bei den Kapuzinern zu Grabe bringen ließ). Jetzt aber war in Wien gerade hohe Not am Mann, war jeder Held und Helfer willkommen, wälzten sich doch eben, Hochsommer 1683, die Türken heran und hatten in Hainburg schon, hieß es, einen jeden, der nicht rechtzeitig entwichen, geköpft und den Ort dem Erdboden gleichgemacht. Der Kaiser aber war mit der Regierung und einem Großteil der Wiener nach Passau geflohen und in der überfüllten brodelnden Stadt angeblich der «einzige, der ruhig blieb». «Er legte das Schicksal Wiens in Gottes Hände ...», seinerseits, bei allem Gottvertrauen, «krank: Erbrechen und Durchfall.»[8]

Unter diesen Umständen freilich konnte der Savoyer nun Fuß auf Habsburger Seite fassen und im sogenannten Fünften Türkenkrieg in der Schlacht am Kahlenberg bereits an der Befreiung Wiens mitwirken. Genaueres zwar weiß man nicht; er könnte an diesem, an jenem Flügel, könnte hier, könnte dort gestritten haben. Ziemlich sicher dagegen: seine Teilnahme am Einzug der Sieger, am Hochamt nebst Tedeum im Stephansdom. Und ganz gewiss: die Meldung des Eugen sehr gewogenen Botschafters Marchese di Borgomanero nach Madrid, der Prinz habe sich in der Schlacht tapfer geschlagen und der Kaiser ihn dafür belobigt.

Darauf die Blitzlaufbahn!

Die Karriere in wenigen Jahren, in kaum zehnjähriger Dienstzeit,

vom kleinen Volontär zum Feldmarschall, ein Aufstieg allein durch Krieg, das Schlachtfeld, das Niedermetzeln Ungezählter für einen, einen nur, den, der ihm diesen ungeheuren Erfolg ermöglicht. All die Gnadenerweise, die Bevorzugungen – «ich kann sie nur vergelten», so schreibt er im Juni 1705 dem Hofkanzler Sinzendorf, «indem ich mich bis zum letzten Tropfen meines Blutes (à la dernière goutte de mon sang) für des Kaisers Dienst aufopfere», stets bereit, beteuert er ein andres Mal, die kaiserliche Macht zu mehren, «dem Herrn nützlich» zu sein, «ihm zu dienen und seine Monarchie zu vergrößern».

Was er aber für den Kaiser tut, tut er's nicht ebenso für sich? Wie ja auch die Habsburger von früh an stets für Zuwachs ihres eigenen Besitzes sorgten und aus Reichsgut Hausgut machten (VII 361 ff.!). Und auf wenig ist Eugen so bedacht wie auf seine persönliche Geltung, auf Anerkennung, Ehre, kriegerischen Ruhm, auch wenn er dies gewöhnlich zu kaschieren sucht. Scheinbar bescheiden, verlockt ihn doch nichts wie der Lorbeer des Siegers. Und alles, was seines Namens Glanz und Klang mehrt in der Welt, dient auch seinen Sonderinteressen, wovon wir gleich noch sprechen müssen, und ist ihm um so wichtiger, als ihn während seiner ganzen Jugend der Spott der Standesgenossen getroffen, gedemütigt hat.

So wird der einst verachtete «Abbé de Savoye» ein militanter Agitator, ein Scharfmacher katexochen, einer, dem das militärische Ressort, die Beherrschung der Armee schier über alles geht, der ihre Schlagkraft unentwegt zu stärken, zu erhöhen trachtet, der ihren erbärmlichen Zustand, ihre mangelhafte Ausrüstung beklagt, ihre geringe Ordnung, Disziplin. Immer wieder dringt er auf bessere Organisation, auf forcierte Fortsetzung eines Angriffs, eines Feldzugs, besteht er auf neue Attacken, neue Rüstungen, auf erhebliche Vermehrung des Truppenbestandes, auf Zusendung von Material, von Geld. Gelegentlich droht er gar, sich zu «retirieren», ja, alles hinzuwerfen, führe man so Krieg.

Heftig geißelt er die Lethargie in Wien, «die Gleichgültigkeit und den Mangel an Betriebsamkeit der Minister». «Nichts tut man zur Vorbereitung des Feldzugs». «Alles geht immer schlechter, man denkt an nichts», «d.h. man denkt nur daran, zu trinken, essen und

spielen, ohne sich um anderes zu kümmern». «Ich begreife immer mehr, daß ihre Absicht ist, nichts zu tun», «und ich sehe zu meinem größten Ärger mehr als jemals, daß ihr ganzes Ziel ist, nichts zu tun, und ich fürchte, daß es immer so bleiben wird, wenn man da nicht Ordnung schafft.» «Wir sind noch immer hier», erbost er sich ein andres Mal, «und wie ich glaube, unser ganzes Leben. Seit 14 Tagen will man täglich marschieren, und dabei rühren wir uns nicht aus unserem Loch.»[9]

Attacke in der Hauptstadt

Marschieren aber, das steht in aller Regel fest, will der Prinz. Für wen, scheint eher sekundär. Denn wer bezweifelt schon, daß er ebenso für Ludwig XIV. gekämpft hätte, hätte es der nur gewollt?! Doch gleich zweimal blitzte er ab. Und ging es ihm wirklich um den Kaiser? Um Österreich? Selbst als der Regent den erst 22jährigen bereits vorzeitig, über viele hinweg, zum Generalfeldwachtmeister, in den Generalsrang erhoben, da begann er – ungeachtet der Versicherung seiner «unverbrüchlichen Treue», ungeachtet des Schwurs, seinen «letzten Blutstropfen» im Dienste Kaiserlicher Majestät und ihres großen Hauses zu vergießen –, da begann er «sich umzusehen, ob er vielleicht im Dienste eines anderen Monarchen noch schneller weiterkommen könne» (Egghardt). Dies entsprach auch der umtriebigen Art der Mutter, die ihre Fühler gern nach vielen Seiten ausstreckte. Gemeinsam mit ihr reiste er deshalb im Frühjahr 1686 an den Hof von Madrid, dort freilich so wenig erfolgreich wie mit diesbezüglichen Korrespondenzen darauf. Ja, er scheint noch Jahre später, als die Dinge wieder einmal nicht liefen, wie sie sollten, erwogen zu haben, «ob sich ihm außerhalb Österreichs Möglichkeiten bieten konnten» (Braubach).[10]

Besonders heftig wird das Drängen des vor Ehrgeiz, vor Ruhmgier Brennenden bald nach Beginn des Spanischen Erbfolgekrieges, als er auch nach der politischen Macht zu streben beginnt. Seine Briefe, offizielle wie ganz persönliche, stecken voller Beschwerden,

Vorstellungen, Vorwürfe, Rechtfertigungen. Der Feind sei stärker als man geglaubt, schreibt er, «ich hingegen an Mannschaft schwach, ohne Geld ...», rhetorische Konfrontationen, die immer wiederkehren – etwa, daß der Feind «mit zwei Armaden agieren werde, ich hingegen bin nicht imstande, nur einer, geschweige zweien den Kopf zu bieten»; oder er sieht die Gegenseite «mit großen Mengen von Verpflegung, Fourage und Fuhrwerk versehen ..., ich habe dagegen keinen Mann Rekruten und Verstärkung, sehr wenig Remonten bis heute erhalten und verfüge über keine Magazine ...» Er schicke Kurier auf Kurier nach Wien und «erhalte nichts von dem, was nötig ist». Er könne, klagt er, dieses Elend nicht mehr ansehen und sei «gänzlich gesonnen, zu quittieren».

Nicht nur einmal droht er oder läßt damit drohen, sein Kommando niederzulegen. Auch sucht er einen der einflußreichen Jesuiten in der Umgebung des Herrschers, Pater Engelbert Bischoff, für sich wirken zu lassen, möchte überhaupt mit weiteren Jesuiten, darunter Pater Miller, Beichtvater der Kaiserin («cattivissimo homo»), Freundschaft «kultivieren». Er will aber auch wieder keine neuen «Lamentationen», sei vielmehr müde, «die alte Leier zu berühren». Doch predigt er fort, warnt, zürnt, stachelt auf, ob während des Feldzugs oder in Wien, wohin er – unterwegs angeblich zehnmal («dix fois») beinah ertrunken – im Januar 1703 zurückkehrt, den Hof schlecht findet wie nie, die Lage schlimmer noch als schon gedacht – Faulheit, Ignoranz, «viel böser Wille».

Aber wo und wie auch immer: die an sich noch gute Armee sei ohne ein Wunder verloren, ohne Änderung die Katastrophe unvermeidlich. Immer wieder polemisiert er gegen seine mächtigen Widersacher in Wien, hält sie für unfähig, für egoistisch, sucht sie zu verdrängen, müht sich, den phlegmatischen alten Herrn, gerade Anfang Sechzig, von ihnen zu trennen, beschwört Leopold, den so gern zaudernden, einen Umschwung herbeizuführen, Reformen. Indes: «Er hört alles ruhig an, verspricht viel und tut nichts», während der Prinz sich ihm nicht zu sagen scheut, die Krone wackle auf seinem Haupt, das Szepter drohe ihm zu entgleiten, auch nicht zögert, Österreichs oberste Kriegsbehörden «Esel» zu nennen, ja die größten Esel, die er je kennengelernt. Und «in den Händen dieser beiden

Esel müssen der Kaiser, seine Monarchie und seine Armeen unausweichlich und rasch zugrundegehen»: «Es ist wahrhaftig niederschmetternd, das zu erkennen; mit eigenen Augen anzusehen, wie alles zusammenbricht! Man könnte Bände füllen mit Berichten über das, was schlecht oder ganz unzureichend von hier aus geschieht.»

Ja, der arme Prinz! So ohne jedes Verständnis für die alterprobte Wiener Regierungserfahrung, wonach das meiste doch von selbst sich erledige und Hektik nur schade ...

Die Verschworenen sehen sein Haar schon ergrauen, finden ihn auch sonst «übel» vor, aus lauter Gram um Habsburg, um Österreich. Und er äße ja, sagt er, lieber in einem kleinen Nest Ungarns Schwarzbrot, als so in der Hauptstadt zu leben.

Ergo setzt er Kampf und Kabalen fort, mit aller Erbitterung, aller Verachtung der Verantwortlichen, wenn er natürlich auch keine Änderung zu seinen Gunsten sucht; «ich meinerseits habe erklärt, daß ich, weit davon entfernt, sie für mich anzustreben, sie auch nicht annehmen möchte, man hat mir darauf wieder davon gesprochen, und ich weiß nicht, was sagen und tun, denn in den Händen dieser beiden Esel in diesen Konjunkturen müssen der Kaiser, seine Monarchie und seine Armeen unweigerlich und bald zugrundegehen. Es ist wahrhaftig grausam, das zu erkennen, es vor seinen Augen zu sehen und alles zugrundegehen zu lassen.» Nein, dagegen mußte der Ritter, der edle, kämpfen, wenn er, das versteht sich von selbst, auch keinerlei persönliche Absicht an diesem Vorgang hatte, an seiner Berufung nämlich zum Präsidenten des Hofkriegsrats im Juni 1703. «Weit entfernt, es beansprucht zu haben, wollte ich es nicht annehmen. Der Kaiser und der König haben mir dazu den Befehl gegeben. Ich kenne meine geringe Fähigkeit, aber ich konnte, ohne meinen Herrn und die Armee zu verraten, es nicht länger in derartigen Händen lassen.»

Nein, das hatte Majestät nicht verdient, der er doch stets von neuem, auch in jener Zeit, seine «immerfortwährende Treue» versichert und seine Schuldigkeit, «mit welcher Deroselben ich bis in meine Grube verbunden bin».[11]

So hatte schließlich der Savoyer mit seiner Ernennung die maßgebliche Position in der Kriegsführung erlangt, dazu auch mehr Ein-

fluß auf die Politik. Und früher wie später konnte er, je nach Lage und Bedarf, auch mit Optimismus aufwarten, konnte er zum Beispiel dem Kaiser «den guten Willen und tapferen Mut Dero ganzen Armee» beteuern und behaupten, daß da kein einziger Mann gewesen, «welcher nicht mit Freuden den Feind erwartet hätte». Dabei ließ ihm «die Tapferkeit unserer Soldaten», so ein andres Mal, «fast sichere Hoffnung für den Kampf, vor allem wenn man sie darauf hinweist, daß es für sie keine Aussicht gibt als zu leben oder zu sterben»!

Dies signalisierte auch seine notorische Schlachtenparole: «Sieg oder Tod». Sieg gab es seinerzeit, 1684, beim Zug gegen die Türken, wenig, Tod dafür um so mehr. Die Hälfte der Infanterie auf christlicher Seite wurde verloren, insgesamt das Heer um 23 000 Mann dezimiert, das Regiment des Prinzen konnte «als ruiniert gelten». Doch holte er sich im Winter beim Herzog von Savoyen Geld, rekrutierte sein Regiment neu («auffrischen», schon erwähnt, doch zu schön, um es nicht zu wiederholen, nannte man das anschaulich belebend in meiner Soldatenzeit). Und weiter gings, mit 22 Jahren: General, im nächsten Sommer, im nächsten Krieg.[12]

«‹Genie› für den Krieg», «Raserei gegen den Frieden»

Denn um Krieg geht es vor allem.

Im Krieg gilt der Soldat mehr, beginnt er erst recht eigentlich zu gelten. Im Krieg steht insbesondere der Feldherr, der ruhmgekrönte Schlachtenmeister, im Mittelpunkt. Im Krieg braucht ihn der Kaiser noch nötiger als sonst; er wird unentbehrlich für ihn. Schon deshalb neigt der edle Ritter stets dem Krieg zu, ist der Frieden für ihn im Grunde eine Sackgasse, in der man vor Erschöpfung endet und die Stagnation beginnt. Ja, wie vieles sieht der Prinz in der Friedensphase späterer Jahre verfallen, was er in florierender Kriegszeit aufgebaut! Mehrmals klagt er sogar Kaiser Karl VI., daß «während des langen Friedens die gute alte Disziplin und Fuß bei den Truppen

abgenommen» habe, daß «auch ein großer Mangel an guten und erfahrenen Generalen und Offizieren» herrsche. Hatte er es doch schon Kaiser Leopold am 23. Januar 1702 «nicht zu beschreiben» genannt, «wenn es auch niemand glaubt und es nicht mit Augen ansieht, was für eine große Miseria und Elend bei der Armee sei, und ich vor Euer Kaiserlichen Majestät mit Wahrheit sage, daß dergleichen in vielen Jahren nicht gesehen habe».

Grundsätzlich befürchtet er durch Nachgiebigkeit schlimmere Folgen für die Zukunft als durch einen Krieg; grundsätzlich bejaht er es, einen Waffengang auch bei schlechten Aussichten aufzunehmen; grundsätzlich scheint ihm selbst eine «gewiß nicht ungefährliche Weiterführung des Kampfes besser als eine weiche Haltung». Oder wie er 1724 betont: «Und wenn es auch wieder zum Kampfe kommen muß, so ist die Gewißheit des Krieges der Ungewißheit des Friedens immer noch vorzuziehen!»

Ganz klar geht es um das Fortdauern der militärischen Auseinandersetzung. Dazu aber gehört eine schlagkräftige Truppe, und für sie natürlich braucht er Geld. Ergo lautet eine seiner Maximen wieder: «In gefährlichen Zeiten bestehen Rat und Tat in nichts anderem als in der Armee und in Geld.» Nennt er doch auch «140000 Mann auf den Beinen» mehr wert als alle Pergamente und Verträge der Welt. Grundsätzlich, rechtfertigt er sich gegenüber dem böhmischen Obristkanzler Franz Ulrich Graf Kinsky, zeitweise erster Berater des Kaisers, habe er «nie etwas anders geschrieben, als daß der Krieg besser wäre als die Neutralität, wenn man ihn wirklich durchführen könne ...»

Dieser Mann hatte eben, so ein hochgestellter Zeitgenosse, «‹Genie› für den Krieg». Und ein weiterer, ein Berühmter nicht nur jener Tage, Jonathan Swift, behält durchaus recht, ja trifft im wesentlichen ins Schwarze mit der Behauptung: «Die große Neigung dieses Prinzen geht beständig auf Krieg, ohne dass er sich um die Ursachen oder Folgen desselben kümmerte, und darauf, sich selbst an der Spitze einer Armee zu sehen, wo er auch allein eine beträchtliche Figur machen kann.»

So verbringt er denn lange Zeit Jahr für Jahr die Winter-, die Frühjahrsmonate in Wien nicht zum üblichen Vergnügen, sondern

um neue Operationspläne auszuarbeiten, den nächsten Waffengang für den Frühsommer vorzubereiten. Er verabscheut lange Debatten, Reden, Widerreden, haßt es, entschlußlos die Zeit verstreichen zu lassen, statt vorzugehen nach seiner Art, Krieg zu führen nach seiner Einschätzung, seinem Temperament, auch mal als Hasardeur, oder er werde, wie er mehrmals droht, alles hinwerfen. Doch jedes Jahr, von 1683 bis 1698, zieht er ununterbrochen zu Feldzügen aus und von 1701 an wieder und am liebsten natürlich offensiv. Unermüdlich treibt er zu raschem, energischem Handeln, zum Beschleunigen der Aufmärsche, unermüdlich treibt er zum Überführen der Regimenter in den vollen Kriegsstand. Und fällt ein Mordschauplatz aus – manche Historiker sprechen vom «Kriegstheater», «großen Kriegstheater» «große(n) Schauspiel des Feldzugs gegen die Ungläubigen», von «anderen Schauplätzen des europäischen Theaters», gelegentlich dazu auch vom «Publikum» – fällt also irgendwo eine Vorstellung, eine blutige, aus, gibt es ja noch andere, gibt es viele Fronten. Und er, «der edle Ritter», der eher schlagen als abwarten, eher zuvorkommen als aufschieben will, eilt «überall gern hin», wie er im März 1707 bekennt, «wo eine Armee vorhanden», zumal, schreibt er im Sommer 1710 nach Wien, wenn sie «in der Anzahl der Truppen nicht gering und an der Qualität selbst gar schön» sei, «eine schöne Armee» eben, mit «Lust am Fechten», wie etwa im Juli 1708 bei Oudenaarde, wo sich Offiziere und Gemeine, jubelt er, «mit was für einer Freud und Herzhaftigkeit» (!) in die Schlacht gestürzt. Oder wie er bei Einnahme der Festung Le Quesnoy am 3. Juli 1712 dem Kaiser «nicht genugsam rühmen» kann, «mit was Tapferkeit die Leute ... über die Palissaden sprangen, vom Feind viele niedermachten ...», dieser freilich auch die eine oder andere Mine hochjagt, «die uns Schaden getan und einige Mannschaft verschüttet hat».

Was solls! Er gedenkt, seine Eroberungsaktionen selbstverständlich fortzusetzen, denn «das Einzige, was man in dieser Extremität tun kann, ist, daß man extrema remedia ergreift und den Krieg kontinuiere ...» So macht er, hält einen Monat später, am 3. August 1712, Liselotte von der Pfalz/Orleans fest, «auch alle Leute toll mit seiner Raserei gegen den Frieden». Und nach der Eroberung von

Le Quesnoy, so treibt er «mit Ungeduld» den Grafen Sinzendorf, den Hofkanzler (bei den Friedensverhandlungen 1706 und 1709 im Haag, ja noch 1714 in Utrecht gleichfalls für Fortsetzung des Krieges), müsse man «sich rasch entscheiden, was man jetzt tun will», äußert auch seinerseits gleich Vorschläge, «überzeugt, daß, wenn man mich handeln läßt, ich bei der einen oder der anderen Festung zum Ziel oder vielleicht, wenn die Gegner sich nähern sollten, zu einer glücklichen Aktion gelangen würde ...»

Zu einer glücklichen Aktion, wahrhaftig. Allerdings: vielleicht! Er ist vorsichtig. Und logisch, wenn er extrema remedia mit extrema remedia bekämpft, auf daß der «Krieg kontinuiere», was schließlich die Hauptsache ist. Überdies nennt er es «ganz sicher, daß, wenn wir mit Festigkeit handeln, wir noch diese so hochmütigen Franzosen und ihre neuen Freunde zittern machen werden ...» Und ähnlich reagiert er wenige Jahre später, als man ihm die Entscheidung über Krieg oder Frieden mit der Pforte anheimstellen will, mit der Überzeugung, daß «der nunmehr so glücklich angefangene Krieg gegen die Feinde des christlichen Namens mit allen Kräften fortzusetzen sei.[13]

Und was auch gäb's Schöneres auf Erden, als einen glücklich begonnenen Krieg noch glücklich fortzusetzen! Ein fröhliches Abstechen, ein ganz gottgefälliges natürlich, bis zuletzt!!

Selbst nach «Siegen», die gar keine Siege waren, wie die Schlacht von Luzzara am 15. August 1702, läßt der kaiserliche Feldherr eine Siegessalve auf dem Leichenfeld abfeuern und das Tedeum singen, auch gleich nach Wien die frohe Botschaft schicken samt einem genaueren Report, der dem Herrscher auch gesteht, «nicht wenig zu bedauern, daß man von dem erhaltenen so herrlichen Sieg keine Frucht genießen könne». Wie denn auf der anderen Seite der Marquis de Mérode-Westerloo «den eigenen Sieg nur darin sehen konnte, nicht geschlagen worden zu sein» – was der Prinz doch eher positiver aufs Papier zu bringen weiß, indem er meint, er hätte, wäre er nur nicht zu spät zum Angriff übergegangen, den bösen Feind «totaliter» aufs Haupt geschlagen, «mithin keine so große Victori in vielen Jahren wäre gehört worden ...»

Ja: wäre, hätte, wenn. Wenn eben er, Eugen, den andern früher

überfallen hätte, während man so nur ein mageres «Unentschieden» erzielt und am nächsten Morgen den Kampf kaum fortgesetzt hat, den traurigen Rest buchstäblich auf sich beruhen ließ – mindestens 2500 Mann «Verluste» auf kaiserlicher Seite, etwa 4000 auf französischer. (Noch heute gedenkt die italienische Region der Battaglia di Luzzara wegen der hohen Opferzahl.)

Auch die Schlacht bei Cassano an der Adda am 16. August 1705 rechnet Eugen sich als «Sieg» an; «nicht zu beschreiben», notiert er über den Artilleriehagel in seinem Gefechtsbericht, «was für ein großes Feuer, dergleichen ich noch niemals gesehen, beiderseits und ohne Aufhören ...» 4000 Mann eigene Verluste gibt er zu. Die Franzosen aber, schreibt er (die ihm freilich einen «Ausfall» von über 10000 Mann nachsagen, ihn allmählich auch bis an den Gardasee zurückdrängen), hätten mehr als 7000 Gefallene begraben. Er feiert den «gloriosen» Tag mit Salut, mit Tedeum und ersucht, sogleich bereit zu neuen Taten, den Kaiser um Truppen, Geld und Material.

Mit seiner ständig steigenden Reputation wie den vielerlei damit verknüpften Vorteilen fühlt sich der einst so Schwankende der Hofburg immer mehr verbunden, distanziert er sich sogar mit aller Entschiedenheit von dem Chef seiner Sippe, dem Herzog von Savoyen, als dieser sich Frankreich zuwendet. So beteuert er im Hochsommer 1696 seinem Vetter, dem Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden-Baden (dem gefürchteten «Türkenlouis»), eins sei gewiß und werde er, Eugen, «ganz Europa erkennen lassen, daß weder das Blut noch die Interessen meines Hauses auch nur einen Augenblick mich meine Ehre, meine Pflicht vergessen lassen». Und zur selben Zeit auch ersucht er Kaiserliche Majestät, «sich allergnädigst versichert zu halten», daß er «auf nichts anderes gedenken werde, als mit meinem letzten Blutstropfen in solcher allerpflichtmäßigster Treue und Beständigkeit meinen Geist aufzugeben»; wobei er natürlich ebenso für die österreichischen Staats- wie für die habsburgischen Hausinteressen streitet.

Die Habsburger fassen Vertrauen zu ihm, lobpreisen, ehren ihn, ohne ihn gerade zu lieben. Aber schließlich verdanken sie ihm wie keinem ihre sich mehrende Macht, enorme Gebietserweiterungen.

So war zur Zeit der Schlachten bei Peterwardein und Belgrad mit dem folgenden Frieden von Passarowitz (1718) die Monarchie auf mehr als das Dreifache dessen gewachsen, worüber Leopold I. bei seinem Regierungsantritt (1658) gebot! Bereits 1688 wird Eugen Feldmarschall-Leutnant, eben damals auch inkorporiert ihn die Gemeinschaft der Edelsten, wird er Ritter des Ordens vom Goldenen Vlies. (Leider muß er die goldene Kette selbst bezahlen.)

Überhaupt geht sein ewiger Ruf nach Geld, sein permanentes Warten auf Überweisungen kontinuierlich durch die Jahre. Das pflanzt sich fort, als er schon Oberst ist (mit einem Jahresgehalt von immerhin 10000 bis 12000 Gulden), dann im Generalsrang steht. Zwar braucht er Geld, so scheint es, kaum für sich; gemäß seiner Erkenntnis «Zum Krieg führen sind drei Dinge nötig: Geld, Geld und nochmals Geld» geht es an die Truppe, sein selbstverständlich bevorzugtes Kriegsinstrument, dem seine größte Anteilnahme gilt – wir erinnern uns an den nordischen Helden Karl XII. Auch Prinz Eugen kämpft, muß es sein, in vorderster Front, kämpft, ein dutzendmal verwundet, im Kugelregen, nahezu wie der einfachste Soldat.[14]

Die christlichen Werte machen sich bezahlt

Ansonsten, man liest es immer wieder, ist er bescheiden, ganz anspruchslos, um nicht zu sagen arm, zunächst zumindest, schreibt General Kerchnawe, «bettelarm». Lange kann er nicht einmal standesgemäße Trinkgelder geben. Er kleidet sich bescheiden und er wohnt bescheiden. Gewöhnlich steckt er in einem unauffälligen, aus einer Mönchskutte geschneiderten braunen Rock, was ihm den Spitznamen «kleiner Kapuziner» einträgt. Und sein erstes eigenes Haus, das er schließlich hat – denn anfangs besitzt er auch keine eigene Wohnung und logiert überall als Gast –, sein erstes Haus in der späteren Wiener Himmelpfortgasse ist gerade eine kleine, drei Meter breite Bleibe, der Kaufpreis gepumpt.

Doch dann, wer hätte das gedacht, hat er, der mit buchstäblich nichts im Beutel, nur mit dem Schwert in der Faust seinen Dienst antrat, ein Vermögen im Wert von zweieinhalb Millionen Gulden; Güter bei Wien, ein ausgedehntes Jagdrevier für den passionierten Tierekiller, hat er Güter in Ungarn, 13 Dörfer sowie fünf Orte «titulo arendae», Pachtdörfer vom Staat, dazu das Gut Vörösmarton; weiter: südlich des heutigen Budapest ein von der Donau umflossenes Eiland von 30 Kilometer Länge und drei bis fünf Kilometer Breite, die Insel Czepel, mit dem «oppidum» Ráckeve, dem von ihm erbauten Schloß, und neun Dörfern. Und nicht zuletzt bezieht er auch die Einnahmen der beiden Klöster San Michele della Chiusa und Santa Maria di Casanova in Savoyen-Piemont, deren «Abt» er mit päpstlicher Billigung seit 1688 ist und lebenslang bleibt. (Ein Italien bereisender Zeitgenosse berichtet kurz vor dem Tod des Prinzen beim Anblick San Micheles: «Dieses war vor Zeiten ein berühmtes Kloster, und der große Kriegsheld Prinz Eugen zieht noch die Einkünfte eines Abtes davon.» Die Erträgnisse beider Abteien sollen immerhin einen Wert von 150 000 Gulden gehabt haben.)

Ja, in der zweiten Hälfte seines Lebens besitzt der zuvor in steten Finanznöten Steckende, der auf immer neue Geldüberweisungen Wartende zumindest fünf Schlösser, doch nicht irgendwelche Schlösser, sondern darunter einige der schönsten der gesamten Barockwelt, der berühmtesten Bauwerke seiner Zeit, von denen er mehrere so gut wie nie bewohnt. Die namhaftesten Künstler, Maler, Kupferstecher hatte er bedienstet, die Architekten Fischer von Erlach und Johann Lukas von Hildebrandt, die bedeutendsten Baumeister des österreichischen Barock, dazu zeitweise über 800, ja bis zu 1300 Bauarbeiter. Schon um die Jahrhundertwende konnte er zu einem Maskenfest 6000 Gäste laden; und schließlich entfaltet er kaum weniger Glanz und Pracht als die Kaiser, sagt Friedrich «der Große» sogar, er sei «der eigentliche Kaiser, der Atlas der habsburgischen Monarchie gewesen».

All dies verschlang Unsummen. Doch die Herkunft und der Verbleib der Gelder wird kaum dokumentiert. In den Akten der Habsburger finden sich darüber nur spärliche Hinweise. Und das eigene Wirtschaftsarchiv des armen Ritters ist anscheinend gänzlich ver-

schwunden. «Wie für die Bildung seines Vermögens, fehlen uns so aber auch die Unterlagen für die finanziellen Aufwendungen bei der Errichtung und Ausstattung seiner Paläste und Gärten und bei seiner eifrigen Sammeltätigkeit» (Braubach).

In seinen luxuriösen Parks – allein die Unterhaltung eines einzigen kostete viele Tausende von Gulden jährlich – umsorgten mehr als ein Dutzend Gärtner über 2000 Pflanzen, zum Teil aus den exotischsten Plätzen der Welt. Seine Menagerie wies 38 Arten von Säugetieren auf und 59 Arten von Vögeln – zu schweigen von den 15000 Bänden seiner durch Agenten aus ganz Europa bestückten Bibliothek, eine der größten und gepflegtesten seiner Zeit, mit besonderer Berücksichtigung von Theologie und Geschichte; wie er unter seinen Gemälden auch Werke berühmter Maler barg, Schöpfungen von Guido Reni, Hans Holbein, Adriaen Brouwer, Isaak van Ostade, Van Dyck, Paulus Potter, den Brueghels u.a.

Doch all dies und mehr, selbst noch sein persönlicher oder postalischer Umgang mit Leibniz, den er sehr bewunderte, vielleicht aber, wie des öfteren vermutet, nicht verstand, mit Voltaire, Montesquieu oder mit Jean-Baptiste Rousseau, seinem Lieblingsdichter, all dies ist direkt oder indirekt erkauft mit Blut, dem Blut von Tausenden und Abertausenden von Kriegern, von Zivilisten, Pferden auch, unendlich schuldlosen, wehrlosen Tieren, ungeachtet, ungezählt dahingeschlachtet ...

Ach, der Edle! Dieser so anspruchslos, so zurückhaltend sich gerierende Prinz, der in Wahrheit doch «keine Gelegenheit ausließ, um von sich sprechen zu machen» (De Quincey), der seine «Siege» von nicht wenigen Malern, Bildhauern, von ihm beauftragten und bezahlten Künstlern verherrlichen ließ, in Holland, England, in Paris und Wien; dieser so bescheidene Großstratege war in Wirklichkeit derart versessen auf seinen Nachruhm und eitel, daß er seine Schlachtentriumphe – Zenta, Höchstädt, Cassano (!), Turin, Oudenaarde, Malplaquet, Belgrad – in riesigen Gemälden so detailgetreu wie Respekt – ja Ehrfurcht heischend, selbst hoch zu Roß im Mittelpunkt, als Blickfang an die Wände des großen Saales seines Stadtpalastes pinseln ließ, also dorthin, wo die zur Audienz andrängenden, die anstaunenden Besucher ihrer Vorlassung harrten. Wie

Eugen ja auch auf Martino Altomontes Deckengemälde im Marmorsaal des Gartenpalais sich als Türkensieger feiert, «gleich Apoll auf Wolken ruhend». Wie er überhaupt immer wieder durch Apoll und häufiger noch durch Herkules, Verkörperungen erlesener Kultur und aggressiver Stärke, Symbole seiner Existenz, sich sozusagen selbst in Szene setzt, wie er durch Götter und Halbgötter die eigene Glorie versinnbildlicht, sogar die eigene «Apotheose» in seinem Palast plaziert, eine Statue samt ihn verzückt liebkosender Putten.[15]

Das Humane riß Eugen allerdings weniger hin.

Sternstunden über Leichenhaufen

Der edle Ritter blieb kalt, als die Christen nach der Eroberung von Ofen wie besinnungslos vergewaltigten und mordeten, als sie in einem furchtbaren Blutrausch Osmanen samt Kombattanten, die mit ihnen kämpfenden ungarischen Calvinisten und Juden niedermetzelten, als nach Johann Dietz, dem Beobachter und späteren Hallenser Chirurgen, «kein Türke am Leben gelassen, alle massakriert, den meisten die Haut abgezogen, das Menschenfett ausgebraten und getrocknet worden sei», um sie dann, ergänzt Historiker Duchhardt heute, als hochbezahlte «Mumia» (Pulvis Mumiae) loszuschlagen.

Und als nach der Schlacht bei Zenta am 11. September 1697 – «Oberbefehl für Prinz Eugen», «Erste Sternstunde» titelt 2007 eine Wiener Publikation – 25 000 Türken die Walstatt bedeckten oder in der Theiß versanken, meldet der versierte Schlächter über das Gemetzel, «ein gräuliches Blutbad», sagt er selbst, in dem man keine Gefangenen gemacht: «Meine Leute konnten auf den Leichen der Feinde stehen wie auf einer Insel» – und auch auf den Leichen von mehr als 3500 eigenen Pferden (bei anderer Gelegenheit, 1703, fordert der «Freund der Tiere» [Braubach] «Ersatz des Abgangs von 9000 Pferden»). Es war die Begründung der neuen österreichisch-ungarischen Monarchie, der neuen «Weltstellung des Kaiserhauses» (Schüßler).

Auch der «Blitzkrieg» in Bosnien wird unter dem Prinzen mit gnadenloser Härte, ohne jedes Erbarmen geführt, Sarajevo geplündert und mit seinen mehr als hundert Moscheen vollständig verbrannt, desgleichen die ganze Umgebung eingeäschert, insbesondere alle Häuser der Türken, was dem siegreichen Feldherrn in Wien, wo zuweilen seine Verehrung «einen an Vergötterung grenzenden Grad» erreicht (von Landmann), Jubel und Preis einträgt, Huldigungen, einen kostbaren Ehrendegen des Kaisers auch und eine Silbermedaille mit seinem Porträt. Hätte man, versichert der nimmersatte Prinz, «nur wenig mehr Anstalten getroffen, könnte das ganze Königreich eingenommen und behauptet werden.» Immerhin war die Sache ein «voller Erfolg».

In den nächsten Jahren kommt es zu zwei förmlichen Vernichtungsschlachten, die Eugen gemeinsam mit seinem britischen Waffenbruder John Churchill Duke of Marlborough schlägt, einem ebenso befähigten wie habgierigen Schlachtenlenker, 1712 in London wegen Unterschlagung öffentlicher Gelder sämtlicher Ämter enthoben. 1704 bei Höchstädt verlieren Franzosen und Bayern ihre halbe Armee, beinah 30000 Verwundete und Gefallene, und Eugen meldet am Abend nach gar glücklichem gegenseitigem Abstechen Kaiser Leopold, daß «der Allerhöchste dero gerechte kaiserliche und alliierte Waffen mit einer von unvordenklichen Jahren nie erhörten so vollkommnen großen Viktori gesegnet habe», und kassiert seinerseits die Belohnung des Herrschers, wenn auch alle Belege darüber fehlen.

Und die Schlacht bei Malplaquet am 11. September 1709, in der beinahe 200000 Menschen kämpften, war eine der größten und blutigsten des Jahrhunderts. «Tausende Soldaten wurden reihenweise niedergemetzelt» (Egghardt). Das «Hauptverdienst an dem Sieg» aber hatten nach Einschätzung aller Beteiligten die beiden Feldherren, die ihrerseits «diesen glorreichen Tag» priesen und die «herrliche Victoria», auch wenn, wie Eugen zugab, «wir sehr viel Menschen verloren haben», überdies die Verbündeten (deutsche, holländische, englische Truppen) nur das Schlachtfeld gerade behaupten, die Franzosen es völlig geordnet verlassen konnten.[16]

An allen Fronten läßt Eugen auch die Unterdrückten, die sich

erhoben, zusammenhauen. Kamen ihm aber Empörungen zustatten, passten sie ihm ins eigene Konzept, wie Unruhen in Südostfrankreich, fachte er sie eifrig an und schlug noch aus den Erhebungen der «Malkontenten in den Cevennen» Kapital. Denn als dort die Camisarden, die Nachkommen von Albigensern und Waldensern (VII 140ff.), mit allen Mitteln katholisch gemacht werden sollten, als man Eltern die Kinder weggenommen, Frauen eingekerkert, Männer an die Galeeren geschmiedet, Prediger erschlagen, als man am 20. Februar 1704 im Cevennenkrieg 600 Widersätzliche abgeknallt, im nächsten Jahr über 200 Protestanten lebendig verbrannt, gerädert, gehängt hat, da imponiert eben diese ja heilsgeschichtlich so bewährte Mission dem edlen Recken, da empfiehlt er sie geradezu als «Exempel» für das eigene Vorgehen gegen «das rebellische Unwesen» in Ungarn, wo immer wieder der Bürgerkrieg aufflammt, da drängt er im Sommer 1705, «endlich die Schärfe zu ergreifen und nach dem Rigor der Waffen mit Feuer und Schwert wider diese treulosen und meineidigen Untertanen dergestalt zu verfahren, dass sie selbst zum Kreuze kriechen und um Gnade würden bitten müssen, ihre Nachkömmlinge aber allezeit die Gedächtnis vor Augen möchten, damit ihnen die Lust zu derlei Aufstand und Rebellion allerdings vergehen könnte».

Die gleiche Brutalität bekundet der Prinz gegenüber einem Volksaufstand in Bayern, wozu eine von Wien befohlene Zwangsrekrutierung, eine auch von ihm verlangte Auslieferung von 12000 bayerischen Rekruten an das kaiserliche Heer sowie eine enorme Steuerforderung von über drei Millionen Gulden den Anlaß gaben. Pfälzische Regimenter, bereits auf dem Marsch nach Italien, wurden zurückgerufen und in der «Sendlinger Mordweihnacht», vor den Toren Münchens, mehr als 4000 Bauern niedergemacht. Der edle Prinz forderte auch damals, «weiter gegen diese Rebellanten mit dergleichen Rigor zu verfahren und gegen sie ein für allemal keine Barmherzigkeit zu haben», sei «dieses Gesindel» doch der «Gnade nicht wert».

Auch in den Niederlanden, wo er zeitweise, ohne je dort gewesen zu sein, das Amt des Generalgouverneurs betraute und dafür ein Jahreseinkommen von schätzungsweise 200000 Gulden bezog,

ließ er, als sich Widerstand gegen die Fremdherrschaft regte, einen 70jährigen Anführer öffentlich köpfen.

In bewährter Perfidie will Eugen, nachdem es zu Aufruhr in den Städten gekommen war, zu Umzügen, Tumulten, vor allem in Brüssel, der Hauptstadt, aber auch in Gent, Antwerpen, Mechelen, den «Geist der Meuterei» zwar nicht offen bekämpft oder überhaupt nicht bekämpft haben, will er jedes scharfe Vorgehen vermieden, vielmehr Verständnis gezeigt sehen, Entgegenkommen, wenigstens solange genügend Streitkräfte fehlen. Er ist also einverstanden, daß man «dissimuliert», sich verstellt, das eigentliche Vorhaben verheimlicht, bis ausreichend Militär im Land ist, um «diese befremdende und skandalöse Gärung», «diesen unverschämten und kühnen Pöbel, der keine Rücksicht verdient und jedes Zeichen der Milde verachtet», auszuschalten. Dabei hält er auch die Anwendung der Folter für erlaubt in allen Fällen, in denen bereits Überführte verdächtig waren, nicht allein gehandelt zu haben, was man wohl leicht unterstellen konnte. Und am 17. September 1719 wurde einer der Anführer, François Anneessens, hingerichtet, gewiss kein Gewaltmensch, kein Revolutionär, sondern, wie Max Braubach schreibt, «offenbar ein biederer, von der Gerechtigkeit seiner Sache überzeugter Bürger, der übrigens mit Mut und Würde in den Tod ging.»[17]

Daß der Schöpfer einer immer mehr auf Krieg gedrillten Truppe auch mit dieser selbst nicht zimperlich umging, wird kaum sehr erstaunen. Für sein eigenes Regiment forderte Eugen «die schärfste Mannszucht» und prahlte schon als Armeeführer, daß er «auch für den kleinsten (!) Exzeß viele habe mit dem Leben strafen lassen». Und seine 1710 erlassene «Disziplins- oder Zuchtordnung» kündigte bereits für Verfehlungen gegen die Marsch- (erst recht natürlich gegen die Gefechts-)Disziplin sofort zu vollziehende Todesstrafe an. So befahl sie etwa, daß jeder für Entfernung von der Einheit – und zwar nur 100 Schritte bei einem Marsch oder 1000 Schritte bei einer Rast vom Lager – «ohne alle Gnade und Barmherzigkeit aufgehängt» werde, ebenso wer Kirchen, Klöster, Schlösser, Häuser plündere. Die Versuchung dazu mag manchmal, gerade bei herrschendem Verpflegungsmangel oder bei ausstehenden Soldzahlun-

gen, nicht gering gewesen sein. Und als im Sommer 1698 wieder einmal Truppen nicht bezahlt worden waren und meuterten, ließ der Prinz einen Teil der Männer Spießruten laufen, 20 aufhängen, 12 erschießen.

Wieweit Eugens Unversöhnlichkeit, ja Rachsucht gehen konnte, zeigt die Auseinandersetzung mit seinem langjährigen Freund und Kampfgenossen Claude-Alexandre Comte de Bonneval, der seinerseits freilich Eugen an Haßausbrüchen nicht nachstand. Und dieser tat noch ihrer Entzweiung alles zu seiner Vernichtung. Er ließ ihn von 40 Dragonern auf den Spielberg bei Brünn, in einen der schlimmsten Kerker des Reiches, bringen und nach seiner Flucht und seinem Übertritt zum Islam in Konstantinopel mit Intrigen und Agenten verfolgen, sogar, mit Billigung des Kaisers, einen Giftanschlag (mit Diamantenpulver) auf ihn machen, der allerdings mißlang.[18]

HAUPT DER HOCHVERRÄTER

Als Staatsmann hat Prinz Eugen ebenso mit den Mitteln der Arglist, der Heimtücke gearbeitet wie als Stratege, als Feldherr; hat er neben seinen großen Schlachtenplanungen oft ein Doppelspiel getrieben, sich immer wieder mit dem Einsatz von Agenten, Informanten, Überläufern beschäftigt, mit Operationen im Untergrund, und zwar nicht nur, «um den Schlichen und Plänen der anderen Seite auf die Spur zu kommen, sondern auch um durch Anstiftung von Verschwörungen und Erhebungen, durch Zusammenwirken mit unzufriedenen Elementen im eigenen Bereich des Gegners diesem zu schaden und unter Umständen sogar den Kriegsverlauf entscheidend zu beeinflussen.»

Man hat dem edlen Ritter geradezu eine «besondere Vorliebe für den unterirdischen Krieg» (Braubach) attestiert, um nicht zuletzt durch derart gewonnene Erkenntnisse mitunter überraschend ergiebige Aktionen im feindlichen Hinterland eröffnen zu können. Er, der «Roi des honnêtes hommes», wie ihn Friedrich Carl von

Schönborn, der fränkische Fürstbischof, fasziniert nennt, hat ganz Europa mit seiner verschlagenen politischen Kriegsführung überzogen, einem sorgfältig ausgeheckten, von der offiziellen Diplomatie strikt abgeschirmten Spionagenetz, das von Paris über München und Berlin bis Warschau, bis St. Petersburg reichte, von Madrid und Venedig bis in den Norden Europas, aber natürlich auch kleinere Fürstenhöfe des Reiches einbezog: die seit etwa 1712 bestehende, raffiniert organisierte und dirigierte Schöpfung eines Mannes, dessen «Geheimnis», so eine französische Denkschrift aus dem Jahr 1719, «undurchdringlich», dessen «hervorstechendste Eigenschaft», auch nächsten Freunden gegenüber, «Verschlossenheit und Verstellung» war, damals «ganz sicher» eine der «bestinformierten Personen Europas» (Duchhardt).

Nur ein sehr kleiner, zu höchster Geheimhaltung verpflichteter Kreis wurde eingeweiht, auch Karl VI., dessen Einbeziehung schon aus Gründen der Finanzierung notwendig war. Kostete ein solches Europa umspannendes Spitzel-System doch enorm viel Geld. Überdies kümmerte sich der Monarch, schon allgemein am Verhalten von Menschen, an ihrem Charakter interessiert, auch persönlich um Überwachungen, zumal im Geheimkrieg der Agenten. Er wollte selbst anregen, selbst aktiv eingreifen, etwa bei der Enttarnung eines «Spia doppia», eines «Doppelspions», kurz jedes «Secret du Prince» war zugleich ein «Secret de l'Empereur».

Nun sind außenpolitische Geheimkontakte, ist vertraulicher Gedankenaustausch zwischen Fürsten und Staatsmännern natürlich nichts Neues gewesen und sozusagen selbstverständlich. Doch hatte man im 18. Jahrhundert das professionelle Aushorchen, Ausspähen, das Irreführen, Täuschen, hatte man die heimliche Überwachung, das Bespitzeln, den Verrat zu einer Hochform entwickelt und benutzte beim Erschließen geheimer Nachrichtenquellen alle möglichen Praktiken der Verschleierung, Irreführung, Ausmanövrierung, Übertölpelung: doppeltes Berichterstatten, besondere Chiffren, dolose Postkontrolle, auch eigene Kuriere, speziell gesicherte Wege, geheime Kundschafter. Eine gewaltige Ausbeute, ein kaum abreißender Strom von Paketen mit Agentenmeldungen, Sonderbriefen, mit geheimen «Relationen», «Notaten», «Extrakten», «Partikulari-

täten», «Konfidenzen» wurde Eugen so in die Hände gespielt und teilweise mit stupendem Erfolg ausgewertet.

Man erkundete, neben dem «Ordinari-Weg» über die Hofkanzlei zum Kaiser, die unterschiedlichsten Staats-, Amts-, Dienstgeheimnisse, man holte Analysen über die allgemeine politische Lage oder aktuelle Konferenzen ebenso ein wie Bescheide über spezielle Vorkommnisse, Intrigen, man studierte die Abschriften von Verträgen und Vertragsentwürfen, las die Briefwechsel hoher Geheimnisträger, Diplomatenkorrespondenzen, erforschte die privaten Defizite von Fürsten, von ihren Verwandten, die «Arcana» der Gesandten. Unter Eugens Komplizen fanden sich Schreiber, Sekretäre, Kammerdiener, Botschafter und Minister, und hatten seine Zuarbeiter Glück, wohl kaum die Regel, wurden sie nach ihrer Enttarnung in kaiserliche Dienste übernommen.

Der edle Ritter zahlte Sondergelder, «Pensionen», «Renten», mitunter an seine Werkzeuge in Säcken verschickt, häufiger vermittelt aber durch das Wiener Bankhaus der Brüder Palm oder entsprechende Kanäle, wenn auch, begreiflicherweise, Unterlagen über die Gesamthöhe dieser Ausgaben zu fehlen scheinen.

Kaiserliche Zuwendungen – angeblich aus einer Privatschatulle des Monarchen – flossen offenbar so reichlich wie die geheimen Quellen dafür.

In Frankreich, überliefert Preußenkönig Friedrich II., gehörte zu den von Eugen Gekauften lange Zeit der Postmeister von Versailles, «der ihm Abschriften aller Sendungen des französischen Hofes an die Generäle sandte». In Bayern wurde für Nachrichten über den Münchner Hof der sächsische Agent Gottfried Freiherr von Schnurbein, in Kurköln für die Fülle seiner Preisgaben der mächtige Minister Graf Ferdinand von Plettenberg bezahlt, in Venedig der polnische Graf Ämilius Villio von Wien. In Berlin kooperierte man mit dem vom König Friedrich Wilhelm hochgeschätzten holländischen Gesandten Baron Ginckel, Einblicke in bedeutsame Interna der Madrider Regierung eröffnete der kaiserliche General und Diplomat Graf Königsegg, Geschehnisse und Absichten in England verriet der britische Diplomat Henry Davenant und bekam dafür «mehrfach erhebliche Summen».

Nicht wenige Spione des edlen Savoyers waren durch regelmäßige Entrichtungen gekauft, so in Potsdam der königliche Castellan und Kammerdiener Rudolf Wilhelm Eversmann für ein Jahressalär von 100 Dukaten oder der preußische Diplomat Benjamin Friedrich von Reichenbach für erst 600, dann 900 Taler im Jahr. Einer der maßgebenden Männer am Berliner Hof, der wirkliche Geheime Rat und Staatsminister Friedrich Wilhelm von Grumbkow, ein Freund des Königs, kassierte erst 1000 Dukaten, dann 6000 Gulden jährlich, dazu noch einmalige Bestechungsboni.

So ansehnlicher Vergütungen wie Grumbkow erfreute sich für «importante» Spitzeldienste auch «einer der geschicktesten Männer», nach dem Urteil eines kompetenten Wiener Zeitgenossen, «so nun in Deutschland leben», der sächsisch-polnische Minister Ernst Christoph von Manteuffel, später zeitweilig Mentor des jungen Friedrich (II. d. Gr.), des preußischen Kronprinzen. Auch dieser kam übrigens in den Genuß verdeckter Zahlungen, um ihn für den Kaiser zu gewinnen. Es geschah auf direkte Anweisung Eugens, der dabei dem Vermittler versicherte, «dass dies das kräftigste Mittel, wodurch Sie des Kronprinzen Vertrauen sich zuziehen, auch mehr Neigung gegen Kaiserliche Majestät selbigem beibringen können, zumalen bei derlei flüchtigen Gemütern notwendig in ihre Passiones hineingegangen werden muß, um sich angenehm bei ihnen zu machen und mit Nutzen alsdann operieren zu können». Am 11. April 1733 wurden dem späteren Friedrich «dem Großen» 3210 Dukaten überwiesen, am selben Tag auch seine Lieblingsschwester, Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine Markgräfin von Bayreuth, mit 1000 Dukaten bedacht. (Man erwog sogar, pflichtschuldigst voraussehend, Bestechungen erst für die Zukunft, für noch kaum zu nutzende Fälle. So ventilierte man, der Frau von Katsch, als Oberhofmeisterin der Gattin des künftigen Königs vorgesehen, 1000 bis 1200 Gulden auszusetzen, um sie sich ganz zu verpflichten.)[19]

5. KAPITEL

DER SIEBENJÄHRIGE KRIEG

«Der Siebenjährige Krieg war nicht der durch Vernunft entschärfte Kabinettskrieg ..., ja die Menschenverluste waren, bezogen auf die jeweilige Einwohnerzahl, nach manchen neueren Berechnungen mit den Bevölkerungsverlusten Deutschlands in den Weltkriegen unseres Jahrhunderts vergleichbar. Der päpstlichen Diplomatie sind die Kriegsschäden nicht ganz entgangen, aber einzelne Worte des Bedauerns gehen nicht sehr tief und spiegeln oft kaum mehr als die fiskalischen Sorgen der Höfe wider. Irgendeinen Versuch einer humanitären Intervention oder einer noch so unverbindlichen Fürsprache für die unmittelbar vom Krieg Betroffenen würde man in der ganzen Nuntiaturkorrespondenz dieser Zeit vergeblich suchen ... Engagieren konnte sich das Papsttum hingegen für die Offizierskarriere einzelner Personen, zumeist italienischer Herkunft. Doch ist dies nur ein Reflex des üblichen höfischen Empfehlungswesens, das hier ins Militärische übergriff. Darüber hinaus hat sich die Kurie nur für Kriegsgeschädigte im Fürstenrang an den Höfen eingesetzt.

Die drei Hauptklienten waren der in Sachsen angegriffene König von Polen und seine Familie, Friedrich von Hessen-Kassel, den Rom auch nach seinem Regierungsantritt als halben preußischen Gefangenen ansah, und eben Fürstbischof Schaffgotsch, seit er vor den Preußen geflohen war. Nach dem mitleidheischenden Ton zu urteilen, könnte man meinen, nicht die nach Hunderttausenden zählenden Toten und Verwundeten der Feldzüge, die im Zeitalter der absolutistischen Söldnerheere allgemein noch kaum eines mahnenden Gedenkens gewürdigt wurden, sondern diese drei fürstlichen Herren seien als die eigentlichen Leidtragenden der Kriegszeit anzusehen.»

Johannes Burkhardt[1]

«Es wäre gegen die Menschlichkeit, wenn nicht gegen die Religion, die Fortsetzung eines so blutigen Krieges zu wünschen wie des gegenwärtigen; aber da nach den Mißerfolgen des vergangenen Feldzuges noch immer kein ehrenvoller und der guten Sache vorteilhafter Friede zu erhoffen ist, ist es weniger schlimm, wenn der Krieg weitergeht; muß man doch auf das Erbarmen Gottes des Herrn vertrauen, daß er den Dingen ein anderes Aussehen gebe» (... è meno male che seguisi la guerra, dovendosi confidare nella misericordia del Signor Dio, che faccia mutar aspetto alle cose)».

Kardinalstaatssekretär Luigi Maria Torrigiani an den Wiener Nuntius Vitaliano Borromeo am 27. Dezember 1760[2]

«Nach modernen Schätzungen kostete der Titanenkampf des Siebenjährigen Krieges die streitenden Parteien eine halbe Million Tote, von denen 180000 Preußen waren ... Allein ein Regiment, die Jung-Braunschweig-Füsiliere, verbrauchten im Verlauf des Krieges 4474 Mann. Das bedeutet, daß das Regiment dreimal total ausgelöscht wurde ... In materieller Hinsicht standen auf der Verlustseite 60000 Pferde (!) und 13000 Wohnhäuser (!) sowie nicht weniger als 139000000 Thaler ... Es läßt sich nicht leugnen, daß die numerischen Verluste des Siebenjährigen Krieges mit verblüffender Leichtigkeit wieder wettgemacht wurden.»

Der englische Militärhistoriker Christopher Duffy[3]

Im Laufe des 17. Jahrhunderts, besonders in dessen zweiter Hälfte, war mit dem Ansehen auch der Einfluß des Papsttums mehr und mehr gesunken, glaubte man überhaupt ganz allgemein, daß eine geistliche Regierung von Übel sei.[4]

Dafür gab es viele und sehr verschiedene Gründe, und nicht wenige resultierten aus der Kirche selbst.

Staatsallmacht wider vatikanische Zentralgewalt

Einmal war sie bis in ihre höchsten Kreise, bis in das heilige Kollegium der Kardinäle hinein in Parteiungen gespalten, die sich oft arg bedrängten, wie schon die lange Dauer vieler Papstwahlen bezeugt. Das Konklave von 1644, das Innozenz X. erwählte, dauerte fünf Wochen; das Konklave, das 1655 seinen Nachfolger Alexander VII. kürte, dauerte mehr als doppelt so lang, achtzig Tage. Bei der Wahl Klemens' X. 1670 zögerte der Heilige Geist, immerhin die dritte Person der Gottheit – zum Entzücken der Satiriker – fast viereinhalb Monate, ehe er seine Entscheidung traf. Und bei der Wahl Innozenz' XII. 1691 ließ er sich gar fünf Monate Zeit, vom 12. Februar bis zum 12. Juli, man bedenke: fast tägliche Abstimmungen, fast täglich wechselnde Koalitionen, Verwirrungstaktiken etc.

Das Kollegium der Kardinäle, in dem Graf Lamberg, Wiens Gesandter in Rom, wie er am 14. April 1703 dem Kaiser schrieb, mehr Atheisten als Christen vermutete, war traditionell zerstritten. Es gab diverse informelle Wählergruppen, gab die sogenannten Kronpar-

teien, die Gruppe bourbonisch Gesinnter und die Anhänger Habsburgs, gab den Kreis der Zelanti, besonders kurienbezogene Kardinäle, gab unentwegt Einwirkungen von außen, insgeheime und offizielle, wie durch das Ius exclusivae, die förmliche Exklusion, das heißt das Verbot, einen den katholischen Souveränen Frankreichs, Spaniens oder Österreichs unerwünschten Kandidaten zum Papst zu wählen, ein jeder Krone freilich nur einmal konzediertes Recht; es bestand bis 1904. Absolutistische Regenten und Staatsmänner machten ihren Einfluß und ihre Interessen geltend. Kardinal Mazarin schickte zum Konklave 1644 aus Paris Bestechungsgelder. Man drohte mit dem Verlust von Pfründen und Pensionen, versprach Bistümer und Erzbistümer. Am Rande sozusagen des Konklaves Klemens' XI. kämpfte Personal des französischen Botschafters in Rom, Luigi Grimaldi, Prinz von Monaco, gegen Leute der vatikanischen Sicherheitsdienste, wobei mehrere Menschen umkamen. Kurz, man bot immer alles auf, was möglich war, um einen aussichtsreichen Kandidaten zu Fall zu bringen oder einen andern zu fördern.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts dominierten nicht nur die drei nichtkatholischen Großmächte Europas, England, Preußen, Rußland, die katholischen, sondern auch diese, ihrerseits wieder gespalten in die einander immer heftiger befehdende französische und österreichische Partei, erhoben sich mehr oder minder über die sie Jahrhunderte gängelnde vatikanische Macht. Der immer stärker werdende staatliche Absolutismus verdrängte den der Päpste beinah bis zur Bedeutungslosigkeit.

Das zeigte sich vor allem unter Ludwig XIV.

Der Bourbone, persönlich durchaus gläubig und selbst mit sakraler Weihe ausgestattet, wie man denn schon in seinen Vorgängern die Stellvertreter Gottes sah, griff auch in die geistliche Gewalt des Klerus empfindlich ein, unterdrückte diverse Orden, beschlagnahmte kirchliche Güter, brachte, gleich seinen Ministern, Verwandte, Freunde, Anhänger auf Bischofs- und Abtssitze, wobei dann ein Drittel der neuen geistlichen Herren am Hof von Versailles statt in ihren Sprengeln lebte. Ranke, nach dem kein Fürst seine Klerisei vollkommener beherrschte als Ludwig XIV., zitiert in diesem Zusammenhang den Prinzen Condé: Sollte es dem König gefallen, zur

protestantischen Kirche überzugehen, würde ihm der Klerus zuerst nachfolgen.

Die Staatsallmacht drängte stets mehr heraus. Viele Fürsten machten sich immer unabhängiger von Rom, vom Papst; sie richteten sich aber nicht etwa wider den Glauben, die tradierte Religion, das Christentum, das im Gegenteil als sogenannter Ordnungsfaktor, als pädagogische Bändigung des Volkes nützlich, willkommen blieb wie eh und je; richteten sich schon gar nicht gegen «Gott», den Herrgott, den Gott der Herren, für die Fürsten, wie dann Schopenhauer in ‹Parerga und Paralipomena II› im Kapitel über Religion höhnt, der Knecht Ruprecht, «mit dem sie die großen Kinder zu Bette jagen, wenn nichts Anderes mehr helfen will; daher sie auch viel auf ihn halten ...»

Wohl aber setzte sich allmählich ein Widerwille und Widerspruch gegen alles allzu Dogmatische, gegen Begriffe wie Offenbarung, wie Übernatur durch, ein Übergang vom theistischen zum mehr deistischen Denken, zum mehr säkularen. Und dieser Gesinnungswandel ergriff dann auch breitere Schichten, schaffte langsam mehr Verständnis für die Kategorien der Vernunft, der Natur, für Toleranz, was der Aufhebung der Leibeigenschaft, der Hexenverfolgung, der Folter zugutekam, wobei freilich die wenigsten ahnen konnten, daß sie aus der Bindung an die papale, die klerikale Gewalt überhaupt immer mehr in die staatliche, in die Dienstbarkeit der weltlichen Behörden glitten. Anders gesagt, was der Papst, was die christlichen Hierarchen verloren, gewannen die Fürsten.

Am deutlichsten wahrzunehmen war dieser zeitgeistige Wechsel, dieser Umschwung im Allerchristlichsten Frankreich, wo angeblich schon unter Richelieu in Paris 40 000 Atheisten lebten. Von Frankreich jedenfalls gingen alle mehr oder minder nationalkirchlichen Ideen und Strömungen aus, die zwischen 1600 und 1800 das Papsttum besonders bedrohten.[5]

GALLIKANISMUS, EPISKOPALISMUS, JANSENISMUS UND STAATLICHER ABSOLUTISMUS

Der Gallikanismus, eine erst im 19. Jahrhundert als Gegenbegriff zum Ultramontanismus geschaffene Bezeichnung, war eine nationale Haltung, die sich in Frankreich schon im Laufe des Spätmittelalters, wenn nicht früher, herausgebildet hatte, dort im 17. und 18. Jahrhundert besonders mächtig wurde, das bis zur Französischen Revolution, bis in die Zeit Napoleons auch blieb und sich im Wesentlichen gegen das römische Papsttum kehrte. Mit Hilfe der gallikanischen Kirche, der «ecclesia gallicana», wie die Zeitgenossen sagten, führte Ludwig XIV., der katholische König, einen mehr als dreißigjährigen offenen Kampf gegen den Heiligen Stuhl.

Die französische Kirche war dabei eines seiner wichtigsten Herrschaftsinstrumente. Sie suchte an ältere Immunitäten und Freiheiten anzuknüpfen und erstrebte jurisdiktionell wie administrativ eine weitgehende rechtliche Unabhängigkeit vom papalen Kurialismus und Zentralismus. Unter Anerkennung des theologischen Primates, das heißt der päpstlichen Autorität in Glaubensfragen, stritt sie für die auf Weisung des Königs am 19. Dezember 1682 in vier Artikeln vom Klerus in Paris deklarierten, 1693 zwar zurückgenommenen, praktisch aber bis ins 19. Jahrhundert wirksamen sogenannten gallikanischen Freiheiten. Dabei ordnete sie den Papst, wiewohl in Glaubensfragen höchste Instanz, dem allgemeinen Konzil unter, erklärte seine Glaubensentscheidungen keinesfalls für unumstößlich, sondern nur mit Zustimmung der Gesamtkirche für unfehlbar, und gestand ihm über Könige und Souveräne überhaupt keine weltliche Gewalt zu.

Der Papst andererseits exkommunizierte den Beichtvater des Königs, den Jesuiten La Chaize, der nicht nur mit Leibniz und anderen «Ketzern» Kontakte unterhielt, sondern auch die Verfolgungen der Protestanten «odieuses et barbares» nannte. Er exkommunizierte den französischen Botschafter in Rom und verweigerte schließlich 35 von Ludwig eingesetzten Bischöfen die kirchliche Anerkennung. Den Kardinal Fürstenberg in Köln inaugurierte der König 1688 mit

Waffengewalt, im gleichen Jahr, beiläufig, in dem er auch das päpstliche Avignon besetzte.

Zur selben Zeit, als der Gallikanismus besonderes Gewicht bekam, zwischen dem Ende des Dreißigjährigen Krieges also und dem Beginn der Aufklärung, erlangte auch der Episkopolismus seine größte Effizienz, und zwar ebenfalls in Frankreich, wo der Gallikanismus nicht wenige Gemeinsamkeiten oder Affinitäten mit episkopalistischen Ideen aufweist, vor allem die Eigenständigkeit des Bischofsamtes und die Reduzierung der papalen Macht zugunsten der bischöflichen. Diese bezog man jetzt nicht mehr auf die Päpste, vielmehr unmittelbar auf Gott. So konnten die Verfechter des Episkopalsystems auch die Superiorität des Konzils über den Papst vertreten, den Konziliarismus, statt der Unterordnung des Konzils unter den Papst.

Vor allem im 17. und 18. Jahrhundert bedingte der Episkopalismus ein neues Selbstbewußtsein der Bischöfe, eine Aufwertung ihrer Rechte und Ansprüche besonders gegenüber dem Papsttum, aber auch gegenüber den Landesherren, was oft langwierige Streitigkeiten etwa hinsichtlich der Besetzung geistlicher Ämter oder des Verfügungsrechts über das Kirchengut ergab; wie denn der staatliche Absolutismus sich zu einem immer mächtigeren Konfliktherd gerierte gegenüber der schwächer werdenden geistlichen Gewalt.

Einfluß auf die zeitgeistigen Verhältnisse bekam ebenfalls der Jansenismus, eine sich rasch vor allem wieder in Frankreich ausbreitende innerkatholische Reformbewegung, der auch Pascal und Racine nahe standen. Sie ging auf den Löwener Professor und späteren Bischof Cornelius Jansen von Ypern zurück, der an die Gnadenlehre des Augustinus anknüpfte und eine Kirche im Geist der frühen Christenheit begründen wollte. Die Jansenisten, gelegentlich auch «katholische Pietisten» genannt, bildeten in Holland sogar eine eigene Kirche. Von nicht wenigen Päpsten verurteilt, pflegten sie strenge Frömmigkeit, besonders eine rigorose Sakramentenpraxis, und bekämpften die Veräußerlichungen des Katholizismus, seinen barocken Prunk, sein Wallfahrts-, sein Heiligenwesen, nicht zuletzt, ihr Hauptfeind, die Jesuiten, vor allem deren kasuistische Moral-

theologie, Laxismus und Probabilismus – für Pascal schlicht «eine Verbrecherbande» (Pastor).

Wegen der scharfen Kritik am Absolutismus Ludwigs XIV. aber hatte der immer heftiger aufflammende Jansenismusstreit auch eine politische Komponente. Der König fürchtete das die Monarchie destabilisierende Potential der Bewegung, fürchtete eine (weitere) religiöse Spaltung des Staates, ihr Zusammengehen mit oppositionellen Kreisen der Aristokratie wie des Bildungsbürgertums, und ließ schließlich aus dem Hauptsitz und geistigen Zentrum des Jansenismus, der Zisterzienserinnenbleibe Port Royal bei Paris, die Nonnen vertreiben und das Kloster 1710 niederreißen.[6]

Krieg selbst zwischen Papst und katholischem Kaiser

Neben Spanien, den Spanischen Niederlanden und Süddeutschland war durch den Spanischen Erbfolgekrieg Italien, wo zwei der begehrtesten Territorien, Mailand und Neapel, der spanischen Krone gehörten, zum Hauptkriegsschauplatz geworden und der Vatikan unmittelbar betroffen.

Als Papst regierte während des ganzen Krieges und darüber hinaus Klemens XI. (1700–1721), und ohne Zweifel trug er zur weiteren Schwächung des Heiligen Stuhles nicht unerheblich bei. Klemens, erst kurz vor seiner Papstwahl zum Priester geweiht, hatte schon als Kardinal Gian Francesco Albani, der Linie seines Vorgängers folgend, Sympathien für Frankreich und diese Vorliebe auch als Papst beibehalten; wobei er selbstverständlich, in alter kurialer Tradition, Unparteilichkeit, eine vermittelnde Haltung vorgab. So im März 1701, indem er «als gemeinsamer Vater der Christenheit, als über den Parteien stehender Mittler» auftrat oder Ende August 1705 dem neuen Kaiser Joseph I. sich als «Vater aller Gläubigen» empfahl, gänzliche «Neutralität» versicherte, während «das gute Gewissen», das er hatte, gelegentlich Rüstungen ebenso gebot wie Bittprozessionen, Gebete für den Frieden, zumal er in Rom selbst,

wie er klagte, «von nichts als Mord und Totschlag» höre; sein eigener Brevensekretär Zeccadoro wurde schon 1702 umgebracht.

Während Klemens XI., dieser äußerst fromme Pontifex, der täglich die Messe gelesen, täglich gebeichtet, der seine Erholung beim häufigen Besuch von Kirchen und beim Predigen gefunden haben soll, während der Papst sich weiterhin zur Neutralität bekannte, zum Frieden mahnte, war seine Bourbonen-Parteilichkeit offensichtlich, schickte er Philipp V. Glückwünsche, gewährte ihm Hilfsgelder, pries er «die Seelengröße» Ludwigs XIV., erfreute sich an dessen Waffenerfolgen, glaubte an seinen Endsieg, kurz, begünstigte er, wo immer er konnte, die Franzosen durch Gefälligkeiten, so daß Graf Lamberg, des Kaisers doch gleichfalls frommer Gesandter, den Heiligen Vater schon Anfang Mai 1702 als «vollendeten Heuchler» schilderte, wie er auch dessen Kardinalstaatssekretär Fabricio Paolucci (nicht zu verwechseln mit dem päpstlichen General Paolucci, der im Juni 1704 bei Ficcarolo die österreichischen Truppen zugunsten der französischen verriet) «stinkend französisch» schimpfte. Freilich schien der Gesandte generell nicht gerade klerusfreundlich; zumindest zitierte er zuweilen «das häßliche Wort», Priester könne man nur «durch Geld und Stock» (la borsa ed il bastone) leiten.

Kein Wunder, verschlechterten sich auch die Beziehungen zwischen Wien und Rom, zwischen dem tiefkatholischen Kaiser und dem Papst, und sie verschlimmerten sich noch, als Leopold I. am 5. Mai 1705 in der Wiener Hofburg starb und ihm sein ältester Sohn Joseph I. auf den Thron folgte.[7]

Schon am 30. August 1705 beteuerte der Papst in einem eigenhändigen Schreiben an den neuen Herrscher, Gott wisse es, die Welt und Wir selbst wissen es: «auch nicht im geringsten wollten Wir Uns von der vollständigen Neutralität des gemeinsamen Vaters entfernen. Wir zweifeln nicht, dass auch Ew. kaiserliche Majestät dies erkennen werden, wenn, wie Wir fest hoffen, Sie den Impulsen der Frömmigkeit und Gerechtigkeit folgen, die Ihnen von Ihren ruhmvollen Vorfahren ebenso angestammt sind wie die Würde und Ehre des Schirmvogts der Kirche.»

Doch diese Würde und Ehre hielt Joseph I. (1705–1711) so wenig von der Weiterführung des Krieges ab wie etwa die klementinische,

ja auf derselben Linie liegende Beschwörung seiner «angeborenen, wahrhaft österreichischen Frömmigkeit», zumal Joseph, was der Heilige Stuhl mehr als alles fürchtete, die Autorität des Kaisers in Italien wieder herzustellen trachtete, den dortigen Reichsbesitz wieder begehrte, nicht nur aus Reichsinteresse, der Reaktivierung alter, freilich reichlich umstrittener Lehensrechte wegen, sondern ebenso aus dynastischen Gründen, wie ja gemäß altem Habsburger Brauch – aus Reichsgut mach Hausgut (s. VII 10. Kap., bes. 361 ff.) – auch Josephs Vater und Vorgänger Leopold, in einer 47jährigen Herrschaft voller Herausforderungen zwar durch Türken und Franzosen, doch voller Gottvertrauen auch, nie auf die Ausweitung und Erhöhung seines Hauses vergaß. Denn prinzipiell gilt (nicht nur) für jene Zeit: «Die habsburgischen Kaiser bleiben in erster Linie auf Vermehrung ihrer Hausmacht bedacht» (Der Kleine Ploetz).

Im Frühherbst 1706 erfolgte mit Prinz Eugens Sieg bei Turin und seinem Einmarsch in Mailand die Eroberung Oberitaliens, ein Jahr später die Neapels, womit die Halbinsel in der Hand des Kaisers war. Schon während der Feldzüge aber, 1704 und 1705, hatten die Kaiserlichen vatikanisches Gebiet verletzt, im Sommer 1707 zogen sie, an den Toren Roms vorbei, durch den Kirchenstaat. Immer wieder klagte, beschwerte sich Klemens XI. über das Ignorieren seiner Rechte, weltlicher wie geistlicher, über Ausschreitungen der Invasoren, die rücksichtslosen Requisitionen, die Besteuerung des Klerus, das Malträtieren von Priestern, Schänden von Kirchen, das Abhalten «häretischer» Gottesdienste durch protestantische Feldprediger, über die Bedrückung und Ausbeutung seiner Untertanen durch die Besatzer, die doch, zumindest zunächst, eher als Befreier erschienen. Muß ja selbst Ludwig von Pastor einräumen: «Fast allenthalben wurden die Österreicher von der Bevölkerung mit Jubel begrüßt.»[8]

Papst Klemens XI. aber war von Anfang an und dann immer mehr frankophil, ein Franzosenfreund, während der junge Joseph die «Teufelsfranzosen» verabscheute. Sei ja auch «schon in früher Jugend» seine Ehrfurcht vor dem Papst erschüttert und sein Kopf erfüllt worden, so eine um 1695 zu seiner Belehrung verfaßte Denkschrift, mit «neuen Auslegungen des vergilbten Kaiserrechts». Joseph drängte auf Kampf; er kontrollierte schließlich den Norden und

den Süden der Halbinsel, und Prinz Eugen beutete besonders jene Kleinstaaten steuerlich aus, die man als Reichslehen ansah, Genua, Toskana, Lucca, Modena, nicht zuletzt die Herzogtümer Parma und Piacenza, von denen der Papst behauptete, der Heilige Stuhl besitze sie mit bestem Recht seit drei Jahrhunderten. Ergo belegte er jeden, der sich daran verging, mit der großen Exkommunikation, was vor allem Prinz Eugen betraf, der freilich mit seinen Schröpfungen unbekümmert fortfuhr, ja den Kaiser aufstachelte, der päpstlichen Heiligkeit keinesfalls zu erlauben, daß sie sich «in die Temporalia so weit vermische und einmenge». Verfocht man doch, während sich allmählich eine Art Streitschriftenliteratur, ein regelrechter Federkrieg entspann, sogar die These, der Kaiser habe ein «unwiderrufliches Recht nicht nur auf Parma und Piacenza, sondern auch auf ganz Italien, die Stadt Rom und das Patrimonium Petri».

Vergebens legte Klemens Beschwerde auf Beschwerde ein, vergebens drohte er mit kirchlichen Strafen, vergebens rief er weltliche wie geistliche Fürsten um Hilfe an. Erfolglos erflehte er Beistand von der Kaiserin bis zum Beichtvater des Kaisers. Klemens wandte sich an den deutschen Episkopat, die bischöflichen Kurfürsten von Mainz und Trier, an den Großmeister des Johanniterordens, die Könige von Portugal und von Polen, an Venedig. Doch die italienischen Republiken und Herzogtümer blieben neutral oder bekannten sich zum Kaiser. Vergebens wandte sich der Römer, seine größte Enttäuschung, an Ludwig XIV., der ihn zwar seit zwei Jahren mit allen Mitteln zum Krieg gegen den Kaiser gedrängt, selbst aber weder mitmachen konnte noch wollte, da er den Höhepunkt seiner Macht und Möglichkeiten schon überschritten sah.

Doch Klemens prahlte, die Ketten zu brechen, welche weltliche Gewalt der freigeborenen Kirche schmiede; er warnte den Kaiser, «dem göttlichen Zorne so offenbar Trotz zu bieten», warnte ihn «dereinst vor einem furchtbaren Richterstuhle» und drohte: «Hüte Dich, teuerster Sohn (im Namen Jesu Christi, dessen Stelle Wir unwürdig vertreten, reden Wir Dich zum letzten Male an), hüte Dich, die Erstlinge Deiner blühenden Jugend mit dem Ärgernis des ganzen christlichen Volkes zu beflecken und Deine Regierung mit Kränkungen der Kirche, welche die Braut Christi ist, und ihrer Apostel zu

beginnen.» Der Papst wollte deshalb sogar Martyrer werden; «denn Wir halten Unser Leben nicht für kostbarer als die Erfüllung dessen, was der vom Himmel Uns übertragene Dienst gebietet ...»

Joseph I. aber gestand in einem vom 26. Juni 1708 datierten Manifest –, vielleicht, wie man einmal schrieb, die schärfste Schrift, die je von einem Kaiser aus dem Hause Habsburg gegen einen Papst ergangen – gestand dem Papst keinerlei Recht auf die strittigen Herzogtümer zu, schon gar nicht das der direkten Oberherrschaft, und bezichtigte ihn der Usurpation. Er erklärte die Exkommunikation für null und nichtig, betonte vielmehr uralte Rechte von Kaiser und Reich auf Italien und ließ sich nicht irritieren «durch päpstliche Bullen ... möchten diese auch mit noch so vielen Bannstrahlen drohen.»

So konnte Klemens nur auf Gott vertrauen, konnte er das Allerheiligste aussetzen, tagelange Gebete anordnen – und militärische Beratungen, konnte er Truppen anwerben, rüsten. Und als die Kaiserlichen unter General Bonneval im Mai 1708 die kleine, im Podelta liegende und seit über hundert Jahren zum Kirchenstaat gehörende Küstenstadt Comacchio besetzten und beim Tor die Inschrift einmauern ließen: «Dem die alten Rechte Italiens wieder fordernden Kaiser Joseph», entschloss sich Klemens zum Krieg, der dann auch im Oktober 1708 begann.

Doch wurde es ein kurzer «unblutiger» Waffengang. Das Heer des Heiligen Stuhls, bunt zusammengewürfelt, schlecht gerüstet, unfähig geführt, war dem Ansturm der Kaiserlichen unter dem Feldmarschall Grafen von Daun hoffnungslos unterlegen, die allgemeine Stimmung gegen den Priesterstaat, Hilfe nirgends, auch von Frankreich nicht zu erwarten. Die Angst des Papstes aber vor einer Okkupation Roms wurde noch geschürt durch die Erinnerung an den grauenhaften Sacco di Roma (VIII 438!) So unterzeichnete er, wenn auch erst, buchstäblich, in letzter Stunde, am 15. Januar 1709 kurz vor Mitternacht, die Kapitulation: alles in allem verhältnismäßig maßvolle Bedingungen. Die für Klemens fatalste Forderung war wohl seine Anerkennung Karls III., Kaiser Josephs Bruder, als König von Spanien, was er bisher immer zugunsten Philipps V. verweigert hatte. Doch bereits ein Jahr nach Beginn des Krieges trug ein Breve Klemens' XI. die Aufschrift: «Carissimo in Christo filio Nostro

Carolo Hispaniarum regi catholico» (Unserem geliebten Sohn Karl, katholischem König von Spanien).[9]

Wenn nun aber das Papsttum auch weiterhin, durch das ganze 18., den größten Teil des 19. Jahrhunderts, Truppen unterhielt oder fremdländische Söldner rekrutierte, seine Rolle als Militärmacht hatte es längst ausgespielt – freilich noch längst nicht seine seit der Antike so kontinuierlich wie zynisch praktizierte Rolle als kriegstreiberische und kriegsfordemde Macht, ohne selbst Krieg zu führen! Diese Rolle kulminiert, quantitativ gesehen, recht eigentlich erst in unserer jüngeren, jüngsten Geschichte, der Zeit des Ersten, des Zweiten Weltkriegs, des Kriegs in Vietnam.

Ein anschauliches Beispiel aber einer solchen Kriegsführung, einer überaus beliebten papalen Kampfesart, der höchst effizienten Beteiligung nämlich am Krieg, ohne gleichsam an ihm beteiligt zu sein, ist im Jahrhundert der Aufklärung der Siebenjährige Krieg.

Noch immer die Tradition der Kreuzzüge?

Wie intensiv das Papsttum an diesem Konflikt interessiert war, wie sehr es mitwirkte, ohne selbst in die Kämpfe direkt einzugreifen, vielmehr sein Zutun mehr oder weniger verheimlichte, zeigte sich während des ganzen Kriegsverlaufs, wobei das religiöse Motiv auf protestantischer Seite provozierend hervorgehoben, auf katholischer lange entschieden bestritten, alles vielmehr getan worden ist, um den Krieg nicht als Religionskrieg erscheinen zu lassen. Doch allein die Tatsache, daß ein rundes Drittel des amtlichen Schriftwechsels zwischen der Wiener Nuntiatur und dem römischen Staatssekretariat in der Zeit des Siebenjährigen Krieges aus Kriegsberichten, nicht selten sehr detaillierten Kriegsberichten besteht, aus genauen jeweiligen militärischen Lagebeschreibungen, spricht für sich.

Die heilige Stadt war so voller geheimer Militaria, darunter selbst Meldungen vom überseeischen Kriegsschauplatz, daß man mit diesen Nachrichten sogar handelte, wobei auch der Beichtvater Kle-

mens' XIII. seinen Part spielte; wie man sich überhaupt noch im Ancien régime der «Beichtväterdiplomatie» bei der Inanspruchnahme geheimdienstlich inoffizieller Kommunikationswege bediente, in Wien ebenso wie in Paris, am Münchner Hof durch Pater Stadler, am Hof des Kölner Kurfürsten durch Pater Kellerhofen.

Der besonders blutige Krieg, in dem das katholische Österreich und Frankreich auf der einen, das evangelische Preußen und England auf der anderen Seite kämpften, galt vielen Zeitgenossen, mitten im Jahrhundert der Aufklärung, noch als Konfessions-, als Religionskrieg. In der älteren Forschung betonen diesen Aspekt so herausragende Gelehrte wie der Jurist Johann Jacob Moser und der Historiker Leopold von Ranke. Und noch 1985 sieht Johannes Burkhardt in seiner Habilitationsschrift «Abschied vom Religionskrieg. Der Siebenjährige Krieg und die päpstliche Diplomatie», der ich im folgenden sehr verpflichtet bin, die entstandenen Konfessionen im späteren 17., ja mitunter noch im 18. Jahrhundert zwar in ihrer dogmatischen Wirksamkeit, nicht aber in ihrer allgemeinen Bedeutung geschwächt, hat vielmehr jetzt, politisch-rechtlich betrachtet, «ein ‹konfessionelles Zeitalter› im Reich eigentlich erst richtig begonnen.»[10]

Hinter der enormen konfessionspolitischen Aktivität der Kurie aber steht noch immer die Tradition der Kreuzzüge, der Blutbäder unter «Ketzern» und Heiden, der gewaltsamen Ausbreitung des Katholizismus, die alte Strategie, das eigene Lager notorisch zu beschwichtigen, zum Frieden aufzurufen, um desto kraftvoller alle Arten von «heiligen» Kriegen mit religiös Außenstehenden führen zu können – der die frommen Monsignori fast verzehrende Wunschtraum durch Jahrhunderte.

Diesem ideologisch wie materiell gestützten, hochgradig kriegstreiberischen Tun dient in nachlutherischer Zeit, im Ancien régime, besonders die Errichtung und der verstärkte Ausbau eines ständigen Nuntiaturdienstes, die meist sorgfältig vorgenommene Besetzung kurialer Außenstellen bei den einflußreichsten, immer wieder um Kollaboration angegangenen, doch durch ihren jahrhundertelangen machtpolitischen Gegensatz getrennten europäischen Mächten in Paris und Wien, an den Königssitzen in Spanien, Portugal, Polen,

den größeren Höfen Italiens, in Venedig, Florenz, Neapel, den katholischen Kantonen der Schweiz. Denn nur bei den Souveränen, den zuständigen Staatsvertretern katholischer Konfession waren die offiziellen päpstlichen Diplomaten akkreditiert, keinesfalls bei Andersgläubigen. Und stets gehörte seit der Reformation zum Hauptprogramm dieser Legaten die bewußte Forderung einer Allianz der katholischen Fürsten, die Schaffung einer schlagkräftigen Einheitsfront, und, natürlich, unter der Ägide möglichst des Heiligen Stuhls, alles um des lieben Friedens, der heißbegehrten Eintracht willen zugunsten effektiverer Kriege.

Apologeten betonen die Häufigkeit und Eindringlichkeit päpstlicher Friedensappelle. Doch sie betreffen eben immer nur die eigenen Gläubigen, ist ja in all den Pazifizierungs-, den Vermittlungsaktionen des Papsttums «von der Reformationszeit bis zum Siebenjährigen Krieg in keinem Fall der Friede mit einer protestantischen Macht gemeint oder einbezogen» (Burkhardt).

Im ganzen 16. und 17. Jahrhundert waren gemischt konfessionelle Allianzen die Regel, dominierte, ungeachtet aller Schwankungen, der katholische Mächtedualismus, der alte Gegensatz zwischen den beiden großen katholischen Konkurrenten, den österreichischen Habsburgern und den französischen Königen, die europäische Politik, zumal die des Vatikans, kooperierte schon in der Reformationszeit Franz I., während er einen Krieg nach dem andern gegen Karl V., den katholischen Kaiser, führte, mit deutschen protestantischen Fürsten (VIII 433 ff.); kämpften im Dreißigjährigen Krieg die katholischen Franzosen gemeinsam mit den schwedischen Lutheranern, um nur daran zu erinnern.

Es versteht sich von selbst, daß die römische Kurie, so weit möglich, nichts unterließ, um ein Bündnis der katholischen Mächte, besonders der beiden führenden Kronen, zu erreichen und gegen alle Feinde des Römischen Stuhls, Türken wie «Ketzer», vereint losschlagen zu können. Man hatte dabei freilich weniger Erfolge als Mißerfolge, katastrophale Mißerfolge, wie vor allem im Dreißigjährigen Krieg und im Spanischen Erbfolgekrieg.[11]

DIE «DIPLOMATISCHE REVOLUTION»

Da schlossen am 1. Mai 1756 zur spektakulären Überraschung ganz Europas Wien und Versailles, die jahrhundertelangen Gegner, einen Bündnis- und Freundschaftspakt, von der Geschichtsschreibung «diplomatische Revolution» benannt. Es kam zu einem «renversement des alliances», einer gänzlichen Umkehr der politischen Konstellation. Anstelle der bisherigen, wenigstens seit dem Dreißigjährigen Krieg bestehenden habsburgisch-bourbonischen Opposition trat das Zusammengehen der zwei bedeutendsten katholischen Dynastien gegen die beiden maßgebenden protestantischen Staaten. Und dies geschah in einem Jahr, in dem nach dem Ersten Schlesischen Krieg (1740–1742), dem Beginn des Kampfes um die Vorherrschaft in Deutschland, und dem Zweiten Schlesischen Krieg (1744–1745) der Dritte Schlesische Krieg (1756–1763) begann, der Siebenjährige Krieg. (Hier sei, kurz vorausblickend, an Hitler erinnert, der sich gern auf den Preußenkönig bezog und am 23. November 1939 auch seinen Entschluß zum Krieg gegen Polen mit Friedrichs Entschluß zum Ersten Schlesischen Krieg verglichen hat.)

Nach der Annexion der österreichischen Provinz Schlesien, fast ganz Ober- und Niederschlesiens nebst der Grafschaft Glatz mit (insgesamt) 1 300 000 weiterer Untertanen im Frieden von Berlin (1742), nach dem Einstreichen dieses «Diebesgutes» (Duffy) durch Friedrich II. aber war nicht mehr Frankreich Österreichs großer Kontrahent, sondern Preußen; und Frankreich sah sich, jetzt an der Seite der Donaumonarchie, seit Beginn des Kolonialkrieges als Hauptfeind mit England konfrontiert, wo man Friedrich als «un allié protestant», ein Geschenk der Vorsehung feierte.[12]

Die Geheimverhandlungen über den entstehenden Pakt zwischen Wien und Versailles hatten im Herbst 1755 begonnen und waren im darauf folgenden Februar im Vatikan bekannt geworden. Viele Monsignori sympathisierten damals mit Frankreich. Kardinalstaatssekretär Silvio Valenti Gonzaga neigte Frankreich zu. Der Mann nach ihm, der Chiffrensekretär Antonio Rota, war, so eine wohlinformierte Quelle, «ein bezahlter Spion Frankreichs». Und auch andere Kuriale wurden regelmäßig jährlich von Frankreich bestochen.

Doch woher immer die Information kam, bei den Besprechungen zwischen Wien und Paris wurde die konfessionelle Übereinstimmung von Anbeginn an einbezogen, wurde die Verständigung zwischen den bisherigen katholischen Gegnern erst recht in Rom sofort unter konfessionspolitischem Aspekt betrachtet, sah man die beiden katholischen Großmächte doch jetzt den führenden protestantischen Staaten konfrontiert, den «heretici», den «acatolici», Preußen und England, «der unwürdigsten aller Nationen», wie der Papst sich ausdrückte, «in der heute bekannten Welt».

Nun war also eingetreten, was schon viele seiner Vorgänger begehrt, das Zusammengehen der katholischen Führungsmächte. Doch am 29. August 1756 kam ihnen der Preußenkönig zuvor. Friedrich II. holte zu einem «Präventivschlag» aus. Er ließ seine Armee die Grenze nach Sachsen, einem protestantischen Land mit einem katholischen Hof, überschreiten, die Bevölkerung barbarisch ausbeuten, der Dritte Schlesische Krieg, der Siebenjährige Krieg, hatte begonnen und Rom die seinen Ausbruch zumindest psychologisch wie propagandistisch fördernde konfessionspolitische Krisenstimmung «recht unbedenklich geschürt» (Burkhardt). Auf dem Höhepunkt des Schlachtens, in einem Breve vom 15. November 1758, konnte Papst Klemens XIII. König Ludwig XV. versichern, die Waffenbrüderschaft zwischen Frankreich und Österreich habe «der allmächtige Gott selbst» (Omnipotens ipse Deus) gestiftet.[13]

Zunächst aber ließen «Feindseligkeiten und Gewalttaten» der Invasoren in Sachsen Benedikts XIV. «Haare sträuben», fand er das Vorgehen Preußens «unerhört». Mit äußerster Teilnahme las er die Berichte vom Kriegsschauplatz und rief die katholischen Majestäten Franz I., Maria Theresia und Ludwig XV. zum Krieg gegen den Landfriedensbrecher auf. Er wollte auch andere katholische Fürsten mobilisieren, und zwar ausdrücklich der Religion, seines «apostolischen Amtes» wegen; ja wäre, schrieb sein Staatssekretär nach Wien, am liebsten selbst in den Kampf geeilt, hätte er Mittel und Vollmacht dazu gehabt.

Die Zeiten freilich, da Päpste und Prälaten ganze Heere kommandierten (ausführlich: «Klerus und Krieg» VI 31 ff.!), waren vorbei. Immerhin drohte noch im 17. Jahrhundert Urban VIII. – Lieblings-

beschäftigungen: Nepotenbereicherung und Krieg (in Tivoli errichtete er eine Gewehrfabrik) – «gegen 12000 Mann ins Feld» zu werfen, ja, er schickte schließlich 30000 Krieger zu Fuß und 6000 zu Pferd (IX 355, 366ff.!), während im 18. Jahrhundert Benedikt XIV. nur noch über wenige tausend Streiter gebot, deren Dienstplan nach dem Wecken mit dem Rosenkranzbeten begann.[14]

Wie gewöhnlich aber geschahen die außenpolitischen Aktionen in enger Zusammenarbeit mit dem Staatssekretariat, jetzt mit dem neuen Kardinalstaatssekretär Alberigo Archinto. Und auch er sah in der friderizianischen Invasion nicht nur eine Gefährdung Österreichs, der gerechten Sache Maria Theresias (1740–1780), der Königin und (seit 1745) Kaiserin, sondern auch der katholischen Religion. Stellte Rom doch von Anfang an das religiöse Motiv in den Vordergrund, hob es stets von neuem ab auf die «Religion», das «Wohl der Religion», die «Interessen der katholischen Religion». Wie auch die fromme Herrscherin selbst – sie ließ sich, gegen kuriales Widerstreben, im Meßkanon namentlich nennen und glaubte, «der starke Armb Gottes» greife ihr zuliebe in die Weltpolitik ein – «die heilige Religion in ganz Teutschland» gefährdet sah und als Hauptzweck des Krieges nicht nur die Rückgewinnung Schlesiens nannte, sondern die «Aufrechterhaltung unserer heiligen Religion, von welcher ich in Teutschland fast die alleinige Stütze abgebe.»

Wie ja auch Wenzel Anton Graf von Kaunitz, ihr versierter Staatskanzler, das neue Bündnis mit Paris dem Heiligen Stuhl als überaus zuträglich empfahl «per la nostra santa religione cattolica». Und wie er, Kaunitz, dann nach Kriegsausbruch am 9. September 1756 seinen Gesandten in Rom, den Barnabitenoberen Pater Pius Manzador anwies, er möge «den Romanischen Hof deutlich überzeugen, dass es nunmehro auf die Rettung Unserer heyligen religion haubtsächlich ankomme, mithin die Nothwendigkeit erfordere, dass der Päpstliche Stuhl dem hiesigen Hof mit Geldmitteln ehebaldigst beyspringe ...»

In Wirklichkeit ging es Kaunitz, einem von der Aufklärung geprägten Freigeist, der jährlich der Kaiserin seinen Beichtzettel vorgelegt haben soll, nicht um Rettung des katholischen Glaubens, sondern um die völlige Vernichtung der preußischen Macht, ging es ihm darum, «den preußischen König», wie er mehrmals gleich-

lautend formuliert, «übern Hauffen» zu werfen. Friedrich II. ist für ihn, ebenfalls wiederholt in seiner weit ausgreifenden Denkschrift «Meynungen des Graffen Kaunitz über das auswärtige System» vom 24. März 1749 niedergelegt, «der gröste, gefährlichste und unversöhnlichste Feind des Durchläuchtigsten Ertzhauses». «So-viel nun den König in Preussen anbetrifft, so verdienet Er sonder Zweiffel in der *Classe* der natürlichen Feinden oben an, und noch vor der Ottomannischen Pforten gesetzet, mithin als der ärgste und gefährlichste Nachbar des Durchläuchtigsten Ertzhaußes angesehen zu werden.»

Unabhängig aber vom persönlichen Glauben oder Unglauben wurde das Wohl, wurde «die Beförderung unserer heiligen Religion» weithin mehr oder minder herausgestrichen und der ideologische Gleichklang betont. Soll doch auch Ludwig XV. konfessionelles Engagement bekundet, soll ihn die Allianz mit dem protestantischen Preußen bedrückt haben, wollte er angeblich lebenslang lieber mit dem Wiener Hof verbündet gewesen sein. Ja, seinem Außenminister Etienne François Stainville, Herzog von Choiseul, bekannte er, heißt es, sich zu keinem anderen Zweck mit Wien zusammengetan zu haben, «als Preußen zu zerschlagen und den Protestantismus auszurotten.»[15]

Der Papst ließ den König bereits im Herbst 1756 in mehreren Breven nur noch als «Markgraf von Brandenburg» bezeichnen und ihm durch die kuriale Kriegspropaganda unterstellen, neben der Vergrößerung des eigenen Territoriums die Unterdrückung der Religion in Deutschland und in den Ländern Maria Theresias anzustreben, wobei man befürchtete, «daß er im Reich in den göttlichen und menschlichen Dingen das Unterste zu oberst kehrt». Denn suchte das katholische Lager jeden Religionskriegsverdacht als bloßes «Religionskriegsgespenst» abzutun, verbreitete die preußische Seite systematisch «den österreichischen bitteren Haß gegen die protestantische Religion».

Friedrich hatte schon vor Kriegsbeginn in ungezählten Verfügungen, Denkschriften, in Verdächtigungen und Bezichtigungen die religionspolitische Gefahrensituation beschwören lassen. Jetzt, im Krieg, ließ er, offiziell und inoffiziell, immer mehr den konfessio-

nellen Aspekt des Konflikts herausstellen und sich selbst als eine Art Flügelmann, als Vorkämpfer des Protestantismus gegen Österreich, als sozusagen neuen Gustav Adolf (vgl. IX 357 f.) stilisieren. Wurden doch sogar seine politischen Korrespondenzen nun mit konfessionellen Bekenntnissen geschmückt. Und er wollte doch auch die protestantischen Reichsfürsten zu einem «evangelischen Fürstenbund» vereinen. Ja, der dezidierte Freigeist, der Freund der Aufklärung, ließ in Preußens evangelischen Gotteshäusern für den «zu unserem und Deiner Kirche Schutz» geführten Feldzug beten.[16]

Friedrich mag kaum mehr, eher weniger geglaubt haben als der ihm befreundete Voltaire. Aber er wusste, wie nützlich, zumal im Krieg, ein christgläubiges Volk seinem Beherrscher sein konnte. Daher erwartete der König auch von seinen Generalen, daß sie zumindest die christlichen Rituale, die äußere Form des Gottesdienstes, voll unterstützten. An jedem Sonntag wurden die Truppen zur Kirchenparade versammelt. «Wir mußten», schreibt ein Teilnehmer, «in Zügen vor die resp. Kirche marschieren, dahin ein jeder seiner Religion nach gehörte, und in dieselbe eingehen, man wollte oder wollte nicht; auch wurde öfters Abendmahl gehalten, welches mir wegen der herrschenden Stille und Andacht unter einer großen Menge von Kriegern sehr erbaulich und zum Segen gewesen.»[17]

Zum Segen wurde das Christentum aller Konfessionen auch noch den Schlachtopfern Wilhelms II., Hitlers, Stalins – man lese in der «Politik der Päpste» I 236 ff., II 151 ff.! Friedrich II. aber verpflichtete seine Feldprediger – von ihm nach dem Ersten Schlesischen Krieg auch in Uniform gesteckt – während eines Feldzugs jeden Morgen und jeden Abend zu einer Andacht von fünfzehn Minuten, jeden Sonntag zu einer Predigt, jeden zweiten Sonntag zur Feier des Abendmahls. Ein Höfling, der am 7. Juni 1758 den Feldgottesdienst eines Regiments beobachtete, merkte dazu an: «Es gibt nichts Erbaulicheres, als eine solche Schaar von Helden, vor der Provinzen und Königreiche zittern, sich vor der göttlichen Allmacht beugen zu sehen. Die Generale, die anderen Offiziere und sämtliche Mannschaften stehen im Kreis um den Geistlichen, dem zwei Trommeln als Altar dienen, und alles betet entblößten Hauptes zum Herrn.» Siege feierte man mit «Freudenfeuer» (feu de joie) aus Musketen

und Kanonen sowie mit frommen Chorälen, «Eine feste Burg ist unser Gott», und immer wieder auch mit dem «Tedeum».[18]

Zur humanisierten Kriegführung der Aufklärungszeit

Gewiß, sie hatten allen Grund zu singen, dem lieben Gott zu danken. Alle freilich, die der liebe Gott nicht leben ließ? Nun, sie starben zwar, wie altbekannt, süß und ehrenvoll, aber so richtig schön starben doch die wenigsten. Ja, so schön, so sanft zumal wie etwa jener Namenlose, der jetzt bloß noch durch einen populären Militär weiterlebt, sozusagen, durch Hans Joachim von Zieten. Der General stand seit 1714 in preußischen Diensten, kämpfte in den Schlesischen Kriegen, entschied die Schlachten bei Liegnitz und bei Torgau (1760) mit, und als eben dort, wo Friedrich binnen einer halben Stunde mehr als 5000 Soldaten verlor (16670 insgesamt), als hier bei Torgau in einem Artillerieduell mit den Österreichern eine Kanonenkugel einem Kürassier den Kopf abriß, rief Zieten nur: «Kinder, der hat einen sanften Tod!»

Doch, ja, nur mancher hatte, in diesen, in anderen Kriegen, einen sanften Tod, war bloß ein Glückspilz gleichsam. Ein Lieutenant des Regiments v. Below erinnerte sich, wie ihm 1758 in der Schlacht bei Zorndorf «sein Sponton aus der Hand geschossen und sein Gesicht von den Gehirnteilen eines Soldaten getroffen wurde, dem es den Kopf abgerissen hatte, während eine Kugel seinen Hut, eine weitere seinen Rock durchschlug und eine dritte an seinem Ringkragen abprallte.»

Sanft, freilich: fast sanft nur, nicht mehr ganz so sanft starb auch der preußische General von der Schulenburg, als ihm am Morgen des 10. April 1741 in der Schlacht nahe Mollwitz im Ersten Schlesischen Krieg bei einem Gegenangriff auf die österreichische Kavallerie, so wird überliefert, «anfänglich das Pferd untern Leibe erschossen worden, darauf bekommt er einen Hieb quer übers Gesichte, so dass ihn das eine Auge halb am Backen herunter gehangen, endlich

als er auf ein frisches Pferd sich zu setzen in Begriff ist und mit dem Schnubtuch das Blut stillen wollte, dringt ihm eine fliegende Kugel durch den Kopf und streckt ihn Knall und Fall zu Boden nieder.»[19]

Immerhin teilten seinerzeit auch die hohen Offiziere ganz das Risiko ihrer Untergebenen, wurden allein in den ersten vier Jahren des Siebenjährigen Krieges 33 Generale, darunter zwei Feldmarschälle, getötet – verdientermaßen, darf man hinzufügen, doch auch von ihnen die wenigsten sanft.

Und sanft ging es auch danach auf dem Schlachtfeld von Zorndorf, mit Verwundeten und Sterbenden nur so übersät, nicht eben zu. «Sie kamen», berichtet ein Augenzeuge, «von allen Richtungen, teils auf Händen und Füßen gekrochen, teils mit Krücken unter den Armen, welches Musketen waren, deren Kolben sie unter die Schultern genommen hatten. Die hin und wieder existierenden, mit Wasser angefüllten Schlammfänge dienten ihnen dazu, ihren Durst zu löschen ... Alle Augenblicke präsentierten sich mir neue Ansichten des Entsetzens. Ich sah Stellen, wo die Kavallerie gemetzelt hatte und Menschen und Pferde untereinander lagen, wobei mir die Wut, die in den Gesichtern der Gebliebenen noch zu bemerken war, am meisten auffiel. Weiterhin befanden sich Reste von verbrannten Munitions- und Pulverwagen und nebenher eine Menge halbgebratener Artilleristen, welche einen unangenehmen brandigen Gestank von sich gaben. Dort lagen Blessierte in den letzten Zügen und hatten sich vor Angst und Schmerz mit Händen und Füßen tief in die Erde gegraben. An einem anderen Ort stand ein ganzer Train russischer zweirädriger Karren, an welchen die Pferde erschossen waren, und auf dem ganzen Champ de Bataille liefen Pferde herum, von denen manche die Därme hinter sich herschleppten, und wieder andere, die auf drei Beinen herumsprangen.» Die russischen Verwundeten wurden oft lebendig begraben, zusammen mit Tausenden von Leichen – «alle nackend, alle schwarz und scheußlich anzusehen – zerstückte Leiber, abgehauene Arme und Gebeine, herunter gesäbelte Köpfe, herausgerissene Eingeweide – Pferde und Menschen durcheinander.» Soviel nur zur humanisierten Kriegführung der Aufklärungszeit.[20]

Am Tag nach der Schlacht sah der Lieutenant von Hülsen Friedrich noch im Staub und Schweiß des vorigen Tages im königlichen

Hauptquartier. «Er war fürchterlich schön, und seine Miene heiter.» Ja, der König – erinnert es nicht an Karl XII. von Schweden? – war «guter Laune». Und sagte zu dem General von Seydlitz, als Kavallerist hochqualifiziert und von den Seinen «wegen seiner Menschlichkeit geliebt» (Bleckwenn): «Alles in allem sind die Russen doch eigentlich nur Gesindel, finden Sie nicht?» «Sire», erwiderte der General, «ich weiß nicht, ob man eine Infanterie wie die russische so bezeichnen kann, welche derart gekämpft und unsere eigenen Truppen abgewiesen hat.»

Nicht nur einmal nannte Friedrich die Russen Gesindel. Und ist der Weg von hier bis zum «russischen Untermenschentum» der Hitlerzeit auch noch nicht ganz zurückgelegt, beschritten war er, und wahrlich nicht erst damals.

Selbst große Rückschläge vermochten Friedrich nicht zu erschüttern, wie etwa die Schlacht von Hochkirch am 14. Oktober 1758, als schon um fünf Uhr morgens mehrere hundert Preußen in ihren Zelten erwürgt worden waren, «noch ehe sie die Augen öffnen konnten; andere liefen halb nackt zu ihren Waffen». Allein dieser Tag kostete den König 9000 Mann, ein Drittel seiner Armee, darunter die beiden Feldmarschälle James Keith und Fürst Moritz von Dessau. Der Besiegte aber erholte sich von dem Desaster «erstaunlich schnell» (Duffy), konnte er doch den Prinzen Heinrich, seinen jüngeren Bruder, von ihm einmal als «Feldherr ohne Fehler» gerühmt, mit seinem Korps herbeirufen und die Verluste wieder wettmachen.

Sogar die fürchterliche Niederlage von Kunersdorf, beinah Friedrichs militärisches Fiasko, am 12. August 1759 ihm durch Österreicher und Russen beigebracht, wobei er jetzt fast zwei Drittel seiner Armee verlor, 19000 Mann, darunter auch der Dichter Ewald von Kleist, scheint ihm die Seelenruhe nicht geraubt zu haben. Vielmehr schob er, der Fehler für Mißerfolge bei jedem, nur nicht bei sich selber fand, die Schuld an der Katastrophe auf seine Soldaten, einen «Haufe von Feiglingen», wie er sagte, ohne jedes «Ehrgefühl».[21]

Überhaupt: der Preußenfürst und sein Kanonenfutter.

Natürlich pflegte er gelegentlich, je nach Laune und Opportunität, eine sozusagen preußisch verknappte seigneurale Leutseligkeit, einen scheinbar durchaus fürsorglichen Truppenvaterton, jene

«Verständigungsebene» eben, wie Christopher Duffy so schlicht wie zutreffend sagt, auf der er es mit den Soldaten «sehr gut konnte» – zum Beispiel wenn er, vorbeireitend an den in langen Kolonnen Marschierenden diesen manchmal zurief: «Guten Tag, Kinder!», und die «Kinder» gewöhnlich zurückschrien: «Wiederum so viel, Fritz! Guten Tag, Fritz!» Doch konnte man dem Tod Geweihte sich billiger verpflichten?

Auch Christopher Duffy bestätigt die Behauptung von General von Warnery, Friedrichs eigenem Offizier, der König habe seine Soldaten gemeinhin als «Zitronen» betrachtet, «die man auspreßt und dann wegwirft». Wie auch, wohl für die Zeit nach dem siebenjährigen Gemetzel, Georg Heinrich von Berenhorst, preußischer Offizier und Militärschriftsteller, 1797 urteilt: «Was die Officiere anbelangt, so merkten die einsehendern endlich wohl, dass ihr philosophischer Kriegsherr sie als bloße Werkzeuge betrachte, die der Künstler bei Seite wirft, wenn sie stumpf werden, und daß da persönlich nicht viel Dankbarkeit zu erwarten sey.» Für Carl von Clausewitz, den preußischen General und Militärtheoretiker, war Friedrich, mit dem sicheren Instinkt für Macht begabt, für die spezifische Atmosphäre der «großen Politik», der «folgsamste Schüler Machiavels»; für Ernst Moritz Arndt ein Despot, dem «der Mensch als Mensch ... nichts» galt.[22]

Friedrich, geleitet vielleicht auch von der Vorstellung, daß Adelsrang besondere militärische Qualitäten impliziere, kultivierte den Kastengeist des Offizierskorps, und während er dieses eng an sich zog, verbot er Offizieren geradezu, «mit gemeinen Leuten und Bürgern umzugehen», drang er vielmehr auf ihren Verkehr «immer mit höheren Offizieren und ihren Cameraden», indes ihr Umgang mit einfachen Soldaten sich auf das beschränken sollte, «was im Dienst erfordert wird».

Bürgerliche wurden verhältnismäßig selten Offiziere, am ehesten noch, in Ermangelung adliger Anwärter, während eines Konflikts, des Siebenjährigen Krieges beispielsweise. Danach «säuberte» der König selber seine adelsstolzen Reihen und entließ, um den «esprit de corps» seiner Truppe möglichst «unverfälscht» zu erhalten, viele bürgerliche «Elemente», «unadelig Geschmeiß», Leute, die erst im

Krieg ihr Offiziers-Patent erhalten hatten. Besonders in höhere Ränge gelangten Nichtadelige nur ausnahmsweise. 1786, in Friedrichs Todesjahr, standen so, vom Major an aufwärts, 689 adligen Offizieren 22 bürgerliche gegenüber. (Auch in Österreich stammten alle 157 Feldmarschälle des 18. Jahrhunderts aus Adelsgeschlechtern, 77 davon aus deutschen.)

Kümmerte sich der König aber schon um ausgeschiedene Offiziere nur ungenügend, so blieb die Masse der ausgeschiedenen Gemeinen oft gänzlich unversorgt. Am schlimmsten ging es den Invaliden; die ausländischen alten Söldner wies Friedrich aus, den preußischen Invaliden erlaubte er das Betteln. Und wurden sie ihm selbst zu lästig, befahl er einem Pagen: «O jag' er doch die Canaillen weg!» «Friedrich», schreibt Christopher Duffy, «kümmerte sich um das Wohl seiner Soldaten eigentlich nur so lange, wie diese in der Lage waren, sich dafür durch Einnahme eines Platzes in der Schlachtordnung erkenntlich zu zeigen. Für die Krüppel, die Alten oder die schwer verwundeten Soldaten war in des Königs Plänen kein Raum.»[23]

Und wie in so vielen anderen christlichen Ländern des aufgeklärten Zeitalters bestrafte man Verstöße gegen das Reglement barbarisch. Stockschläge und Fausthiebe waren alltäglich, man folterte auch noch ein bißchen, henkte, füsilierte, flocht gelegentlich aufs Rad, man schnitt Nasen, Ohren ab, brannte Signaturen in die Haut. Besonders beliebt: das Spießrutenlaufen, das (an drei Tagen) unter beständigen Hieben und dem Aufspielen fröhlicher Weisen zum Übertönen der Schreie der Geschlagenen sechsunddreißigmal wiederholt werden konnte, wobei die meisten Opfer bei den «Läufen» starben.

Kein Wunder, war die vielsagende Weisung «überhaupt muß der gemeine Soldat vor dem Offiziere mehr Furcht als vor dem Feinde haben» – ein Leitprinzip in Friedrichs Menschenführung – und die Fahnenflucht in seiner Armee ungemein häufig. Nur das Regiment Jung-Braunschweig (Nr. 39) verlor im Siebenjährigen Krieg durch Desertion 1650 Mann; allein das hochfeine Potsdamer Garderegiment büßte zwischen 1740 und 1800 durch Fahnenflucht drei Offiziere ein, 93 Unteroffiziere, 32 Musiker und 1525 Mann, nicht gerechnet 130 Selbstmorde und 29 Hinrichtungen. Insgesamt sol-

len im Siebenjährigen Krieg 80000 Preußen, 70000 Franzosen und 62000 Österreicher übergelaufen bzw. desertiert sein.

Doch zurück zu unserem Problem.

Heuchelei in beiden Lagern

Denn nicht der Siebenjährige Krieg, sein Verlauf als solcher, beschäftigt uns, sondern die Frage: Religionskrieg? Ja oder Nein? Die katholische Seite bestritt, die protestantische, besonders der Preußenkönig, behauptete es.

Tatsächlich jedoch wäre gerade Friedrich II. der letzte gewesen, der Konfession wegen Krieg zu führen, tatsächlich hätte er, der ja durchaus verschwenderisch mit dem Leben seiner Soldaten umgehen konnte, der Religion wegen auch nicht einen geopfert. Nein, der Glaube war für ihn nur ein Propagandainstrument, bloßes Mittel zum Zweck. Er hoffte lediglich, indem er einem räuberischen Vorstoß so beredt den Stempel des Konfessionskrieges aufdrückte, unter den protestantischen Fürsten, den Neutralen, Sympathisanten, vielleicht gar Kombattanten zu gewinnen, zumindest sie aber davon abzuhalten, Mitstreiter seiner Feinde zu werden. Und mit Genugtuung, gewiss, hat Friedrich die eifrige Agitation der englischen Publizistik für das Zusammengehen mit Preußen verfolgt, wobei bezeichnenderweise das «protestantische Interesse», die «protestantische Sache», kurz, das konfessionelle Argument «mindestens ebenso häufig» (Schlenke) bemüht worden sein soll wie das machtpolitische.[25]

Die katholische Partei erkannte freilich bald, daß das Religionskriegsargument für sie, zumal wenn das den Protestanten verhaßte Papsttum noch dahinter stand, nur kontraproduktiv sein konnte. Alles, was nach Religionsstreit, Religionskrieg roch, mußte ein Bündnis protestantischer Fürsten mit Österreich und Frankreich unterbinden, mußte zeigen, wie eine voluminöse preußische Propagandaschrift warnte, daß «die Evangelischen jetzt mehr als jemals Ursach haben auf ihre Erhaltung bedacht zu sein.»

Ergo war man in Wien gar nicht so angetan von der lauten Bündnis- und Kriegsbegeisterung Roms, die neutrale protestantische Länder, Dänemark etwa oder die Niederlande, nur aufreizen mußte. Konnte der Kaiser doch auch mehrere protestantische Reichsfürsten für ein Reichsexekutionsheer gegen Preußen gewinnen. Also suchte man die Unterstützungsbereitschaft der Kurie zu dämpfen, ihre rührigen diplomatischen Umtriebe, ihr Versprechen, «bei einem Ereignis von solcher Gefahr für die gemeinsame Religion dem Hause Österreich den allermächtigsten Beistand» zu leisten.

Und fand schließlich auch Verständnis dafür.

Bald war katholischerseits öffentlich von konfessioneller Bedeutung des Paktes und des Krieges kaum noch die Rede. Man gab sich religiös unbedenklich, hielt sich zurück, vermied peinlich alles, was das diesbezügliche Gleichgewicht zu gefährden schien, was evangelische Höfe provozieren, ihre Fürsten beunruhigen mußte.

Doch während man emsig Bedenken, Verdächte, die verschiedensten Irritationen der Protestanten zerstreute, zu zerstreuen suchte, stimulierte man insgeheim die Kriegsbereitschaft von Katholiken, wobei man aber auf größte Diskretion drang, vor allem sorgfältig vermied, Corpora delicti oder Hinweise darauf aus der Hand zu geben, überhaupt Schriftliches scheute wie der Böse das Weihwasser, vielmehr mündliche Verhandlungen, jedes gesprächsweise Prozedere entschieden bevorzugte; manche Beichtväter dienten da auch noch im 18. Jahrhundert mehr der römischen Geheimdiplomatie als der Seelsorge. Kurz, man trieb ein doppeltes Spiel. Ließ etwa durch Niccolo Oddi, den Nuntius in Köln, den geistlichen Kurfürsten Erzbischof Klemens August zu Rüstungen und Truppenaufstellungen gegen Preußen weiter «anfeuern», wie gesagt, mit Vorsicht, diskret. In der öffentlichen Politik sollten der Papst und alles Papale möglichst wenig hervortreten, hinter den Kulissen jedoch möglichst viel nützen.

Zunächst indes, nach einem Jahr Krieg und der am 6. Mai 1757 verlorenen Schlacht von Prag, die freilich auch Friedrich über 14000 Menschen, mehr als die Österreicher, gekostet hatte, sah es düster in Rom wie in Wien aus. Man hielt Bittgottesdienste, erhöhte die Armee auf 70000 Mann, und nun konnte Nuntius Ignazio

Crivelli in Wien mit Recht erhoffen (was zu erhoffen er gerade im Krieg selten vergaß), «des Herrn Segen» natürlich; konnte er nach dem Sieg der Österreicher am 18. Juni 1757 bei Kolin – Verluste der Preußen insgesamt rund 10000 Menschen – «nur dem Herrn danken für den einzigartigen Schutz, dessen er das Haus Österreich» gewürdigt. Und auch Papst Benedikt XIV. betete und frohlockte angesichts der Leichenhaufen preußischer Krieger, man jubelte in Rom wie in Wien, scheute sich nicht, am Kampf den großen Anteil der Religion («il motivo della religione») zu betonen; die «Gerechtigkeit des Herrn», deutete die blutigen Geschehnisse als Demonstration der himmlischen Vorsehung, wenigstens so lange, bis man selbst wieder aufs Haupt geschlagen wurde, was man dann ziemlich kleinlaut durch die unerforschlichen Ratschlüsse Gottes erklärte, die man jedoch wieder zum eigenen Gunsten umzustimmen suchte, etwa durch Fasttage, durch Aussetzen des Allerheiligsten oder auch ganz allgemein durch Vertrauen auf des Herren Willen und Gerechtigkeit, bis eben die Hand des Allmächtigsten abermals «le armi cattoliche» unterstützte, neue Jubel- und Gebetsausbrüche folgten ...[26]

Nun war die päpstliche Geheimhaltungsdiplomatie nur in den ersten Kriegsjahren wirklich erfolgreich, dienlich, hat sie doch Roms tatsächliches Verhalten weithin unkenntlich gemacht und den Religionskriegsverdacht ziemlich zerstreut.

Was aber gegenüber der einen Seite, der feindlichen, als zweifellos opportun sich erwies, war dies durchaus nicht gegenüber der eigenen. Denn so zweckmäßig oft, so wohlerwogen die religionspolitische Taktik der beiden mächtigsten katholischen Verbündeten gegenüber den Protestanten war, vielen katholischen Fürsten konnte man sich mit der Verheimlichung des päpstlichen Engagements in diesem Krieg, mit der Bestreitung religiöser Interessen überhaupt, zweifellos weniger empfehlen. Eine «apostolische» Ermunterung, eine Hilfeleistung des Papstes, ein Aufputschen herkömmlichen Stiles, so viele Jahrhunderte hindurch martialisch praktiziert, hätte gewiß dem eigenen Lager mancherlei Vorteil gebracht und mag mitunter insgeheim schmerzlich vermißt worden sein.

Im Verlauf des Krieges aber wahrte man die Geheimhaltung nicht mehr um jeden Preis, nahm man sie, ohne sie grundsätzlich aufzu-

geben, etwas lockerer, verführten zumal Siege auf österreichischer Seite zum Heraustreten aus dem Hintergrund, zu religiösen Bekenntnissen, begann man die Dinge mehr antiquis moribus zu interpretieren, indem sich Rom offener mit den österreichischen Interessen identifizierte, auf die alten Vorstellungen vom «gerechten Krieg» (bellum iustum) zurückkam, vom «Krieg als Gottesurteil», indem man von der «giusta causa» Maria Theresias sprach, der «giustissima causa», ja das österreichische Heer «nostre truppe» bezeichnen konnte, «le armi austriache», als «armi cattoliche».[27]

Daß, wie in allen Kriegen, so auch in einem «Religionskrieg», für den Klemens XIII. den Siebenjährigen Krieg ansah, das Geld eine Hauptrolle spielte, zumal es Wien schon fast in seiner Anfangsphase auszugehen schien, sei nur noch angedeutet. So gab Maria Theresia dem Konstanzer Fürstbischof Kardinal Rodt in das Konklave, das dann den oben genannten Papst erhob, die Anweisung mit: «Übrigens würden Euer Liebden Mich unendlich verbinden, wenn dieselbe durch bewegliche Vorstellungen der gegenwärtigen Gefahr, worinnen die heilige Religion in ganz Teutschland sich befindet, es gleich nach der Wahl bey dem künftigen Heiligen Vatter dahin zu bringen vermöchten, dass meinem erschöpften aerario zu kräfftiger fortsetzung des fürdauernden Kriegs wieder Unsere Glaubens Gegner mit einer ergiebigen Geld-Summe ausgeholfen ... würde.» Und wie Kardinal Rodt berichtet, habe sich der Papst, trotz des «fast nicht zu glauben seyenden» Zustands seiner hoch verschuldeten Kammer, zu dem kaiserlichen Antrag «gantz willfährig geäußert» mit der Erklärung, «daß allerhöchst dieselbe gantz gern das ihrige beytragen wollen, dass es umb die Erhaltung des Glaubens, um des Reichs Verfassung, sowohl als auch vornehmlich umb den Päpstlichen Stuhl und das Ansehen der Römischen Kirchen zu thun seye.»[28]

Der neue Papst, Klemens XIII. (1758–1769), ein Venezianer und Jesuitenzögling (wie auch sein Staatssekretär Kardinal Luigi Torrigiani «ein überaus großer Freund der Jesuiten» war), wirkte in diesem Szenario enorm edel. Er hatte natürlich schon seiner Erwählung lange und unter Tränen widerstrebt, hatte viel getan, wie er seinem Bruder schrieb, «die unfaßliche Bürde von mir abzuwenden», andererseits freilich auch diese Wahl als «das Werk Gottes»

erkannt und deshalb dem Kaiser alsbald gedankt «für die starke Mithilfe Österreichs» im Konklave. Ja, tieffromm war er und tiefkeusch auch (weshalb er im Vatikan und anderwärts die Blößen von antiken Kunstwerken, «indezenten Statuen», verdecken ließ). Und vor lauter Güte war er «stets ohne Geld», vielmehr seine Mildtätigkeit, versichert von Pastor, so groß, «daß er alles bis auf sein eigenes Leinenzeug den Armen hingab.»

Schließlich lag ihm, auch überliefert, das Wohl seines Volkes wie nichts sonst am Herzen, was nicht zuletzt die Strafregister beleuchten, die in den elf Jahren seiner päpstlichen Regierung 10000 Morde ausweisen, davon 4000 in Rom.

Unverhüllter als sein Vorgänger trat Klemens XIII. als Parteigänger Österreichs hervor und der Himmel als Parteigänger des Papstes, jedenfalls deuteten dessen Diplomaten und Theologen das Kriegsgeschehen bald mehr und mehr providentiell, war gar nicht zu verkennen, daß Gott auf der Seite der «Apostolischen Königin», der Kaiserin Maria Theresia stand, zwar nicht immer, doch von Zeit zu Zeit.[29]

Menschenverluste der eigenen Seite, zumal wenn man sie wieder «auffrischen» konnte, nahmen die Oberen eher gelassen, Menschenverluste des Feindes eher ausgelassen hin. Ernsthaft Frieden erstrebte man nur «con profitto», war er «für die katholische Religion vorteilhaft». In einer Habilitationsschrift an der Katholischen Universität Eichstätt für das Fach Neuere und Neueste Geschichte schreibt der Autor: «Irgendeinen Versuch einer humanitären Intervention oder einer noch so unverbindlichen Fürsprache für die unmittelbar vom Krieg Betroffenen würde man in der ganzen Nuntiaturkorrespondenz dieser Zeit vergeblich suchen.» Bloß für die Offizierskarriere einzelner, meist italienischer Herkunft, engagierte sich das Papsttum, und dies lediglich im Rahmen des üblichen höfischen Empfehlungswesens. «Darüber hinaus hat sich die Kurie nur für Kriegsgeschädigte im Fürstenrang an den Höfen eingesetzt.»[30]

Das Schicksal des «kleinen Mannes», auf dessen Rücken doch vor allem der Krieg ausgetragen worden ist (und Kriege noch heute hauptsächlich ausgetragen werden), kümmerte, wer bezweifelt's, den Heiligen Vater so wenig wie den großen Friedrich.

6. KAPITEL

DER NIEDERGANG DES PAPSTTUMS

«Überall standen Kirchenfürsten an der Spitze der europäischen Politik, die nicht mit Rom zusammenspielten, sondern Beauftragte ihrer Länder waren. Wiederum wurden geistliche Würdenträger, Mitglieder des Obersten Kirchenrates, zu Widersachern des Papstes. Es ging nicht um kirchliche Reformation, sondern um die politische Konstellation der Monarchien. Herrscher wie der König von Spanien oder der König von Frankreich setzten ihre Kardinäle als Regierungschefs oder Außenminister auf der Weltbühne und zugleich im Raum der Kirche ein. Richelieu sprach von der Majestät des Königtums als der ‹zweiten nach der göttlichen›. Vom Dienst für die Tiara wechselten diese Kardinäle zum Dienst für die Krone hinüber.»
Friedrich Gontard[1]

«Bedeutende Päpste dieser Epoche waren Innozenz XI. (1676–1689), der mit dem Staatskirchentum Ludwigs XIV. (1661–1715) in Frankreich schärfste Kämpfe durchfechten mußte, und der gelehrte und immer auf Ausgleich bedachte Benedikt XIV. (1740–1758) ... Als Schwäche des Papsttums muß man aber auch deuten, daß es nicht imstande war, längst fällige Reformen durchzuführen.»
Josef Gelmi[2]

Mit dem Westfälischen Frieden, mit der fortschreitenden Säkularisierung Europas, dem sich herausbildenden Staatskirchentum und dem Zeitalter der Frühaufklärung begann der politische und kirchliche Einfluß Roms mehr und mehr zu schwinden, ein allgemeiner Niedergang setzte ein.

Es mußte ja selbst Katholiken irritieren, daß fast ausschließlich das Papsttum die Beendigung des Dreißigjährigen Krieges verdammte, daß es immer wieder für dessen Fortführung eintrat. Dreimal protestierte, von sämtlichen Kardinälen unterstützt, Legat Fabio Chigi, der spätere Alexander VII., gegen den Friedensabschluß, den dann Innozenz X. in Bausch und Bogen verwarf als ungerecht, «null und nichtig», «inhalts- und wirkungslos für alle Zeiten» (IX 368).

Im Sumpf des Nepotismus

In ganz anderer Weise diskreditiert wurde Innozenz X. (Giambattista Pamfili, 1644–1655) – Abkömmling übrigens in gerader Linie einer Tochter Papst Alexanders VI. (VIII 319 ff.!) – durch die zwielichtige Beziehung zu seiner Schwägerin Olimpia Maidalchini-Pamfili.

Die ebenso ehrgeizige wie vielvermögende Witwe war in zweiter Ehe mit dem älteren Bruder des Papstes, Pamfilio Pamfili, verheiratet und hatte die Karriere des jüngeren Bruders finanziert, des künftigen Heiligen Vaters. Im Vatikan besuchte sie ihn alle zwei Tage, ihr Einfluß stieg stetig, rasant wuchs ihr Reichtum, die Nepoten-, die Protektionswirtschaft florierte. Fast so allmächtig in Rom

wie einst im 10. Jahrhundert Marozia, die männerverbrauchende Papsthure (V 482, 489 ff.!) buhlten die Diplomaten, die Kardinäle um die Gunst der «papessa», ganze Romane galten ihr, Satiren, Lügengeschichten, boshafter Klatsch vielleicht. Man sprach vom «Pontifikat der Donna Olympia». Eine in Florenz geprägte Medaille zeigte auf der einen Seite die Femme fatale im Papstornat, auf der anderen Innozenz X. mit Frauenhaube am Spinnrad. «1655 starb er mit achtzig Jahren in ihrem Arm» (de Rosa). Doch selbst Ludwig von Pastor schreibt: «Der übermächtige Einfluß aber, den Olimpia auf den greisen Papst ausübte, ist nur zu sehr Tatsache, was seinem Ansehen schwer schadete ...»[3]

Die Meinung freilich, die man weithin von dem Nachfolger gewann, war kaum viel besser.

Allerdings sprach sich Alexander VII. (1655–1667), nach einem fast vierteljährigem Konklave gewählt, ganz entschieden gegen den Nepotismus aus, der doch da – und nicht nur da – von früh an geherrscht, ja «seit Anfang der Papst- und Kirchengeschichte ... nachzuweisen», seit dem 15. Jahrhundert «Aufstiegspfad in den Hochadel oder zu Fürstenrang» ist (Lexikon für Theologie und Kirche), «nicht selten sogar (durch) blutige Kriege», und blühte noch im 20. Jahrhundert üppig bei dem großen Faschistenpartner Pius XII. und seinen drei Neffen, den Fürsten Pacelli –, «neue, relativ exzessive Höhepunkte» (Gelmi).

Alexander VII. aber verbot seinen sienesischen Verwandten selbst Besuche in Rom, und eine Person wie Olimpia Maidalchini mußte die Stadt verlassen. Der Papst, zuvor u.a. Inquisitor auf Malta, trat geradezu aufsehenerregend asketisch vor ... die Welt, begann seinen anstrengenden Tageslauf (sechs bis sieben Stunden Audienzen) mit geistlichen Meditationen, worauf er die heilige Messe las, auch noch einer zweiten beiwohnte. Ja, er ließ, drastische Demonstration der Vergänglichkeit, alsbald einen Sarg in seinen Schlafraum und einen Totenkopf auf seinen Schreibtisch stellen.

Kaum aber regierte er derart gesittet und vielbeachtet, befragte er schon im zweiten Jahr seines Pontifikats, im Frühjahr 1656, diverse Berater und Kardinäle, ob er sich denn nicht «würdiger Verwandten zum Dienste des Heiligen Stuhles» bedienen dürfe, und

überschüttete dann diese nur so mit Kirchenposten und -geldern. Mehrere der Seinen empfingen den roten Hut. Einen ernannte er zum Kastellan der Engelsburg, einen anderen zum Befehlshaber der päpstlichen Galeeren. Mario Chigi, der Bruder, in Rom verhaßt wegen seiner Bereicherung, erhielt das Generalat der Kirche nebst Aufsicht über den Borgo und die Annona. Für Agostino Chigi, einen Neffen des Papstes, kauften dieser und Flavio Chigi, der zum Kardinal und Staatssekretär avancierte weitere Neffe, das Fürstentum Farnese. Dazu kamen Paläste, Güter, fette Pfründen, kurz, auch Alexander VII. versank im Nepotismus, die Justiz war korrupt, die Steuereintreibung brutal, ein Teil der Bevölkerung soll infolge der Bedrückung ausgewandert sein.[4]

Wachsend verfeindet mit dem katholischen Frankreich

Zweifellos schädlicher noch für das Ansehen Alexanders und der Kurie überhaupt war die anhaltende, ja wachsende Feindschaft mit Frankreich, zunächst mit dessen leitendem Minister Mazarin, dann mit dem jungen Ludwig XIV. selbst.

Julius Mazarin (eigentlich Mazarini), Sproß eines alten italienischen Geschlechts, hatte in Rom (bei Jesuiten) und an spanischen Universitäten studiert, dann mehrere Jahre päpstlichen Militär- und Kriegsdienst geleistet, u.a. 1625 als Infanteriehauptmann im Veltlin. 1632 trat er in den geistlichen Stand über, wurde Nuntius in Avignon sowie am Pariser Hof und wechselte, nachdem er Richelieus Gunst gewonnen, 1639 offen zur französischen Seite. 1642, nach dem Tod des allmächtigen Kardinals, ernannte ihn Ludwig XIII. zum leitenden Minister, und dies blieb er auch unter dessen Witwe, der Regentin Anna von Österreich. Mazarin, seit 1641 Kardinal, raffte ein ungeheures Vermögen zusammen, während das Volk, mit höheren Steuern, mit neuen Abgaben bedrückt, in Not und Elend dahinvegetierte. Er entkam 1643 einer Adelsverschwörung, geriet zwischen 1648 und 1653 in die verwickelten Ereignisse der Fronde,

der Opposition der Parlamente und gewisser Kreise der Hocharistokratie; er mußte wiederholt das Land verlassen, ohne aber schließlich die Zügel der Macht aus der Hand zu verlieren.

Einer der führenden Köpfe der Fronde und ein entschiedener Rivale Mazarins wurde Jean-François-Paul de Gondy, Kardinal von Retz, Koadjutor seines Onkels Jean François, des Erzbischofs von Paris. 1652 ließ ihn Mazarin als Mittelpunkt der Machenschaften wider den Hof und Verfasser vieler Manifeste gegen die Regierung verhaften, 15 Monate in die Bastille sperren; darauf in Nantes gefangen halten. 1654 floh er über Spanien nach Rom, wo er den Schutz des Papsttums fand, das sich Mazarins Feindschaft zuzog: So rächte sich der mächtige Mann, indem er die Ansprüche der Farnese und der Este auf Castro und Comacchio, auf päpstliches Gebiet, unterstützte.

Weit mehr noch aber, ohne Zweifel, schadete Mazarin dem Prestige des Römischen Stuhls durch dessen Ausschluß von der Teilnahme am Pyrenäenfrieden im November 1659 auf der Fasaneninsel in der Bidasoa. Die Konferenz, seit der die Pyrenäen die Grenze zwischen Spanien und Frankreich bilden, beendete den langen Spanisch-Französischen Krieg (seit 1635) und die noch längere Vorherrschaft Spaniens in Europa (seit 1519), brachte Frankreich Territorialgewinne im Norden, Osten, Süden und machte es zum stärksten Staat des Kontinents. Wurden aber bisher zu Friedenskonferenzen Vertreter des Papstes üblicherweise hinzugezogen, so unterblieb dies jetzt. Die Vertragschließenden, hieß es in dem Friedensdokument, wollten «allein aus sich der Christenheit den Frieden geben». Man brüskierte den Papst, ganz im Zuge der wachsenden Staatssouveränität, des zunehmenden Fürstenabsolutismus, und es mußte die katholischen Regierungen desto mehr beeindrucken, mußte Nachahmungen nahelegen, als Mazarin hier den Ton angab, ein Kardinal eben, der überdies in der Stadt des Heiligen Vaters geheime Agenten unterhielt, die ihn gelegentlich auch mit gefälschten Berichten bedienten.[5]

Als Mazarin bald darauf, am 9. März 1661 verschied, setzte der Allerchristlichste König Ludwig XIV. die antipäpstliche Politik des Kardinals verschärft fort. Dabei hatten ihn die einschlägigen Diplomaten, besonders Hugues de Lionne, Leiter des Ministeriums des

Äußeren, und der Herzog von Créqui, der französische Gesandte in Rom, nachdrücklich zu unterstützen; sie mußten das Kirchenhaupt verunsichern, einschüchtern, beleidigen, etwa durch außerordentliche Ansprüche in den seinerzeit so wichtigen Etikettenfragen, durch Verweigerung des Fußfalls u.a.

Als dann am 20. August 1662 ein offenbar französischerseits provozierter Vorfall, die Mißhandlung eines Soldaten der korsischen Leibwache des Papstes, zu ganz unangemessenen Weiterungen, dem sogenannten Korsenstreit führte, dem Angriff auf die von einem Kirchenbesuch zurückkehrende Frau des Gesandten Créqui, wobei ein Page ums Leben kam, und der Beschießung des Palazzo Farnese, der damaligen französischen Gesandtschaft (ein eigenes Gesandtschaftsgebäude in Rom besaß Frankreich nicht), da war man entschieden zu weit gegangen, hatte den Papst in eklatantes Unrecht gebracht, weshalb dieser sich auch nach Kräften mühte, den Schaden zu beheben.

Nun hatte der Herzog zwar ein Anrecht auf Genugtuung, wollte sie aber gar nicht so rasch, wollte vielmehr die Demütigung des Hierarchen und formulierte Forderungen, die von der Absetzung, Auslieferung, Verbannung der Inkriminierten bis zu der Hinrichtung von fünfzig Korsen samt ihren Offizieren reichten. Alexander VII. setzte eine Sonderkommission sowie eine Kardinalskongregation zur Aufdeckung und Bestrafung der Schuldigen ein, machte, von der stärksten Militärmacht Europas bedroht, Zugeständnis um Zugeständnis, willigte auch in die Verlegung, Entfernung, die Entlassung aller Korsen ein, ja ließ zwei von ihnen hinrichten.

Während aber die französische Regierung jede Vermittlung etwa durch die Herzogin von Savoyen, die Tante des Regenten, oder durch Königin Christine, durch Toskana, Venedig zurückwies, während mehrere Breven des Papstes an Ludwig unbeantwortet blieben beziehungsweise gar nicht erst angenommen wurden, arbeitete der Stab des katholischen Herrschers an der Diffamierung und Isolierung des Heiligen Vaters, stellte man auch im Ausland, in Deutschland, in Spanien, das Geschehen vom 20. August als bewußt provoziertes, von den Papstverwandten inszeniertes Attentat hin.

Herzog Créqui hatte sich schließlich, nebst Gattin, auf toskani-

sches Gebiet «geflüchtet» und stachelte den jungen König immer weiter gegen das Papsttum auf. Und Ludwig drohte denn auch mit der Besetzung römischer Enklaven, mit dem Einmarsch in den Kirchenstaat und war bei alldem noch so unverfroren, gelegentlich den katholischen Kantonen der Schweiz zu beteuern, gar nicht daran zu denken, den Heiligen Stuhl anzugreifen, vielmehr bereit zu sein, für ihn sein Blut zu vergießen!

In Wirklichkeit freilich tat der katholische König alles, um das Oberhaupt der Kirche zu kränken, zu mißachten, am meisten vielleicht dadurch, daß in seiner eigenen Hauptstadt bei der Kaserne der päpstlichen Soldaten eine Pyramide seine Demütigung verewigen sollte. «Es ist ungemein bezeichnend, daß die Franzosen Sorge trugen, daß diese Inschrift in möglichst großen Lettern ausgeführt wurde, und daß sie eine möglichst feste Ausführung des Denkmals durch Bestechung der päpstlichen Architekten sicherten. Damit noch nicht zufrieden, ließ Ludwig XIV. in Paris seinen ‹Sieg› über einen Wehrlosen durch Denkmünzen und Errichtung eines Denkmals auf dem Platz des Victoires verherrlichen» (von Pastor).

Ludwig XIV. dachte, was die Beziehungen zwischen Staat und Kirche angeht, so «gallikanisch» wie sein Lehrmeister Kardinal Mazarin, und dieser dachte da nicht anders als sein Vorgänger und Vorbild Kardinal Richelieu. Sie alle wollten den römischen Primat empfindlich schwächen, wollten dem Papst politisch nur ein Minimum an Rechten zubilligen, dem Staat dagegen so viel wie möglich. Ja, unter der Ägide des Sonnenkönigs, dessen Hoftheologen ihn als «Gott auf Erden» priesen, wuchsen und mehrten sich die Mißstimmungen, verschlimmerte sich noch das Verhältnis zum Vatikan.[6]

Der Allerchristlichste König demütigt Innozenz XI. (1676–1689)

Kein Papst aus dieser Zeit des Niedergangs konnte dem König ernsthaft Paroli bieten, auch nicht Innozenz XI., der noch am meisten Standhaftigkeit zeigte und überhaupt vielen nicht von ungefähr

als der bedeutendste Papst des Jahrhunderts gilt. Kam es manchmal, selten genug, zu Kompromissen zwischen Pontifex und König, so nur, weil jeder den anderen gern umgestimmt, gern für seine Zwekke eingespannt hatte, jeder aber des andern Gegenspieler war, im inner- wie außerkirchlichen, im nationalen wie im internationalen Bereich. Der Papst ist dabei, weil ziemlich wehrlos, häufig nachgiebiger, zum Einlenken eher bereit, indes des mächtige Monarch immer wieder zu Gewaltmaßregeln neigt.

Im Konklave 1670 war Benedetto Odescalchi, der nachmalige Innozenz XI., an Frankreichs Widerstand gescheitert, im zweimonatigen Konklave 1676 aber wurde er als Nachfolger Klemens' X. gewählt, nachdem Ludwig XIV. sein Einverständnis signalisiert hatte. Vom Nepotismus hielt er sich ziemlich frei, doch eine Bulle, die diesen künftig überhaupt unmöglich machen sollte, wurde wegen des Einspruchs der Kardinäle nicht publiziert.

Es gab auch Objekte, die den Papst wesentlich stärker bewegten. So galt seine lebenslange Leidenschaft einem Kreuzzug gegen den christlichen «Erbfeind», galt der Bekämpfung der Türken. Geradezu fanatisch verfolgte er dies Ziel (IX 388 f.!) Er setzte dafür seine Nuntien ebenso ein wie alles verfügbare Kapital. Schon als Kardinal Odescalchi soll der Sohn einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie aus Como für «die Türkensache» gespendet haben, Summen von 20000 Gulden, von 90000 Goldgulden (aurei) werden genannt. Und schickte auch gleich unmittelbar nach seiner Thronbesteigung 50000 Dukaten, meist noch eignes Geld, Richtung Warschau zur Anheizung des Krieges.

Als Papst aber konnte er natürlich weit tiefer in die Tasche (der Christenheit) greifen, konnte er Kaiser Leopold hohe Zuwendungen machen, ebenso dem polnischen König Johann III. Sobieski, konnte er Venedig mit dem Oberbefehl über die päpstlichen Galeeren ausstatten samt dem Recht, von seinem Klerus eine Auflage von 100000 Goldgulden zu erheben, konnte er dem bayerischen Kurfürsten für seine Rüstungen eine Auflage von 300000 Gulden auf den geistlichen Besitz seines Landes gestatten, dem Polenkönig 500000 Gulden zugestehen, dem Kaiser insgesamt 1300000 Gulden.

Unermüdlich, Jahr für Jahr, sorgte er für Subsidien. Notfalls soll-

ten auch kleinere Klöster, ein ganzer Orden zu Geld gemacht und dem Krieg geopfert werden. Mutatis mutandis erinnert Innozenz' antiosmanische Kreuzzugspolitik an die «Friedensbemühungen» Pius' XII. und dessen Kreuzzug West gegen Ost (vgl. Die Politik der Päpste II 175 ff.!), und es ist gewiß kein Zufall, daß gerade Pius XII. den elften Innozenz 1956 seligsprach.[7]

Von Beginn seines Pontifikates an hatte Innozenz nichts Schöneres, nichts Edleres gekannt, als über die Vernichtung der Türken nachzudenken, kein fesselnderes Gesprächsthema gab es für ihn. «Gott selbst wolle den Türkenkrieg», wusste er und drohte all jenen, die ihn behinderten, die schwersten Strafen an. Fasziniert studierte er 1678 die – vielleicht in seinem Auftrag erstellten – vier Gutachten des Kapuziners Fra Paolo da Lagni über die «Aussichten eines Angriffskrieges» und mühte sich, wahrhaft kreuzzugsbesessen, die abendländischen Fürsten zu einigen und vereint zum Kampf gegen den Halbmond, den «Erbfeind», zu treiben. «Man muß selbst angreifen.»

Paolo da Lagni hatte lange in der Türkei gelebt. Er konnte als Experte gelten und er hielt die Zeit zum Losschlagen für gekommen: Was die christlichen Fürsten abhalte, sei nur ihre Angst, ihre Türkenangst, und die sei unbegründet, der Halbmond nämlich nur der Schatten noch der früheren Macht. Sein Territorium einerseits zu groß, andererseits die Bevölkerung extrem rückläufig, nicht ein Zehntel mehr von einst. Überdies verarmt, schlecht regiert, ausgebeutet. Die Unterdrückten aber sehnen sich nach Freiheit, besonders die Christen, die am meisten leiden, doch auch viele andere, die Araber, Mameluken, Armenier, die Drusen und Maroniten, die Mainoten, Griechen, Bulgaren, alle warten darauf frei zu werden.

Das Heer des Osmanenreiches aber, führt der Franziskaner weiter aus, ist nicht mehr auf der Höhe, die Flotte geschwächt, die Truppen sind, zumal in den eroberten reichen Provinzen, verweichlicht, die Festungen verwahrlost, ihre Bestückung, ihre Versorgung schlecht. Überhaupt: «Man erwirbt die Stellen im Militär um Geld, nicht um in den Krieg zu ziehen, sondern als Brücke zu einträglichen Beamtenstellen und um ungestört Christen, Juden und arme Türken ausplündern, peinigen, tyrannisieren und auf tausenderlei Weise un-

gerecht behandeln zu können. Vom Ausmarsch ins Feld kaufen sich die türkischen Offiziere frei. Es gibt überhaupt keine Gemeinheit, die der Türke um Geld nicht täte. Auf dem Papier zählt der Sultan 100 000 Janitscharen und 30 000 Spahis, in Wirklichkeit machen sie zusammen nur 40 000 Mann aus. Die Sultane selbst gaben früher den Soldaten das Beispiel der Tapferkeit. Auch das ist jetzt vorüber. Seit vierzig Jahren geben sie sich in ihren Serails ganz dem Luxus und sinnlichen Vergnügungen inmitten ihrer ‹Truppen von Frauen› hin ... Das Reich des Sultans ist einem Koloß oder der Statue des Nabuchodonosor zu vergleichen, die umfällt, sofern sie nur im Namen Gottes, des Herrn der Heerscharen, angerannt wird ... Wenn aber die Sache der Christenheit aus dem Kriege Nutzen ziehen soll, so muß es ein heiliger Krieg sein.»

Und vor allem: es muß schnell gehen, es «tut rasches Handeln not. Man darf nicht warten ...» «Man muß selbst angreifen.»

Das alles nun war ganz im Sinn des Papstes, für den es dabei keine begehrteren Bundesgenossen gab als Ludwig XIV., den Allerchristlichsten König (gelegentlich auch als «allerchristlichster Türke» verhöhnt), nicht etwa wegen dessen Christentum, da hatte man doch etwas differierende Vorstellungen. Aber je mehr die Päpste selbst an politischem Gewicht, an Geltung verloren, desto mehr schätzten sie die Gewalt anderer, besonders die der Mächtigsten, die sie dann gern für sich in Gang setzen, mit denen sie sich zu verbünden strebten und streben – bis heute. Noch 1685 soll Innozenz gegenüber dem Abbé Servient geäußert haben, Ludwig sei «der einzige Fürst in der Christenheit, vor dem er Achtung hege. Wenn es erlaubt wäre, der Christenheit ein einziges weltliches Oberhaupt zu geben, wenn er, der Papst, die Macht dazu hätte und mit gutem Gewissen die andern Fürsten absetzen könnte, so würde er keinen Augenblick schwanken. Ludwig allein sei fähig, die Macht der Ottomanen zu Boden zu werfen».[8]

Überhaupt hatte Innozenz XI. eine gute Meinung von der Person des Königs oder er tat zumindest so. Immer wieder drückte sich das aus. Er hielt ihn einfach für getäuscht, für das Opfer schlechter Räte, vor deren Einfluß er ihn warnte, wobei er auch das königliche Seelenheil beschwor, für das er sich verantwortlich fühlte.

Aber der König hatte seine eigenen Pläne. Ja, «der älteste Sohn und Beschützer der Kirche» neigte bekanntlich mehr den Türken als dem Römer zu, mit dem es auch heftige kirchenpolitische Zwiste und Zerwürfnisse gab. Sie resultierten aus der gesteigerten Souveränitätsvorstellung, dem prononcierten Absolutismus Ludwigs und der an sich starren autoritären Gesinnung des Papstes, der freilich in diesem dreizehnjährigen Kampf mehr und mehr herabgewürdigt wurde.

Im Zentrum des Streits stand dabei die bis ins Mittelalter zurückreichende Regalienfrage, das heißt, das jetzt von Ludwig beanspruchte Recht – die zeitliche Regalie – auf die Einnahmen (regalia) einer nach dem Tod ihres Bischofs unbesetzten Diözese sowie das Recht – die geistliche Regalie –, das vakante Bistum wieder zu besetzen. Ludwig jedenfalls schien die Regalie für ein altes Kronrecht zu halten. Dazu kamen die vier gallikanischen Artikel, die rasch Staatsgesetz, Lehrgegenstände in Seminaren und Schulen wurden, auch jährlich von allen Professoren zu beeiden waren, Thesen, die sämtlich dem Machtzuwachs des Königs dienten, wie denn gleich der erste der vier gallikanischen Artikel besagt, daß die Päpste nur über geistliche Gewalt gebieten, daher keinen König und weltlichen Fürsten absetzen dürfen, diese vielmehr in zeitlichen Dingen von jeder Kirchengewalt unabhängig sind und nur Gott unterstehen.[9]

Gemäß den absolutistischen Prinzipien des Monarchen drängte dieser immer mehr auf Beherrschung der Kirche, erlaubte er sich Eigenmächtigkeiten auch auf rein geistlichem Gebiet, griff er rücksichtslos in das Wahlrecht ein, zwang er den Augustinerinnen von Charonne, einem Kloster bei Paris, eine Oberin aus dem Zisterzienserorden auf. Oder er gab, wider jedes Recht, den Klarissinnen in Toulouse eine Äbtissin, die sogar unter Militärbegleitung die Abtei okkupierte. Und als 1680 nach dem Tod des Bischofs François Caulet von Pamiers dort vor der Besetzung seines Stuhles ein «Schisma im kleinen» entstand, installierte der königliche Intendant Foucault mit Waffengewalt einen gewissen Fortassin und schickte die romtreuen Vikare Michel d'Aubarède und Bernhard Rech in die Verbannung. Wie Ludwig auch Emanuel de la Tour, Herzog von Albret, Kardinal von Bouillon ohne Angabe eines Grundes ins Exil verwies.

Es war ein langer heftiger Kampf, den der katholische König, nach Aussage der eigenen Bischöfe fromm und gottesfürchtig, mit dem geistlichen Oberhaupt aller Katholiken führte, ein Kampf bis zu dessen Tod und darüber hinaus: Auseinandersetzungen mit allen Mitteln der Täuschung, Bestechung, des Rechtsbruches und immer wieder der nackten Gewalt. Einsprüche und Widersprüche lösten einander ab, Erklärungen und Gegenerklärungen, man entlarvte, löste auf, berief ein, man suchte zu stürzen, stürzte, man sparte weder mit Gebeten noch mit Drohungen, man scheute keine Willkür, keinen Druck, keine Erpressung, man lockte mit Karrieren, mit reichen Benefizien, mit Bistümern, Abteien, man streute falsche Gerüchte aus, man dementierte, suspendierte, exkommunizierte ...

Es kam zwar zu Vermittlungsversuchen, oft durch den katholischen König Jakob II. von England, gelegentlich durch die zurückgetretene Königin Christine von Schweden, die jedoch in Rom nicht immer so glücklich war, so daß sie zeitweise wider Innozenz nur Invektiven versprüht, dagegen Ludwig als den «Helden des Jahrhunderts» gepriesen haben soll. Immerhin ließ auch der Papst kaum eine Gelegenheit verstreichen, ohne dem Herrscher seine Geneigtheit zu versichern, natürlich in Gedanken an den Türkenkreuzzug.

Er war dann sogar bereit, einen Packen eigenhändig geweihter Windeln – bloß beim Nachwuchs gekrönter Häupter üblich – an den Pariser Hof zu schicken, als dort dem Dauphin ein erster Sohn mit dem Titel eines Herzogs von Burgund geboren wurde. Schien doch selbst Ludwig, einen Vorteil witternd, dem Papst seine Verehrung darzulegen, allerdings verbale Bekundungen bloß, blanke Heuchelei. Den Hauptton traf er, wenn er als Vertreter des «L'État c'est moi» agierte, wenn er seine Macht betonte, auch über die Kirche, die Herrschaft über seine Untertanen, der Geistlichen wie der Laien, wenn er erklärte, sich vom Papst keine Gesetze vorschreiben zu lassen.

Der niedere Klerus war gespalten; der Episkopat, vom König besonders abhängig und bedroht, stand fast ganz auf dessen Seite, und zwar von vornherein und ohne Widerstand. «Wer von euch», fragte der Papst die Hirten Frankreichs, «trat in die Arena, um den Kampf für das Haus Israel zu streiten? Wer hat es gewagt, Verfolgungen

auf sich zu nehmen? Wer von euch gab auch nur eine Stimme ab, um die Freiheiten der Kirche zu schützen? Ihr habt einstimmig für das königliche Recht gesprochen, und die Stimmen, die man vernahm, waren nur jene der königlichen Diener, während die Bischöfe in Stillschweigen verharrten und über den französischen Klerus eine Schmach und Schande brachten, ewiger Vergessenheit wert, um nicht für den französischen Klerus ein bleibendes Denkmal der Unehre zu sein.[10]

Aber Einfluß und Ansehen des Papsttums sanken immer mehr, teils durch den allgemeinen Zeitgeist, durch fürstlichen Absolutismus wie kirchenfeindliche Aufklärung, teils durch das Regiment der Heiligen Väter selbst.

«... der würdigste Kandidat»

Schon unter Innozenz' XI. Nachfolger schoß der Nepotismus, für die armen Menschensohnjünger ja geradezu sprichwörtlich, wieder maßlos ins Kraut.

Alexander VIII. (1689–1691), der venezianischen Familie der Ottoboni entsprossen, wurde früh Kurialer und später durch Innozenz u.a. Großinquisitor in Rom. Bereits der Kardinal aber hatte sich als generöser Sippenpatriarch erwiesen. Und da er, bei seiner Papstwahl neunundsiebzig, mit keiner langen Regierung mehr rechnen konnte, erklärte er, im Konklave «ganz allgemein» als «der würdigste Kandidat für die Tiara» geltend (von Pastor): «Beeilen wir uns nach Möglichkeit, denn schon hat die dreiundzwanzigste Stunde geschlagen» – und rief die Seinen aus Venedig herbei.

Großneffe Pietro Ottoboni, gerade zwanzig, erhielt die reiche Abtei Chiaravalle und wurde Kardinal, regierender Nepote, Vizekanzler. Die Geschäfte sollte Giambattista Rubini führen, der Sohn einer Schwester des Papstes, Bischof von Vicenza, nachmals gleichfalls Kardinal. Und während Antonio Ottoboni, der Vater des Kardinalnepoten, zum General der Kirche und Befehlshaber der papalen Truppen aufstieg, wurde der Nepot Marco Ottoboni Herr

über die Flotte und Seefestungen. Alexander kaufte ihm auch das Herzogtum Fiano, und mehrere seiner Familiaren heirateten Persönlichkeiten des italienischen Hochadels, Marco selbst Tarquinia Colonna; Cornelia Zeno, eine Großnichte des Papstes, den Fürsten von Palestrina.

Alexander VIII. belebte aber nicht nur den Nepotismus wieder, er bevorzugte auch auffallend sein Herkunftsland. Und als er gar begann, mit beträchtlichem Aufwand Venedigs Türkenkrieg zu fördern, als er zur Vermehrung des Geldsegens eine ganze Abtei aufhob und zugunsten seiner Vaterstadt Truppenaushebungen im Kirchenstaat erlaubte, ja selbst 1500 Soldaten sowie Kriegsschiffe stellte, erntete er wütenden Widerstand.

Bekannt schon in seiner Prälatenzeit war Ottobonis Streben nach Geld. Er bekam auch bereits in den frühen fünfziger Jahren den roten Hut und das Bistum Brescia, wo er ein Jahrzehnt hindurch Häretiker bekämpfte. Und als Papst setzte er seine rigorose Glaubenshüterrolle fort, verfolgte er gewisse gallikanische Auffassungen, wie die Einschränkung der päpstlichen Unfehlbarkeit, und verurteilte am 7. Dezember 1690 auch von sechsundneunzig Lehrsätzen der Jansenisten einunddreißig, so über die Gnade, die Willensfreiheit, die Taufe, Buße, die Jungfrau Maria, ohne indes die übrigen «Irrtümer» zu billigen. Scharf attackierte er Reste quietistischer Kreise Roms, bestrafte er die «noch lebenden Anhänger» des spanischen Priesters Miguel de Molinos mit lebenslanger Freiheitsberaubung. Molinos selbst, bereits 1685 eingekerkert, hatte nach elf Jahren im römischen Inquisitionsgefängnis ausgelitten – heute «einer der großen spirituellen Meister des Goldenen Zeitalters Spaniens» (Lexikon für Theologie und Kirche).[11]

Um das «Spirituelle» freilich ging es Alexander weniger, und damit war er nicht allein. Errechnete man doch, daß seit Paul V. (1605–1621), also in wenigen Jahrzehnten, die Nepoten fast sieben Millionen Scudi Staatsgelder bezogen, «neben anderen Einkünften» (Kühner). Zwar machte schon Alexanders Nachfolger Innozenz XII. (1691–1700), Antonio Pignatelli, aus süditalienischem Fürstenhaus, nach einem überaus zerstrittenen Fünf-Monate-Konklave, dem längsten des 17. Jahrhunderts, der päpstlichen Verwand-

tenbegünstigung angeblich höchst revolutionär für alle Zeiten den Garaus durch die Bulle «Romanum decet pontificem» (1692), die Nepotenbulle. Ein Papst durfte demnach künftig seinen Angehörigen weder Land noch Ämter gewähren; überhaupt sollte nur ein einziger Verwandter zum Kardinalat Zugang erlangen, doch auch der nur bei Eignung, bei Verdiensten für die Kirche und mit genau begrenztem Salär. Mit Staunen vernahm's die Welt, zumal die katholische. Freilich stand es vor allem auf dem Papier.[12]

Entworfen hatte die Bulle Giovanni Francesco Albani, der dann als Innozenz' Nachfolger, als Klemens XI. (1700–1721), seinen Neffen Annibale Albani zum Kardinal erhob, indes ein weiterer Neffe, Alessandro Albani, immerhin erst unter dem nächsten Papst den Purpur bekam.

Klemens' XI. langer Pontifikat, während dem der Spanische Erbfolgekrieg tobte, war voller Kränkungen und Mißerfolge.

Vergeblich protestierte der Hierarch gegen die Annahme der preußischen Königswürde durch Friedrich III., den Sohn und Nachfolger des Großen Kurfürsten. Kaiser Leopold dachte nicht daran, sein Einverständnis mit der Rangerhöhung des Brandenburgers zurückzuziehen und so dessen Unterstützung gegen Ludwig XIV. im Krieg zu verlieren. Und erst recht nicht kümmerte König Friedrich I., «was vor Sentimente» der Papst ihm gegenüber habe.

Vergebens mühte sich Klemens, den Krieg von Italien fernzuhalten. Vergebens pochte er auf die Neutralität des Kirchenstaats. Die Heerhaufen des Kaisers durchzogen sein Land, nahmen rücksichtslos Requisitionen vor, forderten Kriegssteuern ein. Besonders prekär schließlich seine volle Anerkennung Karls III., Kaiser Josephs Bruder, als «katholischer König von Spanien», nachdem er dessen Gegner Philipp V. wo immer er konnte begünstigt hatte, worauf Philipps Vergeltungsmaßnahmen folgten.

Im Friedensschluß von Utrecht (1713) wurde der Papst gänzlich übergangen, wurde über mehrere Territorien unter kalter Mißachtung seiner Oberhoheit verfügt. So fiel Sizilien samt der Kontrolle der Kirche an den Herzog Viktor Amadeus II. von Savoyen. Und als der Römer in einer Bulle gegen die «Sizilische Monarchie» protestierte, sie annullierte, schenkte ihm der neue König so wenig Beach-

tung wie dereinst der Preußenfürst seinem Protest gegen den Titel «König von Preußen».[13]

In ein bedenkliches Zwielicht geriet Klemens XI. durch den ehrgeizigen Emporkömmling Giulio Alberoni.

Vom Kirchensänger in Piacenza war er zum ersten Minister Spaniens und mächtigsten Mann des Landes aufgestiegen, dann auch, nach heftigem Drängen, im Juli 1717 zum Kardinal. Kaum jedoch hatte Alberoni die so ersehnte Ernennung (begründet u.a. mit seinen großen Verdiensten um die Stellung spanischer Hilfsflottillen für den Türkenkrieg) am 25. Juli erreicht, da ließ er, alter Antagonist der Habsburger, am 29. Juli die so eifrig mit päpstlichem Geld gegen die Türken gerüsteten Schiffe nicht gegen sie, den christlichen Erbfeind, auslaufen, sondern gegen den katholischen Kaiser, um ihm Sardinien zu entreißen, das der in Kürze denn auch gänzlich verlor. Klemens aber, der dem mißtrauischen Monarchen Ruhe im Land versprochen, schien jetzt gar mit dessen Gegnern zu konspirieren. «Am stärksten war man in Wien hiervon überzeugt. Voll unbeschreiblicher Wut erging man sich dort in den bittersten Vorwürfen gegen Klemens XI. Allen Beteuerungen des Papstes, daß er der Getäuschte sei, schenkte der kaiserliche Botschafter Graf Gallas keinen Glauben. Er sah darin nur leere Worte und äußerte sogar, er sei überzeugt, der Papst stehe im geheimen mit Spanien im Einverständnis».[14]

Weitere «würdigste» Figuren des Heiligen Kollegiums

Der Nachfolger, Innozenz XIII. (1721–1724), zwar erst 66, doch gesundheitlich erschöpft, regierte kaum drei Jahre. Er hatte bei den Jesuiten Roms studiert, als erster Papst aber sich öffentlich als ihr Gegner bekannt. Und kaum inthronisiert, erwies er dem französischen Regenten, dem Herzog Philipp II. von Orléans, einen peinlichen Gefälligkeitsdienst. Erhob er doch dessen Minister, den Abbé Guillaume Dubois, wegen seiner korrupten Verwaltung «allgemein

gehaßt und als schmutziger Wollüstling verabscheut», zum Kardinal. So begehrt Dubois diese Würde hatte, er kam nicht lange in ihren Genuß – bereits zwei Jahre später starb er an den Folgen einer Amputation, die seine Ausschweifungen nöthig gemacht» (Pierer).

In Rom entfaltete damals ein gewisser Niccolò Coscia frappierende Talente. Aus dem Neapolitanischen stammend und zunächst durch den Erzbischof von Benevent, dann unter Innozenz' XIII. Nachfolger Benedikt XIII. (1724–1730) wie aus dem Nichts zum Titularerzbischof, zum Kardinal (trotz mehrheitlichem Widerspruch der Kardinäle) avanciert, nahm er dem politisch unerfahrenen, doch desto vertrauensseligeren neuen Pontifex die weltlichen Geschäfte bloß zu gern aus der Hand, wurde auch bald Mitglied der Kongregation der Inquisition, eine Ernennung, die nur «die Würdigsten» erhielten. Der öffentliche Ämterhandel blühte. Für Geld und Geschenke war fast alles zu haben, einflußreichste Posten des seinem finanziellen Bankrott zutaumelnden Kirchenstaates, ja des Staatssekretariats.

Staatssekretär Fabrizio Paolucci konnte noch manches verhindern, dessen Nachfolger aber, seit 1726 Kardinal Niccòlo Maria Lercari, hing gänzlich von Coscia ab: Alle Formen der Korruption wurden praktiziert, Monopole verkauft, Reskripte gefälscht, natürlich auch die besonders fatalen Bestechungen durch ausländische Mächte, freilich selbst bei unbescholteneren Figuren nicht gerade selten. So bezog Kardinal Alderano Cibo, Staatssekretär und langjähriger Busenfreund Innozenz' XI., hinter dem Rücken des Papstes eine Pension Frankreichs. Warum also nicht der gleichfalls enge Freund Papst Benedikts?

Alles diente der systematischen Bereicherung dieses skrupellosen Schurken. Beträchtliche Gelder gewann der Kardinal aus Monopolen, die er gegründet und verpachtet hatte, wie einem Schuhsohlen-, einem Seifenmonopol. Und obwohl das Staatsdefizit schon nach kurzer Zeit rasant stieg und Coscia bereits in einem Jahr angeblich zwei Millionen Scudi ergaunert hatte, war das Vertrauen des Heiligen Vaters unerschütterlich. Durch seine ganze Regierung, bis zuletzt, deckte er die kriminelle Existenz des Kardinals, bei dessen Prozeß auch «sittliche Verfehlungen» zutage traten, und erklärte

alle Warnungen vor seinem Schützling, alle Anklagen als unwahr, böswillig, pure Verleumdungen.

Erst unter dem nächsten Papst traf den Gangster die große Exkommunikation samt hoher Geldstrafe und zehnjähriger Festungshaft in der Engelsburg, wo man ihm drei Räume zugestand nebst Selbstverköstigung. Viele Kardinäle aber bestürzte die harte Behandlung eines Mitglieds des Heiligen Kollegiums, das beim Pontifikatswechsel noch der Lynchjustiz der Römer entgehen konnte, die den Tod jedes verdächtigen Beneventaners, der «Mordgesellen», forderten. Doch noch im Konklave wurde (con universale scandalo) ein Wahlzettel für Coscia abgegeben und ihm das unbeschränkte aktive wie passive Wahlrecht zuerkannt.[15]

Das alles war wenig geeignet, das Prestige des Papsttums zu heben. Vielmehr setzte sich der fast kontinuierliche Niedergang seines Ansehens auch unter dem Nachfolger fort.

«... EIN EINZIGER LEIDENSWEG»

Klemens XII. (1730–1740), Lorenzo Corsini, ältester Sohn des reichen Florentiner Adelsgeschlechts Corsini, Neffe des Kardinals und Generalschatzmeisters Neri Corsini, hatte u.a. bei den Jesuiten im Collegio Romano studiert und sich erst spät, bereits dreiunddreißigjährig, zu einer kirchlichen Laufbahn entschlossen.

Unter fast drei Dutzend «Papabili» ging er schließlich aus einem äußerst zerstrittenen, vier Monate und sieben Tage währenden Konklave als Sieger hervor; ein «Werk der Vorsehung», hieß es – vielleicht aber auch eine Folge, um nicht zu sagen ein Triumph von Alter und Gebresten, da er schon neunundsiebzig, schon krank war, immer wieder Schwächeanfällen ausgesetzt, immer häufiger, dann fast dauernd bettlägerig, auch halb blind und bald, 1732, ganz erblindet. Bewährter Tradition zufolge ernannte er wenige Wochen nach seiner Papstwahl seinen Neffen Neri (sic) Corsini zum Kardinal in petto, obwohl dieser an den Staatsgeschäften weder interessiert noch dafür befähigt war.

In den frühen dreißiger Jahren – es ist der Beginn des Polnischen Erbfolgekriegs – verbinden sich Spanien, Frankreich und Sardinien zur Vertreibung des Kaisers aus Italien. Bald überrennen spanische Heere den Kirchenstaat, ungehört verhallen die Proteste des Papstes. «In Rom konnten spanische Werber ungehindert Truppen anwerben, bis die Bevölkerung die Häuser, darunter sogar die spanische Botschaft an der Piazza di Spagna, stürmte, um ihre dort eingesperrten Mitbürger zu befreien. Spanische Truppen lagerten um Rom, mordeten, brandschatzten und errichteten Galgen. Madrid und Neapel wollten auf jede Weise von Klemens kirchenpolitische Zugeständnisse erzwingen» (Kühner). Schließlich unterbrechen beide Regierungen ihre diplomatischen Beziehungen zu Rom, wobei sich zumal die Auseinandersetzungen mit dem Königreich Neapel schwierig gestalten, da dessen leitender Kopf Bernardo Tanucci, vielleicht der feindseligste antikatholische Minister eines katholischen Staates, besonders scharf die Rechte der Staatssouveränität verficht.

Man hat den klementinischen Pontifikat einen einzigen Leidensweg genannt, wobei dem schwerkranken Papst kein Schimpf erspart geblieben sei. Man sprang mit ihm nach Belieben um oder ignorierte ihn einfach.

Doch das Bemerkenswerteste daran: daß die stets größere Feindschaft von katholischen Herrschern ausging, «daß der römische Hof mit allen katholischen Staaten in bittere Streitigkeiten geriet» (von Ranke). «Ich kann nicht leugnen», berichtet 1737 der venezianische Gesandte Alvise Mocenigo aus Rom, «es hat etwas Widernatürliches, wenn man die katholischen Regierungen sämtlich in so großen Zwistigkeiten mit dem römischen Hofe erblickt, daß sich keine Versöhnung denken läßt, die nicht diesen Hof an seiner Lebenskraft verletzen müßte. Sei es größere Aufklärung, wie so viele annehmen, oder ein Geist der Gewalttätigkeit gegen den Schwächeren, gewiß ist es, daß die Fürsten mit raschen Schritten darauf losgehen, den Römischen Stuhl aller seiner weltlichen Gerechtsame zu berauben.»

Innen- wie außenpolitisch lag fast alles im Argen, die Finanzen völlig zerrüttet, die Justiz, die Verwaltung korrupt. Während seiner

ganzen Amtszeit stritt der Papst um das Konkordat mit Sardinien. Zwei Kardinäle, beide bestochen, hatten darin unerwünschte Zugeständnisse gemacht. Der Papst konnte es weder nach Form noch Inhalt verantworten noch vor dem Recht, und indes er den durch die Käuflichkeit der beiden Kardinäle entstandenen Schaden wieder gut zu machen suchte, spitzten die Verhandlungen sich erst recht zu. Noch bei seinem Tod war die Sache nicht bereinigt.[16]

Freilich, der Nachfolger – nach einem halbjährigen Konklave, dem längsten der Neuzeit, völlig überraschend gewählt – verstand sich bedeutend besser ins internationale Bild zu setzen.

Prospero Lorenzo Lambertini, Sohn einer verarmten Bologneser Adelsfamilie, der sich als Papst Benedikt XIV. (1740–1758) nannte, war von Natur freundlich, neigte somit schon wesensmäßig zum Vermitteln, war aber gewiß auch klug genug, aus seiner Not eine Tugend zu machen und noch Protestanten für sich einzunehmen. Manche rühmten ihn in Gedichten oder stellten seine Statuen in ihren Villen auf – und Jan Pitt, verwandt mit den beiden prominenten William Pitt, schmückte eine Büste Benedikts mit der Inschrift: «Jan Pitt, der nie über irgendeinen römischen Geistlichen etwas Gutes gesagt hat, hat dieses Denkmal zu Ehren des Papstes Benedikt XIV. errichtet.» Für den britischen Historiker Macaulay war er der weiseste und beste aller Päpste. Selbst Voltaire widmete ihm seine Tragödie «Mahomet». Und als ihn eines Tages eine mißlungene Satire verhöhnte, hatte er Humor genug, sie dem Verfasser verbessert und in Hoffnung auf steigenden Absatz zurückzusenden.

Schon bald nach seiner Thronbesteigung schloß Benedikt XIV. Konkordate mit Savoyen und dem Königreich beider Sizilien, wobei er deren Regierungen erhebliche Zugeständnisse machte, wenn auch die Einbußen des Heiligen Stuhles 1753 durch das spanische Konkordat noch weit größer waren. Allein um den Hauptstreitpunkt, den sogenannten Universalpatronat, hatten schon Jahrzehnte lang zwei Könige und fünf Päpste gerungen, und dies unter Zuhilfenahme vieler Mittel. So wurden Valenti Gonzaga, Nuntius in Spanien, danach Kardinalstaatssekretär, vom König zunächst 45 000 Scudi, dann noch einmal 50 000 Scudi gezahlt. Jetzt verblieb dem Papst

das Recht auf Besetzung von 52 geistlichen Stellen, während der König das Recht auf Vergebung von 12000 bekam!

Dem Papst warf man allzu große Nachgiebigkeit vor, was viele kirchenpolitische Kontroversen, nicht nur seine Konkordate mit Savoyen, Neapel, Spanien und Portugal, beweisen, ebenso die Anerkennung Friedrichs II. von Preußen als König, die die Vorgänger verweigert hatten. Auch seine Ankündigung im Sommer 1741, jeden Durchzug von Truppen durch den Kirchenstaat, gleich von wem, zu verbieten, blieb Schall und Rauch. Weder Österreicher noch Spanier hielten sich daran, ja sie verlegten auch ihre Winterquartiere in päpstliches Terrain und machten den Kirchenstaat zum Aufmarschgebiet, zum Kriegsschauplatz.

Benedikt XIV. wandte sich an die Könige von Spanien und Frankreich, an Maria Theresia, Kaiser Karl VII., er erfüllte die Welt mit Gejammer und Beschwerden, prangerte die Verheerung seines Landes an, die Beraubung seiner Bewohner, die Morde, Straßenkämpfe. Man behandle, schrieb er, den Kirchenstaat als herrenloses Gut, man schalte und walte, als gebe es keinen Papst. Und vergaß natürlich nicht «die Güter des erzbischöflichen Stuhles zu Bologna und seines Nepoten», wobei Papsthistoriker Pastor, unter Berufung auf eine Quelle im Wiener Staatsarchiv, «die lauten Klagen Benedikts XIV.» betont, «als er die Verwüstung seines Gartens und die Plünderung des Palastes seiner Familie durch die ins Bolognesische eingedrungenen Spanier erfuhr».

Freilich schenkten ihm die kriegführenden Parteien kein Gehör. Sie ignorierten sein fortdauerndes Lamento ebenso wie seinen Wunsch, die Lehenshoheit des Heiligen Stuhles über die Herzogtümer Parma und Piacenza anzuerkennen. «Die beiden Armeen», notierte er Anfang 1745, «richten den Kirchenstaat zugrunde. Die Spanier sind die Urheber unseres Unglücks, aber die Österreicher wollen ganz auf unsere Kosten leben; wenn Gott sich unser nicht erbarmt, wird Unser Pontifikat durch den Schaden berühmt werden, den wir erleiden.»[17]

Der nächste Pontifikat aber war im wesentlichen von der Jesuitenproblematik beherrscht.

7. KAPITEL

DIE JESUITENVERFOLGUNG. INTERNER MACHTKAMPF

«Wie schon manche Zeitgenossen erkannten, war die Zerstörung des Jesuitenordens nur das nächste Ziel dieser Bestrebungen, der Hauptkampf jedoch galt der Kirche und dem Apostolischen Stuhl, durch dessen Jurisdiktionsfülle sich die katholischen weltlichen Mächte in ihren Rechten beschränkt fühlten. Der Kampf gegen die Gesellschaft Jesu ist also ein Kampf gegen das Papsttum. Die Herrscher glaubten nicht die vollgültige Souveränität zu besitzen, wenn sie nicht das volle Kirchenhoheitsrecht (ius circa sacra) innehätten. Daher die beständig wachsenden Übergriffe in die kirchliche Verwaltung und Gerichtsbarkeit, daher die eifrig betriebene Verbreitung unkirchlicher Grundsätze in Wort und Schrift, daher die Verachtung und Beleidigung, mit der man den Statthalter Christi behandelte. Herrschender Grundsatz in nahezu allen Staaten war, daß das gesamte Äußere im kirchlichen Leben, die kirchlichen Güter wie Personen, zum Machtbereich der weltlichen Souveräne gehörte.»

Ludwig von Pastor[1]

Das Schicksal der Loyola-Jünger deutete sich bereits unter Benedikt XIV. an. Zwar sparte er selbst nicht mit ihrer Anerkennung, äußerte er schon als Erzbischof von Bologna seine wachsende Zufriedenheit mit diesen «gelehrten und heiligen Ordensmännern» (dotti e santi religiosi), betonte dann als Papst ihre unablässige Nützlichkeit, ihren vorbildlichen Gehorsam, zeichnete insbesondere Franziskus Retz, den Ordensgeneral, durch Wohlwollen aus; ja wies gelegentlich den Vorwurf der Unfreundlichkeit durch ein langes Aufzählen seiner der Gesellschaft bezeugten Gunsterweise zurück. Auch soll er mehr Jesuiten bedienstet haben als viele andere Päpste. Behauptete doch der jesuitische Historiker Cordara, in den sieben von ihm miterlebten Pontifikaten habe kein Papst so viele Jesuiten um sich versammelt wie gerade Benedikt XIV. Andererseits freilich, merkwürdig genug, galt er in der öffentlichen Meinung als wenig jesuitenfreundlich; wie auch Cordara bekennt, nie zu einem sicheren Urteil über des Papstes wirkliche Gesinnung gelangt zu sein.[2]

Die Jesuiten, als exemter Papstorden zur besonderen Unterstützung der römischen Hierarchen geschaffen, unterschieden sich in vielem grundlegend von anderen Mönchsgemeinschaften, und zahlreichen Zeitgenossen behagte «die ganze Richtung» nicht.

Schon äußerlich fiel der Jesuit auf. Er kam nicht im Mönchshabit, sondern sozusagen zivil, unauffällig, nach Landesart. Und wie die Ordenstracht, damals ja weithin längst verhaßt, gleich entfiel oder, ebenfalls von Anfang an, die Klausur, die vorgeschriebene Bußübung, so auch das gemeinsame Chorgebet, überhaupt die Vielbeterei. Die vordem, zumindest auf dem Papier, hochgepriesenen «Gebetsgnaden», Gnaden der Askese, der Andacht, der Kontemplation, traten stark zurück gegenüber Gnaden gänzlich anderer Art.

Man pflegte die Sorge um die «Seelen», forcierte das Eindringen in das höhere Bildungswesen, in die Schulen, das Theater, die Universitäten, ganz besonders in die Fürstenhäuser, und da am liebsten in der Stellung eines Fürstenbeichtvaters (IX 191 ff.!); verschmähte aber auch nicht, die frömmelnde Masse, deren halbes Leben der Kirchenwahn bestimmte, mit dem primitivsten religiösen Kitsch abzuspeisen (IX 189). Und da dank der größeren Mobilität und Flexibilität dieser dotti e santi religiosi, dank ihrer unbestritten größeren Qualifiziertheit die Indoktrination, die Beherrschung ganzer importanter Gesellschaftsgruppen, auch das Vordringen in den Missionen ziemlich schnell gelang, wuchsen Ruhm und Neid, schwoll die Feindschaft bis zum Wunsch mancher nach ihrer Vernichtung an.

Dabei war die antijesuitische Agitation am stärksten in klerikalen Kreisen, unter Mönchen. In Spanien, ihrem Herkunftsland, kanzelte sie der Dominikaner Alonso de Avendano Jahr für Jahr als Häretiker, Pharisäer, Heuchler ab. Sein Ordensbruder Melchior Cano, immerhin Berater Karls V. und Philipps II., schimpfte sie Vorauskommando des Antichrist. Der Augustinergeneral Franz Xaver Vasques hielt sie für «hochmütig wie Luzifer» oder, sagt er auch, «für eine Hydra; jedesmal, wenn man diesem Ungeheuer einen Kopf abhaut, wächst ihm ein anderer»; ja, er wünschte eine Intervention des spanischen Königs beim Papst, auf daß dieser den Orden, Geißel doch nur und Ärgernis für die Christenheit, vollständig auflöse.

In Portugal

Das erste Vorgehen gegen das Institut geschah unter König Joseph Emanuel I. von Portugal aus und wurde vor allem durch Sebastião José de Carvalho e Mello, den künftigen Marquis de Pombal, gesteuert, «den größten und schrecklichsten Minister, der Portugal je regierte» (W. u. A. Durant). Als scharfer Verfechter des Staatsabsolutismus stand er nicht nur den Jesuiten, die ihn erzogen und seinen Aufstieg gefördert, sondern dem Klerus, dem Papsttum überhaupt feindselig gegenüber. War doch der Kampf gegen die Kirche zu-

gleich ein Kampf gegen den Heiligen Stuhl, mit dessen Untergang Montesquieu, Voltaire und «so gut wie alle Vertreter der neuen Geschichtswissenschaft ... in nächster Zukunft» rechneten (Elm).

Pombal dachte wohl auch an eine von Rom unabhängige Landeskirche. Dabei bediente er sich der Kirche wider die Kirche, brachte er Verwandte, Vertraute in hohe Klerusstellen und konnte dann, ohne der gläubigen Menge ein Ärgernis zu geben, das Land in seinem Sinn bereinigen. Hunderte von Widersachern starben in seinen Verliesen, darbten da in schauerlichen Löchern, oft «ohne Anklage, ohne Untersuchung, ohne Prozeß», eingefallen, aufgebläht, «großtentheils so schwach, dass sie sich nicht auf den Beinen halten konnten. Einige hatten durch die Finstemiß, in der sie so lange Zeit begraben lagen, das Augenlicht, Andere die Sprache verloren; wieder Andern waren durch die Feuchtigkeit die Füße verfault, oder von Ratten und Ungeziefer angefressen» (Riffel).

Selbst Bischöfe sperrte Pombal jahrelang ein, den Bischof von Belém, beispielsweise, oder den Bischof von Coimbra nebst 33 seiner Priester. Denn nicht nur einzelne, ganze Kommunitäten setzte er fest. Familien wurden ausgerottet, ihre Stammsitze niedergerissen. Auch rief er Mönche der verschiedensten Orden aus Übersee zurück, wo sie doch «den Wilden das Evangelium verkündet» (Riffel); und manchmal wimmelten die Wege zu den Gefängnissen nur so von Klosterbrüdern samt ihren militärischen Bewachern.

Besonders verhaßt waren Pombal die Jesuiten, und er kolportierte all die üblen Gerüchte, die alten Anwürfe über sie: Geld-, Pracht- und Machtgier, Ungehorsam gegen Papst, König und Bischöfe, den Dauerstreit mit Prälaten, Gelehrten, Unterdrückung der Eingeborenen, verbotene Geschäfte, Sklavenhandel. Noch Gräber und Kloaken ließ er nach ihren Reichtümern durchwühlen. Und als 1757 in Oporto eine Empörung aufflammte, verdächtigte der Minister die Jesuiten der Anstiftung. Es gab einen Riesenprozeß mit nicht wenigen Todesurteilen, angeblich aber «nicht eine Spur von Beweis» (von Pastor). Im selben Jahr verbannte Pombal die jesuitischen Beichtväter des Monarchen wie seiner Familie aus dem Palast und verbot allen Jesuiten den Zutritt zum Hof. Als dann in der Nacht des 3. September 1758 ein Mordanschlag auf den Kö-

nig erfolgte und man im Januar neun Adlige auf dem öffentlichen Platz von Belém hingerichtet, gefoltert, geköpft, gerädert, stranguliert, lebendig verbrannt hat und Pombal die Gesellschaft Jesu beschuldigte, durch ihre Predigten und Lehren die Komplotteure angetrieben zu haben, erließ der König am 3. September 1759, am Jahrestag des Mordversuchs, ein Edikt, das nach Aufzählung einer langen Reihe (angeblicher) Verbrechen der Jesuiten bestimmte, daß «diese Ordensbrüder, da sie verderbt und von ihrem heiligen Gesetz abgefallen und durch solche abscheulichen und hartnäckigen Laster offenkundig unfähig geworden sind, zu einer Innehaltung zurückzukehren, ordentlich und wirksam verbannt ..., geachtet und als notorische Rebellen, Verräter, Widersacher und Angreifer von Seiner Majestät Person und Reich aus allen Ländern Seiner Majestät vertrieben werden; ... und bei Todesstrafe wird befohlen, daß niemand, welches Standes oder Berufes auch immer, sie in eines seiner Besitztümer zu lassen oder durch Wort oder Schrift mit ihnen Verbindung halten darf.»

Der regelmäßig die Messe besuchende Freigeist Pombal aber attackierte immer schärfer den Orden und zögerte 1761 nicht, nachdem er seinen eigenen Bruder zum Haupt der portugiesischen Inquisition erhoben, den mehr als siebzigjährigen Jesuiten Gabriel Malagrida, den 32 Monate Kerker fast verrückt gemacht hatten, als Betrüger, Heuchler, Gotteslästerer, kurz als «Ketzer» erdrosseln und verbrennen zu lassen; ein Schauspiel, das König, Kabinett und diplomatisches Korps gemeinsam genossen. Insgesamt sollen angeblich über neuntausend Menschen die Opfer seines Argwohns und seiner Habsucht geworden sein.[3]

In Frankreich

Was sich in Portugal abspielte, wiederholte sich bald jenseits der Pyrenäen, wo ja die Jesuiten in den Gallikanern, Jansenisten, den Enzyklopädisten so entschiedene Gegner hatten, daß selbst der Jesuitenschüler Voltaire gelegentlich etwas Mitleid empfand, weshalb

ihm d'Alembert am 25. September 1742 schrieb: «Glauben Sie mir, weg mit menschlicher Schwäche. Lassen Sie doch die jansenistische Canaille die jesuitische Canaille uns vom Halse schaffen und verhindern Sie nicht, dass diese Spinnen sich gegenseitig auffressen.»

Auch Frankreich hatte sich mehr und mehr gegen die Gesellschaft Jesu gestellt, und zweifellos erwies sich das Land als besonders geeignet für den Kirchenkampf: seit langem tonangebend in antipäpstlichen Auftritten und überhaupt pfaffenfeindlicher als andere Himmelsstriche; vom Norden her wirkte die englische Aufklärung ein, aus dem Süden die antirömische Propaganda Spaniens und Portugals, darunter eine ausgedehnte Flugschriftenaktion Pombals und seiner Gesinnungsgenossen. Auch gab es wohl mächtige, wenngleich geheime Gegner am Hof.

Verschärft wurde der Sturm auf die französischen Loyola-Jünger durch den Pater Antoine Lavalette, nicht nur Missionsprokurator, Missionsoberer und Apostolischer Präfekt für alle Jesuitenniederlassungen auf den Antillen, sondern auch ein cleverer Grossist, den freilich dann das Pech verfolgte. Die Engländer kaperten seine Schiffe, teure Frachten nach Europa, Orkane richteten schwere Schäden an, eine Seuche dezimierte seine schwarzen Plantagenarbeiter, sein Haupthandelspartner in Marseille ging bankrott. Lavalette, der Mann Gottes, geriet in Schulden, stürzte sich in neue riskante Unternehmen, vermehrte seine Fehlbeträge, das ganze französische Ordensinstitut wurde in den Fall hineingezogen und verlor einen Prozeß nach dem andern.

Treibende Kraft bei seiner Niederringung war das Parlament von Paris. Im August 1761 ließ es vor seinem Hauptgebäude 24 Bücher jesuitischer Autoren verbrennen. Im März 1762 edierte es unter dem Titel «Extraits des Assertions» oder «Auszüge aus den gefährlichen und verderblichen Aufstellungen aller Art, welche die Jesuiten immer und beständig vertreten haben» eine umfangreiche Kompilation, in der die Jesuiten immerhin 758 Fälschungen gezählt haben wollen, eine «Kloake von Lügen».

Ein Parlamentsbeschluß vom 6. August 1762 erklärte «die ‹sogenannte› Gesellschaft Jesu ihrer Natur und ihrem Wesen nach als unverträglich mit jedem wohleingerichteten Staatswesen, weil sie

dem Naturrecht widerspreche, jede geistliche und weltliche Autorität verletze und danach trachte, unter dem täuschenden Schleier eines religiösen Instituts in Kirche und Staat nicht etwa einen nach der evangelischen Vollkommenheit strebenden Orden, sondern eine politische Korporation einzuführen, deren Trachten darauf hinausgehe, mit allen Mitteln zur völligen Unabhängigkeit und dann zur Usurpation der Macht zu gelangen, indem sie die gesetzmäßige Gewalt untergrabe und den Fanatismus zum Grundsatz erhebe. Ihre Regeln und Gelübde seien mißbräuchliche Eingriffe in die weltliche Gewalt und die Freiheit der gallikanischen Kirche, darum null und nichtig. Ihre Lehre, Moral und Handlungsweise seien verderbt, vernichtend für Religion und natürliche Sittlichkeit, beleidigend für das christliche Sittengesetz, schädlich für die bürgerliche Gesellschaft, aufrührerisch und verletzend für die Rechte, die Macht und Sicherheit der geheiligten Person des Monarchen, geeignet, Unruhen im Staat hervorzurufen und die tiefste Korruption zu unterhalten. Darum solle die Gesellschaft Jesu von Frankreich unwiderruflich ausgeschlossen sein und bleiben und niemand ihre Wiederherstellung betreiben dürfen.»

Die Jesuiten hatten binnen acht Tagen ihre Häuser zu räumen, ihr Gemeinschaftsleben preiszugeben, ebenso jeden Kontakt mit im Ausland wohnenden Genossen; ihr gesamtes Ordensgut wurde konfisziert.

Ähnlich oder fast noch strenger, unter heftigen Ausfällen auch gegen den Römischen Stuhl, ging man in den Parlamenten der Provinzen vor, in Bordeaux und Rennes, in Rouen, Roussillon, Pau und Aix, ja selbst noch in Übersee, in Louisiana und Martinique. Das Parlament von Rouen rief am 3. März 1763 die gesamte katholische Welt zur gemeinsamen Vernichtung der Gesellschaft Jesu auf. Im folgenden Jahr appellierte das Pariser Parlament diesbezüglich an den König.

Und am 1. Dezember 1764 löste ein Edikt Ludwigs XV. in königlicher Machtvollkommenheit die Gesellschaft Jesu in Frankreich auf. Eine begleitende Instruktion machte dabei deutlich, daß der Fürst den Orden wegen seines erbaulichen Wandels und seines Unterrichts zwar als nützlich für Staat und Kirche betrachtet habe, aus

Sorge aber um die Ruhe im Reich, um die gegen die Jesuiten gerichtete öffentliche Meinung zu seiner Stellungnahme bestimmt worden sei.

Der Papst indes, der schon am 3. September 1762 alle Parlamentsbeschlüsse wider die Jesuiten für unwirksam erklärt hatte, trat in der Konstitution vom 7. Januar 1765 noch einmal ausdrücklich für den jetzt so provokant mißachteten, als unreligiös, als gottlos verdammten Orden ein, erinnerte an seine Wertschätzung durch die Kirche durch das Konzil von Trient, attestierte ihm seinerseits mit den Bischöfen des Erdkreises in hohem Grade Frömmigkeit, Heiligkeit gar und bestätigte abschließend zum wiederholten Mal alle Kundgebungen seiner Vorgänger zugunsten der Jesuiten.[4]

In Spanien

Am stärksten war die Machtstellung des Ordens noch in Spanien, wovon er ja ausgegangen und wo er bei der Masse des Volkes auch keinesfalls unbeliebt war. Tanucci spricht in einem Brief vom 30. August 1766 geradezu vom «Fanatismus ... der die spanischen Gemüter zugunsten der Jesuiten beseelt ...». Die maßgebliche Politik aber, der herrschende Staatsabsolutismus, verhielt sich zu ihnen ähnlich wie in Frankreich.

Über Spanien gebot seinerzeit Karl III., der Sohn Philipps V. und Halbbruder des 1759 in geistiger Umnachtung sterbenden Ferdinand VI. Diesem folgte er, bisher König beider Sizilien, auf den spanischen Thron, während in Neapel für ihn Bernardo Tanucci als Justizminister, Außenminister, Hofminister und schließlich als Vorsitzender des Regentschaftsrates die Zügel fest in der Hand hielt.

Karl III. war überzeugter Katholik, ein eifriger Förderer der Verehrung der Unbefleckten Empfängnis Mariens. Täglich besuchte er die Messe, widmete auch dem Morgen- und Abendgebet je eine Viertelstunde. Mancher rühmte zudem seine Fähigkeit, nicht selbst zu regieren, sondern durch einige, «die er regieren ließ, während er sein ganzes Leben auf der Jagd zubrachte» (Leonhard) – dies viel-

leicht auch um der Unkeuschheit zu entgehen und der hereditären Melancholie seines Hauses.[5]

Obwohl Karl III., wie gesagt, durchaus christgläubig, auch Mitglied des Dritten Ordens war und einen Franziskaner zum «Gewissensrat» hatte, obwohl seine Mutter Elisabeth Farnese sowie seine Gattin Maria Amalie von Sachsen Jesuiten als Beichtväter, seine Söhne Jesuiten als Erzieher hatten, stützte er sich doch auf Minister, die nicht nur im Sinn des aufgeklärten Absolutismus amtierten, sondern, so vor allem sein einstiger Lehrer, der Marchese Bernardo Tanucci, sich auch persönlich führenden Freigeistem Frankreichs verbunden fühlten.

1698 in Toskana geboren, hatte Tanucci die Rechte in Pisa studiert, war dort Professor geworden, dann Minister Karls in Neapel, wo er allmählich das Königreich beider Sizilien faktisch allein beherrschte. Tanucci war nicht prinzipiell gegen die Kirche, bekämpfte aber die Privilegien des Klerus. Er schätzte die Ideale der urchristlichen Zeit und beichtete jahrzehntelang bei einem Jesuiten, stets beim selben. Er war leidenschaftlicher Verfechter der Staatsallmacht und Gegner der Einführung der Inquisition, Gegner insbesondere des Apostolischen Stuhles. Er beleidigte und behinderte gern die Päpste, nannte die Kardinäle die schädlichsten Tiere der Welt, kannte in der ganzen Natur kein wilderes Tier als den Mönch, und unter den Mönchen waren ihm die Jesuiten am verhaßtesten, schlicht «Gift», «Jesuitengift», «Gift und Krebsschaden».

Warum attackierte Tanucci derart die Jesuiten, mehr als alle anderen Orden? Keine theologische Doktrin störte ihn, sondern ihr Auftreten, ihre unersättlichen Ansprüche, ihre Gier nach Reichtum, politischer Macht, ihr kaum kaschierter Stolz. Dabei suchten sie stets den Eindruck zu erwecken, sich nicht in Politik zu mischen, in Wahrheit ging es ihnen um nichts mehr (vgl. Die Beichtväter-Bande IX 191 ff.), sah Tanucci doch die Lehre vom Königsmord unter ihnen ganz natürlich aufkeimen. Und als 1766 in Madrid der sogenannte Hutaufstand ausbrach, bezichtigte Tanucci die Jesuiten der Anstiftung.[6]

Anlaß der Erhebung war der Befehl vom 10. März 1766, der künftig in größeren Städten das Tragen langer, weiter Mäntel und

breitrandiger Hüte (capa und sombrero) untersagte, da sie unspanisch seien und überdies allerlei Störenfrieden, Übeltätern die Möglichkeit des Vermummens und leichteren Entkommens bot. Der Aufstand breitete sich rasch über die Hauptstadt aus, ergriff Saragossa, Salamanca, Barcelona, weitere Orte, und selbstverständlich galt er nicht nur der Erhaltung der Nationaltracht, selbstverständlich wollte man auch im Ministerium nur Spanier sehen, wollte vor allem eine Bekämpfung der Teuerung, des Wuchers, der hohen Lebensmittelpreise zumal.

Über die Urheber der Krawalle tappte man zunächst völlig im Dunkeln. Man kannte keine Führer; sah nur den «Pöbel», die «niederen Volksschichten» in die Ausschreitungen verwickelt. Allmählich aber geriet der Klerus ins Blickfeld, wurden besonders Mönche der Brandstiftung verdächtigt, und schließlich und immer häufiger die Jesuiten.

Tanucci, der den König, wie einst in Neapel, auch als spanischen Regenten beriet, hatte zunächst ebenfalls nur die Madrider beschuldigt, dies «gemeine, barbarische Volk, unwürdig, dem Menschengeschlecht anzugehören, wert, den allerunvernünftigsten Tieren beigezählt zu werden». Doch schon bald hatte er auch «die unwissenden, faulen und lasterhaften Priester und Mönche» im Visier, freut er sich «über die gute Nachricht, dass der König zur Einsicht gekommen, die Mönche und Priester seien die Anstifter des Tumults gewesen». Tanucci verspricht der Majestät, den Heiligen Geist um Beihilfe bei der Aufklärung anzuflehen, und alsbald sieht er auch «Spanien zur Überzeugung gelangt, dass das Unheil von der geistlichen Canaille gekommen ist und noch kommt, und zwar von der allerintrigantesten Sorte, den Jesuiten ...»

Selbst der immer wieder angestachelte Monarch dringt schließlich auf ihre Ausschaltung, will aber Beweise. Denn was in Portugal und Frankreich möglich war, muß auch in Spanien möglich sein. Also spürt man ihnen weiter nach, verdächtigt sie, in illegalen Druckereien Schmähschriften gegen die Regierung herzustellen, und hetzt ihnen Polizei wie Inquisition auf den Hals. Es kommt zu Hausdurchsuchungen, man kontrolliert systematisch ihre Post. Ein Sondergericht erforscht den Madrider Aufruhr. Schließlich er-

läßt Karl III. am 27. Februar 1767 das Verbannungsdekret, das alle Jesuiten aus Spanien und seinen überseeischen Besitzungen, seinen Kolonien in Südamerika, den Philippinen verweist und ihr gesamtes Hab und Gut konfisziert.

Im November 1767 werden die Jesuiten aus Neapel und Sizilien vertrieben, im Februar 1768 aus dem Herzogtum Parma, im April 1768 von der Insel Malta. Nahezu überall geht man bei den Abschiebungen ähnlich vor. Man umzingelt, meist mitten in der Nacht oder in aller Morgenfrühe, mit Soldaten ihre Niederlassungen (sogar gegen die vier Jesuiten Montevideos bietet man am 6. Juli 1767 Militär auf), läßt sie in wenigen Stunden ihre Habseligkeiten pakken, bringt sie unter militärischer Bedeckung an Sammelplätze und schickt sie auf ungewisse Wanderungen über Land und Meer. So verfährt man fast überall in Spanien wie in seinen kolonialen Nebenländern. Bei der Überfahrt nach Korsika verlieren 78 Jesuiten ihr Leben; insgesamt sollen auf hoher See 500 Jesuiten umgekommen sein.

Übergehen wir die wahrlich chaotischen Verhältnisse, in die, immerhin noch mehr oder weniger besoldet, die Ausgewiesenen häufig gerieten. «Für die meisten Mitglieder begann ein langer Leidensweg in der Verbannung» (Theologische Realenzyklopädie), ein Leidensweg, auf den sie ja nicht freche Freigeister schickten oder böse Protestanten. Verweigerte doch selbst der Papst zunächst wiederholt die Aufnahme der Verfemten in den Kirchenstaat. Und als Klemens am 2. Februar 1769 einem Schlaganfall erlag, steigerten sich die Wirren noch.[7]

Lieber Krieg mit einer Grossmacht als ein Jesuitenpapst

Der Nachfolger Klemens XIV. (1769–1774) neigte den Jesuiten zu; so schien es jedenfalls. Er war früh mit Jesuiten befreundet, hielt eine glänzende Rede zum Lobpreis der Gesellschaft, der er den Beginn seines Aufstiegs auch verdankte, und äußerte sich in einem

dreimonatigen Konklave sowohl für wie gegen sie. Die Bourbonen aber wünschten keinen Jesuiten als neuen Papst oder, schrieb Spaniens König Karl III. der portugiesischen Königin Mariana Victoria, seiner Schwester, es sei alles verloren. Und diese sah es kaum anders, sah unter einem Jesuitenpapst Hochmut und Grausamkeit grassieren und keinen Fürsten mehr seines Lebens sicher. Ja, Karl III., für Pallavicini, den neuen Kardinalsstaatssekretär, doch «vorbildlich katholisch», nannte nun «Krieg mit einer europäischen Großmacht weniger schädlich als eine Papstwahl, die einen offenen oder geheimen Jesuiten auf den Stuhl Petri bringe».

Auch als Papst erwies sich Klemens XIV. als doppelzüngig, verlor er, jedenfalls in seinen ersten Regierungsjahren, das ihn kennzeichnende Schwanken nicht. Zwar neigte er den bourbonischen Mächten zu, doch daß Staaten wie Österreich, Preußen, Rußland eher jesuitenfreundlich waren, irritierte ihn beträchtlich; mehrmals traf er «Vorsichtsmaßregeln gegen eine Vergiftung» (Pastor). Und kaum war er am. 22. September 1774 eines qualvollen Todes gestorben, kursierten sofort Gerüchte von seiner Vergiftung durch Jesuiten, während diese die Krankheit eine Folge seiner früheren Ausschweifungen nannten.

So vergingen Monate und Jahre angefüllt mit christlicher Diplomatie beziehungsweise Werken des Heiligen Geistes, mit Intrigen und Drohungen, mit Visitationen der Ordenshäuser, mit unterschobenen Schriftstücken, Erschleichnissen; immer wieder Verzögerungen auch, Vertröstungen, immer wieder Bestechungen, Erpressungen.

Die Sache war an sich ja nicht so neu.

Aufsässige und in Mißkredit geratene Gemeinschaften der Catholica, zumal unter den Orden, hatte es immer wieder gegeben: die Templer, zum Beispiel, oder die Regularkanoniker von S. Giorgio in Alga zu Venedig, die Hieronymiten von Fiesole, die Jesuaten, die mit den Jesuiten nichts als die Namensähnlichkeit verband, die Jesuitinnen, von Urban VIII. anno 1631 aufgehoben. Der Heilige Vater ließ jetzt solche Fälle sammeln und gab sie zu einem bescheidenen Teil preis in seinem berühmten Breve «Dominus ac Redemptor» vom 21. Juli 1773. Klöster oder klosterähnliche Vereinigungen

gediehen, von papalen Gnadenschätzen begünstigt, prosperierten länger, kürzer, stagnierten schließlich, bis sie «gar zum Schaden gereichten und mehr zur Störung als zur Mehrung des Friedens unter den Volksmassen», so daß «eben dieser apostolische Stuhl, welcher sie bei ihrer Entstehung befördert hatte und mit seinem Ansehen für sie eingetreten war, kein Bedenken getragen, sie durch neue Gesetze zu beschränken oder die alte Zucht wieder herzustellen, ja auch sie gänzlich aufzuheben und zu vernichten.»[8]

So hatte etwa, berichtet Klemens XIV., sein Vorgänger Klemens V. durch dessen Bulle vom 2. Mai 1312 den Ritterorden der Tempelherren – doch «um die christliche Welt so hervorragend verdient» und darum «vom apostolischen Stuhle mit besonderen Benefizien, Freiheiten, Befugnissen, Vorrechten und Zugeständnissen überhäuft» – dann «wegen seines allgemeinen übeln Rufes unterdrückt und völlig vernichtet» (ob universalem diffamationem suppressit et totaliter extinxit).

So hat auch, weiß der Autor des Breve gegen die Jesuiten, dereinst der Heilige Vater Pius V. den regulären Orden der Humiliaten wegen seines mangelnden Wohlverhaltens, seines Ungehorsams gegen den römischen Stuhl, seiner inneren und äußeren Streitigkeiten, «zudem weil sich einige seiner Mitglieder zur Ermordung des heiligen Karl Borromäus, Kardinals der römischen Kirche, des Protektors und Visitators bezeichneten Ordens beim Apostolischen Stuhle, frevelhaft verschworen hatten, vernichtet und gänzlich abgeschafft» (extinxit ac penitus abolevit). So habe auch Vorgänger Urban VIII. würdigen Angedenkens am 2. Dezember 1643 den regulären Orden S. Ambrosii und S. Barnabae am Haine «für immer unterdrückt, getilgt und abgeschafft»; habe auch, meldet Klemens XIV. weiter, Vorgänger Innozenz X. in einem Breve vom 29. Oktober 1650 wegen entstandener Mißhelligkeit und Zwietracht den Orden des heiligen Basilius aus Armenien «völlig unterdrückt», habe ein anderes Breve vom 22. Juni 1651 «in der Wahrnehmung, dass von der regulären Kongregation der Priester des guten Jesus keine geistlichen Früchte in der Kirche erhofft werden könnten, diese Kongregation für immer aufgelöst ...»

All diese sowie analoge sonstige Beschlüsse und Vollstreckungen

aber seien von den Vorgängern nach «reiflichster Erwägung» geschehen und ohne – ja, wer staunt da nicht! – ohne «jene beschwerliche und mühevolle Art der Untersuchung, welche bei gerichtlichen Entscheidungen angewendet zu werden pflegt, und erledigten jede Sache einzig (!) nach den Geboten der Klugheit kraft der Machtvollkommenheit, mit welcher sie als Christi Statthalter auf Erden und als oberste Lenker der christlichen Welt so ausgedehnt begabt sind, ohne den regulären Orden, deren Unterdrückung sie bestimmten, Gelegenheit und Befugnis zu geben, ihre Rechte geltend zu machen und jene schweren Beschuldigungen zurückzuweisen ...»

Auffallend knapp erwähnt der Unterzeichner des Aufhebungsbreves die doch häufige Begünstigung der Jesuiten durch Rom. Das beginnt mit «Unserm Vorgänger Papst Paul III. würdigen Andenkens», der sie schon in den 1540er Jahren mit «sehr bedeutsamen Privilegien beschenkt», und währt fort: Denn «nicht minder wohlgesinnt und freigebig gegen diese Gesellschaft waren Unsere übrigen Vorgänger ... Julius III., Paul IV., Pius IV. und V., Gregor XIII., Sixtus V., Gregor XIV., Clemens VIII., Paul V., Leo XI., Gregor XV., Urban VIII.» Der Heilige Vater zählt nur auf, nennt Namen bloß, ja schweigt von «anderen Päpsten würdigen Andenkens» unter all den Gönnern, Gnadenspenden.

Dagegen waltet der Ankläger, wie sich's denn auch gehört, lang und breit seines Amtes. Liegt es doch überdies «offen zu Tage, dass in eben dieser Gesellschaft fast von ihrer Gründung an mannigfaltiger Same der Zwietracht und Eifersucht emporgeschossen ist, und zwar nicht nur unter ihren Mitgliedern selbst, sondern auch mit andern regulären Orden, mit der Weltgeistlichkeit, mit Akademien, Universitäten und öffentlichen Gymnasien und sogar gerade mit den Fürsten, in deren Gebieten sie Aufnahme gefunden ...».

Dabei gab es wenig, sachlich und personell, was man nicht in den Sumpf der Zänkereien, der Streitigkeiten hereingezogen hätte und das, wie es einmal heißt, «fast über den ganzen Erdkreis.» Ja, immer heftiger entbrannten diese Ärgernisse, häuften sich die Klagen («vornehmlich über ihre unmäßige Gier nach irdischen Gütern»), immer öfter brachen Aufstände, Tumulte aus, Skandale und Gehässigkeiten «in Europa, Asien, Amerika» – obwohl doch «der gute

Geruch Christi» so notwendig ist, «um Frucht zu schaffen» (bonus Christi odor necessarius sit ad fructificandum).

Kein Wunder, muß Papst Klemens XIV. angesichts all dessen erkennen, daß selbst noch so heilsame Mittel fast gar keine Kraft und Wirkung gezeigt, «daß vergeblich gewesen ist, was Unsere übrigen Vorgänger dafür getan ...» – und wieder zählt er auf: «Urban VIII., Clemens IX., X., XI. und XII., Alexander VII. und VIII., Innozenz X., XI., XII. und XIII. und Benedikt XIV. ...» Alles umsonst! Weshalb schließlich «Unsere in Christo geliebten Söhne, die Könige von Frankreich, Spanien, Portugal und beider Sizilien, sich in die Notwendigkeit versetzt sahen, die Mitglieder des Ordens aus ihren Reichen, Gebieten und Provinzen zu verbannen und zu vertreiben, indem sie der Meinung waren, dies sei noch das einzige und unumgänglich zu ergreifende Mittel gegen so viele Übel, um zu verhindern, daß Christen sich gar im Schoße ihrer heiligen Mutter, der Kirche, gegenseitig reizten, angriffen, zerfleischten.»[9]

Wohl den Höhepunkt der Auseinandersetzung zwischen dem Heiligen Stuhl und den führenden katholischen Fürstenhäusern im neuzeitlichen Europa erreichte man in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts schon nahe dem Ausbruch der Französischen Revolution.

8. KAPITEL

DER JOSEPHINISMUS – «REVOLUTION VON OBEN»?

«Dienst am Staat war die Religion, von der Joseph II. besessen war.»
Karl Vocelka[1]

«Nicht die Kirchenreform, sondern die Modernisierung und Zentralisierung des multi-ethnischen Staatsgebildes der habsburgischen Länder war das primäre Ziel aller – im weiten Sinn verstandenen – josephinischen Maßnahmen ... Die Mittel, um die gesteckten Ziele zu erreichen, waren eine rationalistisch-utilitaristische Staatsauffassung sowie die absolute monarchische Souveränität des Regenten. Die Staatsauffassung wurde (besonders unter Joseph II.) konsequent jeder metaphysischen Grundlegung entkleidet ... Staatswesen und die sich entwickelnde moderne Gesellschaft begannen, sich in einem breit angelegten Entlastungsprozeß von der Bevormundung durch die Kirche zu entledigen.»
Rudolf Pranzl[2]

«Großartig und erschütternd sind seine Maßnahmen, sein Staatsfanatismus, sein Glaube an die Allmacht und Allwirksamkeit des Staates. Der Staat ist ein und alles. Mit den Ständen soll die Kirche gebeugt werden; der Staat soll auch ihr gegenüber souverän werden, souverän schalten. 1781 verkündete ein Toleranzedikt Religionsfreiheit. Siebenhundert Klöster sollen als überflüssig aufgehoben, der Episkopat vom römischen Zentrum losgerissen, dem Staate eingefügt werden ... Österreich war tief aufgewühlt, eben jetzt, zur Höhezeit der Französischen Revolution. Josef II. war in Tat und Wahrheit bereits Revolutionär gewesen. In ihm berührten sich aufgeklärter Absolutismus und Französische Revolution gedanklich ganz nahe.»
Werner Näf[3]

Staatskirchen bis zu Joseph II.

Der Josephinismus, benannt nach Kaiser Joseph II. (1741–1790), war eine spezielle Form des Staatskirchentums.

Staatskirchentümer hatte es im Laufe der Geschichte immer wieder gegeben, bereits in der Antike, im byzantinischen Herrschaftsbereich, im Caesaropapismus. Und wie gewöhnlich ging es auch hier weit weniger um Religion und Christentum als um einen handfesten, meist eng mit Ehrgeiz, mit Ruhmsucht verschlungenen Etatismus, um nackte politische Macht, sei es, daß dabei der Staat die Kirche oder daß die Kirche den Staat zu dominieren suchte.

Als erster und welthistorisch entscheidend hat so im 4. Jahrhundert Kaiser Konstantin ein Bündnis mit der stets mehr erstarkten Kirche erstrebt, hat er den katholischen Episkopat mit Vorrechten überschüttet, natürlich um ihn bereitwilliger, effektiver in seine Händel, seine Offensivambitionen zu verwickeln (I 235 ff. 241 ff. 247 ff.). Und nachdem man längst alleinberechtigte Reichsreligion war, griff Kaiser Justinian (527–565) noch viel dezidierter in den klerikalen Sektor, das sogenannte ius sacrum, ein, galt den Kirchen seine «besondere Fürsorge, weil er glaubte, durch sie sein Reich behaupten» zu können (Der Kleine Pauly). Als sacerdos imperator, als priesterlicher Regent regelte er Glaubens- wie Disziplinarprobleme, bestimmte er die Leitung großer Synoden wie die Besetzung maßgeblicher Bischofsstühle und schlug auch die Reste des Heidentums brutal zusammen; kurz, der weltliche Souverän ist zugleich oberster Gebieter der Ecclesia, er steht nicht in, sondern er steht über ihr.[4]

In den Germanenreichen hatten sich während des ausgehenden Altertums auf sehr verschiedene Art Volkskirchen gebildet, Landes-

kirchen, deren geistliche Leiter mehr mit ihren Landesfürsten verbunden waren als mit dem päpstlichen Rom. Und seit Chlodwig I. der Merowinger (482–511), der Begründer des fränkischen Großreiches, katholisch geworden, seit er Gallien zum Kern- und Drehpunkt der Geschichte gemacht und dort die Reste römischer Herrschaft beseitigt hatte, wurde er von vielen Oberhirten unterstützt. Schließlich hatte auch er, wie schon Konstantin, «gewichtige politische Gründe, einen Bund mit der Kirche einzugehen» (Zippelius).

Der merowingische Potentat gewann also rasch mehr Rechte, mehr Macht, gewann die Gerichtshoheit, die Synodalhoheit, gewann die strafrechtliche Unverantwortlichkeit, er vergab auch die immer einflußreicher werdenden Bischofsstühle und nahm zu ihren Gunsten umfangreiche Besitzübertragungen vor. Auf der anderen Seite wurde der Episkopat eine politische, eine wirtschaftliche Großmacht. Allein im ausgehenden 5. Jahrhundert verzehnfachte sich die Zahl der gallischen Klöster (IV, 9. Kap. 1). Und schließlich konnte man im Hinblick auf eine etwas spätere Zeit, wenn auch überspitzt, sogar von einem Bischofs-, einem Mönchsstaat sprechen. Jedenfalls wahrten die fränkischen Kirchen ihren Charakter als Nationalkirchen, wurden freilich zugleich der römischen Hierarchie stärker eingegliedert. So wuchsen im Abendland Feudalstaat und feudale Reichskirche unter den Franken mehr und mehr zusammen, waren im Imperium christianum Karls «des Großen» geradezu unlösbar verbunden.

Karl, schon von den Zeitgenossen als «pater Europae» gefeiert, galt auch als «Vater der Kirche», als «rex et sacerdos», als «Priesterkönig», ja, er fühlte sich, schrieb er nicht gerade bescheiden an Papst Leo III., als «Stellvertreter Gottes» (IV, 497 ff.). Als König der Franken und Kaiser baute er die von Bonifatius geschaffene Organisation der Kirche aus. Er leitete nicht nur den Staat, sondern auch sie, war ihr oberster Administrator und Gesetzgeber, nahm Einfluß auf die Besetzung hoher geistlicher Ämter, auf Bischofs-, Abtswahlen, die Synoden, die sich kaum mehr von den Hoftagen unterschieden. Karl verfügte über das Kirchengut, richtete Diözesen ein, behielt sich zumindest die Bestätigung vor. Er griff noch in liturgische, in dogmatische Angelegenheiten, griff in den Adoptianismus, den

Bilderstreit ein. Auf der Frankfurter Synode von 794 entschied er in Glaubensfragen gegen den Papst. Und in Rom beugte man bei Nennung von Karls Namen auf päpstliche Weisung im Gottesdienst der Fastenzeit das Knie.

Doch mit dem Zerfall der karolingischen Dynastie, dem Niedergang der säkularen Kräfte entwand sich das Papsttum der weltlichen Bevormundung, wurde ebenbürtig und errang schließlich, durch Kriege und Greuel, durch den wohl größten Betrug aller Zeiten (IV, Kap. 13 und 14!) die Universalherrschaft. Freilich, sein Glück währte nicht lang, und noch im ausgehenden Mittelalter erstanden ihm viel gefährlichere Machtkonkurrenzen, die neuzeitlichen Territorialgewalten und ihr Staatskirchentum.[5]

In England, wo sich besonders frühe Auflösungserscheinungen des papalen Kirchenzentralismus schon im 12. Jahrhundert unter König Heinrich II. zeigten, was dann zur Ermordung Thomas Bekkets, des Erzbischofs von Canterbury, führte; in England kam es gar im 16. Jahrhundert zum endgültigen Bruch mit Rom und zur Errichtung der Church of England, der neuen Nationalkirche.

Lange und massive «Los-von-Rom»-Tendenzen kennzeichnen auch die Geschichte Frankreichs. Zumal seit dem fast siebzigjährigen Avignoner Exil, der sogenannten «babylonischen Gefangenschaft» der Kirche (1305 bzw. 1309–1377), geriet das Papsttum in Abhängigkeit vom französischen König und die französische Kirche unter strengere staatliche Kontrolle zu Gunsten des Herrschers, wirkten die aufkommenden gallikanischen Freiheiten, wirkten nationale Eigenrechte, diverse Denkschriften der Pariser Universität, Dekrete verschiedener Synoden. Und im Zeitalter Ludwigs XIV. (1643–1715) setzte sich die gallikanische Art des staatskirchlichen Absolutismus mit gewissen Modifikationen auch in anderen katholischen Ländern durch, in Spanien, Portugal, Sizilien, Sardinien.

In Deutschland endlich hatte sich die moderne Trennung von Staat und Kirche bereits scharf im 14. Jahrhundert unter Ludwig IV. dem Bayern und unter Karl IV. abgezeichnet (1346–1378), beide unterstützt von so bemerkenswerten politischen Theoretikern wie Marsilius von Padua (VII 493 f.) wie Wilhelm von Ockham. Und in Österreich erklärte seinerzeit Erzherzog Rudolf IV. (1339–1365),

der Geistreiche, auch der Verständige, der Vollender der Stephanskirche und Gründer der Wiener Universität, der die landesfürstliche Gewalt gegenüber den Kirchen stärkte: «In meinen Landen will ich Papst, Erzbischof, Bischof, Archidiakon und Dekan sein.»[6]

So kühn hatte sich hernach im 18. Jahrhundert Maria Theresia kaum geäußert, hatte sie wohl nicht einmal gedacht, wenngleich unter ihr der Josephinismus schon begann, später dann «Frühjosephinismus», «Josephinismus vor Joseph II.» u. a. genannt.

Die «Mutter des Josephinismus»

In die Zeitenwende vom Barock zur Aufklärung hineingeboren und durch beide beeinflußt, stand Maria Theresia, Königin von Ungarn und Böhmen, Erzherzogin von Österreich, kraft der einst durch ihren Vater Karl VI. erlassenen (die weibliche Erbfolge legitimierenden) «Pragmatischen Sanktion» bei dessen Tod 1740 an der Spitze eines riesigen Reiches. Mit dreiundzwanzig Jahren einer Großmacht gebietend, die vom Balkan bis ans Nordmeer reichte, deren Finanzen freilich, deren Verwaltung, Justiz zerrüttet waren, sah sie sich gleichsam über Nacht «auf einmal zusammen von Geld, Truppen und Rat entblößet.»

Trotzdem gab es bald keinen Grund mehr, «Weiberregiment» zu munkeln. Gerade ihr größter Gegner, der Preuße Friedrich II., soll nie ohne Respekt von der «Königin von Ungarn» gesprochen, indes auch bei Polens barbarischer Zerstückelung und ihrem Zögern wieder gehöhnt haben: «Sie weinte, doch sie nahm.» Jedenfalls ist für sie Friedrich stets der «böse Mann in Berlin» geblieben, der «Charlatan», der «Feind ohne Glauben und Rechtsbewußtsein», das «Ungeheuer». Und obwohl die 1717 in Wien geborene Mutter von 16 mit dem späteren Kaiser Franz I. gezeugten Kindern nicht unpopulär war, obwohl ihr in mancher Hinsicht die Rolle der jovialen Landesmutter auf den Leib geschrieben schien, konnte sie doch auch truppennah sein, suchte sie das Offizierskorps zu qualifizieren und mehr ans Herrscherhaus zu binden, ohne als «mater castrorum», als

«Mutter der Feldlager» das billigere Kanonenfutter zu vergessen. Sie verstand sich als «allgemeine und erste Mutter», «als Mutter sowohl als Regentin», wie es in einer Denkschrift von 1755/56 heißt.

Im Krieg griff sie auch persönlich ein, erteilte Nachschubbefehle, strategische Anweisungen, konnte alles aufs Spiel setzen, aufs Ganze gehen. So beteuerte sie im Dezember 1741, kurz nach dem Verlust von Prag, dem Grafen Philipp Joseph Kinsky, ihrem böhmischen Hofkanzler: «Alle meine Heere, alle Ungarn sollen eher vernichtet werden, als daß ich irgend etwas abtrete.» Oder stachelte in einem weiteren Brief – begleitet von einem Bildnis ihres kleinen Sohnes Joseph – den Feldmarschall Ludwig Andreas Graf von Khevenhüller und seine Mitstreiter auf: «Hier hast Du eine von der ganzen Welt verlassene Königin vor Augen mit ihrem männlichen Erben; was vermeinst Du will aus diesem Kind werden? Sieh Deine gnädigste Frau erbietet sich Dir als einem getreuen Minister; mit diesem auch ihre ganze Macht, Gewalt und alles, was unser Reich vermag und enthält. Handle, o Held und getreuer Vasall, wie Du es vor Gott und der Welt zu verantworten Dich getrauest ... Folge Deinem in Gott ruhenden Lehrmeister in den unsterblichen Eugenischen Thaten und sei versichert, daß Du und Deine Familie zu jetzigen und zu ewigen Zeiten von Unserer Majestät und allen Nachkommen alle Gnaden, Gunst und Dank, von der Welt aber einen Ruhm erlangest. Solches schwören Wir Dir bei Unserer Majestät. Lebe und streite wohl! Maria Theresia.»

Im übrigen war ihre Regierungspraxis, bei aller femininen Impulsivität, doch eher, den gewandelten Belangen der Epoche entsprechend, sachbezogen, pragmatisch; beließ sie beispielsweise auch in höchsten Rängen Amtierende, die anders dachten als sie, was durchaus nicht (nur) auf landesmütterlichen Edelmut zurückging oder auf die – ihre Worte – «dem österreichischen Haus angeborene Milde und Gnad».

Man merkt das noch scheinbar Beiläufigem an, etwa Äußerungen zu den Aufständen böhmischer Bauern, denen sie zwar gewisse Erleichterungen gönnt, freilich im Rahmen strikter Unterwerfung, ohne die bäuerliche Erbuntertänigkeit oder gar die feudale Gesellschaftsstruktur grundsätzlich anzutasten. Hatte ihr Vater, der from-

me, intolerante, die Lutheraner verfolgende – schon damals ein Anachronismus – Kaiser Karl VI., in Fortsetzung einer alten Gepflogenheit, seiner Herrschaft sozusagen die Devise vorangestellt «Constanter continet orbem» (Fest hält er das Weltreich zusammen), so wählte die ihm nachfolgende Tochter zwar als ihr Leitwort «Justitia et clementia» (durch Gerechtigkeit und Milde); doch die christliche Milde kannte und kennt Grenzen, dito die christliche Gerechtigkeit. So war das fiskalische Interesse letzten Endes allemal wichtiger als die obrigkeitliche Fürsorge. Ergo ließ die Kaiserin von 80 offiziellen Feiertagen (mit päpstlicher Billigung) 23 streichen, wodurch man 23 Arbeitstage gewann. Auch erlaubte die 1768 erlassene «Constitutio Criminalis Theresiana», die «Peinliche Halsgerichtsordnung», immer noch die Folter zur Erzwingung von Geständnissen. Erlaubte auch noch Verbrennen, Pfählen, Vierteilen. Zugleich aber, bei aller althergebrachten Barbarei, mußte man der hörigen Masse immer etwas Gutes, Begehrenswertes verheißen, etwas zu hoffen geben. «Leute ohne Hoffnung», sagt Maria Theresia, «haben nichts zu verlieren und sind zu fürchten.»[7]

Was die Religion angeht, so fühlte sie sich, zu deren Taufpaten Papst Klemens XI. gehörte, als sittenstrenge Tochter der Kirche, Jesuiten unterrichteten sie und waren ihre Beichtväter («Mein ganzes Leben habe ich sie geliebt und hoch geachtet», bekannte sie noch im Jahr der Ordensauflösung, «und nichts als Erbauliches von ihnen gesehen.»). Sie wollte gottesfürchtig und tugendhaft sein, ein Vorbild für ihre Töchter, wenngleich sie selbst, temperament- und lebensvoll, es in jüngeren Jahren etwas lockerer trieb.

Als Regentin aber schätzte sie eine gewisse durch die Religion gewährleistete gesellschaftliche Stabilität. Sie stand kirchlich in der Tradition ihrer habsburgischen Vorfahren, stand zum Papst, was sie indes keinesfalls abhielt, von ihm Indiziertes zu lesen oder rigoros das landesherrliche Plazet für papale Bullen zu wahren. Täglich freilich hörte sie die Messe, sonn- und feiertags zweimal, und stark widerstrebte ihr die zunehmende Kompromittierung der Klerisei, der ganze skeptisch-ironische Zug der Zeit, sehr leichtfertig und wenig wohlwollend, alles bagatellisierend, ins Lächerliche ziehend. «Unsere Deutschen verlieren hiedurch die beste Eigenschaft, die

sie besaßen; ein wenig schwerfällig und rauh zu sein, aber gerade, wahrhaft und fleißig ...» Zumal die Großen der Aufklärung finden keine Gnade. «Niemand», behauptet sie 1774, «ist schwächer, mutloser, als diese starken Geister, niemand kriechender und verzweifelter beim geringsten Mißgeschick. Sie sind schlechte Väter, Söhne, Ehemänner, Minister, Generäle, Bürger. Warum? Die Grundlage fehlt ihnen; ihre ganze Philosophie, all ihre Grundsätze sind nur aus ihrer Eigenliebe geschöpft; die geringste Widerwärtigkeit bringt sie rettungslos zu Fall.»

Sie dagegen, wenngleich cum grano salis fortgeschritten, lebte doch stark traditionsbewußt, geprägt vom Auserwähltheitsglauben eines zwanzig Kaiser bzw. Könige hervorbringenden Geschlechts, empfand sich, wie diese ganze Dynastie, in herausragendem Maße «von Gottes Gnaden». Und dieses Gottesgnadentum, dieses betont theokratische Selbstverständnis, das die so Hochbegnadeten irdischer Sphäre fast enthob, die Untertanen aber wieder besonders verpflichtete, an das gottliierte Herrscherhaus band, spiegelte sich in einem aufwendigen, die ganze Öffentlichkeit einbeziehenden Zeremoniell, in ungezählten kirchenpolitischen Aktivitäten, in Prozessionen, «Ausfahrten» zu Wallfahrtstätten, Klöstern, die vielen üblichen «gottesdienstlichen Verrichtungen» ganz beiseite. Allein im Stephansdom fanden im Jahr 1732 nicht weniger als 407 Pontifikalämter statt und 54 558 Messen, von Hunderten von «Rosenkränzen» zu schweigen.

Zu den Kostbarkeiten der kaiserlichen Familie zählte Wasser vom Jordan, in dem einst Jesus getauft worden, ein Nagel von seinem Kreuz, ein Dorn aus der Leidenskrone, Tropfen vom Blut des Gekreuzigten, ein Zahn aber auch der heiligen Jungfrau und Märtyrerin Apollonia, zuweilen, aus festlichem Anlaß, aus der «Kaiserlichen Geistlichen Schatz-Kammer» geholt und «zu küssen gegeben.»[8]

In einer Instruktion an ihren neuen Botschafter in Rom, Franz Herzan, Reichsgraf von Harras, an Silvester 1779 faßte Maria Theresia das Prinzip ihrer Kirchenpolitik noch einmal prägnant zusammen; wobei sie betont, dem Ansehen des Papstes und seiner rechtmäßigen Gewalt in Kirchensachen nicht nur nichts entzogen, sondern anderen Souveränen das Beispiel ehrerbietiger Achtung ge-

gen den Heiligen Apostolischen Stuhl gegeben zu haben, ohne dessen ursprüngliche Rechte zu schwächen oder außer acht zu lassen. «Die Grenzen der Kirchengewalt sind durch ihren geheiligten Gegenstand bestimmt; dieser ist, gleichwie sein Endzweck, pur geistlich und besteht in der Verkündigung christlicher Glaubens- und Sittenlehre, Ausspendung der Sakramente, Anordnung des Gottesdienstes und der inneren Kirchendisziplin. Alle übrige Gewalt, die außer diesen geistlichen Gegenständen von der Kirche, derselben Vorstehern und insonderheit ihrem Oberhaupt dem Papst besessen und ausgeübt wird, kommt nicht von der ursprünglichen göttlichen Einsetzung ...»

In den habsburgischen Ländern wurde der Trend zum Staatskirchentum besonders deutlich. Das zeichnete sich schon seit Maria Theresia ab. Schon sie «nahm die Oberaufsicht des Staates in kirchlichen Angelegenheiten ohne weiteres in Anspruch, schränkte das Klosterwesen ein und verwahrte sich gegen die Mitsprache der Kirche in weltlichen Dingen» (Fenske). So ungebrochen kirchlich katholisch, wie manche Geschichtsberichter glaubten, war Maria Theresia nicht. Vielmehr gehen Vorbereitung und Anfänge des Josephinismus (allererste Versuche unter ihrem Vater Karl VI. beiseite) derart auf sie zurück, daß man sie geradezu als «Mutter des Josephinismus» bezeichnet hat.[9]

JOSEPH II. ODER «DIE HERABSETZUNG DER GROSSEN ...»

Während sich im 17. Jahrhundert in Österreich eine spezifische Barockfrömmigkeit entwickelt hatte, der «Austrokatholizismus», ein Bündnis von Aristokratie und Klerus, hatte auch das Staatskirchentum mehr und mehr sein Haupt erhoben, stark episkopalistisch, stark antikurial, wenn auch nicht so «absolut», wie man lang geglaubt, am straffsten jedoch ausgebildet in absolutistischen katholischen Staaten wie Frankreich oder Spanien.

Maria Theresia war politisch und religiös begrenzt reformwillig.

Sie stand zwar der Aufklärung weltanschaulich eher fern, verhielt sich deren Beratern gegenüber aber nicht gerade verschlossen. So sehr ihr beispielsweise die religiöse Laxheit ihres versierten Staatskanzlers missfiel, war sie klug genug, seine Demissionsgesuche zu ignorieren und bis zuletzt an ihm festzuhalten. Konnte man doch geradezu schreiben, von staatspolitischen Überlegungen ausgehend habe sie «der Aufklärung die Türen der Monarchie» geöffnet (Barbara Gant). Dennoch war ihr «Absolutismus», anders als bei ihrem Sohn Joseph, ausgesprochen theokratisch fundiert.[10]

Obwohl Joseph II. mit seltener Konsequenz auf seinen künftigen Aufgabenbereich vorbereitet, obwohl er politisch wie religiös mehr im Sinne des alten Regimes erzogen wurde, entwickelte er sich zum «Revolutionär von oben», wenngleich dies seit seiner Mitregentschaft 1765 auch noch relativ gezähmt, seit Beginn seiner Alleinherrschaft 1780 aber voll zum Ausdruck kam – inwieweit aus politischem Kalkül oder aus persönlicher Überzeugung, bleibt offen.

Joseph hatte menschlich nicht wenige gewinnende Züge. Zwar erstrebte er vielleicht etwas zu ostentativ geschichtlichen Ruhm, verabscheute aber Pomp und Aufwand, war nüchtern und rastlos tätig, «Tag und Nacht», wie selbst ein Kritiker zugestand, war bescheiden, wohnte bescheiden, beschnitt, sobald ihm möglich, den aufwendigen Habsburger Hofstaat wie die Zuwendungen an die kaiserliche Familie. Er selbst trat bei seinen häufigen, der Information dienenden, Maria Theresia jedoch wenig erwünschten, über 30000 Meilen führenden Auslandsreisen meist inkognito als «Graf von Falkenstein» in einfacher Uniform auf. Nicht zuletzt diese Reisen machten ihn beim Volk populär, auch seine Erschließung des Praters, des Augartens, auch sein Verhältnis zu den Wienern, sein Verständnis für gesellschaftliche Fragen, seine Spendenfreudigkeit.

Besonders sozial dachte Joseph, der in seiner Jugend große Wohltätigkeit geübt haben soll, gegenüber Kranken und Behinderten. Überhaupt war sein Interesse an der (kirchlich) organisierten Wohlfahrtspflege schon als Mitregent, wie sich zumal bei seinen Auslandsaufenthalten zeigte, evident, wozu ihn allerdings weniger religiöse Verpflichtung, die urchristliche Nächstenliebe geleitet haben mochte als die Staatsräson: er wurde von beträchtlichen Ausgaben

entlastet und mußte weniger die aufrührerischen Attacken Mittelloser fürchten.[11]

Als Thronfolger ersehnt und als ältester Sohn der letzten Habsburgerin und des Herzogs Franz Stephan von Lothringen am 13. März 1741 in der Wiener Hofburg geboren, erlebte er in Habsburgs schwieriger Zeit eine glückliche Kindheit. Trotz differierender Charakterzüge bevorzugte ihn die Mutter. Er war intelligent und aufgeweckt, beherrschte die französische, italienische, lateinische Sprache, hatte Grundkenntnisse im Ungarischen, Tschechischen, war musikalisch. Religiös belehrten ihn die Jesuiten Parhamer und Frantz, siebenjährig bekam er den Feldmarschall Karl Graf von Batthyány, einen Ungarn, als Mentor, der weisungsgemäß dem Unterricht Geschichte und Geographie zugrundelegte sowie sein Faible für das Militär entfachte, eine, was die eigenen Feldherrntalente betraf, etwas unglückliche Liebe. Wahrhaft imponierend aber sein Sinn für Gerechtigkeit; ein Mann, fest entschlossen, wie er 1763 bekennt, Verfehlungen aus Böswilligkeit mit äußerster Strenge und ohne jedes Ansehen der Geburt zu bestrafen, «weil ich nicht einsehe, mit welcher Berechtigung ein Mensch, der alte Adelsbriefe besitzt, sich ungestraft als Spitzbube gebärden darf, während ein anderer, der über solche Papierfetzen nicht verfügt, im gleichen Fall augenblicklich aufgehängt werden würde.»

Schon früh ließ sich Joseph von dem Grundsatz leiten, daß jeder Untertan nach den Gesetzen gleich behandelt werden sollte. Schon in seiner ersten, 1763 entstandenen politischen Denkschrift «Rêveries politiques» (Politische Träumereien) heißt es: «Die beiden grundlegenden Prinzipien, nach denen man handeln soll, sind die unumschränkte Macht, für den Staat alles Gute tun zu können, und das Mittel, diesen Staat ohne fremde Hilfe zu unterhalten. Um diese beiden Ziele zu erreichen, würde ich befürworten, 1. die Großen herabzusetzen und ärmer zu machen, da ich es nicht für sehr nützlich halte, daß es kleine Könige und reiche Untertanen gibt, die in Wohlstand leben, ohne sich darum zu sorgen, was aus dem Staat wird ... 2. Das Mittel, das ich vorschlagen werde, um den Staat augenblicklich wieder instand zu setzen, wird den nutzlosesten Elementen eines Gemeinwesens, nämlich denjenigen, die von ihrem

Kapital leben, einen großen Schlag versetzen. Ich würde verkünden, daß man von jetzt an keinen höheren Zinssatz als drei Prozent zahlen werde ... Die Herabsetzung der Großen, die ich am nützlichsten und notwendigsten finde, ist eine Zielsetzung, die man kaum sich selbst eingestehen sollte, aber die man bei allen seinen Handlungen im Blick haben muß ...»[12]

Toleranzpatente und «Verminderung der Mönche»

Wodurch sich die josephinische Politik, insbesondere deren Religionspolitik von früheren verwandten Formen, älteren französischen oder spanischen Vorbildern, unterschied, war die einzigartige Geballtheit ihres Ansturms, ihre Totalität, Radikalität, ihr ganzer ungestümer Elan.

Zu Lebzeiten der Mutter blieben Joseph die Hände mehr oder weniger gebunden; inwieweit, ist umstritten. Sie selbst hatte ihn – seit dem Tod seines Vaters 1765 dessen Nachfolger an der Spitze des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation – durch einen Ernennungsakt zum Mitregenten auch in Österreich, Böhmen und Ungarn gemacht. Und schon kurz nach dem Tod der Mutter, ein Jahr nach seinem Regierungsbeginn als Alleinherrscher, setzte er, ausgehend vom Gedanken der Gleichheit aller Menschen vor dem Gesetz sowie vom Unrecht der Bevorzugung des Adels, des Klerus, 1781 den Gleichheitsgrundsatz mit seiner Gerichtsordnung für die deutschen Erblande durch.

Im selben Jahr befreite er die Bauern Österreichs und Böhmens von der Erbuntertänigkeit, gedrängt wohl auch durch diverse Unruhen. War doch erst 1775 in Böhmen ein nur mit Truppen niederzuschlagender Aufstand ausgebrochen, war in Böhmen auch der größte Grundbesitzer, der Erzbischof von Prag, Antonin Petr Graf Prichovský, ein besonderer Schröpfer des Landvolks, was selbst der päpstliche Nuntius durchblicken ließ. Überhaupt besaß dort der Klerus den siebenten Teil aller «Realitäten» des Königreichs. Allein

im Königgrätzer Kreis wurden damals von den ausgebeuteten Menschen 28 Schlösser geplündert oder niedergebrannt.

Noch 1781 gewährte Joseph in Böhmen und Mähren, wo Maria Theresia unter keinen Umständen Nichtkatholiken dulden wollte, durch ein (für die jeweiligen Länder modifiziertes) Toleranzpatent Religionsfreiheit. Allerdings galt dies, obwohl eigentlich seinerzeit schon ein Gebot der Staatsräson, nur für die größeren akatholischen Konfessionen, für Lutheraner, Calvinisten und nicht unierte griechisch Orthodoxe, was immerhin den österreichischen «Geheimprotestantismus» beendet hat.[13]

Ein weiteres Toleranzedikt entband im folgenden Jahr eine weitere Minorität, die Juden, von allerlei Diskriminierungen und ermöglichte ihnen Teilhabe an Grund- und Bodenbesitz, an Gewerbebetrieben sowie den Besuch von Schulen und Universitäten, wobei freilich die mehreren hunderttausend Juden Böhmens und Galiziens bloß eingeschränkt, die wenigen hundert Juden Wiens aber großzügig begünstigt worden sind. Kein Wunder, daß sie den Kaiser in hohen Tönen lobten. Dagegen tendierte Maria Theresia zum traditionellen christlichen Antijudaismus. Wiederholt suchte sie in Wien Juden aufzustöbern und auszuweisen. «Habe schon öfters befohlen, hier die Juden zu vermindern, keineswegs mehr zu vermehren, unter keinem Vorwand.» «Ich kenne keine ärgere Pest für den Staat als diese Nation.»

Auch der Kaiser hatte für Juden keine große Sympathie. Seine philosemitischen Bekundungen waren von der Absicht motiviert, sie «dem Staate nützlicher zu machen». So konnten oder sollten sie «durch vermehrte und erweiterte Nahrungswege von dem ihnen so eigenen Wucher und betrügerischen Handel abgeleitet werden» – zum Beispiel durch Ackerbau, «jedoch nur pachtweise»; jedoch nur «durch jüdische Hände» (!) und dann «besonders» von unbearbeitetem und unkultiviertem Land. Auch Fuhrleute konnten sie werden, Handwerker, Schuster, Schneider, Maurer, Zimmerleute, in den Hauptstädten durften sie sogar die Universitäten besuchen, jedenfalls die «Vermöglichern». Übrigens, konzedierte der Herrscher weiter, seien auch alle «jene demüthigenden und den Geist niederschlagenden Zwangsgesätze», die den Juden einen Unterschied der

Kleidung und Tracht oder besondere äußerliche Zeichen auflegten, zu beseitigen.

1783 führte sein neues Eherecht die Zivilehe ein und erlaubte die Scheidung prinzipiell. Auch stellte jetzt ein neues Erbrecht die Ansprüche der Töchter auf eine Stufe mit denen der Söhne. 1784 sicherte er in Fabriken tätigen Kindern mehr Schutz zu. 1787 schaffte er die Folter ab und beschränkte das Verhängen der Todesstrafe.

Natürlich war nicht alles in den rechtspolitischen oder sozialreformerischen Vorstellungen des Monarchen von humanitären Gedanken beflügelt. Nützlichkeitskalküle spielten eine Rolle; so, wenn Schwerverbrecher nicht mehr zur Todesstrafe verurteilt wurden, sondern zu lebenslänglicher Zwangsarbeit, etwa beim Schiffeziehen durch gefährliche Donauwirbel. Auch seine Einführung des Deutschen als allgemeine Amtssprache 1784 sollte nicht der «Germanisierung» dienen oder irgendwelchen edlen kulturellen Zwecken, sondern österreichischer Großmachtpolitik, der Schaffung einer Zentralmonarchie.[14]

Hohe Aufmerksamkeit erregte damals und weit über seine Zeit hinaus Josephs landesherrliche Religionspolitik, zumal seine Klosteraufhebung.

Zwar gab es bereits ein «theresianisches» Staatskirchentum in vieler Hinsicht, auch was die «Verminderung der Mönche» betrifft, die Säkularisation von Klöstern in der österreichischen Lombardei. Doch erwies sich dies als nahezu harmlos im Vergleich zu dem, was nun wie eine Sturzflut über Kirche und Orden hereinbrach.

Gewiß, andere hatten vorgearbeitet, die Gesetzgebung seit den 1750er Jahren beeinflußt, etwa durch Verbot der Klosterkerker («Keine Justiz war willkürlicher und grausamer als gerade die kirchliche»: Winter) oder des Kirchenasyls oder durch die Einführung des landesherrlichen Plazets, wonach keine päpstliche Bulle ohne staatliche Zustimmung veröffentlicht werden durfte. Zunächst war Rom mit den Restriktionen einverstanden. Aber die Wünsche Wiens kannten keine Grenzen. Ein Promemoria des mächtigen Staatskanzlern Fürst Kaunitz vom 21. Juni 1770 hatte die Schädlichkeit der Religiosen für die Gesellschaft betont und die Verminderung des Ordensklerus gefordert. Seine Anzahl sei ebenso übertrieben wie

unnötig, für Staat und Religion nur nachteilig. Der Zölibat diene nicht der Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts, die Geistlichen würden «auf ewig» auch dem Ackerbau und Kriegsdienst entzogen, «der Magistratur, den Manufacturen und Fabriquen, dem commercio etc., mit einem Worte beynahe allen andern nützlichen Anwendungen der Gesellschaft ...» Überdies habe man von Mönchen in der Kirche, und zwar in ihrer vollkommensten, der frühchristlichen Epoche, «mehr dann 3 saecula», nicht das geringste gewußt und später mit ihrer Einbeziehung das Christentum überfremdet. Kurz, nach Anführung weiterer Defizite der Religiosen war es für den Staatskanzler offenbar so, «daß der Stand der Geistlichen überhaupt, und noch weit mehr der Mönchen, da sich derselbe auf beyde Geschlechter erstrecket, dem Staat und der menschlichen Gesellschaft an sich höchst schädlich seye ...»

Am 30. Oktober 1781 verfügte ein kaiserliches Handschreiben die Kassation aller Orden, die «ein bloß beschauliches Leben führten und zum Besten des Nächsten und der bürgerlichen Gesellschaft nichts Sichtbares beitrügen». Rund 700 Klöster fielen in Kürze dieser Verordnung zum Opfer. Und da die Aufnahme von Novizen in die noch bestehenden Konvente für die nächsten zwölf Jahre sehr erschwert, kaum noch erlaubt war, schrumpfte deren Personalstand. Auch der Orden der Tertiarier wurde gänzlich aufgelöst.

Die bei den Klosterreduktionen erzielten Gelder aber hat man nur teilweise wieder einem «Religionsfonds» zugeführt. War doch überhaupt der Eingriff in die kirchlichen Besitz- und Vermögensverhältnisse bezeichnend für die josephinische Finanzpolitik, ja diese «eine Haupttriebfeder auch der Klosteraufhebungen» (Handbuch der Kirchengeschichte).[15]

«Das riecht nach Despotismus ...»

Joseph II. strebte früh nach Macht, nach der ganzen Macht. Er will den hohen Adel ebenso dominieren wie die hohe Klerisei, das ganze Volk. «Das riecht nach Despotismus», meint er einmal. Doch

ohne diese Macht, ohne diese «absolute Macht ... ohne diese unumschränkte Macht ist es weder für einen Staat möglich, glücklich zu sein, noch für einen Herrscher, Großes zu vollbringen.» Es ging in der Tat um die Erlangung der Allgewalt, der Allmacht, die Reformen der Kirche dienten nur als Mittel dazu, ein Mittel, das der Kaiser für besonders wirksam hielt. Hunderte und Aberhunderte von Religionsbescheiden gingen ihm deshalb durch den Kopf. Seine staatskirchenrechtlichen Programme suchten noch die detailliertesten Fragen zu regeln. Er erwog die Länge der Predigt beim Gottesdienst oder die Anzahl der Kerzen. Er schrieb selbst eine Gottesdienstordnung für Wien. Und seiner schon peinlichen Einmischungssucht folgten Hohn und Spott. «Mon frère le sacristain», stichelte der Preußenfürst. Und König Peter III. von Portugal verordnete «öffentliche Gebetsstunden für den vom Teufel verblendeten Kaiser». Der ventilierte gar, trotz der jahrhundertelangen oft engen Verbundenheit Habsburgs mit Rom, eine förmliche Losreißung seiner Staaten vom Papsttum und die Etablierung einer österreichischen Landeskirche nach dem Muster der englischen. Ja, 1783, während seines Aufenthaltes in Rom, wo er Mißwirtschaft und Korruption der Prälaten von Tag zu Tag mehr kennenlernte, sprach er davon, den Kirchenstaat aufzuheben, um dort selbst König zu werden. Äußerte er doch auch gegenüber dem spanischen Gesandten in Wien: «Ich will meine Untertanen lehren, dass sie katholisch sein können, ohne römisch zu sein.» Gläubige könnten, ja sollten sie ruhig bleiben; Gläubige sind, ganz generell gesprochen, manipulierbarer. Und konfessionell disziplinierte Untertanen «waren in jeder Hinsicht gehorsamere Untertanen» (Stollberg-Rilinger). Selbst Voltaire hielt, wie übrigens die meisten Aufklärer, die Religion für das Fundament aller politisch-moralischen Ordnung und für deren Aufrechterhaltung unentbehrlich.[16]

Und wie für fast alle Diktatoren, spielte auch für Joseph II. die Erziehung der Jugend eine wichtige Rolle, zumal die der unteren Schichten, wie man ihm denn auch die «niederen Schulen» als «das wirksamste Mittel» empfahl, «eine Nation aufzuklären». Er selbst bekannte einst dem Piaristen Gratian Marx über den Zweck einer Schule: «3tio: Muß förderst auf die Einführung einer guten Dis-

ciplin und Schul-Zucht das Augenmerk gerichtet werden, da eine gesittete, sittsame, ordentliche Jugend nothwendiger als eine gelehrte ist.»[17] Ein Satz, der Bände spricht und in seiner verwerflichsten Fassung lautet: besser hörig als informiert.

Eine hohe Aufmerksamkeit des Kaisers – doch lag das auf derselben Linie – galt neben der Erziehung den Erziehern, dem Pfarrerstand. Freilich hatte der Potentat einen anderen Pfarrer, hatte er statt des kirchlichen Hirten einen kaiserlichen im Sinn. Folglich sprach er sich auch statt der bisherigen theologischen Klerikerseminare für die Schaffung staatlicher Priesterschulen aus, die sogenannten Generalseminare; seine Idee, seine «Lieblingsschöpfung»: der österreichische Pfarrer, der «josefinische Pfarrer».

Der «Entwurf zur Errichtung der Generalseminare in den k.k. Erbländern» wurde 1784 veröffentlicht und macht das Ideal des Herrschers deutlich, der manchmal tagelang die dafür vorgesehenen Gebäude besichtigte. Mit dem bisherigen Seelsorger zumal der chronisch maroden Kirche hatte der «josefinische Pfarrer» wenig zu tun. Vielmehr sollte dieser staatlich ausgebildete Mann eine Art «geistlicher Ökonom» oder «geistlicher Offizier» des Kaisers werden, sein Sprachrohr gleichsam, besonders im Hinblick auf Schule und Wirtschaft, Viehzucht und Ackerbau. Vor allem aber sollten ihm die im Generalseminar Studierenden «den idealen Untertan heranbilden», «brave Untertanen», «gute Untertanen», wie immer wieder betont wird. «Von der Kirche im römischen Sinne ist in dem Entwurf überhaupt nicht die Rede ... Von einer Ausrichtung auf Rom als dem Herzen der sichtbaren Kirche weiß der Generalseminarist nichts» (Winter). Dabei war eine zunächst sechs-, dann fünfjährige Ausbildungsdauer vorgesehen.[18]

Von den Bischöfen, sehr wenige ausgenommen, wurde das Seminar gehässig bekämpft und von den ultramontan gesinnten Kreisen noch lange über seinen Untergang hinaus mit Verleumdungen überschüttet, wurde dem kaiserlichen Lieblingsobjekt in Wien eine derart «gräuliche Sittenlosigkeit» nachgerühmt, daß es ein frommer Tiroler Franziskaner nicht geglaubt hätte, hätte er es nicht «mit eigenen Augen gesehen». «Man zählt hier achtzig Seminaristen; doch die Zahl der Freudenmädchen, denen die Directoren freien Zutritt

in dasselbe gestatteten, in der Absicht, jener Jugend alles Schamgefühl zu rauben, war bei weitem größer. Was soll ich erst von den Thesen sagen, die man hier verteidigt?»

Joseph freilich blieb unermüdlich, blieb arbeitswütig, ohne Fanatiker zu werden. «Mehr als 6000 Dekrete wurden in einem Jahrzehnt erlassen mit dem Ziel, jedes Mitspracherecht der Kirche in gemischten Dingen auszuschalten, die Kirche auf Sakramentenverwaltung, innerkirchliche Fragen und auf eine dienende Funktion im aufgeklärten Wohlfahrtsstaat zu beschränken» (Handbuch der Kirchengeschichte).

In der österreichischen Monarchie mußte der Kaiser gegen Ende seines Lebens viele Reformen abschwächen oder ganz zurücknehmen. Er scheiterte an ihrem Übermaß, ihrem Tempo, am oppositionellen Adel, Klerus. Er scheiterte damit noch mehr in Ungarn und den zehn Provinzen der österreichischen Niederlande, wo man 1787 Josephs Reformen für verfassungswidrig und Joseph selbst 1789 noch kurz vor seinem Tod (20. Februar 1790) im «Manifest des Brabanter Volkes» für abgesetzt erklärte.[19]

9. KAPITEL

ARMUT ALS MASSENPHÄNOMEN IM ABSOLUTISTISCHEN ZEITALTER

«Man sollte überhaupt alle Kinder von ihrer Kindheit an immer mehr zur Arbeitsamkeit anhalten und ihnen die Arbeit gewohnt ... machen. Gebe es doch hunderterley Arbeiten, wozu Kinder in ihrem 5. und 6. Jahr fähig sind; und wodurch man die Arbeit gleichsam zu ihrer Natur machen würde, indem sie den Müßiggang niemals kennen lernten.»
J. H. G. Justi in seiner «Grundfeste der Macht und der Glückseligkeit der Staaten» 1760[1]

«Bei einem Lohn von ungefähr 100 Gulden im Jahr und bei Wohnungskosten von 50 bis 70 Gulden konnten die Arbeiter ... wählen zwischen einem Dach über dem Kopfe und einer kärglichen Ernährung. Beides zugleich war ihnen nicht erreichbar ...»
Zit. nach Ernst Bruckmüller, Sozialgeschichte Österreichs[2]

«Man griff zu Flechten, Moosen, Baumrinden, um den Magen zu füllen, grub Quecken und Graswurzeln aus dem Boden, sammelte Brennesseln und gab viel Geld auch noch für die Kleie aus, die bei der Mehlherstellung abfiel. Man überwand den Ekel vor Pferde- und Hundefleisch, und die Kinder, so heißt es in einem Bericht aus Bayern, ‹nahmen den Schweinen das Essen aus den Trögen›.»
Wilhelm Abel[3]

«... UND DICKE FINSTERNIS RUHT ÜBER DEM LANDE»

Ich beschließe die Kriminalgeschichte des Christentums mit einer Thematik aus der Frühzeit meiner Geschichtskritik. Aus dem ursprünglichen Plan einer «Geschichte des menschlichen Elends» erwuchs das vorliegende zehnbändige Werk, wie alles, was ich schrieb, dem einen Hauptantrieb verpflichtet – mit den Worten des von mir hochgeschätzten österreichischen Priesters, Lebensreformers, Vegetariers, Atomkraftgegners und Pazifisten Johannes Ude (1874–1965): «Ich kann das Unrecht nicht leiden.»

In Frankreich führte die Krise des Absolutismus, die mangelnde Reformbereitschaft weltlicher und geistlicher Potentaten unaufhaltsam in die politische Revolution; in Österreich scheiterte die josephinische Erneuerung – Leitsatz: «Alles für das Volk, nichts durch das Volk» – vor allem an deren Übermaß in wenigen Jahren, am Widerstand von Adel und Geistlichkeit. Die Kriminalgeschichte des Christentums, so scheint es, tritt zurück. Doch tatsächlich ist ihr bestürzender Anteil an der Verelendung des Volkes, an seiner sozialen und wirtschaftlichen Not, seiner geistigen Unmündigkeit – hier wie stets zuvor – gravierend, mal mehr, mal weniger augenfällig, was die folgenden Beispiele, pars pro toto, verdeutlichen.

Auf der ersten Seite seines Buches «Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Europa» betont der deutsche Wirtschaftswissenschaftler Wilhelm Abel, daß «die Geschichte des Abendlandes auf weite Strecken hin eine Geschichte der Not, des Hungers und des Elends war. Das ist in unser Geschichtsbewußtsein noch kaum eingedrungen ...» Es steht aber ohne Zweifel in einem engen Zusammenhang mit der kolossalen Verdummung, in der man die abendländischen Völker, Generation um Generation, gehalten hat!

Noch im späteren 19. Jahrhundert wimmelt es – laut staatlichen Ermittlungen – in Mittelosteuropa, in Südosteuropa nur so von Analphabeten: 57 % in Ungarn, 77 % in Galizien, 78 % in Kroatien, in der Bukowina 80 %, in Dalmatien 83 %.

Noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts können mindestens zwei Drittel aller Deutschen weder lesen noch schreiben. Und in Bayern sind noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts wenigstens die Hälfte aller Einwohner Analphabeten; ja in vielen Gegenden gibt es überhaupt keine Schulen. «Das Schulwesen ist ganz vernachlässigt», heißt es um 1800 vom Gericht Schongau; vom Gericht Aichach: «Die Schulen schlafen noch»; vom Gericht Vohburg: «Niemand kann lesen und schreiben, und dicke Finsternis ruht über dem Lande ...» Ein zeitgenössisches Zeugnis aus der Niederlausitz beklagt 1789 den schlechten Volksunterricht, die Unwissenheit, den Aberglauben. «Luthers Catechismus und die Bibel, so wie sie da ist, sind immer noch die einzigen Bücher, woraus die Jugend buchstabiren, lesen und denken lernt, und dieß unter Anführung von Schulmeistern, die selbst kaum lesen können ...»

Den Zustand all der Schulen auf dem Land, wo etwa 90 % der Menschen lebten, nennt Reinhard Wittmanns Studie «Der lesende Landmann» bis in das beginnende 19. Jahrhundert – sehr wenige ausgenommen – «höchst erbärmlich»; vom Baltikum bis in die Schweiz glichen sich die Bilder «in erschreckender Weise». Die Schule, oft das baufälligste Haus, ein verabscheuter Fremdkörper im Dorf: im Winter eine Horde von fünfzig Kindern fünf bis acht Stunden in die enge Wohnstube des Lehrers gepfercht – wenn er denn überhaupt zur Stelle war, wenn ihn nicht seine Frau, seine Kinder entsprechend «vertraten», während er, bestochen, trinkend, spielend im Wirtshaus saß, auf Kindstaufen, Hochzeiten den Spaßmacher mimte. Im Sommer hüteten viele Volkserzieher die Gänse, die Fohlen, waren doch manche ohnedies hauptamtlich Kuhhirten. Und von den Kindern, in der warmen Jahreszeit unentbehrliche Arbeitskräfte auf dem Feld, wurde die «Sommerschule», trotz des dann teilweise eingeführten staatlichen Schulzwangs, «im gesamten mittel- und mittelosteuropäischen Raum fast gar nicht besucht».[5]

Lasset die Kleinen zu mir kommen

Es gab ja auch Kreise, die Kinder lieber woanders als in der Schule sahen, in Bergwerken etwa, Vier- und Fünfjährige, in engen, schweißtreibenden Stollen. Oder, erst Drei-, Vierjährige, bei der Spitzenfabrikation! Lasset die Kleinen zu mir kommen ...

Manche konnten sie nicht früh genug ins Arbeitsjoch spannen, wie J. H. G. Justi, der 1760 in seiner «Grundfeste der Macht und der Glückseligkeit der Staaten» «alle Kinder von ihrer Kindheit an immer mehr zur Arbeitsamkeit anhalten und ihnen die Arbeit gewohnt» machen will. Gebe es doch «hunderterley» zu tun, «wozu Kinder in ihrem 5. und 6. Jahr fähig sind; und wodurch man die Arbeit gleichsam zu ihrer Natur machen würde ...» Nach marxistischer Geschichtsforschung stellten die Kinder überhaupt eine «sehr wesentliche Gruppe der Zwangsarbeiter im 17./18. Jahrhundert» (Kuszynski). Kinderarbeit war weit verbreitet und brachte Jugendlichen vorzeitig Kummer, entzündete Augen, Hautausschläge, asthmatische Beschwerden u. a. Kinderarbeit führte zur sogenannten englischen Krankheit, die man aber auch, so der sie in Wien beobachtende Dr. Ludwig Mauthner, «die Wiener Krankheit» nennen könnte; «frühzeitiges Altern und Absterben (sollte) das gewöhnliche Los» der Opfer sein. Marx nennt es die «Verwandlung von Kinderblut in Kapital».

Es gab Fabriken, die ausschließlich auf Kinderarbeit beruhten, wie eine Kattunfabrik in Berlin, mit Genehmigung Friedrichs «des Großen» gegründet. Der König war auch bereit, Hirschberger Garnherstellern zur Vermehrung der Produktion (Wachstum, Wachstum!), tausend Zehn- bis Zwölfjährige zu schicken. Das Potsdamer Militärwaisenhaus lieferte bis zu 1400 Buben für Spinnarbeiten und 700 Waisenmädchen für Arbeiten am Klöppelsack. 1748 teilte der König dieses Waisenhauspotential dem Seiden- und Damastproduzenten Rieß zu. In Oberleutensdorf/Österreich schuf man 1755 für die dortige Waldstein'sche Fabrik ein eigenes Waisenhaus nur für das Manufakturgeschäft.[6]

Was die Erwachsenenbildung angeht, überrascht es wohl nicht, daß es im gesamten mittel- und mittelosteuropäischen Raum so gut

wie keine einzige aufklärerische Dorfbibliothek gab. Glaubte doch der größte Teil der Guts- und Grundherren offensichtlich, daß die hörigen Bauern «bloß ihrenthalben, zu ihren Diensten, und um solche nach ihrer Willkühr quälen und martern zu können, vorhanden wären», lediglich für den ökonomischen Nutzen, den Profit. «Für den ... Bauer als Sklav ... dörffe es ja hinlänglich seyn, wenn er nur seinen Pflug und Ackerbau versteht. Nicht einmal Lesen und Schreiben ist ihm nöthig.»

Da war der «Weise von Sanssouci» fast großzügiger, als er 1779 seinem Minister, dem Freiherrn von Zedlitz, schrieb: «Daß die Schulmeister auf dem Lande die Religion und die Moral den jungen Leuten lehren, ist recht gut, und müssen sie davon nicht abgehen, damit die Leute bei ihrer Religion hübsch bleiben und nicht zur katholischen übergehen; denn die evangelische Religion ist die beste und weit besser als die katholische; darum müssen sich die Schulmeister Mühe geben, daß die Leute Attachement zur Religion behalten, und sie soweit bringen, daß sie nicht stehlen und morden. Sonsten ist es auf dem platten Land genug, wenn sie ein bisgen lesen und schreiben lernen; wissen sie aber zu viel ...»

Ja, zu viel Wissen schien Friedrich «dem Großen» nicht nur bei den Bauern deplaziert. Als er einst 1740 aus den katholischen Klöstern von Halberstadt einen Priester beorderte, «der mir als Feldprediger bei den Regimentern, die ins Feld ziehen sollen, in Vorschlag gebracht werden kann», setzte er gleich hinzu: «Das Priesterlein braucht nicht intelligent zu sein, im Gegenteil: je dümmer, desto besser ...»[7]

«Disziplin des Stocks»

Wenn die sozialen Verhältnisse auch der Armen natürlich differieren, immer wieder selbst innerhalb der Landesgrenzen, ja innerhalb desselben örtlichen Bereichs, das hängt von vielen generellen wie individuellen, hier nicht zu erörternden Faktoren ab: Im allgemeinen wächst die Armut einer breiten Schicht in unserem Zeitraum ins

19. Jahrhundert hinein, wo dann – die Erscheinungsformen wechseln, das Wesen der Sache bleibt! – etwa Georg Büchner sein «Krieg den Palästen» hinaustrompetet, den lebenslangen Sonntag der Besitzenden geißelt. «Sie wohnen in schönen Häusern, sie tragen herrliche Kleider, sie haben feiste Gesichter und reden eine eigne Sprache. Das Volk aber liegt vor ihnen wie Dünger auf dem Acker ...»).

Besonders die Situation der außerhalb der Saison oft arbeits- und einkommenslosen freien Taglöhner ist «nackter Existenzkampf», wie das zum Beispiel Florian Tennstedt in seiner «Sozialgeschichte der Sozialpolitik in Deutschland» anschaulich zeigt. Viele dieser relativ unabhängigen, allerdings auf Gelegenheitsarbeit angewiesenen und, kein Wunder, als «Spitzbuben» verrufenen Leute hausen mit ihrer Familie, manchmal gar mit mehreren Familien, in einem einzigen Raum. Sie schlafen in nicht unterkellerten, mit Moos oder Lumpen geflickten Katen, meist früheren Viehställen, auf Stroh, auf Reisig und ernähren sich mehr schlecht als recht von Feld- und Walddiebstählen, deren Zahl «jährlich ins Unglaubliche» geht (Bleiber).

Dem freien Taglöhner gegenüber hat der mit dem Herrenhof verbundene, sagen wir, der Gutstaglöhner gewisse Vorteile, die sich aus eben dieser Dauerstellung ergeben, eben dadurch aber auch zum Nachteil ausschlagen können.

Über Frondienste pflegte man zu sagen: «Ein Guth ohne Hofedienste oder ohne Frohnen sey ein Vogel ohne Flügel oder ein Fuhrmann ohne Pferde.» Oder es hieß auch: «Wer alles Feld mit Miethleuten bauen wolle, der schöpfe Wasser mit einem Siebe.» Der unfreie Gutstaglöhner war seinem Herrn gleichsam ständig verfügbar, so daß sein Wohl und Wehe hauptsächlich vom Umgang des Arbeitgebers mit ihm abhing, womit es freilich weithin nicht zum besten stand. Schließlich war ein Großteil der Drangsalierer all dieser gnadenlos Abhängigen der Überzeugung: «Eine nachdrückliche herrschaftliche Bestrafung würket gemeiniglich mehr, als 100 der beweglichsten Predigten.» Der Reichsfreiherr vom und zum Stein, ein liberaler Konservativer, der das «Lumpengesindel der deutschen Fürsten» gut kennt, beobachtet 1802 in Mecklenburg einen Edelmann, der seine Leibeigenen wie Vieh behandelt. War das nicht die Regel, ist es doch auch kaum die große Ausnahme gewesen.[8]

Dies gilt wohl auch für den Bericht des Georg Schwarick aus Repten vom Dezember 1784 über seine Landflucht und steht hier für ungezähltes Analoges. «Ich George Schwarick aus Repten gebürtig habe mein Cossäthengüthgen bis auf 38 Jahre behauptet und während der Zeit den 7jährigen Krieg, Teuerung und alles mögliche ausgestanden und zwar bey dem ehemaligen v. Leipziger, wo es mir und meinen Consorten jederzeit erleidlich ergangen. Nachdem aber der Herr von Rabenau in dieses Guth geheyrathet, so war es gleich anders, doch aber noch auszustehen. Anno 1778 aber gieng die Unterdrückung derer Unterthanen an, indem der Herr von Rabenau, wenn ich meine Kinder zu Hofe schickte, [sie] mit der Peitsche nicht menschlich, sondern viehisch tractirte, welches mir mein Herze brach und ich auch befürchten mußte, daß sie aus dem Lande gehen mögten, da ich ihm, den von Rabenau, um die Wunden Christi gebethen habe, es nicht zu thun. Es half aber kein Bitten, sondern es wurde ärger. Er gab meinen [!] armen Sohn 16 bis 20 Hiebe und hetzte ihm [!] mit den Hunden vom Hofe, welche ihm eine große Wunde ins Bein rissen. Ich wurde immer noch mehr geängstet mit Fuhren, als Ziegelsteine, Fische, Holtz, Obst und Getreyde zu verfahren und anzuholen. Mein ältester Sohn und älteste Tochter musten um Dienstzwang und Lohn bey der Herrschaft dienen. Ich muste bey schlimmen Wege nach Lübben Dienstfuhre thun; ich war krank, und als ich nach Hause kam, sollte ich wieder zu Hofe. Da kam der böse herrschaftliche Hund, den Herrn von Rabenau sein Liebling, und wollte mich beißen. Ich sezte mich derowegen zur Wehre. Als dieses der Herr sahe, so steckte er mich ins Brettchen kreutzweise geschlossen, und das 24 Stunden lang, obschon meine Frau ihm [!] um Gottes willen bittet, hinwiederum mich herauszulassen. Da ich nun wieder auf freien [!] Fuß, so muste ich ... nach Lübben mit einer Fuhre Obst – Doch ich muß noch erwehnen, daß, da meiner Frau ihr Bitten den von Rabenau nicht, mich herauszulassen, bewegte, meine älteste Tochter ebenfalls für mich auf das submisseste gebethen, der aber der von Rabenau zur Antwort gegeben: ‹Wird der Hund crepieren, so wird deinen Vater auch der Teufel holen.› – Oberwehntes Obst muste ich also nach Lübben fahren, und rückwärts sollte ich Saltz laden. Da nun aber meine Pferde

abgetrieben, und mir nicht möglich war, Saltz zu laden, so kam ich leer zu Hause. Da ging nun meine Pein von neuem los, und ich muste wieder 24 Stunden kreutzweis geschlossen im Brettchen liegen.»

Und wer den Schaden hat, bekommt bekanntlich den Spott obendrein. «Nichts gehört euch zu», prahlt der Ostholsteiner Gutsherr von Brokdorf, «die Seele gehört Gott, eure Leiber, Güter und alles was ihr habt ist mein ...» Der Mecklenburger von Bülow demütigt einen Schulzen, weil er ihn «mit Haut und Haar bezahlt», weil er «kein Haar auf dem Kopf habe, welches nicht sein (v. Bülows) wäre ...» Lenin spricht von der «Disziplin des Stocks», von «äußerster Unwissenheit und Verschüchterung der Werktätigen, die von einer Handvoll Gutsbesitzer ausgeplündert und verhöhnt wurden.»[9]

Verdienstspannen

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts sollen unter den 5,5 Millionen Einwohnern Englands 1,3 Millionen Arme gewesen sein, in Frankreich Mitte des 18. Jahrhunderts 3 Millionen Menschen, die nicht aus eigenen Mitteln existenzfähig waren. In Deutschland, in Ostelbien, schufteten im Sommer die landarmen Bauern und Taglöhner von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang und im Winter immer noch zwölf, dreizehn Stunden, ohne mehr als von der Hand in den Mund leben zu können. In Holstein hausen die Ärmsten mit Kranken und Säuglingen unter freiem Himmel oder in Kuhställen. In Schlesien, wo sich Katholiken und Protestanten bekämpfen, stürzen die Weber trotz härtester Fron in immer größeres Elend. In Wien können im frühen 19. Jahrhundert die Arbeiter bei einem rund 100-Gulden-Jahreslohn «wählen zwischen einem Dach über dem Kopfe und einer kärglichen Ernährung. Beides zugleich war ihnen nicht erreichbar ...» (Bruckmüller). Für Württemberg hat man errechnet, daß sich «der Mindestjahreshaushalt für eine fünfköpfige Familie auf ca. 190 Gulden belief. Der Jahresverdienst eines Webers aber betrug nur 75 Gulden – der des Verlagsteilhabers in Calw dagegen etwa 2500 Gulden ...» Ähnliches ist aus dem Harzer Bergbau bekannt

oder aus dem Baumwollverlagswesen des sächsischen Vogtlandes. «Selbst beim Mitverdienst aller Familienmitglieder wurde kaum das Existenzminimum erreicht ...»(Endres).[10]

Um aber gerecht zu bleiben, es gab auch höhere Verdienstspannen, gerade im kirchlichen Bereich. Während etwa im frühen 19. Jahrhundert Diener und Bierbrauergesellen des Bamberger Franziskanerklosters ein Jahresgehalt von 39 Gulden bezogen, erhielten die dortigen Domherren bis zu 10000 und 12000 Gulden pro Jahr, das Dreihundertfache. Der Mainzer Dompropst Graf von Eltz brachte es schließlich auf 75000 Gulden im Jahr. Und Oberhirten verdienten in aller Regel nicht weniger. Der Passauer Fürstbischof Leopold Leonhard Graf von Thun hatte mehr als 80000 Gulden jährlich «zur freien Verfügung».

Was im übrigen die geistlichen Territorien betrifft, «rechnete man im 18. Jahrhundert allgemein je 1000 Einwohner mit 50 Geistlichen und 260 Bettlern» (Lütge). Und während die Not vieler und viel zu vieler zum Himmel schreit, während Ungezählte vorzeitig unsäglich elend sterben, amüsieren sich die Ausbeuter, die Profiteure, schwelgen auch Bischöfe in Luxus und Lüsten, bauen sie sich neue prachtvolle Residenzen, Renommiersitze und Jagdschlösser mit stimmungsvollen Parks, weitläufigen Alleen, mit Pavillons, Bassins, Fontänen, Grotten, Eremitagen – «ein den vielfältigen Bedürfnissen höfischer Repräsentation angemessener Rahmen» (Kunisch). Clemens August, Kurfürst von Köln, mehrfacher Diözeseninhaber durch Ämterkumulation, errichtet die Lustschlösser Poppelsdorf, Brühl, Falkenluft. Und noch der letzte Kurfürst Max Franz, Josephs II. Bruder, hat 129 Kammerherren.

Die hohen Seelenhirten veranstalten aufwendige Festivitäten, Jagdpartien, Theater, zeigen sich oft recht freimütig an der Seite ihrer Mätressen, erscheinen überhaupt gern in Damenzirkeln. Der Würzburger Fürstbischof spielt abends fast regelmäßig mit Frauen Karten, wobei er mit eigens dazu geprägten Goldstücken zahlt. «Die ganze hohe Geistlichkeit mästete sich in Wollüsten auf Kosten der Unterthanen», schreibt Wolfgang Menzel in seiner ‹Geschichte der Deutschen›. «Die französische Geistlichkeit war noch verdorbener. Der Bischof von Straßburg, Kardinal Rohan, raubte ein unschul-

diges Mädchen ihren Eltern, entehrte sie mit Gewalt und hielt sie in seinem Harem zu Zabern neben vielen andern Mädchen gefangen ...»[11]

«Wer den Nächsten liebt wie sich selbst, hat nicht mehr als der Nächste.» (Kirchenlehrer Basilius)

Die Armut wachst im ausgehenden 16., vor allem im 17. Jahrhundert, nicht zuletzt, weil so viele Menschen durch die jeweiligen Kriege entwurzelt sind. (In Berlin bezieht nach dem Siebenjährigen Krieg ein Drittel der Bevölkerung Armenunterstützung.) Und wie auf der einen Seite die Armut zunimmt, so auf der andern die Sucht, die Armen auszuschalten, unschädlich zu machen, schwillt die Härte des Bürgers, ja, steigert sich «ins Ungemessene», notiert Fernand Braudel in seiner Sozialgeschichte des 15.–18. Jahrhunderts und zitiert seinerseits: «Im 16. Jahrhundert pflegt und speist man den Bettler, bevor man ihn fortschickt. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts schert man ihn kahl. Später peitscht man ihn aus; und gegen Ende des Jahrhunderts greift die Repression zum letzten Mittel und macht ihn zum Zuchthäusler.»

Verschärft wird das Elend durch immer wieder wütende Hungersnöte. Und wie etwa zu den bekannten großen, die Staaten erschütternden Bauernkriegen noch ungezählte kleinere Erhebungen des Landvolks, der Bauern besonders, kommen, kleinere bis kleinste Regungen ihres Widerstands, Proteste, Demonstrationen, Unruhen, Tumulte, Streikaktionen, Sabotageakte, so gibt es neben den größeren Hungersnöten – in Frankreich beispielsweise im 17. Jahrhundert elf, im 18. Jahrhundert sechzehn – noch Hunderte und Aberhunderte von örtlich begrenzten Hungerkatastrophen. Die Menschen essen Katzen, Mäuse, andere Tiere – und Menschen. Immer wieder überliefern dies Chronisten und Augenzeugen. Vor den Toren Brandenburgs schreien Hungernde gegen Mitte des 17. Jahrhunderts: Gebt uns nur von verwesenden Tieren heraus, was ein gesunder Mensch

nicht sehen kann. Andere graben verendete Hunde und Pferde aus der Erde, um den Hunger zu stillen. In Köln sind 1817 fast 44 % der Einwohner Almosenempfänger.

Die Berichte klingen in allen Himmelsrichtungen ähnlich. Von München hört man 1771: «Arme und Bettler durchzogen gräßlich die Stadt. Manche blieben auch vor Hunger und Erschöpfung liegen.» Andere «wandern wie Schatten auf den Gräbern herum», sie fallen vor Hunger in tödliche Krankheiten. In den Dörfern des Erzgebirges verbrennt man die verlassenen Hütten von Nachbarn, um es wenigstens noch ein paar Tage wärmer zu haben. Durch Annaberg schleppen sich Haufen Mittelloser, «an den Beinen geschwollen», «im Gesicht verdorrt», sie bitten «fußfällig und flehentlich um einen Bissen Brot», sie stellen Hunden und Katzen nach.

Die Hungerjahre 1771, 1772, sie lähmen nicht nur das Erzgebirge, sie erfassen den größten Teil Deutschlands und Böhmens. Es sind auch die Tage Ulrich Bräkers, des Armen Mannes in Toggenburg. Eltern tragen ihre Kinder, Kinder ihre Eltern selbst zu Grab, auf Zaunlatten oft, oft «ohne Gesang und Klang, ohne Sarg und Kasten, meistens nackigt und bloß, viele mit aufgedeckter Schaam, vielmahls abends wie Übelthäter, ja wie arme Hunde, in drittehalb elligte (Gräber), zu 4 oder 5 sind geschmissen worden, auch in Löcher, wo eine halbe Elle hoch eine Leimpfütze (Lehmpfütze) stund ...»[12]

Scharen von Habenichtsen, einheimischen, fremden, bevölkern auch im Zeitalter des Absolutismus die Landstraßen, die Städte, Berufsbettler, Vagabunden, Dirnen, Taglöhner, Knechte, Mägde, Handwerksburschen, Manufakturarbeiter, die Outcasts, die Miseri et Mali, das von Friedrich Engels so etikettierte «Lumpenproletariat», immer wieder von Polizeistreifen, von Husareneinheiten gejagt, von Land zu Land abgeschoben, in Zuchthäuser gesperrt. Die märkische Ediktsammlung bietet über hundert Erlasse gegen Bettler und Landstreicher auf, die Hälfte davon aus dem 18. Jahrhundert.

Zigeuner konnten wie Räuber behandelt, konnten allein aufgrund ihres Lebenswandels hingerichtet werden. So ließ man 1724 im Fichtelgebirge von 28 gefangenen Zigeunern 15 sofort aufhängen, den Rest zugucken, bald darauf in Gießen 25 Zigeuner ohne

vorausgehendes Verfahren rädern – verlor dabei auch seinen gottgesegneten Humor nicht, wie der Jagdreport aus einem rheinischen Fürstentum belegt. Führt er doch unter «anderem erlegten Wild» eine Zigeunerin samt Säugling an. In der Regel sollte man Zigeuner freilich wie andere Gejagte auf frischer Tat (das konnte schon ein wiederholter Hühnerdiebstahl sein) ertappen. Die Straf-Patente dauern durch das ganze Jahrhundert an, und schließlich droht man den Beamten, setzten sie die Gesetze nicht strenger um, sogar mit Vermögens- und Amtsentzug.

Ganze Elendsheere fielen zeitweise in größere Städte ein, wo man sie wieder hinaustrieb oder hinaustrickste oder in Spitäler, Halbgefängnisse, Strafanstalten steckte, die Arbeitsfähigen zu zweien aneinandergekettet, wie in Paris, wo die Zahl der Bettler im 17. Jahrhundert auf 40000 angewachsen sein soll, wo man sie, wie auch in anderen Ländern, in Holland etwa, in England, in Arbeitshäuser schloß, in «Hospize», «Dépôts», «Besserungsanstalten», und ihre konzentrierte Absonderung, ihre «große Einsperrung», als «wohltätiges Werk» galt.

In den Generalspitälern aber mußten selbst Alte, Krüppel, Lahme vom Morgengrauen bis zum Sonnenuntergang ihrer Arbeitspflicht genügen; wer wiederholt versagte, landete hinter Gittern. Beim Betteln in flagranti erwischte Frauen hat man in der Metropole durch Kahlscheren und öffentliches Auspeitschen bestraft.

Bis zum Ausbruch der Revolution wurde Betteln in Frankreich als Verbrechen angesehen: «Beim ersten Mal drohte die Einschließung für mindestens zwei Monate im Generalspital, beim zweiten Mal die Einschließung für mindestens drei Monate und die Kennzeichnung mit dem Buchstaben M (für mendiant, Bettler); beim dritten Mal drohte Männern eine Galeerenstrafe von fünf Jahren, den Frauen fünf Jahre Einschließung im Generalspital (die Gerichte konnten die Dauer dieser Strafe bis zur lebenslänglichen Einschließung heraufsetzen).»

Wie Paris aber quoll Rom, die große Zehntscheuer der Welt, so höhnte Hutten, zeitweise von Hilfesuchenden über. Doch bereits ein Edikt von Papst Pius IV. im Jahr 1561 nennt öffentliche Bettelei ein «Verbrechen» und verbietet sie bei Androhung von Gefängnis, Exi-

lierung, Verfrachtung auf die Galeeren. Schließlich gilt gerade hier der schöne Schein alles. Jahrzehnte später, 1587, wettert Sixtus V. in der Bulle «Quamvis infirma» gegen die Bettler: «Ihr Rufen und Jammern störe die Gläubigen in den Kirchen. Wie Tiere zögen sie umher auf der Suche nach Nahrung, mit dem einen Gedanken, den Hunger zu stillen und sich die Bäuche vollzuschlagen ...» Unter dem Vorwand, Barmherzigkeit zu üben, konzentrierte man sie in bestimmten Häusern, führte sie gar in Prozessionen dorthin, fing sie auch in regelmäßigen Razzien durch die Büttel der päpstlichen Verwaltung ein. Und von «grundlegender Bedeutung» nennt Bronislaw Geremek in seiner «Geschichte der Armut» mit Recht «die Tatsache, daß die Idee, die Bettler einzusperren, in der Hauptstadt der katholischen Welt zu einem selbstverständlichen Mittel der Sozialpolitik wird». Das liegt ja ganz auf deren Linie, auf dem erprobten alten Umgang mit ihren ärmsten Brüdern und Schwestern in Christo.[13]

Es muss ein eigentümliches Vergnügen sein

Bekanntlich hat das christliche Rom einst auch die Sklaverei von der Antike übernommen und fortgesetzt, haben Paulus, Augustinus, Thomas von Aquin, die größten Leuchten dieser Religion, auf das Beredteste durch alle Zeiten auch die Sklaverei propagiert, hat die Catholica von Generation zu Generation stets neue Unfreiheit verhängt und unter allen europäischen Großstädten das päpstliche Rom auch am längsten an der Sklaverei festgehalten.

Doch räumt man ein, so schrieb ich schon vor langem und möchte es jetzt wiederholen, nicht nur weil es mir einen (wegen Geringfügigkeit eingestellten) Prozeß eintrug ..., doch räumt man ein, daß die Ideale des Evangeliums sehr hochgesteckt sind, daß man Christentum und Kirchen nicht schon deshalb verdammen darf, weil sie diese Ideale nicht ganz, nicht halb oder, wenn Sie wollen, noch weniger realisieren. Aber es faßt, um es zu wiederholen, den Begriff des Menschlichen und Allzumenschlichen doch etwas weit, wenn man

von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Jahrtausend zu Jahrtausend genau das Gegenteil realisiert, kurz, wenn man durch seine ganze Geschichte als Inbegriff und leibhaftige Verkörperung und absoluter Gipfel welthistorischen Verbrechertums ausgewiesen ist! Eines Verbrechertums, neben dem selbst ein hypertropher Bluthund wie Hitler noch fast wie ein Ehrenmann erscheint, weilt er doch von Anfang an die Gewalt gepredigt und nicht, wie die Kirche, den Frieden!

Ja, es muß ein eigentümliches Vergnügen sein – und auch dies ein alter Text schon, der mir nahsteht und den Bogen über all die Bände spannt, die da nun Jahr um Jahr, die vierzig Jahre meines Lebens jetzt verschlungen haben (siehe Anm. 14) – ja, es muß ein eigentümliches Vergnügen für die Menschen sein, sich fort und fort verdummen, verkaufen, vernichten zu lassen: für das Vaterland, den Lebensraum, die Freiheit, für den Osten, den Westen, für diesen und für jenen Herrn, am meisten aber für die, die Gott stets so sicher mit ihrem Vorteil verwechseln und ihren Vorteil mit Gott, die so zielstrebig dem Tag dienen, doch die Ewigkeit nie aus dem Auge verlieren, die im Frieden Frieden propagieren und im Krieg den Krieg, und beides mit gleicher Überzeugungskraft und gleicher Perfektion: da das Christkind, dort Kanonen; da die Bibel, dort Pulver; da «Liebet einander», dort «Bringt sie um, Gott will es». «Sie haben geschworen, sie müssen gehorsam sein!» Sie müssen verrecken, sobald ein Haupt- und Staatsverbrecher es befiehlt, zu Tausenden, zu Hunderttausenden, Millionen. Ja, es muß ein eigentümliches Vergnügen sein, von Jahrhundert zu Jahrhundert im Blut der Menschheit zu schwimmen und Halleluja zu rufen! Es muß ein eigentümliches Vergnügen sein, fast zwei Jahrtausende hindurch zu lügen, zu fälschen, zu täuschen. Es muß ein eigentümliches Vergnügen sein, über Äonen, über alle Zusammenbrüche, alles große Völkernasführen und Völkerruinieren hinweg die Heuchelei zur Kunst aller Künste zu machen und sie fort und fort zu sanktionieren – auf daß es einem wohl ergehe und man lange lebe auf Erden.

Wo sonst noch gibt es diese atemverschlagende Mischung von Wolfsgeheul und Friedensschalmei, Weihnachtsbotschaft und Scheiterhaufen, von Heiligenlegende und Henkersgeschichte! Wo sonst dies allumfassende Liebespalaver und den praktisch allesverschlin-

genden Haß! Wo sonst eine Religion, die aus Liebe tötet, aus Liebe foltert, aus Liebe raubt, erpreßt, entehrt, verteufelt und verdammt! Es wurde die große, die weltbeglückende Praxis des Christentums, die grassierende Pest der Jahrtausende. Mit einem Wort: Das Christentum wurde der Antichrist. Jener Teufel, den es an die Wand malte: er war es selber! Jenes Böse, das es zu bekämpfen vorgab: es war es selber! Jene Hölle, mit der es drohte: sie war es selbst! Von allem Schlimmen wurde es das Schlimmste: nicht weil andre minder schlecht gewesen, sondern weil sie's nicht so lang sein konnten, nicht so intensiv, weil sie nicht solche Macht über das Volk gewannen, das sich mit Hokus und Pokus, Latein und Lügen, mit pastoralem Pathos, den Gesten der Heiligkeit, den Schrecknissen und Süßigkeiten des Jenseits verzücken und bestürzen und zu jedem Verbrechen hinreißen ließ, geschah es nur in Gottes (und in ihrem) Namen, der alles erlaubte, alles erleichterte, alles ermöglichte, indes man sich selber die Hände in Unschuld wusch, die eigene Haut sicherte, den eigenen Säckel füllte und lehrte: «Sammelt nicht Schätze auf Erden», «Richtet nicht», «Liebet einander», «Tut Gutes denen, die euch hassen». Sie taten Böses jenen, die Jesus liebten, die seine Gebote befolgen wollten, sie rissen ihnen die Zungen, die Augen aus, zertrümmerten ihre Gebeine, sie begruben sie lebendig, sie kreuzigten, verbrannten, mauerten ein Leben lang ein, sie taten ihnen jede Schmach und jede Schande an und jeden Schmerz, sie rächten sich an ihren Kindern noch und Kindeskindern, sie fühlten sich gut und im Recht, sie fühlen sich noch immer so. Und schlugen doch die Menschheit ans Kreuz. Alle für Einen? Alle für sie! Seit Konstantin wurden Heuchelei und Gewalt die Kennzeichen der Kirchengeschichte, wurde Massenmord zur Praxis einer Religion. *Einen* zu töten war strikt verboten, Tausende umzubringen ein gottgefälliges Werk. Das Ganze heißt nicht Geisteskrankheit, das Ganze heißt Christentum.[14]

NACHBEMERKUNG

Im späten 19., im 20. Jahrhundert erstarkte der Vatikan wieder. Sein wachsender Einfluß wurde offenkundig vor allem in den beiden Weltkriegen und der Kollaboration mit den Faschisten Italiens, Deutschlands, Spaniens und Kroatiens, u. a. von mir aufgezeigt in «Abermals krähte der Hahn» (1962), «Mit Gott und den Faschisten» (1965), am ausführlichsten in «Ein Jahrhundert Heilsgeschichte» 1982/1983 bei Kiepenheuer & Witsch.

Diese beiden Bände verlegte Rowohlt 1991 als Einbänder unter dem Titel «Die Politik der Päpste im 20. Jahrhundert». Und da das Fast-vierzehnhundert-Seiten-Buch auch das 19. Jahrhundert einbezieht und zudem thematisch beginnt, wo die «Kriminalgeschichte» endet, läßt sich «Die Politik der Päpste» gleichsam als Fortsetzung der «Kriminalgeschichte» lesen, sozusagen als deren elfte Folge; sie hat nahezu alle Voraussetzungen dafür. Freilich, sie jetzt, rebus sic stantibus, mit vielfach denselben Fakten, Vorgängen, Figuren, denselben Quellen und Belegen, noch einmal zu schreiben und dem Leser anzubieten, wäre unzumutbar für diesen wie für den Autor, der indes allen sehr herzlich dankt, die ihm halfen, so weit zu kommen, wie er nie zu hoffen wagte.

Den weit reichenden Sinn dieses Dankes erhellen zentrale Überlegungen meiner Geburtstagsrede (2004) «Warum man zu Lebzeiten nicht aus seiner Haut fahren kann», nachzulesen auf deschner.info (dort s. «Aufklärung ist Ärgernis ...»), Bekenntnis der viel zu selten eingestandenen Determiniertheit alles dessen, was wir fühlen, denken, tun – im Guten wie im Bösen. So bin ich mir seit langem Lichtenbergs eindrucksvoller Mahnung bewußt: «Wenn du die Geschichte eines großen Verbrechers liesest, so danke immer, ehe du ihn verdammst, dem gütigen Himmel, der dich mit deinem ehrli-

chen Gesicht nicht an den Anfang einer solchen Reihe von Umständen gestellt hat.» Und teile als Verfasser der «Kriminalgeschichte des Christentums» auch Goethes Eingeständnis: «Ich kann mir kein Verbrechen denken, das ich nicht unter den gegebenen Umständen auch hätte tun können.» Wenn jedoch Kriminelle, schändlichste, scheußlichste selbst, weltliche wie geistliche Potentaten auch, gewissermaßen nicht schuldfähig, weil durch ein hochkomplexes Determinanten-Geflecht sozusagen ent-schuldet sind, bedeutet das keinesfalls Duldung ihrer Untaten, in meiner Kriminalgeschichte zuhauf belegt. Und es bedeutet ebensowenig Schonung der Täter durch die Gesellschaft. Sie muß sich vielmehr vor jenen schützen, schon präventiv, indem sie allen ein menschenwürdiges Dasein, frei von Ausbeutung und sie flankierender Verdummung, ermöglicht und dessen Saboteure, Ruinierer rechtzeitig rigoros entmachtet.

HERMANN GIESELBUSCH

EINE UNWIDERSTEHLICHE MISCHUNG
KARLHEINZ DESCHNER UND ROWOHLT

Karlheinz Deschner hatte 1955, mit 31 Jahren, binnen einer einzigen Woche seinen ersten Roman aufs Papier geworfen. «Ich eilte», schrieb Deschner 31 Jahre später, «zu Ernst Rowohlt, dem bewunderten Verleger. Er weilte gerade, ich wußte es zufällig, in Baden auf der Bühler Höhe. Ich erschien unangemeldet, Siesta schon, er empfing mich noch und, wirklich, er kannte meinen Namen. ‹Sie sind doch der Mann, der die Vorträge hält!?› Jawohl. Aber ich *schrieb* auch – und griff im Sakko nach den ausgesuchten Seiten des Romans. Doch der Verleger von Dos Passos, Wolfe, Faulkner, Hemingway hatte Schwierigkeiten mit den Augen, auch von einer Dichterlesung hielt er nichts, nein, telefonierte aber gleich mit seinem Lektor, und bereits zwei Wochen später hatte ich dessen Absage in der Hand.»

Der damalige Rowohlt-Lektor hieß Wolfgang Weyrauch. Sein Absagebrief an Deschner ist leider Anfang der siebziger Jahre einem Archivbrand zum Opfer gefallen. Also wurde Deschners erstes Buch nicht bei Rowohlt, sondern unter dem Titel «Die Nacht steht um mein Haus» in München bei List veröffentlicht. Das war 1956.

Nach diesem stark beachteten Debüt erschien 1957, wieder bei List, Deschners zweites Buch, die Enquete «Was halten Sie vom Christentum?» Er hatte auch jenen ablehnenden Rowohlt-Lektor Wolfgang Weyrauch, ein Mitglied der Gruppe 47, um einen Beitrag gebeten. Weyrauch war über Deschners so gar nicht nachtragendes Verhalten verblüfft, nannte im nachhinein, also nachdem «Die Nacht steht um mein Haus» bei List ein spektakulärer Erfolg geworden war, den «run» und «Sog» dieses Textes plötzlich «einmalig», verstand sein Verdikt vom verflossenen Jahr nicht mehr und schob seine Ablehnung auf ein Stimmungstief, das er euphemistisch

seinen «restaurativen Tag» nannte. Es wäre ja auch ein besonders ironischer Namenszauber gewesen, wäre der spätere Kirchenkritiker ausgerechnet von einem Mann entdeckt worden mit dem Namen Weyrauch.

Im selben Jahr 1957 erschien, wieder bei List, Deschners literarische Streitschrift «Kitsch, Konvention und Kunst». Ein Buch, das die literarische Landschaft der restaurativen fünfziger Jahre heftig erschütterte. Damit war Karlheinz Deschner, dieser ewige Außenseiter, das erklärte Nicht-Mitglied der damals marktbeherrschenden Gruppe 47, etabliert (ein Ausdruck, der so gar nicht zu ihm paßt). Nun war er für jeden deutschen Verlagsmann, Buchhändler, Leser ein Großkritiker und Bestsellerautor. Drum erschien auch gleich 1958 sein zweiter und bisher letzter Roman, «Florenz ohne Sonne», wieder bei Paul List.

Dies im Sinn, bekommen die folgenden Worte einen durchsichtigen Klang:

«Sehr geehrter Herr Dr. Deschner, selbstverständlich interessiert uns eine Arbeit aus Ihrer Feder. Der Titel Gott ging in den Schuhen des Teufels klingt freilich leider nur zu rowohltisch! Was schwebt Ihnen denn vor? Eine Art atheistischer Kirchengeschichte im Ceram-Stil? Aber ich will lieber keine gewagten Schlüsse ziehen. Könnten Sie sich nicht dazu überwinden, mir in einem weiteren Brief zu verraten, was Sie ungefähr vorhaben, nachdem ich Sie unserer grundsätzlichen Sympathie für Ihre Arbeit versichert habe? Dann brauche ich nicht bis Anfang nächsten Jahres auf Expose und Probekapital zu warten. Verleger sind ja immer ungeduldig. Noch eines freilich: Werden wir damit nicht List gegenüber unkollegial erscheinen? – Inzwischen schönste Grüße Ihres H. M. Ledig-Rowohlt.»

So also der Juniorchef des damals noch in Hamburg ansässigen Rowohlt Verlags am 10. September 1957. «Eine Art atheistischer Kirchengeschichte im Ceram-Stil» – darauf mußte Rowohlt sofort anspringen, denn das roch nach einem fetten Braten. C. W. Cerams «Götter, Gräber und Gelehrte» waren in den acht Jahren seit ihrem Erscheinen bei Rowohlt (1949) in Hunderttausenden von Exemplaren verkauft worden. Und so etwas vergißt ein Verleger nie.

Warum es damals, 1957, zum Vertragsabschluß zwischen Deschner und Rowohlt nicht gekommen ist, gehört zum Kleinkram aller Geschichte, der wegen seiner Kompliziertheit regelmäßig unter den

Tisch fällt. Tatsache ist: Rowohlt schloß keinen Vertrag, Deschner blieb bei List. Titel des Vorhabens war damals «Gott geht in den Schuhen des Teufels». Ledig-Rowohlt machte in seinem Brief, das ist aufschlußreich, aus dem «geht» ein «ging»: «Gott ging in den Schuhen des Teufels». Damit wurde diese «Art atheistischer Kirchengeschichte» in die Vergangenheit verschoben, wurde zu etwas Gewesenem, das heute nicht mehr ist, wurde zur archäologischen Ceramik. Deschners Idee war aber gerade nicht Archäologie à la Ceram, sondern Geschichtsschreibung à la Deschner: als Anamnese einer schweren chronischen Pathologie.

«Gott geht in den Schuhen des Teufels» – dieser Titeleinfall kam Deschner in den fünfziger Jahren, als er, von einem Hundespaziergang nach Hause in Tretzendorf zurückgekehrt, folgende Vision erlebte:

> «... ein paar Wasserflächen, verdöstes Froschgequarre, und drüben, gemächlich unter Apfelbäumen, zwei Herren in Schwarz. Ich griff zum Fernglas: wie vermutet, mein Pate [Deschners Tauf- und Firmpate war der Geistliche Rat Leopold Baumann] nebst Gast, einem Erzabt aus Niederbayern. Etwas atemlos noch verfolgte ich beide, genoß, übers Wasser hin, ihr geistlichtes Gehen, so ruhig alles, friedlich, und dachte plötzlich: *Gott geht in den Schuhen des Teufels.* Dieser Gedanke bestimmte meine Arbeit, mein Leben.»

25 000 Arbeitsstunden in fünf Jahren brauchte Deschner für sein von Rowohlt abgelehntes Buch. Es trug inzwischen den Titel «Abermals krähte der Hahn» und war bei List unter Vertrag. Der Münchener Paul List Verlag bekam, je klarer sich das Buchprojekt erkennen ließ, kalte Füße, «bangte schon um den Absatz seiner Schulbücher in Bayern» und «erbat ein Gutachten – ausgerechnet bei Rowohlts einstigem Lektor» – also bei dem inzwischen freien Schriftsteller Wolfgang Weyrauch. Prompt folgte ein Totalverriß, und List kündigte, auf Rückzahlung des Vorschusses verzichtend, den Vertrag.

«Abermals krähte der Hahn» erschien 1962 im Hans E. Günther Verlag in Stuttgart: im wesentlichen eine frühchristliche Dogmen-, teilweise eine vergleichende Religionsgeschichte. Nur die letzten hundert Seiten näherten sich der anfänglichen Idee, nämlich der Dokumentation aller Schandtaten des Christentums.

Ich springe jetzt über die Jahre von Titel zu Titel:

1962 «Abermals krähte der Hahn», 700 Seiten
1964 «Talente, Dichter, Dilettanten. Überschätzte und unterschätzte Werke in der deutschen Literatur der Gegenwart», Limes Verlag, acht Essays auf knapp 400 Seiten
1965 «Mit Gott und den Faschisten. Der Vatikan im Bunde mit Mussolini, Franco, Hitler und Pavelić, Hans E. Günther Verlag, 300 besonders lesenswerte Seiten, auf denen zum ersten Mal in Deutschland die Greuelpolitik in Kroatien und Serbien während der vierziger Jahre geschildert wird
1966 «Jesusbilder in theologischer Sicht», Paul List Verlag, 500 Seiten
1966 «Das Jahrhundert der Barbarei», Kurt Desch Verlag, 530 Seiten
1968 «Wer lehrt an deutschen Universitäten?», Limes Verlag, 240 Seiten
1968 «Kirche und Faschismus», Jugenddienst-Verlag, 100 Seiten
1969 «Das Christentum im Urteil seiner Gegner», Band 1, Limes Verlag, 400 Seiten

Am Ende dieses Jahrzehnts, im Dunstkreis des rebellischen Jahres 1968, wurde Deschner wegen «Kirchenbeschimpfung» vor Gericht gezogen. Dieser Versuch, ihn zu kriminalisieren, brachte den Autor auf seine 15 Jahre zuvor konzipierte Buchidee zurück: «Gott geht in den Schuhen des Teufels».

Und damit betrete ich einen Zeitraum, in dem ich selber mitagiert habe und über den ich nun als Mittäter und Zeuge aussagen kann. Deschner hatte für ein neues Projekt ein noch vages Interesse gefunden bei dem kleinen und feinen Szczesny-Verlag mit seinem anspruchsvollen religions- und kirchenkritischen Programm. Leider mußte dieser Münchener Verlag Ende der 60er Jahre schließen. Gerhard Szczesny, ein Mitbegründer der Humanistischen Union, schloß sich dem Rowohlt Verlag an und gab dort eine Taschenbuchreihe heraus: rororo tele.

Eines Frühlingstages 1970 kamen Szczesny und ich auf dem Flur des hellen Reinbeker Verlagshauses ins Gespräch. Er war damals 52 und im Begriff, sich aus dem literarisch-publizistischen Getriebe zurückzuziehen. Ich war ein Heißsporn von 32 und unternahm gelegentlich Seitensprünge vom Taschenbuchgeschäft in den Hardcoverbereich. Zum Beispiel hatte ich gerade in jener Zeit C. W. Cerams letztes Buch «Der erste Amerikaner» redigiert. «Deschner schreibt was Neues», sagte Szczesny. «Vielleicht ist das für Rowohlt interessant. Sie kennen ja Deschner, nicht wahr?»

«Oh ja!», war meine prompte Antwort. Als Student in Tübingen hatte ich mich für seine bilderstürmenden Kritiken an literarischen Größen begeistert. «Kitsch, Konvention und Kunst» gehörte damals auf jedes Bücherbrett der literarisch Interessierten. Deschner arbeite seit Jahren, sagte Szczesny damals, an einem ganz großen Werk, einer weltlichen Kirchengeschichte, einer *Kriminalgeschichte des Christentums* von den Anfängen bis in die Gegenwart.

Dieser funkelnde Titel sprang sofort über. Ich schrieb dem Autor nach Haßfurt: ob ich ihn besuchen dürfe. Am 18. April 1970 machte ich mich auf die Reise. Deschner erwies sich als ein liebenswürdiger Gastgeber, als interessanter Gesprächspartner, aufmerksamer Zuhörer und ebenso kluger wie warmherziger Melancholiker. Eine unwiderstehliche Mischung. Auch für mich. Jedenfalls waren es wunderschöne Stunden damals an jenem Aprilsamstag im bescheidenen Haßfurter Häuschen der Familie Deschner mit drei Kindern, einem Hund, einer Katze, mehreren Kaninchen und Meerschweinchen.

In der kargen Dachkammer, wo Deschner jeden Tag des Jahres von morgens 5 bis 11 Uhr nachts seine literarische Schwerarbeit leistete, schaute ich mir seine Materialsammlung an: Stapel, Berge von Papierblättern mit Exzerpten, Notizen, Entwürfen.

Ich war Feuer und Flamme für das Projekt. Als fast noch jugendlicher Verlagslektor konnte ich ein solch bedeutendes Projekt aber nicht alleine unter Vertrag nehmen. Also ging ich zur Audienz zu meinem Chef Heinrich Maria Ledig-Rowohlt und wollte ihn mit meiner Begeisterung für das Riesenprojekt der Kriminalgeschichte des Christentums anstecken. Der alte, vorsichtig gewordene Fuchs Ledig-Rowohlt ließ sich von meinem missionarischen Feuer nicht mitreißen, sondern diktierte gleich in meiner Gegenwart einen ersten Brief an den sehr geehrten Dr. Karlheinz Deschner. Die Vermittlung durch Dr. Szczesny, die kritischen Glanzleistungen in «Kitsch, Konvention und Kunst» erwähnte er diplomatisch. Jedoch wünsche er sich ein ausführliches und detailliertes Exposé. Dieser Wunsch eines erfahrenen Verlegers war berechtigt und in jeder Hinsicht verständlich.

Also trug ich Ledig-Rowohlts Nachfrage dem Einsamen von

Haßfurt vor, bat ihn um ein sorgfältig ausgearbeitetes Exposé mit Zeitplan. Wochenlang quälte sich der Autor mit ein paar Seiten Projektbeschreibung ab, mein Schreiben blieb unbeantwortet. Aber dann kam doch endlich ein Brief aus Haßfurt. Charakteristisch für ihn ist gleich die Präambel:

«*Vorbemerkung:* Der Verfasser, man verzeihe dies Bekenntnis, ist kein Freund von Exposés. Sie rauben ihm nur die Zeit und spiegeln seine späteren Bücher kaum. Das folgende soll nur kurz den Grundgedanken zeigen sowie – absolut ungegliedert und bruchstückhaft – eine Reihe der wichtigeren Themen.
Standpunkt des Verfassers: Er ist weder Faschist noch Kommunist, fühlt sich aber jenem Humanismus, der von der Antike über die Aufklärung bis heute das wertvollste Gut europäischer Geistesgeschichte ausmacht, ebenso verbunden wie den Erniedrigten und Beleidigten aller Völker, Rassen und Zeiten.»

Bei seiner Arbeitsweise, schrieb Deschner, könne er unmöglich mit Stoppuhr und Kalender angeben, was wann zu Papier gebracht und als Manuskript geliefert werde. So ein Werk wachse Tag und Nacht, Schicht um Schicht.

Das war «echt» Deschner. Wer sein exhibitionistisches Frühwerk «Die Nacht steht um mein Haus» kannte, der wußte, daß Deschner kein geruhsamer akademischer Literaturarbeiter war, sondern Schriftsteller durch und durch, Künstler, der angewiesen war auf Inspiration, auf die Liebesgunst der Muse Klio, die bei den alten Griechen die Extra-Muse war für das Ressort Geschichtsschreibung.

Das in der Tat «absolut ungegliederte und bruchstückhafte» Exposé schließt mit dem Satz: «Ich möchte das Werk zu einer der größten Anklagen machen, die je ein Mensch gegen die Geschichte des Menschen erhoben hat.»

Die Schwächen des unordentlichen Entwurfs standen seiner Realisierung zunächst im Wege. Der Autor drängte und drohte ein bißchen. Ich schrieb beschwichtigend nach Haßfurt: «Ich kann Ihre Ungeduld sehr gut verstehen. Wir Lektoren leiden selber oft unter der Zähflüssigkeit, mit welcher der Entscheidungsprozeß über ein Buch bei uns sich dahinwälzt.»

Endlich, am 22. Juni 1970, die frohe Botschaft: «Lieber Herr Deschner», schrieb ich,

«zum Glück gehött Ihr Buchprojekt mit dem hinreißenden Titel *Kriminalgeschichte des Christentums* nicht zu den Problemen, wie sich schließlich herausgestellt hat. Der Verlag will also wirklich Ernst machen und dieses Buch veröffentlichen.
Ich darf jetzt in Stichworten zusammenfassen, wie ein Vettrag zwischen Ihnen und uns über Ihr Werk *Kriminalgeschichte des Christentums* aussähe. Umfang: 320 bis 350 Druckseiten; darin enthalten 40 bis 50 Seiten Quellenanhang. Der Quellenanhang wird exakte Belege liefern für die Ausführungen im Text. Der Haupttext soll von Anmerkungen, Fußnoten und dergleichen weitgehend befreit werden und eine ungehinderte zügige Lektüre darstellen. Hier soll der Stil bei aller Sachlichkeit eher kritisch pointiert sein. Die Garantie für historische Korrektheit der Darstellung wird vom Autor getragen. Der Verlag kann sich nicht verpflichten, die zahlreichen und schwer zugänglichen Quellenschriften im Rahmen einer Zitatkontrolle nachzuprüfen.
Ablieferungstermin: Der Autor liefert das vollständige Manuskript des Textteils und des Quellenanhangs bis Ende Juni 1972 in zweifacher Ausfertigung als maschinenschriftliches Manuskript ohne umfangreiche handschriftliche Korrekturen an den Verlag ab. Dieser Ablieferungstermin bedeutet, daß als Erscheinungstermin für das Werk nicht mehr der Herbst 1972, sondern erst das Frühjahr 1973 in Frage kommt.
Der Verlag geht zunächst einmal von einer Erstauflage in Höhe von 6000 Exemplaren aus bei einem geschätzten Ladenpreis von DM 20,-.
Ich darf Ihnen versichern, daß – von mir einmal ganz abgesehen – Herr Ledig-Rowohlt froh wäre, Sie, lieber Herr Deschner, als Autor zu gewinnen. Bitte denken Sie doch daran, mit einer Zeile anzudeuten, ob wir schon jetzt Ihren glänzenden Titel *Kriminalgeschichte des Christentums* schützen lassen sollen.»

Eine Woche später, am 29. Juni 1970, schrieb mir Deschner:

«Um es kurz zu machen: Ich akzeptiere alles. Nur der geringe Vorschuß enttäuscht mich. (Anderwärts hätte ich wesentlich mehr bekommen können!) Doch hoffe ich, letzten Endes bei Ihnen besser zu fahren. Eine einzige Änderung erbitte ich. Da ich von der Hand in den Mund lebe, reicht der Vorschuß nicht für eine Minimal-Existenz meiner Familie während der Niederschrift. Ich muß also die eine oder andere kleine Nebenarbeit dazu machen und werde folglich etwas länger für die Kriminalgeschichte brauchen, als ich es Ihnen zusagen konnte. Da Sie aber ohnedies das Buch erst im Frühjahr 1973 bringen wollen, spricht sicher nichts gegen eine Ablieferung Ende 1972. Das wärs.»

Es kam, natürlich, alles ganz anders. Deschner mußte, wie angekündigt, «die eine oder andere kleine Nebenarbeit dazu machen» und folglich «etwas länger für die Kriminalgeschichte brauchen».

Etwas länger als 16 Jahre hat es gedauert, bis endlich die «Kriminalgeschichte des Christentums» erscheinen konnte. Im Verlags-

vertrag von 1970 ging es um einen einzigen, noch dazu schlanken Band von höchstens 350 Seiten – was für Deschner ein geradezu magersüchtiger Umfang gewesen wäre – mit einem Ladenpreis von 20 Mark und einer Auflagekalkulation von nur 6000 Exemplaren zunächst.

Wie jedermann weiß, bewegt sich das Autorenhonorar bei relativ niedriger Auflageerwartung in der Gegend von 10 Prozent vom Ladenpreis. Rowohlts Vorschuß war auch in diesem Falle großzügig, deutlich oberhalb der buchhalterischen Proportionen, jedenfalls höher als der gesamte Honoraranteil der veranschlagten Auflage. Und das, als uns noch keine Zeile des Manuskripts vorlag! Kaufmännisch ein beachtliches Risiko. Nein, eigentlich ein Wahnsinn – rein kaufmännisch gesehen. Und trotzdem – der Vorschuß konnte die Familie Deschner unmöglich zweieinhalb Jahre über Wasser halten (von Mitte 1970 bis zum versprochenen Manuskriptabgabetermin im Dezember 1972).

Was Deschner in seinem Brief vom 29.6.1970 in das herrliche Understatement kleidet «die eine oder andere kleine Nebenarbeit» zum Brotverdienen, das wurde – ich beschränke mich auf seine Buchveröffentlichungen – im Laufe der Jahre ein stattlicher Stapel von zumeist voluminösen Bänden:

1970 «Warum ich aus der Kirche ausgetreten bin», Kindler Verlag, 200 Seiten

1970 «Kirche und Krieg. Der kirchliche Weg zum Ewigen Leben», Hans E. Günther Verlag, 540 Seiten

1971 «Der manipulierte Glaube. Eine Kritik der christlichen Dogmen», Kindler Verlag, 330 Seiten (später mehrfach neu unter dem Titel «Der gefälschte Glaube»)

1971 «Das Christentum im Urteil seiner Gegner», Band 2, Limes Verlag, 290 Seiten

1974 «Das Kreuz mit der Kirche. Eine Sexualgeschichte des Christentums, Econ Verlag, 490 Seiten

1974 «Kirche des Un-Heils. Argumente um Konsequenzen zu ziehen», Wilhelm Heyne Verlag, 127 Seiten

1977 «Warum ich Christ/Atheist/Agnostiker bin», Kiepenheuer & Witsch, 205 Seiten

1981 «Ein Papst reist zum Tatort. Eine Flugschrift», Hoffmann und Campe Verlag, 24 Seiten

1982 «Ein Jahrhundert Heilsgeschichte. Die Politik der Päpste im Zeitalter der Weltkriege», Band 1, 658 Seiten, und im folgenden Jahr
1983 Band 2, 673 Seiten; beide Bände bei Kiepenheuer & Witsch
1985 «Nur Lebendiges schwimmt gegen den Strom. Aphorismen», Lenos Verlag, 108 Seiten
1986 «Die beleidigte Kirche. Oder: Wer stört den öffentlichen Frieden?», Ahriman Verlag, 62 Seiten

Und damit sind wir im Jahre 1986, in dem – 16 Jahre nach Vertragsabschluß – endlich die «Kriminalgeschichte des Christentums» zu erscheinen begann. Zur Zeit der Konzeption war Deschner Mitte vierzig gewesen, bei Erscheinen war er 62. Was für ein langer Atem! Wie ein Baum wuchs dieses Projekt. Ein- bis zweimal jährlich schaute ich in Haßfurt herein. Deschners Materialsammlungen und Entwürfe über zwei Jahrtausende christlicher Crimina füllten langsam einen ganzen Archivschrank: mehr als 25 000 Blätter waren es bis 1986 geworden.

Blicken wir noch einmal zurück: Der vertragliche Manuskriptablieferungstermin «Ende 1972» verstrich, das Jahr 1973 verstrich und noch viele weitere Jahre verstrichen. Bald verschwand die «Kriminalgeschichte des Christentums» auch aus den Kandidatenlisten für Rowohlts Frühjahrs- und Herbstprogramme und ruhte als verblassende Hoffnung im Fundus vager Projekte. Irgendwann mochte niemand mehr in Reinbek an die Realisierung glauben. Und auch ich konnte mich der Zweifel am Gelingen des Werkes nicht mehr erwehren.

Dieses Werk nahm von Jahr zu Jahr gewaltigere Proportionen an. Deschner ist ja kein Buchproduzent, der sein einmal gefaßtes Konzept rationell abwickelt. Seine Kreativität bringt fortwährendes Wachstum hervor. Aus dem einen Band von höchstens 350 Seiten des Jahres 1970 wurden bald zwei: von Konstantin dem Großen bis zum Hochmittelalter und vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Dann drei: von den Anfängen bis zu Karl dem Großen, von Kaiser Karl bis Martin Luther und von Luther bis heute. Ende der 70er Jahre diskutierten Autor und Lektor über sechs Bände: ein Band Antike, zwei Bände Mittelalter, drei Bände Neuzeit. Rowohlts Vertriebs- und Finanzchef schüttelte den Kopf und glaubte kein Wort mehr. «Daraus wird doch nie etwas. Lassen Sie uns die ganze uto-

pische Sache absetzen, die gezahlten Vorschüsse [es gab inzwischen mehrere] gehen à fonds perdu und damit basta. Der Mann geht auf die Sechzig zu und will immer noch sechs oder sieben oder neun dicke Bände schreiben. Daran glauben Sie doch selber nicht.» Doch-doch, behauptete ich dann tapfer.

Das Anschwellen eines Projekts ist ja auch sonst schon vorgekommen, und zwar in allen Literaturgattungen, sogar im strengen Feld der Lexikographie. Denken Sie nur an die große französische Encyclopédie oder an das Grimmsche Wörterbuch der deutschen Sprache. Oder nehmen wir Dölgers Reallexikon für Antike und Christentum, das ursprünglich drei Bände umfassen sollte, von dem aber heute bereits 24 Bände vorliegen, die damit erst bis zum Stichwort «Montanismus» vorgedrungen sind, was nur etwa die Hälfte des Alphabets ist. Mit solchen hinkenden Vergleichen habe ich mich damals getröstet. Den Autor zu trösten, fehlten mir die Mittel.

Deschners wirtschaftliche Lage – allzeit prekär, meist miserabel – wurde immer bedrückender. Noch mehr arbeiten war undenkbar. Der Herzinfarkt 1967, also mit nur 43 Jahren, war ein todernstes Memento gewesen. Anfang 1976 stellte Deschner einen Antrag auf Gewährung eines Forschungsstipendiums bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft, um die Arbeit an der Kriminalgeschichte des Christentums fortsetzen zu können. Unter Punkt 4 heißt es: «Seit 1970 habe ich nebenbei, seit 1973 fast ausschließlich an dem Projekt gearbeitet. Bis zum Abschluß beider Bände benötige ich noch etwa vier Jahre. – Schon ein einjähriges Stipendium wäre für mich eine große Hilfe.»

Der eine Befürworter, Prof. Dr. Carl Schneider, schrieb in seiner Stellungnahme:

«Die Fragestellung ist originell: In welchem Verhältnis steht das Christentum seinem geistigen Gehalt nach zu den jeweiligen juristischen, aber auch allgemein ethischen Konzeptionen jener Epoche? Hätte man vielleicht zunächst Bedenken, daß auch in einem mehrbändigen Werk für einen einzelnen dieser Vorsatz zu groß sein könnte, habe ich bei Deschner diese Bedenken nicht, vorausgesetzt, daß ihm die Möglichkeit gegeben wird, mehrere Jahre an diesem Projekt zu arbeiten. Nur dann, wenn ihm Zeit und auch Mittel dafür bleiben, Quellen und Material ohne Einschränkung zu sichten, ist das Vorhaben sinnvoll. Sollte dies aber der Fall sein, halte ich es für sehr wahrscheinlich, daß

Deschner etwas in der Forschung Neues und Einmaliges schafft, nämlich eine sachliche, unbestechliche Konfrontation von geistiger Substanz des Christentums mit den Verhältnissen der jeweiligen Zeit und der konkret geschichtlichen Menschen. Unter diesen Umständen würde ich es begrüßen, wenn man Deschner die Möglichkeit gäbe, dieses Werk, von dem der erste Band bereits im Rohbau vorliegt, wirklich zu Ende zu führen.»

Der andere Befürworter, Prof. Dr. Dr. Hans Albert, schrieb:

«Daß Deschner sein umfangreiches Werk bisher ohne jede institutionelle Stützung in unermüdlicher privater Forschung – ganz auf sich selbst gestellt – geschaffen hat, verdient größte Bewunderung. Er hätte längst eine Förderung durch Institutionen, die dazu in der Lage sind, verdient, aber das hat sich, wohl dank der Tatsache, daß er in keiner Universität verankert ist, offenbar bisher als zu schwierig erwiesen. An sich würde Deschner in eine theologische Fakultät oder ein theologisches Forschungsinstitut gehören, wo er bessere Arbeitsmöglichkeiten finden würde, aber solange solche Einrichtungen kirchengebunden sind, ist kaum daran zu denken, daß sie einen unabhängigen Forscher dieses Schlages fördern.
Was sein jetziges Projekt – eine Kriminalgeschichte des Christentums – angeht, so darf man angesichts der dazu vorhandenen Vorarbeiten und der bisherigen Leistungen des Autors mit Sicherheit erwarten, daß es zu einem nicht nur religions- und kirchengeschichtlich, sondern auch geistesgeschichtlich und allgemeingeschichtlich sehr interessanten Werk führen wird. Wie das Exposé des Antragstellers deutlich macht, handelt es sich keineswegs um ein Projekt, das sich auf die Erforschung krimineller Tatbestände im engeren Sinne beschränkt, wie das durch den Titel suggeriert werden könnte, sondern um eine Untersuchung zentraler Tendenzen der Geschichte des Christentums. Ein solches Unternehmen ist schon deshalb wünschenswert, weil die von Deschner ins Auge gefaßten Zusammenhänge heute im Allgemeinen zu wenig beachtet werden. Seiner Forschungsarbeit kommt eine Korrekturfunktion zu, deren Bedeutung nicht zu unterschätzen ist. Man wird heute kaum jemanden finden, der bereit ist, seine ganze Zeit einem solchen Projekt zu widmen, zumal innerhalb des universitären Forschungsbetriebs an solche Problemstellungen kaum zu denken ist. Ich möchte daher den Antrag Deschners mit besonderem Nachdruck unterstützen und für ein nach Möglichkeit mehr als einjähriges Stipendium plädieren.»

Die DFG hat Deschners Antrag natürlich abgelehnt. Deschner lebte fast immer hart am Rande der Pleite. Er mußte Schulden machen und hatte wenigstens bei seinen Gläubigern Glück: Sie blieben geduldig. Und außerdem fanden sich in der höchsten Bedrängnis immer wieder private Wohltäter, die der Familie auf mancherlei Weise

halfen. Auffälligerweise waren es nicht Institutionen, Firmen, Stiftungen, die ihn gesponsert hätten, sondern stets Einzelpersonen, die Deschners Arbeit bewunderten und ihr Scherflein dazu beitragen wollten, daß der Einzelkämpfer weitermachen konnte. Ein Name muß hier herausgestellt werden: Alfred Schwarz aus Luzern. Ohne seine Freundschaft und Großzügigkeit wäre die «Kriminalgeschichte des Christentums» wohl nie erschienen. Sein stilles Mäzenatentum war kein einmaliger Gnadenakt. Den ersten Band hat Fredy Schwarz noch lesen können, den zweiten nicht mehr erlebt.

In unserer verwalteten Welt mutet es nostalgisch an, daß es das noch gibt, den persönlichen Freund und Förderer, den Mäzen, den Gönner. Für Karlheinz Deschner haben sich immer wieder solche noblen Nothelfer eingesetzt, und es gibt sie heute noch. Nach dem Tod von Alfred Schwarz meldete sich spontan der deutsche Unternehmer Herbert Steffen bei Deschner: «Ich bin Ihr neuer Mäzen.»

Im März 1986 bekam ich den größten Teil des Manuskripts von Band 1 der Kriminalgeschichte des Christentums auf den Tisch. Es war ein – wie soll ich es sagen? – ein reichlich künstlerisches Produkt, eine Riesencollage, eine höchst unkonventionelle Manuskriptform mit vielen, vielen Nachträgen und unzähligen schwer entzifferbaren handschriftlichen Korrekturen und Zusätzen. Die Kalkulatorin in der Herstellungsabteilung zählte einen ganzen Achtstundentag lang die Anschläge auf den zusammengestoppelten Blättern aus. Am Ende kam sie auf 500 Druckseiten. Und es fehlten noch: die Titelei, die Einleitung, die Anmerkungen, das Abkürzungsverzeichnis, die Literaturliste, das Register – alles zusammen bestimmt 200 bis 300 Seiten.

Ein Debakel! Wir konnten doch unmöglich einen Wälzer von 800 Seiten für mindestens 65 Mark herausbringen. Wie viele Käufer würden sich wohl für solch ein Mega-Buch erwärmen? Nervosität auf beiden Seiten, beim Verlag und beim Autor. Schweren Herzens und schlechten Gewissens fanden wir uns mit einer Notlösung ab: Band 1 bekommt nur noch die «Einleitung zum Gesamtwerk» vorangestellt, der gesamte Anhang wandert ans Ende von Band 2. Eine schlechte Lösung. Wir haben dafür auch Prügel bezogen. Ich mußte in Dutzenden von Briefen und Telefonaten etwas wenn nicht ver-

teidigen, so doch erklären, das weder der Autor noch ich selbst gut fand. Aber welche bessere Lösung hätte es gegeben?

Zu Beginn der achtziger Jahre hatte Deschners Ruhmesstern an Leuchtkraft verloren. Seine größten Bucherfolge lagen lange zurück. Ich bin 1986 von Lektoratskollegen und Rezensenten gefragt worden: «Deschner? Ja lebt der denn noch?» Da war es eine glänzende Idee des damaligen Rowohlt-Werbeleiters Michael Berent, eine kleine Broschüre über Leben, Werk und Resonanz des Gelehrten und Schriftstellers Karlheinz Deschner zu produzieren, die kostenlos verteilt werden und für Deschner-Leser von bleibendem Wert sein sollte. Ein sehr aufwendiges Werbemittel. Alfred Schwarz, der Mäzen aus Luzern, gab eine Anschubfinanzierung, so daß Rowohlt sich nicht lumpen lassen konnte und den Löwenanteil trug: 25000 Exemplare dieses «Prospekts» wurden aufgelegt, der sogar noch eine zweite Auflage erlebte.

Dieses Heft erschien zusammen mit dem ersten Band der «Kriminalgeschichte des Christentums» gerade noch rechtzeitig zur Frankfurter Buchmesse am 26. September 1986. Bei Erscheinen der folgenden Bände wurde ebenso verfahren. Mit Erfolg. Jedenfalls ist Karlheinz Deschner seither wieder präsent mit seinem schriftstellerischen und historiographischen Werk.

Der Erzähltext für den zweiten Band der Kriminalgeschichte über die Spätantike lag bereits seit März 1986 dem Reinbeker Verlag vor. So fiel es nicht schwer, diesen Band mit den umfangreichen Anhängen – Anmerkungen, Literaturverzeichnisse, Abkürzungen, Register – für Band 1 und 2, wie geplant, im Oktober 1988 folgen zu lassen. Als auch der über 700 Seiten starke dritte Band über die von der antiken Kirche betriebene systematische Fälschung, Verdummung, Ausbeutung und Vernichtung termingerecht zwei Jahre später, im Oktober 1990, herausgekommen war, glaubten alle an den Zweijahresrhythmus und rechneten mit dem abschließenden zehnten Band im Jahre 2004, vielleicht zum achtzigsten Geburtstag des Autors.

Es kam anders. Die an sich erfreuliche Deschner-Konjunktur brachte es mit sich, daß dieser asketisch zielstrebige Arbeiter viel zu oft von seinem Hauptwerk – der «Kriminalgeschichte des Christen-

tums» – abgelenkt wurde. Andere Verlage brachten neue Bücher von Deschner heraus, z.B. «Der Anti-Katechismus» (1991), «Der Moloch. Zur Amerikanisierung der Welt» (1992), bei Rowohlt seine Aphorismensammlung «Ärgernisse» (1994). Das Fernsehen, der Rundfunk und die Presse lockten ihn immer wieder aus seiner Haßfurter Klause heraus. Damals, Anfang der Neunziger, hielt Karlheinz Deschner pro Jahr durchschnittlich vierzig öffentliche Vorträge zwischen Kiel und Klagenfurt – viel Zeit, die seiner Arbeit an der Kriminalgeschichte verloren ging, weshalb deren vierter Band über das Frühmittelalter statt nach zwei erst nach vier Jahren in die Buchhandlungen kam: im April 1994, kurz vor seinem siebzigsten Geburtstag.

Der Hunsrücker Unternehmer Herbert Steffen, Deschners Mäzen, machte besorgt die Rechnung auf, daß bei diesem Erscheinungstakt Band 10 der Kriminalgeschichte des Christentums erst im Jahr 2018 zu erwarten sei. Zwar nicht unmöglich, aber nicht wahrscheinlich und schon gar nicht wünschenswert. Steffen machte es möglich, daß fortan alle – oder wenigstens fast alle – Nebentätigkeiten, speziell die zeitraubenden Vorträge, abgewehrt wurden zugunsten des Zehnbänders. Eine solche «Nebentätigkeit» war das weit gediehene, gemeinsam mit dem serbischen Staatsrechtler Prof. Milan Petrović verfaßte Buch «Weltkrieg der Religionen. Der ewige Kreuzzug auf dem Balkan», das 1995 erschien.

Immerhin konnte Deschner nun seiner Haupttätigkeit so viel Arbeitszeit widmen, daß Band 5 der Kriminalgeschichte noch im Dezember 1996 ausgeliefert wurde und im Januar 1997 in den Schaufenstern lag. Es gab also wieder Hoffnung auf die Deschner-Biennale: alle zwei Jahre ein neuer Band der Kriminalgeschichte des Christentums. Und richtig: Im März 1999 lag Band 6 über das 11. und 12. Jahrhundert vor, Band 7 über das 13. und 14. Jahrhundert war mit noch passabler Verspätung im Dezember 2001 fertig und lag im Januar 2002 zum Verkauf aus. Der achte Band, der die von Christen begangenen Verbrechen vom Exil der Päpste in Avignon bis zum Augsburger Religionsfrieden 1555 aufdeckt, folgte im März 2004.

Nur Wochen später wurde am 23. Mai in Haßfurt ganz groß – mit Reden sogar des Bürgermeisters und des Landrats! – Deschners

achtzigster Geburtstag gefeiert. Späte Ehrung des nunmehr «großen Sohnes der Stadt» im tief katholisch geprägten Mainfranken. Die nächste erfuhr Karlheinz Deschner am 15. Oktober 2004, als ihm der Wolfram-von-Eschenbach-Preis verliehen wurde.

Apropos Preise! 1988 verlieh Jan Philipp Reemtsma den Arno-Schmidt-Preis an Karlheinz Deschner, 1993 Walter Steinmetz den Alternativen Büchnerpreis, ebenfalls 1993 wurde Deschner der International Humanist Award zugesprochen. Ludger Lütkehaus hielt 2001 auf Deschner die Laudatio bei der Verleihung des Preises des Internationalen Bundes der Konfessionslosen und Atheisten, dem im selben Jahr der Ludwig-Feuerbach-Preis folgte.

Natürlich gab es in den Jahrzehnten der Arbeit an der Kriminalgeschichte auch Phasen depressiver Stimmung, Momente der Hoffnungslosigkeit. Auf Dauer ist kein Mensch dazu fähig, einer solch konstanten Belastung, die die selbstgestellte Aufgabe eben auch bedeutete, ohne Zermürbungserscheinungen über Jahre gewachsen zu bleiben. «Nur jetzt nicht nachgeben!», war dann Deschners Maxime. Zwischenzeitlich wünschte er sich insgeheim, die Last seiner literarischen Arbeit (die er sein Joch, eine «Maloche» nannte) los zu sein und frei zu leben, draußen in freier Natur und frischer Luft. Leben, einfach nur leben dürfen! Es zog ihn sommers gern ans Meer, an die Ostsee, zum Beispiel nach Bornholm, wo sein Freund Hans Henny Jahnn eine Zeitlang gelebt hat. Oder nach Norwegen, Knut Hamsuns Heimat und Herkunftsland seines Schriftstellerfreundes Jens Bjørneboe. Später verbrachte er im Winter ein paar Ruhetage auf Rügen oder auf verschiedenen ostfriesischen Sandinseln.

Noch später war es nötig, den älter werdenden Autor zu ermutigen und zu ermuntern. Ich schrieb ihm zum Frühstück einen langen Erzählbrief über die Altersphase seines großen Zunftbruders Leopold von Ranke, der von 1795 bis 1886 gelebt hat, hochgeehrter deutscher Historiker, Biograph des preußischen Staates, führender Vertreter des Historismus und Begründer der quellenkritischen Geschichtsschreibung. Nach Ranke soll der Historiker nicht richten oder lehren, sondern «zeigen, wie es eigentlich gewesen ist». Dieser große Historiker, so dachte ich damals, könnte Deschner als tröstliches Vorbild dienen. Ranke erblindete vor Beendigung seiner letz-

ten Buchvorhaben. Er mußte seine mehrbändige «Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation» diktieren, ebenso die «Zwölf Bücher preußischer Geschichte», mehrere Bände über die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten sowie – ohne mit seinen erblindeten Augen lesen zu können – auswendig eine mehrbändige «Weltgeschichte». Wahrlich ein beeindruckendes Alterswerk, unter erschwerten Bedingungen geschaffen. Mit diesem Leuchtturm der Historiographie wollte ich Deschner dabei helfen, nicht lockerzulassen, sondern seine Kriminalgeschichte bis zum abschließenden zehnten Band fortzuschreiben, voranzutreiben.

Nach seinem 80. Geburtstag mußte Deschner jedoch immer häufiger Pausen einlegen. Und so vergingen danach vier Jahre bis zur Veröffentlichung des neunten Bandes (2008) und weitere fünf Jahre bis zum Erscheinen des zehnten (2013). Aber mit der ihm eigenen Willensstärke und Beharrlichkeit hat Karlheinz Deschner in seinem 88. Lebensjahr sein großes Werk nun abgeschlossen.

«Bewundert viel und viel gescholten» – Goethes Kontrapunktierung gilt auch für Karlheinz Deschner. Der Mann war von Anfang an, seit 1956, seit seinem Debüt mit dem Roman «Die Nacht steht um mein Haus», umstritten. Deschners Lebenselement ist nun einmal Kritik, Enthüllung, Aufklärung. Fast alles, was er schrieb und schreibt, ist Streitschrift. Man könnte ihn einen «Streitschriftsteller» nennen. Er nimmt andere beim Wort, mißt sie an ihren Taten und will selber ebenso behandelt werden. Ursprung und Ziel seiner monumentalen «Kriminalgeschichte des Christentums» ist genau dies: die akribische Offenlegung des himmelschreienden Widerspruchs zwischen den Worten Christi und den Taten der Christen durch zwei Jahrtausende. Deschner, der Literatur- und Religionskritiker, will beim Wort genommen werden. Einer, der es getan hat, Norbert Ahrens, sagte bei einer Diskussion mit Deschner im Sender Freies Berlin: «Wenn man Ihre Veröffentlichungen liest, ich meine jetzt speziell die kirchen- und religionskritischen, dann kann man, wenn man redlich ist, nicht anders als zu dem Schluß kommen, daß Sie eigentlich jemand sind, der Kirche und Religion viel, viel ernster nimmt als die meisten der getauften Christen – Priester, Prälaten, Bischöfe eingeschlossen.»

50 Jahre hat Karlheinz Deschner der «Kriminalgeschichte des Christentums» gewidmet, länger als ein Vierteljahrhundert umfaßt ihre Editionsgeschichte bei Rowohlt und zusammen fast 6000 Seiten Text. Eine Geschichte, über die der Autor schon in Band 1 in seiner 60seitigen «Einleitung zum Gesamtwerk» schrieb: «Und selbstverständlich wird nicht behauptet, an allem Elend sei bloß das Christentum schuld. Es geht eines Tages vielleicht genauso elend ohne Christentum weiter. Dies wissen wir nicht. Wir wissen nur: mit ihm wird und muß es so weitergehen. Nicht zuletzt deshalb mache ich seine Schuld sichtbar in allen wesentlichen Fällen, auf die ich gestoßen bin, möglichst umfassend zwar, doch nie überzeichnet, wie es nur jenen scheinen kann, die von christlicher Geschichte keine Ahnung haben oder die darüber getäuscht worden sind.»

Heute wissen wir sehr viel mehr über die christliche Geschichte. Und niemand muß sich mehr täuschen lassen. Karlheinz Deschner sei Dank.

Dieser Text ist eine überarbeitete und erweiterte Fassung des Beitrags «Deschner bei Rowohlt», in: Hermann Gieselbusch/Michael Schmidt-Salomon (Hg.), «Aufklärung ist Ärgernis ...» Karlheinz Deschner – Leben, Werk, Wirkung. Alibri Verlag 2006

ANHANG

ANMERKUNGEN ZUM ZEHNTEN BAND

Die vollständigen Titel der angeführten Sekundärliteratur stehen auf S. 258 ff., ebenso die vollständigen Titel der wichtigsten Quellenschriften und Abkürzungen. Autoren, von denen nur ein Werk benutzt wurde, werden in den Anmerkungen meist nur mit ihren Namen zitiert, die übrigen Werke mit Stichworten.

1. Kapitel
Aus der Skandalchronik des Nordens

1 Schröter, Geschichte Skandinaviens 24 ff.
2 Pierer XV 554
3 Ahasver v. Brandt, HEG III 996 f.
4 Matz, Die 1000 wichtigsten Daten 76 ff. Geiss I 216, III 560, Der Kleine Ploetz 138. Der Große Ploetz 685, 822 f., 1104 f. Kunisch, Prinz Eugen 22, 27. Ders. Absolutismus 136 ff. Deschner/Petrovič, Weltkrieg 70 ff. Duchhardt, Balance 40 f. 240, 264, 395 f. Schilling, Die neue Zeit 161 ff. Burkhardt, Vollendung 146, 151 ff. 156 ff. Kroener zit. bei Burkhardt 155. Dirlmeier/Gestrich u.a., Kleine deutsche Geschichte 210. Vgl. auch Heer, Sieben Kapitel 96 f.
5 Der Kleine Ploetz 75. Der Große Ploetz 588 f. Geiss III 250. HEG I 966 f. Gerhardt, Norwegische Geschichte 123. Bohn, Dänische Geschichte 9. Schröter, Geschichte Skandinaviens 11 ff. 15, 26 f. Tuchtenhagen, Kleine Geschichte Schwedens 16 f.
6 Pierer XII 124 f. Wetzer/Welte VII 645 f. LMA III 2142 f. 12 IV 1868 f. 1929 f. V 1238 f. VI 1257, 1384 f. VIII 342, Geiss II 116, 125, 127, 130, 137, III 328, Der Große Ploetz 589, 592., HEG I 946, 954, 987, f. 968, 987. Gerhardt, Norwegische Geschichte 48 f. 76 ff. 84 ff. 88 ff. 99, 101, 109 ff. 114 ff. 130. HKG III/1, 264 f. Wührer, Die skandinavischen Königreiche 955, 957. Ders., England 944. Bohn, Dänische Geschichte 10 ff. 22. Schröter, Geschichte Skaninaviens 17
7 Pierer IV 701, 703 f. LMA II 1936. III 504, 2130 f. 2154. IV 1868. V 1239 f. VI 97 f. 162 f. VII 1630, 1896 f. Gerhardt, Norwegische Geschichte 83 f. 123 ff. 128, 134 ff. 147, 175 f. Bohn, Dänische Geschichte 22 f. 26, 28. Tuchtenhagen, Kleine Geschichte Schwedens 20
8 Kinder/Hilgemann, dtv-Atlas Weltgeschichte I 162 f. LMA II 214, IV 479 f. 1578 ff. V 1238 f. VIII 1946 ff.

1949 ff. Bohn, Dänische Geschichte 11 f. 20 ff. 23 ff. 29 ff. Schröter, Geschichte Skandinaviens 24 f. Tuchtenhagen, Kleine Geschichte Schwedens 24 f. 30, 58 f.

9 Pierer VIII 22 f. XV 553 f. LMA II 1909 f. V 875 ff. VI 234 f. LThK IX 330. Der Große Ploetz 599. Gerhardt, Norwegische Geschichte 52 ff. 56, 182 ff. bes. 185. Schwaiger, Die Reformation 10 ff. 18 ff. 99. Jutikkala, Geschichte Finnlands 59, 68, 72 f. 178. Zernack, Das Zeitalter der nordischen Kriege 60. A. v. Brandt, Die nordischen Länder 962 ff. 972 f. Bohn, Dänische Geschichte 52. Olesen, Dänemark, Norwegen und Island 27 f. 32 f. 35 f. Schröter, Geschichte Skandinaviens 19, 30, 32 ff. Vogler, Europas Aufbruch 171 f.

10 Pierer IV 708, XV 554. LThK II 1132, IV 1112. Der Große Ploetz 599 ff. Pastor IV/1 , 602 ff. Schwaiger, Die Reformation in den nordischen Ländern 16 ff. 19 ff. 22 ff. 28 ff. 33 ff. 38 ff. 103 ff. A. v. Brandt, Die nordischen Länder 968 ff. 972 ff. 979. Findeisen, Das Ringen 32. Vogler, Europas Aufbruch 173 f. Olesen, Dänemark, Norwegen und Island 36 f. 43. Bohn, Dänische Geschichte 47 f. Buchholz, Schweden mit Finnland 128 f. 137. Schwarz Lausten, Die Reformation in Dänemark 21 ff. 27

11 Pierer IV 708. LMA VIII 188. Pastor IV/1, 368, 602 ff. Schwaiger, Die Reformation in den nordischen Ländern 23 ff. 28 ff. 36 ff. 40, Jutikkala, Geschichte Finnlands 74 f. A. v. Brandt, Die nordischen Länder 974. Findeisen, Das Ringen 25 f. Nyberg, Das religiösc Profil 257 f.

12 LThK IV 1111 f. Der Große Ploetz 1044. HKG IV 315. Schwaiger, Die Reformation in den nordischen Ländern 106 f. Zernack, Das Zeitalter der Nordischen Kriege 59 ff. Findeisen, Das Ringen 26, 31 f. 56 f. A. v. Brandt, Die nordischen Länder 976 ff. 980 f. 987 Anm. 20. Bohn, Dänische Geschichte 40, 46

13 HKG IV 314. Schwaiger, Die Reformation in den nordischen Ländern 106 f. 112 f. 116 f. 121 f. 124 ff. 130, 136, 139 f. Jutikkala, Geschichte Finnlands 80 ff. 83 ff. A. v. Brandt, Die nordischen Länder 977 ff. 987 Anm. 20. Findeisen, Das Ringen 27 ff. 34, 36 ff. 38 ff. 43 ff. 47, 49 f. 54, 60, 109. Buchholz, Schweden mit Finnland 139 ff. 142 ff. 149 ff. 155, 158 f. 181. Tuchtenhagen, Kleine Geschichte Schwedens 46 ff.

14 Pierer VII 789. VIII 23. XV 554 f. LThK IV 1111 f. IX 330 ff. Der Große Ploetz 1044. HKG IV 317. Pastor IV/2 103 f. 517 ff. Schwaiger, Die Reformation in den nordischen Ländern 44 ff. 123 ff. 135 f. Jutikkala, Geschichte Finnlands 83 ff. Zernack, Schweden als europäische Großmacht 333. A. v. Brandt, Die nordischen Länder 978 f. Findeisen, Das Ringen 38 ff. 46 ff. Vogler, Europas Aufbruch 173 ff. Buchholz, Schweden mit Finnland 144 ff. 149 ff. 162. Schwarz Lausten, Die Reformation in Dänemark 30 f. Tuchtenhagen, Kleine Geschichte Schwedens 46 ff. 66 f.

15 Geiss II 226. HKG IV 314 ff. Hergenröther III 132. Gerhardt, Norwegische Geschichte, 201. Jutikkala, Geschichte Finnlands 74 f. Schwaiger, Die Reformation in den

nordischen Ländern 53, 58ff. 61ff. 92ff. Olesen, Dänemark, Norwegen und Island 27f. 34, 36ff. 40ff. 46, 50, 53ff. 61ff. 71ff. 76ff. Grane, Reformationsstudien 188ff. 228. Asche, Zentrum und Peripherie 15f. 19. Schwarz Lausten, Die Reformation in Dänemark 15ff. 21ff., 30ff. 34f. 40ff. 47, 82f. 89f. 92ff. 98ff. 103, 183f.

16 Vgl. die Zwischenüberschrift in IX 376

17 Pierer XV 555f. Der Große Ploetz 1044f. Gerhardt, Norwegische Geschichte 208ff. Jutikkala, Geschichte Finnlands 100ff. 111ff. Pastor IX 693. Schwaiger, Die Reformation in den nordischen Ländern 84. A. v. Brandt, Die nordischen Länder 980ff. 985f. 988ff. Zernack, Schweden als europäische Großmacht 333ff. 337ff. (hier das Zitat von Curt Weibull). Findeisen, Das Ringen 59ff. 67ff. 72ff. 75, 79ff. 86, 91. Nyberg, Das religiöse Profil 291

18 Geiss II 264f. 274. III 549. Der Große Ploetz 1044f. Schnürer, Katholische Kirche und Kultur 358ff. Bihlmeyer, Kirchengeschichte III 67f. 174f. Zernack, Das Zeitalter der Nordischen Kriege 65f. Ders. Schweden als europäische Großmacht 327ff. Ders. Der Große Nordische Krieg 260ff. Ders. Die Expansion des Moskauer Reiches 134ff. Findeisen, Karl XII. 16, 25. Ders. Das Ringen 191ff. 211ff. Schilling, Die neue Zeit 167, 169. Kunisch, Absolutismus 130ff. Tuchtenhagen, Kleine Geschichte Schwedens 57ff. A.v. Brandt, Die nordischen Länder 997ff.

2. Kapitel
Karl XII. von Gottes Gnaden (1697–1718) und der Grosse Nordische Krieg (1700–1721)

1 Zit. bei Findeisen, Karl XII. 71. Vgl. 60

2 Ebd. 98f.

3 Taddey, Lexikon 208. Findeisen, Karl XII., 5f. 10, 13f. 20, 23, 28ff. 36ff. 40, 246ff. 249ff. Ders. Das Ringen 221, 223. Press, Kriege und Krisen 22. Tuchtenhagen, Kleine Geschichte Schwedens 57ff.

4 Pierer VI 292, XII 87f. XIV 161. XVII 776. Geiss I 217. II 283ff. III 367f. 501. Der Kleine Ploetz 144. Der Große Ploetz 685f. Schick, Kirchengeschichte Rußlands 258. Pastor XIV/2, 1156ff. Winter II 23. Jutikkala, Geschichte Finnlands 135, 172ff. Zernack, Der Große Nordische Krieg 259ff. Findeisen, Karl XII. 5f. 40ff. 44ff. 49ff. 56, 60ff. Ders., Das Ringen 224ff. 228. Gestrich, Vom Westfälischen Frieden 205. Burkhardt, Vollendung 315ff. 320, 328ff. Duchhardt, Balance of Power 240f.

5 Pierer XII 88. XVII 544. Geiss I 217f. II 285, 288. Findeisen, Karl XII. 35, 50, 60ff. 69ff. 76ff. 79ff. 82, 111, 117, 126. Schilling, Die neue Zeit 167. Burkhardt, Vollendung 317

6 Bienemann, Die Katastrophe 75ff. Findeisen, Karl XII. 71f. 79f. 95

7 Geiss III 564f. Kunisch, Prinz Eugen, 25. Findeisen, Karl XII. 19, 23, 35, 48, 50, 54ff. 60, 62f. 69ff. 76ff. 80, 88, 90ff. 94f. 101, 122, 140, 146ff. (hier auch die Zitate von Åberg und Carlson) 150, 166,

196ff. 207, 218 u.a. Ders., Das Ringen, 212ff. 231. Deschner, Mörder machen Geschichte 46. Duchhardt, Balance of Power 53ff. Kroener, «Das Schwungrad» 8

8 Findeisen, Karl XII. 32, 37f. 50, 58, 72, 90ff. 123ff. 147ff. 150, 154f. 164f. 192, 217f. 227f. 231. Ders. Das Ringen, 23, 222, 229ff. 232ff.

9 Pierer XII 88ff. dtv-Lexikon 13, 155. Geiss I 218ff. II 283ff. III 561, 563ff. Der Kleine Ploetz 145. Der Große Ploetz 686, 1046. Schick; Kirchengeschichte 258. Winter II 30. Burkhardt, Vollendung 317ff. 322. Findeisen, Karl XII. 82, 84, 87, 89, 111ff. 144, 153ff. 162ff. 187ff. 195, 207ff. 231ff. Ulbert, Frankreichs Deutschlandpolitik 377f.

10 Jutikkala, Geschichte Finnlands 187f.

3. Kapitel «Lichter als die Sonne ...» Seitenblick auf das orthodoxe Christentum

1 Zit. nach Grey, Ivan 70. Vgl. Anm. 3 dieses Kapitels

2 Der Große Ploetz 608f. 619ff. Schick, Kirchengeschichte 101ff. Federmann, Popen und Bojaren 59ff. Donnert, Rußland 27ff. 31ff. 35. Schilling, Die neue Zeit 174f. Nolte, Kleine Geschichte Rußlands 26. Grey, Ivan 15ff.

3 dtv-Lexikon 7, 316. Der Große Ploetz 621ff. 978. Schick, Kirchengeschichte 101ff. Grey, Ivan 15ff. 70. Donnert, Rußland 42. Schmidr, Russische Geschichte 4. Nolte, Kleine Geschichte Rußlands 57ff. 65f.

4 Geiss II 204, 208, 210, 234. Der Kleine Ploetz 111, HKG V 206ff. 213. Schick, Kirchengeschichte 101ff. 107. Neumann-Hoditz, Peter der Große 9ff. 14f. Cawthorne, Das Sexleben der Päpste 171. Grey, Ivan, 12, 15ff., 24ff. 29ff. 32ff. 68ff. Donnert, Rußland 37ff.

5 Grey, Ivan 37ff. 42ff. 48ff. 59ff. 82

6 Pierer XIV 523. HKG V 208. Schick, Kirchengeschichte 104. Grey, Ivan 61, 64f. 78, 82f. 90, 176, 200, 207, 212ff. 216ff. 222ff. 250f. 257

7 Schick, Kirchengeschichte 179ff. K. Stählin, Geschichte Rußlands von den Anfängen bis zur Gegenwart I 1923, 259. Zit. bei Schick, Kirchengeschichte 182f. Grey, Ivan 47, 59f. 66f. 72ff. 77ff. 84ff. 92ff. 119, 129, 182ff. 249ff. 299

8 Der Große Ploetz 979. Grey, Ivan 68, 96f. 105f. 110ff. 115ff. 120ff. 125ff. 130f. 290ff. 294ff. Nolte, Kleine Geschichte Rußlands 62ff. Schmidt, Russische Geschichte 3, 7

9 Pierer XIV 523f. Geiss II 253, 256f. III 369f. Der Große Ploetz 622, 979f. HKG V 208ff. Pastor XII 471f. Schmidt, Russische Geschichte 11ff. Grey, Ivan 27ff. 35f. 38f. 44f. 154f. 164ff. 176ff. 230ff. 261ff. 266ff. 270, 303. Löwe, Der Strelitzen-Aufstand von 1682 in Moskau 178f.

10 Der Große Ploetz 980. Goldberg, Getaufte Juden 163ff. Czermak, Christen gegen Juden 78f. Deschner, Opus Diaboli 42ff. Schmidt, Russische Geschichte 15ff. bes. 17f. 20, 22. Krispin, Der Bolotnikov-Aufstand 27f. 34ff. 51, 54ff. 64ff.

Löwe, Aufstände im Russischen Reich 1 ff. Roller-Aßfalg, Der Moskauer Aufstand von 1648, 70 ff. Vgl. etwa auch Erhardt, Von der Inquisition 131 ff. Streminger, Gottes Güte 250 ff.

11 Pierer IV 64. Geiss IV 440. Der Kleine Ploetz 130, 144, Der Große Ploetz 980, 989. Oswalt, Die inneren Reformen 346 f. Grey, Ivan 106 ff. Löwe, Aufstände im Russischen Reich, in: Volksaufstände in Rußland 1 ff. 7 f. 15 f. 26. Ders. Der Moskauer Kupfergeldaufstand von 1662, 105 ff. 116. Ders. Der Strelitzen-Aufstand von 1682 in Moskau 163 ff. 184 ff. Ders. Der Aufstand der Don-Kosaken unter Kondratij Bulavin, 1707–1708 223 ff. Roller-Aßfalg, Der Moskauer Aufstand von 1648 69 ff. 75 ff. 79, 82. 89 ff. 93 ff. 102 f. Krispin, Der Bolotnikov-Aufstand 29 ff. Schleuning/Tuchtenhagen, Der Kosaken-Aufstand unter Stepan Razin 1667–1671 131 ff. 156. Moutchnik, Der «Strelitzen-Aufstand» von 1698 197 ff.

4. KAPITEL
PRINZ EUGEN, «DER EDLE RITTER», UND DER SPANISCHE ERBFOLGEKRIEG

1 Swift zit. bei Braubach III 93

2 Egghardt, Prinz Eugen 100, 102

3 Schüßler, Prinz Eugen 47

4 Duchhardt, Europa am Vorabend 70

5 Geiss II 286. Der Kleine Ploetz 148. Landmann, Prinz Eugen 38. HEG 556 f. HKG V 146 f. R. Krebs, in: HEG IV 553. Schüßler, Prinz Eugen 42. Braubach I 49, 78, 101, 303 f. Fuchs/Raab, dtv-Wörterbuch zur Geschichte II 755. Voss, Geschichte Frankreichs, Kunisch, Prinz Eugen 135 f. Press, Kriege und Krisen 451 ff. Schindling, Leopold I. 183. Duchhardt, Altes Reich 24. Egghardt, Prinz Eugen 72 f. Burkhardt, Vollendung und Neuorientierung 261. Vgl. ebenda 155

6 Sautter, Biographisches Lexikon 369. Landmann, Prinz Eugen 78. Schüßler, Prinz Eugen 41, 44. Kerchnawe, Prinz Eugen 7 f. Braubach, Geheimdiplomatie 11. Ders. I 141 f. 396 Anm. 155. III 275. IV 101 ff. 146, 270. V 15, 22, 25, 119 f. 344. Egghardt, Prinz Eugen 62. Deschner, Mörder machen Geschichte, 87

7 Schüßler, Prinz Eugen 41. Braubach I 21 f. 31 ff. 43 ff. 51, 57 ff. 61 f. 68 ff. 71 ff. Egghardt, Prinz Eugen 11, 20, 26, 113

8 Braubach I 71, 73 ff. 81 f. 85 ff. 98. III 85. 397 Anm. 234. Kerchnawe, Prinz Eugen 12. Schindling, Leopold I. 179, 184. Egghardt, Prinz Eugen 8, 11, 20 ff. 27 ff. 32, 34 ff. 38, 117 ff.

9 Geiss II 275. Braubach I 90 f. 96, 106 f. 110, 117, 168, 196 ff. 312 f. 331 f. 351 ff. II 22, 28 ff. 35, 110, 140. III 71. Egghardt, Prinz Eugen 40 f.

10 Braubach I 51 ff. 55 ff. 123, 186, 235. V 108. Egghardt, Prinz Eugen 46, 49

11 Braubach I 338, 349 ff. 352 ff. 358 ff. 363 ff. II 11 f. V 355. Schmidt, Joseph I 189 f.

12 Braubach I 117, 258. Egghardt, Prinz Eugen 45 f.

13 Taddey, Lexikon 1127. Schüßler, Prinz Eugen 55f. 63. Braubach, I 226, 271, 310, 349f. II 188, 233, 260, 379. III 38, 93, 110, 348

14 Geiss II 282. Taddey, Lexikon 744, Sautter, Biographisches Lexikon 275. Landmann, Prinz Eugen 52f. Braubach I 235, 343ff. II 118ff. Burkhardt, Vollendung und Neuorientierung 261 f.

15 Landmann, Prinz Eugen 78f. 87. Kerchnawe, Prinz Eugen 13f. Braubach I 109f. 113, 139, 141, 173, 235, V 14ff. 20, 29, 55, 57, 68ff. 121ff. 337, 354, 363 Anm. 7. De Quincey bei Braubach I 346 angeführt. Egghardt, Prinz Eugen 42f. 46, 50, 60, 84, 95, 133. – In diesem Abschnitt bin ich besonders Hanne Egghardt, Prinz Eugen. Der Philosoph in Kriegsrüstung verpflichtet (S. 93ff. 99, 107, 125ff. 131, 136f. 158ff. 164ff.), die sich ihrerseits häufig auf die fünfbändige, äußerst detailreiche Biographie Max Braubachs, Prinz Eugen von Savoyen, stützt, die auch ich immer wieder benutze, hier besonders I 280ff. V 14ff. 17, 21ff. 53, 61ff. 71ff. 78ff. 91ff. 106ff. 122ff. 172f. 351f.

16 Landmann, Prinz Eugen 50, 62, 67, 78. Schüßler, Prinz Eugen 42. Kerchnawe, Prinz Eugen 18ff. bes. 27ff. Braubach I 260, 262ff. 271, 358. II 74ff. 305ff. V 17. Duchhardt, Europa am Vorabend 70. Egghardt, Prinz Eugen 48, 54, 62ff. 66f. 77ff.

17 Pierer XV 916. XVI 435. Braubach II 22f. 127f. IV 142ff. Blickle, Unruhen 40. Egghardt, Prinz Eugen 102f.

18 Landmann, Prinz Eugen 43. Braubach IV 194ff. 210ff. V 220f. 435 Anm. 76. Egghardt, Prinz Eugen 67, 103ff.

19 Braubach, Die Geheimdiplomatie 11ff. 19f. bes. 25ff. 52 Anm. 81 und 82. Vgl. auch Braubach I 334, II 314f. III 81, 123. IV 135f. 240ff. 244, 252ff. V 347ff. 467f. Anm. 45. Duchhardt, Balance 36

5. Kapitel
Der Siebenjährige Krieg

1 J. Burkhardt, Abschied 256

2 Zit. ebd. 300f.

3 Duffy, Friedrich der Große 317f.

4 Ranke, Die Päpste 697

5 LThK V 699. Kelly, Lexikon 301, 303, 307. Schopenhauer, Parerga und Paralipomena II, Kap. XV Über Religion § 174. HEG IV 169, 208f. Ranke, Die Päpste 722ff. 735, 738. Pastor XIV/1 15ff. 305ff. 611ff. XIV/2 1073ff. XV 5f. 25. Kühner, Das Imperium 319. Burkhardt, Abschied 8, 19ff. 50f. 187f. Franzen, Kleine Kirchengeschichte 326. Duchhardt, Europa am Vorabend 181

6 dtv-Lexikon 7, 93; 9, 239; 15, 27. LMA IV 1094f. LThK III 726f. IV 274ff. VIII 431f. HEG IV 208ff. 215. Pastor XIV/1 438. Ranke, Die Päpste 708ff. Franzen, Kleine Kirchengeschichte 325ff. Seppelt, Das Papsttum im Kampf mit Staatsabsolutismus 310ff. 378, 381, 395. Ders. Das Papsttum in der Neueren Zeit 313ff. 318f. 400ff. Kühner, Das Imperium 315, 339. Duchhardt, Europa am Vorabend 143f.

7 Geiss IV 560f. Ranke, Die Päp-

ste 730ff. Pastor XV 9ff. 14f. 17, 20f. 25ff. Seppelt, Das Papsttum im Kampf mit Staatsabsolutismus 382ff. 386. Ders. Das Papsttum in der Neueren Zeit 387ff.

8 Sautter, Biographisches Lexikon 223. Der Kleine Ploetz 137. HEG IV 585ff. Seppelt, Das Papsttum im Kampf mit Staatsabsolutismus 385ff. Pastor XV 27ff. 31ff. 34, 42. Burkhardt, Abschied 23. Schmidt, Joseph I. 195, 197f. Schindling, Leopold I., 171

9 Geiss II 286, 289f. HEG IV 585ff. Ranke, Die Päpste 732. Pastor, XV 29, 32, 34ff. 37ff. 40ff. Seppelt, Das Papsttum im Kampf mit dem Staatsabsolutismus 386f. Ders. Das Papsttum in der Neueren Zeit 392ff. Schmidt, Joseph I. 198

10 dtv-Lexikon 12, 289. Burkhardt, Abschied 1ff. 113ff. 123, 127ff. 130ff. 204f.

11 Burkhardt, Abschied 2f. 5f. 12ff. 19ff. 24f.

12 HEG IV 450, 456. Der Kleine Ploetz 140f. Duffy, Friedrich 21, 246f. Burkhardt, Abschied 25ff. 42f. 153. Messerschmidt, Nachwirkungen Friedrichs II. 283ff.

13 Pastor XVI/1 422f. Burkhardt, Abschied 32ff. 42ff. 49f. 100ff. 111. Kroener, Die materiellen Grundlagen 76

14 Ranke, Die Päpste 612ff. Burkhardt, Abschied 42f. 106ff. 156

15 Der Kleine Ploetz 140. Burkhardt, Abschied 42ff. 46ff. 53, 108f. 161f. 206, 211. Pommerin, Bündnispolitik 113ff. bes. 127, 135f. 149f. 163f. Pommerin/Schilling, Denkschrift des Grafen Kaunitz 165ff. 205, 208, 228

16 Pastor XVI/1 424f. 479. Burkhardt, Abschied 51ff. 61f. 107ff. 113ff. 118

17 Duffy, Friedrich der Große 83, 210

18 Duffy, ebd. 211f.

19 Geiss III 575, 579, 581. Sautter, Biographisches Lexikon 431. Duffy, Friedrich der Große 244, 285, 310ff.

20 Duffy, Friedrich der Große 55, 286f. Kroener, Militärischer Professionalismus 104

21 Pierer XV 925f. Geiss III 580. Sautter, Biographisches Lexikon 193, 238. Der Kleine Ploetz 141. Duffy, Friedrich der Große 283, 286ff. 291f. 297ff. Bleckwenn, Montierung und Ausrüstung 292

22 Duffy, Friedrich der Große 96. Berenhorst, Betrachtungen über die Kriegskunst, über ihre Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverlässigkeit, zit. nach M. Messerschmidt, Nachwirkungen Friedrichs II. in Preußen-Deutschland 270. Clausewitz, Machiavel, Arndt ebenfalls zit. nach Messerschmidt 270f. 273. Vgl. zu Berenhorst auch Kunisch, Der kleine Krieg 42

23 Kunisch, Der kleine Krieg 50ff. bes. 55f. 58, 62. Duffy, Friedrich der Große 19, 27, 29ff. 56f. 62, 88, 208

24 Duffy, Friedrich der Große 88ff. 91, 93ff. Kroener, Die materiellen Grundlagen 52, 56

25 M. Schlenke, England und das friderizianische Preußen 1740–1763, 1963, S. 222. Zit. nach Burkhardt, Abschied 51f. Vgl. auch ebd. 115f.

26 Pastor XVI/1 425. Duffy, Friedrich der Große 262f. 266. Burkhardt, Abschied 110ff. Zitat S. 113. 136ff. 140ff. 146ff.

27 Burkhardt, Abschied 117ff. 123ff. 133ff. 148, 210, 212ff.
28 Ebd. 205ff.
29 Pastor XVI/1 451ff. 463, 469, 478f.
30 Burkhardt, Abschied 147f. 256f

6. Kapitel
Der Niedergang des Papsttums

1 Gontard, Die Päpste 425
2 Gelmi, Das Papsttum im Zeitalter der Aufklärung 231
3 LThK V 522, Kelly, Reclams Lexikon der Päpste 299. Kühner, Lexikon 233f. Pastor XIV/1 28ff. Natan, Graue Eminenzen 55ff. Gelmi, Das Papsttum der katholischen Reform 171. de Rosa, Gottes erste Diener 520
4 LMA VI 1093f. LThK I 370f. VII 738f. Kelly, Reclams Lexikon 301. Pastor XIV/1 313ff. 317ff. 322f. Gelmi, Das Papsttum im Zeitalter der Aufklärung 235f.
5 Pierer VI 760. XI 37f. XIV 69f. Wetzer/Welte VI 953ff. IX 229ff. LThK VII 16. VIII 1134. Kelly, Reclams Lexikon der Päpste 301. Geiss I 210. Pastor, XIV/1 359ff. 368
6 Pastor XIV/1 365ff. 369ff. 375ff. 381. XIV/2 841ff. 912, 919. Gontard, Die Päpste 430. Gelmi, Das Papsttum im Zeitalter der Aufklärung 232
7 LThK V 523f. Kühner, Lexikon der Päpste 242ff. Kelly, Reclams Lexikon 304f. HKG V 133f. 139f. Pastor XIV/2 695ff. 704, 803, 807, 813, 890ff. Vgl. auch 780ff.
8 Pastor XIV/2 695ff. 757, 801f.
9 LThK VIII 960f. Kelly, Reclams Lexikon 177, 185, 198, 304ff. HKG V 134f. Seppelt, Das Papsttum in der Neueren Zeit 356ff. Pastor XIV/2 843ff. 877f. Gelmi, Das Papsttum im Zeitalter der Aufklärung 233f.
10 HKG V 136f. Pastor XIV/2 Kap. IV u. V passim u.a. 845, 847, 850ff. 861f. 877ff. 890ff. 897, 931, 947ff.
11 Kühner, Lexikon der Päpste 248. Kelly, Reclams Lexikon der Päpste 306f. LThK VII 381f. HKG V 143f. HEG IV 127. Seppelt, Das Papsttum in der Neueren Zeit 374f. 377f. Pastor XIV/2 985ff. 1050ff. 1054ff. 1057f.
12 Kühner, Lexikon der Päpste 248. Kelly, Reclams Lexikon der Päpste 307ff. Seppelt, Das Papsttum in der Neueren Zeit 379f. Pastor XIV/2 1073ff.
13 Kühner, Lexikon der Päpste 249ff. Kelly, Reclams Lexikon der Päpste 309ff. Geiss II 284, 287. HKG V 146ff. Seppelt, Das Papsttum in der Neueren Zeit 379, 388f. 395f.
14 Pierer I 265. Kühner, Lexikon der Päpste 252. Kelly, Reclams Lexikon der Päpste 309. HKG V 149f. Seppelt, Das Papsttum in der Neueren Zeit 397f. Pastor XV 88f. 98ff. 105ff.
15 Pierer V 370. Kühner, Lexikon der Päpste 253ff. Kelly, Reclams Lexikon der Päpste 310ff. HEG IV 226. Seppelt, Das Papsttum in der Neueren Zeit 409, 421, 424f. Pastor XIV/2, 681. XV 220, 405, 409, 411, 443, 478ff. 484ff. 607f. 616f. 636ff.
16 Kühner, Lexikon der Päpste 255ff. Kelly, Reclams Lexikon der Päpste 313f. Ranke, Die Päpste 719. Seppelt, Das Papsttum in der Neueren

Zeit 429 ff. Gontard, Die Päpste 436. Pastor XV 613, 623 ff. 629 ff. Köhler, Das Papsttum im Urteil 175

17 Kühner, Lexikon der Päpste 258, 261 ff. Kelly, Reclams Lexikon der Päpste 314 ff. Seppelt, Das Papsttum in der Neueren Zeit 435 ff. 444, 449 ff. Pastor XVI/1 31 f. 35 ff. 41 ff. 62 f. 66 ff. 72 ff. 78 ff. 90 ff.

7. Kapitel
Die Jesuitenverfolgung, interner Machtkampf

1 Pastor XVI/1 921. Vgl. ebd. 602

2 Ebd. 218 ff. 269, 319. Seppelt, Das Papsttum in der Neueren Zeit 461

3 LThK V 794. Riffel, Die Aufhebung 75 ff. 90 ff. 95 f. Seppelt, Das Papsttum in der Neueren Zeit 462 f. 465 f. Pastor XVI/1 275, 292 f. 339 ff. 342 ff. 345, 349, 594 ff. Vgl. auch 922. Durant, Rousseau 306 ff. 309 ff. 317 f. Bernecker/Pietschmann, Geschichte Portugals 67. Wright, Die Jesuiten 181. Elm, Die Moderne und der Kirchenstaat 32 f. Kiechle, Die Jesuiten 25

4 Riffel, Die Aufhebung 47 f. 152 ff. 155, 166. Knaake VI f. Pastor XVI/1,604 f. 609 f. 630, 642 f. 657 ff. 663 f. 673 ff. 689 ff 921 f. Hartmann, Die Jesuiten 87 ff.

5 Geiss II 293. Pastor XVI/1 697 ff. Leonhard s. ebd. 701. Pastor XVI/1 747. Durant, Rousseau 321 ff. 330 f. Bernecker/Pietschmann, Geschichte Spaniens 217

6 Pierer XVII 236 f. Geiss II 293. Pastor XVI/1 701 ff. 706 f. 718 ff. 723, 730 ff. 745, 854, Demel, Europäische Geschichte 196

7 Theol. Realenzyklop. 1987 Bd. XVI 665. Pastor XVI/1, 730 ff. 740 ff. 744 f. 752 ff. 756 f. 767, 773 ff. 777, 864, 881, 883 ff. Seppelt, Das Papsttum in der Neueren Zeit 472. Bernecker/Pietschmann, Geschichte Spaniens 209 ff. Kiechle, Die Jesuiten 36 ff. auch zu folg. Anm.

8 Wetzer/Welte V 545 ff. 571. Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, F. W. Bautz, Bd. I (1990) Sp. 1062 f. Knaake, Das Breve XII ff. Pastor XVI/2, 19 f. 100 ff. bes. 115. Vgl. auch 123, 176. Winter, Der Josefinismus 91

9 Knaake, Das Breve 1 ff. 11 ff.

8. Kapitel
Der Josephinismus – «Revolution von oben»?

1 Karl Vocelka, Glanz und Untergang der höfischen Welt, Wien 2001, S. 39. Zit. nach Barbara Gant, «National-Erziehung» 100

2 Pranzl, Das Verhältnis von Staat und Kirche/Religion 50

3 Näf, Die Epochen der neueren Geschichte 479

4 Cod. Iustin. 1,3,1/42 pr. Der Kleine Pauly III 20. Zippelius, Staat und Kirche 20 ff., 25

5 LMA V 1014. Zippelius, Staat und Kirche 28 ff. 33 ff. 36 ff. 55 ff. 62 ff. Vgl. auch Deschner IV 446 f. 497 ff. 503 f.

6 Pierer XII 442. XIV 434. LThK VIII 1345 f. Zippelius, Staat und Kirche 62 ff. 69, 93 ff. 98 f.

7 Sautter, Biographisches Lexikon 232, 286. HKG V 515 ff. Dillmann, Maria Theresia 7 ff. 31, 37, 39, 47,

58, 71 ff. 91, 101 ff. 135, 145 ff. Neuhaus, Zeitalter des Absolutismus 169 ff. 205, 339 ff. Schieder, Friedrich der Große 148 f. Gestrich, Vom Westfälischen Frieden 244. Winter, Der Josefinismus 22 f. Klueting, Der Josephinismus 9. Vgl. auch die folg. Anm.

8 Schöppner/König 330 f. Winter, Der Josefinismus 23, 42 ff. 86. Dillmann, Maria Theresia 10, 46 f. 56 ff. 101 f. 119, 131 f. 138. Schieder, Friedrich der Große 148. Fenske, Deutsche Geschichte 66 f.

9 HKG V 317. Winter, Der Josefinismus 98. Fenske, Deutsche Geschichte 66. Gestrich, Vom Barock zur Aufklärung 454

10 HKG V 360 ff. Klueting, Der Josephinismus. Ausgewählte Quellen 4 f. Dillmann, Maria Theresia 80. Stollberg-Rilinger, Europa im Jahrhundert der Aufklärung 194 f. Gant, «National-Erziehung» 99 f.

11 Wetzer/Welte V 795 ff. Winter, Der Josefinismus 101 f. 176 ff. 189 f. Baumgart, Joseph II. und Maria Theresia 254, 258 f. 261, 266 f. Gestrich, Vom Westfälischen Frieden bis zum Wiener Kongreß 244 f. Reinalter, Die Sozialreformen Josephs II. 168 f.

12 Pierer II 402. Wetzer/Welte V 794. Sautter, Biographisches Lexikon 223 f. Winter, Der Josefinismus 100 f. Neuhaus, Zeitalter des Absolutismus 213 ff. 216, 219 ff. Baumgart, Joseph II. und Maria Theresia 250 ff. 263. Reinalter, Die Sozialreformen 164 f.

13 Winter, Der Josefinismus 143, 166 ff. Vgl. auch 182. Baumgart, Joseph II. und Maria Theresia 268 f. Gestrich, Vom Barock zur Aufklärung, 455. Kunisch, Absolutismus 34 f. Neuhaus, Zeitalter des Absolutismus 425 ff. Klueting, Der Josephinismus 167, 252. Stollberg-Rilinger, Europa im Jahrhundert der Aufklärung 95 ff. Beales, Joseph II. 35

14 Winter, Der Josefinismus 143, 166 ff. Karniel, Die Toleranzpolitik Kaiser Josephs II. 310. Neuhaus, Zeitalter des Absolutismus 426. Baumgart, Joseph II. und Maria Theresia 264, 267, 269, 272 f. Gestrich, Vom Barock zur Aufklärung 455. Kunisch, Absolutismus 34 f. Fenske, Deutsche Geschichte 67. Klueting, Der Josephinismus 241 f. 251

15 Wetzer/Welte V 800. HKG V 518 f. Winter, Der Josefinismus 114 ff. 119 ff. Baumgart, Joseph II. und Maria Theresia 268 f. Demel, Europäische Geschichte 197. Klueting, Der Josephinismus 11, 147 ff. Vgl. auch 203

16 HKG V 517, Anm. 17, 521. Schöppner/König, Charakterbilder 382. Winter, Der Josefinismus 103, 107. Gontard, Die Päpste. 448. Bernhart, Der Vatikan 183. Neuhaus, Zeitalter des Absolutismus 214. van Dülmen, Die Entdeckung das Individuums 58 f. Stollberg-Rilinger, Europa im Jahrhundert der Aufklärung 94 ff. Reinalter, Einleitung 11 ff. Pranzl, Das Verhältnis von Staat und Kirche, in: Reinalter (Hg.) Josephinismus S. 18

17 Winter, Der Josefinismus 183 ff. Knoll, Kunst und Kultur 296

18 Winter, Der Josefinismus 123 ff. 134 ff. 141, 150 ff. Demel, Europäische Geschichte 197

19 HKG V 517. Winter, Der Josefinismus 113, 151 f. Klueting, Der Josephinismus, Einleitung 14 f.

9. Kapitel
Armut als Massenphänomen im absolutistischen Zeitalter

1 Justi zit. nach Bruckmüller, Sozialgeschichte Österreichs 180
2 Zit. nach Bruckmüller, ebd. 230
3 Abel, Massenarmut 321
4 Ebd., Vorwort
5 Wittmann, Der lesende Landmann 6 ff. Lehmann, Quellen zur Lage 193 f. Proske, Handbuch 16 ff. Deschner, Oben ohne 9 ff. bes. 12 f. 198 f.
6 Eichler, Zucht und Arbeitshäuser 129. Hier zitiert: Jürgen Kuszynski, Die Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus, Bd. 19: Studien zur Geschichte des arbeitenden Kindes in Deutschland von 1700 bis zur Gegenwart, Berlin 1968, 31 f. Tennstedt, Sozialgeschichte der Sozialpolitik 56 f. Bruckmüller, Sozialgeschichte 179 f. 230. Deschner, Opus Diaboli 63 f. Endres, Das Armenproblem 1013 f. Vgl. Langer, Die Hungerjahre, 364
7 Wittmann, Der lesende Landmann 14
8 Lehmann, Quellen zur Lage 136. Tennstedt, Sozialgeschichte der Sozialpolitik 49 ff. Bleiber zit. ebd. Zu G. Büchner: Mahling, Das religiöse und das antireligiöse Moment 193. Deschner, Opus Diaboli 62
9 Bentzien, Bauernarbeit 205 f. Lehmann, Quellen zur Lage 188 f.
10 Endres, Das Armenproblem 1007. Bruckmüller, Sozialgeschichte 230
11 Menzel III 217 f. Vehse, Geschichte der kleinen deutschen Höfe I 162 f. Schwaiger, Die altbayerischen Bistümer 129. F. Lütge, Deutsche Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 1952, 274, zit. nach Endres, Das Armenproblem 1007. Kunisch, Absolutismus 64. Vgl. auch Deschner, Dornröschenträume und Stallgeruch, 158. Zur heutigen «Besoldung der Bischöfe und der hohen Geistlichkeit» in Deutschland s. Frerk, Violettbuch 75 ff.
12 Stein, Vom römischen zum byzantinischen Staate 196. Endres, Das Armenproblem 1007. Braudel, Sozialgeschichte 70 ff. Blickle, Unruhen in der ständischen Gesellschaft 91. Abel, Massenarmut 152, 185, 212, 254 ff. Langer, Die Hungerjahre 360, 362, 365 f.
13 Eichler, Zucht- und Arbeitshäuser 131. Endres, Das Armenproblem 1004, 1015 ff. Geremek, Geschichte der Armut 245 ff. 255 ff. 261 ff. 269 f. Abel, Massenarmut 187, Braudel, Sozialgeschichte 71 f. Ulrich von Hutten zitiert nach Ritter, Die Neugestaltung 59.
14 Deschner, Opus Diaboli 72, 122. – Zur Begründung meiner oft kritisierten Geschichts-Perspektive siehe die Einleitung zur «Kriminalgeschichte des Christentums» (I S. 11–70): «Über den Themenkreis, die Methode, das Objektivitätsproblem und die Problematik aller Geschichtsschreibung».

BENUTZTE SEKUNDÄRLITERATUR

Abel, W., Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Europa. Versuch einer Synopsis, 1974

Asche, M., Zentrum und Peripherie in der Geschichte Nordeuropas im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Versuch eines Problemaufrisses, in: Asche, M./Schindling (Hg.), Dänemark, Norwegen und Schweden im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung, 2003

Asche, M./Schindling, A. (Hg.), Dänemark, Norwegen und Schweden im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung, Nordische Königreiche und Konfession 1500 bis 1660, 2003

Baumgart, P., Joseph II. und Maria Theresia (1765–1790), in: Schindling, A./Ziegler, W. (Hg.), Die Kaiser der Neuzeit 1519–1918, Heiliges Römisches Reich, Österreich, Deutschland, 1990

Beales, D., Joseph II. und der Josephinismus in: Reinalter, H./Klueting, H. (Hg.). Der aufgeklärte Absolutismus im europäischen Vergleich, 2002

Becker, W./Christ, G./Gestrich, A./Kolmer, L., Die Kirchen in der deutschen Geschichte. Von der Christianisierung der Germanen bis zur Gegenwart, 1996

Bentzien, U., Bauernarbeit im Feudalismus. Landwirtschaftliche Arbeitsgeräte und -verfahren in Deutschland von der Mitte des ersten Jahrtausends u.Z. bis um 1800, 2. verbesserte Aufl. 1900

Bernecker, W. L./Pietschmann, H., Geschichte Portugals bis zur Gegenwart, 2001

Bernecker, W. L./Pietschmann, H., Geschichte Spaniens. Von der frühen Neuzeit bis zur Gegenwart, 4. überarbeitete und aktualisierte Aufl. 2005

Bernhart, J., Der Vatikan als Weltmacht. Geschichte und Gestalt des Papsttums, 19.–23. Tausend, 1951

Bienemann, F., Die Katastrophe der Stadt Dorpat während des Nordischen Krieges. Nebst zeitgenössischen Aufzeichnungen, 1902

Bihlmeyer, K., Kirchengeschichte, Dritter Teil: Die Neuzeit und die neueste Zeit, 15. Aufl. 1956

Bihlmeyer, K., Kirchengeschichte auf Grund des Lehrbuches von F. X. von Funk, Dritter Teil. Die Neuzeit und die neueste Zeit, 10. Aufl. 1938

Bleckwenn, H., Die Montierung und Ausrüstung der Preußischen Armee in der Mitte des 18. Jahrhunderts, in: Kroener, B. R. (Hg.), Europa im Zeitalter Friedrichs des Großen. Wirtschaft, Gesellschaft, Kriege, 1989

Blickle, P., Unruhen in der ständischen Gesellschaft 1300–1800, 1988

Bohn, R., Dänische Geschichte 2001

Brandt, A. v., Die nordischen Länder von der Mitte des 11. Jahrhunderts bis 1448, in: HEG II 1987

Brandt, A. v., Die nordischen Länder von 1448 bis 1654, in: HEG III 4. Aufl. 1994

Braubach, M., Die Geheimdiplomatie

des Prinzen Eugen von Savoyen, 1962
Braubach, M., Prinz Eugen von Savoyen. Eine Biographie. I Aufstieg 1963. II Der Feldherr 1964. III Zum Gipfel der Ruhmes 1964. Der Staatsmann 1965. V Mensch und Schicksal 1965
Braudel, F., Sozialgeschichte des 15.–18. Jahrhunderts, 1985
Bremer, K., Religionsstreitigkeiten. Volkssprachliche Kontroversen zwischen altgläubigen und evangelischen Theologen im 16. Jahrhundert, 2005
Brendle, F./Schindling, A. (Hg.), Geistliche im Krieg, 2009
Bruckmüller, E., Sozialgeschichte Österreichs, 2. A. 2001
Buchholz, W., Schweden mit Finnland, in: Asche M./Schindling A. (Hg.), Dänemark, Norwegen und Schweden im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung, 2003
Burkhardt, J., Abschied vom Religionskrieg. Der Siebenjährige Krieg und die päpstliche Diplomatie, 1935
Burkhardt, J., Vollendung und Neuorientierung des frühmodernen Reiches 1648–1763, 2006
Cawthorne, N., Das Sexleben der Päpste, die Skandalchronik des Vatikans, 1999
Czermak, G., Christen gegen Juden. Geschichte einer Verfolgung, 1989
Damgaard, P., Kriegsdeutungen der dänischen Geistlichkeit 1611–1660. Ein Überblick, in: Brendle/Schindling (Hg.), Geistliche im Krieg, 2009
Demel, W., Europäische Geschichte des 18. Jahrhunderts. Ständische Gesellschaft und europäisches Mächtesystem im beschleunigten Wandel (1689/1700–1800), 2000
Deschner, K., Dornröschenträume und Stallgeruch. Über Franken, die Landschaft meines Lebens, 1989
Deschner, K., Opus Diaboli. Fünfzehn unversöhnliche Essays über die Arbeit im Weinberg des Herrn, 1987
Deschner, K., Die Politik der Päpste im 20. Jahrhundert, Erweiterte, aktualisierte Neuausgabe von Ein Jahrhundert Heilsgeschichte I und II, 1991
Deschner, K., Oben ohne. Für einen götterlosen Himmel und eine priesterfreie Welt. Zweiundzwanzig Attacken, Repliken und andere starke Stücke, 1999
Deschner, K., Mörder machen Geschichte. Aphorismen, 2003
Deschner, K./Petrovič, M., Weltkrieg der Religionen. Der ewige Kreuzzug auf dem Balkan, 1995
Dillmann, E., Maria Theresia, 2000
Dirlmeier, U., Gestrich, A. u.a., Kleine deutsche Geschichte. Durchgesehene und erweiterte Ausgabe, 2001
Doering-Manteuffel, S., «Da sehet Ihr/welchen der HERR erwählet hat!» Religionspolitik im Spiegel von Dank- und Trauerpredigten über das Haus Habsburg, in: Doering-Manteuffel, A./Nowak, K. (Hg.), Religionspolitik in Deutschland. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. Martin Greschat zum 65. Geburtstag, 1999
Donnert, E., Rußland (860–1917), Von den Anfängen bis zum Ende der Zarenzeit, 1998
dtv-Lexikon. Ein Konversationslexikon in 20 Bänden, 1968
Duchhardt, H., Altes Reich und euro-

päische Staatenwelt 1648–1806, 1990

Duchhardt, H., Balance of Power und Pentarchie. Internationale Beziehungen 1700–1785, 1997

Duchhardt, H., Europa am Vorabend der Moderne 1650–1800, 2003

Duchhardt, H., Barock und Aufklärung, 4. neu bearbeitete und erweiterte Auflage des Bandes «Das Zeitalter des Absolutismus», 2007

Duffy, Chr., Friedrich der Große und seine Armee, 1978

Dülmen, A. van, Deutsche Geschichte in Daten. Band 1. Von den Anfängen bis 1770, 1979

Dülmen, R. van, Die Entdeckung des Individuums 1500–1800, 1997

Durant, Will und Ariel, Rousseau und die Revolution. Eine Kulturgeschichte Frankreichs, Deutschlands und Englands von 1756 bis 1789 und des übrigen Europa von 1715 bis 1789, 1967

Egghardt, H., Prinz Eugen. Der Philosoph in Kriegsrüstung. Facetten einer außergewöhnlichen Persönlichkeit, 2007

Eichler, H., Zucht- und Arbeitshäuser in den mittleren und östlichen Provinzen Brandenburg-Preußens. Ihr Anteil an der Vorbereitung des Kapitalismus. Eine Untersuchung für die Zeit vom Ende des 17. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 1970/1

Elm, V., Die Moderne und der Kirchenstaat. Aufklärung und römisch-katholische Staatlichkeit im Urteil der Geschichtsschreibung vom 18. Jahrhundert bis zur Postmoderne, 2001

Endres, R. Das Armenproblem im Zeitalter des Absolutismus, in: Jahrbuch für fränkische Landesforschung 34/35, Festschrift für Gerhard Pfeiffer, 1975

Erhardt, W. J., Von der Inquisition ins Abseits. Eine Apokalypse der römischen Kirche, 1992

Federmann, R., Popen und Bojaren. Herbersteins Mission im Kreml, 1963

Fenske, H., Deutsche Geschichte. Vom Ausgang des Mittelalters bis heute, 2002

Findeisen, J.-P., Karl XII. von Schweden. Ein König, der zum Mythos wurde, 1992

Findeisen, J.-P., Das Ringen um die Ostseeherrschaft. Schwedens Könige der Großmachtzeit, 1992

Franzen, A., Kleine Kirchengeschichte, 1965

Frerk, C., Violettbuch Kirchenfinanzen. Wie der Staat die Kirchen finanziert, 2010

Fuchs, K./Raab, H., dtv-Wörterbuch zur Geschichte, 2 Bde., 1972

Gant, B., «National-Erziehung»: Überwachung als Prinzip, in: Reinalter, H. (Hg.), Josephinismus als Aufgeklärter Absolutismus, 2008

Garve, Chr., Über Den Charakter Der Bauern Und Ihr Verhältnis Gegen Die Gutsherrn Und Gegen Die Regierung (1786)

Geiss, I., unter Mitarbeit von G. Intemann und M. Sommer, Geschichte griffbereit, 6 Bde., 2002

Gelmi, J., Das Papsttum im Zeitalter der Aufklärung, in: Moser, B. (Hg.), Das Papsttum, Epochen und Gestalten, 1983

Gelmi, J., Das Papsttum der katho-

lischen Reform und Gegenreformation, in: Moser, B. (Hg.), Das Papsttum. Epochen und Gestalten, 1983
Geremek, B., Geschichte der Armut. Elend und Barmherzigkeit in Europa, 1991
Gerhardt, M., Norwegische Geschichte, 1942
Gestrich, A., Vom Barock zur Aufklärung, in: Becker u.a., Die Kirchen in der deutschen Geschichte, 1996
Gestrich, A., Vom Westfälischen Frieden bis zum Wiener Kongreß (1648–1814), in: Dirlmeier, Gestrich u.a., Kleindeutsche Geschichte, 2001
Goldberg, J., Getaufte Juden in Polen-Litauen vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Versuch einer sozialen Integration, in: Martin/Schulin (Hg.), Die Juden als Minderheit in der Geschichte, 1981
Gontard, F., Die Päpste. Regenten zwischen Himmel und Hölle, 1959
Grane, L., Reformationsstudien. Beiträge zu Luther und zur dänischen Reformation, hg. von R. Decot, 1999
Grey, I., Ivan der Schreckliche, 2002
Handbuch der europäischen Geschichte (HEG) Bd. I. Europa im Wandel von der Antike zum Mittelalter, hg. von Th. Schiffer, 3. A. 1992
Handbuch der europäischen Geschichte (HEG) Bd. III. Die Entstehung des neuzeitlichen Europa, hg. von J. Engel, 4. A. 1994
Hartmann, P. C., Die Jesuiten 2001
Heer, F., Sieben Kapitel aus der Geschichte des Schreckens, o. J.
Heine, H., Geschichte Spaniens in der frühen Neuzeit 1400–1800-,1984
Heitz, G./Vogler, G., Bauernbewegungen in Europa vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 1980 Heft 5
Hergenröther, J., Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte, dritter Band, dritte verbesserte Auflage, 1886
Jedin, H. (Hg.), Handbuch der Kirchengeschichte (HKG), Sonderausgabe 1970/1985
Jutikkala, E., in Verbindung mit Pirinen, K., Geschichte Finnlands 1964
Karniel, J., Die Toleranzpolitik Kaiser Josephs II., 1986
Kelly, J. N. D., Reclams Lexikon der Päpste, 1988
Kerchnawe, H., Prinz Eugen von Savoyen. Eine militärbiographische Studie, 1944
Kiechle, St., Die Jesuiten. Wissen, was stimmt, 2009
Kinder, H./Hilgemann, W., dtv-Atlas Weltgeschichte, 2 Bde. 33. A. 1999
Klingenstein, G., Der Aufstieg des Hauses Kaunitz. Studien zur Herkunft und Bildung des Staatskanzlers Wenzel Anton, 1975
Klueting, H. (Hg.), Der Josephinismus. Ausgewählte Quellen zur Geschichte der theresianisch-josephinischen Reformen, 1995
Knaake, D. J. K. F. (Hg.), Das Breve Papst Clemens XIV betreffend Die Aufhebung des Jesuitenordens. Nach dem lateinischen Urdruck und in deutscher Übersetzung herausgegeben und mit einer Einleitung versehen, 1903
Knoll, R., Kunst und Kultur im Josephinismus, in: Reinalter (Hg.), Josephinismus als Aufgeklärter Absolutismus, 2008
Köhler, O., Das Papsttum im Urteil der modernen Gesellschaft, in: B. Moser

(Hg.), Das Papsttum. Epochen und Gestalten, 1983

Krispin, M., Der Bolotnikov-Aufstand 1606–1607, in: H.-D. Löwe (Hg.), Volksaufstände in Rußland, 2006

Kroener, B. R. (Hg.), Europa im Zeitalter Friedrichs des Großen. Wirtschaft, Gesellschaft, Kriege. Im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes 1989

Kroener, B. R., Militärischer Professionalismus und soziale Karriere. Der französische Adel in den europäischen Kriegen 1740–1763, in: ders. (Hg.), Europa im Zeitalter Friedrichs des Großen. Wirtschaft, Gesellschaft, Kriege, 1989

Kroener, B. R., Die materiellen Grundlagen österreichischer und preußischer Kriegsanstrengungen 1756–1763, in: ders. (Hg.), Europa im Zeitalter Friedrichs des Großen, 1989

Kroener, B. R., «Das Schwungrad an der Staatsmaschine»? Die Bedeutung der bewaffneten Macht in der europäischen Geschichte der Frühen Neuzeit, in: Kroener/Pröve (Hg.), Krieg und Frieden, 1996

Kroener, B. R./Pröve, R. (Hg.), Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit, 1996

Kühner, H., Das Imperium der Päpste. Kirchengeschichte – Weltgeschichte – Zeitgeschichte. Von Petrus bis heute, 1977

Kunisch, J., Der kleine Krieg, Studien zum Heerwesen des Absolutismus, 1973

Kunisch, J. (Hg.), Prinz Eugen von Savoyen und seine Zeit. Eine Ploetz-Biographie, 1986

Kunisch, J., Absolutismus. Europäische Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zur Krise des Anciene Régime, 2. A. 1999

Landmann, K. von, Prinz Eugen, 1905

Langer, C., Die Hungerjahre 1771 und 1772 nach zeitgenössischen Quellen, in: Sächsische Heimatblätter 9/1963

Lehmann, H., Das Zeitalter des Absolutismus. Gottesgnadentum in Kriegsnot, 1980

Lehmann, R., Quellen zur Lage der Privatbauern in der Niederlausitz im Zeitalter des Absolutismus, 1957

Lexikon des Mittelalters (LMA), 9 Bde., München, Zürich 1980/1998

Lexikon für Theologie und Kirche (LThK), 1. Aufl. 1930ff. 3. völlig neu bearb. Aufl. 1993–2001

Löwe, H.-D. (Hg.), Volksaufstände in Rußland. Von der Zeit der Wirren bis zur «Grünen Revolution» gegen die Sowjetherrschaft, 2006

Löwe, H.-D., Aufstände im Russischen Reich von Alt-Moskau bis zum Beginn Sowjetrußlands: Aspekte einer vergleichenden Interpretation, in: Löwe, H.-D. (Hg.), Volksaufstände in Rußland, 2006

Löwe, H.-D., Der Moskauer Kupfergeldaufstand von 1662, in: Löwe, H.-D. (Hg.), Volksaufstände in Rußland, 2006

Löwe, H.-D., Der Strelitzen-Aufstand von 1682 in Moskau, in: Löwe, H.-D. (Hg.), Volksaufstände in Rußland, 2006

Löwe, H.-D., Der Aufstand der Don-Kosaken unter Kondratij Bulavin, 1707–1708, in: Löwe, H.-D. (Hg.), Volksaufstände in Rußland, 2006

Mahling, F., Das religiöse und das antireligiöse Moment in der ersten deut-

schen Arbeiterbewegung, in: Festgabe für A. v. Harnack, 1921
Marcks, E./Müller, K. A. von (Hg.), Meister der Politik. Eine weltgeschichtliche Reihe von Bildnissen, Zweiter Band 1922
Martin, B./Schulin E. (Hg.), Die Juden als Minderheit in der Geschichte, 1981
Matz, K.-J., Die 1000 wichtigsten Daten der Weltgeschichte, 2. A. 2002
Maurer, M., Kirche, Staat und Gesellschaft im 17. und 18. Jahrhundert, 1999
Menzel W., Geschichte der Deutschen. 3 Bde., 1872
Messerschmidt, M., Nachwirkungen Friedrichs II. in Preußen-Deutschland, in: Kroener, B. R. (Hg.), Europa im Zeitalter Friedrichs des Großen. Wirtschaft, Gesellschaft, Kriege, 1989
Moser, B. (Hg.), Das Papsttum. Epochen und Gestalten, 1983
Mouschnik, A., Der «Strelitzen-Aufstand» von 1698, in: Löwe, H.-D. (Hg.), Volksaufstände in Rußland, 2006
Näf, W., Die Epochen der neueren Geschichte. Staat und Staatengemeinschaft vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart, 1970
Natan, A., Graue Eminenzen. Geheime Berater im Schatten der Macht, 1971
Neuhaus, H. (Hg.), Zeitalter des Absolutismus 1648–1789, 1997
Neumann-Hoditz, R., Peter der Große. In Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, 1983
Nolte, H.-H., Kleine Geschichte Rußlands. Mit zahlreichen Karten, Schaubildern und Tabellen, 2003
Nyberg, T., Das religiöse Profil des Nordens. Die Entwicklung von Kirchlichkeit und Frömmigkeit in den skandinavischen Ländern vom Späten Mittelalter bis zum Konfessionellen Zeitalter, in: Asche, M./Schindling, A. (Hg.), Dänemark, Norwegen und Schweden im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Nordische Königreiche und Konfession 1500 bis 1660, 2003
Olesen, J. E., Dänemark, Norwegen und Island, in: Asche, M./Schindling, (Hg.), Dänemark, Norwegen und Schweden im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Nordische Königreiche und Konfession 1500 bis 1660, 2003
Oswalt, J., Die inneren Reformen 1700–1725, in: Zernack, K. (Hg.), Handbuch der Geschichte Rußlands, Bd. 2, 1613–1856, I. Halbband, 1936
Pastor, L. von, Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters, 1955 ff.
Der Kleine Pauly, Lexikon der Antike in fünf Bänden, 1979
Peters, J. (Hg,), Gutsherrschaftsgesellschaften im europäischen Vergleich, 1997
Pierer-Universal-Lexikon der Vergangenheit und Gegenwart oder Neuestes encyclopädisches Wörterbuch der Wissensschaften, Künsten und Gewerbe. Vierte, umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. 19 Bde., 1857 ff.
Der Große Ploetz. Die Daten-Enzyklopädie der Weltgeschichte. Daten, Fakten, Zusammenhänge, 33. neu bearbeitete Auflage, 1998

Der Kleine Ploetz, Hauptdaten der Weltgeschichte, 33. A. 1980

Pommerin, R., Bündnispolitik und Mächtesystem. Österreich und der Aufstieg Rußlands im 18. Jahrhundert, in: Kunisch, J., Expansion und Gleichgewicht. Studien zur europäischen Mächtepolitik des ancien régime, in: ZHF Beiheft 2, 1986

Pommerin, R./Schilling, L., Denkschrift des Grafen Kaunitz zur mächtepolitischen Konstellation nach dem Aachener Frieden von 1748, in: Kunisch, J., Expansion und Gleichgewicht. Studien zur europäischen Mächtepolitik des ancien régime, in: ZHF Beiheft 2, 1986

Pranzl, K., Das Verhältnis von Staat und Kirche/Religion im theresianisch-josephinischen Zeitalter, in: Reinalter (Hg.), Josephinismus als Aufgeklärter Absolutismus, 2008

Press, V., Kriege und Krisen. Deutschland 1600–1715, 1991

Proske, W. (Hg.), Handbuch für konfessionslose Lehrer, Eltern und Schüler, 1992

Ranke, L. von, Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten. 2. Aufl., o.J.

Reemtsma, J.Ph. u.a. Falun. Reden & Aufsätze, 1992

Reinalter, H. (Hg.), Josephinismus als Aufgeklärter Absolutismus, 2008

Reinalter, H., Einleitung. Josephinismus als Variante des Aufgeklärten Absolutismus und seine Reformkomplexe, in: Reinalter, H. (Hg.), Josephinismus als Aufgeklärter Absolutismus, 2008

Reinalter, H., Die Sozialreformen Josephs II., in: Reinalter, H. Josephinismus als Aufgeklärter Absolutismus, 2008

Reinalter, H./Klueting, H. (Hg.), Der Aufgeklärte Absolutismus im europäischen Vergleich, 2002

Riffel, C., Die Aufhebung des Jesuiten-Ordens. Eine Beleuchtung der alten und neuen Anklagen wider denselben. Dritte, vermehrte Auflage, 1855

Ritter, G., Die Neugestaltung Europas im 16. Jahrhundert, 1950

Roller-Aßfalg, St., Der Moskauer Aufstand von 1648, in: Löwe, H.-D. (Hg.), Volksaufstände in Rußland, 2006

Rosa, Peter de, Gottes erste Diener. Die dunkle Seite des Papsttums, 1989

Salzmann, Chr. G., Carl von Carlsberg oder Über das menschliche Elend, 1797

Sautter, U., Biographisches Lexikon zur deutschen Geschichte, 2002

Schick, E., Kirchengeschichte Rußlands in den Grundzügen. I. Teil: Von den Anfängen bis zur Zeit Peters des Großen, 1945

Schieder, Th. Friedrich der Große. Ein Königtum der Widersprüche, 2002

Schilling, H., Die neue Zeit. Vom Christenheitseuropa zum Europa der Staaten 1250–1750, 1999

Schindling, A., Leopold I. 1658–1705, in: Schilling/Ziegler (Hg.), Die Kaiser der Neuzeit 1519–1918, 1990

Schindling, A./Ziegler, W. (Hg.), Die Kaiser der Neuzeit 1519–1918, Heiliges Römisches Reich, Österreich, Deutschland, 1990

Schleuning, St./Tuchtenhagen, R., Der Kosaken-Aufstand unter Stepan Razin 1667–1671, in: Löwe, H.-D. (Hg.), Volksaufstände in Rußland, 2006

Schmidt, Chr. Russische Geschichte 1547–1917, 2003
Schmidt, H., Joseph I. (1705–1711), in: Schindling, A./Ziegler, W. (Hg.), Die Kaiser der Neuzeit 1519–1918, Heiliges Römisches Reich, Österreich, Deutschland, 1990
Schnürer, G., Katholische Kirche und Kultur in der Barockzeit, 1937
Schöppner, A./König, L., Charakterbilder aus der Geschichte der Apostasie der Völker, 4. A. 1910
Schröter, H. G., Geschichte Skandinaviens, 2007
Schüßler, W., Prinz Eugen, in: Marcks, E. und K. A. von Müller (Hg.), Meister der Politik. Eine weltgeschichtliche Reihe von Bildnissen, Zweiter Band, 1922
Schwaiger, G., Die altbayerischen Bistümer Freising, Passau und Regensburg, 1959.
Schwaiger, G., Die Reformation in den nordischen Ländern, 1962
Schwarz Lausten, M., Die Reformation in Dänemark, 2008
Seppelt, F. X., Das Papsttum in der Neueren Zeit. Geschichte der Päpste vom Regierungsantritt Pauls III. bis zur Französischen Revolution (1534–1789), 1936
Seppelt, F. X., Das Papsttum im Kampf mit Staatsabsolutismus und Aufklärung. Von Paul III. bis zur Französischen Revolution. Neu bearbeitet von Georg Schwaiger. 2. A. 1959
Spindler, M., Handbuch der bayerischen Geschichte, Zweiter Band, Zweite überarbeitete Auflage 1988
Stein, E., Vom römischen zum byzantinischen Staate (284–476 n. Chr.), 1928
Stollberg-Rilinger, B., Europa im Jahrhundert der Aufklärung, 2000
Streminger, G., Gottes Güte und die Übel der Welt. Das Theodizeeproblem, 1992
Taddey, G. (Hg.), Lexikon der deutschen Geschichte. Personen. Ereignisse. Institutionen. Von der Zeitenwende bis zum Ausgang des 2. Weltkrieges, 1979
Tennstedt, F. Sozialgeschichte der Sozialpolitik in Deutschland. Vom 18. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg, 1981
Tuchtenhagen, R., Kleine Geschichte Schwedens, 2008
Tuchtenhagen, R., Kleine Geschichte Norwegens, 2009
Ulbert, J., Frankreichs Deutschlandpolitik im zweiten und dritten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts. Zur Reichsperzeption französischer Diplomaten während der Regentschaft Philipps von Orléans (1715–1723), 2004
Vehse, E., Geschichte der kleinen deutschen Höfe. Die geistlichen Höfe, 4 Bde., 1859
Vogler, G., Europas Aufbruch in die Neuzeit 1500–1650, 2003
Voss, J., Geschichte Frankreichs 2. Von der frühneuzeitlichen Monarchie zur Ersten Republik 1500–1800, 1980
Weis, E., Frankreich von 1661 bis 1783, in: HEG IV 3. Aufl. 1996
Wetzer, H. J./Welte, B. (Hg.), Kirchen-Lexikon oder Encyklopädie der katholischen Theologie und ihrer Hilfswissenschaften, 1847 ff.
Winter, E., Rußland und das Papsttum, Teil 2. Von der Aufklärung bis zur Großen Sozialistischen Oktoberrevolution, 1961

Winter, E., Der Josefinismus. Die Geschichte des österreichischen Reformkatholizismus 1740–1848, 1962

Wittmann, R., Der lesende Landmann. Zur Rezeption aufklärerischer Bemühungen durch die bäuerliche Bevölkerung im 18. Jahrhundert, in: D. Berindei/W. Gesemann/A. Hoffmann (Hg.) u.a. Der Bauer Mittel- und Osteuropas im sozioökonomischen Wandel des 18. und 19. Jahrhunderts. Beiträge zu seiner Lage und deren Widerspiegelung in der zeitgenössischen Publizistik und Literatur, 1973

Wright, J., Die Jesuiten. Mythos Macht Mission, 2005/2006

Wührer, K., Die skandinavischen Königreiche, in: HEG I 3. A, 1992

Wührer, K., England unter der Dynastie von Wessex, in: HEG I 3. A. 1992

Wührer, K., Die Wikingerzüge, in: HEG I 3. A. 1992

Zernack, K., Schweden als europäische Großmacht der frühen Neuzeit, in: Hist. Zeitschr. Bd. 232, 1981

Zernack, K., Das Zeitalter der Nordischen Kriege von 1558 bis 1809 als frühneuzeitliche Geschichtsepoche, in: Hist. Zeitschr. 1981

Zernack, K. (Hg.), Handbuch der Geschichte Rußlands, Bd. 2, 1613–1856. Vom Randstaat zur Hegemonialmacht, 1. Halbband, 1986

Zernack, K., Die Expansion des Moskauer Reichs nach Westen, Süden und Osten von 1648 bis 1689, in: Zernack, K., (Hg.), Handbuch der Geschichte Rußlands Bd. 2, 1613–1856. Vom Randstaat zur Hegemonialmacht, I. Halbband.,1986

Zernack, K., Der Große Nordische Krieg, in: Zernack (Hg.), Handbuch der Geschichte Rußlands, Bd. 2, 1613–1856, I. Halbband, 1986

Zippelius, R., Staat und Kirche. Eine Geschichte von der Antike bis zur Gegenwart, 1997

ABKÜRZUNGEN

von Quellen, wissenschaftlichen Zeitschriften und Nachschlagewerken

Cod. Iustin.: Codex Justinianus

HEG: Handbuch der europäischen Geschichte, hg. v. Th. Schieder. Bd. 3 hg. v. J. Engel. 4. Aufl. 1994. Bd. 4 hg. v. F. Wagner, 3. Aufl. 1996

HKG: Handbuch der Kirchengeschichte, hg. v. H. Jedin. 6 Bde.

LMA: Lexikon des Mittelalters, 9 Bde, München, Zürich 1980/1998

LThK: Lexikon für Theologie und Kirche, 11 Bde. Freiburg, Basel, Rom, Wien

ThRE: Theologische Realenzyklopädie, 36 Bde. Berlin

KRIMINALGESCHICHTE DES CHRISTENTUMS
ÜBERSICHT ÜBER BAND 1 BIS 9

BAND 1:
DIE FRÜHZEIT
VON DEN URSPRÜNGEN IM ALTEN TESTAMENT BIS ZUM TOD DES HL. AUGUSTINUS (430)

Einleitung zum Gesamtwerk: Über den Themenkreis, die Methode, das Objektivitätsproblem und die Problematik aller Geschichtsschreibung

1986 erschienen, 544 Seiten, gebunden, €24,- (D)
und rororo 19969/€12,90 (D)

Einleitung zum Gesamtwerk:
Über den Themenkreis, die Methode, das Objektivitätsproblem und die Problematik aller Geschichtsschreibung

1. Kapitel: Der Auftakt im Alten Testament
Israel · Die Landnahme und der «liebe Gott» · Todesstrafe und «Heiliger Krieg» · Die Greuel Davids und der modernen Bibelübersetzer · Juda, Israel und «der Schrecken des HERRN» · Klerikale Reaktion und beginnende Priesterherrschaft · Viel Geld für «Gott» – «hl. Geld» · Das makkabäische Sakralkriegertum · Der Jüdische Krieg (66–70 n. Chr.) · «Gottes Endkrieg» unter Bar Kochba (131–136)

2. Kapitel: Der zweitausendjährige Kampf gegen die Juden wird eröffnet
Duldung der jüdischen Religion durch den heidnischen Staat · Interpretatio Christiana · Die Judenfeindschaft des Neuen Testaments · Kirchlicher Antijudaismus vom 2. bis ins 4. Jahrhundert · Kirchenlehrer und Antisemit Ephräm · Kirchenlehrer und Antisemit Johannes Chrysostomos · Die hl. Judenfeinde Hie-

ronymus und Hilarius von Poitiers · Antijüdische Lügen der Kirche und ihr Einfluß auf das staatliche Recht

3. Kapitel: Die Verteufelung von Christen durch Christen beginnt
Am Anfang des Christentums stand keine «Rechtgläubigkeit» · «Verketzerung» im Neuen Testament · Missachtung von Eltern, Kindern, «falschen Märtyrern» um Gottes Willen · Das hohe Lied der Liebe und die «Bestien» des 2. Jahrhundert (Ignatius, Irenäus, Clemens Alexandrinus) · Die «Tiere in Menschengestalt» des 3. Jahrhunderts (Tertullian, Hippolyt, Cyprian) · Der «Gott des Friedens» und die «Söhne des Teufels» im 4. Jahrhundert (Pachomius, Epiphanus, Basilius, Euseb, Johannes Chrysostomos, Ephräm, Hilarius) · Der hl. Hieronymus und sein «Schlachtvieh für die Hölle»

4. Kapitel: Der Angriff auf das Heidentum erfolgt
Die antiheidnische Thematik im frühen Christentum · Kompromisse und Heidenhaß im Neuen Testament · Die Diffamierung des Kosmos, der heidnischen Religion und Kultur (Aristides, Athenagoras, Tatian, Tertullian, Clemens u. a.) · Die Christenverfolgungen im Spiegel kirchlicher Geschichtsschreibung · Die heidnischen Kaiser – retrospektiv · Celsus und Porphyrios – die ersten bedeutenden Gegner des Christentums

5. Kapitel: Der hl. Konstantin, der erste christliche Kaiser. «Signatur von siebzehn Jahrhunderten Kirchengeschichte»
Die edlen Ahnen und der Schrecken am Rhein · Krieg gegen Maxentius · Erste Privilegierung des christlichen Klerus · Krieg gegen Maximinus Daia · Krieg gegen Licinius · Wachsende Begünstigung des katholischen Klerus · Konstantin als Heiland, Erlöser und Stellvertreter Gottes · Von der Kirche der Pazifisten zur Kirche der Feldpfaffen · Ein christliches Familienleben und die Verschärfung des Strafrechts · Konstantins Kampf gegen Juden, «Ketzer», Heiden

6. Kapitel: Persien, Armenien und das Christentum
Der hl. Gregor vernichtet das armenische Heidentum und begründet ein vererbbares Patriarchat · Der erste christliche Staat der Welt – Krieg über Krieg «für Christus» · Konstantinische Offensivpläne und Kirchenvater Afrahats «Unterweisung von den Kriegen»

7. Kapitel: Konstantins christliche Söhne und ihre Nachfolger
Etablierung der ersten christlichen Dynastie durch Verwandtenmassaker · Erste Kriege zwischen frommen Christen · Christlicher Regierungsstil des Konstantius · Ein Kirchenvater predigt Raub und Mord · Erste Tempelstürme, Folter und Justizterror unter Konstantius · Abschlachtungen unter dem rechtgläubigen Gallus · Heidnische Reaktion unter Julian · Christliche Schauermärchen · Jovian, Valentinian I. und Valens · Ströme von Blut unter dem Katholiken Valentinian I. · Furcht und Zittern unter dem Arianer Valens

8. Kapitel: Kirchenlehrer Athanasius (ca. 295–373)
Das komplizierte Wesen Gottes und die Domäne der Finsternis · Nicht Kampf um den Glauben: um die Macht, um Alexandrien · Das Konzil von Nicaea und das «Konstantinische» Glaubensbekenntnis · Charakter und Taktik eines Kirchenlehrers · Weitere Diffamierungen durch Athanasius, Fälschungen und der Tod des Arius · «Schlachtfeld» Alexandrien unter den Patriarchen Athanasius und Gregorios · Antiochien und das meletianische Schisma · Bürgerkriegsähnliche Zustände in Konstantinopel und Kriegsdrohung aus dem katholischen Westen · Rückkehr des Athanasius (346), neue Flucht (356) und sechsjähriger Unterschlupf bei einer zwanzigjährigen Schönheit · Die Synoden von Arles, Mailand, Rimini, Seleukia und das tragikomische Schauspiel der Bischöfe Lucifer von Cagliari und Liberius von Rom · Gewissenlose Konzilsväter und Patriarch Georg, ein arianischer «Wolf», Monopolherr und Märtyrer

9. Kapitel: Kirchenlehrer Ambrosius (um 333 oder 339–397)
Ambrosianische Politik – Vorbild für die Kirche bis heute · Der hl. Ambrosius treibt zur Vernichtung der Goten – und erlebt «Den Untergang der Welt ...» · Kaiser Theodosius «der Große»: Kampf für den Katholizismus und «Blut vergießen wie Wasser» · Die Bekämpfung des Heidentums durch Ambrosius · Ambrosius vernichtet das arianische Christentum des Westens · Funde eines Kirchenlehrers oder «l'elemento soprannaturale» · Das Kesseltreiben gegen Priscillian – die ersten Hinrichtungen von Christen durch Christen · Kirchenlehrer Ambrosius: ein fanatischer Judenfeind. Erstes Niederbrennen von Synagogen mit Billigung und auf Befehl christlicher Bischöfe · Eine zwielichtige diplomatische Mission des Ambrosius und ein Krieg zwischen katholischen Herrschern · Zwei Massaker eines «notorisch christlichen» Kaisers und die Verklärung des Blutbads durch Augustin · Theodosius «des Großen» Kampf gegen die «Ketzer» · Mit Gesetzgebung und Krieg gegen das Heidentum

10. Kapitel: Kirchenlehrer Augustinus (354–430)
«Genie auf allen Gebieten der christlichen Lehre» und Kampf «bis zum letzten Augenblick» · Augustins Feldzug gegen die Donatisten · Die Niederringung des Pelagius · Augustins Angriff auf das Heidentum · Der Bischof von Hippo und die Juden · Augustinus sanktioniert den «gerechten Krieg», den «heiligen Krieg» und gewissen Angriffskriege

Band 2:
Die Spätantike
Von den katholischen «Kinderkaisern» bis zur Ausrottung der arianischen Wandalen und Ostgoten unter Justinian I.

1988 erschienen, 688 Seiten, gebunden, € 24,- (D)
und rororo 60142/€ 12,95 (D)

1. Kapitel: Katholische Kinderkaiser
Die Teilung des Reiches – zwei katholische Zwangsstaaten entstehen · Arcadius, Rufinus, Eutrop · Der «heiße Sommer» · Der hl. Johannes Chrysostomos und das Konstantinopeler Gotenmassaker · Kopfjagden, Heiden- und «Ketzer»verfolgung · Honorius, Stilicho, Alarich und erste Raubzüge germanischer Christen · Der Einfall des Radagais, Stilichos Ermordung und weitere römisch-katholische Gotengemetzel · Der Fall Roms (410) und Augustins Ausflüchte · Kampf des Honorius gegen «Ketzer», Heiden und Juden · Theodosius II. – Erfüller «aller Vorschriften des Christentums» · Aggressive Judenfeindschaft im christlichen Osten · Mord auf Mord im katholischen Westen

2. Kapitel: Der päpstliche Primat oder die «petra scandali». Triumph von Erschleichung und Machtgier
Weder hat Jesus das Papsttum errichtet noch war Petrus Bischof von Rom · Aufenthalt und Tod Petri in Rom sind unbewiesen · Das Märchen vom gefundenen Petrusgrab · Die Entstehung der kirchlichen Ämter, der Metropoliten-, Patriarchensitze und des Papsttums · Die gefälschte römische Bischofsliste · Aufkommende Primatsansprüche · Die ganze alte Kirche kannte keinen durch Jesus gestifteten Ehren- und Rechtsprimat des Bischofs von Rom · Wie Bischöfe und Kirchenväter kannten auch die alten Konzilien keinen Rechtsprimat Roms · Die Apiarius-Affäre · Die Bestreitung des päpstlichen Primats dauerte bis in die Neuzeit fort

3. Kapitel: Erste Rivalitäten und Tumulte um den römischen Bischofssitz
Kampf des hl. Hippolyt gegen den hl. Kallist · Kornelius contra Novatian · Der «Marschall Gottes» und «Patron des Hornviehs» · Aufruhr, Mord und Lügenkränze. Die Päpste Marcellinus, Marcellus, Miltiades, Silvester und andere · Von allerlei Blutvergießen und weiteren Blutzeugen. Das Felizianische Schisma · Mörderpapst Damasus bekämpft Gegenpapst Ursinus und andere Teufel · Wachsende Primatansprüche unter Damasus · Innozenz I., «die Spitze des bischöflichen Amtes», oder lauter Lügen? · Eulalius gegen Bonifaz, «den apostolischen Gipfel»

4. Kapitel: Der Kampf um die Bischofsstühle des Ostens im 5. Jahrhundert bis zum Konzil von Chalkedon
Randalierende Mönche und Theophils Frontwechsel · Kirchenlehrer Hieronymus und Konsorten leisten Theopil «Schergendienste» gegen Kirchenlehrer Johannes · Von der Demut eines Kirchenfürsten · Kirchenvater Epiphanius, die Synode ad Quercum, Mord und Totschlag im Patriarchenpalast · Die Niederbrennung der Hagia Sophia, das Ende des Johannes und der «Johanniter» · Patriarch Kyrill tritt gegen Patriarch Nestorios an · Die antiochenische und alexandrinische Theologenschule · Der Kampf um die «Gottesmutter» beginnt · Das Konzil von Ephesus 431 oder ein Dogma durch Bestechung · Die «Union», ein fast unglaublicher Glaubenshandel, und Kyrills Gaunerstück mit dem Mönch Viktor · Der hl. Kyrill als «Ketzer»-Verfolger und Initiator der ersten «Endlösung» · Schenute von Atripe (ca. 348–466!) als Klostervorsteher · Der hl. Schenute als Heidenbekämpfer – Rauben, Ruinieren und Morden · Der eutychianische Streit · Die «Räubersynode» von Ephesus 449 · Das Konzil von Chalkedon oder: «Wir schreien um der Frömmigkeit willen» · Der 28. Kanon

5. Kapitel: Papst Leo I. (440–461)
Leo I. predigt seinen Vorrang – und den Laien Demut · Wer war dieser Leo? · Der hl. Leo gegen den hl. Hilarius · Papst

Leo spricht dem Kaiser Unfehlbarkeit im Glauben zu und sich die Pflicht, den kaiserlichen Glauben zu verkünden · Dafür: «Kriegsdienst tun unter Christus ...» · Kollaboration zur Vernichtung der «Ketzer» unter «Hervorhebung der Menschenwürde» · Leo I. als Verfolger von Pelagianern, Manichäern und Priscillianisten und als Prediger der Feindesliebe · Leo «der Große» verteufelt die Juden · Die «Sternstunde der Menschheit»

6. Kapitel: Der Krieg in den Kirchen und um die Kirchen bis zu Kaiser Justin (518)
Der Osten steht in hellen Flammen oder: «... der Teufel, du und Leo» · Papst Leo hetzt gegen die christlichen «Teufel» des Ostens · Auch unter Kaiser Leo I. fordert Papst Leo fortgesetzt Gewalt gegen «die Verbrecher» und verwirft jede Verhandlung · Glaubensschlachten zwischen Christen · Papst Hilarius, Kaiser Anthemius und christliche Räuber-Regenten-Grotesken · Papst Simplicius hofiert Thronräuber Basiliskos und Kaiser Zenon · Das Henotikon – ein religiöser Einigungsversuch, durch Rom bekämpft, spaltet Reich und Christenheit noch tiefer · Das Akakianische Schisma beginnt – und kirchlicher Hochverrat · Theoderich erobert Italien oder «Wo ist Gott?» · Kollaboration mit der «ketzerischen» Besatzungsmacht · Kaiser Anastasios und Papst Gelasius treten in den Ring · Die Zwei-Gewalten-Lehre oder der Staat als Büttel der Päpste · Papst Gelasius bekämpft die «Pestilenz» von Schismatikern, «Häretikern» und Heiden · Ein Friedenspapst regiert nicht lang · Das Laurentianische Schisma, Straßenkämpfe und Kirchenschlachten · Die Symmachianischen Fälschungen · «Kampffrontenstellung: Gotenreich und Rom gegen Byzanz»

7. Kapitel: Justinian I. (527–565). Der Theologe auf dem Kaiserthron
Umsturz unter Justin I. (518–527) oder vom Schweinehirten zum katholischen Kaiser · Verfolgung der Monophysiten unter Justin I. · Der libellus Hormisdae · Rom geht von Ravenna zu Byzanz über · Frühe Kreuzzüge oder allerlei arabisch-äthiopi-

sche Heilsgeschichten · Kaiser Justinian – Beherrscher der Kirche · Justinian eifert der Demut Christi nach, ordnet «die Kriege gut und die geistlichen Angelegenheiten ...» · Privilegierung der Bischöfe und Schröpfung der Laien · Theodora – Geliebte von Hausburschen, Patriarchen (?) und Gemahlin des Kaisers · Der Nika-Aufstand · Kaiser Justinian verfolgt andersgläubige Christen, «auf daß sie im Elend erliegen ...» · Für Heiden «eine Art Inquisitionsverfahren» · Für Juden «ein Schicksal der Schande ...» · Justinians Ausrottung der Samaritaner · Die Wandalen oder «Gegen die, denen Gott zürnt ...» · Der Arianer Geiserich verfolgt die Katholiken · Hunerich und der arianische Klerus enteignen, verbannen und massakrieren · Der katholische Klerus will «eine Art Kreuzzug» gegen die Wandalen · «... wir bringen euch Frieden und Freiheit!» · Päpstliche Glückwünsche für die «Ausbreitung des Gottesreiches» oder «Sie alle waren Bettler» · Von der «großen Treibjagd auf die Goten» und mancherlei am Rande · Der große Profiteur des Infernos: die römische Kirche · West-östliche Schmierenstücke oder Mörderpapst Vigilius

BAND 3:
DIE ALTE KIRCHE
FÄLSCHUNG, VERDUMMUNG, AUSBEUTUNG, VERNICHTUNG

1990 erschienen, 720 Seiten, gebunden, €24,- (D)
und rororo 60244/€12,90 (D)

1. Kapitel: Christliche Fälschungen in der Antike
Fälschungen im vorchristlichen Heidentum · Der Begriff «geistiges Eigentum» ist Jahrtausende alt · Literarische Fälschungen bei den Griechen · Literarische Fälschungen bei den Römern · Fälschungsmotive · Irrtum und Fälschung in frühen Kulten
Fälschungen im Alten Testament und in seinem Umkreis · Bibeln der Welt und einige Besonderheiten der christlichen Bibel · «Charakterbilder der biblischen Frauenwelt» · «Auf diesen Schlamm, auf diesen Schlamm ...» – Opposition zum Alten Testament in Antike und Neuzeit · Die fünf Bücher Mose, die

Moses nicht geschrieben hat · Weitere Fälschungen am Alten Testament (und in seinem Umkreis) · Die jüdische Apokalyptik · Weitere Fälschungen des (Diaspora-)Judentums · Jüdisch-christliche «Kooperation»

Fälschungen im Neuen Testament · Der Irrtum Jesu · Vorboten der Fälscher · Die «Heiligen Schriften» sammeln sich oder Vierhundertjähriges Nachdenken der dritten göttlichen Person · Wie die Forschung den Heiligen Geist respektiert · Die Christen fälschten bewußter als die Juden und noch viel häufiger · Warum und wie fälschte man? · Weder das Matthäus- noch das Johannesevangelium noch die Offenbarung des Johannes (Apokalypse) stammen von den Aposteln, denen sie die Kirche zuschreibt · Sechs gefälschte «Paulusbriefe» stehen im Neuen Testament · Alle «Katholischen Briefe» des Neuen Testaments, immerhin sieben, sind Fälschungen · Beispiele für Interpolationen im Neuen Testament

Fälschungen in der nachneutestamentlichen und altkirchlichen Zeit · Alle Seiten fälschten – am meisten die Priester · Auch in kirchlichen Kreisen waren zeitweise «apokryphe» Evangelien in Gebrauch · Evangelienfälschungen unter dem Namen Jesu · Unter dem Namen eines einzigen Apostels gefälschte Evangelien oder andere Schriften · Fälschungen zu Ehren der Hl. Jungfrau · Fälschungen im Namen der Apostel · Gefälschte Apostelakten · Erschwindelte Briefe und erschwindelte Personen · Fälschungen unter dem Namen von Kirchenvätern · Ein christlicher Fälscher: «für Jahrhunderte der Lehrmeister der westlichen Welt ...» · Fälschungen zur Begründung der Historizität Jesu · Fälschungen zur Hebung des christlichen Ansehens gegenüber Juden und Heiden · Die meisten Märtyrerakten sind gefälscht, galten aber sämtlich als vollwertige historische Urkunden · So gut wie alle Bischofslisten zum Erweis der apostolischen Tradition sind gefälscht · Wie die Apologetik die altchristlichen Fälschungen zu rechtfertigen sucht · Der Zweck heiligt die Mittel – Frommer Betrug ist im Christentum von Anfang an erlaubt

2. Kapitel: Wunder- und Reliquienbetrug
Wunderbetrug · Die meisten Wunder in der Bibel sind so phantastisch wie die meisten anderen Wunder · Jesus bedient sich allbekannter Praktiken · Das evangelische Wunderarsenal – nichts ist originell · Der Schwindel des christlichen «Weissagungsbeweises» · Wunder in den «Apokryphen» oder Ein geräucherter Thunfisch wird wieder lebendig · Alles in den Schatten stellen die Blutzeugen · Die «Erzmärtyrerin» · Mönche und Bischöfe als Wundermänner · Visionen wie Bienenschwärme · Die Legende – «die geistliche Nahrung des Volkes» oder «grosse, unverschempte, feiste, wohlgemeste, erstunckene papistische Lügen» · Vom miraculum sigillum mendacii zu den katholischen Apologeten
Reliquienbetrug · Der christliche Reliquienkult setzt nur den Heroenkult der Griechen fort · Hierarchische Abstufung auch im Reliquienreich: von den Kapitalstücken der Heiligenleiche bis zu Barthaar und Staub · Steigende «Nachfrage» nach toten Heiligen, ihre Auffindung und ihre Wunder · Von den Reichsinsignien bis zum Bärenfett oder «Am Anfang steht die natürliche Pietät ...» · «Berührungsreliquien» und reisende Gerippe · Marienrückstände oder «der Menschheit ganzer Jammer ...» · Raritäten und Proteste

3. Kapitel: Wallfahrtsschwindel
Pilgern – eine Idée fixe schon in vorchristlicher Zeit · Asklepios, der Gott der «milden Hände», und Epidauros, das heidnische Lourdes · Sarapis, Isis und die Jungfrau Maria · Wallfahrt im vorchristlichen Judentum · Der Beginn der christlichen Jerusalem-Wallfahrt – von der «Kreuzerfindung» bis zum hochheiligen Vorhautkult · Die Pilgerin Aetheria – ihre «naive Art ... und leichtgläubige Einfalt ... hat etwas ungemein Anziehendes und Gewinnendes» (Bischof August Bludau von Ermland) · O wunderbares Jerusalem! · Weitere palästinensische Pilgerattraktionen · Vom Grab Abrahams bis zum Misthaufen Jobs · Auf dem Weg zum Gipfel: von den «Maulwurfsheiligen» zu den «Stehern» · Näher, mein Gott, zu dir ... · Die Wallfahrt zu einer Hei-

ligen, die es vermutlich nie gab · Die christlichen Wallfahrtsstätten wurden durch Weihegaben rasch immer reicher · Wallfahrt und Wunder – zum Marketing von «Gnadenstätten» · Das altchristliche Lourdes · Die erschwindelten Heiligen «Kyros» und «Johannes» · Das hl. Ärztepaar Kosmas und Damian – Kerzenwachs, Lampenöl und Potenzsteigerndes · Römische Raritäten

4. Kapitel: Verdummung
Der Ruin der antiken Bildung · Erziehung bei Griechen, Römern und Juden · Das Christentum lehrt – seit Jesus –, *alles* zu hassen, was nicht Gott dient · Das Christentum suchte von Anfang an – und sucht noch heute –, die Kinder durch die Eltern zu beherrschen · Das älteste Christentum ist bildungsfeindlich · Hunger, Dreck und Tränen – durch viele Jahrhunderte ein großes christliches Ideal · Die Bildungsfeindschaft frühchristlicher lateinischer Schriftsteller · Das Theater – «die Kirche des Teufels» · Statt Theater das Theater der Kirche – und ihre Zensur noch im 20. Jahrhundert · Wie man sich alles, was an Vorchristlichem brauchbar war, als «christliche Religion» (Augustinus) unterjubelte · «... unter Verachtung der heiligen Schriften Gottes beschäftigen sie sich mit Geometrie» · «... seines Namen Klang und seines Geistes Frucht». Des hl. Ambrosius Beweise für keusche Witwenschaft: Turteltaube, Jungfraugeburt der Gottesmutter: Geier, Unsterblichkeit: Vogel Phönix und andere Erleuchtungen · Von den Exegesekünsten des hl. Augustinus; was er glaubte und nicht glaubte – und daß alles, was ein Mensch zu wissen brauche, in der Bibel stehe · Die Welt wird immer finsterer
Der Ausbruch des christlichen Geisterwahns · Geisterglaube in vorchristlicher Zeit und im außerchristlichen Bereich · Jesus «trieb viele böse Geister aus ...» · Der Exorzismus gehört zu den Kernstücken des antiken Christentums · Die «bösen Geister» im Glauben und Urteil der Kirchenväter · Die Dämonen und die Mönche · Auch Augustinus lehrte jeden Blödsinn über «böse Geister» und wurde der «Theologe des Hexenwahns» · Christlicher Abwehrzauber gegen «böse Geister»

5. Kapitel: Ausbeutung

Die kirchliche Predigt · Die finanzpolitische Situation vor Konstantin · Ansichten über reich und arm in der vorchristlichen Antike · Die besitzfeindliche Richtung im alten Christentum · Die besitzfreundliche Richtung im alten Christentum und der Beginn des Lavierens · Ein frühchristlicher Bankier wird Papst – und ein Seitenblick auf die Soziallehren der Päpste im 20. Jahrhundert · «Ich mache das große Geld, meine Frau übt Wohltätigkeit ...» – von Klemens von Rom bis zu Gregor von Nyssa · Die «Revolutionäre» retten die Reichen. Die Kirchenlehrer Gregor von Nazianz und Ambrosius von Mailand · Der Fast-Sozialist. Kirchenlehrer Johannes Chrysostomos und sein Jünger Theodoret · Kirchenlehrer Augustin propagiert die «arbeitsreiche Armut»

Die kirchliche Praxis · Geld für die Boten des Evangeliums, insbesonders für die Bischöfe · Der Reichtum der «Kirche der Armen» beginnt · Die Mönche werden zur wichtigsten ökonomischen Kraft der Kirche – «unter dem Vorwand, alles mit den Bettlern zu teilen, in Wahrheit aber, um alle zu Bettlern zu machen» · Methoden geistlichen Geldverdienens · Einige erlaubte Methoden kirchlichen Geldeinnehmens und -ausgebens · Seit Konstantin regieren die «Kirche der Armen» die Reichen · Die Simonie · Der Nepotismus · Erbschleicherei

Die Erhaltung und Festigung der Sklaverei · Sklaverei in vorchristlicher Zeit · Paulus, das Neue Testament, die Kirchenväter und die Kirche treten für die Erhaltung der Sklaverei ein · Apologetische Ausreden und Lügen zur Frage der Sklaverei · Die Ausbildung des Kolonats – eine neue Form der Versklavung · Die Entstehung des christlichen Zwangsstaates – Korruption, Ausbeutung, wachsende Unfreiheit

6. Kapitel: Vernichtung

Christliche Büchervernichtung in der Antike · Vorchristliche Büchervernichtungen · Zerstörung christlicher Literatur durch Christen

Die Vernichtung des Heidentums · Kirchenlehrer Johannes

Chrysostomos ruiniert Tempel · Der hl. Porphyrios predigt das Evangelium «in aller Sanftmuth und Geduld ...» · Wie Patriarch Theophilus von Alexandrien mit Tempeln und Kunstschätzen umgeht und mit den religiösen Gefühlen der Altgläubigen · Kirchliche und staatliche Gewaltaktionen gegen die Altgläubigen · Die «Christianisierung» des Raubes und die Vertreibung der «bösen Geister» · Es war die Kirche, die zur Vernichtung trieb · Eine Woge von Terrorismus überflutet die Länder

BAND 4:
FRÜHMITTELALTER
VON KÖNIG CHLODWIG I. (UM 500) BIS ZUM TODE KARLS «DES GROSSEN» (814)

1994 erschienen, 624 Seiten, gebunden, €24,- (D)
und rororo 60344/€11,50 (D)

Überblick
Von überzeugten Untertanen zu überzeugten Herren

1. Kapitel: Die Einführung des Christentums bei den Germanen
Zur Verbreitung des Christentums im Westen · Konversionsmethoden und -motive · Jesus Christus wird zum germanischen Haudegen oder Vom «Griff ins Leben» · Apologetische Ausflüchte · Von der Altlast · «Demonstrative Zerstörung ...»

2. Kapitel: Chlodwig, der Begründer des fränkischen Großreiches
Die Heraufkunft der Merowinger · Kometenhafter Aufstieg eines Staatsbanditen · Ein großes Blutbad und das erste Datum deutscher Kirchengeschichte · König Chlodwig und zwei «Heilige Gottes» · Chlodwigs Burgunderkrieg (500) – «das Glück des Reiches» und ein hl. Landesverräter · Die Westgoten · Der Krieg gegen die Westgoten · Müssen wir uns frei machen von moralistischer Wertung der Geschichte?

3. Kapitel: Die Chlodwig-Söhne
Reichsteilung und Auvergnatenaufstand · Der Burgunderkrieg 523/524 – von einer Heiligen gefordert, gegen einen Heiligen und Mörder geführt · «Lieber tot als geschoren ...» Eine Heilige gibt Order, ihre Enkel zu ermorden · Die Vernichtung des Thüringerreiches und die Ausrottung seines Königshauses · Weitere Kriege gegen Goten und Burgunder · Theudebert I. – «magnus», «religiosus», «christianissimus princeps», «eine Art Gipfel» · Mörderkönige und Mörderpäpste

4. Kapitel: Die Langobardeninvasion
Der Einfall · Kollaboration und Bekehrungseifer

5. Kapitel: Die späten Merowinger
Die Chlodwig-Enkel · «... würdig einer Messalina und Agrippina» · Chilperich I. – Kriegszüge und geistliche Lieder · Prälaten und hoher Adel drängen an die Macht · Gundowalds Revolte und bischöfliche Überläufer · König Guntram beweist seine Heiligkeit · Päpstliche Kriegswünsche

6. Kapitel: Die Westgoten werden katholisch
Die Gründung des spanischen Westgotenreichs · Die Katholisierung der Sueben · Der Arianer Leowigild und die katholische Opposition · Ein Rebell und Verräter wird heilig · «... von der Glut des Glaubens entbrannt» oder «Katholik werde ich niemals»

7. Kapitel: Papst Gregor I. (590–604)
Weltflüchtig und karrieregeil · Der Titelstreit mit dem «Faster», die «Sucht nach eignem Ruhm» · Im Staub irdischer Beschäftigung · Der Mann der doppelten Moral · «Anders zu denken als die Mehrheit ... ein fast todeswürdiges Verbrechen» · Gerecht und liebevoll gegen die Juden? · Geschäfte vor dem Weltende oder Vom «Eigentum der Armen» · Sklaven brauchen und verbrauchen wie das Vieh oder «Die Verschiedenheit der Stände» · Manchmal noch mit dem Kaiser, manchmal schon gegen ihn ·

Der Heilige Vater empfiehlt Rückenangriffe, Geiselnahme und Plünderung · Papst Gregor umjubelt einen Kaisermörder · Die päpstliche Propaganda in England beginnt · Bildungsverächter und Weltuntergangsprophet · Von Ochsen, Eseln und Gregors Hiobkommentar · Selbst des Großen größter Stuß weist noch «nach vorne ...» · Reliquien – oder Lügen, daß sich die Balken biegen

8. Kapitel: Brunichild, Chlotar II. und Dagobert I. oder «Die Verchristlichung des Königsgedankens»
Papst Gregor I. hofiert «ein wildes politisches Tier» · Brunichilds Untergang und der erste Höhepunkt in der Verchristlichung des Königsgedankens · Der hl. Hochverräter von Metz · «Angst und Schrecken» und immerwährendes Gebet unter Dagobert I. · Mission und Massaker

9. Kapitel: Die Kirche in der Merowingerzeit
Eine Art heiliges Krebsgeschwür · Unwissend, hochkriminell und gut katholisch · Zwei berühmte Repräsentanten · Machtgeile Speichellecker oder «Sie sind die handelnden Personen ...» · Thron und Altar · «... eher materielle Interessen der Kirche des Merowingerreiches»? · «... ein tiefes Niveau», «... ein barbarisches Niveau» · Kleine Revue der Gottesmänner · Rebellion im Nonnenkloster · «... und begaben sich nach Marseille» oder Ohne Jude bleibt der Christ gesund

10. Kapitel: Die Heraufkunft der Karolinger
Blutiger Auftakt unter Bischof Kunibert, Pippin des Älteren Sohn Grimoald und dem hl. Sigibert · ... und viel Frommes · Die hl. Balthilde tötet neun Bischöfe · Ebroin und Leodegar, Antichrist und Nachfolger Christi · Pippin II., «der immer sogleich auf seine Feinde losstürzte ...» Schwertmission bei den Friesen · Karl Martell «... mit vielen Blutvergießen» und «mit Gottes Hilfe» · Der Aufbruch des Islam

11. Kapitel: Der hl. Bonifatius, «Apostel der Deutschen» und Roms Befreiung von «allem Unflat» bei Hessen, Thüringern und Sachsen – und etwas Blutvergießen · Wiehernde Hengste, heilige Nonnen und ein «so gewinnbringendes Geschäft» · Der «Pfaffenwinkel» entsteht · Der Anfang vom Ende der Agilolfinger oder Bayern gerät ins römische Netz · «Setze den Kampf weiter fort, Geliebtester ...» · Blutiger Krieg um Bayern und päpstliche Winkelzüge

12. Kapitel: Aufstand des Papsttums und Bilderstreit
Die Kirche verflucht einen Papst · Rom rebelliert gegen Byzanz · Bücherverbrennungen und Schlachten – die Katholisierung der Langobarden · Der Bilderstreit beginnt · Eine päpstliche Revolution scheitert

13. Kapitel: Die Entstehung des Kirchenstaates durch Kriege und Raub
Päpstliches Lavieren zwischen Byzanz, Langobarden und Franken · Der zungenflotte Zacharias beschwätzt die Langobarden · Karlmanns Schwabenmassaker und das Bistum Konstanz · Pippin III. – «ein guter Christ» und «ein großer Soldat» · Die «folgenschwerste Tat des Mittelalters» · Offener Rechtsbruch und Trennung von Byzanz · Der Kult und Trick mit St. Peter · Der vom Papst gesalbte Thronräuber und König «von Gottes Gnaden» führt zwei Kriege für den Papst

14. Kapitel: Die «Konstantinische Schenkung»
Das katholische Mittelalter – ein Eldorado klerikaler Fälschung · Einige Beispiele für geistliche Fälschungen von Konzilsakten, Reliquien und Heiligenleben · Beispiele für bischöfliche Fälschungen, vor allem aus macht- und besitzpolitischen Gründen · Entstehung und Bedeutung der «Konstantinischen Schenkung» · Die Aufdeckung der Fälschung

15. Kapitel: Karl I., der sogenannte Große, und die Päpste
Kriminalexzesse am päpstlichen Hof beim Machtwechsel im

Frankenreich · Papst Stephan III. treibt zu einem weiteren Langobardenkrieg · Widerrechtliche Alleinherrschaft Karls und beginnender Krieg für den Papst · Hadrians Besitzgier und Karls Raub des Langobardenreiches · Genug ist nicht genug · «... schickt sogleich ein Kriegsheer» – Papst Hadrian hetzt gegen Benevent · Ein (unechtes) Martyrium und eine (fast echte) Kaiserkrönung

16. Kapitel: Karl «der Große» und seine Kriege

1. Die blutige «Missionierung» der Sachsen (772–804) · Rauben und christianisieren – «ein Stück fränkischer Regierungspolitik» · Beginn karolingischer Kultur bei den «Erzfeinden» oder Mit «christlichen Fahnen nach Sachsen hinein» · Mission nach «den militärischen Stoßlinien ...» · Schlappe in Spanien oder «Hier beginnen die Kreuzzüge» · Der Sachsenschlächter, «ein paar Nullen zuviel» und «die einfache Ruhe einer großen Seele ...» · «Wie nun überall Friede war ...» · Letzte Aufstände, Vernichtungskrieg – und «die stille Hoheit des Krummstabes» · Karls Blutgesetze

2. Die Beraubung und Auslöschung der Awaren (791–803) · Karls kurzer Prozeß mit Tassilo · Ersichtlich ein heiliger Krieg · Wieder einmal: Kriegsgewinnler Kirche · Die systematische Offensive gegen die Slawen beginnt · Eins im Verbrechen – eins in der Heiligkeit

Band 5:
9. und 10. Jahrhundert
Von Ludwig dem Frommen (814) bis zum Tode Ottos III. (1002)

1997 erschienen, 704 Seiten, gebunden, €27,- (D)
und rororo 60556/€12,50 (D)

Editorial – Wes Brot ich ess' oder «Vor jeder Form von Macht auf dem Bauch»

1. Kapitel: Kaiser Ludwig I. der Fromme (814–840)
Töten und beten · «Neuer Anlauf zur Reform ...» – bis zu fünf Liter Wein und vier Liter Bier pro Tag und Kanoniker · Kampf um das «Kirchengut» und gegen die Eigenkirche · Ehereform und Mondfinsternisse oder Vom Aberglauben des Kaisers · «... jenes Mörderspiel, die Jagd» · Säuberung Aachens von «Hochverrätern» und Huren · Der Kaiser, der Klerus und die Reichseinheit · Die Ordination imperii (817) und die Ironie der Geschichte · Ludwig der Fromme läßt Verwandte schinden, scheren und legt ein öffentliches Schuldbekenntnis ab · Die Habgier der Großen und die Habenichtse · Außenpolitik oder «des Sommers liebliche Reize ...» · Krieg gegen Dänen, Sorben und Basken · Krieg gegen die Bretonen · Krieg gegen Abodriten und Basken · Krieg gegen die Kroaten · Krieg in Spanien und gegen die Bretonen · Krieg gegen die Bulgaren · Römische Zustände: Warum man Mörderpapst Leo III. kanonisierte · Schwindel mit Kaiserkrone und -krönung: Stephan IV. (816–817) und Paschalis I. (817–824) · Papst Paschalis blendet und köpft, wird heilig und im Kalender wieder gestrichen · Mitkaiser Lothar I. und die «Constitutio Romana» · Die fränkischen Bischöfe demütigen den Kaiser und wollen selbst von niemandem gerichtet werden · Katholiken unter sich: Der erste Aufstand · Viel schlimmer als Canossa – und alles «nach dem Urteil der Priester» · Das gewissenlose Bischofspack wechselt abermals die Front · Die «Causa Ebonis» · Des Kaisers Kampf für Karl (den Kahlen) und gegen die Enkel oder Für «Ordnung» und wider die «Pest» · Des Kaisers Tod · Fränkisches und Kosmisches · Die Männer des Nordwinds

2. Kapitel: Die Söhne und Enkel
Man war christlich geworden – und vornehm · Stets wechselnde Fronten oder Treueide, wohlfeil «wie Brombeeren» · Die Schlacht von Fontenoy oder «Wohin Gottes Fügung die Sache lenken würde ...» · Kaiser Lothar verbündet sich mit Heiden und raubt Kirchen aus – Ludwig der Deutsche köpft · Die Straßburger Eide (842) sowie Gottes und der Pfaffen Wille · Von einer merkwürdigen Meinung alter und neuer Historiker · Die Verträ-

ge von Verdun (843) und Meersen (870) · Ludwig, von Gottes Gnaden König der Bayern · Karl der Kahle und der Westen · Mord und Totschlag in der Bretagne · Karl der Kahle liquidiert seine Neffen · Ludwig der Deutsche attackiert das westfränkische Reich · Die Slawen sickern ein ... · ... und vom «Recht der Kulturvölker wider die Barbarei» · Slawisches Wurmzeug und fränkisches Gottesvolk · In 400 Jahren 170 Kriege gegen die Slawen · Großmähren · Die Ludwig-Sippe: Milde Arbeit unterm Kreuz und «des Schwertes blutiges Schaffen» · ... und wieder katholische Söhne gegen den katholischen Vater ... · Prinz Karl (Kaiser Karl III. der Dicke) im Kampf mit bösen Geistern

3. Kapitel: Das Papsttum in der Mitte des 9. Jahrhunderts
Sergius II. oder «... so gut wir können» · Der Vatikan wird zum Kastell – ein hl. Papst als Festungsbaumeister · Erstmals garantiert ein Papst für das Krepieren im Krieg das Himmelreich · Kaiser Ludwig II. (850–875) scheitert an der Nachfolgerfrage · Die Pseudoisidorischen Dekretalen –» «die folgenreichsten Fälschungen, die jemals gewagt wurden ...» · a) Umfang und Art · b) Zweck · Anastasius Bibliothecarius oder Ein Gegenpapst debütiert · Nikolaus I. – ein päpstliches Pfauenrad, «... als ob er der Herr des Erdkreises wäre» · Lothars II. Ehestreit: Kaiser Lothar I. teilt sein Reich · Abt Hucbert – «Huren, Hunde und Jagdfalken» und 6600 Märtyrer · Erzbischof Gunthar von Köln verrät ein erlogenes Beichtgeheimnis · Nikolaus I. im Kampf mit dem ostfränkischen Episkopat und dem Kaiser · «Höre, Herr Papst Nikolaus ...» – Gekrönte Aasgeier und päpstlicher Frontwechsel · Vom Familienidyll unter Papst Hadrian bis zum uneigennützigen Tod Kaiser Ludwigs II. «für die Sache Christi» · Ab- und Wiederaufstieg des Anastasius: Tod Lothars II. – ein «Gottesgericht» · Heil und Sieg für Karl den Kahlen – und «Siegheil» der Bischöfe · Kaiser Ludwig II. stirbt erschöpft für Christus, und die Kirche beerbt ihn · Rom verliert Bulgarien · Sex, Seelsorge, kleine Bestechungen und Abstechungen am Hof von Byzanz · Päpstlicher Rat für Bulgarien: nicht mit dem Pferdeschwanz, sondern mit dem Kreuz in die Schlacht! · Rom gewinnt Böhmen und Mähren –

Die «Slawenapostel» kommen · Herzog Ratislaw wird geblendet, Erzbischof Method vom Passauer Bischof mit der Reitpeitsche traktiert · Einfälle im Osten oder «Keiner entrann von dort außer Bischof Embricho ...» · Endgültiges Verbot der slawischen Liturgie und Aufstieg der «Slawenapostel» zu Landespatronen und «Modeheiligen»

4. Kapitel: Johann VIII. (872–882): Ein Papst, wie er im Buch steht
Frische Initiative oder Der erste Papst-Admiral · Johanns Geschäfte mit Karl dem Kahlen, dem «Retter der Welt» · Ludwig der Deutsche stirbt: Abt Reginos Nachruf · Karls des Kahlen Beileid und erste Schlacht der «Erbfeinde» um den Rhein · Johann umwirbt Karl, dessen «Vorzüge die menschliche Zunge nicht auszusprechen vermag ...» · Tod nach 37jähriger Herrschaft «an Durchfall in großem Jammer ...» · Johann preist Karlmann und krönt Ludwig den Stammler · Pfaffenkönig Boso tritt ins Rampenlicht · Den Kaiser will «zuerst und allermeist» Papst Johann berufen · Letzter Appell an Boso: «... jetzt ist der Tag des Heils» oder Johanns vierfaches Spiel · Fränkische Verwandtenkontakte · Gegen Überlassung von Kriegsschiffen u.a. will Johann den zweimal abgesetzten und verfluchten Patriarchen Photios anerkennen · Von Karlmann zu Karl III. dem Dicken · Papst Johann jagt Sarazenen – die Katholiken kollaborieren mit ihnen · Tötung gefangener Moslemführer: päpstliche Bedingung für Wiederaufnahme in die Kirche · Johanneische Spießgesellen und erster Papstmord

5. Kapitel: Normannennot und Kaiser Karl III. der Dicke
Töten «mit Gottes Hilfe» und Besiegtwerden ohne sie · Fürstensterben in Ost- und Westfranken · Karl der Dicke, dem alles zufällt und alles mißlingt · Wenn Christen ertragen müssen, was sie sonst anderen antun · De bellis Parisiacis oder «Nichts was kaiserlicher Majestät würdig gewesen wäre» · Die göttliche Vorsehung operiert meuchlings: Ende der Normannenherrschaft in Friesland · Innenpolitisches – bis zum Abschneiden der Geschlechtsteile, «daß auch keine Spur davon blieb ...» · Bischof

Liutward von Vercelli – gefeiert und gefeuert · 25 Jahre Josephsehe – Feuerprobe bestanden · Arnulfs «Staatsstreich» und Karls schnelles Lebensende

6. Kapitel: Arnulf von Kärnten, ostfränkischer König und Kaiser (887–899)
1. Arnulf von Kärnten: Ostfranken und der Osten · «Heil Arnolf, dem großen König» · Der hl. Emmeram oder «Gott loben ohne Zung, / Macht ja Verwunderung» · «... ein Schlachtgeschrei bis zum Himmel» · Der (deutsche) Drang nach Osten · Verheerende Kriege mit Mähren · Die politische «Schlüsselfigur» der Zeit, Erzbischof Fulco von Reims, dreht sich wie ein Wetterhahn · König Zwentibolds (heiliges) Ende oder So war das Leben nun mal in den gehobenen christlichen Kreisen · 2. Arnulf von Kärnten: Papsttum und Italien · Luxus und Verbrechen · Wido und Berengar – Bürgerkrieg in Italien und päpstliche Schaukelpolitik · Papst Formosus krönt die «Tyrannen» Italiens und ruft Arnulf auf, sie zu bekämpfen · Die Einnahme Bergamos oder Eine Morgenmesse gibt allemal Kraft · Arnulf belagert Rom, köpft dort und wird erster fränkisch-deutscher Gegenkaiser · Kaiser Arnulf und Papst Formosus sterben · Die Leichensynode – ein makabres Schmierenstück papalen Ranges · Formosianer und Antiformosianer · Kaiser Lambert und Kaiser Arnulf sterben, die Ungarn überfluten Norditalien · Wie aus Ludwig III. durch den Bischof von Verona Ludwig der Blinde wurde

7. Kapitel: König Ludwig IV., das Kind (900–911)
Ludwig IV., das Kind, die Marionette des Klerus · Der Ungarnsturm beginnt · «Deutsche christliche Aufbauarbeit im Osten» und «der garstigste Hund» ... · Von «unsteten Räubern und der europäischen Völkerfamilie» · Die Babenberger-Fehde

8. Kapitel: König Konrad I. (911–918)
Die Rückgewinnung Lotharingiens mißlingt · Wie aus «Arnulf von Gottes Gnaden», «dem Gerechten», Arnulf «der Böse» wurde · Mörderbischof Salomo triumphiert

9. Kapitel: Heinrich I., der erste deutsche König
So sorgt man für die Seinen · Profiteure der Sachsenabschlachtung · Der ungesalbte König tritt an · Lukrative Bräute und ein gefügiger Bischof · «Verbrüderungsbewegungen» und Pfaffennähe · Die «Heilige Lanze» · Vom Höllenfrieden der Christen und von ihren «Grundwerten» · Historiker gestern ... · ... und Historiker heute · Heinrichs «Grenzsicherung» oder «... kam keiner davon» · «... weil der Soldat nach Verwesung stinkt» – Bischof Tietmar «auf der Höhe der Bildung seiner Zeit» · «... jahrelange Erziehungsarbeit» · «Bewährungsprobe» · Der hl. Wenzel, die hl. Ludmila und zwei fromme christliche Verwandtenmörder · Der hl. Kollaborateur und Märtyrer wird antideutscher Kriegsheld, Heinrich I. «Gründer und Retter des Deutschen Reiches»

10. Kapitel: Otto I., «der Große» (936–973)
Zuerst das Schwert ... · Schutz der Kirche, Krieg den Heiden · Die Bischöfe – ein profitables Herrschaftsinstrument · Katholische Fürsten- und Familienbande – Bayern und die Königsbrüder rebellieren · «Verwandtenfürsorge» und die Folgen: der Liudolfinische Aufstand · «Christi bonus odor» (Christi angenehmer Wohlgeruch) oder «ein königliches Priestertum» · «Liebliche Perlen» und dreißigjähriger Machtkampf · Die Lechfeldschlacht 955 – eine «große Gabe der göttlichen Liebe» · Bischof Pilgrim von Passau (971–991), ein großer Fälscher vor dem Herrn, setzt sich ein literarisches Denkmal · Ein Sklavenhalter und Krieger wird als erster Katholik feierlich und förmlich kanonisiert · «Patron gegen Ratten und Mäuse», «die Gefahr aus dem Osten» und die 29 Nummern der «heiligen Gebeine» · Begründung der deutschen «Ostkolonisation» oder Die «guten Werke» der Markgrafen Hermann Billung und Gero · Otto eröffnet die Christianisierung der Wenden und macht «hier reinen Tisch» · Otto «der Große» läßt 700 slawischen Kriegsgefangene köpfen und befiehlt die Ausrottung der Redarier · Gunsterweise über Gunsterweise für die «Hauptstadt des deutschen Ostens ...» · Polen vertraut dem Wolf die Schafe an · Die hl. Olga (gest. 969) · Der hl. Vladimir, der «Große und Apostelgleiche» · Skandinavienpo-

litik – Krieg und Geschäft um Gottes willen? · Das «finstere Zeitalter» zieht herauf · Papst Sergius III. – Mörder zweier Päpste · Auftakt des «Römischen Hurenregiments» – Papst Johann X.: im Bett und auf dem Schlachtfeld · Anarchische Zustände in Italien · König Hugo greift durch und bereichert die Seinen · Päpste von Marozias Gnade und König Hugos Hochzeitsnacht · Berengar II. wird König von Italien · Johann XII. macht die Liebe zum Mittelpunkt seines Pontifikats · Johann XII. krönt Otto I. zum Kaiser, und dieser stellt das Privilegium Ottonianum aus · Der Papst konspiriert mit allen Reichsfeinden · Ein «Monstrum» wird vom Papstthron gestürzt und stirbt durch einen «Schlaganfall» · Tumulte und Greuel in Rom und in der Geschichtsschreibung · Hauptstütze und Nutznießer auch in Italien: der Klerus · Der Kaiser erringt «eines der wichtigsten Lebensziele in seinen letzten Regierungsjahren»

11. Kapitel: Kaiser Otto II. (973–983)
Kleriker in Herrschernähe · Kriege um Bayern und Böhmen · Krieg um Lotharingien · Krieg im Norden · Capo di Colonne – die erste große Niederlage der ottonischen Dynastie

12. Kapitel: Kaiser Otto III. (983–1002)
Thronkonflikt durch Heinrich den Zänker und die Bischöfe · In der Hand frommer Frauen und des Klerus · Zwischen zwei Heiligen und einem künftigen Papst · «Unser bist du ...» · Szenen um den Heiligen Stuhl · Erzbischof Giselher besticht, fälscht und kassiert · Vierzehn Jahre Dauerkrieg gegen die Elbslawen · «... die Legionen zu sammeln» – Konzertierte Aktion in Gnesen zum Vorteil Roms · Der Gandersheimer Streit

Band 6:
11. und 12. Jahrhundert
Von Kaiser Heinrich II., dem «Heiligen» (1002), bis zum Ende des Dritten Kreuzzugs (1192)

1999 erschienen, 656 Seiten, gebunden, €27,- (D)
und rororo 61131/€12,90 (D)

1. Kapitel: Kaiser Heinrich II. der Heilige
   Kirchenluft und ihre Folgen · Heinrich der Heilige raubt die Reichsinsignien und wird wider jedes Recht König · Blutiger Regierungsantritt · Reformieren – und kassieren · «Gute Schäferhunde» und «heilige Leithammel» · Exkurs: Klerus und Krieg · Militärseelsorge oder «Liebe in fremder Gestalt» · Segnen der Feldzeichen, der Waffen, der Schlächter oder «Christ ist geboren» · Dem Klerus war Kriegsdienst streng verboten · Militärisches Draufgängertum der Bischöfe «geradezu eine Art Voraussetzung der Heiligkeit» · Sie kommandieren ganze Heere, sie morden und fallen in der Schlacht · Das gute Beispiel der Päpste · Auch die Äbte töten · Prälaten- und Kirchenburgen entstehen · Gleich nach Heinrichs Wahl Bürgerkriege in Schwaben und Franken · Heinrichs des Heiligen Kriege im Westen · Das Bistum Bamberg entsteht durch einen königlichen Schurkenstreich · Arduin von Ivrea, der letzte Nationalkönig Italiens vor Viktor Emanuel (1861!), wird niedergerungen · Heinrichs des Heiligen Kriege gegen das katholische Polen · Papst Sergius Schweinsmaul erläßt den ersten Kreuzzugsaufruf · Papst Benedikt VIII., den der hl. Heinrich «verstehen und achten» konnte · Der hl. Kaiser, der Heilige Vater und ihr Feldzug gegen das christliche Byzanz · Die Synode von Pavia 1022 – gnadenloser Kampf gegen den eigenen Klerus aus purer Macht- und Profitsucht

2. Kapitel: Kaiser Konrad II. – Auftakt des salischen Jahrhunderts
   Die Salier · Königswahl und Bürgerkriege · Herr seiner Kirche und «Simonist» · Massaker unter südlicher Sonne – Pomp und Komik einer Kaiserkrönung · «Constitutio de feudis» und

Erzbischof Aribert II. von Mailand · Kaiser Konrads «mutiger Angriff» wirft die Franzosen aus Burgund · Christliches Abstechen in und um Polen · Der hl. Stefan I., König von Ungarn und «Stellvertreter Gottes im Lande» · Der Mörderkönig Knud «der Große» und Olaf der Heilige: Streiter für Christus und gegeneinander

3. Kapitel: Kaiser Heinrich III., «der fromme Friedensbringer»
Noch mehr Besitz und Macht für die Prälaten · Der friedliche Krieger · Blutige Kämpfe um Lothringen · Krieg gegen Polen und Böhmen und «das ehrwürdige Zeugnis des Alten Testaments» · Heinrich, «der fromme Friedensbringer», bekriegt das katholische Ungarn · Der «Gottesfrieden» – und wem er nützte

4. Kapitel: «Ein Papst drängt sich neben den anderen ...» Die heiligen Väter um die Mitte des 11. Jahrhunderts
Ein Papst geht mit Heiratsplänen um und verkauft das Papsttum · Heilige Väter – «Idioten» oder Opfer? · Heiliger und Feldherr – Papst Leo IX. (1049–1054) · Reform? Revolution! Weltmachtgelüste auf der Basis von purem Lug und Trug · Viktor II. und Stephan IX., die letzten seit Clemens II. regierenden deutschen Päpste · Benedikt X., Nikolaus II. und das neue Papstwahldekret · Nikolaus II. kollaboriert mit den Normannen · Das Cadalus-Schisma beginnt · Der hl. Anno und sein Staatsstreich von Kaiserswerth · Das Ende des Cadalus-Schismas · Vorläufer der Kreuzzüge in Sizilien und Spanien

5. Kapitel: Heinrich IV. (1065–1106) und Gregor VII. (1073–1085)
Regierungsbeginn Heinrichs · Demutsbekundungen des hohen Klerus · Beginnender Bürgerkrieg in Deutschland · Die Schlacht bei Homburg – «aller christlichen Ehrfurcht vergessend, Menschen abschlachteten wie Vieh» · Papst Gregor VII. – der «heilige Satan» tritt an · Wie der hl. Gregor die bisherige Rangordnung verkehrt · Der Papst, der Untergeordnete des Kaisers, macht sich zu dessen Herrn und will die Welt beherrschen · Papst Gre-

gor VII. erstrebt die Königsherrschaft über Frankreich, Ungarn, Spanien u.a. · Ein Kriegsplan nach dem andern, Suche nach Schlachtopfern oder «die Verwirklichung des Gottesreiches auf Erden ...» · Ein Kreuzzug mit zwei Damen fällt ins Wasser · Beginnender Machtkampf und altes metaphysisches Schmierentheater · «Steige herab, steige herab, du ewig Verdammter!» · Canossa · Rudolf von Rheinfelden wird Gegenkönig · Bürgerkrieg in Deutschland · Papst Gregor ergreift offen die Partei des Gegenkönigs · Herrsch- und Besitzgier eines hl. Papstes · Gregors Absetzung, unerfüllte Prophezeiungen und Kriegsträume · Die Schlacht an der Elster, ein neuer Gegenkönig und Heinrichs IV. Sturm auf Rom · Flucht und Ende · Besser Königstreue töten als Heiden · Klerikales Leben im Detail oder «gelebt wie reißende Wölfe» · Gegenpäpste, Gegenbischöfe und Krieg von Deutschland bis Rom · Kaiser Heinrich IV. in den Netzen Papst Urbans II.

6. Kapitel: Der Erste Kreuzzug (1096–1099)
Kreuzzugsmotive · «Die Hunde sind ins Heiligtum gekommen ...» – Papstagitation auf dem Konzil von Clermont · Christliche Kriegshetze · In Deutschland beginnen die Judenmassaker – frühe Präludien der Nazizeit · Der «Bauernkreuzzug» endet, der «Kreuzzug der Fürsten» beginnt · Der «Weg des Kreuzes ...» · ... und der Triumph

7. Kapitel: Das Ende der Salierzeit und des Investiturstreits
Heinrichs IV. letzte Jahre · In den Spuren des verratenen Vaters

8. Kapitel: Lothar von Süpplingenburg – Krieg für Kirche und Papst
Die neue Phase der Ostkolonisation – «wo der Teufel seinen Sitz hatte und alle unreinen Geister wohnten» · Bischof Otto, der Pommernapostel · Erneuter Bürgerkrieg in Deutschland – Staufer, Welfen (und ein Heiliger verketzert den anderen) · Kämpfe der Päpste und Gegenpäpste und Kardinalkanzler Haimerichs Regie · Wie Innozenz II. mit König Lothar umging · Ein zehn-

jähriger Landfriede, ein großer Krieg und die Erbärmlichkeit des Menschengeschicks

9. Kapitel: Der erste Stauferkönig, Kreuzzüge wie vom Fließband und ein heiliger Kirchenlehrer
Der «Staatsstreich von Koblenz» und weitere «Regierungsgeschäfte» · Unruhen, Aufstände und Kriege in Italien · «Die blühenden Lande veröden» oder «wer dort arm war, wurde hier reich durch Gott» · Die Ritterorden – die neue «Herrlichkeit Christi auf Erden» · Kirchenlehrer Bernhard verheißt «einen großen Markt» · Der Kreuzzug der Könige · «Tod oder Taufe» – Der Wendenkreuzzug · Die Reconquista beginnt · «Hie Sankt Jakob!» · Offensivere Phasen und Roms Interesse

10. Kapitel: Barbarossa mildes Antlitz
Zähne – weiß wie Schnee ... · Freuden eines Königs · Barbarossa wird Kaiser – und einige Randerscheinungen · «... und nahm in Frieden seinen Weg» · Pakt mit dem Feind · Wie alles zum allgemeinen Besten ist und zügig und sinnvoll ineinander greift · Die Belagerung von Crema oder «die Milde seines Antlitzes ...» · Der Kampf zwischen Barbarossa und Alexander III. entbrennt · «Gedenke Deiner Milde, o Herr!» · Dritter und vierter Italienzug Barbarossas · St. Peter in Flammen, Barbarossa im Zenit seines Ruhms und «eine wunderbare tödliche pestilentia» · Die Liga der Lombarden und der Friede von Venedig · Das Dritte Lateranum · Alexanders Tod und die Nachfolger

11. Kapitel: Der Dritte Kreuzzug (1189–1192)
Feudale Galgenvögel im «Heiligen Land» · «... wie Gazellen schossen wir sie ab» – Die Schlacht bei den Hörnern von Hattin · Die Päpste blasen zum Angriff · Aufbruch der gekrönten Häupter · Akkon, das Massaker des Richard Löwenherz und die liturgische Errungenschaft des Heiligen Vaters

Band 7: 13. und 14. Jahrhundert Von Kaiser Heinrich VI. (1190) zu Kaiser Ludwig IV. dem Bayern (1347)

2002 erschienen, 576 Seiten, gebunden, €29,90 (D)
und rororo 61511/€12,90 (D)

1. Kapitel: Kaiser Heinrich VI. (1190–1197) und Papst Coelestin III. (1191–1198)
Heinrich VI. tritt an · Tuskulums Ende, ein deutsch-vatikanisches Gemeinschaftswerk · Heinrichs VI. erster Anlauf auf Sizilien · Regierungskünste – Bestechungen und Mord · «Durch Gottes Gnade ... besitzen wir das ganze Königsreich Sizilien und Apulien in Frieden» · Erbreichsplan und «deutscher» Kreuzzug · Mit Massakern ins Fürstengrab

2. Kapitel: Innozenz III. (1198–1216), der mächtigste Papst der Geschichte
Bestechung und Betrug als Handwerkszeug · Größenwahn · «Rekuperationen» und Nepotismus · Innozenz III. greift auf Sizilien ein · Der Thronstreit zwischen Staufern und Welfen bricht aus und wird vom Papst geschürt · Der Thronkrieg beginnt · Innozenz tritt offen für die Welfen ein · Der Papst, der Klerus und die Fürsten im Fortgang des deutschen Bürgerkriegs · Königsmord im Bamberger Bischofspalast oder Bischof Ekbert «auf der Höhe seiner Zeit»

3. Kapitel: «Das großartigste Epos». Kreuzzug aller Orten. Der Vierte Kreuzzug (1202–1204). Kreuzzüge in Spanien. Der Kinderkreuzzug (1212)
Unrat auf religiösen Duft? · Vorspiel für Konstantinopel: Das christliche Zadar wird zerstört · Byzantinische Geschichten und das Abendland · «... ein unbeschreibliches Morden» und eine dezente Geschichtsschreibung · Reliquien und Kunstschätze wechseln den Besitzer · Eine Nutte auf dem Patriarchenthron, der Aufschrei des Niketas – und das Ganze «nicht einmal so

schlecht» (Jesuit Hertling) · Das kurzlebige Lateinische Kaiserreich und die langlebige «adriatische Kröte» · Innozenz III. und die geistlichen Früchte des Vierten Kreuzzugs · In Spanien: Kriege gegen «Ungläubige» und Gläubige · Der Kinderkreuzzug, der keiner gewesen sein soll

4. Kapitel: Der Kreuzzug gegen die Albigenser
Die ersten mittelalterlichen «Ketzer» werden verbrannt · Die «novi haeretici» – die Heraufkunft der Katharer · Katharische Theologie und Hierarchie · Die Albigenser – Verbrennung nach Gutdünken und ein erster Kreuzzug · Das «heimtückische, verräterische und betrügerische Rom» legt die Maske der Armut an · Die Verfolgung der Waldenser · Der Papst beschwört den «Gott der Rache» und befiehlt, «die Wölfe zu erschlagen» · Die «Sache Christi» · Schlacht- und satirereif

5. Kapitel: Kreuzzüge gegen Balten, Preußen, Stedinger
Ostmission oder «alle Slaven ... sofort zu ergreifen und aufzuknüpfen». «Die Fürsten teilten das Geld unter sich» · Der «Frieden Gottes» kommt nach Livland – «ein unvergängliches Ruhmesblatt» · «Faßt sie, reißt sie, schlagt sie tot!» · Altpreußen oder «das Recht der Inbesitznahme durch Eroberung ...» · Preußenmission oder «... töteten sie alle» · Gregor IX. stürzt die Stedinger «in die Grube der Verdammnis»

6. Kapitel: Kaiser Friedrich II. (1194–1250) und die Päpste Innozenz III., Honorius III., Gregor IX.
Neuauflage der Stauferpolitik · Der Pfaffenkaiser kommt · Geld + Besitz = Ehre, doch genug ist nicht genug · Der deutsche Thronstreit wird in Frankreich entschieden · Das Vierte Lateranum (1215) – gegen die Juden, gegen die «Ketzer» und für einen neuen Krieg · Der «sanftmütige Honorius» und der Beginn des Fünften Kreuzzugs · Wie man dank eines «ungläubigen» Sultans nicht vernichtet wurde · Papst Honorius drängt den Kaiser zum Krieg · Gregor IX. (1227–1241) beginnt und der nächste Kreuzzug · Papst Gregor überfällt das Reich, während der Kaiser auf

einem Kreuzzug weilt · Gregors doppeltes Spiel im Kampf um die Lombardei · Gregor IX. holt zur Vernichtung Friedrichs aus und stirbt

7. Kapitel: Die Inquisition beginnt
Die Anfänge der päpstlichen Inquisition in Deutschland – Konrad von Marburg · Je dreckiger, desto heiliger · Inquisitionsgefängnisse, Orte unausdenkbaren Grauens · Practica Inquisitionis · Die Folter, das beeindruckendste Instrument christlicher Nächstenliebe · «Für die katholische Sache ist es sehr zuträglich, wenn die Inquisition reichlich Geldmittel besitzt»

8. Kapitel: Kaiser Friedrich II. und Papst Innozenz IV.
Die Flucht nach Lyon · Das Konzil von Lyon, die Lügen des Kardinals und die Absetzung des Kaisers · Zwei päpstliche Gegenkönige in Deutschland und ein neuer Bürgerkrieg · Parma – Friedrichs II. größte Niederlage · «... die unnahbar adlige Haltung» · Mordanschläge auf den Kaiser und ungeheurer Papstjubel über seinen Tod · «... und die Sache Gottes»

9. Kapitel: Ende der Staufer, Aufstieg der Anjou
König Ludwig der Heilige – «Muster des katholischen Frankreichs» · Der heilige Krieger und zwei weitere Kreuzzüge · Der Pastorellenaufstand · Der Mongolensturm und die Mission des Johannes von Plano Carpini · Papst Innozenz feilscht um ein Königreich und stirbt · Papst Alexander IV. (1254–1261) sucht die Staufer durch England zu vernichten · «Seht doch, wie sie einander lieben ...» · Papst Urban IV. (1261–1264) und Karl I. von Anjou kommen ins Geschäft · Karl der Retter ist da · Eine Schlacht für das Papsttum ... · ... und ein zweites Gemetzel für das Papsttum nebst Karls Siegesbotschaft

10. Kapitel: Die Habsburger kommen
Rudolf von Habsburg stürzt dem Papst zu Füßen · Nikolaus III. und der Nepotismus · Der «französischste» der Päpste und die Sizilianische Vesper · Pro domo – oder aus Reichsgut mach

Hausgut · Adolf von Nassau wird König, von Gott abgesetzt und umgebracht · Albrecht I. von Habsburg wird König und ermordet

11. Kapitel: «... wie der Erlöser verraten». Papst Coelestin V. (1294) und Papst Bonifaz VIII. (1294–1303)
Ein «Engelpapst» demissioniert · «Der hochgemute Sünder» · Ein Viertel aller Kurialeinnahmen der eigenen Familie zugesteckt · Der Colonnesen-Krieg · Karl II. von Anjou und Papst Bonifaz verlieren Sizilien · König Philipp der Schöne, «Heiliges Jahr» und Bulle «Unam sanctam» · Das Attentat von Anagni oder «wie der Erlöser verraten»

12. Kapitel: Christliches Judenmorden im Mittelalter
Die mittelalterlichen Judenverfolgungen auf der Iberischen Halbinsel · Die mittelalterlichen Judenverfolgungen in Frankreich · Die mittelalterlichen Judenverfolgungen in England · Die mittelalterlichen Judenverfolgungen in Deutschland · Die «Judenfreundlichkeit» gekrönter Häupter und der Nervus rerum

13. Kapitel: Heinrich VII., ein französischer König, ein französischer Papst und die Vernichtung der Templer
Ein Messias aus Luxemburg · Mit Lanzen und Finanzen · Der Templerprozeß, ein monströses Justizverbrechen von Papst und König

14. Kapitel: Kaiser Ludwig IV. der Bayer (um 1281–1347) im Kampf mit Papst Johann XXII. (1316–1334)
Das Finanzgenie der Catholica · Der Armutsstreit · Frühe Konfrontationen · Die Schlacht bei Mühldorf oder «Her öheim, ich sach euch nye so gern» · «Bei Gott, ihre Wut soll meiner Wut ... begegnen!» · Zwei Drittel des Kirchengeldes für den Krieg · Rom – Einzug und Auszug · ... und der Rückzug · Ludwigs Tod oder «Süeze künigin, unser frawe ...»

Band 8:
15. und 16. Jahrhundert
Vom Exil der Päpste in Avignon bis zum Augsburger Religionsfrieden

2004 erschienen, 528 Seiten, gebunden, € 29,90 (D)
und rororo 61670/€ 12,90 (D)

1. Kapitel: Die Anfänge Karls IV. von Luxemburg-Böhmen (1346–1378) und Clemens VI. (1342–1352), ein Vorläufer der Renaissance-Päpste
Ein neuer «Pfaffenkönig»? · Clemens VI. (1342–1352) und die Königin von Neapel · Luxus, Orgien und Torturen · Introitus et Exitus · Weitere Ausbeutungsvarianten oder Alles hat seinen festen Preis · Die Abschöpfmethoden der Bischöfe · Auch der niedere Klerus bediente sich · Nuntii et collectores · «Unsere Vorgänger verstanden es nicht, Papst zu sein» · Marsilius von Padua – «nie ein schlimmerer Ketzer», und Tod von Kaiser und Papst

2. Kapitel: Innozenz VI. (1352–1362) und der Beginn des Hundertjährigen Krieges (1338–1453)
«Ketzer»-Jagden · Kardinal Albornoz – das Genie seiner Heiligkeit · Der Hundertjährige Krieg beginnt · Erbfolgekrieg in der Bretagne · Die Schlacht von Poitiers

3. Kapitel: Christliches Bauernelend und mönchisches Glück
«Seid nicht traurig – wir sind alle Brüder in Christo» · Eine Rechtsnatur wie Vieh · «Jacques Bonhomme à bon dos, il souffre tout» · Hungersnöte: Menschen getötet und in Salz gelegt · Reichtum der Bischofskirchen · Zehnt und Doppel-Zehnt für den armen Klerus · Reichtum der Klöster · «to troste miner selen» oder «rechtmäßige Erben um ihr Erbe bringen» · Der hl. Isidor
«Jeder muß sein eigener Ochse sein»? · Bauernlegen der Zisterzienser · Die sogenannte Freilassung in der Kirche · Das Kirchengut war heilig · Bauernrevolten in der Normandie, in Dänemark,

Norwegen und Ungarn · Der flandrische Bauernkrieg und die Jacquerie

4. Kapitel: Die Päpste Urban V. (1362–1370), Gregor XI. (1370–1378) und das Ende des avignonesischen Exils
Fortgesetzte «Ketzer»-Jagd · Gescheiterte Rückkehr nach Rom und missglückte Kirchenunion · «... ein glücklicher Handstreich» Massenmord in Alexandria · Gregor XI. bekämpft John Wyclif und andere «Ketzer» · Rückkehr nach Rom, Blutbäder und Blumen

5. Kapitel: Das Große Abendländische Schisma (1378–1417 bzw. 1423). Krieg der Päpste gegeneinander
Ein Monstrum und ein Massenmörder werden Papst · Krieg um Neapel. Urban VI. läßt die eignen Kardinäle foltern und ermorden · Papst Bonifaz IX. (1389–1404) läßt Geld und Köpfe rollen · Statt der verruchten Zweiheit eine verfluchte Dreiheit · Papst Johann XXIII. «So werden Füchse gefangen» · Das Konzil von Konstanz (1414–1418) entmachtet drei Päpste

6. Kapitel: Jan Hus und die Hussitenkriege
Ein Reformator entflammt Böhmen · Die katholische Kirche verbrennt Jan Hus · Die hussitische Revolution beginnt · Vier Kreuzzüge gegen das «giftige Gewürm»

7. Kapitel: Das christliche Europa gegen Mitte des 15. Jahrhunderts. Unter besonderer Berücksichtigung Papst Eugens IV., weiterer Judenpogrome und des Deutschen Ritterordens
Konzil contra Papst · Großes Köpferollen unter Kardinal Giovanni Vitelleschi, dem «geliebten Sohn» des Papstes · Eugens Kirchenunion · Die Türken vernichten Byzanz · Der Hundertjährige Krieg (1327–1453) geht zu Ende · Peasants' Revolt · Die Herren unter sich · Eine Hexe wird heilig · Auch ein Judenhetzer wird heilig · Auch ein großer Judenmörder wird heilig · Die «Preußenreise» – der Deutsche Orden bittet zur «Saison» · Tannenberg oder Der Anfang vom Ende

8. Kapitel: Das Renaissance-Papsttum beginnt. Nikolaus V., Kalixt III., Pius II., Paul II., Sixtus IV., Innozenz VIII.
Nikolaus V. (1447–1455), «der liberalste aller Päpste» · Calixtus III. (1455–1458) Türkenkrieg und Nepotismus · Pius II. (1458–1464), ein Pornograph wird Papst · Paul II. (1464–1471), «die fromme Maria» · Sixtus IV. (1471–1484). Krieg und Mord für Nepoten, Beginn der Spanischen Inquisition
Innozenz VIII. (1484–1492). Das «Goldene Zeitalter der Bastarde»

9. Kapitel: Die Anfänge des langen christlichen Hexenwahns
Was kleine und große Kirchenlichter glaubten · «Brennen», «das houbet abslahn», «den wilden tieren fürgeworfen». «Der Vorrang der Initiative lag zunächst bei der geistlichen Gerichtsbarkeit» · «Hexenbulle» und «Hexenhammer» erleuchten die Neuzeit

10. Kapitel: Von Alexander VI. (1492–1503) bis zu Leo X. (1515–1521)
Die heilige Familie · Franzosen- und Türkeninvasion · Savonarola · Drei Romagna-Kriege – und das «weiße Pulver» · «Blutsäufer Julius» tritt an · Julius II. bekriegt Perugia und Bologna · Julius II. bekriegt mit Frankreichs Hilfe die Venezianer und mit Venedigs Hilfe die Franzosen · Papst Leo X. (1513–1521) «Nunc triumphabimus, amici» · Nepotismus und Schulden wie Sand am Meer · Leos blutiges Lavieren für die Medici

11. Kapitel: Der Ablaß. Vom katholischen zum protestantischen Luther
«... eine echte dogmengeschichtliche Neubildung» · Die «Fuggerei» · Ablässe für Lebende und Tote · Fortschritte beim Ablaßbetrug und Folgen · Die Ablaßthesen. Vom «sehr guten Papst» zur «Papstsau»

12. Kapitel: Man nennt es Reformation
Der Reformator läßt die Bauern schlachten oder «Anzaigung

zwayer falschen Zungen des Luthers» · Der «Ketzer» wird zum «Ketzer»-Jäger · Luther fordert Todesstrafe für Zauberer und Hexen · Der Judenstürmer

13. Kapitel: Vom «Sacco di Roma» zum Augsburger Religionsfrieden
Karl V. und Franz I. · Clemens VII. laviert · Il Sacco di Roma – der katholische Kaiser und Schirmvogt der Kirche bekriegt mit Spaniern und Lutheranern den Papst · Papst Paul III. (1534–1549) Türkenkriege, Römische Inquisition und sein Verrat des Kaisers im Schmalkaldischen Krieg · Der Augsburger Religionsfrieden – neues Recht und neues Unrecht

Band 9:
Mitte des 16. bis Anfang des 18. Jahrhunderts
Vom Völkermord in der Neuen Welt bis zum Beginn der Aufklärung

2008 erschienen, 460 Seiten, gebunden, €29,90 (D)
und rororo 62443/€14,00 (D)

1. Kapitel: Amerikanischer Holocaust oder «Missionsfrühling zu Beginn der Neuzeit»
Päpste und Portugiesen greifen Afrika an · Alexander VI. verschenkt einen Kontinent · «... and Columbus Day is a celebration» · Der größte Völkermord der Geschichte beginnt · Hernán Cortes, Missionar und Menschenbestie · Pizarro und die Vernichtung des Inkareiches · Wie Nordamerika christlich wurde oder: «To kill and scalp all, big and little»

2. Kapitel: Die Reformation erfaßt die Schweiz. Zwingli und Calvin
Zwingli kann die Kirche «bloß durch Blut» erneuern · Calvin läßt Michael Servet verbrennen

3. Kapitel: Die Gegenreformation beginnt. Das Konzil von Trient. «Sacrosancta Tridentina synodus (1545–1563)
Ältere Reformansätze · Phasen des Konzils · Einfluß der Jesuiten

4. Kapitel: Ignatius von Loyola (1491–1556). Ein tränenreicher Visionär macht Weltpolitik
«Kriegsdienst für Gott» · «Das Geistliche Tagebuch» oder War Ignatius von Loyola verrückt? · Visionen und «Stimmen» · Der stete «Blick nach oben» oder «Wie mit einem mystischen Fernrohr» · «Blind» gehorchen, als wäre man «ein Leichnam»

5. Kapitel: Der Konfessionalismus beginnt
Die Konfessionalisierung beginnt ... · ... und die lutherische Staatskirche, «Fortsetzung des Bauernkrieges ‹mit anderen Mitteln›» · Cuius regio, eius religio · Was Herr von Pastor meint

6. Kapitel: Weltweite Jesuitenagitation
In Italien und Spanien · In Frankreich und Deutschland · In Polen und Schweden · Die Union von Brest · Ein welthistorisches Schmierentheater. Rom setzt in Moskau einen falschen Zaren auf den Thron · In Südamerika und Indien · In Japan und China · Schein und Sein und erste Anfeindungen · Stete Indoktrination oder: cupido occupandi omnia · Die Beichtväter-Bande

7. Kapitel: Wittelsbacher und Habsburger als Träger der Gegenreformation und der Kölner Krieg
München als «deutsches Rom», Bayern als Polizeistaat · Nichts um «Gottes Lohn» allein · Otto Kardinal Truchseß von Waldburg, Bischof von Augsburg und «Protektor der deutschen Nation» · Julius Echter von Mespelbrunn, Fürstbischof von Würzburg und Herzog von Franken. Porträt eines «hervorragenden Humanisten» (Meisner) · Habsburg rettet Österreich für das Papsttum · Der Kölner Krieg «zur Propagierung des heiligen Evangeliums»

8. Kapitel: Staatsterror im Westen. Die Niederlande, Frankreich, England und Schottland im späteren 16. Jahrhundert
Terror in den Niederlanden · Blutopfer niederländischer Christen unter dem Kaiser · König Philipp II. – «alles unter dem Gesichtswinkel des kirchlichen Interesses ...» · Der Bildersturm · Herzog Alba und sein Schreckensregiment · Terror in Frankreich · Die Bartholomäusnacht oder die sogenannte Pariser Bluthochzeit · Gregorianische Freudengesänge und pures Entsetzen · Terror in England, Schottland und Irland · Heinrich und sein Eheglück · Heinrich VIII. wird «höchstes irdisches Haupt der Kirche von England» · Maria die Katholische, die Blutige (1553–1558) · Elisabeth I. (1558–1603), die «geborene Herrscherin» · Schottland und Maria Stuart · Irland – Kopfpreise auf katholische Priester wie auf den Kopf eines Wolfes

9. Kapitel: Die Schlammschlacht vor dem großen Krieg. Vom publizistischen Schlachtfeld zum militärischen
«... so gräulich ausgekotzte Rotz- und Schmachklumpen» · «... das Reich des Antichristes ... die große Mutter der Hurerei» · «Christus Jesus mit den Christen, / Der Teufel mit den Calvinisten» · «Um Christi Liebe ... kommt mit euren Hellebarden, Kanonen und Büchsen ...» oder: «Deutschland in seinem eigenen Blut ersäufen»

10. Kapitel: Der Dreißigjährige Krieg beginnt
Union und Liga. Die christlichen Brüder formieren sich · Der Prager Fenstersturz (23. Mai 1618) · Der Böhmische Krieg · Das Blutgericht oder: «Sonst ist der ganze Tag schön gewesen» · Der Krieg springt auf das Reich über · Papst Gregor XV. (1621–1623) – «Furcht und Liebe Gottes» und stete Kriegstreiberei · Von der «lust zum kriege» oder: «Sie schonen niemand, wer er auch sei ...»

11. Kapitel: Worum kämpfte man im Dreißigjährigen Krieg?
Der Dänisch-Niedersächsische Krieg (1625–1629) und das Restitutionsedikt (1629) · Wallenstein betritt die Arena · «Des

Schweden Volk ist im Marschieren ...». Magdeburg und Breitenfeld · Religion nur Vorwand für Krieg · Die Päpste und der Krieg

12. Kapitel: Pax Christiana oder «Christliche Lebensführung» nach dem Jahrhundertkrieg
Von der Sehnsucht nach Frieden und stets neuen Kriegsprojekten · Krieg auf Krieg · Zur Zeit des «Sonnenkönigs» · Von der «Freiheit des Glaubens» oder «sterben wie Mücken ...»

REGISTER

Abel, Herzog von Schleswig 19
Abel, Wilhelm 211, 213
Absalom I., Erzbischof von Lund 20
Adam von Bremen 18
Ahrens, Norbert 244
Albani, Alessandro 168
Albani, Annibale 168
Albani, Giovanni Francesco 130, 168
Alberoni, Giulio 169
Albert, Hans 239
Alexander VII., Papst 125, 155–157, 159, 190
Alexander VIII., Papst 166 f., 190
Alexej Michajlovič Romanov, russischer Zar 90 f.
Altomonte, Martino 114
Andrejevič, Vladimir 81
Anna Alexejevna, vierte Ehefrau Ivans IV. 79
Anna von Österreich 157
Apraxin, Fjodor Graf 64
Arason, Jön, Bischof von Hólar 41
Archinto, Alberigo 140
Arcimboldi, Giovanni Angelo 27
Arndt, Ernst Moritz 146
Aubarède, Michel d' 164
August der Starke (Friedrich August I.), Kurfürst von Sachsen 52, 59, 63 f.
August II., König von Polen 52
August III., König von Polen 59
Augustinus 129, 224
Aviano, Marco d' 101

Batthyány, Karl Graf von 202
Baumann, Leopold 231
Bazmanov, Alexej 75
Becket, Thomas 195
Bekeshovede (Bukshövden), Albert von 53
Benedikt XIII., Papst 170
Benedikt XIV., Papst 139 f., 150, 153, 173 f., 177, 190
Birger Jarl, König von Schweden 21
Birger Magnusson, König von Schweden 19 f.
Bischoff, Engelhardt 104
Bjørneboe, Jens 243
Bleckwenn, H. 145
Bolotnikov, Ivan Isayevich 85 f.
Bonneval, Claude Alexander Comte de 118, 134
Borgomaero, Carlo Emanuele d'Este Marchese di 101
Borissowitsch, Fjodor 84
Borromäus, Karl 188
Borromeo, Vitaliano 124
Bräkers, Ulrich 222
Brandt, Ahashver von 11
Brask, Hans 31
Braubach, Max 96, 103, 113 f., 118
Braudel, Fernand 221
Brouwer, Adriaen 113
Bruckmüller, Ernst 211, 219
Buchholz, W. 30, 45
Büchner, Georg 217
Burkhardt, Johannes 123, 136 f., 139
Bussow, Conrad 86

Cano, Melchior 178
Carlsson, Gottfrid 26
Castelldosrius, Manuel 95
Caulet, François 164
Cawthorne, N. 72
Ceram, C.W. 230 f.

Chigi, Fabio 155, 157 → Alexander VII., Papst
Chlodwig I., fränkischer König 194
Christian August von Sachsen 52
Christian I., König von Dänemark 24 f.
Christian II., König von Dänemark 24 f., 27 f., 32, 36, 39
Christian III., König von Dänemark 39–41
Christian IV., König von Dänemark 12
Christine, Königin von Schweden 159, 165
Christoffer, Graf von Oldenburg 39
Christoph I., König von Dänemark 20
Churchill, John 115
Cibo, Alderano 170
Clausewitz, Carl von 51, 146
Condé (Prinz) 126
Conti, Louis Armand 52, 100
Cordara, Giulio Cesare 177
Corsini, Neri 171
Coscia, Niccolò 170
Crequi, Herzog von 159
Crivelli, Ignazio 149 f.

D'Alembert (Jean-Baptiste le Rond) 181
Dacke, Niels 32
Davenant, Henry 120
Davia, Giovanni Antonio 52
David, jüdischer König 77
De Quincey, Thomas 113
Dessau, Moritz von 145
Dietz, Johann 114
Dmitri, Sohn Ivans IV. 83
Dos Passos, John 228
Dubois, Guillaume 169 f.
Duchhardt, Heinz 13, 94, 114, 119
Duffy, Christopher 138, 145–147
Durant, W. u. A. 178
Eckengrön, Johann Heinrich 56
Effen, Justus van 62
Egghardt, Hanne 93, 103, 115
Elisabeth I., Königin von England 79
Elm, Veit 179
Eltz, Graf von 220
Endres, Rudolf 220
Engelbrektsson, Olav 39
Erasmus von Rotterdam 28
Erik («der Heilige»), König von Schweden 16, 31
Erik I. »Blodöx» (Blutaxt), König von Norwegen 17
Erik I., König von Dänemark 19 f.
Erik IV., König von Dänemark 19 f.
Erik V., König von Dänemark 20
Erik XIV., König von Schweden 42 f.
Eugen Moritz von Savoyen-Carignan 98
Eugen, Prinz von Savoyen-Carignan 13, 93 f., 96–121, 132 f., 197
Eversmann, Rudolf Wilhelm 121

Farnese, Elisabeth 184
Faulkner, William 229
Fenske, Hans 200
Ferdinand VI., König von Spanien 183
Findeisen, Jörg Peter 46, 49, 62
Fjodor I. Ivanowitsch, russischer Zar 83 f.
Frantz (Jesuit) 202
Franz I. Stephan, Kaiser des Heiligen Römischen Reiches 139, 196
Franz I., König von Frankreich 137, 139
Franz Stephan, Herzog von Lothringen 202
Friederike Sophie Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth 121
Friedrich I., König von Dänemark 37–39
Friedrich I., König von Preußen 168

Friedrich II. («der Große»), König von Preußen 14, 52, 59, 96, 112, 120 f., 139, 141 f., 144–149, 152, 196, 216
Friedrich III., Kaiser des Heiligen Römischen Reiches 73
Friedrich III., König von Preußen 168
Friedrich IV., König von Dänemark 53, 59
Friedrich von Hessen-Kassel 65, 123
Friedrich Wilhelm I., König von Preußen 120
Fürstenberg, Wilhelm Egon von 128

Gadd, Hemming 11
Gelmi, Josef 153, 156
Geremek, Bronislaw 224
Ginckel, Baron von 120
Glinskaja, Jelena, zweite Ehefrau Vasilijs III. 73 f.
Glinskij, Jurij 74
Glinskij, Michail 74
Goethe, Johann Wolfgang von 228, 244
Goldharald, König von Dänemark 19
Gondy, Jean-François-Paul 158
Gontard, Friedrich 153
Gonzaga, Silvio Vatenti 138, 173
Gorbatyj-Šujskij, Alexander 75
Gormsson, Harald Blauzahn (Blatand) 17
Gottfried, dänischer König 16
Gregor XIII., Papst 189
Gregor XIV., Papst 189
Gregor XV., Papst 189
Grey, Ian 73
Grimaldi, Luigi 126
Grumbkow, Friedrich Wilhelm von 121
Gudonow, Boris 83 f.
Gustav I. Eriksson Vasa, König von Schweden 28–31, 33–35, 42 f.
Gustav II. Adolf, König von Schweden 44 f., 142

Håkon I. («der Gute»), König von Norwegen 17
Håkon II. («Herdebrei»), König von Norwegen 19
Håkon IV. («der Alte»), König von Norwegen 19
Håkonsson, Erlend 17
Hamsun, Knut 143
Hannibal, karthagischer Feldherr 96
Harald der Harte (Hardråde), König von Norwegen 18
Harald I. Schönhaar (Hårfagre), König von Norwegen 17, 23
Harald II. Godwinson, König von England 18
Harald II. Graufell (Gråfell), König von Norwegen 17
Haraldsson, Magnus 31, 34
Hastings, Mary 79
Hedwig Sophia, Schwester Karls XII. 59
Heinrich II., König von England 195
Heinrich VIII., König von England 24, 79
Helgesen, Paul 38
Hemingway, Ernest 229
Hermelin, Olof 60
Herzan, Franz 199
Hildebrand, Johann Lukas von 112
Hitler, Adolf 65, 138, 142, 225
Holbein, Hans 113
Homuth, Jürgen 25
Hornborg, Eirik 65

Innozenz X., Papst 125, 155 f., 188, 190
Innozenz XI., Papst 14, 153, 160–163, 165 f., 170, 190

Innozenz XII., Papst 52, 125, 167f., 190
Innozenz XIII., Papst 169f., 190
Iosif, Patriarch 90
Isabella von Spanien 24
Ivan I. («Geldsack»), russischer Zar 70
Ivan III. («der Große»), russischer Zar 72f., 76, 83
Ivan IV. («der Schreckliche»), russischer Zar 67, 71–83
Ivov, Erzbischof von Rostov 84

Jakob II., König von England 165
Jann, Hans Henny 243
Jansen, Cornelius 129
Jaroslav der Weise 69
Johann III. Sobieski, König von Polen 161
Johann Kasimir, Pfalzgraf 45
Johann, Erzbischof von Weeze 26
Johann, Herzog von Finnland 42f.
Johann III., König von Schweden 43
Johann, König von Dänemark und Norwegen 24
Joseph Emanuell I., König von Portugal 178
Joseph Ferdinand von Bayern 95
Joseph I., Kaiser des Heiligen Römischen Reiches 130–134, 168
Joseph II., Kaiser des Heiligen Römischen Reiches 191, 193, 196, 200–209, 220
Julius III., Papst 189
Justi, J. H. G. 211, 215
Justinian I., oströmischer Kaiser 193

Karl («der Große»), römischer Kaiser 194, 237
Karl II., König von Spanien 95
Karl III., König von Spanien 16, 134, 168, 183f., 186f.
Karl IV., Kaiser des Heiligen Römischen Reiches 195f., 200
Karl V., Kaiser des Heiligen Römischen Reiches 24, 26f., 137, 178
Karl VI., Kaiser des Heiligen Römischen Reiches 106, 119, 198
Karl VII., Kaiser des heiligen Römischen Reiches 174
Karl IX., König von Schweden 43
Karl X. Gustav, König von Schweden 45f.
Karl XI., König von Schweden 46f., 55, 60
Karl XII., König von Schweden 49, 53, 58–65, 111, 145
Karl Friedrich, Neffe Karls XII. 65
Karl, Herzog von Södermanland 42–44
Karl Knutsson Bonde, König von Schweden 30
Katharina Vasa, Prinzessin von Schweden 45
Katsch, Frau von 121
Kaunitz, Wenzel Anton Graf von 140f., 205
Keith, James 145
Kellerhofen (Pater) 136
Kerchnawe, Hugo 96, 111
Khevenhuller, Ludwig Andreas Graf 197
Kinsky, Franz Ulrich Graf 107
Kinsky, Philipp Joseph 197
Kleist, Ewald von 145
Klemens V., Papst 188
Klemens IX., Papst 190
Klemens X., Papst 125, 161, 190
Klemens XI., Papst 126, 130–134, 168f., 190, 198
Klemens XII., Papst (Lorenzo Corsini) 171, 190
Klemens XIII., Papst 135f., 139, 151f., 186, 189
Klemens XIV., Papst 186, 188, 190
Knud II. («der Große»), König von Dänemark 17f., 20

Knud IV. («der Heilige»), König von Dänemark 16, 19
Knutson, Torgil 19, 21
Königsegg, Graf 120
Konstantin («der Große»), römischer Kaiser 82, 193, 226, 237
Krispin, M. 86
Kroener, Bernhard 13
Kühner, Hans 167, 172
Kunisch, Johannes 220
Kurljatev, Dimitrij 75
Kuszynski, Jürgen 215

La Chaize (Jesuir) 128
Ladejarl, Sigurd 19
Lagni, Paolo da 162
Lamberg, Leopold Joseph von 125, 131
Lambertini, Prospero Lorenzo 173 → Benedikt XIV., Papst
Landmann, Karl Ritter von 115
Lavalette, Antoine 181
Laward, Knud 19
Ledig-Rowohlt, Heinrich Maria 230f., 233, 235
Leibniz, Gottfried Wilhelm 128
Lenin, Wladimir Iljitsch 51
Leo X., Papst 25f.
Leo XI., Papst 189
Leo XIII., Papst 194
Leopold I., Kaiser des Heiligen Römischen Reiches 52, 95, 101, 104f., 107f., 111, 131f., 161, 168
Lercari, Niccòlo Maria 170
Lichtenberg, Georg Christoph 227
Lieselotte von der Pfalz/Orleans 99f., 108
Lionne, Hugues de 158
Lodehat, Peder Jensen 22
Ludwig IV., Herzog von Oberbayern 195
Ludwig Wilhelm von Baden-Baden 110
Ludwig XIII., König von Frankreich 157
Ludwig XIV., König von Frankreich 52, 95, 99f., 103, 126, 128, 131, 133, 153, 157–161, 163–165, 168
Ludwig XV., König von Frankreich 139, 141, 182
Lürge, Friedrich 220
Luther, Martin 26, 28, 35, 39f., 237
Lütkehaus, Ludger 243

Macaulay, Thomas Babington 173
Magnus der Blinde, König von Norwegen 20
Magnus Erlingsson, König von Norwegen 19
Magnus III. «Barfuß», König von Norwegen 19
Maidalchini-Pamfili, Olimpia 155f.
Makarij, Erzbischof von Novgorod 78, 81
Malagrida, Gabriel 180
Mancini, Olympia 99
Manteuffel, Ernst Christoph von 121
Manzador, Pius 140
Marfa, dritte Ehefrau Ivans IV. 75
Margarete I., Königin von Norwegen 22, 30
Maria Amalie von Sachsen, Ehefrau Karls III. 184
Maria Theresia, regierende Erzherzogin von Österreich 95, 139–141, 151f., 174, 196–201, 204
Mariana Victoria, Königin von Portugal 187
Marija Feodorovna, siebte Ehefrau Ivans IV. 79
Marija, zweite Ehefrau Ivans IV. 75
Marsilius von Padua 195
Marx, Gratian 207
Marx, Karl 215
Massa, Isaak 85, 87

Mauthner, Ludwig 215
Max Franz, Kurfürst 220
Mazarin, Julius 13, 99, 126, 157f., 160
Medici, Raffaelo de' 27
Menzel, Wolfgang 220
Merode-Westerloo, Jean-Philippe-Eugène de 109
Metternich, Franz Georg Karl Graf von 59
Mikaelsson, Knut 33
Miller (Pater) 104
Mišurin, Feodor 74
Mocenigo, Alvise 172
Molinos, Miguel de 167
Montesquieu, Charles-Louis de Secondat, Baron de 113, 179
Morozov, Michail 75
Moser, Johann Jacob 136
Munn, Sigurd 19

Näf, Werner 191
Napoleon I., Kaiser von Frankreich 59, 65, 96
Niels, König von Dänemark 19
Nordberg, Jöran 55, 63

Obolenskij-Ovčinin, Dimitrij 74f.
Ockham, Wilhelm von 195
Oddi, Niccolo 149
Odescalchi, Benedetto 161
Olaf I. Tryggvasson, König von Norwegen 17
Olaf II. Haraldsson («der Dicke»), König von Norwegen 18
Oláfsson, Tryggvi, Kleinkönig von Oppland 17
Olav («der Heilige»), König von Norwegen 16, 43
Olesen, Jens E. 39, 42
Olga von Kiew, Heilige 69
Ottade, Isaak von 113
Ottoboni, Antonio 166
Ottoboni, Marco 166f.
Ottoboni, Pietro 166
Oxenstierna, Axel 45
Øystein II., König von Norwegen 19

Palsson, Ögmundur 41
Paolucci, Fabricio 131
Parhamer (Jesuit) 202
Pascal, Blaise 129f.
Pastor, Ludwig von 14, 27, 43, 130, 132, 152, 174f., 179, 187
Patkul, Johann Reinhold 63
Paul II., Papst 72
Paul III., Papst 189
Paul IV., Papst 189
Paul V., Papst 84, 167, 189
Paulus, heiliger 16, 224
Pederson, Anders 33
Peter I., russischer Zar 52f., 64f., 91
Peter III., König von Portugal 207
Petri, Olaus 32
Petrovič, Milan 242
Philipp II., Herzog von Orléans 169
Philipp V., König von Spanien 24, 95, 131, 134, 168, 183
Philipp von Anjou, Herzog 95
Philipp von Savoyen-Carignan 100
Philoteas (Mönch) 71
Pignatelli, Antonio 167
Pimen, Erzbischof von Novgorod 76
Pitt, Jan 173
Pitt, William 173
Pius IV., Papst 189, 223
Pius V., Papst 188f.
Pius XII., Papst 156, 162
Pleščeev, Leontij Stepanovič 90
Pombal, Sebastão José Marquis de (Carvalho e Mello) 178–180
Poolucci, Fabrizio 170
Potenza, Franceso de 27f.
Potter, Paulus 113

Pranzl, Rudolf 191
Prichovský, Antonin Petr Graf 203

Rabenau, Eduard von 218
Racine, Jean 129
Ranke, Leopold von 126, 136, 243
Razin, Stenka 89
Rech, Bernhard 164
Reemstma, Jan Philipp 243
Reichenbach, Benjamin Friedrich von 121
Reni, Guido 113
Retz, Franziskus 177
Rhyzelius, Anders 62
Richelieu, Armand-Jean du Plessis, Premier Duc de 98, 157, 160
Riffel, Caspar 179
Rodt, Franz Konrad von 151
Rohan, Louis-René-Edouard 220
Rosa, Peter de 156
Rota, Antonio 138
Rousseau, Jean-Baptiste 113
Rowohlt, Ernst 229
Rubini, Giambattista 166
Rudolf IV., Erzherzog von Österreich 195

Sabinianus, Papst 87
Saburova, Solomonija 74
Salomo, König von Israel 77
Ščenjatev, Pjotr 76
Schaffgotsch, Philipp Gotthard von 123
Schick, Erich 64
Schilkow, Andreas Jakobowitsch 53
Schilling, Heinz 53
Schlenke, Manfred 148
Schneider, Carl 238
Schnurbein, Gottfried Freiherr von 120
Schönborn, Friedrich Carl von 97, 119
Schopenhauer, Arthur 127
Schröter, Harm G. 11
Schüßler, Wilhelm 93, 96, 114
Schwaiger, Georg 22
Schwarick, Georg 218
Schwarz, Alfred 240f.
Ševyrjov, Dimitrij 76
Seydlitz, Friedrich Wilhelm von 145
Sigurd Jórsalafari («der Jerusalemfahrer»), König von Norwegen 20
Sigurdsson, Håkon 17
Silvester (Priester) 78
Sinelli, Emmerich 101
Sinzendorf, Philipp Ludwig Wenzel von 102, 109
Sixtus V., Papst 189, 224
Skara, Vinzenz 27
Skule, Jarl 19
Slagheck, Dietrich 27f.
Slembe, Sigurd 20
Soissons, Marie Jeanne-Baptiste de 99
Sophia Palaiologina, Ehefrau Ivans III. 72
Sophie, Kurfürstin von Hannover 99
Sparre, Erik 43
Stadler, Pater 136
Stählin, Karl 78
Stainville, Etienne François 141
Stälhammar, Jon 55
Stalin, Joseph 142
Stanislaus I. Lesczyński, König von Polen 63
Steffen, Herbert 240, 242
Stein, Heinrich Friedrich Karl Reichsfreiherr vom und zum 217
Steinmetz, Walter 243
Stenbock, Magnus 57f., 60
Stiernhöök, Johan 54
Stollberg-Rilinger 207
Strennäs, Matthias von 27
Sture, Nils 33, 42
Sture, Sten 11, 22, 24–26, 33
Šujskij, Andrej 75
Šujskij, Vasilij 74
Sunnanväder, Peder Jakobsson 33

Suworow, Alexander 96
Sven Gabelbart, König von Dänemark 17
Swart, Peter, Bischof von Västerås 32
Swift, Jonathan 93, 99 f., 107
Szczesny, Gerhard 232 f.

Tanucci, Bernardo 172, 183–185
Tausen, Hans 38 f.
Temgrjukovic, Michailo 75
Tennstedt, Florian 217
Theodosius («der Große»), oströmischer Kaiser 77
Theognost, Metropolit von Kiew 71
Thomas (schwedischer Bischof) 21
Thomas von Aquin 224
Thun, Leopold Leonhard Graf von 220
Timofej, Erzpriester 81
Torrigiani, Luigi Maria 124, 151
Tour, Emanuel de la 164
Trolle, Gustav 11, 24 f., 39
Tuchtenhagen, Ralph 36
Turuntaj-Pronskij, Ivan 76

Ude, Johannes 213
Ulrike Eleonora, Schwester Karls XII., 58
Urban VIII., Papst 139, 187–190

Vasilij II., russischer Zar 75
Vasilij III., russischer Zar 67, 71, 73
Vasilij, russischer Großfürst, Sohn Ivans III. 83
Vasques, Franz Xaver 178
Vergin, Adrian 56
Vettori, Francesco 27
Viktor Amadeus II., Herzog von Savoyen 168
Vinzent (schwedischer Bischof) 25
Viskovatyj, Ivan 77
Vjazemskij (Fürst) 75
Vladimir, heiliger 69
Vocelka, Karl 191
Voltaire (François Marie Arouet) 51, 113, 142, 173, 179 f.
Voroncov, Ivan 76
Vorotynskij, Michail 75

Waldemar I., «der Große», König von Dänemark 19–21
Waldemar II. Sejr («der Sieger»), König von Dänemark 21
Waldemar IV. Atterdag, König von Dänemark 21 f.
Warnery, Charles-Emmanuel de 146
Weyrauch, Wolfgang 228–231
Wien, Amilius Villio Graf von 120
Wilhelm der Eroberer 18
Wilhelm II., Kaiser von Deutschland 142
Willibert, Erzbischof von Köln 16
Wittmann, Reinhard 214
Wolfe, Thomas 229
Wullenweber, Jürgen 39

Zeccadoro (Brevensekretär) 131
Zedlitz, Karl Abraham von 216
Zeno, Cornelia 167
Zieten, Hans-Joachim von 143

ÜBER DEN AUTOR

Karl Heinrich Leopold Deschner wurde am 23. Mai 1924 in Bamberg geboren. Sein Vater Karl, Förster und Fischzüchter, katholisch, entstammte ärmsten Verhältnissen. Seine Mutter Margarete Karoline, geb. Reischböck, protestantisch, wuchs in den Schlössern ihres Vaters in Franken und Niederbayern auf. Sie konvertierte später zum Katholizismus.

Karlheinz Deschner, das älteste von drei Kindern, ging zur Grundschule in Trossenfurt (Steigerwald) von 1929 bis 1933, danach in das Franziskanerseminar Dettelbach am Main, wo er zunächst extern bei der Familie seines Tauf- und Firmpaten, des Geistlichen Rats Leopold Baumann, wohnte, dann im Franziskanerkloster. Von 1934 bis 1942 besuchte er in Bamberg das Alte, Neue und Deutsche Gymnasium als Internatsschüler bei Karmelitern und Englischen Fräulein. Im März 1942 bestand er die Reifeprüfung. Wie seine ganze Klasse meldete er sich sofort als Kriegsfreiwilliger und war – mehrmals verwundet – bis zur Kapitulation Soldat, zuletzt Fallschirmjäger.

Zunächst fernimmatrikuliert als Student der Forstwissenschaften an der Universität München, hörte Deschner 1946/47 an der Philosophisch-theologischen Hochschule in Bamberg juristische, theologische, philosophische und psychologische Vorlesungen. Von 1947 bis 1951 studierte er an der Universität Würzburg Neue deutsche Literaturwissenschaft, Philosophie und Geschichte und promovierte 1951 mit einer Arbeit über «Lenaus Lyrik als Ausdruck metaphysischer Verzweiflung» zum Dr. phil. Einer im selben Jahr geschlossenen Ehe mit Elfi Tuch entstammen drei Kinder, Katja (1951), Bärbel (1958) und Thomas (1959 bis 1984).

Von 1924 bis 1964 lebte Deschner auf einem früheren Jagdsitz der Würzburger Fürstbischöfe in Tretzendorf (Steigerwald), dann zwei Jahre im Landhaus eines Freundes in Fischbrunn (Hersbrucker Schweiz). Seitdem wohnt er in Haßfurt am Main.

Karlheinz Deschner hat Romane, Literaturkritik, Essays, Aphorismen, vor allem aber religions- und kirchenkritische Geschichtswerke veröffentlicht. Auf über zweitausend Vortragsveranstaltungen hat Deschner im Laufe der Jahre sein Publikum fasziniert und provoziert.

1971 stand er in Nürnberg «wegen Kirchenbeschimpfung» vor Gericht.

Seit 1970 arbeitet Deschner an seiner großangelegten «Kriminalgeschichte des Christentums». Da es für so unruhige und beunruhigende Geister wie ihn keine Posten, Beamtenstellen, Forschungsstipendien, Ehrensolde, Stiftungsgelder gibt, war ihm die ungeheure Forschungsarbeit und Darstellungsleistung nur möglich dank der selbstlosen Hilfe einiger Freunde und Leser, vor allem dank der Förderung durch seinen großherzigen Freund und Mäzen Alfred Schwarz, der das Erscheinen des ersten Bandes im September 1986 noch mitgefeiert, den zweiten

Band aber nicht mehr miterlebt hat, seither des deutschen Unternehmers Herbert Steffen.

Im Sommersemester 1987 nahm Deschner an der Universität Münster einen Lehrauftrag wahr zum Thema «Kriminalgeschichte des Christentums».

Für sein aufklärerisches Engagement und für sein literarisches Werk wurde Karlheinz Deschner 1988 – nach Koeppen, Wollschläger, Rühmkorf – mit dem Arno-Schmidt-Preis ausgezeichnet, im Juni 1993 – nach Walter Jens, Dieter Hildebrandt, Gerhard Zwerenz, Robert Jungk – mit dem Alternativen Büchnerpreis und im Juli 1993 – nach Sacharow und Dubček – als erster Deutscher mit dem International Humanist Award. Im September 2001 erhielt Deschner den Preis des Internationalen Bundes der Konfessionslosen und Atheisten, im November 2001 den Ludwig-Feuerbach-Preis des Bundes für Geistesfreiheit, Augsburg, 2004 den Wolfram-von-Eschenbach-Preis des Bezirks Mittelfranken, 2006 den Premio letterario Giordano Bruno, Milano. Im selben Jahr wurde Deschner als auswärtiges Mitglied in die Serbische Akademie der Wissenschaften und Künste gewählt, 2007 der zu seinem 80. Geburtstag durch die Giordano Bruno Stiftung ins Leben gerufene «Deschner-Preis» erstmals in einem Festakt in der Aula der Universität Frankfurt am Main dem britischen Evolutionstheoretiker und Religionskritiker Richard Dawkins verliehen.

Um die «Kriminalgeschichte des Christenums» geht es – pro und contra – in dem 70minütigen Videofilm von Ricarda Hinz und Jacques Tilly mit dem Titel «Die haßerfüllten Augen des Herrn Deschner». Zu beziehen über: Ricarda Hinz, info@videoteuse.de oder www.denkladen.de. Ein dokumentarisches Porträt des Religions- und Kirchenkritikers Deschner von Peter Kleinert und Marianne Tralau ist als DVD mit dem Titel «Im Grunde bin ich ein aus lauter Zweifeln bestehender gläubiger Mensch» lieferbar. Zu beziehen über Alibridenkladen, Postfach 100361, 63703 Aschaffenburg, Fax +049 06021/5814560; E-Mail: verlag@alibri.de

DAS LITERARISCHE WERK KARLHEINZ DESCHNERS

DIE BUCHVERÖFFENTLICHUNGEN IN ZEITLICHER REIHENFOLGE

1956 Die Nacht steht um mein Haus. Roman
1957 *Was halten Sie vom Christentum? 18 Antworten auf eine Umfrage*
1957 Kitsch, Konvention und Kunst. Eine literarische Streitschrift
1958 Florenz ohne Sonne. Roman
1962 Abermals krähte der Hahn. Eine kritische Kirchengeschichte von den Anfängen bis zu Pius XII.
1964 Talente, Dichter, Dilettanten. Überschätzte und unterschätzte Werke in der deutschen Literatur der Gegenwart
1965 Mit Gott und den Faschisten. Der Vatikan im Bunde mit Mussolini, Franco, Hitler und Pavelić
1966 *Jesusbilder in theologischer Sicht*
1966 *Das Jahrhundert der Barbarei*
1968 *Wer lehrt an deutschen Universitäten?*
1968 Kirche und Faschismus (Neuausgabe: 2013)
1969 *Das Christentum im Urteil seiner Gegner, Band 1*
1970 *Warum ich aus der Kirche ausgetreten bin*
1970 *Kirche und Krieg. Der christliche Weg zum Ewigen Leben*
1971 Der manipulierte Glaube. Eine Kritik der christlichen Dogmen
1971 *Das Christentum im Urteil seiner Gegner, Band 2*
1974 Das Kreuz mit der Kirche. Eine Sexualgeschichte des Christentums
1974 Kirche des Un-Heils. Argumente um Konsequenzen zu ziehen
1977 *Warum ich Christ/Atheist/Agnostiker bin*
1981 Ein Papst reist zum Tatort. Flugschrift
1982 Ein Jahrhundert Heilsgeschichte. Die Politik der Päpste im Zeitalter der Weltkriege, Band 1
1983 Ein Jahrhundert Heilsgeschichte. Die Politik der Päpste im Zeitalter der Weltkriege, Band 2
1985 Nur Lebendiges schwimmt gegen den Strom. Aphorismen
1986 Die beleidigte Kirche oder Wer stört den öffentlichen Frieden? Gutachten im Bochumer § 166-Prozeß

Von Karlheinz Deschner herausgegebene Sammelwerke mit eigenen und Beiträgen anderer Autoren sind gekennzeichnet durch Kursivschrift.

1986 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 1: Die Frühzeit – Von den Ursprüngen im Alten Testament bis zum Tod des hl. Augustinus (430)
1987 Opus Diaboli. Fünfzehn unversöhnliche Essays über die Arbeit im Weinberg des Herrn
1988 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 2: Die Spätantike – Von den katholischen «Kinderkaisern» bis zur Ausrottung der arianischen Wandalen und Ostgoten unter Justinian I.
1989 Dornröschenträume und Stallgeruch. Über Franken, die Landschaft meines Lebens
1990 *Woran ich glaube*
1990 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 3: Die Alte Kirche – Fälschung, Verdummung, Ausbeutung, Vernichtung
1991 Die Politik der Päpste im 20. Jahrhundert (Neuausgabe: 2013)
1991 Der Anti-Katechismus. 200 Gründe gegen die Kirchen und für die Welt (mit Horst Herrmann)
1992 Der Moloch. Zur Amerikanisierung der Welt
1994 Die Vertreter Gottes. Eine Geschichte der Päpste im 20. Jahrhundert
1994 Ärgernisse. Aphorismen
1994 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 4: Frühmittelalter – Von König Chlodwig I. (um 500) bis zum Tode Karls «des Großen» (814)
1994 Was ich denke
1995 Weltkrieg der Religionen. Der ewige Kreuzzug auf dem Balkan (mit Milan Petrovič)
1997 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 5: 9. und 10. Jahrhundert – Von Ludwig dem Frommen (814) bis zum Tode Ottos III. (1002)
1997 Oben ohne. Für einen götterlosen Himmel und eine priesterfreie Welt. Zweiundzwanzig Attacken, Repliken und andere starke Stücke
1998 Die Rhön. Heidnisches und Heiliges einer einsamen Landschaft
1998 Für einen Bissen Fleisch. Das schwärzeste aller Verbrechen
1999 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 6: 11. und 12. Jahrhundert – Von Kaiser Heinrich II., dem «Heiligen» (1002) bis zum Ende des Dritten Kreuzzugs (1192)
1999 Zwischen Kniefall und Verdammung. Robert Mächler – Ein gläubiger Antichrist
1999 Memento! Kleiner Denkzettel zum «Großen Bußakt» des Papstes im Heiligen Jahr 2000
2002 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 7: Das 13. und 14. Jahrhundert – Von Kaiser Heinrich VI. (1190) zu Kaiser Ludwig IV. dem Bayern († 1347)
2003 Mörder machen Geschichte. Aphorismen
2003 Musik des Vergessens. Über Landschaft, Leben und Tod im Hauptwerk Hans Henny Jahnns

2004 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 8: Das 15. und 16. Jahrhundert – Vom Exil der Päpste in Avignon bis zum Augsburger Religionsfrieden
2007 Poeten und Schaumschläger. Von Jean Paul bis Enzensberger. 24 Aufsätze zur Literatur und Literaturkritik. Mit einem Vorwort von Ludger Lütkehaus
2008 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 9: Mitte des 16. bis Anfang des 18. Jahrhunderts – Vom Völkermord in der Neuen Welt bis zum Beginn der Aufklärung
2013 Kriminalgeschichte des Christentums, Band 10: 18. Jahrhundert und Ausblick auf die Folgezeit
2013 Anonym wie der Wind oder Illusionen keine. Alte und neue Aphorismen – eine Auswahl letzter Hand

«Ein Flutlicht in die finstersten Abgründe der Geschichte der Christenheit.»
Süddeutsche Zeitung

«Wo sonst noch gibt es diese atemverschlagende Mischung von Wolfsgeheul und Friedensschalmei, Weihnachtsbotschaft und Scheiterhaufen, von Heiligenlegende und Henkersgeschichte! Wo sonst dies allumfassende Liebespalaver und den praktisch allesverschlingenden Haß! Wo sonst eine Religion, die aus Liebe tötet, aus Liebe foltert, aus Liebe raubt, erpreßt, entehrt, verteufelt und verdammt! Es wurde die große, die weltbeglückende Praxis des Christentums, die grassierende Pest der Jahrtausende. Mit einem Wort: Das Christentum wurde der Antichrist. Jener Teufel, den es an die Wand malte: er war es selber! Jenes Böse, das es zu bekämpfen vorgab: es war es selber! Jene Hölle, mit der es drohte: sie war es selbst!»
Karlheinz Deschner in diesem Buch

www.rororo.de

ISBN 978-3-499-63020-0
9 783499 630200

€ 12.99 (D)
€ 13.40 (A)